Der Rhein.

Gedicht

von

R. E. Prutz.

Leipzig,
Otto Wigand.
1840.

Der deutſche Rhein —! Wie klingt das Wort ſo mächtig!
Schon ſehn wir ihn, den goldig grünen Strom,
Mit heitern Städten, Burgen ſtolz und prächtig,
Die Lurlei dort, und dort den Kölner Dom!
Der freie Rhein —! Gedächtniß unſrer Siege,
Du mit dem Blut der Edelſten getauft,
Ruhm unſrer Väter, die im heil'gen Kriege
Mit Liedern nicht, mit Schwertern dich erkauft! — —

Ich ſah ihn auch —: es war ein böſes Zeichen,
Novemberwolken hingen drüber hin;
Nicht ſtrömen, nein! mich dünkt, ich ſah ſie ſchleichen,
Die goldne Fluth, wie eine Bettlerin;
Als klagte ſie, daß noch mit Zoll und Banden
Sie ungeſtraft der Fremdling knechten darf,
Daß noch ein Wort, verfälſcht und mißverſtanden,
Sie von des Meeres keuſchem Buſen warf!

Ich ſah das Land — die Traube ſah ich reifen,
Die rechte Milch, um Männer groß zu ziehn!
Ließ weit hinaus mein ſtaunend Auge ſchweifen,
Dem nie ein Traumbild lieblicher erſchien.
Ein lautes Echo donnernd fortzutragen,
Schien Strom und Thal und Felſen mir bereit;
Doch — grad heraus! man darf das Wort nicht wagen,
Das freie Wort, Ihr wißt es, iſt geſeit! —

Wer hat nun Recht, zu ſagen und zu ſingen
Vom deutſchen Rhein, vom freien deutſchen Sohn?
O dieſe Lieder, die ſo muthig klingen,
Beim ew'gen Gott! ſie dünken mich wie Hohn.
Ja wolltet Ihr erwägen und bedenken,
Welch ſtolzes Wort von Eurer Lippe kam,
Ihr müßtet ja die Augen niederſenken
Mit bittern Thränen, voller Zorn und Scham.

— Es gilt nicht Dir, der Du zuerſt geſungen
Das ſtolze Wort vom freien deutſchen Rhein
Das durch die Welt ſich adlergleich geſchwungen —
Dich ſchließ' im Geiſt in meinen Arm ich ein!
Aus voller Bruſt iſt Dir das Lied gequollen
Und nicht im Käficht haſt Du es bewahrt:
Frei fliegt es hin, wohin die Winde wollen —
Du thateſt Recht! und das iſt Sängerart.

Euch ruf' ich an, ihr Fürſten und Vaſallen
In deren Händen unſer Schickſal liegt! —
Euch Deutſchen gilt es, nah und fern, Euch allen,
So weit ein Hauch von deutſchem Munde fliegt.
Mit Euch zuerſt mußt Ihr den Kampf beginnen!
Soll unverführt von heiſerem Geſchrei
Und ungetrübt des Rheines Welle rinnen,
So ſeid zuerſt Ihr ſelber deutſch und frei!

Denn käme nun die Stunde der Gefahren,
Die wir am Himmel dämmernd ſchon geſehn,
Ich meine wohl, Ihr würdet bald erfahren,
Daß es nicht leicht iſt, Schlachten zu beſtehn.
Nicht jene Burgen würden niederſteigen,
Die Mädchen küſſen, aber kämpfen nicht,
Die ſtummen Fiſche, glaubt mir, würden ſchweigen,
Und Ruder brechen, wo ein Reich zerbricht.

's giebt einen andern, kräftigern Genoſſen,
Als jener Trümmer bröckelndes Geſtein:
Wer ihm den Arm, den Buſen ihm erſchloſſen,
Der ſiegt durch ihn — und auch durch ihn allein!
Ein Feuer iſt's, das unauslöſchlich zündet,
Ein Zauberwort, das Mauern niederreißt:
Drum friſch gewagt und Euch mit ihm verbündet —
Es iſt der deutſche, iſt der freie Geiſt!

Gebt frei das Wort, Ihr Herr'n auf Euren Thronen,
So wird das Andre ſich von ſelbſt befrein.
Wagt's und vertraut! In allen Euren Kronen,
Wo ſtrahlt ein hell'res, edleres Geſtein?
Die Preſſe frei! Uns ſelber macht zum Richter,
Das Volk iſt reif — ich wag's und ſag' es laut —
Auf Eure Weiſen baut, auf Eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größres auch vertraut! —

Sei deutſch, mein Volk! Verlern' den krummen Rücken,
An den Du ſelbſt unwürdig Dich gewöhnt!
Mit freier Stirn, grad aufwärts mußt Du blicken,
Vom eignen Muth geſittigt und verſchönt.
Es kann den Fürſten ſelber nicht gefallen,
Dies ſchmeichleriſch demuthige Geſchlecht —
Ein offnes Auge! ſo geziemt es Allen,
Zu Boden ſieht das Thier nur und der Knecht. —

So wird's erreicht! Und wenn in künft'gen Tagen
Das ſtolze Frankreich unſern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieder, doch die Hand am Schwert.
Denn dann gelang's, ihn ewig feſt zu flechten:
Die goldne Freiheit ſoll die Feſſel ſein!
Dann lohnt es ſich, bis in den Tod zu fechten,
Denn, deutſch und frei, dann bleibt er unſer Rhein.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Gedichte

von

R. E. Prutz.

Gedichte

von

R. E. Prutz.

Leipzig:
Otto Wigand.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Den Dichtern.

Wohl auf und ohne Zagen!
Die Welt iſt gut und ſchön:
Was ſoll der bangen Klagen
Mißmüthiges Geſtöhn?
Was ſollen dieſe Thränen,
Die bitterſüße Pein,
Dies Seufzen und dies Sehnen,
Wie ſiecher Mägdelein?

Wohl hört man aller Orten
Von Unmuth, Zwiſt und Streit,
Sie ſchmäh'n mit herben Worten
Auf dieſe ſchlimme Zeit:
Daß aus der Welt entſchwunden
Die alte Märchenpracht,
Und Keiner drin gefunden,
Was er als Kind gedacht.

Und ſind ſo ſchlimm die Zeiten
Und ward die Welt ſo ſchlecht:
Was mehr? ſo mußt du ſtreiten
Und kämpfen für das Recht.

Da gilt's nicht Seufzer ſingen,
Schwermüth'ge Litanei'n,
Da gilt es fröhlich Ringen,
Gilt Mann mit Männern ſein!

Und wird es dir zu enge
Im Herzen jüngferlich,
Wohlauf! und im Gedränge
Des Lebens tummle dich.
Da rühre dich und zeige,
Wohin das Herz dich zieht:
Wer nicht zu thun weiß, ſchweige
Und ſinge nie ein Lied.

Noch leuchten Gottes Sterne
Wohl über Land und Fluth,
Noch giebt es nah und ferne
Viel Herzen fromm und gut:
Sie ſollen nicht verderben!
Zu Thaten, kühn und groß,
Soll dein Geſang ſie werben:
Sieh, das iſt Dichterloos!

Balladen und Romanzen.

Liebesrache.

Wer ſchleicht herein, den Hut in's Aug' gedrückt,
In krampf'ger Fauſt den nackten Dolch gezückt?
Kein Laut verräth ihn! Langſam, auf den Zehen,
Unhörbar ſchleicht er, wie Geſpenſter gehen;
Bleich iſt ſein Antlitz, nur das Auge brennt,
Wie ein Komet an dunklem Firmament.

Jetzt tritt er ein! Leis dämmernd durch den Saal
Fällt hoch von oben einer Lampe Strahl,
Süßduft'ger Blumen breite Schatten zittern
Durch das Gemach, und hinter goldnen Gittern
Schlaftrunken ſträubt ein Vogel ſeinen Flaum
Und wiegt ſich leis und girrt, wie im Traum.

Und näher jetzt, ſtarr, wie ein Bild von Stein,
Lauſcht vorgebeugt er in den Saal hinein:
So lauſchend ſteht die lüſterne Hyäne,
Und rollt das Aug' und hebt die borſt'ge Mähne,
Wenn Nachts der Oſtwind, der die Wüſte fegt,
Den Duft von Leichen ihr entgegen trägt.

Er ſteht und lauſcht, und heft'ger zuckt die Hand:
Sein Flammenblick, er ſuchte nicht, — er fand,
Er fand und traf! — Schau dort, auf ſeidnem Pfühle,
Die Bruſt geöffnet vor der nächt'gen Kühle,
Nur halb verhüllt den marmorweißen Leib,
Ruht ſchlummernd dort ein engelſchönes Weib.

Er kennt ſie wohl! — Nie hat der Schönheit Pracht
Um andre Lippen lieblicher gelacht:
Stolz war ihr Gang, der ſchwarzen Augen Lodern
Schien alle Männer zum Tribut zu fodern,
Ein goldnes Krönlein trug ſie in dem Haar,
Denn o, ſie wußte, daß ſie Fürſtin war.

Und ſie war ſein! Aus der Bewundrer Chor
War er es einzig, den ihr Blick erkor;
Vor ihm die Krone legt' ſie willig nieder,
Gab lächelnd ihm die Blüthe dieſer Glieder,
Gab ihm ihr Herz, und wollte nichts mehr ſein,
Als ſeine Braut, ſein Weib, ſein Glück allein.

Doch was ſie ſelbſt ſüßſtammelnd einſt verſprach,
Jetzt klirrt es ihr, wie eine Kette, nach:
Nicht bei der Schönheit wohnt die ſanfte Treue,
Was Liebe war, ward Ueberdruß und Reue:
Sie warf ihn fort — und Andre ſollen nun
An dieſer Bruſt, in dieſen Armen ruhn.

Kein Andrer, nein! Mit heil'gem Eide dies
Hat er gelobt, da ſie ihn von ſich ſtieß;
Denn dieſes Herz, das einſt die Liebe ſchwellte,
In Gift verwandelt hat es ihre Kälte:
Ihr gilt der Haß, der ihm im Auge glimmt,
Und dieſer Dolch, er iſt für ſie beſtimmt!

Und näher jetzt und näher, dicht heran,
Schleicht ernſt und ſtill der unglückſel'ge Mann:
Sie ſchläft ſo ſanft! den Vogel hört er girren,
Das klingt ſo ſüß, den Geiſt ihm zu verwirren —
Sie ſchläft ſo ſanft! wie lindes Frühlingswehn
Hört er den Athem ihres Mundes gehn.

Er hebt den Dolch — o wohl, das iſt das Haar,
Das einſt ein Schleier ſeiner Küſſe war!
Das iſt die Stirn, das ſind die beiden Brüſte,
Die einſt ſein Mund in ſel'gem Wahnſinn küßte!
Das iſt der Hals, den einſt ſein Biß geſchmückt,
Das iſt das Herz, an das ſie ihn gedrückt!

Er hebt den Dolch — o Bildniß jener Nacht,
Da er zuerſt ſah dieſes Leibes Pracht!
Da er zuerſt mit wonnevollem Lauſchen
In dieſem Glanz ſich ſchwelgend durft' berauſchen!
Da ihn zuerſt ihr weicher Arm umſchloß,
Zuerſt ihr Kuß verzehrend ihn durchfloß! —

Und raſch zu enden dieſer Zweifel Qual,
Zückt er empor zu jähem Stoß den Stahl.
Und jetzt, o jetzt — weh, wenn ſie jetzt erwachte!
Wenn dieſer Blick, aus dem der Himmel lachte,
Vor ihm erſtarrte, ſchaudernd und entſetzt!
Wenn jetzt ihr Blut das ſüße Lager netzt!

Er ſteht und ſinnt — Sie ſchläft ſo ſanft — er ſinnt,
Und eine große, ſchwere Thräne rinnt
Aus ſeines Auges wetterſchwülen Flammen;
Ohnmächtig bricht ſein ſtarker Arm zuſammen:
Verhüllten Hauptes, fort ſchleicht er auf den Zeh'n,
Und Keiner jemals wird ihn wiederſehn. —

Wach' auf, wach' auf! — der goldne Morgen lacht,
Der Vogel ſingt, die Fürſtin iſt erwacht:
Sie preßt die Hände weinend an die Stirne,
Dumpf pocht ihr Blut und fiebriſch zuckt's im Hirne —
Hat ſie ein Traumbild aus dem Schlaf geweckt?
Hat ſie ein Schatten ahnungsvoll erſchreckt?

◆

Der Alchymiſt.

1.

„Geld iſt die Loſung! — Mir von Allen,
Dem Sohn der Scholle, nackt und bloß,
Mir einzig wäre zugefallen
Der ſchnöden Armuth Jammerloos?
Fühl' ich's nicht auch im Arme ſchwellen
Von jugendlicher Stärke mir,
Nicht mir in Hirn und Buſen quellen
Von Plänen, Wünſchen und Begier? —

Geld iſt die Loſung! Hoch von oben
Lockt mich der Sterne goldner Schein;
Auch goldne Becher hör' ich loben,
Süßduftige von goldnem Wein;
Nach goldnen Kettlein ſeh' ich trachten
Geſchmück'ge Dirnen ſchlank und hold,
Und ach! um ihre Locken ſchmachten,
Wer reich iſt an gemünztem Geld.

Hinaus, hinaus! und fröhlich Ringen!
    Dem Tapfern bleibt der Sieg nicht aus.
Schon goldne Becher hör' ich klingen
    In goldgedecktem Königshaus,
Seh' mich von Mädchenarm umſchlungen,
    Von goldnen Locken überdeckt,
Seh' in die Wirklichkeit gedrungen,
    Was jetzt als goldner Traum mich neckt!" —

II.

Wo nie der ſüße Morgen dämmert,
Tief in des Bergwerks finſterm Schacht,
Da ſitzt er jetzt und pocht und hämmert
In ſchwarzberußter Knappentracht.
Zu ihm hinab kein Klang der Glocken,
Kein Lerchenwirbel, Blumenduft!
Denn andre Blumen ſieht er locken,
Rothblühend Gold in dunkler Gruft.

Mann iſt er worden, hat erfahren
Des Lebens Drang, des Lebens Müh':
Den Traum aus erſten Jünglingsjahren
Vergaß er dennoch, dennoch nie.
Zwar nicht die Sterne konnt' er greifen,
So golden ſie ihn angelacht,
Sein irrend Wandern, flüchtig Schweifen
Hat ihn zu keinem Ziel gebracht.

— „Geld iſt die Looſung! Tief dort innen,
Im Schooß der Erde keimt das Geld;
Du mußt's mit Schweiß ihr abgewinnen,
Dem Unverdroſſnen iſt ſie hold.
Dort zweigt es ſich in tauſend Blättern,
In tauſend Aeſten rankt's empor,
Aus Zwergenhand und böſen Wettern
Bring' ich den Schatz ans Licht hervor." —

Bergmann, hab Acht! die Veſten zittern,
Jähquellend Waſſer füllt den Schacht,
Ein Donnern, horch! wie von Gewittern,
Ein Knall, ein Fall: es iſt vollbracht.
Das Geld die Beute der Dämonen!
Verſenkt auf ewig in's Geſtein
Sind deine Becher, deine Kronen,
Nichts, als das nackte Leben, dein!

III.

Dort hinter halb zerknickten Scheiben,
Im finſtern Häuschen, arm und klein,
Welch ſeltſam Schaffen dort und Treiben,
Wer mag der Greis, der fremde, ſein?
Er ſteht vor dampfender Retorte,
Umhüllt von wallendem Talar,
Und murmelt leis geheimniß'ge Worte
Und ſeltſam fliegt ſein Silberhaar.

— „Gold iſt die Loſung! Tief dort innen
Ruht es in Pflanze, Luft und Stein.
Da gilt's zu denken, gilt zu ſinnen,
Geheimnißvolle Litanein,
Der ſich verbirgt dem Aug' der Blinden,
Der goldne Brunnen der Natur,
Die Kunſt des Weiſen ſoll ihn finden,
Und Noſtradamus kennt die Spur.

Jetzt Mitternacht! die Sterne ſchimmern
Merkur und Venus ſind mir hold,
Und ſchon im Keſſel ſeh' ich's flimmern,
Das ſiedet, dampfet, wogt wie Gold.
Jetzt ungeſäumt das Wort geſprochen,
Das alle Geiſter mir beſchwört —:
Vernimm's, Natur! und gieb zerbrochen
Die Schlüſſel mir, wenn du's gehört!"

So ruft er laut, und hoch im Kreiſe
Goldfarb'ge Dämpfe ſieht er ziehn:
Da knarrt die Thür, da ſchleichen leiſe
Sich Mönch und Häſcher hinter ihn,
Und plötzlich aus dem Reich der Geiſter
Schreckt ihn ein donnerndes Gebot:
„Den Gottesläugner, Hexenmeiſter,
Ergreifet ihn und fort zum Tod!" —

IV.

'S war Winterszeit. Still, wie im Grabe,
War es im ſchneebedeckten Wald;
Ein Greis in Lumpen wankt am Stabe,
Und draußen iſt's ſo bitterkalt.
Sie haben ihm den Spruch verkündet:
„Weil du um Geld und eitlen Tand
Dich mit der Hölle haſt verbündet,
Sei du geächtet und verbannt."

Die Sonne ſank, und rings die Höhen,
Den Wald, das Häuschen hier im Thal,
Den Spiegel dort gefrorner Seen
Vergoldete ihr letzter Strahl.
Still ſtand der Greis; er ſah es flimmern
Und glühen, glänzen weit und breit,
Sah goldne Berg' und Flüſſe ſchimmern,
Sah goldverbrämt ſein Bettlerkleid.

„Gold iſt die Loſung! Mir entgegen,
Dem ärmſten Mann, ſtrömt himmelher
Ein unermeßlich goldner Regen,
Allüberall ein goldnes Meer!
Schon goldne Schlöſſer ſeh' ich blinken,
Mein Herz durchglüht's wie Feuerwein,
Seh' goldgelockte Mädchen winken:
Mein jetzt, du goldnes Traumbild, mein!“

Da hat die Hände er gefaltet,
Gelächelt hat er ſonder Harm,
Das ſtarre Auge, ſchon erkaltet,
Ward noch von einer Thräne warm.
Sanft ſchlief er ein; wohl nah und ferne
War's eine bitterkalte Nacht:
Hoch oben nur die goldnen Sterne,
Die hielten ihm die Todtenwacht.

Bretagne.

1793

An den Ufern der Bretagne, horch! welch nächtlich Wiederhallen!
Aus den Wellen, aus den Wogen hör' ich es wie Lieder ſchallen,
Und ein Glöcklein tönt herüber, leiſe wunderſamen Klang;
Doch das iſt nicht Schiffsgeläute, das iſt nicht Matroſenſang.

An den Ufern der Bretagne wohnt ein Volk von alter Sitte,
Kreuz und Krone, Gott und König gelten hoch in ſeiner Mitte;

Doch der König iſt gerichtet, und den heiligen Altar
Hält mit blankem Schwert umlagert eine mordgewohnte Schaar.

„Unſern König, den geliebten, wohl! ihr konntet ihn uns nehmen;
Doch des Glaubens heil'ge Flamme ſollt ihr nimmer uns bezähmen!
Iſt doch Gott an allen Orten, in den Tiefen, auf den Höhn,
Und an allen, allen Orten hört er ſeiner Kinder Flehn. —"

„Leis, o leis! der Abend dämmert! Süße Nacht, o ſei willkommen,
O du Balſam den Geſchlagnen, o du Schützerin den Frommen!
Leis, o leiſe! löſt den Nachen, nehmet Angel und Geräth,
Täuſcht die Späher, täuſcht die Wächter, in die Wogen zum Gebet!"

Flinke Ruder hör' ich rauſchen: Alle kommen, Kinder, Greiſe,
Weib und Mann, dem Herrn zu dienen nach der Väter frommer Weiſe,
Neugeborene zu taufen, einzuſegnen Ehebund,
Friedenswort und Troſt zu hören aus geweihten Prieſters Mund.

In der Mitte ſchwamm der Prieſter, Kreuz und Hoſtie in den Händen,
Fiſcherbuben ihm zur Seite, ſüßen Weihrauch auszuſpenden;
Durch der Wellen dumpfes Murren ſchallte fröhlich der Choral,
Klang das Glöckchen, tönten Seufzer und Gebete ſonder Zahl.

Sprach der Alte durch die Wogen über Alle ſeinen Segen,
Und ſie kreuzten ſich und neigten ſeinen Worten ſich entgegen;

Durch der Wogen wildes Brauſen ſchallte muthig der Choral,
Pfiff der Sturmwind, ſchlug der Regen, zuckten Blitze ſonder Zahl.

„Herr! Du biſt ja aller Orten, auf den Waſſern, wie auf Erden:
Laß das Meer, das arg empörte, eine ſichre Kirche werden!“
So durch des Gewitters Donnern tönte flehend der Choral,
Krachen Bord und Maſt und Ruder, pfeifen Kugeln ſonder Zahl.

Umgeſchaut! Wachtfeuer glänzen, wiederſpiegelnd in den Wogen,
Und der Feinde Kugeln kommen von dem Strande raſch geflogen.
Aufgeſchaut! der weite Himmel glüht, ein einzig Flammenmeer —
Tod im Waſſer, Tod am Ufer, keine Rettung rings umher!

„Herr! du biſt ja aller Orten, auf den Waſſern, wie auf Erden;
Auch die in dem Meer geſtorben, Herr! ſie ſollen ſelig werden!“
Alſo durch der Wogen Wüthen, ſo durch Kugeln ſonder Zahl,
Durch der Feinde Hohngelächter klingt, verklinget der Choral.

— Fahret wohl, ihr frommen Beter! Keiner kam ans Ufer wieder,
Die Gemeinde mit dem Prieſter ſchlang die falſche Welle nieder;
Nur am Morgen, unter Trümmern, zwiſchen Klippen und Geſtein,
Schwamm das Kreuz, das wunderſel'ge, in des Frühroths goldnem Schein.

* * *

Aus Algier.

Algier war über; der Kaſanbah Wall
Schmückt, blau, roth, weiß, das Banner der Franzoſen.
Der Abend ſank; ſtumm ward der Trommeln Schall,
Stumm allgemach des luſt'gen Lagers Toſen.
Fernab bei Trümmern einer Baſtion,
Wo hoch in Lüſten ſchlanke Palmen koſen,
Saß ein Soldat der Fremdenlegion:
Ein Deutſcher war's, blauäugig, blond von Haaren;
Und neben ihm der Wüſte brauner Sohn,
Ein ſchlanker Mau'r, faſt Knabe noch von Jahren,
Den er vom Raubzug neulich heimgebracht,
Als ſie am Saum der gelben Steppe waren.
Zum Zwiegeſpräche lud die linde Nacht;
Wachtfeuer glimmten in der weiten Runde,
Hoch drüber hin ſchwamm hell der Sterne Pracht.

Kein Lüftchen ging; von dem entlegnen Sunde
Nur klang der Wogen dumpfes Murren her.
So ſprachen Beid' in mitternächt'ger Stunde,
Vom Norden Jener, von der Wüſte Der;
Wehmuth und Groll lag Beiden in den Mienen,
Und Einer horcht' erſtaunt des Andern Mär.
Der Maure ſprach: „der Stamm der Beduinen
Hat mich gezeugt; mein Vater war ein Held,
Solch einen giebt's nicht wieder unter ihnen!
Mein Haus die Wüſte, über mir als Zelt
Des Himmels Dach; mein einziger Geſpiele
Das muntre Roß. Früh jagt' ich über Feld
Und lernte fechten, ſchießen nach dem Ziele,
Traf im Galopp das windesſchnelle Reh,
Und hieß ein Reiter, trefflich über Viele.
Wozu nun das? weh meiner Jugend, weh!
Das Alles nun verdorben und verloren,
Da ich in Feſſeln meine Hände ſeh'."
Dem Deutſchen ſummt es ſeltſam in die Ohren.
Aufſeufzt' er leis: von ſeinem Vaterland,
Vom Städtchen ſprach er, welches ihn geboren,

Dem ſteinerbauten, engen, Wand an Wand;
Vom greiſen Vater, welcher bei der Menge
Als treuer Lehrer hoch in Ehren ſtand;
Dann von der Schulen dumpfig ſchwüler Enge,
Wo ſtummer Ernſt mit lautem Spiel ſich paart,
Und von des Winters märchenhafter Strenge.
Und weiter dann von der Studentenfahrt,
Wo Hieber bald, bald volle Becher klirren,
Von bunten Mützchen, heimlich nur bewahrt;
Vom Zweikampf dann, von Häſchern und von Sbirren,
Wie er den Gegner im Gefecht erſchlug,
Und nun hinaus in wilde Lebenswirren
Den Flüchtigen ein ſeltſam Schickſal trug,
Deß letzten Ausgang Keiner kann ermeſſen.
Das Alles ſchwand in raſcher Jahre Flug;
Doch hat er nichts, o nichts davon vergeſſen! —
Stumm hat indeß, hinſtarrend in den Sand,
Als wie im Traum, der Wüſte Sohn geſeſſen:
Jetzt, himmelan den Feuerblick gewandt:
„O, Fatme, Fatme! Sahſt du die Gazelle,
Die ſchlankgebaute, auf des Atlas Rand?

Ihr Aug' iſt heller, als des Mondes Helle,
Der wolkenlos von blauem Himmel lacht,
Und klar und friſch, wie die Oaſenquelle.
Schwarz ſind die Locken, ſchwärzer als die Nacht,
Und gleich dem Blatt der ſtolzen Anemone
Blüht ihrer Wangen wundervolle Pracht;
Ihr Athem duftig, wie die Kaſebohne,
Die unter Yemens Sonne ſich gebräunt:
O, Fatme, Fatme, du der Jungfrau'n Krone!
Fern iſt dein Ali, ſeine Fatme weint;
Denn Ali liegt von Feindeshand gefangen." —
Auf ſprang der Deutſche: ſeinem Aug' erſcheint
Der Liebſten Bild mit bleich gehärmten Wangen;
Das Häuschen ſieht er, hinter Wald verſteckt,
Wohin er oft noch Mitternachts gegangen;
Die Laube gar, mit Geisblatt überdeckt,
Wo ſie und er geruht in ſüßem Plaudern,
Wo ſie geküßt, getändelt und geneckt.
„Auf," ſprach er, „Fremdling! auf und ohne Zaudern,
Sieh her, die Feſſel ſchneid' ich dir entzwei —
Die Morgenlüftchen, dünkt mich, fühl' ich ſchaudern:

Auf, Sohn der Wüſte! fliehe, du biſt frei.“
  Dank ſtammelnd wollt' der Maure niederknieen;
  Doch Jener führt ihn an der Wacht vorbei,
Giebt ihm ſein Roß und heißt ihn heimwärts fliehen.
  Der Mau'r entfloh: und aus der Wüſte Meer
  Den Staub in Wolken ſah der Deutſche ziehen;
Dann kehrt er um, das Auge thränenſchwer.

◆

Die badende Königin.

Wenn der Mond an blauem Himmel mitternächtlich aufgegangen,
Und die Wellen leiſe murmeln, wie von Schlaf und Traum befangen,
Steigt die ſtolze Königstochter nieder an des Meeres Strand,
Und des Haares goldne Locken löſt ſie mit geſchäft'ger Hand;
Löſt des Buſens zücht'gen Schleier, und mit durſtig langen Zügen
Athmet ſie die kühlen Lüfte, die vom Meer herüber fliegen;

Leiſe zögernd ſinkt der Mantel, und mit nacktem Götterleib,
Vor ſich ſelber ſüß erröthend, ſteht gebeugt das edle Weib.
Schüchtern netzt ſie kaum die Zehe, herzhaft dann die weichen Glieder
Taucht ſie tief mit raſchem Sprunge in die lauen Fluthen nieder,
Daß ſie rauſchen, daß ſie ſprudeln, und in gierig ſüßer Luſt
Schmiegt die flücht'ge Meereswoge feſt ſich an die volle Bruſt.
Da beginnt die See zu brauſen: raſch von Liebesluſt gezogen,
Drängen ſtürmiſch ſich an's Ufer alle Wellen, alle Wogen,
Und mit klaren, klugen Augen ſchaut der freundliche Delphin,
Denn er fühlt mit einem Male warm das kalte Herz erglühn.
Hörſt du's klagen aus der Tiefe? Mädchen, aus den weiten Höhen

Hörſt du's liſpeln, hörſt du's locken, wie mit ungeſtümem Flehen?
Mädchen, haſt das Meer entzündet, und die Geiſter aus dem Grund
Bannt herauf dein Schwanenbuſen, bannt herauf dein Roſenmund.
Ach, es ſind die muntern Knaben, ſind die Ritter, die vor Jahren,
Blond gelockt, in üpp'ger Jugend, über See fernher gefahren,
Da im Kreis die Becher gingen, da die Cither luſtig klang,
Bis das Meer, das nie verſöhnte, Schiff und Rittersmann verſchlang.
Männer ſind's und Heldengreiſe, ſtark an That und groß an Namen,
Die zur Meeresſchlacht gerüſtet feindlich hier zuſammenkamen;
'S iſt der blonde Fiſcherbube, deſſen Lied du oft gehört,
Den zum kalten Todesſprunge deiner Reize Macht bethört!

Ach! ſie ſeufzen, ach! ſie klagen, denn ſie liegen ſchon ſo lange
Einſam in der öden Tiefe, bei Polyp und Meeresſchlange:
Wellen, die von oben kommen, Fluth, die aus der Tiefe quillt,
Bringen abwärts, tragen aufwärts holder Frauen Zauberbild.
Und die Luſt, die ſie genoſſen, in der Jugend Blüthetagen,
Und die Gluth, in welcher ehmals lebenswarm ihr Herz geſchlagen,
Alles, Alles kehret wieder, wie es war, im Traumgeſicht:
Wunſch und Sehnſucht und Begierde, aber ach, das Leben nicht!
Nun in mitternächt'ger Stunde, da die Sternlein aufgegangen,
Raſch herauf aus kalter Tiefe treibt ſie ſehnendes Verlangen:
Märchen, haſt das Meer entzündet, und die Geiſter aus dem Grund

Wellen ruhn an deinem Buſen, küſſen deinen Roſenmund!
Eine Meeresblume, ſollſt du unvergänglich ihnen blühen,
Und der ſtarre, todte Buſen ſoll an deinem Leib erglühen:
Aus dem halb gebrochnen Auge irrt ihr wilder Liebesblick —
„Komm, o komm! bald ſchlägt die Stunde, und das Meer nimmt uns zurück!“ —
Doch die ſtolze Königstochter höret nicht das leiſe Rauſchen,
Sieht die Geiſter nicht, die luſt'gen, die im Bade ſie belauſchen:
Aus den Wellen ſteigt ſie langſam, wie ein Schwan dem Ufer naht,
Und, geſalbt die goldnen Haare, geht ſie heimwärts ihren Pfad,
Leiſen Schritts, mit ſüßem Lächeln, wo verſteckt im duft'gen Garten
Schon die lebenswarmen Küſſe des Geliebten ſie erwarten; —

Und die armen, kalten Geiſter wenden trauernd ihren Blick,
Breiten einmal noch die Arme, ſinken ſtumm in's Meer zurück.

Die Mutter des Koſaken.

Laß deine Locken flattern in dem Winde,
Zerreiß', unſel'ge Mutter, dein Gewand!
Raſch fort, hinaus! Nach deinem letzten Kinde,
O ſchau' hinab von dieſes Ufers Rand!
Fern am Gebirge ward die Schlacht geſchlagen,
Dein Sohn war Hetman im Rebellenheer —
Er war's, er fiel! und dort die Wellen tragen
Den blut'gen Leichnam zögernd in das Meer!

Wer durfte ſonſt mit dieſer ſich vergleichen
Von allen Müttern in der grünen Flur?
Drei Söhne waren ihr — jetzt ſind ſie Leichen,
Sie ſucht umſonſt nur ihrer Gräber Spur.
Den Erſten rief, fern von der heim'ſchen Erde,
Zur Türkenſchlacht des Heeres Aufgebot:
Den Paſcha ſelber ſchoß er von dem Pferde
Und ſank und fand mit ihm denſelben Tod.

Was war der Dank? — Als einſt in froher Runde,
Da ihn des Weines ſüßer Rauſch umfing,
Der zweite Sohn mit allzukeckem Munde
An Katharinens Namen ſich verging:
Da ſchnell ein Ohr fand des Verräthers Klage,
Schwerer, denn Blutſchuld, wog das leichte Wort,
Und tief im Bergwerk, fern vom hellen Tage,
In Ketten iſt ſein müder Leib verdorrt.

Noch Einer blieb, der Jüngſte, Sohn der Schmerzen,
Mit blauem Aug' und ſchwarzgelocktem Haar,
Ein ſüßes Kind, das ihrem Mutterherzen
Wermuth zugleich und linder Balſam war.
Man hat ſie oft noch Mitternachts geſehen,
Wie ſie emporſprang, bei der Lampe Schein
In ihres Kindes Angeſicht zu ſpähen,
Und dann vor ſeinem Lager ſchlief ſie ein.

Er wuchs heran: ſein Auge, morgenhelle,
Flog ſtolz und fröhlich in der Welt umher;
Kein Andrer trieb, wie er, das Roß ſo ſchnelle,
Kein Andrer ſchwang die Lanze ſo, wie er.

Und ſang er Nachts ein Liedchen von den Zeiten,
Da ſchwieg das Volk, und horchte voller Luſt
Und nickt' ihm zu, — und mancher Dirne ſchwellten
Sehnſücht'ge Seufzer die bewegte Bruſt.

Da plötzlich kam, gewaltſam Recht zu ſprechen
Für jedes Unrecht, das der Ruſſe that,
Pugatſchew kam: ſein heil'ges Amt war Rächen,
Ein Schwert ſein Scepter, blutgetränkt ſein Pfad.
Und Kampfgeſchrei und Freiheitruf durchſchwirrte
Die grüne Steppe ſauſend, wie ein Pfeil,
Und jede Kette, die zu Boden klirrte,
Ward umgeſchmiedet in ein mordend Beil.

Auch an das Ohr der Mutter traf die Kunde:
Zwei Tage ſaß ſie wortlos und ſann;
Am dritten erſt, in mitternächt'ger Stunde,
Zu ihrem Sohne flüſternd hob ſie an:
„Dein erſter Bruder liegt in fremder Erde,
Im Bergwerk iſt des Andern Leib verdorrt …"
Hier brach ſie ab; der Sohn pfiff nach dem Pferde,
Denn er verſtand die Mutter ohne Wort.

Sie weinte nicht, als mit verhängten Zügeln
Ihr Liebling früh aus ihren Armen flog:
Sie wußte ja, daß auf des Ruhmes Flügeln
Sein Name bald die halbe Welt durchzog.
Roth war von Blut das Fähnlein ſeiner Lanze,
Sein Schwert war Blitzſtrahl in der Feinde Reihn,
Und bald nun, bald, in hellem Siegesglanze
Zieht er in Moskau's heil'ge Mauern ein.

Doch anders war's in Gottes Rath beſchloſſen! —
Fern am Gebirge brauſt die wilde Schlacht,
Da plötzlich hallt das Feld von flücht'gen Roſſen,
Koſaken ſtürmen durch die ſtille Nacht:
„Wir ſind zerſtreut, vernichtet und zerſchlagen!
Dein Sohn war Hetman im Rebellenheer —
Raſch fort, hinaus, denn dort die Wellen tragen
Den blut'gen Leichnam zögernd in das Meer!“

Sie hört's und ſchwieg; — nur ihre Blicke ſanken,
Wie müde Sterne, dämmernd niederwärts;
Nur einen Augenblick ſchien ſie zu wanken,
Dann wieder ſtand ſie, gleich als wär' ſie Erz.

Und als ſie nun das Aug' emporgeſchlagen,
Da längſt verſchwunden iſt der Flücht'gen Spur,
Nur noch den Hufſchlag hört ſie donnernd jagen,
Und ſtumm nun wieder, ſchweigend liegt die Flur.

Still Alles, ſtill! Nur in der Mutter Herzen,
Welch jäher Nothſchrei gellt entſetzlich dort!
Welch banges Echo fürchterlicher Schmerzen
Erweckte da des Flüchtlings raſches Wort!
Ja, hätt' ein Gott es ihrem Mund verliehen,
Die ſtumme Qual des Herzens auszuſchrein,
Das Thier des Waldes hätte mitgeſchrieen
Und Mond und Sterne ſtimmeten mit ein!

Schon wich die Nacht; der erſte Lichtſtrahl bebte
Bleich und erſchrocken über ihr Geſicht;
Sie fuhr empor, — ſie fühlte, daß ſie lebte,
Die Sonne nicht, es weckte ſie die Pflicht.
Raſch fort, hinaus! Von jenes Ufers Wänden
Nach ihres Sohnes Leichnam will ſie ſchaun —
Er kommt, gewiß! und dann mit eignen Händen
Dem Schooß der Erde will ſie ihn vertraun. —

Der Tod iſt ſtark, ein Fürſt! wer darf ihn hindern?
Denn ſelbſt der Mutter Thräne rührt nicht ihn.
Doch wird der Schmerz, der bitterſte, ſich lindern,
Darf er am Grabe der Geliebten knien.
Es ruht ſich weich an dieſen grünen Hügeln,
Es weint ſich ſanft in brünſtigem Gebet,
An dieſen Gräbern, die mit Engelsflügeln
Wehmüth'gen Troſtes ſüßer Hauch umweht! —

Ihr weht er nicht! Längſt ſchon an fremden Küſten
Bleicht ihres Erſtlings blutiges Gebein,
Und um den Andern in des Bergwerks Klüften
Weint leiſe nur das triefende Geſtein.
Den Jüngſten jetzt, o tragt ihn, liebe Wellen,
Die er ſo oft mit rüſt'gem Arm zertheilt,
Den Fels vorüber, durch des Stromes Schnellen,
O bringt ihn ſicher, bringt ihn unverweilt!

So ſitzt ſie nun, dicht an den Strom gekauert,
Die Welle netzt ihr flatterndes Gewand,
Und ſchaut hinab tief in den Fluß und lauert,
Gleich wie ein Adler von des Horſtes Rand.

Roth ſchimmern rings des Stromes goldne Fluthen,
Als ob ein Wald von Rieſen hier verſank;
Doch ſind es nicht des Morgens Purpurgluthen,
Das Blut der Feldſchlacht iſt es, das er trank.

Und näher jetzt und dichter kommt's gezogen,
Ein wirres Knäul in grauſenvoller Haſt;
Mit leiſem Murren drängen ſich die Wogen,
Als grollten ſie der unerwünſchten Laſt.
Sieh, Waffen erſt, zerbrochene Standarten,
Ein Köcher hier, zerſpalten und geleert,
Schau dort ein Schild, zerſetzt und voller Scharten,
Und ohne Zaum und Sattel hier ein Pferd.

Und Leichen nun —! Aus breiter Todeswunde
Strömt quellend noch das purpurrothe Blut,
Noch ſpricht der Schmerz aus dem verzerrten Munde
Und jene Hand, ſie ballt ſich noch vor Wuth.
Zerriſſne Kleider, wirre Locken hängen
Wie müde Ruder läſſig um ſie her, —
Und dichter ſtets und unabſehbar drängen
Die Leichen ſich und ſchwimmen fort in's Meer.

Sie aber ſteht: — nie hat bei ſeinem Netze
Ein armer Fiſcher dieſe Gier gefühlt,
Der Taucher nie, der um verlorne Schätze
Des tiefen Meeres öden Grund zerwühlt.
Laut pocht ihr Herz! all' ihre Sinne lauſchen!
Ihr Auge ſtarrt, weit aufgeriſſen, weit!
Nichts unterbricht, als nur der Woge Rauſchen,
Die ungeheure, ſtumme Einſamkeit.

Wer aber kommt hier dicht herangetragen,
Als ſucht' er ſelbſt ein Grab ſich an dem Strand?
Ihm ward das Haupt zerſchmettert und zerſchlagen,
Sein beſter Freund hätt' ihn nicht mehr gekannt.
Und doch in dieſen Orden iſt's zu leſen,
Einſt bei der Zaarin lächelt' ihm das Glück,
Es iſt ein Feind, ein Ruſſe iſt's geweſen, —
Und mit dem Fuße ſtößt ſie ihn zurück!

Kein Ende noch! Schon ſenkt der Tag ſich nieder,
Die Nacht bricht ein: — horch auf, da rauſcht's vorbei,
Und ſchwirrt und ſchlägt mit flatterndem Gefieder,
Und kreiſcht und ſchrillt mit heiſerem Geſchrei:

Das iſt das Volk der Geier und der Raben,
Fernher gefolgt dem leckern Feſtgericht —
„O ew'ger Gott, o ſchont nur meinen Knaben,
Nur in ſein Antlitz ſchlagt die Klaue nicht!“

Sie ſprang empor: raſch mit erhobnem Stecken
Schlug ſie die Luft mit lautem Jammerton,
Und Rab' und Geier ſchienen zu erſchrecken,
Umkreiſ'ten ſie und ſtutzten und entflohn.
Und wieder nur den Nachtwind hört ſie pfeifen,
Die Sterne ſchaun großaugig in die Fluth,
Und immer noch ihr Auge läßt ſie ſchweifen,
Das heller flammt, als aller Sterne Gluth.

Dort plötzlich, dort! Ihr Herz hat nicht gelogen,
Dorthin, o ſchau! Ihr Auge kennt ihn ſchon:
Der Nächſte dort, das Haupt zurückgebogen,
Allmächt'ger Himmel, ja, es iſt ihr Sohn!
Die ſie ſo oft geküßt, die Locken ſchmiegen
Sich wie ein Kiſſen um den blut'gen Mann,
Raſch rinnt der Strom, und weiche Wellen wiegen
Zu ſeiner **Mutter** ſchmeichelnd ihn heran.

„Du ſollſt mir nicht in dieſer Fluth verderben,
In die des Feindes rohe Hand dich warf:
Nicht Alles wird von meinem Sohn mir ſterben,
Bleibt mir ein Grab, an dem ich weinen darf!“
Sie rief's und ſchwang mit raſchgewagtem Schritte
Sich in der Welle trüben Giſcht hinein,
Hoch ſchäumt die Fluth um ihres Leibes Mitte,
Und tiefer taucht bis an die Bruſt ſie ein.

Jetzt ſein Gewand, jetzt die erſtarrten Hände,
Dicht um den Leib jetzt hat ſie ihn gefaßt;
Doch ſteil und mühſam ſind des Ufers Wände,
Die Strömung ſtark, und o! ſo ſchwer die Laſt!
Und weiter, weiter, ohne Ruhe drängen
Zahlloſe Leichen rauſchend hinterdrein,
Und treiben ſie und ſtoßen ſie und zwängen
Sie immer tiefer in die Fluth hinein.

Sie ſtemmt ſich, kämpft — ſie will den Sohn nicht laſſen,
Mitten im Strome treibt ſie ſelber ſchon —
Feſt dennoch, feſt! — in ſchmerzlichſtem Umfaſſen,
Die Mutter ſterbend mit dem todten Sohn!

Da bricht ihr Fuß, da ſenkt ihr Haupt ſich nieder,
    Die Locken trinken in der Fluth ſich ſchwer,
Und Bruſt an Bruſt, verſchränkt die ſtarren Glieder,
    Treibt mit dem Sohn die Mutter in das Meer.

Kein Ende noch! Noch immer treiben Leichen,
    Nachzügler ſind's mit ungewiſſem Lauf,
Bis daß die Sterne dämmernd jetzt erbleichen,
    Der Nebel ſinkt, der Morgen ſteigt herauf:
Und was die Fluth mit Roſen da bemalte,
    Es war kein Blut, gefloſſen in der Schlacht:
Die Sonne war's, die hoch von oben ſtrahlte,
    Ein Bote Gottes, leuchtend durch die Nacht! —

Der Runenſtein.

Mitternacht lag auf den Höhen,
Süßer Schlaf umfing die Welt;
Aber ſchnell wie Windeswehen
Lief ein Mägdlein über Feld.
Bleiche, nächtliche Geſtalten
Gaukeln rechts und gaukeln links;
Doch ſie können ſie nicht halten,
Weiter, raſtlos weiter ging's!

Und jetzt ſteht ſie auf dem Berge,
Lehnt ſich an den Runenſtein:
„Machet auf, ihr frommen Zwerge,
Machet auf und laßt mich ein!
Todt ſind alle meine Lieben,
Einſam ſteht der Aeltern Haus,
Und die rauhen Menſchen trieben
In die Wüſte mich hinaus.

Her zu euch komm' ich gegangen,
    Thut mir auf das goldne Thor!
O welch ſeliges Umfangen
    In der Elfen flücht'gem Chor!
Schau, wie flimmern da die Hallen,
    Thron und Tiſch aus Diamant,
Zwiſchen ſpiegelnden Kryſtallen
    Wandelt ihr dort Hand in Hand.

Meint ihr denn, ich darf nicht wiſſen,
    Wie ſo ſchön ſich's drunten ſpielt?
Ach! das Band iſt ja zerriſſen,
    Das mich noch hier eben hielt:
Keine Sehnſucht ſoll mich ſtören
    Nach der Sonne lichtem Schein,
Euch nur will ich angehören,
    Elfe mit den Elfen ſein.

Oder was das Lied geſungen,
    Freundlich tröſtendes Gedicht,
Iſt's verloren, iſt's verklungen,
    Wie ein goldnes Traumgeſicht?

Haltet nun, was ihr verſprochen,
An dem Eingang ſteh' ich hier,
Hört mein Rufen, hört mein Pochen,
Holde Geiſter, öffnet mir!"

Und in ungemeſſnem Harme
Stand ſie weinend und allein,
Schlang bebend die kleinen Arme
Um den grauen Runenſtein:
Horch! da klangen leiſe Worte,
Wie wenn Herz zum Herzen ſpricht:
„Komm herein! Nacht iſt die Pforte,
Aber drinnen wohnt das Licht!" —

Und ſie kam! — die Stunden ſchwanden,
Prächtig ſchien das Morgenroth,
Und die erſten Strahlen fanden
Die verlaſſne Kleine todt.
Ob es nun ſich aufgeſchloſſen,
Ihrer Hoffnung Zauberland?
Glaube mir, ſie hat genoſſen,
Was kein irdiſch Herz empfand.

Am Fenſter.

1.

'S war eine milde Maiennacht;
Ich lag im Fenſter ſpät,
Hab' ſtill geweint und nachgedacht,
Wie's oft ſo ſeltſam geht.

Jüngſt ſtand auch er am Fenſter hier,
Da, wo die Roſen blühn,
Und ſah mich an und ſprach mit mir,
Ach, und ich liebte ihn!

Da ward die helle Dämmerzeit,
Da manche Mitternacht
Mit ihm in ſüßer Einſamkeit
Geplaudert und gelacht.

Er kaufte mir manch buntes Band
In ſonntäglicher Zier,
Und ſchlang es mit verwegner Hand
Um Hals und Nacken mir.

Auch manche Roſe ſchenkt' ich ihm
In ſüßverliebtem Scherz,
Und er, mit warmem Ungeſtüm,
Drückt' feſter mich ans Herz.

Ach, jene Roſen ſind verblüht,
Verblichen iſt das Band,
Mein Sehnen nur, mein Seufzen zieht
Ihm nach in's ferne Land.

II.

Mein Liebſter zog zum blut'gen Streit
Weit weg von Hof und Haus;
Wohl ſah er im Soldatenkleid
Gar ſchmuck und ſtattlich aus.

Die Trommel tönt' das Dorf entlang,
Sie zogen ſtolz vorbei,
Und in der Hörner Jubel klang
Wehklagen und Geſchrei.

Ich aber lag im Fenſterlein,
Hielt grünen Rosmarin,[*]
Und ſchaute ſtill die blanken Reihn
An mir vorüberziehn.

Und als mein Schatz gegangen kam,
Die Bruſt zerſprang mir ſchier!
Sah er mich an mit ſtillem Gram
Und winkt' und nickte mir.

O Gott! wie ward mir da zu Sinn,
Wie ward das Herz mir ſchwer!
Ein grünes Blatt warf ich ihm hin,
Daß es zum Abſchied wär'.

Nicht bücken durft' er ſich darnach,
Schnell riß der Zug ihn fort,
Und ach! im Staub zertreten lag
Das Blättchen und verdorrt.

— Und hat er auch kein Abſchiedspfand,
So hat er doch mein Herz,
Das ſchlägt für ihn in fernem Land
Mit ungeſtümem Schmerz.

III.

„Ei, über die verderbte Zeit!
Verderbte, böſe Welt!
Da ſitzt ſie gar und macht ſich breit,
Und thut, was ihr gefällt!

Läßt immer nur zum Fenſter 'naus
Die loſen Augen gehn,
Und ſollteſt doch nach Hof und Haus,
Wie and're Dirnen ſehn.

Das bischen Jugend im Geſicht,
Das macht dich nicht zur Frau;
Drum nach den Junggeſellen nicht,
Nach Küch' und Keller ſchau.“

So ſpricht die Mutter oft und ſchmählt,
Ich aber weine ſtill;
Denn ach! ſie weiß nicht, was mir fehlt,
Sie weiß nicht, was ich will.

Wohl viele Leute gehn vorbei
Und ſchaun mir in's Geſicht,
Die Burſche grüßen frank und frei;
Ich aber ſeh' es nicht.

Ich ſeh' nur dich, o dich allein,
Den meine Seele liebt,
In Sonnenlicht, in Mondenſchein,
Hellglänzend, ungetrübt!

Was will doch all die bunte Luſt,
Was will die eitle Welt,
So lang dein Bild in tiefſter Bruſt
Mein Herz gefangen hält!

IV.

Wenn ſonſt der Sonne frühſter Strahl
Mir hell ins Fenſter ſchien,
Dann nickt' ich ihr wohl tauſend Mal,
Mir war als ſäh' ich ihn;

Als weckt' er mich mit holdem Gruß:
Fein Liebchen, ſäume nicht!
Als fühlt' ich ſeinen warmen Kuß
Auf Mund und Angeſicht.

Und blickt die Sonne jetzt herein,
Wird mir das Herz ſo ſchwer;
Sie hat gar einen eignen Schein,
Ich kenne ſie nicht mehr.

Aus Nebeln, grau wie Pulverdampf,
Scheint ſie ſo purpurroth,
Als käme ſie aus blut'gem Kampf,
Aus Schlachtgewühl und Tod.

Dann kehr' ich weinend mich zur Wand,
Und wünſche, daß umher,
Allüberall im weiten Land
Es ewig dunkel wär'.

Denn dunkel iſt's ja auch im Grab —
Ach, Liebſter, Liebſter du!
Und legten ſie dich auch hinab
Zur öden Grabesruh?

V.

Wenn ich des Abends oft allein
An meinem Fenſter ſteh',
Und in den rothen Abendſchein
Mit feuchtem Auge ſeh';

Und wenn dann langſam durch die Luft
Die Abendglocke tönt,
Und ferne ſchon ein blauer Duft
Der Berge Gipfel krönt;

Und aus dem Nebel hell und klar
Des Mondes Sichel tritt
Und ſchau! die ganze Sternenſchaar
Mit feierlichem Schritt:

O dann verſtummt das laute Herz,
Mir wird ſo wohl zu Sinn,
Als legt' ich allen meinen Schmerz
Nun bald auf ewig hin;

Als ſpräche bald vom Himmel her
Ein Götterwort darein,
Daß nun auf Erden nimmermehr
Soll Krieg und Fehde ſein.

Ob's wohl dem König auch ſo wird,
Dem ſtolzen Herrn der Welt,
Wenn nun die letzte Kugel ſchwirrt
Und ach! der Letzte fällt?

Und über Leichen ſonder Zahl
Die Abendſonne ſchwebt,
Und man beim bleichen Mondenſtrahl
Viel hundert Gräber gräbt?

O tönte dann vom Himmel her
Es ihm ins Herz hinein,
Daß nun auf Erden nimmermehr
Soll Krieg und Fehde ſein!

Und wenn er dann das blut'ge Schwert
Müd' in die Scheide ſenkt,
Und wenn mein Liebſter wiederkehrt,
Geſund und ungekränkt:

O, ſtill, o ſtill! ich faſſe nicht
Die wunderſame Luſt!
O, ſtill, o ſtill! denn ſchon zerbricht
Die Freude mir die Bruſt!

◆

VI.

Als ich ans Fenſter heute Morgen trat,
Erfaßte mich ein wunderſames Bangen;
Denn ausgeſtreut, wie reiche Perlenſaat,
Sah ich am Fenſter tauſend Tropfen hangen.

Die Leute ſagen: 's iſt der rauhe Wind,
Der hat mit Thau es nächtlich übergoſſen;
Ich aber glaube, daß es Thränen ſind,
Die ach! um mich und ach! um ihn gefloſſen.

VII.

Vor meinem Fenſter der Roſenſtrauch
Iſt lange ſchon verdorrt;
Für den er blühte, iſt ja auch
Schon lange, lange fort.

Und blüht' ich denn nicht auch für ihn,
Für ihn mit Leib und Herz?
Die Roſe ſtarb vor Froſt dahin,
So ſterb' ich wohl vor Schmerz.

VIII.

Nun kommt die trübe Winterzeit
Mit ihrer langen Qual;
Die Schwalben ziehen auch ſchon weit,
Weit über Berg und Thal.

Und heute früh ans Fenſterlein
Flog eine dicht heran,
Als wollt' ſie ſagen: laß mich ein!
Und ſah mich freundlich an.

Da hab' ich ſie zu ihm geſandt
Und ihr mein Leid geklagt,
Und manchen Gruß in fernes Land
Hab' ich ihr angeſagt.

Nun kommt ſie wohl heut Abend ſpät,
O ja gewiß, ſie muß!
Und ſagt, wie's meinem Liebſten geht,
Und bringt mir ſeinen Gruß.

Und wird's nicht eh', ſo iſt ſie doch
Zum Frühling wieder hier,
Und bringt von ſeinem Grabe noch
Ein dürres Hälmchen mir.

IX.

Nun gute Nacht! nun gute Ruh!
Herzliebſter, gute Nacht!
Dein Mädchen macht das Fenſter zu,
Hat lang an dich gedacht.

Die goldnen Sterne ſah ich ſtehn,
Des Mondes Silberrand:
Der Pfarrer ſagt, ſie gehn und drehn
Sich raſtlos über Land.

Da ihr vom hohen Firmament
Mir Troſt und Frieden ſcheint,
O, Sterne! wenn ihr wandern könnt
Geht, grüßt mir meinen Freund!

Und ſteht er einſam auf der Wacht,
Der arme, liebe Mann,
O, hütet ihr ihn in der Nacht,
Den ich nicht hüten kann!

Und ſagt ihm, daß euch zu ihm trieb
Der Liebe Machtgebot,
Und ſagt ihm, daß ich treu verblieb
Bis in den bittern Tod.

Nun gute Nacht! nun gute Ruh!
Herzliebſter, gute Nacht!
Und mach' auch ich das Fenſter zu,
Bleibt Einer doch, der wacht.

Allerſeelentag.

Horch, Glockenklang! Das Meer, als wollt' es lauſchen
Der hellen Glöcklein wundervollem Klang,
Ruht athemlos; nur leiſe Wellen rauſchen,
Wie zögernd faſt, den öden Strand entlang;
Still iſt's umher. Und aus des Dörfleins Mitten
Tönt näher ſchon andächtiger Geſang,
Und lauter wird's von dichtgedrängten Tritten.
Doch das Gedränge ſelbſt, wie ſtill, wie leiſe!
Denn die Gemeinde kommt herbei geſchritten,
Ein Feſt zu feiern nach der Väter Weiſe:
Den Tag der Seelen wollen ſie begehn.
Voran der Prieſter; Mütter dann und Greiſe,

Die mühſam nur an ſchwankem Stabe gehn;
Dann bleiche Jungfraun, Kinder hinterher —
Nur Männer nicht, nicht Knaben ſind zu ſehn.
Die weilen draußen auf dem wüſten Meer.
Jetzt an des Ufers Rande knie'n ſie nieder,
Kein Mund iſt ſtumm, kein Auge thränenleer:
Ach! ihren Todten gelten dieſe Lieder!
So Viele ſind hinaus auf's Meer gezogen,
Und Wen'ge nur, nur Wen'ge kehrten wieder.
Die Andern ruhn im ſtillen Schooß der Wogen,
Gebrochnen Aug's, (wer ſchloß es ihnen dort?)
Um irdiſch Glück und ewig Heil betrogen;
Denn ungebeichtet riß der Tod ſie fort.
Und mächt'ger tönt laut durch die leiſen Klagen
Aus Prieſtermunde das geweihte Wort:
Nicht für die Todten bloß! Noch Manchen tragen
Die falſchen Wellen, der vom Lande fuhr,
Geſund und ſtark, vor wenig kurzen Tagen.
Todt ſind die Todten; die Lebend'gen nur,
O ſchütz' ſie, Herr! und wenn die Wogen gähnen,
Zeig' ihnen heimwärts die erſehnte Spur.

Und wie ſie noch am Ufer knie'n mit Thränen,
Da plötzlich, ſieh! am fernen Himmelsrand —
Kein Vogel iſt's, was ſie zu ſchauen wähnen,
Ein Segel ſcheint's, dem Ufer zugewandt.
Das Lied verſtummt, der Prieſter ſelbſt hält ein,
Den Mund geöffnet, mit erhobner Hand —
Und jetzt, o jetzt, im hellen Sonnenſchein,
Es iſt ein Schiff! — Und hundert Stimmen fragen:
Wer kehrt zurück? Wer wird der Theure ſein?
Wohl Einer gar, den wir als todt beklagen,
Heimkehrend jetzt, ein nicht gehoffter Gaſt? —
Und langſam ſchwebt und wie von ſelbſt getragen
Das Schiff heran: ſchwarz ſind Verdeck und Maſt,
[illegible] Segel ſchwarz, die ſchlaff hernieder hangen,
Wie welke Blätter an verdorrtem Aſt.
Da faßt das Volk ein ungeheures Bangen —
Kein Athemzug! die ſtarren Augen brennen,
Als hielt' ein Zauber mächtig ſie gefangen.
Und jetzt, o Gott! jetzt kann man ſie erkennen!
Schau, Knaben ſind's, die längſt verloren waren,
Vergeſſen längſt: nur ihre Mütter nennen

Die Namen noch — ſind Männer, die vor Jahren
Abſchied genommen von dem theuren Strand,
Jünglinge gar, die geſtern ausgefahren:
Die wurden wohl am Ufer bald erkannt,
Roth wurden da die Mägdelein, die bleichen,
Und raſch entgegen ſtreckt ſich jede Hand!
Doch auf dem Schiff wie ſchweigend! Gebt ein Zeichen,
Laßt luſt'ge Wimpel flattern zum Signal!
Stumm — Alles ſtumm — Nichts regt ſich: es ſind Leichen.
In dieſen Leibern zuckt kein Lebensſtrahl!
Meerwaſſer träuft von Häupten zu den Füßen,
Der bleiche Mund, verzerrt von Todesqual,
Hat keinen Gruß, das Heimathland zu grüßen;
Weit ſchaun die Augen in den leeren Raum;
Am Strand die Frau'n, die Kinder ſelbſt, die ſüßen,
Das ganze Volk — es ſcheint, ſie ſehn es kaum.
Nur wie das Schiff am Prieſter rauſcht vorüber,
Da ſtöhnen ſie, als wär's in ſchwerem Traum,
Und ſtarren lang, ſehnſüchtig lang herüber.
Und langſam ſchwebt und wie von ſelbſt getragen
Das Schiff dahin, ſchwebt leiſe, ſtill vorüber;

Jetzt noch den Bord, die Segel ſieht man ragen,
Jetzt noch ein Nebelfleck — und jetzt verſchwand's.
Auf ſtand das Volk, lautlos und ohne Klagen:
Was Keiner ausſprach, jede Bruſt empfand's
In fürchterlich geſpenſterhaftem Grauen.
Geſenkten Aug's, in ſich verſunken ganz,
Als ſcheuten ſie, einander anzuſchauen,
Ging Jeder aufwärts, wo das Kirchlein ſteht;
Da knieten ſie, die Greiſe, Kinder, Frauen:
Sie weinten nicht, ſie lagen im Gebet.

* * *

Der Räuber.

Nach einer Idee des Adam Mickiewicz.

Auf dem öden Scheidewege,
Hinterm hohen Crucifixe,
Stand der Räuber liſtig lauernd,
In der Hand den blanken Säbel,
Und die Büchſe ſcharf geladen.
Denn den Kaufmann wollt' er fangen,
Der mit Geldes reicher Fülle,
Mit Gewändern, edlen Weinen,
Von dem Markte heut zurückkehrt.
Schon hinunter ſank die Sonne,
Und der Mond tritt durch die Wolken,
Und der Räuber ſteht erwartend
Hinterm hohen Crucifixe.

Horch! da tönts wie Engelſtimmen:
Leiſe Seufzer, laute Bitten
Kommen hell wie Abendglocken
Durch die ſtille Luft getragen;
Süß mit ungewohnten Tönen
Stiehlt Gebet ſich in ſein Ohr,
Und er ſteht und lauſcht begierig.

„O du Schirmvogt der Verlaßnen!
O du Hüter der Verlornen!
Neig', o neig' dein himmliſch Antlitz,
Sonnenhelle, ſelig lächelnd,
Nieder auf uns arme Kleine!
Breit', o breit' die lieben Arme,
Die du ausgeſpannt am Kreuze,
Wie zween Flüglein um den Vater,
Daß kein Sturm den Pfad zerwühle,
Daß ſein gutes Roß nicht ſtrauchle,
Nicht der Räuber, ſtumm und lauren,
In der Waldſchlucht ihn entdecke.
O du Schirmvogt der Verlaßnen!
O du Hüter der Verlornen!
Führ' uns heim den guten Vater!“ —

Und der Räuber hört es Alles
Hinterm hohen Crucifixe.
Drauf der Kleinſte, ſich bekreuzend,
Fromm die zarten Hände faltend:
„Lieber Chriſte!" lallt er kindiſch:
„Ach, ich weiß, du biſt allmächtig,
Sitzend auf des Himmels Thronen
Unter Sternen, glänzend goldnen,
Unter Englein, lieblich luſt'gen,
Wie die Amme mir's erzählt hat:
O ſei gnädig, lieber Chriſte!
Gieb den Räubern, den verwegnen,
Brod gieb ihnen, Brod in Fülle,
Daß ſie nicht zu plündern brauchen,
Noch zu morden unſern Vater!
Wüßt' ich, wo ein Räuber wäre,
Wollt' ich ihm dieß Kettlein geben,
Dieſes Kreuz und dieſen Gürtel,
Sprechend: Lieber, lieber Räuber!
Nimm hier Kettlein, Kreuz und Gürtel,
Daß du nicht zu plündern braucheſt,
Noch zu morden unſern Vater!"

Und der Räuber hört es Alles
Hinterm hohen Crucifixe,
Und von ferne hört er's nahen:
Roſſe ſchnauben, Räder rollen,
Langſam greift er nach dem Säbel,
Langſam faßt er nach der Büchſe,
Und ſo ſteht er lange ſinnend
Hinterm hohen Crucifixe.
Niederknieen noch die Kinder:
„O du Schirmvogt der Verlaßnen!
O du Hüter der Verlornen!
Führ' uns heim den guten Vater!“

Und der Vater kommt gefahren,
Wohlbehalten, ungefährdet,
Schließt die Kinder an den Buſen —
Selig Stammeln, ſüße Küſſe!
Und kein Räuber ward geſehn:
Nur den blanken Säbel fand man,
Fand die Büchſe, ſcharf geladen,
Hinterm hohen Crucifixe:
Beide waren ihm entſunken.

Das Gericht.

I.

„Herr Gott! wie iſt die Nacht ſo lang!
Daß doch der Morgen käme,
Und dieſe Qual, unendlich bang,
Mir von der Seele nähme!
O fördre, Sonne, deinen Lauf!
Blutroth, o Morgen, ſteig' herauf,
Da von des Henkers Händen
Mein Leben ſich ſoll enden!“

Er rief's und ſchwieg und ſeufzte leis,
Und ſchloß die Augenlider;
Dicht auf der Stirne ſtand der Schweiß,
Ihm zitterten die Glieder:
So zwei Secunden lag er kaum,
Da ſchreckt' er auf, da floh der Traum!
Und raſch mit klirrender Kette
Sprang er empor vom Bette.

Still war die Nacht! Ein Mondenſtrahl,
Der aus der Fenſterecke
Sich mitten in den Kerker ſtahl,
Glitt ſpielend an der Decke.
Und lauſchend ſtand er auf den Zeh'n:
Den blauen Himmel konnt' er ſehn,
Und dort in ew'ger Ferne
Die goldenen, die Sterne!

Still lag die Welt: nur wie im Meer
Sich linde Wellen kräuſeln,
So hört er leis von unten her
Das Laub der Linde ſäuſeln.
Da in die Bruſt des Aermſten ſchlich,
Wie Thau der Nacht, es tröſtend ſich
Und glättete die Wogen
Des Herzens, Sturmdurchflogen

„So wird es mir, ſo wird es thun,
Wenn ſich die Glieder löſen,
Im ſtillen Grab, ſo werd' ich ruhn,
Gerettet und geneſen:

Und o der Friede, den ich mir
Zugleich gemordet hab' mit ihr,
Nach wenig bittern Stunden,
Getroſt! er iſt geſunken!

Und doch, und doch! bin noch ſo jung
Und ſoll auf ewig ſcheiden!
O bunte Welt! Erinnerung
An Freuden und an Leiden!
An jene Stunde grauſenvoll,
Da aus der Bruſt das Blut ihr quoll
Und mir die Hand geröthet,
Mit der ich ſie getödtet!

Das Fenſter dort — o könnt' ich nur
Bis an das Gitter greifen!
Dürft' nur noch einmal durch die Flur
Mein ſuchend Auge ſchweifen!
Säh' einmal noch die Roſen blühn,
Nur einmal noch der Laube Grün,
Wo ſie und mich erſt Wonnen,
Verderben dann umſponnen!"

So, Raben gleich am Hochgericht,
Umflattern ihn Gedanken,
Bis vor dem erſten Morgenlicht
Die düſtern Schatten ſanken,
Bis daß am Thor der Riegel klirrt,
Und ihm ein Mönch geſendet wird,
Der vor dem letzten Pfade
Ihn ſeiner Schuld entlade.

Es war ein achtzigjähr'ger Greis,
Und kam doch friſch gegangen;
Die Locken fielen ſilberweiß
Um Scheitel ihm und Wangen;
Mit hellen Augen, blau und klar,
Mit Blicken ſchaut' er wunderbar,
Die aus der Seele Tiefen
Uralte Räthſel riefen

Wohl luſtig einſt, vor alter Zeit
War er einher geſprungen,
Und hatte ſelbſt in manchem Streit
Sein blankes Schwert geſchwungen

Er war ein wackerer Soldat
Und hat manch gutem Kamerad,
Dem man die Bruſt durchſchoſſen,
Das Auge zugeſchloſſen.

Drauf, als er alt geworden war,
Ging er in Kloſters Hafen,
Nicht, um an Betpult und Altar
Zu ſingen und zu ſchlafen:
Nein! in die Kerker dringt er ein
Und manches Herz, ob es von Stein,
Ja ob's von Eiſen wäre,
Rührt ſeine ſchlichte Lehre.

So in der Frühe kommt er her,
Mit Troſt den Mann zu tränken,
Dem nun auf Erden niemals mehr
Die Sonne ſich ſoll ſenken:
Er grüßt ihn mild und ſpricht ihm zu,
Daß er zu ſeiner Seele Ruh'
Ihm ſeine Sünden nenne
Und jede Schuld bekenne.

II.

Der Jüngling ſprach: „O frommer Greis,
Wohl möcht' ich dir vertrauen!
Doch ſieh, dein Bart iſt ſilberweiß
Und ſilbern deine Brauen;
Dich hat der Jahre Froſt gekühlt,
Und ach, was mir im Herzen wühlt,
Was ich gethan, gelaſſen,
O Greis, wirſt du es faſſen?

Sieh mich nicht an! Jetzt bin ich krank,
Gequält, zerknirſcht, ermattet;
Ein Jüngling einſt, wie Cedern ſchlank,
Von Locken überſchattet,
Die Wange friſch, wie Milch und Blut,
Und in der Jugend Uebermuth
Der Schönſte nah und ferne,
Wie hört' ich das ſo gerne!

Wohl viele Mädchen ſah ich ſtehn
Und winken und erwarten:
Ich ließ ſie welken, ließ ſie ſtehn,
Wie Blumen in dem Garten!
Wohl viele Lippen, weich und rund,
Verlangten nach des Jünglings Mund;
Doch ohne drauf zu achten,
Die Mägdlein ließ ich ſchmachten.

Denn Eine, Herr —! O hat vielleicht
In deiner Jugend Jahren
Das fromme Herz auch dir erweicht,
Was damals ich erfahren?
Der ſel'gen Liebe Sonnenbrand,
Haſt du ihn auch, o Greis, gekannt?
Sonſt hoffe nicht, zu wiſſen,
Was mir die Bruſt zerriſſen!

Denn Eine, Herr —! Die Schönſte nicht
War es von allen Frauen,
Doch ſprach aus ihrem Angeſicht
Ein Blick, wie Engel ſchauen;

Ich ließ die Schönern willig ſtehn,
Nur in das Antlitz ihr zu ſehn,
Nur um an ihren Blicken
Die Seele zu erquicken.

Greis, zürne nicht, daß, nah dem Tod,
Ich dieſer Luſt gedenke,
Auf ihrer Wangen heitres Roth
Mein brechend' Auge lenke!
O Greis, wer nur ein einzig Mal
Gekoſtet dieſer Wonne Qual,
Dem wird es ſchwer, mit Schweigen
Auf das Schaffot zu ſteigen.

Ich hab's verdient! — Mit dieſer Hand,
Die ihre ſüßen Glieder
Mit leiſem Tändeln oft umſpannt,
Bis ich gelöſt ihr Mieder,
Die oft ihr goldnes Haar zerwühlt,
Die ihren Herzſchlag oft gefühlt
Und ihrer Adern Pochen —
Hab' ich ſie ſelbſt erſtochen!

Du ſchweigſt? Wohl, mich hat Gott verflucht.
'S giebt keine Qual, wie dieſe!
Ein Drache kroch, die Eiferſucht,
Durch meine Paradieſe:
Mir ward geflüſtert, ward genickt,
Mir kamen Boten zugeſchickt,
Daß Nachts im Rebengange
Ein Zweiter ſie umfange.

Greis, glaube mir: bald wird das Beil
Durch dieſen Nacken dringen,
Daß hoch gen Himmel, wie ein Pfeil,
Mein rothes Blut wird ſpringen:
Doch mein' ich, daß es linder thut,
Als jener Schmerz, als jene Wuth,
Die in qualvollſten Stunden
Damals mein Herz empfunden! —

Und endlich, endlich kam die Nacht!
Mit dem entblößten Degen,
Verhüllten Hauptes, in fremder Tracht,
Schlich ich auf öden Wegen:

Bis wo der Rebengang ſich dehnt,
Bis wo an ihm die Laube lehnt,
Wo in des Mittags Gluthen
Wir oft ſüß tändelnd ruhten.

Hell ſchien der Mond: ich kroch und ſchlich
Auf diebiſch leiſen Sohlen,
Und drückte in die Zweige mich,
Unhörbar und verſtohlen;
Jetzt ſtand ich an der Laubenwand,
Ich hielt das Herz mir mit der Hand,
Das laut und hörbar pochte,
Und Gift, nicht Blut, mir kochte.

Und o, allmächt'ger Gott, ich ſah
Und wünſchte zu erblinden:
Sie war's, im Hemdchen ſaß ſie da,
Das Haar gelöſt den Winden.
Und neben ihr, ich ſah's genau,
Ein dunkler Fleck, ein Schatten, ſchau!
Jetzt dicht an ihrer Seite,
Bei Gott! das iſt der Zweite! —

Ob ſie die Nachtigall geweckt,
Süßflötend durch die Kühle;
Ob ſie ein Traum emporgeſchreckt
Von ihrem ſeidnen Pfühle;
Ob jener Mann mit dunklem Haar
Vielleicht ihr eigner Schatte war,
Der hin und her ſich wendet
Und mir den Geiſt verblendet:

Ich weiß es nicht! denn wild verſtört,
Ein Tiger auf dem Raube,
Blutlechzend, raſend, ſinnbethört,
So ſprang ich in die Laube,
Und weiß nur, wie ſie niederſank
Und wie ein Schrei ins Ohr mir klang,
Und wie mein Degen blitzte,
Und mich ihr Blut beſpritzte!

Da lag ſie, da! Im weißen Hemde,
Mild lächelnd, wie ſie pflegte,
Das Köpfchen in die Hand geſtemmt,
Wie ſie zum Schlaf ſich legte:

Doch dieſes war ein Schlaf, ſo feſt —!
Die Augen hielt ich zugepreßt
Und dachte nur mit Schauern,
Wie lang der Traum wird dauern!

Dann blickt ich auf; doch keine Spur,
Wohin die Augen glitten,
Im Graſe rings kein Hälmchen nur
Zerknickt von Männertritten!
Da fühlt' ich was, kalt, ſchrecklich ſchwer,
Als ob's ein Wurm der Hölle wär',
In meinem Herzen ſchleichen
Und fühlte mich erbleichen.

Und Mord! ſo rief es in mir, Mord!
Mord! flüſtert's in den Blättern,
Gepeitſcht von Furien, ſtürzt' ich fort,
Das Haupt mir zu zerſchmettern.
Ich lief und ſuchte mir den Tod —
Und ſchaute doch das Morgenroth
Und doch des Tages Leuchte,
Die roth, wie Blut, mir däuchte.

So hab' ich irrend, lange Friſt,
Mich durch die Welt getrieben
Und ſtets in meinen Ohren iſt
Ihr Todesſchrei geblieben;
Ich zog die Erde kreuz und quer,
Und ging und ſchiffte über's Meer,
Und fand nicht, was mir fehlte,
Verlor nicht, was mich quälte.

Da ward ich müd: wohin es ſchaut,
Mein Auge, matt von Thränen,
Ich ſeh' nur immer meine Braut
Todt an der Laube lehnen.
Ihr wißt's, o Herr! ich ſelber bot
Mich dem Gericht und bat um Tod,
Weil nur im Schoß der Erde
Ich Friede finden werde.

Heut iſt der Tag: bald werd ich nun,
Mit meinem Weib vereinigt,
Ich werde bald, ich werde ruhn,
Von keinem Traum gepeinigt.

Das hab' ich lange nicht gethan:
Drum geh ich froh die ſchwere Bahn,
Und hoffe durch mein Sterben
Vergebung zu erwerben.

Und doch, o Greis! ſieh, du biſt alt,
Halb ſchon in's Grab geſunken,
Dein Leib iſt morſch, dein Blut iſt kalt,
Das meine ſprühet Funken!
Haſt du gedacht, was Sterben heißt?
Haſt du's gedacht? und hat dein Geiſt
Geduldig, ohne Zagen,
Nur dieſes Wort ertragen?

O denke, liegen in dem Schoß
Der Erde, ſonder Leben,
Dem Biß der Würmer nackt und bloß,
Und keinen Finger heben —
Und nie die Sonne wieder ſchaun,
Den muntern Strom, die grünen Au'n —
O Gott, vom Leben laſſen,
Es iſt nicht leicht zu faſſen!" —

III.

Hier endet' er; der Mönch begann,
    Denn ach, es drängt die Stunde!
Und ſprach, und ſeine Rede rann
    Friſch aus des Herzens Grunde:
Er ſprach vom Unbeſtand der Welt,
Und wie er ſchon manch jungem Held,
    Dem man die Bruſt durchſchoſſen,
    Das Auge zugeſchloſſen.

Doch Jener horcht nur auf die Uhr,
    Ob ſie ſich bald wird regen,
Und rechnet die Secunde nur
    An ſeines Pulſes Schlägen:
Nie, meint' er in verworrnem Sinn,
Nie flog die Zeit ſo ſchnell dahin,
    Und fühlt im ſtarren Blute
    Doch jegliche Minute! —

Jetzt ſchlägt ſie, jetzt! die letzte Friſt,
Nun iſt ſie auch verſchwunden,
Und des Gefangnen Leben mißt
Noch einzig nach Secunden.
Auf ſpringt das ehrne Kerkerthor,
Schon fährt der blut'ge Karren vor,
Der Mönch nur bleibt zur Seite,
Daß er zum Tod ihn leite.

Er tritt hinaus — o neue Qual!
Denn dort, in dunkeln Maſſen,
Dumpf murmelnd wogt, weit ohne Zahl,
Das Volk dort in den Gaſſen:
Mit Fingern weiſen ſie auf ihn,
Und laſſen ihn vorüberziehn,
Als ob er guter Dinge
Zu einer Hochzeit ginge.

Die Menge ſteigt und wächſt geſchwind
Und ballt im Knäul ſich dichter:
Er ſenkt den Blick — und doch! es ſind
Doch Menſchenangeſichter!

Schau hin, ſo ſehen Menſchen aus!
Bald in dem finſtern, engen Haus,
Eng, und doch unermeſſen!
Wirſt du ſie auch vergeſſen.

Todtſtille ward die Menge jetzt,
Als ob ſie Leichen wären,
Und ſelbſt der Blick der Neugier netzt
Sich mit des Mitleids Zähren.
Der König nur auf hohem Thron
Schaut finſter drein und meint voll Hohn:
„So ſchütz' ich Eure Töchter,
Fort mit dem Weiberſchlächter!“

Denn was dort ſteht in ernſter Pracht,
Dort auf dem Kloſterplane,
Am hellen Tag im Kleid der Nacht,
Mit ſchwarzumhüllter Fahne,
Der furchtbare Koloß — o Gott!
Es iſt ſein Ziel, iſt das Schaffot:
Schon ſteht er an der Leiter,
Stutzt, ſchwankt und ſchreitet weiter.

Da hebt ein feierlicher Klang
Sich in des Kloſters Mauern:
Iſt's Grabgeläut? iſt Todtenſang?
Das Volk vernimmt's mit Schauern.
Und raſſelnd öffnet ſich das Thor
Und langſam wallt daraus hervor,
Ehrwürdig anzuſchauen,
Der Zug der frommen Frauen.

Die lebten in des Kloſters Rund,
Fern von der Welt geſchieden,
Mit ihrem Gotte nur im Bund,
In makelloſem Frieden.
Die Menge grüßt ſie andachtvoll
Und knieet nieder, wie ſie ſoll,
Wenn ſich die frommen Frauen
Im Volke laſſen ſchauen.

Denn alſo wurden ſie geſchätzt,
Von Armen und von Reichen,
Dicht zu den Heiligen geſetzt,
Den Engeln zu vergleichen.

Auch von Geſchlechte zu Geſchlecht
Hat jede Nonne hier das Recht,
Vom Tod, faſt ſchon erlitten,
Den Sünder loszubitten.

Drum wie hervor aus Kloſternacht
Die frommen Frauen wallten,
Da hat, wohlwiſſend und bedacht,
Sogleich der Zug gehalten:
Rings Alles ſchweigt, kein Athem geht,
Nur die hoch vom Schaffotte weht,
Die Fahne hört man rauſchen,
So ſtehen ſie und lauſchen.

Und ſich nur, eine Jungfrau reißt
Sich aus der Nonnen Mitte,
Dicht vor den König tritt ſie dreiſt
Mit unverzagtem Schritte,
Und laut und flehend hebt ſie an:
„Ich bitte, Herr, für dieſen Mann!
Schon auf dem Todespfade,
O König, ſchenk' ihm Gnade!“

Den König freut' die Bitte nicht;
Er runzelte die Brauen
Und ſprach mit finſterm Angeſicht:
„Kehrt heimwärts, fromme Frauen!
Es geht nicht an, es kann nicht ſein,
Ihn ſelbſt treibt's in den Tod hinein,
Er hat mit kühnem Pochen
Den Tod ſelbſt angeſprochen."

Und Jene drauf: „Es iſt mein Recht,
Ererbt von alten Tagen,
Zu bitten für den ärmſten Knecht,
Du wirſt mir's nicht verſagen.
Groß iſt mein Recht, groß deine Huld,
Mit Einem Wort tilgſt du die Schuld:
Was hat der Mann verbrochen?"
— Er hat ſein Weib erſtochen.

„Sein Weib? wie das?" — Und hin und her
Gehn rüſtig ihre Fragen,
Der König muß, ob noch ſo ſchwer,
Ihr volle Antwort ſagen.

Da plötzlich ſinkt ſie in die Knie,
Und küßt das Kreuz, ſo küßt' ſie's nie —!
„Schon auf dem Todespfade,
Herr, dennoch ſchenk' ihm Gnade!

So hat es Gott auch mir gethan,
Thu's auch, du Menſch im Staube!
Denn ſein Verbrechen iſt ein Wahn,
Hör' an, vernimm's und glaube!
An der der Mann ſich frech verbrach,
Das Weib, o Herr, das er erſtach
Voll allzuraſchen Sinnes —
Schau her, o Herr, ich bin es!"

Kaum trifft dies Wort des Jünglings Ohr,
Da ſtürzt er ſtammelnd nieder:
„Wie? aus den Grüften ſchon hervor,
Die Todten kehren wieder?"
Und knirſcht und ſchweigt, ſpringt auf und ſchaut:
Die Nonne da wär' ſeine Braut?
Die er im Blut ſah liegen,
Sich ihm zu Füßen ſchmiegen? —

Die fromme Frau indeß erzählt
Mit ruhigem Gemüthe,
Wie ſie ihm heimlich war vermählt
In ihrer Weltluſt Blüthe,
Wie man mit Ränken, gottverflucht,
Zu böſem Argwohn ihn verſucht,
Und wie vor ſeinem Degen
Ohnmächtig ſie erlegen.

Doch ſie genas: die Narbe blieb,
Dicht über ihrem Herzen,
Und in ihr Herz, o Gott, da ſchrieb
Sich eine Schrift der Schmerzen,
Und während er in fernes Land
Die flücht'gen Schritte hat gewandt,
Beſchließt ſie voller Grämen,
Den Schleier anzunehmen.

„Du ſiehſt, o Herr, Gott hat gewollt
Daß Unrecht ſich vernichte:
So ſei denn du nicht minder hold,
Geh gnädig zu Gerichte!

'S iſt nicht mein Buhle mehr, mein Mann:
Dem Ewigen traut' ich mich an,
Gieb ihn in meine Hände,
Daß ich den Sinn ihm wende!"

Dies hat der Jüngling wohl gehört;
Er ſchlagt die Augen nieder,
Im innerſten Gehirn verſtört,
Und ſinnt und ſinnet wieder:
So ſoll er jetzt kein Mörder ſein?
Und alle Qual und alle Pein,
So waren ſie erlogen
Und Furcht hat ihn betrogen?

Sie trägt zwar auch ein weißes Hemd,
Doch nonnenhaft in Falten,
Und o, die Stimme däucht ihm fremd,
Kann die denn auch veralten?
Das iſt nicht jener Stimme Klang,
Der ihm ſo ſüß zum Herzen drang —
Zum Guten oder Böſen,
Wer wird das Räthſel löſen?

IV.

Stumm ſaß indeſſen lange Zeit
Der König in Gedanken,
In ſeinem Innerſten entzweit,
Fühlt er die Seele ſchwanken.
Das Volk umher jauchzt auf und tobt
Und benedeit und ſingt und lobt,
Und auch den Mönch mit Schweigen
Sieht man die Kniee neigen.

Da tritt die Nonne voller Haſt,
Den bangen Streit zu enden,
Dicht vor den König hin und faßt
Ihn raſch an beiden Händen:
Den Schleier rückt ſie, wenig nur,
Und läßt vom Degen ihn die Spur,
Läßt an der Bruſt mit Grauen
Ihn halb die Narbe ſchauen.

Und ſieh! der König neigt ſich ihr
Und ſpringt empor vom Throne:
„Du biſt ſein Weib! ich glaube dir,
Du biſt's, bei meiner Krone!
Gott ſelber hat für dich erkannt,
Ich geb' ihn hin in deine Hand,
Daß er zu frohem Ende
Auf beſſern Weg ſich wende!“

Zum Jüngling tritt ſie: er allein
Theilt nicht die laute Wonne,
Nur regungslos, ſtarr wie ein Stein,
Betrachtet er die Nonne.
Sie trägt zwar auch ein weißes Hemd,
Und doch iſt ihm die Stimme fremd,
Die einſt wie Engelszungen
Ihm in das Herz geklungen.

Und wie er zögernd vorwärts geht,
Die Lippen will bewegen,
Da wie mit Liebesathem weht
Die Mailuft ihm entgegen:

Das Leben lacht ſo mild ihn an,
Und Thal hinab und Berg hinan
Läßt er die Blicke fliegen —
Und ſteht und bleibt verſchwiegen.

Sie nimmt den Jüngling bei der Hand,
Auch ſie ſtumm, ohne Worte,
Und führt ihn leiſ' und unverwandt
Hinein zur Kloſterpforte:
Raſch durch den Kreuzgang zum Altar,
Wo einſam die Kapelle war,
Daß in den öden Hallen
Die Tritte wiederſchallen.

Jetzt ſtehen beide, ſtumm und bleich,
Allein ſich gegenüber,
Den Bildern in der Niſche gleich,
Nur ernſter noch und trüber.
Er ſprach: „Enthülle dein Geſicht!"
Und ſie: „Du weißt's, ich bin es nicht.
Der König ward betrogen,
Ich hab' dich losgelogen!"

Sie nahm den Schleier vom Geſicht,
Wie klopft das Herz ihm ſchneller!
Und ach, in ſeine Seele bricht
Ein Tag, ein ſchmerzlich heller:
Sie iſt ihm fremd und doch bekannt,
Ein Antlitz, das ihm längſt verſchwand,
Das keines Traumes Schatten
Ihm noch gewieſen hatten.

Die Nonne ſprach: „du kennſt mich wohl,
Wenn du mich jemals kannteſt!
Jetzt freilich ward die Wange hohl,
Seit du hieher mich bannteſt:
Das Aug' erloſch, das einſt geſprüht,
In Flammen einſt für dich geglüht,
Das dich allein erblickte,
Dir ſeine Blitze ſchickte!

Auch du, mein Freund, auch du biſt krank,
Von Todesangſt ermattet:
Ein Jüngling einſt, wie Cedern ſchlank,
Von Locken überſchattet,

Die Wange friſch, wie Milch und Blut,
Und in der Jugend Uebermuth
Der Schönſte nah und ferne,
Wie ſah ich dich ſo gerne!

Du ſahſt mich brennen, ſahſt mich flehn,
Mich winken und erwarten,
Du ließſt mich welken, ließſt mich ſtehn,
Wie Blumen in dem Garten:
Ach meine Lippe, weich und rund,
Sie ſehnte ſich nach deinem Mund,
Doch ohne drauf zu achten
Ließſt du mich kalt verſchmachten!

Denn eine Andre hielt dich feſt,
Die ich nicht konnt' beſiegen,
Sie hielteſt du ans Herz gepreßt,
Ich mußte einſam liegen!
Da in dein Herz die gift'ge Frucht
Sät' ich der tollen Eiferſucht:
Die Liebe wollt' ich ſtören,
Nicht dich zum Mord bethören.

Ich ſelber war's, die deine Braut
Zu Nacht hinab entboten,
Ich war der Mann, den du geſchaut,
Ich ſah dich bei der Todten,
Und ſah dich wenden deinen Fuß
Und deinen letzten bangen Gruß
Der Todten zugewendet,
Den Kuß an ihr verſchwendet!

Da ging ein Schwert durch meine Bruſt:
Mein ganzes junges Leben,
Ich hätt' es lächelnd, voller Luſt,
Für dieſen Tod gegeben:
Er kam ja doch von deiner Hand!
Und weinend kniet' ich in den Sand,
Und ſah dein Weib verſcheiden
Und mußte ſie beneiden.

Nun iſt's vorbei, nun iſt es gut,
Nun ſieh auch meine Buße,
Die Thränen ſieh und ſieh das Blut
Hier an des Kreuzes Fuße.

Sieh an der Bruſt die Narbe jetzt,
Wie mich die Geißel hat verletzt:
O daß von deinem Schwerte
Die Narbe nur mich ehrte! —

Wie ich vom Tod dich frei gemacht,
Mit Thränen und mit Bitten,
Was ich erfunden, was erdacht,
Und was um dich gelitten,
Du weißt's, o Freund, weißt meine Schuld;
O übe du nun gleiche Huld,
Und zeig' auch meinem Pfade
Die Sonne deiner Gnade."

Er aber ſprach: „Und was denn nun?
Geh ſelber deine Pfade!
Für dich, mein Kind, was kann ich thun,
Was nützt dir meine Gnade?
Es iſt ja all das Alte doch,
Ich bin ein Mörder immer noch,
Und wiederum auf's Neue
Zernagt mich Gram und Reue.

Vor Abend noch hatt' ich gedacht
    Mich in mein Bett zu ſtrecken
Und endlich einmal eine Nacht
    Voll ſüßen Schlafs zu ſchmecken:
Das hatt' ich lange nicht gethan!
Schon ging ich fröhlich meine Bahn,
    Und hoffte, durch mein Sterben
    Vergebung zu erwerben.

Nun unter meiner alten Laſt
    Muß ich noch einmal ſchwanken:
Kind, daß du mich gerettet haſt,
    Ich kann es dir nicht danken!
Des wüſten Treibens bin ich ſatt,
Mich drängt's in meine Ruheſtatt;
    Welch Ziel und welch Beginnen
    Kannſt du mir nun erſinnen?“

Die Nonne ſprach: „Bau' dir ein Haus
    Dort bei den Fliederzweigen,
Zum Fenſter laß uns dann hinaus
    Die trüben Augen neigen.

So darf ich doch dein Angeſicht,
Darf dann, o Gott! die frömmſte nicht,
Die ſeligſte der Frauen,
Zu dir hinüber ſchauen!"

Er aber rief: „du treibſt nur Spott,
Kein Klausner mag ich werden!
Wo iſt das Kloſter, wo der Gott,
Der Ruhe giebt auf Erden?
Du, wo du willſt, bau' dir dein Haus,
Nach wem du willſt, ſchau' du hinaus —
Ich mag mit dir nicht beten,
Und wenn's die Teufel thäten!

Ich will hinaus: weit in die Welt,
Wo ſie am wildeſten ſtürmet,
Fernhin, wo der empörte Belt
Sich hoch in Wogen thürmet!
Da will ich dreiſt im Sturme ſtehn,
Da ſoll mein Schifflein untergehn:
Fort! laß mich weiter wanken,
Ich weiß dir Nichts zu danken."

Er ging. Sie rief: „Nur einen Blick
O nur den letzten Einen!“
Er aber ſchaute nicht zurück,
Er hörte nicht ihr Weinen;
Nur wie er an der Schwelle ſtand,
Da winkt' er rückwärts mit der Hand,
Und ging hinaus zum Thurme
Und ſang laut in dem Sturme:

„Herr Gott, wie iſt der Weg ſo lang!
Daß doch ein Engel käme,
Der dieſe Qual unendlich bang
Mir von der Seele nähme!
O fördre, Leben, deinen Lauf!
Wohlthät'ge Nacht, o ſteig' herauf,
Daß ſich die Sonne wende
Und ich mein Leben ende!“

Stumme Liebe.

Marie war des Dorfes ſchönſtes Kind:
Schwarz war ihr Haar, die Wange friſch und rund;
Wie Frühlingslächeln, lockend, luſtig, lind,
Umſpielt' ein Lächeln lieblich ihren Mund.
Unnennbar Süßes ſchien ihr Blick zu ſagen:
Doch wer entbrannt von ſündlicher Begier,
Vermochte nicht, ihr Auge zu ertragen.
Sie war ſehr ſchön, und Niemand ſagt' es ihr.
Tagtäglich ging ſie in des Morgens Früh'
Zum Gottesdienſt: da grüßte ſie die Leute
Mit holdem Mund, und wen ſie grüßte, freute
Des Grußes ſich, und heimlich liebt' er ſie.

Ein Lindenbaum ſteht vor des Kirchleins Thür,
Weit ausgeſtreckt der grünen Aeſte Zier,
Und tönt vom Thurm das heilige Geläute,

Rauſcht mit den Blättern er, als wollt' er laden
Die müden Pilger in das Haus der Gnaden.

Im Lindenſchatten lag der arme Hans:
Die dürren Blätter las er von der Erde,
Sah ſie mit Lächeln, knüpfte ſie zum Kranz,
Zerriß den Kranz mit kindiſcher Geberde.
Denn er war taubſtumm: nie vernahm ſein Ohr
Der Blätter Rauſchen, noch der Vöglein Chor;
Den Mutternamen hatt' er nie genannt,
Was Worte wären, hatt' er nie gekannt.
So war der Unglückſelige geboren,
Ein Gram den Weiſen und ein Spott den Thoren.
Dort außen lag er, durft' hinein nicht treten,
Mit der Gemeind' im Heiligthum zu beten.
Mit Steinen warfen böſe Knaben ihn,
Er mußt' es dulden! Mütter gingen ſcheu,
Als wollten ſie geheimen Zauber fliehn,
Sich kreuzigend, am ſtummen Hans vorbei,
Und jauchzten auf beim Jauchzen ihrer Kleinen:
Hans ahnte nicht, wie ſchwer ſein Schickſal ſei,
Er wußte nicht, was dieſe Leute meinen.

An ihm vorüber täglich ging Marie,
Sie grüßte Jeden, ihn auch grüßte ſie,
Und neigte ſich, mit ihren weißen Händen,
Ein frommes Kind, Almoſen ihm zu ſpenden.
So kam ſie täglich — und ſie war ſo ſchön!
Hans ſah ſie an: ein innerlich Behagen
Durchrieſelt' ihn, ſo oft er ſie geſehn,
So oft ſie ihn mild grüßend angelacht,
So oft ſie Brod und Früchte ihm gebracht.
In ſeiner Seele Nacht begann's zu tagen:
Nichts kannt' er ſonſt, ſelbſt ſeine Mutter nie:
Eins kannt' er jetzt: die Eine war Marie.
Er konnte nicht den ſüßen Namen nennen,
Doch wußt' er ſie aus Allen zu erkennen
Hell lacht' er auf, wenn ſie gegangen kam,
Und traurig ward er, wenn ſie Abſchied nahm
Dann weint' er laut und lief im Feld umher,
Verſteckt' im Moor ſich, in des Waldes Mitten,
Bis daß er merkte, daß es Morgen wär'.
Dann lag er wieder vor des Kirchleins Thür,
Und kam Marie lieblich dann geſchritten,
Dann freut' er ſich und winkt' und nickte ihr.

Sie ſah's mit Mitleid, ahnte, wußte kaum,
Was Liebe ſei: wie käme Liebe nur
Zum armen Stummen unter'm Lindenbaum?
Er aber lag und küßte ihre Spur,
Und reichte ihr den Kranz, den er gewunden,
Und ſah ihr nach, bis ſie im Dorf verſchwunden.

'S war Sonntag früh; Marie ging zum Altar:
Ein ſchwarz Gewand umfloß die zarten Glieder,
Ein Röslein trug ſie in dem dunklen Haar:
Sie war ſo ſchön wie nie ein Mädchen war;
Sie wußt' es nicht, die Augen ſchlug ſie nieder.
Und als ſie kam bis an des Kirchleins Thür
Und ihre Spende gab dem armen Hans —
Hans ſprang empor! der beiden Augen Glanz
Drang in ſein Herz: er ſprang empor zu ihr,
In tiefſter Seele fühlt' er's mächtig drängen,
Als wollt' es ſchier den Buſen ihm zerſprengen.
Er reicht die Hand ihr — und ſie nimmt ſie nicht!
Sieht ihr in's Aug' — ſie wendet das Geſicht!
Er ſtammelt, ſchreit, ſtürzt nieder in den Sand,
Zerwühlt das Haar mit unbarmherz'ger Hand

Dann ſpringt er auf! die wilden Augen rollen,
Und jetzt den Mund, die Lippen ſieht man beben,
Als ob ſie jetzt, o jetzt ſich öffnen wollen,
Als würd' ein Wort, ein erſtes, jetzt entſchweben…
Stumm, ewig ſtumm! Da packt's wie Wahnſinn ihn.
Ein geller Schrei —! Marie will entfliehn,
Er läßt ſie nicht! Er ſieht ſie prüfend an,
Legt an die Stirne ſeine Finger — dann
Drückt er ſie heiß und heißer an die Bruſt,
Küßt ihren Mund in ungeheurer Luſt,
Küßt Stirn und Buſen, hält ſie feſt am Kleid,
Bis die entſetzte Menge ſie befreit.

Nun hielt man gut, in Feſſeln ihn zu legen:
Der ſtumme Hans, erzählten ſie, iſt toll.
Man wollt' ihn heilen, wie ein Thier, mit Schlagen:
Er fühlt' es nicht: ſein Auge kummervoll
Blieb an die Thüre wandellos geheftet:
Trat wer herein, er dacht' es wär' Marie;
Ging wer hinaus, er meint', es wäre ſie.
So lag er lang, von Krankheit ganz entkräftet,
Nicht Hand, nicht Fuß vermocht' er mehr zu regen,

Vermochte nicht, das Auge zu bewegen,
Das leichenſtarr, gebrochen, ohne Glanz,
Nur an die Thür blieb wandellos geheftet.
So endlich ſtarb der arme, ſtumme Hans.

Zwei Monde drauf — zwei Monde, lange Zeit! —
Hat Schön Marie den Pachterſohn gefreit.

Das Echo.

Es irrt ein Mägdlein ganz allein
Auf ödem Pfade durch den Hain.
Es klagt und weint die Aeuglein roth:
Seine Mutter, ſagen ſie, iſt todt.
Und jammernd ruft es durch den Wald,
Daß laut das Echo widerhallt:
„Wo biſt du, Mutter? ſage mir!“
Und horch! das Echo tönet: hier!
Das Mägdlein lauſcht, ihm wird ſo bang:
Weiß nicht, woher die Stimme klang,
Schaut in das Thal, ſchaut in die Höh',
Fährt auf, wie ein geſcheuchtes Reh,
Und läuft durch Dorn und Buſch und Grund,
Das Kleid zerreißt, der Fuß iſt wund: —

Sie aber jammert durch den Wald,
Daß laut das Echo widerhallt:
„Wo biſt du, Mutter? ſage mir!“
Und wieder tönt das Echo: hier!
Sie kam an eines Seees Rand,
Geſchmückt mit Blumen allerhand,
Mit Roſen und mit Rosmarin,
Mit Trauerweiden dicht und grün.
Dem Kinde däucht die Fluth ſo blau,
Als ob's in Mutterauge ſchau';
Die Welle rauſcht ſo ſanft, ſo weich,
Dem Wiegenlied der Mutter gleich:
„Wo biſt du, Mutter? ſage mir!“
Und aus den Waſſern tönt es: hier!
Da ſchwillt vor Ungeduld ihr Herz,
Und heitern Auges, ohne Schmerz,
Raſch in die Fluth ſtürzt ſie hinein:
„Nun hab' ich dich, lieb Mütterlein!“

* * *

Der Renegat.

Horch die Cithern, horch die Cymbeln, wie ſie locken, wie ſie klingen!
Und die Weiber ſchau, die ſüßen, wie ſie wild im Tanz ſich ſchwingen!
So am kühlen Meeresſtrande, unter purpurnem Gezelt,
Saß der Renegat, der alte, hochgeprieſ'ne Fürſt und Held.

Denn von Allen, welche meerwärts aus dem Land der Chriſten kamen,
Und den Koran ſtatt der Bibel, für das Kreuz den Turban nahmen,

Lachte Keinem, Segen ſpendend, je des Glückes Sonne mehr,
Wurde Keiner je ſo mächtig, je ſo reich und groß wie er.

Und die Sklavin, lüſtern lächelnd, klirrte mit dem goldnen Becher:
„Der Prophet zwar hat's verboten, Mahomet, der arge Zecher;
Doch die Sklavin, deine Liebſte, Zulima gebeut es dir.“
— „Laß das Klirren, laß das Klingen; denn wie Glocken klingt es mir.“ —

„Herr! was iſt dir? Laß mich's wiſſen! Will das Spiel dir nicht behagen?
Sehnſt dich, draußen in der Wüſte Leu und Tiegerthier zu jagen?
Oder willſt den Säbel prüfen an des Chriſten feilem Haupt?“
— „Nenn', o nenne nicht den Namen Eines, der an Chriſtus glaubt!“ —

Sprach's und ſchwieg und ſchloß die Augen; denn als würd' er fortgetragen
Auf des Sturmwinds Adlerſchwingen, eine Kirche ſieht er ragen:
Hoch vom Thurm, ein Stern des Friedens, lacht des Kreuzes goldner Schein,
Und die Orgel hört er brauſen und Gebet und Litanei'n;

Sieht ſich ſelbſt, wie er geweſen in der Jugend goldnen Tagen,
Eh' ihn Meer und Schickſalsſtürme in das Mohrenland verſchlagen,
Einen blondgelockten Knaben, Weihrauchbecken in der Hand,
Wie er dienend und geſchäftig dem Altar zur Seite ſtand;

Sieht die Schweſtern, die geliebten, mit den langgeflochtnen Zöpfen,
Lauſchend gegenüber knieen mit geneigten Engelsköpfen;

Sieht der Mutter holdes Auge, gleich wie Mutteraugen thun,
Hoffnungsvoll und doch voll Sorge, ſanft auf ſeiner Stirne ruhn;

Sieht im Meßgewand den Prieſter, der die Hand erhebt zum Segen
Und ſein Herz im tiefſten Buſen, ſtürmiſch pocht's mit tauſend Schlägen —!
Aber ach! mit Heroldſtimme tönt es donnernd ihm ins Ohr:
„Sei verflucht in alle Zeiten, wer von Chriſtus ſich verlor.“

— Hört's und ſchlug empor die Augen: „Herr! die Flotte kommt gefahren,
Deine Diener ſind's, die treuen, luſtig muthigen Korſaren,
Die mit Beute wiederkehren aus dem fernen Chriſtenland,
Und von Sklaven und Gefangnen, ſieh, wie wimmelt ſchon der Strand!“

Durch die Reihen ſchritt der Alte; 's war ein Anblick zum Erbarmen!
Furchtentſtellt, mit bleichem Antlitz, ſtanden dicht gedrängt die Armen,
Knab' und Mägdlein, zarte Kleine, Greiſe ſelbſt im Silberhaar;
Ach! denn Keinen, den er findet, ſchont der grimmige Korſar.

Nur ein Knäblein, zart von Jahren, ſchien getroſt und ohne Zagen:
In dem Sand ſah man ihn knieen, himmelwärts den Blick geſchlagen;
Oft geküßt von ſeinen Lippen, an den Buſen dicht gepreßt,
Hielt ein Kreuzchen, ein geſchnitztes, er mit beiden Händen feſt.

Um ſein roſig Kinderantlitz floß das Haar in goldnen Wogen,
Ruhig, wie zum Todesſtreiche, hielt den Nacken er gebogen,

Sah mit fröhlich ſtolzen Augen dreiſt dem Fürſten in's Geſicht,
Und die Wangen blieben roſig und ſein Auge zuckte nicht. —

Und der Renegat mit Schweigen ſah das Kreuz und ſah den Knaben;
Eine Thräne ſchien verborgen in den Wimpern er zu haben,
Ging zurück dann zum Palaſte, Keiner wußte, was ihm ſei: —
Aber noch am ſelben Tage ließ er alle Chriſten frei.

Lyriſches.

Erſtes Buch.

Dichtergruß.

Ein Gruß von euch, ihr deutſchen Sanggenoſſen,
    Aus weiter Ferne freundlich mir geſandt?
Ich glaubte mich einſam und ausgeſchloſſen,
    Ein ſtiller Klausner, der ſich ſelbſt verbannt:
Ihr Andern ſchwärmt auf ſonnig grünen Triften,
    Die Traube lacht, euch rauſcht der goldne Rhein;
Ich ſitze grübelnd hinter alten Schriften,
    Und meine Lampe wacht mit mir allein.

Mag Jeder ſo das beſte Loos ſich wählen,
    Wie es der Gott im Innern ihm gebeut!
Laßt ohne Groll ſich auf die Seite ſtehlen,
    Wen Einſamkeit, die ſelige, erfreut!
Fern iſt das Ziel, und ach! der Weg iſt enge,
    Es iſt nicht gut, daß man zu Zweien geht:
Leicht überſchreit das Lied ſich im Gedränge,
    Und dem Poeten taugt nicht der Poet.

Und doch ein Gruß dem Fernen, Ungekannten,
Den euer Auge niemals hat erblickt?!
Habt warmen Dank! — und Allen, die ihn kannten,
Sei dieſes Lied zum Gegengruß geſchickt!
Das ſoll ſich raſch in munterm Fluge ſchwingen,
Kein Adler freilich, keine Taube zwar,
Und dennoch wird's zu euch hinüber dringen,
Weil ja mein Herz in dieſem Liede war.

Wohl mißlich iſt's in dieſen lauten Tagen,
Wenn ſich des Liedes leiſer Klang erhebt:
Der Hammer dröhnt, die Räder hör' ich jagen,
Vom Geiſterathem wunderſam belebt:
Und horch! da tönt mit langgezognem Rufe
Ein Wächterhorn den deutſchen Rhein entlang,
Und näher brauſt's, wie Stampfen raſcher Hufe,
Wie Waffenlärm und kriegriſcher Geſang —!

Auch iſt es wieder hier und dort zu leſen,
Was man ſchon oft, nur ſtets in's Waſſer, ſchrieb:
Daß deutſche Kunſt und deutſches Lied geweſen,
Und daß die Hefe nur im Becher blieb;

Man zürnt uns gar, daß wir noch ſingen wollen,
Daß noch ein Lied aus heitrer Bruſt uns glückt,
Da ſchon die Donner aus der Ferne rollen,
Und ſchon der Blitz aus dunkler Wolke zuckt! —

Wir ſcheu'n es nicht! Wie an der Hämmer Dröhnen
Noch an der Räder rauhe Melodie,
Wird ſich ein Ohr, ein menſchliches, gewöhnen,
Wenn Gott zum Ohr ein Herz zugleich verlieh.
Und wie ſich auch der laute Markt mag treiben,
Ob auch das Beil die Waldung niederhaut:
Es wird ein Platz doch in der Seele bleiben,
Auf den ihr Neſt die Nachtigall ſich baut.

Und jener Klang, der jetzt bergauf und nieder,
Ein Kriegesherold, durch die Welt ſich ſchwingt,
Er ſtimmet wohl zum Echo unſrer Lieder,
Ein friſcher Klang, der unſer Herz durchdringt!
Denn wer hat je des Vaterlandes Wunden,
Das Meſſer je, das unſern Leib zerwühlt,
Und Ruhm und Schmach — wer hat ſie ſo empfunden
Wie des Poeten warme Bruſt ſie fühlt?

Auch nicht unkundig ſind wir der Gefechte,
Die dumpf und ſchwer, wie Wetterwolken drehn:
Im Licht der Sonne brüſtet ſich das Schlechte,
Und die Gemeinheit ſpricht dem Edlen Hohn.
Das ſind die Feinde, die wir längſt bekriegen,
Tollkühnen Muthes, unſers Gottes voll,
Das iſt der Drache, der zu Boden liegen
Und unſre Ferſe zitternd küſſen ſoll!

Krieg iſt ein friſches, fröhliches Gewerbe:
Sei denn der Klage Jammerton verbannt.
Vergeßt es nicht! Es ruht ein heilig Erbe,
Die deutſche Leier ruht in eurer Hand.
Für dies Panier laßt uns zuſammenſtehen,
Ihr aus dem Süden, aus dem Norden wir,
Und die ſich nie in's Angeſicht geſehen,
Zu Kampf und Sieg verbrüdert ſind ſie hier.

So wandeln wir, gleichwie mit ſtolzen Tritten,
Aufrechten Haupts, mit ſchallendem Geſang,
Die Barden einſt vor ihren Herren ſchritten
Und Jeder folgte freudig ihrem Gang:

So wandeln wir den Schlachten künft'ger Zeiten,
Ein ſieggewohnter, muntrer Chor voran,
Und jedes Wort, um das die Welt wird ſtreiten,
Prophetiſch klingt's in unſern Liedern an.

Sie kommt gewiß — es muß ja endlich tagen,
Ein Morgen dämmert nach der längſten Nacht!
Sie kommt gewiß, ſie wird gewiß geſchlagen,
Die köſtliche, die deutſche Freiheitsſchlacht!
O wenn ſie kommt, wenn raſch, wie Donner gleiten,
Ihr heil'ger Kriegsruf durch die Ebne rauſcht,
O Freunde, dann das goldne Spiel der Saiten
Sei mit des Schwertes blut'gem Ernſt vertauſcht!

Es wird ein Kampf wo alle Lieder ſchweigen! —
Und doch, wenn einſt der Schlachtenlärm verklang,
Dann himmelan wird eine Lerche ſteigen
Mit wonnevoll lautſchmetterndem Geſang:
Und die ſo lang kein holdes Lied vernommen,
Die Menſchen werden voll Entzücken ſtehn,
Aus allen Thälern wird ein Echo kommen,
Und nimmer wird das deutſche Lied vergehn!

Ausforderung.

So ſei's denn Krieg! — Nicht zwiſchen mir und ihnen
Soll Friede ſein, die abgehärmt und bleich,
Verweinten Auges, kranken Mägdlein gleich,
Dem falſchen Ruhm der Aftermuſe dienen!
Wollüſt'ge Seufzer ſtöhnen ſie und girren,
Zerriſſen ſind die Saiten und das Herz:
Wohlauf mein Lied! laß deine Pfeile ſchwirren!
Denn auch das Lied iſt ein geflügelt Erz.

Zwar euch ein Brandmal iſt die Gunſt der Lieder,
Das euch wie Kain auf der Stirne glüht, —
Ein Oelzweig mir, der duftig mich umblüht,
Ein blitzend Schwert, ein luſtiges Gefieder!
Euch hat die Muſe, jammert ihr, gelogen
Ein Neſſushemd iſt euch die Poeſie, —
Ein Schleier mir, den in dem Drang der Wogen
Mir Leukotheen's Götterhand verlieh!

So ſei's denn Krieg! — Ein Schifflein ſeh' ich ſchwanken,
Tollkühnen Flugs, auf hochgethürmter Fluth,
Am Bord das Volk in trunk'nem Uebermuth
Zertrümmert ſelbſt die Maſten und die Planken.
Weh' euch, wohin? Schon nahe ſind die Riffe,
An denen bald das morſche Wrack zerſchellt:
Sie aber fliegen, gleich dem Geiſterſchiffe,
Als wär' ihr Ziel das Ende nur der Welt!

Verlorne Fahrt! — Du Heimathland der Muſen,
O du ſo nah, und nur geſucht ſo fern,
Dich zeigt kein Compaß, dich entdeckt kein Stern,
Wenn nicht das Herz dich zeigt in unſerm Buſen.
Denn nicht am Indus wehen deine Palmen,
Nicht wo der Nilſtrom durch die Wüſte ſchleicht —
Glückſelig ſchon, wird nur aus deutſchen Halmen,
Aus Wein und Roſen uns ein Kranz gereicht!

So nah, ſo fern —! Ein ſeliges Erinnern,
Ein keuſcher Stolz, mir ſelber nur bekannt,
Als wäreſt du — du ſelbſt mein Mutterland,
Durchbebt mich tief und wonnevoll im Innern

Ich ſeh dich hoch und höher vor mir ſteigen:
So aus den Waſſern hebt die Sonne ſich
Schon tauchſt du auf, ſchon aus den goldnen Zweigen
Umweht wie Balſam deine Kühle mich!

Zwar Wolken auch ſeh' über dir ich ſchweben,
Auch Thränen, weiß ich, werden hier geweint;
Doch Wolken ſind's, durch die die Sonne ſcheint,
Sind Thränen nur, die noch zu lächeln ſtreben.
Denn auch im Buſch die Nachtigallen klagen
Und nicht der Thräne ſei ihr Recht verwehrt:
Nur was es ſei, die Wonnen und die Plagen,
Von deinem Hauch ſei Luſt und Schmerz verklärt!

Wohlauf, ich wag's! zerſchmettern und verſenken,
Ich fühle Kraft! will ich den Geiſterkahn,
Will frohen Muths auf ſonnenheller Bahn
Gradaus den Kiel durch Sturm und Klippe lenken.
So ſei's denn Krieg! du deutſches Volk, ſei Richter!
Dein Aug' iſt wach, dein Herz iſt ſtark und mild:
Entſcheide du in dieſem Kampf der Dichter,
In dem es mehr, als einen Lorbeer gilt!

Meeresfahrt.

Das iſt das Meer, ſchau hin! — Senkt ſchon im Schauen
Sich raſch ermüdet deines Auges Flug?
Weit, weit dort hinten, wo die Wolken grauen,
Und weiter reißt mich meines Herzens Zug.
Voll Ungeduld, weißmähn'ge Roſſe, ſpringen
Die Wellen hoch um meines Schiffes Rand,
Sie wiehern, horch! Laßt den Signalruf klingen,
Die Anker auf — ade! und ſtoßt vom Land! —

Da ſchwindet's hin, langſam, als ob es wüßte,
Daß es mein Auge nicht mehr ſchauen ſoll,
Land meiner Väter, meiner Jugend Küſte —!
Fahr' wohl! ich habe keinen Thränenzoll.
Es wohnt ſich ſanft im Schatten jener Buchen,
Hoch ſteht das Korn, man gräbt nach Gold und Erz;
Mich aber treibt's, ein andres Land zu ſuchen,
Und ein Columbus iſt mein ahnend Herz.

Seid mir gegrüßt, ihr ewig jungen Wogen!
Gegrüßt, o Meer, in deiner ſtolzen Pracht!
Du ſcheinſt ſo ſanft, als hätt'ſt du nie gelogen,
Ein blaues Auge, draus die Treue lacht:
Und doch, ich weiß, du lächelteſt nicht Allen,
Manch Schiff zerbarſt, die Ladung ſchlangſt du ein,
Und zwiſchen purpurfarbigen Korallen
Bleicht, nackt und bloß, manch menſchliches Gebein.

Mögen ſie modern! — Die Koralle locke
Den feilen Sklaven, den der Geiz beſchwingt,
Daß er hinabfährt in kryſtallner Glocke
Und mit dem Haifiſch um ſein Leben ringt;
Ja um die Ladung laßt den Bettler ſorgen,
Der auf des Strandrechts blut'gen Titel pocht,
Und um die Lumpen, die er kaum geborgen,
Schon manchen Kampf mit ſeinem Bruder focht —!

Du aber ſchlaf, du ſchweigſame Gemeine!
Kein Sturm zerwühle euren weiten Sarg,
Tollkühner Helden irdiſche Gebeine,
Die grünes Meer, nicht grüner Raſen barg:

Ihr wolltet auch das hohe Ziel erjagen,
Das eure Nächte ſchlaflos auch gemacht,
Euch trieb es auch zu hoffen und zu wagen —
Nun ſchlaft ihr wohl recht ungeſtörte Nacht.

— Nacht? Wie, ſchon Nacht? Kaum Mittag ſollt' ich meinen!
Wohin verſchwand der Sonne ſüßes Licht?
Und wenn es Nacht, will denn kein Mond uns ſcheinen?
Ich ſchau' umher: über dem Meere dicht,
Eintauchend faſt, mit naſſem Fittig, ſtreichen
Unförm'ge Wolken, nächtig, todesſchwer,
Sturmvögeln gleich, als witterten ſie Leichen,
Und donnernd kocht im tiefſten Grund das Meer.

Die Segel ein — zu ſpät! Schon kommt geflogen
Die tolle Windsbraut, reißt die Segel los,
Packt feſt das Schiff, preßt's nieder in die Wogen
Und wirft es aufwärts in der Wolken Schoß.
Und wie ein Geier, raſch von Felſenklippen
Herabgeſtürzt, das Reh des Waldes faßt,
Schlägt ſie die Klauen in des Schiffes Rippen,
Und wie vor Schmerz aufſtöhnen Bord und Maſt.

Jetzt gilt's zu kämpfen! Luſtig, meine Jungen!
　　Friſch an die Pumpen — doch wer hört mich, wer?
All meine Freunde ſind in's Boot geſprungen,
　　Der letzte jetzt, fehlſpringend, ſtürzt in's Meer.
Und meint ihr ſo dem Tode zu entweichen,
　　Der gierig uns aus jeder Woge droht?
Vielleicht vor Nacht begegnen unſre Leichen,
　　Sei Gott mit Euch —! Verſunken iſt das Boot! —

Meins ſinket auch! Jetzt, ſüße Heimathspfänder,
　　Schatz meiner Ladung, mein ererbtes Gut,
Euch goldne Ringe, Ketten, Locken, Bänder,
　　Ich werf' euch all wie Ballaſt in die Fluth;
Ihr waret mir, o wohl, ihr wart mir theuer,
　　Doch iſt's nicht Zeit, um euch zu weinen — fort!
Grad in den Sturm! Ich binde mich an's Steuer
　　Und reiß' mein Schiff gewaltſam in den Port. —

Mein Arm iſt ſtark, er ward nicht müd' im Ringen,
　　Müd' ward der Sturm: er ſtöhnte dumpf und ſchwer,
Verſchnaufte dann, hob ein Mal noch die Schwingen,
　　Ohnmächtig endlich ſank er in das Meer.

Und ſtiller ward's, und murrend legten wieder
  Die Wogen ſich, wie auf des Herrn Gebot
Ein Löwe ſtreckt unwillig ſeine Glieder,
  Und murrend noch im Niederlegen dreht.

Aufging der Mond: mit Augen klar und helle
  Sahn tauſend Sternlein auf die Fluth herab
Und ſpiegelten ſich tändelnd in der Welle,
  Die ruhig hinfloß, meiner Freunde Grab.
Mein Schifflein trieb mit friſchem Strom behende,
  Ein andres wohl, als es vom Lande fuhr,
Mit ſeidnen Wimpeln, buntbemalt die Wände,
  Jetzt nur ein Wrack, ein leerer Nachen nur.

Und da, da war's — bethörend anzuſchauen!
  Wer hat dorthin das Auge mir gebannt?
Die Schönſte hob von allen Meeresfrauen
  Sich hell und leuchtend, wie des Mondes Rand
Ihr Blick war Gluth; die feuchten Locken floſſen
  Nur halb verhüllend um den nackten Leib.
Die holden Brüſte ſah ich ſchwellend ſproſſen —
  Nie war ſo ſchön, o nie! ein ſterblich Weib.

Sie ſang ſo ſüß: die hellen Töne flogen
Wie muntre Schwäne durch die ſtille Nacht;
Rückwärts zu ihr hinfloſſen alle Wogen,
Still ſtand mein Schiff, gebannt von Zaubermacht.
Sie ſang ſo ſüß — ſie neigte mir die Stirne,
Sehnſüchtig hob ihr weißer Buſen ſich:
Sie ſang ſo ſüß — weh meinem armen Hirne!
Ihr Lied iſt Gift! Das Meerweib mordet mich!

O du haſt Recht, was ſoll mein thöricht Ringen?
Durch Nacht und Sturm einſame Meeresfahrt?
Ich ſoll hinab in deine Arme ſpringen —
Glückſelig Sterben, das mit dir mich paart!
Laß unten mich in deinen Waſſern wohnen,
An deinen Mund, an deine Bruſt gepreßt:
Da ſpielen wir mit Muſcheln und mit Kronen,
Und Kuß um Kuß und ew'ges Hochzeitfeſt! —

Vorbei, vorbei! Rothgoldne Strahlen ſchießen,
Wie Boten Gottes, hell vom Oſten her:
Ich ſah das Meerweib flattern und zerfließen,
Ein Nebelbild —! und nun auch das nicht mehr.

Und hell begann und prächtig es zu tagen,
Friſch über's Waſſer ſtrich der Morgenwind,
Die nächt'gen Wolken vor ſich her zu jagen,
Und wie die Wolken flog mein Schiff geſchwind.

Willkommen, Tag! — Die Arme jauchzend breit' ich,
Alleinz'ger ich, ſoweit mein Auge trägt!
Die Bruſt mit jedem Athemzug erweit' ich,
Die ſchon kein Schmerz, kein Jammer mehr bewegt.
Denn fließt nicht ſchon, balſamiſch mich zu baden,
Rings um mich her die linde Morgenluft?
Umweht nicht ſchon von blühenden Geſtaden
Süß tändelnd mich ein würzereicher Duft?

Da kommen ſchon auf purpurfarb'gen Schwingen
Die muntern Vögel von dem nahen Strand,
Und horch! ſchon hör' ich ihre Stimmen klingen,
Vernommen nie und doch ſo wohl bekannt.
Sie laſſen gaſtlich auf dem Schiff ſich nieder
Mit Sang und Klang und ſüßer Melodie —
O ſeid gegrüßt, ihr Boten, meine Lieder!
Du Vogel Phönix, heil'ge Poeſie!

So tauch' herauf, Atlantis meiner Träume,
Die ſich mein Herz zu ſicherm Ziel erkor!
Schon dämmert fern, wie blaue Nebelſäume,
Dein heilig Eiland aus der Fluth empor;
Schon deine goldnen Gipfel ſeh' ich ragen,
Schon liegt, o ſchon dein gaſtlich offner Strand
Vor den entzückten Blicken aufgeſchlagen —;
Den Anker werf' ich, donnre jubelnd „Land!“

Gutenberg.

Geſungen auf dem Marktplatz zu Leipzig, am 24. Juni 1840.

Mel: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.

Ein Morgenſtrahl aus finſtrer Nacht,
Ein Blitz, der trifft und zündet,
Das iſt des Geiſtes Göttermacht,
Der ſich in Thaten kündet.
Heil darum dem Mann,
Der die Kunſt erſann,
Die wie mit Sonnenflug
Thaten des Geiſtes trug
Bis an der Erde Grenzen!

Und nicht dem Einen gilt es nur,
Der kühn vorangegangen:
Heut Allen gilt's, die auf der Spur
Des Lichtes vorwärts drangen!
Allen fort und fort,
Deren Schwert das Wort,
Die einſt mit Siegesmacht
In der Gedankenſchlacht
Das erſte Banner trugen!

Von edlen Namen, ruhmbekränzt,
Von Weiſen und von Dichtern,
Ein reicher Sternenhimmel glänzt
Mit hunderttauſend Lichtern:
In das Herz hinein
Dringt ſein goldner Schein,
Schwellet in Thatenluſt
Hebet die deutſche Bruſt:
Wohlauf! dem Stern zu folgen!

So, deutſches Wiſſen, deutſche Kunſt,
Du Baum von edlem Kerne,
Aus Wolkennacht, aus Nebeldunſt
Steig' auf in alle Ferne!
Deiner Wurzeln Mark
Sei geſund und ſtark,
Ueber die Erde kühn
Möge dein Wipfel blühn
In freien Aethers Räumen!

Der Rhein.

Der deutſche Rhein —! Wie klingt das Wort ſo mächtig!
Schon ſehn wir ihn, den goldig grünen Strom,
Mit heitern Städten, Burgen ſtolz und prächtig,
Die Lurlei dort und dort den Kölner Dom!
Der freie Rhein —! Gedächtniß unſrer Siege,
Du mit dem Blut der Edelſten getauft,
Ruhm unſrer Väter, die in heil'gem Kriege
Mit Liedern nicht, mit Schwertern dich erkauft! —

Ich ſah ihn auch — es war ein böſes Zeichen,
Novemberwolken hingen drüber hin,
Nicht ſtrömen, nein! mich dünkt, ich ſah ſie ſchleichen,
Die goldne Fluth wie eine Bettlerin;
Als klagte ſie, daß noch mit Zoll und Banden
Sie ungeſtraft der Fremdling knechten darf,
Daß noch ein Wort, verfälſcht und mißverſtanden,
Sie von des Meeres keuſchem Buſen warf.

Ich ſah das Land — die Traube ſah ich reifen,
Die rechte Milch um Männer groß zu ziehn,
Ließ weit hinaus mein flammmend Auge ſchweifen,
Dem nie ein Traumbild lieblicher erſchien:
Ein lautes Echo donnernd fortzutragen,
Schien Strom und Thal und Felſen mir bereit;
Doch — grad heraus! man darf das Wort nicht wagen,
Das freie Wort, ihr wißt es! iſt gefeit!

Wer hat nun Recht zu ſagen und zu ſingen
Vom freien Rhein, dem freien deutſchen Sohn?
O dieſe Lieder, die ſo muthig klingen,
Beim ew'gen Gott! ſie dünken mich wie Hohn.
Ja wolltet ihr erwägen und bedenken,
Welch ſtolzes Wort von eurer Lippe kam,
Ihr müßtet ja das Auge niederſenken,
Mit bittern Thränen, voller Zorn und Scham! —

Es gilt nicht dir, der du zuerſt geſungen
Das ſtolze Wort vom freien deutſchen Rhein,
Das durch die Welt ſich adlergleich geſchwungen:
Dich ſchließ' im Geiſt in meinen Arm ich ein!

Aus voller Bruſt iſt dir das Lied gequollen
Und nicht im Käficht haſt du es bewahrt:
Frei fliegt es hin, wohin die Winde wollen —
Du thateſt Recht! und das iſt Sängerart.

Euch gilt mein Ruf, ihr Fürſten und Vaſallen,
In deren Händen unſer Schickſal liegt! —
Euch Deutſchen gilt es, nah und fern, euch Allen,
So weit ein Hauch von deutſchem Munde fliegt:
Mit euch zuerſt müßt ihr den Kampf beginnen!
Soll unverführt von heiſerem Geſchrei
Und ungetrübt des Rheines Welle rinnen,
So ſeid zuerſt ihr ſelber deutſch und frei!

Denn käme nun die Stunde der Gefahren,
Die wir am Himmel dämmernd ſchon geſehn,
Ich meine wohl, ihr würdet bald gewahren,
Daß es nicht leicht iſt, Schlachten zu beſtehn.
Nicht jene Burgen werden niederſteigen,
Die Mädchen küſſen, aber kämpfen nicht,
Die ſtummen Fiſche, glaubt mir! werden ſchweigen,
Und Ruder brechen, wo ein Reich zerbricht.

'S giebt einen andern, kräftigern Genoſſen,
Als jener Trümmer bröckelndes Geſtein:
Wer ihm den Arm, den Buſen ihm erſchloſſen,
Der ſiegt durch ihn — und auch durch ihn allein!
Ein Feuer iſt's, das unauslöſchlich zündet,
Ein Zauberwort, das Mauern niederreißt —
Drum friſch gewagt und euch mit ihm verbündet:
So iſt der deutſche, iſt der freie Geiſt!

Gebt frei das Wort, ihr Herrn auf euren Thronen!
So wird das Andre ſich von ſelbſt befrein.
Wagt's und vertraut! In allen euren Kronen,
Wo giebt's ein hellres, edleres Geſtein?
Die Preſſe frei! Uns ſelber macht zum Richter,
Das Volk iſt reif! Ich wag's und ſag' es laut:
Auf eure Weiſen baut, auf eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größres auch vertraut!

Sei deutſch, mein Volk! Verlern' den krummen Rücken,
An den du ſelbſt unwürdig dich gewöhnt!
Mit freier Stirn, gradaufwärts mußt du blicken,
Vom eignen Muth geſättigt und verſchönt

Es kann den Fürſten ſelber nicht gefallen,
Dies ſchmeichleriſch demüthige Geſchlecht —
Ein offnes Auge! ſo geziemt es Allen,
Zu Boden ſieht das Thier nur und der Knecht. —

So wird's erreicht! Und wenn in künft'gen Tagen
Das ſtolze Frankreich unſern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieder, doch die Hand am Schwert.
Denn dann gelang's, ihn ewig feſt zu flechten:
Die goldne Freiheit ſoll die Feſſel ſein!
Dann lohnt es ſich, bis in den Tod zu fechten,
Dann, deutſch und frei, dann bleibt er unſer Rhein!

◆

Ein Dom in Spanien.

Ich trat hinein: die kühlen Bogengänge
Empfingen mich mit mildem Dämmerſchein;
Fern aus der Tiefe rauſcht' es wie Geſänge,
Die Orgel brauſ'te wunderſam darein,
Barhäupt'ge Prieſter murmelten und raunten,
Rings auf den Knieen lag der Gläub'gen Schaar:
Da hielt mein Fuß und meine Blicke ſtaunten;
Denn plötzlich ſtand ich vor dem Hochaltar.

Schau hin, o ſchau! Marmorne Säulen ſteigen,
Wie ſchlanke Lilien, ſtolz und keck empor,
Ein Rieſenbaum mit hunderttauſend Zweigen,
Rankt ſich der Altar aus dem Grund hervor:
Das blüht und keimt und ſproßt aus allen Ritzen,
Mit Gold und Perlen prächtig ausgeziert,
Ein Labyrinth von Pfeilern, Bogen, Spitzen,
Darin das Auge ſtaunend ſich verliert.

Ich ſtand vertieft in andachtvolles Schauen:
Ein Kreis von Heil'gen überdeckt die Wand,
Schau dort den Heiland, dort die frommen Frauen,
Und dort die Fürſten aus dem Morgenland.
Schau dort ein Kreuz, um welches Engel fliegen,
Die Taube dort, die hoch darüber ſchwebt —!
Sehnſüchtig ſcheint ſich Stein an Stein zu ſchmiegen,
Als ob ein Herz in jedem Steine lebt.

Und lauter jetzt die Orgel hört' ich rollen,
Als ob's ein Donner aus der Höhe war,
Und ſchon des Weihrauchs blaue Düfte quellen
Wie leichte Nebel um den Hochaltar:
Als hätt' ein Glanz aus längſt vergangnen Zeiten,
Mein waches Auge wie im Traum berührt,
In ein Geſicht verſchwundner Herrlichkeiten
Ward meine Seele raſchen Flugs entführt.

Ich kenn' euch wohl, ihr leichtgeſchwungnen Bogen,
Ihr Säulen euch, voll räthſelhafter Zier!
Euch hat des Mauren brauner Arm gezogen:
Denn einſt als Herr gebot der Maure hier.

Ja, dieſer Tempel ward von ihm gegründet,
Einſt ſeinem Gott ein prächtig Haus zu ſein,
Hier dieſe Säule ward von ihm geründet,
Und einſt ſein Hauch belebte dieſen Stein.

Hier knieten einſt, mit gluthentbrannten Mienen,
Den Alkoran in ſchlachtenmüder Hand,
Geſenkten Haupts die bärt'gen Mosleminen,
Nach Mekka zu das Angeſicht gewandt;
Und wo jetzt hier, von Allen auserleſen,
Der heil'gen Jungfrau goldne Säule ſteht,
Da mit arab'ſchen Lettern war zu leſen:
Kein Gott als Gott! und Mahom ſein Prophet!

Die Schrift erloſch! kein Auge wird ſie finden,
Ein chriſtlich Kreuz bedeckt jetzt dieſen Stein,
Des Mauren Reich verwehte mit den Winden —
Wird dieſer Altar, wird er feſter ſein?
Schon niederwärts ſeh' ich die Kerzen brennen —
O wenn einſt dieſer Bau in Trümmer fällt,
Wen werden dann, o dann die Prieſter nennen,
Und welchem Gotte dienet dann die Welt?

Ich ging hinaus: die Sterne Gottes ſchienen
Wie goldne Lettern einer Rieſenhand,
Ich ſah empor — ich ſah und las in ihnen,
Was nimmer noch auf keinem Altar ſtand.
Beruhigt fühlt ich meine Pulſe ſchlagen,
Ein ſel'ger Friede füllte meinen Geiſt:
Es war ein Wort — ein Wort, das alle Fragen
Verſtummen heißt . . . . .

Die Oceaniden.

Wir Meereswogen ſonder Raſt und Ruh,
Wir brauſen fort und brauſen immerzu:
Das klingt und ſingt und dringt aus allen Gründen,
Ton muß zu Ton ſich in Accorden finden,
An ödem Strand, in nie befahrnem Meer,
Ein einzig Lied allüberall umher.

Wir ſingen laut vom erſten Schöpfungstag,
Da noch in uns der Keim der Erde lag,
Von Ewigkeit und ungemeßner Ferne,
Von Sonnenaufgang, Silberglanz der Sterne,
Von manchem Helden, der am Felſenſtrand,
Im Meeresgrund ſein einſam Bette fand.

Und was wir ſingen in gewalt'gem Chor,
Belauſchte nimmer noch ein menſchlich Ohr;
Zwar mancher Schiffer kommt heran geſchwommen,
Doch Keiner hat's begriffen und vernommen:
Der Fiſcherbube hört's mit ſtillem Grau'n,
Ihn locken, denkt er, falſche Meeresfrau'n.

Doch kommt uns Antwort hoch vom Himmel her:
Die ew'gen Sterne ſprechen mit dem Meer,
Melodiſch tönt in unſer wildes Sauſen
Der Klang der Sphären und der Donner Brauſen;
Von fernen Inſeln, aus der Wälder Ruh'
Weht uns das Rauſchen heil'ger Wipfel zu.

Da wird's lebendig auf der weiten See,
Da jauchzen wir und hüpfen in die Höh';
Delphine kommen langſam angezogen
Und horchen ſtill dem Zauberſang der Wogen,
Die alte Windsbraut redet auch darein,
Will auch im Chor der ew'gen Sänger ſein.

— Die kleine Welt der Menſchen treibt ihr Spiel,
Rennt auf und ab und macht des Lärmens viel:
Da kommt die Nacht und hemmt das muntre Streben,
Da kommt der Tod und löſcht das junge Leben:
Wir aber brauſen fort und immerzu,
Wie Meereswogen ſonder Raſt und Ruh.

Um Mitternacht.

Um Mitternacht, in ernſter Stunde,
Tönt oft ein wunderſamer Klang;
'S iſt wie aus liebem Muttermunde
Ein freundlich tröſtender Geſang.

In ſüßen, unbelauſchten Thränen
Löſt er des Herzens bange Pein,
Und alles unmuthvolle Sehnen
Und allen Kummer wiegt er ein.

Als käm' der Mai des Lebens wieder,
Regt ſich's im Herzen wunderbar;
Da quillen Töne, keimen Lieder,
Da wird die Seele jung und klar.

So tönet oft das ſtille Läuten,
Doch ich verſteh' die Weiſe nie,
Und nur mitunter möcht' ich's deuten
Als wär's der Kindheit Melodie.

Chriſtnacht.

Heil'ge Nacht, auf Engelſchwingen
    Nahſt du leiſe dich der Welt,
Und die Glocken hör' ich klingen,
    Und die Fenſter ſind erhellt.
Selbſt die Hütte trieft von Segen,
    Und der Kindlein froher Dank
Jauchzt dem Himmelskind entgegen,
    Und ihr Stammeln wird Geſang.

Mit der Fülle ſüßer Lieder,
    Mit dem Glanz um Thal und Höhn,
Heil'ge Nacht, ſo kehrſt du wieder,
    Wie die Welt dich einſt geſehn?
Da die Palmen lauter rauſchten,
    Und, verſenkt in Dämmerung,
Erd' und Himmel Worte tauſchten,
    Worte der Verkündigung;

Da mit Purpur übergoſſen,
Aufgethan von Gottes Hand,
Alle Himmel ſich erſchloſſen,
Glänzend über Meer und Land;
Da, den Frieden zu verkünden,
Sich der Engel niederſchwang,
Auf den Höhen, in den Gründen
Die Verheißung wiederklang;

Da der Jungfrau Sohn zu dienen,
Fürſten aus dem Morgenland
In der Hirten Kreis erſchienen,
Gold und Myrrhen in der Hand;
Da mit ſeligem Entzücken
Sich die Mutter niederbog,
Sinnend aus des Kindes Blicken
Niegefühlte Freude ſog.

Heil'ge Nacht, mit tauſend Kerzen
Steigſt du feierlich herauf:
O ſo geh' in unſern Herzen,
Stern des Lebens, geh' uns auf!

Schau, im Himmel und auf Erden
Glänzt der Liebe Roſenſchein:
Friede ſoll's noch einmal werden
Und die Liebe König ſein! —

Einſegnung.

An Pauline.

Die Glocke ruft! Laut, wie mit Göttermunde,
Verkündet ſie die ahnungsvolle Zeit,
Da du bekennſt aus deiner Seele Grunde,
Welch frohem Glauben ſich dein Herz geweiht.
O laß mich heut, in dieſer ernſten Stunde,
Der unvergeßnen für die Ewigkeit,
Laß heut den Freund, der nicht dich ſelbſt darf ſchauen,
Ein treues Wort dem ſtummen Blatt vertrauen.

Der ſel'gen Kindheit ſollſt du nicht entſagen!
Gleichwie die Perl' in ſtiller Meeresfluth,
Sollſt du ſie feſt in treuer Seele tragen,
Den reichſten Schatz, des Lebens höchſtes Gut.
In deinem Herzen wird es mächtig ſchlagen,
Verkünden wird es deiner Wange Gluth,
Ja in dein Auge wird ſich's deutlich ſchreiben:
Du warſt ein Kind und kindlich wirſt du bleiben!

Das iſt die Jugend, welche nie veraltet,
Das iſt die Roſe, welche nie verweht,
Das iſt die Liebe, welche nie erkaltet,
Die ſüße Hoffnung, welche treu beſteht.
Getroſt darum! Wie auch dein Schickſal waltet,
Wie deines Lebens Schlangenpfad ſich dreht:
Was grämſt du dich, blieb nur der Jugend Blüthe
Dir unverwelkt im innerſten Gemüthe?

So tritt getroſt und fröhlich in das Leben:
Sei dir's ein Mai voll Duft und Sonnenſchein!
Kein Sehnen quäle dich, kein eitles Streben,
Nie nage dich der Reue bittre Pein;
Ein Engel Gottes möge dich umſchweben,
Dir ewig hilfreich, ewig nah zu ſein;
Doch über Alles ſei dir Gottes Frieden —
Wem Friede ward, ward Köſtliches beſchieden!

Den Schweſtern.

I.

Gedenken wir der Jahre, die vergangen!
    Du warſt erwachſen, Kinder noch wir zwei:
Daſſelbe Lächeln doch auf Aller Wangen,
    Dieſelbe Luſt an Spiel und Schelmerei;
Ein Vaterkuß, Ein mütterlich Umfangen,
    Dann Ein Verluſt und ach, Ein Wehgeſchrei —!
So, die wir ruhten unter Einem Herzen,
Einmüthig trugen wir ſo Leid, wie Schmerzen.

Als wir verwaiſt nun ſtumm gen Himmel ſtarrten,
    Da haſt du ſchnell ein männlich Herz gefaßt;
Denn unſre Jugend galt es ja zu warten,
    Es galt zu tragen eine ſchwere Laſt,
Zu ſänftigen den Trotz, den felſenharten,
    Und mild zu zügeln ungeſtüme Haſt.
Da keimte dir mit raſcherwach'nem Triebe
In jungfräulicher Bruſt die Mutterliebe.

Jetzt will die Zeit ſich fröhlicher geſtalten,
    Ein neuer Morgen tagt mit neuem Licht:
Was du gepflegt, mag es ſich reich entfalten,
    Mag froh gedeihn, was gute Frucht verſpricht!
Wir aber woll'n es treu, wie immer, halten:
    Kennt unſre Liebe doch den Wechſel nicht!
Schütz' Gott dein Haus und deine muntern Kleinen,
Des höchſten Glücks genieß' im Glück der Deinen.

II.

Um meine Zukunft ſorgſt du? Sorge nicht!
Zwar nicht in Worten deutlich kann ich's ſagen,
Doch ahn' ich es und fühl's im Herzen ſchlagen,
Daß mir nicht Kraft, nicht Wille mir gebricht.

Fern iſt das Ziel und ſchwer erfüllt die Pflicht;
Doch hab' ich Muth, zu kämpfen und zu wagen!
Drum was die Andern zweifeln, deuteln, fragen,
O glaube du nur, was mein Herz verſpricht.

Auf mich und dich, die weinend bei mir ſtand,
Hat ſegnend ſich, vom Tode ſchon gebrochen,
Noch unſrer Mutter letzter Blick gewandt.

Und was wir da, von Thränen heiß benetzt,
Mit ſtummem Eidſchwur, Herz an Herz, verſprochen,
Du hieltſt den Eid! den meinen halt' ich jetzt.

III.

Vor einem Jahr — mir iſt's, als wär' es geſtern,
Und doch welch reiches, welch bewegtes Jahr!
In eurer Mitte ſaß ich, liebe Schweſtern,
Umgeben rings von eurer Kinder Schaar;
Heut lärmten ſie, wie wir gelärmt vor Jahren,
Da, die jetzt ſchlummern, Weihnacht uns beſcheert —
Still, ſtill davon! Ihr wißt, wie froh wir waren,
Nie beſſern Tag hat uns das Glück gewährt.

Heut fern von euch — und dennoch nicht verlaſſen,
Von euch getrennt, doch ein beglückter Mann!
Zwei weiche Arme fühl' ich mich umfaſſen,
Zwei helle Augen ſehn mich zärtlich an;
Ein neues Leben iſt mir aufgegangen,
Ein Paradies, das nie mein Traum geſchaut,
Und all mein Wunſch, mein Hoffen und Verlangen,
Mein Ich, mein All, es ruht in meiner Braut.

Sie zürnt mir nicht, wenn heut nach euch ein Sehnen
Das ſtarke Herz wehmüthig mir erweicht,
Wenn in die Fluth wollüſt'ger Freudethränen
Sich heut um euch ein ſtilles Thränchen ſchleicht:
Sie liebt euch auch! Sie möchte zu euch fliehen,
Hold, wie ſie iſt, mit lächelndem Geſicht,
Ihr aber würdet an das Herz ſie ziehen:
Wohl ungekannt, doch fremd ſeid ihr euch nicht.

O möchte bald der frohe Morgen tagen,
Den noch umſonſt mein ſehnend Herz beſchwor,
Wo ich zu euch mit Lächeln dürfte ſagen:
Schaut her, hier iſt ſie, die ich mir erkor!
So werden Tage, Monden, Jahre ſchwinden,
Viel iſt zu dulden, Vieles muß geſchehn;
Doch werden wir, wir werden einſt uns finden —
Sei Gott mit uns! auf frohes Wiederſehn!

An G. T.

Fünf Jahre ſind's, ſeit wir uns lieb gewannen,
Fünf Jahre, Freund, voll Luſt und Leid verrannen,
Seit Herz an Herz ſich glücklicher gefühlt:
Wir ſtanden Beid' an Eines Tempels Schwelle,
Und ahnten Beide, daß die nächſte Welle
Uns bald hinaus ins offne Leben ſpült.

Da war es, Freund, wo wir in enger Runde
Weisheit erforſchten von verehrtem Munde:
Ich nenn' ihn nicht, wohl aber kennſt du ihn!
Wo karg an Worten, glühend in Gedanken,
Wir an die Bruſt mit ſtummem Schwur uns ſanken,
Durch's Leben einſt nicht thatenlos zu ziehn.

Du ſchiedeſt, Freund! Im muntern Rebenlande,
In Heidelberg, am ſchönen Neckarſtrande,
Ging dir der Freiheit ſel'ger Morgen an:
Wo fröhlich ihr die vollen Becher ſchwanget,
Die Schwerter auch! und deutſche Lieder ſanget,
Und ganz empfandet, frei zu ſein und Mann! —

Ich war daheim. In enggezognem Kreiſe
Las ich und lernt' in altgewohnter Weiſe,
Spät in die Nacht, bei trüber Lampe Licht;
Du warſt indeß die weite Welt durchzogen,
Nur wen'ge Briefe kamen uns geflogen,
Und doch, o Freund, vergaßen wir uns nicht

Wir ſahn uns wieder, waren noch die Alten,
Am Herzen hatte treu das Herz gehalten,
In friſchen Flammen loderte die Gluth.
So lebten wir, wie Brüder, eng verbunden,
Benützten bald, verſcherzten bald die Stunden,
Muth ward oft Unmuth, Wehmuth, Uebermuth.

Jetzt haſt du, Freund! die alte Bahn beendigt,
Ein neuer Lehrbrief ward dir ausgehändigt,
Ein neues Leben winkt dir luſtig zu.
Mich haſt du weit, weit hinter dir gelaſſen,
Mir gilt es noch, mich ſelber erſt zu faſſen,
Im Werden ich und ein Gewordner du!

O laß mich heut, heut laß, o Freund, mich ſagen,
Was ich ſchon lang in ſtiller Bruſt getragen,
Heut ohne Schminke, frei ins Angeſicht:
Wie auch mein Fuß auf ſeinem Pfad mag irren,
Wie Gluth und Muth im Drange ſich verwirren,
Verzage, Freund, an mir, dem Freunde, nicht!

Das Schickſal hat für dieſes wilde Leben
Ein wildes Herz voll Launen mir gegeben,
Und launiſch ſelber führt es meinen Gang.
Noch jüngſt, du weißt! es ließ mich hoffen, ſchmachten,
Vor Liebe jauchzen und zuletzt — verachten!
Drum o vergieb, iſt dieſes Herz noch wund.

Es kann ja doch nicht immer Dämmrung bleiben,
Die Sonne muß das Nachtgewölk vertreiben,
Und auch bei mir kehrt einſt der Frieden ein.
Dann laß, o Freund, die in der Jugend Stunden
Spielender Ernſt, ernſthaftes Spiel verbunden,
Durch Thaten dann laß uns verbunden ſein. —

Dies ſang ich dir zu deinem Feiertage,
Die erſten Reime ſind's, die ich dir ſage,
Denn wenig, weiß ich, freuen Reime dich:
Doch dieſe ſind ſo aus der Bruſt gekommen,
Als hätt' ich heut dich bei der Hand genommen
Und dir geſagt: Sei glücklich! liebe mich!

Einem ältern Freunde.

Es liebt der Menſch in ſeiner Jugend Tagen,
Frei, wie der Vogel in der Luft zu ſein;
Des Hauſes Friede will ihm nicht behagen,
Weit in die Welt zieht's mächtig ihn hinein,
Zu kämpfen dort, zu ringen und zu wagen,
In Lieb' und Leid, in Hoffnung und in Pein.
Ach, und er glaubt, durch ſein verwegnes Ringen
Die Erde ſelbſt aus ihrem Gleis zu zwingen.

Doch willig fügt der Mann ſich in die Schranken,
Die feſtbeſtimmten, ſeiner ſtrengen Pflicht;
Sein Herz verlockt zu ungeſtümem Schwanken
Nicht Jugendwahn und Jugendglaube nicht;
Er ſchaut die Welt mit prüfenden Gedanken,
Ihm hat die That, die ernſte, nur Gewicht:
An Weib und Kind, an Haus und Staat gebunden,
Hat im Begrenzten er ſein Glück gefunden.

Nicht feindlich ſei der Mann dem Jugendſtreben,
Dem Manne nicht des Jünglings raſcher Muth!
Es ſoll der Mann die Seele neu beleben
Am ſchönen Abglanz jugendlicher Gluth;
Es ſoll der Jüngling ſeine Kraft erheben,
Dem Manne gleich zu werden ernſt und gut —
So haben wir ſeit Langem es gehalten:
Reich' mir die Hand und bleiben wir die Alten!

* * *

Kein Gelehrter.

Wenn ich ein Reiter wäre
Mit blankem Schild und Speere
Und Federn auf dem Hut:
Mein Rößlein ſollte ſpringen,
Die Fahne wollt' ich ſchwingen,
Ei ja, das wäre gut!

Oder auf Meeres Weiten,
Ein kühner Schiffer, gleiten
An unentdeckten Strand:
Die Wogen möchten brauſen,
Mein Schifflein ließ' ich ſauſen,
Das Steuer in der Hand!

Nun hinter alten Schriften
Muß ich die Zeit vergiften,
Sie nennen's Studium:
Die Bücher ſind ſo ſtaubig,
Das nimmt den Athem, glaub' ich,
Und macht den Kopf mir dumm.

Gebt Raum, Ihr Herr'n, ich bitte!
Laßt in des Lebens Mitte
Mich ſtürmen ſiegesfroh:
Mich will's zu Thaten treiben,
Ihr mögt ſie dann beſchreiben,
Das paßt uns Beiden ſo!

Herr Frühling.

Herr Frühling zog in's Land hinein,
Der fürſtliche Geſelle,
Mit goldnen Locken kraus und fein,
Mit Augen ſternenhelle.
Sein Rößlein war ein Schmetterling,
Darauf er ſaß mit Lächeln,
Und vor ihm her als Page ging
Ein luſtig Maienfächeln.

Und als er kam in einen Wald,
Da war es öd' und traurig;
Als wär' es ihnen gar zu kalt,
Standen die Bäume ſchaurig.
Er aber ſah den Wald ſich an
Und ſprach: „Hier will ich hauſen!“
Sah Thal hinab und Berg hinan
Und ſprach: „Hier will ich ſchmauſen!“

Mailüftchen flog gen Himmel ſchnell,
Da riß der Wolkenſchleier,
Die goldne Sonne lachte hell
Zur ſüßen Frühlingsfeier.
Mailüftchen flog hinab in's Thal,
Die Quellen ließ er ſpringen,
Das gab im erſten Sonnenſtrahl
Ein Rauſchen und ein Klingen.

Und in den welken Bäumen traun,
Wie regt es ſich behende!
Sie ſproſſen, keimen, blühen auf
Als grüne Laubenwände.
Dazwiſchen ward von grünem Moos,
Drin duft'ge Beeren lagen,
Geſtickt mit Blumen klein und groß,
Das Tiſchtuch aufgeſchlagen.

Und in den Bäumen bauten bald
Die Vöglein ihre Neſter.
Das war, verſteckt im Blüthenwald,
Ein luſtiges Orcheſter.

Doch wenn mit lautem Sang und Klang
Die Vöglein ſich ermattet,
Da wird ein Lied, nur nicht zu lang,
Den Fröſchen auch verſtattet.

Als nun der Mai mit muntrem Sinn
Die Tafel ſah bereitet,
Da ſchickt er ſchnell zum Küſter hin,
Daß er die Tiſchglock' läutet:
Der Kuckuck rief! und nah und fern
Nachhallt es in den Gründen,
Allüberall den edlen Herrn,
Den Frühling anzukünden.

So ſitzt er nun beim frohen Schmaus,
Der fürſtliche Geſelle,
Mit goldnen Locken fein und kraus,
Mit Augen ſternenhelle.
Und wie ein König mild geſinnt
Läßt er uns all' zum Feſte,
Und Dichter und Verliebte ſind
Die rechten Ehrengäſte.

Liedertafel.

Horch, die Abendglocken klangen
    Und die Sternlein ſind erwacht,
Feierzeit iſt angegangen,
    O willkommen, liebe Nacht!
Sei das Tagwerk nun geſchloſſen,
    Das wir ſchufen ſonder Raſt,
Und der Abend froh genoſſen
    Nach des heißen Tages Laſt.

Chor.

Fröhlich auf, ein Lied geſungen!
    Freunde, kommt zum muntern Schmaus!
Eingeſchenkt und angeklungen,
    Freunde, trinkt die Gläſer aus!

Holde Frauen zarter Sitte,
  Mild von Auge, mild von Sinn,
Tretet ein in unſre Mitte,
  Nehmt des Feſtes Scepter hin!
Ihr vor Allen ſeid willkommen,
  Euch vor Allen lud ich ein:
Soll dem Mann die Freude frommen,
  Müſſet ihr beim Feſte ſein.

Chor.

  Lebet hoch! den Frau'n geſungen,
    Holde Frauen, kommt zum Schmaus!
  Eingeſchenkt und angeklungen,
    Züchtig nippt die Gläſer aus!

Fort mit den beſtäubten Rollen,
  Weiſer! tritt auch du herein!
Grübelſt, was die Menſchen wollen?
  Lieder wollen ſie und Wein!
Willſt du auf die Wahlſtatt ziehen,
  Schlachtenmuthiger Soldat?
Schau die Flaſchenbatterieen,
  Hier auch gilt es kühne That!

Chor.

Lebet hoch! ſei euch geſungen,
Krieger, Weiſer! kommt zum Schmaus!
Eingeſchenkt und angeklungen,
Freunde, trinkt die Gläſer aus!

Guter Kaufmann! der mit Sorgen
Raſtlos ſeine Schätze mehrt,
Buch und Zahltiſch laß auf Morgen,
Freie Zeit ward heut beſcheert.
Wie? verſchmähſt du Luſt und Lieder,
Und nur Geld kann dich erfreun?
O ſo ſchau in's Glas hernieder,
Goldig lacht der goldne Wein!

Chor.

Lebet hoch! ſei euch geſungen!
Alle kommt zum muntern Schmaus!
Eingeſchenkt und angeklungen,
Freunde, trinkt die Gläſer aus!

Und was ſeh' ich? zärtlich Nicken?
Flüſtern leis von Ohr zu Ohr?

Und dies Feuer in den Blicken —
Holde Frauen, ſeht euch vor!
Denn beim Klange dieſer Lieder,
Hergelockt durch unſern Wein,
Stieg die Liebe ſelbſt hernieder:
Freunde, laßt die Göttin ein!

Chor.

Sei der Liebe dies geſungen!
Süße Liebe kommt zum Schmaus!
Eingeſchenkt und angeklungen,
Braut und Bräut'gam! trinket aus!

Nun noch einmal füllt den Becher,
Füllt ihn ſchäumend bis zum Rand,
Rückt heran, ihr alten Zecher!
Leget alle Hand in Hand!
Laßt ein Lebehoch! uns ſingen
Lebe hoch! aus tiefſter Bruſt:
Liederluſt und Becherklingen,
Liederklang und Becherluſt!

Chor.

Hoch! ſei Lied und Wein geſungen,
Denn ſie krönen unſern Schmaus,
Eingeſchenkt und angeklungen,
Alle trinkt die Gläſer aus!

Der Zecher.

Es war 'mal auf Erden ein muntrer Patron,
Eine ganz kreuzluſtige Fliege;
Ihn freute nicht Kirche, ihn freute nicht Thron,
Ihn grämten nicht Kriege noch Siege;
Tief unten ſaß er in Kellers Grund
Und zechte und zechte mit durſtigem Mund
— Ei proſit, du luſtiger Zecher!

Und als es nun endlich zum Sterben kam —
Ein abſcheuliches Ding mit dem Sterben!
Da trank er noch Eins mit unendlichem Gram,
Schlug ſterbend den Becher in Scherben.
Der Kellner, der weinte die Aeuglein ſich naß,
Und legte ihn ſanft in ein Rheinweinfaß
— Gute Nacht, du mein luſtiger Zecher!

Drauf als der Welt Ende gekommen war,
Gott Vater ſaß zu Gerichte,
Da wandelte flugs der Seligen Schaar
In den Himmel mit glattem Geſichte.
Doch die, ſo gelebet in Saus und Braus,
Die wurden dem Teufel ein leckerer Schmaus
— Wie wird es ergehen dem Zecher?

Sprach da Gott Vater zu Petrus gewandt:
„Wer ſteht mir denn dort in der Ecken?
Potz Blitz noch, ich glaube, der thörichte Fant
Will gar vor dem Herrn ſich verſtecken?
Auch leuchtet ſein Antlitz ſo flammenroth,
Als litt er im Voraus die hölliſche Noth“
— O weh, armſeliger Zecher!

Herr Petrus, der bracht' ihn geſchwind vor den Thron,
Sprach alſo mit zürnenden Blicken:
„Das iſt der leibhaftig verlorene Sohn,
Den magſt du zur Hölle nur ſchicken!
Der hat ſich auf Erden nichts Beßres gewußt,
Als Bechergeklirr, als Becherluſt“
— Wie nun, du verlorener Zecher?

Antwortet der Zecher mit heiterem Mund,
Mit ſittſamem Neigen und Bücken:
„Du wolleſt, o Herr, nicht ohne Grund
Mich gleich in den Schwefelpfuhl ſchicken!
Zwar kann ich nicht leugnen, ich ſage nicht nein,
Wohl liebt' ich vor Allem, ich liebte den Wein,
— Wohl war ich ein luſtiger Zecher!

Doch hab' ich, o Herr, nicht ſündlich gezecht,
Wie die Leute, die thörichten, pflegen:
Stets that ich dem Weine ſein treffliches Recht
Und erkannte den himmliſchen Seegen.
Drum, ſchaut' ich die Perlen im funkelnden Wein,
Da dacht' ich gleich an die Sternelein
— Ich war ein nachdenklicher Zecher!

Und wenn ich nur erſt bei den Sternen war,
Dann ſchnell noch ein Gläschen getrunken!
Da wurde der ganze Himmel mir klar,
Da war mir die Erde verſunken,
Da hört' ich das Jauchzen der Engel ſchon,
Da ſah ich dich ſelber auf deinem Thron
— Ich war ein ſehr gläubiger Zecher!

Fernab von der Welt, in den Keller verſenkt,
So hab' ich, o Herr, es getrieben,
Hab' nie eine menſchliche Seele gekränkt,
Kein Glas bin ich ſchuldig geblieben.
Mein Leben und Weben, es glich ja dem Wein,
So luſtig wie er und ſo hell und ſo rein
— O, nun ſei gnädig dem Zecher!"

Und ſiehe, der Herr ſtand auf vom Thron:
„Geh' ein zum ewigen Leben!
Wohl warſt du auf Erden ein luſt'ger Patron,
Zur Luſt euch ſchuf ich die Reben.
Geh, Petrus, voran und füll' ihm das Glas
Aus meinem eigenen Mutterfaß"
— Ei proſit, du ſeliger Zecher!

Wirth und Gaſt.

Herr Wirth! Herr Wirth! mir iſt ſo krank,
Mir ſchwirrt das Ohr, mir pocht das Blut,
Denn ach, ein Mägdlein hold und ſchlank
Verdirbt mir allen Muth!
Stolz wendet ſie den Rücken mir,
Und dennoch zieht's mich hin zu ihr,
An ihren Roſenmund!
„Schenkt ein! Schenkt ein!
Der Wein! der Wein!
Der Wein macht euch geſund!“

Herr Wirth! und dann verdrießt es mich:
Bin auch gezogen mit in's Feld,
Stand unverzagt auf Hieb und Stich,
Und wurde doch kein Held!

Steh' in der Ecke wie ein Wicht,
Ach, und mein Mädchen koſ't und ſpricht
Mit den beſternten Herrn!
„Schenkt ein! Schenkt ein!
Der Wein! der Wein!
Gilt mehr als Kreuz und Stern!“

So ſei's dem Wirth denn auch vertraut:
Nicht hab' ich eben viel ſtudirt,
Mehr nach den Mädchen ausgeſchaut,
Getrunken, renommirt!
Nun reizt der Doctorhut mich ſehr,
Doch ich bekomm' ihn nimmermehr,
Bin lang nicht klug genug!
„Schenkt ein! Schenkt ein!
Der Wein! der Wein!
Der Wein macht Thoren klug!“

Herr Wirth! Herr Wirth! ei was iſt das?
Hab' in der Taſche ja kein Geld!
Ob ich den Beutel gar vergaß?
Ei, ei, potz alle Welt!

Ihr riethet heut ſo trefflich mir,
Nun, lieber Wirth, nun helft auch hier
— Mir iſt die Taſche leer!
„Trinkt aus! Trinkt aus!
Und geht nach Haus,
Weiß keine Hilfe mehr!“

Lyriſches.

Zweites Buch.

Perlen und Lieder.

Geht am Strand das Fiſchermädchen, früh vom Morgenwind umgaukelt,
Wenn bei Nacht die tolle Windsbraut auf den Wellen ſich geſchaukelt,
Sieht mit Perlen und Korallen ſie das Ufer überſpült,
Die der Sturm vom Meeresgrunde nächtlich hat heraufgewühlt.
Fröhlich der gefundnen Schätze, ſammelt ſie mit ſchnellen Händen,
Was an Perlen, an Korallen, ihr die dunklen Wogen ſpenden,
Schmückt bebend ſich Stirn und Buſen, ſtreicht die Locken, zupft das Kleid,
Sieht im Geiſte die Geſpielen ſchon erglühn vor Scham und Neid.

Ach! ſie denkt ja nicht der Windsbraut, die die ſchimmernden Korallen
Ungeſtüm hat losgeriſſen aus des Meeres Felſenhallen;
Ach! ſie ahnt nicht, daß der Sturmwind, der mit Schätzen ſie beſchenkt,
Viele reich beladne Schiffe, blonde Knaben viel verſenkt!
— Und ſo bring' ich, liebe Kleine! dir die vielbewegten Lieder,
Lächelnd, wie das Fiſchermädchen, ſieh auf dieſe Blätter nieder.
Freue dich der bunten Klänge, holdes Mädchen! und vergiß,
Daß ein Sturmwind dieſe Lieder mir aus tiefſter Seele riß

* * *

Frühlingsliebe.

1.

Es hat die Roſe dich verklagt,
Um dich zergrämt ſie ſich zu Tod,
Sie hat es der Nachtigall geſagt,
Daß deine Wange roſenroth.

Die Nachtigall hat es der Nacht geſagt,
Die arme Sängerin iſt krank,
Sie hat dich bei der Nacht verklagt
Um deiner Stimme ſüßen Klang.

Dem Himmel hat es die Nacht geſagt,
Mit ihrer ganzen Sternenſchaar
Hat ſie beim Himmel dich verklagt,
Daß ſchwarz wie Nacht dein Lockenhaar.

Der Himmel hat es dem Meer geſagt,
Er will ſich kleiden ſchwarz und grau,
Beim Meere hat er dich verklagt
Um deine Augen himmelblau.

Das Meer hat es dem Stein geſagt,
Mit dumpfem Murren zog's daher,
Beim Steine hat es dich verklagt,
Daß du ſo falſch biſt, wie das Meer.

Der Stein hat es dem Baum geſagt,
Er meint, es wäre gar nicht fein,
Und hat beim Baume dich verklagt,
Daß du ein Herz haſt, hart wie Stein.

Der Baum zuletzt hat mir's geſagt,
Hoch aus dem Blüthenwipfel her
Hat leiſe flüſternd er geklagt,
Daß du verwelken mußt, wie er.

193

Nun, Liebchen! hab' ich's dir geſagt,
  Du aber hörſt ja nicht auf mich;
Doch hab' ich nirgends dich verklagt;
  Denn ach! du weißt, ich liebe dich!

II.

Sei gegrüßt, o Frühlingsſtunde,
Sei gegrüßt, o Maienpracht!
Denn die Blumen blühn im Grunde
Und die goldne Sonne lacht.
Horch, in allen Zweigen
Fröhlich Singen,
Luſtig Klingen!
In den Lüften,
In den Klüften,
Ueberall welch muntrer Reigen!
Ja der Frühling iſt gekommen,
O willkommen
Du mit holdem Liederſchall,
Frühlingsbote, Nachtigall!

Solche ſüße Frühlingsſtunde
Kam in meiner Seele Nacht,
Seit aus ihres Auges Grunde
Sonne mir und Leben lacht.
Aber doch welch Schweigen,
Welches Sehnen,
Welche Thränen?
Ja, dies Bangen
Und Verlangen,
Ach, iſt das der Liebe eigen?
Iſt die Liebe doch gekommen,
O willkommen!
Stimme an den ſüßen Klang,
Liebesbote du, Geſang!

III.

Ich will's dir nimmer ſagen,
Wie ich ſo lieb dich hab',
Im Herzen will ich's tragen,
Will ſtumm ſein wie das Grab.

Kein Lied ſoll dir's geſtehen,
Soll flehen um mein Glück:
Du ſelber ſollſt es ſehen,
Du ſelbſt — in meinem Blick.

Und kannſt du es nicht leſen,
Was dort ſo zärtlich ſpricht,
So iſts ein Traum geweſen:
Dem Träumer zürne nicht!

IV.

In Waſſer haſt die Roſe du geſetzt,
Die ich dir geſtern Abend hab' gebracht,
Und heut ſchon hat die Knoſpe ſich erſchloſſen!
Ach, meine Liebe hab' ich wohl genetzt
Mit tauſend Thränen früh bis Mitternacht,
Und dennoch will mir keine Blüthe ſproſſen

V.

Wohl hunderttauſend Thränen
Hab' ich geweint um ſie,
Doch Waſſer löſcht dies Sehnen,
Löſcht dieſes Glühen nie.

Wohl höhnt mit kalten Blicken
Mein Schatz mich unverwandt;
Doch kann kein Froſt erſticken
Des Herzens heißen Brand.

Ach! iſt dies Feu'r zu zähmen
Nicht Froſt, nicht Waſſer gut,
So müßt ihr Erde nehmen:
Schwarze Erde dämpft die Gluth.

VI.

Wohlan, ich will wandern,
  Wohlan denn, ich geh'!
Schatz, ſuch dir 'nen Andern,
  Ich ſag' dir Ade!
Mag länger nicht klagen
  Vergebliche Pein,
Mag's länger nicht tragen,
  Dein Narre zu ſein!

Will wandern und ſingen
  Das Reich entlang,
Meine Leier ſoll klingen
  So lieblichen Klang,
Daß die Frauen mich grüßen
  — Du grüßteſt mich nie!
Daß die Mädchen mich küſſen
  — Dann küſſe wie ſie!

In Reim will ich bringen,
Wie du mich gequält,
Daß die Knaben es ſingen,
Daß die Welt ſich's erzählt.
Sie ſollen dich haſſen,
Du eiſernes Herz,
Sie ſollen dich laſſen
In einſamem Schmerz!

Dann ſuch' dir nur Einen,
Der ſo treu iſt, wie ich,
Und findeſt du Keinen —
Schatz, rufe nur mich!
Wär' ich weit weg von dannen,
Tauſend Meilen von hier,
Will die Flüglein ausſpannen,
Will fliegen zu dir!

Will dich halten und küſſen,
O du liebliches Kind!
Und die Welt ſoll es wiſſen,
Wie gut wir uns ſind.

Schatz! laß mich nicht wandern,
Nicht ziehen durch's Reich,
Du find'ſt keinen Andern —
O rufe mich gleich!

VII.

(Das Mädchen ſpricht.)

Mond! haſt du auch geſehen,
Wie mich mein Schatz geküßt?
Frei muß ich dir geſtehen,
Daß mich das ſehr verdrießt.

Auch weiß ich nicht, wie eben
Es geſtern Abend kam,
Ob ich ihn ihm gegeben,
Ob er den Kuß ſich nahm.

Du mußt's nicht weiter ſagen,
Ich bitte dich darum!
Wenn dich die Leute fragen,
O lieber Mond, ſei ſtumm! —

VIII.

Daß ich im Frühling ſcheiden ſoll,
Das macht das Herz mir ſchwer;
Ich wär' nicht halb ſo kummervoll,
Wenn's nur nicht Frühling wär'!

Allüberall iſt Maienluſt,
Hell klingen Thal und Hain,
Ach, und allein in meiner Bruſt
Wird's ſtill und öde ſein.

Wem ſoll ich klagen meine Pein?
Die Roſe blüht ſo roth,
Die Lerche wirbelt aus und ein —
Wem klag' ich meine Noth?

Ach, ſoll's einmal geſchieden ſein,
So ſei's in Winterszeit:
Da tragen Lerche, Flur und Hain
Mit mir daſſelbe Leid.

Da klagen all' zuſammen wir
Um Ein entſchwunden Glück
Und alle träumen ſie mit mir
Von neuem Sonnenblick.

Und wenn die Roſen wieder blühn,
Kehrt auch der Liebſte dein:
Drum nicht im Frühling laß mich ziehn,
Im Winter ſoll es ſein!

IX.

O Herz, du mußt dich faſſen,
Du haſt's ja lang gewußt,
Mußt fliehen und verlaſſen
Die ſüße Liebesluſt!

Wohl hab' ich jeden Morgen,
Wohl jede Mitternacht
Mit langem, bangem Sorgen
An dieſen Tag gedacht.

Wie, dacht' ich, willſt du's tragen,
Wenn es nun Scheiden heißt?
Wie, dacht' ich, willſt du's wagen,
Wenn Herz von Herz ſich reißt?

Nun iſt der Tag gekommen,
Daß ich von dannen muß,
Der Abſchied wird genommen
Mit Einem flücht'gen Kuß.

Kein Wörtchen wird geſprochen,
Wir ſchaun uns ins Geſicht:
O Herz, was ſoll dies Pochen!
Herz, warum brichſt du nicht?

X.

Wohl küßt' ich dir vom Roſenmunde
Viel ſüße Küſſe ſonder Zahl,
Und dachte nicht der bangen Stunde,
Da ich dich küſſ' zum letzten Mal.

Nun wir den letzten Kuß uns geben,
Ach! dünkt's dich nicht, du Engel mein,
Als wär's der erſte Kuß im Leben?
Und dieſer ſoll der letzte ſein?

Abſchied.

An deine Bruſt wollt' ich mich gläubig legen,
All meine Sorgen, all den bittern Schmerz,
Die ruhelos die Seele mir bewegen,
Wollt' ich verſenken in dein frommes Herz.

In deinem Auge wollt' ich Friede leſen,
Von deiner Lippe küſſen linden Troſt,
Vergeſſen wollt' ich, was ich einſt geweſen,
Vergeſſen Alles, was hier innen toſt.

Ich hab's gethan! Ich habe dich gefunden,
In der ich mich und meinen Himmel fand:
Herz hat dem Herzen glühend ſich verbunden,
Ich habe dich und du haſt mich erkannt.

Jetzt muß ich fort! Ich darf nicht bei dir bleiben.
Die Stunde drängt zu flücht'gem Abſchiedswort.
Weit in die Welt will es mich mächtig treiben,
Ich zaudre noch — und dennoch ruft's mich fort!

Das waren mir, das waren ſüße Zeiten.
Ein Maientag voll Blüthe, Duft und Licht —
Und war's ein Traum und muß er nun entgleiten,
O ſüßes Herz, vergiß des Traumes nicht!

In treuer Bruſt o laß uns Beide tragen
Den erſten Blick, den erſten Druck der Hand,
Laß Beide uns mit ſtiller Thräne klagen,
Daß dieſer Frühling, ach! ſo bald entſchwand.

So lebe wohl! du kannſt mich nicht geleiten,
Trüb' iſt die Nacht und kalte Winde wehn,
An mir vorüber ziehn vergangne Zeiten:
Sie ſind dahin —! und ich muß weiter gehn.

Der Abſchied.

War das der Abſchied? Flüchtig Händedrücken,
Ein halb geſprochnes, halb vernommnes Wort,
Ein feuchter Glanz in abgewandten Blicken,
Ein Kuß, ein einz'ger —! und es riß mich fort.

Und das der Abſchied? Alſo das iſt Scheiden,
Das ein Valet auf Leben und auf Tod?
So wenig Troſt für, ach! ſo viele Leiden,
Der Weg ſo weit, ſo karg das Wanderbrod?

Hinſitzen wollt' ich lächelnd und gelaſſen,
Auf deinen Schooß das müde Haupt gebeugt,
In meine Hände wollt' ich deine faſſen,
Mein Blick dem deinen freundlich zugeneigt.

So wollten wir von dem Vergangnen plaudern,
Von unſrer Liebe ſüßem Maienglück,
Vom erſten Tag, vom erſten bangen Zaudern,
Dem erſten Wort, dem erſten warmen Blick;

Wie ſich die Lippe weigerte zu ſagen,
Was unſer Auge lange ſchon bekannt,
Und wie dann raſch mit ungeſtümem Wagen
Sich Mund zu Mund, zum Herzen Herz ſich fand.

Und Nichts von Abſchied! Ganz in Luſt verloren,
Als gäb's kein Scheiden, gäbe keine Zeit!
O nichts von Abſchied, keinen Eid geſchworen —
Nur Kuß um Kuß! und jeder Kuß iſt Eid.

Und war die letzte Stunde nun verfloſſen,
Und mußt' es ſein, und mußt' ich von dir gehn,
Dann hätt' ich fröhlich dich an's Herz geſchloſſen
Kein Wort von Abſchied: Eins nur — Wiederſehn!

Daß ich noch einmal rückwärts dürfte fliegen!
Nicht mir mein Neſt an deiner Bruſt zu baun;
Nur einmal noch mich an dein Herz zu ſchmiegen,
Nur einmal noch in's Auge dir zu ſchaun!

Nur einen Druck von deiner treuen Rechten,
Zum letzten Abſchied nur noch einen Kuß —
Dann friſch hinaus, zu wagen und zu fechten!
Ich wüßte dann, daß ich ja ſiegen muß!

◆

Herz in Nöthen.

Liebes Herz, was willſt du klagen,
Herz, was macht dir ſolche Noth?
Willſt verzweifeln und verzagen,
Grämſt und härmeſt dich zu Tod?
Schau doch nur, die Quellen ſpringen,
Duft'ge Blüthen überall!
Horch doch nur, die Lerchen ſingen,
Und die holde Nachtigall! —

Um mich ſchau' ich, mag nicht ſchauen!
Denn ihr himmliſch Angeſicht,
Ihre Locken, ihre Brauen,
Ihre Augen ſchau' ich nicht.
Um mich horch' ich; doch die Worte,
Die ihr Mund einſt ſtammelnd ſprach,
Sind verhallt an fernem Orte,
Und kein Echo tönt ſie nach.

Was ſoll mir der Blüthe Koſen,
Mir der Vögel muntres Lied,
Da der Liebe ſüße Roſen
Mir in Maienpracht geblüht?
Da in wunderſel'ger Stunde,
Als mein Arm ſie feſt umſchlang,
Aus der Liebſten holdem Munde
Mir der Gruß der Liebe klang?

Keine Blüthe mag ich ſehen,
Mag nicht hören Lerchenſchlag;
In die Ferne will ich ſpähen,
Wiederſehen, ſüßer Tag!
Herz, der Himmel ſteht dir offen,
Sei getroſt und habe Muth!
Hohe Liebe lehrt dich hoffen,
Herz! es wird noch Alles gut!

* * *

Studentenherz.

Studentenherz, was macht dich trüb?
Was ſoll dein banges Zagen?
Fragſt, wo die luſt'ge Freiheit blieb,
Von der die Lieder ſagen?
Studentenherz, ergieb dich drein,
Sie iſt entſchwunden und dahin. —

Ach nein, nicht darum dieſer Schmerz,
Nicht darum Gram und Zagen!
Mein Herz iſt eben auch ein Herz
Und menſchlich will es ſchlagen!
Daß ich ſo fern bin meinem Lieb,
So gar zu fern, das macht mich trüb

Du armes Herz, du dau'rſt mich ſehr,
Das iſt ein bittres Leiden,
So weit weg, ohne Wiederkehr,
Von ſeiner Liebſten ſcheiden.
Doch ſei getroſt und habe Muth,
Studentenblut iſt luſtig Blut. —

Ach, Luſt und Jubel mag ich nicht,
Woran ſollt' ich mich weiden?
Ihr weicher Mund, ihr hold Geſicht,
Das waren meine Freuden,
Und mag ich noch ſo ferne ſein,
Schlägt doch mein Herz nur ihr allein.

Nun denn wohlan, ſo wag' es drauf,
Du gehſt auf ſchnellen Füßen,
Nimm Stab und Ränzel, mach' dich auf,
Kehr heim zu deiner Süßen.
In ihrem Arm, an ihrer Bruſt,
Studentenherz, o welche Luſt!

In der Ferne.

Jetzt wird ſie wohl im Garten gehen,
Der blüht und glüht im Sonnenlicht,
Und in die Ferne wird ſie ſpähen —
Mich aber, ach! mich ſieht ſie nicht.

Und eine Roſe wird ſie brechen,
Mit ſtummer Wehmuth im Geſicht,
Und meinen Namen wird ſie ſprechen —
Ich aber, ach! ich hör' es nicht!

Nachts.

O Nacht mit deinen Finſterniſſen,
Mit deinem Nachtigallenſang,
Von wie viel Freuden, wie viel Küſſen,
Kannſt du verkünden ſüßen Klang!
Wie ſiehſt du glühen voll Verlangen
Den Bräutigam im Arm der Braut! —
So von der Liebſten eng umfangen,
So haſt du einmal mich geſchaut.

O Nacht mit deinen Finſterniſſen,
Von wie viel Stunden, trüb durchwacht,
Von wie viel Seufzern, Thränengüſſen,
Kannſt du erzählen, düſtre Nacht!
Du hörſt der Sehnſucht banges Flehen,
Du ſiehſt der Trennung bittre Qual! —
So ſahſt du mich, ſo wirſt du ſehen
Mich viele hunderttauſend mal.

Und doch, ich weiß! ob noch ſo ferne,
Ob hinter Wolken trüb und ſchwer,
Sie leuchten doch, die ew'gen Sterne,
Die Sonne hebt ſich aus dem Meer!
Es wird ein neuer Morgen tagen,
Der wird mein Auge trocken ſehn,
Und dieſe Nacht voll Gram und Zagen
Wird wie ein Traumgeſicht verwehn.

Abends.

In dieſer Stunde denkt ſie mein,
  Ich weiß, in dieſer Stunde!
Die Vögel ſchlafen groß und klein,
  Es ſchlafen die Blumen im Grunde.
An blauem Himmel hell und klar
Stehn tauſend Sterne wunderbar,
Sie ſchaut hinauf und denket mein,
  Ich weiß, in dieſer Stunde.

Sie ſitzt wohl einſam und allein,
  Ich weiß, in dieſer Stunde,
Und flüſtert wohl den Namen mein
  Halbleiſe mit ſchüchternem Munde.
Sie ſchickt mir Grüße lieb und ſchön
Und winkt mir zu, als könnt' ich's ſeh'n,
Sie weint um mich, und denket mein,
  Ich weiß, in dieſer Stunde.

Gute Nacht und ſchließ die Aeugelein,
Gute Nacht in dieſer Stunde!
Ich will im Traume bei dir ſein
Mit fröhlicher, ſeliger Kunde:
Von einer Nacht, o träume du,
Wo ich in deinen Armen ruh'!
Ja bis dahin gedenke mein,
Jetzt und in jeder Stunde!

Lied.

Wohl viele tauſend Vögelein
Wohnen und ſingen im grünen Hain.
Sie haben all zwei Flüglein ſchön,
Zu fliegen über Land und Seen,
Sie haben alle ſüßen Mund,
Zu ſingen hell aus Herzensgrund —
O bitt' euch, liebe Vögelein,
Will kein's von euch mein Bote ſein?

Ich will euch ſenden in ein Thal
Mit luſt'gen Quellen ohne Zahl,
Da blühen Blumen ſüß und lind
Und wiegen ſich im Abendwind;
Ich will euch ſenden vor ein Haus,
Da lacht der Frühling ſelbſt heraus —
O bitt' euch, liebe Vögelein,
Will kein's von euch mein Bote ſein?

Und ſehnt ihr nach des Waldes Glück,
Nach Roſen und Liedern euch zurück:
Zu einer Roſe ſend' ich euch,
Mein holdes Lieb ſchaut Roſen gleich,
Mein holdes Lieb ſpricht ſüßen Klang,
Als wär' es Nachtigallenſang. —
O bitt' euch, liebe Vögelein,
Will kein's von euch mein Bote ſein?

Drum wer ſich raſch und fröhlich ſchwingt
Und meine Botſchaft zu ihr bringt,
Den läßt ſie lächelnd zu ſich ein,
Füttert ihn groß mit Leckerei'n,
Macht ihm an ihrer Bruſt ein Neſt,
Und hält ihn warm und hält ihn feſt. —
O bitt' euch, liebe Vögelein,
Will kein's von euch mein Bote ſein?

Am Liebſten flög' ich ſelber hin,
Und ſagt' ihr, wie ſo treu ich bin,
Und klagt' ihr meine lange Pein,
Daß ich von ihr muß ferne ſein:

Da läg' ich auch an ihrer Bruſt,
Und Kuß um Kuß und Liebesluſt —
O bitt' euch, liebe Vögelein,
Will keines mir zwei Flügel leihn?

◆

Sonnette

an die Heimath

1.

Nicht, wie du heißeſt, darf der Welt ich ſagen,
So ſoll Maria denn dein Name ſein:
Marien ſing' ich meine Tändelei'n
Und meine Luſt, Marien meine Klagen.

Denn wie die Jungfrau, die den Herrn getragen,
Als Königin zog in den Himmel ein,
So biſt du Kön'gin in der Seele mein,
Und ſollſt es bleiben in den fernſten Tagen.

Und wie der Schooß der Himmliſchen geboren
Den ſüßen Heiland, der die Welt befreit,
Und ihr den Frieden gab, den ſie verloren:

So, himmliſch auch, haſt du mich auch entſündigt,
Den Streit beſchwichtigt, der mein Herz entzweit:
Sei denn Mariens Name laut verkündigt!

II.

Will ruhn und ſchlummern! — Ich vermag es nicht.
Es ſenkt kein Schlaf ſich auf die müden Glieder;
Vom Lager ſpring' ich, wandle auf und nieder,
Und harr' und ſinne bis zum Morgenlicht.

Ach, mich verfolgt ein liebliches Geſicht!
Der mir entflohn, der ſel'ge Mai, kehrt wieder,
Ich ſehe ſie, ich höre ihre Lieder,
Die Lippe küſſ' ich, die von Liebe ſpricht.

Will ruhn und träumen! — Ob ich das vermag?
Nicht von vergangnen, von zukünft'gen Zeiten,
Von neuer Sonne, die aus Nebeln bricht;

Vom Wiederſehen, von dem ſel'gen Tag,
Da ſie die Meine wird für Ewigkeiten,
Ja, träumen will ich; ruhen kann ich nicht

III.

Hab' ich geliebt? Hab' ich das Glück empfunden,
Das wie ein Märchen durch den Sinn mir ſchwebt?
Hat Herz am Herzen glühend heiß gebebt,
In ſüßem Kuß ſich Mund dem Mund verbunden?

Kaum weiß ich's mehr! die Wonne jener Stunden, —
Wie die Rakete ſich gen Himmel hebt,
Ein Mal nur flammt, dann ſich in Nacht begräbt,
So iſt auch ſie begraben und verſchwunden.

Und dennoch, horch! was flüſtert mir im Herzen
Von der entſchwundnen, ſelig ſüßen Pein,
Von meinem Glück, dem meinen und dem ihren?

Ach! meine Luſt ahn' ich aus meinen Schmerzen:
So ganz verarmt, ſo elend ganz zu ſein,
Mußt' ich unſäglich großes Glück verlieren.

IV.

Wie oft, mein Lieb, bin ich mit dir gegangen
In ſpäter Nacht! Mit dir ich ganz allein!
In meiner Hand hielt ich die Hände dein,
Auf meine Schulter lehnteſt du die Wangen.

Kein Sternchen ſchien, Nacht hielt die Welt umfangen —
Nicht Nacht für mich! mir ſchien ein Stern darein,
Ein wundervoller: deines Auges Schein!
Tag ward die Nacht und alle Himmel klangen.

Jetzt, da ich dich, du ſüßes Licht, verlaſſen,
Kein Tag für mich! Licht iſt in Nacht verkehrt,
Und dunkel ſind die ſonnenhellen Gaſſen.

O Liebe, ſprich, kannſt du das Wunder faſſen,
Das alſo mir die Sinne hat bethört? —
Ich hab' ja dich, du ſüßes Licht, verlaſſen.

V.

Haſt du die Alp im Abendroth geſehen?
Die Thäler ſchlummern, Nacht umhüllt die Flur,
Die Alp allein im dämmernden Azur
Scheint leuchtend noch im Sonnenglanz zu ſtehen.

Und ſehnſt du dich hinauf zu jenen Höhen,
Zu ew'gen Tages goldner Roſenſpur?
Das iſt kein Tag, iſt Abendſchimmer nur,
Die Sonne mußte längſt zur Ruhe gehen. —

Der Alpe mag ich ſelber mich vergleichen:
Noch glänzt mein Blick, noch athmet hoch die Bruſt,
Noch ſchwebt ein Lächeln um die jungen Wangen;

Doch was du deuteſt als der Freude Zeichen,
Iſt nur ein Schimmer längſt geweſ'ner Luſt:
In mir iſt's Nacht, die Sonn' iſt untergangen.

VI.

Tags bin ich einſam! — Einſam, nicht allein!
Laut lärmt der Markt, es läuft auf allen Gängen,
Die Freunde kommen, ſtürmiſch mich zu drängen:
„O komm hinaus! zu Liedern komm und Wein!“

Da wogt der Tanz, da ſchmettern Hörner drein —!
Stumm ſitz' ich, höre nichts von dieſen Klängen,
Muß meinen Gram tief in die Seele zwängen:
Tags bin ich einſam, aber ach, nicht mein!

Doch ſteigt am Himmel erſt die Nacht herauf
Mit den verſchwiegnen, mohnbekränzten Stunden,
Da wird's lebendig in der öden Bruſt.

Da ſchließt der Traum die goldnen Pforten auf,
Ich habe ſie, die ich verlor, gefunden —
Tags bin ich einſam, Nacht iſt meine Luſt.

VII.

Schau' ich der Blumen buntgeſchmückten Zier,
Der Blumen denk' ich da mit ſtillem Bangen,
Die ich aus deinen Händen einſt empfangen,
Und unaufhaltſam bricht die Thräne vor.

Tönt Lerchenlied mir in's erſchreckne Ohr,
Denk' ich der Lieder, welche ehmals klangen,
Da du und ich um Mitternacht gegangen,
Und jeder Ton ſagt, daß ich dich verlor.

Doch wenn gen Himmel dann mein Auge ſieht,
Zu jenem Stern, der dich und mich geſehen,
Dann gießt ins Herz ſich Paradieſesruh'.

Die Blume welkt, es ſchweigt der Lerche Lied,
Der Himmel nur, der ewige, bleibt ſtehen,
Und wie der Himmel ewig bleibſt mir du!

VIII.

Schilt mich nicht treulos, ſchau' ich nach den Frauen!
Nur dein gedenkend, einzig, Liebe! dein,
Geh' ich bedachtſam durch die bunten Reihn,
Ob ich nicht Eine, die dir gleicht, kann ſchauen.

Sieh, Jene dort! die Stirne ſieh, die Brauen,
Am Kinn das Grübchen — ſollteſt du es ſein?
Doch nein! das ſind nicht deine Locken, nein!
Das ſind die Augen nicht, die wunderblauen.

So tödt' ich ſpielend mir die langen Stunden:
Schilt mich nicht treulos! Immer ahn' ich dich,
Und immer wieder ſeh' ich dich entſchwinden.

Ja fänd' ich Alles, Alles auch verbunden,
Was dich allein ziert: holde Liebe! ſprich,
Das Eine doch, dein Herz, wo ſollt' ich's finden?

IX.

Wir leſen viel von jenen alten Rittern,
Die im Gefecht mit Drachen, Rieſen, Feen,
Der Heißgeliebten Namen zu erhöhn,
Die Welt durchzogen ohne Furcht und Zittern.

Und kehrten heim, gleich fruchtbeladnen Schnittern,
An Ehre groß, von Wunden ſchmuck und ſchön,
Und legten ihr zu Füßen die Trophä'n
Von Siegesgeſchmeide, Fahnen, Lanzenſplittern.

Ach, daß auf ewig dieſe Zeit entſchwunden!
Ja, kämpfen wollt' ich, wär' es mir vergönnt,
Daß ſich vor dir die Erde ſollte neigen.

So hätt' ich Raum für meine Gluth gefunden!
Jetzt aber, ach! was mir im Innern brennt,
In ſchlechten Reimen nur kann ich dir's zeigen.

X.

Nichts Schön'res weiß ich, als mich zu verſenken
In jene Tage, welche nicht mehr ſind,
Als jenen Frühling, unausſprechlich lind,
Da ich bei dir war, raſtlos durchzudenken.

Zwar weiß ich wohl, auf Andres ſollt' ich lenken
Den jungen Muth: die Jahre fliehn geſchwind,
Ruhmloſe Namen flattern hin im Wind;
Drum Thaten gilt es ſeiner Mitwelt ſchenken.

Ich acht' es nicht! Inbrünſtig ganz verſunken
In jene Zeit, bin ich der Larve gleich,
Die ſich ihr Grab in Roſen hat geſponnen.

Doch hoffe nur! Bald blitzt der Lebensfunken,
Ein Wiederſehn an Freuden überreich,
Ein neuer Mai voll kaum geahnter Wonnen.

XI.

Wahnwitzig hör' ich oft den Frommen ſchmähen,
Der Jahre lang, im fernen Morgenland,
Gen Himmel ſtarrte nach der Sonne Rand,
Im Lichte dort den Ewigen zu ſehen; —

Ward Mann und Greis, und ruhte nicht zu ſpähen,
Ja, da die Gluth das Aug' ihm ausgebrannt,
Kehrt' er geblendet, dennoch unverwandt,
Den todten Blick empor zu jenen Höhen.

So ſchaut' auch ich mit Wonne, nicht zu faſſen,
Auf dich allein, du Sonne mir und Licht!
Und konnte nicht von dir die Seele kehren.

Jetzt aber, ach! da du mich haſt verlaſſen,
Sprich, ſüßes Lieb! gleicht meine Seele nicht
Dem Auge jetzt, dem ausgebrannten, leeren?

XII.

Ich weiß, du liebſt mich; doch ergreift mich Zagen,
Ob du mir treu wirſt in der Ferne ſein,
Ob du mein Bild in deines Herzens Schrein
Wirſt ungetrübt und unverloren tragen.

Du biſt ſo ſchön; ſo Viele, die dir's ſagen,
So luſtig lacht des Lebens Morgenſchein:
Wer bin nur ich mit meinen Träumerei'n,
Daß ich zu dir die Augen aufgeſchlagen?

— Und frag' ich noch? Ich frage, ſüßes Leben?
O, zürne nicht dem allzuſchwachen Muth,
Das eigne Herz kann mir ja Antwort geben.

Ich war ſo ſchwach und bin ſo treu geblieben,
Du biſt ſo gut, ſo mehr, als engelgut:
Mit welcher Treue mußt nicht du mich lieben!

XIII.

Heimkehr.

Ich habe dich, nicht haſt du mich geſehen!
Am Fenſter ſtand ich, lauſchte bang hinein,
Da ſaßeſt du bei deiner Lampe Schein,
Still war's umher, den Pendel hört' ich gehen.

Mir ſchien's wie Gram auf deiner Stirn zu ſtehen,
Feucht ſchien dein Blick — gewiß, du dachteſt mein,
Daß ich von dir muß gar ſo ferne ſein,
Und ahnteſt nicht, was heimlich iſt geſchehen.

Schlaf, ſüßes Lieb! Gut' Nacht auf wenig Stunden!
Träume von mir, und biſt du halb erwacht,
Dem Traume zürnend, der ſo bald verſchwunden:

Dann weck' ich dich mit meinen Flammenküſſen,
Tagbelle Wahrheit wird das Bild der Nacht,
Nicht, ob du wachſt, ob träumeſt, ſollſt du wiſſen.

Fahre wohl.

Nun ſo ſei's, ſo laß uns ſcheiden!
Ohne Kuß und Druck der Hand,
Fahre wohl —! denn von uns Beiden
Hat die Liebe ſich gewandt.
Jenes Drängen, jenes Wogen,
Jenes Sehnen ohne Ruh —
Fahre wohl! es hat gelogen
Und enttäuſcht ſind ich und du.

Fürchte nichts! In dieſe Stunde
Miſche ſich kein bittres Wort!
Feſt die Hand auf meiner Wunde,
Ohne Klage geh' ich fort.
Sei beglückt! Ich kann verlaſſen,
Denn verlaſſen ward zur Pflicht:
Aber zürnen, ach! und haſſen,
Wo ich liebte, kann ich nicht.

Habe Dank für alles Gute,
Habe Dank für jede Luſt,
Jede glückliche Minute,
Die ich fand an deiner Bruſt,
Jeden Kuß, den du gewähret,
Jede ſüße Tändelei:
Lieben haſt du mich gelehret,
Lehrſt mich nun, was Leiden ſei.

Wird mein Bildniß dir erſcheinen
In dem Traumgeſicht der Nacht,
Sieh es ruhig, ohne Weinen,
Und vergiß es, kaum erwacht.
Mein Gedächtniß laß entſchwinden,
Schnell, wie unſer Glück entwich:
Einen Andern magſt du finden,
Den du treuer liebſt, als mich.

Schau' nicht um dich, wenn ich gehe,
Senke nieder deinen Blick:
Denn er zög' in deine Nähe,
Zöge mich zu dir zurück!

Fahre wohl! die Lippen beben
Und die Füße weigern ſich —
Ach, nicht mit dir kann ich leben,
Kann nicht leben ohne dich!

Das Wort.

Es ſummt ein Wort mir raſtlos in den Ohren,
Ganz leiſe nur, mit ungewiſſem Klang,
Und will ich's nennen, hab' ich's ſchnell verloren;
So lockt und neckt mich's wie Sirenenſang.

Ich kann nicht ſagen, was darin enthalten:
Es iſt nicht Frühling, Roſe, Sonnenſchein;
Doch will der Himmel ſich im Wort geſtalten,
Der ganze Himmel, muß es dieſes ſein.

Es iſt ein Klang aus jenen flücht'gen Stunden,
Da eine ſchöne, liebe Heuchlerin
Mit weichen Armen zärtlich mich umwunden,
Mir ganz bethörend Herz, Gemüth und Sinn.

Da hab' ich oft von ihrem Roſenmunde
Mit gier'gem Ohr dies Wörtchen abgelauſcht,
Und ſpielend haben manche lange Stunde
Wir dieſes Wörtchen kindiſch ausgetauſcht.

Wenn ſie es ſprach, wie bebt's mir in den Sinnen!
'S war mehr als Flöte, mehr als Lerchenſang.
Ein Paradies voll Seligkeit lag drinnen,
Ich konnt' es hören Tag' und Monde lang.

Es war ein Spiel! des Spieles ward ſie müde,
Und hat ſich ruhig lächelnd abgekehrt,
Und mit ihr wandte ſich mein Glück, mein Friede: —
Sie war ſo ſchön, ſie war ſo liebenswerth!

Auch jenes Wörtchen hab' ich längſt verloren,
Denn mit dem Zauber ſchwand das Zauberwort:
Nur leiſe, leiſe ſummt's mir in den Ohren,
Vergeſſen möcht' ich's! dennoch ſummt es fort.

Und wenn im Frühling ſich die Blätter regen,
In Thal und Wald die Erde ſich belebt,
Dann klopft mein Herz mit ungeſtümen Schlägen,
Laut möcht' ich nennen, was mich leis durchbebt.

Es iſt umſonſt! ich find' es nimmer wieder,
Es iſt nicht Frühling, Roſe, Sonnenſchein,
Doch mehr als Flöte, mehr als Lerchenlieder —
Es muß ein Wort für Glücklichere ſein.

Der Verlornen.

1.

Von prächt'gen Städten geht verjährte Kunde,
Die einſt die Wellen über Nacht verſchlangen;
Die Gaſſen ſieht man noch, die breiten, langen,
Sieht Schloß und Tempel ſchimmern aus dem Grunde.

Auch war's dem Schiffer oft in nächt'ger Stunde,
Als ob die Glocken aus der Tiefe klangen,
Als ob melodiſch ferne Stimmen ſangen
Geheime Lieder aus geheimem Munde.

Ach! Glück und Liebe ſind die Herrlichkeiten,
Mein Herz das Meer, darin ſie untergingen,
Kein Taucher bringt, was dort verſank, mir wieder.

Ich träum' und ſinge von vergangnen Zeiten,
Der Schiffer weiß nicht, was die Glocken klingen,
Und Niemand ach! verſtehet meine Lieder.

II.

Verſtummen wollt' ich, wollte nimmer ſagen,
Was ich gefühlt in dieſer bangen Zeit,
Welch bitter Grämen, welch unnennbar Leid,
Da jäher Sturm mein keimend Glück zerſchlagen.

Doch fürchte nicht! Mit Seufzern nicht, noch Klagen
Will ich verkümmern deine Heiterkeit:
Du haſt's gewollt, und ſieh! ich bin bereit,
Wie Freuden einſt, die Leiden jetzt zu tragen.

Du haſt's gewollt, es ſei! wir müſſen ſcheiden!
Gieb mir zum Abſchied ein Mal noch die Hand;
Nicht zürne drum: die Hand, nur auf Secunden!

Was wäre Liebe, könnte ſie nicht leiden?
Dieſelbe ja, die einſt mich Freund genannt,
Dieſelbe ſchlägt mir jetzt auch dieſe Wunden.

III.

Nun will die Nacht ſich auf die Erde ſenken,
Der Tag war lang, und Manches iſt geſchehn,
Zu hören gab es viel und viel zu ſehn;
Doch konnte nichts von dir die Seele lenken.

Jetzt ſitz' ich einſam zwiſchen Bücherſchränken,
Auf jedem Blatte wird dein Name ſtehn;
Dann, ruhelos, werd' ich zur Ruhe gehn,
Und ſelbſt im Traume werd' ich dein gedenken.

Du haſt indeß, von Schmeichelei'n umflogen,
Bei Feſtmuſik und heller Kerzen Licht
Dich ſatt geſchwelgt in üpp'gen Tanzes Wogen.

Mich haſt du wohl ſeit lange ſchon vergeſſen,
Mein Name klang in dieſe Cymbeln nicht:
Hab' ich indeß dich minder drum beſeſſen?

IV.

Nicht dieſe Zeit iſt's, dieſe wild empörte,
Die irr' gelenkt durch ſelbſt verſchuldet Weh',
Aufſchwankt und ab, ein Schifflein auf der See,
Was mir des Buſens ſüßen Frieden ſtörte;

Auch nicht die Zukunft iſt's, die mich bethörte,
Daß ich wie fremd durch's bunte Leben geh',
Hinbrüte ſtumm und ſinnend ſtille ſteh',
Als ob ich fernher Geiſterſtimmen hörte.

Vergangenheit! auf dich nur hingewendet,
Ward mir das Heute, mir das Morgen leer,
Und nichts mehr freut, nichts kümmert meine Sinne.

Und o, mir iſt's, als hätt' ich längſt vollendet,
Und dieſe Welt wär' nur ein Sarg, nichts mehr,
Darin ich ſchlafend ſchwere Träume ſpinne.

V.

Papyrusrollen, Schriften alter Zeiten,
Hat man gegraben aus Pompeji's Grund,
Von Purpur einſt und blankem Golde bunt,
Jetzt aſchenfarb, mühſelig auszubreiten.

Vergebens netzt man die erloſchnen Seiten,
Mit Kunſt zu löſen ihren todten Mund;
Sie bleiben ſtumm! Kein Zeugniß wird uns kund
Von jener Vorzeit ſtolzen Herrlichkeiten.

Ein Blatt nur mein! ein einziges, zerknittert,
Unſcheinbar, gelb, ein ſchlechtes Stück Papier;
Sie aber hat, ſie ſelbſt, es mir geſchrieben.

Und wenn auf's Blatt die Thräne niederzittert,
Wird lesbar wieder jede Silbe mir,
Und wieder blüht mein Glück mir und ihr Lieben.

VI.

Wehmuth beſchleicht mich; denn ein ſeltſam Bild
Hält ohne Raſt die Sinne mir gefangen,
Als ſäh' ein Mädchen ich, mit bleichen Wangen,
Geſenkten Haupts, die Locken wirr und wild.

Nicht weint ſie mehr: verſiegt iſt, nicht geſtillt,
Der Thränen Quell; tief in ihr nagt, wie Schlangen,
Rathloſer Jammer, tödtliches Erbangen,
Davon das Herz ihr hoch in Wogen ſchwillt.

Horch, armes Kind! horch auf und tröſte dich!
Wie lindrer Balſam träuft von allen Zweigen
Der holden Vöglein ſüße Melodie!

Horch auf — und jetzt, als kehrte ſie auf mich
Das Auge jetzt mit ſtumm beredtem Neigen —
Und mir, o Gott! mir iſt's, als kennt' ich ſie!

VII.

Vorbei, vorbei! — Horch, ging die Thüre nicht?
Sie ging, bei Gott! als käm' mit leiſen Tritten
Die Falſche ſelbſt zu mir hereingeſchritten,
Sie iſt es, ja! mich täuſcht kein Dämmerlicht!

Geſenkten Aug's, ſchamroth das Angeſicht,
Tritt ſie herein, Vergebung zu erbitten
Für all' den Schmerz, den ich um ſie gelitten,
Für all' den Kummer, der das Herz mir bricht.

Die weißen Händchen auf die Stirn gelegt,
Beugt ſie ſich abwärts, vor mich hinzuknieen;
Der Mund iſt ſtumm, doch ach! die Seele ſpricht.

Ich aber fühl' mein Innerſtes bewegt,
Verſöhnt verſöhnend ſie ans Herz zu ziehen —
Vorbei, vorbei! es war ein Traumgeſicht.

VIII.

Ob ich dir zürne? — Zürnt man auch dem Mai,
Dem köſtlichen, da alle Quellen ſprangen,
Aus jungem Laub die muntern Vögel ſangen,
Daß er uns ach! zu ſchnell entſchwunden ſei?

So warſt auch du, ſo hell und wolkenfrei,
In deiner Schönheit maienhaftem Prangen
An meinem Himmel einſt mir aufgegangen:
Wie zürnt' ich jetzt? der Frühling iſt vorbei.

Und wie der Hirt, wenn Winterſtürme wüthen,
Sich Lieder reimt von der vergangnen Luſt
Und fröhlich hofft auf neue Blüthenzeiten:

So will auch ich das Angedenken hüten
An jenen Frühling in getreuer Bruſt:
Nur hoffen freilich kann ich keinen zweiten

Eine Locke.

'S war Mitternacht: früh Morgens ſollt' ich ſcheiden,
Wir ſaßen ſtumm, ein träumeriſches Paar:
Von ihrem Haupt ein Löckchen wollt' ich ſchneiden,
Sie wehrte nicht, ſie löſte ſelbſt das Haar.
Da ſchlug mein Herz, der blöde Wunſch ward freier,
In tauſend Küſſen fühlt' ich meine Gluth,
Und über uns, ein ſüß geheimer Schleier,
Floß ihrer Locken dunkelbraune Fluth.

Wie lang doch iſt es, ſeit ich das erfahren?
Ich ſinne nach, und dennoch find' ich's kaum:
Hätt' ich die Locke nicht von ihren Haaren,
Ich meinte wohl, das Alles wär' ein Traum.
Denn für das Haar, das ich ihr ſchnitt vom Haupte,
Schnitt ſie der Liebe goldnes Band entzwei,
Und ach! ſie wußte, daß, was ſie mir raubte,
Kein Härchen nur, daß es mein Leben ſei.

So ſchieden wir! Ich ſah ſie nimmer wieder,
Als nur im Traum; ſie, mein' ich, ſah mich nie:
Vergeſſenheit ſank auf mein Antlitz nieder,
Der bleichen Stirn warum gedächte ſie?
Die Locke nur, ſie hat mir bleiben müſſen,
Ich trug ſie treu, — und ſchau nur her! mir däucht,
Als wäre ſie noch warm von unſern Küſſen,
Als wär' ſie noch von unſern Thränen feucht.

Ob wohl noch heut', wie tauſend junge Schlangen,
So mild, ſo braun, wie eine Sommernacht,
Der ſtolzen Frau um Hals und Stirn und Wangen
Herniederfließt der Locken weiche Pracht?
Und wer wohl heut' mit übermüth'gem Finger,
Wie ich einſt that, in dieſen Locken wühlt,
Und ſich, wie ich, dabei um Nichts geringer,
Als wie ein König beider Indien fühlt?

Und horch! ich hör's wie Geiſterſtimme ſäuſeln:
'S kommt eine Zeit, ſie kommt, du ſtolze Frau!
Da wird dein Haar ſich minder üppig kräuſeln,
Die braune Locke, glaub' mir, ſie wird grau.

Du wirſt umſonſt die ſchlanken Arme breiten
Nach einem Herzen, dich zu wärmen dran:
Kalt wird die Welt an dir vorüberſchreiten —
O nicht mein Bild, nicht meines, ſchaue dann!

Vergiß mich ganz! und ſei der ernſte Schnitter
Vor Vielen dir mit einem Lächeln hold!
Stirb ſanft, ſtirb raſch! Es iſt ja ſchon ſo bitter,
Allein zu ſterben; das haſt du gewollt.
Eins quält mich nur: von deinem Haupt dies Härchen,
Im Tode ſelbſt ein Balſam bleibt es mir;
Doch dann, o dann von all den goldnen Märchen,
Sprich, ſtolze Frau! o ſprich, was blieb dann dir?

Die todte Braut.

Unheimlich iſt's, wo in verſchwiegner Kammer
Ein Todter liegt in der Lebend'gen Kreis:
Mit ſcharfem Zahn, doch lautlos, nagt der Jammer,
Stumm fließt die Thräne, aber doppelt heiß.
So ſchleichen wir, als könnten wir ihn wecken,
Uns ſelber zürnend, daß uns nun erſchreckt
Den wir geliebt — und doch, wer mag bedecken,
Was bald auf ewig ihm die Erde deckt?

Unheimlich fühl' auch ich das Herz mir zagen,
Denn innen trag', o todte Braut! ich dich:
Nicht alſo todt, wie es die Leute ſagen:
Du lebſt, du liebſt ja — todt allein für mich!
Selbſt nicht das Auge hat man dir geſchloſſen,
Das einſt ſo ſüß, ſo lockend mir gelacht,
Und dem beim Abſchied keine Thrän' entfloſſen:
Dein Auge brennt durch meiner Seele Nacht.

Und kommt der Frühling durch die Welt gegangen,
Mich grüßt er nicht, an mir geht er vorbei,
Der muntre Gaſt, er ſcheut die blaſſen Wangen,
Des kalten Todes Winterliverei.
Drum wo ich ſei, bei ihr nur iſt mein Sinnen,
Und was ich trachte, was ich treib' und thu',
Es iſt umſonſt! mich ſtört die Leiche drinnen,
Im Herzen nicht, nicht draußen find' ich Ruh'.

O blüht herauf aus meines Buſens Grunde,
Wie Maienblumen morgenfriſch und klar,
Ihr Angedenken jeder ſchönen Stunde,
Da ſie, mich liebend, mir lebendig war!
Die ſchöne Leiche, helft ſie mir begraben,
Blüht dicht herauf, die Todte hüllt mir ein:
Ich will mit Thränen eure Knoſpen laben,
Mein Schmerzenslächeln ſoll euch Sonne ſein.

O er iſt ſüß, wie Hauch von Engelsſchwingen,
Der ſel'ge Friede, der um Gräber weht!
Er kühlt den Schmerz, beſänftigt unſer Ringen,
Er macht uns ſtark in Hoffnung und Gebet.

So ruh', mein Lieb'! bedeckt mit Blumenkronen,
Als wärſt du treu geblieben überall:
Nichts ſtöre dich! mein Schmerz wird bei dir wohnen,
Wie über Gräbern eine Nachtigall

◆

Vergeſſen.

Du mußt vergeſſen lernen,
Mußt aus der Seele Grund
Das ſüße Bild entfernen,
Von dem das Herz dir wund!
Sieh, vor dir grüne Auen,
Mailuſt und Sonnenlicht:
Und du willſt rückwärts ſchauen
Mit Thränen im Geſicht?

— Es ſei! ich will's verſchmerzen,
Doch nur vergeſſen nie,
Was dem gepreßten Herzen
Einſt Himmelswonne lieh.
Willſt du die Frommen ſchmähen,
Die betend, ſehnſuchtkrank,
Noch ſtarr gen Weſten ſehen,
Wenn längſt die Sonne ſank?

Und willſt du Aehren flechten
Zu Garben, hoch gethürmt,
Wenn's nicht in Frühlingsnächten
Gewettert und geſtürmt?
So laß die Thränen fließen!
Mairegen ſind ſie gleich:
Bald wird ein Sommer ſprießen,
An Früchten überreich.

* * *

Begegnung.

Nie wieder dacht' ich dich zu ſehn!
Als hätt' die Erde mich verſchlungen,
So ſollte dir und mir geſchehn,
Seit du dich meinem Arm entrungen!
Dein lieblich lächelndes Geſicht,
Nie wieder ſollt' es mich bethören,
Selbſt deinen Namen dacht' ich nicht,
Und wär's im Traume nur, zu hören! —

Es war nicht leicht! O Gott, ich rang
Mit kindiſchen Erinnerungen!
Es war nicht leicht —! Doch es gelang,
Und ſelbſt mein Schmerz, er ward bezwungen.
Kaum dacht' ich mehr, daß ich geliebt,
Vergeſſen hatt' ich deine Mienen,
Vergeſſen, daß es Augen giebt,
Die einſt mir Wonne zugeſchienen.

Auf's Neue jetzt hieher gebannt,
Auf neuem Weg dich zu geleiten,
Wird mir's ſo wunderſam bekannt,
Als ſäh' ich Geiſter früh'rer Zeiten.
Von fremdem Munde du geküßt,
Gelehnt an eines Andern Wangen:
Jetzt weiß ich erſt, daß du es biſt,
An welcher einſt dies Herz gehangen!

*

Und wie dein Auge nur mich trifft
Mit jenem Blick, dem engelgleichen,
Fühl' ich das alte ſüße Gift
In meine Seele wieder ſchleichen.
Du neigſt dich her, du ſprichſt zu mir,
Die alten Künſte walten wieder,
Und wiederum zu Füßen dir,
Ein Narr der Liebe, ſink' ich nieder.

O laß mich los! o dulde nicht,
Daß ich dem Schmetterlinge gleiche,
Der, angelockt vom holden Licht,
Am holden Licht verbrennt zur Leiche!

Laß ruhn die Schatten jenes Glücks,
Von dem auf ewig wir geſchieden,
O vor dem Zauber deines Blicks,
Mir ſelbſt, dem Schatten, gönne Frieden!

* * *

Frage nicht!

O frage nicht,
Was auf des Auges ſtillem Grunde
Mir oft wie eine Thräne bebt,
Was ſchüchtern oft von meinem Munde
Wie ein verſtohlner Seufzer ſchwebt!
Es iſt ein Wort, unausgeſprochen,
Ein ſelig goldnes Traumgeſicht,
Und nur mein Blick, mein Herzenspochen
Verräth es dir — o frage nicht!

O frage nicht,
Was ruhelos in deine Nähe
Mich wie ein Zauber mächtig bannt,
Warum ich dennoch ſeitwärts ſtehe,
Wenn du mich lächelnd kaum erkannt!

Von Schmetterlingen rings umgaukelt,
Genährt vom erſten Sonnenlicht,
Ein Röschen du, vom Weſt geſchaukelt,
Entblättert ich — o frage nicht!

O frage nicht,
Zu welcher frühen Sonnenwende
Mein kurzes Leben ſich geſenkt,
In welchem Abgrund, welchem Ende
Mein müder Fuß hinunterlenkt!
Dir ſei die Welt ein ew'ger Morgen
Voll Maienglanz und Duft und Licht;
Was Schmerzen ſind, dir ſei's verborgen!
Leb' wohl, vergiß — und frage nicht!

Die Winternacht.

In blauer Pracht, ein goldgeſticktes Zelt,
Hängt rings der Himmel auf die Erde nieder,
Viel muntre Sterne glänzen hin und wieder,
Und ruhig prangt im Winterſchmuck die Welt.

Nur ach, wie einſam iſt's im weiten Feld!
Kein Vogel ſchwingt das luſtige Gefieder,
Aus keinem Laubdach tönen frohe Lieder,
Jäh kreiſcht der Schnee, die wilde Meute bellt.

So trägt mein Herz ſein winterliches Kleid,
Und die mir ſcheinen ſelbſt, die ſüßen Sterne,
Sie wärmen nicht, ſie flimmern, ſchimmern nur!

Doch ſei getroſt! bald kommt die frohe Zeit,
Die heil'ge Chriſtnacht dämmert in der Ferne,
Und Engel ſchweben durch die öde Flur

Drei Sonnette.

I.

Es iſt mir oft, als müßt' ich dir was ſagen
Von meines Lebens wild verworrnem Gang,
Wie ich umſonſt mit Meer und Klippe rang,
Und wie der Sturm die Blüthen mir zerſchlagen;

Als müßt' ich dir den Gram der Seele klagen,
Und losgekettet von dem alten Zwang,
Hinſchmelzend ganz in Hoffnung und Geſang
An deiner Bruſt ein neues Leben wagen.

Doch ſeh' ich dann dies Lächeln auf den Wangen,
Die junge Luſt in deines Lebens Maien,
Die zarte Unſchuld, die dein Herz bewacht;

Ach! dann ergreift mich plötzliches Erbangen,
Als müßt' ich nur den Frieden dir entweihen:
Denn wie verträgt ſich Sonnenglanz und Nacht.

11.

Fremd waren mir der Liebe bange Leiden,
Fremd war mir ach! der Liebe Seligkeit;
Eh' ich dich ſah, kannt' ich nicht Luſt noch Leid,
Seit ich dich ſah, bin ich bekannt mit Beiden.

An deinem Anblick will mein Herz ſich weiden:
Du kehrſt dich ab — Nacht wird's und Dunkelheit;
Du kehrſt dich zu — da wird das Herz mir weit,
Und ſelbſt der Himmel, dünkt mich, muß mich neiden.

Wie kann's dich freuen, alſo mich zu plagen?
Durchbohrſt mein Herz, legſt den Verband mir auf,
Und reißt ihn ab, die Wunde neu zu ſchlagen.

Erbarme dich, mein Schickſal zu entſcheiden;
Nicht murren will ich, hab' es ſeinen Lauf!
Nur ungetheilt gieb Freuden oder Leiden!

III.

Du ſprichſt ſo gern von deiner Kindheit Tagen,
Von fernen Zeiten, von entlegnem Land,
Eh' dich mein Auge, dich mein Herz gekannt —
Ich hör' es ſtumm mit innerlichem Zagen.

Was war ich damals? Herz, ich kann's nicht ſagen!
Was wär' ich jetzt, aus deinem Blick verbannt?
Ein kranker Baum in winterlichem Land,
Der Blätter nie, noch Früchte würde tragen.

Laß einen Schleier jene Zeit bedecken!
Sei ſtumm ſogar und ſieh mich einzig an,
Und laß von Blicken ſchwelgeriſch mich zehren.

Denn hör' ich dich, fühl' ich mein Herz erſchrecken,
Als ob ein Tag noch einmal kommen kann,
Wo wir, wie ehmals, wieder fremd uns wären.

Stelldichein.

Es kann ein Augenblick genügen,
Ein einziger, zu unſerm Glück:
In deinen ſüß belebten Zügen
Las ich von dieſem Augenblick.

Ich las — und alle Pulſe ſchlugen!
Dir ſagt kein Wort, was ich empfand:
Ich las — und alle Sinne frugen,
Ob, was ich las, ich recht verſtand.

Es iſt ſo leicht, mich zu betrügen,
Raſch iſt ein liebend Herz bethört:
O kann dein Auge, kann es lügen,
Das ſchwörend lacht und lachend ſchwört?

O komm herab! die Sterne dringen
In dieſer Bäume Schatten nicht!
O komm! die Nachtigallen ſingen
Und Wahrheit wird mein Traumgeſicht!

◆

Tanzlied.

Klinget der Flöten ſüßer Klang
Hell durch die Abendkühle,
Schwinget ſich raſch das Thal entlang
Luſtiges Tanzgewühle:
Eine nur iſt's von Allen hier,
Welche mein Herz kann rühren,
Meine nur iſt's! ſie winket mir,
Raſch ſie zum Tanz zu führen!

Heftiger wirbeln der Schalmei'n
Schmetternde Jubellieder,
Kräftiger ſchließt mein Arm ſie ein,
Feſt um das volle Mieder:
Sprühende Blicke locken, drehn,
Suchen zugleich und meiden,
Glühende Küſſe ſchweben ſchon
Heiß um den Mund uns Beiden.

Flimmernde Aeuglein, süß und weh,
Brennet mich faſt zu Kohlen!
Schimmernde Brüſtlein, weiß wie Schnee
Habt mir das Herz geſtohlen!
Prächtiger ſtrahlt die Sonne nicht
Hoch an dem Himmelsbogen,
Mächtiger hat des Mondes Licht
Nimmer mich angezogen!

Staunende Blicke rings im Kreis!
Jünglinge ſchauen lüſtern,
Raunende Dirnen, laut und leis,
Horch, wie ſie ſtehn und flüſtern!
Faſſe du feſt und halte mich,
Zärtlicher mich umſchlungen,
Laſſe die Welt! was kümmern dich
Neidiſche Läſterzungen?

Siehe, hier hält uns, plötzlich hier
Hält uns der Wald umfangen:
Fliehe mir nicht! Nicht wehre mir
Buſen und Mund und Wangen!

Ferne nur hör' ich durch die Nacht
Leiſe Muſik noch hallen,
Sterne nur über uns und ſacht
Girrende Nachtigallen!

Dichterliebe.

I.

Der kleinen Lerche gleicht das Lied,
Die in des Maien Tagen
Weit durch den blauen Himmel zieht,
Vom Morgenwind getragen.

Drum nicht in Bücher ſtolz und fein
Mit Commentar und Noten,
O ſchließt mir nicht die Lieder ein,
Die luſt'gen Frühlingsboten!

Auf weichem Moos, in kühlem Grund,
Wo muntre Quellen ſpringen,
Soll ſie der Jungfraun ſüßer Mund,
Der Mund der Männer ſingen;

Daß es die Vöglein weckt im Wald,
Die alten und die jungen,
Und rings das Echo wiederhallt
Mit hunderttauſend Zungen.

II.

Wir verſtehn der Blume Neigen
Und das Murmeln hier am Quell,
Jedes Vöglein in den Zweigen
Iſt uns luſtiger Geſell.

Und des Himmels goldne Sterne
Grüßen uns mit Zauberlaut:
Alle Nähe, alle Ferne
Ward den Liebenden vertraut.

III.

Und das Liebchen mir zur Seite
Und die Leier an der Bruſt —
O du luſtiges Geleite,
O du muntre Wanderluſt!

Und zur Seite meine Leier,
Und das Liebchen an der Bruſt —
O du ſüße Sternenfeier,
O du nächt'ge Liebesluſt!

IV.

Sage nicht, die Tage ſchwinden,
Sage nicht, das Glück enteilt!
Meine Luſt laß mich empfinden,
Ungetrübt und ungetheilt.

Kümmert mich die Flucht der Zeiten,
Mich des Glückes Unbeſtand?
Laß es fahren, laß es gleiten,
Du biſt meines Glückes Pfand!

Dir am Buſen hingeſunken,
Feſtgebannt an deinen Blick,
Deiner Flammenküſſe trunken,
Was noch fürcht' ich das Geſchick?

Höher laß den Becher ſchäumen,
Den dein ſüßer Mund geweiht,
Laß uns ſchwärmen, laß uns träumen,
Maienwonne, Jugendzeit!

Trinken die gefüllte Schale,
Gleich als ob ſie nie verſiegt,
Bis zuletzt mit einem Male
Lieb' und Lebenstraum verfliegt.

V.

In der Straßen ſchwüler Enge,
Horch, wie tummelt ſich die Welt!
Dort im Hafen, welch Gedränge,
Und die Segel ſind geſchwellt!

Mädchen, laß die Segel ſchwirren!
Laß im ſchatt'gen Myrthenhain,
Bei der Nachtigallen Girren,
Mädchen, laß uns glücklich ſein!

Denn wonach ſie draußen jagen,
Giebt dem Herzen keine Ruh':
Kannſt du nicht der Welt entſagen,
Winkt das Glück dir nimmer zu.

Drum der Hafen, o wie öde,
Seit mein Auge dich erkannt!
Jene Wellen, o wie ſchnöde,
Und wie ferne jener Strand!

Nimmer auf des Meeres Grunde
Liegt ein ſchönres Glück verſenkt,
Als dein Auge jede Stunde,
Als dein ſüßer Blick mir ſchenkt.

Auf den Wellen deiner Brüſte,
O wie wegt es ſich ſo leicht!
Deines Mundes Purpurküſte,
O wie bald iſt ſie erreicht!

VI.

Und mit ungeduld'gen Tritten,
Hochgegürtet das Gewand,
Kommt der Freund herbeigeſchritten,
Schwert und Ruder in der Hand:

„Wie? ſo liegſt du denn begraben
In der Wolluſt weichem Schooß?
Und wir Andre, raſche Knaben,
Knüpfen ſchon die Anker los?

Freut dich nur der Liebe Koſen,
Und die goldne Ferne nicht?
Nicht der Lorbeer, nur die Roſen,
Die die Zauberin dir flicht?

Dieſe Locken, dieſe Lippen
Haben dir das Herz entwandt —
Reiß' dich los! durch Sturm und Klippen,
Raſch hinaus in's ferne Land!“

Freund! in manchen bangen Jahren,
Die ich draußen einſt verlebt,
Hab' auch ich es wohl erfahren,
Was jetzt dir das Herz durchbebt.

Folge du dem friſchen Willen,
Schwärme keck die Welt entlang;
Doch die Sehnſucht dir zu ſtillen,
Gehſt du nur verlornen Gang!

Im Begrenzten nur, im Engen,
Findeſt du das höchſte Gut;
Nur in Küſſen, in Geſängen
Kühleſt du das heiße Blut.

Regenguß und Felſenbäche
Stürzen brauſend ohne Bahn:
Ruhig in begrenzter Fläche
Wallt der Strom zum Ocean.

Reue.

Ich weiß es wohl, ich hab' dich oft gekränkt,
Wenn raſcher Zorn mein heißes Blut verführte;
Mit Thränen oft haſt du vor mir geſenkt
Den ſüßen Blick, der jeden Andern rührte;
Demüthig oft, mit mädchenhaftem Zagen,
Haſt du die Händchen auf die Bruſt gelegt,
Oft hat ein Hauch von Bitten, nicht von Klagen,
Die lieben Lippen flüſternd dir bewegt.

Ich aber ſtand, verblendet und bethört,
Vom Flug der Furien, wie Oreſt, umflogen,
Und rieſenhoch, von wildem Sturm empört,
Schwoll mir das Herz in ungeſtümen Wogen.
Ich ſah dich weinen, ſinken und erblaſſen,
Und ſtand und ſah's und wandte das Geſicht!
Nach meiner Hand ſah ich dich flehend faſſen,
Und ſtand und ſah's und reichte ſie dir nicht!

Jetzt iſt's vorbei! — Nur Nachts durch meinen Traum
Seh' ich ein liebes, bleiches Bildniß ſchreiten,
So ernſt, ſo ſtill — o Gott, ich kenn' es kaum
Und doch gemahnt mich's an vergangne Zeiten!
Ich fahr' empor, ich möchte niederknieen,
Um Gnade nur das holde Bild zu flehn —
Es winkt, es neigt ſich, mich emporzuziehen —
Vorbei, vorbei! Ich ſoll dich nie mehr ſehn!

Wiederkehr.

„Allein zu ſein —!“ Ei wohl, es ſpricht ſich prächtig,
Und doch von Sehnſucht wird die Bruſt geſchwellt:
Sich ſelbſt genug, ſtets ſeines Herzens mächtig,
Im Fluge ſchweifen durch die weite Welt,
Gleich dem Kometen wandelnd mitternächtig,
Das heißt ein Mann, fürwahr! das heißt ein Held!
Allein zu ſein — o es iſt leicht zu ſagen,
Und doch wie ſchwer, wie endlos ſchwer zu tragen!

Allein zu ſein! — Du mit den Roſenwangen
Haſt mich gelehrt, wie ſüß es iſt zu zwei'n:
Da Mund zu Mund wie Flötentöne klangen
Der erſten Liebe ſüße Tändelei'n,
Da traumverſenkt, von deinem Arm umfangen,
Ich ſchon vergaß, was draußen möchte ſein,
Da ich nicht wußte, was mir irgend fehlte,
Kein Hoffen mich, kein Wünſchen mehr mich quälte!

Da plötzlich, wie auf jäher Berge Zinnen
Nachtwandler weckt ein halb vernommnes Wort,
So wacht' ich auf! Ich ſah die Zeit verrinnen,
Leer, ungenützt, — zur Ferne trieb's mich fort!
Da galt kein Zaudern mehr und kein Beſinnen:
Odyſſeus hier und die Sirene dort —
Ich riß mich los, ſah rückwärts! — Kaum gemieden,
Vermißt' ich dich, und ſchon, ſchon war's geſchieden.

Und raſchen Schritts ward Berg und Thal durchzogen,
Wie öd' die Thäler! das Gebirg wie kahl!
Farblos erſchienen mir die blauen Wogen,
Denn wie viel blauer deines Auges Strahl!
Und eben dort der goldne Regenbogen,
Am Himmel dort die Sterne ſonder Zahl,
Wie matt, wie klein! ja ſelbſt die Nachtigallen,
Sie ſangen nicht, ſie ſchienen nur zu lallen.

Jetzt heimgekehrt, beug' ich mich ſchweigend nieder,
Nicht länger lockt die öde Ferne mich:
Vergiß, vergieb! und öffne ſelber wieder
Das Paradies, dem thöricht ich entwich.

Was ſind mir Berge, Thäler, Ströme, Lieder,
Was iſt der Himmel, Märchen, ohne dich?
Allein zu ſein — o Traumbild eitler Stunden!
Denn nur zu Zweien wird das Glück gefunden.

Neues Gelübde.

Du ſollſt ihn wieder haben,
Denſelben ganz und gar
Glückſelig heitern Knaben,
Der ich im Anfang war;
Auf deſſen Stirn geſchrieben
Ein Wort der Liebe ſtand,
Dem, wie vom Sturm getrieben,
Dein Herz ſich raſch verband!

Du ſollſt es nicht bereuen!
Ob Erd' und Meer vergehn,
So ſollſt du deinen Treuen
Doch nimmer wanken ſehn.
Kein Schmerz ſoll mir zerſpalten
Die treue, ſtarke Bruſt,
Dich werd' ich mir erhalten,
In Leiden dich und Luſt!

Und wie beim Morgenwehen
Die dunkle Nacht verfliegt,
So ſoll dem Gram geſchehen,
Der jetzt mich hat beſiegt:
Ein lindes Maienfächeln
Weht in mein Herz hinein,
Es ſoll dein liebes Lächeln
Mir Morgenſonne ſein!

O ſchau, ſchon kommt ſie wieder,
Die ſüße Frühlingszeit,
Schon ſingen neue Lieder
Die alte Zärtlichkeit.
Ich fühl' mein Herz geſunden,
Es ſchlägt ſo jung, ſo warm,
Vernarbt ſind alle Wunden,
Dir lieg' ich, dir im Arm!

Bei der Leiche.

I.

Um euch nicht klag' ich, ausgelöſchte Sonnen,
Euch, holden Augen, zugedrückt vom Tod,
Die einſt ſo mild, ſo lockend mir gedroht
In jener Nacht der bräutlich erſten Wonnen;

Nicht um den Mund, den keuſchen Liebesbrennen,
Wie Purpurtrauben duftig einſt und roth,
Den ſie ſo oft zu ſüßem Kuß mir bot,
Von ſtiller Dämmrung braunem Netz umſponnen!

Wird doch ihr Aug' in jedem Stern mir leuchten,
Im Mondenſchein, der leiſe nur ſich drängt
In meinen Blick, den müden, thränenfeuchten!

Noch einmal wird ihr lieber Mund mir lächeln
In jeder Blume, die die Knoſpe ſprengt,
Und wie ihr Kuß der Roſe Duft mich fächeln.

II.

Und doch, o Erde, muß ich dich beneiden!
Denn o, mein Kleinod, meines Glückes Pfand,
In deinen Schooß wird es hinabgeſandt,
Und ſchweigend muß ich, ohne Kampf, es leiden.

Sie kommt zu dir, von welcher ich muß ſcheiden,
Du nimmſt ſie auf, die man von mir verbannt,
Ja an dem Glanze, welcher mir verſchwand,
Darf deine Nacht, die Blinde ſelbſt, ſich weiden.

Wohl manche Nacht iſt über uns geſunken,
Da haben wir der Finſterniß gelacht
Und uns geſonnt an unſrer Liebe Funken.

Wir dachten nicht, daß eine Nacht einſt käme,
So ſternelos, wie dieſes Grabes Nacht,
Und aus den Armen meine Braut mir nähme.

III.

Unheilig iſt's, und dennoch immer wieder
Gedenken muß ich jener erſten Nacht,
Da wie von Flammen glühend angefacht,
Ich einſt gelöſt ihr jungfräuliches Mieder!

Welch Leben damals wärmte dieſe Glieder!
Wie reich, wie ſchwellend dieſes Leibes Pracht!
Wie faßte ſie, wie hielt ſie mich mit Macht,
Und ſank dann ſtammelnd in den Arm mir nieder!

Nun alles todt —! Bleich ſind die holden Wangen,
Auf denen einſt, wie Morgenroth ſo klar,
Der Glanz der Liebe leuchtend aufgegangen:

Kalt iſt der Mund, um den noch Küſſe ſchweben,
Und das mein Sternbild, meine Sonne war,
Das Auge ſank und wird ſich nie mehr heben.

IV.

Ich hab' mein Ohr an ihre Bruſt gelegt,
An die ſie ſonſt, lächelnd zurückgebogen,
Mit weichen Armen mich hinabgezogen,
Dicht an das Herz, das heute nicht mehr ſchlägt.

Wohin entſchwand, was ſonſt ſich hier geregt?
Wohin die Gluth, die dieſes Herz durchflogen?
Der Sturm, wohin? der in gewalt'gen Wogen
Einſt dieſes Buſens ſüßes Meer bewegt?

Es kann nicht ſein — ich ſinne nach — o nein!
Das Leben kann in dieſem treuſten Herzen,
Die Liebe nicht, nicht ganz geſtorben ſein.

Noch ſchlägt ihr Herz! — es ſchlägt in meiner Bruſt,
Und doppelt drum empfind' ich dieſe Schmerzen,
Empfinde doppelt die verlorne Luſt.

V.

Noch eine Locke ſchneid' ich dir vom Haupt,
Vergönn' es mir, du liebliche Verklärte!
Sie ſei mein Troſt, mein Schatz und mein Gefährte.
Wenn mir das Herz einſam zu brechen glaubt.

Die erſte Locke hab' ich dir geraubt,
Als ich umſonſt den erſten Kuß begehrte;
Da zürnteſt du: doch was dein Mund mir wehrte,
Dein Herz hat Kuß und Locke doch erlaubt.

Heut wehrſt du nicht! Ja wie von ſelber beut
Die Locke ſich geduldig meiner Scheere,
Dein bleicher Mund ſich meinen Küſſen beut!

Du fühlſt es nicht — dein Schlummer iſt ſo feſt,
Du fühlſt auch nicht, daß eine blut'ge Zähre
Zum Abſchied heut die zweite Locke näßt!

Nachtſtille.

In ſtiller Nacht, die Sterne gingen
Am Himmel hoch in ernſter Pracht,
Ein Säuſeln hört' ich und ein Klingen
Wohl durch die ſtille Mitternacht.
Doch war es nicht der Blätter Rauſchen,
Es war nicht Nachtigallenſang:
Aus tiefſter Seele mußt' ich lauſchen
Dem nie gehörten, ſüßen Klang.

Und o mir war's, als käm' geflogen
Ein Flötenton aus Fels und Stein,
Als ſängen aus des Baches Wogen
Sirenen ihren Zauberreihn;
Als lullten leiſe, ſchlummertrunken,
In ſüßen Traum ſich Feld und Wald.
Wie halb in Schlummer ſchon geſunken
Ein Kindlein noch Gebete lallt;

Als ob in ſeinem Silbernachen
Der Mond ein Schifferlied ſich ſang,
Als ob geheim in tauſend Sprachen
Der Sterne nächtlich Plaudern klang;
Als ſtiege ſchon vom Himmel nieder
Der Träume leichtbeſchwingter Chor,
Und ſänge Märchen, ſänge Lieder
Dem Schlummernden in's wache Ohr

Das, o Natur, iſt deine Weiſe,
Es iſt dein nächtlich Feierkleid,
Das hell wie Orgelklang, und leiſe
Wie ein Gebet, das All durchzieht.
Und wo dich Sterbliche vernehmen,
Da machſt du ſchnell die Herzen weit:
Zu linder Wehmuth wird ihr Grämen,
Zu ſtiller Hoffnung wird das Leid.

So tönet fort, ihr ſüßen Lieder,
Ihr Engelsſtimmen hell und rein!
Strömt leiſe wie ein Balſam nieder
In jedes wunde Herz hinein!

Und wo getrennt von ſeiner Schönen
Ein Jüngling unter Thränen wacht,
Da ſagt ihm mit der Liebſten Tönen
Ein herzig ſüßes: Gute Nacht!

Liebesahnung.

Was ſpricht aus deinen Blicken
Mich ſo allmächtig an?
Ein Schmerz und ein Entzücken,
Das ich nicht nennen kann?
Nur ſchauen möcht' ich, ſchauen,
Wohl Monden aus und ein,
Dir in die dunkelblauen,
Die ſüßen Aeugelein.

Ob wo in Himmelsferne
Wohl eine Sonne ſtrahlt,
Die, wie im Meer die Sterne,
In deinem Aug' ſich malt?
O daß die Liebe wäre
Das helle Sonnenlicht,
Das wie ein Stern im Meere
In deinem Aug' ſich bricht!

Das iſt mein einzig Denken,
Das wär' mein höchſtes Gut,
Ein Taucher, mich zu ſenken
In deines Auges Fluth:
O wundervolles Wagen,
O neidenswerthe Kunſt,
Dürft' ich nach oben tragen
Die Perle deiner Gunſt!

Mit Granatſchmuck.

Stumm iſt der Stein: er kann nicht ſagen
Mit der Granate rothem Mund,
Was ich ihm Liebes aufgetragen
Aus meiner Seele tiefſtem Grund.

Aus finſtern Klüften losgebrochen,
Genährt an ſtarrer Felſen Bruſt,
Verſteht er nicht mein Herzenspochen,
Mein Grämen nicht, noch meine Luſt.

Und doch mit Tönen, leicht zu kennen,
Wenn nur dein Herz ihr Echo iſt,
Wird er dir einen Namen nennen,
Den du nur allzubald — vergißt.

Von all dem Zauber wird er ſagen,
Der deinem Feeentritt entquoll.
Um dieſen Frühling wird er klagen,
Daß er ſo bald entſchwinden ſoll.

Er wird dir leis, o leiſe ſingen,
Gleich wie ein Vöglein zum Valet,
Und wird in's tiefſte Herz dir dringen,
Wie mit des Donners Majeſtät.

Geſchieht ſolch Wunder todten Steinen,
Daß Sang und Klang ſich drinnen regt,
O Märchen, ſprich, was willſt du meinen,
Das mein lebendig Herz bewegt?

Knäulzettel.

Es ſoll ein Knäul um dieſes Blatt ſich ſchlingen:
„Zwei Zeilen höchſtens!“ ſo haſt du gewollt;
Nun ſoll die Neugier deinen Fleiß beſchwingen,
Und iſt der Faden endlich abgerollt,
Dann wird es flugs erbrochen und geleſen,
Was dieſes Blattes Räthſelſpruch geweſen.

Wohl tiefer ruht und feſter noch umſponnen
Ein andres Räthſel voller Schmerz und Luſt,
Ein ſüß Geheimniß voller Qual und Wonnen,
Stets unerforſcht, in treu verſchwiegner Bruſt:
Und läg' das Räthſel endlich vor dir offen,
Dürft' auf ein Lächeln, wie dies Blatt, es hoffen?

Nahe Trennung.

So willſt auch du ſchon wieder ſinken,
Du ſüßes Sternbild, hell und klar,
An deſſen Glanz ſich ſatt zu trinken
Dem Auge nicht beſchieden war?
Und biſt doch kaum mir aufgegangen,
Ein Mond an blauem Himmelszelt,
Haſt kaum mit zauberiſchem Prangen
Die düſtre Seele mir erhellt?

Ich ſah in deines Auges Tiefen,
Wo, traumverſunknen Geiſtern gleich,
Zukünft'ger Tage Wonnen ſchliefen,
Gebannte Fee'n im Zauberreich;
Mir ſchien wie Morgenſtrahl dein Lächeln,
Mit dem ein heitrer Tag beginnt,
Schien deines Hauches Maienfächeln
Ein Frühlingsbote ſüß und lind.

O bleibe, bis der Spruch erklungen,
Der ſchnell die Träumenden belebt,
Bis daß, begrüßt von tauſend Zungen,
Ein Maienmorgen niederſchwebt!
Bis daß mit lieblichem Erröthen
Die Knoſpe deines Mundes bricht,
Und wie mit Nachtigallenflöten:
Ich liebe dich! die Lippe ſpricht!

Und ſoll's dann ſein, dann mag ſie ſchlagen,
Die Abſchiedsſtunde, bang und ſchwer,
Ich werde dann, ich werd' es tragen,
Erblick' ich meinen Stern nicht mehr;
In meiner Bruſt dann wirſt du ſcheinen,
Hell leuchtend ewig, ewig rein:
Ich werde ſeufzen, werde weinen,
Und werde dennoch glücklich ſein

Atlantis.

Wer ſie zu finden wüßte,
Glückſeligſter Pilot,
Die wundervolle Küſte,
Wo uns kein Schmerz mehr droht!
Wo nimmer Mund vom Munde,
Vom Herzen Herz ſich reißt,
Wo keine letzte Stunde
Uns bittern Abſchied heißt!

Wo nicht das Flügelrauſchen
Der Zeit uns mehr erſchreckt,
Kein Spähen mehr, kein Lauſchen
In unſerm Glück uns neckt;
Wo wie in Meeresgrunde,
Verſteckt von tiefſter Fluth,
Unendlich ew'ge Stunde
Mein Herz an deinem ruht!

Es iſt kein falſch Gelüſte,
In eitlem Hirn erdacht;
Die wundervolle Küſte,
Sie iſt kein Traum der Nacht:
In deinem Aug' und Mienen,
Da fand ich ihre Spur,
Da iſt ſie mir erſchienen,
Die Paradieſesflur.

Herz, breite deine Schwingen,
Es gilt ein köſtlich Gut:
Zu kämpfen und zu ringen,
Wohlauf, und habe Muth!
Gieb dich getroſt den Winden,
Nicht ſcheue Sturm und Riff:
Du wirſt dein Eden finden,
Führt Liebe doch dein Schiff!

Brautfeier.

Wenn thaubeglänzt, verſteckt in grünen Zweigen,
Die erſte Roſe träumeriſch erwacht,
Dann, ſagt man, tönt in wundervollem Reigen
Ein lautes Feſtlied durch die ſtille Nacht:
Hilfreiche Genien ſieht man niederſteigen,
Goldlock'ge Fee'n in zauberiſcher Tracht,
Und die der Roſe dienen als Vaſallen,
Die Lerchen jubeln und die Nachtigallen.

Und o wie lieblich klingt, was ſie verkünden,
Wie ſüß das Schickſal, das ſie prophezein!
Allüberall in blumenreichen Gründen
Soll Königin die holde Roſe ſein,
Soll tauſend Herzen tauſendfach entzünden
Zu ſüßer Qual, zu wonnevoller Pein:
So, was von fern viel leiſe Stimmen flöten,
Die Roſe hört's mit lieblichem Erröthen.

Ganz ſolch ein Lied, von Geiſtern auch geſungen,
O Roſe du in maienhafter Pracht!
Hat deine Wiege freundlich auch umklungen,
Da du zuerſt das Leben angelacht.
Wohl war es tief dir in das Herz gedrungen,
Durchglühte dich mit ahnungsvoller Macht;
Doch gleich der Roſe, horchteſt du den Chören,
Und lächelteſt und ſchienſt ſie kaum zu hören.

Nun iſt die Knoſpe herrlich aufgebrochen,
Die ſchönſte wohl der ganzen Blumenſchaar,
Und was das Lied der Feeen dir verſprochen,
Schau um dich, Herz, o ſchau! es wurde wahr!
Kaum ſah ich nur mit ſtillem Herzenspochen
Dein liebes Auge, lächelnd, ſonnenklar,
Da fühlt' ich ſchon mit Hoffen und mit Zagen,
Daß eine Krone deine Schläfe-tragen.

So, was dir klang in jener erſten Stunde,
Noch heute tönt es freundlich in dein Ohr:
Von Geiſtern nicht, ſie haucht von meinem Munde,
Aus meinem Herzen flüſtert ſie empor.

Die ſüße Botſchaft von dem holden Bunde,
Dem ewigen, den unſer Herz beſchwor!
Drum nicht die Lerche, nein, in deine Seele
Singt heut' ihr Lied, ihr erſtes, Philomele.

Und ſieh', ſchon ſchwebt, wie damals, heute wieder,
Heut zu uns Beiden, nicht zu dir allein!
Im Morgenglanz ein Chor von Engeln nieder,
Und o wie ſüß, was heut ſie prophezein!
Schon hör' ich tönen hochzeitliche Lieder,
Die Laube ſchließt, ein Brautgemach, uns ein.
Und wie nun fallen unſers Lebens Looſe:
Du biſt nun mein, bleibſt einzig meine Roſe.

Lieb' und Leben.

Die höchſte Luſt, den höchſten Schmerz,
Ich hab' ihn auch genoſſen,
Das Leben hab' ich an mein Herz
Wie eine Braut geſchloſſen:
Die ſchamerglüht ſich widerſetzt
Des Liebſten Flammenküſſen,
Und doch mit Sträuben ſich zuletzt
Ihm hat ergeben müſſen.

Nun komme, was da kommen mag!
Ich gebe mich dem Meere:
Willkommen ſei der nächſte Tag,
Und ob's der letzte wäre!
Ja wenn das Herz zerſpringen will
Vor Wonnen und vor Plagen,
O halte feſt, o halte ſtill,
Du darfſt, du kannſt nicht zagen!

Das Leben iſt ein muntres Weib
In ew'ger Jugendſchöne,
Wohlauf! und zeug' aus ihrem Leib
Dir ächte, rechte Söhne!
Die ſollen fröhlich dich umblühn,
Zukünft'ger Zeiten Erben:
Das ſind die Thaten ſtolz und kühn,
Die leben, wenn wir ſterben!

Abſchied des Mädchen.

So ſollſt du denn noch einmal ſcheiden
Von dem geliebten Aufenthalt,
Von dieſem Hauſe, das uns Beiden
Als Hafen in dem Sturme galt,
Von Stadt und Feld, von Strom und Wieſen,
Von all den Plätzchen, ſüß verſteckt,
Und ach, von all den Paradieſen,
Die unſre Liebe hier entdeckt?

Du ſollſt — ſo ſei's! Zwar oft mit Thränen
Und oft mit bang bewegter Bruſt,
Wirſt du dich noch hinüberſehnen
In dieſe Heimath unſrer Luſt;
Du wirſt im Traume ſie durchſchreiten,
Im Traume wieder biſt du hier,
Und wirſt voll Schmerz die Arme breiten,
Verjagt der Tag die Träume dir.

O dann aus dieſer Trennung Schmerzen,
Dann aus der öden Ferne fort,
O flüchte dann mit ſtarkem Herzen
In unſrer Liebe ſichern Port!
Und was auch immer du verloren,
Was dir geraubt der Tage Noth:
Hier wird es alles neu geboren:
Die Liebe kennet keinen Tod!

Ja in dein Herz nur ſteig' hernieder,
In unſrer Liebe goldnen Schacht:
Da winkt dir ſchon, da lacht dir wieder
All unſers Glückes Maienpracht;
Da wieder wölbt ſich jene Laube,
Die unſern erſten Kuß geſehn,
Da, wie mit Flügeln einer Taube,
Wird ihre Dämmrung dich umwehn!

Du ſollſt — ſo ſei's! Schon hör' ich brauſen
Octoberſtürme durch das Feld,
Und Regenguß und Nebel ſauſen,
Wo einſt die Liebe ſchlug ihr Zelt.

Und doch in dieſer Wetter Wüthen,
In dieſem Regen, ſturmbeſchwingt,
O ahnt dein Herz nicht ſchon die Blüthen,
Die dennoch uns der Frühling bringt?

◆

Der Nußbaum

unter dem Fenſter ſpricht:

Wo iſt das holde Kind geblieben,
Das ſonſt, wenn kaum die Nacht entſchwand,
Gleichwie von Zaubermacht getrieben,
Früh unter meinem Schatten ſtand?
O ſie war ſchön —! Wie junge Schlangen
Spielt' um die Stirn ihr Lockenhaar,
Vom Schlummer brannten ihre Wangen,
Ihr Auge doch, wie ſonnenklar!

Ein Wörtchen flog von ihrem Munde,
Ein Wörtchen nicht, ein Hauch, ein Klang,
Wie wohl in erſter Morgenſtunde
Der muntern Lerche Frühgeſang.
Und ſchnell das Fenſter hört' ich gehen:
„Ei guten Morgen, ſüßes Kind!“ —
Wie lang' nicht hab' ich dich geſehen!
O komm herab, herab geſchwind! —

Und kam der Liebſte nun gegangen,
O welch ein ſel'ger Morgengruß!
Welch zärtlich Neigen, hold Umfangen,
Und Herz am Herzen, Kuß um Kuß!
Dann wandelte in meinem Schatten
Das muntre Pärchen froh einher:
Was ſie ſich da zu ſagen hatten?
Sie ſprachen wenig, küßten mehr:

Bis daß zu Nacht die Sterne kamen
Und, von den Zweigen dicht bedeckt,
Sie ſchmerzlich ſüßen Abſchied nahmen,
Von keinem fremden Aug' erſchreckt.
Da lachten, weinten ſie und hielten
Umklammert ſich in trunkner Luſt,
Und meine dunkeln Schatten ſpielten
Wollüſtig auf des Mädchens Bruſt.

Ei wohl, das mochte mir behagen,
Das freute wohl mich alten Herrn,
Und wie ein Hauch von Frühlingstagen
Durchbebt' es meinen morſchen Kern.

Kein Lüftchen ging! kein Blätterrauſchen!
Still breitet' ich mein Schattendach,
Und ſtand verſenkt in frommes Lauſchen:
Entſchwund'nen Lenzen dacht' ich nach.

Nun iſt es Herbſt, die Winde wehen,
Mein grünes Haupt wird dürr und kahl,
Ich muß nun balde ſchlafen gehen:
Gern ſäh' ich ſie noch, ſie einmal!
Möcht' mich an ihrem Auge wärmen,
An ihrer Blicke Sonnenſchein:
Dann ohne Grämen, ohne Härmen,
Schlief' ich getroſt und fröhlich ein.

O wenn die Vöglein wieder bauen,
Wenn ſich mein Wipfel neu belaubt,
Werd' ich das Kind wohl wieder ſchauen,
Das mir der Herbſt ſo früh geraubt?
Ach oder wo, auf welchen Wegen,
Wohin dann irret ihre Flucht?
Dann wo ſie ſei, mit ihr ſei Segen,
Und holde Blüthe, reiche Frucht!

Gute Nacht.

Es ſoll kein Tag ſich enden,
Daß nicht zu dir, o Herz!
Sich meine Sinne wenden
Voll Liebesluſt und Schmerz;
Daß nicht zu dir mit Schweigen
Aus meiner Seele Schacht
Viel hundert Grüße ſteigen
Zur ſüßen Gute Nacht!

Daß nicht die alten Zeiten,
Da mir dein Auge ſchien,
An mir vorübergleiten,
Leiſe, wie Geiſter ziehn;
Daß nicht von künft'gen Tagen
Ein morgenhelles Bild
Mit wonnevollem Zagen
Das tiefſte Herz mir füllt!

Und will ich dann mich legen,
O dann, du holde Braut,
Sprech' wie zum Abendſegen
Ich deinen Namen laut:
Der wird auf raſchen Schwingen,
Ein muntres Vögelein,
Zu dir hinüber klingen
Bis in dein Herz hinein!

Gute Nacht und ſchlaf' in Frieden,
Im Schlafe denke mein!
Laß, die der Tag geſchieden,
Zu Nacht verbunden ſein!
Laß uns im Traum uns küſſen,
Und halten, Bruſt an Bruſt:
O weil wir träumen müſſen,
So ſei's ein Traum der Luſt!

Das Mädchen

ſpricht:

1. Das große Kind.

Da fliegt er hin, der ſtolze Knabe,
Raſch trägt ſein Rößlein ihn vom Ort:
Dem ich mich ganz ergeben habe,
Mein ſüßer Schatz, ſchon iſt er fort!
Die Stunde ſchlug: von meinem Herzen
Riß er ſich zögernd, riß ſich los,
Und lächelnd halb und halb mit Schmerzen
Sprach er: „Ade, 's iſt Mannesloos!“

O Mannesloos, o Traum der Ehre,
Von Männern allzuhoch geſchätzt!
Ich wollt', daß er ein Kindlein wäre,
Und mein Geliebter doch wie jetzt:

In meinem Arm wollt' ich ihn wiegen
Mit ſüßem Tändeln, warm und lind,
An meinen Brüſten ſollt' er liegen,
Mein großes, mein verliebtes Kind.

Ei ja, das wären ſüße Sorgen,
Das wäre liebe Mutterluſt!
Wohl jeden Abend, jeden Morgen
Hielt' ich ihn feſt an meiner Bruſt:
Mit meinem Kuß wollt' ich ihn tränken,
Nach dem er ſonſt ſo lüſtern war,
Und ihm zum Spielwerk wollt' ich ſchenken
Mein aufgelöſtes, ſchwarzes Haar.

Ich würd' ein Märchen ihm erzählen
Von dem verirrten Königsſohn,
Der, ſich der Hirtin zu vermählen,
Das Reich vergeſſen und den Thron:
Mir in die Augen würd' er ſehen
Mit hellen Blicken, ſtolz und groß,
Und würde lächelnd mich verſtehen,
Und riſſe dennoch ſich nicht los.

2. Ungehorſam.

O ich bin krank, ich möchte weinen,
Mein armes Herz zerbricht vor Qual;
Doch muß ich ſtill und fröhlich ſcheinen,
Weil es mein Liebſter mir befahl.
Er hielt zum Abſchied mich umſchlungen,
Er ſah mir bittend in's Geſicht,
Und zärtlich, wie mit Engelszungen,
Sprach er: Mein Mädchen, weine nicht!

Da ſchwand er hin! Zurückgelaſſen
Streckt' ich die Arme in die Luft:
Umſonſt! ich konnt' ihn nicht erfaſſen,
Uns trennt wohl eine weite Kluft.
Nun iſt inmitten mir der Menge
Wie einer Träumenden zu Sinn.
Ich gehe ſchweigend meine Gänge
Und lächle, weiß kaum, wo ich bin.

Nur Mitternachts bis an den Morgen,
Von allen Menſchen ungehört,
Dann in die Kiſſen tief verbergen,
Damit mein Schluchzen Keinen ſtört,
Dann mein gepreßtes Herz entlad' ich
In einer heißen Thränenfluth,
Dann weinend meine Locken bad' ich,
Auf denen er ſo oft geruht.

Er wird es ja nicht gleich erfahren,
Daß ich ihm ungehorſam war,
Auch ſoll er nimmer es gewahren,
Wenn er zurückkommt über's Jahr.
Und o ich glaube, wenn er's wüßte,
Er zürnte mir ja dennoch nicht:
Er iſt ſo gut —! er käm' und küßte
Die Thräne mir vom Angeſicht.

3. Traum.

Mir träumt', daß ich ein Vöglein war
Mit zwei gelbfarb'gen Schwingen,
Mit einer Stimme hell und klar,
Wohl in die Welt zu ſingen,
Und vor mir weit die blaue Luſt,
Tief unten Thal und Hügel,
Und Morgenthau und Blüthenduft,
Zu baden meine Flügel.

Was Luſt, was Duft! ich flog hinaus,
Pfeilſchnell, wohl hundert Stunden,
Bis wo vor meines Liebſten Haus
Den Nußbaum ich gefunden.
Da flugs ein Neſtchen, warm und ſein
Begann ich mir zu bauen,
Ganz dicht bei ſeinem Fenſterlein,
Daß ich hinein könnt' ſchauen.

Er lag und ſchlief, der theure Mann!
Und leiſe, leiſe, leiſe,
Stimmt' ich ein Morgenliedchen an,
Recht eine ſanfte Weiſe:
So ſanft, ſo weich, als wie ein Hauch,
Wie Duft von jungen Roſen,
Und luſtig doch, wie um den Strauch
Die muntern Winde koſen.

Schon wacht' er auf: an's Fenſter kam
Mein ſüßer Schatz geſchritten,
Auf ſeiner Stirne lag's wie Gram,
Als ob ſein Herz gelitten:
Er kam und horchte dem Geſang,
Und horchte mit Vergnügen,
Und ſchwieg, und ſeine Seele trank
Mein Lied mit vollen Zügen.

O ſchau, das Fenſter öffnet' er
Und ſah hinaus mit Neigen:
Ich flog nicht hin, ich flog nicht her,
Still ſaß ich in den Zweigen:

Zu eng ward mir die kleine Bruſt,
Die Flüglein wurden mir träge,
Als ob ich ſchon in banger Luſt
An ſeinem Herzen läge.

Er ſtreute mir ſein Morgenbrod
Und lockte mich mit Winken,
Sein Schälchen bracht' er gar und bot
Mir ſüße Milch zu trinken.
Schon pickt' aus ſeinem Händchen ich —
Da hat er mich gefangen,
Und auf das Köpfchen küßt' er mich
Und drückt' mich an die Wangen.

Ach, ſprach er da, ach wäreſt du
Mein Liebchen in der Ferne!
Wie nickt' ich da dir freundlich zu,
Wie hielt' ich da dich gerne!
O dürfte, wie das Schnäblein dir,
Ich ihre Lippen küſſen,
Die ſüßen Lippen, die nun mir
So ferne ſchmachten müſſen! —

Kaum ſprach er es, wie dehnten da
Sich plötzlich meine Glieder!
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Die Federn ſtoben nieder:
Sein ſchwarzbraun Kind mit krauſem Haar,
Mit rothverſchämten Wangen,
So ſank ich hin! ich ſank und war
Von ſeinem Arm umfangen.

O weh! da bin ich aufgewacht,
Ich lieg' im öden Bette:
Ade, du ſchöner Traum der Nacht,
Ach wer dich wieder hätte!
Bin nur ein weinend Mägdlein hier,
Kann nicht die Luft durchdringen:
Nur meine Seele fliegt zu dir,
Und nur mein Herz hat Schwingen!

Die Braut.

Daß ich nun bald dir gänzlich ſoll gehören,
Daß unſrer Liebe ſüßen Frühlingstraum
Nun bald kein Herbſt, kein Winter mehr ſoll ſtören,
Ein Räthſel iſt's und ich begreif' es kaum.

Sprich, theurer Mann, o ſprich, wie werd' ich's faſſen,
Wenn zwiſchen uns kein Dritter dann ſich drängt,
Und der mich jetzt mit Zögern nur entlaſſen,
Dein lieber Arm auf ewig mich umfängt?

Wenn in die Blicke, welche dann wir tauſchen,
Kein Thränchen mehr verborgnen Grams ſich wagt,
Kein Vogelflug, kein leiſes Blätterrauſchen
Mich aus dem Eden deiner Küſſe jagt?

Wenn dann mein Mund nicht länger muß verſchweigen,
Daß ſchon ein Kuß auf dieſe Lippe kam,
Wenn ich der Welt mein ſtolzes Glück darf zeigen,
Erröthend zwar und dennoch ohne Scham?

Wenn du nicht länger durch die Gartenpforte
Dich Abends nur an meinen Buſen ſchleichſt,
Nein, wenn du dann, o dann an heil'gem Orte,
Im Licht des Tages deine Hand mir reichſt?

Der Meine dann, auf ewig mir verbunden,
Mein Herz, mein All, mein heißgeliebter Mann,
Und Luſt und Qual, und was ich je empfunden,
Vergeſſen Alles und verſunken dann?

Und die uns jetzt nur allzugrauſam deuchten,
Die Sterne dort mit ihrem goldnen Schein,
Wenn ſie nicht bloß zum Abſchied mehr uns leuchten,
Sprich, theurer Mann, o ſprich, wie wird es ſein?

Wenn ſich ihr Strahl, als ob's vor Neugier wäre,
Verrätheriſch in unſre Kammer ſtiehlt,
Und wenn der Mond, jetzt Zeuge mancher Zähre,
Mit Lächeln dann aus ſeinen Wolken ſchielt?

Wenn dann die Bruſt, die heimlich dir geſchlagen,
Sich ungeſtümer an die deine drängt,
Wenn dieſer Mund, dann ohne Furcht und Zagen,
Verzehrend, glühend an dem deinen hängt?

Und wenn ich dann mich ſchüchtern abwärts neige,
Du aber folgſt, und ſchließſt mich feſter ein,
Ich ſinke dann, ich weine, lache, ſchweige —
Sprich, theurer Mann, o ſprich, wie wird es ſein?

Du ſchauſt mich an, du lächelſt meiner Frage:
Ich ſchweig', o Freund, weil ich ja ſchweigen muß:
Nur was ich ſelbſt mir zu geſtehn nicht wage,
Verſchweige dir und ſage dieſer Kuß.

Weihnacht.

Wo ſonſt zu frohem Weihnachtfeſte
Das Haus von Lichtern ſich erhellt,
Da tönt Geſang, da jubeln Gäſte,
Da jauchzt die ſel'ge Kinderwelt:
Die Kinderwelt, die, gleich den Dichtern,
Den Himmel noch im Herzen führt,
Und noch an Tand und bunten Lichtern
Ein köſtliches Behagen ſpürt.

Heut du und ich im dunkeln Hauſe,
Kein Dritter ſoll uns nahe ſein —
Heut du und ich in ſtiller Klauſe,
Von Allen wir, wir ganz allein!
Die ſonſt mit mir dies Feſt gegangen,
Sie ſind nicht da, ſind weit von hier:
Dich halt' ich, meine Braut, umfangen,
Mein Alles, dich —! Nichts fehlet mir.

Laß flammen denn die Weihnachtkerzen!
So golden flammt die Sonne kaum,
Als ſtolz und froh in unſern Herzen
Der Liebe goldner Weihnachtbaum!
Und wie ſonſt Naſchwerk, bunte Nüſſe
Man von des Baumes Zweigen pflückt,
So haben Blicke, haben Küſſe
Uns unſern Weihnachtbaum geſchmückt.

Nur du und ich! O laß ſie glühen,
Die Kerzen nicht, die Herzen auch
Laß flammen, glühen und zerſprühen!
Das iſt der Liebe Feſtgebrauch.
Nur du und ich —! in unſre Mitte
Nie dränge ſich ein Fremder ein:
Denn zwiſchen dir und mir der Dritte
Soll einzig unſre Liebe ſein!

Abſchied.

Horch, ſchlug ſie nicht? Noch hat ſie nicht geſchlagen,
Die finſtre Stunde, die von dir mich reißt,
Die von ſo viel unſäglich ſüßen Tagen
Den letzten auch, den letzten! enden heißt;
Doch lange ſchon, mit innerlichem Zagen,
Vorahnend hört ſie der bewegte Geiſt,
Und ach! umſonſt, den Liebſten nicht zu grämen,
Willſt du im Aug' die Thränenfluth bezähmen.

Ich zürne nicht! laß ungeſcheut ſie fließen,
In Thränen mach' das bange Herz dir weit:
Sind denn die Roſen, die auf Gräbern ſprießen,
Nicht Roſen auch voll Duft und Süßigkeit?
Auch Leid iſt Luſt: ſo laß uns ganz genießen
Der Trennungſtunde ſchmerzlich ſüßes Leid:
Noch einmal komm', und wär' es auch mit Thränen,
An meine Bruſt dein liebes Haupt zu lehnen.

Du fragſt, o Herz! — und deine Thränen rollen,
Die, Aermſter ich, dir heut nicht ſtillen kann —
Du fragſt, o Herz, wie wir es tragen wollen,
Wenn nun die letzte Stunde auch verrann?
Und wenn wir uns nun nicht mehr ſehen ſollen,
Sprich, holdes Herz, o ſprich, was bleibt uns dann?
Herz, ſei getroſt! Uns bleibt ein ſüß Vermächtniß,
Vergang'ner Tage ſeligſtes Gedächtniß.

Das ſei dein Troſt, das heile deine Wunden,
Ein Himmelsbalſam, mild und wunderbar,
Zurückzudenken an die ſüßen Stunden,
An all' die Luſt, die Wonne, welche war,
An jeden Kuß, der dich und mich verbunden,
Ein unausſprechlich überſelig Paar:
Daran gedenken wirſt du, du wirſt weinen
Und doch in Thränen noch dir glücklich ſcheinen.

So lebe wohl! Nicht immer ſollſt du weinen,
Die bittre Thräne, glaub' mir, wird geſtillt
Du ſiehſt mich wieder, wieder mich, den Deinen,
Mein bleibſt du mir, wie heute, ſüß und mild;

Es wird ein Tag, ein köſtlicher, erſcheinen,
    Nach dem in Sehnſucht jetzt die Bruſt uns ſchwillt —
O Herz, ein Tag voll Paradieſesfrieden,
Wo, was ſich liebt, nie wieder wird geſchieden,

Letzter Blick und letzter Gruß.

Letzter Blick und letzter Gruß,
Herz, wer kann es faſſen?
Letzter Seufzer, letzter Kuß,
Und dann dich verlaſſen:
Laſſen dich aus dieſem Arm,
Der dich oft umfangen
In der Mainacht lind und warm,
Da die Knoſpen ſprangen:

Laſſen dich von dieſer Bruſt,
Die mit heißen Schlägen
In unendlich ſüßer Luſt
Deiner ſchlug entgegen:
Aus dem Auge laſſen dich,
Sonne mir und Leben,
Und in finſt're Ferne mich
Freudelos begeben!

Aber aus der Seele, nein!
Nicht aus meinem Herzen!
Das iſt Balſam in der Pein,
Das iſt Troſt in Schmerzen,
Daß, wie auch die Tage ſich
Raſch und wechſelnd treiben,
Ewig dennoch du und ich,
Ewig wir uns bleiben.

Können meine Arme ſich
Nicht mehr um dich ranken,
Halten doch umklammert dich
Sehnende Gedanken,
Und dem Aug' entſchwunden zwar,
Glänzt doch alle Stunde
Mir dein Bildniß hell und klar
In des Herzens Grunde.

Letzter Blick und letzter Gruß,
Herz, wer wollte weinen?
Einen Blick noch, einen Kuß,
Und noch einmal einen:

Bleibſt du mir und bleib' ich dir,
O ſo iſt's kein Leiden,
Bleib' ich dir und bleibſt du mir,
O ſo iſt's kein Scheiden!

* * *

Jahrestag.

An dieſem Tag, der dich zuerſt dem Leben,
Der Liebe dann und meinem Glück gebar,
Heut welche Geiſter fühl' ich mich umſchweben
In luſtbeſeelter, unſichtbarer Schaar?
Ein Echo hör' ich in den Zweigen beben,
Das tönt ſo ſüß, das lockt ſo wunderbar,
Und ſingt und klingt und flüſtert durch den Garten,
Wo meine Küſſe wieder dich erwarten

O komm' herab! Es iſt dieſelbe Stelle,
An dieſem Ort einſt ſaßen ich und du:
Wie damals brauſt fernher des Stromes Welle
Und wiegt das Herz in träumeriſche Ruh:
Wie damals nickt der redliche Geſelle,
Der alte Nußbaum, ſeinen Gruß mir zu:
Jetzt nahſt auch du, du Lieblichſte der Bräute,
Und o, das Damals wandelt ſich in Heute!

Ein Jahr verrann! — Verronnen, nicht verſchwunden,
Iſt dieſes Jahres ſel'ge Maienzeit!
Noch leben ſie, die wonnevollen Stunden,
Noch ihr Gedächtniß macht das Herz mir weit,
Da dich zuerſt mein kühner Arm umwunden,
Da meinen Mund dein erſter Kuß geweiht, —
Und nur, die doch dein Auge mußte näſſen,
Die Thräne nur, nichts weiter, ſei vergeſſen.

So biſt du mein! So wirſt du mir gehören,
Stern meiner Nächte, meiner Seele Licht!
Wie auch der Zeiten Fluth ſich mag empören,
An unſrer Herzen Eiland ſchwillt ſie nicht:
Du bleibſt ja mein! Das klingt in tauſend Chören,
Das ſagt das Auge, das durch Thränen ſpricht:
„Denn wie nun fallen unſers Lebens Looſe,
„Du biſt nun mein, bleibſt einzig meine Roſe!“

Inhalt.

Seite
Den Dichtern V

Balladen und Romanzen.

Liebesrache 3
Der Alchymiſt 8
Bretagne. 1793 16
Aus Algier 21
Die badende Königin 26
Die Mutter des Koſaken 32
Der Runenſtein 43
Am Fenſter 46
Allerſeelentag 63
Der Räuber 68
Das Gericht 72
Stumme Liebe 105
Das Echo. 111
Der Renegat. 113

Lyriſches. Erſtes Buch.

Seite
Dichtergruß . . . 121
Ausforderung. . . . 126
Meeresfahrt . . . 129
Gutenberg. . . . 137
Der Rhein . . . 140
Ein Dom in Spanien . . . 145
Die Oceaniden . . . 149
Um Mitternacht. . . . 152
Chriſtnacht . . . 154
Einſegnung . . . 157
Den Schweſtern. . . . 159
An G. S. . . . 161
Einem ältern Freunde . . . 168
Kein Gelehrter . . . 170
Herr Frühling . . . 172
Liedertafel. . . . 175
Der Zecher . . . 180
Wirth und Gaſt. . . . 184

Lyriſches. Zweites Buch.

Perlen und Lieder . . . 189
Frühlingsliebe . . . 191
Abſchied . . . 208
Der Abſchied. . . . 210
Herz in Nöthen . . . 213
Studentenherz. . . . 215
In der Ferne . . . 217
Nachts. . . . 218
Abends. . . . 220

Seite
Lied 222
Sonnette in die Heimath. 225
Fahre wohl 238
Das Wort 241
Der Verlornen 244
Eine Locke 252
Die todte Braut 255
Vergeſſen 258
Begegnung 260
Frage nicht 263
Die Winternacht 265
Drei Sonnette 266
Stelldichein 269
Tanzlied 271
Dichterliebe 274
Reue 285
Wiederkehr 287
Neues Gelübde 290
Bei der Leiche 292
Nachtſtille. 297
Liebesahnung. 300
Mit Granatſchmuck. 302
Knäulzettel 304
Nahe Trennung. 305
Atlantis 307
Brautfeier. 309
Lieb' und Leben. 312
Abſchied des Mädchen. 314
Der Nußbaum 316
Gute Nacht 320
Das Mädchen ſpricht:
1. Das große Kind 322
2. Ungehorſam. 324
3. Traum 226
Die Braut 330

Seite
Weihnacht 333
Abſchied 335
Letzter Blick und letzter Gruß 338
Jahrestag 341

In meinem Verlage erſcheint:

Encyklopädie
der
# deutſchen Nationalliteratur
oder
biographiſch-kritiſches
Lexicon
der
# deutſchen Dichter und Proſaiſten
ſeit den früheſten Zeiten;
nebſt
Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben
von
Dr. O. L. B. Wolff,
Profeſſor an der Univerſität Jena.

Zweite Ausgabe.

Die Nationalliteratur iſt die geiſtige Blüthe eines Volkes. Deutſchland wetteifert in dieſer Hinſicht auf das Rühmlichſte mit allen andern civiliſirten Nationen; was unſere großen Denker, unſere erhabenen Dichter leiſteten, wird überall, wohin geiſtige Bildung drang, willig und freudig anerkannt und gefeiert. Es iſt daher um ſo mehr Pflicht jedem Gebildeten den Zugang zu dieſen Schätzen in jeglicher Weiſe zu erleichtern, und das ſoll das Ziel und die Aufgabe des hier angekündigten Unternehmens ſein, das einem dreifachen Zwecke nachſtrebt. Es beabſichtigt nämlich 1) dem Gelehrten als ein Hülfsmittel, 2) dem Gebildeten als ein Führer in den Gefilden deutſcher Literatur, 3) dem Freunde deutſcher Poeſie, Geſchichte und Beredſamkeit als ein angenehmer, gefälliger und zugleich belehrender Geſellſchafter zu dienen.

Unpartheilichkeit nach feſter Ueberzeugung, allgemeines Wohlwollen ohne Schwäche, Freimüthigkeit ohne Gehäſſigkeit werden die leitenden Prinzipien ſein. — Alles Partheiweſen in Religion, Politik und Poeſie wird auf das Strengſte vermieden, wie überhaupt Alles, was ein zarteres Gemüth verletzen kann. —

Dieſe **zweite Ausgabe** wird nach folgendem Plane herausgegeben:

1) Alle deutſchen lebenden oder verſtorbenen Dichter und Proſaiſten, welche ſich durch ihre Leiſtungen die Achtung und Theilnahme ihrer Landesgenoſſen zu erwerben wußten oder Einfluß auf die Geſtaltung der Literatur hatten, werden aufgenommen.

2) Ueber die in alphabetiſcher Ordnung folgenden Schriftſteller wird mitgetheilt:

a. Eine Lebensbeſchreibung.

b. Ein möglichſt vollſtändiges Verzeichniß ihrer Schriften.

c. Eine kritiſche Darſtellung ihrer Leiſtungen und des Einfluſſes derſelben auf ihre Zeit; und

d. Auszüge aus ihren Werken mit einleitenden und erklärenden Anmerkungen, wo dieſe zu beſſerem Verſtändniß nothwendig ſind.

3) Das Werk erſcheint in Lieferungen von je 6 Bogen in 4to und in Umſchlag geheftet.

4) Zehn Lieferungen bilden einen Band; das ganze Werk wird aus 70 Lieferungen beſtehen.

5) Der Subſcriptionspreis eines jeden Heftes iſt 6 gute Groſchen = 7½ Neugr.

Ich halte es für überflüſſig, weiter etwas zum Lobe dieſes ebenſo wohlfeilen als eleganten, höchſt zeitgemäßen Unternehmens hinzuzufügen. — Der bedeutende Abſatz der erſten Ausgabe, welche im Laufe dieſes Sommers vollſtändig erſcheint, iſt wohl der beſte Beweis der allgemeinen Anerkennung, deren ſich dieſes Werk zu erfreuen hat, das als ein Pantheon deutſcher Dichter und Denker dem deutſchen Vaterlande Ehre macht.

Leipzig, im September 1841.

Otto Wigand.

In meinem Verlage iſt erſchienen:

Oeſterreich im Jahre 1840.

Staat und Staatsverwaltung, Verfaſſung und Cultur.

Von einem **öſterreichiſchen Staatsmanne.**

2 Bände. Gr. 8. 1840. Broſch. 4 Thlr.

Inhalt des erſten Bandes:

Erſtes Buch.

I. Landesverfaſſung. In den deutſchen, italieniſchen und galiziſchen Provinzen. — Ungariſche Verfaſſung.

II. Das Staatsoberhaupt. Der Kaiſer. — Die kaiſerliche Familie. — Der kaiſerliche Hofſtaat.

III. Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten. Fürſt Metternich. — Die kaiſ. Botſchafter und Geſandten. — Die geh. Haus-, Hof- und Staatskanzlei.

IV. Innere Staatsverwaltung. Behörden. — Geſchäftsgang. — Beamtenweſen. — Beſoldungs- und Penſionsſyſtem.

Zweites Buch.

I. Geſetzgebung. Bürgerliche, Militair- und Strafgeſetzgebung. — Ausubende und vollziehende Gewalt. — Advocatie u. Gerichtspflege. — Ungariſche Rechtsverfaſſung.

II. Finanzweſen. Staats-Einkünfte und -Ausgaben. — Caſſa-Gebahrung und Rechnungsweſen. Die öſterreichiſche Staatsſchuld.

III. Polizeiſyſtem. Oeffentliche und Sicherheitspolizei. — Cenſurweſen. — Geheime Polizei.

IV. Militärmacht. Die Armee. — Die Landmacht. — Das Seeweſen. — Die Militarverwaltung.

Drittes Buch.

I. Die Geiſtlichkeit. Geiſtliche Würdenträger. — Weltgeiſtlicher Stand. — Die höhere und niedere Kloſtergeiſtlichkeit. — Das Mönchs- und Nonnenweſen.

II. Der Adel. Die hohe Ariſtokratie. — Die Geldariſtokratie. — Der arme Adel. — Der ungariſche Edelmann.

III. Der Bürger. Die Handelswelt. — Der höhere und niedere Gewerbsſtand. — Die arbeitende Claſſe.

IV. Der Bauer. In den deutſch-ital. Provinzen. — In den böhm.-galiz. Erbſtaaten. — In Ungarn und Siebenbürgen.

Inhalt des zweiten Bandes:

Viertes Buch.

I. Religionspflege. Katholiſche Religion. — Akatholiſche Religion. — Judenthum. — Sectenweſen.

II. Lehrfach und Schulweſen. Lehrfach. — Schulweſen. — Allgemeines Erziehungsſyſtem. — Oeffentliche und Privaterziehungs- und Bildungsanſtalten.

III. Sanitäts-Medicinal- und Humanitätsanſtalten. Oeffentliche u. Privat-Sanitätsanſtalten. — Humanitätsanſtalten. — Militär-Sanitäts- u. Medicinalweſen.

IV. Allgemeines Straf- u. Beſſerungsſyſtem. Feſtungsbau. — Strafhäuſer. — Zucht- und Correctionsanſtalten.

V. Oeffentliche Wohlthätigkeits- und Armenpflege. Oeffentliche und Privat-Verſorgungsanſtalten. — Civil-Penſions- und Verſorgungs-Inſtitute. — Sparkaſſen und Aſſekuranz-Anſtalten.

Fünftes Buch.

I. Induſtrie und Handel. Land- u. Seehandel. — Handelspolitik. — Dampfſchifffahrt u. Eiſenbahnen.

II. Fabrik- und Manufacturweſen. Allgemeiner Betrieb der Fabriken u. Manufacturen. — Gewerbsvereine, Induſtrie- u. Gewerbsproducten-Ausſtellung.

III. Künſte und Wiſſenſchaften. Bildende Kunſt. — Muſik. — Theater.

IV. Litteratur. Allgemeine Litteratur-Zuſtände, Journal-Litteratur.

Otto Wigand.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Der

Göttinger Dichterbund.

Der

Göttinger Dichterbund.

Zur

Geſchichte der deutſchen Literatur,

von

R. E. Prutz.

Leipzig:
Otto Wigand.
1841.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

G. G. Gervinus,

dem

Manne der Wissenschaft,

der Gesinnung und der That.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Einleitung.

Seite
Das achtzehnte Jahrhundert und die Aufklärung 3
Begriff und Weſen der Aufklärung 7
Die deutſche Literatur vor der Reformation: Meiſtergeſang und Volksgeſang 16
Die Reformation und die Humaniſten 23
Einwirkung der Antike auf unſere Literatur: Opitz 34
Die gelehrte Technik und der franzöſiſche Geſchmack 39
Allmälige Erſchütterung der conventionellen Poeſie 51
Die zweite ſchleſiſche Schule 54
Günther 56
Brockes 65
Die Pietiſten und Thomaſius 70
Wiederaufleben der Philologie; die Kunſt der Alten und die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften 77
Die Stiftung Göttingens 83
C. G. Heyne 89
Rückblick auf die Literatur 96
Haller und Hagedorn 99
Gottſched 104
Friedrich der Große 112
Literariſche Gruppen: Leipzig 116
Die Schweiz 129
Berlin 137
Der Halle-Halberſtädtiſche Kreis 143
Wien 159
Der Norden und der Rhein 169

Zweites Buch.

Seite
Göttingen: die deutſche Geſellſchaft, Käſtner und die Bibliothek 185
Boie und Gotter 193
Der erſte Muſenalmanach 198
Anſchluß jüngerer Dichter an Boie 206
Der Bund 219
Die Stolberge 236
Die Klopſtocksfeier 245
Bürger und die Romanzenpoeſie 252
Literariſche Leiſtungen des Bundes; ſeine Stellung zum Publikum und zur Kritik 272
Verhältniß des Bundes zu Göttingen 283
Literariſche und perſönliche Beziehungen 288
Klopſtock und Wieland 305
Klopſtock's Projecte mit dem Bund 321
Trennung des Bundes 333

Drittes Buch.

Ueberſicht 339
Der Hamburger und der Göttinger Almanach 343
Boie und das deutſche Muſeum 348
Hölty 354
Hahn und Cramer 358
Die Miller'ſchen Romane 362
Bürger 377
Die Stolberge 386
Voß 394
Schluß 404

Verbeſſerungen.

S. 44. Z. 2. v. u. für Redaction lies Reaction.
S. 61. Z. 9. v. o. fehlt das genauere Citat: p. 500.
S. 183. Z. 2. v. u. für 1840 lies 1839.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Der
Göttinger Dichterbund.

Erſtes Buch.

Einleitung.

Das achtzehnte Jahrhundert und die Aufklärung.

Man hat ſich gewöhnt, das achtzehnte Jahrhundert das Jahrhundert der Aufklärung zu nennen; verſchieden jedoch, wie Bildung und Geſinnung derjenigen, welche dieſen Gemeinſpruch wiederholen, iſt auch der Werth, den ſie dieſem Jahrhunderte ſelbſt damit beizulegen denken. Denn während Einige, in ihrer perſönlichen Ueberzeugung beunruhigt und verdroſſen durch die Conſequenzen der neueren Philoſophie und die allerdings kritiſche Lage, in welche durch dieſe weniger die Religion, als die Tradition, weniger der Staat, als die gegenwärtigen Staatsformen gebracht worden ſind, aller wiſſenſchaftlichen Kritik, aller geiſtigen Bewegung und ſomit auch der Aufklärung ſich abhold erweiſen, bei deren Namen ſie nur an die Encyclopädiſten und ähnliche zerſetzende, wenn nicht zerſtörende Einwirkungen der franzöſiſchen Philoſophie, an Revolutionen und Nationalconvente ſich zu erinnern pflegen; ſo haben eben in neueſter Zeit, und gerade durch dieſe Verunglimpfungen hervorgerufen, Andere das Loſungswort der Aufklärung, wie eine alte ehrenwerthe Fahne, auf's Neue hervorgeholt und dieſelbe zum Wahlſpruch jedes geiſtigen und ſittlichen Fortſchrittes, zum hochflatternden Banner der Freiheit überhaupt zu machen geſtrebt. Die entſchiedene Mehrzahl endlich hält die Aufklärung ausſchließlich in jener beſchränkten und einſeitigen Entwicklung feſt, welche dieſelbe in prägnanter Bedeutung durch Nicolai und ſeine Berliner Freunde gewonnen hat.

Es iſt nun wohl ziemlich einleuchtend, daß die beiden anderen Auffaſſungen, wie man auch über ihre Berechtigung denken mag und ſo ſchnurſtracks beide auch ſich entgegengeſetzt ſind, dennoch beide darin der Wahrheit näher kommen, daß ſie die Aufklärung in einem weiteren und allgemeineren Sinne verſtehen wollen, während die alltägliche Meinung gar nicht die Sache ſelbſt, ſondern nur eine ſehr vereinzelte Erſcheinung derſelben aufgegriffen hat. Dieſer Mehrzahl beſonders iſt es zuzuſchreiben, daß man auch noch heut zu Tage, wo jene niedere Stufe längſt überſchritten und nur noch von hiſtoriſcher Bedeutung iſt, auf Alles, was auch in unſrer Gegenwart dieſen Namen der Aufklärung bald ſich beilegt, bald empfängt, mit einer Art feindſeliger Vornehmheit herniederblickt und vor Allem das ganze Jahrhundert, welches nach ihr genannt wird, als ein nüchternes, hausbackenes und gemein verſtändiges Zeitalter geringſchätzen zu dürfen meint. Dabei überſieht man indeſſen und vergißt, daß in eben dieſem Jahrhundert, um bei dem Allernächſten ſtehen zu bleiben, zugleich die neue Blüthe unſerer Literatur ſich entfaltet hat, die ja doch ohne eine neue jugendliche Anregung unſeres geſammten deutſchen Lebens, ohne einen gemeinſamen Geiſterfrühling unſerer ganzen Nation nicht wohl denkbar iſt, und die daher auf dem dürren Boden der Aufklärung wohl niemals hätte gedeihen können, wenn nämlich dieſer Boden wirklich ſo ausſchließlich dürr und dürftig geweſen wäre, wie man uns will glauben machen. Es wird daher wohl ein Jeder, der überhaupt eine geſchichtliche Entwicklung anerkennt, ſogleich zugeſtehen müſſen, daß auch jene Aufklärung, die man gewöhnlich im Sinne hat, die Berliner Aufklärung alſo der ſiebziger Jahre, ſo feindſelig dieſelbe in ihrer nüchternen und einſeitigen Weiſe auch aller Poeſie erſcheint, und der dennoch gleichzeitige Aufſchwung eben der Poeſie nothwendig dieſelben Vorausſetzungen haben und nur die verſchiedenen Zweige ſind, in welche der Eine Baum unſerer Bildung ſich ausgewachſen, — oder richtiger, ſogar nur die verſchiedenen Jahresringe, die dieſer Baum in ſeinem Wachsthum angeſetzt hat. Ja die Kritik ſelber, die gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts mit ſo vieler Schärfe, und gewiß damals mit vollkommenſter hiſtoriſcher Berechtigung, ſich gegen dieſe Aufklärung wandte, wird doch auch nicht, wie ein Meteorſtein, vom Himmel gefallen ſein: ſondern, ein hiſtoriſches Moment unſrer Entwicklung, wie jede andere Erſcheinung auch, iſt dieſe Kritik der Romantiker ſelbſt eine Tochter jener Aufklärung, gegen welche ſie mit raſcher Hand ihr ſchneidendes Meſſer aufhob. Denn dies überhaupt iſt zu jeder Zeit das Loos jeder bedeutenden That, jedes weltgeſchichtlichen Fortſchrittes geweſen, daß er zunächſt als ein anderer Oreſtes auftritt, der den Leib ſchlägt, welcher ihn geboren: aber immer auch hat jeder ächte und wahre Fortſchritt in ſeinem eigenen Siege den ſchützenden Gott gefunden, der den Fluch der Undankbarkeit und des Muttermordes, mit welchem die Eumenide der Zeitgeſchichte ihn verfolgt, von ihm abwendet und endlich ihn mit dem Schatten der Mutter ſelbſt verſöhnt. Dieſe Verſöhnung, dünkt uns, iſt auch jener verrufenen Aufklärung gegenüber bereits eingetreten, und allerdings thäte man daher beſſer, ſtatt ſie von Neuem, in freundlichem oder feindlichem Sinne, zum Feldgeſchrei zu machen, vielmehr eine parteiloſe geſchichtliche Würdigung ſowohl dieſer, wie überhaupt jeglicher Aufklärung zu verſuchen.

Freilich wird dieſe Würdigung, ohne welche doch, glauben wir, keine hiſtoriſche, keine literariſche Erſcheinung des achtzehnten Jahrhunderts begriffen werden kann, kein ganz leichtes Unternehmen ſein, da ſie eine begriffsmäßige Entwicklung der Aufklärung überhaupt nothwendig vorausſetzt. Dieſer aber ſcheinen mancherlei factiſche Widerſprüche und Hemmniſſe in den Weg zu treten. Denn ähnlich, wie auf dem Gebiete der Literatur die Proſa der Nicolaiſchen Kritik und der kühnſte, ja gewaltſamſte Aufſchwung unſerer Poeſie neben einander gehen; ſo zeigt die Richtung des vorigen Jahrhunderts auch in allen andern Feldern unſrer Bildung ein zwiefaches Weſen, das ſich ſelbſt zu widerſprechen und zu vernichten ſcheint. Die religiöſe Vertiefung des Pietismus und die Aufklärung der Philoſophie ſind in dem Beginne des Jahrhunderts, alſo in dem eigenen Beginne beider, bei Weitem nicht ſo geſchieden, als man nach der Heftigkeit des Kampfes, der ſpäter zwiſchen beiden ſich entwickelt hat, vorausſetzen möchte, vielmehr gehen ſie unmittelbar neben einander und es fehlt ſelbſt nicht an einzelnen Perſönlichkeiten, die ohne, wie es wohl kommt, charakterlos zwiſchen beiden Richtungen zu ſchwanken, dennoch beiden befreundet ſind, ja beide lebendig und wahrhaft in ſich vereinigen[1]. Ebenſo gegen den Schluß dieſes Jahrhunderts, nachdem lange Zeit hindurch, ja ſeit den erſten Anfängen der Reformation, die klaſſiſche Bildung und die ſtrenge, aber ebenſo tüchtige als ſchöne Schule des Alterthums für die wahre Sonne des Lebens und der Aufklärung gegolten hatte, wird in Baſedow und ſeinen Anhängern die Oppoſition gegen die klaſſiſche Bildung laut, und auch dieſe Oppoſition nimmt den Namen der Aufklärung für ſich in Anſpruch. Die franzöſiſche Cultur, von der einige Menſchenalter hindurch die Aufklärung, — und wiederum nach beiden Seiten hin, ſowohl die weltliche, frivole, als die pietiſtiſch-religiöſe[1]), — wenn nicht begründet, doch vermittelt worden, negirt endlich in Rouſſeau ſich ſelbſt, und wiederum ſuchen die Gegner dieſes neuen Fortſchrittes, die alſo ſelbſt recht mitten in dem ſitzen, was bis dahin Aufklärung war und hieß, ihn mit dem Spottnamen eines Aufklärers zu verdächtigen. — So ſchwankt die Aufklärung in chamäleonartigem Wechſel der Erſcheinung; und daher, ehe wir ſie als den Charakter des achtzehnten Jahrhunderts dürfen gelten laſſen, wird es durchaus nöthig ſein, ihr eigentliches Weſen zu ergründen, und über den wahren Inhalt dieſer wunderlich gebrauchten und mißbrauchten Kategorie vor Allem uns ſelbſt erſt aufzuklären.

---

[1] So beſonders Thomaſius: ſiehe Schloſſer, Geſch. des achtzehnten Jahrhunderts, I, 561. f. 568. vgl. Gervinus, Geſch. der deutſchen Dichtung, IV, 29. Aehnliches noch ſpäter in Lavater: Gervinus, IV, 60.

Begriff und Weſen der Aufklärung.

Hiebei nun, wie überall, wo wir ein wahrhaftes Verſtändniß unſerer neueren Zeit bezwecken, müſſen wir ausgehn von der Reformation. Denn durch ſie iſt der menſchliche Geiſt, und insbeſondere die Entwicklung unſers Volkes, in eine Sphäre erhoben worden, welche nach allen Seiten hin zu durchlaufen und auszumeſſen die Aufgabe unſrer Geſchichte und als ſolche eine Aufgabe auch noch unſrer Zeit geworden iſt. Wo daher wir das Gewebe der letzten Jahrhunderte auch anfaſſen mögen, immer führen die Fäden uns zurück zu jenem unſchätzbaren Ereigniß, welches eine Epoche gemacht hat, ebenſo entſcheidend faſt und ebenſo gewaltig, wie Jahrtauſende zuvor der erſte Eintritt des Chriſtenthums ſelbſt. Denn gleichwie durch dieſes die Erkenntniß des Abſoluten, des Göttlichen, aus der Natur, dem Endlichen und Aeußerlichen, wo bis dahin die Völker es in Bild und Zeichen anzuſchauen verſucht hatten, in den Geiſt ſelbſt war verlegt worden: ſo ward dieſelbe jetzt durch die Reformation in die eigene Innerlichkeit jedes einzelnen Individuums gelegt. Der Gott, welchen das Chriſtenthum aus dem ſchlechten und unfreien Dieſſeits der Natur zu dem freien Jenſeits des Geiſtes überhaupt entbunden hatte, ward in der Reformation noch einmal ein dieſſeitiger, aber ein nur durch uns ſelbſt vermittelter, ſtets gegenwärtiger, den jeder einzelne Menſch aufgenommen hatte in den Tempel ſeiner Bruſt. Es iſt bekannt und oft beſprochen, auch aus dem Umſturz des Römerreichs, aus dem Verſchwinden der Sklaverei und dem Eintritt des freien germaniſchen Princips in die Weltgeſchichte, einem Jeden leicht erſichtlich, welchen außerordentlichen und bis dahin kaum geahnten Werth und Inhalt das Chriſtenthum dem Subject, dem Individuum verlieh, welches von dieſem Moment an die typiſche Allgemeinheit der alten Welt, der alten Kunſt nicht mehr ertragen konnte. Und ſo brauchen wir hier auch nur darauf hin zu deuten, wie ſehr dieſer Werth und Inhalt durch die Innerlichkeit der Reformation, indem dieſelbe die Conſequenzen des Chriſtenthums vollendete, erhöhet und veredelt wurde. Jeder fortan baut ſeinen Altar in ſeinem Herzen, es bedarf nicht mehr weder der Fürbitte der Heiligen, noch der prieſterlichen Weihen, um mit dem Ewigen zu verkehren: ſondern ſchon iſt jedes einzelne Subject durch die Energie, mit welcher es ſich ſelbſt zuſammenfaßt und ſelbſt zu Kirche, Prieſter und Gefäß des Göttlichen ſich läutert, ſo würdig wie fähig, das Abſolute in ſich aufzunehmen und mit Gott ſelbſt in den innigſten und unmittelbarſten Verkehr zu treten. Von hier alſo iſt der ganze Werth des Menſchen, ſeine Verwerfung und ſeine Seligkeit, ſeine Hölle und ſein Himmel, in ſein eigenes Innere, in den unreinen oder reinen Inhalt ſeines eigenen Subjects gelegt, und die Herausbildung und Darſtellung der lebensvollen, der tüchtigen, der ſchönen und endlich derjenigen Subjectivität, welche das Allgemeine, das Ewige und Abſolute als ihr eigenes Bewußtſein, ihr perſönliches Leben in ſich trägt, iſt von jetzt an als die Aufgabe der Menſchheit erkannt und ausgeſprochen. Hierin nun liegt das Unvergängliche und Unverwüſtliche des Chriſtenthums, daß es alle Entwicklung unſrer Philoſophie, alle Blüthe unſrer Kunſt, alle Freiheit unſers Daſeins vorgebildet, wie der Kern die Frucht, ſchon im erſten Anfang in ſich verſchloſſen trug, und ſo weit immer der Baum menſchlicher Bildung ſich ausbreiten mag, immer werden es nur Zweige und Sproſſen ſein jenes erſten Samens. So können daher, den Beſtrebungen der Wiſſenſchaft und den Entwicklungen der Geſchichte gegenüber, von einem Angriff, von Gefahr und Untergang des Chriſtenthums nur ſchlechte Einſicht oder ſchlechter Wille ſprechen. Es iſt damit aber zugleich die Gewißheit, ja die

---

[1]) Denn daß auch hiebei das Beiſpiel des plötzlich bekehrten Ludwig des Vierzehnten und die hofmäßige Salbung des Fenelon, Boſſuet u. A. nicht ohne Einfluß geweſen, hat Gervinus ſcharfſinnig angedeutet: IV, 29.

Nothwendigkeit gegeben, daß das Subject, indem die vollkommenſte Ausſöhnung und Uebereinſtimmung mit dem Ewigen ſein Ziel iſt, auch mit der geſchichtlichen und praktiſchen Erſcheinung deſſelben, mit dem Staat, zur vollkommenſten Harmonie, zu Theilnahme und Freiheit gelangt. Der Weg iſt uns gewieſen, der Begriff muß ſich vollenden. Wenn daher diejenigen, welche die Stabilität und Unfreiheit unſrer politiſchen Zuſtände vertheidigen zu müſſen glauben, für dieſe ihre Lehre gerade beim Chriſtenthum Schutz und Beiſtand ſuchen und Kraft dieſes das Begehren des Subjects nach Freiheit und Entwicklung als Eigenſucht und Anmaßung zurückweiſen wollen, ſo verräth das, damit wir uns gelind ausdrücken, ebenſo wenig Verſtändniß der Idee, als Kenntniß der Geſchichte, und ein faules Chriſtenthum.

Und ſo ſei es denn ausgeſprochen, daß in dieſem Sichentfalten und Behaupten des Subjects, in dieſem reformatoriſchen, ja revolutionären Verhalten der Subjectivität, gegenüber einer feſt gewordenen Allgemeinheit, uns überhaupt das thätige Motiv aller geſchichtlichen Entwicklung und alles Lebens zu liegen ſcheint. Für die perſönlichen Schickſale, für die Entwicklung und Läuterung jedes Einzelnen wird Niemand dies abläugnen mögen; vielmehr hat ja wohl ein Jeder an ſich ſelbſt erfahren, wie hier der energiſche Trieb, gegen die Ueberlieferungen ſeiner Kindheit, das Anerzogene und Angewöhnte, ſeine Eigenthümlichkeiten, ſeine Anlagen und ſeine Beſtrebungen zu behaupten und durchzuſetzen, in Gutem, wie in Böſem, das eigentlich Bewegende und Beſtimmende des Lebens iſt. Freilich, indem hier das Subject ſeinen vollen und gänzlichen Inhalt will geltend machen, wird es nicht ausbleiben, daß auch die gemeine und endliche Perſönlichkeit, die befangenen, unwahren und darum rechtloſen Neigungen des Subjects dieſen Kampf verſuchen, deſſen wahrhaftiger Sieg ja doch nur demjenigen Inhalt der Subjectivität aufbewahrt iſt, vermittelſt deſſen ſie Theil hat an dem Abſoluten und durch den ſie daher mit dem eigenen Siege zugleich dieſem den Sieg verſchafft. Denn es giebt überhaupt keinen andern Sieg, als den im Geiſt und durch den Geiſt. Während daher das ungeläuterte Individuum eben an dieſer ſchlechten Subjectivität zu Grunde geht, wird den wahren und werthvollen Inhalt ſeiner Perſönlichkeit, durch keinen Zwang zeitlicher Verhältniſſe beſchränkt, keine Noth der Endlichkeit verkümmert, rein und ungehindert aus ſich herausleben und ſeiner vollſtändigen Entfaltung ſich erfreuen zu dürfen, mit Recht als der Inbegriff eines vollkommenen und glücklichen Daſeins geprieſen. Nur überſehe Niemand, daß zu einem ſolchen glücklichen Leben nicht minder, als Glück, auch eigenes Geſchick gehört.

So nun ſteht es auch in der Geſchichte. Das Abſolute, wie es für uns im Einzelnen, im Subject, zur Erſcheinung kommt und in ihm ſich bethätigen ſoll, gebraucht auch ſelbſt die Subjectivität zu ſeiner Offenbarung, — ein Satz, der in ſeiner gemeinſten Faſſung, daß die Vorſehung zur Verwirklichung ihrer Pläne ſich des Menſchen als ihres Werkzeuges bedient, ſehr üblich und von Allen ohne Widerſpruch zugegeben iſt. Auch hat man bereits in der Geſchichte der alten Welt dies Verhältniß des Subjects zum Allgemeinen ſowohl, als zu den Erſcheinungen deſſelben in der Geſchichte, aufgefaßt und ausgeſprochen —; zumeiſt zwar irrthümlich, indem man mit der Behauptung, daß die compacte Herrlichkeit der alten Welt von der Subjectivität ſei ausgehöhlt und verdorben worden, dieſer ſelbſt, trotz ihres Sieges, ein Unrecht und eine Verſchuldung beimißt, ja dieſen Sieg ſelbſt ihr als eine Schuld anrechnet. Allerdings macht, wie im Leben des Einzelnen, ſo auch in der Geſchichte, die Subjectivität ihren vollen, mithin auch ihren unwahren und ſchlechten Inhalt geltend; dieſer aber, wie alles Unwahre und Schlechte, kann immer nur ſich ſelbſt negiren, niemals jedoch über den Geiſt und die Wahrheit einen Sieg erringen. Wer daher die Subjectivität ſchlechthin als etwas Unberechtigtes, ihre energiſche Entfaltung ſchlechthin als etwas Verderbliches verdammt, nichts deſto weniger aber gerade ihr den Sieg zuſchreibt über die hohe, ſchöne und herrliche Welt des Alterthums, wer liefe dann bei dieſem Urtheile nicht Gefahr, das Unberechtigte, Gemeine und Eigenſüchtige für mächtiger zu achten, als das Berechtigte, das Tüchtige und Gute, ja als den Geiſt ſelbſt, der damit ſeines eigenſten Weſens, ſeiner ewigen und unverlierbaren Siegesgewißheit würde entkleidet werden? Iſt doch der Geiſt ein ewig jugendlicher, ſiegreicher Achilles, der keine verwundbare Ferſe mehr hat! Die Subjectivität daher, die aus ſich heraus irgend eine Stufe geiſtiger Entwicklung überwinden will, kann nur eine ſolche ſein, in welche der Geiſt ſelbſt ſich eingeboren hat; ſo daß auch in dieſem Sinne der alte Spruch zu wiederholen iſt: **nemo contra deum, nisi deus ipse.** Richtig ausgedrückt, wird jener Satz alſo dahin lauten, daß das Abſolute, indem es der geſchloſſenen Aeußerlichkeit der antiken Zuſtände gegenüber, in der Innerlichkeit des Subjects ſich mächtiger und lebendiger offenbarte, ſelbſt jene vorgehenden Entwicklungsſtufen aufgehoben und gleichſam in ſich zurückgeſchlungen hat.

Und dies iſt denn überhaupt der welthiſtoriſche Proceß, der treibende und bewegende Athem der Geſchichte. Weit entfernt daher, den reformatoriſchen Drang der Subjectivität nach eigener Geltung und Entfaltung ohne Weiteres als etwas Verderbliches zu verwerfen und in ihm nur den nagenden Wurm zu ſehen, der die ſchönen Früchte der Wirklichkeit zerſtört, erblicken wir in ihm vielmehr den Keim und Trieb des Abſoluten ſelbſt, und werden mithin auch da, wo das Subject in ſeiner irdiſchen Befangenheit dieſem göttlichen Inhalte nicht vollſtändig entſpricht, vielleicht ſogar ihn verſchleiert und verloren hat, dennoch dieſen Trieb und dieſe Entfaltung anzuerkennen ſuchen.

So finden wir nun auch für dasjenige, was zu verſchiedenen Zeiten Aufklärung iſt geheißen worden, die gemeinſame Beſtimmung darin, daß immer gegen die ſtarre, conventionell und äußerlich gewordene Allgemeinheit ein lebendiger, innerlicher Trieb des Subjects geltend gemacht, und aus dem Subject heraus eine Vermittlung zwiſchen Aeußerlichkeit und Innerlichkeit ſowohl verſucht, als gewonnen ward. In der gewöhnlichen Auffaſſung zwar läßt man die Aufklärung nur bis zu dem Bewußtſein über den Zwieſpalt und daher die Nothwendigkeit der Vermittlung kommen, dieſe ſelbſt aber von ihr nicht erreichen; ſo daß die Aufklärung in dieſer Anſicht etwas durchaus Kritiſches und Negatives bleibt. Es iſt aber, glauben wir, durchaus unwahr, daß Kritik und Production in der That ſolche Gegenſätze ſind, wie man uns überreden will; vielmehr betrachten wir es als eine göttliche Nothwendigkeit, daß jede wahrhafte Kritik zur Production, jedes Negative zum Poſitiven, jede Vermittlung zum Ziel, jede Theorie zur Praxis gelangt. Denn der Geiſt ward Fleiſch und wird es noch jetzt in jedem Augenblick. Wir nehmen daher keinen Anſtand, der gewöhnlichen Auffaſſung entgegen, der Aufklärung auch jene andere poſitive, producirende, erfüllende Seite zuzutheilen, oder in ihr, wie wir es eben genannt haben, den belebenden und treibenden Athem der Geſchichte überhaupt zu ſehen. — Welche einzelne Seite des Subjects nun eben dieſes reformatoriſche Amt auf ſich nimmt, das iſt es, was auch im Einzelnen Inhalt und Werth der jedesmaligen Aufklärungsſtufe beſtimmt. So unterſcheidet man im achtzehnten Jahrhundert eine Aufklärung erſtlich des Gemüthes: und dieſe in verſchiedenen Sphären unſerer Bildung, in der religiöſen als Pietismus, in der Sphäre der Poeſie als Sentimentalität und Lyrik; ſodann eine Aufklärung des Verſtandes, des gemeinen Bewußtſeins in der Wolfiſchen Philoſophie, in Nicolai und all jenen Aufklärungsmännern von Profeſſion; eine Aufklärung des Genies in der Sturm- und Drangperiode; endlich eine Aufklärung des politiſchen Bewußtſeins, des Bürgerſinnes und Patriotismus in dem Enthuſiasmus für Friedrich den Großen, in dem deutſchthümelnden Bardenweſen, nicht weniger in dem Intereſſe für die franzöſiſche Revolution und Allem, was davon noch heutigen Tages durch unſere Pulſe zuckt. Alle dieſe Bewegungen waren Demonſtrationen der Subjectivität, der lebendigen Innerlichkeit, gegen die Aeußerlichkeit des religiöſen Dogma, gegen die Convenienz der Poeſie, gegen die Tradition der Vorurtheile und geiſtigen Beſchränkungen, gegen die todten Formen der Moral und der Geſellſchaft, gegen den unlebendigen und unwahren Staat. — Daß, ſo aufgefaßt, die Aufklärung keineswegs auf das achtzehnte Jahrhundert ſich beſchränkt, daß ſie vielmehr ſo alt iſt, wie die Geſchichte überhaupt, und daß es, zum Beiſpiel, kaum jemals entſchiednere und ausdrücklichere Aufklärer gegeben hat, als in Griechenland die Sophiſten und Sokrates, das allerdings leuchtet ein. Aber erſt nachdem mit der kirchlichen Reformation Luthers die lebendige Innerlichkeit, die werthvolle Subjectivität zum Princip erhoben und die Heranbildung des mit Gott und Welt, mit Idee und Geſchichte, mit Kirche und Staat verſöhnten und unmittelbar harmoniſchen Subjects als das Ziel der Menſchheit in Ausſicht geſtellt worden war, und erſt nachdem dieſe kirchliche Reformation in ſchweren und gewaltſamen Kämpfen den Boden ſich erobert hatte, auf welchem ſie nun in weiteſtem Umkreis all ihre Conſequenzen zur Ausführung bringen wird: ſeit dieſer Zeit erſt und namentlich mit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts drängen die Entwicklungsſtufen der Aufklärung ſich in raſcher Folge, wie Knoſpen im Frühling, und wird der Name ſelbſt der Aufklärung vernommen.

Wenn nun, wie wir bereits bemerkten, in unſerer neueſten Zeit dieſer Name wieder hervorgeſucht und von den Anhängern der jüngſten philoſophiſchen Richtung ſelbſt angenommen worden iſt, ſo wird dadurch unſre eben gegebene Deutung nur beſtätigt. Denn das Charakteriſtiſche dieſer jüngeren Richtung iſt, daß ſie, im Gegenſatz zu den „Bramanen der Logik“[1], das philoſophiſche Syſtem Hegels ebenſo ſehr im Geiſt aufzunehmen, als, ſeiner Wahrheit nach, praktiſch zur Darſtellung zu bringen, das Wiſſen alſo zum Wollen, die Theorie zur Praxis, die geiſtige Erkenntniß und Bildung zur ſubjectiven Ueberzeugung und perſönlichen That fortzuführen ſtrebt. Hiemit iſt die Philoſophie denn aus einer bloßen Sache des Geiſtes und des Denkens wiederum auch Sache des Gemüthes und der That geworden, für welche wir bereit ſind, unſere volle und lebendige Perſönlichkeit in die Schanze zu ſchlagen. Es iſt damit auch das Reformatoriſche oder, wie Andere lieber ſagen, das Revolutionäre dieſer Richtung allerdings nicht allein zugeſtanden, ſondern als Ehre und Beruf in Anſpruch genommen, und es möge nun denen, die an dergleichen Gefallen finden, überlaſſen bleiben, auch dieſe Worte zum Schlimmen zu deuten. Auf der andern Seite aber erklärt ſich hieraus auch der dringende Ruf nach Sittlichkeit, das neue und ſtarke Gewicht, das auf den moraliſchen Werth des Subjects gelegt wird: denn man kann nicht dem Reinen dienen mit dem Unreinen, nicht der Wahrheit mit der Lüge, und die eigene Läuterung des Subjects iſt die nothwendige Vorausſetzung jeder Läuterung und Belebung, die von ihm aus mit der Welt und der Geſchichte ſoll vorgenommen werden.

---

[1] Köppen in ſeiner Jubelſchrift über Friedrich den Großen, 1840.

Die deutſche Literatur vor der Reformation: Meiſtergeſang und Volksgeſang.

Wenden wir unſern Blick jetzt zu flüchtiger Ueberſicht auf die Geſchichte unſerer deutſchen Literatur, wie dieſelbe von Luther bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein ſich geſtaltet hat, ſo werden wir auch hier jene Einflüſſe der Reformation und die Vorbereitungen zu demjenigen wiederfinden, was nach den verſchiedenſten Seiten hin in der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts aus ihr ſich entwickeln ſollte.

Schon ſeit der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts war nach allmäligem Verfall die Poeſie aus den ritterlichen Kreiſen, in welchen ſie als Heldendichtung und Minnegeſang ihre glänzendſte Blüthe gefeiert hatte, in das Volk zurückgetreten. Und zwar in doppelter Richtung und Geſtalt: als

Meiſtergeſang und als Volkslied. Jener, der Meiſtergeſang, ſteht in jeder Hinſicht in engſtem Anſchluß an die ritterliche Dichtung, deren Platz er auf dieſelbe Weiſe einnahm, wie allmälig mit dem Wachsthum und Gedeihen der Städte, mit dem Aufblühen der Gewerbe, mit dem Zuſammentreten der Bürger und Handelsleute in anſehnliche, gewichtige und endlich machtvolle Corporationen und Genoſſenſchaften, Bürgerſtand, Städteweſen und Gewerbe an die Stelle ritterlicher Bedeutſamkeit getreten war. Wie der Meiſtergeſang ſeine Formen vom Rittergeſang entlehnte, indem er die künſtlichen, aber lebensvollen Modulationen deſſelben zu einer künſtelnden und todten Tabulatur verknöcherte, iſt bereits an andern Orten von Andern ausführlich nachgewieſen worden, ſo daß wir dieſen Uebergang hier als bekannt und anerkannt vorausſetzen können. Die Form, die in der ritterlichen Dichtung freies und organiſches Gewächs des Inhalts war, iſt im Meiſtergeſang conventionelle Satzung, todtes Dogma geworden; und wir dürfen den Meiſtergeſang in dieſer Hinſicht kurzweg den gildenmäßig, conventionell gewordenen Minnegeſang nennen. Mit dieſer äußerlichen Verknöcherung ſteht das innere Weſen des Meiſtergeſangs in genaueſter Uebereinſtimmung: er iſt, um den üblich gewordenen Namen auch hier zu wiederholen, Reflexionspoeſie. Freilich enthält dieſes Wort einen Widerſpruch in ſich: es giebt keine andere Poeſie, als die in lebendiger Fülle aus dem Gemüthe quillt; das Gemüth aber empfindet, und reflectirt nicht: es betheiligt ſich, aber betrachtet nicht: es hat Pathos, aber keine Reflexion. Reflexionspoeſie alſo, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, iſt Reflexion, aber nicht Poeſie — eine Bemerkung, die man nicht eindringlich genug wiederholen kann gerade in unſerer Zeit, wo man die zum Theil löblichen, zum Theil langweiligen Reflexionen der Rückert und Scheefer uns als Poeſie, und noch dazu als die wahre, anpreiſen will. — Ebenſo nun, wie dieſem modernen, fehlt auch dem Meiſtergeſange des Mittelalters das ſubjective Pathos und die Energie der Innerlichkeit: das Subject iſt in ihm zurückgetreten in eine unterſchiedloſe Allgemeinheit, und wie die Form, ſo iſt auch die Betrachtungsweiſe, die Geſinnung und der Inhalt mehr oder minder gildenhaft und conventionell geworden. Daher die Familienähnlichkeit und die nur maſſenhafte Bedeutung der Meiſterſänger, von denen nur der Eine Hans Sachs einen gewiſſen Werth für uns und eine lebendige Anknüpfung an unſere neue Zeit erhalten konnte — eine Gunſt, die er ſeinem Schickſal ſchuldet, welches ihn unter den Jüngſten der Meiſterſänger geboren und, was die Hauptſache iſt, bereits von der neuen Anregung der Reformation hat berührt werden laſſen. Wie im Meiſtergeſange das Subject und die Innerlichkeit zurücktritt, wie Anſichten, Urtheile und Wendungen typiſch werden, wie in ihm überall die Convention, die Ueberlieferung ſich an die Stelle des Lebens und der freien Entwicklung drängt, brauchen wir hier im Einzelnen nicht nachzuweiſen: denn auch dieſe Erſcheinungen ſind bereits bekannt und liegen deutlich am Tage. Will man ſchlagende Beiſpiele dieſer Art ſehen, ſo werfe man einen Blick in die Satzungen des Meiſtergeſangs, auf die ſchulmeiſterliche und despotiſche Thätigkeit der Merker, die recht eigens beſtellt waren, jede Abweichung vom Conventionellen, jeden eigenen Takt, jeden eigenen Ton, der nicht dem Gebäude ihrer Regeln ſich unterordnete, zu rügen und zu ſtrafen. Beachtenswerth iſt auch das Schickſal der Wenigen, welche, wie Michel Behaim, von der

Ungeduld einer wanderluſtigen, kräftigen Natur getrieben, den Verſuch machten, die freie und perſönliche Geltung des Poeten an den Höfen der Großen für ſich zu erneuern, aber ſehr bald erfahren mußten, daß in dieſer Zeit das poetiſche Subject als ſolches ſeine Bedeutung verloren hatte und der Poet nichts galt, wenn er nicht auftrat als Bürger und Zunftgenoſſe. Daß hierin allerdings auch ein Fortſchritt lag und daß dieſer thätige Antheil des Bürgerſtandes an der Literatur eine bedeutende Stufe in der Entwicklung der geſammten Nation war, iſt eben ſo zweifellos, als ja auch die in einigem Betracht nicht unähnliche Einführung der Häuslichkeit, der Familie, des Handwerks und jenes gewöhnlichſten bürgerlichen Umgangs in den geſelligen Liedern des achtzehnten Jahrhunderts, in den Liedern eines Voß, Claudius und A., gleichfalls ihren Werth und ihre Bedeutung hat, ſo trivial und poeſielos dieſe geſelligen Lieder auch meiſtens ausgefallen ſind.

Was nun in dem Meiſtergeſange keinen Raum fand, das Gemüth, die Innerlichkeit, das bewegte lebendige Subject in perſönlichem Lieben und Haſſen, in Suchen und Meiden, in Luſt und Leid, dies rettete ſich in's Volkslied, welches ebenſo mannigfach iſt, als der Meiſtergeſang eintönig, ebenſo dem Herzen angehört, als jener dem Verſtand, ebenſo der Poeſie, als jener der Reflexion. Zwar iſt auch das Volkslied nicht von allem Einfluſſe des Meiſtergeſanges frei geblieben, indem, glauben wir, Vieles, was in dem Volksliede durch ſtereotype Wiederkehr und bänkelſängeriſche Eintönigkeit in Uebergängen, Wendungen und Refrains beleidigt, ſolchen Einflüſſen zuzuſchreiben iſt, und ohne Frage Manches von dem, was unſere Sammlungen von Volksliedern enthalten, mit viel größerem Rechte in einer Sammlung von Meiſtergeſängen ſeine Stelle fände[1]). Dies indeſſen ſind nur vereinzelte und bei der nachbarlichen Berührung unvermeidliche Auswüchſe; immer im Ganzen und Großen bleibt das Gemüth der eigentliche Quell und Inhalt des Volksliedes. — Wie zwei Liebende ſich trennen[2]), die ſchelmiſche Rückerinnerung genoſſener Liebesluſt, die Sehnſucht des Entfernten, die Klage um die Todte, der fröhliche Leichtſinn des fahrenden Geſellen, der wohl lieben will, aber heirathen nicht, die fröhliche Wanderluſt, wie die Welt ſo weit, die Jagd ſo muthig, die Schlacht ſo blutig, Lenz, Liebe und Wein ſo ſüß, die Kloſterzelle ſo einſam, und wie Treubruch die Herzen bricht — dieſe ganze, reiche, friſche und lebendige Welt des Gemüthes iſt das unerſchöpfliche Thema des Volksgeſanges, das er oft mit einer Innigkeit und Reinheit darſtellt, welche die vollendetſten Producte unſerer ſpäteren, bewußten Dichtung nicht wieder erreicht haben. Aber ſo lebendig auch das Subject in ihm ſich ausſpricht, ſo iſt es doch immer nur das abſtracte, das Gemüth im Allgemeinen, kein perſönliches, kein individuelles Leben. Jene Situationen ſind die allgemeinſten, jener Schmerz und jene Luſt, ſo wahr ſie auch beide ſind, dennoch typiſch; es iſt

---

[1]) Dies gilt namentlich von den früheren und mehr dilettantiſch angelegten Sammlungen, z. B. des Knaben Wunderhorn, aus welchem, wenn es nur Volkslieder enthalten ſollte, wohl beinahe die Hälfte müßte ausgemerzt werden.

[2]) Küſſet dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer ſein,
Die ich zu dir ſende.
Tauſend täglich ſchick' ich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Weil ich dein gedenke.

Liebe, Trennung, Wanderluſt an ſich, in keiner beſondern, perſönlichen Färbung; es ſind Lieder des Volks, Gedichte, die keinen Dichter haben, fliegende Blätter, ja mehr als das, fliegende Worte, die in ihrer allgemeinen Gültigkeit Jeder auffaßt, Jeder anwendet auf ſich, und, erweitert in ihrem abſtracten Inhalt, aber unvermiſcht und rein von perſönlichem Bezuge, ſeinem Nachbar zu neuem Genuß, zu neuer Ausbildung übergiebt. So erben dieſe Lieder von Geſchlecht zu Geſchlechte fort, ein williges Inſtrument, auf welchem Jeder ſeinen Schmerz und ſeine Freude ſpielt. Es muß uns genug ſein, daß wir Landſchaft und Geburtsort des Liedes, Stand und Gewerbe des Singenden in allgemeinſtem Umriß und wiederum nur typiſch unterſcheiden können: die Frage nach dem Dichter, nach Namen, Perſönlichkeit und Entwicklungsgang deſſelben fällt uns ſo wenig ein, als ſie beantwortet werden könnte. Denn freilich nennt ſich hin und wieder der wackre Geſelle, der das Lied angeſtimmt hat in der Schenke; oder auch der heimkehrende Lanzknecht, wenn er von der Schlacht erzählt, den Sieger preiſt, den Ueberwundenen neckt und verſpottet, ſetzt mit Stolz hinzu, daß er ſelbſt mitgeweſen iſt im Gefechte und wenn der Feind ſich noch einmal rühren ſollte, er auch wohl wieder ſeinen Mann zu ſtehen meint . . .; aber welcher Art ſind dieſe perſönlichen Erwähnungen?

Der uns dies neue Liedlein ſang,
Von neuem geſungen hat,
Das hat gethan ein Lanzknecht gut,
Iſt gelegen vor mancher Stadt,
In mancher Feldſchlacht iſt er geweſen,
In vielen Stürmen hat er geneſen,
Dem edlen König zu Ehren,
Sein Lob iſt weit und ferne.

Der uns dies Liedlein Neues ſang,
Von neuem geſungen hat,
Er hat's geſchickt einem weiſen Rath
Zu Nürnberg in der Stadt,
Hans Kugler iſt er genannt,
Er war ihr ſteter Diener
Und dient ihnen all zur Hand.

Wer iſt's, der uns den Reihen ſang?
Matthias Jäger iſt er genannt,
Beim Trunk hat er's geſungen,
Geſungen!
Er iſt ſein'm Widerſacher von Herzen feind,
Zu ihm kann er nicht kommen,
Ja kommen.

Beſcheert mir Gott ein werthen Sohn,
Bin ich mehr erfreuet von;
Alſo in ſolcher Geſtalte,
Sein Nahm chriſtlich,
Heiſſen wie ich,
Mit Namen Jorg Grünenwalde[1].

Dergleichen Schluß, ſieht man, ließ ſich jedem Liede anfügen, nach jeder Perſon und jeder Oertlichkeit ſich ändern; er berührt den Inhalt des Liedes nicht und iſt nicht mehr, als eine Zufälligkeit. — So glauben wir das Volkslied nicht unſchicklich jenen Gemälden der altdeutſchen Schule zu vergleichen, in deren Köpfen wir auch Schmerz, Wehmuth, Hingebung, Frömmigkeit mit rührender Wahrheit dargeſtellt ſehen, die aber, ebenſo wie das Volkslied, bei dieſer abſtracten Innerlichkeit ſtehen geblieben, alſo in einen typiſchen Ausdruck verfallen und nicht bis zur individuellen Darſtellung vorgedrungen ſind. Daher, wie ſchätzbar und wirkſam auch das gemüthliche und ſubjective Leben des Volksgeſanges iſt, gegenüber der conventionellen Verknöcherung des Meiſtergeſanges, ſo fern iſt dennoch auch er von der eigentlichen Aufgabe der Kunſt und des Menſchengeſchlechts überhaupt, zu welcher, als der Verklärung, Verſöhnung und Vollendung des Individuums im Schönen der Kunſt, in der Wahrheit des Ewigen, die erſte Grundlage und Bedingung, das Individuum als ſolches, ihm ganz und völlig mangelt. —

---

[1] Siehe Wunderhorn II. 151. 186. I. 305. III. 147. Vgl. den Schmiedegeſellenaufſ II. 70. u. ferner: I. 103. 213. 222. 238. 351. 356. II. 106. 363. III. 26. 50. 101. u. ſ. w. Auch ins Rechtliche gewandt I. 214. — Beſonders findet dieſe Wendung bei hiſtoriſchen Liedern Statt, die auch ihres Inhalts wegen am Erſten eine Art Gewährsmann brauchten; vergleiche die hiſtoriſchen Volkslieder, geſammelt und herausgegeben von Ph. Max Körner. 1840.

Die Reformation und die Humaniſten.

Wie dies Verhältniß mit dem Eintritt der Reformation ſich durchaus anders geſtaltete und welch neues Princip mit ihr als das Ziel der Entwicklung aufgeſtellt ward, haben wir oben ausführlicher beſprochen. Zugleich brachte dies Princip ſchon in ſeinem erſten ahnungsvollen Aufdämmern Erſcheinungen hervor, die daſſelbe ſogleich vollſtändig, in rüſtiger That, darſtellten und bewährten. Wir meinen jene Reihe großer und männlicher Individuen, jene Luther, Hutten, Reuchlin, die in der Kriſis der Reformation die Gewalt ihrer Perſönlichkeit in die Wagſchale warfen gegen das überlieferte Anſehen des päpſtlichen Stuhles, der kaiſerlichen Macht, der fürſtlichen Herrſchaft, gegen die Liſt und Ränke der Pfaffen, und ſiegreich hervorgingen aus ſolchem Kampfe: deren That und Beiſpiel alſo nicht minder befreiend, ermuthigend, aufklärend wirkte, als ihr Wort und ihre Lehre. Dieſe ungeheure Bewegung, dieſer Frühlingshauch, der ein friſches Sproſſen und Treiben, ein Drängen und Keimen in alle Gründe und Schluchten des deutſchen Lebens brachte, konnte, ſo ſcheint es, auch an unſerer Poeſie nicht wirkungslos vorüberfliegen. Denn wie in der kirchlichen Reformation das Individuum in unmittelbaren Verkehr mit Gott trat, aus eigener Kraft, durch die Energie ſeines Glaubens, die Lauterkeit ſeines Handelns, mit ihm ſich verſöhnte; ſo mußte es nun auch die Zukunft unſerer Dichtung werden, daß in ihr das Individuum mit ſeinem perſönlichen und lebendigen Inhalt aufgenommen wird in das Reich des Schönen. Dies iſt in der That geſchehen, es geſchieht auf einer neuen Stufe der Entwicklung noch heute. Aber der Weg, welchen zu dieſem Ziele der Strom unſerer Literatur genommen hat, erſcheint als der weiteſte: er verſchwindet vor unſern Augen, ſeine Fluth verſiegt, überſchüttet und erſtickt von Klippen, Sumpf und wüſtem Gerüll, bis er endlich unvermuthet in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit goldführender Welle zu Tage bricht. Es iſt dies der Weg durch die Antike, der Weg durch die neueren Literaturen, die holländiſche und italieniſche, die franzöſiſche und endlich die engliſche, die er alle durchlaufen mußte, ehe ſeine köſtliche Fluth unſern Durſt ſtillen und nun auch das Auge derer, die unſere Lehrer geweſen ſind, rein waſchen und erquicken konnte.

Ueberall, wo der Geiſt in eine neue Entwicklung eintritt, bildet er ſich auch eine neue Form; denn auch das Material, der Stoff, aus welchem er ſein Kleid ſich webt, zerfaſert und zerfällt, wie die Puppe, aus welcher der Schmetterling hervorſchwebt. In dieſer Nothwendigkeit finden Untergang und Umformung der Staaten und der Sprachen ihre Bedingung. Sogleich, wie die alte Welt ihr Leben vollendet hat, um ein neues, höheres aus ſich zu gebären, ſehen wir auch den prächtigen Bau der alten Sprache wanken, zerſpalten und endlich in todtes, barbariſches Trümmerwerk zerfallen. Auch die deutſche Sprache, als mit der Reformation der deutſche Geiſt einen neuen Inhalt, eine neue Zukunft gewonnen hatte, bedurfte einer neuen Bildung und Umgeſtaltung. Die alten Weiſen der Minneſänger ſind verklungen, die künſtlichen Reimverſchlingungen der Meiſterſänger in Geſchmackloſigkeit und Eigenſinn erſtarrt, das feine Ohr für den Rhythmus und jener unſichtbare, melodiſche Genius der Sprache geht verloren, wie er zuerſt es war, was auch in den alten Sprachen den Epigonen der alten Welt unter den Händen entſchwand. Die Reime werden unrein, eintönig und hart, die Sprache ſelbſt zerbröckelt gleichſam unter dem ermüdenden Hammerſchlag der kurzen achtſilbigen Reimpaare, der hauptſächlichſten Form, deren Hans Sachs und die ihm gleich ſtehn, ſich bedienen. Ja ſchon fängt man an, die poetiſche Form gänzlich bei Seite zu werfen und den Inhalt der großen mittelalterlichen Epopöen mit gänzlicher Verzichtleiſtung auf die ſchöne Form in gemeinſter Proſa als Volksbücher zu verarbeiten. — Allerdings blieb in dem Volksliede noch etwas lebendig von jenem Rhythmus, jener innern Muſik, welche die Seele der Sprache iſt und eben ſo ſehr die Seele des Volksliedes, welches, nur zum Geſang in den Mund genommen, dieſes muſikaliſchen Elementes nicht entbehren kann. Aber dieſes gleichſam Anonyme, muſikaliſch

Schwebende iſt noch ſehr weit verſchieden von der Energie der Form. Bei aller Sangbarkeit und allem Wohllaut, der vielen von ihnen nicht abzuſprechen iſt, fehlt doch den Volksliedern durchgängig die ſtrenge, geſchloſſene und ſchöne Form, welche ſchon unverträglich war mit der Beſtimmung und dem Weſen dieſer Lieder, jeden Augenblick in jedem neuen Munde neu zu werden, Zuſätze, Erweiterungen und Umbildungen zu erfahren und gleichſam mit flüſſigem Körper der Melodie und jeder Stimmung des Augenblicks ſich anzuſchmiegen. Von dem Volksliede konnte eine Regeneration der Sprache und der Form daher nicht ausgehen; ſein muſikaliſcher Einfluß konnte erſt zwei Jahrhunderte ſpäter wirkſam werden, nachdem überhaupt Stoff und Form der Sprache erneut und ein neuer, feſter Körper gefunden war, an welchem der melodiſche Klang des Volksliedes in wohllautendem Nachhall wiedertönen mochte. Die Erneuerung des Sprachſtoffes und ſeiner Form ward vielmehr von außen gewonnen, zuvörderſt und hauptſächlich von den Alten.

Denn die Blüthe der alten Welt iſt eben die vollendete Aeußerlichkeit, die entzückende plaſtiſche Sinnlichkeit, mit Einem Worte, die ſchöne Form. Für dieſe liegt in den Werken der alten Kunſt ein ewiger Kanon, nach welchem die Künſtler aller Zeiten und aller Nationen ihre Studien zu machen haben. Wie das griechiſche Profil Malern und Bildhauern das muſtergültige und kurzweg das ſchöne geworden iſt für alle Zeiten, ſo bietet die antike Welt auch für alle übrigen Kunſtgattungen die ewigen Muſter der Form; nur an dem griechiſchen Vorbild lernen wir, was lebendige Plaſtik heißt, nur vor dem Strahl der griechiſchen Sonne zerflattern die unförmigen Nebel unſrer nordiſchen Phantaſie. — Venus, die aus dem Schaume des Meeres ſteigt, iſt eine Griechin.

Der kirchlichen Reformation ging, wie bekannt, die Wiedereinführung und Erweckung des klaſſiſchen Alterthums unmittelbar voran. Aeußere Umſtände, wie die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken, die Flucht und Zerſtreuung der griechiſchen Gelehrten, beſonders auch die etwa gleichzeitige Erfindung der Buchdruckerkunſt, kamen der Ausbreitung und allgemeineren Zugänglichkeit der klaſſiſchen Studien auf's Glücklichſte zu Hülfe. Aber mehr als eine Hülfe, eine Beſchleunigung haben dieſe äußerlichen Glücksfälle nicht gewährt: die eigentliche Anregung, die Quelle, aus welcher das Studium der Alten ſich in Deutſchland entwickelte, haben wir tiefer, in dem Schachte des deutſchen Lebens ſelbſt zu ſuchen. Denn ſchon ein halbes Jahrhundert vor dem Eintritt der eben genannten Ereigniſſe erzog und bildete Thomas a Kempis in ſeiner Schule zu Zwoll die Männer, welche bald darauf, gleich Apoſteln des klaſſiſchen Alterthums, das geſammte Deutſchland durchwandern, gelehrte Geſellſchaften und Schulen gründen und überall eine ebenſo lebendige, als nachhaltige und fruchtbare Begeiſterung für Sprache, Literatur und Geſinnung der alten Welt entzünden ſollten. Es iſt dies derſelbe Thomas a Kempis, der das vielberufene Büchlein von der Nachfolge Chriſti geſchrieben hat, ein Umſtand, der auf's Nachdrücklichſte hervorzuheben iſt, indem in dieſer religiöſen, dieſer myſtiſchen Richtung derjenigen, welche zuerſt ein lebendiges und gründliches Intereſſe an der alten Literatur erweckten, wir die wahre Quelle zu erkennen haben, aus welcher ſowohl die klaſſiſchen Studien, als die kirchliche Reformation ſelbſt in innigſter Verwandtſchaft hervorgingen. Die

Myſtik überhaupt iſt die unbedingte und unmittelbare Hingabe des religiöſen Bedürfniſſes an das Gemüth. Dieſes mit ſeiner friſchen, lebendigen Innerlichkeit macht der Myſtiker und weiterhin der Pietiſt (der nichts anders iſt, als der praktiſch gewordene Myſtiker, ſo daß das Verhältniß zwiſchen Beiden genau daſſelbe iſt, wie zwiſchen dem Philoſophen und dem philoſophiſchen Aufklärer) geltend gegen die orthodoxe Ueberlieferung des Dogma, gegen das traditionelle, inhaltloſe, erſtorbene Formelweſen kirchlicher Zuſtände. Dieſer erſte Keim und Trieb des Myſticismus iſt ein ebenſo nothwendiger, als berechtigter; er wird überall hervorſproſſen, und thut dies eben deswegen, als eine nöthige und fruchtbare Reaction gegen den gemeinen Rationalismus und das Formelweſen einer polizeilichen Kirche, auch in unſrer Zeit, wo das religiöſe Bewußtſein der Mehrzahl gleichfalls in Formeln und Dogmen gebunden liegt und ſeinen gemüthlichen Inhalt verloren hat. Es iſt dies alſo dieſelbe Richtung, aus welcher das Prinzip der kirchlichen Reformation hervorgegangen iſt, und wir brauchen nur den Namen eines Tauler zu nennen, um unſre Leſer ſogleich an den nahen Zuſammenhang dieſer Männer mit dem, was in Luther ſich vollendet hat, zu erinnern. Die Myſtik des Thomas a Kempis nun in ihrem allgemeinen Drange nach lebendiger Erregung, zugleich auch in ihrem kirchlich reformatoriſchen Bezuge, der ihr zu eigener Prüfung und Nachforſchung die genaue Kenntniß der alten Sprachen unentbehrlich machte, führte dieſe klaſſiſchen Studien ebenſo ein, wie nachher die Reformation Jahrhunderte lang in genaueſter Verwandtſchaft mit denſelben geblieben und durch Gründung von Schulen und Univerſitäten, durch Heranbildung tüchtiger Lehrer und das ganze große Gewicht, welches ſie dem Schulweſen beilegte, die wahre Mutter unſerer klaſſiſchen Bildung geworden iſt. Die Myſtiker aber, die hierzu die erſte Anregung gegeben, werden uns auch ſpäterhin noch zu verſchiedenen Malen, in Anfang und Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, als diejenigen begegnen, in denen der neue Trieb der Entwicklung gleichſam das erſte ſproſſende Auge anſezt, — nur, daß jederzeit die wahre und wirkliche Frucht dieſer Entwicklung ſich hinausgerettet hat aus der warmen, aber auch ſchwülen und trüben Sphäre des Gemüthes, um an derjenigen Sonne zu gedeihen, die allein die Früchte der Menſchheit zu reifen im Stande iſt, an der ewig hellen Sonne des Geiſtes.

Die Einführung und Verbreitung der klaſſiſchen Studien können wir hier ſo wenig im Einzelnen verfolgen, als die nächſte Wirkung, welche dieſelben in Ueberſetzung und Nachbildung der alten Muſter auf unſere eigene Literatur geäußert haben.[1]) Wir wollen daher auch nur im Vorübergehn aufmerkſam machen auf die eigenthümliche Stellung und die Lebensſchickſale derjenigen Männer, welche es auf ſich genommen hatten, unſerm Vaterlande das Evangelium der antiken Bildung zu predigen, Männer alſo, wie Ludwig Dringeberg, Rudolph Agricola, Gerhard de Groote,

---

[1] Der Verfaſſer glaubt hier auf ſeinen Aufſatz: „Zur Geſchichte der deutſchen Ueberſetzungsliteratur,“ Halliſche Jahrbücher, 1840, Nr. 57. p. 449.—504. verweiſen zu dürfen, in welchem einzelnes Hiehergehörige, wenn ſchon mehr andeutungsweiſe, als erſchöpfend, beſprochen iſt. Eine wahrhafte Geſchichte des Einfluſſes, welchen die antike Literatur auf unſere eigene gehabt hat, unſerer Nachahmungen und Ueberſetzungen der Alten iſt ein dringendes Bedürfniß unſerer Literaturgeſchichte. Freilich wird man auch hier, wo erſt der Grund zu legen iſt, den Fleiß vorläufig auf Einzelnes richten und ſich mit Anfängen begnügen müſſen, welche erſt eine

Conrad Celtes, Herman von dem Buſche, und, vor Vielen wichtig, Reuchlin. All dieſe Männer waren außerordentlich entfernt von jener bürgerlichen Zurückgezogenheit und Ruhe, jenem Stubenſitzen und der ganzen politiſchen Unbetheiligtheit, die gegenwärtig mit dem Begriffe eines deutſchen Gelehrten ſo verwachſen iſt, daß man ihn ſich ohne ſie kaum denken kann. Vielmehr erblicken wir dieſe Männer mitten in dem bewegteſten Verkehr des Lebens, an den Hofhaltungen der Fürſten, auf Reiſen und Wanderungen, gezwungenen öfters, als freiwilligen: denn ſie haben einen mächtigen Feind gegen ſich in der mönchiſchen Verdumpfung, der Scholaſtik und Barbarei ihres Zeitalters, welcher ſie mit all den Waffen, die von jeher die Feinde des Geiſtes — und von jeher umſonſt! — gegen die Apoſtel des Geiſtes erhoben haben, mit Verketzerung und Bann, mit Aufhetzung der Fürſten und des Pöbels, mit Verjagung aus Amt und Brod bekämpfte. Es iſt eine wahrhaft bewundernswürdige Thätigkeit, welche die Humaniſten in dieſem Kampfe entwickeln: da wird der wandernde Hörſaal aufgeſchlagen bald im Norden, bald im Süden, da werden Geſellſchaften gegründet, Univerſitäten eingerichtet [1], Schulen geſtiftet, die Gunſt der

---

ſpätere Zeit, nach vollſtändiger Sichtung und Bewältigung des ungeheuren Materiales, wird zum Ziele führen können. Auch iſt eine ſolche Geſchichte nicht denkbar und ausführbar ohne eine vorgängige Geſchichte ſowohl unſrer Univerſitäten, als beſonders der Entwicklung, welche die Kenntniß und das Studium der Alten überhaupt, alſo die Philologie bei uns genommen hat. Zu Beiden aber ſcheint vorläufig noch wenig Ausſicht zu ſein. — Treffliche Anfänge zur Geſchichte der deutſchen Humaniſten giebt H. A. Erhard's Geſch. des Wiederaufblühens wiſſenſchaftlicher Bildung, vornehmlich in Teutſchland, bis zum Anfange der Reformation, 3 Bde. 1827 — 32.

[1] In hundert und funfzig Jahren wurden mehr als achtzehn neue Univerſitäten gegründet: vgl. Manſo in den Nachträgen zu Sulzer, I, 226.

Großen gewonnen durch Gedichte, Schmeicheleien und Widmungen, gelehrte Bücher geſchrieben, literariſche Fehden durchgekämpft und Witz, Spott und Hohn, wie Blitze, auf die dicken Köpfe der Widerſacher und mitten hinein in das Volk geworfen, wo ſie zünden, wärmen und erleuchten. Wer ſich hiervon eines Genaueren unterrichten will, leſe nur etwa die Geſchichte des Herman von dem Buſche, der Weſtphalen zum Schauplatz ſeiner Thätigkeit erſehen hatte und ſchon damals erfahren mußte, daß es — Weſtphalen war. Oder auch man erinnere ſich der Reuchliniſchen Streitigkeiten gegen die Cölner Mönche, dieſelben, an denen auch Herman von dem Buſche ſeine Gegner gefunden hatte, und an die epistolae virorum obscurorum, die uns ein ſo lebendiges Bild von dem heitern Muthe, dem Witz und der Gewandtheit, der Energie und Ausdauer geben, mit welcher die Humaniſten die heimtückiſchen Angriffe ihrer Feinde zu erwiedern und abzulenken wußten. Wer nun aber, der einen Blick thut in dies Gewühle, wird durch dies propagandiſtiſche, ja revolutionäre Treiben der damaligen Humaniſten, durch die Schickſale, die ſie erfuhren, die Waffen, deren ſie ſelbſt ſich bedienten, nicht unwillkürlich an die Aufklärer der neueren Zeit, an Bayle und die Encyclopädiſten, an die politiſirenden und humaniſirenden Aufklärer zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, ſelbſt an den rechten Erzfeind der klaſſiſchen Studien, an Baſedow, und zugleich andrerſeits an die religiöſe Propaganda der Pietiſten erinnert, wie ſie noch heut und noch unter uns im Schwange iſt? Und in der That ſind dieſe Humaniſten als Aufklärer zu betrachten, bei denen in Bezug zu der ſtillen, geräuſchloſen, philologiſchen Schule des Thomas a Kempis, von welcher ſie ausgehn, ganz daſſelbe wiederkehrt, was wir im Eingang von dem Verhältniſſe der Philoſophie zur Aufklärung ausgeſprochen haben: dort die ungetrübte, ruhige Idee, hier die lebendige und perſönliche Ausführung derſelben, dort die Abgeſchiedenheit des Philoſophen, des Denkers, hier der bewegte Markt des Lebens, dort die Theorie, hier die Praxis. Und wie die Encyclopädiſten den gemeinen Menſchenverſtand, die Myſtiker das lebendige Gemüth, ſo haben die Humaniſten das klaſſiſche Alterthum zu ihrem Inhalt, deſſen ſittliche Freiheit, deſſen ſchöne und vollendete Form ſie ebenſo in die Wagſchale werfen gegen den ſcholaſtiſchen Zwang, die Barbarei und Geſchmackloſigkeit ihrer Zeit, wie den Inhalt ihrer Aufklärung die Encyclopädiſten gegen den orthodoxen Aberglauben und die ſinnloſe Tradition, die Berliner gegen die Ueberſchwänglichkeit der ſentimentalen Stimmungen und die leere Genieſucht, die Myſtiker gegen die eingetrocknete Verſtändigkeit und den nichtigen Schematismus einer officiellen Dogmatik. Zu all dieſen (wenn es erlaubt iſt, eine ſolche Mehrzahl zu bilden) Aufklärungen iſt dies der gemeinſame Charakter, daß ein neues lebendiges Prinzip, gegenüber einem todten und abgelebten, von dem nur die leere Schaale noch übrig iſt, als ſubjective Ueberzeugung und mit der vollen Kraft der Perſönlichkeit in Handeln und Dulden geltend gemacht wird. All dieſe Beſtrebungen ſind ſiegreich zu ihrer Zeit; aber ſie alle, ſobald ſie zur Anerkennung und Darſtellung gelangt ſind, erſtarren augenblicklich und werden nun ſelbſt, was ſie bis dahin bekämpft haben, todte Schollen im Strom des Lebens, gegen welche nun eine neue Aufklärung ihre Wogen wälzt. So verknöchert jenes lebendige, humaniſtiſche Studium der antiken Welt zu einſeitiger Ueberſchätzung des Alterthums, zu kaltſinniger Verachtung der eigenen Literatur, zu Pedantismus und gelehrter Barbarei, die auch um nichts beſſer iſt, als die ungelehrte; ſo arten die franzöſiſche Aufklärung in den gemeinſten und liederlichſten Materialismus, die Verſtandesaufklärung der Berliner in Geſchmackloſigkeit und Plattheit, und Myſtiker und Pietiſten in das aus, was wir wiſſen. Die Aufklärung iſt daher einer Blume vergleichbar, die nur ſo lange gedeiht, als ſie wächſt; eine Aufklärung, die nicht mehr vorſchreitet, nicht mehr wächſt und erobert, hört auf, Aufklärung zu ſein; ſie wird Dogma, wird Tradition, und zwar um ſo einſeitiger und unerträglicher, je energiſcher vorher ihr Wachsthum, je kräftiger ihr Angriff geweſen iſt. Es iſt damit, wie mit jenen Männern des Volks, jenen Politikern, die immer in der Oppoſition bleiben müſſen, niemals aber auf die Bank der Miniſter kommen dürfen. Die Aufklärung iſt der geborene und ewige Opponent. Wer in dieſem Verlauf nur „eine Schraube ohne Ende,“ ein inhaltloſes Ironiſiren und Negiren ſehen wollte, das endlich, trotz ſeines bunten Farbenſpieles, wie eine Seifenblaſe zerpufft, der vergißt, daß die Aufklärung nur der Demiurg der Philoſophie, nur die Welle gleichſam iſt, welche ſich oben kräuſelt, während unten der Strom des Geiſtes in ewiger und ungetrübter Reinheit unaufhaltſam dem Ocean entgegenſtrömt, welcher wieder nur er ſelbſt iſt. Dieſer Wechſel von Flüſſigem, das ſich befeſtigt, von Feſtem, das flüſſig wird, iſt vielmehr der eigentliche Proceß der Geſchichte und des Lebens; wie ja auch die Phyſiologen uns erzählen, daß der menſchliche Körper ſelbſt während ſeines Lebens in einem beſtimmten Cyklus ſich ausſcheidet und erneut, und eben dadurch als ein lebendiger fortbeſteht. —

Einwirkung der Antike auf unſere Literatur: Opitz.

Die Wirkung nun, welche unſere Literatur von dieſer Einführung und Verbreitung des klaſſiſchen Alterthums erfuhr, war eine doppelte: die erſte, indem durch die Bekanntſchaft mit den Mythen, Geſchichten und Dichtungen der Alten, durch Nachahmungen und Ueberſetzungen, die unverdroſſen mit einem beinahe unglaublichen Eifer getrieben wurden[1]), Umfang und Stoff unſerer Literatur ſich außerordentlich erweiterte und vermehrte. Allein nicht dieſe ſtoffliche Erweiterung der Literatur, ſondern, wie wir oben geſehen haben, die Erneuerung des ſprachlichen Stoffes, die Wiederherſtellung und Ausbildung der ſchönen Form war es, was der deutſchen Poeſie Noth that. Viel wichtiger und eingreifender daher, als jene Erweiterung durch Ueberſetzungen und Uebertragungen, iſt die andere Wirkung, die formale, die den eigentlichen Sprachſchatz erweiterte, und ihn nach dem ewigen Muſter der Alten in neue ſchönere Formen goß. Dieſe Wirkung iſt theils eine allmälige und unmerkliche, indem von der Gedrungenheit und Kraft, den Wendungen und Verſchlingungen der alten Sprachen, ſelbſt unter den eilfertigen Händen taglöhnender Ueberſetzer, doch immer wenigſtens etwas überging, theils eine faſt plötzliche und wunderbare: die Annahme und Einführung der alten Metrik, ſoweit nämlich eine ſolche mit dem Genius unſerer Sprache überhaupt möglich und verträglich iſt.

Zwar hatte es auch dieſer nicht an allen Vorbereitungen gefehlt: Paulus Rebhuhn in dem „Geiſtlichen Spiel von der gottesfürchtigen und keuſchen Frau Suſannen“ (1536), Johannes Cringingerus in der „Hiſtorie vom reichen Mann und armen Lazaro“ (1555), ſowie Johannes Clajus[1]) hatten einzelne Verſuche mit Anwendung der antiken Metrik gemacht, die aber viel zu unbedeutend und beinahe nur zufällig waren, als daß ſie eine weitere Frucht hätten haben können. Andere formale Verſuche gingen durch Paulus Meliſſus und Petrus Danaiſius von dem ſüdweſtlichen Deutſchland aus, wo die Blüthe der klaſſiſchen Studien ſchon durch Rudolph Agricola[2]) begründet und ſeitdem in mannigfacher Thätigkeit, beſonders auch durch Ueberſetzungen[3]) war erhalten worden; aber auch dieſe Verſuche ſind fragmentariſch und unerheblich. Ja es ſcheint, als hätte in dieſen ſüdweſtlichen Landſchaften die Erneuerung unſrer poetiſchen Form nicht gelingen ſollen: denn auch Rudolph Weckherlin (aus Stuttgart), Opitz' unmittelbarſter Vorgänger, mußte den Ruhm, eine neue deutſche Metrik, eine neue poetiſche Form in Anwendung gebracht zu haben, an Schleſien und Opitz überlaſſen. Dieſer alſo war es, der, zuvörderſt nach Anregungen, die er aus Holland und Frankreich empfangen hatte,[1]) unterſtützt von einem ungewöhnlichen formalen Talent und nichtweniger von einflußreichen, perſönlichen Verbindungen, durch welche ſein Beiſpiel ſogleich ein gewichtiges und gültiges ward, das klaſſiſche Alterthum offen und unzweideutig als geſetzgebend für unſere deutſche Literatur aufſtellte, und indem er eine ſtrenge und ſorgfältige Silbenmeſſung nach Art der Alten durchführte und zugleich derjenigen Formen ſich bemeiſterte, die damals in der italieniſchen, holländiſchen und franzöſiſchen Poeſie die eleganteſten und üblichſten waren, des Alexandriners alſo und des Sonnettes, die formale Cultur der deutſchen Sprache um ein Unermeßliches fortführte und bereicherte.

---

[1]) Siehe den oben angeführten Aufſatz in den Halliſchen Jahrbüchern, pag. 164. ſqq.

---

[1]) Vergl. a. a. O. p. 476. Gervinus III, 84. Koberſtein's Grundriß, p. 242. Note b, der dritten Ausgabe.

[2]) Er lehrte in Heidelberg und Worms 1483: ſ. in Kürze bei Eichhorn III, 1, 233. Die Societas Rhenana war auf Conrad Celtes' Betrieb 1490 geſtiftet worden: a. a. O. 235. Auch Meliſſus und Danaiſius lehrten in Heidelberg.

[3]) So beſonders in Straßburg, wo der aus dem Mannsfeldiſchen dahin verſetzte Wolfhart Spangenberg thätig war: ſ. Halliſche Jahrbücher, 1840, p. 467. Gervinus III, 64. 87. Auch exiſtirte, unterſchieden von der Celtes-Dalbergſchen Societas Rhenana, in Straßburg um's Jahr 1514 noch eine eigene literariſche Geſellſchaft: Eichhorn III, 1, 235. Auch Danaiſius ſelbſt war aus Straßburg gebürtig: Koberſtein, p. 351. Note b.

Bedenken wir das Ungeheure und faſt Märchenhafte dieſer Umwandlung, erwägen wir, was es ſagen will, die unter den Händen der Meiſterſänger und Gratulationspoeten zerhackte, zerfahrene und verdorbene Sprache an den regelmäßigen Wechſel der Längen und Kürzen zu gewöhnen und die armſelige Willkür des Knittelverſes gegen die ſtrenge Norm des Alexandriners, gegen die Reimfülle des Sonnettes zu vertauſchen, ſo verſchwindet der Widerſpruch, den gegen dieſe wahrhaft revolutionäre Neuerung hie und da ein vereinzelter Scribent erhob, welchem die neue Geſetzmäßigkeit unbequem und pedantiſch ſchien,[2]) vollkommen, und der raſche Sieg dieſes neuen Prinzips und die außerordentliche Schnelligkeit, mit welcher daſſelbe zu einer bald unbeſtrittenen und unbezweifelten Herrſchaft gelangte, würde uns als etwas Wunderbares erſcheinen müſſen, wenn nicht eben hierin das dringende Bedürfniß, das unbewußte, aber allgemeine Verlangen nach einer ſchönen Form ſich offenbarte. Dieſe nach allen Seiten hin auszubilden, das ſpröde Metall der Sprache zu erweichen und zu glätten und ſomit den Dichtern eines ſpätern Jahrhunderts als unſchätzbares Erbtheil ein Material zu hinterlaſſen, welches jeden Stempel ihres Geiſtes annimmt, wie ein weiches Wachs, eine Sprache, die in jede Form ſich fügt, jedem Gedanken ſich anſchmiegt, jeden leiſeſten Klang der Seele wohltönend nachhallt — dies wird jetzt die unausgeſprochene Aufgabe unſrer Poeten, bei welchen Allen die eigentliche poetiſche Begabung ſehr viel geringer iſt, als das ſprachliche Verdienſt, und die daher, wenn man nun einmal zu der hiſtoriſchen Betrachtungsweiſe ſich nicht entſchließen will, wenigſtens mehr von philologiſchem, als von äſthetiſchem Standpunkte ſollten angeſehen werden. Denn ſelbſt jene verrufene Sprachmengung, welche gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts eintritt, jenes knechtiſche Nachahmen der Italiener und Franzoſen, wer möchte nicht auch in dieſen Verirrungen nothwendige Stadien der Entwicklung anerkennen? So lernt noch heut jeder Einzelne von uns fremde Sprache und fremde Sitten, reiſt in fremde Länder, nimmt fremde Tracht an, lernt fremden Gewohnheiten ſich fügen, — und das Alles nur, um deſto deutſcher heimzukehren aus der Fremde und den innerſten Kern des deutſchen Weſens deſto reicher zu befruchten und auszubilden. —

---

[1]) Vergl. den Aufſatz des Verf. „über die Literatur der Niederländer und ihr Verhältniß zur Gegenwart,“ Halliſche Jahrb. 1840, Nr. 180, pag. 1438.

[2]) So z. B. Schupp bei Gervinus III, 228, 229.

Daraus aber, daß alſo von jetzt an alles Streben auf die Form gerichtet ſein mußte, daß die Praxis der Poeſie gleicher Weiſe, wie ihre Theorie an die klaſſiſche Bildung und die Kenntniß der Alten gebunden und daher die poetiſche Schule zugleich gewiſſermaßen eine philologiſche war, folgte nun auch mit Nothwendigkeit, daß die Dichtkunſt aus den Händen der bürgerlichen Meiſter und überhaupt der Ungelehrten in die der Gelehrten überging.

Das Volkslied, ſoweit es unmittelbar in die Literatur eingriff und als literariſches Product gelten konnte, hatte ſich als evangeliſches Kirchenlied des religiöſen Bewußtſeins bemächtigt, welches in der That das einzige lebendige Pathos des Volkes war. Wie daher die weltliche Dichtung als Frucht und Folge gelehrter, philologiſcher Bemühungen, ſo haben wir das Kirchenlied in genaueſter Verwandtſchaft mit dem Volksliede zu denken, mit welchem es das muſikaliſche Element und die Unbekümmertheit um die neue Metrik und all die künſtlichen Formen theilt, welche man jetzt von den Alten, von Italienern und Franzoſen entlehnte. Auch dies iſt eine intereſſante Parallele zwiſchen dem Volkslied und dem Kirchenliede, daß auch bei dieſem, wie wir es eben von dem Volksliede bemerkt und nachgewieſen haben, die Subjectivität gleichfalls nur im Typiſchen ſtehen bleibt. Wie jenes die allgemeinen Stimmungen der Liebe, des Abſchieds, der Wehmuth ohne individuelle Beſtimmtheit, ſo enthält das Kirchenlied ebenfalls die allgemeine Stimmung des Religiöſen, die Erhebung des Gemüths in das Ewige und Allgemeine, in welchem alle Perſönlichkeiten und Particularitäten, wie ein nichtiger Sand der Erde, von ſelbſt verſchwinden. Ja dieſe Aehnlichkeit geht ſo weit, daß ebenſo, wie das Volkslied den Namen ſeines Verfaſſers nicht weiß oder in jedem Augenblick nach Ort und Zeit verändert, wir auch von einer nicht unbedeutenden Anzahl gerade der beliebteſten und herlichſten Kirchenlieder den Namen des Dichters entweder gar nicht oder doch nicht mit Sicherheit angeben können, indem daſſelbe Lied oft verſchiedenen Zeiten und verſchiedenen Verfaſſern zugeſchrieben wird. — Wie endlich in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das religiöſe Pathos aus dem volksthümlichen Kirchenliede in die Kunſtdichtung aufgenommen wird und hier im Klopſtock'ſchen Meſſias ſeine äſthetiſche Vollendung, damit aber auch ſeinen literariſchen Abſchluß findet, werden wir ſpäter ſehen.[1])

Die gelehrte Technik und der franzöſiſche Geſchmack.

Inzwiſchen hatte die weltliche Dichtung ſich immer entſchiedener von dem Volk entfernt, und wie ihre Ausübung einerſeits ein Monopol der Gelehrten war, ſo gab es bald andrerſeits auch keinen Gelehrten, keinen Magiſter, keinen Schulmann mehr, der von dieſem Monopole nicht Gebrauch gemacht hätte. Wie man die Praxis der Dichtung, poetiſche, beſonders dramatiſche Uebungen und Aufführungen allmälig in den Kreis der Schulen zog, ſo ward ihre Theorie in den Kanon der akademiſchen Lehrvorträge aufgenommen, und man gewöhnte ſich, die Poeſie als etwas rein Formales, Conventionelles, als etwas Lehrbares und Lernbares zu betrachten[2]).

---

[1]) Vgl. über dies Letztere den ſchon vorhin citirten Aufſatz: „Die niederländiſche Literatur u. ſ. w. A. a. O.

[2]) Allerdings hatte man dies auch ſchon früher und bereits vor Opitz gethan. So ſagte der heſſiſche Poet Bachmann zu Schuppe: „Wer von Natur inventiös iſt, copiam verborum hat und in bonis autoribus beleſen iſt, und will ſich nicht im Nothfall reſolviren, in vierzehn Tagen ein deutſcher Poet zu werden, der iſt nicht werth, daß er Brot eſſe.“ Siehe Gervinus III, 229. Doch hatte jetzt, nach Einführung der alten Metrik und der ausdrücklichen Beſtimmung, daß die boni

Schon Auguſt Buchner, Profeſſor in Wittenberg, Opitz' Zeitgenoſſe und perſönlicher Freund, hatte die praktiſchen Neuerungen ſeines dichtenden Freundes in eine Art von Theorie gebracht und dieſe in akademiſchen Vorleſungen erläutert. Es iſt wohl nicht bloß Zufall, daß die erſten Vorleſungen dieſer Art gerade an einer Univerſität dieſer ſächſiſchen Landſchaften Statt fanden; vielmehr ſcheint dieſe Luſt an der theoretiſirenden und ſyſtematiſirenden Behandlung der Poeſie, dieſes Unterordnen der Dichtung unter den Verſtand, dieſes Zurechtmachen derſelben für die Wiſſenſchaft in der eigenthümlich nüchternen, zugleich aber zierlichen und dem Aeſthetiſirenden zugeneigten Geſinnung dieſes Volksſtammes eine beſondere Nahrung gefunden zu haben. Denn beſonders auf den ſächſiſchen Univerſitäten, in Wittenberg, Halle und Leipzig, ward dieſe neue Wiſſenſchaft geübt. In Wittenberg, wie wir ſo eben ſahen, lehrte Buchner. Halle iſt die erſte Univerſität, welche gleich bei ihrer Gründung (1694) mit einem Lehrſtuhl für deutſche Dichtkunſt und Beredſamkeit verſehen ward, wie auch in Halle G. Fr. Meier die erſten äſthetiſch-kritiſchen Betrachtungen deutſcher Dichterwerke anſtellte und Baumgarten den Namen der Aeſthetik ſelbſt erfand. Welche Stellung endlich Leipzig in dieſer Rückſicht einnimmt, wird durch den Einen Gottſched hinlänglich bezeichnet. Wir werden wohlthun, dieſen Character der ober- und mittelſächſiſchen Landſchaften im Gedächtniß zu behalten, um deſto beſſer den Gegenſatz und die friſche productive Kraft zu verſtehen, die ſich hingegen von Niederſachſen aus in Brockes, Hagedorn und zum Theil noch

---

autores eben die Alten ſeien, die Praxis der Poeſie einen noch viel unmittelbarern Zuſammenhang mit den philologiſchen Studien und Uebungen der Schulen, den Vorleſungen u. ſ. w. erhalten.

den Göttinger Dichtern geltend machte. — Daß übrigens Gottſched, wiewohl er volle hundert Jahre ſpäter lebt, als Buchner, dennoch in gerader Linie abſtammt von dieſem, wird Niemandem zweifelhaft ſein, der nur jemals einen Blick in Gottſched's Lehrbücher gethan hat und einige Kenntniß beſitzt von der wunderlichen Art uhd Weiſe, mit welcher derſelbe allerhand Dichter, epiſche und dramatiſche, Homere, Virgile und vor Allem Corneille's und Racine's meinte nach der Schnur groß ziehen zu können. Der Unterſchied bleibt allerdings zwiſchen Beiden, daß, während Buchner, auf den, wie auf die ganze Zeit, neben dem Beiſpiele ſeines Opitz, beſonders die Poetik des Joſeph Scaliger wirkte, in den Alten das hauptſächlichſte Muſter ſieht, der Franzoſen aber nur nebenher Erwähnung thut, umgekehrt Gottſched, dem allgemeinen Zuge ſeines Zeitalters gemäß, die Kirche ſeiner Theorien auf den dürren Flugſand der franzöſiſchen Dichtung baute und der Alten nur mit derjenigen Beiläufigkeit gedachte, welche ſeiner ſehr beiläufigen Kenntniß derſelben angemeſſen war. Dieſer Uebergang nun aber von den Alten zu den Franzoſen, und daß man, den urſprünglichen Antrieb der Reformation verlaſſend, die Franzoſen in alle Rechte, alle Verehrung und Muſtergültigkeit der Alten einſetzte, iſt ein ſo überraſchendes Phänomen, daß wir wohl noch einige Augenblicke dabei verweilen und eine Erklärung deſſelben verſuchen mögen.

Die Reformatoren und die ihnen vorausgegangen waren, die Myſtiker, hatten in den klaſſiſchen Studien theils im Allgemeinen eine Läuterung des Geiſtes, eine lebendige Erhebung über die Barbarei und den regungsloſen Leichnam ihrer mönchiſchen Zeit, theils Waffen und Rüſtzeug für ihre beſonderen theologiſchen Zwecke geſucht und gefunden. Aus dieſen Rückſichten ſtammte der große Werth, den die Reformatoren, von denen perſönlich Melanchthon (Germaniae magister) ein Schüler Reuchlins und einer der ausgezeichnetſten Philologen ſeiner Zeit war, auf die klaſſiſchen Studien legten; daher der Eifer, mit welchem ſie die Alten empfahlen, die Sorgfalt, mit welcher ſie Schulen einrichteten und erweiterten, die Geſchicklichkeit, mit welcher ſie das Intereſſe der Fürſten auf die Stiftung neuer Schulen und Univerſitäten zu lenken wußten.

Aber nicht allzulange nach dem Tode der Reformatoren ſelbſt, und ſobald die nächſte Bewegung, welche ſie angeregt hatten, ihren Sieg und anerkannte Geltung erreicht hatte, erreichte dieſelbe mit dieſem Siege auch ihren Stillſtand. (1580.) Die Reformation fuhr ſich feſt in Artikeln, Punktationen und Concordienformeln, die Lutheriſchen bekamen ihre Traditionen, ihre Dogmen, ihre Scholaſtik, ihren religiöſen Aberglauben, ſo gut wie die Katholiſchen auch, ja in jedem Pfarrer ein Päpſtchen, wenn nicht ſo mächtig, doch ſo machtbegierig und ſtreitſüchtig, wie der Papſt zu Rom. Es iſt dies die Zeit der lutheriſchen Orthodoxie, der theologiſchen Zänkereien, in denen all das alte beſtaubte Rüſtwerk, all die verſchrieenen Fechterkünſte der mittelalterlichen Scholaſtik wieder hervorgeholt wurden, die Zeit, in welcher auf's Neue das Wort über den Geiſt ſiegen und die Religion, vor Kurzem noch die Sphäre des lebendigſten Gemüths, auf's Neue allen gemüthlichen Inhalts ſich entledigen und zu einem todten Werk der Hände und Lippen werden ſollte.

Am deutlichſten zeigt ſich dieſe Verknöcherung des religiöſen Bewußtſeins in den Kirchenliedern des ſiebzehnten Jahrhunderts, welche ihrer ungeheuren Mehrzahl nach, und ſoweit dieſelben nicht von Solchen ausgegangen ſind, die auch praktiſch Oppoſition machten gegen die herrſchende Theologie der Zeit [1]), ſtatt von einem lebendigen, ſchwunghaften Pathos, vielmehr von orthodoxen Lehrſätzen und Spitzfindigkeiten, von Polemik und Dogmatik erfüllt ſind; ſo daß von dem Volksliede, welches urſprünglich in dem Kirchenliede fortlebte, bald nichts mehr übrig iſt, als der kürzere Vers und der Bau der Strophen, im Gegenſatze zu den bandwurmartigen Alexandrinern der weltlichen Poeſie. Herz und Seele aber ſind mit Schwung und Wohllaut zugleich aus ihm entwichen.

Ebenſo und in noch viel größerem Umfange mußte die Philologie, ſeit ihrem erſten Erwachen in Deutſchland an die Theologie gebunden, überdies praktiſch, bei der üblichen Vereinigung von geiſtlichen und Schulſtellen, faſt ausſchließlich in die Hände der Geiſtlichen gegeben, dieſen Wechſel der Dinge nothwendig mit erfahren. Nicht bloß, daß die Begeiſterung, der edle und ſchöne Trieb nach geiſtiger Erhebung und Befreiung, welcher die erſten Reformatoren an die köſtliche Quelle des Alterthums geführt hatte, dieſem nachgebornen Geſchlechte fehlte, nicht bloß, daß der freie und großartige Sinn, mit welchem Jene inmitten ihrer unermeßlichen theologiſchen Bemühungen an der Schönheit der klaſſiſchen Ueberlieferungen ſich erfreut hatten, in den Geiſtlichen der folgenden Zeit erſtorben war; ſondern an die Stelle dieſer Begeiſterung und dieſer freien Geſinnung trat ſogar das entſchiedenſte und gehäſſigſte Gegentheil derſelben. Die Theologen ſelbſt löſten das Band, welches bisher Reformation und klaſſiſche Studien wie zwei

---

[1]) So z. B. Paul Gerhard, der Verfaſſer von „Befiehl du deine Wege," 1606—1667.

Schweſtern Einer Mutter umſchlungen hatte: aus Freunden, Lehrern und Förderern der klaſſiſchen Studien wurden ſie deren Gegner, Verfolger und Verketzerer; man fing an, ein Gift zu wittern in dieſer Beſchäftigung mit den Alten, von welchem die Theologen ſich rein erhalten ſollten, und Sturm und Goclenius[1] mußten erfahren, wie mißlich es war, noch funfzig und achtzig Jahre nach dem Tode der Reformatoren den klaſſiſchen Studien denſelben Werth beizulegen und dieſelbe Liebe zuzuwenden, wie einſt Luther und Melanchthon es gethan. So iſt es wahrlich kein Wunder, daß allmälig das Studium des Alterthums ſtill ſtand und ſelbſt zurückging, daß die klaſſiſche Cultur auf Schulen und Univerſitäten verfiel, und das große Beiſpiel der Alten im Anſehn ſank.

Dagegen nun hatten die Franzoſen durch die politiſchen Ereigniſſe, in Welthändeln und Weltſitte einen beträchtlichen Einfluß und eine anſehnliche Stellung erhalten. Ihre Literatur nahm ſchon in Opitz' Schätzung mit der holländiſchen den nächſten Rang ein nach der klaſſiſchen; es war der franzöſiſche Alexandriner, in welchem er zuerſt und hauptſächlich die neue Metrik der deutſchen Sprache in Ausübung brachte. Und je mehr in Deutſchland ſeit Opitz' Tod bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Sonne der alten Literatur von den Nebeln des theologiſchen Unweſens verdunkelt ward, und je tiefer in dieſem Zeitraum in Deutſchland die Pflege und das Verſtändniß des Alterthums geſunken war; je mächtiger hatte eben in dieſer Periode das Geſtirn der franzöſiſchen Literatur ſich erhoben, bis es endlich gegen

---

[1] Vgl. Eichhorn III, 322. Eine ähnliche Reaction fand zu derſelben Zeit mit beſonderer Heftigkeit in den Niederlanden Statt.

Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, im Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, eine Höhe erreicht hatte, von der aus es ſeinen blendenden Glanz weit über den Erdkreis fallen ließ. Auch iſt dabei die Stellung nicht außer Acht zu laſſen, in welche ſchon Opitz, der bekanntlich den Großen der Erde ſich williger ſchmiegte, als ein ſtrenges und männliches Urtheil gut heißen kann [1], die Poeſie zu den Höfen der Fürſten und überhaupt zu den Reichen, Angeſehenen und Mächtigen gebracht hatte. Die Poeten ſuchten die Nähe ſolcher leuchtenden Geſtirne, um welche ſie, wie Trabanten, mit der Muſik der Sphären, nämlich ihren Reimen und Feſtgedichten, ſich drehen konnten, und die ihrerſeits auf ſie den Glanz ihrer Gnade in Ehrenketten, Penſionen und Titeln herniederſtrahlten. Freilich hatten zwei Jahrhunderte zuvor auch die Humaniſten Gunſt und Nähe der Großen geſucht; aber mit wie andern Zwecken und darum auch mit wie andern Erfolgen! Nun hatten auch die Poeten nicht umſonſt das Alterthum kennen gelernt, nicht umſonſt vom Hofe des Auguſt, von Maecenas und Horaz geleſen: dies goldene Zeitalter ſollte ſich erneuen, und wir werden noch einmal und ganz beſonders in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dieſem Geſchrei nach Pflegern, Beſchützern und Ernährern, weniger der Dichtkunſt, als der Dichter begegnen, wie daſſelbe ja ſelbſt in unſern Tagen noch nicht ganz verſtummt iſt, ſondern noch großentheils in dem Weltſchmerz und der Erbitterung unſerer jungen Poeten grollt. Im ſiebzehnten Jahrhundert, je kläglicher in der That die bürgerliche und geſellige Stellung des Poeten war, und je weniger Milch die gute Kuh der Gelegenheitsdichterei noch geben wollte, je nöthiger war es, ſich wenigſtens im kleinen Kreiſe einen Miniaturmäcenas zu ergattern, einen jener Edelleute etwa, jener reichen und vornehmen Studirenden, die wir unter Andern in Günthers Lebensgeſchichte finden. All dieſe Höfe aber, dieſe Fürſten, Edelleute und Angeſehenen waren franzöſiſch gebildet und in Sprache, Kleidung und Geſchmack franzöſirt — Grund genug, um auch in dieſer Rückſicht die Poeten den franzöſiſchen Eindrücken noch willfähriger, den franzöſiſchen Muſtern noch ergebener zu machen. Rechnen wir dazu, daß die Franzoſen ſelbſt jederzeit meinten, ausſprachen und verkündigten, daß ihre Literatur ſorgfältig nach dem Muſter der Antike gebildet ſei, daß Alles, was die Poeſie der Alten groß und ſchön und wirkſam mache, in der ihren ein neues Daſein gefunden habe, und daß mithin ihre gegenwärtige Literatur ſich der des Alterthums nicht bloß an die Seite, ſondern mit gutem Gewiſſen wohl geradewegs an deren Platz und noch über dieſe hinaus ſtellen dürfe: ſo wird uns begreiflich werden, wie die Deutſchen unvermerkt und willig und immer noch in dem guten Glauben, von der Spur der Alten nicht abgewichen zu ſein, zu dieſem Tauſch der klaſſiſchen Franzoſen gegen das klaſſiſche Alterthum gelangen und endlich einen Gottſched nicht bloß hervorbringen und dulden, ſondern geraume Zeit ſogar vergöttern konnten — ihn, der als der eigentliche Prophet und Wardein dieſer franzöſiſchen Cultur auftrat. —

---

[1] Vgl. Gervinus III, 215. fg. Im Uebrigen iſt über Opitz auch noch nach Gervinus Manſo in den erwähnten Nachträgen (I. 238. fgg. und dann ausführlicher im VI. Bd.) zu vergleichen.

Daß unter dieſen Umſtänden der formale Gewinn, welchen ſichtlich und nachweisbar die deutſche Literatur des ſiebzehnten Jahrhunderts aus den Alten zog, nicht über jene metriſche Umwandlung hinausging, welche Opitz für ſie erworden hatte, iſt ſehr natürlich; denn ſelbſt in allem übrigen Formalen ſchloß man ſich fortan vielmehr an das Beiſpiel der Franzoſen, (zum Theil der Italiener, welche eine ähnliche Tradition des Klaſſiſchen für ſich hatten, und weil auch ſie ſchon wieder abhängig waren von den Franzoſen;) deren Alexandriner, rhetoriſche Epiſteln und ſteifen Stelzenkünſte nachzuahmen man nicht ermüdete.

Wo aber das Alterthum unmittelbar und nicht bloß metriſch und ſprachbildend, ſondern mit ſeinem Inhalt auf den Inhalt unſerer Poeſie einwirkte, da war die nächſte Frucht dieſer Wirkung keineswegs eine läuternde, befreiende, erhebende; ſondern, weil der lebendige Sinn, das innerliche Organ der Auffaſſung in dieſer Zeit formaler Bildung fehlte, umgekehrt eine lähmende, beengende, das eigenthümliche Leben erſtickende, mit Einem Wort eine conventionelle. Die Deutſchen befanden ſich hier auf einer ähnlichen Stufe der Entwicklung, ſie waren in einem ähnlichen Irrthum und Einſeitigkeit befangen, wie derjenige, über welchen die franzöſiſche Literatur im Ganzen erſt heute hinauszukommen anfängt, ja der die geſammte franzöſiſche Nation praktiſch in der Revolution zu ſo wunderlichen politiſchen und ſocialen Fehlgriffen verleitet hat. Sie nahmen die ausgeprägten Formen und Zuſtände des Alterthums, hier der klaſſiſchen Poeſie, wie eine currente Münze, ein fertiges Gewand, welches ſie äußerlich umthun konnten. Und doch muß, wie alle leibliche Nahrung erſt aufgenommen in den Leib und nur in der chemiſchen Zerſetzung durch dieſen ſich als Nahrung erweiſt, ſo auch Alles, wovon der Geiſt wachſen und erſtarken ſoll, von dieſem ſelbſt in Arbeit, Streit und Widerſtreit innerlich bewältigt und aufgenommen werden. An dieſer innerlichen Bewältigung des Alterthums ließen bis in unſere Tage die Franzoſen, an ihr ließen es zu derſelben Zeit, da die philologiſchen Beſtrebungen unter den Einflüſſen der Theologie geſunken und verfallen waren, die Deutſchen des ſiebzehnten Jahrhunderts fehlen. Darum war ſelbſt aus dem Inhalt der antiken Literatur der Gewinn für die deutſche Poeſie nur ein formaler oder conventioneller. Denn auch mit den Gelehrten war noch kein wirkliches Pathos in die Dichtung, ſie blieb, was ſie geweſen, Reflexionspoeſie; ja, indem ſich aller Fleiß auf die Form gerichtet und dadurch eine formale Technik hervorgebracht hatte, die nun Jeder, ſchon in der Schule dazu angelernt, mit Leichtigkeit handhabte, geſchah es, daß die Poeſie, wenn möglich, noch etwas Mechaniſcheres wurde in der Feder des Gelehrten, als ſie unter den Händen der Meiſterſänger geweſen war. Es entſtanden jene verrufenen, ewig reimfertigen Gelegenheitsdichter, und waren bis dahin die Handwerker Poeten geweſen, ſo wurden nun die Poeten Handwerker. So fand an dieſer Gelegenheitsdichterei die bloß conventionelle Haltung der Poeſie ihren rechten Herd und Schutz: das beſtellte, das bezahlte Gelegenheitsgedicht, einem Andern zu Ehren gemacht, eines Andern Schmerz, Freude, Luſt ausmalend, in eines Andern Namen geſchrieben, erſtickte im Urſprung jede eigene perſönliche Betheiligung, jedes ſubjective Pathos, und hielt daher die ganze Poeſie noch auf lange von der wahren Sphäre und dem eigentlichen Ziele der Kunſt entfernt. — Um ſo eher aber konnte dies conventionelle Element bei den deutſchen Poeten zu Geltung und Herrſchaft gelangen, als dieſe ſchon von den Zeiten her, wo die deutſche gelehrte Muſe noch ausſchließlich mit lateiniſcher Zunge ſprach, an daſſelbe gewöhnt waren, ja wie dergleichen recht eigentlich unter dieſen lateiniſchen Poeten ſeinen Urſprung genommen und ſich feſtgeſetzt hatte [1]. So iſt bekannt, daß noch Opitz, der ſogenannte Vater der deutſchen Poeſie, eine große Menge lateiniſcher Epiſteln, Epigramme und Feſtgedichte geſchrieben hat, und überhaupt, wie auf allen Schulen und Akademien die lateiniſche Versmacherei gelehrt und getrieben ward, ſo war auch die Gelegenheitsdichterei des ſiebzehnten Jahrhunderts in beiden Sätteln gerecht, deutſch und lateiniſch, wovon noch Günther, ſonſt, wie wir ſogleich ſehen werden, in ſeinem eigentlichen Kern ein entſchiedener Gegner dieſer conventionellen Poeſie, ſelbſt ein volles Jahrhundert nach Opitz uns ein Beiſpiel geben kann. Nun vergleiche man dieſe unbeſtritten langweiligen lateiniſchen Carmina der Opitze u. ſ. w. mit den meiſten deutſchen Gedichten derſelben Poeten, und man wird erſtaunen über die innere Verwandtſchaft und Aehnlichkeit beider. Denn in beiden iſt derſelbe Mißbrauch der antiken Mythologie, daſſelbe Allegoriſiren und Dogmatiſiren, daſſelbe Suchen und Haſchen nach gelehrten Anſpielungen, daſſelbe Antikiſiren [2] von Perſonen, Verhältniſſen, Freundſchaften und Liebſchaften, welche letztere man nach dem vermeintlichen Muſter des Horaz beſonders gern fingirte und die Opitz unumwunden als fingirt bekannte, derſelbe Mangel an wirklichem Pathos, dieſelben Glyceren und Silvien und Daphnen und Chloen, was Alles als conventionelle Poeſie ſich ja noch bis nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts fortgeerbt und in den Anakreontikern jener Zeit und ihren gleichfalls fingirten Liebeleien ſogar noch wie etwas Neues und Bewundertes ſich geberdet hat.

---

[1] Das Verhältniß dieſer lateiniſchen Poeten ſowohl zur Philologie, als namentlich zur Entwicklung unſerer deutſchen Literatur nachzuweiſen, iſt eine bisher ebenſo vernachläſſigte, als, wenn ſie die rechte Ausführung findet, ohne Zweifel fruchtbare Aufgabe, bis zu deren endlichen Löſung gewiſſe Partien unſerer Literaturgeſchichte, und ganz vorzüglich die Opitz'ſche Entwicklungsperiode, nicht vollſtändig verſtanden werden können. Einzelne dankenswerthe Fingerzeige finden ſich bei Gervinus. Dem Vernehmen nach beabſichtigt Th. Echtermeyer eine Bearbeitung dieſes Gegenſtandes; möge dieſelbe bald erſcheinen! —

[2] Wohin auch eine Zeitlang die Schäferpoeſie und das übliche Paſtoriſiren aller Verhältniſſe gehört, das auch, wenn ſchon auf Umwegen, endlich zu den Virgil'ſchen Eklogen zurückführt.

Aber noch bedenklicher und jedenfalls einflußreicher, als dieſer, ſo zu ſagen, Apparat und Zuſchnitt der Dichtung, iſt die conventionelle Geſinnung, die zugleich mit dieſen Aeußerlichkeiten aus der antiken Dichtung in unſere moderne überging; nämlich jene Tranquillität, jene angeblich antike Ruhe, jene Abwendung von öffentlichen Zuſtänden, wie ſie ſich bald und bis auf den heutigen Tag unter unſern Gelehrten (und mehr oder minder als Gelehrte haben wir ſämmtliche Dichter jener Zeit zu betrachten) einheimiſch wurde. Von Opitz an, bei welchem dieſe Caprice der Tranquillität ſchon in ihrer ganzen Stärke erſcheint, klingt faſt bei allen Poeten dieſes Jahrhunderts das Horaziſche „Beatus ille, qui procul negotiis“ in allerhand Modulationen immer und immer wieder an. Wir können hier nicht nachweiſen, wie es zugeht, daß das, was allein bei dem Namen römiſcher Poeſie man im Sinne zu haben pflegt, in der That in Zeiten ſich entwickelt hat, wo der eigentliche römiſche Geiſt bereits geknickt und erſtorben war, in der berühmten Epoche nämlich des Auguſtus; nur daß dies wirklich ſo iſt, zeigt eben die unpolitiſche, unrepublikaniſche und überhaupt unmännliche Zurückgezogenheit von der Bewegung des Lebens und der Geſchichte, die faſt durchgängig in dieſen hochgefeierten Poeten ſichtbar wird und die wir, trotz, ja ſogar wegen ſeiner Aeneide, in Virgil kaum weniger, als in Horaz zu erkennen meinen, welcher letztere allerdings das rechte Muſter und zugleich der eigene Herold dieſer Neutralität geworden iſt. An dieſe Dichter nun, ſodann auch beſonders an die römiſchen Elegiker, welche zu ihrer Zeit die griechiſch-alexandriniſche Bildung ähnlich benutzten, wie jetzt ſie ſelbſt von den deutſchen Poeten benutzt wurden und die daher ſelbſt ſchon, neben ihrer individuellen Friſche, einen gewiſſen Grundſtock von Conventionellem und Traditionellem haben, ſchloſſen die deutſchen Dichter, lateiniſch und deutſch, auch in der Geſinnung ſich an. Allen daher iſt, wie die antikiſirende Maske, ſo auch innerlich ein in dieſem Sinne antikiſirender Character gemeinſam; und ſchon wird Jedem einleuchten, daß bei dieſer farbloſen, conventionell und gleichſam typiſch gewordenen Allgemeinheit dasjenige, was wir oben als Aufgabe und Zukunft, wie des deutſchen Lebens überhaupt, ſo auch der deutſchen Poeſie bezeichnet haben, die Herausbildung nämlich des erfüllten, werthvollen und ſchönen Subjects, nicht erlangt werden konnte, ſondern der nächſte Gewinn, welchen unſere Poeſie von der antiken Literatur hatte, Jahrhunderte hindurch ausſchließlich ein formaler blieb. Daß hiebei wiederum das Muſter der franzöſiſchen Poeſie, die, wie die franzöſiſche Sprache ſelbſt, weſentlich eine conventionelle iſt, von großer Bedeutung wurde, braucht wohl nicht erſt erwähnt zu werden.

Allmälige Erſchütterung der conventionellen Poeſie.

Dies alſo, um es in Kürze zu wiederholen, iſt der hiſtoriſche Verlauf: die Reformation mit der Kraft der Innerlichkeit gab dem Subject einen neuen Werth und eine neue Zukunft; zugleich erwachten als ihr Vorbote und Geleit die philologiſchen Studien und der Einfluß der antiken Literatur. Dieſer neue Lebensinhalt mußte nothwendig eine neue Poeſie hervorbringen: die mittelalterliche Dichtung zerbröckelte und verſchwand, und eine neue Sprache, eine neue Form bildeten ſich unter Einwirkung der Antike. Aber wie die Reformation in der Orthodoxie und dem todten Dogma, ſo verknöcherte auch der Einfluß der Antike auf die Literatur in dem lediglich Formalen und Conventionellen der Poeſie. Beide Leichname nun ſuchten in Theologie und Poeſie die lebendige Flamme der Innerlichkeit, die Flamme der Aufklärung zu verzehren, während gleichzeitig die philoſophiſche Aufklärung in Leibnitz, Thomaſius, Wolf die Dogmen der Scholaſtik über den Haufen wirft. Die Oppoſition gegen die religiöſe Erſtarrung machten Anfangs einzelne Separatiſten, dann ſeit **1698** mit Bewußtſein und Energie die Pietiſten; die Oppoſition aber gegen die conventionelle Poeſie und die praktiſche Vernichtung derſelben iſt es, was die wenigen Poeten, deren Namen man aus dieſem Abſchnitt unſerer Literatur zu nennen pflegt, eben namhaft und bedeutend gemacht hat. Dies, um uns auf die wichtigſten derſelben zu beſchränken, ſind Hofmannswaldau und Lohenſtein, Günther und Brockes.

Gern möchten wir dieſen Reihen ſchon mit Paul Flemming eröffnen, da wir in der That, ſo maßlos auch er ſelbſt Opitz bewunderte, ſo nahe er ſich demſelben anſchloß und nur als deſſen Schüler und Schatten ſich betrachtete, in dieſem eine ſubjective Lebendigkeit und ein wahrhaftes Pathos zu erkennen glauben, durch welches er uns ſogar einen innerlichen Gegenſatz zu Opitz zu bilden ſcheint. Denn bei dieſem iſt beinahe Alles conventionell; ſelbſt in ſeinen lyriſchen Gedichten klingt nur ſelten und nur wie zufällig ein ſuſcher, individueller Ton; die Mehrzahl derſelben konnte ebenſo gut jeder andere Poet jener Zeit geſchrieben haben, als Opitz, wenn ihm nur dieſelbe formale Fertigkeit zu Gebote ſtand. Darum hat Opitz ſich auch vorzüglich der didactiſchen und beſchreibenden Poeſie zugewandt und in ihr ſeinen Ruhm gegründet, indem dieſe, wie ſie eigentlich poeſielos, ſo auch characterlos und abhängig iſt von Conventionellem. Anders Flemming, deſſen Zuſammenhang und Bedeutung für die ſpätere weltliche Lyrik der Hamburger Dichter ſchon Gervinus[1] ſcharfſinnig aufgefunden hat. Wie nun Flemming ſich perſönlich in ein bewegtes und ſelbſt abenteuerndes Leben ſtürzt und den Wundern des Morgenlandes nachreiſt, ſo iſt auch ſeine Muſe lebendig, thatluſtig und bewegt. Perſönliche Erlebniſſe, die Abenteuer ſeiner Reiſe, die Freuden ſeiner Jugend, Liebſchaften, Verluſte und Klagen klingen in ſeinen Liedern an, die überhaupt[2] liederhafter und ſangbarer ſind, als dieſe Zeit der Alexandriner erwarten läßt, und die er, wie die ganze Dichtkunſt, ausdrücklich der Huldigung edler Frauen, alſo dem Gefühl, der Erregung und Leidenſchaft widmet, während Opitz nur lehren, erbauen und ſeinen Mäcenen ſchmeicheln will. Allein Flemming ſtarb frühzeitig und Opitz' hochaufſproſſende Lorbeeren überwucherten raſch den Namen des jungen Dichters, dem ſich die Zeit ebenſo ungünſtig erwieſen hat, wie ſie ungerecht geweſen iſt gegen Weckherlin. Beide waren ächtere Dichternaturen, als Opitz, und Beide, der Eine im Aufgang, der Andere im Niedergang, hätten dieſes Mannes Geſtirn überglänzen können, wäre ihre Zeit weniger auf den ausschließlichen Gewinn des Formalen angewiesen gewesen, für welches Opitz allerdings Unermeßliches geleistet hat.

---

[1] III, 236. Ueberhaupt iſt Flemming hier vortrefflich dargeſtellt: p. 233.

[2] a. a. O. 237. — Siehe ebendaſelbſt: „Er macht daher auch ſeine Hochzeitsgedichte zu Liedern mehr, als zu Gratulationen in Alexandrinern.“

Die zweite schleſiſche Schule.

So kommt denn die Oppoſition, die unbewußte freilich und unausgeſprochene, gegen Opitz zuerſt durch Hofmannswaldau und Lohenſtein (denn für unſere Zwecke hier dürfen wir Beide ohne Unterſchied zuſammenfaſſen, wie es ja auch meiſtentheils geſchieht) zu einem Anſehen, welches bald ſo entſchieden und ſiegreich wird, daß Opitz ſelbſt darüber in Vergeſſenheit geräth. In den meiſten Geſchichten unſerer Literatur wird dies als ein Rückſchritt, ein Abfall von der Poeſie, ein Hemmniß ihrer Entwicklung beurtheilt und dargeſtellt, und bei den hergebrachten Redensarten von Schwulſt und Geſchmackloſigkeit, frecher Sinnlichkeit und ausſchweifender Phantaſie, fehlt nicht viel, daß man dieſe zweite ſchleſiſche Schule für den leibhaftigen Widerſacher halten möchte, der den ſtattlichen Opitziſchen Anwuchs am deutſchen Parnaß verwüſtet hat. Und doch geht die Geſchichte niemals rückwärts; auch in Hofmannswaldau alſo und Lohenſtein iſt ein Fortſchritt, und zwar ein nothwendiger und bedeutender. Denn indem ſie nicht ſowohl den Franzoſen und Holländern, als vielmehr den Italienern ſich anſchloſſen, die zwar auch, wie die Franzoſen, das Erbtheil der Alten empfangen hatten, aber nicht bloß äußerlich, wie dieſe, ſondern mit der Heftigkeit ihrer ſüdlichen Natur, mit der lachenden Sinnlichkeit ihrer Umgebung, mit der Heiterkeit, dem Prunk und der Anmuth ihres geſelligen Lebens es bewältigt und verſchmolzen hatten, reclamirten Hofmannswaldau und Lohenſtein gegen die Nüchternheit, die einſeitige und langweilige Lehrhaftigkeit der älteren ſchleſiſchen Schule die heitern Rechte der Sinnlichkeit, ein Verhältniß welches unter andern Bedingungen ein Jahrhundert ſpäter zwiſchen Wieland und Klopſtock wiederkehrte[1]. Wir wollen damit gar nicht in Abrede ſtellen, vielmehr auch hier unſeren jüngſten Poeten zum warnenden Beiſpiel wiederholen, daß Hofmannswaldau und Lohenſtein bei ihrem Streben nach Effect und Wirkung, ihrem Haſchen nach blendenden Farben, überraſchenden Bildern, frappanten Wendungen, in der That oft beinahe den Gipfel menſchlicher Geſchmackloſigkeit noch überſtiegen haben; noch weniger fällt es uns ein, die groben und unſchönen Nacktheiten Hofmannswaldau's abzuläugnen oder zu entſchuldigen. Nur verkenne Niemand, wie nothwendig dieſe Reaction geweſen und wie ſehr unſere grau gewordene Literatur dieſes Farbenſchmucks bedurfte. Denn wenn nun auch der ungeſchickte und übereilte Tüncher haſtig den ganzen Farbentopf mit einem Mal umgoß und ſo ſtatt eines erfreulichen Bildes nur ein grell ſchmutziges Blendwerk zu Stande brachte, ſo wußte man nun doch, was Farbe ſei, die Farben waren da, und die Möglichkeit, daß ein Künſtler ſie richtig brauche, war gegeben. Es iſt wahr: trotz aller Sinnlichkeit, aller Lebendigkeit und Gluth iſt in Hofmannswaldau doch kein wirkliches Pathos, kein individuelles Leben; es iſt nur eine andere, eine glänzendere Art deſcriptiver Poeſie, als die Opitz'ſche, und ſelbſt jene Heroiden, in denen der

---

[1] Und wie es ſchon im Mittelalter zwiſchen Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eſchenbach vorausgegangen war: ſ. Gervinus im 2. und 4. Band.

Dichter ſich gefliſſentlich in die Geziertheit, ja mitunter könnte man ſagen, den Wahnſinn und die Empörung leidenſchaftlicher Gemüther verſenken will, ſind nichts Anderes, wenigſtens nichts Beſſeres, als was Heroiden allzeit geweſen iſt, nämlich Rhetorik und Declamationen. Aber ſelbſt der ſprachliche Gewinn, der uns aus dieſer neuen Dichtungsweiſe zu Theil ward, mußte bedeutend ſein. Eine Fülle neuer Beiwörter ward geprägt, eine Menge neuer und kühner Zuſammenſtellungen gerechtfertigt, der Kreis der Vorſtellungen bei Dichter und Leſer außerordentlich erweitert. Vortrag und Colorit wurden belebt, farbenreich, glänzend, und überhaupt konnte eine Sprache, welche den Bilderſchwall, die Concetti's und Antitheſen Marino's wiederzugeben unternahm, dieß nicht ohne Frucht und Nutzen für ſich ſelbſt erreichen. Auch zeigt der unerhörte Beifall, mit welchem die Poeſien der zweiten ſchleſiſchen Schule aufgenommen wurden, daß dies in der That der rechte und zeitgemäße Ton war, den ſie angeſchlagen hatte; daher, wenn wir uns zuletzt auch nicht mehr an dieſen Tönen erfreuen können, ſo wollen wir doch nicht vergeſſen, daß ein Inſtrument nothwendig geſtimmt werden muß, damit es endlich von Meiſterhänden ſich mag ſpielen laſſen.

Günther.

Jener Vorwurf der Sittenloſigkeit und Ausſchweifung hat auch Günther getroffen, und auch ihn nicht mit Unrecht. Denn nicht bloß daß in ſeinen Gedichten viele rohe und grobe Stellen gefunden werden: auch ſein eigenes Leben war wüſt und roh, und es iſt bekannt, wie er in dieſem unſeligen Taumel unterging. Dennoch würde man ihm noch mehr Unrecht thun, als etwa Hofmannswaldau, wenn man ſeine

Erſcheinung einzig auf dieſe ſittliche Seite des Lebens oder auf die äſthetiſche Reinheit und Vollendung, auf die künſtleriſche Schönheit ſeiner Dichtungen beziehen wollte. Dieſes Unrecht iſt Günther von Gervinus widerfahren *), deſſen Schilderung und Würdigung dieſes Dichters nach unſerem Dafürhalten gänzlich verfehlt iſt. Denn wie es Gervinus öfters geht und wie der vortreffliche, aber einſeitige und einigermaßen rigoriſtiſche Character dieſes hochgeehrten Mannes (denn nicht bloß als Schriftſteller, nicht bloß als Gelehrter, auch als Mann im vollen Sinne des Wortes wird Gervinus im Gedächtniß der Nachwelt leben!) es mit ſich bringt, ſcheint ihn das Wüſte in Günther's Leben und Dichten und noch mehr das, wie er es nennt, „pathologiſche" Intereſſe, welches ſich in neuerer Zeit für Günther ſo lebendig zeigt, verſtimmt und zum Widerſpruch gereizt zu haben. Und da er gerade das bei Günther ſucht, was dieſer ſeiner Zeit und ſeiner Entwicklung nach nicht gewähren kann, nämlich volle äſthetiſche Befriedigung, ſo hat ſein Urtheil über ihn nicht anders als ungünſtig, aber auch ungerecht ausfallen können. Diejenigen unſerer Leſer, welche ſelbſt mit Günther vertraut ſind, werden ſchon ſich ſelbſt geſagt haben, welchen Platz nach dem Gange unſerer Entwicklung Günther in derſelben einnehmen wird. Denn ſolche Dichter nannten und bezeichneten wir oben als Epoche machend, welche die conventionelle Poeſie, wie Opitz ſie gegründet, ſiegreich erſchüttert hätten. Die Anfänge dieſer Oppoſition fanden wir ſchon in Paul Flemming, und darum zwar, weil die Knoſpen des individuellen Lebens in ſeiner Dichtung aufzubrechen beginnen. Günther aber, nach den Tugenden und Fehlern ſeiner Poeſie,

---

*) III, 515—527.

wie ſeines Lebens, iſt volles, friſches, ſubjectives Pathos — freilich maßloſe Subjectivität! und das iſt der wunde Fleck dieſes reichbegabten Dichters, an welchem er untergegangen iſt, wie an ihm die Romantik unſerer Tage und das junge Deutſchland untergeht, — iſt freilich unſchön! denn die Grazie fehlt ihm, die zügelnde, die „erſt in der Beſchränkung den Meiſter zeigt“, aber er iſt doch Leben, es iſt doch in ihm ein friſches, kräftiges, bewegliches Subject, es ſind doch erlebte Leidenſchaften, es iſt ein wahres Pathos, es iſt ſein Leben ſelbſt, was aus ſeinen Gedichten uns anweht. Das hatte bis dahin kein Poet weder verſtanden, noch gewagt, wenn wir abſehn von den Flemming'ſchen Anfängen: es war der erſte Anſatz zu dem, was das nächſte und bis auf den heutigen Tag allein erreichte, wenn ſchon nicht mehr allein angeſtrebte Ziel unſerer Dichtung ſein ſollte, zu dem poetiſchen, dem ſchönen Subject. Zum erſtenmal, mit einer Kraft ohne Gleichen, mit einem Erfolg, wie er noch geraume Zeit nach ihm nicht wieder erreicht wurde, brach in Günther die Macht der Subjectivität hervor: er iſt ein Vorbote gleichſam künftiger Poeſie, ein Komet, der nachwallenden Geſtirnen voranzieht. Und wenn nun dieſe vorzeitige Frucht keine völlig gereifte war, wenn gewaltſame Erſcheinungen, Krankheit und Ausſchweifungen ſie begleiteten, haben wir darum wohl das Recht, den Stab über ſie zu brechen? Auch der Eintritt der Mannbarkeit iſt oft mit krankhaften Zufällen, oft mit ſittlichen Ausſchweifungen bezeichnet, und das individuelle Pathos, der lebendige Trieb der Subjectivität, in dem Allgemeinen und Ewigen der Kunſt ſich zu erfüllen und auszuſöhnen, iſt die wahre Zeugungskraft der Poeſie, und der Dichter heißt ja eben Poet, ein Macher und Zeuger, wie der Grieche ſagt τίκνα ποιεῖσθαι. Nun wird man auch begreifen, warum Günther gerade von Göthe ſo bemerkt und ausgezeichnet ward: er iſt ein Vorläufer von dem, was in Göthe ſelbſt vollendet und abgeſchloſſen wurde, Günther das Subject, wie Göthe das ſchöne Subject der Poeſie. Günther hatte keinen Winkelmann, keinen Leſſing vor ſich, er hat kein Italien geſehen, ſein irrendes Auge an keinem Bilde der Kunſt geübt: er iſt roh! und dennoch geht ein verwandter Zug von ihm zu Göthe, ja wer nur im Stande iſt, von den Auswüchſen der Günther'ſchen Zeit und den Schlacken ſeiner Perſönlichkeit abzuſehen, wird erſtaunen über die innerliche Aehnlichkeit mancher Günther'ſchen und Göthe'ſchen Lieder. Dies ahnte und erkannte Göthe in ihm, und es iſt dem alten Dichter wahrlich nicht gering anzurechnen, daß er auch zu der Zeit, wo die Schönheit ihn ſelbſt ſchon nicht bloß geweiht, ſondern auch für Manches geſeit hatte, (denn die Schönheit iſt eine Zauberin, eine Armide, und an Göthe haben wir es erfahren!) noch den Muth beſaß, die Jugendeindrücke und die alte frühe Neigung zu Günther zu bekennen. Dies Urtheil, das er in „Dichtung und Wahrheit"[1]) über Günther fällt, iſt ſo trefflich und ſo bezeichnend für Günther, wie für Göthe, daß wir nicht umhin können, es unſern Leſern hier noch einmal vor die Augen zu führen.

„Hier," ſagt er, „gedenken wir nur Günther's, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Faſſens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchſten Grade, rhythmiſch bequem, geiſtreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er beſaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen, wirklichen Leben. Wir bewundern ſeine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten[1] alle Zuſtände durch's Gefühl zu erhöhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Ueberlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe, und beſonders ſeinem Charakter, oder, wenn man will, ſeiner Charakterloſigkeit. Er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben, wie ſein Dichten."

---

[1]) II, 81. S. W. Bd. XXV. der 11. Ausgabe.

Die in dieſer Stelle von uns hervorgehobenen Worte ſind ſo bezeichnend ſowohl für Weſen und Ziel der Poeſie, als im Einzelnen für Günther, daß wir zu ihnen nichts hinzuzuſetzen wagen. Auch braucht man wirklich nur das Verzeichniß ſeiner Gedichte, nur die Ueberſchriften derſelben zu durchblättern, um der gewaltigen Kluft inne zu werden, welche Günther von der conventionellen Poeſie ſeiner Zeitgenoſſen ſcheidet und ihn an Göthe ſelbſt heranbringt. „Als er der Phillis einen Ring mit einem Todtenkopf überreichte" — „Als er Lehngen's Augen küßte" — und jene andern unzähligen „Als," aus denen ſich faſt eine vollſtändige Lebensgeſchichte Günther's zuſammenſetzen ließe[2]) ebenſo, wie man Göthe's Jugendleben aus ſeinen Gedichten entwickeln könnte, — erinnern ſie nicht an die Motive Göthe'ſcher Gedichte, wie „Mit einem goldnen Hals-Kettchen," „Mit einem gemalten Band" u. ſ. w.? Ja dieſer ganze Günther, wie er von der Marianne flattert zur Roſilis und zur Phillis und zur Magdalis und zur Doris und zur Selene und der Leonore ſelbſt die geſchworene Treue nicht hält, mahnt er uns nicht an den jungen, blondlockigen Göthe, wie er das Gretchen gegen die Anna, gegen die Lucinde und Emilie, gegen die Friederike und Lilli und Lotte tauſcht? Nichts deſto weniger meint Gervinus ſogar (im vierten Bande), Göthe habe Günther gar nicht wirklich gekannt; jenes Urtheil müßte alſo Andern, wir wiſſen nicht wem, abgelauſcht und die ganze Theilnahme an Günther fingirt ſein — eine auffällige Annahme, zu der nicht allein Nichts berechtigt, ſondern die auch, wie wir eben angedeutet haben, dem Weſen des alten Göthe geradezu widerſpricht. Denn wahrlich, hätte nicht der Jüngling ſich mit Günther befreundet, der Verfaſſer von „Wahrheit und Dichtung," der ſchon die natürliche Tochter geſchrieben hatte und ſchon zum weſtöſtlichen Divan anſetzte, hätte es gewiß nicht mehr thun mögen noch thun können, am Wenigſten aber dieſe Freundſchaft bloß fingirt. Dies alſo iſt ein Paradoxon, in welchem der verehrte Mann ſich nun eben gefallen hat: ebenſo, als wenn er von allen Gedichten Günther's, „einige geiſtliche Oden und belebte Studentenlieder ausgenommen," nur der Einen vielgenannten Ode an den Frieden mit der Pforte ſeinen Beifall ſchenkt,[1] von ſeinen erotiſchen Liedern aber nichts erwähnt, als daß ſie „oft höchſt plump und platt“ ſind, da doch gerade unter ihnen ſich Lieder befinden, die faſt fleckenlos und von

---

[1]) Vgl. was wir oben in Betreff der Gelegenheitsdichterei erinnert haben.

[2]) Freilich kommen auch ſolche Ueberſchriften vor, wie: „Als er einen dichten Rauſch hatte" — „Als er zu einer andern Zeit dicht berauſchet war," u. ſ. w.

---

[1] Wie weit Gervinus' Verkennung Günther's geht, beurtheile man noch aus folgender Stelle. Das erwähnte Gedicht „auf den Frieden mit der Pforte," das auch ſchon im Uebrigen von plumpen und groben Schmeicheleien ſtrotzt, bringt zum Schluß noch einige demüthige Redensarten, mit denen Günther ſich ſelbſt zum Sänger des Kaiſers, ſeiner Siege und

---

Großthaten verpflichtet und beſtimmt, z. B. im letzten Vers, den Kaiſer anredend:

Ich, Herr, dein treuſter Unterthan,
Ich, bleib' ich auch im Dunkeln liegen,
Nach mehr mit keiner Ehrenbahn,
Als mit dem [illegible] Ohn ſchwingen,
Gedenk noch an den kalten Bär,
Ich geh' arm und bad' im Meer,
Dein Lob in ewig Erz zu ſchreiben;
Denn weil mit Augen [illegible] ſehn,
Soll Geiſt und Jugend und Zungen
Die [illegible] meiner Muſen bleiben.

Wer wollte hierin etwas mehr ſehen, als eine Redensart? als eine Hyperbel des, geradezu geſagt, hungrigen Poeten? Denn kurz vorher ſchildert er ſelbſt ſich alſo:

Ich, den nur Glück und Hoffnung ſpeiſt,
Beſitze weder Amt noch Gaben,
Ich lieg' im Dunkel, Schein und Staub,
Und bin ein ungebetner Raub
Den [illegible] ungemeſſnen Haſſen......
Den willen Vorhof hab' ich ſchon,
Nun manglet noch Verdienſt und Leben;
Dies muß ein Mäcenat mir geben
Und ſeine Gunſt [illegible] die Kaiſerl. Regierung geben u. ſ. f.

Günther hatte (ſeine Gedichte liefern den Beweis[1]) wohl noch unwürdigeren Perſonen, noch ungewiſſeren Hoffnungen, als hier dem Kaiſer, dem Prinzen Eugen, und der Ausſicht auf eine kaiſerliche Belohnung, einen Jahrgehalt etwa, wie er ihn in Dresden vergebens ſuchte, noch ergebenere Huldigungen, noch ausdrücklichere Verſprechungen dargebracht, ohne daß ſicher auch nur die Betheiligten ſelbſt hierin eine Wahrheit, einen wirklichen Entſchluß und Vorſatz geſehen hätten. Und nun, welch ein allgemeines Urtheil über Günther folgert Gervinus vermuthlich aus dieſer und vielleicht einigen ähnlichen Stellen! p. 524. „So iſt auch ſein Geſichtskreis im Ganzen ſehr klein. Das Höchſte, wozu er ſich bei lachendem Glücke aufzuſchwingen verhoffte, war, die Thaten des Hauſes von Oeſtreich zu beſingen.“ Aber wahrlich, wer von Günther's Gedichten und Charakter (dem doch Gervinus ſelbſt nachrühmt: „er war wohl von Natur nicht zum Schmeicheln gemacht“[2]) nur einige Kenntniß beſitzt, der wird wiſſen, daß Günther zu Nichts weniger geboren war, als zum Hofpoeten, obſchon wiederum Gervinus meint, er wäre, auch bei minder unglücklichem Stern, „doch kein großer Dichter“ geworden, und würde unvergänglicher Schönheit ſind,¹) — oder endlich, wenn er das Intereſſe, welches noch jetzt das lebendige Pathos eines

---

auch im beſten Fall und bei ungeſtörter Entwicklung „ſich nicht weiter verſucht haben, als die Hof- und Naturdichter ſeiner Zeit, ein Pietſch und Brockes.“ (S. 524. 525.)

[1] Da unter unſern Leſern nicht wenige ſein möchten, welche dieſer Widerſpruch gegen Gervinus, dem wir in andern Stellen auch dieſes Buches ſo willig und dankbar beiſtimmen, befremden wird und die doch Günther's Gedichte nicht aus eigener Leſung kennen, ſo fügen wir hier einige Stellen aus einem jener „höchſt plumpen und platten“ Liebesgedichte bei, deſſen leicht verwiſchbare Flecken uns ebenſo kenntlich, als die Wahrheit, Tiefe und Schönheit ſeiner Empfindung unläugbar däucht. Noch bemerken wir für dieſe Art von Leſern, daß eine Auswahl ſeiner Gedichte in der W. Müllerſchen Bibl. Bd. 10. ſteht und von Hofmann eine Monographie über ihn exiſtirt, Breslau 1832. — Das Gedicht ſteht p. 275 der Ausgabe v. 1742, und lautet auszugsweiſe:

Als ihm ſeine Liebſte ein Andrer entführte.

Will ich dich doch gerne meiden,
Gieb mir nur noch einen Kuß,
Eh' ich ſonſt das Letzte leiden
Und den Ring zerbrechen muß.
Fühle doch die ſtarken Triebe
Und des Herzens bange Qual!
Alſo bitter ſchmeckt der Liebe
So ein ſchönes Henkermahl. — —

Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun dir ſelbſt ihr Mitleid kund;
Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen ſie um unſern Bund.
Dieſe zährenvollen Rinden
Rührt die Unſchuld und mein Flehn:
Denn ſie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugeſehn.

Dieſes rührt die todten Bäume,
Dich, mein Kind, ach! rührt es nicht!
Aber daß ich mich noch ſäume,
Da dein Scheiden gar nichts ſpricht:
Gönnt mir doch, Ihr holden Lippen,
Eine kurze gute Nacht!
Eh' der Sturm an ſolchen Klippen
Mein Gemüthe ſcheitern macht.

Gute Nacht, Ihr liebſten Arme!
Meiner Glieder Müdigkeit

Dichters, wie Günther, ſich erzwingt, kurzhin ein pathologiſches, d. i. ein Krankheitsintereſſe, nennt. Vielmehr zeigt dies Intereſſe des Publikums auch für die Perſönlichkeit Günther's einen ſehr richtigen Tact und Inſtinkt:[1]) denn Günther iſt die erſte Perſönlichkeit unſerer Literatur, er iſt (da wir von Flemming ſchon geſprochen haben) der erſte Poet, der durch ſeine Lieder uns das Intereſſe einflößt, ja die Frage aufdrängt nach ſeinen Schickſalen, ſeinem Lebens- und Bildungsgange. Hat doch Gervinus ſelbſt ſehr richtig an einer andern Stelle bemerkt, daß, je näher wir der Blüthe und Vollendung unſerer Literatur, alſo der Göthe-Schilleriſchen Periode, und überhaupt in die neuere Zeit gelangen, um ſo einflußreicher und im ſpecifiſchen Unterſchiede der deutſchen von den meiſten übrigen Literaturen auch der Einfluß der Perſönlichkeit unſerer

---

Wird nicht mehr in Euch erwarmen;
 Ach! wie quält die alte Zeit! — — —
In den Wäldern will ich irren,
 Vor den Menſchen will ich fliehn,
Mit verwaiſten Tauben girren,
 Mit verſcheuchtem Wilde ziehn;
Bis der Gram mein Leben raube,
 Bis die Kräfte ſich verzehren,
Und da ſoll ein Grab von Laube
 Milder, als dein Herz, ſein. — —
Wirſt du einmal durch die Sträuche,
 Halb verirrt, ſpazieren gehn,
O ſo bleib bei meiner Leiche
 Nur mit andern Augen ſtehn!
Zeige ſie dem neuen Schatze,
 Der dir das Geleite giebt,
Und vermeld' ihm auf dem Platze:
 Dieſer hat mich auch geliebt.

[1]) Wie groß das Intereſſe des Publikums an Günther's Dichtungen noch lange nach ſeinem Tode (1723) war, beweiſt der Umſtand, daß die Leipzig-Breslauer Geſammtausgabe, welche 1735 zuerſt erſchienen war, noch 1764, alſo zu einer Zeit, wo Klopſtock's Meſſias ſchon lange bekannt und eine ganz andere Aera unſerer Literatur eröffnet war, in der ſechſten Auflage erſcheinen konnte.

Poeten und um ſo dringender die Nothwendigkeit wird, daß der Hiſtoriker von ihr Notiz nimmt; ſo daß endlich Göthe und Schiller uns faſt mehr als Individuen, denn als Dichter intereſſiren. Dies Alles iſt ſehr richtig und zielt, wenn wir nicht irren, ganz auf dieſelbe Anſicht von der Entwicklung der Poeſie, die wir oben als die unſrige begründet und mit der nothwendigen Entwicklung der Geſchichte überhaupt in Verbindung zu ſetzen geſucht haben. Aber nur deſto auffälliger wird die idioſynkratiſche Ungunſt, welche Günther von Gervinus iſt erwieſen werden und die wir hier, bei dem großen und wohl verdienten Anſehn, in welchem Gervinus' literariſche Urtheile ſtehn, nicht überflüſſig hielten zu beſprechen. — Endlich, um daran hier wenigſtens zu erinnern, giebt es noch einen anderen Dichter, der Günther allerdings noch viel verwandter iſt, als Göthe, weil er, trotz aller Energie ſeines Pathos, aller Leichtigkeit ſeines Talents, allem Glück ſeiner Erfolge, ebenſo, wie Günther, auf dem Wege zum ſchönen Subject unausgebildet und verkrüppelt ſtehen geblieben iſt, und daher, und auch durch das Traurig-Erſchütternde ſeiner äußern Schickſale, einen ähnlichen Eindruck auf uns macht, wie Günther: dies iſt Bürger. Allein da er zu denjenigen gehört, welche die eigentliche Aufgabe unſers Buches bilden, ſo werden wir dieſe Aehnlichkeit erſt ſpäter gründlicher verfolgen.

Brockes.

Für jetzt eilen wir, noch einige Worte über Brockes, den dritten der oben Genannten, hinzuzufügen. Brockes ſteht der zweiten ſchleſiſchen Schule ungleich näher, als Günther, der dieſelbe nach den erſten unreifen Verſuchen verließ und verſpottete,[1]) ohne doch in die Plattheiten der Neukirch, der Amthor und Wetzel, die ſteiſe Trockenheit der Abſchatz und Canitz[2]) zu verfallen, welche wieder die Reaction gegen das

---

[1]) Wir ſetzen aus Günther's Epiſtel an den Herrn von Nickiſch (p. 374, der obigen Ausgabe) eine Stelle her, die das leidige conventionelle Weſen, welches aus der Hofmannswaldau-Lohenſtein'ſchen Oppoſition gegen das durch Opitz conventionell Gewordene ſelbſt hervorging, und Günther's eigene frühere Theilnahme daran mit ſehr lebhaften Farben ſchildert:

Erinnre dich, … ſo ſchlecht ich auch gelehrt,
Was eigentlich vor Schmuck in unſre Kunſt gehört;
Nicht rauſchend Flittergold, noch ſchwülſtige Gedanken,
Nicht Schlüſſe, die mit Gott und guten Sitten zanken,
Noch anders Puppenwerk, das ſchlechte Seelen lenkt.
Vor dieſem hab' ich zwar mich auch damit gekränkt — —
Da drechſelt' ich mit Fleiß auf einer hohen Spur
Wort, Silben und Verſtand auch wider die Natur.
Denn wollt' ich dazumal ein ſchönes Kind beſchreiben,
So ließ ich ihren Mund mit Scharlachbeeren reiben;
Erhob ich einen Kerl zuweilen um das Geld,
So hing ich prächtig an: Orakel unſrer Welt!
Ich flocht, wie jetzt noch viel, die Namen vor die Lieder
Und ging oft um ein A drei Stunden auf und nieder.
Auch ſchifft' ich öftermal auf Dielen über Meer
Und holt' ein Gleichnißwerk vom Mogul her,
Beſtahl den Lohenſtein, wie andre Schulmonarchen,
Und war kein Reim darauf, ſo holt' ich ihn von Parchen.
So ſchwamm das Meer nach Ulm, Marokko, Bengala,
Fez, Bantam, Mexiko, Surinam, Florida,
Die alle mußten mir Baum, Steine, Thiere, Linſen,
Und was nur koſtbar hieß, im Tribut-Kaſten zinſen;
Da klappte mir kein Vers, der nicht auf Stelzen ging,
Und wenn ich ungefähr ein Maul voll Götter fing,
So raſt' ich [illegible] — —
Dies that ich, als mein Witz noch gar zu unreif hieß,
Und wie ein ſiedend Fett den Schaum voran verſtieß;
Jetzt lern' ich nach und nach mich und die Werte kennen.

Dies iſt im Jahre 1721 geſchrieben, alſo zwei Jahre vor ſeinem Tode, in dem ſechsundzwanzigſten Jahre ſeines Alters, und zeigt gewiß von keiner Ueberſchätzung ſeiner ſelbſt.

[2]) Z. B. in derſelben Epiſtel, p. 375.

O bleib den Muſen hold und lies, was Canitz ſingt,
Und was noch aus der Gruft von unſerm Abſchatz klingt.

Uebrigens thut Gervinus auch daran Unrecht, daß er Günther dieſe theoretiſche Geſchmackloſigkeit, dieſe Lobeserhebungen der dürren Neu-

Unberechtigte und Maßloſe der genannten Schule bildeten und wieder ebenſo nach der einen Seite ausſchweiften, wie dieſe nach der andern. Brockes tritt auf und bekennt ſich ſelbſt als ein enthuſiaſtiſcher Verehrer und Anhänger des Marino'ſchen Geſchmackes[1], den bekanntlich auch die zweite ſchleſiſche Schule propagirte. Von dieſer Seite her erſchütterte alſo auch er, was von dem Conventionellen der Opitz'ſchen Poeſie noch etwa übrig oder wohl gar in der Reaction gegen Hofmanswaldau und Lohenſtein neu erſtanden war. Aber auf der andern Seite ſteht er auch mit dieſer Opitz'ſchen Richtung wieder in einer innerlichen Verbindung und giebt gleichſam den Schmelzpunkt, das Mittelglied zwiſchen der erſten und zweiten ſchleſiſchen Schule. Denn nicht bloß, daß er weſentlich deſcriptiver Dichter iſt, (darüber, wie wir geſehen haben, war auch Hofmanswaldau nicht hinausgekommen) er iſt auch Reflexions- und Lehrdichter, ganz wie Opitz, er hält

---

kirch'ſchen Schule zum Vorwurf macht und aus ihnen ſchließt, daß Günther unter keinen Umſtänden ein großer Dichter geworden wäre. (III, 524.) Gerade denen, die praktiſch glückliche und geſchmackvolle Dichter ſind, pflegt noch heut zu Tage theoretiſches Verſtändniß, Sicherheit und Geſchmack in Beurtheilung fremder, wohl gar ihrer eigenen Gedichte abzugehn. Wir ſagen nicht, daß dies ſo ſein ſoll, im Gegentheil, ſeit Göthe und Schiller mit der praktiſchen Meiſterſchaft zugleich die gründlichſte Einſicht in die Theorie des Schönen und der Kunſt verbunden haben, fordern wir von jedem ſpäteren Dichter, daß er ſich um eine gleiche Einſicht bemühe und daß man das alberne Gerede, als ob die Cultur in Kritik und Aeſthetik der Friſche und Fruchtbarkeit des naturwüchſigen Talentes hinderlich ſei, endlich fallen laſſe. Nur ſind wir nicht ſo ungerecht, dieſe Anſprüche ſchon an Günther in ſeiner Zeit und ſeinen Umgebungen zu machen.

[1] Brockes „überſetzte Marino's bethlehemitiſchen Kindermord (1734), ausdrücklich um dieſen angefochtenen Dichter zu vertheidigen." Vgl. Gervinus, III, 548. auf deſſen ſehr gelungene Charakteriſtik Brockes' wir überhaupt verweiſen. (S. 547 — 556.)

ſich in derſelben neutralen, ſinnigen Betrachtungsweiſe fern von den Bewegungen der Welt und iſt „den Quellen der epiſchen Dichtung, menſchlichen Handlungen, Kriegen u. a. ebenſo feind, wie dieſer Dichtung ſelbſt.“[1] Aber hier tritt ſogleich ein neuer Unterſchied ein: Brockes will mit ſeinen Reflexionen, ſeinen Betrachtungen und Schilderungen nicht bloß lehren, er richtet ſich nicht an den Verſtand, wie Opitz und die übrigen Lehrdichter; ſondern er will rühren, an das Herz, an die Empfindung wendet er ſich, und nicht Zuwachs an Kenntniſſen, nicht Bildung des Verſtandes beabſichtigt er, ſondern die Verehrung Gottes in der Natur, die lebendige Erhebung und Bewegung des Herzens, die Entfaltung des Gemüthes in religiöſer Sphäre iſt ſein Ziel. Dieſer Schlag des Herzens unterſcheidet ihn denn auch von Hofmanswaldau, indem zugleich die Frömmigkeit und Keuſchheit, welche Brockes athmet, und der Umſtand, daß es die religiöſe Sphäre iſt, in welcher jetzt er jene alten verſchrieenen Künſte Hofmanswaldau's oder, wenn man will, Marino's übt, ihn von allen Vorwürfen und jeder Mißgunſt befreit, welche dieſelben bisher zu ertragen gehabt hatten. Sowohl alſo die Opitz'ſche Reflexion mit ihrer Nüchternheit, als die Hofmanswaldau'ſche Deſcription mit ihrem Bombaſt belebte, zügelte und veredelte Brockes durch den Funken des Gemüthes, durch die Flamme der Religion, von denen ſeine Dichtung erwärmt wird. Und wenn nun Gervinus[2]) von ihm rühmt, daß er zuerſt „die Sinne emancipirt“ habe, ſo iſt dies nach dem eben Dargelegten nur bedingungsweiſe richtig: denn die Macht der Sinne hatte ſchon die zweite ſchleſiſche Schule, wenn nicht von innen heraus als lebendiges Pathos, ſo doch äußerlich in der Pracht und dem Sinnenkitzel ihrer Beſchreibungen, ſelbſt in ihren Obſcönitäten geltend gemacht, und in Günther ſodann hatte, wie wir ausführlich gezeigt haben, eine lebendige ſinnliche Natur auf's Allerkräftigſte in perſönlicher Wahrheit ſich ausgelebt, ja bis zum eigenen Untergange ausgetobt: — ſondern dies iſt Brockes' hauptſächlichſtes Verdienſt, daß er das Gemüth ergriff (Oppoſition gegen das Conventionelle, Fortſchritt des poetiſchen Subjects) und es zu religiöſer Erhebung in die Sinnlichkeit der umgebenden Natur einführte.[1] (Berichtigung der Hofmanswaldau'ſchen Tendenzen.) Mit dieſem Verdienſt hängen noch andere zuſammen, die wir hier nur flüchtig erwähnen können: ſeine Empfehlung und Einführung der engliſchen Poeſie, zu welcher ihn ſeine Naturſchildereien führte, wie denn er ſelbſt Thomſon's Jahreszeiten, dieſen Katechismus für dergleichen Poeſien, überſetzte; die Heiterkeit und Milde, die auch ſeiner religiöſen Richtung eigen blieb und durch welche er ſich von der üblichen, von ihm förmlich abgelehnten Ascetik anderer religiöſer Dichter und der todten Convenienz der Orthodoxie glücklich entfernt hielt; ſein muſikaliſcher Sinn, der die ſteifen

---

[1]) Gervinus, a. a. O. S. 519.
[2]) S. 551.

---

[1] Dieſe Einführung der Naturſchilderei in die Poeſie war von ungeheuerſtem Erfolg: durch ſie wurde vor Allem Kleiſt möglich, welcher, wie wir ſpäter ſehen werden, wiederum namentlich für die Göttinger von größter Bedeutung iſt und überhaupt mit Klopſtock zuſammen lange Zeit die Herrſchaft in den Gemüthern der deutſchen Jugend einnahm. — Auch achte man wohl auf den trefflichen Fingerzeig, welchen Gervinus giebt: „Brockes bereitete die ungemeine Weichheit der Gemüthsſtimmungen in Deutſchland vor, die nach Klopſtock ſo allgemein herrſchend war.“ S. 552.

Opitz'ſchen Formen zerbrach, dem Alexandriner ſein kanoniſches Anſehn nahm und ihn ſelbſt freiere Rhythmen, melodiöſeren Strophenbau lehrte, wodurch er nicht ohne Einfluß weder auf das weltliche, beſonders das bald (durch Hagedorn) entſtehende geſellige, noch auf das Kirchenlied geblieben iſt, und Anderes, was man bei Gervinus nachleſen wolle.

Die Pietiſten und Thomaſius.

Mit dieſer eben erwähnten religiöſen Erhebung nun, welche der innerliche lebendige Pulsſchlag der Brockes'ſchen Dichtung iſt, und dieſer Ausſicht ins Göttliche und Ewige, zu welcher er in jedem Moment aus der Fülle ſeiner „Sinnenluſt," von jeder Blume, jedem Halm den Blick emporkehrt, ſteht dieſelbe in genaueſtem Zuſammenhange mit der religiöſen Richtung ſeiner Zeit im Allgemeinen. Denn ſchon ſind wir in das achtzehnte Jahrhundert getreten, das Jahrhundert alſo der Aufklärung, die wir im Eingang unſers Buches als das reformatoriſche Element charakteriſirt haben, welches, indem es den Contraſt und das Unvermittelte zwiſchen Subject und Object, zwiſchen individueller, lebendiger Ueberzeugung und überlieferten, conventionellem Dogma zum Bewußtſein bringt, durch die lebensvolle Entwicklung der Innerlichkeit dieſen Contraſt zugleich zu vernichten, dieſen Zwieſpalt zu verſöhnen ſucht. An ſolchen reformatoriſchen Acten, ſolchen Proceſſen der Wiedererweckung und Belebung iſt nun das achtzehnte Jahrhundert außerordentlich reich. Ja es erbt ſchon von dem ſcheidenden ſiebzehnten Jahrhundert die Wiederbelebung des Gemüthes in der religiöſen, alſo der eigentlich gemüthlichen Sphäre, welche, wie wir oben angedeutet haben, nicht allzulange nach der Luther'ſchen Reformation auf's Neue mit

Dogmen und Traditionen und unfruchtbaren Lehrſätzen war überſchüttet worden. Dieſe Erſtorbenheit der Religion war um ſo fühlbarer geworden, je entſchiedener die Theologie das Principat unter den Wiſſenſchaften führte, je unbeſtrittener alſo ihre Herrſchaft in Univerſitäten, Schulen und überhaupt allen wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Bemühungen war, und je weniger mithin das lechzende Gemüth ſich an andern Quellen erlaben konnte. Wir haben ſchon erinnert, wie die eitle, ſilbenſtechende Polemik, in welche die Theologie des ſiebzehnten Jahrhunderts entartete, das ganze ſtaubige Rüſtzeug, jene Formeln und Schlüſſe und Finten der mittelalterlichen Scholaſtik noch einmal hervorholte; nicht minder, wie ihr Einfluß auch den philologiſchen Wiſſenſchaften und der lebendigen Aneignung des antiken Geiſtes hinderlich und verderblich ward. So iſt es denn wohl nicht übertrieben, wenn man uns den Zuſtand der Wiſſenſchaften, die Verfaſſung der Univerſitäten, die Thätigkeit der Schulen im ausgehenden ſiebzehnten Jahrhundert geradewegs als barbariſch zu bezeichnen pflegt; und daß auch der Zuſtand der Geſellſchaft überhaupt kein anderer geweſen, lehrt die Geſchichte der damaligen Höfe und ein Blick in die Sittenſchilderungen jener Zeit uns zur Genüge.[1]

Gegen dieſe Erſtorbenheit nun des Gemüthes, gegen dieſe Barbarei der Wiſſenſchaften, wie der Sitten, reagirte der Pietismus. Der Name der Pietiſten wurde bekanntlich zuerſt im Jahre **1698** gehört und zwar auf der Univerſität Leipzig, welche damals ein rechtes Neſt und Centrum dogmatiſch barbariſcher Gelehrſamkeit war und mit demſelben gehäſſigen Eifer, den ſie anderthalb Jahrhunderte zuvor der Einführung der humaniſtiſchen Studien entgegengeſetzt hatte, jetzt auch gegen den Pietismus ſich unduldſam und feindſelig erwies. Zum Theil zwar haben wir dieſen hartnäckigen und bewußten Kampf für das, was man, verſeſtigt, wie es war, durch Dogmen und Clauſeln und Ueberzeugungseide, für die reine alte evangeliſche Lehre hielt, als eine gemeinſchaftliche Beſtrebung des damaligen Churſachſens zu betrachten, die ſich eines Theils aus der alten Reminiscenz ableitete, daß Sachſen die Wiege und Schutzmauer des Lutherthums geweſen, anderntheils aus den Zeitverhältniſſen und der Gefahr, welche gerade damals in Sachſen von oben her dem lutheriſchen Bekenntniß zu drohen ſchien. Denn wir dürfen nicht außer Acht laſſen, daß Churfürſt Auguſt 1697 zu Wien katholiſch geworden und dadurch der alte Stamm der ſächſiſchen Churfürſten, bis dahin, und beſonders in den erſten Zeiten des Drangſals, Verfechter und Schutzherr des evangeliſchen Bekenntniſſes, jetzt zu den Widerſachern deſſelben übergetreten war. Welche ängſtliche Sorge für die Sicherheit der lutheriſchen Kirche dieſer Schritt erweckte, kann man aus den Punctationen ſchließen, mit denen die ſächſiſchen Stände die Mittheilung dieſes Religionswechſels aufnahmen und durch welche ſie den alten Grundbeſtand ſächſiſchen Lutherthums unverſehrt und ſicher zu erhalten ſuchten*). Dieſe gereizte Wachſamkeit muß man, wie uns dünkt, im Auge behalten, um die altſächſiſche Zionswächterei jener Zeit und ihr feindliches Verfahren gegen die Belebung des religiöſen Elementes im

---

[1] Wir verweiſen hier in Kürze auf die vortreffliche Geſch. des achtzehnten Jahrh. von Schloſſer, I, 219. fgg., ſowie für das folgende auf die Ueberſicht I, 557. fgg.

---

*) Ausführlich findet man dieſe Verhandlungen und Documente in Fr. Förſter's Geſchichte Auguſt des Starken.

Pietismus richtig zu würdigen. Und allerdings hatte ſie in dieſem einen unendlich gefährlicheren Gegner, als in dem Katholicismus, mit dem ſie eigentlich innerlich verwandt und in anderer Form denſelben Inhalt hatte. Denn, wie wir es ſchon anderswo ausgedrückt haben: Dogma iſt Dogma, Wort iſt Wort und der heilige Luther nicht beſſer, als der heilige Nepomuck. Aber die barbariſch dogmatiſche Theologie Churſachſens, wenn ſie auch ihren Freund verkannte, erkannte doch ihren Feind, und erkannte ihn in jeder Geſtalt: ſie vertrieb Spener aus Dresden und vertrieb Thomaſius aus Leipzig.

Man geſtatte uns, Thomaſius hier unmittelbar mit den Pietiſten zu nennen, wiewohl die eigentlichen Wurzeln ſeines Weſens allerdings aus einem ganz andern Gebiet, aus dem des Geiſtes nämlich und der Wiſſenſchaft, hervorgehen. Denſelben Kampf nämlich, den die Pietiſten gegen die Barbarei der Theologie eingingen, wagte Thomaſius gegen die Barbarei der philoſophiſchen Scholaſtik und überhaupt den Univerſitätsſchlendrian, das Perrückenweſen und die todte Dreſſur der damaligen Gelehrten. Gemeinſam alſo war Beiden das reformatoriſch lebendige Verhalten gegen das Conventionelle oder, in unſerem Sinne, die Aufklärung. Dieſer grundſätzlichen Gemeinſchaft wurden auch beide Theile, zum wenigſten Thomaſius, ſich ſelbſt bewußt: denn er ſtand in gutem Vernehmen, ja in wechſelſeitiger lebendiger Theilnahme mit den Pietiſten, ohne daß wir doch bei dieſem Bündniß zwiſchen Philoſophie und Pietismus auch nur von fern an jene Mißgeburten denken dürfen, welche in unſern Tagen aus der Vereinigung etwa der Schelling'ſchen Philoſophie mit Myſticismus und Geiſterſcherei oder gar der Althegelei mit rigoroſer

Rechtgläubigkeit hervorgegangen ſind. Denn von dieſen ebengenannten Richtungen gilt ganz daſſelbe, was wir eben von dem Verhältniß des Lutherthums und des Katholicismus im damaligen Churſachſen erinnert haben. Auch die Art und Weiſe, in der Beide, Thomaſius und die Pietiſten, zu wirken ſuchten, die Pforte gleichſam, an welche ſie pochten, um mitten durch den Schutt und Wuſt der Tradition dem lebendigen Wort Eingang zu verſchaffen, war bei Beiden dieſelbe, ja ſie mußte dieſelbe ſein, da es hier in der That keine Wahl weiter gab. Beide nämlich, Theologie und Philoſophie, die Pietiſten und Thomaſius, wandten ſich von den Männern des Fachs und den eigentlichen Gelehrten, die freilich ſelbſt nichts von ihnen wiſſen wollten, alſo von den Knechten der Tradition und des Conventionellen, hinweg an das Volk. Die Pietiſten ſchrieben deutſch, ebenſo Thomaſius, der bekanntlich auch die erſten akademiſchen Vorträge in deutſcher Sprache hielt und das erſte deutſche Journal herausgab. So ward von Beiden das eigentliche Volk, die Maſſe der Laien und Ungelehrten, in die Angelegenheiten der Wiſſenſchaft hineingezogen; zugleich wurden Beide praktiſch und erwieſen ſich mit eifriger Thätigkeit nutzbar für das Volk —, die Pietiſten z. B. in Werken der Wohlthätigkeit, wie die Franke'ſchen Stiftungen, Thomaſius beſonders auf juriſtiſchem Gebiet in Verfolgung der Hexenproceſſe, der Tortur und Aehnlichem. Ueberhaupt welchen wunderbaren Zuſammenhang das religiöſe und das national deutſche Element haben, werden wir ſpäter ſehen, wenn wir Klopſtock und mit ihm unſere Poeſie auf dem Uebergange vom Religiöſen ins Deutſchthum, von der Leier Aſaph's zum Quelle Mimer's, von der Sionitin zum Bardenweſen begleiten. Hier wollen wir nur wiederholen, was ſchon von Schloſſer[1] bemerkt worden iſt, nämlich daß der Widerſpruch zwiſchen Thomaſius' innerlichſt deutſcher Richtung und ſeiner lebhaften, ja dringenden Empfehlung der Franzoſen nur ein ſcheinbarer iſt. Er bediente ſich nämlich der franzöſiſchen Cultur nur ebenſo, wie der Pietiſten, zur Civiliſation[2], zur Waffe gegen die Barbarei und den Ungeſchmack ſeiner Zeit; die franzöſiſche Cultur, die Eleganz, das Bewegliche und Praktiſche ihrer wiſſenſchaftlichen Literatur war ihm ein Ferment, die eigene deutſche Bildung von der ſchwerfälligen Scholaſtik der damaligen Univerſitätsmenſchen zu befreien und abzuklären. Denn daß deutſche Bildung, nicht blinde Nachbeterei der Franzoſen, ſein Zweck und letztes, ihm wohl bewußtes Ziel geweſen, zeigt der außerordentliche Eifer, mit welchem er die deutſche Sprache zu cultiviren ſuchte, wie er denn ſogar eigene Vorträge über die deutſche Sprache hielt und auch in dieſem Bezug, ſogar ſchulmeiſternd, auf Civiliſation und Bildung der Studirenden redlich hinarbeitete. —

Endlich wurden Thomaſius und die Pietiſten auch durch ein ſtarkes und werthvolles äußerliches Band zuſammengehalten: wir meinen die Univerſität Halle[3], die 1694 in Folge der Vertreibung, mit welcher die Leipziger Kathedermänner ihre Angriffe gegen Thomaſius ſiegreich gekrönt hatten, gegründet und ſogleich ein lebendig organiſcher Ausdruck der neuen Richtung geworden war, die in Philoſophie und Theologie begann und Augenblicks, ſchon durch Thomaſius' eigene, faſt univerſale Thätigkeit, auch in allen übrigen Fächern des Wiſſens wie des Lebens ſich geltend machte.

---

[1] Geſch. des achtz. Jahrh. I. 568. Ueberhaupt ſind wir hier Schloſſer's Darſtellung auch im Einzelnen gefolgt; vgl. beſonders 559. 560. 562. 568. 570.

[2] Schloſſer a. a. O. „Der Pietismus war für Thomaſius ein Mittel der Civiliſation, da er es mit rohen Studenten und ebenſo rohen Collegen zu thun hatte." p. 571. Vergl. p. 568. über die endliche Trennung Thomaſius' von den Pietiſten.

[3] Vortreffliche Ausführungen hierüber findet man in Th. Echtermeyer's Aufſatz über die Univerſität Halle, in den erſten Nummern der Halliſchen Jahrbücher, 1838, S. 1. — 5.

Dieſe Gründung der Univerſität Halle und das Princip ſowohl, aus welchem ſie hervorgegangen, als im Einzelnen die Conſequenzen und Analogien derſelben, ſind der eigentliche Lebenspunkt, in welchem Brandenburg oder, wie wir nun bald ſagen dürfen, der friſch aufblühende preußiſche Staat das nachbarliche Sachſen überholte; in dieſer geiſtigen Schlacht und dadurch, daß Preußen in ihr die Partei des Geiſtes und der Wiſſenſchaft, die Partei der Bewegung und Aufklärung ergriff, ward Sachſen überwunden und hatte es die Hegemonie des proteſtantiſchen, alſo des eigentlichen Deutſchlands an Preußen abtreten müſſen, ſiebzig Jahre, bevor der erſte preußiſche Soldat feindlich auf ſächſiſches Gebiet einrückte. Denn immer iſt die That des Geiſtes älter, als die That des Schwertes und auch der Soldat kann immer nur da ſiegen, wo der Philoſoph ihm den Weg gebahnt hat. Ebenſo nun, wie der große Kurfürſt aus Frankreich die Vertriebenen bei ſich aufgenommen und durch ihre induſtrielle Thätigkeit Reichthum und Blüthe ſeines Landes gefördert hatte, ſo nahm Preußen jetzt die neue Bildung auf, welche Sachſen von ſich ſtieß: Spener, den man in Dresden nicht hatte dulden mögen, fand in Berlin ein weites Feld achtbarſter Wirkſamkeit; derſelbe Thomaſius, den man aus Leipzig verjagt, ward Veranlaſſung, ſodann Lehrer und Director der neuen Univerſität zu Halle, wo auch Arnold lehrte, der Verfaſſer der Kirchen- und Ketzergeſchichte, und wo Franke ſein Waiſenhaus erbauen konnte. Womit nun für Preußen mehr gewonnen wurde, ob mit jenen induſtriellen Refugies des großen Churfürſten, ihren Gewerben und Fabriken, ihrem Handelsbetrieb und ihrer äußerlichen Tournüre, oder ob mit der Univerſität Halle und dieſer Handvoll Profeſſoren und Prediger, — das, meinen wir, kann in Ernſt erſt heute wieder gefragt werden, wo man die „materiellen Intereſſen“ zu einem ſelbſtändigen Schiboleth erhebt und wo ſelbſt Männer der Wiſſenſchaft dieſem Wahn eine behaglich gelehrte Baſis zu geben nicht verſchmähen. Allein was in der That Sachſen in dem verlor, was es von ſich ſtieß, zu unermeßlichem Gewinn Preußens, das hat die Geſchichte dargethan; was insbeſondere Leipzig verlor, indem es den edelſten und fruchtbarſten Lebensſaft, mit pedantiſch-vornehmem Ekel, wie einen Krankheitsſtoff, abſonderte, das wird am Sichtbarſten in der ſecundären Stellung, welche, verglichen mit Halle, wie ſpäterhin mit Göttingen, Leipzig als Univerſität trotz einer gewandten und glänzenden Cultur, trotz der berühmteſten Namen, der tüchtigſten Bemühungen dennoch dergeſtalt einnahm, daß es die Frucht ſeines eigenen Ackers Andern, insbeſondere der jungen Göttinger Hochſchule, zu weiterer Entwicklung abtreten mußte.

Wiederaufleben der Philologie; die Kunſt der Alten und die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften.

Denn der Geiſt, aus welchem zuerſt die Univerſität Halle hervorgegangen, der Geiſt alſo einer freien und lebendigen Wiſſenſchaft, welche dem, der ſie trieb, nicht bloß Dogmen und Traditionen oder, wenn es hoch kam, eine formale Bildung gab, ſondern von ihm ſelbſt im Innerſten aufgefaßt und zu eigener Erfüllung und Bereicherung verarbeitet wurde, fing allmälig an, auch andere Univerſitäten heimzuſuchen und das geſammte Gebiet gelehrten Vorraths zu durchdringen und zu beleben. Wie dies im Einzelnen in der Theologie, wie es beſonders auch in der Jurisprudenz vor ſich gegangen, können wir hier nicht verfolgen; es genügt für unſern Zweck das Wiederaufblühen derjenigen Wiſſenſchaften in Kürze zu erwähnen, deren nahen Einfluß auf die Entwicklung und Bildung unſerer Literatur wir bereits kennen gelernt haben, alſo der philologiſchen Wiſſenſchaften. Wie mit dem Stillſtand und Verfall der Theologie auch die humaniſtiſchen Studien ſtill ſtanden und verfielen, und wie die raſche Hand frommer Eiferer abſichtlich den friſch ſprudelnden Quell der antiken Bildung verſtopfte, haben wir oben geſehen. Jetzt, da durch den Pietismus ein neuer Lebenshauch in die erſtarrte Theologie gekommen war, erwachten auch die philologiſchen Wiſſenſchaften aus ihrem trüben Schlummer. Es hat dies etwas Ueberraſchendes, um ſo mehr, als dieſe Anregung keineswegs eine unmittelbare oder gar eine ſolche war, die in dem Weſen, dem Plane und den eigenen Intereſſen des Pietismus gelegen hätte, der vielmehr in der ſtarren Einſeitigkeit, in welcher ſchon nach den erſten zwanzig Jahren er ſelbſt wieder ſtarr wurde, dieſen Studien eher ungünſtig, als günſtig war und ſie, wenn überhaupt, ſo nur unbewußt und auf einem weiten Umwege förderte, nämlich durch die tüchtige Schulbildung, die theils in den Franke'ſchen Stiftungen ſelbſt, theils durch die in ihr erzogenen Lehrer und Prediger, einer zahlreichen, über ganz Deutſchland verbreiteten Jugend gegeben ward. Allein es iſt mit der Geſchichte des Geiſtes wie mit dem Frühling des Jahres: wo nur erſt Ein warmes Lüftchen weht, Eine Quelle rieſelt, Eine Knospe ſchwillt, da zuckt der Frühling bald auch durch die ganze Natur und von nah und fern brauſen Ströme und rauſchen belaubte Wälder. So brach derſelbe Lebenstrieb, der in Theologie und Philoſophie die uns bekannten Erſcheinungen hervorgerufen, nun auch in den humaniſtiſchen Wiſſenſchaften zu Tage. Die erſte Frucht und Aufgabe derſelben ſollte, wie wir wiſſen, die formale Bildung ſein; zu dieſem Zweck waren ſie ausgebeutet worden, — wir mögen wohl ſagen, bis zum Extrem, und dieſem angemeſſen war ihr Einfluß auf unſere Literatur geweſen, die unter ihm conventionell und verknöchert geblieben war. Auch haben wir geſehen, wie hiegegen einzelne Richtungen und Individuen ſich opponirten und mit einer freien, lebendigen, wenn gleich nicht immer geregelten Innerlichkeit dieſen Damm der Convention und hohlen Form durchbrachen. Nun aber hatte auch innerhalb der philologiſchen Disciplinen ſelbſt das Princip der abſtracten Form ſich überlebt[1]). Schon mit dem Beginne des ſiebzehnten Jahrhunderts war den Philologen der wenig ehrenvolle und doch für ihr damaliges Trachten ſehr bezeichnende Name der **Verbales** zu Theil geworden. Im Gegenſatz zu ihnen genoſſen die **Reales**, die eigentlichen Fachgelehrten, die doch zum mindeſten das derbe Hausbrod einer ſoliden und nutzbaren Wiſſenſchaft überlieferten, die Gunſt und den auszeichnenden Fleiß der Menge. Denn man hatte ſich geſättigt an dem Schematismus, den abſtracten Formen, der inhaltloſen Theorie der damaligen Humaniſten; man war es überdrüſſig, immer nur den Becher zu erhalten, nie den erquickenden Trank, immer nur die Scheide, nie das Schwert. Ueberhaupt wie das Subject, die Innerlichkeit, in der Reformation ſich ſelbſt wiedergefunden und ergriffen hatte, ſo wollte es nun auch ſofort, um nicht inhaltlos und nichtig zu bleiben, mit dem Objectiven ſich ſättigen und erfüllen. Daher dieſer Drang nach Realem, daher der Werth, den man den **Reales**, der geringſchätzende Spottname, den man den **Verbales** beilegte, daher der Verrath, den dieſe allmälig an ihrer eigenen Sache begingen, indem ſie die formalen und theoretiſchen Studien, Grammatik, Styliſtik, Rhetorik, gegen die realeren Disciplinen der Philologie, gegen Alterthümer und Geſchichte austauſchen lernten. Hiebei war freilich auch das Beiſpiel der Holländer von entſchiedenſtem Gewicht, welche gerade damals dieſen Realien der Philologie einen ebenſo umfaſſenden als ausdauernden Fleiß zugewendet und jene ungeheuren Rüſtkammern antiquariſcher Kenntniß zuſammengetragen hatten, die noch heut die Bewunderung, aber auch den Verdruß unſerer Philologen rege machen, da bis jetzt die ſo nöthige Sichtung dieſes wüſten Stoffes noch mangelt und der rechte, dem Bedürfniß unſerer Zeit genügende Abſchluß, das Facit gleichſam dieſer holländiſchen Thätigkeit, zumeiſt noch zu erwarten ſteht.

---

[1]) Vgl. Eichhorn, III. 323.

So ward denn mit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts auch im Gebiete der philologiſchen Wiſſenſchaften den rein formalen Beſtrebungen ein Ziel geſetzt, um auch aus der Kenntniß des Alterthums einen Inhalt, einen realen, hiſtoriſchen, zu gewinnen. Hiemit, da die Philologie nun ihren Inhalt und Zweck in ſich hatte, war auch die Emancipation derſelben von der Theologie bedingt. Nun möchte man zwar erwarten, daß die Theologie, je mehr neues Leben ihr durch den Pietismus war zugeführt worden und um ſo größere Kraft daher ſie gewonnen hatte, um ſo ſchwieriger in dieſe Emancipation wird gewilligt haben. Allein gerade das

Gegentheil fand Statt: ſie gab ſelbſt die bisherige Suprematie auf und dadurch einen neuen Beweis davon, daß an dem Baum des Geiſtes nie ein Zweig, ein ächter nämlich, durch ſein Wachsthum den anderen erdrückt und auch hier keine Freiheit zu denken iſt, die auf Unterdrückung ſich gründete. — So fing alſo auch im Gebiete der philologiſchen Wiſſenſchaft das Subject an, an dem Objectiven, dem Inhalt zu betheiligen und die Vermittlung mit ihm zu ſuchen. Der Inhalt des Alterthums aber iſt kein anderer, als die Schönheit und die Kunſt; dieſe nun alſo mit dem Gemüthe zu erfaſſen, dieſen Kern der hesperiſchen Frucht, in deſſen blanker, goldener Schale man ſich bisher müßig geſpiegelt hatte, zu genießen und in ſich aufzunehmen, ward von jetzt an das Ziel, auf welches die philologiſchen Bemühungen gerichtet wurden. Welch ein Gewinn hieraus unſerer Literatur erwachſen mußte und wie durch dieſen Hebammendienſt, den jetzt zum zweitenmal die Antike an unſrer modernen Bildung verrichtete, ja wie in dieſer esoteriſchen Schule des Alterthums allein endlich das ſchöne Subject für unſere Poeſie geboren und erzogen werden konnte, wird ein Jeder ſogleich vorausſehen. Chriſt, Erneſti, Winkelmann bezeichnen die Stadien, in denen dieſe Entwicklung vorrückte, durch welche die alte Kunſt nicht bloß in den Kreis der philologiſchen Disciplinen eingeführt, ſondern mit überraſchender Schnelle, um deren willen man das Flüchtige, mitunter Oberflächliche und Schiefe der Auffaſſung einſtweilen ſchon verzeihen mochte, zu einer Lieblingsbeſchäftigung zahlloſer Dilettanten, einer Herzensſache des deutſchen Volkes ward. Aus ihr ging dann die ideale Auffaſſung der Antike im Allgemeinen, die äſthetiſche Empfängniß der alten Literatur, oder um es mit Einem Worte zu ſagen, aus ihr ging Heyne hervor.

Und wie man nun hier in der Philologie das Formale mit dem Realen vertauſcht hatte, ſo erfuhren aus jenem Triebe nach Inhalt und Erfüllung, den wir ſo eben charakteriſirt haben, die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften überhaupt mit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts einen außerordentlichen Aufſchwung, Erweiterung und wetteifernde Pflege. Jene Vermittlung mit der alten Kunſt, zunächſt hauptſächlich in eleganter und geſchmackvoller Behandlung der Alterthümer, hatte vornehmlich Leipzig übernommen, während die eigentliche Geſchichte in Halle gepflegt wurde[1]. Hier ward durch J. P. von Ludewig und N. H. von Gundling die Geſchichte, die bis dahin nur einen geringen Platz in dem Cyklus akademiſcher Vorleſungen eingenommen hatte, zum Modeſtudium gemacht, wobei merkwürdig iſt, erſtlich, daß die beiden genannten Männer ihres Fachs urſprünglich Juriſten waren, gerade, wie Chriſt in Leipzig auch, der Aehnliches für das Studium der Alterthümer einleitete; ſodann aber beſonders, daß die Geſchichte, welche Beide lehrten, ausſchließlich deutſche Geſchichte war, wobei man ſich an Thomaſius und die Pietiſten erinnern wolle. Indeſſen auch ſpäterhin (1744), als, hauptſächlich nach dem Vorgange engliſcher Muſter, die geſchichtlichen Studien ſich auf „Allgemeine Welthiſtorie" ausdehnten, blieb in Halle Eifer und Fleiß für die Verbreitung hiſtoriſcher Kenntniſſe, wie ja eben jene große engliſche Weltgeſchichte in der durch Baumgarten veranſtalteten Ueberſetzung als „Halleſche Weltgeſchichte" bekannt iſt. Dennoch über dieſe Anfänge, Anregungen und Bearbeitungen hinaus, ein ſelbſtändiges, thätiges und fruchtbares Verhältniß zur Behandlung der Geſchichte zu gewinnen, war Halle ſo wenig gegönnt, als zur Philologie Leipzig dies in jener Zeit erreichen konnte. Beide vielmehr mußten den Preis dieſer Bemühungen einer dritten, neuen Univerſität überlaſſen, welche mit Einſicht und Bewußtſein in der neuen hiſtoriſchen Richtung der Zeit und für ſie gegründet wurde. Dieſe Univerſität war Göttingen.

---

[1] Eichhorn, III, 520, fgg.

Die Stiftung Göttingens.

Es iſt bereits von Andern ausgeſprochen und könnte, unſers Bedünkens, noch viel deutlicher, als bisher geſchehen iſt, dargeſtellt werden, wie die Gründung unſerer Univerſitäten, wenigſtens von der Zeit ab, wo dieſelbe nicht mehr, wie in dem Zeitalter der erſten Wiederbelebung der Wiſſenſchaften, fabrikmäßig getrieben wurde, immer mit einem neuen Aufſchwung, einer neuen Entwicklung des deutſchen Geiſtes verbunden iſt, aus welcher dieſe Anſtalten ſelbſt hervorgehen; ſo daß die Univerſitäten ebenſo viele Stadien unſerer geiſtigen Geſchichte darſtellen. Denn es tritt hier in einer andern Sphäre wieder ein, was wir bereits an einer früheren Stelle unſers Buches, wo von der Einführung der antiken Metrik in unſere Sprache die Rede war, erinnert haben: der neue Geiſt bedarf einer neuen Form, eines neuen Organes, eines neuen Tummelplatzes, auf welchem er ſich zu Kampf und Sieg bewege. Daher löſt eine Univerſität gleichſam die andere ab in der Hegemonie des deutſchen Geiſtes, und wo eine neue Phaſe unſerer Entwicklung betreten wird, wird auch eine neue Univerſität (denn die Univerſitäten ſind oder ſollen doch die eigentlichen Hochzeitbetten des Geiſtes ſein, nicht bloße Kinderwiegen, zu welchen in unſerer Zeit einige ſich ſelbſt erniedrigen, andere durch Ungunſt der Verhältniſſe erniedrigt werden, — zu geſchweigen von jenen Stimmen ſchlecht verhehlten, eigenſüchtigen Unmuths, welche die Univerſitäten grundſätzlich und aus ihrem Begriff heraus nur noch für Handwerksſtätten wollen gelten laſſen:) gegründet oder doch eine alte erneuert. So haben in den letzten anderthalb Jahrhunderten Halle, Göttingen, Jena, Berlin, eine der andern, das Scepter überliefert, und wenn es jetzt verlauten will, als wäre der Thron unbeſetzt, ſo wird doch dies Interregnum gewiß nicht lange währen, da ja nicht Wahl, noch Gnade Gottes, ſondern eigenes Verdienſt und rüſtige That dieſen Stuhl beſetzen. Dieſes Verhältniß im Einzelnen darzuſtellen und mit den nöthigen Documenten zu belegen, wäre die ebenſo ſchwierige, als ergiebige Aufgabe einer Geſchichte der deutſchen Univerſitäten, zu welcher freilich, in dieſer Auffaſſung, kaum einige Vorarbeiten vorhanden ſind, da die Meiners'ſchen Regiſter in keiner Weiſe auch nur dieſen Namen verdienen.

Hier haben wir es nur mit Göttingen zu thun. Daß die Stellung dieſer Univerſität zu ihren älteren Mitſchweſtern in der That die von uns angegebene war und daß Göttingen alſo vorzugsweiſe im Sinne und zum Nutzen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften gegründet wurde, wird Niemand in Abrede zu ſtellen ſuchen, da ihn ſogleich der allgemeine Ruf und die glänzenden Reſultate, welche Göttingen in dieſer Sphäre erlangt hat, widerlegen würden. Bis auf die neuere Zeit hinab iſt wohl kaum ein anſehnlicher deutſcher Hiſtoriker zu nennen, der nicht in Göttingen ſeine Bildung erhalten hätte oder ſelbſt als Lehrer in Göttingen thätig geweſen wäre. Auch die übrigen poſitiven Wiſſenſchaften, namentlich die phyſikaliſchen, haben in Göttingen eine außerordentliche Pflege erhalten. Aber faſt ebenſo alt, als dieſer Ruhm, iſt auch die Wahrnehmung, daß die ſpeculativen, das heißt die wahrhaften Wiſſenſchaften (denn alle Wiſſenſchaft iſt es nur dadurch, daß ſie ſpeculativ iſt, und von hiſtoriſchen und poſitiven Wiſſenſchaften kann daher im Grunde nur inſofern die Rede ſein, als man dabei die ſpeculative, die philoſophiſche Behandlung des hiſtoriſchen Stoffes ohne Weiteres vorausſetzt, — zwar, wie die Dinge ſtehen, häufig eine kühne Vorausſetzung!) keine Vertretung, noch weniger von oben her eine Auszeichnung und Pflege gefunden haben, welche Wahrnehmung, je nach dem verſchiedenen Sinn der Menſchen, bald Klagen erregt, bald aber auch eine behagliche und triumphirende Beiſtimmung gefunden hat. Doch iſt, wie uns dünkt, dieſer Streit durch die Geſchichte und das, was Göttingen in dieſem Augenblicke noch iſt, bereits mit einer bejammernswerthen Sicherheit entſchieden worden: die Hiſtorie und das „hiſtoriſche Recht" haben an Göttingen ſich gerächt. — So viel iſt wenigſtens gewiß, daß die erſten Stifter und Pfleger der Georgia Auguſta das von uns bezeichnete Verhältniß klar eingeſehen und ſelbſt beabſichtigt haben: man wünſchte und wollte in Göttingen keine Philoſophie, man wollte nur Hiſtorie, Phyſik, Philologie, und wenn etwa jene früheſten Begründer hierin recht geſehen und den Geiſt ihrer Zeit hierin richtig aufgefaßt haben, ſo möchte es doch mehr als bedenklich ſein, ob man wohl gethan, aller Entwicklung unſeres Geiſtes zum Trotz, an jenem ererbten Principe feſtzuhalten. Wozu indeſſen Worte, wo Thaten bereits gerichtet haben und — gerichtet ſind?

Jene Stifter aber und die ihnen zunächſt folgten, handelten ſo nicht aus Zufall oder Inſtinkt, ſondern nach Prüfung und Abſicht. So berichtet Heyne Folgendes, was allerdings nicht von der Univerſität, ſondern von der Gründung der Akademie, oder, wie es in Göttingen heißt, Societät der

Wiſſenſchaften, geſagt iſt.[1] Indeſſen da Münchhauſen, der die Statuten der Akademie theils entworfen, theils beſtätigt hat, zugleich der eigentliche Gründer und langjährige Gubernator der Univerſität iſt, da ferner ſie ſelbſt aus dem geiſtigen Fonds der letzteren beſtritten wurde, und da nirgend anders, als gerade in Göttingen, Univerſität und Akademie ſo treulich zuſammengehalten und ſtets dieſelben Wege gewandelt haben, ſo mag, wenn ſchon Einiges hievon unter die allgemeinen Gebrechen aller Akademien gehört, dieſe Heyne'ſche Mittheilung hier als erläuterndes Document wohl eingeſchaltet werden. Er ſchreibt: „Ausgeſchloſſen (nämlich von den Verhandlungen der Göttinger Akademie) war alles bloß Speculative und auf metaphyſiſche Begriffe ſich Gründende, folglich auch Alles, was auf dieſe gegründet werden ſoll, und dadurch war gleich die wahre Richtung der Beſchäftigungen der Societät gefunden: das Anwendbare, wirklich für das Leben Nützliche, durch angeſtellte Verſuche, Erfahrung, Prüfung Erprobte, alſo was in die Fächer der mathematiſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften gehört. Und hiedurch bekam die Societät, und in ihr eine Anzahl guter Köpfe, eine Tendenz zum Wahren, Gründlichen, Experimentellen, das ſeit der Zeit Göttingen bewahrt hat gegen alle die metaphyſiſche Sectirerei und die Stunde noch verwahrt gegen die Naturphiloſophie, das Verderbniß alles gründlichen Wiſſens." ... Dann, nachdem die phyſiſchen, beſonders die chemiſchen Wiſſenſchaften, mit Nachdruck die „Königin aller Wiſſenſchaften" genannt werden ſind, heißt es weiter: „Ohne Geſchichtskunde deſſen, was im Studium jeder Wiſſenſchaft vorausgegangen iſt, alſo ohne Literatur, iſt keine vollkommene Kenntniß einer Wiſſenſchaft möglich; dieſe führt dagegen deſto weiter, je mehr man die vorhergegangenen Unvollkommenheiten und Fehler eingeſehen hat. Man kam alſo auf die Alten zurück, und natürlicher Weiſe auf das gelehrte Studium der Geſchichte überhaupt. Dieſe, nicht die neuere Geſchichte, nicht Compendiengeſchichte, ward die Aufgabe der hiſtoriſchen Klaſſe der Societät. In dieſer erhielt nach und nach das ganze gelehrte Alterthum, alſo auch die alte Kunſt, ihre Stelle.“[1])

---

[1] Das Nähere über dieſe bei Pütter, Verſuch einer akademiſchen Gelehrtengeſchichte von der Georg-Auguſtus-Univerſität in Göttingen, I. 250. fgg., wo auch weitere Citate.

Noch naiver und energiſcher, als Heyne hier die Unbeflecktheit Göttingens von „all der metaphyſiſchen Sectirerei“ hervorhebt, thut dies Münchhauſen ſelbſt, der unermüdliche, und nach ſeiner Einſicht ſtets das Beſte wollende Patron der Univerſität, in einem Briefe vom 10. April 1768 an Heyne: „Es wäre freilich gut, geſchickte Leute in Vorrath zu haben, *aber in der philoſophiſchen Facultät vielleicht weniger nöthig*“[2]). Und noch unumwundener der jüngere Brandes: „*Gott behüte uns, daß die Philoſophie der Zeit Modeſtudium in Göttingen wird!* aber es liegt daran, daß wir einen *ſehr denkenden Kopf* haben“[3]). — Hiebei iſt nun eigentlich nichts mehr zu bewundern, als die Conſequenz, mit welcher man in Göttingen bis auf den gegenwärtigen Augenblick dieſen Brandes'ſchen Stoſſeufzer mit ſeiner ſinnreichen Unterſcheidung zwiſchen Philoſoph und „ſehr denkendem Kopf“ feſtgehalten und zum Grundſatz erhoben hat. Auch ſehen wir ja, wie weit und wohin man kommt mit dieſen Philoſophen auf eigne Hand, die von „der Philoſophie der Zeit“ ſich entfernt halten: wie ſie ihre Zeit, ſo verläugnet ihre Zeit auch ſie, und es bleibt nichts übrig, als der höchſt achtbare und höchſt abſtracte „ſelbſt denkende Kopf.“ — Doch kehren wir von dieſer Abſchweifung zurück in die erſten Jahre der neuen Göttinger Univerſität!

---

[1]) Siehe Heyne's Leben von Heeren, p. 119. fug.

[2]) Bei Heeren, a. a. O. S. 108.

[3]) Siehe Facſimile Nr. IV. bei der genannten Schrift. Ueber den jüngeren (Ernſt) Brandes vgl. Rehberg's ſämmtliche Schr. IV. 405—426.

Damals, wie ſchon erwähnt, konnten dieſe Mißſtände, die ja ſelbſt erſt der Entwicklung der Geſchichte gegenüber dazu geworden ſind, nicht bemerkt werden; vielmehr ward durch die Gründung Göttingens, als einer Univerſität für das hiſtoriſche und poſitive Studium, im weiteſten Umfange einem dringenden Bedürfniß, einer lebendigen Richtung jener Zeit entſprochen, und das Gleichgewicht, welches der Wolfiſche ſpeculirende Schematismus auf Unkoſten jener hiſtoriſchen Wiſſenſchaften zu zerſtören drohte, aufs Glücklichſte hergeſtellt und geſichert. Auch zeigt dies Zeitgemäße in Gründung und Einrichtung der Univerſität ſich unwiderlegbar in ihrem raſchen und glänzenden Aufblühen und der außerordentlichen Theilnahme, ja der Sehnſucht und Liebe, mit welcher damals faſt Alles, was von der ſtudirenden Jugend Deutſchlands auf der Akademie noch mehr wollte, als nur ſeinen Curſus abſolviren, ſich eben nach Göttingen wendete. Sehr viel that hiebei allerdings die Liberalität der Behörden und die unermüdliche, begeiſterungsvolle Thätigkeit Münchhauſens, der, ſelbſt kinderlos, die Georgia Auguſta gern ſeine Tochter nannte[*] und, was mehr ſagen will, nennen durfte: ihm vornehmlich und dem Reichthum der Mittel, welche ihm zu Gebote ſtanden, dankte Göttingen außer der Bibliothek, von deren Einfluß und Bedeutung wir bei einer andern Gelegenheit ſprechen werden, jene glänzende Reihe berühmter Namen, durch die es damals unbeſtritten die erſte Univerſität Deutſchlands war. Wir finden alſo unter den früheſten Lehrern Göttingens die glänzenden und anlockenden Namen eines Mosheim (ſeit 1747), Walch (ſeit 1754), Joh. David Michaelis (ſeit 1745[1]), Mascov (ſeit 1735), Gebauer (ſeit 1734), Böhmer (ſeit 1740), Pütter (ſeit 1747), Albrecht von Haller (ſeit 1736), J. M. Geſner (der ebenſo, wie ſein Nachfolger Heyne, aus Sachſen hieher verpflanzt worden war, ſeit 1747), Gatterer (ſeit 1759), Tobias Mayer (ſeit 1751), Käſtner (ſeit 1756).

---

[*] a. a. O. S. 19

C. G. Heyne.

Bei einer Vereinigung ſolcher Männer darf uns allerdings die Theilnahme, welche Göttingen ſchon damals in der deutſchen Jugend erweckte, nicht Wunder nehmen.[2] Außerordentlich geſteigert aber ward dieſelbe, als im Jahre

---

[1] Ueber die Art, wie dieſen die heranwachſende akademiſche Jugend in Deutſchland betrachtete, vgl. Göthe in Wahrh. und Dichtung, II, (S. W. 25.) S. 42. 97. Auch finden ſich charakteriſtiſche Schilderungen von Michaelis und anderen damaligen Göttinger Profeſſoren, aus den Papieren ihrer Zeitgenoſſen mitgetheilt, in Ebert's Ueberlieferungen, I, 1, 49. 2, 65. fgg.

[2] Intereſſant dagegen ſind einige Stellen in Leſſing's Briefen aus den Jahren 1749—51, einer Zeit alſo, da dieſer unvergleichliche Mann (in deſſen eindringlicher und liebevoller Charakteriſtik Gervinus ebenſo ſehr ihm, als ſich ſelbſt ein unvergängliches Denkmal geſetzt hat: IV, 318—356.) als junger und noch namenloſer Gelehrter, von der Alltagsnoth des Lebens bedrängt, aber nie gebeugt, mit banger Haſt nach einem Rohr ſuchte, an das er den Faden ſeiner Exiſtenz, ſeiner Thätigkeit anſpinnen könnte. (Vgl. den Brief an ſeine Mutter v. J. 1749: „Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg, oder Hannover." Lachm. Ausg. XII. 7. Vgl. auch den ganzen folgenden Brief.) Sein Vater, unzufrieden mit dem Aufenthalt des Sohnes in Berlin, ſeinem Umgang mit Mylius, (a. a. O. S. 7. 73)

1763 Heyne nach Göttingen berufen wurde. Die Bedeutung dieſes Mannes nicht bloß für die philologiſchen Wiſſenſchaften,

---

ſeiner „Comödienſchreiberei“ (S. 5. 12.) und „der Frohn, in welcher er bei Herrn Rüdiger als Zeitungsſchreiber arbeiten und dabei Hunger und Kummer ausſtehen müſſe“ (S. 8.), ſcheint ſich Mühe gegeben zu haben, den jungen Leſſing im philologiſchen Seminar zu Göttingen unterzubringen. Leſſing, der doch mit großem Bewußtſein über die Wahl dieſes neuen Aufenthaltes nach Berlin gegangen war, iſt dieſem Plane zwar nicht ganz abgeneigt; doch mochte er wohl eine Ahnung davon haben, daß ſchon das damalige Göttingen für ihn nur wenig geeignet ſei, weniger jedenfalls, als Berlin, wo gerade damals die Woge der Zeit hoch ſchäumte, und ſo blickt aus der Art, wie er dies väterliche Project aufnimmt, ein eigenthümliches Gemiſch von Luſt und Unluſt, indem man wohl nicht irrt, wenn man die willfährigen Redensarten zum nicht geringen Theil der großen Pietät zurechnet, mit welcher (S. 23. 27.) Leſſing die oft unbilligen Launen ſeines Vaters zu ertragen wußte. Er ſchreibt am 11. April 1749 an ſeinen Vater: „Was die Stelle im Seminario philologico in Göttingen anbelangt, ſo bitte ich Ihnen inſtändigſt ſich alle erſinnliche Mühe deswegen zu geben. Ich verſpreche es Ihnen, bei Gott, daß ich, ſobald es gewiß iſt, alſobald nach Hauſe kommen oder gleich von hier aus dahin gehen will. Wiſſen Sie aber gar nichts gewiſſes vor mich, ſo iſt es ja beſſer, daß ich hier bleibe“ u. ſ. w. (S. 10.) Dann am 28. d. M.: „Ich werde mit einem großen Vergnügen nach Göttingen reiſen, als ich nimmermehr nach Berlin gereiſet bin. Die Briefe an den Herrn von Münchhauſen, und an den Herrn Profeſſor Geßner ſollen unfehlbar über acht Tage in Camenz ſeyn.“ (S. 11.) Und noch im November 1750: „Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich meine Meinung wegen Göttingen ſchon wieder geändert hätte. Ich verſichere Ihnen nochmals, daß ich morgen dahin abreiſen wollte, wann es möglich wäre. Nicht weil es mir jezo eben ſchlecht in Berlin gienge, ſondern weil ich es Ihnen verſprochen habe ..... Ich will mich nur mit einem Dinge bemühen das fertig zu machen wodurch ich mich in Göttingen zu zeigen gedenke.“ (S. 15. 16.) Endlich noch am 8. Februar 1751: „Es iſt wahr; in Berlin ſind Gelehrten die Menge, und unter dieſen erhalten allezeit die Franzoſen den Vorzug. Allein, ich glaube, daß auch Göttingen daran keinen Mangel hat, und daß ein Menſch, wie ich bin, auch da aus einem großen Haufen hervor zu dringen hat, wenn er will bekannt werden. Ich glaube alſo, daß es von mir nicht allzu klug gehandelt ſeyn würde, wenn ich einen großen Ort mit einem andern vertauſchte, wo ich als ein Unbekannter ſondern auch für die Entwicklung unſerer deutſchen Literatur und des deutſchen Geiſtes überhaupt, iſt eine wahrhaft unermeßliche, ſo daß, wiewohl derſelbe im Verlaufe unſers Buchs mit den Göttinger Verbündeten ſelbſt und namentlich ſpäter mit Voß in Berührung treten wird, doch auch hier ſchon einige andeutende Bemerkungen über ihn nicht am unrechten Orte ſein werden.[1]

Heyne iſt der erſte, in dem zu Geltung und Vollendung kam, was Erneſti und Morus in Leipzig vorbereiteten; er iſt in Deutſchland der erſte Humaniſt, der wieder ausſchließlich als ſolcher auftritt und keiner anderen Wiſſenſchaft, wenn auch nur dem Namen nach, dienſtbar iſt. Von der Theologie, für die man ihn anfänglich beſtimmt, hatte er ſelbſt ſich ſogleich und vollſtändig emancipirt, ein Vorbild deſſen, was hauptſächlich durch ihn auch die Philologie vollſtändig und für immer erlangt hat. Aber auch von der Jurisprudenz, der er ſich dann einige Zeit hindurch zugewendet, hatte er nur die Kenntniß der

---

eine Menge von Hindernißen von neuem überſtiegen müßte.“ u. ſ. w. (S. 19.) Auch geſchieht weder in Leſſing's Briefen an J. D. Michaelis v. J. 1754, in deren zweitem er einen kurzen Abriß ſeiner Lebens- und Studiengeſchichte giebt (S. 25. bis 28.), noch in den ſpäteren zahlreichen Briefen an Heyne dieſes Göttinger Projects irgend einige Erwähnung, was, wie uns dünkt, Beweis genug iſt, daß es Leſſing niemals ſehr am Herzen gelegen hat. — Auch Mylius war für eine Göttinger Profeſſur deſignirt: a. a. O. S. 23.; allein derſelbe ſtarb bekanntlich im Anfang ſeiner Reiſe nach Amerika in London.

[1] Wir folgen hiebei vorzüglich dem ſchon oben citirten Buche Heeren's über Heyne, welches, obſchon nicht ohne einige, bei den verwandtſchaftlichen Verhältniſſen des Verf. ſehr natürliche und ſogar achtbare Einſeitigkeit geſchrieben, ſich doch durch die Genauigkeit der Mittheilungen, die Wärme der Darſtellung, ſowie beſonders durch die darin enthaltenen umfaſſenden Selbſtſchilderungen Heyne's fortdauernd empfiehlt. Nicht unwichtig für Heyne ſelbſt iſt die Anzeige und Ergänzung dieſes Buches von Rehberg, in deſſen Schr. IV, 427 — 438. Auch Heyne's Briefe an Langer in Wolffenbüttel (ſeit 1799) verdienen nachgeſehen zu werden: Ebert's Ueberl. I, 1, 18. 2, 6. fgg.

Rechtsalterthümer aus den eleganten Bach'ſchen Vorleſungen davongetragen, um dann gänzlich den philologiſchen Studien anzugehören und durch ſeine eigene ſiegreiche Thätigkeit jede Unterordnung der Philologie unter die Jurisprudenz, wie namentlich Chriſt ſie übte und wie die deutſche Geſchichte ſie ſelbſt durch Ludewig und Gundling auf lange Zeit erfahren hatte, zu verhindern. In einer unbeſchreiblich drückenden Lage, da die äußerſten Nothwendigkeiten des Lebens, Wohnung, Bett und Nahrung, ihm mangelten, war es der Geiſt des Alterthums, an welchem er ſich aufrichtete und tröſtete, der Intereſſe, Hoffnung und Begeiſterung in ihm wach erhielt.[1] Es war gewiß mehr, als Laune des Schickſals, daß eben die Männer, durch welche die Schönheit des Alterthums zu einem unverlierbaren, innigen Eigenthum und Bewußtſein unſers Volkes werden ſollte, daß Heyne und Winckelmann faſt gleichzeitig mit einer ſolchen Ungunſt des Glückes zu ringen hatten, ſo daß ihnen, den Allverwaiſten und Allverlaſſenen, die Antike zur Mutter, Braut und Freundin ward. Denn an dieſem harten Schickſal entzündete ſich jener Funke des Gemüthes, mit dem ſie Beide das Alterthum ergriffen, der ihnen Beiden als inneres Geleiten durch die Irrgänge der Gelehrſamkeit leuchtete, der in ihnen Beiden mit lebendiger Gluth die hölzernen Schranken conventioneller Auffaſſung niederbrannte, und der uns zur Fackel geworden iſt, welcher wir folgen. Denn nicht die rohe Gelehrſamkeit, nicht der holländiſche Hamſterfleiß im Aufſpeichern gelehrter Vorrathshäuſer, nicht die glatte, nüchterne Eleganz der Form, ſondern der lebendige Puls des Alterthums, der erquickende

---

[1] Vgl. die erſte Ausgabe des Epiktet von 1756.

Genuß ſeiner Schönheit, die gemüthliche Läuterung und Erhebung an den Kunſtwerken der Antike, dieſen „Werken von Menſchen, die höher und männlicher dachten als wir“[1]), — das iſt es, was Winkelmann mit raſcher, behender That geſucht und ergriffen, was Heyne, ſeiner zarteren, duldſamen, faſt weiblichen Natur gemäß, ausdauernd, liebend ſich angeeignet und freundlich wiedergegeben hat. Es iſt bekannt, was Heyne durch ſeine Vorträge, durch ſeine Ausgaben, vor Allem durch ſeinen Virgil für die Erläuterung des Alterthums geleiſtet hat, die durch ihn durchaus eine äſthetiſche wurde, womit denn zugleich die Schwäche und Einſeitigkeit ſeiner unvergeßlichen Leiſtungen ausgeſprochen iſt. Um dieſe äſthetiſche Richtung vollſtändig und in ihrer Heyne'ſchen Beſonderheit zu würdigen, darf man nicht überſehen, daß er von Sachſen ausgeht, dem eleganten, zierlichen, äſthetiſirenden. Er ſtudirte in Leipzig, über deſſen derartigen Einfluß unſere Leſer ſich nur an Göthe's Schilderung erinnern wollen,[2]) und wenn auch den dürftigen Studenten, der mit zwei Gulden auf die Univerſität gegangen war, nur wenig von dieſer wohlriechenden Luft wird angeweht haben, ſo athmete er doch in ihr und mußte bald, als Informator in adelige Häuſer, dann als Bibliothekar in Brühl's Nähe gekommen, vertrauter mit werden. Auch die Theilnahme von Männern, wie Chriſt, dann Rabener, der Umgang mit dem Poeten Roſt[3]) und Aehnliches konnte nicht ohne Wirkung bleiben; in ſpäterer

---

[1]) Worte von Winkelmann, in denen auch das Wolf'ſche Princip ſeiner Hauptſache nach ſchon vorgezeichnet iſt.

[2]) Wahrh. und Dichtung, II. (S. W. 25.) 58. 160. 178.

[3]) Heeren, a. a. O. S. 43.

Zeit erhielt ihn beſonders der Briefwechſel mit Brandes[1]) im Intereſſe für die ſchöne Literatur, mehr jedoch die ausländiſche, als die deutſche. Ja ihn ſelbſt trieb nicht nur die Noth, als Autor in die Belletriſtik zu pfuſchen,[2]) ſondern auch ſeine Jugend, ſowie ſein ſpäteres Alter ſind durch eigene poetiſche Verſuche bezeichnet,[3]) deren Werth hier freilich nicht in Betracht zu ziehen iſt. Dieſe elegante, belletriſtiſche, äſthetiſche Cultur übertrug er nun auch in die Philologie und nach Göttingen überhaupt, wo bisher Käſtner dergleichen mehr vermißt, als bewirkt, Klotz dagegen, der bis 1765 außerordentlicher Profeſſor in Göttingen war, ſchon ſpeciell in der Philologie vorbereitet hatte, und wo man dieſer ganzen Bildung ſchon aus ariſtokratiſchen Rückſichten ſehr geneigt war. So wird begreiflich, daß, was ſonſt auffallend genug erſcheint für einen Profeſſor der Alterthumswiſſenſchaften, unter den erſten Vorleſungen, welche Heyne in Göttingen ankündigte (gehalten hat er ſie nicht), ſich auch eine über den Batteux befand[4]), der damals in Gottſched-Ramlerſcher Verarbeitung den Katechismus der Aeſthetik und das Noth- und Hülfsbüchlein angehender Poeten bildete. — Auch bei der Beurtheilung von Heyne's ſittlichem Charakter, namentlich aber von ſeinem Conflict mit Voß, dieſem Zuſammenſtoß zweier durchaus ungleicher Naturen, darf man die eben berührte Seite der Heyne'ſchen Bildung und Wirkſamkeit nicht aus dem Auge laſſen; mit ihr hängt auch die geſuchte Vornehmheit, die diplomatiſche Glätte und jene Schwäche für Gunſt und Annäherung der Großen zuſammen, von welcher er keineswegs frei zu ſprechen iſt.

---

[1]) Heeren a. a. O. S. 159.

[2]) Er überſetzte in Dresden für zwanzig Thaler einen franzöſiſchen Roman und dann (1753) Chariton's Liebesgeſchichte des Chäreas und der Kallirrhoe, dieſe jedoch ſo frei, daß er ſogar in der Fabel des Buchs einiges nicht Unweſentliche aus äſthetiſchen Rückſichten änderte.

[3]) Proben findet man in dem Heeren'ſchen Buche.

[4]) a. a. O. S. 99.

Allein von ſolchen menſchlichen Gebrechen abgeſehen, die in Heyne's Bildungsgang und Zeit ihre Erklärung und alſo ihre perſönliche Rechtfertigung finden, war der Einfluß dieſes Mannes durch eine lange und glückliche Reihe von Jahren nur ſegensreich und weithin wirkend. Er fiel gerade in die Zeit, wo auch die deutſche Poeſie ebenſo, wie ſie früher ihre Form, ihr Werkzeug an der Antike gebildet hatte, nun auch ihren Inhalt an dem Inhalt des Alterthums läuterte und wo das ſchöne Subject ihre Aufgabe geworden war. Dieſer Einfluß Heyne's iſt kein unmittelbarer geweſen, er hat keinen Dichter in perſönlicher Nähe erweckt und aufgemuntert, ſogar vernachläſſigt, die in ſeiner Nähe waren; aber nah und fern hat er gewirkt durch die Art ſeiner Auffaſſung und Verbreitung des Alterthums. Man denke nur an das, was Göthe von ihm ſagt und wie eben Heyne's Beiſpiel es war, das auch ihn für die Beſchäftigung mit dem Alterthum begeiſterte und einige Zeit lang ihm nichts wünſchenswerther machte, als, gleich Heyne, den philologiſchen, den humaniſtiſchen Studien ſich zu widmen und in dieſem Göttingen, wo zu ſtudiren ſein heißer, von dem pedantiſchen Vater nicht gebilligter Wunſch war, als akademiſcher Lehrer eine aufmerkſame Jugend zu ſeinen Füßen zu verſammeln.[1] Und

---

[1] Vgl. Dichtung und Wahrh. I, (S. W. 24.) 47. II. (S. W. 25.) 41. 42. Auch der junge gelehrte Geck, der im Werther vorkommt, (S. W. 16, 13.) der mit Batteur und Wood und Sulzer renommirt, rühmt ſich unter Anderm, daß er „ein Manuſcript von Heyne über

Göthe, wie wir ſchon oben ausgeſprochen, gerade iſt es, in dem jene eben genannte Aufgabe unſerer Literatur ſich vollendet hat.

Rückblick auf die Literatur.

Möge dies nun einſtweilen über Göttingen und Heyne genügen: das eine iſt die Bühne, auf welcher zunächſt die eigentlichen Helden unſers Buches ſich bewegen werden, der andere hat zu Einzelnen von ihnen ein für die Geſchichte überhaupt bedeutendes, wenn ſchon feindſeliges Verhältniß gewonnen, ſo daß wir alſo in der Folge noch vielfach auf Göttingen und Heyne werden zurückgeleitet werden. Auch, hoffen wir, wird der Leſer durch unſre Andeutung über die Richtung, aus welcher Göttingen hervorging, und den Umfang, in welchem es dieſe nun ſelbſt darſtellte, bereits auf den Standpunkt geführt ſein, von welchem aus nunmehr Göttingens eigene und ſelbſtthätige Theilnahme an unſerer Poeſie zu betrachten iſt. Denn wie wir eben bemerkt haben, daß unſere Univerſitäten auf's Engſte mit der Geſchichte des deutſchen Geiſtes überhaupt verbunden und als ebenſo viel Markſteine unſers geſammten Entwicklungsganges zu betrachten ſind; ſo hat nun auch jede dieſer Epoche machenden Univerſitäten ihr ſpecielles Verhältniß zur Poeſie und ihre Repräſentation in ihr. So hat Leipzig ſeinen Gottſched, Halle ſeinen Lange und Pyra, ſeinen Uz, Gleim und Götz, die in Halle Studiengenoſſen waren, ſo wird ſelbſt Königsberg, deſſen Einfluß als Univerſität doch viel entfernter iſt,

---

das Studium der Antike beſſer." Dies hatte alſo damals modiſches Anſehn gegeben und war etwas, womit, wer ſonſt wollte, renommiren konnte.

durch Herder, mehr noch und charakteriſtiſcher durch Hamann und Hippel vertreten; ſo iſt an Jena zu unvergänglicher Zier der Name Schillers, ſpäter der Name der Romantiker geknüpft, und nur Berlin hat es bisher nicht gelingen wollen, eine eigene poetiſche Generation hervorzubringen.

Jetzt, etwa dreißig Jahre nach ſeiner Gründung, ſollte auch Göttingen in ein unmittelbares producirendes Verhältniß zur Poeſie treten; es ſollte dies geſchehen nicht etwa, wie in Leipzig durch Gottſched, durch das Gewicht einer akademiſchen Autorität, das Anſehn eines beliebten Lehrers, den Glanz eines berühmten Namens: — denn der dies zu ſeiner Zeit etwa vermocht hätte, Albrecht von Haller, der ſiebzehn Jahre hindurch der Stolz der Göttinger Univerſität geweſen war, hatte damals bereits, als er nach Göttingen kam, die Poeſie wie ein Spielwerk ſeiner Jugend bei Seite gelegt: Käſtner aber, ſpäterhin der einzige Poet Göttingens, hatte nach ſeiner ſchalkhaft ſchadenfrohen Natur wohl mehr Luſt, Autoritäten zu ſtürzen, als Autorität zu werden, und literariſche Richtungen zu perſifliren, als ſelbſt zu gründen und zu vertreten, wenn er dies nämlich überhaupt im Stande geweſen wäre: — ſondern eine Anzahl von Jünglingen war es, aus dem Süden und Norden zuſammengeweht in Göttingen und von ihm bis auf einen gewiſſen Grad erzogen und gebildet, welche Göttingens Namen zuerſt an die Poeſie knüpften.

Und um dies zur vorläufigen Bezeichnung des Standpunktes ſogleich vorauszunehmen: das Verhältniß der Göttinger Dichter zur Univerſität Göttingen ſelbſt iſt ein gemiſchtes, ſo daß ſie theils Göttinger Einflüſſe und Richtungen in unſerer Poeſie anwandten und propagirten, theils, wo dieſelben ſchon einſeitig und mithin unrichtig geworden waren, negirten und berichtigen. Die freundſchaftlichen oder, beſſer geſagt, verwandtſchaftlichen Beziehungen offenbaren ſich in dieſen Poeten in der Cultur und Nachbildung des Alterthums, in der Aufnahme des hiſtoriſchen Elements in der Romanze, in dem Anſchluß an die engliſche Literatur u. ſ. w. Aber ebenſo deutlich iſt der Gegenſatz zu dieſem Göttinger Boden: durchgängig leben die Glieder des Göttinger Bundes ſelbſt in Oppoſition und Abneigung von Heyne, von Michaelis, von dem ganzen Tone der Göttinger Geſellſchaft, die wiederum ihrerſeits auch ſie vernachläſſigt: und nur mit Mühe vermitteln Boie von der einen, Käſtner von der andern Seite einen nothdürftigen Uebergang und Zuſammenhalt. Auch hat keiner der Verbündeten feſte Wurzeln in Göttingen gefaßt: der Eine, der ängſtlich, Hilfe flehend ſich anklammerte, Bürger, iſt verdorrt in dem öden Sande; die Andern alle haben es verlaſſen, und Göttingen erinnert hiedurch einigermaßen an Jena, wo für die Poeten der Fichte-Schellingſchen Richtung, für die Schlegel und Tieck, auch keines Bleibens war. Hauptſächlich aber muß man dies ganze Hervorſproſſen der Poeſie in Göttingen als die nothwendige Reaction des Idealismus gegen den derben Realismus der Göttinger Hiſtorie betrachten.

Ehe wir nun aber dieſe Andeutungen in der ſpeciellen Geſchichte des Göttinger Dichterbundes ausführen, iſt es unerläßlich, auf den Gang zurückzublicken, den inzwiſchen die deutſche Literatur mit Rieſenſchritten vollendet hatte, wobei wir uns freilich auf die äußerſten Umriſſe beſchränken müſſen. Wir kehren alſo zunächſt dahin zurück, wo wir die Geſchichte unſerer Literatur verlaſſen haben, zu Brockes.

Haller und Hagedorn.

Wir haben geſehen, wie Brockes die Emancipation der Sinne und jenes blendende Colorit der Mariniſten, das ſchon vor ihm durch die zweite ſchleſiſche Schule auf dem weltlichen Gebiete war angewendet worden, im Zuſammenhang mit der neu erwachten geiſtlichen Richtung ſeiner Zeit in die Sphäre religiöſer Stimmungen eingeführt und in dieſer, dem Pietismus jener Tage ſo nahe verwandten, gemüthlichen Erhebung den Herzſchlag und Lebensathem ſeiner Naturſchilderungen gefunden hatte. Beide Seiten, ſowohl die religiöſe, als die beſchreibende, wurden von nachfolgenden Dichtern aufgenommen und erweitert; die religiöſe zunächſt in dem neuen Aufſchwung, welchen damals das Kirchenlied durch Pietiſten und Herrnhuter nahm. Denn dieſes, ſo gering meiſtentheils der poetiſche Werth dieſer Erzeugniſſe ſein mag, iſt doch dadurch von großer Wichtigkeit, daß gerade das Kirchenlied in der allgemeinen Verbreitung, welche ſein praktiſch kirchlicher Zweck mit ſich bringt, jene religiös poetiſche Stimmung ausbreitete und erhielt, aus welcher endlich, als ihr Abſchluß und ihre äſthetiſche Vollendung, Klopſtock mit ſeinem Meſſias hervorging. Auf dem Wege zu dieſem Abſchluß iſt beſonders Drollinger zu beachten, deſſen Gedichte zwar erſt ſpäter (1745 durch Spreng) bekannt und wirkſam wurden, aber ſchon um 1720 und in unverkennbarer Abhängigkeit von Brockes geſchrieben ſind.[1] Wie dieſe ganze religiöſe Richtung es war, in welcher, mit Umſtürzung der gelehrten Convenienz, das Gemüthsleben, das erregte und bewegte Herz der Poeſie vindicirt wurde, ſo iſt dieſe Tendenz auch beſonders in Drollinger ſichtbar, und es iſt intereſſant, daß gerade der Herausgeber der Drollinger'ſchen Gedichte „des Dichters Zeughaus ſein Herz nennt, ihm zu ſchreiben räth, wenn ihn der Wecker des Herzens mahne, in dieſer Bewegung keinen Zwang zu achten, nur ſich des Einfalls zu verſichern, ſelbſt auf die Gefahr der Dunkelheit hin: genug, daß er ſich ſelbſt verſtehe“[1], ſo daß man ſchon hier jenes ausſchließliche und unbedingte Geltenlaſſen der Subjectivität hervorbrechen ſieht, welches ſpäterhin als Genialität und Originalität eine ſo revolutionäre Haltung annahm und in mancherlei Sturm und Drang aufbrauſte, ehe es in Göthe zur Schönheit geläutert wurde.

---

[1] Gervinus, IV, 26. flg.

Die andere Seite, die naturbeſchreibende, und was nahe mit ihr zuſammenhing, das didactiſche Element, nahm beſonders Albrecht von Haller auf. Allein dadurch, daß er mit ſeinen Schilderungen aus der engen und oft kleinlichen Brekkes'ſchen Sphäre heraustrat, daß er die niederländiſche Miniaturmalerei des Hamburger Dichters mit einem freiern und männlichern Pinſel vertauſchte, und ſtatt, wie Jener, an Blättchen und Gräschen und Gewürm, vielmehr an der großartigen Natur der Alpenwelt ſich aufrichtete, ward dieſer Richtung ein neues Element beigefügt, welches zugleich Haller's Didaktik ihren energiſchen, oft pikanten und zur Satire ſich hinneigenden Charakter gab. Dieſes männliche, kraftvolle Element weiſt uns auf die engliſche Literatur hin, welche, als die Literatur eines politiſch freien, tüchtigen und thatkräftigen Volkes, ſelbſt zu der Zeit, da ſie von franzöſiſchen Einflüſſen beherrſcht ward, dieſe kernhafte Geſinnung niemals ſo gänzlich verloren hatte, daß dieſelbe nicht noch in den deutſchen Schülern der engliſchen Muſe wäre ſichtbar geworden. Und ein ſolcher war Haller in einem ungleich höheren Grade, als man das, etwa in Rückſicht auf die Thomſon-Ueberſetzung und Aehnliches, auch von Brockes ſagen könnte. Auch zog das republikaniſche Bewußtſein des Schweizer Bürgers, ſowie die praktiſche Richtung der Haller'ſchen Gelehrſamkeit, deren außerordentlichem Umfang und gründlicher Tiefe die Beſchäftigung mit der Dichtkunſt bald als ein dilettantiſcher Zeitvertreib weichen mußte, und nicht weniger die eigene ernſte Perſönlichkeit gerade ihn mit einer Art ſympathetiſcher Uebereinſtimmung zur engliſchen Literatur. Daher ebenſo ſehr, wie Brockes den italieniſchen Geſchmack zu heben und zu vertheidigen ſuchte, ließ Haller, nachdem er ſeine erſten Jugendverſuche in Lohenſtein'ſcher Weiſe ſelbſt verläugnet hatte, denſelben bei Seite liegen, und warf ſomit auch hier gegen die in weichlicher Farbenpracht zerfließende, gefühlsſelige, kleinliche Manier des Brockes das Gewicht einer ernſten, männlichen, großartigen Geſinnung in die

---

[1] a. a. O. S. 27. Zu der letzteren Wendung vgl. man Klopſtock bei Gervinus, p. 120. Daß dieſer excluſive Hochmuth ſogar in noch viel unbedeutendern Kreiſen von unbefähigtern Subjecten geübt wurde, lernen wir aus dem Lange'ſchen Briefwechſel, wo z. B. Bodmer ſelbſt im Jahre 1746 über eine ihm etwas dunkel und unverſtändlich ſcheinende Ode der Doris (Lange's Frau) Folgendes ſchreibt: „Doch in weiterm Nachſinnen dürfte es beſſer ſeyn, daß wir nicht ſo viel Conſideration für die Kurzſehenden hätten, man muß ſie vielmehr mit Dunkelheiten, welche nur für ſie Dunkelheiten ſind, verwirren. Das ſind cruces desipientium.“ (S. M. Sam. Gotthold Lange's Sammlung gelehrter und freundſchaftlicher Briefe 1769. I, 135.) — Uebrigens glaubte der Verf. in dieſer Ueberſicht kurz ſein theils zu müſſen, da eine vollſtändige und erſchöpfende Geſchichte unſerer Literatur in den Grenzen dieſes Buches nicht lag, theils zu dürfen, weil gerade dieſe Periode von Gervinus vortrefflich und in den meiſten Rückſichten erſchöpfend behandelt iſt. Man entſchuldige alſo hier und im Folgenden das Aphoriſtiſche unſrer Bemerkungen und wolle ſich in der Hauptſache ein für allemal auf Gervinus verweiſen laſſen.

Wagſchale, ſowie einer knappen, gedrungenen Form, wodurch er ſich einerſeits den Reactionen der Canitz ꝛc. ebenſo ſehr näherte, als er andrerſeits durch ſeinen werthvollern Inhalt über dieſe nur negative Nüchternheit hinaus führte, ſo daß hieraus auch ſeine perſönliche Abneigung gegen die Canitz'ſchen Gedichte erklärlich wird. — Uebrigens braucht wohl kaum erinnert zu werden, daß man ſich die beiden Seiten, die religiöſe und die naturbeſchreibende, keineswegs in Drollinger und Haller ſo durchaus getrennt zu denken hat, wie es nach dieſer Darſtellung ſcheinen möchte; vielmehr, wie in Drollinger viel Beſchreibendes, namentlich in Brockes'ſchem Geſchmack, ſo in Haller viel Religiöſes, was ſchon in der bekannten Theodicee ſichtbar, und noch deutlicher im Alter wird, wo er in ſeinen politiſchen Romanen ſelbſt einem pietiſtiſchen oder myſtiſchen Element einige Ausbreitung gewährt.

Dieſes Element nun, wie es ſich in Brockes zuerſt geregt hatte, fand in Brockes' eigner Nähe, in Hamburg ſelbſt, einen ähnlichen Gegenſatz an Hagedorn, wie ſpäterhin Klopſtock an Wieland. Hagedorn iſt beſonders dadurch wichtig, daß er die Stimme der Luſt, die heitere Geſelligkeit, das Pathos der Weltlichkeit und Freude in ſeinen vielgeſungenen Liedern mit Wohllaut und Zierlichkeit vernehmen ließ. Dieſer Begrenzung durch das Zierliche, Wohlanſtändige bedurfte aber auch dies Pathos vor Allem, da man bisher gewohnt war, daſſelbe, wie in Günther, nur mit Rohheit verſchwiſtert, von ſittlichem und bürgerlichem Verfall begleitet zu ſehen. Und wenn ſchon Brockes' geachtete Stellung, ſeine Wohlhabenheit und ſein Anſehen, wenn noch mehr Haller's gediegene Perſönlichkeit, ſein edles Geſchlecht, ſeine europäiſche Berühmtheit als Gelehrter durch die Achtung, welche in ſolchen

Vorgängern den Dichtern überhaupt zu Theil wurde [1]), für die ganze deutſche Poeſie von Bedeutung war, ſo mußte es noch entſcheidender für dieſe heitere weltliche Richtung derſelben ſein, daß dieſelbe gerade in Hagedorn ihren Repräſentanten fand. Denn wie Hagedorn in ſeinen Gedichten Horaz und die weiſe horaziſche oder, wie er es auch wohl nennt, ſokratiſche Heiterkeit preiſt, ſo wußte er auch praktiſch Weisheit und Luſt, Ordnung und Muthwillen, den Geſchäftsmann und den Lebemann zu vereinigen, wobei freilich der auf feinen Genuß gerichtete Ton der Hamburger Geſellſchaft, in deren opulenter, behaglicher Mitte dieſe Erſcheinung vielleicht allein möglich war, ihn unterſtützte. So ſchloß Hagedorn in Zierlichkeit und Eleganz, ſelbſt in einer gewiſſen gutmüthigen Frivolität ſich mehr den Franzoſen an, als den Engländern, ohne darum ſich theoretiſch für die Nachahmung der Franzoſen zu bekennen, weshalb es Gottſched trotz aller Mühe nicht gelang, an Hagedorn einen Mitkämpfer zu gewinnen. Neben den Franzoſen wirkten, wie wir ſehen, auf ihn die Alten, meiſt jedoch nur conventionell: wir meinen ſeine Trinklieder, ſeine Skolien, in denen mehr mit Bacchus und Evoe geſpielt und mehr über das Trinken räſonnirt, als die wirkliche Stimmung des Trinkers lebendig wird. Von dieſer Seite ſteht er mit den Anakreontikern in Zuſammenhang, deren Mittelpunkt

---

[1]) Wir werden ſpäterhin ſehen, wie dieſe nur zögernd zugeſtandene perſönliche Anerkennung und Geltung des Poeten, die ſich bald darauf in Klopſtock bis zur perſönlichen Heiligung und Anbetung ſteigerte, von dem jüngeren Geſchlecht als ein Recht gefordert wurde, auf welches theils ſie ſelbſt, theils ihre Freunde, beſonders Gleim, der Protegirende, ſogar den Fürſten und dem Staate gegenüber, Anſprüche auf Penſionen und dergl. begründen wollten.

Gleim wurde, und die ſodann dies conventionelle Element durch mancherlei Tonarten, als Petrarchiſten, Minneſänger u. ſ. w. durchſpielten. Doch bleibt Hagedorn immer das Verdienſt, zuerſt der deutſchen Geſelligkeit eine Stimme geliehen und auch die Maſſe der weltlich Geſinnten, der Ungelehrten und Unfrommen in die Intereſſen der Poeſie gezogen zu haben. Dies that er auch beſonders durch ſeine, gleichfalls den Franzoſen nachgebildeten Erzählungen und Fabeln, deren anmuthige Faſſung, heitere Beweglichkeit, einfache, billige und verſtändliche Moral der Neigung jenes weiten Kreiſes angemeſſen war. Noch wichtiger indeß erſcheinen dieſe Fabeln aus einem andern Geſichtspunkt, inwiefern nämlich das epiſche Element, ebenſo wie es am Ausgang des Mittelalters in Fabeln und Fabliaux ſich verlaufen hatte, jetzt wieder in Fabeln und Erzählungen ſich anknüpfte; ja man kann ſagen, das Epos ſchmuggelte ſich mit der Fabel, deren lehrhafte Pointe und moraliſche Tendenz der Zeitrichtung entſprach, wieder ein in die Literatur und gewährte zugleich den Dichtern ſelbſt gleichſam eine Schule, in welcher ſie, innerhalb des engen Rahmens der Fabel, in den Vorausſetzungen der epiſchen Dichtkunſt, in Handlung und Charakteriſtik ſich üben konnten [1]).

Gottſched.

Denn auf das Epos drängte ſichtlich unſere ganze Literatur ſich hin. Nachdem neunzig Jahre ſeit J. Spreng's meiſterſängerlicher Bearbeitung der Ilias verfloſſen waren, griff man endlich jetzt wieder nach Homer, dem großen Muſter der epiſchen Poeſie. Schon mit dem Beginne dieſes Jahrhunderts war „die liſtige Juno“ von Poſtel (1700) erſchienen, welche uns als ein Vorläufer der Bemühungen gelten darf, die ſodann in der letztern Hälfte des Jahrhunderts mit raſtloſem Wetteiſer auf die Einführung und Verdeutſchung der homeriſchen Gedichte verwendet wurden. Derſelbe Poſtel verſuchte auch ein eigenes Epos vom „großen Wittekind“ (1724), wie auch König's „Auguſt im Lager“ (1735) bereits aus dem Beſchreibenden ins Epiſche überſchlägt. Doch war nicht dies die Sphäre, in welcher das Epos zur Vollendung kommen ſollte, ſondern vielmehr die religiöſe, als diejenige, welche damals das Bewußtſein der Zeit am Tiefſten und Lebendigſten erfaßt hatte. Dieſe mußte erſt im poetiſchen Kunſtwerk zum Abſchluß gebracht werden, ehe das vaterländiſche, das deutſche Element mit Erfolg konnte in die Poeſie eingeführt werden, — ein Verhältniß, welches ſich hinlänglich erklärt, wenn wir uns erinnern, wie die Pietiſten jenes nationale Gefühl nur ſecundär, nur als Mittel zu religiöſem Zweck anregten. Hieraus wird uns denn auch begreiflich werden, warum derſelbe nationale Inhalt, der in Klopſtock nach der Meſſiade ſo mächtig, zum Theil ins Karrikirte wirkſam wurde, in jenem Poſtel'ſchen Wittekind ohne allen Erfolg geblieben war; ja, wie derſelbe Hermann, bei deſſen Andenken dann ſpäter unſre Jugend ſchwor und dem Klopſtock ſelbſt drei, allerdings ſchon damals mehr geprieſene, als geleſene Bardiete widmete, — wie derſelbe Heinrich der Finkler, deſſen bloßer Name genügte, einem kurzen Klopſtock'ſchen Liede ein erhöhtes und nationales Intereſſe zu verleihen [1]), in dem Hermann und Heinrich, mit denen der Gottſched'ſche Poet Schönaich ſchon in den funfziger Jahren hervorzutreten wagte (1751 und 1757), nicht die geringſte Theilnahme erregte. Denn man würde, glauben wir, irren, wollte man dieſe frühere Unwirkſamkeit nationaler Stoffe gänzlich und allein der ſpecifiſchen Beſchaffenheit der Poſtel'ſchen oder Schönaich'ſchen Muſe anrechnen. Begegnete daſſelbe doch auch dem Trauerſpiel Hermann, welches Joh. Elias Schlegel 1743 herausgab, ein ohne allen Vergleich talentvollerer Poet, als Schönaich und überdies, nah und fern befreundet, ein Liebling ſeiner Zeit[1]. Ja wenn man

---

[1]) Treffliche Andeutungen, wie nothwendig damals die Behandlung der Fabel aus den Bedürfniſſen der Zeit ſich entwickelte, giebt Göthe in Dichtung und Wahrheit, II. (S. W. 25.) 77. fgg. Das Geſchichtliche dieſer Entwicklung ſiehe bei Gervinus, IV. 98. fgg.

---

[1]) Auch Klopſtock ſelbſt hatte früher, ſchon vor dem Meſſias, ein Epos

---

beabſichtigt, deſſen Held Heinrich der Finkler ſein ſollte; ſo in der Ode an's Vaterland von 1768:

„. . . . . Schon da mein Herz
Den erſten Schlag der Ehrbegierde ſchlug,
Erkor ich, unter den Lanzen und Harniſchen,
Heinrich, Deinen Befreier, zu ſingen.
Allein ich ſah die höhere Bahn: — —
— — Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menſchengeſchlechts."

(S. W. I, 252. der kleinen Ausg.) Aehnliches v. J. 1781: II, 43. — Dieſes Bewußtſein oder, wenn man will, dieſer Inſtinkt für die zeitgemäße Wahl des richtigen Stoffes iſt aber Eigenthum und Kennzeichen des Genius.

[1] Vergl. über ihn die Recenſion des Hermann in den Literaturbriefen von 1765, Band XXI, p. 113. fgg. „Hermann iſt unſern Sitten weit angemeſſener (als die Trojanerinnen deſſelben Verfaſſers). Alles iſt in demſelben deutſchen Urſprungs. Ein deutſches Original, ein Vorwurf, der in der Geſchichte Deutſchlands ſo wichtig iſt, deutſche Helden, altdeutſche Geſinnungen und ein Sieg der deutſchen Liebe zur Freiheit über die grenzenloſe Ehrbegierde der Römer; können deutſche Zuſchauer hiebei gleichgiltig ſein! Und dennoch zweifle ich, ob dieſes Stück jemals iſt aufgeführt worden" u. ſ. w. — Ein Trauerſpiel Arminius von J. Möſer, das 1751 in Wien aufgeführt wurde, ſteht im zweiten Band der „deutſchen Schaubühne zu Wien." 1752. Einen Aufſatz von Chr. H. Schmid: „über die verſchiedenen deutſchen Gedichte, die ſich auf die Geſchichte von Hermann oder Arminius gründen," im Journal von und für Deutſchland, 1792, IX,

ſich recht eindringlich überzeugen will von der ganz veränderten Geltung, welche das nationale Element *vor* dem Meſſias und nach ihm erhielt, ſo erwäge man, daß noch 1745 die Bodmer, Lange, Meier ihren Feind Gottſched nicht bitterer verſpotten zu können meinten, als daß ſie ihn, mit höhnendem Seitenblick auf ſeine deutſchthümelnden Beſtrebungen, „den großen Teutobach[1]" nannten und ihn alſo in jener Zeit lächerlich machten mit einer Anſpielung, die zwanzig und dreißig Jahre ſpäter in den Rhingulphs und Teuthards und Telynhards zur größten Ehre werden ſollte[2]. — Und endlich, ſei Schönaich ein noch ſchlechterer, noch langweiligerer Poet, als er iſt, ſo blieb doch immer der nationale Stoff; es hätten die Sympathien für dieſen bleiben müſſen, wenn er damals überhaupt ſchon hätte Sympathien erregen können. Ueberdies, ehrlich zu ſagen, ſind Klopſtock's Bardiete etwa nicht langweilig? wurden ſie mehr geleſen? Dies alſo war es, daß erſt das religiöſe Element abgeſchloſſen, daß erſt das chriſtliche Epos vollendet werden mußte, ehe Raum ward für andere Richtungen.

Zu dieſem Ziele ward nun unſere Poeſie ebenſo durch die engliſche Literatur befördert, wie unſre bisherigen Bemühungen um das Drama von Shakeſpeare beſtimmt worden ſind und noch fernerhin werden beſtimmt werden. Für das Epos wirkte Milton entſcheidend, von deſſen verlornem Pa-

---

765. hat Jördens citirt: IV, 509. — In der älteſten dieſer Dichtungen, in Lohenſtein's Arminius und Thusnelda (1689 und noch 1731 neu herausgegeben) iſt von nationalem Pathos im Grunde noch keine Rede.

[1] Auch wohl Teutobock: ſiehe den zweiten Theil des Lange'ſchen Briefwechſels.

[2] Vgl. Gervinus, IV, 226.

radieſe Bodmer 1732 eine Ueberſetzung herausgegeben hatte, die auch dem jungen Klopſtock in die Hände kam, von ihm mit Leidenſchaft aufgenommen und ein lebhafter Antrieb zur Meſſiade ward [1]. Ja ſchon vor dieſer hatte Bodmer ſelbſt, der bekanntlich nachher den edlen Feuerwein der Meſſiade in ſeiner „Sündfluth“ und anderen Gedichten deſſelben Schlags redlich verwäſſerte, vom Milton Veranlaſſung genommen zu ähnlichen religiöſen Epen, von denen er ſchon 1720 eine „Schöpfung“ und die Noachide anfing [2]. Aber kein ſelbſtändiges Gedicht, kein Epos war es, wodurch Milton unter Bodmer's Händen für die deutſche Poeſie fruchtbar werden ſollte, ſondern jener vielberufene Kampf zwiſchen Gottſched und Bodmer, der ſich namentlich am Milton entzündete, und von welchem, nachdem Manſo und neuerlich Gervinus [3]) den Gang dieſer Fehde hinlänglich gezeichnet haben, wir hier nur das Reſultat in Erinnerung zu bringen brauchen. Er endete nämlich, wie bekannt, mit der gänzlichen und unwiederherſtellbaren Niederlage des franzöſiſchen Geſchmacks. Denn nur in ſo fern Gottſched ſich dieſen zu eigen gemacht hatte, nur in ſo fern er mit dem Rüſtzeug ſeiner franzöſirenden Theorien und Kritiken es verſuchte und geraume Zeit hindurch erreichte, unter den Poeten ſeiner Zeit eine Rolle zu ſpielen, die an die der beſtellten Merker in den Schulen der Meiſterſänger erinnert[1], und nur in ſo fern in dem berüchtigten Streit mit den Zürchern dieſe Einſeitigkeit berichtigt, dieſer Hochmuth gebrochen und der deutſche Parnaß zur Republik proclamirt wurde, welches er nun auch ſo lange bleiben ſoll und wird, als er ächte Bürger hat —; nur in ſo fern iſt dieſer Zwiſt zweier faſt gleich bornirter Parteiführer von Intereſſe und Wichtigkeit. Indeſſen würde man Gottſched doch Unrecht thun, wollte man glauben, daß die Nachahmung der Franzoſen ſein ausſchließlicher und letzter Zweck geweſen. Er hat hierin vielmehr einige Aehnlichkeit mit Thomaſius, indem auch er das Franzöſiſche nur zur Schule gebrauchen wollte, nicht bedenkend, oder doch nicht mit der That beachtend, daß jede Schule auch ihr Ende hat und daß unſere Literatur, genährt von den Alten und den Britten, und nun auch den eigenen Herzſchlag fühlend in der Bruſt, dieſem Gängelbande des Maître entwachſen war. Seine eigentlichen Zwecke ſind ebenſo deutſch, wie es die des Thomaſius waren; er beförderte daher auch Schönaich's, des von ihm Gekrönten, patriotiſch deutſche Heldengedichte und ließ, als ein kritiſirender Franzoſe unehrerbietig von der deutſchen Literatur geſprochen, keine Gelegenheit vorübergehen, den Werth derſelben auch den Franzoſen gegenüber hervorzuheben; ja er meinte in ſeiner bekannten hofmeiſterlichen Manier endlich ſelbſt, wir wären nun mündig, unſre Poeten wären den beſten franzöſiſchen ſo ziemlich gleich und es möchte nun einſtweilen mit dem Ueberſetzen und Nachahmen ſein Bewenden haben [1]).

---

[1] Siehe Klopſtock's lateiniſchen Brief an Bodmer, in der Iſis von 1805, p. 355., ſowie Klopſtock's Schulrede beim Abgang von Pforta, die erſtlich bei Morgenſtern (Klopſtock. Eine Vorleſung, Dorpat, 1807. S. 10.) und dann auch, wenn wir nicht irren, in dem bei Gelegenheit des vorjährigen Klopſtock-Jubiläums in Leipzig erſchienenen Feſtbüchlein abgedruckt iſt. Woher es übrigens Manſo (Nachtr. zu Sulzer, VIII. 110.) „gewiß iſt, daß Klopſtock den Entwurf zu ſeiner Epopöe vor der Leſung des verlornen Paradieſes von Milton gemacht,“ bekennt der Verfaſſer nicht zu wiſſen.

[2] So erzählt Gervinus, IV, 58. und citirt dazu Bodmer's kritiſche Briefe von 1746.

[3] S. Nachträge zu Sulzer, VIII. 82. fg. Gervinus, IV. 63. fgg. Auch in Gruber's trefflichem Leben Wieland's, im erſten Buch, iſt eine ausführliche und lehrreiche Darſtellung dieſes Kampfes.

---

[1] In dieſem Bezug iſt beſonders ſeine Kritik Haller's von Intereſſe: „Die Nachahmung der Haller'ſchen Schreibart,“ ſagt er, „fangt allmälig an, ſich in das Reich des guten Geſchmacks einzuſchleichen. Wir wünſchen aus wahrer Liebe zur Deutlichkeit, Anmuth und Schönheit im poetiſchen Ausdruck, daß dieſe Seuche ſich nicht weiter in Deutſchland verbreite und mehrere Freunde der Dichtkunſt ergreife. So viel an uns iſt, wollen wir Alles anwenden, um dieſem Uebel durch eine vernünftige Beurtheilung halleriſch-myſtiſcher Gedichte vorzukommen.“ Das Weitere dieſer und ähnlicher Stellen (aus den Halliſchen Bemühungen, St. I. p. 103. 238. fgg.) ſiehe bei Manſo in den Nachträgen zu Sulzer, VIII, 86. 87. — Wie wenig übrigens Gottſched in der Poeſie eine organiſche Entwicklung, eine nothwendige und ewige Idee des Schönen erkannte oder auch nur ahnte, ſondern wie ihm dieſe Richtungen alle nur äußerlich als Willkür und Modeſache, mithin als ein Ding erſchienen, daß ſich auch äußerlich regieren laſſe, zeigt eine Stelle in der Vorrede zum Nöthigen Vorrath, Theil I.: „Ich habe die Zeit geſehen, da Philander, Amaranthes und Menantes die Modedichter waren, Alles las ſie, Alles konnte ſie auswendig. Allein Günther kam und verdunkelte ſie. Ueber Günther war Nichts: und man konnte nicht Auflagen genug machen. Doch Brockes erſchien und Günther ward vergeſſen“ u. ſ. w.

---

[1]) So in der Vorrede zum erſten Theil der deutſchen Schaubühne (1742), S. 19.: „Nunmehr würde es ferner unnöthig ſeyn, unſere Schaubühne mit Ueberſetzungen zu überhäufen. Wenn muntre Dichter ſo viel gute Muſter vor Augen haben (nämlich dieſer erſte Band brachte auch Gottſched's Cato, der bekanntlich in 25 Jahren (1732 bis 1757) 10 Auflagen erlebte, ſo daß an dieſem wohlgemeinten Rath allerdings die Eitelkeit mindeſtens ebenſo viel Antheil hat, als die Deutſchheit), ſo können ſie ſich den Geſchmack ſchon ſo bilden, daß ſie weiter keine Hilfe der Ausländer bedürfen." Auch in der Vorr. zum zweiten Bande befindet ſich p. 18.—21. eine ausdrückliche Polemik gegen die „[illegible], die für Geld ſchreibenden hungrigen Franzoſen." Dann den vierten Theil (1743), von dem er rühmt, daß er lauter Originalſtücke enthalte, leitet er alſo ein (p. 4.): „Es iſt noch ſo lange nicht, daß uns ein frecher Ausländer für unvermögend erklärte, ſelbſt etwas eigenes in dieſer Art der Dichtkunſt hervorzubringen" u. ſ. w. Vgl. auch die Vorr. zum Nöthigen Vorrath (1757). — Intereſſant iſt auch folgende Stelle aus der Kritiſchen Dichtkunſt vom J. 1741 (p. 87.), die übrigens ſchon bei Manſo (a. a. O. p. 94. vgl. p. 89.) ausführlicher abgedruckt iſt: „Von Heldengedichten haben wir nicht nur unter den Alten den Theuerdank und

Hätte Gottſched die Einſicht und den wackern Muth gehabt, die Franzöſelei ebenſo bei Seite zu werfen, wie Thomaſius es mit dem Pietismus that, als dieſer dem Geiſte der Zeit nicht mehr entſprach, und hätte Eiferſucht gegen die Schweizer, deren theoretiſche Verſuche ſein kunſtrichterliches Monopol zu gefährden drohten, ihn nicht namentlich gegen Milton und überhaupt die von den Schweizern empfohlene engliſche Literatur [1], ſowie ſpäter gegen Klopſtock verblendet, ſo würde ſein Andenken unter uns ein weniger bedauernswürdiges geworden und das Gute, das auch er angeregt, das Nützliche, das er geleiſtet, weniger ſchnell vergeſſen ſein. Allein es ſcheint, als hätte in dieſem harten und zum Theil ungerechten Schickſale, welches Gottſched's Andenken widerfahren iſt, die Geſchichte ein Beiſpiel aufſtellen wollen, wie ſie ſelbſt

---

Froſchmäusler, ſondern auch Hohenberg's Habsburgiſchen Ottobert und geraubte Proſerpina und Poſtel's ſächſiſchen Wittekind. Sind dieſe auch nicht ſo gut, wie Homer, Virgil und Voltaire, ſo ſind ſie doch nicht ſchlechter, als das, was Marino, Arioſt, Chapelain, St. Amand und Milton in dieſer Gattung geliefert haben. Man muß ſich nur über die ſclaviſche Hochachtung des Ausländiſchen, die uns Deutſchen bisher mehr geſchadet, als genützt hat, erheben.“ — Am Tüchtigſten zeigt ſich Gottſched's eigentliche deutſche Geſinnung in ſeiner Thätigkeit für die Geſchichte unſerer Literatur, hauptſächlich in dem „Nöthigen Vorrath“, wo ihm auch deutſcher Fleiß zur Seite geſtanden.

[1] So ſpricht er in der oben angezeigten Stelle aus den Halliſchen Bemühungen von der „Dunkelheit engliſch-barbariſcher Ausdrücke,“ und im zweiten Theil des Nöthigen Vorraths (p. 141.) bei Gelegenheit des alten Spiels von der Frau Jutta, welches er als ein Monſtrum von Unſinn ſchildert, fragt er höhniſch, ob nicht „ein heutiger brittenzender Shakeſpear“ nächſt der verſprochenen Tragödie vom Dr. Fauſt (was ohne Zweifel auf Leſſing und deſſen bekannte Fragmente geht) auch dies Stück umſchmelzen werde, um etwas „erſtaunlich Rührendes zu machen, wie der Kaufmann von London oder Miß Sara Sampſon.“ Und dies ſchrieb er noch 1765.

ſich rächt an dem, der ihrem Dienſte, dem keuſchen Dienſte der Wiſſenſchaft und Poeſie vielmehr die Intereſſen der eigenen Perſon, die Eitelkeit und den kurzen Glanz perſönlichen Ruhmes vorzieht, — ein Beiſpiel, das in andern Kreiſen ſich an Andern wiederholt hat und das gerade die Gelehrten und Dichter unſerer Zeit nicht aus dem Auge verlieren ſollten, wo man es uns von oben herab ſo ſchwer und bald unmöglich macht, der Freiheit, der Wahrheit, dem Geiſte die Opfer nur darzubringen, die Dienſte nur zu leiſten, die wir ihm bringen und leiſten wollen, und dadurch die Eigenſucht nicht nur befördert, ſondern ſelbſt ſanctionirt.

Friedrich der Große.

Während nun die franzöſiſche Richtung dieſe Niederlagen in der Theorie, in dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft erlitt, wurde dieſelbe faſt gleichzeitig in der Praxis, auf dem Felde der Geſchichte, auf der Wahlſtatt des Krieges gebrochen und vernichtet. Dies geſchah durch Friedrich den Großen, der ebenſo weit, als er den kleinen preußiſchen Staat auf den Flügeln ſeines Genius erhob, auch die deutſche Literatur, die er nicht kannte, von der er nichts wußte, die er nicht leiden mochte, dennoch mit ſich riß. Wie Andere vor uns gethan, nennen auch wir Friedrich den Großen den eigentlichen und rechten Helden der Aufklärung; aber wir thun dies nicht in dem Sinne, in welchem man gewöhnlich ſeinen hellen und vorurtheilsfreien Blick, ſeine franzöſiſch philoſophiſche Cultur als Aufklärung zu rühmen pflegt; ſondern auch bei dieſer Benennung haben wir jene Auffaſſung der Aufklärung in Gedanken, die wir in der Einleitung unſerer Arbeit ausführlicher dargelegt und verdeutlicht haben. Wir ſehen alſo auch in

Friedrich dem Großen die Gewalt des lebendigen, vom Athem der Zeit geſchwellten, mächtigen Subjects in glücklicher Reformation, in ſiegreichem Kampfe gegen die ſtarre, altersſchwache Convenienz, gegen die ererbte Faulheit, die grau geworden war auf ihrem Throne mit dem Sprüchlein: l'état c'est moi. Man leſe nur in Schloſſer's Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, welche Subjecte, welche Fürſten, welche Miniſter Friedrich der Große gegen ſich hatte, welche verlebten Kräfte, welche ſtumpf gewordenen, abgenutzten Geiſter den Kampf wagten gegen ihn, der wie eine Minerva, fertig gewappnet, hervorſprang aus dem innerſten Hirn der Zeit! Hierin gleicht er Napoleon, der ebenſo, wie Friedrich der Große gegenüber den Fürſten ſeines Jahrhunderts, auch der einzige Heros, die einzige kräftige und lebendige Perſönlichkeit war auf den Thronen ſeiner Zeit; darin aber übertrifft Friedrich der Große Napoleon ſo unausſprechlich, daß dieſer mit ſeiner gewaltigen Perſönlichkeit abgefallen iſt in den Götzendienſt der Unfreiheit und des Egoismus, jener aber, Friedrich der Große, ſein ganzes Ich der Freiheit und der Idee gewidmet hat, mit der er ſich innigſt erfüllt, die er verwirklicht in That, Duldung und Sieg und damit das Höchſte, Würdigſte und Unvergänglichſte erreicht hat, was der Menſch überhaupt vermag. — Dies Bewußtſein nun und dieſer Stolz auf die Perſönlichkeit, auf den Geiſt des gekrönten Helden theilte ſich ſeinen Kriegern, ſeinem Volke, ja ſeiner Nation mit, ſelbſt denen, die wider ihn fechten mußten, wie ja die Pariſer auch ihre eigenen Soubiſe's und Broglie's verlachten und dem Sieger von Roßbach applaudirten[1]. Es giebt daher kaum ein mehr verbreitetes und dennoch ärgeres und weniger begründetes Vorurtheil, als jenes, in der Tradition der Kurzſichtigen ſich hinſchleppende, daß Friedrich der Große die Entwicklung der deutſchen Literatur durch ſeine perſönliche Geringſchätzung derſelben gehindert und aufgehalten habe. Was dieſen Vorwurf perſönlicher Theilnahmloſigkeit und ſeiner gänzlichen Hingebung an die franzöſiſche Literatur angeht, ſo wird es hierin wohl bei dem bleiben dürfen, was Göthe bereits ſehr richtig ausgeſprochen hat: „Wie kann man von einem König," ſagt er, „der geiſtig leben und genießen will, verlangen, daß er ſeine Jahre verliere, um das, was er für barbariſch hält, nur allzu ſpät entwickelt und genießbar zu ſehen?"[1]) Und in Wahrheit, welches war die Beſchaffenheit unſerer Literatur zu der Zeit, da der große König ſich bildete? Welche Erzeugniſſe derſelben kamen heran zu ihm? Ja ſelbſt ſpäter, ſollte er ſich für Gottſched intereſſiren gegen Bodmer? Oder für Bodmer gegen Gottſched? Sollte er ſich von Gellert Fabeln machen laſſen? Sollte er fromm ſein mit Klopſtock und weinen mit Siegwart oder Werther? — Er hat unſerer Literatur mehr verliehen, als Orden und Penſionen jemals werden ausrichten können: „Der erſte wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des ſiebenjährigen Krieges in die deutſche Poeſie[2])." An

---

[1] Bezeichnend iſt, was Göthe aus ſeiner Jugend erzählt von ſeiner und ſeines Vaters Begeiſterung für Friedrich, mitten in dem reichsſtädti-

---

ſchen, alſo dem König feindlichen Frankfurt: „.... Und ſo war ich denn auch Preußiſch oder, um richtiger zu reden, Fritziſch geſinnt: denn was ging uns Preußen an! Es war die Perſönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte." S. Wahrh. und Dichtung I, (S. W. 24.) p. 71.

[1]) Wahrh. und Dichtung. II. (S. W. 25.) p. 105.

[2]) Göthe a. a. O. S. 103. — Uebrigens hat der Verf. ſelbſt dieſen Gegenſtand bereits an einem andern Orte ausführlicher beſprochen: ſiehe den Aufſatz über Wachsmuth, in den Hall. Jahrb. von 1840, S. 1777. fgg.

dieſem eigentlichen Lebensgehalte brach denn nun auch jedes geiſtige Joch, welches uns die Franzoſen oder Gottſched in ihrem Namen auflegen wollten, und mit dem Tage, da die Franzoſen von Roßbach liefen, war auch die Tyrannis, die ſie in dem Gebiete der Literatur ausgeübt hatten, aufgehoben und ihre Wiederherſtellung unmöglich gemacht.

Niemand hatte von dieſen Hergängen ein deutlicheres Bewußtſein und Niemand verſtand ſie trefflicher auszubeuten, als Leſſing, der in ſeiner Dramaturgie manches Roßbach für die franzöſiſchen ſchönen Geiſter bereitet hat. In ihm vereinigten ſich nationales Gefühl (denn wer möchte dies, und zwar das innigſte, das feinſte, dem Verfaſſer der Minna von Barnhelm abſprechen?[1]) und antike Bildung und machten ihn zu dem eigentlichen Lehrer und Erzieher der Nation.

Auf dem ſo gereinigten und genährten Boden nun erwuchs die Literatur in friſcher, gedrängter Blüthe: Klopſtock ſtand, geehrt, gefeiert, ja angebetet, auf dem Gipfel ſeines Ruhmes; Wieland fing an, mit Glück und Grazie ihm die Wage zu halten;[2] Leſſing ſchwang unermüdlich für jede Art edler Freiheit, für die Sicherheit jedes geiſtigen Beſitzthums ſeine erprobten Waffen; eine reiche Generation jüngerer Dichter wuchs ſchnell und thätig empor; die Journaliſtik begann ihr anregendes Kampfſpiel, aus welchem für die Literatur ein Bewußtſein über ſich ſelbſt aufdämmerte, und nicht lange, ſo wurde auch die Philoſophie durch Kant aus dem Netz der

---

[1] Vgl. Göthe a. a. O. 106. Auch verweiſen wir hier noch einmal auf die ſchon oben gerühmte, vollendete Darſtellung Leſſing's durch Gervinus.

[2] Die ausführlichere Characteriſtik beider Dichter, Klopſtock's ſowohl als Wieland's, verſchiebt der Verf. bis dahin, wo dieſelben in nächſte, freundliche und feindliche, Berührung mit den Göttingern treten werden.

Formeln und unkritiſchen Vorausſetzungen erlöſt und in dieſer neuen Lebendigkeit zum wirkſamſten Fermente der Zeit gemacht. — Es bleibt uns daher hier nur noch übrig, die Gruppen zu betrachten, die um das Jahr **1770** in unſerer Literatur vorhanden waren und zu denen Göttingen nun ſelbſt mit einer neuen Gruppe hinzutreten ſollte.

Literariſche Gruppen: Leipzig.

In Leipzig war Gottſched vor einigen Jahren (1766) geſtorben, ohne daß in Leipzigs literariſcher Stellung der Tod dieſes Mannes jetzt eine merkbare Veränderung hervorgebracht hätte, der einſt durch den Eifer, mit welchem er ſich der Leipziger deutſchen Geſellſchaft, dann des Leipziger Theaters annahm, durch die jüngeren literariſchen Kräfte, die er um ſich verſammelte, durch die Beſchäftigung, die er, ſeine federgewandte „Freundin“ und die vielen ſchriftſtellernden Tagelöhner ſeiner Knappenſchaft, dem Buchhandel gegeben hatte, auch für ſeine nächſte Leipziger Umgebung ein anſehnlicher und glänzender Mittelpunkt geweſen war. Es war ihm widerfahren, was wir noch jetzt in dem Wechſel der Generationen ſich täglich wiederholen ſehen: der treibende Saft des Frühlings tritt in das junge grüne Holz, die unſcheinbaren Knoſpen und Sproſſen werden zu friſch belaubten Bäumen, und der alte, knorrige Stamm verdorrt. Ja in Gottſched's eigener Nähe, dicht unter ſeinen Augen, in demſelben Leipzig, welches er zu beherrſchen glaubte, wie den deutſchen Parnaß, hatte dieſe Umwälzung ſich vollendet, indem, wie bekannt, aus dem jugendlichen Kreiſe, der ſchon im Anfange der vierziger Jahre ſich unter Gärtner's äußerlicher Leitung zu den Bremer

Beiträgen1) zuſammengefunden hatte, alle die neuen Autoren hervorgegangen waren, deren muntre Praxis die Gottſched'ſche Theorie ſiegreich und gründlich widerlegte; alſo nicht bloß die Gellert und Rabener, in denen ſich noch manch Tröpfchen Gottſched'ſchen Blutes forterbte, ſondern auch vor allen Andern Klopſtock mit ſeiner excentriſchen Genoſſenſchaft, die, ohne eigentlich ſelbſt in einen unmittelbaren Kampf mit Gottſched ſich einzulaſſen,2) doch durch die lebendige Rich-

---

1) Daß dieſes neue, in Leipzig geſchriebene und redigirte Journal ſich dieſer auswärtigen Firma bediente, zeigt, wie ſehr damals Gottſched und Leipzig in der Meinung des Publikums identificirt waren; dieſe alſo gleich von vorn herein auf das neue Element der Beiträge vorzubereiten, vielleicht auch, um ſchon äußerlich an Niederſachſen, bis dahin der Herd friſcher Production, anzuknüpfen, wählte man mit Bedacht einen Bremer Buchhändler, wovon jene, eigentlich „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes" (im Gegenſatz zu den durch ſie verdrängten Schwabe-Gottſched'ſchen Beluſtigungen) gewöhnlich die Bremer heißen. Die Anknüpfung an Niederſachſen, wenn ſie bezweckt war, blieb auch keineswegs erfolglos. Denn Hagedorn, damals ſchon eine poetiſche Autorität erſten Ranges, neigte ſich den Beiträglern entſchiedener zu und begrüßte ſie freundlicher, als man bei der ſonſtigen diplomatiſchen Neutralität dieſes Mannes hätte vorausſetzen dürfen; auch die begeiſterte Aufnahme, die ſpäterhin Klopſtock perſönlich in Hamburg und Dänemark fand, iſt hiemit nicht ohne Zuſammenhang. — Ausführlicheres bei Manſo, Nachtr. zu Sulzer, VIII, 67—76. Auch Einzelnes bei Jördens im Artikel Gärtner.

2) Dieſer Mangel an entgegnender Polemik ärgerte beſonders Klopſtock's Vater, einen Mann, in welchem jähe Heftigkeit und barocker Pedantismus ſich wunderbar gemiſcht zu haben ſcheinen. Intereſſant iſt in der erwähnten Beziehung beſonders ein Brief an Gleim, von 1754, in welchem er nicht nur dieſen zur kräftigſten Abwehrung der gegen die Meſſiade gerichteten Angriffe, als einer „graven Sache," ermuntert, ſondern auch, ſo wenig er „in dulci otio literario" wäre, ſelbſt einzuſchreiten verſpricht gegen dieſe „gottloſen Feinde von der Meſſiade, dieſe Menſchen ohne Gott, deren tückiſches Herz der Schwindelgeiſt, deren gaukelnde Phantaſie der Oberdummelkopf eingenommen und beherrſcht hat: .... dieſe Spötter ſind nicht Chriſten, Sauigel ohne Religion ſind ſie, die vom Ungeziefer im

tung, die machtvolle Gemüthlichkeit ihrer Poeſie das Conventions- und Traditionsweſen, den Schematismus und Dogmatismus des Leipziger Profeſſors zu Schanden gemacht hatten. Es würde intereſſant ſein, den Gottſched'ſchen und dieſen jüngeren Kreis zu vergleichen, und zu zeigen, wie Alles, was in dem erſtern conventionell, ſtarr, leblos geworden war, in dieſem jüngeren Kreiſe lebendig wiederkehrt. Die Form hat ſich natürlich bis in das faſt Unkenntliche verändert: denn es iſt freilich ein Unterſchied zwiſchen der trägen Eisſcholle und dem raſch brauſenden Strom, und doch in beiden daſſelbe Element. So finden wir dort und hier das Freundſchaftsweſen, das Zuſammentreten zu geſchloſſenen literariſchen Mächten, die Theilnahme und den halb ritterlichen Dienſt gelehrter oder doch vorzugsweiſe gebildeter Frauen [1]; nur daß, wie geſagt, Alles, was hier todt iſt, dort lebendig wird. Doch müſſen wir eine ſolche Ausführung, die recht zeigen würde, wie die

---

Finſtern leben." Er will „ihre Weisheit mit ernſthaften, feſten und geſchärften Waffen der Theologie, Moral und Hiſtorie u. ſ. w. von vorn, geradezu, en front angreifen" und vermuthlich ſeinen, wie man ihn kennt, bei aller Liebe zu Klopſtock, doch etwas ſchwerfälligen und mit dem ſpäteren Wieland'ſchen Tergiverſiren wohlvertrauten Freund (vgl. Gleim's Leben von Körte, S. 46—48) „gleich männlich geſetzten Verſatz zu faſſen; wir ſind ja nicht Kinder und Anfänger in hochberühmten Wiſſenſchaften." u. ſ. w. Siehe den von Klamer Schmidt herausgegebenen Briefwechſel zwiſchen Klopſtock und ſeinen Freunden, II. 74. fgg.

[1] Die Culmus, andererſeits die Moller (die mit Young und Richardſon correſpondirt, wie die Culmus mit franzöſiſchen Schöngeiſtern: ſ. die von Clodius herausgegebene Auswahl aus Klopſtock's Nachlaß, I. 199—265.) und dann die Windheme. Von dem Weiberdienſt und der Freundſchaftelei des Gottſched'ſchen Cirkels giebt Roſt's Vorſpiel (1742) eine ſehr ergötzliche Caricatur. — Bei dieſer Gelegenheit wollen wir auch Göthe's Beſuch bei Gottſched und ſeine prächtige Schilderung deſſelben in Erinnerung bringen. Dichtung und Wahrheit, II. (S. W. 25.) pag. 85—86.

Geſchichte niemals ſpringend vorſchreitet, wie ein Känguruh, ſondern immer in dem Einen das Andere vorgebildet ſchlummert, uns hier verſagen, um ſo mehr, da dieſelbe bis in Klopſtock's eigene ſpätere Zeiten fortgeführt werden müßte, wo in der excluſiven Haltung, dem Weiberweſen, der Schönthuerei, der Nichtachtung jüngerer Beſtrebungen ſich ſchlagende Aehnlichkeiten bieten würden rückwärts zu Gottſched, vorwärts zu unſern heutigen Romantikern. — Doch kehren wir nun zu Gottſched zurück.

Dieſer hatte es nun gemacht, wie alle, die dem Lebens- und Jugendelement, der Aufklärung alſo, ihrer Zeit ſich widerſetzen, und wie es jetzt in unſern Tagen in den Sphären der Politik, der Wiſſenſchaft und der Poeſie ſich wiederholt: er hatte opponirt, ſo lang es irgend half, und wie es nichts mehr half, opponirte er doch noch fort oder ignorirte wenigſtens, was neben ihm vorging, — die letzte Zuflucht der geiſtig Todten, mit der ſie zum Mindeſten ſich ſelbſt in einen behaglichen Frieden einſpinnen. Dafür aber ignorirte die Zeit auch Gottſched, und nur im Scherz gedachte man noch des „ſtarken Mannes in Leipzig"[1], der längſt aufgehört hatte, ein Simſon zu ſein. So alſo, da er endlich ſtarb, veränderte dies in Leipzigs literariſcher Geltung nichts: ſein Anſehn und ſeine Bedeutung, verändert nach dem Inhalte der neuen Zeit, war zum Theil ſchon bei ſeinem Leben auf Andere, Jüngere übergegangen.

---

[1] Vgl. den kurz vor Gottſched's Tod (1763) geſchriebenen Brief J. G. Jacobi's an Klotz in den „Briefen deutſcher Gelehrten an den Herren Geheimen Rath Klotz," I, 167. Der ſpöttiſche Beiname des „ſtarken Mannes", den Gottſched hier und anderwärts erhält, erklärt ſich hinlänglich aus bekannten perſönlichen Anſpielungen, z. B. in Roſt's berühmter Epiſtel des Teufels an den Herrn Profeſſor, 1754. Auch möchte einige Erinnerung an den Taſchenſpieler, Komödianten und Gaukler Eckeberg, der zu Anfang des Jahrhunderts als „ſtarker Mann" großes Aufſehen gemacht hatte, nicht ausgeſchloſſen ſein. Vgl. Löwen's Geſch. des deutſchen Theaters in deſſen Geſammelten Schriften, IV, 31. Plümicke's Entwurf einer Theatergeſchichte von Berlin, p. 106.,

Als ſolche literariſche Mittelpunkte Leipzigs haben wir beſonders drei Männer zu erwähnen. Der Erſte, wie ſich von ſelbſt verſteht, iſt Gellert, deſſen außerordentliche Wirkſamkeit jedoch weniger eine unmittelbar in die Literatur eingreifende, eine gelehrte oder künſtleriſche, als eine ſittliche war. Auch hier alſo ſehen wir das Dogma der Theorie mit der Praxis des Gemüthes vertauſcht. Denn gemüthlich war dieſe allverbreitete Liebe zu Gellert, die ebenſo dem Menſchen, dem liebenswürdigen, kränklichen, Pflegebedürftigen, immer dennoch zu Beiſtand, Rath, Lehre und Warnung unermüdlich bereiten, wie dem Schriftſteller galt, und einige Aehnlichkeit hat mit der perſönlichen Anbetung, die Klopſtock erfuhr. Was dieſer den Modernen, Enthuſiaſtiſchen, Genialen, das war Gellert den Altväteriſchen, Gemäßigten, gleichſam Geiſtig Bürgerlichen ſeiner Zeit. Dieſer ſittlich gemüthlichen Wirkſamkeit, welche Gellert theils in einer außerordentlich weitverzweigten, lebhaften und mühſamen Correſpondenz als allgemeiner Rathgeber, Warner und Beichtvater, theils als akademiſcher Lehrer vor einer großen und nicht bloß aus Studirenden beſtehenden Zuhörerſchaft ausübte, entſprachen auch ſein Antheil an der Literatur und ſeine dichteriſchen Erfolge. Hier ſind beſonders ſeine Fabeln ins Auge zu faſſen, in denen ſich vornehmlich Hagedorn'ſche Anregungen fortſetzten. Denn von all den unzähligen Fabel-

---

wo die „Curieuſe Nachricht von ſtarken Leuten, ſonderlich … von Eckeberg, Frkf. und Leipzig, 1720" citirt wird.

dichtern jener Zeit[1]) cultivirten faſt ausſchließlich Hagedorn und Gellert (allenfalls auch noch Lichtwer, aber dieſer mit geringerem Talent) das Gebiet der Fabel aus poetiſchem Trieb und einer wirklichen Neigung ihrer dichteriſchen Natur, ohne Tendenz und Reflexion, während die übrigen, Leſſing an der Spitze, nur in Folge und gleichſam als Ergänzung theoretiſcher Streitfragen auf die Fabel gekommen waren und zu Gunſten der Theorie mit ihr experimentirten. Gellert's Fabel geht, gerade wie die Hagedorn'ſche, oft in das Fabliau über; das Lehrhafte in ihr tritt beſcheiden zurück gegen das Unterhaltende, das Anmuthige und Neue, welches in der für ſeine Zeit bewundernswerth leichten und gewandten poetiſchen Sprache Gellert's ein ſehr glückliches und allgemein verſtändliches Organ fand. Daher dieſe allgemeine und ſprichwörtlich gewordene Verbreitung der Gellert'ſchen Fabeln, mit denen bis in unſre Zeit hinein mehr als Eine Generation iſt groß gezogen worden. Deſto gründlicher ſind ſie aus den Händen der Erwachſenen verſchwunden, eine Erſcheinung, die noch zu Gellert's Lebzeiten, dann aber, unmittelbar nach ſeinem Tode, da die Pietät vor dem Allverehrten ſchon keine Feſſeln mehr anlegte, ſehr deutlich ſich ankündigte. Gellert ſelbſt betrachtete, ähnlich wie Klopſtock, ſeine literariſche Wirkſamkeit als ein von Gott verliehenes Amt, als eine Prieſterſchaft; er hatte und ſuchte keinen Antheil an der Literatur ſeiner Zeit als ſolcher, ſeine Stellung zu ihr war daher iſolirt; er hatte ſich, gerade wie Klopſtock, wenig um die weitere Entwicklung derſelben, um literariſche Parteien, Streitfragen und

---

[1]) Genannt werden die vorzüglichſten derſelben bei Gervinus, IV, 107. Note 42.

Fortſchritte gekümmert, oder wenn er es that, ſo war ſein Verhalten zu dieſen neuen Elementen ſogar ein polemiſches, ſo weit nämlich ein Mann, wie Gellert, polemiſch werden konnte: das heißt alſo, er bat, warnte und beklagte. In dieſer Art polemiſirte er gegen die Alten, die gerade damals anfingen, mit ihrem eigentlichen und wahren Inhalt die Gemüther zu entzünden, er predigte Sanftmuth, Beſcheidenheit, Unterwürfigkeit der ſchwachen menſchlichen Natur zu einer Zeit, da das Subject ſich in ſeiner Kraft fühlte und empfand, und da ſchon der Uebermuth der Stürmer und Dränger im Stillen heranreifte[1]). Natürlich konnte ſo zwiſchen ihm und den Jüngeren keine Einigung Statt finden. Dieſe fragten ſich und prüften, worin denn Gellert's Anrecht auf dieſe allgemeine Verehrung beruhe: ſeine beſcheidenen Verdienſte, die allerdings am Ende der ſechziger Jahre minder in die Augen fielen und unerheblicher ſchienen, als ſie im Anfang der vierziger in der That geweſen waren, fand man außer Verhältniß zu den Ehren, die ihm widerfuhren; man legte den neuen Maßſtab an den alten Gellert, man unterwarf ihn einer modernen Kritik, deren Schiboleth „Genie oder Nicht-Genie“[2]) war und brachte heraus, daß Gellert kein Genie ſei. Oeffentlich ward dies zuerſt im Jahre 1771 durch zwei norddeutſche Kritiker ausgeſprochen, die jüngeren Unzer und Mauvillon[3]).

---

[1]) Vgl. Gervinus, a. a. O. S. 95.

[2]) Ueber die modernen Kategorien Genie und Original vgl. Gervinus, IV. 419. 420. Göthe, Wahrheit und Dichtung, IV. (S. W. 48.) 128.

[3]) Niemand hat dies wohl deutlicher empfunden und ſo zart und lebendig dargeſtellt, als Göthe, deſſen neue Bildung, Bedürfniſſe und Beſtrebungen, trotz aller Pietät und Verehrung, die er ſchon als Kind gegen Gellert empfunden hatte (Dichtung und Wahrheit, II. S. W. 25., S. 41.), ihn dennoch endlich, da er Gellert's perſönlicher Schüler geworden war, in kein

Freilich fanden ſie damals, wo der Schmerz um Gellert's Hingang (er war **1769** geſtorben) noch ziemlich friſch und dieſe unumwundene, rückſichtsloſe Kritik noch etwas Ungewohntes war 1), den heftigſten Widerſpruch aller derer, die näher oder ferner zur alten Generation gehörten und die, aus ihrer Behaglichkeit aufgeſtört, dieſe Neuerer als rückſichtsloſe und gottloſe Menſchen einer öffentlichen Achtung preis zu geben ſuchten 2). Aber nur wenige Jahre brauchten zu ver-

---

rechtes Verhältniß zu dieſem gelangen ließen: vgl. a. a. O. S. 51. 64., beſonders 116. 126. 127. 135. fg.

1) Das Mißbehagen über die neue Kritik war bei allen Aelteren ſehr verbreitet. So ſchreibt Weiße, ſelbſt als Herausgeber der deutſchen Bibliothek das Haupt eines kritiſchen Inſtitutes, im Jahre 1773 an Uz, zunächſt in Bezug auf die Frankfurter Anzeigen und ſelbſt auf den Wieland'ſchen Merkur: „So viel iſt gewiß, daß wer *ſeine Ruhe liebt*, und die kleinen Schriftſtellerränke, Lob und Beifall in Journalen und Zeitungen zu erſchleichen, haßt, *itzt nicht mehr ſchreiben muß*." Siehe die im Decemberheft des Morgenblattes von 1840 mitgetheilten Briefe von Chriſtian Felix Weiße an Johann Peter Uz, Nr. 293. S. 1171.

2) Die Unzer-Mauvillon'ſche Schrift war 1771 unter dem Titel erſchienen: „Ueber den Werth einiger deutſchen Dichter und über andere Gegenſtände, den Geſchmack und die ſchöne Literatur betreffend. Ein Briefwechſel." Gegen ſie ließ ein Uckermärkiſcher Prediger eine Broſchüre unter dem wunderlichen Titel drucken: „*Gellert hat Genie!* davon handelt" . . . u. ſ. w., ſ. bei Jördens II, 84. Auch Käſtner verfolgte die kühnen Recenſenten mit bittern Epigrammen: ſ. Sinngedichte und Einfälle, I, 45. Anders die jüngeren Göttinger Dichter, die Mitglieder des Bundes, die in Gellert den Schüler Lafontaine's und das „Franzöſiſch-Deutſch" haßten. Vergleiche Voß' Briefwechſel, I, 127. 138. 184—189., auf welche Stellen wir unten zurückkommen werden. Sehr intereſſant und, wiewohl ſie in den Frankfurter Anzeigen erſchien, die auch als revolutionair und anmaßlich galten (vgl. den Weiße'ſchen Briefwechſel im Morgenblatte: „Die Frankfurther Zeitung iſt allerdings ein ſeltſames Werk: auf einer Seite hat ſie viel Gründlichkeit, auf der andern viel ſeltſame Anforderung an unſere Schriftſteller, eine unerklärliche Theorie, übertrieben in Lob und Tadel und viel Parteilichkeit. Unfehlbar iſt Herder nebſt einem gewiſſen Gede

geben, ſo war Gellert's blaſſe, wehmüthig freundliche Geſtalt [1]) von dem neuen, kräftigeren Heroengeſchlechte, das in

---

Hauptverfaſſer" u. ſ. w.), von einer leidlichen Mäßigung iſt Göthe's Recenſion des Unzer-Mauvillon'ſchen Buches. Er nennt die Verfaſſer „Bilderſtürmer, die einen neuen Glauben predigen! Gellert iſt bei ihnen ein mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie: das iſt zu hart! Gellert iſt gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Oſſian, Klopſtock, Shakeſpeare und Milton ſtehen . . . allein hört er deswegen auf, ein angenehmer Fabuliſt und Erzähler zu ſein, einen wahren Einfluß auf die erſte Bildung der Nation zu haben? Er war nicht mehr als ein Bel Eſprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen? .. Der Recenſent iſt Zeuge, daß der ſelige Mann von der Dichtkunſt, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung ſtrömt, welche die einzige iſt, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorleſungen über den Geſchmack hat er ihn nie die Namen Klopſtock, Kleiſt, Wieland, Geßner, Gleim, Leſſing, Gerſtenberg, weder im Guten noch im Böſen, nennen hören. Bei der Ehrlichkeit ſeines Herzens läßt ſich nicht anders annehmen, als daß ſein Verſtand ſie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bei der gebrochenen Conſtitution ſeines ganzen Weſens die Stärke des Helden für Wuth des Raſenden halten mußte." u. ſ. w. Die Recenſion iſt jetzt in S. W., 33. S. 10—13., abgedruckt. —

[1]) Es ſei uns geſtattet, hier die ſchönen Verſe auf Gellert's Bild von Klamer Schmidt (aus deſſen Werken I, 471.) abzuſchreiben, die ſchon Gervinus a. a. O. S. 97. mitgetheilt hat, und die in Verbindung mit den eben citirten Stellen aus Göthe's Dichtung und Wahrheit Gellert's Erſcheinung vortrefflich abmalen und mit Liebe würdigen:

„Dies ſind die abgehärmten Wangen,
Auf welchen nie ein Morgenroth
Von leidenſchaftlichem Verlangen,
Von froher Thorheit aufgegangen.
Dies iſt die Miene, die den Tod
Als einen lieben Gaſt empfangen.
Ein heitres [illegible] liegt
Tief in dem wachenden Geſichte,
Erzählt des Herzens rührende Geſchichte,
Spricht Engelstoleranz und rügt
Die Laſter mehr durch eine weiche Zähre,
Als Rabner oder Swift durch feingedrehten Spott."

den ſiebziger Jahren in unſerer Literatur heranwuchs, überholt, und ſchon 1774 wagte Gleim, deſſen Urtheile, wenn auch enthuſiaſtiſch, doch gewiß keinem Verdacht der Mißgunſt oder gefliſſentlichen Neuerungsſucht unterliegen dürfen, an Heinſe das vertrauliche Geſtändniß: „Mit einem ganzen Dutzend Gellerten wird nichts! Ein Dutzend Göthen, und ein Dutzend Deines Feuers, beſter Sohn, die könnten helfen!“[1]. So ward das Anſehen Gellert's in immer weitern Kreiſen allgemach erſchüttert und der Uebergang der Poeſie aus der bloß ſittlichen, lehrhaften und nützlichen Sphäre zur Autonomie der Kunſt und ihrem eigentlichen Weſen, der Schönheit, immer mehr erleichtert. —

Neben Gellert ſodann iſt von Leipziger Literaten beſonders Weiße zu nennen. Seine poetiſchen Productionen, ſeine Dramen alſo, in denen er, allen Belehrungen ſeines Freundes Leſſing zum Trotz, bei den franzöſiſchen Muſtern verharrte, die allerdings für ſeine nüchterne, proſaiſche Natur gerade die richtigen waren, ſeine Singſpiele, die einen bedeutendern Platz einnehmen in der Geſchichte des Theaters, als der Poeſie, und endlich ſeine verſchiedentlichen Kinderſchriften, in denen er die Sentimentalität der Zeit unter die Jugend propagirte[2], kommen hier für uns weniger in Betracht, als ſeine kritiſche Thätigkeit in Herausgabe der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte,“ welches, von Nicolai im Jahre 1757 begonnene Inſtitut Weiße 1759 übernommen hatte und bis an ſeinen Tod (1804), alſo ein halbes Jahrhundert hindurch fortſetzte, wenn ſchon in der letzteren Zeit ſeine unmittelbare Theilnahme an dieſem Blatte nur ſehr unerheblich ſein konnte. Immerhin aber war dieſe Bibliothek eine kritiſche Macht in Weiße's Händen und durch ſie Leipzig der Sitz einer ſolchen, was damals, wo äſthetiſche Bildung und literariſche Kenntniß bei Weitem nicht ſo verbreitet, wie jetzt, und daher das Anſehen und die Wirkſamkeit der journaliſtiſchen Kritik ohne Vergleich größer war, nichts Geringes bedeuten wollte. So iſt es die Weiße'ſche Bibliothek vorzüglich, welche Leipzig in der Gottſched'ſchen Tradition einer Schiedsrichterin und anſehnlichen Inſtanz in Sachen des Geſchmacks und der Poeſie erhielt. Nur widerfuhr Leipzig hier daſſelbe Schickſal, welches in dem Großen und Ganzen der Wiſſenſchaft ihm bereits ſeine Univerſität, überholt von der jüngeren Halliſchen und beſonders den Göttinger Beſtrebungen [1], bereitet hatte: es blieb hinter der Zeit zurück, und ward, nachdem es im dritten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts durch Gottſched und ſeine deutſche Geſellſchaft, dann noch einmal durch die Bremer Beiträgler, Muſter und Vorgang in den neuen Entwicklungen unſerer Literatur geweſen war, jetzt vielmehr Herd und Zufluchtsort einer überwundenen Bildung, die gegen die Jugendfriſche, mit welcher Berlin, Frankfurt, Göttingen, Weimar und Königsberg ſich erheben, nur vergeblich proteſtirte. So viel günſtigen Einfluß auf ſeine nächſte Leipziger Umgebung daher auch Weiße's achtbare und weltmänniſch gewandte Perſönlichkeit übte[1]), und ſo ſehr er ſich bemühte, der Bibliothek eine gewiſſe parteiloſe, nüchterne und würdevolle Haltung zu bewahren, ſo fehlte es ihm doch weder in Leipzig ſelbſt[2]), noch am Wenigſten auswärts an Widerſachern, die ihn bald mit der Negative des Spottes, bald mit dem poſitiven Gewicht überlegener Productionen bekämpften und endlich verdrängten. Zum Theil auch hatte er ſelbſt dergleichen hervorgerufen: er hatte in den „Poeten nach der Mode“ Klopſtock und ſeine Anhänger verſpottet[3]), er erwies ſich ſpröde gegen den ausbrechenden Shakeſpeare-Enthuſiasmus, hatte ſich mit den Schweizern verfeindet[4]), war mißtrauiſch gegen Wieland, deſſen Ueberſetzung des Shakeſpeare ihm nicht eben willkommen war, in deſſen Merkur[5]) er einen unerwünſchten Rivalen der Bibliothek erblickte und deſſen Oberon er mit ſchlecht verhehlter Abſichtlichkeit tadelte, — ja mit Leſſing ſelbſt, ſeinem Jugendfreunde und Genoſſen, der immer viele Schonung gegen ihn bewies, und auch mit der Nicolaiſchen Bibliothek konnte er kein ungestörtes Vernehmen unterhalten[1]). — So war Weiße's Stellung zu der neuen Entwicklung der Literatur im Grunde vereinzelt und veraltet, und die literarische Macht, welche Leipzig durch ihn und seine Bibliothek erhielt, mehr eine äußerliche und scheinbare, als eine lebendige und wirklich eingreifende.

---

[1] Siehe die von Körte herausgegebenen Briefe deutſcher Gelehrten, I, 205.

[2] Ueber Weiße vgl. Gervinus, IV, 374 — 379. Göthe, als er in Leipzig ſtudirte, war perſönlich mit ihm bekannt: Dichtung und Wahrheit, II, (S. W. 25.) p. 178.

---

[1] Die Streitigkeiten zwiſchen Gottſched und den Hallenſern ſind bekannt; ebenſo zwiſchen Cruſius in Leipzig und den Wolfianern. Aber auch auf Göttingen hatte Leipzig einen alten Haß, dem es gelegentlich Luft verſchaffte; ſiehe die Citate bei Ebert, Ueberlieferungen, erſten Bandes zweites Stück, S. 15.

---

[1]) Göthe a. a. O.

[2]) Göthe a. a. O. S. 63.

[3]) Göthe a. a. O. Gervinus, IV, 375.

[4]) Gervinus a. a. O. vgl. Jördens, V, 264.

[5]) Siehe die erwähnten Briefe im Morgenblatt: „Herr Wieland wird mit dem Anfange des neuen Jahres einen deutſchen Merkur ausgeben. Die Mitarbeiter werden vermuthlich Herr Gleim und Jacobi ſeyn; vermuthlich wird ſich auch eine kritiſche Anzeige von neuen Büchern darinnen finden. Fallen aber ſeine Urtheile ſo aus, wie ich ſie in manchen ſeiner Privatbriefe geleſen habe, ſo wird es wohl auch heißen: nous ne louons que nous et nos amis.“ Dies ſchreibt er im December 1772. Dann im März 1773: „Wir erwarten itzt voll Neugier Wieland's Merkur. Das Unternehmen giebt ihm bloß die Begierde Geld zu verdienen ein.“ Und einige Wochen ſpäter: „Das erſte Quartal des deutſchen Merkur iſt nun

Als den dritten endlich, der Leipzig in der Literatur jener Zeit repräsentirte, nennen wir einen Namen, welchen hier und in dieser Beziehung zu finden, unsre Leser vermuthlich überraschen wird, da der Mann, der ihn führte, in der That als Poet und Kritiker gleich unerheblich ist; desto wichtiger jedoch als Sammler und Büchermacher, und dadurch eine bis

---

auch hier: wie sehr werden die großen Erwartungen der Subscribenten hintergangen werden, wenn sie nach den hohen Ankündigungen nichts Wichtiges finden! — Wieland weiß seinen Witz geltend zu machen: er hat auf seinen Merkur 2000 Subscribenten." u. s. w. Auch die folgenden Briefe enthalten allerhand ähnliche mißfällige Urtheile und Klatschgeschichten.

[1]) Nur mit der Klotzischen Bibliothek in Halle unterhielt er gute Freundschaft. Vielleicht bewirkte Klotz [illegible], Weiße [illegible] ein süßes und schmeichelhaftes Lob, wie freilich Lessing es an Weiße nie verschwendete, von diesem seinen bittern Feinde offenkundig abzukehren. Er lobt es im Beurtheilung des zweiten Theiles von Weiße's „Beiträgen zum deutschen Theater," [illegible] im vierten Stück der Klotz'schen Bibliothek, Band I, S. [illegible], von Nummer und Zeile folgendermaßen: „Die Geschichte selbst, wie Herr W. sie vorstellt, ist die rührendste und erschrecklichste, die man sich nur denken kann. — Ich würde dies Stück an die Spitze unsrer Trauerspiele setzen, wenn diese Entscheidung für mich nicht zu kühn wäre. (S. 6.)" Und dann am Schluß (S. 8.): „Ich kann die Ursachen nicht begreifen, warum gewisse Kunstrichter, die uns immer allgemeine Gemälde der Literatur versprechen (das sind also die Berliner!) von diesem Dichter so still schweigen," u. s. w. Vgl. Stück 9. Band III. p. 151—165. Nur währte die Klotz'sche Herrlichkeit zu kurz und nahm ein zu klägliches Ende, als daß diese Freundschaft Weißen von wirklichem Nutzen sein und ihm ein erhöhtes Ansehen hätte verschaffen können.

auf dieſe Stunde noch nicht erloſchene beſondere Thätigkeit Leipzigs repräſentirt. Wir meinen Chriſtian Heinrich Schmid, den unermüdlichen Theorienſchmied und literarhiſtoriſchen Compilator, der die ganze Leipziger Schöngeiſterei jener Zeit in ſich geſogen hatte, und, wiewohl er bald nach Erfurt, ſpäter nach Gießen verſetzt ward, dennoch auch in dieſer Abweſenheit durch den Leipziger Muſen-Almanach, welchen er begründete und zugleich als ein kritiſches Organ benutzte, Leipzigs Theilnahme an der Literatur beförderte und erhielt. Wir werden ſpäter, wo dieſer Almanach mit dem Göttinger wetteiferte, von ihm und den Kräften, die er um ſich zu verſammeln ſuchte, ſowie von ſeinen Freundſchaften und Feindſchaften zu ſprechen Gelegenheit haben.[1]

Die Schweiz.

Von Leipzig wenden wir unſern Blick nach der Schweiz, als dem Herd und Waffenplatz der bekannten Oppoſition gegen Gottſched, durch welche Leipzig ſeines ausſchließlichen Anſehns entkleidet und jüngeren und lebendigeren Kräften war Raum gegeben worden. Jetzt zwar hatte die Schweiz daſſelbe, ſogar noch in einem höheren Grade, als Leipzig, erfahren müſſen: Bodmer, bei aller Gewandtheit, mit der er die neuen zeitgemäßen Richtungen zu erfaſſen und ſogar als Ausflüſſe ſeiner anregenden Wirkſamkeit darzuſtellen ſuchte, war im Grunde doch nur ein anderer Gottſched. Denn ebenſo, wie dieſer, glaubte er die Literatur machen zu können, und gerade, wie er das eigene, ſehr unerhebliche und dieſes Namens kaum würdige poetiſche oder bloß Reim-Talent für fähig hielt, den neuen Muſtern unſerer Poeſie zu folgen, ſo wollte er durch ſein Urtheil, ſein kritiſches und patriarchaliſches Anſehn auch die Leiſtungen der Jüngeren ſelbſt lenken, beſtimmen und begrenzen. Im Anfange jenes berühmten Zwiſtes, deſſen Wichtigkeit und endlichen Erfolg weder Bodmer noch Gottſched auch nur im Entfernteſten ahnten, da es Beiden lediglich um ihre Theorien zu thun war und jeder diejenigen Dichter an ſich zog und lobpries, welche gleichſam die Exempel zu ſeinen Syſtemen lieferten, hatte Bodmer alle jüngeren Poeten mit Eifer und dem entſchiedenen Bewußtſein an ſich gelockt, eine compacte Macht, eine Phalanx aufzuſtellen, mit welcher er den Gottſchedi'ſchen Einfluß brechen möchte.[1] Hierin war er anfänglich mit der allgemeinen Stimmung zuſammengetroffen. Er hatte Klopſtock, an deſſen Gemüthsdichtung das Gottſched'ſche, aber ebenſo, wiewohl erſt ſpäter merkbar, auch das Bodmer'ſche Formelweſen unterging, und der ihm beſonders werth war, weil er ſagen konnte, daß Klopſtock bei ſeinem Milton in die Schule gegangen, zu ſich nach der Schweiz kommen und von dem Heiligenſcheine, der damals die Klopſtock'ſche Stirn umgab, wohlgefällig ſich ſelbſt beſtrahlen laſſen.

---

[1] Auch Schmid war mit Klotz und ſeiner Bibliothek befreundet, hauptſächlich durch Riedel, Klotz' treuen Schildknappen und Schmid's Collegen in Erfurt. Einen ergötzlichen Auftritt mit Schmid, dem „charakterloſen Literaten," bei Gelegenheit des literariſchen Congreſſes, der zur Gründung der Frankfurter Gelehrten Anzeigen in Gießen veranſtaltet wurde, ſchildert Göthe in Dichtung und Wahrheit, III. (S. W. 26.) Seite 160 — 164. Daß er hier Philipp Heinrich genannt wird, kann nur Gedächtniß- oder Druckfehler ſein.

---

[1] So ſchrieb er 1745 an Gleim, den er gar zu gern aus ſeiner vorſichtig neutralen Stellung zu offenem Kampfe gegen Gottſched herausgeriſſen hätte: „Wir wären unempfindlich, wenn wir, der ächten Poeſie und Vernunft weiter aufzuhelfen, uns nicht wenigſtens ſo enge vereinigten, als Andere ſich der Barbarei zu Gunſten verbinden." Vgl. Gruber in Wieland's Leben, I, 74.

Er hatte dann, als es Klopſtock ſehr bald unbehaglich geworden war, die fromme Puppe zu ſein, mit welcher Bodmer paradirte,[1] Wieland zu ſich entboten, damals, als der Verfaſſer des geprüften Abraham ꝛc. in der That am Beſten geeignet, Klopſtock's Stelle bei ihm auszufüllen und überdies von einer ſchmiegſameren Natur, als dieſer,[2] nicht zu erwähnen, daß er auch in der Polemik gegen Gottſched ein brauchbares Werkzeug war.[3] Aber man weiß, wie ganz anders bald darauf Wieland ſich entwickelte, und mit demſelben Eifer, mit welchem Bodmer einſt die bibliſchen Gedichte ſeines jungen Freundes empfohlen, warnte er nun „die geſitteten Mädchen und Jünglinge, die Mündel der himmliſchen Liebe,“ vor den neuen Geſängen deſſelben, „die mit beſſerem Ruhme verſchwiegen blieben.“[1] Die große Maſſe derer alſo, die damals für Wieland ſchwärmten und den Liebling der Grazien, den treueſten Zögling der Griechen in ihm erblickten,[2] betrachtete den Zürcher Patriarchen nur als den verſteinerten Ueberreſt einer alten, vergangenen Zeit, und war daher nicht im Entfernteſten geneigt, auf ſein Urtheil noch irgend einigen Werth zu legen. Aber dieſe Polemik gegen Wieland brachte ihm nicht einmal den Nutzen, den wohl Andere aus dieſen Parteiungen gewonnen hatten: ſie befeſtigte nicht einmal ſein Verhältniß zu den Klopſtockianern, die er durch laue und ſelbſt mißliebige Urtheile[3] über ihren Meiſter beleidigt hatte, wie ſich überhaupt aus der Schweiz her mancherlei Stimmen gegen die uneingeſchränkte Vergötterung Klopſtock's vernehmen ließen.[4] Selbſt bei dieſen fand er daher zum Höchſten eine

---

[1] Vgl. Cramer, Er und über Ihn, II, 7. — Wie Bodmer von der Poeſie verlangte, daß ſie „auf der ſeraphiſchen Höhe,“ die ſie durch Klopſtock erreicht hatte, ſollte ſtehen bleiben, ſo forderte er dieſelbe „ſeraphiſche“ Haltung auch von dem Leben des Dichters ſelbſt, und war daher ſehr unzufrieden, als Klopſtock, der urſprünglich nichts weniger war, als ein Kopfhänger (ſ. die von Clodius herausgegebene Auswahl aus Klopſtock's Nachlaß, I, 113. 119. 122.), in der berühmten Ode auf den Zürcherſee, durch welche er eine angenehme Luſtfahrt im Jahre 1750 feierte, Wein und Liebe pries, was allerdings unſeraphiſche Sachen waren. Eine ſehr intereſſante Schilderung jener Luſtfahrt findet ſich in einem Briefe von Hirzel an Kleiſt, in der angeführten Auswahl, I, 101—128. vgl. Klopſtock und ſeine Freunde von Klamer Schmidt, I, 104. fgg. und Cramer, a. a. O. II, 389. Vgl. auch über das ganze Verhältniß von Bodmer zu Klopſtock Gruber's Wieland I, 164. 168. 165.

[2] Auch Wieland mußte in Zürch einen Heiligen abgeben: „Ich galt,“ ſchreibt er, „damals zu Zürch für eine Art von Genius, der vom Himmel herabgeſtiegen wäre und ſich nur gerade mit ſo viel irdiſcher Maſſe beladen hätte, um den Menſchen ſein Licht und ſeine Wärme mittheilen zu können, ohne ſie zu verzehren.“ Und dann an Zimmermann: „Machen Sie mich nicht von Neuem zu einem Seraph, Heiligen oder Luftgeiſt,“ u. ſ. w. Vgl. Gruber, a. a. O. I, 221. 233. 464.

[3] 1755 hatte er in der „Ankündigung einer Dunciade für die Deutſchen“ Gottſched offen angegriffen und verhöhnt, ein Verfahren, zu welchem bekanntlich Klopſtock niemals war zu bewegen geweſen. Aber ſchon das Jahr darauf, 1756, bei abgekühltem Blute und gelockertem Verhältniß zu Bodmer, ſchrieb Wieland an Zimmermann: „Sie irren ſich ein wenig, da Sie meinen, ich ſei ſehr böſe geweſen, da ich

---

die Ankündigung der Dunciade ſchrieb. Ich mußte dazu beredet werden, man verſuchte mich aufzubringen.“ Gruber, a. a. O. I, 205. 228. vgl. Gervinus, IV, 162.

[1] So in einem Gedicht von 1766 bei Gruber, II, 521. Auch in der Schrift von den Grazien des Kleinen, 1769, griff er Wieland ausdrücklich an.

[2] Vgl. Göthe, Dichtung und Wahrh. II, (S. W. 25.) 90.

[3] Heinſe in einem Briefe an Jacobi von 1780 erzählt, daß Bodmer von Klopſtock geſagt: „er delirire mit ſeiner neuen Schreibart, und er ſolle einmal etwas Anderes vorſtellen, als ſeine Leute da oben, die Niemand kenne“ ꝛc. Briefe deutſcher Gelehrten, II, 92., wo auch eine maleriſche Schilderung von Bodmer's Perſönlichkeit, zu der man Göthe im vierten Bande von Dichtung und Wahrheit (S. W. 48.) p. 109. vergleiche.

[4] Siehe den Brief des Malers Fueßli in dem Merck'ſchen Briefwechſel, I, 59. und bei Gervinus, IV, 126, Note 51. Deſſelben Fueßli gedenkt der in der vorigen Note citirte Brief von Heinſe: „Man

ziemlich reflectirte Pietät: von lebendiger Achtung aber, Einfluß und Wirkſamkeit war gar keine Rede mehr. Ja der ſchlimmſte Feind war Bodmer ſich ſelbſt durch ſeine eigenen angeblich poetiſchen Productionen geworden. Wir ſehen auch an ihm, was öfters kritiſchen und von Haus aus unproductiven Naturen widerfährt, die durch irgend eine Verbindung von Umſtänden auf einige Zeit der Anhalt und Mittelpunkt einer lebhaft producirenden Jugend geworden ſind: er ging ſelbſt von der Theorie zur Praxis, von der Kritik zur Poeſie über, und weil Alles um ihn her ſo munter dichtete, ſo verſuchte er das Handwerk auch, und je älter er wurde und je ungünſtiger der Erfolg ſeiner Verſuche blieb, um ſo fruchtbarer wurde er nur, ſo daß er ſich durch dieſe Epen, dieſe Fabeln und beſonders durch ſeine dramatiſchen Fehlgeburten zum offenkundigen Geſpött des ganzen Parnaſſes machte und mit eigenen Händen den Ruhm ſeiner frühern Jahre zu Grabe trug. Dazu kam nun noch ſeine ungemeine Empfindlichkeit, ſeine immer kampffertige Polemik, ſeine Parodien und Traveſtien,1) mit welchem allen er es denn zuletzt richtig mit allen Parteien verdorben hatte2) und nur noch „das große Kind" unſerer Literatur

---

könnte, ſagte Fueßli, die Liſte der Subſcribenten auf Klopſtock's neuorthographiſchen Meſſias als die Liſte der ausgemachten Narren in Deutſchland betrachten." Welch ein Abfall von der einſtigen Verehrung! —

1) Er parodirte Gerſtenberg's Ugolino, Weiße's Romeo, Leſſing's Philotas und Emilia Galotti u. ſ. w. und erinnert dadurch einigermaßen an die Nicolai'ſchen Parodien Göthe's, wie auch an das, wozu gegen Klopſtock Schönaich durch Gottſched war aufgeſtachelt worden.

2) Alle kritiſchen Organe der Zeit waren mehr oder weniger gegen ihn: mit Weiße, dem Herausgeber der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, mit Wieland, dem Herausgeber des Merkur, war er zerfallen; ebenſo mit Leſſing, und mit Klopſtock's Freunden im Nordiſchen

hieß.[1] Auch von Göttingen insbeſondere mochte Bodmer ſich nichts Gutes verſprechen: Haller, unter deſſen unmittelbarſter Einwirkung damals die Kritik in den Göttinger Gelehrten Anzeigen ſtand, war ihm nicht geneigt, und Käſtner, vielleicht noch aus alter Gottſched'ſcher Stammverwandtſchaft, hatte ſchon frühzeitig manche der kleinen Lächerlichkeiten aufgeſtochen,[2] deren Bodmer in ſeinem grillenhaft enthuſiaſtiſchen Weſen ſich ſo viele zu Schulden kommen ließ. Wir werden ſehen, wie erſt die Dichter des Göttinger Bundes, und namentlich die Stolberge, in Erbſchaft Klopſtock'ſcher Pietät, ſich etwas freundſchaftlicher gegen den hinſterbenden Greis erwieſen.

Aufſeher; die Literaturbriefe ignorirten ihn und Klotz läßt eine Anzeige von dem zweiten Bändchen ſeiner politiſchen Schauſpiele (1769) folgendermaßen beginnen: „Dieſes zweite Bändchen war mir, um mich Bodmeriſch auszudrücken, ein Dolchſtoß durch das Herz . . . Herr Bodmer, der ſonſt ſeine Verdienſte hat, dauert mich zu ſehr, daß er ſein Alter, das ſonſt ehrwürdig ſein würde, muthwillig lächerlich macht. Als epiſcher Dichter wird er nicht mehr geleſen, aber als politiſcher zwingt er uns zum Lachen.“ Siehe die Klotziſche Bibliothek, III, Stück 11, p. 395. — Erſt kurz vor ſeinem Tode trat er wieder in ein freundſchaftlicheres Verhältniß zu Weiße (1777) und auch zu Gleim, deſſen Aeußerung charakteriſtiſch iſt: „Alte Feinde verſöhnen ſich; zwar *Bodmer war nie mein Feind, er war's doch aber von Klopſtock* — und deswegen ſchrieben wir uns nicht.“ Siehe den Brief Gleim's an Heinſe von 1775 in den Körte'ſchen Briefen deutſcher Gelehrten, I, 223.

[1] So Heinſe, a. a. O. II, 93, und Göthe, a. a. O.

[2] Vgl. Gervinus, IV, 73. Bekannt ſind Käſtner's Epigramme auf Bodmer's ſchlechte Hexameter und die wunderliche Schreib- und Druckweiſe; u. A. bei Gruber, a. a. O. S. 84. Ueber den letztern Punkt ſpottet auch der vorſichtige Hagedorn in einem Briefe an Lange von 1752: ſ. Lange's freundſchaftlichen Briefwechſel, I, 210. — Dafür machinirte aber auch Bodmer wieder gegen Käſtner: ſ. den Lange'ſchen Briefwechſel, I, 126.

Nächſt Bodmer und Haller, der längſt von Göttingen nach Bern zurückgekehrt war und über den wir ſchon oben geſprochen haben, war der berühmteſte literariſche Name der Schweiz ohne Zweifel Geßner. Auch er war von Bodmer angeregt worden. Denn nicht nur hatte er, frühzeitig mit gemeinſamer Uebung der Poeſie und Malerei beſchäftigt, in den Bodmer-Breitinger'ſchen Theorien für dieſe beiden Intereſſen, welche bis auf Leſſing nicht geſchieden wurden, reichliche Nahrung und Belehrung gefunden; ſondern auch ausdrücklich hatte ein Wort Bodmer's, der damals gerade in der Periode war, wo nur geiſtliche Heldengedichte und was ihnen verwandt war, ihm überhaupt Gedichte zu ſein däuchten, Geßner zu ſeinem Tod Abels veranlaßt, einer Dichtung, deren Name ſchon anzeigt, wie nahe ſie dem bibliſchen Modetone jener Zeit ſteht. Sehr richtig bemerkt Gervinus, daß „Geßner aus Klopſtock hervorging, wie Thomſon aus Milton."[1]) Aber nicht bloß die religiöſe Richtung Klopſtock's ſetzte ſich in Geßner fort, ſondern ganz beſonders auch ſein gemüthliches Pathos, durch welches die Geßner'ſchen Idyllen mit ihrer Naturliebelei, ihrer Ueberſchwänglichkeit naiver, weicher, zärtlicher Empfindungen, mit Klopſtock und Kleiſt zuſammen unter die kanoniſchen Bücher der deutſchen ſentimentalen Jugend gehörten, und werden wir ſie in dieſer Geſtalt ſowohl bei den Göttinger Verbündeten, als nachher in dem Spiegelbilde dieſes Jugendlebens, in den Miller'ſchen Romanen antreffen. Durch dieſe Sentimentalität entfernt ſich Geßner denn auch wieder von Bodmer und ebenſo durch den Gebrauch der

---

[1]) IV, 163.

Proſa,[1]) da Bodmer der Meinung war, nichts ſei gedichtet, was nicht auf dem Kothurn antiker Metra einherſchreite[2]). Vielmehr weiſt Geßner's Sprache und die minutiöſe Sorgfalt, die er auf die Eleganz derſelben verwendete, uns nach Berlin auf Ramler, der ihm die Proſa angerathen und ihn an jene ſorgfältige Feile gewöhnt hatte. Geßner's Einfluß auf die Literatur, den ein unüberſehbares Gefolge von Nachahmern fortleitete,[3]) iſt, wie Gellert's, nur gemüthlich; ſelbſt hat er nie eingegriffen in das Treiben der Parteien, ſo daß er auch hierin einen Gegenſatz zu Bodmer bildet, mit dem er übrigens nachbarlich befreundet lebte. Nicht wenig zu der Verehrung, deren Geßner genoß, trug auch das Glück bei, welches ſeine Idyllen und durch ſie die deutſche Literatur im Auslande, namentlich bei den Franzoſen, gemacht hatten;[4]) denn ſo ſehr man ſich auch von den Franzoſen emancipirt und ſo ſehr man ihrer hofmeiſternden Aufſicht glaubte entbehren zu können, ſo ſtolz war man doch, nun dieſe Blüthe und Selbſtändigkeit der deutſchen Literatur auch von ihnen anerkannt zu ſehen. Es war daher ſehr natürlich, daß auch die einheimiſchen Journale ſich beeiferten, ihm zu huldigen, und daß ſelbſt die Geißel der damaligen Autorenwelt, die Literaturbriefe, ihn mit großer Achtung behandelten und ihre Ausſtellungen mit einer Vorſicht und Zartheit machten, die ſie nicht viel andern Poeten zu gute kommen ließen.[1] Auch war er mit den anſehnlichſten deutſchen Schriftſtellern in gutem perſönlichen Vernehmen und freundſchaftlichem Briefwechſel;[2] ſein gaſtfreies Haus in Zürch bildete einen Vereinigungspunkt der durchreiſenden Literaten, und ſo hat auch Geßner's äußere Erſcheinung in der That etwas von dem Harmlos-Idylliſchen, welches ſeine Dichtungen erfüllt.[3]

---

[1]) Vgl. Göthe in Dichtung und Wahrheit, II. (S. W. 25.) 89. IV, (48.) 84.

[2]) Vgl. Manſo, a. a. O. VIII, 118. Es war daher der Schlußſtein der Wieland'ſchen Emancipation von Bodmer, als derſelbe 1764 die reimloſen Verſe, im Gegenſatze zur Mode der Zeit, gänzlich abthat: ſiehe ſeinen Brief an Geßner und die entſprechende Stelle zur Shakeſpeareüberſetzung bei Gruber, II. 389.

[3]) Göthe, a. a. O. 25, S. 92.

[4]) Die Ueberſetzungen ſeiner Schriften, namentlich die franzöſiſchen, deren in dreißig Jahren acht Geſammtausgaben erſchienen, ſiehe bei Jördens, II, 125 — 129.

Berlin.

Deutete nun ſchon die Ramler'ſche Feile in Geßner auf Berlin hin, ſo wird der Uebergang der äſthetiſchen Kritik und damit eines großen Theils der literariſchen Gewalt von der Schweiz an Berlin in Sulzer entſchieden dargeſtellt und vollendet. Bekanntlich ſtammt Sulzer aus der Schweiz: er ſteht in nächſter Beziehung zu Bodmer, mit dem er den Eifer für die Theorie der Poeſie und zugleich die anfängliche unbedingte Begeiſterung für **Klopſtock** theilt. Von der Schweiz aus trat er zunächſt mit Bodmer's Halliſchen Freunden in Verkehr, mit Gleim, Lange und ſeiner Doris und der ganzen Geſellſchaft des „freundſchaftlichen Briefwechſels," die von ihm allerhand

---

[1] Siehe Literaturbriefe vom J. 1764. Theil XVIII, p. 25. fgg. und beſonders XIX, 154.

[2] Seine Briefe an Gleim und Kleiſt finden ſich in der Körteſchen Sammlung, Zürch, 1804.

[3] Ein intereſſantes Gemälde des literariſchen Zürch giebt Heinſe's ſchon oben genannter Brief an Jacobi. — Lavater haben wir an dieſer Stelle vorſätzlich übergangen, weil wir ihn erſt mit denen in Gemeinſchaft nennen wollen, in denen er recht lebendig wurde, alſo in dem rheiniſchen Kreiſe. —

Anregungen erhielt.[1] Von hier aus kam er nach Berlin, das bald mit den Eroberungen Friedrichs des Großen auf dem Felde der Politik auch im Gebiete der Literatur mit ſiegreicher Herrſchermiene aufgetreten war. Aber die Macht Berlins lag weniger in eigner poetiſcher Production, als in dem norddeutſchen Elemente der Kritik[2]. Dieſem entſprach Sulzer, der Mann der Theorie, für den alſo hier in Berlin der eigentliche Platz war; doch ſtand er mit ſeiner altſchweizeriſchen Weisheit ſchon unter der Berliner Bildung, welche die einſeitige religiöſe Schwärmerei, die von Klopſtock her in Sulzer ſpukte, bereits früher und in einer andern, als der literariſchen Sphäre (in Spener), durchgemacht hatte, und jetzt als Verſtandesaufklärung nur lächeln konnte über jene enthuſiaſtiſch gemüthliche Richtung. Der Hauptvertreter Berlins in dieſer Hinſicht iſt Nicolai[3], in welchem der rationaliſtiſche common sense, der geſunde Menſchenverſtand zur Herrſchaft gelangte. Den ausdrücklichſten Gegenſatz zu Sulzer bildet Nicolai ſodann auch dadurch, daß er das philiſterhafte Element, welches in jenem ſteckte und ihm die bekannte Moral- und Nützlichkeitspointe der Poeſie an die Hand gab, nicht theilte: in Sulzer war dies vielleicht eine Erbſchaft altſchweizeriſch ſittlicher Tüchtigkeit, bei beſchränkter Einſicht; Nicolai dagegen, in dem aufgeklärten, ja frivolen Berlin groß geworden, faßte ſehr leicht den Gedanken einer Trennung der Poeſie von der Moral, durch welche er der nachher von ihm ſelbſt ſo grimmig bekämpften Genieperiode und der vollkommenen Autonomie der Kunſt vorarbeitete. Und was Nicolai aus ſich ſelbſt nicht gefunden hätte, das ahnte und lernte er aus den Fingerzeigen ſeines Freundes Leſſing, der, wie Sulzer aus der Schweiz, ebenſo aus Leipzig nach Berlin auswanderte und der eigentliche geiſtige Gründer der Berliner, wie ja überhaupt der deutſchen Kritik geworden iſt. Aeußerlich war dies Nicolai, Anfangs durch die Literaturbriefe, die alle früheren Journale unendlich überflügelten [1]), dann durch das für ſeine Zeit rieſenhafte Unternehmen der Allgemeinen Bibliothek (ſeit 1765), welche ſich zuerſt die Aufgabe ſtellte, die geſammte deutſche Literatur kritiſch zu umfaſſen. Dagegen blieb denn nun Sulzer ſehr zurück und ſein Einfluß nur gering, ja eigentlich zu der Zeit, wo er mit dem rechten Complex ſeiner Beſtrebungen, mit der Allgemeinen Theorie der ſchönen Künſte (1771, aber ſchon 1760 angekündigt) hervortrat, waren die Anſichten, die er hier zum Geſetz erheben wollte, thatſächlich in der Literatur bereits widerlegt, und daher ſtatt Schüler und Proſelyten zu finden, erfuhr er nur Widerſpruch, Verſpottung und Gleichgiltigkeit. Der Ausgang ſeiner literariſchen Laufbahn entſprach daher jener emſigen, anregenden Thätigkeit, die er vermittelnd in dem Halliſchen Kreiſe ausgeübt, keineswegs. Denn mit dieſen früheren Freunden, Gleim u. ſ. w., war er zerfallen, weil ſie durch ihre anakreontiſchen Tändeleien dem ſittlichen Rigorismus ſeiner Theorie nicht Genüge thaten; die Klopſtockianer ſcheuchte ſein Nützlichkeitsprincip zurück, das zu ihren ſeraphiſchen Entzückungen nicht paßte; die Literaturbriefe ignorirten ihn, ſo viel wie möglich [2]), der junge geniale Anwuchs aber erklärte ihm offenen Krieg [1], und ſo wurde ſeine Theorie in demſelben Augenblick, da ſie zu exiſtiren anfangen wollte, bereits von allen Seiten negirt. Dies war aber ein wichtiger und bedeutungsvoller Schritt: es war eine Proteſtation der lebendigen Poeſie gegen jede Convenienz und Einſchachtelung des Syſtems, eine letzte Niederlage des Gottſched-Bodmer'ſchen Weſens, als deſſen Epigone Sulzer zu betrachten iſt.

---

[1] Siehe den Lange'ſchen Briefwechſel, I, 300. II, 348.

[2] Vgl. Gervinus, IV, 207. fgg.

[3] Gervinus, a. a. O. 232. vgl. Göthe in Wahrh. und Dichtung, III. (S. W. 26.) 230. und II. (25.) 221. 313.

---

[1]) Manſo, VIII, 279. fg.

[2]) Gervinus, IV, 244. Siehe jedoch Lit. Briefe, IV, 221. fg. V, 39. fg. VI, 213. fg.

Producirend ward Berlin bei Weitem nicht ſo anſehnlich und machtvoll vertreten, als in der Kritik durch das erwähnte Nicolai'ſche Journal, das in der That eine Macht war und blieb, bis von der einen Seite Göthe und die ihm folgten, von der andern Herder und Kant es ſtürzten. Von Berliner Poeten iſt faſt nur Ramler zu nennen. Und auch in ihm geht der Kritiker ſo dicht neben dem producirenden Künſtler, daß der erſtere faſt überwiegt und daß es daher nicht gerade unbillig iſt, wenn dem heutigen Geſchlecht mehr nur Ramler's verrufene Feile fremder Gedichte, als das, was er durch eigene Gedichte für unſere Literatur geleiſtet hat, in der Erinnerung lebt. Ueber dieſe Feile zu ſpotten iſt freilich leicht, es iſt auch leicht, ihn jetzt der Gewaltthätigkeit, der Pedanterie und des Eigenſinnes zu beſchuldigen: aber daß wir gegenwärtig über dergleichen Bemühungen ſpotten können, daß unſre Sprache dieſe Gewandtheit, das Gefühl für die richtige und ſtrenge Form dieſe Verbreitung hat, die ſie haben und hoffentlich, trotz mancher Reactionen, auch behalten werden, daran hat eben Ramler keinen geringen Antheil, und es wird gut ſein, dies einmal wieder auszuſprechen. Er war an den Alten groß geworden, hatte ein feines Ohr und eine unermüdliche Geduld, ja eine wahre Begier und Leidenſchaft zu beſſern und zu feilen; unſre Poeten haben Außerordentliches durch ihn gelernt[1]. Nicht ganz ſo förderlich, wie in dieſer Kritik, war ihm die Schule und das Muſter der Alten in der eigenen poetiſchen Production: dieſelbe hatte allerdings einen lebendigen Kern, ſie hatte ein wahrhaftes Pathos, die Begeiſterung für ſeinen großen König, die Siege und den Ruhm ſeines Vaterlandes. Aber dieſer lebendige Inhalt fand nicht den entſprechendſten Ausdruck in der Form der Ramler'ſchen Ode, in welcher er conventionell und einſeitig war. Um uns dennoch den großen Erfolg ſeiner Gedichte zu erklären, müſſen wir uns bei dem Publikum ſeiner Zeit die conventionelle Verehrung des Alterthums größer, alſo das Gefühl für die lebendige Form noch minder ausgebildet, dagegen aber das Intereſſe am Inhalt bis zum Enthuſiasmus, bis zur begeiſtertſten patriotiſchen Theilnahme geſteigert denken. So wird das Gleichgewicht hergeſtellt, das wir jetzt vermiſſen. — Ramler's Anſehen war groß, wie ſein Einfluß, der in tauſend kleinen unmerkbaren Aederchen, in den Bleiſtiftſtrichen und Aenderungen ſeiner Correcturen fortwirkte. Die Journale behandelten ihn mit Achtung, und wenn auch Mancher mißvergnügt war über den gewaltſamen Eifer, mit welchem Ramler auch fremdes Eigenthum ſeiner Feile unterwarf, ſo ließ doch nur ſelten Einer dieſes Mißbehagen laut werden, und der offene Bruch zwiſchen Ramler und Gleim[1]), der aus dergleichen Urſachen entſtanden war, ſtand vereinzelt und warnend an dem Freundſchaftshimmel unſerer Literaten. Zu dieſer Achtung mußte ſelbſt diejenigen, die ſeinen Enthuſiasmus für Friedrich den Großen nicht theilten, doch die edle Charakterfeſtigkeit ſeiner Poeſie nöthigen und dieſe wahrhaft rührende Genügſamkeit, mit welcher, nicht beachtet, nicht gekannt, nie durch eine Gunſt ausgezeichnet von dem gefeierten König, er dennoch nicht müde ward, ſein Lob zu ſingen. Dadurch war er erhaben über jeden Verdacht eigenſüchtiger Zwecke, ſein Lob gab ſich deutlich kund als die freie Huldigung eines unabhängigen Mannes, es entwickelte ſich in ihm eine gewiſſe kernhafte Männlichkeit, eine Art republikaniſcher Herbigkeit, die mit ihm dieſe ganze Berliner Literatur theilt, welche ihren Werth um ſo kräftiger ſelbſt fühlte, um ſo weniger der, auf deſſen Beifall ſie ſo ſtolz geweſen ſein würde, von dieſem Werth auch nur eine Ahnung hatte. Es war immer, als erwarteten ſie einen Tag, wo das Auge Friedrichs des Großen würde erſchloſſen werden für die deutſche Literatur; ein edler Ehrgeiz, ein fruchtbarer Stolz belebte ſie, auf dieſen Tag ihres Königs würdig zu ſein, und zugleich durch die That diejenigen zu widerlegen, welche ihrem großen Könige Schuld gaben, daß er die Entwicklung der vaterländiſchen Literatur durch ſeine Gleichgiltigkeit gegen dieſelbe aufgehalten habe[2]).

---

[1] Siehe Göthe's Recenſion der Theorie in den Frankfurter Anzeigen: S. W. 33, 3—10, vgl. Dichtung und Wahrheit, III. (S. W. 26.) 344. Eine perſönliche Begegnung Beider konnte Sulzer, und die Anwendung, die er davon machte, wiederum die Jüngern nicht verſöhnlicher ſtimmen: ſ. in Dichtung und Wahrheit, III. (S. W. 26.) 344.

---

[1] Man vergleiche hierüber beſonders Voß' Briefe an Knebel über Götz und Ramler, 1809. Auch die Briefe von Ramler und Boie bei Knebel, II, 29. und 75. fgg. ſind intereſſant für Ramler's kritiſches Verfahren.

---

[1]) Gleim's Leben von Körte, p. 138—149.

[2]) Ueber Ramler vgl. Gervinus, IV, 210. fg., wo in Betreff der

Der Halle-Halberſtädtiſche Kreis.

Noch ehe, als durch Berlin, war Preußen durch Halle in die Literatur gezogen und in ihr vertreten worden. Wir haben ſchon oben darauf hingewieſen, daß Halle von Anbeginn die eigentliche preußiſche Univerſität des achtzehnten Jahrhunderts iſt (wie Berlin die des neunzehnten); ihm gebührte daher auch dieſe erſte Einführung in die Literatur. Es iſt bekannt, welchen Antheil Halle an den Gottſched-Bodmer'ſchen Händeln nahm: die Halenſer waren ſämmtlich gegen Gottſched thätig, Halle war der äußerſte Vorpoſten der Schweiz und der Kampf hier um ſo hitziger, je näher der Feind, je leichter der Austauſch der Streitſchriften und Pamphlete war. Ja faſt gleichzeitig mit Bodmer und unabhängig von ihm,[1] hatte Pyra die Oppoſition gegen Gottſched begonnen; ſie erbte nun fort auf ſeinen Freund Lange und den Kreis, in welchem dieſer literariſch vielfach thätige Mann ſich bewegte, deſſen Andenken unter uns auf eine für ihn ſehr ungünſtige Weiſe gewöhnlich nur durch das Leſſing'ſche Vademecum fortlebt, welches der ſchlechte Ueberſetzer des Horaz freilich verdient haben mochte. Doch hat ſich in dieſem einen verunglückten Unternehmen die Thätigkeit dieſes Mannes noch keineswegs erſchöpft, ſondern auf andern Gebieten andere und bedeutendere Früchte hervorgebracht. Durch ihn beſonders wirkte Bodmer auf Meier,

---

literariſchen Regſamkeit, die beſonders Ramler (der ſeit 1748 Lehrer an der Cadettenſchule war) in der Berlin-Potsdamer Officierwelt hervorrief, Preuß im dritten Bande ſeines Fr. d. Gr. citirt wird. Auch Knebel gehört hieher.

[1] Lange und Pyra hatten ſich ſchon 1740 den Schweizern zu nähern geſucht, aber ohne Erfolg, bis 1745 Bodmer, in der Noth des Kampfes gegen Gottſched, ſelbſt erkannte, was Halle ihm in dieſer Beziehung leiſten konnte. S. den Lange'ſchen Briefwechſel, I, 113.

der die neue Baumgarten'ſche Aeſthetik zu Gunſten der Klopſtock-Bodmer'ſchen Poeſie ausbeutete und durch die wiſſenſchaftliche Haltung und Berechtigung, die er ſowohl dem Streite gegen Gottſched als der Begeiſterung für Klopſtock gab, der Sache der Schweizer von nicht geringem Nutzen war[1]), da nur Wenige ſoweit über der Baumgarten-Meierſchen Theorie und dem ganzen Wirrwarr dieſer Zeit erhaben ſtanden, als Leſſing, der Meier's Bemühungen wohl verſpotten durfte[2]). Von Halle aus wurde auch Ramler angeregt, wie denn der ſpecifiſch preußiſche Patriotismus in dem Halliſchen Kreiſe frühzeitig erwachte: Friedrich der Große ward auch den Halliſchen Freunden ein Gegenſtand poetiſcher Verehrung, deſſen Thaten, Siege und Reiſen ſie mit Oden und Liedern begleiteten, wiewohl ſie im Uebrigen ein ſehr richtiges Gefühl von dem Werth der Poeſie hatten und die Stimmung der Zeit, daß der Poet kein Gelegenheitsdichter und Schmeichler mehr ſein müſſe, lebendig theilten [1]; ſelbſt Doris beſang in „männlichen“ Oden den König, und man dachte, minder zurückhaltend als Ramler, und hierin der Gleim'ſchen Polypragmoſyne verwandt, ſogar daran, die Gedichte dieſes Kreiſes dem Könige ſelbſt in die Hände zu ſpielen. Auch dadurch iſt dieſer Halliſche Kreis von Wichtigkeit, daß er, und in ihm vornehmlich Lange, die altdeutſche Literatur, um deren Wiederbelebung damals Bodmer ſich bemühte, mit vieler Liebe aufnahm: man ſchickt (ſchon in den vierziger Jahren) in den freundſchaftlichen Briefen Lieder der „Minneſinger“ hin und wieder, erklärt, überſetzt, bewundert ſie, tauſcht Nachrichten von den Lebensumſtänden, den Handſchriften und Ausgaben unſer älteren Dichter [2], und dies Alles mit der ganzen innigen Behaglichkeit, welche dilettantiſchen Bemühungen eigen iſt. Aus ſolchen aber, ja aus der Gährung noch unaufgeklärterer Neigungen und Leidenſchaften, hat im Verlauf der Jahre unſere ganze deutſche Philologie (das heißt, im Gegenſatz zur klaſſiſchen, die philologiſche Behandlung unſrer deutſchen Sprache und Literatur) ſich entwickelt; es iſt eine Wiſſenſchaft, die aus dem Herzen gewachſen iſt, und wir werden daher dieſe dilettantiſchen und unreifen Anfänge um ſo freundlicher beurtheilen müſſen, je höher in der That der Werth iſt, den wir jetzt auf unſere Philologie zu legen haben, und je mehr wir von ihr, und im Einzelnen von der wiſſenſchaftlichen Behandlung unſrer Literaturgeſchichte, auf welche ſie, als auf ihr letztes und edelſtes Ziel hinarbeitet, die größten Erfolge auch für unſre künftige Literatur ſelbſt erwarten, die durch ſie wahrhaft eine ſelbſtbewußte werden und damit dieſelbe Ausſöhnung und lebendige Vereinigung von Kritik und Production erreichen wird, die wir bisher nur in Göthe und Schiller allein bewundern. — Auch trugen dieſe Beſchäftigungen mit den „Minneſingern“ ſchon damals einige unmittelbare Frucht für die moderne Literatur, indem Gleim [1]) und auch die Göttinger Dichter, beſonders Miller, die Form derſelben anzunehmen ſuchten und dadurch auf die ganze Entwicklung unſers Liebesliedes nicht ohne Wirkung blieben.

---

[1]) Schon 1746 ſchreibt Bodmer an Lange: „Ich bin Herrn Meier für die Baumgarten'ſche Erklärung verbunden; ich hoffe, wir werden noch einen Achilles für die gute Sache an ihm bekommen.“ Freundſchaftlicher Briefw. 1, 138.

[2]) z. B. in der bekannten Stelle: „Sein kritiſch Lämpchen ꝛc., die man gewöhnlich als ein einzelnes Epigramm anführt; ſie kommt aber in einer Epiſtel „an den Herrn Marpurg über die Regeln der Wiſſenſchaften zum Vergnügen; beſonders der Poeſie und Tonkunſt“ vor und lautet im Zuſammenhang folgendermaßen:

„Ach arme Poeſie! anſtatt Begeiſterung
Und Göttern in der Bruſt, und Regeln jetzt genung.
Nach einen Bodmer nur, ſo werden ſchöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn, ſtatt Geiſt und Feuer füllen.
Sein Affe ſchneidert ſchon ein ontologiſch Kleid
Dem zärtlichen Geſchmack zur Maskaradenzeit.
Sein kritiſch Lämpchen hat die Sonne jüngſt erhellet,
Und Klopſtock ward durch ihn, wie er ſchon ſtand, geſtellet.“

(S. W. in der Lachm. Ausgabe 1, 182.) Man ſieht, Leſſing wußte ſchon damals (vermuthlich 1747) ſehr genau, worauf es eigentlich ankam und worin die ſtreitenden Partheien es in Wahrheit verſahen.

---

[1] Sulzer, in dem angeführten Briefw. I. 269.

[2] Welchen Standpunkt des Urtheils man dabei inne hatte, zeigt z. B. Bodmer's Aeußerung von 1747: „Seitdem wir den pariſiſchen Codex von allemanniſchen Liedern in Zürch haben, ſind wir ſtark damit beſchäftigt, ihn zu copiren. Es ſind tauſend Einfälle darin, deren Hagedorn ſich nicht ſchämen dürfte.“ a. a. O. II, 57. und ganz ähnlich I, 156. Vgl. über dieſe altdeutſchen Studien überhaupt I, 119. 164. 254. II, 235—286.

Wir haben hier wiederum Gleim's Namen genannt, und müſſen nun ſogleich einige Augenblicke näher bei ihm verweilen, deſſen Wurzeln ſämmtlich in Halliſchem Boden ſtecken und deſſen Halberſtädter Kreis nichts iſt, als, ſo zu ſagen, eine Commandite von Halle, mit welchem er aufs Innigſte verflochten iſt. Gleim hatte in Halle unter Baumgarten ſtudirt, hatte frühzeitig im Umgang mit Uz, Götz, Pyra ſich der Dichtkunſt ergeben, und durch die Leichtigkeit und franzöſiſche Glätte ſeiner „ſcherzhaften Gedichte“ Publikum und Kritik für ſich gewonnen, ſo daß er von ſeinem erſten Auftreten her eine faſt unangefochtene Geltung hatte. Dieſe benutzte er ſogleich praktiſch nicht ſowohl in der Literatur, von deren Kämpfen und Fehden er ſich gefliſſentlich fern hielt, als im Verkehr des Lebens, in freundſchaftlichem Umgang und Briefwechſel, für den er bis in ſeine ſpäteſten Tage eine wahre Manie hatte, ſo daß er nicht leben konnte anders, als in Freundſchaften, unter Poeten und Poetaſtern, denen er einen Mittelpunkt abzugeben, die er anzuregen, zu bilden und zu unterſtützen ſuchte. Er träumte von nichts, als von poetiſchen Geſellſchaften, von Stiftungen und Academien, in denen die Poeten leben ſollten als ſolche, und ſuchte mit einer ſtaunenswerthen Beharrlichkeit, mit einer rührenden Aufopferung dieſen Plan, ſo viel an ihm lag, durchzuſetzen und ſein Halberſtadt zu einem — ich weiß nicht welchem, Athen zu machen. Er iſt der wahre Waiſenvater unſrer Poeten, zugleich vermöge ſeines eigenthümlichen Charakters, der ihm das fortwährende Anlehnen an Andre, auf die er zu wirken ſcheint, während in Wahrheit er ſich tragen läßt von ihnen, eine Hauptſtütze der literariſchen Freundſchafteleien.

---

[1]) So ſchon in den „Petrarchiſchen Gedichten“, 1763, die von Petrarka gar nichts haben, als den Namen, aber von den Minneſängern recht viel haben ſollen; dann 1773 in den „Gedichten nach den Minneſingern“ u. ſ. w. Siehe bei Jördens, II, 145. 146. und Korte in Gleim's Leben, 122. 172.

Man weiß aus der Geſchichte des Leipziger Kreiſes und aus Klopſtock's Wingolf, wie verbreitet ſchon damals dieſer Freundſchaftsenthuſiasmus war: es war das Fühlen des Subjects im Andern, das beginnende Gemüthsleben, der Vorläufer der Liebe, die dann Klopſtock ſelbſt wirklich in die Literatur einführte, freilich noch im Gewande der Sionitin[1], wie Giſeke, ſein Freund, ſie nur unter der Hülle erborgter Namen hatte einzuſchmuggeln gewagt[1]). Wieland ergänzte darauf die ſinnliche Seite, und Göthe zuerſt ſchuf dann wieder wahre Liebeslieder, in denen, wie ſie aus wahrhaft Empfundenem, aus Selbſterlebtem hervorquellen, die beiden Seiten des Gemüths und der Sinnlichkeit in wahrhaftem Pathos vereinigt waren.

---

[1] Daß ſie dies Gewand bei Klopſtock nicht bloß in der Literatur trug, ſondern daß er ſeine Empfindungen wirklich alle in dieſe enthuſiaſtiſch religiöſe Sphäre hineingeſteigert hatte, zeigt der ſeraphiſche Schwung der zwiſchen ihm und Meta wirklich gewechſelten Liebesbriefe: ſ. in der Clodius'ſchen Auswahl I, 135. 145. und in Klamer Schmidt's Klopſtock und ſeine Freunde I, 32. Vgl. auch den zweiten Band ſeiner ſämmtl. Werke.

Gleim iſt eigentlich das Pathos der Liebe fremd, wie er auch im Leben ſelbſt immer als Junggeſell daſteht und den gewaltigen Liebesleidenſchaften ſeiner Freunde, eines Klopſtock und Kleiſt, nichts Aehnliches an die Seite zu ſetzen hat.[2]) Daß er dennoch Liebesgedichte gemacht hat, unendlich mehr, als Klopſtock und Kleiſt zuſammen, daß er ſogar Stifter und Haupt der Anakreontiſten und Petrarchiſten[3]) geworden iſt, widerſpricht dem nicht: denn all dieſe Gedichte ſind inhaltlos, ſie ſind conventionell und haben nur einen hiſtoriſchen Werth, inſofern die deutſche Poeſie in ihnen gewiſſe Formen, ein Material gleichſam von Anſchauungen und Wendungen gewonnen hat, das den ſpäteren Dichtern zu gute kam. Selbſt Gleim's Freundſchaften, ſo lebendig dieſe auch ſcheinen und ſo außerordentlichen Werth er ſelbſt darauf zu legen pflegte (wie er denn allen Ernſtes daran dachte, Gleim und Kleiſt ſolle ſo ſprüchwörtlich werden wie Damon und Pythias), haben viel Gemachtes und Unwahres;[4]) es war in ihm die

---

[1]) Gervinus, IV, 81. — Ergötzlich iſt es, wie auch die Sippſchaft des Lange'ſchen Briefwechſels dieſe Frage behandelt, ob in der Poeſie die privaten und wirklichen Verhältniſſe verhüllt und mit fingirten „arcadiſchen" Namen einzuführen ſeien oder nicht: I, 174. 175. II, 60.

[2]) Ueber ſeine kurze Brautſtandsgeſchichte, deren baare Proſa und kläglicher Ausgang einen komiſchen Gegenſatz z. B. gegen Klopſtock und Fanny oder Meta macht, vgl. außer Körte auch Klopſtock und ſeine Freunde, II, 28. fgg.

[3]) Manſo, VIII, 194. 196.

[4]) Vgl. hierüber in dem Körte'ſchen Buche außer dem Abſchnitt

Caprice der Freundſchaft, einer Freundſchaft, die weiter auf keinen Inhalt ſah, als etwa auf eine gewiſſe Genialität, eine poetiſche oder doch literariſche Regſamkeit ihres Objects, was wieder mit ſeinen wunderlichen Projecten zum Anbau und zur Pflege unſeres Dichterwaldes zuſammenhing. Daraus erklärt ſich auch, wie es ihm möglich war, ſich nach der Reihe mit ſo ganz ungleichartigen Menſchen zu umgeben, und mit Jacobi zu liebäugeln und mit Heinſe zu ſchwärmen und Johannes Müller anzubeten, wie er vorher Klopſtock angebetet und Kleiſt umarmt und um ſeinen Michaelis geweint hatte. Recht deutlich wird dies Abſtracte ſeiner Freundſchaftelei in dem langjährigen Verkehr mit Klopſtock. Nachdem die erſte Begeiſterung für den Meſſias ſich gemildert hatte, nachdem Klopſtock von der Leidenſchaft zur Fanny entwöhnt und dadurch Gleim's Stelle eines Vermittlers und Vertrauten erledigt war, ſo blieb außer der Reminiscenz dieſer Zeit, eigentlich nichts Feſſelndes, nichts lebendig Gemeinſames zwiſchen Beiden. An dem deutſchthümelnden Weſen, an den Bardengeſängen und den grammatiſchen Unterſuchungen, die Klopſtock damals erfüllten, nahm Gleim keinen Antheil,[1] von dem wieder Klopſtock darin das Gegentheil war, daß er ſich von der jüngeren Literatur vornehm zurückzog[2], während Gleim nicht müde ward,

---

„Freundſchaft und Enthuſiasmus", p. 380., viele einzelne Stellen deſſelben (z. B. p. 65. 67. 143. 156.) und dann beſonders die verſchiedenen Briefwechſel mit Klopſtock, Kleiſt, Heinſe, Müller.

[1] Das vermerkte Klopſtock ſehr übel; er ſpricht vornehm von „Leuten, die nur in dem ausländiſchen Tempe herumhorchen und niemals ein Laub der vaterländiſchen Haine haben wehen hören," denen man daher auch nichts von dieſer esoteriſchen Weisheit mittheilen dürfe. Körte, a. a. O. 129. Klopſt. u. ſ. w. II, 179.

[2] Göthe in Dicht. und Wahrh. II, (S. W. 25.) 293.

zu protegiren und zu pränumeriren und jede neue Richtung zu bewundern. Dennoch ward dieſe Freundſchaft künſtlich unterhalten, als wäre ſie wirklich etwas Großes und Rechtes, und noch kurz vor dem Tode Beider ließ Gleim, zu deſſen andern Suchten auch die Monumentenſucht gekommen war,[1] dieſer Freundſchaft ein Denkmal ſetzen.[2] Und ſo iſt es überhaupt mit dem Gleim'ſchen Enthuſiasmus: er iſt abſtr- Gleim's Poeſie daher conventionell[3] und ohne anderen Einfluß auf die Literatur, als den der äußerlichen Anregung, indem er in einigen neuen Formen, wie in den anakreontiſchen, den petrarchiſchen Gedichten, auch in den Romanzen voranging. Eine Ausnahme hievon bildet einzig ſein Patriotismus: die Begeiſterung für Friedrich iſt ſein wahres Leben, ſein Herz,[4] und ſelbſt ſeine Unterſtützungen und Protectionen ſcheinen hier ihr eigentliches Ziel zu haben: immer, bei jedem neuen Genie, welches auftaucht, hofft er, das werde ein Poet ſein für Friedrich, alle ſeine Protegees vertröſtet er, Friedrich werde ſie ſchon nächſtens nach Berlin rufen, er wolle ſie ihm empfehlen, und z. B. Johannes Müller empfahl er wirklich an den damaligen Kronprinzen.[1]) Was er daher aus dieſem patriotiſchen Enthuſiasmus heraus poetiſch darſtellte, das iſt wirklich lebendige Poeſie: ſeine Kriegslieder,[2]) die es auch

---

[1] So die Lorenzodoſen (nach Yorik) und die Friedrichs-Ringe: Körte, 236.

[2] Intereſſant iſt es, mit dieſen abſtracten literariſchen Freundſchaften des achtzehnten Jahrhunderts die männlichen und werthvollen des ſiebzehnten, eines Opitz, Flemming u. A. zu vergleichen (Gervinus, III. 236.), vielleicht auch — die abſtracten literariſchen Feindſchaften des neunzehnten Jahrhunderts!

[3] So hatte ſchon Herder in den Fragmenten bei Gelegenheit der anakreontiſchen Lieder ſehr richtig bemerkt, daß in Gleim „mehr todte Kunſt, als lebende Natur."

[4] Dieſen Enthuſiasmus für Friedrich, in welchem Gleim unduldſam war, wie in allen ſeinen Neigungen, theilte bekanntlich Klopſtock keineswegs, dem Friedrich der Große undeutſch und darum verhaßt war, weshalb er ſich an Kaiſer Joſeph anzuſchmiegen ſuchte, der wiederum dem eiferſüchtigen Gleim nicht behagte. Natürlich war dieſ-

---

gänzliche Verſchiedenheit der patriotiſchen Richtungen in Klopſtock und Gleim kein geringes Hinderniß einer wahren und lebendigen Freundſchaft zwiſchen Beiden. Uebrigens war auch Andern, z. B. Leſſing, der extravagante Patriotismus Gleim's unbequem und bedenklich: Körte, 101.

[1]) Briefe deutſcher Gel., II, 105. vgl. 42. 48. Auch Heinſe hatte er in ſeinen Gedanken zu Friedrich's Gallerieinſpector gemacht: I. 371. Aehnliches mit Bürger, Voß, Gurlitt u. ſ. w.

[2]) Leider iſt hier nicht Raum zu einer ausführlicheren Betrachtung dieſer Gedichte, ſo intereſſante Anknüpfungen ſie auch darbieten. Nur auf das ſehr merkwürdige Hineinſpielen des „ſeraphiſchen“ Elements, der „Aſſaphsharfe“ auch in dieſe Lieder, das man bisher noch überſehen hat, ſei hier verwieſen. Der Grenadier beginnt gleich den erſten Siegsgeſang:

„Gott donnerte, da floh der Feind!
Singt, Brüder, ſinget Gott!
Denn Friederich, der Menſchenfreund,
Hat obgeſiegt mit Gott.“

Dergleichen Stellen finden ſich außerordentlich viele; eine Zuſammenſtellung, freilich zu anderem Zweck, bei Körte, 81. f. Wichtig iſt beſonders auch die ausdrückliche Ankündigung:

„Im Allerhöchſten Siegeston,
Mehr Pſalm, als Siegeslied“ u. ſ. w.

Gegenwärtig erſcheint dies ſehr unpaſſend und gegen den Charakter des Grenadiers; jene Zeit aber empfand dies Herausfallen aus dem Charakter nicht, dieſer Pſalmenton galt einmal für den poetiſchen, man bedurfte ihn, um warm zu werden. Intereſſant wäre es nun, dies erſte Herauswickeln des Patriotismus aus dem Religiöſen mit dem Uebergang der Befreiungskriege und ihrer Poeten aus dem Patriotiſchen ins Religiöſe (wie in Schenkendorf, Arndt u. ſ. w.) zu vergleichen. — Auch muß man, um das Volksliederelement in den Gleim'ſchen Kriegsliedern zu würdigen, einzelne andere Verſuche zu nationalcharakteriſtiſchen Liedern damit combiniren, z. B. Einiges von Kleiſt (II, 58. 150.), Weiße's Amazonenlieder, die „amerikaniſchen Lieder“ im Lange'ſchen Briefwechſel, II, 286. 290. 304. (vgl. die Klotz'ſchen Briefe, II, 26.) u. A. — Die lebendige Anſchauung in Gleim's Kriegsliedern erklärt ſich theils daraus, daß er früher ſelbſt als prinzlicher Secretair im Felde geweſen und dergleichen Scenen geſehen hatte (Körte, 29. 32. Anm.), theils und hauptſächlich ſind, deren Kenntniß man unter uns noch mit Gleim's Namen verknüpft. Durch ſie erreichte der Ruhm des Dichters ſeinen Gipfel; ſie ſind gleichſam auch die That, auf die er ſich in ſeinem Alter beruft, wie alte Generale auf die Schlachten, die ſie gewonnen haben;[1] um ihretwillen ſah man dem Sänger der „Zeitgedichte“[2] ſchon ſo Manches nach und erſparte ihm Beſchämungen, wie Bodmer ſie mit ſeinen Altersproductionen ſich bereitet hatte, ſo daß Gleim bis an ſeinen Tod in achtbarſter literariſcher Stellung blieb.[3] Seine Fäden

---

hauptſächlich aus den Briefen, die Kleiſt ihm von Ort und Stelle ſchrieb: Körte, 78. 103.

[1] In den Briefen, mit denen er wegen allerhand Protectionen Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III. u. A. angeht, beruft er ſich immer darauf, daß er ja „der alte Grenadier“, „der alte Soldat“ ſei; vgl. Körte, 278. 285. 318. — Mit dem Alter wurde dies Imploriren bei großen Herren eine Art von fixer Idee, durch die er höheren Ortes oft ſehr unbequem werden mochte; wie unbequem, läßt die Antwort des Königs von Preußen merken: Körte, 287. und auch bei Gervinus abgedruckt, IV. Aber ſ. auch Körte, 317. — Doch darf nicht überſehen werden, daß Gleim nie das Geringſte für ſich vorſchlug oder bat (wenigſtens war der Egoismus ſehr fein und verſteckt, wie z. B. wenn er den König bittet, Voß doch zu penſioniren „mit der Bedingung, daß er ſich in Halberſtadt aufhalte“: a. a. O. 316.), ja daß der Grenadier dem großen Friedrich nicht bekannter war, als Ramler (Briefwechſel mit Heinſe, II. 75. vgl. Körte, 220.), deſſen republikaniſche Keuſchheit Gleim theilt.

[2] Mit ihnen eiferte er beſonders gegen die Revolution; aber ſammt den neueren Kriegsliedern ſind ſie völlig inepte Greiſenarbeit. vgl. Körte, 257. 268. 277.

[3] Selbſt Göthe und Schiller in den Xenien ſtreiften nur leiſe an den „alten Peleus“, der ſich ſehr unglücklich durch ein neues Heftchen Gedichte zu rechtfertigen ſuchte: Körte, 300. und in Hoffmeiſter's Nachtr. zu Schiller, III. 191. — Bemerkenswerth iſt, wie Herder, dem es in Weimar in ſeiner eigenen Nachbarſchaft nicht wohl war, ſich an Gleim anlehnt und er, der Biſſige, gutmüthig genug iſt gegen Gleim — oder billig genug gegen die Weimar'ſchen Dichter! — die Gedichte des alten Mannes zu bewundern. Aber dies war überhaupt ein

übrigens reichen überall hin: er lobte und empfahl, ſubſcribirte und pränumerirte überall, enthuſiasmirte ſich an Allem, correſpondirte mit Allen, und es iſt daher faſt während eines halben Jahrhunderts kaum ein Fleck in unſerer Literaturgeſchichte, wo uns der „Vater Gleim“ nicht begegnete.

Nächſt Gleim iſt auch **Kleiſt** in den Halliſchen Kreis zu ziehen, der uns gleichfalls in der Sippſchaft des Lange'ſchen Briefwechſels begegnet, wo er das überſchwängliche Freundſchaftselement mit beſonderem Behagen in ſich aufzunehmen ſcheint.[1] Allein Kleiſt, im Gegenſatz zu den Uebrigen dieſer Genoſſenſchaft, war ein feſter, männlicher, ſelbſt verſchloſſener Charakter: was die Anderen nicht kannten, der Schmerz einer hoffnungsloſen Liebe und der Ehrgeiz und Thatendrang des Kriegers, brannte in ihm; er war ein Mann mehr des Handelns, als des Dichtens, wie er ja auch nur wenig producirt hat und erſt auf beſondere Ermunterung Gleim's und anderer Freunde.[2] Durch dieſen Charakter widerſtand er der Gefahr, ſich in eine conventionelle Art hineinzudichten, wie Gleim, und wo er doch nicht frei davon iſt,[3] da tragen die Muſter die Schuld, denen er lernend folgte. Er goß wirklich ſein

---

Manoeuvre der Herder'ſchen Eiferſucht, und nicht ohne Grund ſchreibt Schiller an Göthe: „An Herder's Confeſſionen über die deutſche Literatur verdrießt mich noch außer der Kälte für das Gute, auch die ſonderbare Art der Toleranz gegen das Elende.“ ſ. Hoffmeiſter zu den Xenien, a. a. O. 120.

[1] a. a. O. II, 28. 34. Doch konnte ſich Kleiſt's männliches Weſen nicht lange in dieſer weibiſchen Zerfloſſenheit und Exaltation gefallen; ſeine Gedichte ſind frei von aller Freundſchaftelei. (Nur einmal wird Lange genannt: II, 74.) Praktiſch, mit edler That, war er dafür ein deſto redlicherer Freund: ſiehe Körte im Leben Kleiſt's vor ſeiner Ausgabe der Gedichte, I, 119. 139.

[2] a. a. O. 15. 47.

[3] z. B. Gedichte, II, 23. 48. 57.

Herz aus in ſeinen Poeſien: der ſchmerzliche Nachhall jener unglücklichen Liebe, die Unzufriedenheit mit ſeiner äußern Stellung,1) der unbefriedigte Trieb nach Kampf, Sieg und Ruhm, das Alles erfüllte ihn mit einer tiefen und aufrichtigen Schwermuth,2) in Folge deren es ihm Bedürfniß war, ſich in die Einſamkeit der Natur zu flüchten. Aus ſolchen innerlichen Motiven, dünkt uns, iſt der „Frühling" entſtanden,3) der die Bibel der ſentimentalen und naturenthuſiaſtiſchen Jugend wurde. Aber wie hätte er das werden können, wäre er eine bloße Schilderei und nicht von dem Lebenshauch perſönlicher, gemüthlicher Stimmungen durchzittert? Eben dieſe ſanfte Melancholie, dieſe ſtille verhaltene Trauer, dieſer Zug des Herzens, der Kleiſt in die Arme der Natur geführt hatte, dies war es, was die Jugend noch in den ſiebziger Jahren aus dem „Frühling" herausempfand, wenn ſie ihn las „unter dem blühenden Apfelbaum, wo die Nachtigall ſingt, die Taube girrt und die Blüthen auf die Blätter des Buches fallen."4) — Und nun, was in den Herzen der Uebrigen nur als ſtumme, wenigſtens als müßige Verehrung lebte, die Begeiſterung für Friedrich den Großen, das hatte dieſer Liebling der Muſen in friſcher und männlicher That bewährt, dafür

---

1) So in der bittern Stelle eines Briefes von 1758. „Ich glaube, daß ich einſt noch im Himmel ein Sclave ſein werde", I. 116.

2) Die ſich ſelbſt bis zum Haß gegen Welt und Leben ſteigern konnte: II, 67. — Ein zum Verſtändniſſe Kleiſt's erhebliches Gedicht iſt ſein „gelähmter Kranich"; dieſer einſame Wandervogel, welcher die Heimath nicht erreichen kann, war er ſelbſt. Auch Klopſtock'ſche Elemente ſind in ihm: I. 217. II, 89. 125. 219.

3) Ueber die Entſtehungsgeſchichte deſſelben a. a. O., I, 21. 28. 29. 31. 35.

4) Voß an Erneſtine v. J. 1773 in Voß' Briefen, I, 219. Wir kommen unten ausführlicher darauf zurück.

hatte er ſein eignes Leben geopfert und war gefallen im Heldentod, ein Schmuck des Parnaſſes und des Vaterlandes. Dieſe Glorie war die höchſte, die zu erringen war, dieſe Sympathie die mächtigſte, die die Herzen an einen Dichter feſſeln konnte, ja dies raſche und traurige Verhängniß, das ihn mitten aus dem vollen Leben dahingeriſſen hatte, war ſchon an ſich geeignet, die Herzen der ſentimentalen Jugend für ihn lebendig zu erhalten. So nahm Kleiſt einen unbeſtrittenen Ehrenplatz ein in der Literatur [1]); der Schmerz vielleicht, nicht aber die Bewunderung, nicht die Liebe erloſch, die ſeinen Tod in ſo zahlreichen Gedichten beklagt hatte, und kein Kritiker hätte wagen dürfen, Kleiſt's poetiſche Tugenden in Zweifel zu ziehen: ſchon ſein Tod allein hatte ihn unantaſtbar gemacht. —

Wie nun Lange, Gleim, Kleiſt durch ihre Productionen Halle in der Literatur repräſentiren, ſo mangelte ihm auch nicht eine kräftige Vertretung, eine eingreifende Wirkſamkeit in der Kritik und dem Journalismus jener Zeit. Vielmehr war von alten Zeiten her Halle, wo ja Thomaſius das erſte deutſche Journal herausgegeben hatte, ein Sitz dieſer Literatur geblieben; Gottſched ſowohl, als ſeine Gegner, unter Lange's Leitung und Meier's Beiſtand [2]), hatten allerhand Zeitblätter verſucht und die Kritik gehandhabt mit Eifer, nach den Eingebungen ihrer Leidenſchaften und Parteien. Aber viel anſehnlicher und von dem übrigen Deutſchland viel beachteter war die journaliſtiſch kritiſche Thätigkeit, deren Sitz Halle in den Jahren **1768** bis **1772** durch Klotz wurde. Klotz war bekannter Weiſe Philolog, mehr geſchmackvoll, als gründlich, der Heyne'ſchen Cultur verwandt, aber ohne den Kern jener ſittlichen Kraft, welche dieſe Cultur in Heyne ſo mächtig und herzbezwingend machte. Er war von Göttingen¹), von wo ihn wohl Heyne's Ankunft vertrieben hatte, **1765** nach Halle gekommen. Die Sicherheit, mit welcher er urtheilte, die Gewandtheit ſeines welt- und lebemänniſchen Weſens und ſeine einſchmeichelnde Kunſt der Cliaue und Intrigue verſchafften ihm in Halle bald einen großen Einfluß und einen Anhang, der ſich weit durch Deutſchland verbreitete. Er war befreundet und in perſönlichem Umgange mit Gleim, Jacobi u. ſ. w., ſpielte mit ihnen den Freundſchaftsenthuſiaſten und lockte an ſich, was von Schöngeiſtern in der Nähe war. Hätte er die Kenntniſſe, die er beſaß, weniger raſch verbraucht und ausgegeben, hätte er vor Allem ſeine Gewandtheit und ſeine unläugbaren Talente in den Dienſt eines geiſtigen und ſittlichen Principes gegeben, ſo hätte er mit der vorurtheilsfreien Unerſchrockenheit, die er beſaß²), der Literatur weſentliche Dienſte

---

[1]) Voß, der in den Briefen an Brückner bei Gelegenheit der Unzer-Mauvillon'ſchen Schrift ziemlich radicale Grundſätze merken läßt, verfehlt niemals, Kleiſt unter den Wenigen zu nennen, deren Gedichte des Leſens würdig, nämlich Kleiſt, Geßner, Ramler, Gerſtenberg und Klopſtock, a. a. O. I, 138. 185. — Um die Kritik und das Treiben der Parteien hatte Kleiſt ſelbſt ſich niemals viel gekümmert: er hielt ſich neutral zu Gottſched (Körte, I, 63.) und ſpottete über die Schweizer (62. 138.).

[2]) Siehe den freundſchaftlichen Briefwechſel, I, 112. ꝛc.

---

¹) Die Anzeige ſeiner Vorleſungen in Göttingen wird von der Notiz begleitet: „In ſeinen Vorleſungen pflegt er die Regeln des guten Geſchmacks und der Critik nach den Muſtern Griechiſcher und Lateiniſcher Poeten zu erklären, auch in der Wohlredenheit und in Antiquitäten Unterricht zu geben." (Pütter's Gelehrtengeſchichte von Göttingen, I, 187.) Das erinnert lebhaft an Heyne, der über den Batteux leſen wollte.

²) So z. B. in den Ausſtellungen an Klopſtock, in denen viel Richtiges und nur damals Unerhörtes iſt: ſ. die Recenſ. von deſſen

leiſten können. Aber ſo machte er es wie Gottſched, und brachte dem Egoismus Recht, Wahrheit und endlich die Ehre ſelbſt zum Opfer. Sein Tadel iſt ſelten ohne allen Grund, außer wo die Leidenſchaft und das Gefühl der eignen Noth ihn ſo verblenden, wie in dem Streit mit Leſſing: aber weil es ihm nur darum zu thun iſt, ſelbſt das Haupt einer Clique und ſelbſt ein gefeierter Mann zu ſein, ſo kann er der Kleinen und Mittelmäßigen nicht entbehren, die ihn tragen und ihm dienen. Dienſt aber verlangt natürlich Gegendienſt, und daher nicht in der Polemik, ſondern in der lobhudelnden Kritik, die gegen die Mittelmäßigkeit ſeiner Umgebung und Vetterſchaft geübt ward, liegt das Verderbliche und Schmähliche ſeiner kritiſchen Wirkſamkeit, zugleich der Keim ſeines Unterganges. Denn der Weihrauch, den ſeine Vaſallen, ein Schirach in Halle, ein Riedel in Erfurt, ein J. G. Jacobi in Düſſeldorf, ein Sonnenfels in Wien ihm ſtreuten, und dieſe unglaublichen Schmeicheleien, an die man ihn gewöhnte, ſtiegen dem armen Mann endlich zu Kopf[1]): mit der Verehrung wuchs die Eitelkeit, mit der Eitelkeit die Rechthaberei und der Unbedacht, mit welchem er ſich Blößen gab, und wieder mit dieſen der ſtolze Eifer, durch Anmaßung zu erſetzen, was er durch Unwiſſenheit und Unverſichtigkeit verſpielt hatte. Er ſtarb zur rechten Zeit; ſonſt hätte er noch vielleicht ſelbſt erlebt, was nun

---

„Rothſchild's Gräber" in der Bibl. II, 1, 162. Auch über Ramler's Oden und das Mythologiſiren: I, 1, 27.

[1]) So ſchreibt ihm Sonnenfels 1768: „Ihrem Urtheil (über ein Paar Theaterſtücke) ſehe ich mit Begier entgegen: es gilt mir als das Urtheil von ganz Deutſchland." Klotz' Briefwechſel, I, 6. Und in ähnlichem Stile ſchreiben Weiße (52. 79. 81.), Gleim (119.), Lavater (II, 85.), Denis (II, 198.) an ihn. Selbſt Leſſing, noch ganz kurz vor dem Ausbruch der Fehde (II, 178.), und Herder (93.) erwieſen ihm Achtung und Höflichkeit.

unmittelbar bei ſeinem Tode geſchah, daß nämlich von all den unterthänigen Freunden kein einziger ſeinen Namen zu vertheidigen, ſein Andenken zu retten ſuchte. Es iſt dies wirklich die Parodie der Halliſchen Freundſchaftelei, die in Klotz zum ärgſten Cliquenweſen ausgeartet war und nun an ihm ſelbſt ſich ſo bitter rächte[1]. — Sein Journal übrigens lebte, mit Ausnahme jener Kleinen, die ſeine Knappen waren, faſt mit aller Welt in Feindſchaft: er tadelte Klopſtock, ſuchte Leſſing zu vernichten, lag in Fehde mit den Schleswigern und am Bitterſten mit dem Nicolai'ſchen Inſtitute in Berlin, dem er ſich von Anbeginn hatte entgegenſtellen wollen[2].

Endlich iſt noch Erfurt's zu erwähnen, das ſich zum kritiſchen Halle ſtellt, etwa wie Halberſtadt zum poetiſch producirenden. Klotz' Werkzeug war hier Riedel, der auch bei dem Unternehmen der Halliſchen Bibliothek ſeine hauptſächlichſte Stütze geweſen war und nun in Erfurt in ähnlichem Geiſte eine „Philoſophiſche Bibliothek“ und „Erfurter gelehrte Zeitungen“ herausgab[3], ohne jedoch eine bedeutende oder gar eine eigne Wirkſamkeit zu finden. Neben ihm war der Leipziger Schmid thätig und ſeit 1769 auch Wieland, zwar unabhängig von beiden, aber, ſeiner leis auftretenden, ſchmiegſamen Natur gemäß, beſonders mit Riedel im Einverſtändniß[4] und vermuthlich ſich ſchon im Stillen übend in jenen kleinen Künſten der Journaliſtik, die er nachher in Weimar bei dem Merkur als offenes Geheimniß walten ließ.

---

[1] Bekanntlich iſt die Hauſen'ſche Biographie mehr eine Schmähſchrift als Biographie, — und dies war das Denkmal, das man ihm ſetzte! Vgl. Goethe's Recenſion aus den Frankf. Gel. Anz. S. W. 33, 117. Von allen poetiſchen Freunden, die er einſt gehabt, war der ehrliche Lange der einzige, der den Muth beſaß, ihm ein Leichencarmen nachzuſchicken: ſ. die Vorr. zum zweiten Theil des Klotz'ſchen Briefwechſels.

[2] Ueber dieſe Polemik vgl. die Auszüge bei Manſo, VIII, 282. fgg.

[3] In Kürze bei Jördens, IV, 349. Anm.

[4] Ueber Wieland's Erfurter Aufenthalt und beſonders über Rie-

Wien.

Wieland ſowohl, als Riedel, und von Halle her auch Klotz, vermitteln uns den Uebergang nach Wien, welches in dieſem ſiebenten Decennium ernſtliche Anſtalten machte, an der Literatur, wie ſie inzwiſchen im übrigen Deutſchland ſich ausgebildet hatte, Antheil zu nehmen. Denn bis dahin hatte Wien zu der deutſchen Cultur dieſelbe Stelle eingenommen, auf welcher im Weſentlichen es ſich auch jetzt wieder befindet[1], und die es nur in jenem Culturverſuch von 1770 und dann noch einmal, als es vor fünf und zwanzig Jahren die Extreme der Romantik in ſeinen Schooß aufnahm, verlaſſen hat. Denn dieſe Stellung geht nothwendig hervor aus der Rolle, die ſeit Jahrhunderten von dem Staat, deſſen Haupt-

---

del und Wieland's Schwäche für die elenden Schmeicheleien deſſelben vgl. Gruber a. a. O. II, 504. bis 519. Wenn man auch geneigt iſt, viel Ueberſchwängliches abzurechnen auf den Modeſtil der Zeit und Wieland's regſame Natur, ſo überraſcht es doch, wenn man lieſt, was Wieland an Riedel ſchreibt: „Ich liebe Sie mehr, als ich jemals einen vom Weibe Gebornen geliebt habe; denn niemals hab' ich noch den gefunden, deſſen Seelengeſicht dem meinigen ſo ähnlich geſehen hätte, als das Ihrige.“ (a. a. O. 513.) Eine ſchlechte Selbſtempfehlung für den guten Wieland! Aber ſo hatte er ſich auch früher hinzugedrängt, „der Freund eines Freundes des Herrn Klopſtock zu ſein“ (Gruber I, 136.), ſo hatte er Bodmer verehrt, ſo ſchwärmte er mit Jacobi, ſo betete er nachher Göthe kniefällig an, und ſchrieb dem nüchternen, unproductiven Merck, er (M.) ſei doch eigentlich die Hälfte ſeiner Seele und ein wahrer Poet.

[1] Ausnahmen, wie Grillparzer, A. Grün, N. Lenau, ſind eben Ausnahmen, die ſich hinlänglich erklären aus den Geſetzen des Drucks und Gegendrucks, und auf welche die Nation nur um ſo ſtolzer iſt, je mehr dieſe deutſchen Poeten in Oeſtreich, um wenig zu ſagen, nur Fremde ſind.

ſtadt es iſt, in dem Drama der geſchichtlichen Entwicklung iſt übernommen worden. So war es auch damals unberührt geblieben von all den geiſtigen Kriſen und Kämpfen, die das übrige Deutſchland zu einer ſo erſtaunlichen und fruchtbaren Thätigkeit erweckt hatten; was der wirklich lebendige deutſche Geiſt ſchon vor zwanzig Jahren weggeworfen als eine hohle, geſprengte Schale, den franzöſirenden Gottſched'ſchen Pedantismus, das war jetzt erſt in Wien Modeſache und der Geſchmack des Tages geworden, den eine ſchriftſtellernde Ariſtokratie in einer Unzahl ſchlechter Theaterſtücke nun auch in Oeſtreich zu verbreiten ſuchte[1]. Aber es war dies eben nur ein ariſtokratiſches Vergnügen, die Privatbeſchäftigung einzelner vornehmer Herren geblieben; auf den Kern der Wiener Bevölkerung, auf das eigentliche Volk wurde damit nicht gewirkt, nicht einmal zu wirken verſucht. Vielmehr die Literatur, an welcher dieſes Behagen fand, war wiederum dieſelbe, die ſie noch heute iſt und von der man nur zweifeln kann, ob ſie überhaupt eine Stelle in der Literatur verdient. Wir meinen jene Vorſtadtsſpectakel, jene Wiener Komödie, die das Zwerchfell des ſatten Wieners noch heute mit wenig Witz und vielem Schmutz ſo behaglich erſchüttert. Dieſe iſt Wien in der That eigenthümlich; wir begegnen ihr, wo in Wien zuerſt von einem Theater die Rede iſt, und noch heute nach anderthalb Jahrhunderten iſt ſie das vornehmſte literariſche Product, welches das eigentliche Wien dem übrigen Deutſchland ſchenkt. Man hat in neueſter Zeit, wie ſo Vieles, auch dieſe Komödie angefangen zu überſchätzen: denn es ſcheint wirklich, als ob die Zahl derer noch im Wachſen wäre, denen ſchon die bloße Abweſenheit der Cultur, bloß der Mangel an Kunſt, die naive Natur an ſich, und ob ſie noch ſo roh ſei, als Verdienſt und Tugend gilt. Freilich iſt hier nicht der Ort, auf dieſen Gegenſtand näher einzugehen; wir begnügen uns daher, in der Note eine Stelle aus einer alten Wiener Komödie herzuſetzen, aus welcher hervorgeht, daß der Charakter dieſer Wiener Poſſe noch heute weſentlich derſelbe iſt, wie vor hundert Jahren[1]. Aber dies und daß in Wien gerade dieſe Literatur einheimiſch iſt, wen möcht' es wundern? Es ſoll in Megara geweſen ſein, wo die Komödie entſtanden iſt. —

---

[1] Seit 1761; ſiehe Gervinus, IV, 386, und 390.

---

[1] In der „Engländiſchen Pamela“, einer Nachahmung des Goldoni von Fr. W. Weißkern (vergleiche über ihn Gervinus, IV, 385.), ſelbſtironiſirt ſich die Wiener Komödie folgendergeſtalt: „Eure engländiſchen Comödien ſind zwar critiſch, inſtructiv und voll ſchöner Charaktere; aber in der Comödie muß man lachen . . . Zu Wien machen ſie auch oftmals Comödien, welche ſo ſchmerzhaft wie die engländiſchen, und weit blutiger, als alle franzöſiſchen Tragedien ſind; aber das geſchieht nicht allezeit. Sie wechſeln ab bald mit Ballets, Maſchinen und Decorationen für das Auge, bald mit einem Liedel für das Ohr, bald mit einem Schnörkel für den Verſtand. Da ſie faſt alle Wochen etwas Neues auf das Theater bringen, ſo haben ſie auch allerhand neue Autores von unterſchiedlichem Caliber . . . . Ein ſolcher Comedifer zerbricht ſich nicht den Kopf über einen Charakter, daß er die Hectica bekommen möchte, wie unſre Autores in London. Point de tout! Er braucht nichts, als einen geſchickten Schneider, der ihm hier einen Fleck aus einer Oper oder Tragödie, dort ein Stück aus einer Comödie oder Burlesque, da einen Fetzen aus ein paar Nachſpielen zuſammenflickt: ſo iſt die Piece fertig. Hieraus entſteht ein tragiſch-lyriſch-comiſch-pantomimiſch-burleſquiſch-baſtardiſch-hermaphroditiſcher Miſchmaſch, daß man verzweifeln muß.“ Act I, Sc. 16. im VII. Band der Wiener Schaubühne, 1758, einer Sammlung, die für die Wiener Literatur ſehr charakteriſtiſch iſt, da ſie die beiden Elemente, die für Wien moderne Gottſched'ſche Cultur und die Tölpeleien des Bernardon, nebeneinander laufen läßt. Auch in F. L. W. Meyer's Lebensgeſchichte Schröder's (1819) iſt manches Hiehergehörige, z. B. I, 165. 359., wie auch der ganze Abſchnitt bei Gervinus verglichen werden muß: IV, 384—392.

Und dies ſollte in Wien nun mit einem Male anders werden, ſeit Joſeph II. im Jahre 1765 zur Theilnahme an der Regierung gelangt war, ein Fürſt, ohne Frage, von ſcharfem Blick, großartiger Geſinnung und dem redlichſten Willen, dem vielleicht nur zweierlei entgegenſtand, wirklich der große Reformator ſeines Reiches zu werden, der er werden wollte: das Eine, daß er Friedrich den Großen ſich gegenüber hatte, das Andere, . . . daß er über Oeſterreich herrſchte. Das Erſtere erregte ſeinen Ehrgeiz, ſeinen Wetteifer, es riß ihn hin zum Uebereilten und Carrikirten: denn er wollte es erzwingen, wenigſtens neben Friedrich genannt zu werden; das Andere, freilich ein Hauptumſtand, ließ ihn all ſeine Pläne, ſeine Entwürfe in die Lüfte bauen: denn es fehlte die Grundlage der Bildung, die ſie befeſtigt, es fehlten die Flügel der Volksbegeiſterung, die ſie getragen, es fehlte der Athem der Freiheit, der ſie belebt hätte.

Beides nun, ſowohl jener Wetteifer mit Friedrich, als die angedeutete Beſchaffenheit Oeſterreichs haben ſehr deutlich auch auf Joſeph's Bemühungen für die deutſche Literatur eingewirkt, jener auf ihr Entſtehen, dieſe auf ihr frühes und unfruchtbares Ende. Man hatte ſich in Deutſchland zwar ſo ziemlich darin ergeben, daß von Friedrich ſelbſt für die vaterländiſche Literatur nichts zu hoffen ſei; aber daß dies der Fall und daß man auf dieſe Hoffnung verzichten mußte, das war eben der Gegenſtand des Unmuthes und der leiſen oder lauten Klage. An der Spitze dieſer Mißvergnügten ſtand unter den Poeten Klopſtock, der es gar nicht verhehlte, daß er den Enthuſiasmus ſeiner Zeit für Friedrich nicht theile: der König war ihm undeutſch, war franzöſiſch, und das war genug, um ihm zu grollen. Hier entwickelt ſich nun ein höchſt merkwürdiges Phänomen. Das deutſche, das patriotiſche Bewußtſein war erwacht, es war vorhanden, wenn auch zunächſt nur in derjenigen Form, die es bei der Mehrzahl noch bis auf den heutigen Tag behalten hat und die ja auch bis auf Weiteres eine recht löbliche und würdige Form iſt, nämlich in dem perſönlichen Enthuſiasmus für den König, hier alſo für Friedrich den Großen. Und da dieſer in Wahrheit das freie deutſche Princip, den deutſchen Geiſt ſeiner Zeit enthielt und darſtellte, ſo war in dieſer lebendigen Begeiſterung für ihn auch die Hingabe an dieſes Princip, als das höchſte und das, wofür allein ein wahrer Enthuſiasmus Statt finden kann, innerlich enthalten. Sie alſo, die ſich für dieſen „undeutſchen, franzöſirenden“ König begeiſterten, ſie waren die wirklichen Patrioten, die wirklichen Deutſchen, was man am Beſten an Gleim ſehen kann, der gewiß ein deutſcher Biedermann war im ganzen Sinne des Wortes. Die Andern nun, die aus perſönlicher Abneigung, oder aus einer faſt ehrenwerthen Pietät gegen ihr beſonderes, provinzielles Vaterland, dieſen Enthuſiasmus für Friedrich nicht theilten, konnten ſich darum der Woge der Zeit, die auf das deutſche, das politiſche Bewußtſein hindrängte, noch nicht überhaupt und völlig entziehen: ſie lehnten ſich alſo, weil ſie die Betheiligung an jener lebendigen und thätigen Perſönlichkeit verſchmähten, an eine unlebendige, geſtaltloſe Vergangenheit: ſie wurden altdeutſch und dichteten Bardenlieder. Darum entſteht auch der Bardengeſang außerhalb Preußens: der Däne Gerſtenberg, Klopſtock, der Friedrichshaſſer, und Kretſchmann, der Sachſe, deſſen Vaterland durch Friedrich*) in ſeiner Blüthe gebrochen war, ſind die erſten Gründer und Pfleger des Bardengeſanges. Der Patriotismus des Bardengeſangs iſt alſo der inhaltloſe, der abſtracte, der eben deshalb auch ſogleich conventionell und unlebendig wird. Auch alle dunklen, ungewiſſen und ahnungsvollen Freiheitsregungen jüngerer Poeten, die ſelbſt noch nicht wußten, wo hinaus damit, und unter ihnen beſonders die Göttinger Dichter¹), ſchloſſen ſich daher an dieſe Richtung an. Aber ebenſo konnte dieſe Form auch nach Oeſterreich verpflanzt werden, da ſie ohne wirklichen Inhalt war und ein Enthuſiasmus für Deutſchheit und Freiheit dieſer Art ſelbſt für Oeſterreich nichts Bedenkliches hatte²). —

---

*) Hiebei erinnere man ſich an Göthe, Dichtung und Wahrheit II, (S. W. 25.) 128. 129.

Die deutſchen Poeten glichen damals den Fröſchen in der Fabel, die es auch überdrüſſig waren, Republikaner zu ſein. So wollten ſie auch mit Gewalt eine literariſch gebietende Hauptſtadt, einen Auguſtus und eine ganze Menge Mäcenaten haben. Aber der Himmel war barmherziger gegen die Poeten, als gegen die Fröſche, und ließ ſie, nicht einmal mit dem Schreck, ſondern mit der bloßen Vorfreude davonkommen. Denn als nun Joſeph zur Regierung gelangt war und bald darauf von Wien her verlautete, es ſeien große Dinge im Werk und die deutſche Literatur dürfe ſich von dem Mitregenten Marie Thereſien's einer nachdrücklichen Beförderung und Auszeichnung verſehen, da glaubten beſonders dieſe deutſch-

---

[1] vgl. Göthe a. a. O. II, (S. W. 25.) 139. fgg.

[2] Ganz anders combinirt Gervinus (IV, 227.) den Bardengeſang, nämlich mit unſerm nicht zu Stande gekommenen Epos, als deſſen Ausläufer und Nothbehelf er ihn entwickelt. Doch glaubt der Verf. nicht, daß Gervinus hiemit den Kern der Sache getroffen, wiewohl dieſe beiden Entwicklungen nicht ſo unvereinbar ſind, als es auf den erſten Anblick ſcheinen möchte.

thümelnden Poeten, jetzt werde die Herrlichkeit der alten Barden angehen und nun ſei es Zeit, Friedrich in Joſeph gleichſam einen Gegenkaiſer aufzuſtellen, um deſſen Hofburg ſie ſich ebenſo zu ſchaaren gedachten, wie franzöſiſche Philoſophen und Schöngeiſter ſich um Friedrich verſammelt hatten. Ein allgemeiner Enthuſiasmus für Joſeph, bloß auf das hin, was man für die deutſche Dichtkunſt von ihm erwartete, eine zärtliche Theilnahme an Wien, bloß auf Rechnung des Muſenſitzes, das es werden ſollte, bemächtigte ſich der Gemüther: Klopſtock ſchrieb dem Kaiſer ſeine Hermannsſchlacht (1769) mit einer Widmung zu, die merkwürdig war durch die begeiſterte Verehrung, die ſie ausſprach, und noch merkwürdiger durch das, was ſie nur andeutete[1]; ſchon deſignirte hier und dort ein Gerücht dieſe und jene Berühmtheit zum Mitgliede der künftigen kaiſerlichen Academie, und Aller Augen waren auf Wien gerichtet.

---

[1] „Dieſe Zuſchrift ſoll zu denen ſeltenen gehören, welchen man ihr Lob glaubt. Was ſage ich ihr Lob? Wenn der Geſchichtſchreiber redet, ſo lobt nicht er; ſondern die That. Und ich darf That nennen, was beſchloſſen iſt, und bald geſchehn wird. Der Kaiſer liebt ſein Vaterland, und das will Er, auch durch Unterſtützung der Wiſſenſchaften zeigen. Nur dies darf ich ſagen." — Aber das Schlimmſte iſt, daß er ſelbſt wohl nie mehr zu ſagen gewußt hat. Denn wie bei Leſſing (Lachm. Ausg. XII, 334. u. f.), ſo blieb man auch bei Klopſtock, wie es ſcheint, bei ſehr ungewiſſen Verheißungen und Einladungen ſtehen, wiewohl er nichts weniger dachte, als derjenige zu ſein, nach deſſen Entwurfe das projectirte Wiener Inſtitut, etwa eine „Gelehrten-Republik" unter kaiſerlicher Obhut, würde eingerichtet werden. So ſchreibt er ganz ernſthaft von „ſeinem Entwurf, bei deſſen Hauptſätzen er unbeweglich bliebe." (Brief vom April 1769 in Klopſt. u. ſ. Freunde, II, 211. Ein Fragment ſeines Briefes an Joſeph theilt er an Gleim mit: II, 231. Wer überhaupt die Geſchichte dieſes Wiener Projects und Klopſtock's Theilnahme daran verfolgen will, vergleiche folgende Stellen des gedachten Briefwechſels: II, 208. 211. 220. 222. 223. 226. 239. 262. u. die Ode in S. W. II, 15.) Daher erklärt ſich denn, daß auch die Göttinger nach Wien hinneigten. „Der Fürſt von Lichtenſtein, der Freund der deutſchen Muſe, welchen Namen Göttinger ihm gegeben haben." ... Gleim in einem Briefe von 1785. in Kl. u. ſ. Fr. II, 279.

Und in der That war in Wien ſchon etwas geſchehen: ein Franzoſe, der ſich eben in Wien aufhielt, der Marquis von Bouflers, ſelbſt ein Dichter in der Sphäre des Leichten, Tändelnden, Schalkhaften, hatte an den Wieland'ſchen Gedichten Geſchmack gefunden[1]; er empfahl ſie, als etwas Zierliches und Pikantes, der Wiener Ariſtokratie, die ſehr überraſcht war, daß dergleichen in Deutſchland exiſtire. Von dieſer Zeit an, alſo ſeitdem Wieland für ſeine deutſchen Landsleute durch einen Franzoſen gleichſam entdeckt worden war, iſt Wieland noch jetzt, wo er im übrigen Deutſchland wohl kaum mehr geleſen wird, der Lieblingsdichter für Wien und Oeſterreich geblieben, welches ihm auch in dem Herrn von Alxinger einen Nachahmer aufſtellte, der das imitatores, servum pecus, nicht Lügen ſtraft. So dachte man denn auch wohl daran, Wieland nach Wien zu ziehen, und dieſer ſelbſt, noch zu der Zeit, da er ſchon in Weimar war, ſcheint nicht abgeneigt geweſen zu ſein, in dieſen Boden überzutreten, für den er im Grunde auch geeigneter war, als für Weimar[2]. Mit dieſer Ausſicht war nun freilich Klopſtock und ſeinen Freunden, die Wieland ſogar recht gründlich haßten, wenig gedient. Es war daher ein großer Triumph für ſie, als nun auch ihr Leib- und Lieblingsinſtrument, die Telyn des Barden, auch von Wiener Händen geſpielt wurde: Denis, bekannt als der Barde Sined, ließ ſich von Kretſchmann und Klopſtock anregen, auch ſeinen öſterreichiſchen Patriotismus, ſeine Verehrung Joſeph's und dann noch vieles Andere, beſonders Freundſchafteleien, in die beliebte altdeutſche oder nordiſche Form zu kleiden; er bemeiſterte ſich ſogar eines ganz neuen Elementes, das damals auftauchte und welches überhaupt der Bardenpoeſie großen Vorſchub geleiſtet hat, des Oſſian, durch deſſen Bearbeitung er großen Ruhm und eine weitverbreitete Liebe einerntete[1].

---

[1] Gruber, a. a. O. II, 578.

[2] Gruber, III, 1 – 7. vgl. Gervinus, IV, 311.

Während nun ſo die Ariſtokratie und die Gelehrſamkeit in Wien freiwillig zu einem neuen Geſchmack, einer moderneren Cultur übergingen, wurde von obenher durch künſtliche Einwirkung verſucht, auch das Volk ſeinem bisherigen plebejen Wohlgefallen an den Poſſen und Plumpheiten der Vorſtadttheater zu entreißen. Joſeph von Sonnenfels, von der modernen Bildung und einem aufgeklärten Geſchmack gerade hinlänglich angehaucht, um in Wien eine Rolle ſpielen zu können, ein Client von Klotz, wurde zu einer Theaterreform vollſtändig autoriſirt[2] und durch die Behörden ſelbſt gegen die Anfeindungen und Verdächtigungen geſchützt, die theils der verletzte Volksgeſchmack, theils das Pfaffenthum, dem natürlich all dieſe Reformen ein Dorn im Auge waren, wider ihn erhoben; und ſo „änderte ſich der Geſchmack der Wiener jetzt auf allerhöchſten Befehl dergeſtalt, daß uns verſichert wird, ſchon 1771 hätte der Hanswurſt dem Pöbel ſelbſt nicht mehr gefallen[3].“ Nun ging man noch weiter und wollte, um die

---

[1] vgl. Goethe's Recenſion des Denis'ſchen Oſſian aus den Frankf. Gel. Anz.: S. W. 33, 71.

[2] Gervinus, IV, 387. Man vergleiche auch ſeine Briefe an Klotz (I, 1—46.) und beſonders einige Aufſätze in deſſen Deutſcher Bibliothek, z. B. III, 9, 79. II, 420.

[3] Gervinus, IV, 389.

Früchte der Praxis recht glänzend zu cultiviren, auch der modernſten Theorie einen Wirkungsplatz in Wien eröffnen: man berief Riedel aus Erfurt, Klotz' Getreuen — und damit hatte die große Wiener Reform mit einem Mal ein Ende. Die deutſchen Literaten erſchraken und wurden mehr als ungewiß über die Lauterkeit und Würde deſſen, was in Wien vorgehen ſollte, da man die viel gerühmten Berufungen mit einem Riedel eröffnete, der, trotz Wieland's Seelenfreundſchaft, doch allgemein in dem Rufe ſtand, den ſeine beſtochene, ſelbſtſüchtige, gemeine Journaliſtik verdiente[1]. Riedel ſelbſt konnte ſeine Stellung in Wien nicht behaupten: er ward wahnſinnig und ſtarb eines elenden Todes; der Kaiſer, bei dem die Projecte ſich raſch drängten und wechſelten, hatte Kunſt und Poeſie längſt wieder aus den Augen verloren, und ſo wird Wien erſt dann wieder in der Literatur genannt, als Friedrich von Schlegel dort heimiſch wurde, und, wenn man will, allerdings auch jetzt, wo man erfährt, daß Grün und Lenau zu fiſcaliſcher Strafe gezogen werden, weil ſie außer Oeſterreich haben drukken laſſen, was in Oeſterreich nicht darf geleſen werden.

Der Gewinn alſo, welchen einerſeits Wien, andrerſeits die deutſche Literatur von Joſeph's liebenswürdigem Einfall und der Begeiſterung einiger Poeten für ihn gehabt haben, ſtellt ſich ſo, daß in Wien ſeit dieſer Zeit jene perfide und verwerfliche Journaliſtik, jene freche und ſittenloſe Lohnſchreiberei Wurzel faßte, welche, als die Carrikatur der Sonnenfels'ſchen Aufklärung, die Heufeld und Klemm[2] einführten und die ſeitdem in Wien einen nur zu fetten Boden gefunden hat[1]. Die deutſche Literatur aber mußte ſich entſchlieſen, keines Fürſten Diener zu bleiben, und auch fernerhin, ohne Penſionen, ohne Academien, in Kampf und Streit aus ſich heraus jede höhere Stufe zu erreichen. Ja es iſt, als ob ſie ſelbſt nun durch einen outrirten Republikanismus vergeſſen zu machen ſuchte, daß ſie hatte an den Pforten der Hofburg ſollicitiren wollen: vom Norden her und vom Süden, in Hamburg, in Königsberg und am Rhein, entwickeln ſich die Keime jener groſen demagogiſchen Literaturbewegung, in welcher die Poeſie einige Zeit hindurch, praktiſch wie theoretiſch, jede Autorität, jede Geſetzlichkeit über den Haufen wirft, bis gerade aus dieſem tumultuariſchen Treiben die edle Beſchränkung in der Freiheit, die Schönheit der Kunſt und des künſtleriſchen Subjects hervorſpringt, die nun der Gunſt der Könige nicht mehr bedarf: denn ſie iſt ſelbſt eine Königin und wo ſie erſcheint, fliegen alle Herzen ihr von ſelber zu.

---

[1] Leſſing's Briefe, in S. W., XII, 329. 330.

[2] Gervinus, IV, 387, und was er aus Jean Paul anführt: 392.

Der Norden und der Rhein.

Unter den Städten des nördlichen Deutſchland hatte bis dahin Hamburg ſich am Theilnehmendſten und Fruchtbarſten für die Entwicklung unſerer Poeſie erwieſen. Noch im Ausgange des ſiebzehnten Jahrhunderts hatte es durch die vielberühmte Hamburger Oper und die niederſächſiſchen Poeten (Poſtel u. ſ. w.), welche ſich um dieſe gruppiren, einen anſehnlichen Platz in unſerer Literatur eingenommen; es hatte dann Brockes groß gezogen und Hagedorn den günſtigen Boden finden laſſen, deſſen ſein anmuthig geſelliges Talent bedurfte; es hatte endlich in der neueſten Zeit durch den Glanz und, wie es den Anſchein hatte, die umſichtige Gründlichkeit[1], mit welcher es ſeine Bühne wiederherzuſtellen und, wie einſt für die Oper, ſo jetzt für das moderne und geſchmackvolle Drama eine Muſterſchule zu werden verhieß, die kühnſten Erwartungen, die freudigſten Hoffnungen wenigſtens erregt. Jetzt (1771) verlegte auch Klopſtock, ſeit Langem durch die Ehe mit Meta Moller in Hamburg verſchwägert und befreundet, ſeinen bleibenden Wohnſitz von Kopenhagen hieher, wo bald ein geſchloſſener Kreis tüchtiger und gelehrter Männer, geiſtreicher Frauen ſich um ihn verſammelte, wie er der excluſiven Neigung entſprach, die ſich inzwiſchen in Klopſtock entwickelt hatte[2]. So wurde Hamburg durch ihn zwar keineswegs Sitz und Organ einer lebhaft eingreifenden literariſchen Macht; aber er gab doch den Mittelpunkt eines ehrenwerthen Kreiſes, in welchem Bildung und Wiſſenſchaft mit behaglicher Theilnahme gepflegt wurden, und machte dadurch, ja ſchon durch ſeine bloße Anweſenheit, Hamburg zu einem Mekka manches begeiſterten Jünglings, der kein höheres Glück faſſen konnte, als den Sänger des Meſſias von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen und der Aufnahme in die ſtille Gemeinde gewürdigt zu werden, deren Prieſter Klopſtock war. Solche Jünglinge, deren es damals in Deutſchland noch unzählige gab, horchten denn auch begierig jedem belehrenden oder ſtrafenden Worte, jedem bardiſchen Zuruf, deſſen der Oberdruide von Hamburg, der ſchon ſeine Gelehrten-Republik im Kopfe hatte, die deutſche Literatur würdig hielt; ja ſie ſchworen mit Begeiſterung auch auf jeden Ausſpruch derjenigen Kritik, die damals mit großer Heftigkeit und einer ungewohnten Kühnheit von Klopſtock's Schülern und Freunden, zum Theil unter ſeiner eigenen unmittelbaren Einwirkung, geübt wurde, und die gleichfalls im Norden ihren Sitz hatte, nämlich in Schleswig, einer däniſchen Provinz alſo, die damals, dem Beiſpiele folgend, welches ſchon in den funfziger Jahren die Hauptſtadt Kopenhagen ſelbſt durch Klopſtock's Berufung gegeben hatte[1]), ſich mit Neigung und ſogar mit Leidenſchaft in das Treiben der deutſchen Literatur hineinbegab.

---

[1] Der Verf. kann hier nicht umhin, an die ganz ähnliche Wendung zu erinnern, die die vermeintliche Einführung der deutſchen Literatur in Rußland genommen hat; denn auch hier iſt nichts von ihr ſo gut, ja im Grunde nichts weiter fortgekommen, als die Schandjournaliſtik: ſiehe König's literariſche Bilder, 279. 319. Die Quelle dieſer Erſcheinung iſt in Oeſterreich und Rußland dieſelbe.

---

[1] Man berief bekanntlich (1767) Leſſing zum Theaterdichter und Kritiker, und wollte in Löwen einen eigenen Lehrmeiſter für die Schauſpieler anſtellen. Ausführlich iſt dieſe, wie überhaupt die Geſchichte des neueren Hamburger Theaters in der oben angeführten Lebensgeſchichte Schröder's von Meyer zu finden; auch in Kürze bei Gervinus, IV, 392. fgg.

[2] Eine genaue und enthuſiaſtiſche Schilderung dieſes Klopſtock'ſchen Cirkels, der in manchem Bezuge ſehr lebhaft an die ausſchließlichen, ſchöngeiſtigen Geſellſchaften unſerer heutigen Romantiker erinnert (z. B. das Vorleſen), findet man in den Briefen der Göttinger und namentlich in den Miller'ſchen Romanen.

Wir haben hier die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“ im Sinne, welche in den Jahren 1766 und 1767 von **Gerſtenberg** herausgegeben wurden, Klopſtock's perſönlichem Freunde und Schüler[2]). Denn durch ihn war Gerſtenberg, der ſeine poetiſche Laufbahn mit Tändeleien im Geſchmack des Gleim'ſchen Anakreon begonnen hatte (1759), zu einem begeiſterten Anhänger, einem lauten Sprecher der neuen Richtung geworden, die ſich aus Klopſtock entwickelte und nun vom Bardenthum, von Young und Shakeſpeare und ſodann von Oſſian groß gezogen wurde. Klopſtock nämlich hatte in ſeinem lyriſchen Pathos der Subjectivität, dem Enthuſiasmus des Gemüthes zum Durchbruch verholfen; ſeine perſönliche Abgeſchloſſenheit, die hohe Meinung, welche er ſelbſt von ſeinem göttlichen Dichteramt hatte und die ſeine ganze anbetende Umgebung nur immer mehr in ihm befeſtigte[1]), ſo wie ſein dunkler, räthſelhafter Stil, deſſen Verſtändniß nur Sache der Berufenen und Eingeweihten zu ſein ſchien[2]), hatten die Meinung von einer beſondern unerklärlichen und unmittheilbaren Befähigung, einer urſprünglichen, geheimnißvoll höheren Natur des Poeten vorbereitet. Hiezu kam nun der abſtracte Freiheitsdrang der Bardenliteratur, es kam Young, der allen Werth des Dichtens in ſeine innerliche Urſprünglichkeit, in die ſelbſtherrſchende Macht des genialen Subjects ſetzte, es kam Shakeſpeare dazu, der ſchon damals, wie bei Vielen noch heute, für ein durchaus unerzogenes, faſt ungezogenes Genie und das Geſetzbuch der Geſetzloſigkeit paſſirte, und endlich Oſſian, der ja ebenſo außer aller Cultur ſtehen ſollte, ein Sänger der grauen Vorzeit, ein urkräftiges Original, das zugleich dem Bardenweſen einen neuen Aufſchwung und einen lebendigeren Inhalt gab[1]. Wir ſehen hier alſo Anfang und Elemente der ſogenannten Genieperiode, der Stürmer und Dränger, deren Weſen und Zuſammenhang dieſer iſt, daß die Subjectivität, die bis dahin nur geſucht hatte, ſich von dem Conventionellen zu befreien und gegen daſſelbe zu vertheidigen, jetzt, da ſie dieſes errungen hatte, aus der Defenſive überging in die Offenſive: ſie wollte nicht bloß nicht mehr unterthänig ſein, ſondern jetzt auch nichts mehr außer und neben ſich anerkennen oder beſtehen laſſen; ſie ſprang, wie ein Sklave, der ſeine Feſſeln bricht, aus dem Despotismus, den ſie erduldet, zu einem Despotismus über, den ſie übte. Das Subject läßt daher nichts mehr gelten, als ſich: es iſt Genie, iſt Original, es verachtet Regel, Geſetz und Sitte, es dringt überall auf das Urſprüngliche, das Anfängliche, an dem noch keine Tünche der Cultur haftet. Daher die Rückkehr zu dem, was man das Natürliche hieß, die Vorliebe für altnordiſche Literatur und überhaupt für alle Volkspoeſie, die Aufnahme ſogar der Volksſprache und ihrer provinciellen Vertraulichkeiten, Wendungen und Sprichwörter in die Sprache der Literatur, daher die gleichzeitige Verachtung und Ueberſchätzung der Kritik: nämlich Verachtung derjenigen Kritik, die ſich auf irgend eine Theorie, ein Herkommen und Syſtem begründet, wohingegen die neue Kritik, die ebenſo, wie die Production, auf dem Genie, dem Gefühl, dem Ahnungen und Unausſprechbaren beruht, das Anſehn ſelbſtändiger künſtleriſcher That gewinnt und Kraft dieſer genialen Abſtammung gegen jede Autorität und zum rückſichtsloſen Urtheil über Alles und Jedes berechtigt wird. —

---

[1]) Doch fängt das Verhältniß zwiſchen Dänemark und der deutſchen Literatur nicht erſt mit dieſer Berufung an, indem ihr bekanntlich Joh. Elias Schlegel's und Cramer's Ueberſiedelung, und der nordiſche Aufſeher (Gervinus, IV, 189.), ſowie andererſeits Holberg's Einfluß auf die deutſche Bühne vorangehen.

[2]) vgl. Klopſtock und ſeine Freunde, II, 196.

---

[1]) Vgl. Gervinus, IV, 120. 153. — Wie das früher in der Schweiz ging, haben wir ſchon erwähnt. Aber auch in ſeiner nächſten und täglichen Umgebung war dieſe Vergötterung heimiſch geworden: vgl. beſonders die Briefe an und über Klopſtock von ſeiner Frau, welche neben ihm betete, wenn er an der Meſſiade ſchrieb: Clodius' Nachlaß, I, 156. vgl. Klopſt. u. ſ. Fr. II, 17. und den 11. Band der ſämmtl. Werke. Ja ſo weit ging dieſe ſchwärmeriſche Anſicht, daß der Meſſias Klopſtock's ihm von Gott ſelbſt beſtimmte Lebensaufgabe ſei, vor welcher alles Andere verſchwinden müſſe, daß ſeine Freunde es wagen durften, bei Meta's Tode ihn damit zu tröſten, dieſer Tod und der Schmerz, den er nun erfahre, ſei doch eine gar herrliche Studie für ſein „göttliches" Gedicht: ſ. den Brief von Funke, a. a. O. 79.

[2]) Klopſtock verſtehen oder nicht verſtehen, war damals ebenſo Schiboleth und Gradmeſſer der Bildung, wie etwa vor einigen Jahren unter uns die Frage, ob man Göthe's Fauſt verſtehe, und wie noch jetzt, ob man Tieck lieſt oder nicht. Beſonders an Frauenzimmer wurde dieſer Maßſtab angelegt, (c'est tout comme chez nous!), wofür uns in Voß' Briefen an ſeine Braut, im Werther und Siegwart ergötzliche Beiſpiele begegnen.

---

[1] Vgl. über dieſe ganze Epoche Gervinus, IV, 413 — 426, und über Young's Antheil beſonders Seite 419.

Die Anfänge dieſer Periode ſtellen ſich uns nun auch in Gerſtenberg dar, der von den Anregungen derſelben ſich in ſeiner eigenen Production bereitwillig und entgegenkommend hatte beſtimmen laſſen: die Bardenpoeſie hatte er ſelbſt miteingeführt, aus Oſſian geht noch 1785 ſeine Minona hervor, und Shakeſpeare hatte er 1768 mit dem Ugolino wenigſtens zu erreichen geſucht. Hand in Hand mit dem Geiſte dieſer Productionen aber ging auch die Kritik in jenen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur,“ die ſich zwar eigentlich mehr mit der altnordiſchen und engliſchen, als ausdrücklich mit der deutſchen Literatur beſchäftigten, indeſſen bei keiner Gelegenheit verſäumten, an dieſe anzuknüpfen, und gegen Alles, was ihnen in ihr mißfällig war, mit einer heftigen und enthuſiaſtiſchen Polemik anzukämpfen. Unter den Poeten verfolgten ſie namentlich Wieland, dem ſie das Verdienſt nicht zugeſtehen wollten, das er durch ſeine Shakeſpeareüberſetzung (1762—66), mochte dieſelbe auch durch die Einſeitigkeit ſeiner äſthetiſchen Ueberzeugung zum Theil verunſtaltet ſein, ſich doch thatſächlich erworben hatte; ſondern ebenſo, wie einige Jahre ſpäter Göthe Wieland's vermeintliches Griechenthum, ſo entlarvten und verſpotteten dieſe Literaturbriefe ſein angebliches Brittenthum, indem ſie in ihrer kraftvollen Sprache ihm den Vorwurf machten, „er habe die Grazie in ein plumpes Auſternmenſch verwandelt"[1]. Sodann aber mußten ſie ſich auch nothwendig mit den bisherigen Journalen verfeinden, deren Kritik noch nicht auf das anonyme Genie, ſondern auf mehr oder weniger einſeitig befolgte Theorien gebaut war. Dieſe Journale erwiederten die Feindſchaft denn redlich, ſowohl die Berliner (gegen die beſonders der zwölfte Brief gerichtet war), als namentlich Klotz[2], hinter deſſen roher und leidenſchaftlicher Polemik ebenſo Wieland, wie Klopſtock hinter der Gerſtenberg'ſchen gegen Wieland ſteckt. Ergötzlich und, wenn anders Klotz ein Bewußtſein über dies Verfahren hatte, in der That eine gute Ironie iſt es, daß die Halliſche Bibliothek den Schleswigern, die doch recht aus dem deutſchen Weſen hervorgegangen waren, Undeutſchheit vorwarf wegen des barocken, mit Metaphern überladenen Stiles[3], deſſen geſuchte Originalität, Dunkelheit und Ueberſchwänglichkeit unſre Leſer nach dem oben Bemerkten ſich werden erklären können. Klotz ſelbſt nennt dieſen Stil „die Hamann'ſche Rüſtung" und beluſtigt ſich darüber, daß hier der Stil des „Königsberger Philologen" bewundernswürdig genannt werde[4]. Doch ehe wir, dieſem Fingerzeige folgend, uns nach Königsberg wenden, müſſen wir vorher noch einen Namen wenigſtens nennen, welcher gleichfalls in dieſen Kreis und zwar nach Hamburg gehört und der uns ſpäter unter der Freundſchaft des Göttinger Bundes noch öfters begegnen wird, nämlich Claudius. Dieſer hatte ſchon 1763 ſeine literariſche Laufbahn, ähnlich wie Gerſtenberg, mit Tändeleien und Scherzgedichten angefangen; die ungünſtige Aufnahme jedoch, welche dieſe Verſuche bei der Kritik erfahren hatten[1], ſcheint hinlänglich geweſen zu ſein, ihn für immer von der conventionellen Poeſie zu befreien und dafür den neuen Literaturrichtungen, die wir ſo eben charakteriſirt haben, in ihm ein ebenſo wirkſames als eigenthümliches Organ zu verſchaffen. Wenn nämlich, wie wir bemerkten, auch ſchon andere Schriftſteller ſich dem Volksthümlichen näherten und Wendungen und Dialect der Volksſprache wenigſtens in Einzelheiten annahmen, ſo ſchuf ſich doch Claudius zuerſt in der Wandsbecker Zeitung und nachher in den geſammelten Schriften des Boten einen vollſtändigen Jargon dieſer Art, den er mit ſo viel Talent und Gemüthlichkeit handhabte, daß er lange Zeit hindurch einen allgemeinen Beifall einerntete. In der treuherzigen Weiſe des Volkes beſprach er unter allerhand Einkleidungen und Andeutungen die großen Bildungsfragen der Zeit: er trat vorſätzlich als der Naive, der Ungelehrte, Unwiſſende auf, ein Feind der Regeln und der Syſteme[2], dem Herzen und der unmittelbaren Eingebung des Gemüthes allein vertrauend, kopfſchüttelnd zu der Aufklärung der Berliner, die Alles ergründen, Alles begrenzen, Alles lichten wollte, während er ſchon in den früheſten Schriften jene demüthige

---

[1] Im 14. bis 18. Briefe.

[2] Deutſche Bibliothek, I, 1, 101—112. 2, 96—105. Eine Fortſetzung der „Briefe" erſchien 1770; dieſelbe war gemäßigter und wird von Klotz anerkannt: VI, 24, 697—702.

[3] a. a. O. I, 1, 104. fgg.

[4] a. a. O. 110.

---

[1] vgl. Boie an Knebel, 109.

[2] Wandsb. Bote, III, 20.

Ehrfurcht, jene gläubige Bewunderung vor dem Unausſprechbaren der Gemüthswelt, der Kunſt und der Religion darlegte, die ſpäterhin in vollſtändige Myſtik überging. Hiedurch und recht augenfällig durch den Umgang mit der Münſterländiſchen Genoſſenſchaft, der Beiden gemeinſam war, deutet Claudius auf Hamann, auf welchen wir auch ſchon durch Gerſtenberg gewieſen wurden, und ſomit auf Königsberg [1].

Dieſe Stadt, die in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts durch eine eigene Dichterſchule in der Literatur war vertreten worden [2]), hatte ſeitdem keinen wirkſamen Antheil mehr an ihr genommen. Jetzt ſelbſt war der Mann, der binnen Kurzem die ganze Welt des Geiſtes erſchütterte, und Königsberg ebenſo zur Wiege der geiſtigen Freiheit machte, wie in ihm nach der Schlacht bei Jena unſere politiſche Freiheit wiedergeboren ward und vielleicht in dieſem Augenblick zum zweiten Mal wiedergeboren wird —! noch wenig genannt in Deutſchland und zunächſt nur den Königsberger Freunden und Schülern bekannt. Zu den erſtern gehörte damals noch Hamann, bereits, wie wir aus der Klotz'ſchen Anſpielung ſehen, ein bekannter Name, wiewohl die herrſchenden Parteien, namentlich die Berliner, deren einſeitig ſchematiſirende Verſtandeswirthſchaft einen unerbittlichen und beinahe grauſamen Gegner an ihm hatte, alles Mögliche thaten, dieſen Namen mehr zu einem berüchtigten, als berühmten zu machen. Sie hielten ſich dabei beſonders an den wunderlichen Stil und die geſuchte, ſchwerfällige und dunkle Ausdrucksweiſe, die, wie wir eben ſahen, die Schleswiger mit ihm theilten [1]). Allein bei Hamann war dies nicht, wie bei Gerſtenberg, eine Folge Klopſtock'ſchen Einfluſſes, ſondern bei ihm entwickelte ſich dieſer ſchwere, geſuchte und unverſtändliche Stil theils als ein nothwendiges Bedürfniß ſeines eigenen gewaltſam ringenden Geiſtes, auf deſſen getrübtem und unruhvollem Grunde ein Spiegelbild künftiger geiſtiger Entwicklungen ſchwebte, das ihn ſelbſt ängſtigte und quälte, weil er deſſelben nicht in Klarheit Herr werden konnte; theils war er eine gefliſſentliche Koketterie [2]), in welcher Hamann ſich wohlgefiel, wie in andern Heucheleien und Foppereien; theils war auch die häufige Leſung der Bibel und das Verſenken in allerlei myſtiſche Schriften nicht ohne Einwirkung geblieben. Dieſe ſchwerverſtändliche und oft in der That ungenießbare Hülle that dem Umfange ſeiner Wirkſamkeit nicht geringen Abbruch und gab vielem Spotte gegen ihn Raum und Grund. Am Wichtigſten war er daher damals noch ſeiner nächſten Königsberger Umgebung, Motherby, Green, Hippel, Scheffner, einem regſamen und tüchtigen Kreiſe alſo, in deſſen unſcheinbaren Grenzen man in vielen Stücken der Bildung der Zeit zuvorgeeilt war: man war hinaus über den einſeitigen Enthuſiasmus für Klopſtock, an dem man ſogar auszuſetzen und zu verbeſſern fand [3]), man war aber auch hinaus über die Berliner Aufklärung, ja man hatte, was beſonders in Hippel hervortritt, in dieſer ernſten und anhaltenden Beſchäftigung mit geiſtigen Problemen ſich eine gewiſſe compacte Sicherheit des Characters, einſiegsgewiſſe Feſtigkeit angeeignet, der es leicht ward, den Thorheiten der Welt gegenüber ſich humoriſtiſch zu verhalten. — Bald indeſſen fehlte es Hamann auch in weiter Ferne nicht an Verehrern, ſelbſt nicht an ſolchen, die ihn zum „Magus des Nordens“ und zum Heiligen machten[1], und denen gerade wohl war bei dieſem räthſelhaften Tone, der ihnen ſo viel zu ahnen und einen ſo edlen Kern von Frömmigkeit und Weisheit vorauszuſetzen erlaubte. Dieſe, nämlich der Galiziniſche Kreis in Münſter, knüpften beſonders an Hamann's vermeintlicher Chriſtlichkeit an und propagirten ſein Anſehen unter ihren zahlreichen Befreundeten mit dem Eifer, der ſolchen Richtungen eigen iſt. Aber auch der jüngſte Anwuchs, der Keim der Stürmer und Dränger, fand Gefallen an Hamann, deſſen Princip, daß nur mit der vollen und ungetheilten Perſönlichkeit zu wirken ſei[2], in Einklang ſtand mit ihrer unbedingten Autonomie der Subjectivität, deſſen raſtloſes Betrachten, Auflauern und Betaſten der eigenen Seele ihren krankhaften Neigungen entſprach, und der ja vor Allem das Freimaurerzeichen des Genies, das Anonyme, das Unausſprechbare mit ihnen theilte, — nicht zu rechnen, daß ſie an ihm einen erbitterten Mitkämpfer gegen die verhaßte, hofmeiſternde Berliner Cultur und in ſeiner abſtruſen, aber eben dadurch imponirenden Schreibweiſe eine Waffe beſaßen, deren Führung ſie ihm eifrig abzulernen ſuchten, um ſich auch ſo von dem Pöbel, dem gemein verſtändlichen, zu unterſcheiden[3].

---

[1]) Ueber die damaligen literariſchen Verhältniſſe Königsbergs und ſeine Stellung zur Geſchichte des Geiſtes vgl. Roſenkranz' Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie (Bd. XII. der ſammtl. Werke Kant's), S. 100. fgg.

[2]) Gervinus, III, 251.

---

[1]) vgl. die Anzeige mehrer Hamann'ſcher Schriften in d. Allg. Deutſchen Bibl. 1775. Bd. XXIV. 2, 288 — 296, beſonders am Schluß.

[2]) vgl. Goethe in Wahrh. und Dichtung, III, (S. W. 26.) 110.

[3]) Siehe die Briefe Scheffner's an Beck in der Zeitung für die elegante Welt, 1840. Nr. 255.

---

[1] Goethe, a. a. O. 106. 107.

[2] a. a. O. 108.

[3] In dieſe Verirrung gerieth merkwürdiger Weiſe ſogar Goethe, deſſen urſprünglicher, klarer Schönheitsſinn ihn unter Vielen gerade davor hätte ſchützen ſollen: der Tractat über Erwin von Steinbach und mehre andere kleine Aufſätze, welche die nachgelaſſenen Schriften veröffentlicht

In dieſer Umgebung nun erwuchs Herder[1] und ward geiſtig von ihr genährt und beſtimmt, ſo daß wir ihn als den Herold und das ausführende Werkzeug Hamann's anzuſehen haben. Denn was in dieſem Kreiſe ſelbſt und auch noch in den Hamann'ſchen Schriften, verdunkelt und eingehüllt von der wunderlichen Faſſung derſelben, nur das ſtille Eigenthum einer kleinen und zurückgezogenen Gemeine war, das machte Herder zur Grundlage der Kritiken, die er in den Fragmenten zur deutſchen Literatur (1767) und den kritiſchen Wäldern (1769) wie Blitze mit zündender Gewalt ins Publikum ſchleuderte. Hamann genügte nicht nur, ſondern er liebte ſogar und ſuchte eine abgeſchloſſene, geheime Thätigkeit in engem Kreiſe; Herder dagegen, mit dem vollen Enthuſiasmus der Jugend, warf ſich gleich in ſeinen erſten Schriften urtheilend und reformirend in die Fluth der Literatur, für die er kein anderes Heil ſah, als wenn ſie zurücklenkte zu ihren urſprünglichen Quellen, zu der Einfachheit der Volkspoeſie, die er nachwies und rühmte an Homer und an der Bibel, an Shakeſpeare und Oſſian, und an den Volksliedern verſchiedener Zeiten und Nationen, für deren Sammlung er frühzeitig beſorgt war. Er erklärte daher alle conventionelle, gelehrte, künſtleriſche, und mit einziger Ausnahme Klopſtock's, die geſammte damalige deutſche Poeſie für einen Abfall von der wahren Poeſie; er verlangte dagegen das unmittelbare Pathos, die naive Lebendigkeit volksthümlicher Motive und empfahl, der eleganten Genauigkeit der damaligen Geſchmacksrichter zum Trotz, die Aufnahme

---

haben, ſind in Hamann'ſchem Stil geſchrieben: vgl. darüber ihn ſelbſt a. a. O. 99, 105.

[1] Ueber Herder vgl. die vortreffliche Darſtellung bei Gervinus, IV, 452. fgg.

der Volksſprache in die Sprache der Literatur. Und dies Alles that er mit einer wahrhaft reformatoriſchen Kühnheit, die vor alten und neuen Autoritäten wenig Bedenken trug, und in einer Sprache, in welcher die Hamann'ſchen Elemente ſehr glücklich benutzt und gleichſam das ſchwere, grobe Geld, mit welchem Hamann ſelbſt nur wenig ausrichten konnte auf dem Markt der Literatur, zu ſchnellem und allgemeinem Umſatz in eine leichte und immer noch blanke Münze umgeſchmolzen war. Der Erfolg dieſer früheſten Herder'ſchen Thätigkeit iſt ungemein groß geweſen, beſonders auch dadurch, daß bald, nachdem er jene Bücher ins Publikum geſandt, er ſelbſt gleichſam ihnen nachreiſte und ſich perſönlich bekannt machte mit den deutſchen Literaten, die er aus ſeinem fernen nordiſchen Winkel her ſo mächtig angeregt hatte und für die er nun, wie durch ſeinen ſchriftſtelleriſchen Ruhm, ſo auch durch ſeine kraftvolle und herrſchende Perſönlichkeit eine gewichtige Autorität wurde. Dieſe Herder'ſche Reiſe (1769) iſt der wahre Apoſtelzug der Königsberger Kritik durch Deutſchland [1]): er wurde in Hamburg mit Claudius befreundet, verband ſich 1770 aufs Innigſte mit dem Darmſtädter Kreiſe [2]) und nahm in Straßburg Göthe zu ſeinem täglichen und genaueſten Umgang [3]).

---

[1]) Er ſelbſt hatte dabei, wie auch Gervinus bemerkt (a. a. O. 185.), wohl mehr eigene weltmänniſche Bildung im Auge, als unmittelbar literariſche Zwecke; das nächſte Ziel der Reiſe war daher auch Frankreich und Paris, die hohe Schule geſelliger Bildung. Aber ſein Schickſal rief ihn bald dahin zurück, wo das eigentliche Feld ſeiner Wirkſamkeit und die wahre Sphäre ſeines Talentes war, nach Deutſchland und in das Treiben der deutſchen Literatur.

[2]) Für dieſe Periode ſind, außer dem, was Herder's Frau im erſten Theil der Lebensbeſchreibung ihres Mannes erzählt, beſonders auch die Briefe an Merck in der Wagner'ſchen Sammlung wichtig, z. B. Herder's Urtheile über Klopſtock: I, 2. 20. 26.

[3]) Wahrh. u. Dichtung, II, (S. W. 25.) 296. III, (S. W. 26.) 8.

So ſind wir durch Herder an den Rhein geführt worden, dem zweiten Pol und Angelpunkt in dem Umſchwung der ſiebziger Jahre: denn zu der Königsberger Kritik, welche Herder vom Norden an den Rhein verpflanzte, kam nun hier der ſüdliche Reichthum der Production. Der Rhein und überhaupt dieſe weſtliche Hälfte Deutſchlands war bis dahin an unſerer neueren Literatur, deren Entwicklung ſich hauptſächlich in den ſächſiſchen Landſchaften zuſammengedrängt hatte, ziemlich ohne Antheil geblieben. Das geiſtliche und reichsſtädtiſche Regiment und dieſe politiſche Abſonderung von dem Geſammtleben Deutſchlands hatte die Entwicklung geiſtiger Intereſſen begreiflicher Weiſe nicht begünſtigt: ſchon Gottſched hatte auf die geringe Cultur der Pfalz Spottgedichte gemacht; Wieland hatte in der kleinen ſchwäbiſchen Reichsſtadt das Muſter zu dem Abdera ſeines Romans gefunden; ähnliche Klagen führt Götz in ſeinen Briefen, der in der Gegend von Kreuznach gänzlich vereinſamt war und abgeſchnitten von allem literariſchen Verkehr[1], und noch Georg Jacobi, als er von Halberſtadt und Halle nach Düſſeldorf zurückkehrte, glaubte ſich in ein barbariſches Tomi verſetzt. Aber ſchon wuchſen gerade hier, in der Nachbarſchaft des Rheins, die Jünglinge heran, die mit der ſprudelnden Kraft und Lebensfülle ihrer ſüdlichen Natur unſere Poeſie in den Sturm und Drang der Meeresfluth hineinreißen ſollten, aus welcher uns dann das künſtleriſche, das ſchöne Subject geboren wurde. Auch fehlte es ſchon nicht an einzelnen Sammel- und Mittelpunkten der Cultur, an welche die neue ſchöpferiſche Bildung ſich anlehnen konnte; namentlich war in Darmſtadt, wo ein kunſtſinniger Fürſt regierte, der auch mit Klopſtock und Claudius den verunglückten Verſuch machte, ein Mäcen der Poeten zu werden, ein gebildeter und anſehnlicher Kreis verſammelt, aus welchem beſonders Merck's rüſtige, praktiſch gewandte, weit verzweigte Perſönlichkeit hervorragt [1]). Gleichzeitig wurden von Gießen und Frankfurt aus die Frankfurter Gelehrten Anzeigen geſchrieben, ein kritiſches Journal in Gerſtenberg-Herder'ſchem Sinne, an welchem auch Göthe lebhaften Antheil nahm [2]). Endlich fing von der Schweiz her auch Lavater zu wirken an, der Mann des unbeſchränkten Gemüthes, der Hamann des Südens, die eigentliche Hebamme der Genieperiode, für welche ſeine Phyſiognomik ein ſehr wichtiges Ferment abgab. Denn in ihr wurde die Geltung des Subjects, der eigene und unbedingte Werth der Perſönlichkeit ſogar auf das Aeußerliche übertragen: jeder einzelne Menſch wurde ſich und Anderen ein Kunſtwerk, ein Studium, eine räthſelvolle Aufgabe, man ſchwelgte im eigenen und gegenſeitigen Genuß der Perſönlichkeit, ſchickte Silhouetten, ſchrieb Tagebücher und Selbſtbetrachtungen [3]), ja man darf nur die Lavater'ſche Charakteriſtik der Stolberge nachleſen, welche Göthe in Dichtung und Wahrheit aufgenommen [4]), um ſich deutlich zu machen, wie weit dieſe Vergötterung ſelbſt des äußerlichen, zufälligen Menſchen ging und welchen Vorſchub Eitelkeit, Selbſtliebe und weichliche Empfindſamkeit hier erhielten.

---

[1] Siehe das ſchon erwähnte Buch von Voß: Götz und Ramler.

---

[1]) Ueber den Darmſtädter Kreis vgl. Göthe's Wahrh. u. Dichtung, III, (S. W. 26.) 97. Gervinus, IV, 517. und über Merck ſelbſt hauptſächlich A. Stahr's „Johann Heinrich Merck. Ein Denkmal.“ 1840.

[2]) Göthe, a. a. O. 159. fgg. Vgl. die Briefe an Merck, I, 32. 37. 42. 43. 45. und den früher erwähnten Briefwechſel zwiſchen Weiße und Uz a. a. O.

[3]) Schon 1771 erſchien Lavater's „Geheimes Tagebuch eines Beobachters ſeiner ſelbſt.“ Vgl. auch, was Göthe bei der Bekanntſchaft mit Lilli über den damaligen Umgangston erzählt: Wahrh. u. Dicht. IV, (S. W. 48.) 37. und die bekannten Briefe an Guſtchen Stolberg in der Urania v. J. 1840.

[4]) a. a. O. 151. fgg.

Doch fällt die Wirkſamkeit dieſer phyſiognomiſchen Fragmente, Lavater's Bekanntſchaft mit Göthe (1774) und überhaupt die Entwicklung der rheiniſchen Literatur bereits in eine andere Zeit, als diejenige, welche wir hier betrachten wollten; wir ſchließen alſo dieſe Ueberſicht der damaligen literariſchen Gruppen, Zuſtände und Beziehungen, indem der Leſer aus dem Mitgetheilten bereits genügend orientirt ſein wird auf dem Terrain, auf welchem nun, mit dem Beginn der ſiebziger Jahre, die Göttinger Dichter erſcheinen werden. —

Zweites Buch.

Göttingen: die deutſche Geſellſchaft, Käſtner und die Bibliothek.

Wir haben bereits früher darauf hingewieſen, daß der Boden von Göttingen bis in den Anfang der ſiebziger Jahre für die Poeſie nichts weniger als günſtig und fruchtbar war, ſo daß daher die Zeit noch ſehr ferne zu ſein ſchien, wo auch dieſe Univerſität ſich einen eigenen Namen in unſerer ſchönen Literatur erwerben werde. Zwar daß von Göttingen noch kein Dichter ausgegangen, hätte man ſchon damals nicht ohne Gefahr des Widerſpruchs behaupten dürfen: denn gleich in den erſten Jahren nach der Gründung (1737 bis 1745) hatte Göttingen von dem damaligen akademiſchen Rechte der Poetenkrönung, welches bald darauf auch Gottſched in Leipzig an ſeinem Schönaich mit vielem Prunk ausübte, einen ſehr reichlichen Gebrauch gemacht, und einer Menge Dichter und Dichterinnen den poetiſchen Bürgerbrief durch ſeinen Prorector unterſiegeln laſſen[1]. Daß die Nachwelt dieſe Anweiſungen, obſchon ſie unter den Augen eines Albrecht von Haller ausgeſtellt wurden, dennoch nicht reſpectirt, und von all den Namen, die damals feierlich ausgerufen wurden, auch nicht ein einziger ſich erhalten hat, wird Niemand befremden, der den Werth ſolcher und aller ähnlichen academiſchen Proceduren kennt. Auch ſcheint die Univerſität frühzeitig auf die Ausübung dieſes Rechtes wieder verzichtet zu haben, wobei wir nicht wiſſen, ob ſie dies freiwillig that oder genöthigt, und ob in einer Anwandlung richtigeren Geſchmacks, oder ob grundſätzlich und weil einer Univerſität, die ſich immer entſchiedener und ausſchließlicher zur Trägerin der poſitiven, der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ausbildete, dieſe Schirmherrſchaft über das lockere Volk der Poeten nicht mehr geziemen mochte. Auch die deutſche Geſellſchaft für Literatur und Sprache[1]), die nach dem Muſter der Leipziger ſchon **1739** durch Geßner in Göttingen war geſtiftet worden, hatte der Literatur auch nicht die kleinſte Frucht getragen[2]), ja ſie hatte in jüngerer Zeit (**1762**) dem allgemeinen Zuge der Univerſität folgen und durch Aufnahme der beliebten Göttinger Realien, der Geſchichte, Geographie und Alterthümer, ihren urſprünglichen Charakter im Grunde aufgeben müſſen, ohne daß dieſe Erweiterung ihres Kreiſes ihre Kräfte geſteigert und ſie ſelbſt zu einigen öffentlichen Lebenszeichen ermuntert hätte.

---

[1] Schloſſer, Geſch. des achtz. Jahrh. I, 583. Pütter in ſeiner Gelehrten Geſchichte von Göttingen (1765), wo übrigens alle Privilegien und Inſtitutionen der Hochſchule wohl regiſtrirt ſind, thut dieſer Poetenkrönungen gar keine Erwähnung mehr.

Das Principat dieſer Geſellſchaft befand ſich gerade ſeit dieſer Reform in Käſtner's Händen[3]), und der Umſtand, daß auch er, der doch ſelbſt den Ruf eines Dichters hatte, auch hier, wo Beförderung der Literatur und Poeſie der urſprüngliche und ausgeſprochene Zweck der Vereinigung war, keine nur einigermaßen nennenswerthen Erfolge gewonnen hat, beſtätigt deutlich, was wir ſchon früher bemerkten, nämlich daß Käſtner in ſeiner eigenen Perſönlichkeit nichts beſaß, was ihn zum lebendigen Mittelpunkt, zum Bildner und Förderer literariſcher Kräfte hätte machen können. Mit ſeiner eigenen Poeſie aber hatte es dieſe Bewandtniß, daß dieſelbe dieſen Namen nur in einer Zeit führen durfte, wo ein leidlich witziger Einfall, ein Vergleich, eine moraliſche Sentenz, wenn ſie nur zu einer Art von Pointe zugeſpitzt und, was die Hauptſache war, in eine zierliche und glatte Form eingekleidet war, als ein poetiſches Erzeugniß galt. So erwarb ſich Käſtner und hat bis auf unſere Tage den Namen eines Poeten behauptet lediglich durch ſeine Epigramme, während das Uebrige, was er ſonſt noch in Reimen verſucht hat, Lehrgedichte und Oden [1]), die Gottſched'ſche Abkunft zu unverkennbar trägt, als daß dieſen Verſuchen auch nur einiger Werth beizulegen wäre. Denn wiewohl er gern von Haller ſpricht und der trefflichen Dichtweiſe dieſes ſeines Freundes, die er auch den ſpäteren, wie er meinte, übergenialen Richtungen entgegenzuſetzen liebte [2]), ſo war doch ſein eigenes, nur formales und allen Pathos, aller Phantaſie, aller lebendigen und kräftigen Darſtellung baares

---

[1]) Pütter, a. a. O. 270. fgg. — Ueber Batteux wurden von zwei Profeſſoren regelmäßige Vorleſungen gehalten: ebendaſ. 307.

[2]) Doch waren 1750 „Jungfer S. C. W(alther) Mitgliedes der Teutſchen Geſellſchaft zu Göttingen u. ſ. w. Gedichte“ in Göttingen erſchienen: ſ. Pütter's Selbſtbiogr. I. 247.

[3]) Pütter in der Gel. Geſch. I. 271. Auch Heyne war Mitglied der deutſchen Geſellſchaft.

---

[1]) Unter den Lehrgedichten war beſonders das von den Kometen bekannt (1744). Die übrigen werden meiſt ſchon durch die Ueberſchriften charakteriſirt, z. B. Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Leſern deutlich zu ſein; der Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften beim Vortrage philoſophiſcher Lehren u. ſ. w. Unter den ſ. g. Oden ſind auch anakreontiſche Verſeleien; ſiehe den erſten Band der Verm. Schr. 1783.

[2]) z. B. in den Sinngedichten und Einfällen, II, 173.

Talent gänzlich außer Stande, ſich an Haller anzuſchließen und jemals die ebenen Gottſched'ſchen Gleiſe zu verlaſſen [1]. Was daher in ſeinen Gedichten wirkte, war ausſchließlich der Witz der Combination, in welchem ſein mathematiſches Genie ſich offenbarte, und der epigrammatiſche Stachel, den er mit verwegener Gewandtheit gegen Perſonen und Ereigniſſe ſeiner Umgebung richtete. Käſtner's Verhältniß zu Göttingen iſt mithin eigentlich weder ein freundliches noch ein fruchtbares: ſeine angeborene Leipziger Cultur blickte vornehm herab auf das ſpießbürgerliche Treiben der Göttinger Geſellſchaft [2], ſein Witz beluſtigte ſich an den Blößen, welche der Pedantismus, das Zopfweſen und die geheime Rivalität ſeiner Collegen ihm darbot, und die kleine geſellſchaftliche Macht, die der Reſpect vor ſeiner ſcharfen Zunge ihm gewährte, ſchmeichelte der Eitelkeit des äußerlich unſcheinbaren Mannes. Jüngere poetiſche Talente daher, die ſich etwa in Göttingen einſanden, konnte nur das ſehr lockere Band der formalen Cultur an ihn knüpfen und dann hauptſächlich die Erwägung, daß er, der von Deutſchland, ja von Europa anerkannte Gelehrte, der witzige Kopf, der beliebte Poet, nach ſeinen eigenen Bekenntniſſen ſich in geiſtiger Hinſicht ebenſo unbehaglich und einſam in Göttingen fühlte, als dieſe Jüngeren es gleichfalls thaten, ſo daß dieſe gemeinſchaftliche Unzufriedenheit ſie einigermaßen an einander bringen mußte.

---

[1] Daß daher Gottſched's Gegner, die Bodmer und Genoſſen, ziemlich ſcheel auf ihn ſahen, haben wir ſchon eben bemerkt. Er ſchrieb auch eine Charakteriſtik Gottſched's: Verm. Schr. II, 150.

[2] z. B. Sinngedichte und Einf. II, 116.

„O Grahn, unſer Ort kennt keine Dichtertriebe,
Nicht ſanfte Regungen von Zärtlichkeit und Liebe,
Hier mußt Du, wenn man Dir was Gründliches ſoll ſagen,
Nach Würſten und Kartoffeln fragen.“

Der bittern Anſpielungen auf ſeine Collegen und den akademiſchen Pedantismus ſind in ſeinen Epigrammen unzählige; eine charakteriſtiſche Satire auf die Mitglieder der Societät hat neuerlich der ungenannte Verfaſſer (L. Wienbarg?) der leider unvollendeten Geſch. der Göttinger Gel. Anzeigen in den (gleichfalls unvollendet gebliebenen) Beiträgen zur Geſch. d. deutſchen Journalismus, Heft III, S. 327, mitgetheilt. Höheren Orts wurde er freilich durch dergleichen ſehr anſtößig und bildet daher einen Gegenſatz zu der ſonſtigen diplomatiſch eleganten Schmiegſamkeit Göttinger Profeſſoren: Heyne's Leben, 108, 109. — Wer übrigens den damaligen geſelligen Zuſtand der gebildeten und gelehrten Welt Göttingens kennen lernen will, vgl. Pütter's Selbſtbiographie, II, 513. u. I, 189.

Mehr daher, als von Käſtner, war, wie wir gleichfalls ſchon früher erinnert haben, für Anregung und Entwicklung des poetiſchen, des künſtleriſchen Talentes aus den Heyne'ſchen Vorleſungen zu erwarten, in denen der Geiſt der alten Kunſt zum Leben aufgeweckt und dieſe ſchönſte Schule menſchlicher Bildung von einem begeiſterten und gemüthvollen Lehrer erſchloſſen wurde. Nur liegt es in der Natur der Sache, daß die Früchte dieſer Einwirkung auf unſere Poeſie nur langſam und oft in einer Art reiften, daß ſie ſelbſt den Boden, der ſie genährt, die Sonne, welche ſie gezeitigt hatte, nicht anerkennen wollten.

Sehr deutlich dagegen iſt auch ſchon in jener Zeit der bedeutende Gewinn, den bereits damals unſere Literatur demjenigen Göttinger Inſtitut verdankte, welches noch heut, nach ſo vielen Verluſten, welche dieſe Univerſität erlitten, nach ſo manchem Sturm, der ſie gewaltſam ihrer Zierden beraubt hat, den Namen Göttingens jedem Gelehrten, jedem Freunde der Wiſſenſchaft werth und wichtig macht: der Göttinger Bibliothek. Auch ſie war von dem Vater der Univerſität, von Münchhauſen, gegründet und mit einem Eifer, ſogar mit einem Aufwand bereichert worden, der ſie binnen kurzer Zeit den anſehnlichſten Sammlungen dieſer Art an die Seite ſetzte.

Ja ſie übertraf dieſelben ſchon in ihrem Entſtehen ſowohl dadurch, daß ſie jenen Wuſt ewig ungeleſener Bücher nicht hatte, der in anderen Bibliotheken aus der Erbſchaft alter Klöſter und Stiftungen die Repoſitorien nutzlos zu füllen pflegt, ſondern vielmehr nach den lebendigen Bedürfniſſen der Zeit und aus den neueſten Erſcheinungen der europäiſchen Literatur mit Plan und Abſicht zuſammengetragen ward, als auch beſonders durch die in jenen Tagen noch ungewohnte Liberalität, mit welcher die Schätze derſelben dem Publikum zur Benutzung dargeboten wurden[1]). Die größte Wichtigkeit aber erlangte ſie durch die Verbindungen der Univerſität und ihrer Curatoren mit England, dem eigentlichen Mutterlande der Göttinger Hochſchule, das zu dem unüberſehbaren Unrecht, welches es Hannover und in ihm dem geſammten Deutſchland angethan, ſich in der Stiftung Göttingens doch auch ein Verdienſt erworben hat um Deutſchland. Es war damals gerade die Zeit, wo unſere Literatur, ſelbſt unſere Wiſſenſchaft mit jugendlichem Enthuſiasmus bei England in die Lehre ging: Shakeſpeare und Oſſian hatten bereits gezündet, die Percy'ſche Sammlung fing an, unſern Poeten ein Gefühl zu erwecken von dem wahrhaft Volksthümlichen und dem eigentlichen Charakter der Romanze und Ballade, eine neue Betrachtung des Homer und damit der Poeſie im Allgemeinen begann von England her ſich auszubreiten, von wo auch in der Hiſtorie ſowohl jene bekannten größeren Sammel-, als einzelne Meiſter- und Muſterwerke ausgingen. Dieſe ganze anregende engliſche Literatur nun war nirgend anders ſo vollſtändig und ſo frühzeitig zu erlangen, als in Göttingen, ja Einiges ausſchließlich hier, wie z. B. von Wood's „Verſuch über das Originalgenie des Homer," welcher den eigentlichen früheſten Anſtoß zu der ganzen Homeriſchen Frage gegeben und überhaupt auf unſre Anſichten von Poeſie und poetiſchem Genie entſchiedenen Einfluß gehabt hat, lange Zeit das einzige Exemplar in Deutſchland nur in Göttingen, in Michaelis' Händen war, ſo daß mehre Jahre hindurch Heyne der Einzige blieb, der von dieſem wichtigen Buch zu ſagen wußte[1]), bis es endlich doch einem Ueberſetzer gelang, deſſelben habhaft zu werden[2]). Solcher Ueberſetzer, die die Ausbeute der engliſchen Gelehrſamkeit nach Deutſchland übertrugen, mußte ſich nun eine Menge nach Göttingen ziehen, als dem vornehmſten Markte der engliſchen Literatur für Deutſchland, und ſo finden wir auch die Mitglieder des Göttinger Bundes, Boie, Hölty, Voß, in Ueberſetzungen aus dem Engliſchen thätig. Dadurch bildete ſich allmälig ein gewiſſer Stamm unabhängiger Gelehrter und Dichter, die von dem leidigen Kamaſchenweſen der Brodſtudien und Amtbewerbungen ſich frei erhielten. So wenig es uns nun in den Sinn kommt, den Dienſt des Buchhändlers dem Dienſt des Staates vorzuziehen und daher dies abſtracte Literatenweſen für etwas Preiswürdiges oder gar Verdienſtliches zu halten, vielmehr im Gegentheil, ſo feſt wir überzeugt ſind, daß keine noch ſo ausgebreitete literariſche Wirkſamkeit, kein noch ſo glänzender künſtleriſcher Ruf irgend jemand für die unmittelbare Betheiligung am Staat und der Gemeine durch amtliche Thätigkeit, als den edelſten Beruf und die höchſte, wahrſte Ehre des Mannes, wirklich entſchädigen kann, ſo unzweifelhaft dünkt es uns doch, daß, wenn zu wählen wäre zwiſchen Solchen, die gar nicht, und Solchen, die nur nach einem Amte trachten, wir immer mehr erwarten dürfen von den Erſtern, und daß in der Literatur jede neue Richtung, die mit Energie ergriffen, mit Tapferkeit verfochten ſein will, eines jüngeren, in der angedeuteten Art ſelbſtändigen Geſchlechtes nicht wohl entbehren kann. Dieſen alſo bot die Göttinger Bibliothek einen außerordentlichen Reichthum von Stoff und Mitteln; ſie entgingen aber dadurch, daß Göttingen nicht, wie Leipzig, zugleich ein bedeutender Herd des deutſchen Buchhandels war[1]), der ſehr nahe liegenden Gefahr, aus der Abhängigkeit des Ueberſetzers in die Knechtſchaft des Lohnſchreibers zu verfallen. — Endlich waren in der Göttinger Bibliothek neben der engliſchen auch die übrigen modernen Literaturen, namentlich die ſüdlichen, ſchon damals in einer Vollſtändigkeit vertreten, von der man anderwärts noch keine Ahnung hatte[2]), wozu noch ſeit 1756 die anregenden Vorleſungen über neuere Literaturen von Dieze[3]) kamen, einem gewandten Manne von Leipziger Bildung, der um die erſte Verbreitung jener ſüdlichen Literaturen ſich ein achtbares Verdienſt erworben hat.

---

[1]) Ueber die früheſte Entſtehung und Einrichtung der Göttinger Bibliothek vgl. in Kürze Pütter, Gel. Geſch. I, 210. fgg. Einiges auch in Heyne's Leben, 259. 291. fgg.

---

[1]) Siehe die Gött. Gel. Anz. von 1770, Stück 32.

[2]) vgl. Göthe's Recenſion der Wood'ſchen Schrift in den Frankf. Anzeigen: S. W. XXXIII, 21.

---

[1]) Ueber die Anfänge des Göttinger Buchhandels finden ſich ergötzliche Notizen in Pütter's Selbſtbiographie, I. 180.

[2]) Bekanntlich wurde nur durch die Göttinger Vorräthe Bouterweck's Geſchichte der ſpaniſchen Literatur möglich, der, nach ihrem eigenen Eingeſtändniß, die Spanier ſelbſt nichts Aehnliches an die Seite zu ſetzen haben.

[3]) Näheres über ihn in Heeren's Buch über Heyne. — Schon früher hatte ſich Schiebeler, der ſelbſt engliſche, franzöſiſche, italieniſche und ſpaniſche Gedichte machte, wegen ähnlicher Intereſſen in Göttingen aufgehalten: ſ. Eſchenburg in der Vorr. zu Daniel Schiebeler's auserleſenen Gedichten, 1773, p. XIV. XXI. XXIX.

Boie und Gotter

In dieſer Umgebung finden wir nun im Anfange der ſiebziger Jahre Heinrich Chriſtian Boie[1]), 1744 in Meldorf im Herzogthum Schleswig geboren, und ſeit 1763 auf der Univerſität zu Göttingen, wo er bald das urſprünglich gewählte Studium der Rechte gegen literariſche Beſchäftigungen in den Hintergrund treten ließ, zu denen ihm (er überſetzte ſchon damals, vornehmlich Theaterſtücke, aus dem Engliſchen[2]) die beſprochenen Verbindungen Göttingens mit England die Gelegenheit, ſo wie ein eigenthümliches Gemiſch von beſcheidener belletriſtiſcher Neigung und praktiſcher, ſelbſt induſtrieller Gewandtheit die Veranlaſſung gab. Er war eine jener dilettantenhaften Naturen, wie Zeiten einer großen Entwicklung, einer lebendigen und allverbreiteten Production in Literatur und Kunſt ſie hervorzubringen pflegen, dabei aber von norddeutſcher Kritik und nüchterner Beſonnenheit, zugleich von der feſten, gediegenen Tüchtigkeit des Charakters, welche den Söhnen ſeines Heimathlandes gleichſam angeboren wird. Auf ſein eigenes poetiſches Talent, das er in ſeltenen und kleinen, weniger aus dem Innern quillenden, als von Außen, beſonders durch eine ausgebreitete Lectüre fremder Literaturen, angeregten Verſuchen übte, legte er nur einen mäßigen Werth; mit Eifer dagegen pflegte er ſchriftſtelleriſche Bekanntſchaften, ſuchte jüngere und bedeutendere Talente neidlos, in ſchöner Freude an ihrem Gedeihen, an ſich heranzuziehen, führte demgemäß einen ausgebreiteten literariſchen Briefwechſel und hatte, als ein praktiſcher und erprobter Mann, auch mit Buchhändlern allerhand Verbindungen, durch welche er wieder jenen jüngeren Freunden nützlich zu werden ſich bemühte. Dabei hatte ſeine frühe Bekanntſchaft mit den fremden Literaturen ſeinen Geſchmack nicht nur gebildet und geſchärft, ſondern demſelben auch eine Art von Univerſalität gegeben, die ſich gern und willig auch abweichende Richtungen gefallen ließ und aus jeder der Schulen und Parteien, in welche der deutſche Parnaß bereits zerfiel, das Gute und Lobenswürdige zu Genuß und Ermunterung mit liebevollem Fleiß hervorſuchte. Unter ſeinen Verbindungen war die mit Gotter, der zu derſelben Zeit ſeine Studien gleichfalls in Göttingen begonnen hatte, die früheſte und zunächſt fruchtbarſte.

---

[1]) Für die innere Geſchichte der Wirkſamkeit Boie's in Göttingen ſind, außer den Voſſiſchen Briefen, die vornehmſten Quellen ſeine eigenen Briefe an Knebel, ſeit 1770 (in Knebel's Nachlaß, II, 77—146) u. ſeit 1775 die Briefe an Merck in der erſten Wagner'ſchen Sammlung der Briefe an Merck u. ſ. w. (1835) S. 45. 56. 62. 67. 287. Die ſpätere Zeit und beſonders die Redaction des deutſchen Muſeums betreffen ſeine Briefe an Halem in der kürzlich von C. F. Strackerjan herausgegebenen Selbſtbiographie Halem's ꝛc., Oldenburg, 1840., wo zwei und dreißig Briefe von Boie mitgetheilt werden. —

[2]) Von ſeinen früheſten Ueberſetzungen ſ. Knebel, II, 78. 89. und dann Jördens, V, 767.

Gotter, ſchon im älterlichen Hauſe in einer feinen und zierlichen Umgebung aufgewachſen und der diplomatiſchen Laufbahn beſtimmt, hatte ſich, bei einem leichten und anmuthigen Talent, das ihn beſonders ſprachlich ſehr begünſtigte, an den franzöſiſchen Geſchmack angeſchloſſen, und ſchon im erſten Jünglingsalter einige Gedichte veröffentlicht[1]), die trotz ihrer franzöſiſchen Glätte und trotz der Daphnen und Grazien, die darin mitſpielen, doch nicht ohne gemüthliche Betheiligung ſind. Vielmehr wie auch die Conſequenz beweiſt, mit welcher er während ſeiner ganzen ſchriftſtelleriſchen Laufbahn dieſer gemäßigten Nachahmung der Franzoſen treu geblieben iſt[1]), deren leichtes, geſelliges Genre in den epîtres und ähnlichen poésies fugitives er ſich zum Muſter genommen, hatte Gotter's Talent gerade in dieſer Form, die für ihn eine lebendige wurde, ſeinen richtigen Ausdruck gefunden, um ſo mehr, als er ihr durch ſeinen Hang zu halb philoſophiſchen, halb moraliſchen Reflexionen und eine gewiſſe gemüthliche Salbung einen Inhalt gab, welcher durch ſie den Deutſchen ſeiner Zeit nur um ſo angenehmer wurde.

---

[1]) Von ihnen iſt nur eines (1768) in die durch ihn ſelbſt veranſtaltete Ausgabe von 1787 aufgenommen worden: An meine Freunde, I, 1., das im erſten Göttinger Muſenalm. ſteht: An Damon, 138.

Dieſes Muſter nun wirkte auch auf den Geſchmack und die Kritik ſeines Freundes Boie, der vermöge ſeines feinen Formenſinnes ſich einigermaßen der franzöſiſchen Eleganz zuwendete und auch nach ſeiner ganzen nüchternen Denkweiſe mit der ſeraphiſchen und bardiſchen Ueberſchwänglichkeit, wie ſie damals noch im Gange war, nicht wohl einverſtanden ſein konnte[2]). Er verſuchte ſich daher ſelbſt in der franzöſirenden Epiſtel[1]) noch zu einer Zeit, da er bereits eine ſehr gründliche Kenntniß der engliſchen Literatur beſaß und Shakeſpeare mit Begeiſterung und Kenntniß genoß; auch liebte er Gleim's und Jacobi's Dichtungen und war ein lebhafter Freund von Wieland's Muſe[2]). Klopſtock freilich blieb

---

[1]) So ſagt er auch in der Vorrede zur eben gedachten Ausgabe: „So ſehr es ſeit einiger Zeit Mode geworden iſt, das dichteriſche Verdienſt der Franzoſen zu verkleinern, ſo wenig trage ich Bedenken, den Einfluß hier dankbar zu bekennen, den eine lange Bekanntſchaft mit dieſen liebenswürdigen Schriftſtellern auf die Bildung meines Geſchmacks gehabt hat.“ (I, VIII.) Zu einem ſolchen Bekenntniß gehörte damals in der That Muth und Sicherheit der Ueberzeugung. — Bekanntlich unternahm Gotter es auch, zu einer Zeit, da Shakeſpeare die einzig giltige Looſung war, franzöſirende Trauerſpiele nach Voltaire und Crebillon zu ſchreiben (womit ſchon 1771 Boie nicht zufrieden war: Knebel, II, 108.) und ſelbſt Shakeſpeare's Romeo und Julie (1779), noch ärger als Weiße, zu einem fröhlich endenden Singſpiel zu verarbeiten. Vgl. die nicht ungeſchickte Vorrede zum zweiten Bande (1788) der obigen Sammlung. Seiner Berührung mit Göthe werden wir unten gedenken.

[2]) Es iſt höchſt charakteriſtiſch für Boie, wie er gegen Knebel, der als Schüler und Anhänger Ramler's über die ganze Bardenpoeſie den Stab brach, dieſelbe zu vertheidigen ſucht, nicht etwa, weil ſein Herz

---

oder ſein Urtheil für ſie Partei nimmt, ſondern nur, weil jene grundſätzliche und rückſichtsloſe Verwerfung ihm ungerecht erſcheint. „Nun (ſchreibt er im März 1771) auf Ihr hartes Urtheil über den Barden Rhingulph. Ich fürchte, Sie haben mehr Recht, als mir's um den guten Barden lieb iſt, aber ganz beiſtimmen kann ich Ihnen doch nicht, … ob ich gleich glaube, daß wir dieſen Ton, ſo wie bisher jeden, in den wir von ungefähr gefallen ſind, übertrieben haben.“ (Knebel, 95.) Schon etwas nachgiebiger gegen Knebel ſchreibt er Ende deſſelben Jahres (111.); aber anderthalb Jahre ſpäter, da der Bardenlärm immer wüſter und auch in Boie's eigener Nähe, ſo ſehr er ſelbſt dies zu bemanteln ſtrebt (130.), merkbar wurde, tritt er dem Freunde völlig bei und läßt Denis und Kretſchmann, die er bis dahin immer zu vertheidigen geſucht, mit ihrem „modernen und affectirten Bardenton“ völlig fallen. Indeſſen auch hier ſetzt er ſogleich berichtigend hinzu: „Wo ich von Ihrem allgemeinen Urtheil wider die Barden abweiche, wiſſen Sie ſchon, und ich bin ſicher, daß auch Sie noch einlenken werden.“ (145.)

[1]) „Ich habe zu viel Zerſtreuungen und zu wenig Anlaß zum Dichten, als daß ich viel und was Gutes machen könnte. Ich verſuche jetzt die leichte epitre, vielleicht glückt's mir darin ein wenig.“ (Knebel, 108.) Darum ſchreibt auch in der Blüthezeit des Bundes Voß an Brückner: „Selbſt Boie's Geſchmack war zu franzöſiſch.“ S. Voß' Briefe, I, 117.

[2]) Er hatte ihn 1770 in Erfurt beſucht: „Herr Wieland iſt in aller Abſicht ein außerordentlicher Mann. Es dauert mich, ihn mit Leuten verſtrickt zu ſehen, die ſeiner in keiner Abſicht würdig ſind. (Dies geht auf Schmid, Riedel, Klotz.) Combabus ſcheint mir ein Meiſterſtück der Erzählung. Gellert würde dieſes nicht keuſcher erzählt, aber vielleicht gar nicht erzählt haben.“ (a. a. O. 80.) „Wieland's Amadis kann man nicht anders, als bewundern. Die Fehler ſieht man leicht, aber wer erſetzt ſie durch ſolche Schönheiten, als W.!“ — (100. vgl. 107.) Allmälig indeſſen, wie die jungen Göttinger Rigoriſten ihn umgeben, wird der Ton für Wieland auch lauer (z. B. 107. 120. 145.) und 1775 läßt er gegen Merck von der alten Begeiſterung nichts mehr ſpüren: Briefe an Merck, I, 46. 63.

ihm ſeiner Oden wegen doch immer der erſte, „vielleicht,“ ſagt er, „der einzige“ Dichter[1]; nur ſtörte dieſe Bewunderung, da ſie bei ihm aus wohl erwogenen Gründen hervorging und eine Discuſſion nicht ablehnte, weder ſeine Empfänglichkeit, noch ſeine Gerechtigkeit gegen andere und entgegengeſetzte Richtungen. Nach auswärts gingen ſeine Verbindungen nach Halberſtadt und Erfurt, beſonders aber nach Braunſchweig, wo er mit Jeruſalem, Leſſing, Gärtner, Zachariä, Ebert u. A. bekannt und befreundet war[2], und ſodann nach Berlin, wohin er, wie es ſcheint, im Jahre **1770**, ſelbſt eine Reiſe gemacht und dabei mit den literariſchen Notabilitäten Berlins, vor Allen mit Ramler Freundſchaft geſchloſſen, auch Jüngeren, wie er das liebte, ſich angenähert hatte. So war er auch mit Knebel bekannt geworden, der damals, unter Ramler's Patronat äſthetiſirend und Verſe machend, als Offizier in Potsdam ſtand und deſſen Verbindung mit Boie uns hauptſächlich wegen der, für die Geſchichte unſerer Literatur höchſt ſchätzenswerthen Briefe des Letzteren von Wichtigkeit iſt. Boie hatte ſogar die Hoffnung gehegt, ſich für die Dauer nach Berlin überzuſiedeln[1]; doch war dies Project, wir wiſſen nicht wie, geſcheitert und Boie daher nach Göttingen zurückgekehrt, wo er, mehr Freund, als Hofmeiſter einiger junger Engländer, in deren Umgang er ſeine Kenntniß ihrer Sprache immer mehr befeſtigte[2], einer leidlichen Wohlhabenheit und des freundſchaftlichen Verkehrs mit Heyne, Käſtner u. A. genoß[3].

---

[1] Auch über Klopſtock iſt ein intereſſanter Streit zwiſchen Boie und Knebel, welcher Letztere gern, wenn es nur anginge, ſeinen Freund Ramler über Klopſtock ſetzen möchte, was Boie, wiewohl gleichfalls wohlbefreundet mit Ramler, u. A. in einer einſichtsvollen Parallele Beider (112. 113.) nicht zugeſtehen will. Der ganze Briefwechſel iſt überaus reich an dgl. einzelnen charakteriſtiſchen Stellen. Auch dies bezeichnet Boie ſehr gut, daß er nirgend auf Klopſtock's Chriſtlichkeit und ſeine vermeintliche Heiligung als Sänger des Meſſias Gewicht legt, ſondern immer nur dem Odendichter, dem Bildner der Sprache und des Versbaues huldigt. Auch über Gleim hat Boie ein ſehr gemäßigtes und beſonnenes Urtheil, z. B. 85. 99. Auffällig iſt bei dieſer durchgängigen Nüchternheit des Charakters und der Einſicht nur der überſchwängliche Freundſchaftston, in welchem er ſich zuweilen gegen Knebel ergeht; viel davon iſt ohne Zweifel auf die enthuſiaſtiſche Mode der Zeit zu rechnen.

[2] vgl. a. a. O. 97.

Der erſte Muſenalmanach.

In dieſer Lage daher und als ein ſolcher Mann, wie wir ihn eben geſchildert haben: voll Theilnahme für die Blüthe der deutſchen Poeſie, mit zahlreichen und angeſehenen Literaten perſönlich befreundet, geſchmackvoll, kritiſch und unermüdlich im Feilen und Beſſern, ohne doch jemals, wie Ramler, ſich unberufen an fremdes Eigenthum zu wagen[4], ohne Fanatismus für oder wider, und ohne alle Eitelkeit auf ſeine eigenen poetiſchen Leiſtungen, geduldig, ſelbſt zärtlich für die unvollkommenen Anfänge jüngerer Talente, erfahren in buchhändleriſchem Verkehr und durch ſeine Verhältniſſe jeder Verlockung einer bloßen Geldſpeculation glücklich überhoben, mußte Boie ſelbſt ſich geeignet fühlen, für Deutſchland ein Unternehmen nachzuahmen, zu deſſen richtiger Durchführung alle dieſe Eigenſchaften damals ebenſo unentbehrlich waren, wie ſie es noch heute ſind und mit welchem kurz zuvor Frankreich mit bedeutendem Erfolge vorangegangen war. Dies war der Almanac des Muses, der zuerſt 1765 in Paris die geſammte Literatur der Muſenalmanache eröffnet hatte[1]. In dieſem Anfange verband ſich mit denſelben ein ganz anderer Begriff, als wir gegenwärtig thun, wo unſre Muſenalmanache nur neue und bisher ungedruckte Poeſien bringen dürfen. Der franzöſiſche dagegen ſollte nur eine Auswahl, eine Sammlung beſonders anmuthiger und beliebter Gedichte verſchiedener Verfaſſer ſein. Er war alſo nur ein poetiſcher Jahresabſchluß, eine Scheuer gleichſam, in welche der neueſte Ertrag des Jahres zuſammengetragen ward; ſein Gedeihen oder Mißlingen beruhte nicht, wie bei uns, beinahe ausſchließlich auf dem Umfange, den die literariſche Bekanntſchaft der Redacteurs hat, und auf dem Maße des Vertrauens und der Gunſt, welches die Poeten dieſen erweiſen wollen; er konnte auch nicht leiden unter den eiferſüchtigen Verdächtigungen derjenigen, die ſich durch das verborgene und rechenſchaftsloſe Walten unſerer heutigen Redactionen zurückgeſetzt und von der Berührung mit dem Publikum gefliſſentlich ausgeſchloſſen wähnen: ſondern aus dem Allen bekannten, vor Aller Augen offen daliegenden Vorrathe der neueſten poetiſchen Literatur hielten die Herausgeber ihre Auswahl, bei der ſie alſo neben ihrem eigenen Geſchmack auch die bereits geäußerten Neigungen und Abneigungen, die Theilnahme und die Gleichgiltigkeit des Publikums zu Rathe ziehen konnten. Theilten die Herausgeber nun dennoch hier und dort ein neues, bisher noch unbekanntes Stück mit, ſo war dies ein freiwilliges Geſchenk und wurde als ſolches nachſichtig und dankbar aufgenommen. —

---

[1] So läßt ſich ſchließen aus Knebel, 77.

[2] Ueber dieſe Verhältniſſe und die mitunter mißliche Wendung derſelben ſ. 82. 96.

[3] Er ſchätzte Heyne, „einen Kenner, auf deſſen Urtheil er viel baute," ſehr hoch: 104. 118. An dem „guten Käſtner" tadelt er die Gefälligkeit gegen Scribenten aller Art: 138, und die allzugroße Fruchtbarkeit an Epigrammen: 92. Eine ausführliche Schilderung von Boie's Perſönlichkeit giebt Voß in einem Briefe von 1772: ſ. Voß' Briefe, I, 78. 79.

[4] Beiſpiele ſeiner ſorgſamen, ſelbſt auf die Einzelheiten des Stils ſich einlaſſenden Kritik ſ. 119. 122. 142. Ramler's eigenmächtiges Verfahren mißbilligte er unumwunden: z. B. 107. 133. 135.

---

[1] Ueber den erſten deutſchen Almanach überhaupt vgl. Ebert's Ueberlieferungen, I, 1, 203.

Dergleichen Chreſtomathien alſo, in einer gefälligen Form mit Sorgfalt und Sauberkeit zuſammengedruckt und als zierliches Geſchenk auf die Putztiſchchen der Damen gelegt, hatten in Frankreich ſowohl, als auch in Deutſchland, wohin ſie gleichfalls ſtark abgeſetzt wurden, großes Glück gemacht und einen allgemeinen Beifall gefunden. Sie waren auch in Boie's Hände gekommen und von ihm und Gotter gemeinſam mit einer Theilnahme geleſen worden, die bald in beiden den Gedanken erzeugte, einen ähnlichen Verſuch auch für Deutſchland und deſſen immer reichlicher quellende Lyrik zu wagen, indem bei dieſen von allen Seiten hereinbrechenden Waſſern eine Arche, in die das Gediegenere und Leſenswürdige ſich retten mochte, in der That nöthig und nützlich ſchien. Ueber die näheren Zurüſtungen zu dieſem Unternehmen fehlt es uns an Quellen; nur dies iſt bekannt, daß Käſtner ſich des Projects mit Freundlichkeit annahm und es auf alle Weiſe unterſtützte, ſo daß das Gerücht ihn ſogar anfänglich als Mitunternehmer bezeichnen konnte¹). Auch Boie's Reiſe nach Berlin und ſeine Beſuche in Erfurt und Braunſchweig darf man wohl mit den Zwecken des Muſenalmanachs in Zuſammenhang bringen; überhaupt, wenn ſchon Boie's und Gotter's

---

¹) Vgl. unten den Brief von Voß v. 1771

Antheil ſowohl an dem erſten Plan, als an dieſer Ausführung deſſelben ſich nicht mehr ſcheiden läßt, ſo ſcheint doch Boie ſchon bei dieſem erſten Almanach den größten Theil der Redactionsgeſchäfte beſorgt und daher wirklich Anſpruch auf den Ruhm zu haben, der ihm, gegen den Buchſtaben der Geſchichte, auch meiſtens zugeſprochen wird, nämlich der alleinige Gründer des Muſenalmanachs zu ſein.

So erſchien denn der erſte deutſche „Muſenalmanach für das Jahr 1770" durch eine Göttinger Redaction und in Göttingen verlegt[1]. Entſtanden freilich war von dieſen Poeſien in Göttingen nur Weniges, nämlich nur die ſehr geringen Beiträge von Boie ſelbſt, die zahlreichen Käſtner'ſchen Epigramme und vielleicht Einiges von Gotter, der gleichfalls mit freigebigen Händen geſpendet hatte1); alſo im Ganzen Nichts, was irgend eine beſondere Richtung Göttingens oder auch nur der Univerſität überhaupt in der Literatur repräſentirt hätte. Dagegen prangte in einer Ode von Denis der Name Joſeph's (man erinnere ſich an das, was wir bei der Wiener Gruppe bemerkten) an der Spitze des Büchleins; Gleim, die Karſchin, Willamov, Thümmel, Kretſchmann hatten zum Theil reichliche Beiträge geliefert; von Klopſtock waren einige beliebte Oden mit illuſtrirenden Vignetten wieder abgedruckt, ebenſo einige Gedichte von Gerſtenberg und Ramler, und der ganze Almanach mochte für Geſchmack und Bildung jener Zeit ſehr wohl berechnet ſein.

---

[1] Ein vollſtändiges Exemplar der ſämmtlichen Göttinger und Hamburger Muſenalmanache möchte gegenwärtig ſchon nirgend mehr zu finden ſein, ſelbſt, nach zuverläſſiger Ausſage, nicht in Göttingen. Doch hat ſich der Verf. durch die gütige Unterſtützung, welche ihm von der königl. Bibliothek zu Dresden und der großherzogl. Bibliothek zu Weimar zu Theil geworden iſt, eine ſich ziemlich ergänzende Reihenfolge derſelben zuſammenſtellen können; von den wichtigeren Jahrgängen hat ihm nur der Göttinger von 1772 und der erſte Hamburger (für 1776) gefehlt. Da bei dem neuen Intereſſe, welches noch vor einigen Jahren das deutſche Publikum an dem Inſtitut des Muſenalmanachs zu nehmen ſchien, es unſern Leſern vermuthlich nicht unlieb ſein wird, noch Einiges über den erſten und früheſten Anfang deſſelben zu erfahren, ſo theilen wir einen Auszug aus der Vorrede mit, in welcher die (ungenannten) Herausgeber ſich u. A. folgendermaßen über ihr Unternehmen ausſprechen: „Der franzöſiſche Muſenalmanach hat die Veranlaſſung zu dem deutſchen gegeben. Auch in Deutſchland kommen jährlich viele gute einzelne Gedichte heraus, die oft nicht ſo bekannt werden, als ſie es verdienen; andre verlieren ſich in Büchern, wo man ſie nicht ſucht. Man wollte einen Verſuch machen, einige derſelben zu ſammeln und dachte Anfangs, ſie höchſtens mit einigen neuen Stücken zu vermehren. Der Rath und der Beifall einiger Männer, der viel entſchiede, wenn nicht hier vielleicht die Freundſchaft ſie nachſichtiger gemacht hätte, munterte die Herausgeber auf und verſchaffte ihnen Beiträge, die ſie nicht ſtolz genug waren, zu erwarten. Wir haben das Glück, manches Stück, ſelbſt von einigen Lieblingen der deutſchen Muſe, zuerſt bekannt zu machen. Dieſer Vorzug ſollte uns um das Schickſal unſerer Sammlung unbeſorgter machen und er vergrößert eben die Schüchternheit, mit welcher

Dennoch ſollte, zum nicht geringen Verdruſſe Boie's, der, mit ſo viel Liebe und Geduld er die vertrauliche Beurtheilung

---

wir ſie geben. Wir haben unbekannte Namen unter große und bekannte geſetzt. Wird die Nachbarſchaft der letztern den erſtern nicht nachtheilig ſein? ... Anderwärts ſchon gedruckte Gedichte haben wir, auch ohne Erlaubniß der Verfaſſer, nehmen zu dürfen geglaubt, aber wir haben immer auf den Ort verwieſen, woher wir ſie entlehnten ... Wir haben wenigſtens keinen Namen genannt, der nicht ſchon vorher genannt war, ſo ſehr auch die Mode der Zeit ein ſolches Verfahren rechtfertigen möchte.“ — Mit ſo vielen Entſchuldigungen und Cautelen bevorwortete man damals die Herausgabe eines Muſenalmanachs! Auf die Vorrede folgt erſt ein gewöhnlicher Kalender mit Wetter- und anderen üblichen Notizen und einer Reihe ſchlechter Vignetten; dann erſt folgen die Gedichte. Das Format iſt ungemein winzig, der Umfang ſehr gering, ſo daß dagegen unſre jetzigen Muſenalmanache, namentlich die jüngſten, ſchon ziemlich dickleibige Quartanten ſind. Dahingegen erſchien der Leipziger in Octav; das jetzt übliche Format hat zuerſt der Schiller'ſche Almanach angenommen.

*1) Die Boie'ſchen Gedichte ſind mit X., die Gotter'ſchen theils mit dieſem Namen, theils mit G. u. T. unterſchrieben.

unter Freunden ſowohl übte, als duldete, dennoch eine lebhafte Abneigung und ſogar Haß gegen die öffentliche Kritik überhaupt empfand [1]), die ſcherzhafte Prophezeihung, mit welcher Käſtner das Büchlein geſchloſſen hatte, ſich in der That beſtätigen und der Göttinger Almanach gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen in die Hände böswilliger Recenſenten gerathen [2]). Es war Klotz, der dieſen Ausfall that, welcher jedoch eigentlich von einer anderen Seite und in dem nächſten Intereſſe eines Anderen ausging, nämlich von Leipzig, wo in demſelben Jahre gleichfalls ein „Almanach der deutſchen Muſen“ erſchienen war, deſſen Redaction von Klotz' Leipziger und Erfurter Freunden beſorgt wurde; namentlich ſoll Schmid zu ſeinen übrigen Anthologien und Chreſtomathien auch ſchon an dieſem erſten Jahrgange Antheil gehabt haben, wie die ſpäteren ihm entſchieden zugerechnet werden [3]). Doch möchte auch über die einzelne beſtimmte Perſon des Redacteurs noch ein Streit geweſen ſein können, ſo wurde doch dies, daß er überhaupt unter jener Sippſchaft entſtanden, außer Zweifel geſetzt durch die ganze Einrichtung des Almanachs, den ſüßlich witzelnden Ton der Vorrede, durch die Geſellſchaft, die ſich hauptſächlich und freiwillig in ihm verſammelte, ſo wie durch die Freunde, denen er zu ſchmeicheln, die Feinde, die er zu verfolgen ſich beeiferte [1]).

---

[1]) Briefe an Knebel, 78: „Mehr Privatkritik, weniger öffentliche! Die Nation würde gewiß noch einmal ſo reich ſein, als ſie iſt.“ ꝛc. vgl. 106.

[2]) Die Recenſion ſteht im V. Bande der deutſchen Bibliothek, Stück 17. S. 122—141. und kann ſtatt mancher andern als ein Beiſpiel von der gewaltthätigen und boshaften Kritik dienen, deren Klotz fähig war. Er weiß die Sache ſo zu drehen und zu wenden, daß an dem ganzen Almanach nichts Verdienſtliches bleibt und die oben mitgetheilte Vorrede der Herausgeber als eine elende Renommiſterei erſcheint. Boie ſchreibt über dieſe Kritik an Knebel: „Haben Sie geleſen, was Kl. von mir geſchrieben hat? Ich habe ſeinen Unwillen in einem ſehr hohen Grade auf mich gezogen; aber antworten werd' ich, Alles bedacht, gar nicht. Vinco aut vincor, semper maculor.... Ich will meinen Weg fortgehen, ohne mich nach ihnen umzuſehen. Nichts ärgert mich mehr, als wie man unſerm Gotter, einem der Tadelſucht ſelbſt hoffnungsvollen jungen Dichter, mitſpielt. Von mir möchten ſie noch ärgere Dinge geſagt haben.“ a. a. O. 83. — Auch wo Klotz bei andern Gelegenheiten einen Hieb auf „unſern lieben Herrn Boie“ thun kann, verſäumt er das nicht, z. B. Bibl. V, 20, 674.

[3]) Aehnlich, wie Käſtner für den Redacteur des Göttinger, galt Wieland noch einige Jahre ſpäter, als er ſchon in Weimar war und den

---

Merkur edirte, für den Herausgeber des Leipziger Almanachs: ſiehe Merkur, 1773, II, 308. Daß gerade Schmid Boie's Nebenbuhler wurde, mochte dieſen um ſo mehr verdrießen, als er auf Schmid ſchon wegen deſſen fabrikmäßiger Verdeutſchung engliſcher Theaterſtücke (er gab ſeit 1769 ein „Engliſches Theater" in ſieben Bänden heraus), mit der er Boie's eigenen ähnlichen Projecten in den Weg getreten, nicht gut zu ſprechen war: Knebel, II, 83. u. öfters.

[1]) Dieſer Leipziger Almanach weicht in ſeiner Einrichtung ungemein ab von dem Göttinger und dem, was wir uns jetzt bei einem Muſenalmanache denken. Der Leipziger tritt nämlich zugleich als eine kritiſche Macht auf, ja die Gedichte erſcheinen faſt nur als Zugabe zu dem ausführlichen kritiſchen Theil, der eine vollſtändige beurtheilende Ueberſicht der neuſten poetiſchen Literatur geben ſoll. Eröffnet wird der Almanach, ebenſo wie der Göttinger, von einem Kalender, nur ſind durch ſämmtliche Tage des Jahrs die üblichen Namen der Heiligen mit den Namen deutſcher Dichter vertauſcht, ein Einfall, auf den (wiewohl er im Grunde nicht ganz neu war, da Dreier in ſeinem, während der Gottſched-Bodmer'ſchen Händel erſchienenen „Neuer kritiſcher Sack-, Schreib- und Taſchenalmanach auf das Schaltjahr 1744 geſtellt durch Chryſoſtomum Mathanaſium" ihn ſchon der Hauptſache nach angewendet hatte) der Redacteur ſelbſt und dann der Recenſent in der Klotziſchen Bibl. (V, 17, 32 — 40.) kein geringes Gewicht legen, und der den Herausgebern gleich im Anfang Gelegenheit bot, neben mancher augenfälligen Schmeichelei auch manche verſteckte Bosheit zu üben. Die Tage haben nämlich ihren unterſchiedenen Werth, und ſo wird dieſer Poetenkalender eine Scala des Urtheils. Daß Haller das Jahr beginnt, Wieland und Uz im Oſterfeſt, Weiße in Pfingſten, Klopſtock in Weihnacht, Leſſing am Reformationsfeſte ſtehen, mag man ſich gefallen laſſen: aber Günther ſteht am Aſchermittwoch dicht neben Dreier an Faſtnacht, Herder, Hamann, Gerſtenberg, Lavater, auch Denis und Willamov fallen in die Hundstage, welche Wichmann, ein

Seinen ſchlimmſten Feind ſah der Leipziger Almanach nun in dem Boie'ſchen Unternehmen als ſeinem Nebenbuhler, den er nicht bloß bekämpfen, ſondern, wenn möglich, vernichten mußte, und Klotz hatte in der erwähnten Recenſion dieſen Vernich-

---

ſchon damals verrufener, längſt vergeſſener elender Reimer, eröffnet u. ſ. w. Auf dieſen Kalender folgt dann die „Notiz poetiſcher Neuigkeiten vom Jahr 1769,“ meiſt kurze Kritiken ſämmtlicher neuer Erſcheinungen der ſchönen Literatur, welche, auch durch die ſpäteren Jahrgänge des Leipz. Alm. fortgeführt, noch jetzt für den Literarhiſtoriker nicht ganz unwichtig ſind, weniger zwar durch ihren Inhalt, da die äſthetiſche und kritiſche Richtung des Kreiſes, in welchem dieſer Almanach entſtand, aus anderen Quellen hinlänglich und deutlicher erkannt wird, als wegen der Vollſtändigkeit der Ueberſicht, die über manches ſonſt verſchollene Buch einige Auskunft geben kann. Daß die Kritik auch hier in Weiße-Schmid-Klotziſcher Geſinnung ausgeübt wird, verſteht ſich von ſelbſt: alſo wird Klopſtock bedingungsweiſe, Wieland ohne Bedingung und Maß gelobt, ebenſo Weiße, die Halberſtädter und die Wiener, dagegen Herder und Gerſtenberg durchgehechelt, Bodmer und Nicolai verhöhnt u. ſ. w. An dieſe Notiz ſchließt ſich eine „Tabelle unſrer lebenden Dichter und ſchönen Geiſter, nebſt ihrem Charakter und diesjährigen Beſchäftigungen in den ſchönen Wiſſenſchaften,“ die wieder für Seitenſprünge in Lob und Tadel einen weiten Raum bietet. So heißt es z. B. von Boie: „H. C. Boie, Hofmeiſter in Göttingen, ſoll viel Gedichte vorräthig haben,“ eine Anſpielung auf deſſen vorläufige Anzeige eines zweiten Alm. am Schluſſe des erſten. Erſt dann folgen die Gedichte, unter denen von Wieland ein Fragment aus der Pſyche, viele von Michaelis u. ſ. w. Sehr viele Gedichte hat er mit dem Göttinger gemein, wovon ausführlich Klotz in der erwähnten Recenſion. Den Schluß macht ein „kritiſcher Inhalt“ d. h. ein Regiſter der mitgetheilten Gedichte, wiederum mit ganz kurzen, lobenden oder tadelnden, Notizen. Man ſieht, wie dieſe ganze Einrichtung auf Klatſchkritik, Perſönlichkeiten und Scandal, namentlich aber auf eigenes und guter Freunde Lob berechnet iſt. — Ueber Entſtehung und Geſchichte dieſes Almanachs ſoll in Schmid's „Literatur der Poeſie“ Weitläuftiges zu finden ſein: ſ. Allg. D. Bibl. 30, 2, 516. Man muß ſich übrigens hüten, dieſen „Almanach der deutſchen Muſen“ mit dem „Muſenalmanach oder poetiſche Blumenleſe“ zu verwechſeln, der ſeit 1776 (bis 1787) gleichfalls in Leipzig und in demſelben Verlage herausgegeben wurde; der erſtere erſchien in Octav-, dieſer in kleinſtem Sedezformat und iſt eine ganz unerhebliche Compilation. Vgl. Wieland's Merkur, 1776, 1, 191.

tungsverſuch übernommen. Doch haben wir auch ſchon geleſen, wie Boie, ſo unangenehm es ihm, dem zurückhaltenden, vorſichtigen und feinfühlenden Manne, auch ſein mochte, ſeinen Namen, wie einen Spielball, von ſchmutzigen Händen tummeln zu laſſen, durch dieſen Angriff dennoch nicht entmuthigt wurde, ja man darf wohl im Gegentheil annehmen, daß gerade dieſe Concurrenz und dieſer Widerſtand, die der Göttinger Almanach fand, Boie nur um ſo mehr veranlaßt haben, neue poetiſche Verbindungen zu ſuchen und die alten zu befeſtigen, um ſo endlich eine geſchloſſene literariſche Macht bilden zu können, die im Stande wäre, den Leipzigern den ſchwankenden Sieg zu entreißen. Und dies iſt Boie's aufrichtigem und beſcheidenem Streben denn auch wirklich gelungen: der Göttinger Almanach, bei ſeinem erſten Erſcheinen von dem lauteſten und zuverſichtlichſten Stimmführer der damaligen Kritik mit Ziſchen empfangen, iſt in dem Andenken noch unſerer Tage ein werther und wichtiger Theil unſerer Literatur geblieben; der Leipziger dagegen, dem die Originalität der Erfindung, der Preis der Ausführung zugeſprochen wurde, iſt längſt verſchollen und ſelbſt ſein hiſtoriſches Intereſſe nur das untergeordnete und zufällige, welches der Göttinger auf ihn, als ſeinen Rivalen, überträgt.

Anſchluß jüngerer Dichter an Boie.

Gotter hatte ſchon 1769 Göttingen und ſeinen Freund Boie wieder verlaſſen, und während nun dieſen, der jetzt die Redaction des Almanachs allein übernahm, neben den eben angedeuteten Gründen auch dieſe Vereinſamung immer geneigter machen mußte, den Kreis ſeiner literariſchen Bekanntſchaften zu erweitern und jüngere Dichter an ſich heranzuziehen, konnte es auch nicht wohl ausbleiben, daß dieſe Jüngeren nicht auch ihrerſeits die Verbindung mit Boie ſuchten, als dem Redacteur eines Unternehmens, das ganz beſonders geeignet war, die Bekanntſchaft junger Dichter mit dem Publikum zu vermitteln. Natürlich fiel ihm dabei zunächſt alles dasjenige zu, was von jugendlichen poetiſchen Talenten in Göttingen ſelbſt verborgen war, und was nun, wie an Boie's Almanach einen literariſchen, ſo an Boie's Perſon einen geſelligen Mittelpunkt zu finden hoffte. Der Erſte, der ſich ihm auf dieſe Weiſe näherte, war Bürger[1].

Gottfried Auguſt Bürger war 1748 im Halberſtädtiſchen geboren, ein Knabe von feurigem Character und einer heftigen und frühreifen Sinnlichkeit, welche mit Einſicht zu mäßigen und durch Bildung und Unterricht auf edlere Ziele hinzulenken, ein indolenter Vater verabſäumt hatte. Das eigentliche Ruder ſeiner Erziehung fiel alſo ſeinem Großvater mütterlicher Seits anheim, einem wohlhabenden Bauer, der ihn nach Halle auf das Pädagogium ſchickte, wo er Göckingk zum Mitſchüler und Genoſſen früh verſuchter Reimereien hatte. In einem Alter von ſechzehn Jahren wurde er Student, gleichfalls in Halle. Nun war nach Halle eben damals Klotz aus Göttingen gekommen, und wir haben ſchon an einer anderen Stelle angedeutet, wie wichtig Klotz mit ſeiner eleganten Gelehrſamkeit, ſeiner weltmänniſchen Gewandtheit, ſeinem lockern und leichfertigen Treiben für den Ton der halliſchen Univerſität wurde. Auch Bürger, den ſeine poetiſche Neigung und ſein eigenes ſinnliches Temperament um ſo inniger an Klotz heranzog, je mehr Beides ihn von der Berufswiſſenſchaft, der Theologie, entfernte und zurückhielt, welche ſein Großvater ihm vorgeſchrieben hatte, gerieth in dieſen Kreis, und wir dürfen wohl nicht allzuhart über den jungen Mann urtheilen, in dem ſchon von der Mutter her ein ſinnliches und raſch entflammtes Blut gährte, wenn er in dieſer Genoſſenſchaft die Schranken des Sittlichen und Wohlanſtändigen überſchritt und in einem wüſten, regelloſen Treiben ſich ſelbſt zu verlieren Gefahr lief. Für ſeine ſpätere poetiſche Ausbildung iſt freilich auch dieſe Schule ohne Frage von bedeutendem Erfolg geweſen, wie ja Alles, worin der Menſch nur wirklich und aus vollen Kräften lebt, auch ſeinem Leben wieder zu gute kommt. Und während Bürger ſich in jenem Umgange mit Ungeſtüm dem Drange ſeiner leidenſchaftlichen Natur überließ und Herz und Geiſt den Eindrücken eines bewegten ſinnlichen Lebens öffnete, wirkte Klotz zugleich literariſch auf ſeinen Geſchmack und erweckte in ihm eine Kenntniß und Liebe der Alten, welche zunächſt in der Nachtfeier der Venus ſichtbar wird, dieſer Bearbeitung eines antiken Bruchſtückes, zu welcher Klotz ihn perſönlich ermuntert hatte[1] und die Bürger mehre Jahre beſchäftigte; welche aber auch durch ſein ganzes Leben hin den Ueberſetzer des Homer nicht verlaſſen und vornehmlich ſein feines Ohr und ſeinen ſichern Takt für das Rhythmiſche und Wohllautende der Form gebildet hat. Der Großvater, von welchem Bürger äußerlich abhängig war, mochte nun wohl keine Luſt haben, dieſe Saat der Zukunft, die mitten unter den Ausſchweifungen des Studentenlebens aufkeimte, anzuerkennen; er drang daher auf Bürger's Entfernung von Halle. So kam derſelbe 1768 nach Göttingen, wo er die Theologie mit der Jurisprudenz vertauſchte, welche damals, bei der Menge gutsherrlicher und ſtädtiſcher Gerichtsbeamten und der Leichtigkeit, mit Zeit und Gunſt in eine ſolche Stelle hineinzuſchlüpfen, in derſelben Art das angebliche Studium Allerderer geweſen zu ſein ſcheint, die eigentlich gar kein Studium trieben, ſondern, wie es damals hieß, als hommes de lettres leben wollten, wie es heut zu Tage die — Philoſophie geworden iſt. Auch war es wohl keine wiſſenſchaftliche Rückſicht, welche Bürger gerade nach Göttingen führte; wenigſtens läßt das Verhältniß, das er hier ſogleich mit Kloz' Schwiegermutter anknüpfte, auf Motive ſchließen, die ſich aus ſeinen Halliſchen Bekanntſchaften und ſeiner dortigen Lebensweiſe

---

[1] Die Notizen über Bürger's Leben ſind theils der bekannten Althof'ſchen Lebensbeſchreibung, die allen neueren Ausgaben von Bürger's Werken beigefügt iſt, theils der Biographie von Döring entnommen, von welcher daſſelbe gilt, was von den übrigen zahlreichen Compilationen dieſes Schriftſtellers: ſie iſt fleißig und giebt ein reichliches Material, aber höchſt ungenau, beſonders in den Citaten; theils auch aus Woltmann's Aufſatz in den Zeitgenoſſen, II, 2, 101—126. Intereſſante Einzelheiten liefern ſodann die verſchiedenen Briefwechſel.

---

[1] Schon im März 1768 ſchrieb Klotz ihm Folgendes darüber, das zugleich einen Beweis giebt, mit welchen gewichtigen Schmeicheleien Klotz den übrigens verlaſſenen Jüngling an ſich zu ziehen wußte: „Mittes quoque Pervigilii Veneris versionem literis tuis, quam videre et legere aveo. Est enim illud carmen molle, dulce, jucundum, adde etiam, difficile quibusdam in locis. Quare illius interpretatio haud facilis videtur. Tui vero ingenii vis, mi Burgere, omnes difficultates facile vincet. Novi enim, qualis sis, et qualia a Te expectare possim.“ ſ. die Alt-

---

hof'ſche Biographie in Bohz' Ausg. von Bürger's ſämmtl. Werken, S. 434. Es vergingen jedoch noch mehre Jahre, ehe dieſe Bearbeitung öffentlich erſchien (1773), von der Bürger noch 1771 an Gleim ſchreibt: „Ich habe mir vorgenommen, in dieſem Stücke den Wohlklang und die Correctheit ſo weit zu treiben, als es in meinen Kräften ſteht.“ a. a. O. 45. Von der jambiſchen Ueberſetzung der Ilias erſchien 1771 das erſte Bruchſtück (Geſ. 1, 1—303.) in Kloz' Bibliothek, VI, 21. 1—41., von Kloz durch eine für den jugendlichen Verfaſſer ſehr ſchmeichelhafte Note, von dieſem ſelbſt durch die „Gedanken über die Beſchaffenheit einer deutſchen Ueberſetzung des Homer“ eingeleitet (S. W. p. 135.).

genügend erklären[1]. Dieſe neuen Ausſchweifungen hatten jedoch zur Folge, daß der Großvater ſeine Hand gänzlich abzog von dem Gefallenen und ihn, in geiſtiger und körperlicher Zerrüttung, der bitterſten Armuth, dem nagendſten Elend überließ. Nun haben wir ſchon in der Einleitung auf die Aehnlichkeit verwieſen, die zwiſchen Bürger und Günther Statt findet; dieſelbe beginnt ſchon hier und zeigt ſich hier ſogar in den äußerlichen Schickſalen: bei Günther, wie bei Bürger ein raſches Blut, ein begehrliches und ſinnliches Temperament und keine Kraft, dieſen Trieb dem Geſetz der Grazie unterzuordnen; Beide werden durch ihn gewaltſam abgelöſt von ihrem heimathlichen Boden und in Dürftigkeit und Noth verſtoßen, wobei der alte, ſtarrſinnige Großvater[2] in Bürger's Leben ziemlich dieſelbe Stelle einnimmt, wie Günther's Vater in der Geſchichte ſeines Sohnes, den er ebenſo in's Elend trieb.

In dieſer äußerlichen Zerrüttung, deren Maß wir daraus erkennen mögen, daß noch ſpäterhin Bürger's eigene Freunde meinten, es ſei damals ſchwer geweſen, ſich ſeinem Umgange nicht zu entziehen [1]), gelang es ihm allmälig dennoch, ſich geiſtig an dem wieder aufzurichten, wozu den Samen, mit manchem weniger edlen, Klotz in ſeine Bruſt geſtreut hatte: an der Beſchäftigung mit den Alten, beſonders den Griechen, und überhaupt an literariſchen Studien, die er jetzt auch auf die ſpaniſche Literatur ausdehnte, während gleichzeitig Shakeſpeare [2]) und, in noch höherem Grade wichtig für ſeine poetiſche Zukunft, die Percy'ſche Sammlung engliſcher Balladen ihn gefangen nahmen. Und wie in dem damaligen Göttingen die Wenigen, die dergleichen Intereſſen theilten, eben weil ſie Wenige waren, ſich nicht lange fremd bleiben konnten, ſo kam nun Bürger auch bald mit Boie in Berührung, der, als ein Mann von nüchterner Sitte und gediegenem Anſtand, auch wohl aus Widerwillen gegen Alles, was mit Klotz zuſammenhing [3]), ihm anfänglich ausgewichen war, bald jedoch, als er Bürger's eigenes poetiſches Talent entdeckte, ihn freundlich an ſich zog und ihn dadurch nicht bloß jenen früheren leichtfertigen Verbindungen entfremdete, ſondern auch fernerhin mit Rath und That für ihn ſorgte. Er hatte ein Gedicht von ihm (das bekannte: Herr Bacchus u. ſ. w.) in den Almanach für 1771 aufgenommen; dadurch und durch einige Gerüchte, die ihm über den genialen verlorenen Sohn waren zu Ohren gekommen, war Gleim in Halberſtadt aufmerkſam geworden, der gleichſam auf der Lauer ſtand, wo irgend ein neues Talent auftauchte, dem er helfen und das er bewundern könne. Sogleich ließ er ſich durch Boie mit Bürger bekannt machen [1], ermunterte und lobte, gab Geld, zeigte Mittel zu Amt und Brod und verfehlte auch hier nicht, die beliebte Perſpective auf ſeinen großen König zu eröffnen [2]. Durch dieſe Theilnahme Gleim's, durch die Freundſchaft Boie's und dieſen Werth, den Beide auf ſeine poetiſchen Verſuche legten, mußte Bürger, vor Kurzem noch unbeachtet und von allen Redlichen verlaſſen, ſich außerordentlich geſtärkt und erhoben fühlen: er war der Geſellſchaft, der Ordnung und einer hoffnungsreichen Zukunft wiedergegeben, ja es währte nicht lange, ſo erhielt er durch vermittelnde Freunde eine amtliche Stelle, die ihn zwar von Göttingen entfernte, aber doch nicht weit genug, um zwiſchen ihm, Boie und Anderen den freundſchaftlichen Verkehr durch Briefe und Beſuche aufzuheben.

---

[1] Es iſt nicht Sache des Literarhiſtorikers, zweideutige Anekdoten und die ſonſtigen parties honteuses aus dem Leben der Autoren in die Geſchichte aufzunehmen. Allein die Jugendausſchweifungen, in welche Bürger in Halle und Göttingen verſtrickt worden, ſind zu bedeutend für ſeine fernere dichteriſche Entwicklung und die ganze Wendung ſeines Lebens, in welchem ſie, wie traurige Narben, immer ſichtbar bleiben und immer wieder aufbrechen, als daß ſie hier verſchwiegen werden konnten. Auch wird die Wahrheit derſelben von allen Lebensbeſchreibern übereinſtimmend beſtätigt und ſogar durch Bürger's wiederholtes eigenes Zeugniß verbürgt.

[2] Bürger ſchreibt über ihn an Gleim: „Von meinem harten Großvater hab' ich endlich wieder einen Brief erhalten. Ich hatte ihm ſo oft und nach meiner Meinung ſo kläglich geſchrieben, daß es einen Irokeſen hätte rühren müſſen. Bei ihm aber hat es nicht geholfen.“ u. ſ. w. Döring, 39.

---

[1]) Althof, a. a. O. 433.

[2]) ebend.

[3]) So ſchreibt Boie Anfang 1771 an Gleim: „Klotz nimmt ſich ſeiner (Bürger's) ſehr an, und ich freue mich darüber, ob ich gleich, um Bürger's ſelbſt willen, nicht wünſche, daß er durch ihn zuerſt in die Welt eingeführt werde.“ Dies geſchah indeſſen doch durch das erwähnte Fragment der Ilias. Ueber Boie's Bekanntſchaft mit Bürger und ſeine früheſten Verdienſte um ihn, giebt Boie's eigener Briefwechſel mit Gleim vollſtändige Auskunft: Lit. Converſ. Bl. 1821. Nr. 278. und dann bei Döring, 20 fag.

Noch vorher (1771), da Bürger's Namen als der eines Dichters zuerſt bekannt zu werden anfing, hatte Hölty [3] ſich ihm genähert, geboren 1748, der Sohn eines Predigers im Hannöverſchen und ſeit 1769 als Student der Theologie in Göttingen. Zwar war Hölty wohl in allen Stücken das Widerſpiel von Bürger: wie dieſer heftig und begehrlich, zu Genuß und Umgang nach außen gewandt, ſo war Hölty eine ſtille, in ſich gekehrte, träumeriſche Natur, blöd und ungeſellig, faſt menſchenſcheu, kindlich und kindiſch, und ebenſo geraden Fußes auf einem hergebrachten und ebenen Lebenswege fortſchreitend, als Bürger denſelben oft in wilden Sprüngen verlaſſen hatte. Während daher dieſer zumeiſt nur mit lockeren Genoſſen verkehrt und die Studien nur ſehr beiläufig getrieben hatte, war Hölty durch ſeine naive Beſcheidenheit, ſeinen ängſtlichen Fleiß den Profeſſoren der Univerſität bekannt geworden, namentlich Käſtner, der ihn zum Mitglied der deutſchen Geſellſchaft gemacht und Murray, dem Aeſthetiker, der die Hölty'ſchen Gedichte öffentlich ausgezeichnet hatte. Denn dieſem Sonderling Hölty, ſo unſcheinbar er war, ſtand eine nicht geringe dichteriſche Fertigkeit zu Gebote, durch die er bald auf der ganzen Univerſität einen gewiſſen Ruf erlangte. Dieſe Gemeinſamkeit des poetiſchen Talentes gab nun auch, trotz ihrer ſonſtigen Verſchiedenheit, den Berührungspunkt zwiſchen ihm und Bürger, dem er zu gleicher Zeit einen dritten Freund zuführte, J. M. Miller[1]) aus Ulm (geb. 1750). Zwar, wie Hölty, war auch Miller weich und ſanft und auf's Innere gekehrt, durch die Lebendigkeit aber und die anmuthige Heiterkeit ſeiner ſüddeutſchen Natur dieſem bei Weitem überlegen,

---

[1] Gleim's Leben, von Körte, 169, fgg.

[2] Wenige Monate nach der erſten Bekanntſchaft, mithin zu einer Zeit, da Bürger kaum ein halb Dutzend Gedichte hatte drucken laſſen, ſchreibt ihm der liebenswürdige Enthuſiaſt bereits: „Nur noch drei ſolcher Gedichte, wie das „Dörfchen,“ ſo will ich ſie ſauber drucken laſſen, ſie dem Könige, der die Bernard's, Greſſet's ſo gern lieſet, zu leſen geben, und wenn er dann meinen Bürger nicht vorzöge“ u. ſ. w. Döring, 41. Bei Bürger ſelbſt, wie wir noch ſehen werden, ging dieſer Gedanke, ſich an den König von Preußen zu wenden, nicht verloren.

[3] Ueber Hölty vgl. beſonders das bekannte Vorwort von Voß zu deſſen Ausgabe der Hölty'ſchen Gedichte. Boie erwähnt ihn in den Briefen an Knebel verſchiedentlich, z. B. 131. 133. 135. Reichliche Auskunft

---

geben ſodann die Voß'ſchen Briefe, wo auch einige Briefe von ihm an Hölty: III, 2, 113—117.

[1]) Eine kurze Biographie von Miller ſteht in den Zeitgenoſſen, IV, 73—104.

ſo daß er für Bürger, der ſich mit Zärtlichkeit ihm anſchloß, eine Bekanntſchaft von nachhaltigem Einfluß wurde. Bürger nämlich begann damals denſelben Uebergang, den in dieſer Zeit unſere geſammte Literatur machte und von dem wir oben bereits andeutungsweiſe geſprochen haben, den Uebergang alſo zum Originalen, Unmittelbaren und Volksthümlichen. Wir haben geſehen, wie Bürger mit Nachbildung der Alten begann; auch die Franzoſen ahmte er nach und Gleim meinte ihm kein unfeines Lob zu ſagen, da er ihn den deutſchen Greſſet nannte. Nun aber hatte er Shakeſpeare und Oſſian kennen gelernt und mit dem ganzen Enthuſiasmus ſeines lebhaften, feurigen Gemüthes aufgenommen[1], er hatte Percy kennen gelernt und Herder's Fragmente[2], die gleichfalls das Originale zum Prüfſtein des Poetiſchen machten und die Wiederaufnahme der Volkspoeſie dringend empfahlen. So fing wohl ſchon damals jenes Ideal des Volksdichters an, ſich in Bürger zu bilden, das er ſehr bald praktiſch zu erreichen und ſpäterhin auch theoretiſch und räſonnirend zu begründen ſtrebte[3], und ſchon damals wendete er ſeine Aufmerkſamkeit auf unſere älteren Dichter, die Minneſinger, deren Studium wir ſchon früher auch in anderen Kreiſen angetroffen haben. Miller nun beſaß in ſeiner vaterländiſchen ſchwäbiſchen Mundart ein Hilfsmittel, dieſe älteren Dichter ſich und ſeinen Freunden zugänglich zu machen[1]), wie er dieſelben auch ſchon früher für ſich allein mit Theilnahme geleſen und von ihnen die Form für die Liebeslieder entlehnt hatte, in denen er ſeine poetiſche Fähigkeit übte. Dieſer Form nahm ſich Bürger mit Eifer an und brachte es bald dahin, daß er Minnelieder mit Miller um die Wette ſang und in ihren freundſchaftlichen Kreiſen den Namen des Minneſingers mit ihm theilte[2]). Aber auch übrigens war Miller durch ſein Talent und die Umgebungen ſeiner Jugend auf die poetiſche Behandlung ſolcher Stoffe geleitet worden, die dem Urſprünglichen, Volksthümlichen ſehr nahe ſtanden: er ergriff Situationen und Stimmungen aus dem einfachen Leben der Landleute, wie in dem „Bauernlied," welches eines ſeiner früheſten Lieder war (es erſchien zuerſt im Almanach für 1772) und ihm, nah und fern, außerordentlichen Beifall brachte. Auch hiedurch alſo kam er den Gedanken entgegen, die über das, was die Poeſie zu leiſten habe, ſchon damals in Bürger gährten, und der wohl ſchon damals, um die wahren, herzrührenden Klänge der „Volkspoeſie" abzuhorchen, „in der Abenddämmerung dem Zauberſchalle der Balladen und Gaſſenhauer, unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche und in den Spinnſtuben lauſchte"[3])

---

[1] vgl. Althof in den S. W. 433.

[2] Schon in der Einleitung zur Ueberſetzung des Homer von 1771 ! 1776 wird ausdrücklich auf die Herder'ſchen Fragmente und die Anregung verwieſen, die der Ueberſetzer durch ſie empfangen; auch das Studium der Luther'ſchen Bibel und der Minneſinger dem Ueberſetzer des Homer empfohlen, um den wahren Kernton der Volksſprache zu treffen.

[3] Zuerſt in Boie's Muſeum von 1776 in dem Aufſatze „über Volkspoeſie." S. W. 319—322.

---

[1]) Briefe von Voß, I, 104. 130. und im Leben Hölty's, XX.

[2]) So ſind es auch Bürger'ſche Gedichte im Muſenalm. für 1773, die zuerſt und ausdrücklich in einer einleitenden Note als Nachahmungen der alten Minneſänger vorgeführt und als ſolche mit den Bardenliedern in Vergleich geſtellt werden: Alm. für 1773, im Verz. Und ſchon 1772 ſchreibt Boie: „Bürger iſt im Almanach als Minneſänger, welches er von nun an oft und meiſtens ſein wird." Knebel, 135.

[3]) Bürger's Worte in dem angeführten Aufſatz: S. W. 320. Es iſt bekannt, daß er auf dieſe Weiſe das Motiv ſeiner Lenore erlauſcht haben ſoll.

Dieſe beiden neuen Freunde wurden durch Bürger nun auch mit Boie bekannt, dem ſie als neue und vielverſprechende Rekruten für die Mannſchaft ſeines Almanachs ſehr willkommen ſein mußten [1]), und der wiederum ſeinerſeits durch den geſelligen Anhaltpunkt, welchen er ihnen bot, ſowie durch die geregelten Studien, zu denen er ſie ermunterte, und die mühſame und ſorgliche Feile, welcher er ihre poetiſchen Leiſtungen unterwarf, für ſie von großem und dauerndem Einfluß wurde. So herrſchte ein regſames und fruchtbares Treiben in dem engen Kreiſe: Boie war der Führer zur engliſchen Literatur, wie Miller zu den Minneſingern, Bürger regte zum Spaniſchen an und Hölty theilte das Italiäniſche mit; hin und wieder gab auch wohl ein Gelegenheitsgedicht, deſſen Beſtellung durch Boie's Hände ging, Veranlaſſung zu heiterem Scherz und freundlichen Gelagen [2]).

Während Boie in dieſer Weiſe die poetiſchen Kräfte der Göttinger Studentenſchaft um ſich verſammelte, war ſein weitverbreiteter Almanach auch für Entferntere ein Wegweiſer geworden, dem ſie gern und mit freudiger Hoffnung folgten. Im Juli **1771** hatte Käſtner einen Brief aus Mecklenburg erhalten [3]), in welchem ein junger Mann, ſeiner Schilderung nach in Umſtänden, die wahrlich ungünſtig waren und wohlgeeignet, eine mittelmäßige Neigung für Poeſie und Wiſſenſchaft zu erſticken, an Käſtner, weil er dieſen für den Herausgeber des Almanachs hielt, einige Gedichte überſandte, welche demſelben einer weiteren Beachtung würdig ſchienen. Er antwortete daher Voß (denn dies war der Schreiber jenes Briefes) nicht nur freundlich[1]), ſondern theilte die Gedichte auch an Boie mit, der ebenſo ſehr überraſcht wurde durch das Genie, welches er in denſelben zu entdecken meinte[2]), als die beſcheiden kräftige Geſinnung des Briefſchreibers ihn anſprach, und die hilfloſe Lage deſſelben und die geiſtige Abgeſchiedenheit, in der er lebte, die Sehnſucht nach anregendem Verkehr und gründlicher Bildung, die er verrieth, ſein wackeres Herz zu thätiger Theilnahme erweckten. Er ſchrieb daher ſelbſt an Voß, und in der Correſpondenz, die ſich nun zwiſchen Beiden anknüpfte, wurde Boie, beſonders auch durch die Beſcheidenheit, mit welcher Voß ſeine freundſchaftliche Kritik aufnahm, und die kernhafte, männliche Geſinnung, mit der der Mecklenburger den Schleswiger verwandtſchaftlich anheimeln mochte, in einem ſolchen Grade für ſeinen neuen Schützling gewonnen, daß er zu Gunſten deſſelben ſeine Verbindungen mit Käſtner und Heyne benutzte. Durch ſie, ſowie durch eigene Opfer, die er brachte[3]), konnte er Voß endlich die Ausſicht eröffnen, binnen Kurzem die Univerſität zu Göttingen zu beziehen. Einſtweilen nahm er einige Gedichte von ihm in den Almanach auf, ſchickte andere an Ramler und ſuchte auch dieſen für den jungen Poeten mit Erfolg zu intereſſiren. Dieſes außerordentliche Intereſſe an Voß und die großen Hoffnungen, die er ſogleich auf ihn und ſein poetiſches Talent baute, überraſchen uns ein wenig bei dem überlegſamen und kritiſchen Boie, da jene erſten Verſuche keineswegs ein ſo wunderbares Genie verrathen. Allein wir haben ſchon in einer früheren Note darauf verwieſen, welch Gewicht Boie auf die Ode legte[1]). Was nun Voß an ihn überſandt hatte, waren Oden, und da die Dichter, welche bereits um Boie zuſammengetreten waren, bis dahin ſämmtlich nur die leichteren, die ſcherzhaften und tändelnden Gattungen der Poeſie anbauten, ſo mußte ihm viel daran gelegen ſein, auch ein Talent in ſeine Nähe zu ziehen, welches für jenes höhere Feld der Dichtkunſt fruchtbar zu werden verſprach, und welches für die ernſte Ode auszubilden, Boie ausdrücklich im Sinne hatte[2]). — Da er nun gleichzeitig mit Voß auch einen Sohn des berühmten Cramer, des Genoſſen Klopſtock's, erwartete, einen jungen Mann, „der ſchon Gelehrſamkeit beſitzt"[3]), ſo ſah er dem kommenden Sommer, der ihm ſo bedeutende neue Kräfte zuführen ſollte, mit hochgeſpannten Erwartungen entgegen[4]).

---

[1]) vgl. über Miller den Briefwechſel mit Knebel, 131.

[2]) Vgl. Voß im Leben Hölty's, XVIII.

[3]) Dieſe Correſpondenz zwiſchen Voß, Käſtner und Boie ſteht vollſtändig in Voß' Briefen, I. 51—72. Man vergleiche mit ihr Boie an Knebel, 107. 110. 117.

---

[1]) Käſtner's Antwort an Voß (a. a. O. 56. 57.) hat manchen charakteriſtiſchen Zug, z. B. daß er auch hier meint, Gottſched's Dichtkunſt ſei denn doch nicht ganz zu verwerfen.

[2]) Brief an Knebel vom 4. Nov. 1771: „Ich habe ein neues Genie entdeckt, von dem ich mir ſehr viel verſpreche. Ein Stück, das ich juſt vor mir liegen habe, leg' ich Ihnen bei. Es hat Auswüchſe und ſelbſt Sprachunrichtigkeiten, aber Sie werden das Talent des Verfaſſers darin nicht verkennen.“ In ähnlichem Sinne ſpricht er ſich auch fernerhin aus, indem er freilich gerade bei Knebel und durch ihn bei Ramler, der in dieſen Briefen immer im Hintergrunde ſteht, Intereſſe für Voß vorausſetzen konnte, der ſich nach Ramler gebildet, und dieſe erſten Verſuche in Ramler'ſchen Versmaßen und mit Anwendung ſeiner mythologiſirenden Phraſeologie gedichtet hatte.

[3]) Voß in ſeinen Briefen an Brückner I. 78.

---

[1]) Dies war überhaupt Anſicht und Geſchmack der Zeit: vgl. Lit. Briefe, XVII, 149. Gervinus, IV. 127.

[2]) Boie an Knebel, 108. vgl. an Voß, im Briefw. I, 64.

[3]) a. a. O. 117. vgl. 128, 129, 134.

[4]) Brief vom Januar 1772: „Wir bekommen hier nach gerade einen Parnassum in nuce. Es ſind einige feine junge Köpfe da, die zum Theil auf gutem Wege ſind. Ich ſuche das Völkchen zu vereinigen. Gegenſeitige Ermunterung, Kritik hilft mehr, als man glaubt." a. a. O. 116.

Der Bund[1].

Um Oſtern 1772 kam alſo Voß nach Göttingen, und da dieſer Mann bald nach ſeinem erſten Eintritt einen entſchieden herrſchenden Einfluß auf dieſen Kreis gewinnt, den zum geſchloſſenen Bund umgeſchaffen zu haben, vorzugsweiſe ſein Werk iſt, ſo wird es nöthig ſein, noch einige Augenblicke bei der früheren Geſchichte deſſelben zu verweilen[2].

Johann Heinrich Voß war 1751 in einem Mecklenburg'ſchen Dorfe geboren worden, der Sohn armer Aeltern[3] und unter drückenden Verhältniſſen, die ihm frühzeitig eine gewiſſe ſpröde Herbigkeit der Geſinnung einimpften, wie Entſagung und Beſchränkung ſie zu erzeugen pflegen, während die glattere Lebenswelle, die das Kind von früh auf weich und behaglich trägt, auch Geiſt und Gemüth abglättet und geſchmeidig macht. Er hatte eine derbe und friſche Jugend verlebt, die nicht unberührt geblieben war von den großen Ereigniſſen des ſiebenjährigen Krieges, an denen auch er ein lebhaftes kindiſches Intereſſe genommen, wie er überhaupt zu Spiel und Balgerei ein Knabe von derber Fauſt und trotzigem Sinne war. Seine Schulbildung hatte er beſonders zu Neubrandenburg erhalten, nach hergebrachtem alten Zuſchnitt; doch iſt es bezeichnend, daß der junge Voß, der ſehr früh an allem Rhythmiſchen und dem bloßen, unverſtandenen Klang des Metrums ſeine Freude gehabt haben will und der bald auch eigene Verſe ſchmiedete, ſchon auf dieſer Schule unter ſeinen Genoſſen der Stifter einer Geſellſchaft ward, die neben Latein und Griechiſch beſonders auch um die Kenntniß der deutſchen Literatur bemüht war und ſich an Gellert und Hagedorn, vor Allen aber an Ramler bildete und übte*). Von dieſer Schule aus war er, da ſeine dürftigen Mittel ihm den erſehnten Beſuch einer Univerſität nicht geſtatteten, vom Schüler ſogleich zum Lehrer geworden, indem er die Information eines benachbarten Junkers übernahm, eine Stellung, in der er, wie das noch heute ſo geht, manches Mißliche zu dulden hatte, wodurch die urſprüngliche Herbigkeit ſeines Weſens immer mehr befeſtigt, ſein Charakter immer entſchiedener, ſein Starrſinn bewußter wurde. Doch war er mitten in dieſer unerfreulichen Lage ſeiner Neigung für die Alten treu geblieben, an denen er ſich ebenſo tröſtete und aufrichtete, wie unter ähnlichen Umſtänden Heyne gethan hatte; für ſeine poetiſchen Verſuche aber fand er einen Freund und Lehrer in E. Th. J. Brückner (geb. 1746), der in ſeiner Nachbarſchaft in einer gleichfalls nicht glänzenden Lage Prediger war und ſchon als Student in Halle einen Band Trauerſpiele (17) hatte drucken laſſen[1]). Durch ihn war Voß, wie mit den neueren Erſcheinungen der Poeſie, ſo beſonders mit Shakeſpeare bekannt gemacht worden, dem bedeutendſten Fermente jener Zeit, welchem wir bei Allen und auch bei denjenigen begegnen, deren ſpätere Entwicklung dieſe jugendliche Bekanntſchaft, ja die laute und ungeſtüme Begeiſterung für Shakeſpeare kaum mehr ahnen und erkennen läßt.

---

[1] Die Geſchichte des eigentlichen Bundes läßt ſich am Beſten aus Voß' Briefen an Brückner und Erneſtine (im erſten Bande des Briefwechſels) verfolgen, Quellen, die ſo reichlich fließen, daß alles Uebrige, was ſonſt über dieſen Gegenſtand vereinzelt mitgetheilt worden, namentlich von Voß ſelbſt, der es liebte, bei jeder Gelegenheit, und beſonders in ſeinen Streitſchriften gegen Stolberg u. A., des Bundes zu erwähnen, dagegen unerheblich und überflüſſig wird.

[2] Siehe Voß' „Erinnerungen aus meinem Jugendleben" in der Antiſymbolik, II, 176—210. und wiederholt als Einleitung zum Briefwechſel, I, 3—19.

[3] Es iſt überhaupt charakteriſtiſch für unſere Göttinger Dichter, daß ſie der Mehrzahl nach in unſcheinbaren, meiſt bäuerlichen oder doch ländlichen Verhältniſſen aufgewachſen ſind. Dies hat den Inhalt ihrer Poeſien weſentlich mit beſtimmt. Diejenigen daher, welche dieſen Urſprung nicht theilen, die Stolberge und Cramer, haben ſich auch in ihrer endlichen Entwicklung am Weiteſten von den Uebrigen entfernt.

---

*) a. a. O. 42. 43.

Wie Voß von dieſer Umgebung aus ein Verhältniß zu Käſtner und Boie angeknüpft und ſich in Folge deſſen den Zutritt zur Göttinger Univerſität eröffnet hatte, haben wir ſo eben geſehen. Außer dieſen Gönnern, zu denen ſich anfänglich auch Heyne geſellte[2]), lernte er nun auch jene eben erwähnten jüngeren Freunde Boie's kennen, und, was in dem enthuſiaſtiſchen Drange der Zeit Eines war mit dem Kennenlernen, lernte ſie lieben: zunächſt Hölty und Miller[3]), dann auch Bürger, Cramer, Hahn, Ewald und einige Andere, die der Poeſie nur einen dilettantiſchen Geſchmack abgewonnen hatten, ohne ſelbſt für Dichter gelten zu wollen, wie Esmarch und Wehrs. Er ſelbſt charakteriſirt, wenige Wochen nach ſeiner Ankunft in Göttingen, dieſe Geſellſchaft in ſeinen Briefen an Brückner folgendermaßen[1]: „Wie glücklich wäre ich, wenn Sie mit unter der Geſellſchaft wären, die mir ſo manche angenehme Stunde ſchenkt! Ich muß ſie Ihnen doch hernennen: Hölty, ein ſehr maleriſcher Dichter; beide Miller's, Vettern des Doctor Miller[2]) und — Minneſinger; Wehrs, mehr Beurtheiler als Dichter[3]); Ewald, ein feuriges Genie, das ſich aber zu ſeinem Unglück von dem winzigen Riedel hat verführen laſſen, ungeſtalte Oden herauszugeben[4]); Cramer, ein Sohn des berühmten Cramer, von dem Sie die Ode auf den Tod Bernſtorf's kennen, ein Kopf, der ungemein viel verſpricht[5]); Esmarch, ein bloßer Dilettant, der aber die Alten ſehr vertraut kennt, und der mit mir jetzt, für den Unterricht im Franzöſiſchen, den Pindar lieſt, und Seebach, den Sie in Vielen[1]) haben kennen lernen... Noch einen glücklichen Kopf hätt' ich bald vergeſſen Ihnen bekannt zu machen. Er heißt Hahn, aus dem Zweibrückiſchen gebürtig. Einige Gedichte, die ihn uns bekannt machten, waren freilich voller ausſchweifender Verzuckungen; aber ſie verriethen Genie. Einige Zeit nachher machte er das vortreffliche Stück an Miller[2])...

---

[1]) Vgl. über ihn Jördens, V, 785. Nach einigen Auslegern gedenken auch die Göthe-Schiller'ſchen Xenien Brückner's, aber eben nicht ſchmeichelhaft: Hofmeiſter's Supplemente, III, 148.

[2]) Das Mißverhältniß zwiſchen Heyne und Voß, das ſpäterhin eine ſo unerfreuliche Berühmtheit gewonnen hat, ſcheint ſehr frühzeitig begonnen zu haben, wie es denn in der That ein urſprüngliches war und in dem Gegenſatze von Heyne's weicher, ſtiller und ſächſiſch zierlicher Natur zu dem realiſtiſch derben, unfügſamen Mecklenburger Elemente in Voß nothwendig begründet lag. Zwar ehe Voß mit Heyne bekannt iſt (Februar 1772), ſchreibt er an Boie voll Entzücken: „Ich ſoll Käſtner und Heyne ſehen und noch mehr lieben, als ich ſie ſchon abweſend geliebt habe.“ (Voß' Br., I, 71.) Aber das Gegentheil erfolgte, und ſchon ein Jahr ſpäter hält er Heyne's, wenn gleich lobendes, Urtheil über ſeine Pindarüberſetzung für unzuverläſſig, „weil Heyne nichts vom Deutſchen, von dem Periodenſchwung und der Ideenordnung verſteht,“ und findet die Muthmaßung unerträglich, als habe er unter Heyne's Aufſicht überſetzt (I, 129.). Und im Herbſt 1774 nennt er Heyne gar ſchon „ein Götzenbild, das der Pöbel anbetet, und das man zertrümmern muß.“ (I, 178.)

[3]) Hölty's Leben, XXVII.

---

[1]) Voß' Briefe, I, 83, 87, fgg.

[2]) Nämlich des Göttinger Profeſſors der Theologie. Sein Vetter, unſer Poet, erwähnt ihn öfters in ſeinen Romanen, beſonders in dem academiſchen Briefwechſel.

[3]) Vgl. p. 89: „Er hat Geſchmack, aber nicht Feuer genug, den Flug des Geſangs zu wagen. Seine Verſuche ſind matt." Wehrs ſcheint ſich nie öffentlich als Poet producirt zu haben. Auch verſchwindet er ſehr bald gänzlich aus der Göttinger Geſellſchaft; doch war er bei der eigentlichen Stiftung des Bundes gegenwärtig.

[4]) Dieſelbe Klage wiederholt auch Boie an Knebel: 127, 129. Er verließ übrigens ſchon im Herbſt deſſelben Jahres Göttingen: Voß' Br., I, 93.

[5]) Vgl. p. 87.: „Viel Gefühl hat er, aber zu viel Nahrung aus Klopſtock und — darf ich's ſagen! — noch ein bischen zu viel Selbſtgefühl. Doch iſt vielleicht das Letztere bei einem Genie nicht tadelnswürdig."

---

[1]) Im Mecklenburgiſchen. Seebach wird nicht wieder genannt.

[2]) Daſſelbe ſteht unter der Ueberſchrift „Teuthard an Minnehold“ im Almanach für 1773, S. 177. und mag, als das erſte Manifeſt der jungen Göttinger Richtung, in welchem dieſelbe der Hauptſache nach bereits vorgebildet liegt, auch hier eine Stelle finden:

„Noch log, im Biederſtamme Teuts,
Kein Jüngling mit geſalbtem Haar
Dem Feinde Freundſchaft vor.

Noch ſchloß ein Wort voll Ernſt, und laut
Ein Handſchlag drauf der Herzen Bund,
Und ewig war der Bund!

Da kam er übern Rhein, der Knecht
Des Bourbons, ſüß der Liebe Schwur
Im Mund', im Herzen Fluch.

Ha! Maſkenſpiel war ihm Treu',
Und Eid, und Glauben, und den Dolch
Verkündete ſein Kuß.

Geſchreckt verſchließt Thuiskons Sohn
Nun tief in ſich ſein Herz, und lauſcht,
Und wägt erſt jedes Wort;

Und vieler Jahre Noth' (und doch
Wie ſelten! doch vom Mißtraun nie
Entheiligt!) knüpft das Band;

Ein dünnes, weitgeknüpftes Band!
Fern droht ein Sturm, noch iſt er Hauch,
Und, ſiehe! ſchon zerfliegt's.

Und wir! — Nicht Jahre kenn' ich Dich,
Doch kenn' ich Dich; ſeh' Deinen Blick,
Und hört' ich nicht Dein Lied?

Dein Herz iſt deutſch, und deutſch mein Herz!
Es liebt Dich! Wiß es ganz! Verflucht,
Was Franzenſitte lehrt!

Und jedem Folger Fluch! Hier iſt
Mein Wort! Hier meine Hand! Schlag ein!
Und ewig ſei der Bund!“

Es iſt wahres, kein nachgemachtes Klopſtockiſches Feuer darin. Er iſt ein Feind aller Gallier, die unſer deutſches Vaterland mit ihren Sitten verderben.“ [1])

Dieſe Geſellſchaft hatte nun ſchon im Mai unter Boie's Vorſitz ihre wöchentlichen Verſammlungen: „Die Producte eines Jeden werden vorgezeigt und beurtheilt, und Boie verbeſſert“ [2]). In ſo weit alſo unterſchied ſich dieſer Verein, welchem in der That dieſer Name kaum ſchon gebührt, in nichts von tauſend ähnlichen Zuſammenkünften junger Dichter, wie dieſelben immer und überall Statt gefunden haben: nur daß der Boie'ſche Almanach ſogleich eine Gelegenheit darbot, die Producte dieſes Kreiſes durch ein gemeinſames Organ zu veröffentlichen, und daher den Mitgliedern deſſelben den Gedanken einer unmittelbaren Einwirkung auf das Publikum und die Hoffnung, eine literariſche Macht zu werden, ſehr nahe legte.

Allein die gährenden Elemente der Zeit waren auch in Mitten dieſer Anfangs ſo anſpruchsloſen Genoſſenſchaft durch

---

Die Antwort von Miller ſteht dicht daneben; es iſt das bekannte

„Es war kein Schwur, es war ein Blick,
Und drauf ein Druck der Hand“ u. ſ. w.

deſſen leichter melodiſcher Fluß ſich charakteriſtiſch unterſcheidet von dem rauhen, energiſchen Metrum des Hahn'ſchen Gedichtes, welches daſſelbe iſt, wie in Klopſtock's Wir und Sie. (Kl. W., I. 212.) Uebrigens iſt dieſer Friedrich Hahn nicht zu verwechſeln mit Ludw. Philipp Hahn, dem Dramatiker, der, gleichfalls aus Zweibrücken, dem rheiniſchen Kreiſe der Stürmer und Dränger angehört: Gervinus, IV. 581. Kehrein's dramatiſche Poeſie der Deutſchen, I. 51.52. und bei Jördens, VI. 258.

[1]) Bürger's gedenkt Voß in dieſem Briefe nicht, weil derſelbe damals ſchon in ſeinem Amte, alſo meiſtentheils abweſend von Göttingen war. Doch achtete Voß auch ihn damals noch ſehr hoch, „den unvergleichlichen, das feurige Genie.“ (Seite 87.) Bald wurde freilich auch dies anders.

[2]) Voß' Briefe, I. 83. vgl. Boie an Knebel, II. 129.: „Wir haben unſre wöchentlichen Zuſammenkünfte, wo wenigſtens nicht geſchmeichelt wird.

in lebendige Perſönlichkeiten vertreten, als daß dieſe nicht auch in den Uebrigen eine gleiche Geſinnung erweckt, ſomit aber den Verein aus ſeiner Unbefangenheit heraus und ſelbſt Boie, den älteren, nüchternen Freund, gegen ſeinen Willen mit ſich fortgeriſſen hätten. Wir wiſſen bereits von Boie, daß er, wiewohl begeiſtert für Klopſtock, doch keine blinde Verehrung oder gar Vergötterung deſſelben wollte; wir haben ſein mäßiges und bedachtes Urtheil über die Deutſchthümelei der Barden kennen gelernt; auch mit Wieland, wiſſen wir, war er befreundet. Voß, auf welchen Boie wohl zumeiſt einwirkte, theilte damals noch dieſe gemäßigten und verſtändigen Anſichten: wir haben oben geſehen, wie er Cramer tadelt wegen ſeines übertriebenen Klopſtock'ſchen Feuers, und Wieland's goldener Spiegel wird auch von ihm als „ungemein reizend geſchrieben“ anerkannt¹). Aber dies ward anders durch Cramer und Hahn, beides ungeſtüme, feurige Naturen, welche, von verſchiedenen Punkten ausgehend, beide in demſelben propagandiſtiſchen Enthuſiasmus ſich begegneten. Cramer hatte ſchon in dem älterlichen Hauſe den Namen Klopſtock's, der ja der Buſenfreund ſeines Vaters war, von früh auf wie einen verehrungswürdigen und heiligen nennen hören; er war erzogen worden unter Traditionen von Klopſtock's Jugend, ſeiner Perſönlichkeit und ſeinen Schriften. Er war alſo für Klopſtock ſchon begeiſtert geweſen, ehe er noch eine eigene prüfende Kenntniß von ihm haben konnte, und da er nun fähig wurde, ſich wahrhaft und mit eigener, lebendiger Neigung an der Klopſtock'ſchen Richtung zu betheiligen, ſo that er dies natürlich mit einem überſchwänglichen und glühenden Enthuſiasmus, in

---

¹) Voß' Briefe, I, 84. 91.

welchem all jene jugendlichen Eindrücke lebendig wurden. Er konnte aber dieſe Richtung nur da ergreifen, wo ſie ſelbſt noch einen lebendigen Herzſchlag hatte, welchen die Zeit mitempfand; alſo nicht in der religiöſen Sphäre, die bereits überwunden war, ſondern in jener abſtract liberalen, freiheitathmenden, deutſchthümelnden, in welcher damals Klopſtock ſelbſt durch ſeine Oden und Bardiete ſich thätig zeigte. War ſomit Cramer von Klopſtock aus zum Liberalismus und Deutſchthum gelangt, ſo war wohl umgekehrt Hahn erſt von dieſem auf Klopſtock gekommen. Hahn war vom Rhein her gebürtig; es rollte in ihm ein Tropfen jenes feurigen, ſüddeutſchen Blutes, das wenige Jahre ſpäter in den Stürmern und Drängern aufſchäumte; ſeine Gedichte, Voß' Briefe über ihn und das Ende, das er nahm, nämlich ein frühzeitiger Tod in Schwermuth und Menſchenhaß, bezeichnen ihn als einen Jüngling von ungemein empfindlichem, aufgeregtem und bis zum Aeußerſten reizbarem Gemüth*). Dazu wuchs er in der Nachbarſchaft Frankreichs auf; das franzöſiſche Weſen, damals überhaupt im Mißcredit in Deutſchland, drängte ſich dicht in ſeine Nähe, und je näher es ihm kam, je dichter es die bürgerlichen und geſelligen Verhältniſſe ſeiner Heimath wie mit einem Netz umſpann, je gefährlicher es hier für Deutſchland zu werden drohte, je ſchroffer mußte der Widerſtand ſein, welchen Hahn ihm entgegenſetzte, je nachdrücklicher mußte er ſich fühlen als Deutſcher, je lauter und leidenſchaftlicher ſeinen Haß gegen die zudringlichen Nachbarn ausſprechen. In dieſer Stimmung mußte er denn nothwendig auf Klopſtock's urdeutſche Bardenpoeſie gerathen und alſo hier mit Cramer zuſammentreffen. Beide nun fanden in Miller und Hölty zwei weiche und leichtbeſtimmbare Gemüther; Voß dagegen, wenn ſein, wir möchten ſagen, doriſches Blut einmal Feuer gefangen, (und wie leicht mußte dies bei ihm gerade jetzt ſein, wo er aus der Einſamkeit und Beſchränkung ländlicher Umgebung mit einem Mal in das wetteifernde Treiben eines lebendig erregten, literariſchen Kreiſes getreten war und von ſo viel neuen und ergreifenden Eindrücken gleichſam überfluthet wurde!) war nachhaltig in ſeiner Gluth und bildete, was Cramer und Hahn leicht und ungeſtüm hinwarfen, vermöge des formalen Sinnes, der ihm auch hierin eigen, und eines gewiſſen gildemäßigen Inſtinctes, den er ſchon auf der Schule zu Neubrandenburg bewährt hatte, zu einer feſten Form in Geſetz und Bund. Fanden alſo Cramer und Hahn an Hölty und Miller keinen Widerſtand, ſo ward Voß ſogar ihr ausführendes Werkzeug, ja ſie wurden ſelbſt überholt und verdrängt durch ihn, dem weder ſie, noch ein Anderer in dieſem Kreiſe, an regelndem Talent, an der Gabe, zu ordnen und zu gliedern, gleich kam, weshalb, als der eigentliche Bund zu Stande gekommen war, wir die formale Herrſchaft deſſelben hauptſächlich in Voß' Händen ſehen.

---

*) Voß Br., III. 197.

Freilich ſcheint der Zufall ſelbſt dies gewollt zu haben: denn hören wir, was Voß von der Gründung und erſten Einrichtung des Bundes erzählt: „Ah, den 12. September (ſchreibt er an Brückner 1772*)), da hätten Sie hier ſein ſollen! Die beiden Miller's, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahgelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter, und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der ſchönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch, und begaben uns darauf in's freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und ſogleich fiel uns Allen ein, den Bund der Freundſchaft unter dieſen heiligen Bäumen zu ſchwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten ſie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten ſo um den eingeſchloſſenen Stamm herum —, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unſers Bundes an und verſprachen uns eine ewige Freundſchaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unſern Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu dieſem Endzwecke die ſchon gewöhnliche Verſammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durch's Loos zum Aelteſten erwählt. Jeder ſoll Gedichte auf dieſen Abend machen und ihn jährlich begehen.“[1]

---

*) I, 91.

In dieſer vertraulichen Schilderung haben wir denn die Grundelemente des Bundes vollſtändig beiſammen: den Freundſchaftsenthuſiasmus, die abſtracte Freiheitsliebe und das Bardenweſen (woher der Hut und die Eiche), und als Rahmen gleichſam des Ganzen die Kleiſt'ſche Naturſchwärmerei, die in ſentimentalem Aufſchwung ſchon hier, wie ein Vorbote des Siegwart, den Mond zum Zeugen anruft. Keines dieſer Elemente iſt originell, keines in dieſer Gemeinſchaft urſprünglich entſtanden oder ihr allein angehörig; es ſind fremde Anregungen, die hier in ihrer Miſchung aufgenommen und als Ganzes in eine Form gebracht werden. Aber eben durch dieſe Fixirung und durch das Gewicht dieſes geſchloſſenen Kreiſes wird dieſe Miſchung ein eigener und ſelbſtändiger Theil der Zeitſtimmung, der als ſolcher ſich auch nach Außen hin offenbart und ſogar den Verſuch macht, andere Richtungen zu unterdrücken und die Herrſchaft der Literatur an ſich zu reißen.

---

[1] Daher u. A. Voß' Bundeseiche: Sämmtl. poet. Werke in Einem Band, p. 111.

Zwar der Anfang und dieſe eigentliche Stiftung des Göttinger Bundes trägt noch denſelben privaten und unerheblichen Charakter, wie die früheren, bloß einer gegenſeitigen Kritik und Ausbildung beſtimmten Zuſammenkünfte, und es wäre durch dieſen Schwur unter der Eiche für die dichtende Geſellſchaft wenig verändert oder gar gewonnen geweſen, wenn nicht eben das Bewußtſein dieſes engen Zuſammenhalts das Selbſtgefühl und die Thätigkeit jedes Einzelnen erhöht, und die Elemente, die im Innern des Kreiſes ſchlummerten, herausgetrieben hätte, indem nothwendig eine Oppoſition gegen alle diejenigen ſich erzeugte, welche dem Bunde nicht angehörten oder mit denen er in Neigungen und Abneigungen, in Wollen und Wirken nicht einverſtanden war. Denn man hatte eine Form gewählt, ohne eigentlich klar zu ſein über den Inhalt; je energiſcher man dieſen nun entwickelte, je ſchroffer man ihn herausſtellte, je mehr ſchien dieſe Form gerechtfertigt zu werden und je werthvoller wurde auch ſie; ja je mehr man hinterdrein Ernſt legte in das Spiel, je mehr konnte man ſich wohl ſelbſt überreden, daß es niemals ein Spiel geweſen.

Vorläufig ſetzte man die Zuſammenkünfte in alter Weiſe fort: „Alle Sonnabend um vier Uhr kommen wir bei einem zuſammen. Klopſtock's Oden[1]) und Ramler's lyriſche Gedichte und ein in ſchwarz vergoldetes Leder gebundenes Buch liegen auf dem Tiſch. Sobald wir alle da ſind, lieſt einer eine Ode aus Klopſtock oder Ramler bei, und man urtheilt alsdann über die Schönheiten und Wendungen derſelben und über die Declamation des Leſers. Dann wird Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergeleſen und darüber geſprochen. Dann nimmt es einer, dem 's aufgetragen wird, mit nach Hauſe, und ſchreibt eine Kritik darüber, die des anderen Sonnabends vorgeleſen wird. Das obige ſchwarze Buch heißt das Bundesbuch, und ſoll eine Sammlung von den Gedichten unſers Bundes werden, die einſtweilen durchgehends gebilligt ſind.“[1] —

---

[1]) Alſo auch hier nichts vom Meſſias.

In dieſer gemüthlichen Unbefangenheit indeſſen, nur ſeine eigenen nächſten Zwecke treibend, mag der Bund nur wenige Wochen geblieben ſein; denn in demſelben Briefe, in welchem Voß die eben mitgetheilte Schilderung macht, erzählt er von einer anderen Zuſammenkunft, in welcher die aufgeregte Stimmung auch nach Außen hin explodirte und zuerſt die Looſungsworte vernehmen ließ, welche die Göttinger ſodann zum Feldgeſchrei der Literatur überhaupt zu machen ſuchten. „Einige Tage vor ſeiner Abreiſe nöthigte Ewald den ganzen hieſigen Parnaß, auch Bürger von Gelinhauſen, zum Abſchiedsſchmauſe. Das war nun eine Dichtergeſellſchaft, und wir zechten auch alle wie Anakreon und Flaccus; Boie, unſer Werdomar, oben im Lehnſtuhle, und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenſchüler. Geſundheiten wurden auch getrunken, erſtlich Klopſtock's! Boie nahm das Glas, ſtand auf und rief: Klopſtock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen und nach einem heiligen Stillſchweigen trank er. Nun Ramler's! Nicht voll ſo feierlich; Leſſing's, Gleim's, Geßner's, Gerſtenberg's, Uzen's, Weißen's u. ſ. w. . . . Jemand nannte Wieland, mich deucht Bürger war's. Man ſtand mit vollen Gläſern auf, und — Es ſterbe der Sittenverderber Wieland! es ſterbe Voltaire! u. ſ. w."¹)

---

[1] Voß' Br., I, 97.

Die Jugend hat von jeher bei ihren Gelagen ähnliche Mummereien geliebt, wie ſie hier die Göttinger Freunde treiben; denn je weniger ſie ihrer Natur nach im Stande iſt, aus ſich heraus eigene und ſelbſtändige Formen zu ſchaffen, je eifriger nimmt ſie die Maske überlieferter Zuſtände an, ja dieſelbe Jugend, die in allem Uebrigen ſich nur ſtets in dem Unmittelbaren bewegen will und das Conventionelle der geſellſchaftlichen Sitte für unverträglich hält mit ihrer Freiheit, ſchmiegt ſich bereitwillig in Formen, durch die ſie ſelbſt etwas zu werden ſcheint und die eben dadurch ihrem renommiſtiſchen Trieb Genüge thun und mit einem Anſehn von Wichtigkeit und Wirkſamkeit ihrer Eitelkeit ſchmeicheln. Denn Eitelkeit, Abſichtlichkeit und der jugendliche Drang, etwas Seltſames und Auffälliges zu thun, trieben auch hier bei den Göttinger Freunden ihr Spiel, was Voß ſelbſt nicht undeutlich verräth, da er von den nächtlichen Spaziergängen erzählt, welche ſie unternahmen, um draußen in der Kühle der Mondnacht wetteifernd Verſe zu machen. „Sagen Sie," ſchreibt er an Brückner, „gefällt Ihnen dieſe Methode? Ich denke, ſie ſoll in unſern Lebensbeſchreibungen noch mal erzählt werden."²) Daher haben wir uns auch dieſe feierlichen Zurüſtungen, dieſen

---

¹) a. a. O. 93. 94.

²) a. a. O. 101, vgl. 94.

Werdomar im Lehnſtuhl und die Eichenkränze auf dem Haupte der Feſtgenoſſen zu erklären[1]. Charakteriſtiſch iſt ferner die Untermengung der Elemente, Flaccus, Anakreon und die Bardenſchüler von Voß dicht neben einander genannt, ſowie daß gerade Bürger es iſt, der den Toaſt auf Wieland vorzuſchlagen wagt. Endlich, wie die Verehrung Klopſtock's in der feierlichen Weiſe, mit der man hier ſein Andenken beging, ein beinahe religiöſes Anſehen gewann, und wie umgekehrt das Teutſchthum, der Franzoſenhaß und der ſittliche Rigorismus der Jünglinge ſich in dem Ruf: es ſterbe Wieland! gewaltſam Luft machte; ſo ſtellten ſie es ſich nun auch in dem, was ſie von Poeſien veröffentlichten, zur vorzüglichſten Aufgabe, dieſe Liebe und dieſen Haß zu offenbaren: ſie forderten heraus, ſie feindeten an[2] und weil ihnen die Conſtitution ihres eigenen

---

[1] Hieher gehört auch, was Voß von Hölty erzählt: „Bei kleinen vertraulichen Schmäuſen, ſonderlich wo Rheinwein blinkte, war er ſehr fröhlich. Er lagerte ſich auf Roſenblätter, ſalbte wie Anakreon ſeinen Bart... Aber dabei blieb es denn auch.“ Leben Hölty's, XIII. Dieſe ſich ſelbſttäuſchende Abſichtlichkeit, dies Formenweſen und Zurechtmachen ſelbſt da, wo, wie man glauben ſollte, der Augenblick unwiderſtehlich in ein wirkliches und lebendiges Pathos hatte hineinreißen ſollen, iſt ein Erbtheil der gelehrt conventionellen Richtung, wie ſie ſich in den Anakreontikern u. dgl. ausſprach. Auch Klopſtock und ſeine Jugendgeſellſchaft hielt noch dieſe Nichtigkeit gefangen, wie u. A. der ſpaßhafte Vorfall darthut, welchen Körte in Gleim's Leben berichtet, p. 58. Hier kränzen Klopſtock, Gleim, Schmidt, Zimmer, Glas und Schläfe mit Roſen und verführen einen ſolchen Lärm, daß man ſie für betrunken hält, ehe ſie noch überhaupt getrunken haben.

[2] Den Anfang hiezu machte ſogleich in dem Alm. für 1773, demſelben alſo, den Wieland ſelbſt durch einen eigenen Beitrag (Gedanken bei einem ſchlafenden Endymion, p. 81.) ausgezeichnet hatte und wo er durch Kupfer zum Agathon und Gotter'ſches Lob (157.) celebrirt war, eine zornſchnaubende Ode Hölty's „an Teuthard,“ p. 180., in welcher heftig gegen die Franzoſen, deren tändelnde, üppige Literatur und die Nachahmer derſelben, mittelbar alſo gegen Wieland geeifert wird:

Bundes ſo wohl gelungen war, ſo meinten ſie bald, auch den deutſchen Parnaß conſtituiren zu können. —

Auffallend iſt es, daß bei dieſen Einrichtungen und Zuſammenkünften Cramer's gar keine Erwähnung geſchieht, den doch anfänglich nicht nur Boie, ſondern auch Voß mit ſo großer Auszeichnung nennen und deſſen Einfluß ſich in dem geſteigerten Enthuſiasmus für Klopſtock unverkennbar zeigt. Es müſſen daher perſönliche Gründe geweſen ſein, welche Cramer von der unmittelbaren Theilnahme am Bunde fern gehalten haben, und in der That laſſen dieſelben ſich leicht vermuthen. Denn Cramer, als der Sohn eines hochgeſtellten und viel vermögenden Mannes[1], wurzelte in den Neigungen, Bedürfniſſen und Gewohnheiten, dem Ton und Umgang der vornehmeren Kreiſe; die Uebrigen waren an die anſpruchsloſe Frugalität des Mittelſtandes, zum Theil an noch engere und wirklich drückende Verhältniſſe gewöhnt: ihre beſcheidene Natürlichkeit fühlte ſich in Verlegenheit geſetzt, wohl gar geärgert durch das höfiſche und vornehme Weſen, in welchem Cramer ſich gefiel. Eine rechte Einigung beider Theile konnte aber um ſo ſchwieriger Statt finden, je weniger die ariſtokratiſchen Manieren, welche Cramer vor ſich her trug, und die Anſprüche, die er machte, den-

---

„— — Du lächelſt,
Muſe! der gaukelnden Afterſchweſter,
Die in den goldnen Sälen Lutetiens
Ihr Liedchen klimpert. Schande dem Sohne Teuts,
Der's durſtig trinket, weil es Wolluſt
Durch die entloderten Adern ſtrömet....
Schwing deine Geiſſel, Sänger der Tugend! ſchwing
Die Feuergeiſſel, welche dir Braga gab,
Die Natternbrut, die unſre deutſche
Redlichkeit, Keuſchheit und Treue tödtet,
Zurückzuſtäupen!...“

[1] Sein Vater war bis 1771 Hofprediger in Kopenhagen geweſen; dann ging er als Superintend nach Lübeck, wurde aber ſchon 1774 als Kanzler der Univerſität Kiel in däniſche Dienſte zurückberufen. Jördens, I, 330

jenigen hiſtoriſchen Hintergrund hatten, ohne den man damals eine Ariſtokratie zu ſehen nicht gewohnt war. Er war kein Edelmann, kein Patrizier, im Grunde nur daſſelbe, was hier die Meiſten auch waren: der Sohn eines Predigers, aber freilich eines reichern und angeſehenern, als die Andern. Dem Adel hätten ſie ſich willig untergeordnet, ſie hätten die modiſchen, excluſiven Sitten bei einem Edelmann natürlich und richtig gefunden; nicht ſo bei dem Sohn eines Predigers, wie ſich das Alles deutlich in der ganz entgegengeſetzten Aufnahme zeigt, welche Cramer und welche die Grafen Stolberg bei den Verbündeten erfuhren[1]. Noch eine andere Rückſicht ſtand Cramer entgegen, die ein merkwürdiges Zeugniß für die überſpannte Deutſchheit dieſes Kreiſes ablegt: man erkannte Cramer für keinen Deutſchen, weil er von früh auf in Kopenhagen erzogen war![2] und wollte daher den Blendling von Deutſchen und Dänen keinen Theil nehmen laſſen an dieſer Vereinigung lauter ächten, altgermaniſchen Blutes [1]).

---

[1] Vgl. beſonders Voß' Brief an ſeine Braut vom Nov. 1775, wo er dieſen Gegenſatz zwiſchen Cramer's modiſch ariſtokratiſcher und ſeiner eignen bürgerlich beſcheidenen, altväteriſchen Geſinnung mit Lebhaftigkeit ſchildert: „Cramer der jüngere fragte mich heute, ob Du auch tanzteſt? nein! ſängeſt? nein! ritteſt? nein! Franzöſiſch ſpracheſt? nein! — Alles das kann Betty! — Alles das kann Selma nicht! (dies war der poetiſche Name, mit dem Voß nach dem ſentimentalen Gebrauche der Zeit ſeine Erneſtine Boie umgetauft hatte) antwortete ich in demſelben Ton; und doch glaub' ich, ſie iſt nicht weniger liebenswürdig! — Hat ſie Dir etwas geſtickt? Er zeigte zugleich eine Brieftaſche mit koſtbar geſticktem Bande. — Nein, nichts. Aber Deine Schreibtafel riecht nicht gut. — Um Gotteswillen, Voß, ſie iſt parfümirt! — Alſo parfümirt ſich Betty auch? — Ja, das iſt feine Welt. — Selma und ich lieben alſo nicht nach Geſchmack, ſagte ich ihm lächelnd, aber wir lieben doch, und ſind ſo vergnügt mit dem, was wir lieben, daß es uns vorkommt, dies wäre das Weſen, und jenes, was Du hergerechnet haſt, ſehr unbedeutende Nebendinge. — Er gab mir Recht, meinte aber doch, daß die Nebendinge auch ſchön wären. Endlich verglichen wir uns dahin, daß jeder ſeine eigene Denkart habe.“ (I, 281.)

[2] Geboren war er 1752 zu Quedlinburg: Jördens, VI, 597.

Was Boie angeht, den man als Werdomar auf den Ehrenſtuhl geſetzt hatte, ſo mag es ein ziemlich verlegenes Geſicht geweſen ſein, welches derſelbe Anfangs zu jenen heftigen Expectorationen ſeiner jungen Freunde machte; wenigſtens ſucht er in einem Briefe an Knebel, dem er Voß' Gedicht „an Werdomar“ mitgetheilt und der ſich wohl nicht wenig gewundert hatte, die übel berufene Bardenwirthſchaft jetzt in Boie's eigener Nähe anzutreffen, den Vorwurf dieſer Richtung von dem Vereine abzuwälzen und das Ganze überhaupt mehr als ein Spielwerk darzuſtellen [2]). „Unſere jungen Dichter hatten einen Bund mit einander gemacht, ihre Leiern nicht durch Nachahmung zu entweihen, deutſchen Geiſt und Patriotismus zu ſingen, aber Barden wollten ſie durchaus nicht ſein, wie wir jetzt das Wort nehmen, keine Bardenmythologie gebrauchen [3]) und überhaupt, wie einige Neuere, nicht die Bardenpoeſie bloß zum Rüſtzeuge und zur Stickerei unbardiſcher Gedichte machen. Die deutſchen Stücke im Almanach [4]), die man ſehr unrecht für bardiſche nehmen würde, ſind aus ihren Verſuchen. Ich munterte den Bund ſehr auf, und ſie, die ſich untereinander zum Spaß alte Namen gegeben hatten, gaben mir den von Werdomar.“ Boie ſpricht hier von dem Bunde, wie von etwas Unerheblichem und bereits Vorübergegangenem; allein die jungen Dichter ſelbſt meinten es ſehr ernſt damit: ſie riſſen auch Boie mit ſich fort und legten ſchon damals den Grund zu der Trennung zwiſchen ihm und ſeinem alten Freunde Gotter, durch deſſen zufälligen Beſuch man ſich anfänglich ſehr geehrt gefühlt hatte, der aber jetzt, nachdem der Bund unter der Eiche zuſammengetreten und ein entſchiedener Inhalt für denſelben gewonnen war, als franzöſirender Dichter, als ein Verehrer und Genoſſe Wieland's über die Achſel angeſehen wurde[1].

---

[1]) a. a. O. 114.

[2]) Knebel, I, 139. Das Gedicht an Boie ſteht jetzt umgearbeitet bei Voß, 114. Boie's Erhebung zum Werdomar wird ſchon in der „Bundeseiche“ erwähnt.

[3]) Aber Braga? aber Thuiskon? aber Mimer?

[4]) Es ſind die ſchon erwähnten Gedichte von Hahn, Miller und Hölty, 177—181.

Die Stolberge.

Dennoch hätte die Thätigkeit des Bundes ſich ohne Zweifel viel langſamer und ſchüchterner entwickelt, wären zu dieſem Göttinger Kreiſe nicht eben jetzt zwei neue Mitglieder hinzugetreten, die außer ihrem eigenen geſellſchaftlichen Anſehen und dem perſönlichen Glanz eines edlen und vornehmen Namens, welchen ſie ihm zuführten, auch gerade diejenige Anknüpfung vermittelten, die er ſelbſt am Eifrigſten ſuchte, nämlich Klopſtock's perſönliche Betheiligung an den Intereſſen und Unternehmungen des Bundes. Dieſe Vermittlung geſchah durch die beiden Grafen Stolberg, Chriſtian (geb. 1748) und Friedrich Leopold (geb. 1750), die im Herbſt 1772 Behufs ihrer academiſchen Ausbildung nach Göttingen kamen.

Die unbedingte und urſprüngliche Geltung des Adels und jene naive Ehrfurcht, die man ihm bis dahin namentlich in Deutſchland erwieſen hatte, war in dieſer Zeit, wo man in der Geſellſchaft, wie in der Literatur, gegen die leeren Formen ankämpfte[1]), auch ſchon bei uns erſchüttert und gebrochen. Daß die Männer der Wiſſenſchaft, daß die Lieblinge der Kunſt aus dem Volk hervorgingen, dem rangloſen, ohne Ahnen und ohne Stammbaum, das war ein altes Ding, das zu allen Zeiten ſo geweſen; allein bis dahin hatte man Gelehrte und Dichter in den Vorzimmern und unter dem Schutze gnädiger Patrone geſehen, ſie hatten einen Theil der Hofhaltung gebildet oder wenigſtens, wie Gottſched und auch noch Gellert, ſogar noch Weiße, in zierlichen Briefen und Zuſchriften von fernher einen äſthetiſchen Nimbus um die Adligen gezogen. Jetzt hatte das Genie ſich von dieſer Schirmherrſchaft und dieſer dienſtbaren Gefälligkeit emancipirt; es wuchs frei und ſelbſtändig auf, und wagte es ſogar, geſchwellt von dem verhängnißvollen Lufthauch, der aus Frankreich herüber wehte und dort endlich in dem Sturm der Revolution donnernd und zerſchmetternd einherbrauſte, ſeinerſeits als Adel des Talentes ſtolz herabzuſehen auf den Adel der Geburt und gegen den Trotz des Edelmannes, ſelbſt gegen ſeine vornehme Geſchmeidigkeit ein trotziges und ungefüges Bürgerthum zu ſetzen. Und nicht bloß um dieſe geſellige Gleichſtellung, dieſe ideelle Ueberhebung und den abſtracten Ruhm ſchriftſtelleriſcher Bildung handelte es ſich; ſondern dieſe Schriftſteller fingen auch an praktiſch zu werden, Wiſſenſchaft, Poeſie und Literatur überhaupt wurden anerkannt als Potenzen des deutſchen Lebens, deren Wirkung ſich nicht mehr abläugnen ließ, und die daher durch ihren lebendigen Inhalt der leeren Convenienz der Adelsrechte gefährlich wurden. So fühlte der Adel die Nothwendigkeit, ſich, wie man das nennt, zu regeneriren — ein bedenklicher Ausdruck und ein ſchwer zu erfüllender Vorſatz! Denn die Geſchichte ſchreitet wohl vorwärts, aber nie rückwärts, ſie entwickelt Neues aus dem Alten, aber bringt nie das Alte zurück; ſie generirt, aber regenerirt nicht.

---

[1] Noch im October 1772 heißt Gotter „der vortreffliche Epiſtelſänger und ein braver Mann.“ Aber ſchon im Juni 1773 ſchreibt Voß an Brückner: „Gotters Dichtungsart! Iſt Briefton und witzige Liedergalanterie je fähig geweſen, das Herz zu rühren?“ u. ſ. w. Vgl. II, 90.

---

[1]) In dieſer Rückſicht iſt auch die Scene im Werther von Bedeutung: p. 103. fgg. im 16. Bd. der kl. Ausg.

Der Weg nun, der zu dieſem Ziele eingeſchlagen wurde, war jedenfalls ein beachtenswerther und ohne Widerſpruch ein an ſich beſſerer, als der iſt, auf welchen man uns jetzt zu drängen ſucht, da man, ohne Rückſicht auf das Bewußtſein unſerer Zeit und die Entwicklung der gegenwärtigen Geſellſchaft, Stammbäume, wie es ſcheint, zuſammenſetzen will aus Hufen Landes und den Adel des Bluts an den Umfang des Grundbeſitzes knüpfen. Anders verfuhr man damals: der Adel ſuchte ſich ſelbſt und gleichfalls der Bildung der Zeit zu bemächtigen, die praktiſche Theilnahme an Wiſſenſchaft und Kunſt wurde ſtiftsfähig erklärt und bald gab es Edelleute, die ihren Zeitvertreib fortan in literariſchem Dilettantismus fanden, wie ehemals in Jagd und Spiel und in der Ausübung ihrer Hoheitsrechte. So weit war dieſer Weg gewiß ein heilſamer und glücklicher: denn Wiſſenſchaft und Kunſt üben eine magnetiſche, eine zauberiſche Kraft, ſie nehmen Manchen wirklich für ſich gefangen, der ſich ihnen zuerſt nur aus Eitelkeit und Neugier näherte, und ſo ſind auf dieſem Wege nicht wenig wahrhaft edle Namen aus der Adelsmatrikel übergegangen in die Jahrbücher unſerer Literatur und unſerer Geſchichte, wo ſie nun ſicherer ſtehen und auf einem unvergänglicheren Blatte. Andere dagegen, weil ſie ſahen, daß der Adel der Geburt allein nicht mehr genügte, wollten auch von der Bildung und dem Geiſte nur den Adel, den auch dieſe verleihen; ſie hatten keineswegs im Sinne, Verzicht zu leiſten auf den Glanz der Geburt und vergaßen niemals, daß ſie Edelleute waren; ſie wollten die

Edlen des Blutes, die Ariſtokratie der Geſchlechter bleiben, aber zugleich die Edlen des Geiſtes, die Ariſtokratie der Bildung werden und ſo eine neue, gedoppelte Ariſtokratie bilden, in die nicht Genie allein, noch Geburt allein, ſondern lediglich die ſeltene Vereinigung Beider den Zutritt verſchaffen konnte[1]). Dieſe, da es ihnen gar nicht um die Bildung und den Geiſt ſelbſt zu thun war, trieben ihre Studien, ihre künſtleriſchen Verſuche, ihre poetiſchen Leiſtungen raſch und cavaliermäßig; ſie behandelten die Rechte, die ſie auf dieſem geiſtigen Gebiet etwa erwarben, wie andere Ehrenrechte, poetiſches Talent wie ein perſönliches Verdienſt, Gedichte wie Ahnen; ſie waren ſtolz und eiferſüchtig auf ihre Bildung, renommirten mit ihr und brachten das Peitſchengeknall und Sporenklirren ihrer adligen Hetzjagden mit in die Literatur. Aber der Geiſt iſt auch eiferſüchtig und duldet nicht, daß man ihn als Spielwerk nutzen will: darum wächſt er auch Jenen über den Kopf, er wird ihnen unbequem und feindſelig, und das Ende iſt daher gewöhnlich, daß ſie auch offenbar abfallen vom Geiſt, dem ſie in Wahrheit nie gedient haben.

Aus dieſer Sphäre und als die bedeutendſten Vertreter derſelben ſind die beiden Stolberge hervorgegangen; ja ſie geben ein ſichtliches und erſchütterndes Exempel, wie auch im Uebrigen liebenswerthe, empfängliche und gebildete Gemüther, wie Talent und perſönliche Wohlgeſinntheit endlich doch zerſtört werden von der Erbſünde des edelmänniſchen Bewußtſeins. Denn dies iſt die Klippe, an welcher ſie geſcheitert ſind und ſcheitern mußten, daß ſie mit dem übrigen Inhalt ihrer Perſönlichkeit, mit ihrer Begeiſterung für das Schöne, ihrer Liebe zu Wiſſenſchaft und Kunſt, ihrem Drange nach Erkenntniß und geiſtiger Befriedigung, immer und in allem dieſen auch die vergängliche, formale, edelmänniſche Perſönlichkeit, als wäre auch ſie etwas Geiſtiges und Berechtigtes, geltend zu machen ſuchten. Alles daher, was die Stolberge treiben, jede Richtung, die ſie ergreifen, jede Thätigkeit, der ſie ſich widmen, Alles ergreifen, treiben, thun ſie, als wären es Adelsrechte und Privilegien weniger, von Gott ſelbſt bevorzugter Naturen. Sie theilen den abſtracten Freiheitsdrang der deutſchen Jugend und ſind Republikaner mit einem Stolz, einer excluſiven Heiligkeit, einem übermüthigen Pochen auf ihren Republikanismus, wie Andere ſtolz ſind auf das Gegentheil; ſie rühmen ſich ihrer Deutſchheit und fühlen ſich als Deutſche, aber das Deutſchthum wird in ihrer Auffaſſung auch nur eine Race und ſie vergeſſen nicht, daran zu erinnern, daß ſie mit ihrem „urahnlichen“ Stammbaum hinaufreichen, am Liebſten, geradezu bis zu Hermann dem Cherusker; ſie haſſen und verachten die Franzoſen, aber nicht anders, als ehemals der Edelmann den Bürger haßte; ſie beſchäftigen ſich mit dem Alterthum, aber ohne eigentliches Studium und doch abſprecheriſch, und das bekannte: *τὰ καλὰ ἐπὶ τοῖς ἀγαθοῖς*, das nie fehlen darf auf dem Titel ihrer Schriften, gleicht einem Wappenſpruch, mit welchem ſie ihre gelehrte Kenntniß, ihre humaniſtiſchen Beſtrebungen von vorn herein documentiren wollen[1].

---

[1]) Es braucht wohl kaum noch angemerkt zu werden, daß hierin auch das Adeln der Dichter, das einige Zeit hindurch Mode war, ſeine Erklärung findet: da die Edelleute nicht immer Genie's ſein können, ſo ſollten die Genie's Edelleute werden; dann war Beides doch wieder vereinigt.

---

[1] Ebenſo charakteriſtiſch iſt die frühere Vignette der beiden Centauren mit dem Motto:

Ceu duo nubigenae quum vertice montis ab alto
Descendunt Centauri ..

mit der zuerſt die von Boie veranſtaltete Ausgabe ihrer Gedichte (1779) erſchien. (vgl. Schiller in den Xenien, Suppl. von Hofmeiſter, III, 140.) und der Adler vor den Jamben, 1784.

Auf dieſe Weiſe geſchieht es denn nothwendig, daß, da ſie ſich dem Geiſte niemals ganz und völlig und nur um ſeiner ſelbſt willen hingeben, ſie auch keine Befriedigung finden bei ihm; Freiheit und Bildung verwandeln ſich ihnen unter den Händen zu Unfreiheit und Abfall von der Bildung, überall erreichen und werden ſie nicht das, was ſie wollten, ſondern das Gegentheil: aus Freiheitſchwärmern werden ſie zu Freiheithaſſern, aus Schülern und Bewunderern des Alterthums zu Anklägern und Verdächtigern deſſelben, aus Feinden des Papſtthums Katholiken.

Dieſe Entwicklungen ſchlummerten allerdings noch tief im Kern, als die beiden Grafen in Göttingen erſchienen. Ein günſtiger Ruf, daß ſie Poeten wären, Griechiſch verſtänden[1] und Klopſtock's perſönlichen Umgang genoſſen hätten, ging vor ihnen her. Namentlich dies Letztere mußte ihnen die Aufmerkſamkeit des Bundes zuwenden; Boie, als ihr Landsmann, vermittelte die Bekanntſchaft. Auch hier nun ſchlugen die Stolberge ſogleich jenen Ton des trotzigen, man darf wohl ſagen, hochmüthigen Republikanismus an, der ihnen in jener Periode eigen war und der in dieſem Kreiſe, nach den Elementen, die bereits in ihm gährten, nur den entſchiedenſten Beifall, den freudigſten Nachklang finden konnte. Dazu ſchmeichelte den Bund natürlich die Hoffnung, zwei Grafen, und noch dazu zwei poetiſche, zwei freiſinnige Grafen, für ſich zu erobern, und ſo wurden daher die Ankömmlinge mit einer unmäßigen Bewunderung empfangen. „Die Grafen Stolberge", ſchreibt Voß[1], „ach! welche Leute ſind das! Es iſt an ſich ungewöhnlich, Leute von mittelmäßigem Geſchmack unter den franzöſirenden Groſſen und Landſaſſen zu finden; aber Leute von der feinſten Empfindung, dem edelſten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichſten Talenten zur Dichtkunſt und — ohne den kleinen Stolz[2] — kurz! Leute, die Klopſtock ſchätzt und liebt, in dieſem Stande zu finden, das iſt ein groſſer Fund, denk' ich! Und den hab' ich gemacht! .. Beide Grafen haben um Aufnahme in den Bund angehalten, und nächſtens ſoll es feierlich geſchehn. Und dann erfährt's Klopſtock!" —

---

[1] Wie mäßig damals noch die Anforderungen und wie leicht enthuſiasmirt die Göttinger Freunde waren, zeigt ſich auch in dem, was Voß von der Gelehrſamkeit der „Grafen" im Griechiſchen rühmt, nämlich daß der ältere 300 Verſe der Ilias und der jüngere ebenſoviel in der Odyſſee mit Hülfe des Wörterbuchs verſtehe. Sehr gründlich war alſo dieſe philologiſche Bildung wohl nicht, und dennoch war ſie ſchon „ein Phänomen." Voß' Br. I, 123.

Wie Voß hier mit Begeiſterung über die beiden Grafen ſchreibt, ſo war auch er es vorzüglich, der ſich ihnen perſönlich näherte und eine ſchwärmeriſche Freundſchaft mit ihnen eingehen zu können glaubte. Zum Theil mochte er ſich dazu im

---

[1] An Brückner, Decbr. 1772. I, 113. fgg.

[2] Es wird nöthig ſein, gleich hier die Erzählung einzuſchalten, die Voß ſpäter, nach dem Bruch mit den Stolbergs, von ihrer Stellung zu dem Bunde gegeben hat, indem beide Schilderungen, die frühere enthuſiaſtiſche und die ſpätere kühle, ſich wohl gegenſeitig berichtigen und die Wahrheit erſt in der Mitte zu liegen ſcheint. „Die Stolberge kamen uns weniger nah, als Jünglingen ihres Standes... Sie beſuchten unſre wechſelnden Verſammlungen und waren dann rein menſchlich; bei ihnen wurden wir ein oder zweimal zum Thee geladen, wo das rein Menſchliche vermißt ward. Einer von uns meinte, der ältere ſei *weniger* adelſtolz, weil er ſeine Verſe bloß Chriſtian Stolberg unterſchrieb; ich behauptete, der jüngere ſei's, denn der denke bei Graf nichts weiter, als einen Theil ſeines Namens." Vgl. die Schrift: wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? p. 7. und den treffenden Ausdruck in der: Beſtätigung u. ſ. w. p. 139.: „Je mehr Friedrich Stolberg ſich gräflicher Poet dünkte, deſto mehr ſchien auch der poetiſche Graf hervor."

Namen des Bundes berufen meinen, den er vorzüglich zuſammenhielt, ſo daß er ſich im Stillen als Stifter und Haupt deſſelben betrachtete: „Im Feuer, worin ich bin, (fährt er in dem eben angeführten Briefe fort) darf ich wohl ein bischen ſtolz ſein. Ich will's alſo auf den Bund ſein, der ohne mich nicht entſtanden wäre. Vor mir hat Bürger zwar viel Gutes, aber auch viel Schaden geſtiftet. Sein Geſchmack war zu einſeitig und zu weichlich. Hahn ward nicht geachtet, Hölty durfte nur Gedichte der Liebe bringen, und ſelbſt Boie's Geſchmack war zu franzöſiſch. Seit ich hier bin, iſt die feſteſte Freundſchaft geknüpft. Hahn, der feurige Hahn, darf frei ſingen, Hölty auch, und Boie iſt ſo deutſch, ſo glühend deutſch, daß es Klopſtock nicht mehr ſein kann. Mehr darf ich nicht ſagen.“ [1]

Auch entſprach der Trotz und die ſchroffe Herbigkeit, mit welcher die Stolberge ihre patriotiſche Freiheitſchwärmerei bekleideten, Voß' eigenem, eckigen und herben Weſen [2], ihr poetiſcher Rigorismus ſeinem praktiſch ſittlichen; ſie ſchloſſen daher innige Freundſchaft, beſangen ſich gegenſeitig in deutſchthümelnden Oden und ſchwuren um die Wette Tod und Verderben dem Gallier [3]. Denn Frankreich zu haſſen, war nunmehr eine Vorausſetzung geworden, die ſich bei jedem Mitgliede des Bundes von ſelbſt verſtand: „Die franzöſiſche Nation im Ganzen haſſ' ich, mit jedem deutſchen Patrioten“ [1]. Hierin fanden Voß und der jüngere Stolberg (denn beſonders mit dieſem hatte Voß ſich verbunden, während Chriſtian, der minder regſame Geiſt, der ſchlaffere Charakter, das geringere poetiſche Talent, ihm ferner blieb) beſonders an Hahn ihren Mitgeſellen: „Wir drei,“ ſchreibt Voß, „gingen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum, und ſprachen von Deutſchland, Klopſtock, Freiheit, großen Thaten, und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unſchuld nicht achtet. Es ſtand eben ein Gewitter am Himmel, und Bliz und Donner machten unſer ohnedies ſchon heftiges Geſpräch ſo wüthend und zugleich ſo feierlich ernſthaft, daß wir in dem Augenblick, ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig geweſen wären“ [2]. Geringer ſcheint dieſer Enthuſiasmus bei den Uebrigen gewe-

---

[1] a. a. O. 117.

[2] Voß klagt damals ſelbſt in Briefen und Gedichten mehrfach (z. B. in dem bekannten Scherz an Miller, a. a. O. 118.), daß ihm die Gabe für das Graziöſe, das Leichte und Anmuthige mangle: vgl. p. 137.

[3] Man vgl. beſonders die beiden Gedichte: Ode an die Freiheit von Fr. L. Stolberg und die Antwort an Teuthard von Voß, aus der folgende Stelle bemerkenswerth iſt:

„Ach nah' ich mich dem edlen Mann?
Ich zittr'! Umarm' ich ihn,
Den Freiheitsrufer! Ich! den Mann
Den Klopſtock liebt!“

(a. a. O. 113. 114.) Die Stolberg'ſche Ode, die Hahn dedicirt iſt, wurde in der Geſammtausgabe der Stolberg'ſchen Schriften ſehr verändert: 1, 18. In der gleichzeitigen Ode „Mein Vaterland,“ von Voß an Stolberg geſungen, kommen auch die polemiſchen Anſpielungen auf Wieland und Conſorten wieder vor:

„Nach Wolluſt ſchnaubt der lodernde Jüngling jezt,
Der Mann nach Geld! Im dämmernden Myrthenhain
Luſtwandeln frecher Mädchen Chöre,
Schmachtend in Galliens geilen Tönen.
O dichtet ihnen, Sänger Germaniens,
Ein neues Buhllied, ſingt den Horchenden
Des Roſenbetts geheime Zauber
Oder das Taumelgelag der Reben!“

(a. a. O. 120. und in der Geſ. Ausgabe, 114. Vgl. die Erotiker, 115.)

[1] Voß a. a. O. 125. und das Gedicht „an die Herren Franzoſen“ im Alm. für 1774, p. 167., welches großes Aufſehn machte und dem Bunde viele Feinde erweckte: Voß' Briefe, 1. 148.

[2] a. a. O. 218. Wem übrigens fiele hiebei nicht die Romantik unſrer Burſchenſchafter und Sand's That gegen Kotzebue ein?

ſen zu ſein, wenigſtens ſprachen ſie ihn weniger lebhaft und energiſch aus; bei Miller, deſſen friedlich weichliches Gemüth allerdings nicht recht fähig war, die Heftigkeit dieſes Aufſchwunges zu theilen, gewinnt das Pathos der Deutſchheit mitunter ſogar einen ſehr komiſchen Charakter[1]). In den Hauptſachen jedoch ſtimmten Alle überein: man muß zuerſt deutſch ſein, um Poet zu ſein; Deutſch oder Nicht-Deutſch ſind die Kategorien der ſittlichen, wie der äſthetiſchen Würdigung[2]); Klopſtock iſt der größte aller Dichter, Wieland ein Verräther.

Die Klopſtocksfeier.

Wir haben bereits erwähnt, welche große Empfehlung den Stolbergs ihre perſönliche Bekanntſchaft mit Klopſtock war und welche Hoffnungen der Bund darum in ſie ſetzte. Nun fingen dieſe Hoffnungen an verwirklicht zu werden, indem die Stolberge es übernahmen, Klopſtock eine Schilderung von dem Bunde zu machen und ihm das Bundesbuch mit den Gedichten der Mitglieder zu überreichen: „Der ſoll jetzt urtheilen, wer Genie hat und wer nicht“[3]). Klopſtock war gerade mit der Herausgabe der Gelehrtenrepublik beſchäftigt; es mußte ihn angenehm überraſchen, daß die Träume von einer regelrechten, bundesartigen Verfaſſung und Umzäunung der Literatur, welche er in dieſem Werk ausgemalt hatte, in Göttingen im Kleinen bereits zur Ausführung gekommen waren. Auch hatte er bei dem Selbſtverlag des Werkes äußerlich auf die Theilnahme und Begeiſterung der deutſchen Jugend gerechnet [1]). Hier fand er nun einen Enthuſiasmus, der Alles noch zu überbieten ſchien, was in dieſer Art ihm in früheren Jahren war erwieſen worden. Er nahm daher die Annäherung des Bundes ſehr freundlich auf: „er hat einem jeden einen Kuß durch die Grafen geſchickt und ſeinem Buchhändler geſchrieben, uns die Bogen ſeiner neuen Geſänge des Meſſias gleich nach dem Druck zu ſchicken, die dann der Deutſcheſte am erſten leſen ſoll. Da wird's aber Streit geben!“ [2]) — Wir wiſſen nun zwar, daß die Göttinger Verbündeten bis dahin auf den Meſſias nur ein geringes Gewicht gelegt hatten; indeſſen als nun dieſe letzten Geſänge, wiewohl gerade ſie ohne Frage die Mängel der ganzen Anlage und die Einſeitigkeit der Klopſtock'ſchen Dichtung am Sichtbarſten zeigen, als Geſchenk des hochgefeierten Autors ankamen, ſo ſchlug die Gluth der jugendlichen Begeiſterung auch an ihnen in neuen Flammen empor, und während das übrige Deutſchland dieſen Schluß des Meſſias ziemlich lau und mit einer Art von Ermattung hinnahm, ſteiften die Göttinger ſich darauf, ihrerſeits in der Aufnahme auch dieſer letzten Geſänge nicht zurückzubleiben hinter der dankbaren Vergötterung, mit der einſt, ein Menſchenalter zuvor, eine andere Generation die erſten Geſänge empfangen hatte: „O welch ein Mann iſt Klopſtock! Ein Prophet, ein Engel Gottes kann nicht mehr die Seelen durchbohren, als unſer Klopſtock!.. In allen Geſängen die leb...

---

[1]) z. B. in folgendem „Deutſchen Liede,“ Muſenalm. f. 1774, p. 92.

„Daß ein deutſcher Mann ich bin,
Deß erfreuet ſich mein Sinn:
Denn ein ächter Deutſcher iſt
Immer auch ein guter Chriſt.“ u. ſ. w.

[2]) Voß' Br., I, 128.

[3]) a. a. O. 136.

---

[1]) vgl. Göthe in Dichtung und Wahrheit, III. (S. W. 26.) 113. fgg.

[2]) Voß' Br., I. 124. 136.

dige Kraft des Dichters! Meiner Empfindung nach übertreffen — nein! ich ſage wohl zu viel, weil ſie mir neuer ſind — gleich ſind ſie wenigſtens allen vorhergehenden.“ [1]

Da nun auf dieſe Weiſe der Enthuſiasmus für Klopſtock noch gewachſen und erweitert war und die Göttinger Freunde durch ſein Verſprechen, ein näheres Verhältniß mit ihnen einzugehen, ſich bereits als ſeine ausdrücklichen Jünger und Schüler fühlten, ſo war es ſehr natürlich, daß ſie jede Gelegenheit aufſuchten, ihre Begeiſterung für ihn laut und ſtürmiſch an den Tag zu legen. Hiezu ſchien ihnen Klopſtock's Geburtstag am Geeignetſten; ſie beſchloſſen, ihn mit beſonderer Feſtlichkeit zu begehen. „Den zweiten Juli iſt Klopſtock neun und vierzig Jahr alt“, ſchreibt Voß: „Dieſen Tag feiern die Hanneveraner ſonſt nicht, weil die Marienfeſte abgeſchafft ſind. Aber der Bund wird ihn mit der größten Feierlichkeit begehen. Ich laſſe mir ein neu Kleid machen, das ich nicht ehe anziehen will als bis auf dieſen Tag.“ [2] Und dann die Beſchreibung: „Gleich nach Mittag kamen wir auf Hahns Stube, die die größte iſt (es regnete den Tag [3]), zuſammen. Eine lange

---

[1] a. a. O. 133.

[2] a. a. O. 143. Ebenſo ſchreibt er an Erneſtine Boie, mit der er damals, nach der empfindſamen Sitte der Zeit, ohne ſie zu kennen, in einem ſentimental äſthetiſirenden Briefwechſel ſtand, und die bald darauf ſeine Braut wurde: „Wir wollen dem großen Sänger des Meſſias und Deutſchlands ein Jubelfeſt feiern. O meine lieben deutſchen Freundinnen, wollen Sie an dieſem Tage nicht auch an den unſterblichen Mann denken, der unſre Anbetung verdiente, wenn wir nicht Chriſten wären!“ —

[3] Aus dieſem Zuſatz ſcheint hervorzugehen, daß ohne dieſe zufällige Störung das Feſt draußen, etwa unter der Eiche, wäre gefeiert worden, wie der Bund ja überhaupt liebte, ſich in Kleiſt'ſchen Naturſchwärmereien zu ergehen. Vermuthlich waren die regelmäßigen Verſammlungen des Bundes auch für dieſen Sommer ſchon völlig aus der Stadt auf's Land

Tafel war gedeckt und mit Blumen geſchmückt. Oben ſtand ein Lehnſtuhl ledig für Klopſtock, mit Roſen und Levkoyen

---

verlegt werden: a. a. O. 123. 134. Welcherlei Scenen da vorfielen, kann man aus folgendem Briefe Hahn's an Klopſtock ſchlieſſen, den wir hier um ſo lieber mittheilen, je zerſtreuter und ſeltener Hahn's Nachlaß iſt. Charakteriſtiſch iſt dieſer Brief ohne Frage auch ſchon für den Sommer von 1773, wiewohl er in der That erſt ein Jahr ſpäter geſchrieben iſt, als Klopſtock auf der Reiſe nach Darmſtadt in Göttingen erwartet wurde. Der Brief ſteht in Clodius' Auswahl aus Klopſtock's Nachlaß, I, 284. und lautet im Auszuge: „Ach mit lauten Herzſchlägen ſein Sie von uns Allen gegrüßt, geſegnet, geküßt, o unſer Vater Klopſtock! ... Mitten unter uns Allen Klopſtock! Unter uns Allen? O unſre Stolberge fehlen! Wahrlich dieſes Mal wünſche ich ſie vergeſſen zu können, um ganz, ganz Freude zu ſein, wenn nun aber der Stuhl nicht mehr leer ſteht und ach, die Eiche des Bundes nun über Seinem, über Klopſtock's Haupte rauſcht! O nicht umſonſt rauſchte ſie ſtolz, als wir neulich in der Mitternacht ausgingen, zum Feſte des zweiten Julius Zweige zu brechen. Es war in dieſem Jahre das erſtemal, daß wir ſie beſuchten. Gerade über ihr ſtand ein funkelnder Stern. Wir kündigten ihr uns von ferne als den Bund für's Vaterland an, liefen und ruften ihr Wodans Geſang entgegen, traten hierauf ſtill und langſam näher hinzu, faßten Aeſte, brachen Zweige und ruften laut: Unſerm Vater Klopſtock! ... Die Eiche hat nur noch Einen ſo ſchönen Zweig, wie der war, den wir flochten und Ihnen zuſenden wollten. Dieſer mag nun verdorren, aber Sie ſchlagen uns es doch nicht ab, Sich mit jenem unter der Eiche ſelbſt bekränzen zu laſſen? Wir thatenloſe, aber thatendürſtende Jugend dürfen zur Zeit nur noch Büſche tragen" u. ſ. w. Der Naturdienſt der Göttinger Freunde und die wunderliche Art, wie ſich in ihm Sentimentalität, Idylle und Philiſterei vermiſchten, läßt ſich beſonders aus folgendem Briefe erkennen, den Voß an Erneſtine ſchrieb (I, 218.) und aus dem wir ſchon oben Einiges erwähnt haben: „Kleiſt's Andenken hab' ich auch dieſen Frühling einen ſchönen Nachmittag gewidmet. Ich ging mit Hölty nach einem nahen Dorfe, Kleiſt's Frühling in der Taſche. Wir aßen erſt im Wirthshauſe eine Schale dicke Milch und wollten uns nun im Garten unter einem blühenden Baum hinlegen. Aber der Garten war nur klein und mit weißer Leinwand bedeckt. Was machen wir, lieber Hölty? — Wir wollen oben in der Stube leſen? — Nein, das thu' ich nicht. — Was denn? — Komm nur! Er folgte mir, ich führte ihn nach dem Pfarrhofe." Hier erbitten ſie ſich nun die Erlaubniß, im Garten leſen zu dürfen: „Wir neigten uns und gingen in den Garten, ſetzten uns da in eine Laube, die aus beſtreut, und auf ihm Klopſtocks ſämmtliche Werke. Unter dem Stuhle lag Wielands Idris zerriſſen. Jetzt las Cramer[1]) aus den Triumphgeſängen und Hahn etliche ſich auf Deutſchland beziehende Oden von Klopſtock vor. Und darauf tranken wir Kaffe; die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerriſſenen Idris ſtampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopſtocks Geſundheit, Luthers Andenken, Hermanns Andenken[2]), des Bundes Geſundheit,

---

Apfelbaum und Hollunder geflochten war, und Hölty las den Frühling vor, indeß ich in einer nachläſſigen Lage eine Pfeife Tobak rauchte. Rund um uns war Alles Frühling. Die Nachtigall ſang, die Tauben girrten, die Hühner lockten, von ferne ließ ſich eine Schaar Knaben auf Weidenflöten hören, und die Apfelblüten regneten ſo auf uns herab, daß Hölty ſie von dem Buche wegblaſen mußte. Wie wir fertig waren, lagerten wir uns noch eine Stunde unter einem blühenden Baume, und beobachteten die kleinen Würmer, die im fetten Graſe herumſchwärmten. Hierauf bedankten wir uns, aßen ein Butterbrod in der Schenke und gingen im Wehn der Abendkühle wieder nach Göttingen." Vgl. Hölty's Leben, XXXII. XXXIII.

[1]) Der auf Veranlaſſung der Stolberge denn endlich doch in den Bund war aufgenommen worden: a. a. O. 126.

[2]) Hermann war ausſchließlich der fixe Punkt, bei dem die Sympathie der Göttinger ſtehen blieb; auf das Mittelalter und deſſen Ritterlichkeit, wie man aus der Theilnahme der Stolberge und der ſpäteren Entwicklung derſelben vermuthen möchte, erſtreckte ſie ſich keineswegs, vielmehr haßten ſie das Mittelalter, als eine Zeit des Aberglaubens, der Kirchenherrſchaft und weltlicher Tyrannei. Schon gegen Karl den Großen richteten ſie Straf- und Zorngeſänge, weil ihm „die Lieder der Barden Almoſen geworden waren" (nämlich er ſoll im Teſtament befohlen haben, ſeine Sammlung Bardengeſänge zum Beſten der Armen zu verkaufen) und weil

„... der Sklavenkette Geraſſel ...
.. der Franke (Fluch dir, o Mönch, der ihn
Den Großen pries!) um unſern Nacken
Schlang, als mit triefendem Stahl der Wüthrich

dann Eberts, Göthens[1]), Herders u. ſ. w. Klopſtocks Ode der Rheinwein ward vorgeleſen und noch einige andere. Nun war das Geſpräch warm. Wir ſprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutſchland, von Jugendgeſang, und du kannſt denken, wie. Dann aßen wir, punſchten, und zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bildniß." [2])

In unſre Heimath ſtürzte, die Druden vor
Der Irmenſäule würgt', und Wittekind,
Statt Wodan! ſeinen Wurmſtichbildern
Räuche der Opfer und Gold zu weihn zwang.
Verderben brütend laurte ſchon dazumal
Roms Götzenprieſter! Ha, der Bezwinger kroch
Zu ſeinem Stuhl und ſchenkt', o Hermann!
Deinen [illegible] dem Welttyrannen!"

So Voß in der Ode an Stolberg, a. a. O. 120. Man ſieht, dieſes Deutſchthum war ein ſehr provinzielles und mehr niederſächſiſch, als wirklich deutſch. Aber in dieſer Art hatten ſie es bereits von Klopſtock geerbt, namentlich auch den Haß gegen Karl den Großen: ſ. die Ode „Kaiſer Heinrich" in den ſämmtl. W. I, 175.:

„Biſt Du, der Erſte, nicht der Eroberer
Am leichenvollen Strom! und der Dichter Freund!
Ja, Du biſt Karl! Verſchwind', o Schatten,
Welcher uns mordend zu Chriſten machte."

[1]) Von dem ſo eben der Götz erſchienen und auch in dem Göttinger Kreiſe ſogleich mit Jubel aufgenommen war, wovon unten Näheres.

[2]) Dieſe ganze Schilderung iſt Voß' Brief an Brückner entlehnt, I, 144. Das Bild, an welchem ſie das Auto da fe vollzogen, war das Titelkupfer des Leipziger Almanachs für 1773, ſo daß ſie mit Einem Schlage an Wieland und an dieſem Nebenbuhler ihres eigenen Almanachs Rache übten. — Man muß nun zu dieſer in der lebendigen Begeiſterung des Augenblicks geſchriebenen Darſtellung der Klopſtocksfeier die ſpätere vergleichen, welche derſelbe Voß, dreißig Jahre ſpäter, in dem Leben Hölty's giebt (p. XXXIII. ſqq.): „Im Sommer 1773 feierte man Klopſtock's Geburtstag. Alle, ſelbſt unſer Hölty, in Feierkleidern, ſetzten ſich des Nachmittags auf Hahn's Zimmer an einen Tiſch, der mit Flaſchen voll Rheinwein blinkte; am oberen Ende ſtand ein Lehnſtuhl, worauf Klopſtock's Werke lagen; aus den Oden ward vorgeleſen. Vater Klopſtock und Vater Rhein machten die Unterhaltung warm; man ſchwebte in Höhen der Begeiſterung; man blickte mit edlem Unwillen auf den Leichtſinn, der da=

Dieſe Klopſtocksfeier, gleichſam das Wartburgfeſt der Göttinger Freunde, iſt der Gipfel ihrer bardiſchen Zuſammenkünfte; ſie betrachteten ſie als eine wichtige Demonſtration und ſorgten dafür, daß die Nachricht von ihr ins Publikum kam. Klopſtock ſelbſt hatte eine Schilderung des Feſtes verlangt, und bald gingen weit über Göttingen hinaus die abenteuerlichſten Gerüchte über die Barden an der Leine und ihre literariſchen Vehmgerichte. Der Bund wurde dadurch als ſolcher in Deutſchland bekannt; er fand Freunde, die ſich ihm näherten, fand Feinde, die ihn bald lächerlich, bald verdächtig zu machen ſuchten. Klopſtock aber glaubte jetzt in dieſem Bunde ein Werkzeug gefunden zu haben, ſeine theoretiſchen Entwürfe zur Gelehrtenrepublik praktiſch ins Werk zu ſetzen; der Augenblick ſchien gekommen, wo das, was bisher nur ein Verein von Freunden und unmittelbaren Genoſſen geweſen war, in weitem Umfange den ganzen deutſchen Parnaß umfaſſen ſollte.

Aber ehe wir dieſe Entwürfe und überhaupt die Thätigkeit und die Stellung des Bundes nach außen hin näher be-

---

mals Ernſt und Gefühl für Großes hinwegtändelte. Der verſtändige Boie ſuchte Entſchuldigung; man ward heftiger. Einer trug die komiſchen Erzählungen herbei. Verbrannt! rief es umher; und ſogleich loderte die Flamme auf. Hier auch, rief ein Anderer, das Frauengeſicht aus dem Taſchenbuch! Ein Jubel entſtand, da dreimal das arme Bild von der Hitze wieder auffuhr. Der plötzliche Vorfall, der nichts als jugendlicher Muthwille gegen den Mißkenner des Desipere in loco war, endigte damit, daß Boie lächelnd die Unbändigkeit verwies. Durch unvorſichtige Mittheilung, man weiß nicht von wem, entſpann ſich der ſinnreiche Bardenmythos, woran die gelehrten Herren den Witz übten; indeß die Jünglinge dem damals lärmenden Bardengetön durch Spottgedichte entgegenſtrebten." — Letzteres bezieht ſich auf Hölty's Geſang des Barden Höleaſt im M. Alm. von Voß von 1776.

trachten, iſt es nöthig, noch einen Augenblick bei ſeinem Verhältniß zu demjenigen zu verweilen, der mit allen einzelnen Mitgliedern deſſelben mehr oder weniger befreundet war, der in Briefwechſel und lebhaftem geſelligen Verkehr mit ihm ſtand und deſſen ungeachtet ihm angehören weder wollte noch durfte; der aber dennoch durch ſeine unabhängige poetiſche That auch über den Bund gerade jetzt einen auszeichnenden Glanz verbreitete und ihm die Aufmerkſamkeit des Publikums zuwendete: wir meinen ſein Verhältniß zu Bürger.

Bürger und die Romanzenpoeſie.

Bürger hatte ſich im Frühjahr 1772, als durch den Zutritt von Voß, Hahn, Cramer die Elemente des Bundes ſich allmälig ſammelten, bereits außerhalb Göttingen, in Altengleichen, befunden, wo er durch Boie's Vermittlung die Stelle eines Gerichtsamtmanns erhalten hatte, ſo daß er nun aller Noth und Unruhe entnommen und einem geregelten Lebensgange auf die Dauer gewonnen zu ſein ſchien. Die Entfernung von Göttingen war freilich nur gering, der briefliche und geſellige Verkehr mit Boie und der übrigen Genoſſenſchaft lebhaft und ununterbrochen; auch beweiſt die Aufnahme Brückner's in den Bund, die auf Voß' Betrieb geſchehen war[1], daß es der Ordnung deſſelben nicht zuwider lief, auswärtige Glieder und ſolche zu haben, die der jugendlichen Sphäre bereits entrückt und an das amtliche Leben gebunden waren. Wenn daher dennoch dieſe Umſtände bei Bürger die Veranlaſſung wurden, daß derſelbe dem Bunde niemals angehörte, noch zur Theilnahme aufgefordert wurde, ſo ſetzt dies andere, innerliche und bedeutendere Motive voraus, die ſich hinter jenen äußerlichen nur verbargen. Und in der That brauchen wir uns nur an Bürger's bisherigen Bildungsgang und den Inhalt ſeines Weſens zu erinnern, um in ſeiner Entfernung von dem eigentlichen Bunde nicht Laune, noch Zufall, ſondern eine geiſtige Nothwendigkeit zu erkennen. Bürger hatte lebendiges, urſprüngliches und natürliches Pathos; die Göttinger Verbündeten dagegen lebten ſich abſichtlich und gewaltſam in ein fremdes Pathos hinein, das Pathos der Klopſtock'ſchen Odendichtung, der Deutſchthümelei und des Bardenweſens. Bürger wollte keine Poeſie anerkennen, als eine populäre, allgemein verſtändliche und Alle gleichmäßig erfreuende; die Göttinger im Gegentheil hatten die conventionellen und excluſiven Formen der Bardenpoeſie zu Form und Geſetz ihres Bundes gemacht, ſie rühmten und freuten ſich Klopſtock'ſcher Schwerverſtändlichkeit [1]) und ſuchten das Volksthümliche nicht im Anſchluß an das lebendige Bewußtſein des gegenwärtigen Volkes, ſondern in der abenteuerlichen Rückkehr in eine ferne, nebelhafte Urzeit, bei Wodan, Hermann und Wittekind. Bürger war ohne einen Tropfen Klopſtockſchen Blutes, er fand Gefallen an Wieland und Gleim, dem Anakreontiker, und hatte den Greſſet nachgeahmt; die Göttinger beteten Klopſtock an, verbrannten Wieland's Bild, bedauerten Gleim, verachteten Jacobi und athmeten nichts, als Franzoſenhaß. Bürger war ſinnlich, von lockern Grundſätzen und ungeſtümem Temperament; die Göttinger ſittliche Rigoriſten, ihre Liebeslieder voll ſeraphiſchen Schwungs und der Mehrzahl nach nicht erlebt. Bürger hatte mit Klotz zu Tafel geſeſſen und war eingeweiht in die Myſterien der Ueppigkeit und des Genuſſes; die Göttinger Freunde lebten in naiver Frugalität und bäuriſcher Genügſamkeit. Endlich vielleicht fühlte Bürger, dem bereits öffentliche Anerkennung ſeiner poetiſchen Leiſtungen zu Theil geworden war, ſich ſelbſt an Ruf, wie an Talent den Mitgliedern des Bundes überlegen, deſſen barocke Formen überdies ſeinem feinen und gebildeteren Geſchmacke widerſtehen mußten. Beide Theile alſo gingen, ungeachtet perſönlich freundlichen Verkehrs, der namentlich zwiſchen Miller und Bürger ſehr herzlich geweſen ſein ſoll [1]), in der Poeſie dennoch zu verſchiedenen Zielen ihren verſchiedenen und eignen Weg [2]).

---

[1] a. a. O. 122.

---

[1]) Vgl. Voß an Brückner, p. 128.: „Ich bin nicht einerlei Meinung mit Dir, daß es ein Fehler iſt, wenn man eine Ode nicht gleich das erſtemal verſteht. Die Art der Ode, das Große, Heftige, Unordentliche, Abgebrochene, das doch Alles in der Natur gegründet iſt, widerſtreitet ſchon. Ein Anderes iſt's bei ſanftern Gedichten. Wenn die Dunkelheit nur nicht in der Sache, ſondern in dem Uebermaße der Begeiſterung liegt, ſo kann ſie bald aufgelöſt werden, und deſto größer iſt dann das Vergnügen. Ueberhaupt warum ſollte die Poeſie nicht auch ein Studium verdienen? In den griechiſchen Schulen erklärte man die Dichter." Aehnlich p. 182. Dagegen vgl. die ſchon früher citirte Abhandlung Bürger's über Volkspoeſie. In all ſeinen Gedichten findet ſich nichts, was auch nur von fern auf Klopſtock'ſche Elemente und Bardendichtung hinwieſe; auch hat er, außer ſpäterhin dem elegiſchen Diſtichon, ſich, wie Göthe, niemals antiker Metra bedient, welche, umgekehrt, die Lieblingsform der Göttinger Dichter waren, beſonders wenn ſie ihre republikaniſchen Manifeſte gegen Franzoſen und Wieland ſchleuderten.

---

[1]) Zeitgenoſſen, II, 2, 167. Für den am Meiſten befähigten Dichter des Bundes hielt Bürger den jüngern (Fr. Leop.) Stolberg. Auch mit Cramer verkehrte er gern und viel.

[2]) Doch ließ Bürger es nicht an Anerkennung der Göttinger Verſuche fehlen; ſchon im Herbſt 1772 ſchreibt er an Gleim: „In Göttingen keimt ein ganz neuer Parnaß, und wächſt ſo ſchnell, wie die Weiden am Bache. Wenigſtens zehn poetiſche Pflanzen ſproſſen dort, wovon zuverläſſig vier oder fünf zu Bäumen dereinſt werden. Ich erſtaune und verzweifle beinahe, wenn mich Boie hier auf meinem Dörfchen beſucht, und die Producte-

In dieſer Selbſtändigkeit nun reiſten in Bürger allmälig die Keime, die er in Halle und Göttingen empfangen hatte, zu friſcher poetiſcher Frucht. Die Homerüberſetzung, zu der er die erſte Anregung ohne Zweifel ſchon durch Klotz erhalten, welcher ihn überhaupt dem Alterthum zugeführt hatte, wurde ernſtlich gefördert. Aber noch fruchtbarer zeigte ſich die Bekanntſchaft mit der Percy'ſchen Sammlung, die Bürger in Göttingen gemacht, und das hiſtoriſche Element, welches er hier in ſich aufgenommen hatte und nun in der Romanze wiedergab.

Der Name der Romanze oder auch der Ballade (denn dieſe beiden Bezeichnungen gingen gleich Anfangs ungetrennt und mit willkürlicher Vertauſchung neben einander, wie es ja noch bis jetzt nicht hat gelingen wollen, den mehrfach verſuchten Unterſcheidungen beider irgend eine allgemeinere Anerkennung und eine praktiſche Exiſtenz zu verſchaffen[1]) war in

---

dieſer Pflanzſchule mir vorlegt. Wenn das ſo fortgeht, ſo übertreffen wir noch alle Nationen an Reichthum und Vortrefflichkeit in allen Gattungen. Ich glaube, wir ſind noch im vollen Steigen und noch lange nicht an unſerm Ruhepunkt." Vgl. die Althof'ſchen Lebensnachrichten, a. a. O. 403. Aber einige Monate ſpäter an Boie, nachdem er früher geklagt, daß er in ſeinen amtlichen Verhältniſſen für die Beſchäftigung mit der Poeſie allmälig einroſte: „Es kommt nach und nach wieder mit mir in den Gang. Mein Köcher iſt noch voll von goldnen Pfeilen. O Himmel, wär' ich noch unter Euch in Göttingen! Ich wollt' Euch allzuſammen aus dem Sack und in den Sack ſingen! .. Daß Ihr Herren in Göttingen ſo viel macht, das dank' Euch Herodes! Aber hier! Hic opus, hic labor est!" — a. a. O.

[1] So ſchreibt Bürger ſelbſt an Boie über den erſten Anfang der Lenore: „Ich habe eine herrliche Romanzen-Geſchichte, aus einer uralten Ballade aufgeſtört" (Bürger's Gedichte, Ausgabe von Bohtz, p. 403.), ohne daß er doch irgend ein deutlich unterſcheidendes Bewußtſein über dieſe beiden Benennungen hatte. Denn wie Voß zu dem Bürger-Boie'ſchen Briefwechſel bemerkt, (a. a. O.) „ſtand Bürger an, ob er Ballade die ſcherzhafte, und Romanze die rührende Erzählung des Volksliedes nennen ſollte; oder umgekehrt. Boie rieth zu dem Letzteren." Eine ver-

der deutſchen Literatur bereits vor der Percy'ſchen Sammlung und vor Bürger vernommen werden, nämlich ſchon 1756, wo Gleim die erſten „Romanzen" herausgab. Noch älter war die Sache: denn wenn wir, wie es jetzt wieder Sitte iſt, unter der Romanze oder Ballade im Allgemeinen das epiſch lyriſche Gedicht verſtehen, ſo haben nothwendig die zahlreichen hiſtoriſchen Volkslieder des ausgehenden Mittelalters Anſpruch auf denſelben Namen*). Aber mit der geſammten Volkspoeſie war auch das hiſtoriſche Lied untergegangen; ſeine Wiedergeburt in der Sphäre der ſelbſtbewußten Kunſt erfolgte langſam und auf einem Umwege, der das Ziel, zu welchem er dennoch führte, nicht ahnen ließ, ja der gerade abzulenken ſchien von ihm.

Denn in den Romanzen, mit welchen Gleim zuerſt auftrat, wird das volksthümliche Element nicht um ſeiner ſelbſt willen, in eigner Geltung, als ein wirklicher und würdiger Inhalt der Poeſie behandelt, ſondern als eine Maske, eine Form, an deren poetiſche Berechtigung der Dichter ſelbſt nicht glaubt und deren er ſich nur aus Muthwillen, nur zum Spiel bedient; ſie ſoll Lachen erregen und zwar das Lachen des Beſſerwiſſenden, der im Gefühl und Bewußtſein ſeiner feineren Cultur ſich zu der Unmittelbarkeit des Volksthümlichen nur ſpottend verhält, und eben in dieſem Spott und Widerſpruch ſeinen äſthetiſchen Genuß, ſein Ergötzen und ſeine Befriedi-

---

treffliche dialektiſche Unterſcheidung und Entwicklung beider Gattungen hat Th. Echtermeyer in ſeinem Aufſatze „über unſere Balladen- und Romanzenpoeſie" gegeben: Hall. Jahrb. 1840, p. 761—800, und wiederholt vor der zweiten Aufl. ſeiner Auswahl deutſcher Gedichte, 1839.

*) Wackernagel's deutſche Dichter, I. 31 flg. Wunderhorn, IX. 154. 314. 315. X. 281.

gung findet. So iſt in dieſen erſten Romanzen das Volksthümliche nur dazu da, um von dem feineren Geſchmack des Leſers, der ſehr wohl weiß, daß es dem Dichter keineswegs Ernſt damit geweſen, wiederum negirt zu werden; mit Einem Wort: das Volksthümliche wird in ihnen ironiſirt. — Dies ironiſirende Element hatte Gleim in der ſpaniſchen Romanze des Gongora vorgefunden[1]). Eine gewiſſe allgemeine Tradition, daß Spanien das Land der Romanze, war auch zu Gleim's Zeit, ſo gering damals die Kenntniß der ſpaniſchen Literatur unter uns ſein mochte, noch nicht ausgeſtorben. Unglücklicher Weiſe aber war Gleim gerade auf Gongora gerathen; er hielt die Romanze, die er bei dieſem antraf, für die ächte und urſprüngliche, da doch in Wahrheit Gongora vielmehr eben in denjenigen Romanzen, die ihm den hauptſächlichſten Ruf bereitet haben und die daher auch allein zu Gleim's Kenntniß gelangten, alſo in den burlesk ſatiriſchen, die eigentliche Romanze, das Volkslied bereits ironiſirt hat. Dieſe Ironie durchſchaute Gleim nicht als das, was ſie wirklich iſt, als eine Verirrung und Entſtellung: im Gegentheil, er hielt die Carrikatur für den Charakter und kehrte daher bei ſeiner Nachahmung der Romanze dieſe Seite als die hauptſächliche hervor.

---

[1]) geb. 1561, ſtirbt 1627. Er wurde auch der Urheber einer eigenen Miſchung von Bombaſt, Unklarheit und Ueberſpannung, des nach ihm benannten Gongorismus oder estilo culto, der einige Zeit hindurch viele Schüler und Verehrer zählte. Man kann dieſe Gongoriſten die ſpaniſchen Mariniſten nennen: vgl. Bouterweck, III, 132. XI, 237. — In deutſcher (proſaiſcher) Ueberſetzung erſchienen Gongora's Romanzen 1767 durch Gleim's Freund, J. G. Jacobi: vgl. Klotz' deutſche Bibliothek, I, 2, 2. Gleim's Nachahmungen des Gongora ſ. in der Körteſchen Geſammtausgabe, III, 163. fgg.

Neben Gongora nahm er ſich auch den Franzoſen Moncrif[1] zum Muſter, deſſen Romanze gleichfalls ironiſch iſt, wenn ſchon ohne beſondere Beziehung auf das Volkslied, welches in der damaligen franzöſiſchen Literatur wohl vollſtändig verſchollen war; ſondern ſie traveſtirt ihren eigenen Inhalt und ſucht ihre Wirkung in einem vorſätzlich falſchen und übertriebenen Pathos, das eben dadurch in ſein Gegentheil umſchlägt und komiſch wirkt, weil es hat zu ernſthaft ſein wollen. Gleim nun fand jene Ironiſirung des Volksthümlichen und dieſes falſche, burleske Pathos in derſelben beſtimmten, von der Literatur bis dahin durchaus unbeachteten Sphäre, in den Gaſſenliedern nämlich der Bänkelſänger, die mit erſchrecklichen Bildern und noch erſchrecklicheren Liedern von Todtſchlag, Mord, Feuersbrunſt, Hinrichtungen und Gefechten, damals noch häufiger, als jetzt, in Jahrmärkten und Meſſen das Land durchzogen. In der That waren dies die letzten entſtellten Reſte der Volkspoeſie, die in den Gleim'ſchen Romanzen zuerſt in die Literatur wieder eingeſchwärzt wurde[2]. Unterſtützt ward dieſe Einführung und überhaupt die günſtige Aufnahme, welche die Romanze erfuhr, ohne Zweifel auch durch die moraliſche

---

[1] geb. 1687, ſtirbt 1770. Die Moncrif'ſche Romanze ſcheint ſich ſelbſtändig aus der Oper entwickelt zu haben, mit der ſie das Wunderbare und die Singbarkeit theilt.

[2] Es iſt dies eine Eigenthümlichkeit der Gleim'ſchen Romanze, welche in dieſer Geſtalt weder Gongora noch Moncrif kennen. So iſt das Original von Gleim's erſter Romanze bei Moncrif ganz einfach überſchrieben: Les constantes amours d'Alix et d'Alexis, Romance; dagegen bei Gleim lautet der vollſtändige Titel: „Traurige und betrübte Folgen der ſchändlichen Eiferſucht, wie auch heilſamer Unterricht, daß Eltern, die ihre Kinder lieben, ſie zu keiner Heyrath zwingen, ſondern ihnen freien Willen laſſen ſollen; enthalten in der Geſchichte Herrn Iſaac Veitens, der ſich am 11. April 1756 zu Berlin eigenhändig umgebracht, nachdem er ſeine getreue Ehegattin Marianne und derſelben unſchuldigen Liebhaber jämmerlich ermordet." Die Uebertragung iſt ungleich, in einigen Stü-

---

len ganz frei und ſelbſtändig, in anderen beinahe wörtlich; wir ſetzen den Anfang her:

Pourquoi rompre leur mariage,
 Méchans parens?
Ils auraient fait si bon ménage
 A tous momens.
Que sert d'avoir bague et dentelle
 Pour se parer?
Ah! la richesse la plus belle
 Est de s'aimer.

Die Eh' iſt für uns arme Sünder
 Ein Marterſtand;
Drum, Eltern, zwingt doch keine Kinder
 Ins Eheband.
Es hilft zum höchſten Glück der Ehe
 Kein Rittergut,
Es helfen zarte keuſche Triebe
 Und friſches Blut.

Die zweite Romanze heißt: „Damons und Iſmenens zärtliche und getreue Liebe, getrennt durch einen Zweikampf, in welchem Herr Damon von ſeinem Nebenbuhler am 20. Auguſt 1755 auf Auerbachs Hof zu Leipzig mit einem großen Streit-Degen durchs Herz geſtochen wurde, wovon er jämmerlich ſeinen Geiſt aufgeben müſſen“ u. ſ. w. Die dritte iſt überſchrieben: „Wundervolle, doch wahrhafte Abentheuer Herrn Schout by Nachts Cornelius van der Tok, vornehmen Bürgers und Gaſtwirthes im Wallfiſche zu Hamburg“ u. ſ. w. Siehe die erwähnte Geſammtausgabe, III, 93. fgg. In der am Schluß angehängten „Nachricht“ (ſie fehlt in der Körte'ſchen Ausgabe, ſiehe jedoch die „Sämmtl. Schr. des Herrn Gleim,“ Amſterdam, II, 169.) wird der umherziehenden Bänkelſänger ausdrücklich gedacht: „Je öfterer dieſer Verſuch von den rühmlichen Virtuoſen mit Stäben in der Hand künftig wird geſungen werden, je mehr wird der Verf. glauben, daß er die rechte Sprache dieſer Dichtart getroffen.“ Alſo galt Romanze und Bänkelſängerei ganz für daſſelbe; an der Bänkelſängerei aber kann die Cultur nur ein ironiſches Behagen finden. Nun vergleiche man, wie ganz anders, etwa zu derſelben Zeit, der Knabe Göthe dieſe Volksbücher und die fliegenden Blätter „gedruckt in dieſem Jahr“ aufnahm, für welche Frankfurt ein Haupthandelsplatz war, was in Göthe's Jugendbildung nicht zu überſehen iſt: Wahrheit und Dichtung, I. (S. W. 24.) 51. — Bei dieſer Gelegenheit will der Verf. gleich auf einige, ſo viel er weiß, noch nicht bemerkte Stellen in Shakeſpeare's Winter's Tale, Act IV. Sc. 3. aufmerkſam machen, die für die Geſchichte der engliſchen Ballade und ihre Ausartung in Bänkelſängerei und Gaſſenlied von Intereſſe ſind. Merkwürdig iſt darin beſonders die Definition der Ballade (oder Romanze), von der man in der That vermuthen möchte, daß der Recenſent der Bibl. d. ſch. W. (ſiehe unten) bei ſeiner „poſſirlichen Traurigkeit“ ſie vor Augen gehabt: „I love a ballad but even too well, if it be dole-

Pointe, die Nutzanwendung und Lehre, welche Gleim und die übrigen erſten Romanzendichter aus der Fabel her in dieſe neue Gattung übertrugen, ſo daß auch hiedurch beſtätigt wird, was wir oben von der Entwicklung des epiſchen Gedichtes aus der Fabel bemerkt haben[1]).

So groß nun, wie der Beifall, ſo lebhaft war auch die

---

ful matter, merryful set down, or a very pleasant thing indeed and sung lamentably."

[1]) So ſchließt Gleim's Marianne folgendermaßen:

„Beim Hören dieſer Mordgeſchichte
Sieht jedermann
Mit liebreich freundlichem Geſichte
Sein Mädchen an,
Und denkt: Wenn ich es einſt ſo finde,
So dächt' ich dies:
Sie gäben ſich ja nur die Hände,
Das iſt gewiß."

(a. a. O. 117.) Und noch deutlicher bei Schiebeler, z. B. Schluß von Ariadne und Theſeus:

„Der Fabel folgt die Lehre,
So wie der Frau die Magd,
Ein Ding, bei meiner Ehre,
Das oft den Leſer plagt.
Drum kurz, was ich erzählet,
Schließt dieſe Regel ein:
Wenn Euch die Liebe quälet,
So heilet Euch mit Wein."

Oder der Schluß der Romanze von Phaeton:

„So ſchwingt ſich oft zur Epopee
Ein Herr Verfaſſer kühner Lieder
Und von der ungewohnten Höh'
Stürzt er mit ſeinem Ruhm darnieder."

D. Daniel Schiebeler's auserleſ. Ged. von Eſchenburg, 1773, p. 207. 237, vgl. 218. 240. 253. u. ſ. w. Wer ſich übrigens den Unterſchied zwiſchen Erzählung und Romanze an einem Beiſpiel klar machen will, der leſe Gellert's „Das neue Ehepaar" (nach einem engliſchen Vorbild: Bd. I. p. 189. der neueſten trefflichen Ausgabe von J. L. Klee), deſſen Motiv (ein Mädchen erwartet am Strand ihren Geliebten, aber nur ſein Leichnam treibt heran) in unzähligen Volksliedern wiederkehrt. Auch die Vergleichung von Schiebeler's Hero und Leander (a. a. O. 229) mit dem bekannten Schiller'ſchen Gedichte iſt intereſſant.

Nachahmung, deren beſondere Richtung vornehmlich durch das Mißverſtändniß beſtimmt wurde, zu welchem zuerſt Gleim durch Gongora war verleitet worden und welches nun die Kritik theoretiſch zurechtzumachen und in ein Syſtem zu bringen ſuchte. Nach ihr alſo war der Charakter der Romanze „ein abentheuerliches Wunderbare, mit einer poſſirlichen Traurigkeit erzählt“[1]). Wo nun aber konnten die Dichter das „abentheuerliche Wunderbare“ in reichlicherem Maße finden, als in der alten Mythologie? Auf ſie daher und namentlich auf die Ovid'ſchen Verwandlungen wendeten ſich die meiſten Romanzendichter, wie Löwen, Schiebeler, Geißler[2]), woran ſich nun auch die Traveſtien antiker Gedichte von Michaelis, Blumauer u. A. anſchließen[3]). Denn Traveſtie, falſches Pathos und Bänkelſängerei waren der Charakter der damaligen Romanze in einem ſolchen Grade, daß „Traveſtie“ und „Romanzirung“

---

[1]) Bibl. der ſch. Wiſſenſch. u. d. f. K. von 1758, III, 2, 321—335, im Auszug bei Körte, Gleim's Leben, 492. Daher auch die Schilderung der Romanze bei Schiebeler, a. a. O. 234.

„Ihr Auge that Betrübniß kund,
Doch ſchalkhaft lacht' ihr Roſenmund.“

[2]) Deſſen Romanzen 1774 ohne ſeinen Namen erſchienen: vgl. Merkur von 1774, I, 336. Göninger, a. a. O. 38. — Schiebeler ſagt ausdrücklich: Wir

„verbeſſern den Ovid,
Der es geduldig leiden muß.“

a. a. O. 234.

[3]) Michaelis gab ſchon 1771 „Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas. Erſtes Mährlein“ heraus. S. J. B. Michaelis' Poetiſche Werke, Gießener Ausg. I, 97. Die Arbeit blieb, bei Michaelis' frühem Tode (1772), unvollendet; eine Fortſetzung ward von Mehren verſucht (Jördens, III, 571.), was ein Zeugniß ablegt für das Intereſſe der Zeit an dieſer Gattung, bis endlich Blumauer's traveſtirte Aeneide (ſeit 1782) die Michaelis'ſchen Anfänge in Vergeſſenheit brachte. Wie lange aber Blumauer's Machwerk bewundert und wie häufig es nachgeahmt wurde, iſt bekannt: vgl. Jördens, I, 104.

gleichbedeutend geworden waren und man von Michaelis' „romanzirter" Aeneide ſprach, wie jetzt wir von Blumauer's „traveſtirter." Wählte man noch ja andere Stoffe, als mythologiſche, ſo hielt man doch immer an der Kategorie des „abentheuerlichen Wunderbaren" feſt, weshalb man beſonders gern nach Geſpenſtergeſchichten griff; den bänkelſängeriſchen Ton aber und das Volksthümliche glaubte man am Sicherſten durch Schlüpfrigkeiten und Zoten zu repräſentiren, zu denen überdies die Eiferſuchtsgeſchichten, als ein ſehr beliebtes Thema der Romanze[1]), die bequemſte Gelegenheit darboten[2]).

In dieſer Art finden wir die Romanze auch noch von unſern Göttinger Dichtern behandelt, von Hölty ſowohl, als von Bürger; ja der Erſtere iſt, ſelbſt nach Bürger's Vorgang, dennoch eigentlich niemals zu einer anderen Auffaſſung der Romanze vorgedrungen[3]). Von Bürger gehören hieher Baechus (**1770**), der Raub der Europa (**1773?**), die Menagerie der Götter (**1774**), die ſämmtlich die alte Mythologie trave-

---

[1]) Dies ſchreibt ſich vermuthlich von Gleim her, deſſen erſte Romanze gerade die Folgen der Eiferſucht zum Thema hatte. Er ſelbſt ſcheint anfänglich auch dies für eine weſentliche Eigenſchaft der Romanze gehalten zu haben; denn die oben citirte Nachricht beginnt: „Die Spanier ſind vermuthlich die erſten Erfinder der Romanzen, weil Eiferſucht oder Ritterſchaft (Chevalerie) bei ihnen mehr traurige Begebenheiten hervorbringen mag, als bei andern Völkern" u. ſ. w.

[2]) Unter dieſen Romanzendichtern iſt einer der fruchtbarſten Gotter, bei dem ſich ziemlich alle Bildungsſtufen und Uebergänge der Romanze repräſentirt finden, am zahlreichſten die Gleim'ſche franzöſirende Romanze, in welcher Gotter der vornehmſte Dichter iſt; dann aber auch die Löwen-Schiebeler'ſche Richtung z. B. in Tarquin und Lukrezia (Ged. I. 31.), die Ritterromanze im Blaubart (1771. a. a. O. 47.), die wahrhaft volksthümliche in Röschen und Lukas (311.) u. ſ. w.

[3]) In der Voß'ſchen Ausgabe von Hölty's Gedichten finden ſich p. 3 bis 34. ſieben „Balladen." Die erſte, Apollo und Daphne, iſt eine mythologiſirende Romanze nach Art der Löwen und Schiebeler. Die zweite, Töffel und Käthe, iſt beſonders durch das gefliſſentliche Hineinziehen gemein-

---

ſtiger, ſpukhafter Elemente und das behaglich ausführliche Ausmalen ſolcher Dinge merkwürdig: p. 14. 18., wobei man ſich erinnern muß (Voß im Leben Hölty's, p. IX.), daß Hölty ſchon als Kind ſich gern „als Geſpenſt verkleidete und zu ſeinem Vergnügen Abends einſam auf den Gräbern umherwankte.“ In Athelſtan und Röschen iſt der Stoff bereits volksthümlich, engliſch, die Behandlung aber noch conventionell und franzöſirend; die Pointe iſt auch hier Geſpenſterſpuk. Dies, nur feiner und in's Feenhafte gewandt, iſt auch der Inhalt von Leander und Iſmene, welches Gedicht (1772 geſchrieben, aber erſt 1774 bekannt gemacht) beſonders durch die lüſternen Anſpielungen merkwürdig iſt: die Liebenden leſen „Roſt's ſchöne Nacht anſtatt des Abendſegens“ u. ſ. w. (p. 34. 35.), was man von demſelben Hölty, der noch in dem nämlichen Jahr einen literariſchen Kreuzzug gegen die franzöſiſchen Dichter und Wieland predigte, wohl nicht erwartet hat. In der Nonne (1773) iſt wiederum das Geſpenſterweſen und die ausführliche Schilderung einiger Geiſtererſcheinungen die Hauptſache. Das Motiv und auch die Behandlung des folgenden Stückes, der Traum, ſind allerdings volksthümlich; es iſt eine Variation des unvergänglichen „Wenn ich ein Vöglein wär'!“ Aber es iſt rein lyriſch, verdient alſo höchſtens den Namen Romanze in dem Sinne, wie Claudius' Phidile, Bürger's Robert u. dgl., nämlich als volksmäßiges, ſingbares Gedicht, als eigentliches Lied; unter die Balladen aber gehört es nicht. Die letzte Ballade endlich iſt das bekannte „Ueb' immer Treu und Redlichkeit,“ welches gleichſam eine Muſterſammlung Hölty'ſcher Romanzenſtoffe iſt, nämlich von lauter Aberglauben und Spukgeſchichten, bei denen er jedoch nicht bis zur epiſchen Auseinanderſetzung gekommen, ſondern bei der bloßen Aufzählung, der katalogiſirenden Zuſammenſtellung ſtehen geblieben iſt; den Rahmen bildet die lehrende Moral des alten Landmannes. — Zu bedauern iſt es, daß Voß in dieſe Sammlung nichts von Hölty's komiſchen Gedichten aufgenommen, d. h. von ſeinen Traveſtien und Parodien, welche Gattung er ſehr liebte (Leben, XVIII.) und die den Zuſammenhang der damaligen Romanze mit Traveſtie und Parodie gewiß ſehr deutlich machen würden. Bekannt von dieſen Traveſtien iſt hauptſächlich nur die auf Jacobi's Minnelied, die ſogenannte petrarkiſche Bettlerode (im Wandsb. Boten v. 1774); man hat aber noch nicht den Stachel bemerkt, der in der Traveſtirung gerade dieſes Stückes von Jacobi lag: nämlich mit ihm war — Wieland's Merkur eröffnet worden! Daß übrigens Hölty, ſelbſt nach ſeiner Bekanntſchaft mit Percy und nach der Bürger'ſchen Lenore ſtiren; beſonders in der Europa iſt in dem weitläufigen Titel die geſliſſentliche Bänkelſängerei ſowie in der Unſauberkeit des Witzes die bisherige falſche Auffaſſung der Volksthümlichkeit unverkennbar¹). — Inzwiſchen aber hatte Bürger in Göttingen die Percy'ſche Sammlung kennen gelernt; und ſowohl an den Beiſpielen, welche ſie ihm an die Hand gab, als an Herder's theoretiſchen Erörterungen über das Weſen der Poeſie, reinigte er die falſche Vorſtellung von der Romanze, die er bis dahin mit ſeinen Zeitgenoſſen getheilt hatte. Er erkannte, daß das volksthümliche Element ſeine eigene Geltung habe und daher als ſolches in eigener Bedeutung, ohne Ironiſirung, in die Poeſie dürfe aufgenommen werden; er lernte zugleich den bisherigen bänkelſängeriſchen Ton gegen eine andere, neue Sprache vertauſchen, die ebenſo volksmäßig war als poetiſch, ebenſo verſtändlich als

---

(1773) von dem Weſen der Romanze noch immer die alte irrthümliche Anſicht hatte, beweiſt ſein Brief an Voß (1774, a. a. O. XXIII.): „Ich ſoll mehr Balladen machen! Vielleicht mache ich einige, es werden aber ſehr wenige ſein. Mir kommt ein Balladenſänger wie ein Harlekin oder wie ein Menſch mit dem Raritätenkaſten vor." — Die Miller'ſchen Romanzen gehören zu der oben bezeichneten Gattung muſikaliſcher, volksmäßiger Lieder ohne wirkliches epiſches Element, wie das berühmte Bauernlied und Aehnliches. Die ſehr zahlreichen Stolberg'ſchen ſind theils ebenfalls Lieder, theils wirkliche Romanzen, beide meiſt aus der Ritterzeit entlehnt oder auf ſie bezüglich, wie die bekannten: „Sohn, da haſt du meinen Speer," und „In der Väter Hallen ruhte," die beide in's Volk übergegangen ſind. An einer ſolchen ritterthümlichen Romanze Chriſtian Stolberg's, in der er das eigene altadlige Geſchlecht zu verherrlichen ſuchte (jetzt in den S. W. I, 62.), nahm Voß frühzeitig lebhaften Anſtoß: ſ. ſeine Beſtätigung der Stolbergiſchen Umtriebe, 130. Ueber die Stolbergiſche Romanze überhaupt vgl. in Kürze Gervinus, a. a. O. 415. fgg.

¹) Auch die berüchtigte „Frau Schnips" (1777) iſt hieher zu ziehen; denn wie die Menagerie der Götter die heidniſche, ebenſo travestirt ſie die chriſtliche Mythologie.

würdevoll. So gewinnt die Romanze (oder Ballade) zuerſt unter Bürger's Händen diejenige Geſtalt, in welcher, als das Lieblingskind der deutſchen Muſe, ſie fähig geworden iſt, das vorzüglichſte Organ und der eigentliche Lebenspunkt für die Entwicklungen unſerer Poeſie zu werden, die kaum in einer anderen Gattung ſichtbarer werden, als hier in der Göthe-Schiller'ſchen, der Tieck-Fouqué'ſchen, endlich in der Uhland'ſchen Ballade. Welch einen Lehrmeiſter hiebei Bürger an der Percy'ſchen Sammlung gehabt hat, erkennt man am Deutlichſten aus ſeinen Balladen ſelbſt, von denen viele und zum Theil die berühmteſten, bald in Ueberarbeitung, bald in Umarbeitung, aus dem gedachten Werke entliehen ſind [1]).

Nur gerade von derjenigen Ballade, in welcher Bürger die erſte, zugleich aber auch die reifſte und edelſte Frucht ſeiner neuen, durch Percy und Herder [2]) beſtimmten Bildung, ja überhaupt ſeines geſammten poetiſchen Vermögens dem Volke darbot, von der Lenore, iſt dieſer Urſprung zweifelhaft geblieben. Es iſt dies geſchehen, weniger, weil es zur Entſcheidung dieſes Zweifels an Thatſachen fehlte[1], als weil man, begeiſtert für das Gedicht und darum eiferſüchtig auf die Engländer, die den erſten Keim deſſelben für ihre Literatur in Anſpruch nahmen, die ruhige Erwägung und Prüfung derſelben verſchmähte. Man liebte die Lenore zu ſehr, man erkannte in ihr zu deutlich einen unvergänglichen Schmuck der deutſchen Poeſie, als daß man ſich mit dem Gedanken befreunden mochte, daß ſie nicht bis ins kleinſte Fäſerchen urſprünglich deutſch ſei, vielmehr die eigentlichen Wurzeln dieſer köſtlichen Blüthe auf fremden Boden hinüber reichen ſollten. Und ſo zeigt ſich auch in dieſer ängſtlichen Einſeitigkeit nur die außerordentliche Liebe, die ſich das Gedicht und mit ihr der Dichter erwarb: wenig andere Gedichte haben jemals eine ſo allgemeine Verbreitung, eine ſo einſtimmige Bewunderung gefunden; in einem Augenblick durchflog die Lenore ganz Deutſchland, und zu derſelben Zeit ließen die Bauern in der Schenke ſie ſich andächtig vorleſen von dem Küſter und Göthe in dem feingebildeten Kreiſe ſeiner Lilli hatte ſeine Freude daran, ſie zu deklamiren[2].

---

[1]) Nämlich Suschens Traum, die Entführung, Bruder Graurock, der Kaiſer und der Abt, Graf Walter u. ſ. w.: vgl. über die Quellen dieſer und anderer Bürger'ſcher Balladen in Kürze Götzinger, a. a. O. 95. fgg. Ausführlicher in Fr. W. Val. Schmidt's Balladen und Romanzen der Dichter Bürger, Stolberg und Schiller, erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt. Berl. 1827.

[2]) Im Juni 1773, alſo während er mit Ausarbeitung der Lenore beſchäftigt war, ſchreibt er an Boie, indem er ihm die Nachtfeier der Venus zurückſchickt, ohne ſie, wie er gewollt, noch einmal umzuſchmelzen: „Der Ton dieſes Stücks iſt mir ſchon ſo fremd geworden, tönt mir ſchon ſo weit hinten in der Ferne, und ſo dunkel, daß ich kaum noch darüber urtheilen und entſcheiden kann. — Der, den Herder auferweckt hat, der ſchon lang auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieſelbe ganz erfüllt, und — ich muß entweder durchaus nichts von mir ſelbſt wiſſen, oder ich bin in meinem Elemente. O Boie, Boie, welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volks, und mithin der Natur, deutlicher und beſtimmt lehrte, was ich dunkel davon ſchon längſt gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore ſoll Herder's Lehre ein-

---

germaßen entſprechen." S. den Briefw. zwiſchen Bürger und Boie über die Lenore, in den Sämmtl. Werken, 465.

[1] Vergl. Götzinger, a. a. O. 61., wo auch diejenige Ballade aus Percy, aus welcher Bürger ohne Zweifel einige Anregung empfangen, in Herder'ſcher Ueberſetzung mitgetheilt iſt.

[2] Vgl. Althof, a. a. O. 436. Göthe in Dichtung und Wahrheit, IV, (S. W. 48.) 44. 45. — Spaßhaft iſt die Art und Weiſe, wie die Lenore im Merkur, VI. 1, 51. in der Recenſ. des MAlm. für 1774 begrüßt wird: „Mein Glückwunſch," ſagt der Verf. derſelben, J. G. Jacobi, „an Herrn Bürger zu ſeiner Lenore! Welche Kunſt in der Be-

Dieſer außerordentliche und allgemeine Erfolg hob Bürger nun in poetiſcher Geltung noch höher über die jungen Göttinger Verbündeten, als dies bisher ſchon der Fall geweſen; die Gleichheit unter ihnen hörte factiſch auf, Bürger hatte ſich bereits bewährt als Meiſter, er war ſelbſtändiger Schöpfer einer neuen Dichtungsart, die ſich im Fluge die Herzen des Publikums erobert hatte, während die Anderen als Schüler in fremdem Gleiſe gingen. Hieraus alſo iſt klar, daß Bürger nach der Lenore unmöglich noch einem Bunde ſich beigeſellen konnte, für deſſen Zwecke und Formalitäten er ſchon vorher ſeiner ganzen Natur nach keine Neigung empfunden hatte. Vielmehr ſchon während der Ausarbeitung ſeiner Ballade, die er dem Bunde durch Boie's Vermittlung bruchſtückweiſe zuſandte[1], um, ſeiner fleißigen und ſorgfältigen Art gemäß, mit unermüdlicher Geduld von den Rathſchlägen und Meinungen ſeiner Freunde bedächtigen Gebrauch zu machen, wurde ihm in der Luſt des Schaffens das Herz geſchwellt gleichſam von einer Vorahnung des Ruhmes, den er durch die Lenore einernten ſollte, ſo daß er ſich in ſcherzendem Uebermuthe gegen den Bund ſogar auf-

---

handlung eines ſolchen Gegenſtandes! Eine beſtändige Miſchung des Komiſchen und des Gräßlichen, ohne daß ſie beleidigt! Am Putztiſch und am Spinnrocken auswendig gelernt, und vom Kenner bewundert! Ein Geſpenſtermärchen und ein Meiſterſtück der Poeſie!“ Man ſieht, hier ſpukt noch immer Weiße's „poſſirliche Traurigkeit;“ denn ſonſt möchte es ſchwer ſein, die Komik der Lenore nachzuweiſen.

[1] Die (21) Briefe zwiſchen Bürger und Boie (a. a. O. 463—471.) haben wir ſchon oben citirt; ſie wurden zuerſt durch Voß im Morgenbl. von 1809 veröffentlicht. Der Knalleffect mit der Reitgerte, mit welchem Bürger ſeine erſte Vorleſung der Lenore in dem Göttinger Kreiſe begleitete, iſt zu bekannt, als daß wir ihn hier zu erwähnen brauchten; er gehört in daſſelbe Capitel mit Hölty's geſalbtem Bart

lehnte und mit dem Selbſtbewußtſein des urſprünglichen, lebendigen Dichters jene beſchränkte, in einer einſeitigen Polemik, in Anfängen, und Nachahmungen ſich ermüdende Genoſſenſchaft verſpottete. „Ihr ſollt," ſchreibt er am 12. Aug. 1773 u. A.[1]), „Alle mit bebenden Knieen vor mir niederfallen und mich für den Dſchengis-Chan, d. i. den größten Chan in der Ballade erklären, und ich will meinen Fuß zum Zei-

---

[1]) a. a. O. 466. In einem der nächſten Briefe hatte er ſich, nicht zufrieden, der „Adler des Hains" (d. i. des Göttinger Bundes) zu ſein, die Würde eines „Condors" beigelegt, woraus ſich ein ergötzlicher Briefwechſel zwiſchen ihm und dem Bund entſpann, den wir hier um ſo ehe mittheilen zu dürfen glauben, als Voß (im Leben Hölty's, XXIX, und in den Noten zum obigen Briefwechſel, p. 467. und nach ihm Döring im Leben Bürger's) nur wenige Zeilen deſſelben bekannt gemacht hat, der Ort aber, wo er von K. v. Reinhard vollſtändig veröffentlicht worden iſt, nämlich der Geſellſchafter für 1824. Bl. 121. p. 597., gewiß nur wenigen Leſern zugänglich ſein wird. Die Briefe lauten:

1.

An den Herrn Amtmann Bürger in Gelinhauſen.

Du übermüthiges Gefieder!

Sieh einmal, was Du durch Deine Tollkühnheit angerichtet haſt! Der Hain hat Dich nicht allein für keinen Condor erkennen wollen, ſondern hat den einmüthigen Ausſpruch gethan, daß Du zur Zeit nur noch ein Sperber ſeyſt, wohl aber dereinſt, wenn Du noch mehr Specimina edirt haben wirſt, zur Würde eines Adlers, dergleichen wir ſind, erhoben werden könnteſt. (Dies iſt ein Schimmer des Troſtes, den ich Dir im Vertrauen geben kann.) Du haſt den ewigen Liebe- und Lobebund, ſo wir mit einander errichtet, in Deinem übermüthigen Condorſchreiben dergeſtalt hintenangeſetzt, daß ich es nicht habe ändern können, mein Votum mit zu dem Dekrete zu geben, welches ich Dir hiermit im Namen des Hains zufertige. Auch kann ich hinführo nicht mehr Dein Procurator ſeyn, bei den Beſchmitzungen Deiner ſeynſollenden Condorſchaft. Deinen Ruhm kann ich auch fürder nicht mehr bei den Steinadlern propagiren. Lobchens, die ich auf meiner Reiſe für Dich geſammelt, werde ich Dir nicht mittheilen, wohl aber Taxirungen, ſo ich gehöret. Weißeſt Du auch ſchon, daß Dich der göttliche Wieland in ſeinem Götterboten angetaſtet hat? — Du wirſt Dich alſo Sonnabend einſtellen. Ich bin indeſſen doch auf Deinen Gaſſenhauer neugierig, und verharre noch immer mit einigem Estime

Dein günſtiger Freund,
K. F. Cramer, Adler.

N. S. — Von meiner Donquixotiſchen halb angenehmen, halb ſehr fatalen Reiſe behalte ich mir vor, Vieles mündlich zu erzählen. — Schreibe mir doch, ob Du gewiß Sonnabend herein kommſt. Sonſt will ich vielleicht ſelbſt morgen hinaus ſteigen.

2.

Unſerm Ehrſamen, lieben Sperber, Gottfried Auguſt Bürger, neſthaft
und zu erfragen in den Felsritzen zu Gleichen.
Durch unſern Gerichtsboten.

Wir von Braga's Gnaden Adler des Hains wollen Dir, Ehrſamer,
lieber Sperber,

hiemit unangefügt nicht laſſen, wasmaßen Wir mißfällig vernommen haben, und Uns zu wiſſen worden iſt, wie Du wider alle Göttlichen und Menſchlichen Rechte Dir freventlich und ungeſcheut angemaßt und arrogirt haſt:

1. Dich über Deine Sperberſchaft zu erheben, und Dich nicht allein Uns, den Adlern des Hains, gleich zu ſtellen, ſondern Dich ſogar mit dem Namen eines Condors, des allergrößeſten aller gefiederten Geſchöpfe, zu belegen: wie nicht weniger

2. Uns unter Dich herab zu ſetzen, den Uns ſchuldigen Reſpekt zu verſagen, und im Gegentheil Uns mit einem niedrigern Titul zu benennen. — Ferner und zum

3. Haſt Du Deinen Gaſſenhauer „Eleonore“ nicht allein unſterblich geprieſen, ſondern denſelben ſogar über unſere göttlichen Geſänge zu erheben Dich thürſtiglich vermeſſen. Endlich aber und

4. Iſt Deine unglaubliche Frechheit ſo weit gegangen, daß Du Uns Deine Untergebenen genannt haſt, da Uns doch die Natur zu Herren über Dich und Deinesgleichen geſetzt und geordnet. So iſt Uns auch

5. Auf eine andere Weiſe hinterbracht und zu Ohren gekommen, wie Du in Deinem verkehrten Sinn Dir vorgeſetzt, bei Vorleſung Deines Gaſſenhauers Uns Allen (woran Wir jedoch noch billigen Zweifel tragen und Dich eines ſolchen Vermeſſens nicht fähig glauben) auf die Hälſe zu treten.

Wann Du nun auf dieſe Weiſe Dich vielfältig und gröblich vergangen haſt:

Als ſetzen, befehlen, ordnen und wollen Wir, thun es auch hiemit Kraft dieſes Briefs, daß Du zum chen meiner Superiorität auf Eure Hälſe ſetzen. Denn Alle, die nach mir Balladen machen, werden meine unbezweifelten

---

1. Am künftigen Sonnabend, wird ſeyn der 21ſte Auguſt, bei rechter früher Tageszeit in Unſerer Verſammlung Dich ein zu finden, geſtalten Wir Dich dann hiemit heiſchen, laden und citiren. So nicht minder

2. Erwarten Wir, daß Du Uns von Deinem gottloſen Verhalten ſeit Verfertigung der berüchtigten „Eleonore“ Red' und Antwort geben, und Uns geziemende Abbitte zu leiſten nicht verweigern wirſt. Widrigenfalls aber

3. Sollſt Du wiſſen, daß bei verharrlicher Verweigerung durch Unſern einſtimmigen Rath Folgendes erkannt iſt, daß Dir

„Durch Unſern Büttel Deine Fittiche abgeſchnitten, Dir
„vor die Augen gehalten, damit Du ſeheſt, daß es nur
„Sperberfittiche ſind, dieſelben hierauf, Dir zur wohlverdienten
„Strafe, Andern aber zum gerechten Abſcheu und
„Exempel, an Dein eigenes Scheuernthor genagelt werden
„ſollen. V. R. W.“

Geben in Unſerer Verſammlung den 18. des Auguſt-Monats im Jahre nach Chriſti Geburt 1773.

K. F. Cramer. G. D. Miller, Secretar. mppr.

3.

An die Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfe und Rohrſperlinge in dem alten Gemäuer und Dorn- und Schilfgeſträuche der Moräſte zu Göttingen.

Wir, von und durch Uns ſelbſt Condor und Selbſtherrſcher aller Haine und alles Gefieders auf Erden u. ſ. w., entbieten denen Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfen und Rohrſperlingen des alten Gemäuers und Dorn- und Schilfgeſträuchs zu Göttingen Unſere Condorliche Ungnade.

Es iſt geliefert und verleſen worden, was Ihr unterm 18ten m. c. an Uns gelangen zu laſſen Euch freventlich vermeſſen habet. Wenn Wir nun mit nicht geringem Befremden daraus vernommen, wie Ihr der von Uns tragenden Pflicht ſo weit vergeſſen, daß Ihr nicht nur die Condor-Würde, welche Wir Uns ſelbſt bei zu legen für dienlich erachtet, auf eine gottloſe und rebelliſche Weiſe nicht nur nicht anerkennen, und Uns zum Sperber herabwürdigen wollen, ſondern Euch ſelbſt ſo weit zu erfrechen nicht geſcheuet, Uns aus dem höchſten Sonnen-

Vaſallen ſein und ihren Ton von mir zu Lehen tragen.“ Es iſt merkwürdig, wie richtig, wenigſtens für einige Decennien, in dieſem letztern Punkte die Begeiſterung des Dichters prophezeiht hat und wie klar mitten im Feuer der Production, in der köſtlichen Trunkenheit geiſtiger Vaterfreude, er ſich ſelbſt

---

Aether, als wohin Eure ſtumpfen Blicke nicht reichen, herab in Euer moraſtiges Dorn- und Schilfgeſträuch zu heiſchen und zu laden, und Euch eines Gerichts über Uns an zu maßen: als haben Wir Euch zur wohlverdienten Strafe, andern Gleichgeſinnten aber zum öffentlichen Exempel und Abſcheu, Kraft dieſes verordnet, auch wirklich verfügen laſſen: daß

1. Euer hochverrätheriſches Schreiben durch des Büttels Hand an den Schandpfahl genagelt, ſelbiger hierauf mit ſelbigem verbrannt, die Stätte mit Salz beſtreuet und mit einem eiſernen Stacket vor Menſchen und Vieh verwahren werde. Ihr ſelbſt aber

2. Der bislang wiewohl unverdienter Weiſe von Uns abgehabten Adler-Würde nicht nur hiermit und Kraft dieſes entſetzet, und zu Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfen und Rohrſperlingen degradiret, ſondern auch in Unſere und des Reichs Acht und Ober-Acht alſo und dergeſtalt erklärt ſein ſollet, daß jeder Bube ungeſtraft Euch in Sprenkeln und Schlingen einfangen und Eure Köpfe, ſtatt der Raben- und Sperlingsköpfe, bei denen alljährlich ab zu haltenden Land-Wruge-Gerichten liefern könne.

Solltet Ihr aber etwa durch Meuterei und Rotten hiergegen obmoviren wollen, ſo haben Wir

3. Beſchloſſen, tauſend Strophen oder minaces Jambos von Unſerer Land-Miliz gegen Euch zur Execution zu commandiren.

Wann auch Unſer Allerhöchſte Rathſchluß und Wille iſt, daß dieſe Verfügung öffentlich kund und zu Jedermanns Wiſſenſchaft gelange, ſo ſoll dieſelbe von denen Raben, als Unſern Bütteln, nicht nur von allen Galgen herab publiciret, ſondern auch allen öffentlichen Orten affigiret und ausgehänget werden.

Geben auf Unſerer Reſidenz, den erhabenen Gleichen, den 19ten Tag des Monats Auguſt, nach der Geburt Chriſti im 1773ſten, Unſeres Condorthums im Erſten Jahre.

Ad mandatum Condoricum Summum proprium

Pacht, Erz-Canzler, mppr.

über den Werth und die Folgen ſeiner Schöpfung iſt. Zu dem Erſtern aber, zu der freiwilligen Unterordnung unter Bürger's überlegenes Talent, hatten die Verbündeten ſelbſt gewiß wenig Luſt, ja es iſt vielleicht nicht ohne Abſicht, daß Voß, der ſonſt ſo gern den begeiſterten Lobredner und Verkündiger alles deſſen macht, was in dem engeren oder weiteren Umkreiſe des Bundes entſtanden war, in ſeinen derzeitigen Briefen an Brückner und Erneſtine der Lenore gar nicht einmal erwähnt.

Literariſche Leiſtungen des Bundes; ſeine Stellung zum Publikum und zur Kritik.

Und doch ging von dem Glanze, mit welchem die Lenore ausgezeichnet wurde, nothwendig auch Einiges auf diejenigen über, denen der Verfaſſer, wenn auch nicht als Verbündeter, doch als Freund zugehörte. Dies geſchah zunächſt ſchon dadurch, daß ſein Gedicht zuerſt von dem Göttinger Almanach in das Publikum gebracht wurde, die beſte und erheblichſte Gabe nicht bloß dieſes einzelnen Jahrganges, ſondern auch die wichtigſte, welche dieſes Inſtitut überhaupt der deutſchen Literatur dargebracht hat. Der Göttinger Almanach aber war das hauptſächlichſte, ja ſogar das einzige Organ, welches damals dem Bunde zu Gebote ſtand; was in ihm von Gedichten producirt ward (und es iſt auch charakteriſtiſch, daß die ganze dichteriſche Thätigkeit der Verbündeten ſich auf Lyriſches beſchränkte und Keiner von ihnen damals den Gedanken an ein größeres poetiſches Werk zu faſſen wagte[1]), fand unter Boie's Obhut durch den Göttinger Almanach ſeine Einführung ins Publikum. Da alſo die Stellung des Bundes, ſoweit ſie eine literariſche und als ſolche abhängig war von den poetiſchen Leiſtungen deſſelben, weſentlich durch den Almanach beſtimmt ward, ſo wird es zweckmäßig ſein, wenn wir hier noch einen flüchtigen Blick auf diejenigen Jahrgänge deſſelben werfen, die in die Zeit des Bundes fallen, alſo auf die Almanache von 1773 und 1774.

---

[1] Nur Cramer hatte einmal im Plan, „ein Heldengedicht auf den Brutus zu machen“: Voß' Br., I, 153.

Des erſtern iſt bereits im Obigen verſchiedentlich gedacht worden: er enthält neben einem Wieland'ſchen Gedichte die erſten deutſchthümelnden, bardenmäßigen Manifeſte des Göttinger Bundes gegen Wieland und die Franzoſen und giebt ſo ein recht deutliches Bild von der mißlichen Doppelrichtung, in welche Boie, den älteren Freundſchaften, Neigungen und Verbindungen gegenüber, durch ſeine jüngeren Anhänger hineingeriſſen wurde. Ueberhaupt iſt die bardiſche Richtung reichlich vertreten: auch Kretſchmann, der bekannte Barde Rhingulph, und eigentlich dem Leipziger Kreiſe zugethan, iſt nicht ausgeblieben. Anſehnlicher tritt der folgende Jahrgang auf: drei Bardengeſänge aus Klopſtock's „Hermann und die Fürſten" eröffnen, ſeine „Weiſſagung" ſchließt ihn, alles Stücke, die ebenſo viel Deutſchthum als Freiheit athmen, beſonders die „Weiſſagung", die überdies den Grafen Stolberg zugeſchrieben und daher kein geringes Zeichen der Freundſchaft war, die dieſen gefeierten Dichter mit einigen Mitgliedern des Bundes und durch ſie mit dieſem ſelbſt verband. Von Bürger enthält er außer der Lenore noch die Nachtfeier, Schön Suschens Traum[1], einige Minnelieder, an denen dieſer Almanach überhaupt ſehr reich iſt, und eines jener merkwürdigen, fromm ſentimentalen Gedichte, zu denen ſein damaliges Zuſammenleben mit einer reizbaren, bis zum Wahnſinn aufgeregten und überſpannten Dame ihn veranlaßte [1]. Auch Voß hatte ein Minnelied verſucht; doch hatte er ſich auch hier wiederum nur der Form bemeiſtern können und das im Grunde inhaltloſe Gedichtchen iſt vielmehr eine philologiſche, als eine geiſtige Nachahmung der alten Minneſinger [2]. Von Friedrich Stolberg iſt beſonders eine Ode „die Natur" zu merken, in welcher derſelbe Fanatismus gegen Andersdenkende und Andersfühlende, den er ſchon damals in der Politik, ſpäter auch in Kunſt und Religion ausübte, hier ſogar in den Genuß und die Betrachtung der Natur gelegt wird [3]. Endlich gab auch Brückner durch einige Idyllen wenigſtens ſeinen guten Willen und ſein Intereſſe an den Unternehmungen des Bundes auch von fern her zu erkennen[1]). Unter den übrigen Beiträgen waren vorzüglich die von Claudius[2]) geeignet, dem Almanach Anerkennung und Freunde zu gewinnen, am meiſten aber diejenigen, welche unter einer unſcheinbaren Chiffre Göthe's Namen verbargen. Von dem Eindruck, den der vor Kurzem erſchienene Götz auf die Göttinger Freunde gemacht, werden wir ſpäter ſprechen; jedenfalls war derſelbe ſo mächtig, daß es Boie natürlich war, Göthe's Bekanntſchaft und Theilnahme zu ſuchen. Denn dieſem hatte mit ſeinem Auftreten im Götz die geſammte Nation wie mit Einem Schlage gehuldigt; ſeine Theilnahme war

---

[1] Oder wie ſie hier bloß heißt: Ballade: p. 155.

---

[1] Das Gedicht heißt jetzt „an Agathe," S. W. p. 11. Die erwähnte Dame war eine Hofräthin Liſte zu Gelinhauſen, deren religiöſe Schwärmerei ſelbſt Bürger eine kurze Zeit hinzureißen im Stande war. „Dieſes Frauenzimmer," ſchreibt er im Sommer 1772 an Boie, in einem Stil, den wir ſonſt von ihm nicht zu vernehmen pflegen und der ihn wirklich wenig kleidet, „ſoll einſt meine Genoſſin in den paradieſiſchen Lauben werden, auf Erden aber ſoll ein unbeflecktes Harfenſpiel und eine neue Art Geſang, die ich mir zu bilden beſchäftigt bin, dieſer ſchönen Seele allein hinfort geweiht ſein." Althof, a. a. O. 135. vgl. den Briefw. über Lenore, a. a. O. 465, Br. Nr. 7. Auch das Gedicht Gabriele gehört hieher: p. 10., über welches Bürger's Vorr. v. 1778 (a. a. O. 324.) zu vergleichen iſt.

[2] Es iſt die bekannte Reimſpielerei: „Der Holdſeligen ſonder Wank" u. ſ. w.; ſ. S. W. 153.

[3] Die Ode ſteht S. 33. (jetzt S. W. I, p. 20.) und beginnt:

„Er ſei mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebet! Engelgefühle ſind
  Ihm nicht bekannt! Er kann mit Inbrunſt
    Freunde nicht! Kinder nicht! Weib nicht lieben!...

Er iſt kein Sohn der Freiheit! Das Vaterland
Iſt Spreu dem Feigen! — Sklave, Dich frepte nicht
  Die Römerſchlacht! — Zu meinen Füßen
    Krümme Dich Raupe, daß Dein ich ſpotte."

Zwar werden dieſe Verwünſchungen im Folgenden eingeſchränkt und widerrufen, aber der erſte Eindruck bleibt der mächtigere und jene Berichtigung wirkt nur wie eine oratoriſche Figur.

[1]) „Gemälde aus einer Welt unſchuldiger Kinder.“ Vgl. Leipz. Alm. für 1775, p. 30. und die Fortſetzungen im Alm. v. Voß für 1777, p. 27. u. ſ. w.

[2]) u. A. das beliebte:

„Ich bin vergnügt: im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,“

welches auch der Percy'ſchen Sammlung entlehnt iſt, und das Neujahrsgedicht des Wandsbecker Boten, in welchem folgende Stellen beſonders wichtig und durch unſere früheren Andeutungen bereits hinlänglich erläutert ſind:

„Der alten Barden Vaterland,
Und auch der alten Treue,
Dich freies, unbezwungnes Land,
Weiht Braga hier auf's Neue....
Gut ſein, gut ſein, iſt viel gethan,
Erobern iſt nur wenig!
Der König ſei der beßre Mann,
Sonſt ſei der Beßre König!
Dein Dichter ſoll nicht immer Wein,
Nicht immer Amorn necken!
Die Barden müſſen Männer ſein
Und Weiſe ſein, nicht Gecken.“

(ſ. p. 170. u. 188.)

daher für den Almanach eine ſehr weſentliche Eroberung, beſonders da jene Beiträge, auch ohne Göthe's Namen, ſogleich allgemein als die Producte eines originellen und bevorzugten Geiſtes erkannt wurden [1].

---

[1] Siehe die weiter unten anzuführenden Recenſionen. — Im Alm. ſind Göthe's Gedichte mit der Chiffre GD. und HD. bezeichnet; es ſind erſtlich (p. 15.) der Wanderer (S. W. II, 176.), mit meiſt unbedeutenden Abweichungen von dem jetzigen Text: V. 8. Gewerbe. (S. W. Gewerb.) 11. ſandigen. (ſtaubigen.) 15. Ich bringe keine Waaren Aus der Stadt. (Keine Waaren bring' ich aus der Stadt.) 16. Schwül iſt, ſchwül der Abend. (Kühl wird nun der Abend.) 24. Zu dem Brunnen, da ich trinke draus. (den ich trinke.) 30. Weiter 'nauf! (Weiter hinauf!) 35. Eine Inſchrift, über die ich trete! Der Venus — und ihr übrigen Seid verloſchen, Weggewandelt, ihr Geſpielen, Die ihr... (Eine Inſchrift, über die ich trete! Nicht zu leſen! Weggewandelt ſeid ihr, Tiefgegrabne Worte, die ihr...) 52. Da zur Seit'. (Hier zur Seit'.) 54. Da ich trinke draus. (den ich trinke.) 61. Wart', ich will ein Schöpfgefäß Dir holen. (Wart', ich hole das Gefäß Dir zum Trinken.) 85. Willſt Du hier Unter'm Pappelbaum Dich ſetzen? Hier iſt's kühl. Nimm den Knaben, daß ich hinabgeh, Waſſer zu ſchöpfen. (Willſt Du hier lieber in dem Freien bleiben? Es iſt kühl. Nimm den Knaben, daß ich Waſſer ſchöpfen gehe.) 100. Lieblich dämmernden Frühlingstags Schmuck, Scheinend vor Deinen Geſellen! (Des glänzenden Frühlings Herrlicher Schmuck, Und leuchte vor Deinen Geſellen!) 115. Bleib', Mann. (O bleibe, bleibe, Mann!) 118. Hier, zwiſchen das Gemäuer her. (Da, zwiſchen dem Gemäuer her.) 125. Du meines Lebens Hoffnung. (Fehlt in den S. W.) 129. Deine Kinder all Haſt mütterlich mit einem Erbtheil ausgeſtattet, Einer Hütte. (Haſt Deine Kinder alle mütterlich Mit einem Erbtheil ausgeſtattet, einer Hütte.) 136. Dein Bedürfniß. (Deine Bedürfniſſ'.) 137. Eine Hütt'. (Eine Hütte.) 156. Vor'm Nord geſchützet. (vor'm Nord gedeckt.) — Sodann (p. 49.) der Geſang Mahomed's (S. W. 2, 55.) hier bloß „Geſang" überſchrieben und, der urſprünglichen Anlage gemäß (Wahrh. und Dichtung, III, S. W. 26, 297.), als dramatiſcher Wechſelgeſang zwiſchen Ali und Fatema vertheilt. Die übrige Verſchiedenheit der Lesarten iſt auch hier unerheblich: V. 15. mit feſtem Führertritt. (S. W. frühem F.) 28. Bäche ſchmiegen ſich geſellſchaftlich an ihn. (Bäche ſchmiegen Sich ge-

So erhielt der Göttinger Almanach im Publikum eine Verbreitung, die beinahe unglaublich erſcheint, namentlich wenn wir dieſen ungeheuren Abſatz vergleichen mit der mühſelig kümmerlichen Exiſtenz, die unſere heutigen Muſenalmanache mehr von der Gewohnheit und dem Mitleid ſich erbetteln, als daß dieſe fernere Exiſtenz derſelben in den lebendigen Bedürfniſſen des Publikums begründet läge. Es iſt dies eines von den vielen Zeichen für die veränderte Stellung und Bedeutung, welche die Poeſie im Leben der deutſchen Nation gewonnen hat. Aber wir ſind weit entfernt, hier denjenigen beizuſtimmen, welche mit Klagen und Anklagen eine Zeit zurückſehnen, wo unſer ganzes Daſein aufzugehen ſchien in der Kunſt, und wo wir kein anderes volksthümliches Leben, kein anderes gemeinſames Intereſſe hatten, oder doch keines anderen uns bewußt waren, als desjenigen, welches in und an den Entwicklungen unſerer Literatur ſich offenbarte. Wir hat-

---

ſellig an.) 33. Und die Bächlein von Gebirgen. (Und die Bäche von den Bergen.) 39. mit weitverbreit'ten Armen. (mit ausgeſpannten A.) 48. nimm die Brüder von Gebirgen. (von den Bergen.) 53. Triumphirt durch Königreiche, Giebt Provinzen ſeinen Namen, Städte werden unter ſeinem Fuß. (Und in rollendem Triumphe Gibt er Ländern Namen, Städte u. ſ. w.) 56. Doch ihn halten keine Städte, Nicht der Thürme Flammengipfel, Marmorhäuſer, Monumente Seiner Güte, ſeiner Macht. (Unaufhaltſam rauſcht er weiter, Läßt der Thürme Flammengipfel, Marmorhäuſer, eine Schöpfung Seiner Fülle, hinter ſich.) 63. Tauſend Segel auf zum Himmel. (Tauſend Flaggen durch die Lüfte.) Das dritte Gedicht (p. 75.) iſt „Sprache," ein Epigramm, deſſen Aufnahme hier überraſcht, da es wohl mit Grund gegen Klopſtock und deſſen Unterſuchungen, welches die reichſte, ſtärkſte, ſchönſte Sprache und ob die deutſche auch reich, ſchön, ſtark ſei, muß gedeutet werden; es ſteht jetzt unverändert, S. W. II, 272. Endlich (p. 109.) der Adler und die Taube: S. W. II, 77., wo der Alm. V. 4. herab f. hinab und 24. Hergerauſcht f. Dahergerauſcht hat.

ten keine Geſchichte, nur Literatur, keine Thaten, nur Gedichte. Das Gefühl, daß dies anders werden muß, und daher anders werden wird, iſt ſeit Langem verbreitet und eben jetzt lebendiger, denn je. Wenn nun in der gegenwärtigen Kriſis die Sehnſucht nach dem, was in der Hiſtorie uns mangelt, mitunter auch das geringſchätzt, was in der Poeſie unſer edles und unvergängliches Beſitzthum iſt, ſo hat das in der That nicht viel zu bedeuten: die Poeſie wird auch uns bleiben, was ſie immer und überall geweſen, die ideelle Geſchichte nämlich unſers Volkes; aber wir werden nun eine thatſächliche dazu bekommen, wir werden Verſe machen und Schlachten ſchlagen und das Eine nicht aufgeben gegen das Andere. Möchten dieſe veränderte Geltung der Kunſt, das Recht dieſer Aenderung und die Zukunft, die ſich daraus entwickeln muß, doch namentlich unſre jungen Dichter erwägen, die es jetzt ſo oft verſtimmt und niederbeugt, daß ihre redlichſten Bemühungen, ſogar ihre glücklichſten Erfolge dennoch niemals an jene Erfolge reichen, welche die Dichter unſrer früheren Zeit, zum Theil ſogar mit viel kleineren Mitteln, dennoch gehabt haben; ja möchten ſie, ſtatt Entmuthigung und Ueberdruß, hierin vielmehr die Mahnung finden, mit Herz und Hand, mit Lied und That ſich dieſer neuen Zukunft zu weihen, welche noch einmal, ſo Gott will, Leier und Schwert vereinigt zeigen wird![1]) —

---

[1]) Als das Minimum des Abſatzes, auf welches er ſeine Contracte gründete, nahm der Verleger des Almanachs 3000 Exemplare an, und hoffte ſogar auf 5000. Nach Hamburg allein gingen 700 Exemplare. Vgl. Voß' Briefe, I, 179. 279. 287. 319. 322. 324. Gewiß waren es ergiebige Zeiten für die deutſche Poeſie, wo der Redacteur des Muſenalmanachs ſagen konnte, daß er nun kein Amt weiter brauche: „die Einnahme des Muſenalmanachs iſt gewiſſer als alle Profeſſionen und manche Aemter.“ (Voß, a. a. O.) und das noch dazu

Dieſer außerordentlichen Theilnahme des Publikums entſprach nun auch die Aufnahme, welche der Göttinger Almanach von Seiten der Kritik erfuhr: die bedeutendſten Organe derſelben behandelten ihn mit einer Achtung und Anerkennung, über welche Boie leicht den perfiden Angriff verſchmerzen konnte, der, wie wir geſehen haben, dem erſten Jahrgang ſeines Unternehmens von dem lauteſten Schreier der damaligen Kritik, von Klotz, war bereitet worden. Die Allgemeine deutſche Bibliothek ſprach von dem „Geſchmack und der feinen Auswahl, welche dem Herausgeber dieſes Almanachs gleich in dem erſten Jahre ſo viel Beifall erworben hat, und die auch die Fortſetzungen auf die vortheilhafteſte Weiſe bezeichnet“[1]), als von einer zweifelloſen und anerkannten Sache. Selbſt Wieland, wiewohl ihm weder die bittern Anſpielungen und Herausforderungen, welche mehre Gedichte des Almanachs ſich gegen ihn erlaubten, unverſtändlich, noch die Klopſtocksfeier und ähnliche extravagante Scenen unbekannt geblieben ſein konnten, ließ in den Recenſionen des Merkur den Göttinger Al-

---

bei der Concurrenz des Leipziger und auch noch nach der Spaltung des urſprünglichen Boie'ſchen Almanachs, wo alſo Voß in dem Göckingk-Bürger'ſchen Almanach einen gefährlichen Nebenbuhler hatte, wovon unten das Genauere.

[1]) S. Allg. deutſche Bibliothek, XXII, 1, 226., wo die Jahrgänge von 1771 bis 1773 recenſirt werden. An dem Alm. von 1774 (Bd. XXV, 1, 216.) wird „ein gewiſſer Neologismus in ſcheinbar ächter altdeutſcher Manier in den Nachahmungen der Minneſinger getadelt,“ und als Beleg für dieſe Ausſtellung das „unleidliche“ Gedicht p. 203. citirt. Dies aber iſt — Voß' ſchon erwähntes „Der Holdſeligen“ u. ſ. w. Alſo wieder eine Probe, daß der Geſchmack der A. D. B. doch nicht ſo ganz verwerflich geweſen iſt und ſie nicht ganz den ſchlechten Ruf verdient hat, den die Genieperiode ihr bereitete und den, ohne die ſo nöthige eigene Prüfung, wir noch heute immer von Neuem ausbreiten.

manach mit wachſender Auszeichnung beurtheilen[1]), was indeſſen nur diejenigen befremden mag, die mit Wieland's kritiſchen Grundſätzen und der großen Weltklugheit unbekannt ſind, die er auch in dieſem Stück, oft bis in's Zweideutige hinein, nicht bloß ſich ſelbſt zu eigen gemacht hatte, ſondern auch ſeinen Mitarbeitern und Recenſenten anzuempfehlen, vorzuſchreiben und aufzudringen nicht müde ward[2]). Ueberraſchend dagegen iſt das Verfahren des Leipziger Almanachs. Unſere Leſer entſinnen ſich der heftigen und boshaften Polemik, mit welcher derſelbe Anfangs ſeinem Göttinger Nebenbuhler den Weg zu ſperren, ſo wie des anmaßlichen Uebermuthes, mit dem er ſelbſt ſich vorzudrängen geſucht hatte.

---

[1]) S. Merkur, I, 1, 163., wo der Alm. v. 1773 ſehr ausführlich und im Ganzen recht günſtig beurtheilt wird, lauer zwar, als (II, 1, 45.) ſein Leipziger Nebenbuhler. Unter den Getadelten iſt auch hier wieder Voß wegen der Ode „der Winter,“ deren ſteifer Prunk (das Gedicht war noch in Mecklenburg entſtanden und eines von denen, die er zuerſt an Kaſtner und Boie einſandte; was jetzt unter demſelben Titel in den Sämmtl. Ged. p. 100. ſteht, iſt vollſtändig umgearbeitet) jedoch von Voß ſelbſt bald eingeſehen wurde, ſo daß er mit dieſem Tadel ſogar vollkommen einverſtanden war: Briefe, I, 137. Die Recenſion des folgenden Jahrgangs ſ. VI, 1, 39. bis 51. Sie iſt von J. G. Jacobi unterſchrieben; über den „Wanderer“ von E. D. heißt es u. A.: „Nur ein geweihtes Auge kann in dieſem Gedicht Alles ſehen, was darin liegt. Es hat einen großen Hauptgedanken, deſſen Verzierung nicht bloße Verzierung iſt“ u. ſ. w. Nur ſcheint dem Rec. „die Rede des Fremdlings zuweilen ohne Noth geheimnißvoll;“ er wünſcht daher „einen leichteren Ausdruck und einen geſchmeidigeren Dialog.“ (p. 41.) Auch der „Geſang“ wird ſehr gerühmt: p. 43.

[2]) Wer hiefür nach Beiſpielen ſucht, der findet in Wieland's Br. an Merck einen reichen Vorrath, z. B. in der erſten Sammlung, p. 82. 92. 216. So wird Wieland auch von Voß, vielleicht nicht mit Unrecht, beſchuldigt, trotz dieſer öffentlichen Anerkennung im mündlichen Verkehr und insgeheim den Göttinger Freunden einen böſen Leumund gemacht zu haben: ſ. Beſtätigung der Stolb. Umtr. 138.

Allein der Beifall des Publikums ließ ſich damals ſowohl, wie jetzt, auf die Dauer weder erſchmeicheln, noch ertrotzen; der Göttinger Almanach überwog den Leipziger an Zahl und beſonders an Werth der Beiträge bei Weitem; man war bald ermüdet und verdroſſen worden durch die billigen Späße, die kleinlichen Anfeindungen des Leipziger Herausgebers, und ſo blieb denn dieſem ſelbſt nichts übrig, als ſeinem Nebenbuhler freiwillig eine gewiſſe Ueberlegenheit einzuräumen und nun, da die Poltronerie mißlungen war, auch ſeinerſeits zu verſuchen, wie weit er mit Beſcheidenheit und literariſchem Anſtand gelangen werde. Schon mit dem Jahre 1772 gewinnt daher der Almanach ein verändertes Anſehen: der literariſche Kalender, auf deſſen Erfindung der Herausgeber Anfangs ſo ſtolz geweſen war, iſt theils weggefallen, theils ſo verändert, daß er ſein Pikantes verloren hat; die „Tabelle unſerer lebenden ſchönen Geiſter" iſt der ſatiriſchen oder enkomiaſtiſchen Randbemerkungen entkleidet; in dem kritiſchen Theil herrſcht ein gemäßigter und minder parteiiſcher Ton, namentlich wird der Göttinger Almanach mit vieler Wärme beurtheilt und der Vorzug deſſelben, als einer Sammlung faſt durchgängig neuer Stücke, willig anerkannt[1]); endlich der poetiſche Theil beſchränkt ſich mehr und mehr auf den Wiederabdruck ſchon veröffentlichter Gedichte[2]). Der Sieg alſo des Göttinger Almanachs über den Leipziger war vollſtändig, und das Verhältniß des Bundes zu Publikum und Kritik, in ſo weit er nämlich durch den

---

[1]) Siehe den Alm. von 1772, p. 74. 1773, p. 17. 1774, p. 36., wo Göthe's Beiträge gleichfalls ausgezeichnet werden.

[2]) Unter dieſen verdienen eine hauptſächliche Beachtung diejenigen, welche in dem Alm. von 1773 „aus den neuen Liedern mit Muſik von Breitkopf" abgedruckt ſind, denn bekanntlich war dieſe Sammlung der erſte Schritt, mit welchem Göthe, damals (1768) noch Student in Leipzig, in die Literatur und vor das Publikum trat. Die Gedichte, welche der Almanach entlehnt, ſind folgende. Erſtlich p. 11. der

---

wahre Genuß, jetzt im VII. Bd. des Nachlaſſes (S. W. 47.) p. 9: Wahrer Genuß. Die Abweichung von dem ſpäteren Text iſt hier im Anfang ſehr bedeutend, wie folgende Vergleichung zeigt:

<table>
<tr><th>L. M. A.</th><th>S. W.</th></tr>
<tr><td colspan="2">Umſonſt daß du, ein Herz zu lenken,</td></tr>
<tr><td colspan="2">Des Mädchens Schoos mit Golde füllſt;</td></tr>
<tr><td>O Fürſt, laß dir die Wolluſt ſchenken,</td><td>Der Liebe Freuden laß dir ſchenken,</td></tr>
<tr><td colspan="2">Wenn du ſie wahr empfinden willſt.</td></tr>
<tr><td>Gold kauft die Zunge ganzer Haufen,</td><td>Gold kauft die Stimme großer Haufen,</td></tr>
<tr><td colspan="2">Kein einzig Herz erwirbt es dir;</td></tr>
<tr><td>Doch willſt du eine Tugend kaufen,</td><td>Doch willſt du dir ein Mädchen kaufen,</td></tr>
<tr><td>So geh und gieb dein Herz dafür.</td><td>So geh und gieb dich ſelbſt dafür.</td></tr>
</table>

Dann folgen im Alm. zwei Strophen, die die neue Bearbeitung gar nicht kennt:

Was iſt die Luſt, die in den Armen
Der Buhlerin die Wolluſt ſchafft?
Du wärſt ein Vorwurf zum Erbarmen,
Ein Thor, wärſt du nicht laſterhaft.
Sie küſſet dich aus feilem Triebe
Und Gluth nach Gold füllt ihr Geſicht.
Unglücklicher! du fühlſt nicht Liebe,
Sogar die Wolluſt fühlſt du nicht.

Sei ohne Tugend, doch verliere
Den Vorzug eines Menſchen nie!
Denn Wolluſt fühlen alle Thiere,
Der Menſch allein verfeinert ſie.
Laß dich die Lehren nicht verdrießen,
Sie hindern dich nicht am Genuß,
Sie lehren dich, wie man genießen
Und Wolluſt würdig fühlen muß.

Alles Uebrige iſt gleich, nur hat der neue Abdruck Str. 6, V. 1. die Verbeſſerung „ſtillgeſell'ger Stunde“ für „geſellſchaftlicher St.“ — p. 80. Wunſch eines jungen Mädchen iſt unverändert abgedruckt, a. a. O. p. 6. Das dritte (p. 161.) iſt die Nacht oder, wie es jetzt heißt (S. W. 1, 46.), die ſchöne Nacht. Auch hier ſind die Aenderungen bedeutend:

L. M. A.	S. W.
Gern verlaſſ' ich dieſe Hütte,	Nun verlaſſ' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,	Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit vergnügtem Schritte	Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den ausgeſtorbnen Wald.	Durch den öden, finſtern Wald.

Göttinger Almanach bei Beiden vertretend wurde, ohne Ausnahme günſtig und ermuthigend.

Verhältniß des Bundes zu Göttingen.

Allein es fehlte viel, daß die Anerkennung und Theilnahme, welche die jungen Dichter im weiten Umkreis des Vaterlandes fanden, ihnen auch von denen gewährt worden wäre, die unmittelbar neben ihnen, in Göttingen ſelbſt, ihre akademiſchen Lehrer und Mitbürger waren. Dieſe hafteten, wie das in dem alltäglichen Zuſammenleben ſich zu ereignen pflegt, an einzelnen perſönlichen Wunderlichkeiten; ſie hatten wohl ein Ohr für die mißliebigen und abentheuerlichen Gerüchte, welche über die ſtolz beſcheidene Abſonderung dieſer Jünglinge ausgebreitet, zum Theil ſogar von ihnen ſelbſt herausgefordert wurden, kein Auge aber für das, was zu Gewinn und Förderung unſerer Literatur ſich hier vorbereitete und entwickelte. Voß ſelbſt ſpricht ſich über dieſe Mißſtimmung, die Gründe und den Verlauf derſelben folgendermaßen aus: „Niemand erwartete, daß eine ſtille Beſchäftigung mit Muſenkünſten auch nur würde bemerkt, geſchweige auf einem Muſenſitze gemißbilligt werden. Aber der Ruhm einzelner Ge-

---

Luna bricht die Nacht der Eichen,	Luna bricht durch Buſch und Eichen,
Zephyrs melden ihren Lauf,	Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken, die ſich neigen,	Und die Birken ſtreun mit Neigen
Senden ihr den Duft hinauf.	Ihr den ſüßen Weihrauch auf.
Schauer, der das Herze fühlen,	Wie ergötz' ich mich im Kühlen
Der die Seele ſchmelzen macht,	Dieſer ſchönen Sommernacht!
Flüſtert durch's Gebüſch im Kühlen:	O wie ſtill iſt hier zu fühlen,
Welche ſchöne, ſüße Nacht!	Was die Seele glücklich macht!
Freude! Wolluſt! kaum zu faſſen!	Läßt ſich kaum die Wonne faſſen,

Und doch wollt' ich, Himmel, dir,
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.“

dichte zu einer Zeit, da viele Tonarten noch neu waren; Entfernung von gewöhnlichem Studentenverkehr; eine Verbindung, die nicht Landsmannſchaft, nicht akademiſcher Orden

---

Zu dieſen Aenderungen vergleiche man folgende Stelle aus der Recenſion des Almanachs im Merkur, II, 1, 55. „Die Nacht. Unſre Liederſänger dürfen nicht vergeſſen, daß der Plan ihres kleinſten Liedes keine Philoſophie fordere, über welche ſie deſto behutſamer wachen müſſen, je leichter ſelbige unter den Spielen der Einbildungskraft ſich verirrt. Der mindeſte Fehler dagegen ſtört das Vergnügen des Leſers. — In dem Liede, welches ich vor mir habe, ſind die beiden erſten Verſe müßig, oder vielmehr ſie geben mir eine Erwartung, die nicht erfüllt wird... Was hat der Liebhaber in der Hütte gemacht? War ſein Mädchen darin oder nicht? Warum verläßt er ſie gern? Warum wandelt er mit vergnügtem Schritte durch den Wald? Von allem dieſen erfahr' ich nichts... Die Nacht iſt ſchön und darüber freut er ſich. Alſo vergißt er ſein Mädchen? Nichts weniger!.. Und doch kann er gern aus ihrer Hütte gehen!.... Sonſt gefällt mir das Liedchen, wegen ſeines geſchmeidigen Ausdrucks und ſeiner leichten Verſification. Nur der ausgeſtorbne Wald iſt zweideutig. Man weiß noch nicht, daß es Nacht werden will und könnt' es vom Winter verſtehen. Bei dergleichen niedlichen Gedichten muß man ſich gewöhnen, auch auf Kleinigkeiten zu achten." Es iſt dies wohl die erſte Recenſion, die Göthe überhaupt erfahren, und merkwürdiger Weiſe eine von den wenigen, die er ſehr genau beachtet zu haben ſcheint. — Endlich das vierte Gedicht iſt die Reliquie (p. 199.), jetzt (S. W. 1, 48.) Lebendiges Andenken, mit folgenden weſentlichen Abweichungen:

L. M. A.	S. W.
Ich kenn', o Jüngling, deine Freude,	Der Liebſten Band und Schleife rauben,
Erwiſcheſt du einmal zur Beute	Halb mag ſie zürnen, halb erlauben,
Ein Band, ein Stückchen von dem Kleide,	Euch iſt es viel, ich will es glauben,
Ein Strumpfband, einen Ring — ein Nichts.	Und gönn' euch ſolchen Selbſtbetrug:
Wie lach' ich all der Trödelwaare!	Ein Schleier, Halstuch, Strumpfband, Ringe
Sie ſchenkte mir die ſchönſten Haare,	Sind wahrlich keine kleinen Dinge,
Den Schmuck des ſchönſten Angeſichts.	Allein mir ſind ſie nicht genug.

Die zweite Strophe der neuen Bearbeitung fehlt im Alm. völlig; in der dritten hat er V. 3. ſehn. (S. W. ſchaun.) V. 4. Bleibt mir der ſchönſte Theil von dir. (Bleibt die Reliquie von dir.) Str. 4. V. 3.

war; mehr häuslicher, als öffentlicher Fleiß [1]); Umgang mit Grafen, die Griechiſch lernten und Oden dichteten; endlich Klopſtock's doppelter Beſuch [2]), der auf der Reiſe nach Karlsruhe und zurück einige Tage dem Bunde allein ſchenkte; alles dies erweckte Mißfallen, und füllte die hundert Ohren und Zungen des Gerüchts. Lehrer einer Akademie, deren erſte Pflegerin Haller's Muſe geweſen war, ſogar ſolche, denen Dichtererklärung oblag, erlaubten ſich Spott gegen Dichter und Muſen-

---

Und gleiteten oft mit Verlangen Von da herab zur rundern Bruſt. (Uns lockt und zog ein ſüß Verlangen, Wir gleiteten zur vollern Bruſt.) Und endlich der Schluß: Reliquie, du ſchöne Beute, Erinnre mich der alten Luſt. (Du ſüß Geſchenk, du ſchöne Beute, Erinnre mich an Glück und Luſt.) — Uebrigens hofft der Verf., daß dieſe Vergleichung älterer Texte, auch da, wo ſie nur ſehr geringfügige Abweichungen giebt, dennoch keiner beſonderen Rechtfertigung mehr bedürfen wird. Denn die Hauptaufgabe und zugleich der eigentliche Genuß, den der gebildete Leſer bei einem Dichter, wie Göthe, im Auge hat, iſt eine möglichſt genaue und vollſtändige Einſicht in den Entwicklungsgang, in die Entſtehung und Bildung des Dichters, ja wenn es ſein kann, jedes einzelnen Gedichtes zu erlangen. Dabei aber giebt es kein Moment, das ſo unerheblich wäre, daß es dieſe Einſicht nicht befördern und erweitern könnte. Oder wer wollte den Fleiß, welchen Hoffmeiſter in den vortrefflich geordneten Supplementen zu Schiller auch auf die Sammlung der Varianten gewendet hat, mißachten und die Frucht verkennen, die für das Studium Schiller's auch aus dieſer Bemühung erwachſen wird? Eine ähnliche (philologiſche) Bearbeitung Göthe's iſt gleichfalls ſehr wünſchenswerth und würde für das wahre Verſtändniß des Dichters vermuthlich fruchtbarer ſein, als all das Geſalbadre unſerer ſogenannten Aeſthetiker, zumal die myſtiſchen Tractätlein der neueſten Göthe-Scholiaſten.

[1]) So gab Voß die Theologie (Br. I, 132. 138. 141. III, 141.), die Stolberge das juriſtiſche Studium auf (I, 123. vgl. Chr. Stolberg's ſehr charakteriſtiſche Ode an Bürger, S. W. I, 8.). Ueber Voß' und Hölty's geringe Theilnahme am Heyne'ſchen Seminar und überhaupt den Heyne'ſchen Vorleſungen ſiehe Voß und Stolberg von Dr. C. F. A. Schott, p. 122.

[2]) Ueber welchen unten das Nähere.

beſchäftigungen. Man warnte öffentlich vor den unnützen und brodloſen Spielen der Phantaſie; man ſtichelte auf ſchöne Geiſter, auf Empfindſamkeit und nichtige Ruhmſucht; man beklagte die belletriſtiſche Ungründlichkeit, in welche man beiläufig auch Winckelmann und Leſſing hineinwinkte; man bemühte ſich durch Scherzreden die anweſenden Mitglieder der unbegünſtigten Geſellſchaft den Blicken und dem Gelächter der Verſammlung zu bezeichnen. . . . Andere, die um einen gaſtfreien Bruder ſich verſammelten, Lehrer und Lernende, erfanden beim Wein eine Bardengeſellſchaft, die mit den Bardenſchülern an die Hunderte ſtark, auf die benachbarten Berge auszöge, in Thierhäute vermummt um Mitternacht opferte, Wodan und Klopſtock anriefe, Bildniſſe verbrennte und keinen Wein, aber gewaltig viel Bier tränke. Dies Märchen ſchwatzte ſich herum und ward vielfältig ausgeſchmückt. Denina[1], in der Literatur der preußiſchen Monarchie, verlegt die Feierlichkeit in die Nähe des Blocksbergs; auf dem Stolbergiſchen Schloſſe zu Wernigerode, meldet er, ſei ein großer Saal, wo die Barden Deutſchlands unter dem Aelteſten Gleim, um einen Tiſch, deſſen Ehrenſitz für Klopſtock's Geiſt ledig gelaſſen werde, bei Bier und Tabak ein jähriges Feſt begehen“[2]).

---

[1] Aus Piemont; er war ein äſthetiſirender Abbé und ſeit 1782 Academiker in Berlin. Das hier gemeinte Werk iſt franzöſiſch geſchrieben: La Prusse littéraire sous Frédéric II. 3 vol.

[2] Voß im Leben Hölty's, XXX ſqq. Ganz ähnlich auch in einem Briefe von 1774 an Brückner, I, 180.: „Wir werden hier von den Profeſſoren außerordentlich gehaßt, weil wir Klopſtock's Freunde ſind und Niemand die verlangte Cour machen. Man erzählt die lächerlichſten Geſchichten von uns, von Eichenkränzen, die wir beſtändig trügen, von einem Ochſenberge (ich kenn' ihn nicht), wo wir nach Art der Hexen

Man erkennt leicht, woher es kam, daß gerade in Göttingen die „ſtille Beſchäftigung mit Muſenkünſten“ oder, wie wir wohl richtiger ſagen, die idealiſtiſchen Beſtrebungen einer aufgeregten und enthuſiaſtiſchen Jugend dieſe Oppoſition antrafen, die ſogar Entſtellungen und Gerüchte nicht verſchmähte: es iſt das reale, das hiſtoriſche Element der Göttinger Univerſität, das in allem Idealen, und daher, wie in der Philoſophie, ſo auch in der Poeſie nur eine Thorheit, einen Luxus übermüthiger und unpraktiſcher Menſchen, wenn nicht noch Verderblicheres, erblickte. Ebenſo wenig wird man in Voß' Worten die Anſpielungen auf Heyne verkennen; und wenn nun auch der Streit zwiſchen Beiden erſt nach Voß' Entfernung von Göttingen, und dann an einzelnen beſtimmten Thatſachen, zum Ausbruch gekommen iſt, ſo irrt man doch gewiß nicht in der Vorausſetzung, daß die gereizte und bittere Stimmung, die in Voß ſo plötzlich und ſo ſcharf hervortrat, eben durch die Vornehmheit erzeugt worden war, mit welcher Heyne in dieſen frühern Jahren die Mitglieder des Bundes behandelt hatte. Niemand aber konnte dieſe Vornehmheit ſchwerer empfinden, als Voß, da gerade er vermöge ſeiner urſprünglichen Anlage außer Stande war, eine feiner organiſirte, zurückhaltende, weichliche Natur, wie Heyne, auch noch in ihren Auswüchſen und Verirrungen zu begreifen und daher mit Rückſicht auf den anderweitigen Kern des Mannes verſöhnlich und nachſichtig zu ſein gegen die Schwächen deſſelben. Auch konnte Niemand nachhaltiger gereizt werden durch Verſpottung und

---

nächtliche Zuſammenkünfte halten ſollen, 400 an der Zahl, alle in Ziegenfellen gekleidet, und mit großen Krügen verſehn, woraus wir Bier trinken, und ſolche Alfanzereien mehr, die dem Profeſſorwitze Ehre machen.“

Geringſchätzung des Bundes, als wiederum gerade Voß, der ſich als Stifter und Mittelpunkt deſſelben betrachtete und ihm bis in die ſpäteſte Zeit eine herzliche und eifernde Anhänglichkeit erhalten hat [1].

Literariſche und perſönliche Beziehungen.

Mochten nun auch in Göttingen ſelbſt wohl einzelne Männer gefunden werden, die ſich dem Bunde freundlicher erwieſen [2], ſo war doch das Verhältniß deſſelben zu dem Boden, auf welchem er ſich bewegte, im Ganzen unfreundlich und unergiebig. Um ſo bereitwilliger mußte er daher ſein, nach auswärts Verbindungen anzuknüpfen, ſoweit nämlich ſeine einſeitige und gegen einen großen Theil der damaligen Literatur polemiſche Tendenz dies verſtatten wollte. Wir werden hier alſo noch einen Augenblick bei den Beziehungen zu verweilen haben, in welche die Gruppe der Göttinger Dichter zu den übrigen literariſchen Gruppen trat, deren in dem erſten Theil dieſes Buches gedacht worden iſt.

Zu Leipzig, ehemals dem bedeutendſten dieſer literariſchen Mittelpunkte, ſtanden die Verbündeten, wenn wir die ſchon beſprochene Nebenbuhlerſchaft des Leipziger Almanachs ausnehmen, in keinem unmittelbaren, am Wenigſten aber in einem freundlichen Verhältniß. Denn was wir bereits früher bemerkt haben, daß nämlich die nur formale Cultur Leipzigs unfähig war, inmitten der neuen, lebendigen und inhaltvollen Entwicklungen den gewohnten Einfluß zu behaupten und daß in Folge deſſen die literariſche Wichtigkeit dieſes Ortes aufhörte, ſeine berühmten Namen aber in der Achtung ſanken und gleichſam veralteten, das zeigt ſich auch hier in dem geringen Gewicht, welches die Göttinger Poeten auf Leipzigs Freundſchaft oder Feindſchaft legen, am deutlichſten aber in den Urtheilen, die ſie über die Leipziger Berühmtheiten ſich erlauben. Und wie wir uns ſchon oben dieſe veränderte Geltung Leipzigs beſonders auch an Gellert's Beiſpiel und der veränderten Kritik anſchaulich machten, welche dieſer einſt ſo einſtimmig verehrte Mann in neueſter Zeit von den Vertretern der jüngeren Richtung erfahren mußte; ſo begegnen uns dieſe modernen, theils vornehm ſchonenden, theils mit Ungeſtüm angreifenden Urtheile über Gellert auch hier in dem Göttinger Kreiſe, dem neben der franzöſiſchen Bildung des wackern Fabeldichters ſogar auch diejenige Eigenſchaft anſtößig war, welche man ehemals als ein großes Verdienſt, einen löblichen Vorzug deſſelben bewundert hatte: ſeine Verſtändlichkeit, der klare und leichte Fluß ſeiner Rede, und die allgemeine Verbreitung, welche ſeine Schriften gefunden hatten. Dergleichen hatte in den Augen der modernen Jugend längſt aufgehört, eine Tugend zu ſein, vielmehr es war trivial, unpoetiſch und ungenial geworden, und wenn man daher dem Andenken Gellert's achſelzuckend zugeſtanden, daß er in der That ein guter frommer Mann geweſen, ſo meinte man ſchon, der Pietät genug gethan und auf die Dauer mit ihm abgeſchloſſen zu haben [1]). Noch ſchlimmer erging es Weiße. Daß die

---

[1] Vgl. die ſpäteren Briefe an Miller, im II. Bd. des Briefwechſels, beſonders den vom October 1803, wo er Miller noch „alter Mitbarde" nennt und ſich nach einem Bundestage ſehnt u. ſ. w.: p. 161.

[2] Voß im Leben Hölty's, XXXV.: „Weit entfernt, daß alle Göttingiſchen Lehrer den kleinen Krieg gegen die ſchönen Geiſter geliebt hätten. Viele in ihrem Fach ehrwürdige Männer achteten wohl wenig auf dergleichen Tand; manche auch, wie Dr. Miller, Feder, Gatterer und Andere, fuhren fort, aufrichtige Gewogenheit zu äußern. Käſtner ließ durch Boie und Hölty, die ſeine Einſamkeit beſuchten, die Freunde zum Beitritt in die deutſche Geſellſchaft wiederholt einladen; ihre Entſchuldigung, und ſelbſt Hölty's Wegbleiben, nahm er mit Nachſicht auf... So reizbar er für das Lächerliche war, gegen die verlachten Jünglinge entfuhr ihm doch kein unmildes Wort."

---

[1]) Was Voß über Gellert an Brückner ſchreibt, der in Gellert's Verwerfung nicht ſo völlig einſtimmen wollte, iſt von beſonderer Wichtigkeit, da er ausdrücklich verſichert: „Mein Urtheil iſt das Urtheil des Bundes und Klopſtock's.“ (I, 185.) Die hauptſächlichſten Stellen ſind folgende, zuerſt in einem Briefe vom Febr. 1773: „Ich habe von Cramer's Vater den Anfang eines langen Gedichts auf Bernſtorf geleſen, der ganz vortrefflich iſt. So ſchmackloſes Deutſch er vordem hatte, ſo kräftig iſt ſeine Sprache jetzt. Hierin hat der liebe Gellert auch noch viel verdorben, deſſen franzöſiſches Deutſch ſo lange für ſchön gehalten ward. Und deshalb iſt es nur recht gut, daß Unzer und Mauvillon in ihren Briefen ihn ein wenig angegriffen, ob mir gleich die Art mißfällt.“ (a. a. O. 127.) Dann einige Wochen ſpäter: „Gellert iſt ein guter, ein unterhaltender und belehrender Schriftſteller. Aber den Ruhm, den er bei ſeinen Zeitgenoſſen verdiente, verdient er jetzt in dem Grade nicht mehr. Ich glaube noch immer, daß es gefährlich ſei, ſeine Proſa für ein Muſter der Schreibart auszugeben. Denn franzöſiſch Deutſch kann unmöglich gut Deutſch ſein.“ (p. 138.) Und endlich, als Brückner, der ältere, theologiſche Freund, einmal geſchrieben hatte, auch in der Dichtkunſt ſei doch eigentlich der Nutzen die Hauptſache und nützlich zu ſein auch für den Dichter „allein wahre Größe,“ weshalb denn allgemeine Verſtändlichkeit die erſte ſowohl Pflicht, als Tugend, wird dieſe alterthümliche Anſicht von Voß mit Heftigkeit widerlegt und das Unrichtige derſelben vorzüglich an Gellert nachgewieſen: „Der Dichter, der nur Eine große Seele, die wieder wirken kann, ſtark rührt, thut mehr, als der, der den ganzen Mittelſtand in eine dumme Andacht einſchläfert. Nach Deinen Grundſätzen iſt Gellert, iſt Schmolke mehr als Klopſtock, denn beide werden mehr geleſen und verſtanden. Und wahrlich, Gellert (als Dichter betrachtet) iſt nicht viel mehr, als Schmolke. Was ſind ſeine geiſtlichen Lieder, als compilirte Sprüche? Geht die Rührung je weiter, als ſie die gewöhnlichſte Poſtille verſchafft? Ich tadle Gellert nicht; er iſt für ſeine Leſer nützlich, vortrefflich. Aber ich tadle die, die ihm einen höhern Rang des Genies anweiſen, als er ſich ſelbſt, trotz aller ſeiner Eitelkeit, angemaßt hat... Seine Lehrgedichte, — willſt Du die Gedichte nennen? Selbſt unter den Lehrgedichten ſtehn ſie auf der niedrigſten Stufe. Seine Fabeln — wer hat Aeſop und Phädrus einem Homer, Pindar, Virgil nur von ferne an die Seite geſetzt? Lafontaine wird als ein Genie der erſten Größe ge-

Göttinger vor den poetiſchen Erzeugniſſen deſſelben wenig Achtung hegten, ergab ſich theils aus dem ganz verſchiedenen Weſen dieſer beiden Richtungen, theils auch aus dem eigenthümlichen Werth oder vielmehr Unwerth ſeiner Poeſien wohl von ſelbſt und darf ihnen daher nicht zum Uebermuth gedeutet werden. Aber Weiße war noch Schlimmeres, als nur ein froſtiger Dichter, Schlimmeres, als ein Shakeſpeareverächter, ja Schlimmeres ſogar, als der Herausgeber der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, wenn gleich, den Göttingern gegenüber, die ſämmtlich die Boie'ſche Anſicht von dem Schaden der öffentlichen Kritik zu der ihren gemacht hatten[1]), es ſchon ſchlimm genug war, das Haupt einer kritiſchen Anſtalt zu ſein — er war ein lauter Bewunderer Klopſtock's! er hatte in den „Poeten nach der Mode" eine Begeiſterung für Klopſtock verſpottet, die derjenigen ſehr ähnlich ſah, welche jetzt in den Göttingern auf's Neue lebendig geworden war! er war ein Freund von Klotz und Schmid und Wieland! Konnte man etwas Schlimmeres ſein? Und nun brachte der Klotziſche Briefwechſel, deſſen Veröffentlichung ſchon manchen der damaligen literariſchen Charaktere in ein ſehr unerwünſchtes, zweideutiges Licht geſetzt hatte, auch von Weiße eine Aeuße-

---

prieſen, aber unter den Franzoſen, und von Franzoſen! Seine Comödien, ſeine Briefe, ſeine Proſa! — Ach laß mich; ich will ja gern dem Volke ſeinen Götzen laſſen, nur verlange nicht, daß ich ſelbſt niederfallen ſoll. Gellert war ein guter, frommer Mann; ein guter Schriftſteller für Zeiten, wo Gottſched Alles war; und durchaus kein Dichter. Gellert ſchreibt leicht, aber nicht ſchön.... Er nimmt leicht zu faſſende Gegenſtände, und gießt dann ſein ewiges unausſtehliches Waſſergeſchwätz in ſolchem Ueberfluſſe drüber, daß die dumme Eitelkeit, die doch auch gern viel und ſchnell verſtehn oder leſen will, vollkommen befriedigt wird." u. ſ. w. (p. [illegible]—185.)

[1]) z. B. Voß, a. a. O. 127.

rung an den Tag, welche die volle Rache der Göttinger gegen ihn aufweckte. Weiße nämlich hatte ganz gutmüthig an Klotz geſchrieben, er möge Klopſtock in ſeinem Journal nicht frei beurtheilen, weil er übrigens ſein Freund wäre [1]). Aber ſo unſchuldig dieſe Aeußerung im Grunde iſt, ſo war ſie doch hinlänglich, die leicht entbrannte Empfindlichkeit der Göttinger Enthuſiaſten in helle Zornesflammen zu verſetzen: ſie fanden es unerträglich, daß Weiße, „der Witzling, der nicht Dichter iſt," ſich des Anſcheins unterfange, Klopſtock zu ſchonen, „der Maulwurf den Adler!" Wer zweifelt noch, daß Weiße, der gutmüthige, freundliche, ſchwache Weiße, nunmehr in ihrer Schätzung die ſchwärzeſte Seele ſein mußte, die jemals gelebt hatte? Sie ſchleuderten alſo den poetiſchen Bannfluch gegen ihn, ſie haßten ihn als undeutſch, ja ſie verachteten ihn als einen Niederträchtigen. Da nun aber auch Schmid wahrlich nicht der Mann war, mit dem ſie hätten in Verbindung treten mögen, ſo gab es zwiſchen den Göttinger Dichtern und Leipzig durchaus keinen Anknüpfungs- und Berührungspunkt.

---

[1]) Voß, a. a. O. 120. Der Unwille über dieſe Aeußerung Weiße's hatte Voß die Veranlaſſung zu der ſchon früher beſprochenen Ode: Mein Vaterland („die ihm von jedem Bundesbruder einen Kuß einbrachte;" a. a. O.) gegeben; daher der Schluß derſelben:

„Der mit des [illegible] [illegible], Witzling, dich
Dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], den haben die [illegible]
Des [illegible] [illegible], dem lehret das
[illegible] [illegible] des [illegible]."

Und einige Zeit darauf etwas gemäßigter an Brückner: „Meine proſaiſche Aufwallung gegen Weiße war zu heftig; allein Niederträchtigkeit bringt mich allemal weit mehr auf, als die größte Beleidigung, wenn ſie nur von Herzen kommt. Gegen Klopſtock iſt er aber doch wohl nur ein Witzling. Mich dünkt, mit kaltem Blute ſag' ich's jetzt. Seine Verdienſte kenn' ich. Aber er iſt doch Einer von denen, die Deutſchland am Erſten miſſen könnte, ebenſo wie den chamäleontiſchen Wieland, der auch als Genie betrachtet Erſtaunen erweckt, aber nicht deutſch iſt." (a. a. O. 127. 128.) Man ſieht, der Bund war in ſeinen Neigungen und Abneigungen nicht bloß heftig, ſondern auch raſch wechſelnd: denn ein Jahr zuvor (1772) war Weiße noch unter denjenigen geweſen, die ſie bei ihren Bardenfeſten mit einem Lebehoch gefeiert hatten: p. 93.

Auch mit der Schweiz hatte der Göttinger Bund keinen unmittelbaren Verkehr; doch war hier nicht weniger für ſie, als für die geſammte deutſche Jugend, Geßner ein Gegenſtand aufrichtiger Verehrung, die ſie ihm ſelbſt da noch zollten, wo ſie einzelne Gebrechen an ihm entdeckt zu haben glaubten [1]. Bodmer's geſchieht kaum einmal Erwähnung; ſie bewahrten alſo dieſelbe diplomatiſche Rückſicht, die ihr Herr und Meiſter, Klopſtock ſelbſt, gegen die Grillen des alten, eifernden Mannes übte, und nur ſeiner Verdienſte um die Auffindung und Wiedereinführung unſrer mittelalterlichen Literatur mochten ſie ſich mit Dankbarkeit erinnern [2]. Lebendi-

---

[1] Voß an Brückner, 191: „Geßner malte Schweizernatur mit arkadiſchen, oder beſſer idealiſchen, das heißt chimäriſchen, Einwohnern. Er iſt nur da vortrefflich, wo er wirkliche Natur hat.“ Und an Erneſtine, I. 236.: „Geßner's Daphnis iſt vortrefflich. Jch hatt' ihn ſeit etlichen Jahren nicht geleſen und hörte neulich von Boie, es wäre nicht viel daran. Die naive Sprache der Liebe kennt Keiner als Geßner; was gehn mich kleine Flecken an!“ Auch hebt er ihn triumphirend gegen Gellert in die Höhe: „Geßner iſt ſo leicht, als Gellert, und doch ein Dichter, ein großer Dichter!“ a. a. O. 185. Hiemit ſind denn zahlreiche Stellen in den Miller'ſchen Romanen zu vergleichen, beſonders im Siegwart.

[2] So heißt es in Voß' Ode: „Der deutſche Geſang. An Miller und Hölty“ (v. 1773, jetzt in den Sämmtl. Werk. p. 116.), wo von den lange vergeſſenen Weiſen des Minnegeſangs die Rede iſt:

„Endlich wandte den Blick Bodmer, der Held von Zürch,
Und ihr ſchmähliches Grab ſprengt' er mit Hünenkraft“ u. ſ. w.

Erſt die Stolberge, auf ihrer Reiſe nach der Schweiz (1775), knüpfger war das Verhältniß zu Berlin. Für Nicolai freilich, als den eigentlichen Werbehauptmann und Anführer der Allgemeinen Bibliothek, deren Verfaſſer durch ihre ſcharfe und unerſchrockene Kritik, nach Weiſe's Ausdruck[1], ſich in der Literatur eben ſo furchtbar gemacht hatten, wie die preußiſchen Soldaten in der Schlacht, konnten ſie keine Sympathie empfinden. Dagegen hatte der Bund die Freundſchaft Ramler's ſchon durch Boie gleichſam zur Ausſtattung mitbekommen, und wenn er auch die preußiſch patriotiſche Begeiſterung des Dichters nicht theilte und ſogar ein wenig ſcheel ſah[2] auf ſeine Oden, welche Einige mit den Klopſtockiſchen gleichzuſtellen wagten, ſo war ihm doch die Billigung des Kritikers, die ehrende Theilnahme des berühmten Mannes nützlich und erfreulich. Die aufrichtigſten Huldigungen ſodann wurden Kleiſt dargebracht; Voß nennt ſeinen Namen wiederholt unter den wenigen, die er für Glanzgeſtirne des deutſchen poetiſchen Himmels erklärt[3], und wir haben bereits geleſen, wie ſie das Andenken an den Sänger des Frühlings in ihrer Weiſe feierlich begingen. — Gemiſchter Art war das Verhältniß zu dem Halberſtädter Kreiſe: denn wiewohl Gleim den väterlichen Schutz, welchen er jüngeren Dichtern ſo gern erwies und oft ſogar mit rührender Heftigkeit aufdrang, auch den Göttinger Dichtern hatte angedeihen laſſen und wiewohl er durch das laute und überſtrömende Lob, das er Allen, ſowie durch die

---

ten ein perſönliches Verhältniß mit Bodmer an; ſpäterhin geriethen ſie über die Homerüberſetzung wieder in Fehde: doch als endlich der Alte ſtarb, verſagte ihm Friedrich Stolberg dennoch die Ehre eines poetiſchen Nachrufs nicht: S. W. I. 341. Vgl. ebendaſ. 120.

[1] an Klotz, I, 55.

[2] z. B. Voß, a. a. O. 186.

[3] a. a. O. 138, 185.

thätige Unterſtützung, die er Einigen von ihnen widmete, im Grunde Anſpruch hatte auf ihre lebhafteſte Dankbarkeit, ſo gerieth doch dieſe Dankbarkeit mit ihrem anderweitigen patriotiſchen und ſittlichen Rigorismus in eine bedenkliche Colliſion. Sie konnten Gleim nicht ganz vergeſſen, daß er in der Poeſie auch ein Freund und Nachahmer der Franzoſen war, der verderblichen, und jene weichliche, anakreontiſch tändelnde Tonart, die ihnen unwerth däuchte einer männlichen deutſchen Leier, ſogar ſelbſt eingeführt und angeſchlagen hatte, wozu nun noch ſeine und überhaupt der Halberſtädter Freundſchaft und gutes Vernehmen mit Wieland, ſowie die Erkältung, die ſein Verhältniß zu Klopſtock erlitten hatte, als ein neuer Stein des Anſtoßes kam. Freilich hielten zuviel Rückſichten und Verpflichtungen die Göttinger ab, ihr Mißfallen laut zu äußern; ſie behandelten daher Gleim äußerlich mit der größten Discretion und erfreuten ſich dafür ſeiner begeiſterten Lobſprüche, ſowie zahlreicher Beiträge für ihren Almanach: insgeheim aber verhehlten ſie ſich die Gebrechen ſeiner Muſe nicht und ſprachen dem Gleim-Anakreon zum Voraus die Unſterblichkeit des Namens ab [1]. — Mit Wien ſtanden ſie theils ſchon durch den Almanach in Verbindung, für den ſie beſonders an Denis einen treuen Genoſſen hatten, theils wurde jetzt durch die Gerüchte, die über Joſeph's großartige Projecte zum Beſten der Literatur und Klopſtock's angebliche Berufung nach Wien umliefen, auch ihre Aufmerkſamkeit in Neugier und Hoffnung dorthin gelenkt[1]).

---

[1] Voß, a. a. O. 142.: „Wozu denn Nachahmung der Franzoſen? Ich will ſchwören, daß in 300 Jahren Wieland, Jacobi und Gleim-Anakreon (nicht Gleim-Tyrtäus) vergeſſen ſind.“ Eine beſondere Zielſcheibe des Spottes und der Verachtung muß auch J. G. Jacobi abgeben, „ein dichteriſcher Stutzer, mit andern Worten, ein empfindſamer Dichter, auf Deutſch, ein Jacobi, oder nach Erklärung des theuren Herrn Magiſter Sebaldus, ein Säugling.“ a. a. O. 212. (Auch 227, vgl. aber II, 258.) Die letztere Wendung ſpielt auf Nicolai's bekannten Roman an und die Carrikatur, die derſelbe in dieſem, in der Figur des Magiſter Säugling, von Jacobi und ähnlichen ſüßeligen Schwätzern aufgeſtellt hatte; vgl. Gruber's Wieland, III, 133. fgg. Uebrigens gehörte Gleim unter die allerfrüheſten Gönner des Bundes und überhaupt der poetiſchen Thätigkeit, die

Man darf ſich nun aber allerdings nicht verhehlen, daß alle dieſe Beziehungen zum größten Theil nur äußerlich und zufällig waren und keinen echten Kern gemeinſamer Ueberzeugung und Beſtrebung in ſich trugen, weßhalb ſie auch für die Göttinger Verbündeten ſelbſt keine Frucht und Bildung brachten. Ein ganz anderes Anſehn dagegen und einen viel lebendigeren, viel fruchtbareren Inhalt hat ihr Verhältniß zu dem Norden und zum Rhein, zu der Kritik alſo und der Production, die ſich damals quer über Deutſchland hinweg die Hand reichten zu dem Bündniß, aus welchem die neue Epoche unſerer Kunſt ſich entwickelt hat. Wie auch bei den Göttingern die Kategorien Dichter und Nichtdichter, Genie, Original und dergleichen mehr, in Gebrauch waren und wie ſie überhaupt die Grundlehren der neuen Kritik, zum Theil wohl ohne deutliches Bewußtſein, ſich angeeignet hatten, haben wir bereits bei vielen Gelegenheiten bemerkt[2]). Es war

---

ſich in Göttingen entwickelt hatte: vgl. Voß' Br. 1, 117. und die früher erwähnten Briefe und Verbindungen Gleim's mit Voß und mit Bürger.

[1]) a. a. O. 124. 159. 176. 248.

[2]) Auffallend würde dabei nur Voß' abweichendes Urtheil über Young ſein, wenn daſſelbe in der That die gemeinſchaftliche Ueberzeugung des Bundes und nicht vielleicht nur Voß' perſönliches Urtheil wäre: „Die neueren Engländer ſind doch wahrlich ſo unnatürlich und ſchlendern dabei ſo gleichförmig fort, ſelbſt Young nicht ausgenommen. Wer kann die ewigen Antitheſen anhören? Sag' er ſeine Gedanken in

daher natürlich, daß ſie den Sprechern und Verfechtern dieſer Kritik, ſowie im Allgemeinen dieſem jüngſten lebensfriſchen Anwuchſe der Literatur ſich auch perſönlich zu nähern ſuchten. So beſonders Gerſtenberg, der auch als Poet durch ſeinen Ugolino von Anfang an unter den Heroen zählte, denen ſie ihr ſtolzes Knie bewundernd beugten[1]). Jetzt hatte Klopſtock ihn mit den Einrichtungen und Ausſichten des Bundes bekannt gemacht und demſelben auch in ihm einen theilnehmenden Freund gewonnen[2]). Bald darauf lernte Voß ihn perſönlich kennen und ſchloß eine Freundſchaft mit ihm, die auch bis in die ſpäteren Jahre von beiden treulich erhalten wurde[3]). Auch Claudius gewährte ihnen Theilnahme und Freundſchaft; wie er den Muſenalmanach, ſo unterſtützten einzelne Mitglieder des Bundes durch Wort und That die Wandsbecker Zeitung, welche Claudius damals unter großem Beifall herausgab; auch wurden Hölty, Miller, Voß bald perſönlich mit ihm bekannt und nah befreundet[4]).

Von Herder's Einfluß haben wir ſchon bei Gelegenheit der Bürger'ſchen Lenore geſprochen. Auch Voß, als er im

---

einer philoſophiſchen Abhandlung, er wird ebenſo ſehr rühren. Warum ruft er ſie durch die Trompete und macht ſie dadurch unverſtändlich!" Briefe, I, 154. Dagegen über den angeblichen Oſſian theilt auch Voß völlig die enthuſiaſtiſche Stimmung ſeiner Zeit: „Was braucht's ſchöner Natur! Der Schotte Oſſian iſt ein größerer Dichter, als der Jonier Homer." p. 191. Wem fiele dabei nicht die bekannte Stelle aus dem Werther ein: „Oſſian hat den Homer aus meinem Herzen verdrängt!" u. ſ. w. Göthe's S. W. 16, p. 125. Auch Thomſon war ein Lieblingsdichter: Voß, a. a. O. 152. 224.

[1]) a. a. O. 94. 138. 185.

[2]) p. 156, mit dem pikanten Zuſatz: „Gerſtenberg wundert ſich, wie Deutſchland nach Göttingen gekommen."

[3]) I, 286. 288. II, 112. III, 26. 36. IV, 115.

[4]) Voß' Br. I, 117. 127. 145. 158. 169. 194. u. ſ. f.

Anfang ſeines Göttinger Aufenthalts ſich mit dem Gedanken trug, den Pindar zu überſetzen, hatte von Heyne's, wie er glaubte, unzulänglichem Urtheil an Herder's Rath und Entſcheidung appellirt[1]; Herder aber hatte bei dieſer, wie bei andern Veranlaſſungen, die Abſichten und Leiſtungen der jungen Dichter theilnehmend beachtet und empfohlen, ſo daß dies Verhältniß in jedem Betracht anregend und freundlich war[2]. Zu einem dauernden Verkehr indeſſen kam es nicht. Als aber Herder im Herbſt 1775 einen Ruf zur theologiſchen Profeſſur in Göttingen erhalten und angenommen hatte und ſomit die Hoffnung, den berühmten Mann für Göttingen gewonnen zu ſehen, ſchon zur Gewißheit geworden zu ſein ſchien, hatte der Dichterbund ſich bereits aufgelöſt und die meiſten Mitglieder deſſelben Göttingen verlaſſen, ſo daß ſie unberührt blieben von dieſen Hoffnungen und Erwartungen. Auch wurden bekanntlich dieſe ſelbſt noch in dem Augenblick der Erfüllung plötzlich getäuſcht: die Univerſität wurde ſich der Abweichung von ihrem hiſtoriſchen Princip bewußt, die in der Berufung Herder's lag, des Gefühlstheologen, des Poeten, des genialiſirenden Subjects; die Rechtgläubigkeit proteſtirte, der academiſche Bockbeutel chikanirte, und Herder verließ Göttingen, ohne das Katheder betreten zu haben, um in Weimar einen entſprechenderen Wirkungskreis zu finden, womit denn ſein Verhältniß zu Göttingen gänzlich und für alle Folgezeit aufgelöſt ward [1]).

---

[1] a. a. O. 130. „Findet Herder meine Ueberſetzungsart gut, ſo denk' ich mit Gottes Hülfe den ganzen Pindar wenigſtens in zehn Jahren zu überſetzen.“ Herder's Antwort ſ. p. 135.

[2] So ſchreibt Herder an Merck (Wagner'ſche Sammlung, I, 42.) über den Göttinger Muſenalmanach von 1773: „Recenſiren Sie doch den Muſenalmanach bald. Es ſind doch allerliebſte Stücke darin. Von Bürger, der ebenſo ein Minnecantus und Silberſtimme hat, als er ſingt, und der Engel Schmidt bei Gleim: ich glaube, da kann man für ſolche Sachen nicht laut reden: und der Muſenacoucheur Boie verdient doch für ſeine Mühe auch Dank.“ Doch lieferte nicht Merck ſelbſt, ſondern Göthe die hier in Anregung gebrachte Recenſion für die Frankf. Gel. Anz.: ſ. S. W. 33, 59, 63. Bei den Göttinger Dichtern ſtanden übrigens dieſe Frankfurter Anzeigen in großem Anſehn: ſ. Voß' Br. I, 127.

Hatte nun ſomit die Kritik der neuen Richtung an den Göttinger Dichtern lernbegierige Freunde und Schüler gefunden, ſo konnte durch nichts der Enthuſiasmus übertroffen werden, mit welchem ſie die neueſten künſtleriſchen Productionen dieſer Richtung aufnahmen: wir meinen die Schriften von Göthe und von Lenz, die damals, wunderlich genug! in der Meinung des Publikums oftmals mit einander verwechſelt wurden, ſo daß man Göthe auch die Autorſchaft des Hofmeiſter, des neuen Menoza u. ſ. w. zuſchrieb [2]), und die „Geiſtedche", zu welcher Lenz ſich an Göthe herandrängte [1]), mindeſtens in den Traditionen des Publikums wirklich vollzogen ward. Freilich hatte Göthe's Auftreten im Götz durch ganz Deutſchland mit unermeßlicher Gewalt getroffen und gezündet: denn man muß ſich allen Ernſtes hüten, die Oppoſition, welche Göthe und mit ihm überhaupt die geniale Jugend der damaligen Literatur bei Wieland und Nicolai fanden, für ſo bedeutend zu halten, als man aus den Streitſchriften und Farcen, mit denen die Empfindlichkeit der jungen, hitzköpfigen Poeten ſich rächte, und ſogar noch aus Göthe's eigenen ſpäteren Aeußerungen ſchließen möchte [2]). Der Enthuſiasmus nun aber, mit welchem der Göttinger Bund dieſe Werke, und na-

---

[1]) Treffend iſt Nicolai's Bemerkung über den eigentlichen Sinn dieſes Zerwürfniſſes: „Herder will die Orthodoxie in Göttingen gefühlvoll vortragen, und die hochwürdigen Herren der Facultät wollen ſie nur in Syllogismen vorgetragen wiſſen." Br. an Merck, I, 79. Ueber den trivialen Standpunkt der damaligen Göttinger Theologie ſ. Voß Br. I, 110, und dann Miller's academ. Briefwechſel, im erſten Theil.

[2]) Voß, I, 169.: „Göthe hat eine Farce wider Wieland drucken laſſen, ſeine Alceſte betreffend. Ich habe ſie noch nicht geleſen. Aber ſeinen Hofmeiſter kenne ich, eine Komödie, ebenſo empöreriſch gegen das Regulbuch, als Götz von Berlichingen, und ebenſo nackte Natur. Klopſtock iſt ſehr damit zufrieden." Und ſpäter, p. 252.: „Der Hofmeiſter ſoll nicht von Göthe, ſondern von einem ſeiner Freunde, Namens Lenz, ſein. Die Aehnlichkeit mit Götz von Berlichingen iſt ſo groß, daß ſelbſt Klopſtock getäuſcht ward. Das Stück iſt vortrefflich." Vgl. p. 176.: „Göthe hat ſich vor einem neuen Trauerſpiel, Clavigo, genannt. Es war auch nöthig; den Verfaſſer des Götz verkennt man ganz. Ein neues Luſtſpiel, der Hofmeiſter, das nicht von ihm ſein

---

ſoll, wäre ſeiner würdiger." — Auch der Kritiker des Leipziger Muſenalmanachs verwechſelt Göthe und Lenz mehrfach.

[1]) Göthe in Wahrheit und Dichtung, III. (S. W. 26.) 252. Unter den von Lenz erhaltenen Schriften iſt in dieſem Bezug beſonders das „Pandaemonium Germanicum" merkwürdig; es beginnt damit, daß Göthe und Lenz auf der Spitze des Parnaſſes, die ſie eben erklommen haben, ſich begegnen: „Göthe: Lenz, was Teufel machſt du denn hier? Lenz: Bruder Göthe! (drückt ihn an's Herz.) Göthe: Wo Henker biſt Du mir nachgekommen? Lenz: Ich weiß nicht, wo Du gegangen biſt (vgl. Wahrh. und Dichtung, a. a. O. 253.), aber ich hab' einen beſchwerlichen Weg gemacht. Göthe: Bleiben wir zuſammen!" Siehe Band III. S. 209. fgg. der Tieck'ſchen Ausgabe von Lenz' Schriften. Vgl. Gervinus, IV. 384.

[2]) Das eigentliche Sachverhältniß in Betreff der Recenſion des Götz im Merkur, welche den erſten äußerlichen Anſtoß zu der heftigen und übermüthigen Polemik von Göthe, Lenz, Wagner u. A. gegen Wieland gegeben, iſt kürzlich von Ad. Stahr in dem ſchon citirten Buche über Merck p. 20. fgg. gründlich erörtert und Wieland dadurch gerechtfertigt worden. Es iſt hier nur nicht der Raum, wäre ſonſt aber ſehr leicht, auch von Nicolai nachzuweiſen, daß, wenigſtens Anfangs, ſein Verfahren gegen Göthe weder ſo ſpießbürgerlich beſchränkt, noch ſo täppiſch geweſen, wie bisher es aufgefaßt. Vielmehr, wenn man die verſchiedenen Recenſionen der Allg. Deutſchen Bibliothek (über

mentlich den Götz empfing [1]), hatte noch ſeine ganz beſonderen Motive: er galt nicht bloß der poetiſchen Vortrefflichkeit des Kunſtwerkes, ſondern auch der literariſchen Tendenz; es war nicht bloß eine rein menſchliche, eine künſtleriſche Freude, ſondern zugleich ein Parteiintereſſe. Sie meinten nämlich in dem Verfaſſer des Götz einen gleichgeſinnten Genoſſen zu erkennen, ſie fühlten ſich ihm verwandt und Zweige Eines Stammes, Wellen deſſelben Stroms, von demſelben Inhalt bewegt, wie er. Denn hatte er nicht allen „Regeln“ der Kunſtrichter und Theoretiker ins Angeſicht geſchlagen, wie ſie es auch wollten, und wie Bürger es in ſeiner Lenore ſo eben wirklich that [2])? war Wieland nicht ſein Gegner, wie der ihre,

---

den Götz: XXVII, 2, 361., über Werther: XXVI, 1, 103., über Clavigo: XXVII, 2, 370.) nun wirklich zur Hand nimmt, ſo erſtaunt man über dieſe willige Anerkennung, dies lebhafte und herzliche Lob, dieſe beſcheidenen, nicht ſelten ſogar ſehr richtigen Ausſtellungen. Nicolai's ganzes Verbrechen beſtand Anfangs nur darin, daß er das Banner der Jugend nicht ſelbſt auch ergriff und nicht den Standpunkt des ruhigen und überlegſamen Urtheils zu Gunſten dieſer Stürmer und Dränger aufgab. Die Jugend machte es damals, wie immer: ſie wollte anerkannt ſein, ohne anzuerkennen; ſie war einſeitig und hielt Jeden, der nicht mit ihr ging, für ihren Feind. Indem ſie nun in dem Streit mit Nicolai ihrerſeits alles Maß überſchritt, ſo that Nicolai nun auch von ſeiner Seite daſſelbe und wurde ſomit, gleichſam gehetzt und wild gemacht von dem Bremſenſtachel der Pasquille, der Spottlieder und Carrikaturen, endlich wirklich das Zerrbild von Philiſterei und Ungeſchmack, als welches er im Andenken der Menge lebt. Vgl. Göthe, a. a. O. 230. fgg. und Nicolai's Brief an Merck, p. 80. 81.

[1]) Voß' Br. I, 144. 145. 156. 157. 169. 174. 186.

[2]) Vgl., was Bürger ſelbſt in dem Briefwechſel über die Lenore an Boie ſchreibt: „Dieſer Götz von Berlichingen hat mich wieder zu drei neuen Strophen zur Lenore begeiſtert. Herr, nichts weniger, in ihrer Art, ſoll ſie werden, als was dieſer Götz in ſeiner iſt. Hu! wie wird mich der Unverſtand darüber anblöken! Aber der kann mir — — —! frei! frei! Keinem unterthan als der Natur!“ — B. W. 466. Vgl. eben daſelbſt p. 468.

den Göthe mit Spottgedichten verfolgte, wie ſie mit Strafoden und Verfluchungen? war Freiheit nicht auch ſeine Loſung? Und war er im Göz nicht deutſch, wie ſie? So hatten ſie in der That ein Recht, ſich ihm verwandt zu fühlen. Denn was auch unverſtändige Bewunderer Göthe's an ihm herumgeheimniſſen mögen: auch ſein Talent iſt kein fremdes Samenkorn, das der Wind des Glücks oder die Hand der Götter ſelbſt nur ſo in unſern Boden hineingeworfen hat; vielmehr iſt er auf dieſem Boden ſelbſt geworden, gewachſen und genährt, wie eine Pflanze, und trägt die Elemente ſeiner Zeit als ſeine eigenen in ſich. Man hat ſich viele Mühe gegeben, ſpätere Epochen unſrer Bildung aus Göthe abzuleiten und in ſeinem univerſalen Geiſte die Spuren künftiger Entwicklungen vorgebildet zu finden, ja man hat unſre ganze jetzige Generation nur als Epigonen des Göthe'ſchen Genius dargeſtellt. Wenn nun auch, trotz mancher Fehlgriffe und Uebertreibungen im Einzelnen, das Princip dieſer Auslegungen richtig iſt; (denn in Wahrheit trägt jeder geſchichtlich bedeutende Mann, jede hiſtoriſche That ein Janusgeſicht: Jeder iſt hier Kind und Vater, Erbe und Erblaſſer, Reſultat und Vorausſetzung in Einer Schale) ſo ſollte man es dennoch, oder ſogar eben darum, doch nicht ſo ganz vernachläſſigen, auch einmal dasjenige nachzuweiſen, womit Göthe in der Zeit vor ihm, in dem Boden um ihn wurzelt und was er als Mitgift von Vorfahren und Zeitgenoſſen empfangen hat. Dies war es zunächſt, womit er ſeine Zeitgenoſſen ſelbſt ergriff, indem das, was in unſern Augen die eigenthümliche That ſeines Genius iſt und ihn hauptſächlich erhebt über die Lenz, Klinger, Wagner und die übrige Sippſchaft der Sturm- und Drangperiode, in jenen früheſten Werken am Wenigſten ſichtbar wird, nämlich daß er das bloß ſubjective, formloſe und ungebärdige Drängen und Gähren zur bewußten, künſtleriſchen Thätigkeit des ſchönen Subjects geläutert und erhoben hat. Von der edlen Unterwerfung aber unter das Geſetz der Schönheit, von Form und Grazie war im Götz noch wenig zu verſpüren, und ſo geſchah es, daß die Jugend auch in dieſem Stücke, wie Göthe ſelbſt ſagt, „ein Panier ſah, unter deſſen Vorſchritt Alles, was in ihr Wildes und Ungeſchlachtes lebt, ſich wohl Raum machen dürfte, und gerade die beſten Köpfe, in denen ſchon vorläufig etwas Aehnliches ſpukte, wurden davon hingeriſſen"[1]). Er gedenkt dabei auch ausdrücklich der Göttinger, in deren Dichterkreiſe „ſich zugleich mit ſo mannigfaltigen poetiſchen Verdienſten auch noch ein anderer Sinn entwickelte, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entſpringt und gerade da, wo man eigentlich nicht abhängig iſt . . . Im Frieden thut ſich der Freiheitsſinn der Menſchen immer mehr hervor, und je freier man iſt, deſto freier will man ſein. Man will nichts über ſich dulden: wir wollen nicht beengt ſein, Niemand ſoll beengt ſein . . . Dieſer Geiſt und Sinn zeigte ſich damals überall, und gerade, da nur Wenige bedrückt waren, wollte man auch dieſe von zufälligem Druck befreien, und ſo entſtand eine gewiſſe ſittliche Befehdung, Einmiſchung der Einzelnen ins Regiment, die mit löblichen Anfängen zu unabſehbar unglücklichen Folgen hinführte."[2])

Vermuthlich indeſſen war Göthe's Apprehenſion vor dem abſtracten Freiheitsdrang der Göttinger und ſeine Furcht vor dem „unabſehbaren Unglück“, das aus ihrem Gerechtigkeitseifer, ihrem ſittlichen Rigorismus entſtehen konnte, damals noch nicht ſo groß, wie der Verfaſſer von Dichtung und Wahrheit es darſtellt; wenigſtens entzog er ſich der entgegenkommenden Annäherung derſelben keineswegs. Gotter hatte ihn ſchon während ihres gemeinſamen Aufenthaltes zu Wetzlar zur Theilnahme am Boie'ſchen Almanach bewogen [1]); bald boten nun die Stolberge ihm eine lebhafte, ja überſchwängliche Freundſchaft an und auch Boie lernte ihn auf einer Reiſe an den Niederrhein perſönlich kennen [2]). Die Uebrigen fanden ihre perſönliche Vermittlung mit Göthe und dem rheiniſchen Kreiſe in Schönborn, der von Frankfurt kommend, wo er mit Göthe befreundet geweſen war und Intereſſe genommen hatte an Allem, „was dieſen **Singularen** Menſchen betrifft“ [3]), auf der Durchreiſe einige Zeit in Göttingen ver weilte und ein herzliches, auf gegenſeitige Werthſchätzung gegründetes Verhältniß mit dem Bunde einging [1]). Auch entſtand damals einige Beziehung zu Lavater, herbeigeführt durch die Stolberge, die auf der Schweizer Reiſe (1775) mit Herz und Kopf (oder auch ohne Kopf!) in das verlockende Netz geriethen, das dieſer wunderbare Mann, in welchem „zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff“ [2]), um ſich ausgeſpannt hatte, wovon wir noch ſpäter ſprechen werden [3]).

---

[1]) Dichtung und Wahrh. III, (S. W. 26.) 206.

[2]) a. a. O. 138. 139.

---

[1]) „Als ich in Wetzlar meine Frankfurter und Darmſtädter Umgebung vermißte, war es mir höchſt lieb, Gottern gefunden zu haben, der ſich mit aufrichtiger Neigung an mich ſchloß und dem ich ein herzliches Wohlwollen erwiederte. Sein Sinn war zart, klar und heiter, ſein Talent geübt und geregelt; er befleißigte ſich der franzöſiſchen Eleganz und freute ſich des Theils der engliſchen Literatur, der ſich mit ſittlichen und angenehmen Gegenſtänden beſchäftigt. Wir brachten viel vergnügte Stunden zuſammen zu, in denen wir uns wechſelſeitig unſere Kenntniſſe, Vorſätze und Neigungen mittheilten. Er regte mich zu manchen kleinen Arbeiten an, zumal da er, mit den Göttingern in Verhältniß ſtehend, für Boie's Almanach auch von meinen Gedichten etwas verlangte.“ a. a. O. vgl. 148. 158.

[2]) Von Göthe's perſönlichem Umgang mit den Stolbergs unten. Ueber Boie's Reiſe ſiehe Voß' Briefe, I, 179. Vgl. auch über Göthe's Verhältniß zu den Göttingern Gervinus, IV, 518. 519.

[3]) Worte von Göthe's Mutter in einem Briefe an Schönborn von 1776, der aus Nicolovius' Schrift: Ueber Göthe (p. 438.) im Leben

Klopſtock und Wieland.

Wenn nun auch in der eben erzählten Art die Fäden des Bundes ſich allmälig weiter ſpannen, ſo blieben doch Klopſtock

---

Göthe's von Döring p. 520. fgg. wieder abgedruckt iſt. Es iſt auffallend, daß Göthe dieſes Jugendbekannten nirgend gedenkt.

[1]) Schönborn ging damals als Geſandtſchaftsſecretär nach Algier. Er war mit Klopſtock und namentlich auch mit den Stolbergs ſehr befreundet. Auch ſein Verhältniß zum Bunde ſcheint ſehr herzlich geweſen zu ſein: „Schönborn iſt ein ganz vortrefflicher Mann, ein großes Genie und Klopſtock's Freund... Zu Boie hat er geſagt, der Bund würde in einigen Jahren auf Deutſchlands Parnaß Revolution machen. Unſre Grundſätze ſind völlig die ſeinigen.“ Voß' Br. I, 146. vgl. 156. 171. 178. Er nahm auch am Muſenalmanach Antheil: „Der Feldgeſang im Almanach (von 1775) iſt von Schönborn.. Du vermiſſeſt in ihm den chriſtlichen Geiſt? Was verſtehſt du darunter? Unſre Religion verbietet uns doch nicht, dem Wütherich, der uns das Blut ausſaugt, den Schädel zu ſpalten, wenn hierdurch ein Volk gerettet wird? Freiheit iſt das erſte Gut der Schöpfung!“ — Voß an Brückner, a. a. O. 176. 186.

[2]) Göthe in den Xenien: Hoffmeiſter's Suppl. zu Schiller, III, 112.

[3]) Voß an Erneſtine, a. a. O. 292.: „Lavater hat mich um meinen Schattenriß für den zweiten Theil der Phyſiognomik bitten laſſen. Er wahrſagt auch aus der Handſchrift, und hat mir daraus einen guten Charakter zugeurtheilt. Viel Schwärmerei iſt doch bei der ganzen Sache.“ Vgl. ebend. p. 199.

und Wieland immer die eigentlichen Pole, zwiſchen denen die Göttinger Dichter ſich bewegten: Klopſtock der anziehende, der Magnet, dem die Herzen zugeflogen, der Kern gleichſam, um welchen dieſe Jünglinge wie Kryſtalle angeſchoſſen waren; Wieland dagegen der abſtoßende Pol, der Stein, an welchem ſie das Schwert ihrer Begeiſterung, ihres Fanatismus, ihres Haſſes ſcharf erhielten. Und wie ſie ſich groß und geehrt fühlten als Freunde Klopſtock's, ſo däuchten ſie ſich nicht minder groß als Feinde Wieland's. Denn Wieland war in ihren Augen ein Götzenbild, welches umzuſtürzen ſie als ein groſſes und verdienſtliches Werk betrachteten, und da nun ſie ſelbſt mit dieſem Werk umgingen, ſo war nichts natürlicher, als daß ſie eben darum ſich ſelbſt ſehr verdienſtliche Leute zu ſein ſchienen. Namen und Ehre alſo, die Klopſtock's Freundſchaft ihnen mittheilte, wollten ſie an Wieland ſich gewaltſam, durch ſeinen Sturz, erkämpfen. Da nun hienach Wieland ſowohl, als Klopſtock, die Richtung und den Inhalt des Göttinger Bundes, wie wir bereits vielfach im Einzelnen geſehen haben, aufs Entſchiedenſte beſtimmen; ſo wird es jetzt am Orte ſein, die früher verſchobene Betrachtung beider Dichter, wie ſie ſich geſchichtlich entwickelt, welche Stufen unſerer Bildung, welche Gegenſätze ihrer Zeit ſie zur Darſtellung gebracht haben, hier in Kürze einzuſchalten.

Wir haben in der Einleitung geſehen, wie, dem unlebendigen Dogma, der conventionellen Aeußerlichkeit gegenüber, die Innerlichkeit des Subjects, das lebendige Pathos des Gemüthes allmälig zu ſeinem Bewußtſein und ſeinem Recht gelangte. Dieſer Uebergang, wie wir ſahen, vermittelte ſich zunächſt in dem religiöſen Gebiet, als der eigentlichen Welt und Sphäre des Gemüthes. Den Pietiſten, dieſem erſten ſproſſenden Auge des neuen Geiſterfrühlings, entſprachen in der Literatur Poeten, wie Brockes und Trollinger, welche „des Dichters Zeughaus im Herzen“ fanden und auch über die Grenzen des bloßen religiöſen Bedürfniſſes hinaus bereits eine allgemeine Erhebung und Belebung des Gemüthes, die Sentimentalität und Schwärmerei der ſpäteren Jahre, in leiſem Anfang vorbereiteten. Dieſe Anregungen nun ſetzten ſich in Klopſtock in der Art fort, daß er dieſelben theils (die ausſchließlich religiöſe Erhebung) abſchloß und vollendete, theils (die gemüthliche Erhebung überhaupt, die Sentimentalität), nach Umfang und Inhalt erweitert und vertieft, der nachfolgenden Literatur als fruchtbares Erbtheil hinterließ[1]. So hat auch er eine zwiefache Stellung. Als Nachfolger der Brockes und Drollinger bildet er den Schlußſtein der religiöſen Dichtung: denn im Meſſias wird das religiöſe Element mit dem poetiſchen, mit den Geſetzen der Schönheit und der Kunſt verſöhnt; das Gedicht will nicht bloß als religiöſes wirken, es ſtrebt zugleich nach äſthetiſchem Effect, die Kunſt iſt nicht mehr der Religion unterthänig, ſondern umgekehrt, dieſe ſelbſt iſt Stoff und Inhalt der Kunſt geworden. Dieſe mithin iſt factiſch das höhere, das herrſchende Princip und ſo auch hierin der Uebergang vom religiöſen, vom bloß ſittlichen zum ſchönen Subjecte vorgezeichnet. Nehmen wir alſo, wie wir es eben thun, unſern Standpunkt bei den Brockes und Drollinger und betrachten Klopſtock von hier aus, ſo ſehen wir in ihm Schluß und Ende einer alten Entwicklung: der Meſſias iſt das letzte religiöſe Gedicht, das die Herzen des deutſchen Volkes getroffen hat; nach ihm (und mit welch einer ungeheuren Fluth geiſtlicher Dichtungen wurde die Literatur noch nach dem Meſſias, ja gerade in Folge deſſelben von unſern fleiſſigen Poeten überſchüttet![1]) fand dieſe Saite keinen Wiederhall mehr, ſie verklingt, und ſchon die letzten Töne des Meſſias ſelbſt gehen ſpurlos, beinahe ungehört, vorüber. Dagegen, wenn wir unſern Standpunkt bei der jugendlichen Generation der ſiebziger Jahre, bei den Stürmern und Drängern nehmen, ſo erblicken wir in Klopſtock den Anfang und eigentlichen Quell dieſer

---

[1] Wie ungetrennt dieſe beiden Elemente, religiöſes Intereſſe und Sentimentalität, Anfangs nebeneinander lagen, ja wie ſie eigentlich ein und daſſelbe waren, zeigt ſich in der ganzen Aufnahme der Meſſiade, namentlich auch in der gemüthlichen Theilnahme an der poetiſchen Perſon des Abbadonna. So in dem ſchon früher citirten Hirzel'ſchen Briefe über die Luſtfahrt auf dem Zürcher See, 1750 (Clodius' Auswahl aus Klopſtock's Nachlaß, I, 120.): „Kaum waren wir eingeſchifft, ſo wurde Klopſtock noch um eine Vorleſung gebeten. Er gab uns ein Fragment, Abbadonna, den redlichſten Teufel, den je die Hölle ſah. Voll zärtlichſten Mitleidens baten unſre Freundinnen einmüthig den Dichter, jenen Elenden, Reuevollen doch in ſeinen Schutz zu nehmen und ihm die Seligkeit zu ſchenken. Klopſtock erzahlte, daß ſchon eine ähnliche Geſellſchaft, in Magdeburg, für die Beſeligung dieſes Teufels einen förmlichen Synodalbeſchluß gefällt habe; doch hätte er ſich damals durch keine Unterſchrift ſeine poetiſche Freiheit rauben wollen, und würde es auch heute nicht thun... Es wurde über den bemitleideten Abbadonna Manches geſprochen, ich wollte ſchon in ſeiner Schwermuth einen Grad von Seligkeit finden.“ — Andere wieder waren orthodox genug, in dieſer Vermengung der Intereſſen etwas Anſtößiges zu ſehen: „In Langenſalza beſuchte Klopſtock ein Prediger und bat ihn faſt mit Thränen, er möchte doch, um Gottes und der Religion willen, den Abbadonna nicht ſelig werden laſſen. Klopſtock beruhigte ihn und ſagte, er wolle das ſchon ſo einrichten, daß die Religion nicht darunter litte.“ Siehe Döring im Leben Klop-

---

ſtock's, p. 81. aus Cramer's Er und über Ihn, II, 386. und Klopſtock in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Eliſe (gleichfalls von Cramer, dem Göttinger), p. 109. Auch im Siegwart kehrt dieſe Frage wieder. Vgl. Gervinus, IV, 147. 150.

[1] Gervinus, IV, 153. fgg. Man denke z. B. noch an die Lavater'ſche Evangelienharmonie — welche Geduld reichte aus, dieſes endloſe Product zu leſen?

neuen Entwicklung[1]). Das Gemüth nämlich, nachdem es im Meſſias, und überhaupt der geiſtlichen Dichtung Klopſtock's, dieſe religiöſen Themen erledigt und gleichſam abgeſchloſſen hat mit Gott, gewinnt fortan Raum und Kraft, ſich auch mit anderem, mit weltlichem, mit hiſtoriſchem Inhalte zu ſättigen und an anderen Stoffen ſeine ſieghafte Stärke zu erproben. Der Poet tritt alſo jetzt aus der Innerlichkeit religiöſer Vertiefung wieder heraus; das bloße Selbſtempfinden des Gemüthes in religiöſem Aufſchwung, in Hymnus und Gebet hört auf: Freundſchaft, Liebe, Vaterland werden die Themen der neuen Poeſie. Nicht bloß was den Dichter an den Himmel knüpft, auch was ihn an die Erde bindet, nicht bloß wie er betet und Buße thut, auch wie er handelt und genießt, wie er lebt, liebt und leidet, gilt fortan als würdiger Gegenſtand der Dichtung. Und wenn zuerſt nur die Welt des Unſichtbaren, die geheiligten Chöre der Engel, die unausſprechbaren Myſterien der Religion, ſo wird nun auch die ſichtbare, die hiſtoriſche Welt, Freunde und Mädchen, Geſellſchaft und Sitte, Vaterland und Geſchichte vom lebendigen Herzſchlag des Poeten für die Dichtung gleichſam angeworben und dem Geſetz der Schönheit unterworfen.

Allein dieſer Uebergang wurde nicht ſogleich vollendet, dieſes Ziel nicht ſogleich völlig erreicht, wie wir ja ſeine äußerſte Spitze, die Aufnahme der Geſchichte und des Staates in die Poeſie, noch jetzt nicht einmal erreicht haben, ſondern in Schiller erſt den Vorboten und Propheten dieſer Entwicklung beſitzen; wir werden aber und können ſie auch nicht ehe erreichen, als bis Staat und Subject ſich praktiſch ausgeſöhnt und vermittelt haben: erſt die politiſche Freiheit wird uns wieder Poeten ſchaffen. — Vielmehr bleibt in Klopſtock auch dies Ergreifen der Weltlichkeit, die Erweiterung des Gemüthslebens über das Gebiet des Religiöſen hinaus zunächſt abſtract und nur innerlich; ſein Talent verſagt ihm, wo er dieſen erweiterten Inhalt nun auch außer ſich ſetzen will. Er kommt nicht über die Lyrik hinaus, er vermag nicht zu geſtalten und zu formen, was ſich am Deutlichſten in den gänzlich verunglückten Dramen und ihren unwahren, unlebendigen Charakteren zeigt. Ja ſelbſt in der Lyrik fehlt ihm für den weltlichen Stoff die weltliche Auffaſſung, die richtige und wahre Farbe; das Sinnlichſte ſelbſt, die Liebe, kleidet ſich bei ihm in das Gewand der Religion und bleibt abſtract. Iſt nun alſo der bloß religiöſe Standpunkt der Poeſie durch Klopſtock und in ihm ſelbſt allerdings ſchon überwunden und der bis dahin nur religiöſe Enthuſiasmus zum Enthuſiasmus, zum lebendigen Gemüth überhaupt erweitert, ſo gelingt es ihm doch nicht, dieſen Inhalt auch künſtleriſch darzuſtellen und nun ebenſo ihn mit der Kunſt auszuſöhnen, wie er es mit dem religiöſen Inhalt gethan hatte. Er überliefert daher der nachfolgenden Generation nur die ſubjective Lebendigkeit, das Genie, das Original, das formloſe, gährende Gemüth: und zwar dies Alles anerkannt freilich und ausgeſprochen als die Grundlage und Wurzel aller Poeſie, aber noch nicht fähig, dieſe ſeine Natur und Aufgabe durch künſtleriſche That zu bewähren und auszuführen. So ſchließen ſich an Klopſtock die Stürmer und Dränger, deren Wüſtheit eben darin liegt, daß ſie die Form noch nicht finden können, in welcher das lebendige Wogen und Treiben des Subjects ſich erfaſſe und verkläre [1], bis endlich Göthe, der Sohn des Genius nicht minder als der Schönheit, kommt, den Gürtel der Grazie zu löſen. Und wie die Stürmer und Dränger daher in's Formloſe und Abentheuerliche verfallen, ſo iſt dies bereits Klopſtock ſelbſt begegnet. Wir haben ſchon mehrfach angeführt, wie nach dem religiöſen das hiſtoriſche, das vaterländiſch deutſche Element ſich entwickelte. Klopſtock ſelbſt theilte dieſen Fortſchritt, ja er gehört mit unter diejenigen, welche ihn angeregt haben. Aber ſo wenig wie er im Stande war, der Weltlichkeit überhaupt ihr Recht zu thun und von der Welt weltlich, von der Sinnlichkeit ſinnlich, von der Liebe verliebt zu dichten [1], ſondern dies Alles, ungeformt und ungeſtaltet, in die unwahre Sphäre der farbloſen und bloß abſtracten Begeiſterung verſetzte; ſo verkannte er auch die Geſchichte und das nationale Leben da, wo

---

[1]) Gervinus, a. a. O. 149.

---

[1] Es iſt merkwürdig, wie einzelne von den Stürmern und Drängern

---

ſelbſt eine Art von Bewußtſein über dies Verhältniß haben. So ſchreibt Klinger in der Vorrede zum erſten Band ſeines „Theater," Ausgabe von 1786: „Die Klagen ſind unendlich, die man über die wilden Producte führt, die zu Zeiten in der deutſchen Welt, und beſonders fürs Theater erſcheinen... So viel iſt gewiß, daß wir Deutſche durch dieſe Verzerrung gehen müſſen, bis wir ſagen mögen, ſo und nicht anders behagt's dem deutſchen Sinn. Nichts reift ohne Gährung... Alſo wäre das wilde Thun bisher doch nichts anders, als eine Form zu ſuchen, die uns behage!"

[1] Der ſeraphiſche Schwung, die inhaltloſe Schwärmerei der Klopſtock'ſchen und ähnlicher Liebesoden iſt ſprichwörtlich geworden. Sehr charakteriſtiſch iſt es auch, daß ihn zu ſeinen erſten Liebesgedichten nicht etwa eine wirkliche erſte Liebe anregt, ſondern — der Gedanke an die künftige Geliebte! So ſchon im Wingolf, Str. 42. der urſprünglichen Bearbeitung: Götzinger, Deutſche Dichter, II, 55. mit der Note p. 51. Die Elegie: „Die künftige Geliebte" (vom Jahre 1748: S. W. I, 21.) iſt bekannt; es wurde dies ſodann ein Lieblingsthema der jüngeren ſentimentalen Dichter, namentlich auch der Göttinger, wie Hölty, Miller, Voß. (Vgl. Cramer, Er und über Ihn, I, 272.)

es wirklich war: nicht Friedrich den Großen beſingt er 1)), ſondern Hermann den Cherusker, er iſt nicht deutſch, ſondern altdeutſch. Ganz ähnlich ergeht es ihm mit der franzöſiſchen Revolution: ſo lange dieſelbe gleichſam abſtract iſt und nur in ſchönen Redensarten von Freiheit und Gleichheit und Menſchenrechten beſteht, ſo lange begeiſtert Klopſtock ſich an ihr und feiert ſie in lauttönenden Oden. Wie ſie aber aus dieſen angenehmen Phraſen heraustritt, wie ſie wirklich wird und mit ehernem Fußtritt in göttlich nothwendigem Gang zerſchmettert, was ihr im Wege ſteht, da mangelt Klopſtock die Gabe des hiſtoriſchen Verſtändniſſes ebenſo, wie ſie ihm in der Auffaſſung Friedrichs des Großen gemangelt hatte, und erſchrocken gleichſam über das Ungeheure, das ſich vor ſeinen Augen verwirklicht und das er nicht zu deuten weiß, widerruft er voll Scham und Angſt ſeine frühere Beiſtimmung und flucht nun, wo er erſt geſegnet 2)). Und gerade ſo abſtract, wie die Stellung ſeiner Poeſie zu Sinnlichkeit und Liebe, zu Welt und Geſchichte, ſo abſtract wird auch ſeine perſönliche Stellung zur Literatur, zur Wiſſenſchaft und zur Geſellſchaft. Er zieht ſich vornehm zurück, er ſchließt ſich ab, umgiebt ſich mit Weibern und Vorleſereien, ſtudirt nicht deutſche Geſchichte, ſondern deutſche Grammatik und hüllt obenein die Ergebniſſe

---

1) a. a. O. II, 31. 64. I, 109.

2) a. a. O. II, 101. 111. 114. 121. 123. aber dann 131. 140. 172. VII, 5. u. ſ. f. Durch dieſe Abwendung vom Leben und der hiſtoriſchen Bewegung erinnert er lebhaft an Brockes: wie dieſer, haßt auch Klopſtock allen Krieg, alle Eroberung: Eroberer, ſagt er, ſind nicht Menſchen, ſondern Thiere; es bleibt ſich ganz gleich, ob es ein Cäſar, ein Alexander oder ein Dſchingischan iſt, Menſch iſt er mit nichten, iſt Thier:

„Sei er kein Wolf denn, ſondern ein Löwe; ſei er ein Adler
Und kein Geier: er iſt doch nur ein anderes Thier.“

(S. W. VII, 337.)

dieſer Studien in eine Form, welche dieſelben durchaus ungenießbar und unfruchtbar macht, daß es iſt, als wären ſie nie geſchrieben[1]. So geht er endlich zu Grabe, einſam und zerfallen mit ſeiner Zeit, ſie nicht verſtehend und nicht mehr verſtanden von ihr, weder unſere neue Kunſt kennend, noch anerkannt von ihr, es ſei denn mit dem wiederum abſtracten Ruhm, einmal ein großer Dichter geweſen zu ſein; zu leſen brauche man ihn nicht mehr[2]. Es hat etwas Erſchütterndes und ſelbſt Beängſtigendes, dieſes Ende, welches Klopſtock mit unſeren meiſten großen Männern theilt; ja, wenn wir ſehen, wie ſie faſt alle, ſelbſt einen ſo reichen Geiſt, wie Göthe, nicht ausgenommen, ſo lebendig ſie ſelbſt ihre Zeit bewegt, ſo vollſtändig ſie einſt die Träger derſelben abgegeben haben, endlich doch zurückbleiben hinter ihr, ihren lebendigen Puls nicht mehr fühlen und verſtehen und wie ſie ſterben, während ſie noch leben, — und wenn wir dagegen den köſtlichen Eindruck erwägen, den uns diejenigen hinterlaſſen, denen, wie Leſſing und Schiller, die Ehre und die Laſt eines greiſen Hauptes nicht zu Theil geworden, — wahrlich, ſo können wir bedenklich werden, ob jenes Zurückbleiben hinter ſeiner Zeit nicht endlich ein allgemeines Loos des alternden Menſchen iſt, und ob daher nicht wahr iſt, was der Grieche ſagt, nämlich daß früh ſtirbt, wen die Götter lieben.

---

[1] vgl. A. W. Schlegel in den Kritiſchen Schriften, I, 179. fgg. Schon 1764 war er in der Abſtraction ſo weit gekommen, daß er z. B. den Spondeus in einer Ode beſang: S. W. I, 182. vgl. 229. II, 59. 89. 183.

[2] Sehr treffend hat Gervinus (IV, 153.) dieſen iſolirten Standpunkt dargeſtellt: „Anfangs ein Volksmann, dann ein Hofdichter, ward Klopſtock zuletzt der Mittelpunkt eines ariſtokratiſchen Kreiſes. In ſeiner nächſten Nähe ſehen wir die Bernſtorf und Schimmelmann, die Schönborn und Moltke, die Stolberg und Holck und wie ſie alle heißen mögen. Der ganze Kreis um Klopſtock und ſeine fromme Dichtung her macht einen ähnlichen oligarchiſchen Eindruck, wie wir es oben von den Pietiſten in Halle ſagten. Der Dichter der Würde fing je länger je mehr an von dem Publikum wie vom Pöbel zu reden, oder jenen ehrwürdigen Namen nur den Kennern zu geben. Eben der Mann, der ſo bewunderungsvoll von der volksthümlichen, unhöfiſchen Pflege unſerer Dichtung ſprach, bemühte ſich ſpäter ſo eifrig um die Wiener Academie und dachte wohl, darin Dictator zu werden. In eben dieſem dictatoriſchen Sinne ſuchte er einmal unter einander zuſammenhängende Leſezirkel in allen Hauptſtädten zu gründen... Mit dieſen Geſinnungen hängt die ganze Tendenz und der ganze Ton ſeiner ſpäteren Werke eng zuſammen, die ihn der Nation immer mehr entfremdeten, und nichts war daher übler angebracht, als wenn man uns zumuthete, im Meſſias unſre deutſche Nationalepopöe, in ihrem Verfaſſer unſern ächten Volksdichter zu erkennen." Vgl. Göthe in Wahrh. und Dichtung, II, (S. W. 25.) 292. 293.

Der Klopſtock'ſchen Dichtung alſo, auch da, wo ſie einen weltlichen und ſinnlichen Inhalt hatte, fehlte die weltliche Farbe, das heitere und ergötzende Spiel der Sinne, die Fähigkeit, Geſtalten zu bilden und zu beleben. Klopſtock bezog Alles auf das Ueberſinnliche und Abſtracte; er malte nur mit trockenem Pinſel und in die weite blaue Luft. Dieſe Einſeitigkeit bedurfte einer Ergänzung, dieſer Irrthum einer Berichtigung und überhaupt die deutſche Poeſie einer Schule, in der ſie noch eine andere, als nur die ſeraphiſch bardiſche Sprache lernte. Dies Alles hat ihr Wieland gewährt, in welchem der deutſche Genius gleichſam corrigirte, was er in Klopſtock's Schöpfung überſehen hatte, und der für die Entwicklung dieſer Zeit ungefähr daſſelbe iſt, was, nach unſerer obigen Andeutung, die zweite ſchleſiſche Schule für ihre Zeit geweſen. Keineswegs aber iſt Wieland, der Repräſentant alſo der Sinnlichkeit, der belebenden und formirenden Phantaſie, mit dieſem ſeinen Talent über Nacht fertig emporgeſchoſſen, wie ein Pilz, noch auch hat er zu Klopſtock's geiſtlicher Richtung die alleinige Beziehung, ihr Gegenſatz zu ſein; ſondern er iſt ſogar auf Klopſtock'ſchem Boden aufgewachſen [1], er geht von Klopſtock aus, ja er iſt im Anfange ſeiner Laufbahn einer der hauptſächlichſten Schüler und Nacheiferer deſſelben. Wir haben ſchon oben erwähnt, wie er in der Schweiz Klopſtock bei Bodmer ablöſte; ſeine Prüfung Abrahams, ſeine Pſalmen, der Antilucrez, der Antiovid und die Briefe der Verſtorbenen u. ſ. w. ſind zahlreiche Producte dieſer religiöſen Richtung, die er, wie es Nachahmern leichtlich geht, noch viel weiter trieb, als der Meiſter ſelbſt und mit einem Fanatismus, der ſich ſpäter wunderbar an ihm gerächt hat, in der Praxis des Lebens zu verfolgen ſtrebte [2]. Wenn nun er, den das Publikum ſich gewöhnt hatte, nur mit der Aſſaphsleier in der Hand, dicht in den Spuren Klopſtock's zu erblicken, der den Ovid und Lucrez widerlegt, der den redlichen Uz vor ein Ketzergericht berufen hatte — wenn er mit einem Male (1762 in den komiſchen Erzählungen) vollkommen ein anderer, fremder Menſch, aus dem Prediger ein Faun, aus dem zart ſehnſüchtigen Seelchen des Plato das Thier des Epikur geworden zu ſein ſchien; ſo war es wohl natürlich, daß die Meiſten ſeine frühere Chriſtlichkeit für Maske und Verſtellung hielten, und ihn, ſelbſt wo ſie ſeine Späße ſich gefallen ließen, doch wie einen Ueberläufer nur mit ſittlicher Geringſchätzung betrachteten. Dieſen Vorwurf der Abtrünnigkeit ihm zu machen, war freilich leicht; es iſt auch leicht und ein raſch abgemachtes Ding, dieſen Umſchwung, wie noch jetzt geſchieht, nur aus den Geſetzen des Gegenſatzes zu erklären: eine überſpannte Saite, ſagt man, ſpringt endlich, hinter dem Kreuze ſteckt der Teufel, und da in der Regel aus Freudenmädchen Betſchweſtern werden, warum ſollte nicht auch einmal umgekehrt eine Betſchweſter zum Freudenmädchen geworden ſein? Allein wir müſſen bekennen, daß dieſe Auslegung uns nicht völlig genügt, wiewohl ſie im Grunde die iſt, die Wieland dem Beurtheiler ſelbſt an die Hand gegeben hat. Denn ein ſolcher Uebergang iſt nach unſerer Meinung nicht denkbar, raſch und unbekümmert, wie man eine Hand umwendet, vielmehr iſt er immer eine Kataſtrophe, die nothwendig auch bei dem leichtfertigſten Naturell von einer gewaltigen Kriſis, einem andauernden Kampfe muß begleitet werden. Nun aber wird man ſowohl in Wieland's Leben eine Zeit, eine Thatſache, als in ſeinen Schriften ein Werk vergeblich ſuchen, die Zeugniß ablegten für das Ringen und die Qual einer ſolchen Kriſis[1].

---

[1] Sogar der Pietismus wirkt auf ſeine Jugend ein, theils in ſeinem Vater, der ein eifriger Halliſcher Theologe nach dem Zuſchnitt der Franke und Spener war, theils in ſeinem eigenen Aufenthalte auf der ſtark pietiſtiſchen Schule zu Kloſterbergen: Gruber, a. a. O. I, 6. fgg. 19. fgg.

[2] Wir meinen die förmliche Denunziation, die er ſich in der Widmung der erſten Ausgabe der „Empfindungen eines Chriſten“ (1755) an den Ober-Conſiſtorialrath Sack in Berlin, gegen Uz, Roſt und einige Andere erlaubte. Er nennt ſie „ſchwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus, die man nach der inbrünſtigen Andacht, womit ſie dieſe elenden Götzen anbeten und lobpreiſen, für eine Bande epikuriſcher Heiden halten ſollte, die ſich zuſammen verſprochen, alles, was heilig und feierlich iſt, lächerlich zu machen und die wenigen Empfindungen für Gott, die im Herzen der leichtſinnigen Jugend ſchlummern, völlig auszutilgen.“ Er fordert Sack daher, wie einen Großinquiſitor, auf, „die Unordnungen und das Aergerniß zu rügen, welches dieſe leichtſinnigen Witzlinge anrichten“ u. ſ. w. Und doch würde man gewaltig irren, wenn man glauben wollte, daß es nur wirklicher ſittlicher Rigorismus geweſen, was Wieland zu dieſer Angeberei bewogen; ſondern, wie Gruber darthut (a. a. O. 203. 204.), war dieſer Angriff von Bodmer veranſtaltet und hatte ſeinen Urſprung in einer literariſchen Streitſache. Das iſt überhaupt das Bedenkliche, daß immer bei Allem, was Wieland thut, noch ein Anderer und etwas Anderes dahinter ſteckt.

---

[1] Werke, wie z. B. der Agathon, und die vielen anderen Schriften,

Wir glauben daher, den Schlüſſel zu dieſem Verhältniß anderwärts zu finden, nämlich ſo, daß der Gegenſatz zwiſchen Klopſtock und Wieland urſprünglich gar nicht darin beruht, daß der Eine geiſtlich, der Andere weltlich, der Eine überſinnlich, der Andere ſinnlich iſt u. ſ. w. (denn Keiner von Beiden paßt ganz und mit all ſeinen Leiſtungen unter Eine von dieſen beiden Kategorien); ſondern dies halten wir für den urſprünglichen Gegenſatz, daß in Klopſtock lebendiges Gemüth iſt, in Wieland aber das Gemüth gar keinen Theil hat an der Dichtung, Klopſtock mit dem Herzen ſchreibt, Wieland mit dem Kopf, der Phantaſie, der glänzenden Beleſenheit, — mit Einem Worte: daß Klopſtock gemüthliches Pathos hat, Wieland aber durchaus keines [1]. Den Beweis nun für dies

---

in denen er (denn dies wurde nun das hauptſächliche, ja das ausſchließliche Thema ſeiner Darſtellungen) den Uebergang vom Ueberſinnlichen zum Sinnlichen, die Nichtigkeit der Schwärmerei, den Wankelmuth menſchlicher Tugend, das Lächerliche ſittlicher „Don Quixoterie“ u. ſ. w. darſtellt, können nicht als Producte einer ſolchen Kriſis gelten. Denn in ihnen allen iſt die neue, frivole Weltanſicht bereits fertig und liefert gleichſam das feſte Land, von welchem aus der Poet mit ironiſchem Lächeln in die ſchwellenden Wogen ſeiner früheren idealiſtiſchen Zeit hinüberblickt. In ihnen iſt der Uebergang alſo ſchon vollendet, der neue Menſch fertig. Ein Poet aber, wo er wirklich in jene entſetzliche Kriſis geräth, wird ſich getrieben fühlen, der inneren Qual derſelben ſich in Stücken zu entledigen, die dann wohl von etwas titanenhafterer Natur ausfallen werden, als dieſe glattwangigen, wohl dreſſirten Wieland'ſchen Producte.

[1] Wieland hat überhaupt kein Pathos, auch kein ſinnliches; dagegen namentlich ſucht er ſelbſt in ſeinen zahlreichen Schutzſchriften ſich wie gegen eine entehrende Anklage zu vertheidigen. Daher auch ſein feindſeliges Benehmen gegen Heinſe, der wirklich erfüllt war von der Sinnlichkeit, wirklich athmete und lebte in ihr, während Wieland ſich das nur ſo vormalte mit der Phantaſie: vgl. Körte's Briefe deutſcher Gel. I, 136. fgg. und Gruber, a. a. O. II, 363. III, 118. Wie wenig er aber Antheil nahm an dem, womit er ſich beſchäftigte und was er producirte, ja wie er einen wahren Abſcheu hatte gegen jede Hingabe an ein Princip, gegen jede ſitt-

Letztere im Einzelnen aus Wieland's Werken ſelbſt zu liefern, iſt hier wohl in der That unnöthig, da gewiß Jedem, der nur irgend eine Wieland'ſche Dichtung geleſen hat, ſich dieſe Bemerkung von ſelbſt wird aufgedrängt haben. Immer begleitet Wieland ſeinen Helden nur, er erzählt von ihm, er ſchildert ihn, kritiſirt ihn, reflectirt über ihn, erläutert ihn durch Citate und Parallelſtellen, niemals aber identificirt er ſich mit ihm, theilt nie mit ihm ſein Herz; er ſieht ſeinen Abentheuern, ſeiner Liebe, ſeinen Leiden zu, niemals aber leidet und liebt er ſelbſt mit ihm, er entfernt niemals das Bewußtſein aus uns, daß dies Alles nur erzählt iſt, vielmehr weckt er daſſelbe und erhält es wach durch gefliſſentliche Selbſtironiſirung des ganzen poetiſchen Actes. Ja wenn Jemand noch einen Beweis dafür verlangte, daß Wieland ohne gemüthliches Pathos iſt, — kann es einen ſchlagenderen geben, als dieſen, daß ein Dichter von

---

liche Betheiligung an dem, was er trieb, zeigt folgende Stelle aus dem Briefwechſel an Merck (I. 118.), die man von Wieland, deſſen zweites Wort die Griechen und immer wieder die Griechen waren, gewiß nicht erwartet hat. Er ſpricht von der Lavater'ſchen Phyſiognomik: „Hauptſächlich chikanire ich unſern lieben Enthuſiaſten über ſeine Griechen, welche ſchönere Menſchen und beſſere Menſchen als das itzige Menſchengeſchlecht ſind. So etwas bringt mich gleich auf, zumal wenn es von einem ſolchen Manne .. und mit einem ſo verwünſchten Tone von Ueberzeugung und Gewißheit vorgebracht wird.“ In jenem Glauben aber an die ſittliche Vortrefflichkeit der Griechen wurzelte die ganze ſehnſüchtige Rückkehr des modernen Geiſtes zur Antike, in ihr wurzelten Winckelmann, Heyne, Göthe ſelbſt, der daher auch nicht verfehlt hatte, in „Götter, Helden und Wieland“ dem Dichter der Alceſte den erlogenen griechiſchen Mantel von den Schultern zu reißen. (Ueber Wieland's Verhältniß zu den Alten, hauptſächlich in ſeiner Eigenſchaft als Ueberſetzer, hat ſchon früher der Verf. ſelbſt einige Andeutungen verſucht: ſ. in dem Aufſatz „Zur Geſchichte der deutſchen Ueberſetzungsliteratur,“ in den Hall. Jahrb. 1840. p. 189.)

dieſer ungeheuren Fruchtbarkeit, der Epen, Dramen, Romane, kurz Alles geſchrieben hat, was ſich nur ſchreiben läßt, dennoch nicht ein einziges lyriſches Gedicht aufzuweiſen hat? daß die Lyrik, dieſe eigentliche Sphäre und Sprache des Gemüthes, ihm ganz und völlig fehlt? daß er nicht einmal für die Grundbedingung der Lyrik, für das Muſikaliſche der Poeſie, irgend einige Empfindung gehabt hat? [1])

So hat Wieland alſo eine ausſchließlich formale Bedeutung; er iſt ohne Vertiefung, eine glatte und ebene Tafel, auf welcher die deutſche Poeſie die Farben behaglich miſchen konnte, die ſie ſpäter gebrauchen wollte. Ein wirklicher Uebergang von der geiſtlichen zur weltlichen Dichtung, von Klopſtock zu Crebillon, von Plato zu Epikur, hat bei ihm alſo gar nicht Statt gefunden. Er iſt niemals das Eine, niemals das Andere geweſen; überhaupt (ein unerhörtes und alleinſtehendes Beiſpiel, ſeitdem mit Vernichtung der conventionellen Poeſie, in Klopſtock das poetiſche Subject zum Durchbruch gekommen und die Einheit des Empfindens und des Dichtens gleichſam das Staatsgrundgeſetz des deutſchen Parnaſſes geworden war!) iſt er gar nicht im Leben, was er in ſeinen Gedichten ſcheint. Herz und Dichtung fallen bei ihm wieder auseinander: er iſt keuſch im Leben, ein wackrer Ehemann, ein tüchtiger Vater; wollüſtig aber in der Dichtkunſt, frivol, ſowie er zu einem Reim anſetzt, und Libertin nur mit dem

---

[1]) Nicht im Reim, ſondern im Rhythmus liegt die Muſik der Poeſie; Wieland aber iſt ohne alles Ohr für das Rhythmiſche: darum theilt er auch die allgemeine Neigung der Zeit für antike Metra nicht, ſeine Hexameter ſind ohne alle Muſik, ebenſo ſein reimloſer Jambus, er kennt keinen Strophenbau und verſteht ſelbſt das rhythmiſche Geſetz der italiäniſchen Ottave nicht. So iſt er auch hierin der Gegenſatz zu Klopſtock, deſſen eigentliches Element eben das Muſikaliſche der Poeſie: Gervinus, IV, 127. 132. 181. 473.

Munde. Dies iſt auch der eigentliche Punkt, gegen den die Polemik der Göttinger, der Stürmer und Dränger, wie ſpäterhin der Romantiker gerichtet und gegen den ſie von ihrem Orte aus berechtigt iſt: was die Angreifenden ſelbſt vorſchoben, Franzoſenthum, Unſittlichkeit u. ſ. w., ſind Außendinge, der eigentliche Gegenſatz iſt der zwiſchen einer Poeſie mit Pathos, mit lebendigem Subject, und einer bloß formalen Poeſie, welche das Subject ſelbſt nicht fühlt, von der das Herz des Poeten ſelber nicht weiß und nicht bewegt wird [1]. Aber ein ſolcher Dichter ohne Inhalt war der deutſchen Poeſie nöthig: denn je weniger er ſelbſt einen eignen Inhalt hatte, deſto geeigneter war er, daß auf ihm, wie auf einem Rechenbrette, die Gegenſätze der Zeit gegeneinander berichtigt wurden und jede Ueberſchwänglichkeit in ein nüchternes Gleis zurückgelenkt. Vor Allem aber, je weniger der Inhalt ihm zu ſchaffen machte, je ausſchließlicher und mit je mehr Glück konnte er ſich auf die Ausbildung der Form und den ſinnlichen Schmuck wenden, für die er nun in der That Unſchätzbares und Unvergängliches geleiſtet hat: wie eine Biene den Honig aus tauſend bunten Blumen ſucht, ſo fliegt emſig er umher in der alten und in der neuen Literatur, entlehnt überall ſinnliche Schilderungen, üppige Gemälde, den ganzen farbenreichen Apparat der Poeſie; ſeine Sprache iſt bewundernswürdig leicht und anmuthig, ſeine Phantaſie fruchtbar und beweglich, ſeine ganze Poeſie bunt und blendend, wie eine prächtige Tapete und von derſelben Wahrheit [1]).

---

[1] Dem Leſer wird nicht entgehen, daß in dieſem letzteren Punkte die Romantik der Schlegel u. ſ. w. eigentlich mit Wieland in Uebereinſtimmung und Verwandtſchaft iſt. Denn wie Wieland in ſeiner Poeſie ohne perſönliches Pathos iſt, ſo verlangten ja auch die Romantiker und prieſen es als die Poeſie der Poeſie, immer beim Dichten ſelbſt noch außerhalb der Dichtung zu bleiben und das ganze Geſchäft der poetiſchen Production zu treiben, wie die Mucker die geſchlechtliche Production, — ironiſirend. Daß dennoch gerade dieſe Romantiker die heftigſten Gegner Wieland's waren, darf Niemand befremden: das iſt immer die Geſchichte von dem Hunde, der ſein eigenes Bild anbellt, oder auch von dem Baſilisken, den ſein eigener Anblick tödtet.

Klopſtock's Projecte mit dem Bund.

Indem nun alſo Wieland auf dieſe Art ergänzte und dem Publikum zu leichtem Genuß darbot, was es bei Klopſtock entbehrte und vermißte: die glatte und gefällige Form, den Reiz der Sinnlichkeit, faßbare menſchliche Ereigniſſe, eine Welt voll Abentheuer, voll Handlung und Bewegung; ſo konnte es nicht ausbleiben, daß ein großer, ja gerade der anſehnlichere und vornehmere Theil des Publikums auf ſeine Seite trat. Klopſtock's eigene, abſtracte Haltung aber und ſeine vornehme capricirte Verachtung des Publikums, ebenſo wie die excentriſche Polemik, die formloſen Productionen ſeiner Freunde und Anhänger konnten nur dazu dienen, dieſe Wieland'ſche Parthei noch zu vergrößern, ſo daß um die Mitte der ſiebziger Jahre Klopſtock's Stellung und Wirkſamkeit ſchon weſentlich erſchüttert war und das Bedürfniß, ſie auf's Neue zu befeſtigen und auszubreiten, trotz ſeiner Geringſchätzung der öffentlichen Stimme, ſich dennoch ihm ſelbſt aufdrängen mußte. Namentlich war dieſe Stellung erſchüttert und die Begeiſterung, die er bis dahin bei der Jugend, die Achtung, die er bei den Aelteren, die ehrfurchtsvolle Duldung, die er bei den Andersdenkenden genoſſen hatte, beeinträchtigt worden durch ein Werk, welches von beiden Theilen mit ganz anderen Hoffnungen unternommen und unterſtützt worden und nun endlich in ſeinem Erfolge ſehr zurück geblieben war gegen die beiderſeitigen Erwartungen. Dies war die Gelehrtenrepublik, welche 1774 erſchien. Klopſtock's Abſicht war es gewiß geweſen, ſich mit dieſem Buche dem Publikum wiederum zu nähern; denn Gedanken über die Literatur ſelbſt, ihr Verhältniß zum Dichter und zum Publikum und die wechſelſeitigen Beziehungen dieſer beiden bilden den Inhalt deſſelben. Nun hatte auch das Publikum an ſeinem Theil den beſten Willen gezeigt, das Buch freundlich und mit Begeiſterung zu empfangen. Es war auf Subſcription erſchienen, zu einem ungewöhnlich hohen Preiſe, „weil es hieß, daß man nicht ſowohl das Buch bezahlen, als den Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit für ſeine Verdienſte um das Vaterland belohnen ſollte. Hier drängte ſich nun Jedermann hinzu, ſelbſt Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, eröffneten ihre Sparbüchſen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieſer heiligen Spende bei, und es kamen vielleicht tauſend Pränumeranten zuſammen. Die Erwartung war auf's Höchſte geſpannt, das Zutrauen ſo groß als möglich[1])." Allein als das Buch nun wirklich erſchienen war, ſo ſah man denn wohl, daß Klopſtock auch in dieſen Dingen und auch da, wo er an die lebendigſten, die literariſchen, Intereſſen der damaligen Gegenwart ſelbſt anknüpfen wollte, dennoch nicht im Stande war, aus der gewohnten Abſtraction herauszutreten. So hatte er auch in dieſem Buch ſeine praktiſchen oder doch wenigſtens praktiſch gemeinten Anſichten und Gedanken in ein wunderlich abſtractes, deutſchthümelndes Gewand vermummt. Die Literatur wird dargeſtellt als ein Druidenſtaat, mit Meiſtern und Geſellen, Oberzünften und Unterzünften, mit Landtagsverhandlungen, Geſetzen, Strafen u. ſ. w. Blieb nun wegen dieſer wunderlichen Faſſung das ganze Buch dem größeren Publikum, das ihm ſo bereitwillig, ſo liebevoll entgegengekommen war, unverſtändlich und ungenießbar, und mußten ſchon jene enthuſiaſtiſchen Jünglinge und Mädchen dieſe getäuſchte Freude, dieſe raſch abgekühlte Begeiſterung ſchmerzlich, wenn nicht unwillig empfinden; ſo hatte Klopſtock in eben dieſes Buch ſo viel von jener ſchon oben beſprochenen ſtolzen, ariſtokratiſch feindſeligen Haltung gelegt, er gab ſo deutlich zu erkennen, daß er eigentlich wohl im Sinne habe, ſelbſt der Diktator der neuen Republik zu werden, vor Allem, er trat der Philoſophie, der Kritik, den poſitiven Wiſſenſchaften mit einer ſo öffentlichen und unzweideutigen Verachtung gegenüber[1], daß der laute

---

[1]) Hätte Wieland einen eigenen und ſelbſtändigen Inhalt gehabt, ſo hätte er ſich unmöglich ſein ganzes Leben hindurch an andere, die verſchiedenſten Charaktere anſchmiegen können und ſich der Reihe nach beſtimmen laſſen von Klopſtock und Bodmer, von Stadion und la Roche, von Klotz und Riedel, von Göthe und Merck, u. ſ. w. Die bloße Wohlgeſinntheit und das ſogenannte Humane reichen da noch nicht aus. Auch ſeine Principloſigkeit in Aeſthetik und Kritik und ſeine Achſelträgerei in der Journaliſtik erklären ſich von hier aus. — Uebrigens vgl. man Gervinus über Klopſtock, a. a. O. 113. fgg. und über Wieland, 270—318. Auch Göthe's treffliche Denkrede überſehe man ja nicht: S. W. 32, 233.

---

[1]) Göthe in Wahrh. und Dichtung, III, (S. W. 26.) 115.

---

[1] Die „Ausrufer“ d. i. die Kritiker (Gelehrtenrepubl. p. 66. fgg. im 12. Bd. der ſämmtl. Werke) waren ihm von jeher verhaßt geweſen, wie ſich das aus dem, was wir oben bei Gerſtenberg angedeutet haben, hinlänglich erklärt. Kritiker aber und Philoſoph ſind in ſeiner Schätzung ganz daſſelbe. So heißt die bekannte Stelle im Anfang des Wingolf (S. W. 1, 6.):

„Deß ſpott' ich, der's (d. i. das Lied) mit Klüglingsblicken
Höret, und kalt von der Gloſſe triefet!“

in dem urſprünglichen Text von 1747 viel bezeichnender alſo:

„Deß ſpott' ich, der es unbegeiſtert,
Richteriſch und philoſophiſch höret!“

Unwille, der ſpottende Widerſpruch der Angegriffenen nicht ausbleiben konnte. Gefliſſentlich daher hob die Kritik ſowohl das Ungereimte der Anlage, das Schwerfällige der Form, als den anmaßlichen Stolz, das Kaſtenweſen und die Tyrannei hervor, mit welcher Klopſtock in dieſem Buch die geſammte

---

Siehe Götzinger, a. a. O. II, 44. Ebenſo heißt es Str. 27.:

„Sei unbekümmert: wächſt' auch der Narren Zahl
Stets, wenn zu ganzen Völkerſchaften
Auch Philoſophen die Welt bedecken" ... u. ſ. w.

wo alſo Narren und Philoſophen (oder Kritiker) für ein und daſſelbe gelten. (Doch bringt Str. 37. der Dichter ſelbſt dieſe Kategorien in Verwirrung: S. W. I, p. 11.) Noch ſchlimmer ergeht es den Philoſophen in der Gelehrtenrepublik, wo die dictatoriſchen Sprüche „von den Lehrgebäuden" (d. i. den Syſtemen der Philoſophen) folgendermaßen lauten: „1. Neue Lehrgebäude werden gleich, wenn ſie fertig ſind, verbrannt. 2. Wenn das Lehrgebäude brennt, wird der Erbauer an die Grenze geführt. Läßt er beim Umſehen nur eine Thräne fallen, ſo wird er ſo lange verwieſen, bis der Wind die Aſche ganz zerſtreut hat. 3. Wer auch nur als Handlanger dabei geholfen, vornehmlich aber wer den Kranz aufgeſetzt und die Rede gehalten hat, wird mit der lauten Lache beſtraft. — Einige wollten, daß man die Einführung dieſer Geſetze, weil Wolf noch lebte, bis zum künftigen Landtage ausſetzen ſollte. Aber wie konnte die verſammelte Republik, Eines Mannes halben, unterlaſſen, was ſie zu thun vorhatte?" u. ſ. w. S. W. 12, 47. Auch erklärte er ſich noch 1795 im Berliner Archiv ausdrücklich gegen Kant: vgl. Klopſt. und ſeine Freunde, II, 292. Ergötzlich iſt, daß Wieland — ſonſt in ſo Vielem der Gegenfüßler Klopſtock's, doch dieſe Antipathie wider die Philoſophen theilte: „Er erklärte ſich (1794) auf's Neue ſehr ſtark gegen die Epidemie der Kantiſchen Philoſophie. Alle gute Köpfe müßten en masse gegen ein Unweſen aufſtehen, das alle Humanität und Philologie umzuſtürzen drohe. Ein Fürſt ſolle die Barmherzigkeit haben, für die transſcendentalen Herren ein Tollhaus anzulegen" u. ſ. w. Siehe den Aufſatz von C. W. Böttiger: „Chr. M. Wieland nach ſeiner Freunde und ſeinen eigenen Aeußerungen," (beiläufig geſagt, eine ganz unerhebliche, für die Literaturgeſchichte beinahe völlig unergiebige Compilation aus Klatſchnotizen des alten Böttiger, die beſſer ungedruckt geblieben wären:) in Raumer's Hiſtor. Taſchenbuch, X. Jahrg. 1839, p. 430. Vgl. Gruber, III, 256.

Literatur, und namentlich die Entwicklung der deutſchen Literatur bedrohte [1]. Mit Einem Wort, die Republik, die man hatte benutzen wollen zu einem Ehrendenkmal für **Klopſtock**, war eine Niederlage für ihn geworden; die alte Neigung der Menge hatte den Muth verloren, die alte Abneigung der Kritik den Muth und ſogar das Recht gewonnen, ihre Stimme zu erheben. Dieſe Niederlage aber ward um ſo bedeutender, als zu derſelben Zeit, da Klopſtock mit der Gelehrtenrepublik dieſen ungünſtigen Erfolg hatte, Wieland, ſein Nebenbuhler, für ſeine neue Unternehmung, den Merkur, ſich des günſtigſten Fortgangs, einer ſtattlichen Einnahme und eines erweiterten Einfluſſes erfreute. Es iſt begreiflich, daß Klopſtock unter dieſen Umſtänden bereiter war, als er bei ſeiner ablehnenden und abgeſchloſſenen Perſönlichkeit ſonſt vielleicht geweſen wäre, dem Bunde, der ſich von Göttingen aus mit ſo ſtürmiſcher Begeiſterung, ſo treuer Verehrung an ihn herandrängte, ſeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu ſchenken. Denn nicht nur ſah er hier Männer heranwachſen, die ſchon jetzt als Jünglinge Säulen und Stützen ſeines Ruhmes werden konnten, ſondern dieſer Bund, den ſie geſchloſſen, und dieſe unbedingte Hingabe, mit der ſie ihm ſich weihten, mußte ihm ſogar mit der Hoffnung ſchmeicheln, als könne die Traumwelt der Gelehrtenrepublik, in die er ſich ſo eben behaglich eingeſponnen hatte, am Ende doch, und zwar zunächſt durch dieſe Jünglinge und an dieſen Bund anknüpfend, verwirklicht werden. Dazu kam, daß die Wiener Ausſichten wohl immer nebliger und ungewiſſer wurden[1]; wenigſtens durfte es räthlich ſcheinen, einſtweilen,

---

[1] Namentlich die Recenſion in der Allg. deutſch. Bibl. XXVIII, 2, 102. ſqq. erregte den Klopſtockianern großes Herzeleid und erhöhte ihren Haß gegen Nicolai um ein nicht Geringes. Sie iſt gemäßigt und anſtändig, trifft aber die weſentlichen Punkte ſehr wohl, wie u. A. folgende Stellen aus dem Eingang beweiſen werden: (p. 105. 106.) „Es läßt ſich aus den Nachrichten, die Herr Kl. uns von der deutſchen Gel. Rep. vorlegt, noch nicht recht abnehmen, ob ſeine Beſchreibung bloß hiſtoriſch oder geſetzgebend ſei, ob man ſie neben die monarchiam solipsorum oder neben des Morus Utopien, Rudbeck's Atlantica u. dgl. zu ſtellen habe. Im erſten Falle müßten wir die ganze Beſchreibung ihrer Einrichtung, die Geſchichte ihrer Landtage u. ſ. w. in einem myſtiſchen Sinne nehmen.... Alsdann aber würde dies myſtiſche Geſchichtbuch das einzige in ſeiner Art ſein. Denn ſchwerlich hat man jemals die Allegorie ſo ſehr gedehnt, daß man ein einziges Bild mehre Bände von ſolcher Dicke fortgezogen hätte, da ſie gemeiniglich ſchon am Ende des erſten Bogens gezwungen und ermüdend wird... Sollte aber die Beſchreibung der D. G. R. geſetzgebender Art ſein, wie uns denn das am Wahrſcheinlichſten vorkommt, ſo muß es uns doch erlaubt ſein, dieſen Entwurf zu prüfen, ehe er die geſetzliche Kraft erhält. Wir wiſſen zwar nicht, in welche Klaſſe ein Journaliſt von dem Geſetzgeber möchte gewieſen werden, und ob er nach den Grundſätzen der Republik, die eine ariſtokratiſche Form erhalten wird, zu der geſetzgebenden oder ausübenden Macht oder gar nur zum Pöbel gehören werde... Die wenigen Anmerkungen, die wir machen werden, ſollen die Sache gar nicht erſchöpfen, ſie ſollen nur zu einem Denkmal der Freiheit dienen, die jedem ſchreibenden und denkenden Deutſchen theuer ſein muß." Und gegen den Schluß (p. 118.): „Des Geſetzgebers Parteilichkeit gegen die Philoſophie iſt zu ſichtlich. Und gleichwohl iſt dies die Wiſſenſchaft, worin der Vorzug der Deutſchen am Meiſten ſiegreich und unbeſtritten iſt. Es iſt gewiß kein eitles Schreckbild, wenn wir der deutſchen Nation aus der Einrichtung einer D. G. R. Rotten und Tyrannei weiſſagen. Würde dabei wohl die zur Aufnahme der Wiſſenſchaften nöthige Freiheit beſtehen, wenn man dieſe parteiiſchen Geſinnungen für ſeine Kunſt und in dieſer wiederum für ſeine Manier in eine politiſche Verfaſſung übertrüge?" u. ſ. w. — Auch der Merkur recenſirte das Buch ſcharf und nach-

---

ſichtslos: 1774, 3, 337. fgg. vgl. Wieland an Knebel in Knebel's Nachlaß, II, 210.

[1] Als Klopſtock am Schluſſe der Gelehrtenrepublik (p. 412. a. a. O.) die ſämmtlichen Entwürfe und Unterhandlungen dem Publikum vorlegte, war gewiß ihm ſelbſt kein Zweifel mehr, daß das ganze Project für immer aufgegeben war. Denn ſonſt hätte er wohl dieſe Recht

bis etwa eine kaiſerliche Beſtallung zum Präſidenten der deutſchen Akademie, zum Dictator der literariſchen Republik, ihm eine größere Macht in die Hände geben würde, auch die Herrſchaft dieſes kleinen, freiwilligen Bundes und die Einwirkung, die durch ihn erreicht werden konnte, nicht von ſich abzuweiſen. Wir haben bereits oben erfahren, wie freundlich daher Klopſtock die durch die Stolberge vermittelte Annäherung des Bundes aufgenommen, wie er ihnen Briefe, Bücher und Küſſe geſchickt und ſie zu ferneren Mittheilungen ermuntert hatte. Dies Verhältniß wurde nun immer enger: die Mitglieder des Bundes fingen an, nach Hamburg zu wallfahrten[1]), um das verehrte Angeſicht zu ſchauen und aus Klopſtock's eigenem Munde zu vernehmen, welche großartige Aufgabe und Zukunft er dem Bunde geſteckt hatte. „Komm her, mein liebſter Bundesbruder," ſchreibt Voß im März 1774 an Brückner[2]) „und umarme mich! Boie hat einen Brief von Klopſtock an den Bund mitgebracht. Hier iſt die Abſchrift. Der größte Dichter, der erſte Deutſche, von denen, die leben, der frömmſte Mann, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Gerſtenberg, Schönborn, Göthe und einige Andere, die deutſch ſind, einladen und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Laſters und der Scla-

---

fertigung ſeiner bekannten Zuſchrift an Joſeph weder für nöthig erachtet, noch aus Discretion gewagt. Vgl. Voß' Br. I, 159. 176.

[1]) a. a. O. 154. „Wir haben zuſammen zwei Bogen Neujahrwünſche gemacht und uns zwei Dukaten damit verdient. Nun wollen wir überſetzen und für das Geld zu Klopſtock reiſen. Ich will ein ſpaniſches Buch überſetzen, Hölty Italiäniſch, Miller Engliſch, Hahn auch und der jüngere Miller Franzöſiſch. Das ſoll gehn."

[2]) a. a. O. I, 136.

verei aufzuhalten ſuchen. Zwölf ſollen den inneren Bund ausmachen. Jeder nimmt einen Sohn an, der ihm nach ſeinem Tode folgt; ſonſt wählen die Elfe. Mehr wiſſen wir ſelbſt noch nicht. — Gerſtenberg wundert ſich, wie Deutſchland nach Göttingen gekommen iſt. Die Grafen ſchreiben, daß er viel von uns erwartet. Schande über uns, wenn wir ſeine Erwartung nicht erfüllen. Aber Gott wird uns helfen! Denn Freiheit und Tugend iſt unſre Loſung. — Ohne Einwilligung des Bundes darf künftig Niemand etwas drucken laſſen. Klopſtock ſelbſt will ſich dieſem Geſetz unterwerfen."

Bald darauf (Oſtern 1774) war Voß ſo glücklich, ſelbſt die langerſehnte Reiſe nach Hamburg zu Klopſtock zu machen, von der er ſchon ein Jahr zuvor gemeint hatte, „er würde in einer Woche bei Klopſtock mehr lernen, als man in hundert Collegiis lernt, wo zehnfaches Wiedergekäue wiedergekäut wird" [1]) und die er in vollem Ernſt als einen Wendepunkt nicht bloß ſeines Lebens, ſondern der Geſchichte überhaupt zu betrachten keinen Anſtand nahm. Denn ſo ſpricht er ſich, einige Wochen vor der Reiſe, in einem an ſeine Braut gerichteten Briefe aus [2]): „O Klopſtock, edler, großer, urdeutſcher Mann! In ſechs Wochen hab' ich Dein Antlitz geſehen und, Heil mir! Dich umarmen dürfen! Dann ruht Dein Segen auf mir, . . . dann wird das Gebein der Satansopfer erbeben, und Deutſchland von Neuem Deutſchland, eine Wohnung der Redlichen ſein."

Dieſer begeiſterten Vorfreude entſprach nun das Glück des Beſuches ſelbſt: Voß' gerades, kernhaftes Weſen, ſeine aufrichtige Verehrung Klopſtock's, ſein ſprachliches Talent gewannen ihm die nahe und herzliche Freundſchaft des berühmten Dichters[1]), der nach der perſönlichen Bekanntſchaft, die er nunmehr mit den meiſten Mitgliedern des Göttinger Bundes gemacht hatte, ſich immer ernſtlicher mit dem Plan beſchäftigte, denſelben zu einem allgemeinen Bunde deutſcher Dichter, zu einer wirklichen Gelehrtenrepublik zu erweitern und als ſolche zu organiſiren. In dieſem Sinne gab er ſchon am Schluſſe des mehrerwähnten Buches über dieſes neue Project ähnliche verrätheriſch geheimnißvolle Winke[2]), wie er ſie einige Jahre zuvor in der Widmung der Hermannsſchlacht über die vermeintliche Wiener Academie gegeben hatte. Dieſe Auszeichnung, und daß er, ihnen ſelbſt wohl verſtändlich, zum

---

[1]) III, 137.
[2]) I, 239.

---

[1]) Aus dieſem erſten Zuſammentreffen hat Voß uns einige nicht unintereſſante literariſche Urtheile Klopſtock's aufbehalten: „Von unſern Dichtern iſt ihm keiner widriger, als Weiße. Er ſagt, daß er keinen Funken vom Genius hätte und nur ein neuer Hofmannswaldau wäre. (Hier möchte man bedenklich werden gegen die Gedächtnißtreue des Berichterſtatters; vielleicht war es Wieland, den Klopſtock mit Hofmannswaldau verglich, da die Aehnlichkeit zwiſchen dieſem und Weiße wirklich nicht abzuſehen iſt.) Wieland's Genie ſchätzt er, iſt aber deſto unzufriedener, daß er immer nachahmt.. Ueber Jacobi lacht er. Mit Göthen iſt er ungemein zufrieden, nur wünſcht er weniger ausländiſche Worte in ſeiner Sprache.“ a. a. O. I, 160.

[2]) Er läßt den „Landtag“ am Schluſſe durch einen „Aldermann“ zu einem Bündniß aufgefordert werden, mit der Tendenz: .. „hinzugehen, und in jenem großen Umkreiſe der Wiſſenſchaften, die Länder, welche nur halb beſeſſen werden, ganz einzunehmen; die Mitbeſitzer der andern Hälften nicht nur dadurch zu ſchwächen, daß wir in dieſen Hälften beſſer, als ſie anbaun, ſondern auch dadurch, daß wir es da thun, wo wir uns allein niedergelaſſen haben; nirgends der falſchen Cultur zu ſchonen, über alle Gärten, wo nur Blumen wachſen, den Pflug gehen zu laſſen, jedes Gebäude, das in den Sand gebaut iſt, niederzureißen, und ſollten ganze Städte auf ſolchem Grund und Boden liegen, und wär' es dann auch mitten in den beſten gemeinſchaftlichen Beſitzen, oder auf Landwinkeln [illegible] franzöſiſchen Gelehrtenrepublik, der engliſchen, wo wir ſie antrafen, und würden ſie auch von

---

Chimären bewacht, die Feuer und Flammen ſpieen, dieſe Städte von allen Ecken anzuzünden und nicht ehe von dannen zu ziehn, bis der Dampf überall aufſtiege: uns aufzumachen und neue Länder zu ſuchen, auf der kühnen Fahrt ſelbſt nicht die kleinſte Inſel, kein Pünktchen in dem Oceane liegen zu laſſen, ſondern überall zu landen, Alles zu umgehen, auszuſpähn, zu unterſuchen; in den anbaulichen Entdeckungen gleich die Erde aufzureißen und Saat zu ſtreun; und treibt die unüberwindliche Unruh des Aufſuchens ſo gewaltig fort, daß nur in dem nächſten, dem beſten Felſen gegraben wird: Hier ſind Deutſche geweſen! ... Glücklicher Zeitpunkt!“ u. ſ. w. Nachdem er dann die glückliche Zeit geſchildert, wann dieſer Bund gebildet und das Ziel deſſelben erreicht ſein wird, fährt er fort: „Glücklicher Zeitpunkt! Ihr könnt ihn erleben, Jünglinge, deren Herz jetzo laut vor Unruh ſchlägt, ob die Republik den großen Entſchluß, ſich zu dieſem Zwecke zu vereinigen, faſſen werde. Iſt er gefaßt: ſo macht Euch nichts mehr Unruh. Denn Ihr wißt, daß der Deutſche gewiß ausführt, wenn er einmal beſchloſſen hat, auszuführen! .. Das Alles könnt Ihr erleben, Jünglinge, und daran könnt Ihr Theil haben.“ (a. a. O. 432. bis 434.) Indem nun bei der Berathung dieſes Antrages Unruhe und Murren in dem „Volk“ entſteht, ... „ſprangen zwölf edle und vaterländiſche Jünglinge, die einander zugewinkt hatten, auf Einmal auf, ſonderten ſich von dem Volke, zwangen ihrer Einen zum Anführer, und gingen bleich und zitternd, aber dennoch ſehr muthig, nach dem halben Kreiſe zu. Die Aldermänner winkten, und riefen ihnen Rückkehr entgegen; allein die Jünglinge ſahen und hörten nichts mehr, gingen hinauf, ſagten: Es wäre jetzt eben eine weite, anſteckende Seuche unter das Volk gekommen! baten, beſchworen die Aldermänner bei der Ehre der Nation, bei dem Vaterlande, nicht hart zu ſein, ihnen es nicht zu verſagen, nicht abzuſchlagen heute, an dieſem feſtlichſten ihrer Tage, eine Stimme haben zu dürfen... Die Aldermänner geſtanden ſie zu. Die Jünglinge gingen nicht wieder zum Volk hinunter. Sie traten ſeitwärts neben die Bildſäulen, blieben dort ſtehen und ſchlugen, mit jeder Anmuth der Beſcheidenheit, und mit der ſchönen Röthe des zurückgehaltenen Feuers, die Augen nieder.“ (p. 439. 440.) Dazu vgl. Voß' Br. I. 159.: „Auf dem letzten Bogen kommt eine Schaar von Jünglingen vor, die unſer Bund iſt. Ich zitterte, als ich ſie las.“ —

Schluſſe ſeines Werks ſogar ſie ſelbſt eingeführt hatte, ſchwellte das Herz der Jünglinge mit edlem Stolz: ſie fühlten ſich bereit und fähig zu allem Großen und Tüchtigen — leider nur, wußten ſie ſelber noch nicht was! und Voß durfte das verwegene Wort wagen: „Der Bund muß in Deutſchland obenan ſtehen, **mit Klopſtock** können wir's!“ [1]

Endlich im Herbſt kam Klopſtock auf der Durchreiſe nach Darmſtadt, wohin Markgraf Karl Friedrich ihn in großmüthiger Pflege der Kunſt entboten hatte [2], ſelbſt nach Göttingen. Die Stimmung der dortigen Profeſſorenwelt war ihm wegen ſeiner Gelehrtenrepublik und der Verachtung, die er in ihr gegen die Fachwiſſenſchaft, das hiſtoriſche Wiſſen, die gelehrte Tagelöhnerei zu erkennen gegeben hatte, wenn möglich, noch feindlicher geworden, als ſonſt [3]. Dies veranlaßte Klopſtock, während ſeines mehrtägigen Aufenthaltes ausſchließlich mit den Mitgliedern des Bundes zu verkehren und Gaſtfreundſchaft und Geleit von ihnen anzunehmen, was natürlich das freudige Selbſtgefühl der Jünglinge wiederum vermehrte. Auch hier bildete die zukünftige Entwicklung des Bundes den Gegenſtand der Unterhaltung, und wenn auch das eigentliche Wie und Wann ſich noch immer nicht herausſtellen wollte, ſo fing man doch an, ſich allmälig klarer zu werden über die Zwecke, die man verfolgen, und namentlich über die Feinde, die man vernichten wollte, wie wir aus dem Brief erfahren, welchen Voß bald nach Klopſtock's Durchreiſe an Brückner ſchreibt[1]: „Mit dem Bunde hat Klopſtock große Dinge im Sinn, ſein Plan iſt aber noch nicht völlig beſtimmt. Von ſeinen Freunden ſchlägt er Reſewitz[2] und Schönborn vor. Alles, was wir ſchreiben, muß ſtrenge nach dieſem Zweck, nach Geſchmack und Moral geprüft werden, eh' es erſcheinen darf. Er ſelbſt unterwirft ſich dem Urtheil des Bundes. Zwei Drittheile von den Stimmen entſcheiden. Er ſelbſt will nicht mehr, als Eine Stimme haben und zwar auf unſer Bitten die letzte. Nebenabſichten ſind — die Vertilgung des verzärtelten Geſchmacks, ferner der Dichtkunſt mehr Würde gegen andere Wiſſenſchaften zu verſchaffen, manches Götzenbild, das der Pöbel anbetet, z. B. einen Heyne, Weiße, Ringulf u. ſ. w. zu zertrüm-

---

[1] Voß' Br. I, 174.

[2] a. a. O. 177. vgl. Göthe in Dichtung und Wahrheit, IV, (S. W. 18.) 98.

[3] Voß, a. a. O. 175.: „Hier thut die Gelehrtenrepublik ſo vortreffliche Wirkung, daß faſt alle Profeſſoren dawider ſchrei'n, weil faſt alle, von mehr als Einer Seite, getroffen ſind. Der zweite Theil wird die Leute noch grimmiger machen. Da kommt gar eine Polizeiordnung gegen die Spaßvogeleien der Profeſſoren, und Michaelis wird nicht undeutlich angedeutet.“ (Ebenſo p. 247.: „In Göttingen mißfällt die Gelehrtenrepublik faſt allgemein. Die Profeſſores ſchrei'n in Collegiis dawider. Ich vermuthe aber, daß im zweiten Theile die Strafe kommen wird.“ Bekanntlich iſt dieſer zweite Theil nie erſchienen.) p. 181.: „Noch ein Pröbchen von ihrer Spaßvogelei über Klopſtock. In einem ihrer Kränzchen ſagte jemand: Klopſtock hätte ſich nur darum in der Bardei (Boie's Wohnung, eine Anſpielung auf Schnurrbardei, den Aufenthalt der Univerſitätsjäger) verſteckt, weil er beſorgt hätte, es möchte ihm Mancher den Thaler, warum er ihn geprellt hätte (durch das Subſcribiren auf die Gelehrten-Republik) mit dem Stock

---

wieder ausklopfen. Die ganze hochgelahrte Anweſenheit lachte Beifall." Ueber Klopſtock's Beſuch ſ. ebendaſ. p. 177. 178.

[1] a. a. O. 178.

[2] g.b. 1725. Er war erſt Prediger zu Quedlinburg, dann zu Kopenhagen und endlich Rector der Schule zu Kloſterbergen bei Magdeburg. Man ſchätzte ihn als Kanzelredner und pädagogiſchen Schriftſteller.

mern, die Schemel der Ausrufer, wenn ſie zu ſehr und zu unverſchämt ſchreien, umzuſtürzen u. ſ. w.“ —

Trennung des Bundes.

Allein wie es im Sprichwort heißt, daß Hochmuth vor den Fall kommt, ſo geſchah es auch dieſen hochfahrenden, weitumfaſſenden Plänen der Göttinger Verbündeten, und beinahe unmittelbar, nachdem jener leere Stuhl, den ſie einſt am Klopſtocksfeſte für den Schatten ihres Herrn und Meiſters hingeſtellt, jetzt endlich den Verehrten ſelbſt empfangen und ſomit die kühnſte Hoffnung des urſprünglichen Vereines ſich erfüllt hatte, löſt der ganze Bund ſich auf. — Die Zeit, welche den jungen Dichtern zu Göttingen vergönnt, wo ja nicht die Poeſie und der Bund, ſondern die Wiſſenſchaft und die Vorbereitung für das amtliche Leben ihre eigentliche Aufgabe geweſen, war abgelaufen, und wie ſie ſich anfänglich aus Nord und Süd zuſammengefunden hatten, ſo trieb jetzt der Wind des Schickſals, der Zwang des künftigen Berufes ſie nach Nord und Süd wieder auseinander. Zwar, hätten Klopſtock ſowohl, als die Verbündeten, weniger in Abſtractionen gelebt und ein ſchärferes Auge für die wirklichen Verhältniſſe der Welt gehabt, ſo hätten ſie gleich Anfangs ſich ſelber ſagen müſſen, daß dieſe Trennung eintreten und bald eintreten mußte und daß, um von allen Anderen abzuſehen, ſchon die kurze Dauer des Studentenlebens daſſelbe nicht geeignet macht, großartige Reformen der Literatur oder des Lebens aus ihm zu entwickeln.

Ja die Verbündeten ſelbſt hatten dies bereits an ihrem eigenen Kreis erfahren: denn ſchon im Herbſt 1773 hatten die Stolberge Göttingen verlaſſen, nach einem gewaltſam erſchütternden Abſchiede, der den Verbündeten lange unvergeßlich blieb und ſelbſt noch ſpäter in einzelnen ihrer literariſchen Producte ſich wiederſpiegelt [1]. Erhielten die Entfernten nun auch noch Verkehr mit dem Bunde und ſteuerten ſie namentlich zahlreiche Gedichte zu dem Bundesbuche bei, ſo wurden ſie doch immer ſchmerzlich vermißt und man konnte ſich nicht verhehlen, welch wichtiges Ferment der Bund an ihnen verloren hatte.

---

[1] So in den Miller'ſchen Romanen, wo der Abſchied der Stolberge öfters copirt iſt. Die Schilderung, welche Voß in einem Briefe an ſeine Braut (I, 221. fgg.) von dieſer Trennung macht, iſt für die ſentimentale Ueberſchwänglichkeit des Bundes, namentlich auch für die Abſichtlichkeit derſelben, ſehr bezeichnend: „Der zwölfte September (ſchreibt er) wird mir auch noch oft Thränen koſten. Er war der Trennungstag von den Grafen Stolberg und ihrem vortrefflichen Hofmeiſter Clauswitz. Den Sonnabend waren wir bei Boie verſammelt. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch ſo ziemlich heiter, bisweilen etwas ſtiller als gewöhnlich; einigen ſah man geheime Thränen des Herzens an. Das ſind die bitterſten, bitterer als die über die Wange ſtrömen. Des jüngſten Grafen Geſicht war fürchterlich. Er wollte heiter ſein, und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Unſer Troſt blieb noch immer der folgende Abend; aber bloß die Nacht blieb ihnen und uns übrig. Wir waren ſchon um zehn Uhr auf meiner Stube verſammelt und warteten. Es war ſchon Mitternacht als die Stolberge kamen. Aber die ſchrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht zuſammen waren, wer kann die beſchreiben? Jeder wollte den Andern aufheitern, und daraus entſtand eine ſolche Miſchung von Trauer und verſtellter Freude, die dem Unſinn nahe kam. Der älteſte Miller und Hahn (von mir weiß ich's nicht) fanden in jedem Wort etwas Komiſches, man lachte, und die Thräne ſtand im Auge. Wir hatten Punſch machen laſſen, denn die Nacht war kalt. Jetzt wollten wir durch Geſang die Traurigkeit zerſtreuen. Wir wählten Miller's Abſchiedslied auf Esmarch's Abreiſe," (das ſchöne und noch jetzt nicht vergeſſene: Traurig ſehen wir uns an, Achten nicht des Weines u. ſ. w.) „das wir auf die Grafen verändert hatten.... Boie konnt's nicht aushalten und ging unter dem Vorwande von Kopfweh zu Bette, hat auch nachher nicht Abſchied genommen. Hier war nun alle Verſtellung, alles Zurückhalten vergebens; die Thränen ſtrömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Miller's deutſches Trinklied machte uns darauf ein wenig ruhiger, und dann ward noch ein Trinklied von mir geſungen. Das Geſpräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir ſchwuren uns ewige Freundſchaft, umarmten uns, gaben

Denn auch die, welche demſelben nach dem Abgange der Stolberge als neue Mitglieder beigetreten waren, beſchränkten ſich entweder auf bloße geſellige Theilnahme ohne Mitwirkung, theils, wo ſie dem Bunde auch wirklich thätig angehörten, waren ſie durch Nüchternheit der Geſinnung gerade das Gegentheil der beiden Grafen und eigentlich mit der rigoriſtiſchen Tendenz des Bundes überhaupt in Widerſpruch, ſo daß alſo die Stolberge in keiner Art erſetzt wurden. Das Erſtere gilt von Cloſen, einem Landsmanne Hahn's und wie dieſer frühzeitig und namenlos geſtorben, der in der letzten Zeit des Bundes eine ähnliche Stellung einnahm, wie im Anfang Wehrs, Esmarch und der zweite Miller [1]; das Letztere dage-

---

Aufträge an Klopſtock. Jetzt ſchlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir ſuchten uns wehmüthiger zu machen, und ſangen von Neuem das Abſchiedslied und ſangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. — Nach einer fürchterlichen Stille ſtand Clauswitz auf: Nun, meine Kinder, es iſt Zeit! — Ich flog auf ihn zu und weiß nicht mehr, was ich that. Miller riß den Grafen an's Fenſter und zeigte ihm einen Stern. Wie ich Clauswitz losließ, waren die Grafen weg. Es war die ſchrecklichſte Nacht, die ich erlebt habe.“

[1] „Durch gleiche Geſinnung ohne Mitarbeit gehörten dem Bunde an der jüngere Miller aus Ulm, der Göttinger Wehrs, der Angler Esmarch, und Clauswitz, der Hofmeiſter der Grafen Stolberg, und zuletzt Hahn's Freund, der Zweibrücker von Cloſen, der in Göttingen ſtarb.“ Voß im Leben Hölty's, p. XXIX. Vgl. den Briefwechſel, I.

gen von Leiſewitz, der durch Hölty dem Bunde zur Aufnahme vorgeſchlagen und durch Klopſtock's Freundſchaft, auch ohne daß man von ſeinem poetiſchen Talente bereits Kenntniß hatte, hinlänglich empfohlen war ¹). Deſto angenehmer wur-

---

221. 252. 254. 265. II, 91. 96. IV, 119. — Noch nach der Auflöſung des Bundes näherte ſich Sprickmann den einzelnen Mitgliedern deſſelben: er ſchloß 1776 in Hamburg mit Voß Freundſchaft und verkehrte dann in Göttingen, namentlich mit Hölty: a. a. O. 301. fgg. II, 96. IV, 116. Außer vielen, ſehr unerheblichen Gedichten, meiſt Epigrammen, die er hauptſächlich zu Voß' Almanach beiſteuerte, hat er auch mehre Theaterſtücke geſchrieben, bürgerliche Dramen, „in denen er in Leſſing's Dialog Charaktere der Sturm- und Drangzeit entwirft:" Gervinus, IV, 577, vgl. Kehrein's dram. Poeſie der Deutſchen, II, 79. Er war aus Münſter gebürtig (1749), wo er auch ſtarb (1833); über ſein Verhältniß zum Münſter'ſchen Kreiſe der Gallitzin ſiehe den Aufſatz von Levin Schücking: „Die Fürſtin Gallitzin und ihre Freunde," in dem Rheiniſchen Jahrbuch für Kunſt und Poeſie, herausgegeben von F. Freiligrath, G. Matzerath und Karl Simrock, Jahrgang 1840. Auch Overbeck, der bekannte Verfaſſer der Kinderlieder, hatte im letzten Jahre des Göttinger Aufenthaltes viel mit Voß verkehrt: Voß' Br. III, 25, vgl. II, 96. 152. IV, 13.

[1] Voß an Brückner, im Juli 1774 (a. a. O. I, 168.): „Leiſewitz iſt mit Hölty ſchon lange umgegangen, der ihn ſchon immer als einen vortrefflichen Mann gekannt hat. Vorigen Winter hat er Hölty, ihn mit uns bekannt zu machen, und ſeit der Zeit iſt unſre Achtung und Liebe zu ihm immer größer geworden. Er hat das beſte Herz und eine Seele voll Freiheit und Vaterland. Sein Genie für die Satire iſt ſehr groß und dabei ſchreibt er eine ſchöne Proſa. Als Geſchichtſchreiber wird er noch einmal glänzen. Er hat ſich vorgenommen, den dreißigjährigen Krieg zu beſchreiben. Klopſtock will lieber, daß er die letzten ſchleſiſchen Kriege, die er ſelbſt vordem hat beſchreiben wollen, wenn Einer Alles könnte, dafür wählen möchte." vgl. p. 171. — Jene geſchichtlichen Studien ſetzte Leiſewitz auch in ſpäteren Jahren fort und man hegte große Erwartungen von dem endlichen Reſultat (vgl. Jeruſalem in ſeinem Aufſatz über die deutſche Sprache und Literatur: Nachgelaſſene Schriften, II, 281); allein langſam und ſchüchtern, wie Leiſewitz war, konnte er ſich nie zur Herausgabe entſchließen.

den die Freunde überraſcht, als ſie nun bei näherem Verkehr in Leiſewitz auch den Poeten entdeckten, und zwar gerade den, der in ihrem Kreiſe bisher noch gefehlt hatte, den Dramatiker, ſo daß „auch dieſes Fach im Bunde beſetzt iſt.“[1] Doch währte ſeine Theilnahme nur wenige Monate, indem im Herbſt 1774 auch er, nach vollendeten Studien, Göttingen verließ. Und ſo wurde der ganze Verein in die weite Welt verſprengt: „Michaelis (1774) bleibt Niemand vom Bunde hier, außer Boie und vielleicht Hölty. Miller geht auf ein halb Jahr nach Leipzig und dann zurück nach Ulm; ſein Vetter nach Wetzlar, Leiſewitz nach Hanover, Hahn nach Zweibrücken.“[2] Wenige Monate ſpäter ging auch Boie von Göttingen, und endlich mit dem Frühjahr des folgenden Jahres eilte auch Voß, der Boie's Nachfolger in der Redaction des Muſenalmanachs wurde, wie er im Grunde ſein Nachfolger in der Leitung des Bundes geweſen war, das vereinſamte und ihm verhaßte Göttingen mit Hamburg und Wandsbeck zu vertauſchen, wohin Klopſtock und Claudius ihn riefen[3]. Zwar hatten die Freunde außer ihrem eigenen vertraulichen Briefwechſel auch eine beſondere officielle Bundescorreſpondenz verabredet, und hegten wohl überhaupt, wenigſtens Einige von ihnen, die Hoffnung, auch in der Ferne insgeſammt verbunden zu bleiben und die Träume der Klopſtock'ſchen Republik doch noch einmal zu verwirklichen.

---

[1] Voß, a. a. O. 174.

[2] Voß, Br. I, 174. vgl. 178. Von Hahn ſchreibt Voß: „Der Abſchied ward mir ſehr ſauer. Hahn's Seele war doch am Meiſten für die meinige.“ a. a. O. 186. vgl. 260. Er kam indeſſen bald darauf nach Göttingen zurück und fing an, Theologie zu ſtudiren. 194.

[3] Voß' Br. I, 181. 187.

Allein wie ſie hinaustraten in's Leben, machte auch das Leben ſeine Rechte geltend an ſie: aus Jünglingen wurden Männer, aus Dichtern Hauswirthe und Beamte, aus Freunden endlich Feinde, und nur allzuherbe und noch in einem tieſern Sinne ward erfüllt, was Voß bei dem Abſchied prophezeiht hatte: „Wir werden nie wieder an Einem Orte beiſammen ſein." [1])

---

[1]) a. a. O. 261.

Drittes Buch.

Ueberſicht.

Wir haben in Vorſtehendem geſehen, in welchem Verlauf und welchen Durchgangspunkten die Innerlichkeit, das bewegte und lebendige Subject, auch in der Poeſie als ſelbſtändige, ſiegreiche Macht ſich losrang von der Aeußerlichkeit der conventionellen, inhaltloſen Form; wir haben geſehen, wie es auch hier den ſtarren Gegenſatz aufzuheben und in künſtleriſcher Production mit Leben und Geſchichte ſich ſelber zu erfüllen und eben dadurch die wahre Vermittlung darzuſtellen ſtrebte. Wir ſahen, wie der erſte ſproſſende Keim dieſer neuen Entwicklung auch innerhalb der Poeſie ſich in der Sphäre des religiöſen Bewußtſeins anſetzte und entfaltete, und wie dieſer Keim ſodann von Klopſtock in der Meſſiade an der Sonne der Kunſt zu Blüthe und Frucht gezeitigt wurde. Wir ſahen aber auch, wie bei dem Verſuche, nun auch das ſinnliche, das perſönliche Leben, die Welt und die Geſchichte mit dem poetiſchen Subjecte zu vermitteln und der Kunſt nun auch dieſen Stoff als einen wahren und würdigen zu vindiciren, Klopſtock abſtract wurde, indem er, ſtatt das wirkliche Leben, die gegenwärtige Geſchichte in wirklichen und lebendigen Formen darzuſtellen, vielmehr in die unwahre Tradition einer fabelhaften

Vergangenheit, in den lähmenden Zwang conventioneller Formen ſich verlor. Dagegen ſahen wir in den Stürmern und Drängern das lebendige Pathos der Gegenwart auch in lebendiger und darum wirkſamer Form zur Erſcheinung kommen: aber noch entbehrte dieſe Form der Schönheit, ſie war roh, eckig und gewaltſam, und daher dieſer erweiterte Inhalt, wenn er auch dem Princip und der Anlage nach bereits für die Kunſt gewonnen war, doch noch nicht völlig mit ihr verſöhnt und noch nicht wirklich geworden in ihr — ein Mißklang, der erſt durch Göthe aufgelöſt, ein Bruch, der erſt durch ihn berichtigt wird.

Auf der Mitte nun zwiſchen Klopſtock und dieſer jüngeren Generation ſtehen die Dichter des Göttinger Bundes. Denn wie jene beiden Richtungen mit einander verwandt, und wie überhaupt die Genie's, die Originale urſprünglich die geiſtigen Söhne Klopſtock's ſind, ſo wird dieſe Verwandtſchaft am Sichtbarſten in den Göttinger Dichtern, welche in der Mitte ſchwanken zwiſchen Beiden und ebenſo ſehr dem Einen angehören, als den Andern. Sie theilen alſo das Pathos der Stürmer und Dränger, ſie ſind reformatoriſch, ſie ſind Aufklärer, aber in der abſtracten Klopſtock'ſchen Form. Dies iſt der Widerſpruch, der die Wirkſamkeit ihrer Dichtungen beſchränkt, die Klippe, an welcher ihre Entwürfe ſcheitern, die Krankheit, an welcher der Bund ſelbſt nothwendig untergehen mußte.

Ueberblicken wir noch einmal die Stadien, welche der Bund durchläuft! Wir fanden ſeine erſte Spur in den harmloſen und beinahe zufälligen Zuſammenkünften einiger Jünglinge, welche, poetiſch angeregt und auf die Beſchäftigung mit Kunſt und Literatur gerichtet, bei dieſer Vereinigung theils gegenſeitige Ausbildung und Belehrung, theils gemeinſamen Genuß der Natur und einer einfachen Geſelligkeit, alſo überall nur eigene und nächſte Zwecke im Auge haben. Eine neue Epoche, zugleich die Exiſtenz des eigentlichen Bundes, hebt mit dem nächtlichen Eidſchwur unter der Eiche an: es gilt nicht mehr bloß der Kunſt und der eigenen Ausbildung, ſondern ſittlichen und allgemeinen Zwecken; Tugend und Freiheit werden die Looſung der Verbündeten, ſie wollen über ihren engen Kreis hinausgreifen in die Literatur, ja aus der Literatur in die Geſchichte ſelbſt, um auch hier Richtungen zu bekämpfen und Feinde niederzuwerfen. Zum Panier dieſes Kreuzzugs wird Klopſtock gemacht, gleichſam der Gott, der Heros, dem ſie in der Klopſtocksfeier ſich gewidmet haben. Nun macht dieſer ſelbſt, neben ſeinem bisherigen geiſtigen Einfluß, auch den perſönlichen geltend: er wird der Freund, der Schirmherr und Genoß des Bundes, welchen er praktiſch, zur thatſächlichen Verwirklichung ſeiner abſtracten Theorien von einem geſchloſſenen Freiſtaat der deutſchen Literatur gebrauchen will. So verliert der Bund immer mehr und mehr ſeinen lebendigen Inhalt und wird mehr und mehr in das Klopſtock'ſche Gleis, zu den Klopſtock'ſchen Abſtractionen und Träumereien hingedrängt. Aus Freunden und Verehrern werden Schüler und Jünger, die Begeiſterung wird zur Anbetung, die Hingabe zur Hörigkeit, und die ſelbſtgewählten, halb ſpieleriſchen Formen des Bundes ſollen ſich abſchließen zum Kaſtenweſen eines myſteriös abſtracten Literatenſtaates, mit Einem Wort: der Sieg der conventionellen Form über den Inhalt, die Verwandlung des deutſchen Parnaſſes in eine Druidenrepublik mit Meiſtern und Geſellen, mit Alten und Jungen, wird als das Reſultat des Göttinger Bundes in Ausſicht geſtellt.

Hier aber offenbart ſich ſogleich die Beſchränktheit dieſer Entwürfe, die Ohnmacht dieſer Kräfte. Der Klopſtock'ſche Standpunkt iſt in der weiteren Ausbildung des deutſchen Geiſtes bereits überwunden: die Sympathien des Bundes daher, welcher dieſen Klopſtock'ſchen Standpunkt zu dem ſeinigen macht, finden keinen Anklang in der übrigen, lebendigen Literatur, ſeine Pläne und Hoffnungen keine Verwirklichung. Ja nicht einmal in dem Kampfe gegen Wieland, gegen die bloße Form alſo, gelingt es dem Pathos der Göttinger, ſich ſiegreich zu erweiſen. Denn dieſe Wieland'ſche Form deutet wenigſtens auf die Zukunft, ſie iſt ein Element zukünftiger Poeſie, eine Schule und Uebung künftiger Entwicklung und als ſolche von geſchichtlicher Bedeutung, von lebendigem Werth: die Form dagegen, in die das Göttinger Pathos ſich vermummt hat, weiſt zurück auf eine längſt verſchwundene, zum Theil nie geweſene Vergangenheit, ſie iſt todt und unfruchtbar, eine leere Schale, die der Wieland'ſchen Knoſpe gegenüber ohne Recht iſt und darum ohne Macht.

Auch hat es dieſer hiſtoriſchen Probe und des Zuſammenſtoßes mit der übrigen Literatur gar nicht bedurft, um die Unhaltbarkeit des Göttinger Bundes an den Tag zu bringen; ſondern ſeine Mitglieder ſelbſt liefern dieſe Probe, indem ſie von der eigenen Sache zurücktreten und den Bund ſelbſt zerfallen laſſen. Denn da ſie mit ihrem Pathos in dem allgemeinen Pathos der Zeit, in den Stürmern und Drängern ſtehen, die Form aber, welche ſie zuſammenhält und vermöge welcher ſie den Bund bilden, abſtract und ohne lebendige Berechtigung iſt; ſo nimmt in demſelben Augenblick, da mit ihrer Trennung und Entfernung der äußerliche Zuſammenhalt der Form aufhört, auch der ganze Bund ein Ende, ſeine Mitglieder aber fallen, je nach ihren verſchiedenen Talenten, Neigungen und Schickſalen, zu verſchiedenen Zielen der allgemeinen Entwicklung der Zeit anheim. Es hört alſo hiemit auch der unmittelbare genetiſche Zuſammenhang ihrer ferneren Entwicklung auf, für welche der Bund, wenn auch in ſeinen Reminiscenzen und Nachklängen oft noch das Anregende, doch nicht mehr das Beſtimmende iſt. Wir müſſen daher, da die Dichter des Bundes dieſen gemeinſamen Boden verloren haben, auch den bisher verſuchten Gang genetiſcher Darſtellung aufgeben, und laſſen nunmehr in dieſem letzten Abſchnitt unſers Werkes einen Ueberblick über die ferneren Leiſtungen und Schickſale der einzelnen Mitglieder in einzelnen kurzen Charakteriſtiken folgen.

Der Hamburger und der Göttinger Almanach.

Vorher jedoch müſſen wir noch einen Blick auf diejenigen literariſchen Inſtitute werfen, welche gleichſam den Nachlaß des Göttinger Bundes bilden und auch bis in die ſpätere Zeit hinein zwiſchen einzelnen Mitgliedern deſſelben einen äußerlichen Zuſammenhalt vermitteln; zunächſt alſo auf den Muſenalmanach.

Wir haben bereits erzählt, daß Boie mit dem Jahre 1776 die Redaction dieſes Inſtitutes an Voß abgab. Für dieſen knüpften ſich an die Uebernahme deſſelben noch mehr als bloß literariſche Hoffnungen und Zwecke; nämlich der damals bedeutende Ertrag des Almanachs gab ihm die Mittel an die Hand, einen eigenen Hausſtand zu gründen und ſeine Braut, Erneſtine Boie, die Schweſter ſeines väterlichen Freundes, heimzuführen [1]). Er betrieb daher die Herausgabe mit großem Eifer und ſuchte den Kreis der Mitarbeiter durch wiederholte und unmittelbare Anknüpfung an die beliebteſten der damaligen Schriftſteller zu erweitern und zu ſichern [2]). Und da es ihm bei dieſem Unternehmen eben auf den baaren Gewinn ankam, ſo wollte er den Almanach, der Sitte der Zeit gemäß, welche auf die Emancipation der Literatur vom Buchhändler und eine auch dadurch zu erreichende Selbſtändigkeit und äußerliche Geltung der Schriftſteller hinarbeitete [1]), in Selbſtverlag erſcheinen laſſen, und verpflanzte ſomit das ganze Inſtitut von Göttingen in die Nähe ſeines neuen Aufenthalts, nach Hamburg.

---

[1]) Voß' Briefe, I, 179. vgl. 259.: „Wenn Gott will, ſo bin ich durch dies kleine Buch der freiſte Mann.“ Das Weitere ſ. 279. 287. Intereſſant iſt dabei die Art, wie Klopſtock, der (wie wir ſogleich bei den Müller'ſchen Romanen ſehen werden) durch ſeine Poeſien gar oft Liebſchaften und Ehen ſtiftete, hier in der That als Eheſtifter auftritt, indem er die Bedenklichkeiten, welche Erneſtinens Mutter gegen das Unſichere der Almanachseinnahme und ſomit gegen die ganze Heirath äußert, durch allerhand Deductionen, daß es ſicherer und alſo beſſer ſei, Redacteur des Muſenalmanachs zu ſein, als etwa Kaufmann ꝛc. hinwegzuräumen ſucht: ſ. a. a. O. 326. und 329., wo auch Klopſtock's Brief an Erneſtine, die ſich in ihrer Liebesnoth um Rath und Entſcheidung an Klopſtock unmittelbar gewendet hatte.

[2]) a. a. O. 180. nennt er Göthe, Lenz, Bürger, Herder, Claudius, Müller in Zweibrücken als gewiſſe Theilnehmer außerhalb des Bundes. Dieſer „Müller in Zweibrücken“ iſt ohne Zweifel Friedrich Müller aus Kreuznach, bekannter unter dem Namen des Maler Müller; er iſt der Idyllendichter der Stürmer und Dränger: vgl. Gervinus, IV, 579. Seine erſten Gedichte waren eben damals theils einzeln (Bacchidon und Milon, 1774), theils in einem Manheimer Journal „die Schreibtafel“ erſchienen und hatten großes Aufſehen gemacht. Namentlich zeichnet die Allg. deutſche Bibliothek ihn mit lebhaftem Lobe aus: XXXI, 1, 221—226., wo es u. A. heißt: „Wir freuen uns, ein junges wahres Genie bekannt gemacht zu haben. Es hat allerdings noch Fehler, aber ſie entſpringen aus der glücklichen, beneidenswerthen Quelle, die Quinctilian am Ovid tadelt: Ueppigkeit der Erfindung, Auswüchſe der Phantaſie und Laune... Der Verfaſſer, der ſich ſelbſt einen Maler nennt, muß in ſeiner Kunſt groß ſein, wenn ihn da eben das Gefühl und die Kenntniß der Natur eben das Genie, die Laune und der Capriccio regiert. In den ſanften Schilderungen würde er vollkommen glücklich ſein, wenn ſein Ausdruck etwas leichter und weniger gedankenvoll wäre. Aber in den höhern Gattungen, wo ſein Genie frei die Flügel regen darf, da reißt er unſre ganze Bewunderung an ſich... So kühn die Phantaſie des Dichters ſich aufſchwingt, ſo vergißt er doch nie — und das danken wir ihm ſehr — Gemälde der Leidenſchaft, des Herzens anzubringen; wir ſollen ihn nicht bloß als ein Meerwunder anſtaunen, wir ſollen ihn fühlen, mit ihm ſympathiſiren.“ u. ſ. w.

Nun aber war auch der bisherige Göttinger Verleger des Almanachs nicht geneigt, auf den Gewinn Verzicht zu leiſten, den er bis dahin von dieſem Werk gehabt; er ſetzte daher auch ſeinerſeits den Almanach fort, oder vielmehr, da das Boie'ſche Inſtitut das urſprüngliche iſt, dieſes aber von Boie ſelbſt an Voß abgetreten war, er gründete einen neuen Almanach, ſo daß ſeit dem Jahre **1776** zwei Muſenalmanache erſchienen: der Hamburger von Voß, und dann der Göttinger, zunächſt von Göckingk redigirt. Daß es dennoch zwiſchen dieſen beiden Nebenbuhlern zu keiner Polemik kam, wie etwa

---

Beiträge von ihm brachte gleich der erſte Voſſiſche Almanach (für 1776), dann auch das deutſche Muſeum von Boie (z. B. I, 284.) und der Bürger'ſche Almanach von 1792. Doch ſind die an letzterem Orte abgedruckten Stücke keineswegs neu, vielmehr ſchon zum Theil in der „Brieftaſche“ erſchienen. — Die Beiträge von Lenz (1777, 28. 1778, 41. 46. 122.) hat Tieck in ſeiner Ausgabe von Lenz' geſammelten Schriften überſehen, wiewohl ſie zum Theil ſehr charakteriſtiſch ſind, z. B. folgende Schlußſtrophe des Gedichtes „an das Herz:“

„Lieben, haſſen, fürchten, zittern,
Hoffen, zagen bis in's Mark,
Kann das Leben zwar verbittern,
Aber ohne ſie wär's Quark.“

[1]) Vgl. Göthe in Dichtung und Wahrheit, III. (S. W. 26.) Doch wurde es nichts mit dem Selbſtverlag des Voſſiſchen Almanachs, ſondern der Buchhändler Bohn in Hamburg übernahm denſelben.

anfänglich zwiſchen dem Leipziger und Göttinger Almanach, das wurde hauptſächlich durch Göckingk herbeigeführt, den behaglichen und friedfertigen Mann der Mitte[1], der überdies von früher her mit Boie, wie auch mit Voß ſelbſt in gutem Vernehmen war. Ja Göckingk geſtand dem Hamburger Almanach nicht nur eine gewiſſe Superiorität freiwillig zu[2], ſondern nach kurzer Zeit (1778) trat er gänzlich zurück von dem Göttinger Unternehmen[3] und vereinigte ſich mit Voß in der Herausgabe des Hamburger Almanachs, bis endlich im Jahre 1787 dieſe gemeinſame Redaction wegen einiger Mißhelligkeiten, die ſich dabei herausgeſtellt hatten, aufhörte[4] und Voß wieder der alleinige Herausgeber wurde.

Den Göttinger Almanach dagegen hatte nach Göckingk's Abgang im Jahre 1779 Bürger übernommen, nicht ohne

---

[1] Gervinus, IV, 268. fgg. Nur, glauben wir, hat Gervinus in dieſer Darſtellung Göckingk's den Werth der „Lieder zweier Liebenden" (die erſt einzeln in den Almanachen, dann geſammelt 1777 erſchienen: ſ. die Geſammtausgabe von 1821, III, 5. fgg.) zu gering angeſchlagen: ſie ſind wirklich erlebt, voll wahrhaften Pathos, in der Form durchgearbeitet und wohllautend und nehmen in jeder Hinſicht unter den Liebesliedern jener Zeit einen hohen Rang ein.

[2] Voß, a. a. O. I, 298.: „Neulich (Januar 1776) hab' ich einen Brief von Göckingk bekommen, der mir eingeſteht, daß mein Almanach unſtreitig den Vorzug hätte, und daß er ſeinen nur pro forma fortſetzen wolle, mir auch ſogar ſeine beſte Epiſtel anbietet."

[3] a. a. O. 322. 324.

[4] Siehe Voß' Nachwort zum Almanach von 1787 und ſeinen Brief an Gleim in dem Voſſiſchen Briefwechſel, II, 284., wo er in ſeiner beliebten derben Weiſe ſagt: „Ich glaubte es meiner Ruhe ſchuldig zu ſein, einer Hülfe, die mich durch ihre Unſicherheit zur Verzweiflung, Taubenmiſt und Schildriemen anzubeißen, bringen könnte, lieber gänzlich zu entſagen." Vgl. II, 114. III, 127. 167., ſo wie auch den Briefwechſel bei G. von Halem's Selbſtbiographie, p. 64. Ueber die Angelegenheiten des Almanachs handeln auch Voß' Briefe an Klamer Schmidt in Halberſtadt, IV. 125. fgg.

Voß' empfindlichen Widerſpruch, der in dieſer literariſchen oder gar kaufmänniſchen Concurrenz eine Verletzung alter Freundſchaft ſah [1]. Nach Bürger's Tod (1794) kam die Redaction an K. von Reinhard, den Freund Bürger's und Herausgeber ſeiner Werke, unter deſſen Händen ſich der Almanach mühſelig und unter wechſelndem Schickſal fortſchleppte bis 1804, wo endlich die Theilnahmloſigkeit des Publikums ſeine fernere Exiſtenz unmöglich machte [2]. Nicht einmal ſo lange hatte der Almanach von Voß ſich erhalten: der letzte Jahrgang deſſelben war bereits 1800 erſchienen. — Der Charakter beider Almanache iſt ſich ziemlich gleich: auch aus dem Hamburger verſchwindet mehr und mehr der ungeſtüme Drang der Göttinger Bundesjahre [3], das Genie wird abgelöſt von der Spießbürgerlichkeit, die Ode weicht dem geſelligen Liede, das ganze Buch wird der Sammelplatz alles Mittelmäßigen und Trivialen. Wenn nun der

---

[1] Dieſe Correſpondenz zwiſchen Voß und Bürger ſiehe in Voß' Briefwechſel, II, 66. fgg. Auf ſie folgt nur noch ein Brief Bürger's von 1789, die Subſcription auf ſeine Gedichte betreffend (ebendaſ. 70.). Wie ſehr die Freundſchaft zwiſchen Beiden geſtört war, zeigen auch namentlich die liebloſen und harten Urtheile, welche Voß öfters über Bürger's Homerüberſetzung äußert.

[2] Siehe K. von Reinhard's eigenen Aufſatz „Der Göttingiſche Muſen-Almanach" im Geſellſchafter für 1823, Blatt 100.

[3] Auch die Polemik gegen Wieland und deſſen Richtung nahm ſehr bald ein Ende. Zwar im Alm. für 1777 richtet Voß' Gedicht „der Sklave" (p. 81.) noch einen ſehr bittern Stachel gegen Wieland's unpatriotiſche Tranquillität, einen Stachel, den man dem ſpäteren Abdruck (S. W. p. 158.: der zufriedene Sklave) nicht mehr ſo deutlich anmerkt, da bei ihm das Motto aus Wieland weggelaſſen iſt. Aber 1784 (p. 62.) duldet Voß ſchon, daß Wieland auch in ſeinem Almanach gerühmt wird, freilich von Gleim, der ihm eine Reſpectsperſon war. Und der früher ſo arg verhöhnte Jacobi zählt ſchon 1779 unter den Mitarbeitern des Almanachs. Von Bundesgliedern bleibt dem Almanach, und zwar dem Voſſiſchen, nur Miller getreu: vgl. Voß' Briefe an Miller, II, 85. fgg.

Bürger'ſche Almanach einige Zeit lang durch die Beiträge des Herausgebers einen anſehnlichen und unläugbaren Vorzug erhält, ſo iſt dafür der Abfall nach Bürger's Tod nur um ſo ſichtbarer und kläglicher[1]). Aber die Zeit war vorüber, wo Muſenalmanache überhaupt von Bedeutung waren, und ſelbſt der von Schiller herausgegebene (1796 bis 1801) konnte weder eine lange Dauer gewinnen, noch hat auch er, Göthe's und Schiller's eigne Arbeiten, die Xenien namentlich und die Romanzen abgerechnet, welche hier zuerſt erſchienen, einen dauernden Einfluß auf unſere Literatur behauptet.

Boie und das deutſche Muſeum.

Das zweite der oben erwähnten Inſtitute iſt das deutſche Muſeum, welches 1776 von Boie und Dohm gegründet und von Erſterem bis 1791 fortgeführt wurde. Allerdings, als Boie in der Mitte der ſiebziger Jahre Göttingen verließ und gleichſam die literariſchen Aemter und Würden niederlegte, welche er bis dahin in der Geſellſchaft ſeiner jüngeren Freunde bekleidet hatte, ſcheint es ſeine Abſicht geweſen zu ſein, dem geſammten literariſchen Treiben fortan zu entſagen. Denn eben in Göttingen und in ſeinem Verhältniſſe zum Bund mochte er empfunden haben, wie ſchwer es iſt, an der Spitze einer aufgeregten und lebhaft producirenden Jugend ſich ſelbſtändig zu behaupten und doch dieſe bevorzugte, dieſe leitende Stellung nicht dem Uebergewichte des Genies, dem glücklichen

---

[1]) An neuen Namen treten in beiden Almanachen nach der Reihe auf: Langbein, Koſegarten, Salis, Heydenreich, Bürde, Tiedge, Matthiſſon, v. Nicolay, Halem, Bouterweck, Seume, Conz, Falck u. ſ. w. Dem Voſſiſchen Almanach ſind die Wiener Poeten (Blumauer, Alxinger, Retzer: 1780), dem Bürger'ſchen dagegen Lichtenberg, Voß' bittrer Feind, und dann (ſeit 1790) die Schlegel und Woltmann eigen.

Erfolge eigener Productionen zu verdanken, ſondern nur dem Anſehn des Aelteren, der nüchternen Beſonnenheit des Kritikers, der Gewandtheit des erfahrenen Geſchäftsmannes. So war auch ſeine Einwirkung auf den Bund immer äußerlicher und unbedeutender, ſein Verhältniß zu ihm wohl immer unbehaglicher, ſeine Autorität immer wankender geworden. Ja er ſelbſt, ſtatt, wie er Anfangs that, den Bund zu beſtimmen, war beſtimmt worden von ihm, das junge Volk war ihm über den Kopf gewachſen und nicht er zeichnete ſeine Bahn dem Bunde vor, ſondern der Bund riß ihn ſelbſt mit fort auf einen Weg, den er freiwillig nie betreten hätte. Er hatte ſehen müſſen, wie Klopſtock, den er von jeher innigſt verehrt, niemals aber hatte anbeten, nie der Kritik entziehen wollen, in dieſem Kreiſe als abſolut vergöttert wurde; er hatte dulden müſſen, daß Wieland, an deſſen Dichtungen er bis dahin ein aufrichtiges Wohlgefallen gehabt hatte, als Verräther und Verführer einer öffentlichen Achtung preisgegeben ward; die Franzoſen, an denen er ſelbſt ſich gebildet, mußte er verſpotten und verfluchen, den franzöſiſchen Geſchmack, die Eleganz und Sauberkeit ihrer Form, die ihm ſo wohl zugeſagt hatte, mußte er als unwürdige Tändelei verſpotten hören; er mußte alte werthe Verbindungen, wie mit Gotter, mit Heyne gelockert und Göttingen, wo er ſo lange friedlich und umgänglich gelebt, in bitterſter Feindſchaft, in offenem Krieg mit dem Bunde ſehen; ein Feind endlich alles Extremen, alles Gewaltſamen und Carrikirten, mußte er ſich ſelbſt außer Stande finden, auch innerhalb des Bundes das heilige Geſetz der Mitte aufrecht zu erhalten. Und dies Alles mußte er nicht bloß dulden, ſondern er mußte es auch unter ſeinem Namen dulden, — noch mehr: er mußte es ſelbſt mitwirkend theilen, und wir haben ſchon geleſen, wie Voß rühmen durfte, daß bei der Klopſtocksfeier Boie, der nicht raucht, doch auch einen Fidibus aus Wieland's Schriften nehmen und auch mit dem Fuße auf den Idris ſtampfen muß! — Nun endlich ſah er durch Klopſtock's Entwürfe dem Bunde ein neues Ziel geſteckt: die kaſtenartige Beherrſchung der Literatur, die Tyrannei unter der Maske des gelehrten Freiſtaates, welche, bei der freien Entwicklung, die er, ſeiner billigen und leidenſchaftloſen Denkungsart gemäß, jeder literariſchen Richtung zugeſtanden wiſſen wollte, er unmöglich gut heißen konnte.

Und hätte es zu all dieſen inneren Gründen 1), die ihm eine Veränderung ſeiner bisherigen Stellung wünſchenswerth machten, noch eines andern, äußeren bedurft, ſo fehlte in der That auch dieſer nicht. Boie war, wie wir geſehen haben, eine gewandte und praktiſche Natur, es mußte ihm daran gelegen ſein, dieſe Fähigkeit auf einer würdigeren Bühne zu bethätigen und die abſtracte Stellung des Hofmeiſters, des Schriftſtellers mit einer amtlichen Thätigkeit, mit einer Betheiligung am Staat und der Gemeinde zu vertauſchen. Er verließ alſo Göttingen und ging nach Hannover, um hier, nachdem er ſo lange, wie man es nannte, nur den Muſen gedient, endlich auch den Eintritt in den Staatsdienſt zu verſuchen. Auch hier gebrach es dem beſcheidenen Manne nicht an dem beſcheidnen Glück: es gelang ihm, bei den Dithmarſen, denen er verwandt war durch die Biederkeit ſeiner Geſinnung,

---

1) Namentlich ärgerte ihn die polemiſche Deutſchthümelei ſeiner Freunde: „Im Almanach war Voſſens Angriff (in der Ode „Deutſchland“) an der unrechten Stelle. Er hat mich dadurch in keine kleine Verlegenheit geſetzt und meinen Vorſatz, ganz mich davon loszumachen, beſchleunigt.“ Boie an Merck, I, 57.

als Landvogt ein anſehnliches und ehrenvolles Amt zu erhalten, das ihm ein reiches Feld tüchtigen Wirkens öffnete, und in welchem er nach einer langen und fruchtbaren Thätigkeit, von ſeinen wackern Marſchbauern geachtet und geliebt, im Jahre **1806** als däniſcher Etatsrath ſtarb [1]).

Indeſſen geſchah dieſer Uebertritt in das praktiſche Leben, für welches er recht eigentlich berufen war, nicht ſo ſchnell, daß ſeine alte literariſche Neigung ihn nicht noch einmal in die Literatur zurückgeführt hätte. Vielmehr bald nach dem Abgange von Göttingen, ſchon im Jahre **1776**, ſehen wir ihn mit Dohm das deutſche Muſeum gründen, ſo daß er alſo noch einmal an der Spitze eines literariſchen Inſtitutes ſteht, und zwar diesmal eines ſolchen, für welches er in Wahrheit geeigneter war, als wie in Göttingen Haupt und Heerführer einer jungen übermüthigen Dichterſchaar zu ſein. Das deutſche Muſeum ſucht die Mitte zu halten zwiſchen belletriſtiſchem und wiſſenſchaftlichem, zwiſchen unterhaltendem und belehrendem Journal; doch iſt das letztere Element bei Weitem ſtärker vertreten und die eigentliche Grundlage des Ganzen. Charakteriſtiſch iſt, daß das Blatt ſich faſt aller Kritik enthält; dagegen bietet es den Nachbildungen der Alten, namentlich aber der altdeutſchen Literatur einen bedeutenden Raum. Seine vornehmſte Tendenz iſt [2]), Fragen des öffentlichen Intereſſes, politiſche Ereigniſſe, Maßregeln der Regierungen und dergleichen allgemeine und praktiſche Angelegenheiten zu erörtern; es thut dies mit einem anſtändigen Freimuth, einer unbefangenen Sicherheit, die dem heutigen Leſer die ſchmerzliche Ueberzeugung aufdrängt, daß das Selbſtgefühl, das Gefühl für Oeffentlichkeit und Freiheit der Mittheilungen, in der deutſchen Nation ſeit ſiebenzig Jahren nicht ſtärker geworden iſt, ſondern ſchwächer. Denn wenn die öffentliche Stimme ſich ihres Rechtes bewußt wäre, würde ſie auch die Kraft gewinnen, ſich daſſelbe zu erobern, und welche Cenſur der Welt will ein Volk ſchweigen machen, das ſich bewußt iſt, reden zu wollen, weil es reden kann?! Dem deutſchen Muſeum aber war in den öffentlichen Angelegenheiten eine Sprache vergönnt und es hat dieſelbe geführt, wie ſie heute, nach zwei Menſchenaltern, nach den unermeßlichen Fortſchritten, die inzwiſchen unſere Bildung, unſere Wiſſenſchaft, unſere Kunſt gemacht haben, uns nicht mehr erlaubt iſt. —

---

[1]) Vgl. die Beilage von Erneſtine Voß zu Voß' Briefen, IV, 345.

[2]) Boie an Merck, I, 70.: „Das Muſeum iſt der wiſſenſchaftlichen Unterhaltung gewidmet; wir wollen ſo gut, wie möglich, die Gegenſtände der itzigen Aufmerkſamkeit zu fixiren ſuchen, immer am meiſten auf das Rückſicht nehmen, was Deutſchland näher angeht und mit der Zeit es ganz zu einem deutſchen Nationaljournal zu machen ſuchen... Rezenſiren wollen wir eigentlich nicht, aber wohl große Werke der Ausländer, die nicht ganz überſetzt werden können und müſſen, ausziehen, einzelne Stücke aus

Boie's eigener Antheil an dem Muſeum iſt ſehr gering: er beſchränkt ſich, ſo viel man erkennen kann, auf wenige, ſehr unerhebliche Notizen. Dagegen finden ſich aus dem Göttinger Kreiſe reichliche Beiträge von Bürger und von Voß [1],

---

ſolchen überſetzen und bei Gelegenheit über einzelne Bücher was ſagen... Die kleinere geſellſchaftliche Poeſie verbleibt den Almanachen, aber größere Stucke von jedem Ton und Manier werden mir immer willkommen ſein."

[1] Die Beiträge von Bürger ſiehe im Jahrg. 1776, I, 1. (Ueberſetzung des Homer.) 440. (Aus Daniel Wunderlich's Buch, über den Begriff der Poeſie.) 1777, I, 193. (Dido, nach Virgil.) II, 435. (Ueber Büchernachdruck.) 1779, I, 534. (Ueberſetzung des Oſſian.) Die Beiträge von Voß, unter denen beſonders ſeine Streitigkeiten mit der Allg. deutſchen Bibliothek, mit Lichtenberg und Heyne zu merken, ſind bereits

namentlich von den Stolbergs, welche, mit Göckingk, ſowie ſpäterhin mit Halem zuſammen, die vorzüglichſten Lieferanten der Muſeumspoeſien ſind. Einen eigenthümlichen Artikel bilden die Reiſebriefe und Berichte, der erſte Anfang, wie es ſcheint, von demjenigen, was ſpäterhin unter dem Namen der Correſpondenzen eine ſtehende Rubrik unſrer Journale geworden iſt: nur daß die Correſpondenzen des unmodiſchen deutſchen Muſeums ſich um ernſtere Dinge drehen, als die der heutigen modernen Blätter, weniger alſo um die Bretterbühne [1], als um die Bühne der Weltgeſchichte, weniger um Anekdötchen und Stadthiſtörchen, als um die öffentlichen Angelegenheiten, um die Beamten, die Verwaltung und die Einrichtungen von Städten und Provinzen. Die ganze Haltung des Blattes drückt vortrefflich den Charakter ſeines Herausgebers aus: es iſt vielſeitig, nüchtern, parteilos und anſtändig, um Nebenbuhler, wie um die Gunſt der Menge unbekümmert, ein ernſthaftes und tüchtiges Blatt. In dieſer Farbe hat Boie, an welchen Dohm ſchon nach zwei Jahren die ungetheilte Redaction abgab, das Muſeum bis zum Jahre 1788 erhalten, wo der veränderte Geſchmack des Publikums vermuthlich kein Behagen mehr an dieſer ſoliden, aber trockenen Nahrung fand, und nach einem kurzen Verſuche, es als „Neues Deutſches Muſeum“ noch einmal in Aufnahme zu bringen, ſah Boie ſich genöthigt, das ganze Unternehmen fallen zu laſſen. **(1791)** [2]

---

in dem Verzeichniß ſeiner Schriften im Anhang zu Bd. IV. der Br. p. 295. fgg. aufgeführt.

[1] Doch finden ſich allerdings auch Theaterberichte, nur daß ſie von Lichtenberg ſind und Garrik's Darſtellungen erläutern: 1776, I, 265. II, 982. 1778, I, 11. II, 433.

[2] Die Angelegenheiten des deutſchen Muſeums bilden den hauptſäch-

Hölty.

Wenden wir uns nun von Boie zu den eigentlichen Dichtern des Bundes, ſo dürfen wir unſere Ueberſicht füglich mit Hölty beginnen, welcher, von einem frühzeitigen Tode dahingerafft, am Erſten aus dieſem Kreiſe geſchieden iſt. Er hatte Miller nach Leipzig begleitet[1], war dann in die Einſamkeit ſeines väterlichen Dorfes zurückgekehrt und rüſtete ſich

---

lichſten Gegenſtand des Briefwechſels zwiſchen Boie und Halem, der jetzt bei der Biographie des Letzteren veröffentlicht worden iſt. Auch anderweitig ſind dieſe Briefe zur näheren Kenntniß Boie's nicht unergiebig, z. B. ſein ſehr charakteriſtiſches Urtheil über Heinſe's Ardinghello, „dies Meiſterſtück der üppigſten Phantaſie und Philoſophie: ich möchte dies Stück haben ſchreiben können und doch nicht geſchrieben haben," (p. 65. Bruchſtücke des Ardinghello waren, zum Theil in usum Delphini kaſtrirt, früher im Muſeum erſchienen) womit man unten Friedrich Stolberg's Urtheil aus demſelben Briefwechſel vergleiche; ferner über die Dramen der Stolberge, wogegen Voß' Br. III. 179. u. ſ. w. — Uebrigens lag eine ins Einzelne gehende und vollſtändige Geſchichte des deutſchen Muſeums außer den Grenzen dieſes Buches, indem daſſelbe erſt im Zuſammenhang mit den übrigen Journalen der Zeit richtig gewürdigt werden kann. Eine vollſtändige Geſchichte des deutſchen Journalismus von Thomaſius an iſt nun aber eine ebenſo mühſelige und die Kräfte eines Einzelnen faſt überſteigende, als nach gerade unentbehrlich gewordene Arbeit: gerade in dem Treiben der Tagesſchriften, in der Kritik, den Neigungen und Abneigungen der Zeit, liegt gleichſam das feine Nervengeflecht der Literatur in offener Thätigkeit vor uns; ſie ſind die Gradmeſſer der öffentlichen Bildung, die Quellen, aus denen wir das literariſche, das äſthetiſche Bewußtſein der Zeit erkennen und das eigentliche Werden und Weben der Literatur ſelbſt begreifen. Und dieſe reichen Schachte der Erkenntniß liegen nun verſchüttet und verſchloſſen, wir kennen kaum die Titel jener Journale und auch dieſe ſind uns, der ungeheuren Mehrzahl nach, leere Namen und nichts weiter. Welche Frucht dagegen und welche lebendige Einſicht in die Entwicklung des deutſchen Geiſtes dürfte die Literaturgeſchichte ſich verſprechen, wenn dieſe Schachte geöffnet, dieſe hohlen Schemen unter der Hand des Geſchichtſchreibers zu lebendigen und beredten Geſtalten würden! —

[1] Vgl. ſeinen Reiſebrief im Leben Hölty's von Voß, XXXVII.

eben, Voß' Aufenthalt in Wandsbeck, die idylliſchen Freuden und die Ueberſetzerleiden deſſelben zu theilen, als ein Siechthum, welches ſchon lange an ihm genagt, im Jahre 1776 ſeinem Leben und damit allen Hoffnungen, die ſeine Freunde, die er ſelbſt in ſeine dichteriſche Zukunft geſetzt hatten, ein Ende machte. Die Entwicklung Hölty's bewegt ſich daher in den engſten Grenzen, die Welt außerhalb des Bundes hat am Wenigſten auf ihn gewirkt; mithin ſind in ihm die Nachklänge jener Göttinger Jahre am Reinſten und Unvermiſchteſten erhalten. Wir haben ihn ſchon oben als eine in ſich gekehrte, ſentimentale, träumeriſch weichliche Natur bezeichnet; es kommen daher auch in ihm hauptſächlich nur diejenigen Elemente des Bundes zur Darſtellung, welche dieſer Anlage ſeiner Perſönlichkeit entſprechen, am Meiſten alſo die Kleiſt'ſche Naturſchwärmerei, die ihm, dem ländlich Erzogenen, Ungewandten, der durch ſtädtiſche Geſellſchaft leicht geſtört und verdroſſen wurde, ein wirkliches und lebendiges Bedürfniß der Seele war [1]. Nun erhielt dieſe ſentimentale Miſchung des

---

[1] Die Erzählungen von Hölty's ſpaßhafter Ungewandtheit und ſeinem Sonderlingsweſen ſind zum Theil ſehr wunderlich: „Nicht ſelten geſchah es, wenn er nach Tiſche mit ſeinen Freunden auf der Gaſſe ging, daß ihn jemand anhielt und zum Kafe nöthigte. Hölty fragte nach der Wohnung und war plötzlich verſchwunden. Aber bald kam er wieder daher gewankt, ohne ſich merken zu laſſen, daß er weggeweſen war. Er ging nur hin, machte dem Wirth einen Bückling, trank, ohne ein Wort zu ſprechen, was ihm eingeſchenkt wurde und ging wieder weg... Er war mit einigen Freunden bei Hahn, als die Nachricht kam, daß Klopſtock durch Göttingen reiſen würde. Er hatte ſich bisher ganz ruhig, mit dem Butterbrod in der Hand, auf dem Stuhle gewiegt; mit einemmal ſtand er auf und bewegte ſich langſam und ſtolpernd auf der linken Ferſe herum. Was machſt Du da, Hölty? fragte ihn Einer. Ich freue mich! antwortete er lächelnd." Voß vor der Ausgabe der Gedichte, p. XV. XIII. vgl. X. XXVIII. und die Ged., p. 70. Ueber ſeinen Naturenthu-

Hölty'ſchen Charakters, dieſe urſprüngliche Neigung, abwärts von der Welt in die Einſamkeit der Natur zu flüchten, noch eine beſonders lebhafte Färbung durch das Bewußtſein ſeiner Krankheit, durch die Ahnung ſeines unabwendbar frühen Todes. Er fühlte ſich ausgeſchloſſen von dem Leben, in welchem dort außen die Andern ſich ſo freudig tummelten, der einſam tröſtenden Natur und den ſtillen Gräbern zugeſellt. Hier horcht er der Nachtigall, die bald ihm nicht mehr ſingen ſoll, hier lehnt er ſich an die bemooſten Kirchhofſteine, unter denen nun auch er bald ſchlummern wird, hier ſieht er die Blüthe regnen vom Apfelbaum und ſieht in der fallenden Blüthe das Bild ſeiner eignen Jugend. Wo er dieſen lebendigen Inhalt ſeines Gemüthes poetiſch darſtellt[1], da ſind ſeine

---

ſiasmus ſchreibt er ſelbſt: „Mein Hang zum Landleben iſt ſo groß, daß ich es ſchwerlich über's Herz bringen würde, alle meine Tage in der Stadt zu verleben. Wenn ich an das Land denke, ſo klopft mir das Herz. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wieſe mit einer Silberquelle und ein Weib in meine Hütte, iſt Alles, was ich auf dieſem Erdboden wünſche." Brief von 1775. a. a. O. p. XXIII. Er iſt ein lebendiger Geßner, ſein Geſichtskreis erweitert ſich nicht über Kleiſt's Frühling: „Der ſchöne Mai iſt ſo weggeſchlüpft. Ich ſchlenderte den ganzen Morgen im Garten oder im nahen Walde herum; oder lag im Graſe und las den Meſſias oder im Shakeſpeare." p. XLIV. „Wir haben jetzt die angenehme Heuernte, die Wieſen duften von Heuduft und wimmeln von Arbeitern. Ich liege oft in der Dämmerung auf einem Heuſchober, und hänge meinen Phantaſien nach, bis der ſilberne Mond am Himmel hervorgeht und mich angenehm überraſcht." (XLVI.) Einem ſolchen Gemüth war es natürlich, zu ſingen:

„Wunderſeliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel ſegneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!"

(S. das Landleben, p. 105. vgl. 121.) Daher auch die vielen Mailieder u. dgl.

[1] vgl. a. a. O. 70. 94. 97. 133. 169. 223. und ſeinen Brief an Voß in der Einleitung, XXIII.: „Den größten Hang habe ich zur länd-

Gedichte durchaus erfreulich und auch noch jetzt für Jeden, der ſich über Einzelnes hinwegzuſetzen weiß, was in der Form vielleicht veraltet iſt, von großer und wahrhafter Wirkung. Aber über dieſe Sphäre hinaus, weil der Inhalt ſeines Weſens über ſie nicht hinausreicht, verſagt ihm ſein Talent; er wird conventionell, unwahr und darum ohne poetiſchen Effect. Wir haben ſchon geleſen, wie ihm auf dieſe Art die Romanze mißlingt; auch die Stellen, die wir aus ſeinen deutſchthümelnden Oden mittheilten, werden hinlänglich dargethan haben, wie unwahr und geſpreizt dieſes ihm urſprünglich fremde Pathos ſich bei ihm entwickelt. So geht es ihm nun auch beſonders mit der Liebe: ſeine Liebesgedichte ſind abſtract und ohne Sinnlichkeit, voll ſeraphiſchen Schwungs, meiſt an das Nebelbild der künftigen Geliebten gerichtet[1]. Iſt ſomit der Kreis der Hölty'ſchen Poeſie auch nur eng und die Melodie ſeiner Leier nur eintönig, ſo hat er doch dieſen Kreis erſchöpft und dieſe wenigen Klänge mit einer Innigkeit und Wahrheit angeſchlagen, daß ſie noch jetzt unſre Herzen ergreift. Und ſo iſt es eine gerechte Fügung des Schickſals, daß Hölty, vor manchen bedeutenderen Talenten, die, wie er, frühzeitig abgerufen wurden, in der Liebe des deutſchen Volkes unvergeſſen geblieben iſt und gerade ſein Andenken in dem Munde, in dem Herzen jeder neuen Generation aufs Neue lebendig wird. Der beſcheidene Dichter, der die Gabe des Liedes ſo hoch und heilig achtete, eine Stimme der Götter, zum Guten und Beſten

---

lichen Poeſie und zu ſüßen melancholiſchen Schwärmereien in Gedichten. An dieſen nimmt mein Herz den meiſten Antheil."

[1] Die künftige Geliebte iſt [illegible] beſonderes Lieblingsthema ſeiner Muſe: 109. 145. 153. 201. vgl. 80. 102. und die Briefe in der Einleitung, XXIV. XXXVIII. XLIII.

aufzumuntern, und deſſen brechendes Auge ſo ſehnſüchtig an dem Kranze der Unſterblichkeit hing, den er ſich nicht beſchieden glaubte[1], hat es wohl verdient, daß die Nachwelt ihm dieſen Kranz freiwillig dargebracht hat, und es wäre, glauben wir, von der Kritik nicht wohlgethan, wollte ſie dieſen Schmuck ſeines Grabes nicht mit ſchonender Dankbarkeit erhalten.

Hahn und Cramer.

Mit Hölty ward auch Hahn von einem raſchen Verhängniſſe ereilt; aber darin begünſtigte das Schickſal ihn weniger, daß es ihm nicht vergönnte, ſich ſelbſt durch dichteriſche That ein Denkmal zu errichten, und ſeine frühe Gruft nicht, wie die ſeines Bundesbruders, mit einem aufkeimenden Lorbeer ſchmückte. Sein literariſcher Nachlaß beſchränkt ſich ausſchließlich auf die erwähnten Gedichte in den älteren Göttinger Almanachen; ſein Andenken wird nur durch die Briefe und Mittheilungen ſeines Freundes Voß bewahrt. Dieſe nun laſſen uns ahnen, daß Hahn diejenige Richtung, welche damals die Stürmer und Dränger in ihren dramatiſchen Charakteren vorzüglich darzuſtellen ſtrebten, das Aufzehren nämlich des

---

[1] „Welch ein ſüßer Gedanke iſt die Unſterblichkeit! Wer duldete nicht mit Freuden alle Mühſeligkeiten des Lebens, wenn ſie der Lohn iſt! Es iſt eine Entzückung, welcher nichts gleicht, auf eine Reihe künftiger Menſchen hinauszublicken, welche uns lieben, ſich in unſere Tage zurückwünſchen, von uns zur Tugend entflammt werden.... Ich will alle meine Kräfte aufbieten. Ich will kein Dichter ſein, wenn ich kein großer Dichter werden kann. Wenn ich nichts hervorbringen kann, was die Unſterblichkeit an der Stirne trägt,.. ſo ſoll keine Silbe von mir gedruckt werden. Ein mittelmäßiger Dichter iſt ein Unding!“ — (Leben Hölty's, XXII. XXIII.)

Subjects in thatenloſem Unmuth[1], in ſeinem eigenen Leben wirklich eingeſchlagen: die Flamme, die einſt ſo hell aufgelodert in ihm, ſank in ſich ſelbſt zuſammen, er ward ſchwermüthig und apathiſch. Auch äußerlich ſcheint er in ein wüſtes Weſen verfallen zu ſein; die alte innige Freundſchaft mit Voß ward mannigfach erſchüttert und getrübt[2], bis endlich 1779 dieſer an Esmarch ſchreibt: „Hahn iſt im Mai geſtorben, bis an ſein Ende ein Menſchenhaſſer. O Empfindlichkeit, Mutter der Tugenden! aber ohne Vernunft, Erzieherin von tugendlügenden Furien, gieb mir meinen Freund wieder!“[3] —

Vielleicht, wenn Hahn lange genug gelebt hätte, um Zeuge der politiſchen Ereigniſſe zu ſein, die wenige Jahre ſpäter in dem benachbarten Frankreich die republikaniſchen Träume, die Tugend- und Freiheitsideale der Göttinger Jugend zu verwirklichen ſchienen und die auch in Deutſchland alle regſamen Köpfe entzündeten, hätte dies auch ihn aus ſeiner Verſunkenheit wieder aufgeweckt; ja vielleicht, bei der früheren Heftigkeit ſeines Charakters, hätten dieſe Ereigniſſe ihn ebenſo mit ſich fortgeriſſen, wie es Cramer widerfuhr. Dieſer wiederholt denſelben Weg, auf welchen wir ihn bei den Anfängen des Göttinger Bundes fanden, den Weg alſo von der Schwärmerei für Klopſtock zum politiſchen Freiheitsenthuſiasmus, nun auch in ſeinem ſpätern Leben. Er war Profeſſor in Kiel geworden und gab als ſolcher das bekannte Buch: „Klopſtock, Er und über Ihn“ heraus, welches gleichſam die Actenſtücke, die ſymboliſchen Bücher für die Anbetung Klopſtock's, ſammeln ſollte, die hier auf den äußerſten Gipfel getrieben wird [1]). Schon in dieſes Werk ſpielen die Beziehungen auf die franzöſiſche Revolution hinein, für welche er ſich mit unmäßiger Heftigkeit begeiſterte; vollſtändig aber ſind ihr die verſchiedenen Aufſätze und Arbeiten gewidmet, welche er ſeit 1792, in Gemeinſchaft mit dem Dänen Baggeſen, in Geſtalt einer Zeitſchrift unter dem Titel „Menſchliches Leben“ erſcheinen ließ. Er ſelbſt nennt dieſe Schrift „das eigentlichſte Werk ſeines eigentlichſten Ichs, das ſchon länger als zweimal neun Jahre auf dem Stapel ſeiner Einbildungskraft lag," womit die Keime deſſelben alſo ausdrücklich in die Göttinger Zeit zurückgeleitet werden. Durch dieſe Schrift aber, ſowie durch die Heftigkeit, vielleicht ſogar die Eitelkeit, mit welcher er in mündlicher Lehre und Unterhaltung den Verfechter der franzöſiſchen Revolution machte, ward er höheren Orts anſtößig und mußte, weil es ja eine alte Erfahrung ſein ſoll, daß der Mund ſchweigt, wenn der Magen bellt, ſeine liberalen Ideen mit der Entſetzung vom Amte büßen (1794), — ein Verfahren, das damals noch ungewohnter und auffälliger war, als es ſeitdem geworden iſt, und daher, wiewohl in verſchiedenem Sinne, das Intereſſe der Zeit lebhaft beſchäftigte[1]). Cramer aber begab ſich nun hinüber in das Land der Verheißung, nach Frankreich; er ließ ſich in Paris als Buchhändler nieder, und wie er in frühern Jahren für die Deutſchen aus dem Franzöſiſchen überſetzt hatte, ſo verſuchte er nun die Franzoſen durch Ueberſetzungen aus Klopſtock, Schiller u. A. mit der deutſchen Literatur zu befreunden[1]; auch hier alſo, in der Fremde, für die Ehre des Vaterlandes thätig, welches ihn ausgeſtoßen hatte. Er ſtarb 1807.

---

[1] Namentlich Klinger liebt die Darſtellung ſolcher, wie man es jetzt nennt, blaſirten und zerriſſenen Gemüther; ſo der Blaſius in Sturm und Drang (Theater, II, 263.), der „ewig am Bratſpieß ſteckt“ und von ſich ſelber ſagt: „Nein, ich lieb' nichts. Ich hab's ſo weit gebracht, nichts zu lieben und im Augenblick Alles zu lieben und im Augenblick Alles zu vergeſſen . . . Ich bin zerriſſen in mir, und kann die Fäden nicht wieder auffinden, das Leben anzuknüpfen. Laß! ich will melancholiſch werden; nein, ich will nichts werden.“ (a. a. O. 268. 270. 288.) Aehnliches im „leidenden Weib“, das Tieck irrthümlich unter Lenz' Schriften aufgenommen hat: vgl. Gervinus, IV, 582.

[2] So ſchreibt Voß ſchon im März 1776 an Miller (II, 91.): „Ueber Hahn hatte ich Cloſen etwas geſchrieben, das er ganz mißverſtanden hat. Das beſte Mittel, ihm zu zeigen, daß man des Freundes Fehler ſehen und doch Freund bleiben kann, wäre, wenn ich jetzt Hahn nachdrücklicher unterſtützen könnte . . . Freund bleiben, hab' ich geſagt; aber der Grad und die Wärme der Freundſchaft wird natürlich durch die Art ſeiner Fehler beſtimmt. Wem ich gleichgiltig bleibe, den kann ich unmöglich ſo lieben, als den, der meine Liebe mit ebenſo viel Gegenliebe vergilt. Was geht mich ſein Genie und alle ſeine übrige Vortrefflichkeit an, wenn er ſeiner Trägheit auch nicht einmal die kleinſte Gefälligkeit zu meinem Beſten ablocken mag!“ Vgl. p. 96., wo er der „kaltſinnige“ heißt.

[3] a. a. O. III, 192.

---

[1]) „Ein wunderliches Werk. Es ſollte Sammlung der Werke, Leben, Kritik, Panegyrikus und Alles werden. Klopſtock hätte es nicht geſtatten müſſen, daß dies Werk unter ſeinen Augen angefangen ward.“ Gervinus, IV, 114. Es iſt dies die weitläuftige Ausführung der ſchon 1777 begonnenen „Briefe von Tellow an Eliſe“ und erſchien von 1780 bis 1793 in ſechs Bänden: vergl. Merkur von 1780, 3, 261.

---

[1]) Wie Friedrich Stolberg, einſt ſein Bruder und Buſenfreund, den Vertriebenen empfing, erzählt Voß in: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? p. 28.: „Daß in Kiel der Profeſſor Karl Cramer entlaſſen, dieſe beſtürzende Nachricht nahm ich mit auf die Reiſe. Cramer hatte die ewigen Begriffe von Freiheit, die, ohne Beſtimmung einer Regierungsform, nur gegen Willkür und Gewaltſamkeit ſind, oft ſo ſchief gefaßt, ſo wunderlich ausgedrückt, daß ich dem zürnenden Stolberg rieth, um die Freiheit in übeln Ruf zu bringen, müßten die Gewalthaber Cramern zum Fortſchreiten durch Auszeichnungen ermuntern, durch höheres Gehalt oder durch ein Adelsdiplom. Der ſich ſelbſt allein ſchädliche Mann ward, weil er in adligen Geſellſchaften unerfreuliche Dinge hinplauderte, dem edlen Bernſtorf als ein gefährlicher angezeigt. Bernſtorf ermahnte den Sohn ſeines Freundes, warnte, drohte; umſonſt, Cramer trotzte, ſeiner Unſchuld ſich bewußt; und es geſchah, was bei gelaſſener Behandlung zu vermeiden war. Bald nachher, da Bernſtorf noch Cramer's Reue und Herſtellung wünſchte, trafen ſich Cramer und Fritz Stolberg in Plön, Freunde von der Kindheit her und Duzbrüder. Der Unglückliche, der ſeinem Fritz nichts zu Leide gethan, der nur dem Adel Bürgertugenden gewünſcht hatte, ward wie fremd überſehen, wie verpeſtet geſcheut; er ging in des Wirths Garten und weinte ſich aus." — Vergl. auch die charakteriſtiſchen Briefe Cramer's an Halem aus den Jahren 1792 bis 1794, a. a. O. p. 146. 161. 165. Ueber das damalige gelehrte Kiel hat Böttiger im

Die Miller'ſchen Romane.

Länger müſſen wir uns bei Miller verweilen, der durch ſeine Romane eine Zeit lang der Schriftſteller des Tages war und noch jetzt, als der Verfaſſer des Siegwart, für die überſchwänglich ſentimentale Periode des vorigen Jahrhunderts ſprichwörtlich geblieben iſt.

Dieſe Miller'ſchen Romane leiten ſich in nächſter Verwandtſchaft aus Göthe's Werther ab. Werther iſt das Evangelium für die Jugend der ſiebziger Jahre; er iſt das Manifeſt der unbedingten, ſchrankenloſen Subjectivität, die nur ſich anerkennt, nur ſich berechtigt und wirklich hält, die Kriegserklärung, welche die Innerlichkeit des Gemüthes, der Sturm der Leidenſchaft, der heftige Drang des Werdens und Entwickelns, gegen alle Aeußerlichkeit, alles Abgeſchloſſene, Gewordne ſchleudert: gegen die Sitte der Geſellſchaft, das Geſetz der Ehe, den Werth bürgerlicher Thätigkeit, das Anſehn der Wiſſenſchaften. Die höchſte und gewaltſamſte Spannung des Ge-

---

zweiten Theil der Ebert'ſchen Ueberlieferungen allerhand Klatſchnotizen aufgeſpeichert.

[1] Seine Ueberſetzungen und ſonſtigen Schriften ſ. bei Jördens, VI, 398. fgg.

müths, die Trunkenheit, der Wahnſinn werden als der wahre und richtige, der göttliche Zuſtand der Seele, als die Lebensluft der Kunſt, das eigentliche Element der Poeſie geprieſen; was wir aus ihm heraus thun und beginnen, iſt gut, iſt heilig und gerecht, und ob die Welt es mit der Schmach des Laſters, mit dem Unglück der Strafe brandmarkt [1]). Es giebt daher keinen Zweck und keine Rückſicht außer uns, die uns beſtimmen, kein Geſetz, das unſere Leidenſchaft zwingen, keine Form, die unſere Begeiſterung regeln könnten: die Leidenſchaft des Subjects iſt Selbſtherrſcher, ſie iſt Tyrann, und ohne Irrthum und Fehl, wie Gott. Die Welt dagegen, weil ſie mit der nüchternen Wirklichkeit ihrer Zuſtände, der herben Gewalt der Thatſache, mit Vorſchriften, Regeln und Geſetzen in Widerſpruch geräth mit der unbedingten Entfaltung des Subjects, iſt etwas Gemeines und Verächtliches, ja das Leben ſelbſt eine bejammernswerthe, freudenloſe Laſt, eine Kette, die uns wund ſcheuert. So liegen Herz und Welt, Gemüth und Schickſal hier in unverſöhnbarer Zwietracht gegen einander zu Felde; das Subject aber, auch wo es mit aller Macht ſeiner Leidenſchaft dennoch nicht im Stande iſt, jene elenden Schranken der Wirklichkeit niederzuwerfen und die Unterſchiede aufzuheben zwiſchen ſich und der Welt, läßt ſich dennoch nicht beſiegen, es reſignirt nicht, es erkennt nicht durch ſeine Niederlage die Uebermacht des Feindes an: ſondern wie ein Held in der Verzweiflung des Kampfes, ſprengt es gleichſam ſich ſelber in die Luft, es verzichtet auf ſein eigenes Daſein, es vernichtet ſich ſelbſt und wirft freiwillig ein Leben von ſich, das nicht die reine und unverkümmerte Beſtimmung ſeines eigenen Willens bleiben ſoll.

---

[1]) Vgl. Werther, p. 66. 67. (S. W. Bd. XVI.)

Dieſer wilden Gährung, welche als ein Element ſeiner Zeit auch Göthe empfunden und in der auch er ſchmerzlich gerungen, hatte er ſelbſt im Werther ſich entledigt[1]; für die Andern aber, die jezt über ihren eigenen Inhalt erſt an der Göthe'ſchen Manifeſtation deſſelben recht zum Bewußtſein kamen, indem ſie hier in lebendiger Geſtalt, mit hinreißender Wahrheit dargeſtellt und ausgeſprochen fanden, wovon ſie ſelbſt in unruhvoller Ahnung ſich beängſtigt und erſchüttert fühlten, wurde daſſelbe Werk, das für Göthe Abſchluß und Beruhigung geweſen war, vielmehr das Signal und der eigentliche Beginn einer gewaltſam überſchwänglichen Epoche, und der Werther des Romans, wie er aus dem Leben entnommen und entſtanden war, ging nun wieder über in's Leben und wurde wirklich, weil er wahr geweſen. Denn dies iſt überhaupt die göttliche Kraft des Dichters, des Sehers (in der Sprache der Alten, daß er der ſtummen Qual ſeiner Mitwelt Worte leiht, und die Träume, die in nebelhaftem Umriß das gemeinſame Hirn der Zeit durchzucken, in Bild und Geſtalt feſt bannt, ſo daß nun an dem Funken, den er herausgeſchlagen, an dem Tone, den er angegeben, ſich eine allgemeine Gluth entzündet, ein allgemeines Echo ſich donnernd fortrollt.

---

[1] Er ſelbſt nennt den Werther „eine Generalbeichte, nach der ich mich wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt fühlte... Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poeſie verwandelt zu haben, ſo verwirrten ſich meine Freunde daran, indem ſie glaubten, man müſſe die Poeſie in Wirklichkeit verwandeln, einen ſolchen Roman nachſpielen und ſich allenfalls ſelbſt erſchießen; und was hier im Anfang unter Wenigen vorging, ereignete ſich nachher im großen Publikum, und dieſes Büchlein, was mir ſo viel genützt hatte, ward als höchſt ſchädlich verrufen." Dichtung und Wahrh. III. (S. W. 26.) 227. Dieſe Kategorie von der Wirklichkeit, die Poeſie wird, und der Poeſie, die Wirklichkeit werden will, hatte ihm Merck bei Gelegenheit des Stolberg'ſchen Beſuches an die Hand gegeben, und Göthe gebraucht ſie oft und gern: „Dein Beſtreben," ſagte Merck, „Deine unablenkbare Richtung iſt, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben, die andern ſuchen das ſogenannte Poetiſche, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts als dummes Zeug." a. a. O. IV. (S. W. 28.) 95. Richtiger würde dies Verhältniß vielleicht als das abſtracte und das concrete, das inhaltloſe und das erfüllte Subject ausgeſprochen.

Man weiß, wie gewaltig und allverbreitet der Erfolg des Werther war; auch der Göttinger Kreis, bei der Aufmerkſamkeit und Verehrung, welche er den Göthe'ſchen Productionen darzubringen bereits gewohnt war, konnte ihm nicht verſchloſſen bleiben[1]). Und zwar war es hier Miller, der die Anregung des Werther vorzüglich in ſich aufnahm und ſie in eigenen Verſuchen reproducirte. Allein als die zarte, weichliche, faſt mädchenhafte Natur, als der Seelenverwandte Hölty's, den wir oben in ihm geſchildert haben, war Miller nur für die eine, die ſentimentale, die empfindſame Seite des Werther'ſchen Pathos empfänglich. Auch in den Miller'ſchen Romanen iſt die Empfindung, das Gemüth, die Leidenſchaft das Unbedingte, göttlich Berechtigte[1]), auch in ihnen geräth das Herz in Conflict mit der Geſellſchaft, den Geſetzen und der Sitte: aber ſie entbehrt bei ihm jener Mannhaftigkeit, jenes tollkühnen Muthes, der im Werther die eigene Vernichtung der Niederlage vorzieht. Die Miller'ſchen Helden reſigniren, ſie vergießen Thränen ſtatt Blut, ſie zehren ſich ab, ſie ſterben langſam hin, ſtatt, wie Werther, in raſch entſchloſſener That ſich ſelbſt, oder wie der Bauer in Wahlheim, den Andern, den Nebenbuhler, zu ermorden; ſie ſind ein ſanftes frauenzimmerliches Geſchlecht, dünn und ſchattenhaft, eine dämmernde Mondnacht gegen den Wetterſtrahl des Werther.

---

[1]) Vgl. Voß' Br. I, 36. Nur Boie, ſeinem nüchternen und unparteiiſchen Charakter auch hier getreu, ſcheint dieſe Begeiſterung nicht völlig getheilt zu haben, wenigſtens giebt er auch hier wieder den Gegnern gleichfalls Gehör, indem er an Merck ſchreibt: „Nicolai's Freuden Werther's haben mich ſehr überraſcht. Vieles darin iſt ſo übel nicht. Mich verlangt, was unſer Göthe dazu ſagen wird. Man ſieht hier (in Göttingen) dies Dings ſowohl, als den Werther ganz ſchief an." Daß übrigens Nicolai ſelbſt es mit dieſen Freuden Werther's gar nicht ſo feindſelig gemeint hatte, giebt ſowohl die Anzeige in der Allg. deutſchen Bibl. (XXVI, 1, 102. vgl. XXXIII, 2, 510.), als ſeine Correſpondenz an Merck zu erkennen: I, 65 fgg. Vgl. Göthe, in Dichtung und Wahrh. III, (S. W. 26.) 230.

So ſtellt Miller in der Geſellſchaft der Stürmer und Dränger gleichſam das Weib dar, das wort- und thränenreiche; und da nun zu aller Zeit, und namentlich in Deutſchland, die Zahl derer, die lieber reden und weinen, größer geweſen iſt als die der energiſchen und thatkräftigen Naturen, ſo darf es uns nicht Wunder nehmen, daß der Effect des Siegwart den des Werther für den Augenblick faſt noch übertraf. Alles, was von Klopſtock, von Kleiſt und Geßner, ja was von Brockes' Zeiten her von Empfindſamkeit, Rührung, Weichherzigkeit in der deutſchen Nation angeſammelt war, machte ſich im Siegwart und der enthuſiaſtiſchen Aufnahme, die ihm zu Theil ward, Luft. Es war, als wären mit einemmal die Schleuſen aufgezogen für die Thränenfluth eines

---

[1]) „Ich weiß, daß jede Rührung, jede Erweichung des Herzens ſchon an ſich gut iſt." Vorr. zu dem „Beitrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit," p. 6. — Ueberraſchend iſt, wie Miller dies Princip auch theoretiſch für die Productionen der Kunſt mit faſt Göthe'ſcher Energie ausſpricht, (Hamb. MAlm. für 1777, p. 36.: An ihn, der's fühlt:

Der ächte Schöpfer, ſchaut ſein Werk,
Sieht's an, wie Gott der Herr die Welt,
Und ſpricht: Es iſt gut!

Jahrhunderts, man wurde nicht ſatt zu weinen und zu ſeufzen, der blaſſe Mond wurde das eigentliche Geſtirn des Tages, und hatte bisher Werther vielleicht hie und da einem warmblütigen Jüngling den Gedanken an ein gewaltſames Ende erbaulich und wünſchenswerth gemacht, ſo ſehnte ſich nun die geſammte deutſche Jugend, langſam hinzuſchmachten, in Thränen auszulöſchen wie Siegwart und Marianne. Und ſo erlangte und behauptete Siegwart gegen Werther in der That das Vorrecht, daß die Tradition des Publikums mit ſeinem Namen eine Epoche benennt, die viel richtiger und ihrem eigentlichen, urſprünglichen Inhalte viel entſprechender, mit dem Werther bezeichnet würde [1]).

Dieſer große Effect wurde, vielleicht nicht verſtärkt, wohl aber noch verallgemeinert und ausgebreitet durch ein zweites Element, welches, wennſchon es mit der Ueberſchwänglichkeit und Autonomie der Empfindung eigentlich in geradem Widerſpruche ſteht, in Miller dennoch neben dieſer einhergeht. Es iſt dies das didaktiſche Element, die Lehr- und Nützlichkeitspointe, die er mit allen Extravaganzen der Empfindſamkeit zu verbinden ſucht. Gleich an der Spitze des Siegwart ſpricht er es als ſeinen Zweck aus, durch die Empfindung, durch das Herz auf die ſittliche Beſſerung, die Belehrung des Leſers wirken zu wollen: jeder Roman ſoll, nach ſeinem Ideal, unterrichten, und er wiederholt es mehrfach mit Nachdruck, daß ein guter Dichter ein „guter Mann“ ſein müſſe, ſonſt ſei er ein ſchädlicher Menſch [2]). Hierin wirkt nun wohl eines Theils der uns bekannte ſittliche Rigorismus der Göttinger nach, theils aber und hauptſächlich iſt es Miller's perſönlicher theologiſcher Standpunkt, der ſich hier geltend macht. Es iſt unmöglich, in dem Verfaſſer dieſer Romane den angehenden Theologen, den zukünftigen Prediger zu verkennen; daher die triviale und billige Moral, das Salbungsvolle des Tones, die weitſchweifige Kanzelberedſamkeit, die ſyſtematiſche, chrienartige Dispoſition in Motivirung und Ausführung. Siegwart iſt, mit Einem Worte, ein gezähmter Werther, viel zu ſanftmüthig, um nach der Piſtole zu greifen, viel zu theologiſch, ſie abzudrücken[1]. — Je mehr nun aber in Miller's nachfolgenden Schriften die farbloſe Sentimentalität ſich erſchöpft hat und je mehr das eintönig Ermüdende derſelben dem Verfaſſer ſelbſt mochte fühlbar werden, um ſo mehr tritt dagegen das didaktiſche, das moraliſche Intereſſe hervor, und wenn bereits in dem „Akademiſchen Briefwechſel" (gleichfalls ſeit 1776) einzelne Stellen ſich lediglich um moraliſche und theologiſche Fragen drehen, ſo iſt endlich der „Briefwechſel eines Vaters mit ſeinem Sohne" (1785) nichts mehr, als eine breite Bettelſuppe von moraliſchen Rathſchlägen, Warnungen und Vorſchriften. Aber was die Miller'ſchen Romane dadurch in unſern Augen an äſthetiſchem Werth einbüßen, das gewannen ſie in den Augen der Zeit an moraliſchem, und dadurch an Wirkung und Verbreitung: der Werther machte die jungen Leute wild, ſie wurden deſperat, ſie ſchoſſen ſich todt; aus dem Siegwart konnte nichts Schlimmes entſtehen, als höchſtens ein naſſes Taſchentuch und ein verweintes Geſicht — und das eine trocknet und das andere erholt ſich wieder.

---

[1]) Vgl. Gervinus, IV, 323.

[2]) Vorr. zum Siegwart, vgl. I, 293. II, 308, 317. III, 736. (der zweiten Ausg.)

---

[1] Gutfried, ein Freund des Siegwart, liegt krank an verzweifelnder, hoffnungsloſer Liebe: „Der verſchloſſene Gram wüthete heftig in ihm und leckte allen Lebensſaft hinweg. . . Kronhelm und Siegwart redeten ihm zu, ſich doch ſelbſt zu ſchonen und kein Selbſtmörder zu werden! — Das werd' ich auch nicht, ſagte er, dazu hab' ich zu viel Chriſtenthum und weiß, daß es Sünde iſt."

In all dieſen Miller'ſchen Romanen iſt nun der eigentliche epiſche Beſtandtheil, das Hiſtoriſche, die Fabel, außerordentlich gering und ſchwächlich. Aber woher auch ſollte dem jugendlichen Verfaſſer die epiſche Anſchauung kommen, da er ja immer nur in idylliſcher Zurückgezogenheit von der Welt gelebt hatte? Es iſt ohne Frage Miller's ſelbſterlebte Jugend und die eigene Neigung des Verfaſſers, wenn er uns den Siegwart [1]) ſchildert, wie er ſich frühzeitig, ſchon als Knabe, zurückzieht in die „ſchöne ſtille Natur": mitten im Spiel ſtiehlt er ſich von ſeinen Kameraden weg, ſammelt Blumen, giebt auf jedes Würmchen Acht, ſieht der Biene zu, horcht jedem Vogel, liegt träumend im Moos an der Quelle und kennt für die Zukunft eben auch kein höheres Ideal, als (wie Hölty) eine Hütte am Silberbach und ein liebendes Herz darin! [2]) Was Miller auf dieſe Art aus ſeinem eigenen Leben und dem allerdings ſehr beſchränkten Kreiſe ſeiner eigenen Erfahrungen in den Roman übertragen hat, entbehrt nicht einer gewiſſen Naturwahrheit, und hat daher, wenn man von der Einförmigkeit und Unbedeutendheit dieſes Stoffes abſehn will, ſogar einiges Intereſſe. Am Häufigſten begegnen uns Anklänge an die Göttinger Zeit, aus der die Naturliebelei, die excentriſche Freundſchaft, die Freiheitsliebe mit dem abſtracten Tyrannenhaß[1], vor Allem aber die Vergötterung Klopſtock's hier wieder auftauchen. Klopſtock iſt auch hier das Schibeleth, an dem die Geweihten, die Menſchen von „Gemüth" ſich erkennen: die ganze Liebeshiſtorie zwiſchen Thereſe und Kronhelm entwickelt ſich an Klopſtock, an der gemeinſamen Leſung ſeines Meſſias und den bewundernden Geſprächen über ihn; auf den Meſſias ſchwören die Liebenden ſich ewige Treue und es iſt ihnen, als hätten ſie aufs Evangelium geſchworen[2]; alle Bücher will das Mädchen ſich nehmen laſſen, nur nicht

---

[1]) Siegwart erſchien zuerſt 1776 in zwei Bänden; er wurde ſogleich wiederholentlich nachgedruckt und ſchon im folgenden Jahr von dem Verfaſſer ſelbſt, umgearbeitet und erweitert, in drei Bänden neu herausgegeben. Der Verfaſſer von Miller's Leben in den Zeitgenoſſen, IV, 1, 73. fgg. vermuthet (p. 81.), daß Miller die äußerliche Anregung zu dieſem Werke bei ſeinem Aufenthalt in Leipzig durch den Buchhändler Weygand erhalten habe, ſeinen Anverwandten und den Hauptverleger für die damalige modernſte Literatur, der wohl ein Seitenſtück zum Werther zu acquiriren wünſchte. Die wunderbare Behendigkeit, mit welcher Miller in wenigen Jahren eine Maſſe dickleibiger Romane zuſammenſchrieb, und die ſchriftſtelleriſche Trägheit, in die er verſank, ſobald eine geſicherte amtliche Stellung ihn der literariſchen Induſtrie überhob, macht es in der That nicht unwahrſcheinlich, daß letztere an der Entſtehung des Siegwart einigen Antheil gehabt, wie ja auch die übrigen Göttinger Freunde meiſt von Ueberſetzerei und Autorſchaft ſich nährten. — Vollendet wurde der Siegwart jedoch erſt nach der Rückkehr nach Ulm: vgl. die Briefe von Schubart in Malten's Weltkunde, 1840, II, 36.

[2]) I, 11. 250. II, 310. fgg. Ebenſo kehrt ſich Werther von der Bil-

---

dung zur Natur, von den Geſchäften zum Müßiggang, von den Erwachſenen zu den Kindern, von den Menſchen zur Einſamkeit. Was Siegwart betrifft, ſo ſoll er zwar zu Anfang neben dieſem weichlichen Element auch etwas vom Kraftgenie, etwas Heldenmäßiges haben: er iſt Anführer bei den Knabenſpielen, liebt die Jagd u. dgl. Allein, wie ſchon der Recenſent in der Allg. deutſch. Bibl. bemerkt (XXXIII. 1, 18. fgd.), dieſe beiden Seiten bleiben unvermittelt, und der Verf. ſelbſt läßt die heroiſche Richtung ſehr bald gänzlich fallen, ſo daß der Charakter conſequent, nun aber auch völlig ſentimental und weibiſch wird.

[1] So haßt der junge Siegwart Cäſar, den Eroberer, weil er „keinen höheren Zweck kannte, als ein freigebornes Volk, das ihn nie beleidigt hatte, das ihm nicht einmal im Wege ſtund, ſeiner Freiheit, des höchſten Gutes, daß es kannte, zu berauben." I. 274. Das erinnert an Klopſtock's und der Göttinger Auffaſſung Karl's des Großen.

[2] Dieſe Scene iſt ſo charakteriſtiſch, daß wir ſie wohl ganz herſetzen dürfen; ſie iſt dem Abſchied zwiſchen Kronhelm, Siegwart's Freund, und

den Meſſias und die Bibel, ja verbrennen wollen ſie die Werke aller übrigen Dichter und nur Klopſtock verſchonen und Kleiſt. Denn, wie innerhalb des Göttinger Bundes, ſo wird Kleiſt auch hier im Roman nächſt Klopſtock verehrt: Siegwart mit ſeiner Geſellſchaft feiern ihm Frühlingsfeſte, ganz ähnlich, wie wir es von den Göttinger Freunden geleſen haben, ihre

---

ſeiner Schweſter Thereſe entnommen: „Sie ſetzten ſich wieder an den Tiſch; Thereſe ſtützte ihr Geſicht auf ihre Hand und neigte ſich über den Meſſias her. Ihre Seele ward nun auf Einmal heftiger beſtürmt; der Gedanke an die immer näher rückende Trennung füllte ſie ganz; Ihr Buſen ſchlug heftiger; Ein Seufzer folgte dem andern, und Kronhelm hörte die Thränentropfen auf das Buch fallen. Er ergriff ihre Hand; Sie führte die ſeinige auf das Buch, und er fühlte, daß es naß war. Da that er in ſeinem Herzen einen Schwur, ihr ewig treu zu ſein! Der Schwur war ihm ſo heilig, als ob er ihn über dem Evangelio geſchworen hätte. Der Donner ward immer ſt[illegible]r und der Regen heftiger, — Das iſt eine heilige und feierliche Nacht, [illegible]te er. — Um Eins kam der abnehmende Mond zuweilen zwiſchen zerriſſenen Gewitterwolken hervor, und goß ſein blaſſes melancholiſches Licht auf die Liebenden herunter. Sie beobachteten ihn lang am Fenſter, küßten ſich zuweilen, ſprachen abgebrochene Worte, und fühlten, was die Sprache nicht beſchreiben kann.“ (II, 374.) — Hiezu vergleiche man die Gewitternacht im Anfang des Werther, bei der erſten Bekanntſchaft zwiſchen ihm und Lotte, wo ebenſo, wie hier eine reife Neigung an dem Namen Klopſtock's ſich befeſtigt, an demſelben Namen eine ſproſſende Liebe ſich erkennt: „Wir traten an's Fenſter. Es donnerte abſeitwärts, und der herrliche Regen ſäuſelte auf das Land, und der erquickendſte Wohlgeruch ſtieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie ſtand auf ihren Ellenbogen geſtützt, ihr Blick durchdrang die Gegend, ſie ſah gen Himmel und auf mich, ich ſah ihr Auge thränenvoll, ſie legte ihre Hand auf die meinige und ſagte — Klopſtock! — Ich erinnerte mich ſogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und verſank in dem Strome von Empfindungen, den ſie in dieſer Loſung auf mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand, und küßte ſie unter den wonnevollſten Thränen und ſah nach ihrem Auge wieder — Edler! hätteſt Du Deine Vergötterung in dieſem Blicke geſehen, und möchte ich nun Deinen ſo oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!“ (S. W. 16, 36.)

Thränen fließen um den raſchen Tod des Helden und die Mädchen ſtreuen Blumen zu ſeinem Andenken[1].

Völlig inept dagegen wird Miller, wo er die Zuſtände der wirklichen Welt, die Sitten der Geſellſchaft, Charaktere und Verhältniſſe des Lebens ſchildern will; hier fehlt ihm alle Kenntniß der Welt, alle Kraft und Grazie der Darſtellung: er will wahr, er will volksthümlich ſein, und wird kindiſch oder roh. Nicht einmal die Kloſterſituation[2] hat er mit einiger Geſchicklichkeit ausgebeutet; ſeine Nachfolger (denn bekanntlich hat der „Siegwart, eine Kloſtergeſchichte," zu all den unzähligen Kloſterromanen, die ja noch jetzt in unſern Leihbibliotheken nicht ausgeſtorben ſind, die Veranlaſſung gegeben, ähnlich wie Götz zu den Ritter-, Schiller's Räuber zu den Räuberromanen: das iſt ſo der Abfall der Literatur, die Trebern, mit denen das Volk ſatt gemacht wird!) haben das Grelle und Wirkſame dieſes Stoffes viel beſſer herausgefunden. Allein je größer das Unbehagen iſt, das dieſe Romane als künſtleriſche Production dem heutigen Leſer erwecken, je deutlicher wird uns, wie unſäglich groß in den ſiebziger Jahren das abſtracte Intereſſe der Empfindſamkeit geweſen ſein muß, indem es ſelbſt von der ungeheuren Langenweile dieſer Machwerke[3] ſich nicht abſpannen und ſtören ließ. — Gleichzeitig, vielleicht noch vor dem Siegwart, gab Miller einen zweiten Roman

---

[1] III, 756. Auch Kleiſt wird außerordentlich oft genannt; auch Geßner fehlt nicht (III, 582. 601.), und ebenſo wenig die Polemik gegen Wieland: denn gewiß muß auf dieſen gedeutet werden, was hier gegen Roſt und überhaupt alle ſinnliche, ſchlüpfrige Poeſie geſagt wird: II, 293.

[2] Auch auf dieſe war er durch freilich nur ſehr oberflächliche Jugendeindrücke geführt worden, die ſich ſchon während des Aufenthalts in Göttingen in den „Nonnenliedern" kund gaben, von denen er, bei der Neuheit, die ſolche Stoffe damals in unſerer ſich erſt bildenden Literatur hatten, auch ſprichwörtlich der „Nonnendichter" hieß: Zeitgenoſſen, a. a. O. 82. 101.

[3] Vgl. die Recenſion im Merkur 1777, 2, 255. Von allen Angriffen, die er wegen ſeiner Romane zu dulden hatte, empfand Miller keinen

---

ſchmerzlicher, als die Traveſtie oder richtiger (in dem uns nun ſchon bekannten Sinne) Romanzirung ſeines Siegwart, welche ein Fr. Bernritter unmittelbar nach dem Erſcheinen deſſelben herausgab unter dem Titel: „Siegwart oder der auf dem Grabe ſeiner Geliebten jämmerlich erfrohrene Kapuciner. Eine abentheuerliche aber wahrhafte Mord- und Kloſter-Geſchichte, die ſich vor etlichen Jahren im Fürſtenthum Oetingen mit eines Amtmanns Sohn und eines Hofraths Tochter aus Ingolſtadt zugetragen. Der chriſtlichen Jugend, zur Lehr und Ermahnung in Reime gebracht, und abzuſingen nach dem Lied: Hört zu, ihr Junggeſellen ꝛc." Hier wird die ganze Hiſtorie vom Siegwart mit „poſſirlicher Traurigkeit" nacherzählt; die bezügliche Seitenzahl des Romans iſt als Beleg neben jeden Vers an den Rand geſezt. Wir theilen, bei der Seltenheit des ſchnurrigen Büchleins, und zugleich zur weiteren Charakteriſtik der ehemaligen bänkelſängeriſchen Romanze, Anfang und Schluß mit:

Erſter Theil.

„Ihr edle weiche Seelen! Bl. 1.
Verſchmäht mein Büchlein nicht
Und laſſet euch erzählen
Die neue Kloſtergeſchichte.

Von einem feinen Knaben,
Der Xaver Siegwart hieß,
Aus einem Dorf in Schwaben, 1.
Das an die Donau ſtieß.

Sein Vater aß gern Tauben, 88. 90.
Und war mit einem Wort
Ein Mann von Treu und Glauben
Und Amtmann in dem Ort. 1.

Sonſt hatte noch der Burſche
Ein zartes Schweſterlein,
Mit der er in Diskurie
Sich gar zu gern ließ ein.

Das Mädchen hieß Thereſe 87.
Und ware ganz Natur,
Aß kalte Milch und Käſe
Auf ſeiner Garten Flur. 90.

Aß Aepfel auf und Birnen,
Blieb ſtets bei gutem Muth. 9.

heraus, den „Beitrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit,“ einen Briefwechſel, den zwei Liebende ſich ſchreiben, nicht etwa weil ſie getrennt ſind und ihre Zuflucht nehmen müſſen zu Blatt und Feder, ſondern nur weil, ſo lange ſie bei einander verweilen, die Ueberſchwänglichkeit ihrer Empfindungen ſie nicht recht zu Worte kommen läßt; dies ſuchen ſie nun ſchriftlich nachzuholen und drücken ſich dann, ſpaßhaft genug, beim Wiederſehen die über Nacht geſchriebenen Briefe in die Hand. Man kann hieraus ſchon ahnen, welch ein Uebermaß von Gefühlöſeligkeit und wie wenig Wahrheit und Natur in dieſem Briefwechſel herrſcht: die Pointen des Siegwart, die Thränen, der Mond, Klopſtock, Kleiſt, es kehrt Alles wieder, nur noch geſtaltloſer und nüchterner; auch haben ſich hier die theologiſchen Anklänge und der predigerhafte Ton ſchon ganz in den Vorgrund gedrängt[1]. Endlich ließ er in demſelben

---

Und war den Officieren
  Von ganzem Herzen gut.

Las gern die Meſſiade 175.
  Und andre Dichter mehr,
Und meint' es wäre Schade, 276.
  Daß Kleiſt geſtorben wär.“ (u. ſ. w.)

„Seyd, Jünglinge, gerühret
  Von dieſer ſchönen Mähr,
Doch, daß ihr nicht erfrieret,
  So folget meiner Lehr,

Legt lieber euch ins Bette
  In eures Mägdlein Arm,
Als auf die Grabesſtätte,
  Dort liegt ſich's nicht ſo warm.“

Für dieſe Verhöhnung rächte ſich Miller im Burgheim auf eine ziemlich plumpe Art: vgl. Zeitgenoſſen, a. a. O. 89.

[1] Dieſer „Beitrag“ ſoll ausdrücklich, zum Theil wörtlich, an Werther erinnern: vgl. den Anfang der Einleitung und p. 96. 100. Bei der ganz willkürlichen Kataſtrophe im Schickſal des Helden mag ihm Hölty vorgeſchwebt haben. Den ſeraphiſch überſchwänglichen Ton

Jahr noch einen dritten Roman erſcheinen, den ſchon erwähnten akademiſchen Briefwechſel, der faſt ausſchließlich Göttinger Erinnerungen gewidmet iſt; neu erſcheint nur die Polemik gegen den Berliner Rationalismus, den poetiſchen ſowohl als den theologiſchen, der Allgemeinen deutſchen Bibliothek [illegible] überhaupt die Nüchternheit der „Berliner Philoſophie“, an der Miller zum Ritter zu werden, als Verfaſſer des Siegwart ſich mochte berufen fühlen [1]. Aber ſelbſt mit dieſer raſchen Production war die Fruchtbarkeit des Dichters, die ſalbungsvolle Beredſamkeit des Predigers noch nicht erſchöpft; ſondern unmittelbar darauf begann er die Geſchichte Karl's von Burgheim, in der die eben beſprochenen Elemente, nur immer dogmatiſcher, immer geſchwätziger, zu einem endloſen Faden durch vier ſehr umfangreiche Bände fortgeſponnen werden, ſo daß, nach den Schutzreden der verſchiedenen Vor- und

---

der Liebenden vertheidigt Miller auf gut theologiſch folgendermaßen: „Es würde mir leid thun, wenn einigen Leſern das anſtößig ſein könnte, daß die Liebe hier von einer ſo ernſthaften Seite, in Verbindung mit der Religion, oder, daß ich's mit einem Wort ausdrücke, ſo heilig behandelt wird. Iſt nicht die Liebe die allgemeine Empfindung der Menſchheit? Kann ſie nicht die traurigſten und glücklichſten Folgen haben? Muß ſie alſo nicht ernſthaft behandelt werden? Ein edles frommes Weib iſt unſtreitig (dies ſagt auch die Bibel) eine Gabe Gottes., Mann und Weib wandeln mit einander durchs Leben in die Ewigkeit“ u. ſ. w., denn nun wird dies Thema, hier und p. 12. fgg. nach allen Seiten hin, wie in einer Predigt, erbaulich und geſchwätzig, an's Licht geſtellt. — Man ſieht, welch ein Standpunkt und welche Bildung dies war. Und doch fand dies Anklang, ja ſelbſt die Allg. deutſche Bibl. (XXXI, 2, 500.) ſtößt laut in's Horn und rühmt „die Meiſterhand, die dies ſchöne Gemälde der Zärtlichkeit ausgeführt.“

[1] Siehe beſonders II, 98. fgg. Nicolai blieb ihm den Dank nicht ſchuldig: XXXIX, 1, 182. — Hier wird auch der Beſuch geſchildert, den er von Leipzig aus in Hamburg bei Klopſtock, Claudius und Voß gemacht, wo namentlich die Klopſtock'ſchen Leſezirkel ausführlich und mit großer Naivetät beſchrieben werden: II, 68. 129. 190. 203.

Nachworte zu urtheilen, an dieſer monſtröſen Erſcheinung ſelbſt die Geduld des empfindſamen Publikums müde ward [1]).

So iſt der Karl von Burgheim der letzte Miller'ſche Roman; was er noch weiter herausgab, war theils Theolog[illegible]es, nämlich Predigtſammlungen, theils, wie die ſchon genannten Briefe eines Vaters an ſeinen Sohn, mit Theologie und Moral ſo verſetzt, Beides aber ſo ganz unerheblich, daß die Geſchichte der Literatur keine Notiz davon nehmen kann. Auch kümmerte er ſelbſt ſich wenig mehr um literariſche und äſthetiſche Intereſſen: das Glück, wonach er die Helden ſeiner Romane verlangen läßt, behagliche Ruhe und Zurückgezogenheit, war ihm endlich in ſeiner Vaterſtadt in einem geiſtlichen Amte zu Theil geworden; hier lebte er, die alten Erinnerungen an Göttingen und ſeine eigene poetiſche Zeit durch den Briefwechſel mit Voß unterhaltend, in gemüthlicher Unbekümmertheit, ſtill und gleichmäßig, wie unſere Geiſtlichen zu leben pflegen, und die Reiſenden, die durch Ulm kamen und etwa neugierig waren, den berühmten Verfaſſer des ſchwärmeriſchen, thränenreichen Siegwart kennen zu lernen, fanden ſich nicht wenig überraſcht, wenn ſie in ihm einem „kalten, trockenen und verſchloſſenen Mann begegneten, von ſchlichtem und geradem Anſehn, mit einer Tabakspfeiſe im Munde ganz gemächlich ſchreitend.“ [2])

---

[1]) Dieſe „Geſchichte Karls von Burgheim und Emiliens von Roſenau“ erſchien 1778 fg. und ward auch noch drei- oder viermal nachgedruckt. Vgl. Allg. deutſche Bibl. a. a. O. 184. — Seinen Aufenthalt in Zürch und den Lavater'ſchen Kreis, in welchem er 1775 mit den Stolbergs war, ſchildert er IV, 213. fgg.

[2]) Zeitgenoſſen, a. a. O. 98. Voß' Briefe an Miller ſtehen im Briefw. II, 83—153. Uebrigens waren Miller's Göttinger Freunde nicht ſehr zufrieden mit ſeiner Romanſchriftſtellerei, am Wenigſten Voß, der ihm immer hart und eifrig ins Gewiſſen ſpricht, ſo 1780

Er ſtarb 1814, nachdem er einige Jahre zuvor (1804) noch die Freude gehabt, nach dreißigjähriger Trennung Voß, den alten Bundesbruder, wieder zu umarmen und mit ihm das Gedächtniß vergangener Zeiten aufzufriſchen.

Bürger.

Wenn nun alſo hienach von der revolutionären Entwicklung der Subjectivität, von dem Pathos der Stürmer und Dränger, in Miller nur die ſelbſtgenügſame, die weichherzige und ſentimentale Richtung zur Darſtellung kommt, und auch dieſe mehr theoretiſch in der Dichtung, als daß er ſich praktiſch durch ſie die Behaglichkeit ſeines Lebens hätte beeinträchtigen laſſen; ſo ſehen wir Bürger dagegen mit Leib und Seele, mit Leben und Gedicht, von der vollen Fluth dieſes Pathos ergriffen und verſchlungen werden. Wir haben ſchon oben geleſen, mit welchem lebhaften und wetteifernden Enthuſiasmus Bür-

---

nach dem Karl von Burgheim: „Richte die Ohren Deines Geiſtes wieder auf und horche auf die olympiſche Harfe Apollons. Deine Romane gehören mehr und weniger zur Ohrenhängerei.“ u. ſ. w. a. a. O. 107. Und ſchon 1776 klagt er gegen Hölty über Miller's „ewiges Moralgeſchwätz und Nutzenſtifterei“, ſowie 1799 an Boie: „Miller ſchreibt mir neulich mit vieler Behaglichkeit von ſeinem neuen Waſſerroman, wovon er mir bewies, daß die Schuld an mir läge, wenn er mir nicht gefiele. Ich werde nun ganz ſchweigen und ihn das Lob der Unmündigen einathmen laſſen.“ Br. IV, 116. III, 192. u. ſ. w. Ein ergötzlicher Brief von Bürger (. . „Faſt zu Tode habe ich mich verwundert, als ich die Siegwarts, die Briefwechſels, die ꝛc. und die ꝛc. erblickte und den Namen meines lieben Millers als Verfaſſers austrompeten hörte. Zum Henker, Freund, wo nehmt Ihr denn alles Zeug dazu her? Ich armer Teufel kann nichts als Verſe zu Markte bringen; von Euch hergegen erwarte ich nun leicht einen neuen dicken Herkules und Herkuliscus.“ u. ſ. w.) wird in den Zeitgen. p. 90. mitgetheilt; Miller's Antwort ſ. im Geſellſchafter, 1823. Bl. 160. S. 769. und bei Döring in Bürger's Leben, 109.

ger das früheſte Werk dieſer Richtung, den Götz, in ſich aufnahm. Noch deutlicher würden wir dieſen Uebergang zu den Stürmern und Drängern verfolgen können, wäre ein Brief aufbehalten oder doch veröffentlicht, welchen er bald nach dem Erſcheinen des Götz geſchrieben und deſſen Göthe mehrfach gedenkt, weil derſelbe „als ein Beleg dienen kann, was die Erſcheinung des Götz damals gewirkt und aufgeregt hat und daß von ſittlich Aeſthetiſchem unter dieſen Geſellen keineswegs die Rede war." [1]) Indeſſen, um gewiß zu ſein über das Reſultat und die wirkliche Vollendung dieſes Ueberganges, zu welchem Bürger, wie wir früher geſehen haben, durch die urſprüngliche Miſchung, die lebendige und feurige Sinnlichkeit ſeiner Natur vorbereitet war, bedarf es dieſes näheren Zeugniſſes nicht, da in den Bürger'ſchen Gedichten ſelbſt die Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner eigenen Thaten vor uns liegt.

Wir haben Hahn, den Menſchenhaſſer, den Zerriſſenen, mit einem Charakter aus Klinger's Sturm und Drang verglichen; eine andere dramatiſche Figur jener Zeit verwirklicht ſich in Bürger: er iſt der Fernando aus Göthe's Stella, der Mann zweier Weiber [2]).

Wir verließen Bürger zuletzt da, wo ihm durch die Lenore der Lorbeer des Dichters, durch ein Amt der feſte Boden des bürgerlichen Lebens geſichert ſchien. Zum Amt, wie es der

---

[1]) Göthe, in Dichtung und Wahrh. III, (S. W. 26.) 207. IV, (48.) 91. vgl. Bd. 49, p. 42.

[2]) Der jetzige tragiſche Schluß der Stella ſtammt aus einer ſpäteren Umarbeitung des Stückes; in der urſprünglichen Ausgabe bleibt Stella am Leben und theilt ſich mit Cäcilien in den Beſitz Fernando's, ſo daß ſich auf dieſe Art das alte Märchen vom Grafen zu Gleichen vollſtändig wiederholt: vgl. Nicolai's Brief an Merck, I. 79. Und dies Schauſpiel war ausdrücklich „für Liebende" geſchrieben.

Lauf der Welt iſt, fand ſich die Frau: aber — „ſchon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder der glühendſten Leidenſchaft für die zweite (ihre jüngere Schweſter) in meinem Herzen. Dieſe Leidenſchaft legte ſich nicht, ſondern wurde durch eine Reihe von faſt zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöſchlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchſtgeliebten wieder geliebt. Was der Eigenſinn weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen ſich zu ihrer allſeitigen Rettung vom Verderben ſelbſt geſtatten zu dürfen. Die Angetraute entſchloß ſich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die Andere, insgeheim es wirklich zu ſein.“ [1])

Alſo was die revolutionären Poeten jener Zeit nur als Poſtulat aufſtellten, was ſie nur in der Dichtung darzuſtellen und zu behaupten wagten, die unbedingte Berechtigung der Leidenſchaft, die Emancipation der Liebe von Geſetz und Sitte, die Erhabenheit des Subjects über den Rechtszuſtand der Welt, über Meinung und Achtung der Geſellſchaft, — dies Alles ward von Bürger in tollkühner That aus der Theorie übertragen in die Praxis ſeines Lebens. Und wenn nun das Bewußtſein dieſes Zwieſpaltes, in welchen er mit Geſetz und Welt gerathen iſt, ihn quält, wenn er geängſtigt wird von den Widerſprüchen ſeines rechtloſen Zuſtandes, wenn er im innerſten Grunde der Seele fühlt, wie unzulänglich dennoch dieſe Alleinherrſchaft des Herzens iſt, wenn er verzweifelnd aufſchreit zu

---

[1]) Auszug aus Bürger's Brief an Eliſe, ſeine dritte Frau, in „Bürger's Eheſtandsgeſchichte,“ Berlin 1812, p. 45. fgg. Doch iſt, wie aus eben dieſem Buche hervorgeht, die Sache nicht ganz ſo glimpflich, wie er ſie hier darſtellt: es war keine Entſagung von Seiten der Frau, ſondern — eine Theilung.

Gott, wohin denn endlich dieſe Fluth ihn treiben ſoll; ſo iſt es dennoch nicht das Herz, das er anklagt, es iſt nicht die Leidenſchaft, die er verdammt, nicht die Geſetzloſigkeit, die er als die Quelle ſeiner Unruh' erkennt: ſondern gegen das Geſetz ſelber richtet er ſeinen Haß, weil es da iſt, weil es äußerlich gilt und ihm die ſüße Sättigung ſeiner Leidenſchaft verkümmert. „O Robinſon's Inſel," ruft er aus, „wer auf dir allein wäre umſchirmt von den wolkenhohen Brandungen des Oceans!" [1] Er klagt zu Gott, „daß in Chriſtenlanden kein Altar vorhanden, der ſeine Liebe weihe"; er möchte die Welt umbilden, möchte Tempel einſtürzen um aus ihren Trümmern ſeiner Liebe einen Altar zu bauen. Denn an dem Recht und der vollen Giltigkeit ſeiner Leidenſchaft zu zweifeln und ſich ſelbſt die Schuld dieſer Zerrüttung beizumeſſen, kann ihm nicht in den Sinn kommen: „die Leidenſchaft war ja nicht ſeiner Willkür anheimgeſtellt, die Natur ſelbſt hat dieſen Samen in das Feld des Herzens geſtreut, wo er nun aufgeht und wächſt, ohne ſein Zuthun, wie Kraut und Blume, wie Gras und Rohr im Thal und auf der Wieſe. Und wer will ergründen, von wannen die Liebe kommt? Sie iſt wie der Wind im Meer: ihr hört ihn wohl ſauſen, aber ihr wißt nicht, woher, wißt nicht, wohin er fährt? [2] Das Herz iſt ein Proteus, Niemand kann nur eine Stunde vorher etwas Gewiſſes von ihm prophezeihen; Gefühle kommen und verſchwinden, wie der Dieb in der Nacht. Dieſer unwiderſtehbaren dämoniſchen Gewalt haben er und Molly ſelbſt ſich unterwerfen müſſen: ſie waren weiter nichts, als arme unglückliche Leute, deren Abſcheulichkeit nur darin beſtand, daß ſie ſich liebten, ohne ſich dies weder gegeben zu haben, noch nehmen zu können. Die ſittliche Verirrung daher, in welche ſie ſich verloren, iſt keine Schuld, ſondern eine Krankheit:

---

[1] Brief an Gleim von 1782: Lit. Converſ. Bl. 1822. Nr. 32. S. 128. auch bei Döring, 118.

[2] Die Sonne, ſie leuchtet; ſie ſchattet, die Nacht;
Hinab will der Bach, nicht hinan;
Der Sommerwind trocknet, der Regen macht naß.
Das Feuer verbrennet. — Wie hindert Ihr das? —
O laßt es gewähren, wie's kann!

Es hungert den Hunger, es durſtet den Durſt,
Sie ſterben, von Nahrung entfernt.
Naturgang wendet kein Aber und Wenn —
O kalte Vernünftler, wie zwinget Ihr denn,
Daß Liebe zu lieben verlernt?

Sinnig ſitz' ich oft und frage,
Und erwäge herzlich treu
Auf des beſten Wiſſens Wage,
Ob „Uns lieben" Sünde ſei?
Dann erkenn' ich zwar und finde
Krankheit, ſchwer und unheilbar;
Aber Sünde, Liebchen, Sünde
Fand ich nie, daß Krankheit war.

Er fühlt auch ſelbſt, wie dieſe Krankheit an ſeinem Leben nagt, und wie in ihr die ſonſt ſo geſunde Blüthe ſeines Leibes ſowohl, als ſeines Geiſtes, vor der Zeit dahinwelkt! Er iſt nicht derjenige, der er ſein könnte und wirklich ſein würde, hätte ein freundlicheres Schickſal ihm gelacht:

Meiner Palmen Keime ſtarben
Eines beſſern Lenzes werth!

Aber dennoch — laß die Krankheit nur gewähren, da Geneſung nicht gelingt! ja er will dieſe Krankheit nähren, weil ſie ſein Leben iſt und er ſterben muß ohne ſie." ¹) So

---

¹) Dies Alles ſind (meiſt wörtliche) Auszüge, theils aus den Gedichten, beſonders aus der „Elegie, da Molly ſich losreißen wollte" (S. W. 42.), theils aus ſeinen Briefen an Boie, Eliſe u. ſ. w. bei Althof und bei Döring.

bringt er der Leidenſchaft ſich ſelbſt zum Opfer dar und wirft Ruhm und Glück und Frieden der Seele, Alles hinab in den Danaidenſchlund der maß- und zügelloſen Subjectivität, die ſein Herr, ſein Schickſal und ſein Gott geworden.

Wie nun Bürger hier in der Sphäre des Lebens, im Thun und Handeln das verſöhnende Maß der Sittlichkeit nicht findet, ebenſo und aus dieſem Grunde entbehrt der poetiſche Wiederſchein dieſes Lebens auch der wahren künſtleriſchen Vollendung oder mit Einem Wort, der Schönheit. Denn Schönheit und Sittlichkeit entwickeln ſich beide weſentlich aus demſelben Princip, ja ſie ſind ſelbſt ein und daſſelbe Ding, da ſie beide auf der innerlichſten Durchdringung, der Sättigung und Harmonie zwiſchen Idee und Sinnlichkeit und der factiſchen, der plaſtiſchen Bethätigung dieſer Harmonie beruhen, ſo daß man Sittlichkeit die Schönheit des Handelns, Schönheit die Sittlichkeit der Kunſt wird nennen dürfen. Menſch und Dichter aber ſind in Bürger's Zeit, nach den bereits vollendeten, uns bekannten Uebergängen unſerer Kunſt, nicht mehr zu trennen, am Wenigſten gerade bei Bürger ſelbſt, der, wie wir wiſſen, nicht aus der Abſtraction, ſondern aus der Fülle des friſch quellenden Lebens dichtete. — Dieſen Mangel an Schönheit in den Bürger'ſchen Gedichten nun hier im Einzelnen nachzuweiſen, ſind wir durch die bekannte Recenſion von Schiller überhoben, der mit dem ihm eigenen, für jene Zeit und die damalige Stufe der Aeſthetik wahrhaft bewundernswerthen divinatoriſchen Takte den eigentlichen Lebenspunkt oder vielmehr den wunden Fleck, das Todesmal der Bürger'ſchen Poeſie gefunden hat [1]. Auch die in der Einleitung dieſes Buches angedeutete und verſprochene Parallele zwiſchen Bürger und Günther wird in dem, was hier ſo eben über Bürger geſagt iſt, bereits ihre Erledigung gefunden haben. Günther, wie Bürger zeichnen ſich dadurch aus, der Eine gegen die Poeten ſeiner Zeit überhaupt, der Andere ſpeciell gegen die jungen Dichter des Göttinger Bundes [1]), daß ſie nichts Abſtractes,

---

[1] Man beachte beſonders folgende Stelle, in der uns Schiller, allerdings in der Sprache ſeiner Zeit, das höchſte Princip aller Kunſt

---

und Kunſtbetrachtung ausgeſprochen zu haben ſcheint: „Alles, was der Dichter uns geben kann, iſt ſeine Individualität. Dieſe muß es alſo werth ſein, vor Mit- und Nachwelt ausgeſtellt zu werden. Dieſe ſeine Individualität ſo ſehr als möglich zu veredeln, zur reinſten herrlichſten Menſchheit hinaufzuläutern, iſt ſein erſtes und wichtigſtes Geſchäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchſte Werth ſeines Gedichtes kann kein anderer ſein, als daß es der reine, vollendete Abdruck einer intereſſanten Gemüthlage, eines intereſſanten vollendeten Geiſtes iſt. Nur ein ſolcher Geiſt ſoll ſich uns in Kunſtwerken ausprägen; er wird uns in ſeiner kleinſten Aeußerung kenntlich ſein, und umſonſt wird, der es nicht iſt, dieſen weſentlichen Mangel durch Kunſt zu verſtecken ſuchen. Vom Aeſthetiſchen gilt eben das, was vom Sittlichen: wie es hier der moraliſch vortreffliche Charakter eines Menſchen allein iſt, der immer ſeinen einzelnen Handlungen den Stempel moraliſcher Güte aufdrücken kann, ſo iſt es dort nur der reife, der vollkommene Geiſt, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch ſo großes Talent kann dem Kunſtwerk verleihen, was dem Schöpfer deſſelben gebricht, und Mängel, die aus dieſer Quelle entſpringen, kann ſelbſt die Feile nicht wegnehmen.“ S. W. XII, 343. f. der neueſten Ausgabe.

[1]) Um die über dieſen Punkt ſchon früher gegebenen Andeutungen zu ergänzen und zu erläutern, vergleiche man namentlich die ſeraphiſche Liebeslyrik der Göttinger mit Bürger's „Die Holde, die ich meine“ (früher „das Mädel, das ich meine“), wo gleichfalls die Liebe und die Geliebte ſelbſt mit Gott in nächſte Beziehung gebracht werden; aber nur wie ganz anders ſpricht ſich hier die friſche Luſt der Sinnlichkeit aus, die ſich freut an dem Geſchöpfe Gottes, weil es ſo ſchön iſt und ſein Genuß ſo ſüß, als dort die abſtracten Herr, Herr! und Heilig, Heilig! der Göttinger Odendichter. Man vergleiche:

„O was in tauſend Liebespracht
Die Holde, die ich meine, lacht!

nichts Conventionelles haben, ſondern volle, friſche und lebendig producirende Subjectivität ſind. Aber Beide ſind eben maßloſe Subjectivität, ſie unterliegen Beide ihrer eigenen Leidenſchaft und darum von Beiden gilt der Göthe'ſche Ausſpruch: „er wußte ſich nicht zu zähmen und darum zerrinnt ihm ſein Leben wie ſein Dichten."

Denn auch an Bürger's Leben hat die Nemeſis, die

Verkünd' es laut, mein frommer Mund:
Wer that ſich in dem Wunder kund,
Wodurch in tauſend Liebesſprache
Die Holde, die ich meine, lacht?

Wer hat, wie Paradieſeswelt,
Der Holden blaues Aug' erhellt? —
Er welcher über Meer und Land
Den lichten Himmel ausgeſpannt,
Er hat, wie Paradieſeswelt
Der Holden blaues Aug' erhellt.

Wer tuſchte ſo mit Kunſt und Fleiß
Der Holden Wange roth und weiß?...
Wer ſchuf der Holden Purpurmund
So würzig ſüß, ſo lieb und rund?...
Wer hat zur Fülle höchſter Luſt
Gewölbt der Holden weiße Bruſt?...

Lob ſei, o Bildner, Deiner Kunſt
Und hoher Dank für Deine Gunſt,
Daß ſo Dein Abbild mich entzückt
Mit Allem, was die Schöpfung ſchmückt" ..ꝛc.

Und dagegen nun das Gedicht aus dem Siegwart (III, 626.), in welchem dieſer gleichfalls Gott für den Beſitz der Geliebten dankt:

„Mein, o mein iſt er, der Engel Gottes!
Banges Herz, wie kannſt Du's faſſen! Brich nur!
  Schmilz in Thränen hin! Denn Dein iſt,
    Dein iſt die Erwählte!

O ich ſink' in Staub vor Dir, Du Geber!
Alle Thränen haſt Du weggetrocknet,
  Freuden haſt Du mir erſchaffen,
    Ewig, wie mein Herz liebt."

u. ſ. w., denn in dieſem Tone geht es noch weiter fort.

keuſche Göttin des Maßes, ſich gerächt. — Endlich nach zehnjähriger Qual, nachdem ſein Hausweſen zerrüttet, ſein Anſehn untergraben, der ganze Boden ſeiner Exiſtenz erſchüttert war [1], hatte der Tod die angetraute, ungeliebte Frau von ihm genommen: Molly, die Einzige, die er jetzt „empfangen durfte in Geiſt und Herz am Altare der Vermählung“, ſollte den Balſam des Friedens in ſeine Seele gießen: er verläßt die Trümmer des alten Hauſes, er geht nach Göttingen, dort als academiſcher Lehrer ein ſchon ſich neigendes, aber neu belebtes Alter den Wiſſenſchaften zu widmen [2]. Aber der Anker reißt, der dies Schifflein des Glückes hält: Molly, für die er Alles geduldet, um die er gerungen als ſeinen höchſten, ſeligſten Beſitz — jetzt, da ſie ſein iſt, ſtirbt ſie. „…Meine Kräfte ſind nun dahin, ich bin ein armer Stümper, ein Invalide geworden auf Lebenszeit. Man wälzt ſich ja freilich aus einem langweiligen Tage in den andern fort, und der Tauſendſte merkt es kaum, was und wie viel Einem fehlt. Aber —!“ [3]

Und hier wollen wir den Schleier fallen laſſen über die ferneren Schickſale Bürger's; ſie ſind ſo herbe, von ſo nackter Grauſamkeit, daß ſie das Auge beleidigen. Schamlos betrogen in einer dritten, leichtfertig geſchloſſenen Ehe [1]), niedergedrückt durch das Verdammungsurtheil, das die Welt über ihn, wie einſt über Günther, ausſpricht, freundlos und verarmt, mit ſtummem Munde, aus dem die ſüße Gabe der Lieder längſt entwichen, ſtirbt Bürger hin, und nicht einmal der leidige Troſt bleibt ihm, daß der Lorbeer des Nachruhms ſeine Gruft überſchatten wird: denn auch ihn hat Schiller ihm entblättert. In der Geſchichte der ganzen deutſchen Literatur giebt es keine dritte Gruft, die uns mit ſo ernſtem und erſchütterndem Nachdenken erfüllt, als Günther's und Bürger's Gräber, von keiner andern Stätte ſpricht die Nemeſis mit ſo warnendem Zuruf in unſre Seele, und es wäre gut, wenn auch die Dichter unſrer Zeit ein Ohr und ein Herz hätten für dieſe Stimme.

---

[1] Schon 1780 ſchreibt Joh. Müller an Gleim: „Wir beſuchten auch Bürger. Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei, bei ſeinen Leidenſchaften. Ich beweine einen vormals geiſtreichen, ſich überlebenden Jüngling.“ Körte's Br. deutſcher Gel. II, 272. — In dieſer Noth war es, wo er ſich des ehmaligen Gleim'ſchen Projects erinnerte und Friedrich den Großen wirklich um eine ihm angemeſſene Anſtellung bat. Der König, wie Bürger zu erzählen pflegte, verſprach, aber vergaß. S. Althof, a. a. O. 437.

[2] Die betreffende Correſpondenz mit Heyne, Käſtner, Lichtenberg ſiehe in den S. W. p. 476. fgg. Vgl. Heyne's Leben von Heeren, 287. Namentlich daß Bürger als Kantianer auftrat, war in Göttingen ſehr unbequem; indeſſen hat Bürger es als Philoſoph nicht weit gebracht und die Schiller'ſche Recenſion verleidete ihm den Kantianiſmus bald gänzlich. Vgl. die Br. bei d. S. W. p. 789.

[3] Br. an Boie, bei Althof, 440.

Die Stolberge.

Minder grell und nicht, wie bei Bürger, zugleich von äußerem Elend begleitet, dennoch aber um nichts weniger ſichtbar, für Jeden, der im Abfall vom Geiſt und von der Freiheit den eigentlichen und alleinigen Verfall des Menſchen erblickt, iſt der Untergang, den die Stolberge gleichfalls durch ihre unberechtigte, maß- und ſchrankenloſe Subjectivität gefunden haben.

Sollten wir, wie wir oben bei Bürger und Hahn gethan haben, auch Friedrich Stolberg (denn dieſer allein kommt in

---

[1]) Eine nur allzu genaue Schilderung dieſer Ehe ſiehe in der ſchon citirten „Eheſtandsgeſchichte"; das wichtigſte Document dieſes Buches, Bürger's Selbſtſchilderung, findet ſich, mit kleinen Auslaſſungen, auch bei Althof, 450. fgg.

Betracht, wenn man von den Stolbergs redet: Chriſtian, der ältere Bruder, lebt in der Geſchichte nur gleichſam auf Friedrichs Rechnung mit) mit einem Charakter aus den Dramen jener Zeit vergleichen, ſo dürfte man ihn vielleicht den Weißlingen oder Clavigo des Göttinger Bundes nennen. Denn wie Clavigo zwiſchen der Leidenſchaft der Liebe und der Leidenſchaft des Ehrgeizes, zwiſchen Recht und Unrecht, Tugend und Laſter hin und wieder ſchwankt, ſo ſchwankt Stolberg zwiſchen Fanatismus der Freiheit und Fanatismus der Unfreiheit, zwiſchen Aufklärung und Verfinſterung, zwiſchen Wollen und Vollbringen. Und wie Weißlingen zwiſchen dem alten, biedern Götz und dem verſchlagenen Rath des Pfaffen, ſo ſchwankt Stolberg in peinvollem Kampf zwiſchen Voß und den Freunden aus dem Münſterland. Aber der Pfaffe ſiegt und Münſterland ſiegt auch, Clavigo verläßt ſeine Marie und Stolberg wendet ſich der Maria zu, aber der himmliſchen, der Mutter der Heiligen, der man Roſenkränze und Ave Maria's betet.

Ein ſolches Schwanken zwiſchen Licht und Nacht, zwiſchen Bildung und Verdumpfung, zwiſchen der Betheiligung am Geiſt und dem Abfall von ihm, iſt allein da möglich, wo dieſes Licht nur glänzen, nicht wärmen ſoll, wo dieſe Bildung nicht zur Sittlichkeit wird, wo alſo die Betheiligung am Geiſt abſtract bleibt und den eigentlichen Kern des Weſens nicht erfüllt und nicht veredelt. Dieſer eigentliche Inhalt iſt bei den Stolbergs die ſchlechte, endliche Perſönlichkeit, das edelmänniſche Bewußtſein, welches ſie weder in der Religion, noch in der Kunſt, noch in der Politik aufgeben wollen, ſo daß ſie endlich aus der Lüge dieſes halben und unwahren Zuſtandes zurückfallen — in der religiöſen Sphäre aus dem

Proteſtantismus in den Katholicismus, in der Kunſt aus der Verherrlichung des Alterthums in ſeine Geringſchätzung, aus Tyrannenhaß in Freiheitshaß[1]. Wir haben dies ſchon oben berührt, wo wir, zum Theil in die ſpätere Zeit vorausgreifend, die Stolberge bei ihrem Eintritt in den Göttinger Bund charakteriſirten; wir werden jezt den näheren Verlauf und gleichſam die Stadien dieſes Abfalls kürzlich betrachten.

Die lezte Kriſis, die den Schlußſtein und das offene Bekenntniß der ganzen Umwandlung bildet und daher die beiden andern, den Abfall vom klaſſiſchen Alterthum und von der Idee der politiſchen Freiheit, als Bedingungen und Stadien ihrer eigenen Entwicklung in ſich trägt, iſt die religiöſe, und wiewohl ſie ſich am Späteſten vollendet, wird ſie dennoch ſchon am Früheſten eingeleitet, nämlich ſchon auf der Schweizerreiſe, welche die Stolberge, bald nach ihrem Abgange von Göttingen, im Jahre 1775 machten. Göthe, der ſie auf dem größten Theil dieſer Reiſe begleitete, hat uns eine intereſſante Schilderung derſelben aufbewahrt[2], in welcher die Stolberge ganz wie die übrigen fahrenden Genie's jener Zeit auftreten, zudringlich und heftig, renommirend, mit Tyrannenmord im Munde, mit überſchwänglicher und unduldſamer Leidenſchaft im Herzen. So kamen ſie nach Zürch zu Lavater, und man mag aus dem gewaltig feſſelnden Eindruck, den Lavater auf Göthe's ſchon damals ungleich klareren und gemäßigteren Geiſt ausübte, auf die Wirkung ſchließen, welche die ſchwärmeriſche Glaubensſeligkeit, das phantaſtiſche, adelſtolze Chriſtenthum dieſes Mannes auf die unſtät ringende, abſtract erregte, alſo für dergleichen Saat wohl nur zu empfängliche Seele der Stolberge machen mußte.

---

[1] Reichliche Actenſtücke dieſer Stolberg'ſchen Entwicklungsgeſchichte ſind, in Voſſiſchem Sinne, zuſammengetragen und commentirt von Dr. G. F. A. Schott: Voß und Stolberg oder der Kampf des Zeitalters zwiſchen Licht und Verdunklung, 1820. Von Voß ſelbſt gehören hieher: Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier? im 3. Heft des Sophronizon für 1819; die Beſtätigung der Stolb. Umtriebe, 1820; auch Einzelnes in Voß gegen Perthes, I. II. 1822.

[2] Dichtung und Wahrheit, IV, (S. W. 48.) 90. fgg., durch folgende charakteriſtiſche Betrachtung eingeleitet: „Zu der damaligen Zeit hatte man ſich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundſchaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die ſich gegen einander aufknöpfte und ein talentvolles, aber ungebildetes Innere herverkehrte. Einen ſolchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen ausſah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin ſo gut, wie die andern und habe daran viele Jahre auf mehr als Eine Weiſe gelitten.“ Merck, der ebenſo, wie bald dar-

Auf welcher Stufe aber damals Lavater ſelbſt ſtand, ſieht man aus einem Briefe, den er bald darauf (1777) an Gaßner ſchrieb, den berüchtigten Teufelsbanner und Wunderthäter, den Lavater für einen leibhaftigen Boten Gottes hielt: „O Gaßner! ich weiß, daß ich nicht werth bin, an einen Mann Gottes zu ſchreiben. Bitten wir Gott, daß wir einander bald ſehen können und daß ſich kein Satan zwiſchen uns hinein drängt. Meine Seele dürſtet nach einem lebendigen Zeugen des lebenden Jeſus. Ich bedarf nichts wenigeres, als eines unmittelbar verbundenen Jeſus." Gewiß iſt dieſer Standpunkt, auf dem Lavater ſich auch in

---

auf auch Leſſing in Hamburg aus den Schweizerbriefen der Stolberge (Voß im Sophronizon, p. 9.) das hohle Weſen derſelben erkannte, war ſehr unzufrieden mit dieſer gemeinſamen Reiſe: und allerdings ſchon in Mannheim, als die Gläſer in die Spiegel flogen, war es Göthe denn doch, „als ob Merck ihn am Kragen zupfe." Göthe, a. a. O. 95. 97. Für Göthe's ganzes Verhältniß zu den Stolbergs ſind die Jugendbriefe an Auguſte Stolberg (Urania von 1839) wichtig; das Verhältniß war nicht ſo kühl, Göthe ſelbſt dem renommiſtiſchen Element der Stolberge damals wohl nicht ſo fern, als es ſpäterhin ihm ſelbſt erſchien: vgl. Gervinus, IV, 537.

der religiöſen Ueberzeugung der eigenen Arbeit des Geiſtes überheben und im müßigen Glauben ſich anlehnen will an einen Heiligen, einen Wunderthäter, ja wo er einen ganz eigenen, einen excluſiven Chriſtus für ſich verlangt, dem Katholicismus bereits ſehr nah verwandt, wie es überhaupt wohl nur Zufall war oder gar Schwäche, die ſich ſcheute vor der Energie eines öffentlichen Bekenntniſſes, daß nicht auch Lavater die proteſtantiſche Gemeinde öffentlich und förmlich verlaſſen hat.

Mit dieſem Keim alſo in der Bruſt, der zwanzig Jahre ſpäter durch die Hamann'ſche Pflanzſchule der Galizin und ihrer Münſterſchen Freunde zur Reife gebracht wurde, ſo daß in den Stolbergs die beiden großen Propheten der Myſtik, der Magus des Nordens und der des Südens, Hamann und Lavater, ſich die Hände reichen, kehrten nun die Stolbergs in ihre nüchterne norddeutſche Heimath zurück. Dieſer Entſchluß war nicht ganz freiwillig: vielmehr hatte Friedrich ſich in Weimar anſiedeln wollen, welches damals, in der erſten Zeit nach Göthe's Berufung, der Herd und Sammelplatz der modernen Genialität, die Hofhaltung der Stürmer und Dränger zu werden verſprach [1]). Klopſtock indeſſen, der, wie auch die Göttinger Freunde [2]), Stolberg's Verkehr mit den Genialen nicht billigte, wußte dieſen Plan zu hintertreiben, und ſo finden wir Stolberg in Eutin wieder, in Voß' Nachbarſchaft, einer anmuthig idylliſchen Geſelligkeit, vor Allem der Poeſie und eifrigen Studien des Alterthums, wie es ſcheint, mit Heiterkeit und eigener Befriedigung hingegeben.

---

[1]) Gervinus, a. a. O. 539. fgg.

[2]) Vgl. die Urania v. 1839, p. 126. Schon im März 1776 ſchreibt Voß an Miller: „Die Grafen haben itzt ihre wärmſten Freunde außer dem Bunde und ſind in ziemlich hohem Grade Genies geworden. Sie haben auch Wielanden Gedichte gegeben, ob ſie gleich ſelbſt geſtanden, daß er keinem von uns Gerechtigkeit widerfahren ließe, wie ſie's nannten. Von Hahn hatt' er ſogar verächtlich geſprochen. O Freundſchaft! edle Freundſchaft!" Voß' Br. II, 92.

Allein man würde ſich täuſchen, wollte man aus der Maſſe der Productionen, die Stolberg damals zu Tage förderte, und aus dem Ehrgeiz, mit dem er ſelbſt ſeine Leiſtungen und Studien hervorhebt, auf den Ernſt dieſer geiſtigen Beſchäftigung, auf eine wirkliche Hingabe an die Schönheit der Kunſt, den edlen Gehalt des Alterthums und daher auf eine ſittliche Frucht ſchließen, die ihm aus ihnen erwachſen wäre. Freilich war er der Ueberſetzer des Homer, freilich ſchrieb er Tragödien im Stil der Alten, wo es hoch hergeht mit Timoleon und Freiheit und Griechenthum, ja er rühmte, mit gräflicher Vornehmheit den Dornen der Logik Hohn lächelnd, ſich der Roſen, die ihm ſein Plato gab: ¹) aber dies Alles war doch nur eine ariſtokratiſche Schönthuerei, ein Edelmannsvergnügen, mit dem er, im günſtigſten Falle, ſich ſelbſt nur unterhielt; den Kern ſeines Weſens berührte es nicht, ſeine Dichtungen brachten ihm ſelbſt keine Befreiung aus der dumpfen Trübung des Gemüths, er nahm keinen geiſtigen, keinen herzlichen Antheil am Alterthum. Dies Letztere zeigt ſich unwiderlegbar in der Art und Weiſe, wie er denen gegenüber trat, die, im Gegenſatz zu ihm, das Alterthum wirklich zu ihrem Inhalt gemacht und ein allerdings einſeitiges, aber doch wirkliches und lebendiges Pathos aus ihm gewonnen hatten. Nicht Freunde, nicht Mitſtrebende ſieht Stolberg in dieſen, er fühlt keinen verwandten Blutstropfen zwiſchen ſich und ihnen, ſondern ſeine Feinde ſieht er in ihnen, verlorene, unchriſtliche Menſchen, die zu verfolgen

---

¹) Siehe die Jamben, im dritten Theil der S. W. p. 14. fg.

und, wenn es nur ginge, vor ein Ketzergericht zu ziehen, er für ſeine Pflicht hält[1]. Da war es denn nur noch ein kleiner Schritt, und die friſch duftige Welt des Alterthums war ihm eine Leichenkammer, die guten Alten waren Heiden, und Plato mußte ſich gefallen laſſen, aus der Bibel corrigirt zu werden.

---

[1] Wir denken hier beſonders an Stolberg's Manifeſt gegen die Götter Griechenlands von Schiller (Deutſches Muſeum, Auguſtheft v. 1788 und im Auszuge bei G. Schwab, Schiller's Leben, p. 281. fgg. Die urſprüngliche, von der jetzigen Bearbeitung ſehr verſchiedene Ausgabe des Schiller'ſchen Gedichtes ſ. in Hoffmeiſter's Suppl. zu Schiller, II, 267.) und an ſeinen Brief über den Ardinghello. In Erſterem heißt es u. A.: „Ich möchte lieber der Gegenſtand des allgemeinen Hohnes ſein, als ein ſolches Lied gemacht haben, wenn mir auch ein ſolches Lied den Ruhm des großen und lieben Homer zu geben vermöchte... Die Vorſtellungen der chriſtlichen Religion mußten dem Dichter, auch wenn er das Unglück hätte, nicht daran zu glauben, doch wohl edler und wohlthätiger erſcheinen, als die Spiele der griechiſchen Phantaſie, deren Götterlehre die größte Abgötterei mit dem traurigſten Atheismus verband." Und dabei heißt ihm Homer, von dem die Griechen ſelbſt ſagten, er habe ihnen ihre Götter gegeben, doch noch groß und lieb! — Noch kapuzinerhafter iſt der, ziemlich gleichzeitige, Brief an Halem über Ardinghello, bei Halem's Leben, p. 67.: „Hier ſende ich Ihnen den Ardinghello zurück. Es iſt dies Büchlein mit vielem Geiſt und Feuer geſchrieben, aber der Geiſt iſt ein böſer Geiſt, das Feuer verzehrend, weder erhellend noch erwärmend. Wenn mich das heilige Gaſtrecht mit den Männern zu Oldenburg zu einer Bitte berechtigt, ſo bitte ich: o Ihr Männer zu Oldenburg! verbrennt das böſe Büchlein, wenn Euch an der Tugend Eurer Schweſtern, Weiber und Kinder etwas gelegen iſt! .... Im freien Athen hätte kein Dichter die Tugend ſo ungeſtraft angreifen können" u. ſ. w. Auch die Reiſe nach Italien gehört hieher, beſonders die bekannte Stelle, die Göthe ihm ſo übel nahm, daß an den Statuen „der heidniſchen Künſtler auch auf den Geſichtszügen der ewigen Götterjugend wie eine ſchwarze Wetterwolke der Gedanke des Todes ſchwebe." S. W. VII, 310. Vgl. Göthe und Schiller in den Xenien (Hoffmeiſter, a. a. O. 110.), in denen die Stolberge überhaupt ſehr mitgenommen werden; das war zum Theil noch Rache für die Recenſion der Götter Griechenlands: a. a. O. 138.

Zu keinem beſſern Reſultat hatte ihn nun auch ſeine politiſche Erregtheit, ſeine Freiheitsbegeiſterung geführt. Auch hier blieb er in der abſtracten Aufregung, in der inhaltloſen Empfindung ſtecken. So lange die franzöſiſche Revolution ihn ſelbſt unberührt ließ, alſo für ihn perſönlich unwirklich war, ein fabelhaftes, fernes Traumbild, eine Abſtraction, von der ſich vortrefflich ſingen und ſagen ließ, ſo lange wußte er nicht genug Rühmens von ihr zu machen und ſchalt auf die Edelleute und verſpottete die Höflinge und fragte mit lauter Stimme, ob ſich denn Deutſchland nicht auch bald erheben würde gegen ſeine Unterdrücker. Allein ſobald die franzöſiſche Revolution durch Abſchaffung der Adelsrechte die Völker Europa's auf eine Bahn hinweiſt, deren weitere Verfolgung ihn perſönlich, ſeine angeſtammten Rechte, ſeine urahnliche Ritterlichkeit bedroht, ſo verwandelt ſich ſeine Begeiſterung in Abſcheu, ſein Segensſpruch in Fluch. Und ſo fanatiſch, wie er vorher war, Tyrannen zu morden (mit Worten) und Ketten zu ſprengen (mit Redensarten), ſo fanatiſch iſt er jetzt auch gegen das freie Volk:[1]) die Empfindung, das erregte Gemüth, der abſtracte Fanatismus iſt geblieben, nur der Inhalt hat ſich verändert, weil Stolberg's eigner Geiſt an dem Geiſt der Freiheit, von dem er hier abfällt, niemals lebendigen Antheil hatte.

Wenn nun Stolberg, auf dieſe Art umhergeſchleudert zwiſchen den feindlichſten Gegenſätzen, mit gährendem Herzen, das weder mit der Wiſſenſchaft, noch mit der Kunſt, noch mit der Geſchichte ſich hat verſöhnen und erfüllen können, endlich die ganze eigene Arbeit des Geiſtes von ſich wirft und im Katholicismus einen fixen, fertigen Inhalt in ſich aufnimmt, ſo iſt das im Grunde nur der nothwendige Gipfel dieſer ganzen Entwicklung, und es hat auch nicht an leitenden Händen gefehlt, die ihn hinaufführten auf dieſen Gipfel. Hier war nun auch ſein edelmänniſches Bewußtſein geſichert und befriedigt: die katholiſche Kirche iſt die excluſive, ſie hat ihre edlen Geſchlechter, ihre Ahnen und Stammregiſter, ſie hat ihre Paria's, die ſie verachten kann, wie der Edelmann den Bürger. Hier alſo mochten die Stolbergs endlich Ruhe finden und mochten vor ſich ſelbſt vergeſſen, was ihre That eigentlich war — Verrath am Geiſt, deſſen köſtliche Gemeinſchaft, die einzige wirkliche und wahre Gemeinſchaft der Heiligen, ſich von keinem Papſte ſchenken, von keiner Glaubensformel verſichern läßt, ſondern die einzig durch die eigene und freie That des Individuums will errungen werden. —

---

[1]) In dieſem Bezug gewannen beſonders „die Weſthunnen“

(„Bei meiner Mutter Aſche, das duld' ich nicht!
Ihr ſollt nicht Franken nennen der Völker und
Der Zeiten Abſchaum! nennt Weſthunnen,
Dann noch beſchönigend, ihre Horden“ u. ſ. w.

Nämlich Stolberg's Mutter ſtammte aus Franken) und die Caſſandra (1793 und 1795) eine traurige Berü[illegible] S. W. II, 119. 142.

Voß.

Es iſt ein wohlthätiger Uebergang aus der Schwüle der Stolberg'ſchen Atmoſphäre zu Voß, dem nüchternen kühlen Manne, der, wiewohl er Jahre lang in innigſtem Verkehr mit den Stolbergs gelebt, dennoch in allen Stücken der gerade Gegenſatz derſelben iſt: der wackere Fleiß des Gelehrten, die ehrenwerthe Beſchränkung des Bürgers gegen den genialiſirenden Dilettantismus des Grafen; herbe, ſelbſt ſtörriſche Feſtigkeit des Charakters gegen zerfließende Weichlichkeit, derbe Geſundheit des Verſtandes gegen krankhafte Empfindſamkeit des Herzens.

Es iſt dies das urſprüngliche nordiſche Element der Voſſiſchen Natur, mit dem er nach Göttingen gekommen war; die Erregtheit jener jugendlichen Genoſſenſchaft hatte auch ſein kälteres Blut entzündet, er hatte ihren abſtracten Enthuſiasmus nicht nur getheilt, ſondern ſogar ſelbſtthätig eingewirkt auf die formale Ausbildung und Befeſtigung deſſelben und ihm durch den Ernſt ſeiner Geſinnungen ein ſittliches Gewicht gegeben. Jetzt, ſobald er Göttingen verlaſſen hat und durch Neigung und Schickſal in eine ähnliche Vereinſamung zurückgeführt wird[1]), wie jene war, aus welcher Boie ihm den Weg nach Göttingen eröffnete, tritt bei der nun wiederum ſelbſtändigen Entwicklung ſeines Charakters auch jenes urſprüngliche Element wieder hervor: der Häuptling des genialiſirenden Göttinger Bundes tritt über auf die Seite der Proſa, zu Nicolai und der rationaliſtiſchen Aufklärerei, der Odendichter wird zum Idyllendichter, der Barde zum Sänger der Natur und der Geſelligkeit[2]).

---

[1]) Für dieſen Uebergang iſt beſonders der Aufenthalt in Wandsbeck wichtig, in Claudius' Nähe: Voß' Br. II, 3. fgg., auch einzelne Briefe im erſten Band. Es iſt das Gegenſtück zu dem Aufenthalt der Stolberge in der Schweiz.

[2]) Wie ernſtlich er es mit dieſer poetiſchen Darſtellung der beſchränkten häuslichen und bäuerlichen Sphäre meinte, und welchen Werth er ſeinen derartigen Verſuchen ſelbſt beilegte, geht aus ſeinem wunderlichen Project hervor, ſchon 1775 ſich vom Markgrafen von Baden als „Landdichter“ anſtellen zu laſſen. Voß' eigener höchſt merkwürdiger Brief an den Markgrafen ſteht in den Br. IV, 106., wo es u. A. heißt: „Man hielt ehedem Hofpoeten. Der Ton der Zeit und die Unart ihres Herzens machte ſie zu verächtlichen Poſſenreißern und ſie wurden abgeſchafft. Gewiß einen beſſeren Erfolg verſpricht die jetzige Periode unſerer Literatur, wenn man einen Landdichter beſtellte, den Herz und Pflicht antrieben, die Sitten des Volks zu beſſern, die Freude eines unſchuldigen Geſanges auszubreiten, jede Einrichtung

In dieſer Sphäre der Poeſie bewegt ſich Voß mit breiter Gemächlichkeit und heiterm Muthe; er iſt der Einzige, der geſund geblieben iſt von dem Göttinger Kreiſe, und deſſen compactere Natur keine Miller'ſche Empfindſamkeit, keine Ueberſchwänglichkeit der Leidenſchaft, wie in Bürger, keine Stolberg'ſche Zerfloſſenheit beunruhigt und verſtimmt; es iſt Alles gemäßigt, klar und wohlgeformt. Auch bieten die Vorfälle dieſes Kreiſes keinen Stoff, an dem eine gewaltige Leidenſchaft ſich entzünden könnte: die großen Begebenheiten der Welt ſchlagen nur mit leiſer Welle an ſeine Thür und bleiben eben fern genug, um ſich auf die allgemeinſte Anregung eines löblichen, freiſinnigen Intereſſes zu beſchränken. In ſeinem Kreiſe ſelbſt aber waltet die Häuslichkeit mit demſelben ſichern Gang, mit welchem draußen die Natur ordnet und waltet; und ſo iſt drinnen und draußen, Haus und Acker, Familie und Gäſte, Herz und Wille, Wunſch und Hoffnung, es iſt Alles wohl berathen und wohl beſtellt, Sommer und Winter, Säezeit und Erntezeit, Arbeit und Schmaus, es kehrt Alles in eintönig gemeſſenem Wechſel wieder und bekommt jedes ſein Lied und jedes ſeinen Vers.

Allein es liegt in der Natur dieſer einförmigen und be-

---

des Staats durch ſeine Lieder zu unterſtützen und beſonders dem verachteten Landmann feinere Begriffe und ein regeres Gefühl ſeiner Würde beizubringen. . . Durch Hilfe meiner Freunde getraute ich mir, in etlichen Jahren eine ganze Sammlung Idyllen und Lieder zu liefern, die größtentheils eine nähere Beziehung auf die glücklichen Unterthanen von Baden hätten.“ (108, 109. vgl. p. 76. I, 306. II, 96.) Der Markgraf von Baden galt damals überhaupt für einen Gönner der Poeten: auch Miller, wie er den Siegwart geſchrieben hatte, dachte daran ſich von ihm penſioniren zu laſſen: vgl. **Karl von Burgheim**, IV, 315. und Zeitgenoſſen, IV, 1, 87.

ſchränkten Zuſtände, daß das Pathos, mit dem der Dichter ſich an ihnen betheiligt, ſelbſt nur ein einförmiges und beſchränktes iſt, ja in den meiſten Fällen kommt der Dichter ſelbſt, durch nichts aus ſeiner Tranquillität emporgerüttelt, nicht über die bloße Reflexion hinaus; er wird lehrhaft, wendet ſich mehr an den Verſtand, als an das Gefühl und verſcherzt dadurch den poetiſchen Effect. In ſo ruhigen Zeiten, wie Deutſchland ſie damals hatte, als die Mehrzahl dieſer Gedichte entſtand, mochte man an dieſer ruhig nüchternen Poeſie Gefallen finden; es war eine wohlthätige Abkühlung auf die Hitze der Sturm- und Drangperiode, und die Spießbürgerlichkeit in ihrer „kalmankenen Jacke" freute ſich, doch auch einmal poetiſch zu Worte gekommen zu ſein. Jetzt, da wir für unſer Leben, wie für unſere Poeſie einen anderen Inhalt, ein erweitertes und lebensvolleres Intereſſe ahnen und ſuchen, als der Voſſiſche Kreis darbietet, hält es ſchwer, gegen dieſe Dichtungen nur noch gerecht zu ſein[1]); ja wir verſtehen jetzt wohl kaum mehr, wie es möglich war, daß die Voſſiſchen Idyllen, dieſe ſteifen Holzſchnitte nach einer rohen und unvergeiſtigten Natur, ſo lange für Poeſien gelten konnten, und daß ſeine Mitgenoſſen den langweiligen Pfarrer von Grünau, mit ſeinen platten

---

[1]) Die liebevollſte Darſtellung der Voſſiſchen Poeſie hat Göthe gegeben in einer Recenſ. von 1804: S. W. 33, 146. Es fehlte ſogar nicht an Solchen, die in dieſem Lobredner den Schalk ſuchten und das Ganze für eine Perſiflage hielten, gewiß mit Unrecht. Vgl. den Anhang zu Voß' Briefwechſel „über Voß' Verhältniß zu Schiller und Göthe" (IV, p. 63.), wo auch u. A. die charakteriſtiſche Mittheilung, daß Voß in Schiller's Gedichten „das unleidlich war, was Schiller Pathos nennt: man könne ſich und Andern keine Rechenſchaft geben, was Einem dabei eigentlich innerlich wohlthue." Beſonders Schiller's Dramen waren ihm zuwider. (p. 47. 48.)

Natürlichkeiten, Göthe's Hermann und Dorothea, mit dem welthiſtoriſchen Hintergrund ihrer Anlage, mit dem äſthetiſchen Reiz ihrer Ausführung, nicht nur gleichgeſetzt, ſondern ſogar vorgezogen haben [1]).

Wo aber ein leidenſchaftliches, ja gewaltſames Pathos wirklich in dieſe idylliſche Welt eintritt, da iſt daſſelbe mehr negativ und kritiſch, als productiv und poetiſch: es iſt das Pathos der Nicolai'ſchen Verſtandesaufklärung, die Nüchternheit des Rationalismus, die er den religiöſen Ueberſchwänglichkeiten ſeines Freundes Stolberg mit einer Heftigkeit entgegenſetzt, die unmittelbar praktiſch werden will und ſich nur um das thatſächliche Reſultat, die Belehrung oder Widerlegung des irrenden Freundes, nicht mehr um die künſtleriſche Darſtellung und das Geſetz der Schönheit kümmert. Ueberhaupt läßt es wunderlich, wenn, wie wir oben geleſen haben, Voß die Miller'ſchen Romane tadelt wegen ihrer Lehr- und Nützlichkeitspointe, da ſeine eigene Poeſie die dogmatiſche, die praktiſche Tendenz nirgend verläugnet; ſelbſt ſeine Idyllen ſind Tendenzidyllen, in denen er bald die Aufhebung der Leibeigenſchaft, bald die Toleranz, bald die Aufklärung oder Aehnliches anpreiſt.

Erfreulicher, als dieſe poetiſchen Bemühungen, ſind die Reſultate, welche ſich in der Wiſſenſchaft an Voß' Namen knüpfen, und zwar nach zwei Richtungen hin, in der Ueberſetzung der Alten und in der mythologiſchen Forſchung und Auslegung. In beiden hat die zähe Ausdauer ſeiner Natur und jene nüchterne Klarheit des Verſtandes, die ſeine eigenen dichteriſchen Leiſtungen auf das leidige Niveau der Zweckpoeſie und der Mittelmäßigkeit herunterſetzte, Vortreffliches und Unvergängliches geleiſtet.

---

[1]) Daß das Göthe'ſche Gedicht gegen die Luiſe doch nur ein klägliches Machwerk, eine ſchwache Copie ſei, war Glaubensbekenntniß des Voſſiſchen Kreiſes. Er ſelbſt ſchreibt an Gleim: „Ich denke ehrlich für mich und ſage es Ihnen: die Dorothea gefalle, wem ſie wolle — Luiſe iſt ſie nicht!" Das brachte der alte Gleim denn gleich in ein Verschen: ſ. Br. II, 339. 340. Vgl. III, 153. IV, 50. 82. 83. Ein anderes abfälliges Urtheil über Herm. und Dorothea ſ. bei Halem, p. 198. 202.

Wir entſinnen uns aus der Einleitung, in welchen Stadien und Uebergängen der deutſche Geiſt von der Erbſchaft des klaſſiſchen Alterthums allmälig Beſitz genommen und wie ſchon in Winckelmann und Heyne das ſpäterhin von Fr. A. Wolf ausgeſprochene Princip der Alterthumswiſſenſchaft ſich angekündigt hatte: die Beſchäftigung mit dem Alterthum ſoll aufhören einer todten und zerfallenden Gelehrſamkeit zu dienen, auf das Ethiſche, auf den Menſchen des Alterthums gerichtet, ſoll ſie auch in uns den Menſchen ergreifen, bilden und verklären. Hier iſt Form und Inhalt ungetrennt, es iſt das ganze lebendige Alterthum, deſſen wir, ſelbſt mitlebend, uns bemächtigen wollen. Die Form hört hier alſo auf, bloß Außenſeite, bloß Schale in unorganiſcher Abſtraction zu ſein: ſie gewinnt Leben und Bedeutung, als die eigenthümliche und nothwendige Offenbarung des innen ſchaffenden Geiſtes; auch das Kleinſte — aber es giebt jetzt kein Kleinſtes mehr! und Form und Ton und Rhythmus, es iſt Alles durchdrungen und belebt von dem allerfüllenden ſchöpferiſchen Geiſte, den wir in Allem ahnen, in Allem ſuchen, in Allem wiederzugewinnen und zu Verſtändniß und Darſtellung zu bringen haben. Es iſt alſo nicht mehr um den Stoff allein zu thun, entkleidet und losgelöſt von der Form, noch um dieſe Form allein, bei der wir ſo lange in die Schule gegangen waren, bis in unſerer

Poeſie ſelbſt ein eigenthümlicher Lebensgehalt ſich wieder entwickelte und die Feſſeln des Conventionellen, des bloß Formalen zertrümmerte: ſondern um die organiſche Verbindung Beider, den Gewinn des aus Beiden unlösbar und organiſch zuſammengewachſenen antiken Lebens ſelbſt iſt es zu thun. Und was wir auf dieſe Art innerlich gewonnen, wollen wir auch äußerlich darſtellen: die Antike, weil ſie unſer geworden iſt nach Form und Inhalt, ſoll auch vollſtändig, nach Form und Inhalt, reproducirt werden. In dieſem Sinne entwickelt ſich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dieſer unermüdliche wetteifernde Fleiß in Ueberſetzung der Alten, namentlich des Homer. Und wenn nun Voß, zuerſt in der Ueberſetzung der Odyſſee (1781) den Preis dieſes Wettkampfs erringt, ſo iſt das keineswegs bloß die Frucht ſeines, allerdings außerordentlichen formalen Talentes, ſondern ebenſo ſehr das mühſelige Reſultat einer ernſten und ausdauernden Arbeit, eines unermüdlichen Fleißes und jener nüchternen Prüfung, die ihm hier, wie überall, zur Seite ſtand. Freilich hat dies nüchterne Element ebenſo, wie in ſeinen eigenen poetiſchen Productionen, ſich auch in den Ueberſetzungen öfters durch eine ſteife und ſtarre Geſchmackloſigkeit gerächt; er wird auch hier ſchwerfällig und pedantiſch und oft läßt der „ſaſſiſche Bauer“ (wie Görres ihn nennt) ſich auch in dieſen Uebertragungen nicht verkennen. Aber dergleichen Unvollkommenheiten der Ausführung mögen wir der einſeitigen Richtung des Menſchen, der ja überhaupt ſo gern in dem, was er errungen, ſich einſeitig fixirt, verzeihen und vergeſſen. Wenn daher auch nicht wohl geläugnet werden kann, daß Voß auch als Ueberſetzer in ſeiner eigenen Manier erſtarrt und oftmals als Handwerk übt, was ſtets, wenn ſchon mit fremdem Inhalt, dennoch freie Schöpfung der Kunſt bleiben ſollte; ſo hat er doch immer das Außerordentliche geleiſtet, daß er das Princip, welches als Ahnung und unerreichte Beſtrebung in ſeiner Zeit lag, in glücklichem Anfang dargeſtellt und verwirklicht hat, und dadurch thatſächlich die Möglichkeit einer Ueberſetzungsweiſe nachgewieſen, an der man zum Theil verzweifelte, die jetzt aber, nach Voß' Vorgang, der geſicherte und alleinige Weg geworden iſt, auf welchem alle ferneren Verſuche dieſer Art fortſchreiten müſſen, wenn ſie anders wirklich zum Ziele gelangen und dem Bewußtſein unſerer Zeit genügen wollen [1].

Steht nun alſo Voß in ſeinen Ueberſetzungen eigentlich in der Conſequenz des Heyne'ſchen Princips, ſo iſt er Heyne ſelbſt auf dem Gebiete der mythologiſchen Forſchung als hartnäckiger und erbitterter Feind gegenüber getreten. In ſeinem Bemühen, das geſammte Alterthum geiſtig zu durchdringen und jeglichem hiſtoriſchen Stoff den geiſtigen Pulsſchlag abzulauſchen, hatte Heyne, zunächſt von ſeinen archäologiſchen Studien ausgehend, auch die antike Mythologie, bis dahin ein unorganiſches und willkürliches Convolut vereinzelter Notizen, in dieſen Kreis gezogen. Bei der Neuheit dieſes Unternehmens und der Dunkelheit, die ja noch jetzt ein Gebiet überſchattet, auf welchem damals er zuerſt als Entdecker und Anbauer auftrat, konnten Irrthümer und Fehlgriffe im Einzelnen nicht ausbleiben. Dieſe nun berichtigte und widerlegte Voß, der nicht nur in der Kenntniß gerade desjenigen Autors, an welchen dieſe mythologiſchen Forſchungen ſich zunächſt anlehnten, alſo des Homer, ohne Zweifel Heyne übertraf, ſondern auch durch ſeinen ausdauernden, auf das Kleine und Einzelne gerichteten

---

[1] Vgl. des Verf. ſchon früher citirten Aufſatz zur Geſchichte der deutſchen Ueberſ. Litt., aus welchem das Obige zum Theil wiederholt iſt.

Fleiß und die Nüchternheit ſeines Verſtandes recht eigentlich zum Kritiker einer Richtung befähigt war, die damals, wie jetzt, den ſichern Boden des Hiſtoriſchen ſo gern verläßt. Er übte dies Amt anfänglich mit Mäßigung, wenn ſchon auch in dieſen erſten Erörterungen der alte Widerwille gegen Heyne und das eckige, ſahrige Weſen, der geſpreizte Ton, den er ſich wohl ſchon aus Klopſtock's Gelehrtenrepublik angenommen hatte, ſichtbar wird. Aber Heyne ignorirte dieſe Berichtigungen, noch mehr, er blickte vornehm auf ſie herab, und gönnte ihnen nicht einmal die Ehre des Widerſpruchs. Aus dergleichen Verſtimmungen und Erbitterungen, die noch hinzukamen zu dem alten perſönlichen Zerwürfniß [1], entwickelte ſich bei Voß allmälig eine rückſichtsloſe und ungerechte Polemik gegen Heyne, die ſich endlich zum offenen und fanatiſchen Haſſe ſteigerte, als dieſelbe Partei, an die er bereits ſeinen Fritz Stolberg verloren hatte, ſich nun auch dieſer unkritiſchen, von ihm mißachteten Heyne'ſchen Mythologie bemächtigte, — die Romantiker. Heyne nämlich hatte von dem Standpunkte ſeiner Zeit aus den Gedanken einer, der Geſchichte immanenten und in ihr ſich ſtufenweiſe entwickelnden Idee nicht faſſen können; er unterſcheidet zwiſchen einem hiſtoriſchen, das iſt unlebendigen und bedeutungsloſen Mythus, einem bloßen Factum, das an ſich nichts ſagt und nichts bedeutet, und einem philoſophiſchen, der, urſprünglich in den Händen einer bevorzugten Kaſte morgenländiſcher Weiſen und Prieſter, jenem untergeſchoben und daher erſt von uns wieder aus ihm zu entwickeln iſt [2]. An dieſe Vorausſetzung einer urſprünglichen, myſteriöſen Weisheit knüpften, in bekannter Schelling'ſcher Vermittlung, die Romantiker an, und Görres und Creuzer übernahmen in dieſem Sinne die Fortſetzung und conſequente Durchführung der Heyne'ſchen Anfänge. Gegen die Romantiker alſo wandte ſich nun der ganze biſſige Grimm der Voſſiſchen Natur: Alles, was nur von fern an die Romantik ſtreift, was irgend wie zu ihr gehört, bis hinunter auf die unſchuldige Reimform des Sonnetts, wird von Voß verfolgt, überall, vielleicht weil er ſelbſt einmal, in der Göttinger Zeit, durch einen geſchloſſenen Bund auf die Literatur hatte wirken wollen, wittert er Verbrüderung, überall Pfaffen und Kryptokatholiken, die umherſchleichen und Politik, Kunſt, Wiſſenſchaft zu jeſuitiſchen Zwecken mißbrauchen, — und ſo wenig wir auch in all dieſem maßloſen und zum Theil wunderlichen Eifer die Grundlage einer tüchtigen Geſinnung, eines energiſchen und werthvollen Charakters verkennen dürfen, ſo ſchwer hält es doch in der That, ſich mit der unförmlichen Derbheit, der gemeinverſtändlichen Beſchränktheit dieſes Pathos auszuſöhnen, und überhaupt in Voß' ganzer Erſcheinung, mit

---

[1] Die klägliche Geſchichte dieſer Fehde hat Voß ſelbſt mit großer Redſeligkeit vorgetragen, Antiſymb. II, 1—141. Einen trefflichen Ueberblick über Heyne's, Voß', Creuzer's u. A. mythologiſchen Standpunkt enthält die Charakteriſtik Creuzer's von Ludwig Preller: Hall. Jahrb. 1838, 799. bis 840.

[2] Heyne ſelbſt (ſ. ſein Leben von Heeren, p. 198.) ſpricht ſich

---

über Gang und Princip ſeiner Forſchung alſo aus: „Es kam zuerſt darauf an, den richtigen Begriff von Mythos feſtzuſetzen, ihn nicht mehr mit Dichtung, und Dichterfabel als gleichbedeutend anzunehmen. Indem gezeigt ward, daß Mythen überhaupt alles das umfaſſen, was die alte Welt vor den Zeiten der Aufzeichnung durch Schrift in ihrer alten Sprache und Vorſtellungsart dachte und erzählte — ihre Sagen — ſo ergab ſich von ſelbſt, daß richtige Anſicht der Mythologie auch der einzige wahre Schlüſſel zur Kunde des höhern Alterthums ſei. Die weitere Unterſcheidung des hiſtoriſchen Mythos, bei dem ein Faktum, alſo eine Erzählung, und des philoſophiſchen, bei dem eine Wahrnehmung, Bemerkung zum Grunde liegt, theilte dies große Gebiet in ſeine beiden Haupttheile. Durch dieſe Anſicht der Mythen wurden ſofort alle diejenigen Verſuche abgewieſen, welche in ihnen entweder irgend ein wiſſenſchaftliches Syſtem finden oder auch welche nur überhaupt einſeitig ſie erklären wollten.“

Verzichtleiſtung auf Schönheit und Grazie, ſich bloß an dem wackern, dem tüchtigen Subject genügen zu laſſen [*]).

Schluß.

Wir ſtehen hier am Schluß unſeres Verſuches. Wir haben geſehen, wie von der Reformation her die Vernichtung des Conventionellen und die lebendige Betheiligung des Subjects am Inhalte der Kunſt, am Schönen, die Aufgabe unſrer Poeſie wird; wie der Göttinger Dichterbund in dieſer Entwicklung den abſtracten Klopſtockiſchen Standpunkt zu ſteifen und in der Literatur zur Herrſchaft zu bringen ſucht; wie aber dieſe Bemühungen ſich ſchon in ihrem erſten Anfang als nichtig erweiſen und wie die Dichter des Göttinger Bundes, ſtatt die Welle der Entwicklung aufzuhalten, vielmehr ſelbſt ergriffen werden von ihr, ja wie ſie zum größten Theil in dieſem Strudel untergehen.

Was ihnen verſagt iſt, hat inzwiſchen Göthe erreicht, die Ausſöhnung des individuellen, perſönlichen Inhalts mit dem Inhalte der Kunſt, die Darſtellung und Vollendung des poetiſchen, des ſchönen Subjects. Er iſt der Abſchluß dieſer geſammten Entwicklung, der mild herrſchende, ſelige Zeus, der aus dem Titanenkampf der ſiebziger Jahre ſich in ſelbſtgenügſamer, majeſtätiſcher Sicherheit erhebt.

Eine neue Epoche beginnt mit Schiller: denn es iſt ein großer Irrthum der täglichen Gewöhnung, Göthe und Schiller zuſammen zu nennen, als wären ſie Zwillingskinder Eines Geiſtes. Schiller hat das ſchöne Subject als Vorausſetzung, als Gewinn und Erbtheil ſeiner ſtürmiſchen Jugendproductionen, als edle Errungenſchaft ſeiner philoſophiſchen Arbeit in ſich; es hat bei ihm nicht mehr um die eigene Exiſtenz zu ringen, noch auch begnügt es ſich in ſüß behaglichem Selbſtgenuß; ſondern als eine fertige Exiſtenz, eine wirkende Macht, will es ſich auch nach außen hin bethätigen. Schiller verläßt alſo die Grenzen der bloß ſubjectiven Welt, das bloße Fühlen, Genießen und Geſtalten des eigenen Ich: er tritt erobernd in die Welt und will ſeiner Poeſie die Geſchichte unterwerfen. Schiller wächſt auf und bildet ſich unter dem Brauſen der franzöſiſchen Revolution, das auch durch Deutſchland hallt und auch hier die Geiſter aufrüttelt zu Beſinnung und Nachdenken. Man wird ſich bewußt, daß das Subject, um zu ſeinem ganzen Rechte, ſeinem vollen Daſein zu gelangen, auch Theil haben muß an der Geſchichte, am Staat und der politiſchen Entwicklung deſſelben. Aber dieſe Erkenntniß bleibt für's Erſte nur eine theoretiſche, die Freiheit („Der Menſch iſt frei, und wär' er in Ketten geboren!") bleibt ideell, ein Poſtulat, ein Dogma, welches gefordert und gelehrt wird, aber noch nicht erfüllt und nicht verwirklicht. Dies iſt der Nachtheil, in welchem Schiller ſich gegen Göthe befindet: in Göthe iſt Alles Vollendung, in Schiller Alles Anfang und Verheißung, Göthe die reife Frucht, Schiller die Knospe.

---

[*]) Leiſewitz bedurfte in dieſer Ueberſicht wohl keiner ausdrücklichen Erwähnung mehr, da er, wie ſein Antheil an dem Göttinger Bunde nur ein ſpäter und geringer iſt, auch in der Literatur nur durch den Einen „Julius von Tarent“ vertreten wird, und dieſer in ſeinem ſehr leicht erſichtlichen Zuſammenhange bereits von Gervinus nachgewieſen iſt: IV, 583.

Aber dieſe Knospe wird reifen. Seit zwei Jahrtauſenden hat der deutſche Geiſt ein eignes Leben, eine ſelbſtändige Geſchichte; wir ſind nicht eines jener kleineren Völker, die ſich an einen fremden Organismus anlehnen und mit der Summe ihrer Exiſtenz in einem fremden, höheren Princip aufgehen: wir ſind fähig und berufen, unſern Inhalt rein und vollſtändig auszuleben. Der Inhalt des deutſchen Geiſtes aber iſt kein anderer, als die Freiheit, die er mit ſeinem Eintritt in die Geſchichte, als die Praxis des Chriſtenthums, über die Völker der Welt gebracht hat; die er erkämpft hat im Gebiet des Glaubens, im Reiche des Gedankens und die er nun im Staat erkämpfen wird auf dem Boden ſeines Vaterlandes. Man kann dies dreiſt vorausſagen, ohne darum den Seher und Propheten ſpielen zu wollen: denn in tiefſter Mitternacht, wo die Finſterniß am Dichteſten und kein Stern am Himmel leuchtet, wer wagte nicht vorherzuſagen, daß am Morgen doch die Sonne aufgehn wird? Der Geiſt aber, die Geſchichte, Gott ſind mehr als zehntauſend Sonnen und die Wege, die ſie gehn, ſichrer und zuverläſſiger, als alle Bahnen und Kreiſe der Geſtirne, die unſre Sterngucker uns berechnen. Freilich, wie lange die Nacht noch dauern wird, wer kann es ſagen? Nur das iſt göttliche Gewißheit, daß ſie ein Ende nimmt. Dann, mit der Sonne unſrer Freiheit, wird auch das ſchöne, herzerfreuende Geſtirn der neuen Poeſie aufgehen, welches die Morgenröthe der Schiller'ſchen Dichtung verkündigt hat: wir werden ein Epos, wir werden ein Drama haben, das uns jetzt mangelt, und auch unſre Lyrik wird noch von Anderem ſingen, als von Herzen und Schmerzen allein. Alſo nicht Epigonen ſind wir, die mit dem Nachlaß ihrer Vorältern das eigene elende Daſein müßig friſten; — ſondern Progonen ſind wir, die auf eine beſſere Zeit wenigſtens hindeuten wollen und ſagen von ihr, wenn wir ſelbſt ſie nicht ſehen ſollen und wenn ſie herbeizuführen man den Arm uns gebunden hat:

Hail, holy light!

Gedichte

von

R. E. Prutz.

Neue Sammlung.

Zürich und **Winterthur,**
Druck und Verlag des literariſchen Comptoirs
1843.

BIBLIOTHECA
[illegible]
AVIENSIS

Seinen Freunden

in

Königsberg in Preußen

gewidmet

vom

Verfaſſer.

„Trinkſt Du jetzt Zorn daraus, ſo denk',
Es iſt auch den Genoſſen,
Die Dir geſandt dies Weihgeſchenk,
Kein ſüßer Moſt gefloſſen."

Ja Wein des Zornes, Wein der Kraft,
Ein ſüßberauſchter Zecher,
Ich trank den Wein der Leidenſchaft
Aus Eurem goldnen Becher.
Die Thränen meines Vaterlands,
Den Wermuth dieſer Zeiten,
Mit vollem Zug ließ ich ihn ganz
In meine Seele gleiten!

Nun, was mein innerſt Herz berauſcht
Mit ungeſtümem Drange,
Nun, Freunde, nehmt es hin und lauſcht
Dem tönenden Geſange,
Ich weiß, es iſt kein alter Wein,
Es iſt nur Moſt der Jugend,
Und daß er unverfälſcht und rein,
Iſt ſeine ganze Tugend.

Nun nehmt ſie hin — und laßt die Bruſt
Mitfühlend Euch erſchüttern,
Laßt gleichen Schmerz, laßt gleiche Luſt
Gemeinſam uns durchzittern:
Daß gleiche Liebe, gleicher Haß
In jeder Bruſt ſich ſpüre;
Daß brauſend ſich in ſeinem Faß
Der Wein der Freiheit rühre! —

O Du, mit Thränen eingeweiht,
O Du, von der wir träumen,
O Rebe Du der neuen Zeit,
Wann endlich wirſt Du ſchäumen?
Man hat Dich lang genug gepreßt,
Bis auf die bittre Schale:
O nun zum Völkerfreiheitsfeſt,
Nun füllet die Pokale!

Das iſt der wahre Nachtmahlwein,
Nach dem die Herzen dürſten,
Von dieſem ſchenkt den Völkern ein,
O ſchenket ein, ihr Fürſten!
Auf daß er nicht aus eigner Macht
Die morſchen Dauben ſprenge,
Damit die Fackel nicht der Schlacht
Die ſchöne Welt verſenge! —

Bei dieſem Wein, aus Herzensgrund,
Mit unverfälſchtem Triebe,
Beſchwören wir den neuen Bund
Der Freiheit und der Liebe:
Daß alle Herzen wonnevoll
Den Eidſchwur wiederhallen,
Und keine einz'ge Thräne ſoll
In unſern Becher fallen!

Rechtfertigung.

Man hat die Poeſie verklagt,
Man zürnt mit uns Poeten,
Daß wir mit ſtolzem Muth gewagt,
Vor unſer Volk zu treten:
Daß wir gewagt, mit lautem Ton
Die Schlummernden zu wecken,
Daß wir gewagt, auf ihrem Thron
Selbſt Könige zu ſchrecken.

Schaut um Euch, ſagt man: Alles ſtill!
Die Lämmer gehn und graſen,
Die ganze Welt iſt ein Idyll,
Was nützt es, Lärm zu blaſen?
Ihr ruft zur Schlacht Tag aus, Tag ein,
Wer ſoll die Schlachten ſchlagen?
So laßt doch das Trompeten ſein,
Es will ja doch nichts ſagen.

Die Muſe iſt ein Weib — wohlan!
Für Weiber ziemt die Klauſe.
Was ficht denn Eure Muſe an?
Was will ſie außerm Hauſe?
Macht Verſe wieder, wie zuvor,
Singt: blühe, liebes Veilchen!
Und findet das kein offnes Ohr,
Je nun, ſo ſchweigt ein Weilchen. — —

Und wär' es auch und wär' es ſo,
Wir wollen doch nicht ſchweigen!
Doch in die Lüfte ſtolz und froh
Solln unſre Lieder ſteigen!
Und wären alle Lerchen ſtumm
Und alle Nachtigallen,
So ſoll die Freiheit doch ringsum
Von allen Zweigen ſchallen!

Was? Wenn der Mond am Himmel ſteht
Und wenn die Sternlein flimmern,
Da ſoll Euch hurtig der Poet
Ein Mondſcheinliedchen wimmern:
Doch wenn aus Nacht und Nebel bricht
Der Zukunft goldne Sonne,
Da, wollt Ihr, ſoll der Dichter nicht
Aufjauchzen ſeine Wonne?

An jedem Hälmchen, jedem Moos
Soll der Poet ſich freuen,
Er ſoll die Blumen klein und groß
Poetiſch wiederkäuen:
Doch Wie? wenn der Geſchichte Baum
Laut rauſcht mit allen Zweigen,
Das freut Euch nicht? das hört Ihr kaum?
Da ſoll der Dichter ſchweigen?

Ihr laßt ihn gerne dies und das
Von Rauſch und Reben ſingen,
Und wenn der Wein ſich rührt im Faß,
Soll auch die Leier klingen:
Doch wenn der Geiſt, der ew'ge, gährt,
Daß alle Herzen dröhnen,
Das dünkt Euch nicht Beſingens werth,
Da ſoll kein Lied ertönen?

Ihr hört dem Dichter ruhig zu,
Singt er von Liebesſchmerzen,
Ihr kriegt nicht ſatt ſein ewig: Du,
Du, Du liegſt mir im Herzen:
Doch wenn ein Mann zur Liebſten ſich
Die Freiheit hat erkoren,
Da dünkt das Lied Euch kümmerlich,
Da ſchmerzen Euch die Ohren?

Nun gut, ſo rutſcht denn auf dem Knie,
So räuchert Eurem Fetiſch,
Und klagt, die neue Poeſie
Sei gar zu unäſthetiſch:
Wir kümmern uns den Teufel drum,
Wie man uns kritiſire,
Und ob ein feines Publicum
Uns höchlich degoutire! —

Dich, deutſche Jugend, Dich allein,
Dich ſuchen dieſe Lieder!
Dein Ohr iſt wach, Dein Herz iſt rein,
Dein Buſen hallt ſie wieder.
Die Jugend nur, die Jugend nur,
Die Jugend ſoll uns hören,
Und nicht Kritik und nicht Cenſur
Soll unſre Lieder ſtören! —

Kriegserklärung.

Nein, ſie ſollen wiederklingen,
Wie ſie ehemals erklungen,
Nein, wir wollen wieder ſingen
Die wir ehemals geſungen:
Berghinauf und Thalhernieder,
Unbekümmert, unerſchrocken,
Unſrer Zukunft Oſterglocken,
Unſrer Freiheit Morgenlieder!

Was wir einſam, gramumdüſtert,
Nur gedacht mit Herzenspochen,
Was wir heimlich nur geflüſtert
Und vor Gott nur ausgeſprochen:
Laßt es nun die Welt erfahren!
Laßt es nun aus jedem Munde,
Laßt es nun aus Herzens Grunde
Unverhüllt ſich offenbaren!

Nun herbei! die Glocken läuten
Und die Fahnen ſeh' ich wehen:
Nun herbei, Ihr Weitzerſtreuten,
Nun zum Banner laßt uns ſtehen!
Werdet Männer nun aus Knechten,
Werdet Krieger nun aus Hirten:
Das wir trugen unter Mirthen
Mit dem Schwert nun laßt uns fechten!

Nun herbei auch Ihr zur Stunde,
Die Ihr Frieden uns geheuchelt
Und mit Lächeln auf dem Munde
Mitternächtlich uns gemeuchelt:
Nun bei Seite Eure Schlingen,
Eure Netze, Eure Fallen!
Denn nun Ein Recht gilt uns Allen
Und das iſt das Recht der Klingen.

Schweigend, in den Lüften droben,
Ernſte Geiſter ſeh' ich ſitzen,
Eine Hand ſeh' ich erheben
Und ein Richtbeil ſeh' ich blitzen.
Dieſe Stunde ruft uns Beide!
Wagt es nun, die Gluth zu dämpfen,
Wagt es nun, mit uns zu kämpfen —
Und der ew'ge Gott entſcheide!

Alter und Jugend.

Ihr könnt nicht uns verſtehen
Und wir nicht Euren Rath:
Wohlan, ſo laßt uns gehen
Ein Jeder ſeinen Pfad.
Ihr legt die Stirn in Falten,
Ihr nennt Euch ſelbſt die Alten,
Die Nüchternen, die Kalten:
Und wir ſind jung und wir ſind friſch
Und wir ſind raſch und wir ſind riſch,
Das kann nicht Friede halten.

Wir wollen Euch nicht zürnen,
Ade, Ihr alten Herrn!
Vor Euren kahlen Stirnen
Beugt unſer Knie ſich gern.
Doch ſagt, vor unſern Locken,
Vor unſers Flaumes Flocken,
Warum ſteht ihr erſchrocken?
Auch Euer Haupt war einmal braun,
Auch Euer Auge konnte thaun,
Nun aber iſt es trocken.

Ihr habt ihn längſt verloren,
Den Blick für unſre Welt,
Euch dünkt ein Spott der Thoren,
Was uns die Seele ſchwellt.
Ihr mögt nur immer ſagen,
Kopfſchütteln nur und fragen,
Bedauern und beklagen:
Uns packt es an und reißt es fort,
Nun ſind wir hier, nun ſind wir dort,
Wir wollen einmal wagen.

Lebt wohl! — zum letztenmale
Kreuzt unſre Bahn ſich hier:
Ihr geht gemach im Thale,
Auf Klippen wandern wir.
Ruht aus in Abendgluthen,
Beim Murmeln kühler Fluthen,
Wie Eure Väter ruhten:
Denkt nie, daß Ihr einſt ſelber ſo
Wart jugendfriſch und jugendfroh —!
Das Herz müßt Euch ja bluten.

Du aber, Reich der Jugend,
Steig' auf, du ewig jung,
Du Götterreich der Tugend
Und der Begeiſterung!
Und ſollten wir verderben,
Wir wollen für dich werben,
Die Zukunft ſoll dich erben!
Das Alter mag im Lehnſtuhl ruhn:
Doch will Gott uns was Gutes thun,
So laß er jung uns ſterben!

Lügenmärchen.

Vgl. Wilh. Wackernagel's deutſches Leſebuch,
Th. II., Vorr. p. IX.

Jüngſt ſtieg ich einen Berg hinan,
Was ſah ich da!
Ich ſah ein allerliebſtes Land,
Der Wein wuchs an der Mauer,
Und dicht am Throne, rechter Hand,
Stand Bürgersmann und Bauer.
Wunder über Wunder!
Keine Barone
Neben dem Throne?
Unterdeſſen nimmt mich's Wunder.

Und weiter ſtieg ich friſch hinan,
Was ſah ich da!
Kein Leutnant war, kein Fähnrich dort
Und kein Rekrut zu ſehen,
Man wußte nicht das kleinſte Wort
Von ſtehenden Armeen.
Wunder über Wunder!
Keine Barone
Neben dem Throne?
Glückliche Staaten
Ohne Soldaten?
Unterdeſſen nimmt mich's Wunder.

Und weiter friſch den Berg hinan,
Was ſah ich da!
Das ganze liebe Land entlang,
Ins Bad und auf die Meſſe,
Man reiſte frei und reiſte frank
Und brauchte keine Päſſe.
Wunder über Wunder!
Keine Barone
Neben dem Throne?

Glückliche Staaten
Ohne Soldaten?
Kein Paßviſiren
Und Chikaniren?
Unterdeſſen nimmt mich's Wunder.

Und wiederum ein Stück hinan,
Was ſah ich da!
Ein Jeder durfte laut und frei
Von Herzen räſonniren,
Man wußte nichts von Polizei
Und nichts von Denunciren.
Wunder über Wunder!
Keine Barone
Neben dem Throne?
Glückliche Staaten
Ohne Soldaten?
Kein Paßviſiren
Und Chikaniren?
Ohne Spione,
Denkt Euch nur: ohne?
Unterdeſſen nimmt mich's Wunder.

Und noch einmal den Berg hinan,
Was ſah ich da!
Die Volksvertreter, Mann für Mann,
Da ging's um Kopf und Kragen;
Doch dachte kein Miniſter dran,
Den Urlaub zu verſagen.
Wunder über Wunder!
Keine Barone
Neben dem Throne?
Glückliche Staaten
Ohne Soldaten?
Kein Paßviſiren
Und Chikaniren?
Ohne Spione,
Denkt Euch nur: ohne?
Ganz ungenirte
Volksdeputirte?
Unterdeſſen nimmt mich's Wunder.

Und immer höher ging's hinan,
Was ſah ich da!
Sah Poeſie und Wiſſenſchaft

Mit Luſt die Schwingen breiten,
Und die Cenſur war abgeſchafft
In alle Ewigkeiten.
Wunder über Wunder!
Keine Barone
Neben dem Throne?
Glückliche Staaten
Ohne Soldaten?
Kein Paßviſiren
Und Chikaniren?
Ohne Spione,
Denkt Euch nur: ohne?
Ganz ungenirte
Volksdeputirte?
Freie Autoren
Ohne Cenſoren?
Unterdeſſen nimmt mich's Wunder.

Und weiter, weiter, friſch hinan,
Was ſah ich da!
Ich ſah die Weiſen, Hand in Hand,
Wie ſie der Lüge wehrten,

Und wie für Recht und Vaterland
Mitkämpften die Gelehrten.
  Wunder über Wunder!
    Keine Barone
    Neben dem Throne?
    Glückliche Staaten
    Ohne Soldaten?
    Kein Paßviſiren
    Und Chikaniren?
    Ohne Spione,
    Denkt Euch nur: ohne?
    Ganz ungenirte
    Volksdeputirte?
    Freie Autoren
    Ohne Cenſoren?
    Die Philoſophen
    Nicht hinter'm Ofen?
Unterdeſſen nimmt mich's Wunder.

Und immer wieder ging's hinan,
  Was ſah ich da!
Im ganzen Lande keine Spur

Von Muckern und von Frommen,
Und Niemand kann durch Beten nur
Ins Miniſterium kommen.
Wunder über Wunder!
Keine Barone
Neben dem Throne?
Glückliche Staaten
Ohne Soldaten?
Kein Paßviſiren
Und Chikaniren?
Ohne Spione,
Denkt Euch nur: ohne!
Ganz ungenirte
Volksdeputirte?
Freie Autoren
Ohne Cenſoren?
Die Philoſophen
Nicht hinter'm Ofen?
Kein Pietismus,
Kein Servilismus?
Unterdeſſen nimmt mich's Wunder.

Und nun zum letztenmal hinan,
  Was ſah ich da!
Ein Jeder durft' auf eignem Bein
Die ew'ge Wahrheit ſuchen,
Kein Pfaffe durfte kreuz'ge! ſchrein
Und von der Kanzel fluchen.
  Wunder über Wunder!
    Keine Barone
    Neben dem Throne?
    Glückliche Staaten
    Ohne Soldaten?
    Kein Paßviſiren
    Und Chikaniren?
    Ohne Spione,
    Denkt Euch nur: ohne?
    Ganz ungenirte
    Volksdeputirte?
    Freie Autoren
    Ohne Cenſoren?
    Die Philoſophen
    Nicht hinter'm Ofen?
    Kein Pietiſmus,

Kein Serviliſmus?
Sanfte Theologen —
Das iſt gelogen!
Unterdeſſen nimmt mich's Wunder.

Der Eſel des Buridan.

Rechts Heu und Klee, links Heu und Klee,
Die allerfettſten Weiden,
Dem Eſel thut das Wählen weh,
Er kann ſich nicht entſcheiden.
Er ſchnepert rechts, er ſchnepert links
Und dreht ſich dreimal um —
O Buridan, o Buridan,
Was iſt dein Eſel dumm!

Rechts Gras und Korn, links Gras und Korn,
Wie knurrt es ihm im Magen!
Und immer wieder geht's von vorn,
Er mag die Wahl nicht wagen.
So zwiſchen Beiden bleibt er ſtehn
Und fällt vor Hunger um —
O Buridan, o Buridan,
Was wär dein Eſel dumm! —

Rechts freie Preſſe, links Cenſur,
Rechts Wahrheit, links die Lüge,
Was ſtehen wir und grübeln nur
Und haben's nicht Genüge?
Wir horchen rechts, wir horchen links
Und fragen fern und nah —
O Buridan, o Buridan,
Wär' doch dein Eſel da!

Die Freiheit rechts, links Sklaverei,
Wer könnt' es ſich verhehlen!
Wir aber ſtehn und ſtehn dabei
Und wiſſen nicht zu wählen.
So ſind wir doch weit ärger noch
Und dummer noch fürwahr,
O Buridan, o Buridan,
Als wie dein Eſel war!

Den Unzufriedenen.

Noch immer bös? noch immer knurrig?
Noch immer dies und das nicht recht?
Nun denn bei Gott, das Ding iſt ſchnurrig,
Ihr ſeid ein undankbar Geſchlecht!
Was ward nicht Alles Euch beſchieden,
Was thaten Eure Fürſten nicht:
Und ihr noch immer unzufrieden?
Und immer noch ein Spottgedicht?

Wißt Ihr ein Volk nur auszudenken,
Ein einziges in aller Zeit,
Das von der Laſt, ſich ſelbſt zu lenken,
So gründlich man, wie Euch, befreit?
Wer liegt, wie Ihr, ſo ſtill im Hafen,
Wenn draußen Blitz und Donner kracht?
Wer kann, wie Ihr, ſo ruhig ſchlafen,
Indeß ſein König für ihn wacht?

Wie freundlich ſorgt nicht Zoll und Steuer
Für Eures Leibes Mäßigkeit!
Denn warum iſt der Wein ſo theuer,
Als bloß, damit ihr nüchtern ſeid?
Und daß am Spotte frecher Thoren
Nicht Euer Seelchen ſich verletzt:
Bezahlt der Staat nicht die Cenſoren?
Und ward nicht Bauer abgeſetzt?

Ihr aber, meint Ihr, wollt Geſchichte,
Es ſoll, verlangt Ihr, was geſchehn?
So reibt den Schlaf aus dem Geſichte,
Ihr braucht doch wirklich nur zu ſehn:
Schaut die Walhalla nicht herunter
Auf den beglückten Donauſtrom?
Ging Hamburg nicht in Flammen unter?
Und baut man nicht den Kölner Dom?

Ihr rümpft die Naſe, wie ein Kenner,
Und meint, das ſei zum Spaſſe bloß;
Ihr wolltet, ſagt Ihr, große Männer,
Wollt Männer, wenn ſie auch nicht groß.
Je nun, an Großen fehlt's mit nichten,
Euch aber macht der Ärger blind:
Habt Ihr nicht Könige, die dichten?
Nicht Könige, die Redner ſind? —

Und doch, Ihr armen Malcontenten,
Ihr habt dies nicht aus Euch allein:
Nur die abſcheulichen Scribenten
Die ſpritzten dieſes Gift Euch ein.
Drum ſoll das Volk nicht weiter taumeln,
Bethört durch fremde Raſerei;
Was mehr? ſo laßt die Dichter baumeln
Und alle Preſſen ſchlagt entzwei!

Der neue Papageno.

Du willſt die Völker zwingen
Durch ſanfte Melodien,
Die Glöcklein läßt du klingen
Und denkſt, wir ſollen knien:
Als wären wir Kamele,
Die man beladen will,
Als wäre unſre Seele,
Wie unſer Mund, ſo ſtill.

Das Große und das Schöne,
Das uns die Herzen ſchwellt,
Die allerhöchſten Töne,
Die heiligſten der Welt:
Du brauchſt ſie, uns zu leiten,
Es iſt der neuſte Ton,
Du reißeſt in die Seiten —
Nun Bären? tanzt Ihr ſchon?

Umſonſt! — du biſt der Meiſter
Der freien Töne nie,
Du feſſelſt nicht die Geiſter
An deine Melodie:
Schon wird von wachſenden Tönen
Die horchende Erde gepackt,
Sie hallen, ſie ſchallen, ſie dröhnen —
Und du verlierſt den Takt.

Hutten.

Was Hutten hin! was Hutten her!
Ich mag von ihm nichts hören.
Laß, deutsche Jugend, nimmermehr
Vom Hutten dich bethören.
Ich geb' es zu, er meint' es gut,
Doch hatt' er viel zu raſches Blut:
Schon heut vor drei Jahrhunderten
Rief er zu den Standarten,
Schon heut vor drei Jahrhunderten,
O Hutten, lerne warten!

Er rief die Fürſten ſeiner Zeit,
Die Kön'ge, die noch träumten,
Er rief ſie auf zum heil'gen Streit
Und fluchte, da ſie ſäumten.
Allein, allein, allein, allein,
Wer wird auch gleich ſo hitzig ſein?
Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
Wo bleibt, auf den wir harrten?
Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
O Hutten, lerne warten!

Er wollte, daß vom Rhein zum Belt
Ganz Deutſchland einig werde,
So wären wir die Herrn der Welt,
Die Könige der Erde.
Nun wohl, das war ein ſchöner Traum;
Doch reimt auf Traum bekanntlich Schaum:
Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
Wir ſind die ſtets Genarrten,
Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
O Hutten, lerne warten!

Erneuen wollt' er Deutſchlands Ruhm,
  Aufrichten Deutſchlands Ehre,
Damit es, wie im Alterthum,
  Glorreich vor Allen wäre.
Das war ſein Sinnen Tag und Nacht,
Und doch, und doch, wer hätt's gedacht?
  Noch heut, nach drei Jahrhunderten
  Iſt unſer Schwert voll Scharten,
  Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
  O Hutten, lerne warten!

Die Freiheit ſollte, ſonnengleich,
  Den Großen, wie den Kleinen,
Für Alt und Jung, für Arm und Reich,
  Sie ſollte Allen ſcheinen.
Doch bis auf Weitres, merkt Euch wohl!
Iſt auch die Freiheit Monopol:
  Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
  Iſt ſie für die Aparten,
  Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
  O Hutten, lerne warten!

Das gift'ge Kraut der Lüge ſtand
Hochwuchernd in den Wegen,
Da kam der Hutten flink gerannt,
Das Meſſer anzulegen.
Fort mit dem Meſſer! fort das Beil!
Das Ding hat wahrlich keine Eil:
Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
Das Unkraut blüht im Garten,
Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
O Hutten, lerne warten!

Er ſah Pedanten hochgeehrt,
Für Weiſe gelten Tröpfe,
Da ſchwang er ſeines Witzes Schwert
Auf ihre dicken Köpfe.
Und hätt' er es auch nicht gethan,
Die Welt ging' dennoch ihre Bahn:
Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
Floriren noch die Schwarten,
Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
O Hutten, lerne warten!

Die Mönche packt er hier und dort,
Der Pfaffenſchreck, der Hutten,
Und ſchleuderte ſein Donnerwort,
Gleich Feuer, auf die Kutten.
Sein ganzes Leben ſetzt' er dran,
Allein was half es, ſaget an?
Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
Noch miſcht der Pfaff' die Karten,
Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
O Hutten, lerne warten!

Und wo er einen Schurken fand,
Und ging er auch in Seide,
Gleich war am Degen ſeine Hand,
Der Degen aus der Scheide!
Was nützt es ihm? was bracht' es ein?
Auf Ufnau ruht ſein müd Gebein:
Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
Giebt's Schurken aller Arten,
Noch heut, nach drei Jahrhunderten,
O Hutten, lerne warten!

Drum ſollſt du, Jugend, nimmermehr
Dir ihn zum Beiſpiel nehmen.
Sei gut, ſei groß — nur nicht zu ſehr!
Auch Tugend lerne zähmen!
Die Ungeduld, die Ungeduld,
Die iſt an allem Übel Schuld:
Vielleicht nach drei Jahrhunderten,
Vielleicht, wir können warten,
Vielleicht nach drei Jahrhunderten
Wehn vorwärts die Standarten!

„Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren."

I.

Eins beklag' ich, Eins bedaur' ich,
    Eines iſt für mich verloren:
Dieſes nämlich, daß ich leider
    nicht als Türke bin geboren,
Denn vor allem Volk der Erde
    ſind die Türken hoch zu preiſen,
Sie allein die wahren Menſchen,
    die Zufriedenen, die Weiſen.

Hol' der Teufel unſre Bildung!
Sagt, was bringt es mir für Ehre,
Daß ich mühſam mich in Sorgen
um mein Vaterland verzehre?
Daß die Schmerzen des Jahrhunderts
mir in meine Seele ſchneiden,
Und daß mein Glück mir vergellt iſt,
weil ich weiß, daß Andre leiden?

Seid Ihr etwa darum weiſer,
weil Ihr Euch mit Weisheit brüſtet?
Sind wir etwa darum freier,
weil nach Freiheit uns gelüſtet?
Nein, wir ſind ſogar noch ſchlechter,
dieſes dünkt mich unbeſtritten:
Denn am Fleiſch zwar ſind die Türken,
doch am Geiſt ſind wir beſchnitten. —

Wohl, wenn ich ein Türke wäre,
dann die Hände auf dem Bauche,
Süße Knaſterwölkchen ſaugt' ich
aus dem ambraduft'gen Schlauche;
Neben mir, mit nackten Hüften,
eine Sklavin ſchürt' die Kohlen,
Und die andre, die Tſcherkeſſin,
kraute dienſtbar mir die Sohlen.

Sanft, mit ausgeſprühten Perlen
ſollt ein Springquell mich erfriſchen,
Und in ſein melodiſch Plätſchern
flötend ſich die Bulbul miſchen:
Während ich, in Gottes Frieden,
eingemachte Feigen naſche,
Oder unter meinem Kaftan
küßt' ich die verbotne Flaſche.

Sollt' es aber hin und wieder
mir an Unterhaltung fehlen,
Schlummert' ich, und ließ zum Schlummer
luſt'ge Märchen mir erzählen,
Oder einen Chriſten rief ich,
in das Antlitz ihm zu ſpucken,
Und nicht mit den Augenwimpern
dürfte der Giaur mir zucken! —

•

Kriegt' ich ſelber auch mitunter
ein klein wenig Baſtonnade,
Nun, was wär' es, recht beſehen,
für ein übermäß'ger Schade?
Hab' ich Sklaven nicht und Weiber,
die an ihren zarten Füßen
Jeden Streich, den ich empfangen,
hundertfach und drüber büßen?

Und ſo fließen, klar und eben,
unermüdlich meine Tage,
Ohne Wunſch und ohne Sorgen,
ohne Leidenſchaft und Klage.
Denn was immer, Gut' und Böſes,
mir vom Himmel wird beſchieden,
Weiß ich doch: Allah il Allah!
und ſo trag' ich es im Frieden.

Stirbt mein Weib, kauf' ich ein andres,
das noch ſüßer weiß zu lachen;
Stirbt mein Sohn, wohlan, ſo werd' ich
flugs mir einen neuen machen;
Und nun gar die tollen Worte,
welche Euch den Frieden ſtören:
Vaterland und Recht und Freiheit,
dieſe werd' ich gar nicht hören.

II.

Sitz ich dann vor meinem Hauſe,
    munter, wie ein Vollmond glänzend,
Neben mir ein holdes Mädchen,
    meinen Scherbet mir kredenzend:
Nun, wenn Allah ſo gewollt hat,
    kann es wohl einmal geſchehen,
Daß der Sultan, Sohn der Sonne,
    wird an mir vorübergehen.

Hurtig vor dem Herrn der Erde
in den Staub werd' ich mich bücken,
Seines Fußes heil'ge Spuren
werd' ich küſſen voll Entzücken:
Dann vielleicht auf meinem Schmerbauch,
auf den Wangen ohne Runzeln
Läßt er dann ſein Auge ruhen
und er ſpricht zu mir mit Schmunzeln:

„Wie ſo glatt ſind deine Wangen!
und dein Bauch, was der ſo rund iſt!
Daraus ſeh' ich, Knecht der Knechte,
daß dein Beutel ſehr geſund iſt.
Alſo gleich von Allem ſollſt du
mir die Hälfte wiedergeben!
Schenken werd' ich dir die andre
und zum Vezir dich erheben."

Alſo wird der Sultan ſprechen:
und mit gnädigem Behagen
(Wenn dies nicht zu Viel iſt) gibt er
einen Tritt mir auf den Magen.
Selig werd' ich mich erheben,
meine Schätze flink zu theilen,
Und als Vezir an die Stufen
ſeines Thrones werd' ich eilen.

Fragt Ihr nun, wie ich es fürder
als Miniſter werde treiben?
Nun, verſteht ſich: als Miniſter!
Alles wird beim Alten bleiben:
Nur die Steuern werden ſteigen,
nur die Galgen ſich vermehren,
Um Verweichlichung und Luxus
von den Bürgern abzuwehren.

Tag für Tag, mit ernſter Miene,
in dem Divan werd' ich ſitzen,
Alle, die mein Antlitz ſchauen,
ſollen vor Bewundrung ſchwitzen.
Sollten mal Parteien kommen,
wo ich nicht weiß zu entſcheiden:
Hundert Prügel dann dictir' ich
ſalomoniſch allen beiden. —

Käme dann vor meine Stufen
ein europamüder Dichter,
So ein Dingelſtadt und Herwegh
oder ähnliches Gelichter,
Die mit ihren frechen Liedern,
Freiheitjubel, Freiheitſchmerzen,
Wahre Drachenzähne ſtreuen
in der Bürger treue Herzen:

Nun, nicht wahr? Ihr meint,
ich ließe ohne Weiteres ſie ſäcken?
Weit gefehlt! in meinen Harem
ließ ich dieſe Burſche ſtecken,
Zu der allerſchönſten Sklavin
mit den ſchwärzſten Augenſternen —
Und ich wette drauf, ſie würden
ihre Poeſie verlernen!

Aber will auch das nicht helfen,
wider menſchliches Vermuthen,
Sei's darum! in Gottes Namen
ſingen ließ' ich dann die Guten.
Bin ich doch kein deutſcher König!
und ſo will ich's ihnen gönnen,
Da ich weiß, daß meinen Türken
ſie ja doch nicht ſchaden können.

Übrigens um die Regierung
würd' ich mich nur wenig grämen:
Wenn kein Geld im Schatze wäre,
würd' ich borgen oder nehmen.
Und wenn etwa der Egypter
unſre Truppen ſollte ſchlagen —
Gott iſt groß! Er wird die Feinde,
wenn es Zeit iſt, ſchon verjagen.

Zwar der Sultan wird mir zürnen
und dann wird das Schauſpiel enden.
Eine Schnur, recht eine hübſche,
ſeidne Schnur wird er mir ſenden
(Dieſes auch iſt ein Verfahren,
daß man auch Europas Kronen
Ernſt und dringend ſoll empfehlen:
denn es ſpart die Penſionen).

Doch mit der gewohnten Demuth
ſeinen Willen würd' ich ehren,
Ließ den Bart noch einmal ſalben,
einmal noch den Schopf mir ſcheeren,
Dann die allerliebſte Schlinge
um die fette Kehle knüpft' ich —
Ein Moment! und ohne Weitres
in den Garten Gottes ſchlüpft' ich.

Ha, was dort für eine Pracht iſt!
was für Eſſen, was für Trinken!
Die uns der Prophet verheißen,
ſüße Huri's ſeh' ich winken —
O verdammt, daß ich als Deutſcher,
nicht als Türke bin geboren:
Denn ſo geht zuſammt der Erde
auch der Himmel mir verloren.

Der Miniſter.

Alles um des Volkes Willen!
Seht, ich lache ſelbſt im Stillen
Dieſer Bibeln und Poſtillen
Und daß man ſo gläubig iſt:
Ich, für mich, bin Atheiſt!
Doch das Volk, das Volk muß glauben!
Glauben heißt der Talisman,
Dem die Erde unterthan.
Wir die Adler, ſie die Tauben!
Und das Volk, das Volk muß glauben,
Glauben — oder doch ſo thun.

Täglich in die Kirche laufen,
Himmliſche Tractätchen kaufen
Und mit Jordanwaſſer taufen,
Sammt dem chriſtlichen Verein —
Nun, für mich ſind's Faſelein.
Doch das Volk, das Volk muß beten!
Denkt, o denkt nur den Scandal,
Wenn die Bürger auch einmal
Gottlos, wie der Adel thäten!
Nein, das Volk, das Volk muß beten,
Beten — oder doch ſo thun.

Ja, wenn ich es recht ermeſſe,
Kann vielleicht ſogar die Preſſe
Für Beamte und Nobleſſe
Schon ein wenig freier ſein.
Aber für die Andern? Nein!
Nein fürwahr, das Volk muß ſchweigen,
Wer gehorchen will, ſei ſtumm;
Schweigend wird das Publikum
Stets ſich am Loyalſten zeigen.
Drum das Volk, das Volk muß ſchweigen,
Schweigen — oder doch ſo thun.

Deutſchlands Gelehrten.

Gelehrte Deutſchlands! Ihr der Weisheit Stützen,
  Hochweiſe, Hochgelahrte — Aber wie?
Das iſt ja Deutſch, das kann bei Euch nicht nützen:
  Σοφώτατοι, Aestumatissimi —
So, hört ihr nun? der Vers ſei mein Diplom,
Mein Heimatſchein aus Griechenland und Rom,
  Und daß auch ich auf jener Bank geſeſſen,
  Wo man Viel lernt, um Vieles zu vergeſſen.

Doch hört mich jetzt! Ein Wort will ich Euch ſagen,
Nicht Griechiſch iſt es, nicht einmal Latein,
Und doch, wie eine Bombe, ſoll es ſchlagen
In Euer friedlich Schneckenhaus hinein!
Kein neuer Pilz, kein Infuſorium,
Kein neues Wort auf ion oder um:
Und doch ein Wort, bei dem die Herzen pochen —
Eur Vaterland! Nun iſt es ausgeſprochen.

Eur Vaterland! — Habt Ihr in jenen Stunden,
Wo Ihr Euch ſtumm in Euer Buch gewühlt,
Habt Ihr dies Wort, dies einz'ge, nie empfunden?
Nie ſeines Klanges Zaubermacht gefühlt?
Wie? Kamt Ihr in der Phraſeologie
Auf dieſe ausgeſuchte Wendung nie?
Und wenn Ihr ſchwelget in vergelbten Blättern,
Krech dieſes Wort nie zwiſchen Eure Lettern?

Eur Vaterland! — Ihr ſteht mit offnem Munde,
Seht Ihr in Gyps wo eine Niobe:
Doch ſeid Ihr blind für Eures Landes Wunde,
Doch ſeid Ihr blind für Eures Landes Weh!
Wie rührt Euch nicht der kranke Philoktet,
Wenn er vergebens zum Odyſſeus fleht:
Doch wollt Ihr nichts vom kranken Deutſchland wiſſen,
Dem man, wie ihm, die Pfeile auch entriſſen!

Auf Eure Bibel ſeid Ihr wie verſeſſen,
Des Denkers Zweifel heißen Euch nur Spott:
Und laßt die Welt ſo laufen unterdeſſen,
Daß man nun bald verzweifeln muß an Gott!
Das Recht zu Rom und was der Kanon lehrt,
Das iſt ſo recht der Herren Steckenpferd:
Doch von dem Recht, dem ewigen, der Stunde,
Da geben die Novellen keine Kunde!

Ihr wägt die Luft, die Flamme könnt Ihr theilen,
Und hat man Zahnweh, gleich ſeid Ihr zur Hand:
Doch Schmach auf Euch! Ihr könnt, Ihr wollt nicht heilen
Das ſchmerzdurchbebte, kranke Vaterland!
Ihr führt das Meſſer, daß es eine Luſt,
Ihr operirt das Herz uns aus der Bruſt:
Was fragt denn Ihr, ob unſer Deutſchland leide
Und ob man das mit Meſſern auch zerſchneide?

Und Ihr nun gar, Ihr wackern Philoſophen,
Von Leiden Ihr und Leidenſchaften frei:
Ihr macht die Weltgeſchichte hinterm Ofen
Und bratet Euch Kaſtanien dabei!
Ihr thut den Mund auf — und die Jugend lauſcht,
Ihr thut den Mund auf — und das Waſſer rauſcht:
Die ew'ge Wahrheit brachtet Ihr zur Erde,
Nun ſehe ſie zu, wie ſie wirklich werde! —

Wacht auf, wacht auf! Ich donnr' Euch in die Ohren,
  Ich werfe Feur in Euer ſtilles Zelt!
Was? Ging an Euch das Beiſpiel ganz verloren,
  Das Euch die Sieben leuchtend aufgeſtellt?
Nicht zwar die Alten mein' ich, die Ihr kennt,
Und die man nur die ſieben Weiſen nennt:
  Nein, Jene mein' ich, welche treu geblieben,
  Die Weiſeren, die Göttinger, die Sieben!

Erwägt es wohl: Euch ward das Heil der Jugend,
  Die jungen Herzen wurden Euch vertraut!
Ihr ſeid, ihr ſelbſt, das Vorbild ihrer Tugend,
  Ihr ſeid der Stern, zu dem ihr Auge ſchaut:
Ihr zieht ſie auf zu Kunſt und Wiſſenſchaft,
In Eurer Schule übt ſich ihre Kraft,
  Von Euch zurück wird Deutſchland ſie begehren —
  Schaut ſeinen Zorn! o ſchauet ſeine Zähren!

Laßt ſie nicht bloß nach tauben Erzen ſchürfen,
Nach todten Schlacken der Vergangenheit:
Nein! laßt ſie auch den Quell des Lebens ſchlürfen,
Zieht ſie zu Bürgern der lebend'gen Zeit!
Und was man Euch nur Gutes nennen kann,
Geht ſelbſt, Ihr ſelbſt! in Allem friſch voran,
Ja ſei's mit Worten, ſei es mit dem Schwerte:
Seid Männer erſt! und dann erſt ſeid Gelehrte.

Apoſtaſie.

Ja, noch quillt es mir im Buſen,
Ja, noch wogt es mir im Herzen,
Worte geben noch die Muſen
Meinen Freuden, meinen Schmerzen:
Die ich ehmals tändelnd ſtreute
In der Dirnen offne Mieder,
Junge Knoſpen, junge Lieder,
Sie umblühen mich noch heute.

Doch nicht mehr die alten Bahnen
Wollen die Gedanken gehen,
Nicht mehr zu den alten Fahnen
Wollen heut die Lieder ſtehen:
Heut zu andern Melodieen,
Andre Götter zu verehren,
Heut an anderen Altären
Muß ich opfern, muß ich knieen!

Zürnet nicht, Ihr holden Damen,
Daß von Euch die Lieder ſchweigen,
Und daß nicht mehr Eure Namen
Jubelnd in die Lüfte ſteigen:
Zürnet nicht, Ihr ſtolzen Schönen,
Zürnet nicht der ſpröden Tugend,
Die ſtatt Eurer friſchen Jugend
Eine Mutter heut will krönen.

Vaterland! von allen Weibern
Du die einzig Hochgeborne,
Du geplagt von Deinen Treibern,
Die Verlaſſene, Verlorne:
Du, zur Königin berufen
Und zur Sklavin nun verwandelt,
Du verſchachert und verhandelt
Und zerſtampft von Roſſeshufen:

Vaterland, Du holde Dame,
Deine Farben laß mich tragen!
Einſam Du in Deinem Grame,
Dich zu tröſten laß mich wagen!
Laß gleich Blondel, dem Getreuen,
Meine Lieder Dich begrüßen,
Laß gleich Roſen, Dir zu Füßen
Meine Huldigungen ſtreuen!

Wer will ſich des Ritternamen
Rühmen ohne Herzenspochen,
Der die Krone läßt der Damen
Unvertheidigt, ungerochen?
Wer auf Roſen will ſich betten,
Wer will küſſen holde Wangen,
Da das Vaterland gefangen,
Da das Vaterland in Ketten?

Auf, Ihr Ritter! auf, Ihr Knappen!
Nehmt die Schwerter aus der Halle:
Gleiche Farben, gleiche Wappen!
Denn das Vaterland ruft Alle.
Und will man das Schwert uns wehren,
Nun wohlan, ſo greift zur Zither,
Troubadour zugleich und Ritter!
Denn auch Lieder ſoll man ehren.

Einem nur ſolln alle Waffen,
Alle Leiern dienſtbar werden,
Eins nur giebt es noch zu ſchaffen,
Nur ein einziges auf Erden:
Daß beim Klange freier Lieder
Frei das Vaterland erſtehe!
Erſt wenn das geſchehn, nicht ehe,
Holde Fraun! habt Ihr uns wieder.

Warum?

Wär' es ein Roß, das mit verhängten Zügeln
Erdwärts den Reuter ſchlendert aus den Bügeln:
Die Mähne fliegt, die heißen Nüſtern dampfen,
Die Adern beißt es mit dem eignen Zahn,
Rings dröhnt das Thal von ſeiner Hufe Stampfen
Und, gleich dem Sturmwind, fliegt es ſeine Bahn:
Wär' es ein Roß, Ihr würdet es nicht wagen,
Zum Stall zurück das freie Thier zu jagen.

Wär' es ein Sturm, was jetzt die Erde rüttelt,
Mit ehrner Fauſt der Bäume Kronen ſchüttelt:
Da kracht der Wald, da ſtürzen Eure Mauern,
Da ſchäumt der Gießbach durch die wüſte Flur,
Und athemlos, als wie in Fieberſchauern,
Gebeugten Knies, lauſcht zitternd die Natur:
Wär' es ein Sturm, mit ängſtlicher Geberde,
Das Haupt bekreuzend, lägt Ihr an der Erde.

Ja wär's ein Feur, was durch die Welt jetzt lodert
Und unerbittlich ſeine Opfer fodert:
Hoch wallt der Dampf und luſt'ge Funken ſprühen,
Beſchwingte Drachen, durch die Nacht daher,
Die Erde ſeht Ihr, ſeht den Himmel glühen,
Wohin Ihr ſchaut, ein einzig Flammenmeer:
Ja wär's ein Feuer, mit geſenkten Händen,
Ihr grimmig Werk ließt ihr die Gluth vollenden. —

Und doch das Roß iſt nur ein Thier, nichts weiter,
Und leicht bezwingt es der gewandte Reiter;
Lahm wird der Sturmwind, mit gebrechnen Schwingen,
Ein müder Volgel, ſinkt er in den Sand;
Und wenn des Waſſers linde Quellen ſpringen,
Erliſcht zuletzt der fürchterlichſte Brand.
Die Ihr Euch ſelg vor Roß, Sturm, Feur bewieſen,
Den freien Geiſt, warum bekämpft Ihr dieſen?

Zeichen der Zeit.

Ich ſah einen Knaben, der ſpielte Krieg
Mit zierlichen, zinnernen Truppen.
Da hört' er 'ne Trommel! fuhr auf und ſchwieg,
In den Ofen warf er die Puppen:
Und ſah mit Augen kühn und ſtolz,
Wie das Metall im Feuer ſchmolz —
Spute dich, Knabe!

Ich ſah einen Jüngling, der fuhr empor
Und ſchüttelte ſeine Locken,
Aus der Dirnen Arm, aus der Zecher Chor,
Über ſich ſelbſt erſchrocken:
Und ſtand und lauſchte voller Scham,
Ob ſchon die Morgenröthe kam —
Haſt du's verſchlafen?

Ich ſah einen Mann, der ſtand am Heerd,
In ſeiner Kinder Kreiſe;
Kugeln goß er und ſchliff ein Schwert
Und pfiff eine muntere Weiſe:
Er ſah nicht auf, er ſprach kein Wort,
Er ſchliff und pfiff nur luſtig fort —
Wird es bald ſcharf ſein?

Ich ſah einen Greis, der ſprach bei ſich:
„Weh mir elendem Greiſen!
Bald donnert die Schlacht nun ohne mich,
Ohne mich nun ſunkelt das Eiſen!
Muß liegen in des Grabes Schooß
Und oben bricht die Freiheit los“ —
Warte mit Sterben!

Schwüles Wetter.

Warum keine Ruhe? warum keine Raſt?
Von wannen die heimlichen Schmerzen?
Warum nicht aus flammendem Herzen
Unendlich geliebt? und unendlich gehaßt?
O nur nicht grau! nicht grau! Nur ſchwarz oder weiß!
Und die Kraft und der Wille erringen den Preis!

Die Welt iſt geworden allzuzahm,
Sie hat verlernt zu zürnen;
Drum ſehn wir auf alternden Stirnen
Nur läſſigen Unmuth, nur zögernden Gram.
O brich denn hervor aus des Blutes Born,
Du Woge des Lebens, du, heiliger Zorn!

Wir fallen und bröckeln wie mürbes Geſtein,
Die Trümmer ſinkt zu den Trümmern,
Vom Schlimmen geht es zum Schlimmern,
Und nur bei dem Schlimmſten, da halten ſie ein.
O eh uns der Gram und das Alter zernagt,
Eh' ſei auch das Letzte, das Schlimmſte gewagt!

Eh' fahre vom Himmel der zündende Strahl,
Vor der Bruſt dicht kreuzet die Klingen;
Hie Welf! und hie Waiblingen!
Das glättet die Stirnen, das lindert die Qual.
Endlich bleibt Einer, der Recht behält —
Und aus dem Chaos ſchuf Gott die Welt!

„Wilde, wilde Roſen."

Seinem Georg Herwegh.

September. 1842.

> Wo mit unbezähmter Luſt ob den letzten Hütten
> Dürre Felſen aus der Bruſt ewige Ströme ſchütten;
> Wo in ungezügeltem Lauf noch die Waſſer toſen,
> Lad' ich meine Waaren auf: Wilde, wilde Roſen!
>
> **Herwegh's** Gedicht: Aus den Bergen.

Ja wilde, wilde Roſen Dir
    um die gedankenreiche Stirn,
Gleichwie in Roſengluth ſich taucht
    der Sonne Nachbarkind, der Firn!
Ja wilde, wilde Roſen Dir
    um Deinen liederreichen Buſen,
Du Liebling unſers Vaterlands,
    Du holder Liebling unſrer Muſen!

Gleichwie, in alter ferner Zeit,
der Freiheit flammendes Signal
Von Deinen Schweizerbergen einſt
herniederleuchtete ins Thal:
So von den Schweizerbergen auch
in unſer Nebelland hernieder,
So leuchteten, ſo ſtrahlten auch
die rothen Flammen Deiner Lieder.

Sie trafen uns, ſie zündeten!
Die kalten Herzen wurden warm,
Und neues Leben, neue Kraft
hebt unſern kettenmüden Arm;
Fort warfen wir die Bärenhaut,
auf der wir ſüß behaglich ſchliefen,
Als ſchmetternd, wie Trompetenton,
ins Feld uns Deine Lieder riefen.

Und Ton auf Ton und Klang auf Klang —
ja laß ſie jungen Adlern gleich,
Laß aus der Berge Felſenneſt
ſie muthig flattern in das Reich!
Nach einem Ölblatt möchte wohl
die fromme Taube Noah's ſpähen,
Doch Deine Adler wollen Blut,
woll'n friſche Siegesfelder ſehen.

Wohlan, er kommt — ich hör' ihn ſchon!
„gut, alter Maulwurf, gut genagt!"
Ich ſehe ſchon den blut'gen Streif,
mit dem der Freiheit Morgen tagt.
Es kommt der Tag, da gehen auf,
die Du geſtreut, die goldnen Saaten;
Zum Schwerte wird die Leier da,
und was Geſang war, werden Thaten.

Da ſeh' ich Deutſchlands Jugend ſchon,
in Haß und Liebe gleich vereint,
Wie ſie ſich nackt entgegenwirft
dem ſtolzen, erzbedeckten Feind;
Die Speere drücken in die Bruſt
ſeh' ich zehntauſend Winkelriede,
Zum Heldenkampf für's Vaterland,
zum Tod berauſcht von Deinem Liede! —

Mein Herwegh, mein geliebter Freund!
Du, den mein Auge nie geſchaut 4, 94.
Und der doch mir und dem doch ich
die tiefſte Seele raſch vertraut:
O dürft' ich da, an jenem Tag,
von dem wir erſt die Nebel ſehen,
O daß ich da zur Seite Dir,
Dein Waffenbruder, dürfte ſtehen!

Nur Worte hatten wir bis jetzt —
o denk Dir, denk Dir! welche Luſt,
Darfſt Du einmal das Eiſen auch
dem Feinde ſtoßen in die Bruſt!
Darfſt Du der zweifelnden Kritik
ins bleiche Antlitz demonſtriren,
Daß unſre Lieder etwas mehr,
als bloß mit Tugend renommiren! —

Behüt' Dich Gott! Ich grüße Dich
mit meines Herzens wärmſtem Schlag:
Behüt' Dich Gott! und halt' Dich friſch
bis auf den Einen großen Tag!
Da wollen wir mit grünem Laub
die aufgeſchlagnen Hüte ſchmücken,
Aus offnen Wunden ſollſt Du da
Dir wilde, wilde Roſen pflücken!

Die erſte Saat.

Hier iſt die Stätte, ſeht! Hier fällten
Den unbetretnen Urwald wir,
Mit unſerm Schweiße hier beſtellten
Wir das jungfräuliche Revier!
Hier ſoll die Heimath ſich erneuen,
Hier, von Europa wir verbannt,
Wolln wir den erſten Samen ſtreuen
In dieſes neue, fremde Land.

Reicht her das Korn — o ſei willkommen,
Du unſrer Heimath theure Frucht,
Die wir als Erbſchaft mitgenommen,
Als Pfand der Zukunft auf der Flucht.
Als wär's ein Kind, das wir verſenken,
So ſtreut Dich zögernd unſre Hand,
Und unſre tiefſten Herzen denken
An das geliebte Vaterland.

Als Du zuerſt emporgewachſen,
Ein grüner Halm aus dunkler Gruft,
Am Elbeſtrand, im ſchönen Sachſen,
Da küßte Dich die deutſche Luft;
Da ſchien auf Dich, da floß hernieder
Die deutſche Sonne, deutſcher Thau,
Und deutſcher Lerchen ſüße Lieder
Begrüßten die geſchmückte Au.

Drauf als die Halme höher rauſchten,
Als ſchon die Frucht im Keime ſchwoll,
O Gott, da ſtanden wir und lauſchten
Wehmüthiger Erwartung voll.
Und als ſich wiegten Deine Aehren,
Gekleidet all in lautres Gold,
O damals, damals wie viel Zähren
Sind abwärts in den Staub gerollt!

Denn ach! ſchon ſuchten die Gedanken
Fern über Meer ein neues Ziel,
Im Geiſte ſchon ſahn wir uns ſchwanken
Fernhin auf ungewiſſem Kiel:
Was nützt es, daß geerntet werde,
Was wogt das Korn, was blüht der Wein,
Soll nimmer doch auf deutſcher Erde
Der Freiheit theure Saat gedeihn?

Und als man unter Spiel und Scherzen
Das reife Korn in Garben flocht,
Wie hat da ſchon in Abſchiedſchmerzen
Der Buſen ängſtlich uns gepocht!
Die Andern ſchwangen ſich im Tanze,
Da ſchrie die Fiedel, klang das Horn:
Doch wir, im letzten Abendglanze,
Wir banden ſchweigend unſer Korn. —

Nicht eine Hand voll Erde nahmen
Wir zum Valet von unſrer Flur:
Nur deutſche Frucht, nur deutſcher Samen!
Denn Leben bringt Lebend'ges nur.
Und wie ein Fähnrich ſeine Fahne
Pflanzt auf des letzten Walles Rand,
So, jenſeits nun dem Oceane,
Wird es gepflanzt in fremdes Land.

O du, geſät in guter Stunde,
Du Samen unſers Vaterlands,
Wachſ' und gedeih' in fremdem Grunde,
In einer andern Sonne Glanz!
Es wird dich keine Lerche grüßen,
Wie Du ſie einſt vernommen haſt,
Kein Kranz von Roſen wird verſüßen
Des heißen Erntetages Laſt.

Und doch, will's Gott, ſo ſollſt du ſprießen
In ſtolzen Halmen, frei und ſtark,
Und freie Männer ſolln genießen
Dein vaterländiſch deutſches Mark.
So, während wir an fremdem Strande
Mit Thränen unſre Ausſaat weihn,
O möge ſo im Vaterlande
Der Freiheit theure Frucht gedeihn.

Dem Könige von Preußen.

Zum Kölner Dombaufeſt.

d. 4. Septbr. 1842.

Mit Feſtgeläut, Standarten, Ehrenbogen,
Den König grüßt der königliche Rhein.
Wie glänzt der Strom! wie drängen ſich die Wogen!
Wie ſchaun die Ufer ſtolz und froh darein!
Die Freude jauchzt aus tauſend muntern Kehlen
Und donnernd trägt der Wiederhall ſie fort;
Doch darf zum Guten nicht das Beſte fehlen:
Das iſt, o Herr, ein freies Wort!

Du kommſt, o Herr, zum Kölner Dombaufeſte,
Mit eigner Hand den zweiten Grund zu weihn.
Sie rührten Dich, der Vorzeit edle Reſte,
Laut ſprach zu Dir das bröckelnde Geſtein.
Ein Wink von Dir —! und die Gerüſte ſteigen,
Sich wiederſpiegelnd in dem goldnen Strom,
Und was ſich auch für Wetterwolken zeigen,
Fortbaun willſt Du den Kölner Dom.

Fortbaun, fürwahr! da haſt Du es getroffen,
Das iſt der Klang, der unſerm Ohr gefällt,
Das iſt es, das, was Deine Völker hoffen,
Das iſt die Loſung der verjüngten Welt!
Nicht Dome bloß, nicht Burgen und Paläſte,
Bau' fort, o Herr, an einem andern Haus,
Bau' fort, bau' fort an einer andern Veſte:
Den Dom der Freiheit, bau' ihn aus!

Fortbaun allein, fortbauen heißt Erhalten!
Dieſelbe Huld, die Du dem Dom beſcheert,
O laß ſie auch im Vaterlande walten,
Auch dies, bei Gott! iſt einen Grundſtein werth.
Dem Dome gleich, halb fertig, halb Ruine,
Erwartungsvoll ſteht unſer theures Land:
Es ſchaut Dich an und fleht mit ſtummer Miene —
Auch ihm, auch ihm ein Wink der Hand!

Warum nicht ihm? Warum nur Steine tragen,
Nur Heil'ge meißeln, Wölbungen erbaun?
Kein Herz wird Dir in dieſen Mauern ſchlagen,
Kein Auge wird aus dieſen Säulen ſchaun.
Dort aber kannſt Du Herzen Dir entzünden,
Zum Tempel dort kannſt du ein Volk Dir weihn —
O lockt's dich nicht, den Tempel auch zu gründen,
Bauherr der Freiheit auch zu ſeyn?

Dem Krahne gleich dort auf des Thurmes Mauer,
Der regungslos manch ein Jahrhundert ſtand,
So ſteht die Preſſe, Herr! Sie ſteht voll Trauer,
Weil ſie noch nicht die volle Freiheit fand.
O laß auch ſie, auch ſie ſich neu bewegen,
Wie Du den Krahn ſich neu bewegen heißt,
Und wonnevoll, der ganzen Welt zum Segen,
Grüßt: **Protectori!** Dich der Geiſt. —

Herr, zürne nicht! Wir wiſſen, was wir wollen,
Und daß wir's frei bekennen, das iſt Pflicht.
Sieh, die Geſchichte drängt! die Räder rollen!
Und wollt' es Gott, Gott ſelber hielt' ſie nicht!
Gieb frei den Weg! denn Freiheit iſt das Beſte,
Du bauſt mit ihr zugleich den eignen Thron:
So ſprich das Wort zum zweiten Dombaufeſte,
Sprich aus das Wort: **Konſtitution!**

Das iſt der Bau, zu welchem Du beruſen,
Auf dieſen Säulen gründe ſich Dein Ruhm!
Hier knie Du mit uns auf denſelben Stufen!
Denn auch die Freiheit iſt ein Heiligthum.
Paläſte fallen, Dome können brechen,
Die Freiheit nur währt ewig, ewig fort,
Und ewig dann zu Deinem Ruhm wird ſprechen,
Das heut Dich grüßt, das freie Wort!

An Dingelſtadt.

Frankfurt a/M.

Den ſiebenten September 1842.

Was hör' ich? was? Nein, nein! ich kann's nicht glauben!
Konſtantinopel heißt das Ziel der Fahrt?
Ins Land des Opiums aus dem Land der Trauben?
Ein ſchlechter Tauſch, bei des Propheten Bart!
Biſt Du ſo ſatt den aufgeſtutzten Plunder,
Den man die Blüthe von Europa nennt,
Und ſehnt Dein Herz ſich nach dem Land der Wunder,
Dem palmenreichen Orient?

Willſt Du Dich auch im Bug des Hengſtes wiegen?
Singſt Du nun auch: Wär' ich in Mekka's Bann?
Willſt Betel kaun und auf dem Teppich liegen,
Kreuzweis die Beine, wie ein Muſelmann?
Dein Deutſchland, wie? Warum verläßt Du wieder
Den theuren Boden, welcher Dich genährt,
Verläßt Dein Volk, das ungern Deine Lieder
Und ungern Deinen Arm entbehrt?

Was willſt Du dort? Willſt in die Zeitung ſchreiben,
Was unanſtößig iſt vor der Cenſur?
Und daß die Türken es nicht beſſer treiben,
Als wir bei uns im Lande der Kultur?
Willſt Du uns melden, wen des Sultans Gnade
Mit einem neuen Ehrenpelz bedeckt,
Und wie viel Weiber, links, beim Kaiſerbade,
Man jüngſt im Bosporus geſäckt?

Nachtwächter, was? der durch die todten Gaſſen
Mit lautem Klang, allmächtig, mahnend blies?
Wir ſind erwacht — jetzt willſt Du uns verlaſſen,
Da kaum ſich erſt die Morgenröthe wies?
Du Feuerkopf! Du „mit den Fortſchrittsbeinen,“
Was willſt Du dort an jener Küſte Rand?
Nie ſiehſt Du dort, nie dort die Sonne ſcheinen,
Zum Spott nur heißt's das Morgenland! —

Und doch! und doch! — Ja ſchüttle nur die Locken,
Durch die der Hauch der Zukunft munter weht,
Und ſieh mich an, verwundert und erſchrecken,
Weil Dein unſchuldig Herz mich nicht verſteht:
Du bleibſt uns doch! Du biſt für uns geboren!
Und gingſt Du auch zehntauſend Meilen weit,
Du gingſt uns dennoch, dennoch nicht verloren:
Du biſt ein Sohn der neuen Zeit!

Kann denn ein Sohn auch von der Mutter laſſen,
Die ihn mit Schmerz, und lächelnd doch, gebar?
Vermag er je den heil'gen Schooß zu haſſen,
Der ſeines Daſeins erſte Wiege war?
So haben wir im Schooß der Zeit gelegen,
So lenkt' ſie uns den jugendlichen Schritt,
So gab ſie uns, als beſten Mutterſegen,
Sie gab uns unſre Lieder mit.

Auch Dir! auch Dir! — So laß die Jugend brauſen!
Den Becher leere, büße Deine Luſt,
Im Fluge laß die Welt vorüberſauſen
Und preſſe feſt das Leben an die Bruſt!
Wo Du auch biſt, mit Dir ſind Deine Lieder!
Sie ſchirmten Dich in London und Paris,
Sie bringen Dich an unſern Buſen wieder,
Und wär' es aus dem Paradies! —

Glück auf die Fahrt! Genieße, forſche, lerne,
Ein wechſelnd Schickſal ſchmiede Dich zum Mann,
Und kehrſt Du heim, o zeigt ihm dann, Ihr Sterne,
Zeigt ihm die Stätte, wo er ſiedeln kann!
Gönnt eine Heimath, einen Ort ihm wieder,
Wo auch der Ernſt des Lebens ſich ihm naht,
Und prächtig aus der goldnen Saat der Lieder
Entfalte ſich die Frucht der That! —

Hamburg.

I.

Noch ſteigt der Dampf, noch glimmt der Brand
Und flackert hell in nächt'ger Stunde;
Noch, weit und breit, lauſcht Meer und Land
Der ungeheuren Schreckenskunde;
Noch kämpfen Hoffnung und Verzagen
In bangen Herzen unruhvoll
Und Millionen Stimmen fragen,
Was nun geſchehn, was werden ſoll.

Wohlauf, Ihr Dichter, Mann für Mann!
Hier ziemt es Euch, voranzugehen.
Laßt über Trümmer, hoch voran,
Des Liedes Oriflamme wehen!
Zwar keine Mauern könnt Ihr gründen,
Ihr lockt den Stein nicht mehr zum Stein:
Doch könnt Ihr Herzen noch entzünden,
Ihr könnt die Geiſter noch befrein!

Zeigt, wie aus Trümmern neubelebt,
Erprobt im Feuer und gereinigt,
Ein neues Hamburg ſich erhebt,
Das freie Männer frei vereinigt.
Vom Volk geſtiftet und beſchworen,
Zeigt uns den neuen Bürgerbrief,
Zeigt uns die neuen Senatoren,
Die die Gemeinde ſelbſt berief.

Das Banner laßt des Zollvereins
Auf ſeinen Zinnen ſich entfalten!
Denn dies allein, und anders keins,
Kann Hamburgs Blüthe friſch erhalten.
Doch laßt auch ſehn, wie dicht daneben,
In unverkümmert eigner Kraft,
Sich auch die Fahne wird erheben
Des Geiſtes und der Wiſſenſchaft.

Und wie mit hochbeladnem Bord,
Aus allen Strömen, allen Meeren,
Die Schiffer gern nach Hamburgs Port
Die vollen Segel munter kehren:
So ſollen auch die Geiſter wallen,
So kehre hier die Dichtung ein,
Ja ſo, ein Rettungsport uns Allen
Soll Hamburgs freie Preſſe ſein! —

Das iſt ein Wort, das uns gefällt,
Das, deutſche Dichter, laßt uns hören,
Und wiederhallen wird die Welt
In jauchzend wonnevollen Chören.
Wie es aus Trümmern ſtolz wird ſteigen,
Weil es dem Geiſt ſich keck vertraut,
Das theure Hamburg ſollt Ihr zeigen,
Wie es den Herd der Freiheit baut! —

Und nicht bloß an der Elbe Strand,
Nicht bloß in Hamburgs grünen Auen:
O theures, deutſches Vaterland,
Du ſollſt ihn auch, Du ſollſt ihn bauen!
Auf allen Höhen, allen Gründen,
In Flammen ſollſt auch Du erglühn,
Daß alle Herzen ſich entzünden
Und alle Geiſter Funken ſprühn.

Was Schlacke war, laßt ohne Schmerz
Zu Grunde gehn und ohne Trauern!
Ein rechtes Erz, ein rechtes Herz
Kann auch die Flammen überdauern.
Drum friſch ans Werk! Es wird gelingen,
Aus Feuer ging die Welt empor:
Ein Phönix breitet ſeine Schwingen,
Die deutſche Freiheit ſteigt empor!

II.

Neues Hamburg, junge Saat,
Ausgeſtreut in Funken,
Sei auf Männerwort und That
Dieſer Wein getrunken!
Männerthat und Männerwort!
Und aus Trümmern blühſt Du fort.

Zwar es war ein heißer Mai,
Als die Glocken klangen,
Und von ſelbſt mit heiſerm Schrei
In der Luft ſich ſchwangen:
Stoßet an, daß heißem Mai
Milder Herbſt beſchieden ſei!

Daß aus Flammen unſer Muth
  Friſch hervorgegangen!
Daß die Geiſter in der Gluth
  Feuer auch gefangen!
Daß der alte, zähe Stolz,
Daß die letzte Kette ſchmelz!

Dann, ſo ſtoßt noch einmal an!
  Dann iſt nichts verloren:
Denn aus Flammen wurde dann
  Hamburg neu geboren!
Dann durch Männerthat und Werk,
Ewig, ewig lebt es fort!

Und ſo laſſet Hand in Hand,
  Herz in Herz uns ſchlingen;
Vaterſtadt und Vaterland!
  Beiden ſoll es klingen.
Möge Hamburgs Feuerſchein
Morgenroth der Freiheit ſein! —

Lehrfreiheit.

Vgl. O. F. Gruppe's akademiſche Lehrfreiheit.

Habt Ihr gehört, Ihr Studioſen?
Ihr kriegt nur durchgeſiebtes Korn,
Für Euch ſind nur der Weisheit Roſen
Und nur dem Lehrer bleibt der Dorn.

Die Wiſſenſchaft will Straußenmagen,
Viel Irrthum giebt es zu verdaun:
Drum läßt man Euch am Knochen nagen
Und läßt das Fleiſch von Andern kaun.

Nichts ſagt man Euch vom Streit der Meiſter,
Nichts Euch vom Ringen der Partein,
Vom Kampf der Herzen und der Geiſter
Und von der Zukunft Morgenſchein!

Man zeigt Euch eine ebne Fläche,
Recht ein behaglich Kanaan,
Da fließen Milch und Honigbäche —
Das iſt die Wiſſenſchaft, ſchaut an!

Doch daß ein Quell aus Felſen ſprudelt,
Der Euch den heißen Gaumen kühlt,
Und daß ein Strom dort unten ſprudelt,
Der Perlen auch nach oben wühlt:

Das dürft nicht Ihr, nicht Ihr erfahren!
Denn allzuleicht ſeid Ihr verführt:
Das muß man für die Alten ſparen,
Die Alten, — die es nicht mehr rührt!

Drum caſtigirt man die Geſchichte,
In der ſich Falſch und Wahres mengt,
Für Euch zu einem Lehrgedichte,
Und die Moral wird angehängt.

Das ew'ge Meer mit ſeinen Wogen,
Mit ſeiner Ebbe, ſeiner Fluth,
Auf Flaſchen wird's für Euch gezogen,
So iſt's geſund, ſo ſchmeckt es gut. —

Was? Schmeckt es nicht? Ihr zieht Geſichter?
Ihr mögt nicht Roſen ohne Dorn?
O Ihr verwegenes Gelichter,
So ſeid Ihr noch vom alten Korn?

So ſeid Ihr doch noch nicht die Puppe,
Zu der man künftig Euch dreſſirt?
Der Mannequin, an dem Herr Gruppe
Sich den Profeſſor einſtudirt? —

Friſchauf! ſo laßt die Segel brauſen,
Das Steuer führt des Lehrers Hand,
Die Brandung ſchäumt, die Wellen ſauſen,
Friſchauf, friſchauf! Ihr kommt ans Land. —

Ihr aber mit den krit'ſchen Nüſtern,
Dem diplomatiſch feinen Wort,
Ihr macht uns nicht nach Trauben lüſtern,
Die Ihr am Ofen erſt gedorrt.

Nicht jedes Maß darf Jeden meſſen,
Nicht Jedem mundet jede Koſt:
Wer Luſt hat, mag Roſinen eſſen!
Doch für die Jugend iſt der Moſt. —

Frühling.

Ja, das iſt des Lenzes Hauch,
  Der die Bruſt mir fächelt!
Ja das iſt das Maienkind,
  Das aus Blumen lächelt!
Schmetterlinge wiegen ſich
  In dem Blüthenmeere,
Und ich könnte glücklich ſein,
  Wenn nur Eins nicht wäre!

Süßer Frühling, holder Mai!
Über Thal und Hügel
Breiteſt Du, wie Gotteshand,
Segnend deine Flügel:
Sollen wir denn nimmer Dich
In den Herzen ſchauen?
Haſt Du keinen Sonnenſtrahl,
Seelen aufzuthauen?

Alle Keime ſind erwacht,
Alle Knoſpen ſpringen,
Und der Epheu muß ſich friſch
Um Ruinen ſchlingen:
Soll nur der Geſchichte Baum
Niemals Knoſpen treiben?
Soll es ewig Winter nur
Für die Freiheit bleiben?

Alle Quellen wurden frei,
Alle Bächlein rauſchen:
Sollen nur die Geiſter nie
Freie Rede tauſchen?
Alle Vöglein ſingen laut,
Alle Zweige ſchallen:
Steckt man in den Käfig nur
Völkernachtigallen?

Süßer Frühling, holder Mai,
Frühling unſrer Herzen,
Komm, o komm, und wär' es auch,
Wär' es auch mit Schmerzen:
Müßteſt Du aus Wunden auch
Deine Roſen färben,
Müßten auch wir ſelber als
Frühlingsopfer ſterben! —

An die Neunmalweiſen.

Das ſind die Neunmalweiſen,
Die predigen und preiſen
Und lehren alle Welt:
Das Große und Geringe,
Sie prüften alle Dinge,
Sie führten jede Klinge,
Sie ſtanden jedem Held.

Von Dingen, die ſie wüßten,
Und die geſchehen müßten,
Was iſt ihr Mund ſo voll!
Doch wenn die Hörner blaſen
Und wenn die Trommeln raſen,
Da rümpfen ſich die Naſen,
Da iſt die Jugend toll.

Sie ſehen ſtolz hernieder,
Sie ſchmähn auf unſre Lieder,
Daß es nicht Thaten ſind:
„Was ſchlagt Ihr nur die Saiten,
Und wollt mit Liedern ſtreiten?
Man ſang zu allen Zeiten,
Sang immer in den Wind.

Nein! wer die Welt will meiſtern,
Der habe nicht mit Geiſtern
Und Träumen nur Verkehr,
Der lerne nicht bloß ſingen,
O nein, der lerne ringen
Und handeln und vollbringen!
Denn alle That iſt ſchwer.“ —

Wohlan, Ihr Neunmalweiſen,
Wir wolln Euch dankbar preiſen:
Wollt Ihr nur Eins geruhn:
Ihr wißt ſo ſchön zu rathen —
So gönnt in Euern Staaten,
So gönnt uns Raum zu Thaten,
So gebt uns doch zu thun!

Wir wiſſen ſelbſt: die Leier,
Die macht die Welt nicht freier,
Taub iſt der Fürſten Ohr.
Doch ſchwebt denn nicht, ich frage!
Mit munterm Flügelſchlage
Dem werdenden, dem Tage,
Die Lerche auch zuvor?

Und kommt auf ſchwarzen Wogen
Ein Sturm herangezogen,
Saht Ihr die Möve nicht?
Und wenn der Lenz ſoll kommen,
Habt Ihr da nicht vernommen
Der Nachtigall, der frommen,
Prophetiſches Gedicht?

Drum was die Neunmalweiſen
Auch predigen und preſſen,
Wir dulden ihren Spott!
Wir ſtreuen doch zu Thaten,
Zu künftigen, die Saaten —
Nun mag die Frucht berathen
Der allerhöchſte Gott!

Nachts.

Nun iſt der Tag geſunken,
Vom Berge ſteigt die Nacht,
Und hell mit tauſend Funken,
Die Sternlein ſind erwacht.

Nun über Thal und Hügel,
Herab vom Sternenzelt,
Nun ſchwebt mit leiſem Flügel
Die Freiheit durch die Welt.

Sie tritt an alle Hütten,
Sie pocht an jedes Thor,
Sie flüſtert leiſe Bitten
Den Schlummernden ins Ohr.

Sie weiht mit heißem Kuſſe
Den Jüngling und den Mann
Und haucht mit leiſem Gruße
Auch den Gefangnen an.

Sie prüft am Schwert die Schneide,
Sie tritt zum Pulverfaß,
Sie zählt mit ſtummem Neide
Den Sand im Stundenglas:

Daß alle Seelen träumen,
Daß alle Herzen glühn,
Von Roſſen, die ſich bäumen,
Von Thaten, ſtolz und kühn!

Daß hinter Eiſengittern
Selbſt der Gefangne lacht!
Daß im Palaſt, mit Zittern,
Ein bleicher Mann erwacht!

An L. Follen.

Oktober 1842.

In ſtiller Nacht, wir ſaßen noch beim Wein,
Herwegh und ich. Es trinkt ſich gut zu Zwein:
Ich liebe nicht im Kreiſe lauter Zecher
Die lärmenden, die übervollen Becher;
Ich lieb' es mehr, trinkt man auf Du und Du
Sich brauſende Gedanken zu.

So ſaßen wir und träumten dies und das,
Von ſtummer Liebe, von beredtem Haß,
Von kommenden, von göttlich ſichern Tagen,
An die die Kön'ge nicht zu denken wagen,
Von einer Hand, die aus den Wolken greift,
Von Schwertern, die die Zukunft ſchleift.

Von Männern auch, die jubelnd einſt, wie wir,
Entrollt der Freiheit flatterndes Panier,
Die einſt, wie wir, von Deutſchlands Ehre ſchwärmten,
Und einſt, wie wir, um ſeine Schmach ſich härmten:
Daſſelbe Blut, daſſelbe warme Herz,
Zerriſſen von demſelben Schmerz.

Und Herwegh ſprach und hob das Glas: Follen!
Wir ſtießen an, wir meinten ihn zu ſehn,
Wie er der Jugend einſt vorangegangen,
Glorreich und kühn, mit kampfgebräunten Wangen,
Aufrechten Haupt's mit Blicken ſtolz und frei,
Recht eines Kaiſers Conterfei!

Als tönte noch, als riſſe noch ſein Wort
Die jungen Herzen allgewaltig fort!
Als klängen noch die unvergeßnen Töne,
Das „Katzbachlied“ und „Vaterlandes Söhne“!
Als ſchmückte noch, in morgendlichem Glanz,
Ihn friſch der Jugend grüner Kranz.

Und neben ihm, der in der ſtillen Fluth
Des Meeres jetzt, an fremder Küſte ruht:
Der hellſte Stern, der unſrer Zukunft glühte,
Das wärmſte Herz, das jemals Funken ſprühte,
Sein Bruder neben ihm, ſein Karl — fürwahr,
Ein deutſches Dioskurenpar! —

O edler Moſt, der damals friſch geſchäumt!
O ſchöne Träume, die ſie da geträumt!
Sie träumten noch von Hermann und Thusnelden,
Vom deutſchen Reich, von kaiſerlichen Helden,
Am heil'gen Grab die Banner ſahn ſie wehn,
Und ſahn den Rothbart auferſtehn! —

Es war ein Traum — was weiter? Habt Geduld,
Nicht ihre nur, 's iſt unſer aller Schuld,
Wir wandeln gern in ſüßem Dämmerlichte,
Wir Thörichten, wir Träumer der Geſchichte.
Gut oder nicht — es iſt ſo unſer Loos,
In Träumen iſt der Deutſche groß. — —

Und wieder knoſpet der Geſchichte Baum
Und wieder träumt man einen andern Traum —
Traum? oder mehr? Genug, wir wurden weiſer,
Wir geben nichts auf Kön'ge mehr und Kaiſer:
Frei wolln wir ſein! Sonſt gilt in unſerm Reich
Uns Rothbart oder Weißbart gleich. —

Ich ſchau' mich um: wo blieb es nun, o ſprecht!
Von Hermanns Stamm das trotzige Geſchlecht?
Die Einen ſind, die Glücklichern! geſtorben,
Den hat die Noth, das Alter den verdorben,
Der bratet Ketzer, der treibt Muckerei,
Und Leo dient der Polizei.

Heil Dir, Follen! denn in der Zeiten Schwung,
Hell blieb Dein Aug' und Deine Seele jung:
Du ſchwammſt hindurch, Du hielteſt Dich im Strome,
Weit hinter Dir die Burgen und die Dome!
Kein Kaiſer mehr! und Einer doch — Du weißt:
Der Eine Kaiſer iſt der Geiſt!

Das iſt der Fürſt, dem unſer Haupt ſich neigt,
Das iſt der Stern, der uns nach Oſten zeigt,
Das iſt das Zeichen, das! in dem wir ſiegen,
Die Roſſe ſchnauben und die Banner fliegen:
Herbei, herbei, es gilt den letzten Streit,
Herbei, Ihr Ritter unſrer Zeit! —

Du bleibſt nicht aus! Mit Locken ſilberweiß,
Noch einmal trittſt Du in der Jugend Kreis
Und was die Bruſt der jungen Welt durchzittert,
Was in den Seelen ahnungsvoll gewittert,
Und jedes Lied, und jedes freie Wort,
In Deinem Herzen tönt es fort. —

Heil Dir und Gruß! und ſei in deutſchem Land
Von jedem Mund Dein Name laut genannt!
Du ſollſt ſie noch, Du ſollſt ſie wiederſchauen,
Vereint und frei, des Vaterlandes Gauen!
Dein letzter Athem trinke deutſche Luft,
In deutſcher Erde Deine Gruft!

Letzte Rettung.

Nun geb' uns Gott ein fröhlich Ende,
Das Eine nur, das thut uns Noth:
Er gäb' ein Schwert uns in die Hände,
Und einen friſchen Reitertod!

Wir haben lang genug geduldet
Und haben lang genug geträumt,
Wir haben allzuviel verſchuldet,
Und haben allzuviel verſäumt.

Nun iſts vorbei, nun gehts zu Ende,
Nun drängt die allerhöchſte Noth:
O nun ein Schwert uns in die Hände,
Und einen friſchen Reitertod!

Schon ſtehn in blutigem Geſchmeide
Die Morgenwolken auf der Wacht,
Die Degen klirren in der Scheide
Und ſehnen ſich nach einer Schlacht.

O dreimal ſeliges Behagen,
Auf hohem Roſſe, ſtolz und frei,
Die nackte Bruſt entgegentragen
Dem tödlichen, dem ſichern Blei! –

Zu Knechten wurden wir geboren,
Das Leben habt Ihr uns vergällt;
So bleibt doch Eines unverloren,
Uns bleibt ein Tod, der uns gefällt!

Eine Sage.

(Vgl. J. Grimms Mythologie, p 478.)

Da ließ ich mir ein Märchen ſagen,
Ein ſeltſames aus alten Tagen,
Daß, wo ein Wandrer ward erſchlagen,
  Im düſtern Wald, im öden Grund,
  Da ſoll aus des Erſchlagnen Mund,
Mit warmem Blut, zu friſchem Leben,
Ein weißer Vogel aufwärts ſchweben.

Er ſchwebt empor, er ſchwebt hernieder,
Er ſträubt ſein glänzendes Gefieder
Und mächtig ſchmettern ſeine Lieder,
Wie Schlachtgeſchrei, wie Hörnerklang!
So ſingt er laut die Welt entlang,
Daß alle Thäler ängſtlich lauſchen
Und alle Bäume zitternd rauſchen.

Er ſingt, daß alle Felſen dröhnen,
Er ſingt, daß alle Lippen ſtöhnen
Und alle Herzen wiedertönen,
Und ſein Geſang iſt Mord! Mord! Mord!
Von Land zu Land, von Ort zu Ort,
Er ſingt, daß ſelbſt die Sterne hören,
Und Erd' und Himmel ſich empören.

Und ob auch unter ſeidner Decke,
In ſeines Hauſes ſtillſter Ecke,
Der Mörder zitternd ſich verſtecke,
Die weiße Taube ſingt ihn wach!
Die weiße Taube fliegt ihm nach,
Und ob die Felſen ihn verſteckten,
Und ob die Wogen ihn bedeckten!

Da wird kein Netz, kein Garn gefunden,
Kein Köder will dem Vogel munden,
Kein Pfeil kann ſeine Bruſt verwunden,
Er iſt bald hier, bald iſt er da —!
Und immer fern und immer nah,
Und alle Nächte, alle Tage,
Tönt ſchmetternd ſeine Todtenklage!

Bis daß ſie den Erſchlagnen fanden,
Bis daß ein Rächer aufgeſtanden,
Bis daß der Mörder liegt in Banden
Und bis ſein Blut gen Himmel ſprang!
Da wird es ſtill, da ſchweigt der Klang,
Da ſinkt das leuchtende Gefieder
Als Blüthenſchnee zur Erde nieder. —

O alte Märchen, alte Sagen,
Wie paßt Ihr doch zu unſern Tagen!
Die Freiheit iſt's, die man erſchlagen,
Die bleich und ſtumm im Sarge liegt:
Doch aus dem todten Munde fliegt
Die weiße Taube unſrer Lieder —
O Taube, wann, wann ſinkſt du nieder?

Die neue freie Zeit.

Nun freuet Euch, Ihr Frommen,
Nun iſt der Tag gekommen,
Den Ihr ſo lang erharrt:
Durch Beten und durch Glauben,
Nun wird man rückwärts ſchrauben
Die ſchnöde Gegenwart.

Trotz Widerſpruch und Schnarchen,
Die Zeit der Patriarchen,
Schon kehrt ſie uns zurück:
Modern ſind wir geweſen,
Nun werden wir Chineſen —
Chineſen, welch ein Glück!

O China, Reich der Sitte,
Reich der gerechten Mitte,
Du Reich der Majeſtät!
Wo Niemand braucht zu ſorgen,
Wo Alles heut wie morgen,
In ew'gen Gleiſen geht!

Dein Beiſpiel ſoll uns lehren,
Zur Einfalt zu bekehren
Das ſündige Geſchlecht:
Nun ſcheeren wir die Köpfe,
Nun ſalben wir die Zöpfe,
Der dickſte Zopf hat Recht!

Nun müßt Ihr ſchweigend ſitzen
Und auf die Naſenſpitzen
In ſtiller Andacht ſehn:
So wird die Menge preiſend
Und mit dem Finger weiſend
Euch demuthsvoll umſtehn.

Nun gegen Strauß und Bauer,
Nun bauet eine Mauer
Rings um das Reich herum:
Drauf ſtehn mit ſtolzen Mienen
Die Herren Mandarinen
Und nicken und -- ſind ſtumm.

Das Schreiben und das Sprechen
Das gilt nun als Verbrechen,
Denn nur der Kaiſer ſpricht!
Nun mächtiger und weiſer
Als unſer Herr, der Kaiſer,
Iſt ſelbſt der Herrgott nicht.

Und will das Fleiſch ſich regen
Und fragen wir, weßwegen?
O dann dem Kaiſer Preis!
Dann kriegen wir als Kinder,
Bald ſtärker, bald gelinder,
Die Ruthe auf den Steiß.

So bilden wir mit Ehren,
Als ob wir's ſelber wären,
Den Mittelpunkt der Welt:
Was ſcheert in unſrer Glorie,
Was ſcheert uns die Hiſtorie,
Wenn's nur zuſammenhält?

Drum immer friſch geſchoben,
Gehoben und geſchroben,
Nach China friſch herum!
Doch wollt Ihr's recht vollenden,
O dann mit gnäd'gen Händen,
O gebt uns Opium!

Was wir wollen.

Und mögen wir auch noch ſo klar
  Von dem, was Noth thut, ſagen
Und mögen noch ſo offenbar
  Der Freiheit Banner tragen:
Ihr lacht uns doch ins Angeſicht
  Und zählt uns zu den Tollen,
Ihr denkt: wir wiſſen ſelber nicht
  Nicht völlig, was wir wollen.

So merkt denn auf! Das Vaterland
Soll feſt zuſammenhalten,
Vom Rhein bis an den Oſtſeeſtrand
Selbſtändig, unzerſpalten:
Stets ſoll es vorwärts, vorwärts gehn,
Und ob die Donner rollen,
Auf eignen Füßen ſoll es ſtehn —
Das iſt es, was wir wollen.

Wir wollen Fürſten, habet Acht!
Die gern dem Volk vertrauen
Und die die Säulen ihrer Macht
Nur auf dem Recht erbauen;
Wir wollen Fürſten, die nicht gleich
Um ein paar Verſe ſchmollen,
An Schmeichlern arm, an Liebe reich —
Das iſt es, was wir wollen.

Wir wollen Völker, kühn und ſtark,
Von keinem Joch gebogen,
Genährt von ihrer Vorzeit Mark,
Zu Knechten nicht erzogen;
Wir wollen Völker, die nicht bloß
Stets müſſen und ſtets ſollen,
Durch Krieg berühmt, durch Frieden groß —
Das iſt es, was wir wollen.

Wir woll'n Geſetze, kurz und rund,
Die klar und deutlich ſprechen,
Und die auch keines Königs Mund
Darf biegen oder brechen;
Wir wolln Geſetze, die dem Born
Des Lebens friſch entquellen,
Der Böſen Zaum, der Guten Sporn —
Das iſt es, was wir wollen.

Wir wolln **Miniſter**, (merkts, Ihr Herrn!)
  Mit oder ohne Ahnen,
Wenn ſie nur dem Jahrhundert gern
  Weit offne Straße bahnen!
Doch wem des Volkes Liebe fehlt,
  Der ſoll vom Amt ſich trollen,
Und ob er ſechszehn Ahnen zählt —
  Das iſt es, was wir wollen.

Wir wollen freie Wiſſenſchaft,
  Zu lernen und zu lehren,
Und Niemand ſoll des Denkers Kraft
  In ihrem Fluge wehren.
Wir wollen, daß man nicht den Geiſt,
  Den friſchen, lebensvollen,
Nur Holz und Waſſer tragen heißt —
  Das iſt es, was wir wollen.

Und dann mein ewig A und O,
Daß ich es nicht vergeſſe!
Denn ohne das wird Niemand froh,
Das iſt die freie Preſſe.
Daß wir des Geiſtes Blüthe nicht
Bei der Cenſur verzollen,
Das dünkt uns Recht, das dünkt uns Pflicht —
Das iſt es, was wir wollen.

Zuletzt noch Eins, das iſt ein Ton,
Bei dem die Herzen ſchlagen!
Er heißt, er heißt — Ihr kennt ihn ſchon,
Ich darf ihn doch nicht ſagen.
Wer wagt das Wort? wer nennt es hier?
Fürwahr, Ihr möchtet grollen!
Doch gebt nur das, ſo haben wir,
Wir haben, was wir wollen.

Preußens freie Preſſe.

Zwanzig Bogen, zwanzig Bogen!
Nun gereckt und nun gezogen,
An den Federn nun geſogen,
Bis die zwanzig Bogen voll!
Neunzehn Bogen ſind noch ſündig,
Aber zwanzig machen mündig,
Wär der zwanzigſte auch toll!

Nun geplündert, nun geſtohlen!
Denn der König hat befohlen,
Und der Setzer ſteht auf Kohlen:
Raſch den zwanzigſten herbei!
Neunzehn Bogen ſind gefährlich,
Aber zwanzig machen ehrlich,
Aber zwanzig machen frei.

Heil'ge Zwanzig! zu Dir bet' ich:
Räthſelhaft und wunderthätig
Macht des Königs Majeſtät Dich
Und ich ehre ſeine Huld.
Zwar das neunzehnte Jahrhundert
Steht beſchämt und fragt verwundert
Ja die Neunzehn hat die Schuld!

Und ſo läßt es ſich errathen:
Unſre Fürſten, unſre Staaten
Nehmen als Homöopathen
Jetzt die Völker in die Kur.
Laßt die Leſer ſich erboſen!
Wenig Fleiſch und lange Saucen,
Das erſetzt uns die Cenſur.

Schreibt denn nun in Gottes Namen,
Schreibt, Ihr Herren und Ihr Damen,
Schreibt, Ihr Blinden und Ihr Lahmen,
Schreibt nach Maß und nach Gewicht!
Zwanzig Bogen zwar ſind Euer:
Aber zwanzig ſind zu theuer,
Zwanzig Bogen kauft man nicht.

Ja zumal in unſern Tagen,
Wo die dampfbeſchwingten Wagen
Sauſend durch die Länder jagen,
Und es doch an Zeit gebricht:
Zwanzig Bogen — welche Menge!
Zwanzig Bogen — welche Länge!
Zwanzig Bogen lieſt man nicht.

Ludwig Uhland.

Juni 1842.

Hatte jüngſt, in ſchwülen Tagen,
in mein Stübchen mich verſchloſſen,
Saß und las, und merkte nimmer,
wie die Stunden raſch verfloſſen:
Denn ich las in Uhlands Liedern!
und ein wonniglicher Duft,
Süß und mild, wie Waldesrauſchen,
fühlte fächelnd mir die Luft.

Horch, da läutet es am Thore!
horch, da lärmt es auf den Stiegen!
Raſche Tritte hör' ich poltern,
Thüren klappen, Thüren fliegen,
Und mit lautem Jubelrufe,
eine Zeitung in der Hand,
Kommt der Freund, der viel erfahrne,
in mein Kämmerchen gerannt.

„Gute Botſchaft! frohe Zeitung!
Ja, noch fällt der Blick der Muſen,
Sanft erwärmend, Ehrfurcht weckend
auch in königliche Buſen!“ —
Freund, was haſt Du? — Hier die Zeitung:
auch das Wiſſen, auch die Kunſt
Schmückt fortan vor allem Volke
eines großen Königs Gunſt.

Nicht bloß die ſeit Anno fünfzehn
nur Rekruten exerciren,
Nicht bloß Kammerherrn und Junker
wird man künftig dekoriren;
Nicht bloß wer ein halb Jahrhundert
ſich geſchmiegt und ſich gebückt,
Wird mit einer vierten Klaſſe
auf dem Sterbebett entzückt:

Nein, o nein, für ebenbürtig
gelten künftig auch die Geiſter,
Auch die Künſtler ſind geadelt,
auch die Wiſſenden, die Meiſter!
Ehrte ſonſt den Mann der Orden,
ehrt den Orden nun der Mann,
Und der Tag der Medicäer,
auch für Deutſchland bricht er an.“ —

Iſt das Alles? nur ein Orden?
  Guter Freund, Du machſt mich lachen!
Große Zeit bringt große Männer,
  doch kein Orden kann ſie machen;
Wenn zum Ritterdienſt des Geiſtes
  die Geſchichte ſelbſt geweiht,
Fragt auch der nach eines Königs
  goldverbrämtem Ordenskleid?

Doch es ſei, ich will es loben:
  denn — was kann ein König geben?!
Wein herbei! und mit dem König
  laſſen wir die Ritter leben!
Aber dreimal hoch vor Allen,
  dreimal lebe der Poet,
Der auch mit dem Stern des Königs
  ewig hoch beim Volke ſteht! —

Und der Freund horcht auf verwundert:
„Sprich wen meinſt Du?“ — Kannſt Du fragen?
Siehſt Du nicht in meinen Händen
Uhlands Lieder aufgeſchlagen?
Wer verdient es, wem gebührt es,
daß ihn auch ein König ehrt,
Wer vor Allen, als der Eine,
wer iſt Stern und Orden werth?

Der in allertrübſten Tagen,
in den Tagen unſrer Schande,
Dennoch ſeine Lieder weihte
dem geliebten Vaterlande?
Der aus eingeſtürzten Hallen,
aus der Vorzeit dunklem Schacht
Gold der Liebe, Gold der Treue
glänzend an das Licht gebracht?

Daß aus friſchbelaubtem Stamme
alte Zeiten neu erblühten,
Daß für Vaterland und Freiheit
alle Herzen neu erglühten?
Daß der Wiederhall erwachte
in dem deutſchen Dichterwald,
Daß Geſang aus tauſend Kehlen
rings von allen Zweigen ſchallt? —

Aber in der Zeitung lange
blätterte der Freund betreten:
„Freilich, freilich — laß mich ſehen!
wart, hier kommen die Poeten,
Tieck, der Urahn der Romantik,
und der deutſche Mandarin,
Rückert, den zwar nicht die Reime,
aber längſt die Muſen fliehn.“ —

Aber Uhland? — „Nur geduldig:
hier iſt Lißt, der Taſtenſchläger,
Metternich, der — Staatsminiſter,
Enke, der Kometenjäger —“
Aber Uhland? — „Volle Dreißig!
oder hätt' ich mich verzählt? —“
Aber Uhland? — „Sei zufrieden!“ —
Ludwig Uhland? — „Uhland fehlt.“ — —

Den die Könige nicht mögen,
der den Fürſten nicht behagte,
Weil er in der Zeit der Knechtſchaft
dennoch frei zu dichten wagte:
Ludwig Uhland, deutſcher Dichter,
Vaterlandes Schmuck und Zier,
Einen Orden, einen andern,
geben Deutſchlands Bürger Dir!

Geben brennend Roth der Liebe,
geben ſanftes Blau der Treue,
Daß Dein Haupt, das ſilberweiße,
grünen Kranzes ſich erfreue!
Geben bürgerliche Wahrheit
für gekrönten Faſtnachtſcherz:
Dreißig Männern dreißig Orden,
aber Uhland unſer Herz! —

Lebe — ſonder Kreuz und Sternchen!
Wohl den Stern kannſt Du entbehren,
Den wir ſelber als ein Sternbild,
als ein leuchtendes, verehren:
Du, an deſſen greiſer Locke
zärtlich jedes Auge hängt,
Den an Deutſchlands fernſter Küſte
gaſtlich jedes Haus empfängt! —

Zwar wir wolln es nicht verhehlen:
Andres wollen andre Zeiten,
Und ſo lehnſt Du, ſtummen Mundes,
ſchweigend über Deinen Saiten.
Aber dennoch, weh dem Finger,
der nach Deinem Kranze greift,
Weh der Hand, der übermüth'gen,
die an Deinen Lorbeer ſtreift! —

Du indeß, o deutſche Jugend,
die Du brenneſt vor Verlangen,
Auch einmal aus Königs Händen
Stern und Orden zu empfangen:
Lern', o Jugend, lern' bei Zeiten,
was den Königen gefällt,
Welch' Talent und welche Tugend
ſtets bei Hof den Preis erhält!

Biſt Du (was der Herr verhüte!)
ein Poet, ſo ſei's für Damen:
Schreib' Novellen für den Theetiſch,
ſchreib' Ghaſelen und Makamen,
Schreibe, ſchreibe unabläſſig,
jede Meſſe einen Band —
Aber nichts von Recht und Freiheit,
aber nichts vom Vaterland!

Dann vielleicht nach fünfzig Jahren,
Wird man gnädig Dich bedenken
Und — zwar nicht den Orden ſelber,
doch die Anwartſchaft Dir ſchenken;
Ja vielleicht, wenn Du geſcheidt biſt,
hängt ein Titel auch daran
Und der Tag der Medicäer
bricht dem neuen Hofrath an!

Billigkeit.

Nein, ſie taugt nicht, unſre Jugend!
Nein, ihr fehlt die beſte Tugend,
Ihr gebricht die Billigkeit.
Herzlich lieben, herzlich haſſen,
Ja, in Bücher mag es paſſen;
Doch als Menſch muß man ſich faſſen
Und die Wahrheit kommt nicht weit:
Seid doch billig!
Seid doch willig!
Jedes Ding hat ſeine Zeit.

Allzuſcharf, wißt Ihr, macht ſchartig.
Tadeln dürft Ihr, aber artig;
Räſonniren, aber ſacht!
Flüſtern müßt Ihr, niemals ſprechen,
Immer biegen, niemals brechen,
Jeder Menſch hat ſeine Schwächen,
Jeder Tag hat ſeine Nacht:
Seid doch billig!
Seid doch willig!
Nehmt die Billigkeit in Acht!

Schwarz und Weiß, das ſind Extreme:
Grau, das iſt das Angenehme,
Das ſo Schwarz wie Weiß enthält.
Jede Sache hat zwei Seiten,
Ueber jede läßt ſich ſtreiten;
Anders denken andre Zeiten
Und das Neueſte gefällt:
Seid doch billig!
Seid doch willig!
Billigkeit regiert die Welt.

Seht, Ihr ſelber werdet älter,
Eure Herzen werden kälter
Und das Lebensöl verbrennt.
Eure Worte werden feiner,
Eure Wünſche werden kleiner,
Werdet noch wie Unſereiner,
Ordensband und Rathspatent!
Drum hübſch billig!
Drum hübſch willig!
Oder ſonſt, potz Sapperment ....

Badens zweiter Kammer.

I.

Auf der Eſchenheimer Gaſſen,
  Zu Frankfurt an dem Main,
Da ſchläft ſtill und verlaſſen
  Ein edles Jungfräulein.
Aus neun und dreißig Lappen
  Hat ſie ihr Kleid geflickt,
Mit neun und dreißig Kappen
  Ihr blondes Haupt geſchmückt.

Protokolle gehn und Akten
Ihr wüſt im Kopf herum,
Vom Schreiben, dem vertrackten,
Sind ihr die Finger krumm.
Nun ſoll ſie Niemand ſtören,
Schildwacht, hab' Acht und ſteh'!
Sie will nichts ſehn, nichts hören,
Der Kopf thut ihr ſo weh.

Schon lange ſchlummertrunken,
Verträumt und ſorgenvoll,
Nun iſt ſie umgeſunken
Auf das neun mal neun und neunzigſte Protokoll.
Und wie ſie ſchläft, da ſteigen
Die Geiſter aus dem Grund,
Die wiegen ſich und neigen,
Den Finger auf dem Mund.

Voran im Morgenſtrahle,
In roſenfarbnem Kleid,
Das ſind die Ideale
Vergangner, guter Zeit:
Wo wir noch fröhlich ſchauten,
O deutſcher Bund, nach dir!
Wo wir hofften und vertrauten,
Gutmüth'ge Kinder wir!

Doch ſieh', dicht hinter ihnen,
Von ihrem Glanz verklärt,
Das Alter in jungen Mienen,
Von Kerker und Flucht verzehrt:
Das ſind die Studioſen,
Geächtet und umgarnt,
Das ſind die Tadelloſen,
De Wette, Jahn und Arndt.

Den Morgen ihres Lebens,
O ſprich, du Schläferin!
Die Blüthe ihres Strebens,
Wo thateſt du ſie hin?
Was lebt, iſt alt geworden
Und trägt des Alters Noth,
Zu ſpät nun kommen die Orden —
Glückſelig, welche todt! —

Der dreizehnte Artikel,
Er iſt doch gar zu klein!
In Windel und in Wickel,
Da ſchleicht er auch herein.
Er hat gewiß die Schwindſucht,
Der Tod, der iſt ihm nah':
Gebt Acht, wenn man das Kind ſucht,
Iſt's nächſtens nicht mehr da.

Und weiter, mit tauſend Augen,
Eine Spinne, feiſt und ſtark:
O wohl, die weiß zu ſaugen
Des Vaterlandes Mark!
Sie ſpann den ſtärkſten Faden,
Sie ſaß zunächſt am Thron:
Das war, helf' Gott in Gnaden,
Die Mainzer Commiſſion.

Doch dort, fein ausgeſchniegelt,
Was ſchleicht da hinterdrein —
Verriegelt und verſiegelt —
Soll das die Preſſe ſein?
Sie ſteckt in allen Rädern,
Sie ſchleicht und keucht ja nur
Das liegt nicht an den Federn,
Das liegt an der Cenſur!

Das freie Reich der Geiſter,
Betrogen um ſein Recht;
Die Trefflichſten, die Meiſter,
Mißachtet, wie ein Knecht;
Gedanken, ungeboren
Und doch bereits erwürgt —
Sieh da, den Sieg der Thoren,
Den die Cenſur verbürgt! —

Zuletzt, die Hände ringend,
Gebeugt den edlen Leib!
Einen Marmorſtein umſchlingend,
Ein theures, deutſches Weib!
Hanover! — An der Pforte
Zu Frankfurt beugt' es ſich,
Da wurden ihm die Worte:
Nicht competent bin ich.

Nicht competent, zu ſchlagen
Das Haupt der Tyrannei?
Nicht competent, zu ſagen,
Daß Meineid Meineid ſei?
Das kann der Bauer ſchlichten,
Der ſeine Bibel kennt —
Und Du und Da mit nichten?
Und Du nicht competent?

Du ſchläfſt — die Glocken dröhnen!
Sie läuten Sturm; es brennt!
Zu retten, zu verſöhnen,
Wach' auf! ſei competent!
Umſonſt! — Du liegſt in Schlummer,
Du ſchläfſt gemächlich fort,
Du ſiehſt nicht unſern Kummer,
Du hörſt nicht unſer Wort.

Was? willſt Du ewig liegen?
Und ſchlummern ohne Raſt?
Wach auf! die Wolken fliegen,
Die Sterne ſind erblaßt.
Schon naht auf roſ'gen Pfaden
Der junge Tag geſchwind,
Schon weht — wach' auf! — aus Baden
Ein friſcher Morgenwind.

Der Itzſtein und der Welcker,
Die gehen kühn voran:
Schon tummeln ſich die Völker,
Schon bricht der Morgen an!
Der Welcker und der Itzſtein,
Die ſtehen treu vereint:
Was muß das für ein Blitz ſein,
Wenn erſt die Sonne ſcheint!

Wach auf! von allen Höhen,
  Schon glänzt es nah und fern;
Wach' auf! die Hähne krähen,
  Verläugne nicht den Herrn!
Die Sonne will ſich heben,
  Es iſt wohl an der Stund':
Wach' auf, wach auf zum Leben,
  Wach' auf, o deutſcher Bund!

II.

Wo jetzt ein Greis iſt, alt und krank von Sorgen,
  Des Wartens müd', in Täuſchungen ergraut:
Jetzt möcht' er Kraft ſich von der Jugend borgen,
  Seit er die Sonne dieſes Tags geſchaut.
Nicht gerne jetzt, nicht gerne mag er ſcheiden,
  Ihn lockt, ihn hält das neue Morgenroth —
Das Leben wieder wird der Tod beneiden,
  Wie die Lebend'gen ſonſt den Tod.

Denn wieder raſſelt des Kyffhäuſers Pforte,
Der Barbaroſſa fährt im Traum empor:
Nicht Schwerterklang, ihn weckten Männerworte,
Der Ruf der Freiheit traf ſein ſchlummernd Ohr.
Das iſt nicht mehr der alte deutſche Jammer,
Das leere Stroh, die Spiegelfechterei:
Nein! das iſt mehr! iſt eine deutſche Kammer,
Und Freiheit iſt ihr Feldgeſchrei! —

Vertreter Badens, deutſche Patrioten,
Die Ihr die Noth des Vaterlands geſehn!
Itzſtein und Welcker, muthige Piloten,
Die unverzagt in Sturm und Wetter ſtehn!
An Eurem Wort, am Muſter Eurer Tugend
Erhebt ſich neu das kranke deutſche Land:
Ihr ſchleudert Funken in die Bruſt der Jugend,
Gießt Feuer in der Männer Hand!

Es iſt nichts Süßes, Wunden aufzudecken:
Habt Dank, habt Dank, daß Ihr es doch gewagt,
Abwaſchen wollt Ihr den verjährten Flecken,
Der unſre Ehre allzulang verklagt:
Das Gift des Wahns, das unſer Schild zerfreſſen,
Den Roſt der Furcht, der unſer Schwert entweiht.
Frei ſollen ſein die Herzen, frei die Preſſen,
Und Volk und Fürſt in Einigkeit!

An den Palaſt habt Ihr gewagt zu pochen,
Vor dem Hanover jüngſt vergebens ſtand:
Dem deutſchen Bund habt Ihr ins Ohr geſprochen
Und habt die Loſung unſrer Zeit bekannt.
Ihr habt's gewagt — noch ſtehn wir froh erſchrocken,
Denn ſelten noch klang ſolche Rede hier:
Ihr habt's gewagt — und in den braunen Locken
Den Hauch der Zukunft fühlen wir! —

Sei Gott mit Euch! die Greiſe ſollen beten,
Die Männer ſollen Ohr und Arm Euch leihn,
Mit Euch, mit Euch die Lieder des Poeten,
Es ſoll mit Euch das Herz der Jugend ſein!
Ganz Deutſchland blickt auf Euch! Es wird Euch freuen,
Ihr kämpft —, friſch auf! — um ſeinen höchſten Schatz:
Seid feſt und ſtark —! und laßt die Mißgunſt höhnen
Und laßt dem Schafe ſeinen Platz.

III.

Helle Gläſer, friſcher Wein,
Schenket ein!
Aber heute nicht vom Rhein,
Heute aus dem ſchönen Lande Baden,
Von des Neckars duftigen Geſtaden,
Soll er ſein.

Wo die Reben munter blühn,
Friſch und grün,
Wo die Herzen Flammen ſprühn,
Wo der Strom bricht mächtig durch die Klippen,
Wo, gleich ihm, das Wort von Männerlippen
Stolz und kühn!

Wo ein Stern entgegenlacht
    Aus der Nacht,
Der die Herzen trunken macht:
Stern der Hoffnung, Stern des deutſchen Lebens!
Sei nur diesmal, diesmal nicht vergebens
    Aufgewacht!

Die nur Krieg und Aufruhr ſah'n,
    Abgethan
Sei das Mißtraun und der Wahn!
Abgethan, was Fürſt und Volk entzweite!
Und der Geiſt, der gottgeborne, ſchreite
    Freie Bahn!

Weg mit dem Gedankenmord!
    Freies Wort
Iſt der allertreuſte Hort!
Nur die Freiheit ſoll im Lande walten,
Throne ſelbſt kann Freiheit nur erhalten
    Fort und fort!

Und ob auch zu dieſer Friſt
    Furcht und Liſt
Aengſtlich noch die Worte mißt:
Doch ein Hoch! für Itzſtein, Welcker, Sandern,
Doch ein tauſendfaches Hoch! den Andern,
    Die Ihr wißt.

Dieſer Namen goldnen Schein,
    Acht und rein,
Stickt in Eure Banner ein!
Vorwärts, vorwärts auf der Freiheit Pfaden!
Kennt Ihr doch das Loſungswort: Hoch Baden!
    Soll es ſein.

An Dahlmann.

Jena, den 16. November 1812.

In dieſem Kreiſe trauter Zecher,
Bei dieſem bangen Abſchiedsfeſt,
Ein letzter Gruß, ein letzter Becher
Dem Manne, der uns heut verläßt:
Dem heut nach mancher ſtummen Klage,
Nach mancher kummervollen Nacht,
Dem heut nach manchem trüben Tage
Die Sonne der Erfüllung lacht!

Ein Abſchiedsfeſt — und dennoch kränze
Die Hoffnung dieſes letzte Mahl!
Ein Abſchiedsfeſt — und doch kredenze
Die Freude lächelnd den Pokal!
Denn den mit Schmerzen wir verlieren,
Den heut die Götter uns entziehn,
Ihn nennt die Welt aufs Neu den ihren
Und die Geſchichte fordert ihn.

Du gehſt, o Freund, aus unſrer Mitte,
Du von dem Schickſal ſelbſt geweiht,
Mit männlichem, mit tapferm Schritte,
Du gehſt aufs Schlachtfeld unſrer Zeit.
Du weißt es ſelbſt: die Welt will Fehde,
Des Friedens Oelblatt iſt verdorrt —
Wohlan, auch Du mit freier Rede,
O kämpf' auch Du mit freiem Wort!

Geh' hin, o Freund — bei Deinem Namen,
Wie werden alle Herzen weit!
Geh' hin, o Freund, und ſtreu' den Samen,
Den köſtlichen, der künft'gen Zeit!
Sei ein Pilot im Sturm der Wogen,
Ein Blitz der durch die Wolken bricht,
Sei Du ein Stern am Himmelsbogen,
Ja ſei Du ſelbſt! mehr braucht es nicht. —

Dem alle Herzen ängſtlich ſchlagen,
Den die Orakel prophezein,
Er muß ja doch, er muß ja tagen,
Der Tag der Zukunft bricht herein!
Der Hort der Freiheit wird gehoben,
Der Thurm des Rechtes ſoll beſtehn,
Und über Alle, hoch von oben,
Das Banner des Geſetzes wehn!

So laßt uns froh die Gläſer leeren
Und drückt noch einmal ihm die Hand:
Es gilt dem Manne, den wir ehren,
Es gilt dem deutſchen Vaterland!
Es gilt dem kommenden Geſchlechte,
Es gilt dem künft'gen Morgenroth,
Der Freiheit gilt es und dem Rechte,
Es gilt dem Leben und dem Tod!

Den Todten.

Und wenn die Welt, die taube, mich verlacht
Und wenn die Lebenden nicht hören wollen:
Steigt Ihr herauf aus Eures Grabes Nacht,
Ihr Blutigen, Ihr Narbenvollen!
's iſt Mitternacht: das iſt die rechte Stunde,
Da wird getanzt, gewürfelt und gezecht:
Kommt, tretet ein! Enthüllet Eure Wunde,
Setzt Euch heran! und ſprecht aus ſtummem Munde
Zu dieſem tändelnden Geſchlecht! — —

Wie nun? Nicht wahr? Es ſieht ſich garſtig an,
Das bischen Menſch, wenn ſie's zu Grabe trugen?
Euch ekelt, nicht? — Und doch war es ein Mann,
Dem warm, wie Euch die Pulſe ſchlugen!
Der an dem Leben heiß, wie Ihr, gehangen,
Der gierig auch um jede Blüthe warb,
Der auch ein Weib, der Kinder auch umfangen —
Und der doch lächelnd in den Tod gegangen
Und der mit Freuden dennoch ſtarb!

Für wen? Für wen? O Fluch auf Euch! für wen?
Wer rief ſie auf, wer führte ſie zum Streite?
Wer ließ ſie feſt im Kugelregen ſtehn,
Als ob es Roſenblätter ſchneite?
Wer war der Gott, der leuchtende der Schlachten?
Vor wem verſchwand des Grabes Finſterniß?
Und als die Donner der Kanonen krachten,
Wer war es, wer, an den die Herzen dachten,
Noch da die Kugel ſie zerriß?

Ihr wart es nicht — o nein! wo waret Ihr?
Das dumme Volk ließt Ihr voranmarſchiren
Und hinktet nach, mit Feder und Papier,
Die Bulletins zu ſtyliſiren.
Was ſcheeren Euch die Bürger, die Soldaten?
Futter fürs Pulver, dazu ſind ſie da!
Und während furchtlos ſie im Blute waten,
Verſchachert Ihr Nationen, ſchneidert Staaten
Und ſchreit zuletzt Victoria! —

Sie aber wandelten voll Heldenmuth,
Für Recht und Freiheit freien Tod zu ſterben;
Sie dachten nicht mit ihrem rothen Blut
Nur Königsmäntel neu zu färben.
Sie wollten es als Opferwein vergießen,
Für's Vaterland, für den entweihten Heerd:
Durch alle Adern ſollt' es lodernd fließen,
Die Freiheit ſollt' aus ihrem Blute ſprießen,
Gleich wie vom Himmelsthau genährt! —

Und nun? und nun? Weh meinem armen Land,
Das ſelbſt das Blut der Bürger nicht befreite!
Für das umſonſt, den Degen in der Hand,
Die Jugend ſich dem Tode weihte!
Sie wollten Roſen ſä'n, — und ſäten Kletten,
Tag ſollt' es werden — und es wurde Nacht:
Auf ihren Gräbern wieder klirren Ketten,
Und wieder jetzt, das Vaterland zu retten,
Bedarf es einer neuen Schlacht! —

Und iſt umſonſt die größte That geſchehn,
Und ſind umſonſt die Edelſten gefallen:
Was ſollen nun die ſtolzen Mauſoleen,
Die Obelisken und Walhallen?
Das iſt die Art, wie Kön'ge ſich bedanken!
Auf Herz bei ihnen reimet Erz allein:
Und alles Blut, das dieſe Felder tranken,
Und alle Herzen, die zu Aſche ſanken,
Bezahlen ſie mit einem Stein!

Es ſei, wohlan! Vollendet wird die Zeit
Und höher ſchon die Schatten ſeh' ich ragen.
Dem Tod auch Ihr, auch Ihr ſeid ihm geweiht,
Auch Euch läßt ſich der Wurm behagen!
Ihr werdet hingehn — aber ohne Klage!
Kein Auge wird bei Eurem Tod genetzt:
Frohlockend hebt, mit freiem Flügelſchlage,
Die Freiheit ſich aus Eurem Sarkophage —
Ihr oder wir, wer lacht zuletzt?

Abſchied.

Einem Auswanderer.

Und muß es denn und muß es ſein
Und müſſen wir uns trennen,
Wohlan! ſo ſchenkt noch einmal ein
Und laßt noch einmal zu dem Wein
Die Herzen lodernd brennen!

Du gehſt, o Freund, nicht thränenlos, —
O laß ſie, laß ſie rinnen!
Denn ach! von Deiner Mutter Schooß,
Du reißt vom Vaterland Dich los,
Ein neues zu gewinnen!

Von fremder Küſte, ſtolz und frei,
Die Wälder hörſt Du rauſchen;
Willſt gegen ſeidne Sklaverei,
Willſt gegen bunte Liverei
Die nackte Freiheit tauſchen.

Du biſt es ſatt ein Knecht zu ſein,
Und frei Dich nur zu träumen,
Du biſt es ſatt, mit Heuchelein,
Mit goldner Worte Flitterſchein
Die Kette zu umſäumen.

Du biſt des eignen Volkes ſatt,
Der ſchmachgewohnten Seelen:
Des Volkes, das, zum Handeln matt,
Gelehrte nur und Dichter hat
Und dem die Männer fehlen!

Du wirſt nicht glücklich werden, nein!
Auch nicht im freien Lande.
Doch willſt Du lieber elend ſein,
Im fremden Land, ſtumm und allein,
Als Knecht im Vaterlande.

O dürften wir in Deinem Lauf,
O dürften wir Dich halten!
Und dürften ſagen: ſchau, hinauf!
Da ſteigt die Sonne ſchon herauf,
Der Tag will ſich entfalten!

Umſonſt! noch ſäumt das holde Licht,
Noch ſind die Herzen bleiern,
Noch rühren ſich die Schläfer nicht,
Noch iſt das Höchſte ein Gedicht
Das die Poeten leiern!

Und doch, Ihr Brüder, ſchenket ein!
Doch muß ein Morgen tagen,
Da bricht die Freiheit ſtolz herein,
Da wird bei Ja, da wird bei Nein,
Da wird das Joch zerſchlagen!

Ein Tag, wo die Trompete klingt,
Die Männer anzuwerben!
Es kommt ein Tag, der, ſturmbeſchwingt,
Zurück in unſern Arm Dich bringt,
Zu ſiegen und zu ſterben!

Cenſur.

Nur immer friſch verboten,
Nur immer cenſurirt!
Und ging es auch nach Noten,
Ihr weckt doch nicht die Todten,
Das Leben triumphirt!

Ihr traurigen Kapuzen,
Ihr aller Wahrheit Feind,
Ihr wollt den Adler ſtutzen,
Die Sonne wollt Ihr putzen
Weil ſie zu hell Euch ſcheint?!

Umſonſt! Ihr könnt nicht hindern,
Auch nicht das kleinſte Wort!
Ihr könnt den Haß nicht mindern,
Ihr könnt die Gluth nicht lindern,
Die grimmig Euch verdorrt!

Gebt Acht, die Stunden ſchleichen,
Die Morgenſonne ſtrahlt:
Gebt Acht, ich ſeh' ein Zeichen,
Da werden noch mit Streichen
Die Striche Euch bezahlt!

So nährt Ihr ſelbſt die Flamme,
Die ſelber Euch verzehrt:
Schon kniſtert es am Stamme —
O daß Euch Gott verdamme!
Ihr ſeid kein Mitleid werth.

Sonntagsfeier.

Was ſchwebt dort auf des Wohllauts Schwingen
  Zu mir herüber durch die Luft?
Ich hör' es rauſchen, hör' es klingen
  In ſüßem morgendlichem Duft:
Das iſt die Orgel, ſind die Glocken
  Und der Poſaunen ernſter Klang,
O horch, ſie laden mich und locken
  Zu einem längſt entwöhnten Gang. —

Sieh, vor der Kirche, welch Gedränge!
Vom Staub des Werkeltages rein,
Drängt Alt und Jung, in bunter Menge
Sich in das Heiligthum hinein:
Und hier, in ſonntäglichem Kleide,
Den Kranz in glattgeſtrichnem Haar,
Geſenkten Augs, doch Augenweide,
Der Jungfraun wunderholde Schaar.

Sie gehen all' mit leiſen Schritten,
Erwägend ihres Herzens Noth;
Sie wollen beten, wollen bitten
Um Haus und Hof und täglich Brod:
Daß ſich die Krankheit endlich wende,
Daß auf dem Feld die Frucht gedeih'
Und daß die Arbeit ihrer Hände
Mit gutem Zins geſegnet ſei.

O Wahn des Glaubens, ſüße Stille,
In der das Herz ſich ſelbſt verlor,
Du meiner Kinderwelt Idylle,
Was ſteigſt du heute mir empor?
Und würde mir die Welt zu eigen
Und neigten alle Sterne ſich:
Ich könnte doch mein Knie nicht neigen,
Nicht deine Pſalmen rühren mich! —

Denn andre Glocken hör' ich tönen,
Ein andres Lied ſteigt himmelwärts
Und anders ſtrömt mit mächt'gem Dröhnen
Drommetenklang mir in das Herz!
Wir ſtehen auch gedrängt in Schaaren
Wir Männer, die der Tag erweckt;
Doch keinen Kranz in unſern Haaren,
Mit Myrten nur das Schwert bedeckt!

Wir glauben auch an einen Morgen,
An einen Sonntag hell und licht,
Der, blöden Augen noch verborgen,
Die Wolken endlich doch durchbricht!
Wir beten auch — unausgeſprochen,
Ein Hauch, der unſre Bruſt durchweht,
Ein ſtummer Schwur, ein Herzenspochen,
Und eine That — das iſt Gebet!

Drum ſollt Ihr uns nicht gottlos ſchmähen,
Nennt uns nicht Ketzer, treibt nicht Spott:
Auch hier, wo unſre Fahnen wehen,
Der freie Geiſt iſt auch ein Gott!
Von allem Finſtern, allem Böſen,
Von Sklavenketten groß und klein,
Er wird noch einmal uns erlöſen,
Noch einmal unſer Heiland ſein.

Laßt denn geduldig, ohne Grollen
  Uns wandeln auf verſchiednem Pfad:
Sei Jeder nur getreu im Wollen,
  Nur Jeder männlich in der That!
Dann deinen Gläub'gen, deinen Frommen,
  Mit Liederklang, mit Schwerterſchlag,
Dann wirſt auch du uns endlich kommen
  Du, unſer Sonntag, Freiheitstag!

Vertrauen.

Wir wolln ja gern vertrauen,
Wohlan, vertraut auch Ihr!
Und dann verbrüdert bauen
Den Dom der Freiheit wir.

Ihr ſeid die Hochgebornen,
Ihr kennt die Sehnſucht nicht,
Von der uns Staubgebornen
Die bange Seele bricht.

Ihr kennet nicht die Wunden
Ohnmächt'ger Sklaverei,
Ihr habt es nie empfunden
Wie ſchwer die Knechtſchaft ſei.

Und doch, in goldnen Mauern,
Unter der Krone Laſt,
Auch Ihr ſeid zu bedauern —
So einſam, ſo verhaßt!

Wohlan, von Euren Thronen
So ſteigt auch Ihr herab,
Und legt die kalten Kronen,
Den todten Purpur ab.

Laßt uns die Herzen tauſchen,
Das allerwärmſte Blut,
Laßt wonnig uns durchrauſchen
Des Lebens heil'ge Fluth!

Noch iſt es Zeit, zu wählen,
O nehmt die Zeit in Acht!
Noch haben unſre Seelen
Nicht ganz ſich losgemacht!

Noch wollen wir vertrauen,
Wohlan, vertraut auch Ihr!
Und dann verbrüdert bauen
Den Dom der Freiheit wir.

Entſcheidung.

Schaut hin! ſchon peitſcht mit naſſen Flügeln
Der Sturm das aufgeregte Meer,
Schon wälzt auf grauen Waſſerhügeln
Begierig ſich der Tod einher.
Was wir ſchon lange drohen ſahn,
Nun iſt es da, nun laßt das Jammern!
Nun an den allerletzten Span
Mit trotz'gen Händen laßt uns klammern!

Den Feigling müſſen wir bedauern,
Der einzig nur ſein Leben ſchätzt,
Der es nicht froh, mit Wonneſchauern,
An eine große Sache ſetzt!
Der lieber ſtill am Ufer liegt
Und mit den Schmetterlingen gaukelt,
Als daß er mit dem Sturme fliegt
Und ſich dem Tod entgegen ſchaukelt!

Doch wo die Wellen toſend ſchlagen
Hoch über dem empörten Grund,
Da fühlt in göttergleichem Wagen
Ein männlich Herz ſich erſt geſund.
Drum fröhlich in den Kampf hinein!
Wer ſiegen will, muß ſterben können:
Ja, ſoll das Leben recht gedeihn,
Muß man dem Tode auch was gönnen.

An die Lieder.

Nun ſo ſchwebt denn, meine Lieder,
Aus der Heimath Ihr verbannt,
Schwebt auf tönendem Gefieder
In das freie Schweizerland:
Frei, trotz Pfaffenliſt und Fehde,
Frei, trotz Dämmerung und Nacht,
Dennoch frei! weil unſre Rede
Dort kein Cenſor überwacht!

Zwar Ihr ſtammt aus deutſchem Herzen,
Wurdet groß an deutſchem Herd,
Deutſche Luſt und deutſche Schmerzen
Haben wechſelnd Euch genährt:
Doch was hilfts? Ihr ſeid gewogen,
Aber ach! zu leicht erkannt:
Seid Ihr doch nicht zwanzig Bogen!
Und ſo müßt Ihr aus dem Land.

Schwebt denn hin, wo zu den Sternen
Sich die Alpe kühn erhebt,
Wo in blauen Himmelsfernen
Freien Flugs der Adler ſchwebt!
Von den Stürmen lernt das Sauſen,
Das die Waldung niedermäht,
Von den Strömen lernt das Brauſen,
Dem kein Felſen widerſteht!

Horcht, o horcht dem Alpenreigen,
  Der das tiefſte Herz durchdringt,
Und den Schweizer, ach! ſo eigen
  Heimwärts in die Berge zwingt:
So, wie heimathliche Glocken,
  Wie ein Alphorn ſüß und weich,
So zur Freiheit ſollt Ihr locken
  Das verirrte deutſche Reich!

Bis der Zukunft Roſen blühen
  Nach der winterlichen Nacht,
Bis, wie prächt'ges Alpenglühen
  Morgenroth der Freiheit lacht!
Bis, wie Donner der Lawinen,
  Deutſchland ſeine Ketten ſprengt,
Bis ein neuer Tell erſchienen,
  Und die That das Lied verdrängt!

Inhalt.

Seite.

Seinen Freunden in Königsberg in Preußen. . . . 3
Rechtfertigung. 9
Kriegserklärung. 15
Alter und Jugend. 18
Lügenmärchen. 21
Der Eſel des Buridan. 30
Den Unzufriedenen. 33
Der neue Papageno. 37
Hutten. 39
„Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren." I. II. . 45
Der Miniſter. 57
Deutſchlands Gelehrten. 59
Apoſtaſie. 65

Seite.

Warum. 70
Zeichen der Zeit. 73
Schwüles Wetter. 76
„Wilde, wilde Roſen.“ Seinem Georg Herwegh. September 1842. 78
Die erſte Saat. 83
Dem Könige von Preußen. Zum Kölner Dombaufeſt den 4. September. 1842. 88
An Dingelſtädt. Frankfurt a/M. den ſiebenten September. 1842. 93
Hamburg. I. II. 98
Lehrfreiheit. Vgl. O. F. Gruppe's akademiſche Lehrfreiheit. 105
Frühling. 109
An die Neunmalweiſen. 112
Nachts. 117
An L. Follen. Oktober 1842. 120
Letzte Rettung. 125
Eine Sage. (Vgl. J. Grimms Mythologie, p. 478). 127
Die neue freie Zeit. 131
Was wir wollen. 135

Seite.
Preußens freie Preſſe. 140
Ludwig Uhland. Juni 1842. 144
Billigkeit. 154
Badens zweiter Kammer. **I. II. III.** 157
An Dahlmann. Jena den 16. November 1842. . . . 173
Den Todten. 177
Abſchied. Einem Auswanderer. 182
Cenſur. 186
Sonntagsfeier. 188
Vertrauen. 193
Entſcheidung. 196
An die Lieder. 198

Geſchichte

des

deutſchen Journalismus.

Erſter Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

300 3

Geſchichte
des
# deutſchen Journalismus.

Zum erſten Male
vollſtändig aus den Quellen gearbeitet

von

R. E. Prutz.

Gazetten, wenn ſie intereſſant ſeyn ſollen,
dürfen nicht genirt ſeyn. Fr. d. Gr.

Erſter Theil.

Hannover, 1845.
Verlag von C. F. Kius.

BIBLIOTHECA
[illegible]
OTTAVIENSIS

Vorwort.

Es war, wie aus der geſammten Anlage meines Werkes hervorgeht, urſprünglich meine Abſicht, die Geſchichte des deutſchen Journalismus in dem vorliegenden Bande bis dahin zu führen, wo mit dem allgemeinen Aufſchwung, welchen gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die poetiſche Literatur, ſowie überhaupt das literariſche Leben in Deutſchland nahm, auch die deutſche Journaliſtik einen neuen und erweiterten Inhalt gewann; das heißt alſo, bis auf Entſtehung und Ausbreitung der belletriſtiſch-kritiſchen Zeitſchriften (ſeit Anfang der vierziger Jahre). Zwei Rückſichten indeſſen haben mich beſtimmt, ſchon etwas früher abzubrechen, ſo daß namentlich die Geſchichte unſrer moraliſchen Wochenſchriften, die den Übergang vom gelehrten zum belletriſtiſchen Journalismus bildet und urſprünglich den Beſchluß dieſes Bandes machen ſollte, vielmehr für den Anfang des nächſten aufgeſpart bleiben muß. Die eine dieſer Rückſichten war äußerlicher Art: der Wunſch nämlich meines Verlegers, das lang angekündigte und ſeit Jahren im Druck befindliche Werk endlich zu verſenden, ſowie die Beſorgniß, durch allzuſtarken Umfang des vorliegenden Bandes der Verbreitung des ganzen Werkes hinderlich zu werden. Zweitens aber iſt gerade für die bezeichnete Übergangsperiode das Material ſo weitſchichtig und ſo zerſtreut, daß mir darin, trotz aller angewandten Mühe, noch immer einzelne Lücken offen geblieben ſind. Vielleicht, daß der vorliegende Band, als Anfang und Probe desjenigen, was man von dem geſammten Werke zu erwarten hat, Dieſen oder Jenen, in deſſen Händen ſich derartige ältere Schriften befinden, geneigt macht, mir von ſeinen Schätzen mitzutheilen und das Gelingen des ganzen Unternehmens dadurch zu befördern. Namentlich wenn mir die erſten Jahrgänge des Hamburger Correſpondenten, bis gegen Ende der dreißiger Jahre, nachgewieſen werden könnten, würde ich dies mit größtem

Dank aufnehmen; ſie ſind, allen Anzeichen zufolge, für die früheſte Entwickelung unſerer belletriſtiſchen Kritik von größtem Intereſſe und bin ich, zu meinem Bedauern, bisher nicht im Stande geweſen, ſie irgendwie aufzutreiben. — Jedenfalls hoffe ich den zweiten Band, der bis ungefähr 1780 reichen wird, noch vor Ablauf dieſes Jahres zu vollenden. Einem dritten und letzten wird ein vollſtändiges Regiſter über das ganze Werk beigegeben werden. —

Im Übrigen, wenn man dieſem Buche hie und da einige Ungleichheit der Behandlung anmerken ſollte, ſo wolle man bedenken, daß Werke dieſer Art, von ſo mühſeliger Zuſammenſetzung, von ſo erſchöpfendem Umfang, bei denen man ohnedies, auch bei der löblichſten Ausdauer, der reinſten Hingebung, dennoch mehr als einmal in Gefahr iſt, der ſchwerfälligen Maſſe des Stoffes zu erliegen, ohne eine gewiſſe Behaglichkeit des Daſeins, ohne eine reine und ungetrübte Stimmung nicht völlig gedeihen können. Dieſe Stimmung aber und dieſe freie, ſchöne Muße iſt dem Verfaſſer in dieſen letzten vier Jahren, die er der Ausarbeitung des vorliegenden Werkes gewidmet hat, nur ſelten vergönnt geweſen. Und noch weniger darf er ſie ſich für die nächſte Zukunft verſprechen.

Schließlich halte ich es für meine Pflicht, allen denjenigen, die mich bei Herbeiſchaffung der literariſchen Hilfsmittel ſo freundlich und nicht ſelten mit eigener Aufopferung unterſtützt haben, insbeſondere alſo den Vorſtänden der öffentlichen Bibliotheken zu Weimar, Jena, Leipzig, Dresden, Göttingen, Halle ꝛc. meinen ſo aufrichtigen wie ergebenen Dank auch an dieſer Stelle auszuſprechen. Möge mir auch für die Fortſetzung meines Werkes daſſelbe Wohlwollen erhalten bleiben! —

Die nachgeſuchte Benutzung der Königlichen Bibliothek zu Berlin iſt mir durch Reſcript des Königlich Preußiſchen Staatsminiſters Herrn Eichhorn Exc. vom 22. Februar v. J. verweigert worden.

Halle, im Mai 1845.

R. E. Prutz.

Inhalt.

Einleitung.

Seite.

I. Entſtehung und Zweck des vorliegenden Werkes . 1—22.

Aufgabe und Stellung der Literaturgeſchichte im Allgemeinen: p. 2. — Weſen und Bedeutung des Journalismus: p. 7. — Welche Aufgabe eine Geſchichte des Journalismus zu löſen hat: p. 8. — Schwierigkeiten, welche dabei zu überwinden ſind: p. 12. — Beziehungen zur Gegenwart: p. 15.

II. Geſchichte und Kritik der Vorarbeiten . . . . 22—59.

Allgemeine Überſicht: p. 22. — Chriſtian Weiſe: p. 26. — Ahasverus Fritſch: p. 28. — Akademiſche Gelegenheitsſchriften: p. 29. — Zeitungs-Luſt und -Nutz des Spaten: p. 30. — Gelehrte Zeitungen: p. 34. — Conſtantin Wolf: p. 35. — Chriſt. Juncker: p. 36. — Morhof, Fabricius, Schwabe: p. 38. — B. G. Struve und J. Fr. Jugler: p. 39. — Aufrichtige ꝛc. Gedanken: p. 43. — Curieuſe Nachricht: p. 45. — Gründliche Nachricht: ebend. — Akademiſche Gelegenheitsſchriften: p. 46. — Weitere Verſuche: p. 47. — Gottſched, Eckhard: p. 49. — J. v. Schwarzkopf: p. 50. — Allgem. Sachregiſter: p. 52. — J. S. Erſch: p. 53. — Neueſte Verſuche: das Beurmann-Dingelſtedt'ſche Unternehmen: p. 55. — Oppermann's Geſch. der Gött. Gel. Anzeigen: p. 57. — G. Parthey's Mitarbeiter ꝛc.: p. 58.

III. Eintheilung des Stoffes . . . . 59—78.

Zur Orientirung: p. 59. — Die freie Religion: p. 61. — Die freie Kunſt: p. 65. — Der freie Staat: p. 69. — Anwendung auf die Geſchichte des Journalismus:

Seite.

p. 72. — Die theologiſch-gelehrte: p. 73. — Die äſthetiſch-kritiſche: p. 75. — Die philoſophiſch-politiſche Epoche: p. 76. — Schema: p. 78.

Erſtes Buch.

Von den erſten Anfängen des deutſchen Zeitungsweſens bis auf die Ausbildung des belletriſtiſchen Journalismus. (Ausgang des XV. bis Mitte des XVIII. Jahrhunderts.)

Erſtes Kapitel.

Von den erſten Anfängen des deutſchen Zeitungsweſens bis auf die Gründung der Leipziger Acta Eruditorum. (Ausgang des XV. Jahrhunderts bis 1682.)

I. Urſprung des Zeitungsweſens . . . . 81—98.

Ältere Anſichten darüber: p. 81. — Das demokratiſche Princip der Geſchichte: p. 82. — Wie ſich der Journalismus dazu verhält: p. 84. — Die Reformation: p. 87. — Die Buchdruckerkunſt: p. 89. — Das Poſtweſen: p. 90. — Acta diurna der Römer: p. 92. — Orientaliſche Zeitungen: p. 96.

II. Älteſte politiſche Flugſchriften: Relationen . . 98—116.

Fliegende Blätter (Relationen) als Vorläufer der Zeitungen: p. 98. — (Älteſte) Relation von 1493: p. 100. — Weitere Beiſpiele aus Anfang des XVI. Jahrhunderts: p. 103. — Älteſte Zeitungskreiſe: Entdeckung der neuen Welt: p. 105. — Die Türken: p. 108. — Italieniſch-franzöſiſche Kriege: p. 115.

III. Eintritt der Reformation: Polemik, Flugſchriften 117—122.

Politiſche Seite der Reformation: p. 117. — Theologiſch-politiſche Flugſchriften: p. 119. — Allgemeines über ihre Beſchaffenheit: p. 121.

IV. Weitere Ausbreitung der Relationen . . . . . 122—128.

Allgemeiner Charakter: p. 122. — Verhältniß zu den Begebenheiten der deutſchen Geſchichte: p. 123. —

Seite.

Schmalkaldiſcher Krieg: p. 124. — Dreißigjähriger Krieg: p. 126.

V. Fortſetzung . . . . 129—155.

Außerdeutſcher Kreis: die Türken: p. 129. — Frankreich: p. 133. — Italien: p. 136. — Spanien: p. 141. — England: die Armada: Maria Stuart: p. 143. — Die Niederlande: p. 148. — Die nordiſchen Reiche: p. 152. — Rußland: p. 153.

VI. Fortſetzung: Localrelationen . . . . 156—169.

Begriff der Localrelation: p. 156. — Ihr Alter: p. 157. — Erdbeben, Gewitter ꝛc.: p. 159. — Wunderzeichen und Warnungen: p. 161. — Mißgeburten: p. 162. — Hexen- und Teufelsgeſchichten: p. 166. — Hinrichtungen, Mord- und Diebsgeſchichten, Curioſa aller Art: p. 167.

VII. Übergang zu den periodiſchen Schriften: Kalender, Meßkataloge . . . . 170—177.

Weſentlicher Unterſchied der Relation und der Zeitung: das periodiſche Element: p. 170. — Verſuche und Übergänge: p. 173. — Älteſte periodiſche Schriften der deutſchen Literatur: die Kalender: p. 174. — Meßverzeichniſſe der Buchhändler: p. 175.

VIII. Die Poſtreuter . . . . 177—188.

Erſcheinen, analog den Kalendern, jährlich: p. 177. — Beiſpiele von 1590: p. 179. — Übergang in die theologiſche Polemik: p. 186. — in die Zeitungen überhaupt: p. 187.

IX. Relationes Semestrales . . . . 188—200.

Älteſte zu Frankfurt, 1590: p. 188. — Weitere Geſchichte und Beſchreibung derſelben: p. 194. — Nachahmungen: Leipziger Meßrelationen: p. 198.

X. Periodiſche Sammelwerke . . . . 200—204.

Entſtehung derſelben und Verhältniß zum Journalismus: p. 200. — Mercurius Gallo-Belgicus: p. 202. — Theatrum Europaeum: p. 203. — Diarium Europaeum ꝛc.: p. 204.

Seite.

XI. Die Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung . . . 205—210.

Erſte Gründung durch Egenolph Emmel, 1615: p. 205. — Birghden's Concurrenz: p. 206. — Streitigkeiten: ebendaſ. — Das Birghden'ſche Unternehmen behauptet ſich: p. 209.

XII. Die Anſprüche der Fremden . . . . 210—216.

Mercuries der Engländer: p. 211. — Notizie scritte zu Venedig: ebendaſ. — Renaudot's Gazette de France: p. 214.

XIII. Weitere Ausbreitung der Zeitungen . . . 217—240.

Begünſtigende Umſtände: p. 217. — Früheſte Nachahmungen der Frankfurter Zeitung: Süddeutſchland: p. 220. — Die Hanſeſtädte: p. 221. — Frankfurt: p. 222. — Die ſächſiſchen Lande: Leipzig: p. 224. — Die preußiſchen Lande: Berlin: p. 226. — Verhältniß Friedrich des Großen zu den Zeitungen: p. 229. — Provinzialzeitungen in Preußen: p. 238. — Allgemeines Urtheil: p. 239.

XIV. Die Intelligenz- und Anzeigeblätter . . . 241—243.

Zuerſt in Frankreich: Beiſpiel eines Pariſer Intelligenzblattes von 1633: p. 241. — Nachahmungen der Engländer: p. 242. — Werden nach Deutſchland verpflanzt: ebendaſ. — Ausbreitung, Verſchmelzung mit den politiſchen Zeitungen: p. 243.

Zweites Kapitel.

Von Gründung der Leipziger Acta Eruditorum bis zur Entſtehung der moraliſchen Wochenſchriften.

(1682 — 1713.)

I. Entſtehung des literariſchen Journalismus . . 244—260.

Die Reformation und die Gelehrten: p. 244. — Stillſtand der Reformation: abſtractes und Hofgelehrtenthum: p. 246. — Urſprung der gelehrten Akademieen: p. 250.

Seite.

— Die **Académie Française**: p. 251. — Nachahmungen in Deutſchland: p. 254 — Reaction des Journalismus: p. 256. — Allgemeine Charakteriſtik des früheſten literariſchen Journalismus: p. 258.

II. Das Journal des Sçavans . . . . 260—270.

Das **Journal des Sçavans** als allgemeines Muſter und Vorbild des gelehrten Journalismus: p. 260. — Stiftung und früheſte Herausgeber: p. 261. — Programm des **Journal des Sçavans**: p. 262. — Inhalt und Charakter der erſten Jahrgänge: p. 267.

III. Früheſte Vorläufer des literariſchen Journalismus in Deutſchland: Riſt's Monats-Unterredungen; die Miscellanea Academiae Naturae Curiosorum . . . . 271—275.

J. Riſt's Erbauliche Monats-Unterredungen: p. 271. — Mich. Wiedemann's Hiſtoriſch-poetiſche Gefangenſchaften: p. 272. — J. L. Bauſch' **Miscellanea Academiae Naturae Curiosorum**: p. 274.

IV. Die Leipziger Acta Eruditorum . . . . . 275—285.

Morhof's Project: p. 275. — Leipzig's günſtige Lage und Verhältniſſe: p. 276. — Allgemeine Anlage und Abſicht der **Acta Eruditorum**: p. 277. — Redaction, Mitarbeiter und äußere Schickſale: p. 281.

V. Thomaſius . . . . 286—296.

Lebensumſtände und Bildungsgang: p. 286. — Erſter Zuſammenſtoß mit den Leipziger Univerſitätsgelehrten: p. 288. — Fortgeſetzte Fehde: p. 290. — Flucht und Wirkſamkeit in Preußen: p. 291. — Specielle Bedeutung für die Entwicklung der deutſchen Journaliſtik: p. 295.

VI. Thomaſius' Monatsgeſpräche . . . . 296—333.

Erſtes oder Januarheft von 1688: p. 296. — Perſiflage des Akademieenweſens: p. 298. — über Romane: p. 301. — über politiſche Schriften: p. 305. — über die **Acta Eruditorum**: p. 306. — Februarheft: p. 307. — über Steuerweſen und Staatswirthſchaft: p. 308. —

Seite.

über Werth und Nutzen der Journale: p. 311. — Märzheft: Thomaſius beim Conſiſtorium in Dresden verklagt: p. 312. — Leben des Ariſtoteles im Aprilheft: p. 315. — Mai- und Juniheft: Streit mit Tſchirnhauſen: p. 318. — Dedication und Ausſtattung des erſten Halbjahrs: p. 319. — Zweites Halbjahr: p. 321. — Thomaſius' Verhältniß zur Kunſt und zur Antike: p. 322. — Streit mit Maſius: p. 323. — Zweiter Jahrgang (1689): p. 325. — Fortſetzung des Streites mit Maſius: Flucht nach Preußen: p. 327. — Fortſetzung und Schluß des Jahrgangs: p. 329. — Pietiſtiſche Anwandlungen: p. 330.

VII. Thomaſius' ſpätere Journale . . . . 333—341.

Ankündigung einer neuen Zeitſchrift von 1692: p. 334. — Hiſtorie der Weisheit und Thorheit, nebſt der Historia Sap. et Stult.: p. 337. — Observationes Selectae: p. 338. — Summariſche Nachrichten: p. 339. — Ernſthafte ꝛc. Gedanken: ebendaſ.

VIII. Früheſte Nachahmungen . . . . 341—349.

Nachahmungen der **Acta Eruditorum**: p. 341. — Nachahmungen der Thomaſius'ſchen Journale: p. 343. — Tentzels Monatliche Unterredungen: p. 344. — Eccard's Monatlicher Auszug: p. 347. — Gundling's Neue Unterredungen: p. 348. — Directe Nachahmungen des **Journal des Sçavans**: ebendaſ.

IX. Weitere Ausbreitung des gelehrten Journalismus: allgemeine Journale, Provinzialzeitſchriften 349—365.

Gelehrte Zeitungen von Leipzig und Halle: p. 349. — Leipzig und Halle als Mittelpunkt der damaligen Journaliſtik; Folgen dieſer Stellung: p. 355. — Gelehrte Zeitungen in Hamburg: p. 357. — in Meklenburg: ebendaſ. — in Preußen: p. 358. — in Mitteldeutſchland: p. 361. — in Süddeutſchland: ebendaſ. — Frankfurt: 364. — Öſterreich: p. 365.

X. Fortſetzung: Fachjournale: theologiſche . . . 365—372.

Entſtehung der Fachjournale: p. 365. — Werth und Bedeutung derſelben: p. 366. — Urſprung der theolo-

Seite.

giſchen Journaliſtik: p. 368. — Orthodoxe Journale: Unſchuldige Nachrichten ꝛc.: p. 369. — Oppoſition der Pietiſten: Aufrichtige Nachrichten ꝛc.: p. 370. — Einzelne Diſciplinen: p. 371.

XI. Fortſetzung: hiſtoriſche Journaliſtik . . . . . 372—406.

Charakter der damaligen hiſtoriſchen Wiſſenſchaft: p. 372. — übertragen auf die hiſtoriſche Journaliſtik: p. 374. — Verhältniß zur Tagesgeſchichte und den eigentlichen Zeitungen: p. 376. — Eintheilung: gelehrte oder ſtaatsrechtliche Journaliſtik: p. 378. — Gemiſchte, als Supplement der Zeitungen: p. 383. — Populäre oder unterhaltende: p. 391. — Faßmann's Todtengeſpräche: p. 397.

XII. Fortſetzung: juriſtiſche Journaliſtik . . . . . 406—411.

Strauch's Amoenitates: p. 407. — Thomaſius'ſche Richtung: p. 408. — Gelehrte Richtung: p. 410.

XIII. Fortſetzung: philologiſche, philoſophiſche, mediciniſche ꝛc. Journaliſtik . . . . 412—417.

Philologie: p. 412. — Philoſophie: p. 413. — Naturwiſſenſchaften: p. 414. — Muſik und Pädagogik: p. 417.

XIV. Univerſitäten und Akademieen . . . . . . 417—422.

Allgemeine Stellung derſelben zum Journalismus: p. 417. — Diſſertationenſammlungen: p. 418. — Univerſitätschroniken: p. 420. — Schriften der Berliner Akademie: p. 422. — Sprachgeſellſchaften: ebendaſ.

Berichtigungen und Zuſätze.

P. 7 Z. 8 v. o. für unſre ſchöne lies unſrer ſchönen.

P. 26 Z. 22 v. o. für 1702 lies 1708.

P. 44 Z. 3 v. u. für zum Theil auf eine lies auf eine.

P. 55 Anm. Der Weber'ſche Zeitungskatalog, von dem ſo eben (Oſtern 1845) der dritte Jahrgang erſcheint und der hier gleichfalls zu erwähnen geweſen wäre, iſt dem Verf. erſt nachträglich bekannt geworden.

P. 77 Z. 1 v. u. für 1744 lies 1742.

P. 89 Z. 20 v. o. für gedruckt war lies gedruckt ward.

P. 108 Z. 5 v. u. flg. Doch hätten bei den Folgerungen, welche hier aus dem Docen'ſchen Funde gemacht werden, die Einwendungen nicht überſehen werden ſollen, welche gegen das angebliche Alter deſſelben erhoben worden ſind: vgl. Ebert, Bibliogr. Lex. I, Art. Calender.

P. 327 Z. 11 v. u. für bei der man lies ſitzen, von.

P. 327 Z. 10 v. u. für ſitzen, von lies bei der man.

P. 351 Z. 1 v. o. für anderen bedeutenden, aus anderen gelehrten Schriften lies aus anderen bedeutenden Zeitſchriften.

◆

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Einleitung.

I.

Entſtehung und Zweck des vorliegenden Werkes.

Die Geſchichte des deutſchen Journalismus zu ſchreiben, iſt eine Aufgabe von ſolchem Umfange und mit ſo vielen Schwierigkeiten, äußeren ſowohl als inneren, verknüpft, daß es Niemand Wunder nehmen darf, wenn die Löſung derſelben, ſelbſt in dem ſchreibſeligen Deutſchland, bisher noch Keinem hat gelingen wollen. Zwar an Anfängen und Verſuchen fehlt es nicht; aber ſie ſind meiſt auf einer ſehr niedrigen Stufe des Wachsthums ſtehen geblieben. Auch der Verfaſſer des vorliegenden Werkes hat lange gezaudert, ehe er ſich zu demſelben entſchloſſen hat. Auch ihm ſind die Schwierigkeiten dieſes Unternehmens keineswegs entgangen; ja vielleicht ihm um ſo weniger, je längere Jahre er ſich mit den Vorarbeiten zu demſelben beſchäftigt und je ſorgfältiger er ſelbſt den Umkreis ausgemeſſen hat, welcher hier zu durchlaufen iſt. Er weiß, daß es auch ihm ſchwerlich gelingen wird, das vorgeſteckte Ziel zu erreichen und gleich in dieſem anfänglichen Werk dasjenige Buch wirklich zu liefern, deſſen es zur Löſung der Aufgabe bedarf. Vielmehr iſt er darauf gefaßt, in der Ausführung ſeines Werkes ſogar unter dem Niveau ſeiner eigenen Anforderungen zu bleiben. Dennoch hielt er es für nöthig, nicht nur im Allgemeinen, ſondern für nöthig gerade in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, daß endlich einmal wieder Hand an die Geſchichte unſers Journalismus gelegt und, wenn nichts weiter, ſo doch vielleicht die Aufmerkſamkeit des Publikums, die Sorgfalt unſerer Gelehrten, der erholende Fleiß glücklicherer Talente auf dieſen langverſäumten

Gegenſtand gerichtet werde. Und dies vornämlich aus zwei Rückſichten, einer literarhiſtoriſchen und einer (wenn dies Wort erlaubt iſt) politiſchen. Über beide wollen wir uns hier des Näheren ausſprechen.

Die wiſſenſchaftliche Behandlung unſerer Literaturgeſchichte hat genau denſelben Gang genommen, wie die Geſchichtſchreibung überhaupt. Beide wiederum ſind nichts Anderes, als ein geiſtiges Spiegelbild, eine theoretiſche Wiederholung deſſen, was ſich in der thatſächlichen Geſchichte der Völker, in der Praxis des politiſchen Daſeins, vollzogen hat. Auch hier gab es Zeiten (und für manche Nationen ſind ſie noch in dieſem Augenblicke nicht vorüber), wo alle Macht, alle Wirkſamkeit, alles Intereſſe ausſchließlich bei wenigen einzelnen bevorzugten Perſonen lag. Sie allein die Zähler, die gewichtigen! durch deren bald willkürliche, bald zufällige Combinationen das Schickſal Aller entſchieden wird; alle Übrigen Nieten, ohne Werth und Willen.

Genau dieſem Verhältniß entſprach nun auch die frühere Art der Geſchichtſchreibung. Indem man die Geſchichte eines Volkes zu ſchreiben unternahm, ſchrieb man nicht ſowohl die Geſchichte des Volkes ſelbſt, als vielmehr die Geſchichte ſeiner Könige, ſeiner Feldherren, ſeiner Großen und Vornehmen; man ſchrieb die Geſchichte ſeiner Kriege, ſeiner Eroberungen, ſeiner äußeren Schickſale. In wenig einzelnen Perſonen und Begebenheiten concentrirte ſich, wie practiſch die Macht und die politiſche Entſcheidung, ſo in der Geſchichtſchreibung das Intereſſe des Autors und der Leſenden. Die ganze Geſchichte drohte ſich aufzulöſen in Biographieen und Specialgeſchichten: und man mußte zum Wenigſten ein regierender Herr, ein Fürſt, ein Feldherr ſein, man mußte eine Schlacht gewonnen, eine Stadt erobert, einen Friedensſchluß unterzeichnet haben, um hoffähig zu werden bei den Geſchichtſchreibern der alten Zeit. Die eigentlichen Zuſtände des Volks dagegen, das, was eigentlich ſeine Geſchichte bildet, die Entwicklung alſo ſeiner inneren Verhältniſſe, die Ausbildung ſeiner Nationalität, ſeines Rechts, ſeiner Sitten und Geſetze, blieben entweder völlig unberührt: oder mit ekler Geringſchätzung überließ man ſie den Antiquitätenſammlern, welche wiederum ihrerſeits jeder höheren Einheit, jedes geiſtigen Zuſammenhalts zu ſehr entbehrten, als daß ihnen aus tauſend

Bruchſteinen, tauſend Einzelheiten jemals ein Ganzes gelungen wäre. Es war, um es kurz zu bezeichnen, eine ariſtokratiſche, eine oligarchiſche Geſchichtſchreibung; ja ſo weit wurde die Ausſchließlichkeit getrieben, daß von der ganzen unermeßlichen Geſchichte, von dem ganzen großen Völkerleben im Grunde nur vier Nationen, die ſogenannten vier Weltmonarchieen, überhaupt in Betracht gezogen wurden — gleichſam die Crème der Weltgeſchichte, alte firme Edelleute von ſechsundſechzig Ahnen.

Erſt ſehr allmälig, im Lauf des vorigen Jahrhunderts, theils als Einleitung und Vorſpiel, theils als Begleitung und Frucht gewiſſer thatſächlicher Umwälzungen, welche die politiſchen Zuſtände der Nationen, wenigſtens theilweiſe und in einigen Gegenden Europa's, erlitten, hat ſich nach und nach auch eine andere Geſchichtſchreibung entwickelt. Man iſt dahintergekommen, daß dasjenige, was man bis dahin als den Kern der Geſchichte betrachtet hatte, im Gegentheil ein ſehr unweſentliches Außenwerk derſelben iſt. Von den Glanzhöhen des Lebens, von den Thronen und Höfen, hat der Blick des Geſchichtforſchers ſich hinuntergewendet zu den unſcheinbaren Zuſtänden der Kleinen und Namenloſen. Die Schlachtberichte und Friedensinſtrumente, die fürſtlichen Tauf- und Leichenreden bilden nicht mehr, weder die einzigen, noch die hauptſächlichſten Quellen, die abgeſonderte Verherrlichung der ſogenannten großen Männer nicht mehr den vorzüglichſten Zweck unſerer Geſchichtſchreibung. Man hat erkannt, daß die Geſchichte eines Volkes ein Organismus iſt, der ſeine Beſtimmung einzig durch ſich ſelbſt erhält, und den man daher auch nicht anders, als aus ſich ſelbſt, aus ſeiner ganzen ungetheilten Lebendigkeit begreifen kann. Aber man hat auch weiter erkannt, daß alle dieſe einzelnen Organismen ihren gemeinſamen Mittelpunkt in dem Einen großen Organismus des Geiſtes und ſeiner immanenten Nothwendigkeit haben, und daß es daher im Grunde auch nur Eine Geſchichte giebt: die Geſchichte des Geiſtes. Von hier aus iſt nun auch die Frage, womit die Geſchichtſchreibung ſich zu beſchäftigen hat und wie weit in die Höhe, wie weit in die Tiefe ſie ihre Aufmerkſamkeit erſtrecken darf, auf eine radicale Weiſe gelöſt und ein völlig neues Princip hiſtoriſcher Bedeutſamkeit aufgeſtellt. Was der Geſchichtſchreiber als ein Moment des Geiſtes, eine Phaſe geiſtiger Entwicklung begreift, das iſt hiſtoriſch und der geſchichtlichen Ehre werth. Es iſt das freie Reich des Geiſtes, das ſich hier aufthut: ein Reich, in welchem es kein Unbedeutendes, kein Verachtetes mehr giebt, als Eines nur: keinen Antheil gehabt zu haben an ſeiner Arbeit. Dieſe ſind die einzigen Paria's, von denen der Geſchichtſchreiber weiß: und er ſtraft ſie, indem er ſie verſchweigt.

Ganz denſelben Gang hat nun auch die Behandlung unſrer Literaturgeſchichte genommen. Auch hier hatte man Anfangs wenige einzelne Könige des Geiſtes (oder nur des äſthetiſchen Intereſſes? nur der vorübergehenden Mode?) proclamirt; man hatte Abtheilungen und Rangordnungen erfunden, nach denen man die Schriftſteller ſchematiſirte. Nur den Sternen erſter Größe (und die waren die größten, die man eben für die größten hielt) wurde die Ehre einer ausführlichen und detaillirten Beſprechung zu Theil. Auf ſie wurden Lobreden, Commentare und Erklärungen aufgehäuft und der ganze Witz der Bewunderung in Bewegung geſetzt, um »den, der ſtand, noch einmal aufzuſtellen.« Die Übrigen dagegen, die etwa, unbeſchadet ihrer hiſtoriſchen Bedeutſamkeit, nur eine geringere äſthetiſche Ausbeute lieferten, wurden als dii minorum gentium mit Stillſchweigen übergangen: oder höchſtens man nannte ihre Namen, ihr Geburts- und Sterbejahr und hie und da einige Titel ihrer Schriften — was Alles im Grunde noch weniger iſt, als Schweigen. Mit Einem Wort: man verfuhr ebenſo excluſiv in der Literaturgeſchichte, wie ehemals in der politiſchen; man verwechſelte das äſthetiſche mit dem hiſtoriſchen Intereſſe und ſchrieb Literaturgeſchichte nicht vom Standpunkt des Geiſtes, ſondern des Schöngeiſtes.

Allein auch in der Literaturgeſchichte iſt dieſe anfängliche, ariſtokratiſch-äſthetiſche Phaſe überwunden worden. Männer, wie Schloſſer und, der in ſeine Fußtapfen trat, Gervinus, haben uns den Weg zu der richtigeren Auffaſſung gewieſen. Wir wiſſen jetzt, daß auch die Literaturgeſchichte vor Allem und erſtlich Geſchichte iſt; wir wiſſen, daß auch hier der Weg der Erkenntniß nicht bloß, in raſchen Sprüngen, von Gipfel zu Gipfel geht: ſondern auch die unſcheinbaren Thäler, die ermüdenden Einöden müſſen durchwandert und überwunden werden, indem auch ſie dem großen Gebiet des Geiſtes und der

Geſchichte angehören, und wir das Ziel der hiſtoriſchen Einſicht, des geiſtigen Verſtändniſſes nicht anders erreichen können, als durch ſie.

Oder um es anders auszudrücken: nicht mehr Genuß in dem gewöhnlichen äſthetiſchen Sinne, ſondern Erkenntniß iſt als der Zielpunkt, wie aller Wiſſenſchaft, ſo auch der Literaturgeſchichte begriffen worden, die erſt eben dadurch der zweideutigen Sphäre zufälliger Liebhabereien entnommen und in den Kreis der Wiſſenſchaften ſelbſtändig eingetreten iſt. Nur freilich, daß für den geiſtig Gebildeten dieſe Arbeit der Erkenntniß zugleich der wünſchenswertheſte, ja der einzige Genuß iſt, den er kennt.

Hiernach iſt nun auch in der Behandlung der Literaturgeſchichte eine große Umwälzung eingetreten. Die frühere Geſchichtſchreibung fixirte die einzelnen Productionen als fertige Thatſachen. Sie zerlegte die äſthetiſche Beſchaffenheit der Bücher, zergliederte ihre Schönheiten, kritiſirte ihre Fehler; ſie ſuchte eine gewiſſe Maſſe klaſſiſcher Schriftſteller gleichſam auszuhülſen und, zu allgemeiner Bewunderung, auf der Zinne der Vergangenheit, im Tempel des Nationalruhms aufzuſtellen. Die moderne Literaturgeſchichte dagegen hat die Continuität des Geiſtes zu ihrer Vorausſetzung. Nicht ſowohl das Wie kümmert ſie, ſondern viel mehr noch das Woher, die geiſtige Entſtehung, das allmälige Werden, die allgemeinen geiſtigen Beziehungen des Buches. Ja mehr als das einzelne Buch kümmert ſie der Autor im Ganzen, ſeine geiſtigen wie ſittlichen Zuſammenhänge, der Gang ſeiner Bildung, die Stellung, die er zu ſeiner Zeit einnimmt, die Fäden, die in ihm zuſammenſchießen, die neuen, welche ſich an ihn anknüpfen. Daher iſt auch der Ziel- und Augenpunkt der gegenwärtigen Literaturgeſchichte nicht die Vergangenheit und deren äſthetiſche Verherrlichung: ſondern auf die Gegenwart zielt ſie, die ſie über ſich ſelbſt aufklären, zu neuen Schöpfungen, ja zu neuen Thaten anregen und damit die höchſte Aufgabe löſen will, welche aller Wiſſenſchaft geſtellt iſt: dieſe nämlich, lebendig zu werden durch die That. —

Es iſt leicht einzuſehen, daß in Folge dieſer Veränderungen auch der Werth der Quellen und Hilfsmittel, deren der Literarhiſtoriker ſich bedient, gleichfalls ſich hat verändern müſſen. Für den äſthetiſchen Betrachter war allerdings die Kenntniß des einzelnen Werks hinlanglich. Hatte er ſein Compendium, was ſchön, was unſchön, was poetiſche Freiheit, und dergleichen mehr, gehörig memorirt, ſo fand ſich alles Andere von ſelbſt. Ja kaum das war nöthig, daß er das Buch kannte, über das er ſprach. Denn das iſt das Glückliche ſolcher allgemeinſten Kategorieen, wie die äſthetiſirende Literaturgeſchichte ſie in Anwendung bringt, daß ſie zuletzt mit gleichem Recht auf Alles paſſen und auf Alles nicht, weil ſie in letzter Inſtanz keinen anderen Richter über ſich erkennen, als den Geſchmack, den indefiniblen, und das Unſagbare des äſthetiſchen Gefühls. — Dahingegen für den gegenwärtigen Literarhiſtoriker iſt neben der Kenntniß des unmittelbaren literariſchen Materials zugleich die genaueſte Kunde über die Perſönlichkeit des Verfaſſers, über die Entſtehung ſeines Werkes, über die Stimmung ſeiner Zeit, ſeine Bildung und Umgebung unentbehrlich. Denn das Buch ſoll nicht als Einzelnes beurtheilt, ſondern als Moment in der Bildung ſeines Autors begriffen werden: und wiederum der Autor nicht als Einzelner, ſondern gleichfalls als Moment in der Bildung ſeiner Zeit, als Moment des Geiſtes und ſeiner innerlichen Nothwendigkeit. Daher nun dieſer vorzügliche Eifer, mit welchem man, wie überhaupt hiſtoriſche, ſo beſonders auch literarhiſtoriſche Briefwechſel, Tagebücher, Memoiren und was dieſem ähnlich iſt, herausgiebt und empfängt; daher das Gewicht, welches man auf alle perſönlichen Notizen, auf die Zwittergattung literariſcher Portraits und Genrebilder legt; daher endlich die Vorliebe für Geſammtausgaben, ſelbſt älterer und minder geleſener Schriftſteller, weil immerhin aus ihnen ein Totaleindruck, eine lebendige, vollſtändige Perſönlichkeit entgegentritt, deren Zuſammenhang mit der Geſammtheit unſrer Entwicklung bei Weitem leichter zu begreifen und in ihrem Verſtändniß bei Weitem fruchtbarer iſt, als wenn nur ein einzelnes Werk, eine abgeſonderte Dichtung dargeboten wird.

Vielleicht macht man uns die Einwendung, daß Alles, was wir ſo eben angeführt haben, vielmehr nur Sache der Mode, ſogar nur Verirrung des Zeitgeſchmacks, nur Speculation unſrer Buchhändler ſei. Allein darauf muß entgegnet werden, daß auch die Mode ihre tieferen Zuſammenhänge, ihre hiſtoriſche Bedeutung hat, daß auch die Verirrungen der Zeit nicht ſo willkürlich ſind, als ſie ſcheinen, und daß auch die Speculationen der Buchhändler ſich wohl an ein vorhandenes Intereſſe anſehnen, nicht aber dieſes ſelbſt aus eigener Machtvollkommenheit erſchaffen können. —

Daſſelbe nun, was Tagebücher, Briefwechſel, Memoiren für einzelne Zeitabſchnitte, Perſonen und Bücher leiſten, daſſelbe leiſten uns die Journale für die Geſammtheit unſrer modernen Zuſtände, insbeſondere unſre ſchöne Literatur, als des hauptſächlichſten Stoffes, mit welchem unſer Journalismus ſich bis dahin beſchäftigt hat.

Der Journalismus überhaupt, in ſeinen vielfachen Verzweigungen und der ergänzenden Mannigfaltigkeit ſeiner Organe, ſtellt ſich als das Selbſtgeſpräch dar, welches die Zeit über ſich ſelber führt. Er iſt die tägliche Selbſtkritik, welcher die Zeit ihren eigenen Inhalt unterwirft; das Tagebuch gleichſam, in welches ſie ihre laufende Geſchichte in unmittelbaren, augenblicklichen Notizen einträgt. Es verſteht ſich von ſelbſt und bei den perſönlichen Tagebüchern, welche wir etwa führen, geht es uns ja ebenſo, daß die Stimmungen wechſeln, daß Widerſprüche ſich häufen und Wahres und Falſches ineinanderläuft. Aber immerhin, das Wahre wie das Falſche, hat einmal ſeine, wenn auch nur theilweiſe, nur ſcheinbare Berechtigung gehabt; es iſt immerhin ein Erlebtes und, in ſeiner Irrthümlichkeit ſelbſt, ein Moment unſrer Bildung, mithin auch ein Moment unſrer Geſchichte. Im Journalismus daher, trotz dieſer, ja eben wegen dieſer ſchwankenden, flüchtigen Natur, liegen die geheimſten Nerven, die verborgenſten Adern unſrer Zeit ſichtbar zu Tage. Wir treten, indem wir uns in die vergelbten Jahrgänge alter Zeitungen vertiefen, wie in eine Todtenſtadt, ein anderes Pompeji, in welchem wir ein längſt entſchwundenes Geſchlecht plötzlich, als ob wir das Rad der Zeit zurückbewegen könnten, in der ganzen Unmittelbarkeit ſeines täglichen Daſeins, im Innerſten ſeiner häuslichen Zuſtände überraſchen. Und wie man aus dem verſchütteten Pompeji Urnen und Salbgefäße ausgegraben hat, die ſelbſt den Duft ihres Inhalts, das Arom ihrer Koſtbarkeiten erhalten hatten: ſo weht auch aus den aufgedeckten Schachten des Journalismus uns jenes wunderſame Lüftchen an, das die eigentliche Lebensluft jeder hiſtoriſchen That, der lebendige Athem jedes bedeutenden Ereigniſſes iſt — jene Luft, ohne deren reinigenden Hauch der Horizont des Geſchichtſchreibers ewig bewölkt bleibt, und die doch in unſerer eigenen Gegenwart von ſo Vielen ſo leicht verkannt wird: die öffentliche Meinung vergangener Jahrhunderte, die hier (und hier allein) ihre wandelbare Erſcheinung befeſtigt hat. Längſtvergangene Zuſtände, Ereigniſſe und Begebenheiten, deren Kenntniß uns bis dahin nur dogmatiſch überliefert wurde, werden uns hier, in dramatiſcher Mannigfaltigkeit, noch einmal unmittelbar lebendig. Wir werden zu Mitlebenden längſt entſchwundener Geſchlechter; die kleinen Anfänge ſpäterer großartiger Ereigniſſe, die geheime Gliederung der Intereſſen, der kleine Krieg der Parteien, enthüllt ſich als ein unmittelbar Gegenwärtiges unſern überraſchten Blicken. Und wenn übrigens die Geſchichte nur die Thatſachen, die Literatur nur die Bücher als fertige Reſultate überliefert, ſo erhalten wir in den Journalen zugleich die Geſchichte ihrer allmäligen Wirkung, der Stimmung, mit welcher man ſie aufgenommen, der geiſtigen Umſtände, die ſie gefördert, der Mißverſtändniſſe, die ihre Wirkung aufgehalten und gehindert haben. Und ohne Zweifel iſt dies bei allen Dingen die andere Hälfte ihrer ſelbſt und gleichſam das zweite Daſein, das ſie führen.

Es iſt nun hienach wohl keinem Bedenken unterworfen, daß eine Geſchichte dieſes merkwürdigen und unberechenbaren Inſtitutes ſowohl für die Wiſſenſchaft und das Verſtändniß der früheren Zeit im Allgemeinen, als namentlich für die Geſchichte unſrer literariſchen Entwicklung von mannigfachem und erheblichem Nutzen ſein wird: ein Werk, meinen wir, das über das allmälige Entſtehen, die wachſende Verbreitung, den gegenwärtigen Umfang unſers Journalismus, über die Phaſen, welche er durchlaufen, über die Gegenſtände, die er ſich allmälig unterworfen, die Reſultate, die er zu Tage gefördert hat, uns eine bequeme und zugängliche Überſicht gewährt.

Vorausgeſetzt wird dabei freilich, daß die Leſer eines derartigen Werkes bereits den Standpunkt einnehmen und das Intereſſe theilen, das wir im Obigen als das bewegende Intereſſe unſrer gegenwärtigen Geſchichtſchreibung, das Princip der modernen Literaturgeſchichte bezeichnet haben. Der Standpunkt alſo, wo die Literaturgeſchichte nur gleichſam eine angewandte Äſthetik iſt (während doch umgekehrt unſre Äſthetik, wenn ſie endlich einmal aus dem abſtracten Schematismus einer-, wie aus dem inhaltloſen Nebeln und Schwebeln andrerſeits herauskommen will, vielmehr eine angewandte Literaturgeſchichte zu werden hat), muß bereits überwunden und die Rückſicht auf den äſthetiſchen Genuß gegen die höhere, wiſſenſchaftliche Befriedigung aufgegeben ſein. Denn dies läßt ſich vorausſagen: auf eine beſondere äſthetiſche Ausbeute iſt in der Geſchichte des Journalismus nicht zu rechnen. Ja ſelbſt Neues, Neues in dem Sinne, daß es etwas Frappantes, Unerhörtes wäre, wird der Geſchichtſchreiber des deutſchen Journalismus nur wenig zu Tage fördern können: nur neue Wurzeln, neue Verzweigungen des Alten, nur den verborgenen Organismus des Längſtbekannten, von dem die Mehrzahl glaubt, es ſei gar nichts Verborgenes mehr daran und die Compendien und Lehrbücher hätten die Sache längſt abgethan. Aber nachdem die Bücher von Schloſſer und Gervinus vorgearbeitet und dem Publikum eine ſo überaus günſtige Gelegenheit dargeboten haben, ſeine literariſche Bildung auf ſolidere Grundlagen zu ſtellen, als auf die Traditionen der Äſthetik: wer möchte ſich nicht gern der Hoffnung überlaſſen, daß ein Standpunkt, wie dieſes Werk ihn vorausſetzen muß, wenn es irgend Intereſſe erwecken ſoll, in der That bereits derjenige iſt, auf welchem die Mehrzahl unſers Publikums ſich befindet? Es möchte ja, ohne dieſe Hoffnung, ſich in der That kaum noch verlohnen, literarhiſtoriſche Studien zu treiben.

Es iſt ferner auch dies zu bevorworten, daß die Geſchichte des Journalismus zwar den Weg zu ferneren journaliſtiſchen Studien anbahnen und erleichtern, dieſe ſelbſt aber Niemand, der ihrer bedarf, das heißt alſo Niemand, der ſich mit der Geſchichte unſrer Literatur des Genauern beſchäftigen will, erſparen und erſetzen kann. Es verſteht ſich dies eigentlich ſo ſehr von ſelbſt, daß der Verfaſſer es gar nicht erſt bevorworten würde, wenn ihm nicht, während der Ausarbeitung ſeines Werkes, von verſchiedenen Seiten her entgegengeſetzte Wünſche, wohl gar Erwartungen wären ausgeſprochen worden. Bei Specialgeſchichten einzelner Journale oder beſtimmter journaliſtiſcher Epochen, da allerdings wird es möglich und zweckmäßig ſein, durch größere

Auszüge gleichſam das Journal ſelbſt zu erſetzen und in mäßigem Umfang den Kern einiger hundert Bände, welche den Meiſten entweder nicht zur Hand oder allzumächtig ſind, zu bequemer Überſicht wiederzugeben. Allein die eigentliche Geſchichte des Journalismus muß auf dieſe praktiſche Nutzbarkeit verzichten. Zunächſt deshalb, weil es ſchon äußerlich unmöglich iſt, ſie zu erreichen. Denn abgeſehen davon, daß durch derartige Auszüge, und wenn ſie noch ſo knapp gehalten würden, das Werk dennoch zu einem Umfang würde angeſchwellt werden, der ſeiner Verbreitung und Benutzung durchaus hinderlich ſein müßte; ſo iſt es auch unmöglich, daß ein Einzelner die verſchiedenen Kenntniſſe in ſich vereinigt, welche die zweckmäßige Auswahl und Anordnung dieſer Auszüge nöthig machen würde. Sodann aber fällt auch dieſe ganze Rückſicht außerhalb unſrer eigentlichen Aufgabe. Die Geſchichte der Literatur iſt keine Anthologie claſſiſcher Stellen; ebenſowenig die Geſchichte des Journalismus eine Auswahl vortrefflicher oder merkwürdiger Recenſionen. Vielmehr die Entwicklung ihrer ſelbſt, die Darlegung der Idee, welche ſich in ihr verwirklicht, iſt die einzige Forderung, welcher die Geſchichte des Journalismus nachzukommen hat: und nur inſofern dieſe Entwicklung ſich in einzelnen journaliſtiſchen Erſcheinungen auf eine beſonders prägnante Weiſe manifeſtirt, werden wir hie und da auch die Actenſtücke, vollſtändig oder auszugsweiſe, mitzutheilen haben. Die Geſchichte des Journalismus will alſo nur orientiren; ſie will nur den Weg zu dem Schacht eröffnen, nur den Zug der erzhaltigen Adern andeuten, nicht dieſes ſelbſt zu Tage fördern.

Aber auch damit hoffen wir weder etwas Überflüſſiges, noch Unfruchtbares zu thun. Am allerwenigſten werden wir dabei in die Gefahr kommen, längſt abgemachte Dinge noch einmal zu wiederholen und (wie das allmälig Sitte wird, nachdem einige vorzügliche und anerkannte Werke es der literariſchen Induſtrie ſo leicht gemacht haben, mit Hilfe eines leidlichen Excerpts und einiger bombaſtiſchen Redensarten, über Nacht gleichfalls eine Literaturgeſchichte zu ediren) den alten Kohl neu aufzuwärmen. Vielmehr der Boden, den wir beſchreiten, iſt ein jungfräulicher. Jene Schachte ſind eingeſunken, jene lebendigen Quellen der Bildung und der hiſtoriſchen Erkenntniß ſind im

Staub der Bibliotheken verſiegt. Selbſt ſolche literarhiſtoriſche Werke, denen in allen andern Stücken der Preis möglichſter Vollſtändigkeit, der Ruhm eines ausgezeichneten Fleißes unbedingt zuzugeſtehen iſt, werden im Punkt des Journalismus lückenhaft und oberflächlich. Denn außer Schloſſer's Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, in deren literar- oder culturhiſtoriſcher Abtheilung auch der Journalismus eine, wenn auch, den Umſtänden gemäß, nur beiläufige, doch ſorgfältige und zuſammenhängende Berückſichtigung findet, wüßten wir aus neuerer Zeit überhaupt kein Werk zu nennen, das um die Geſchichte des deutſchen Journalismus (wir meinen die vollſtändige, nicht bloß einzelne Partieen derſelben) ſich bekümmert hätte. Sogar der Mehrzahl unſrer Gelehrten — derſelben Gelehrten, die um den kleinſten Reſt eines alten Pergamentes, die geringfügigſte Tabelle eines Archon von Athen oder den Naſenzipfel einer problematiſchen Statue Erd' und Himmel bewegen würden! ſcheint es bisher kaum eingefallen zu ſein, daß auch der deutſche Journalismus ſeine Geſchichte und dieſe Geſchichte ihre weſentliche und fruchtbare Bedeutung hat.

Es iſt dies eine Erſcheinung, die zwar auf den erſten Anblick unverträglich ſcheint mit dem ſonſtigen Sammelfleiß der Deutſchen, die ſich aber dennoch hinlänglich erklärt. Namentlich aus drei Gründen.

Zuerſt nämlich, wie wir bereits angedeutet haben, iſt ein derartiges Werk überhaupt erſt ſeit der Zeit möglich, ſeit die Literaturgeſchichte ſich von der Obervormundſchaft der Äſthetik emancipirt und als ſelbſtändige, maßgebende Wiſſenſchaft auf eigene Füße geſtellt hat. Erſt in der Literaturgeſchichte, als Geſchichte, findet auch das hiſtoriſche Moment des Journalismus ſeinen Platz. Was vorher für dieſen Gegenſtand bei uns geſchehen iſt, konnte, da die Äſthetik dabei unbetheiligt blieb, nur im Intereſſe der Bibliographie geſchehen. Man konnte nur Regiſter machen, Curioſitäten ſammeln; nicht eine wirkliche Geſchichte ſchreiben. Auch iſt Jenes in der That geſchehen; nur daß dieſen Arbeiten durchgängig Vollſtändigkeit und Genauigkeit abgeht: zwei Eigenſchaften, welche gerade ſie am Wenigſten entbehren können.

Als Zweites ſodann tritt die ſuperiöre Verachtung hinzu, welche unſere Gelehrten gegen den Journalismus empfinden oder doch zu empfinden vorgeben. Was treibt der Menſch? Er ſchreibt in die Zeitungen — armſeliger Menſch! Was lieſt er? Er lieſt Zeitungen — armſelige Lectüre! Indem man ſolchergeſtalt das Kind mit dem Bade verſchüttete, wie hätten unſere Gelehrten, die bereits an dem unmittelbaren Factum der Tagesliteratur ihr Ärgerniß nehmen, ſich entſchließen mögen, ihren unſchätzbaren Fleiß gar noch an den alten Journalen müde zu arbeiten! wie hätten ſie den Strom, deſſen breite Welle ſie gern eindämmen möchten, gar an ſeinen verborgenſten Quellen mögen aufgraben! Sie wollen die neuen Zeitungen nicht leſen — und ſollten die alten gar ſtudiren? Thörichter Einfall! —

Und endlich und hauptſächlich die Schwierigkeiten des ganzen Unternehmens. Sie ſind in der That größer, als diejenigen, die nicht ſelbſt einmal an ähnlichen Aufgaben ihre Kräfte verſucht haben, ermeſſen können. Ja es wird nicht zu viel ſein, wenn wir behaupten, daß aus dem ganzen Umkreis literarhiſtoriſcher Arbeiten kaum eine zweite ſo mühſelig und ſchwierig iſt, als eben die Geſchichte des Journaliſmus. Für keinen anderen Zweig unſerer Literaturgeſchichte ſind die vorhandenen Vorarbeiten (und wir werden ſie noch im Verlauf dieſer Einleitung des Näheren erwähnen) durchſchnittlich ſo ungenügend: ſo daß man mitunter wünſchen möchte, ſie wären lieber gar nicht vorhanden, da ſie zwar die Arbeit, nicht aber die Ausbeute vermehren. Man erwäge ferner den ungeheuren Umfang des Materials und das Ermüdende, welches ihm, in dieſem Umfange, beiwohnt; die Tauſende von Bänden, die hier, wenn auch nicht jederzeit durchgeleſen, doch durchblättert und geiſtig überwunden, die Vorräthe von Notizen, Auszügen und Anmerkungen, die hier zuſammengebracht werden müſſen. Und wenn man nur immer dieſes Materials erſt habhaft wäre, wenn man dieſe Bände nur erſt beiſammen hätte, um ſie zu ſtudiren! Allein in den meiſten unſrer Bibliotheken ſind die deutſchen Journale von jeher für herrenloſes Gut geachtet worden; ja auf einigen Bibliotheken (vgl. Hoffbauer's Geſchichte der Univerſität Halle. 1805. p. 483. in der Note) war die Anſchaffung von Journalen ausdrücklich gewiſſen Beſchränkungen und Cautelen unterworfen, die zwar an und für ſich ſehr wohlgemeint ſein mochten, vielleicht auch durch das nächſte praktiſche Bedürfniß geboten wurden, die aber nichts deſto weniger für die Geſchichte unſers Journalismus von größtem Nachtheil geworden ſind, indem ſie die Mehrzahl ihrer Documente der Vernichtung Preis gegeben und dadurch ſie ſelbſt beinahe unmöglich gemacht haben. Denn wo nun auch einmal in einer öffentlichen Bibliothek eine dürftige Reihe von Zeitſchriften exiſtirt, wie ſelten ſind die einzelnen Werke, wie ſelten die einzelnen Jahrgänge dieſer Werke vollſtändig! wie viel Verwirrung, wie viel Verluſte, wie viel Lücken! Und doch iſt die Durchſtöberung der Bibliotheken das einzige Mittel, ſich nur einen Überblick von dem zu verſchaffen, was auf dieſem Felde überhaupt vorhanden iſt, und den Umfang des Gebiets nothdürftig kennen zu lernen. Denn ſogar ein Repertorium der Titel, nur ein Katalog, ein Namensverzeichniß von einiger Vollſtändigkeit, ſelbſt dieſes exiſtirt nicht; ſo daß es ſchon äußerſt ſchwierig und von tauſend Zufälligkeiten abhängig iſt, nur über den äußern Umfang der Aufgabe den allgemeinſten und vorläufigſten Überblick zu gewinnen. — Auch dies erwäge man, daß die Herausgeber der Zeitſchriften in vielen, die Verfaſſer der einzelnen Aufſätze in den allermeiſten Fällen ihre Namen entweder gänzlich verſchwiegen oder unter allerhand Chiffern und willkürlichen Bezeichnungen verſteckt haben. Aber gerade dies, daß man den betreffenden Verfaſſer namentlich kennt, iſt in der Regel die Grundbedingung und nothwendige Vorausſetzung alles weitern Intereſſes. Und ſo knüpft ſich an dieſen Punkt, für welchen die etwa vorhandenen Verzeichniſſe unſrer anonymen und pſeudonymen Schriftſteller (wie das im Jahre 1830 von Fr. Raßmann herausgegebene »Kurzgefaßte Lexikon deutſcher pſeudonymer Schriftſteller«: ein ſchlechtes Buch — und doch das beſte, das für dieſen Gegenſtand exiſtirt: vgl. Hoffmann von Fallerslebens deutſche Philologie. Bresl. 1836 p. 85) bei Weitem nicht ausreichen, ein verſchlingendes, endloſes Netz der kleinlichſten und unerquicklichſten Unterſuchungen.

Dieſe Andeutungen nun werden hinreichen, die Schwierigkeiten einer Geſchichte des deutſchen Journalismus bemerkbar zu machen und die Vernachläſſigung, welche dieſer Gegenſtand bisher bei uns erfahren hat, zu erklären, wenn nicht gar zu rechtfertigen. Zugleich ſei noch eine Bemerkung erlaubt.

Nämlich wenn der Verfaſſer des vorliegenden Werkes ſich auf die Auseinanderſetzung dieſer Schwierigkeiten hier mit einer gewiſſen Ausführlichkeit eingelaſſen hat, ſo hat er dies gethan, nicht etwa um dadurch den Werth desjenigen, was er zur Löſung der Aufgabe beizuſteuern im Stande iſt, zu erhöhen: ſondern im Gegentheil, weil er ſelbſt ſich von dieſen Schwierigkeiten nur allzuſehr gebunden, ja beinahe überwunden fühlt; weshalb er durch dieſe Andeutungen die Erwartung ſeiner Leſer ſelbſt herabzuſpannen und für die Irrthümer und Lücken, die hier in Wahrheit unvermeidlich ſind, ſich im Voraus ihrer Nachſicht zu verſichern wünſcht.

Zwar will er nicht in Abrede ſtellen, daß durch Fleiß, Ausdauer und wachſende Kenntniß des Gegenſtandes ſich am Ende auch dieſe Schwierigkeiten mögen überwinden laſſen: vorausgeſetzt, daß es heutzutage noch die Zeit wäre, wo man ein einzelnes Buch, und ſei es das gelehrteſte, ſei es das werthvollſte, zur ausſchließlichen Lebensaufgabe machen und ſich gänzlich nur in ſie verſenken durfte. Nur auf dieſe Weiſe vielleicht, indem man ein volles Menſchenleben daran wendete, dieſe ungeheuren Bücherhaufen zuſammenzuſchleppen und durchzukneten, indem man die Bibliotheken eigens zu dieſem Zweck durchreiſte und lange Jahre hindurch alle Gedanken, alle Beſtrebungen nur auf dieſen Einen Punkt concentrirte: auf dieſe Weiſe vielleicht würde es möglich werden, eine annähernde Vollſtändigkeit zu erreichen oder wenigſtens man bekäme einen achtbaren Grund, ſich mit ihr zu ſchmeicheln. Allein dieſe Zeiten ſind vorüber. Die Entwicklungen gehen heutzutage raſch vor ſich, zumal in dem Gebiete, welche dieſes Buch berührt, in dem Gebiete der Literatur und des öffentlichen Lebens. Ein Buch daher, ausgeführt in der gewiſſenhaften und vollſtändigen Weiſe, die wir ſo eben angedeutet haben, würde Gefahr laufen, antiquirt zu ſein in dem Augenblick ſeines endlichen Erſcheinens; dergeſtalt, daß es höchſtens noch als Material einer künftigen neuen Arbeit, nicht aber als unmittelbare Anregung der Gegenwart dienen könnte. Wer aber wollte auf den höchſten Zweck, die höchſte Ehre alles wiſſenſchaftlichen Strebens, auf die Anregung ſeiner Zeit, die Förderung ſeiner Gegenwart, freiwillig zum Voraus reſigniren? Wenigſtens nach unſerm Bedünken iſt die Entſagung, die zu Gunſten der Gelehrſamkeit auf die Wirkſamkeit, zu Gunſten des todten Materials auf den lebendigen Geiſt verzichtet, mehr erſtaunens- als beneidenswerth.

Daß damit nicht der gewiſſenloſen Oberflächlichkeit, der tendenziöſen Büchermacherei das Wort geredet werden ſoll, iſt eine Vorausſetzung, die ſich von ſelbſt verſteht; ja auf welche ſich (da, wie Leſſing ſagt, ſeines Fleißes ſich ein Jeder rühmen darf) der Verfaſſer durch ſeine früheren literargeſchichtlichen Verſuche ein gewiſſes Recht erworben zu haben glaubt. Auch wird ja das vorliegende Werk am Beſten durch ſich ſelbſt darthun, wie Obiges gemeint iſt und was wir unter Fleiß und was unter Pedantismus verſtehen. Nur wer den erſtern nicht denken kann ohne den letztern, der wird ſeine Rechnung hier allerdings nicht finden.

Und ſo würde, ſo vielen Hinderniſſen und Schwierigkeiten gegenüber, der Verfaſſer auch ſeinerſeits Anſtand genommen haben, den gegenwärtigen Verſuch zu wagen: wenn nicht eben hier, in dieſem Widerſtreit wiſſenſchaftlicher Intereſſen und gelehrter Bedenklichkeiten, das politiſche Intereſſe maßgebend dazu getreten wäre und die zweifelhafte Neigung, den ſchwankenden Vorſatz in einen feſten Entſchluß verwandelt hätte. Auch hierüber wollen wir uns kürzlich erklären.

Nämlich wir Alle wiſſen und werden jeden Tag aufs Neue daran erinnert, welche Stellung in dieſem Augenblick der Journalismus einnimmt und welche Bedeutung ſeine Schickſale überhaupt für das Schickſal unſers öffentlichen Lebens gewonnen haben. Von dem ganzen Journalismus iſt in dieſem Augenblick nur derjenige wirklich lebendig und wird nur noch der von dem Intereſſe der Leſenden wirklich getragen, der ſich näher oder ferner, referirend oder raiſonnirend, bekämpfend oder zuſtimmend, auf die politiſchen Zuſtände unſrer Gegenwart einläßt. Der übrige Journalismus iſt todt oder führt nur ein Scheinleben, dem es an Wahrheit wie an Kraft gebricht. Dieſe dagegen, die politiſche Tagespreſſe, iſt in dieſem Augenblick, durch eine beſondere Verkettung von Umſtänden, deren Nothwendigkeit und geſchichtliche Entwicklung darzuſtellen eben die Aufgabe unſers Buches bildet, dermaßen an die Spitze unſrer Intereſſen, in die vorderſten Reihen unſrer Vorkämpfer getreten, daß es für den flüchtigen Beobachter, und noch mehr für diejenigen, denen ein feindſeliges Vorurtheil das Auge getrübt hat, ſogar den

Anſchein gewinnt, als ob der ganze gegenwärtige Kampf nur auf Anſtiften und zu Gunſten der Tagespreſſe geführt werde. Freiheit der Preſſe, insbeſondere und vornämlich der Tagespreſſe, als der unmittelbarſten und wirkungsreichſten Äußerung der Preſſe im Allgemeinen — ſiehe da den Apfel der Eris, den die Götter uns zwiſchen die Tafelfreuden unſres induſtriellen Zeitalters geworfen haben! den Drachenzahn, aus welchem die geharniſchten Männer unſrer Oppoſition hervorgehn ſollen! die Büchſe der Pandora, aus welcher jenes Miasma der Unruhe und Unzufriedenheit ſich erhoben hat, an deſſen Exiſtenz wir nicht mehr zweifeln dürfen, ſeitdem die Regierungen ſo kräftige Anſtalten treffen, daſſelbe prophylaktiſch zu erſticken! Dieſe daher ſehen in dem Journalismus meiſt nur den Feind ihrer Sicherheit, den Aufwiegler und Verführer ihrer Völker. Einige von ihnen ſuchen ihn dadurch unſchädlich zu machen, daß ſie ſelbſt, offen oder heimlich, ſich ſeiner Leitung bemächtigen und dem Organe der Öffentlichkeit die Sprache der Regierung unterſchieben. Allein auch dieſe Wenigen ſind in ihren Bemühungen nicht glücklich. Bei Weitem die Mehrzahl ſucht ihn gewaltſam zu erdrücken. Und allerdings, wenn der Journalismus der Mund der Oppoſition zu werden droht, wie ſollte dieſe ſelbſt nicht endlich ſterben, wenn man ihm nur conſequent den Mund verſchließt?

Aber mit derſelben, ja wenn dies möglich wäre, mit noch größerer Spannung, als die Regierungen ihre Beſorgniſſe, hat das Publikum auf die Tagespreſſe ſeine Hoffnungen gerichtet. Sie ſoll den Sprecher abgeben für die Wünſche der Nationen, namentlich in ſolchen Ländern und unter ſolchen Verfaſſungen, wo denſelben übrigens kein geſetzlicher Ausdruck geſtattet iſt. Die unermeßliche Lücke zwiſchen den Regierenden und den Regierten ſoll ſie ausfüllen helfen und ein Band des Vertrauens und des gegenſeitigen Verſtändniſſes knüpfen zwiſchen den Einen und den Anderen. Ja nicht bloß das Signal zum Fortſchritt ſoll ſie geben, ſondern auch dieſen ſelbſt erwartet man von ihr. Die Blätter ſollen unmittelbar zu Früchten werden; mit dem Stift des Cenſors ſoll auch der Hemmſchuh brechen, welcher bisher das Rad unſrer Geſchichte, die Entwicklung unſrer Freiheit aufgehalten und gehindert hat.

So fürchten die Regierungen, ſo hoffen die Völker: beide aber, durch Hoffnung und Furcht, bewahrheiten aufs Neue die gegenwärtige außergewöhnliche Bedeutung der Tagespreſſe und die praktiſche Wichtigkeit ihrer künftigen Entwicklung. Wer dabei im Recht iſt, ob die Einen, die begehren, ob die Andern, die verweigern, iſt eine Frage, die wir hier nicht vorweg entſcheiden wollen. Möglich, daß ſowohl dieſe wie jene ſich täuſchen und daß der Journalismus weder zum Guten noch zum Böſen ſo mächtig iſt, wie die Einen und die Anderen es glauben. Uns genügt die Thatſache, daß ſie es glauben und daß der Journalismus in dieſem Moment der augenfällige (wir behaupten keineswegs, der wirkliche) Brennpunkt der politiſchen Bewegung iſt, welche gegenwärtig unläugbar Statt findet.

Hieraus aber geht eine große und eigenthümliche Verpflichtung unſers gegenwärtigen Journalismus hervor: dieſe zwar, ſich über ſich ſelbſt, ſeinen eigenen Inhalt, ſeine Kraft und Abſicht möglichſt aufzuklären und den Erwartungen der Einen, den Befürchtungen der Andern ein vollſtändiges Bewußtſein ſeiner ſelbſt entgegenzuſetzen. Denn dies iſt überhaupt und für Alle die einzige Macht, der wir folgen ſollen; es iſt der einzige Stern, der unſre Schritte leiten, unſre Wege beſtimmen darf. Am Wenigſten aber für den Journalismus, dieſen Wortführer der Zeit und ihrer Stimmungen, dieſes Orakel der Unzähligen, die zu keiner eigenen Einſicht in den Verlauf der Dinge gelangen können, geziemt es ſich, in willenloſen, bald zufälligen, bald gewaltſam aufgenöthigten Schwankungen umherzutaumeln, und das Maß ſeiner Wirkſamkeit, die Beſtimmung ſeiner Zukunft nicht ſowohl von ſich ſelbſt und der Erkenntniß ſeines Weſens, als von der Gunſt des Augenblicks, der Zufälligkeit einzelner vorübergehender Perſönlichkeiten und Situationen zu erwarten.

Dieſe Selbſterkenntniß nun ſteht auf keinem anderen Wege ſichrer und vollſtändiger, als auf dem Wege hiſtoriſcher Forſchung zu erlangen. Die Geſchichte eines jeden Dinges iſt zugleich die Entwicklung ſeines Begriffs; in der Vergangenheit liegt ſowohl der Kern der Gegenwart, als die Blüthe der Zukunft eingeſchloſſen. Daher, wenn der Journalismus mitten unter der Aufregung unſrer Tage, unter den widerſpruchsvollen Anforderungen der Freunde wie der Feinde, gleichmäßig ſeine bewußte, nothwendige Bahn verfolgen, wenn er ſich ſicher ſtellen will, in fruchtloſen Abſchweifungen, vergeblichen Kämpfen, vergeblicheren Zugeſtändniſſen ebenſo die Gegenwart zu verkennen, als die Zukunft zu verſcherzen: ſo iſt es vor Allem nöthig, daß er ſeine eigene Vergangenheit ſich vergegenwärtige, um aus den Bahnen, die er bis dahin durchlaufen hat, zugleich den Standpunkt feſtzuſtellen, auf dem er ſich gegenwärtig befindet, wie auch die Bahnen, welche er künftig durchlaufen wird. Hier, in der Geſchichte ſeiner bisherigen Entwicklung, nicht in Kabinetsordres und Cenſurinſtructionen, auch nicht in den beſtgemeinten, liegt das wahre Zeitungsreglement, welchem Redacteure und Mitarbeiter zu folgen haben; hier erſt gewinnen die ſchwankenden Kategorieen, welche jene Inſtructionen aufzuſtellen pflegen, ihre weſentliche und unabweisbare Beſtimmung; hier wird den Zeitungsſchreibern für ihre Leiſtungen, den Zeitungsleſern für ihre Anforderungen, ja den Cenſoren für die Beſchränkungen, welche ſie aufzuerlegen haben, ein berichtigender Maßſtab in die Hand gegeben; hier endlich werden die Freunde wie die Feinde der Tagespreſſe über das Recht ihrer Partei, über die Wirkſamkeit der erwählten Mittel, über die Wahrſcheinlichkeit der gewünſchten Erfolge den vollſtändigſten und ſicherſten Aufſchluß finden.

Zu dieſer Selbſterkenntniß unſers Journalismus und alſo unmittelbar zur Löſung aller derjenigen politiſchen Fragen, welche mit ihrer ſchließlichen Erledigung, wirklich oder ſcheinbar, an die Erledigung der Zeitungsfrage gewieſen ſind, will das vorliegende Werk einen Beitrag liefern. Es iſt wahr, dieſer Weg, den wir wählen, iſt weit und mühſelig und Vielen wird er ein Umweg ſcheinen, da ſich, ſtatt dieſes ſchwerfälligen hiſtoriſchen Apparats, die ganze Angelegenheit ja ſo leicht mit einigen Raiſonnements abmachen läßt. Allein die Mehrzahl der Menſchen iſt für Raiſonnements unzugänglich. Sie ſetzen meiſt einer Folgerung eine Behauptung entgegen und halten ſich an Beiſpiele lieber, als an Beweiſe. So mag dies Buch bei ihnen ſein Glück verſuchen. Vielleicht daß ſie für die Macht der Thatſachen, für die Nothwendigkeit der Geſchichte zugänglicher ſind, als für die theoretiſchen Beweiſe, mit denen man die Forderung einer freien, lebendigen Tagespreſſe bis dahin unterſtützt hat. Für jeden Fall ſollen ſie in dieſer Geſchichte des Journalismus das Material beiſammen finden, aus welchem nun jeder Einzelne, nach dem Maße ſeiner Kraft, dem Zuge ſeines Herzens, ſein Urtheil ſprechen und ſeine Farbe wählen mag. Natürlich wird auch hier nur Ein Urtheil das wahre, nur Eine Farbe die ächte ſein. Wenn alſo nichts deſto weniger nicht alle Leſer dieſes Buchs endlich zu derſelben Anſicht über Weſen und Beſtimmung unſers Journalismus gelangen ſollten, ſo wird dies hoffentlich nicht die Schuld des Buches ſein — oder wenigſtens nicht ſeine allein.

Es kommt noch etwas Anderes dazu. Die theoretiſche Betheiligung des Publikums an den Ereigniſſen der Geſchichte, dieſe Neugier für die Geheimniſſe des Staats, dieſes Intereſſe für alle politiſchen Zuſtände und Begebenheiten, das den Einen ſo unbequem fällt, während die Anderen in ihm die zwar ungenügende, aber nothwendige Vorausſetzung und das gewiſſe Unterpfand einer künftigen praktiſchen Theilnahme erblicken — dieſes Ganze iſt erſt durch den Journalismus, ſpeciell durch das Zeitungsweſen, überhaupt zu Wege gebracht worden. Der Journalismus zuerſt hat die Möglichkeit einer ſolchen Theilnahme gegeben, wie er dem Bedürfniß derſelben ſein eigenes Daſein verdankt. Erſt die Zeitungen haben das geſchaffen, was wir heut zu Tage die Stimme des Publikums, die Macht der öffentlichen Meinung nennen; ja ein Publikum ſelber iſt erſt durch die Zeitungen gebildet worden. In der Geſchichte dieſes Inſtituts daher erhalten wir zugleich die Grundzüge zu einer Geſchichte des deutſchen Publikums, einer Geſchichte der öffentlichen Meinung in Deutſchland. Beiden alſo wird hier in derſelben Weiſe, wie wir es ſo eben ſpeciell für den Journalismus angedeutet haben, in dem Spiegel der bisherigen zugleich der nothwendige Gang der künftigen Entwicklung vorgezeichnet; auch ihnen wird hier die Gelegenheit geboten, zum Bewußtſein zu kommen über ſich ſelbſt, und dadurch mit der wiſſenſchaftlichen Einſicht, der geiſtigen Aufklärung auch die politiſche Wirkung zu verdoppeln.

Dies alſo dasjenige, was wir oben als das politiſche Motiv unſers Unternehmens bezeichnet haben. Es wird hoffentlich unverdächtig ſein und das Maß politiſcher Theilnahme, deſſen der Menſch ja bedarf, um Menſch zu ſein (ἄνθρωπος πολιτικὸν ζῶον) nicht überſchreiten.

Aber es bleibt noch eine dritte Rückſicht zu erwähnen: eine Rückſicht von mehr perſönlicher Beſchaffenheit, die der Verfaſſer dennoch gleichfalls nicht verſchweigen will. Uns Allen iſt es im friſcheſten Andenken, von welchen widerſprechenden Schickſalen unſer Journalismus in allerneueſter Zeit betroffen worden iſt. Auf einen kurzen Sonnenblick iſt ein deſto empfindlicherer Herbſt gefolgt — oder ſollte auch dieſer Herbſt nur ein ſcheinbarer, nur ein Frühlingsſchauer ſein, der den vollen blühenden Mai zwar aufhalten, aber keineswegs verhindern kann? Genug, die Feſſeln ſind enger angezogen, als ſeit Langem; ja doppelt enge, da wir eben erſt den Vorſchmack der Freiheit genoſſen hatten und vor Allem auch darum, weil die gegenwärtige Beſchränkung die wahre Freiheit zu ſein behauptet. Auch der Verfaſſer des vorliegenden Werkes hatte in jener kurzen Frühlingszeit unſers Journalismus perſönlichen und praktiſchen Antheil an den Beſtrebungen deſſelben genommen. Er hatte es gethan mit all der Begeiſterung und dem guten Willen, welcher eine natürliche Mitgift der Jugend iſt und den man daher, ohne Verletzung der Beſcheidenheit, ſich wohl ſelbſt nachſagen darf: und das um ſo mehr, als es ja für Viele noch unentſchieden iſt, ob dieſe Begeiſterung und dieſer gute Wille Tugenden ſind oder Fehler und ob man mithin ihrer ſich zu rühmen oder vielmehr anzuklagen hat. Aber die Verhältniſſe haben ſich geändert. Die Begeiſterung iſt etwas Exceſſives, für das die gegenwärtige Preſſe keinen Raum hat; der gute Wille aber, dieſe an und für ſich ſo ſchwankende und nichtsnutzige Kategorie, iſt in einem ſo prägnanten und beſondern Sinne ausgelegt worden, daß man Gefahr läuft, böswillig zu werden gerade da, wo man ſich vom edelſten Willen, der reinſten Abſicht getrieben fühlt. Unter dieſen Umſtänden ſchien Schweigen das Geziemendſte, ja das einzig Mögliche und Ehrenhafte. Auch war der Erſatz bald gefunden. Iſt die unmittelbare Einwirkung nicht mehr vergönnt, ſo dürfen wir doch noch um die mittelbare uns bemühen. Wir dürfen unſrer Zeit im Spiegel der Vergangenheit zeigen, was die Gegenwart gewaltſam zu verſchleiern ſucht. Ja wir dürfen für uns ſelbſt in den Jahrbüchern der Geſchichte Troſt und Ermuthigung ſuchen für die Unbilden, welche die Gegenwart uns auferlegt.

So iſt das vorliegende Buch entſtanden. Es iſt für den Verfaſſer nicht bloß eine wiſſenſchaftliche Aufgabe, nicht bloß eine gelehrte Arbeit, es iſt ihm zugleich eine perſönliche Angelegenheit, eine Sache der Neigung und des Bedürfniſſes geweſen. Er glaubt dies Geſtändniß thun zu müſſen, damit Niemand Anſtoß nehme, falls hie und da aus der perſönlichen Stimmung des Verfaſſers in die Haltung ſeines Buches mehr Wärme übergegangen ſein ſollte, als dies übrigens bei wiſſenſchaftlichen Darſtellungen üblich und geſtattet iſt. Aber er glaubt dies Geſtändniß auch thun zu dürfen, weil, nach ſeiner beſten Einſicht, in dieſem Falle ſein eigenes Bedürfniß mit dem Bedürfniß der Zeit zuſammenſtimmt und er, indem er jenes befriedigt, zugleich hoffen darf, auch dieſem zu entſprechen.

Aus alle dieſem wird nun auch zur Genüge hervorgehen, für welche Klaſſe von Leſern und mit welchen Einſchränkungen das vorliegende Werk beſtimmt iſt. Es will dem Literarhiſtoriker als Wegweiſer und Anregung, aber nicht als bibliographiſches Repertorium, nicht als Noth- und Hilfsbüchlein zum Erſatz eigener Unterſuchung dienen. Es will der gegenwärtigen politiſchen Stimmung, inſofern dieſelbe ſich durch das Organ des Journalismus Luft zu machen ſtrebt, zur Einſicht in den wahren Werth des von ihr gewählten Organs verhelfen, und überhaupt an der politiſchen Aufgabe unſrer Zeit ſich auch von ſeinem Standpunkte aus betheiligen. Aber es will kein politiſches Pamphlet, keine Parteiſchrift ſein, in dem gewöhnlichen plumpen Sinne dieſes Worts. Es wendet ſich alſo im Allgemeinen ſowohl an diejenigen, welche Zeitungen und Journale ſchreiben, als an die, welche ſie leſen. Und da zu den Einen oder zu den Andern (ja nächſtens wird man ſagen können: zu Beiden zugleich) Alles gehört, was überhaupt leſen und ſchreiben kann: ſo iſt es das Publikum im Allgemeinen, was wir bei dieſem Buche im Auge haben. Wie glücklich, wenn wir ſagen dürften, das Volk! Allein es fehlt noch viel, ehe nicht bloß einige wenige, durch Wohlſtand und Bildung bevorzugte Stände, ehe die wirkliche große Maſſe der Nation ſich für den Gegenſtand unſres Buches, ja nur für die äußerſten praktiſchen Zielpunkte deſſelben wird intereſſiren können; es fehlt noch mehr, daß die Schriftſteller im Stande wären, Aufgaben, wie die vorliegende, in einer Art und Weiſe zu behandeln, die es dem

Volke möglich macht, ſich für dieſelben zu intereſſiren. Das iſt der Fluch der Zeit, den wir Alle verſchuldet haben und den wir deshalb Alle büßen. Einſtweilen daher müſſen wir uns begnügen, nicht bloß für die Gelehrten, nicht bloß die Literarhiſtoriker, die Politiker von Fach, ſondern überhaupt für alle Gebildete zu ſchreiben. Mögen ſie unſer Buch freundlich aufnehmen und es auch da nicht fallen laſſen, wo die Gelehrten uns berichten werden, daß wir einen Titel überſehen und eine Jahrszahl verwechſelt haben, ja auch da nicht, wo vielleicht die Politiker uns einer verſteckten böſen Abſicht oder eines übelwollenden Tons anklagen ſollten! —

II.

Geſchichte und Kritik der Vorarbeiten.

Nachdem wir nun dieſergeſtalt Veranlaſſung und Zweck des vorliegenden Werkes des Näheren dargelegt haben, wird es, ehe wir zur Eintheilung und Anordnung unſres Stoffes übergehen, nicht unangemeſſen ſein, vorher einen Blick auf die Vorarbeiten zu werfen, die uns bei unſerm Unternehmen zu Gebote geſtanden haben. Von großem Werthe zwar, dies haben wir bereits bevorwortet, ſind dieſelben nicht. Doch ſcheint es nöthig, ihrer hier zu gedenken: theils als eine Pflicht der Pietät, welche dem Nachfolgenden gegen ſeine Vorgänger ſelbſt da zukommt, wo er im Ganzen wenig Förderung durch ſie erhalten hat; theils weil wir uns im Folgenden hie und da auf dieſe Vorarbeiten beziehen werden, wo es denn, zur Vermeidung ſtörender Zwiſchenreden, am Geeignetſten erſcheint, dieſen ganzen Gegenſtand hier auf einmal abzuhandeln und dem Leſer auf einmal die hauptſächlichſten Materialien an die Hand zu geben, deren er zur Controle unſrer Arbeit bedürfen möchte; theils endlich ſcheint die Geſchichte unſres Journalismus ſich nicht beſſer einführen zu können, als mit einem kurzen Auszug ihrer eigenen Geſchichte, namentlich bei ſolchen Leſern, denen etwa dieſer ganze Gegenſtand in unſerm Buche zum erſten Male entgegentritt. Nur ſei dabei ſchon hier wiederholt, was wir im Obigen für den Charakter des ganzen Werkes vorausgeſchickt haben: dies, daß unſer Buch kein bibliographiſches Repertorium ſein ſoll, und daß, wenn überall, ſo beſonders in dieſem Fach der Literaturgeſchichte eine abſolute Vollſtändigkeit weder mit unſern Kräften, noch mit unſeren Zwecken ſich hat vereinen laſſen. Wir wollen es uns daher gern gefallen laſſen, wenn Gelehrte, denen reichere Bibliotheken zu Gebote geſtanden haben oder denen der Zufall beſſer in die Hand geſpielt hat, als uns, vielleicht manches Büchlein, manchen Aufſatz, manchen Titel eines verſchollenen Programms, einer anonymen Diſſertation werden nachweiſen können, welche uns entgangen ſind. Wir haben dieſe Art von Ruhm nicht geſucht und mögen ſie daher leicht entbehren.

Aber wird nicht im Gegentheil die Mehrzahl unſrer Leſer das Nachſtehende nicht allein genügend, ſondern ſogar ſchon ermüdend finden? Werden nicht die Meiſten ſich für die Specialitäten dieſes literariſch-kritiſchen Abſchnittes nicht intereſſiren können und es uns ſchlechten Dank wiſſen, daß wir ſie und uns hier mit einer Menge von Büchertiteln und Jahrszahlen plagen, und das häufig bloß darum, um endlich zu dem Reſultat zu gelangen, daß dieſelben der aufgewandten Mühe gar nicht würdig ſind? — Es iſt wahr, dieſe Operation iſt nicht die angenehmſte, weder für den Leſer, noch (das wolle man uns glauben) für den Verfaſſer. Aber die Operation iſt nöthig. Es iſt eine unglückliche Ausartung der deutſchen Gründlichkeit, daß man ſich in unſern literariſchen und bibliographiſchen Handbüchern nicht bloß mit Nachweiſung ſolcher Hilfsmittel begnügt, die wirklich brauchbar und zweckentſprechend ſind; ſondern neben dieſem Wenigen, und ununterſchieden von ihm, ſchleppt ſich, wie eine ewige Plage, von Geſchlecht zu Geſchlecht, eine Menge ganz unnützer und unfruchtbarer Citate fort. Für den zwar, der die Citate bloß braucht, um ſich damit zu ſchmücken, iſt das ſehr bequem: je mehr Flittern, deſto bunter wird das Kleid, und ob ſie falſch oder ächt ſind, kommt nicht zur Entſcheidung. Dagegen für den gewiſſenhaften Arbeiter giebt es keine größere, verdrießlichere Laſt, als dieſe bibliographiſche Spreu, von der unſre Handbücher wimmeln. Man will nicht gern irgend einen Nachweis unbenutzt, irgend eine Stelle ungeleſen laſſen, man verſchwendet Zeit, Mühe, Geld, um zu den Titeln, die das Repertorium uns anführt, die Bücher ſelbſt in die Hände zu bekommen — und endlich was iſt es? Leere Spreu, völlig werthloſes Geſchreibſel, das nur dem Titel nach dahingehört, mit der Sache ſelbſt aber nichts zu thun hat. Der Verfaſſer des vorliegenden Werkes hat dieſe Qual oft und reichlich empfunden. Denn je weniger die Geſchichte des Journalismus für die Meiſten, welche darüber geſchrieben haben, ein Gegenſtand eigener Forſchung geweſen iſt, vielmehr je mehr hier immer Einer vom Andern abgeſchrieben hat, deſto mehr leeres Stroh iſt hier gedroſchen, deſto häufiger ſind Kupfermünzen als Goldſtücke vererbt worden. Es muß ſich endlich einmal Jemand entſchließen, dieſen Wuſt aufzuräumen, und, zum Frommen künftiger Bearbeiter, das erzhaltige von dem tauben Geſtein zu ſondern, damit letzteres nicht länger als Ballaſt mitgeſchleppt, ſondern ein- für allemal hinausgeworfen wird. Der Verfaſſer glaubte, daß dieſe Pflicht kritiſcher Unterſcheidung Niemand näher liege, als ihm, auf Veranlaſſung ſeines gegenwärtigen Unternehmens. Für diejenigen Leſer, welche dieſe Dinge nun einmal ſchlechterdings nicht anſprechen wollen, bleibt ja noch immer der Ausweg, die nachfolgenden Blätter zu überſchlagen. —

Im Ganzen zerfallen die betreffenden Vorarbeiten in zwei Klaſſen, in allgemeine und beſondere: alſo erſtlich ſolche Werke, welche überhaupt die Geſchichte der Literatur, ſpeciell die Geſchichte der deutſchen Literatur zum Gegenſtande haben und dabei, in größerer oder geringerer Ausführlichkeit, auch die Geſchichte des deutſchen Journalismus gelegentlich berühren; und zweitens ſolche Schriften, die ſich ausſchließlich mit letztgedachtem Gegenſtande beſchäftigen und ſpeciell zu Gunſten der Geſchichte des deutſchen Journalismus geſchrieben ſind. Es iſt einleuchtend, daß dieſe letzteren bei Weitem die wichtigeren und diejenigen ſind, auf welche der Geſchichtſchreiber ſeine hauptſächlichſte Aufmerkſamkeit zu richten hat. Wir werden daher auch in der nachfolgenden Überſicht uns hauptſächlich auf dieſe beſchränken und von den andern, den allgemeinen Hilfsmitteln, welche dieſe Arbeit mit jeder anderen literarhiſtoriſchen theilt, nur die wenigen anführen, welche unſer Thema mit ganz beſonderem, ja zum Theil mit größerem Fleiße behandelt haben, als es der Mehrzahl der Specialſchriften ſich nachrühmen läßt.

Dabei zeigt ſich für die eine, wie die andere Gattung ein auffälliges, dennoch leicht erklärliches Phänomen: nämlich daß die Geſchichte unſers Journalismus ihre bedeutendſte Rolle in unſern älteſten Literaturgeſchichten ſpielt. Dagegen je näher unſrer Gegenwart, je flüchtiger wird die Aufmerkſamkeit, je kärglicher der Raum, welchen man dieſem Gegenſtande widmet: bis endlich aus unſern neuen und neueſten Literaturgeſchichten auch die bloße Erwähnung des Journalismus beinahe völlig verſchwunden iſt. Selbſt das Werk von Gervinus nimmt von dem Journalismus als ſolchem nur eine ſehr ſpärliche Notiz (III, 496. IV, 21. ſqq.): man mag daraus ſchließen, wie dürftig die andern ſind. Es ſteht hier alſo gerade umgekehrt, wie mit allen übrigen Zweigen unſrer Literaturgeſchichte. Während die älteren Bearbeitungen derſelben in allen übrigen Stücken nachgerade allen Werth verloren und kaum noch als Repertorien eine beiläufige Bedeutung haben, ſind ſie für die Geſchichte unſers Journalismus, verglichen mit dem, was die neuere Wiſſenſchaft dazu geliefert hat, von anſehnlichem Werth. Es erſcheint dies beim erſten Anblick befremdlich und im Widerſpruch mit dem, was wir ſelbſt im Obigen von dem Fortſchritt der Wiſſenſchaft gerühmt haben. Allein bei näherer Anſicht erklärt es ſich, wie geſagt, ſehr leicht. Nämlich es iſt die ungeheure, jährlich, täglich, ja beinahe ſtündlich anſchwellende Maſſe des Materials, wodurch jeder ſpätere Bearbeiter gegen den früheren in Nachtheil gekommen iſt und was endlich, mit der Kraft zugleich, auch den Muth, dieſen Gegenſtand neu aufzunehmen, überwältigt hat. Man hat zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Verſuche gemacht, durch gleichzeitige, fortlaufende Auszüge und Überſichten der bedeutendſten Zeitſchriften das Material zugänglicher zu machen und die Wiederanknüpfung an die früheren derartigen Arbeiten zu ermöglichen. Aber bei der trocknen Repertorienform, welche man für dieſe Verſuche wählte und vielleicht auch wählen mußte, war das Publikum, welches ſie fanden, natürlich viel zu klein, als daß ſie hätten lange beſtehen können. Ferner waren die Neueren, je mehr in der Behandlung unſerer Literaturgeſchichte das geiſtige Moment hervortrat, auch darin gegen ihre Vorgänger im Nachtheil, daß dieſe ſich mit bloßen äußerlichen Notizen, mit Titeln, Jahreszahlen und dergleichen, begnügen durften. Dahingegen aber der neueren Wiſſenſchaft konnte mit einer ſolchen Fingerarbeit, ſelbſt der fleißigſten, immer weniger gedient ſein. Die Aufgabe wuchs daher nicht bloß an äußerem Umfange: ſondern auch an innerer Tiefe, an innerer Schwierigkeit nahm ſie täglich zu: ſo daß ſie denn am Ende gänzlich in Vergeſſenheit gerathen iſt.

Wir wollen nun die hauptſächlichſten Vorarbeiten in Kürze anführen.

Die erſten hieher gehörigen Schriften ſind vom Jahre 1676. Da nun, vorausgeſetzt, daß man zum Begriff der Zeitung auch das periodiſche Erſcheinen, die regelmäßige Wiederkehr zu gewiſſen feſtgeſetzten Zeitpunkten rechnen will, unſer ganzes Zeitungsweſen erſt im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts entſtanden iſt, ſo ſehen wir, daß daſſelbe ſchon frühzeitig ein Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Unterſuchung, zum wenigſten ſchriftſtelleriſcher Betriebſamkeit, geworden iſt. Auch ſind in jenem Einen Jahre gleichzeitig zwei hieher gehörige Schriften erſchienen. Die erſte zu Weißenfels, von **Chriſtian Weiſe**: Schediasma Curiosum de Lectione Novellarum et nucleo Novellarum historico. Die erſte Auflage des Originals gilt für eine Seltenheit; das von uns benutzte Exemplar haben wir der Güte der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar zu verdanken. Eine zweite Auflage erſchien 1697; auch wurde das Büchlein im Jahre 1702 durch Chriſtian Juncker ins Deutſche überſetzt, wovon unten das Nähere. Der Verfaſſer (geb. 1642. ſt. 1702) iſt kein Anderer, als der bekannte Schulmeiſter von Zittau *), der als Poet, insbeſondere durch ſeine Romane und ſeine dramatiſchen Verſuche, einen der anſehnlichſten Plätze in der deutſchen Literatur des ſiebzehnten Jahrhunderts einnimmt: ein Mann von vielſeitiger Bildung und einer außerordentlichen ſchriftſtelleriſchen Fruchtbarkeit. Schon Jöcher, deſſen Tugend bekanntlich die Vollſtändigkeit nicht iſt, macht mehr als ſiebzig verſchiedene Schriften bekannt, welche ihn zum Verfaſſer haben. Neben dieſer Fruchtbarkeit hatte er einen gewiſſen praktiſchen Takt und wußte ſowohl mit ſeinen poetiſchen, als auch mit ſeinen gelehrten Arbeiten das Bedürfniß und den Geſchmack des Publikums zu treffen, ſo daß wir ihn als einen Modeſchriftſteller jener Zeit zu denken haben. Es iſt nicht unwichtig, daß gerade ein ſolcher, nicht etwa irgend ein gelehrter Bücherwurm, der von dem eigentlichen Bedürfniß der Leſewelt nichts weiß, zuerſt auf den Einfall gekommen iſt, das deutſche Zeitungsweſen ſchriftſtelleriſch zu behandeln. Zwar was das Buch ſelbſt angeht, ſo verhält es ſich damit, wie mit allen gelehrten Unternehmungen unſers Weiſe. Sie ſind (ein buntes Gemiſch von Theologiſchem, Grammatikaliſchem, Oratoriſchem, Statiſtiſchem, Hiſtoriſchem u. ſ. w.) ſämmtlich Compilationen, wie ſie dem encyclopädiſchen, polyhiſtoriſchen Charakter jenes Zeitalters entſprechen. Auch das erwähnte Buch iſt eine derartige Compilation. Die eigentliche Hauptſache darin iſt der Nucleus, der »Kern der Zeitungen«: eine auszugsweiſe Zuſammenſtellung der wichtigſten Zeitungsnachrichten von 1660 bis 1675, ein Apparat für die Zeitgeſchichte, der ſpäterhin von dem bereits genannten Juncker und Anderen (zuletzt noch 1731 zu Leipzig) erweitert und fortgeführt worden iſt. Daran angehängt ſind allerhand genealogiſche, geographiſche, ſprachliche und ſonſtige Notizen, dergleichen Zeitungsleſer etwa gebrauchen und wie man ſie ſpäterhin in den Zeitungs- und Converſationslexiken geſammelt hat. Hierin alſo theilt Weiſe nur den encyclopädiſchen Charakter ſeiner gelehrten Kollegen. Eigenthümlich dagegen und ein Zeugniß ſeines beweglichen, modernen Geiſtes iſt die vorzügliche Wärme, mit welcher er in der Einleitung ſich der Zeitungen annimmt und ſie, als die wahren, die hauptſächlichſten Quellen aller gelehrten ſowohl, wie weltmänniſchen Bildung, ſyſtematiſch herausſtreicht. Namentlich den Gelehrten legt er die Kenntniß der Zeitungen dringend an's Herz: es ſei ja eine Schande, ſagt er (a. a. O. cap. 1.), wenn ein Gelehrter ſich in dieſer Kenntniß wolle von den Kaufleuten übertreffen laſſen, die freilich, nach ſeinem Ausdrucke, die wahren custodes Novellarum ſeien. In den folgenden Abſchnitten des Buches ſucht er dieſe Empfehlung des Näheren zu begründen, indem er den Nutzen der Zeitungen recht eigentlich abcapitelt: als da iſt Nutzen für die Geographie, für die Genealogie, die Hiſtorie, die Politik, ingleichen für den Theologen, den Juriſten, den Arzt, den Poeten, den Soldaten, kurzum, für alle möglichen Sorten und Gattungen von Menſchen. Dies Alles wird mit mancherlei Beiſpielen belegt, die zum Theil als Curioſitäten und zur Charakteriſtik der Zeit recht ergötzlich ſind. Allein literariſch, wie man aus dieſer Skizze ſehen wird, iſt aus dem Ganzen wenig zu holen; namentlich auf die geſchichtliche Entwicklung des Zeitungsweſens läßt er ſich gar nicht ein. Für unſere Zwecke haben wir keinen anderen Gewinn von ihm, als daß wir aus einigen gelegentlichen Anführungen (z. B. p. 3. und am Schluß p. 32.) die Zeitungen kennen lernen, deutſche ſowohl, wie fremde, welche damals die verbreitetſten waren und für die beſten galten: und dann (was allerdings von Wichtigkeit iſt) die Art und Weiſe, wie man damals über Zeitungen überhaupt dachte, und wie und warum Männer von gebildetem, praktiſchem Sinn, wie Weiſe, ſie empfahlen und verbreiteten.

---

*) Schwarzkopf in ſeinem übrigens ſehr fleißigen Büchlein »über Zeitungen«, Frankf. 1795, ſchreibt obiges Schediasma einem »Rechtsgelehrten« jenes Namens zu: ohne allen Grund, wie ſowohl die Übereinſtimmung aller übrigen Nachrichten, als namentlich auch Weiſe's ſonſtige literariſche Thätigkeit beweiſt. Denn außer obigem »Zeitungskern« hat er noch eine große Zahl anderer »politiſcher« Schriften herausgegeben: politiſcher Nachtiſch, politiſcher Academicus, politiſcher Zeitvertreib, politiſcher Redner, politiſcher Quackſalber, politiſche Fragen und vieles Andere dieſer Art, wovon der politiſche Näſcher (ein ſatiriſch-didaktiſcher Roman: Gerv. III, 412–415) das Bedeutendſte iſt. Vgl. die weitere Charakteriſtik bei Gervinus a. a. O. 475. fgg.

Die Weiſe'ſche Abhandlung iſt alſo weſentlich panegyriſch. Nicht völlig der Fall iſt dies mit der zweiten Schrift: Ahasveri Fritschii Discursus de Novellarum, quas vocant Neue Zeitungen, hodierno usu et abusu. Sie erſchien zuerſt in Jena; auch ſteht ſie im zweiten Bande der Fritſche'ſchen Opuscula (Nürnb. 1732). Fritſch (geb. 1629 ſt. 1701) war urſprünglich Theologe geweſen, hatte als ſolcher einen Prinzen von Rudolſtadt unterrichtet und war dadurch in die diplomatiſche Laufbahn gerathen, in welcher er, als ein gewandter und thätiger Mann, es bis zum Geheimenrath, Kanzler und andern hohen Würden brachte. Doch hinderte ihn das Alles nicht, ein Vielſchreiber zu werden, gegen deſſen ungeheure Fruchtbarkeit ſelbſt Weiſe in Schatten tritt. Eine von den vielen kleinen Abhandlungen, welche er, de rebus omnibus et aliis quibusdam, hinzuſpritzen pflegte, iſt nun auch der obige Discurs. An literariſcher Ausbeute gewährt er ebenſowenig, als Weiſe's Schediasma; es iſt ganz derſelbe Schematismus, ganz daſſelbe luſtige Räſonnement, mit dem einzigen Unterſchiede, daß Fritſch zu dem usus, dem Nutzen der Zeitungen, auch ihren Mißbrauch, den abusus, in Betrachtung zieht. Allein auch dabei kommt er nicht über die trivialſten Geſichtspunkte und die allgemeinſten, inhaltsloſeſten Redensarten hinaus.

Dieſe beiden Schriften nun wurden das Signal zu einer förmlichen Literatur über Nutzen und Schaden, Gebrauch und Mißbrauch der Zeitungen. Es ſcheint eine Zeitlang Mode geweſen zu ſein, über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben, namentlich zum Behuf akademiſcher Gelegenheitsſchriften. Und freilich bei der ganz oberflächlichen Weiſe, wie man es trieb, konnte es keinen bequemern und pikantern Stoff geben, einige Seiten zu füllen, als einen beliebigen phraſenreichen discursus de novellis, de jure novellarum, de usu novellarum und Anderes von demſelben Schlag. Selbſt berühmte Namen, wie ein Johann Peter von Ludewig, zu ſeiner Zeit der Stolz der Univerſität Halle, begegnen uns auf den Titelblättern derartiger Diſſertationen: ſ. deſſen Discours vom Gebrauch und Mißbrauch der Zeitungen, Halle, 1700 *). Doch iſt durch alle dieſe Schriften leider nur der Umfang, nicht der ſachliche Werth, die wiſſenſchaftliche Weiterbildung dieſes Literaturzweiges gefördert worden. Im Gegentheil iſt in dieſer Beziehung das Gemälde, welches Schwarzkopf (a. a. O. p. 3) von dieſer geſammten Literatur entwirft, nur allzuwahr: »Daß ſchon die Athenienſer und die Römer von der politiſchen Neugierde geplagt worden — worin der ſpecifiſche Unterſchied zwiſchen Juſtinian's Novellen und der Augsburger Neuen Zeitung liege — oder wie man auf eine Zeitungsnachricht die Klage des Stellionats begründen könne —

---

*) Schwarzkopf a. a. O. ſagt u. A. Folgendes: »Auch diſſertirten ein Stryk und ſeine Zeitgenoſſen über die Novellas«. Dies möchte manchen Leſer zu dem Irrthum verleiten (und vielleicht iſt, trotz der richtigen Unterſcheidung der Vornamen, Schwarzkopf ſelbſt darin geweſen), als ob die von ihm citirte Diſſertation de jure novellarum den berühmten Samuel Stryk, den Halliſchen Juriſten, zum Verfaſſer habe. Dies aber iſt nicht der Fall. Vielmehr als ihr eigentlicher Verfaſſer gilt Samuel Friedrich Hagen; und Elias Auguſt Stryk, ein Bruder des obigen, der ums Jahr 1690 Profeſſor in Kiel war, wird nur als Präſes auf dem Titelblatte der Diſſertation genannt.

wird auf Folioblättern demonſtrirt. Scharfſinnig wird erwieſen, daß auch den Ärzten (z. B. Bernhard Valentini: de Novellarum publicarum usu et abusu in rebus physico-medicis) und Kaufleuten das Zeitungsleſen dienlich und nur für Geiſtliche (wozu bei Fritſch die näheren Citate) ſündlich ſei. Dagegen bleibt in hiſtoriſcher und ſtaatswiſſenſchaftlicher oder überhaupt in irgend einer praktiſchen Hinſicht die beſcheidenſte Erwartung unbefriedigt.« Dies iſt ſo wahr, daß ſich ihm nichts hinzuſetzen, noch abdingen läßt. Indem wir daher diejenigen, welche die einzelnen Schriften dieſer Gattung, ſo werthlos ſie auch ſind, dennoch namentlich kennen zu lernen wünſchen, auf die erſten Blätter des eben citirten Buches verweiſen*), begnügen wir uns, nur eine davon ein wenig näher zu beſprechen, theils weil ſie die umfangreichſte iſt, theils auch, weil ſie ſowohl durch ihren Inhalt, wie durch die abſonderlichen Schickſale ihres Verfaſſers die Art und Weiſe charakteriſirt, wie dieſer Gegenſtand damals abgehandelt wurde, und die Hände, in denen ſich dieſer Zweig der Literatur zu jener Zeit befand.

Es iſt dies die »Zeitungs-Luſt und Nutz: oder derer ſogenannten Novellen oder Zeitungen wirkende Ergetzlichkeit, Anmut, Notwendigkeit und Frommen, auch was bei deren Leſung zu lernen, zu beobachten und zu bedenken ſey ꝛc. Entworfen von dem Spaten«, welche 1695 zu Hamburg erſchien. Dieſer Spate, wie er (auch Serotinus, le Tard) ſich als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft nannte, iſt bekanntlich Caſpar

---

*) Wo die Angaben indeſſen auch nicht immer ganz genau ſind. So iſt die Beuſt'ſche Erklärung des Poſtregals nicht **1676**, ſondern erſt **1747** in erſter Auflage erſchienen. Der vollſtändige charakteriſtiſche Titel der Hartmann'ſchen Schrift, den Schwarzkopf auch nur verſtümmelt giebt, (von **1679**) lautet: Unzeitige Neue Zeitungs-Sucht und vorwitzige Kriegs-Diſcurſen-Flucht. Hartmann war Pfarrer in Rotenburg und hat ſich durch eine ganze Reihe von »Teufeln«, als da ſind Sauf-, Alamode-, Tanz-, Schmarotz-, Spiel-, Schmeichel- und Fuchsſchwanz-, Präcedenz-, Faulenzteufel u. ſ. w. bekannt gemacht. Obiges iſt nun, dem Titel nach zu urtheilen, eine Art von Zeitungsteufel. Doch iſt dies nur eine Vermuthung: denn das Schriftchen ſelbſt aufzutreiben hat uns, trotz wiederholter Bemühungen, nicht gelingen wollen.

von Stieler, der beſonders durch einige ſprachliche und ſtyliſtiſche Schriften (wie der deutſchen Sprache Stamm-Baum und Fortwachs, der allzeit fertige Secretarius, deutſche Schreibung u.ſ.w.) ſich eine Art von Namen gemacht hat. Wer ihn auch als Dichter, insbeſondere als Verfaſſer einer abenteuerlichen politiſch-ſcholaſtiſchen Komödie, des Willmut, im Geſchmack der Riſte und Johann Klaye, kennen lernen will, der vergleiche die gelegentliche Erwähnung bei Gervinus III, 418. 425. Stieler war ein wüſter, unſtäter Menſch, deſſen abenteuerndes Leben an den Simpliciſſimus und ähnliche Romane jener Zeit erinnert. Im Jahre 1632 zu Erfurt geboren, ſtudirte er dort, zu Leipzig und Gießen die Arzneiwiſſenſchaft, mußte von Gießen eines Zweikampfs wegen flüchten, ging nach Königsberg, wurde, zur Friſtung ſeines Lebens, Hauslehrer, Prediger, dann Soldat, Kriegsſecretär, Auditeur, Oberoffizier, reiſte nach Holland und Frankreich, ſaß längere Zeit in Spanien gefangen, wurde Hofmeiſter bei dem Grafen Dohna, beſuchte Italien, fing an in Jena die Rechte zu ſtudiren, wurde Kammerſekretär, erſt bei einem Prinzen von Schwarzburg, dann bei den Herzögen von Sachſen, legte aber ſeine Stelle freiwillig nieder, weil er nicht genug Muße zu literariſchen Arbeiten dabei zu haben meinte, und ſtarb endlich, nachdem er noch eine Zeitlang Holſteinſcher Hofrath geweſen war, im Jahre 1707 zu Erfurt, als Lehrer des deutſchen Stils. Die »Zeitungsluſt« hat er bereits zur Zeit der literariſchen Muße abgefaßt. Er ſelbſt nennt ſie einen »Rumpelſchuß«, den er »auf der Reiſe, in der Eile und gleichſam auf der Flucht« gemacht; ſie komme ihm vor, wie eine »Gaſtpredigt« und habe er »wohl ehr was Beſſeres (ohne Ruhm) geſchrieben«. Mit andern Worten alſo: der gute Spate iſt, wie praktiſch in ſeinem bürgerlichen Leben, ſo auch literariſch ein Induſtrieritter und die »Zeitungsluſt« ein derartiges, auf Beſtellung unternommenes Machwerk. Intereſſant iſt die ſelbſtgewiſſe, beinah brutale Weiſe, mit welcher er den modernen Standpunkt ſeiner Zeit, die zeitgemäße, leichtbewegliche, journaliſtiſche Bildung, gegen die alte gründliche, aber ſchwerfällige Gelehrſamkeit geltend macht. »Wir ehrliche Leute«, ſagt er in der Vorrede, »die wir itzt in der Welt leben, müſſen auch die jetzige Welt erkennen: und hilft uns weder Alexander, Cäſar, noch Mahomet nichts, wenn wir klug ſein wollen«. Von dieſer Klugheit aber ſeien »Plato und Ariſtoteles mauſeſtill«: nur »die Zeitungen ſind der Grund, die Anweiſung und Richtſchnur aller Klugheit und wer die Zeitungen nicht achtet, der bleibet immer und ewig ein elender Prülker und Stümper in der Wiſſenſchaft der Welt und ihrem Spielwerk, indem, wer heute klug iſt, morgen, nach der Sachen Lauf, ſtracks eine andere Klugheit annehmen und ſich ſelbſt widerlegen, ja verdammen muß«. Es iſt merkwürdig, wie man ſolch ein modernes Bewußtſein, ja ein übertriebenes, haben kann und doch gleichzeitig, in der Ausführung des Buches ſelbſt, die gelehrte Bockbeutelei, die altmodiſche Schwerfälligkeit ſo weit treiben, wie dieſer Spate es thut. Im Ganzen folgt er dabei dem Entwurf des Weiſe'ſchen Schediasma, welches er, mitſammt dem Buche von Fritſch, kennt und lobt. Er handelt alſo im erſten Buche, der Reihe nach, von dem Urſprung und Alterthum, den Namen, dem Stoff, den Leſern, dem Zweck, den Sammlern und Ausgebern, auch dem Begriff der Zeitungen; ingleichen »von dem Schutze wider die Zeitungsſtürmer«, unter welcher abſonderlichen Bezeichnung er eine Apologie der Zeitungen gegen verſchiedene wider ſie erhobene Anklagen verſucht. Im zweiten Buche ſetzt er die Nothwendigkeit der Zeitungen auseinander, und zwar Ständeweiſe, nach Anleitung des Weiſe'ſchen Schemas. Es iſt mithin Zeitungen zu leſen etwas Nöthiges und Nützliches für die Kaufmannſchaft, bei großer Herren Höfen, im Kriege, bei der Kirche, auf hohen Schulen, für das Frauenzimmer, im Hauſe, auf der Reiſe, in Unglücksfällen, beim Trunk, endlich auch für ſolche, die ſich der Staatskunſt befleißigen. Im dritten Buche handelt er von der Art und Weiſe, wie man Zeitungen leſen ſoll, und von den verſchiedenen Kenntniſſen, welche einem rechten Zeitungsleſer nöthig ſind: beſonders alſo die Kenntniß des jetztherrſchenden Europa's, die Wappenkunde, die Weltbeſchreibung, die europäiſche Geſchichte, fremde Sprachen u. ſ. w. Auch findet ſich ein eigenes Kapitel darüber, daß »ein Zeitungsleſer einen politiſchen Verſtand haben muß«. Auf dieſe Abhandlung (p. 1—480) folgt ſodann ein Zeitungslexikon, namentlich eine »Erklärung derer fremden und tunckeln Wörter«, welche ſprachlich nicht ohne Intereſſe iſt (p. 481—678); ferner genealogiſche Tabellen, eine Wappenkunde u. ſ. w. Man wird bereits aus dieſem Überblick erkennen, in welchem Geiſt oder vielmehr mit welcher Geiſtloſigkeit das Ganze entworfen und geſchrieben iſt, wobei jedoch eine gewiſſe Lebhaftigkeit der Darſtellung, eine gewiſſe Beweglichkeit der Einfälle nicht abzuleugnen ſteht. Im Einzelnen kommen die wunderbarſten Sachen vor: Sachen von einer ſolchen gefliſſentlichen, man möchte ſagen, erkünſtelten Abſurdität, daß man die Geſchmackloſigkeit jener Zeit überhaupt kennen muß, um ſich eine Vorſtellung von dieſen Dingen zu machen. So z. B. daß die Zeitungen viel älter ſind, als man gemeiniglich annimmt, ja daß ſie im Grunde von jeher exiſtirt haben, das iſt dem Spaten eine ausgemachte Sache. Denn (p. 20. 21.) »woher wußte wohl die Königin vom Reich Arabien, die mit einem ſo großen Zeuge und Geſchenken nach Jeruſalem kommen, von des Königs Salomon Weisheit, wenn es ihr das Gerüchte nicht offenbaret hätte? woraus entſprunge aber das Gerüchte, als von denen Zeitungs-Trägern in ein entferntes Land? Wer ſagte dem Könige David, daß der König der Kinder Ammon geſtorben und ſein Sohn Hanon an deſſen Statt König worden war, als die Zeitungen, ſo durch das Land liefen? Brodach, der König zu Babel, hätte nicht gewußt, daß Hiſkia, der König zu Jeruſalem, krank geweſen und wieder geſund geworden ſey, hätten ihm ſolches die Zeitungen nicht eröffnet.« Ja an einer andern Stelle (p. 34 ſqq.) treibt er die Spielerei ſo weit, die erſte Zeitung — Gott ſelber zuzuſchreiben, als der zuerſt dem Menſchen »Zeitung gegeben« durch »ſeine heiligen Zeitungsſchreiber«, die Propheten und Apoſtel. Auch in dem Kapitel über Nutzbarkeit und Vortheil der Zeitungen kommen ſehr ergötzliche Dinge vor, z. B. wie und warum ſie den »Verliebten und Gekorbten«, ingleichen den »armen Hackaugen, ſo man Expectanten nennt« zu empfehlen ſind, und manches Andere, das wir den Liebhabern ſolcher Seltſamkeiten überlaſſen müſſen, an Ort und Stelle nachzuſchlagen. —

Dies Werk alſo und die wir oben theils genannt, theils nachgewieſen haben, bilden gewiſſermaßen die erſte Periode in der Literatur unſerer Zeitungsgeſchichte. Das Charakteriſtiſche dieſer Periode iſt dies, daß die gedachten Schriften ſämmtlich, näher oder ferner, von der literariſchen Induſtrie ausgeben. Sie prunken mit Gelehrſamkeit, wiewohl ihnen die Kenntniß gebricht. Daher ſehen wir ſie auch, trotz des modernen Bewußtſeins, welches ſie zum Theil abſichtlich und übermäßig zur Schau tragen, ſämmtlich in eine inhaltloſe und unfruchtbare Bocksbeutelei ausarten; dergeſtalt, daß ſie für die eigentliche Geſchichte des Journalismus, inſofern es dieſer um einzelne geſchichtliche oder wenigſtens bibliographiſche Angaben zu thun iſt, von gar keinem und nur für die Culturgeſchichte ihrer Zeit und für die Stellung des Publikums zu den Zeitungen von einem gewiſſen beiläufigen Werthe ſind.

Eine neue Epoche tritt ein auf Veranlaſſung des literariſchen oder, genauer zu ſagen, des gelehrten Journalismus. Bekanntlich nimmt dieſer (wenige vereinzelte Vorläufer abgerechnet, von denen wir ſpäter das Nöthige beibringen werden) in Deutſchland mit den Leipziger Acta Eruditorum ſeinen Anfang, welche zuerſt im Jahre 1682 erſchienen. Von dieſer Zeit an häufen ſich die Schriften über die Geſchichte des gelehrten Journalismus in ähnlicher Weiſe, wie wir es ſo eben bei den politiſchen Zeitungen geſehen haben. Doch iſt ein weſentlicher Unterſchied. Nämlich wenn die Schriften über Zeitungen und deren Gebrauch ſich durchgängig in bloße hohle Räſonnements verlaufen, ohne hiſtoriſchen Grund und Boden, ſo wird die Geſchichte des gelehrten Journalismus gleich anfänglich nur von Gelehrten, in gelehrtem Intereſſe und mit der gehörigen Grundlage von hiſtoriſchen, wie bibliographiſchen Nachweiſungen, geſchrieben. Auch ſind ſie meiſt von kritiſchen Bemerkungen begleitet, zum Theil auch von Auszügen, ſo daß für die Anfänge des gelehrten Journalismus bei Weitem beſſer geſorgt iſt, als für die früheſte Geſchichte unſers politiſchen Zeitungsweſens.

Doch fehlt es auch da nicht an allerhand Wunderlichkeiten und Bocksbeuteleien. Gleich die erſte Schrift, die in Veranlaſſung der Acta Eruditorum erſchien, liefert den Beweis dafür. Nämlich auf dieſelbe Art, wie man das Alter der politiſchen Zeitungen möglichſt hoch hinauf zu datiren ſuchte und ſogar kein Bedenken trug, Gott ſelber zum älteſten Zeitungsredacteur zu machen, ſo ſuchte man einen ähnlichen ehrenvollen Stammbaum auch für den gelehrten Journalismus zu entdecken. Leider konnte man, mit dem beſten Willen, nicht weiter hinauf reichen, als bis zum Griechen **Photius**, der im Jahre 891 als Patriarch zu Conſtantinopel geſtorben und durch ſeine, wenn auch nur zum geringſten Theil erhaltene **Bibliothek** (auch Myriobiblon genannt) bei unſern Philologen in gutem Gedächtniß geblieben iſt. In dieſer Bibliothek, in welcher Photius kritiſche Beurtheilungen, Auszüge und Fragmente der von ihm geleſenen (altklaſſiſchen) Schriften zuſammengeſtellt hat, glaubte man Anfang und Muſter unſers modernen gelehrten Journalismus zu erkennen. Um dieſen ſeltſamen Irrthum zu begreifen, da das Werk des Photius allenfalls ein gelehrtes Tagebuch iſt, mit einem gelehrten Journal aber nicht das Mindeſte zu thun hat, muß man wiſſen, daß auch unſre erſten gelehrten Zeitungen ſich faſt ausſchließlich mit Auszügen und Bruchſtücken beſchäftigten: ſo daß ein, wenn ſchon ſehr oberflächlicher Vergleichungspunkt ſich allerdings darbot, zumal für diejenigen, die eben danach ſuchten. Genug, Photius als den Gründer des Journalismus zu betrachten, wurde, wohl oder übel, eine unbezweifelbare Annahme der damaligen Literarhiſtoriker *). Und ſo eröffnet ſich auch die Geſchichtſchreibung des gelehrten Journalismus mit einem Programm de Photio Ephemeridum eruditorum inventore, welches im Jahre 1689, alſo wenige Jahre nach Gründung des Leipziger Journals, von **Conſtantin Wolf** (Adjunct zu Wittenberg, ſpäter Profeſſor der griechiſchen Sprache und Prediger zu Danzig: ſt. 1706 zu Wittenberg) herausgegeben wurde. Ich kenne dieſe Schrift nicht, als nur aus einigen Anführungen, die in der Note näher bezeichnet ſind. Aber vermuthlich iſt der Verluſt dabei nicht groß.

---

*) Doch nur der Deutſchen; vgl. das Journal des Sçavans, October 1712. Bd. LII. p. 411: »*Les doctes Allemans* accordent trop à Photius, ils devaient se contenter de le proposer *comme nous* pour un excellent modèle à tous ceux qui font des extraits de livres. Sa bibliothèque est un dessein different des Journaux« etc. Nur der ſogleich näher zu erwähnende Struve theilte auch in Deutſchland die übliche Anſicht nicht, wofür er freilich manchen Widerſpruch und Bedenklichkeit zu ertragen hatte: ſ. Jo. Christ. Ernesti De incommodo ex Literatis Ephemeridibus capiendo dissertatio prior. Vitemberg. 1716. p. 6. not.

Von Wichtigkeit dagegen, ſowohl an ſich, als weil ſie den meiſten der zunächſt folgenden Literarhiſtoriker zur hauptſächlichen, Vielen zur ausſchließlichen Quelle gedient hat, iſt die nächſte Schrift, welche bereits drei Jahre nach der Diſſertation von Wolf, im Jahre 1692, zu Leipzig erſchien: M. *Christiani Junckeri*, Dresdensis, Schediasma historicum de Ephemeridibus sive Diariis Eruditorum in nobilioribus Europae partibus hactenus publicatis etc. Dieſer Juncker (geb. 1668, geſt. 1714 als Director des Gymnaſiums zu Altenburg, »geſammter Hochfürſtlicher ſächſiſcher erneſtiniſcher Linie Hiſtoriographus«, auch ſeit 1711 Mitglied der Akademie von Berlin) iſt eben der, den wir ſchon oben als Überſetzer des Weiſe'ſchen Schediasma (Chriſtian Weiſens Curieuſe Gedancken von den Nouvellen oder Zeitungen u. ſ. w. und dann Ein ſehr dienliches Zeitungs-Lexicon, alſo verfaſſet von H. C. J. Frankf. u. Leipz. 1703) erwähnt haben. Seine zahl- und umfangreichen Schriften ſind meiſt hiſtoriſchen, theilweiſe auch philologiſchen Inhalts; eine Ergänzung der Schrift de Diariis Eruditorum, ſo wie eine Geſchichte der literariſchen Geſellſchaften, mit welcher er beſchäftigt war, wurde durch ſeinen frühzeitigen Tod unterbrochen. Allein auch in ihrer gegenwärtigen Geſtalt iſt die gedachte Schrift höchſt brauchbar und giebt, wenn man die Schwierigkeit erwägt, ohne alle fremde Vorarbeiten die erſten Linien eines derartigen Werkes zu ziehen, ein gutes Zeugniß für Juncker's Fleiß und Gründlichkeit. Sie behandelt, wie auch ſchon der Titel ſagt, nicht bloß die deutſchen, ſondern die gelehrten Journale im Allgemeinen, namentlich alſo die franzöſiſchen, italieniſchen, engliſchen, deutſchen und däniſchen: aber auch nur die gelehrten, ohne allen Seitenblick auf das politiſche Zeitungsweſen. Zwar eine eigentliche Geſchichte, einen innern hiſtoriſchen Zuſammenhang würde man auch hier vergeblich ſuchen, vorausgeſetzt, daß man ihn von dieſer Zeit überhaupt erwartete, was ſchon an und für ſich ein Irrthum wäre. Die Journale, eingetheilt in Theologica, Juridica, Medica, Physica, Mixta, werden einzeln aufgeführt, zunächſt die Titel, Ort und Zeit des Erſcheinens, der Name des Redacteurs, mitunter auch die Geſchichte ihrer gelehrten und kritiſchen Streitigkeiten und was ſich ſonſt noch von äußerlichem Apparat zuſammenbringen läßt. In dieſer Art werden beinahe ſechzig Zeitſchriften beſprochen, einige, wie die Leipziger Acta Eruditorum (p. 142—165), das Journal des Sçavans (p. 75—105), der Mercure Galant von Devize (p. 119—141), die Nouvelles de la Republique des lettres von Bayle (p. 170—200) u. ſ. w. ſogar mit erſchöpfender Ausführlichkeit. Auch Photius (p. 72—75) verfehlt nicht, ſich auch hier als Stifter der Diaria Eruditorum Mixta und unmittelbarer Vorgänger des Journal des Sçavans zu präſentiren.

Dieſes Buch nun, das übrigens auch auswärts, namentlich bei den Franzoſen, des verdienten Beifalls nicht entbehrte, (ſ. die Histoire Critique des Journaux de M. C. Amſterdamer Ausgabe von 1737. Vol. I. p. 95) bildet, wie bereits bemerkt, für die meiſten ſeiner Nachfolger eine fleißig benutzte Quelle.

So benutzte es zunächſt Daniel Georg Morhof (geb. 1639, geſt. 1691), der Autor des bekannten, wenigſtens viel genannten Polyhiſtor, welchen man als den Ausgangspunkt der allgemeinen Literärgeſchichte in Deutſchland zu betrachten pflegt *).

---

*) Nicht völlig mit Recht: da ſchon achtzehn Jahre vor dem erſten Erſcheinen des Polyhiſtor, im Jahre 1670, der Helmſtädter Profeſſor der Medicin, Valentin Heinrich Vogler (geb. 1622, geſt. 1677) ſeine universalis in notitiam cujusque generis bonorum scriptorum introductio herausgegeben hatte. Sie wurde 1691 und 1700, mit Zuſätzen von Heinrich und Heinrich Dietrich Maibom (des Erſtern Sohn, beide Profeſſoren zu Helmſtädt) neu herausgegeben; ſpäterhin jedoch ſcheint ſie durch den Morhof'ſchen Polyhiſtor und die Struve'ſchen Sammelwerke verdrängt worden zu ſein. Auch Vogler hatte (wie ich aus Juncker's Vorr. zum Schediasma de Diariis Eruditorum entnehme, da ich die erſte Ausgabe ſeines Buches ſelbſt nicht kenne) bereits in der erſten Ausgabe gleichfalls auf den gelehrten Journalismus Rückſicht genommen, natürlich aber nur auf den fremden, namentlich den franzöſiſchen, da der deutſche erſt ſpäter entſtanden iſt. In der Ausgabe von 1700, in den Maibom'ſchen Zuſätzen, liegt an der betreffenden Stelle gleichfalls das Juncker'ſche Buch zu Grunde, ſo daß man um dieſe Vogler'ſche introductio ſich für unſern Zweck nicht weiter zu bemühen braucht. Auch für Reimmann iſt Juncker die einzige Quelle geweſen: (ſ. Jac. Fr. Reimmann's (geb. 1668, geſt. 1743) ein berüchtigter Polyhiſtor jener Zeit, deſſen Standpunkt man am Beſten daraus erkennen mag, daß er ſeiner Einleitung ꝛc. als Krone und Schluß

Da Morhof, wie er im Polyhiſtor p. 177 der 3. Ausg. bekannt macht, ſchon einige Jahre vor Entſtehung der Leipziger Acta Eruditorum ſelbſt an die Gründung eines derartigen Werkes gedacht und alſo ſeine Aufmerkſamkeit frühzeitig auf dieſe literariſchen Inſtitute gerichtet hatte, ſo möchte man erwarten, die Geſchichte des Journalismus von ihm mit einiger Vorliebe behandelt zu ſehen. Dies iſt aber keineswegs der Fall; wenigſtens was die folgenden Ausgaben (denn auch vom Polyhiſtor iſt die älteſte Ausgabe von 1688, die überdies nur den erſten Abſchnitt, den ſ. g. Polyhistor literarius umfaßt, uns nicht bekannt geworden) enthalten, iſt lediglich ein ſehr dürftiger und oberflächlicher Auszug aus Juncker. Um ſeinetwillen daher würden wir den Polyhiſtor hier gar nicht erwähnt haben. Allein in den ſpäteren Ausgaben, zuerſt in der dritten, welche im Jahre 1732 von dem bekannten Joh. Alb. Fabricius (geb. 1668, geſt. 1737) veranſtaltet wurde, finden wir den Polyhiſtor durch eine brevis Notitia alphabetica Ephemeridum literariarum eingeleitet. Aber dieſe brevis notitia iſt ſehr umfangreich. Denn wiewohl ſie, äußerſt geringfügige Ausnahmen abgerechnet, nur die Titel der Journale enthält, und auch dieſe mit nichts weniger als diplomatiſcher Vollſtändigkeit, ſo umfaßt ſie doch ſchon bei ihrem erſten Erſcheinen nicht weniger als dreißig Quartſeiten. Sodann in der nächſten (der vierten) Ausgabe des Polyhiſtor, welche 1747 erſchien, iſt das Fabricius'ſche Verzeichniß von dem bekannten Joh. Joach. Schwabe (geb. 1714, geſt. 1784) dem famoſen Schildknappen Gottſcheds, um ein Anſehnliches ergänzt und bis zum Jahre 1746 fortgeführt worden: ſo daß man hier für den kurzen Zeitraum von etwa ſechzig Jahren eine Maſſe von ziemlich achthundert Journalen verzeichnet findet, von denen der bei weitem größte Theil der Geſchichte des deutſchen Journalismus angehört. Es iſt dies alſo eines der vollſtändigſten Journalrepertorien, die für den bezeichneten Zeitraum überhaupt vorhanden ſind. Auch bekommt es einen eigenthümlichen Werth dadurch, daß, wiewohl in der Überſchrift nur ein Verzeichniß

dem noch eine **Historia Literaria antediluviana**, d. i. eine Geſch. der vorſündfluthlichen Literatur beifügte) Verſuch einer Einl. in die **Hist. lit.** derer Teutſchen, 1708 ſqq. Bd. I pag. 196 ſqq.

der literariſchen Journale verſprochen wird, doch auch der politiſche Journalismus, das eigentliche Zeitungsweſen eine, freilich ſehr willkürliche und lückenhafte Berückſichtigung erfährt; eine Sache, mit welcher die ſonſtigen literarhiſtoriſchen Sammelwerke ſich gar nicht abzugeben pflegen. Dies indeſſen iſt auch das einzige Gute, was von gedachtem Kataloge geſagt werden kann. Nicht allein, daß er für die angegebene Zeit, zwar der vollſtändigſte, aber doch bei weitem noch nicht vollſtändig iſt: dies dürfte ihm nicht zum Vorwurf gereichen, da in dieſen Dingen eine abſolute und wirkliche Vollſtändigkeit überhaupt nicht zu erreichen ſteht. Allein die Angaben, die er nun wirklich enthält, ſind durchgängig ungenau. Die alphabetiſche Anordnung iſt ſchlechthin zur Unordnung geworden, da ſelbſt dieſe äußerliche Folge nicht mit der geringſten Conſequenz gehandhabt iſt. Bei den einzeln Journalen ſind die Herausgeber nirgend genannt, oft nicht einmal der Ort, wo ſie erſchienen ſind. Die Zeit ihrer Dauer wird meiſtens gar nicht angegeben oder, was noch ſchlimmer iſt, ganz willkürlich und falſch. Ja es findet ſich, wahrſcheinlich zum Erſatz für ſo manches übergangene und vergeſſene Journal, nicht ſelten eine und dieſelbe Zeitſchrift, mit bedeutenderen oder geringfügigeren Veränderungen des Titels zwei und mehremale angeführt, an verſchiedenen Stellen, gleich als ob es eigne und verſchiedene Zeitungen wären. Natürlich entſtehen daraus für den Gebrauch oft die verdrießlichſten Irrungen; weshalb man ſich hüten muß, irgend einer Angabe dieſes Katalogs zu folgen, ohne durch eigene Prüfung oder, wo dieſe nicht mehr möglich iſt, wenigſtens durch Vergleichung anderer Hilfsmittel ſich von der Richtigkeit der betreffenden Angaben überzeugt zu haben.

Gleichfalls benutzt, aber auch erweitert und vervollſtändigt iſt das Juncker'ſche Buch von Struve, deſſen Introductio in rem literariam usumque Bibliothecarum wir hier zunächſt anſchließen müſſen. Bernhard Gotthelf Struve (geb. 1671, geſt. 1738) iſt eins der vornehmſten Glieder in jener encyklopädiſchen, vielſchreiberiſchen Gruppe der Morhofe, Reimmanne, Maibome ꝛc., die den Übergang vom ſiebzehnten ins achtzehnte Jahrhundert bezeichnet. Er war, zu zahlreichen andern Ämtern und Beſchäftigungen, Bibliothekar in Jena: eine Stellung, deren literariſche

Vortheile er benutzte, um, neben einer unglaublichen Menge anderer, zum Theil ſehr umfangreicher und verſchiedenartiger Werke, die erwähnte Einleitung herauszugeben. Schon in ihrer früheſten Geſtalt zeichnete dieſelbe ſich durch eine große Reichhaltigkeit des Inhalts und eine bequeme, überſichtliche Anordnung aus, weshalb ſie denn auch die meiſten ihrer Nebenbuhler glücklich verdrängte und ſchon bis zum Jahre 1729 (zuerſt erſchienen war ſie 1704) fünf Auflagen erlebte. Doch hatte Struve an dieſem wachſenden Erfolg nur einen ſehr geringen Antheil, indem er, in einträglichere Arbeiten verloren, ſich von dieſem Buche ſeit Langem zurückgezogen und fremden Kräften die nöthigen Erweiterungen und Zuſätze überlaſſen hatte.

Solchergeſtalt, nach Struve's Tod, als eine neue, ſechſte Auflage nöthig wurde, kam die Beſorgung derſelben in die Hände des Lüneburger Schuldirectors, **Joh. Friedr. Jugler** (geb. 1741, geſt. 1791), der ſich dieſes Geſchäfts mit einer Sorgfalt entledigte, welche den Zuſatz auf dem Titel: opus ita formavit, ut fere novum dici queat, in der That rechtfertigt.*) Dieſe Ausgabe nun und alſo eigentlich mehr das Jugler'ſche als das Struve'ſche Werk iſt es, welches der Geſchichtſchreiber unſres Journalismus als eine der reichhaltigſten und vorzüglichſten Quellen dankbarſt anzuerkennen hat. Man findet hier im zweiten Band, p. 769 bis 1080, ein eigenes Caput Sextum de Ephemeridibus Eruditorum, das ſchon nach ſeinem äußeren Umfange als ein eignes Buch gelten könnte. Die Geſchichte des deutſchen

---

*) Der vollſtändige Titel dieſes noch immer höchſt brauchbaren und von ſeinen Ausbeutern noch immer nicht erſchöpften Werkes, welches in den Jahren 1754 bis 1763 in drei Bänden erſchien, lautet alſo: Bibliotheca historiae literariae Selecta, olim titulo Introductionis in Notitiam rei literariae et usum bibliothecarum insignita, cujus primas lineas duxit Burc. Gotthelf Struvius Ictus et Historicus Jenensis; post variorum emendationes et additamenta opus ita formavit ut fere novum dici queat Johannes Fridericus Jugler, Augustan. magnae Brit. Regi a Consiliis et Academ. Equestr. Luneburg. Inspector. Jenae, 1754. Die Geſchichte der verſchiedentlichen Umarbeitungen des Struve'ſchen Werkes wird von Jugler ſelbſt, in der Vorrede zum erſten Theil, ſehr ausführlich erzählt.

Journaliſmus nimmt dabei, wie billig, den verhältnißmäßig größten Raum ein: p. 824 bis 924, vgl. 975 bis 982. Sie reicht bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und iſt, ſoweit wir ſie haben irgend prüfen und beurtheilen können, mit großer Sorgfalt und einer wahrhaft reſpectablen Genauigkeit der einzelnen Namen, Jahreszahlen u. ſ. w. gearbeitet. Dieſes Anerkenntniß auszuſprechen, fühlen wir uns um ſo mehr gedrungen, theils weil wir ſelbſt bei unſrer Arbeit dieſem Jugler'ſchen Buche Vieles ſchuldig geworden ſind, theils auch, weil von allen Späteren, auch wenn ſie das Buch ſichtlich benutzt hatten, doch beinahe Niemand ihm die Ehre angethan hat, es zu nennen und ſeine Wichtigkeit für die Geſchichte des Journaliſmus einzugeſtehen.

Aber auch ſchon in ſeiner erſten und urſprünglichen Geſtalt wurde der auf den Journaliſmus bezügliche Abſchnitt des Struve'ſchen Werkes vielfach benutzt und hält es nicht ſchwer, den rothen Faden zu verfolgen, der ſich, wie von dem Juncker'ſchen Buche, ſo auch von ihm durch die nächſten Arbeiten dieſes Faches zieht. Auch die Franzoſen, welche gleichfalls in dieſer Zeit anfingen ſich mit der Geſchichte des (hauptſächlich zwar nur ihres) Journaliſmus zu beſchäftigen, haben das Struve'ſche Buch wiederholentlich ausgebeutet. Namentlich iſt dies geſchehen in einem Aufſatz, der zuerſt im Journal de Trevoux, Februarheft von 1712, p. 217 erſchien und von dort im Journal des Sçavans deſſelben Jahres, p. 444 bis 459, (Band II.) wieder abgedruckt worden iſt. Zwar der Unterſchrift zufolge, ſoll derſelbe die Struve'ſche Arbeit »rectifier et augmenter.« In Wirklichkeit aber iſt es damit nicht weit her; namentlich für das Fach der deutſchen Journale hat der Ausſchreiber ſo wenig Geduld und Aufmerkſamkeit gehabt, daß er z. B. die vorzüglichſten und wichtigſten aller damaligen deutſchen Zeitſchriften, die von Thomaſius, völlig übergeht, und ſtatt deſſen von Tenzel und Eccard redet, als ob ſie die Erfinder, nicht vielmehr die Nachahmer wären. Auch die ſchon oben beiläufig erwähnte Histoire Critique des Journaux par M. C. welche zuerſt 1716, ſodann 1734 in dritter Auflage erſchien und als deren Verfaſſer Denys François Camuſat (geb. 1697, geſt. 1732) bekannt iſt, kann nur für denjenigen von Werth ſein, der eine Geſchichte der franzöſiſchen Journale, inſonderheit des Journal des Sçavans zu ſchreiben beabſichtigt.

Denn das ganze Buch enthält beinahe nichts, als nur die Geſchichte, hauptſächlich die Streitigkeiten und literariſchen Fehden dieſes Einen Journals; für die übrigen franzöſiſchen iſt ſie von höchſt geringem, für die deutſchen Journale ohne allen Werth, da ſie ihrer gar nicht gedenkt. Ebenſo die Supplemente, welche Boucher d'Argis, unter dem Titel einer Histoire abrégée des Journaux de Jurisprudence française, pour servir de Supplément à l'Histoire critique des Journaux de Camusat, im Juniheft des Mercure de France von 1737 p. 1261 fgg. abdrucken ließ. Es werden daher inskünftige auch dieſe Citate aus unſern literariſchen Repertorien, wo ſie noch immer üblich ſind, zu ſtreichen ſein.

Aber kehren wir jetzt nach Deutſchland zurück, ſo ſehen wir hier an die Epoche des gelehrten Sammelfleißes, welche wir ſo eben in ihren Hauptvertretern kennen gelernt haben, eine neue Entwicklungsſtufe ſich anſchließen, in welcher man nicht ſowohl den journaliſtiſchen Nachlaß der Vergangenheit, als vielmehr, zum Behuf künftiger Bearbeitungen, unmittelbar das Beſitzthum der Gegenwart, die laufenden Erſcheinungen der Tagespreſſe, einzuregiſtriren und in allerhand Überſichten, hiſtoriſch wie kritiſch, zu verzeichnen ſucht. Es war dies eine Behandlungsweiſe unſeres Stoffes, die ſich mit Nothwendigkeit aus der früheren entwickeln mußte. Denn nachdem man durch die bisherigen Verſuche hinlänglich Gelegenheit gehabt hatte, ſich von der Schwierigkeit der Aufgabe und dem unermeßlichen, täglich wachſenden Umfange des Gebietes zu überzeugen: ſo lag nichts näher, als der neue Verſuch, dieſe Arbeit durch Theilung zu erleichtern und durch die Geſchichte einzelner Zeitabſchnitte eine künftige Geſammtgeſchichte des Journalismus vorzubereiten. Auch die Form, welche man dazu wählte, ſchien nicht ungeeignet. Man ſuchte nämlich eigene Journale zu gründen, die keinen anderen Zweck hatten, als laufende Auszüge und Beurtheilungen der übrigen, gleichzeitigen Journale zu bringen: Journale alſo, die man gewiſſermaßen die Journale der zweiten Potenz nennen könnte, indem ſie dasjenige, was der Journalismus den Büchern im Allgemeinen leiſten ſollte: Auszüge, Beurtheilungen, Überſichten, wiederum ihrerſeits an dem Journalismus ſelbſt zu vollziehen ſuchten. Auch war dieſer Gedanke praktiſch bereits erprobt. Denn abgeſehen von einigen ähnlichen Unternehmungen in Frankreich (wo z. B. ſchon im Jahre 1670 ein Journal du Journal ou Censure de la Censure erſchien, welches jedoch nach dem, was davon zu unſrer Kenntniß gelangt iſt, rein polemiſcher, antikritiſcher Natur geweſen zu ſein ſcheint; vgl. ein dahin einſchlagendes Project vom Jahre 1705, bei Jugler, II, 809), ſo waren auch bei uns in Deutſchland im Gebiet des politiſchen Journalismus dergleichen »Monatsextracte« (namentlich der Leipziger ſeit 1703) ſchon ſeit Langerem üblich und beliebt. Gelang es nun, auch für den literariſchen Journalismus ein derartiges Unternehmen längere Zeit in entſprechender Vollſtändigkeit fortzuführen, ſo wäre daraus nicht nur für den künftigen Geſchichtſchreiber des Journalismus ein außerordentlicher Vortheil erwachſen, ſondern auch dem gelehrten Publikum im Allgemeinen wären auf dieſe Weiſe die literariſchen Schätze, die in den Journalen hier und dort verſteckt waren, zugänglich und gegenwärtig geblieben.

Inſofern alſo hätten die »Aufrichtige und unpartheiiſche Gedancken über die Journale, Extracte und Monaths-Schrifften, Worinnen dieſelben extrahiret, wann es nützlich suppliret oder wo es nöthig, emendiret werden. Nebſt einer Vorrede von der Annehmlichkeit, Nutzen und Fehlern gedachter Schrifften,« welche 1714 angeblich zu Freyburg (doch iſt das nur eine ſymboliſche Bezeichnung, der wahre Verlagsort iſt Leipzig; ſ. Jugler, II, 778) ihren Anfang nahmen, ein ſehr ſchätzenswerthes und zweckmäßiges Unternehmen werden können. Als Verfaſſer derſelben wird Chriſt. Gottfr. Hoffmann genannt, geb. 1692, geſt. als Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft und Geh. Rath zu Frankfurt an der Oder im Jahre 1735. Doch hat, nach einer Angabe bei Jugler a. a. O., auch Jak. Wilh. Feuerlein, damals Profeſſor in Altorf, ſpäterhin als erſter theologiſcher Profeſſor der neugegründeten Univerſität Göttingen bekannt (geb. 1689, geſt. 1776. Vgl. Pütter's Gel. Geſch. v. Göttingen I, 115), Antheil daran gehabt. Von dem ganzen Unternehmen ſind nur zwei Bände, jeder zu zwölf monatlichen Heften, erſchienen; und auch dieſe beiden Bände ſind von ungleichem Werth und Inhalt. Nämlich nur in dem erſten iſt der urſprüngliche Plan wirklich feſtgehalten, wie der Verfaſſer ihn im erſten Heft p. 13 Vorr. angegeben: »Erſtlich« (redet er hier den Leſer an) »überhebe ich dich der Arbeit, daß du nicht alle Monathliche Schrifften dir anſchaffen und durchleſen darfſt. Vor das andere, will ich auch, wenn es nöthig und möglich iſt, eine Collation der Recension mit denen Recensirten Scriptis anſtellen. Vor das dritte ſolſt du eine genugſame Nachricht und Extract aus denen Extracten haben.« In dieſer Art werden nun in den zwölf Heften des erſten Bandes die neueſten Jahrgänge von ungefähr vierzig Zeitſchriften extrahirt. Die bedeutendſten darunter ſind die Leipziger Acta, die Deutſchen Acta Eruditorum, das Journal des Sçavans das Giornale de' Litterati d'Italia u. ſ. w., auch einige politiſch-hiſtoriſche, wie La Clef du Cabinet des Princes, der Mercure historique et politique und einige von den beliebten »Fama's«, welche der damalige nordiſche Krieg veranlaßte. Allein die Auszüge ſind ſo weitläuftig angelegt und (nach des Verf. eigenem höchſt naivem Geſtändniß Vorr. p. 13.: »Was ich eigentlich vor Journale werde zur Hand nehmen, daß kann ich dir noch nicht ſagen, denn das erſte Mal muß ich dir die ganze Compagnie derer Journaliſten aufführen, ſo viel als ich von denſelben nur konnte zuſammentreiben« u. ſ. w.) ſo planlos, ohne alles leitende Princip, daß der Gewinn aus dem Buche äußerſt gering und, gegen dieſen Gewinn gerechnet, die Mühe, daſſelbe durchzuarbeiten, kaum kleiner iſt, als wenn man ſich unmittelbar an die Quellen wendet. Auch finden wir bereits im zweiten Bande die urſprüngliche Abſicht völlig in den Hintergrund getreten, indem dieſer ſtatt der verſprochenen Auszüge vielmehr eigene Recenſionen enthält, ſo gut, ſo ſchlecht, vor Allem ſo langweilig und wortreich, wie es deren damals und zu allen Zeiten gegeben hat. Es reducirt ſich alſo der Nutzen, welchen die Geſchichte des Journalismus aus dieſem Buche (das ſelbſt von Jugler mit lebhaften Lobeserhebungen angeführt wird: a. a. O. p. 778, ſo daß man wirklich denken muß, als wäre es etwas Rechtes), in Wahrheit auf ein Minimum, das kaum in Anſchlag zu bringen iſt. Ja mehr, als der Gelehrte durch den Inhalt des Buchs, wird der Liebhaber von Curioſitäten und Carricaturen ſich durch die, den einzelnen Heften beigefügten ſatyriſchen Kupfer befriedigt fühlen, welche, zum Theil auf eine mitunter nicht unwitzige, immer eine barocke Weiſe, die Schwächen und Untugenden der damaligen Gelehrtenwelt, ihren Handwerksneid, ihren Stolz und Hochmuth, ihre Unwiſſenheit u. ſ. w. perſifliren, und einigermaßen das Salz erſetzen, das dem Buche ſelbſt gebricht.

Gleichzeitig mit dieſem iſt die »Curieuſe Nachricht, Von denen heut zu Tage grand mode gewordenen Journal- Quartal- und Annual Schrifften, darinnen die einige Jahre her in Teutſcher, Lateiniſcher, Franzöſiſcher, Italiäniſcher und Holländiſcher Sprache häufig geſchriebenen Journale erzählet und bei denen meiſten gemeldet, Wer ſelbige verfertiget, wenn ſie angefangen, aufgehöret oder ob ſie noch biß itzt continuiret werden, Nebſt beigefügten unpartheiiſchen Urtheilen und andern curieusen observationibus von M. P. H.,« welche zuerſt 1713 zu Freyburg (Jena) erſchien. Unter der Chiffre des Verfaſſers ſoll ein Magiſter Paul Hunold verſteckt ſein. Wer dieſer geweſen und was er etwa ſonſt geſchrieben, habe ich bis jetzt nicht auffinden können; laut einer alten handſchriftlichen Notiz in dem von mir benutzten Exemplare, welches ich der Güte des Herrn Geh. Hofrath Hand in Jena verdanke, iſt er ſpäterhin Prediger auf einem Thüringiſchen Dorfe geweſen. Jedenfalls iſt er von dem Chriſt. Fr. Hunold, der unter dem Namen Menantes in der Geſchichte der deutſchen Poeſie, beſonders als Roman- und Operndichter (Gerv. III, 355. fgg.) bekannt iſt, völlig unterſchieden. Indeſſen wie es ſich mit der Perſon des Verfaſſers auch verhalte: über den Werth ſeines Büchleins kann kein Zweifel ſein. Es iſt eine ſehr unvollſtändige, ungeordnete Compilation; die den Titeln hinzugefügten Notizen ſind der Mehrzahl nach Klatſchereien und Perſönlichkeiten, mit denen Niemand und am Wenigſten dem heutigen Gelehrten gedient ſein kann. Dennoch darf man das Buch nicht ganz überſehen, da ſich allerdings hie und da ein Titel, eine beiläufige Angabe darin findet, die anderwärts fehlt. Nur die Merkmale ſeiner handwerksmäßigen, induſtriellen Entſtehung trägt es auf jedem Blatte. —

Ganz daſſelbe Urtheil glauben wir auch über die »Gründliche Nachricht von den Franzöſiſchen, Lateiniſchen und Deutſchen Journalen, Ephemeridibus, monatlichen Extracten oder wie ſie ſonſt Namen haben mögen, nach ihrem Anfange und Fortgang bis auf gegenwärtige Zeit von H. P. L. M.« (d. i. Heinr. Ludw. Götten, der 1737 als Prediger in Magdeburg ſtarb; ſ. Adelung's Fortſ. zum Jöcher II, p. 1509) Leipzig und Gardeleben, 1718, 1720, 1724, fällen zu dürfen, wiewohl uns davon aus eigener Anſchauung nicht mehr als das mittlere Heft (und dieſes zwar durch gütige Mittheilung der Königl. Bibliothek zu Göttingen) bekannt geworden iſt. Doch ſcheint dieſe Probe, verbunden mit dem, was Jugler a. a. O. p. 776 darüber urtheilt, in der That hinlänglich, unſre Meinung zu rechtfertigen.

Es gehört ferner hieher und iſt ein für allemal zu beſeitigen, das ganze Gefolge von Diſſertationen, Programmen und anderen akademiſchen Schriften, für welche jetzt, bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts, ebenſo die Geſchichte des literariſchen Journalismus zur letzten Aushilfe dienen mußte, wie es anfänglich, nach unſrer obigen Darſtellung, mit der Geſchichte des Zeitungsweſens gleicherweiſe der Fall geweſen war; namentlich alſo Joh. Chriſt. Erneſti's (nicht zu verwechſeln mit ſeinem Namensvetter, dem berühmten Joh. Aug. Erneſti, dem Leipziger Theologen und Philologen; dieſer ſtarb als Prediger zu Langenſalza im J. 1770: ſ. Adelung's Fortſ. zum Jöcher, II, 923) *Dissertatio de incommodo ex literatis Ephemeridibus capiendo prior et altera, Witembergae* 1716; ferner Polyc. Lyſer's (geb. 1690, ſtarb als Profeſſor zu Helmſtädt 1728) *Animadversiones criticae in Ephemeridum literatarum, in primis hodiernarum, methodum. ibid.* 1716; Joh. Fr. Manzel's *Dissertatio de eo, quod justum est circa Ephemerides literarias concinnandas. Rostock* 1722; Paul Biberſtein's (Profeſſors der Eloquenz in Tübingen) *oratio inauguralis de ephemeridibus literariis seu diariis Eruditorum.* Tübing. 1741 und etliche Andere, über welche, wer ſonſt Luſt hat, Jugler a. a. O. und den von ihm citirten Catalogus Bibliothecae Bunavianae, vol. I p. 482—484 vergleichen mag. Dieſe alle ſind durchgängig kaum den Raum werth, welchen die Angabe ihrer Titel erfordert; nur die abſtracte Thatſache ihrer Exiſtenz iſt von Wichtigkeit, weil ſie den Beweis liefert, wie verbreitet damals in Deutſchland das Intereſſe an dem literariſchen Journalismus war. Denn ohne dies Intereſſe, wie hätten Schriften dieſer Art entſtehen können, an denen nichts anziehend iſt, als allein der Titel, und die eben nur mit dieſem Titel auf die Gunſt der Leſewelt ſpeculirten?

Allein gerade dies ſteigende Intereſſe, welches das Publikum an den Journalismus ſelber nahm, ſcheint uns andrerſeits die Veranlaſſung geweſen zu ſein zu der ſichtlichen Vernachläſſigung, welche ſeitdem, etwa ſeit Anfang der vierziger Jahre, die Geſchichte deſſelben bei uns erfahren hat. Dies klingt vielleicht paradox; doch glauben wir es vertheidigen zu können. Denn gerade je mehr Antheil das Publikum an der praktiſchen Entwicklung dieſer Literatur nahm, je größer vielleicht ſein Verlangen nach einer überſichtlichen geſchichtlichen Darſtellung derſelben wurde: je weniger auf die Dauer konnten ihm Arbeiten, wie die angegebenen, genügen. Und wiederum, je mehr unſer Journalismus ſich ausdehnte, je tiefer er in unſre werthvollſten Intereſſen einzugreifen begann, je mehr allmälig in ihm das Herzblut unſrer Bildung pulſirte; je ſchwieriger wurde es, das beſſere Werk, das nachgerade nöthig geworden war, zu ſchreiben. Vielleicht auch, daß die Kraft unſrer Schriftſteller, ähnlich wie heut zu Tage, ſich in der unmittelbaren Production des Journalismus erſchöpfte und mithin für die hiſtoriſche Darſtellung deſſelben nicht ausreichen wollte. Wir ſehen daher, von dem angegebenen Zeitpunkt an, bis ziemlich zum Schluſſe des Jahrhunderts, dieſe Aufgabe mehr und mehr in Vergeſſenheit gerathen. Sogar die wenigen Verſuche, welche noch gemacht werden, bleiben ſämmtlich unausgeführt und unvollendet. So die »Auszüge und Nachrichten von den ſämmtlichen Monatsſchriften und Wochenblättern der Teutſchen,« welche ein gewiſſer Benjamin Gottfried Reyher, der in der gelehrten Welt ſonſt eben nicht bekannt geworden zu ſein ſcheint, *) im Jahre 1756 in einem eigenen Sendſchreiben ziemlich prunkhaft ankündigte. Das Werk ſelbſt iſt niemals erſchienen: und auch das Sendſchreiben ſcheint in Vergeſſenheit gerathen zu ſein. Doch iſt es, des Anhangs wegen, welcher in mehr als zweihundert Nummern die Titel der von 1750 bis 1755 herausgekommenen Journale enthält, der Beachtung nicht unwerth und, wenn auch nur für einen ſehr beſchränkten Zeitraum, doch für dieſen jedenfalls nutzbarer, als

---

*) Doch vgl. Meuſel's Gel. Deutſchl. VI. 332.

die oben erwähnten Programme; weshalb wir auch den vollſtändigen Titel unter dem Text beifügen wollen. *)

Daſſelbe Schickſal, wie dies Reyher'ſche Unternehmen hatte auch die »plenissima Diariorum omnium historia«, welche Chr. Fr. Wilken einige Jahre ſpäter, im Jahre 1762 ankündigte. Auch ſie iſt niemals geſchrieben oder doch wenigſtens niemals veröffentlicht worden: ſ. H. F. Köchler's Nachträge zu dem Struve-Jugler'ſchen Werke: Jena, 1785. Fasc. I. p. 156 und die daſelbſt citirten Göttinger Gel. Anz. für 1762. p. 672.

Auch die »Vollſtändige Einleitung in die Monatſchriften der Deutſchen«, welche 1747 zu Erlangen erſchien, konnte nicht über den erſten Band, die gelehrten und ſchöngeiſtigen Journale des Jahres 1746 enthaltend, hinausgelangen. Die Anlage des Werkes iſt ungemein gründlich und umfaſſend. Es wird nicht bloß der Inhalt der Journale im Einzelnen angegeben, ſondern auch von den einzelnen Aufſätzen ſelbſt werden Auszüge, zum Theil ſehr umfangreiche, und auch von den unbedeutendſten wenigſtens die Reſultate mitgetheilt. Einzelne Stücke, vornämlich poetiſche, die den beſondern Beifall der Herausgeber gehabt haben mochten, finden wir ſogar in ihrer ganzen Ausdehnung wörtlich abgedruckt. Aber dies war jedenfalls des Guten zu viel. Dem Gelehrten, der ſpeciell für dieſes Fach arbeitet, mag eine derartige abſtracte Genauigkeit allerdings willkommen ſein; ſelbſt da, wo ſie nur Spreu zu

---

*) Benjamin Gottfr. Reyher's Königl. Pol., Churfürſtl. Sächſ. General-Accis-Inspectoris, wie auch Mitgl. der deutſchen Geſellſch. in Jena u. d. Geſellſch. d. fr. Künſte zu Leipzig, Sendſchreiben an ſeine Gönner u. Freunde, in welchem derſelbe nicht allein ſeine vollſtänd. u. nach dem jezig. Geſchmack eingerichteten Auszüge u. Nachrichten von den ſämmtl. Monatſchr. u. Wochenbl. der Teutſchen der gelehrten Welt anzukündigen, ſondern auch zugleich über die Bemühungen der Teutſchen, in Abſicht auf ihre ſämmtl. gelehrten Journale ſeine unvorſchriftlichen Gedanken zu entwerfen, auch bei der Gelegenheit eine Probe eines vollſtänd. Verzeichniſſes aller ſeit 1730 bis 1755 herausgekommenen Journale mit beizufügen bemühet iſt. Leipzig und Weimar. 1756. 28 S. in 4. Das Schriftchen iſt in der Diſſertationenſamml. der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar befindlich.

Spreu häuft, wird er zum Wenigſten die gute Abſicht ſchätzen. Aber für das Publikum konnte dies Unternehmen, in dieſer Ausführlichkeit, die es binnen wenigen Jahren ſelbſt zu einer Bibliothek hätte anſchwellen müſſen, nicht anders als ungenießbar ſein, insbeſondere auch darum, weil die Herausgeber ſich ſtreng auf Relationen und Auszüge beſchränkten und die pikante Zuthat eigener Urtheile beharrlich verſchmähten. Und ſo iſt es kein Wunder, daß auch dieſes Unternehmen gleich im Beginne ſtecken blieb.

So entſteht alſo von hier an eine langjährige und tiefe Pauſe, kaum unterbrochen durch einzelne mehr zufällige Arbeiten, wie etwa das Verzeichniß der Wochenſchriften, welches Gottſched dem elften Bande ſeines »Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit« (p. 829 fgg.) einverleibte, oder der erſte Theil von Eckhard's Regiſter zu den Göttinger Gel. Anzeigen: vgl. H. A. Oppermann's Geſch. der Gött. Gel. Anz. p. 27. Der Journalismus breitete ſich mit jedem Jahre weiter aus; aber ihn hiſtoriſch zuſammenzufaſſen, ſchienen Kraft wie Neigung verſchwunden zu ſein. Erſt gegen den Schluß des Jahrhunderts, als neue Gährungsſtoffe in unſern Journalismus gekommen waren, in den politiſchen durch die franzöſiſche Revolution und die ſie begleitende Aufregung der geſammten Welt, in den literariſchen durch die von Kant ausgehende Revolution des Denkens: erſt da wurden einige Verſuche ſichtbar, auch die Geſchichte des Journalismus wieder aufzunehmen oder doch wenigſtens die künftige Aufnahme derſelben durch Sammlung der Materialien vorzubereiten. Und diesmal nach beiden Seiten hin, ſowohl für den literariſchen Journalismus, als für das eigentliche Zeitungsweſen; wenn ſchon beide Verſuche getrennt, auf eignen Wegen, gingen.

Auch iſt für dies letztere Fach, für die Geſchichte der Zeitungen, in der That nur ein Einzelner zu nennen, der zugleich der Einzige für dies ganze Fach, von den erſten Anfängen bis auf dieſe Stunde, genannt zu werden verdient und den, was Liebe zur Sache, Reichthum der Mittel, Gründlichkeit der Forſchung, Klarheit der Darſtellung anbetrifft, auch jeder neueſte Verſuch ſich dreiſt zum Muſter nehmen darf.

Wir meinen den ſchon früher genannten Joachim von Schwarzkopf.

Er war 1766 im Lauenburgſchen geboren. In Göttingen, in der Schule der Schlözer und Spittler, hatte er ſich zum praktiſchen Diplomaten gebildet, als welcher er bei unterſchiedlichen Verhandlungen und Geſandtſchaften mit Erfolg beſchäftigt wurde. Als er im Jahre 1806 zu Paris ſtarb, war er Kanonikus zu Münſter, Herzogl. Meklenburgiſcher Legationsrath und Miniſter-Reſident bei den Rheiniſchen Kreiſen und der Reichsſtadt Frankfurt, auch correſpondirendes Mitglied der Göttinger Societät der Wiſſenſchaften: vgl. Meuſel, VII, 413. 414 und XV, 429. 430. Dieſe praktiſche Thätigkeit hat auch ſeine literariſche beſtimmt. Außer verſchiedenen kleineren theils ſtaatswirthſchaftlichen, theils überhaupt ökonomiſchen Arbeiten und einer Anzahl von Recenſionen, die er zur Allg. Liter. Zeitung (z. B. Jahrg. 1799 Nr. 149—151. 1800. Nr. 69 und 370 ꝛc.) und zur Nicolaiſchen Allg. Deutſchen Bibliothek (vgl. G. Parthey's, Mitarbeiter an Fr. Nicolai's A. D. B. ꝛc., Berlin 1842 pag. 26; ſein Bild findet ſich vor dem 29. Bande der Neuen A. D. B., Jahrg. 1797) beiſteuerte, iſt er zu merken erſtlich als Verfaſſer eines im Jahre 1792 erſchienenen Buches »über Staats- und Addreß-Kalender,« in welchem er den Verſuch macht, eine vollſtändige Geſchichte und Literatur dieſes beſondern Zweiges der diplomatiſchen Statiſtik zu geben. Dieſem folgte, drei Jahre ſpäter, ein Buch »über Zeitungen,« das jedoch in ſeiner damaligen Geſtalt nur gleichſam Programm und Vorläufer eines größeren und erſchöpfenden Werkes über denſelben Gegenſtand bilden ſollte. Dies zu vollenden, hinderte ihn freilich ſein frühzeitiger Tod. Doch hat er in einer Maſſe von Nachträgen und einzelnen, bald kleinern, bald umfaſſendern Abhandlungen dies anfängliche Werk ergänzt. Namentlich über »politiſche Zeitungen und Intelligenzblätter in Sachſen, Thüringen, Heſſen ꝛc.,« ingleichen über »politiſche und gelehrte Zeitungen ꝛc. zu Frankfurt am Mayn« gab er im Jahre 1802 ein paar eigene Brochüren heraus. Außerdem muß man die in den Anmerkungen verzeichneten Nummern des Roch'ſchen Literar. Anzeigers und einiger anderen Journale vergleichen, da in ihnen die ſchätzenswertheſten Notizen über Entſtehung, Verbreitung und damaligen Beſtand des Zeitungsweſens, des deutſchen ſowohl wie außerdeutſchen, enthalten ſind. *) Alle dieſe Arbeiten haben dies zum gemeinſamen Charakter, daß ſie nicht ſowohl vom literarhiſtoriſchen, als vom ſtatiſtiſchen oder, wenn man will, vom publiciſtiſchen Standpunkte aus geſchrieben ſind. Ganz beſonders iſt dies der Fall mit dem früheren, ſelbſtändigen Buche »über Zeitungen,« in welchem mehr als die Hälfte des Ganzen durch eine eigene »politiſche Abtheilung« d. h. durch Betrachtungen über die politiſche Bedeutung der Zeitungen, ihre Stellung zum Staat, ihre Rechte und Pflichten in der Geſetzgebung, über Cenſur, Privilegien ꝛc. eingenommen wird. Je mehr indeſſen der Verfaſſer in den ſpäteren gelegentlichen Nachträgen auf Ergänzung und Vervollſtändigung ſeines Werkes bedacht war, je mehr ſah er ſich auch veranlaßt, auch die früheſten hiſtoriſchen Anfänge, die literargeſchichtliche Entwicklung des Zeitungsweſens zu berückſichtigen. Namentlich die Monographie über die Zeitungsgeſchichte von Frankfurt am Main zeichnet ſich durch eine große Genauigkeit auch der bibliographiſchen und literarhiſtoriſchen Partieen aus. Aber auch für die außerdeutſche Journaliſtik ſind ſeine Notizen von großem, ja man darf ſagen

---

*) Über Zeitungen und Intelligenzblätter in Dänemark: A. L. A. 1800, Nr. 5, p. 41—47. In Schweden: ebend. Nr. 6, p. 49—51. In Rußland: Nr. 6, p. 51—56. Im Osmaniſchen Reich: Nr. 66, p. 65—68. In Nordamerika: Nr. 148, p. 1457—1462. In den Niederlanden: Nr. 150, p. 1473—1480. In der Schweiz: Nr. 151, p. 1481 fgg. In Polen: Nr. 166, p. 1633—1636. In Italien: Nr. 167, p. 1641—1661. Ferner im Jahrg. 1801: in Portugal: Nr. 34, p. 321—326. In China: Nr. 35, p. 329 fgg. u. ſ. w. Auch ſoll in dem Neuen Hannoveriſchen Magazin für 1801 Nr. 60 und 61 eine Überſicht der ſämmtl. Intelligenz- und Nachrichtsblätter in Deutſchland enthalten ſein. Vgl. die Vorreden zu den oben angeführten Monographieen über die Sächſiſchen und die Frankfurter Zeitungen. Außerdem finden ſich in den letzten Jahrgängen des gedachten Anzeigers eine Menge einzelner Notizen verſchiedener Verfaſſer, die jene Aufſätze und Schriften zum Theil berichtigen, zum Theil ergänzen. Bei Meuſel (a. a. O.) iſt Schwarzkopf's Theilnahme am Literar. Anzeiger, die doch überhaupt der vorzüglichſte Theil ſeiner journaliſtiſchen Beſtrebungen zu ſein ſcheint, völlig unerwähnt geblieben.

von einzigem Werthe, da ſeine diplomatiſche Stellung ihn in den Stand ſetzte, durch perſönliche Verbindungen, mündliche und ſchriftliche Anfragen, Reiſen und Nachforſchungen da noch zu Reſultaten zu gelangen, wo ſich für den gewöhnlichen Gelehrten meiſt ſchon der Zutritt verſchließt. Auch wurde er durch den Beſitz einer großen und ausgeſuchten Bibliothek von Zeitungen unterſtützt, von der es wohl wünſchenswerth wäre zu wiſſen, ob ſie nach dem Tode des Verfaſſers zuſammengeblieben und wohin ſie in dieſem Falle gekommen iſt.

In ungleich beſcheidneren Schranken, als mindeſtens die Anlage der Schwarzkopfſchen Schriften bezweckt, hält ſich dasjenige, was um dieſelbe Zeit für die Geſchichte des literariſchen, des gelehrten Journalismus geſchehen iſt. Auch hier iſt es hauptſächlich Ein Werk, das ein dauerndes Gedächtniß verdient: das »Allgemeine Sachregiſter über die wichtigſten deutſchen Zeit- und Wochenſchriften« welches, 1790 zu Leipzig in der Weygand'ſchen Buchhandlung erſchien. Als Verfaſſer werden (ſ. Allg. Liter. Anzeiger von 1798 Nr. 98 p. 482, und die als Schlußheft von J. S. Erſch' Handbuch der deutſchen Literatur erſchienene Literatur der vermiſchten Schriften von Chr. Ant. Geißler, p. 49) J. H. Chr. Beutler, damals Rector zu Waltershauſen, und der bekannte J. Chr. F. Gutsmuths (vgl. Meuſel, II. 726,) genannt. Was eigentlich die Abſicht der Verfaſſer war, liegt im Titel ausgeſprochen: ſie wollten durch ein alphabetiſches Regiſter über die hauptſächlichſten Materien, die in den vorzüglichſten gelehrten Journalen abgehandelt worden, dieſe ſelbſt zugänglich und nutzbar machen. Natürlich, da ſie ſich dabei auf kein beſtimmtes Feld des Wiſſens einſchränkten, ſondern die ganze Maſſe alles Wiſſenswerthen, Intereſſanten und Merkwürdigen, das irgend in den Journalen zur Sprache gekommen war, namentlich regiſtriren und nachweiſen wollten, ſo war das ganze Unternehmen eine Syſiphusarbeit, mit der ſie niemals, und hätten ſie zu Gunſten ihres Planes eine eigene Bibliothek abfaſſen dürfen, zu Stande kommen konnten. Auch daß ſie den Kreis der Journale, wenigſtens fürs Erſte, außerordentlich enge zogen und nur ſieben oder acht deutſche Zeitſchriften in der angegebenen Weiſe zu excerpiren verſuchten,*) vermochte ſie nicht vor der wachſenden Übermacht des Materials zu retten. Daher iſt auch von dieſem Werke die verſprochene Fortſetzung niemals erſchienen. Aber wie es in der Welt oft geſchieht und wie wir es in dieſer hiſtoriſch-kritiſchen Überſicht ſchon öfters Gelegenheit gehabt haben zu bemerken, daß der wahre Werth eines literariſchen Unternehmens vielmehr in demjenigen ſteckt, was der Verfaſſer ſelbſt nur beiläufig, beinahe abſichtslos hinzugethan hat, ſo auch hier. Nämlich dem eigentlichen »Sachregiſter« iſt eine Einleitung vorausgeſchickt (p. 1—360), welche ein »Raiſonnirendes Verzeichniß aller von 1700 bis 1790 erſchienenen periodiſchen Blätter mit Literarnotizen« enthält. Hier finden wir, in anſprechender, überſichtlicher Ordnung, ein insbeſondere für die neuere Zeit recht vollſtändiges Journalrepertorium. Namentlich die Dauer der einzelnen Zeitſchriften iſt in der Regel mit großer Genauigkeit beſtimmt, weshalb ſich dieſes Verzeichniß vor allen übrigen zum Nachſchlagen und Vergleichen empfiehlt. Die literariſchen Notizen zwar haben nicht viel auf ſich, vornämlich, ſoweit ſie kritiſch ſind und den wiſſenſchaftlichen oder äſthetiſchen Werth der verſchiedenen Zeitſchriften mit einem kurzen Machtſpruch zu beſtimmen ſuchen. Dankenswerther iſt es, daß man in ihnen in der Regel die Namen der Herausgeber, häufig auch die vorzüglichſten Mitarbeiter angegeben findet. Vollſtändig, in einem eigenen Anhange, iſt Letzteres für diejenigen Journale geſchehen, die den Stoff zur zweiten Abtheilung des Werkes, dem Sachregiſter, geboten haben und die unten bereits des Näheren angegeben ſind. Für die Specialgeſchichte dieſer Journale daher (und die unwichtigſten ſind es in Wahrheit nicht) bietet ſich in dieſem Buche eine höchſt beachtens- und dankenswerthe Vorarbeit.

Noch engere Grenzen hatte ſich Joh. Sam. Erſch geſetzt, der bekannte Literator und Repertorienverfaſſer. Er gab gleichzeitig mit dem eben beſprochenen Werke von Beutler und Gutsmuths, ein »Repertorium über die allgemeinern deutſchen Journale und andere periodiſche Sammlungen für Erdbeſchreibung, Geſchichte und die damit verwandten Wiſſenſchaften« heraus (Lemgo 1790 u. 91). Über den Werth dieſes Unternehmens werden nur diejenigen ein Urtheil fällen können, die Gelegenheit gehabt haben, es zu speciellen hiſtoriſchen oder geographiſchen Arbeiten zu benutzen; unſerm Zwecke liegt es, vermöge ſeiner abſichtlichen Beſchränkung, ziemlich fern. Aber auch in dieſer Beſchränkung vermochte es ſich nicht für die Dauer zu erhalten, ja es iſt, unſers Wiſſens, nicht einmal in ſeiner erſten Anlage vollendet worden, indem nur ein erſter Band und von dem zweiten nur die erſte Abtheilung erſchienen ſind. Vermuthlich hat ihm die Concurrenz des Beutler'ſchen Werkes geſchadet; wenigſtens ſcheint Erſch ſchon in der Vorrede des erſten Bandes (p. VIII. fgg.) Derartiges anzudeuten.

---

*) Namentlich die Iſelin'ſchen Ephemeriden der Menſchheit, das deutſche Muſeum, Schlözer's Staatsanzeigen, das Göttingiſche Magazin der Wiſſenſchaften (von Lichtenberg u. Forſter), den Wieland'ſchen Merkur, Schlözer's Briefwechſel, das Hannover'ſche Magazin und die Berliner Monatſchrift von Gedicke und Bieſter.

Immerhin jedoch war durch dieſe Werke von Schwarzkopf, Beutler und Erſch der Gegenſtand im Allgemeinen wieder angeregt und ein Beiſpiel gegeben worden, dem andere Unternehmungen ſich anſchließen mochten. Daß dieſe wieder in den früheren handwerksmäßigen Charakter zurückfielen, liegt in der Natur der Sache. Denn immer, wo Talent und Fleiß ein gewiſſes Terrain gewonnen haben, iſt flugs auch die Betriebſamkeit bei der Hand, das Eroberte auszubeuten, zwar nicht zu Gunſten der Sache, aber doch zu ihren eigenen Gunſten. In dieſer allgemeinen Bemerkung, für welche die Beiſpiele noch heutzutage überall vorliegen, liegt zugleich das beſondere Urtheil, das wir über Unternehmungen zu fällen haben, wie das Journal aller Journale von Heß und Lawätz, Kotzebue's Geiſt der Journale und Anderes, was man zum Theil bei Geisler a. a. O. findet. —

Endlich, in allerjüngſter Zeit, ſeit Mitte der dreißiger Jahre, nachdem durch die Julirevolution in das deutſche Leben und folgerecht auch in die Entwickelung der deutſchen Literatur, insbeſondere der deutſchen Tagespreſſe ein ähnlicher Stoff der Gährung geſchleudert worden war, wie vor Zeiten durch die erſte franzöſiſche Revolution: ſo iſt mit dem (mehr verſuchten, als verwirklichten) Aufſchwung unſers Zeitungsweſens auch die Geſchichte deſſelben wieder in Aufnahme gekommen. Das Verdienſt des erſten Angriffs wird gewöhnlich den »Beiträgen zur Geſchichte der periodiſchen Preſſe« zugeſchrieben, welche Dingelſtedt und Beurmann im Jahre 1838 veranſtalteten. Mit Unrecht, wenn es auf den Buchſtaben ankäme: denn ſchon zwei Jahre zuvor war von einem anonymen Herausgeber (einem »Ex-Journaliſten«, wie er ſich ſelber nennt) ein »Politiſches Taſchenbuch auf das Jahr 1836. Leipzig, bei Leop. Michelſen« herausgegeben worden, deſſen Inhalt ſich ausdrücklich auf eine kurze Geſchichte und Statiſtik der politiſchen Zeitungen, nicht bloß der deutſchen, ſondern überhaupt der europäiſchen und ſogar der außereuropäiſchen, beſchränkt: eine Compilation, meiſt aus den officiellen Zeitungsregiſtern der Poſtämter zuſammengeſtellt [*]), nicht ohne guten Willen, dennoch ohne Werth und wiſſenſchaftliche Bedeutung: ſo daß man, um ihretwillen, dem Beurmann-Dingelſtedt'ſchen Unternehmen den Ruhm der Erſtgeburt nicht ſtreitig zu machen braucht.

Wohl aber auch ihm den wiſſenſchaftlichen Werth. Oder vielmehr: die Verfaſſer ſcheinen ſelbſt kein Werk von dauerndem, wiſſenſchaftlichem Werth beabſichtigt zu haben. Sie haben ſich begnügt mit dem praktiſchen Nutzen, welcher von einer kritiſchen Sichtung, einer principiellen Controlle des beſtehenden Journalismus zu erwarten ſtand. Dieſer allein, ohne Rückſicht auf die frühere, geſchichtliche Entwicklung unſers Zeitungsweſens, wird in einer Reihenfolge monographiſcher Aufſätze beſprochen; es wird die Richtung der einzelnen Zeitungen charakteriſirt, der innere Organismus der Redactionen, die Chiffern und Tendenzen der bedeutendſten Mitarbeiter, ſo weit dies in den einzelnen Fällen möglich war, aufgedeckt und Werth und Unwerth der einzelnen Inſtitute nach dem Maße beurtheilt, in welchem ſie den perſönlichen Überzeugungen der Verfaſſer entſprechen. Dies Alles geſchieht mit vielem Geſchmack, in einer lebendigen und und gebildeten Form, auch mit leidlicher Billigkeit und Wahrheit. Namentlich die einleitenden Artikel, die in allgemeinen Umriſſen den Standpunkt des gegenwärtigen deutſchen Journalismus, ſein Verhältniß zum Publikum, zu den Regierungen, zum Journalismus des Auslandes und andern Allgemeinheiten dieſer Art beſprechen, enthalten viele feine und richtige Bemerkungen und möchten eine größere praktiſche Berückſichtigung verdienen, als ihnen, zum Schaden des deutſchen Journalismus, bisher geworden zu ſein ſcheint.

---

[*]) Nämlich ſeit dem Jahre 1824 wird in Berlin alljährlich eine »Nachweiſung der vorzüglichſten in Europa erſcheinenden politiſchen und nichtpolitiſchen Tages- und Wochenblätter und periodiſchen Zeitſchriften, nebſt Bemerkungen des Preiſes, für welchen ſolche durch die Königl. Preuß. Poſtämter zu beziehen ſind« ausgegeben: die beſte, ja ſogar die einzige Quelle, um den Thatbeſtand des neueſten Journalismus kennen zu lernen: und außerdem auch dadurch intereſſant, daß man zugleich daraus erfährt, welche Zeitungen, nach den Anſichten der Preußiſchen Regierung, ſtaatsgefährlich und mithin von dem Debit durch die Poſtämter ausgeſchloſſen geweſen ſind. Natürlich iſt die Anlage des ganzen Verzeichniſſes rein praktiſch, dem Bedürfniß gemäß, aus welchem es entſtanden, weshalb wir es auch nicht direct unter die Vorarbeiten rechnen mochten. — Eine ähnliche Überſicht, den Zeitungs-Debit in Öſterreich betreffend, ſoll, gleichfalls ſchon ſeit einer Reihe von Jahren, in Wien erſcheinen.

Und ſomit mag man den Mangel einer umfaſſenden geſchichtlichen Bildung, einer eigentlichen gelehrten oder gar wiſſenſchaftlichen Grundlage ſchon überſehen. Nicht ganz ſo nachſichtig dagegen möchten wir gegen die Art und Weiſe ſein, mit welcher da, wo einmal auf hiſtoriſche Dinge Rückſicht genommen und ein gewiſſer Schein von Gelehrſamkeit nicht verſchmäht worden iſt, ältere Vorarbeiten benutzt, ja ausgeſchrieben worden ſind, ohne daß man ihnen die Ehre angethan hat, auch nur ihren Namen zu erwähnen: eine Thatſache, von der ſich Jeder überzeugen kann, der z. B. die Entſtehungsgeſchichte der Frankfurter Oberpoſtamtszeitung (p. 243. fgg.) mit Schwarzkopf's Buch über die Frankfurter Zeitungen vergleichen will. Auch wird der vorurtheilsfreie Leſer hie und da, insbeſondere bei Beſprechung gewiſſer belletriſtiſcher Journale, durch cliquenmäßige Parteinahme beleidigt, die allein hinreichen würde, das ganze Unternehmen aus dem Bereich der eigentlich wiſſenſchaftlichen Arbeit zu verweiſen; man hat Partei und Coterie, Geſchichte und Klatſcherei nicht vorſichtig genug geſchieden. Indeſſen ſchon in den einleitenden Bemerkungen (p. 81 fgg.) wird ja die journaliſtiſche Clique vertheidigt, als ein nützliches und deshalb auch berechtigtes Inſtitut, um welches wir Frankreich recht ſehr zu beneiden haben; ſo daß die practiſche Anwendung dieſes Princips uns nicht befremden darf.

Nichtsdeſtoweniger und auch mit ſolchen Künſten ſind die Herausgeber nicht im Stande geweſen, ihr Unternehmen zu Ende zu führen. Es bricht ab mitten in einem Aufſatze, der allein geeignet geweſen wäre, zu dem unleugbaren praktiſchen Intereſſe des Unternehmens auch ſeine wiſſenſchaftliche Ehre zu retten: in einer Geſchichte nämlich der Göttinger Gelehrten Anzeigen, welche allen Anforderungen, hiſtoriſchen wie literariſchen, principiellen wie gelehrten, die man an eine Arbeit dieſer Art machen darf, aufs Glücklichſte entſpricht. Es iſt daher ſehr dankenswerth, daß es dem Verfaſſer jenes Bruchſtücks gefallen hat, daſſelbe neuerlichſt zu vollenden und, unabhängig von jenem früheren Unternehmen, als ſelbſtändiges Werk herauszugeben: ſiehe »Die Göttinger Gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirkſamkeit. Von Heinrich Albert Oppermann. Hannover 1844.« Die Abſicht des Verfaſſers bei dieſem Buche iſt, der Vorrede zufolge, nichts Geringeres geweſen, als den Literarhiſtoriker durch ſein Buch der eigenen mühſeligen Benutzung ſo vieler hundert Bände zu überheben, weshalb er es mit einer reichhaltigen Fülle von Auszügen, meiſt wörtlichen, verſehen hat. Man könnte bei der nothwendigen Verſchiedenheit der Geſichtspunkte, der Mannigfaltigkeit der Zwecke, in Zweifel ſein, ob dies Ziel überhaupt zu erreichen ſteht. Doch gehört die Erörterung darüber theils nicht hieher, theils ſcheinen in dieſem Punkte einer Monographie andere Grenzen verſtattet, als ſie bei der Geſchichte des ganzen Journalismus möglich ſind. Jedenfalls, wenn jenes Ziel überhaupt erreicht werden kann, ſo hat das Oppermann'ſche Buch ſich ihm aufs Äußerſte genähert. Es iſt mit einem ſeltnen Fleiß und allen den mannigfachen Kenntniſſen gearbeitet, welche die verſchiedenartige Natur des Stoffes nöthig machte: und werden auch wir, wo wir in der Entwicklung unſers Gegenſtandes zu den Göttinger Anzeigen gelangen werden, ihm, als dem zuverläſſigſten Führer, uns dankbarſt anſchließen.

Endlich und zuletzt bleiben uns, als eine gleichfalls höchſt ſchätzenswerthe Vorarbeit, noch die Tabellen zu erwähnen übrig, welche der Enkel Fr. Nicolai's, Herr G. Parthey in Berlin, unter dem Titel: »Die Mitarbeiter an Friedrich Nicolai's Allgemeiner Deutſcher Bibliothek nach ihren Namen und Zeichen in zwei Regiſtern geordnet. Ein Beitrag zur Deutſchen Literaturgeſchichte. Berlin 1842.« aus dem Nachlaſſe ſeines Großvaters hat abdrucken laſſen. Wir erhalten hier freilich nur, intabellariſcher Zuſammenſtellung, wie der Titel es beſagt, Namen und Chiffern: aber wer da weiß, wie wichtig es iſt, die Verfaſſer der einzelnen Aufſätze zu kennen und wie ſchwer, ja wie unmöglich es in den meiſten Fällen iſt, dieſe Kenntniß zu erlangen, der wird dem Herrn Herausgeber für ſeine Veröffentlichung nicht anders als Dank wiſſen. Auch hat er den Werth derſelben ſelbſtſtändig, durch ſehr genaue biographiſche Notizen, um ein Bedeutendes erhöht *).

So viel alſo von den Vorarbeiten. Wer das Ganze, zurückblickend, noch einmal überſchauen will, der wird ſich über-

---

*) Bei dieſer Gelegenheit kann der Verf. nicht umhin, alle diejenigen, in deren Händen die Redactionspapiere älterer Journale und ähnlicher literariſcher Inſtitute, namentlich Mitarbeiterverzeichniſſe, wie das oben beſprochene, ſich befinden, dringend um gelegentliche, wenn auch fürs Erſte nur auszugsweiſe, Veröffentlichung derſelben zu erſuchen. Verfängliches können dieſe Veröffentlichungen, bei der Länge der Zeit, auch für die ſorgfältigſte Discretion nach gerade nicht mehr haben. Auch ſcheint dieſer Art wirklich mehr vorhanden, als man gemeinlich weiß und glaubt; es liegt nur daran, die verborgenen Schätze zugänglich zu machen. So z. B. befindet ſich, wie Oppermann in der Vorrede des oben erwähnten Buches bemerkt, in Tübingen, auf der dortigen Univerſitäts-Bibliothek, ein Exemplar der Göttinger Gelehrten Anzeigen, in welchem den einzelnen Aufſätzen die Namen ihrer Verfaſſer beigeſchrieben ſind. Ein gleiches Exemplar exiſtirt von den **Acta Eruditorum** zu Leipzig, gleichfalls auf der Univerſitäts-Bibliothek. Für einen Tübinger oder Leipziger Gelehrten nun, welche geringfügige und doch von Jedem, der ſich mit den Einzelheiten unſerer Literaturgeſchichte beſchäftigt, wie dankbar anzuerkennende Mühe wäre es, dieſe Namen zu excerpiren und ſammt den nöthigen biographiſchen und literariſchen Nachweiſen zu veröffentlichen! Die Redactionspapiere des Wieland'ſchen Merkur (und bei der bekannten Verſatilität des Mannes ließe ſich von dieſen wohl manches Intereſſante erwarten; Proben davon findet man bereits in den beiden Bänden des Merk'ſchen Briefwechſels) ſollen, mündlicher Mittheilung zufolge, nach Wien gekommen ſein. In Meklenburg, gleichfalls in

zeugen, daß trotz der Menge von Namen und Titeln dennoch, mit Ausnahme weniger Monographieen der jüngſten Zeit, aus dem Ganzen nur wenig wahre Förderung zu holen iſt. Möge ein ſpäterer Geſchichtſchreiber des Journalismus von dem Buche, das ſich jetzt dieſen ſeinen Vorgängern anſchließen ſoll, nicht daſſelbe zu urtheilen zu haben.

III.

Eintheilung des Stoffes.

Wir haben nun ſchließlich noch einige Worte über Eintheilung und Anordnung unſres Stoffes hinzuzufügen. Zwar auf eine vorläufige Rechtfertigung derſelben kann es dabei nicht abgeſehen ſein. Vielmehr, wie das ganze Buch, ſo wird auch die Ordnung, welche wir in ihm befolgen, ſich durch ſich ſelbſt rechtfertigen und ſich durch ihre eigne Übereinſtimmung als zweckmäßig, ſogar als nothwendig erweiſen müſſen. Inſofern alſo dürften wir uns dieſer vorläufigen Überſicht überhoben halten. Deſto nöthiger dagegen ſcheint ſie uns im praktiſchen Intereſſe unſrer Leſer. Denn beim erſten Eintritt in ein unüberſehbares, labyrinthiſches Gebiet, wem würde es nicht willkommen ſein, wenn ihm gleich Anfangs auch an dieſer ſcheinbaren Unordnung das Geſetz der Ordnung nachgewieſen und ein allgemeinſter Aufriß des Weges gegeben wird, der ihn durch dieſes Labyrinth hindurchführen ſoll? Ein ſolches Gebiet aber, bei der ungeheuren Ausdehnung ſeiner Grenzen, ſowie namentlich bei der unüberſehbaren Zerſplitterung ſeiner Elemente, iſt der Journalismus. Und ſo wird auch das Nachfolgende hoffentlich an ſeinem Platze ſein.

Privathänden, ſollen noch ſehr wichtige Briefe und Papiere zur Geſchichte des Hainbundes und der Göttinger Muſen-Almanache exiſtiren. Wie Schade und welch eine unwürdige Geheimnißkrämerei iſt es, daß man von dergleichen Dingen, die für den Privatbeſitz nur den Werth einer Curioſität, dagegen ihren wahren hiſtoriſchen Werth erſt in der Öffentlichkeit der Literatur haben, nur mit einem Es ſoll ſprechen kann! —

Unſre Vorgänger, ſelbſt bis auf die vereinzelten Verſuche der neueſten Zeit, haben, wie im vorigen Abſchnitt des Näheren gezeigt worden iſt, den geſammten Stoff, ohne Ausnahme, in mindeſtens zwei große Abſchnitte zerlegt. Sie haben den literariſchen Journalismus, unter welcher Bezeichnung wir ein für allemale den eigentlich gelehrten, den kritiſchen und den productiv äſthetiſchen Journalismus zuſammenfaſſen wollen, von dem politiſchen, die ſ. g. Journale von den Zeitungen abgeſondert. Es iſt dies eine Eintheilung, die allerdings etwas Augenfälliges und Bequemes hat; ſie erleichtert, vermöge ihrer Überſichtlichkeit, ſowohl dem Autor die Abfaſſung, als dem Leſer die Benutzung ſeines Buchs. Nichtsdeſtoweniger können wir uns nicht entſchließen, ſie auch für das vorliegende Werk in Anwendung zu bringen, da ſie, nach unſerm Dafürhalten, ſowohl der Natur des Journalismus, als dem gegenwärtigen Standpunkt unſrer Wiſſenſchaft widerſpricht.

Dieſer letztere nämlich, wie gleichfalls im Obigen des Näheren beſprochen worden iſt, hat ſein Charakteriſtiſches eben darin, daß die literariſche und die politiſche, die theoretiſche und praktiſche Bildung der Völker dem gemeinſamen Begriff der geiſtigen Entwicklung untergeordnet worden ſind. Die Nationen ſind beidlebige Geſchöpfe; wie die doppelten Elemente unſrer Atmoſphäre, ſo bilden auch Politik und Literatur, praktiſches und theoretiſches Leben erſt in ihrer Vereinigung die eigentliche Lebensluſt der Völker, ja nur diejenigen dürfen überhaupt einer wahrhaften Exiſtenz ſich rühmen, die gleichmäßig für dieſe beiden Sphären exiſtiren. Mithin, wer dieſe beiden Elemente einſeitig von einander abſondern will, der läuft Gefahr, den eigentlichen Kern und Mittelpunkt das nationalen Daſeins zu zerreißen. Ferner aber, als ein Spiegelbild dieſes Daſeins, die Selbſtcontrolle ſeiner Entwicklungen, haben wir den Journalismus bezeichnet. Mithin, wie das Leben der Völker und ihre Erſcheinung ſelbſt, ſo muß auch der Journalismus als eine Totalität erfaßt werden, in welcher Politik und Literatur nur verſchiedene Formen Eines Inhalts ſind: ſolche Formen zumal, die, in ewiger Wechſelwirkung, jeden Augenblick bereit ſind, in einander überzugehen und die daher nicht einſeitig, zu dauernder Abſonderung, fixirt werden dürfen.

Hiemit aber iſt auch über das Princip entſchieden, das bei Eintheilung und Anordnung unſers Stoffes zu befolgen ſteht. Iſt der deutſche Journalismus das Spiegelbild unſers nationalen Daſeins und findet in dieſem Daſein die fixirte Abſonderung des politiſchen und literariſchen Elementes nicht Statt, ſo kann dieſelbe nothwendiger Weiſe auch nicht im Journalismus ſelbſt, mithin auch nicht in der Geſchichte deſſelben Statt finden. Vielmehr wird auch ſie dem allgemeinen Geſetz aller Geſchichte unterworfen werden müſſen und daher auch in ihr nicht ſowohl von einer Trennung, als vielmehr von einer Entwicklung der Elemente die Rede ſein können: und zwar derſelben Entwicklung, in welcher ſich unſer Daſein überhaupt bewegt.

Mit andern Worten: der Journalismus hat keinen Inhalt an ſich, ſondern er empfängt ſeinen Inhalt erſt von den Zuſtänden, die er wiederſpiegelt. Es liegt mithin auch das Geſetz ſeiner Entwicklung nicht in ihm ſelbſt, ſondern in dem großen Ganzen des nationalen Daſeins, das er repräſentirt. Es iſt daſſelbe Geſetz, das den Gang unſrer Geſchichte und den Gang unſrer Zeitungen beſtimmt; die Epochen unſres Journalismus ſind zugleich die Epochen unſrer Entwicklung im Allgemeinen. Die Frage daher, nach welchem Princip die Geſchichte unſres Journalismus einzutheilen und anzuordnen iſt, ſchließt vielmehr die andere in ſich, welche Stadien unſre Entwicklung überhaupt durchgemacht hat und in welche Gruppen im Allgemeinen die Geſchichte unſrer Bildung ſich zuſammenſtellt.

Wir müſſen dabei von der Reformation ausgehen, mit welcher die Entſtehung unſers Journalismus ungefähr gleichzeitig iſt. Daß zwiſchen beiden Ereigniſſen noch ein anderes und werthvolleres Band beſteht, als nur die Rückſicht der Zeit, und daß daher auch dieſe nicht als etwas Zufälliges behandelt werden darf, werden wir ſpäterhin erweiſen. — Von da an alſo bis auf den heutigen Tag machen in der Entwicklung des deutſchen Geiſtes hauptſächlich zwei große Wendepunkte ſich bemerkbar: Wendepunkte, die zugleich dialektiſche Momente und mithin von unabweisbarer Geltung ſind. Zuerſt nämlich, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Übergang aus dem religiöſen in das äſthetiſche: und ſodann, gegen Ende deſſelben Jahrhunderts, der weitere Übergang aus dem äſthetiſchen in das politiſche Bewußtſein.

Der Inhalt der Reformation überhaupt iſt dieſer, daß durch ſie, gegenüber den Naturbeſtimmungen der alten, den Traditionen der mittelalterlichen Welt, die Autonomie des Geiſtes, die unendliche Berechtigung des Individuums, als Bewußtſein der Welt, als Princip der Geſchichte proclamirt worden iſt. Es fehlt freilich viel, daß dies Princip innerhalb deſſen, was wir gemeinhin die Reformation nennen und wobei wir nur die kirchliche Kriſis des ſechzehnten Jahrhunderts im Sinne zu haben pflegen, zu ſeiner vollen Darſtellung gekommen wäre. Im Gegentheil, wie die Anſtrengungen des einzelnen Menſchen, ſo ſind gemeiniglich auch die Anſtrengungen ganzer Völker, die Arbeiten der Geſchichte ſelbſt von einer gewiſſen Erſchlaffung, einem Nachlaſſen der Thätigkeit begleitet, und das um ſo mehr, je bedeutender vorher die Anſpannung geweſen iſt. So ſehen wir auch das reformatoriſche Princip, unmittelbar nach der erſten und eben darum nur theilweiſen Anerkennung, welche es ſich erſtritten hat, in eine gewiſſe Erſtarrung und Abſpannung gerathen. Angelegt auf eine vollſtändige und conſequente Umbildung unſres geſammten Daſeins, des praktiſchen nicht minder als des theoretiſchen, vermag die Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts nicht einmal eine einzelne und beſchränkte Sphäre deſſelben vollſtändig zu durchdringen. Von der Religion ausgehend, bleibt ſie in der Theologie ſtecken; ſie ſtellt der katholiſchen Kirche die proteſtantiſche, dem päpſtlichen Dogma das lutheriſche gegenüber: dann, als wäre ſie erſchreckt durch ihren eigenen Sieg, hält ſie plötzlich zaghaft inne.

Allein dieſes neue Dogma und dieſe neue Kirche, eine ſo bedeutende und für die Entwicklung des Geiſtes unentbehrliche Errungenſchaft ſie auch ſind, ſo ſind ſie doch keineswegs abſolut. Es bedarf dafür an dieſer Stelle keines ausdrücklichen Beweiſes: die Erfahrung dreier Jahrhunderte hat ihn geführt, ja er wird aufs Neue und deutlicher, als jemals, geführt in dem Augenblicke, da wir dieſes ſchreiben, durch die allgemeine Unbehaglichkeit und das krankhafte Zucken, welches eben jetzt den Leib unſrer Kirche erſchüttert und das religiöſe Bewußtſein der Zeit in einen unheilbaren Zwieſpalt zu bringen droht mit den Dogmen unſrer Theologen. Es waren Formen und Stadien der Reformation, nicht der erſchöpfende Inhalt dieſer ſelbſt. Dies Letztere glaubten und eben darin irrten die nächſten Nachkommen der Reformation, ja zum großen Theil die Reformatoren ſelbſt. Sie hielten den Anfang für das Ende, den Theil für das Ganze; ſie fixirten eine einzelne Stufe und machten dadurch den weiteren Fortſchritt unmöglich; ſie ſetzten das Reſultat der erſten kirchlichen Bewegung für abſolut und hoben dadurch die Bewegung in ſich ſelber auf.

Wir wollen nicht verkennen, daß die Reformatoren auch hierin einer gewiſſen Nothwendigkeit gefolgt ſind, und daß auch dieſe Einſeitigkeit ihrer hiſtoriſchen Berechtigung nicht entbehrt. Jeder Menſch lebt nun einmal für ſeine Gegenwart; blind für alles Andere, hat er nur ihr Bedürfniß zu ſeinem Gebot, ihr Recht zu ſeiner Pflicht zu machen. Namentlich in Zeiten des Kampfes und der praktiſchen Bewegung, wo Partei der Partei gegenüberſteht, geht es ohne eine gewiſſe, ſogar abſichtliche Beſchränktheit, eine Art vorſätzlicher Bornirtheit nicht ab; die Zukunft ſorgt ſchon dafür, das Einſeitige zu berichtigen und eine Bornirtheit durch die andere aufzuklären.

So hat ſie es auch hier gethan. Anderthalb Jahrhunderte hindurch ſehen wir den deutſchen Geiſt, herabgedrängt von der Bahn der Reformation, nicht durch die Macht der Gegner, die politiſche Gewalt ſeiner Widerſacher, ſondern herabgedrängt durch ſeinen eigenen Stillſtand, gleichſam in der Irre ſchweifen. Der Fortſchritt iſt ihm gehemmt; theils alſo, in eigenſinniger Selbſtgefälligkeit, wühlt er ſich in die Tiefe dogmatiſcher Spitzfindigkeiten, er verpufft die Kraft, die des höheren Ziels entbehrt, in nutzloſen theologiſchen Klopffechtereien: theils dehnt er ſich in die Breite aus und ſucht durch eine wüſte, encyklopädiſche Gelehrſamkeit, eine unruhige, unfruchtbare Vielwiſſerei ſeine innerliche Öde vor ſich ſelber zu verhüllen. Wie die Dogmatik an die Stelle der Kritik tritt und die Theologie zur Scholaſtik verknöchert: ſo auch verknöchert der Humanismus, dieſer köſtliche Nachſommer des klaſſiſchen Alterthums, ohne deſſen belebende Wärme auch der Same der kirchlichen Reformation nur auf einen unfruchtbaren Boden gefallen wäre, zum Pedantismus; die Wiſſenſchaft wird zur bloßen Kenntniß, das todte Material, in maſſenhafter Aufſpeicherung, erſtickt den lebendigen Geiſt: — und vergebens, wenn wir die Kunſt, die Wiſſenſchaft, das politiſche Leben jener Jahrhunderte betrachten, fragen wir nach den ſichtbaren, den reifen Früchten, welche dieſen höchſten Sphären des Daſeins aus der Reformation wirklich erwachſen ſind.

Aber jeder Irrthum muß zuletzt ſich ſelbſt vernichten; jede Einſeitigkeit ſtirbt endlich an ihrer eigenen Conſequenz. So erzeugt auch die buchſtabenglaubende, geiſt- und inhaltloſe Theologie des ſiebzehnten Jahrhunderts durch ihre eigne Überſpannung zugleich ihren eigenen Untergang. Aus der Mitte der Theologen ſelbſt, ja unmittelbar von der Stätte aus, welche damals den vornehmſten Sitz proteſtantiſchen Mönchthums bildete, aus Leipzig, geht, gegen Ende des gedachten Jahrhunderts, die Reaction der Pietiſten hervor. Es wäre überaus kurzſichtig, wenn wir durch das Unbequeme und Gehäſſige, das der Pietismus der Gegenwart für die freie Entwicklung unſers gegenwärtigen praktiſchen, und namentlich unſers politiſchen Lebens mit ſich führt, uns wollten verleiten laſſen, das weſentliche Verdienſt, die großartige Bedeutung jener früheſten Pietiſten zu verkennen. Müſſen wir doch, um nicht ungerecht oder gar unverſtändig zu ſein, ſogar den Pietiſten unſrer Tage eine gewiſſe Berechtigung zugeſtehen, und wenn es nur die Berechtigung des Gegenſatzes wäre: wie vielmehr alſo Männern, wie Spener, Franke, Arndt, Zinzendorf und Anderen! Allerdings darf nicht geläugnet werden, daß auch dieſe Männer (man erinnere ſich z. B. nur an die mehr als zweideutige Stellung, welche Franke in Halle in der Wolf'ſchen Angelegenheit einnahm und den fanatiſchen Weheruf, den er dem flüchtigen Philoſophen von der Kanzel herab nachſandte) ſchon etwas von jenem falſchen Eifer in ſich trugen, der ſeitdem, wie eine erbliche Krankheit, in ſteigendem Maße auf ihre Nachfolger übergegangen iſt, und daß auch ſie ſchon religiöſe Begeiſterung und theologiſchen Fanatismus nicht jederzeit mit der nöthigen Schärfe auseinander gehalten haben. Immerhin aber überwiegt das hiſtoriſche Verdienſt die perſönliche Schuld. Sie zuerſt fanden aus der todten Schale der Dogmatik den fruchtbaren Kern der Religion, der Innerlichkeit und des gemüthlichen Lebens wieder heraus; gegen die fix gewordenen Überlieferungen des kirchlichen

Lehrgebäudes retteten ſie zuerſt wieder das Recht der freien Perſönlichkeit und der lebendigen Überzeugung; durch ſie zuerſt wieder wurde es der Welt ins Gedächtniß zurückgerufen und durch Thaten dargethan, daß die Kirche ſich mit andern und weſentlichern Dingen zu beſchäftigen hat, als mit der einſeitigen Überwachung verrotteter Lehrſätze, mit Ketzerjagden und Streitſchriften. Denn das ungefähr war dazumal die Sphäre, in welcher die unendliche Mehrzahl unſrer proteſtantiſchen Theologen ſich bewegte.

Solchergeſtalt alſo wurde durch die Pietiſten der Anfang einer neuen lebendigen Entwicklung gemacht. Dieſelbe nahm gleichſam die Arbeit Luther's wieder auf, indem ſie ebenſo, wie dieſer gegen den katholiſchen, ſo ihrerſeits gegen den proteſtantiſchen Schematismus reagirte und an die große Aufgabe der Reformation, die unendliche Berechtigung des Individuums, in ihrer Weiſe wieder anknüpfte. Sie ging alſo aus vom religiöſen, ſogar ſpeciell vom theologiſchen Gebiete; aber ſie vollendete ſich nicht in ihm, ſondern in einem anderen, in dem Gebiete der Kunſt.

Die Religion iſt die Sphäre des Jenſeit; ihr Weſen die begeiſterte Hingabe an das Unſichtbare, das Ungegenwärtige, Ungreifbare — für Viele das Unbegreifbare. Die wahre Sphäre des Menſchen dagegen iſt das Dieſſeit: die Erde, die er bewohnt, das Ziel, das er ins Auge faßt, die That, die er vollbringt. Nicht bloß betende Arme gen Himmel zu ſtrecken, ſondern dieſen ſelbſt herabzuholen auf die Erde, und den Gott, von dem er ſich erfüllt weiß, zu verwirklichen durch Thaten: das iſt die große Aufgabe des Menſchen, das wundervolle Geheimniß der Geſchichte. Die Reformation in ihrem erſten Auftreten, ja wir dürfen weiter zurückgreifen und ſagen: das Chriſtenthum überhaupt, deſſen Urſprünglichkeit wieder herzuſtellen die vorzüglichſte Abſicht der Reformatoren war, hatte zwar die Autonomie des Geiſtes, die freie Berechtigung des Individuums proclamirt; aber nur abſtracter Weiſe, nur als eine Vorausſetzung, ein Poſtulat, deſſen Verwirklichung nur innerlich vor ſich geht. Es hatte den alten Zwieſpalt der beiden Welten aufgehoben: aber gleichfalls nur abſtracter Weiſe, indem es zu Gunſten des Jenſeit auf das Dieſſeit verzichtete und dadurch allerdings einen

Frieden herſtellte, aber einen ſolchen, wie er im Grabe iſt. Für die fortſchreitende Entwicklung des menſchlichen Geiſtes daher konnten dieſe Poſtulate und Abſtractionen, dieſe Vorausſetzungen und Entſagungen auf die Dauer nicht ausreichen. Es iſt nicht genug, daß Jedem von uns gleichſam vom Himmel her eine Anweiſung auf Recht, Freiheit und Wohlfahrt mitgegeben wird: ſondern dieſe Anweiſung muß auch auf Erden realiſirt werden. Wir müſſen zum Rechte den Beſitz, zum Himmel in uns die Erde um uns erwerben.

Dieſer Übergang vom theoretiſchen zum praktiſchen, vom religiöſen zum politiſchen Bewußtſein wird durch die Kunſt vermittelt.

Die Kunſt iſt die Darſtellung des Schönen; das Schöne ſelbſt die Vermählung des Leibes mit dem Geiſte, die Verſöhnung und Durchdringung des Endlichen mit dem Unendlichen. Es iſt das Jenſeit, das ſich im Dieſſeit verkörpert, das Dieſſeit, durch welches das Jenſeit hindurchſcheint: ja ein neues Drittes, welches, in organiſcher Verſchmelzung, ebenſoſehr Leib als Geiſt, Erde als Himmel iſt. Das Schöne alſo und weiterhin die Kunſt bilden die Brücke zwiſchen den beiden Welten, deren Vereinigung das religiöſe Bewußtſein zwar als Forderung ausſpricht, ohne jedoch, in ſeiner eigenen Sphäre, dieſelbe verwirklichen zu können. Aber eben dieſe Vereinigung iſt die Aufgabe aller Geſchichte, der Inhalt alles Lebens, der treibende Dämon jeglicher Bewegung. Die Kunſt daher, inſoweit dieſe Vereinigung in dem Schönen allerdings vollzogen iſt, bildet, wie die Brücke zweier Welten, ſo auch die Brücke zweier Weltalter, der abſtracten, theoretiſchen, religiöſen und der concreten, praktiſchen, politiſchen Epoche. In dieſem Sinne namentlich darf man die Kunſt die Erzieherin des menſchlichen Geſchlechtes nennen: ſie iſt das eigentliche Jünglingsalter der Welt, die feſtlich prangende Paläſtra, in welcher das Kind ſich ausbildet zum Manne.

Es iſt hier nicht des Ortes, die einzelnen Stadien nachzuweiſen, in denen dieſer Übergang auch in der Entwicklung unſers Volkes und namentlich in der Geſchichte unſrer Literatur ſich vollzogen hat. Was dieſe letztere betrifft, ſo wird es für diejenigen, welche einigermaßen vertraut mit dieſem Gegenſtande ſind, kaum mehr als einer flüchtigen Hinweiſung bedürfen auf die Stellung des älteren proteſtantiſchen Kirchenliedes, ingleichen auf Männer, wie Drollinger, Brockes ꝛc., um ihnen die vorzüglichſten Knotenpunkte dieſes allmäligen Wachsthums zu bezeichnen. Aber auch den minder Eingeweihten wird die Thatſache überführen, daß das erſte Werk, von welchem die neue Aera unſrer Literatur datirt, der erſte Aufblick gleichſam der erneuten deutſchen Muſe, Klopſtock's Meſſias iſt: ein Werk alſo, deſſen religiöſe, ja theologiſche Abſtammung durchaus Niemand verkennen noch bezweifeln kann, und das ſowohl den unermeßlichen Beifall, welchen es bei ſeinen Zeitgenoſſen fand, als die dauernde und weſentliche Bedeutung, welche es für die Geſchichte unſrer Bildung jederzeit behalten wird, keinem anderen Umſtande verdankt, als dieſem, daß in ihm der allgemeine Übergang jener Zeit, der Übergang vom religiöſen ins äſthetiſche Bewußtſein, ſeinen ganz beſonders prägnanten, wir möchten ſagen kanoniſchen Ausdruck gefunden hat. Die Meſſiade iſt ein Product ebenſo ſehr der religiöſen Andacht als des poetiſchen Talents; der Poet fühlt ſich in ihr ausſchließlich als Chriſt und wiederum der Chriſt manifeſtirt ſich als Poet.

Aber mit dieſer Thatſache iſt auch die Gährung dieſer beiden Elemente ſelbſt, des religiöſen und des äſthetiſchen, entſchieden. Dieſe Huldigung, welche die Poeſie der Religion darzubringen ſcheint, ja ſogar ſelbſt darzubringen glaubt, iſt in der That vielmehr ein Sieg, den ſie über jene erringt. Die Poeſie hat ſich der Religion als ihres Stoffes bemeiſtert und eben dadurch ſich von ihrer Herrſchaft emancipirt. Es iſt ein fait accompli, das nicht widerrufen, noch wiederholt werden kann. Denn die Geſchichte thut Alles nur einmal; nur die Caprice derer, die ſie mißverſtehen, ſucht das Geweſene noch einmal zu wiederholen und den todten Niederſchlag vollendeter Entwicklungen als Samen der Zukunft auszuſtreuen. Was Wunder, daß ihre Mühe verloren geht?! So iſt auch die Meſſiade wie das Größte, ſo zugleich das Letzte, wozu unſre religiöſe Dichtung es gebracht hat und bringen konnte. Eine Wiederanknüpfung wird erſt dann wieder möglich ſein, wenn die Religion ſelbſt einen neuen Inhalt gewonnen haben wird. Erſt dann läßt ſich erwarten, daß die Religion, auf eine energiſche und wirkungsreiche Weiſe, wiederum Inhalt der Kunſt werden wird: aber nie wieder, wie vor Klopſtock und zum Theil noch in ihm ſelbſt, ihre Beherrſcherin. Dies iſt ein für allemal abgeſchnitten: und die Meſſiade ſelbſt, wie der Schlußſtein und Gipfelpunkt der alten, iſt zugleich der Anfang und Ausgangspunkt einer neuen Periode. In ihr hat der Poet über den Gläubigen geſiegt, die Äſthetik verdrängt die Religion (was man unter Anderem daraus erſehen mag, daß, wo die Religion noch als etwas Prägnantes ſich geltend machen will, ſie jederzeit die Vermittlung und ſogar die Form der Äſthetik annimmt, wie z. B. in der katholiſirenden Romantik und nicht minder in den parfümirten Pietiſten unſrer Tage): und das Schöne wird der herrſchende Gott der Welt.

Auf Klopſtock folgt Leſſing. Seine welthiſtoriſche That iſt dieſe, daß er zuerſt die Autonomie der Kunſt begriffen und ausgeſprochen hat. Dadurch iſt er das eigentliche Bewußtſein ſeiner Zeit geworden, die treibende Macht dieſes Wendepunktes, der mit ihm zum völligen und widerſtandloſen Durchbruch kommt.

Auf Leſſing folgt Goethe. Was Jener gewußt hat und verkündigt, ſtellt dieſer dar und lebt es. Er iſt der Meſſias, auf den der Johannes Leſſing hingewieſen hat; wie Leſſing das Bewußtſein, ſo iſt er die Energie, die lebendige Wirklichkeit des ſchönen, des künſtleriſchen Subjects.

Und hier ſind wir bei dem zweiten großen Wendepunkt unſrer Entwicklung. Allerdings iſt jene Vermittlung des Irdiſchen und des Himmliſchen, des Sinnlichen und des Überſinnlichen, welche die Religion als Poſtulat ausſpricht, in der Sphäre der Kunſt vollzogen. Aber auch in ihr nur ideeller Weiſe. Es iſt nothwendig, daß dieſer ideelle Act ſich auch in der unmittelbaren Praxis des Daſeins, in der Sphäre des bürgerlichen Lebens wiederhole. Dieſe Nothwendigkeit tritt ein, ſobald das äſthetiſche Bewußtſein im ſchönen Subject zur Verwirklichung und eben dadurch zu ſeinem Abſchluß gekommen iſt. Die Geſchichte duldet keine fertigen Reſultate; jedesmal die Vollendung der einen macht eben dadurch den Beginn der neuen, höheren Entwicklung nöthig. So auch hier. Das Individuum, in ſeinem Innern befriedigt und vollendet, kann nichts deſto weniger in dieſem ſchönen Quietiſmus auf die Dauer nicht verharren. Fertig mit ſich ſelbſt, kehrt es ſich erobernd nach außen, in die Welt; es fühlt ſich getrieben, den unendlichen Reichthum von Harmonie, von Freiheit und Schönheitsgefühl, welchen es in ſich trägt, nunmehr auch außerhalb ſeiner zu verwirklichen: — und mit dem Triebe findet ſich die Kraft.

Dieſe praktiſche Verwirklichung iſt der freie Staat. Er fortan wird das Ziel dieſes neuen Zeitabſchnittes wie die freie Religion die Aufgabe der erſten, die freie Kunſt die Aufgabe der mittleren Epoche war. Wie in dieſer das religiöſe Bewußtſein überwunden und abgelöſt worden vom äſthetiſchen, ſo jetzt das äſthetiſche Bewußtſein vom politiſchen; wie vorher die abſtracte Perſönlichkeit der religiöſen Sphäre ſich mit dem Inhalte der Kunſt zu erfüllen und dadurch zum ſchönen Subject ſich zu erweitern hatte, ſo muß jetzt das ſchöne Subject den Inhalt der Geſchichte in ſich aufnehmen und ſich dadurch zum politiſch berechtigten, zum freien Bürger eines freien Staats erweitern. Nicht mehr alſo die Entwicklung der Schönheit, ſondern der Freiheit, des Rechts, der praktiſchen Sittlichkeit iſt das bewegende Intereſſe dieſer neuen Zeit. Der Poet ſelbſt muß die luftige Wohnung in dem Reich der Träume, die idylliſche Zurückgezogenheit in ſein eigenes Ich aufgeben und ſich als Bürger anſiedeln auf der heiligen Erde ſeines Vaterlandes, dem Boden ſeiner Geſchichte und ſeines Volks.

Es iſt dem deutſchen Volke nicht vergönnt geweſen, dieſen Übergang in völliger Reinheit und ganz aus eigener Kraft zu machen. Die Intereſſen ſind praktiſcher, die Entwicklung lebendiger und dringender geworden; aber eben daher auch der Widerſtand gewaltſamer. Wie das Ziel ſelbſt, ſo iſt auch die Oppoſition diesmal keine bloß literariſche. Die Gottſchede dieſer Periode ſind nicht bloß Profeſſoren in Leipzig, es ſind zum Theil Miniſter, Fürſten, Könige; ſie werden nicht bloß von Journalen, ſie werden auch von Bajonetten, von Abſetzungen und Einſperrungen unterſtützt. Darum ſind wir noch weit von unſerm Ziele. Ja daß wir überhaupt nur auf dem Wege dahin ſind, haben wir großentheils dem Anſtoß fremder Ereigniſſe zu danken, welche uns mit ſich fortgeriſſen haben. Vorzugsweiſe gebührt dieſes Anerkenntniß jenen politiſchen Bewegungen, welche in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts die außerdeutſche Welt erſchütterten: der nordamerikaniſchen und hauptſächlich der franzöſiſchen Revolution, an deren wilder Flamme auch das politiſche Bewußtſein unſrer Nation ſich erwärmte.

Aber Gott verläßt ſeine Deutſchen nicht. Und ſo hat er auch für dieſe Unſelbſtändigkeit und Langſamkeit unſrer politiſchen Entwicklungen, durch die wir bereits der Spott der Fremden wie der Einheimiſchen geworden ſind, uns einen großen und köſtlichen Erſatz beſchieden. Zu derſelben Zeit, da unſer politiſches Leben zu erwachen anfängt, erwacht auch das philoſophiſche; der abſoluten Praxis geht, mit überholenden Schritten, die Theorie des Abſoluten voraus; was wir in der Politik einſtweilen noch an Terrain einbüßen, haben wir in der Philoſophie doppelt und dreifach gewonnen.

Es klingt dies vielleicht wie Spott. Allein dieſer Anſchein wird ſich verlieren, wenn wir unſern obigen Ausdruck einigermaßen berichtigen und ſtatt Erſatz ſagen Unterpfand. Als ein Unterpfand, ein unabweisliches, unwiderrufbares, unſrer künftigen politiſchen Freiheit haben wir dieſe geiſtige zu betrachten, welche unſre Philoſophen uns erſtritten und zum eigenen Bewußtſein gebracht haben. Es iſt unmöglich, daß ein geiſtig mündiges Volk, eine Nation von Denkern und Weiſen (und wie ſchmeichelt es uns, wenn wir uns ſo nennen hören!) immerdar politiſch unmündig, ein Volk von Sklaven und Knechten bleibt. Wir haben die Selbſtbeſtimmung als die eigentlichſte Weſenheit des Geiſtes, die Mutter aller Dinge, erkannt: und bloß in unſerm ſtaatlichen Leben ſollten wir zu dieſer Selbſtbeſtimmung nicht gelangen?! Die Übergänge von Kant auf Fichte, von Fichte auf Hegel, von Hegel endlich auf die neueſte Zeit, haben es zur Genüge dargethan, was wir eigentlich an der Philoſophie beſitzen und welche praktiſche Macht dieſer ſogenannten ſpeculativen Wiſſenſchaft in Wahrheit innewohnt. Jeder großen und werthvollen That geht unwillkürlich ein Moment des Beſinnens, ein Moment innerlicher Vertiefung vorauf. Dieſes Beſinnen auf ſich ſelbſt iſt die Philoſophie. Auch den Staatsbewegungen am Ende des vorigen Jahrhunderts ging ein derartiges Beſinnen vorauf; wir können von den Franzoſen lernen, daß Philoſophie und Literatur, ſtatt vom politiſchen Leben zu entfernen, vielmehr mit zwingender Gewalt darauf hinführen, ja daß ſie, in ihren letzten Conſequenzen, ſelbſt nur Fermente des politiſchen Daſeins ſind. Und iſt dieſe Überzeugung nicht ſchon in dieſem Augenblicke auch bei uns die herrſchende? Iſt es nicht das ausgeſprochene Geheimniß unſrer Tage, der Stolz der Einen, die Sorge der Andern, daß unſre modernen Philoſophen allerdings ſo frech ſind, den Staat nicht bloß conſtruiren, ſondern (allen abgedroſchenen Anekdoten zum Trotz) auch in Wahrheit regieren zu wollen? und daß das summum bonum der modernen Philoſophen allerdings nichts Geringeres iſt, als die res publica? Ja ſogar es giebt keine andere Politik, als die ſich aus der Philoſophie entwickelt, es giebt kein anderes Staatsleben, als das den Boden des Selbſtbewußtſeins zu ſeiner Grundlage hat.

Und darum mögen wir unſerer Zukunft getroſt entgegenſehen. Dem deutſchen Geiſt iſt durch die philoſophiſche Arbeit, welche er bewältigt hat, nicht bloß der Lohn politiſcher Selbſtändigkeit überhaupt geſichert: ſondern geſichert iſt er dadurch auch gegen die Fehlgriffe und Verirrungen, die Zeitverluſte und Kraftverſchwendungen, in welche die brutale Empirie anderer Nationen dieſelben verwickelt hat. Freilich wir ſtudiren etwas langſam und etwas gründlich; das iſt deutſche Natur. Aber dafür, am Tage der Prüfung, werden wir um ſo glänzender beſtehen; wir werden, mitten im Chaos der Thatſachen, uns vom Stern des Bewußtſeins geleitet, von der Schwinge der Erkenntniß getragen fühlen: und die die Letzten waren, werden die Erſten ſein.

Dies alſo iſt das Ziel derjenigen Epoche, in welche wir nach Vollendung unſrer äſthetiſchen Aufgabe eingetreten ſind und in der wir uns gegenwärtig noch befinden.

Auch ſie hat ihren Klopſtock gehabt: ihren Dichter meinen wir, in welchem, wie in Klopſtock das religiöſe und das äſthetiſche Element, ſo jetzt in ihm das äſthetiſche und das politiſche nebeneinander liegen und ſich gegenſeitig durchdringen; ihren Dichter, der gleicherweiſe, wie Klopſtock den heiligen Boden der theologiſchen Tradition, ſo jetzt den heiligern Boden der Geſchichte für die Kunſt erobert: endlich der ebenſo den Übergang macht von der Idee der Kunſt zur Idee der Freiheit, wie Klopſtock von der Religion zur Schönheit. Dieſer Dichter iſt Schiller.

Der Leſſing derſelben Periode iſt Hegel, der Mann der Kritik und des Bewußtſeins, das er ebenſo für ſeine Zeit ausſpricht und feſtſtellt, wie Leſſing für die frühere.

Ob wir auch einen Goethe erwarten dürfen? Wir glauben nicht. Der Inhalt dieſer Epoche iſt zu reich, zu allumfaſſend, als daß ein einzelner Menſch, und ſei es der höchſtgeſtellte, der von den Göttern geliebteſte, ihn ſo rein erſchöpfen und zur Darſtellung bringen könnte, wie Goethe den Inhalt ſeiner Zeit. Darum nicht eine einzelne Perſönlichkeit, ein Buch, ein Syſtem, ſondern der Abſchluß dieſer Epoche wird eine That der Völker ſein und eine freie Schöpfung der Geſchichte.

Dies alſo ſind die drei Epochen, welche wir in der Geſammtheit unſerer Entwicklung von der Reformation bis auf die gegenwärtige Zeit zu unterſcheiden haben. Die erſte, die abſtract-religiöſe, reicht von der Reformation bis auf Klopſtock; ihre beſtimmenden Mächte ſind die Theologie auf der einen Seite und auf der anderen die abſtracte, encyklopädiſche Gelehrſamkeit, die zum Supplement der inneren Öde dienen ſoll. Die zweite, die ideell-äſthetiſche, geht von Klopſtock bis auf Goethe; ihr herrſchender Genius iſt die Kunſt. Endlich die dritte und gegenwärtige, welche einerſeits mit der franzöſiſchen Revolution, andrerſeits mit Kant beginnt, die praktiſch-politiſche; in ihr iſt die Philoſophie die treibende Macht der Zeit.

Eben dieſe Epochen nun, in gleicher Aufeinanderfolge, kehren auch in der Geſchichte unſers Journalismus wieder; ſie ſtellen ſich in ihr als der theologiſch-gelehrte, der belletriſtiſch-kritiſche und der philoſophiſch-politiſche Journalismus dar. Jede von ihnen zerfällt wiederum in ſich in drei Perioden, analog den Entwicklungsmomenten, die wir zum Theil ſchon im Obigen angedeutet haben.

Den Anfang der erſten Epoche bildet, wie natürlich, die Entſtehungsgeſchichte unſers Journalismus überhaupt. Sie ſteht in genaueſter Verbindung mit der religiöſen Bewegung dieſer Zeit, der Reformation. Nicht nur wurde durch ſie zuerſt unſer Journalismus innerlich möglich gemacht, ſondern lange Zeit hindurch war ſie es auch, welche, vermöge der geſchichtlichen Ereigniſſe, der Schlachten und Kriege, zu denen ſie die Veranlaſſung wurde, dem Journaliſmus auch äußerlich ſeinen hauptſächlichſten, ja ſeinen einzigen Stoff darbot; wobei zugleich die atomiſtiſche Zerſplitterung, der inhaltloſe Schematiſmus des damaligen Zeitungsweſens uns zum Spiegelbilde dienen kann für die Zerſplitterung und den todten Formaliſmus, welcher allmälig, in Folge der unterbrochenen reformatoriſchen Bewegung, jenes ganze Zeitalter überkam.

Dieſe Periode erreicht ihre Endſchaft mit Gründung der Leipziger Acta Eruditorum. Dieſelbe fällt in das Jahr 1682, alſo ungefähr gleichzeitig mit den erſten Anfängen des Pietiſmus, deſſen belebender Einfluß auf alle Gebiete geiſtiger Thätigkeit nach dem, was wir oben darüber angedeutet haben, hinlänglich erkannt ſein wird. Es iſt Ein geiſtiges Erwachen, Ein Frühlingstag des Geiſtes, der ſpeciell nach der theologiſchen Seite hin die Pietiſten, nach der gelehrten den gelehrten Journaliſmus hervorbringt, indem ja auch dieſer in der That nichts Anderes iſt, als eben das Flüſſigwerden, das Erwachen und Bewegen der Gelehrſamkeit ſelbſt. Damit es unſern Leſern aber auch an einer directen Anknüpfung zwiſchen den Pietiſten und der Entſtehung unſers gelehrten Journaliſmus nicht fehle, ſo wollen wir ihnen ſchon hier den Namen des Thomaſius nennen, der bekanntlich in weſentlichem, ſowohl perſönlichem als geiſtigem Zuſammenhange mit den gedachten Pietiſten ſteht und zugleich der erſte Stifter des ſpecifiſch deutſchen gelehrten Journaliſmus iſt; ſo daß wir alſo in ihm einen lebendigen und unzweideutigen Repräſentanten jenes Zuſammenhanges haben. Dieſe zweite Periode, als der Mittelpunkt der ganzen Epoche, iſt es recht eigentlich, von der dieſe letztere ſelbſt Namen und Charakter empfängt. Theologiſche Streitſchriften, Predigtſammlungen, exegetiſche und kirchengeſchichtliche Unterſuchungen auf der einen, ſowie Gelehrſamkeit aller Art, juriſtiſche, mediciniſche, polyhiſtoriſche auf der andern Seite, bilden den Inhalt dieſes Journaliſmus. —

Aber wie in der allgemeinen Entwicklung des deutſchen Geiſtes das religiöſe Bewußtſein allmälig übergeht in das äſthetiſche, ſo wird derſelbe Übergang, ganz in derſelben Weiſe, auch im Gebiete des Journaliſmus gemacht. Aus den theologiſchen Journalen entwickeln ſich (ungefähr in der Mitte des zweiten Decenniums des vorigen Jahrhunderts) die moraliſchen Wochenſchriften. Dieſe, mit dem Kreis ihrer Leſer auch den Umfang ihres Stoffes erweiternd, nehmen allmälig auch Betrachtungen auf über Gegenſtände der Kunſt und Literatur. Ihrer urſprünglichen Anlage gemäß, iſt ihr Standpunct auch dabei anfänglich nur ein moraliſch praktiſcher; ſie ziehen die Angelegenheiten der Kunſt nur inſofern in Betrachtung, als die Kunſt überhaupt in Zuſammenhang mit dem moraliſchen Intereſſe zu ſtehen ſcheint. Allmälig indeſſen werden auch hier die Standpunkte unter der Hand vertauſcht. Man ſteht, während man noch Bedenken der Moral zu erwägen meint, in der That ſchon mitten auf dem Gebiet äſthetiſcher Discuſſion: und in den Wochenſchriften ſelbſt muß das urſprüngliche moraliſche Element dem äſthetiſch-kritiſchen Eindringling mehr und mehr ſeinen Platz einräumen. — Und nicht bloß zur äſthetiſchen Kritik, ſondern auch zur belletriſtiſchen Production wird von der Moral aus der Übergang gemacht. Nämlich das bloße moraliſche Dogmatiſiren mochte auf die Dauer doch wohl gar zu einförmig und ermüdend werden. Theils daher um die Aufmerkſamkeit des Leſers durch eine gefälligere Einkleidung anzufriſchen, theils um die Wirkſamkeit der Lehre durch die Macht des Beiſpiels zu erhöhen, machten einige ſchlaue Köpfe, angeregt durch das Beiſpiel der Franzoſen und ganz beſonders der Engländer, den Verſuch, auch hier das dulce mit dem utile zu vermiſchen und ſtatt des moraliſirenden Raiſonnements vielmehr moraliſche Charakteriſtiken zu geben. Alſo z. B. ſtatt abſtracter Weiſe über das Laſter des Geizes, die Tugend der Wohlthätigkeit, die Gefahren der Ausſchweifung zu raiſonniren, fing man an einen Geizhals Harpagon, einen Biedermann Ariſt, eine Buhlſchweſter Lais abzukonterfeien. Der moraliſche Zweck ward dabei nicht umgangen und doch zugleich eine gewiſſe äſthetiſche Befriedigung, eine Art poetiſcher Schöpfung erzielt. Mit andern Worten: es entſtand jenes Genre von moraliſchen Chablonen, ſymboliſchen Charakterzeichnungen, die man dazumal ſogar für Satire hielt und durch welche beſonders Rabener ſich einen dauernden Ruf bereitet hat. Es ſind die erſten und ſehr beſcheidenen Anfänge unſers belletriſtiſchen oder unterhaltenden Journalismus, die ſich hier entwickeln; dergeſtalt alſo, daß wir in letzter Inſtanz auch dieſen aus der religiöſen Sphäre abzuleiten haben. — Doch ging er zu der Zeit, von der wir ſprechen, nur noch ſehr beiher und wurde bei Weitem überwogen durch die kritiſche Richtung, deren wir ſo eben gedacht haben und die gleichfalls von der Moral ausgeht. Insbeſondere iſt dies auch der Fall mit den Schweizeriſch-Gottſchediſchen Journalen. Auch ſie waren urſprünglich auf moraliſch-didaktiſche Zwecke angelegt; das erſte Journal, in welchem Bodmer und Breitinger die Grundzüge jener Äſthetik niederlegten, die bald darauf zu einer ſo gewaltigen Fehde Anlaß geben ſollte, hieß »der Maler der Sitten« und war eine Nachahmung engliſcher moraliſcher Wochenblätter. — Dieſe Übergänge alſo und namentlich auch der Anfang der Schweizeriſch-Gottſchediſchen Fehde, als des erſten bedeutenden Kampfes, welchen unſere Journaliſtik zu Gunſten der Äſthetik und der deutſchen Literatur geführt, bilden den letzten Abſchnitt unſerer erſten Epoche.

Der Eintritt in die zweite Epoche wird, wie wir im Obigen nachgewieſen haben, durch Klopſtock's Meſſiade bezeichnet. Auch ſie zerfällt in drei Perioden. Die erſte ſteht unter directem Einfluß der Meſſiade. Sie umfaßt demnach theils die poetiſchen Productionen, die ſich, näher oder ferner, an dies Gedicht anlehnen, theils und hauptſächlich die kritiſchen Streitigkeiten, zu denen daſſelbe Veranlaſſung bot, namentlich alſo den Fortgang und die eigentliche Entwicklung der ſchon im vorigen Abſchnitt eingeleiteten Schweizeriſch-Gottſchediſchen Streitigkeiten, durch welche zum erſten Mal literariſche Angelegenheiten zu einer Nationalangelegenheit erhoben wurden: bis endlich, in der Mitte der fünfziger Jahre, die Leſſing'ſche Kritik zu Tage trat und gleich bei ihrem erſten Auftreten die bisherige Äſthetik mit ihren trivialen Lehrſätzen, trivialeren Differenzen ſo weit hinter ſich zurückließ, als Leſſing ſelbſt Leuten, wie Gottſched und Bodmer, an Geiſt und Kenntniß unausſprechlich überlegen war. Seine und ſeiner Freunde, hauptſächlich der Berliner (doch iſt auch Weiſſe in Leipzig, der langjährige Redacteur der »Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte« nicht zu überſehen) journaliſtiſche Thätigkeit giebt den Inhalt der zweiten Periode, welche ſie nicht ohne Widerſtand, aber nur um ſo vollſtändiger beherrſchen. Eine neue Phaſe tritt gegen Ende der ſechziger Jahre ein. Das ſchöne Subject, welches Ziel und Krone dieſer Entwicklung bildet, ſchickt gleichſam das leidenſchaftliche Zerrbild ſeiner ſelbſt, die ſchrankenloſe Subjectivität der Stürmer und Dränger, vor ſich einher; erſt aus den Nebeln der Genieperiode ſteigt die volle Klarheit der Goethe'ſchen Sonne herauf. Dieſe Sonne zu begleiten, von da an, wo ſie (in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen) ſich ſelbſt noch nicht völlig aus jenen Nebeln herausgearbeitet hat, bis dahin, wo ſie (in den Schiller'ſchen Horen, den Propyläen ꝛc.) ihre mittäglichen Strahlen wohlmeinend, aber fruchtlos auf den Journalismus fallen läßt, iſt die Aufgabe dieſer dritten Periode.

Chronologiſch kann dabei der Übergriff in die neue, die politiſche Epoche, die wir als drittes und letztes Stadium unſrer Entwicklung dargeſtellt haben, nicht vermieden werden. Dieſelbe beginnt mit jenen zweifachen revolutionairen Bewegungen, den politiſchen und philoſophiſchen, durch welche das Ende des Jahrhunderts ſich auszeichnet. Von hier ab bis auf die franzöſiſche Fremdherrſchaft, welche die Deutſchen nöthigt, um ihrer eigenen Exiſtenz willen die ſo lang gefürchtete Revolution wenigſtens theilweiſe an ſich ſelber zu vollziehen, beſtimmen wir die erſte Periode. Die zweite umfaßt die Zeit der Reſtauration bis zum Jahre 1830; ſie iſt dogmatiſch, proſaiſch, reactionnair, eine Periode, die mehr in die Geſchichte der Hofzeitungen, als der Zeitungen gehört. Von 1830 an bis auf die gegenwärtige Zeit wird die dritte Periode reichen: ſie hat uns neuen Muth, neue Beſtrebungen, neue Hoffnungen gebracht und — neue Niederlagen. —

Man konnte nun gegen dieſe Eintheilung das Bedenken äußern, daß es ſchwer, ja in den meiſten Fällen unmöglich iſt, die einzelnen Abſchnitte derſelben durch einzelne Jahreszahlen zu fixiren, geſchweige denn (was allerdings für eine Geſchichte des Journalismus ſehr wünſchenswerth wäre) daß die geiſtigen Wendepunkte, welche wir hervorgehoben haben, jedesmal auch durch den Eintritt neuer bedeutender Journale bezeichnet würden.

Dieſer Vorwurf iſt richtig; aber er iſt auch unvermeidlich. Die Geſchichte richtet ſich nicht nach dem Terminkalender; ſie legt die Meßkette unſrer bürgerlichen Berechnungen nicht an.

Ihre Eintheilungen ſind (wie ſchon einmal erinnert wurde) vielmehr Entwicklungen: d. h. alſo nicht neben einander geſtellt, wie Kaſten oder Hürden, ſondern in einander greifend, wie die Ringe Einer Kette. So greifen auch die Abſchnitte unſrer Eintheilung in einander über. Das alte Princip, wo es von einem neuen überwunden wird, iſt darum noch nicht völlig ausgerottet. Vielmehr es ſcheint oftmals noch in üppiger Lebensfülle zu wuchern, während es ſchon den Keim des Unterganges in ſich trägt. Aber nicht von dem Alten wird die Welt beherrſcht, ſondern dem Neuen, dem Werdenden gehört die Zukunft. Man muß jedes Ding dahin zählen und darauf beziehen, wo ſein geiſtiger Schwerpunkt, ſeine ideelle Verwandtſchaft iſt. Darum haben wir ein Recht, überall da eine neue Periode eintreten zu laſſen, wo geiſtiger Weiſe ein neues Princip eintritt und zur Herrſchaft gelangt. Dies iſt die wahre Einheit einer geſchichtlichen Anordnung; Namen und Jahreszahlen ſind nur die Nebenſache. Unendlich ſelten iſt Einem Journal eine ſolche Entwicklungsfähigkeit zu Theil geworden, daß es verſchiedene neue Phaſen geiſtig zu begleiten, geſchweige denn ſie zu repräſentiren vermag. Meiſt ſpricht jede einzelne Zeitſchrift eine gewiſſe einzelne Idee aus, die einmal, zu ihrer Zeit, die richtige war. Nachher ſchreitet die Entwicklung weiter, das Journal bleibt auf dem alten Fleck, es exiſtirt vielleicht noch hundert Jahre in ſeiner alten Weiſe; aber hat es darum ein Recht, noch in der Geſchichte mitzuzählen? Man denke z. B. an ein Journal, wie die Göttinger Gelehrten Anzeigen oder das Journal des Sçavans, die Neſtoren das eine des deutſchen, das andere des franzöſiſchen Journalismus. Beide gehören durch die Zeit ihrer Gründung, wie durch ihren Charakter der früheſten, der gelehrt encyklopädiſchen, relatoriſchen Periode an; Beide haben, allen Entwicklungen der Zeit zum Trotz, dieſen Charakter durch Jahrhunderte hindurch unverändert beibehalten; Beide, obwohl geiſtig längſt todt, exiſtiren dennoch bis auf den heutigen Tag. Aber wird durch das Factum dieſer Exiſtenz der Fortſchritt der übrigen Welt geläugnet? Und iſt daher unſre Anordnung weniger richtig, weil dieſer Ballaſt der Vergangenheit nicht überall in ſie hineinpaßt? Wir bezweifeln es. —

Und ſo ſchließlich, unter dem Vorbehalte, daß die Jahreszahlen hier weniger als fixe Abſchnitte, denn als Merkzeichen und Repräſentanten gewiſſer geiſtiger Epochen dienen ſollen, haben wir für die Anordnung unſers ganzen Werkes, chronologiſch genommen, nachfolgende Überſicht gewonnen:

Erſtes Buch: Von den erſten Anfängen des deutſchen Zeitungsweſens bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts (Klopſtock): d. i. von Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts bis 1742.

- **Erſtes Kapitel:** Von den erſten Anfängen des deutſchen Zeitungsweſens bis auf die Gründung der Leipziger Acta Eruditorum: Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis 1682.
- **Zweites Kapitel:** Von Gründung der Leipziger Acta Eruditorum bis auf Entſtehung der moraliſchen Wochenſchriften: 1682—1713.
- **Drittes Kapitel:** Von Entſtehung der moraliſchen Wochenſchriften bis zum Erſcheinen der Bremer Beiträge: 1713—1742.

Zweites Buch: Von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zum Ausbruch der franzöſiſchen Revolution (Kant): ungefähr von 1744 bis 1786.

- **Erſtes Kapitel:** Von Erſcheinen der Bremer Beiträge bis auf die Berliner Literaturbriefe: 1742—1756.
- **Zweites Kapitel:** Von Erſcheinen der Berliner Literaturbriefe bis auf die Periode der Stürmer und Dränger: 1756 — ungefähr 1770.
- **Drittes Kapitel:** Von der Periode der Stürmer und Dränger bis auf Goethe: ungefähr 1770—1786.

Drittes Buch: Von der franzöſiſchen Revolution (Kant) bis auf die Gegenwart: ungefähr von 1786 bis 1844.

- **Erſtes Kapitel:** Von Gründung der Halliſchen Allgemeinen Literaturzeitung bis auf die allgemeine Stockung des deutſchen Journalismus in Folge der franzöſiſchen Fremdherrſchaft: 1786—1813.
- **Zweites Kapitel:** Von den Freiheitkriegen bis gegen Ende der Reſtauration: 1813—1830.
- **Drittes Kapitel:** Von der franzöſiſchen Julirevolution bis auf die Gegenwart: 1830—1844.

* * *

Erſtes Buch.

Von den
erſten Anfängen des deutſchen Zeitungsweſens
bis auf
die Ausbildung des belletriſtiſchen Journalismus,

d. i.
vom Ausgang des fünfzehnten bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.
(1744.)

Erſtes Capitel.

Von den
erſten Anfängen des deutſchen Zeitungsweſens
bis auf die
Gründung der Leipziger Acta Eruditorum,
d. i.
vom Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts
bis
1682.

I.

Urſprung des Zeitungsweſens.

Wo und wann das Zeitungsweſen ſeinen Urſprung genommen, iſt eine Frage, welche in früherer Zeit die Federn der Gelehrten vielfach beſchäftigt hat. Und nicht bloß die Federn, ſondern zum Theil auch die Gemüther. Denn je unverkennbarer, von Jahr zu Jahr, die außerordentliche Wichtigkeit des Journalismus ſich herausſtellte und je ehrenvoller es daher wurde, den erſten Grund zu dieſer weltumſpannenden Macht gelegt zu haben, je ſorgfältiger bemühte man ſich auch, Einer gegen den Andern, ſeiner Nation und ſeinem Lande die Ehre dieſes Anfangs zuzuſprechen. Zum Eifer des Gelehrten trat die Eiferſucht des Patrioten.

Auch wir Deutſche ſind dabei nicht zurückgeblieben. In der Mehrzahl der Schriften, die wir im Obigen unter den Vorarbeiten im Allgemeinen aufgeführt haben, findet ſich auch die Frage nach dem Urſprung der Zeitungen mit Vorliebe behandelt. Sogar wie weit dieſe Vorliebe gegangen und daß ſie auch vor den ärgſten Geſchmackloſigkeiten, den tollſten Übertreibungen ſich nicht geſcheut hat, werden unſre Leſer bereits aus den Proben erkannt haben, welche wir im Obigen aus der Zeitungsluſt des Spaten mitgetheilt. Außerdem citirt Schwarzkopf (Über Zeitungen, p. 7.) ein eigenes Programm von Joh. Chriſtoph

Köcher: Vom Urſprung der Zeitungen, Osnabrück 1738; ferner Will's Hiſtoriſch-diplomatiſches Magazin, Bd. II. St. 3. (Nürnberg, 1782.) p. 188, Bernhard *) Meiſter's Vermiſchte hiſtor. Unterhaltungen, Zürich 1789, p. 95 und den Gothaiſchen Hofkalender von 1785, p. 95: was Alles alſo diejenigen, denen es um eine beſonders gründliche Erörterung dieſer Frage zu thun iſt, nachſchlagen und vergleichen mögen.

Doch können wir ihnen im Voraus ſagen, daß der Gewinn davon außerordentlich gering ſein wird. Denn es iſt damit gegangen, wie mit ſo vielen, wir können ſagen, den meiſten Streitfragen bis auf dieſen Tag: es iſt geſprochen und widerſprochen worden und endlich iſt Jeder bei ſeiner Meinung geblieben. Der Grund davon liegt theils darin, daß man, wie geſagt, in das wiſſenſchaftliche Intereſſe noch allerhand andere Rückſichten, patriotiſche, perſönliche und locale, hinübertrug; theils darin, daß man ſich in den Streit eingelaſſen, ohne ſich vorher über den Begriff der Sache, was denn nun eigentlich eine Zeitung ſei und was zuerſt man mit dieſem Namen nennen wolle, ins Klare geſetzt zu haben; und endlich und hauptſächlich darin, daß die ganze Frage bisher immer nur äußerlich, nur aus antiquariſchem Geſichtspunkt, betrachtet und ſowohl der Angriff, wie die Vertheidigung bisher immer nur mit äußerlichen Waffen, mit alteſten Zeitungsblättern und dergleichen, geführt worden iſt. Dieſe gehören auch dazu, gewiß; aber für ſich allein können ſie den Streit nicht entſcheiden. Schon darum nicht, weil bei der völligen Zerſtreutheit, in welcher dieſe älteſten Documente ſich befinden, Niemand im Stande iſt, das Zeitungsblatt, welches er für das erſte und älteſte hält, auch wirklich als das älteſte nachzuweiſen. Jede Folgerung daher, die man auf ein angeblich älteſtes Zeitungsblatt bauen möchte, wird vielleicht ſchon nach wenig Jahren durch einen glücklicheren Fund, ein älteres Document wieder umgeſtoßen ſein: oder wenigſtens ſie unterliegt dem Verdachte, daß dies jeden Augenblick geſchehen kann. Auch kommt es nur auf die Ausdehnung an, die man der Unterſuchung geben will, um ſie überhaupt in eine

---

*) Soll heißen Leonhard.

Zeit und auf ein Gebiet hinüberzuſpielen, wo von Documenten und Nachweiſen nicht wohl geſprochen werden kann; wie z. B. diejenigen thun, welche den Urſprung der Zeitungen bei den alten Römern oder auch im Morgenlande ſuchen. Auf dieſe Weiſe alſo ſteht kein Reſultat, geſchweige denn eine Einigung zu erlangen.

Ohne daher die antiquariſche Seite der vorliegenden Frage ganz ablehnen und ihrer Beantwortung auch in dieſem Sinne uns völlig überheben zu wollen, ſo glauben wir doch, der Frage nach dem äußerlichen Urſprung der Zeitungen vielmehr eine andere vorausſchicken zu müſſen, deren Beantwortung uns gleichſam erſt den Grund und Boden gewähren wird, um auch über jene mit leidlicher Gewißheit zu entſcheiden: die Frage nämlich nach den inneren Bedingungen, durch welche die Entſtehung der Zeitungen ſowohl möglich, wie nöthig geworden iſt. Mit andern Worten: wir appelliren von der Zufälligkeit des hiſtoriſchen Documents an die Nothwendigkeit der hiſtoriſchen Idee.

Die Materialien zur Beantwortung dieſer Frage ſind im Weſentlichen in der Einleitung gegeben. An dieſe daher werden wir im Nachſtehenden wieder anknüpfen.

Und zwar zunächſt an dasjenige, was daſelbſt über die Entwicklungsgeſetze geſagt worden iſt ſowohl der Geſchichtſchreibung, als der Geſchichte ſelbſt. Wir haben darauf hingedeutet, wie durch alle Geſchichte und alle Zuſtände ein gewiſſer demokratiſcher Zug geht: ein Zug, meinen wir, vermöge deſſen alles Beſitzthum und alles Intereſſe Anfangs zwar in den Händen wenig einzelner bevorzugter Perſonen, einzelner Familien, Kaſten und Körperſchaften ſich befindet: mit der fortſchreitenden Entwicklung aber, unwiderſtehlich, in immer weiteren Ringen, wächſt und wächſt der Kreis der Berechtigten: bis endlich die Geſammtheit des Volks, die ganze große Menge der Nation, ja in letzter Inſtanz die geſammte Menſchheit zu gleichen Theilen in das Erbe jener Einzelnen eintritt. Die Welt ſoll Jedem, darum muß ſie Allen — ſie ſoll Allen, darum muß ſie Jedem gehören. Dies iſt das vornehmſte Princip, es iſt die Weſenheit und natürliche Eigenſchaft aller Entwicklung, die Nativität gleichſam, die unvermeidliche, die von Uranfang allen Rechten und allem Beſitzthum geſtellt iſt, dem materiellen nicht minder, als dem geiſtigen.

Und dieſem zumal. Denn es iſt ein Vorzug gerade des geiſtigen Beſitzthums unermeßlich theilbar zu ſein, ohne dadurch an ſeiner Kraft und ſeinem Werthe zu verlieren. Im Gegentheil, es iſt mit ihm, wie mit der Liebe: es weggebend gewinnt man, es theilend verdoppelt man ſeine Kraft.

Eines der vorzüglichſten Werkzeuge nun, durch welche dieſes demokratiſche Princip der Geſchichte ſich verwirklichte, iſt der Journalismus. Er iſt durch und durch ein demokratiſches Inſtitut, ebenſo wie die Buchdruckerkunſt, die Eiſenbahnen und überhaupt alle weltbewegenden, Epoche machenden Erfindungen, welche dem menſchlichen Geiſt jemals gelungen ſind. Denn wie Alles, in ſeinen letzten Gründen, aus dem Volke hervorgeht, ſo muß auch Alles, in ſeinen letzten Spitzen, wieder dem Volke zu Gute kommen.

Oder denken wir uns einen Augenblick zurück in die Epoche der Entſtehung der Zeitungen. Damals, zu den Ereigniſſen der Zeitgeſchichte, zu der Unmittelbarkeit ſeiner eigenen Schickſale, welches Verhältniß konnte der große Haufe des Volks einnehmen? War ein anderes denkbar, als nur das Verhältniß einer blinden, geiſt- wie willenloſen Unterwerfung? Die Gleichgiltigkeit gegen das Allgemeine, die bornirte Abgeſchloſſenheit einſeitig egoiſtiſcher Intereſſen, war ſie damals nicht eine unvermeidliche Nothwendigkeit? Kenntniß iſt Macht: wenn überall, ſo namentlich in Beziehung auf die politiſchen Verhältniſſe, die uns ſelbſt unmittelbar umgeben. Aber dieſe Kenntniß ſtand damals, ehe der Heroldruf der Zeitungen die gefeſſelten Geiſter weckte, von Niemand zu erlangen, es ſei denn von denjenigen, welche vermöge ihrer Geburt, ihres Reichthums, ihres amtlichen Einfluſſes, ſelbſtſchaffenden Antheil an den Ereigniſſen des Tages hatten. Von der Geſchichte wußte nur, wer ſelbſt Geſchichte machte. Aber dieſer ſind zu allen Zeiten nur wenige geweſen; die Mehrzahl waren Paria's, Futter fürs Pulver, nur vorhanden, um durch ihre unterſchiedloſe Maſſe die Abgründe auszufüllen, in welche die Privilegirten, wetteifernd um den Beſitz der Macht, ſich wechſelsweis zu ſtürzen ſuchten. Auf ihre Scholle beſchränkt, ausgeſchloſſen von der herzerquickenden, geiſtbefreienden Ausſicht in die Geſchichte, waren ſie im beſten Fall den fabelhaften Berichten eines heimkehrenden Pilgers, den Aufſchneidereien eines Landsknechtes oder den berechnenden Märchen eines wandernden Krämers Preis gegeben. Gewißheit über die Ereigniſſe erlangten ſie erſt in dem Augenblick, wo dieſe ſelbſt auch ihre ſtille Hütte zerſchmetterten. Und auch dann zumeiſt war dieſes Factum des Unterganges das Einzige, was ſie erfuhren; das Warum, Für wen, Wozu? blieb ihnen in den meiſten Fällen ein unklares Räthſel, um deſſen Löſung ſie ſich kaum bekümmerten.

Wir brauchen nicht weiter auszuführen, wie erbärmlich dieſer Standpunkt war und wie tief die verderbliche Wirkung deſſelben eingreifen mußte. Die Geſchichte, dieſe glänzendſte Offenbarung Gottes, war für die ungeheure Mehrzahl der damaligen Menſchheit zu einem bloßen unvernünftigen Zufall herabgeſunken, einer feindlichen Naturerſcheinung, gleich dem Hagelſchlag, der ihre Felder verwüſtete: dergeſtalt, daß von jener Selbſtändigkeit der Einſicht, jenem Muth der Überzeugung, die allein im Stande ſind, das freie Recht des Geiſtes vor der Brutalität der Thatſachen zu ſchützen, überall keine Rede ſein konnte.

Nicht anders, als mit dieſen Intereſſen der Politik und des praktiſchen Lebens, war es auch mit allen Angelegenheiten der Kunſt, der Wiſſenſchaft und überhaupt mit Allem beſtellt, was das Leben geiſtig bereichert und erhebt. Auch hier gab es keine Öffentlichkeit, mithin kein gemeinſames Streben, kein bewußtes Ineinandergreifen, keinen lebendigen und allgemeinen Umſchwung der Ideen. Einſam und mühſelig, von ſeinem Nachbar nichts wiſſend, durch keine Theilnahme des Publikums getragen, keinen Fleiß der Mitſtrebenden gefördert, trieb auch hier ein Jeder ſeine Maulwurfsarbeit vor ſich hin. Auch hier war nur denjenigen, die an der wiſſenſchaftlichen Bewegung der Zeit unmittelbaren Antheil nehmen konnten, die Kenntniß ihres Ganges, der Genuß ihrer Reſultate vergönnt. Die Gelehrten ſchrieben nur für Gelehrte, oft nur für ſich ſelbſt: ja ſelbſt der Poet, um überhaupt nur Ohren zu finden, die ihn hörten, mußte ſich auf die kleinlichen Intereſſen ſeiner Landſchaft, ſeiner Stadt, ſogar ſeines Standes und ſeiner Zunft beſchränken. Wie der

Menſch einmal war, ſo blieb er; jener feine und doch ſo gewaltige pädagogiſche Einfluß, welchen gegenwärtig die Geſammtheit des Publikums, die Stimmung der Zeit auf die Entwicklung des Talentes ausübt, mangelte, weil das Organ mangelte, durch welches dieſe Erziehung vor ſich geht: der Journalismus. —

Und dagegen nun, wie mit einem Zauberſchlage, das glänzende Bild unſrer gegenwärtigen Zuſtände! Alle Völker Europa's, was ſag ich? die Völker der Erde, von Pol zu Pol, alle vereinigt in eine einzige Familie, einen einzigen großen Leib, deſſen entfernteſtes Glied, deſſen kleinſten Nerv du nicht berühren kannſt, ohne daß die leiſeſte Berührung, die geringſte Veränderung in demſelben Moment, in ſympathetiſchem Fluge, den geſammten Leib durchzuckt! Wo iſt eine Entfernung ſo groß, daß die Zeitungen ſie nicht überwunden hätten? wo ein Winkel der Erde ſo entlegen, daß er nicht an Allem, was in den Mutterſtätten der Bildung, den Wohnſitzen der Geſchichte ſich ereignet, lebendigſten Antheil nehmen könnte? Politiſch, wie literariſch, iſt die Phyſiognomie der Welt durch die Zeitungen völlig verändert und neu gebildet worden. Das ſtolze Vorrecht der Kenntniß, das die Regierenden ehemals behaupteten, iſt auf ewig zerſtört; es giebt kein Geheimniß der Kabinete, keine verborgene Weisheit der Diplomaten mehr, dieſelben Räthſel der Geſchichte, der Statiſtik, der Diplomatie, an denen ehemals ſelbſt unſre Gelehrteſten mit ehrfürchtiger Scheu herumknuſperten, werden tagtäglich in unſern Zeitungen zur Kenntniß einer ganzen Welt gebracht. Darum noch einmal, Kenntniß iſt Macht! Weil die Zeitungen von der Zeit wiſſen, ſo ſind ſie auch ihr Gewiſſen geworden; ſie berichten nicht bloß, ſondern auch ſie richten. Wir haben es geſehen, wie die Macht der Zeitungen, das iſt die Macht des ausgeſprochenen öffentlichen Bewußtſeins, größer war, als die Macht der Bajonnette. Heiligkeit der Eide, Rechte des Volks, Rechte der Menſchheit?! Bah! — Aber die Feder des Zeitungsſchreibers fürchten ſie.

In demſelben Maße aber und auf eben demſelben Wege, wie der Kreis unſrer politiſchen Theilnahme und ſogar unſrer politiſchen Rechte ſich durch die Zeitungen erweitert hat, ebenſo haben auch die wiſſenſchaftlichen Intereſſen an Ausdehnung und Kraft gewonnen. Auch hier iſt keine Zelle mehr ſo klein, keine Hütte ſo niedrig, daß nicht der Journalismus mit ſeinen hunderttauſend Armen hunderttauſend Geſchenke hineinreichen und in den dürftigſten Raum die Bildung einer Welt ausſchütten ſollte. Die mönchiſch mittelalterliche Trennung hat aufgehört; jeder kleinſte Fortſchritt einer einzelnen Wiſſenſchaft, jede früheſte Entdeckung eines einzelnen Gelehrten wird unmittelbar, durch die ewig rinnenden Kanäle des Journalismus, zum Beſitzthum Aller: — dieſelben Kanäle, welche wiederum jedem Einzelnen mit jedem neuen Morgen eine neue Fülle befruchtender Ideen, unterſtützender Thatſachen zuführen. Mit Einem Wort: wohin der Gelehrte ſich wendet, gebend, empfangend, fühlt er ſich inmitten des Publikums, das heißt jener wunderſamen Allgemeinheit, die der Journalismus geſchaffen hat und die uns unendlich dichter umgiebt, unendlich tiefer in unſer geſammtes Daſein eingreift, als wir gegenwärtig, im unmittelbaren Genuß all dieſer Wirkungen, es uns ſelbſt noch zum Bewußtſein bringen können. —

Und nun das Ziel von dieſem Allen? Es iſt im Obigen bereits genannt: die Theilnahme Aller an Allem, die eigentliche Einkehr des Himmels auf der Erde, in der gleichmäßigen Erfüllung aller der Anſprüche an Glück und Wohlfahrt und jeden menſchlichen Genuß, die uns Allen gleichmäßig angeboren ſind.

Eben dies aber haben wir in der Einleitung als die Aufgabe wie aller Geſchichte, ſo beſonders unſrer modernen Zeit erkannt, als deren Anfang und eigentlichen Ausgangspunkt wir die Reformation bezeichneten. Es fallen mithin der Journalismus und die moderne Zeit in ihrem weſentlichen Inhalt als gleichbedeutend zuſammen: und iſt mithin erſt mit dem Eintritt der modernen Zeit, und ſpeciell alſo mit der Reformation, als dem erſten Anfang dieſer neuen Epoche, der Journalismus ſelbſt möglich geworden.

Aber mit ihr auch nöthig. Es iſt das alte Hiſtörchen von der Henne und dem Ei: ſie bedingen ſich gegenſeitig und haben Eines ohne das Andere nicht werden können. Ohne die allgemeine Erſchütterung der Welt, welche die Reformation einleitete und begleitete, ohne dieſen großartigen Stoff, dieſes allverbreitete Intereſſe, welches ſie darbot, womit hätten jene früheſten fliegenden Blätter ihre Spalten füllen, wodurch das

Inſtitut der Zeitungen ſich den Völkern wünſchenswerth und bald unentbehrlich machen wollen? Aber auch, wie hätte die Erſchütterung ſelbſt ſo allgemein, die Theilnahme ſo gewaltig werden können, wenn der Reformation und den Ereigniſſen, welche ſich, nach vor- und rückwärts, an ſie anſchließen, nicht eben dieſe fliegenden Blätter zu Gebote geſtanden hätten, Sturmvögel gleichſam, die ſie vor ſich herſandte, die ſchwellende Woge der Geſchichte zu verkündigen? — Eine große gemeinſame Angelegenheit ſollte plötzlich die ſo lange zerſplitterten deutſchen Stämme in einem gemeinſchaftlichen Intereſſe vereinigen; das Volk ſelbſt, die große antheilloſe Menge, die bis dahin in ſtumpfer Selbſtſucht vor ſich hingelebt hatte, ſollte plötzlich in die Bewegung der Geſchichte hineingezogen und aller Unterſchied der Stände, alle Entfremdung des Ranges in der gemeinſamen Begeiſterung für das Recht und die Freiheit aufgehoben werden. Mit den gewöhnlichen Mitteln wäre hier nicht auszukommen geweſen; es bedurfte einer neuen Erfindung, die pfeilſchnell, gleich dem Funken der elektriſchen Kette, alle Stände, alle Orte, alle Gegenden durchläuft und überall die Herzen erwärmt, die Geiſter entzündet: einer Erfindung, die ſich Niemandem verſagt, ja die ſelbſt dem Allerunterſten im Volk, dem Weggeworfenen, Rechtloſen, durch die Einſicht, die ſie ihm in den Gang der Ereigniſſe eröffnet, das unſchätzbare Recht einer eigenen Überzeugung, einer freien Parteinahme gewährt. Dieſe Erfindung waren die Zeitungen.

Demgemäß haben wir den Urſprung des Zeitungsweſens nicht mehr als etwas Zufälliges oder Willkürliches zu betrachten, das beliebig hier oder dort, jetzt oder künftig geſchehen konnte; ſondern es ſtellt ſich dar als eine nothwendige Bedingung, ein unentbehrliches Werkzeug, deſſen die moderne Zeit ebenſo zu ihrer Verwirklichung bedurfte, wie es ſelbſt folgerecht nur im Zeitalter der Reformation und alſo nur auf deutſchem Boden entſtehen konnte. Denn die moderne Zeit, wie ſie in ihrer politiſchen und ſocialen Entwicklung zuerſt in Frankreich zum Bewußtſein gekommen iſt, ſo hat ihre früheſte kirchliche Offenbarung zuerſt in Deutſchland Statt gefunden. Deutſchland iſt das Mutterland der Reformation. Von ihm iſt jener Strom der Bewegung ausgegangen, der, nachdem er die übrigen Reiche

Europa's erſchüttert und gereinigt hat, jetzt endlich ſeine beſänftigte Welle auch zu uns zurückzulenken ſcheint. Und darum haben wir, von vorn herein und abgeſehen von allen hiſtoriſchen Beweiſen, ein Recht, die Anfänge des Journalismus zunächſt in Deutſchland zu ſuchen.

Wo aber ein Fortſchritt einmal *innerlich* möglich, ſogar nothwendig geworden iſt, da fehlt es der Geſchichte auch niemals an Mitteln, ihn auch *äußerlich* ins Werk zu ſetzen. So gehen auch der Entſtehung des Journalismus zwei andere Ereigniſſe voraus, ohne die jene ſelbſt niemals hätten Statt haben können. Wir meinen die *Erfindung der Buchdruckerkunſt* und die allmälige Bildung des *Poſtweſens*.

Über die allgemeine Bedeutung der erſteren hier noch etwas zu ſagen, wäre thöricht; jede Zeile, die gedruckt wird, und ob ſie eine Schmähung Gutenberg's enthielte, iſt ſein Lob. Nur hindeuten wollen wir auf die ganz beſondere und untrennbare Beziehung, die zwiſchen der Erfindung der Buchdruckerkunſt und der Entſtehung des Journalismus Statt findet. Der Journalismus iſt ohne die vermittelnde Macht der Preſſe überhaupt undenkbar; wiederum aber mit dem erſten Buche, das gedruckt war, war auch das Princip aufgeſtellt, aus welchem der Journalismus ſich mit der Zeit nothwendig entwickeln mußte. Der Journalismus iſt die vollendetſte Anwendung, zu welcher die Erfindung Gutenberg's gebracht werden konnte; er iſt, ſo zu ſagen, die Preſſe in der höchſten Potenz, ein energiſcher Auszug und Inbegriff aller der Wirkungen, welche die Buchdruckerkunſt überhaupt ausübt. Es iſt daher ein ſehr richtiger Inſtinkt des Sprachgebrauches, wenn man neuerdings anfängt, unter der einfachen Bezeichnung der Preſſe hauptſächlich und vornämlich die Tagespreſſe zu verſtehen. Nicht zwar, als ob alle Literatur ſich ſchließlich in Journaliſtik auflöſen und Kunſt und Wiſſenſchaft in den Spalten unſrer Zeitungen untergehen wird: aber den erſten Rang wird ſie behaupten, ſie wird, wie ein Ocean, alle übrigen Strömungen der Literatur in ſich aufnehmen, und das um ſo mehr, je gebildeter unſer Volk werden und je freier, in ſelbſtbewußter Arbeit, ſein hiſtoriſches Daſein ſich bewegen wird. Urtheile man hienach, was von den Bemühungen derjenigen zu halten, welche die Literatur zwar übrigens pflegen und unterſtützen wollen, aber die Tagespreſſe, den eigentlichen Nerv der Literatur, zerſtören ſie. Sie wollen Früchte ernten: aber die Krone des Baumes haben ſie abgeſchnitten.

Wir dürfen dabei nicht verſchweigen, daß es zu verſchiedenen Zeiten, in alten ſowohl, wie in neuen und neueſten, auch geſchriebene Zeitungen gegeben hat: vgl. Schwarzkopf über Zeitungen, p. 8 fgg. Allein theils (und von dieſen werden wir ſogleich noch ſprechen) fallen dieſelben in ſolche Zeiten, wo, aus inneren Gründen, an einen wirklichen Journalismus überhaupt noch nicht zu denken iſt; theils, wo ſie den gedruckten Zeitungen zur Seite gehen, verdanken ſie ihren Urſprung immer nur ganz localen und meiſt ſo abſonderlichen Beziehungen, daß ſie nur als eine zufällige Abnormität zu betrachten und daher dem eigentlichen Zeitungsweſen, deſſen innerſtem Princip, dem Princip der Öffentlichkeit und Allgemeinheit, ſie eben durch ihre Abſonderlichkeit widerſprechen, in der That kaum beizuzählen ſind. —

Die zweite Vorausſetzung, ohne welche der Journalismus niemals entſtehen, oder doch niemals denjenigen Umfang und Einfluß gewinnen konnte, deſſen er gegenwärtig genießt, iſt das Poſtweſen. Auch das Poſtweſen iſt, ſeinem Begriffe nach, ebenſo ſehr eine Erfindung, als ein Bedürfniß der modernen Zeit. Die Iſolirtheit des Mittelalters mußte nicht bloß geiſtig, ſie mußte auch räumlich überwunden werden; die Länder mußten ſich verknüpfen, die Völker ſich näher rücken, um ſo allmälig jene große Weltbühne zu bilden, welche allein im Stande iſt, dem Drama der neuen Zeit, das iſt: der allgemeinen Verwirklichung der Freiheit und Menſchlichkeit, zum Schauplatze zu dienen. Es iſt daher völlig conſequent, daß, wie die Erfindung der Buchdruckerkunſt und weiterhin die Entſtehung der Zeitungen, ſo auch die Anfänge des Poſtweſens mit den Anfängen der modernen Zeit, alſo mit dem Zeitalter der Reformation, zuſammenfallen. Schon in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war eine Poſtroute durch Tyrol eingerichtet worden, welcher 1516 eine Poſt zwiſchen Brüſſel und Wien, ſowie wenige Jahre darauf (1522, bei Gelegenheit des Reichstags, der damals in Nürnberg gehalten wurde) eine dritte zwiſchen Wien und Nürnberg folgte. Vgl. von Beuſt's Verſuch einer ausführlichen Erklärung des Poſtregals ꝛc., Jena 1747. Th. I., p. 101 bis 206. Es iſt richtig, daß bei dieſen früheſten Poſteinrichtungen an den Nutzen des Publikums und den Verkehr der Nationen wohl mit keinem leiſeſten Gedanken gedacht worden war. Vielmehr hatte man ſie urſprünglich nur zum perſönlichen Dienſt des Kaiſers, ſpäterhin des Reichstages, und ſogar in Oppoſition gegen die bis dahin üblichen Verkehrsmittel gegründet; worüber das Nähere bei Beuſt a. a. O. nachzuſehen iſt. Aber ebenſo richtig iſt es auch, daß die Selbſtſucht der Einzelnen zuletzt immer nur dem Vortheil der Geſammtheit in die Hände arbeitet und daß ein Werk, durch welches ein hiſtoriſcher Fortſchritt gefördert wird, dadurch in ſeinem Werthe nichts verliert, weil ſeine erſten Gründer nur dem Antrieb ihres Eigennutzes folgten. So iſt es auch mit den Poſten ergangen. Aus den Reichsboten ſind Volksboten geworden, aus dem Dienſt der Kabinette ſind ſie übergegangen in den Dienſt des Publikums: und nur in dem wucheriſchen Zins, den die Mehrzahl unſrer Regierungen von der Verwaltung der Poſten erhebt, iſt uns ein Merkmal ihres Urſprungs übrig geblieben.

Was nun ſpeciell das Verhältniß der früheſten Poſteinrichtungen zur Entſtehung des Zeitungsweſens betrifft, ſo liegen die Vortheile, welche den Zeitungen dadurch erwachſen ſind, zu ſehr auf der Hand, als daß wir uns bei einer ausdrücklichen Auseinanderſetzung derſelben aufhalten dürften. Nur eines, worauf ſchon Schwarzkopf (üb. Zeitungen, p. 24 ſqq.) aufmerkſam gemacht, wollen wir den Leſern in Erinnerung bringen: nämlich, daß von Alters her bis auf die neueſte Zeit meiſt ſolche Städte die hauptſächlichſten Sitze der Zeitungsliteratur gebildet haben, welche von den vornehmſten Poſtcourſen berührt werden. So läuft frühzeitig, parallel den beiden großen Poſt- und Handelsſtraßen der damaligen Zeit, den Straßen zwiſchen Nürnberg und Venedig, ſowie zwiſchen Brüſſel und Wien, eine Reihe von Zeitungen, von denen die zu Frankfurt, Augsburg und Köln ſich bis auf dieſe Stunde an der Spitze des deutſchen Zeitungsweſens erhalten haben; ſo iſt (und war namentlich im Laufe des vorigen Jahrhunderts) der Rhein, dieſe belebteſte Waſſerſtraße Deutſchlands, auf beiden Ufern »mit Zeitungsfabriken eingefaßt.« (Schwarzkopf a. a. O.

p. 25.) Selbſt kleinere Städte, wie Lippſtadt, Kempten, Neuwied und ähnliche, die an und für ſich völlig außer Stande geweſen wären, bedeutende Zeitungen zu unterhalten, wurden durch den zufälligen Umſtand, daß ſie an einer derartigen Route lagen, vielleicht ſogar einen Central- und Knotenpunkt derſelben bildeten, zum Sitz weitverbreiteter und einflußreicher Zeitungen; wogegen Reſidenz- und Hauptſtädte, ſelbſt Provinzen und Länder, welche dieſer localen Begünſtigung entbehren, bis auf die neueſte Zeit genöthigt geweſen ſind, ihren Zeitungsbedarf von fremdher zu beziehen. Auch dies iſt nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des Zeitungsweſens geblieben, daß, in Folge der eben angedeuteten Verhältniſſe, in den älteren Zeiten die Abfaſſung und Ausgabe der Zeitungen ſich in der Regel in den Händen der Poſtmeiſter befand und gleichſam mit zu den Verrichtungen ihres Amtes gerechnet wurde: wofür uns im Folgenden die Geſchichte der Frankfurter Zeitungen ein intereſſantes Beiſpiel bieten wird. Einſtweilen vergl. Schwarzkopf über politiſche und gelehrte Zeitungen ꝛc. zu Frankfurt a. M. p. 11 bis 19. —

Nach dieſem Allen nun und nachdem wir geſehen haben, wie die Zeitungen durchweg ein Erzeugniß des modernen, insbeſondere des deutſchen Lebens ſind, und früher oder auf einem anderen Boden weder innerlich möglich, noch äußerlich herſtellbar waren: ſo werden unſre Leſer nunmehr ſelbſt entſcheiden können, was von den Anſprüchen zu halten iſt, welche von früheren Zeiten und andern Völkern auf die Ehre dieſer Erfindung gemacht werden. Wir werden ſpäterhin Gelegenheit finden, den Irrthum, der dieſen vermeintlichen Anſprüchen der Italiener, der Franzoſen und ſonſtiger moderner Völker zu Grunde liegt, des Näheren nachzuweiſen. Hier wird es genügen, nur zwei Thatſachen zu erwähnen, welche noch in neuerer Zeit und von gelehrten Männern gegen den deutſchen Urſprung der Zeitungen eingewendet worden ſind und die allerdings einigen Anſchein des Rechtes für ſich haben. Das ſind die orientaliſchen, beſonders die chineſiſchen Zeitungen und die Acta diurna des alten Rom.

Um von den letzteren, als den bei Weitem intereſſanteſten, zuerſt zu ſprechen, ſo müßten wir, wenn Alles das wahr wäre, was die Gelehrten ſich und uns davon aufgebunden haben, in den Acta diurna allerdings Anfang und Vorbild unſrer gegenwärtigen Zeitungen erkennen. Denn was ſollten ſie nicht enthalten? Die täglichen Begebenheiten der Hauptſtadt, wie der Provinzen, die Ankunft und Abreiſe vornehmer Herren, die Neuigkeiten der Fiſch- und Fleiſchmärkte, die Prügeleien der Wirthshäuſer, wo das Wetter eingeſchlagen hatte, wo eine Hochzeit, eine Scheidung, ein Begräbniß Statt gefunden, Bankerotte, Hinrichtungen, Proceſſe, kurzum den ganzen Kram unſrer heutigen Klatſch- und Tageblätter. Siehe beſonders Maternus von Cilano's Ausführliche Abhandlung von den römiſchen Alterthümern 1775. Thl. I. p. 401 bis 407. Es fehlte nichts, als daß man auch den Zeitungsſtempel und die Cenſur nachwies: und bekanntlich hat dieſe letztere wirklich nicht gemangelt.

Allein bei Lichte beſehen, ſo ſind alle dieſe ſchönen Neuigkeiten der Mehrzahl nach theils muthwillige Erfindungen, theils die Frucht gröblicher Mißverſtändniſſe. Die Sache ſelbſt aber beſchränkt ſich auf Folgendes.

In den älteſten Zeiten, zu den Zeiten, könnte man ſagen, der römiſchen Theokratie, wo ſich ein anſehnlicher Theil der politiſchen Macht noch in den Händen der Prieſterſchaft befand, gehörte es zu den Verpflichtungen des Pontifex Maximus, welchem bekanntlich auch die Eintheilung des Jahres, ſowie Einrichtung des öffentlichen Kalenders oblag, gewiſſe Regiſter über die Ereigniſſe des Jahres abzufaſſen und, zur Kenntnißnahme des Publikums, in der Nähe ſeiner Wohnung öffentlich auszuſtellen. Dies ſind die ſogenannten Annales Pontificum, auch Annales Maximi oder, wie ſie in älteſter Zeit, vor der Eroberung Roms durch die Gallier, von dem Stoffe genannt wurden, auf welchem man ſie damals verzeichnete, libri lintei, leinene Bücher. Im Laufe der Zeit aber, wie das Pontificat allmälig zu einer machtloſen Würde, einem leeren Titel herabgeſunken, die politiſche Gewalt dagegen ausſchließlich an den Senat und andere weltliche Körperſchaften übergegangen war, ſo traten auch die Acta Pontificum allmälig zurück und verſchwinden endlich, etwa ſeit dem Jahre der Stadt 621. völlig. An ihre Stelle treten nun die Acta Senatus, mit der Einſchränkung jedoch, daß dieſe bloß ein fortlaufendes Protocoll der Senatsverhandlungen enthielten. Auch wurden ſie zwar noch im Ärarium niedergelegt und den Geſchichtſchreibern und wer ſich ſonſt dafür intereſſirte, zur Einſicht verſtattet; aber öffentlich ausgeſtellt, zu allgemeiner Kenntniß des Publikums, wurden ſie nicht mehr. Erſt Julius Cäſar ſtellte auch dies wieder her, ohne Zweifel, um ſich dem Volk gefällig zu erweiſen und weil er wußte, wie bedeutungslos nachgerade die Verhandlungen des Senats geworden waren und wie wenig es daher Noth that, die Protokolle derſelben zu verheimlichen. Zwar Schloſſer, in einem gleich näher anzuführenden Aufſatze über die Zeitungen der Römer, ſchiebt dieſer Veröffentlichung einen viel edlern Beweggrund unter. »Cäſar,« ſagt er, »der eine Art conſtitutioneller Monarchie im Sinne hatte, konnte ohne Bedenken auf Öffentlichkeit dringen.« Wäre dieſe Auslegung richtig, ſo würde allerdings auch dem Producte dieſer Öffentlichkeit, den Acta ſelbſt, eine ungleich größere Bedeutung beizulegen ſein, als dieſelben bis dahin behauptet haben. Denn ſie wären dann nichts Geringeres, als ein Verſuch Cäſar's, das römiſche Volk politiſch umzubilden und das, was Schloſſer »eine Art conſtitutioneller Monarchie« nennt, des Näheren vorzubereiten. Allein bei aller Ehrfurcht vor dem Scharfblick und der außerordentlichen Kenntniß des berühmten Hiſtorikers, ſo ſcheint er uns doch in dieſem Punkte ſowohl den politiſchen Charakter Cäſars, als namentlich den Geſammtcharakter der Zeit verkannt zu haben: und kann der Verfaſſer daher die Zweifel, die er bereits vor Jahren in ſeiner Dissertatio de fontibus, quos in conscribendis rebus inde a Tiberio usque ad mortem Neronis gestis auctores veteres secuti videantur, Hal. Sax. 1838. p. 16., dagegen geäußert hat, hier nur aufs Neue wiederholen.

Auch hatte dieſe Schöpfung Cäſar's keinen langen Beſtand. Schon Auguſtus unterdrückte ſie, vermuthlich weil er ſich des Senats nicht völlig ſicher fühlte und doch, ſeinem Charakter gemäß, vor jenen Handlungen der Gewalt, durch welche ſeine Nachfolger ſowohl die Verhandlungen ſelbſt, als die Protokolle derſelben von allem Anſtößigen frei erhielten (man erinnre ſich nur an die Geſchichte des Cremutius Cordus Tac. Ann. IV. 34.) eine gewiſſe Abneigung verſpürte. Dagegen ſtellte Tiberius (und dies möchte ein ſchlagender Beweis ſein, daß in der ganzen Einrichtung nichts Conſtitutionelles lag, noch liegen konnte, weil ſie ſonſt gewiß nicht eben von Tiberius wäre erneuert worden) die Veröffentlichung der Auszüge wieder her, vermuthlich aus denſelben Motiven, welche nach unſerer Anſicht, den Julius Cäſar dabei geleitet hatten. Wie lange ſie demnächſt beſtanden, iſt nicht völlig nachzuweiſen. Den ſogenannten Verfaſſern der Kaiſergeſchichte (Scriptores historiae Augustae) haben ſie noch als Hauptquelle gedient, ſ. Heyne in den Opuscula, VI. p. 64. 65. bis ſie endlich im dritten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung, unter den ſtets erneuten Tumulten der Militärherrſchaft, ihren Untergang gefunden zu haben ſcheinen. Zwar tauchte ſpäterhin, am byzantiniſchen Hofe, etwas Ähnliches wieder auf, aber in ſo veränderter Geſtalt, als breviaria principum, registra scribarum ꝛc. und mit ſo entſchiedenem Übergewicht des höfiſchen Elementes, das urſprünglich in dem ganzen Inſtitute lag, daß man es nicht mehr hieher rechnen kann.

Dies alſo ſind jene Acta populi oder Acta diurna, auch Acta ſchlechthin, welche man vornämlich im Sinne hat, wenn von altrömiſchen Zeitungen geſprochen wird. Ihr Inhalt beſchränkte ſich urſprünglich, wie geſagt, auf Auszüge aus den Senatsverhandlungen, ſoweit die Kaiſer eben für gut befanden, dieſelben zur Kenntniß des Publikums gelangen zu laſſen. Doch trat ſchon unter Tiberius, wie unter Anderm aus der Erzählung bei Dio Caſſius, LVII. 21. hervorgeht, einiges Neue hinzu, namentlich die Nachricht von öffentlichen Strafen und Belohnungen, von Beförderungen und Entſetzungen, von öffentlichen Bauten und dergleichen. Ein beſonders reichhaltiges Kapitel aber und den eigentlichen Kern des Inhalts bildeten die Perſonalnachrichten über die Imperatoren und deren Familien: wie hier die Schmeichler des Senats einen neuen Ehrentitel erfunden, wie dort eine goldene Statue, ein prunkvoller Siegeseinzug decretirt worden, wie ein andermal die Mutter des Imperators oder ſeine Frau oder am liebſten ſein Kebsweib die Kniebeugungen der Senatoren, die Huldigungen des Volkes empfangen hat u. ſ. w. Mit Einem Worte: es waren Hofnachrichten und daher die Acta ſelbſt, wenn überhaupt als Zeitung, zum höchſten als Hofzeitung, als ein Staatskalender in nuce und ausſchließliches Eigenthum des Hofes zu betrachten. Sogar, ob ſie der Benutzung des Publikums nur inſoweit offen geſtanden, daß ſie demſelben als Anzeigeblatt für den Verkehr des bürgerlichen Lebens gedient haben, iſt, um wenig zu ſagen, ſehr zweifelhaft: theils, weil die Römer für dieſen Verkehr bereits ihre beſtimmten Formen (die Ausrufer, die Anſchlagezettel u. dgl.) hatten, theils und hauptſächlich, weil alle Beweisſtellen, mit denen man dieſe Behauptung unterſtützen will, eine genauere Prüfung nicht aushalten, ja zum großen Theil als betrügliche Machwerke einer weit jüngern Zeit bereits nachgewieſen ſind. Vgl. über dieſen ganzen Gegenſtand Niebuhr's Röm. Geſchichte, Thl. 1. p. 168. fgg. der zweiten Ausgabe, C. F. Schloſſer in Schloſſer und Bercht's Archiv für Geſchichte und Literatur, Bd. 1. p. 80 bis 106., Zell im Morgenbl. für gebild. Leſer, Jahrg. 1835, p. 581 bis 598., Beckmann's Geſchichte der Erfindungen, II. 239 und IV. 309., ſowie die bereits genannte Abhandlung des Verfaſſers, p. 14 bis 20., wo ſich außer einer erſchöpfenden Angabe der betreffenden Literatur auch alle diejenigen Stellen nachgewieſen finden, in denen die alten Schriftſteller ſelbſt der Acta Erwähnung thun.

Ganz ebenſo verhält es ſich auch mit den chineſiſchen Zeitungen, rückſichtlich deren wir, in Ermangelung eigener Kenntniß, nur auf dasjenige verweiſen können, was Schwarzkopf über Zeitungen, p. 62. und ausführlicher im Allgem. Literar. Anzeiger, Jahrg. 1801. Nr. 35. p. 329 bis 333. darüber geſammelt hat. Auch die Zeitungen, welche von Uralters her bis auf die gegenwärtige Zeit in China, ferner in Japan, Delhi und einigen andern Ländern des Orients erſcheinen *),

---

*) Die Verbindungen, welche England durch ſeine neueſten Siege den Chineſen aufgenöthigt hat, werden nun wohl in kurzer Zeit ganz Europa mit derartigen Curioſitäten überſchwemmen; wie denn ſchon der letzte Krieg mehre ſehr ergötzliche Dokumente chineſiſcher Journaliſtik geliefert hat. Einſtweilen wollen wir diejenigen unſrer Leſer, welche dergleichen noch nicht geſehen haben, auf die ausführliche Beſchreibung verweiſen, welche Schwarzkopf a. a. O. p. 332. von einer Zeitung des Großmogul (vom Jahre 1798.) giebt, die er ſelbſt, als Geſchenk des berühmten Sir Joſeph Banks, beſeſſen. Sie war zu Delhi erſchienen und auf Seidenpapier, in ſchmalem,

ſind nichts mehr noch weniger, als officielle Bekanntmachungen des Hofes und der regierenden Gewalt. Und zwar tragen ſie dieſen Charakter um ſo deutlicher, je weniger die morgenländiſchen Herrſcher es nöthig haben, die Brutalität ihrer Regierungen hinter jener Maske des Volkswohls und des allgemeinen Beſten zu verſtecken, welche dieſelbe Brutalität zuweilen in Europa annimmt. Unter allen Umſtänden aber machen Hofzeitungen noch keinen Journalismus. Sie ſind nur eine andere Art von Edicten, Manifeſten, Cabinetsordres, oder wie man ſie ſonſt nennen mag; wahrhaft Zeitungen zu ſein, fehlt ihnen nicht weniger, als Alles, nämlich die Seele der Journaliſtik ſelbſt, die freie und ſchöpferiſche Betheiligung des Volkes, dem der Journalismus wohl einen Spiegel ſeiner ſelbſt, ſeiner Bedürfniſſe, Wünſche und Hoffnungen, nicht aber das permanente »Wir haben geruht« ſeiner Könige vorhalten ſoll.

Daher ſo verlockend es für den Alterthümler auch iſt, den Stammbaum des Journalismus nach Rom oder in den Orient zu verpflanzen, und ſo ſehr auch in jüngſter Zeit von einer gewiſſen Seite her darauf hingearbeitet wird, ſogar den gegenwärtigen Journalismus auf den Standpunkt der römiſchen Acta oder noch lieber der chineſiſchen Hofzeitungen zurückzuführen: ſo können wir an unſerm Theile uns doch nicht entſchließen, dieſe angeblichen Zeitungen überhaupt nur als ſolche anzuerkennen, geſchweige denn, daß wir aus ihrem faulen Kerne die verheißungsreiche Blüthe der modernen Journaliſtik ableiten möchten. Vielmehr können wir ſie nur als eine Curioſität gelten

---

aber deſto längerem Format gedruckt; das Exemplar, welches Schwarzkopf beſaß, hatte mehr als zehn Ellen Frankfurter Maß. — Im übrigen darf man nicht außer Acht laſſen, daß ſich in Oſtindien in neueſter Zeit, unter dem Einfluſſe des britiſchen Gouvernements, an der Stelle der alten Mogolshofzeitungen eine Journaliſtik entwickelt hat, ſowohl in engliſcher, als in einheimiſcher Sprache, die der europäiſchen Journaliſtik, ihrer Mutter, völlig ebenbürtig iſt, ja ſogar ſie in einigen Punkten übertrifft. Z. B. der letzte Sklave in Indien, wenn er ſonſt zu ſchreiben Luſt hat, hat Preßfreiheit, aber in Deutſchland, dem Kernland Europa's, hat ſelbſt der Gebildetſte ſie — nicht.

laſſen, an welcher nichts merkwürdig iſt, als die äußere Ähnlichkeit bei ſo völliger innerer Verſchiedenheit: und werden daher die Geſchichtſchreiber des Journalismus inskünftige auch auf dieſe vermeintlichen Origines keine Rückſicht mehr zu nehmen haben.

II.

Älteſte politiſche Flugſchriften:

Relationen.

Faſſen wir nun die Reſultate des vorigen Abſchnittes zuſammen, ſo ergiebt ſich daraus, erſtens, daß wir die Anfänge des Zeitungsweſens in Deutſchland, als dem Mutterlande des modernen Lebens, und daß wir ſie zweitens in einem Zeitabſchnitte zu ſuchen haben, der einerſeits durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt, ſowie andrerſeits durch den Eintritt der kirchlichen Reformation begrenzt wird. Denn die eine, wie wir geſehen haben, machte die Zeitungen erſt äußerlich ausführbar, die andere aber bedurfte ihrer, als eines fertigen Werkzeugs, zu ihrer eigenen Exiſtenz. In die achtzig Jahre alſo, von 1440 bis 1520, müſſen die früheſten Anfänge des Zeitungsweſens fallen.

Sehen wir nun, inwieweit dieſe Vorausſetzungen durch die vorhandenen hiſtoriſchen Documente gerechtfertigt werden.

Dabei iſt Eines vorauszuſchicken, was freilich nach dem, was wir über Weſen und Bedeutung der Zeitungen bereits erinnert haben, keinem Zweifel unterliegen kann, nämlich daß die periodiſche Wiederkehr, die man jetzt zwar, verführt durch die Praxis unſrer Tage, als eine nothwendige und begriffsmäßige Eigenſchaft einer Zeitung zu betrachten pflegt, in der That nur ein beiläufiges Moment iſt, das mit dem urſprünglichen Weſen der Zeitungen nichts zu thun hat. Vielmehr erſchöpft ſich dieſes vollſtändig darin, daß durch die Zeitungen die Ereigniſſe der Tagesgeſchichte, unmittelbar, wie ſie ſich ereignet haben, zur allgemeinen und öffentlichen Kenntniß des Publikums gebracht werden, gleichviel, ob dies in einzelnen Blättern, oder in einer regelmäßigen Wiederkehr geſchieht.

Dieſem urſprünglichen Begriff entſpricht auch die früheſte, als die urſprüngliche, Form. Die erſten Zeitungen waren, was man heutzutage nennt, fliegende Blätter: einzelne Druckſchriften von geringem Umfang, meiſtens ohne Angabe des Orts, oft auch der Jahreszahl. Ihre eigentliche Form iſt die Briefform; auch ſind ſie in der Regel mit Holzſchnitten und ähnlichen Schildereien ausſtaffirt. Sie erſcheinen, ſowie eine Begebenheit eingetreten iſt, ein Krieg, eine Schlacht, ein Regierungswechſel, eine Feuersbrunſt, eine Mordthat, ein ſeltſames Himmelszeichen oder was ſonſt irgend geeignet iſt, die Aufmerkſamkeit einer größeren Menge zu beſchäftigen. Sie übernehmen alſo zunächſt das Amt, das bis dahin, nur in viel engeren Grenzen und mit langſamerer Verbreitung, von dem hiſtoriſchen Volksliede geübt worden war.

Das hiſtoriſche Volkslied war die Zeitung eines Zeitalters geweſen, das die Buchdruckerkunſt noch nicht erfunden hatte und das daher noch auf die mündliche Überlieferung angewieſen war. Anfangs gehen beide zuſammen, ja man könnte ſagen, ſie ergänzen ſich gegenſeitig, indem zu der politiſchen Relation der Zeitung das Volkslied gleichſam das politiſche Pathos hinzufügt. Wir werden im Folgenden an Beiſpiele kommen, welche dieſe Verwandtſchaft und den allmäligen Übergang Beider ſogar in der Form auf eine unverkennbare Weiſe darlegen. Doch konnte dies Verhältniß ſich nicht lange erhalten. Die Autorität des gedruckten Blattes mußte den Credit des geſungenen Wortes nothwendig untergraben. Auch war der gedruckten Zeitung ein Detail möglich, auf welches das Lied, ſeiner Natur nach, verzichten mußte. Aber dies Detail wurde jetzt von Werth. Die mittelalterliche Zeit, in ihrer Flucht vor der Wirklichkeit der Geſchichte, hatte ſich mit den allgemeinen Anregungen begnügen können, welche das hiſtoriſche Volkslied zu geben vermag. Dagegen eine Zeit, welche weſentlich eine politiſche werden und in der vollſtändigſten Durchdringung der hiſtoriſchen Zuſtände ihre Aufgabe finden ſollte, konnte auch die Specialitäten und jenen ganzen großen Apparat, wie er ſich allmälig in den Zeitungen zuſammengehäuft hat, nicht entbehren. Daher je zahlreicher die Preſſen, je ſparſamer die Lieder; die Poeſie des hiſtoriſchen Volksliedes geht an der Proſa der Zeitungen zu Grunde.

Daß aber dieſe fliegenden Blätter wirklich den Anfang unſerer Zeitungsliteratur bilden, dafür legt unter Anderm auch der Name Zeugniß ab. Denn auch ſie heißen mit ihrem älteſten und gewöhnlichſten Namen Zeitung; ſo daß ſogar jene periodiſchen Veröffentlichungen, welche dieſen Titel jetzt allein in Anſpruch nehmen, ihren Namen erſt von den fliegenden Blättern überkommen haben. Dieſe ſelbſt dagegen werden, zur Unterſcheidung von den modernen Zeitungen, heutzutage in der Regel Relationen genannt. Auch dieſer Name gehört zu den älteſten; er ſcheint den diplomatiſchen Verhandlungen, den Berichten der Geſandten an ihre Höfe, entlehnt zu ſein und hat allmälig jenen anderen ganz verdrängt. Außer dieſen war eine Menge anderer Namen frühzeitig in Gebrauch: Brief, Mär, Nachricht, Neues, Bericht, Aviſo, Poſt, Poſtreuter, Poſtillon, Kurier, Fama, Depeſche, Felleiſen u. ſ. w. Vgl. Schwarzkopf über Zeitungen, p. 18. fgg. Die Sache iſt bei allen dieſen Namen ſtets dieſelbe; es ſind einzelne fliegende Blätter, gedruckte Neuigkeiten, die bald durch dieſen, bald durch jenen Titel die Theilnahme des Publikums auf ſich zu lenken ſuchen.

Die älteſte dieſer Relationen nun, welche dem Verfaſſer zu Geſichte gekommen iſt, gehört in das Jahr 1493. Sie befindet ſich in der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig und iſt, ſo viel wir wiſſen, bisher noch niemals öffentlich erwähnt worden. Daß ſie wirklich die älteſte ſei, auch nur die älteſte, welche ſich nachweiſen läßt, kommt uns freilich nicht in den Sinn; im Gegentheil läßt ſich aus ihr ſelbſt der Beweis führen, daß vor und neben ihr ſchon ähnliche Relationen beſtanden haben müſſen. Doch gehört ſie jedenfalls unter die älteſten; weshalb eine kurze Beſchreibung derſelben, die zugleich dazu dienen wird, die Gattung überhaupt zu charakteriſiren, uns hier am Orte zu ſein dünkt.

Die erwähnte Zeitung beſteht aus ſechs Blättern in Quart, ohne Seitenzahl, auf ſtarkem Papier, mit grober Schrift. Der vollſtändige Titel lautet:

> **Wie vnd mit welcherley herlykeit vnd ſolempniteten.**
> **Auch durch Biſchofe prelaten Fürſten vnd Herren.**
> **Daß begengniße vnd Exequien etwan deß**
> **allerdurchleuchtigiſten Groſmechtigiſten fürſten vnd**
> **Herren Herren friderichs deß heyligen Römiſchen**

Reichs keyſers czu Hungern koniges etc. Unnd Ertzhertzogen czu Oſterreich etc. vnſers Allergnedigſten Herren mildeß ſeliges vñ löblichs gedechtniß gehalden vorbracht vñ begangen ſey. Czu Wyenn yn Oſterreich.

Unter dieſer Überſchrift, den übrigen Raum des Titelblattes einnehmend, befindet ſich ein Holzſchnitt: in der Mitte der kaiſerliche Sarg mit den Scептern und dem Wappen, zu jeder Seite drei Leidtragende, hinter dem Sarge ein Altar, vor welchem ein Geiſtlicher mit dem Meßbuch. In dem Leipziger Exemplar iſt dieſer Holzſchnitt mit Farben grob ausgemalt; doch ſcheinen dieſelben erſt ſpäter hinzugethan. Die Zeitung ſelbſt beginnt, auf der Kehrſeite des Titelblattes, unmittelbar folgendermaßen:

»Vermerkt yn dem jare do man czalte von Criſtgepurt. M.CCCC. vnd lxxxxiij. Am achtten tag nach ſannd Niclaſtage hat man löblichen begangẽ yn der erlichen ſtadt wien czu Oſterreich den allerdurchleuchtigſten Groſmechtigiſtẽ fürſten vnd herren. herren friderichen von gots genaden Römiſchen keyſer czu allenczeitẽ Merer deß Reychs czu Hungern. Dalmacien. Croatien. etc. könig. Ertzhertzog zu Oſterteich (sic) czu Steyr czu kernten vnd czu Crayn etc. Graue czu Tyroll czu Habſburgk vnd czu kyburgk etc. Herren czu Portenaw etc. Marggrauen czu Burgaw vnnd Lanntgrauen czu Ellſaeß etc. Seliger vnnd löblicher gedechtniße der geſtorben iſt yn dem iare Am mõtag nach Bartholomey dem got genedig vnd barmherczig ſeyn vnd gnad beczeigen wolle Amen.

¶. Item auff den ſelben tage vnnd begengniße nach ſannd Niclaſtage obgeſchribẽ hat man eyn Seelampt am allererſten gehalten vnd am ſelben ampt iſt man gen Opffer gegangẽ. daß der Erczbiſchoff von Salczburg geſungẽ hat wy hirnach geſchribẽ ſtat etc.

¶. Item man hat von Erſt czu Opffer getragen alle Bannyr Schylt vnd Helmczeichẽ kenſerlicher (sic) Maieſtat löblicher gedechtniß douon. er ſich geſchribẽ hat Mitſampt einem iglichen Bannyr xij perſonen gehabt. alle angelegt yn lanngen ſchwarczen Heſſuckẽ mit Schwarczẽ Flagkappẽ vnd ſeyn die pferdt auch alle mit ſchwarczen decken bedeckt geweſen vnd ſeyn alweg allſo nacheinander gegangen.«

Wir brechen hier ab, da wir die Geduld unſerer Leſer zu erſchöpfen fürchten. In der einförmigſten Weiſe, meiſtens mit bloßer Angabe der Namen, werden die verſchiedenen Abtheilungen und Perſonen des Leichenzuges aufgezählt und ſchließlich der Verlauf des eigentlichen Traueraktes kurz berichtet. Am Ende des Ganzen iſt der Druckort angegeben: § Impreſſum Lyptzk.

So geringfügig dieſes Blatt nun auch ſeinem Inhalte nach iſt, ſo laſſen ſich doch einige nicht unintereſſante Bemerkungen über die Relationen im Allgemeinen daran anknüpfen. Zunächſt, wie wir oben bereits angedeutet haben, können derartige Relationen zu jener Zeit ſchon nicht mehr etwas Ungewöhnliches oder Neues geweſen ſein. Denn ſonſt würde doch wohl in dem vorliegenden Schriftchen irgend eine Andeutung dieſer Art enthalten ſein. Können wir alſo auch nicht das Jahr angeben, in welchem die erſten Relationen erſchienen ſind, ſo läßt ſich doch dies behaupten, daß das Inſtitut der Relationen zu Anfang der neunziger Jahre bereits in vollem Gange geweſen iſt und mithin die Entſtehung unſers Zeitungsweſens in die erſten fünfzig Jahre nach Erfindung der Buchdruckerkunſt fällt. —

Sodann läßt ſich daraus zweitens ein Schluß auf die Entſtehungsweiſe dieſer fliegenden Blätter thun. Die ganze Haltung des Berichtes nämlich, die große Genauigkeit der Namen und Titel, der Rangverhältniſſe ꝛc. ſetzt es außer Zweifel, daß ihm etwas von der Art zu Grunde gelegen, was man heutzutage eine officielle Quelle nennt. Wir denken uns das Verhältniß ſo. Es war vermuthlich zu Wien ſelbſt, als dem Schauplatz der Feierlichkeit, irgend eine officielle Beſchreibung derſelben, ein Programm oder dergleichen erſchienen. Davon machte nun ein induſtrieller Buchdrucker in Leipzig Gebrauch, indem er ſie theilweiſe wieder abdruckte und dieſem Abdruck die Form einer Zeitung gab. Auch dies iſt von Wichtigkeit, daß man überhaupt in dieſer Art ſpeculiren konnte, und daß ſelbſt eine trockene Aufzählung von Namen, Titeln und Ceremonien dennoch, ſobald ſie ſich dem Publikum nur in Geſtalt einer Zeitung darbot, auf Leſer rechnen durfte. Denn es iſt ein neuer Beweis dafür, wie verbreitet damals ſchon die Zeitungsluſt, und alſo auch, wie verbreitet die Zeitungen ſelbſt geweſen ſein müſſen.

Es ſteht daher die obgedachte Relation auch in dieſer Hinſicht keineswegs allein. Vielmehr ſcheint die Beſchreibung von fürſtlichen Aufzügen, Zuſammenkünften, Leichenbegängniſſen, Krönungen ꝛc. ein Lieblingsthema des damaligen (wie zum Theil des heutigen) Zeitungspublikums gebildet zu haben. So liegt uns, gleichfalls aus der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig, ein Zeitungsblatt vom Jahre 1510 vor:

> Die werbung vnd rede des Antboni Juſtinian võ Venedig zu vnſerem allergnedigiſten herren Herren Maximilian Romiſchen Kayſer. Auch auff dieſelben ſeiner maieſtat antwort. (Ein Bogen in Quart.)

So citirt ferner Panzer (Annalen der ält. deutſchen Lit. 1788. I. 687) eine:

> Newe zeitung, wie unnd welcher geſtalt Kaiſerliche Majeſtat, mitſampt den Königen von Hungern und Polen am Sechzehenden tag Julii Tauſent Fünfhundert funfzehne zu Wien eingeritten iſt uñ was ſich alldo verlauſen hat.

Es iſt dies, nebenbei bemerkt, die älteſte Relation, welche Panzer überhaupt kennt; Schwarzkopf (über Zeitungen, p. 10.) datirt die Relationen ſogar erſt vom Jahre 1524. —

Eine beſonders reichliche Gelegenheit zu Relationen und Zeitungsblättern gab demnächſt der Regierungsantritt Karl's des Fünften. Doch beſchränkten ſich die Berichte auch hier ausſchließlich auf die Äußerlichkeiten der Feſtaufzüge und Schauſtellungen, die bei dieſer Gelegenheit üblich waren. Dabei genügte es ſchon nicht mehr an Einer Zeitung, ſondern verſchiedene Buchdrucker machten ſich dieſelbe Gelegenheit zu Nutz und brachten eine und dieſelbe Neuigkeit in wenig veränderter, mitunter auch in völlig gleicher Faſſung ins Publikum. So ſind uns allein über Karl's Einzug und Krönung zu Aachen folgende verſchiedene Relationen bekannt geworden, welche wir ſämmtlich wiederum der Güte der Leipziger Univerſitätsbibliothek verdanken und die bisher gleichfalls noch nirgend verzeichnet waren:

> Des allerdurchleuchtigiſten vnnd groſmechtigiſten Fürſten vñ herren herren Karls Romiſchen vñ Hiſpaniſchen Konigs auch künfftigen Keyſers Einzug, vntzunt zu Ach am xxv tag Octobris beſchehen, ganz

> luſtbarlich vnd kürtzweilig zu leſen. O. O. Unter dem Titel das kaiſerliche Wappen. Ein Bogen in Quart.

Eine Fortſetzung davon und, nach dem äußern Anſchein, aus derſelben Preſſe hervorgegangen, iſt Folgendes:

> Die krönūg des allerdurchleuchtigiſten vnd großmechtigiſten Fürſten vñ herren Herren Karls Romiſchen vñ Hyſpaniſchen Konigs, auch erwelten Romiſchen Kayſers, yzunt zu Ach am xxiv. tag Octobris beſchehen, gantz luſtbarlich vnd kürtzweilig zu leſen. O. O. von derſelben Stärke, wie das Vorige, und mit demſelben Wappen.

Von beiden giebt es Wiederholungen, die ſich lediglich durch den veränderten Druck, ſowie zum Theil durch geringfügige Abweichungen des Titels unterſcheiden, während der Inhalt völlig derſelbe iſt, nämlich:

> Eyntzug des allerdurchleuchtigiſtē vñ groſmechtigiſten Furſtenn vnnd herren Herren Karls ꝛc.

und: Kronung. Die kronung des allerdurchleuchtigiſten vñ großmechtigiſten Furſten vñ herren Herren Karls ꝛc. Auf dieſem letzteren iſt auch der Name des Druckers beigefügt: Getruckt zu Leypßgk durch Wolffgang Stöckel. Es wiederholt ſich hier alſo daſſelbe Verhältniß, auf das wir oben, bei der Relation über das Leichenbegängniß Friedrich's des Dritten, aufmerkſam machten, nur daß wir hier das Original ſogar nachweiſen können. Wir irren daher auch wohl nicht, wenn wir annehmen, daß Leipzig, begünſtigt durch ſeine Lage und ſeine kaufmänniſchen Verbindungen, wie in dieſen Fällen, ſo überhaupt ſchon frühzeitig einen vorzüglichen Mittelpunkt für die Verbreitung buchhändleriſcher Neuigkeiten gebildet hat.

Auch als Karl ſich ſpäterhin, nach der Eroberung Oberitaliens, zu Bologna zum König von Italien krönen ließ, ſo bot dies wiederum Veranlaſſung zu verſchiedenen Relationen:

> KEyſerlich Mayeſtat beyde kroonung, wilche die erſte am. xxv. dach Spurckels.*) Dye ander am. xxiiy.

---

* Spurckels = Februar; holl. Sparckelman. Vgl. **Hadrianus Junius** in **Graevii Thesaur. Antiqq. Rom. tom. VIII, p. 215.** u. J. H. Waſer's Hiſtoriſch diplomat. Jahrzeitbuch, Zürich 1779. s. v.

> Dach Spurckels, mit eyner gulden kroon zů Bononia. Im Jair M. D. xxx. geſchehen ſeyn.

Ein Bogen in Quart, ohne O. und J. Unter dem Titel befinden ſich drei Holzſchnitte, von denen der mittlere den Kaiſer ſelbſt, mit der eiſernen Krone auf dem Haupt, darſtellt; rechts und links eben derſelbe, in ſeinen Eigenſchaften als König von Spanien und Erzherzog von Öſtreich.

> Kayſerlicher Mayeſtat beyde Krönung, deren die Erſt am xxv. mit einer Eyſnen, die Ander am xxiiij. Februarÿ mit einer guldē Kron zu Bononia Im 1530. Jar geſchehen ſeyn.

Von derſelben Stärke, die Copie des vorigen, aber ohne Holzſchnitt.

Endlich gehört noch hierher, durch Verwandtſchaft ihres Inhalts:

> Newe Zeitung WJe der durchleuchtigiſte Hochgeboren Fürſt vnd Herr, Herr Philip Printz von Hiſpanien etc. Römiſcher Keiſerlicher Maieſtat Son, zu Meiland eingezogen. Gedruckt zu Leipzig, durch Valentin Babſt. M. D. XLIX.

Zwei Bogen in Quart.

Doch beſchränkten ſich die Relationen ſchon in dieſer älteſten Zeit keineswegs auf die deutſchen Neuigkeiten allein. Ja ſogar, als ob die ſpätere Verirrung der deutſchen Zeitungen, dieſe nämlich, ſich für Alles in der Welt zu intereſſiren, nur für die Angelegenheiten des eigenen Landes nicht, ſchon damals in dieſen erſten Anfängen unſeres Zeitungsweſens gleichſam vorgeſpukt hätte, ſo wird auch der Inhalt der Relationen um ſo bedeutender, je weiter der Schauplatz ihrer Neuigkeiten von **Deutſchland** ſelbſt abliegt. Von »inländiſchen« Ereigniſſen hatte man ſchon damals nur Feſtbeſchreibungen, Regiſter, allenfalls Mordgeſchichten mitzutheilen; was intereſſant ſein ſollte, mußte aus dem »Auslande« kommen. Wahrlich, die deutſchen Zeitungen ſind ſich drei Jahrhunderte hindurch auf eine merkwürdige Weiſe ähnlich geblieben! —

Es ſind beſonders drei Ereigniſſe der damaligen außerdeutſchen Welt, um welche die Relationen ſich gruppiren. Zuerſt die *Entdeckung der neuen Welt*: ein Ereigniß, ſo märchenhaft, ſo ungeheuer, daß es mit nichts Anderem verglichen werden kann. Aus dem unfruchtbaren Schooß des Meeres war urplötzlich eine Welt hervorgegangen, deren Reichthümer alle kühnſten Träume des alten Europa zu erfüllen, ſeine üppigſten Bedürfniſſe zu überbieten ſchienen. Nichts mehr ſchien fabelhaft, nichts unerreichbar, ſeitdem dies Unglaublichſte ſich verwirklicht hatte. Es war, als ob die Erde auf einen andern Fleck verpflanzt werden ſollte; ein allgemeines Wandern und Jagen begann, der Abenteurer wurde der wahre Herr der Erde, ja wer ſelbſt an die Heimath gebunden war, wollte doch wenigſtens in Gedanken die kühnen Flüchtlinge begleiten und aus Beſchreibungen und Berichten das neuentdeckte Land der Wunder kennen lernen.

Dies war Deutſchlands Fall; es hatte, wie gewöhnlich, nur das Zuſehn. Aber eben um ſo mehr mußten die Berichte von der neuen Welt, einer Welt, in der die Edelſteine ſo gewöhnlich ſein ſollten, wie bei uns die Kieſelſteine, die Neugier der armen Deutſchen locken; um ſo begieriger mußten ſie die Nachrichten davon verſchlingen, um ſo eifriger ſie ausſchmücken und vergrößern.

Sehr natürlich daher, daß die Zeitungen ſich eines ſo günſtigen Stoffs wetteifernd bemeiſterten. Aber ebenſo natürlich iſt es auch, daß es dabei mit der Wahrheit nicht allzuſtrenge genommen wurde und daß die referirende Trockenheit der einheimiſchen Berichte allmälig einem blühendern Stile und einer poetiſchern Auffaſſung der Dinge Raum gab.

Auch von dieſen Zeitungen, die ſowohl für die Sittengeſchichte, als ſpeciell für die Geſchichte der Geographie von erheblichem Werthe ſind, hat ſich Einiges erhalten. Was wir davon kennen, iſt hauptſächlich Folgendes.

Zuerſt ein Blatt der kgl. Bibliothek zu Dresden:

> Von der neu geſunden Region die wol ein welt genent mag werden durch den chriſtlichen künig von portigal wunderbarlich erfunden. M. D. 1505.

Es ſind, nach **Falckenſtein's** Angabe (ſ. deſſen vortreffliche Beſchreibung der königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden 1839. p. 151.) ſieben Blätter in Quart, ohne Cuſtos und Blattzeichen, und enthalten eine Überſetzung von Amerigo Veſpucci's drittem Reiſebericht.

Nur wenig ſpäter (denn bekanntlich war Braſilien bereits im Jahre 1500 von Pedro Alvarez Cabral entdeckt worden) ſcheint die

Copia der Newen Zeitung auß Breſillg Landt

zu ſein, die ſich auf der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig befindet: ein Bogen in Quart, mit einem Holzſchnitt, das Meer darſtellend, voll Inſeln und Schiffe, oben in den Ecken zwei Engel, die günſtigen Wind herunter blaſen. Ob ein portugieſiſches (oder ſpaniſches) Original zu Grunde liegt, oder woher die Relation ſonſt ſtammt, läßt ſich nicht wohl nachweiſen. Zwar heißt es im Verlauf derſelben: »Der Pilota, das iſt der Schiffer, oder Schiflayter, So mit dyſem Schiff gefaren iſt, iſt mein faſt gut frewndt:« aber dies kann möglicher Weiſe auch aus dem zu Grunde liegenden Originale mit übertragen ſein. Der Anfang lautet:

»JTem wiſt das auff den Zwelfften tag des Monats Octobris Ein Schiff auß Preſillg landt hye an iſt kummen vmb geprech der Victualia, So dañ Nono vñ Criſtoffel de Haro vnd andere gearmirt oder gerüſt haben. Der Schiff ſein Zway, durch des konigs von Portugal Erlaubnuß vmb das Preſilg landt zu beſchreiben oder zu erfaren Vnd haben das Lanndt in Sechs oder Syben hundert meyll weyt deſchribiert, dann man das vor wiſſen hat gehabt.«

Es werden dann die Widerwärtigkeiten erzählt, mit welchen dieſe Schiffe zu kämpfen gehabt haben; dann die Sitten der Einwohner geſchildert (das Land heißt »wol gepopelirt, das iſt vol volcks, oder ſer wohnhaft ... haben in gar keyn mißprauch, dan das ain ort mit dem andern kriegt: Eſſen aber nit an einander, wie in dem undtern Preſill landt, Schlagen aber an einander zu todt, nemen keynen gefangen«) und endlich die Herrlichkeiten des neuen Landſtriches beſchrieben: über die Maſſen ſchönes Pelzwerk, »Caña ſiſtola, in der größ eines Arms groß«, Honig, Wachs, Gummi, »Gleret«, ferner »ein ſort Specerei, Prent auff der zungen wie pfeffer, noch raſſer, wechſt in einem Schelflein mit vil kornlein darjnnen es wechſt«, dann vor Allem »vil Sylber vñ gold, auch kupffer . . . auch ein metal, ſagen ſehe wie meſſing, vnd entphahe keyn Roſt noch verletzung, wiſſen nicht ob es nyder goldt iſt oder was es iſt.« Das Schiff ſelbſt »pringt auch einen man von deſelbigen landt, der hat den kunig von Portugal ye ſehen wöllen. Der ſagt, er wöll dem könig von Portugal ſo vil golds vnd Sylber anzaygen geben, das im Landt ſey, das ſeine Schiff nit furen mögen.« Der Schluß lautet: »Alſo habt jr die Newen zeyttung. Das Schiff vndter der Coperta *) iſt mit Preſil holtz geladē, ob der Coperta voller erkaufften Jungen knaben vnd maydlen, haben die Portugaleſer wenig koſt, dann ſie das merer tayl mit freyem willen geben ſein worden. Dann das volck allda vermayndt Jre kinder farn in das gelobt landt. Sie ſagen auch das volck an demſelbigen ort werdt biß in Hundert vnd Vierzig Jar alt«.

Eine ähnliche Zeitung, mit völlig gleichlautendem Titel, jedoch dem Umfange nach verſchieden, (zehn Bl. in Quart) citirt Falckenſtein a. a. O. —

Aber während ſo im Weſten eine neue Welt aus dem Meer aufſtieg, wurde der ſichre Boden der alten von Oſten her gewaltſam erſchüttert. Bereits im Jahre 1453 war Conſtantinopel von den Türken erobert worden; der Wall, der bis dahin den eigentlichen Kern Europa's vor den Überſchwemmungen der Türken geſchützt hatte, war geſunken und Deutſchland ſah mit Entſetzen, wie der allgemeine Feind der Chriſtenheit ſich auch ſeinen Grenzen näherte. Schon hatte Ungarn, ſchon Niederöſterreich in wiederholten Plünderungen die Gewalt der Sieger und die Ohnmacht des deutſchen Reichs erfahren. Überall, wohin man blickte, war der Türke ſiegreich, die Chriſtenheit unthätig, Deutſchland gefährdet; ſelbſt Venedig, das bis dahin, in wechſelvollem Kampf, wenigſtens die Ehre der chriſtlichen Tapferkeit aufrecht erhalten hatte, ſchien allmälig das Feld räumen zu müſſen.

Man weiß, wie lange und mit wie gutem Grunde dieſe Türkenfurcht in Deutſchland geherrſcht hat. Weniger bekannt iſt es, wie frühzeitig dieſelbe namentlich auch die deutſche Preſſe beſchäftigt hat. Schon das zweite Product der Gutenberg'ſchen Preſſe, das nächſte nach der vierzigzeiligen Bibel, das überhaupt bekannt iſt, ein Kalender nämlich auf das Jahr 1455, der erſt kürzlich von Docen in einem ehemaligen Kloſter zu Augsburg entdeckt worden und gegenwärtig in der Bibliothek zu München

---

*) Verdeck, italieniſch.

befindlich iſt (vgl. Fr. Metz Geſchichte des Buchhandels und der Buchdruckerkunſt: Buch 1. u. 2. Darmſtadt, 1834. p. 200 fg.), enthält im Anhange eine »Mahnung der Chriſtenheit wider den Türken«. Die Relationen verſäumten nicht, dieſem Beiſpiele zu folgen. Jede neue Eroberung, welche die Türken machten, jeder neue Sieg, der ihnen den Weg nach Deutſchland erleichterte, wurde von den Zeitungen mit angſtvoller Eile begleitet und berichtet; wie ſie andrerſeits jede entfernte Möglichkeit, jede unſichere Ausſicht, wie die Fortſchritte der Sieger aufzuhalten ſein möchten, mit patriotiſcher Geſchäftigkeit ausbeuteten. Es iſt hier zuerſt, wo die deutſche Zeitungspreſſe eine Art nationaler Lebendigkeit entwickelt und eine gewiſſe Farbe zeigt. Glänzend iſt dieſelbe freilich nicht: es iſt die Bläſſe der Angſt, es iſt der Schrei der Wehrloſigkeit, der ſich in dieſen Zeitungen vernehmbar macht. Doch iſt auch dies nur bei einem Theil der Fall; die Mehrzahl berichtet die türkiſchen Neuigkeiten gerade ſo kaltblütig, wie jede andere: es ſind Zeitungsnachrichten, man erzählt ſie, man lieſt ſie, ohne daß etwas Weiteres dabei empfunden wird.

Zur näheren Charakteriſirung wird Folgendes beitragen. Zuerſt ein

> Summarium der brieff auß Candia, von geſchichten der Stadt Rodiß, wie die dẽ Turcken obergeben iſt worden.

Es iſt Ein Bogen in Quart, ohne Ort und Jahr. Indeſſen da die Eroberung von Rhodus bekanntlich in den letzten Tagen des Jahres 1522 ſtattfand (ſ. Joſ. v. Hammer's Geſch. des osmaniſchen Reiches. **III.** 22 ſqq.), ſo wird obige Relation ins Jahr 1523 zu ſetzen ſein. Es iſt ferner bekannt, daß dieſe Eroberung von Rhodus einer der empfindlichſten Schläge war, welcher damals die Chriſtenheit betraf: weniger durch den materiellen Verluſt — denn was wollte in der That dieſe Hand voll Ritter gegen die unermeßliche Überzahl der türkiſchen Heere wiegen? — als durch die moraliſche Niederlage, welche die chriſtliche Sache dadurch erlitt. Ihr Hauptbollwerk, oft belagert, nie erobert, der Schutz der Meere, die Zuflucht der Verfolgten, war gefallen, die Templer, dieſe letzten ſtreitenden Ritter des Chriſtenthums, mußten, theils als Flüchtlinge, theils als Gefangene, den Boden verlaſſen, den ſie ſo oft mit ihrem Blute vertheidiget. Was ſchien noch ſicher, nachdem Rhodus, die unüberwindliche, Preis gegeben war? Wer ſollte den Türken noch Widerſtand leiſten, nachdem ſelbſt die Templer es nicht vermocht? — Aber von all dieſen Beſorgniſſen, ſo natürlich, ſo wohlbegründet, iſt in unſrer Zeitung auch nicht das Mindeſte zu ſpüren. Sie hebt ganz wohlgemuth an, ohne Vorwort, ohne Einleitung, wie ein kaufmänniſcher Bericht:

»Man hat bericht auß den brieffen, des .xxiiij tages Decembris, wie das in Candia ankommen warn, her Anthoni Maioni, des durchleuchtigen Vice Re in Cicilia Rathe vnd Diener, der des .xx. tags deſſelbē monats zu Rodiß were bey Nachts außgefaren, der ſelbig hat vō vbergebung Rodiß geſagt, der geſtalt.

Das auf .xxix. November hette der Turck einē anlauf an Rodiß furgenomen, an einem ort, da es bei .xv. ſchritten weyt offen ſtunde, vn̄ als man ſagete, etwo alſo eingefallen werē, aber die Rodiſer hettē ſich gar troſtlich gewert, bey funff tauſent der Turckē, mit gar kleynem ſchadē der yren, erſchlagen.« u. ſ. w.

Zu dieſer einfach hiſtoriſchen Darſtellung ohne Leidenſchaft, ohne Theilnahme, wird ein ziemlich vollſtändiges und, wie die Vergleichung mit **Hammer** a. a. O. p. 26. ſgg. darthut*), ſehr zuverläſſiges Tagebuch der Belagerung gegeben. Als Gewährsmänner dienen dabei, außer dem obengenannten »her Anthoni Maioni«, ein Hauptmann Vidal, ein Franzoſe, und »ein Bargelloneſer Edelmann, herr Gabriel Sarato«, die beide gleichfalls als Flüchtlinge auf Candia angekommen waren. Deren Ausſagen waren zunächſt auf Candia ſelbſt in Briefen zuſammengeſtellt worden, die wahrſcheinlich nach Venedig beſtimmt waren; we-

---

*) Nur daß die Zeitung bei Weitem naiver und darum lebendiger erzählt, z. B. von der Zuſammenkunft des gefangenen Hochmeiſters mit dem Sultan: »Alhie hab ich obgemelter Gabriel (d. i. der Erzähler oder Schreiber des Briefs) geſagt, das yme einer, ders vom Turcken (d. i. der Großſultan) gehort, geſagt hab, dz der Turck zu dē haubtman geſprochē. Diſem alten elenden man (hat den hochmeyſter gemeynt) ſei es on zweyffel hertzlich wee thun, vō ſeynen alſo zu ſcheydē, das er alle ſeine herlichkeit alſo hat verlorn, mich bejamert dānocht. Hat der haubtmā geātwort. Herr dz gibt dz gluck alſo.« Dieſelbe Geſchichte (aus Giovio) bei **Hammer** a. a. O. p. 30.

nigſtens ſprechen die einzelnen italieniſchen Wörter, die in den Text der Relation eingeſchoben ſind, für dieſe Vermuthung: ſo daß wir alſo hier den Weg, auf welchem der deutſche Relationenſchreiber ſeine Neuigkeiten bezogen hat, mit Deutlichkeit verfolgen können.

Noch um einige Jahre früher datiren zwei andere Relationen verwandten Inhalts: beide ein Beleg für dasjenige, was wir oben von der Bereitwilligkeit, ja Leichtgläubigkeit, geſagt haben, mit welcher man in Deutſchland Alles aufnahm, was ein Beiſtand gegen den allgemeinen Feind, den Türken, zu werden verſprach. Zugleich aber ſind ſie charakteriſtiſch für die wunderbar naive Weiſe, mit welcher man damals die Verhältniſſe des Morgenlands auffaßte, und für die Dunkelheit, die in dieſer Hinſicht in den Köpfen herrſchte.

Das Hiſtoriſche des Factums iſt einfach dieſes. Die Anhänger Mahomed's theilten ſich frühzeitig in zwei religiöſe Sekten, die Sunni (Sunniten) und Schii (Schiiten) genannt, von denen die letzteren als Ketzer galten und in dieſer Eigenſchaft vielfache Verfolgungen auszuſtehen hatten, zuletzt von Selim dem Erſten (kommt zur Regierung 1512), der ſämmtliche Schiiten im osmaniſchen Reiche meuchlings hinrichten ließ. Aber noch blühte dieſe Sekte in Perſien: und ſo beſchloß Selim, ſie auch dort zu verfolgen und den Krieg nach Perſien zu tragen. Er mochte dieſe Veranlaſſung um ſo lieber benutzen, als eben damals in Perſien ein Mann regierte, deſſen wachſende Macht ihm unbequem wurde: Schah Ismail, der Gründer des Throns der Sſafi und ſelbſt ein Schiite, ein talentvoller und glücklicher Krieger, der eben in dem Augenblick, da Selim ihn mit Krieg überfiel, durch eine Reihe glücklicher Eroberungen ſich auf dem Gipfel ſeiner Macht befand: er hatte in »vierzehn Jahren vierzehn Herrſchern, die das Haupt ihm nicht zu Füßen legen wollten, es vor die ihrigen gelegt.«

So Joſeph von Hammer, Geſch. des osm. Reichs, III. 395, dem wir dieſes Hiſtoriſche entlehnt haben. Nun aber ſehe man, was dieſe einfachen Thatſachen unter den Händen des deutſchen Relationenſchreibers geworden ſind. Schon der Titel iſt von der Art, daß er einen ſchlechten Kenner der morgenländiſchen Geſchichte, wie der Verfaſſer dieſes Werkes zu ſein bekennt, einigermaßen in

Verlegenheit ſetzen kann. Die erſte, welcher wiederum eine venetianiſche Quelle zu Grunde liegt, nämlich der Bericht eines venedischen Staatsagenten »Joannes Rotta, der Ertzney doctor, an den aller cleriſten vnd durchleuchtigiſten furſten der Venediger, herrn, herrn Leonharten Lauretani«, und außerdem verſchiedene Briefe vom »Conſule von Scio«, von Napoli di Romania, aus Damascus, von »Bone in Bone Salernitano« u. ſ. w. lautet ſo:

> Das leben vnnd gewonheyt. vnd geſtalt deß Sophi Kunigß der Perſien. vnnd der Medier. vnd von vil andern kungreichen. vnd landt mit den aller groſſiſten krigẽ. welche er than hat. wider den groſſen Turcken. und anderer kung. vnd herrn. vnd von der beſchreybung. der Landt. leben vn gewonheyt deren volker. mit villen anderen kurtzweylichen dingen. M. CCCCC. XV. O. O.

Der Titel der anderen gleichzeitigen, als deren Quelle ein Bericht »aus Hungern an Römiſche kayſerliche Majeſtat« am Schluſſe angeführt wird, iſt kürzer:

> Von den newen Propheten in Perſia, Sophey genant, Vnnd von ſeiner geburt, Auch von ſeinen Kriegen, vnd mechtigem Gewalt. O. O. u. J. Ein B. in O.

Dafür aber iſt ein Holzſchnitt zugegeben, der den »Sophey«, im feierlichen Gefolge ſeines Heers, darſtellt: er ſelbſt zu Roß, wie ein deutſcher Kaiſer, mit dem Reichsſchwert in der Hand und einer Krone auf dem Haupt, an der zum Überfluß ſogar das Kreuz nicht fehlt. Dieſe Verletzung des Koſtüms iſt nicht ſo unbedeutend, wie ſie ſcheint, und gewiß mehr, als ein unwillkürlicher Irrthum des Zeichners. Denn dies iſt die Abſicht beider Relationen: der »Sophey von Perſia«, der kein anderer iſt, als der eben erwähnte Schiite Schah Ismail (»er nent ſich Schmeyl vnd nit Sophey«, ſagt die zweite unſrer Zeitungen) ſoll als ein entſchiedener Feind und Gegenſatz der Türken dargeſtellt werden, nicht bloß in politiſcher, ſondern namentlich auch in religiöſer Beziehung: daher Prophet einer neuen Religion, die ſich die Vertilgung des Islam zum Ziel geſetzt hat, ja die mit dem chriſtlichen Bekenntniß in allen weſentlichen Dingen übereinſtimmt:

»Er pricht all kirchen der Turcken vnd ſteldt darein ſeyne roß den chriſtlichen kirchen thut er nichts, von dem Türckiſchen vnd Jüdiſchen glauben helt er nichts, vñ den Jüden iſt er ganz gehaß . .

»Er glaubt das Chriſtus von den Jüden gemartert vnd getödt ſey vnd am dritten Tag erſtanden, gen himel gefarn (ꝛc.) Machomet ſey ein hirtter *) vnd ein trügner geweſt«.

Ja der Brief aus Damascus, am Schluß der erſtgedachten Relation, geht noch weiter:

»hat noch zu gewinnen ein künigreych, hie ſagt man, ſo er das gewin, ſo ziehe er gegen Conſtantinopoli, darnach in das windiſch Landt, und wil machen ſetzen, alle die ſtet die der Turck helt der Chriſten, in freyheyt, vñ wil komen gen Rom, glaubt man ſich do laſſen tauffen, vñ zu küſſen die fueß vnſers Pontifer, vnd darnach durch ziehen das künigreych Allm valſona, Vnd wegk haben das andere tayl des Turcken, ſagt man, das er wölle thun ein ſchenckung von allen den dingen der kirchen gottes **)«.

Mit derſelben romantiſchen Freiheit werden nun auch die perſönlichen Schickſale des Sophey behandelt. Es iſt eine vollkommene Rittergeſchichte, im Geſchmack des »Buchs der Liebe« (vgl. Gervinus **II.** 258. Bouterwek, Geſch. d. Poeſie u. Bereds. **IX**, 420.) und anderer Volksbücher jener Zeit. Da wird ſein Vater erſchlagen (vom »Kaiſer Jagenweck«), er ſelbſt als Kind entführt, in der Fremde erzogen, bis er ſich aufmacht, ſeines Vaters Tod zu rächen: Niemand kann ihm widerſtehen, er iſt ſo klug, wie tapfer, ſo tapfer, wie großmüthig, das rechte Ideal

---

*) Hirtter **Haereticus**: Ketzer.

) Gleich darauf muß auch der fabelhafte Prieſter Johann ſeine Rolle ſpielen: »wie das der prieſter Johan zeucht durch India kumpt gegenwarts gen Jeruſalem, mit vier mall hundert tauſent Indianer, in der weiß, das der groß Chan macht vil Furſehung in Jeruſalem, das man ſchatzt er kome zu eroberen das grab Chriſti, welche ding Got thun wölle.« Über das Märchen vom Prieſter Johann und was ihm etwa Hiſtoriſches zu Grunde liegt, vergleiche namentlich Carl Ritter's Erdkunde, Theil **II. Buch 2: Aſien, **Bd. I.** p. 283—299. (Abſchn. I. § 21. Anm. 2) der 2. Ausg. Auch in Kurze Kulb in der Erſch u. Gruberſchen Encykl. Sect **II.** Th. 22 s. v.

eines Ritters, freigebig, prächtig und obenein galant; er beſiegt die Könige und heirathet ihre Töchter.

Wie das Alles entſtanden iſt und wohin es geht, iſt leicht abzuſehen. Es mochte ein dumpfes Gerücht von der religiöſen Spaltung der Muhamedaner, von den Siegen Jsmail's, von dem bevorſtehenden Kriege zwiſchen Perſien und der Türkei nach Europa gekommen ſein. Die geſchäftige Phantaſie ſpann den hingeworfenen Faden weiter und wob ein Netz daraus, in welchem ſich ſchließlich der Türke elendiglich fangen ſollte. Der Muth der Deutſchen ſoll moraliſch gehoben, ihr Eifer gegen den Erbfeind angefeuert werden durch die Vorſtellung eines Bundesgenoſſen, der ihnen plötzlich in der Mitte Aſiens, im Rücken des Feindes, erwächſt. Vielleicht ging die Abſicht noch weiter, vielleicht lag der Gedanke eines Bündniſſes im Hintergrunde, wie denn der venetianiſche Bericht bereits rühmend hervorhebt, daß bei ſeinem Heer, und zwar bei dem Geſchütz, »etliche Chriſten ſind«. Jedenfalls iſt es intereſſant zu ſehen, wie durch die Furcht vor dem Türken das entlegene perſiſche Reich in den Kreis der deutſchen Intereſſen eingeführt ward und wie die Zeitungen allmälig anfingen, ihre Leſer an politiſche Combinationen, ſogar ſehr weitgreifende, zu gewöhnen: und wie dennoch neben dieſem ganz neuen, modernen Elemente die Formen der mittelalterlichen Romantik ſich erhielten, ja wie jenes Element ſelbſt vorläufig nicht anders, als in dieſer Form, auftreten konnte.

Wenn man indeſſen bei Hammer den weitern Fortgang dieſes türkiſch perſiſchen Krieges nachſchlägt (a. a. O. 403. fgg.), ſo zeigt ſich wiederum, daß es mit der romantiſchen Politik nichts iſt. Denn alle dieſe kühnen Hoffnungen, welche die deutſchen Zeitungsſchreiber in die Macht des »Sophei« ſetzten, zertrümmerten beim erſten Anlauf: Jsmail wurde in der Schlacht von Tſchaldiran (23. Auguſt 1514: ſ. **Hammer** a. a. O. p. 413—417.) aufs Haupt geſchlagen, ohne ſich von dieſer Niederlage jemals wieder aufrichten zu können. So lag alſo die Macht des Sophey zu eben der Zeit, da man ſich in Deutſchland, Dank der Langſamkeit der damaligen Verkehrsmittel, noch mit ſeinem Beiſtand ſchmeichelte, in Wahrheit bereits ſeit einem Jahre in Trümmern; der Türke blieb gefährlich, wie zuvor, und auch aus der Taufe zu Rom wollte nichts werden.

Endlich der dritte Zeitungskreis. Sein Schauplatz lag Deutſchland und den deutſchen Intereſſen nahe genug: nämlich Oberitalien und die Kriege, welche daſelbſt zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts zwiſchen Frankreich und Venedig geführt wurden und an denen, in Folge der Liga von Cambray (10. December 1508), auch Kaiſer Marimilian thätigen Antheil zu nehmen hatte: vgl. Leo's Geſchichte von Italien, V. 198 fgg. Aber lau, wie die Theilnahme des Kaiſers, ſcheint auch das Intereſſe des deutſchen Publikums für dieſe Ereigniſſe geweſen zu ſein. Dafür wenigſtens ſpricht die Unbedeutendheit der Relationen, die uns aus dieſem Kreiſe zu Auge gekommen ſind und von denen wir nur zwei anführen wollen, beide der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig angehörig:

> Hernach volgte dye verzaychnuſſe des heeres. ſo der Kunge von Franckreych wid' die Venediger gehabt hat. Auch die ordnunge der ſchlachte zu Caravatz beſchehen im M. CCCCC. vñ ix. Jar Auß Frãtzoſiſcher ſprache. vns teutſch gebrachte. Acht Blätt. in Quart. o. O.

Dieſelbe enthält zuerſt eine ausführliche Überſicht der franzöſiſchen, wie der venetianiſchen Streitkräfte, deren Anführer und Aufſtellung. Sodann folgt ein Bericht über die Schlacht von Caravaggio ſelbſt: vgl. Leo a. a. O. 202: nebſt den verſchiedenen Märſchen, Gefechten und Eroberungen, welche ſich an dieſelbe anſchloſſen. Dabei fehlen denn auch die Übertreibungen nicht, durch welche die Schlachtbülletins aller Zeiten und aller Völker verrufen ſind. So z. B. prahlt die Zeitung, daß »das geſchoß ſo den Venedigern genummen iſt worden, ſend ob achtzig piß in hundert groſſer ſtuck geweſen, on das klein geſchoß, vñ hacken püchſſen das an zal iſt:« während Sismondi (bei Leo a. a. O. 203.) nur von zwanzig Stück groben Geſchützes weiß, die von den Franzoſen erobert wurden. Den Schluß macht eine Beſchreibung des Siegeseinzugs, welchen Ludwig **XII.**, nach glücklich vollendetem Feldzuge, in Mailand gehalten. Der Stil von dieſem Allen iſt, wie geſagt, rein relatoriſch, ohne alle patriotiſche Beimiſchung. Vermuthlich war der ganze Krieg, deſſen Endzweck die Demüthigung deſſelben Venedigs war, das für einen großen Theil Deutſchlands die Mutterſtätte des Handels, alſo die Quelle des Reichthums und der Gewerbthätigkeit bildete, in Deutſchland nicht gern geſehen. Darum iſt auch in der allgemeinen Betrachtung, mit welcher die Relation ſchließt, nichts von Siegesfreude oder von politiſchen Sympathien für die Franzoſen, die ſiegreichen Verbündeten des deutſchen Kaiſers, zu ſpüren: ſondern im Gegentheil ſchließt ſie mit einem mitleidigen Hinblick auf die Vergänglichkeit aller irdiſchen Größe und der unverſteckten Warnung, daß vielleicht binnen ganz Kurzem das Kriegsglück ſich wenden und es den Franzoſen ſo ergehen könne, wie jetzt den Venetianern:

»Wie prechlich ſey das menſchlich ſtreben
Wie gar zergencklich vnſer Leben,
Macht hochfart, glori, regement
Wie ſchnell das alles nem eyn ent,
Venedig eyn exempel ſey
Vnd denck ein yeglich man dabey,
Was heut iſt an Venedigeren
Das mag an im auch morgen weren.«

Die zweite iſt vom Jahre 1512 und berichtet die Eroberung von Brescia durch Gaſton de Foix: vgl. Leo a. a. O. p. 212. Der Titel lautet:

> Hiernach volget das ernſtlich vnnd geweltig erobern vnd **eynnemen Der löblichen** reychen hochberümbten vñ veſten ſtat Preſſa, mit ſampt dem Cloſter, ſo darvor gelegē, welches auch mit gewalt geſtürmt vnnd gewunnen worden iſt. O. O.

Es ſind ſechs Blätter in Quart, mit einem Holzſchnitt, die Eroberung von Brescia darſtellend. Der Bericht, in beliebter Trockenheit, iſt aus Bern, vom »viervndzwaintzigſten tag des Hornungs« (die Eroberung hatte am 19. deſſelben Monats ſtattgefunden) datirt und, wenn man der Faſſung trauen darf, einem Geſandtſchaftsbericht entnommen. Doch iſt es auch leicht möglich, daß dieſe Form, um des Zutrauens willen, das man in dergleichen officielle Berichte zu ſetzen pflegt, allmälig fingirt wurde: und mag dies hier um ſo ehr der Fall geweſen ſein, als weder der Name des Hofes, an, noch des Geſandten, von dem der vermeintliche Bericht geſchrieben iſt, ſich irgendwie bezeichnet oder auch nur angedeutet findet.

III.

Eintritt der Reformation: Polemik, Flugſchriften.

Im Ganzen alſo zeichnen ſich dieſe Zeitungen der älteſten Epoche dadurch aus, daß ſie, im ſtrengſten Sinne des Wortes, nur Relationen ſind, ohne politiſchen Standpunkt, ohne Farbe, ohne Meinung, ja überhaupt ohne allen anderen Zweck, als nur die abſtracte Neugier des Publikums zu befriedigen.

Aber dies wurde in demſelben Augenblicke anders, da die Reformation in Deutſchland zum Durchbruch kam. Es kann nicht dringend genug darauf hingewieſen und nicht häufig genug wiederholt werden, daß die Reformation, ihrer urſprünglichen Grundlage nach, unendlich mehr enthielt und auf weit Größeres angelegt war, als nur ein religiöſes, ein theologiſches Ereigniß. Sie war zugleich der Anfang einer politiſchen Revolution: nicht politiſch in dem Sinne, daß dadurch nur die Form der Regierung, nur die äußere Hülſe des Staatslebens, mit einſeitiger Übergehung ſeines praktiſchen Inhaltes, verändert werden ſollte, ſondern politiſch in jenem anderen und höheren Sinne, der zugleich das ſociale Element mit in ſich ſchließt und vermöge deſſen von keiner politiſchen Reform, keinem politiſchen Fortſchritt die Rede ſein kann, es ſei denn, daß mit der Erweiterung der Staatsform zugleich der Inhalt des Staatslebens, der praktiſche Zuſtand der Geſellſchaft gehoben und verbeſſert würde. Die Reformation, inſofern man ſie auf die bekannten Ereigniſſe des ſechszehnten Jahrhunderts beſchränkt, hat dies ihr wahres und höheres Ziel nicht erreicht. An Verſuchen zwar hat ſie es nicht fehlen laſſen, ſelbſt nicht an den gewaltſamſten; aber ſie ſind nirgend zur Reiſe gediehen und haben eben durch dieſe Verkrüppelung etwas Karrikirtes und Widerwärtiges erhalten, das uns nichts deſto weniger nicht ungerecht machen darf gegen den Kern, der eigentlich darin ſteckt.

Auch iſt dieſe Ungerechtigkeit in der That nur von den Geſchichtſchreibern der Reformation begangen werden, welche alle, bis auf die neueſte Zeit, der Eine mehr, der Andere weniger, von theologiſchen Rückſichten abhängig geweſen ſind; es war weniger Geſchichte, als Kirchengeſchichte, was ſie ſchrieben. Dagegen die Mitlebenden der Reformation ſelbſt erkannten, die Einen unterſtützend, die Anderen bekämpfend, das politiſch ſociale Element derſelben aufs Deutlichſte. Ja es iſt dies ſogar der eigentliche Punkt, aus welchem der ungeheure Enthuſiasmus, die lebendige Sympathie, mit welcher die große Maſſe des Volkes die Reformation begrüßte, hervorging und aus dem allein dieſe Sympathie ſich erklären läßt. Oder wer glaubt wirklich, daß es nur die Beſchränkung der päpſtlichen Mißbräuche, die Dethroniſation der Heiligen, die Abſchaffung des Pfaffenthums geweſen, was wie ein Lauffeuer die Herzen des deutſchen Volkes entzündete und den armen Auguſtiner, der den Muth beſeſſen, das Wort auszuſprechen, das Jedem auf der Zunge lag, zum Heros der Nation erhob? Ja, es war es: aber nur deshalb, weil man in der Zerſtörung der päpſtlichen Herrſchaft ein Unterpfand erblickte für die Zerſtörung einer jeden Herrſchaft, welche die Gewiſſen in Bande ſchlägt, um die Geiſter zu verderben; weil man nächſt den Heiligen auch alle diejenigen zu entfernen dachte, welche, in ihrem Namen, das Volk in Knechtſchaft erhielten und ſich mäſteten von ſeiner Dummheit; endlich weil der Umſturz des entſittlichten, verlogenen, verderbten Pfaffenthums überhaupt als die Niederlage der Unſittlichkeit und als der Anfang einer neuen Epoche erſchien, in welcher Wahrheit, Sitte und Geſetz, gleich bindend für Alle, die Zügel der Welt aufs Neue ergreifen ſollte.

Mit Einem Worte: die Reformation, nach ihrem eigentlichen Inhalt, war eine Angelegenheit des Volkes als ſolchem. Unmittelbar aus dem Volke, aus dem Stande der Armen und Gedrückten, war der Mann hervorgegangen, in welchem in dieſem Augenblick die Entwicklung der Welt ſich concentrirte, ein Bergmannsſohn, und jetzt ein Gegenſtand der Sorge für Papſt und Kaiſer; die Sprache des Volkes war es, die er redete, mit der er hier die Säulen des Vatikans erſchütterte und dort die Könige der Erde zergeißelte; an das Volk appellirte er, auf das Volk baute er, vom Volke fühlte er ſich verſtanden.

Wäre die Reformation nur eine theologiſche Angelegenheit geweſen, man würde ſie in gelehrten Streitſchriften, in Mönchslatein und dickleibigen Folianten erörtert haben. Dies war einmal geweſen, im Mittelalter, in jenen ſcholaſtiſchen Streitigkeiten, jenen abſtruſen Philoſophemen, deren letzte Reſultate jetzt in der Reformation lebendig geworden waren. Es wurde auch wieder ſo: da nämlich, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, als es den vereinten Anſtrengungen des Fürſtenthums wie des Pfaffenthums, jetzt des proteſtantiſchen, wie ehemals des katholiſchen, gelungen war, die Reformation innerhalb der theologiſchen Grenzen zu beſchränken und aus dem, was eine politiſch-ſociale Erhebung des Volkes zu werden verſprach, nur eine Vergrößerung der fürſtlichen, eine Wiederherſtellung der prieſterlichen Gewalt zu machen. Damals entſtanden jene Berge von Streitſchriften, Auslegungen, Verketzerungen, jener ganze grobe Wuſt der theologiſchen Literatur, der ſich zum Theil noch durch unſre jetzige Wiſſenſchaft hinſchleppt. Dahingegen in der Zeit, von der wir reden, war die Reformation, wie geſagt, noch volles und friſches Eigenthum des Volkes. Daher mußte auch ihr literariſcher Ausdruck mit Nothwendigkeit in derjenigen Sphäre der Literatur vor ſich gehen, die vor Allem dem Volke gehörte, ja die recht eigentlich um des Volkes willen und aus dem Volke ſelbſt entſtanden war: in den Zeitungen.

Alſo in dieſes bisher ſo öde Bette der Relationen und Aviſen lenkte jetzt dieſer Strom der Begeiſterung, dieſe Woge des Zorns, dieſe Fluth lebendigſter Empfindung, welche in Folge der Reformation das deutſche Volk erfüllte. Welch eine Veränderung! Bis dahin gelegentliche Blätter, ohne Zuſammenhang und ohne Plan: jetzt Manifeſtationen eines gewaltigen hiſtoriſchen Princips, zuſammengedrängt auf Einen Gegenſtand, den ſie mit unermüdlicher Behendigkeit, mit unerſchöpflichem Witz von allen Seiten bald bekämpfen, bald vertheidigen; namenlos bis dahin, die ruhmloſen Erzeugniſſe ſpeculirender Buchdrucker oder ſonſt unerheblicher Scribenten: getragen jetzt durch den Glanz der berühmteſten Namen, die es nicht länger verſchmähen, als Pamphletiſten und Zeitungsſchreiber aufzutreten; beſchränkt bisher auf eine einförmige Erzählung der Thatſachen, auf Namen und Zahlen: jetzt raiſonnirend, urtheilend, das Urtheil des Volks beſtimmend; umirrend ſo lange in allen fernſten Gegenden und Meeren, Jagd machend auf entlegene, zufällige Ereigniſſe, die heimathlichen Zuſtände überſehend: jetzt dagegen zurückgeführt auf den heiligen Boden des Vaterlands, in die innerſte Mitte des deutſchen Lebens, kämpfend für ſeine höchſten und werthvollſten Angelegenheiten; bis dahin ohne Farbe und ohne Ziel: jetzt die Fahne der Partei hochaufſteckend, mit gewaltigen Schlägen loshämmernd auf einen offenbaren Feind; ohne Kunſt bisher, in nachläſſig auseinanderfließendem Stil: jetzt wohlberedt, in gemeſſener, oft ſogar in künſtleriſcher Form, mit allen Reizen des Witzes und der Beredtſamkeit geſchmückt; ohne Begeiſterung ſo lange und ohne Glauben: jetzt das offne, durchſichtige Gefäß, in das ein urſprünglich ungekünſtelter Enthuſiasmus ſeiner köſtlichen Strömungen mit übermüthiger Luſt ausſprudelt.

Allein dieſe Erweiterung des bisherigen Zeitungsweſens war zugleich ſeine Auflöſung. Die Reformation, anknüpfend an die vorgefundene Form der Relationen, der Aviſen ꝛc., führte dieſelbe, vermöge des gewaltigen Inhalts, welchen ſie in ſie legte, zugleich über ſich ſelbſt hinaus und brachte dadurch eine neue Literaturgattung zu Wege, welche von dem Zeitungsweſen nur ſeinen Ausgangspunkt nimmt, im Übrigen aber als eine, wenn auch nah verwandte, doch ſelbſtändige Literatur zu betrachten iſt: *die Literatur der Flugſchriften und Pamphlete*. Es ſind *raiſonnirende Relationen*: und eben darum *keine Relationen* mehr. Das Moment der Benachrichtigung, der Neuigkeit, das in den urſprünglichen Relationen das herrſchende, ſogar das einzig vorhandene iſt, ſinkt hier zur Nebenſache herab, wo es nicht völlig verſchwindet. An die Stelle der Neugier tritt die Partei, die Autorität der Zeugniſſe wird durch die Dialektik der Leidenſchaft überboten. Es beginnt alſo ſchon hier, in der Wurzel, jene Scheidung des referirenden und des raiſonnirenden Elementes, welche die politiſche Journaliſtik der Deutſchen Jahrhunderte lang auf eine ſo unvortheilhafte Weiſe charakteriſirt, während ſie im literariſchen Journalismus frühzeitig und mit glänzendſtem Erfolge überwunden wurde. Das raiſonnirende Element ſpann ſich immer mehr ins Breite, aus den Flugſchriften wurden Schriften, die bald zu politiſch diplomatiſchen Bibliotheken anwuchſen: aber dem Volk und ſeiner Bildung waren ſie verloren. Es hat große

Mühe gekoſtet, dieſe auseinander geriſſenen Elemente wieder zu vereinigen; erſt die jüngſte Zeit hat den Verſuch dazu gemacht und auch ſie mit mehr gutem Willen, als Geſchick. Hoffen wir, daß auch dies ſich in Zukunft ausgleichen wird. Wenn die Deutſchen erſt aufhören werden, ſich auf der einen Seite in abſtracte Raiſonnements, in müſſige Betrachtungen der Dinge, wie ſie ſein könnten, zu verlieren, während ſie auf der andern Seite jede Thatſache, und ſei ſie noch ſo brutal und noch ſo unvernünftig, in demüthiger Beſchränkung anerkennen: ſo werden auch die Zeitungsſchreiber folgen.

Dieſe Flugſchriften alſo ſind die Journaliſtik der Reformation. Im Äußern ſind ſie den Relationen ziemlich ähnlich, nur daß ſie durchgängig von größerm, mitunter von bedeutendem Umfange ſind. Die Holzſchnitte, mit denen ſie nach Art der Relationen verſehen ſind, erläutern theils den Inhalt, theils ſind es ſelbſtändige Karrikaturen. Denn auch die Entſtehung der politiſchen Zerrbilder fällt in dieſelbe Zeit und ſteht mit den Flugſchriften in engſtem Zuſammenhange. Aber wenn die Relationen durchgängig in Briefform gehalten ſind, ſo wird für die Flugſchriften dieſes Zeitalters vorzüglich die Form des Dialogs beliebt: theils weil ſie am Meiſten dem dramatiſchen Intereſſe entſprach, das in den Dingen lag, theils weil die Muſter der Satire, denen man ſich in dieſen Streitſchriften anſchloß, vornämlich Lucian und die römiſche Komödie, ſich derſelben Form bedient hatten. Im Übrigen waren ſie grunddeutſch und volksthümlich zum Äußerſten; auch Plattheiten und Zoten genirten ſie nicht, wie das aus Luther's Beiſpiel hinlänglich erhellt. Die Hauptperſon iſt gewöhnlich ein Mann aus dem Volk, ein Bauer oder ſo dergleichen; daß ſein ſchlichter Witz, ſein geſundes Gefühl ſchließlich die ſchnöde Liſt der Pfaffen aufdeckt und die Verderbtheit der Großen geißelt, iſt die Pointe des Stücks. Ein charakteriſtiſcher Unterſchied iſt ferner dieſer, daß die Relationen von einer einzelnen Begebenheit, dieſe von einem einzelnen Satz ausgehen; jene ſtellen ein Ereigniß an die Spitze und beſchreiben es, dieſe eine Wahrheit und begründen ſie.

Leider müſſen wir uns hier und für unſere Zwecke an dieſer allgemeinen Charakteriſtik begnügen; gerade auf die ergiebigſte und anziehendſte Literatur dieſes Zeitabſchnittes — eine

Literatur, deren Freiheit, Witz und Fülle nie wieder erreicht worden iſt, und am Wenigſten in Deutſchland — muß der Geſchichtſchreiber des Journalismus Verzicht leiſten, da dieſelbe, wenn auch ausgehend vom Journalismus und mit ihm in nächſter Verwandtſchaft, doch übrigens zu ſelbſtändig und zu ſehr eine eigene Literatur iſt, als daß wir ſie dem Journalismus unmittelbar beizählen dürften. Sie weiter verfolgend, würden wir uns zu ſehr von unſrer eigentlichen Aufgabe entfernen und uns in Gebiete vertiefen müſſen, welche unſerm Wege zwar zur Seite liegen, aber auch nur zur Seite. Auch können wir uns um ſo eher hierauf beſchränken, als in der That bereits ein Buch vorhanden iſt, welches dieſe ganze Literatur mit einer Lebendigkeit, zugleich mit einer Gelehrſamkeit und Gründlichkeit charakteriſirt, welche jede zweite Bearbeitung entbehrlich machen. Es ſind dies Karl Hagen's »Deutſchlands literariſche und religiöſe Verhältniſſe im Reformationszeitalter«, Erlangen, 1841—44 in drei Bänden: ein vortreffliches Buch, dem der Verfaſſer mannigfache Aufklärung und Belehrung verdankt und vor dem es ihm daher Freude macht, ſeine volle Hochachtung hier auszuſprechen. Namentlich gehört hierher der Abſchnitt Flugſchriftenliteratur, im zweiten Kapitel des zweiten Bandes, p. 176—208, auch die folgenden Abſchnitte bis pag. 227: ſowie, wenn auch theilweiſe für eine ſpätere Zeit, aus einem anderen Buche deſſelben Verfaſſers (Zur politiſchen Geſchichte Deutſchlands. Von Dr. Karl Hagen. Stuttgart, 1842) der letzte Abſchnitt: Politiſche Flugſchriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert: pag. 269—339.

IV.

Weitere Ausbreitung der Relationen.

Durch dieſe Abſonderung nun des referirenden und des raiſonnirenden, des ſtofflichen und des geiſtigen Elementes, von der wir ſo eben geſprochen haben, war den Zeitungen, genau genommen, jede weitere Entwicklung abgeſchnitten. Denn entwicklungsfähig iſt nur der Geiſt, die Idee, das Lebensvolle;

das Ideenloſe kann wohl eine mechaniſche Anhäufung, aber kein organiſches Wachsthum mehr erfahren.

Dies war die Rolle, welche, indem Alles, was von politiſchem Raiſonnement, von Einſicht, Begeiſterung und Theilnahme in Deutſchland überhaupt aufzutreiben war, ſich ſeine eigene abgeſonderte Literatur, die Literatur der Streitſchriften, ſchuf, den eigentlichen Zeitungen, zunächſt alſo den Relationen, als der dermaligen Form des deutſchen Zeitungsweſens, übrig blieb. Die Relationen beſchränkten ſich reinweg auf Thatſachen; die Ideenloſigkeit war ihr Princip.

Damit aber war ihnen jede wirkliche Entwicklung abgeſchnitten. Zwar ſie gewinnen an Ausdehnung, ſie vergrößern ihren Umfang, ſie häufen ihre Notizen: aber innerlich bleiben ſie doch immer dieſelben. Immer dieſelbe Trockenheit, dieſelbe Urtheilsloſigkeit, derſelbe Dienſt der Neugier. Selbſt der Übergang vom einzelnen Zeitungsblatt zur regelmäßig wiederkehrenden Zeitung, auf den wir demnächſt werden zu ſprechen kommen, war nur ein äußerlicher, der auf die innere Haltung, den eigentlichen Kern unſers Zeitungsweſens keinerlei Einfluß übte. Statt einzelner Relationen gab es künftig deren eine Reihenfolge; das war das Ganze.

Es kann mithin auch von einer weiteren Geſchichte der Relationen nicht wohl die Rede ſein. Vielmehr mechaniſch, wie der Gegenſtand iſt, werden wir uns auch mit einer mechaniſchen Nebeneinanderſtellung der hauptſächlichſten Kreiſe begnügen müſſen, über welche die Relationen ſich allmälig ausgebreitet haben. Wir werden dabei freilich unſrer ſpätern Entwicklung öfters vorgreifen und das Grundgeſetz hiſtoriſcher Darſtellung, die Zeitfolge, mehrfach verletzen müſſen. Aber wir erlangen dafür auch den Vortheil, dieſen ganzen Gegenſtand, der ſich in lebloſer Einförmigkeit noch durch Jahrhunderte hinſchleppt, hier im Zuſammenhange, ein- für allemal, abzumachen, ſo daß wir ſpäterhin nicht mehr darauf zurückzukommen brauchen.

Der erſte Kreis ſoll die Ereigniſſe der deutſchen Geſchichte enthalten: und zwar zunächſt diejenigen, die mit der Reformation in unmittelbarſtem Zuſammenhange ſtehen.

Dabei iſt zu bemerken, daß die Reformation ſelbſt, wir meinen die Ereigniſſe, mit denen die thatſächliche Umwälzung der Kirche ihren Anfang nahm, keinen Stoff zu Relationen gegeben hat. Nicht einmal ſolche Thatſachen, wie etwa die Verbrennung der päpſtlichen Bulle durch Luther, ſeine Entführung auf die Wartburg, ſeine Rückkehr nach Wittenberg und dergleichen mehr, ſind, ſo viel uns bekannt geworden iſt, von den Relationenſchreibern ausgebeutet worden. Sehr folgerecht: da bei all dieſen Ereigniſſen das eigentlich Thatſächliche bei Weitem das Geringſte war; man mußte zugleich die Motive verſtehen, aus denen ſie hervorgingen, man mußte die geiſtigen Kämpfe theilen, die ſie zur Entſcheidung brachten, um ſich für die Ereigniſſe ſelbſt zu intereſſiren. Dadurch aber waren ſie dem Gebiete des Relationenſchreibers, der, jedes Raiſonnement ablehnend, ſich einfach auf den Bericht der Thatſachen beſchränkte, entrückt und vielmehr den Flugſchriften anheim gegeben, welche, nach unſrer obigen Charakteriſtik, das Ereigniß nicht bloß als ſolches berichteten, ſondern es zugleich in ſeinen geiſtigen Zuſammenhängen betrachteten. Mit Einem Worte alſo: auch die Thatſachen der Reformation waren noch zu geiſtiger Natur, als daß der bloße Relationenſchreiber ſie hatte abfertigen können. Erſt da, wo die Reformation das geiſtige Gebiet allmälig verläßt, um ſich auf der breiten Bühne der Welt als praktiſche Macht geltend zu machen, wo aber eben deshalb (denn das iſt deutſche Natur) die geiſtige Theilnahme nachzulaſſen anfängt: erſt da tritt die Relation wieder in ihr Amt ein. Der Begeiſterung, dem ſittlichen Intereſſe wäre der Raum der Zeitung zu eng geweſen; erſt die Neugier fand ſich auch von ihr befriedigt.

Solche Ereigniſſe ſind nun hauptſächlich der Schmalkaldiſche und der dreißigjährige Krieg; um dieſe beide daher gruppirt ſich eine außerordentliche Menge von Relationen und Berichten.

Was den erſteren angeht, ſo ſind bekanntlich in dem großen Hortleder'ſchen Werk*) alle Urkunden, Documente und Berichte, die zur Geſchichte des Schmalkaldiſchen, oder, wie Hortleder ihn nennt, des deutſchen Krieges dienen können, mit einer wahrhaft ſeltenen Genauigkeit geſammelt. Auch die Zeitungsliteratur iſt dabei nicht überſehen worden. Im Ganzen theilt er elf Relationen (nämlich in der angeführten Ausgabe Buch III. p. 209. 261. 347. 372. 428. 429. 699. Buch VI. p. 1126. 1139. 1141. 1142.) nach ihrem vollen Inhalte mit, anhebend von den erſten Urſachen des Schmalkaldiſchen Krieges bis auf den Tod des Kurfürſten Moritz bei Sievershauſen und die wiederholte Niederlage des Markgrafen Albrecht durch den Herzog von Braunſchweig. Eine zwölfte (Buch III. p. 290: »Newe Zeitung, der man fürmals nicht viel gehöret, die ſich begeben haben in Niderland, zu Mecheln vnd anderen umbliegenden Stätten, Flecken, Schlöſſern, vnd Dörffern mehr, welche vom Donnern vnd Blitzen ſehr beſchädiget ſind worden. Geſchehen den 7. Tag Auguſti, deß Nachts zwiſchen 10 und 11 Vhr, in dem 1546 Jahr« ꝛc.) ſteht mit dem eigentlichen Thema des Buchs nur in ſehr lockerm und willkürlichem Zuſammenhange.

---

*) Wer das Buch nicht näher kennen ſollte, wird doch ſchon aus dem vollſtändigen Titel den Reichthum ſeines Inhalts und demgemäß ſeinen Werth für die Geſchichtforſchung erkennen. Er lautet, nach der uns vorliegenden (erſten) Ausgabe von 1618, folgendermaßen: »Der Römiſchen Keyſer: Vnd Königlichen Maieſtete, Auch deß heiligen Rö-

---

Reichs, geiſtlicher vnd weltlicher Stände, Churfürſten, Fürſten, Graffen, Herren, Reichs- vnd anderer Stätte, zuſampt der heiligen Schrifft, geiſtlicher vnd weltlicher Rechte Gelehrten, Handlungen vnd Außſchreiben, Rathſchläge, Bedencken, Send- vnd andere Brieffe, Bericht, Supplicationſchriften, Befehl, Entſchuldigungen, Protestationes, Recusationes, Außführungen, Verantwortungen, Ableinungen, Abſagungen, Achtserklärungen, Hülfsbrieffe, Verträge, Hiſtoriſche Beſchreybungen vnd andere viel herrliche Schrifften vnd Kunden mehr: Von Rechtmäßigkeit, Anfang, Fort- vnd endlichen Außgang deß Teutſchen Kriegs, Keyſer Carls deß Fünfften, wider die Schmalkaldiſche Bundesoberſte, Chur- vnd Fürſten, Sachſen vnd Heſſen, vnd I. Chur- vnd Fürſtl. G. G. Mitverwandte. Vom Jahr 1546 biß auff das Jahr 1558. Ordentlich zuſammen gebracht, an vielen Orten bewärt, erklärt, vnd an tag gegeben, durch Herren Friderich Hortledern, Fürſtlichen Sächſiſchen Rath zu Weinmar. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Nicolaum Hoffmann, Prostat apud Rulandios, Anno 1618«. Das Ganze bildet einen Folioband von mehr als ſiebzehnhundert Seiten. Über die Schickſale der folgenden Ausgaben (eine zweite, caſtrirte, erſchien zu Gotha, 1645, eine dritte wurde im Erſcheinen unterdrückt) Ebert's Bibliogr. Lex. I. 838.

Daß nun Hortleder in dieſen elf oder zwölf Relationen nicht die ganze Zeitungsliteratur dieſes Krieges erſchöpft, ſondern aus der großen Maſſe nur die wichtigern ausgeleſen hat, läßt ſich vorausſetzen. Ebenſo, daß er auch von den wichtigern noch dieſe und jene wird überſehen haben; wie denn uns ſelbſt, trotz des geringen Materials, das uns zu Gebote geſtanden, Einiges dieſer Art begegnet iſt. Immer aber bleibt es höchſt ſchätzbar, die hauptſächlichſten Relationen dieſer Zeit hier auf Einem Flecke, in ſyſtematiſcher Anordnung, beiſammen zu haben, beſonders, da ſie, ſoweit wir die Originale haben vergleichen können, einzelne Kleinigkeiten der Schreibweiſe und Ähnliches abgerechnet, jedesmal mit der größten Treue, in wörtlicher Vollſtändigkeit abgedruckt ſind: und wäre nichts mehr zu wünſchen, als daß auch für die übrigen Hauptepochen unſrer Geſchichte ähnliche Sammlungen vorhanden wären.

Im Übrigen ſind die Relationen dieſer Periode noch beſonders dadurch merkwürdig, daß ſie, ſtreng genommen, eine eigene Mittelklaſſe zwiſchen den eigentlichen Relationen und den Flugſchriften bilden. Nämlich ſie ſind, dem Anſcheine nach, meiſtens von Theologen ausgegangen; einleitende Gebete, bibliſche Sprüche, theologiſche Weherufe und dergleichen geben ihnen einen gewiſſen pathetiſchen Anſtrich, der allerdings nicht hinreichend iſt, die Relation zum Raiſonnement, das Zeitungsblatt zur Flugſchrift zu erheben, der aber doch mit der ſonſtigen grundſätzlichen Nüchternheit der Relationen in einigem Widerſpruche ſteht: ſo daß wir berechtigt ſind, hier eine Art von Mittelglied, einen Verſuch zur Verſchmelzung der Relationen und Flugſchriften anzunehmen. Doch gilt dies nur von dem erſten Anfang der bezeichneten Epoche, von dem Vorſpiel gleichſam, den Unterhandlungen, Rüſtungen und Tractaten, durch welche der Schmalkaldiſche Krieg eingeleitet wurde. Je mehr ſpäterhin die Geſchichte ſich aus dem Ideellen ins Praktiſche zieht, je mehr an die Stelle der Erwägungen die Thatſachen treten, je mehr verſchwindet auch dieſer pathetiſche Anſtrich: bis zuletzt die Relationen über die Schlacht bei Sievershauſen, über den Tod des Churfürſten Moritz 2c. wieder ſo empiriſch ſind, wie möglich.

Eine ähnliche Entwicklung zeigen auch die Relationen aus dem dreißigjährigen Kriege; nur daß das Pathos hier noch kürzere Zeit anhielt, ja endlich die Neugier ſelbſt durch dieſe unaufhörlichen Berichte von Schlachten, Eroberungen, Blutvergießen geſättigt und ſogar ermüdet wurde. Der erſte Ausbruch der Unruhen, die Auflehnung Böhmens, die Ernennung Friedrichs von der Pfalz, werden auch in den Relationen nicht ohne eine gewiſſe gemüthliche Theilnahme erzählt. Man giebt gereimte Zeitungen heraus, mit den Bildern des neuen Königs, der Königin, der Stadt Prag ꝛc., in denen die böhmiſchen Unruhen mit Beifall begrüßt und allerhand frohe Hoffnungen mit Lebhaftigkeit ausgeſprochen werden. Allein wir wiſſen, von wie kurzer Dauer dieſe böhmiſche Herrlichkeit war und welche verderbliche Wendung der Krieg darauf nahm: verderblich nicht allein dadurch, daß er dreißig Jahre hindurch das geſammte Vaterland verwüſtete, ſeine Städte in Aſche legte, ſeine Bürger entzweite: dies Alles war ſchlimm, ohne Frage! Aber das Schlimmere, ja das eigentlich Unſelige des dreißigjährigen Krieges war dies, daß ſeine lange Dauer, ſeine entſcheidungsloſen Wechſelfälle, ſein allgemeines hinſchleppendes Elend endlich alle Gemüther erſchlaffte, alle Begeiſterung erkältete, alle Theilnahme erſtickte: ſo daß der Friede am Ende nur ein Geſchlecht fand, müde und abgebraucht, nur friedensbedürftig, ſo recht gemacht, um auf ſeinen gebeugten Nacken die neu aufkeimende Souverainetät der deutſchen Fürſten gehorſamſt aufzunehmen.

Dieſe Erſchlaffung, wie ſie dazumal über alle übrigen Sphären des deutſchen Lebens, die Politik, die Wiſſenſchaft, die Dichtung ſich verbreitet, würde ſich auf eine ſehr eindringliche Weiſe auch an den Relationen des dreißigjährigen Krieges nachweiſen laſſen: vorausgeſetzt, daß es möglich wäre, die ungeheure Menge dieſer einzelnen Blätter auf einmal zu überſehen und zu ordnen. Aber noch fehlt uns ein Hortleder des dreißigjährigen Krieges; die Mehrzahl unſrer heutigen Hiſtoriker haben genug zu thun, ſich in die fürſtlichen Archive den Eintritt zu eröffnen: für die unverſchloſſenen Archive des Volkes haben ſie keine Zeit. Sie ſind glücklich, wo ſie einen alten Geſandſchaftsbericht, ein Hofregiſter, eine Kanzleirechnung entdecken: aber die Stimmung vergangener Zeiten aus dem Schutt der alten Zeitungen heraufzubeſchwören, iſt ihnen zu mühſam, oder gar zu unwichtig.

Nach dem dreißigjährigen Kriege nimmt die Zahl der Relationen auf eine auffällige Weiſe ab. Die Veranlaſſung dazu mag zum Theil in der politiſchen Abſpannung der Nation gelegen haben. Hauptſächlich aber lag ſie in den regelmäßigen Zeitungen, welche, kurz vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges entſtanden, während der Dauer deſſelben ſich außerordentlich erweitert und verbreitet hatten. Durch dieſe regelmäßigen Zeitungen waren denn freilich die Relationen, der Hauptſache nach, überflüſſig gemacht. Nur für ganz beſondere Fälle, wo es auf eine ſehr ſchnelle oder ſehr ausführliche Mittheilung eines einzelnen Ereigniſſes ankam, oder auch für Neuigkeiten aus ſolchen Gegenden, die dem gewöhnlichen Verkehr abſeits und daher außer dem Rayon der regelmäßigen Zeitungen lagen, blieben die Relationen in Kraft. Solche Ereigniſſe waren allerdings, je nach den Umſtänden, ſehr verſchiedener Natur. Hauptſächlich ſind es Thronbeſteigungen, Hoffeierlichkeiten, einzelne Schlachten und Eroberungen; aber auch Feuersbrünſte, Naturerſcheinungen, Mord- und Diebsgeſchichten und dergleichen. Das letzte größere Ereigniß, das von einer ſtetigen Reihe von Relationen begleitet wurde, iſt der ſpaniſche Succeſſionskrieg (1702—1712). Friedrich der Große und die ſchleſiſchen Kriege fanden das (regelmäßige) Zeitungsweſen bereits auf einer ſolchen Stufe mechaniſcher Ausbildung, daß ſie der Relationen kaum mehr bedurften. Gänzlich untergegangen ſind ſie indeſſen noch immer nicht: ſie tauchen, in der Geſtalt von Extrablättern, Bülletins oder mit welchen Namen ſonſt die neue Zeit eine alte Sache benennen mag, wieder auf bis auf dieſe Stunde, während der Revolutionskriege, der ſogenannten Befreiungskriege, des letzten Ruſſiſch Türkiſchen Krieges. Ja ſie werden vermuthlich auch in Zukunft wieder auftauchen, überall, wo die Geſchichte ſich in einzelne große Momente, namentlich in Schlachten und kriegeriſche Entſcheidungen, zuſammendrängt, deren Kenntniß ſo raſch, als möglich, und in den möglichſt weiteſten Kreiſen verbreitet werden ſoll. Aber freilich ſteht all dieſen Dingen durch die Eiſenbahnen und die unermeßliche Beſchleunigung, wie Steigerung, welche der Verkehr durch ſie erfahren wird, eine derartige Umwälzung bevor, daß es mißlich iſt, in dieſer Beziehung irgend etwas vorauszuſagen.

V.

Fortſetzung.

Es bleibt uns nun noch übrig, den außerdeutſchen Kreis der damaligen Zeitungsneuigkeiten zu charakteriſiren.

Den erſten Rang nehmen darin natürlich wieder die Türken ein; man beſchäftigt ſich am Meiſten mit dem, den man am Meiſten fürchtet. Die Hauptquellen für dieſe Neuigkeiten ſind, wie früher, theils Wien, theils Venedig. Auch fängt man an, die Nachrichten aus beiden Orten zuſammenzudrucken und als Türkenzeitung gemeinſchaftlich herauszugeben, wie in folgender vom Jahre 1542:

> **Ware New zeitung vom Türken, durch einen Glaubwirdigen Man, der damit vnd da bey geweſt, Aus Vngern einem guten Freund zugeſchrieben. Item; andere New zeitung, aus Venedig geſchrieben, vom Türcken und Frantzoſen, Den dritten Jenners im XLij. Mehr noch andere zeitung, vom Babſt aus Rom geſchrieben. Anno M. D. XLij.** (O. O. zehn Bl. in O. befindet ſich auf der Univerſitätsbibliothek zu Göttingen.)

Der Inhalt dieſer Relation beſteht, wie der Titel andeutet, aus drei verſchiedenen Abſchnitten. Der erſte (»Inhalt des Brieffs«) iſt aus Ungarn angeblich von Einem, der »mit dem Zeug widern Türcken« gezogen iſt, geſchrieben. Er erzählt zuerſt die wiederholten Niederlagen und Bedrängniſſe, welche die Ungarn erlitten, und ſetzt dann hinzu:

»Darumb wir gar keinen troſt oder hoffnung mehr haben, das wir möchten errettet werden, denn die deudſchen fürſten ſitzen auch ſtill dazu, Laſſen alle gute vrſach vns von ſolchem Jamer vnd Elend zu erlöſen furvber gehen, Es iſt niemand, der ſich vnſer armen troſtloſen Leute anneme.« Nachdem er darauf die neuen und drohenden Rüſtungen des Türken berichtet hat, fährt er mit eindringlicher Warnung fort: »darumb werden die Chriſtliche Potentaten nicht auffs erſt, ſo bald der Früling auff gehet, dazu thun vnd ſich vmb das Königreich Vngern wiederumb mit ernſt bey der Zeit annemen, werden ſie hernachmals wenig furmügen aus zurichten.... Ja richtet der Feindt das aus, vnd dempfft der Vngern macht gar, Iſt nachmals nichts gewiſſers zu warten, Denn das er gleicher geſtalt auch Öſterreich, Meherern, Behem, welche Lender alle mit Vngern grentzen, mit Fewer vnd Schwerdt verhere vnd verterbe.... Geſchicht ſolches, das Gott verhüte, werden als denn die jenigen, ſo itzt in ſolchen geferrlichen zeiten dennoch ſtill ſitzen Vñ irer Chriſtlichen Brüder jamer, elende, vnd ſeufftzen gar nicht zu gemüt füren, iren gebürlichē Lohn auch vngezweiffelt erlangen, Ja es wird inen jre itzige vnzeitige nachleſſigkeit mit eben ſo beſchwerrlicher vnleidlicher dienſtbarkeit vnd elendt vergolten werden, als itzt die Vngern ertregen müſſen, denn gewislich, ſo das Königreich Vngern one rettung gelaſſen, vntergedrückt wird, vnd zu boden gehen mus, das Teudſchland gleiche ferligkeit ſchwerlich wird entfliehen.«

Ähnliche Klagen und ähnliche Schilderungen der täglich wachſenden Bedrängniß wurden vielfach, mit immer größerer Dringlichkeit wiederholt: ſiehe unter Anderm: »die dritt New zeitung vom XXI. tag Auguſti auß Wien, wie Jula widerumb von den Türcken hefftig belegert und beſchoſſen iſt worden; Auch wie der Türckiſch Keyſer drey ſeiner Oberſten hat jamerlich tödten laſſen, darumb, das ſie von Jula vnd Veſperia abgezogen ſeind. Vnd wie er mit den Chriſten, Mann, Weib, vnd Kind alſo vnbermherzig vmbgeht vnd hinweg fürt. Getrukt zu Strasburg bey Peter Hug in S. Berbel Gaſſen.« (Ein Bogen in Q., ohne Jahrszahl, aber, wie ſich aus Vergleichung der »Newe zeittungen, Von dem 5. tag Auguſti, biß 66. Jars auß Wien, Vonn der Veſte Vñ Stat, Schloß, Jula in Vngern, 40. meil vnder Ofen ꝛc. Getruckt zu Augſpurg, Durch Hans Zimmermann« ſechs Seiten in Q., ergiebt, ins Jahr 1566, gehörig); wo zum Überfluß ſogar ein Bild beigefügt iſt, das die Greuel, ſo die Ungarn zu erdulden haben, auf klägliche Weiſe veranſchaulicht: in der Mitte der Großtürke, zu Roß, in der Linken ein Kind, das er ſo eben mit dem Säbel auseinander hauen will; vor und hinter ihm ſein Gefolge, theils auf den Spitzen ihrer Lanzen Kinder tragend, theils ſie auf Pfählen ſpießend; dann Gefangene, die Hände auf den Rücken gebunden; die Erde mit abgeriſſenen Köpfen, Armen und Beinen bedeckt; im Hintergrunde brennende Städte, Rad und Galgen.

Es läßt ſich denken, mit welchen entſetzten Augen dergleichen Schildereien betrachtet worden ſind und wie viel Angſt und Schrecken ſie verbreitet haben. Aber dabei leider blieb es. Die Kaiſer, ſtatt den bedrängten Ungarn mit der vereinten Kraft des Reiches beizuſpringen, verloren vielmehr ihre Zeit in Bekämpfung der Reformation, in Unterdrückung des Geiſtes und der Freiheit; die Reichsſtände complimentirten, intriguirten, protokollirten; das Volk las die Türkenzeitung und — fürchtete ſich.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man mit dem Nothſchrei dieſer Türkenzeitungen diejenigen vergleicht, welche hundert und fünfzig Jahre ſpäter, gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, ausgegeben wurden. Bekanntlich hatten die Türken noch im Jahre 1683 vor Wien geſtanden; wenig hatte gefehlt, ſo wären jene Prophezeiungen, die wir ſo eben auszugsweiſe mitgetheilt haben, zu einer ſpäten, aber noch immer höchſt traurigen Wahrheit geworden. So aber ſollte die äußerſte Gefahr zugleich die letzte ſein. Die Belagerung Wiens war der Gipfel geweſen, zu welchem die türkiſche Macht ſich erheben konnte; erſchöpft gleichſam durch dieſe vergebliche Anſtrengung, ſank ſie ſeitdem ſtufenweiſe in ſich ſelbſt zuſammen. Die Beſiegten wurden nun die Sieger, und dieſelben Relationen, die zwei Jahrhunderte hindurch nur Verluſte und Niederlagen berichtet hatten, durften jetzt den glänzenden Siegeszug des Prinzen Eugen begleiten. Kein größerer Unterſchied, als zwiſchen dem Tone dieſer Relationen (deren gleichfalls eine außerordentliche Menge erſchien, meiſtens auf officielle Veranlaſſung, unter Benutzung der Schlachtbülletins, Geſandtſchaftsberichte und ähnlicher Quellen) und der früheren! In jenen nichts als Jammer, Noth, Wehklage; in dieſen Alles eitel Freude, Frohlocken, Ruhmredigkeit. »Dieſe Victorioſe Action« heißt es in dem »Relationis-Diarium, Der Groſſen, Zwiſchen denen Kayſerlichen und Türckiſchen Armeen den 11. September 1697. unter dem Cammondo (sic) Ihrer Durchl. Printzen Eugenio von Savoyen, unweit Zenta und klein Caniſcha vorbeigegangenen Blutigen Feld-Schlacht, In welcher der Türcken über 22000.

Mann auf der Wahlſtatt erlegt« *) u. ſ. w. (o. O. Ein Bogen in Q.): »hat ſich geendet mit Scheidung Tag und Nacht, und kann man wol ſagen, daß ſogar der Sonnenſchein den Tag nicht ehender quittiren wollen, biß er nicht vorhero ein vollſtändiges Genügen deß völligen Triumphes der glorioſen Käyſerl. Waffen hat geben wollen. Der tapffere Heldenmuth der hohen Generalen, Officiers und Gemeinen, iſt mit keiner Feder genug zu beſchreiben, noch zu loben, könne es von der Welt für kein Ordinari Combat auffgenommen werden, ſondern für die wahre Gerechtigkeit, welche allzeit in der Hochlöbl. Käyſerl. Armee beſtehet.« Auffällig iſt es dabei, daß das religiöſe Motiv, auf das in den Zeiten der Noth ein ſo großes Gewicht gelegt wurde, aus dieſen Siegesrelationen völlig verſchwunden iſt. Man triumphirt über den Türken, wie über jeden andern politiſchen Feind; die Kategorien der Glaubensfeindſchaft, des bedrängten oder geretteten Chriſtenthums u. ſ. w. ſind völlig außer Gebrauch gekommen. Ob das nur daher rührt, daß der Menſch in der Noth gewöhnlich frömmer iſt, als im Glück? oder ob die dazwiſchen liegenden Jahrhunderte und das veränderte Gewicht, das der Religion überhaupt noch beigelegt wurde, ſich auch hierin bemerklich machen? — Auch war der Türke, wenngleich überwunden, doch immer noch gefährlich genug, um intereſſant zu bleiben. Nicht bloß die Türkenkriege, ſondern auch in Friedenszeiten und in ihren inneren Zuſtänden bleiben die Türken ein Hauptaugenmerk der damaligen Zeitungsſchreiber. Jeder Thronwechſel wird genau berichtet, jede Hinrichtung eines Wezirs, jede Meuterei der Janitſcharen, jede innerliche Erſchütterung des Reiches ſofort in eigenen Zeitungen gemeldet, z. B. die »**Umbſtändliche Nachricht Von Der jüngſthin zu Conſtantinopel und Adrianopel entſtandenen Unruhe, Und Der darauff in der Türckiſchen Regierung erfolgten Veränderung** (u. ſ. w.) **Cum Privilegio Sac. Caesareae Majestatis Speciali. Wienn, zu finden bey Johann Baptiſt Schönewetter, im Rothen**

---

*) Wurde auch, mit unbedeutenden Änderungen des Titels, neugedruckt zu Dresden, »gedruckt und zu finden bei Johann Riedeln.« Beide Exemplare befinden ſich auf der Univerſitätsbibliothek zu Halle.

Ygel, 1703. (Ein halb. Bog. in Q.) Man hatte ſich ſo daran gewöhnt, von den Türken zu leſen, daß dieſe Relationen auch da noch Abſatz fanden, wo ſie für die deutſchen Intereſſen bereits unwichtig geworden waren. Die Furcht hatte die Türkenzeitungen entſtehen laſſen; die Gewohnheit erhielt ſie: bis ſie endlich gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts verſchwinden. Wenigſtens ſind dies die jüngſten, welche uns begegnet.

Nächſt den Türken waren es hauptſächlich die Franzoſen, mit denen die deutſchen Relationen ſich beſchäftigten: ein Vorzug, der durch die nachbarliche Lage beider Länder, ihren lebhaften Verkehr und den Rang, den man Frankreich ſchon damals, politiſch wie geſellig, einzuräumen anfing, hinlänglich erklärt wird. Beſonders zahlreich ſind die Relationen aus der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, das heißt alſo aus der Zeit der Hugenottenkriege. An den Ausgang dieſer Kriege ſchien zum guten Theil auch die Wendung geknüpft, welche die religiöſe Kriſis in Deutſchland nehmen ſollte. Es war daher nicht bloß die Neugier, nicht bloßes nachbarliches Intereſſe, es waren auch gemüthliche Neigungen und Abneigungen, politiſche Erwartungen und Befürchtungen, welche dieſe Kriege von Deutſchland aus mit Aufmerkſamkeit verfolgten. Auch laſſen in den Relationen dieſer Zeit ſich ſehr deutlich zwei Richtungen unterſcheiden, zwei Zeitungsſtämme gleichſam, von denen der eine ſich auf die Seite der Katholiſchen, der andere auf die Seite der Hugenotten wendet. Der eine, der katholiſche, geht hauptſächlich von Köln aus, der andere theils von Straßburg, theils von Baſel, theils auch, vermuthlich, weil der Buchdrucker in manchen Fällen Bedenken trug, ſich als Verbreiter dieſer Nachrichten zu bekennen, iſt die Angabe des Ortes unterblieben. Der erſtern Art iſt z. B. die:

> **Dritte Zeytung auß franzöſiſcher Spraach, inn Hoch Teutſch transferiret vnd vberſetzt. zu wiſſen. Was ſich ſeithero den xxvj. tag Octobris nechſtuerſchienen, Darnach noch weiter in Franckreich verloffen, vnd den xxj. auch xxiij. Nouembris, bis gar an den ij. Tag jetzt ablauffendes Monats Decembris zugetragen. Darauß lauter erſcheinet, was von den Hugonoten, newlich außgeſprengtem Sieg vnd Victori zu halten,**

> **oder endtlich dauon zu hoffen ſey. Zu Cölln durch Gotfridt von Kempen, auff der Burgmauren, Anno M. D. LXXXVij.** (Ein Bog. in Qu.)

Dieſe Zeitung weiß von der Sache der Hugenotten nur Ungünſtiges zu erzählen: »der Herzog von Guiſe hat abermals ſiben Fanen Teutſcher Nauarriſcher Reutter, vnd Fünffhundert Landtsknecht erlegt«, die Schweizer, die bisher auf Seiten der Hugenotten gefochten, haben die Waffen niedergelegt, die Häupter der Hugenotten ſelbſt ſind theils gefangen, theils auf der Flucht: »Man hat allenthalben zu Pariß, wegen ſolcher guten zeitung, das **Te Deum laudamus** geſungen.«

Aber wie ganz anders hören ſich dieſelben Begebenheiten an in der:

> **»Warhafftige vnd Eigentliche zeitung, was ſich kurtzverſchiener zeit in Franckreich zu getragen, zwiſchen dem König von Navarra vnd Hertzogen von Joyeuſe, auch welcher geſtalt ein offne Veldtſchlacht abgelauffen, ſo gehalten den 20. tag Octob. dieſes Jars 87. Alles auß glaubwirdigen Copeyen vnd Schrifften, ſo von Bordeaux vnd der orth hieher geſchrieben worden, gezogen vnd in Truck verfertigt. Sampt anzeigung der Grafen vnd Herrn, ſo auff des Hertzogs von Joyeuſe ſeiten zum Theil geblieben, vnd auch gefangen, auch was Beuten ſie daruon gebracht. Im Jar M. D. LXXXVII.** (o. O. Ein Bog. in Q.)

Zwar wird im Eingang dieſer Zeitung ein völlig neutraler Standpunkt ausdrücklich in Anſpruch genommen: »Nach dem (günſtiger Leſer) jetzo mancherhandt zeitungen hin vnd wider außgeſpreitet werden, den jetzigen Kriegshandel in Franckreich betreffent. Jedoch vngrundtlich daruon geredt wird, So hab ich (ſo viel ich auß vilen glaubwirdigen ſchriften, ſo dero ort her kommen vnd geſchrieben werden) derſelben Inhalt einem jeden hie mit getheilet haben wollen. Nicht daß ich einer oder anderen ſeiten halbe ſolches zu gunſt oder nachtheil thu, ſonder daſſelbig wie die ſach in ſich beſchaffen auß obgemelten ſchreiben, auß liebe der Warheit anzeigen.« Nichts deſto weniger iſt es aus der ganzen Auffaſſung der Begebenheiten einleuchtend, daß wir es hier eben ſo ſehr mit einem Freunde, wie in der vorigen Zeitung mit einem Gegner der Hugenotten zu thun haben: ja es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Relation ausdrücklich gegen die vorige gerichtet iſt, indem ſie genau dieſelben Begebenheiten erzählt und es dabei nicht an Seitenhieben fehlen läßt auf diejenigen, welche darin vielmehr eine Niederlage der Hugenotten geſehen haben.

Ein ganz beſonderes Aufſehen machte es, als im Verlauf dieſes Krieges (Auguſt, 1589) König Heinrich der Dritte »durch eines Mönchs gelenkte Hand« ermordet wurde. Uns liegen über dies Ereigniß zwei Relationen vor:

> **Warhaffte vnd eigentliche Beſchreibung, dern Hiſtoria, wie der König in Franckreich, deſſen Nahmens der Dritt, Henrich von Valois, als er belägerte die Statt Paris, zu Pont S. Clou, von einem Jacobinen oder Prediger Mönch, eilendt vom leben zum todt bracht, am Erſten tag Auguſti, Anno 1589. Sampt einer Weyſſagung** (etc. etc.) **Alles auß dem Frantzöſiſchen Gedruckten Exemplar, in Hochteutſch, vbergeſetzt. Gedruckt im Jahr 1589.** (o. O. anderthalb Bog. in Q.)
>
> **Wolbedenkliche Beſchreibung Des, an dem König in Franckreich newlich Verrhäterlich begangenen Meuchelmords, von einem Mönch Prediger Ordens.** (etc.) **Auß dem Frantzöſiſchen der eygentlichen meynung nach verteutſchet, vnd mit Nötigen Erinnerungen erſetzt: Durch Bernhart Janotteno M. D. LXXXIX.** (o. O. zwei Bogen in Q.)

Man erinnere ſich, daß die Pariſer eben damals gegen ihren König, oder wie ſie ihn, mit Verweigerung des Königstitels, nannten: Heinrich von Valois, in Aufſtand geweſen waren und daß daher der plötzliche, wenn auch gewaltſame Tod deſſelben ihnen nichts weniger als ungelegen, ja vermuthlich nicht unerwartet kam. In dieſem Sinne war auch die officielle Erklärung abgefaßt, welche die Stadt Paris über den Verfall veröffentlichte. Dieſe daher haben beide Relationen zu Grunde gelegt: aber nur um ſie zu widerlegen und »damit ſich keyner in verleſung nachgehender Partheiiſchen erzehlung der Geſchichten, an der Sanguiligiſchen*) harten Bundknöpffen, vnd den ſchmählichen Mayeſtetverletzenden Gifftreden nicht ärgere.« Beide nämlich ſind von Verfaſſern geſchrieben, die entſchieden auf Seiten der Hugenotten ſtehen; ſie tragen daher auch kein Bedenken, die vereinzelte Greuelthat eines fanatiſchen Mönchs der geſammten katholiſchen Partei, insbeſondere der päpſtlichen Ligue zuzuſchreiben und, mit einem Kunſtgriff, der zu allen Zeiten von allen Parteien beliebt worden iſt, die Principien der Geſammtheit nach dem Irrthum eines Einzelnen zu meſſen. Dieſer Fanatismus, mit welchem hier die geſammte katholiſche Geiſtlichkeit als eine Verbrüderung zu Königsmord und allen äußerſten Verbrechen angegriffen wird, macht die beiden Relationen merkwürdig; es iſt eine erſte Karte, die nachher von der Gegenpartei wiederholentlich zurückgeſpielt worden iſt, und zugleich ein Beweis für den gewaltigen Zwieſpalt, den man damals in Deutſchland noch künſtlich zu verdecken ſuchte. Beſonders die letztgenannte Relation iſt unerſchöpflich in Anklagen und Beſchuldigungen; die Energie ihres Haſſes erhebt ſich ſogar zum Poetiſchen. Sie bringt zum Schluß das Bild eines Mönchs, in der einen Hand eine vergiftete Hoſtie, (anſpielend auf die Vergiftung Kaiſer Heinrich des Siebenten durch einen Mönch, in Italien, im Jahre 1308) in der andern ein gezücktes Meſſer; darunter eine poetiſche »Ermanung an die Bundbäpſtler«: ohne dichteriſchen Werth, aber charakteriſtiſch für die Zeit; weshalb, und weil ſie unſers Wiſſens noch nirgend bekannt gemacht iſt, wir einige der bezeichnendſten Stellen in der Anmerkung herſetzen wollen.**)

---

*) Wortſpiel mit **Sanguis** und **la Sainte Ligue.**

**) Sie fängt an:

»Alſo fart fort jr Romaniſten,
Zeigt recht, daß jr ſeit Antichriſten,
Welche die höchſte Mayeſteten,
Die Oberkeit, mit Fuſſen treten.

. . . .

Man hat nun lange Zeit her eben
Den Hugenoten offt ſchuld geben

Eine andere, aber für das deutſche Gefühl höchſt traurige Gruppe von Relationen wird durch Ludwigs des Vierzehnten

Als daß ſie jren Königen
Wöllen die Kron vom Haupt tringen:
  Wo hat man aber je vernommen,
  Oder iſt etwas je fürkommen
Daß mehr oder ein Hugenot
Sich ſo vergeſſen het an Gott
  Daß er nu het vielleicht gedacht
  (Vil weniger es dann vollbracht)
Auf ein dergleichen Schelmenſtuck
Wie die ein Mönch erzeigt ein Duck?
. . . .
Euch aber iſt es Heyligthumb
Wann ihr pringt einen König umb.
. . . .
Aber diß macht, ihr habt zu Rom
Einen, der macht euch wieder from,
  Welches den König ſetzet ab,
  Vnd ſchenckt die Reich, die er nie gab…
Aber wo ſie (d. i. die Obrigkeit) nicht zwingt die Gewiſſen
Vnd will kein Chriſtenblut vergieſſen,
  Da ſtebt ſie euch gar nicht mehr an,
  Der Bapſt muß ſie gleich thun in bann:
Alsdann iſt Mönchen vnd den Pfaffen
Erlaubt, dieſelben hinzuſchaffen:
  Ja alsdann mögen vngeſchmächt
  Wider jr eigen Geyſtlich Recht
Die Geyſtlich Händ erſudeln ſich
Im Fürſtenblut vermeſſentlich:
  Alsdann gilt Meſſer, Büchs vnd Gifft,
  Nur daß man abſchafft, was Gott ſtifft:
Alsdann mag eim Beichtvater glingen
Auch in der Beicht ein umbzubringen
  Alsdann mag auch ein Kloſterbruder
  Legen im Sacrament ein Luder,
Vnd in der Oſty auch vergeben
Ein Ketzer . . . .
. . . .
  Das macht, daß die new Heuchlerei,
  Das Jeſuitiſch Bapſtgebeck

Plünderung des Elſaſſes und der Pfalz veranlaßt. Faſt jede Stadt, die geplündert, jedes Dorf, das verbrannt, jede Landſchaft, die erobert wurde, finden ſich hier in eigenen Zeitungen vertreten; man mag danach die Zahl derſelben beurtheilen. In der Regel iſt dieſen Relationen als Anhang eine genaue Specification des Schadens beigefügt, welchen die betreffende Stadt erlitten: wie viel Bürger erſchlagen, wie viel Häuſer verbrannt, wie viel Pferde geſtohlen, wie viel Vieh geſchlachtet, wie viel Geld erlegt werden. Alle dieſe Particularintereſſen ſind ſorgſam aufgezeichnet, ihre Verletzung wird kläglichſt bedauert; nur an das verletzte Intereſſe des Vaterlandes, den Verluſt des Reiches, die Schande des deutſchen Namens denkt von allen Relationen nicht eine. Die Bande des Vaterlandes waren ſo locker geworden, das Nationalgefühl ſo gebrochen, daß dieſe Städte, in demſelben Augenblick, wo ſie, vom Reiche preisgegeben, einem fremden Volk anheimfielen, den Verluſt ihrer Hämmel und Rinder tiefer fühlten, als den Verluſt ihrer Nationalität, ihrer Sprache und Geſchichte. —

Die Relationen aus *Italien* knüpfen ſich meiſtentheils entweder an den *Papſt* oder an *Venedig*. Im erſtern Falle betreffen ſie regelmäßig die religiöſen Zuſtände: Anreden des Papſtes an das Collegium der Cardinäle, Bündniſſe, die er

---

Anfangt . . . .
Vnd macht die weltlich Oberkeit
Veracht mit dem Wort Weltlichkeit,
  Darumb wird der Welt kein ruh
  Allweil man dieſem Gifft ſicht zu.

Zum Schluß heißt es wieder:

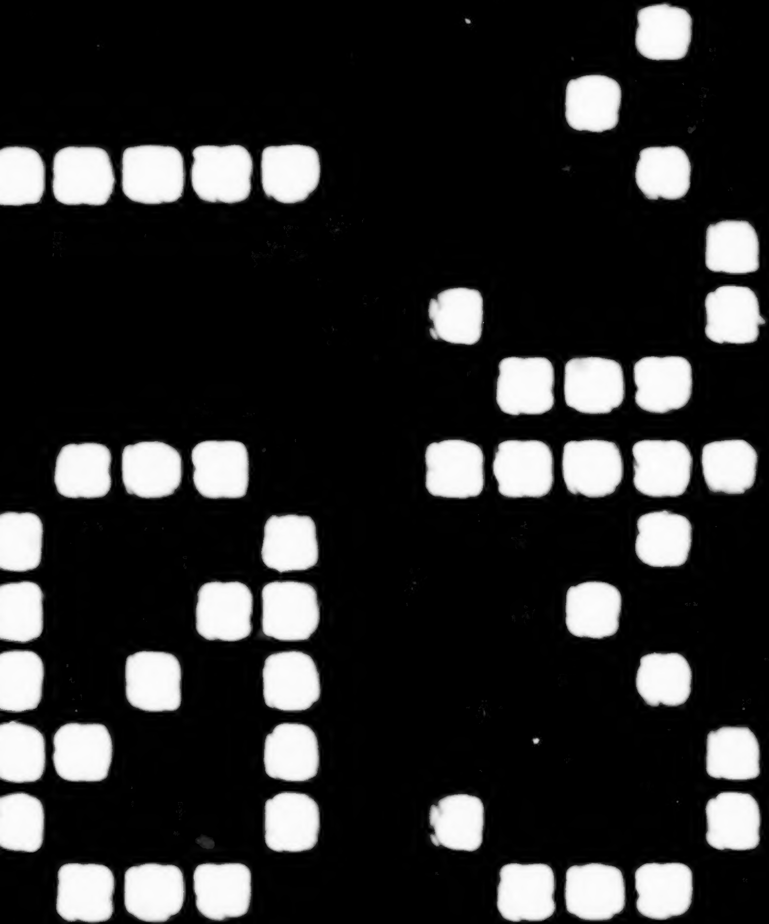
»Wolan fart fort jr Romaniſten
Erweiſt euch gnug die Antichriſten
  Die Gotts vnd Menſchlich Maieſteten
  Durch Wort vnd Mord mit Füſen tretten,
So wird deſt ehe ewr Maß erfüllt,
Daß man euch Doppelt dran vergilt
Gleichwie jr Andern habt geſpielt.«

Die Relation ſelbſt, mit vielen anderen verwandten Inhalts, iſt in einem Quartband der Univerſitätsbibl. zu Halle enthalten.

geſchloſſen, Kriege, zu denen er anſtachelt: Alles in nächſter Beziehung auf die Verhältniſſe der deutſchen Welt, wobei ſie nicht ſelten aus den knappen Grenzen der Relation in die umfangreiche Form der Flugſchrift, auch wohl der poetiſchen Satire übergehen. Venedig dagegen dient meiſtens als Mittelglied für die türkiſchen Angelegenheiten: eine Stelle, die eben ſo ſehr ſeiner geographiſchen Lage, als ſeiner politiſchen Stellung entſprach. Von eigentlich italieniſchen Geſchichten findet ſich nur wenig; dieſe nachbarlichen Kriege, dieſe Fehden der Städte, dieſe Zwiſtigkeiten der Bürger, dieſer ganze mittelalterliche Reſt, der ſich durch die Geſchichte Italiens hinſchleppt, wie wäre er auch im Stande geweſen, die Aufmerkſamkeit der modernen Welt in größeren Kreiſen dauernd zu beſchäftigen? Man hätte, um ſich für dieſe Geſchichten zu intereſſiren, Partei ergreifen müſſen, für oder wider. Dazu aber lag die moderne Geſchichte Italiens den deutſchen Verhältniſſen zu fern; die großen Zeitfragen, von denen ſich Deutſchland bis auf den Grund erſchüttert fühlte, waren in Italien kaum angeregt. Nur aus der älteſten Zeit ſind uns einige bemerkenswerthe Relationen aufgeſtoßen, die eine über die Schlacht von Pavia (1525), die anderen über die Eroberung Roms durch Karl von Bourbon im Jahre 1527. Sie gehören alſo ſchon der Zeit nach zu den Seltenheiten dieſer Literatur, und dürfen wir ſie ſchon deshalb nicht ganz übergehen:

> **Anzeig wahrhafftiger newer zeytung, wie es ſich eygentlich mit der Schlacht von Pauia, zwüſchen Keyſerlicher Maieſtat vnd des Königs von Franckreych kriegs volck auff xxiiij. Februarij begeben hat.** (o. O. und J. zwei Bogen in Qu.)

Den Anfang macht eine Schilderung der verſchiedenen Märſche, durch welche die Schlacht vorbereitet wurde, und ſodann der Schlacht ſelbſt. Über die Gefangennehmung Franz des Erſten heißt es ganz naiv: „Da hat ſich der könig vaſt gewert. Doch iſt er, als der hengſt vnter yhm gefallen, gefangen worden Vnd wollen yhr viel yhn den konig gefangen haben.“ Es folgt dann eine officielle (ſie iſt unterzeichnet Vice Re aus Neapels) Liſte der feindliche Gefangenen und Todten; darauf ein Blatt, überſchrieben: „Die nachuolgende zettel kompt von



heer Caſpar Wintzer«: ein Auszug, wie es ſcheint, aus einem Privatſchreiben, worin noch einzelne Notizen über die Niederlage der Feinde nachgetragen werden. Den Beſchluß endlich machen einzelne vermiſchte Nachrichten: »aus welliſchen Landen«, über die Gefangenſchaft des Königs; aus »Nurmbergk«, wie der Rath daſelbſt zur Feier des kaiſerlichen Sieges verordnet hat »eynem ieden armen menſchen ſo von gemeynen almuſen vnderhalten werden, zwey pfundt buttern zugeben, glocken zulewtten, zu trometen vnd ſchalmeyen, vnd frewden fewr zumachen«; ferner aus Würtemberg, über den Krieg zwiſchen Herzog Ulrich und dem Bund; endlich aus Schwaben und Tyrol, über den Beginn der Bauernkriege. Und zwar ſcheint der Zeitungsſchreiber dieſe Kriege nicht eben zu mißbilligen: »Im Schwabenland an der Thonaw, Schwartzwald, Pregentz, ym Segaw vnd der art, iſt nochend die gantze Pawerſchafft wagich vnd empörich, ligen ynn etzlichen hauffen ſeer viel tauſent ſtarck, habē yhr poſt gelegt, etzliche Cleſter … eyngenommen, ſchicken yhr ausſchub zuſammen, begern von ſtedten eyn wiſſen zuhaben, Ruffen das Euangeliſch recht an, behelffen ſich des göttlichen rechtens, wollen nymer leybeygen ſeyn, Sondern waſſer vnd holtzer frey haben, Vnd das yhnen das Euangelion geprediget werde. Die lantſchafft zu Tirol ſchreyet gleycherweyſe nach dem Euangelion, vermeynt keynen geiſtlichen rat, noch eynig Spaniſch amptleut zugedulden.«

Über die Erſtürmung Roms, ein Ereigniß, das dazumal die ganze Welt in Erſtaunen ſetzte und das namentlich in Deutſchland, als ein Beweis, daß von der Macht des Papſtes nichts mehr zu fürchten ſei, den größten Jubel erregte, liegen uns zwei Relationen vor:

> **Warhafftige vnd kurtze Bericht ynn der Summa, wie es yetzo, ym Tauſent Fünffhundert vnd ſiben vnd zwentzigſten Jar, den Vi. tag Maij, durch Römiſcher Keiſerlicher vnd Hiſpaniſcher Königlicher Maieſtet kriegsvolk yn eröberung der Stad Rom ergägen iſt biß auff den ein vnd zwantzigſten Tag Junij.** (Zehn Bl. in Qu. o. O.)

Unter dieſem Titel folgt »Ein ſprüch an den Bapſt«:

»Drümb das du Gott nit haſt gehort,
Ja ſtets veracht ſein heylſams wort,

Dich vber yhn mit ſtoltzem mutt
Erhaben, all der Welde gutt
Zu dyr geriſſen vnd gehaufft,
Dafür deyn lügen uns verkaufft,
Gehet vber dich itzt dieſe rach
Vnd leydeſt ſchaden, ſchand, vnd ſchmach
So wirds auch all den yhenen gan
Die Gottes wort nicht nemen an,
Vnnd noch dar widder grauſam wüten
Gott wolt ſeyn volck vnn fried behuten
Den blinden öffnen yhr geſicht,
Das ſie auch können ſehen das licht.«

Die andere iſt nur einen halben Bogen ſtark, gleichfalls o. O. Der Titel lautet:

Newe gezeytunge von Rom, wye des Keyſers volck die ſtat Rom, am. vj. tag May hat eyngeno̅men ym Jare. M. D. XXvij.

Beide ſind ſichtlich von Augenzeugen verfaßt; die kriegeriſchen Ereigniſſe werden mit großer Lebhaftigkeit und genauer Berückſichtigung des Örtlichen geſchildert. Nur über den intereſſanteſten Zwiſchenfall dieſer Eroberung, über den Tod des Herzogs von Bourbon, deſſen nähere Umſtände bekanntlich bis auf dieſe Stunde noch nicht völlig ins Klare geſtellt ſind (vgl. Barthold's George von Frundsberg, p. 445), geben ſie flüchtig hinweg. Die eine weiß nur, daß »In ſolchem Sturm auch der Edel, theür fürſt, der Hertzog võ Burbõ, Key. M. oberſter Capitan erſchoſſen wordẽ iſt, dem Gott genedig ſey, Amẽ.« Die zweite faßt ſich noch kürzer: die Bürger haben bei Erſtürmung eines gewiſſen Kloſters »viel knechte erſtochen auch den Hertzog von Borbon.« Das dies nicht völlig genau iſt, ſiehe bei Barthold a. a. O.

Auch um Spanien ſcheinen die deutſchen Zeitungsleſer ſich damals nur wenig gekümmert zu haben. Die Wunder der neuen Welt, deren Kenntniß bis dahin ausſchließlich von Spanien aus verbreitet worden war, hatten ſich nachgerade theils erſchöpft, theils waren die Spanier nicht mehr die einzigen, denen der Zutritt zu denſelben offen ſtand. Auch das politiſche Band, das einige Zeit lang Deutſchland und Spanien verbunden hatte, war durch die Abdankung Karls des Fünften aufgelöſt worden. In die Weltereigniſſe griff Spanien allerdings noch immer kräftig ein: aber den Deutſchen wurde dies Eingreifen nicht augenfällig genug, um ſie für ein ſo weit entlegenes Land zu intereſſiren. Nur die Armada machte eine Ausnahme, welche Philipp der Zweite gegen England ausrüſtete. An dieſer Begebenheit, welche ſchon mit dem Ruf ihrer Vorbereitungen die Welt erfüllte, konnten auch die Zeitungen der Deutſchen nicht ohne Antheil bleiben.

Ja ſogar auf die geſammte Zeitungsliteratur hat die Armada einen weſentlichen Einfluß geübt, indem durch ſie zuerſt der Journaliſtik dasjenige Land eröffnet wurde, welches ſeitdem der wahre und hauptſächlichſte Boden derſelben geblieben iſt. Nämlich im Verlauf dieſes Seekrieges zwiſchen England und Spanien, ſpeciell ſeit dem Jahre 1588, entſtanden in England, angeblich auf unmittelbare Veranlaſſung der Königin Eliſabeth, die ſogenannten Mercuries, Kriegszeitungen, welche die einzelnen Siege und Gefechte ſofort zur Kenntniß des engliſchen Publikums brachten. Es war alſo eigentlich nichts Anderes, als das deutſche Inſtitut der Relationen, das hier zuerſt nach England übergeſiedelt wurde. Zwar wenn wir dem einſeitigen Patriotismus einiger engliſchen Hiſtoriker glauben wollten, ſo hätten wir hier vielmehr eine urſprüngliche Literatur und den eigentlichen Anfang des Zeitungsweſens. Aber für dieſe Behauptung fehlt jeder ſtichhaltige Beweis. Die engliſchen Kriegszeitungen erſchienen gerade ſo willkürlich, wie die deutſchen Relationen, je nach den Ereigniſſen, die eine beſondere Mittheilung zu verdienen ſchienen; von einer periodiſchen Anordnung, einer regelmäßigen Wiederkehr zeigen ſie keine Spur. Nur darin iſt ein Unterſchied, der den engliſchen Kriegszeitungen allerdings einen gewiſſen Anſtrich regelmäßigen Zuſammenhanges giebt, daß ſie nämlich ſich ausſchließlich auf den Krieg mit Spanien beſchränken, während, wie wir geſehen haben, die deutſchen Relationen den ganzen Erdkreis, Chriſten und Heiden, durchwanderten. Aber dies dünkt uns Seitens unſerer Zeitungen eher ein Vorzug, als ein Mangel: und werden daher die Engländer den Keim des Zeitungsweſens ſo wenig uns ſtreitig machen können, wie wir ihnen ſeine — Blüthe. Immerhin ſchien der Umſtand, daß die ſpaniſche Armada den Grund gelegt hat zur engliſchen Journaliſtik, intereſſant genug, um hier beiläufig erwähnt zu werden. Vgl. Schwarzkopf über Zeitungen, p. 11. 12. *)

Theils alſo auf dieſe Kriegszeitungen der Engländer geſtützt, Theils auf die Actenſtücke und Proclamationen, welche von ſpaniſcher Seite veröffentlicht wurden, verfolgten die deutſchen Relationen die Schickſale der Armada mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit. Auch in ihnen ſind zwei Richtungen bemerkbar, ähnlich, wie wir ſie oben an den Relationen über die Hugenottenkriege nachgewieſen: die eine, die ſeltenere, die für den König von Spanien, den Hort der katholiſchen Chriſtenheit, Partei nimmt gegen das ketzeriſche, abtrünnige England; die andere, die eigentlich herrſchende, die nationale Richtung, die umgekehrt für England Partei nimmt gegen Spanien, in welchem ſie nur den gemeinſamen Feind der Glaubens- und überhaupt jeder Freiheit erblickt. Jene hat, eben wie es bei den Zeitungen aus Frankreich der Fall war, ihren vornehmſten Sitz in Köln; dieſe dagegen wird hauptſächlich von Niederland aus verbreitet. Von beiden liegen uns zahlreiche Proben vor. Doch beſchränken wir uns auf Folgendes:

> Warhaffte Relation, vberſchlag, vnd Inhalt der Kriegsrüſtung oder Armada, ſo Philippus der König von Hiſpanien, auff dem Meer, bei Lisbona, der Hauptſtatt des Königreichs Portugal, zuſamen hat laſſen bringen. Mit welcher Armada, der Hertzog von Medina Sidonia als Capitein General vnd Obriſter vons Königs wegẽ, ſampt allen Galleonen, Schiffen, Laſten, Munition, Prouiandt, Hauptleuten, vom Adel, Fendrichen vnnd anderem Kriegsvolck, in groſſer anzal den 29. vnd 30. Maij nechſt verſchienen von dannen abgeſeylet. Auß dem Hiſpaniſchen Exemplar (ſo zu Madrid mit des Königs ſelbſt bewilli-

---

*) Übrigens nahmen mit dem Ende des engliſch-ſpaniſchen Krieges auch dieſe Mercuries und damit alſo die geſammte engliſche Journaliſtik einſtweilen ein Ende; erſt in den Relationen über den dreißigjährigen Krieg, deren Schwarzkopf a. a. O. p. 12. in der Anmerk. erwähnt, kam ſie wieder zum Vorſchein. Die bald darauf ausbrechende Revolution brachte ſie zu raſcher Blüthe; allein von 1641 bis 1660 zählt man 156 verſchiedene Mercuries. Schwarzkopf a. a. O. p. 12. 35. ſqq.

gung, vnd jrer May. Secretarien vberſehung, vnd vnderſchreybung bekrefftigt) in Hochteutſch vberſetzt, den 6. Tag Auguſti, Anno 1588. (Vier Bogen in Qu.)

Am Schluß, ſowie unter der Vorrede (in welcher der »gutwillige Leſer« erſucht wird unter den »Tractätlein, die in verſchienen tagen in Italianiſcher Sprach zu Venedig, vnd andern orten Italie, von der gewaltigen Schiffart Königs Philippi durch den Truck außgangen«, dieſes, weil es »auß dem Spaniſchen von Wort zu Wort, wie es auß Königs Hoffhaltung zu Madrid ſelbſt getruckt worden, vnd auf der Poſt alher kommen iſt, in hoch Teutſch vbergeſetzt iſt,« für das »Warhaffte und Beſte« anzunehmen) wird ausnahmsweiſe der Name des Verfaſſers, oder richtiger des Überſetzers, genannt: »Cölln *) den 6. Auguſti, 1588. Durch Michael Eyzinger Auſtriacum.« Dieſer Eyzinger (ſt. nach 1593) war Hiſtoriograph Kaiſer Karls des Fünften und ſeiner Nachfolger; auch wurde er zu diplomatiſchen Geſchäften, vornämlich zu Geſandtſchaften, verwendet: vergl. v. Stramberg in Erſch und Gruber's Encykl. Sect. I. v. Th. 39. p. 486. fgg. Biogr. univers. Supplém. t. 63. p. 476. fg. und in Kürze Jöcher **II**, 458.

Schon aus dieſer amtlichen Stellung läßt ſich auf die Partei ſchließen, welcher er in dem damaligen Kriege ſeine Feder dienſtbar machte. Auch die vorliegende Relation iſt in ſpaniſchem Sinne geſchrieben. Ein lateiniſches Diſtichon am Schluſſe prophezeit den Engländern, dafür, daß ſie die »leges Romanas,« die römiſchen Satzungen, verſchmäht, würden ſie ſich dem Joche der Spanier unterwerfen müſſen. Die Relation ſelbſt iſt ein eigentlicher Schiffskatalog: eine trockene Aufzählung und Berechnung der Schiffe, der Schiffsleute, Geſchütze, der Generale und Hauptleute, Freiwilligen und Fähnriche, bis hinunter zu den Spitalmeiſtern und Geiſtlichen.

Aber nur wenige Tage brauchten zu vergehen und die Gegenpartei konnte ganz andere Relationen erſcheinen laſſen:

Warhafftige Zeytung vnd Beſchreibung von der Gewaltigen Armada, oder Kriegsruſtung, ſo der Groß-

---

*) Doch iſt das vorliegende Exemplar »zu Nürnberg, durch Nicolaum Knorr« gedruckt.

mechtige, König von Hiſpanien auff dem Meer, bei Liſſabona der Hauptſtatt, des Königreichs Portugal, zuſamen hat laſſen bringen (2c. 2c.) Und wie die Spaniſch Armada auff dem Britanniſchen Meer, von der Engliſchen Armada iſt angriffen, beſchedigt, verjagt, vnd vil zu grundt geſchoſſen, vnnd biß in die Nordſee getrieben, Anno 1588. den 1. Auguſti. M. D. LXXXVIII. (Mit einem Medaillon Philipp des Zweiten in Holzſchnitt; Ein Bogen in Qu.)

Schiffſtreit, Das iſt, kurze doch warhafftige Zeitung vnnd Beſchreibung der mechtigen Armada oder Kriegsrüſtung, Welche der König auß Hiſpanien (2c. 2c.) Vnnd wie die Spanniſche Armada zwiſchen Pleymuyen Douer vnd Dunckerke von den Engliſchen angegriffen, beſchediget, verjaget vnnd etlich in grundt geſchoſſen den 9. 10. Auguſti. Welchs alles Jacob de Medrago, der als ein Oberſter der Spanier mit vnd darbey geweſen, von den Engliſchen gefangen, geſehen vnd erfahren. Hernach der Königin in Engelland zu ſonderen gefallen hat abcontrafeyt vnnd beſchrieben, wie folgen wird, vnd in der Figur zu ſehen iſt. Auß Engliſcher Sprach in Deuſch transferirt. (Am Schluß:) Erſtlich gedruckt zu Nider Weſel, durch Johan von Leiden. Anno 1588. (Zwei Bogen in Qu.)

Die erſte dieſer beiden Relationen enthält zuerſt einen Bericht »Vonn der Erſten abukompſt der Spaniſchen Armada, bey die Coſten von Engellandt, auß dem Hoff von Engellandt an ihr May. Reich in Hollandt vbergeſchriben,« alſo gleichfalls ein officielles Actenſtück, das von Holland aus verbreitet war; ſodann Auszüge aus Privatbriefen »Auß Cales« und »Auß Jermout in Engellandt« (Calais, Yarmouth); endlich ein Gedicht oder, wie es ſich ſelbſt in richtiger Beſcheidenheit nennt, einen gereimten »Bericht« 2c., ein ächtes Bänkelſängerſtück, von dem wir nur den Schluß mittheilen wollen:

Den ix. Auguſt der Drack anfieng
Fünff breñend ſchiff zuſamen hieng
Dieſelb ins feinds ſchlachtordnung bracht,
Damit zertrennt jr gantze macht,

Darnach ging erſt der lermen an,
Der drey tag wehrt on underlan,
Vō groſser macht der büchſen ſchall
Das Meer war Blutroth vberall,
Ein feind ſeim feind die ſchif abſieng
Manch menſch dabey zu bodē gieng.
Groſſen ſchaden erlittē zu beider ſeit.
Die ſpaniſch Armad floh gar weit.
Jr vil wurden zu theil dem todt,
Sey in genedig O Herre Gott.

In der anderen (von der wir auch eine Wiederholung kennen mit geringen Abkürzungen: anderthalb Bog. o. O.) haben wir, wie der mitgetheilte Titel ausdrücklich erweiſt, einen ächten »Mercury«. Den Hauptinhalt bildet eine Beſchreibung der Niederlage, welche ein ſpaniſcher Gefangener »auß begeren der Königin von Engelland« im Gefängniß hat aufſetzen müſſen — ein ächter Weibergedanke, in der That! die Beſiegten ſelbſt die Geſchichte ihrer Niederlage ſchreiben zu laſſen und dieſes Bekenntniß ihrer Schmach als Zeitung unter dem Volke zu vertheilen.

Es wurde alſo durch dieſen Krieg, wie er die Zeitungen zuerſt in England einführte, ſo England ſelbſt in das Intereſſe der deutſchen Zeitungen eingeführt. Die nächſtfolgenden Begebenheiten ſorgten dafür, dies Intereſſe nicht einſchlummern zu laſſen. Zweimal in kaum zwei Menſchenaltern zeigte England der erſtaunten Welt das unerhörte Schauſpiel königlicher Hinrichtungen. Eine Königin, aufs Blutgerüſt geſchickt von einer Königin — ein König, nicht meuchlings ermordet, nicht im Aufruhr erſchlagen, ſondern hingerichtet, öffentlich, in geſetzlicher Form: welche Ereigniſſe! Aber das Wunderbarſte war dies, daß, mitten durch den Tumult der Bürgerkriege, durch die Schrecken des Aufruhrs, die Gefahren der Anarchie, England nichts deſto weniger ruhig fortſchritt zu dem Ziel ſeiner künftigen Macht und Größe, ja daß Ereigniſſe, welche hinreichend geweſen wären, andere Staaten an den Rand des Untergangs zu bringen, Umwälzungen, welche den Wohlſtand anderer Völker auf Jahrhunderte untergraben hätten, für England vielmehr nur neue Quellen der Macht, nur neue Nahrung ſeiner Größe wurden. Die Welt fing an, eine Ahnung von der künftigen Stellung Englands zu bekommen. Man gewöhnte ſich, mit Aufmerkſamkeit die Geſchichte dieſes Inſelreiches zu verfolgen; man fing an, ſeine Verfaſſung, ſeine Einrichtungen, ſeine Entwicklungen zu ſtudiren. So entſtand allmälig jenes moraliſche Übergewicht, deſſen England Jahrhunderte lang genoſſen hat und das noch in dieſem Augenblick den vornehmſten Pfeiler ſeiner Herrſchaft bildet. Auch die deutſche Literatur jener Zeit ſpiegelt dies Verhältniß ab. Deutſche Dichter (wir erinnern ſtatt alles Andern nur an des Gryphius' Gemordete Majeſtät oder Carolus Stuardus: Tieck's Altdeutſch. Theat. Bd. II. Gervinus III, 43: einen Gegenſtand, den auch Georg Grefflinger poetiſch behandelt hat: ſ. Soltau, Einhundert deutſche Volkslieder, p. 514. Erlach's Samml. deutſcher Volksl. I, 230. ſowie über den Dichter ſelbſt Gervinus III, 276—278.) entlehnten der engliſchen Tagesgeſchichte die Stoffe ihrer Dichtungen. In den regelmäßigen Zeitungen, wie wir ſpäter ſehen werden, nahm England den erſten Platz ein; die Geſchichte der engliſchen Revolution erſetzte gleichſam die Lücke, welche durch Beendigung des dreißigjährigen Krieges für die Zeitungsſchreiber entſtanden war. Es läßt ſich hiernach vermuthen, daß auch die Relationen, ſo lange nämlich dieſe die vorzüglichſte Form des deutſchen Zeitungsweſens waren, ſich mit den Angelegenheiten Englands mit Vorliebe werden beſchäftigt haben. Denn den ausdrücklichen Beweis dafür zu führen, iſt der Verfaſſer dieſes Werkes, der gerade hinſichtlich der engliſchen Geſchichte die Unvollſtändigkeit ſeiner Sammlungen zu beklagen hat, leider außer Stande. Doch iſt ihm wenigſtens Eine derartige Relation begegnet, der, um ihres Stoffes willen, ein allgemeineres Intereſſe kaum entgehen dürfte, und von der er daher unter dem Text einiges Nähere angeben will.*)

---

*) Nämlich eine Relation über die Hinrichtung der Maria Stuart: »Gründliche vnd Eigentlich Beſchreibung, Von der Königin in Engellandt, waͦrum ſie die Königin von Schottland hat enthaupten laſſen, auff dē Caſtell genannt Vadringay, gelegen in der gegend Nortamſterſier, geſchehen im Jar M. D. Lxxxvj. am x. Februarÿ. Darin alle vmbſtände vermelt wirt, was ſich darbey zugetragen, vnd was für Geſandten (ꝛc. ꝛc.)

Auf ganz ähnliche Weiſe, wie wir es ſo eben bei England geſehen haben, wurden auch die Niederlande in die deutſche

---

Sehr lieblich aber doch erbärmlich zu leſen, jedermenniglich zu einem Exempel, Auß Engliſcher Sprach in Teutſch vertirt oder gebracht, vnd in Druck verfertiget. Gedruckt zu Cöllen, im Jahr nach der Geburt Jeſu Chriſti M. D. LXXX vij.« zwei Bog. in Qu. Zu Grunde liegt, nach dem Schluß der Relation zu urtheilen, eine engliſche Staatsſchrift; nichts deſto weniger wird der Hingerichteten überall mit großer Schonung, ſogar mit einer gewiſſen Zärtlichkeit gedacht, die der ſchlichten Darſtellung der Relation allerdings etwas »Sehr lieblich aber doch erbärmliches« giebt. So heißt es über die Hinrichtung ſelbſt u. A. folgendermaßen: »Damit ſtundt ſie auff, vnd begehrte ſich bereyt zu machen vnd zu ſterben, thet ab jhre Kleinot, vnd thet mit Hülff jhrer beyder Jungfrawen jr Oberſchauben oder Rock auß, vnd da die Hencker jhr helffen wolten, ſprach ſie, ſolches were jhr vngewönlich, daß ſie ſich vor einem ſolchen hauffen Volck ſolte außziehen, vnd vor ſolchem pracht der Junckern. Vnd ſie thet jhren Rock halb auß biß auff die Helbde von jrem Vnderrock, vnd das Leibigen war nidrig außgeſchnitte, vnd auff dem Rücken zu geſchnürt, das machte jr vil zu ſchaffen, ehe man ſolches loß machte. Do diß alles geſchehen war, küßte ſie jhre Jungfrawen, vnd ſagte jhnen gute nacht, da ſie dan alle laut anfiengen zu ſchreyen, Aber ſie verbot jn ſolchs, vnd ſprach: Habe ich nit für euch gelobt daß jr nit ſchreyen vnd weynen ſolt, darumb ſeyt wolgemuth, vnd geſegnet ſie mit jrer Handt, vnd weiſte ſie von jhr abzugehen von dem Schauot, vnd war bereyt zu ſterben, kehrte ſich umb nach jhren Dienern, die nit weyt vō jr auff den Knien ſaſſen vnd betten, da machte ſie ſtrack ein Creutz mit jrer Hand vor ſich, vñ ſprach: Ich neme euch alle zu Zeugen, daß ich gut Catholiſch geſtorben bin, damit kniete ſie züchtig nieder mit groſſer Freymütigkeit, daß man nicht einmal hette gewahr können werden, daß ſie jhr Farb oder Gemüt entſatzt hette auß vrſach des Todts, und eine vor jren Stahtjungferen, bandt jhr ein Seidentuch vor die Augen, vnd alſo ſaß ſie auff jhren Knien, vnd bettet laut auff jhre Sprach den nachfolgenden Pſalm . . . Nun hat ſich alles geendet, Streckte ſie ſtoltziglich jhren Leib nieder, vnd legt jhren Halß auff das Bloch, ruffende: In manus tuas Domine, comendo spiritum meum. Do nam einer von den Henckern jhre Hände vnd hilt die nieder, do hette der ander ein groß Beyel, vnd ſchlug mit beyden Händen zu, vnd hieb jhr das Haubt mit zweyen Schlegen ab, Vnd alſo hat ſie jhr Leben geendet, vnd der Hencker nam das Haubt

Zeitungswelt eingeführt. Auch hier bildete Spanien den Ausgangspunkt des Intereſſe, das auch hier in der urſprünglichen Verwandtſchaft der Völker, wie in der Gemeinſchaft des religiöſen Bekenntniſſes eine lebhafte Unterſtützung fand. Der Befreiungskrieg der vereinigten Provinzen, ſo klein ſein Schauplatz, ſo groß war ſeine hiſtoriſche Bedeutung, indem an dieſem kleinen Fleck zuerſt jene innere Krankheit zum Ausbruch kam, die in kurzer Zeit die weltumſpannende Macht der ſpaniſchen Monarchie verzehren ſollte. Zwar dieſer Standpunkt der Betrachtung war größer, als daß die deutſchen Zeitungsſchreiber ihn hätten einnehmen können. Aber auch ohne ihn war dieſer Krieg reich genug an Schlachten und Kriegsthaten, an verbrannten Städten, Hinrichtungen und Plünderungen, an Greuel und Unglück jeder Art, um hundert und aber hundert Relationen damit anzufüllen, zumal bei der unmittelbaren Nähe des Schauplatzes und der Lebhaftigkeit des gegenſeitigen Verkehrs. Ein drittes und höheres Intereſſe trat hinzu, als im Lauf der Zeit, in den erſten Decennien des ſiebzehnten Jahrhunderts, auch die deutſchen Angelegenheiten eine ſolche Wendung nahmen, daß auch hier an eine friedliche Löſung nicht mehr zu denken war. Damals, im Beginn des dreißigjährigen Krieges, als auch der zaudernde Deutſche ſich entſchließen mußte, ſtatt zu Poſtille und Deduction, vielmehr zu Geſchoß und Schwert zu greifen und Gewalt zu ſetzen gegen Gewalt: da war es vornämlich das Beiſpiel der niederländiſchen Provinzen, es war der Vorgang ihres glorreichen Kampfes, es war die Geſchichte ihrer Siege, woran die Deutſchen ſich ſelbſt aufzurichten und zu ähnlichem Widerſtande zu entflammen ſuchten. Daher gewinnen auch die Relationen aus Holland in dieſer Periode einen gewiſſen höheren Schwung; ſie geben, zum Theil wiederum von Geiſtlichen ge-

auff von der Erden, vnd ließ es das Volck ſehen, da rieff das Volck: Gott bewahr vnſere Königin, vnd alſo müſſen fahren alle Feinde, die wider Gottes Wort, vnd jhre Mayſtat ſeynd, Amen. Vnd de der Hencker das Haubt hatte auffgenommen, fiel es jhm von dem Schawett, vnd es war gar grewß, wiewol es obern Kamp abgeſchnitten war. . . . . . . Vnd die enthaupte Königin war bei vier vnd viertzig Jahr alt, vnd iſt ſo ein ſchöne Königin geweſen, alſo daß in der Zeit jhrer Regierung kein ſchönere funden ward.»

ſchrieben, nicht ſelten wieder in jenes Gebiet der Flug- und Streitſchriften über, deſſen wir oben Erwähnung gethan haben, und welches, wie dort bemerkt worden iſt, allerdings ſchon jenſeit unſerer Grenzen liegt. Von beiden ſind zahlreiche Proben erhalten; uns mag Folgendes genügen.

Erſtlich aus dem Beginn des Aufſtandes:

> **Klegliche, jemmerliche vnd warhafftige Zeittung von der Einnehmung vnd Plünderung der weit vnd hochberümbten Stadt Antorff*), im Hertzogthumb Braband gelegen, Vnd was ſich von dem 2. Nouembris, bis auff den 16. tag allenthalben zugetragen. Anno D. M. LXXVI.** o. O. Drittehalb Bogen in Qu.

Schon hier iſt, trotz der gemäßigten und einigermaßen vorſichtigen Ausdrucksweiſe, der Berichterſtatter dennoch unverkennbar auf Seiten der Inſurgenten. Er hält eine friedliche Ausgleichung noch für möglich, ſogar wahrſcheinlich: aber nur unter der Bedingung, daß »die Spanier hinfüran nicht allein, ſondern die Stedten (Generalſtaaten, Stände) auch gehör haben, vnd ſich alle ſachen dadurch wiederumb zur beſſerung, vnd gar keiner erregung mehr ſchicken.«

Einige Jahre ſpäter fallen folgende Relationen, die beide über daſſelbe Ereigniß berichten, beide an demſelben Ort erſchienen ſind, auch beide gleichmäßig gegen Spanien Partei nehmen:

> **Warhafftige Newe Zeittung von Maſtricht, etc. Darinnen faſt die fürnehmbſten Ausfall, Schieſſen, Scharmützeln, vnd Stürmen, ſampt andern verlauffnen ſachen, von anfang der Belegerung, bis auff den 11. Junij dieſes 1579. Jares, ſich begeben vnd zugetragen haben, Aus der Statt Achen, den 12. Junij, an einen guten freundt geſchrieben. Gedruckt zu Cöln, Im Jahr 1579.** Ein Bogen in Qu.

> **Warhafftige Vnd Erbermliche Zeytung, Von der groſſen Blutſtürtzung der Stadt Maſtricht, wie ſie von Deutſchen und Spaniern mit Stürmender handt eingenommen, vnd alles was ſich zur Wehr begeben, erwürget, Geſchehen am tage Petri vnd Pauli etc.**

---

*) Antorf = Antwerpen.

In dieſem M. D. LXXXIX. Jar. Ein Bogen in Qu. Am Schluß ſteht: **Erſtlich gedruckt zu Cöllen, durch Nicolaus Schreiber.**

Beide ſcheinen von Geiſtlichen geſchrieben; von der letzteren, die durch ein eigenes paſtorales Vor- und Nachwort eingefaßt wird, iſt es unzweifelhaft. Doch kehren ſie mehr im Allgemeinen die Größe des Unglücks, die Maſſe der Erſchlagenen, die Schrecken der Verwüſtung hervor („das iſt ja ein ſchreckliche Zeitung, vnd ſolt ſonderlich uns das Herz im Leib dafür erſchütten vnnd die Haare von Berge gehen.“) und knüpfen daran, nach Predigerart, allerhand Aufforderungen zu Buße und Gottſeligkeit an, als daß ſie auf den eigentlichen Kern der Sache eingehen und die politiſchen und religiöſen Sympathien in Anſpruch nehmen.

In reichſtem Maße dagegen geſchieht dies in zwei anderen Schriftchen, die beide in den Anfang des dreißigjährigen Krieges fallen und nicht ohne ausdrücklichen Hinblick auf die deutſchen Verhältniſſe geſchrieben ſind; doch gehören beide, wie ſchon die Titel zeigen, mehr in die Kategorie der politiſchen Flugſchriften, als eigentlich unter die Relationen:

> Spaniſche, Güldene Gifftige **Mucken**, ſo mit Gewalt in Neder Teutſchland ſchwermen wollen. Das iſt: Hiſtoriſcher Discurs vñ Außführliche Erklärung eines getreuen verlebten Patrioten in Niderland: Auß was Urſachen die Spaniſche Monarchy von dem ſchönen freyen Niderländiſchen Pferd gantz gröblich vnd Vngeſtüm abgeworffen, auch bishero wegen gepflogener vorſichtigkeit ſeiner newen Rittmeiſter, oder allen angewandten Fleiß, Mühe, Arbeiten, Vnkoſten, Krieg vnd Blutvergieſſen, nicht wider darauff kommen, noch ſolches wider bereitten können, vnd welcher Geſtalt gedachte Monarchia jetziger vnd künfftiger Zeit, ſolch freyſamen Pferds Meiſter zu werden, vnd es ſcherffer als zuvorhero zu bereitten liſtiglich Practicieret. Jedermänniglich zur Nachrichtung, den Nider Teutſchlanden aber zur Treuhertzigen Warnung auß der Spaniſchen in vnſer Hoch Teutſche Sprach vbergeſetzt vnd Nachgedruckt. M. DC. XVIII. o. O.

> Hier, hier wat Wonders, wat Newes von die Jeſuwider, In Spanien vnd dem Marquis Spinola, des Königs in Spanien ſeinem Oberſten Feldherrn. New Mandat Auß Holland, See: vnd Frießlandt, das gantze Römiſche Reich betreffende. (ꝛc. ꝛc.) Gedruckt zu Amſterdam, bei Jens Mucken, im Jahr 1618. Zwei Bog. in Qu.

Am Späteſten endlich von Allen traten die nordiſchen Reiche in den Kreis der deutſchen Relationen ein, nämlich erſt mit Ende des ſiebzehnten, ſogar zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Einzelne Relationen zwar waren auch früher ſchon erſchienen, namentlich aus Polen, wo jede neue Königswahl mit ihren öffentlichen Verſammlungen, ihren Feſtaufzügen, Intriguen und Kriegen einen überreichlichen Stoff darbot: wie uns denn unter Anderm ſchon vom Jahre 1589 eine:

> Newe Zeittung aus Polen. Grüntlicher vnd Warhafftiger Bericht, Was in dem Polniſchen Weſen, bisher, ſeit König Stephans Bathori tödtlichem abgang, mit der Newen Wahl, vñ daraus erfolgetem vnuornemen, jtem mit dem treffen bey Pitzſchen in Schleſien, ſich zugetragen, bis auff die angeſtellte vnd num her Gottlob Glücklich erörterte Fridtliche Tractation. 1589. o. O. Ein Bog. in Qu.

vorliegt. Auch aus Dänemark (namentlich über die Ulfeldt'ſche Angelegenheit, Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, vgl.

> Bericht über die Sache mit Dina Winhofers ꝛc. Lübeck, 1651. Ein Bogen in Qu.)

und Schweden (die Abdankung Chriſtinens etc.) fehlen dergleichen einzelne Berichte nicht. Doch waren es eben nur einzelne, nur gleichſam Streifzüge und Entdeckungsreiſen, welche die Neugier der deutſchen Zeitungsſchreiber jezuweilen in dieſe entlegenen Lande machte. Ordentliche Einſaſſen der deutſchen Zeitungswelt wurden die nordiſchen Reiche erſt zu dem angegebenen Zeitpunkt, wo durch die Thronbeſteigung Peters des Großen, den Regierungsantritt Karls des Zwölften und endlich die Wahl Auguſt des Starken zum König von Polen (vgl. drei Relationen von 1697:

Kurtze Beſchreibung der den 5.(15.) Septembr. 1697. zu Crackau geſchehenen Königlichen Pohlniſchen Krönung. (o. O. Ein Bogen in Qu.)

Außführlicher Bericht, Deſſen, Was in Zeit währenden Königl. Pohlniſchen Wahl-Tags, abſonderlich die letzte Täg über, Merckwürdiges ſich zugetragen. o. O. u. J. Ein Bogen in Qu.

Extract Schreibens aus Tarnowitz. o. O. u. J. Ein halb. Bog. in Qu.)

jene Conflicte vorbereitet wurden, welche ſchließlich in den langwierigen Kämpfen des ſogenannten nordiſchen Krieges (von 1700 bis 1718) zum Ausbruch kamen. Dieſer Krieg iſt der eigentliche Kern, um den die Relationen aus dem Norden ſich anſetzen. Die meiſte Aufmerkſamkeit wird dabei auf Rußland gewendet.

Dieſes Reich war damals, ſo zu ſagen, ein neuer Gaſt an der Tafel der Geſchichte und der Bildung. Zum erſten Mal im nordiſchen Kriege war es aus der beſcheidenen Dämmerung ſeiner mittelalterlichen Kämpfe auf den Schauplatz der europäiſchen Geſchichte getreten. Mit Verwunderung wurde man gewahr, daß hinter dieſen ewigen Wäldern, inmitten dieſer Eisfelder, wo man nichts als Bären und Wölfe vermuthete, gleichſam ein neues Reich entſtanden war, das ſich dem Weſten, dem Sitz der Bildung und der hiſtoriſchen Bewegung, mit ſichtlicher Begier entgegendrängte. Und welch ein Reich! wie geeignet, die Phantaſie der Zeitungsleſer zu beſchäftigen! Bis dahin kaum dem Namen nach gekannt, nun plötzlich emporgewachſen wie ein Rieſe, deſſen gewaltigen Schlägen ſelbſt die alte Macht des ſchwediſchen Reiches nicht widerſtehen konnte; von fabelhafter Ausdehnung, ein Gemiſch von Völkerſchaften, deren Name dem Ohr ſo fremd war, wie ihre Tracht dem Auge; ein Stück Orient, das plötzlich, mit barbariſcher Energie, in die Cultur des übrigen Europa hineingeſchneit kam; ein Eldorado des Nordens, ein erreichbares, wo die Abenteurer von ganz Europa, beſonders von Deutſchland und Frankreich, mit Bequemlichkeit die leichten Flittern ihrer europäiſchen Bildung gegen die baare Münze ruſſiſcher Rubel vertauſchen konnten; endlich an der Spitze dieſes Reiches ein Mann, wie das damalige Europa unter den

Inhabern ſeiner Throne keinen zweiten aufzuweiſen hatte: ein Zwitter von Genie und Beſtie, urſprünglich, lernbegierig, koloſſal in ſeinen Laſtern, wie ſeinen Tugenden, von gutem Humor, ein Mann für das Volk, das ihm mit gleicher Freude zuſah und ſich gleich geehrt fand, wenn er, der Kaiſer aller Reußen, wie der gemeinſte Matroſe auf den Werften von Saardam arbeitete oder wenn er ſich berauſchte, wiederum wie der gemeinſte Matroſe, und hundert Köpfe mit eigener Hand abhackte, zur Verdauung, nach dem Eſſen! (Schloſſer, Geſch. des achtz. Jahrh. I, 241.) Aus einem ſolchen Reiche verlohnte es ſich noch, Relationen zu ſchreiben und zu leſen. Da gab es Dienſtmägde (und Schlimmeres, als Dienſtmägde), die zu Kaiſerinnen wurden, Miniſter, die geſtern noch Gaſſenbuben waren, heut allmächtige Günſtlinge, morgen in Sibirien und übermorgen wiederum allmächtig, wenn auch mit aufgeſchlitzter Naſe; da gab es Väter, die ihre Söhne, Kaiſer, die ihre Thronfolger hinrichten ließen. Welche Phantaſie hätte Ausſchweifenderes erdenken, welche Neugier welche reichlichere Befriedigung verlangen können?

Es begreift ſich hieraus, wie Rußland im Zeitraum weniger Jahre ein beſonderer Gegenſtand des Intereſſe wurde ſowohl in Europa im Allgemeinen, als namentlich in Deutſchland, das in ihm zugleich den Verbündeten eines deutſchen Reichsfürſten (des Kurfürſten von Sachſen als Königs von Polen), ſowie eine Vormauer und Mitkämpfer gegen den alten Erbfeind, den Türken, verehrte. Schon entzückte die deutſche Puppenkomödie das Publikum deutſcher Hauptſtädte mit ruſſiſchen Abenteuern:*) wie hätten die Zeitungen zurückbleiben mögen? Es wird wenig fehlen, ſo läßt ſich die Geſchichte Peter des Großen aus deutſchen Relationen vollſtändig zuſammenſetzen, von da ab, wo er zuerſt durch ſeine Geſandtſchaften und Reiſen (denn Letzteres ſcheint von jeder die Beſtimmung der ruſſiſchen Kaiſer geweſen zu ſein) die Aufmerkſamkeit Europas auf ſich zog — z. B.:

---

*) So wurde **1731** in Berlin von Titus Maas, Baden-Durlachiſchem Hofkomödianten, eine Puppenkomödie angekündigt: »Sehenswürdige, ganz neu elaborirte Hauptaction, genannt die remarquable Glücks- und Unglücksprobe des Alexander Danielowitz, Fürſten von Menzikopf, eines großen favorirten Cabinetsminiſters und Generalen Petri I., Czaaren von Moskau, glorwürdigen Andenkens, nunmehr aber von den höchſten Stufen ſeiner erlangten Hoheit bis in die tiefſten Abgründe des Unglücks geſtoßenen veritablen Beliſary mit Hannswurſt, einem luſtigen Paſtetenjungen, auch Schnirfar und kurzweiliger Wildſchütze in Sibirien« u. ſ. w. Bei Plümicke, Theatergeſch.

> **Außführlicher Bericht, Von allen dem, was bey Einholung und Aufnehmung der Moſcowitiſchen Groß-Geſandtſchafft vorgegangen, Welche die jetztregierende Czariſche Majeſtät, Peter Alexiewitz, An Seine Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburg Friderich den Dritten abgeſchicket. Geſchehen zu Königsberg in Preuſſen, Im Jahr 1697.** (Zwei Bog. in Qu.)
>
> **Die Entrevüe, Zwiſchen Dem Kayſer, und dem Czaar den 24. Juny 1698.** (Ein halb. Bog. o. O.)

bis zur Schlacht von Pultawa, durch die ihm die Hegemonie des Nordens geſichert ward:

> **Vollſtändige Nachricht Von dem Siegreichen Treffen Ihro Groß-Czariſch Maj. Gegen die Königl. Schwediſ. ARMEE Zwiſchen Poltavva und Potruka den 29. Junii St. v. Anno 1709. Dreßden, gedruckt und zu finden bey Johann Riedeln, Hoff-Buchdrucker.** (Zwei Bog. in Qu.)

und endlich bis an ſeinen Tod. Selbſt die männlich ritterliche Geſtalt Karls des Zwölften wurde durch die brutale Bierſchrötigkeit dieſes Czaren in dem Intereſſe des deutſchen Publicums verdunkelt. Wenigſtens iſt die Stimmung der Relationen meiſt gegen ihn gerichtet; was ſich indeſſen auch ſchon aus der Stellung Sachſens und ſeinem Einfluſſe auf die damalige deutſche Literatur hinlänglich erklärt.

---

v. Berlin p. 110. Doch war der Berliner Hof ſchon damals ſehr rückſichtsvoll gegen den ruſſiſchen Freundnachbarn: und der »Menzikopf« wurde verboten. Über das Hiſtoriſche ſ. in Kürze Schloſſer a. a. O. 210.

VI.

Fortſetzung: Localrelationen.

So hätten wir nun den Kreislauf durch die vorzüglichſten Reiche des damaligen Europa vollendet und die Art und Weiſe, wie die deutſchen Relationen dieſe Stoffe allmälig in die deutſche Leſewelt einführten, in flüchtigem Umriß nachgewieſen.

Und doch iſt dies nur die eine Hälfte des Gebiets: die wichtigere freilich, wenn wir die Bedeutſamkeit der Stoffe, dagegen die kleinere, wenn wir Anzahl und Verbreitung zum Maßſtab nehmen.

Neben dieſen politiſchen oder eigentlich hiſtoriſchen Relationen nämlich gab es noch, wie oben bereits angedeutet wurde, eine eigene Gattung von Relationen, die wir, im Gegenſatz zu jenen, vielmehr Localrelationen nennen möchten: ſolche, meinen wir, die ſich, wie jene an die großen Begebenheiten der Geſchichte, ſo dieſe an die kleinen Zufälligkeiten des täglichen Lebens, an locale Ereigniſſe, häusliche Abenteuer anlehnten. Hatten jene es hauptſächlich mit den Großen der Erde, mit Krieg und Frieden, mit Schlachten und Eroberungen, mit Geſandtſchaften und Hoffeſten zu thun: ſo ſogen dieſe dagegen ihre Nahrung aus der niederen Sphäre des bürgerlichen Lebens, aus Naturereigniſſen, die gewiſſe Landſchaften betrafen, aus Stadtneuigkeiten, Mord- und Klatſchgeſchichten. Es hieße den deutſchen Charakter ſchlecht kennen, wollte man noch in Zweifel ſein, welche von beiden Richtungen in Wahrheit mehr Anklang und mehr Verbreitung gefunden hat. Und wie leicht war dieſe Literatur herzuſtellen! wie wohlfeil war es hier, auch in die Reihe der Zeitungsſchreiber einzutreten! Es durfte nur ein Dachdecker vom Thurme fallen und beide Beine brechen, oder eins, oder keins, gleichviel: du läßt die Geſchichte drucken, auf einen halben Bogen, unter einen prächtigen Titel, mit einem Holzſchnitt vorn und zwei kläglichen Reimen hinten: und es iſt eine Zeitung, ſo gut wie eine.

Man ſieht, wie alſo auch hierin, unſerer früheren Andeutung gemäß, die Relation das Volkslied fortſetzt und ergänzt. Denn bekanntlich hatte auch das hiſtoriſche Volkslied ſich keineswegs rein in jener höheren Sphäre der eigentlichen Geſchichte gehalten. Wie viel Ereigniſſe hätte es denn auch in dem lieben Deutſchland gegeben, die in der That eines Liedes würdig geweſen wären? Und ſingen wollte man doch: Dinge obenein, die die Leute hören mochten, ja die ſchon durch ihr ſtoffliches Intereſſe die Aufmerkſamkeit der Hörer packten. Alſo wo die Könige kein Intereſſe mehr hergeben wollten, da griff man zu den Närrnern; wem die Fackel des Krieges zu grell in die Augen ſchien, für den gab es doch noch Feuerbrünſte, Kometen, Himmelszeichen; es gab Räubergeſchichten, Hinrichtungen, Wunderhiſtorien, alte Weiber, die verbrannt, es gab Diebe, die gehängt wurden.

Dieſe Richtung des deutſchen Volksliedes wurde nun in den Relationen gleichfalls fortgeſetzt: und zwar in ſo reicherm Maſſe, je verbreiteter allmälig die Buchdruckerpreſſen und mit ihnen die Mittel wurden, dergleichen Schriften zu veröffentlichen. Denn dies darf man behaupten: es iſt wohl kaum eine Stadt, kaum ein Flecken in Deutſchland, aus dem nicht zu irgend einer Zeit, und namentlich im Laufe des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, derartige Relationen hervorgegangen wären. Es ſind die Chroniken in nuce: wie jede Stadt ihre Chronik, ſo beſſaß auch jede Stadt ihre eigene locale Zeitungsliteratur, ihre Sammlung von Relationen und Aviſo's, die ſich auf die Geſchichte der Stadt und ihre nächſten Umgebungen bezogen.

Man darf daher dieſe localen Relationen auch keineswegs für einen bloßen Luxus, einen ſchmarotzerhaften Auswuchs halten, der ſich erſt im Verlauf der Zeit, bei einer überwuchernden Fruchtbarkeit des Zeitungsweſens gebildet hätte: gleichſam als wären die übrigen Stoffe erſchöpft oder abgenutzt geweſſen und der Fleiß der Zeitungsſchreiber hätte ſich auf dieſe Neuigkeiten zweiten Ranges eingelaſſen, erſt nachdem er die des erſten Ranges verbraucht. Vielmehr werden derartige Relationen ſchon in der früheſten Zeit, ja unter den eigentlichen Incunabeln unſers Journalismus gefunden. Dahin gehört namentlich die Hinrichtungsgeſchichte, welche Panzer citirt, Annalen der ält. deutſch. Lit. II, p. 111:

> **Ain newe Zeytung von den zweien Landtherren vnd Burgern võ Wien, wie ſy der Fürſt Ferdinandus hat**

> laſſen richte in der Newenſtatt im Monat Auguſti,
> im jar 1522.

Auch hinſichtlich der Form ſind ſie den eigentlich hiſtoriſchen Relationen vollkommen ähnlich. Doch machen ſich zwei Abweichungen bemerkbar: erſtlich, daß ſie noch häufiger, als jene, entweder mit Verſen verbrämt oder auch wohl ganz in Verſen abgefaßt ſind. Und zweitens, daß, während die politiſchen Relationen faſt immer namenlos, ohne Angabe eines Verfaſſers, in die Welt geſchickt werden, dieſe dagegen in der Regel mit dem Namen des Autors ausdrücklich verſehen ſind. Und das mit Grund: denn jene großen Weltbegebenheiten wurden von der ganzen Welt controlirt, ſie hatten tauſend Mitwiſſer, tauſend Zeugen; dieſe dagegen, vereinzelte Begebenheiten einer einzelnen Stadt, kleine geringfügige Dinge, oft von der abenteuerlichſten, unglaublichſten Natur, konnten durch die Autorität eines Namens nur gewinnen.

Auch ſind es meiſt ſehr anſehnliche Männer, die ſich mit Abfaſſung dieſer Relationen beſchäftigen: der Herr Stadtſchreiber, der Herr Pfarrer und ähnliche Namen von Credit und gutem Klang. Ganz beſonders die Pfarrer, die ja, wie wir oben geſehen haben, auch die politiſche Preſſe zum Theil in Händen hatten. Um ſo mehr waren ſie hier, wo es ſich meiſt um Dinge handelte, die einer gewiſſen ſalbungsreichen Eloquenz, einer gewiſſen moraliſchen Salbaderei bedurften, um überhaupt etwas zu ſein, an ihrer Stelle. Und wie wuchs ihnen der Stoff unter den Händen! wie wußten ſie das beklagenswerthe Ereigniß einer Feuersbrunſt, einer Mißgeburt, eines eingefallenen Schornſteins mit Bibelſtellen köſtlich zu durchſpicken und die frivolſten Dinge moraliſch zu verarbeiten, daß die Leſer ſchmelzen mußten in Demuth und Bußfertigkeit! —

So mißlich es nun iſt, dieſe chaotiſche Maſſe in eine überſichtliche Ordnung bringen zu wollen, ſo glauben wir uns doch dieſem Verſuche nicht entziehen zu dürfen, mit dem Vorbehalt natürlich, daß wir den Stoff keineswegs völlig zu erſchöpfen meinen. Solche vorzüglichſte Gruppen ſcheinen uns folgende zu ſein:

Zuerſt alle Störungen und ungewöhnlichen Ereigniſſe der umgebenden Natur, insbeſondere alſo Erdbeben, Gewitter, Überſchwemmungen u. dgl. m. Allen dieſen Dingen wurde in der Auffaſſung der Relationen ein gewiſſer moraliſcher Werth beigelegt: es war nicht bloß der urewige Trotz der Natur, der ſich wider den Menſchen und ſeine Werke empörte, ſondern es waren Schickungen Gottes, ausdrückliche Züchtigungen, mit denen Gott die begangenen Sünden ſtrafte. Nicht das Mitleiden alſo, nicht der thätige Beiſtand der Mitmenſchen ſollte für die Verunglückten in Anſpruch genommen werden; ſondern die theologiſche Zerknirſchung, das chriſtliche Entſetzen, das aus einer erſäuften Schafheerde, einem abgebrannten Kuhſtall ſich einen untrüglichen Schluß auf die ſittlichen Eigenſchaften ihres Eigenthümers geſtatten zu dürfen glaube. Von dieſer Art, theils greller, theils ſchwächer gefärbt, ſind z. B. folgende:

> Ain erſchreckenliche Newe Zeyttung, So geſchehen iſt den 12 tag Juny, In dem 1542 Jar, in einem Stättlin hayßt Schgarbaria leyt 16 Wälſch Meyl wegs von Florentz, da haben ſich grauſammer Erdtbiden Siben Inn ainer ſtundt erhöbt, wie es da zů iſt ganngen, werdt jr hyrinn begriffen finden. Ein andere Newe Zeyttung, So geſchehen iſt in des Türcken Land, da iſt ein Statt Verſuncken, das nit ein Menſch daruon iſt kommen, die iſt von Salonichio ain Tagrayß da der Turckiſch Saffra wechßt auff der ebne ꝛc. O. O. u. J. Ein Bogen in Qu.
>
> Newe Zeitung, der man fürmals nicht viel gehöret, die ſich begeben haben in Niderland zu Mecheln und andern umbligenden Stätten, Flecken, Schlöſſern, vnd Dörffern mehr, welche vom Donner vnnd Blitzen ſehr beſchädiget ſind worden. Geſchehen den 7. Tag Auguſti, deß Nachts zwiſchen 10. vnd 11. Vhr, in dem 1546. Jahre. Mit einer ſchönen Vorrede, eines Chriſtlichen Predigers, welche nützlich zu leſen: bei Hortleder, Buch III. Cap. 23. p. 290—293.
>
> Warhafftige vnd Erſchröckenliche Newe Zeittung, Von dem groſſen und gewaltigen zulauff, des Waſſerfluß, der Statt Bern, Im Welſchlandt (ꝛc. ꝛc.) gantz erbärmlich zu hören. Geſchehen den 30. vnd

31. tag Octobris, biß 1567. Jars.*) Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg durch Nicolaum Knorrn. Ein Bog. in Qu.

Newe geſchicht Vom zorn vñ Güte Gottes, ſo er vber die Statt Hilgerhauſen, am 14. Septemb. diſes 72. jahrs, zu nacht vmb 7. vhr, durch ein ſchröckliches Wetter, mit verwüſtung Schulen, Kirchen, Rhathauß, vnd aller andern Burger Häuſer hat geben laſſen. Zur warnung vnd troſt den Chriſten Geſangsweiſe gemacht, im Thon: Wo Got der Herr nicht bey vns helt, ꝛc. M. Johann Holtzheuſer. Am Schluß: Gedruckt zu Nürmberg, durch Hans Kolor.

Dies iſt eine von jenen gereimten Relationen, in denen Zeitung und Volkslied (oder wie wir hier beinahe ſagen dürfen: Kirchenlied) zuſammenkommen. **Das Gedicht** fängt an:

Ich will von Gottes zorn vnd Gnad
Auß gantzem hertzen ſingen:
Die er bewieſen vnſer Statt,
Ach merkts vor allen Dingen.
Denn es iſt ja kein falſch Gedicht,
Sondern war vnd wunder geſchicht,
Vnd nimmer zuuergeſſen.

. . . .

Hört, man zelt zwey vnd ſibentzig,
Vnd funfftzehn hundert Jare,
Deß Herbſtmonds viertzehnd Nacht ſchröcklich,
Nach ſiben vhr es ware,
Im Wetter, Plitz vnd Donnern ſtet,
Des HERREN Zorn anbrennen thet,
Der vber vns ging alle.

. . . . .

Ob wol der zorn vnd ſtraffe groß,
Vns alle doch erſchrecket:

---

*) Unter dieſem Titel iſt bei dem uns vorliegenden Exemplar von einer gleichzeitigen Hand die naive Bemerkung hinzugefügt: »Iſt nitt ſo hefftig geweſt.« Das mag auf viele derartige Berichte paſſen.

Doch hat GOTT ſeine güt grundloß,
Hiemit zugleich entdecket,
Das kein Menſch (welches vnglaublich)
In ſolchem Wetter ganz plötzlich
Am leben iſt verletzet.

Lebendig blieben iſt das Vieh,
Vnter dem Gebäw zerriſſen:
Ohn ein Pferd vnd auch wenig Küh,
Welchs vns nicht ſoll verdrieſſen.

. . . .

Es namb durchs Fewer hin dein Zorn,
Zu Sodom Alls was lebte:
Errettet ward Loth außerkorn
Ob jm dein güte ſchwebte.
Hie gröſſer iſt die gnade dein,
Die du vns haſt erzeigt in Gmeyn,
Im Wetter all erhalten.

Vernemet lieben Chriſten mein,
Die ſtraff ſo iſt ergangen:
Ein beyſpil ſoll ſie allen ſein,
In Sünden hart gefangen.
Das ſie thun Buß zu rechter zeyt,
Ehe ſie auch GOTTES Zorn vmbgeyt
Vnd ergers müſſen erwarten.

u. ſ. w.

Einen noch größern Werth legte man dieſen Ereigniſſen bei, wo ſie nicht bloß als eine Strafe für begangenes Unrecht, ſondern zugleich als eine Prophezeiung künftiger ſchwerer Zeitläufte, als eine Warnung Gottes und Aufmunterung zur Gottſeligkeit aufzutreten ſchienen. Namentlich wurden in dieſem Sinne alle Himmelszeichen aufgefaßt, Kometen, Feuerkugeln, Nebenſonnen, auch Blutregen und ähnliche Erſcheinungen, deren der Aberglaube und die theologiſche Furcht ſich um ſo begieriger bemächtigten, je ſchwächer es damals um die Naturkenntniß beſtellt war und je weniger daher die Wiſſenſchaft ſich im Stande ſah, dieſe befremdlichen Erſcheinungen zu enträthſeln. — Dahin gehören:

Newe Zeytung. Von einem erſchröcklichen Geſicht vnd Wunderzeichen, ſo den dreyzehenden Marty diſes zwey vnd ſechzigſten Jars,*) von den Hochgelerten, der löblichen Vniverſitet Wittenberg, am Himmel geſehen, vnd beſchriben worden, Darinn zugleich jr Chriſtlich bedencken, vnd vrteil begriffen vnd angezeygt wird. Folgen mehre bibliſche Sprüche, darunter namentlich aus der Apocalypſe: Wehe, Wehe, Wehe denen, die auff Erden wonen. Am Schluß: Gedruckt zu Nürmberg, durch Valentin Geyßler. Ein Bog. in Qu.

Newe Zeytung, Was ſich allhie im Landt zu Sachſſen hat zugetragen, in der Stadt Bitterfeldt an der Dam, wie ein Menſchliche Handt mit einem Blut rhoten Schwerdt am hellen Himel geſtanden iſt vnd Blut vom Himel gefallen iſt, Anno 1568. das iſt der Dritte Sontag in der Faſten, in Druck geben, durch den Ehrwirdigen Herren Magiſter Johan Schützen Paſtor in S. Peters Kirchen zu Freyburgk in dem Landt Meyſſen. O. O. Ein halb. Bog. in Qu.

Warhafftige vnd Erſchröckliche geſchicht, welche jetzunt geſehen iſt worden am hellen Himel inn einem Dorffe genandt Stoltz, im Voigtlande, ein virteyl Meyl wegs von Elſterberge gelegen. Zu mehrern glaubnis, vnnd das mans nicht für vnglaublich halte, ſo ſeind diſe vier Perſonen vom Adel, wie hernach gemelt, hineingeſetzt. Am Schluß: Gedruckt zu Erdfurdt. O. J. Ein halb. Bog. in Qu.

Die beliebteſten aber von dieſen Wahr- und Wunderzeichen und ſo recht eigentlich der Tummelplatz dieſer Relationen waren die — Mißgeburten. Da hatte man gleich Alles bei einander: göttliches Strafgericht, Wunder und Warnung. Es iſt merkwürdig, wie begierig zu allen Zeiten das Publikum gerade nach dieſen Verirrungen der Natur geweſen iſt. Noch in ſpäterer Zeit, als bereits die regelmäßigen periodiſchen Zeitungen längſt im Gange waren, bildeten die Mißgeburten ein eigenes ſtehendes

---

*) d. i. 1562.

Kapitel, über das allmonatlich ein beſonderes Reſumé gegeben wurde. Und werden nicht noch heutigen Tags, mitten in unſrer prüden und aufgeklärten Welt, die Geſchichten von Kindern mit drei Köpfen, mit Adlerklauen, Affenſchwänzen ꝛc. mit beſonderem Eifer geleſen und — geglaubt? Müſſen nicht noch heutigen Tags, wo es eine plötzliche Cenſurlücke oder ſonſt leere Spalten zu füllen giebt, beliebige Mißgeburten die Redaction aus der Verlegenheit ziehen? Es iſt überall die Gellert'ſche Frau Orgon: nur daß ſie nicht mehr mit ſolcher behaglichen Ausführlichkeit, ſolchem Aufwand von Bildern, Reimen und Sittenſprüchen auftritt, wie vor Alters in den Relationen. Auch hier ſind die Verfaſſer meiſtens Geiſtliche: ja es ſcheint ſogar, als hätten die wackern Seelenhirten es dazumal mit den körperlichen Mißgeburten gemacht, wie heutzutage hie und da mit den ſittlichen Gebrechen: wo es welche gab, da wurden ſie vergrößert, wo es keine gab, da wurden ſie erfunden: Alles in majorem dei gloriam, und weil es ſo hübſch iſt, den Bußprediger zu machen und ſich zu ereifern über die Sünden dieſer Welt. — Die Form iſt faſt durchgehends poetiſch, mindeſtens rhetoriſch; phantaſtiſche Holzſchnitte, die Karrikatur karrirend, ſtellen das Abenteuer deutlich vor Augen. Man kann ſich denken, welche komiſchen Effecte dadurch öfters erzielt werden: komiſch für uns, die wir die Furcht vor dieſen Dingen verloren haben, aber gewiß höchſt wirkſam, höchſt herzerſchütternd für die Gläubigen. Zu den barockſten Zeitungsblättern dieſer Art, welche uns begegnet, gehören namentlich folgende:

> Eiñ Erſchreckliche Geburt, vnd Augenſcheinlich Wunderzeichen des allmechtigen Gottes, ſo ſich auff den 4. tag des Chriſtmonds, dieſes 1563. Ihars, in der nacht, in dem Dorffe Werringſchleben, In eines Erbarn, Hochweiſen Rhats, der alten löblichen Stadt Erffurdts Gebiete, zugetragen. Beſchrieben zu einer gemeinen kurtzen Bußpredigt, durch den Wirdigen, Ern Joan. Gölitzſchen, des orts Chriſtlichen Seelſorger. Am Schluß: Gedruckt zu Erffordt, bey St. Paul. Mit einem Holzſchnitt. Ein Bogen in Qu.

Die Zeitung hebt an:

Als man thet ſchreiben Tauſent Jar,
Fünff hundert drey vñ ſechtzig zwar,
Sonnabents nach Andree Tag
Ein junge Braut allhier gelag,
Margaretha Zachen iſt ihr nam,
Geborn von Ehrlichem Stam,
Zwiſchen Neun vnd Zehnd wol in der Nacht,
Die Botſchafft mir jhr Mann ſelbſt bracht,
Mich bitten thet zu jhm zu gehn,
Die ſchrecklich Geburt allda zu ſehn . . .
Es was ein Kind ohn alle Gbein,
Von Fleiſch zuſam geſetzt allein . . .
Vber ſeinem Angſicht dengen was,
Ein recht natürlich Pferdes Naß . . . .
Merck nun was man weiter thet ſehn,
Vff ſeinem Kopf allda thet ſtehn,
Der langen ſpitzigen Hüte eine,
Der jetzundt will enperen keiner,
An ſeinen beyden Ermelein,
Zeigts auch der Welt Hoffart gar fein,
Denn jeder Arm ſich drey mal war,
Geſchobn, als denn geſtzet zwar . . .
Sein Bein waren gantz wunderlich,
Vnd anzuſehen erſchrecklich,
Mit Pluderhoſen angezogn,
Auch Pluderhoſen vntr den Waden,
An ſtadt der Füß auch Kloublein ſtundn,
Daran die Pluderhoſen gebundn.
Was ſolchs bedeut, weis allein Gott,
Der ſolch Zeichen gegeben hat.

Doch kann der Verfaſſer nicht umhin, auch ſeinerſeits eine Auslegung zu verſuchen:

Denn in dieſem Bild Vier Stend gmein,
Meins achtens, drin bedeutent ſein,
Das Haupt bedeut die Obrigkeit,
Die Ermel, Bürger vnd Edelleut,
Die Bein, den gemeinen Mann,
Die Füß den prieſterlichen Stam,
Das nun das Haupt bedecket iſt
Mit einer Viehs Naß zu der friſt,

Zeigt an, das Viehiſch Gewiſch lebn,
Z Hoff dardurch ſie ergernis geben,
Mit Sauffen, Freſſen vnd Hoffart,
Welchs bey vielen nicht wird geſpart,

. . . . .

Die Arm und Hend bedeuten ſein,
Die Edelleute in gemein,
Darzu in Stedtn die Bürgerlein,
Wöllen auch nicht die gringſten ſein,
Ihr Wammes vnd Ermel ſein gefaltn,
Geſchobn, gefitzt vnd zerſpaltn,
Es mus alles verbremet ſein,
Gefalten und durchlöchert ſein,

. . . . .

Der Leib vnd Bein bedeuten thun,
Den nidderſtand vnd gmeinen Mann,
Da ſicht man auch wie ſie ſich haltn,
Nicht mehr ſich kleiden wie die Altn,
Die Pluder und zerſchnitzte Hoſen,
Die jetzt der Teuffl hat ausgelaſſen,
Wil ſie jetzund ein jederman,
Entperen nicht, Er wil ſie han,
Meinen es ſey ein köſtlich tracht,
Welchs denn der Teuffel ſelber lacht,
Wie ſölchs dem lieben Gott gefelt
Iſt dir hie für die Naſen gſtelt.

Das es nun an der Füſſe ſtat,
Kurtz Verſchen vnd auch Kleublein hat.
Bedeut jetzund zu dieſer friſt,
Wie das Predigampt verletzt iſt,
Durch falſche Lehr vnd durch gewalt,
Die Kirch zertrennen mannichfalt,
Der reiſſendt Lew einbrechen thut,
Reiſt nach der Chriſten Seel vnd Blut,
Mit ſeinen Kleublein alſo ſchwindt,
From Predger ſehr betrübent findt.
u. ſ. w.

Ferner: **Wundergeburt, Ein erſchröckliche Wunderbare Mißgeburt, Chriſtinen Bertel Keſtners, eines Haußgenoſſen zu Seiffersdorff, zwo Meilen vber Dreßniſcher Heiden, Ehweib tod auff die Welt gebracht,**

> Weiblichen geſchlechts, den 18. Januarÿ, diſes 1570. Jars. (ꝛc.) Am Schluß: **Erſtlich gedruckt zu Dreßden, durch Matthes Stöckel.** Ein Bog. in Qu.

Dieſe Mißgeburt ſoll unter Anderm auf dem Kopfe eine »Ratzenhaut oder Meuſeball« gehabt haben. Der Verfaſſer ſucht darin eine deutliche göttliche Hinweiſung auf »die arliſtigkeit, tückiſchen heimiſchẽ Practicken der Meuſeköpffe vnd falſchen argliſtigẽ menſchen, die das liecht wie Fledermeuſe vnd ratzen ſchewen, in finſtern vnd böſen gewiſſen all jre ſachen vnter dem Hütlein karten« etc.

Ein merkwürdiges Blatt, wegen der ſeltſamen Polemik gegen die Jeſuiten, iſt auch das folgende von 1577, das ſchon durch ſeinen Titel genügend charakteriſirt wird:

> Wundergeburt einer Jeſuiter Saw, in dem Dorff Felchte, im Gerichte der Stadt Mühlhauſen in Düringen gelegen, Geſchehen den 13. Nouembris, Abends umb 11 Vhr, Im 1576. Jar. Mit einer Nottwendigen vnd trewhertzigen Vermanung vnd Warnung, M. Sebaſtiani Starcken Misnenſis, Pfarrherrn vnd Superintendenten (ꝛc.) Gedruckt zu Eisleben in der Leutersgaſſen durch Andream Petri. Im 1577. Jar. Anderthalb Bog. in Qu.

Mit dieſen Mißgeburten, Wechſelbälgen, Kielkröpfen ſind wir nun bereits auf dem Gebiet des Dämoniſchen angelangt, einem Gebiet, das bekanntlich, aller Aufklärung der Reformation zum Trotz, ſich gerade in jener Zeit ſehr weit ausdehnte und jene ſcheußlichſte Frucht des Aberglaubens und der Pfaffenliſt, die Hexenproceſſe, aus ſeinem faulen Grund erzeugte. Auch davon, von Beſeſſenen, Entzückten, Verzauberten, von Hexen und Teufeln, giebt es eine Menge von Relationen; z. B.:

> Schröckliche Zeyttung, Warhafftiger vnd grüntlicher Bericht, was ſich zugetragen hat mit einem armen Hirten, im Düringerland, wellicher mit mancherley anfechtung, vnd eüſſerlichen leiblichen plagen, biß auff diſen tag, vom laidigen Teüffel angefochten wirdt. (ꝛc.) Erſtlich zu Erffurt im Truck außgangen, yetzund aber zum andern mal durch nam-

hafte glaubwürdige Perſonen, ſo diſe geſchicht warhafftig erfaren, vnd den Hirten geſehen haben, inn Truck geben. Anno Domini M. D. L. X. Ein Bog. in Qu.

Newe Zeytung. Von einem Megdlein das entzuckt iſt gweſt, vnd was wunderbarliche Rede es gethan hat, geſchehen zu Freyberg in Meyſſen im Jar. M. D. LX. Gedruckt zu Nürnberg durch Georg Kreydlein. Ein Bog. in Qu.

Warhafftige Vnd erſchreckliche Beſchreibung von vielen Zauberern oder Hexen, wie vnd warumb man ſie hin vnd wider, verbrandt, in diſem 1589. Jahre, Was ſie getrieben vnd bekannt haben, männiglich zur trewen warnung geſtellet. Auch von einem Werwolff, welcher zu Bopper iſt gerichtet worden, den 31. October, diſes 1589. Jars, was böſer Thaten er begangen hat. Gedruckt durch Niclas Schreiber. Ein Bog. in Qu. *)

Überhaupt waren Hinrichtungen, Mord- und Diebsgeſchichten ein ſehr erwünſchtes Thema. Aber auch außerdem, möchte man ſagen, Alles, was ſich nur aufſchreiben und drucken läßt

---

*) Der Holzſchnitt mit dem angeblichen Bilde des Wehrwolf ſtellt in Wahrheit einen — Krieger in römiſcher Rüſtung dar, vielleicht einen Pius Aeneas oder dergleichen. — Übrigens wer ſich über dieſe Nachtſeite unſrer Geſchichte des Näheren unterrichten will, der vergleiche den vortrefflichen Aufſatz von Fr. Köppen: »Hexen und Hexenproceſſe. Ein Beitrag zur Geſchichte des Aberglaubens und des inquiſitoriſchen Proceſſes« in Wigands Vierteljahrsſchr. II, 1—74. Es iſt geradezu unſagbar, welche Greuel unter dem Deckmantel dieſer (wie Köppen ſehr gründlich darthut) durch die Herrſchgier der Geiſtlichkeit hervorgerufenen Proceſſe verübt worden ſind. Auch könnte aus den Relationen noch mancher Nachtrag zu dem Köppenſchen Aufſatze geliefert werden. So wird z. B. der oben erwähnte »Wahrwolf«, weil er »frei bekandt« (man ſehe bei Köppen, was das heißt!) »er habe dreyzehen kleiner Kinder zeriſſen vnd zween Männer ſampt eine fraw vmbs leben bracht etc. erſtlich zehen mal mit glüenden Zangen gepfetzt oder gezwickt, darnach mit einer Holzaxt oder Beyhel, Arm vnd Bein zerhawen« u. ſ. w.

(und das Papier iſt ja geduldig), wurde zu einer Relation, Bericht, Newe Zeitung verarbeitet, wie unerheblich es auch an ſich ſelbſt ſein mochte. Z. B. es war etwa ein Taglöhner in einen Brunnen gefallen, gleich gab es eine

> Warhafftige Newe zeitung So ſich den 18. Nouembris dieſes itztlauffenden 55. jars, zu Schilda im Ampt Torgaw gelegen, wunderbarlich zugetragen haben, das ein Mewrer in einen Born 20. Werckellen tieff verfallen, vnd 88. ſtunden darinnen geweſen vnd doch mit hülff des allmechtigen Gottes unuerletzt an ſeinem Leibe wieder heraus kommen. 1553. Ein Bogen in Qu.

Als Verfaſſer nennt ſich am Schluß der Dedication »Johan Bradagk, Statſchreiber zu Schilda«. — Oder es hatten ſich etliche durſtige Bauern in der Schenke berauſcht und waren beim Nachhauſegehen verunglückt, ſo war auch das eine Zeitung werth, und noch dazu eine in Verſen:

> Newe Zeytung. Erſchröckliche vñ warhafftige geſchicht, ſo itzt neülich in der Faſtẽ diſes LXII. Jars bei Schnotzbach im Franckenlandt geſchehen, darin angezeygt wie es mit etlichen vol ſauffern vnd trunckenbold, ergangen vnd wie ſie erſchröcklich umbkommen vnd von Gott geſtrafft ſind worden. (ꝛc.) Gedrückt zu Nüremberg, durch Georg Merckel.

Mit Einem Worte: es war nichts klein, nichts geringfügig genug, das nicht, wenn das Glück günſtig und eine Druckerpreſſe in der Nähe war, zu einer Zeitung hätte werden können. Was ſonſt nur im unmittelbaren Verkehr, als Anekdote, als Klatſchgeſchichtchen, von Mund zu Munde ging und vielleicht nur die Neugier eines einzelnen Dorfes beſchäftigte, das wurde jetzt durch den Zauber der Zeitungspreſſe eine gemeinſame Beſchäftigung aller Neugierigen, ein Troſt aller Müßiggänger, eine ergötzliche Abkürzung der langen einſamen Winterabende. Es iſt der erſte Anfang einer eigentlichen Volksliteratur, der ſich in dieſen flüchtigen Blättern offenbart: der Urſprung jener Bänkelſängerlieder, jener Büchlein »gedruckt in dieſem Jahr«, die noch bis auf dieſe Stunde, unbekümmert um alle die höheren Stufen der Bildung und der Kunſt, die der deutſche Geiſt inzwiſchen errungen hat, die hauptſächlichſte literariſche Nahrung derjenigen bilden, die eigentlich die Maſſe des Volks ausmachen: der Handarbeiter, Landbauer, Bettler. Zürne man nicht den Zeitungsſchreibern, daß ſie unſer Volk an keine pikantere Speiſe gewöhnt, mit keiner edleren Koſt geſättigt haben: zürne man vielmehr dem Volke ſelbſt, das ſich auf dieſe unterſte Sphäre — gleichviel, ob freiwillig beſchränkt hat oder von ſeinen Mächtigen und Großen hat beſchränken laſſen. Wer kann es läugnen? Sie ſind unendlich trivial, dieſe Neuigkeiten, unendlich hölzern, dieſe Verſe. Allein was mehr? Sie ſind einmal, wie ſie auch ſein mögen, die Unterhaltung des Volks geweſen, an dieſen elenden Lettern, dieſen elenden Zeichnungen haben Jahrhunderte hindurch die arbeitenden Augen des Volks gehangen; wie die Bibel die geiſtliche, ſo waren dieſe Zeitungen ihre weltliche Lectüre. Was ſollten ihnen die politiſchen Zeitungen, die Geſchichte der Völker und Staaten? Sie laſen ſie vielleicht; aber gewiß ſie verſtanden ſie nicht. Hier dagegen war heimiſcher Boden; Mord und Todtſchlag, Feuersbrunſt und Hagelwetter, Furcht und Aberglauben gaben der Phantaſie zu thun, indem ſie zugleich die harten Herzen erſchütterten und jenes Gemiſch von Grauſen und Wohlgefallen hervorbrachten, das ſo oft, in ungebildeten Seelen, die reinen Wirkungen der Kunſt erſetzen muß.

Und darum am wenigſten zürne man dem Verfaſſer dieſes Werkes, daß er dieſen unintereſſanten, langweiligen Relationen ſo vielen Raum verſtattet hat! Wird doch von unſern »vaterländiſchen Vereinen«, unſern »hiſtoriſchen Geſellſchaften« allerhand Abfall, alte Scherben, Lanzenſpitzen, Lederriemen, mit behaglicher Vielgeſchäftigkeit geſammelt und als Denkmäler unſrer Vorzeit aufgeſpeichert. Warum nicht dem Abfall der Literatur dieſelbe Ehre erweiſen? Der rarſte Aſchenkrug, den unſre Antiquare ausgraben, iſt endlich doch nur eine Scherbe: ſo gönne man auch dieſen Scherben der Literatur ihr Recht und verſchmähe es nicht, auch aus ihnen den Geiſt, der einſt das Ganze belebte, herauszuleſen. Vielleicht, daß ſie nicht ganz ſo unfruchtbar ſind, als es ſcheint.

VII.

Übergang zu den periodiſchen Schriften: Kalender, Meßkataloge.

Dieſe Relationen alſo waren die erſte und älteſte Form des deutſchen Journalismus; ſie waren gleichſam die vereinzelten rohen Bauſteine, aus denen der ſpätere kunſtreiche Bau ſich bildete. Der nächſte Fortſchritt dieſer Bildung führte zu den eigentlichen Zeitungen.

Auch dieſer Fortſchritt war, wie wir bereits oben bemerkt haben, hauptſächlich formaler Natur. Die Relation betraf regelmäßig ein einzelnes Ereigniß; darum erſchien ſie auch als einzelnes fliegendes Blatt. Dieſe einzelnen Neuigkeiten ſollten nun allmälig zu einer Collection von Neuigkeiten, einem allgemeinen Neuigkeitsboten der geſammten Tagesgeſchichte gleichſam zuſammenſchießen. Und wiederum dieſe Geſammtzeitung ſollte auch an ſich keine einzelne ſein, ſondern in regelmäßiger Wiederkehr einen dauernden Geleitsmann und Boten der Tagesgeſchichte bilden. Auf dieſe beiden Momente alſo kam es an: auf das collective und das periodiſche, oder auch, wie wir es gleichfalls bezeichnen dürfen: auf die Totalität des Inhalts, verbunden mit der Continuität der Erſcheinung.

Nun läßt ſich aber ferner keine formale Entwicklung denken, die ſo ausſchließlich nur formal wäre, daß ſie nicht zugleich irgend welche Änderung, Umſtellung oder Entwicklung des geſammten Inhaltes in ſich ſchlöſſe. Es konnte daher auch die formale Ausbildung unſers Journalismus von der Relation zur eigentlichen Zeitung nicht vor ſich gehen, ohne daß nicht gleichzeitig die geſammte Stellung dieſes Journalismus eine andere geworden wäre. Oder auch umgekehrt: die geſammte Stellung unſers Journalismus mußte bereits innerlich eine andere und neue geworden ſein, um dieſe neue Form überhaupt nur hervorzubringen. Denn dieſe beiden Dinge gehen allemal Hand in Hand.

Das Hauptſächlichſte dabei möchte dieſes ſein. Die einzelne Relation konnte beliebig an jedem Orte erſcheinen, wo eben etwas Merkwürdiges paſſirte oder wohin auch nur die Kunde von etwas Merkwürdigem gedrungen war. Dahingegen die Zeitung, die eine gewiſſe Menge, ja die Geſammtheit der Tagesneuigkeiten in ſich faſſen wollte, konnte nothwendiger Weiſe nur von ſolchen Orten ausgehen, an denen auch wirklich ein gewiſſer Zuſammenfluß von Nachrichten und Neuigkeiten Statt fand. Der Journalismus mußte ſich alſo nicht nur aus ſeiner bisherigen Zerſplitterung auf gewiſſe einzelne Punkte zuſammen-, ſondern auch er mußte ſich ſpeciell aus den kleinen und unbedeutenden in die großen, mindeſtens die lebhaften und vielbeſuchten, die Handelsſtädte, die Sitze des Verkehrs, der Bildung und Bewegung, hinüberziehen, was natürlich auch auf die innere Haltung der Zeitungen nicht ohne Einfluß bleiben konnte.

Ebenſo hatte die einzelne Relation beliebig von Jedem in Druck gegeben werden können, der nur eben einer Neuigkeit und — einer Druckerpreſſe mächtig war. Dahingegen eine regelmäßige Zeitung, und denken wir ſie uns zu Anfang noch ſo beſcheiden und von noch ſo engem Zuſchnitt, erforderte dennoch immer einen gewiſſen Fond ſowohl geiſtiger, wie materieller, insbeſondere pecuniärer Kräfte. Es mußte dafür geſorgt werden, daß zur beſtimmten Zeit eine beſtimmte Menge von Nachrichten und Neuigkeiten zur Hand war; es mußten Verbindungen angeknüpft, regelmäßige Briefwechſel eingerichtet und der Kreis der Bekanntſchaften möglichſt weit bis in die entfernteſten Länder ausgedehnt werden. Die Nachrichten ſelbſt mußten verglichen, geſichtet, mindeſtens zuſammengeſtellt werden; es mußte etwas vorhanden ſein, wie eine Redaction, mit Mitarbeitern, Correſpondenten und anderm Apparat, wie winzig dies Alles, verglichen mit den rieſenmäßigen Einrichtungen unſerer Zeit, damals auch geweſen ſein mag. Aber wenn auf dieſe Art die Herausgabe einer Zeitung einerſeits eine Laſt war, ſo wurde ſie eben dadurch andrerſeits auch eine Macht. Hatte ihre Gründung den Beſitz gewiſſer anſehnlicher Mittel erfordert, ſo wurde ſie nun dafür auch ſelber ein Beſitzthum, das oftmals ſehr bedeutende Erträgniſſe abwarf, und in dem der glückliche Beſitzer nicht verſäumte ſich durch kaiſerliche und andre Privilegien ſichern zu laſſen. Dazu auch war es unvermeidlich, daß eine Zeitung, und mochte ſie an ſich noch ſo farblos ſein, wenn ſie eine Reihe von Jahren hindurch in beſtimmten Kreiſen geleſen wurde, nicht mit der Zeit auf dieſe ihre Leſer auch einen gewiſſen moraliſchen Einfluß gewonnen hätte, und ſollte es nur der Einfluß der Zeit, die Macht der Gewöhnung geweſen ſein.

Und endlich, was das Wichtigſte von Allem iſt: eine regelmäßige Zeitung ſetzt auch regelmäßige Zeitungsleſer voraus. Es mußte alſo die Luſt, ſich durch die Zeitungen theils belehren, theils unterhalten zu laſſen, bereits in Kreiſen verbreitet ſein, weit genug, um die Exiſtenz regelmäßiger Zeitungen möglich zu machen und ihre mancherlei Unkoſten zu erſetzen; es mußte ſich ferner, wenigſtens bei einem Theil des Publikums, bereits ein ſolches Intereſſe für die Ereigniſſe der Tagesgeſchichte ausgebildet haben, daß ſie ein Vergnügen daran fanden, dieſe Geſchichte dauernd und auch da zu begleiten, wo ſie in ebenem Gleiſe langweilig einherſchlich. Der Relationenleſer konnte ſich ſeinen Stoff ausſuchen, er erfuhr ſchon durch den Titel, was er in dem Blatte ſelbſt zu erwarten hatte und ob er ſeinen Kreuzer daran wagen ſollte; er konnte ſich auf gewiſſe Stoffe, gewiſſe Gegenden beſchränken, ganz nach ſeines Herzens Neigung und dem Umfange ſeiner Bildung. Dagegen bei dem Zeitungsleſer mußten Bildung und Intereſſe ſchon einen gewiſſen univerſalen Umfang haben; er durfte ſich nicht bloß für einzelne Provinzen, einzelne Begebenheiten, ſondern vielmehr er mußte ſich bereits für den ganzen Umfang der Tagesgeſchichte intereſſiren, und mithin auch die Kenntniſſe gleichviel ob beſitzen oder erwerben, ohne welche ein derartiges Intereſſe nicht möglich geweſen wäre.

Hiernach alſo wird es uns nicht Wunder nehmen, wenn der Übergang von der Relation zur eigentlichen Zeitung ſich in der That nur langſam, in ſehr allmäliger Entwicklung vollzogen hat. Am Früheſten wird das Bemühen, mehre Neuigkeiten in Einer Relation zu vereinigen, alſo der collective Charakter der Zeitungen, ſichtbar. Und zwar geſchieht dies zuerſt mit verwandten Nachrichten, alſo z. B. mit verſchiedenen Briefen über den Türkenkrieg oder dergleichen, die man, wie ſie allmälig, von verſchiedenen Orten eingegangen, vielleicht ſogar ſchon einzeln veröffentlicht waren, in einer Geſammtrelation zu wiederholen anfing. Beiſpiele davon finden ſich bereits aus dem erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts: und haben wir ſelbſt im Obigen bereits einige derartige Relationen angeführt. Später fing man auch an, Briefe und Nachrichten verſchiedenen Inhalts aus verſchiedenen Städten zuſammenzudrucken: von welcher Art Schwarzkopf über Zeitungen p. 12. 13. ein höchſt merkwürdiges Beiſpiel anführt, ein Quartblatt nämlich vom Jahre 1612, das ſich zu Schwarzkopfs Zeit in Göttingen, in Privathänden, befand, und deſſen vollſtändiger Titel lautete:

> »14. Aviſo, Relation oder Zeitung: Was ſich begeben vnd zugetragen hat in Deutſch- vnd Welſchland, Spanien, Niederland, England, Franckreich, Ungarn, Böhmen, Oeſterreich, Schweden, Polen vnd in allen Provinzen, in Oſt- und Weſt-Indien ꝛc. Item Prag, Wien, Altorf vnd Cölln. So allhier den 31. Martii angelangt. (Mit einem Holzſchnitt und unter demſelben:) Gedruckt im Jahr 1612.

Allerdings iſt dieſe Relation durch die große Allgemeinheit ihres Inhaltes ſehr auffällig: wenn aber Schwarzkopf a. a. O. aus der vorgeſetzten Nummer (14.) den weiteren Schluß ziehen will, als habe man es hier mit einer »regelmäßigen Fortſetzung«, d. h. alſo mit einer wirklichen Zeitung zu thun, ſo ſcheint er uns damit mehr zu behaupten, als ſich wirklich erweiſen läßt. Eine Fortſetzung war es, gewiß: ja es begegnen uns derartige Fortſetzungen bereits in noch früherer Zeit, wie z. B. die »Dritt New Zeitung vom XXI. Tag Auguſti auß Wien« ꝛc. vom Jahre 1566, deren wir oben gedacht haben. Aber nichts berechtigt uns, dieſe Fortſetzungen nun auch für regelmäßige, d. h. periodiſch wiederkehrende, und alſo für völlige Zeitungen zu halten, um ſo weniger, als wir über den anderweitigen erſten Urſprung dieſer Zeitungen ſehr genau und durch Documente unterrichtet ſind, deren Glaubwürdigkeit ſolch ein vereinzeltes Blatt mit ſeinem zweideutigen Titel nicht wohl umſtoßen kann. Wir haben uns die Sache alſo vielmehr ſo zu denken, daß die Relationen, die aus Einer Preſſe, durch Einen Buchdrucker hervorgingen, allmälig in fortlaufender Reihe numerirt wurden, ohne daß dabei von einem periodiſchen Erſcheinen, einer regelmäßigen Wiederkehr die Rede war.

Im Gegentheil iſt gerade dies periodiſche Element dasjenige, das ſich am Späteſten und erſt in einer Reihenfolge allmäliger Verſuche entwickelt hat.

Die erſten und älteſten periodiſchen Schriften unſerer Literatur (nämlich wenn man ſie überhaupt der Literatur beizählen darf) ſind die Kalender und die Meßverzeichniſſe der Buchhändler. Wiederum von ihnen nehmen die Kalender die erſte Stelle ein.

Wir haben ſchon oben angeführt, daß das zweitälteſte aller bekannten Druckwerke ein Kalender iſt; weiter wird ein flüchtiger Blick in beliebig welches bibliographiſche Repertorium, z. B. in das ſehr ſchätzenswerthe Repertorium bibliographicum, in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum 1500. typis expressi ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur vel accuratius recensentur a *Lud. Hain*. Stuttg. 1826—38. (4 Bde.), den Beweis liefern, wie lebhaft ſchon in früheſter Zeit dieſer Zweig literariſcher Induſtrie bearbeitet wurde und welche große Menge derartiger Schriften uns daher ſelbſt aus dem Anfang unſrer Bücherkunde erhalten iſt. Wer mehr über dieſen Gegenſtand zu wiſſen wünſcht, den dürfen wir noch immer auf Beckmann's Beyträge zur Geſchichte der Erfindungen, Bd. I. p. 108—121. Bd. IV. p. 141—154. verweiſen, deſſen Mittheilungen zwar, in Folge neuerer Auffindungen, nicht mehr ganz vollſtändig, aber doch noch immer die ausführlichſten und überſichtlichſten ſind, welche wir kennen.

Doch waren auch dieſe älteſten Kalender noch keineswegs periodiſch, das heißt: ſie kehrten nicht, wie wir es jetzt gewohnt ſind, mit jedem neuen Jahr aufs Neue wieder; ſondern ſie waren vieljährige, das iſt, nicht auf ein Jahr allein, ſondern auf mehre Jahre eingerichtet, ſo wie auch diejenigen, welche man vor den alten geſchriebenen Breviarien findet. Sie glichen den ſogenannten immerwährenden Kalendern*), man konnte in ihnen auf einige Jahre voraus die güldene Zahl, die Heiligentage und den Mondwechſel, ſo genau als man ihn im gemeinen Leben zu wiſſen nöthig hatte, finden; wozu in den meiſten eine Anweiſung beigefügt war. Von Zeit zu Zeit kamen neue Ausgaben unter dem Titel: Almanach oder newer Kalender heraus. Vermuthlich wären ſie in den erſten Zeiten nach Erfindung der Druckerei, für den einjährigen Gebrauch, zu koſtbar geweſen.«

---

*) Von einem ſehr künſtlich eingerichteten Wandkalender vom J. 1493 ſ. Merzdorf's Bibliothekariſche Unterhaltungen, 1843. Vergl. über einen andern handſchriftlichen von 1448 J. A. A. Kinderling im Allg. Liter. Anz. von 1801. Nr. 74. (Bd. VI. p. 705.)

So Beckmann a. a. O. I. 109. Die älteſten jährlichen Kalender dagegen fallen, gleichfalls nach Beckmann's Vermuthung (a. a. O. 116), erſt kurz vor die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts. Dennoch ſind ſie unter allen Umſtänden älter, als die Meßverzeichniſſe der Buchhändler.

Nämlich wie jene vermuthlich kurz vor, ſo ſteht es von dieſen feſt, daß ſie kurz nach der Mitte des gedachten Jahrhunderts entſtanden ſind: und zwar erſchienen ſie zuerſt im Jahre 1564 zu Frankfurt am Main. Dieſe Stadt, die ſchon damals, insbeſondere durch ihre noch jetzt blühenden halbjährlichen Meſſen, einen höchſt bedeutenden Brenn- und Sammelpunkt des deutſchen Handels bildete, war auch bereits ſeit den achtziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, alſo ſchon wenige Decennien nach Erfindung der Buchdruckerkunſt, der Mittelpunkt des deutſchen Buchhandels geworden. Der deutſche Buchhandel war damals weſentlich Tauſchhandel, in der Art, wie er der Hauptſache nach, noch heute in England und Frankreich getrieben wird; ein Commiſſionshandel, wie unſer gegenwärtiger, exiſtirte nicht. Die Buchhändler, oder wie ſie damals hießen, Buchführer, die überdies mit den Buchdruckern meiſt Eine Perſon waren, brachten ihre Bücher, wie jeder andere Kaufmann ſeine Waare, auf die Meſſe nach Frankfurt; die Verlagsartikel wurden, theils durch Kauf und theils durch Tauſch, gegenſeitig umgeſetzt und die einzelnen Bücherlager, aus denen man die übrige Zeit (denn Neuigkeiten erſchienen damals nur zur Meßzeit und Zuſendungen gab es gar nicht) den Verkauf ans Publikum zu beſtreiten gedachte, nach Möglichkeit completirt. Dadurch wurde dann allmälig eine Überſicht dieſer Lager, gleichſam ein Proſpect derſelben, nöthig, worin die neu erſchienenen Bücher, wie natürlich, den erſten und bald genug den einzigen Platz einnahmen. Dies iſt die Entſtehungsweiſe der Frankfurter Meßkataloge, deren erſten Georg Willer, ein Augsburger Buchhändler, im Jahre 1564 zu Frankfurt bei Nikolaus Baſſäus drucken ließ.*) Genau genommen iſt dieſer erſte Meßkatalog alſo nichts, als das Inhaltsverzeichniß oder die Inventur des Willerſchen Bücherlagers, wie es im Jahre 1564 beſchaffen war. Da dies Lager aber eines der bedeutendſten oder vielleicht geradezu das bedeutendſte der damaligen Zeit war, und als ſolches ſo ziemlich Alles enthielt, was damals erſchien, ſo konnte es zugleich als ein Index ſämmtlicher Novitäten oder mit andern Worten als dasjenige dienen, was jetzt die Meßkataloge leiſten. Bald fanden ſich auch andere Buchhändler, welche gleichfalls Verzeichniſſe der Neuigkeiten, mit denen ſie bei Gelegenheit der Meſſe ihr Lager bereichert hatten, in Druck gaben, ſo daß damals gleichzeitig verſchiedene Meßkataloge exiſtirten; was endlich (ſeit 1597, durch Peter Kopff) zur Folge hatte, daß ein einzelner durch obrigkeitliche Privilegien ausgezeichnet und die ganze Angelegenheit unter Schutz und Aufſicht der Frankfurter Behörden geſtellt wurde. Dieſe Verzeichniſſe erſchienen in früheſter Zeit jährlich; ſpäter aber, bei der Maſſe der Novitäten, halbjährlich, im Frühjahr und Herbſt, mit der Frankfurter Meſſe.

Schon aber war Frankfurt nicht mehr der einzige Sitz des deutſchen Buchhandels. Leipzig, durch ſeine Lage gleichfalls zur

---

*) Eine vollſtändige Reihe dieſer Meßverzeichniſſe, von den älteſten bis auf den heutigen Tag, iſt leider nirgend vorhanden; eines der vollſtändigſten, das heißt in Betreff der ältern Zeit, ja in dieſer Hinſicht vielleicht ein Unicum, befindet ſich in der Marienbibliothek zu Halle. Der Inhalt der älteſten (von **1564**—**92**) iſt in einem eigenen Abdruck zuſammengeſtellt: **Collectio in vnum corpvs omnium librorum Hebraeorum, Graecorum, Latinorum nec non Germanicè, Italicè, Gallicè et Hispanicè scriptorum: qui in nundinis Francofurtensibus ab anno 1564 usque ad nundinas Autumnales anni 1592 partim novi, partim nova forma, et diversis locis editi, venales extiterunt: desumpta ex omnibus Catalogis Willerianis singularum nundinarum (etc.). Plerique in aedibus Georgij Willeri civis et Bibliopole Augustani venales habentur. Francof. Ex officina typographica Nicolai Bassaei. M. D. XCII.** Dazu ein zweiter Theil: **Catalogi (etc.)** Das iſt: Verzeichnuß der Teudtſchen Bücher vnd Schrifften u. ſ. w., ſo wie ein dritter: **Collectio (etc.) C'est à dire, Recueil en un corps des livres italiens, espagnols et françois etc. etc.**

blühendſten Handelsſtadt beſtimmt, ein Mittelpunkt der ſächſiſchen Lande, die damals ohne Vergleich der Herd der Bildung und der vorzüglichſte Ausgangspunkt geiſtiger Bewegung waren, überdies durch freiſinnigere Einrichtungen und eine gelindere Cenſur begünſtigt, wurde, ſeit Ausgang des ſechzehnten Jahrhunderts, auch für den Buchhandel nicht nur eine gefährliche Nebenbuhlerin Frankfurts, ſondern nicht lange, ſo hatte es den Buchhandel völlig von Frankfurt hinweg und zu ſich herübergezogen. Mit den Büchermeſſen gingen auch die Meßverzeichniſſe über, Anfangs in der Art, daß gemeinſame Verzeichniſſe für Frankfurt und Leipzig gedruckt wurden, ſpäterhin für jeden Ort beſondere Verzeichniſſe, von denen die Leipziger mit jedem Jahre mehr ſich dem ausſchließlichen Werth annäherten, den ſie gegenwärtig behaupten: bis endlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1749: ſ. **Schwarzkopf** üb. polit. u. gel. Zeitungen in Frankf. a. M. p. 7.) mit dem völligen Zerfall der Frankfurter Büchermeſſen auch die dortigen Kataloge aufhörten. Auch hierüber vergl. in Kürze **Beckmann** a. a. O. I, 289. fgg., ſo wie das früher angeführte Buch von **Metz**.

„Es iſt nun höchſt intereſſant, wie dieſe beiden älteſten periodiſchen Schriften, die Kalender und die Meßkataloge, in einer überraſchenden Parallele auch in der Entwicklung unſers Journalismus wiederkehren: ſo nämlich, daß den (jährlichen) Kalendern die (jährlichen) **Poſtreuter**, den (halbjährlichen) Meßkatalogen die (halbjährlichen) **Meßrelationen** oder ***Relationes Semestrales*** entſprechen, und zwar letztere, analog den doppelten Katalogen der Buchhändler, in doppelter Ausgabe, zu Frankfurt und zu Leipzig.“

VIII.

Die Poſtreuter.

Zuerſt von den Poſtreutern. Sie erſchienen, analog den Kalendern, als deren journaliſtiſchen Pendant wir ſie betrachten, einmal jährlich. Ihren Inhalt lieferten die Ereigniſſe des letztverfloſſenen Jahres; ſie gaben alſo gewiſſermaßen ein Summarium und Auszug der letztjährigen Relationen, wobei ſie ſich keineswegs auf die großen Begebenheiten der politiſchen Geſchichte beſchränkten: ſondern, wie die Relationen ſelbſt, ſo verwandten auch ſie auf die localen Neuigkeiten, die »vermiſchten Nachrichten«, die Brand-, Mord-, Diebsgeſchichten, die Mißgeburten und Wunderzeichen, eine beſondere Aufmerkſamkeit. Was ſie aber, nächſt der jährlichen Wiederkehr, am meiſten charakteriſirt, iſt die poetiſche Form: ſie ſind durchgängig in Verſen abgefaßt — Verſen, an denen zwar die Poeſie ſehr wenig Antheil hat, die aber doch damals ein ebenſo nöthiger Schmuck dieſer (wie wir ſie nennen dürfen) politiſchen Kalender geweſen zu ſein ſcheinen, wie heutzutage die Zeichnungen und Bilder, mit denen man unſere ſ. g. Volkskalender ausſtattet, und an denen, in vielen Fällen, die Kunſt gleichfalls nur ſehr geringen Antheil hat *).

Aber dabei blieb es nicht ſtehen: das poetiſche Element, das ſich, wenn ſchon auf eine ſehr obſcure Weiſe, in dieſer rhythmiſchen Form kund gab, griff allmälig auch in die ganze Anordnung des Kalenders über, indem aus der einfachen Erzählung ſich allmälig ein Geſpräch, aus dem Geſpräch ein förmliches Drama, eine politiſche Farce entwickelte. Gleichmäßig mit dieſer formalen Umwandlung geht auch eine gewiſſe Umwandlung des Inhaltes vor: das relatoriſche Element tritt gegen das raiſonnirende zurück, dergeſtalt, daß wir uns auch von hier aus in Bälde auf demſelben Gebiete der Flugſchriften und Pamphlete befinden, deſſen wir oben (p. 120. fgg.) Erwähnung gethan haben; ſelbſt der Name Poſtreuter verliert allmälig ſeine Bedeutung und wird,

---

*) Doch iſt, um dies beiläufig zu bemerken, die deutſche Literatur keineswegs die einzige, welche poetiſche oder wenigſtens gereimte Zeitungen aufzuweiſen hat. In Dänemark wurde ſeit 1666 von Andreas Bording ein »däniſcher Merkur« herausgegeben: eine politiſche Monatsſchrift, gleichfalls in Verſen. Mehr davon ſ. in des Verf. Aufſatz über Ludw. Holberg: Literarhiſt. Taſchenb. II. Jahrg. (1844) p. 281. fg. Er erſchien noch 1673: ſ. **Junckeri Schediasma**, p. 281., auch Fabricius in dem Verzeichniß vor Morhof's Polyhiſtor, wo noch ein zweiter, aber lateiniſcher (der Bording'ſche war däniſch), citirt wird: **Mercurius latino-poeticus G. Huberi. Hafn.** 1671. Eben derſelbe auch bei Juncker a. a. O. 286. Ein dritter **Mercurius Danicus** (**Danielis Paulli, Hafn.** 1675.) ebendaſ. 285.

ohne weiteren Unterſchied, für jede beliebige Flugſchrift, beſonders theologiſch-polemiſchen Inhaltes, in Anwendung gebracht.

Wann die Poſtreuter zuerſt erſchienen ſind, haben wir mit Gewißheit nicht auffinden können; jedenfalls, da ſie die jährlichen Kalender zur Vorausſetzung haben und dieſe ſelbſt, wie oben bemerkt worden iſt, nicht viel vor Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts entſtanden ſind, ſo werden wir auch den Urſprung der Poſtreuter nicht wohl ehe, als etwa in die Mitte des gedachten Jahrhunderts ſetzen dürfen. Gewiß iſt nur, daß ſie gegen Ende deſſelben bereits in voller Blüthe ſtanden. Es liegt uns nämlich aus dieſer Zeit, aus dem Anfang der neunziger Jahre, eine Reihenfolge von Poſtreutern vor, welche ſämmtlich dieſe Literatur bereits auf einer beträchtlichen Stufe der Ausbildung als einen anſehnlichen Gegenſtand induſtriellen ſowohl, wie literariſchen Wetteifers, zeigen. Allein aus dem Jahre 1590 ſind uns drei verſchiedene Ausgaben bekannt geworden. Die anſehnlichſte und, wie es ſcheint, urſprünglichſte von ihnen iſt folgende:

Der poſt Reutter bin
ich genandt
Dem hinckenden Bothen wohl bekandt,
Dieweil er iſt mein gut Geſell,
Darumb bin ich kommen auch zur ſtell
Und will auch machen offenbahr
Was ſich des Neun vnd achtzigſt Jahr,
Vor Wunder ferner han verlauffen,
Lieber ließ mich, und thu mich kauffen.

Hierauf ein Holzſchnitt, der den Poſtreuter darſtellt, mit Poſthorn und Federhut, im Geſpräch mit dem hinkenden Boten, einem Manne in Bauerntracht, mit einem Klumpfuß; daneben die Jahreszahl 1590. Darunter ſtehen noch folgende Verſe:

Dem poſt Reutter, vor ehrt zu danck,
Dem großen Willkum, machts nich langk.

Das Ganze ſind ſieben Bogen in Quart, ohne Angabe des Orts. Den Anfang macht der Poſtreuter:

Ein Reuttendt Poſt bin ich genandt,
Ich hab durch ritten manches landt.
Die rechte Warheit zuerkunden,
Was ſich bißher zu dieſer ſtunden,

Das Acht, vnd Neun vnd Achtzigſt Jahr,
Vor Wunder, Vnglück, vnd gefahr,
Auch Mord vnd Todtſchlag hat begebn,
Koſt vieler Menſchen Leib und Lebn,
Von Türcken, Heyden, vnd Papiſten
So wol auch, von den rechten Chriſten,
Dann nicht allein Manch ehrlich Mann,
Sein Mundt vnd Augen zugethan,
Sondern auch Fürſten, vnd Königskindt
Mit wunter hingerichtet ſind.
Als ich euch lenglich wil erzehln,
Jedoch hie ſehe ich ein Geſelln,
Der auch zum Theil von Sachen weiß,
Die ich erfahren hab mit fleiß,
Wie mich bedünckt, ich ſol ihn kennen,
Weiß ihn in Eyl, doch nicht zunennen,
Sich lieber ſich, wie lumpt*) er rein,
Solts nicht der Hinckende Woth ſein,
Er iſts vorwar, glück zu mein Woth.

Darauf antwortet der hinkende Bote:

Hab großen Danck vor gelt dirs Gott,
Ey lieber Poſt, wo kömpſtu her,
Bericht michs das iſt mein beger,
Dann ich in vielen langen tagen,
Kein Wort von dir hab hören ſagen,
Seind das wir uns auff grüner Heyden,
Allbeid muſtn von ander ſcheiden,
Da ich mein Weg ſtracks nach Deutſchlandt,
Genommen hab, vnd macht bekandt,
Was ſich vor große Ebentewer,
Vor gangen Jahr, Jedoch nicht hewer,
In gantz Europa hat verlauffn,
Mein Zeitung thet man gern kauffen,
Dieweil ſie Wahr was, vnd gewiß ꝛc.

Der Poſtreuter beſchreibt ihm darauf den Weg, den er gemacht, und die Länder, aus denen er Neuigkeiten mitbringt. Wir ſetzen die Stelle her, weil ſie uns den Umfang dieſer früheſten Collectivzeitungen, im Gegenſatz zu den Relationen, zeigt:

---

*) lumpen: humpeln, hinken.

. . . . .

Dann als ich auff Franckreichs Fontir [*])
Domals geſcheiden bin von dir
Vnd durch die landt mocht ſchnell fortkomn,
Hab ich mein weg bald für genommen,
Erſtmals durch hoch Burgundien,
Auff Sophia [**]) vnd Jalien (sic).
Jns Schiff trat ich zu Genua,
Vnd fuhr nach Barſalonia,
Dem Hiſpanier vnterthan,
Jch ſprach mein Rößlein weiter an,
Poſtirt durch Catalonia,
Biß ich kam in Caſtilia,
Da in Madrid zu dieſer friſt,
Das Königlich Hofflager iſt.
Nach Portugal eylt ich gar ſehr,
Zu Lyſabon ſaß ich auffs Meer,
Lieff vmb Jrrland vnd Schotenland,
Biß das ich kam ins Niderland,
Da muſt ich Engelland beſehn,
Als ich aber dar hort verjehen [***]),
Was newe Wunder in Franckreich,
Sich damals han begeben gleich,
Zog ich an hie, erfuhrs ins ſtill,
Wie ich nachmals berichten wil.
Von dar reit ich in Dennemarck,
Vnd dann in Schweden reich ſo ſtarck,
Weiter nach Polen ſtund mein Sinn,
Jn Hungerland reiſt ich auch hin,
Durch Oſterreich komm ich jetzt hier,
Wie ich am End wil ſagen dir. ꝛc. ꝛc.

Sie werden nun beide einig, daß der hinkende Bote zuerſt die Ereigniſſe des Jahres 1588, darauf der Poſtreuter die des jüngſtverfloſſenen Jahres berichten ſoll. Der Ton, in welchem dies geſchieht, iſt für unſer gegenwärtiges Gefühl höchſt komiſch: ein vollkommener Bänkelſängerton, wie er bei uns kaum noch auf Jahrmärkten und Meſſen, vor der bemalten Leinwand, vernommen wird. So z. B. von der Hinrichtung der Maria Stuart heißt es:

---

[*]) Fontir: frontière, Grenze.

[**]) Savoyen; ſpäterhin (Bog. 2. Bl. 2.) heißt es auch Sophoya.

[***]) verjehen: erzählen, von dem mittelhochdeutſchen jehen, ſagen.

Ein Königin aus Schottland gut
Muß auch vergieſſen all ihr Blut,
In Engelland brach man den Stab,
Der Kopf ward ihr geſchlagen ab.

Und von der ſpaniſchen Armada:

Spaniſch Armad thet meiſt verderbn,
Viel tauſent Spanier muſten ſterbn,
Welche durch Gottes grauſam Wind,
Schrecklich in grund geſtürtzet ſind.

Ausführlicher ſind die Berichte des Poſtreuters; er erzählt nicht bloß, ſondern miſcht zugleich Betrachtung, Urtheil und Polemik ein. Beſonders iſt ihm der Pabſt und überhaupt Alles, was katholiſch heißt, verhaßt:

Zu Rom hört ich gros Angſt vnd Noth,
Verfluchen auch den höchſten Gott,
Drumb das er nechſt vergangen Jar,
Der gantzen Sancta Liga Schaar,
So grauſam vbel beigeſtandn,
Lies ſie auch werden gar zu ſchandn,
An Leib vnd Seel, viel Cains Kind,
In nobis Krug verſunken ſind.
Auch trawert der Bapſt trefflich ſehr,
Daß jetzund nicht wil gelten mehr,
Sein herrlich Macht vnd Bepſtlich krafft,
Damit er die gantz Welt geafft . . .
Darumb zörnet der Bapſt auch mit Gott,
Das er jhm thut ein ſolchen Spott,
Vnd iſt derwegen raſent toll,
Weis nicht, was er beginnen ſol.

Ebenſo ſchlecht ergeht es Spanien, von dem eine höchſt abenteuerliche Beſchreibung gegeben wird:

Mein frommer Both, hör wunder wort
Es mag vnterm gantzen Sonnenſchein
Kein gottloſer Land auff Erden ſein,
Da man den von der Religion,
Mit Teuffliſcher Inquiſutſion,
Auff Leib vnd Leben ſchleichet nach,
Kein böß Tyrann war je ſo gach.

Der Tag vnd Nacht darauff ſolt trachten,
Wie man vnſchuldig blut möcht ſchlachten,
Als diß vormalebent Geſind,
Verſtockt, verthult*), Vnſinnig, Blind . . .
Fur Wunder mus ich mit erzehlen,
Vnd alle die zu Zeugen ſtelln,
Welche Hiſpanien han durchzogn,
Iſt gewiß war, gantz vnbetrogn.
Deß Sommers wenn groß Hitz felt ein
Vnd jeder fleucht den Sonnenſchein,
Das jm von Durſt wird angſt vnd weh,
Kaufft man beym Pfund den kalten Schne.

. . . .

Auch wachſſen Federn auff den Schaffn,
Darauff muß man in Spanien ſchlaffen,
Dieweil ſie aber zimlich hart,
Vnd nicht nach Deutſcher Betten art,
Mus man ſich beſter offt umbwendn,
Sonſt ſchmertzen eim gar ſehr die Lendn.

Aber nicht bloß die Katholiken, ſondern ebenſo und beinahe noch mehr, als ſie, ſind ihm die Calviniſten verhaßt. Auch ihnen weiß er alles erdenkbare Böſe nachzuſagen: ja er rennt ſich in dieſem Thema ſo feſt, daß er es gar nicht wieder verlaſſen kann, und endlich die ganze Zeitung, ſogar ihrem größeren Theile nach, ſich in eitel theologiſche Polemik, über die Taufe, das Abendmahl, die Sünde wider den heiligen Geiſt u. dgl. m., verläuft. Wir ſehen alſo auch hier wieder, wie damals noch das religiöſe (das theologiſche) Element alles Andere beherrſchte und namentlich auch die politiſchen Intereſſen völlig verſchlang. Dazwiſchen freilich fehlen auch die Feuersbrünſte, die Kometen, Mörder, Diebe und ähnliche Neuigkeiten nicht: ſo daß das Ganze eine ſehr bunte Zuſammenſtellung giebt. Der Schluß lautet:

Der Hinckende Both.

Nu zeuch dein Rößlein in den Stall,
Vnd wandre mit mir auff den Saal,
Da will ich dir den Willkum bringn,
Vnd wolln ein hübſches Liedlein ſingn.

---

*) verbuhlt?

Der Poſt Reuter.

Diß aber wil ich ſagen dir,
Zerwüſter*) und Calviniſch Bier,
Wil ich durchaus nicht thun beſcheid,
Es ſei dir gleich lieb oder leid.

Der Hinckende Both.

Wiltu denn ein Eyßleber Wein?

Der Poſt Reuter.

Ja las denſelben ſchencken ein.
Darnach hab ich ein gros verlangn,
Weil Gottes Wort von dar außgangn,
Vnd Luther nach ſeinem Vrſprung
Ich wils austrincken in eim Trunck.

Der Poſt Reutter und Hinckender Both fangen an zu ſingen:

Steckt an die Schweinen Braten,
Darzu die Hühner jung,
Darauff mus vns gerahten,
Ein friſcher freyer Trunck.
Trag auff Eyßlebiſch Wein,
Schenckt nicht Zerwüſter ein,
GOTTS WORT iſt wol geraten,
Drumb laſt uns frölich ſein.

Ich ſag euch, werden dieſe ſchweigen,
So werden auch die Steine ſchreyen.

Mit dieſer Schrift zum großen Theile wörtlich übereinſtimmend iſt eine zweite von demſelben Jahre: Der Poſt Both. Es muß unentſchieden bleiben, welche von beiden das Original, und welche die Nachahmung iſt; umfangreicher iſt allerdings die zuerſt angeführte, ſo daß die andere ſich einigermaßen als ein Auszug aus jener darſtellt. Möglich indeſſen auch, ja wahrſcheinlich, daß, wie in dieſer zweiten Schrift ein einzelner Poſt-

---

*) Zerwüſter: Zerbſter, damals mit dem Torgauiſchen und Merſeburger eines der beliebteſten Biere. Das Wortſpiel bezieht ſich auf die vorhergehenden theologiſchen Streitigkeiten, in denen ein »Zerwüſter Wolf«, ein Calviniſcher Prediger, mehrfach genannt wird. Der »Eißleber Wein« wird oben ſelbſt erklärt.

Both auftritt, ſo in einer andern, uns nicht zu Geſichte gekommenen, ein einzelner Poſt Reutter aufgetreten war, und daß mithin die obige, in welcher wir den Poſtreuter im Geſpräch mit dem Poſtboten fanden, nicht ſowohl das Original, als vielmehr eine aus dieſen beiden combinirte dritte Zeitung wäre. Auf ein derartiges Verhältniß wenigſtens deutet das Vorwort des Poſtboten hin, in welchem derſelbe ſich beklagt, daß der Poſtreuter ihm zuvorgekommen ſei: was auf den Poſtreuter in der Geſtalt, wie wir ihn ſo eben kennen gelernt haben, nicht völlig paſſen würde. Aber laſſen wir den Poſtboten ſelber ſprechen, deſſen vollſtändiger Titel alſo lautet:

Der Poſt Both, bin
Ich genandt,
Und meinen Reyſen wohl bekandt,
Der P. Reuter iſt zuuor kommen mir,
Welchs mich hat verdroſſen ſchier,
Daß er meiner jtzt nicht gewart,
Weil ich auch war doch auff der fahrt,
Wer ich mit jhm kommen zu Haus,
Het ich auch können ſagen aus,
Was hin vnd widr bei den Leuten,
Geſchehn iſt in kurtzen zeiten,
Ob ich ſchon itzt bin kommen nach,
Gleichwohl ich die Warheit ſag,
Gar kurtz will ichs thun vberlauffn,
Lieber liß mich vnd thu mich kauffn.
Weil ich bin ein gebrechlich man,
Wil ich meine Beſoldung han,
Dranckgeldt iſt gar bald verzehrt,
Denn mich das gehn gar ſawr werdt.

Dazwiſchen das Bild des hinkenden Boten, nach dem Typus des vorigen, mit der Jahreszahl 1590. Drittehalb Bogen in Qu. o. O.

Der Inhalt ſtimmt, wie bereits geſagt, mit dem Poſtreuter in den meiſten Fällen wörtlich überein; nur daß der Poſtbote einige kleine Abenteuer und vermiſchte Nachrichten hat, die in jenem fehlen, wogegen er im Ganzen umfangreicher und ausführlicher iſt. Können wir nun auch das Verhältniß dieſer beiden Schriften nicht völlig entwirren, ſo geht doch eben aus dieſer Verwirrung hervor, daß (und darauf allein kommt es uns an) zu jener Zeit bereits eine Concurrenz verſchiedener Poſtreuter beſtand, und daß mithin das ganze Inſtitut derſelben zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſich bereits auf einer gewiſſen Stufe der Ausbildung befand. Ja es war damals ſchon jener Wendepunkt eingetreten, wo, nach unſrer obigen Darlegung, dieſe Poſtreuter ihren urſprünglichen Zeitungscharakter zum Theil wieder verloren und in das Gebiet der Flug- und Zeitſchriften hinüberſpielten.

Dieſem Gebiete nämlich gehört bereits der dritte der uns vorliegenden Poſtreuter, der gleichfalls, wenn auch nur theilweiſe, in das Jahr 1590 fällt:

> **Newer Calviniſcher Poſt Reuter.**
>
> **Von Anno 1590 an, biß auff das 92. Jahr, Wie ſie jhre falſche verführiſche Lehre haben wollen an Tag bringen, Vnd die wahre vnuerfelchte Lutheriſche Lehr vnterzudrucken ſich vnderſtanden haben.** (2c. 2c.) **In eine einfeltige Commedia verfaſſet mit vier Perſonen:**
>
> **Broſe. Der Caluiniſche Bürger.**
> **Bartel ſein Nachbar. Der Lutheriſche Wirdt.**
>
> **Geſtellet durch Joachimum Klotzenhaw, in der Wetterau: 1592.** Fünf Bogen in Qu. o. O. Die Vignette iſt dieſelbe, wie beim Poſtreuter.

Hier hat nun das theologiſche Element und ſpeciell die Polemik gegen die Calviniſten, der wir ſchon in den beiden obigen Schriften begegneten, ſich völlig abgelöſt und ſelbſtändig auf eigene Füße geſtellt. Im Verfolg dieſer Richtung geſchah es denn endlich, daß, wie wir gleichfalls ſchon oben bemerkten, die Poſtreuter ihre urſprüngliche Bedeutung ganz verloren und auch ihr Name willkürlich jeder beliebigen Streitſchrift, zumal theologiſchen Inhalts, beigelegt wurde; wobei natürlich auch die poetiſche Form nicht mehr inne gehalten ward. Von dieſer Art iſt z. B. der **Poſt Reuter** und **Ander Poſt Reuter an Bäpſtliche Heyligkeit Papſt Paulum V.** 2c.*) von 1620 und 1621:

---

*) Die ſämmtlichen von uns angeführten Poſtreuter 2c. ſind in der Kgl. Univerſitäts-Bibliothek zu Halle befindlich. Zwei andere, ziemlich

ein anſehnlicher Quartant, die Überſetzung gewiſſer Actenſtücke und Verträge enthaltend, welche dem Papſt, in Betreff der proteſtantiſchen Angelegenheiten, im Collegium der Cardinäle gemacht worden waren. In ſolchen Schriften iſt denn nun, trotz des Titels, keine Spur mehr von dem urſprünglichen Charakter der Poſtreuter, und können wir uns, begreiflicher Weiſe, hier auch nicht weiter auf ſie einlaſſen.

Eine andere Ausartung der Poſtreuter von ihrer urſprünglichen Beſtimmung, dieſer nämlich, ein jährliches Summarium der politiſchen Begebenheiten zu liefern, war, daß ſie allmälig, wie die regelmäßigen (wöchentlichen u. ſ. w.) Zeitungen ſich entwickelt hatten, gleichfalls in derartige Zeitungen übergingen und alſo nicht mehr jährlich, ſondern monatlich und in noch kürzern Zeiträumen erſchienen, ſo daß ſie ſich alſo recht eigentlich in die regelmäßigen Zeitungen verlieren. Ob der **Fuldaiſche Poſtreuter** (von 1618 bis 1630), welchen Schwarzkopf über Zeitungen (p. 14) citirt, bereits dieſer neuen Entwicklung angehört, oder ob er wirklich noch ein Poſtreuter von altem urſprünglichen Schlage war, vermögen wir, da er uns niemals vor Augen gekommen, nicht zu entſcheiden. Wohl aber ſteht es feſt, daß wenige Jahrzehnte ſpäter, ſeit Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, die jährlichen Poſtreuter beinahe völlig aufgehört hatten und in Zeitungen, theils monatliche, theils wöchentliche, übergegangen waren. In dieſer Form haben ſie ſich ſogar bis in den Anfang des laufenden Jahrhunderts erhalten, wie z. B.

ſeltſame Schriften dieſer Art, mit denen wir uns aber gleichfalls hier nicht weiter befaſſen können, befinden ſich ebendaſelbſt auf der Bibliothek des Waiſenhauſes: **Bon' avisa Newe Aviſen Welche der Poſtilion deß groſen Löwens im Walde empfangen von einer Jungfrawen, in welchen allerley newe Zeitung, inſonderheit die den vornembſten Ständen deß Reichs ſollen Aviſiret werden** (ꝛc.) **Gedruckt im Jahr 1622.** und: **Newer Astrologiſcher Poſt-Reuter vnd Kurtze Verfaſſung der vornemſten und berühmteſten Astronomorum vnd deroſelben Prognostication auff inſtehendes Jahr Chriſti 1647.** (ꝛc. ꝛc.) **Gedruckt Im Jahr 1647.** o. D. (Sieben Bog. in Qu.): Beide, beſonders die erſtere, ſind höchſt abenteuerliche Vermiſchungen von Aſtrologie, Politik, Theologie, eine Art Apokolypſe der damaligen deutſchen Verhältniſſe.

Der Erfurter Poſtreuter, der mit ſeinem Beiblatt: **Der hinten und vorn wohl gebuckelte Monatsbote** (und wer könnte in dieſem den weiland Hinkenden Boten verkennen?) noch zu Schwarzkopfs Zeiten erſchien und einer großen Verbreitung, vorzüglich unter dem Landvolk und den unteren Ständen genoß. Vgl. Schwarzkopf über Zeitungen in Sachſen ꝛc. p. 70. 71.

IX.
Relationes Semestrales.

Als ein zweites Moment des Überganges von den einzelnen Relationen zu den regelmäßigen Zeitungen haben wir die ***Relationes Semestrales*** bezeichnet. Ihr erſter und hauptſächlichſter Sitz war Frankfurt am Main.

Schon im Jahre 1548 wurden in Frankfurt **Extracte eingelaufener Novellen** gedruckt: Schwarzkopf über Zeitungen in Frankf. p. 6. Doch haben wir dabei wohl nur an zuſammengedruckte Relationen zu denken, ähnlich denjenigen, welche wir bereits oben angeführt haben; wenigſtens iſt uns nichts bekannt, was auf eine regelmäßige Fortſetzung, eine periodiſche Wiederkehr dieſer Extracte hindeutete.

Aber dies gerade iſt das charakteriſtiſche Merkmal der **Relationes Semestrales**. Sie erſchienen zuerſt im Jahre 1590. Und wie wir ſchon früher die Abfaſſung der Relationen mehrfach in den Händen der Geiſtlichen geſehen haben, ſo begegnet uns auch hier, als erſter Gründer und Erfinder dieſes neuen Inſtitutes, gleichfalls ein Geiſtlicher, Conrad Lautenbach (geb. 1534 in Thüringen, ſtarb in Frankf. a. M. 1597). Er ſcheint unter jene zahlreichen vagabondirenden Geiſtlichen gehört zu haben, welche damals durch die theologiſchen Zerwürfniſſe der Zeit, beſonders durch den Zwieſpalt zwiſchen Proteſtanten und Reformirten und die daraus hervorgehenden gegenſeitigen Anklagen, Verketzerungen und Abſetzungen erzeugt wurden, und die ſich dann gewöhnlich der Literatur in die Arme warfen, um hier mit Streitſchriften, Gebetbüchlein und unter Anderm auch als Zeitungsſchreiber ihres Leibes Nahrung und Nothdurft zu erwerben. Er war im Jahre 1583 unter dem Landgrafen Ludwig Pfarrer an der Peterskirche zu Heidelberg, wurde jedoch von dieſem ſeines Dienſtes entlaſſen und »lebte in der Folge zu Frankfurt am Main von Schreiben und Lügen«. So Erich Beringer (bei Jöcher, I, 999) in dem **Discursus Historico-Politicus de veri Historici officio, erroribus scripturientium, auctore Ericho Beringero, Philyreo. Hanoviae, 1614.** Vergl. über Beringer ſelbſt (Heinr. Aug. Groſchuff) in **Nova librorum rariorum conlectio, qui vel integri inseruntur, vel accurate recensentur. Fasc. I. Halae 1709.** p. 354—367., wo ein ziemlich vollſtändiger Auszug der Beringer'ſchen Schrift gegeben wird. — In Frankfurt vereinigte Lautenbach ſich mit einem Buchhändler Paul Brachfeld zur Herausgabe der **Relationes Semestrales**: Schwarzkopf üb. Zeitungen in Frankf. p. 7. Doch erſchienen dieſelben nicht unter ſeinem eigenen, ſondern unter dem erdichteten Namen des Jacobus Francus, welcher auch in der Folge den **Relationes** verblieb und von allen ſpäteren Fortſetzern gleichfalls angenommen ward.*) Die erſten Jahrgänge, da Lautenbach ein guter Lateiner war, erſchienen in doppelter Ausgabe, lateiniſch und deutſch. Sie fanden ſo großen Beifall, daß bereits im Jahre 1595 die erſten fünf Jahrgänge in einer eigenen neuen Auflage wiederholt werden mußten, ungerechnet eine Menge von Nachahmungen, über die wir unten einiges Nähere beibringen werden. — Doch ſollte Lautenbach ſich ſeiner gelungenen Erfindung nicht lange erfreuen: er ſtarb bereits im Jahre 1597: worauf ein Magiſter Sebaſtian Brönner, zwei Jahre ſpäter Theodor Mäurer die Redaction übernahmen. Unter Letzterem erlebten die **Relationes Semestrales** auch die Ehre, confiſcirt zu werden: doch wußte der Verleger die Zurücknahme des Verbotes zu erwirken. In demſelben Jahre gingen ſie in den

---

*) Daß unter dieſem Jacobus Francus wirklich kein Anderer ſteckt, als obiger Conrad Lautenbach, hat zuerſt Chr. Aug. Behr (ſtarb als Oberprediger zu Gera) im Allgem. Literar. Anzeiger, Jahrgang 1798, Nr. CVI. p. 1066. gezeigt: woher wir auch unſre obigen Angaben über Beringer entlehnt haben. Früher hielt man, auf eine unrichtige Angabe bei Jöcher geſtützt, einen gewiſſen Conrad Memmius für den wahren Jacobus Francus: ſ. Jöcher III, 406. Doch wird Conrad Lautenbach bei Jöcher gleichfalls aufgeführt: II, 2318.

Verlag des Sigismund Latomus über, deſſen Name nun, wie der des Jacobus Francus, ſtereotyp wird auf allen ſpäteren Fortſetzungen. Vgl. Schwarzkopf a. a. O. p. 7. 8., wo man eine weitläufige Aufzählung der Verleger und ihrer Erbrechte, Redacteure u. ſ. w. findet; doch kann das für uns kein Intereſſe haben. Merkwürdig dagegen iſt dies, daß die **Relationes** noch zu Anfang des laufenden Jahrhunderts, alſo nach einer ununterbrochenen Dauer von mehr denn zweihundert Jahren, erſchienen (in Jäger'ſchem Verlag: Schwarzkopf a. a. O. p. 9): gewiß, nächſt der Frankfurter Oberpoſtamtszeitung, die längſte Dauer, welche ein Journal bisher gehabt hat.

Die Einrichtung der **Relationes** nun war folgende. Sie erſchienen, wie ſchon der Titel ausſpricht, halbjährlich, von Meſſe zu Meſſe. Und allerdings war dies, für die damaligen Verhältniſſe, die geeignetſte Zeit, da der Fremdenzufluß, welchen die Meſſe herbeizuführen pflegte, nicht nur den Abſatz erleichterte, ſondern auch dem Unternehmen ſelbſt, in den mancherlei Neuigkeiten, Briefen und Nachrichten, welche dieſe Fremden mit ſich zu bringen pflegten, neue Nahrung und neuen Stoff zuführte. Solche Briefe und Nachrichten, insbeſondere auch die Auszüge aus den einzelnen gedruckten Relationen, bilden den Inhalt der **Relationes**. Anfangs (doch können wir über keine früheren, als erſt über die **Relationes** von 1618 aus eigener Anſicht urtheilen) ſtanden dieſelben bunt durcheinander, ohne Ordnung, es ſei denn eine gewiſſe ungefähre Zeitfolge; ſpäter wurde eine ſehr detaillirte Eintheilung beliebt, die zwar in untergeordneten Dingen ſich hie und da änderte, im Ganzen jedoch jederzeit feſtgehalten wurde und als ein Überblick aller der vorzüglichſten Punkte, auf welche ein Zeitungsſchreiber damals ſeine Aufmerkſamkeit wandte, eine Perſpective gleichſam des damaligen Zeitungsterrains, nicht ohne Intereſſe iſt; weshalb wir auch unten darauf zurückkommen werden. — Eine beſondere Eigenthümlichkeit der **Relationes Semestrales** ſind ferner die Kupfer, mit denen ſie, beſonders in ſpäterer Zeit, ſehr reichlich ausgeſtattet wurden. Und zwar waren es nicht mehr, wie früher bei den Relationen, kleine, ärmliche Holzſchnitte; ſondern mit der Zeitung ſind gleichzeitig auch dieſe Beilagen gewachſen: Portraits, Karten, Schlachtpläne, Proſpecte von Städten und Gebäuden ꝛc., meiſt in größtem Format, helfen den bücherartigen Eindruck, welchen die **Relationes** ſchon an ſich machen, noch verſtärken.

Was ſodann die innerliche Haltung der **Relationes** angeht, ſo kann davon zwar, analog der geſammten Stellung des damaligen Zeitungsweſens, im Grunde nur wenig die Rede ſein. Auch die **Relationes Semestrales** beſchränken ſich auf bloßes Referiren; ſchimmert ja durch die Eintönigkeit ihrer Berichte eine beſtimmte Farbe hindurch, ſo iſt es eine öſterreichiſche, wenigſtens eine kaiſerliche Färbung, wie ſie einem Blatte, das unter »Ihr. Röm. Kayſerl. auch Königlichen Mayeſtäten Privilegien« (ſeit vor 1628: ſ. Schwarzkopf a. a. O. p. 8) erſchien, nicht wohl verargt werden mochte. In religiöſer Hinſicht ſuchen ſie einen gewiſſen neutralen Standpunkt zu behaupten: während des dreißigjährigen Krieges werden nach einander die Berichte ſowohl der einen, wie der anderen Partei gebracht; weder die Siege der Einen, noch die Niederlagen der Anderen ſcheinen bei der Redaction irgend welche Theilnahme oder Gemüthsanregung zu erwecken. Aber das iſt ja der wahre deutſche Zeitungsſchreiber: und dürfen wir daher am Wenigſten dieſen Relationen einen Vorwurf daraus machen.

Dahingegen ruht auf den erſten Jahrgängen ein anderer Vorwurf, den freilich zu allen Zeiten ſo ziemlich alle Zeitungsſchreiber ſich haben müſſen gefallen laſſen. Wir haben ſchon vorhin den wenig ſchmeichelhaften Ausdruck mitgetheilt, mit welchem Beringer von dem erſten Redacteur der **Relationes**, dem Conrad Lautenbach, ſpricht. Derſelbe Vorwurf der Lügenhaftigkeit wird von demſelben Beringer noch genauer formulirt: ſ. Behr's Mittheilungen im Allg. Literar. Anzeiger a. a. O. »Es iſt zwar,« ſagt er, »eine lobenswerthe, treffliche Anſtalt, daß man in jeder Woche, und ſo oft man will, wiſſen kann, was aller Orten vorgeht. Man weiß aber auch, wie verſchieden und ſich ſelbſt widerſprechend, wie ungewiß und zweifelhaft jene Relationen ſind, da man dasjenige, was man vor acht Tagen für gewiß und wahr ausgegeben hatte, in kurzer Zeit widerrufen und für falſch erklären muß. Unter dieſen Lügenſchmieden nimmt derjenige, welcher ſich den erdichteten Namen Jacob Frank gegeben hat, gewiß nicht den letzten Platz ein, bei welchem man keine von den Eigenſchaften antrifft, die ein Geſchichtſchreiber haben ſoll. — Dieſer unerſättliche Schmierer gab ſich mit Erzählungen von Neuigkeiten mehr ab, als mit ſeinem Amte, und konnte ſich hierin ſo wenig mäßigen, daß er dergleichen Poſſen auch häufig in ſeine Predigten brachte.« — Das iſt ein harter Vorwurf, ohne Frage, und mit großer Beſtimmtheit ausgeſprochen. Nichtsdeſtoweniger glauben wir uns einige Zweifel erlauben zu dürfen, ob er in der That völlig verdient iſt. Denn fragen wir weiter, worauf Beringer ſeine Anklage gründet, ſo weiß er uns kein ſchlagenderes Beiſpiel von der entſetzlichen Lügenhaftigkeit des Lautenbach anzuführen, als daß er »in der Relation vom Jahre 1595 erzählt, zu Bacherach am Rhein habe ein Trunkenbold zu ſeiner ſchwangern Frau geſagt, ſie habe den lebendigen Teufel im Leibe: worauf dieſe auch am vierten März mit einer Mißgeburt niedergekommen ſei, die von vorn einem Menſchen und von hinten einer Schlange ähnlich, wie ein Falke einen Sprung auf den gottloſen Vater gethan, und ihm mit ihrem Schwanze ſo zugeſetzt habe, daß er voller Beulen ſeinen Geiſt habe aufgeben müſſen.« — Es iſt nun allerdings recht hübſch von Erich Beringer, daß er, im Jahre 1709, an einen derartigen diaboliſchen Zuſammenhang der Mißgeburten nicht mehr glaubt; thöricht dagegen iſt es und erinnert an das Verfahren mancher modernſten Kritiker, die auch für alle Erſcheinungen der Geſchichte keinen Maßſtab kennen, als den ihrer Gegenwart, ja wohl gar ihres perſönlichen Standpunktes, daß er dem armen Conrad Lautenbach ein Verbrechen daraus macht, im Jahre 1595 noch nicht ſo weiſe und aufgeklärt geweſen zu ſein, als Erich Beringer hundert Jahre ſpäter. Freilich ſtellt auch der Spate in ſeiner Zeitungsluſt, von der wir in der Einleitung näher Erwähnung gethan, an die Herausgeber von Zeitungen und Journalen die Forderung (p. 127. 138), von den »gedruckten Liedern von vielen Wunder-Werken und Geſchichten, ſo ſich hier und dar begeben haben ſollen« und mit denen »die Gaſſen-ſänger, Landfarer uñ Bettel-weiber in Städten und Dörfern herum zu wandeln pflegen« durchaus keine Notiz zu nehmen: »Solches Zeug iſt ſo wenig zu unſern Zeitungen zu rechnen, daß es vielmehr doch beſtrafet und mit Landesverweiſung belohnet werden ſollte. Geſtalt dann kein verſtändiger Poſtmeiſter der geleichen Lieder oder deren Inhalt in ſeinen

Novellen ſetzen wird.« — Allein ſo gut und nützlich dies auch geweſen ſein möchte, ſo wiſſen wir doch bereits, daß die Zeitungen auch hierin nur ein Spiegel ihres Zeitalters waren: ſo lange es Leute gab, die dergleichen Wunder- und Teufelsgeſchichten mit Aufmerkſamkeit und gutem Glauben laſen, ſo lange war es auch keinem Zeitungsſchreiber zu verargen, wenn er in die Olla potrida ſeiner Neuigkeiten, dem Geſchmack ſeiner Leſer gemäß, auch dieſes pikante Gewürz mit aufnahm. Und etwas Ärgeres, als daß er dieſes gleichfalls gethan, wird auch die ſtrengſte Kritik aus der Bacharach'ſchen Teufelsgeſchichte für Lautenbach nicht folgern können. Die ganze Angelegenheit an ſich iſt unausſprechlich unerheblich. Aber da, wie es gerade in der Literaturgeſchichte zu geben pflegt, zumal in dieſen ihren entlegenſten Particen, immer Einer dem Andern auf guten Glauben nachgeſchrieben und es auf dieſe Weiſe endlich eine ausgemachte, ſelbſt von ſo bedächtigen Männern, wie Schwarzkopf (a. a. O. p. 8), nicht angezweifelte Sache geworden iſt, daß der Conrad Lautenbach, alias Jacobus Francus, ein ausbündiger Lügner und Mährchenſchmied geweſen: ſo ſchien es uns nicht unangemeſſen, dem eigentlichen Thatbeſtand einmal etwas näher auf den Grund zu geben und den guten Namen des Mannes zu retten, oder doch wenigſtens darzuthun, daß er nicht ſchlimmer geweſen, als ſeine Zeit und die Verhältniſſe es eben mit ſich gebracht. Und das iſt ſchon immer genug.*)

---

*) Dabei müſſen wir zugleich einer ſeltſamen Bedenklichkeit erwähnen, zu welcher die oben mitgetheilte Stelle des Beringer Veranlaſſung gegeben: Allg. Lit. Anz. 1798. Nr. 106. p. 1065. Schwarzk. üb. Zeitungen in Frankf. p. 10. 11. Durch den Umſtand nämlich, daß Beringer im Eingang dieſer Stelle von »wöchentlichen Zeitungen« ſpricht und dann unmittelbar zu den (angeblichen) Lügen des Lautenbach übergeht, iſt man bedenklich geworden, ob dies beides nicht zu combiniren wäre und ob dadurch nicht »ſchon dem obgedachten Jacob Frank, der gegen Ende des XVI. Jahrhunderts in Frankfurt ſchrieb, wöchentliche Aviſen zugeſchrieben werden.« Schwarzk. a. a. O. Allein damit, dünkt uns, hat man die Beringer'ſchen Worte viel zu ſchwer genommen; vielmehr ſcheint uns der wahre Zuſammenhang dieſer. Behringer ſpricht im Anfang von den Zeitungen, wie ſie zu ſeiner Zeit (nach 1700) waren, alſo allerdings von wöchentlichen Zeitungen; dabei, indem er die Unzuverläſſigkeit

Wir laſſen nun ſchließlich, um unſern Leſern einen Überblick über die geſammte Einrichtung der Relationes zu gewähren, eine genaue Beſchreibung derſelben folgen. Und zwar ſchließen wir uns dabei aus den uns vorliegenden Jahrgängen (es ſind im Ganzen folgende: 1618 bis 1620, 1679 bis 1688, 1696 bis 1703: theils der Univerſitäts-Bibliothek zu Halle, theils der dortigen Marien-Bibliothek zugehörig) den ſpäteren an, theils weil wir von ihnen die vollſtändigere Kenntniß haben, theils und hauptſächlich weil ſie ungefähr den Höhepunkt bezeichnen, zu welchem die Relationes ſich überhaupt erhoben haben, und daher gewiſſermaßen als die Normalrelationen betrachtet werden dürfen.

Der Titel, in ſeiner ganzen Ausdehnung (wobei wir jedoch voraus bemerken, daß eine völlige wörtliche Übereinſtimmung der Titel kaum bei zwei Jahrgängen Statt findet, vielmehr ſind ſie beinahe alle, der eine durch dieſen, der andere durch jenen Zuſatz, Ausſchmückung oder Umſtellung, in Kleinigkeiten von einander verſchieden) lautet folgendermaßen:

> Relationis Historicae Semestralis Vernalis (Autumnalis) Continuatio. Jacobi Franci Hiſtoriſche Beſchreibung der denckwürdigſten Geſchichten, ſo ſich in Hoch- und Nieder-Teutſchland, auch Italien, Hiſpanien, Franckreich, Ungarn, Böheim, Polen, Engeland, Portugall, Schweden, Dennemarck, Dalmatien, Candia ꝛc. So dann in Mähren, Schleſien, Pommern, Preuſſen, Reuſſen, Siebenbürgen, Wallachey, Moldau, Moſcau, Türckey, Barbarey, Tartarey und im Aegæiſchen Meer, ſonſten der Archipelagus genannt: Wie nicht weniger in Oſt- und Weſt-Indien ꝛc. Vor- und zwiſchen jüngſt verfloſſener Franckfurter Herbſt-

---

der Zeitungen im Allgemeinen documentiren will, fällt ihm die Geſchichte von dem Lautenbach ein: ob dieſer in wöchentlichen oder halbjährlichen Zeitungen gelogen, kommt nicht in Betracht: nur daß er überhaupt gelogen, und daß die Zeitungsſchreiber durch die Bank alle lügen, darauf kommt es dem Weringer an: alles Übrige iſt beiläufig und darf auch nicht anders ausgelegt, am Wenigſten aber als Beweis für die frühere Exiſtenz wöchentlicher Zeitungen benutzt werden, wo unzweifelhafte Thatſachen dieſe frühere Exiſtenz widerlegen.

> biß an und in die Oſter-Meß dieſes lauffenden … Jahrs, hin und wieder in der Welt, zu Land und Waſſer, glaubhafftig zugetragen. Alles auß überſchickten Lateiniſchen, Italiäniſchen, Spaniſchen, Frantzöſiſchen, Hoch- und Nider-Teutſchen Documentis, brieflichen Urkunden und Geſchichtreichen Schrifften: Theils auch aus ſelbſteigner Erfahrung. Mit nützlichen Marginalien, ſo an ſtatt eines kurtzen Regiſters dienen können; und mit etlichen Kupffer-Figuren außgedruckt durch Sigismundi Latomi, ſonſten Mäurers genannt, Seel. Erben fortgeführt, und verlegt. Unter Ih. Röm. Käiſerl. auch Königl. Majeſtät gedachten Latomiſchen Erben ertheilter, ſonderbaren Gnad und Freyheit, mit dem Anhang, daß niemand, bey Pön dergleichen an keinem Ort, unter waſerley Form, und geſuchten Scheines auch immer geſchehen möchte, nicht in Truck zu geben noch ihnen nachzutrucken Macht haben ſolle. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, und bei den Latom. Erben zu finden.

Dazwiſchen der Kaiſerliche Reichsadler. Das Format iſt ſtets in Quart; der Umfang meiſtens ein halbes Alphabet.

Die Relation ſelbſt, nach dem ſtändigen Symbolum, das jedesmal zu Anfang jedes neuen Heftes ſteht: DVCE DEO: COMITE VERITATE, wird regelmäßig eröffnet durch den »Erſten Haupt-Titul: Fortſetzung denckwürdiger Geſchichten, bey der Käiſerl. Hofſtatt vorgangen.« Da iſt nun Alles zuſammen, was von dem Hoflager des Kaiſers, gewöhnlich alſo von Wien, ſowohl vom Hofe ſelbſt, wie aus der Stadt, Denckwürdiges oder Neues zu melden iſt: Diplomatiſches, Militäriſches, Hoffeſte, perſönliche Erlebniſſe der hohen Herrſchaften u. ſ. w.: Alles in bunteſtem Gemiſch, wobei denn nicht ſelten ſehr pikante Gegenſätze zum Vorſchein kommen. Namentlich aus dem Anfang der achtziger Jahre, wo bekanntlich das Haus Öſterreich, durch die Aufſtände in Ungarn, wie durch die Eroberungszüge der Türken, an den Rand des Unterganges gebracht ſchien, wechſeln die Nachrichten von Luſtbarkeiten bei Hofe und Niederlagen im Felde, von Annäherung der Feinde und Luſtreiſen der Kaiſerlichen Familie, Übergabe der Feſtungen und prächtigen Auffahrten fremder Geſandten ſo jählings mit einander ab, daß wir noch heutzutage, indem wir dieſe vergilbten Hefte durchblättern, uns eines gewiſſen unheimlichen Eindruckes nicht erwehren können. Oder welche Satire könnte grimmiger ſein, als wenn z. B. in der Oſter-Relation von 1680 erzählt wird, erſtlich, daß im Jahre zuvor zu Wien mehr denn fünfzigtauſend Menſchen an der Peſt geſtorben: und gleich darauf wird geſchildert, wie Ihro Kaiſerlichen Majeſtäten zu Prag »Dero hertzliebſter Gemahlin der Reg. Käiſerin Geburts-Tag herrlich celebrirt, auch eine ſchöne Comoedia gehalten, mit gutem Contento des Hofes: gleichfalls iſt daſelbſten, in dem Königl. Löwenhauß ein Kampff zwiſchen einem wilden Schwein und Tyger-Thier zu ſehen geweſen, welchen beiden Ihr Käiſerl. Majeſt. mit groſſem Vergnügen beigewohnet«. Und inzwiſchen, wie geſagt, starben zu Wien fünfzigtauſend Menſchen an der Peſt, loderte in Ungarn die Fackel des Aufruhrs, bewältigten die Türken eine Feſtung nach der andern und bahnten ſich freien Weg nach Wien, riß Frankreich den Elſaß an ſich, drohte das Reich in Trümmer zu zerfallen! Aber »Ihro Maj. ſaßen im Löwenhauß« u. ſ. w. Der Zeitungsſchreiber freilich hat den entſetzlichen Spott, der in dieſen Zuſammenſtellungen liegt, nicht gefühlt, ja nicht geahnt; er erzählt das Eine ſo gelaſſen, ſo »unparteiiſch« wie das Andere: Beides ſind Neuigkeiten und es iſt noch die Frage, welches die intereſſantere! —

Der zweite Haupttitel iſt jedesmal den »Ober- und Nieder-Hungariſchen allerhand Geſchichten« gewidmet; der dritte handelt »Von Römiſchen und andern Italiäniſchen Geſchichten«; der vierte »von Spaniſchen, Portugeſiſchen, Venetian- und Türckiſchen Geſchichten«, der fünfte »allerhand denckwürdiger Verlauff hin und wieder im Elſas: wie auch am Ober-Rhein und am Saar-Strom«; der ſechste enthält die »Frantzöſiſche Geſchichten, beydes zu Hofe und im Felde vorgangen«; der ſiebente beſchäftigt ſich mit »Churbrandenburgiſchen Geſchichten«; der achte mit »Nordiſchen Geſchichten«, worunter jedoch nur Schweden und Dänemark verſtanden werden; der neunte iſt den »Pohlniſchen, Moſcowitiſchen, Türckiſchen, Coſack- und Tartariſchen«, der zehnte den »Engländiſchen, Schott- und Irrländiſchen«, der elfte den »Holländiſch- und andern Niederländiſchen Geſchichten« gewidmet; der zwölfte handelt »von allerhand ſeltzamen Fällen und denckwürdigen Begebenheiten«: eine Abtheilung, die wir nicht beſſer charakteriſiren können, als indem wir kürzlich aus einem beliebigen Jahrgang den Inhalt derſelben herſetzen, z. B. vom Frühjahr 1679: »Ein Polygamiſt kompt zu kurz — Außſicht des zu Franckfurt am Mayn am 19. 20. Auguſti praesentirte Feuerwercks — Reicher Herbſt am Rheinſtrom — Maynz bekompt einen neuen Dechant — S. Fürſtl. Gn. des Hrn. Biſchoffs zu Münſter Einzug daſelbſt« — u. ſ. w.: Abſchnitzel alſo von Neuigkeiten, die man hier zuſammenhäufte für ſolche Leſer, denen unverfängliche Curioſa lieber waren, als die Politica. Daſſelbe iſt mit den folgenden Abſchnitten der Fall, welche gemeinſchaftlich diejenigen Kreiſe der Zeitungswelt repräſentiren, die wir oben als das eigenthümliche Terrain der Localrelationen bezeichnet haben. Der dreizehnte Haupttitel nämlich berichtet »von ungewöhnlichen Zeichen, Geſchichten und Wundern«; der vierzehnte »von Erdbeben, Donner, Hagel und allerhand ſchädlichem Ungewitter, zu Waſſer und Land vergangen«; der fünfzehnte »von nambaften Feuersbrünſten«; der ſechzehnte »von denckwürdigen Schiffbrüchen und anderm Verluſt und Gewinn zur See vorgangen«; der ſiebzehnte »von groben allerhand Hauptverbrechen und derer theils zeitlicher Abſtraffung« — Summa alſo eine halbjährliche Ernte aller der Abenteuer, Mordgeſchichten und Wunderhiſtorien, die inzwiſchen auf dem Felde der Localrelationen gewachſen waren, nur daß man ſich hier der größtmöglichen Kürze befleißigt und die »erbärmlichen, doch höchſt rührenden« Verſe der Pfarrer, Stadtſchreiber und ſo ferner, jederzeit in wenige Zeilen zuſammendrängt. Der achtzehnte Haupttitel handelt »von Königlichen, Fürſtlichen und anderer hohen Standes-Perſonen Verehelichung und Beylagern«; der neunzehnte, in einer wunderlichen Zuſammenſtellung, »von königlichen und fürſtlichen Geburten, wie auch von Mißgeburten«; endlich der zwanzigſte und letzte »von hohen Todesfällen«.

In den uns vorliegenden Jahrgängen (bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) iſt die vorſtehende Eintheilung genau gehalten, abgerechnet natürlich einzelne kleine Abweichungen in den Überſchriften u. dgl., wie der Stoff ſie eben mit ſich brachte. Eine ſpätere veränderte Einrichtung, ſeit dem Jahre 1751, deren Schwarzkopf Erwähnung thut (a. a. O. p. 9) iſt uns des Näheren nicht bekannt geworden, da wir uns weder die Relationen dieſer Periode ſelbſt, noch das Buch, auf welches Schwarzkopf deswegen verweiſt (Abhandlung von den zween berühmten Reichsmeſſen, ſo in Frankfurt am Mayn jährlich gehalten worden. Frankf. 1765. p. 714—724), zu verſchaffen vermochten. Doch will das auch wenig ſagen, da für dieſe ſpätere Zeit, wo inzwiſchen die Zeitungsliteratur ſich ſo unendlich reicher entwickelt hatte, die Frankfurter Relationen alle und jede Bedeutung verloren haben.

Deſto größeres Glück, wie bereits erwähnt, machten ſie Anfangs, bei ihrem erſten Erſcheinen. Die nächſte Folge davon war eine Reihe von Nachahmungen: zu Urſel, Lich, Wallſtedt, zu Aſchaffenburg bei Piſtor, zu Köln bei Friedlieb und Caſperſon, zu Magdeburg bei Jacob Dröme u. ſ. w. Sogar in Frankfurt ſelbſt wurde im Jahre 1602 von dem Poſtſchreiber Andreas Striegel der Verſuch einer Concurrenz gemacht, ſ. Schwarzkopf a. a. O. p. 10.

Doch vermochte von allen dieſen Unternehmungen keine einzige ſich auf die Dauer zu erhalten, diejenige ausgenommen, welche zu Leipzig erſchien.

Wir haben im vorigen Abſchnitt darauf aufmerkſam gemacht, daß die Meßkataloge der Buchhändler Anfangs in Frankfurt allein, dann in gemeinſchaftlicher Ausgabe für Frankfurt und Leipzig, und ſpäter erſt einzeln, für jede von beiden Meſſen, erſchienen. Ganz denſelben Weg haben auch die Relationes Semestrales genommen. Wenigſtens liegt uns aus dem Jahre 1619 ein Exemplar der Frankfurter Relationen vor, welches, bei übrigens völlig gleichem Inhalt, Titel, Verleger ꝛc., ſich von den eigentlichen Frankfurter Relationen nur dadurch unterſcheidet, daß darin, ſtatt auf die Frankfurter, vielmehr auf die Leipziger Meſſe Rückſicht genommen wird: »was ſich . . . . hierzwiſchen nechſtverſchienen Leipziger Oſtermarckt bis auff jetzigen Michelsmarckt dieſes 1619. Jahrs verlauffen und zugetragen.« Es ſcheinen hienach alſo von den Frankfurter Relationen gewiſſe Exemplare mit obiger geringfügiger Änderung des Titels ſpeciell für den Bedarf der Leipziger Meſſe abgezogen worden zu ſein. — Allein ſchon in dem nächſten Jahre begegnen wir einer eigenen Leipziger Meßrelation: und ſogar iſt ſie augenſcheinlich nicht die erſte geweſen. Der Titel, der, mit unbedeutenden Abweichungen, bei allen Fortſetzungen derſelbe geblieben, lautet:

> Continuatio **III.** der Zehenjährigen **Hiſtoriſchen Relation** *), **Das iſt: Warhafftige Beſchreibung aller gedenckwürdigſten Hiſtorien, Handlungen** vnd **Geſchichten**, ſo ſeidhero des nechſtverſchienenen **Leipziger Michaelismarckts** des 1619. **biß auff jetzige Newen Jahrs Meſſe** dieſes 1620. **Jahres hin und wieder in der Welt, ſonderlich aber im H. Römiſchen Reich** (ꝛc.) **ſich begeben** vnd **zugetragen. Dem Liebhaber der Hiſtorien zu gefallen mit Fleiß aus den einkommenden Zeitungen**, vnd andern **Particularſchrifften** zuſammenverfaßt vnd in **offenen Druck gegeben durch** Gregorium **Wintermonat** **). **Leipzig bey Abraham Lamberg** vnd **Caſpar Kloſeman** ***), **Anno 1620.**

Die Einrichtung iſt dieſelbe, wie in den früheren Jahrgängen der Frankfurter Relationes Semestrales: das heißt alſo, die Nachrichten ſind nur chronologiſch zuſammengeſtellt, ohne Rückſicht auf den Inhalt. Mit Eintritt der Limmer'ſchen Redaction werden den politiſchen Neuigkeiten auch noch Wetterbeobachtungen und allerhand aſtronomiſche Notizen beigefügt.

---

*) Worauf ſich dies eigentlich bezieht, haben wir nicht völlig ermitteln können. Nach den Exemplaren zu urtheilen, welche wir ſonſt verglichen haben (und zwar iſt uns durch gütige Mittheilung der Marien-Bibliothek zu Halle, außer vereinzelten Exemplaren aus den zwanziger Jahren, die vollſtändige Reihenfolge von **1629** bis **1658** bekannt geworden) ſcheint es, als ob je zehn Jahre eine eigene Serie gebildet haben und als ob die **Continuatio** ſich nur hierauf bezieht, wenigſtens fangen die **Continuationes** jedesmal mit dem neuen Jahrzehend neu zu zählen an. Schwarzkopf, dieſer ſonſt ſo gründliche Forſcher, hat in ſeiner Schrift: Über Zeitungen in Sachſen, Thüringen u. ſ. w., die Leipziger Meßrelationen auffälliger Weiſe gar nicht erwähnt.

**) Seit dem Jahre 1653 wird »Auguſtinus Limmerus, P. Laur. Caes. Astrologus und Historicus« als Verfaſſer genannt.

***) Später: »in Verlegung Gottfried Groſſens«.

Das Format iſt gleichfalls in Quart. Dagegen unterſcheiden ſie ſich von den Frankfurter Meßrelationen dadurch, daß ſie, analog den drei Leipziger Handelsmeſſen, dreimal jährlich, zu Neujahr, Oſtern und Michaelis erſchienen: ſo daß das einzelne Heft jedesmal über vier Monate berichtet. Den Inhalt ſelbſt betreffend, ſo ſchimmert, wie durch die Frankfurter eine kaiſerliche, ſo durch dieſe Leipziger Meßrelationen vielmehr eine gewiſſe proteſtantiſche Färbung; dieſelbe wird namentlich in der erſten Hälfte des dreißigjährigen Krieges ſichtbar. Auch beſchränken die Leipziger Zeitungen ſich mehr auf das eigentliche Politiſche; die Mord- und Diebsgeſchichten, Mißgeburten und Wunder ſind zwar nicht völlig ausgeſchloſſen, aber doch werden ſie lange nicht mit dem Eifer ausgebeutet, wie in den Frankfurter.

Wie lange nun dieſe Leipziger Meßrelationen ſich erhalten, und welche Umwandlungen ſie im Laufe der Zeit erfahren haben, ſind wir, bei dem Mangel weiterer Kenntniß, außer Stande zu beſtimmen. Mündlichen Mittheilungen zufolge, welche uns in Leipzig ſelbſt von höchſt achtbarer Seite gemacht wurden, hätten ſie ſich bis in den Anfang dieſes Jahrhunderts erhalten: ja man wollte es uns als nicht unmöglich darſtellen, daß ſie, in irgend einer obſcuren Metamorphoſe, dem Winkeldebit der Bänkelſänger und jener Andern, welche die Lieder „gedruckt in dieſem Jahr“ feil bieten, anheimgefallen, ihre Exiſtenz nicht bis auf dieſen Augenblick fortgeſetzt hätten.

X.

Periodiſche Sammelwerke.

Dieſe Poſtreuter und Meßrelationen haben nun alſo das Verdienſt, zuerſt die einzelnen zerſplitterten Relationen unter beſtimmte Geſichtspunkte zuſammengeſtellt und dadurch die univerſale Haltung der eigentlichen Zeitungen vorbereitet, ſowie gleichzeitig den periodiſchen Charakter der Zeitungen, die regelmäßige Wiederkehr in beſtimmten Zeitfriſten, zuerſt zur Darſtellung gebracht zu haben. Freilich in letzterer Hinſicht, wie wir ſo eben geſehen haben, machte man es ſich noch ziemlich bequem; die Termine waren ein wenig weit geſetzt: ein Jahr, ein halbes Jahr, zum Geringſten vier Monate: und man kann dem Spa ten nicht Unrecht geben, wenn er ſie (Zeitungsluſt p. 140) »mehr vor alte, als neue Zeitungen ſchätzt«. Doch ging man in dieſem Punkte bald noch weiter: man ließ das Moment der Gleichzeitigkeit oder doch wenigſtens der möglichſten Annäherung an die Gleichzeitigkeit, das im Begriff der Zeitung liegt, vollkommen fallen und edirte, äußerlich feſthaltend an der Totalität des Inhalts wie an der regelmäßigen Wiederkehr der Erſcheinung, Journale, die dieſen Namen in der That mit dem größten Unrecht tragen: Geſchichtswerke nämlich, welche mit den Zeitungen kaum einen anderen Berührungspunkt haben, als daß ſie meiſtens aus Relationen, Zeitungen, fliegenden Blättern, ferner aus öffentlichen Actenſtücken, Manifeſten und dergleichen zuſammengetragen waren, und daß ſie, bändereich, wie ſie waren, in gewiſſen regelmäßigen Zeitfriſten, jährlich, halbjährlich u. ſ. w., erſchienen. Es waren meiſtens ſehr gelehrte Werke und nur für Gelehrte beſtimmt, weshalb ſie auch großentheils in lateiniſcher Sprache abgefaßt wurden; ſie entzogen ſich alſo auch von dieſer Seite dem eigentlichen Begriffe der Zeitungen, ein Organ zu ſein für die Maſſe des Volks und das große Publikum. Im Übrigen, ſo fremdartig dieſe periodiſchen Sammelwerke ſich in der Reihe der Zeitungen auch ausnehmen, ſo lag doch der Übergang von den Poſtreutern und Meßrelationen zu ihnen ziemlich nahe. Es waren gleichſam die Meßrelationen einer zweiten, höheren Ordnung *): beide brachten Extracte eingelaufener Zei-

---

*) Und in der That gehen beide zum Theil in einander über: ſiehe den Mercurius Gallo Belgicus Sexcenturiatus des (pſeudonymen) Magister Gotardus Arthus Dantiscanus, der, als eine Fortſetzung des ſogleich zu erwähnenden Cölner Mercurius Gallo Belgicus, ſeit Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Frankfurt im Verlag des Sigismund Latomus, demſelben Verlag alſo, wie die Meßrelationen, erſchien und, nach dem uns vorliegenden tomus quintus (von 1604) zu urtheilen, nichts Anderes iſt, als eine Meßrelation in lateiniſcher Sprache und demgemäß etwas gelehrterer Haltung. Jeder der uns vorliegenden libri quattuor, die Geſchichte der Jahre 1603 und 1604 enthaltend, fängt ausdrücklich mit den Worten an: liber ... ea praecipue continens quae a nundinis Francofurtensibus Anni ... (vernalibus) usque ad ejusdem anni (autumnales) memoratu digna passim evenerunt. Vollſtändig alſo der Turnus und die ausdrückliche Beziehung, wie bei den Meßrelationen.

tungen, nur daß die einen den Stoff roh, die anderen in ſelbſtändiger Verarbeitung gaben; die einen wollten höchſtens Geſchichtswerke vorbereiten, die anderen waren dieſe Geſchichtswerke ſelbſt.

Es iſt einleuchtend, daß, wie dieſe Sammelwerke ſelbſt aus dem eigentlichen Journalismus herausfallen, ſo auch wir ſie an dieſem Orte nicht weiter verfolgen können. Nur einige der namhafteſten wollen wir in Kürze anführen.

Und zwar zuerſt den ſchon in der Anmerkung genannten **Mercurius Gallo-Belgicus** oder wie er mit vollſtändigem Titel lautet:

> ***Mercurius Gallo Belgicus** sive rerum in **Gallia et Belgio** potissimum: **Ungaria** quoque, **Germania, Polonia, Hispania, Italia, Anglia,** aliisque **Christiani orbis Regnis et Prouinciis** gestarum nuncius: Auctore **D. M. Jansonio Doccomensi Frisio. Coloniae Agrippinae,** apud **Godefridum Kempensem.*** Vier Bde. in 8.

Unter dieſem Namen des **Jansonius** iſt, laut Jöchers Angabe (**II**, 2003) ein gewiſſer **Michael von Iſſelt** verborgen, welcher im Jahre 1597 zu Hamburg als Prediger verſtarb; ſeine ſonſtigen Schriften, hiſtoriſche und theologiſche, ſ. bei Jöcher a. a. O. Nach ſeinem Tode übernahm zuerſt (für das Jahr 1598) ein **Joannes Baptista Besardus Visontinus** (derſelbe, welchen Jöcher kennt? **I.** 1047) die Redaction; der Frankfurter Fortſetzung wurde bereits in der Anmerkung gedacht. Es iſt dies, ſo viel wir haben finden können, das erſte und älteſte Sammelwerk der angegebenen Art; wiewohl die Angabe bei Fabricius (vor Morhof's Polyhiſtor; ſ. unſere Einl.), als ob er bereits im Jahre 1555 zuerſt erſchienen ſei, jedenfalls auf einem Irrthum beruht. Der uns vorliegende erſte Band hebt erſt mit dem Jahre 1588 an. Ob er, wie gleichfalls bei Fabricius angegeben wird, bis zum Jahre 1632 fortgeſetzt worden, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen, da wir kein vollſtändiges Exemplar zu Geſichte bekommen haben. Doch iſt es uns nicht wahrſcheinlich.

Den vorzüglichſten Anſtoß indeſſen und gewiſſermaßen das Muſterbild, nach welchem ſie ſich zu richten ſtrebte, erhielt dieſer

Zweig der Literatur erſt durch den Mercurio overo Historia de' correnti tempi di D. Vittorio Siri, Consigliere, Eleemosinario et Historiografo della Maestà Christianissima; ein Werk, das zu ſeiner Zeit den außerordentlichſten Beifall fand und in der That von bedeutendem hiſtoriſchen Werthe ſein ſoll, da der Verfaſſer nicht bloß, wie ſeine deutſchen Nachahmer, aus Zeitungen und offenkundigen Documenten, ſondern auch aus fürſtlichen Archiven und andern unzugänglichen Quellen ſchöpfte. Der erſte Band erſchien zu Genf im Jahre 1647; vollſtändige Exemplare (das Ganze, die Geſchichte der Jahre 1635 bis 1655 umfaſſend, und urſprünglich eine Fortſetzung der Memorie recondite dell' anno 1601 sino al anno 1640 deſſelben Verfaſſers, ſind fünfzehn tomi in drei und zwanzig Quartbänden) gehören zu den Seltenheiten. Doch beſitzt die Königl. Bibliothek zu Dresden deren ſogar zwei: ſ. F. A. Eberts Geſch. u. Beſchr. der Dresd. Bibl. p. 165. Über Vittorio Siri ſelbſt vgl. in Kürze Jöcher, IV, 609.

Die glänzendſte Nachahmung, welche die deutſche Literatur in dieſer Richtung hervorbrachte, iſt das vielgenannte, wenn auch nur noch wenig gekannte:

> **Theatrum Europaeum: Oder Warhafftige Beſchreybung aller denckwürdigen Geſchichten, ſo hin und wieder, fürnehmblich in Europa, hernach auch in anderen Orthen der Welt, ſowohl in Religion= als in Policeyſachen vom Jahre Chriſti 1617. bis auf das Jahr 1627. ſich zugetragen. Beſchrieben durch M. Johannem Philippum Abellinum Argentoratensem*). Mit Kupfferſtichen geziert und verlegt durch Matthaeum Merian zu Franckfurt. Gedruckt zu Franckfurt a. M. bey Daniel Fievet, im Jahre nach Chriſti Geburt MDCLXII.**

Das Ganze ſind ein und zwanzig ſtarke Folianten, deren letzter, ein Jubilaeum Theatri Europaei enthaltend, noch im Jahre

---

*) Doch ſind nur die erſten beiden Bände von ihm, an der Fortſetzung haben H. Oraeus, J. P. Lotichius, J. G. Schleder, Mart. Meyer, Wolfg. Jac. Geiger und mehre Andere gearbeitet; cf. Ebert bibliogr. Lex. II, 934.

1738 erſchien. Die Zeit, welche es umfaßt, beträgt gerade ein volles Jahrhundert: von 1618 bis 1718.

Noch etwas älter, als das Theatrum Europaeum, und noch deutlicher die Merkmale ſeiner journaliſtiſchen Abſtammung an ſich tragend, iſt das

> **Diarium Europaeum.** Insertis variis Actis publicis: Oder Kurtze Beſchreibung denckwürdigſter Sachen, ſo ſich in Fried- und Kriegsgeſchäfften in Europa, fürnemlich aber in dem Heil. Röm. Reich, vnd demſelben nahe angrentzenden Königreichen, Landen vnd Herrſchafften zugetragen ꝛc. Frankf. a. M. 1659. fgg.

Es war dies eines der angeſehenſten und beliebteſten Sammelwerke der Zeit; ſein Verfaſſer, auf dem Titelblatt der erſteren Bände verſteckt unter dem Namen eines **Philemerus Irenicus Eliſius**, war „Martin Mayer, vom Hayn in Schleſien“ (wonach Jöcher, bei welchem er Martin Maurer heißt, III. 491, zu berichtigen iſt: vgl. Ebert, a. a. O. I, 471). Das Ganze, ſich über die Ereigniſſe von 1657 bis 1681 erſtreckend, umfaßt nicht weniger als fünf und vierzig meiſtens ſehr dickleibige Quartanten.

Ferner gehören hierher:

> **Europäiſche Geſchichtserzählung.** Frankf. a. M. 1655 bis 1660.
>
> **Durchlauchtiges Archiv.** Frankf. und Leipz. 1691 bis 1699.
>
> **Europäiſche Staatscanzlei durch Antonium Fabrum;** zu Frankfurt, ſeit 1697: erſchien noch 1747 und beſtand damals bereits aus ein und neunzig Bänden.

und Anderes, das wir ſämmtlich nur aus den Anführungen bei Fabricius (a. a. O.) und Anderen kennen.

Doch werden wir dieſer ganzen Literatur noch einmal begegnen: da nämlich, wo dieſelbe, nach völliger Verflüchtigung des eigentlichen politiſchen Zeitungselementes, vielmehr einen wiſſenſchaftlichen Charakter anzunehmen ſtrebt, das heißt alſo, innerhalb des gelehrten Journalismus und ſpeciell in der Sphäre der hiſtoriſchen Journale.

XI.

Die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung.

Wir kehren von dieſer Abſchweifung, auf welche wir den deutſchen Journalismus begleiten mußten, in den Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts, nach Frankfurt zurück. Dieſelben begünſtigenden Umſtände der Lage, des Verkehrs, des häufigen Fremdenbeſuchs, welche hier die Meßrelationen hervorgerufen hatten, mußten, bei der allmäligen Anhäufung des Materials, endlich mit Nothwendigkeit zur Herausgabe eigentlicher, regelmäßiger Zeitungen führen. Es war gerade das Umgekehrte von dem, was wir ſo eben an jenen großen periodiſchen Sammelwerken beobachtet haben: wie dort die Zeitfriſten immer weiter ausgedehnt und immer willkürlicher inne gehalten wurden, ſo im Gegentheil kam es hier darauf an, die Termine näher zu rücken und die Friſten zu beſchränken. Allerdings wurde dadurch eine große Vermehrung ſowohl des Stoffes, wie der literariſchen, ingleichen der merkantiliſchen Thätigkeit vorausgeſetzt. Aber das Princip der regelmäßigen Zeitung war einmal vorhanden: von einer Zeitung, die alle halbe Jahre, zu einer, die alle Wochen, endlich alle Tage erſcheint, iſt freilich noch ein Schritt: aber doch nur ein Schritt auf einer Bahn, welche bereits eröffnet und betreten war.

Es war einem Frankfurter Bürger, **Egenolph Emmel**, Buchhändler und Buchdrucker, vorbehalten, dieſen Schritt zu thun. Emmel (wie aus Archivnachrichten erhellt, welche zuerſt von Schwarzkopf über Zeitungen in Frankfurt p. 11. zu Tage gefördert worden) gab zuerſt im Jahre 1615, auf eigene Koſten, die erſte wöchentliche Zeitung heraus. Das Jahr 1615 alſo, wenn wir ſtreng an dem heutigen Begriff der Zeitungen halten wollen, iſt der wahre Anfang des deutſchen Zeitungsweſens.

Aber mit den meiſten Erfindungen iſt es wie mit dem Ei des Columbus: ſie liegen unmittelbar vor den Füßen, es bedarf nur einer Hand, die ſie ergreift. Kaum, daß dieſe Hand ſich gefunden, ſo iſt auch ſchon ein Heer von Nachahmern bereit: was eben noch etwas Unerhörtes und Unglaubliches war, iſt in kürzeſter Zeit etwas Alltägliches und Allgemeines. Und meiſtens, die den Gewinn davon tragen, ſind eben die Nachahmer.

Auch Egenolph Emmel, der erſte Herausgeber und gewiſſermaßen alſo der Erfinder regelmäßiger wöchentlicher Zeitungen, mußte dieſelbe Erfahrung machen. Denn ſchon im nächſten Jahre (1616), angefeuert durch Emmels Beiſpiel, kam der damalige ſchwediſche und demnächſtige Reichspoſtverwalter Johann von der Birghden auf den ſehr praktiſchen Einfall, die Vortheile ſeiner amtlichen Stellung, die ihm, was Schnelligkeit und Reichthum der Mittheilungen anbetraf, allerdings ein weſentliches Übergewicht über alle Mitbewerber verſprach, zur Herausgabe ähnlicher wöchentlicher Zeitungen zu benutzen. Nebenher machte er ſich auch kein Gewiſſen daraus, theils die Artikel der Emmelſchen Zeitung wörtlich nachzudrucken, theils auch dieſes Blatt auswärts durch eine Ungleichheit der Spedition zu verdrängen. In Folge deſſen reichte Emmel (zu Anfang 1617) eine Klage gegen Birghden beim Schöffenrathe zu Frankfurt ein, in welcher es unter Anderm heißt: »Eur Edlen und fürſichtige Weisheiten tragen gnädige Wiſſenſchaft, daß ich die Zeitungen zuerſt angefangen, auf meine Koſten vnd Verlag zu drucken, ſolches auch bishero continuiret .... als werde ich verurſachet, Ew. Edlen und fürſichtige Weisheiten unterthänig zu bitten, daß Sie großgünſtig geruhen, mir behülflich zu erſcheinen und mich bei demjenigen, was ich bei zwei Jahren gedruckt und vor andere Drucken hergebracht, Hand zu haben.« Worte, welche beachtenswerth ſind, weil ſie die Priorität des Emmel'ſchen Unternehmens außer Zweifel ſetzen.

Der Senat erließ auf dieſe Klagſchrift des Emmel allerdings ein Verbot an Birghden, ſeine Zeitung innerhalb Frankfurts zum Nachtheil des Klägers abdrucken zu laſſen. Aber Birghden, der als kaiſerlicher Poſtmeiſter die Autorität des Frankfurter Senats nicht hoch anſchlagen mochte, überdies vielleicht ſchon damals auf die hohen Gönnerſchaften geſtützt, die ſich ihm in der Folge ſo hilfreich erwieſen, fand für gut, ſich nicht daran zu kehren; er erklärte ſogar, »er werde dem Verbote nicht Folge leiſten, ſondern vielmehr ſeine Aviſen, der Bequemlichkeit wegen, ferner in Frankfurt drucken laſſen.« Zwar erneuerte hierauf Emmel ſeine Klage: doch wiederum ohne den gewünſchten Erfolg. Der Senat zog es vor, Keinem Recht und Keinem Unrecht zu geben, indem er es Beiden gab: »Lectum in Senatu 30. Januar Anno 1617 *) und decretirt, daß man ſowohl ihme, Birghden, als Egenolph Emmel die Zeitung auf ihre Gefahr zu drucken geſtatten, und daneben ermeldten Birghden, wegen ſeiner dabey verübten Ungebühr, ſtattlich zu Weg ſagen laſſen ſoll.«

Doch müſſen die Streitigkeiten auch damit noch nicht zu Ende geweſen ſein. Wenigſtens ſpricht Birghden in ſeiner Beſchwerde, die er bald darauf beim Kurfürſten von Mainz, als Reichspoſtprotector, und ſogar bei Kaiſer Ferdinand dem Zweiten ſelbſt einreichte, von einem »Verbot, die wöchentlich einkommende Zeitung zu drucken«, welches »zu höchſtem Nachtheil, Schaden und Ringerung des Poſtweſens gereiche«. Dieſe Wendung, welche Birghden ſeiner Angelegenheit zu geben wußte, nämlich ſeine Zeitung mit der Reichspoſt und alſo ſein Privatintereſſe mit dem Intereſſe der Regierung zu identificiren, eine Wendung, welche man zu allen Zeiten und ſtets mit dem beſten Erfolge wiederholt hat, verfehlte auch diesmal ihre Wirkung nicht. Kurmainz intervenirte zu Gunſten Birghden's bei dem Frankfurter Senat durch ein Schreiben, in welchem es unter Anderm heißt: »Wann wir uns dann berichten laſſen, daß die gemeine Aviſen und Zeitungen jederzeit bei den Poſten geweſen, von denſelben ausgeſchrieben worden, und billigen zu beſſerer Ausbreitung und Erhaltung des wohl- und mit ſchwerer Unkoſten angeordneten gemeinnützigen kaiſerl. Poſtweſens bey demſelben die Ausſchreibung der Zeitungen zu handhaben, dieweil wohl dafür zu halten, daß dieſelben von dannen beſſer und beſtändiger als andern Orten (da man eine zeithero befunden, daß durch

---

*) S. bei Schwarzkopf a. a. O. p. 13. Doch iſt in Angabe dieſer Zeitbeſtimmungen offenbar ein Verſehen untergelaufen: den »10. Januar 1617« ſoll Emmel ſeine erſte Klage einreichen: p. 12. und ſchon »im Februar 1616« ſoll Birghden ſich gegen dieſe Klage verantworten. Dann ſoll Birghden »im Januar 1617« ſeine Klage erneuern: p. 13. darauf unterm 30. Januar deſſelben Jahres obiger Senatsbeſchluß erfolgen. Hier iſt offenbar ein lapsus calami; vermuthlich iſt nur das erſte Datum richtig und bei den letzteren ſtatt 1617 überall 1618 zu ſetzen.

ſo viel unterſchiedliche Zeitungsſchreiber, die Zeitungen jedes Gefallen nach amplificiret, inventiret, auch wohl fürnehme Stände des Reichs fälſchlich traduciret und nur dadurch zu ungleichen Discourſen Anlaß gegeben worden) zu erlangen, als haben wir ihme Poſtverwaltern in dieſem ſeinem unterthänigſten Suchen um ſo viel mehr willfahren, und dieſe unſere gnädigſte Interceſſion ertheilen wollen; gnädigſt geziemend, Ihr wollet euch mehr gemeldtem kaiſerl. Poſtweſen vielmehr als ander Leut eigennützigem Geſuch anrecommandiret und befohlen ſeyn und das angelegte Verbot wieder caſſiren und aufheben laſſen. Beſchiehet hieran uns angenehmes Gefallen« u. ſ. w.

Inzwiſchen hatte es bei dem einmal gefaßten Beſchluſſe einſtweilen ſein Bewenden; ſogar man hatte nichts dawider, daß noch ein dritter Concurrent dazutrat: derſelbe Latomus, dem wir bereits als dem Verleger der Meßrelationen, ſowie auch als Fortſetzer des **Mercurius Gallo-Belgicus** begegnet ſind. Damit aber mochte dem Birghden, der, wie aus den ganzen Verhandlungen erhellt, ſichtlich damit umging, ſich zu den Begünſtigungen ſeiner amtlichen Stellung, die ſchon an ſich einem Monopol beinahe gleich kamen, noch ein ausdrückliches Monopol zur Herausgabe der wöchentlichen Zeitungen zu verſchaffen, ſchlecht gedient ſein. Er ging aufs Neue die Vermittlung ſeiner Gönner an, beſonders des Grafen Leonardi Taxis, welcher, als Reichspoſtmeiſter, allerdings ein weſentliches eigenes Intereſſe bei dem Unternehmen hatte. Wirklich erlangte er es auf dieſe Weiſe, daß von Kaiſer Ferdinand ſelbſt aus Prag vom neunten Mai 1628 ein nachdrückliches Schreiben an den Rath zu Frankfurt erlaſſen wurde, folgenden Inhalts:

»Uns hat der Herr Graf Leonardi Taxis in Unterthänigkeit zu erkennen geben und gebeten;

Demnach die Druckerey der wöchentlichen Zeitungen und Aviſen des Poſtamts zu Frankfurth, und weme dahero vergünſtiget und zugelaſſen werden jederzeit bis Dato hergebracht und demſelben annex geweſen, deſſen ſich aber anjetzo andere ohne Befugniß anmaſſen wollen, daß wir ihme zu Abſtellung ſolcher unbefugten Eingriff unſere kaiſerliche gemeſſene Befehle an Euch ertheilen wollten.

Nun wiſſen wir Uns wohl zu erinnern, was maſſen wir der Latomiſchen hinterlaſſenen Wittib Anna Catherina und ihren Kindern ein Impreſſorium, die Relationes von Meſſen zu Meſſen in deutſch und lateiniſcher Sprache in einen Druck ausgeben zu laſſen, allergnädigſt bewilligt und mitgetheilt: Demnach aber obverſtandenes Anbringen allein die wöchentliche Zeitung betreffen thut, und beſagter Graf von Taxis bemeldter Latomiſchen Wittib, und ihren Kindern, an dem von uns verlangten Privilegio, über die von Meſſen zu Meſſen ausgebenden Relationes keinen Eintrag zu thun geſonnen iſt.

Als befehlen wir Euch hiermit gnädigſt, daß ihr ſowohl bei obbemeldter Wittib, als auch da andere vorhanden, die ſich das Drucken der wöchentlichen Zeitungen anmaßen wollten, die ernſtliche gemeſſene Verordnung, daß ſolches alſobald abgeſtellt und Niemand, als demjenigen, ſo befragter Graf von Taxis hierzu verordnen wird zugelaſſen und verſtattet werden. Hieran vollbringt ihr unſern gnädigſten gefälligen Willen und Meynung und ſeynd Euch mit- ꝛc.

Man ſieht aus dieſem Schreiben, daß Birghden es trefflich verſtand, zur rechten Zeit ſich ſelbſt hinter eine dritte, mächtigere Perſon zurückzuziehen, und die urſprünglichen Standpunkte umzukehren, wie ſein Vortheil es erheiſchte. In Wahrheit der Eindringling, erſcheint er umgekehrt in dieſen Verhandlungen als der Rechtsverletzte; nicht zufrieden, ſelbſt ein glücklicher Concurrent zu ſein, will er alle andere Concurrenz entfernen, und eine Erfindung, die er zum Wenigſten nicht gemacht hat, zu ſeinem ausſchließlichen Eigenthum erheben.

Auch hat ſeine Zeitung wirklich, wennſchon nicht auf dieſem Wege des Verbotes und der unmittelbaren Unterdrückung, den Sieg davon getragen. Die noch in dieſem Augenblick zu Frankfurt erſcheinende Oberpoſtamtszeitung iſt nichts Anderes, als jenes Birghden'ſche Unternehmen, das nach ſo vielen Wandelungen der Zeit, der Form, des Inhalts, ſich noch heut, nach einer ununterbrochenen zweihundert und neununddreißigjährigen Dauer, einer anſehnlichen Verbreitung und eines lebhaften Abſatzes erfreut. Die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung iſt alſo nicht nur der Neſtor, ſie iſt zugleich die Erſtgeburt der deutſchen, ja überhaupt aller Zeitungen der Welt, inſofern wir dieſen Namen ausſchließlich auf die regelmäßigen Zeitungen beſchränken: und dünkt uns ſchon in dieſer Hinſicht ihre Entſtehungsgeſchichte der Aufmerkſamkeit werth, welche wir, geſtützt auf die Mittheilungen bei Schwarzkopf a. a. O. p. 11 bis 15, denen wir zum Theil wörtlich gefolgt ſind, ihr im Vorſtehenden erwieſen haben.

Aber auch davon abgeſehen, bietet dieſe Geſchichte einige nicht unintereſſante Geſichtspunkte dar. Zuerſt iſt die Concurrenz bemerkenswerth, welche die neue Erfindung Augenblicks erregt und die deutlicher, als alles Andere, das Zeitgemäße und Nothwendige derſelben beweiſt. Ebenſo iſt die Aufmerkſamkeit, welche ihr, ſei es auch erſt auf Anſtoß untergeordneter perſönlicher Intereſſen, von den höchſten Stellen, ja vom Kaiſer ſelbſt, erwieſen wurde und an der auch die Rückſichten der Staatsklugheit, der berechnende Wunſch, dieſe neue Zeitung abhängig zu machen vom kaiſerlichen Intereſſe, gewiß nicht ohne Antheil waren. Und wirklich hat die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung, ſoweit damals von Farbe und Richtung deutſcher Zeitungen die Rede ſein konnte, jederzeit eine prägnante kaiſerliche Färbung getragen: ſogar mitunter in einem ſolchen Grade, daß es öffentlichen Anſtoß erregte und daß namentlich Friedrich der Große, bei Gelegenheit des bairiſchen Erbfolgekrieges, wegen der »unerlaubten Parteilichkeit«, mit welcher ſie das öſterreichiſche Intereſſe vertrat, ſich veranlaßt fand, den Debit der Oberpoſtamtszeitung innerhalb der preußiſchen Lande zu verbieten. Vergl. Preuß' Friedrich der Gr. III, 253.

XII.

Die Anſprüche der Fremden.

Es ſcheint angemeſſen, gerade hier, nach dieſer Entſtehungsgeſchichte der erſten wöchentlichen Zeitung, auf die Anſprüche zurückzukommen, welche von andern Nationen auf die Ehre dieſer Erfindung erhoben werden und deren wir zum Theil ſchon früher gedacht haben. Einer ausführlichen Widerlegung wird es dabei, nach dem actenmäßigen Beweiſe des vorigen Abſchnittes, nicht bedürfen; es wird genügen, ſie einfach anzuführen.

Und zwar werden dergleichen Anſprüche namentlich zu Gunſten dreier Nationen erhoben: der Italiener, der Franzoſen, der Engländer. Die **Mercuries**, auf welche die Letzteren ihre Anſprüche gründen, haben bereits im Obigen, bei Gelegenheit der Relationen ihre Erledigung gefunden; wir wiſſen bereits, daß dieſelben nicht mehr noch weniger waren, als eine Nachahmung der deutſchen Relationen, und daß ſie daher hier, wo nur von eigentlichen Zeitungen die Rede ſein ſoll, nicht in Betracht kommen können.

Prüfen wir, ob es mit den Anſprüchen der Italiener nicht vielleicht ebenſo ſteht. Von denen, welche den italieniſchen Namen der Zeitungen, Gazette (angeblich von **gazza**, **gazzetta**, einer kleiner Münze, als dem Verkaufspreis der erſten Zeitungen, nach Andern von **gazettare**, ſoviel wie **garrulare**, ſchwatzen, klatſchen: unter allen Umſtänden ein Name, der durchgängig in alle modernen Sprachen aufgenommen und beſonders in Deutſchland lange Zeit üblich geweſen iſt: Schwarzkopf über Zeitungen, p. 18) in dieſem Streit zu Hilfe rufen, iſt am Beſten gar nicht zu ſprechen. Dagegen iſt es thatſächlich, daß »ſchon im Jahre 1536 zu Venedig die Neuigkeiten in einer fortlaufenden Reihe aufgezeichnet wurden; eine ſechzigjährige Sammlung dieſer Blätter wird in der Magliabecchiſchen Bibliothek zu Florenz aufbewahrt. Dieſes waren Manuſcripte, ***Notizie scritte***.«

So Schwarzkopf a. a. O. p. 6. Noch viel beſtimmter, aber (wie die Vergleichung mit anderen Berichten ergiebt) auch ebenſo unwahr, als beſtimmt, ſpricht ſich J. A. Fabricius in ſeinem **Conspectus Thesauri Litterarii Italiae, Hamb. 1730**, über denſelben Gegenſtand aus, pag 1: »**Novellae relationes de rebus quotidianis et nuncii rerum quae toto orbe geruntur (*gazzettas* vulgo appellamus*) hebdomadatim primum publicari coeperunt in Italia: cujus generis diurnorum commentariorum volumina decem Venetiis Saeculo decimo sexto composita fuere apud illustrem Magliabecchium.**«

Nun iſt der Verfaſſer des vorliegenden Werkes zwar nicht ſo glücklich geweſen, die Magliabecchi'ſche Bibliothek zu Florenz

---

[*] »***Gazzetta***, **nummuli nomen, pretio duorum assium, quo relationes illae venibant. Vide Octavi Ferrarii Origines Italicas et Aegidii Menagii Italicas Gallicasque.**«

(gegenwärtig im Palaſte des Großherzogs von Toscana) zu beſuchen und die, ſeien es zehn, ſeien es ſechzig Bände »notizie scritte« perſönlich zu prüfen; ſogar die Werke nachzuſchlagen, auf welche Fabricius ſich beruft, nämlich Scipio Maffei's Vorrede zum I. Theil des **Diario Veneto dei Eruditi d'Italia**, in deſſen italien. kl. Schr. Venedig, 1719. p. 186. und Hyacinthus Gimma in der **Idea historiae Italiae litterariae**, hat es ihm an Gelegenheit gefehlt. Nichts deſto weniger, Alles zuſammengehalten, ſcheint ihm Folgendes das wahre Sachverhältniß zu ſein.

Es beſtand bereits im ſechzehnten Jahrhundert, das heißt zur Blüthezeit der venetianiſchen Macht, in Venedig, auf dem Rialto, in Mitten alſo des kaufmänniſchen Verkehrs, unter den Buden der Wechsler, der Goldſchmiede und Handelsleute, eine Art Lloyd: ein kaufmänniſches Nachweiſungsbüreau, welches ſich damit beſchäftigte, allerhand Neuigkeiten, kaufmänniſche und andere, einzuziehen und zu ſammeln: und dieſe Neuigkeiten an den, den ſie eben intereſſirten, in einzelner Abſchrift um ein Billiges zu verkaufen. Es gab da alſo Nachweiſungen über ein- und auslaufende Schiffe, über Handelsunternehmungen, Waarenpreiſe: aber auch über politiſche Ereigniſſe, die ja zu keiner Zeit verfehlt haben, auf die Speculationen der Kaufleute den unmittelbarſten Einfluß zu üben. Wie ſehr ein derartiges Inſtitut den Verhältniſſen einer Welthandelsſtadt, wie damals Venedig, angemeſſen war und wie ſehr ſeine Entſtehung gerade hier, durch die beſondere Lage dieſer Stadt, die zu jener Zeit die Vermittlerin zweier Welten, des Abendlandes mit dem Morgenlande, bildete, begünſtigt, ja wir können ſagen: geboten ward, brauchen wir hier nicht erſt des Näheren auszuführen. Ganz beſonders aber wurde es geboten durch die Nachbarſchaft der Türken und die fortdauernden Kriege, in welche Venedig damals mit dieſem Erbfeind der Chriſtenheit verwickelt war. Venedigs Handelsſchiffe kreuzten, ſchätzebeladen, das Mittelmeer: aber eben dieſes Meer wurde von den türkiſchen Kriegsſchiffen beherrſcht und unſicher gemacht; unter den Kanonen der Türken, auf der Küſte von Dalmatien, auf den griechiſchen Inſeln, hatten die reichſten Kaufleute, die erſten Familien, der Staat von Venedig ſelbſt ihre bedeutendſten Handelsunternehmungen, ihre Beſitzthümer und

Kolonieen. Welch ein Grund, jede Bewegung der Türken mit unermüdlichem Auge zu verfolgen! wie wünſchenswerth unter dieſen Umſtänden, von jeder Unternehmung des Feindes, jeder Stellung ſeiner Truppen, jeder Anzahl ſeiner Schiffe jeden Augenblick unterrichtet zu ſein, um die eigenen Unternehmungen, private wie öffentliche, danach einrichten zu können! Es mag unter dieſen Umſtänden immerhin ſein, daß die Regierung ſelbſt einigen Antheil an den Veröffentlichungen des Rialto genommen hat (und einen hatte ſie gewiß: die polizeiliche Beaufſichtigung der Gazetten, die eine Regierung, wie die venetianiſche, ſich am Wenigſten konnte entgehen laſſen): ſo wäre dies nur die Parallele zu dem Verfahren der Königin Eliſabeth während des ſpaniſch-engliſchen Krieges, von dem wir oben geſprochen haben und das den Mercuries das Daſein gab. Auch mag es immerhin ſein, daß dieſe Veröffentlichungen »wöchentlich, hebdomadatim,« wie Fabricius, oder »in einer fortlaufenden Reihe«, wie der vorſichtige und genauere Schwarzkopf will, ſtatt gefunden haben: ſo waren es, im beſten Fall, doch immer nur geſchriebene Zeitungen, Notizie scritte, Manuſcripte, — und geſchriebene Zeitungen ſind eben keine Zeitungen, weil ihnen, wie wir es bereits oben einmal ausſprachen, gerade dasjenige Moment mangelt, welches die Zeitung zur Zeitung macht: das Moment unbedingteſter Öffentlichkeit und Allgemeinheit. *)

---

*) Bei dieſer Gelegenheit wollen wir nicht unerwähnt laſſen, daß ſich in der Manuſcriptenſammlung der Rathsbibliothek zu Leipzig (vergl. den vortrefflichen Catalogus libr. MSSrum Bibliothecae Senat. Lips. p. 228) fünf Foliobände geſchriebener deutſcher Zeitungen befinden: der erſte (330 Bl.) vom 29. Auguſt 1592 bis 2. Juni 1594; der zweite (294 Bl.) vom 27. Juni 1609 bis 6. Januar 1611; der dritte (336 Bl.) das Jahr 1618 enthaltend; der vierte (333 Bl.) vom 18. Juli 1619 bis 12. Januar 1620; der fünfte (277 Bl.) vom 11. Januar 1623 bis 11. Juni 1624. Allein nach der genauen und ſorgfältigen Prüfung, welche die Liberalität des Vorſtandes genannter Bibliothek uns verſtattete, glauben wir verſichern zu dürfen, daß dieſe Zeitungen keineswegs wirkliche ſelbſtändige Zeitungen, ſondern vielmehr Abſchriften und Auszüge ſind aus andern gedruckten Relationen und Zeitungen: wenn

Es bleiben alſo nur noch die Zeitungen der Franzoſen. Dieſe allerdings ſind ächte und eigentliche Zeitungen. Aber weder die Franzoſen ſelbſt, noch der enragirteſte Franzoſenfreund hat jemals nachweiſen können oder wird jemals im Stande ſein nachzuweiſen, daß dieſe Zeitungen eher erſchienen ſind, als im Jahre 1623. Vgl. Schwarzkopf üb. Zeitungen, p. 14 fgg. und die von ihm citirten Gewährsmänner: **Car. Sorel**, **Bibliothèque Française (Paris, 1667) p. 359** fgg.; **Moreri, Dictionnaire historique, Art. Renaudot**; **Lelong, Biblioth. histor. de France, tom. III, p. 520 n. 9830**; **Histoire de l'acad. Roy. des Inscript. et Belles Lettres (Paris, 1729) tom. V, p. 393** (Th. 3. p. 512 der Gottſched'ſchen Überſetzung); **de Meyern, Acta Pacis Exec. (Hannov. 1736)** Vorr. Th. **I**, p. 25; endlich, wo die ſonſtigen Angaben des Anfangjahres ausführlich berichtigt werden, Bürgerfreund (Straßburg, **1780**) Bd. **II**, p. **200**.

Schwarzkopf ſelbſt (a. a. O. p. 15) ſtellt die Sache folgendermaßen dar: »Theophraſt Renaudot war ein Arzt in Paris. Die Erzählung politiſcher Neuigkeiten trug ſchon damals zur Empfehlung eines angehenden Arztes bei, und ein mit Laune und Kenntniſſen gewürzter Vortrag der Welthändel hatte auch ſeine Praxis befördert. Dies veranlaßte ihn, im Jahre 1623 unter dem Titel: **Nouvelles ordinaires de divers endroits**, in Paris eine (wöchentliche) Zeitung herauszugeben. Anfänglich wurde ſie mit vielen ökonomiſchen Artikeln ausgefüllt: und das erſte Blatt enthielt eine Nachricht über den Tabacksbau. Allmälig näherte ſie ſich aber mehr ihrem Zwecke und im Mai 1631 bekam ſie den Namen einer **Gazette de France**.«

Dieſe letztere Nachricht iſt nicht ganz genau: wenn auch nicht unmittelbar der erſte, ſo liegen uns doch durch gefällige Mittheilung der Königlichen Bibliothek zu Dresden, der zweite*) (1632) und mehre der folgenden (bis 1639: doch ſind dieſelben

---

ſchon wir außer Stande ſind, dieſe Originale ſelbſt im Einzelnen nachzuweiſen. — Im übrigen, wer ſich über die weitere Entwicklung des italieniſchen Zeitungsweſens unterrichten will, der vergleiche Schwarzkopf im Allg. Lit. Anzeiger, Jahrg. **1800**. Nr. **167** bis **169** (p. 1611–1661).

nichts weniger als vollſtändig) Jahrgänge vor: aus deren Vergleichung ſich ergiebt, daß der alte Titel: **Nouvelles Ordinaires** etc. für das Hauptblatt, wenigſtens bis ins Jahr 1639, unverändert beibehalten wurde. Dagegen wurde mit dieſem Hauptblatt ſeit 1631 wöchentlich eine Beilage, gleichfalls und ausſchließlich politiſchen Inhaltes, ausgegeben: und dieſe erſt führt den Titel **Gazette**. Die Einrichtung beider gleicht vollkommen den früheren Bänden der **Relationes Semestrales**, die

---

*) Oder vielmehr, wie es ſcheint, ein eigener neuer Abdruck dieſes Jahrgangs, unter dem gemeinſchaftlichen Titel: **Recveil des Gazettes novvelles, Relations et autres choses Memorables de toute l'Année 1632. Dedié av Roy. Par Theophraste Renaudot, Conseiller et Medecin de sa Maiesté, Intendant General des Bureaux d'Addresse de France. A Paris, au Bureau d'Addresse, rue de la Calende, au Grand Coq. M.DC.XXXIII.** (Drei Alph. in Qu.) Zur Charakteriſtik des politiſchen Standpunktes (wenn man dies Wort entweihen darf, wo in der That nur ein Standpunkt der niederträchtigſten Schmeichelei vorhanden iſt) wollen wir einige Stellen der Widmung an Ludwig XIII. mittheilen: **Le Genie, qui la France gouuerne, outrepassant les bornes des autres Esprits, dont la nature finie ne se peut estendre en plusieurs lieux tout ensemble. Il est vray, Sire, que le regime de la terre tient de celuy du Ciel. Il semble quelquefois au pauvre laboureur, qu'il dispenseroit mieux les saisons que Dieu ne fait pas, et croid auoir raison de souhaiter le beau-temps au lieu du frimas, de la neige et de la pluye; ainsi la simplicité du sujet** (d. i. der beſchränkte Unterthanenverſtand) **trouue souvent à dire au gouvernement, et semblable au voyageur qui se promene dans le vaisseau tournant le doz au port, y arrive quelquefois contre ses efforts et son attente: mais les vns et les autres sont bien étonnez, quand une bonne cueillette un port asseuré et une paix glorieuse leur font avouer que** ***Dieu et le Roy, qui est sa vive Image,*** **scavent tirer le bien du mal... Ils (les Estrangers) voyent que vostre Majeste les voulant protéger, ils n'ont plus rien à craindre:** ***puis qu'elle a encore cela de commun auec la Diuine, que le vouloir et le faire luy a jusques icy pour mesme chose et que brider les mers, applanir les monts, calmer les orages, sont les moindres de ses miracles.*** etc. etc. Das iſt denn nun freilich viel Pathos, aber die nüchterne Gleichgiltigkeit der deutſchen Relationen ſcheint uns doch vorzuziehen.

vermuthlich auch in der Oberpoſtamtszeitung beibehalten war: und ebenſo vermuthlich hat letztere auch der franzöſiſchen Zeitung zum Muſter gedient.

Zwar Schwarzkopf üb. Zeitungen, p. 16. läßt die Renaudot'ſche Zeitung ihr Vorbild in Frankreich ſelber finden. »Seit 1605 (ſagt er) gab Johann Richer unter der Benennung *Mercure François* ein Wochenblatt heraus.« Schwarzkopf meint hier ohne Zweifel daſſelbe Werk, welches Brunet im Manuel de Libraire, Bd. I, p. 669. der vierten Ausg. (1842) unter dem Art. Chronologie aufführt: Le Mercure François ou Suite de l'histoire dé la paix, commencant à l'année 1605, par J. et Est. Richer; de 1641—43. par Eusèbe Renaudot. Paris 1611 ou 1613—43. 25 vol. in 8°. Daſſelbe war eine Fortſetzung der Chronologie Septenaire de l'histoire de la paix entre les rois de France et d'Espagne 1598 – 1604, welche durch Vict. Palma Cayet zu Paris im Jahre 1609 erſchien und ſelbſt eine Fortſetzung eines anderen Werkes bildete, nämlich der Chronologie novenaire contenant l'histoire de la guerre depuis l'an 1589 jusqu'à la paix de Vervin en juin 1598. Paris, J. Richer, 1608. Schon aus dieſen Anführungen läßt ſich erkennen, zu welcher Gattung dieſe Werke gehören: es waren hiſtoriſche Sammelwerke, nach Art des Mercurius Gallo Belgicus und der Übrigen, die wir oben p. 200 fgg. erwähnt haben, aber keine Zeitungen. Wenigſtens iſt von dieſem letzteren Umſtande bei Brunet nicht die geringſte Andeutung und ſcheint Schwarzkopf hier alſo im Irrthume geweſen zu ſein.

Ebenſowenig will es beſagen, daß »ſchon ſiebzig Jahre vor Renaudot Montaigne's Vater den Gebrauch der Anzeigeblätter eingeführt ; Schwarzk. a. a. O. Wir werden unten, am Schluß dieſes Kapitels, darauf zurückkommen; hier nur dies, daß Anzeigeblätter noch keine politiſchen Zeitungen ſind und daß eben ein Montaigne's Vater den Gebrauch derſelben nicht einführte, ſondern nur vorſchlug. —

Und ſomit wird der Beſitz des erſten politiſchen Wochenblattes auf alle Weiſe den Deutſchen verbleiben müſſen.*)

---

*) Und nun vergleiche man, dieſen Thatſachen gegenüber, die dictatori-

XIII.

Weitere Ausbreitung der Zeitungen.

Wir wenden uns demgemäß zu den deutſchen Zeitungen zurück: und zwar, wie früher die Ausbreitung der Relationen, ſo wollen wir jezt auch dieſe regelmäßigen Zeitungen, mit deren Urſprung wir uns ſo eben beſchäftigt haben, in ihrer weiteren Ausbreitung verfolgen. Freilich werden unſere Leſer, wie überhaupt, ſo namentlich in dieſem Stücke uns den Anſpruch der Vollſtändigkeit erlaſſen müſſen. Eine vollſtändige Zeitungsſtatiſtik der älteren Zeit, ſo wünſchenswerth ſie wäre, ebenſo unmöglich iſt ſie, da die Materialien dazu meiſtens verloren oder doch ſo vergraben ſind, daß nur an einzelnen Stellen ein glückliches Ungefähr ſie wieder aufdecken kann. Wir beſchränken uns daher, nach Anleitung der Schwarzkopf'ſchen Vorarbeiten, vornämlich auf diejenigen Städte und Gegenden unſers Vaterlandes, die auch in ſpäterer Zeit hauptſächliche Ausgangs- und Sammelpunkte des deutſchen Zeitungsweſens geworden oder gar bis heute geblieben ſind. Daß wir dabei über die urſprüngliche Grenze dieſes erſten Kapitels wiederum weit hinübergreifen werden, darf uns nicht ſtören; vielmehr, da bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein der Charakter — richtiger: die Charakterloſigkeit unſrer Zeitungen ſich völlig gleich geblieben iſt, ſo iſt es unſre Abſicht, auch hier wiederum dieſen ganzen Gegenſtand, wie er innerlich zuſammengehört, ſo auch äußerlich zuſammenzuſtellen und damit von der politiſchen Sphäre unſers Journalismus, der eigentlichen Zeitungsliteratur, für lange Zeit Abſchied zu nehmen.

Das wichtigſte Ereigniß für die Verbreitung der Zeitungen war nun ohne Zweifel dies, daß unmittelbar nach ihrer erſten

---

ſche Sicherheit, mit welcher Fabricius nichtsdeſtoweniger die Deutſchen die Zeitungen erſt von den Franzoſen überkommen läßt: (a. a. O. I. 2.) »Apud Gallos deinde ab A. 1631. Parisiis atque *hinc in Germania frequentatus est gazettarum usus.*« Da mag man denn auch wohl gegen ſeine italieniſchen Nachrichten ein wenig mißtrauiſch werden.

Entſtehung jener Krieg ausbrach, der allerdings dreißig Jahre hindurch Deutſchland verwüſtete, aber auch dreißig Jahre hindurch es zum Mittelpunkt des europäiſchen Intereſſe, zum wahren Centrum aller Schlachten, Eroberungen, Kriegszüge, und mithin zu einer unerſchöpflichen Fundgrube aller Zeitungsſchreiber machte. Wie man daher auch übrigens über dieſen Krieg und ſeinen Einfluß auf die geiſtigen, ſpeciell die literariſchen Zuſtände Deutſchlands urtheilen möge, ſo viel iſt gewiß, für die Ausdehnung unſrer Zeitungsliteratur hat er nur vortheilhaft gewirkt. Die Menge der Ereigniſſe brachte die Menge der Zeitungen wie von ſelbſt hervor; für die Störungen des Gewerbes, welche die Buchhändler übrigens durch den Krieg erlitten, wurden ſie durch die Neuigkeiten entſchädigt, die er ihren Zeitungspreſſen lieferte. Und wenn es bisher für das Publikum nur eine Art von Vergnügung, ein Luxus des Müßiggangs geweſen war, die Zeitungen zu leſen: ſo wurde es nun, wo die drohende Kriegsgefahr jedem Einzelnen auf den Leib rückte, eine Sache des praktiſchen Intereſſe, ja eine Pflicht der Selbſterhaltung. Wie es in Frankreich ausſah und England, ſelbſt was der Türke machte, dies zu wiſſen ließ ſich zur Noth entbehren; denn es war weit davon und die Wenigſten hatten ein perſönliches Intereſſe dabei. Dahingegen wie die Heere in Deutſchland ſtanden, ob der Schwede gewann oder verlor, welche Stadt eben berannt, erobert, geplündert ward und wohin jetzt die verheerende Lava des Krieges ſich ergoß: das Alles waren Dinge von entſchiedenſter praktiſcher Wichtigkeit, die überall Leſer fanden, weil es überall Landſchaften, Gemeinden, einzelne Beſitzer gab, die mit Angſt aufmerkten, daß nur nicht ihr Eigenthum beſchädigt, nur nicht ihre ſichere Scholle mit hineingeriſſen werde in dieſen allgemeinen Untergang.

Wie weit dieſes praktiſche Intereſſe ſich erſtreckte, mögen wir unter Anderm aus einer Anekdote erkennen, welche Schwarzkopf zu Ende ſeiner mehrgenannten Schrift über die Zeitungen in Sachſen, Thüringen u. ſ. w. (p. 98. 99.) von der Stadt Hildesheim erzählt.

Die Stadt Hildesheim (wir bedienen uns zum Theil Schwarzkopf's eigener Worte) war zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts bekanntlich eine nicht unbedeutende Feſtung. Auf den Thürmen wurden nach damaliger Sitte, auch in Friedenszeiten, bei Tag und Nacht Wächter gehalten, welche genau darauf Acht geben mußten, ob ſich irgendwo etwas Feindliches ſpüren laſſe. Auf den Landwehren, vor der Stadt, mußte der Landwehrmann alle Morgen, ehe die Thore geöffnet wurden, eine Stunde vorwärts reiten; ſobald er etwas Ungewöhnliches bemerkte, mußte er ſogleich nach der Stadt zurückſprengen, um es zu melden. Außerdem war der Stadthauptmann vorzüglich angewieſen, ingleichen jeder Einwohner verpflichtet, der Obrigkeit anzuzeigen, was irgend ſie von kriegeriſchen Nachrichten erführen. Gewöhnlich wurde dann ein Bote in die Gegend, woher die Nachricht kam, oft auf acht Tage, wenngleich nur drei Stunden weit, ausgeſchickt, deſſen Ausſage dann förmlich zu Protokoll genommen wurde. Es war dies alſo eine Art ambulirender Zeitung, aber freilich eine ſehr unbequeme und unſichere, welche ſich in ihrer mittelalterlichen Unbehilflichkeit, mit der modernen Erfindung der Zeitungen nicht meſſen konnte. Dadurch erklärt ſich denn der bemerkenswerthe Rathſchluß vom Jahre 1606, welcher wörtlich dahin lautete: »daß, da man in Erfahrung gebracht, daß der Kaufmann Tappe ſich eine Zeitung halte, (es war eine Nürnberger, vermuthlich eine von den oben erwähnten Sammelſchriften) man mit ihm ſprechen und ihn erſuchen wolle, dieſelbe dem *Magiſtrat gegen Erſtattung der halben Koſten zu communiciren*.«

Unter dieſen Umſtänden war es ſehr natürlich, daß der glückliche Einfall des Frankfurter Emmel, zuſammt den noch glücklicheren Erfolgen des Uſurpators Birghden, überall im deutſchen Reiche die lebhafteſte Nacheiferung erweckte: ſo lebhafte ſogar, daß die eigentliche Entſtehungsgeſchichte der regelmäßigen Zeitungen darüber völlig in Vergeſſenheit gerieth und man, wo ſpäter von dieſem Gegenſtande die Rede war, nur im Allgemeinen den dreißigjährigen Krieg als diejenige Epoche bezeichnete, wo die regelmäßigen Zeitungen entſtanden wären. So iſt dieſe Angabe denn auch in die meiſten gedruckten Werke übergegangen: wie namentlich der Kanzler Fritſch, der der Zeit des Urſprungs doch noch ziemlich nahe ſtand, in dem in der Einleitung näher erwähnten **Discursus** den Anfang der Zeitungen ausdrücklich in den dreißigjährigen Krieg verlegt. Vgl. die Zeitungsluſt des *Spaten*, p. 14.

Wir gehen nun zu der eigentlichen Genealogie der Zeitungen über. Die erſte Stadt, welche das Beiſpiel Frankfurts nachahmte, ſcheint Fulda geweſen zu ſein: vorausgeſetzt nämlich (was wir ſchon oben erinnerten), daß der Fuldaiſche Poſtreuter nicht bloß ein Poſtreuter der früher beſchriebenen Art, ſondern eine wirkliche Zeitung geweſen, welches Letztere wir, nach der Anführung bei Schwarzkopf (über Zeitungen, p. 14) allerdings vermuthen müſſen: Sicherer iſt es, daß Hildesheim, wo, wie wir ſo eben geſehen haben, im Jahre 1606 eine Zeitung noch ein rares und unerhörtes Ding war, dreizehn Jahre ſpäter (1619) bereits ſogar eine eigene Zeitung oder doch einen Zeitungsabdruck beſaß, nämlich:

> Die erſte Zeitung, die ſich im ganzen römiſchen Reiche, ſowohl auch in den benachbarten Ländern als Welſchland, Franckreich, Hiſpanien, Engeland, Dännemark, Schweden, Pohlen, Moscau, Liefland, Türkei u. ſ. w. und dann in den weit abgelegenen Inſeln, als Cypern, Madera, Candia u. ſ. w. begeben und zugetragen, ſo durchs ganze Jahr wöchentlich anhero gelanget und aviſiret worden.

Daß aber, trotz dieſes prächtigen Titels, die Hildesheimer Zeitung dennoch nur ein Zeitungsabdruck geweſen, beweiſt die zweite Nummer derſelben, auf welcher ehrlich angegeben iſt: »von Nürnberg wöchentlich anhero gelangt.« Vgl. Schwarzkopf üb. Zeitungen ꝛc. in Sachſen, p. 100. Wir werden alſo, wie ſchon früher, ſo auch jetzt nach Nürnberg verwieſen.

Speciell das Jahr, in welchem die erſten wöchentlichen Zeitungen in Nürnberg veranſtaltet worden, vermögen wir nicht anzugeben. Indeſſen da dieſe Stadt ſchon früher (ſeit 1571: ſ. Schwarzkopf, üb. Zeitungen in Frankfurt, p. 2) ein hauptſächlicher Sitz der Relationen und Sammelſchriften war und da ferner der obige Zuſatz der Hildesheimer Zeitung den deutlichen Beweis liefert, daß mindeſtens ſchon im Jahre 1619 eine wöchentliche Zeitung in Nürnberg ausgegeben wurde, ſo dürfen wir wohl annehmen, daß Nürnberg ſich dem Beiſpiel der Frankfurter ziemlich unmittelbar angeſchloſſen hat. Daſſelbe gilt von den übrigen Städten, welche bis dahin gleichfalls den Herd der Relationen und Flugſchriften gebildet, ja die ſich von den früheſten

Zeiten an im Beſitz dieſer Literatur befunden hatten: namentlich alſo von **Köln**, **Augsburg**[*], **Regensburg**. Die Zeitungen dieſer Städte waren die verbreitetſten; ſie waren gleichſam die Ströme, aus denen die Localblätter ihre dürren Behälter ſpeiſeten: ein Verhältniß, das im Weſentlichen bis auf dieſe Stunde daſſelbe geblieben iſt. Eines beſonderen Rufes erfreuten ſich die **Regensburger** Zeitungen: der Spate (Zeitungsluſt, p. 294) bezeichnet ſie geradezu als die beſten, und das aus dem ſehr triftigen Grunde, weil daſelbſt, wie er an einer andern Stelle ſagt (p. 89), »teutſche Räthe und Geſante verſammlet ſeyn«, das heißt, weil zu Regensburg der deutſche Reichstag reſidirte. »Wo will man aber«, ſetzt er mit Emphaſe hinzu, »beſſere Zeitungen als bei ſo vornemen Leuten finden, welche alle Augenblicke auf der Warte gleichſam ſtehen, was allerwegen geſchiehet, ausforſchen und überſchreiben müſſen.« Auch den »Stilus oder Schreibart« der Regensburger Zeitungen rühmt er, wie auch der Sächſiſchen: »die Wieneriſche Zeitungen klingen ſchon nicht ſo wohl.« (a. a. O. p. 90.)[**]

Sehr beliebt war ferner die **Hanauiſche Zeitung**, die ununterbrochen ſeit 1678 bis auf den heutigen Tag erſcheint und früher, namentlich in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ſelbſt mit den benachbarten Frankfurter Zeitungen nicht unrühmlich wetteiferte. S. Schwarzkopf über Zeitungen in Sachſen, p. 82.

Aber nicht bloß in den Städten des Binnenlandes, auch in den Seeſtädten, insbeſondere in den alten **Hanſeſtädten** wurde das Zeitungsweſen mit Eifer gepflegt. Sie fingen ſogar an, die

---

[*] Schwarzkopf zwar, am oben citirten Orte, ſetzt den Anfang der Augsburger Zeitungen erſt in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Doch ſind darunter wohl nur die Zeitungen gemeint, welche zu ſeiner Zeit noch exiſtirten. Vgl. ihn ſelbſt im Allg. Lit. Anz. Jahrg. 1801. Nr. 37. p. 396.

[**] An einer andern Stelle heißt es von den Wiener Zeitungen: »Es iſt nichts fremdes in Wien, daß ein Poſt-Meiſter oder anderer Zeitungs-Schreiber heßlich auf die Finger geklopfet, zur Haft gebracht und nicht eher befreyet worden, bis er eine Summe Geltes erleget.« p. 76. — Die Zeitungsluſt iſt bekanntlich im Jahre 1695 geſchrieben. —

Zeitungen aus Nürnberg, Köln u. ſ. w. in der Gunſt des Publikums zu überholen, und mußten es thun, je mehr allmälig der Schwerpunkt der Geſchichte und ſomit der Brennpunkt des öffentlichen Intereſſe aus Deutſchland gewichen und an Holland, England, Frankreich übergegangen war; wobei denn die Seeſtädte zum großen Theil ſchon durch die Lage und die Schnelligkeit ihrer Verbindungen im Vortheil waren.

Ganz beſonders gilt dies von Hamburg. Zwar iſt Hamburg nicht die erſte von den Hanſeſtädten, die eine eigene politiſche Zeitung gründete: dieſen Vorrang muß es an Lübeck abtreten, deſſen Zeitungsliteratur vom Jahre 1692 datirt (ſ. Schwarzkopf, über Zeitungen in Frankfurt, p. 2). Dagegen waren die Hamburger Zeitungen bei Weitem die wichtigeren. Ja es gab eine Zeit (zu Anfang des laufenden Jahrhunderts), wo die

»Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburger unpartheiiſchen Correſpondenten« oder, wie er gewöhnlich heißt, **der Hamburger Correſpondent,**

ſchlechthin das verbreitetſte Blatt Deutſchlands, ſogar der Welt war; ſchon Schwarzkopf im Jahre 1802 (a. a. O.) nennt ihn »das geleſenſte Blatt in ganz Europa« und in den nächſten Jahren, bis zum Jahre 1806, ſoll ſein Abſatz noch geſtiegen ſein, man ſagt, bis auf dreißigtauſend Exemplare. Vgl. die Beurmann-Dingelſtedt'ſchen Beitr. zur Geſch. der periød. Preſſe, p. 166. Doch iſt der Correſpondent kein urſprüngliches Hamburger Product; er erſchien Anfangs als »Holſteiniſche Correſpondence« zu Schiffbeck bei Hamburg und wurde erſt im Jahre 1731 nach Hamburg ſelbſt verlegt, wo ſchon einige Jahre zuvor (ſeit 1724) Wöchentliche Nachrichten erſchienen. Von dem Hamburger Relationscourier. (ſeit 1680) werden wir im folgenden Abſchnitt, bei Gelegenheit der Intelligenz- oder Addreßblätter, ſprechen. Bremen erhielt erſt 1745 die erſte eigne Zeitung.

Es iſt befremdend, daß, ſo viel glücklichen Nachfolgern gegenüber, Frankfurt am Main, die Wiege der Zeitungen, nicht mehr zur Ausbildung und Erweiterung derſelben beizutragen geſucht hat. Allein das, wenn auch nicht formale, doch thatſächliche Monopol der Oberpoſtamtszeitung ſcheint hier allen Wetteifer gelähmt zu haben. Ein früheſter Verſuch, dieſes Monopol durch eine erneute Concurrenz (die Emmel'ſche Zeitung war, wie bereits erwähnt, im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts eingegangen) zu brechen, erfreute ſich keines glücklichen Erfolges. Wie meinen die

»**Pohlniſch-Schwediſche Zeitung,**«

welche, gegen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, von dem Bürger und Buchdrucker Friedrich Weiß herausgegeben wurde. Dieſe Zeitung ſuchte ſich ein Publikum zu gründen dadurch, daß ſie »eine viel freiere Schreibart annahm, als bis dahin zu Frankfurt üblich geweſen« (Schwarzkopf a. a. O. p. 15). Aber das hatte keine andere Folge, als die noch jetzt gewöhnliche: das Blatt wurde durch obrigkeitliche Maßregeln, Verbote und »Verwarnungen vor weitern Exceſſen, unter nahmentlicher Empfehlung der Moderation« ſo lange verirt, bis es endlich (bald nach 1660) völlig einging. — Dieſes Beiſpiel ſcheint auf lange Zeit abgeſchreckt zu haben. Erſt im Jahre 1734 machte der Buchhändler Varrentrapp den Verſuch einer zweiten politiſchen Zeitung, und zwar einer franzöſiſchen, was auch anderwärts, namentlich in Köln, Mode war und zum Theil mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt ward. Auch die Varrentrapp'ſche Zeitung (ſie hieß l'Avant-Coureur) genoß einer großen Verbreitung; es wird ihr nachgerühmt, daß ſie ſogar in Venedig nachgedruckt worden. Ihre Redacteure waren hauptſächlich Ausländer. Vgl. Schwarzkopf a. a. O. p. 18. — Durch das Gedeihen dieſes Unternehmens ermuthigt, gab Varrentrapp einige Jahre darauf noch eine Zeitung heraus, eine deutſche:

»**Frankfurtiſche Berichte von den Staats- Kriegs- und Friedensangelegenheiten in und außerhalb Europa; mit Ihre Röm. K. M. allergnädigſt ertheilten Freyheit.**«

Allein er hatte ſich zu früh gefreut; dieſelben Bedrängniſſe, denen hundert Jahre zuvor das Weiß'ſche Unternehmen erlegen war, betrafen auch ihn. Eine Beſchwerde des — Kaiſerlich Ruſſiſchen Hofes veranlaßte einen diplomatiſchen Notenwechſel mit dem Rathe der freien Reichsſtadt; — und Varrentrapp erachtete es für angemeſſen, ſeine Zeitung aufzugeben (Mai 1752). Erſt zwanzig Jahre ſpäter, 1772, fanden ſich neuer Muth und neues Geld zu einer neuen Zeitung, dem bekannten Frankfurter Staats-Riſtrette; doch werden wir davon beſſer in einer ſpätern Periode ſprechen.

Wir wenden uns nun derjenigen deutſchen Landſchaft zu, welche namentlich im achtzehnten Jahrhundert als der Sitz deutſcher Bildung, der Herd der Aufklärung und Induſtrie, betrachtet ward: den ſächſiſchen Landen. Auch in der Zeitungsliteratur gebührt Sachſen einer der erſten Plätze, insbeſondere was die Ausdehnung derſelben und die Mannigfaltigkeit ihrer Organe betrifft. Denn nicht nur (wie Schwarzkopf ſagt: über Zeitungen in Sachſen ꝛc. p. 1) »alle bedeutende Städte in Sachſen, ſondern ſelbſt Marktflecken genießen den Vorzug höherer bürgerlicher Kultur durch eigenthümliche Zeitungen und Nachrichtsblätter.« So hatte Gotha ſeit Ende des ſechzehnten Jahrhunderts (a. a. O. p. 28—38), Altenburg ſchon vor 1707 (ebendaſ. p. 39), Koburg ſeit 1715 (p. 48), Erfurt ſeit 1725 (p. 69), Wittenberg ſeit 1768 (p. 23) eigene politiſche Zeitungen; ſelbſt kleinere Orte, vornämlich im Gothaiſchen Antheil, wie Schnepfenthal, Eiſenberg, Camburg, Kahla (p. 29) blieben nicht zurück.*) — Freilich wohl will der Reichthum dieſer Literatur mehr nach ihrem äußern Umfang, als nach ihrem innern Werthe geſchätzt werden; nichts deſto weniger iſt nicht zu beſtreiten, daß durch dieſe Menge von Zeitungen, Anzeigeblättern und Berichten eine eigenthümliche Regſamkeit, eine beſondere Leichtigkeit und Glätte des Urtheils verbreitet werden mußte; wovon wir ja noch heutzutage die erfreulichſten Spuren in den ſächſiſchen Landen gewahr werden.

An wirklicher Wichtigkeit dagegen wurden alle dieſe Blätter, klein und groß, von der Einen Leipziger Zeitung aufgewogen. Zugleich iſt dieſelbe die zweitälteſte aller noch exiſtirenden deutſchen Zeitungen, wie die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung die älteſte iſt; die dritte würde dann die Breslauer (nämlich ſeit 1676: Schwarzkopf im Allg. Lit. Anz. Jahrg. 1801 Nr. 38, p. 357) die vierte die obige Hanauer, die fünfte der Hamburger Correſpondent, die ſechſte die Berliner Voſſiſche, die ſiebente die

---

*) Um ſo auffälliger iſt es, um dies nebenher zu bemerken, daß die Hauptſtadt von Sachſen, Dresden, weder gegenwärtig eine eigene politiſche Zeitung beſitzt, noch jemals beſeſſen hat. Es iſt dies, wie geſagt, auffällig: aber auch ebenſo — erklärlich.

Speneriſche Zeitung ſein. Doch von dieſen beiden letzteren werden wir ſogleich noch reden.

Die Leipziger Zeitung iſt nämlich keineswegs, wie Schwarzkopf a. a. O. p. 10 zu glauben ſcheint, erſt gegen das Jahr 1689 entſtanden. Wir können dies, ſo bedenklich es ſonſt iſt, Schwarzkopfs Angaben, die ſich in der Regel auf weit reichere Sammlungen ſtützen, als ſie uns zu Gebote ſtehen, berichtigen zu wollen, dennoch um ſo zuverſichtlicher behaupten, als uns, durch gütige Mittheilung der Königlichen Bibliothek zu Dresden, der erſte Jahrgang der Leipziger Zeitung ſelbſt vor Augen liegt; er datirt vom Jahre 1660. Der vollſtändige Titel lautet:

> Erſter Jahrgang der Täglich-neu-einlauffenden Kriegs- und Welt-Händel oder zuſammengetragne unpartheiiſche Nouvelles, Wie ſich die Im Jahre 1660 inn- und außer der Chriſtenheit begeben und von Tagen zu Tagen in Leipzig ſchrifftlich einkommen, In guter Ordnung und einem vernehmlichen Stylo nebſt einem Regiſter unter Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen gnädigſter Freyheit alſo colligirt von Timotheo Ritzſchen Lips. Not. P. C.

Wöchentlich erſchienen (wie noch jetzt) ſechs Nummern, jede von einem halben Bogen; der ganze Jahrgang, mit einer Dedication an »an Johan-Georgen dem Andren, Hertzogen zu Sachſen«, bildet einen Quartband von faſt vierzehnhundert Seiten.

Allein auch ſchon dieſe Zeitung iſt nicht mehr der wirkliche Anfang des Leipziger Zeitungsweſens. — Ungerechnet die Relationen und einzelnen Flugſchriften, die uns hier natürlich nicht mehr intereſſiren, ſo muß ſchon vor dieſen »Neu-einlauffenden Nachrichten«, das heißt alſo bereits vor dem Jahre 1660 eine Art regelmäßiger Zeitung zu Leipzig exiſtirt haben, als deren Fortſetzung die »Nachrichten« ſelbſt ſich ankündigen. In dem kurzen Vorworte »an den neu-begierigen Leſer« nämlich, welches der erſten Nummer vorgedruckt iſt, heißt es u. A. wörtlich ſo: ». . . Mit angehefftetem Erſuchen, derſelbe (d. i. der »respective Hoch- und Geehrte Leſer«), wie bisher von Jahren zu Jahren geſchehen, dieſe unſre Zuſammentragung der Nouvellen ſich ferner gefallen laßen wolle.« Doch muß dies frühere Unternehmen ſich von dem vorliegenden weſentlich unterſchieden haben, da Letzteres nichts deſto weniger als ein neues, ein »erſter Jahrgang« angekündigt wird. — Daß die ſächſiſchen Zeitungen im Allgemeinen wegen ihres Stils gerühmt wurden, haben wir ſchon oben gehört. Außerdem kann man dieſer Leipziger Zeitung auch noch dies zum Ruhme ſagen, daß ſie ſich in ihren Nachrichten nur auf wirklich Erhebliches beſchränkte; von jenen Mißgeburten, Diebsgeſchichten, Hinrichtungen, mit denen ſo viel andere Zeitungen ihre Blöße bedeckten, iſt in ihr, wenigſtens in den uns vorliegenden Jahrgängen, kaum eine Spur zu finden. — Über einige ſpätere Zeitungsverſuche in Leipzig, namentlich über die lateiniſchen politiſchen Zeitungen, welche daſelbſt um Mitte des vorigen Jahrhunderts erſchienen (***Nova Lipsiensia*** und ***Ephemerides Lipsienses***) vergl. Schwarzkopf über Zeitungen in Sachſen, p. 11. 12.

Endlich wollen wir noch einen Blick auf die Entſtehungsgeſchichte des preußiſchen, insbeſondere des Berliner Zeitungsweſens werfen: weniger zwar um ſeines eigenen Werthes willen (denn dieſer iſt bekanntlich, mit Ausnahme der allerneueſten Zeit, außerordentlich gering), als weil gerade für dieſe Partie der deutſchen Zeitungsgeſchichte in den Vorarbeiten von Schwarzkopf (Über polit. Zeitungen und Intelligenzblätter in den Königl. Preußiſchen Staaten: Allg. Lit. Anz. Jahrg. 1801, Nr. 37 fgg. p. 345—368), Fr. Förſter (Leben Friedrich Wilhelm des Erſten) und Preuß (Leben Friedrich's des Großen) ein ungewöhnlich reiches Material vorliegt.

Die erſte Zeitung innerhalb der damaligen kurbrandenburgiſchen Lande erſchien zu Berlin und zwar ſchon zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts. Sie wurde von dem »Botenmeiſter« ausgegeben, das iſt von demjenigen, der die Aufſicht über die Boten hatte, die zu jener Zeit die Poſten erſetzten, und bei dem ſie auch ſämmtlich ihre Packete abliefern mußten. Von der Ankunft dieſer Boten alſo war auch die Ausgabe der Zeitung abhängig, die aus ihren Berichten und Briefen zuſammengeſtellt wurde. Da nun aber dieſe Ankunft, den Umſtänden gemäß, nicht immer mit gleicher Regelmäßigkeit erfolgen konnte, ſo konnten auch die älteſten Zeitungen ſelbſt nicht regelmäßig erſcheinen; ſo daß wir ſie alſo mehr als Relationen, denn als eigentliche Zeitungen zu betrachten haben. Vgl. Preuß a. a. O. I, 136 und J. W.

C. Coſmar in: Beiträge zur Unterſuchung der gegen den kurbrandenburgiſchen Geh. Rath Grafen Adam zu Schwarzenberg erhobenen Beſchuldigungen, Berlin, 1828. Beilage XIII, p. 71—73. Nichts deſto weniger und obſchon es ſich bei dieſer Lage der Dinge von ſelbſt verſteht, daß die Berliner Zeitungen nur die Berichte anderer, fremder Zeitungen wiederholen konnten, ſo wurden ſie dennoch ſchon damals ein Gegenſtand beſonderer Beſchwerde. Dieſelbe ging, wie Coſmar a. a. O. aus den Acten des Geh. Staats-Archivs zu Berlin des Näheren erzählt, von Wien aus, wo ſich im Jahre 1626 der Graf Schwarzenberg als brandenburgiſcher Geſandter befand, »um der Mark Erleichterung von den Kriegeslaſten zu verſchaffen,« aber nichts als gute Verſprechungen erhielt. Die Schuld dieſes ſchlechten Erfolges wurde, unglaublich genug, zum Theil mit auf die Berliner Zeitungen geſchoben. »Man hat allhier,« berichtete Schwarzenberg unter dem fünften November dem Kurfürſten Georg Wilhelm, »ein ziemliches Mißfallen an den neuen Zeitungen, die allemal aus Berlin geſchrieben und gedruckt werden. Man ſagt, es ſei kein Ort im ganzen Reiche, da man ſo frei und ſchlimm ſchreibe gegen Ihro Kaiſerl. Maj. oder gegen Dero Armee, als in Berlin. Allemal attribuire man der kaiſerlichen Macht Verluſt und den Feinden Victoria.« Das Geheimeraths-Kollegium zu Berlin nahm ſich aber der Zeitung an und meldete dem Kurfürſten: »Es ſei gewiß und übergewiß, daß kein Wort in ſolcher Zeitung geändert werde, ſondern wie ſie aus andern Orten gedruckt und geſchrieben anher kommen, alſo druckt ſie der Botenmeiſter. Wir haben ihn aber nichts deſto minder vor uns gefordert und ihm gerathen, dies Zeitungsdrucken auf eine Zeitlang einzuſtellen oder doch des Kaiſers gar nicht zu gedenken. Er wird ſich hierinnen wohl recht erweiſen, wiewohl er klagte, daß er ſonſt nicht zu leben hätte; denn die Beſoldung, die er hat, iſt nicht groß.« — Der Kurfürſt reſcribirte hierauf: »Ob es wohl eine Sache, daran die Wiener ſich von Billigkeits wegen nicht zu ſcandaliſiren hätten, weil ja leichtlich zu erachten daß die Zeitungen anders bei uns nicht werden in Druck gegeben werden, als wie man ſie unſerm Botenmeiſter aus andern Orten ſchreibt, ſo iſt es uns doch lieber, damit diesfalls den Leuten aller Prätext genommen werde, daß man daſjenige ungedruckt laſſe, was vermuthlich Offension erregen möchte. Doch könnte man denen, welchen die Aviſen zugeſchickt würden *), das Ausgelaſſene beiſchreiben.«

So weit Cosmar. Ob übrigens der Botenmeiſter den diplomatiſchen Rath des Kurfürſten befolgt oder ob er ſeine Zeitung wirklich aufgegeben hat, vermögen wir, aus Mangel weiterer Nachrichten, nicht zu beſtimmen. Dagegen wird aus dem Jahre 1632 ausdrücklich berichtet, daß, als der Botenmeiſter Veit Friſchmann um eine neue Erlaubniß zum Druck und Verlag der Staatszeitungen eingekommen, dieſelbe ihm nur unter der beſondern Verwarnung ertheilt worden: »indeß nichts von pasquillen, ſie ſeyen auch wider wen ſie wollten, oder ſonſt etwas, ſo einen oder den andern, zumahl Standesperſonen, anzüglich, darinnen ſein ſoll.« Preuß, Fr. d. Gr. III, 250.

Eine regelmäßige Zeitung hat Berlin erſt im Jahre 1655 erhalten. Sie wurde von dem Buchdrucker Chriſtoph Runge (vgl. Cosmar a. a. O. p. 73) herausgegeben und erſchien einmal wöchentlich: ſiehe Schwarzkopf a. a. O. p. 346 und Preuß a. a. O., welche beide aus Nicolai's Aufſatz in der Neuen Berliner Monatsſchrift 1799, October-Heft, p. 290–302 geſchöpft haben. Die Regierung, vielleicht in Rückerinnerung an jene früheren Colliſionen, nahm das neue Inſtitut frühzeitig in eine beſondere Obacht; es wurde ihm ein kurfürſtliches Privilegium und außerdem, was ſonſt nicht üblich war, ein eigener Cenſor ertheilt. Aber bei alledem konnten auch dieſe »Aviſen« ihrem Verhängniſſe nicht entgehen: nach einer ſiebzehnjährigen Dauer, im Jahre 1672, wurden ſie, trotz Privilegium und Cenſur, aus politiſchen Urſachen unterdrückt. Erſt unter dem Nachfolger des großen Kurfürſten, dem König Friedrich I., wurde eine Erneuerung des Blattes geſtattet (1690); auch wurde die Zahl der Nummern ſeitdem verdoppelt: Schwarzkopf, 347. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts (1706) wurden ſie aufs Neue verboten: Förſter, a. a. O. I, 249. Späterhin zwar wurden ſie wiederum geſtattet, namentlich erhielt ein gewiſſer Lorenz ein neues Zeitungsprivilegium. Aber auch dieſem wurde daſſelbe nicht

---

*) Unter denen, wie Cosmar bemerkt, ſich Georg Wilhelm ſelbſt befand; er ließ ſich, ſo oft er ſich in Preußen befand, die Zeitungen allemal ſorgfältig nachſchicken.

nur zeitweiſe (wie denn namentlich, nach Förſters Angabe, die Jahrgänge von 1713 und 1714 fehlen, alſo gerade die beiden erſten Jahre nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm des Erſten) entzogen, ſondern auch im Jahre 1721 plötzlich ganz genommen: worauf es ein Jahr ſpäter, zu Anfang 1722, an Joh. Andr. Rüdiger übertragen wurde. Dieſer, wiewohl auch über ſeinem Haupte fortwährend das Damoklesſchwert des Verbotes ſchwebte (Schwarzkopf a. a. O., womit freilich Preuß I, 137 nicht wohl übereinſtimmt), wußte nicht allein ſeine Zeitung glücklich durch alle Stürme hindurch zu laviren, ſondern auch, vermöge ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft mit dem Könige, alle Geſuche um weitere neue Privilegien, wie ſie beſonders von dem Buchhändler Ambroſius Haude wiederholentlich vorgebracht wurden, zu hintertreiben und ſolchergeſtalt ſeiner Zeitung ein einträgliches Monopol zu ſichern. Denn der »Potsdamſche Mercurius«, der ſeit 1737 in Potsdam erſchien, mochte ihm wenig Abbruch thun, zumal derſelbe ſchon im Jahre 1739 wieder zu Grabe ging. Es iſt dieſe Rüdiger'ſche Zeitung dieſelbe, welche noch jetzt unter dem Namen der Voſſiſchen exiſtirt und in dieſem Augenblick für das geleſenſte Blatt der Hauptſtadt gilt. —

Mit welchem Eifer Friedrich der Große bei ſeinem Regierungsantritt ſich des Zeitungsweſens annahm, iſt bekannt. Schon »den zweiten Tag nach ſeiner Thronbeſteigung ſchickte Friedrich ſeinen Freund Jordan zum Prediger Formey, mit dem Wunſche, daß dieſer eine literariſch-politiſche Zeitſchrift in franzöſiſcher Sprache herausgebe, wozu der König Beiträge liefern wolle: und ſchon den 9. Juli erſchien das *Journal de Berlin, ou Nouvelles politiques et litéraires* bei Haude.« S. Preuß I, 136. Von langem Beſtand freilich war die verſprochene Mitarbeiterſchaft des Königs nicht und eben ſo wenig das Blatt ſelbſt; es ging, wie Preuß a. a. O. bemerkt, ſchon Anfang April 1741, alſo nach kaum dreivierteljähriger Dauer, wieder ein. Glücklicher war ein anderes Unternehmen, deſſen Urſprung ebenfalls in die erſten Monate der neuen Regierung fällt und das noch in dieſem Augenblick mit der eben erwähnten Voſſiſchen Zeitung um die Gunſt des Berliner Publikums wetteifert: die »Berliniſche Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen« oder wie ſie jetzt gewöhnlich heißt: »Haude- und Spenerſche Zeitung.« Auch dieſe Zeitung wurde von Friedrich, wenn auch nicht, wie Preuß will, veranlaßt (denn dagegen ſpricht die bereits angeführte Thatſache, daß Haude ſelbſt ſchon bei Lebzeiten Friedrich Wilhelms des Erſten um ein zweites Zeitungsprivilegium wiederholentlich petitionirt hatte: ſ. Nicolai uud nach ihm Schwarzkopf a. a. O.) ſo doch jedenfalls aufs Lebhafteſte begünſtigt und unterſtützt. Sie erſchien zuerſt am 30. Juni 1740, in Quart; die Vignette war der gekrönte preußiſche Adler mit einem Palmzweig in der Klaue, über der Erdkugel ſchwebend, auf welche er, und zwar vornämlich auf Berlin, das beſonders bezeichnet iſt, offene Bücher herabſtreut; darumſtehend der Wahlſpruch: Wahrheit und Freiheit. Ein Gedicht, in welchem ſich auf den Schutz des Königs ausdrücklich bezogen wurde, eröffnete das Blatt *). Darauf folgte eine

---

*) Wir wollen daſſelbe hier mittheilen, ſowohl der Seltenheit wegen, als weil es einen neuen Beweis liefert, wie wenig damals das eigene Volk, ja die nächſte Umgebung des großen Königs ahnte, was eigentlich in dieſem flöteſpielenden königlichen Schwärmer, mit den großen blauen Augen, verborgen war: man erwartete zum Höchſten einen Titus, — und ſchon hatte ein Cäſar, bereit, die Welt mit dem Ruhm ſeiner Thaten zu erfüllen, den Thron beſtiegen. — Das Gedicht lautet:

»Ein weiſer Friedrich will dies Blatt
Aus angeſtammter Gnade ſchützen;
Was Sein Befehl geordnet hat,
Soll dem gemeinen Weſen nützen.
Die Wirkung ſeiner Mildigkeit,
Die mich ganz unverhofft erfreut,
Giebt meiner Demuth Luſt und Kräfte.
Ich eile fröhlich zum Bemühn,
Der bange Zweifel muß entfliehn:
Die Huld erleichtert die Geſchäfte.

Monarch! Dein Abſehn ſoll allein
Die Richtſchnur dieſer Arbeit bleiben,
Und ein geheiligt Triebwerck ſeyn,
Bedachtſam und mit Fleiß zu ſchreiben,
Was Vortheil und Ergötzen bringt,

Vorinnerung, in welcher es u. a. folgendermaßen heißt: „Nachdem Se. Königl. Maj. unſer allergnädigſter König und Herr ſich aus eigener höchſter Bewegung entſchloſſen haben, den bekannten Potsdammiſchen Mercurium, welcher vor einigen Jahren bey vernünftigen und unpartheyiſchen Leſern Liebe und Beifall erwarb, aber mitten in ſeiner Arbeit durch ein unvermeidliches Schickſal geſtöhret wurde, unter dem veränderten Titul, Berliniſche Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen,

---

Nicht ſchläfrig noch verwegen klingt,
Iſt Dein gegründetes Begehren.
Mein Opfer wird auch niemahls ruhn,
Den Pflichten möglichſt gnug zu thun,
Und ſich ſtets deutlich zu erklären.

Laß heute deinen frohen Knecht
Auf Ehrfurchts volle Wünſche denken;
Ein ſolcher Vorſatz iſt gerecht:
Weil Treue, Danck und Luſt mich lencken.
Du ſorgſt als Vater für Dein Land,
Und biſt ein theures Hofnungs-Pfand,
Von dem wir mit Vergnügen ſprechen,
Ein Friedrich, deſſen ſtarcker Geiſt,
Uns Wachsthum, Heyl und Ruh verheiſt,
Die Zeit und Noth nicht unterbrechen.

Es müſſe Seegen, Ruhm und Glück
Mit Deiner Weisheit ſich verbinden,
Und durch das gnädige Geſchick
Dein Reich des Guten Fülle finden.
Herr! den die Hand des Höchſten führt,
Bei dem man Huld und Großmuth ſpührt:
Wir flehn um Deines Lebens Länge,
So bringt Dein ſanftes Regiment,
Wenn Gott Dir viele Jahre gönnt,
Des ſchönſten Wohlſeins beſte Menge.

Der erſte Redacteur der neuen Zeitung war Lamprecht, der ſich in ſeiner Vaterſtadt Hamburg bereits als Zeitungsſchreiber beliebt gemacht hatte; er ſtarb wenige Jahre darauf, 1744, zu Berlin, als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften.

wieder fortfahren zu laſſen, als wird nöthig ſeyn von der Einrichtung dieſer Blätter kurzen, doch hinlänglichen Begriff zu geben .... Wofern an dem hieſigen Königlichen Hofe, oder in den Reſidentz Städten, und ſämmtlichen Provintzen Neuigkeiten vorgehen, ... ſo ſollen ſelbige ebenfalls, und zwar gleich im erſten Articul, ihren gebührenden Platz finden. Da wir uns nun mit der unterzeichneten Hoffnung ſchmeicheln, daß die weiſe Regierung unſers allertheuerſten Friedrich ... die Stadt Berlin zu einem Sammelplatze der Wiſſenſchaften machen werde; ſo können unſre Leſer künftig in dieſen Blättern eine umſtändliche Erzählung von den Anſtalten, welche Se. Königl. Maj. zur Aufnahme und Beförderung der Gelehrſamkeit und Künſte in Dero Landen etwas zu verordnen geruhen möchten, gantz gewiß erwarten.« Die Zeitung ſtellte ſich alſo in ihrem erſten Anfang, wenn auch nicht mit unmittelbaren Worten, ſo doch mit ſehr verſtändlichen Andeutungen als eine Art von Hofzeitung dar; wobei, dem Charakter gemäß, den man der neuen Regierung zum voraus beilegte, das gelehrte Element vorzüglich vorwalten ſollte. Damit iſt denn vor Allem der Brief des Kabinetsminiſters Grafen Podewils zu vergleichen, den Preuß III, 251 mittheilt. Derſelbe ſchreibt unterm 5. Juni 1740, alſo wenige Wochen vor Ausgabe der neuen Haudeſchen Zeitung, Folgendes: »Se. K. M. haben mir nach aufgehobener Tafel allergnädigſt anbefohlen, ... daß dem hieſigen Berliniſchen Zeitungsſchreiber eine unbeſchränkte Freiheit gelaſſen werden ſoll, in dem Artikel von Berlin von Demjenigen, was anitzo hieſelbſt vorgeht, zu ſchreiben was er will, ohne daß ſolches cenſirt werden ſoll, wie Höchſtderoſelben Worte waren, weil ſolches dieſelben divertire, dagegen aber auch ſodann fremde Ministri ſich nicht würden beſchweren können, wenn in den hieſigen Zeitungen hin und wieder Paſſagen anzutreffen, ſo ihnen mißfallen könnten. Ich nahm mir zwar die Freiheit darauf zu regeriren, daß der ***ſche Hof über dieſes Sujet ſehr pointilleux wäre; Se. Maj. erwiederten aber, daß Gazetten, wenn ſie interessant ſein ſollten, nicht genirt werden müſſen.«

Man ſieht daraus, daß es in der That anfänglich des Königs ernſter und aufrichtiger Wille geweſen, ein völlig freies und unabhängiges Zeitungsweſen herzuſtellen. Ja wie der oben erwähnten franzöſiſchen Zeitung eigenhändige Artikel des Königs verſprochen wurden, ſo benutzte er die »Berliniſchen Nachrichten,« um über kleine Begebenheiten, welche die Aufmerkſamkeit der Hauptſtadt erregen konnten, eine Art von Rechenſchaft zu geben, z. B. über die Verabſchiedung des Balletmeiſter Poitier, im Auguſt 1743, um, wie er in einem Briefe an Jordan, vom 20. Auguſt, ſagt, »den Fremdling auf die beſte Art von der Welt heimzuleuchten.« Preuß I, 137. Aber auch in größeren Dingen, politiſchen und militairiſchen, verſchmähte er es Anfangs nicht, ſich von der neuen Zeitung gegen die Angriffe und Entſtellungen anderer, namentlich der öſterreichiſchen Blätter vertreten zu laſſen; vgl. z. B. die Nummer XXXVII. (Dienſtag den 28. März) von 1741.

Allein wie wir dies im Leben des großen Königs öfters bemerken, daß er gerade dasjenige, Anſichten ſowohl wie einzelne Perſonen, wofür er Anfangs am Lebhafteſten begeiſtert iſt, ſpäterhin am Raſcheſten fallen läßt, und das nicht etwa aus Leichtſinn oder Unbeſtand, ſondern darum, weil nichts von Allem, weder Jugendfreunde noch Jugendhoffnungen, ihm gehalten, was er ſich davon verſprochen, und weil er den unabwendbaren Forderungen der Praxis nicht anders genügen konnte, als daß er ihnen, oft gegen ſein eigenes beſſeres Wiſſen, aber dennoch, ſeine glänzendſten Illuſionen opferte: ſo ſcheint es ihm auch mit den Zeitungen ergangen zu ſein. Er ſelbſt, am Abend ſeines Lebens, ſpricht ſich über denſelben Gegenſtand, den er dreißig Jahre zuvor mit ſo ſchönem Eifer vertheidigt und gefördert hatte, in einem Briefe an d'Alembert (vom 7. April 1772: Oeuvr. posth. T. 11, p. 143; bei Preuß III, 253) folgendermaßen aus: »Wegen der Preßfreiheit und der Spottſchriften, die eine unvermeidliche Folge davon ſind, geſtehe ich, ſoviel ich die Menſchen kenne, mit denen ich mich ziemlich lange beſchäftigt habe, faſt überzeugt zu ſein, daß abhaltende Zwangsmittel erforderlich ſind, weil die Freiheit ſtets mißbraucht wird; alſo daß man die Bücher einer zwar nicht ſtrengen, aber doch hinreichenden Prüfung unterwerfen muß, um Alles zu unterdrücken, was die allgemeine Sicherheit, wie das Wohl der Geſellſchaft gefährdet, welche die Verſpottung nicht verträgt.« — Hieraus erklärt ſich auch das veränderte Verfahren, das er, wenige Jahre nach ſeiner Thronbeſteigung, gegen die Zeitungen eintreten ließ. Nicht zwar dies wollen wir dahin rechnen, daß er fremden Zeitungen, wie den in Brüſſel und Köln erſcheinenden franzöſiſchen Blättern, ingleichen der Frankfurter Oberpoſtamtszeitung, den Eintritt in die preußiſchen Staaten ohne Weiteres verbot, ſobald dieſelben, nach des Königs Ermeſſen, »ſich einer unerlaubten Parteilichkeit gegen den Königlich preußiſchen Staat ſchuldig gemacht.« (Preuß a. a. O.) Dies geſchah regelmäßig nur in Kriegszeiten: und mag daher auch dies Verfahren nur unter die außerordentlichen und gewaltſamen Maßregeln gerechnet werden, welche in Kriegszeiten nun einmal unvermeidlich ſind. Aber auch die Cenſurfreiheit, welche König Friedrich, wie wir oben geſehen haben, den Zeitungsſchreibern erſt im Juni 1740 eingeräumt hatte, wurde denſelben bereits im December deſſelben Jahres »wegen Mißbrauchs« entzogen; aber auch die Berliniſchen Nachrichten, die ſich ſo Großes gewußt hatten mit dem Schutze des Königs, ja denen der König ſeine eigene Mitwirkung verheißen hatte, mußten bereits nach anderthalb Jahren ihren Wahlſpruch: »Wahrheit und Freyheit« (ſeit Neujahr 1743) gegen die noch jetzt übliche Vignette, den preußiſchen Adler mit der Inſchrift: »Mit Königlicher Freyheit« aufgeben; aber ſchon im März 1741 befahl der König »in publicis« die Cenſur des Kabinetsminiſteriums, die ſpäterhin mehrfach verſchörft und durch Confiſcationen und gewaltſame Unterdrücknngen ernſtlich aufrecht erhalten wurde.

Und dennoch könnte man auch dieſes vielleicht noch rechtfertigen: die Freiheit der Preſſe wäre eine Anomalie geweſen zu einer Zeit und in einem Lande, das ſonſt von Freiheit wenig oder nichts, nicht einmal die Ahnung, nicht einmal das Bedürfniß beſaß, ja dem die einzige Freiheit, welche ihm vergönnt war, die Freiheit in Religions- und Glaubensſachen, nicht ſelten ſogar aufgedrungen werden mußte: ſo daß alſo Friedrich, indem er die Cenſur der Zeitungen wiederherſtellte, nichts Anderes that, als daß er von der iſolirten Höhe ſeiner Bildung wieder zurücklenkte auf das Niveau ſeiner Zeit und ſeines Volkes. Schlimmer dagegen und in der That als eine Verſündigung gegen den Geiſt der Öffentlichkeit erſcheint uns dies, daß er, der dieſen Geiſt begriff, es dennoch nicht verſchmähte, demſelben abſichtlich Hohn zu ſprechen, indem er die Organe deſſelben, die Zeitungen, zum Schauplatz eines Muthwillens erniedrigte, der vielleicht ſehr geiſtreich, ſehr unterhaltend, aber gewiß nicht königlich war. Wir meinen die erfundenen Nachrichten, die offenbaren und handgreiflichen Lügen, welche Friedrich, kraft königlichen Befehls, in die Berliner Zeitungen einrücken ließ, nicht aus irgend einer politiſchen Abſicht, um irgend einer diplomatiſchen Ränke willen, ſondern lediglich um dadurch ſeine Verachtung ſowohl der Zeitungen, wie des Zeitungspublikums auf eine eclatante Weiſe an den Tag zu legen. Zugegeben, daß dieſe Verachtung in den meiſten Fällen nur allzubegründet war: ſo wäre es doch, unſers Bedünkens, königlicher geweſen, das Volk und die Literatur, die er in die Sonnenbahnen ſeines Genius nicht mit heraufziehen gekonnt oder gedurft, ruhig ihren obſcuren Weg dahingehen zu laſſen, als ſeine geiſtige Obermacht dadurch zu erweiſen, daß er die Dummen, in der Dummheit Gehaltenen, um eben dieſer Dummheit willen verſpottete.

Auch war der Einfall nicht einmal neu. Schon ſein Vater (von dem Friedrich der Große überhaupt weit mehr hatte und, trotz aller anderweitigen Verſchiedenheit, jederzeit behalten hat, als er ſelber ſich bewußt war und als unſre Geſchichtſchreiber bisher für gut befunden haben, es nachzuweiſen: — eine Behauptung, die wir allerdings hier nicht des Näheren erörtern können, deren Richtigkeit aber, um nur Eines anzuführen, ſich jedem aufmerkſamen Leſer der Marginalien beider Könige, bei Förſter und Preuß, ſogleich ergeben wird) hatte die Zeitungen öfters zum Gegenſtand ſeines, bekanntlich etwas derben Witzes gemacht: theils, weil er die Zeitungsſchreiber, als gelehrte Leute, überhaupt verachtete, obſchon er die Zeitungen ſelbſt mit Eifer las und in ſeinem bekannten Tabackscollegium franzöſiſche, holländiſche und deutſche Zeitungen, namentlich die Hamburger, Frankfurter, Breslauer, Leipziger und Wiener niemals fehlen durften (Förſter I, 249); theils weil er von ihnen, verſteht ſich nur von den fremden und namentlich von den holländiſchen, mancherlei Angriffe zu erleiden hatte.*) Damit vertrug es ſich denn ſehr wohl, daß er zu den unköniglichen Späßen, die er bekanntlich mit ſeinem Präſidenten der Akademie, Hiſtoriographen und — Hofnarren, dem famoſen Gundling, zu treiben pflegte, auch den Beiſtand der auswärtigen Zeitungen in Anſpruch nahm, indem er denſelben die »ſatiriſchen Anzeigen«, wie Förſter es nennt, oder richtiger die groben Späße, Lügen und Zoten, die er gegen Gundling zu richten beliebte, zur Aufnahme zuſchickte; ſogar die Vermittlung der auswärtigen Geſchäftsträger wurde zu dieſem Zweck in Anſpruch genommen. Aus der Antwort eines derartigen Geſandten, des Envoyé Meinershagen, im Haag, vom 7. Januar 1724, welchen Förſter I, 262 mitgetheilt hat, erſehen wir indeſſen, daß die meiſten (und, dürfen wir hinzuſetzen, beſſeren) Zeitungen denn doch Bedenken trugen, ſich zum Werkzeug dieſes königlichen Übermuthes herzugeben: nur »den Haagſchen Nieder-teutſchen **Gazettier** und den Schreiber der Franzöſiſchen **Quint-Essence**« hatte Meinershagen dahin bringen können, »daß ſie dieſen Artikul völlig hineingeſetzet, unter der Zuſage, daß ſie deswegen keine Anfechtung oder **reprimande** zu gewarten haben dürfen.«

---

*) Insbeſondere boten ſeine Bauſucht, ſeine Wirthſchaftlichkeit, ſowie

---

ſein militairiſcher Pedantismus den holländiſchen Zeitungen, als welche damals der völligſten Preßfreiheit genoſſen, vielfachen Stoff zu Neckereien dar, ſelbſt bei kleinen Veranlaſſungen, von denen man kaum begreifen würde, wie die fremden Zeitungsſchreiber ſie erfuhren, wenn man nicht wüßte, welche ſarkaſtiſche Aufpaſſer dieſer König in ſeiner nächſten Nähe, ja in ſeiner eignen Familie beſaß. — So z. B. als er die Garniſonkirche zu Potsdam, die bis dahin von Holz geweſen war, abtragen und von Steinen neu aufführen ließ, machte ein holländiſcher Zeitungsſchreiber die ſpöttiſche Bemerkung, der König habe die Kirche abtragen laſſen, um nachzuſehen, ob auch der Grund noch gut ſei. Förſter **II, 292**. Mitunter indeſſen wußte der König den Zeitungsſchreibern auch zu dienen und den Scherz durch Scherz zu überbieten. So »als in einem damals vielgeleſenen Blatte, in der Holländiſchen Courante, die Nachricht mitgetheilt wurde: in Potsdam ſei ein Flügelmann der großen Grenadiergarde geſtorben, bei deſſen Section man zwei große Magen, aber kein Herz gefunden: ließ der König dem Zeitungsſchreiber die Nachricht zugehen, daß es damit allerdings ſeine Richtigkeit habe; zur Vervollſtändigung der Nachricht ſei jedoch hinzuzufügen, daß der Verſtorbene ein — Holländer geweſen.« Ebendaſ. **I, 219**.

Auch die Zeitungsſpäße Friedrichs des Großen riechen einigermaßen nach dieſem Wachtſtubenwitze ſeines fürſtlichen Vaters. Wir wollen nur einen davon anführen, freilich wohl den eclatanteſten. Als der König, bald nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges, da er auf nichts dachte, als wie die Wunden dieſes langen Krieges zu heilen wären, durch allerhand Zeitungsgerüchte von einem nahbevorſtehenden Wiederausbruch des Krieges geärgert wurde, ſo ſetzte er, um die Lügenhaftigkeit der Zeitungsſchreiber und ebenſo die thörichte Leichtgläubigkeit der Zeitungsleſer auf eine glänzende Weiſe zu ironiſiren, mit eigner Hand die umſtändliche Beſchreibung eines furchtbaren Hagelwetters auf, welches am 27. Februar 1767 zu Potsdam ausgebrochen ſein und durch die gewaltige Menge und Größe der Hagelkörner ſogar Menſchen und Thiere erſchlagen haben ſollte. Dieſe (völlig erdichtete) Nachricht ſchickte er an Formey, mit dem Befehle, ſie ſofort aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche zu übertragen, nebſt einem Kabinetsſchreiben, durch welches den Herausgebern der beiden Berliner Zeitungen, bei Vermeidung königlicher Ungnade, die ſofortige Aufnahme des Artikels zur Pflicht gemacht wurde; die Quelle der Nachricht ſollte aber nicht genannt, noch auch irgend welche Berichtigungen oder Widerlegungen aufgenommen werd[illegible] Natürlich wurde dieſem Befehle ohne Widerſpruch gefolgt; der Artikel erſchien, er machte die Runde durch alle europäiſche Zeitungen, ja der Profeſſor Titus in Wittenberg ſchrieb ſogar einen Commentar darüber, während die Reclamationen der Potsdamer, die von ſolchem Hagelwetter nicht das Mindeſte geſehen hatten, zurückgewieſen wurden. Ähnliches ſ. Preuß I, 391. Schwarzkopf im Allg. Lit. Anz. Jahrg. 1801. Nr. 39. p. 363. fg.

Hienach begreift es ſich, wie die Berliner Zeitungen, ungeachtet des ſchönen Eifers, mit welchem Friedrich der Zweite ſie Anfangs in ſeinen ausdrücklichen Schutz zu nehmen ſchien, dennoch nichts Erhebliches leiſteten, ſondern hinter der geiſtigen Bewegung, in welche dieſer große König ſein Volk allmälig hineinzureißen wußte, ſogar zurückblieben. Daher auch, während Berlin übrigens ein Hauptſitz und Tummelplatz der literariſchen Revolution, die ſich damals in Deutſchland vorbereitete, und namentlich des kritiſchen Journalismus wurde, vergrößerte die Zahl der Berliner politiſchen Zeitungen ſich nicht. Selbſt die Verſuche dazu, wie die Gelehrte und politiſche Zeitung, welche kurze Zeit hindurch im Verlage der Königlichen Realſchule erſchien, die **Bauern-Geſpräche**, die zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges von einem Feldprediger in plattdeutſcher Sprache herausgegeben wurden (Schwarzkopf a. a. O. p. 351) u. ſ. w., waren ſparſam und von allerkürzeſter Dauer.

Deſto reicher dagegen, wenn wir dem Zeugniſſe von Schwarzkopf p. 353 fg. trauen dürfen, wucherte gerade in Berlin jener Auswuchs und Baſtard des Zeitungsweſens, deſſen wir ſchon früher einigemale Erwähnung gethan haben, wenn auch immer nur, um das nähere Eingehen auf denſelben von uns abzulehnen: die ſ. g. Blättchen oder geſchriebenen Zeitungen, welche, nach Schwarzkopf's Ausdruck, nach dem Beiſpiele von Wien und Brünn, auch in Berlin in großer Menge ſchwammartig entſtanden und verſchwanden: vgl. Nicolai's Anekd. VI, 208. Die Erbärmlichkeit der vorhandenen öffentlichen Zeitungen einerſeits, ſo wie andrerſeits das Geheimnißvolle einer autokratiſchen Kabinetsregierung, wie Friedrich der Große, in großartiger Abgeſchloſſenheit, dieſelbe übte, verbunden mit der Neugier, dem Eigennutz und der Ränkeſucht der fremden Diplomaten, die ſich allerdings ſehr unwohl fühlen mußten an einem Hofe, wo es keine Maitreſſen zu erkaufen, keine Günſtlinge zu beſtechen, keine Kammerdiener auszuforſchen gab: dies Alles zuſammengenommen mußte dieſe Afterbildung allerdings begünſtigen. Aber bedauern müſſen wir immerhin das Land und die Zeit, wo ſelbſt das, was urſprünglich ein Organ der Öffentlichkeit, ein allgemeines Eigenthum des Volkes ſein ſoll, ſich in den Schleier des Geheimniſſes zu einem Boten der Klatſchſucht, der Spionerie und Lüge zuſammenziehen muß.

Wenn aber nicht einmal in der Reſidenz, ſo konnte um ſo weniger in den Provinzen des preußiſchen Staates eine wirkliche Blüthe des Zeitungsweſens ſich geſtalten. Zwar bekamen die meiſten größeren Städte ſchon in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eigene Zeitungen, am früheſten Halle, Magdeburg, Stettin (1720), Königsberg u. ſ. w. (Schwarzkopf a. a. O. 354—360); doch hat keine einzige von ihnen irgend eine hiſtoriſche Bedeutung erlangt.

Des ***Courier du Bas-Rhin*** dagegen, welcher im Jahre 1767 durch den Exjeſuiten Manſon von Cleve nach Weſel verlegt und zu einem der anſehnlichſten politiſchen Blätter erhoben wurde, ſo daß ſelbſt der Miniſter Herzberg es öſters zu Staatszwecken benutzt haben ſoll, und das ſich namentlich durch ſeine freie und unumwundene Sprache auszeichnete (Schwarzkopf p. 355. Preuß **III**, 258), dürfen wir hier nicht weiter gedenken, da er, obſchon innerhalb der preußiſchen Staaten erſcheinend, dennoch durch Sprache, Redaction und geſammte Haltung vielmehr der franzöſiſchen Journaliſtik angehört. — —

Auf dieſe äußerlichen Notizen nun hat die Geſchichte der deutſchen politiſchen Zeitungen, bis in das letzte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, ſich zu beſchränken; eine Geſchichte ihrer innerlichen Entwicklung, ihrer geiſtigen Fortbildung giebt es nicht, weil ſie ſelbſt, bis zu dem angegebenen Zeitpunkte, keine Entwicklung oder Fortbildung hat, ſogar weil kein geiſtiger Kern in ihr iſt, der ſich hätte entwickeln können. Was ſie urſprünglich, in ihrer roheſten Form, geweſen waren, das blieben ſie getreulich drei Jahrhunderte hindurch: Relationen, Neuigkeitsboten, ohne Urtheil, ohne Geſinnung und ohne Geiſt.

Der Spate, in der mehrerwähnten Zeitungsluſt, giebt den Journalſchreibern ſeiner Zeit den dringenden Rath, ſich allen und jeden Urtheils über politiſche Dinge zu enthalten. »Ob auch ſchon eben ſo wol,« ſagt er (p. 59 fg.), »in der Hiſtorie, als denen Zeitungen getadelt wird, ein Urtheil über die vorgehende Sache zu fällen: So iſt doch ſolches mehr in dieſen als jenen verwerflich. Denn man lieſet die Zeitungen darümb nicht, daß man daraus gelehrt und in Beurtheilung der Sachen geſchickt werden, ſondern daß man allein wiſſen wolle, was hier und dar begiebet. Derowegen die Zeitungsſchreiber, mit ihrem unzeitlichen Richten zu erkennen geben, daß ſie nicht viel neues zu berichten haben, ſondern bloß das Blat zu erfüllen, einen Senf darüber her machen, welcher zu nichts anders dienet, als daß man die Naſeweysheit derſelben verlachet, und gleichſam mit Füßen tritt, weil ſie aus ihrer Sfäre ſich verirren, wo ſie nicht anders als ſtraucheln und verſincken können.« — Und an einer andern Stelle, in Betreff des vorſichtigen und ſanften Tones, welchen die Zeitungsſchreiber bewahren ſollen (p. 77): »Hierzu gehören nicht weniger die Satyriſche Schriften, ſpöttiſche Durchhechelungen und Paſquille, womit mancher gewinnſt-ſüchtiger Mercurius-Bote ſich wol rümen und kützlen darf, weil ihm wiſſend, daß der gemeine Mann ſolch ſchnödes Ding gern höret und lieſet: Es bekommt aber dergleichen Ohren-juckern und Daumen-drehern wie dem Hunde das Gras, alſo, daß ſie mit ihrem Speyvögel-handwerk hinweg gejaget, oder in andere groſſe Verantwortung eingewicklet werden. Weit davon, ſagt man, iſt gut vor den Schuß; alſo kann man in einer Luteriſchen Stadt, da man verwahret iſt, zwar wol etwas Anzügliches aus Rom auf die Bahn bringen, welches man aber an einem Catoliſchen Orte ſich vergeben laſſen muß, und iſt dißfalls keine geringe Behutſamkeit von nöten: denn wer da ſaget, was er will, der muß darnach auch hören und leſen, ja darum leiden, was er nicht will.“

Dieſe Rathſchläge — goldene Worte, die noch heute den Ohren einer gewiſſen Partei unendlich wohl thun werden! — ſind zwar, wie geſagt, urſprünglich den Zeitungsſchreibern zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts gegeben. Aber gleich als hätten auch alle ſpäteren Journaliſten dieſelben zum Symbolum ihrer journaliſtiſchen Thätigkeit gemacht, ſo charakteriſiren ſie zugleich das geſammte deutſche Zeitungsweſen bis gegen den Ausgang des vorigen Jahrhunderts: — und ſelbſt dieſes bis könnten wir weglaſſen, ohne der Mehrzahl unſerer Zeitungen Unrecht zu thun.

Dieſer Journalismus alſo hat keine Geſchichte: und nehmen wir daher an dieſer Stelle von den politiſchen Zeitungen bis dahin Abſchied, wo, in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, mit der allgemeinen Bewegung des deutſchen Geiſtes, ſowie namentlich in Folge der Anregungen, welche die nordamerikaniſche Revolution auch über Deutſchland auszuſtrömen anfing, auch der politiſche Journalismus unſers Landes aus ſeinem Schlummer erwachte und einige Zeit hindurch Miene machte, ſeine eigentliche Aufgabe, wenn auch noch nicht zu erfüllen, doch wenigſtens zu begreifen: — wiewohl auch hier noch der Anlauf größer blieb, als das Ziel, das man erreichte.

XIV.

Die Intelligenz- und Anzeigeblätter.

Schließlich, als Anhang zu dieſem ganzen Abſchnitte, wollen wir noch einige Worte über diejenige Sphäre des Journalismus hinzufügen, welche ausſchließlich dem unmittelbarſten praktiſchen Intereſſe, den Bedürfniſſen des täglichen Handels und Wandels beſtimmt iſt: die ſog. Intelligenz- oder Anzeigeblätter. Die Erwähnung derſelben ſcheint gerade an dieſer Stelle um ſo paſſender, als dieſe Anzeigen ſelbſt, namentlich heutzutage, gewiſſermaßen den Anhang der politiſchen Zeitungen zu bilden und in ihrem Geleite aufzutreten pflegen. Wir werden uns dabei, da der Inhalt dieſer Blätter natürlich gar nicht in Betracht kommt, auf eine kurze Geſchichte ihrer Entſtehung und Ausbreitung beſchränken. Das Material dazu iſt in den vielgenannten Schwarzkopf'ſchen Schriften, namentlich in ſeiner Überſicht deutſcher Intelligenzblätter im Hannöverſchen Neuen Magazin, Jahrg. 1801, Nr. 60 u. 61. und ſodann beſonders in Beckmann's Beitr. zur Geſchichte der Erfindungen, II. 231—241 und IV. 306—308, geliefert.

Die Preſſe überhaupt für dieſe nächſten Zwecke des täglichen Verkehrs zu benutzen, iſt eine Erfindung der Franzoſen. Schon Montaigne's Vater, um Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, (Essais, livre 1. chap. 34; bei Beckmann II, 236) hatte den Vorſchlag gemacht, gewiſſe Comtoirs zu errichten, in welchen Anmeldungen angenommen und Nachweiſe ertheilt würden zu Dienſten, Verkäufen und allen ähnlichen Vorkommniſſen des gewerblichen Verkehrs. Von hier aus war es nur noch ein kleiner Schritt, dieſe Meldungen und Nachweiſe zuſammendrucken und als periodiſches Blatt erſcheinen zu laſſen. Wann dieſer Schritt zuerſt geſchehen, iſt nicht völlig erwieſen; doch jedenfalls in Frankreich. Uns ſelbſt iſt eine Nummer eines Pariſer Intelligenzblattes vom Jahre 1633 zu Geſichte gekommen. Dieſelbe beſteht aus einem Bogen in Folio und iſt dem von uns benutzten Dresdner Exemplare der Renaudot'ſchen Zeitung angebunden. Sie beginnt, ohne weitere Überſchrift, unmittelbar mit einer „Liste des predicateurs qui doivent preschez en cette ville et faux-bourgs de Paris le Caresme de la presente année 1633:« worin, mit einer von einem Intelligenzblatt kaum erwarteten Salbung, den Geiſtlichen der Stadt Paris unter Anderm nachgerühmt wird, daß ihre Zahl »laisse le choix aux oreilles plus delicates, afin de rendre moins excusable la negligence de les aller entendre.« Dann erſt folgt der eigentliche Titel: »*Troisiesme Feuille du Bureau d'Adresse, du 15. fevrier 1633*«. Die Anzeigen ſelbſt werden unter beſtimmten Rubriken verzeichnet, wie z. B. Terres Seigneuriales à vendre; Maisons en roture à vendre aux champs; Maisons à Paris à vendre; Maisons à Paris à donner à loger: alſo völlig in derſelben Art, wie es noch in den heutigen Intelligenzblättern zu geſchehen pflegt. Einige andere Rubriken freilich erſcheinen dem heutigen Leſer etwas ungewohnt, z. B. Benefices à permuter; Offices à vendre; Offices, qu'on demande à acheter. Auch werden Hofmeiſter angeboten, Mäntel, Betten, Teppiche zum Verkaufe angetragen. Zum Schluß: A Paris. Du Bureau d'Addresse, rue de la Calendre au Grand Coq, ce 15. Fevrier 1633. Avec Privilege.

Hienach alſo kann, um dies beiher zu bemerken, das Intelligenzblatt des John Innys, welches 1637 zu London errichtet wurde und das Beckmann überhaupt für das älteſte zu halten geneigt iſt, wenigſtens dieſes nicht ſein: ſ. a. a. O. II. 237; Schwarzkopf über Zeitungen, p. 17.

Nach Deutſchland ward die neue Erfindung erſt ziemlich ſpät, zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, verpflanzt. Bis dahin hatte man ſich in Deutſchland theils des öffentlichen Ausrufens durch die Rathsdiener auf Gaſſen und Plätzen oder auch, wie noch zu Anfang des Jahrhunderts in Pommern, ſogar in Folge königlicher Verordnung, geſchah (Schwarzkopf, Allg. Lit. Anz. Jahrg. 1801. Nr. 38. p. 355), auf den Kirchhöfen der Städte und den »Köderbänken« (Schwatzbänken) der Dorfſchaften, theils auch der Prediger bedient, welche dieſe ſehr profanen Dinge, mitunter mit ebenſo profanen Anmerkungen (vgl. Schwarzkopf über Zeitungen in Frankfurt, p. 16) Sonntags nach dem Gottesdienſt von der Kanzel verleſen mußten. Erſt im Jahre 1680 (Schwarzkopf a. a. O. p. 2: wonach Beckmann

II, 238 und IV, 306 fgg. zu berichtigen iſt) wurde zu Hamburg in dem bereits früher erwähnten Relationscourier, der noch zu Anfang des laufenden Jahrhunderts als Wiering'ſche Zeitung fortbeſtand, das erſte deutſche Intelligenzblatt gegründet. Bald darauf (Beckmann II. 237) ſcheint Wien gefolgt zu ſein. Die dritte Stadt war Frankfurt am Main, im Jahre 1722 (Schwarzkopf a. a. O. p. 16); ſodann Berlin, ſeit 1727 (Beckmann II, 238; Schwarzkopf, Allg. Lit. Anz. Jahrg. 1801, Nr. 37, p. 347); dann Halle, ſeit 1729, und überhaupt die meiſten Provinzialſtädte der preußiſchen Monarchie: während einige andere ungleich größere Städte erſt ſpäter, z. B. Leipzig erſt im Jahre 1763 (Schwarzkopf über Zeitungen in Sachſen, p. 13), ein eigenes Intelligenzblatt erhielten. Des allgemeinen Intelligenzblattes für ganz Deutſchland, welches Rud. Zach. Becker im Jahre 1792 von Gotha aus herauszugeben anfing („Kaiſerlich privilegirter Reichs-Anzeiger oder allgemeines Intelligenzblatt zum Behuf der Juſtiz, der Polizey und der bürgerlichen Gewerbe im deutſchen Reiche“ ꝛc. Schwarzk. a. a. O. p. 34. fgg.) und das noch jetzt, wenn auch mit ſtark veränderter Tendenz, als Allgemeiner Anzeiger der Deutſchen fortvegetirt, wollen wir gleichfalls ſchon an dieſer Stelle Erwähnung thun, da wir auf dieſes Thema ſpäterhin ſchwerlich zurückkommen werden. —

Außer dieſen ausdrücklichen Intelligenzblättern wurde es mit der Zeit auch Sitte, auch in die politiſchen Zeitungen, als Anhang zu den eigentlichen Zeitungsnachrichten, allerlei gewerbliche Anzeigen einzurücken. Wann zuerſt dieſe Sitte aufgekommen iſt, vermögen wir nicht anzugeben; die uns bekannt gewordenen älteren Zeitungen, bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, enthalten noch keine derartigen Anzeigen, ausgenommen Bücheranzeigen. Doch hat nach Schwarzkopfs Angabe (Allg. Lit. Anz. Jahrg. 1801, Nr. 37, p. 347) die Rüdiger'ſche, d. i. Voſſiſche Zeitung, bereits bei ihrer Gründung, das heißt alſo ſchon im Jahre 1722, Intelligenzartikel enthalten.

Zweites Kapitel.

Von

Gründung der Leipziger Acta Eruditorum

bis

zur Entſtehung der moraliſchen Wochenſchriften.

(1682 bis 1713.)

I.

Entſtehung des literariſchen Journalismus.

Wir haben im vorigen Kapitel geſehen, aus wie kleinen Anfängen, in wie allmäligem Wachsthum die politiſchen Zeitungen in Deutſchland ſich entwickelten. Ein ganz entgegengeſetztes Schauſpiel bietet die Entſtehung unſers literariſchen, oder wie wir ihn für dieſe erſte Periode nennen müſſen, gelehrten Journalismus. Hatten die politiſchen Zeitungen erſt nach einer Reihe einleitender und vorbereitender Verſuche, nach Fehlgriffen und Abſchweifungen der mannigfachſten Art, die Form gefunden, die ihrem eigenen Weſen entſprach, und waren wir daher im Stande, den Entwicklungsgang unſrer politiſchen Zeitungen ſtufenweiſe, von der ungeſchickten Form der Relation, des fliegenden Blattes, bis dahin, wo ſie erſt wirklich Zeitungen werden, zu verfolgen: ſo tritt umgekehrt der gelehrte Journalismus, indem er ſich der fertigen Form der politiſchen Zeitungen bemächtigt, uns gleich Anfangs in völlig gereifter Geſtalt, in einer fertigen und Achtung gebietenden Erſcheinung entgegen. Freilich wohl ſind die politiſchen Zeitungen dafür auch eine urſprünglich deutſche, auf deutſchem Boden und allein unter deutſchen Einflüſſen gereifte Frucht; wogegen der gelehrte Journalismus aus fremder Erde zu uns herübergetragen worden iſt. — Doch waren die Elemente zu ſeiner Entſtehung auch in Deutſchland vorhanden.

Wir müſſen dabei wiederum auf die Reformation zurückgehen.

Die Reformation, wie ſie mit gewaltiger Strömung alle Kreiſe des deutſchen Lebens erfüllte und dieſe bis dahin ſo in ſich gekehrte, ſo vielfach zerſtückelte, von allem höheren Pathos verlaſſene Nation plötzlich auf den äußerſten Gipfel gemeinſamer geiſtiger Bewegung verſetzte, hatte auch die deutſchen Gelehrten mit ſich fortgeriſſen. Sogar dieſe vornämlich: da die Reformation ſelbſt ihre eigene Entſtehung zum guten Theil den eigentlichen Gelehrten, den Sprachkennern und Alterthumsforſchern verdankte. Es iſt bekannt und an andern Orten (zuletzt und am Überſichtlichſten bei Hagen, Deutſchlands liter. und religiöſe Verh. im Reformationszeitalter, I, 79. fgg. 132—146; vgl. Erhard's Geſch. des Wiederaufblühens wiſſenſchaftl. Bildung, vornehmlich in Teutſchland, bis zum Anfange der Reformation, 1830 fgg. Bd. 1 und 2.) ausführlich dargeſtellt worden, wie ſchon im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts durch Bemühungen deutſcher Gelehrten, vornämlich des Gerhard de Groote (geb. 1340, ſt. 1384), die klaſſiſchen Studien, das heißt alſo die Beſchäftigung mit dem heidniſchen Alterthum, der theologiſchen Bildung angenähert worden waren; wie dann namentlich Gerhards Nachfolger, Thomas von Kempen (geb. 1380, ſt. 1471), dieſe klaſſiſchen Studien ſogar zur Grundlage der theologiſchen Bildung erhoben hatte; wie durch ihn eine Reihe der vorzüglichſten Schüler, Männer, wie Rudolph Agricola, Rudolph Lange, Ludwig Dringenberg u.ſ.w. ausgeſendet wurde, den edlen Samen dieſer neuen Bildung, welche ſie in der Schule zu Zwoll gewonnen und durch perſönlichen Aufenthalt in Italien vollendet hatten, durch ganz Deutſchland auszuſtreuen; und wie endlich dieſe freiere Anſchauung der antiken Welt, die heitere Klarheit klaſſiſcher Bildung durch tauſend und aber tauſend Kanäle auch in ſolche Schriften übergegangen war, die für das eigentliche Volk beſtimmt waren: ſo daß alſo dasjenige, was anfänglich das einſame Studium einer geiſtlichen Brüderſchaft, das Ergötzen eines einzelnen Gelehrten geweſen war, ſich ſchließlich als Bildungsmittel einer neuen Zeit und eines lebendigen Volkes praktiſch bewährte.

Hiemit aber hatte ſich für die Gelehrten eine völlig neue Stellung geſchaffen. Die Schranke des Kloſterlebens war gebrochen; dieſelben Götter, die von ihnen zu neuem Leben erweckt worden waren, führten nun, zu ſchöner Vergeltung, auch ſie ſelbſt wieder in die Welt und das Leben zurück. Die Gelehrten traten an die Spitze der Bewegung; ſie vertauſchen den Lehrſtuhl gegen den Wanderſtab, der Hörſaal erweitert ſich zur Volks verſammlung. Nicht bloß die Lehre, auch das Beiſpiel, nicht bloß die Kenntniß, auch die Perſönlichkeit werden in die Wagſchale geworfen; die Männer des Worts bewähren ſich zugleich als Männer der That: bis endlich aus dieſer allgemeinen Gährung Luther hervorgeht, der Schlußſtein, nicht Grundſtein dieſer reformatoriſchen Bewegung, ein großer Geiſt, noch größerer Charakter, der in der Hitze des Kampfs die Humanität klaſſiſcher Bildung wohl mitunter bei Seite ſetzen, aber doch niemals dieſe Bildung ſelbſt verläugnen oder völlig ablegen konnte.

Wir haben ſchon oben erinnert, wie auf dieſe gewaltige Bewegung eine ebenſo gewaltige Abſpannung folgte. Die Gelehrten, wie ſie jene getheilt hatten, konnten ſich auch dieſer nicht entziehen. Der Strom der geiſtigen Bewegung war vorübergebrauſt, die Waſſer verſiegten: aber wie ſie verſiegten, ſo ſuchte ſofort der Niederſchlag ſich in ſich ſelbſt zu conſolidiren und in einzelnen Kryſtallen, größeren Gruppen zuſammen zu ſchießen.

Mit anderen Worten: wie die Gelehrten zur Zeit der Reformation die bisherige Ausſchließlichkeit des Gelehrtenſtandes freiwillig aufgegeben und ſich mitten in die Fülle des Lebens, in den Strudel volksthümlicher Bewegung geſtürzt hatten, ſo umgekehrt zogen die Gelehrten des ſiebzehnten Jahrhunderts ſich aufs Neue auf ſich ſelbſt zurück, ſie bildeten gelehrte Collegien und Innungen und ſtellten der großen Maſſe der Laien ein neues, abgeſchloſſenes Gelehrtenthum gegenüber. Jene hatten ihre Stellen und Ämter aufgegeben, um an flüchtigem Stabe die Welt zu durchwandern; dieſe dagegen niſteten ſich feſt in Geſellſchaften und Akademieen und ſchmückten die Schelle, an der ſie hafteten. Jenen hatte in letzter Inſtanz die Perſönlichkeit, der eigenthümliche und ſcharf ausgeprägte Charakter den Ausſchlag gegeben; dieſe dagegen brachten dem verallgemeinernden Typus einer geſellſchaftlichen Konvention, den tauſend Rückſichten und Punktationen einer geſchloſſenen Geſellſchaft das Recht der freien Perſönlichkeit zum Opfer, ſie liebten es, ihren eigenen angeborenen Namen gegen eine blaſſe Symbolik, eine tändelnde Allegorie zu vertauſchen, um ſo auch ſchon äußerlich kund zu geben, daß ſie nicht mehr ſich ſelber, ſondern einer gewiſſen abſtracten Genoſſenſchaft angehören und von ihr Namen, Würde und Anſehn empfangen wollten.

Daher wie das Zeitalter der Reformation zugleich das Zeitalter iſt der verjagten, flüchtigen, heimathloſen Gelehrten, ſo im Gegentheil iſt das ſiebzehnte Jahrhundert das Zeitalter der gelehrten Geſellſchaften und Corporationen; die Elemente, die hundert Jahre zuvor, Atomen gleich, in wirbelnder Bewegung, Leben ausgeſprüht und Welten geſchaffen hatten, waren jetzt in träger Ruhe zu ſchwerfälligen Maſſen verknöchert.

Es kam noch einiges Andere hinzu, was dieſe veränderte Stellung des Gelehrtenſtandes unterſtützte und beförderte. Zuerſt dies, daß die Gelehrten, nachdem ſie zu Anfang der Reformation den Stütz- und Mittelpunkt, welchen ſie bisher an der Theologie gehabt, aufgegeben hatten, im Verlaufe der Reformation ſelbſt nicht ſo glücklich geweſen waren, einen neuen Anhaltpunkt, eine neue praktiſche Vermittlung für ſich aufzufinden. Sie waren daher genöthigt geweſen, ihr Centrum fortan nur in ſich ſelbſt zu ſuchen, das heißt als abſtract gelehrte Geſellſchaften ſich auf eigene Füße zu ſtellen und die inhaltloſe Gelehrſamkeit, als ſolche, zu ihrem Inhalt zu erheben. Daß ihnen aber dies gelang, dafür ſorgte zweitens das Bedürfniß der Höfe, das dem Bedürfniß der Gelehrten entgegenkam.

Nämlich während der theologiſchen Streitigkeiten, in welche die Reformation ſich zerlief, hatten bekanntlich die politiſchen Ereigniſſe einen ſo trübſeligen Gang genommen, daß, am Schluſſe ihrer größten und glänzendſten Epoche, die gute deutſche Nation ſchlechter daran war, als je. Den Stuhl der geiſtlichen Herrſchaft hatte man erſchüttert, aber nur um auf ſeinen Trümmern den Stuhl der weltlichen Herrſchaft um ſo feſter zu begründen. Das Regiment der Pfaffen ſchien gebrochen, aber dafür eine Souverainetät der Fürſten war eingeführt worden, von deren Umfang und Höhe man bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Das Volk war theoretiſch freier, praktiſch knechtiſcher geworden. Dies war der nächſte Ausgang unſerer Reformation.

Dieſe neue (das iſt die eigentlich moderne) Souverainetät der Fürſten verfehlte denn auch nicht, auch in der äußerlichen Erſcheinung des fürſtlichen Daſeins, in der Hofhaltung und dem geſammten höfiſchen Leben ſeinen entſprechenden Ausdruck zu ſuchen. Das höfiſche Leben des Mittelalters, bei allem Glanz, ja allem Übermuthe, mit welchem es ſich umgab, hatte doch immer eine gewiſſe Naivetät behalten; das Hofleben war ein potenzirtes Wohlleben, auf der Grundlage der allgemeinen menſchlichen Neigungen und Genüſſe, nur in einem reichern Maße, als es der Mehrzahl der Sterblichen vergönnt war. Dieſe Grundlage des Natürlichen wurde von dem modernen Hofleben verlaſſen, das dadurch allerdings viel zierlicher, viel feiner, aber auch viel unſittlicher wurde. An die Stelle der plumpen Pracht trat der hohle Prunk; nicht mehr in dem Reichthum ſinnlicher Genüſſe oder wenigſtens nicht mehr in ihm allein, ſondern in der Erfüllung eines leeren Ceremoniels, das Niemand ſatt noch froh machte, in der Berückſichtigung tauſend nichtiger Gebräuche, in der leeren Koketterie mit dem Überſinnlichen, dem Geiſtigen, von dem man ſelbſt keinen andern Genuß hatte, als nur den, auch dieſe Mächte an ſeinen Triumphwagen geſpannt zu haben, ſuchte und ſetzte man den Glanz fürſtlicher Hofhaltungen.

Alſo unter Anderm auch in die Koketterie mit den Wiſſenſchaften, in die Buhlſchaft mit der Kunſt, in die angebliche Unterſtützung der Gelehrten. Ein ordentlich eingerichteter Hof mußte ſo und ſo viel Livreebediente haben, alſo auch ſo und ſo viel Livreegelehrte; man hielt ſich Marſtälle, Harems und Tänzerbanden: man hielt ſich alſo auch Akademieen, gelehrte Geſellſchaften und Univerſitäten. —

Wir müſſen uns mit dieſer Anſicht freilich auf ſehr heftigen Widerſpruch gefaßt machen; man hat ſich in Deuſchland zu ſehr daran gewöhnt, die Univerſitäten, Akademieen ꝛc. als die »Herde der Bildung«, »Aſyle der Freiheit«, und weiß Gott was zu betrachten, als daß man unſer abweichendes Urtheil nicht ſehr abgeſchmackt, vielleicht ſogar ſehr boshaft finden ſollte. Aber man erlaube uns nur die eine Frage: wenn die Sache anders geweſen wäre, als wir ſie hier, in ihrer nackten Geſtalt, aufzeigen, wenn dieſe Fürſten, die ſo bereit waren, die Wiſſenſchaften zu patroniſiren, wenn dieſe Gelehrten, die ſich ſo gern im Schatten des Throns anſiedelten, wirklich den Fortſchritt der Wiſſenſchaft, die Blüthe des Geiſtes und nicht bloß die Einen den Glanz ihrer Hofhaltungen, die Andern den Schimmer fürſtlicher Gnadenketten und Ehrenmünzen im Auge gehabt hätten: wie wäre es zugegangen, daß dieſe Akademieen und Univerſitäten, dieſe Geſellſchaften und Vereine, der ungeheuren Mehrzahl nach, ſo ohne alle Frucht für die

Entwicklung des deutſchen Lebens geblieben ſind? wie wäre es zugegangen, daß unter all den Tauſenden, welche damals penſionirt, decorirt und nobilitirt wurden, kein einziger wahrhaft großer Mann, kein einziger Künſtler, kein einziger Dichter von dauerndem Werthe aufgeſtanden iſt? wie wäre es zugegangen, daß dieſe vielgerühmten Akademieen, ſtatt, was ſie ſein ſollten, die Pflanzſtätten der Wiſſenſchaft, vielmehr die Düngerbeete des Hochmuths und der Schmeichelei, die Repoſitorien aller elendeſten Feſtcarmina, Lobreden und Dedicationen wurden? wie endlich wäre es zugegangen, daß die Höfe ſelbſt, trotz all des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Glanzes, den ſie um ſich zu verſammeln meinten, doch ganz ſo roh und oberflächlich blieben, wie ſie es thaten, es ſei denn, daß dies Alles eben nur eine Komödie war und weiter nichts? — — Wir wollen keineswegs in Abrede ſtellen, daß nicht von einzelnen dieſer Geſellſchaften und Stiftungen hie und da, in einigen untergeordneten Rückſichten, auch wohl nebenher etwas Gutes und Nützliches geleiſtet worden iſt. Aber was will dieſe beiläufige Nützlichkeit bedeuten? und welchem Dinge der Welt, und ſei es das allerverworfenſte, das allernichtsnutzigſte, könnte man ſie nicht nachſagen? Die Hauptſache bleibt immer dieſe, daß durch die gelehrten Geſellſchaften, die Akademieen und Univerſitäten, wie ſie beſonders im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts entſtanden, ein neuer Wall aufgeworfen wurde zwiſchen der Bildung und dem Volke, welches, mit andern Rechten und Gütern, nun auch ſeine Gelehrten an die Höfe verlor; aus den Verfechtern der Volksrechte, aus den Vorkämpfern jeder volksthümlichen religiöſen, wie politiſchen Bewegung wurden Hofſchmeichler und Fürſtenknechte, ungeheure Pedanten, die den ganzen Wuſt ihrer Gelehrſamkeit nur anwandten, die Willkür der Herrſcher wiſſenſchaftlich zu verklären, dagegen dem Volke, zu den genommenen Rechten, auch das Bewußtſein ihrer Rechte zu nehmen. Darum noch einmal: wer unſer Urtheil widerlegen will, der widerlege uns auch erſt, daß auf den wunderbaren Aufſchwung, welchen die Gelehrſamkeit und überhaupt die Bildung zur Zeit der Reformation genommen hatte, auf die erhabenen Geſtalten eines Luther, Hutten ꝛc. mindeſtens zwei Jahrhunderte des Pedantismus, der Finſterniß und Trägheit — und ich weiß nicht wie viel (denn noch ſind ſie nicht zu Ende) der Charakterloſigkeit und Wegwerfung gefolgt ſind. Wir behaupten nicht, daß das Hofgelehrtenthum der Grund und die Wurzel von dieſem Allen geweſen: aber es war eins der vorzüglichſten Mittel, dieſe traurige Wendung der deutſchen Geſchichte ins Werk zu ſetzen, eine der eclatanteſten Erſcheinungen, in denen die allgemeine Miſere dieſes Zeitalters ſich fixirte.

Aus dieſen beiden Punkten alſo, die ſich wechſelſeitig entgegenkamen, aus dem Bedürfniß der Gelehrten, ſich in Körperſchaften und Innungen zu concentriren und zugleich dieſen Innungen an dem Anker fürſtlicher Gnade gleichſam einen feſten Halt zu geben, ſo wie anderſeits aus dem Beſtreben der Höfe, jede Art von Glanz, und alſo auch den Glanz der Gelehrſamkeit, der Bildung und der Kunſt um ſich zu verſammeln, erklären wir uns die außerordentliche Menge von gelehrten Stiftungen, welche insbeſondere von Anfang des ſiebzehnten bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, alſo gerade zu derjenigen Zeit, wo es mit der Gelehrſamkeit ſelbſt am allertraurigſten beſtellt war, gemacht wurden.

Die erſten Akademieen waren in Italien entſtanden. Schon im Jahre 1438 wurde von Coſmus von Medici die platoniſche Akademie zu Florenz gegründet: das erſte Mal, daß dieſer Name, in dieſer Bedeutung, vernommen wurde. Es war damals über Italien eine hohe und lebhafte Begeiſterung für das Alterthum gekommen. Die wiederaufgefundenen Schätze der klaſſiſchen Literatur, der Einfluß der griechiſchen Flüchtlinge, die ſich vor den immer drohenderen Angriffen der Barbaren auf den gaſtfreien Boden Italiens gerettet hatten, verbunden mit dem Reichthum und der Üppigkeit des einheimiſchen täglichen Lebens, erregte gerade in den edelſten und vortrefflichſten Geiſtern eine heiße Sehnſucht, das Daſein der alten Welt, die köſtliche Naivetät, die Freiheit und ſinnliche Fülle des antiken Lebens nicht bloß theoretiſch zu bewundern, ſondern auch praktiſch, in eigenem Genuſſe, zu erneuern. In dieſem Sinne haben wir auch die Gründung dieſer Akademie der Platoniker aufzufaſſen: auch bei ihr war es allen Ernſtes auf eine praktiſche Wiederherſtellung der platoniſchen Schule und überhaupt des antiken Lebens abgeſehen. Auf der Villa zu Careggi ſollte jener Hain Akademos ſich erneuen, in deſſen Schatten einſt Plato und ſeine Freunde ſich ergangen; man wollte die Laſt des conventionellen Lebens von ſich abwerfen und in Denken, Dichten und Trachten zu der ſchönen Unmittelbarkeit der Griechen zurückkehren. Vgl. Heeren's Geſchichte des Studiums der klaſſ. Wiſſenſch. II, p. 35. 53. fgg. ſowie Bouterweks Geſch. der ital. Lit. I, 262.

Es war das ein ſchöner und liebenswürdiger Traum. Aber die Geſchichte ſchont keine Träume, weil ſie ſchön ſind; auch dieſer mußte vor dem lebendigen Recht des Tages und ſeinen unerbittlichen Anſprüchen zerflattern. Das groſe Geſchlecht der Mediceer ging zu Grabe, ihre geiſtreichen und lebensfrohen Genoſſen ſtarben aus; der ideale Inhalt verſchwand: und nur die leeren todten Formen blieben übrig. Was half es nun, daß dieſe Formen an allen Ecken und Enden des Landes nachgeahmt wurden? Ja daß eine wahre Sündfluth von Akademieen, Vereinen und Geſellſchaften ganz Italien überſchwemmte? Vergl. das ausführliche Verzeichniß bei Fabricius, Conspectus thesauri litterarii Italiae, p. 246 bis 274, wo allein bis zum Jahre 1730 mehr denn fünfhundert derartige Geſellſchaften aufgezählt werden; darunter einzelne Städte, wie Bologna allein mit neun und ſechzig, Florenz mit drei und zwanzig, Mailand mit ſiebzehn, Neapel mit ein und dreißig, Padua mit zwanzig, Venedig mit zwei und vierzig, Rom mit ſechs und fünfzig u. ſ. w. Man kam hier freilich zuſammen und hielt Reden und las ſchlechte Gedichte vor; man legte ſich antike Namen bei und krönte ſich mit Lorbeerzweigen. Aber die eigentliche Bildung des Volkes, der wirkliche Flor der Wiſſenſchaften, wurde durch alle dieſe Veranſtaltungen nicht um einen Daumenbreit gefördert; der römiſche Pöbel blieb gerade ſo unwiſſend, troß der ſechs und fünfzig Akademieen, wie ganz Italien troß ſeiner fünfhundert.

Eine neue Entwicklung trat erſt ein, als Frankreich ſich dieſer Formen bemächtigte. Es that freilich einen neuen Inhalt hinein, aber nur keinen beſſeren. In Italien waren die Akademieen endlich zu einer bloſen Sache der Geſelligkeit herabgeſunken; Frankreich erhob ſie zu einem Gegenſtande fürſtlicher Prunkſucht und eitler, höfiſcher Berechnung.

Man hat es den Franzoſen öfters zum Vorwurf gemacht und ſogar in neueſter Zeit ſind unter den Franzoſen ſelbſt Klagen darüber laut geworden, daß die Bildung bei ihnen im Ganzen ſo oberflächlich geblieben ſei und namentlich zu dem, was wir als die ſchönſte Frucht aller Bildung verehren, zur Hebung des ſittlichen Elementes, nur ſehr wenig beigetragen habe. Es mag ſein, daß dieſe Klagen begründet ſind; aber ſo überſehe man nicht, daß dieſem Volke faſt zwei Jahrhunderte lang von ſeinen Königen, ſeinem Adel, ſeinen Vornehmen das Schauſpiel geboten wurde, wie man alle Blüthe des Geiſtes, alle Genüſſe der Kunſt um ſich verſammeln kann, ohne daß auch nur das kleinſte Fäſerchen unſers Herzens, der leichteſte Nerv unſrer Seele, nur den geringſten Einfluß davon verſpürt. Was Wahrheit, was Sittlichkeit! Die Gelehrten ſelbſt, die Dichter und Künſtler gewöhnten ſich daran, nur der Eitelkeit ihrer Patrone zu dienen; ſie behandelten die Muſen ſo, wie ſie ſelbſt von ihren Muſageten und Mäcenen behandelt wurden: als Spielwerk, zur Befriedigung eitler und niedriger Gelüſte. Da mußte denn allerdings eine Literatur entſtehen, die, bei aller äußerlichen Glätte und Vollendung dennoch die Herzen kalt, die Gemüther öde ließ, und die eben deshalb (aber auch nur deshalb) den Vorwurf der Frivolität allerdings verſchuldet hat.

Frankreich, dasjenige Land, wo der moderne Begriff der fürſtlichen Souverainetät am Früheſten und Vollendetſten zur Erſcheinung kam, und wo deshalb auch das moderne Hofleben ſich am Glänzendſten, ja auf die einzig muſtergiltige Weiſe entwickelte, iſt eben deshalb auch das Mutterland der höfiſchen Akademieen und Societäten. Hier zuerſt fand jene Combination zwiſchen der höfiſchen Eitelkeit und dem gelehrten Hochmuth ſtatt, deren wir im Obigen gedacht haben. Derſelbe Ludwig der Vierzehnte, der das verwegene Wort ausſprach: **l'état c'est moi**, iſt zugleich der Erſte, der in den glänzenden Apparat ſeiner Hofhaltung auch die Gelehrten, die Dichter und Künſtler einrangirte. Er zuerſt gab der Welt das Beiſpiel, wie ein Fürſt, durch wenige Tauſende, die er dem Hunger ſeiner Hofgelehrten hinwirft, die Millionen in Vergeſſenheit bringen kann, die er ſeiner Herrſchgier, ſeiner Eitelkeit und Wolluſt opfert; er vor Allen lieferte den Beweis, wie man ein Volk durch Feſte, deren Glanz es aber nur von Weitem anſtaunen, durch prächtige Bauten, die aber der ſchmutzige Fuß des Volkes nicht betreten, durch eine Freigebigkeit und Gnade, der aber Niemand nachrechnen darf, einige Zeit hindurch blind machen kann gegen den Verluſt ſeiner Rechte, ſeiner Ehre, ſeines Blutes. Ludwig der Vierzehnte trat die letzten Reſte ſtändiſcher Gerechtſame ſpottend in den Staub; er erſchöpfte in unſinniger Verſchwendung alle Hilfsquellen des Landes; er vergeudete das Blut ſeiner Unterthanen in Kriegen, welche nur Habgier und Intrigue veranlaßt hatten; er machte die Unſittlichkeit zur Mode; er erfand die Dragonnaden und jagte, mit Aufhebung beſchworener Verträge, viele Tauſende ſeiner fleißigſten und ehrbarſten Bürger aus dem Lande. Allein was mehr? Er protegirte Akademieen und Stiftungen, penſionirte die Dichter, erkaufte die Feder der Geſchichtſchreiber, tanzte mit den Tänzern und ſpielte mit den Schauſpielern. Dafür heißt er nun in der Geſchichte **Louis le Grand** und ſein Zeitalter wird noch heutzutage das goldene genannt.

Auch die **Académie Française** verdankt Ludwig dem Vierzehnten, wenn auch nicht ihren erſten Urſprung, ſo doch ihre feſtere Begründung und ihren eigentlichen Glanz. Sie war zuerſt (im Jahre 1629) als eine Privatunternehmung entſtanden; einige Jahre darauf (1635) hatte der Cardinal Richelieu ihr die königliche Beſtätigung verſchafft. Ludwig der Vierzehnte aber (1672) machte ſich perſönlich zum Protector der neuen Anſtalt; ſein Bild wurde auf die Preismünzen geſetzt, welche die Akademie vertheilte, und überhaupt die ganze Anſtalt fortan als eine königliche behandelt. Auch war von ihm ſelbſt bereits ein zweites derartiges Inſtitut geſtiftet worden, welches mit der **Académie Française** in genauem Zuſammenhange ſtand: die **Académie Royale des Inscriptions et des Médailles**, im Jahre 1663 auf Colberts Antrag gegründet. Endlich ſtiftete er auch (1666, gleichfalls auf Colberts Antrag) die **Académie Royale des Sciences**, die ſpäterhin, nach Ludwigs Tode, zur **Académie des Sciences et des Belles-Lettres** erweitert wurde. Vgl. die **Histoire de l'Académie Française** von Peliſſon, mit den Fortſetzungen von d'Olivet und d'Alembert, ſowie die **Histoire de l'Académie des Sciences** von Duhamel, nebſt dem kürzlich erſchienenen Werke von Taſtu: **Hi-**

stoire des quarante fauteuils de l'Académie Française; in Kürze Struve, III, 2028—2039.

Bei allen dieſen Stiftungen nun war von jener idealen Weltanſchauung, welche der platoniſchen Akademie des Cosmus von Medici zu Grunde gelegen, von jenem perſönlichen Mitleben des Fürſten mit ſeinen gelehrten Freunden, welches die Villa Careggi geſehen hatte, überall keine Rede mehr. Aber auch das geſellige Element, welches die ſpäteren Akademieen Italiens zuſammengeführt hatte, war hier verdrängt: verdrängt von höfiſchen Rückſichten, von Schmeichelei und Unterwürfigkeit, die alle nur einen Zweck hatten, nämlich dem Herrn zu dienen, der dieſe weichen Sitze bereitet hatte. Doch wozu hierüber noch ein Wort verlieren? Das Bitterſte, was man darüber ſagen könnte, iſt längſt durch die eigene Stiftungsurkunde der Académie Royale des Inscriptions et des Médailles überboten, in welcher die Beſtimmung dieſer gelehrten Corporation ausdrücklich darin geſetzt wird, Medaillen auf die Großthaten der franzöſiſchen Könige und Inſchriften auf die Bauwerke Ludwigs des Vierzehnten zu erfinden. Vgl. Struve a. a. O. p. 2333, wo der Artikel XIX. der gedachten Urkunde wörtlich alſo mitgetheilt wird: »L'Académie des Inscriptions doit s'appliquer incessamment à faire des Médailles sur les principaux événemens de l'histoire de France, sous tous les régnes, jusqu'à l'origine de la Monarchie, et à composer les descriptions historiques des dits événements, par rapport auxquels les Médailles auront été faites.« Will man aber wiſſen, wie dieſer Auftrag eigentlich gemeint war? So ſehe man, wie die Akademie ſelbſt ihm, bei Lebzeiten ihres Stifters, entſprach: nämlich durch die Médailles sur les principaux événemens du Regne de Louis le Grand, avec des explications historiques, welche im Jahre 1701 erſchienen, die erſte Arbeit, mit welcher dieſe Akademie überhaupt vor die Öffentlichkeit trat.

Und doch gerade dieſe Stiftungen waren es, die, bei dem Übergewichte, welches franzöſiſcher Geiſt und franzöſiſche Sitte ſich damals bereits gegründet hatten, für das geſammte übrige Europa das eigentliche Muſterbild der Akademieen wurden.

Auch Deutſchland blieb in dieſer Nachahmung nicht zurück.

Zwar an eigentlichen Akademieen, welche an Umfang der Anlage, wie an Reichthum der Dotationen den Vergleich mit den Stiftungen Ludwigs des Vierzehnten hätten wagen können, brachte es nur wenige zu Wege, ſogar zunächſt nur eine einzige: die Königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, welche, nachdem ihr ſchon früher (1690) eine Akademie der Künſte vorausgegangen war, im Jahre 1700 begründet, ſowie einige Jahre ſpäter (1711) feierlich eröffnet ward: beide auf Koſten jenes prunkſüchtigen Friedrich des Erſten, der, unbekümmert um die erbarmenswürdige Verſchuldung ſeiner Kaſſen, die Intriguen ſeines Hofes, das wachſende Elend ſeiner Unterthanen, nur das Eine im Auge hatte, daß ſein Hof mit den prächtigſten in Europa wetteifere, ja wenn es möglich wäre, ſie noch übertreffe. Vgl. über die Stiftung der Berliner Akademie Fr. Nicolai's Beſchreibung der Königlichen Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam, **I**, p. 505. Struve, **III**, 2004. fg. Erſt nach langem Zwiſchenraum folgten dieſem Beiſpiel die Königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen (1750), die Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt (1754), die Kurfürſtl. Akademie der Wiſſenſchaften zu München (1758), die Pfälziſche Akademie der Wiſſenſchaften zu Mannheim (1763) u. ſ. w.

Dagegen aber, und in Folge dieſer Anregungen, häuften die kleineren gelehrten Geſellſchaften, beſonders in den Univerſitätsſtädten, und hier wieder vorzugsweiſe in den kleineren, ſich auf eine außerordentliche Weiſe. Man vergleiche zur flüchtigen Überſicht Wachler's Handbuch d. Geſch. der Lit. **III**, 52. fg. der dritten Auflage, ſowie die Notizen bei Struve, cap. **X**, §. **XIII** bis **XVI**. vol. **III**, p. 1999 fg. Speciell über die deutſchen Sprachgeſellſchaften handelt die kleine Schrift von Otto Schulz: Die deutſchen Sprachgeſellſchaften des ſiebzehnten Jahrhunderts, Berlin 1824. Von Chr. Haymann's ſehr weitläufig angelegter »Geſchichte der vornehmſten Geſellſchaften der Gelehrten von den älteſten Zeiten an bis auf die gegenwärtige« iſt nur der erſte Band (Leipz. 1743) erſchienen; ſie enthält, nach dem damaligen Geſchmacke, ſehr viel von den gelehrten Geſellſchaften der Griechen und Römer, ja der alten Britannier, Gallier u. ſ. w. von dem aber, was man eigentlich erwartet, nur ſehr wenig. Freilich vermochten dieſe Geſellſchaften ihren Mitgliedern keine »Fauteuils« mit Penſionen und Privilegien zu bieten: aber ſie verſchafften ihnen doch ein ſpecifiſches Gelehrtenbewußtſein, ſie boten doch einen Mittelpunkt dar, um welchen herum die Gelehrten ſich von der übrigen Welt abſchließen und als Innung den Innungen gegenübertreten konnten. Auch konnten zwar die wenigſten ſich eines ausdrücklichen fürſtlichen Beſchützers rühmen: aber ſie ließen doch keine Gelegenheit vorübergehen, ſich durch Dedicationen, Lobreden, Glückwunſchgedichte ihren »Allergnädigſten Herren« im Gedächtniß zu erhalten und ihre Mitglieder an jene Unterwürfigkeit zu gewöhnen, die ſeitdem ein ſo charakteriſtiſches Merkmal für die Mehrzahl unſrer Gelehrten geblieben iſt. — —

Dies alſo war der Zuſtand der gelehrten Welt zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts. Der Gelehrtenſtand war zerſplittert in eine Maſſe kleiner einzelner Colonieen, die an nichts dachten, als ſich Häuſer zu bauen, wie die Biber, und vor ihren Herren zu wedeln, wie die Hunde. Es war Gefahr vorhanden, daß die Wiſſenſchaft (wenn ſie noch Wiſſenſchaft war), eingepfercht in die bornirten Kreiſe gelehrter Innungen, herabgewürdigt zu einem Artikel des Hofceremoniels, dem Volke ſelbſt auf lange, wenn nicht auf immer, verloren gehe.

Dieſer Gefahr begegnete, den ſie erzeugte, der literariſche Journalismus. Er iſt das Gegengift gleichſam, mit welchem die Zeit ſich ſelbſt heilte, da ſie krank lag an der Coalition der Höfe und des abſtracten Gelehrtenthums. Die aufgeſpeicherte, todte Wiſſenſchaft wurde in Fluß geſetzt; die Bildung, die ſich, zu unfruchtbarer Selbſtbeſpiegelung, in ſich ſelber concentrirt hatte, wurde zu einem Gemeingut Aller, die da leſen konnten, erweitert. Mit Einem Worte: den vielen kleinen gelehrten Republiken, die damals, hier und dort, in der Stille vegetirten und ſich mit ihrer vermeintlichen Freiheit nicht weniger wußten, als die ſogenannten freien Städte mit der übrigen, ſetzte der literariſche Journalismus die einzig wahre Republik des Publikums und der öffentlichen Meinung gegenüber.

Aber warum wurde dieſer Übergang nicht von den gelehrten Geſellſchaften ſelbſt gemacht? Wäre es nur auf die äußerlichen Veranlaſſungen angekommen, ſo hätte er in der That Niemand näher gelegen, als gerade ihnen. Schon die Form der Geſellſchaft ſchien darauf hinzuführen; es mußten Protokolle geführt, Berichte erſtattet, Arbeiten vorgelegt werden und ſo allmälig ein gewiſſes Material ſich ſammeln, das ohne Weiteres zu einer Zeitſchrift hätte dienen können. Man rechne ferner die verſchiedenen, wenn auch nur formalen, Berührungen, in welche die gelehrten Geſellſchaften gegenſeitig traten und die eine gewiſſe regelmäßige Mittheilung ihrer Arbeiten und Schriften zu fordern ſchien, und wär' es auch nur aus Eitelkeit geſchehen. Ja hätte nicht ſchon die Verpflichtung, ſich ihren erlauchten Patronen in gutem Andenken zu erhalten und gewiſſermaßen ihre Exiſtenz vor ihnen zu rechtfertigen, die gelehrten Geſellſchaften zur Erfindung der Geſellſchaftſchriften bringen ſollen? Zumal die Form derſelben in den politiſchen Zeitſchriften bereits vorgebildet war.

Allein es hält ſchwer, daß Jemand gegen ſich ſelbſt Oppoſition macht: und darum auch konnte die Erfindung des literariſchen Journalismus nicht von den gelehrten Geſellſchaften ausgehen. Vielmehr waren es einzelne ſelbſtändige Gelehrte oder Privatvereine ſolcher Männer, die ſich unabhängig von Höfen und Akademieen erhalten hatten, welche die erſten gelehrten Zeitungen gründeten. Zwar verſuchten ſpäterhin die gelehrten Innungen, ſich des Journalismus gleichfalls zu bemächtigen, zum Theil mit einem großen Aufwand von Mitteln. Aber es iſt wohl bezeichnend, daß es niemals und trotz unzähliger Verſuche irgend einer gelehrten Corporation, weder Univerſität, noch Akademie, noch Societät der Wiſſenſchaften, gelungen iſt, ein wahrhaft bedeutendes, in den Gang der Zeit vollſtändig eingreifendes Journal hervorzubringen; im beſten Fall ſind es Ablagerungen der Gelehrſamkeit geworden, ein geiſtiger und charakteriſtiſcher Inhalt iſt in ihnen durchweg nicht zu finden. Dagegen ſämmtliche epochemachende Journale jederzeit von Privatleuten begründet und herausgegeben wurden; aus geringen Mitteln, unter Anfeindung und Verfolgung haben ſie zu Stande gebracht, was den gelehrten Innungen, geſtützt auf das amtliche Anſehen und die vollen Beutel ihrer Patrone, dennoch niemals gelungen iſt.

Es können nun aber auch diejenigen, die einer verkehrten Richtung der Zeit entgegentreten, dennoch nicht ſich ſelbſt von dieſem gemeinſchaftlichen Boden der Zeit ſo weit entfernen, daß nicht auch ihnen Einiges von ſeinen Schlacken ankleben ſollte. Daher iſt auch der literariſche Journalismus ſelbſt, wiewohl er ſeinem eigentlichen Inhalte nach die Oppoſition und das rechte Gegengift des abſtracten Gelehrtenthums bildet, dennoch in ſeiner erſten Erſcheinung nicht von allen Spuren deſſelben frei. Auch er beſteht zu Anfang meiſtens aus einer todten, unorganiſchen Anhäufung von Kenntniſſen und Notizen; er beſchränkt ſich, analog der damaligen politiſchen Zeitungspreſſe, als deren Seitenſtück wir ihn zu betrachten haben, auf Relationen, Auszüge und Meldungen; ſelbſt das kritiſche Element tritt Anfangs verſteckt, mit ſchüchternen Schritten, auf, indem man erſt allmälig die Schärfe des Angriffs, die Kunſt der Polemik, die vernichtende Waffe des Witzes gebrauchen lernt. Man ſchrieb zwar nicht mehr für Gelehrte allein, aber noch immer ſo, als ob man für ſie ſchriebe; man vermied ſorgfältig jede Berührung mit denjenigen Sphären der Literatur, von denen man wußte, daß ſie bei den Gelehrten einigermaßen in Verachtung ſtanden und daß nur die ungelehrte Maſſe ſich für ſie intereſſirte, namentlich alſo die Berührung mit der belletriſtiſchen Literatur.

Daher erklärt ſich auch die eigenthümliche Bevorzugung, welche der Mathematik, der Sternkunde, der Phyſik und überhaupt den Naturwiſſenſchaften in dieſen älteſten Journalen zu Theil wird. Zwar wer gewohnt iſt, nur die Thatſachen als ſolche aufzufaſſen, der wird daran überhaupt nichts zu erklären und zu deuten finden. Waren die Naturwiſſenſchaften nicht eben damals diejenigen, die am Eifrigſten betrieben wurden? Wurden nicht in ihnen die anſehnlichſten Fortſchritte, die glücklichſten Entdeckungen gemacht? Und iſt es daher nicht völlig conſequent, daß dieſe Wiſſenſchaften alſo auch in den wiſſenſchaftlichen Journalen die erſte Rolle ſpielen? Zu geſchweigen den Mittheilungsdrang, der bekanntlich gerade die Naturkundigen vor allen übrigen Gelehrten auszeichnet. — Allein dagegen erlaube man uns die weitere Frage, wie denn nun dies zugegangen und woher dieſer Eifer ſelbſt gekommen, den man den Naturwiſſenſchaften damals in einem ſo vorzüglichen Grade zuwendete? Daher, glauben wir, weil die Natur von allen neutralen Dingen das neutralſte iſt und weil die Beſchäftigung mit ihr zum Wenigſten in keine praktiſchen Conflicte, keine Zerwürfniſſe mit dem Staat und ſeinen Machthabern, führt. Die Naturwiſſenſchaften ſind das ultimum refugium ſolcher Zeiten, die die Fackel der Wiſſenſchaft in anderen Dingen bereits nicht mehr oder noch nicht ertragen können. Auch die gelehrten Zeitungen, um nur überhaupt Grund und Boden zu finden, bedurften eines derartigen neutralen Gebietes. In die Theologie durften ſie ſich nicht vertiefen, ohne gleich Anfangs in jenen Strudel dogmatiſcher Controverſen zu gerathen, dem ſie freilich auf die Dauer dennoch nicht entgehen konnten. Noch weniger durften ſie bei den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, dem Recht, der Geſetzgebung und den politiſchen Fragen anknüpfen, da der Zuſammenſtoß hier völlig unvermeidlich geweſen wäre. Die Anknüpfung an die Poeſie und die volksthümliche Literatur hatten ſie ſelbſt, in einem Rückfall abſtracten Gelehrtenthums, verſchmäht. Es blieben alſo nur die Naturwiſſenſchaften übrig, die praktiſch und doch unverfänglich und alſo der beſte Stoff für die neuen Journale waren. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hiemit gegen die Würde der Naturwiſſenſchaften nicht das Mindeſte geſagt werden ſoll; jede Wiſſenſchaft iſt, als ſolche, gleichberechtigt und gleicher Ehre werth. Zumal die Naturwiſſenſchaften haben ſich für ihre Unbetheiligtheit an den großen Fragen der Geſchichte und des öffentlichen Lebens, ſo zu ſagen, ſchadlos gehalten, indem bekanntlich von ihnen ein vorzüglicher Anſtoß zur genaueren Prüfung der theologiſchen Überlieferungen gegeben ward; woraus dann ſchließlich jener große Bruch zwiſchen der Aufklärung und der Überlieferung hervorging, mit deſſen politiſchen Conſequenzen wir noch in dieſem Augenblicke beſchäftigt ſind. Daher, wenn anders überhaupt ein Vorwurf in unſeren Worten wäre, ſo träfe derſelbe nicht die Naturwiſſenſchaften, ſondern diejenigen allein, welche der Zeit dieſen Charakter aufdrücken, daß die Vertiefung, die Flucht vor der Geſchichte als etwas Nöthiges und Löbliches erſcheint. —

Welch ein Fortſchritt im Übrigen der gelehrte Journalismus, trotz ſeiner anfänglichen Beſchränktheit, ſchon dadurch war, daß er, ganz äußerlich genommen, unſre Gelehrten anwies, ſtatt großer Folianten, dickleibiger Werke auch einmal leichte fliegende Blätter, kurze Aufſätze zu ſchreiben; welch ein größerer und wahrhafter Fortſchritt ferner darin lag, daß der geiſtige Zwang der gelehrten Körperſchaften gebrochen und in dieſe abgeſperrten, von Hofluft und Schmeichelei und feiler Kameradſchaft vergifteten Zellen der ſcharfe Zugwind der öffentlichen Meinung geleitet wurde; dies liegt Allen zu nahe, als daß wir uns lange dabei aufzuhalten brauchten. Unſre Aufgabe iſt es vielmehr, nachzuweiſen, wie auch aus dieſen kleinlichen und zweideutigen Anfangen, und trotz ihrer, der gelehrte Journalismus nichtsdeſtoweniger zu einer weltbewegenden Macht emporgewachſen iſt; wie die Schranken, welche ſeine Stifter ſelbſt ihm geſteckt hatten, allmälig vor ſeiner eigenen Macht zuſammenfielen; wie ein Inſtitut, das mit der Flucht vor der Geſchichte, mit lateiniſchen Relationen und mühſeligen algebraiſchen Formeln angefangen hatte, nach und nach die Geſammtheit der nationalen Intereſſen in den Umkreis ſeiner Beſprechungen zog; ja wie es dem politiſchen Journalismus ſelbſt die befreiende Hand reichte und ihn von jenem Druck der Ohnmacht und Geiſtloſigkeit, der ſo lange auf ihm gelegen, errettete.

II.

Das Journal des Sçavans.

Wie nun Frankreich das Mutterland des Hofgelehrtenthums und der höfiſchen Akademieen geworden war, ſo wurde es, nach dem Geſetze des Gegenſatzes, kraft deſſen die Natur ihre Heilmittel jedesmal da hervorbringt, wo die Krankheit am Heftigſten wüthet, auch das Mutterland des gelehrten Journalismus. Die erſte wiſſenſchaftliche Zeitung wurde in Frankreich geſchrieben.

Es iſt dies das ***Journal des Sçavans***: daſſelbe, von dem in dieſem Augenblick der einhundert und einundachtzigſte Jahrgang erſcheint. Deshalb und weil es allen übrigen (namentlich auch den deutſchen) Unternehmungen dieſer Art zum Muſter gedient hat, ſo ſcheint es uns angemeſſen, einen Augenblick bei dieſem Journale zu verweilen, wennſchon es, ſtreng genommen, in dieſem Werke, das ſich nur die Geſchichte des deutſchen Journalismus zur Aufgabe geſetzt hat, keine Stelle finden ſollte. Die Materialien dafür ſind außerordentlich reich.

Denn eben weil das Journal des Sçavans das älteſte, der Anfang und Grundſtein des geſammten wiſſenſchaftlichen Journalismus iſt, ſo iſt ſeine Geſchichte auch in allen Schriften, die ſich überhaupt mit der Geſchichte des Journalismus beſchäftigen und die wir in der Einleitung des Näheren angeführt haben, mit ganz beſonderer Vorliebe behandelt worden. Vgl. namentlich Junckeri Schediasma, p. 75—105. Struvii Bibliotheca Cap. VI. Sect. 1. §. IV. Vol. II, p. 781—789. Gründliche Nachricht ꝛc. von H. P. L. M. p. 12 und als das Vollſtändigſte unter Allen: (Camuſat's) Histoire critique des Journaux, indem dieſes Werk, wie bereits in der Einleitung bemerkt wurde, ſeinem bei Weitem größten Theile nach (nämlich der ganze erſte Band und Bd. 2. p. 1—122), lediglich der Geſchichte des Journal des Sçavans gewidmet iſt.

Das Journal des Sçavans erſchien zum erſten Male zu Paris am 5. Januar 1665. Es wurde Anfangs wöchentlich, an jedem erſten Tage der Woche, ausgegeben; ſpäterhin, vom vierten Theile an, erſchien es meiſt vierzehntägig oder auch in noch längeren Friſten. Als Herausgeber wurde ein Herr von Hedouville genannt. Doch war dies nur eine vorgeſchobene Maske; der wirkliche Herausgeber war Denys de Sallo, bei welchem Hedouville nur als Secretair oder Kammerdiener beſchäftigt war: ein Edelmann aus Poitou, aus einer alten und angeſehenen Familie, zuletzt als Rath bei dem Parlamente zu Paris angeſtellt. Vgl. die ausführliche Lebensbeſchreibung bei Camuſat, I, p. 6—14. De Sallo ſcheint eine jener encyclopädiſchen, vielwiſſeriſchen Naturen geweſen zu ſein, deren ſein Zeitalter, das Zeitalter der Ana's, eine ſo außerordentliche Menge aufzuweiſen hat. »Es war ſeine Art,« ſagt Camuſat, a. a. O. p. 7, »alle Bücher zu leſen, die ihm in die Hände fielen und ſich daraus dasjenige, was bemerkenswerth ſchien, mit Hilfe mehrer Schreiber auszuziehen. Auf dieſe Art waren ſeine Sammlungen binnen wenigen Jahren ſo reich verſehen, daß er im Stande war, in ein paar Tagen die vortrefflichſten Aufſätze zu liefern über Alles, was man wollte. . . Der übertriebene Eifer, mit welchem er ſich ſeinen Studien überließ, zog ihm eine anhaltende Schwäche des Körpers zu, ſo daß er ſchon längere Zeit vor ſeinem Tode das Haus nicht anders, als nur zu Wagen, verlaſſen konnte: und wenn er gehen mußte, ſo mußten zwei Bediente ihn unterſtützen.«

Dieſe Gelehrſamkeit war alſo allerdings noch etwas wüſter und ſtubenhockeriſcher Natur; aber dafür war ſie auch frei von allen corporativen und höfiſchen Rückſichten. Auch verſtand ſie ſich, trotz ihres abſtracten Encyclopädismus, dennoch ſehr wohl auf den Geſchmack des Publikums und wußte ihm zu ſchmeicheln. Das ſpricht ſich namentlich in dem Programm aus, welches, als **Avis de l'Imprimeur au lecteur**, dem erſten Bande des **Journal des Sçavans** vorgeſetzt iſt und worin es über Zweck und Anlage des Unternehmens unter Anderm folgendermaßen heißt: *)

»Le dessein de ce Journal estant de faire sçavoir ce qui se passe de nouveau dans la Republique des lettres, il sera composé:

Premierement d'un Catalogue exact des principaux livres qui s'imprimeront dans l'Europe. Et on ne se contentera pas de donner les simples titres, comme ont fait jusques à present la pluspart des Bibliographes: mais des plus on dira de quoi ils traitent et à quoi ils peuvent estre utiles.

Secondement, quand il viendra à mourir quelque per-

---

*) Die Originalausgabe des **Journal des Sçavans**, die wohl überall zu den größten Seltenheiten gehört, iſt uns nicht zu Augen gekommen; unſre Citate beziehen ſich auf den Amſterdamer Nachdruck, der bei Pierre le Grand im Jahre 1685 fgg. in Sedez erſchien. Der Titel dieſer Ausgabe lautet: **Le Journal des Sçavans, De l'An M. DC. LXV. Par le Sieur de Hedouville.** Vgl. Struve a. a. O. p. 786. Ein anderer Nachdruck wurde von Daniel Elzevir veranſtaltet; doch ſoll dieſer, bei vieler äußerer Zierlichkeit, nicht ganz übereinſtimmend und zuverläſſig ſein: ſiehe die Klagen des Abbé de La Roque, **Journ. des Sçav. tom. XI, p. 244,** ſowie die Vorrede zu **tom. XIV.** in welcher namentlich folgende Stelle, als Zeugniß für die damalige außerordentliche Verbreitung des Journals, von Intereſſe iſt: »**On traduit le Journal des Sçavans en latin, en divers endroits, on le met en Anglais à Londres, on le lit à la Martinique, on le porte dans les Indes Orientales, on le réimprime en Hollande**« etc. S. Juncker a. a. O. p. **93.**

sonne célèbre par sa doctrine et par ses ouvrages, on en fera l'Eloge et on donnera un Catalogue de ce qu'il aura mis au jour, avec les principales circonstances de sa vie.

En troisième lieu on fera sçavoir les experiences de Physique et de Chymie, qui peuvent servir à expliquer les effets de la nature: les nouvelles découvertes qui se font dans les Arts et dans les Sciences, comme les machines et les inventions utiles ou curieuses que peuvent fournir les Mathématiques: les observations du Ciel, celles des Météores, et ce que l'Anatomie pourra trouver de nouveau dans les animaux.

En quatrième lieu, les principales décisions des Tribunaux Seculiers et Ecclesiastiques, les censures de Sorbonne et des autres Universitez, tant de ce Royaume que des Pays étrangers.

Enfin, on taschera de faire en sorte qu'il ne se passe rien dans l'Europe digne de la curiosité des Gens de lettres, qu'on ne puisse apprendre par ce Journal.«

Es werden ſodann die Vortheile auseinandergeſetzt, welche dem gelehrten Publikum durch dieſes Journal erwachſen: »il sera tres-avantageux à ceux qui entreprendront quelque ouvrage considérable: puis qu'ils pourront s'en servir pour publier leur dessein et inviter tout le monde à communiquer les manuscripts, et les pieces fugitives qui pourront contribuer à la perfection des choses qu'ils auront entreprises.

De plus, ceux qui n'aimeront pas la qualité d'Auteurs, et qui cependant auront fait quelques observations qui meriteront d'estre communiquées au public, le pourront faire, en m'en envoyant un memoire, que je ne manquerai pas dans le Journal.«

Aber es giebt auch noch praktiſchere Rückſichten, welche die Unterhaltung dieſes Journals gleichfalls rathſam machen: »Je crois qu'il y a peu de personnes qui ne voient que ce Journal sera utile à ceux qui acheptent des livres: puis qu'ils ne le feront point sans les connoistre auparavant: et qu'il ne sera pas inutile à ceux mesme qui ne peuvent faire beaucoup de despense en livres: puis que sans

les achepter ils ne laisseront pas d'en avoir une connoissance generale.«

Über die Art der Herausgabe (wobei es auffällig iſt, daß der politiſchen Zeitungen, welche doch offenbar das äußerliche Vorbild dieſes periodiſchen Unternehmens dargeboten hatten, gar nicht gedacht, überhaupt das Neue und Ungewohnte dieſes Schrittes, gelehrte Sachen gleichfalls als Zeitung, in periodiſchen Schriften, erſcheinen zu laſſen, gar nicht weiter hervorgehoben wird) heißt es folgendermaßen: »Ceux qui ont entrepris ce Journal ont longtemps douté s'ils devoient le donner tous les ans, tous les mois, ou toutes les semaines. Mais enfin ils ont cru qu'il devoit paroistre chaque semaine: parce que les choses vieilliroient trop, si on différoit d'en parler pendant l'espace d'un an ou d'un mois. Outre que plusieurs personnes de qualité ont témoigné que ce Journal venant de temps en temps, leur seroit agreable et leur serviroit de divertissement: qu'au contraire ils seroient fatiguez de la lecture d'un Volume entier de ces sortes de choses, qui auroient perdu la grace de la nouveauté.«

Endlich über die Herausgeber ſelbſt und ihre Stellung zu dem Journale wird Folgendes geſagt: »Personne ne doit trouver estrange de voir des opinions differentes des siennes, touchant les sciences; puis qu'on fait profession de rapporter les sentimens des autres sans les garantir, aussi bien que sans nul dessein de les attaquer. Pour ce qui est du stile, comme plusieurs personnes *) contribuent à ce Journal, il est impossible qu'il soit fort uniforme. Mais parce que cette inégalité, qui vient tant de la diversité des sujets que des genies de ceux qui les traitent, pourroit estre des-agreable; on a prie le Sieur de Hedouville de prendre le soin d'ajuster les materiaux, qui viennent des differentes mains, en sorte qu'ils puissent

---

*) Nämlich außer dem genannten Denys de Sallo die Herren von Bourzé, Gomberville, Chazelein u. A. m., ganz beſonders aber der Abbé Gallois, der auch nach Sallo's Tode die Redaction übernahm. Camuſat, p. 16.

avoir quelque proportion et quelque regularité. Ainsi sans rien changer au jugement d'un chacun, il se donnera seulement la liberté de changer quelquefois l'expression et il n'épousera quelque party. Cette indifference sans doute sera jugée necessaire, dans un Ouvrage qui ne doit pas estre moins libre de toute sorte de préjugez, qu'exempte de passion et de partialité.« ꝛc.

Es iſt nun freilich nicht zu läugnen, daß dieſes Programm ein wenig marktſchreieriſch iſt und der Würde eines wiſſenſchaftlichen Unternehmens nur in geringem Grade entſpricht. Allein ebenſowenig dürfen wir die Geſchicklichkeit verkennen, mit denen die Sache den Leuten mundrecht gemacht und ein an und für ſich noch ziemlich abſtractes Unternehmen unter möglichſt praktiſche Geſichtspunkte gerückt wird. Es mochte dieſe Art von Empfehlung wohl nöthig ſein, da in der That, wie Camuſat a.a.O. p. 14 ſich beklagt, eine Anzahl von Leſern ſchon an dem Titel Anſtoß genommen hatte, der ihnen zu ausſchließlich, zu abſtract gelehrt vorkam: »Le titre de *Journal des Sçavans* lui enleva d'abord quelques Lecteurs, qui ne se sentant pas une érudition fort étenduë, crurent qu'on avoit voulu leur faire entendre par là, que cette Lecture n'étoit pas à leur portée. Cette prévention a été longtems à s'effacer et elle subsistoit encore sous M. l'Abbé de la Roque.« Auch vergeſſe man nicht, daß das Programm zunächſt für Franzoſen beſtimmt war. Die Franzoſen haben die Wiſſenſchaft von jeher weniger um ihrer ſelbſt willen getrieben, als wegen des Glanzes, den ſie verbreitet, wegen des geiſtigen Ringkampfes (wenn wir ſo ſagen dürfen), zu welchem ſie nöthigt, endlich und vor Allem wegen der praktiſchen Vortheile, des unmittelbaren Nutzens, welchen das bürgerliche Leben und Gewerbe von ihr empfangen. Es ſoll dies kein Tadel ſein, nur das Ausſprechen einer Thatſache, die mit dem geſammten Charakter der Nation, ingleichen ihrem hiſtoriſchen Bildungsgange eng verknüpft iſt, und an die wir hier nur erinnern, um den etwas befremdlichen Ton jener Ankündigung zu erklären. — Derſelbe Takt giebt ſich auch in dem Umſtande kund, daß die Herausgeber ſich durch keine Rückſicht gelehrten Brauchs verführen ließen, ihr Journal in einer anderen als der Mutterſprache abzufaſſen: ein Verſuch, vor deſſen Keckheit ein rechtſchafſener deutſcher Gelehrter ſich entſetzt haben würde, und der auch wirklich nur mit der franzöſiſchen Sprache, die damals bereits anfing die Weltſprache zu werden, gemacht werden konnte.

Allein trotz aller Geſchicklichkeit und Vorſicht, mit welcher ſie geſchrieben wurde, vermochte doch auch dieſe erſte gelehrte Zeitung dem gewöhnlichen Schickſal aller Zeitungen nicht zu entgehen: dieſem nämlich, verfolgt und unterdrückt zu werden. Ein mißliebiges Urtheil, mit welchem Herr de Sallo ein gewiſſes Decret der Inquiſition begleitet hatte, zog ſeinem Journal den Zorn des päpſtlichen Nuntius und in Folge deſſen, trotz der beſonderen Gunſt, mit welcher der vielvermögende Colbert das neue Unternehmen beehrte, ein königliches Verbot zu: ſ. die ausführliche Erzählung bei Camuſat, I, p. 27—34. So nahm das Journal alſo mit der dreizehnten Nummer, nach einer Dauer von wenigen Monaten, am 30. März 1665 bereits wieder ein Ende, zumal da der Herausgeber die Bedingung, unter welcher man ihm die Fortſetzung ſeiner Zeitung verſtatten wollte, verſchmähte, nämlich daß er ſie einem Cenſor unterwerfe. *) Erſt im folgenden Jahre, nachdem in der Zwiſchenzeit Herr de Sallo ſelbſt geſtorben war, wurde ſie unter Leitung des Abbé Gallois, deſſen wir oben gedacht haben, erneuert. Doch blieb ſeitdem eine gewiſſe Scheu in der Behandlung religiöſer Gegenſtände ſichtbar, und noch der Abbé de la Roque, in der Vorrede zum Jahrgang 1675 (Theil **XIII.** der von uns benutzten Ausgabe, vgl. Camuſat, Bd. **II**, zu Anfang) hielt es für nöthig, ſich zu entſchuldigen, daß das Journal ſei »un peu plus severe sur tout ce qui regarde la Religion. Les Libertins et les profanes, qui se mettent peu en peine de la Religion, y trouveront à redire; mais les gens sages loüeront nôtre procedé.« Vgl. Juncker a. a. O. p. 86. Überhaupt kamen, vermuthlich in Folge unangenehmer Erfahrungen, Perioden der Niedergeſchlagenheit vor, wo die Herausgeber gar nicht mehr urtheilen, nicht einmal mehr loben wollten. So Gallois, de Sallo's nächſter Nachfolger, im Jahrgang 1676, p. 199: »Comme les loüanges qu'on donne quelque fois dans le journal aux auteurs offensent leur modestie tres-souvent, on est résolu, de ne plus dire simplement, que le nom de l'auteur, laissant au Lecteur le jugement, qu'il doit faire du merite de l'ouvrage et de celuy qui l'a composé après qu'il aura là le précis que nous ferons du livre avec la derniere exactitude« etc. Vgl. tom. V. p. 170: bei Juncker, a. a. O. p. 85. 86.

---

*) Struve a. a. O. p. 782 nennt ſie »conditio indigna«. Seitdem haben wir uns an dergleichen conditiones indignas ſehr gewöhnt.

Indem wir nun diejenigen, welche ſich über die ferneren Schickſale des **Journal des Sçavans**, über ihre wechſelnden Redactionen, ſowie namentlich über ihre zahlreichen literariſchen Fehden (wovon in Kürze Juncker p. 95—103) des Näheren zu unterrichten wünſchen, auf die oben angeführten Werke, beſonders auf das Camuſat'ſche verweiſen,*) glauben wir dieſe Zeitſchrift ſelbſt nicht beſſer charakteriſiren zu können, als indem wir einen kurzen Überblick über die hauptſächlichſten Gegenſtände geben, die ſie allmälig in den Kreis ihrer Beſprechungen hineinzog. Wir beſchränken uns dabei, theils um unſre urſprüngliche Aufgabe nicht zu weit aus den Augen zu verlieren, theils weil auch dies für unſere Zwecke vollkommen hinreichen wird, auf die erſten Jahrgänge, und zwar beiſpielsweiſe auf die erſten zehn, von 1665 bis 1674.

Den meiſten Raum darin nehmen die Naturwiſſenſchaften ein. Namentlich die zahlreichen Briefe aus England und Holland, wo die Naturwiſſenſchaften damals mit beſonderm Glück betrieben wurden, ſowie die Auszüge aus engliſchen Zeitſchriften, ſind dieſem Gegenſtande gewidmet. Auch werden ſie in ihrem ganzen Umfange berückſichtigt, von den Kometen und den Entdeckungen Caſſini's (im erſten Jahrgange) bis zu einigen neuen Erfindungen, welche im Waſſerbau gemacht ſind (ibid. p. 680), von den anatomiſchen Entdeckungen Malpighi's (II, 189) bis zu einem Büchlein de usu **Chocolatis** (I. 211).

---

*) Doch beachte man, wie das höfiſche Element, das dieſem Journal Anfangs ſo ferne zu liegen ſchien, mit der Zeit auch hier hineingeſchmuggelt wird. Nämlich in den Jahren 1672—1674 erſchien ein Supplement dazu, herausgegeben von Jean Baptiſte Denys, »Conseiller et Médecin ordinaire du Roy«, welches eingetheilt iſt in »Conferences, presentees à Monseigneur Le Dauphin«. Vgl. Camuſat, I, 310—323.

Ziemlich vollſtändig iſt auch die Beſprechung philologiſcher Werke: die Schriften von Scioppius und Spanheim (I, 17), der Aeſchylus von Stanley (ibid. 111), der platoniſche Alcibiades von La Fevre (ibid. 267), der Phädrus von Tanaquil Faber (ibid. 60), u. ſ. w. werden gebührend angezeigt und belobt.

In der Theologie überwiegt die Kirchengeſchichte; im Felde der Philoſophie ſind uns nur wenige Schriften von Carteſius (I, 18: vgl. II, 35. 147. IV, 107), ſowie eine Anzeige von Franz Bacon's Werken (I, 303) aufgeſtoßen.

Am Schwächſten iſt die Jurisprudenz vertreten; nur in den wenigen Heften, welche noch de Sallo ſelbſt herausgegeben, werden einzelne Arrets der Parlamente zur Anzeige gebracht, auch einige juriſtiſche Bücher leichtern Schlages, wie die Amoenitates des Du Menage (I, 74). Späterhin ſcheint dieſes Fach völlig ausgefallen zu ſein. Vgl. Camuſat I, 22.

Mehr Aufmerkſamkeit iſt auf die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften verwendet worden. Eine Reihe franzöſiſcher Memoiren, größere Sammelwerke, wie die Europe vivante von Chapuzeau (II, 69), auch Werke von ſtrengerem und eigentlich hiſtoriſchem Stil, wie Hugo Grotius' Geſchichte des holländiſchen Krieges (III, 96), werden angezeigt; ſelbſt aus einem deutſchen Memoire über die Stadt Erfurt, welches an den Reichstag zu Regensburg geſandt und ſpäter ins Franzöſiſche überſetzt worden war, wird ein ausführlicher Auszug gegeben (I, 36).

Ja ſogar, was man von einem gelehrten Journal dieſer Zeit am Wenigſten erwarten möchte: auch auf die ſchöne Literatur, die nationale Poeſie iſt in einigen wenigen Aufſätzen (über Corneille's Othon: I, 92. Joconde, La matrone d'Ephese, Le Cocu battu et content, von Lafontaine: ibid. 47. Calprenède's Faramond, Histoire de France, ib. 102, Astrate, tragédie, ib. 155, u. ſ. w.) Rückſicht genommen. Allein wiewohl dies nur in den allererſten Nummern geſchehen iſt, und auch hier, wie es ſcheint, mehr, um den Verfaſſern etwas Angenehmes zu erzeigen, als um die Sache wirklich zu einem Gegenſtande öffentlicher Beſprechung zu machen *), ſo war doch ſchon dies

---

*) Wenigſtens ſind dieſe erſten Anfänge belletriſtiſcher Kritik außeror-

Wenige ſo außer der Ordnung und ſchien der Mehrzahl der »hommes sçavans« mit der Würde eines derartigen Blatts ſo unvereinbar, daß die Herausgeber eine Menge von Angriffen und Neckereien darüber zu erleiden hatten. Selbſt Camuſat (a. a. O. 23) giebt ſich noch große Mühe, dieſen extraordinairen Schritt mindeſtens zu entſchuldigen, da er, wie er ſelbſt zu verſtehen giebt, einer Rechtfertigung allerdings nicht wohl fähig iſt. »On peut ajoûter, ſagt er, que le desir d'être utile à tout le monde, à ceux qui cultivent les Muses les moins severes, l'a fait sortir quelques fois de sa gravité ordinaire, pour parler de Livres qui n'étoient pas qu'amusans. On voit qu'il n'a pas dédaigné de dire un mot de la Comédie d'Arlequin Procureur, de l'Astrate, d'Othon et de donner un extrait des premiers contes de M. de la Fontaine .... Cette condescendence a quelquefois imitée par ses Successeurs, qui tous ont annoncé dans les occasions les Ouvrages les plus badins comme les plus serieux; ils n'ont pas même fait difficulté de loüer les Nouvelles Galantes, lorsqu'elles leur ont paru bien écrites, et quoi qu'ils connussent le prix de ces bagatelles ils n'ont pas crû pouvoir se dispenser d'en dire leur sentiment quand il a semblé que le Public y faisoit quelque attention.« Wer hörte nicht auch

---

dentlich zahm und beſtehen nur aus Complimenten, mitunter ziemlich hohlen. Über den Otho z. B. heißt es: »Il suffit de dire que cette piece est de Mr. de Corneille, pour en faire concevoir quelque chose de grand. Car si de 27 pieces qu'il a données au public, il n'y en a pas une qui n'ait esté recuë avec applaudissement; il est certain que celle-cy ne peut estre mauvaise; puis que Mr. de Corneille asseure dans sa preface qu'elle ne cede pas à une des autres, soit qu'on en considere la conduite, ou qu'on examine la versification. Il y a peu de personnes curieuses à Paris qui n'ayent veu jouër cette piece. Aussi n'est-ce que pour les étrangers et ceux qui sont dans les Provinces qu'on en parle; afin que n'ayant pû la voir representer, ils ayent au moins le plaisir de la lire, apprenant qu'elle est imprimée.«

aus dieſer Entſchuldigung den eignen Unwillen heraus? Es war freilich ſehr abſcheulich, eine gelehrte Zeitſchrift durch eine Rückſichtnahme auf den Geſchmack, die Intereſſen und Ergötzungen des Publikums zu beflecken. Auch machte das Journal des Sçavans ſein Verſehen bald wieder gut und gab, wennſchon Camuſat, aus Eiferſucht auf die »Révérendes Peres« des Journal de Trevoux nicht wahr haben will, daß es mit Abſicht geſchehen ſei, doch thatſächlich dieſe Art von Beſprechungen auf.

Im Ganzen alſo war der Stoff dieſes Journals, wenn es auch wenig oder nichts enthielt, was die Intereſſen der Nation wirklich berührte, doch immer bunt und mannigfaltig genug, um eine große Menge von Leſern anzulocken. Es ward raſch durch ganz Europa verbreitet und fand überall Leſer und Mitarbeiter *) und bald auch Nachahmer. In England wurde noch in demſelben Jahre der Anfang zur Herausgabe der Philosophical Transactions (Seitens der Royal Society, von dem Sekretär derſelben, Henry Oldenburg, gegründet: Struve, II, 995. Junck. 17. fgg.) gemacht; in Italien gab es das Muſter ab für das Giornale de' Letterati, das ſeit 1668 in Rom durch Francesco Nazari herausgegeben und alsbald durch gleichnamige Unternehmungen in Venedig, Ferrara, Parma ꝛc. nachgeahmt wurde (Struve II, 810. fgg. Junck. 108. 111. 212. 273.): und ebenſo in Deutſchland für die Acta Eruditorum.

---

*) Unter ihnen von deutſchen Gelehrten namentlich Leibnitz. Schon im Jahrgange 1675 (vol. IV. p. 94—99) wurde ein »Extrait d'une Lettre de Mr. Leibnitz, touchant le principe de justesse des Horloges portatives de son invention« abgedruckt; ſo wie er auch noch ſpäter, zur Zeit ſeiner Berühmtheit, zahlreiche und erhebliche Arbeiten darin einrücken ließ; vgl. Lamprecht's Leben des Freyherrn von Leibnitz, Berlin 1740. p. 33. 52. 59. ꝛc.

III.

Früheſte Vorläufer des literariſchen Journalismus in Deutſchland: Riſt's Monatsunterredungen; die *Miscellanea Academiae Naturae Curiosorum.*

Bevor wir uns jedoch zu den **Acta Eruditorum** ſelbſt wenden, müſſen wir noch erſt einiger Unternehmungen gedenken, welche, für den erſten Anblick, den **Acta Eruditorum** ihren althergebrachten Ruhm, der Anfang und Grundſtein unſers literariſchen Journalismus geweſen zu ſein, zu beeinträchtigen ſcheinen. Dies ſind die Monatsunterredungen von Johann Riſt, ingleichen die Miscellaneen, welche die ***Academia Naturae Curiosorum Leopoldina-Carolina*** ſeit dem Jahre 1670 veröffentlichte.

Was die Erſteren angeht, ſo machte Johann Riſt, bekanntlich einer der fruchtbarſten, beliebteſten und angeſehenſten Dichter des ausgehenden ſiebzehnten Jahrhunderts, Opitz' berühmteſter Nachfolger (womit noch keineswegs geſagt, daß er nicht in Wahrheit ganz der ſeichte und elende Reimer geweſen wäre, als welchen Gervinus ihn darſtellt: Geſch. d. poet. Nat. Lit. **III**, 260—266: vgl. aber auch die Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen p. 263. 264) zugleich als Stifter des »Elbe Schwanen-Ordens« (im Jahre 1660: Gervinus a. a. O. 265. 272. fg. Otto Schulz, deutſche Sprachgeſellſch. p. 45—49), ſowie unter dem Namen des »Rüſtigen« als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft bekannt, wenige Jahre vor ſeinem Tode, im Jahre 1663 den Anfang mit Herausgabe eines Werkes:

Erbauliche Monaths-Unterredungen.

Daſſelbe erſchien heftweiſe; die einzelnen Hefte führten nach der Reihe die Namen der Monate. Im Ganzen wurden von Riſt ſelbſt deren nur ſechs herausgegeben, nämlich: Das alleredelſte Naß der ganzen Welt, vermittelſt eines anmuthigen und erbaulichen Geſpräches, welches iſt dieſer Art die Erſte, und zwar eine Jänners-Unterredung, beſchrieben und fürgeſtellt von dem Rüſtigen. Frankfurth bey George Schielen. 1663. in 12. Darin wird als das »edelſte Naß der Welt«, mit Zurückweiſung von Wein, Milch und Waſſer, die — Tinte celebrirt. Der Februarius handelte »von dem allerdelſten Leben der gantzen

Welt«, der Martius, der aber erſt ein Jahr ſpäter erſchien, »von der allereDelſten Thorheit«; der Aprilis (1665) »von der allerede lſten Beluſtigung Kunſt- und Tugendliebender Gemüther«; der Majus (1666) »von der alleredelſten Erfindung der gantzen Welt«; der Junius (1667) »von der alleredelſten Zeit-Verkürtzung.« Hier wurde das Werk durch Riſt's Tod (ſt. 1668) unterbrochen. Doch fand ſich ein Fortſetzer in der Perſon eines gewiſſen Erasmus Francisci (Gervinus, **III**. 304. 491.), der das Werk mit einer Reihe von Abhandlungen — »von der alleredelſten Rache (1668) — der alleredelſten Liſt — der alleredelſten Kunſt — dem alleredelſten Unglück — dem alleredelſten Reitthier — der alleredelſten Veränderung der gantzen Welt« glücklich zum Schluſſe brachte.

Wiewohl uns nun dieſes Werk nicht aus eigener Anſchauung, ſondern hauptſächlich nur aus der Anführung bei Juncker p. 105—107 bekannt iſt (wonach die Angaben bei Jördens, Lex. Deutſch. Dicht. u. Proſ. **IV**, 370 zu berichtigen ſind): ſo glauben wir doch ſchon hieraus den Schluß machen zu dürfen, daß an dieſem ganzen Unternehmen in Wahrheit nichts Journaliſtiſches iſt, es ſei denn etwa der Titel: Monats-Unterredungen. Aber auch dieſem wurde nicht eigentlich entſprochen, indem, wie aus unſern obigen Citaten erhellt, die Hefte nicht einmal wirklich monatweiſe erſchienen, ſondern in längeren, meiſtens ſogar in jährlichen Zwiſchenräumen. Mithin ſind die »Monatsgeſpräche« ſelbſt in formeller Hinſicht nur ſehr bedingungsweiſe unter die Vorläufer der deutſchen Journaliſtik zu rechnen; ihrem Inhalte nach haben ſie gar nichts damit zu thun.

Beiläufig wollen wir hier gleich ein zweites Werk erwähnen, welches, obwohl ſpäter erſchienen, doch ebenſo vereinzelt ſteht und von der journaliſtiſchen Form gleichfalls nur einen äußerlichen Anflug hat, nämlich:

> **Michael Wiedemanns** Hiſtoriſch-poetiſche **Gefangenſchafften, beſtehende in Erzehlungen XII. auserleſener Geſchichten, alſo, daß denen Gefangenen Perſonen nachdenkliche Poetiſche Reden angedichtet werden, bey welchen allerhand curieuſe Anmerckungen nebſt Regiſtern, wie ſolche in Leich-** und anderen Reden zu

gebrauchen. **Leipz. bei Reinh. Wächtlers Wittbe.** 1690. 8.

Das Buch war, wie das oben erwähnte von Riſt, in Monatshefte getheilt. Den näheren Inhalt giebt Juncker (p. 272. 273.) folgendermaßen an: **I.** Monat: Der Alamodiſche Biſchof. **II.** Die ausgerotteten Huguenoten. **III.** Der abgeſtraffte Verwitz, an Souvenello. **IV.** Der gefangene Liebesjäger, an Caracciolo. **V.** Ein ſchwehrmüthiger Student, Namens Theophorus. **VI.** Der unbeſorgte Muſicant, Fido. **VII.** Friſchlinus, der allzuberedte Redner. **VIII.** Mahomet oder die Türckiſche Monden-Finſterniß. **IX.** Magarete oder die abgebüſſte Wolluſt. **X.** Philippina, die verliebte Nonne. **XI.** Thaumazius oder die wunderliche Fügung. **XII.** Der Engelländiſche Gewiſſenszügel.

Schon aus dieſer Überſicht läßt ſich der eigentliche Inhalt des Werkes erkennen. Es ſind ſämmtlich Heroiden, ein damals ſehr beliebtes Genre, zu deſſen Aufnahme insbeſondere Hofmannswaldau durch ſeine bekannten »Heldenbriefe« (vgl. Jördens, **II**, 452. fgg. Gervinus, **III**, 450) beigetragen hatte. Auch wird Wiedemann von Gervinus (a. a. O.) ausdrücklich unter den Nachahmern dieſer Manier genannt. Mithin iſt auch hier die Anlehnung an die periodiſche Form des Journalismus rein etwas Äußerliches, gleicher Weiſe wie bei Riſt's Monatsgeſprächen: und ſchien uns deshalb hier der geeignetſte Ort, von dieſem Werke, welches gleichfalls unter den Anfängen unſrer Journaliſtik aufgeführt zu werden pflegt, Erwähnung zu thun.

Mit weit größerem Rechte dagegen werden die bereits genannten **Miscellanea** hieher gerechnet. Im Jahre 1651 war von Joh. Lor. Bauſch, einem Schweinfurter Arzt, eine Einladung an ſeine Kunſtgenoſſen in Deutſchland ergangen, ſich zu beſtimmten Zeiten zu gemeinſchaftlicher Berathung über die vorzüglichſten Gegenſtände ihrer Wiſſenſchaft, ſo wie zur Mittheilung einzelner ſeltener Fälle, zu verſammeln. Schon das Jahr darauf (1652) wurde die erſte Zuſammenkunft zu Schweinfurt gehalten, wobei Bauſch zum Präſidenten der Geſellſchaft gewählt wurde. Nach ſeinem Tode (1665) übernahm Joh. Mich. Fehr, gleichfalls Arzt zu Schweinfurt, die Leitung des Vereines, der unter ihm, durch den raſtloſen Eifer, mit welchem er den

Beitritt der vorzüglichſten Ärzte aus allen Gegenden Deutſchlands betrieb, eine außerordentliche Ausdehnung, ſowie durch die zahlreichen Abhandlungen medicinischen, chemiſchen und überhaupt naturhiſtoriſchen Inhaltes, die in Folge deſſen eingeſandt wurden, ein bedeutendes wiſſenſchaftliches Anſehen gewann. Dieſer Vorrath von Abhandlungen und Mittheilungen veranlaßte die Geſellſchaft, eine Auswahl derſelben in Druck zu geben, und zwar in periodiſcher Form, was nach dem Beiſpiel des **Journal des Sçavans**, der **Philosophical Transactions** u. ſ. w. ziemlich nahe lag. Dies ſind nun eben die **Miscellanea** oder, wie ſie mit ihrem vollſtändigen Titel heißen:

> ***Miscellanea curiosa Medico-physica Academiae Naturae Curiosorum, sive Ephemerides medico-physicae Germanicae curiosae.***

Sie erſchienen zuerſt zu Leipzig im Jahre 1670: worauf ſie bis 1704, mit wechſelndem Verlagsort, zu Frankfurt, Nürnberg, Breslau, fortgeſetzt wurden. Jährlich ſollte ein Band erſcheinen; doch iſt dies nicht immer ganz inne gehalten worden. Die ganze Reihe von 1670—1704 beſteht aus 24 Quartbänden, wozu zwei Regiſterbände (1695 und 1713) kommen. Nach dem Jahre 1704 trat eine längere Unterbrechung ein: erſt 1712 wurden ſie, unter etwas verändertem Titel, wieder aufgenommen und, mit geringfügigen Störungen, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (ſeit 1757 als **Nova Acta Medico-Physica**) fortgeſetzt. Siehe Andr. Elias Büchner's **Academiae Naturae Curiosorum Historia, Hal. 1755. p. 319.** ſgg. ſowie in Kürze Juncker p. **32—46**, wo namentlich über die früheren Jahrgänge ziemlich genaue Angaben ſind; auch Struve **II, 1000—1002.** Über die fernere Geſchichte der Geſellſchaft, welche ſeit 1687 zu einer kaiſerlichen erhoben und mit »**honorificentissimis et amplissimis privilegiis**« verſehen war, vgl. außer dem Büchner'ſchen Werke gleichfalls Struve **III, 1999—2001.**

Dies iſt alſo allerdings ein wahres und wirkliches Journal und, ſtreng genommen, gebührt ihm die Ehre, unſern literariſchen Journalismus eröffnet zu haben. Wenn es dieſelbe dennoch überall den **Acta Eruditorum**, wiewohl dieſelben faktiſch zwölf Jahre ſpäter angefangen, hat abtreten müſſen, ſo findet dies in der Ausſchließlichkeit ſeines Inhalts, ſowie in der Schwerfälligkeit ſeiner Form, die vollſtändigſte Erklärung und Rechtfertigung. Die Miscellanea konnten hundert Jahre exiſtiren, ohne daß das größere Publikum von ihnen erfuhr; nur die Fachgelehrten konnten ſich dafür intereſſiren. Und obenein erſchienen ſie in dicken Bänden, ſo daß man gar nicht merkte, daß ſie eine Zeitſchrift waren. Dagegen die Acta Eruditorum breiteten ſich gleich Anfangs über alle Felder des Wiſſens aus; auch erſchienen ſie jeden Erſten des Monats. Sehr natürlich daher, daß ſie das Andenken der Miscellanea ſelbſt bei denen verdrängten, die von ihrem Daſein wußten; und das werden immer nur die Wenigſten geweſen ſein. —

Indem wir daher auch unſrerſeits die Miscellanea gleichfalls nur unter die Vorläufer unſers literariſchen Journalismus rechnen, wenden wir uns nunmehr dem eigentlichen Anfang deſſelben, den Acta Eruditorum, zu.

IV.

Die Leipziger **Acta Eruditorum.**

Schon zu Ende der ſechziger Jahre hatte Daniel Georg Morhof, der Verfaſſer des bekannten Polyhiſtor, ſich mit dem Gedanken an Herausgabe eines Werkes getragen, welches, nach Art der politiſchen Zeitſchriften, in monatlichen Heften erſcheinend, den Zuſtand der geſammten europäiſchen Wiſſenſchaft, Bücher und ſonſtige literariſche Neuigkeiten beſprechen ſollte. Er ſelbſt, in dem eben genannten Werke Lib. I. cap. XVI. (p. 177 der dritten Ausgabe), ſpricht ſich darüber folgendermaßen aus: »Jam XX. propemodum anni sunt, cum consilium nonnemini suppeditarem, ut singulis saltem mensibus (ut in rebus politicis fieri solet) varias de rebus literariis ex tota Europa conquisitas publicaret, usus eorum opera, quibus magnum est cum viris celebribus literarum commercium: quod non ad libros tantum, sed et ad omnia cogitata et inventa aliasque historias literarias extendi vellem«: wobei es nur auffällig iſt, daß er ſich wohl auf die politiſchen Zeitungen, nicht aber auf das Journal des

Sçavans, das damals doch ſchon erſchienen war, beruft. Wie es gekommen, daß ſeine Aufforderung ohne Anklang geblieben, wird nicht angegeben. Erſt geraume Zeit ſpäter, und wie es ſcheint, ohne Morhof's unmittelbares Zuthun, kam dasjenige, was er beabſichtigt hatte, zu Stande. Und zwar geſchah dies in Leipzig.

Leipzig, wenn ſchon die Zeit ſeiner literariſchen Hegemonie in Deutſchland in eine ſpätere, nämlich in die Gottſchedſche Epoche fällt, ſo genoß es doch ſchon damals, als der Sitz einer gelehrten und blühenden Univerſität, eines bedeutenden Anſehens in der gelehrten Welt. Dies ſowohl, wie namentlich der Umſtand, daß es damals bereits der ausſchließliche Sitz des deutſchen Buchhandels und als ſolcher der hauptſächlichſte Mittelpunkt alles literariſch-merkantiliſchen Verkehres war, verbunden mit den geographiſchen Vortheilen ſeiner Lage, machte es zum Ausgangspunkt einer gelehrten Zeitſchrift überaus geſchickt.

Eigentliche Akademien oder gelehrte Geſellſchaften, namentlich ſolche, in denen irgend ein höfiſches Element vorgewaltet hätte, beſtanden in Leipzig nicht. Dagegen mochte der Aufenthalt mitten in dem bewegten Treiben einer großen und reichen Handelsſtadt, die vielen Fremden, der Verkehr mit Buchhändlern und Geſchäftsleuten den Leipziger Gelehrten wohl damals ſchon etwas von jener Glätte und (wenn wir ſo ſagen dürfen) induſtriellen Gewandtheit verliehen haben, durch welche dieſelben ſich noch heute vor den Gelehrten anderer Univerſitätsſtädte auszeichnen. Es mußte ihnen auf dieſe Art auch der Gedanke, eine große literariſch-induſtrielle Unternehmung, wie eine Zeitſchrift iſt, zu gründen, näher liegen und leichter auszuführen werden, als vielen Andern.

So trat denn hier, unter dem Einfluß ſo viel begünſtigender Umſtände, aus den Reſten zweier Privatgeſellſchaften, des Collegium Gellianum und Collegium Anthologicum (ſeit ungefähr 1650: vergl. Struve III, 2022. 2023), ein Verein von Gelehrten zuſammen, welche ſich die Nachahmung des Journal des Sçavans, das heißt alſo die Gründung einer großen, encyklopädiſch-gelehrten Zeitung, zum Ziele ſetzten. Die Anlage wurde nach dem größten Maßſtabe gemacht. Hatte der Kreis der Mitarbeiter am Journal des Sçavans ſich anfänglich nur auf den Redacteur und wenige ſeiner nächſten Freunde beſchränkt, ſo war dagegen bei den **Acta Eruditorum** gleich von vorn herein die Abſicht, die Zahl der Mitarbeiter ſo weit wie möglich auszudehnen und namentlich Alles, was Deutſchland, vornämlich Norddeutſchland, von gelehrten und kenntnißreichen Männern beſaß, zu dieſem Werke zu vereinigen. Aber auch über die Grenzen Deutſchlands hinaus, in der Schweiz, Holland, Italien, Frankreich u. ſ. w. wurden, bei der ſteigenden Verbreitung und Achtung des Inſtitutes, Gönner und Mitarbeiter gewonnen und ſo in der That für einige Zeit ein Mittelpunkt für die europäiſche Gelehrſamkeit gebildet, der ſich an Umfang und Wichtigkeit dem **Journal des Sçavans** zum Mindeſten an die Seite ſtellen durfte. Es wird als eine Merkwürdigkeit notirt und ein ganz beſonderer Vorzug, welchen die **Acta Eruditorum** vor allen übrigen gelehrten Zeitungen voraus hatten, daß ſie ſogar polniſche und ſchwediſche Bücher zur Anzeige brachten (2ter Jahrg. 1684: Bd. III, p. 52. 79 ſqq. vgl. Juncker, p. 146): eine äußerſte Stufe der Univerſalität, zu der bis dahin keine andere Zeitſchrift ſich erhoben hatte.

Die Umwälzung, die dadurch in die gelehrte Welt, vorzüglich in die deutſche, gebracht wurde, konnte nicht anders, als höchſt bedeutend ſein. Was wollten gegenüber dieſem großartig freien Vereine, der ſeine Zuſammenkünfte gleichſam unter den Augen des Publikums und der Gelehrten aller Länder hielt, noch jene kleinen Akademieen und Societäten bedeuten, in denen ein Nachbar dem andern ſeine kleine kümmerliche Weisheit ins Ohr ſagte? Auch vergeſſe man nicht die pecuniäre Beſchränktheit, die ſchon damals, wie immer, das althergebrachte Schickſal der meiſten deutſchen Gelehrten war, und die ſie wohl in keinem Punkte ſchmerzlicher empfanden, als in der Armuth literariſcher Hilfsmittel, zu welcher dieſelbe ſie nöthigte. Dieſem Mangel wurde durch die **Acta Eruditorum** weſentlich abgeholfen. Es war eine ganze Bibliothek in nuce, was man hier erhielt, namentlich von ſolchen Büchern, welche außerhalb Deutſchland erſchienen und von denen daher, bei der geringen Sorgfalt, welche damals noch auf öffentliche Bibliotheken verwendet wurde, die Mehrzahl der deutſchen Gelehrten, ohne das Hilfsmittel dieſer Zeitſchrift, auch völlig ohne Kenntniß hätten bleiben müſſen. Auch trugen die Herausgeber kein Bedenken, dieſen Vorzug, den ſie den ausländiſchen Literaturen ertheilten, ſelbſt einzugeſtehen. »Quamquam nec illud diffitemur, (heißt es vol. IV. praef. p. 4.) dum de exoticis, quorum notitia inprimis aperienda nostris videbatur, exactiorem curam suscipimus, multa, quae in Germania procuduntur, omitti, nullius sane vilitatis praejudicio, sed quod in cunctis passim officinis prostent venalia, inque Francofurtanum et Lipsiensem librorum indicem relata, nemini facile ignorari ea arbitremur«. Es iſt dies alſo ein ähnliches Princip, wie ſpäterhin von den Göttinger Gelehrten Anzeigen befolgt wurde. Und gewiß, was man auch übrigens dagegen einwenden möge, ſo ſteht doch nicht zu läugnen, daß auf dieſe Weiſe ein reicher Strom fremden Wiſſens zu uns geleitet und der deutſche Geiſt vielfach befruchtet und angeregt worden iſt.

Doch dürfen wir auch die Schattenſeiten nicht verbergen. Es war nicht möglich, dieſen großartig encyklopädiſchen Charakter zu erreichen, ohne von demjenigen einzubüßen, ja völlig darauf zu verzichten, was eigentlich Charakter iſt: eigene Anſichten, ſelbſtändiges Urtheil, ſogar nur eine eigne Sprache.

Denn auch auf dieſe hatten ſie Verzicht geleiſtet. Das ruhmreiche Beiſpiel, das die Franzoſen, die Engländer, die Italiener gegeben, welche alle ihre Mutterſprache auch zur Sprache ihrer gelehrten Zeitungen gemacht hatten, ging an den Deutſchen verloren. Man wird ſagen, die deutſche Sprache ſei damals noch zu uncultivirt geweſen. Dies mag ſein; aber wird ein ungelenker Arm dadurch geſchmeidiger, daß wir ihn nicht gebrauchen? Und wodurch wäre ſie denn in den wenigen Jahren, die zwiſchen der Gründung der lateiniſchen Acta Eruditorum und Thomaſius' deutſchen »Monatsunterrredungen« lagen, ſo viel geſchmeidiger geworden? — Die Herausgeber ſelbſt, in der Einleitung zum erſten Bande, berühren dieſen Punkt, ohne jedoch näher darauf einzugehen. »Quemadmodum vero (heißt es pag. II.) laudatarum Nationum unaquaeque lingua vernacula, suas secuta rationes, in hoc scribendi genere utitur: ita nos ut Latinum nunc Sermonem nostro praeferamus, praegnantibus utique causis adducimur. De quibus tamen, ut et tota reliqua instituti nostri ratione, consulto plura nolumus nunc praefari«. Der wahre Grund aber war wohl dieſer, daß die Univerſalität, welche man erſtrebte, auf keine andere Art, als durch die lateiniſche Sprache zu erzielen war. Daß fremde Nationen, um ihres eigenen Nutzens willen, die deutſche Sprache erlernen möchten, haben die Deutſchen ſich niemals zugetraut, noch auch ſo viel Stolz beſeſſen, auf den Beifall derjenigen zu verzichten, die ihnen nicht einmal die Ehre erweiſen, ihre Sprache zu erlernen. Auch galt damals in Deutſchland noch keine andere Sprache für gelehrt und einem vir doctissimus anſtändig, als die lateiniſche. Es war ein deutſcher (ſpeciell ein Gießner) Profeſſor geweſen, der das Journal des Sçavans, oder doch wenigſtens die erſten Theile deſſelben, ins Lateiniſche übertragen hatte: ſ. Le Journal des Sçavans, Hoc est: Ephemerides Eruditorum Anni M. DC. LXV. Accurante Heduillio Gallice primum editae. Jam vero in Linguam Latinam versae opera atque studio M. F. Nitzschii, Dr. Lips. 1767. Zwei Theile, die Jahrgänge von 1664 bis 1666 umfaſſend. Vergl. Juncker, p. 91, wo auch das eigene Urtheil des Journal des Sçavans (Jahrg. 1668, p. 422) über dieſe Überſetzung abgedruckt iſt.

Und endlich war für die abſtracte Art, wie hier die Wiſſenſchaften behandelt wurden, die lateiniſche, als die abſtracte Gelehrtenſprache, die geeignetſte. Alles, was an die eigentliche Geſchichte, den Zuſtand der Staaten, die Rechte der Fürſten, nur von Weitem hätte anſtreifen können, wurde ängſtlich und aus Grundſatz vermieden. Vergl. die Widmung des vierten Bandes (a. 1684, p. III.), wo es wörtlich heißt: »Qui jura Principum et actiones editis libellis sub examen revocare sustinent, altum hic de suis silentium non mirabuntur: neque dissimulamus, id scriptorum genus consulto a nobis praetermitti«. Aber auch innerhalb der literariſchen Grenzen wollten ſie ſich jedes eigentlichen Urtheils enthalten, zumal jedes mißgünſtigen; die Herausgeber verſprachen in der Vorrede ausdrücklich: »nullius hominis scripta carbone se esse notaturos«. Und freilich kannten ſie auch darin ihr Publikum. Die journaliſtiſche Kritik war damals noch etwas ſo Neues und Ungewohntes, die Haut unſrer Gelehrten war damals gegen dieſe Art der Öffentlichkeit noch ſo empfindlich (ungefähr ſo, wie heutzutage die Haut unſrer Staatsmänner), daß ſelbſt die ſparſame und ſchüchterne Kritik der Acta Eruditorum nicht ohne Vorwürfe und feindſelige Entgegnungen blieb. Man warf ihnen vor, ihre Befugniß überſchritten zu haben; ſie ſollten hübſch thun, was ſie Anfangs verſprochen, nämlich bloß referiren und jedweden Urtheils ſich enthalten: wodurch die Acta ſich denn endlich genöthigt ſahen, ihr eigenes Syſtem ein wenig zu reformiren und ihr desfallſiges Princip ausführlich vorzulegen. »Ad Historiam (wird auf einen derartigen Angriff geantwortet: ſ. bei Juncker, p. 147) spectare Actorum editionem sciunt Collectores, et alterius fori esse, veritatem aut orthodoxiam librorum accurate definire: sed non ita constrictos se esse voluerunt, ut promiscua et nuda scriptorum enumeratione defungerentur et ab omni judicii alicujus aut elogii additamento abstinerent. In commendationes sane, ubicunque honeste licuit, proni nec difficiles in excusandis erroribus; circumspectiores sese tamen in animadvertendo exhibuerunt, sed ita ut conscientiae et obligationis, qua religioni et patriae obstricti tenentur, rationem non negligerent. Eapropter non potuerunt omnia ignavo et pavido silentio transmittere et veritatis, quae omnibus communis esse debet, causam veluti prodere. Itaque cum non liceret laborem suum ad illos solum libros excerpendos restringere, qui nihil de religione aut statu publico controversum continerent, modesta tamen aliqua admonitione non semel praecaverunt, ne libertas illa enarrandi et referendi sibi aut publico fraudi esset.« etc. Vergl. die ſchon oben citirte Widmung des vierten Bandes (1684), die eine ausführliche Darlegung und Rechtfertigung der Redactionsprincipien enthält; ſowie über ihre gelehrten Streitigkeiten überhaupt: Juncker, p. 155—158.

Gleichfalls in Übereinſtimmung mit dieſem abſtracten Standpunkte ſteht es, daß auch in dieſer Leipziger Zeitſchrift, gleicherweiſe wie in dem Journal des Sçavans, den phyſikaliſchen, mathematiſchen und mediciniſchen Wiſſenſchaften ein merkliches Übergewicht eingeräumt iſt; Botanik, Anatomie, mathematiſche Berechnungen bilden ihre glänzendſte, hiſtoriſche Schriften ihre ſchwächſte Seite. — Auch die Alterthumswiſſenſchaften ſind nicht in dem Maße vertreten, wie man erwarten möchte.

Von der ſ. g. ſchönen Literatur iſt natürlich gar keine Rede. Zwar werden hin und wieder Gedichte zur Anzeige gebracht: aber das ſind, wohl zu merken, lateiniſche, etwa die Carmina Brockhusii (Decemberheft 1684: vol. III, p. 542), Petri Franci (Novemberheft 1682: vol. I, p. 359) und anderer, vorzüglich holländiſcher Latiniſten, deren stilus purus et elegans regelmäßig die gebührenden Lobeserhebungen empfängt. Von modernen Dichtern, zumal von deutſchen, begegnet nicht einmal der Name, es ſei denn, daß literarhiſtoriſche Werke, wie Morhof's **Unterricht** von der Teutſchen Sprache und Poeſie (Septemberheft 1682: vol. I, p. 271—77; die Anzeige iſt von Carpzov) excerpirt werden. Dagegen eine ſelbſtändige Anzeige irgend eines deutſchen Poeten ſucht man in der ganzen Zeitſchrift, wenigſtens ſoweit der Verfaſſer dieſes Werkes ſie deshalb verglichen hat, das iſt in den erſten fünfzig Jahrgängen, vergebens; weder Gryphius, Lohenſtein, Hofmannswaldau, noch Canitz, Günther, Brockes und wie die Modedichter jener Zeit ſonſt heißen mögen, war der Zutritt in dieſe gelehrte Geſellſchaft verſtattet.

Eine beſondere Erwähnung endlich verdient noch die religiöſe Orthodoxie der Acta; ſie bekennen ausdrücklich, daß ſie »religionem orthodoxam sacrisque literis conformem conscientia convicti tenent« (vol. III, praef. p. III): und man ſolle ihnen nicht zumuthen, dieſen Standpunkt jemals zu verläugnen. Alſo in dieſem Punkte waren ſie ächte Leipziger; was das heißen will, werden wir ſogleich im nächſten Abſchnitte, in der Geſchichte des Thomaſius, erfahren.

Nach dieſer Darlegung ihrer allgemeinen Grundſätze wenden wir uns nunmehr zu ihrer Einrichtung und äußerlichen Schickſalen.

An der Spitze der Geſellſchaft, welche ſich, ſoweit ſie in Leipzig anſäſſig war, allwöchentlich an einem beſtimmten Tage zu gemeinſchaftlicher Redaction verſammelte, ſtand Otto Mencken, Profeſſor der Moral und praktiſchen Philoſophie an der Univerſität zu Leipzig; ihn daher haben wir als den eigentlichen Stifter und Lenker des Unternehmens zu betrachten, wiewohl er dieſe Ehre, um der Verantwortlichkeit willen, die auf ihr ruhte, ſorgfältig abzulehnen pflegte. Mencken war ein gewandter und thätiger Mann, von klarer Einſicht und praktiſchem Verſtande. Seine unmittelbare Theilnahme durch Aufſätze und Mittheilungen war gering (vergl. Struve, II, 827); dagegen hatte er die ganze große Laſt von äußerlichen Geſchäften, die mit dergleichen Unternehmungen verbunden iſt, die Anſchaffung und Austheilung der Bücher, das Anwerben neuer Mitarbeiter, die Correſpondenz mit auswärtigen Gelehrten, die Berechnung mit dem Buchhändler u. ſ. w. auf ſich genommen. Unter ſeinen Mitarbeitern, zu denen zunächſt die ganze Univerſität Leipzig gehörte, werden bei Struve (a. a. O.) hauptſächlich Folgende genannt: Michael Ettmüller, (von dem die botaniſchen und ſonſtige naturhiſtoriſche Artikel; ein Aufſatz von ihm eröffnet die Zeitſchrift), Valentin Alberti (Profeſſor der Logik und Metaphyſik, außerordentlicher Profeſſor der Theologie, eine der hauptſächlichſten Stützen der Leipziger Orthodoxie und Thomaſius' vornehmſter Widerſacher), Joh. Olearius (Theologe, behandelte vorzüglich das Fach der Kirchengeſchichte), Fr. Bened. Carpzov (Theologe, Polyhiſtor), Joh. Bohn (Mediciner, hatte beſonders die anatomiſchen Schriften unter ſich), Adam Rechenberg (Theologe, auch Profeſſor der alten Sprachen, recenſirte vornämlich hiſtoriſche Schriften), Chriſt. Pfautz (der Mathematiker des Journals und als ſolcher einer der fleißigſten und wichtigſten Mitarbeiter), Ant. Günth. Heshuſius (Profeſſor der ariſtoteliſchen Philoſophie und Referent über die philoſophiſchen Schriften), Heinr. Sam. Eckelt (Juriſt), Joh. Cyprianus (Phyſiker), Thomas Ittig (Orientaliſt), Veit Ludw. von Seckendorf (kurbrandenburgiſcher Geheime Rath, ſtarb als erſter Kanzler der neuen Univerſität zu Halle: Hoffbauer's Geſch. der Univerſ. Halle, p. 36, vergl. Jöcher, IV, p. 464 ſqq.; in den Acta Eruditorum ſchrieb er allerhand vermiſchte Aufſätze, namentlich auch theologiſche), Walter von Tſchirnhauſen (aus einem vornehmen böhmiſchen Geſchlecht, ſächſiſcher Geh. Rath, auch Mitglied der franz. Akademie; er war hauptſächlich durch ſeine Reiſen und phyſikaliſch-mathematiſchen Studien, ſowie als Verfaſſer einiger myſtiſcher Schriften bekannt), Heinrich Graf von Bünau (Verfaſſer der bekannten Teutſchen Kaiſer- und Reichshiſtorie, auch Gründer der berühmten Bünauiſchen Bibliothek, die jetzt einen Hauptbeſtandtheil der Königlichen Bibliothek zu Dresden bildet; zur Zeit ſeiner Mitarbeiterſchaft an den Acta Eruditorum war er Student in Leipzig) u. ſ. w.

Es wäre nun, da die Güte der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig uns die Benutzung desjenigen Exemplares verſtattet hat, welchem die Verfaſſer der einzelnen Aufſätze namentlich beigeſchrieben ſind *), ein Kleines für uns, dieſe Liſte der Mitarbeiter um ein Bedeutendes zu erweitern oder gar zu vervollſtändigen; vorausgeſetzt nämlich, daß wir hier den Raum dazu beſäßen und auf das Intereſſe unſrer Leſer rechnen dürften. Wir begnügen uns alſo, ſtatt eines wüſten Schwarms von Namen, hier nur einen einzigen zu nennen: einen Namen, den Struve wunderlicher Weiſe übergangen hat und der doch ohne Vergleich der berühmteſte iſt, welchen die Acta Eruditorum aufzuweiſen haben: — nämlich Leibnitz. Seiner Theilnahme an dem Journal des Sçavans iſt bereits gedacht worden; auch an den Acta Eruditorum nahm er gleich Anfangs lebhaften Antheil. Schon das erſte Heft (vol. I, p. 41–46) enthält einen Aufſatz von ihm: de vera proportione circuli ad quadratum circumscriptum in Numeris rationalibus. Auch ſpäterhin lieferte er zahlreiche und wichtige Beiträge; namentlich ſeine Streitigkeiten mit Newton, Bernouilli, dem Abbé de Catelan, Papin u. A. pflegte er in den Acta Eruditorum zu verhandeln. Ja ſo großen Werth legte er auf dieſe Zeitſchrift, daß er, wie ſein Biograph ausdrücklich erwähnt, ſich dieſelbe auf ſeinen Reiſen und ſogar nach Italien nachſchicken ließ. S. Lamprecht, Leben Leibnitz', p. 43, 46, 47, 50, 56. — Auch von Thomaſius, den man, ſeinen ſpäteren Schickſalen nach, in dieſer Geſellſchaft der Leipziger Gelehrten kaum erwarten möchte,

---

*) Auch iſt ein vollſtändiges Verzeichniß ſämmtlicher Mitarbeiter von 1682 bis 1716, alſo aus der Blüthezeit des Journals, in Chriſt. Ernſt Sicul's Leipz. Jahresgeſchichte, 1719 sqq. abgedruckt; ſ. das Nähere bei Struve, a. a. O. 818.

finden ſich in den erſten Jahrgängen verſchiedene Beiträge, z. B. im Februarheft 1684: vol. 3, p. 89—92.

Unter dieſer Leitung nun und von dieſen Kräften unterſtützt, traten die **Acta Eruditorum** mit dem Januar 1682 ihre Laufbahn an. Sie erſchienen, wie bereits bemerkt wurde, in monatlichen Heften, durchſchnittlich von ſechs bis acht Bogen in Quart, mit Kupfern und Tabellen, beſonders mathematiſchen und naturhiſtoriſchen, reichlich verſehen. Mencken's Tod, der im Jahre 1707 erfolgte, ſtörte den glücklichen Fortgang des Unternehmens nicht, indem ſein Amt an ſeinen Sohn überging, den bekannten Joh. Burchard Mencken: einen Mann von leidlichem Witz und einer großen Beweglichkeit des Geiſtes, der ſich nicht nur durch ſeine **De Charlataneria Eruditorum Declamationes duae** (zuerſt gehalten 1713 und 1715, ſeitdem unzählige Male in Deutſchland, Italien, Frankreich und Holland gedruckt, nachgedruckt und mit ausführlichen Commentarien verſehen, auch ins Deutſche und Franzöſiſche überſetzt; Friedr. Otto Mencken, Joh. Burchard's Sohn, in der Vorr. zu **Jo. Burch. Menckenii Orationes Academicae, Lips.** 1734, p. 11 sq. nennt ſie **ultra Gangem notae**), ſondern auch durch eigene deutſche Gedichte, die er unter dem Namen Philanders von der Linde herausgab, auch beim größern Publikum beliebt gemacht hatte. Vgl. Gervinus **III**, 494—496 *). Nach ſeinem Tode (1732) ging die Redaction wiederum an ſeinen Sohn, den oben genannten Otto Friedrich, den Enkel des Begründers, über: ſo daß alſo (ein ſeltenes Beiſpiel bei gelehrten Zeitungen!) die Redaction dieſer Zeitſchrift durch drei Generationen Einer Familie vererbt iſt. Als auch er geſtorben war (1754), behielten die

---

*) Gervinus' Urtheil iſt überaus hart und wegwerfend. Als Poet mag Mencken dies und Schlimmeres verdient haben; aber ſeine Poeſie war doch nur eine ſehr beiläufige Seite ſeiner Thätigkeit und darum hätte Gervinus ſein Urtheil wohl ein wenig begrenzen dürfen. Sollte aber ein allgemeines Urtheil ausgeſprochen werden, ſo hätte namentlich die oben erwähnte Schrift **de Eruditorum Charlataneria** nicht überſehen werden dürfen; ſie iſt charakteriſtiſcher für den Mann und ſeine Stellung, als die ganze Verſelei des »Philanders von der Linde«.

Menckenſchen Erben zwar das Eigenthumsrecht der Zeitung; die Redaction aber übertrugen ſie an **Karl Andr. Bel**, Profeſſor in Leipzig, vermuthlich denſelben, deſſen **Bahrdt** in ſeiner Biographie nicht eben aufs Vortheilhafteſte gedenkt: I. 290, 320 fg. Auch ſeinem Amte als Redacteur der Acta ſcheint er nicht eben ſorgfältig vorgeſtanden zu haben; wenigſtens macht **Jugler** in den Suppl. ad Bibl. Struvio-Juglerianam, p. 161 ihm den Vorwurf, mehr ſeinen Vortheil, als den Vortheil der Leſer im Auge gehabt zu haben. So quälte das Journal, zum Fremdling, ja zum ſchwachköpfigen Greiſe geworden, inmitten einer völlig neuen und andern Welt, ſich mühſelig hin, bis es endlich ſein hundertſtes Jahr vollendet hatte. Da ging es ſchlafen; der letzte Band iſt 1782 erſchienen. Während dieſer ganzen einhundertjährigen Dauer iſt es nur ein einziges Mal unterbrochen worden, nämlich nach Ende des ſiebenjährigen Krieges, von 1764 bis 1767, wo für je zwei Jahre nur Ein Band erſchienen iſt; auch haben wir nichts davon geleſen, daß es jemals mit der Cenſur in Colliſion gerathen wäre. Die vollſtändige Reihe beſteht aus drei und neunzig Quartbänden, wozu noch vier und zwanzig Supplement- und Regiſterbände kommen. Vom Jahre 1732 ab, alſo ſeit dem Tode Johann Burchard's, heißen ſie **Nova Acta Eruditorum**.

Von einer Überſetzung ins Franzöſiſche, die 1685 im Haag unternommen wurde, erſchien nur der erſte Jahrgang. Doch pflegten die bedeutendſten Zeitſchriften des Auslandes, namentlich Bayle's Nouvelles de la Republique des Lettres (Struve, II, 931. Juncker, 170), das Giornale de' Letterati in Parma (Struve, II, 819. Juncker, 212) u. a. m. regelmäßige Auszüge zu liefern. Eine Zuſammenſtellung der vornehmſten Beurtheilungen, welche ſie im Auslande erfuhren, findet man gleichfalls bei Juncker, p. 158 fg.

Vergl. im Ganzen Struve, II, 814—834. Juncker, 142—165. Gründl. Nachr. ꝛc. 33—37.

V.

Thomaſius.

Durch die Acta Eruditorum hatte Deutſchland nun allerdings eine gelehrte Zeitung erhalten: aber auch nur eine gelehrte. Gelehrte ſchrieben ſie, damit Gelehrte ſie leſen ſollten; das große Publikum war durch Sprache, wie Inhalt davon ausgeſchloſſen. Es waren alſo wohl die Schranken aufgehoben, welche die Gelehrten bisher unter einander geſchieden hatten: aber noch ſtanden diejenigen, welche die Gelehrten vom Volke, die Wiſſenſchaft vom Leben, die Journaliſtik ſelbſt von ihrem eigentlichen Herd und Boden, dem Intereſſe des geſammten Publikums, trennten. Es bedurfte eines Mannes, der mit entſchloſſener Hand auch dieſe letzte Schranke niederwarf und zu der Zeitung, welche in Deutſchland erſchien, eine andere erſchuf, die für Deutſchland erſchien.

Dieſer Mann war Chriſtian Thomaſius: eine der wichtigſten Perſönlichkeiten, welche die Geſchichte des deutſchen Geiſtes aufzuweiſen hat, ſpeciell aber für die Geſchichte unſers literariſchen Journalismus der eigentliche Stifter und Vater deſſelben.

Seine Wichtigkeit im Allgemeinen darzuſtellen und nachzuweiſen, wie der Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts, das iſt der Geiſt der Aufklärung, in Thomaſius ſeine früheſte, aber wahrlich nicht ſeine unfruchtbarſte Knoſpe trieb, würde uns von unſerm urſprünglichen Thema zu weit abführen. Indem wir daher unſre Leſer der Hauptſache nach auf Luden's Chriſt. Thomaſius, nach ſeinen Schickſalen und Schriften dargeſtellt. Berl. 1805, ſowie auf die vortreffliche Überſicht bei Schloſſer, Geſch. des achtz. Jahrh. I, p. 603—613 der dritten Auflage, verweiſen, beſchränken wir uns, der Aufgabe unſers Buches gemäß, auf die Darſtellung ſeiner journaliſtiſchen Thätigkeit. Auch mögen wir uns dieſer Beſchränkung um ſo leichter unterwerfen, als in Wahrheit in dieſer journaliſtiſchen Thätigkeit die geſammte Thätigkeit des Mannes gleichſam culminirt; ſeine Journale ſind ſeine bedeutendſte und einflußreichſte Schöpfung und daher auch die Quelle, die ſein Bild am Reinſten und Vollſtändigſten wieverſpiegelt. Doch können wir auch dabei nicht umhin, von ſeinen äußeren Lebensumſtänden einige Notiz zu nehmen, indem dieſelben mit ſeinen Schriften und namentlich mit ſeinen journaliſtiſchen Arbeiten ſo enge verbunden ſind, daß die einen ohne die andern ſich nicht verſtehen laſſen. Beweis genug, daß wir es ſchon mehr mit keinem abſtracten Gelehrten zu thun haben.

Thomaſius wurde im Jahre 1655 zu Leipzig, wo ſein Vater Profeſſor der Beredtſamkeit war, geboren. Den Anfang ſeiner Studien machte er in der beliebten encyklopädiſchen Weiſe ſeines Zeitalters, indem er bunt durcheinander philologiſche, juriſtiſche, hiſtoriſche, mathematiſche Vorleſungen beſuchte, bis er ſich ſchließlich für die Jurisprudenz entſchied, ohne Zweifel, weil ſie dem praktiſchen Leben am nächſten ſtand und mithin dem praktiſchen Sinne des jungen Thomaſius am beſten entſprach. 1675 ging er nach Frankfurt an der Oder, eigentlich um juriſtiſche Vorträge zu hören. Da aber weder Strykius noch Rhezius, zwei Sterne der damaligen juriſtiſchen Welt, ſeine Erwartungen befriedigten, ſo kehrte er, raſch entſchloſſen, das Ding um und hielt Vorträge, ſtatt ſie zu hören. Nachdem er ſich ſo als Lehrer verſucht, kehrte er (1679), nach einer Reiſe nach Holland, welches damals die allgemeine hohe Schule aller Gelehrten bildete, nach Leipzig zurück, um hier gleichfalls im juriſtiſchen Fache als Docent thätig zu ſein. Insbeſondere hatte er ſich mit der Idee eines Naturrechts, wie ſie damals von Grotius und zuletzt von Pufendorf aufgeſtellt worden war, befreundet; ihm, dem Feinde aller Vorausſetzungen und Traditionen, mußte eine Wiſſenſchaft willkommen ſein, die des ganzen üblichen Ballaſtes von Vorausſetzungen und Überlieferungen entbehrte und das reine Recht, das Recht in ſeiner urſprünglichen und natürlichen Geſtalt, darzuſtellen ſuchte. Er machte daher auch in Leipzig, obwohl es gerade hier, in dem Sitz der Rechtgläubigkeit und ſtrenger Gelehrſamkeit am wenigſten am Platze war, den eifrigen Apoſtel dieſer neuen Rechtslehre: ſo eifrig ſogar, daß ſeine Zuhörer ihm nicht Stand halten wollten, ſondern, entſetzt über die Ketzereien dieſes Mannes, den Saal verließen. Vgl. ſeine eigene Erzählung bei Luden a. a. O. p. 12. den wir überhaupt als Quelle für die Darſtellung dieſer äußerlichen Lebensumſtände benutzt haben.

Und nicht auf den Hörſaal allein beſchränkte Thomaſius ſeine Ketzereien, ſondern ſie gingen auch in ſeine ſchriftſtelleriſchen Verſuche über. Im Jahre 1686 erſchien eine kleine Schrift von ihm: de crimine bigamiae, in üblicher gelehrter Haltung und ſich durch nichts vor den gewöhnlichen akademiſchen Diſſertationen auszeichnend, als nur durch den eigenthümlichen Eigenſinn, mit welchem der Verfaſſer, den Principien ſeines Puſendorf getreu, darauf beharrte, die Vielweiberei zwar als ein relatives Verbrechen, weil ſie nämlich durch göttliche und menſchliche Geſetze verboten ſei, keineswegs aber als ein abſolutes, ein Verbrechen gegen die Natur, zu betrachten. Solche Gegenüberſtellungen eines Rechtes der Geſetze und eines anderen urſprünglichen und abſoluten Rechtes, wie theoretiſch ſie auch ſein mochten, waren damals immerhin von ſehr bedenklicher Beſchaffenheit: und ſo mochte dieſe kleine Schrift wohl, wie Luden es ausdrückt (p. 15) »den erſten Satz des Unwillens in manches Gemüth bringen.« —

Aber von allen Verſtößen ſind für die meiſten Menſchen die empfindlichſten die, welche gegen die Form und die hergebrachte äußerliche Gewohnheit gemacht werden. Seine ketzeriſchen Bedenken über die Bigamie hätte man ihm verzeihen können; dagegen als er im Jahre 1688 an das ſchwarze Brett zu Leipzig, »welches noch nie durch die deutſche Sprache entweiht worden war« (Luden a. a. O.), ein deutſches Programm (»welcher Geſtalt man den Franzoſen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen ſolle«) anſchlagen ließ, in welchem er den Studenten ein deutſches Collegium: »über das Gratians Grundreguln, vernünftig, klug und artig zu leben« ankündigte *), da ging Ein Stirnrunzeln, Ein Kopfſchütteln und Verdammen durch die ganze gelehrte Sippſchaft. Eine deutſche akademiſche Schrift! ein deutſcher Univerſitätsvortrag! Das waren zwei Dinge, welche die Würde der geſammten Univerſität, ja der ganzen deutſchen Gelehrſamkeit auf ewig zu compromittiren ſchienen.

Und obenein ſorgte Thomaſius ſelbſt dafür, die Leute dar-

---

*) Wiederabgedruckt und mit einem Anhange verſehen in »Chriſtian Thomaſens Allerhand bisher publicirte Kleine Teutſche Schrifften« p. 1—66 der dritt. Ausg. (Halle, 1721.)

über aufzuklären, daß dieſe Neuerung, neben der Formverletzung, auch noch den Anfang einer innerlichen Reform enthalte. Er deckte das Princip nackt auf und erklärte ohne Umſchweif, daß die ganze bisherige Gelehrſamkeit bei Seite zu werfen und ein völlig neuer Grund der Bildung, ein neues Ziel wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen aufzuſuchen ſei. Was dieſer Ballaſt todter Gelehrſamkeit uns ſolle? wozu dieſes ewige Latein und Griechiſch uns nütze? Das ſei gut für diejenigen, die Profeſſion davon machen wollten: »denen aber, ſo man im gemeinen Leben gebrauchen will und denen das Studiren des Lateiniſchen wegen ſauer und verdrießlich wird, helfe man ohne Verdrießlichkeit, mit dem, was ſie gelernt haben, fort.« Dieſe Art, den Kopf voll wüſten gelehrten Zeuges zu ſtopfen, bringe den Menſchen nur moraliſch und geiſtig herunter, daß hernach »das tüchtige und geſcheide nicht haften wolle«. Darauf komme es an, daß man im Leben etwas nütze: und darum ſolle man es machen, wie die Franzoſen (»denn ſie ſind doch die geſchickteſten Leute und wiſſen allen Sachen ein recht Leben zu geben«) und ſich »auf honnete Gelehrſamkeit, beauté d'esprit und galanterie befleißigen:« denn daraus würde »ein vollkommener weiſer Mann entſtehen.« Zu dieſem Allen aber ſei es der Anfang und erſte Schritt, und darin zunächſt ſeien die Franzoſen nachzuahmen, daß man ſich auch zu gelehrten Sachen der Mutterſprache bediene, indem dadurch »die Gelehrſamkeit unvermerket mit großem Vortheil fortgepflanzet werde.«

Man kann denken, wie den Leipziger Gelehrten bei dieſen Erörterungen zu Muthe ward und wie manchem vir doctissimus es das Herz gekränkt haben mag daß »ſeine Univerſität« der Schauplatz ſolcher entſetzlicher Neuerungen werden mußte. Aber noch ehe ſie ſich von dem Schrecken dieſes Angriffs erholt hatten, hatte Thomaſius bereits einen neuen, noch ungleich ſchärferen Pfeil gegen ſie abgeſendet: auf das erſte deutſche Programm, die erſte deutſche Vorleſung ließ er noch in demſelben Jahre die erſte deutſche gelehrte Zeitung, das heißt die erſte gelehrte Zeitung in deutſcher Sprache, folgen.

Zwar hatte er (vgl. oben p. 283) »im Jahre 1685 die Ehre gehabt, als Mitglied der berühmten Societät angenommen zu werden«, welche die Acta Eruditorum herausgab.« Allein ſo wenig wie der übrige akademiſche Firlefanz, ſo wenig hatte auch dieſe

Ehre ihn beſtechen oder in ſeinem Urtheil über die Verwerflichkeit des abſtracten Gelehrtenthums, das in dieſer Zeitſchrift zur Schau getragen wurde, irre machen können. Die Herausgeber der **Acta Eruditorum** (wir haben die Stelle oben mitgetheilt) hatten den Umſtand, warum ſie ihre Zeitſchrift in lateiniſcher und nicht in deutſcher Sprache erſcheinen ließen, in der Vorrede zwar berührt, aber in einer ſo vornehmen und nichtsſagenden Weiſe, daß man recht wohl merken konnte, wie ſehr im Grunde ihr **Sermo latinus** ihnen ſelbſt behagte. Dafür hatten ſie ſchon in dem erwähnten Programm von Leuten hören müſſen, welche ſich einbildeten, »unſre Sprache ſei nur zu denen Handlungen im gemeinen Leben nützlich oder ſchicke ſich, wenn es aufs Höchſte kömmt, zu nichts mehr als Hiſtörchen und neue Zeitungen *) darüber zu ſchreiben, nicht aber die philoſophiſchen oder höheren Facultäten Lehren und Grundreguln in ſelbiger vorzuſtellen.« Nun mußten ſie gar noch erfahren, daß ihrem lateiniſchen Journal ein deutſches zur Seite geſtellt wurde.

Und welch ein Journal! — Doch darüber werden wir nachher in einem eigenen Abſchnitt ausführlicher berichten. Hier wollen wir nur erwähnen, daß gleich das erſte Heft dieſer Zeitſchrift mit einem Epigramm auf die **Acta Eruditorum** ſchloß, welches die Herausgeber deſſelben ſo erbitterte, daß ſie ſofort klagbar werden und den frechen Spötter beim Oberconſiſtorio zu Dresden verklagen wollten. Auch wollte man übrigens allerhand ſchnöde Anſpielungen und Perſönlichkeiten wittern, beſonders gegen den Profeſſor Alberti, den wir oben unter den Mitarbeitern der **Acta Eruditorum** genannt haben. Alberti war noch Thomaſius' Lehrer geweſen und es wurde ihm ſchwer, die Superiorität aufzugeben, welche die meiſten Menſchen aus dergleichen Verhältniſſen für alle Ewigkeit abzuleiten pflegen; auch war er ein eifriger Zionswächter, der namentlich an Pufendorfs Grundſatz des Naturrechts ſein großes Ärgerniß nahm und ihm in einem dickleibigen **Compendio juris naturae orthodoxae theologiae conformato** »den Stand der Unſchuld oder das Ebenbild Gottes, welches man wiedererlangen müſſe« (Luden, p. 32), entgegengeſetzt hatte. Doppelt empörte es ihn daher, als Thomaſius in ſeinen im Jahre 1687 erſchienenen **Institutionum jurisprudentiae divinae libri tres** (a. a. O. 28) dieſen Albertiſchen Stand der Unſchuld einer etwas ſcharfen Kritik unterwarf. In Folge deſſen wurde Alberti die Seele der Oppoſition, welche ſich unter der Univerſität zu Leipzig gegen Thomaſius bildete.

---

*) Er meint die Relationen und Flugſchriften, deren wir im vorigen Kapitel gedacht haben: Newe Zeyttung vom Türcken u. ſ. w.

Vermuthlich gab es außer dieſen offenbaren Gründen noch andere, mehr perſönlicher Natur, welche das Feuer ſchürten. Wenigſtens wird man durch die Art und Weiſe der Thomaſiuſchen Polemik, die ſeine Gegner insbeſondere auch von der ſittlichen Seite angreift, zu dieſer Annahme genöthigt. Daß dieſelbe in der That nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit lag, beweiſt die bekannte Geſchichte, weshalb Leibnitz abgewieſen wurde, als er den Leipziger Doctorhut begehrte: Lamprecht, p. 12 fgg. Auch Thomaſius' Verbindung mit den Pietiſten, die damals anfingen aufzutauchen (Luden, 134, 155, 216. Schloſſer (a. a. O. 592) und denen er ſich damals aus demſelben Grunde anſchloß, weshalb er ſich ſpäter von ihnen losſagte, nämlich weil er ſich überall gegen das Geiſtloſe, Verknöcherte auf die Seite des jugendlich Lebendigen ſtellte, hat ohne Zweifel das Ihrige zur Vergrößerung der Feindſchaft beigetragen. Endlich wurde auch von Wittenberg aus, wo er mit Dr. Caſpar Löſcher (den wir noch ſpäterhin als Mitherausgeber der »Unſchuldigen Nachrichten« kennen lernen werden: Struve, **II**, 903) in Zwiſt gerathen war, Oel ins Feuer geſchüttet, und das gefährlichſte Ding der Welt, der Haß der Theologen, gegen ihn gerichtet: Luden, 142.

Genug, nach einer Reihe von Verdächtigungen, Klag- und Beſchwerdeſchriften, während welcher jedoch Thomaſius ſeine journaliſtiſche und ſonſtige literariſche Thätigkeit unverdroſſen fortgeſetzt und, was die Gegenpartei am bitterſten kränkte, (Luden, 144) ſogar Geld und Ehre damit erworben hatte, explodirte der Haß ſeiner Feinde endlich in einem Verhaftsbefehle, den ſie vom Oberconſiſtorium in Dresden (demſelben, welchem bald darauf, 1691, auch Spener weichen mußte,) erwirkt hatten und dem Thomaſius ſich nur durch die Flucht entzog: Mai, 1689. Vgl. Luden p. 147 und Thomaſius' eigene Erzählung im zweiten Theil der »Vernünftige und Chriſtliche Gedanken u. ſ. w. über allerlei große philoſ. und juriſt. Händel«, 1720.

Wie Thomaſius nun zuerſt nach Berlin, darauf nach Halle ging und wie endlich in Folge dieſer Auswanderung die Univerſität zu Halle gegründet wurde, dies iſt theils bekannt genug, theils liegt es außer unſerm Zwecke. Wir erwähnen nur, daß Thomaſius in Halle einen freien und fruchtbaren Boden fand, alle jene Grundſätze zur Ausführung zu bringen, deren Keim bereits in ſeinen Leipziger Schriften und namentlich in ſeinen Journalen enthalten war. In Halle ſchuf er, was er ſelbſt in Leipzig, in dem vielerwähnten Programm, gefordert hatte: eine deutſche, deutſchredende Wiſſenſchaft. In raſcher Aufeinanderfolge erſchienen eine deutſche Logik (»Einleitung zu der Vernunftlehre«. Halle 1691; ſie erlebte bis zum Jahre 1719 nicht weniger als fünf Auflagen: Luden, 167 *) eine Sittenlehre (Von der Kunſt, vernünftig und tugendhaft zu leben ꝛc. oder Einleitung der Sittenlehre; die erſte Auflage erſchien 1692, 1726 die achte: Luden, 185—203) ein Natur- und Völkerrecht (1705, als verbeſſerte Bearbeitung der Instit. jurisprud. div. Luden, 275) und außerdem eine außerordentliche Menge kleinerer Schriften, die theils an die eigentliche Fachwiſſenſchaft der Jurisprudenz, des Staatsrechtes u. ſ. w. ſich des Näheren anſchloſſen, theils auf Veranlaſſung akademiſcher Ereigniſſe das Verhältniß der Studirenden zur Wiſſenſchaft, die wahre Aufgabe der Gelehrſamkeit und ähnliche Gegenſtände mit Eifer und Wärme behandelten. Auch dem Journalismus wandte er fortdauernd ſeine beſten Kräfte zu.

Wie er aber theoretiſch nur eine ſolche Gelehrſamkeit anerkannte und nur dieſe gelten ließ, die zugleich den ganzen Menſchen ergreift und ihn zu den Verrichtungen des Lebens (um in Thomaſius' Art zu reden) geſchickter und nützlicher macht, ſo zeigte auch ſein eigenes Leben die praktiſche Verwirklichung dieſer Forderung. Auf der einen Seite vielfach in Fehden, zum Theil der bitterſten Art, verwickelt, zu einem fortdauernden Kampf gegen Verläumdung und Dummheit genöthigt, ja genöthigt, denen feindlich gegenüberzutreten, in denen er Anfangs

---

*) Sie war ſchon in Leipzig geſchrieben; aber der dortige Cenſor verweigerte ihr die Druckerlaubniß: »weil ſie deutſch geſchrieben ſei.« Ein bloßer Vorwand, wie Luden meint (p. 166) war das nun wohl nicht: ſind doch noch in unſern Tagen bei Gelegenheit der Strauß-Bauerſchen Religionsunterſuchungen ganz ähnliche Anſichten laut geworden.

Freunde und Genoſſen ſeines Werks gefunden zu haben glaubte (den Pietiſten), — auf der andern mit Glück und äußern Ehren (er wurde im Jahre 1709, nachdem er einen Ruf nach — Leipzig als Ordinarius der dortigen juriſtiſchen Facultät ausgeſchlagen hatte, zum königl. preuß. Geheimerath und Director der Friedrichs-Univerſität ernannt: a. a. O. p. 296) reichlich überſchüttet, ließ er ſich doch weder von dem Einen, noch dem Anderen die Reinheit ſeines ſittlichen Weſens trüben oder auch nur den Muth ſeines Strebens brechen.

Immer und überall ſuchte er ſich die praktiſche Einwirkung offen zu erhalten; was er in dieſer Hinſicht im juriſtiſchen Fache, namentlich in Betreff der Tortur und der Hexenproceſſe geleiſtet hat, iſt bekannt. Zwar gewiſſe Schranken wagte auch er nicht zu überſchreiten: die Politik iſt auch ihm ein Buch mit ſieben Siegeln und er beweiſt ausführlich, daß man über politiſche Gegenſtände wohl allenfalls »in täglichen Conversationen vernünfftig discuriren«, aber ja nur keine Bücher ſchreiben möge. (Monatsgeſpr. I, 106—111. vgl. Luden, p. 49. vgl. p. 53. 68.) Aber ſo bekannte er doch wenigſtens theoretiſch, wenigſtens für das Gebiet literariſcher Forſchungen die Freiheit als das einzig wahre und mögliche Princip. Den Mangel wahrer Wiſſenſchaft in Deutſchland leitet er ab aus dem Mangel an Freiheit: »Sie iſt es,« (ſagt er in einem Schreiben an den Kurfürſten von Brandenburg: Lud. 203. fgg. vgl. Schloſſ. a. a. O. 602.) die allem Geiſte das rechte Leben giebt und ohne welche der menſchliche Verſtand gleichſam todt und entſeelt zu ſeyn ſcheint. Der Verſtand erkennet keinen Oberherrn als Gott, und daher iſt ihm das Joch, das man ihm aufbürdet, wenn man ihm eine menſchliche Autorität als eine Richtſchnur vorſchreibet, unerträglich, oder aber er wird zu allen guten Wiſſenſchaften ungeſchickt, wenn er unter dieſem Joche erliegen muß, oder ſich demſelben durch Antrieb eiteler Ehre und Geldgierde oder einer eitelen Furcht freywillig unterwirft. — Die Freyheit iſt es allein, was den Holländern und Engelländern, ja denen Franzoſen ſelbſt (vor Verfolgung der Reformirten) ſo viel gelehrte Leute gegeben, dahingegen der Mangel dieſer Freyheit die Scharfſinnigkeit der Italiener und den hohen Geiſt der Spanier ſo ſehr unterdrückt.«

Wahrhaft rührend iſt ferner die Unverdroſſenheit, mit welcher er auch die Studirenden, die damals noch in der greulich ſten Barbarei vermeintlicher akademiſcher Freiheit verſunken waren, dieſe ſeine Überzeugungen mitzutheilen und ſie immer und immer wieder aus dem Sumpfe der Gemeinheit emporzuziehen und mit ächtem wiſſenſchaftlichem Eifer zu entzünden ſtrebte. Derſelbe Mann, der zuerſt dem Pedantismus der Lehrer die Maske abgeriſſen, ſuchte auch den Pennalismus der Schüler zu zerbrechen. Vgl. namentlich das Programm »Vom elenden Zuſtande der Studenten« in der oben citirten Ausg. der Kl. Schr. 517—562. Unberechenbar iſt es, was er auf dieſe Weiſe zur geiſtigen, wie ſittlichen Erhebung der deutſchen Jugend gewirkt hat; der große und andauernde Einfluß, welchen die Univerſität Halle bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf die Bildung insbeſondere von Norddeutſchland ausgeübt und der ſich in tauſend kleinen Verzweigungen, durch Prediger, Lehrer, Hofmeiſter, bis ins Innerſte der Familien erſtreckt hat, iſt zum großen Theile Thomaſius' Werk. Auch ward ihm ſelbſt noch das Glück beſchieden, die volle Blüthe der Univerſität, zu welcher er ſelbſt, in geiſtigem Sinne, den erſten Stein gelegt hatte, zu ſehen. Er ſtarb 1728, drei und ſiebzig Jahre alt, nachdem er ſich ſeine geiſtige Kraft und Heiterkeit faſt bis zu Ende bewahrt: »einer der reinſten Charaktere, welche die Gelehrtengeſchichte aller Zeiten aufzuweiſen hat.

Dies überhaupt iſt es, was man bei Beurtheilung dieſes Mannes feſthalten muß und was ihm ſeinen eigenthümlichen Platz anweiſt, *daß er ein Charakter war*. Ein urſprünglicher primitiver Kopf (unſre Leſer werden es auch aus unſrer flüchtigen Darſtellung herausgefühlt haben) war er nicht; auch an Gelehrſamkeit mochten Andere ihn übertreffen und es kann immerhin ſein, daß (wie Luden meint) an ſeiner Abneigung gegen die Lateinſchreiberei ſeine eigene Unvollkommenheit in dieſer edelen Kunſt einigen Antheil gehabt hat. Aber doch hat er mehr geleiſtet und mehr für den Fortſchritt des deutſchen Geiſtes gewirkt, als alle Univerſitätslehrer vor und neben ihm*): und das darum, weil ſein Wiſſen, wie es auch ſei, ein lebendi-

---

*) Schlözer, in ſeiner enthuſiaſtiſchen Derbheit, will gar mehr, »als alle Philoſophen Griechenlands zuſammengenommen.« Luden, p. 310. Vgl. auch das Urtheil, das Friedrich der Große über ihn fällte: Oeuvr. de Fred. II. Berl. 1789. T. I, 376; und *Joh. Müller* in der Vorrede des Luden'ſchen Buches.

ges, ſeine Gelehrſamkeit, wie ſie geweſen ſein möge, eine praktiſche war. Der Kampf gegen die Heuchelei und die Pedanten, dieſes Ziel ſeines journaliſtiſchen Strebens, wie er es ſelbſt vielfach (ſ. u. A. die Widmung zum **II.** Bd. der Monatsgeſpräche) bezeichnet, iſt zugleich das Streben ſeines geſammten Lebens: der diametrale Gegenſatz alſo zu dem anderweitigen Gelehrtenthume ſeiner Zeit, als deſſen Weſen wir im Obigen die Heuchelei (Fürſtendienerei) und den Pedantismus (Gelehrtenhochmuth) nachgewieſen haben.

Und dieſen entſchloſſenen, männlichen Charakter trug er nun auch in den Journalismus über, ja er bediente ſich zur Entfaltung dieſes Charakters des Journalismus als ſeines vornehmſten Werkzeuges, das durch ihn zum erſten Male überhaupt Charakter und Färbung gewann. Dies iſt das große Verdienſt, um deſſen willen ihm namentlich in dieſem Werke die lauteſte und aufrichtigſte Anerkennung gebührt. Die **Acta Eruditorum** hatten den Journalismus äußerlich geſchaffen; Thomaſius aber iſt ſein geiſtiger Vater. Gegen die blaſſen Abſtractionen, in welchen die Verfaſſer der **Acta Eruditorum** ſich bewegten, ſetzte er ſeine volle, friſche Perſönlichkeit, mit ihren eigenſten Schickſalen, ihren unmittelbarſten Erlebniſſen ein. Jene bildeten eine gelehrte Körperſchaft, ein wahres Geſchwader von Mitarbeitern und Gehilfen: Thomaſius, wenigſtens in ſeinen früheren und bei Weitem den wichtigſten Journalen, führte eine eigene Sache mit eigener Kraft. Jene verſteckten ſich hinter einer vorſichtigen Namenloſigkeit, wie ſie freilich der Charakterloſigkeit ihrer Aufſätze geziemte: Thomaſius bekannte unverhohlen, daß er der Verfaſſer dieſer ſo übel vermerkten Schriften ſei. Jene vermieden ſorgfältig allen und jeden Streit, ſie faßten einander mit Handſchuhen an, und wenn Criſpus dem Cajus nachwies, daß er ein e ſtatt i geleſen, ſo geſchah dies nicht ohne einen Schwall von Redensarten und Floskeln, damit Cajus es auch nur ja nicht übel nehme: Thomaſius dagegen ging ſeinen Feinden tapfer zu Leibe; er iſt der Schöpfer der journaliſtiſchen Polemik, dieſer einflußreichſten Waffe, die er mit einem Witz, einer Unerſchrockenheit und bei alledem mit einer Grazie führte, die wir manchem berühmten Klopffechter unſerer Tage wohl wünſchen möchten.

Durch dieſes Alles hat er denn erreicht, was vor ihm in unſerm Vaterlande nicht einmal geahnt, viel weniger gefordert und erſtrebt wurde: nämlich die Nation ſelbſt in die Intereſſen der Gelehrſamkeit hineinzuziehen und dieſelbe Wiſſenſchaft, die bis dahin nur dem eitlen Prunk der Höfe, dem faden Hochmuth gelehrter Koterieen zur Unterlage gedient hatte, zu einer Angelegenheit des Volkes und der öffentlichen Meinung zu erheben.

Wir gehen nunmehr zu den Journalen ſelber über.

VI.

Thomaſius' Monatsgeſpräche.

Das erſte Heft der Monatsgeſpräche erſchien zu Anfang 1688 unter dem Titel:

> **Scherz- und Ernſthaffter, Vernünftiger und Einfältiger Gedanken, über allerhand Luſtige und nützliche Bücher und Fragen. Erſter Monat oder Januarius in einem Geſpräch vorgeſtellet von der Geſellſchaft der Müßigen. Frankf. u. Leipz. Verlegts Moritz Georg Weidmann Buchhändler, 1688. 8.**

Die Vorrede iſt »**A Messieurs Monsieur Tarbon Et Monsieur Bartuffe**« gerichtet: das ſoll heißen **Barbon** und **Tartuffe**, zwei bekannte Charaktere (Pedant und Scheinheiliger) des Balzac und Molière *). Über die ſpaßhafte Verſetzung der Namen erklärt er ſelbſt zu Anfang der Vorrede ſich folgendermaßen:

---

*) Jean Louis Guez de Balzac, geb. 1561, ſt. 1621, »gab ſeiner Nation durch moraliſche, politiſche und chriſtliche Abhandlungen in mancherlei eleganten Formen das erſte Beiſpiel der Vereinigung einer knechtiſchen Unterthänigkeit mit rhetoriſcher Würde. Balzac wollte, wie es ſcheint, ein rechtſchaffener Mann ſein, und war es vielleicht wirklich. Aber um auch den Pflichten eines vollkommenen Hofmannes, eines frommen Katholiken und eines gehorſamen Dieners des Cardinals Richelieu Genüge zu thun, und ſich eben dadurch als den getreueſten Unterthan ſeines Königs zu beweiſen, erſann er ſich, ohne große Geiſtesanſtrengung, ein politiſch-moraliſches Unterthänigkeitsſyſtem, das ihm ſelbſt nur als das wahre Syſtem der bürgerlichen und chriſtlichen Tugend erſchien. Balzac war ein gelehrter Hofmann.« So Bouterwek Geſch. der franz. Lit. I, 310 fg., wo auch über ſeine bedeutendſten Schriften, nämlich **le Prince**, eine Verherrlichung Ludwigs **XIII.**, oder wie Bouterwek ſagt: »eine Zwittergeburt des Verſtandes und der kriechenden Lobrednerei«, ſowie ſeine Briefe des Näheren berichtet wird: 311. 316. — Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien 1665 in zwei Foliobänden.

»Ich rede Euch an **Monsieur Barbon** und **Mons. Tartuffe**, und ihr werdet es mir demnach für eine große Nachläſſigkeit auslegen, daß ich Eure Nahmen in rubro nicht recht drücken laſſen. Aber **Messieurs**, Ihr werdet mir verzeyhen, wenn ich ſage, daß ihr euch geirret, und daß **Mons. Tartuffe**, der ſonſt andere Leute mit einer falſchen Scheinheiligkeit zu hintergehen gewohnt iſt, ſich dieſes mahl durch einen falſchen Schein ſelbſt betrogen, **Mons. Barbon** aber ein greuliches verſehen, daß er eine **ingenieuse invention** für einen **Soloecismum** gehalten.« Nämlich er ſei in Verlegenheit geweſen, wen er wohl zu oberſt zu ſtellen habe, den Pedanten oder den Heuchler, da ſie beide gleichmäßigen Anſpruch auf den Vortritt hätten. »Zu guten Glück fiel mir ein, daß ich vor dieſen in meinen jungen Jahren in den teutſchen **Hercules** *) geleſen, wie **Hercules** mit ſeiner **Valisca** ſich vereiniget, daß jener ſich **Valicules**, dieſe aber **Herculisca** nennen, und alſo durch verknüpffung der erſten und letzten Sylben Ihrer beyden Nahmen eine änderung mit denenſelben treffen ſolten. **Fundus**, ſprach ich bey mir ſelbſt, das wird ſich vortreflich zu deinen Vorhaben ſchicken. Was **Hercules** und **Valisca** aus Liebe gethan, das wiltu dich bedienen denen vornehmen Leuten an ihren range nichts zu vergeben, und das **Bar** zu dem **tuffe**, das **Tar** aber zu den **bon** ſetzen, und alſo iſt es kommen, daß **Monsieur Barbon** auff dem Titel mit dem Hintertheile oben, mit dem Vordertheile aber unten zu ſtehen kommen, und **vice versa per contrapositionem Monsieur Tartuffe** mit dem Hinterſten aber unten; **id quod erat demonstrandum**.«

Er wirft ſich darauf ſelbſt die Frage auf, weswegen er dieſe Vorrede (denn nur eine ſolche und nicht eine Dedication ſolle es ſein) gerade an dieſe beiden Leute richte, unter denen, beiläufig bemerkt, vermuthlich ganz beſtimmte Perſonen gemeint und auch für ſeine Umgebung ſo bezeichnet waren, daß Niemand ſie verkennen mochte; daß der »**Bartuffe**« auf Valentin Alberti gemünzt geweſen ſei, darin ſtimmen ſämmtliche Nachrichten überein. »Es ſei«, ſagt er, »umb Eurer gelben Haare willen geſchehen, und hat mich die Chriſtliche Liebe, ſowohl auch der Respect, den ich gegen Euch beyde trage, darzu veranlaſſet, euch als ein guter Freund zu warnen, daß ihr dieſe Geſpräche ja nicht leſet, weil ſie für alle andere Leute auſſer für euch beyde geſchrieben ſind. . . . . Die Geſellſchaft der Müſſigen hat je zuweilen etwas in dieſes Geſpräch geſetzet, welches euch nicht zum beſten gefallen wird, und könte leicht geſchehen, daß ihr die Grubelkrankheit, dazu ihr beyde, aus bekannten Urſachen, ohnedem geneigt ſeid, ſtarck bekämet, wormit der Geſellſchaft der Müßigen nichts gedienet iſt.«

---

*) Ein damals ſehr beliebter Roman von Andreas Heinrich Buchholz: Des chriſtlichen deutſchen Großfürſten Hercules und der böhmiſchen königlichen Fräulein Valisca Wundergeſchichte ꝛc. **1659**. Vergl. Gervinus, **III**, 397.

Von dieſer angeblichen Geſellſchaft ſelbſt, welche nichts Anderes iſt, als eine Perſiſſlage auf das Akademieenweſen der damaligen Zeit, erzählt er, »daß in einer wohlbekannten Reichsſtadt drey gute Freunde bißhero eine zeitlang gewohnet geweſen, wöchentlich zum wenigſten ein baar mahl zuſammen zu kommen, und ein ander die zeit mit angenehmlicher conversation zu passieren, der eine iſt ein Cavallier, der in ſeiner Jugend ſtudiret, nachmals aber ſich eine zeitlang im Kriege verſuchet, und nunmehro, da er durch einen zufall zum fechten untüchtig gemacht worden, von ſeinen Mitteln lebet, und ſeine Zeit in Leſung curieuser und artiger Bücher zubringet. Der Andere iſt ein Licentiatus Juris, welcher ſich mehr auf das Jus Publicum und studium politicum, als auf die Rabulisticam gelegt, und der Dritte ein Rentenierer, der zu ſeinem plaisir ehedeſſen das studium Philosophiae ein wenig getrieben, auch in der Medicin etwas geſtöret, itzo aber für ſich ſeine Haußgeſchäffte zuförderſt wohl disponiret, hiernächſt aber in täglicher conversation ſeinen Freunden in ihren täglichen Verrichtungen, damit dieſelben wohl von ſtatten gehen mögen, mit gutem Rath und That an die Hand zu gehen bemüht iſt.« (Alſo alle drei, was man wohl beachte, Praktiker, keine eigentlichen Gelehrten.) »Nachdem nun dieſe drey Perſonen in offt wiederholter Geſellſchaft mit einander recht vertraulich worden, und aber zum öfftern von denen neu herauskommenden Büchern raisoniret, haben ſie für weniger Zeit überleget, daß vielfältige Societäten in der Welt wären, die gelehrter Leute Schrifften in allerhand Sprachen excerpiret, aber noch keine, die die teutſche Sprache ſo würdig geachtet hätte, dergleichen darinnen zu verſuchen.

Gleichwie ſie ſich nun darneben ein bißgen geärgert, daß in Holland nicht einmahl die Lateiniſche, ſondern die franzöſiſche darzu angewendet worden, und zugleich betrachtet, daß auch die Hochteutſchen ziemlich ſtarck anfingen, die franzöſiſche Sprache zu viel, und mehr als billig iſt, zu aestimiren; Alſo hat ſie ein Untadelhaffter Eyffer getrieben, zu verſuchen, ob es nicht angienge von neuen Büchern auch in hochteutſcher Sprache etwas zu ſchreiben, und nachdem ſie unter ſich der Sachen eins geworden, hat es ſich nicht anders ſchicken wollen, als daß ſie auch ihrer Geſellſchafft einen Nahmen gäben, dieweil ſie aber ingeſammt ohne öffentliche Ehren-Ämpter ſind, und alſo nichts ordentliches zu thun haben, haben ſie ſich nicht lange bedacht, ſondern haben ſich die Müßigen genennet, auch weyl ſie geſehen, daß es ſo herkommens, daß in denen meiſten **Societäten** die Herren Geſellſchaffter ihre ſonderbahre Zunahmen haben, als hat ſich der eine von ihnen den Träumenden, der Andere den Schläfrigen, und der Dritte den Schnarchenden . . umgetaufft.

Nachdem er noch von der beabſichtigten Fortſetzung der Zeitſchrift geſprochen (wobei es der Geſellſchaft der Müßigen nachgerühmt wird, daß ſie ſich »an nichts bindet, und brauchen ihre Freyheit, zumal ſie keinen **Praesidem** unter ſich haben, der ihnen **Leges** vorſchriebe, oder ſich den Vortheil, denen andern aber die Verantwortung alleine zueignete, ſondern ſie leben untereinander in der gleicheſten Gleichheit«) und einiges Allgemeinere über Inhalt und Stil hinzugeſetzt hat, unterzeichnet er ſich als »**Messieurs mes tres honnorées Patrons Votre tres humble Valet jusqu'au tombeau (Usque ad aram, Mons. Barbon) le Ronfleur**.«

Daſſelbe, wenn wir ſo ſagen dürfen, dramatiſche Element, das ſich bereits in dieſer Einleitung kund giebt, beherrſcht nun auch die geſammte Zeitung, zunächſt ſchon äußerlich, indem die Recenſionen und Anzeigen in Geſprächsform eingekleidet ſind: der nämliche Übergang alſo, den wir im vorigen Kapitel, bei Gelegenheit der Relationen und Poſtreuter, zu bemerken hatten. Zunächſt werden uns die Perſonen, denen dieſe Geſpräche in den Mund gelegt werden, charakteriſirt. Sie kommen zufällig, als vier einander unbekannte Perſonen, auf einer Landkutſche zuſammen, mit welcher ſie von Franckfurt am Mayn nach Leipzig zur Neujahremeſſe fahren. »Herr **Augustin** war ein gereiſeter **Cavallier**, welcher, nachdem er aus Frankreich kommen und ſich etliche Monat in ein und der andern Reichß-Stadt umbgeſehen, bey dieſer Gelegenheit nur in Leipzig ſich ein wenig **en passant** auffhalten, von dar aber bald ſich an den Churfürſtlichen Hoff nacher Dreßden wenden wolte. Herr **Benedict**, als ein gelehrter Mann und der von Jugend auff **Profession** von dem **studiren** gemacht hatte, wolte, weil er unverſehens an dem Orte, wo er ſich ſonſt ordentlich auffhielte, auff einige Wochen ſich von ſeinen Verrichtungen abzumüſſigen Gelegenheit bekommen, einen und andern guten Freund zu Leipzig, mit dem er bißhero durch Brieffwechſel oder ſonſten auff Schulen und Univerſitäten in Bekanntſchafft gerathen beſuchen. Herr Chriſtoph aber, welcher ein Handels-Herr und darneben von luſtigem **humeur** ware, ſuchte mit ſeinen Wahren daſelbſt ſich einen Nutzen zu ſchaffen, und letzlich der Herr David, ein Schulmann, hatte eine **Vocation** bekommen an einen Ort, an welchen zugelangen er ſeine Reiſe über Leipzig nehmen muſte, eine ledige **Conrectoris** Stelle zu betreten.« (p. 1. 2.) Dieſer Letztere, von dem ſchon in der Vorrede geſagt wird, daß er »**Monsieur Barbon's** Anverwandter« ſei, iſt die komiſche Figur der Geſellſchaft: komiſch in der Art, wie der Baſazzo im Puppenſpiel, der ſchließlich jedesmal die Prügel kriegt; ſo auch iſt David, das heißt alſo der gelehrte Pedantismus, das allgemeine Stichblatt der Unterhaltung.

Dieſe vier Reiſenden nun gerathen allmälig in einen »**Discours**«, der ſich zuerſt auf Abraham a Santa Claras »Reim dich oder ich liß dich« und ſein »Gack, gack, gack« (beide 1687 erſchienen) wendet, welche Herr Chriſtoph zufällig in der Taſche hat. Er theilt einige Auszüge daraus mit, die den Zuhörern gar wohl gefallen; nur Herr David »war der Meinung, daß dergleichen Schrifften nicht verdieneten geleſen zu werden« (p. 17.). Herr Chriſtoph vertheidigt das Buch und zwar, wenn aus keinem anderen Grunde, ſchon darum (p. 22.), »weil es beluſtiget. Ja ich halte dieſes für genugſam, warümb ein Buch auch von andern Menſchen **aestimiret** und hoch gehalten werden ſoll, wenn es eine geziemende Beluſtigung erwecket, in anſehen ein Menſch unter denen zeitlichen Gütern doch eine gemäßigte

Fröhlichkeit für ſein höchſtes Guth zu achten hat, maſſen dieſe ein deutliches Merkmahl einer innerlichen Gemüths-Ruhe iſt.« Und darum liebe er auch die Romane und ziehe ſie der wahren Geſchichte vor, »abſonderlich die kleinen Frantzöſiſchen« und ſolche Schriften, wie den **Mercure galant** *). Herrn David's Einwand, daß »die Romane doch nichts anders, als Liebes-Hiſtorien ſind: Was iſt aber die Liebe anders, als eine fleiſchliche Luſt?« wird vom Herrn Auguſtin, der gewiſſermaßen das **juste-milieu** repräſentirt, durch die Bemerkung abgelehnt, daß Chriſtoph doch wohl nur ſolche Romane meine, in denen eine »ehrliche Liebe dargeſtellet wird«. Aber auch darüber ſetzt Herr Chriſtoph ſich hinweg: ob die Liebe »ehrlich« ſei oder »unehrlich«, gelte ihm gleich viel, da er ſein Vergnügen ja nicht an dem Stoff als ſolchem finde, ſondern (p. 25.) »in denen artigen **Inventionen**, die von denen **Authoren** in dergleichen Geſchichten mit guter Manier eingemiſcht ſeyn«: — eine Unterſcheidung alſo des moraliſchen von dem äſthetiſchen, des ſtofflichen vom künſtleriſchen Intereſſe, über welche man ſich noch hundert Jahre ſpäter allerhand Zweifel machte und mit der Thomaſius in ſeiner Zeit vollkommen allein daſteht. Herr David natürlich entſetzt ſich über dieſen Ausſpruch aufs Äußerſte; das käme nur davon, daß Herr Chriſtoph ſelbſt ein liederlicher Menſch ſei und darum habe er auch ſeine Freude an den liederlichen Büchern. »Hat der Herr jemals den **Petronium** oder **Martialem** geleſen? fragte hierauff Herr Chriſtoph den Herrn David geſchwind. Dieſer erröthete, jedoch geſtunde er, er hätte beyde in ſeinen jungen Jahren durchleſen, weil ihm von ſeinen **Praeceptoribus** das herrliche Latein, ſonderlich des **Petronii recommandiret** worden, habe aber ſtets einen Abſcheu für denen darin enthaltenen **Scurrilitaeten** und Saupoſſen gehabt, auch von denen ſelben jederzeit **abstrahiret**. — O was hätte (ſagt darauf Chriſtoph) ich hier für eine ſchöne Gelegenheit dem Herrn, zumahlen er mich itzo ziemlich derb angegriffen, den Kopff zu waſchen; wie mancher ſeines gleichen weiß in Geſellſchafft und öffentlichen Verſamm-

---

*) **Le Mercure galant, par Jean Donneau Devizé**: vermiſchten, meiſt belletriſtiſchen Inhalts ꝛc. der nächſte Nachfolger des **Journal des Sçavans**, ſ. Struve, II, 789—79[illegible]; Juncker, 119—142.

lungen von nichts als der Bibel und Poſtill zuſchwatzen, und in ſeinem Cabinete lieſet er **Petronium, Martialem, Aloysiam Sigaeam** *), den **Beverland** **) und andere dergleichen erbauliche Schrifften mit den gröſten Vergnügen durch; ertapt man ihn drüber, ſo heiſſets ich **admirire** nur **purissimam impurissimi Scriptoris Latinitatem**, ich **delectire** mich an denen netten **Phrasibus**, die in der **Aloysia** ſtehen, ich erfreue mich, daß **Martialis** die Laſter der Römer ſo offen geſtriegelt, ich finde einen heiligen Eyffer über der Ehre Gottes bey mir, daß **Beverland** den erſten Sündenfall ſo liederlich und Gottesläſterlich beſchreibet. Aber deme ſey wie ihm wolle; könnet ihr Herren in dieſen Stück **abstrahiren**, warum ſollte ich nicht in leſung der Romane auch die ſcharffſinnigen **inventiones** von denen ſchlüpfrigen **Phrasibus abstrahiren** können« u. ſ. w. (p. 31.)

Die Übrigen wollen dieſe Anſicht nicht ganz theilen: es komme das Alles nur von den Franzoſen und der »Frantzöſiſchen **Galanterie**« her, die man jetzt »zum Muſter teutſcher Sitten machen wolle, gleich als ob die Teutſchen bißhero Narren und tumme Eſelsköpffe geweſen wären.« Das Übelſte aber von Allem ſei dies, »daß man auff teutſchen **Academieen** an ſtatt der herrlichen **Librorum Politicorum Aristotelis**, die der Weltberühmte **Conring** ***), der doch alle Frantzoſen mit ihrer

---

*) Über dieſes Hauptwerk in der Literatur der Unzucht vgl. Gräſſe, Lehrb. einer allgem. Lit.-Geſch., zweiten Bandes dritte Abth., II. Hälfte, p. 694. Anm.

) Hadrian Beverland: ein Pſeudonym, der gegen Ausgang des ſiebzehnten Jahrhunderts eine Reihe von Schriften herausgab, ſämmtlich von ähnlicher Beſchaffenheit, wie die Aloyſia Sigaea: **Peccatum originale. Eleutheropoli, 1678. De stolatae virginitatis jure. L. B. 1680. De fornicatione cavenda admonitio. Lond. 1697. S. Ebert, Bibliogr. Lex. I, 168.

***) Hermann Conring, geb. 1606, ſt. 1681 als däniſcher Staatsrath und Senior der Akademie zu Helmſtädt; einer der berühmteſten Polyhiſtoren des ſiebzehnten Jahrhunderts. Eine Geſammt-Ausgabe ſeiner Schriften wurde 1730 durch Joh. Wilh. Göbel in ſechs Folianten beſorgt.

Galanterie beſchämet, ſo hoch gehalten und nebſt einer hauptgelehrten introduction ediret, anitzo gar die Frantzöſiſche Galanterie der ſtudirenden Jugend einflöſſen wolte. Zumahlen, ſetzte Herr Augustin darzu, da dieſes ſich Leute zu thun unterfangen, die weder am Hoffe geweſen ſeyn, noch gereiſet haben, gleich als ob man die wahre Politic oder Galanterie mit Philosophiſchen nachſinnen begriffen und derer Grund-Regeln durch einen quodlibetiſchen Discurs erklähren könte«: — Anſpielungen, welche nach dem, was wir oben aus Thomaſius' Leben mitgetheilt haben, keiner weiteren Erläuterung bedürfen.

Es wird darauf die Frage aufgeworfen (p. 35), welche Bücher man überhaupt leſen und »vor andern hochachten ſoll?« Herr David iſt mit der Antwort raſch bei der Hand: »ſo viel als Facultäten ſeyn, ſo viel als in denen Facultäten disciplinen begriffen, ſo viel als in denen disciplinen Capitel, paragraphi, quaestiones und dergleichen ſtecken, ſo viel Gelegenheit hat ein Gelehrter denen Lehrbegierigen an die Hand zu gehen und überſchwenglichen Nutzen zu ſchaffen, nur Exempelsweiſe etlicher Hauptwercke zugedenken, wenn man in der Logica ein Consilium ſchriebe, wie mit geringen Koſten der edle pons asinorum, der nicht nur von ſo vielen vortrefflichen viris gravibus bißher ziemlich außgetreten, ſondern auch von vielen Spöttern ſehr ruiniret worden, wieder gebeſſert, ausgeflickt und zum vorigen Splendor gebracht werden könne; wenn man in der Rhetorica eine Einleitung ſchriebe wie die Jugend zum wenigſten binnen 5 Jahren dahin gebracht werden könte, daß ſie nach des hocherleuchteten Caramuels Dialecto Metaphysicâ, nach welcher man nicht mehr sum, es, est, ſondern sum, sus, sut conjugiret, auch nebenſt andern unzehlichen, bißher aber unbekanten, elegantien, amaverans und amaveratus ſpricht, geſchwinde und expedite gantze Orationes von zwölff Bogen lang verfertigen könte, als wodurch nicht allein die Rede-Kunſt vortrefflich emporkommen, ſondern auch zugleich das Reich der glorwürdigſten Metaphysic, der die andern disciplinen doch mit fug und recht die Pantoffel küſſen müſſen, hauptſächlich befeſtiget werden würde; wenn zu unſterblichen Ehren dieſer groſſen Königin der güldene Tractat de Osoribus Metaphysicae, den ein getreuer Vasall ſchon für etlichen Jahren der gelehrten Welt verſprochen, einmahl an das Tageslicht käme, damit man die Kerl deſto deutlicher kennen lernete, und ſie ſolchergeſtalt in das euſerſte Unglück geſtürtzet würden, und denen jenigen, ſo bey denen Römern aquâ et igne interdicti hieſſen, zuvergleichen wären (wenn nehmlich kein ehrlichem Biedermann aus dieſen groſſen Reich keine Kanne Bier mehr mit ihnen trüncken würde;) wenn man aus der geiſtlichen Hiſtorie recht ausführlich unterſuchte, ob David nicht ſchon zu ſeiner Zeit coffée getruncken, weil gleichwohl Abigail ihme unter andern praesenten gedörrete Bohnen überbracht; aus der Weltlichen aber: ob die Dido, wie etliche Ausleger des Virgili wollen, nach gehaltener Taffel mit dem Aenea ein Pfeiffgen Toback geranchet habe« u. ſ. w.

Dagegen kommt Herr Chriſtoph auf ſeine ſchon früher geäußerte Meinung von dem Vorzug der Romane zurück, bei welcher Gelegenheit einige der vorzüglichſten damaligen Moderomane, franzöſiſche ſowohl wie deutſche, und zwar unter den letzteren der Hercules und Herculiscus, die Octavia und die Aramena (dieſe beiden von Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig: Gervinus III, 390 fgg.), eine kurze Kritik erfahren. (p. 45—53.)

Aber auch Herr David läßt ſich von ſeiner Meinung nicht ſo bald abbringen. Freilich wohl ſeien das die beſten Schriften von allen, welche Nutzen und Beluſtigung vereinen; aber das ſeien nicht, wie Chriſtoph wolle, die Romane, ſondern vielmehr die theologiſchen Schriften, »ſonderlich diejenigen in welchen die Ketzer wacker geſtriegelt werden«. Deren Nutzen ſei augenſcheinlich: »Was die Luſt aber betrifft, ſo müſte der wahrhafftig kein guter und auffrichtiger Lutheraner ſeyn, dem nicht das Herz im Leibe lachen ſolte, wenn er ſiehet, wie die Ketzer ſo artig durch alle praedicamenta durchgezogen und mit ihnen zukommenden Ehren-Tituln, als Eſel und Flegel bewillkommt werden«. Allein die übrige Geſellſchaft will nur ſolche geiſtliche Schriften anerkennen, die »nach dem stylo des Herrn Spener eingerichtet«, das heißt »im Geiſt der Sanftmuth« abgefaßt ſind: und damit wird dies Thema überhaupt verlaſſen.

Das Geſpräch wendet ſich endlich, nachdem die Romanfrage noch einmal verhandelt und dabei auch des »Don Quixote de la **Mancha** (der ſich eingebildet, er ſey ein ümbſchweiſſender Ritter) mit ſeinen Diener **Sancho Panscha**« lobend erwähnt worden (p. 58), auf die politiſchen Schriften. Auch hier zeigt ſich eine merkwürdige Überlegenheit über den üblichen Standpunkt jener Zeit. Herr Auguſtin, der den Fürſprecher derſelben macht, erklärt ſich über dasjenige, was er eigentlich unter dieſem Titel verſtanden wiſſen will, folgendermaßen: »Ich rede« (ſagt er p. 64) »nicht von dergleichen Büchern, die einen Menſchen anweiſen, wie er in gemeinen Leben und Wandel geſchicklich ſich fortbringen könne, und nach der **Philosophiſchen** Redensart ein **Politicus** werden ſolle, oder die durch artige und Satyriſche Exempel ihm zeigen, wie er die Fehler ſo täglich wieder die Grund-Regeln der **Politic** vorgehen, unterlaſſen ſolle, wohin der bekannte politiſche Näſcher eines geſcheiden und gelehrten Mannes ſein Abſehn gerichtet *), vielweniger wird man mich in Verdacht halten, daß ich die Narrenspoſſen und Scurrilitäten, die aus Nachäffung des Politiſchen Näſchers unter denen **Tituln** des Politiſchen Feuermauerkehrers, des Politiſchen Hahnenkopffs, des Politiſchen Stockfiſches, der Politiſchen Tredelsfrau und dergleichen **) geſchrieben werden, unter die Zahl der guten, geſchweige denn der beſten Bücher rechnen wolte; ſondern ich meine ſolche politiſche Schrifften, die von dem abſehen eines großen Monarchen vernünfftig raisoniren, oder welche kluge und nachdenkliche Consilia geben, wie ein Werck, daraus einem Statt große Erſprießlichkeit entſtehen könne, es ſey zu Krieg oder Friedenszeiten, angefangen und volführt werden ſolle; oder endlich, welche ihre oberſten Regenten Gerechtigkeiten und Anſprüche ſcharffſinnig ausführen, und wieder die jenige, ſo ſelbige darinnen beeinträchtigen wollen, mit unwiedertreiblichen Gründen behaupten.« Er beſpricht darauf einige Schriften dieſer Art (p. 67—106), namentlich den **Mercure Historique** (ſeit 1687 in Holland), den er mit Lobſprüchen überhäuft u. ſ. w.

---

*) Der bekannte Chriſt. Weiſe von Zittau: Gervinus, III, 475 fgg. über den polit. Näſcher insbeſondere ebendaſ. 412.

**) Mehr dergleichen ſ. bei Ebert, Bibliogr. Lex. II, p. 932. Vergl. auch Chr. A. Behr im Allg. Lit. Anz. Jahrg. 1798, Nr. CVI. (Bd. III, p. 1067.)

Allein auch von dieſen politiſchen Schriften will die übrige Geſellſchaft nichts wiſſen. Es ſei ein kitzliches Ding damit, großen Herren unbegehrte Rathſchläge zu ertheilen; ſchon Privatleute ließen ſich dergleichen nicht gern gefallen, wie viel weniger hohe Potentaten, ſie hätten zwar auch Fehler und Gebrechen, aber auch lange Arme; wolle man aufrichtig ſein, dürfe man erſtere nicht unerwähnt laſſen und dabei könne man leichtlich zu Schaden kommen. »In Holland, da Jeder thut, was ihm gelüſtet, laſſen ſich ſolche Sachen noch eher ſchreiben, als hier bey uns in Teutſchland . . . weil die Gelehrten bey dieſer Bewandniß gar ſelten ohne Gnädigſte Erlaubniß oder befehl und Cenſur ihrer Obern, ſich ſolche Bücher zuſchreiben, unterfangen dürffen, auch über dieſes die Gelegenheit des Römiſchen Reichs teutſcher Nation es nicht leidet, was hauptſächliches und ſinnreiches privata auctoritate auszuarbeiten.« (p. 109. 111. Vergl. oben p. 293 fg. unſers Buches.)

Das Geſpräch kommt nun, mit einer plötzlichen Wendung, auf die **Acta Eruditorum**; es wird gefragt, was es denn eigentlich mit dieſer Zeitſchrift für ein Bewenden habe. Allein eben wie Herr Benedict dieſe Frage beantworten will und wie er kaum noch den Namen des Herrn Mencke genannt hat, ſo wirft der Wagen um und ſie fallen alle Viere in den Schnee: »Daß alſo ihr angefangener **Discours** das mahl ein unangenehmes Ende nehmen muſte, oder, damit ich nach der **invention** vieler Teutſchen Scribenten, die Sachen zierlicher gebe: Ihr **Discours** nahm ein beſchneietes ENDE.«

Nach dieſem Auszug des erſten Heftes werden unſre Leſer ſich einen Begriff von der Wirkung machen können, welche daſſelbe hervorbringen mußte. Es war eine völlig neue, oder wie man es heutzutage nennen würde, eine völlig ſubverſive Richtung, die hier eingeſchlagen wurde: und dergleichen hat das große Publikum bekanntlich allemal für ſich. Dinge, an die man nicht anders zu denken gewohnt war, als mit Schauern der Ehrfurcht, wurden hier mit leichtſinnigen Späßen bei Seite geſchoben; andere wieder, die man ſich bis dahin gar nicht oder höchſtens heimlich geſtanden hatte, wurden offen vertheidigt und anerkannt: Beides in einer Form, die von der bisher üblichen nicht weniger abwich, als der Inhalt ſelbſt, und in ihrer novelliſtiſchen Zuſammenſetzung, ihrer dramatiſchen Lebendigkeit einen außerordentlichen Reiz auf das damalige Publikum ausüben mußte. Endlich kam, allem Vermuthen nach, noch ein Drittes hinzu, von dem es freilich heutzutage ſchwer hält, vollſtändige Rechenſchaft zu geben. Nämlich einem Jeden, der dieſe Thomaſiusſche Zeitſchrift und beſonders dies erſte Heft derſelben im Zuhammenhange lieſt, und die Angriffe der Gegner, ſowie Thomaſius' eigene Rechtfertigungsverſuche damit vergleicht, muß ſich die Vermuthung aufdrängen, als ob die Perſonen dieſes Geſprächs, mit ihren verſchiedenen Meinungen, Neigungen und Abenteuern, noch eine andere, als die allgemein charakteriſtiſche, daß ſie eine ganz beſtimmte, perſönliche Bedeutung haben: mit andern Worten, daß es Karrikaturen damals lebender Leipziger Celebritäten ſind, oder wenigſtens (und dies ſteht ſogar feſt: vgl. Thomaſius' Vorrede zum Mayheft, ſo wie die Vorr. zum zweiten Jahrg., auf die wir unten zurückkommen werden) von der damaligen Leſewelt dafür gehalten wurden. So auch nur läßt ſich die ungemeine Empfindlichkeit erklären, mit welcher die Gegenpartei dieſe Angriffe aufnahm und Beleidigungen ſuchte und verfolgte, wo für den Unbefangenen gar keine zu finden waren; wie z. B. in der Schlußwendung von dem umgeworfenen Wagen und dem »beſchneyeten Ende«, deren Wirkung wir bereits oben gedacht haben.

Allein dieſer gewaltigen Zurüſtungen ungeachtet ließ ſich Thomaſius von der Fortſetzung ſeines Werkes nicht abhalten, wiewohl andererſeits eine gewiſſe abſichtliche Mäßigung in dieſem zweiten Hefte nicht zu verkennen iſt.

Daſſelbe nimmt die Erzählung zuvörderſt da auf, wo ſie am Schluſſe des erſten Heftes ſtehen geblieben war: »Madame Thetis ließ allbereit den Tiſch decken, und die Tritones trugen die Teller zu, daß dieſelben beyzeiten gewärmet würden; die Waſſernymphen aber praeparirten ein mit Kümmel und Hermelgen zugerichtetes Fußbad, damit, wann Mons. Phoebus, welcher kaum noch hundert Schuh vom Geſtade des Meeres war, ankäme, er nicht lange auff ſeinen Abend-Imbis warten dürffte, als zwiſchen Franckfurth und Leipzig auff der Land-

Straſſe 4 Perſonen im Schnee herumbkrochen, darvon der eine ſich bald auff die Beine machte, und den Kutſcher, ſo ſie umbgeſchmiſſen, wegen ſeiner Nachläſſigkeit, ausſchalt; der andere aber lachete und ſchüttelte den Schnee von ſeinen Kleidern; der Dritte war weder zornig noch freudig, ſondern ſtund in ſeiner Selbſtgelaſſenheit ſo da, und halff den vierdten auffſtehen, der ſich ſo ſehr erbärmlich gehabte, weil er nicht allein den Arm ſehr zerſchällert, ſondern auch ein groſſes Loch in den Kopff gefallen hatte.« Dieſer Vierte iſt nun, wie ſich erwarten läßt, Niemand anders, als Herr David, den der Autor ſeinen Unwillen auch dadurch empfinden läßt, daß er ihm die Löcher im Kopf zutheilt. Während er, in der nächſten Schenke, ins Bette gebracht wird, gehen die drei Andern zu Tiſch: wobei ſie, in Veranlaſſung einiger neu erſchienener Bücher, auf die »Onera und Herrengefälle, die ſich bei itzigen ſchweren Zeiten immer mehr und mehr häuffen«, zu ſprechen kommen, das heißt alſo auf die Beſteuerung und die beſte Art, den höchſtmöglichen Ertrag davon zu ziehen.

Es war damals bekanntlich die Zeit, wo die Mehrzahl der Staaten, theils in Folge der langen Kriege, welche das ſiebzehnte Jahrhundert erfüllt hatten, theils in Folge der fürſtlichen Souverainetät, die ſich mittlerweile entwickelt hatte, ſich in höchſt mißlichen Finanzzuſtänden befand und wo gutentheils der Grund jener Schuldenlaſt gelegt wurde, die noch heute das Mark des Volkes vorwegfrißt. Aber es fehlten zu der ſchlechten Finanzlage noch die Finanzkünſte, mit denen man ſich heutzutage hilft; die Regierungen fühlten nur das unerläßliche Bedürfniß, Geld, Geld und wieder Geld herbeizuſchaffen, aber ſie wußten noch nicht, an welchem Ende der Schwamm anzufaſſen und wie den Taſchen der Unterthanen am Beſten beizukommen wäre. Auf dieſe Art wurde eine Maſſe von Finanzſpeculanten, Projectmachern und Schwindlern erzeugt, die Alle das große Räthſel gefunden haben wollten, wie aus einem Thaler zwei und drei und tauſend zu machen wären; die Fürſten, die nur Geld haben wollten, gleichviel woher, verſuchten es abwechſelnd mit Finanzminiſtern, Alchymiſten und Confiscationen. Am Meiſten beſchäftigte man ſich in Deutſchland mit dem Syſtem der indirecten Steuern, welches bekanntlich, als eine Erfindung Colbert's, zuerſt in Frankreich unter Ludwig **XIV.** in Ausübung gekommen und bald darauf in den Brandenburgiſchen Landen nachgeahmt worden war. Zwei Schriften, welche das Pro und Contra dieſer Erſindung und ihrer etwaigen allgemeineren Einführung in Deutſchland behandeln, die eine »**Christiani Teutophili** Entdeckte Goldgrube in der Acciſe«, Zerbſt 1685, die andere »Geprüffte Goldgrube der Univerſal-Acciſe«, 1687, betitelt, dienen Thomaſius zum Anknüpfungspunkt, um ſowohl die feige Dienſtwilligkeit der Projectmacher, als die unerſättliche Habgier der Finanzleute zu verſpotten. Er zeigt ſich dabei von einer neuen und überaus liebenswürdigen Seite: als ein warmer Vertheidiger des Volks und der gedrückten Armuth. Seine Darſtellung iſt, wie immer, leicht und ſcherzend: aber unter dieſen leichten Scherzen, dieſen ſpielenden Redensarten liegt ein großartiger Ernſt verborgen. Der Verfaſſer der erſtgenannten Schrift, einer von den Leuten, die einen wahren furor von Legitimität und Dienſtwilligkeit beſitzen oder wie Thomaſius ſie mit treffendem Witze ſchildert: die da glauben: »daß im Stande der Unſchuldt es eine **Monarchie** würde abgegeben haben, in welcher **Adam Suldan**, **Cain** Groß-**Vezir**, **Abel Muffti** und ſo fort geweſen ſeyn würde« (p. 135), hatte die neu erfundene Acciſe und namentlich die Beſteuerung der allererſten und nothwendigſten Lebensmittel dringend empfohlen. Auch die Armen ſollten nicht ausgenommen ſein: »worauff er deutlich die **Objectiones**, die man wider die Acciſe zu machen pflegt, beantwortet, abſonderlich, daß dieſelbe arme Leute, und die viel Kinder haben, am meiſten drücken würde: worauff er zur Antwort giebet, die Armen müſten kein Fleiſch eſſen und kein Bier, ſondern Kovent trinken, auch, ſo viel das Brodt betrifft, daſſelbe von grobem Mehle backen, von welchem Scheffel nur 2 Groſchen Acciſe gegeben werden ſolten« (p. 125). — Wir freilich, in unſrer Zeit, ſind an dergleichen Grundſätze, in der Theorie ſowohl, wie in der Praxis, völlig gewöhnt; in jener früheren, minder gebildeten Zeit dagegen erregten ſie großen Anſtoß, ganz vorzüglich auch bei Thomaſius. Mit bitterm Spott läßt er dieſen plusmacheriſchen Projecten durch ſeinen Herrn Chriſtoph ein anderes entgegenſetzen, von ſolchen Vortheilen, »daß man weder die **Universal**-Acciſe, noch die Kopff-Pfennig, Fleiſch-, Bier-Steuern oder andere **imposten** brauchen würde«, nämlich, »wenn ein Landes-Fürſt anordnete, daß ſo offt ſich eine hertzen ließe, ſowohl Monsieur als Madame 2 Pfennige Acciſe erlegen ſolten« (p. 155).

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen kommen die Reiſenden in Leipzig an. Das Erſte, was ſie in Leipzig ſehen, iſt der »Durchlauchtigſte Churfürſt zu Sachſen«, der bei dieſer Gelegenheit als der »Ausbund aller Fürtrefflichkeit«, der »Tapferſte und Großherzigſte« aller Fürſten geprieſen wird: Wendungen, die man um Thomaſius' willen wegwünſchen möchte, die ſich jedoch hinlänglich erklären, wenn man bedenkt, wie unſicher ſeine Stellung in Leipzig damals ſchon geworden war und wie ſehr es ihm, um ſeiner Wirkſamkeit willen, daran liegen mußte, daß nicht zu der geheimen Intrigue ſeiner Kollegen auch noch die offene Ungunſt des Hofes ſich geſelle. Ungunſt aber erwarb ſchon, wer bloß ſchwieg; man mußte ſchmeicheln, um nicht anſtößig zu werden. Auch hat Thomaſius ſelbſt dabei noch immer eine gewiſſe Feinheit, zum wenigſten des Ausdrucks, bewahrt, die ſelbſt dieſe Stellen von den ſonſt üblichen Dedicationen, Anreden und Widmungen ſehr vortheilhaft unterſcheidet. Wir werden ſpäter noch auf dieſes Verhältniß zurückkommen.

Indem ſodann die übrigen Reiſenden ihren verwundeten Gefährten, den Herrn David, aufſuchen, nehmen ſie die Frage wieder auf, mit welcher ſie ſich bereits im erſten Heft beſchäftigten, nämlich, welches die nützlichſten und zugleich unterhaltendſten Schriften ſeien. Herr David, der (wie Luden ſehr richtig bemerkt, p. 53) durch den Fall auf den Kopf zu Verſtande gekommen zu ſein ſcheint, erklärt ſich für die moraliſchen Satiren, etwa nach Art des Philander von Sittewald und ſeiner bekannten Traumgeſichte *); wogegen Herr Auguſtin als Muſter der Satire wiederum die Franzoſen und namentlich den Boileau empfiehlt, deſſen Epiſteln kürzlich analyſirt werden (p. 185 fgg.). Im Übrigen aber wird Herr David gewarnt, ſich

---

*) Hans Mich. Moſcheroſch ſchrieb »Wunderliche und wahrhafte Geſichte Philanders von Sittewald« (zuerſt 1645), eine Nachahmung von Quevedo's (ſ. Bouterwek Geſch. der ſpan. Lit. I, 461 fgg.) Sueños. Vergl. die Einleit. zu der neuen (unvollendet gebliebenen) Ausg. von Dittmer, 1830, Bd. I. und Gervinus, III, 368 fgg.

überhaupt mit der Satire einzulaſſen: das deutſche Publikum wiſſe nun einmal keinen Unterſchied zu machen zwiſchen Satire und Pasquill, Alles werde perſönlich gedeutet, Schadenfreude, wo man Andere, Empfindlichkeit und Rachgier, wo man ſich ſelbſt getroffen meine, ſei der ganze Effect, den die Satire in Deutſchland hervorzubringen pflege. Herr David will daran nicht glauben: allein wie ſie noch diſputiren, entſteht plötzlich ein Tumult im Zimmer: die Hauskatze, von Herrn Auguſtin's Hund verfolgt, ſpringt in ihrer Angſt Herrn David auf den Kopf, oder wie Thomaſius, in David's eigenem Stile, es ausdrückt: »ſie ſuchte ihr asylum auff Herrn David's Capitolio« (p. 216). Nun eine tolle Scene zwiſchen Hund, Katze und David: »nicht anders, als Sancho Pantscha, als man ihn geprellet«: deren Moral darauf hinausläuft, daß es dem Satirenſchreiber, zwiſchen der Leute Falſchheit und Neid geſtellt, nicht beſſer ergehe, als es ſo eben Herrn David in ſeiner verdrießlichen Stellung zwiſchen Hund und Katze ergangen, und daß er ſich daher der Satire begeben wolle (214—223).

Herr Benedict führt darauf das Geſpräch zu dem urſprünglichen Thema zurück, indem er den Preis ſowohl der Nutzbarkeit, als Luſtbarkeit demjenigen zuſpricht, welcher »in Teutſcher Sprache ſolche excerpta (wie die Acta Eruditorum) von neuen Büchern, die auch in einem andern idiomate wären verfertiget worden, herausgäbe«; alſo den deutſchen Journalen. Dies giebt Veranlaſſung, die Journale überhaupt zu beſprechen, wobei unter Anderm die Acta Eruditorum mit vieler Anerkennung erwähnt werden. Er rechtfertigt dies ſelbſt gewiſſermaßen damit: »daß man, in Schreibung dergleichen Bücher, nicht Urſache habe Andere zuverkleinern, weil ſie alle ihren Nutzen haben, und möglich iſt, daß ein Journal, es möge ſeyn ſo gut es wolle, Alles begreifen könne, daß nicht andere noch viele Materie übrig bliebe, die gelehrte Welt zubeluſtigen und Nutzen zu ſchaffen« (p. 235). Ganz beſonders ſei dies der Fall, wenn die Journale in Geſprächsform erſchienen: einer Form, deren weſentliche Vortheile darauf des Näheren auseinandergeſetzt werden. Die Geſellſchaft iſt darüber einig: nur »die Katze, die Katze (ſagt Herr David) erſtickt dergleichen aufſteigende Gedanken alsbald wieder.« Und ſo läßt man die ganze Frage, welches die beſte Gattung von Schriften ſei, anſcheinend fallen; in der That aber iſt ſie zu eigenem Gunſten der Thomaſius'ſchen Monatsgeſpräche entſchieden, nämlich wenn — »die Katze nicht wäre.«

Mit dieſer Wendung, zwiſchen Selbſtlob und Selbſtverſpottung ſchwankend, ſchließt das Heft. »Bißhieher (ſagt er p. 254) habe ich die ehrlichen Leute gebracht, und vermeine, ich habe es klüger ausgeſonnen, als mein Herr College im vorigen Monat. Denn es iſt tauſendmahl beſſer, ſolche wackere Männer in eine Stube zu führen und ihnen eine Ehre erweiſen, als denſelben in Schnee werffen und gantzer 4 Wochen, et quod excurret, darinnen verzappeln laſſen. Ja, ich hoffe, daß ſie ſich nicht werden zubeſchweren haben, Wenngleich mein dritter Herr College ſie darinnen ſitzen läſt, und man künfftig von ihnen nicht das geringſte mehr hören wird.« —

Und ſo geſchah es auch. Zwar ſetzte Thomaſius ſeine Unterhaltungen auch für den nächſten Monat fort; aber die Einkleidung der beiden erſten Hefte, dieſe Geſellſchaft der Müßigen, dieſe Herrn David, Benedict u. ſ. w., welche ſo viel Zorn erregt und ſo viel perſönliche Auslegungen verurſacht hatten, ſind aufgegeben. Dafür wird ein »Herr Polidor, ein kluger Staats-Minister an einem berühmten Teutſchen Hofe« eingeführt, nebſt zweien Freunden, zwiſchen deren abweichenden Meinungen er ſelbſt die Mitte hält. Der Eine nämlich, Clarindo, »war ein wenig ein Sonderling, das iſt, er folgte ohne Anſehn der Perſon in Sachen, die durch die menſchliche Vernunfft begriffen werden können, ſeinem eigenen Kopffe, und glaubte nichts, was man ihm immer vorſagen mochte, wenn man ihme ſolches nicht mit ſtarcken Gründen bewieſe. Nicanor im Gegentheil hielte es mit denen lieben Alten, und achtete es für Unrecht, daß ein Menſch unſerer Zeit ſich weiſer düncken laſſen ſolte, als unſere Vorfahren, zumahl bei denenſelben in gemeinen Weſen und Hausſtande Alles ſo gut und glücklich von ſtatten gangen als heute. Aus dieſen Unterſcheid dieſer beyden gelehrten Leute floſſe ein anderer nicht geringerer, daß Nicanor bey ſeinen Patronen ſich mehr mit liebkoſen und ſchmeicheln, Clarindo hingegen mit einer gemäßigten Kühnheit und Offenhertzigkeit, die doch mit gebührender Erweiſung des gehörigen respects vergeſellſchafftet war, einzuſchleichen und ihre Gunſt zu erhalten ſuchten« (p. 271, 272). Er ſelbſt rechtfertigte dieſe Änderung ſpäter damit (Vorr. zum Januarheft 1689, p. 16 fgg.), daß es von Anfang an ſein Vorſatz geweſen ſei, ſich der ſatiriſchen Schreibart nur in dem erſten Hefte zu bedienen und darum namentlich habe er »denen Unverſtändigen, die ſich eingebildet, daß, als wenn mein Abſehn auff ein bloſſes-Geſpötte gerichtet wäre, ein anderes zu zeigen, in dem Martio meine wahre intention etwas deutlicher wollen blicken laſſen«. —

Demgemäß iſt auch der Inhalt des Heftes bei Weitem unverfänglicher; es werden meiſtens franzöſiſche, auch einige deutſche, hiſtoriſche und philoſophiſche Schriften beſprochen, darunter des oben genannten Tſchirnhauſen Tractatus de medicina mentis (p. 389—442).

Aber wer einmal im Geruch eines Spötters und unruhigen Kopfes ſteht, bei dem wird eben Alles für Spott und Aufwiegelei gehalten, ſelbſt wo er ſich Mühe giebt, dieſen Anſchein zu vermeiden. Das erfuhr auch Thomaſius. Denn der ganze beſänftigende Eindruck, den er durch dieſes dritte Heft zu erzielen hoffte, wurde durch eine einzige Stelle der Vorrede zu Schanden gemacht: eine Stelle, von der er ſelbſt ſagt (Januarheft 1689, p. 17), daß er ſich »ehe des Himmels Einfall verſehen, als daß ſie jemand touchiren ſolte, viel weniger, daß man ein crimen laesae Majestatis daraus machen ſolte«.

Nämlich er hatte ſich in der Vorrede abgeſchildert als Einen, der kein Gelehrter ſei noch heißen dürfe, »weil ich zu keiner Facultät gebracht werden kann«. Er ſei kein Theologue: »denn ich kann nicht predigen, vielweniger mit denen Ketzern disputiren«; kein Juriſt: denn nicht nur habe er durch die auream praxin Zeit ſeines Lebens wenig verdient, ſondern er habe auch »die wunderliche persuasion und Einbildung, daß die meiſten Theile der Jurisprudenz von Triboniano, und denen alten Glossatoribus nebſt denen Pragmaticis ſo verhunzt worden, daß nunmehr ohnmöglich iſt, dieſelbige in formam artis zu redigiren«. Noch weniger ſei er ein Medicus: »denn ich habe mich von Jugend auff gehütet, daß ich nicht mit anderer Leute Schaden klug werden möchte, und halte von einem Trunck Rhein Wein mehr, als von der beſten Perl essenz . . .

Am allerwenigſten aber bin ich ein Philosophus. Denn erſtlich glaube ich in der Logica nicht, daß fünff praedicabilia, zehn Praedicamenta und drey figurae Syllogismorum ſeyn. Ich halte dafür, daß die Logic die wir in Schulen und Academien lernen, zu Erforſchung der Wahrheit ja ſo viel helffe, als wenn ich mit einem Stroh Halm ein Schiff Pfund aufſheben wolte. Von der Metaphysic habe ich mir eine widerwärtige Impression gemacht, indem ich mir eingebildet, daß die darinnen enthaltenen Grillen fähig ſind, einen geſunden Menſchen ſolchergeſtalt zu verderben, daß ihme Würmer im Gehirne wachſen, und daß dadurch der meiſte Zwieſpalt in Religions-Sachen entſtanden, auch noch erhalten werde«. Nicht beſſer ſei es ihm mit der Mathematik (»weil dieſes höchſt nützliche studium auff Academieen ſowohl culpà docentium als discentium gemeiniglich verachtet und negligiret wird«), der Phyſik, der Philosophia Practica u. ſ. w. ergangen: p. 267 –270.

Dieſe Scherze, ſo zahm ſie, verglichen mit der bittern Satire der früheren Hefte, in der That auch waren, hatten doch für Thomaſius den übelſten Erfolg. Die Univerſität ſah darin eine Verſpottung ſämmtlicher vier Facultäten; dieſe Facultäten aber ſeien von Seiner Durchlaucht des Kurfürſten erhabenen Verfahren beliebt und eingerichtet worden; alſo ſei dies eine Verſpottung der fürſtlichen Anverwandten, alſo eine Verſpottung Seiner Durchlaucht ſelbſt — und alſo Thomaſius als Majeſtätsbeleidiger und Aufrührer gerichtlich zu belangen. Auch reichte die philoſophiſche Facultät wirklich eine Klage dieſes Inhalts beim Oberconſiſtorium in Dresden ein. Aber noch mochte die Art und Weiſe, wie Thomaſius im zweiten Hefte des Kurfürſten erwähnt hatte, nachwirken: der Miniſter von Haugwitz wies die Klage ab und verſicherte Thomaſius ſeines beſondern Schutzes (Luden, 61, 62).

Vielleicht hierauf geſtützt, jedenfalls aber überdrüſſig, noch länger mit einem Gegner zu unterhandeln, den alle Nachgiebigkeit und Rückſicht ſichtbarlich nur immer aufgebrachter und ingrimmiger machte, warf Thomaſius nun in dem nächſten, dem Aprilheft, jede weitere Rückſicht bei Seite: er wollte ihnen zeigen, »wie wenig mich ihr unzeitiger Zorn afficirte und wie ihr Magen ſo gar verderbet wäre, daß Er keine subtile franckfurter Pillen, aber wohl ſolche, deren fünff auff ein Pfund gehen, vertragen könne« (Vorrede zum Januarheft 1689, p. 17).

In der That gehört der »Roman von dem Leben des Aristoteles und deſſen Curtesien«, der den Hauptinhalt dieſes Heftes bildet, zu den ausbündigſten und witzigſten Satiren, welche Pedanterie, Verlogenheit und Selbſtſucht jemals erfahren haben. Unter den Händen eines Mannes, der ein wenig mehr Poet und namentlich der ſchönen Form ein wenig mächtiger geweſen wäre, als es bei Thomaſius der Fall war, hätte dieſe Skizze ſich leichtlich zu einem Kunſtwerk von dauerndem Werthe geſtalten können; aber auch in der ſaloppen und kunſtloſen Form, wie ſie vorliegt, wird ſie auf Jeden den heiterſten und angenehmſten Eindruck machen, ſo viel Witz der Anlage, ſo viel Keckheit der Erfindung iſt darin enthalten. Man weiß, in welchem Anſehn dazumal Ariſtoteles oder vielmehr jene logiſchen und metaphyſiſchen Künſteleien, jene Formeln und Schlüſſe ſtanden, die unter Ariſtoteles' Namen paſſirten und den eigentlichen Kern der damaligen Weisheit, beſonders der akademiſchen, bildeten. Dieſen daher, nicht den wahren, ſondern den akademiſchen Ariſtoteles, den Vater und Urheber aller ſcholaſtiſchen Verdumpfung, und als ſolcher Muſter und Vorbild jener ſittlichen Entnervung, jener Heuchelei und Eigenſucht, die allemal die Begleiterinnen der Dummheit ſind, macht er zum Mittelpunkt einer Reihe der luſtigſten und übermüthigſten Abenteuer, deren Wirkung noch dadurch erhöhet wird, daß ihnen ſämmtlich, näher oder ferner, etwas Wahres aus dem Leben des Ariſtoteles zu Grunde liegt: ein Zerrbild alſo im genialſten Stil, von wahrhaft ariſtophaniſchem Übermuth und einer unwiderſtehlichen komiſchen Kraft, daher für diejenigen, wider die es gerichtet war, von zerſchmetternder Wirkung.

Er ſtellt darin den Ariſtoteles dar, oder läßt ihn vielmehr darſtellen, in einem Geſpräche zwiſchen Cyllenio und Cardenio, zweien jungen Gelehrten in einer gewiſſen Stadt in Sachſen (p. 449), wie er »in ſeiner Jugend gar bald Vater und Mutter verlohr und von ſeinem Vermund mit weniger Auffſicht aufferzogen wurde. Denn als er bey nahe angefangen hatte, Grammaticam et Poesin zu ſtudiren, quittirte er daſſelbe, aus bloſſer

Luſt zum liederlichen Leben, und machte ſtattliche debauchen, verzehrte auch ein gutes Theil von ſeinem väterlichen Vermögen und ließ ſich zum Dienſt der Athenienser unterhalten. Als er aber befande, daß er keine groſſe Courage hatte, und keine Lunte riechen, oder vielmehr (damit ich nicht einen groſſen mächtigen Schnitzer wider die chronologie begehe) keinen bloſſen Degen ſehen kunte, und dannenhero wohl zuvor ſahe, daß er nur ein armer Musquetirer hätte bleiben müſſen« (p. 459, 460), ſo ging er, auf Empfehlung des delphiſchen Orakels, nach Athen in die Schule des Platon. »Dieweil er aber alles verfreſſen, verhurt und verſpielt hatte, muſte er anfänglich ſich durchzubringen, auff eine artliche Manier ſich ernähren, indem er Haar Puder, Schmincke, Fleckkugeln, das Pulver Pimperlimpimp, und andere ſolche ſchöne Sachen verfertigte und verhandelte«. Doch ſtudirte er bei alledem ſo fleißig, daß »ihm Platon für allen ſeinen discipeln liebte, und auch die andern Auditores des Platons überaus viel auff ihn hielten« (a. a. O.). Zwar auch dieſer Fleiß, wie wir ſpäterhin erfahren, hatte ſeine abſonderlichen Veranlaſſung. Nämlich (p. 470 fgg.) »man darff darzu keinen groſſen Beweiß, daß ein jung Kerlgen von 17 Jahren, das ſich mit Pudermachen und Fleckkugeln ernehret, nothwendig mit vielen alten Kupplerinnen, die die Wahre vertrödeln, und in puncto der Schmincke erſt mit einem Hauffen Adriatiſchen Rosemunden, oder deutlicher zu ſagen, mit einem Hauffen Kleppel- und Wäſcher-Mädgen bekant worden, hernach aber, als er in dieſer Kunſt immer weiter und weiter zugenommen, und, (welches ich gar wahrſcheinlich darthun wolte) das rechte wahrhafftige und gerechte Talcköhl erfunden, ſich von dieſer Canaille abgeſondert, und bey denen galanten Dames zu Athen ſich hauptſächlich dadurch insinuiret, und mit dieſem Handel eine groſſe summe Geldes zuſammen gebracht, auch ſchöne Frauenzimmer Stipendia verdienet, bis er es endlich greulich verſehen, und von einer Dame von Condition mit einer heut zu Tage bey galanten Leuten ſehr bekanten Kranckheit, welche man dazumahlen morbum Corinthiacum nannte, gar ſehr angeſtecket wurde. Weil aber die Medici damahls nicht ſo geſchwinde waren als jetzo, und von der Schweiß-cur, Salivation und andern dergleichen inventionen nichts wuſten, alſo beſtunde ihr recept, das ſie dem Aristoteli verſchrieben, nur in dieſen wenigen Worten: Claude os et aperi oculos ... Und wird bey dieſer Bewandniß ein jeder gar gern zugeben, daß Aristoteles nur etliche wenige Rephüner, Lerchen und in summa lauter gebratenes geſſen, auch ſich des Weins gäntzlich enthalten müſſen. Worbey denn eine ſchwere Frage zu erörtern ſeyn wird, was er denn an deſſen Statt getruncken, weil das Bier in Griechenland nicht gebräuchlich geweſen« u. ſ. w. (470, 471). — In dieſer Lage alſo, da er nichts beſſeres machen kann, wirſt Aristoteles ſich aufs Studiren und findet auch ſo vielen Geſchmack daran, daß er, wie geſagt, in kurzer Zeit des Platon's Freund und Lieblingsſchüler wird. Als er aber im Lauf der Jahre »gar das Hertze hatte, in des Platon's Schule ſelber ſeine Meynung vorzutragen«, ſo »verſchnupfte das den guten Plato ziemlich und beſchwerte er ſich über dieſen ſeinen Discipel öffentlich, als über einen undanckbaren Vogel, oder einen Rebellen, der augenſcheinlich wider das vierte Gebot ſündigte. Dieweil er aber den Aristoteles wegen ſeiner Lehre nicht anpacken kunte, ſo finge er an, ſeine Kleider zu tadeln, daß er ſich nicht ſein Philosophisch hielte, ſondern an ſtatt des ſchwartzen Mantels und Hälschens ein bunt Kleid, nebſt einen Halstuche von point d'Athen, oder de Sparte truge und cavalierement einen Degen an der Seiten ... Aber Plato revengirte ſich hauptſächlich, indem er bey ſeinem Tode dem Speusippus ſeine Locos Communes und Collegia MSS. vermachte und ihn zu ſeinem würdigen Successore denominiret, unerachtet Aristoteles viel gelehrter ware, als Speusippus« (460, 461). Aus Ärger darüber geht er nach Atarnanien, wo er die Pythias, eine Schweſter ſeines Freundes Hermias, Königs von Atarnanien, heirathet (487 ſqq.). Nach ihrem Tode wird Ariſtoteles auf Veranſtalten der Olympias, der Mutter Alexanders des Großen, die ſich insgeheim in ihn verliebt hat (»Weil denn Aristoteles bey Weitem nicht ſo verdrießlich ausſahe, als ihn unſere Mahler und Kupfferſtecher abzubilden pflegen, ſondern ein auff frantzöſiſche Manier auffgeſetztes Bärtchen nebſt einer blonden Perruque zutragen pflegte, auch ſich täglich ſelbſten mit dem Talcköhl zu ſalben gewohnet war«: p. 491) an den Hof Philipps von Macedonien berufen, um die Erziehung des jungen Alexander zu leiten. Wie er nun hier den Hofſchranzen und Schmeichler macht, vor den Leuten mit ſeiner Wiſſenſchaft und ſeinem gelehrten Anſehn kokettirt, zugleich aber den Liebeshandel mit der Olympias, der zu Ehren er die Spielkarten und namentlich das Lhombreſpiel erfindet, aufs Eifrigſte betreibt, indem er ihr ſeine Liebe in logiſchen Schlußformen, »in Ferio, oder in Festino, oder Bocardo, oder Barocco, oder in Ferison« (p. 567) erklärt und was der Schwänke mehr ſind: dies Alles mögen diejenigen unſrer Leſer, die es verſtehen, aus der unkünſtleriſchen und rohen Form den Kern des Witzes und der geſunden, komiſchen Kraft herauszufinden, bei Thomaſius ſelbſt nachleſen. Das Mitgetheilte wird hinlänglich ſein, ſowohl das Schriftchen ſelbſt, als namentlich den Eindruck zu charakteriſiren, den daſſelbe auf alle Pedanten, Hofſchmeichler und Scheinheilige, mit Einem Wort, auf die ungeheure Mehrzahl aller damaligen Univerſitätsgelehrten, zunächſt der Leipziger, machen mußte. Ariſtoteles war eine kanoniſche Perſon, ſo gut wie ein Heiliger; die Art und Weiſe wie Thomaſius dieſes Prototyp aller Weisheit und gründlichen Gelehrſamkeit behandelte, erregte in den damaligen gelehrten Kreiſen gewiß kein geringeres Entſetzen, als es heutzutage in unſern frommen Kreiſen erregen würde, wenn man die Figuren unſerer theologiſchen Tradition mit ähnlichem Übermuth behandeln wollte. Thomaſius ſelbſt war über dieſe Wichtigkeit ſeiner Schrift und das Außerordentliche ihrer Wirkung keineswegs im Unklaren: noch zu Anfang des folgenden Jahres, in der Vorrede zum Januarheft 1689, p. 17, drohet er ſeinen Feinden als mit einem letzten Mittel, »wo man mich zu ſehr purret, daß ich nicht einmahl ungedultig werde, und führe den angefangenen Roman vom Meiſter Aristoteles ausführlich und mit Bedacht aus, damit die studirende Jugend daſelbſt die vortrefflichen Lehren als in einem Compendio beyſammen fände.«

Demgemäß ſcheint der erſte Eindruck ein wahrhaft betäubender geweſen zu ſein. Wenigſtens hielten die Gegner ſich äußerlich vollkommen ruhig und legten auch dem Erſcheinen des nächſten Heftes nichts in den Weg: des Maiheftes, in welchem Thomaſius, gemäß ſeinem Grundſatz, abwechſelnd auf ein recht ausgelaſſenes und luſtiges ein recht ehrſames und unanſtößiges

Heft folgen zu laſſen, als Hauptinhalt die Überſetzung eines franzöſiſchen Romans (L'amour raisonnable et galant) liefert. Vgl. die mehrerwähnte Vorr. p. 18. 19.

Auch dem folgenden Hefte war er Willens eine ähnliche friedliche Haltung zu geben. Aber eine heftige Gegenſchrift, welche Tſchirnhauſen mittlerweile gegen Thomaſius' Kritik ſeiner Medicina Mentis (im Märzheft) herausgegeben hatte, beſtimmte ihn, die friedlichen Gedanken wieder fahren zu laſſen und dieſem neuen Feinde mit der vollen Schärfe ſeiner Waffen zu begegnen. Freilich waren die Kräfte in dieſem Kampf nicht gleich: Tſchirnhauſen, immerhin eine confuſe, aber doch wahrhafte und tiefe Natur, konnte die gewandten Fechterſtöße, mit denen Thomaſius ihm zu Leibe ging, unmöglich pariren; wiederum war es gegen Thomaſius' Natur, ſich in dieſe Irrgänge der Myſtik einzulaſſen. Ein gewiſſes Mißverſtändniß der Tſchirnhauſenſchen Schrift konnte er nicht wohl vermeiden. Doch gewinnt er auch hier, wo wir allerdings nicht die Sympathie für ihn empfinden, die ſein Kampf gegen die Leipziger Pedanten und Heuchler uns abnöthigt, durch ſeine Gewandtheit und in noch höherem Grade durch die ſchöne Gerechtigkeitsliebe, die ihn auch in der Hitze des Kampfes nicht verläßt, unſere Achtung und Theilnahme. Vgl. p. 746—848.

Dieſe ſechs Hefte nun, die Frucht des erſten Halbjahres, vereinigte Thomaſius zu einem Buche, welchem er den gemeinſamen Titel: Luſtiger und Ernſthaffter Monats-Geſpräche Erſter Theil gab. Auch ſtattete er ſie mit einer Reihenfolge ſatiriſcher Kupferſtiche aus, denen er ſelbſt eine »Erklärung des Kupfertitels« beigab. Derſelbe ſtellt die bekannte Scene aus Moliere's Tartüffe dar, wo Tartüffe der Elmire ſeine Anträge macht, während Orgon unter dem Tiſche verſteckt iſt: Act IV, Sc. 5. Das zweite Kupfer ſtellt das »beſchneyete Ende« des Januarheftes dar; das dritte die Scene, wie Herr David zwiſchen Hund und Katze gerathen iſt; das fünfte einen Auftritt aus Ariſtoteles' Leben (wie Speuſippus, mit einem Säbel an der Seite, dem Plato ein Feſtcarmen überreicht und dieſer, vor Schreck und Unwillen über den Säbel, mit den Worten: καὶ σὺ, τέκνον; ſtirbt: p. 479); das ſechſte ebenſo (wie Ariſtoteles, in Treſſenrock und Alongenperücke, der Königin Olympias das Schuhband zubindet: p. 523) u. ſ. w. Doch finden ſich dieſe

Kupfer vollſtändig nur in der erſten (ziemlich ſeltenen) Ausgabe; in einem ſpäteren Nachdruck, aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, aber mit der Jahreszahl des ächten Abdrucks und ihm, mit Ausnahme der Druckfehler, in allen Stücken völlig gleich, findet ſich nur das Titelkupfer. Auch dieſe Kupfer bekamen allem Anſcheine nach durch allerhand Ähnlichkeiten und Anſpielungen für das damalige Publikum einen Reiz, den ſie freilich für uns nicht mehr haben können; ſo namentlich ſoll auf dem Titelkupfer, nach einer handſchriftlichen Notiz des von uns benutzten (Dresdner) Exemplares, der Profeſſor Alberti dargeſtellt ſein. Aber auch übrigens ſind ſie von Intereſſe: theils, weil ſie den Anſtoß zu zahlreichen Illuſtrationen derſelben Gattung gaben, theils weil ſie uns einen ganz ähnlichen Zuſammenhang zwiſchen der literariſchen Journaliſtik und der literariſchen Karrikatur zeigen, wie wir ihn oben zwiſchen der politiſchen Zeitung und dem politiſchen Zerrbild angedeutet haben. —

Dieſes Buch alſo, in dieſer Ausſtattung und mit dieſem Inhalt, widmete Thomaſius dem Kurfürſten von Sachſen: eine Widmung, welche den Umſtänden gemäß, unter denen ſie geſchah, vielmehr eine Keckheit, als eine Schmeichelei zu nennen war. Auch die Sprache dieſer Widmung iſt verhältnißmäßig frei und männlich. ſehr unterſchieden von derjenigen, die man ſonſt wohl bei dergleichen Gelegenheiten zu hören pflegte. Nachdem er kürzlich angeführt, was die Mehrzahl der Autoren zu dieſer Art öffentlicher Ehrenbezeigung treibe: pedantiſcher Hochmuth, Ehr- und Geldgeiz u. ſ. w. ſagt er von ſich ſelbſt, daß er ſich von keiner dieſer Urſachen und auch nicht davon leiten laſſe, daß er ſich den Schutz des Kurfürſten dadurch gewinne: er habe nichts Übles gethan und darum wiſſe er auch, daß der Kurfürſt »als ein gerechteſter Landes-Vater« ihm ſeinen fürſtlichen Beiſtand nie entziehen werde: ſondern bloß aus Dankbarkeit für das Gute, das er ihm bis dahin bereits erzeigt. Man ſieht, Thomaſius wußte die Leute zu nehmen: die Gewißheit, mit welcher er ſich des kurfürſtlichen Schutzes rühmt, mußte ſeinen Feinden imponiren; ſtatt um den künftigen Schutz zu bitten, bedankt er ſich für den erwieſenen; er giebt ſich den Anſchein, als wäre bereits geſchehen, was in Wahrheit erſt geſchehen ſoll, und legt dadurch zugleich dem Kurfürſten die moraliſche Verpflichtung auf, es nun vorkommenden Falles auch wirklich geſchehen zu laſſen.

Vorläufig indeſſen ſetzte Thomaſius ſeine Zeitſchrift ungehindert fort. Hatte er ſich im erſten Halbjahr ſeinen Feinden beſonders durch Witz und Laune furchtbar gemacht, ſo ging er ihnen in dieſer Fortſetzung mehr mit gelehrten Waffen und auf dem eigentlichen Felde wiſſenſchaftlicher Unterſuchung zu Leibe. Demgemäß ſind in dem zweiten Bande meiſtens Bücheranzeigen und literariſche Kritiken enthalten. Beſonders wichtig iſt das erſte (Juli-) Heft, in welchem er, theils in Veranlaſſung des vorhin erwähnten Streites mit Tſchirnhauſen, theils (Vorr. zum Januarheft 1689, p. 21) als Ergänzung und Nachtrag zu dem **Collegium Ethicum**, das er eben damals den Studirenden hielt, die Vertheidigung des Epikur übernahm: eines Mannes, der damals noch allgemein, zumal in Deutſchland, als der Ausbund aller Liederlichkeit, Faulheit und Sittenloſigkeit galt (»er ſetzte ſeine höchſte Glücklichkeit in der ſchändlichen Liebes Wolluſt, und war ein fauler verſchlaffener Kerl, der nichts thate, als ſich den ganzen Tag in dem Bette herumwälzete« u. ſ. w. Juliheft p. 56) und welchen daher zu vertheidigen kein geringeres Wagſtück war, als den Ariſtoteles anzugreifen.

Die folgenden Hefte halten ſich im Ganzen neutraler, wiewohl er es auch hier an gelegentlichen Seitenhieben, zum Theil der bitterſten Art (wie gegen Alberti: Septemb. p. 362), nicht fehlen läßt. Meiſtens werden franzöſiſche Bücher beſprochen; unter den Deutſchen iſt das namhafteſte Morhof's Polyhiſtor, dem er im Novemberheft (p. 583—687) eine ausführliche und genaue Anzeige widmet. Charakteriſtiſch iſt dabei vorzüglich das Urtheil, welches er über die Gelehrſamkeit, die nur durch das Gedächtniß erworben wird, ſowie über das Gedächtniß im Allgemeinen fällt. Er iſt (p. 613. 688) der »wunderlichen Meinung, daß ein Menſch, ſo viel als möglich iſt, ſich hüten ſolle, an ſeinem Gedächtnüß nicht zu künſteln; nicht alleine weil mehrentheils was dem Gedächtnüß auff einer Seite zugehet, das gehet gewiß dem **Judicio** auff der andern Seite wieder ab, da doch nicht zu leugnen, daß ein Loth **Judicium** viel beſſer ſey, als ein Pfund **Memoria**« u. ſ. w. Damit war denn auch gleich über die ganze Literatur, welcher Morhof's Polyhiſtor angehört, und alſo auch über das Buch ſelbſt das eigentliche Urtheil auf eine ſehr feine Art geſprochen. Im Übrigen, um den richtigen Werth ſolcher Äußerungen zu erkennen, müſſen wir ſtets die Zeit und die Umgebung im Sinne behalten, in welcher ſie gethan wurden; für uns ſind ſie der Mehrzahl nach ſo trivial, wie ſie für jene Zeit unerhört und manche ſogar unverzeihlich waren. Nur der wunderliche Eigenſinn, mit welchem Thomaſius (in demſelben Hefte p. 596 fgg.) dagegen kämpft, in der »Poeterey,« der Muſik und überhaupt in aller künſtleriſchen Thätigkeit etwas »Göttliches,« das heißt eine eigenthümlich urſprüngliche Begabung, einen ſpecifiſchen Genius zu erkennen, möchte auch in heutiger Zeit nur wenig Anklang finden. Er geht geradewegs ſo weit, die »raptus poeticos« lieber »von einem Glas Wein oder Branntwein« oder einem »tertian Fieber« herzuleiten, als nur eine »göttliche Kraft« darin zuzugeben. Daß das nicht religiöſe Bedenklichkeit war, welche der »weltlichen« Kunſt die Ehren »göttlicher« Mitwirkung nicht gönnen wollte, brauchen wir, da wir von Thomaſius ſprechen, nicht erſt zu erinnern. Vielmehr hängt es mit der ganzen übrigen Auffaſſungsweiſe dieſes Mannes zuſammen. Er iſt nüchtern und ohne künſtleriſchen Geſchmack, wie die Aufklärung überhaupt; er liebt die Wahrheit, die Sittlichkeit, die Bildung, aber für die Schönheit iſt er ohne Sinn. Daher namentlich ſeine Geringſchätzung des Alterthums: es iſt ihm ſehr zweifelhaft, ob Huetius wirklich ſo Unrecht gehabt habe, als er geſagt: »es würde wenig Schade ſeyn, wenn gleich alle Heydniſche Poeten und Philosophi mit Feuer verbrennet würden«; daher das ſchon von Luden (p. 217. Anm.) angeführte Urtheil über Hofmanswaldau und Lohenſtein, nämlich daß ſie »wohl ſechs Virgilen den Kopf bieten könnten« u. dgl. m. Es iſt dies eine Einſeitigkeit, die man zugeſtehen muß: aber die man auch zugeſtehen darf, weil ſie mit Thomaſius' übrigen vortrefflichen Eigenſchaften zu eng verwachſen iſt, als daß ſie ihm ernſtlich zum Vorwurf gereichen könnte. —

Wir haben noch über das letzte Heft des erſten Jahrgangs zu berichten. Es iſt eines der wichtigſten der ganzen Zeitſchrift, weil es dem Verfaſſer einen neuen Feind und zwar einen ſolchen erweckte, der an Heftigkeit und ſchädlichem Einfluß mit den bisherigen dreiſt in die Schranken treten durfte. Hector Gottfried Maſius, Doctor und Profeſſor der Theologie zu Kopenhagen und Hofprediger des Königs von Dänemark, (geb. 1653, ſt. 1709, vgl. Jöcher **III**, 260) hatte im Jahre 1687 eine Schrift herausgegeben: **Interesse Principum contra Religionem Evangelicam**, in welcher er das Intereſſe zu erweiſen ſuchte, das die Fürſten um ihres eigenen Vortheils verbunden wären an der evangeliſchen Religion, das heißt an dem ſtrengen und unverfälſchten Lutherthum zu nehmen, ſintemalen dieſes, und dieſes allein, gehorſame und treue Unterthanen, jedes andre Bekenntniß aber Aufrührer und Empörer mache, oder, wie Thomaſius es ausdrückt: (p. 734) weil einzig und alleine die Lutheriſche Religion den gemeinen Frieden und Ruhe in den **Republiquen** zwiſchen denen regierenden und Unterthanen rechtſchaffen erhalte, und daß alle andere **Religionen**, abſonderlich aber derer **Reformirten** ihre, dieſem Frieden zuwieder ſey.« Maſius hatte dabei einen Satz an die Spitze geſtellt, der auch heutzutage wieder für viele den ganzen Inbegriff der Staatslehre enthält, nämlich daß die Religion allein die Baſis alles ſtaatlichen Lebens ſei, indem alle obrigkeitliche Macht direct von Gott herſtamme: ſo daß am letzten Ende alle politiſche Pflichten religiöſe und umgekehrt die Religion ſelbſt eine politiſche Pflicht, alle politiſche Macht aber eine göttliche und alſo unantaſtbar wird. Schon dieſer Satz allein hätte Thomaſius' Widerſpruch erregen müſſen, da er, als Schüler Pufendorfs, den unbedingten göttlichen Urſprung aller obrigkeitlichen Gewalt keineswegs anerkannte; ſchon Pufendorf (in den **Institutiones Jurisprudentiae divinae**) hatte die Forderung geſtellt, daß die Einſtimmung des Volkes wenigſtens hinzutrete oder, um wieder Thomaſius' eigene Worte anzuführen: (p. 762) »daß zu deren production auch der consens des Volks etwas thue.« Am Meiſten aber reizte ihn die bornirte Ausſchließlichkeit, mit welcher Maſius unter der »wahren chriſtlichen Religion« einzig und allein das lutheriſche Bekenntniß wollte verſtanden wiſſen. Perſönlich war Thomaſius bei der ganzen Sache unbetheiligt; er ſelbſt war Lutheraner, ihn trafen daher die Verdächtigungen, welche Maſius gegen die Reformirten richtete, nicht. Ja nach dem allgemeinen Gebrauche der Zeit, hätte Thomaſius, eben als Lutheraner, wohl gar gemeinſchaftliche Sache mit ihm machen, jedenfalls aber den eifrigen Zionswächter in ihm anerkennen ſollen. Allein derſelbe Mann, der an einer andern Stelle (in der Disputatio de felicitate Brandenburgensium ob emendatum per edicta Electoralia statum ecclesiasticum et politicum summis lineis adumbrata, im erſten Bande der Dissertatt. academ. ſ. bei Luden p. 155—159) das noch für unſere Zeiten klaſſiſche Wort ausſprach, daß »das hölzerne Joch des Papſtthums durch das Lutherthum nur in ein eiſernes verwandelt ſei«: ein ſolcher Mann konnte unmöglich die herrſchgierige Servilität eines bornirten Pfaffen unterſtützen. Indem er ſich alſo der Freiheit bediente, welche »in der Republica literaria, als in einer freyen Republique« (p. 784) geſtattet war, richtete er gegen die bigott ſervilen Behauptungen des Maſius eine Polemik, ſo ernſt, ſo gründlich und nichtsdeſtoweniger ſo gelenk und friſch, daß Luden (p. 120. Anm.) ſie nicht mit Unrecht der klaſſiſchen Polemik eines Leſſing vergleicht. Wir wollen eine Stelle daraus, obwohl ſie bereits bei Luden mitgetheilt iſt, hier wiederholen, theils um unſer obiges Urtheil zu rechtfertigen, theils weil gerade dieſe Stelle bei den Freunden des Maſius einen Hauptanſtoß erregte und ſie uns daher gleich zum Belege dienen kann, woran Alles die (man kann ſie nicht anders nennen) verzweifelte Wuth ſeiner Gegner ſich anklammerte, um durch Anklagen und Verdächtigungen, wie abgeſchmackt ſie auch ſeien, ihre eigne verlorene Sache zu retten.

Alberich, ein Theologe, will dem Oberſten Baſilius beweiſen, daß alle Obrigkeit unmittelbar von Gott eingeſetzt ſei und daß namentlich das Volk keine Majeſtät verleihen könne, weil es ſelbſt keine habe. Er ſagt (p. 765 fg.): »Mein Herr leihe mir doch eine Tonne Golds. B. Der Herr wird mir verzeihen ich habe keine. A. Da recht: Wie ſoll denn der consens des Volcke dem Könige können die Majestät geben, da doch das Volck keine Majestät hat, das bleibt mir unümbgeſtoſſen. Was einer nicht hat, das kann er mir nicht geben. B. Kann mein Herr ſehen oder zehlen wie viel ich Ohrfeigen im Schuh-Sacke habe? A. Wie fragt mein Herr ſo wunderlich? B. Der Herr ſehe mich an wo er wolle, er wird keine Ohrfeige bey mir finden. Gleichwohl habe ich das Vermögen, einem eher einen Dienſt mit ſo viel als er will zu leiſten als mit hundert Thalern.

Iſts nicht wahr, wenn der Herr Röhr-Waſſer in ſeinem Hauſe hätt, und ich ſpreche ihn drümb an, ſo kann er mir den Abfall von ſeinem Röhr-Waſſer zukommen laſſen. A. Warumb nicht? B. Hat der Herr aber den Abfall ſelbſten? A. Das iſt aber ein unförmlich Gleichniß zwiſchen der Majeſtät und dem Abfall vom Röhr-Waſſer. B. Es iſt eben ſo förmlich, ja noch förmlicher als zwiſchen der Majeſtät und einer Tonne Golds. Aber damit der Herr ſiehet, daß ich ihm auch ſeinen Begehren nach antworten will. Er ſehe da ich will ihm die Tonne Golds alſo bald geben, ſobald er mir eine obligation drüber wird gegeben haben. A. Darzu wollen wir bald kommen. Ich will ihm gleich eine auffſetzen. Und ſiehe da hat er ſie. B. Ehe mir ſie der Herr giebt, iſt es denn ſchon eine obligation? A. Mit nichten, denn ich kann mir ja nicht ſelbſt verbunden ſeyn. B. So bin ich ſie auch nicht anzunehmen ſchuldig. Denn wie will mir der Herr eine Obligation geben, wenn er ſie ſelbſt nicht hat?« u. ſ. w. — Aus dieſer Stelle wurde denn ſpäterhin von Maſius, oder genauer von deſſen Schildknappen Peter Schipping, in dem »Abgenöthigten Geſpräch« ꝛc. (ſ. das Mai- und Juniheft 1689, p. 309 fgg.) gefolgert, Thomaſius habe ſich eines Hochverraths gegen alle Fürſten der Erde ſchuldig gemacht, weil er die Majeſtät mit Maulſchellen verglichen: a. a. O.

Dafür aber hat Herr Maſius auch die Ehre, gleich auf dem Titelblatt des neuen Jahrgangs zu paradiren. Der Verfaſſer hat denſelben »allen ſeinen Feinden, inſonderheit aber Herrn Hector Gottfried Maſio zugeeignet.« Dem Januarheft iſt ein Vorwort an den »Tugendhafften und gelehrten Leſer« vorausgeſendet, in welchem er die veränderte Form und Haltung ſeines Journals ankündigt. Das Scherzen habe ſeine Zeit; durch die Scherze, die er ſich im erſten Jahre geſtattet, habe er, wider ſeine Intention, bei vielen Leuten Verdruß erwecket: »und hätte ich Anfangs nicht gemeynet, daß ſich ſo viel Vertheidiger der Heucheley und Pedanterey finden ſollten, als ich hernach erfahren.« (p. 3.) Nachdem er ſodann auf die mancherlei Feindſchaften, die ihm daraus erwachſen, des Näheren eingegangen und die vergeblichen Bemühungen ſeiner Gegner, ihn literariſch zu widerlegen, mit gutem Humor beſpöttelt (p. 9—13), kündigt er ſeinen Vorſatz an, die Geſprächsform inskünftige aufzugeben, theils weil ſie unwillkürlich zu einer gewiſſen Ausführlichkeit und Breite nöthige, theils wegen der vielen perſönlichen Auslegungen und Mißverſtändniſſe, zu denen ſie Veranlaſſung gegeben. »Dieſe zwey Urſachen nun haben mich veranlaſſet, dieſes Jahr hindurch meine Gedancken nicht in Form eines Geſprächs zu continuiren, ſondern allezeit wie die bißherigen journale des sçavans, die in Holland, Frankreich und allhier zu Leipzig nun etliche Jahre her publiciret worden, zu thun gepflogen, über ein gewiſſes Buch, das dieſes oder voriges Jahr herausgekommen, einen Discurs zu formiren. Jedoch protestire ich solenniter, daß ich meine Gedancken für kein Journal will gehalten wiſſen, maſſen zwiſchen dieſen und den meinigen ſehr viel Unterſchiede ſind.« (p. 27) Denn erſtlich fehle es ihm an der weitverzweigten Correſpondenz, deren ein gelehrtes Journal bedürfe; zweitens ſei es auch nicht ſeine Abſicht, alle neue Bücher zu beſprechen: »ſondern ich bin nur geſonnen über etliche Schrifften, die entweder auff eine indifferente Beluſtigung des Gemüths, oder auff rechtſchaffene Erbauung des Verſtandes ihr Abſehn gerichtet haben, oder die unter dem Deckmantel einer ſcheinbahren Gelahrtheit und Gottes-Furcht, Ungelahrtheit und ſcheinheiliges Weſen zu verbergen oder zu vertheidigen geſucht, meine unmaßgeblichen Gedancken dem Leſer mitzutheilen, und zwar dieſelben eintzig und alleine nach meinen eigenen Gefallen außzukieſen, und mich dißfalls zu keines Menſchen Sclaven zu machen.« Aber auch darum ſei dies kein Journal, weil die Journale ſämmtlich nur referiren und ſich des eigenen Urtheils enthalten: er dagegen werde ſich allerdings öfters ein Urtheil erlauben und zwar »mehr eine deutliche und durch genugſame Urſachen gegründete Censur, als ſchmeichleriſches Lob« (p. 30). Nur weil ſeine ſatiriſche Schreibart ſo vielfachen Anſtoß erregt, ſo werde er ſich nunmehr einer »Ernſthafften Schreib-Arth« bedienen: »wiewohl ich nicht weiß, ob die, denen alles was ich ſchreibe, nicht recht iſt, groſſe advantage oder groſſes Vergnügen darinnen werden gefunden haben.« —

Aber ſo ganz konnte er den Schalk doch nicht verläugnen. Thomaſius (vgl. Luden, p. 103 ſqq.) hatte im Lauf des Winters an einer Schlittenfahrt Theil genommen; das galt damals für eine ſehr bedenkliche Luſtbarkeit, weshalb denn auch einer der Leipziger Zionswächter, der mehrerwähnte Carpzov, nichts Eiligeres zu thun hatte, als den an ſich völlig unerheblichen Vorfall auf die Kanzel zu bringen und öffentlich gegen eine derartige ſündhafte Luſtbarkeit zu eifern. Dafür konnte wieder Thomaſius ſeinerſeits nicht unterlaſſen, in den übrigens ziemlich indifferenten und friedlichen Inhalt des Januarheftes (über **Jani Philadelphi Consultatio Desultoria de optima Christianorum Secta** ꝛc. Padua, 1688) ein Geſchichtchen von einem berühmten Prediger mit Nahmen »**Chrestophilus in L.**« einzuflechten, der ebenfalls gegen jede erlaubte Vergnügung eifert und »ſein heyliges Ampt mit **calumnien** entheyliget. (p. 65—77) Die Zeichnung iſt grell und aus Allem, was man einem pflichtvergeſſenen Geiſtlichen nur immer Böſes nachſagen kann, zuſammengeſetzt: aber dennoch mußte ſie ähnlich ſein, da Carpzov ſelbſt ſich getroffen fühlte, dermaßen, daß er ſich fortan den entſchiedenſten Feinden des Thomaſius beigeſellte.

Die beiden folgenden Hefte beſchäftigen ſich, nächſt einigen juriſtiſch theologiſchen Kritiken, denen auch das Aprilheft gewidmet iſt, hauptſächlich mit franzöſiſchen »Liebeshiſtorien«. Überaus charakteriſtiſch iſt dabei der Beifall, welchen er der Behauptung eines gewiſſen franzöſiſchen Autors, »daß keine lächerliche **Passion** ſey, als wenn man eine Perſon liebe, die unſern **Affect** nicht wieder mit gleichem begegne«, ſchenkt. »Nur dieſes einigen Satzes halber (ſagt er p. 157) halte den Autor dieſer Geſchichte für einen beſſeren **Philosophum**, als alle die, die die Frage: ob die **affecten in anima sensitiva** oder **rationali** bei der man Grund aus zu **absolviren** wiſſen« eine Äußerung, ſitzen, von ſich unwillkürlich an eine ähnliche von Hegel erinnert fühlt. —

Um ſo wichtigeren Inhalts ſind das Mai- und Junibeft. Sie ſind beide Einem Gegenſtande gewidmet, Peter Schipping's bereits erwähntem »Geſpräche **pro Masio**«. Thomaſius läßt es hier ſeinem ganzen Umfange nach ſelbſt wieder abdrucken, aber von Satz zu Satz mit Widerlegungen begleitet, die ſchon durch die ernſte und gediegene Sprache, in welcher ſie gehalten ſind, verglichen mit den Plattheiten des Schipping'ſchen Libells, jeden unbefangenen Leſer für ſich einnehmen mußten. Damit aber auch hier zum Ernſt der Spott nicht gänzlich fehle, ſo wurden die neueſten ſechs Hefte, wiederum zu einem eigenen Band vereinigt, »Allen ſeinen Feinden, inſonderheit aber Herrn Hector Gottfried Maſio zugeeignet«. In der ausführlichen Dedication, in der er ſich der Reihe nach mit den Gegenſchriften beſchäftigt, welche die Monatsgeſpräche hervorgerufen, führt er namentlich, und zwar aus Maſius' eigenen Briefen, den Beweis, daß das Geſpräch des Peter Schipping mit Maſius' eigenem Wiſſen und ſogar nicht ohne ſein Zuthun erſchienen ſei und daß er (Thomaſius) mithin Recht gethan habe, ſeine Widerlegung des gedachten Geſprächs unmittelbar gegen Maſius ſelbſt zu richten. Am meiſten neckte er ihn darüber, daß er, vermuthlich aus Mißtrauen in ſeine eigene geiſtige Kraft, den Beiſtand der Behörden gegen Thomaſius entboten. In der That hatte Maſius nicht nur den König von Dänemark bewogen, den Kurfürſten von Sachſen in einem ausdrücklichen Schreiben zur Beſtrafung des frechen Menſchen aufzufordern, welcher ſich unterfangen, ſeinen, des Königs von Dänemark, Hofprediger anzugreifen; ſondern auch einen Befehl zur öffentlichen Verbrennung der Thomaſius'ſchen Gegenſchrift hatte er ſich ausgewirkt. Doch war der Brief vorläufig noch ohne Wirkung geblieben: und auch die Execution gegen das Buch ins Werk zu ſetzen, hatte Maſius, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, bisher noch nicht gewagt.

Nun aber, nachdem Thomaſius ihn in dieſer Widmung von Neuem provocirt hatte, vermochte Herr Maſius ſeinen Groll nicht länger zu bezähmen. Thomaſius' Gegenſchriften wurden, als Schmähſchriften, auf öffentlichem Markte zu Kopenhagen von Henkershand cum infamia Autoris verbrannt: vgl. »Attilae Friedrich Frommholds Rechtsbegründeter Bericht, Wie ſich ein Ehrliebender Scribent zu verhalten habe, wenn eine auswärtige Herrſchaft ſeine ſonſt approbirte Schriften durch den Hencker verbrennen zu laſſen, von einigen Passionirten verleitet worden«, in Thomaſius' Kl. Teutſch. Schrift. p. 377—410, ſowie in Kürze Luden, p. 179—184. — Daß aber auch der Brief des Königs von Dänemark noch ſeine Nachwirkungen gehabt, das wird Niemand bezweifeln, der ſich der feindſeligen Schritte erinnert, die bald darauf vom ſächſiſchen Hofe gegen Thomaſius gethan wurden und die demnächſt, wie dies bereits oben erzählt worden iſt, ſeine Flucht nach Berlin verurſachten.

In Mitten dieſer Störungen, ſogar zum Theil (vom Octoberheft an) erſt nach der Flucht, von Halle aus, zu Ende des folgenden Jahres (1690: ſ. Decemberheft, p. 1145) iſt das letzte Halbjahr der Unterhaltungen geſchrieben. Der Streit, ſo weit er literariſch geführt werden konnte, war zu Ende; die Gegner hatten ſich auf ein Gebiet begeben, das allerdings fruchtbarer zu ſein pflegt, als das Gebiet literariſcher Erörterungen, auf das aber Thomaſius ihnen nicht folgen konnte, am Wenigſten mit ſeinem Journale: auf das Gebiet der Denunciationen, der diplomatiſchen Intriguen und Beſchwerden. Es iſt daher ganz natürlich, daß dieſe letzten Hefte den früheren an Intereſſe nachſtehen; weder behandeln ſie ſo wichtige Gegenſtände, noch haben dieſe unerheblichern Fragen in Thomaſius ſelbſt jenes Feuer der Darſtellung erwecken können, wie in den frühern Heften. Im Juli wird über David Abercromby's Fur Academicus (eine Satire auf gelehrte Diebſtähle, erſchien zu Amſterdam 1689: ſ. Adelung's Fortſ. des Jöcher I. 50) und Robert Knox' Beſchreibung der Inſel Ceylon berichtet; im Auguſt über Confuz, über des Herrn von Hobberg (auch Hochberg oder Hohenberg, deſſelben, der den »Habsburgiſchen Ottobert« ſchrieb, 1664: auch als Roman- und Pſalmendichter bekannt: vgl. Gervinus III, 245. 336. 390.) »Georgica curiosa aucta; das iſt: Bericht und Unterricht von Adeligen Land- und Feld-Leben,« Nürnberg 1687; endlich über Lohenſtein's bekannten Roman Arminius und Thusnelda (p. 646—686: vgl. Gerv. III, 393. fgg.) Letzteren überſchüttete er mit den ungemeſſenſten Lobſprüchen, nicht ohne einigermaßen ſelbſt in jenen Schwulſt der Rede zu verfallen*), durch den Lohenſtein's Name ſprichwörtlich geworden iſt: wie z. B. wenn dem Buche nachgerühmt wird, daß »es der lehrbegierigen Jugend das thee der Weißheit zu trincken giebt, und damit ihre an dem ſchmackhafften Wein und andern ſcharffe Geträncke gewohnete Zunge an dem ungewohnten Geſchmack derſelben keinen

---

*) Was ihm auch ſonſt, wennſchon ſelten, begegnete. Vgl. die Rede auf Seckendorf's Tod in den Kl. Teutſch. Schr. p. 497–516. und Luden, p. 217. Anm.

Eckel bekomme, ſo thut er ein Wenig Zucker allerhand **Historiſcher** und **Politiſcher inventionen** hinein, ümb ihnen den **appetit** zu erwecken« (p. 667). Und dann die Summe des Urtheils: »Ich kann wohl ſagen, daß ich kein Buch der Welt weiß, darinnen ich ſo viel Gelahrſamkeit beiſammen angetroffen, als in der Thuſnelda, und daß ich keinen **Roman** geleſen, der mehr nachſinnen braucht, als der **Arminius**«. (a. a. O.) Dem Verfaſſer ſelbſt wird nachgerühmt, daß er »von Jugend auff die Grichiſchen und Lateiniſchen **Scribenten** ſich hauptſächlich müſſe bekannt gemacht haben, und alſo nebſt der rechtſchaffenen Welt-Weißheit ein ungemeiner **Polyhistor** geweſen ſeyn müſſe, auch über dieſes ein **Poëte**, der zwar an Liebligkeit und Anmuth dem Hoffmannswaldau nicht gleich kommt, aber der in der heroiſchen Schreib-Art und in Tiefſinnigkeit ſeiner Gedichte nicht wohl ſeines gleichen finden möchte«. (p. 682. 683.) — Der Reſt der Recenſion handelt von zwei fremden Romanſchreibern, dem Spanier Diego Saavedra (ſt. 1648, Verf. einer **Idea d'un principe politico Christiano represendada en cien Empresas**: Jöcher **IV**, 3; fehlt bei Bouterwek) und dem Franzoſen Francois de la Mothe la Vayer (ſt. 1672, Verf. verſchiedener gelehrter, politiſcher und belletriſtiſcher Schriften: Jöcher **IV**, 1474 fgg.) gewidmet, welche beide, nach Thomaſius' Angabe, dem Lohenſteinſchen Romane zum Muſter gedient haben. —

Auch das Septemberheft iſt der Romanliteratur gewidmet, nämlich E. W. Happel's (ſ. Gervinus **III**, 389 ꝛc.) »**Africaniſcher Tarnolast**, das iſt: Eine anmuthige Liebes- und Helden Geſchichte von einem Mauritaniſchen Printzen und einer Portogalliſchen Printzeſſin« ꝛc. (1689) der gleichfalls mit lebhaften Lobſprüchen bedacht wird. Doch iſt dieſe Anzeige nicht von Thomaſius ſelbſt, ſondern von einem »andern guten Freund, der ſonſt von dergleichen Büchern einen guten Verſtand hat«. (p. 689.)

Die drei letzten Hefte endlich zeichnen ſich, wie ſchon Luden bemerkt hat (p. 159.), durch einen eigenthümlichen pietiſtiſchen Anſtrich aus. Sie betreffen meiſtens theologiſche Schriften, zum Theil (p. 1085. fgg.) ſolche, die unmittelbar in Sachen der Pietiſten gewechſelt wurden. Der Pietismus (man erinnere ſich an das, was wir in der Einleitung dieſes Buches geſagt haben) war damals, bei ſeinem erſten Auftreten, eine vollkommen berechtigte und werthvolle Erſcheinung; er war das nothwendige Supplement zu Thomaſius' eigener Wirkſamkeit. Beide opponirten gegen die ſtarre Überlieferung, das todte Dogma: Thomaſius im Namen des Geiſtes, die Pietiſten im Namen des Gemüths. Inſofern alſo konnten ſie nicht nur, ſondern ſogar ſie mußten mit einander gehen. Thomaſius' Hinneigung zu den Pietiſten iſt daher nicht eine Schwäche, vielmehr ein Beweis ſeiner Kraft, indem er die beiden auseinander liegenden Seiten der Oppoſition in ſich zu vereinigen wußte. Hätten die Pietiſten daſſelbe vermocht, hätten ſie aus der dumpfen Region gemüthlicher Ahnungen ſich herausarbeiten können zu der Sonnenhöhe geiſtigen Bewußtſeins, ja hätten ſie nicht, in thörichter Selbſtbefangenheit, aus Glaubensſätzen, Gebeten und Pſalmen dem freien Geiſte ein ganz ähnliches Hochgericht erbaut, wie die Dogmatiker, ihre Gegner, aus Lehrſätzen, Beweiſen und Folgerungen, wäre überhaupt ihre gemüthliche Erregung zu geiſtiger Klarheit emporgeſtiegen, nicht zu blindem Fanatismus herabgeſunken, ſo würde ohne Zweifel auch Thomaſius mit ihnen jederzeit verbunden geblieben ſein. So aber, als wenige Decennien ſpäter die Pietiſten ſich auf denſelben Abweg verloren, um deſſen willen ſie ſich von den übrigen Theologen getrennt, verließ auch Thomaſius ſie mit demſelben Rechte und kraft deſſelben Princips, um deſſen willen er ſich ihnen anfänglich verbunden.

Derſelbe pietiſtiſche Hauch geht auch durch den »Beſchlus und Abdanckung des Autoris« (p. 1144 — 1164). Die nächſte Veranlaſſung, ſein Journal zu ſchließen, war unzweifelhaft äußerlicher Art: ſeine neue Stellung in Halle ließ ihm keine Zeit dazu übrig. Aber auch an inneren Gründen fehlte es nicht, namentlich an ſolchen, die der Umgang mit den Pietiſten in ihm erweckt hatte. Die Beſchäftigung mit den Journalen, ſagt er, ſei im Grunde doch nur »eitel« (p. 1154). »So eitel aber die Beluſtigung iſt, die man bey Leſung der journale empfindet, ſo eitel, ja noch viel eiteler iſt die Mühe und der Schweiß dererjenigen, die bey andern ſolche Luſt zu erwecken ſich laſſen angelegen ſeyn« (p. 1157). Das klingt denn wohl etwas ſtark nach dem »Lämmlein Gottes« und »der Welt Eitelkeiten«: aber es klingt auch nur. Es iſt eine gewiſſe Sprechweiſe, die er ſich im Umgang mit den Pietiſten angewöhnt haben mochte, ohne darum das ganze pietiſtiſche Dogma von der Welt Sünde und der Verderbtheit der menſchlichen Natur anzuerkennen; denn dazu war Thomaſius ein viel zu praktiſcher Kopf. Daher auch die Beſchäftigung mit den Journalen nennt er nicht darum eitel, weil ſie etwas Weltliches: ſondern weil ſie das Gedächtniß unnöthiger Weiſe mit einer Maſſe von Büchertiteln, Excerpten und Notizen überſchütteten und Einen dadurch zu einem »**Helluus librorum**« machten (p. 1155), »welchen Ehrentitel die Gelehrten als ein ſondertiches Lob einander zuzulegen pflegen«, wiewohl er in Wahrheit nicht mehr bedeute, »als ein anderer Schwelger, der die Sauff-Kunſt wohl verſtehet, und durch deren tägliche Übung wohl geſchickt iſt, eine menge anderer zu boden zu trincken« (a. a. O.). Vielmehr das ſei das Wahre, eigene Bücher zu ſchreiben: »es iſt wohl ein elender Koch, der die Speiſen nicht ſelber zurichten kann, ſondern die bey andern auff-gekaufte Speiſen nur wieder auffzuwärmen weiß. . . Ein Gelehrter wird derhalben Gelehrt genennet, daß er andern Leuten den Weg zur Wahrheit und Tugend weiſe, nicht daß er ihnen ſage, welcher Weg von andern dahin zu führen gehalten werde« (p. 1158. 1159). Sein Journal, ſo verſchieden es auch von den ſonſt üblichen geweſen ſei, habe ihn nicht nur »von der Erforſchung ſeiner innerlichen Ruhe abgehalten, ſondern auch verhindert, die ſtudierende Jugend mit einem mehreren Eyfer zur Betretung dieſer einzigen zu der wahren Glückſeligkeit leitenden Bahn anzumahnen. Dannenhero . . . bin ich vielmehr geſonnen, die Grund-Geſetze meiner wenigen Erkenntniß nicht alleine der Lehrbegierigen Jugend nach meinem Vermögen mitzutheilen, ſondern auch dieſelben durch öffentlichen Druck der gantzen vernünftigen Welt zur **Censur** zu übergeben« (p. 1160).*)

Und dies war wohl das eigentliche Motiv: er fühlte in ſeiner neuen Stellung, als Haupt- und Mittelpunkt einer ſich bildenden Akademie, eine Art moraliſcher Verpflichtung, durch größere und ſelbſtändigere Arbeiten, als ſie in einer Zeitſchrift möglich ſind, ſich gleichſam vor dem Publikum auszuweiſen; dem Plänklergefecht journaliſtiſcher Polemik ſollte das ſchwere Geſchütz gelehrter Bücher, die geordnete Thätigkeit akademiſchen Unterrichtes folgen. Mit welchem Erfolge beides geſchehen, haben wir bereits im vorigen Abſchnitte erwähnt.

---

*) Vgl. was er in ſeinem Collegium über den deutſchen Stil ſeinen Zuhörern ſpeciell über den Werth der Journale vorzutragen pflegte: Luden, p. 177. ſqq.

So alſo endete die erſte deutſch geſchriebene gelehrte Zeitung, nach zweijähriger Dauer. Die wechſelvollen Schickſale, die ſie während dieſes kurzen Lebenslaufes erfahren, bilden gleichſam ein Prognoſtikon und Inbegriff alles deſſen, was dieſer Journalismus auch ſpäterhin überall erfahren ſollte, wo er es verſuchen würde, den von Thomaſius begonnenen Kampf fortzuführen und, wie dieſer, nicht ſowohl der Eitelkeit der Gelehrten, als den allgemeinen Intereſſen des Publikums, den großen Fragen der Menſchheit zu dienen. Verläumdungen und Anklagen, Verbrennung der Schriften durch Henkershand, Abſetzung des Autors von Amt und Brod, er ſelbſt zur Flucht in ein fremdes Land genöthigt — es ſind vollkommen die Stationen, die noch heute bei uns jede freiſinnige und unerſchrockene Zeitung zu machen pflegt.

Aber einiger Unterſchied iſt doch: es fehlt uns der Fürſt, der den Vertriebenen aufnimmt und ſchützt, ſollte es auch nur (wie es mit Friedrich I. in der That der Fall war) aus Eitelkeit und äußerlicher Berechnung geſchehen; es fehlt die Stätte, die man der vertriebenen Wahrheit anweiſt, ſich darauf anzuſiedeln und einen Herd des Lichtes und der Aufklärung zu bilden; endlich es fehlen auch die Journale, die unbeugſamen, unbeſtechlichen, allverſtändlichen, die es wagen dürften, ſich dieſem erſten Journale des Thomaſius zur Seite zu ſtellen — oder vielmehr: man läßt es von oben herab zu dergleichen Journalen gar nicht erſt kommen.

VII.

Thomaſius' ſpätere Journale.

Inzwiſchen hatte Thomaſius die Vorzüge der journaliſtiſchen Form zu ſehr empfunden und ſich ſelbſt zu ſehr als Meiſter derſelben gezeigt, als daß er nicht, trotz der eben erwähnten »Abdankung«, wieder zu ihr hätte zurückkehren ſollen. Wir wollen, um das Bild des Mannes, ſoweit es im Journalismus zur Darſtellung kommt, zu vollenden, auch dieſe ſpäteren Zeitſchriften hier gleich beifügen. An Wichtigkeit und Wirkung auf die Zeit ſtehen ſie den »Monathsgeſprächen« bei Weitem nach, und werden wir uns daher mit einer flüchtigen Erwähnung begnügen können.

Die »Abdankung« am Schluſſe des oben genannten Journals, mit welcher er von der journaliſtiſchen Thätigkeit überhaupt Abſchied nahm, datirt, wie früher erinnert wurde, von Ende 1690. Noch nicht zwei Jahre ſpäter, Herbſt 1692, kündigte er in einem eigenen Programm auch ſchon wieder eine neue Zeitſchrift an: »Chriſtian Thomas, **JCtus**, Churbrandenburgiſcher Rath und **Professor publicus** zu Halle, eröffnet Allen Weisheit-Liebenden in Teutſchland Sein Vorhaben, Künfftiges Jahr, geliebts Gott, **Observationes promiscuas**, die Kirchen-**Historie**, und **Historiam Philosophicam**, wie auch ſonſten allerhand Erfindungen neuer Wahrheiten, und Entdeckungen gemeiner Irrthümer betreffende, zu **publiciren**:« wieder abgedruckt vor der Hiſt. d. Weish. u. Thorh. Hft. I. p. 4—16. Daſſelbe iſt völlig unter dem Einfluß der Pietiſten geſchrieben; es zeigt gewiſſermaßen den Gipfel an, zu welcher Thomaſius es in dieſer Richtung gebracht. Die Hiſtorie, redet er den »Weisheit-liebenden Leſer« an, ſei gleichſam der Weisheit rechtes Auge, zumal die **Historia Philosophica**. »Die profan **Historie** giebet uns faſt nichts als Exempel der Laſter zu betrachten, nur mit dieſem Unterſchied, daß etlichen von denenſelben ein falſches lustre einer Schein-Tugend angeſtrichen wird. . . Dahingegen die Kirchen-Hiſtorie, und **Historia Philosophica**, oder mit einem Wort, die Hiſtorie der Weißheit und der Thorheit, dem Menſchen auff die angenehmſte Art die rechte Beſchaffenheit der wahren Weißheit, den Urſprung und Fortgang der Irrthümer und der daraus entſtandenen Laſter, und alſo das wahre Mittel die Wahrheit und Irrthümer von einander zu entſcheiden, beybringet«. In Deutſchland ſei bisher in dieſem »alleredelſten Stück der Hiſtorie« nur wenig geleiſtet worden, wegen »der Sclaverey und dem Joche menſchlicher **Autorität**, unter welchen das gute Deutſchland auch nach der Reformation geſchmachtet«. Dagegen wer ſie recht betreibe, der werde nicht nur »das verdammte verketzern, zancken und ſchmähen, das bißher auch unter den Evangeliſchen faſt zu einem Handwerk werden wollen, lange nicht mehr ſo hoch halten, als er zuvor gewohnet geweſen, und den Anti-Christ nicht mehr durch die Schau-Gläſer in der Ferne, ſondern in, umb und neben ſich mit offenen Augen durch ſeinen Schaafs-Peltz durch und durch ſehen« (p. 6): ſondern er werde auch gewahr werden, »daß alle Heydniſche Philosophie von der wahren Glückſeligkeit zu denen Irrthümern und Schein-Tugenden abführe, daß keine Secte dem Chriſtenthum, oder der Wahrheit (denn wo iſt Wahrheit auſſer demſelben?) mehr Schaden gethan, als die Scholastiſch-Aristoteliſche; daß die Heydniſche Philosophie der Urſprung aller Ketzereyen geweſen; daß dieſelbe noch heut zu Tage eine von den fürnehmſten Urſachen ſey, warumb unter denen Gelehrten in allen Stücken der Weisheit tauſendmahl mehr Irrthümer und ſchädliche Laſter im ſchwange gehen, als unter den Ungelehrten. . . Und kann ich es mit meinem eigenen Exempel bekräfftigen, daß, da ich nun in die 15 Jahr Dociret, und mich auch meine Feinde ſtetswährend für keinen ungelehrten Mann passiren laſſen, dennoch kaum für drey oder vier Jahren, da ich durch eine wunderliche Schickung Göttlicher Gnade ohne meinen Vorſatz nur ein wenig in dieſe Hiſtorie unpartheyiſch eingeſehen, mir es von denen Augen meines Verſtandes gleichſam wie Schuppen gefallen, und ich nicht allein die gemeinen Irrthümer, ſondern auch mein eigen Elend, worinnen ich zu vorher geſteckt, gantz deutlich zu erkennen angefangen« (p. 7). Und auf dieſe innerliche Erkenntniß komme Alles an: man müſſe nicht »unter dem Schein, ob wolte man des Vaters Noae Scham mit dem Mantel Sems und Japhet zudecken, ſeine eigene Blöſſe mit Feigen-Blättern bedecken, und durch Sophistereyen Pflaſter auf die verzweiffelt böſen Schäden ſeines Volkes ſchmieren«, noch auch »den Anti-Christ erſt im 6. oder 7. seculo ſuchen und nicht erkennen, wie er allbereit zu der Apoſtel Zeit eingeſchlichen«, oder gar die Meinung haben, »daß die erſten Reformatores des Pabſtthums allen Unflat und Übel auff einmal abgeholffen . . . dannenhero es in Leben und Wandel keiner Reformation brauche. . . Wer aber das andere Pabſtthum, das unſer Seel. Luther prophezeyet, umb ſich ſiehet, und wer die Geſchichte Chriſti, ſeiner Apoſtel und der erſten Chriſten mit Einfalt lieſet, und gleichſam ſeines Volks und ſeines Vaters Hauſes ſo lange vergißt, und die obangeführten praejudicia bey Seit leget; bey dem wird die Wahrheit in kurtzer Zeit mit Gewalt durchbrechen« (p. 8, 9). Freilich ſei das eine ſchwere Aufgabe und größer, als daß Eines Menſchen Kraft ſie bewältigen könnte: »Wie ſol man ihm aber thun? Sol man eine Geſellſchaft der Gelehrten dieſerwegen auffrichten, Kayſer, Könige, Fürſten und Herren umb derſelben protection anflehen? . . . Die Weisheit braucht keine menſchliche Protection, andere Leute zu fürchten zu machen, ſondern dieſes iſt ihr protection genung, wenn man ihre Freyheit nicht hemmet und unterdrücket: und ſoviel gelehrte Societäten in Europa ſind angefangen worden, ſo viel Vanitäten und der wahren Weißheit zuwider lauffende Schwachheiten ſind wegen vielfältigen natürlichen Urſachen in kurtzer Zeit mituntergelauffen. Ich halte wenn ein jeder Weißheit liebender für ſich nach ſeinem Vermögen die Weißheit unterſuchte und die Irrthümer hertzhaft beſtritte, und durch ſein Exempel andern, auch ohne Formirung einer gewiſſen Geſellſchaft auffmuntere, man würde bald beſſeren Fortgang der Gelahrtheit bey uns ſpüren«. Es ſeien bisher ſo viel verſchiedentliche Zeitſchriften edirt worden: »warumb ſolte man nicht auch ſolche Sachen zuſammenbringen können, die die Historiam Philosophicam et Ecclesiasticam erleuchterten? Ich will nicht viel Worte machen, ſondern denen Weißheit liebenden hiermit gantz kürtzlich zu erkennen geben, daß ich geſonnen bin, künfftiges Jahr, geliebts Gott, ſolche Observationes monatlichen zu colligiren und zu verfertigen, die dieſen Zweck befördern, auch alle viertel Jahr (nach dem Exempel der Bibliotheque universelle *) zwei Tomos davon, einen Lateiniſchen und einen Deutſchen (deren jedoch jeder ſeine abſonderlichen observationes haben ſoll) zu publiciren« ꝛc. (p. 10, 11). Er fordert »die Weißheit-Liebende« auf, ihn mit Beiträgen zu

---

*) Er meint die Bibl. universelle et historique von Leclerc und Delacroze, Amſterdam 1686—1693. Str. II, 939—912. Vgl. Thomaſius' eigenes Urtheil in den Monatsgeſpr. 1688, Febr. p. 228—233.

unterſtützen: und zwar »verſtehe ich nicht eben Doctores, Licentiatos, Magistros, Baccalaureos, oder mit einem worte die cabable ſo ſich Gelehrte nennen (wiewohl ich dieſe auch nicht ausſchlieſſe), ſondern alle diejenigen, die ihre von Gott verliehene Vernunfft zu ſeinen Ehren und den allgemeinen menſchlichen Heyl rechtſchaffen anwenden, wenn es auch Soldaten, Kauff- und Handwerks-Leute wären; wenn ſie nur die ſchädlichen Praejudicia loß werden und der Erforſchung der Wahrheit mit einfältiger Klugheit nachſtreben« (p. 12). Honoriren freilich oder durch »Beförderung Cour-Renomée oder dergleichen Eitelkeiten« vergelten, könne er dieſe Beiträge nicht: »Und wenn ich es auch könnte, würde ich es nicht thun; denn von ſolchen Leuten, die ſich durch dergleichen persuasiones einnehmen laſſen, verlange ich nichts, weil ſie entweder Ignoranten, oder Pedanten, oder Heuchler ſind und ſich alſo zu meinem Zweck gar nicht ſchicken« (p. 16).

Mit dieſem Auszuge aus der Ankündigung haben wir nun auch das Journal ſelbſt charakteriſirt. Es erſchien, in zwei nebeneinander laufenden Serien, unter dem Titel:

> Hiſtorie der **Weißheit** und **Thorheit**, zuſammengetragen von **Chriſtian Thomas**. **JCto.** ꝛc. **Halle**, **Gedruckt** und verlegt von **Chriſtoph Salfelden**.
>
> ***Historia Sapientiae et Stultitiae, collecta a Christiano Thomasio. JCto. etc. Hal. Magdeb.***

Die einzelnen Aufſätze betreffen theils die Geſchichte der Philoſophie, theils und hauptſächlich die Kirchengeſchichte, zumal die Geſchichte der ſ. g. Ketzer. Von den fremden Beiträgen, die an Zahl Thomaſius' eigene Arbeiten überwiegen, iſt vor Allem ein Aufſatz von Leibnitz: Notata quaedam G. G. L. circa vitam et doctrinam Cartesii (in der Hist. Sap. tom. II, 113—123) zu merken. Auch aus dem Nachlaſſe Thomaſius' des Vaters (er war 1684 als Profeſſor der Eloquenz und Rector der Thomasſchule zu Leipzig geſtorben) werden mehre Aufſätze mitgetheilt. Die vollſtändige Inhaltsangabe des deutſchen Journals hat Jördens V, 48—50 abdrucken laſſen. —

Beide Journale indeſſen ſind nicht über den erſten Jahrgang (1693) hinausgeführt. Über den Grund dieſes frühen Endes hat Thomaſius ſelbſt ſich nirgend ausgeſprochen; vermuthlich, daß die ſpecifiſche Färbung derſelben nicht den Anklang fand, den er davon gehofft, und daß mithin auch die Beiträge ausblieben, auf welche er gerechnet. Vgl. Luden, p. 222—227.

Dagegen unternahm er einige Jahre ſpäter (1700) in Gemeinſchaft mit Ge. Ernſt Stahl (dem berühmten Arzt, ſeit 1694 Profeſſor an der Univerſität zu Halle, ſt. 1734 zu Berlin als königl. preuß. Leibmedicus), Joh. Franz Buddeus (ſeit 1693 Profeſſor der Moral zu Halle, 1705 als Profeſſor der Theologie nach Jena berufen, wo er 1729 als Kirchenrath und Prof. prim. ſtirbt) und einigen anderen Halliſchen Kollegen, die Herausgabe der

Observationes Selectae ad rem litterariam spectantes.

Sie erſchienen in lateiniſcher Sprache und ſollten das geſammte Gebiet der Wiſſenſchaften, moraliſche, phyſiſche, mediciniſche, juriſtiſche und theologiſche Gegenſtände umfaſſen: weniger, um die genannten Wiſſenſchaften durch neue Erfindungen oder auch nur durch Berichte von neuen Büchern zu bereichern, als um die beſtehenden Anſichten zu kritiſiren und den Ungrund der mancherlei Vorurtheile, die auf dieſen Gebieten gäng und gebe waren, darzuthun. Vornämlich ſollten ſie die Vertheidigung ſolcher Männer und Anſichten übernehmen, die unrechtmäßiger Weiſe mit dem Namen der Ketzerei oder des Atheismus gebrandmarkt zu werden pflegten: ſo daß alſo auch hier der Zuſammenhang mit den Pietiſten und der Einfluß, den ſie damals auf Thomaſius ausübten, deutlich zu Tage liegt. Vgl. Struve, II, p. 1005—1007; Luden, p. 268—270. Jährlich ſollten zwei Bände erſcheinen. Doch ſchon nach dem ſechsten Bande (1702) zog Thomaſius und bald darauf (1704) auch die beiden andern Herausgeber ſich zurück; in Folge deſſen die **Observationes**, nachdem ſie noch eine kurze Zeit, in Buchhändlerauftrag, von Dieſem und Jenem waren geſchrieben worden, mit dem zwölften Bande (1706) ihr Ende erreichten. Unter den zahlreichen Mitarbeitern verdienen beſonders der oftgenannte Burch. Gotth. Struve, Nic. Hieron. Gundling, Jac. Fr. Reimmann, der Literarhiſtoriker, ꝛc. erwähnt zu werden: ſ. Struve a. a. O. 1006. Die Aufſätze erſchienen ſämmtlich anonym; doch wurden die Verfaſſer ſpäterhin in eigenen Schriften von C. H. Starck, Theod. Cruſius, Heumann und Anderen, welche bei Struve des Näheren angeführt ſind, nachgewieſen. Auch den **Observationes** fehlte es an Feinden und Gegnern nicht; den erſten Rang unter ihnen nahmen die Unſchuldigen Nachrichten ein, auf welche wir unten zurückkommen werden.

Hatte Thomaſius ſich nun ſchon mit dieſen **Observationes** dem gewöhnlichen Gleis gelehrter Zeitungen einigermaßen wieder angenähert, ſo war dies noch mehr der Fall mit den:

> **Summariſchen Nachrichten von auserleſenen mehrentheils alten in der Thomaſiſchen *Bibliotheque* vorhandenen Büchern. Vier und zwanzig Stück. Halle und Leipzig 1715—1718.**

Es ſind ausſchließlich Recenſionen, die wenigſten von Thomaſius ſelbſt, wennſchon in allen Thomaſius' bekannte Grundſätze, ſeine Freimüthigkeit, ſein Eifer gegen jegliche Art von Autoritätenglauben, nicht zu verkennen ſind. Struve a. a. O. **II**, 857. nennt unter den Hauptmitarbeitern den nachherigen berühmten Arzt, Joh. Zachar. Platner (ſt. 1740 als Hofrath und Decan der mediciniſchen Facultät zu Leipzig), Chriſt. Aug. Salig (ſt. um 1739 als Rector zu Wolfenbüttel: Jöcher, **IV**, 54) u. A. m. Eine kurze Angabe des Inhalts ſ. bei Jördens, **V**, 54; vgl. Luden, p. 305. Der »***Nucleus Bibliothecae Thomasianae***, beſtehend in einem kurzen Begriff der vornehmſten Bücher« ꝛc., der 1729 nach Thomaſius' Tod erſchien, iſt nichts Anderes, als eben dieſe Summariſche Nachrichten, nur mit einem neuen Titel verſehen. S. Struve, **II**, 837.

Endlich gehören hieher noch die:

> **Ernſthaffte, aber doch muntere und vernünftige Gedancken und Erinnerungen über allerhand auserleſene juriſtiſche Händel. Vier Theile. Halle, 1720. 1721.**

und deren Fortſetzung:

> **Vernünftige und chriſtliche, aber nicht ſcheinheilige Gedancken und Erinnerungen über allerhand gemiſchte philoſophiſche und juriſtiſche Händel. Drei Theile. Halle 1723—25; nebſt Anhang, 1726.**

Beide Werke gehören dem Journalismus nur der Form nach an, wie es denn zu jener Zeit Mode geworden war, auch ſelbſtändige und in ſich abgeſchloſſene Werke in der Form periodiſcher Schriften, als der Lieblingsform des Tages, erſcheinen zu laſſen; dieſelbe Erſcheinung alſo, die wir ſchon oben im Gebiete des politiſchen Journalismus, bei Gelegenheit der periodiſchen Sammelwerke, wahrgenommen. Es ſind meiſtens juriſtiſche Abhandlungen; außerdem bringen die »Vernünftigen ꝛc. Gedanken« eine Fortſetzung der Recenſionen von Büchern aus der Thomaſiſchen Bibliothek und, was das Wichtigſte iſt, eine Art Selbſtbiographie des Autors, die ſich namentlich über ſeine Leipziger Händel mit dankenswerther Genauigkeit verbreitet. Der Anhang enthält theils Philoſophiſches, theils Polemiſches; er war die letzte Schrift, welche Thomaſius herausgab. Vgl. Luden, p. 305. 308. — Doch ſind alle dieſe Schriften merkwürdiger für Thomaſius' eigenes Leben, als für die Geſchichte des Journalismus. Nur das Eine dürfen wir auch hier erwähnen, daß der Verfaſſer, den wir in der »Hiſtorie der Weisheit und Thorheit« völlig verſunken ſahen in die Beſtrebungen und ſogar in die Ausdrucksweiſe ſeiner theologiſch-pietiſtiſchen Freunde, in dieſen ſpäteren Journalen zu der alten Heiterkeit und dem alten, fröhlichen Humor zurückgekehrt iſt, mit welchem er mehr denn ein Menſchenalter zuvor ſeine journaliſtiſche Laufbahn eröffnet hatte. Er ſelbſt ſpricht ſich darüber in der Vorrede zu den »Ernſthaften, aber doch muntern Gedanken« mit liebenswürdiger Offenheit aus. Das Verdammungsurtheil, das er am Schluß der Monatsgeſpräche und ſonſt über ſeine bisherige ſatiriſche Schreibart ausgeſprochen, erſcheint ihm jetzt ſelbſt als ein Irrthum. Er habe damals fälſchlich gemeint, die Wahrheit könne nicht anders, als durch Leſung ernſthafter und andächtiger Bücher erhalten werden und müßte auch hinwiederum mit lauter Ernſt oder mit Seufzen und Weinen vorgetragen werden. »Jedoch gab Gott Gnade, daß ich meinen Fuß auch aus dieſem Irrthum bei Zeiten zurückzog und deutlich begriffe, daß die Erkenntniß der Wahrheit an und für ſich ſelbſt von dem Vortrage derſeben nicht dependiret . . . und daß ſo wenig der ernſthafte und ſeufzende Vortrag die Lehrer vor Irrthümern bewahrete, als der muntere und lebhafte Vortrag nebſt einem ungezwungenen und ſinnreichen Scherz der Erkenntniß und Fortpflanzung der Wahrheit ſchädlich wäre.“ Siehe den Auszug bei Luden, p. 306—308.

VIII.

Früheſte Nachahmungen.

Je ausführlicher wir nun, der Bedeutung gemäß, welche ſie für die Entwicklung unſeres Journalismus haben, die Acta Eruditorum und die Thomaſius'ſchen Journale, insbeſondere die Monatsgeſpräche, behandelt haben, um ſo flüchtiger können wir über die Nachahmungen hinweggehen, welche ſich dieſen beiden Werken in kürzeſter Friſt und einer wahrhaft erſtaunlichen Zahl anſchloſſen. Unter all' dieſen Zeitſchriften, die wir im Folgenden nennen werden, iſt nicht eine einzige, die einen neuen Weg gebahnt oder eine neue Tonart angeſchlagen hätte; ſie ſind nur eine äußerliche Ausdehnung des Journalismus, keine innerliche Entwicklung deſſelben. Daher, was uns davon intereſſirt, ſind nicht ſowohl die Zeitſchriften ſelbſt: ihr Inhalt iſt längſt antiquirt und es verlohnte ſich um ſeinetwillen nicht, den Staub aufzurühren, welcher dieſe Schriften bedeckt: als vielmehr die Geſchichte ihrer Entſtehung, die allmäligen Übergänge und Verzweigungen, die Anſätze und Stufen gleichſam, in denen dieſer ungeheure Körper ſich bildete. Kurz zu ſagen: wir beſchränken uns auf die äußere Geſchichte dieſer Journaliſtik, da ſie ſelbſt keine innere hat.

Zuvörderſt, wenn wir die nächſten Nachfolger der Acta Eruditorum und des Thomaſius ins Auge faſſen, laſſen ſich in dieſer wüſten Fluth von Journalen und Zeitſchriften hauptſächlich zwei Strömungen unterſcheiden: ſolche nämlich, welche ſich mehr an die Acta, und ſolche, die ſich mehr an die Thomaſiusſchen Journale anſchließen; das heißt alſo, Journale, die ausſchließlich den Gelehrten, und ſolche, die zugleich dem größeren Publikum dienen wollen.

Zur erſteren Art haben wir, um ſie ſchon an einem äußerlichen Merkmale zu unterſcheiden, alle diejenigen zu rechnen, die in lateiniſcher Sprache abgefaßt ſind. Das älteſte von dieſen und mithin die früheſte Nachahmung der Acta Eruditorum ſind die

Ephemerides litterariae,

welche im Jahre 1686 zu Hamburg erſchienen. Sie ſollten in wöchentlichen Lieferungen ausgegeben werden, und zwar in doppelter Abfaſſung, lateiniſch und franzöſiſch (Ephemerides Sçavantes, à Hambourg; ſ. Juncker, p. 166—168). Aber ſchon mit der ſechsten Woche hatten ſie ihr Ende erreicht. Die Herausgeber ſollen, nach Struve's Angabe, II, 850, Joh. Garmers (geb. 1628, ſt. 1700 zu Hamburg als oberſter Stadtmedicus von Hamburg und churbrandenburgiſcher Leibarzt: Jöcher, II, 864) und David von der Becke (gleichfalls Arzt zu Hamburg, geb. 1648, ſt. 1684: Jöcher, I, 806 *) geweſen ſein.

Hieran zunächſt ſchließen ſich die:

Nova litteraria maris Balthici et Septentrionis, edita MDCXCVIII. Lubecae, apud Petrum Böckmann, Bibliopolam.

Sie waren, wie ſchon der Titel angiebt, ausſchließlich auf den Norden, auf die »remotiora Balthici maris littora«, wie es in der Vorrede heißt, beſchränkt. Die Abſicht der Herausgeber, als welche A. D. Leopold und Jacob von Mellen, zwei Lübecker Gelehrte, genannt werden (Struve, II, 881: vgl. Jöcher, III, 402), ging dahin: »instituto quasi literario itinere, per vicinum nobis Ducatum Mecklenburgicum, in Pomeraniam, Prussiam et Livoniam tendamus datisque inde in oppositam Sueciam Daniamque velis, per Slesvicensem Ducatum et Holsatiam reversi, industrio calamo notemus, quicquid nobis in his terris, quoad nova eruditorum nomina, officia, vocationes, translocationes, lectiones, disputationes, orationes, scripta nuper edita aut etiam edenda, apparatus bibliothecarios, nummarios, curiosos, observationes, inventa, certamina cum adversariis, funera denique et singularia observare licuit.« (praef. p. 4.) Es war alſo ein gelehrtes Intelligenzblatt für den Norden, insbeſondere für die Univerſitäten von Kiel, Roſtock und Dorpat, von denen alle möglichen kleinen Vorfälle berichtet werden. 1705 ging die Redaction an Caſp. Heinr. Starck über (ſt. 1750 als Prediger in der Nähe von Lübeck: Jöcher IV, 780), der ſie bis zum Jahre 1708 fortſetzte. Das Ganze ſind 11 Bände in Quart.

---

*) Der Leſer bemerkt leicht, daß eine von beiden Angaben falſch iſt; entweder von der Becke iſt nicht Herausgeber der im J. 1686 erſcheinenden Ephemerides geweſen, oder er kann nicht, wie Jöcher will, im J. 1684 geſtorben ſein. Aber auch übrigens iſt Struve's Angabe (für die er ſich auf den bekannten Hamburger Mich. Richey beruft: Gerv. III. 481. 539. u. f.) unwahrſcheinlich, da Garmers und von der Becke in Feindſchaft lebten. Letzterer hat eine eigene Spottſchrift auf Garmers geſchrieben, und läßt ſich daher ſchwer glauben, daß ſie ſich ſpäter zur Herausgabe einer Zeitſchrift verbunden haben werden.

Endlich wollen wir hier noch die:

Nova Litteraria Germaniae Collecta Hamburgi

anführen, die von 1703 bis 1709 erſchienen. Sie bildeten das Supplement zum Vorigen, indem ſie, wie jene aus dem nördlichen, ſo dieſe aus dem übrigen Deutſchland alle nur erdenkbaren kleinen Vorfälle der Gelehrtenrepublik berichteten. Vom Jahre 1707 an dehnten ſie den Kreis ihrer Neuigkeiten auch auf die außerdeutſchen Länder, Frankreich, Italien u. ſ. w. aus. Als Herausgeber haben ſich in dem uns vorliegenden dritten Jahrgang *Petrus Ambrosius Lehmann*, Doebelensis, und *Godofredus Strassberg,* Freibergensis, (Jöcher, II, 1343) genannt. Vgl. Struve, II, 881—883.

Aber noch weniger, als es dieſen nächſten Nachfolgern der Acta Eruditorum gelang, den Geiſt ihres Vorbildes feſtzuhalten, gelang dies denjenigen Journalen, die ſich an die Thomaſiusſchen Zeitſchriften, das heißt an ſeine Monatsgeſpräche anſchloſſen. Am deutlichſten zeigte ſich dies an den:

Freymüthige, jedoch Vernunft= und Geſetzmäßige
Gedancken über allerhand, fürnehmlich aber neue
Bücher. Halle, 1690.

welche, unmittelbar nach dem Aufhören der Monatsgeſpräche, von einem Ungenannten (es war Joh. Jac. von Ryſſel, ſt. 1732 als Kreisamtmann zu Wittenberg: Struve II, 837; Jöcher, III, 2336) herausgegeben wurden, in der Abſicht, die Thomaſiusſche Zeitſchrift zu erſetzen. Doch gelang dies ſo wenig, daß ſie ſchon nach wenigen Monaten (April 1690) wieder

wieder aufhören mußten. Vgl. Struve a. a. O. und Juncker, p. 257—261.

Glücklicher, nämlich inſofern das Glück eines Journals in der Dauer deſſelben beſteht, waren **Wilhelm Ernſt Tentzel's**:

> **Monathliche Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern und andern annehmlichen Geſchichten, allen Liebhabern der Curioſitäten zur Ergötzlichkeit und Nachſinnen herausgegeben von A. B. Leipzig 1689.**

In Allem, was durch bloße Nachahmung der Form erreicht werden kann, ſind dieſe Tentzelſchen Unterredungen das genaueſte Abbild von Thomaſius' Monatsgeſprächen. Wie in jenen, kommen auch hier einige gute Freunde zuſammen, deren Unterhaltungen und Geſpräche die Einkleidung für die Auszüge (denn daraus beſteht das Journal hauptſächlich) und Beurtheilungen abgeben; wie in jenen, ſo ſoll auch hier durch einzelne kleine Abenteuer und novelliſtiſche Verwicklungen eine angenehme Abwechſelung in die Einförmigkeit der gelehrten Berichte gebracht werden. Aber der Geiſt freilich iſt ausgeblieben. Tentzel (vgl. die **Vita et Scripta Clarissimi Viri W. E. Tentzelii, Potentissimi Regis ac Elect. Sax. Augusti a Cons. et Historici, breviter ac ſestinanter conscripta exhibitaque ab Adolpho** ***Clarmundo***, Dresd. und Leipz. 1708, die freilich nur ein ſehr dürftiger Panegyrikus iſt) war in allen Dingen der gerade Gegenſatz von Thomaſius: charakterlos, wie dieſer charakterfeſt, ſchmiegſam und aller Welt Freund, wie Thomaſius voll männlicher Selbſtändigkeit und Niemands Freund, als nur der Wahrheit; der gelehrten Vielgeſchäftigkeit gerade ſo zugewandt und in ſie verſunken, wie Thomaſius ihr Verächter. Tentzel war Polyhiſtor, aber zu oberflächlich, um Pedant zu ſein; die Leichtigkeit, mit der er über die Sachen hinwegtupfte, hier ein wenig Geſchichte, dort ein bischen Philoſophie, hier Münzkunde, dort Bücherkenntniß u. ſ. w., brachte zugleich eine gewiſſe Leichtigkeit des Stils, ein gewiſſes Savoir vivre zu Wege, das ſeinem Journal trefflich zu Statten kam. Sein ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, wie er ſich die Gunſt der Großen verſchaffen und erhalten möchte; er war ein literariſcher Abenteurer, der von Hof zu Hof, von Akademie zu Akademie wanderte, um ſich durch Dedicationen, Lobreden und Epiſteln hier eine Penſion, dort einen Titel, oder wenigſtens eine gelehrte Empfehlung zu verſchaffen. Sein eben genannter Lob- und Leichenredner füllt ganze Seiten mit den Namen »derer berühmten Männer« in Italien, Frankreich, Holland, Dänemark u. ſ. w., mit denen Tenzel perſönlich befreundet war oder doch in Briefwechſel ſtand. Auch mit den Leipziger Herren ſtand er in gutem Vernehmen: mehr denn zwanzig Jahre war er Mitarbeiter der **Acta Eruditorum**; Benedict Carpzov aber, denſelben, den wir von der Kanzel herab den Bann gegen Thomaſius ſchleudern ſahen, »hat der ſel. Herr Tenzel jederzeit als ſeinen gröſten **Patron veneriret**.« Sogar er entblödete ſich nicht, dieſer Partei gegen Thomaſius ſelbſt zum Werkzeug zu dienen und die Waffen gegen den zu kehren, dem er ſie abgeborgt. Es war keine eigentliche principielle Polemik: dazu hätte Tenzel ſelbſt erſt Principien haben müſſen oder wenigſtens Charakter genug, ſie zu erheucheln: es war mehr ein gelegentliches Hintupfen, ein beiläufiges Reiben in kleinen unerheblichen Dingen, ein Beſſerwiſſenwollen und Hofmeiſtern, oft auch nur ein ſatiriſches Zweifeln, ob es ſich mit des Herrn Thomaſius Gelehrſamkeit und neuen Erfindungen denn auch nur wirklich ſo verhalten, ohne daß eigentliche Gegengründe aufgeſtellt wurden. Mit Einem Wort: wie Thomaſius der Erfinder der ächten journaliſtiſchen Polemik, ſo gebührt Tenzel der traurige Ruhm, jene Afterpolemik eingeführt zu haben, die mit Redensarten, wie die Katze um den Brei ſchleicht und den Feind, ſtatt ihn mit offenem Angriffe ehrlich zu bekämpfen, vielmehr mit tauſend und aber tauſend kleinen Neckereien, Anſpielungen und Seitenhieben zu ermüden ſucht: die Polemik der **penny-a-liners**, die Wunder was gethan zu haben glauben, wenn ſie gegen einen reinen Namen eine unſaubre Lüge, gegen ein ernſtes Streben eine leichtfertige Klatſchgeſchichte ſchleudern. — Aber freilich kann der Journalismus, dieſer Spiegel des Tages, auch dergleichen Geſellen nicht entbehren.

Thomaſius that gegen dieſe Angriffe, was man allezeit gegen ſie thun muß: er ignorirte ſie. Wo er ſie aber ja einmal erwähnte, da geſchah es mit einer Art von Schonung, um nicht zu ſagen Herablaſſung, die Tentzeln freilich empfindlicher treffen mochte, als es dem bitterſten Angriff möglich geweſen wäre. Als er es ihm indeſſen gar zu bunt machte (ſ. Tentzels Monatl. Unterr. 1692, Märzheft, p. 200—234), ſo ging auch Thomaſius mit der Sprache frei heraus. Er gab der Ethik (1692: Luden, p. 185—203) eine Vorrede bei, »in welcher der Verfertiger der curiöſen Monatlichen Unterredungen freundlich erinnert und gebeten wird, von Sachen, die er nicht verſtehet, nicht zu urtheilen, und den Authorem dermaleins in Ruhe zu laſſen.« Unter Anderm ſtellt er ihm darin das Zeugniß aus, daß er zwar ein Mann ſei, »der viel Bücher geleſen, und der in historicis et antiquitate des ihm gehörigen Ruhms nicht zu berauben iſt; aber der hierbey in Philosophia reali, ſowohl Theoretica als Practica, das allerwenigſte verſtehe und gelernet habe, ſondern wenn er darauf fällt, nicht anders als ein offenbarer Sophista raisonnire und ſeine Unwiſſenheit für jedermanns Augen lege.« Vgl. Luden, 207—210. Struve II, 837. 838.

Daß nichts deſto weniger die Tentzelſchen Unterredungen äußerlich einen beſſeren Fortgang hatten, als die Thomaſius'ſchen, darf uns nicht überraſchen. Die Mittelmäßigkeit bringt es allemal am Weiteſten. Tentzels Journal war ein angenehmes Quodlibet von allerhand Kenntniſſen und Wiſſenſchaften, in breitem, behaglichem Stil, glatt und eben, mit Bildern und ſchönen Druckerſtöcken. Kein Wunder, daß lange nachdem Thomaſius' Zeitſchrift eingegangen war, Herr Tentzel die ſeinige noch herausgeben konnte. Sie erſchien ununterbrochen von 1689 bis 1698, in zehn ſtarken Octavbänden. Darauf, im Jahre 1704, wurde ſie mit etwas verändertem Titel, nämlich als:

> *Curieuse Bibliothec*, Oder Fortſetzung der Monatlichen
> Unterredungen einiger guten Freunde ꝛc. Durch
> Wilhelm Ernſt Tentzeln, Kgl. Poln. und Churfürſtl.
> Sächſ. Rath und *Historiographum* in Dreßden

erneuert. Auch die innere Einrichtung war etwas verändert worden, inſofern nämlich die Einkleidung in Geſpräche weggefallen war: ſ. Vorr. zum 1. Bd. Bl. 2. Aber ſchon nach dem dritten Bande (oder wie er es nennt: Repositorio) wurde dieſe Fortſetzung durch Tentzels Tod (1707) unterbrochen. Auf einige ſpätere Fortſetzungen werden wir unten zurückkommen.

Eine Überſetzung der Monatlichen Unterredungen ins Holländiſche (Struve a. a. O. 839) von S. de Vries (auch Überſetzer des Pufendorf: Jöcher **IV**, 1732) kam nicht über den erſten Band (Utrecht 1703) hinaus. —

Von weit größerem Werthe iſt der:

> **Monathlicher Auszug aus allerhand neu-herausgegebenen,**
> **nützlichen und artigen Büchern. Zu finden**
> **bey Nicol. Förſtern, Buchhändl. in Hanover.**

welchen Joh. Georg Eccard, Leibnitz' Famulus (ſt. 1730 als kaiſerl. Rath und Hiſtoriographus zu Würzburg, nachdem er einige Jahre zuvor zum Katholicismus übergetreten: vgl. Jöcher **II**, 268), ſeit dem Jahre 1701 herausgab, angeblich unter Leibnitz' eigener Direction, jedenfalls (ſ. Lamprecht's Leben Leibnitz', p. 68, 73) durch Beiträge von ihm unterſtützt. Auch dieſe Zeitſchrift brachte, wie ſchon der Titel anzeigt, größtentheils nur Auszüge; aber ſie waren in der Regel gut gewählt und durch Anmerkungen und Zwiſchenreden zweckmäßig erläutert. Den Schluß jedes Heftes bilden unter dem Titel »Neue Zeitungen von gelehrten Sachen« allerhand literariſche Miscellen, beſonders bibliographiſche. — Bisweilen zwar lief auch hier manches Überflüſſige, ja Thörichte mit unter, z. B. die ermüdende Ausführlichkeit, mit welcher bei Gelegenheit der preußiſchen Königskrönung eine ganze Legion von Feſtpredigten, Beſchreibungen ꝛc. zur Anzeige gebracht werden; zwei volle Hefte des erſten Jahrgangs von beinahe zweihundert Seiten (Juli und Auguſt) ſind ausſchließlich dieſem Gegenſtande gewidmet. Indeſſen man weiß ja, in welchem Verhältniſſe Leibnitz zum Berliner Hofe ſtand; die Aufmerkſamkeit, welche der »Monatliche Auszug« dieſen Schriften erwies, wird daſſelbe nicht verſchlechtert haben. — Doch hörte ſowohl Leibnitz' wie Eccards Theilnahme ſchon mit dem zweiten Jahrgange auf; der dritte und letzte, von Joachim Meier (ſt. als Prof. am Gymnaſ. zu Göttingen, 1732: Jöcher **III**, 369) geſchrieben, ſoll ſeinen Vorgängern um ein Beträchtliches nachſtehen. Vgl. Struve **II**, 844.

Am Meiſten endlich in Thomaſius' Geiſt hielten ſich die:

> **Neue Unterredungen**, darinnen ſowohl ſcherz- als
> ernſthafft über allerhand gelehrte und ungelehrte Bü-
> cher und Fragen freymüthig und unpartheyiſch rai-

ſonniret wird. **Vorgeſtellet von P. Q. S. Lützen, wo König Guſtav Adolph von Schweden tod geblieben.** 1702.

Ihr Verfaſſer war Nic. Hierom. Gundling, ſpäter, als Profeſſor der Jurisprudenz und Königl. preuß. Geheimerath, eine der vornehmſten Zierden der Univerſität Halle, damals noch Halliſcher Studioſus: aber ein Mann von Kenntniß und Witz. Er zog, nach dem Beiſpiel des Thomaſius, hauptſächlich gegen die orthodoxe Theologie zu Felde, die dafür nicht verfehlte, ihn als Ketzer und Ungläubigen an den Pranger zu ſtellen: ſ. die Unſchuld. Nachr. von 1702, p. 91. Überhaupt ahmte er Thomaſius' ſatiriſche, freimüthige Schreibart ſo gut nach, daß es ihm beinahe ebenſo ſchlecht ging, wie dieſem. Samuel Stryk, damals das Haupt der Halliſchen Juriſten, fand für gut, eine ſatiriſche Anſpielung am Schluß des dritten Heftes auf ſich zu beziehen. Die Folge verſteht ſich von ſelbſt: die Unterredungen wurden von Obrigkeitswegen verboten und nur der beſondern Freundſchaft, mit welcher Thomaſius und Buddeus ihn damals ſchon beehrten, mochte der Verfaſſer es zu danken haben, daß man ihn ſelbſt mit weiteren Strafen verſchonte. — Einen Wiederabdruck ſ. in Gundlings ſatir. Schriften, Jen. 1738, beſ. p. 231 und 250. Anm. — Vgl. Struve, II, 841—43.

Schließlich müſſen wir noch einer dritten Fraction gedenken, die weder die **Acta Eruditorum**, noch den Thomaſius, zum Muſter nahm, ſondern direct auf das Muſter und erſte Urbild alles gelehrten Journalismus losging: das **Journal des Sçavans**. Dahin ſind zu rechnen das:

Journal de Hambourg,

welches ein Refugié, Gabriel d'Artis (ſt. als Prediger der franz. Gemeinde zu Berlin: Jöcher, I, 578) von 1684 bis 1696 in vier Bänden herausgab: Struve II, 880. 881; ſowie das:

Nouveau Journal des Savans dressé à Berlin par M. C.

das von 1696 bis 1698 zu Berlin erſchien. Herausgeber war Etienne Chauvin, gleichfalls ein Refugié, Verſ. eines zu ſeiner Zeit ſehr beliebten philoſ. Lexikons, ſt. als Prof. der Philoſ. zu Berlin 1725: Jöcher, I, 1857. In ſeinem Journal hielt er den früheſten Charakter ſeines Pariſer Vorbildes ſo feſt, daß er nur Auszüge ohne alle kritiſche Bemerkungen gab. —

Allein dieſe Richtung war zu farblos und blieb zu weit hinter der Entwicklung, welche der deutſche Journalismus damals bereits genommen hatte, zurück, als daß ſie hätte von Dauer, geſchweige denn von Einfluß ſein können. Selbſt jene beiden andern Richtungen, die wir, freilich nicht ganz erſchöpfend, als die gelehrte und die gebildete, die referirende und die kritiſirende bezeichnen mögen, konnten ſich nicht ſo von einander getrennt erhalten, daß nicht allmälig eine Maſſe von Spielarten, Übergängen und Vermittelungen entſtanden wären. Der Form nach behalten die Thomaſius'ſchen Journale die Oberhand, inſofern die Mehrzahl der neuen Journale zum Wenigſten deutſch geſchrieben ward; dagegen der Sache nach die **Acta Eruditorum**: die meiſten Zeitungen bringen Auszüge und nur Auszüge, die Kritik iſt mattherzig und charakterlos, das Publikum, auf das man rechnet, ausſchließlich ein gelehrtes. —

Dieſe Maſſe läßt ſich, wie wir bereits bevorwortet haben, nur nach äußeren Merkmalen unterſcheiden, und betrachten wir daher in dem nachfolgenden flüchtigen Gemälde von der Ausdehnung, welche unſer gelehrter Journalismus während des erſten Drittels des vorigen Jahrhunderts erreicht hat, zuerſt die allgemeinen, dann die Fachjournale, endlich die akademiſchen und diejenigen Zeitſchriften, welche von gelehrten Geſellſchaften herausgegeben wurden.

IX.

Weitere Ausbreitung des gelehrten Journalismus: allgemeine Journale; Provinzialzeitſchriften.

Hier begegnet uns zuerſt die Fortſetzung der Tentzelſchen Unterredungen, oder wie ſie zuletzt hießen, Curieuſen Bibliothek. Dieſelbe wurde nach Tentzels Tode zuerſt als:

Ausführlicher Bericht von allerhand neuen Büchern und andern Dingen, ſo zur heutigen Gelehrſamkeit

gehörig. Zu Fortſetzung der monatlichen Unterredungen, monatlichen Auszüge und curieuſen Bibliothek. Leipzig, 1708.

durch Chriſtoph Woltereck (ſt. 1735 als Oberamtmann zu Wolfenbüttel), und nach deſſen Abgange (1710), unter wiederverändertem Titel, nämlich als:

Neuer Bücherſaal der gelehrten Welt, oder ausführliche Nachricht von allerhand neuen Büchern und andern zur heutigen Hiſtorie der Gelehrſamkeit gehörigen Sachen,

fortgeſetzt. Die Herausgeber dieſer zweiten Fortſetzung waren Joh. Gottl. Krauſe, ein nambafter Polyhiſtor, den wir noch vielfach bei Herausgabe gelehrter Zeitſchriften betheiligt finden werden (ſt. 1736 als Prof. der Geſch. zu Wittenberg) und Joh. Georg Walch (ſt. als Superintendent zu Meiningen, 1722: Jöcher IV, 1778). Unter den Mitarbeitern wird beſonders Georg Chriſt. Gebauer genannt: Struve I, 849. 852. fgg. Das ganze Werk (bis 1717) beſteht aus ſechzig Heften oder »Öffnungen« in fünf Bänden.

Gleichfalls eine Fortſetzung der Tenzelſchen Zeitſchrift, aber unabhängig von den oben genannten, iſt die:

Neue Bibliothek, oder Nachricht und Urtheil von neuen Büchern, und allerhand zur Gelehrſamkeit dienenden Sachen,

welche zu Halle im Jahre 1709 durch Wilh. Türck begründet wurde. Struve nennt ihn »homo eruditus quidem, sed moribus pessimis deformatus.« Zu dieſen ſchlechten Sitten mochte denn auch wohl die Freimüthigkeit und Schärfe gehören, durch welche ſich dieſes Journal auszeichnete, beſonders gegen die Halenſer Theologen, die hier mitunter (ſ. den Aufſatz von Gundling, Th. XXV, p. 420 fgg.) ſehr übel behandelt wurden. Vom XIII. Theile an übernahm der ſchon früher erwähnte Nic. Hieron. Gundling die Redaction; ſeine eigenen Beiträge ſind in N. H. Gundlings Sammlung kleiner teutſcher Schriften und Anmerkungen, Halle 1737, wieder abgedruckt. Mit Gundlings Abgang, vom fünfzigſten Theile an, trat eine weſentliche Veränderung des Planes ein, indem der größere Theil des Journals mit regelmäßigen Auszügen aus anderen bedeutenden, aus anderen gelehrten Schriften, dem Journal des Sçavans, den Memoires de Trevoux, den Acta Eruditorum, dem Giornale de' Letterati d'Italia u. ſ. w. angefüllt wurde. In dieſer Weiſe friſtete es ſich bis 1721 hin; das Ganze beſteht aus hundert Heften in zehn Theilen. Dazu kamen noch zehn Hefte:

> Nachleſe der Neuen Bibliothec, oder Aller ſowohl ausländiſchen, als einheimiſchen .... gelehrten Journals, und Neuigkeiten von gelehrten Sachen,

die ſeit 1717 als eine eigene Beilage ausgegeben wurden. Vgl. Struve, II. 850—852.

Bedeutender war ein anderes Journal, das wenige Jahre ſpäter aus dem allgemeinen Hauptquartier der damaligen Journaliſtik, von Leipzig, ausging:

> Deutſche *Acta Eruditorum*, Oder Geſchichte der Gelehrten, welche den gegenwärtigen Zuſtand der *Litteratur* in *Europa* begreiffen. Leipzig, 1712.

Es war dies nicht, wie man aus dem Titel vermuthen möchte, eine Überſetzung der lateiniſchen Acta, vielmehr ein eigenes und völlig ſelbſtändiges Journal (vgl. Vorr. zum erſten und zum dritten Jahrg. ſowie die Vorr. der lateiniſchen Acta Erud. von 1713) wennſchon die Richtung und zum guten Theil auch die Einrichtung dieſelbe war, wie bei jenen. Redigirt wurde es anfänglich von Juſtus Gotthard Rabener, Prediger an der Thomaskirche und Univerſitätslehrer zu Leipzig, nach deſſen Tode (1719) es an Chriſt. Gottlieb Jöcher, den Verfaſſer des bekannten Gelehrtenlexikons und Prof. der Geſchichte zu Leipzig, überging. Es war eines der beliebteſten Journale der Zeit, das heißt natürlich nur unter den eigentlichen Gelehrten, für die es auch allein geſchrieben ward, und die von ſeinem Fleiß, ſeiner Unparteilichkeit und ſogar ſeinem »blühenden Stil« nicht Gutes genug zu ſagen wußten. S. das Urtheil von Reimmann bei Struve II, 854. Im Jahre 1740 veränderte es den Titel:

> Zuverläſſige Nachrichten von dem gegenwärtigen Zuſtande, Veränderung und Wachsthum der Wiſſenſchaften,

bis es endlich nach Jöchers Tode (1758) einging. Das Ganze, von 1712 bis 1758, beſteht aus 38 Bänden in 456 Heften, mit beinahe eben ſo vielen Portraits damaliger Gelehrter. Vgl. Struve a. a. O. 853—856.

Gleichfalls zu Leipzig erſchien Theodor Cruſius', eines Schleſiſchen Advokaten (ſeine übrigen Schriften ſ. bei Adelung zu Jöcher, II, 572):

Vergnügung müſſiger Stunden, oder allerhand nützliche zur heutigen galanten Gelehrſamkeit dienende Anmerkungen.

Daſſelbe brachte nicht ſowohl Bücheranzeigen und Recenſionen, als eigene Arbeiten, encyklopädiſchen, beſonders literarhiſtoriſchen Inhalts; das letzte Heft (es erſchienen von 1713 bis 1732 im Ganzen zwanzig Theile) enthält eine ausführliche Lebensgeſchichte des Verfaſſers. Vgl. Struve, II, 1017.

Auch der ſchon mehrfach erwähnte Gundling begegnet uns um dieſe Zeit noch einmal in den:

Gundlingiana,

die von 1715 bis 1732 in fünfundvierzig Theilen zu Halle erſchienen. Sie bilden ein buntes Gemiſch juriſtiſcher, hiſtoriſcher, theologiſcher ꝛc. Diſſertationen, Obſervationen und Kritiken, theils in deutſcher, theils in lateiniſcher Sprache, alle aber von Gundling ſelber verfaßt; daher auch alle, wenn wir dem Urtheil eines gleichzeitigen Gelehrten trauen dürfen (Reimmann bei Struve a. a. O. 1018), von der »παραδοξοφιλια« angeſteckt, welche ihrem Verfaſſer eigen war.

In daſſelbe Jahr (1715) fällt die Gründung der Leipziger

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen,

eines Journals, merkwürdig zunächſt durch ſeine ungewöhnliche Dauer, indem es, mit geringfügigen Abweichungen des Titels (Neue Leipz. Gel. Anzeigen — Litterariſche Denkwürdigkeiten ꝛc.), bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1797) exiſtirte. Sein erſter Stifter war der früher genannte Joh. Gottl. Krauſe, dem 1734 Fr. W. Stubner, bald darauf Wolfg. Balth. von Steinwehr, der nachherige Gründer der Göttinger Gel. Anz. (ſ. Oppermann's Geſch. derſelben, p. 1) folgte. Nach deſſen Abgang von Leipzig kam die Redaction an den bekannten Joh. Joach. Schwabe, den Schildknappen Gottſcheds, bis ſie zuletzt nach mancherlei Wechſel (1754) in die Hände Chr. Andr. Bel's gerieth, deſſelben, der auch die Acta Eruditorum zu Grabe trug. — Aber auch in ihrer Einrichtung und urſprünglichen Beſtimmung hatte dieſe Zeitſchrift etwas Eigenthümliches. Es war der erſte Verſuch, die Form der wöchentlichen politiſchen Zeitungen auf die gelehrten Zeitſchriften zu übertragen. Sie erſchien, wie dieſe, wöchentlich, zuerſt in einer, ſeit 1717 in zwei Nummern, von einem halben Bogen *); auch lieferte ſie keine ſelbſtändige Arbeiten oder auch nur längere Recenſionen, ſondern wie die damaligen politiſchen Zeitungen, wurde ſie lediglich aus einlaufenden Briefen und Correſpondenzen zuſammengetragen, und zwar hauptſächlich aus der gewaltigen Correſpondenz, die ſich bei den Mencke's, als Herausgebern der Acta Eruditorum, anſammelte. Zu dieſem letztgenannten Journal bilden die »Neuen Zeitungen« daher gewiſſermaßen ein Ergänzungsblatt: die kleinen Schnitzel gelehrter Neuigkeiten, Notizen von neuerſchienenen Büchern, aufgefundenen Münzen, Beförderungen, Todesfällen u.ſ.w. wurden hier zuſammengeſtellt und zu leichter Überſicht nach den Städten geordnet. Jedem Bande wurde eine Überſicht der bedeutendſten Ereigniſſe des letztverfloſſenen Halbjahrs vorangeſchickt, nach Art etwa der Korollarien und Überſichten, die von unſern gelehrten Zeitungen noch heutzutage von Zeit zu Zeit gebracht werden; nur daß die »Neuen Zeitungen« ſich auf bloße Referate, ohne alle Kritik, beſchränkten. — Eine beſondere Stelle nahmen die Auszüge aus fremden und einheimiſchen gelehrten Zeitungen ein, deren eine ſehr große Zahl excerpirt wurde, dergeſtalt, daß dieſe Abtheilung des Werkes vom Jahre 1734 an auch als eigene Zeitſchrift ausgegeben wurde:

> Nöthiger Beytrag zu den Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen, oder umſtändliche Auszüge aus de-

---

*) Gleichzeitig, wo nicht noch um einige Wochen früher, erſchienen zu Frankfurt und auch zu Leipzig »Wöchentliche Poſtzeitungen von gelehrten Neuigkeiten.« Aber wie Struve angiebt (II, [illegible]), ſo geſchah dies nur in Folge eines Plagiums, indem man Krauſe's bereits veröffentlichten, aber noch nicht ausgeführten Plan bereits nachahmte, ehe er ſelbſt noch ins Leben getreten war.

nen gelehrten Monaths-Schriften, welche in den Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen nicht Platz hatten.

Ein zweites Supplement war ſchon früher von Krauſe ſelbſt herausgegeben worden, nämlich ein lateiniſcher, meiſt für das Ausland beſtimmter Auszug, der zweimal monatlich, je einen Bogen ſtark, erſchien:

Nova litteraria in Supplementum Actorum Eruditorum divulgata, observationibusque historicis, physicis et mathematicis distincta.

Doch gingen beide Supplemente frühzeitig ein: dieſes mit Anfang 1723, jenes 1743; während das Hauptwerk, wie geſagt, bis Ende des Jahrhunderts exiſtirte und eine Reihe von hundertvierundſechzig Bänden bildet, ungerechnet die zahlreichen Regiſterbände. Vgl. Struve, **II**, 883—887 und den von Hofmann von Fallersleben, deutſche Philologie p. 108 citirten Abriß einer Geſch. der Univerſ. Leipzig von J. D. Schulze, p. 148. 149.

Als eine Nachahmung der früher erwähnten »Neuen Bibliothek« von Türck und Gundling haben wir die

Vermiſchte Bibliothek oder zulängliche Nachrichten und unpartheyiſche Gutachten von allerhand, mehrentheils neuen, Büchern und andern gelehrten Materien

und deren lateiniſches Seitenſtück:

Bibliotheca novissima Observationum ac Recensionum

zu betrachten. Beide wurden 1718 zu Halle durch Joh. Chriſt. Francke (vgl. Adelung zu Jöcher, **II**, 1207) begründet; die vorzüglichſten Mitarbeiter ſ. bei Struve **II**, 859 und 1026. Doch waren ſie nur von mittelmäßiger Dauer: die »Verm. Bibl., zu der ſich als Anhang noch eine:

Abgeſonderte Bibliothek oder zulängliche Nachrichten und unpartheyiſche Gutachten &c.

(Struve a. a. O. 860) hinzugeſellt hatte, ging ſchon 1720, die **Bibl. noviss.** 1721 ein.

Nur wenig länger dauerte die:

Hiſtorie der Gelehrſamkeit unſerer Zeiten, darinn

Nachricht von neuen Büchern, Leben gelehrter Leute, und andern dergleichen Merckwürdigkeiten ertheilet werden. Leipzig. 1721.

Die Herausgeber waren Joh. Chriſt. Clodius, Prof. der arab. Sprache zu Leipzig (ſt. 1745: Jöcher, I, 1968) und die mehrfach genannten J. Chr. Krauſe und G. Chr. Gebauer.* Aber trotz des Beifalls, mit dem ihre Zeitſchrift aufgenommen wurde (Struve, II, 861), ging ſie doch ſchon nach wenigen Jahren zu Grabe. —

Alle dieſe Zeitſchriften nun, wie unſre Leſer bemerkt haben werden, gingen von einem gemeinſchaftlichen Centrum aus: von Halle oder Leipzig. Hier gleichſam war das allgemeine Hauptquartier des Journalismus; es war die große Zeitungsfabrik, von wo aus das ganze gelehrte Deutſchland verſorgt wurde. Man begreift, wie wichtig dieſe beiden Städte dadurch für das übrige Deutſchland wurden und welche Stellung ihnen ſelbſt daraus erwuchs. Wir hatten bis dahin in Deutſchland, wie keine politiſche, ſo auch keine gelehrte Hauptſtadt, keinen tonangebenden Mittelpunkt der Bildung und des literariſchen Urtheils gehabt. Jetzt, auf dem kleinen Diſtrict dieſer beiden Städte, erhob ſich Orakel an Orakel, die pythiſchen Stimmen erſchollen durch ganz Deutſchland, allmonatlich, allwöchentlich; bald gab es keinen gelehrten Mann im ganzen Lande, deſſen Gelehrſamkeit nicht in Halle oder Leipzig die Probe beſtanden, keinen berühmten, der ſeinen Ruhm nicht durch die Zeitungen von Halle oder Leipzig empfangen hätte. So bildete ſich alſo hier, und namentlich in Leipzig, das außerdem noch die Vortheile des großen Handelsplatzes, des Reichthums und der geſelligen Bildung für ſich hatte, in der That etwas, wie eine literariſche Hauptſtadt; es bildete ſich ein Verhältniß, das, wenn auch unausgeſprochen und ſchon darum nicht ſo ſchroff, dennoch einige Ähnlichkeit mit jenem Verhältniß der Abhängigkeit und Nachahmung hatte, in welchem, in allen Sachen des Geſchmacks und der feinen Sitte, Paris die übrigen Städte Frankreichs erhielt. So lange freilich der deutſche Journalismus über die Sphäre abſtracter Gelehrſamkeit im Ganzen nicht hinausging, ſo lange war auch dies Verhältniß ziemlich abſtract; es war eine Herrſchaft, allerdings: aber über ein wüſtes und unbewohntes Land.

Dahingegen, ſowie unſer Journalismus anfing, auch ſolche Gegenſtände in den Umkreis ſeiner Beſprechungen zu ziehen, denen die allgemeine Theilnahme des Publikums ſicher war, als er, ſtatt gelehrter Auszüge und Kritiken, erbauliche Sittenſchilderungen, kurzweilige Fabeln und Lieder brachte, mit Einem Worte: als der Journalismus aus einem bloßen Organ der Gelehrten zugleich das Organ des guten Geſchmacks und der belletriſtiſchen Bildung wurde, da trat auch die Wichtigkeit jener Herrſchaft deutlich zu Tage. Leipzig, wie es bis dahin die Gelehrten gleichſam gemeſſen und geſtempelt hatte, wurde nun auch die äſthetiſche Lehrerin der Nation, die von ihm die Principien des guten Geſchmacks, den Maßſtab des Beifalls oder Mißfallens erhielt. Wir werden ſpäterhin von dieſer Herrſchaft ausführlich ſprechen; hier wollen wir nur darauf aufmerkſam machen, wann und wie eigentlich der Grund derſelben gelegt iſt und was für wichtige und tief eingreifende Intereſſen ſich an dieſe vergeſſenen Zeitungstitel anknüpfen. —

Zwar das übrige Norddeutſchland, beſonders die Küſtenländer, ließen es ſich ſchon damals ſehr angelegen ſein, durch eigene journaliſtiſche Verſuche gegen das Monopol von Halle und Leipzig zu reagiren. Allein der Mehrzahl nach ohne glücklichen Erfolg. Denn nicht nur daß die Lage dieſer beiden Städte und ihre, vornämlich Leipzigs, buchhändleriſchen Verbindungen, jede Concurrenz außerordentlich erſchwerten, ſondern die Journale der übrigen Provinzen verſahen es auch darin, daß ſie ſich ſelbſt und freiwillig auf einen bloß provinziellen Standpunkt ſtellten. Ein allgemeines Journal zu gründen, das in ganz Deutſchland geleſen werden möchte, fiel den wenigſten ein; der Vorrang, das kritiſche Orakel für ganz Deutſchland zu ſein, wurde Leipzig ohne Kampf gelaſſen: nur ſeiner Provinz, ſeiner Stadt, mit ihren unmittelbarſten, provinzialen Intereſſen, wollte man zum Organe dienen. Das war ſehr wohlgemeint, ohne Zweifel: aber mehr wohlgemeint, als praktiſch. Denn nur in wenigen Fällen und immer nur auf ſehr kurze Zeit waren dieſe einzelnen Landſchaften im Stande, eigene Journale zu erhalten; es fehlte an Mitarbeitern, an Leſern, an Verlegern. Außerhalb ihrer eigenen Grenzen aber, wer hätte ſich für den Inhalt dieſer Zeitungen intereſſiren können? So trugen ſie alle ſchon bei ihrem

Entſtehen den Keim des Todes in ſich; keine von ihnen hat es zu einer längeren Dauer oder einem namhaften Wirkungskreiſe gebracht; nur als Gradmeſſer gleichſam für die literariſche Regſamkeit der einzelnen Provinzen iſt ihnen eine gewiſſe Bedeutung nicht abzuſprechen. –

Nur eine einzige Stadt ſuchte ſich dieſem localen Geſichtskreis zu entheben und den Leipziger Zeitungen die Spitze zu bieten: Hamburg, das wir ſchon im vorigen Abſchnitte unter den früheſten Nachahmern der Acta Eruditorum fanden und das wir ſogleich auf einem andern Felde der Journaliſtik ſogar unter den Stimmführern ſehen werden. Die:

Niederſächſiſche Neue Zeitungen von gelehrten Sachen,

oder wie ſie einige Jahre ſpäter (ſeit 1731) heißen:

Niederſächſiſche Nachrichten von gelehrten neuen Sachen,

die ſeit 1729 unter Redaction Chriſt. Fr. Leisner's (Notar zu Hamburg, ſt. gegen 1754: Roterm. zu Jöcher, **III**, 1549) und Joh. Pet. Kohl's (a. a. O. 693: er war ein bekannter Vielſchreiber, auch einige Zeit lang Profeſſor der Kirchengeſchichte zu Petersburg, ſt. 1778) erſchienen, waren dem allgemeinen Intereſſe der deutſchen Wiſſenſchaft gewidmet und ſollten ſpeciell mit den Leipziger Neuen Gelehrten Zeitungen concurriren. Aber ſchon 1736 mußten ſie geſchloſſen werden. — Beſſer gelang es demſelben Kohl mit den:

Hamburgiſchen Berichten von Neuen Gelehrten Sachen,

in denen er ſich mehr auf provinziale Intereſſen und namentlich auf die literariſchen Productionen von Ober- und Niederſachſen beſchränkte. Dafür aber konnten ſie auch von 1732 bis 1757 erſcheinen; eine Dauer, deren ſich von den Provinzialzeitungen nur ſehr wenige zu erfreuen hatten. Vgl. Struve, **II**, 887-889.

Auch Mecklenburg, das bis dahin nur durch die Annales Maris Baltici etc. beiläufig vertreten war, ſuchte jetzt ſich eine ſelbſtändige Stimme in dem Congreß der deutſchen Gelehrten zu verſchaffen. Schon 1710 hatte es mit dem:

Neuer Vorrath allerhand auserleſener Bücher, welche in Roſtock erſchienen, einen Anfang dazu gemacht. Doch ſcheint derſelbe nur ſehr unbedeutend ausgefallen zu ſein, da nicht einmal Struve ihn erwähnt; wir ſelbſt verdanken ſeine Kenntniß nur einer gelegentlichen Erwähnung in der Vorrede der

***Annales Literarii Mecklenburgenses*, Oder: Jahr-Regiſter von denen Geſchäfften der Gelehrten In Mecklenburg, Auff das Jahr Chriſti 1721. Erſte Vorſtellung, Welche in folgenden Jahren auff dieſe oder gleichmäßige Art ſoll continuiret werden. Samt einer Vorrede von dem Zuſtande des heutigen Journalismus. Roſtock u. Neubrandenburg.**

Dieſe enthielten erſtlich ausführliche Lebensbeſchreibungen mecklenburgiſcher Gelehrten, dann Todesfälle, Amtsveränderungen u. dgl.; zuletzt »**Realia** von denen Gelehrten in Mecklenburg«, das heißt Anzeigen und Kritiken ſolcher Bücher, die von Mecklenburgiſchen Gelehrten verfaßt waren. Die Herausgeber waren Phil. Fr. Hain (ſt. als Conſiſtorialrath zu Kiel, 1774: Roterm. **III**, 1776) und E. J. Fr. Mantzel (Profeſſor der Pandecten zu Roſtock: a. a. O. **IV**, 615; über ſeinen Streit mit Liscov ſ. Jördens **III**, 406) zu denen ſich ſpäter auch Ge. Detharding, damals Profeſſor der Medicin zu Roſtock (ſt. zu Kopenhagen 1747; a. a. O. **III**, 675) geſellte. Doch mußten ſie ſchon mit dem zweiten Jahrgange aufhören; auch die

***Recensiones Actorum Eruditorum aliorumque memorabilium in alma Rostockiensi*,**

welche Detharding an ihre Stelle treten ließ, vermochten ſich nicht zu behaupten. Vgl. Struve, **II**, 878. 892.

Ebenſo kurz von Dauer, bedeutender dagegen ſowohl an Zahl, wie an wiſſenſchaftlichem Werthe, waren die Journale, welche in (dem eigentlichen) Preußen erſchienen. Es iſt merkwürdig, daß gerade dieſe Landſchaft, die entlegenſte von allen und die am ärmſten war an wiſſenſchaftlichen ſowohl, wie an buchhändleriſchen Mitteln, den Journalismus ſo frühzeitig und mit ſo vorzüglichem Eifer cultivirte: gleichſam als hätte ſie ſchon damals gefühlt, daß gerade für ſie, die Nachbarin der Barbaren, keine andere Rettung iſt, als in der Wiſſenſchaft und jener geiſtigen Regſamkeit und Freiheit, durch welche ſie noch heutigen

Tags ſo viel anderen, reichern und glücklichern Provinzen unſers Vaterlandes ruhmvoll voranleuchtet.

Es ſind beſonders zwei Männer, die ſich um Einführung des Journalismus in Preußen verdient gemacht haben: Georg Peter Schulze, Profeſſor am Gymnaſium zu Thorn, und Mich. Lilienthal (ſt. als Prediger und Profeſſor an der Univerſität zu Königsberg, 1750, auch ſeit 1711 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin: Jöcher, II, 2436). Den Anfang machte Schulz im Jahre 1722 mit dem

> Gelehrten Preußen, aus neuen und alten, gedruckten und ungedruckten, großen und kleinen Schrifften, wie auch der gelahrten Männer, welche in Preuſſen geboren, oder daſelbſt gelebet, oder von preuſſiſchen Sachen geſchrieben, Nahmen und Leben, wöchentlich vorgeſtellet.

Nachdem dieſe 1724 eingegangen waren, machte er ſchon im nächſten Jahre einen neuen Verſuch:

> Continuirtes Gelehrtes Preuſſen, oder vierteljährlicher Außzug aus allerhand Preuſſiſchen Büchern, nebſt der gelahrten Männer Leben und Manuſcripten, Anmerkungen von Preuſſiſchen Denckwürdigkeiten.

Auch dieſes hielt ſich nur ein Jahr, worauf er den

> Preuſſiſchen Todes-Tempel, worinnen verſtorbene Perſonen allerhand Standes von den auserleſenſten Sachen der Preuſſiſchen, Pohlniſchen, Schwediſchen, und Brandenburgiſchen geiſtlich- weltlich- und gelehrten Hiſtorien ꝛc. wie auch neuen gelehrten Schriften in Preuſſen und Pohlen miteinander redende vorgeſtellet werden

(zwei Jahrgänge, 1728. 29.) folgen ließ. — Bei allen dreien hatte er den ebengenannten Mich. Lilienthal zum treuen Mitarbeiter. Auch gab derſelbe mehre eigene Journale heraus, als:

> Erläutertes Preuſſen, oder auserleſene Anmerckungen über verſchiedene zur Preuſſiſchen Kirchen- Civil- und Gelehrten-Hiſtorie gehörige beſondere Dinge (ꝛc. ꝛc.) geſammlet und herausgegeben von einigen Liebhabern der Geſchichte des Vaterlandes. Königsb. 1724.

Es erſchienen im Ganzen fünf Jahrgänge, wiewohl mit anſehnlichen Unterbrechungen, nämlich der vierte erſt 1728, der fünfte aber, unter dem Titel:

> **Preuſſiſche Merkwürdigkeiten** ꝛc. **Zur Fortſetzung des Erläuterten Preuſſen**

gar erſt 1742. — Auch iſt Lilienthal der Herausgeber von:

> ***Acta Borussica Ecclesiastica, Civilia, Literaria*** **Oder Sorgfältige Sammlung allerhand zur Geſchichte des Landes Preuſſen gehörigen Nachrichten, Uhrkunden, Schrifften und Documenten,**

die nach Aufhören des »Preuſſiſchen Todestempels«, von 1730 bis 1732 in achtzehn Heften (oder drei Bdn.) erſchienen. Vgl. des Herausgebers Selbſtbiographie in dem obengenannten Journale, im ſechsten Stück des **III**. Bandes, beſonders p. 825, 838, 857; ſowie über die geſammte preußiſche Journaliſtik Struve **II**. 986—989, 1033 fgg.

Sogar der polniſche Antheil (und dieſer noch früher, 1718) hatte ſein eigenes Journal:

> **Die Pohlniſche Bibliothek, welche von Büchern und andern zur Pohlniſchen und Preuſſiſchen Hiſtorie dienenden Sachen ausführliche Nachricht giebt. Tannenberg, wo Vladislaus Jagyello die Creutzherren ſchlug,**

herausgegeben von Gottfr. Lengnich, Profeſſor am Gymnaſium zu Poſen (ſt. zu Danzig 1774: Roterm. **III**. 1585): Struve, **II**. 986—989.

Ähnliche Sammlungen erſchienen in Pommern:

> **Chriſt. Schöttgen's***) **Altes und Neues Pommerland, oder Geſammlete Nachrichten aus verſchiedenen zu Pommeriſcher Geſchichte gehörigen Stücken** ꝛc. **Stargard, 1721.**
>
> **M. Franciſci Wockenii****) **Auffgehobene Reliquien**

---

*) Damals Lehrer in Stargard in Pommern, ſt. als Rector der Kreuzſchule zu Dresden: Meuſel's Gel. Deutſchl. **XII**, 381—392.

**) War Conrector am Gymnaſium zu Neuſtettin, auch Verf. einer »Anleitung zur Teutſchen Poeſie« ꝛc. Leipzig 1716. S. (Gottſched's) Beyträge zur Critiſchen Hiſtorie der Deutſchen Sprache ꝛc. Bd. I, St. 1, p. 659—681.

Pommeriſcher Gelehrten in Hiſtoriſchen, Genealogiſchen, Biographiſchen und andern Antiquitäten beſtehend ꝛc. Stettin, 1721.

in Schleſien:

***Analecta Silesiaca*, oder zufällige Anmerckungen zur Erläuterung der Hiſtorie des Herzogthums Schleſiens. Breslau, 1733.**

Gelehrte Neuigkeiten Schleſiens zum Vergnügen aller Liebhaber geſammlet. Schweidnitz, 1734.

u. ſ. w.

Auch in Mitteldeutſchland, namentlich in Franken und Heſſen, wurden einzelne Verſuche gemacht:

***Nova literaria Circuli Franconici*, 1725.**

die im folgenden Jahre als:

Fränckiſche *Acta Erudita et Curiosa*, die Geſchichte der Gelehrten in Francken, auch andere in dieſem Creis vorgefallene Curioſa und Merckwürdigkeiten enthaltend. (24 Hefte, 1725—32.)

fortgeſetzt wurden: Struve, **II**, 861. Beide erſchienen zu Nürnberg, unter Redaction des Coburgiſchen Hofmedicus E. F. J. Helmrich, mit Beihilfe verſchiedener Altorfer Profeſſoren.

Ferner in Heſſen:

Kurze Hiſtorie der vormaligen und gegenwärtigen Gelehrſamkeit derer Heſſen. Marburg, 1725.

***Analecta Hassiaca.* Marburg, 1728—42.** Zwölf Hefte in 6 Bdn.

Sie wurden von Joh. Phil. Kuchenbecker (ſt. 1746 als Bibliothekar in Caſſel: Roterm. **III**, 926) unter Beihilfe des bekannten Joh. Georg Eſtor (ſt. 1773 als Kanzler der Univerſität Marburg) und anderer Marburger Profeſſoren herausgegeben: Struve, **II**, 1039.

IX

Dahingegen das eigentliche Süddeutſchland, der Rhein, Schwaben, Baiern, Öſterreich, nahmen an dieſen Bemühungen der Gelehrten nur einen ſehr geringen Antheil. Weder ein allgemeines Journal brachten ſie zu Wege, das mit den unzähligen, die von Leipzig und Halle ausgingen, hätte concurriren können: noch auch wird in dieſen ſüdlichen Provinzen jener Fleiß und lokale Patriotismus ſichtbar, dem die nördlichen die ſo eben angeführten Sammlungen provinzialen Inhaltes verdankten. Die Urſache liegt auf der Hand: der Katholicismus, der in dieſen Gegenden, zum Theil mit den gewaltſamſten Mitteln, aufrecht erhalten war, verlangte eine Gebundenheit der Geiſter, eine freiwillige Beſchränkung des Horizontes, die mit den Grundbedingungen aller journaliſtiſchen Thätigkeit, der Öffentlichkeit und der Kritik, nicht wohl zu vereinen ſtand. Auch fehlten in Süddeutſchland die zahlreichen Univerſitäten, die gelehrten Schulen und Bildungsanſtalten, die über das nördliche Deutſchland ein wogendes Meer von Anregungen, Wetteifer und Widerſpruch verbreiteten; es fehlte der unabhängige weltliche Gelehrtenſtand, es fehlte die Blüthe des Buchhandels, die in Norddeutſchland in der Überfülle von Zeitſchriften und Journalen emporwucherte; endlich und vor Allem fehlte das Publikum, das ſich für dieſe Dinge hätte intereſſiren können.

Mithin trat hier in erhöhtem Maße ein ähnliches Verhältniß ein, wie wir es zwiſchen Leipzig und dem übrigen Deutſchland bemerkten: was Leipzig für Deutſchland im Allgemeinen, das wurde ſpeciell Norddeutſchland für Süddeutſchland: das Organ der Kritik, das tonangebende Muſter des Geſchmacks und der literariſchen Bildung.

Aber wenn auch das Verhältniß daſſelbe, ſo waren doch ſeine Wirkungen verſchieden. Dort war es nur eine Stadt, die dem übrigen Lande weniger gegenüber, als voranſtand; ihre Hegemonie war leichter zu ertragen, weil ſie mehr als eine Ehrenſache, ein freiwilliges Zugeſtändniß, denn als eine wirkliche Herrſchaft erſchien; ſie konnte Wetteifer entzünden, aber keine Beſchämung, Überdruß endlich, aber keinen Haß. Hier dagegen ſtand Landſchaft der Landſchaft, ja die eine Hälfte des Reichs der andern gegenüber. Der einzelnen Stadt mochte man folgen, wie man dem Talent und dem Glücke folgt: aber der Norddeutſche immer nur lehren und der Süddeutſche lernen, der Norddeutſche das Wort führen und der Süddeutſche immer nur zuhören, das ertrug ſich ſchwerer. Und darum hat der Journalismus, und in ſeinem Gefolge die geſammte literariſche Bewegung des vorigen Jahrhunderts, die beiden Hälften des Reiches mehr geſchieden, als verbunden. Der Norddeutſche, im Bewußtſein, daß er es doch eigentlich war, der den Ton angab in allen Fragen der Bildung und der Wiſſenſchaft, eignete ſich einen gewiſſen kritiſchen Übermuth, eine ſchnellfertige Allwiſſenheit, eine Geringſchätzung fremden Urtheils an, die den Süddeutſchen nothwendig von ihm entfernen mußte: und ebenſo der Süddeutſche gerieth in eine mißtrauiſche Verbiſſenheit, eine tiefverſteckte, aber um ſo lebhaftere Empfindlichkeit, eine Eiferſucht, die um ſo quälender wurde, je ſeltener ſie ſich eines Sieges erfreuen durfte: Beides Charakterzüge, durch die ſich noch in dieſer Stunde der Norddeutſche vom Süddeutſchen, der Preuße vom Öſterreicher, der Berliner vom Wiener unterſcheiden und deren völlige Ausgleichung auch nicht ehe zu erwarten ſteht, als bis Beide, der Norden wie der Süden, ſich in einer gemeinſamen großen That, einer ſolchen vereinigen, die weit über der Sphäre provinzieller Eiferſüchteleien, literariſchen Vortritts oder Nachtritts erhaben liegt. —

Wir wollen nun die ſparſamen Anfänge ſüddeutſcher Journaliſtik, ſoweit dieſelben in die erſten Decennien des vorigen Jahrhunderts fallen, hier des Näheren anführen.

Das Älteſte, was uns aufgeſtoßen, ſind die:

Würtembergiſche Nebenſtunden, oder allerhand nützliche Nachrichten und Anmerckungen, denen Liebhabern der Gelehrſamkeit und gelehrten Geſchichte zum verhoffenden Vergnügen in müſſigen Stunden zuſammengetragen. Stuttg. 1718.

Ferner, gleichfalls aus Würtemberg:

Wöchentliche Relationen von Schwäbiſchen Gelehrten Neuigkeiten (1721),

die wir aber nur aus dem Fabricius'ſchen Verzeichniſſe kennen. — Sodann aus Baiern:

***Parnassus Boicus:* oder Neueröffneter Muſenberg, worauff verſchiedene Denck- und Leswürdigkeiten aus der gelehrten Welt, zumahl aus Bayriſchen Landen, abgehandelt werden.**

Er erſchien zu München im Jahre 1722, und wurde unter verſchiedenen Titeln, als:

Neufortgeſetzter *Parnassus Boicus* (ſeit 1727),

und:

> Etwelche, meiſt Bayriſche Denck- und Leswürdigkeiten zur Fortſetzung des *Parnassus Boici*,

bis 1740, wiewohl ſehr unregelmäßig, fortgeſetzt: Struve II, 1033. Eine ausführliche Anzeige der erſten Jahrgänge (1722—27) ſ. in den Beytr. zur Crit. Hiſt. der Deutſch. Spr. Bd. IV. St. 14. p. 264—292.

Einige Jahre ſpäter wurden auch die obengenannten Fränkiſchen *Acta Erudita* (von 1726: ſ. p. 361) zu einer allgemeinen Gelehrtenzeitung für Süddeutſchland erweitert; aber auch ſie ging ſchon mit dem vierten Jahrgang (1733—36) zu Ende:

> Nützliche und auserleſene Arbeiten der Gelehrten im Reich, d. i. Francken, Schwaben, Ober-Rhein, Beyern, Oeſterreich, Böhmen und angrenzenden Orten. Nürnberg. —

Vgl. Struve, II, 1033. 861—62.

Nur in Frankfurt, welches für gewiſſe Gegenden Süddeutſchlands einen ähnlichen Mittelpunkt bildet, wie Leipzig für Norddeutſchland, wiewohl man ihm im Allgemeinen nicht nachſagen kann, daß es dieſe Gunſt der Lage, wie Leipzig, zu literariſchen oder überhaupt geiſtigen Einwirkungen benutzt hätte, gelang es ein Journal von einigem Umfang und Dauer zu gründen, nämlich die:

> Franckfurthiſche Gelehrte Zeitungen, darinnen die merckwürdigſten Neuigkeiten der Gelehrten Welt, ſowohl in Anſehung der jetztlebenden Gelehrten, als auch aller zur Gelehrſamkeit gehörigen Wiſſenſchaften, Künſte und Sprachen umſtändlich berichtet, und inſonderheit der gegenwärtige Zuſtand aller in und auſſer Deutſchland blühenden hohen Geſellſchaften, mit unpartheyiſcher Feder entworfen.

Sie wurden im Jahre 1736 von Sam. Tob. Hocker geſtiftet, und haben ſich, wiewohl anfangs mit geringem Beifall aufgenommen, unter mancherlei Abwechſelungen und Veränderungen bis gegen Ende des Jahrhunderts (1790) erhalten. Wir werden im Verlauf unſers Werkes noch einmal auf ſie zurückkommen, doch erſt in einer viel ſpäteren Epoche: nämlich zu Anfang der ſiebziger Jahre, wo ſie eine kurze Zeit hindurch

(1772) den Hauptſtimmführern der damaligen literariſchen Revolution, einem Goethe, Herder, Schloſſer, Merck u. ſ. w. zum Organe dienten. Vgl. Struve II, 890. Schwarzk. üb. Zeitungen in Frankf. a. M. p. 27.

Speciell aus Öſterreich haben wir für dieſen Zeitabſchnitt nur ein einziges Journal angeführt gefunden:

> **Das merkwürdige Wien. In Monatlichen Unterredungen.**

Und noch dazu war dies ein ſehr dürftiges Journal, indem es nach Gutsmuths und Beutler I, p. 13 (ſ. oben unſere Einl. p. 52) bloß »Nachrichten von Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt in Bibliotheken, Cabinettern, Gärten ꝛc. der Stadt Wien« enthielt. Vgl. Fabricius' Verz. im Polyhiſtor, wo auch die Herausgeber (J. C. Neue und M. G. Homſch) genannt ſind.

Über die Journale endlich, die ſeit Anfang des Jahrhunderts (1701) in der Schweiz erſchienen, werden wir an einer andern Stelle ſprechen.

X.

Fortſetzung: Fachjournale: theologiſche.

Die Fachjournale, das iſt ſolche Zeitſchriften, die nicht über den Geſammtzuſtand der Wiſſenſchaften, ſondern nur über einen beſtimmten einzelnen Zweig derſelben berichten, ſollen eine deutſche Erfindung ſein. So Struve II, 903; Gottſched, Neuer Bücherſaal, Bd. I, Vorr. Aber mit Unrecht: es ſei denn, daß man die **Miscellanea Academiae Naturae Curiosorum**, von denen oben in einem eigenen Abſchnitt die Rede geweſen iſt, vollſtändig unter die Journale rechnen will. Sonſt vielmehr ſind die Franzoſen hierin vorangegangen. Schon 1680 wurde zu Paris vom Abbé de la Roque ein **Journal Ecclesiastique ou Memoires de l'Eglise** angekündigt; ſ. Juncker, p. 1—6, wo auch über die (verſpätete und unvollſtändige) Ausführung dieſes Projectes, nach Anleitung der **Acta Erud.** 1691, Apr. p. 153. 162. berichtet wird. — Zur völligen Evidenz aber wird die Priorität der Franzoſen durch das **Journal du Palais ou Recueil des principales decisions de tous les Parlemens et Cours Souveraines de France** gebracht: eine juriſtiſche Zeitſchrift, die von den Parlamentsräthen Blondel und Gueret herausgegeben ward und die mindeſtens ſchon 1684 erſchienen iſt: Juncker, p. 12 — 16. —

Doch wie dies ſei, ſo dünken uns die Fachjournale immerhin ein Fortſchritt und ein Rückſchritt, eine Erweiterung und eine Beſchränkung zu gleicher Zeit: jenes, indem ſie eine weit genauere und darum auch weit ergiebigere Erörterung der Dinge möglich machten, als bisher, und auch weil ſie dem Journalismus hie und da einen neuen Stoff zuführten, für welchen ohnedies kein Raum geweſen wäre; dieſes, weil ſie mit dem hauptſächlichſten Princip des Journalismus, der allgemeinſten Theilnahme nämlich des geſammten Publikums an der geſammten geiſtigen Bewegung, in einem innerlichen Widerſpruche ſtehen. An die Stelle Eines Leſerkreiſes, mit gleichen Intereſſen, gleichen Sympathieen, ſetzen ſie eine Maſſe abgeſonderter kleiner Kreiſe, mit ſpeciellen Intereſſen, Anſichten und Bedürfniſſen; ja während der Journalismus vermöge der großartigen Umſicht, welche uns durch ihn eröffnet wird, von allen Particularitäten befreien und alle Schranken geiſtiger Abſonderung niederwerfen ſoll, führt umgekehrt die Fachjournaliſtik nur immer mehr von dem Ziele allgemeiner Bildung ab, tief hinein in das Labyrinth gelehrter Einſeitigkeiten, Liebhabereien und Capricen. Journale ſind dazu da, um von Allen geleſen zu werden: aber Fachjournale leſen nur die Männer vo[illegible]ach. Doch eben darum ſollen ſie wohl eine deutſche Erfindu[illegible]ein, weil von allen Gelehrten die deutſchen am Meiſten am Fachbewußtſein kleben und am Schwerſten den Gedanken faſſen können, auch einmal für andere Leute zu ſchreiben, als nur für die »Männer vom Fach.«

Andrerſeits dürfen wir auch die Vortheile nicht abläugnen, welche eben aus dieſer Iſolirung zunächſt für die einzelnen Wiſſenſchaften, in weiterer Entwicklung für die Wiſſenſchaft ſelbſt erwachſen ſind. Die Gelehrten einer beſtimmten einzelnen Disciplin rückten ſich näher; Meinungen wurden ausgetauſcht, Anſichten verfochten, Erfindungen mitgetheilt, die ohne das Organ der Fachjournale vielleicht niemals, und gewiß nicht ſo bequem, noch vollſtändig zu Tage gekommen wären: wie auch dies wohl zu beachten iſt, daß die Fachjournaliſtik von dem bloßen Referiren und Kritiſiren fremder Bücher, das die Grundlage der allgemeinen Journaliſtik bildete, ſich großentheils losmachten und ſtatt deſſen ſelbſtändige Abhandlungen und Aufſätze lieferte: ein wichtiger Schritt für die Fortbildung unſers Journalismus im Allgemeinen. Das richtige Verhältniß wird daher wohl dieſes ſein, daß wir die Fachjournale als eine Übergangsſtufe und untergeordnete Gattung betrachten, welche überall da, wo eine lebendige allgemeine Journaliſtik die gewonnenen Reſultate der Fachjournaliſtik in ſich aufnimmt und gleichſam über ihr ſteht, von größtem Nutzen und wahrhaftem Werth iſt; dahingegen wo die Fachjournaliſtik ſich in ſich abſchließt und jener höheren Vermittelung mit der Geſammtheit der volksthümlichen Bildung entbehrt, da iſt ſie nur die Carricatur, ja der Ruin des Journalismus ehe, als ſein Fortſchritt.

Zuerſt nun die Theologie. Zwar der Zeit nach würde dieſer Vorrang nicht ihr, ſondern den Naturwiſſenſchaften gebühren, indem, auch abgeſehen von den **Miscellanea Academiae Naturae Curiosorum**, das erſte Fachjournal in Deutſchland den Naturwiſſenſchaften angehört, wovon unten das Genauere. Doch wiſſen wir bereits aus der Einleitung, welche wichtige Rolle die religiöſen Angelegenheiten, folglich auch die Entwicklungen der Theologie in dieſem Zeitalter ſpielen und in wie naher Verwandtſchaft namentlich das erſte Auftreten der Pietiſten und die ganze, freundliche ſowohl wie feindliche, Bewegung, welche durch ſie in die theologiſche Wiſſenſchaft gebracht ward, mit jener allgemeinen Bewegung der Geiſter ſteht, aus welcher der Journalismus hervorgegangen, und alſo auch mit dem Journalismus ſelbſt. Der gelehrte Journalismus und die Pietiſten gehen ebenſo neben einander, wie die Reformation und die Zeitungen; wie dort die Theologie, in Geſtalt der Flugſchriften, Poſtreuter ꝛc. in den politiſchen, ſo geht ſie hier, in Form der theologiſchen Fachzeitungen, in den gelehrten Journalismus über: oder auch, nimmt den gelehrten Journalismus in ſich auf. In den theologiſchen Fachjournalen ſind alſo die beiden hauptſächlichſten Richtungen jener Zeit, die theologiſche und die encyklopädiſchgelehrte, combinirt. Mithin ſind ſie diejenige Form des Journalismus, in der das Bewußtſein der Zeit ſich am Vollſtändigſten befriedigt. Und darum, wie ſie alle übrigen an Zahl und Umfang überwiegen, iſt es auch angemeſſen, unſre Überſicht der Fachjournale mit ihnen zu eröffnen.

Der Urſprung des theologiſchen Journalismus fällt in die erſten Jahre des achzehnten Jahrhunderts. Bei Fabricius zwar, ſowie in der »**Curieusen Nachricht von denen Journal-Schrifften**« (ſ. unſere Einl. p. 45) und einigen ähnlichen Repertorien, werden auch die verſchiedentlichen ***Deliciae***, als z. B. ***Deliciae biblicae***, beides, ***Veteris*** und ***novi Testamenti, Deliciae Evangelicae, Passionales*** u. ſ. w., welche ***Misander*** (d. i. J. S. Adami, Prediger in Dresden, ſt. 1713: Jöcher **I**, 86) von 1690 bis 1713 herausgab, unter die Journale, ſpeciell alſo unter die theologiſchen, gerechnet. Allein auch dies mit Unrecht: denn ſie ſowohl, wie die zahlreichen **Amoenitates** der Juriſten, Bibliographen ꝛc. ſind nichts weiter, als vermiſchte Schriften, Leſefrüchte und Ana's; mit der Journaliſtik haben ſie nichts gemein, auch nicht einmal die Form. Ebenſo verhält es ſich mit den ***Anni Franciscorum, sive Historicae eorum Ephemeridis Semestre primum et alterum auctore R. P. Francisco Stillero Pragensi Soc. J.*** **Pragae 1680**: bei Juncker p. 6—8. Es wäre freilich ſeltſam genug, wenn ein katholiſcher Pater, ein Jeſuit, den Reigen der theologiſchen Journaliſtik eröffnet haben ſollte. Allein man braucht auch nur Junckers eigene Beſchreibung dieſes vermeintlichen Journales nachzuleſen (a. a. p. 7: **Sic vero est ordo atque institutum, ut sub singulis propemodum diebus alicujus Francisci, sive Clericus ille sit sive Laicus, gesta breviter quandoque prolixius enarrentur**), um ſich von dem Ungrund zu überzeugen, mit welchem daſſelbe ſeinen Platz bei Juncker einnimmt. Ehe könnte man die »***Observationes biblicae*** oder Anmerckungen über einige Örter heiliger Schrift«, welche der bekannte Aug. Herm. Francke, der Gründer des Halliſchen Waiſenhauſes, ſeit 1695 in monatlichen Heften erſcheinen ließ, hieher rechnen. Allein auch bei ihnen iſt der Monatsname auf dem Titel das Einzige, was an den Journalismus erinnert. Vgl. den Wiederabdruck in **A. H. Franckii Opuscula**.

Vielmehr das erſte wirkliche und vollſtändige theologiſche Journal, wie (Struve **II**, 903) ganz richtig anführt, iſt:

> **Das Alte und Neue aus dem Schatz theologiſcher Wiſſenſchaften** (1701)

oder um es gleich mit ſeinem ſpätern (ſeit 1702), aber weit bekanntern Namen zu nennen:

> **Unſchuldige Nachrichten von alten und neuen theologiſchen Sachen, Büchern, Urkunden, Controverſien, Veränderungen, Vorſchlägen u. ſ. w.**

Es erſchien Anfangs zu Wittenberg, ſpäter zu Leipzig in monatlichen Heften. Gründer und erſter Herausgeber war Ernſt Valentin Löſcher; ihm folgte 1720 Mich. Heinr. Reinhard, damals Superintendent zu Sondershauſen: Jöcher, **III**, 1993. Nach deſſen Tode (1732) übernahm Löſcher die Redaction noch einmal, bis 1746; ſpäter kam ſie an Joh. Erh. Kapp, Prof. der Eloquenz in Leipzig (ſt. 1756: vgl. Rotermund zum Jöcher **III**, 96) und Joh. Rud. Kiesling (ſt. 1778 als Prof. der Theol. zu Erlangen: a. a. O. 330) vgl. Struve, **II**, 903—909. Auch der Titel wurde während dieſer Zeit mehrfach geändert: Fortgeſetzte Sammlung (ſeit 1720), Neue Beiträge (1751) u. ſ. w.

Um ſo conſequenter dagegen blieb die Richtung. Welcher Art dieſelbe war, darüber kann Niemand in Zweifel ſein, der die theologiſche Stellung des erſten Herausgebers kennt. Ernſt Valentin Löſcher, der Sohn des Caſpar Löſcher, dem wir oben unter den Verfolgern des Thomaſius begegneten, zur Zeit der erſten Herausgabe Prediger in Juterbogk, geſtorben 1749 als Superintendent zu Dresden, war der hartköpfigſte, ingrimmigſte Eiferer, deſſen die damalige orthodoxe Kirche ſich erfreute. Es ſteckte eine unermüdliche Kampfluſt in dieſem Manne; Katholiken, Reformirte, lutheriſche Neuerer, gegen Alle lag er zu Felde, die nicht ſeinen Gott anbeteten, den erſtarrten, buchſtabengefangenen Gott der Orthodoxen, und ſchleuderte auf ſie bald die Felſenwucht bibliſcher Gelehrſamkeit, bald den Blitz der Verdächtigung und des Haſſes. Am Heftigſten kämpfte er gegen die Halliſchen Pietiſten; die waren der Antichriſt, auf den man mit vereinten Kräften allen Zorn des Himmels, alle Ungunſt der Obrigkeiten, alle Wuth des Pöbels zuſammenhäufen mußte. Der

Tummelplatz dieſer Angriffe waren die »Unſchuldigen Nachrichten«, zu denen er den ganzen Chor der Rechtgläubigen, eine wahre legio fulminatrix der orthodoxen Kirche, meiſtens aus praktiſchen Geiſtlichen beſtehend, zuſammengetrommelt hatte; ihre Namen, wen dieſelben intereſſiren könnten, ſtehen zum Theil bei Struve a. a. O. 904. Beredſamkeit, Witz, Grazie der Form, ja nur jene Mannigfaltigkeit der Darſtellung, welche die Thomaſiusſchen Journale belebt, ſucht man in dieſer Polemik vergebens; es iſt der roheſte Ausdruck einer rohen Orthodoxie, deren ganzes Pathos, bei Lichte beſehen, die Furcht iſt, durch die pietiſtiſchen Neuerer in dem mühloſen Beſitz ihres Anſehns, ihres Einfluſſes und ihrer fetten Pfründen geſtört zu werden.

Auch die Gegenangriffe der Pietiſten waren weder fein noch ehrlich; aber ſo hatte ihr Fanatismus doch wenigſtens mehr Wahrheit und mehr innres Leben, als die glattwangige Rechtgläubigkeit ihrer Gegner. Sie bedienten ſich dabei gleichfalls der journaliſtiſchen Form, indem ſie den »Unſchuldigen Nachrichten«:

> **Auffrichtige Nachrichten von der Unrichtigkeit der Unſchuldigen Nachrichten, zur Unterſcheidung der Orthodoxie und der Pſeudoorthodoxie, nach der Wahrheit und Liebe ertheilet,**

entgegenſetzten: Leipzig, 1707—14. Der Verfaſſer dieſer »Auffrichtigen Nachrichten« war Joachim Lange, bekannt als Ankläger des Philoſophen Wolf, gegen den er dieſelbe Rolle des Ketzerrichters ſpielte, welche kurz zuvor die Orthodoxen gegen ihn geſpielt hatten: ein Mann, der an Unduldſamkeit und Glaubenshochmuth mit Löſcher ſelbſt wetteiferte und völlig dieſelben Waffen ſchwang, wie er, nur daß jener ſie im Namen des alten, dieſer im Namen des neuen Glaubens gebrauchte. Aber polemiſiren, denunciiren, excommuniciren thaten ſie beide. Das iſt überhaupt das Traurige bei dieſen Streitigkeiten und darum fällt es Einem ſo unmöglich, ſich für ſie zu intereſſiren, daß hier immer ein Gegner des andern werth iſt; beide Parteien ſind gleich bornirt und gleich im Unrecht. Das eigentliche Intereſſe des Kampfes aber liegt gänzlich außer der Sphäre, in welcher er geführt wird, und alſo auch gänzlich außer dem Bewußtſein der Kämpfenden.

Es würde daher auch eine unnöthige Plage ſein, ſowohl für uns, wie für unſere Leſer, wenn wir dieſen Wuſt noch weiter aufrühren und uns und ſie mit der Aufzählung von Zeitſchriften ermüden wollten, die für die jetzige Zeit allen Werth verloren haben. Nur im Allgemeinen bemerken wir, daß auf dem Felde der Journaliſtik die Orthodoxie, ſowohl nach der Zahl, als dem Umfange ihrer Unternehmungen die Oberhand behielt. Die Pietiſten traten meiſt nur vertheidigungsweiſe auf und nur bei einzelnen Veranlaſſungen; ein Journal von erheblicher Dauer oder allgemeinerem Anſehn zu gründen, iſt ihnen nicht gelungen. Dagegen von den Orthodoxen, als den Hochgelahrten, Wohlanſehnlichen, gehen unzählige bandwurmartige **Bibliotheken**, **Nachrichten**, **Anmerkungen**, **Aufgeleſene Früchte** u. dergl. aus, die ſich, unter wechſelndem Titel, oft durch mehre Menſchenalter hinſchleppten und an denen heutzutage Niemand mehr Freude hat, als nur die Mäuſe.

Doch ging nicht die ganze theologiſche Journaliſtik in dieſer Polemik auf; auch innerhalb des theologiſchen Faches bildeten ſich wieder Fachjournale für die einzelnen Zweige theologiſcher Gelehrſamkeit. Einige, wie die:

Acta historico-ecclesiastica, oder geſammlete Nachrichten von der neueſten Kirchengeſchichte,

(Weimar, 1734, von J. Chr. **Coler** gegründet: ſie beſtanden noch zu Ende des Jahrhunderts und ſollen als Urkundenſammlung von großem Werthe ſein: Struve, II. 1049. Allg. Sachregiſt. I, 2.) waren ausſchließlich der Kirchengeſchichte, andre den bibliſchen Alterthümern, der Textforſchung u. ſ. w. gewidmet:

Acerra biblica, 1705.

Bibliotheca historico-philologico-theologica Bremensis,

(von Theod. **Haſaeus** und Fr. Ad. **Lang**, reformirten Predigern in Bremen: Struve, II, 1027),

Berliniſches freywilliges Hebopfer von allerhand in die Theologie laufenden Materien,

(von J. E. **Reinbeck**: Berlin 1715–1730: a. a. O. 1020).

Andere ſollten angehende Prediger mit den praktiſchen Erforderniſſen ihres Amtes bekannt machen:

Theologia pastoralis practica. Magdeb. 1733.

Noch Andere waren der häuslichen Erbauung beſtimmt: Poſtillen und Predigtſammlungen, die des beſſeren Abſatzes wegen ſich als Journale verkleideten:

> **Sammlung auserleſener Materien zum Bau des Reiches Gottes** (Leipzig, ſeit 1733) u. ſ. w. u. ſ. w.

Dieſe letzte Richtung möchten wir beinahe die wichtigſte nennen, weil ſie ausdrücklich über den Kreis der Fachgelehrten hinausging und ſich zu täglichem Gebrauch in die Wohnungen des Bürgers, in den Schooß der Familien einführte. Wir werden ſpäterhin ſehen, wie dadurch den moraliſchen Wochenſchriften in die Hand gearbeitet und wie endlich durch dieſe ſelbſt der Übergang vom religiöſen zum äſthetiſchen Bewußtſein, vom theologiſch gelehrten zum belletriſtiſchen Journalismus vermittelt wurde.

Summa: die Journaliſtik hat, gleich in den erſten Decennien, die geſammte Theologie, polemiſch und dogmatiſch, theoretiſch wie praktiſch, im Intereſſe der Orthodoxie, wie des Pietismus, der religiöſen Erbauung, wie der buchhändleriſchen Speculation, vollſtändigſt ausgebeutet; vielleicht ein Drittheil aller (gelehrten) Journale, die in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erſchienen, ſind theologiſchen Inhalts. Möge man aus dieſer Thatſache auf ihre Verbreitung, ſowie auf den Anklang ſchließen, welchen ſie beim Publikum gefunden; ſie im Einzelnen näher zu charakteriſiren, geht über unſere Kraft, weil es über unſere Kraft gegangen iſt, ſie zu leſen.

XI.

Fortſetzung: hiſtoriſche Journaliſtik.

Der theologiſchen Journaliſtik am Nächſten, durch ihren Umfang ſowohl wie ihren Einfluß, ſtand die *hiſtoriſche*. Wir laſſen, zum näheren Verſtändniß ihres Weſens, einige Worte über die Stellung vorangehen, welche die hiſtoriſche Wiſſenſchaft damals überhaupt einnahm.

Aber ſchon dieſer letztere Ausdruck bedarf einer Berichtigung. Eine eigentliche Wiſſenſchaft der Geſchichte war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Deutſchland überhaupt nicht vorhanden. Vielmehr was man ſo nannte, war eine zufällige Zuſammenhäufung von Ereigniſſen, Namen und Jahreszahlen, eine Anekdotenſammlung im größeſten Stil, ohne leitende Idee, ohne geiſtigen Mittelpunkt. Mehr oder weniger freilich, wie aus unſrer früheren Darſtellung erhellt, war dies der allgemeine Charakter der damaligen Wiſſenſchaft. Es war überhaupt eine Zeit, in welcher die mechaniſche Arbeit, das todte Material höher geachtet wurde, als die geiſtige Thätigkeit und der lebendige Gedanke. Alle Wiſſenſchaft war nur Kenntniß; ſtatt in die Tiefe zu gehen und das Weſen der Dinge mit mächtigem Griffe zu erfaſſen, dehnte man ſich behaglich in die Breite aus; was nur in die Regiſter verzeichnet, in die Excerpte eingetragen war, das meinte man eben dadurch ſchon bewältigt und ein für alle Male abgemacht zu haben. Aber bei alle dem war in den übrigen Disciplinen doch wenigſtens ein äußerlicher Schein der Einheit vorhanden; ſchon die beſonderen Zwecke der Fachwiſſenſchaft, die theologiſchen, juriſtiſchen ꝛc. Geſichtspunkte, denen die Maſſe untergeordnet ward, brachten eine gewiſſe Haltung, eine Art geſchloſſener Gliederung zu Stande. Das gelehrte Material, wie üppig es immerhin wucherte und wie ſehr es in dieſem übermäßigen Wachsthum auch den geiſtigen Keim erdrückte, war doch in dieſen Fachwiſſenſchaften immer nur ein Mittel zum Zweck; es gab noch immer gewiſſe Centralpunkte, zu denen dies ganze Gewirr von Notizen und Excerpten hindrängte; es blieben endlich noch immer gewiſſe praktiſche Reſultate, die dadurch gewonnen, es blieben gewiſſe allgemeine Wahrheiten, die dadurch begründet oder neu befeſtigt werden ſollten.

Aber dieſe Zwecke und dieſe Reſultate fehlten für die Geſchichte gänzlich. Hier war das gelehrte Material Inhalt und Zweck der Wiſſenſchaft ſelbſt. Alle dieſe Namen, ſie hatten keinen andern Zweck, als gewußt zu werden; alle dieſe Zahlen, ſie gaben kein anderes Reſultat, als eben eine Reihe von Ziffern und Zeichen; alle dieſe Schlachtberichte, dieſe Genealogieen, dieſe Staatsverträge, ſie dienten nur, das Gedächtniß anzufüllen. Es war das äußerſte Maß, der wahre Gipfel- und Höhenpunkt jener encyklopädiſchen Richtung, in der die Wiſſenſchaften damals überhaupt behandelt wurden: die Vielwiſſerei an ſich, die abſtracte Gelehrſamkeit als ſolche. Die Hiſtorie war in der Polyhiſtorie, die Geſchichte in den Geſchichten untergegangen.

Dieſen Charakter der damaligen Hiſtorie muß man feſthalten, um die abenteuerliche Erſcheinung der hiſtoriſchen Journaliſtik, wie dieſelbe ſich in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts entwickelte, zu begreifen. Wie die Geſchichte ſelbſt ſich aus ihren eigenen Hilfswiſſenſchaften, der Philologie, der Chronologie, der Genealogie u. ſ. w. noch nicht herausgearbeitet hatte, ſo ſtellt auch die hiſtoriſche Journaliſtik dieſes Zeitraums ſich als eine Miſchgattung dar von allerlei antiquariſchen, diplomatiſchen, juriſtiſchen und überhaupt von allen möglichen Bruchſtücken aller möglichen Wiſſenſchaften, die ein Menſch haben und beſitzen kann. Es war der allgemeine Papierkorb der Literatur: wie man für Geſchichte Alles gelten ließ, was irgend einmal geſchehen war, ſo war auch kein Papierſchnitzel ſo winzig, kein Citat ſo klein, kein Excerpt ſo unerheblich, daß ſie nicht, mit der gehörigen Zuthat von Redensarten und Parallelſtellen und Ober- und Unterabtheilungen, in dieſer Journaliſtik ihre Stelle eingenommen hätten.

Eine wichtige Folge hiervon war zweitens die eigenthümliche praktiſche Stellung, welche dieſe Journaliſtik einnahm. Die Gelehrſamkeit und das gelehrte Intereſſe, immer mit derjenigen Einſchränkung dieſes Begriffes, die wir ſo eben angedeutet haben, war dazumal ein allgemeines Eigenthum der Zeit; man excerpirte, katalogiſirte, regiſtrirte damals, wie man ſpäterhin ſchematiſirte, kritiſirte, philoſophirte; die Vielwiſſerei war in der Mode, wie es funfzig Jahre ſpäter die Äſthetik, hundert Jahre die Philoſophie war. Je mechaniſcher nun dieſe Gelehrſamkeit war und je weniger Herz und Geiſt von ihr ergriffen wurden, je größer war auch die Anzahl derjenigen, die von ihr ein äußerliches Handwerk machten und ſie, wohl oder übel, zu ihres Leibes Nahrung und Nothdurft gebrauchten. In einem Zeitalter, wo die Pedanterie modern iſt, hat natürlicher Weiſe Alles einen pedantiſchen Anſtrich; auch das literariſche Vagabondenthum, das heutzutage in die Politik und die Philoſophie hineinpfuſcht, wie einige Decennien früher in die Äſthetik und die belletriſtiſche Kritik, trug zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Perücke des gelehrten Vielwiſſens und warf mit Citaten und Parallelſtellen um ſich, wie jetzt mit Kategorieen und politiſch-ſocialen Schlagworten.

Für dieſe Alle nun war in der hiſtoriſchen Journaliſtik ein weiter und bequemer Tummelplatz eröffnet. Man brauchte nichts als ein bischen Beleſenheit: und das war in jener Zeit und für ein Geſchlecht, das ſeinen Fleiß nicht an kleine, dünne Büchelchen zerſplitterte, ſondern ſich immer gleich hübſch in Folianten einwühlte, außerordentlich wenig. Die Geſchichte ſelbſt bildete ja kein Ganzes, ſie war ſelbſt nur ein wüſtes Durcheinander von allerlei zufälligen und willkürlichen Fragmenten: was alſo konnte es Leichteres, was Bequemeres geben, als von dieſer formloſen Maſſe monatlich oder wöchentlich einige Fetzen ablöſen und ſie, unter beliebigem Titel, als hiſtoriſches Journal in die Welt ſchicken? — Die hiſtoriſche Journaliſtik nahm alſo zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dieſelbe Stelle ein, wie zu Anfang des neunzehnten die belletriſtiſche: ſie war der Lieblingsgegenſtand literariſcher Induſtrie, der Nothhafen aller verkümmerten Talente und überhaupt aller derjenigen, die ſich ſchließlich der Literatur zuwandten, weil ſie zu nichts Anderm mehr zu brauchen waren.

Es erklärt ſich daraus aber auch ferner die außerordentliche Theilnahme und Verbreitung, welche dieſe Art von Literatur beim Publikum fand. Indem ſie, vermöge ihrer encyklopädiſchen Mannigfaltigkeit, Jedem etwas bot: dem Alterthumsforſcher Actenſtücke und Curioſitäten, dem Diplomaten Stammbäume, Wappen und Hofgeſchichten, dem Juriſten Staats-, dem Theologen Kirchenrechtliches, dem Bürger und Bauer Neuigkeiten, Anekdoten und Schwänke, drang ſie mit überraſchender Schnelligkeit in alle Kreiſe der Geſellſchaft und machte ſich, dem Einen ein Studium, dem Andern ein Zeitvertreib, nach allen Seiten hin beliebt und bald auch unentbehrlich. Hiezu kam, daß ſie, auf was für Umwegen es auch ſein mochte, doch immer ſchließlich auf etwas Thatſächliches, ein Ereigniß, eine Begebenheit hinauslief; ſie konnte außerordentlich viel pedantiſche Zuthat, außerordentlich viel Gelehrſamkeit und Bücherweisheit darum wickeln: der letzte Grund, der eigentliche innerſte Kern blieb doch immer eine Thatſache, ein Factum, eine Geſchichte, welche die Phantaſie anregte, indem ſie zugleich die Neugier befriedigte. Das iſt eine ſehr wichtige Seite der hiſtoriſchen Journaliſtik und können wir dieſelbe, bei Beurtheilung ihrer culturhiſtoriſchen Bedeutung, nicht hoch genug anſchlagen: ſie lehrte nicht bloß, ſondern auch ſie unterhielt. Der Geſchmack des Volkes war damals noch ſehr unſchuldig, ſeine Phantaſie noch ſehr unberührt; es bedurfte keiner gewaltſamen Erfindungen, keiner künſtlich verflochtenen Abenteuer, um ſie in Spannung zu ſetzen, die einfachſten hiſtoriſchen Ereigniſſe, ſchon weil ſie überhaupt Ereigniſſe waren, weil ſie die von theologiſcher Abſtraction ermatteten Gemüther überhaupt wieder auf den ſichern Boden der Thatſachen und der unmittelbaren Realität zurückleiteten, waren hinlänglich, ſie zu beſchäftigen und zu erfreuen. Nicht alſo bloß auf Seiten der Scribenten, auch auf Seiten des Publikums und der Leſewelt nahm die hiſtoriſche Journaliſtik damals eine ähnliche Stelle ein, wie ſpäter die belletriſtiſche. Ja es zeigen ſich ſogar innerhalb der hiſtoriſchen Journaliſtik ſelbſt ganz beſtimmte Anfänge einer wenn auch nicht geradezu belletriſtiſchen, doch jedenfalls einer Richtung, welche den Übergang zu einer wirklichen belletriſtiſchen Journaliſtik erleichterte und vorbereitete. Der Vortrag ließ ſich aus der Sphäre gelehrter Terminologieen allgemach zu der Sprach- und Denkweiſe des großen Haufens herab; man legte es darauf an, populär, ſogar intereſſant zu ſein; man erfand Formen und Einkleidungen und verſchmähte ſelbſt die Zuthat poetiſcher Elemente nicht: und das Alles, um dem gelehrten Stoff die Gunſt der Maſſen zu gewinnen.

Der vorzüglichſte Reiz indeſſen dieſer Journaliſtik lag in der Art und Weiſe, wie ſie, vor allen andern Stoffen, hauptſächlich die Tagesgeſchichte in ſich aufnahm. Schon bei Gelegenheit der periodiſchen Sammelwerke (p. 200 fgg.) haben wir auf jene Miſchlinge von hiſtoriſcher, juriſtiſcher, diplomatiſcher ꝛc. Gelehrſamkeit aufmerkſam gemacht, welche, die journaliſtiſche Form theils feſthaltend, theils, wo dieſelbe unkenntlich geworden war, ſie erneuernd, ſich aus den gedachten Sammelwerken entwickelten. Dies iſt der eigentliche Ausgangspunkt unſrer hiſtoriſchen Journaliſtik.

Die Zeitungen, wie wir oben geſehen haben, waren auf bloße Berichte und Relationen beſchränkt; ſie theilten die Nachrichten mit, wie ſie einliefen, ohne Urtheil und ohne Erläuterung. Zum Urtheil erhoben ſich nun zwar, wenige ſehr ſeltene Fälle ausgenommen, auch die hiſtoriſchen Journale nicht, weil man es damals überhaupt nicht mit dem Urtheil, ſondern immer nur mit der Kenntniß, nicht mit den innern Motiven, immer nur mit den äußern Umſtänden der Dinge zu thun hatte. Und dieſen Dienſt nun ſollten die hiſtoriſchen Zeitſchriften auch den Neuigkeiten des Tages erweiſen. Es waren die gelehrten Beiwagen der Zeitungsliteratur: beladen mit dem ganzen groben Wuſt der damaligen deutſchen Gelehrſamkeit, fuhren ſie gemeſſenen Schritts den Ereigniſſen hinterdrein. Während die Armeen ſchon im Felde ſtanden, erörterten ſie noch in langen ſtaatsrechtlichen Deductionen, ob es zum Kriege kommen dürfe oder nicht; der Friede war bereits geſchloſſen, während ſie noch die Kriegserklärungen beleuchteten und aus Reichstagsbeſchlüſſen, Familienpacten und Erbreceſſen zehntauſend Gründe pro und contra deducirten. Es waren ächt deutſche Schöpfungen: überall fing man von Adam an, jedes unmittelbare Ereigniß der Tagesgeſchichte wurde behandelt, nicht anders, als ob es eine dunkle Stelle im Cicero, eine ſchwierige Variante im Corpus Juris wäre, lediglich als eine Gelegenheit, das immer bereite Füllhorn encyklopädiſcher Gelehrſamkeit dabei auszuleeren und der Welt zu zeigen, wie ſo herrlich weit die Wiſſenſchaften doch gediehen und was ein deutſcher Gelehrter doch für ein Kerl. Aber dabei blieb es auch: man häufte Vorarbeiten auf Vorarbeiten, nur daß Niemand die Reſultate zog; ganze Berge trug man zuſammen von ſtaatsrechtlichen, diplomatiſchen, genealogiſchen ꝛc. Nachweiſungen, von Actenſtücken, Deductionen und Stammbäumen: aber es fehlte der Moſesſtab, der aus dieſem todten Geſtein den Springquell einer lebendigen Überzeugung, einer ſelbſtbewußten öffentlichen Meinung hervorgerufen hätte. — Das Intereſſe, das man an den Dingen nahm, war ein völlig abſtractes; das Verſtändniß der Geſchichte, das man erſtrebte, nur ein mechaniſches und äußerliches.

Und doch ſtand die hiſtoriſche Journaliſtik auch hierin lediglich auf dem allgemeinen Niveau der Zeit. Denn dies iſt die eigentliche Sache: auch die wirkliche Geſchichte, die praktiſche Entwicklung der Staaten ſelbſt war dazumal überhaupt nur eine Angelegenheit des Verſtandes und der formalen Kenntniß, nicht des Gemüthes und der geiſtigen Betheiligung. Die Staaten ſelbſt und ihre gegenſeitige Stellung waren ein äußerliches

Product diplomatiſcher Berechnung, ohne nationalen Inhalt oder wenigſtens ohne das Bewußtſein eines ſolchen. Familienpacte und Erbſchaftstractate, Hofintriguen und Kabinetsgeheimniſſe, Beſtechungen und Spionerieen bildeten die Grundlage der verſchiedenen Regierungen, die alle darin übereinkamen, die Völker nur als ein zufälliges Accidenz der Souveraine, die Geſchichte ſelbſt aber als ein Rechenſpiel zu betrachten, das ſich nach gegebenen Factoren mechaniſch vollzieht.

Einer ſolchen äußerlichen Geſchichte ließ ſich natürlich auch nur äußerlich beikommen; es gab hier keine innern Motive aufzudecken, keine leitenden Ideen nachzuweiſen, weil dergleichen überhaupt nicht exiſtirte. Inſofern alſo war die hiſtoriſche Journaliſtik mit ihrer äußerlichen, mechaniſchen Gelehrſamkeit vollkommen im Rechte: ſie gab, was ſie geben konnte: und wenn dies an ſich ſelbſt ohne Werth und Inhalt war, ſo war dies zum Wenigſten nicht ihre Schuld. —

Indem wir nun zu den einzelnen hiſtoriſchen Zeitſchriften übergehen, haben wir zuvörderſt drei Kreiſe zu unterſcheiden, in welche die geſammte Maſſe ſich zerlegt. Der erſte iſt der ausſchließlich gelehrte. Er liefert hauptſächlich Materialien zur Tagesgeſchichte und zwar Materialien der ſchwerfälligſten Art: Reichstagsprotocolle, Staatsverträge, Friedensſchlüſſe, Verordnungen und Decrete, ſowohl deutſcher, wie außerdeutſcher Regierungen, Genealogieen, Familienverträge u. ſ. w.: Alles in ermüdender Ausführlichkeit und in ſchmuckloſeſter Faſſung. Das vorzüglichſte Augenmerk dieſes Kreiſes bilden die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe: ſo daß man öfters in Zweifel geräth, ob man ein beſtimmtes Journal dieſer Sphäre der hiſtoriſchen oder richtiger der juriſtiſchen Journaliſtik beizählen ſoll.

In dem zweiten Kreiſe iſt die Tagesgeſchichte gleichfalls die Hauptſache; aber die Behandlung iſt hier ſchon nicht mehr ſo gelehrt, das Material ſchon einigermaßen verarbeitet. Was für jene die ſtaatsrechtlichen, das ſind für dieſe die diplomatiſchen Verhältniſſe: alſo die ſogenannten Geheimniſſe der Kabinete, die Conſtellationen der Höfe, die perſönlichen Erlebniſſe und Eigenſchaften der Regenten und ihrer Umgebungen, die Abenteuer der Maitreſſen und Günſtlinge u. ſ. f. Jene ſuchen ihr Publikum unter den Gelehrten und Staatsmännern, dieſe unter den eigentlichen Zeitungsleſern; jene holen ihre Nachrichten aus Archiven und Staatskanzleien, dieſe aus den Antichambres der Fürſten und den Klatſchereien der Höflinge.

Endlich drittens die populaire Journaliſtik. Ihr Zweck iſt lediglich die Unterhaltung; wo ſie ſich auf die Tagesgeſchichte einläßt, geſchieht es meiſt ſatiriſch. Aber auch über dieſe hinaus, aus dem ganzen Umfange der Geſchichte, alter und neuer, heidniſcher und chriſtlicher, trägt ſie zuſammen, was irgend die Neugier reizen und befriedigen kann: Anekdoten, Schwänke und Seltſamkeiten, merkwürdige Schickſale großer Herren, Schaudergeſchichten von Tyrannen und gekrönten Böſewichtern, ausführliche Schilderung blutiger Schlachten und anderer ungewöhnlicher Begebenheiten, wie Feuersbrünſte, große Seuchen, oder auch fürſtliche Beilager, Hoffeſte ꝛc. Ihre Quelle ſind, nächſt den Chroniken der Geſchichtſchreiber und den Vademecums der Polyhiſtoren, hauptſächlich jene vermiſchten Nachrichten der politiſchen Zeitungen, deren wir oben gedacht haben. Ihr Publikum iſt Alles, was leſen kann und mag; ganz beſonders auch Frauenzimmer. In der Form ſind ſie nicht ohne künſtleriſche Intention; aber die Ausführung bleibt roh und handwerksmäßig.

Wir führen aus jedem dieſer Kreiſe nur diejenigen Journale an, die ſich theils durch die Namen ihrer Herausgeber, theils durch ihre ungewöhnliche Dauer, theils auch durch zufällige Zeitumſtände vor andern bemerkbar gemacht haben. Zuerſt aus dem gelehrten Kreiſe:

> *Electa Juris Publici*, worinnen die vornehmſten Staats-Affairen in Europa, beſonders in Teutſchland, mit bewährten *Actis Publicis*, mit Beifügung der Schreiber, Memorialien, Conclusorum, Informationen ꝛc. in *Forma* oder durch accuraten Extract, recenſiret werden. Jena 1709.

Der erſte Herausgeber dieſes Journals, welches man ſich hüten muß, mit einem gleichnamigen vom Jahre 1694, das aber von weit kürzerer Dauer war, zu verwechſeln, war Ge. Melch. Ludolf (geb. 1667, ſt. 1740 als Freiherr und Beiſitzer des Reichskammergerichtes zu Wetzlar: Jöcher II, 2573): einer der namhafteſten Publiciſten ſeiner Zeit, auch als praktiſcher Diplomat von ſeinen Herren, den Herzogen zu Weimar, vielfach beſchäftigt. Doch rühren nur die erſten Bände von ihm her; die Fortſetzung, welche von 1726 an als

Juriſtiſch hiſtoriſche *Electa* ꝛc.

erſchien, gab Joh. Joach. Müller heraus, der 1731 als herzoglich eiſenachiſcher Archivarius ſtarb: Jöcher, **III.** 736: ein vorzüglich fleißiger Sammler, deſſen Namen uns in dieſer Sphäre noch öfters begegnen wird. Auch wurde 1725 ein eigenes ***Supplementum*** in fünf Bänden herausgegeben. — Die ganze Sammlung, aus 29 Bänden beſtehend, wurde zu den vorzüglichſten ihrer Zeit gerechnet und ſtand ſowohl ihrer Vollſtändigkeit, als ihrer geſchickten Anordnung wegen in großem Anſehen. Ihre hauptſächlichſte Tendenz war, »die publiquen Affairen von Teutſchland in ihren Originalen und authentiquen Actis zu communiciren. Es werden darinne nicht allein diejenigen Acta, ſo auf dem Reichs-Tage paſſiren, vorgetragen, ſondern auch ſolche Materien eingerücket, welche in denen Provincien von Teutſchland observiret werden . . . Bey dem Beſchluß eines Stückes wird aus der neuen oder alten Hiſtorie bißweilen etwas recensiret, damit das Gemüthe der Leſenden in einer Abwechſelung möchte erhalten werden. Man kann ſich auch dieſes Journals in der Hiſtoria Eccles. beſonders recenſissima mit groſſen Nutzen bedienen.« — So die Aufr. und Unpart. Ged. 1714, St. **III.** p. 249. Vgl. Struve **II**, 1014. 15. und Allg. Sachverz. p 4.

Entdecktes Staats-Kabinet, darin ſowohl das ***Jus publicum feudale et ecclesiasticum*** nebſt dem ***Ceremonial-*** und ***Concilien-Weſen***, als auch die kirchliche und politiſche Hiſtorie erläutert werden. Erſte Eröffnung. Jena 1714.

Zum Herausgeber hatte es den oben genannten Joh. Joach. Müller; auch wurde es nach deſſen Tode von einem Sohne deſſelben, Joh. Volkmar, fortgeſetzt: 1738 fgg. Auch dieſes Werk wurde zu ſeiner Zeit außerordentlich gerühmt; es brachte verſchiedentliche wichtige Actenſtücke des Weimar'ſchen Archives, namentlich ſolche, die ſich auf die deutſche Geſchichte und hier wieder beſonders auf die religiöſen Verhältniſſe Deutſchlands bezogen, zum Abdruck. Vgl. die ausführliche Anzeige der »erſten Eröffnung« in den Aufr. ꝛc. Gedanken, a. a. O. p. 397–449.

Ausſchließlich auf die Angelegenheiten des deutſchen Reichs beſchränkten ſich:

> **_Cassandri Thucelii_ des H. Röm. Reichs Staats-Akta von jetzigem 18. _Saeculo_ anfangend, in welchen nicht allein die bey annoch währendem Reichstage eingereichten Staatsſchrifften und nach dem Reichs-_Stylo_ verfertigten Memorialien, ſammt den darauf erfolgten Reichsgutachten und der Röm. Kayſerl. Majeſtät Approbations- und Commiſſions-Decreten, ſondern auch was in _Ecclesiasticis_ und andern Staats-, Kriegs-, Juſtiz-, Polizey-, Münz- und Poſtweſens halber und ſonſten in dem H. Röm. Reich ausgefertigt worden, enthalten. Frkf. u. Leipz. 1715.**

Der wahre Name des Herausgebers war Chriſt. Leonh. Leucht, fürſtl. Schwarzburgiſcher Rath: derſelbe, der unter dem Namen des Antonius Faber die oben (p. 204) erwähnte Europäiſche Staats-Canzley herausgab: Jöcher II, 2040. Nach ſeinem Tode (1716) ging die Redaction an den mehrfach genannten Joh. Joach. Müller über. S. Allg. Sachverz. p. 4., vgl. Struve, II, 1004. — Es gehören ferner hieher

> **Der genealogiſche Archivarius, welcher Alles, was ſich täglich unter den itztlebenden hohen Perſonen in der Welt an Geburten, Vermählungen, Avancements und Todesfällen veränderliches zuträgt, mit Einrückung vieler Lebensbeſchreibungen ſorgfältig anmerket. Leipz. 1732.**

Dieſe Zeitſchrift, welche zugleich den Reigen unſerer noch jetzt üblichen Genealogiſchen Kalender ꝛc. eröffnete, wurde während einer langen Reihe von Jahren unter verſchiedenen Titeln fortgeſetzt, nämlich:

> **Genealogiſch-hiſtoriſche Nachrichten von den vornehmſten Begebenheiten, welche ſich an den Europäiſchen Höfen zutragen, worinne zugleich vieler Standesperſonen Lebensbeſchreibungen vorkommen (ſeit 1739);**
>
> **Neue genealogiſch-hiſtoriſche Nachrichten ꝛc. (ſeit 1750);**
>
> **Fortgeſetzte neue genealogiſch-hiſtoriſche Nachrichten ꝛc. (ſeit 1762).**

Das Ganze, in vielen hundert Theilen, erſtreckte ſich bis zum Jahre 1777. Und zwar befand ſich die Redaction faſt während dieſes ganzen Zeitraumes in den Händen Eines Mannes, des Predigers Mich. Ranft (geb. 1700, ſtarb als Prediger im Altenburgſchen 1749: ſ. Rotermund zu Jöcher, VI. 1333; ſeine zahlreichen Schriften in Meuſel's Lex. 11, 35 fgg.); nur die drei letzten Jahrgänge (1774—77) ſind von Joh. Fr. Seyfart (in Halle: Meuſ. Lex. 13, p. 135) hinzugefügt. Vergl. J. G. Meuſel's Bibl. historica, Lips. 1782. vol. I. pars 1. p. 165 fg. Allgem. Sachverz. p. 14. 17.

Europäiſcher Staats-Secretarius. Leipz. 1734; wurde 1749 als Neuer ꝛc. fortgeſetzt (bis 1755). S. Meuſel a. a. O. 165.

Endlich, zum Theil ſchon über dieſe Periode hinausgehend, die zahlreichen Moſer'ſchen Zeitſchriften *), z. B.:

Vermiſchte die Würtembergiſche Staatsrechte, auch Civil-, Kirchen- und Natürl. Hiſtorie betreffende *Observationes, diplomata* und andere *pieces*. Stuttg. 1724—28.

Erläutertes Würtemberg,
(eine Fortſetzung des vorigen: ebendaſ. 1729).

Reichsfama, welche das Merkwürdigſte von demjenigen, ſo ſich ganz kürzlich auf dem Reichskonvent zugetragen und beſonders das, ſo in das *Jus publicum Germaniae tam universale quam singulare statuum* einſchlägt, mittheilt. Leipz. u. Frkf. 1727.
Eine Fortſetzung der Reichsfama, gleichfalls von Moſer, unter dem Titel:

Auserleſene neueſte Staats-Acta von Deutſchland wurde 1736 zu Berlin begonnen. — Ferner:

---

*) Joh. Jak. Moſer, geb. 1701, ſt. 1785: dem gelehrten Publikum durch ſeine zahlloſen (mehr als vierhundert) publiciſtiſchen, juriſtiſchen ꝛc. Schriften, dem größeren dagegen hauptſächlich durch ſeine perſönlichen Schickſale, namentlich ſeine jahrelange geſetz- und rechtswidrige Einkerkerung auf Hohentwiel bekannt; vgl. ſeine Selbſtbiographie, die 1777 erſchien. Man darf ihn nicht mit ſeinem Sohne verwechſeln, Friedrich Karl, von dem mehre in den ſiebziger Jahren erſchienene chriſtlich-patriotiſche Romane herrühren; vgl. über beide Gervinus, IV, 186. 188 fgg.

Miscellanea juridico-historica. Leipz. u. Frkf. 1729.
Moseriana. Leipz. 1739. u. ſ. w. u. ſ. w.

An die Spitze der zweiten Gattung ſtellen wir Eberh. Happel's, des bekannten und auch von uns (p. 330) bereits erwähnten Roman- und Vielſchreibers,

***Relationes Curiosae*: oder Denckwürdigkeiten der Welt.**

Dieſelben erſchienen zuerſt zu Hamburg im Jahre 1691 *) und dauerten angeblich bis 1695. Eine Fortſetzung davon ſcheinen die

Hiſtoriſche **Remarques** der neueſten Sachen

geweſen zu ſein, welche ebendaſelbſt 1699 ans Licht traten. Ihr Herausgeber war der ſchon früher (p. 343) als Verfaſſer der Hamburger **Nova litteraria Germaniae** genannte Pet. Ambroſ. Lehmann. Als dieſer im Jahre 1706 die Redaction niederlegte, wurde von Barth. Feind, bekannt als Operndichter und Satirenſchreiber, ſowie durch die Unruhen, welche er in letzterer Eigenſchaft unter dem Hamburger Pöbel erregte (ſ. in Kürze bei Jöcher **II**, 544, ſowie über ſeine literariſche Stellung Gervinus **III**, 276. 539; wir werden ihm ſpäterhin unter den Vorläufern der belletriſtiſch-kritiſchen Journaliſtik wieder begegnen), eine weitere Fortſetzung unternommen, mit Wiederherſtellung des urſprünglichen Happel'ſchen Titels: **Relationes** ꝛc. Wie lange dieſe Fortſetzung gedauert, vermögen wir nicht anzugeben; vermuthlich indeſſen, da Feind bald darauf wegen der erwähnten Unruhen ſich aus Hamburg entfernen mußte, iſt ſie nur von kurzer Dauer geweſen. Vgl. Fabricius vor Morhof's Polyhiſtor und Allg. Sachverz. a. a. O. — Ferner:

Monatlicher Staats-Spiegel, worinnen der Kern aller Aviſen, ein Begriff der vornehmſten im H. Römiſchen Reich vorfallenden Affairen, mit vielen Beylagen, ſammt einigen politiſchen Reflexionen vorgeſtellt wird.

Er erſchien zu Augsburg 1698, und wurde, wiewohl nicht ohne

---

*) Wie damit freilich die Angabe zu reimen iſt (bei Jöcher, Meuſel, Guden und ſonſt überall), daß Happel ſchon **1690** geſtorben, müſſen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Über Happel's ſonſtige derartige Arbeiten vgl. Meuſel **Bibl. hist. I, 1, p. 162.**

bedeutende Unterbrechung, veranlaßt durch die Ereigniſſe des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, in welchem Augsburg längere Zeit von den Baiern beſetzt gehalten wurde, bis Ende 1709 fortgeführt; das Ganze ſind 21 Bände. Es war ein Lieblingsjournal der Zeit. »Der Monathliche Staats-Spiegel« (urtheilen noch im Jahre 1714 die Aufrichtigen ꝛc. Gedanken, Heft 1, p. 105) »welcher anitzt rar zu werden anfängt, iſt ohnſtreitig eines von denen erſten und allerbeſten Schrifften von dieſer Gattung in Teutſchland geweſen . . und finde ich nichts daran auszuſetzen, als daß es ſo ſehr vitieuse gedruckt iſt.« Vgl. Meuſel a. a. O. 164. Weit geringeren Werth hatte die Fortſetzung, welche von 1710 bis 1716 mit dem Druckort: »Haag, gedruckt in der Staatsdruckerey«, in der That aber zu Leipzig erſchien und Joh. Ehrenfr. Zſchackwitz (ſt. 174? als Profeſſor der Rechte und der Philoſophie zu Halle: Jöcher **IV**, 2232) und Dorn (vermuthlich Joh. Chriſtoph, der 1752 als Bibliothekar zu Wolfenbüttel ſtarb: Adelung's Nachtr. zu Jöcher **II**, 745; vgl. Meuſel a. a. O. 165) zu Herausgebern hatte:

> Neu-eröffneter Welt- und Staats-Spiegel. Worinnen die in ***Europa***, wie auch in andern Theilen der Welt, vornehmlich aber in Deutſchland vorfallende merckwürdige Begebenheiten kürtzlich vorgeſtellet, auch alles mit behörigen Documenten an Memorialien, Briefen, Relationen und dergleichen erläutert, einige Anmerckungen beygefüget und verſchiedenes aus der Hiſtorie, ***Geographie***, ***Genealogie***, ***Heraldique***, ***Politique*** und ***Jure publico*** erörtert wird.

In den Aufr. Ged. a. a. O. findet ſich eine Beurtheilung dieſes Journals, aus der wir einige Stellen mittheilen wollen: nicht zwar, als ob wir dies Urtheil für völlig infallibel hielten oder als ob es überhaupt noch für uns von Intereſſe ſein könnte, zu wiſſen, wie damals von Dieſem oder Jenem über dieſes oder jenes Journal geurtheilt wurde, ſondern weil wir daraus die Forderungen kennen lernen, die man damals an dieſe Gattung im Allgemeinen machte, ſowie die ſpecielle Art ihrer Zuſammenſetzung. »Gegenwärtiger Welt- und Staats-Spiegel,« heißt es p. 106 fgg., »hat noch gar viele Flecken. Überhaupt davon kann man nicht urtheilen, weil unterſchiedene daran gearbeitet haben …

Manche Journaliſten bemühen ſich, ihre Recensionen mit oratoriſchen Figuren oder andern Flosculis anzufangen, welche manchmal ſehr übel gerathen. Es ſcheinet, als wenn dieſes Journal auch ein Liebhaber von dergleichen Varietäten wäre, und darff man nur die Anfangszeilen bey jedweden Staate leſen, ſo wird man ſehen, wie mühſam hierinnen der Herr Autor geweſen. Daß Acta publica dieſen Journal einverleibt werden, iſt eine ſehr gute Sache; ob man gleich heut zu tage über den Überfluß von ſolchen Scriptis ſich faſt wird beſchweren müſſen, da vor dieſem hiervon eine rechte Theurung war. Nunmehr werden immer aus einem Journal in das andere die Acta publica gedrucket, da ſich doch die Welt mit einer Collection, dergleichen die Staats-Cantzeley *) iſt, behelffen könnte. Sonſt hielte ich nicht unnöthig, wenn die Herren Journalisten zumahl aus denen weitläufftigen Memorialien einen kurtzen Extract praemittiren und den Innhalt communicirten: weilen hernach die Acta ſelbſt mit größerer Anmuth und beſſerem Verſtande könten geleſen werden. Ferner werden dieſem Journal auch allerhand curiositäten von ingenieusen Einfällen über Staats-Affairen und hohe Häupter einverleibet . . . Endlich was die Schreib-Art des Welt- und Staats-Spiegels anbelangt, ſo iſt die Feder zu einer satyriſchen Rede geſchnitten. Satyram non scribere difficile est ſind des Juvenalis Gedancken: Alſo habe ich wenig Æstim vor dergleichen Raisonements zumahl wenn man nichts ingenieuses darinnen findet, und alles ſo handgreifflich aufgedrucket, und nicht einmal gecrönter Perſonen geſchonet wird. Denn **) pag. 244 seq. delectiret ſich der Autor ſo ſehr an denen 800 Flaſchen Champagner- und Burgundier Weins, welche auf des Frantzöſiſchen Abgeſandten Ball und Gaſterey weren aufgetruncken worden, daß es ſcheinet, als wenn er ſelbſten einen Appetit darnach bekommen hätte« u. ſ. w. — Übrigens ließen die Herausgeber des Staatsſpiegels dieſen Angriff nicht ungerächt hingeben; ſie opponirten ſich in einer »Beſcheidenen Wiederlegung einiger partheyiſcher Censorum und unbedachtſamen **Raisoneurs** wieder etliche **Passagen** des Neu-Eröfneten Welt- und Staats-Spiegels,« gegen welche der Verf. der Ausf. Ged. gleichfalls wiederum in die Schranken trat: ſ. a. a. O. Stück **IV**, p. 373–380. Das Reſultat war, daß er den Staatsſpiegel denjenigen Schriften beizählte, »die unter dem Titel de acquirendo **rerum** dominio gehören und propter Famem geſchrieben werden« (p. 377): womit er denn wohl nicht ſo Unrecht haben mochte.

---

*) Von Antonius Faber: ſ. o. p. 201.

**) Man beachte dies Denn. Wahrlich, die Welt iſt immer dieſelbe geweſen.

Ungefähr aus derſelben Zeit, wie das Vorige (1699), ſtammen die

> **Aufgefangene Brieffe, welche zwiſchen etlichen *curieusen* Perſonen über den itzigen Zuſtand der Staats- und gelehrten Welt gewechſelt worden.**

Sie erſchienen angeblich zu »Wahrenberg,« in drei »***Ravagen*** und jede **Ravage** in 12 ***paqueten*.**« Im Jahre 1703 veränderten ſie den Titel:

> **Der neu beſtellte *Agent* von Hauß aus mit allerhand *curieusen Missionen*, Briefen, *Memorialen*, *Staffeten*, *Correspondencen* und *Commissionen* der heutigen Staats- und gelehrten Welt.**

Er war in »***Functionen***« abgetheilt und dieſe in »***Dépechen*.**« 1709 änderte er den Titel noch einmal:

> **Der mit allerhand Staats-, Friedens-, Kriegs-, Hof-, Literatur- und Religions-, wie auch *privat affairen* beſchäftigte *Secretarius* und deſſen der heutigen *curieusen* Welt zur *galanten* Wiſſenſchaft erſte *Expedition*.**

Er wurde bis 1721 fortgeſetzt, ſo daß alſo das ganze Journal eine zwei und zwanzigjährige Dauer hatte; man rühmte es wegen der vielen »**remarquablen** und gelehrten Sachen, die ſonderlich zur Erleuchtung der **Histor. Eccles.** recentiss. ein groſſes mit beytragen können.« Vgl. Curieuſe Nachr. p. 9. 5. 33. — Doch mußten alle dieſe Zeitſchriften zurückſtehen gegen die:

> **Europäiſche Fama, Welche den gegenwärtigen Zuſtand der vornehmſten Höfe entdecket.**

Mehr den funfzig Jahre hindurch (1702 bis 1756) war ſie der erklärte Günſtling des Publikums, der in einer Maſſe kleinerer

Fama's, Türkiſche, Schwediſche, Polniſche ꝛc. wohl Nachahmer, aber keinen wirklichen Nebenbuhler fand. Die Aufr. Gedancken von 1714, Heft III, p. 231 fgg. geben folgende Schilderung davon: »Gegenwärtige Fama hat allzeit eine gute Famam in der gelehrten und politiſchen Welt gehabt. Die Vorſorge des berühmten Herrn Verlegers« (ſie erſchien zu Leipzig im Verlag von J. F. Gleditſch) hat hierzu nicht wenig beygetragen. Die Accuratesse und Nettigkeit derer vor jedem Theile ſich befindenden Portraits hat viele Liebhaber gefunden . . . über dieſes iſt die Einrichtung von dieſem Journal billig zu loben. Die Herren Autores bedienen ſich einer freyen und ungezwungenen Schreib-Art, welche auch geringe Sachen und unnöthige Umbſtände mit einer Anmuth verträget. Sie eröffnen ihre Gedancken und verfallen bißweilen auf luſtige und ſatyriſche Expressionen, welche dem unordentlichen Appetit derer Leſer gemeiniglich gar wohl anſtehen. Sie laſſen auch Acta Publica, Friedens-Schlüſſe, Briefe, Reden u. w. d. m. von groſſen Herren in ihr Journal einrücken, damit auch diejenigen ihre Satisfaction finden mögen, welche dergleichen curieuse Piecen conserviret wiſſen wollen. Ferner muß man auch mit Dancke annehmen, daß ſie von groſſen Herren und anderen bekannten Perſonen particularia communiciren, welche theils aus einer guten Correspondence, theils particulierten Observation genommen ſind, wie denn auch ſonſten nichts unterlaſſen wird, was nur einiger maſſen unter die Novitäten und Curiositäten kan gerechnet werden, daß man darvon Nachricht zu geben ſich nicht bemuhen ſolte.« — Der erſte Herausgeber war Phil. Balthaſ. Sinold von Schütz, ſt. 1742 als gräflich Solm'ſcher Geh. Rath zu Laubach: ein renommirter Vielſchreiber, der ſeine Geſchäfte vornämlich in Andachtsbüchern und ſ. g. politiſchen Schriften machte; ſeiner Überſetzung von Hugo Grotius' de jure belli et pacis widerfuhr die Ehre, von Thomaſius edirt zu werden. Vgl. Jöcher IV, 374. Unter ſeinen Nachfolgern wird Chriſt. Gottfr. Hofmann genannt, derſelbe, den wir in der Einl. (p. 43) als Verfaſſer der mehrfach citirten Aufr. Gedancken erwähnt haben und von dem alſo auch, begreiflich aus einer Zeit, wo er die Redaction der Fama noch nicht führte, die obige Stelle herrührt; ferner Karl Wilh. Gärtner, Herausgeber des Sachſenſpiegels, ein berühmter und angeſehener Rechtsgelehrter, ſt. als Reichshofrath und Freiherr zu Wien 1760 (ſ. Adelung zum Jöcher II, 1309) u. A. Von 1730 an, wo Gottlieb Schumann (geb. 1702, ſt. 1773, ſ. Meuſel 12, 576; auch war er zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges Redacteur der Leipziger politiſchen Zeitung) die Redaction übernahm, erſchien ſie als Neue Fama. Das Ganze beſteht aus ſechsundvierzig Bänden, in faſt ſechshundert Theilen, mit ebenſo viel Abbildungen berühmter Perſonen. Vgl. Aufr. Ged. III, 230—242. Struve a. a. O. 1014. Meuſel Bibl. hist. I, 1, 165.

Eine vorzügliche Anregung ſodann erhielt dieſe Literatur durch das Beiſpiel eines franzöſiſchen Journals, nämlich der ***Clef du Cabinet des Princes de l'Europe: ou Recueil Historique et Politique sur les matières du tems contenant aussi quelques nouvelles de Literature et autres Remarques curieuses***, welche ſeit dem Jahre 1704 zu Paris erſchien. Es war dies Journal weſentlich aus denſelben Elementen zuſammengeſetzt, wie die deutſchen Fama's, Schauplätze ꝛc.: das heißt alſo aus Actenſtücken, Zeitungsextracten, Anekdoten u. ſ. w. Aber was den deutſchen Sammlungen fehlte und wodurch eben dieſes Journal Epoche machte, das war der franzöſiſche Geiſt, die Beweglichkeit und Grazie der Darſtellung, die ſarkaſtiſche Sprache, die pikanten Einfälle, die entſchiedene Parteinahme für und wider. Die deutſchen Sammlungen waren ohne Zweifel viel gründlicher, aber auch viel langweiliger: und ſo weit nachgerade hatte man ſich an der ſchweren Koſt der Actenſtücke, Diplome, Stammbäume u. dgl. doch auch ſchon in Deutſchland übergeſſen, daß man die Annehmlichkeit unterhaltender Zuthaten auch hier nicht mehr verkannte. »Es iſt faſt kein Journal,« heißt es in den Aufr. Ged. I, 101 fgg., »welches ſo viele Liebhaber gefunden, als der la Clef: Und flattiret ſich ſelbſten der Autor mit der Reputation, welche ſein Journal in allen Europäiſchen Staaten ſoll erlanget haben . . . Die Avantagen, welche der la Clef vor anderen Journalen hat, ſind, daß er viele geheime Nachrichten von curieusen Begebenheiten dem publico communiciret, daß er ſonderlich was den Staat von Frankreich anbelanget, vollkommen berichtet; daß er Acta publica auch von auswärtigen Republiquen, von denen man ſelten etwas zu Geſichte bekommt, vorleget; . . daß er galante Reden und Briefe, die in Staats-Affairen geſchrieben worden, mit eindrucken läſſet ꝛc. Doch die Fehler dieſes Journals ſind nicht geringe. Er sacrificiret ſich gantz und gar dem Frantzöſiſchen Hofe, und ſchreibet bloß nach deſſelben gout und Verlangen. Alle Feinde von Franckreich werden von ſeiner unverſchämten Feder auf das härteſte tractiret. Er iſt leichtgläubig, wenn er etwas vor Franckreich oder deſſelben Freunde zu erzählen hat: Er zweifelt lange, wenn er wider Franckreich und deſſelben partisans etwas glauben ſoll, mit einem Worte: Alle Qualitaeten, die eine partheyiſche Feder hat, ſind in dem gröſten Maaße bei ihm anzutreffen: daß alſo der Credit bey der Welt von dieſem Journal ſchon längſt würde gefallen ſein, wenn ihn nicht ſeine satyriſche Schreib-Art noch unterhielte, weil doch die meiſten Leute ſolche Sachen am liebſten leſen. Wiewohl er nimmt ſich allzugroſſe Freyheit, wenn er von gekrönten Häuptern auf das empfindlichſte ſchreibet, welches doch keine Arbeit vor einen Privatum iſt.« — Inzwiſchen was auch deutſche Gründlichkeit, deutſcher Patriotismus und deutſche — Loyalität*) für Bedenken dagegen erheben mochten: die vierzigtauſend Exemplare, welche la Clef zu Zeiten abſetzte (ſ. Fabricius vor Morhof's Polyhiſtor), waren doch ein zu verführeriſches Ding, als daß nicht auch die deutſche Publiciſtik, induſtriell, wie ſie ſchon damals war, etwas von ihrer Strenge nachgelaſſen und ſich in Schnitt und Tracht der leichtfertigen, aber wirkſamen Weiſe der Franzoſen genähert haben ſollte. Es tritt alſo von hier an eine gewiſſe Reaction gegen das urſprüngliche gelehrte Element der hiſtoriſchen Journaliſtik ein; man nähert ſich mehr jenen Unterhaltungsſchriften, zu denen wir, als zu einem eigenen dritten Kreiſe, ſogleich übergehen werden. — Dahin gehören:

---

*) Von letzterer hat der Verf. der Aufr. Ged. ein gutes Theil; er iſt, wiewohl er ſpäterhin ſelbſt ein hiſtoriſch-politiſches Journal, die Fama, redigirte, auf dieſe ganze Gattung von Journaliſten nicht gut zu ſprechen: »Sie ſind die gröſten Politici und wäre es kein Wunder, wenn die gröſten Monarchen eine mit 6 Pferden beſpannete Carosse vor das Quartier ſolcher Journalisten ſchickten und den klugen Miniſter in den geheimen Rath holen lieſſen . . . Sie gratulieren ſich, daß ſie den Schlüſſel zum Cabinet derer Fürſten haben, und wenn man es bey dem Lichten anſiehet, ſo mag es vielleicht der Schlüſſel zu einem andern Gemache ſeyn. Denn dieſes bleibet einmahl vor allemahl wahr, daß man bey Hofe die Staats-Affairen nicht zu gemein und zu public machen ſolle.« Von der »ſatyriſchen Schreibart« hält er nun gar nichts: »Mancher hat ſich an ſeinem Glücke durch den Mißbrauch ſeiner Feder geſchadet und wohl in noch gröſſeres Unglücke geſetzet. Groſſe Herren werden leicht wiederum Freunde . . . darum iſt es wohl am beſten: Ein Privatus laſſe groſſe Herren ihre Streitigkeiten ausmachen, auf ſein Decisum kommt es nicht an.« Selbſt auf die Acta Publica, dieſe Glanz- und Lieblingsſeite der deutſchen hiſtoriſchen Journaliſtik, legt er nur geringen Werth; man habe da-

Remarquable Curieuſe Briefe aus Oſten, Weſten, Süden, Norden, oder deutliche Beſchreibung alter und neuer merckwürdiger Begebenheiten. Lpz. 1710 fgg.

Das Neueſte von Hiſtoriſch- und Politiſchen Sachen, Beſtehend in unterſchiedenen Urtheilen über die izigen Staats-, Kriegs- und andere *Affairen*, Schertz- und ernſthafft ausgeführet. Seit 1711; vergl. Aufr. Ged. III, 242–246. — Sodann mit beſonderer Beziehung auf la Clef du Cabinet:

Schlüſſel zur heutigen Hiſtorie, Wodurch von allen merckwürdigen Staats-, Kriegs- und Friedens-Begebenheiten *Europae*iſcher Höfe *exacte Relation* ertheilet wird. Leipz. 1713.

Eine Fortſetzung davon erſchien 1715 unter dem Titel:

---

von nach gerade genug. »Wenn Einer hört, daß man Acta Publica wohl regardieren ſolle, ſo wolte mancher lieber jedwedes Zettelgen, das in einer Cantzeley zu Maculatur gebraucht wird, als ein ſonderbahres Geheimnüß auffheben.« Schließlich wünſcht er eine geſchärfte Cenſur und ein — Berichtigungsbureau: »Es wäre zu wünſchen, daß in einer jedweden Republique von der hohen Obrigkeit eine beſſere Vorſorge vor die öffentlichen Zeitungen getragen würde, damit durch ungegründete Lügen die Welt nicht ſo ſehr angefüllet, und öfters denen größten Potentaten ſolche Sachen angedichtet würden, die niemahls denen hohen Häuptern in den Sinn gekommen ſind, ſondern bloß in dem Hirn des unbedachtſam raiſonnirenden Pöbels jung worden« u. ſ. w. S. die Vorr. zu Th. III. —

Jetziger Zuſtand *Europae* ꝛc.

Das Ganze ſind **achtzehn** »Eröffnungen«; Herausgeber ſoll der früher genannte Joh. Ehrenfr. Zſchackwitz geweſen ſein. — Vgl. Aufr. Ged. IV, 311—329. Cur. Nachr. p. 33. Fabric. a. a. O. — Aus demſelben Jahre datirt das:

Curieuſe Bücher-Cabinet, oder Nachricht von hiſtoriſchen Staats- und galanten Sachen; eröffnet von *Antonio Paullini*. Halle 1713 fgg.

das noch von Meuſel a. a. O. 165. mit beſonderem Lobe aufgeführt wird. Der wahre Name des Verfaſſers war .... Schmauch (geb. 1690, ſt. 1755 als Prof. in Göttingen: Meuſ. Lex. 12, 223). Eine Fortſetzung des Curieuſen ꝛc. Cabinets, die er 1719 begann:

Hiſtoriſches Staats- und Helden-Cabinet ꝛc.

war nur von kurzer Dauer; ſ. Meuſ. a. a. O. —

Ferner, ſchon durch ihre Titel charakteriſirt:

Zeitvertreibender Mercurius. Erfurt 1715.

Neu-Eröffnete Aſſemblée curieuſer und gelehrter Nouvelliſten, Journaliſten und Statiſten von Europa.

Curieuſes Cabinet ausländiſcher und anderer Merckwürdigkeiten; beide von 1717. u. ſ. w.

Endlich diejenigen, welche, mit Beſeitigung wenn auch nicht der gelehrten Mittel, doch der gelehrten Zwecke, nur die Unterhaltung und Zerſtreuung ihrer Leſer zur Abſicht hatten. Sie zerfallen, wie bereits oben bemerkt wurde, untereinander wieder in zwei Klaſſen. Erſtlich ſolche, welche ihre Stoffe ausſchließlich aus der Tagesgeſchichte entnehmen. Dieſe ſind allemal ſatiriſch; ſie haben es demgemäß weniger mit den Ereigniſſen ſelbſt, als mit den einzelnen Perſonen zu thun, den Generalen, Miniſtern, Günſtlingen (und das möchte ſchon das Äußerſte ſein, wohin dieſe Satire ſich verſtieg), die bei dieſem oder jenem Ereigniß betheiligt waren, oder denen dieſe oder jene Begebenheit von der Meinung des Publikums zugeſchrieben ward. Doch iſt ihr Standpunkt auch dabei mehr ein moraliſcher, als ein eigentlich politiſcher; allgemeine Wahrheiten, wie die Vergänglichkeit aller Dinge, daß Hochmuth vor den Fall kommt und dergleichen ausbündige Wahrheiten mehr, müſſen den Mangel politiſchen

Bewußtſeins und ſtaatsmänniſcher Bildung erſetzen. Ihre hauptſächlichſte Waffe iſt die Anekdote, oder genauer zu ſagen: die Klatſchgeſchichte; mit der Wahrheit, da ſie nichts wollen, als nur amuſiren, wird es dabei nicht ſehr genau genommen. Originelles und urſprünglich Deutſches hat dieſe Richtung wenig aufzuweiſen; das Meiſte ſind Nachahmungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen, hauptſächlich dem letzteren. Daher gehören auch die Stoffe meiſtentheils der außerdeutſchen Geſchichte an: ein Umſtand, der ſich bei der Beſchaffenheit der deutſchen Preßverhältniſſe im Grunde von ſelbſt verſteht, der den einzelnen Schriften aber dennoch das Schickſal, in dieſer oder jener freien Reichsſtadt, dieſer oder jener kleinen Reſidenz durch Henkershand verbrannt zu werden, nicht immer erſparen konnte.

Dieſen zur Seite gehen zweitens diejenigen, die im Allgemeinen die Vorrathskammern der hiſtoriſchen Gelehrſamkeit zu Nutz und Frommen ihrer Leſer ausbeuteten; wir wollen ſie ſchlechthin die erzählenden nennen. Das vorzüglichſte Element dieſer Journale war das biographiſche; ſie lieferten Lebensgeſchichten ausgezeichneter und berühmter, wohl auch berüchtigter Männer, theils weil durch einen derartigen berühmten Namen die Neugier des Publikums von vorn herein gefeſſelt wurde, theils und hauptſächlich, weil ſie in dem zu ſchildernden Helden einen bequemen Mittelpunkt fanden für die tauſend und aber tauſend hiſtoriſchen, geographiſchen, antiquariſchen, mythologiſchen ꝛc. Notizen, mit denen ſie ihr Publikum zu unterhalten gedachten. Daher wie jene, die ſatiriſchen, der Komödie, ſo nähern dieſe ſich dem Roman; während jene häufig zu bloßen Flugſchriften und Pamphleten zuſammenſchwinden, wachſen dieſe nicht ſelten zu dicken Büchern an.

Inzwiſchen waren beide Richtungen keineswegs ſo ſtreng geſchieden, daß nicht bald die erzählende von der ſatiriſchen, die ſatiriſche von der erzählenden etwas angenommen hätte. Am häufigſten iſt das Erſtere geſchehen, vermuthlich, weil es hier am nöthigſten that, die Einförmigkeit der gelehrten Unterhaltung durch gelegentliche Zeitanſpielungen und dergleichen auf eine anregende Weiſe zu unterbrechen. Auch die dialogiſche Form, welche (den Grund davon werden wir ſogleich berühren) der ſatiriſchen eigenthümlich war, wurde von der erzählenden häufig und mit größtem Erfolge adoptirt. — Beide endlich, ſatiriſche wie erzählende, müſſen, um ihre richtige Würdigung zu finden, mit einer andern Erſcheinung der damaligen Literatur, von der ſie ſelbſt gewiſſermaßen nur eine Seite darſtellen, in Verbindung gebracht werden: wir meinen jene politiſch-galante Literatur, die ſich von Mitte des ſiebzehnten bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in zahlreichen ſ. g. hiſtoriſchen Romanen und Haupt- und Staats-Actionen, ſowie in einer Unmaſſe kleiner Flug- und Gelegenheitsſchriften, entwickelte und für die uns, da ein weiteres Eingehen auf dieſen Gegenſtand uns zu weit von unſerer urſprünglichen Aufgabe entfernen würde, die Namen eines Lohenſtein, Anton Ulrich von Braunſchweig, Andr. Heinr. Buchholz, Heinr. Ant. Ziegler von Klipphauſen ꝛc. hier in Kürze als Repräſentanten dienen mögen. (Vergl. Gervinus III, 394 fgg. *)

Die älteſten Journale dieſes Kreiſes nun gehören in das Jahr 1683: in eine Zeit alſo, wo der gelehrte Journalismus übrigens kaum erſt im Entſtehen war, ſo daß auch hieraus die nahe Verwandtſchaft dieſer geſammten Journaliſtik mit den eigentlichen Zeitungen und die Zwitterſtellung, welche ſie zwiſchen dieſen und den gelehrten Journalen einnimmt, erhellt. — Aus dieſem Jahre nämlich werden bei Juncker a. a. O. p. 299. 300 folgende beide angeführt:

> **Hiſtoriſche, Politiſche und Philoſophiſche Kriegs- und Friedens-Geſpräche, auff das Jahr 1683 in den Eliſäiſchen Feldern monatlich abgehandelt.**
>
> **Neoferi Reimundi aus Novellanden Politiſcher Anrichter oder Monatlicher Mundkoch, d. i. Diſcurſe von curieuſen Dingen, die da paſſiren.**

---

*) Schon Ebert, Bibliogr. Lex. II, 931 macht die ſehr richtige Bemerkung, daß »die zweite Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts für ihre Lebensphiloſophie nur eine theologiſche Form hatte. Hundert Jahre ſpäter hatte die Sache eine andere Geſtalt gewonnen. An die Stelle der Theologie war die Politik getreten, und der Einfluß des Siècle de Louis XVI. wurde auch in der deutſchen Literatur ſichtbar. Jetzt mußte ſich ſelbſt die Moral durch eine politiſche Firma empfehlen« u. ſ. w. Zu den von ihm demnächſt angeführten Titeln »politiſcher« Schriften vgl. Allg. Lit. Anz. 1791, Nr. 106, p. 1067.

Ferner, als eine Nachahmung aus dem Franzöſiſchen (ſ. Thomaſius' Monatl. Ged. Jahrg. 1688, Auguſtheft: Bd. II, p. 304—307; vgl. Juncker a. a. O. p. 300):

Oracula von politiſchen Sachen. 1688.

Eine andere zahlreiche Gruppe weiſt uns nach Italien, nämlich die ſ. g. Pasquille. Dieſe Benennung hatte damals bei Weitem noch nicht das Gehäſſige, wie heutzutage. Wir haben früher, in dem Abſchnitt über die Poſtreuter ꝛc. (p. 177 fgg.), auf die Neigung der politiſchen Flugſchriften aufmerkſam gemacht, aus der monologiſch raiſonnirenden in die dramatiſch lebendige Form des Dialogs überzugehen. In Italien, und namentlich in Rom, unter einem Volke von urſprünglich dramatiſcher Beweglichkeit, das ſich ſchon vermöge ſeiner natürlichen Anlage lieber in kurzen ſchlagartigen Wendungen, in epigrammatiſchen Witzworten, als in ausführlicher Rede und Gegenrede erging, und dem obenein durch die ängſtliche Wachſamkeit der päpſtlichen Herrſchaft jede Gelegenheit zu ausführlicherer Discuſſion politiſcher Verhältniſſe genommen war, hatte ſich dafür ein eigener typiſcher Ausdruck gefunden: die Wechſelreden, meinen wir, des Pasquino und Marforio, die in kurzer Friſt von den Säulen des Campaflor aus die Runde durch Europa machten, und überall als eine bequeme und willkommene Form mit Begierde ergriffen wurden. Vgl. über ihre Ausbreitung beſonders in Deutſchland Joh. Voigt in Raumer's hiſtor. Taſchenb. IX. Jahrg. p. 322—524. — Auch die Journaliſtik, ſpeciell die ſatiriſch-politiſche, von der wir an dieſer Stelle ſprechen, ließ eine ſo bequeme und beim Publikum bereits ſo wohl accreditirte Form nicht unbenutzt. Schon 1697 *) begegnen uns

---

*) In der Cur. Nachr. p. 30 wird es ſogar ſchon 1679 geſetzt; aber der Vergleich mit Fabricius vor Morhof's Polyhiſt., ſowie die Fortſetzungen beweiſen, daß dies bloß ein Druckfehler iſt. Auch widerſpricht die Cur. Nachr. an einer andern Stelle ſich ſelbſt, indem ſie eben dieſe Geh. Brieff-Taſche, die laut p. 30 ſchon 1679 begonnen haben ſoll, p. 13 vielmehr zu einer Fortſetzung der »Luſtigen und denckwürdigen Correspondence, welche den thörichten Lauf der Welt und die ſeltſamen Intriguen derer Menſchen mit nachdrücklichem Vergnügen eröffnet,« macht, die jedoch ſelbſt erſt 1699 erſchien.

***Pasquini* Staats-Phantasien. In drey Eröffnungen.** Sie wurden, nicht ohne Unterbrechung, ſowie unter wechſelndem Titel, namentlich als:

> ***Pasquini* Geheime Brieff-Taſche, darinnen verſchiedene zwiſchen ihm und einigen Thieren gewechſelte Schreiben vom Zuſtande der Welt zu befinden.** 1708—10.
>
> **Der abermals erſcheinende *Pasquino* und *Marphorio*, Welche in einem angenehmen und *curieusen* Geſpräch die jeзmaligen Staats-, Kriegs-, Friedens- und andere merckwürdige Begebenheiten auff eine artige Manier vorſtellen. *Veritas Odium parit. Cosmopoli* 1714.**

bis in die erſten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts fortgeſetzt. Der Herausgeber der beiden erſtern Journale war, laut Angabe bei Jöcher IV, 375, der früher erwähnte Sinold von Schütz. Von dem letztgenannten, dem »Abermals erſcheinenden Pasquino ꝛc.,« giebt der Verfaſſer der Aufricht. und Unparth. Ged., den wir zwar ſchon oben als einen principiellen Gegner dieſer ganzen Richtung kennen gelernt haben, nachſtehende Schilderung, die zugleich wohl als Charakteriſtik der geſammten Gattung dienen kann: »Ein jedweder Scribente will ſeinem Leſer gefallen: alſo muß er auf allerhand Künſte gedencken, wie er ihn bey der Luſt und den Appetit des Leſens allezeit vergnügt erhalten kann. Die Realien und Materialia können nicht immer changiret werden, vieles liegt an dem äuſſerlichen und an der Methode, welches offt verdrießliche Sachen angenehm machen kann. Die Traiteurs ſetzen offt einerley Speiſe in vielen Schüſſeln vor und die meiſten nehmen es vor ein neues Gerichte an, wenn nur eine andere Brühe darum gegoſſen worden . . . Ebenſo machet es gegenwärtiges Journal: Daſſelbe amusiret den Leſer durch Geſpräche, welche zwey in der Welt fameuse

---

Die Sache an ſich iſt ſehr unerheblich; aber ſie kann dem Leſer als ein Beiſpiel von der außerordentlichen Verwirrung und Unzuverläſſigkeit dienen, welche auf dieſem Gebiete herrſcht: und daher zugleich als Entſchuldigung, wenn wir ſelbſt dadurch mitunter in Widerſprüche und Ungenauigkeiten gerathen ſein ſollten.

Leute, der **Pasquino** und **Marforio**, unter einander halten. Sie unterreden ſich von Staats-, Kriegs- und Friedens- und anderen Begebenheiten, Alſo hat dieſe Schrifft etwas abſonderliches. Die Umbſchweiffe, welche bißweilen gemacht werden, können nicht wohl weggelaſſen werden, ob ſie gleich nicht viel bedeuten. Die **Intention** iſt, über die Staats-**Affairen** zu **raisoniren**, und über die **Messures** derer hohen **Puissancen** **pro** und **contra** zu **disputiren**. In gegenwärtigem Stücke wird der Anfang mit dem Engelländiſchen Frantzöſiſchen Frieden gemacht. Man will denen Engelländern die **fauten** weiſen, und die unbedachte **Resolution carpiren**, daß ſie mit Franckreich in einen **particulairen** Frieden ſich eingelaſſen (u. ſ. w.) . . . Es iſt aber einmal eine abgemachte Sache, daß man in denen politiſchen **Raisonements** ſehr ungewiß geben müſſe, weil die **principia**, aus denen man die Staats-Schlüſſe nimmt, ſo ungewiß und gröſtentheils gantz unbekannt ſind. Es ſind bey itzigem Frieden-Schluſſe ſo viel **Intriguen** geſpielet worden, daß **Europa** die verborgenen Geheimniſſe noch nicht entdecken kan, viel weniger, daß ein **Privatus** den Schlüſſel hierzu haben könne. In gegenwärtigem **Journal** ſpielet man ſich von einem zum andern, und wiederholet unterſchiedene **Materien** aus der neueſten **Historie**, als das Leben des bekannten **Portocarero** *), inſonderſt den bißherigen Zuſtand von **Franckreich**, das Leben der **Madame Maintenon** u. w. d. m. Das Vornehmſte in dieſem **Journal** ſollen die **Raisonements** ſeyn. Zu **Novis** und **speciellen** Nachrichten machet es keine Hoffnung. Es bedienet ſich ſelbſt anderer Monats-Schrifften.« u. ſ. w. u. ſ. w. Siehe a. a. O. Bd. I, St. 3. p. 255—57. — Eben dahin gehören:

> **Entzückten *Marforii* in die Welt gethane Reiſen. 1705.**
> ***Pasquini* und *Marforii* Geſpräche über die Pohlniſchen *Affairen*. In fünf Zuſammenkünften. 1707.**

---

*) Geb. 1635, ſt. 1709 als Erzbiſchof zu Toledo, berühmter Diplomat und Günſtling der Regentin Maria Anna, ſowie des Herzogs von Anjou, nachherigen Königs Philipp V., an deſſen Erhebung Portocarrero, als Haupt der franzöſiſchen Partei, weſentlichen Antheil hatte. Vgl. Raumer's Geſch. Europ., Bd. VI, 483, 497 ꝛc.

u. ſ. w. Vgl. Cur. Nachr. 29. 30. Fabric. a. a. O. — Auch engliſche Muſter wurden nachgeahmt; ſo **The Post-Boy robbed of his mail**, der zuerſt 1682 zu London erſchien und in Deutſchland verſchiedentlich als:

Erbrochenes Fell-Eyſen, 1691.

Geplünderter Poſtillon, von S. T. P. Freyſtadt, 1699.

wieder auftauchte. S. Fabric. a. a. O. — Andere charakteriſiren ſich ſchon durch ihren bloßen Titel, z. B.

Curieuses **Caffe-Hauß zu Venedig, beſtehend in drey Waſſer-*Debauchen*.** 1698.

Fliegender *Passagier*, beſtehet in 12 *Promenaden*. 1699; beide von dem mehrgenannten Sinold von Schütz (Cur. Nachr. 11, 31. Jöcher a. a. O.).

Geheimes Cabinet von Staats- und Liebes-*Intriguen*, wie auch Glück- und Unglücksfällen vornehmer *Minister*. 1713. u. ſ. w.

Wir wenden uns ſchließlich zu den erzählenden Journalen. Sie ſind, wie die vollſtändigſten und umfangreichſten, ſo auch die letzten und ſpäteſten Productionen dieſer geſammten Richtung; wir wenigſtens haben vor den Faßmannſchen Journalen, die aber auch erſt aus dem zweiten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts datiren, keines auffinden können, das mit Entſchiedenheit hieher zu rechnen wäre. Aber nicht nur haben dieſe Faßmannſchen Journale den Anfang gemacht: ſie ſind zugleich das Muſter und Vorbild aller ſpäteren Unternehmungen dieſer Art geweſen, von denen keine, ſei es an Umfang und Dauer, ſei es an Einfluß und Verbreitung, ſich mit ihnen vergleichen kann. Wie in Faßmann ſelbſt und ſeinen perſönlichen Schickſalen jenes literariſche Vagabondenthum, das, wie wir zu Anfang dieſes Abſchnittes erwähnten, ſich die hiſtoriſche Journaliſtik zu ihrem vorzüglichſten Tummelplatz auserſehen hatte, eine Art typiſchen Ausdrucks gewonnen hat, ſo iſt auch in ſeinen Journalen der allgemeine Typus dieſer erzählenden Journaliſtik nach Form und Inhalt ſo vollſtändig ausgedrückt, daß wir, ſtatt unſre Leſer durch eine weitläuftige Aufzählung von Namen und Titeln zu ermüden, uns lieber auf die Schilderung dieſes Einen Mannes und ſeiner vielverflochtenen Thätigkeit, ſoweit dieſelbe mit unſerm Gegenſtande in Zuſammenhang ſteht, beſchränken wollen.

David Faßmann wurde 1683 zu Wieſenthal im Erzgebirge geboren. Seine Studien, die er 1703 zu Altorf begonnen hatte, mußte er bald darauf wegen äußerſter Armuth wieder aufgeben und ſich, wie die Mehrzahl der damaligen Gelehrten, der Wege des Zufalls auf gut Glück überlaſſen. Aber nur Wenige mag dieſelbe ſo geſchüttelt haben, als ihn; in einer Zeit von kaum zehn Jahren war er nacheinander Kriegsſchreiber der freien Stadt Nürnberg, dann Secretair verſchiedener Geſandtſchaften, bei denen er »wegen erlernter Sprachen und ſeiner zierlichen Hand wohl zu gebrauchen war,« dann Quartiermeiſter bei der polniſchen Garde. 1711 ging er im Gefolge des ſächſiſchen Kurprinzen zur Kaiſerwahl nach Frankfurt, wurde dann Hofmeiſter eines jungen Engländers, der in Utrecht ſtudirte und den er nach Frankreich, England und Italien begleitete. Von da begab er ſich über Venedig und Wien nach Halle, wo er anfing, Theologie zu ſtudiren; dann nach Leipzig, wo er Unterricht in den modernen Sprachen ertheilte. Hier war es auch (1717), wo er die Herausgabe ſeiner Journale eröffnete, von denen wir ſogleich des Näheren ſprechen werden. 1726, zu einer Zeit alſo, da er, eben durch ſeine Journale, bereits ein Mann von Ruf und Anſehn geworden war, begegnet er uns in Berlin, am Hofe Friedrich Wilhelm des Erſten. Dieſer König, der bekanntlich Alles, was Gelehrſamkeit hieß, gründlich verachtete, und die Gelehrten ſelbſt nur darum in ſeine Nähe zog, um ſie recht nach Herzensluſt zu maltraitiren, fand an Faßmann und der gutwilligen Manier, mit der derſelbe auf alle barockſten Einfälle des Königs einging, ein ganz beſonderes Behagen. Das Genauere davon, namentlich von ſeinen Fehden und Streitigkeiten mit Gundling, dem bekannten Hofnarren, gegen den er, auf des Königs Anſtiften, eine ſyſtematiſche Oppoſition eröffnete, iſt in Fr. Förſter's Fr. Wilh. I., Bd. 1. p. 272—286 zu finden. Zur Belohnung für dieſe Dienſte wurde ihm, als Gundling im Jahre 1731 mit Tode abging, die erledigte Stelle deſſelben angeboten. Er trat alſo als »Geheimer Staats-, Kriegs- und Domainenrath, auch Präſident der Königl. Societät der Wiſſenſchaften,« oder um es kürzer zu ſagen: als Hofnarr, in Preußiſche

Dienſte. Doch hielt er nicht lange darin aus: ein Umſtand, der Niemand befremden kann, dem aus der angeführten Förſter'ſchen Schrift die eigenthümlichen Beweiſe königlicher Herablaſſung bekannt ſind, mit denen der König ſeinen »Präſidenten der Akademie« zu behandeln pflegte und denen Faßmann ſich nur durch die Flucht entziehen konnte (1732). Von da ab ſcheint ſein Leben etwas ruhiger geworden zu ſein; er ging nach Leipzig zurück, ſchrieb Journale und Bücher und ſtarb endlich, auf einer Reiſe nach Carlsbad, 1744. — Vgl. Jöcher **II**, 523. u. Förſter a. a. O.

Bei dieſer abenteuerlichen Lebensweiſe hatte Faßmann nun allerdings die beſte Gelegenheit gehabt, die verſchiedenen Stände des Publikums, hoch und niedrig, vornehm und gering, kennen zu lernen und ſich ihren wechſelnden Neigungen anzuſchmiegen. Wie er dieſe Gelegenheit aber auch zu ſeiner literariſchen Bildung wirklich benutzt, das zeigt am beſten der allgemeine und nachhaltige Erfolg, welchen er mit ſeinen Zeitſchriften erlangt. Dies nämlich (um dieſen Gegenſtand ſchon hier vorauszunehmen) iſt der eigenthümliche Charakter dieſer Schriften, daß ſie Alles, was die Zeit damals an pikanten und lockenden Effecten einzeln hervorgebracht hatte, auf eine geſchickte Weiſe in ſich vereinigten; ſie waren eine Muſterkarte gleichſam von Allem, was damals für intereſſant, für modern und von gutem Geſchmacke galt. Sie ſtrotzten von Beleſenheit und hiſtoriſchem Wiſſen: aber zugleich wußte dieſe Gelehrſamkeit ſich ſo artig hinter allerlei novellenartige Verkleidungen, in Geſprächsform und dramatiſche Situationen zu verſtecken, daß der Leſer ſich unterhielt, indem er zu lernen glaubte, und umgekehrt. Sie waren ferner höchſt moraliſch, das heißt, wo irgend die Gelegenheit ſich finden ließ, wurde eine wohltönende Sentenz angebracht, die Tugend zu verherrlichen und das Laſter zu beſtrafen. Aber nebenher kannte der gute Faßmann den Lauf der Welt zu wohl, um nicht mitten in dieſe moraliſchen Zierrathen unterweilen auch ein kleines Zötchen, eine feine Zweideutigkeit, ein ſaftiges Geſchichtchen einzuflechten. Vgl. z. B. den erbaulichen Diſpüt zwiſchen Eliſabeth von England und Chriſtine von Schweden, »ob eine Mannsperſon die Liebeswerke als eine Arbeit oder eine Luſt anzuſehen hätte« (Todtengeſpr. **I**, 228 fgg.), oder zwiſchen Maria Stuart und Maria von England »über die verſchiedenen curieusen Opiniones, ſo von der Jungferſchafft geheget werden« (a. a. O. IV, 244 fgg.) oder die ganze Hiſtorie von der »Donna Scorella, einer ſpaniſchen Dame und zugleich fameusen Courtisanin«, (ebendaſ. 809 fgg.) welche, den Unterſchied der Form bei Seite geſetzt, ſich mit den ſchlimmſten franzöſiſchen Producten dieſer Art vergleichen kann. *) Sie ſind ferner religiös, nach Art der Zeit, und vermeiden ſorgfältig Alles, was den Frommen zum Anſtoß gereichen könnte: eine Vorſicht, die freilich weniger in ſeiner eigenen Überzeugung, als in einer gewiſſen praktiſchen Berechnung und der Sorge, ſich keine der herrſchenden Religionsparteien zu verfeinden, ihren Grund haben mochte; vgl. Vorr. zu den Todtengeſpr. Bd. IX. Nichtsdeſtoweniger, wo ihm eine frivole Anſpielung auf die Zunge kommt, da kann er ſie unmöglich verſchlucken (ſiehe z. B. das Titelblatt der 252. Entrevue: Todtengeſpr. IV, p. 240), ſelbſt auf die Gefahr hin, daß, wie es ihm wirklich einmal geſchah (Bd. IX. a. a. O.), von der Kanzel aus gegen ihn gepredigt wurde. — Ebenſo weiß er ſich nichts Geringes mit ſeiner Kenntniß des Alterthums und citirt, nicht ohne Eitelkeit, friſchweg Juden und Heiden, Griechen und Römer: im Übrigen aber fragt er nach den Alten nicht das Mindeſte, ja er entblödet ſich nicht, mit einer Unbefangen-

---

*) Man höre, wie er ſich wegen derartiger Geſchichten zu rechtfertigen weiß: Todtengeſpr. Bd. III, Vorr. »Weil ich dann geſonnen bin ferner zu ſchreiben, und mich noch einiger über die Maſſen laſterhafften Weibs-Perſonen erinnere, die vielleicht, zum Theil, in dieſem Band, werden auftreten müſſen: als habe ich das geſamte Frauenzimmer, welchem meine Geſpräche vor Augen kommen, inſtändigſt bitten wollen, ſich nicht darüber zu erzürnen, wann ſie, inskünfftige, von noch mehrern laſterhafften Bildern ihres Geſchlechts werden reden hören, und ihre geſpielten ſchlimmen Streiche mit angeführet ſehen. Die Guten und Tugendhafften nun, können ſolche meine Bitte darum deſto leichter ſtatt finden laſſen, weil ſie keine Hiſtorie einer laſterhafften Perſon etwas angehet. Die Böſen und Laſterhafften aber werden wohl thun, wann ſie ſich durch keinen unzeitigen Eyfer und Zorn verrathen, daß ſie durch dergleichen Hiſtorien getroffen, und nicht beſſer ſind als wie die Perſonen, von denen man eigentlich redet.«

heit, die an ein ähnliches früher mitgetheiltes Dictum des Spaten (ſ. oben p. 31 fg.) erinnert, den guten alten Seneca einen »gelehrten Windmacher« zu nennen, »der lauter Philosophische Sprüche und Wörter ausposaunete, in ſeiner Haut aber einen grauſamen Wolff ſtecken hatte« u. ſ. w. Todtengeſpr. IX, 57. *) — Außerdem beherrſchte er den Taſchenſpielerapparat der damaligen Gelehrſamkeit in ſeinem ganzen Umfange mit wünſchenswertheſter Sicherheit: alte und neue, weltliche und geiſtliche Geſchichte, Genealogie, Heraldik, Ceremonienweſen, Geographie, Statiſtik, Diplomatik, Strategie, Philoſophie — er weiß es Alles, nach Art der chineſiſchen Käſtchen, wo immer das eine im andern ſteckt, in ſeinen »Schatzkaſten mit hiſtoriſchen Kleinodien« (wie er die

---

*) Er hatte ſeine eigenthümlichen Gründe, die alte Geſchichte zu tractiren; a. a. O. VII, Vorr.: »Man bedenke hiernächſt gar wohl, daß ich von einer Perſon des Alterthums weit freyer, als von einer, welche zu unſern Zeiten geſtorben, oder noch ſtirbet, ſchreiben kan. Führe ich jemanden aus dem Alterthum an, kan ich ſeine Laſter ſowohl als ſeine Tugenden, gantz ungeheuchelt abmahlen. Kommt aber eine Perſon von unſeren Zeiten zum Vorſchein, muß man gemeiniglich mit der Wahrheit zurücke halten. Ich kan wohl von ihren Tugenden reden, ſo viel ich immer will, auch ſolche zehenmal gröſſer und und herrlicher machen, als ſie in der That ſind. Hat aber eben dieſe Perſon etwa Untugenden und Laſter an ſich gehabt, tyranniſch regieret, Ungerechtigkeiten ausgeübet, geſoffen und in Unkeuſchheit gelebet, darf ich gar nichts, oder doch etwas ſehr weniges, und noch darzu mit dunckeln Worten, davon berühren. Die, ſo dergleichen Dinge am beſten wiſſen, erzehlen ſie nur ihren vertrauteſten Freunden sub rosa, und mit vieler Behutſamkeit. Ein Narr aber mag ſie hernach ſo öffentlich dahin ſchreiben, ohne ſie in ein ſchönes Mäntelgen einzuhüllen. Wer anders thut, der muß es ſich gefallen laſſen, wann er wacker auf die Finger geklopffet wird. Jedoch hat es auch mit allen, die zu unſeren Zeiten ſterben, und ſich ſchicken in dieſem Wercke aufgeführet zu werden, nicht gleiche Bewandniß. Es ſtürbe z. B. der Praetendent, oder der Alberoni. O da würde ich wahrhafftig weder den einen, noch den andern nicht im geringſten menagiren. Die allzugroſſe Vorſichtigkeit wird nur in Anſehung ſolcher Perſonen erfordert, mit deren Häuſern derjenige Herr, in deſſen Gebiete ich ſchreibe, oder meine Sachen gedrucket werden, in einem guten Vernehmen, in Alliantz und Freundſchafft ſtehet.«

Todtengeſpräche ſelber nennt: (Vorr. zu Bd. XIV) ſo künſtlich ineinanderzuſchachteln und dann wieder dem Leſer ſo prompt und ſicher hinzuſpielen, daß man es nicht beſſer verlangen kann. — Was aber all dieſe trefflichen Eigenſchaften erſt in das rechte Licht ſtellte und ſo zu ſagen dem Ganzen erſt die Krone aufſetzte, das war die Darſtellung. Was die Darſtellung im Großen, wir meinen die Einkleidung und das Arrangement des Ganzen angeht, ſo werden wir ſogleich davon ſprechen; aber auch die ſtiliſtiſche Darſtellung, die Form als ſolche, ſo geſchmacklos und unerträglich ſie uns gegenwärtig auch erſcheinen mag, war für jene Zeit ein ganz vortreffliches Stück, das zu der außerordentlichen Verbreitung dieſer Faßmann'ſchen Schriften gewiß nicht wenig beigetragen hat. Es iſt nämlich, um es kurz zu bezeichnen, die Sprache der galanten und höfiſchen Romane jener Zeit: ſchwülſtig, emphatiſch, mit gelehrten Anſpielungen und weitausgeſponnenen Bildern überladen, von Fremdwörtern, lateiniſchen, franzöſiſchen, buntgetigert, eingewickelt, wie in zehnfache Watten, in ein Geniſt von Phraſen und Höflichkeiten und Zugeſtändniſſen, und dabei von einer ſo ausbündigen Weitſchweifigkeit, wie man es ſelbſt heutzutage, in dem goldenen Zeitalter der Pfennigſchreiber, nicht mehr zu Stande bringt. Aber eben dieſe Sprache galt für vornehm; man hielt ſie, wir laſſen dahin geſtellt, ob mit Recht oder Unrecht, für die Sprache der höheren Stände, zu deren Perrücken und Fontangen dieſe weitwallenden Redensarten ſich allerdings vortrefflich ſchickten.

Daß das Publikum ſich von dieſer Form imponiren ließ, daß es willig, ja wetteifernd die ſtolze, keuſche Schönheit ſeiner mütterlichen Sprache, den zierlichen Reichthum der Provinzialismen, das lebendige Salz der Sprüchwörter und alterthümlichen Redensarten dahingab für einen verwälſchten und verfälſchten, ungewiß tappenden, ihm ſelbſt vielfach unverſtändlichen Körper — welch Recht hätten wir, uns darüber zu verwundern? Da ſich dieſelbe Geſchichte ja in dieſem Augenblick bei uns erneut und auch wir auf dem beſten Wege ſind, die reine, melodiſche Sprache, welche Leſſing und Goethe uns hinterlaſſen haben, gegen einen widerwärtigen Miſchmaſch auszutauſchen, den gewiſſe ariſtokratiſche Schriftſteller (von den Schriftſtellerinnen zu geſchweigen) ſo naiv ſind, uns für die Sprache der vornehmen Welt, der bevorzugten, feineren Kreiſe auszugeben, und den das noch naivere Publikum ſich unter dieſem Titel dankbarſt gefallen läßt. Man mache nur den Verſuch und leſe auf einige Seiten der Todtengeſpräche einen guten »altmodiſchen« Schriftſteller, etwa einige Seiten von Leſſing oder Goethe, und dann wieder die neueſten ariſtokratiſchen Romane, die Reiſebriefe des Herrn von X. oder der Gräfin Y., und man wird bald im Klaren ſein, wem dieſe Herrſchaften näher ſind, dem Goethe oder dem Faßmann. —

Da es nun von Faßmann bekannt war, daß er ein gereiſter Mann, der mancherlei Städte und Reſidenzen geſehen, ja wohl gar mit fürſtlichen, ja königlichen Perſonen Umgang gepflogen, ſo war es eine ſehr natürliche Vorausſetzung, den Faßmann'ſchen Stil für den galanten Stil, wie er ſein ſoll und muß, zu halten und ſich ſeiner Schriften als einer Vorſchule des höfiſchen Lebens, das ja doch einmal das allgemeine Ziel aller Beſtrebungen war, zu bedienen: ſo daß ihm alſo auch hierin ſeine abenteuerlichen Schickſale zu Gute kamen und ſeine ſchriftſtelleriſchen Erfolge verſtärkten.

Das erſte Journal, mit welchem Faßmann auftrat und das auch ohne Vergleich ſein bedeutendſtes geblieben iſt, waren die

> **Geſpräche in dem Reiche derer Todten, Nebſt dem**
> **Kern der neueſten Merckwürdigkeiten und ſehr wichtig darüber gemachten Reflexionen. Leipzig, verlegts**
> **Wolfgang Deer, in der Grimmiſchen Gaſſe.** 1718.

Man erkennt ſchon aus dieſem Titel die Einkleidung, welche hier beliebt worden iſt: »An denen ſchönen Ufern der anmuthigen Flüſſe, welche in der glückſeligen ewigen Wohnung derer Verſtorbenen ein Waſſer rollen, ſo heller, als ein Cryſtall iſt«, begegnen ſich je zwei berühmte hiſtoriſche Perſonen, theils alter, theils neuer Zeit; meiſtens ſind es Monarchen, aber auch Feldherren, Miniſter, ſogar Gelehrte und Schriftſteller finden Zutritt. Bei dieſer »**Entrevue**« kommt es zu einem Geſpräch, darin Einer dem Andern ſeine Lebensgeſchichte und überhaupt alles Merkwürdige, was ſich zu ſeiner Zeit und in ſeiner Umgebung zugetragen hat, erzählt. Einer hört dem Andern ſehr aufmerkſam und mit »ganz beſonderm **Pläsir**« zu; auch unterbricht er die Erzählung mitunter durch Fragen, die theils zur näheren Charakteriſtik der geſchilderten Perſonen, theils und hauptſächlich zur Anknüpfung und Einführung allerhand gelehrter Erläuterungen ꝛc. dienen. Zum Schluß erſcheint regelmäßig ein »**Secretarius**, welchem **Mercurius** die mit letzterer Poſt aus der Welt gekommenen Zeitungen zugeſtellt hat«; er lieſt ſeine Neuigkeiten vor, die discurrirenden hohen Häupter machen ihre »**Reflexions**« darüber und nehmen Abſchied, indem ſie ſich für die »Ehre ihrer **Compagnie** und **Conversation**« gegenſeitig bedanken. —

Man ſieht, dieſe Form iſt weder neu (vgl. namentlich oben p. 391. 393) noch iſt ſie beſonders kunſtreich und zu Veränderungen geſchickt. Demungeachtet fand das Publikum ſie intereſſant genug, um ſie ſich faſt ein Menſchenalter hindurch viele hundert Male getreulich wiederholen zu laſſen, ungerechnet das Heer von Nachahmern *), das ſeine Armuth von eben dieſem Einfall friſtete. Mitunter freilich gab dieſe Einkleidung auch zu offenbaren Abſurditäten Anlaß: wie es denn z. B. einigermaßen an das Abſurde ſtreift, daß die Unterredner regelmäßig auch ihre Sterbegeſchichte, wie und woran ſie geſtorben, wie ſie begraben worden ꝛc., Alles in eigner Perſon, erzählen. Aber auch die Zuſammenſtellung der Perſonen, die ſich miteinander unterreden, iſt bisweilen völlig corrupt. Daß der Herzog von Alba und Kaiſer Nero zuſammengeſtellt werden, (**IX**, 53) mag man ſich gefallen laſſen: aber wenn Sixtus der Fünfte und Moliere (**I**, 313), Cyrus und Scanderbeg (**III**, 1156), Karl von Lothringen und Themiſtokles (**VII**, 1) u. ſ. w. wohl oder übel zuſammengebracht werden, ſo vermögen wir darin weder Witz noch

---

*) z. B.: Unterredungen im Reiche der Lebendigen auf Erden zwiſchen berühmten **Theologis**. Frkf. 1720 — 21. — Geſpr. im Reiche der Weltweiſen. Halle 1721. — Vertraute Conferentz derer Einwohner im Reiche derer Todten über ihre im Reiche derer Lebendigen gehabten Fata und Zufälle, 1723. — Schertz- und ernſthaffte Geſpräche im Reych der Liebe, 1723. — Geſpräche im Vorhofe des Reichs der Todten, 1725 — 28 u. ſ. w.; ſämmtlich bei Fabricius vor Morhof's Polyhiſt. — Dergleichen Nachahmer ſind es denn wohl, gegen welche, als Brodneider und Ehrendiebe, die Polemik der Faßmannſchen Dedicationen und Vorreden gerichtet iſt; ſ. z. B. Bd. X. Auch VIII. IX. ꝛc.

Kunſt, ſondern bloß eine müſſige Willkür oder auch eine kleinliche Effecthaſcherei zu erkennen.

Aber welche Fehler man ihnen auch nachweiſen möge: die Thatſache ſteht feſt, daß die „Geſpräche im Reiche derer Todten“ ſich eines Abſatzes erfreut haben, wie kaum irgend ein anderes Journal. Das uns vorliegende Exemplar (von 1724) iſt nicht weniger als die vierte Auflage, wobei noch mehre Nachdrücke ungerechnet ſind. Faßmann ſelbſt (Leben Fr. Wilh. des Erſten von Fr. Förſter I. 283) taxirte ſeinen ſchriftſtelleriſchen Verdienſt auf tauſend Thaler, was für jene Zeit eine enorme Summe iſt und den außerordentlichen Abſatz ſeiner Schriften beweiſt. Ebenſo daß, wie wir bereits erwähnten, von der Kanzel herab gegen die Todtengeſpräche gepredigt wurde; auch dies iſt eine Ehre, die nur beliebten und vielgeleſenen Schriften zu widerfahren pflegt. Bei Weitem aber das Wunderſamſte iſt dies, daß dieſer Beifall unverändert bis an Faßmanns Tod, alſo faſt ein Vierteljahrhundert, ausdauerte; die Generation von 1740 las ihn mit demſelben Eifer, wie die von 1720: ein Beweis, wie langſam in gewiſſen Sphären der Geſellſchaft die Bildung fortſchreitet und wie ſehr Alle diejenigen ſich täuſchen, welche von jedem theoretiſchen Fortſchritt, jeder neuen literariſchen Bewegung auch jedesmal die Maſſen mit fortgeriſſen glauben.

Seine übrigen Journale, namentlich:

den auf Ordre und Koſten ſeines Kayſers Reiſenden Chineſer (ſeit 1721: vgl. Vorr. zu den Todtengeſpr. Bd. V und VI.)

ſowie die

Neu Entdeckten elyſäiſchen Felder (ſeit 1733: ebendaſ. Bd. XIV, Vorr. p. 11),
den Staatsmann (gleichfalls ſeit 1733: a. a. O.) und
das angenehme Passe-tems (ſeit 1734)

begnügen wir uns nur dem Namen nach anzuführen, da ſie der Hauptſache nach in daſſelbe Genre, wie die Todtengeſpräche, gehören, und nur Wiederholungen derſelben ſind. — Ebenſowenig mögen wir uns auf die anderweitigen zahlreichen Nachahmungen der Faßmannſchen Journale einlaſſen. Nur im Allgemeinen bemerken wir, daß, wie Faßmann der vornehmſte Repräſentant dieſer ganzen Literatur iſt, ſo dieſelbe auch mit ſeinem Tode gewiſſermaßen zu Ende geht; wenigſtens haben wir in den vierziger Jahren kaum mehr eine Spur davon finden können, ſei es nun, daß die Gunſt, welche ſie bis dahin genoſſen, wirklich an Faßmann's Perſon geknüpft war und daher mit ihm zu Grabe gehen mußte: oder wahrſcheinlicher, daß vor den Ereigniſſen der wirklichen Geſchichte (durch Friedrich den Großen) dieſe Zerrgeſtalt hiſtoriſcher Journaliſtik zerflattern mußte. —

Wer übrigens an der Ausführlichkeit, mit welcher wir die Faßmannſche Zeitſchrift beſprochen haben, ein Ärgerniß nehmen möchte, der erwäge wohl, daß Journale, in vierter Auflage gedruckt und fünfundzwanzig Jahre hindurch mit gleicher Aufmerkſamkeit geleſen, in unſerer Literatur nicht allzuhäufig ſind: ſo daß man dafür ſchon ein Übriges thun darf. —

XII.

Fortſetzung: juriſtiſche Journale.

Weit hinter dem überquellenden Reichthum dieſer beiden, der theologiſchen und der hiſtoriſchen Journaliſtik, blieben die übrigen Disciplinen zurück. Es lag dies einfach daran, daß keine von ihnen, weder ihrem Stoffe, noch ihrer Behandlung nach, ein ſo allgemeines Intereſſe in Anſpruch nehmen konnte, wie dies eben bei der Theologie und der Geſchichte der Fall war und, mehr oder weniger, der Natur dieſer beiden Wiſſenſchaften zufolge, jederzeit der Fall ſein muß. Während alſo durch jene, die theologiſchen und die hiſtoriſchen Journale, die Beſchränktheit der Fachjournaliſtik gewiſſermaßen an ſich ſelbſt aufgehoben und ein Übergang von der gelehrten zu einer allgemein verſtändlichen, populären Journaliſtik vorbereitet ward: ſo dagegen in den übrigen Fächern zog dies Einzelintereſſe der Gelehrten ſich mehr und mehr auf ſich ſelbſt zurück und half dadurch den Bruch, der zwiſchen dem Publikum und den Gelehrten Statt fand, nur noch vergrößern, indem man zugleich allen Vortheilen entſagte, welche aus der Berührung mit der großen Menge und dem Bemühen, ſich ihr verſtändlich und angenehm zu machen, der Wiſſenſchaft ſelbſt nothwendig erwachſen wäre.

Unſrerſeits nun, wie wir in jener univerſalen Stellung der theologiſchen und der hiſtoriſchen Journaliſtik die Verpflichtung fanden, die genannten Fächer mit einer gewiſſen Ausführlichkeit zu behandeln: ſo halten wir uns gleicherweiſe durch die iſolirte Haltung der übrigen nicht allein berechtigt, ſondern, mit Rückſicht auf die eigentliche Aufgabe unſers Unternehmens, ſogar verpflichtet, die ſpecielle Entwicklung dieſes Gegenſtandes je der Specialgeſchichte der betreffenden Wiſſenſchaft zu überlaſſen und in unſer Werk nur ſo viel davon aufzunehmen, wie ſich mit den allgemeineren Zwecken deſſelben zu vertragen ſcheint.

Zuerſt die Jurisprudenz. Der Übergang zur journaliſtiſchen Form wird auch hier durch jene zahlreichen **Deliciae, Amoenitates** ꝛc. eingeleitet, die uns ſchon oben auf dem Gebiete der theologiſchen Journaliſtik entgegentreten: wüſte Aufſpeicherungen von allerhand Notizen, Curioſitäten und Leſefrüchten, bei denen die periodiſche Form, in welcher ſie erſchienen, etwas durchaus Willkürliches, wo nicht Zufälliges iſt. Das Älteſte dieſer Art, das uns bekannt geworden, ſind Joh. Strauch's, Profeſſors in Jena (ſt. 1680 als Prokanzler der Univerſität Gießen. Jöch. IV, 873) ***Amoenitates Juris Canonici***, welche, als eine Nachahmung von de Menage's*) **Amoenitates Juris Civilis** (Paris, 1664), zu Jena 1674—75 »**in duobus semestribus**« erſchienen. Vgl. Juncker p. 10—12. — Doch ſind dies, wie geſagt, nur formelle Vorläufer und Übergänge und dürfen wir ſie der eigentlichen Journaliſtik ſo wenig beizählen, wie dies mit den Miſanderſchen **Deliciae biblicae** ꝛc. (p. 368) geſchehen iſt.

Vielmehr hat die juriſtiſche Journaliſtik erſt zur Blüthezeit des Thomaſius, zwar nicht direct durch ihn, wohl aber in Zuſammenhang mit ihm und als Folge Thomaſiusſcher Anregungen, ihren Urſprung genommen. Wir haben oben in Kürze der Art und Weiſe gedacht, wie Thomaſius, die Anfänge eines Grotius und Pufendorf aufnehmend, das geſammte

---

*) Geb. 1613, ſt. 1692. Am bekannteſten iſt ſein Name heutzutage noch durch die Menagiana, eine Sammlung von Anekdoten ꝛc. aus ſeinem Leben, wahren und erfundenen, die nach ſeinem Tode erſchien und einen der vornehmſten Plätze in dem Gebiete der Ana's einnimmt.

Recht, das damals noch mehr als heutzutage ein wüſtes Durcheinander von Überlieferung, Handwerk und Unverſtand war, auf gewiſſe ideelle und darum normirende Principien zurückzuführen ſuchte: ein Verſuch, der, wenn er auch in der Praxis zunächſt nur ſehr geringen Anklang finden mochte und vielleicht ſogar, eben um ſeiner Anfänglichkeit willen, keinen größern finden konnte, doch inſoweit von Bedeutung war, als er den Conflict zwiſchen (wie man es nannte) natürlichem und juriſtiſchem Recht, das heißt alſo den Punkt, von wo jede Kritik des Beſtehenden zunächſt auszugehen hat, in weiteren Kreiſen zur Sprache brachte. Jüngere Männer, von Thomaſius gebildet und meiſtentheils, wie er, an Akademien thätig (denn die eigentlichen Praktiker hüteten ſich wohl, ſolche neue Weisheit, die nur ihre Sicherheit zu erſchüttern, ihr Anſehn zu ſchwächen, ja wohl gar durch Vereinfachung des Rechtsganges die geliebten Sporteln zu ſchmälern drohte, bei ſich aufzunehmen), ſetzten das Angefangene in ihrer Weiſe fort: ſo daß wir uns ähnlich, wie auf theologiſchem Gebiet, ſo auch innerhalb der juriſtiſchen Schranken zwei Parteien zu denken haben, den theologiſchen parallellaufend, ja in gewiſſem Sinne ſie, wiewohl auf verändertem Gebiete, wiederholend: eine alte, orthodoxe, buchſtabengläubige — und eine jüngere, ſpeculative, die Fortbildung des Rechts in der Rückkehr zu den einfachſten Principien deſſelben ſuchende, gleichergeſtalt, wie die Pietiſten die Fortbildung oder wie ſie lieber ſagten: die Wiederbelebung der Religion in der Rückkehr zur Reformation und weiter hinaus zu den Anfängen des Chriſtenthums, ſuchten.

Dieſer letzteren nun, als einer modernen und zeitgemäßen Schule, war es völlig entſprechend, ſich eines ſo modernen Mittels, wie die Journaliſtik, zu bemächtigen: und ſo iſt ſie es, von der das erſte juriſtiſche Journal ausgeht. Daſſelbe erſchien 1714 zu Jena, unter dem Titel:

> **Der raiſonirende Juriſte, welcher ſeine Raiſonements aus denen Reguln der Klugheit und dem vernünfftigen Rechte, wie auch denen Römiſchen und Teutſchen Antiquitäten über die Stücke der Rechtsgelehrſamkeit ergehen läſſet.**

Der Herausgeber war, einer Notiz in der Curieuſen Nachricht ꝛc. zufolge (p. 22. vgl. p. 16), A. F. Glafey (geb. 1692, ſt. 1753 als Hofrath und Geh. Archivarius zu Dresden: Adelung zum Jöcher II, 1475), ein Vielſchreiber im Fache der Geſchichte und der Jurisprudenz, der gleichzeitig ein zweites Journal: »Meditirender und inventieuser Eclecticus«, ein Mengemus philoſophiſcher, philologiſcher und anderer Abſchnitzel, erſcheinen ließ: ſ. Curieuſe Nachr. a. a. O. Im »raiſonnirenden Juriſten« wollte er, »weil man wegen etlicher Observationum nicht gleich Systema ſchreiben dürffte, ſondern ſeine Gedanken per modum tractatus communiciren könte, ſeine Gedanken über die Rechtsgelehrſamkeit auf eine ſolche Art entwerffen. Er will raisoniren und aus der natürlichen Billigkeit, Klugheit oder beſonderen Beſchaffenheit des Staats und der Urſache des Volkes die Geſetze unterſuchen.« S. Aufr. Ged. I, 450—462, wo der Inhalt des erſten Stückes ausführlich angegeben und beurtheilt wird. — Doch mag ſein Journal nur geringen Beifall gefunden haben, da es bereits mit dem dritten Hefte zu Grabe ging.

Einige Jahre ſpäter (1720 fgg.) machte Thomaſius ſelbſt den Verſuch, ein beſonderes juriſtiſches Journal zu gründen; wir meinen die

Ernſthaffte ꝛc. Gedanken über allerhand auserleſene juriſtiſche Händel,

von denen bereits oben (p. 339 fgg.) die Rede geweſen. Jedenfalls war der Weg, den Thomaſius hier einſchlug, nämlich durch Mittheilung intereſſanter praktiſcher Fälle, wie man es in Frankreich in dem Journal du Palais (ſ. oben p. 366) ſchon vor Jahren begonnen hatte, zuvörderſt die Theilnahme des größeren Publikums zu gewinnen, der zweckmäßigſte von allen und ein neuer Beweis für den wunderbaren praktiſchen Takt, der dem vortrefflichen Manne beiwohnte. Aber freilich, um vollſtändig damit durchzugreifen, hätte es eines Kleinods beburft, um das wir noch heute, nach bald anderthalb Jahrhunderten, vergeblich petitioniren: der Öffentlichkeit der Gerichte, ohne welche jene Mittheilungen immer nur etwas Halbes, um nicht zu ſagen Widerſinniges, bleiben mußten. Und ſo ſah auch Thomaſius ſich genöthigt, ſchließlich auf ſeine eigenen »Händel« zu recurriren und, was als ein juriſtiſches Journal, zur **Debatte** rechtlicher Fragen, begonnen war, als eine Selbſtbiographie zu Ende zu führen.

Auch waren mit dieſen beiden Zeitſchriften die Bemühungen der Reformpartei, ſich in der Journaliſtik ein Terrain für ihre Anſichten zu ſchaffen, fürs Erſte erſchöpft. Was weiter in den nächſten Decennien an juriſtiſchen Zeitſchriften erſchienen iſt, gehört durchgängig der entgegengeſetzten Richtung an, den eigentlichen ſtichfeſten Gelehrten, den Männern des Corpus juris und der Novellen, die mittlerweile den Vortheil, welchen die journaliſtiſche Form darbot, gleichfalls eingeſehen und ſich zu nutze gemacht hatten. Es lenkte ſomit auch die juriſtiſche Journaliſtik aus dem Gebiet der Speculationen und Raiſonnements, auf welches Glaſey und Thomaſius ſie geführt hatten, in das übliche Gleis gelehrter Zeitungen, das heißt alſo zu den Bücheranzeigen, Referaten und Auszügen zurück; ohne jedoch durch dieſe Annäherung an das praktiſche Bedürfniß der Gelehrten ſich ein größeres Terrain und einen feſtern Boden gewinnen zu können.

Denn auch dieſe Journale waren ſämmtlich von kürzeſter Dauer, eine wahre Hetzjagd von Geburt und Tod. — Den Anfang (wenn man nicht ſchon des früher erwähnten J. J. Moſer

Unparteiiſche Urtheile von juridiſchen und hiſtoriſchen Büchern. Stuttg. 1722.

hieherziehen will) machte Gottlieb Slevoigt's, Privatdocenten zu Jena, *)

Nachricht von einigen auserleſenſten, gröſtentheils raren, alten und neuen juriſtiſchen Büchern,

von der 1725 zu Jena die beiden erſten und zugleich letzten Hefte erſchienen: ſ. Struve II, 913, der dieſe Zeitſchrift fälſchlich für den Anfang unſerer juriſtiſchen Journaliſtik hält. — Von einem

Deutſchen Rechtsgelehrten,

der 1731 zu Görlitz herauskam, iſt uns bloß der Titel bekannt: Fabric. vor Morh. Polyh. Ein anſehnlicher und berühmter

---

*) Bei Jöcher wird daſſelbe Journal einem Joh. Phil. Slevoigt († 1727 als Präſes der juriſtiſchen Collegia in Jena) zugeſchrieben: IV, 637.

Name dagegen, nämlich der des Friedr. Bened. Carpzov wurde in die juriſtiſche Journaliſtik eingeführt durch die

> ***Acta ICtorum***, oder **Neueſte Nachrichten von gelehrter Juriſten Leben und Schrifften und andere nützliche Beyträge zur heutigen Rechtsgelehrſamkeit.**

Sie erſchienen im Jahre 1734 zu Wittenberg und wurden Anfangs ſo beifällig aufgenommen, daß die erſten Hefte neu aufgelegt werden mußten. Da aber Carpzov, trotz dieſes glücklichen Erfolges, ſich nach kurzer Zeit von der Herausgabe zurückzog, ſo war auch der Beifall nur von kurzer Dauer; ſchon mit dem achten Bande mußten die Acta geſchloſſen werden: a. a. O. 913. Auch eine Fortſetzung:

> **Neue *Acta ICtorum* oder gründliche Auszüge und unpartheyiſche Urtheile über die neueſten Juriſtiſchen Bücher und Disputationes &c.**

welche derſelbe Carpzov, angeregt durch die Concurrenz des

> **Juriſtiſchen Bücher-Saal oder gründliche Nachricht von denen beſten juriſtiſchen Büchern, der berühmteſten Rechtsgelehrten Leben und andern zur Rechtsgelahrtheit dienenden Sachen. Leipzig 1737—38.**

(von Gottl. Aug. Jenichen: ſt. 17.. als Profeſſor zu Gießen: Roterm. zu Jöch. IV, 2260) einige Zeit darauf erſcheinen ließ, brachte es nur auf zwei Jahrgänge: 1738–39.

Aber auch Jenichen nahm ſeine Zeitſchrift wieder auf:

> **Allerneueſte Nachrichten von juriſtiſchen Büchern, academiſchen Abhandlungen, Deductionen und Verordnungen großer Herren: Leben der berühmteſten verſtorbenen und noch lebenden Rechtsgelehrten &c. nebſt andern zu der Rechtsgelehrſamkeit gehörigen Sachen.**

Sie erſchien zu Jena und hatte verhältnißmäßig die längſte Dauer, nämlich von 1739 bis 1747. Vgl. Struve, II, 914. 915.

XIII.

Fortſetzung: philologiſche, philoſophiſche, mediciniſche ꝛc. Journale.

Noch geringfügiger, nach Werth und Umfang, waren die Leiſtungen der Philologen, die wir hier um ſo ehe anſchließen mögen, als bekanntlich zu jener Zeit, in Folge der Richtung auf Antiquitäten und ſachliche Unterſuchungen, welche beide genommen hatten, Jurisprudenz und Philologie vielfach verſchwiſtert waren und nicht ſelten, unter den Händen der ſogenannten eleganten Juriſten, nur Ein Studium bildeten. Projectirt waren philologiſche Journale zeitig genug. Schon Jacob Spon (geb. zu Lyon 1647, ſt. 1685), bekannt als fleißiger Sammler und Forſcher auf dem Gebiete der alten Kunſt (vgl. Fabric. Bibl. antiq. c. 5, 2), hatte die Ankündigung eines Journals erlaſſen: ***Nouvelles découvertes d'Antiquité: où l'on verra l'explication ou les desseins de plusieurs Marbres Basreliefs, Statues, Busses, Medailles et Medaillons antiques, qu'on n'a pas encore donné au public, avec des figures en taille douce***, das vom Januar 1680 ab in monatlichen Heften erſcheinen ſollte, in der That aber niemals erſchienen iſt: Juncker, p. 278. Dasſelbe Schickſal hatte zehn Jahre ſpäter das ***Journal d'Antiquité*** von Andr. Felibien (geb. 1614, ſt. 1695 als Mitglied der Acad. des Inscript. und Aufſeher der Antiquitäten Ludwigs des Vierzehnten: Jöch. II,547); auch bei ihm hatte es mit der bloßen Ankündigung ſein Bewenden: ſ. Junck. p. 279 und Basnage, hist. des Sciences. 1690, p. 536. — Was endlich in den erſten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts, bei der Ausbreitung, welche der gelehrte Journalismus inzwiſchen genommen hatte, von philologiſchen Zeitſchriften wirklich zu Stande kam, blieb hinter den eben angeführten Projecten merklich zurück. Jene, wie wir ſo eben ſahen, waren hauptſächlich der Archäologie beſtimmt, einem damals neuen, von Gelehrten und Dilettanten eifrig getriebenen Studium, dagegen die Späteren ſich ihren Leſerkreis in der allertrivialſten Sphäre, unter Schülern und ihresgleichen, ſuchten. Sie ſind durchgängig in der Art der Minellius und Sincerus gehalten, die eben damals anfingen, ihr unſaubres und dürftiges Handwerk zu treiben: Eſelsbrücken, auf gut Deutſch geſagt, mit denen man den Lernenden über einzelne Schwierigkeiten hinwegzuhelfen ſuchte, indem an die Stelle eines bewußten und ſelbſtthätigen Studiums vielmehr eine mechaniſch bewußtloſe Abrichtung eingeſchmuggelt ward. Mit dieſen nur auf den augenblicklichen gröbſten Nutzen berechneten, der Wiſſenſchaft durchaus fremden Ausgaben gehen die philologiſchen Journale jener Zeit Hand in Hand; wie dieſe, beſchäftigen ſie ſich ausſchließlich mit Erklärung (und welcher ſchülerhaften Erklärung!) einzelner Stellen, Namen und dgl., ohne daß auch nur das geringſte Bemühen, die Alterthumswiſſenſchaft im Ganzen und Großen zu begreifen, geſchweige denn ein leiſeſtes Gefühl der ſittlichen Bedeutung, welche dieſem Studium innewohnt, irgend hervortauchte. Es wäre geradehin thöricht, an dieſe Papiere, die ſchon zu ihrer Zeit völlig werthlos waren, Zeit und Raum zu vergeuden: und begnügen wir uns daher mit Anführung eines einzelnen Journals, und zwar eines ſolchen, das bei den Zeitgenoſſen (vgl. Curieuſe Nachr. p. 4 und Hall. Bibl. p. 42) wegen der »großen Erudition, ſo der Herr Verfertiger in der Griechiſchen und Römiſchen Literatur beſitzet« in großem Anſehn ſtand, wiewohl es in Wahrheit die Trivialität der übrigen vollſtändig theilte:

> Neue *Acerra Philologica*, Oder gründliche Nachrichten aus der *Philologie* und denen Römiſchen und Griechiſchen *Antiquitæten*, darinenn die ſchwehreſten Stellen aller *Autorum Classicorum* der ſtudirenden Jugend zum beſten in einer angenehmen Erzählung kürzlich und gründlich erkläret werden.

Es erſchien von 1715 bis 1723 in zwölf Theilen; als Herausgeber der erſten Jahrgänge wird Pet. Ad. Boyſen (geb. 1690, ſt. 1743 als Conſiſtorialrath zu Halberſtadt: Jöch. I, 1319) genannt. Vgl. Cur. Nachr. a. a. O. und Struve II, 1019—20.

Auch der Philoſophie, die freilich damals, wie ſie auf Schulen und Akademieen getrieben wurde, eine ziemlich lebloſe und unfruchtbare Wiſſenſchaft war, wollte es nicht gelingen, ſich ein Journal von einiger Bedeutung zu gründen. Zwar wird das einzige, das hieher zu rechnen iſt, nämlich Chriſt. Aug. Heumann's (geb. 1681, ſt. als Prof. zu Göttingen 1764;

ſeine ungemein zahlreichen Schriften ſ. in Kürze bei Adelung zum Jöch. II, 1977 fgg.)

Acta Philosophorum, das iſt Gründliche Nachrichten aus der _Historia Philosophica_, nebſt beygefügten Urtheylen von denen dahin gehörigen alten und neuen Büchern

um ſeiner Gründlichkeit, wie ſeiner praktiſchen Brauchbarkeit willen vielfach gelobt: ſ. namentlich das Urtheil von Brucker in der Hist. crit. Philos. I, 38. bei Struve, II, 1019. Doch ſteht es zu vereinzelt und lehnt ſich ſeiner innern Einrichtung nach zu ſehr an die übliche polyhiſtoriſche Faſſung der damaligen gelehrten Journaliſtik, wir meinen: es iſt mehr literarhiſtoriſch, als ſpeculativ, mehr bibliographiſch, als eigentlich philoſophiſch: als daß es im Stande wäre, die Philoſophie wirklich und würdig zu vertreten. Es erſchien zu Halle von 1715 bis 1727 in achtzehn Bänden; vgl. Struve a. a. O. und Allgem. Sachreg. I, 9. Einen ausführlichen Auszug des erſten Heftes ſ. in den Aufr. Ged. I, 903—920.

So dürftig alſo hienach die Speculation, ſo zahlreich dagegen finden ſich die praktiſchen Disciplinen der Naturwiſſenſchaften, der Arzneikunde und was dieſen ähnlich iſt, vertreten. Schon früher, an verſchiedenen Stellen unſers Buches, haben wir Veranlaſſung gehabt, auf die eigenthümliche Bevorzugung aufmerkſam zu machen, welche die Naturwiſſenſchaften in jener Zeit überhaupt erfuhren: eine Begünſtigung, die namentlich auch auf dem journaliſtiſchen Gebiete ſichtbar wird, indem, wie gleichfalls bemerkt wurde, die bedeutendſten Journale allgemeinen Inhalts einen anſehnlichen, ja vergleichsweiſe den größten Theil ihres Raumes den genannten Disciplinen einzuräumen pflegten. So das Journal des Sçavans, ſo die Leipziger Acta Eruditorum. Sogar eines der älteſten und anſehnlichſten Journale, welche überhaupt exiſtirten, die Philosophical Transactions *) der Londoner Akademie (ſie wurden 1665 in unmittelbarer Nachfolge des Journal des

---

*) Auch von ihnen, wie von dem Journal des Sçavans, wurde in Deutſchland eine lateiniſche überſetzung beſorgt: Leipzig 1675. S. Juncker, p. 28.

Sçavans begonnen: ſ. oben p. 277), waren ausſchließlich dieſen Wiſſenſchaften gewidmet: vgl. Juncker, p. 27 fgg. Hiemit war die Specialjournaliſtik dieſes Zweiges aufs Glänzendſte eingeleitet; die bedeutendſten Städte Europa's, wie Florenz (ſeit 1667: Juncker p. 65), Kopenhagen (ſeit 1671: ebendaſ. p. 48—56), Paris (ſeit 1679: ebendaſ. p. 57), Amſterdam (ſeit 1680: ebendaſ. p. 64) u. ſ. w. wetteiferten, dem Beiſpiele, das die Londoner Societät ihnen gegeben, nachzufolgen. Für die meiſten dieſer Städte und Länder waren dieſe naturwiſſenſchaftlichen Journale zugleich die erſten, welche überhaupt daſelbſt erſchienen: ſo daß alſo, gleichwie in unſern Tagen die Verſammlungen der Naturforſcher bekanntlich den erſten Anſatz zu jenen Aſſociationen und Vereinen gebildet haben, die in dieſem Augenblick bereits ein ſo wichtiges Element unſers nationalen Lebens geworden ſind und noch Bedeutenderes für die Zukunft verſprechen, in ähnlicher Weiſe für den größten Theil von Europa die naturwiſſenſchaftlichen Fachjournale Anfang und Ausgangspunkt der geſammten Journaliſtik geweſen ſind.

Was den beſonderen Antheil betrifft, welchen Deutſchland an dieſer Journaliſtik genommen, ſo iſt von den *Miscellanea Academiae Naturae Curiosorum*, als des früheſten Vorläufers der geſammten deutſchen gelehrten Zeitungen, ſchon früher (p. 274 fg.) die Rede geweſen. Aber ſelbſt wenn wir von dieſen, ſowie von den Supplementen abſehen, welche **Mich. Bernh. Valentini** (»Med. Dr. Pract. Gissensis et S. R. J. Acad. Nat. Cur. Collega dictus Thessalus«; geb. 1659, ſt. 1729: ſ. Jöch. IV, 1404) unter dem Titel eines

> *Appendix ad Decad. II. Ann. III. Misc. Acad. Nat. Cur. continens Specimina VII.*

von 1685 bis 87 herausgab: ſo bleibt den Naturwiſſenſchaften doch das Verdienſt, das erſte Fachjournal, das die deutſche Literatur überhaupt beſeſſen, zu Stande gebracht zu haben. Und obenein auch das erſte deutſchgeſchriebene. Nämlich ſchon 1689 etliche Hefte:

> **Monatliche Erzählungen allerhand künſtlicher und natürlicher Curioſitäten, unter einer anmuthigen Romaine aus den neueſten Büchern herausgegeben und mit eigenen Erfahrungen bewährt. In Verlegung**

der Saariſchen Erben in Frankfurth und zu finden bey Joh. Herbord Kloßen in Leipzig.

Vom Inhalt iſt uns nichts weiter bekannt, als daß das erſte Heft von Wettergläſern, die beiden folgenden von Farben und deren Beſchaffenheit gehandelt haben. In welcher Weiſe dies geſchehen, darüber giebt der eben mitgetheilte Titel eine intereſſante Auskunft: »in einer anmuthigen Romaine«, das heißt einer romanhaften Einkleidung, einer Novelle, Geſchichte oder dergleichen: ein Umſtand, der uns, verbunden mit der deutſchen Abfaſſung, auf die Thomaſiusſchen Journale verweiſt, die eben ein Jahr zuvor erſchienen waren und als deren Nachahmung, wiewohl auf einem völlig fremden und ſogar widerſprechenden Gebiet, wir dieſe »Monatlichen Erzählungen« unzweifelhaft betrachten dürfen.

Von hier aus nun, bald deutſch, bald lateiniſch, bald über praktiſche Vorgänge, Entdeckungen ꝛc. berichtend, bald (doch dies in den wenigſten Fällen) ſich auf Büchernachrichten beſchränkend, breitet ſich ein wahrer Wald mediciniſcher und überhaupt naturwiſſenſchaftlicher Zeitſchriften über ganz Deutſchland aus. Alle bedeutenden Städte und Landſchaften haben ihr Contingent geſtellt: Berlin, Breslau, Frankfurt am Main u. ſ. w.; das mittheilſame, geſellige Element, das den Naturverſtändigen im Allgemeinen beiwohnt, brachte eine Maſſe literariſcher Vereinigungen und Mitarbeiterſchaften zu Wege. Auf dieſelben uns des Näheren einzulaſſen, würde hier um ſo weniger am Orte ſein, als uns, ehrlich geſtanden, für dieſe Partie unſrer Aufgabe (vorausgeſetzt, daß unſere Aufgabe ſich wirklich auf dieſe Specialitäten erſtreckte) jede Art von Kenntniß gebricht, und muß es daher den Männern vom Fach überlaſſen bleiben, dieſe Lücke, wenn ſie es werth halten, gelegentlich auszufüllen. Nur erwähnen wollen wir noch, daß ſich auch von hier aus ein gewiſſer Übergang aus der Fachjournaliſtik in die populäre allmälig eröffnete, inſofern man nämlich, bei der lebhaften Concurrenz, welche auf dieſem Gebiete Statt fand, bald genug auch auf den Gedanken gerieth, allgemeine diätetiſche Regeln und was ſonſt von mediciniſchen Dingen Bauer und Bürger gut ſein mochte zu wiſſen, in populärer Faſſung zur Benutzung der Laien zuſammenzuſtellen. Von dieſer Art war z. B. der

Patriotiſche Medikus,
der 1725 zu Nürnberg erſchien; die beſondere Bezeichnung dieſes Titels werden wir erſt im folgenden Capitel, wo vom Hamburger ꝛc. Patrioten die Rede ſein wird, verſtehen lernen. —

Indem wir ſolchergeſtalt den Rundgang durch die verſchiedenen Felder der Gelehrſamkeit vollendet haben, iſt uns allerdings noch ein gewiſſer Reſt von Journalen übrig geblieben, der ſich keinem der angeführten Fächer einordnen will. So namentlich die Anfänge der muſikaliſchen (z. B.

Der muſikaliſche Patriot, Hamburg 1725.

Muſikaliſche Bibliothek oder gründliche Nachricht nebſt unpartheyiſchem Urtheile von muſikaliſchen Schriften und Büchern, Leipzig 1736)

ingleichen der pädagogiſchen Journaliſtik:

Die Matrone, Hamburg 1728.

Die vor ſich und ihre Kinder ſorgfältigen Mütter, Hirſchberg, 1733; mit dem Gegenſtück:

Die vor ſich und ihre Söhne ſorgfältigen Väter, ebendaſ. 1735.

Beide indeſſen hängen nah zuſammen mit jenen moraliſch-literariſchen Wochenſchriften, denen das nächſte Kapitel unſers Buches gewidmet iſt, als daß ſie ohne dieſe ihre richtige Stelle finden könnten. Und ſo mag dies und Ähnliches bis dahin verſchoben bleiben.

XIV. Univerſitäten und Akademieen.

Es iſt zu Anfang dieſes Kapitels nachgewieſen worden, wie der literariſche Journalismus urſprünglich als Heil- und Gegenmittel gegen die Verdumpfung entſtand, in welche, während der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, die deutſche Wiſſenſchaft vermöge der gelehrten Innungen und Kaſten, der Univerſitäten, Akademieen und ähnlicher Geſellſchaften, zu gerathen drohte, und wie er ſich alſo urſprünglich in Widerſpruch mit den gelehrten Körperſchaften befand. Doch wurde ſchon dort hinzugefügt, daß, nachdem der Journalismus einmal eine Macht geworden, auch die Akademieen ꝛc. kein Bedenken trugen, ſich der neuen Erfindung nach Kräften zu bedienen: wennſchon (wie gleichfalls bevorwortet wurde) das Reſultat dieſer Verſuche ziemlich unerheblich und für Entwickelung unſrer Journaliſtik ohne alle Frucht geblieben iſt.

Hierauf nunmehr am Schluß des Kapitels zurücklenkend, fügen wir eine kurze Überſicht deſſen bei, was innerhalb der Zeit, auf die wir uns hier überhaupt beſchränken, von Univerſitäten, Akademieen und ähnlichen gelehrten Körperſchaften zur Journaliſtik beigeſteuert worden iſt.

Und zwar zuvörderſt die Univerſitäten waren in zwiefacher Weiſe repräſentirt. Erſtlich durch die Diſſertationenſammlungen. Bei der außerordentlichen Menge akademiſcher Diſſertationen, Programme und ähnlicher Gelegenheitsſchriften, welche dazumal erſchienen, ſowie andrerſeits bei dem Werthe, welcher in jenem ſammel- und leſeluſtigen Zeitalter dieſen Schriftchen beigelegt wurde, war es kein übler Gedanke, ein periodiſches Repertorium zu gründen, in welchem das Wichtigſte dieſer Literatur auszugsweiſe mitgetheilt, die ganze Maſſe aber verzeichnet, angezeigt und in Kürze beurtheilt wurde. Anderweitige Nachrichten über Vorgänge des akademiſchen Lebens, Promotionen, Disputationen, Beförderungen, Biographieen berühmter Lehrer u. dgl. m. ſchloſſen ſich ſchicklich an; auch wurde von allen Büchern, welche von Univerſitätslehrern geſchrieben wurden, oft ſogar, ehe ſie noch das Licht der Welt erblickt hatten, getreulich und mit den gehörigen Trompetenſtößen Bericht erſtattet.

Das Älteſte dieſer Art, ſo viel uns bekannt geworden, war die

> *Fama Academica, intimans Disputationes in Academiis Germanicis ac quibusdam exteris habitas*,

welche von 1707—9 zu Leipzig in vierzehn, wie ſie ſehr bezeichnet genannt wurden, »Trompetenſtößen« (Tubae) erſchien. S. Struve II, 864. — Eine Fortſetzung davon in deutſcher Sprache war die

> **Gelehrte *Fama*, Welche den gegenwärtigen Zuſtand der gelehrten Welt und ſonderlich derer deutſcher *Universitaeten* entdeckt. Leipzig, bei *Theophilo Georgi*.**

Als Herausgeber werden Ad. Friedr. Petzold (1723 Profeſſor in Leipzig. Jöch. V, 2147), Fr. Aug. Usleber und Joh.

Jak. Kloß (ſt. 1720 als Prediger in der Nähe von Leipzig: Jöch. II, 2118) genannt. Sie erſchien in monatlichen Heften, jedes mit dem Bildniß eines berühmten Akademikers, in wohlanſehnlicher Perrücke, mit Titeln und Würden, geſchmückt. Die erſten Lieferungen (1711) ſcheinen lebhafte Theilnahme gefunden zu haben, da uns eine zweite Auflage derſelben vorliegt; doch konnte das Ganze ſich nur wenige Jahre (1718) erhalten. — Ebenſo erging es der

Bibliotheca qua Disputationes, Orationes et Programmata hoc anno vel primum edita vel recusa recensentur,

welche, nach dem Abſcheiden der Fama, zu Halle durch Joh. Chriſt. Francke (ſ. oben p. 354) und Joh. Heinr. Schulze (geb. 1687, ſt. 1744 als Prof. d. Med. in Halle. Jöch. IV, 382) veranſtaltet wurde; ſie erreichte ihr Ende gleichfalls ſchon im zweiten Jahre. — Doch ſchreckte dies die induſtrielle Gelehrſamkeit der Leipziger nicht ab, immer wieder, von Jahr zu Jahr, einen neuen Anſatz zu nehmen; man machte ſogar, theils um eine beſſere Überſicht über die täglich wachſende Maſſe zu gewinnen, theils auch wohl, um ſich ein beſtimmteres Publikum zu bilden, den Verſuch, für die verſchiedenen Facultäten einzelne parallellaufende Repertorien zu bilden, z. B.

Gründliche Auszüge aus den neueſten theologiſch-philoſophiſch und philologiſchen ***Disputationibus***, die auf denen hohen Schulen in Deutſchland gehalten werden. Leipzig 1733—45.

Gründliche Auszüge aus den neueſten juriſtiſch-mediciniſch-phyſicaliſch und mathematiſchen ***Disputationibus***, welche ꝛc. ebendaſ. 1737—43.

Auszüge aus mediciniſch-phyſicaliſch- und mathematiſchen ***Disputationibus***, ebendaſ. 1737—41. u. ſ. w. u. ſ. w.

Doch war dieſe ganze Literatur viel zu unbedeutend und äußerlich, als daß ſie auf die Dauer hätte Wurzel ſchlagen können, zumal da gegen die Mitte des Jahrhunderts, mit dem Wiedererwachen der deutſchen Wiſſenſchaft und Kunſt, und den werthvollern Intereſſen, die ſich daraus entwickelten, jener wüſte polyhiſtoriſche Eifer, dem all dieſe Unternehmungen doch eigentlich nur ihren Urſprung verdankten, nothwendig erloſch und endlich ganz ausſtarb. Wer dennoch Genaueres davon zu wiſſen wünſcht, der findet bei Struve, **II**, 864—870 ein ziemlich ausreichendes Material. —

Verwandten Inhalts, nur daß jene hiſtoriſchen Notizen, die in den Diſſertationsſammlungen mehr beiher liefen, hier geradezu in den Vorgrund treten, war eine zweite Gattung akademiſcher Journale, die wir am beſten als Univerſitätschroniken bezeichnen. Sie nennen ſich auch ſelbſt in der Regel **Fasti**, **Acta** oder dergleichen; beinahe jede Univerſität hatte eine derartige Zeitſchrift aufzuweiſen. — Das früheſte Beiſpiel gab Altorf mit den

Fasti Universitatis Altorfianae,

durch Joh. Dav. Köler (geb. 1684, ſt. 1755 zu Göttingen. Jöch. Roterm. **III**, 623) von 1719—23 herausgegeben. Unmittelbar darauf (1719—25) folgte Wittenberg mit den

Acta literaria Academiae Vitembergensis,

dann Jena, wo Joh. Ant. Struberg ein

Diarium Salanum (1720—21)

erſcheinen ließ, welchem etliche Jahre darauf (1726—29) Joh. Andr. Fabricius (geb. 1686, ſt. 1763 als Rector der Schule zu Nordhauſen)

Monatliche Nachrichten von Gelehrten Leuten und Schrifften, beſonders dem gegenwärtigen Zuſtande der Univerſität Jena

folgte. Nach einer abermaligen längeren Unterbrechung wurden ſie als

Thüringiſche Nachrichten von Gelehrten Sachen, Sonderlich der Univerſität Jena, 1734 fgg.

fortgeſetzt, bis ſie 1740 aufs Neue den Titel änderten:

Nova Jenensium Literaria sive Relationes Publicae de Praesenti Acad. Salanae Statu **ꝛc. Oder Neue Nachrichten ꝛc. Monatlich mit unpartheyiſcher Feder recenſirt.**

Da uns nun zufällig von dieſen Jenenſer Nachrichten eine vollſtändige Reihenfolge (bis 1742) vorliegt, ſo wollen wir uns ihres Beiſpiels bedienen, Inhalt und Einrichtung dieſer Journale im Allgemeinen zu charakteriſiren, um ſo mehr, da ſich wohl annehmen läßt, daß dieſelben, mit den geringfügigen Veränderungen, welche je die localen Verhältniſſe mit ſich brachten, ſo ziemlich ſammt und ſonders nach einem Zuſchnitt eingerichtet geweſen ſind. Den Anfang alſo macht die Aufzählung der Statt gehabten Diſputationen, Promotionen u. ſ. w., nebſt den bei dieſer Gelegenheit erſchienenen Programmen und akademiſchen Schriften; ſie iſt nach den Facultäten geordnet. Dann folgt eine Chronik der Jenaiſchen deutſchen Geſellſchaft; ſodann kurze Bücheranzeigen, ſowie zahlreiche Carmina, durchgängig in deutſcher Sprache, zur Verherrlichung einzelner akademiſcher Vorgänge. Endlich allerhand Anzeigen von Bücherauctionen und dgl. m. Sie erſchienen Anfangs wöchentlich in einem halben Bogen; ſpäter in monatlichen Heften. Die Fortſetzung von 1740 (Nova Jenensium Literaria ꝛc.) iſt theils deutſch, theils lateiniſch abgefaßt; im Ganzen hat das Deutſche das Übergewicht.

In ähnlicher Weiſe nun hatten Helmſtädt:

Annales Academiae Juliae (ſeit 1722),

Leipzig:

Acta Lipsiensium Academiae **Oder Leipziger Univerſitätsgeſchichte** ꝛc. (ſeit 1723),

Roſtock, Marburg u. ſ. f. ihre journaliſtiſchen Chroniken: ſ. das Nähere bei Struve, **II**, 870—880. Ja ſogar für die Gymnaſien und Schulen wurden ähnliche Zeitſchriften eingerichtet.

Acta Scholastica, worinnen nebſt einem gründlichen Auszug derer auserleſenſten *Programmatum* der gegenwärtige Zuſtand derer berühmteſten Schulen und der dahin gehörigen Gelehrſamkeit entdecket wird. Eiſenach, 1741 fgg.;

ſpäter (ſeit 1748) als

Nova Acta Scholastica (Leipzig)

und von 1752—55 zu Halle als

Altes und Neues von Schul-Sachen

fortgeſetzt. Gründer und Herausgeber dieſer ſämmtlichen Journale war Joh. Gottl. Bidermann (geb. 1705, ſt. 1772 als Rector zu Freiberg: Adelung zu Jöcher **I**, 1839). Vgl. Struve a. a. O. 879. —

Endlich die Akademieen und gelehrten Geſellſchaften. Von erſteren iſt (vgl. oben p. 255) nur eine zu erwähnen, die Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, welche im Jahre 1710 mit den

> ***Miscellanea Berolinensia, quae sunt ad incrementum Scientiarum ex scriptis Societati Regiae exhibitis edita***

das erſte öffentliche Zeugniß ihrer literariſchen Thätigkeit. Weder dieſen erſten Band, noch die Fortſetzungen, die in langen Zwiſchenräumen, ſparſam und gleichſam nothgedrungen, erſchienen (bis zum Jahre 1743 ſind im Ganzen nicht mehr als ſieben Bände ausgegeben worden), haben wir Gelegenheit gehabt perſönlich einzuſehen; doch dürfen wir wohl vermuthen, daß ſie, analog der Thätigkeit der Akademie ſelbſt, bei aller Gelehrſamkeit, die man ihnen gern zugeſtehen mag, dennoch ziemlich unerheblich und namentlich von dem hergebrachten Gang gelehrter Zeitſchriften in nichts unterſchieden waren. Über ihre Eintheilung in eine phyſiſch-mediciniſche, eine mathematiſche und eine literariſche, d. i. hiſtoriſch-philologiſche Klaſſe, vgl. Struve **II**, 1015 fgg., wo auch die genaueren Umſtände ihres Erſcheinens angegeben ſind. Für die ſpätere, franzöſirende Epoche dieſer Denkſchriften iſt bei **Thiébault, Souvenirs de Vingt ans de séjour à Berlin.** (Bd. **II**, p. 159—205 der Leipz. Überſ. v. 1828) ein reiches, aber freilich nur mit Vorſicht zu gebrauchendes Material zuſammengetragen. Vgl. Preuß' Fr. der Gr. **I**, 261 fgg.

Von bedeutendem Erfolg dagegen für die Entwicklung unſers geiſtigen Lebens, vornämlich unſrer ſchönen Literatur, ſind die Journale der verſchiedentlichen Sprachgeſellſchaften zu Leipzig, Jena, Greifswald ꝛc. geweſen: mehr zwar durch eine eigenthümliche Combination von Umſtänden, in welche dieſe Geſellſchaften gleichſam hineingeriſſen wurden, als daß dieſe Erfolge unmittelbar aus dem Princip der Geſellſchaften ſelbſt oder auch nur aus ihren eigenen Leiſtungen hervorgegangen wären. Dieſe Kämpfe und Übergänge des theologiſch-gelehrten in den belletriſtiſch-kritiſchen Journalismus nachzuweiſen, iſt die Aufgabe des nächſten Kapitels; mithin muß auch die Geſchichte dieſer Geſellſchaftsſchriften bis dahin aufgeſpart bleiben. —

[illegible] D 306 [illegible]

Vorleſungen

über die

Geſchichte des deutſchen Theaters.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorleſungen

über die

Geſchichte des deutſchen Theaters.

Von

R. E. Prutz.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorwort.

Die nachſtehenden Vorleſungen ſind im letztvergangenen Winter zuerſt in Berlin, dann, in Folge freundlicher Einladung, auch in meiner Vaterſtadt Stettin gehalten worden: beide Male vor einer zahlreichen und anſehnlichen Zuhörerſchaft.

Ob ich jetzt Recht thue, ſie, den vielfach an mich ergehenden Aufforderungen Gehör gebend, durch den Druck zu veröffentlichen?

Wenn das gedruckte Buch ſo glücklich iſt, ein ähnliches Publikum zu finden, wie die geſprochenen Vorträge, gewiß. Ich meine damit nicht bloß die Nachſicht und Theilnahme, die mir von meinen Zuhörern geſchenkt worden: ich meine vor Allem die Zuſammenſetzung des Publikums. Es iſt kein Buch für Gelehrte: wennſchon ich mir allen Ernſtes ſchmeichle, daß auch der Literarhiſtoriker von Fach es nicht völlig ohne Nutzen in die Hand nehmen wird.

Inzwiſchen war mir dies nur etwas Beiläufiges; meine eigentliche Abſicht ging vielmehr dahin, den Verſuch zu machen, in wie weit auch das größere Publikum, die Maſſe der Gebildeten, die bei uns von den Gelehrten leider nur noch allzuſtrenge geſchieden iſt, ſich möchte für die wiſſenſchaftliche Behandlung eines Gegenſtandes gewinnen laſſen, welchen ſie gewöhnt iſt, nur aus dem Standpunkte der Neugier, des müßigen Zeitvertreibes zu betrachten — und der doch einer tiefer gehenden Behandlung vor vielen ſo würdig wie bedürftig erſcheint. Ob und wie weit dieſer Verſuch mir gelungen, darüber werden berufene Richter, wird vor Allem das Publikum ſelbſt entſcheiden. Immerhin, bei der außerordentlichen Armuth unſerer Literatur an derartigen Werken, dürfte vielleicht ſchon der Verſuch an ſich ein Ding ſein, das, wenn nicht Anerkennung und Aufmunterung, ſo doch vielleicht Nachſicht verdient.

Der Abdruck iſt, der Hauptſache nach, wörtlich, wie ich die Vorleſungen gehalten; nur einzelne Partieen, wo beim mündlichen Vortrage die Zeit mich zu einer unverhältnißmäßigen Kürze genöthigt hatte, habe ich nachträglich durch ausführlichere Behandlung mit dem Uebrigen in Einklang zu bringen geſucht. Dadurch, ſowie durch eine etwas veränderte Eintheilung des Stoffes, hat ſich auch die Zahl der Vorleſungen um eine vermehrt. — Daß ich dabei über die neueſte Zeit weniger ausführlich geweſen, als vielleicht Mancher erwartet, wird dennoch, hoffe ich, bei Allen denen Billigung finden, welche wiſſen, mit welcher Vorſicht, zumal bei einem Gegenſtande, wie dieſer, die Würde der Geſchichte, die Würde wiſſenſchaftlicher Darſtellung rein zu halten iſt von Allem, was, ſei es auch nur in der Meinung der Unverſtändigen, den Schein perſönlicher Gunſt oder Ungunſt erwecken könnte. —

Was endlich die beigefügten Anmerkungen betrifft, die einen weſentlichen Theil des Buches bilden, ſo habe ich ſie hauptſächlich denjenigen meiner Leſer beſtimmt (und möcht' ich ſolcher Leſer recht viele, möcht' ich nur ſolche haben!), welche die hiſtoriſchen Combinationen meines Vortrages durch unmittelbare Anſchauungen zu prüfen und gleichſam Controlle zu führen wünſchen über ihre Richtigkeit. Luxus zu treiben mit Citaten und Büchertiteln ſchien mir nicht der Ort. Allein auch in dieſer Beſchränkung, glaube ich, und auch den Leuten vom Fach wird hier ein Material geboten, wie es, in dieſer Ausdehnung (denn Vollſtändigkeit wage ich nicht zu ſagen) und dieſer bequemen Faſſung, bisher noch nicht beiſammen war.

Unter allen Umſtänden hoffe ich zu einer künftigen Geſchichte unſerer Bühne hier eine Vorarbeit geliefert zu haben, die vielleicht einige Beachtung, vielleicht einigen Dank verdient. — Möge dieſe Geſchichte ſelbſt nicht lange mehr auf ſich warten laſſen!

Halle, Herbſt 1846.

R. E. Prutz.

Ueberſicht des Inhalts.

Seite

Erſte Vorleſung. Einleitung: Zweck und Standpunkt dieſer Vorträge. Bedeutung der Literaturgeſchichte im Allgemeinen. Das Theater. Beziehungen zur Gegenwart. — Früheſte Anfänge der deutſchen Bühne. Die geiſtlichen Spiele des Mittelalters. Faſtnachtſpiele. Hans Roſenblüt, Hans Folz 1

Zweite Vorleſung. Die Reformation. Einwirkung auf das Theater. Religiös politiſche Dramen. Einführung der antiken Literatur. Ueberſetzungen des Terenz ꝛc. 11

Dritte Vorleſung. Hans Sachs. — Stillſtand der reformatoriſchen Bewegung. Nachtheiliger Einfluß auf die Entwicklung der deutſchen Bühne. Ayrer. Aelteſte wandernde Truppen. Die engliſchen Komödianten. . . 77

Vierte Vorleſung. Geiſtliche und Schulkomödie. Jeſuitenkomödie. — Das gelehrte Drama: Opitz, Gryphius, Lohenſtein. — Uebergang zum höfiſchen Drama: die politiſch hiſtoriſche Allegorie; das Schäferſpiel; Opern, Wirthſchaften und Ballete. 112

Fünfte Vorleſung. Die Volkskomödie; der Hanswurſt. Haupt- und Staatsactionen; Hanswurſtkomödie. — Zuſtand der Schauſpielerwelt: wandernde Truppen; Veltheim, Stranitzky. Der Komödienſtreit. Puppentheater. 168

Sechſte Vorleſung. Wiedererwachen des deutſchen Lebens zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. — Reaction gegen das Lohenſtein'ſche Drama: Chriſt. Weiſe. — Gottſched. Seine Bedeutung und Stellung für die Literatur im Allgemeinen. Verhältniß zum Theater: die Neuberin. — Erſtes regelmäßiges Trauerſpiel: Regulus von Pradon. — Gottſched's Cato; ſeine und ſeiner Freunde theatraliſche Thätigkeit. — Zuſtand des deutſchen Luſtſpiels: improviſirte Komödie. Holberg. Feierliche Verbrennung des Harlekin durch Gottſched. — Die Oper; ihre Ausdehnung und Verfall. Gottſched's Oppoſition: Erneuerung des Schäferſpiels. — Ausſichten in die Zukunft. 223

Siebente Vorleſung. Leſſing. Seine Bedeutung für die Entwicklung des deutſchen Geiſtes im Allgemeinen; Stellung zur Literatur, zum Theater. — Die Leipziger Bühnendichter: Joh. El. Schlegel, Gellert ꝛc.; das rührende Luſtſpiel, das Schäferſpiel. — Die Leipziger Bühne: die Neuberin und die Schönemann'ſche Truppe. — Leſſing in Leipzig: Ju-

Seite

beſte **Verſuche**, Weiße. — **Leſſing in Berlin: Theaterzuſtände von Berlin bis Mitte des** achtzehnten Jahrhunderts; Eckenberg, Schönemann, Schuch. — **Leſſing's** Beiträge zur Hiſtorie ꝛc. des Theaters. — **Das bürgerliche Trauerſpiel:** Miß Sara Sampſon. — **Oppoſition gegen die Franzoſen; Einführung der engliſchen** Bühne, Shakeſpeare. — **Minna von Barnhelm.** — **Leſſing in** Hamburg; die **Hamburgiſche** Dramaturgie. — Emilia **Galotti;** Nathan. 273

Achte Vorleſung. Die Stürmer und Dränger; Gerſtenberg, Lenz, Klinger. Shakeſpearomanie. — Goethe. Götz von Berlichingen. Deſſen **Aufführung** in Hamburg. — **Zuſtand der damaligen** Schauſpielerwelt: Eckhof; Schröder. — Einführung Shakeſpeare's auf der deutſchen Bühne. Hamlet; **Brockmann.** — **Das Theater** in Berlin: **Koch; Döbbelin.** — Anfänge der Weimar'ſchen Bühne. — **Das Theater in Mannheim.** — Schiller. 317

Neunte Vorleſung. Die niedere Dramatik: Iffland; **Kotzebue.** — Die ideale **Richtung** in Goethe und Schiller. — Die Weimariſche Bühne und **deren** Einfluß: Berlin; Fleck, die Bethmann. — Verfall der dramatiſchen **Poeſie**, erklärt aus dem allgemeinen Verfall **des** nationalen Lebens: die Romantiker. — Zuſtand der Theaterwelt: die Berliner Bühne unter **Brühl**; Ludwig Devrient, Seydelmann. — Ausſichten in die Zukunft; Schluß. 369

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erste Vorleſung.

Einleitung: Zweck und Standpunkt dieſer Vorträge. Bedeutung der Literaturgeſchichte im Allgemeinen. Das Theater. Beziehungen zur Gegenwart. — Früheſte Anfänge der deutſchen Bühne. Die geiſtlichen Spiele des Mittelalters. Faſtnachtſpiele. Hans Roſenblut, Hans Folz.

Der Gegenſtand, welcher uns hier zuſammenführt, iſt die Geſchichte des deutſchen Theaters. — Es iſt das Weſen jeder wiſſenſchaftlichen ſowohl wie künſtleriſchen Leiſtung, daß ſie ihren Zweck trägt in ſich ſelbſt und ſich rechtfertigt durch ihre eigene Erſcheinung. Daher auch an dieſe Vorleſungen, inſofern in denſelben der Verſuch gemacht werden ſoll, Ihnen eine wiſſenſchaftliche Ueberſicht zu geben über den Gang, welchen das deutſche Theater von ſeinem Urſprung an bis auf die heutigen Zeiten genommen hat — auch an dieſe Vorleſungen, ſage ich, dürfen Sie die Forderung ſtellen, daß dieſelben ſich gleichfalls durch ſich ſelbſt rechtfertigen und die Frage nach Zweck und Abſicht, Standpunkt und Richtung durch ihren eigenen Verlauf beantworten: ſo daß in dieſer Hinſicht alle Vor- und Schutzreden, mit denen ich dieſelben eröffnen möchte, überflüſſig, ja ungehörig erſcheinen dürften.

Nichts deſto weniger, um gewiſſer Einwendungen willen, welche ſich gegen die Wahl des Stoffes erheben laſſen und die zu nahe liegen und zu wohlbegründet erſcheinen, um ſie völlig mit Stillſchweigen zu übergehen, wollen Sie mir geſtatten, einige einleitende Bemerkungen voranzuſenden: Bemerkungen, welche, wie ich hoffe, allerdings dazu dienen werden, nicht nur von vorn herein den Standpunkt zu bezeichnen, welchen dieſe Vorträge einnehmen wollen; ſondern die auch gleich Anfangs jenes Band der Verſtändigung und gemeinſamen Ueberzeugung zwiſchen uns anknüpfen werden, welches hier ſo wünſchenswerth erſcheint, ja das recht eigentlich die Schwinge ſein wird, die mich trägt. Schenken Sie denn dieſen vorläufigen Bemerkungen ein freundliches Gehör und ermüden Sie auch da nicht, wo dieſelben von unſerm urſprünglichen Thema abzulenken drohen: es wird dies nur geſchehen, um deſto ſichereren Ganges, mit erweitertem und geläutertem Bewußtſein dahin zurückzukehren. —

Die Einwendungen, welche ich meine, betreffen das Verhältniß des Theaters, und mittelbar alſo auch dieſer Vorleſungen, zu der Zeit, in der wir leben, zu der Gegenwart, welche uns trägt, zu der Geſammtheit der öffentlichen Zuſtände, die uns umgiebt.

Denn dies bei Allem, was wir unternehmen, iſt die erſte und nothwendigſte Frage: es iſt nicht genug, daß wir Kinder unſrer Zeit ſind — das ſind wir eben Alle ohne unſer Zuthun und wir können da nicht heraus, wie wir uns auch drehen und winden möchten — ſondern wir ſollen uns auch als ſolche wiſſen und fühlen, wir ſollen uns bewußt werden jenes geheimnißvollen und doch ſo deutlichen, ſo unauflöslichen Zuſammenhanges, der jeden Einzelnen von uns, in ſeinem perſönlichen Denken, Fühlen, Handeln, mit der Geſammtheit ſeiner Zeit, mit ſeinem Volke, ſeinem Vaterlande verbindet, wir ſollen ihn lebendig in uns fühlen und uns willig, ein dankbares Gefäß, von ihm durchzittern laſſen, den heiligen Pulsſchlag, der vom mütterlichen Buſen der Zeit her jeden Einzelnen durchdringt, — ſelbſt auch den Widerſtrebenden.

Iſt dies eine Forderung, welche an Jeden von uns, er ſei groß oder klein, vornehm oder gering, in Allem, was er unternimmt und iſt und will, gerichtet werden muß: wie viel mehr gilt ſie, eine unlösbare, eine nächſte Verpflichtung, für alle diejenigen, welche es in irgend einer Art wagen vor die Oeffentlichkeit zu treten und die Aufmerkſamkeit einer verſammelten Menge auf ſich und ihre Beſtrebungen zu lenken! wie viel mehr alſo namentlich für alle Beſtrebungen der Wiſſenſchaft und der Kunſt!

Denn auch die Wiſſenſchaft und die Kunſt, wie herb es auch klingen mag in den Ohren jener Gelehrten, die noch immer der Meinung ſind, die Welt ſei für ſie da, eine breite, bequeme Unterlage, Syſteme aufzubauen und Forſchungen anzuſtellen, welche Niemand zu Gute kommen, nicht ſie für die Welt — jener Aeſthetiker, welche ſich gewöhnt haben, die Kunſt als ein ſtilles, heimliches Aſyl zu betrachten vor allen Stürmen der Welt, eine ſelig verborgene Atlantis, welche die Woge der Zeit niemals berührt — jener Staatsmänner endlich, die allen Ernſtes ihre Zeit und ihr Volk für eine Domaine, einen Privatbeſitz von Gottes Gnaden erachten, der ihnen, und ihnen allein! anvertraut iſt und in den ſie daher keinen Eingriff dulden, geſchweige denn von deſtructiven Philoſophen, von mißliebigen Dichtern: auch die Wiſſenſchaft und die Kunſt haben in letzter Inſtanz keinen andern Boden, kein anderes Ziel, keinen anderen Inhalt, als die allgemeine Wiege alles Daſeins, die Zeit, in der wir leben. Kein Schacht der Wiſſenſchaft geht ſo tief, daß er den Grund der Gegenwart durchbräche; keine Blüthe der Kunſt ſproßt ſo hoch, daß nicht der Saft der Zeit, der belebende, auch ihre äußerſte Krone noch erfüllte: die freieſten Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes, die Schöpfungen der Wiſſenſchaft und der Kunſt, ſie ſind nicht frei genug, daß der Dienſt der Zeitgenoſſen, der Dienſt des Vaterlandes nicht auch für ſie noch eine Pflicht, ja mehr noch: ihr Recht und ihre Ehre wäre.

Freilich ſcheint dies einigermaßen in Widerſpruch zu ſtehen mit demjenigen, was ich ſo eben ſelbſt an die Spitze meines Vortrags ſtellte: nämlich daß alle wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Leiſtungen ihren Zweck in ſich ſelber haben. Aber in Wahrheit iſt auch dieſer Widerſpruch nur eben ein ſcheinbarer: darum zwar, weil Wiſſenſchaft und Leben, Kunſt und Wirklichkeit, Theorie und Praxis in der That gar nicht ſo geſchieden ſind, wie das gemeine Bewußtſein ſie empfindet. Vielmehr beide erſt, in ihrer Gemeinſamkeit und ihrer gegenſeitigen Ergänzung, bilden ſie den wahren Organismus, das eigentliche lebendige Daſein der Geſchichte: wie ja auch Leib und Seele, Geiſt und Körper, in ihrer gemeinſchaftlichen Durchdringung, erſt wahrhaft den Menſchen bilden. Darum alſo, in ihren letzten Zielen, haben auch beide, Wiſſenſchaft und Leben, Kunſt und Wirklichkeit, nur einen Inhalt, eine Beſtimmung, eine Aufgabe: den Zwecken des Andern dienend, erfüllt Jedes von ihnen zugleich ſeine eigenen: die Verwirklichung nämlich der Idee, die Ineinsbildung des Göttlichen mit dem Menſchlichen, mit Einem Worte: die Verwirklichung der Freiheit, die eben auch wieder nichts Anderes iſt, als die Wahrheit und die Schönheit.

Nun wiſſen Sie Alle, welche Zeit es iſt, in der wir leben: eine Zeit, von der es leichter iſt ſich in lebendiger Strömung forttragen zu laſſen, als den eigentlichen Kern ihres Weſens zu begreifen und die wechſelnde Maſſe ihrer Erſcheinungen einem beſtimmten einzelnen Begriffe unterzuordnen. Man pflegt ſie eine Zeit der Aufregung zu nennen: und wir dürfen uns dieſen Ausdruck gefallen laſſen, inſofern nämlich eine Zeit der Aufregung eine andere vorausſetzt der Erſchlaffung und der Erſtorbenheit, welche vorangegangen iſt und die nun eben durch die neue Epoche aufgehoben und überwunden werden ſoll.

Und dies nun iſt die Sache: der deutſche Geiſt, nachdem er ſich Jahrhunderte lang in ſich ſelbſt zurückgezogen hatte, iſt er, wenn nicht alle Zeichen trügen, eben in dieſem Augenblicke im Begriff, ſich erobernd zurückzuwenden in die Welt, die er ſo lange verſchmäht, und die doch ſein eigentliches Erbtheil, das wahre Land ſeiner Verheißungen iſt. Jenes große Geſetz alles Lebens und aller Geſchichte, deſſen ich ſo eben gedacht, dieſes meine ich, daß im letzten Grund Idee und Wirklichkeit zuſammenfallen, ja mehr noch: daß die Idee ſelbſt, mit zwingend göttlicher Nothwendigkeit, aus ſich heraus eine neue, ihr entſprechende Wirklichkeit, einen Leib gleichſam ſchafft, in welchem der Meſſias der Idee auch heutigen Tages noch, mitten vor Aller Augen, ſich vermenſchlicht — dieſes große hiſtoriſche Geſetz hat bereits nicht nur alle edelſten und beſten Geiſter der Nation tröſtend durchdrungen, ſondern ſchon auch fängt es an, ſich an ſich ſelbſt, in der Praxis unſers eigenſten Daſeins, zu verwirklichen.

Dieſe letzte, äußerſte Verwirklichung, die volle reife Frucht, auf welche die freie Wiſſenſchaft, die freie Kunſt prophetiſch hindeuten, iſt der freie Staat. Er daher iſt das Ziel geworden, nach welchem die Zeit hindrängt, er der Mittelpunkt, um den alle Kräfte ſich ſammeln, der Stern, der leuchtende, zu dem alle Blicke ſich kehren. Gleich Odyſſeus, haben wir Jahre lang fremde, öde Meere der Speculation durchfahren; wir haben gewohnt auf der Inſel der Kalypſo und unſrer Heimath vergeſſen über den Süßigkeiten der Kunſt, den Grübeleien der Aeſthetik:

jetzt endlich landen wir — und die Küſte, die uns empfängt, ſiehe da! es iſt die heilige, die Küſte unſers Vaterlands. — —

Dies alſo der Charakter, dies die große Aufgabe unſrer Zeit. Wir haben die Stadien hiſtoriſcher Entwicklung vollſtändig, mit deutſcher Gründlichkeit, durchlaufen; wir ſind ein theologiſches, ein äſthetiſches, ein philoſophiſches Volk geweſen: jetzt endlich, den Forderungen der Gegenwart, den Bedingungen unſrer eigenen Exiſtenz Gehör gebend, rüſten wir uns, ein politiſches, das heißt wahrhaft ein Volk zu werden —

Wie nun aber, dieſem bedeutenden, ja unvergleichlichen Inhalte gegenüber, wie verhält es ſich mit dem Theater? Was namentlich, in einer Zeit, wie die unſrige, in Mitten ſo wichtiger, ſo werthvoller Fragen — was ſollen dieſe Vorträge, die ſich kein höheres Ziel geſteckt haben, als die Geſchichte des deutſchen Theaters? — Ich habe ſelbſt die Forderung geſtellt und mit Nachdruck darauf gedrungen, daß jede Leiſtung der Wiſſenſchaft ſowohl wie der Kunſt in einer innigen und unzweideutigen Beziehung ſtehe zu der Zeit, in der wir leben, und den Intereſſen, welche unſer Volk erfüllen: — und nun, nun komme ich ſelbſt mit dieſen Vorträgen über die Geſchichte des Theaters und will die Blicke, die gerichtet ſind auf die große Bühne der Geſchichte, ablenken auf dies kleine, elende Flickwerk von Leinewand und Pappe? Statt des großen Dramas der Zukunft, das ſich vor uns bereitet im Sonnenſchein des Tages, will ich Sie unterhalten von jenen kleinen angenehmen Täuſchungen der Bretter, mit denen wir Abends, bei Lampenſchein, unſre Langeweile zu betrügen ſuchen? Ihre Herzen ſehnen ſich nach einem Helden der Geſchichte, nach dem großen, gottbegabten Manne, dem es gelingen wird, durch Ein großes Wort, Eine große That, eine That der Freiheit und der Liebe, alle ſtockenden Kräfte zu entfeſſeln, alle feindlichen zu verſöhnen und das Banner der neuen Zeit hoch aufzurichten vor allem Volke: und ich, Angeſichts dieſer Erwartungen, ja in dem Augenblicke ſelbſt, da Sie ſchon dem Fußtritt des Nahenden entgegenlauſchen — ich, ſtatt dieſer Helden der Geſchichte, will Ihnen ſprechen von den Helden, den geſchminkten, der Bühne?! — Kann eine Verkehrtheit größer, ein Widerſpruch ſchreiender, eine Anmaßung ſträflicher ſein? Ja angenommen, daß es meine Kräfte überſtiegen hätte oder irgend ſonſt nicht verſtattet war, den Fragen des Tages unmittelbar ins Antlitz zu ſchauen: wäre alsdann Schweigen nicht geziemender geweſen, ja ehrenvoller?! — —

Dieſe Anklagen klingen hart, um ſo härter, je näher ſie liegen und je unvermeidlicher ſie auch dem wohlwollendſten Urtheil ſich aufdrängen. Dennoch, um ſie zu widerlegen, erlauben Sie mir, ſie ſogar noch weiter auszudehnen, indem ich alles dasjenige, was hier ſo eben gegen die Geſchichte des Theaters im Einzelnen geſagt ward, übertrage auf die Geſchichte der Literatur im Allgemeinen.

Nämlich das Theater, wie man auch über ſeine Bedeutung für die Gegenwart denke, ſo wird doch immerhin dies zuzugeſtehen ſein, daß das Theater ſelbſt nur ein Theil der literariſchen Entwicklung überhaupt, mithin auch die Geſchichte unſeres Theaters nur ein Theil unſrer Literaturgeſchichte im Allgemeinen. Die Frage alſo, um die es ſich handelt, berührt in ihrem letzten Grunde nichts Geringeres, als die Berechtigung der Literatur und der Literaturgeſchichte überhaupt und wie weit es, mitten in unſrer praktiſchen, politiſch bewegten Zeit, der Literaturgeſchichte dennoch geſtattet ſein wird, nicht nur an das Intereſſe des Publikums Anſpruch zu machen — nein, ſogar als eine einflußreiche und mächtige Verbündete, als Lehrerin des Volkes, Prophetin der Zukunft ſich darzuſtellen.

Und hier tritt uns zuerſt die Thatſache überraſchend entgegen, daß gerade ſeit der Zeit, wo das nationale Bewußtſein in uns lebendig geworden iſt und wo wir angefangen haben, uns um die Angelegenheiten des Vaterlandes ſelbſtthätig zu bekümmern — daß gerade ſeit dieſer Zeit und Hand in Hand gehend mit dieſer thatſächlichen Erhebung der Nation, auch die Literaturgeſchichte ein völlig neues Leben, eine völlig neue Wirkſamkeit gewonnen hat. Bis dahin eine maſſenhafte Aufſpeicherung vereinzelter todter Notizen, ein wüſter Sammelplatz von Namen und Zahlen und Büchertiteln, ja beſten Falls eine breite Bettelſuppe ſogenannter äſthetiſcher Raiſonnements und ſchöngeiſtiger Betrachtungen, hat ſie ſich in jüngſter Zeit zu einem lebensvollen Gemälde unſrer eigenſten Entwicklungen, zu einem Bilde unſeres Lebens ſelbſt erweitert. Aus der einſamen Stube des Gelehrten, wo ſie ehemals, hinter Folianten und Excerpten, ängſtlich, in ungenießbarer Form, gehütet ward, aus den Boudoirs äſthetiſcher Feinſchmecker, die ſich, zu anderm Excluſiven, auch die Literaturgeſchichte zurecht ſchnitzelten zu kleinen appetitlichen Bißchen, iſt ſie übergegangen nunmehr in die Hände der Nation, in den Beſitz des Volkes ſelbſt, als eine neue, kräftige Nahrung volksthümlicher Bildung und Geſinnung.

Woher nun dieſer Uebergang? Woher die Riegel unſrer Bibliotheken zerbrochen und aus den todten Schriften der lebendige Geiſt der Gegenwart erweckt?

Daher, weil jene urſprüngliche, organiſche Einheit von Theorie und Praxis, Idee und Wirklichkeit, deren ich vorhin gedachte, immer lebhafter empfunden wird, immer deutlicher in das Bewußtſein des Volkes tritt; weil wir zu begreifen anfangen, daß auch literariſches und politiſches Daſein, Poeſie und Geſchichte einer Nation einen ſolchen lebendigen Organismus bilden; weil wir uns bewußt werden, daß auch die Literatur eines Volkes nichts von ſeinem übrigen Daſein Abgelöſtes, kein bloßer Schmuck, keine Blüthe des Luxus iſt, mit der willkürlich dies eine Volk, dieſe eine Generation ſich ſchmückt und die andere nicht: auch kein Geſchenk der Gunſt, keine Gabe der Willkür, die das Schickſal der einen Nation, dem einen Jahrhundert freigebig gewährt und dem andern bleibt ſie verſagt: vielmehr ſie iſt die eine Hälfte des nationalen Daſeins ſelbſt, eine ſolche zumal, die jeden Augenblick bereit iſt, in ihren Gegenſatz, das praktiſche Leben, überzugehen und, in wechſelſeitiger Durchdringung, ſich aus ihm, ihn aus ſich hervorzubringen. So wenig wie ein Menſch von kleinem und geringfügigem Charakter, ohne eine ächte und lebendige Grundlage praktiſcher Sittlichkeit, jemals in Wahrheit ein großer Dichter, ein vorzüglicher Künſtler, ein bedeutender Genius irgend einer Art ſein kann, ebenſo unmöglich iſt es auch, daß eine kleine, in ſich zerfallene Zeit, ein gebrochenes, thatloſes Volk, ohne Muth und Würde, jemals eine große und bedeutende Literatur beſitzen kann: während andrerſeits überall da, wo ein neuer hoffnungsreicher Keim ſich anſetzt an dem Baum literariſcher Bildung, wir zu der Annahme berechtigt ſind, daß auch in die Wurzeln des nationalen Daſeins, in das eigentliche Mark des Volkes, ein neuer, friſcher Saft getreten iſt. Es iſt derſelbe Trieb der Bildung, daſſelbe Geſetz der Entwicklung, das eine Nation hier zu Thaten treibt und dort zu Liedern: wie es dieſelbe Kraft des Lebens, derſelbe zeugende Trieb der Natur iſt, der hier als Blüthe duftet, dort als Frucht uns entgegenreift.

Dieſe wechſelſeitigen Einwirkungen nun darzulegen und in ihrem innerlich lebendigen Zuſammenhange nachzuweiſen, iſt eben die Aufgabe der Literaturgeſchichte, die in dieſem Sinne alſo nichts Geringeres iſt, als ein Spiegelbild der nationalen Entwicklungen, eine ideale Geſchichte der Völker ſelbſt. —

Die Geſchichte eines jeden Dinges aber iſt zugleich ſein Begriff und ſeine eigene Vernunft. Auch wir, inmitten der Gegenſätze, von denen unſre Gegenwart bewegt iſt, ja erſt recht um dieſer Gegenſätze willen, um uns zwiſchen ihnen zu orientiren und unter den tauſend ſich kreuzenden Wegen den einen richtigen zu finden, können wir, noch dürfen wir die Lehren der Geſchichte entbehren. In dem Spiegel der Vergangenheit ſind die Thaten der Zukunft vorgebildet; nur aus einer deutlichen und vorurtheilsfreien Einſicht in dasjenige, was vor uns geweſen, in die Stadien, die wir durchlaufen, die Epochen, die wir zurückgelegt, vermögen wir ein freies Bewußtſein zu gewinnen über den Standpunkt, auf welchem wir uns im Augenblicke befinden, ſowie über die Forderungen, die wohlberechtigten, welche die Zukunft an uns, wir an die Zukunft zu richten haben. Ueberall, bei Allem, was wir beginnen, in allen Unternehmungen der Kunſt, der Wiſſenſchaft, des Lebens, immer und überall ſei es der Stern des Bewußtſeins, die Sonne freier hiſtoriſcher Erkenntniß, die uns leitet! Wir landen, gleich Odyſſeus, ja: aber nicht vom Sturm getrieben, nicht ſchlafend, wie er: ſondern wachend ſollen wir landen, und die Segel, die uns tragen, ſeien geſpannt von unſerer eignen Hand! —

Dieſe Berechtigung der Literaturgeſchichte nun zugegeben, unter Anderm auch darum, weil, wie die Dinge für den Augenblick noch ſtehen, das Bewußtſein unſrer Nation bei Weitem mehr ein literariſches iſt, als ein eigentlich hiſtoriſches, und es mithin für alle Fragen der letztern Art keinen bequemern und fruchtbarerern Anknüpfungspunkt giebt, als eben die Literaturgeſchichte: ſo bleibt nun noch die Frage zu beantworten, welchen Standpunkt innerhalb der Literatur ſelbſt das Theater einnimmt.

Auch hierüber werden wir uns ſehr leicht vereinigen, ſobald Sie ſich erinnern wollen, was eigentlich Inhalt und Grundlage des Theaters iſt, nämlich die dramatiſche Literatur. Daß aber, aus dem geſammten Umkreis der Literatur, ja aller Künſte überhaupt, das Drama die vollendetſte und reifſte Blüthe, der wahre Gipfel und Abſchluß aller Dichtung iſt, dies iſt ein Satz, der nachgerade ſo trivial geworden, daß Sie mir den beſondern Beweis dafür an dieſem Orte wohl erlaſſen. —

Das Drama alſo iſt die vollendetſte Kunſtgattung. Aber dieſe vollendetſte Kunſtgattung bedarf, eben zu ihrer Vollendung, der Erſcheinung auf der Bühne, das heißt des Theaters. Ein Drama, das nicht aufgeführt wird, nicht aufgeführt werden kann, iſt todt. Erſt in dem Augenblicke, da das Drama durch die Kunſt des Schauſpielers, die Vorrichtungen der Scene unmittelbar, augenſcheinlich ins Leben tritt, erſt in dieſem Augenblick vollendet ſich jene großartige Reihe plaſtiſcher Momente, jene abſolute Selbſtentäußerung, jene völlige, thatſächliche Verwirklichung der Idee, welche eben das Weſen der dramatiſchen Dichtung bildet und um deren willen wir eben in ihr den Gipfel und letzten Abſchluß aller Kunſt zu verehren haben. Es war nicht genug, daß der Poet, indem er ſein Drama dichtete, ſich völlig ablöſte, völlig heraustrat aus ſeiner eigenen Perſon und die Schöpfungen ſeiner Phantaſie verkörperte in lauter eigenen, abgerundeten Geſtalten, von eignem Weſen, eigner Sprache, eignem Charakter: wie von dem Buſen des Dichters, ſo müſſen dieſe Geſtalten ſich noch einmal loslöſen auch von dem Boden der Idee als ſolcher, ſie müſſen vor uns hintreten in unmittelbarer, leibhaftiger Lebendigkeit, als ſelbſtändige, außer uns befindliche Weſen; wir müſſen ſie mit Augen ſehen, mit Ohren hören, mit Händen greifen, eine neue wirkliche Welt — und doch noch immer eine Welt der Kunſt!

Aber auch hiemit iſt die Reihe großartigſter Wirkungen noch nicht abgeſchloſſen: ſondern wie zu der Idee des Dichters die belebende Kunſt des Schauſpielers, ſo zu dem aufgeführten Drama tritt noch ein Neues, Drittes hinzu: die unmittelbare Gegenwart des Publikums. Kein anderer Zweig weder der Literatur noch der Kunſt tritt ſo unmittelbar in die Oeffentlichkeit des praktiſchen Lebens ein, kein anderer ſtellt ſich dem Publikum ſo handgreiflich Aug' in Auge, wie dies, durch Vermittlung des Theaters, mit der dramatiſchen Literatur der Fall iſt. Was iſt der Eindruck des geleſenſten Buches gegen die glückliche Wirkung eines Stückes! Der Beifall entzündet ſich am Beifall, das Publikum ſelbſt tritt mit in die Reihe der Spielenden, Dichter, Darſteller, Zuſchauer, alle ergriffen von Einem Feuer, alle vereinigt im gemeinſamen Dienſte des Genius! —

Hiemit iſt nun auch die Frage nach der Berechtigung des Theaters und ſeinem Verhältniß zur Gegenwart zu völliger Erledigung gebracht. Iſt die Literatur überhaupt ein Spiegel des nationalen Daſeins und haben wir wiederum innerhalb der Literatur das Drama als die vollendetſte und reifſte Entfaltung derſelben anzuerkennen: ſo folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß das Theater, als das verwirklichte, lebendig gewordene Drama, der reinſte und großartigſte Spiegel des öffentlichen Lebens iſt, den die Literatur überhaupt zu bieten vermag. Es iſt gleichſam das empfindlichſte Thermometer der nationalen Bildung, der genaueſte und feinſte Maßſtab, der ſich dem öffentlichen Leben von Seiten der Literatur anlegen läßt. Kein anderer Zweig derſelben, wie wir ſo eben geſehen haben, iſt ſo genau mit der Oeffentlichkeit verbunden, als das Theater; ſogar es bildet ſelbſt einen Theil dieſer Oeffentlichkeit: ja es fehlt nicht viel, und es hat Zeiten und Völker gegeben, bei denen die Oeffentlichkeit des Theaters die einzige war, die überhaupt noch exiſtirte — und auch ſie war von Gensd'armen überwacht. — Darum auch für die Blüthe der Nationen, für das Wachſen und Sinken ihrer hiſtoriſchen Größe giebt es keinen augenfälligeren Maßſtab, als die Geſchichte der verſchiedenartigen Theater. Andere Künſte vermögen es zum Theil, auch nachdem der nationale Gehalt verſchwunden iſt, noch einen ſchönen, täuſchenden Nachſommer zu führen. Noch lange nachdem die Selbſtändigkeit der griechiſchen Staaten gebrochen war, erbte die plaſtiſche Kunſt der Griechen, der Kanon ihrer Bildhauer und Maler fort; ja ſie kam zum Theil erſt recht in Blüthe an den Höfen derſelben Fürſten, in Mitten derſelben Völker, durch welche die griechiſche Freiheit war gebrochen worden. Sogar im Gebiete der Dichtung ſelbſt ſehen wir, nachdem ſchon längſt der nationale und mit ihm der poetiſche Gehalt geſchwunden, oftmals noch einzelne lyriſche Dichter, gleich zurückgebliebenen einſamen Nachtigallen, mitten in einer proſaiſchen Zeit, ihre klagenden Lieder in die Welt ſenden. — Das Theater vermag dies nicht. Wie es ſich am Späteſten entfaltet, als die letzte, ſchönſte Blüthe volksthümlicher Bildung, ſo auch, mit eben dieſer Blüthe, welkt es am Erſten, am Unaufhaltſamſten dahin; das griechiſche Drama in dem glänzenden Jahrhundert des Perikles, die Lope und Calderons zur Zeit der ſpaniſchen Weltherrſchaft, Shakeſpeare in den Blüthetagen des alten, luſtigen England, unter dem glücklich herrſchenden Scepter der jungfräulichen Eliſabeth, die franzöſiſche Bühne in der prächtigen Epoche Ludwigs des Vierzehnten liefern den Beweis. Ja überhaupt nur ein eigenes Theater zu haben, iſt ſchon an und für ſich eine Ehre, die nur den welthiſtoriſchen, den eigentlich gebietenden Nationen zu Theil wird: und auch ihnen, wie geſagt, nur in den Tagen ihres Glanzes und ihrer politiſchen Größe. —

Dies nun alſo iſt auch der Standpunkt, von welchem aus in dieſen Vorleſungen die Geſchichte des deutſchen Theaters betrachtet werden ſoll. Erwarten Sie keine Statiſtik des Theaters, keine Specialgeſchichte einzelner Bühnen, keine Anekdoten von Schauſpielern und Schauſpielerinnen, ſo löblich und unterhaltend dieſe Dinge an ſich auch ſind und ſo vielen Werth wir, als auf die eigentliche poſitive Grundlage aller weiteren Kombinationen, auf dieſes nächſte hiſtoriſche Material auch zu legen haben. Erwarten Sie auch keine dramaturgiſchen Betrachtungen, keine Beurtheilung einzelner Schauſpieler, keine Fingerzeige und Rathſchläge für die praktiſche Einrichtung des Theaters: dergleichen mag billig andern Perſonen überlaſſen bleiben, denen eine größere Erfahrung zur Seite ſteht als mir, ſowie andern Orten, wo dieſe Rathſchläge wirkſamer ſein werden, als hier. Endlich auch erwarten Sie keine äſthetiſche Kritik unſrer dramatiſchen Literatur: ich möchte überhaupt keine andere Kritik anerkennen, als die in der hiſtoriſchen Entwicklung der Kunſt ſich an ſich ſelbſt verwirklicht hat und die für uns daher nichts zu thun übrig läßt, als ſie in ihrer geſchichtlichen Nothwendigkeit nachträglich zu begreifen. Was ich dagegen beabſichtige, das iſt, Ihnen überall, ſo viel ich vermag, den Zuſammenhang darzulegen, der das deutſche Theater mit dem Geſammtleben unſrer Nation, mit den Entwicklungen unſrer Geſchichte, den Entfaltungen unſers innerſten volksthümlichen Kernes verknüpft; ich werde Ihnen zu zeigen ſuchen, wie die Verirrungen unſers Theaters ihren letzten eigentlichen Grund haben in gewiſſen Verirrungen unſrer Geſchichte ſelbſt und wie, wenn das deutſche Theater bisher diejenige Stufe nicht erreicht hat, die wir ihm im Intereſſe der Kunſt wie des nationalen Ruhmes wünſchen möchten, dies weder die Schuld unſrer Dichter noch unſrer Schauſpieler, ja nicht einmal (und das will viel ſagen) die Schuld unſrer Hofintendanzen iſt: ſondern vielmehr die Schuld des Volkes ſelbſt und unſrer Geſchichte überhaupt.

Was daraus für ein Reſultat folgen wird? Ein ſehr geringes vielleicht für die ſpeziellen Intereſſen des Theaters, aber doch kein ganz unfruchtbares, hoffe ich, für unſer nationales Bewußtſein: dieſes nämlich, daß wir, um ein großes Theater zu haben, uns zuvörderſt entſchließen müſſen, eine große Nation zu ſein! —

Nun läßt ſich dies Letztere freilich nicht über Nacht improviſiren; aber den Anfang dazu machen durch Hebung des volksthümlichen Bewußtſeins, durch Stärkung und Kräftigung aller edleren patriotiſchen Empfindungen, durch vermehrte Einſicht in den Gang unſrer Geſchichte: das können wir jeden Augenblick, dazu iſt es nie zu früh, dazu kein Beitrag zu klein, kein Verſuch zu unerheblich, — und ob er ſo geringfügig wäre, wie dieſe Vorleſungen.

Alle Wege führen nach Rom: das Rom unſrer Tage aber iſt die Freiheit. — —

Indem wir uns nun dem eigentlichen Thema dieſer Vorträge zuwenden, ſo folgt aus dem bisher Bemerkten zuvörderſt noch dies, daß, bei der durchgängigen Uebereinſtimmung zwiſchen den Entwicklungen unſers Theaters und unſers öffentlichen Lebens überhaupt, welche ich nachzuweiſen gedenke, es einer eigenen Eintheilung für die Geſchichte des Theaters überall nicht bedarf. Vielmehr dieſelben Epochen, in welche unſre Bildung überhaupt zerfällt, dieſelben Entwicklungsgeſetze, nach denen unſre Geſchichte im Allgemeinen vor ſich ſchreitet, werden in der ſelben Weiſe auch in der Geſchichte unſers Theaters wiederkehren. Zunächſt alſo und vor Allem wird auch hier jener groſse Wendepunkt der Reformation ſich geltend machen, der für unſre geſammte Entwicklung ſo entſcheidend, ſogar in gewiſſem Sinne der eigentliche Anfang, zum Wenigſten die Erneuerung unſrer Geſchichte geworden iſt. Wie die Periode bis zur Reformation, das ſogenannte Mittelalter, nach der bekannten Auslegung überhaupt nur die Bedeutung hat, die neue Zeit mit der alten zu vermitteln und einen eigenthümlich deutſchen Geiſt aus dem Conflict mit den verſchiedenartigſten Bildungsſtoffen überhaupt erſt herauszubilden: ſo auch für die Geſchichte unſers Theaters iſt dieſe älteſte Epoche bis auf die Reformation nur eine Epoche roheſter Anfänge und Verſuche, ja ſolcher Anfänge zum Theil, von denen man in Zweifel ſein kann, ob ſie überhaupt nur der Geſchichte des Theaters beizuzählen ſind. — Einer flüchtigen Ueberſicht dieſer Anfänge und Verſuche ſei der Reſt dieſes heutigen Vortrages gewidmet. —

Die früheſten Anfänge theatraliſcher Darſtellung, inſofern wir alle einfachſten mimiſchen Spiele, alle Mummereien und ähnliche Poſſen dazu rechnen wollen, ſind überall und zu allen Zeiten dieſelben geweſen: Ausflüſſe nämlich jenes Nachahmungs- oder beſſer geſagt, jenes plaſtiſchen Triebes, der ohne Zweifel einen Grundzug der menſchlichen Natur bildet und den ja noch heutzutage ein Jeder von uns an ſeinen Kindern wahrnehmen kann, wie ſie ſich bemühen, gewiſſen Perſonen ihrer Umgebung nachzuäffen oder gewiſſe Scenen ihres kleinen Lebens ſpielend zu wiederholen. Die Spuren dieſer Anfänge zeigen ſich, ſo weit es eben Menſchen giebt, in allen Ländern und unter allen Himmelsſtrichen: und dürfen wir daher annehmen, daß auch die alten Teutſchen dergleichen mimiſche Spiele gehabt, die vermuthlich, wie bei den übrigen Völkern, ſo auch bei ihnen in einem gewiſſen Zuſammenhange mit ihren gottesdienſtlichen Gebräuchen, ihren Feſten und Schmäuſen geſtanden haben werden.

Eine genauere Kunde hierüber fängt erſt von da an aufzudämmern, wo unſre Vorfahren in Berührung kommen einerſeits mit dem Chriſtenthum, welches ſie annehmen, ſowie andrerſeits mit dem Römerreiche, das ſie ſtürzen.

Die alten Römer, weil ihnen jene Grundlage freier, ſchöner Menſchlichkeit mangelte, durch welche eben die Griechen, dies wahrhaft menſchlichſte Volk, ſo groß, die allgemeinen Lehrer und Muſter aller Zeiten geworden ſind, waren überhaupt nur ſchlechte Pfleger der Kunſt. Auch das Drama, mit Ausnahme gewiſſer nationaler Komödien, hatte bei ihnen nur geringe Wurzeln geſchlagen. Statt ſich in der ſchönen maßvollen Bahn der Griechen zu halten, war es, dem brutalen Charakter eines erobernden Volkes gemäß, frühzeitig ausgeartet in pomphafte Schauſtellungen, die einzig darauf berechnet waren, die Sinne zu reizen und die abgeſtumpften Nerven des Pöbels, des vornehmen ſowohl wie des geringen, durch craſſe Effekte aufzuregen: Thierhetzen, Gladiatorenkämpfe, üppige Prunkzüge erſetzten dem überſättigten Römer jene erhabenen Schauer der Tragödie, jene reizenden Spiele des Witzes, von denen der Grieche ſich ſo gern hatte ergreifen laſſen. Je mehr das römiſche Leben in ſich ſelbſt zuſammenſank, je größer wurde dieſer Unfug; es gab zuletzt nichts mehr als Spectakelſtücke, der Mehrzahl nach von der verwerflichſten, unſittlichſten Art.

Wer, unter dieſen Umſtänden, hätte es den chriſtlichen Geiſtlichen, in deren Händen damals die Erziehung und Leitung unſerer Vorfahren lag, verargen mögen, daß ſie ihre Pflegebefohlenen auf alle Art zurückzuhalten ſuchten von dem Gräuel dieſer heidniſchen Spiele? Zumal wenn wir den eigenthümlich düſteren Charakter dieſer früheſten Jahrhunderte dazu in Anſchlag bringen, ſowie den Abſcheu, mit welchem das älteſte Chriſtenthum alle Luſt der Sinne, alle Pracht der Weltlichkeit, als etwas Unheiliges und Unerlaubtes, von ſich ablehnen zu müſſen glaubte.

Allein, wie immer, ſo ließ auch damals ſchon die Weltlichkeit, die heitere Luſt der Sinne ſich nicht ganz aus ihrem guten, angeborenen Recht vertreiben. Den Beweis dafür liefern die gehäuften Verbote, die Acht- und Bannformeln, welche von geiſtlichen und weltlichen Mächten, von Königen, Päpſten und Concilien gegen die teufliſchen Poſſenreißer, die Gaukler und Schauſpieler und alle diejenigen, die ihren hölliſchen Luſtbarkeiten beiwohnen möchten, geſchleudert wurden: Verbote, deren geſteigerte Anzahl, deren häufige Wiederholung nur Zeugniß ablegen gegen ihre eigene Wirkſamkeit und wie gern, allen prieſterlichen Ermahnungen zum Trotz, der naive, urſprüngliche Sinn der alten Deutſchen ſich von dieſen Ueberreſten römiſcher Pracht, römiſcher Ausſchweifung verlocken ließ.

Und nicht einmal war dies der einzige Feind, den die Geiſtlichkeit in dieſer Hinſicht zu bekämpfen hatte: ſondern ohne Zweifel lebten auch in den Deutſchen ſelbſt noch Erinnerungen und Reſte jener älteſten heidniſchen Spiele fort, mit denen ſie ehemals, vor Einführung des Chriſtenthums, die vorzüglichſten Begebenheiten ihres öffentlichen und häuslichen Lebens, den Eintritt des Frühlings, den Wechſel der Jahreszeiten und Aehnliches, gefeiert hatten. Ja wir dürfen annehmen, daß, in Folge Theils der nationalen Berührungen überhaupt, Theils und hauptſächlich aber in Folge des gemeinſamen Druckes, welchen ſie beide von den Geiſtlichen erfuhren, die Reſte altrömiſcher und altdeutſcher Gaukler, Poſſenreißer ꝛc. allmälig in einander übergingen und verſchmolzen: eine Annahme, welche namentlich für die Entwicklung der ſpäteren weltlichen oder ſogenannten Faſtnachtſpiele von Intereſſe iſt und auf die wir daher noch zurückkommen werden.

Bei dieſer Lage der Dinge nun, da alle Verbote und Beſchränkungen ſich unwirkſam erwieſen, ſo ergriff die Kirche auch hier denſelben Ausweg, den ſie, unter ähnlichen Verhältniſſen, bis auf die heutige Stunde jederzeit ergriffen hat und der ein eigenthümlich geiſtliches Manöver, die wahre Grundlage ihrer Macht und Wirkſamkeit zu ſein ſcheint: nämlich, in das Unvermeidliche ſich fügend, ſelbſt zu thun, woran ſie Andere nun einmal nicht mehr hindern kann, und den Feind, der ihr über den Kopf wächſt, dadurch zu überwältigen, daß ſie ihn ſelbſt in ihre Dienſte nimmt. Mit anderen Worten: da die Geiſtlichkeit die Luſt an theatraliſcher Darſtellung nun einmal nicht mehr unterdrücken konnte, wohlan, ſo kehrte ſie das Heft um und übernahm es ſelbſt, dergleichen Spiele zu veranſtalten.

Auch mochte ſie dies um ſo ehe thun, als in der That von Haus aus bereits in den älteſten und einfachſten Gebräuchen der chriſtlichen Kirche ein unverkennbares dramatiſches Element ſich offenbarte. So in den Wechſelgeſängen der Liturgie, in den Reſponſorien des Prieſters und der Gemeinde, in den verſchiedenartigen Verrichtungen und Gebräuchen der heiligen Meſſe, wie dieſelben zum Mindeſten ſchon ſeit dem zweiten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung üblich waren. Dazu kamen ſodann die verſchiedenen Feſte, die Tage der Heiligen und Märtyrer mit ihren Proceſſionen und Aufzügen, die alle ſowohl etwas Theatraliſches in ihrer Erſcheinung, wie etwas Dramatiſches in ihrem Weſen hatten.

Aus dieſen Anfängen alſo und in dieſer Veranlaſſung entſtand das älteſte Drama der modernen Welt: das Drama der Geiſtlichen. Seine erſte Geſtalt können wir uns nicht einfach genug denken: eine Proceſſion, ein Feſtzug etwa, bei welchem die Figur des betreffenden Heiligen umhergeführt ward, anfänglich vielleicht nur eine Puppe, ſpäterhin ein Acteur, ein Geiſtlicher, im Koſtüm des Heiligen, den Geſang der Liturgie zuerſt nur mit Geberden begleitend, wie im Puppenſpiel, dann ſelbſt mit einſtimmend, dann in eigenen Worten ſeine Geſchichte erzählend: und ſo weiter. Bald vielleicht geſellte ſich ein Zweiter, ein Dritter hinzu, beſonders bei ſolchen Feſten und Veranlaſſungen, die ein gewiſſes Perſonal erforderten und die von früheſten Zeiten her durch bildliche Darſtellung waren begleitet worden, wie die Weihnachtkrippe, die Paſſion, die Grablegung und dergleichen mehr. — Bald zu der erweiterten mimiſchen Darſtellung genügte auch der einfache Text des Kirchenliedes nicht mehr: es wurden entſprechende Stellen aus der heiligen Schrift eingeſchoben, zuerſt aus dem neuen, dann hiſtoriſche, ſpäter auch dogmatiſche Parallelen aus dem alten Teſtament, welche wiederum durch ſceniſche Darſtellung begleitet wurden und eine neue Erweiterung des Perſonals, der Scenerie ꝛc. nöthig machten. —

So endlich, auf dieſem langſam allmäligen Wege, bildeten ſich jene großen geiſtlichen Spiele, welche, vornämlich ſeit dem dreizehnten Jahrhundert, unter dem Namen der Myſterien ſich durch alle Länder der damaligen Chriſtenheit verbreiteten. Ihr Stoff war durchgängig der heiligen Schrift entnommen oder doch wenigſtens der Legende und den Lebensgeſchichten der Heiligen; ſtatt der einzelnen vorgeſchriebenen Strophen und Verſe, aus denen die älteſten Spiele zuſammengeſetzt ſein mochten, ward allmälig eine vollſtändige Geſchichte, eine Fabel mit ordentlichem hiſtoriſchem Verlauf abgeſpielt, beſonders ſeitdem die

Kloſterleute gelernt hatten, die alten heidniſchen Sceniker nicht nur zu leſen, ſondern zum Theil ſogar nachzuahmen: wofür die bekannte Nonne Roswitha von Gandersheim, aus dem zehnten Jahrhundert, in ihrer lateiniſchen Nachahmung des Terenz, ein intereſſantes, wenn auch vielfach überſchätztes Beiſpiel giebt.

Und nun erſt die Aufführung dieſer Myſterien, wie weit war auch ſie, in ihrer reichen, faſt heidniſchen Pracht, entfernt von jener ascetiſchen Einfachheit der früheſten kirchlichen Spiele! Aus den Kirchen und Kapellen, wo ſie ehemals, in andächtiger Stille, ein Theil des Gottesdienſtes ſelbſt, vor ſich gegangen waren, ſehen wir ſie jetzt hinausgeſchritten in die Mitte der Städte, auf die Kirchhöfe, die Märkte, die öffentlichen Plätze; ſtatt der einfachen kirchlichen Gewänder, der beſcheidenen Heiligenbilder, wird ein reicher Vorrath koſtbarer Kleidungen, mannigfacher Koſtüme prunkend zur Schau geſtellt; eine künſtlich erbaute Bühne mit Dekorationen, Verſenkungen, Flugwerken ſtellt ſich den geſteigerten Anſprüchen des Luxus und der Neubegier bereitwillig zu Dienſten. Auch ſind es ſchon lange nicht mehr Geiſtliche allein, welche in dieſen Spielen auftreten: es war eben nichts Seltenes, daß Ein Myſterium einige hundert Acteurs beſchäftigte, ganze Legionen von Engeln und Erzengeln, ganze Heerſcharen von Heiligen und Märtyrern wurden auf die Bühne gebracht. Da reichten natürlich die Geiſtlichen nicht mehr zu, da mußten Laien mithelfen, Brüderſchaften, Schauſpielerinnungen, die ſich eigens zu dieſem Zwecke vereinigten. — Nun aber, einmal aufgenommen in die heiligen Spiele, verlangen die Weltkinder auch ihr Recht. Schon hatte man, eben um der Laien willen, in die urſprünglichen lateiniſchen Texte einzelne deutſche Stellen eingeſchoben: und nicht lange währt es, ſo vertreiben dieſe modernen Einſchiebſel die alte kirchliche Sprache gänzlich. Nun findet man auch die bloße Heiligengeſchichte nachgerade zu trocken, man will auch einmal etwas Derbes, Herzerſchütterndes zu lachen haben, es wird ein Scherz, ein kräftiger Witz, ein luſtiges Zwiſchenſpiel eingeſchoben in die feierliche Handlung — und ſiehe da, mitten zwiſchen den Chören der Heiligen, den erbaulichen Reden der Patriarchen tritt der Narr mit den Schellen auf. — Dazu endlich die lange Dauer dieſer Darſtellungen.

Denn mit zwei, drei Stunden, wie heutzutage, war ein mittelalterliches Theaterpublikum nicht zufrieden: es mußten wenigſtens ebenſo viel Tage, ja wenn möglich, Wochen ſein. Natürlicher Weiſe konnten weder Publikum noch Acteurs ſo lange mit trockenem Munde aushalten; es mußte etwas geſchmauſt, vor Allem, nach löblicher deutſcher Gewohnheit, es mußte etwas getrunken werden und zwar etwas Erkleckliches: Jahrmärkte, Meſſen, Bankets und Zechgelage ſchloſſen ſich an die geiſtlichen Aufführungen an: und mehr als einmal wird uns gemeldet, daß das Stück nicht habe zu Ende geſpielt werden können, etwa weil der heilige Abraham im Rauſche den Hals gebrochen oder weil Cherubim und Seraphim in Streit mit einander gerathen und ſich die Köpfe blutig geſchlagen.

So alſo wiederholt ſich auch hier, in dem engen Umkreis dieſer frühesten geiſtlichen Schauſpiele, derſelbe Entwicklungsgang, den wir gleichzeitig auf dem großen Theater der Weltgeſchichte, in den Entwicklungen des deutſchen Lebens ſelbſt wahrnehmen. Wie dort, in den großen Kämpfen des Mittelalters, die Kirche untergeht in dem vergeblichen Bemühen, die Weltlichkeit völlig in ſich zu verſchlingen: ſo auch in dieſen Anfängen unſers Theaters wird das urſprüngliche geiſtliche Element von dem weltlichen, dem es Anfangs nur zögernd, nur als dienendem Knecht, Eingang verſtattet, allmälig überwuchert: bis daſſelbe ſich endlich ſogar völlig von ihm trennt und als eigenes weltliches Drama ſich ſelbſtändig begründet.

Wie und wann zuerſt dieſe Trennung vor ſich gegangen, darüber, beim Mangel hiſtoriſcher Documente und Zeugniſſe, tappt die Literaturgeſchichte bis zur Stunde im Dunkeln. Vielleicht am Nächſten zum Ziele treffen wir mit einer Annahme, die ich Ihnen bereits vorhin andeutete und die, ich kann es nicht leugnen, auf den erſten Anblick allerdings ſeltſam und befremdlich erſcheint: mit der Annahme nämlich, daß die weltlichen Spiele überhaupt niemals ſo völlig abgeſchafft und ausgerottet geweſen ſind, wie es, Angeſichts dieſer außerordentlichen Fülle, in der das geiſtliche Schauſpiel ſich entwickelte, den Anſchein gewinnt: vielmehr daß, oft unterbrochen, vielfach verfolgt, in unſcheinbarſter, dürftigſter Form, nichts deſto weniger eine nie ganz ausgeſtorbene Reihenfolge, ein Stammbaum gleichſam von Gauklern und Poſſenreißern die ſpäteſten Ausläufer altrömiſcher und altdeutſcher heidniſcher Spiele mit dieſen früheſten Anfängen weltlicher Komödie verbindet: dergeſtalt, daß dieſe ſelbſt, in ihrem Urſprung, nichts Anderes iſt, als eine Rehabilitation, eine Auferſtehung gleichſam dieſer urälteſten Elemente. Exiſtirt wenigſtens, dafür liefern nicht allein die früher erwähnten Drohungen und Verbote, dafür liefern auch ganz beſtimmte einzelne Anekdoten und Anführungen (wie z. B. daß Kaiſer Heinrich der Dritte bei ſeiner Vermählung zu Ingelheim im Jahre 1043 eine große Anzahl von Schauſpielern und Gauklern, die ſich, einer guten Einnahme gewärtig, dazu eingefunden, zu ihrer größten Betrübniß ohne Gabe, ja ohne Speiſe und Trank weggeſchickt) den Beweis — exiſtirt haben derartige weltliche Schauſpieler und Poſſenreißer das ganze Mittelalter hindurch, wennſchon wir zugeben, daß ihre Leiſtungen, verglichen mit den prächtigen Spielen, welche die Kirche veranſtaltete, ohne Zweifel ſehr kümmerlich und kaum der Beachtung werth, ſowie auch, daß es keineswegs ausſchließlich oder auch nur hauptſächlich theatraliſche Darſtellungen geweſen, womit ſie ihr Publikum unterhalten, ſondern daß ſie gewiß auch mit Taſchenſpieler-, Seiltänzer- und ähnlichen Künſten umhergezogen ſind. Es fehlt ferner nicht an Spuren, daß eben dieſe Banden ſich auch der geiſtlichen Schauſpiele, der Myſterien, bemächtigt und ſie, es muß dahin geſtellt bleiben, in welcher Geſtalt und unter welchen Veränderungen, zu gewerbmäßiger Darſtellung gebracht haben: ſowie andrerſeits, erwähnter Maßen, das weltliche Element in einzelnen Poſſen und komiſchen Zwiſchenſcenen auch in die Myſterien ſelbſt Eingang fand. Nach ſolchen Vorbereitungen und allmäligen Anſätzen, indem nunmehr, gegen Ende des Mittelalters, das ſinnlich weltliche Element überhaupt anfing ſich von der ascetiſchen Herrſchaft der Kirche zu emancipiren: was war natürlicher, als daß auch im Umkreis der Bühne die weltlichen Elemente ſich gleichfalls befreiten und ſelbſtändig, in eigene Formen, zuſammentraten?

Dies alſo der Urſprung der weltlichen oder ſogenannten Faſtnachtſpiele. Ihre vorzüglichſte Pflege fanden ſie, ihrem Charakter gemäß, in den Sitzen weltlichen Reichthums und Verkehrs, das heißt in den mittelalterlichen Städten. Wie die Myſterien der Kirche, ſo gehören die Faſtnachtſpiele dem Bürgerthum: wie jene von Mönchen und Geiſtlichen, ſo wurden dieſe ausſchließlich von bürgerlichen Dichtern, das heißt alſo für dieſe Zeit: von Meiſterſängern, verfaßt. Führten jene, die Myſterien, einen reichen Troß von Engeln und Heiligen, ja Gott Vater, Chriſtus, die Dreieinigkeit ſelbſt auf die künſtlich verzierte Bühne: ſo dagegen die Perſonen, die in den Faſtnachtſpielen auftraten, waren meiſt dem Bürgerſtande ſelbſt entlehnt: Handwerker, Bauern, Knechte, Soldaten und was ſonſt in dieſen unmittelbarſten Kreis des gewöhnlichen Lebens, dieſe einfachſten Schichten der Geſellſchaft gehört. Eben ſo, ſtatt der Wunderthaten, der Himmelfahrten und jüngſten Gerichte, welche die geiſtliche Bühne erfüllten, gab es hier lauter kleine, einfache Scenen des bürgerlichen, meiſt ſogar des häuslichen Lebens; excerpirten jene, mit theologiſchem Fleiß, Evangelienharmonieen, Legenden und Lebensläufe der Heiligen: ſo war jede gewöhnlichſte komiſche Situation, ein Schwank, eine Anekdote, ja mehr noch: ein bloßer plumper Scherz, eine Zote den bürgerlichen Dichtern ein genügender Stoff, ihr loſes dramatiſches Gewebe daran einzuſchlagen. Auch äußerlich, in ihrer ſceniſchen Ausſtattung (vorausgeſetzt nämlich, daß hier überhaupt von einer ſolchen die Rede ſein könnte), lenkten dieſe Faſtnachtſpiele von dem Pomp der geiſtlichen Aufzüge, dem Luxus der kirchlichen Spiele zu einer gemeſſenen, wahrhaft bürgerlichen Einfachheit zurück. Waren jene, durch ein zahlreiches Perſonal, durch maſſenhafte und koſtbare Zurüſtungen befähigt, ein anſehnliches Lokal, die Vorhallen eines Domes, den Marktplatz einer Stadt, die Säle eines fürſtlichen Schloſſes würdig zu erfüllen: ſo hingegen beſchränkten dieſe in Perſonenzahl wie Zurüſtung ſich auf das Allernothwendigſte. Es ſind ſelten mehr als ein Dutzend Perſonen, meiſtens noch weniger, darin beſchäftigt, alſo eben genug, um überall, in jedem Zimmer, auf jeder Diele, wo eine Hand voll luſtiger Geſellen ſich zuſammenfindet, etwa mit umgekehrten Mänteln, mit vertauſchten Kappen, friſchweg abgeſpielt zu werden.

Denn dies war ihr Zweck, dies ihre Veranlaſſung: in der Zeit der Faſtnacht, einer Zeit, die von Uralters her zu Mummereien und geſelligen Scherzen beſtimmt war, thun einige luſtige junge Leute ſich zu ſammen, wackere Bürgersſöhne, die, nachdem ſie den Tag über fleißig in der Werkſtatt gearbeitet haben, ſich zu Abend wohl einen Scherz geſtatten mögen. In ſpaßhafter Vermummung ziehen ſie über die Straße, von Haus zu Haus; wo ſie die Nachbarn verſammelt finden, der Wirth ſie freundlich empfängt, die Anweſenheit holder Frauen zum Verweilen einladet, da ohne Weiteres beginnen ſie ihre luſtigen Schwänke. Das Ganze iſt ein Spaß, ohne künſtleriſchen Anſpruch gegeben und empfangen, ein Zeitvertreib, eine geſellige Unterhaltung, in der Art, wie ja wohl noch heutzutage bei uns junge Leute, in geſelligem Zuſammenſein, Sprichwörter aufführen und Komödie ſpielen aus dem Stegreif. War der kurze Schwank zu Ende gebracht, die Moral gehörig gebilligt und belacht, ein Trunk zum Dank geboten und genommen, ſo zog die luſtige Schaar weiter, von Nachbar zu Nachbar, ihre Schwänke zu wiederholen; Erwartung und Freude gingen ihr voraus, Lachen und Jubel folgten ihr. —

Der Hauptſitz dieſer Faſtnachtſpiele waren, wie geſagt, die alten Reichsſtädte, Köln, Augsburg, vor Allem Nürnberg, dies Venedig Germaniens, die Krone damals und Königin aller deutſchen Städte. Auch die beiden älteſten Bearbeiter, denen es gelang, dieſen Schwänken eine gewiſſe feſte Form, eine Art literariſcher Geſtaltung zu geben, gehören nach Nürnberg. Hans Roſenblüt, mit dem Beinamen der Schnepperer, der vermuthlich ums Jahr 1450 lebte, und Hans Folz, ſein Zeitgenoſſe, ſeines Zeichens ein Bader. Von Beiden ſind uns einige (wenn wir ſo ſagen dürfen) Stücke erhalten, welche, wenn nichts weiter, ſo doch wenigſtens gut ſind, die Gattung im Allgemeinen zu characteriſiren und uns eine unmittelbare Kenntniß dieſer früheſten Anfänge der deutſchen weltlichen Komödie zu gewähren. Aber allerdings iſt dies auch das einzige Intereſſe, das ſie befriedigen; namentlich von äſthetiſcher Ausbeute, von künſtleriſchem Genuß kann bei ihnen keine Rede ſein. Die Sprache iſt zerſtückt und hart, wie ſie damals, bevor Luther mit gewaltigen Hammerſchlägen die zerbrochenen Glieder wieder zuſammenſchweißte, in der That nicht anders ſein konnte; die Compoſition völlig kunſtlos, auf der äußerſten Stufe dramatiſcher Kindheit; der Witz plump und einförmig; das Ganze, in ſeiner ſteifen, holzſchnittartigen Manier, ein nur allzugetreues Abbild jenes allerdings ſehr behaglichen, ſehr friedfertigen, aber auch ebenſo beſchränkten, ebenſo poeſieloſen Pfahlbürgerthums, das ſich damals bereits in den deutſchen Städten eingeniſtet hatte. —

Dies alſo die früheſten Anfänge, die erſten formalen Ausgangspunkte des deutſchen Theaters. Sie ſehen, wie dieſelben ſich bemühen, den Uebergang, den die hiſtoriſche Entwicklung in dieſer Zeit macht, den Uebergang vom abſtracten, kirchlichen zum concreten, bürgerlichen Bewußtſein, auch ihrerſeits zu begleiten und mitzumachen: und wie es ihnen doch nirgend gelingt, dieſen Inhalt des deutſchen Lebens, der ſich in ihnen offenbaren will, in einer wahrhaft künſtleriſchen, einer abgeſchloſſenen und würdigen Form zu fixiren.

Woher dies kam? Weil dies nationale Leben ſelbſt ein zerriſſenes, particulares war, ohne das verknüpfende Band einer gemeinſchaftlichen Idee, ohne den Zuſammenhalt, den lebendigen, einer großen gemeinſamen That. Es bedurfte hier eines neuen Anſtoßes, eines mächtigen hiſtoriſchen Ereigniſſes, welches, die iſolirten Kreiſe des damaligen Lebens ſprengend und unter einander rüttelnd mit gewaltiger Fauſt, dem deutſchen Leben ſelbſt einen neuen, erweiterten Inhalt — und damit auch den Anfängen des deutſchen Theaters neue, würdige Stoffe zuführen konnte.

Dies Ereigniß blieb nicht aus: es war die Reformation.

Anmerkungen.

Eine ausdrückliche und vollſtändige Geſchichte des deutſchen Theaters wird bisher noch vermißt. Zwar an Verſuchen dazu fehlt es nicht, insbeſondere aus derjenigen Zeit, wo unſre Bühne ſelbſt in Blüthe ſtand und wo das Theater wirklich, einige Decennien hindurch, den Mittelpunkt des öffentlichen Intereſſes bildete, das heißt alſo aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Namentlich ſind in dieſer Hinſicht zwei Werke anzuführen:

J. F. Löwen's (Schönemanns Schwiegerſohn, geb. 1729, ſt. 1771) Geſchichte des deutſchen Theaters, im IV. Theil ſeiner Schriften (Hamburg, 1765) p. 1—76.

(Ch. H. Schmid, geb. 1746, ſt. als Profeſſor zu Gießen 1800) Chronologie des deutſchen Theaters. Leipzig, 1775.

Beide jedoch umfaſſen theils einen zu kleinen Zeitraum, theils auch, in dem Urtheil über einzelne Theaterunternehmungen, ſind ſie zu ſehr durch Perſönlichkeiten getrübt, ſowie überhaupt alles wiſſenſchaftlichen Charakters zu ledig, als daß man ihnen heutzutage mehr, als einen ſehr untergeordneten Werth beilegen könnte; namentlich für die älteren Zeiten, bis gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, ſind ſie, dem Stande der damaligen Wiſſenſchaft gemäß, ohne alle Bedeutung. — Seitdem iſt kein Verſuch mehr zu einer vollſtändigen Geſchichte unſers Theaters gemacht worden: und ſieht ſich daher derjenige, welcher dieſe Geſchichte kennen zu lernen wünſcht, auf eine Maſſe von Monographieen und Specialgeſchichten, ſowie auf einzelne gelegentliche Erwähnungen verwieſen, von denen ich, ſei es auch nur, um dem Leſer die ſpäteren Citate und Anführungen von vorn herein verſtändlich zu machen, nachſtehend die bedeutendſten anführen will.

Und zwar zunächſt für die älteſten Zeiten, die Zeit der Myſterien und Faſtnachtſpiele:

Gustavus Freytag: De initiis Scenicae poesis apud Germanos. Dissertatio inauguralis. Berol. 1838.
Heinr. Hoffmann (von Fallersleben): Fundgruben für Geſchichte deutſcher Sprache und Literatur, Th. II. Auch unter dem Titel: Iter Austriacum. Altdeutſche Gedichte ꝛc. Breslau, 1837 p. 239—338.
Franz Joſ. Mone: Altteutſche Schauſpiele. Auch u. d. Titel: Bibl. d. geſammten deutſchen Nat. Literatur ꝛc. Bd. XXI. Quedlinburg, 1841.
Deſſelben Schauſpiele des Mittelalters. Bd. I. Karlsruhe, 1846.
K. Fr. Flögel's (geb. 1729, ſt. als Prof. zu Liegnitz 1788): Geſchichte der komiſchen Literatur, Bd. IV. (Liegnitz 1787) p. 278 fgg.

Sodann für die Epoche von Hans Sachs bis Lohenſtein, von Anfang alſo des XVI. bis Ausgang des XVII. Jahrhunderts:

L. Tieck's Deutſches Theater. Zwei Bde. Berlin, 1817.
J. E. Schlager: Aus dem Leben und Wirken der dramatiſchen Kunſt in Wien, bis zur Mitte [illegible] achtzehnten Jahrhunderts, in deſſen: Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. Neue Folge, 1839.

Ferner für das achtzehnte Jahrhundert:

Heinr. Lindner: Karl der Zwölfte vor Friedrichshall. Eine Haupt- und Staatsaction ꝛc. Mit einem Vorwort. Deſſau, 1845.
(**Heinr. Aug. Ottok. Reichard**, geb. 1751, ſt. als herzoglich Gothaiſcher Kriegsdirektor 1828) Theater-Kalender. Gotha, 1775—1800. 25 Bde.
Deſſelben Theaterjournal für Deutſchland. Gotha, 1777—84. Heft 1—22.
Joh. Fr. Schink's Dramaturgiſche Fragmente. IV Bde. Wien, 1781—84.
Joh. Fr. Schütze's Hamburgiſche Theater-Geſchichte. Hamburg, 1794.
C. M. Plümicke (geb. 1749, ſt. zu Magdeburg 1810) Entwurf einer Theatergeſchichte von Berlin. Berlin, 1781.
(**C. Jac. Wagenſeil**) Unpartheyiſche Geſchichte des Gothaiſchen Theaters. Mannheim, 1780.
(**Heinr. Blümner**, geb. 1765, ſt. als Oberhofgerichtsrath zu Leipzig 1839) Geſchichte des Theaters in Leipzig, von deſſen erſten Spuren bis auf die neueſte Zeit. Leipzig, 1818.
Joh. Chriſt. Brandes (geb. 1735, ſt. zu Berlin 1799): Meine Lebensgeſchichte. Drei Bde. Berlin, 1799.

F. L. W. Meyer: Friedrich Ludwig Schröder. Beitrag zur Kunde des Menſchen und des Künſtlers. Zwei Bde. Hamburg, 1819.

Aug. Wilh. Iffland: Meine theatraliſche Laufbahn. Auch u. d. Titel: Dramatiſche Werke, Bd. I. Leipzig, 1798 (Göſchenſche Ausgabe in XVI. Bden.)

Endlich für die neueſte Zeit bis auf die Gegenwart:

A. W. Iffland's Almanach für Theater. Berlin, 1807—9, 1811—12. Fünf Bde.

F. L. Schmidt (ſpäter Mitdirector des Hamburger Stadttheaters): Almanach fürs Theater. Hamburg und Leipzig, 1809—12. Drei Bde.

F. G. Zimmermann's dramaturgiſche Blätter. Jahrg. 1821. 22., ſowie deſſelben Neue dramaturg. Blätter für 1827. Hamburg, 1821—28.

Ludw. Tieck's dramaturgiſche Blätter. Zwei Bdchen. Breslau, 1825. 26.

Karl Theod. Küſtner, Rückblick auf das Leipziger Stadttheater. Leipzig, 1830.

A. Lewald's Allgemeine Theater-Revue. Erſter (und einziger) Jahrgang. Stuttgart, 1835.

Chriſt. Grabbe (geb. 1801, ſt. 1836): Das Theater zu Düſſeldorf, mit Rückblicken auf die übrige deutſche Schaubühne. Düſſeldorf, 1835.

Karl Immermann (geb. 1796, ſt. 1840) Maskengeſpräche, in: Deutſche Pandora 3ter Band, auch wiederholt in Immermann's Memorabilien, Bd. III. (Der Geſ. Schr. Bd. 12).

H. Th. Rötſcher, Seydelmanns Leben und Wirken. Berlin, 1845.

Ad. Stahr, Oldenburgiſche Theaterſchau. Zwei Theile. Oldenburg, 1845.

Hiezu ſind ſodann einige Werke über die Geſchichte unſerer dramatiſchen Literatur zu ziehen, vor Allem das noch immer unentbehrliche:

Joh. Chriſt. Gottſched's Nöthiger Vorrath zur Geſchichte der dramatiſchen Dichtkunſt oder Verzeichniß aller deutſchen Trauer-, Luſt- und Sing-Spiele, die im Druck erſchienen von 1450 an bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts, geſammlet und ans Licht geſtellet. Zwei Thle. Leipzig, 1757. 65.

Ferner: A. W. Schlegel's Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur. Drei Bde. Heidelberg, 1809—11.

Joſeph Kehrein: Die dramatiſche Poeſie der Deutſchen. Verſuch einer Entwicklung derſelben von der älteſten Zeit bis zur Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, 1840.

Dies letztere Buch jedoch, wegen ſeiner Unvollſtändigkeit ſowohl, wie ſeiner völlig kritikloſen, dilettantiſchen Behandlung, iſt nur mit großer Vorſicht zu gebrauchen. — Auch die großen Sammlungen von Theaterſtücken, wie ſie vornämlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erſchienen, ſind der Beachtung werth, beſonders:

J. C. Gottſcheds Deutſche Schaubühne, nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet. Sechs Bde. Leipzig, 1741—45.

Die deutſche Schaubühne zu Wien, nach alten und neuen Muſtern. Zwölf Bde. Wien, 1749—63 (ward in ſechs neueren Sammlungen, unter wechſelndem Titel, als: Neues Theater von Wien, K. K. National-Hof-Theater ꝛc. bis zum J. 1786 fortgeſetzt; das Ganze bildet eine Reihenfolge von nicht weniger, als 63 Bänden.

Ein bequemes Buch zum Nachſchlagen endlich, unter einem Wuſt fremdartiger Stoffe allerhand brauchbare Notizen über Theater und Theatergeſchichte enthaltend, iſt das

Allgemeine Theater-Lexicon oder Encyclopädie alles Wiſſenswerthen für Bühnenkünſtler, Dilettanten und Theaterfreunde ꝛc., herausgegeben von R. Blum, K. Herloßſohn, H. Marggraff.
Nur daß auch hier, wo es wiſſenſchaftliche Zwecke gilt (welche übrigens auch gar nicht in der Abſicht des Unternehmens lagen), die höchſte Vorſicht zu empfehlen iſt. —

Weitere ſpecielle Nachweiſungen ſiehe bei Hoffmann von Fallersleben, deutſche Philologie, p. 120. 121., vgl. 91. 92.

Die Kenntniß und Benutzung ſchließlich der größeren allgemeinen Geſchichten der deutſchen Literatur, wie von Gervinus, Koberſtein ꝛc. wird, als ſich von ſelbſt verſtehend, vorausgeſetzt.

Zu pag. 14. Dafür liefern die gehäuften Verbote, die Acht- und Bannformeln ꝛc. Das älteſte bekannte Verbot iſt bereits unter Karl dem Großen erlaſſen worden; es wird darin den „Scenici“ der Gebrauch geiſtlicher Kleidung oder überhaupt irgend welcher kirchlichen Anzeichen „bei Leibesſtrafe und Verbannung“ unterſagt. S. Flögel IV., p. 281. Ferner im J. 1210 verbot Papſt Gregor der Geiſtlichen, an Schauſpielen in der Kirche, ſowie überhaupt an Vermummungen und ähnlichen Luſtbarkeiten Theil zu nehmen: ein Verbot, das ſchon wenige Jahre darauf (1227) von der Kirchenverſammlung zu Trier erneuert werden mußte. Daſſelbe geſchah gegen Ende des Jahrhunderts (1293) durch die Synode zu Utrecht. Auch noch im vierzehnten Jahrhundert (1316 und 1326) wurden ähnliche Verbote durch den Biſchof von Worms, ſowie den Erzbiſchof von Gneſen erlaſſen. Siehe die Zuſammenſtellung bei Hoffmann, Fundgruben, II., 242. 243. — Ueber die Abneigung der älteſten Chriſten, namentlich der Kirchenväter, gegen das Theater im Allgemeinen ſiehe die Citate bei Schack, Geſchichte der dramat. Literatur und Kunſt in Spanien, Berl. 1845, I., p. 16.

Zu pag. 17. Die bekannte Nonne Roswitha von Gandersheim. Roswitha, aus einer vornehmen ſächſiſchen Familie entſproſſen, Nonne im Kloſter zu Gandersheim in Sachſen (ſie ſelbſt, in der Vorrede zu ihren Komödien, nennt ſich „die ſtarke Stimme von Gandersheim“), lebte um das Jahr 980; ihre Komödien oder beſſer Geſprächsſpiele, da ſie, wiewohl Terenz ihrer eigenen Verſicherung nach, dabei zum Muſter gedient, doch in Wahrheit nichts Dramatiſches enthalten, ſechs an der Zahl, ſind in lateiniſcher Sprache, in Proſa geſchrieben. Die Titel lauten: Gallicanus, Dulcidius, Callimachus, Abraham, Paffnucius, Fides et Spes. Einen kurzen Auszug des Inhalts hat Gottſched, Noth. Vorr. I. 5—9 gegeben; es ſind ſämmtlich Bekehrungs- und Märtyrergeſchichten, wobei (wie das wohl öfter geſchieht) die Böſewichter bei Weitem charakteriſtiſcher, mit einer, für eine fromme Kloſterjungfrau allerdings überraſchenden Lebhaftigkeit der Farben geſchildert ſind. Dieſe Komödien wurden zuerſt gegen Ende des XV. Jahrhunderts von Conrad Celtes wieder aufgefunden und bald darauf (Nürnberg 1501) herausgegeben; eine zweite, mannigfach erläuterte Ausgabe wurde von H. L. Schurzfleiſch, Nürnberg 1707, beſorgt. — Vgl. in Kürze Gottſched, Noth. Vorr. I, 4—10 und II, 6—34, wo unter Anderm zwei Akte des Gallicanus in deutſcher Ueberſetzung mitgetheilt ſind. Ferner Schroeckh, Abbildung und Lebensbeſchreibung berühmter Gelehrten, Bd. I, Samml. 3, p. 211—250. Auch erſchien bereits 1759 eine beſondere Monographie über ſie: Geſchichte der Roswitha ꝛc.

Dresden, 1759. In neueſter Zeit hat Raupach im Wiſſenſchaftlichen Verein zu Berlin einen Vortrag über ſie gehalten, der jedoch, ſo viel mir bekannt, bisher noch nicht im Druck erſchienen iſt. — Nachſtehende Stelle aus dem Gallicanus, der Gottſched'ſchen Ueberſetzung deſſelben (II, 20—37) entlehnt, mag den Leſern zur Probe dienen. Gallicanus, Kaiſer Conſtantins Feldherr und einziger Beiſtand gegen die Scythen, welche das Reich bedrohen, hat die Hand der Conſtantia, der Tochter des Kaiſers, zur Bedingung eben dieſes Beiſtandes gemacht. Es folgt nun die Unterredung zwiſchen dem Kaiſer und ſeiner Tochter.

Conſtantia. Der Kaiſer kommt trauriger, als gewöhnlich zu mir. Ich bin voller Verwunderung, was der Kaiſer bei mir wolle.

Kaiſer. Komm her, liebe Tochter Conſtantia, ich will dir etwas eröffnen.

Conſtantia. Hier bin ich, gnädigſter Herr, befiehl, was dir beliebt.

Kaiſer. Ich bin ſehr bekümmert und herzlich betrübt.

Conſtantia. Sobald ich dich ankommen ſah, bemerkte ich deine Traurigkeit, und ob ich gleich die Urſache nicht wußte, ſo ward ich doch unruhig und beſorgte etwas.

Kaiſer. Ich bin deinetwegen bekümmert.

Conſtantia. Meinetwegen?!

Kaiſer. Blos deinetwegen.

Conſtantia. Ich erſchrecke! Was iſt es, gnädigſter Herr?

Kaiſer. Ich ſcheue mich, es dir zu ſagen, damit du nicht betrübt werdeſt.

Conſtantia. Ich werde alſo noch trauriger, daſern du mir es nicht entdeckeſt.

Kaiſer. Der Feldherr Gallicanus, dem ſeine öfteren Triumphe den oberſten Rang unter den Fürſten erworben haben und deſſen Dienſte ich oft zur Vertheidigung des Vaterlandes nöthig habe — —

Conſtantia. Was will der?

Kaiſer. Er will dich zu ſeiner Gemahlin haben.

Conſtantia. Mich?

Kaiſer. Freilich dich.

Conſtantia. Ich will viel lieber ſterben.

Kaiſer. Das habe ich wohl vorher geſehen.

Conſtantia. Es wundert mich nicht, weil ich mit deinem Vorwiſſen und deiner Erlaubniß Gott ein Gelübde ewiger Jungfrauſchaft gethan habe.

Kaiſer. Ich erinnere mich.

Conſtantia. Ich werde alſo durch keine Martern gezwungen werden können, ſondern meinen geleiſteten Eid unverbrüchlich halten.

Kaiſer. Es iſt billig. Aber das bekümmert mich eben! denn ſoll ich dich, wie ein Vater, bei deinem Vorhaben beharren laſſen, ſo werde ich im gemeinen Weſen einen großen Schaden leiden. Wenn ich aber, da Gott für ſei! dir widerſtrebe, ſo werde ich den ewigen Strafen unterworfen ſein.

Conſtantia. Und wenn ich an Gottes Hilfe verzweifeln wollte, ſo würde ich, vor allen andern, in den größten Kummer gerathen.

Kaiſer. Wie aber?

Conſtantia. Allein jetzo habe ich keine Urſache zum Trauern, da ich von deiner Gottesfurcht verſichert bin.

Kaiſer. Wie wohl redeſt du, meine liebe Conſtantia!

Conſtantia. Wollteſt du aber meinem Rathe folgen, ſo wollte ich dir zeigen, wie du beiderlei Schaden vermeiden könneſt.

Kaiſer. O wollte Gott, daß das möglich wäre!

Conſtantia. Stelle dich, daß du, nach glücklich vollbrachtem Feldzuge, ſeinen Wunſch erfüllen wolleſt: und damit er glaube, daß mein Wille mit einſtimme, ſo berede ihn, daß er unterdeſſen ſeine beiden Töchter, die Attica und Aſtenia, zur Befeſtigung der Liebe, bei mir bleiben, hingegen meine beiden Kammerjunker, den Johannes und Paulus, mit ſich reiſen laſſe.

Kaiſer. Was ſoll ich aber thun, wenn er nun als Sieger wiederkommt?

Conſtantia. Ich halte dafür, man müſſe den Allmächtigen herzlich anrufen, daß er ihm indeſſen den Sinn ändere und ihn von dieſem Vorhaben abwende.

Kaiſer. O liebſte Tochter, wie ſehr haſt du durch die Süßigkeit deiner Unterredung die Bitterkeit deines traurigen Vaters verſüßet: ſo daß ich hinfort keine Bekümmerniß darüber haben werde.

Conſtantia. Dieſelbe iſt auch gar nicht nöthig.

Kaiſer. Ich will dieſelbe, ſowohl als den Gallicanus, mit einem fröhlichen Verſprechen berücken.

Conſtantia. Gehe alſo glücklich, liebſter Vater.

Im weiteren Verlauf wird nun dargeſtellt, wie die Liſt der Conſtantia glücklich gelingt: Gallicanus wird durch die ihm mitgegebenen Begleiter in der That zum Chriſtenthum bekehrt, worauf er ſeinen Anſprüchen auf die Hand der Conſtantia entſagt. — So weit die beiden erſten Akte; der Reſt des Stückes, das Martyrium des Gallicanus unter Julianus dem Apoſtaten darſtellend, ſteht mit dieſer Einleitung nur in ſehr loſer, willkürlicher Verbindung. —

Schließlich, um auch eine Probe ihres lateiniſchen Styls zu geben, möge noch folgende Stelle aus dem Abraham (zu gleichem Behufe auch bereits von Freytag de initiis, p. 42. 43. mitgetheilt) hier eine Stelle finden. Abraham, ein frommer Einſiedler, den unzüchtigen Lebenswandel ſeiner Nichte Maria beklagend, erzählt folgenden Traum:

Abr. Putabam me ante fores cellulae stetisse et ecce, draco mirae magnitudinis nimiique foetoris rapido impetu adveniens, candidulam secus me columbam reperiens cepit, devoravit subitoque non comparuit.

Effram. Evidens visio.

Abr. Tertia demum nocte cum lassa sopori membra dedissem, putabam eundem draconem meis vestigiis disruptum volutasse ipsamque columbam absque laesione emicuisse.

Effram. Laetificor auditu nec ambigo, quin tua quandoque ad te revertatur Maria.

Abr. Postquam evigilans hujus solamine visionis temperabam tristitiam prioris, mentem recepi ut reminiscerer alumnae. Illud quoque sine tristitia memini, quod ipsam in duorum intervallum dierum divinae innitentem laudi solito non sensi.

Effram. Sero meministi.

Abr. Fateor. Accessi, manu fenestram pulsavi, filiam saepius nominando vocavi.

Effram. Ah, frustra vocasti.

Abr. Hoc adhuc non sensi, sed eam negligenter in vicinis agere rogavi. Sed nec levis tantum responsi recepi.

Ueber die Wettgeſänge oder Dichterkämpfe, welche, in Veranlaſſung ihrer dialogiſchen Form, gemeiniglich, zuſammen mit den Stücken der Roswitha, aber mit noch größerem Unrecht als dieſe, als die Anfänge unſrer dramatiſchen Poeſie aufgeführt werden, vornämlich der Krieg auf der Wartburg, vgl. von der Hagens Grundriß, p. 521. J. Grimm über d. altdeutſchen Meiſtergeſang p. 77, ſowie die vortreffliche Monographie von Koberſtein: Ueber das wahrſcheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburger Kriege. Naumburg, 1824. — Vgl. in Kürze eben deſſelben Grundriß I, 161. der 4. Aufl.

Zu pag. 17 die Myſterien betreffend. Bei Weitem das Gründlichſte und Wichtigſte, was bisher über Myſterien in Deutſchland geſchrieben worden, iſt in Mone's neueſter Sammlung (Schauſp. des Mittelalters. Bd. I. 1846) enthalten. Die ſchon früher Theils vermuthete, Theils behauptete nächſte Beziehung der Myſterien zu den gottesdienſtlichen Feierlichkeiten findet ſich hier aufs Glücklichſte wie Gründlichſte nachgewieſen. Nachfolgende Sätze, dem Mone'ſchen Buche entlehnt, werden die Sache in Kürze deutlich machen.

„Das Schauſpiel des Mittelalters ruht auf religiöſem Grunde, es iſt urſprünglich ein geiſtliches Schauſpiel und zwar ein geſchichtliches, kein allegoriſches (a. a. O. p. 3.). Die Aufführung dieſer Schauſpiele war an beſtimmte Feſttage des Jahres gebunden, denn ſowohl das Leben Chriſti wird alljährlich in beſondern Feſten zur Erinnerung gleichſam wiederholt, als auch haben die Heiligen ihre Feiertage. Schauſpiele, die Chriſtus oder die Heiligen betrafen, knüpften ſich daher an ihre Feſte. Man findet deshalb den gottesdienſtlichen oder kirchlichen Text der Feſttage in den Schauſpielen ganz oder theilweiſe wieder, und um dieſe richtig zu verſtehen und ihr Verhältniß zum Gottesdienſte zu begreifen, muß man ſie mit den Kirchentexten vergleichen." (p. 3. 4.) Das altdeutſche Schauſpiel mußte ſich an die Ordnung der Kirchenfeſte halten, mithin auch an die Geſchichte, welche zu dem Feſte gehört. (p. 133.) Die Kirchenfeſte, welche beſonders das Leben Jeſu betreffen, fallen von Weihnacht bis Chriſti Himmelfahrt, und für alle hat man noch religiöſe Schauſpiele*). Sie bilden einen eigenen, und zwar den hauptſächlichſten Kreis des alten Drama's. Daneben beſteht der Kreis der Marienſchauſpiele, theils in ſelbſtändigen Stücken, wie Mariä Himmelfahrt und einige Marienklagen, theils mit den Schauſpielen des erſten Kreiſes verbunden. Ein dritter Kreis enthält gemiſchte Schauſpiele d. h. er bezieht ſich nicht auf eine Perſon allein, ſondern entweder auf einzelne Heilige, z. B. das Spiel von der h. Dorothea, oder auf andre Kirchenfeſte, z. B. den Fronleichnamstag, oder auf ſonntägliche Evangelien.“ (p. 251.)

---

*) Dergleichen Feſte waren alle namentlich: 1) Weihnachten. Dieſes war ein Drama, in welchem der Prieſter den Geſang der Engel anſtimmte und das Volk im Namen der Hirten antwortete, bereits zu Ende des vierten Jahrhunderts in den meiſten Kirchen bekannt. 2) Das Gedächtnißtag der unſchuldigen Kinder. [illegible] und dramatiſch [illegible]. Es werden darin die Mütter der ermordeten Kinder redend eingeführt, [illegible] jammern, [illegible] Thema. 3) Das Dreykönigsfeſt. [illegible] Herodes den Großen (p. 178.) ein [illegible] Maria und den Magiern [illegible] beſtimmt war, an dieſem Tage in der Kirche [illegible] (p. 137. 138.) 4) Das Palmfeſt. [illegible] im Orient, mit [illegible] von dem [illegible] in Jeruſalem [illegible] (p. 193.) der [illegible] 5) Charfreitag, heiliger Sabbath, Oſtern. Auch hierin giebt es eine Charfreitags-Predigt [illegible] welche [illegible] dramatiſcher Manier gehalten iſt [illegible] Drama genannt werden [illegible] dem [illegible] Myſterium [illegible] das Aufführungs[illegible] I, 13—25, nach [illegible] Anzeiger 1837 [illegible]

Ueber die Sprache der Myſterien und den allmäligen Uebergang derſelben vom Lateiniſchen zum Deutſchen ſind beſonders folgende Stellen zu beachten: „Urſprünglich war das Schauſpiel lateiniſch und zwar im Kirchenſtyl —, ſeit dem zwölften Jahrhundert wurde dieſe einfache Abfaſſung ausgeſchmückt durch ſtrophiſche lateiniſche Geſänge, dieſe gaben den nächſten Anlaß eine teutſche Ueberſetzung derſelben beizufügen, daher kommt die teutſche Sprache in den älteſten Stücken gleichſam nur aushülfsweiſe vor, und zwar nur als Ueberſetzung jener ſtrophiſchen Lieder, die nicht urſprünglich zum Kirchentext gehörten. Hiemit war der Anfang gemacht, die alten Texte allmälig ganz zu überſetzen. Dies geſchah um ſo ſchneller, je weitläufiger und ausführlicher das lateiniſche Schauſpiel wurde und je mehr Laien es zu ſeiner Darſtellung nöthig hatte. In dem geiſtlichen Schauſpiel ging alſo die lateiniſche Kirche und das teutſche Volk neben einander; im dreizehnten Jahrhundert hatte dieſes noch wenig Antheil, im vierzehnten aber war die Kirche nur noch Begleiterin des teutſchen Textes, im fünfzehnten zog ſie ſich ganz zurück und das Schauſpiel wurde weltlich. — Es ging mit dem Schauſpiele, wie mit der Predigt, anfänglich war dieſe lateiniſch, nachher teutſch, jedoch ſo, daß alle Schriftworte zuerſt lateiniſch vorgetragen und dann auf teutſch geſagt wurden, welche Sitte bis an das Ende des Mittelalters blieb.“ (Mone, a. a. O. 54. 55.)

Das älteſte der bis jetzt veröffentlichten Myſterien (von einigen vielleicht ebenſo alten, vielleicht noch älteren, die aber bis jetzt theils nur handſchriftlich exiſtiren, theils ſogar in neuerer Zeit verloren gegangen ſind, ſ. Hoffmann, Fundgr II, 241) iſt das Spiel von „Chriſti Leiden“ aus dem XIII. Jahrhundert, bei Hoffmann, Fundgruben II, 245—258; vgl. jedoch Mone, p. 53. Nicht viel jünger und überdies dadurch merkwürdig, daß es das älteſte bekannte Myſterium, welches ganz in teutſcher Sprache abgefaßt, iſt die „Marienklage,“ eben daſelbſt p. 259—284; einen, wie es ſcheint, noch ältern und urſprünglicheren Text deſſelben Stückes theilt Mone p. 31 fgg. mit. — Ferner enthält die Hoffmann'ſche Sammlung noch ein „Spiel von der heil. Dorothea“ (p. 285—296) und ein „Oſterſpiel“ (p. 297—336).

Sodann die mehrfach erwähnte Mone'ſche enthält von hieher Gehörigem, außer der bereits angeführten Marienklage, ein ſehr umfangreiches „Leben Jeſu,“ in 1340 Verſen (p. 72—128), eine Kindheit Jeſu in 1086 Verſen (p. 143—191), verſchiedene Marienklagen, dieſe jedoch nur in Fragmenten (p. 199 fgg.), eine Chriſti Himmelfahrt (p. 254—264), endlich ein Spiel vom jüngſten Tage, aus dem XV. Jahrhundert (p. 273—304).

Zieht man hiezu noch die drei Stücke in der ältern Mone'ſchen Sammlung (Altteutſche Schauſp. 1841), nämlich Mariä Himmelfahrt (p. 21), Chriſti Auferſtehung (p. 109), Fronleichnam (p. 145), ferner die Mittheilung bei

---

Eine genaue Beſchreibung der älteſten kirchlichen Paſſionsgewande, durch bildliche Darſtellung erläutert, ſ. bei Mone, a. a. O. p. 7 fgg.

Schlager, Wien. Skizz. II, 16—21, ſowie das Scenarium bei Fichard, Frankf. Archiv III, 137—158, ſo möchte man den Umkreis deſſen, was von deutſchen Myſterien bisher veröffentlicht iſt, ſo ziemlich überſehen. Vgl. die namentliche Aufzählung bei Freytag, p. 61 fgg.

Ich will nun, der unmittelbaren Anſchauung wegen, einige Bruchſtücke aus den Myſterien ſelbſt mittheilen: und zwar zunächſt eine Stelle aus dem „Leiden Chriſti“ bei Hoffmann, 245: eine Stelle, die überdies intereſſant iſt, weil ſie dasjenige, was oben aus dem Mone'ſchen Buche über die allmälige Einſchiebungen erſt lateiniſcher, dann auch deutſcher Lieder angeführt ward, auf eine ſchlagende Weiſe beſtätigt und erläutert. — Nachdem die Heilung des Blinden, das Begegniß mit Zachäus auf dem Maulbeerbaum u. A. ſchriftgemäß in lateiniſcher Sprache recitirt iſt, folgt die Geſchichte der Maria Magdalena (a. a. O. p. 246):

Maria Magdalena cantet:

Mundi delectatio
dulcis est et grata,
cujus conversatio
suavis et ornata.
Mundi sunt deliciae,
quibus aestuare
volo nec lasciviam
ejus evitare.
Pro mundano gaudio
vitam terminabo,
Nil curans de ceteris
corpus procurabo,
variis coloribus
illud perornabo.

Modo vadat Maria cum puellis ad mercatorem cantando:

Mihi confer venditor
species emendas
pro multa pecunia
tibi jam reddenda,
Si quid habes insuper
odoramentorum,
nam volo perungere
corpus hoc decorum.

Mercator cantet:

Ecce merces optimae,
prospice odorum,
hae tibi conveniunt
ad vultus decorem.
Hae sunt odoriferae,
quas si comprobaris,
corporis flagrantiam
omnem superabis.

Maria Magdalena:

Krâmer gip die varwe mir
die min wengel roete,
dâ mit ich die jungen man
ân ir danc der liebe noete.
Seht mich an,
junge man,
lât mich eu gevallen.

Minnet tugentliche man
minnecliche vrouwen.
Minne tuot euch hôch gemuot
unde lât euch in hôhen êren schouwen.

Seht mich an,
junge man,
lât mich eu gevallen.

Wol dir wert daz dû bist
alsô vreudenriche,
ich wil dir sin undertân
durch din liebe immer sicherliche.
Seht mich an,
junge man,
lât mich eu gevallen.

Postea vadat dormitum et Angelus cantet:

O Maria Magdalena, nova tibi nuntio.
Simonis hospitio hic sedens convivatur

Jesus ille Nazarenus gratia, virtute plenus,
Qui relaxat peccata populi
Hunc turbae confitentur salvatorem seculi.

Recedat Angelus et surgat Maria cantando:

Mundi delectatio
sqq

Tunc accedat amator quem Maria salutat et quum parum loquuntur cantet Maria ad puellas:

Wol dan minneclichen kint,
Schouwe wir krâme,
koufe wir die varwe da,

die uns machen schoene unde wol
getâne.
Er muoz sin sorgenvri
der dâ minnet mir den lip.

Iterum cantet:

Krâmer gip die varwe mir
sqq.

Mercator respondeat:

Ich gib eu varwe deu ist guot
dar zuo lobeliche
deu euch machet recht schone
unt dar zuo recht wunnecliche.

Nemt si hin,
habt ir si,
ir ist niht geliche.

Accepto unguento vadat dormitum. Angelus veniat cantando:

O Maria Magdalena
sqq.

et iterum evanescat. Tunc surgat Maria et cantet:

Mundi delectatio
sqq.

Et iterum postea obdormiat et Angelus veniat cantando ut supra et iterum evanescat. Maria Magdalena cantet:

Heu vita praeterita,
vita plena malis,
fluxus turpitudinis,
fons exitialis!

Heu quid agam misera
plena peccatorum,
quae polluta polleo
soror vitiorum.

Angelus dicat sibi:

Dico tibi, gaudium est angelis Dei supra una peccatrice poenitentiam agente.

Maria.

Hinc ornatus seculi,
vestium candores!
protinus a me fugite,
turpes amatores!

Ut quid nasci volui?
quae sum deploranda
et ab omni genere
criminum notanda!

Sie legt nun Trauerkleider an und kauft köſtliches Salböl, mit dem ſie ſich zum Heiland begiebt; ſie ſingt, unter Thränen:

Ibo nunc ad medicum
turpiter aegrota,
medicinam postulans.
Lacrimarum vota
huic restat ut offeram
et cordis plangores,
qui cunctos ut audio
sanat peccatores.

Jêsus trôst der sêle mîn,
Lâ mich dir enpfolhen sîn
Unde loese mich von der missetât
Da mich den werlt zuo hât brâht.

Ich kume niht von den vüezen dîn,
Dû erloesest mich von den sünden mîn
Unde von der grôzen missetât
Da mich den werlt zuo hât brâht.

Es folgen darauf, genau nach dem Evangelium, die Einreden der Phariſäer, der Jünger, das Gleichniß von den Schuldnern, bis zu den verſöhnenden Worten Chriſti:

Jesus cantat ad Mariam:

Mulier remittantur tibi peccata, fides tua salvam te fecit, vade in pace.

Tunc Maria surgat et vadat lamentando cantans:

Awê awê daz ich ie wart geborn!
Hân ich verdient gotes zorn
Der mir hât geben sêle unde lîp,
Awê ich vil unsaelic wîp!

Awê awê daz ich ie wart geborn,
Swenne mich erwecket gotes zorn.
Wol uf ir güten man unde wip,
Got wil rihten sêle unde lip.

*

Zur Vergleichung folgt hier eine noch zweite, jüngere, ins XIV. Jahrhundert gehörige Bearbeitung deſſelben Stoffes, aus dem Leben Jeſu bei Mone, p. 19 sqq. Unmittelbar voraus geht die Verſuchung des Heilands durch den Teufel; dann unmittelbar (p. 79) folgt auch hier die Geſchichte der Maria Magdalena:

Tunc Maria Magdalena una cum puella et II juvenibus curizet) dicens:*

Ich bin ein ledig junges wip
unt tragen einen ſtolzen lip,
ich wil mit freuden vrolich ſin,

zu danzen ſtat daz gemude min.
wene freude iſt ſwere,
daz iſt mir gar unmere.

*Tunc dicat ad eam Marta**):*

Maria liebe ſweſter min,
geſteme den wilden mude din,
gedenke, daz uns got hat gegeben
in dirre welt ein krankes leben,

in dem wir gedienen ſollen
gotes riche, ob wir ez wollen;
dar umme wende dinen mut,
daz iſt dir an der ſelen gut.

Respondet Maria:

Sweſter ſwig, la mich geboren,
du mach wol ſin ein alte doren,
du dedeſt ez auch, wereſtu als ich,

nu biſt du gar unminneclich,
daz muſtu ez ungerne,
wan nieman wil bi***) dir degel han.

---

*) d. h. chorizet.

**) Die alte hier die Rolle des Warners ſpielt, die in dem vorigen Stücke einem Engel zugetheilt war: auch, wenn wir nicht irren, ein Zug, der auf ein jüngeres Alter dieſes Stückes ſchließen läßt. Auch die Verwechslung der Marien (Martha, Schweſter der Maria von Bethanien, zur Schweſter der Maria Magdalena gemacht) iſt beachtenswerth. — Wer übrigens, der die ältere Form der Fauſtſage kennt, wird ſich durch dieſe dreimalige Warnung der in Weltluſt und Üppigkeit verſunkenen Magdalene nicht lebhaft erinnert fühlen an jene gleichfalls dreimalige Warnung des Fauſt, in der Nacht, da ſein Pact mit dem Teufel abläuft? Siehe die kürzlich erſchienene Simrock'ſche Ausgabe des alten Puppenſpiels vom Fauſt, von der noch ſpäter die Rede ſein wird. Dergleichen kleine und in ihrer Wirkung doch ſo gewaltige Züge (das Beiſpiel iſt ohne Zweifel in dem dreimaligen Hahnenruf in der Geſchichte des Petrus zu ſuchen) werden leicht typiſch und erben durch Jahrhunderte fort. —

***) bis zur [illegible] an und geht über den [illegible] bis in das

Es wird darauf das Begegniß Chriſti mit Petrus und Andreas eingeſchoben:

Tunc veniat Maria Magdalena secundo, dicat tripudians:

Wie ſtolz iſt nu min muot,
mich dunket der werlete vreide guot,
wir ſollen ſpringen und danzen
und auch mit den knappen tanzen.
der uns nit gern ſehe vro,
der mueze verbornen als ein ſtro.

Tunc dicat Marta:

Uwe Maria, wie iſt mir ſo leit,
daz dich die dorheit ſo verleit;
der divel git ſolichen rat,
der diner ſelen ubel ſtat.

Respondet Maria:

Marta liebe ſweſter,
daz dede du mir auch geſtern,
ich weiz wol, daz iſt din groſtes leit,
daz du nit ſalt weſen gemeit
als ich; nu biſtu gris und alt,
der lip iſt dir von alter kalt,
nu gang, ſpin dinen rocken,
daz dich der divel zocke.

Es folgt hierauf die Geſchichte mit der Ehebrecherin, worauf Magdalena zum drittenmale getanzt kommt:

Tunc tertio Maria Magdalena tripudians dicat:

Wir ſollen aber vorbaz me
bit freuden leben reht als e,
unt kumet des ſuzen megen zit,
die mangen herzen vreude git.

Respondet Marta:

Maria, dis ſchimpes iſt zu vil,
uns allen nahet des dodes zil,
von dem niemand gewenken mac,
dar nah kumpt der jungeſte dag,
der danne bit freiden wil erſtan,
der ſolte ſich dorheit irlan.

Respondet Maria:

Wer ie wil lange walten,
der wirt von gode geſchalten;
awe der leiden mere,
die ſint mir alzu ſwere!
e ich verlere minen got,
ich liez e aller der werlute ſpot.
nu gib mir ſweſter dinen rat,
wie gebuzue ich mine miſſedat.

Respondet Marta:

Maria ſweſter, kere
zu Jheſu dem viel heren,
der iſt ſo milde und ouch ſo guot,
daz er dir troſtet wol den muot.

Nachdem darauf die Geſchichte Simons des Ausſätzigen eingeſchoben und Jeſus bei ihm zu Tiſche gegangen iſt, kommt Marta, ihrer Schweſter zu ſagen:

Sweſter, iſt dir dine ſunde leit
ſo ſalt du balde ſin bereit,
wan ich han wol vernommen,
daz Jheſus in diſe ſtat iſt kommen,
der kan dir geben guten rat
ume dine groze miſſedat.
nu ile balde zu ime hin,
daz wirt vorwar din gewin.

Dicat Maria Jhesu:

Jheſu vil liber herre min,
ich bin eine groze ſunderin,
ich han geſundet al zu vil
uber alle rehte maze zil;

Moſelthal und weiter hinab" (Mone p. 7[illegible]), wo wir, nach der niederländiſchen Grenze zu (ſ. ebendaſ.), daher auch den Entſtehungsort dieſer Stücke zu ſuchen haben: eine Herkunft, für die, wenn unſer Gefühl uns darin nicht täuſcht, auch übrigens die platt realiſtiſche, vielleicht derbe Auffaſſung des ganzen Stückes, verglichen mit dem vorigen, zu ſprechen ſcheint.

daz iſt mir innecliche leit,
erzeuge mir din barmherzekeit,
oder ich bin immer me verlorn,
owe daz ich ie wart geborn!
ich han grozer ſunden vil getan,
owe hete ich ſie verlan,
ſo wer mir vil deſte baz.
Ach Jheſu aller Dogende ein vaz,
du mir dine helfe ſchin
und ſchteige mir mines herzens pin,
ſo wil ich immer ſunde lan
und wil in diner lere beſtan.

Hic cantet angelus ter: silete. Tunc Jhesus cantet versum: dimissa sunt, et dicat:

Alle dine ſunde ſint dir vergeben,
bezzer verbaz din leben;
wan dine minne iſt alſo groz,
daz ich noch nie vant dir genoz.

Darauf Salbung Jeſu, Murren und Zurechtweiſen Judas Iſchariothe, Abſchied Jeſu von der Magdalena:

Maria du ſalt han auch minen ſein
und gang in din hus wider hein.

Respondet Maria.

Der unverſcheiden drivaldekeit
ſi immer gnade und ere geſeit.

worauf das Stück, immer ſtreng nach Maßgabe des Evangeliums, zu anderen Ereigniſſen übergeht. — Ueber die ſymboliſche Beziehung und Gegeneinanderordnung der mehrfach bezeichneten Einſchiebſel und Zwiſchenhandlungen ſ. Mone, a. a. O. p. 52.

Schließlich noch eine Probe aus der Auferſtehung Chriſti (Mone, Altt. Schauſp. 107.) Chriſtus iſt erſtanden, die Thore der Hölle ſind geſprengt, die Altvater Adam und Eva, als von denen alle Sünde herſtammt, befreit; da, wie ſie in den Himmel eintreten wollen, kommt eine arme Seele (*anima infelix*) gelaufen, möchte auch gern mit hinein: aber der Teufel packt ſie und ſpricht (p. 117):

Neyn, neyn, du buſer wicht,
du kumeſt mit von hynnen nicht.

Anima dicit.

Awe, awe, awe,
mir thun dy teufel alze we,
Jheſus lieber Here,
ſchal ich nicht mit dir von hinnen kere?

Item anima dicit:

Gnade Herre, Lucifer,
ich waz eyn armer becker,
wen der teyk waz czu gruz,
ich brach davon einen kloz
und warf en in dy ſligen,
daz muz ich in dy helle gedyge.

Inzwiſchen entwiſcht ſie glücklich; worauf Lucifer dem Satanas, ſeinem Untergebenen, Auftrag ertheilt, „kein Avian" (gen Avignon, wo damals, zur Zeit der großen Kirchenſpaltung, der verrufene Sitz der Gegenpäpſte war) zu laufen, „babeſt und Cardinal" und überhaupt alle Sünder, groß und klein, vornehm und gering, heranzuſchleppen. Satan gehorcht, bringt einen Haufen Seelen geſchleppt, die erſte ſpricht:

Prima anima dicit.

Gnade, liber Lucifer,
ich waz eyn armer ſchuſter,
ich ſatzte den luten boſe ſolen an,
dar an hab ich nicht recht getan,
und ſwer ſy wann ſwer alze gut,
dez muz ich in der helle glut

Secunda anima dicit:

Ich waz eyn armer kappelan,
daz waz nicht wol an getan,
wen ich hürte der glocken klang,
ſo hatte ich wunderlich gedang,
mit czwen ſchonen wiben
muſt ich dy czit vortriben,
wen mir dy eyne entran,
ſo greif ich dy andern an.

Tertia anima dicit:

Gnade, here Lucifer,
ich waz eyn armer byrſchencker,
ich gab eyn maz, daz waz czu cleyne,
dar umm muz ich ymmer weine.

Quarta anima dicit:

Gnade, here Lucifer,
ich waz eyn armer fleyſchawer,
ich wandirte an dy lant,
da ich eyne vynnechte ſwe vant,
ich nam ſy uff mynen rucke,
ich trug ſy in dy fleißer hutte,
ich ſwer uff dy trwe myn,
ez wer eyn reynes burgelin*).

Quinta anima:

Gnade, here Lucifer,
ich waz ein armer ſchroter,
ich ſtal dy ſchroten
dy grünen und dy roten,
dy . . . und dy wißen,
daz muß ich dy helle beſchißen

Sexta anima dicit:

Gnade, here Lucifer,
ich waz eyn helſer**)
ich helſte dy mayt um eyn lot,
dy frawen um eyn brot.

Lucifer dicit:

Sathan, lyber geſelle,
den brynge nicht in dy helle,
ſent her in dy helle myn,
wir muſten alle lebes kinder ſyn.

Tunc Sathan animas ducat ad infernum. Lucifer dicit:

Awe, awe hoffart,
daz dyn ye erdacht wart,
ich waz eyn engel klar
und luchte ubir aller engel ſchar,
ich hatte mich daz vermeßen,
daz ich welde hochir han geſeßen,
wan der ware got,
der da iſt der hoſte ratz
darzu brachte mich myn hoffart,
daz ich ernyder geſtoßen wart
vil tyff in dy helln
ich und alle myn geſellen,
wy dem, der tribet hoffart,
iz wert em alles czu der ſele geſpart,
euch mußen ſy liden gruße not,
we dem, der da hoffart tut.

ꝛc. ꝛc.

Zu pag. 17: Eine künſtlich erbaute Bühne ꝛc. Vgl. Schack, Geſch. d. dram. Lit. in Spanien I, 53 fgg: „Das Perſonal und der Apparat, die zu dieſen Stücken erfordert wurden, müſſen ungeheuer geweſen ſein. Die Einrichtung des Theaters wird folgender Maßen geſchildert, und man kann annehmen, daß dieſe Schilderung uns im Weſentlichen nicht bloß den Zuſtand der franzöſiſchen, ſondern auch den der übrigen Bühnen im damaligen Europa zeigt: für England und Deutſchland wenigſtens wird dies durch ausdrückliche Zeugniſſe be-

---

*) burgelin für bergelin, kleines Schwein, Ferkchen; vynnichte ſwe = [illegible], kranke Sau.
**) helſen = koſen, buhlen; Helſer, Buhler.

ſtätigt. — Der Schauplatz zerfiel in drei Theile. Oben nach hinten zu ſtand ein hohes **Gerüſt**, den Himmel und das Paradies vorſtellend; auf ihm befanden ſich der Sitz Gottes und der Thron der heiligen Dreieinigkeit, von Engeln und Heiligen umgeben. Unterhalb dieſes Gerüſtes lagen die Erde und das Purgatorium; ganz unten aber die Hölle, in Geſtalt eines Drachens, durch deſſen Rachen die Teufel emporſtiegen und hinabfuhren. Zur Seite war eine Niſche mit Vorhängen, wo, wie man annahm, alles das vorging, was nicht vor die Zuſchauer gebracht werden konnte; zugleich ſtanden auf der Bühne ſelbſt Bänke, auf die ſich die Schauſpieler nach Beendigung ihrer Scenen niederließen*). Die Sitze der Zuſchauer waren reihenweiſe hinter einander erhöht und wie die Bühne nach religiöſen Ueberlieferungen benannt; die höchſten hießen das Paradies. Um Decorationen und Maſchinerie der Bühne ſo glänzend wie möglich auszuſtatten, ſcheute man weder Mühe noch Koſten. Wenn die Darſtellung im Freien ſtatt fand, ſcheint man ſich eines beweglichen, auf Räder geſtellten Brettergerüſtes bedient zu haben." — Vgl. Mone a. a. O. 268, nebſt dem ganzen Spiel vom jüngſten Tage, das durch zahlreiche unzweideutige Angaben auch in ſceniſcher Hinſicht von Wichtigkeit iſt, ſowie namentlich das ſchon früher erwähnte Scenarium bei Fichard.

Das zahlreiche Perſonal ſowie die lange Dauer der Myſterien betreffend, vgl. Mone, Altt. Schauſp. Einl. p. 16; Hoffmann, Fundgr. II, 241; Fichard III, 152; Vulpius Curioſit. Bd. IV, St. 2, p. 98. Zu Frankfurt am Main z. B. ließ der Rector [illegible] Presbyter im J. 1467 eine Tragödie von der Paſſion Chriſti aufführen, in welcher zweihundert Perſonen ſpielten. Ebendaſelbſt gab im nachfolgenden Jahre ein anderer Rector, Bach mit Namen, ein Jüngſtes Gericht mit gleichfalls zweihundert Perſonen, ſowie 1498 eine Paſſion des Heilands mit 265 Perſonen, welche acht Tage währte.

Zu pag. 17: es wird ein Scherz, ein kräftiger Witz, ein luſtiges Zwiſchenſpiel eingeſchoben. Ein derartiges Einſchiebſel, um von dem Mercator, dem Krämer, in dem oben (p. 30) mitgetheilten Bruchſtück ganz abzuſehen (Hoffmann a. a. O. p. 297. 247), findet ſich, in breiter Ausführlichkeit (es ſind allein über fünfhundert Verſe), in der Auferſtehung Chriſti, bei Mone, Altt. Schauſp. 107 (vgl. Hoffm. 297). Dasſelbe ſchließt ſich dem von uns p. 34. 35. mitgetheilten Bruchſtücke faſt unmittelbar an. Nachdem nämlich die Sünder in die Hölle hinabgeführt ſind, ſingen zuerſt die drei Marien einen Geſang am Grabe Chriſti. Sodann tritt der Mercator, der Krämer, mit Weib und Magd auf und ſpricht (Mone 123):

Got grüz üch ir hern über al
alz ſprach der welt unz hüte in der
            grüene ſal,
der mir hiute gewiſſen einen knecht,

der mir ein knehte were reht,
dem wolde ich zwiſch lon geben
daz er daz jâr nicht heute ubir leben.

Darauf meldet ſich „Rubyn" (bei Hoffmann, wo er gleich zu Anfang des Stücks unter den Feinden Chriſti vor Pilatus auftritt, „Rubein der jude" genannt); er ſchildert ſich ſelbſt:

---

*) Dieſelben [illegible] auf der Bühne befanden, ſ. bei Mone [illegible]

Ich bin gar eyn getruwir knecht,
czu frawen dinſte tuge ich recht.
wult ir mir ſie danken,
ich czy mit uch kegen Francken
mit uwer frawen kapeltreten *).
ich helf ir uch den flachz geten
und darczu dy man tyden,
als man tut den jungen wiben.
czu Francken han ich vil gelegen,
czu Beygern vil lute betrogen;
wult ir mit mir durch dy lant,
wir werden beyde geſchant.

Darauf verhandeln ſie wegen des Lohnes:

Mercator dicit:

Nu ſage an, lyber Rubin,
wy grie **) iſt daz lon din?

Rubin dicit:

Here, funf ſchillinge,
daz iſt myn gedinge.

Mercator dicit:

Wy mag geſin die lon ſo grez?
nu biſtu doch under der huben bloz.

Rubin dicit:

Ich bin under der huben nyrgent kal,
ich habe in dem nacken lulpechte har.

Mercator dicit:

Rubin nu beyte vorbaz,
ſo gronet daz graz,
und loubit der ſieg
und czickelt der bock,
ſo gebe ich dir von lodtgan ***) eyn rock,
ouch gebe ich dir von ſamden †) eyne bruch,
und eyn hemde und myn alde hoſen dar czu,
dy czuiſt du an ſpet und fru.

Rubin iſt es zufrieden, vorausgeſetzt, daß der Mercator ihm dagegen geſtattet:

daz ich dy czit vertribe
mit einem jungen wybe
dez obendez by dem fure,
dez wer mir nitt gar ture.

Der Mercator hat nichts dagegen einzuwenden: und ſo tritt Rubin ſeinen Dienſt an, indem er dem Publikum die Ankunft des berühmten Quackſalbers verkündet und es zu ſeiner Bude einladet. Er ſingt:

Hy komt meiſter Ypocras
de gratia divina,
ſin muter eyner meiſter eyn ſelegel was
in arte medicina,
her ſprach, er welde eyn meiſter ſin
und waz von kunſten riche,
waz man em der geſunden brenge,
dy macht er alle ſiche.

Auch eine Anrede an das Volk hält er:

Nu ſwiget alle gliche,
beide arm und riche,
beide frawen und man,
dy ſich hy geſammet han:
uns iſt kumt in dy lant
eyn arczt wol bekant,
der iſt geheiſen Ypocras,
vorwar ſult ir wiſſen daz.

---

*) ?

**) zuſammengezogen für [illegible]

***) ?

†) ſamden = Linnen [illegible]

er hat durchfaren manche lant,
Hollant, Prebant *), Rußenlant,
Prußenlant, Caberny, Almeny,
noch vorbaz in der weſten Romany
iſt er eyn meiſter ubir alle erſtige **).
noch mer ich uch geſage kan,
min meiſter iſt eyn kleger man,
wirt eyner in den mantel wunt,
kumt der czu em, der macht en geſunt;
dennoch ſage ich uch wol mere
von ſyner heilgen lere,
dy blinden macht er ſprechen,
dy ſtummen macht er eßen,
der quam zu erſtige alzo vil,
alzo eyn eſel czu ſeyten ſpil.

Darauf befiehlt ſein Herr ihm, den Kram aufzuſchlagen. Aber Rubin iſt bequemer Natur, er nimmt ſich einen zweiten, einen Unterbedienten, Puſterbalk mit Namen, ein verwachſenes, geſpenſtiges Ungethüm; Rubin beſchreibt ihn:

So ſchawe welch eyn knappe!
er kumt geſprungen alz eyn rappe,
eya waz kan er ſwatzen!
er hat eyn naſe alzo eyn katze,
er iſt ubir dy ſchuldern breit,
ſyn rucke manchen hocker treyt.
nu ſage helt knebelin,
wy iſt geheißen der name din?

Pisterbalk dicit:

Here, ich heiße Paſtuche
und lege under dem ſtrucke;
wan der herre czu velde tribet,
wylch mayt da hynden blybet,
dy werff ich da neder
und erzwinge er ir geweder ***),
ich ribe er kletten in den bart.
ich heiße der frum Eckart,
ouch han ich gelegen alz eyn ſchalck,
ich heiße czwar Puſterbalk.

Aber auch Puſterbalk iſt ein fauler Knecht, ſie gerathen beide aneinander:

Et sic percutiunt se, unus dicit:

Flach!

Alter dicit:

tach!

bis der Herr die Prügelnden aus einander treibt. Rubin nimmt ſich darauf einen neuen Knecht, Laſterbalk mit Namen: der Quackſalber habe ihm verſprochen, ihn zum Ritter zu machen, allein er fürchte, es werde nichts daraus werden,

ez ſy dan, daz ſich habeſt mit dem keyſer bericht ‡).

Laſterbalk ſoll ihm nun dazu verhelfen, er ſoll ihm, wenn er Ritter iſt, ſein Schwert nachtragen,

und ſalt mir uff ſetzen myne ritters hube
und ſalt mir dy federn uz dem hare luben.
und ſolt dinen unvorſpart
Anthenien myner frawen czart:

— mit welchem Letzteren Laſterbalk ſogleich den Anfang macht, wiewohl mit ſchlechtem Erfolge. Darüber betrübt er ſich ſo, daß er ins Kloſter zu gehen beſchließt:

czwar ich wil uff deſer fart
laßen wachzen mynen bart
und wil mich in eyn cloſter geben,
dar inne wil ich vorczeren myn leben:
hir um ſo bit ich uwir ſture,
wurſte, flecke, wampan czu dem fure
nu wicht ir frawen und ir man,
nymant hyndere mich dar an

---

*) Prebant = Brabant. Caberny = [illegible] Almeny = Armenien.

**) erſtige = [illegible] = [illegible]

***) = [illegible]

‡) [illegible]

Darauf Jahrmarktſcene, ſpaßhafte Streitigkeiten zwiſchen Rubin, Puſterbalk, dem Mercator; die drei Marien (dieſer Zug iſt wohl zu beachten, er iſt das einzige loſe Band, durch welches das Zwiſchenſpiel mit dem geiſtlichen Myſterium verbunden wird) kommen an die Bude, Salben einzukaufen für den Leichnam des Herrn; die Frau des Quackſalbers macht ihm Vorwürfe, er habe zu billig verkauft: Zankſcene, Prügelei zwiſchen den Eheleuten; die Frau, unwillig über die erlittene Mißhandlung, läßt ſich, ſammt Hab' und Gut, von Rubin entführen: der Quackſalber jammert ihnen nach; Schluß des Zwiſchenſpiels, worauf ſogleich wieder die Engel eintreten und die fromme Handlung, in entſprechender Weiſe, wieder angeknüpft wird. — Denſelben Stoff, nur noch ungleich derber und zotiger, in einem böhmiſchen Oſterſpiel, ſ. bei Hoffmann Fundgr. II, 337. —

Wie vollſtändig übrigens in dem Rubin dieſes Zwiſchenſpiels der ſpätere Hanswurſt, in ſeiner Bedientenrolle, ſeinen vorſätzlichen ſchalkhaften Mißverſtändniſſen (ein Zug, den er mit dem gleichzeitigen Eulenſpiegel theilt und der der eigentliche Haupt- und Grundzug der deutſchen komiſchen Perſon zu ſein ſcheint), ſeiner Unflätigkeit, ſeinen Schimpf- und Prügelſcenen ꝛc. vorgebildet iſt, darauf braucht hier wohl kaum erſt hingewieſen zu werden, da die Sache deutlich genug iſt, um für ſich ſelbſt zu ſprechen. — Vgl. Mone, Altt. Schauſp. 17. 18. 176. Schauſp. d. Mittelalters 135. Freytag, p. 55.

Zu pag. 18: Jahrmärkte, Meſſen ꝛc. Vgl. Mone, Altt. Schauſp. p. 18: „Die nächſte Veranlaſſung zu dieſem fremdartigen und ungeeigneten Zuſatz (d. i. den komiſchen Zwiſchenſpielen) lag in den Jahrmärkten und Meſſen, die mit großen Kirchenfeſten abgehalten wurden."

Ebendaſelbſt: und mehr als einmal wird uns gemeldet ꝛc. So z. B. wurde zu Stuttgart 1511 das jüngſte Gericht aufgeführt: das Theater fiel ein, die Hölle gerieth in Flammen, die Teufel liefen erſchrocken davon, und der Weltrichter fiel vom Stuhle und brach beinahe den Hals. Ebenſo ging es zu Tangermünde, wo einige Raketen die Hölle anzündeten. Ein gleicher Unglücksfall ereignete ſich in Leipzig, bei einer theatraliſchen Aufführung im Paulino: das Theater fiel ein, ſchlug zwei Knaben todt und beſchädigte viele Menſchen ꝛc. S. Vulpius a. a. O. p. 105, auch (Gothaiſchen) Theaterkalender f. 1797, p. 66. — Berühmte Unfälle aus früherer Zeit ſind der Tod des Markgrafen Friedrich zu Eiſenach, veranlaßt durch ein Spiel von den fünf klugen und den fünf thörichten Jungfrauen im J. 1322 (Freiesleben's Kleine Nachleſe zu Gottſched's Nöth. Vorr. p. 6—11) und der Einſturz eines Hauſes zu Bautzen, während einer Darſtellung der heil. Dorothea, 1412: Flögel IV, 290. 291. Theat. Kal. f. 1782, p. 123. — Vgl. Hoffmann, Fundgr. II, 243.

Zu pag. 19: Kaiſer Heinrich der Dritte bei ſeiner Vermählung zu Ingelheim. S. die näheren Citate bei Freytag, p. 22.

Zu pag. 19: Es fehlt ferner nicht an Spuren ꝛc. S. Docen, Miscellan. II, 193: „Zu Ende enthält dieſe anſehnliche Handſchrift noch ein paar Myſterien, woraus man auf die Vermuthung gerathen könnte, unſere Sammlung wäre ehedem in den Händen ſolcher umwandernder Leute geweſen, die mit der poetiſchen, theatraliſchen und muſikaliſchen Kunſt eine Art Gewerbe getrieben." Vgl. Hoffmann a. a. O. p. 240. Auch ſchon das früher (p. 25) citirte Verbot

Karls des Großen deutet auf Aehnliches: denn wenn es damals nicht bereits „Scenici," d. i. Histrionen, Schauspieler, fahrende Leute gegeben hätte, welche geistliche Kleidung auf die Bühne brachten, wie hätte man es verbieten mögen? Und wiederum wo hätten die Scenici dergleichen Kleidung benutzen können, außer wo sie geistliche Stoffe darstellten, also bei geistlichen Spielen? — Ueber die fahrenden Leute, die Joculatores, homines vagi ꝛc. im Allgemeinen siehe die sehr fleißige und übersichtliche Zusammenstellung bei Freytag, p. 18—32.

Zu pag. 21: Hans Rosenblut. Vgl. über ihn Büsching und von der Hagen, Grundriß, p. 520 sqq. Gottsched, Nöth. Vorr. I, 11—27. Canzler und Meißner, Quartalschrift I, 1 p. 51. L. Tieck's Deutsch. Th. I, Einl. p. VIII. — Abdrücke, zum Theil auch Auszüge seiner Stücke findet man bei Gottsched a. a. O. I, 14 sqq. II, 42—80. Tieck a. a. O. I, 3—16. Marggraf, Kaiser Maximilian und Albrecht Dürer in Nürnberg, ein Gedenkbuch (Nürnberg 1840). Es sind namentlich folgende: I. Eyn vaßnacht Spil von den Syben Meistern (gedr. bei Gottsched II, 43—48), II. Des Turcken vaßnachtspil (ebendas. 48—58. Tieck a. a. O. 3—11), III. Eyn vaßnacht Spil von dem Jungling (Gottsched I, 58—62), IV. Die Kuchenspeise (ebendas. 70—74), V. Eyn vaßnacht spyl von dem pawrn und dem Bock (ebendas. 75—80. Tieck, 12—16), VI. Eyn vaßnacht Spil (von dem geistlichen Gericht: bei Gottsch. 62—70), VII. Die Großliebhaber vaßnacht (in der Marggraf'schen Gedenkschrift). Außer diesen sieben Stücken existiren noch einige bloß handschriftlich (s. Falkensteins Beschr. der Dresd. Bibl. p. 384), nämlich: VIII. Eyn vaßnacht Spil (soll mit Nr. 6. übereinstimmen). IX. Von dem Konig auß Engellant. X. Von dem pawern mit dem Fleischgaden. XI. Von drei in eyn Haus entronnen. XII. Von zwei Eeleuten. — Diese sämmtlichen Stücke (doch kann ich nur von den gedruckten urtheilen) sind außerordentlich schmutzig; das Interesse darin dreht sich fast ohne Ausnahme um eheliche Angelegenheiten, und zwar werden dieselben mit einer Derbheit, einer Lust an groben, unflätigen Worten und Bildern behandelt, welche, nach den wiederholten Entschuldigungen zu schließen, die der Dichter selbst für nöthig gefunden*), sogar die ziemlich lockeren Grenzen überstiegen zu haben scheinen, welche damals für derartige Dinge gesetzt waren. Heutige Leser daher fällt es schwer, wenn nicht gar unmöglich mit Rosenblut bekannt zu machen, ohne ihren Ekel zu erregen, zumal da von jener großartigen Weltanschauung, jenem Alles überwindenden Humor, der z. B. Aristophanes' Nacktheiten verklärt, sich bei Rosenblut auch keine leiseste Spur entdecken läßt; es ist die bloße Brutalität, die Ungeschlachtheit der Sitten an sich. Die beiden mittheilbarsten Stücke hat Tieck, nach

---

*) z. B. am Schluß des geistlichen Gerichts (Nr. VI, Gottsch. p. 70):

Herr der wirt nu gebt vns ein gute nacht
Ob wir es zu grob hetten gemacht
[illegible]
Wenn alle die hie [illegible] in euch [illegible]
Die wellen mit euch schimpfen und lachen ꝛc.

Ebenso bei der Kuchenspeise (Nr. IV, Gottsch. 71):

Herr der wirt nu gebt vns gute Nacht
Ein schimpff den wir hie haben gemacht
Hett yemant dervmen zu grob gesprochen
Damit er einer Frawen hett zubrochen
Das solt ir euch nicht lassen verdriessen
Und solt vns der vaßnacht lassen geniessen ꝛc.

Und bei dem pawrn mit dem Bock (Nr. V, Gottsch. 80. Tieck 16):

Her der wirt ir solt [illegible] haben
Und [illegible]
Ob wir es zu grob hetten [illegible]
Damit wir einer [illegible] hetten [illegible]
[illegible]
[illegible]

Gottſched's Vorgang, veröffentlicht; ſo mag hier ein Verſuch gemacht werden mit den „Syben Meiſtern," dem unanſtößigſten von den anſtößigen: und allerdings ſind gerade dieſe die charakteriſtiſchen.

Eyn vaßnacht Spil von den Syben Meiſtern.

(nach Gottſched a. a. O.)

Der Herold.

Nu horet Jr Fremden vnd Jr kunden
Hie wirt groß kunſt und weisheit funden
Bei Syben weiſen meiſtern gra
Briſcianus mit gramatica
Die lert lateiniſch reden vnd ſprechen
Die ſilben ſpalten piegen vnd prechen
Hie findt man loyca mit irer liſt
Die lert was valſch vnd vnrecht iſt
Sie krumpt ſie ſlicht ſie genßt ſie trent
Die lug ſie bey der warheit lent
Jr meiſter heiſt Ariſtotiles
Die Geometria lert Euclites
Die mißet hoch tieff eng vnd weyt
Kurz lang ſmal preit die kunſt das zeit
Tullius lert Retorica
Hübſchlich reden neyn und Ja
Vnd mit geblumten wortten dictiren
Vnd ſach von ſach ſpecificiren
Bohetius lert die muſica
Wie vt re mi fa ſol vnd la
So ſüß herclinget auf ſeyten ſpilen
Mit vingern vnd mit vederkilen
Pitagarus leret practiciren
Vnd kan auch wol awß zifferiren
Wie ſich yeder numerus gemert
Die Aritmetrica das lert
Aſtronomia geit zu verſten
Wie ſunne vnd mond ſcheinen vmbgen
Vnd wie ſie all frucht würken hie vnten
Das hat mein Herr kunig Tholomeus gefunden
Ob yemannt die kunſt hie lernen wolt
In kurzer weyl vnd vmb kleynen ſolt
Der ſulle es den meiſtern offenbaren
Vnd ſulle Jn das mit worten erclern
Wie er heiß vnd were er ſey
Der lernen wolle der trete herpey.

Der Junglingk.

Nu hert Jr weiſen meiſter Jr frumen
Ich bin durch frawen willen awß kumen
Vnd wil mich in allen den kunſten nieten
Damit man mag frawen dinſt erpieten
Vnd was in zu dinſt mag geſchene
Dem wil ich varren nach reyten vnd gene
Nu bite ich euch mit großer fleh
Das Jr mir ſagt das Ich verſte
Ob man mit dieſen kunſten allen
Den frawen mag gedinen vnd wolgefallen
Kennt Jr mich das in kurtz beſcheiden
So wil Ich Chriſten, Juden vnd Heiden
Von Ewern Hohen kunſten ſagen
Vnd wil ewern breiſe in allen landen tragen.

Der erſt Meiſter

Ein Man der frawen dienen ſol
Der bedarff Gramatica recht wol
Das er Jr dyen mit rechtem fleiß
Das er iſt nyder Iren Hohen preiß
Wann frawen dinſt iſt gar vngleich
Einer vngeſchaffen einer ſewberlich
Einer bey tag einer bey nacht
Das es ſich offt in ein wingen ſagt
Doch wer frawen wol dyenen kan
Der tregt kein affen cleyt an.

Der annder Meiſter

Einer der frawen dienen wil mit fleiß
Der bedarff zu wißen ſwartz vnd weiß
Halten vnd laßen nicht tewſchen vnd effen
Henngen vnd heben nicht ſelen vnd treffen
Nicht zwey geheißen vnd drew geſelt
Vnd allweg mitt ſein one gelt
Nicht große clage vnd cleine ſmertzen
Vnd heiß Jm munde vnd kalt im hertzen
Vnd cleine geſchafft vnd große vnruw
Das gebert keinem frawen dyener zu

Der dritte Meiſter.

Einer der in frawen dienſt wil leben
Dem iſt Geometria eben
Wenn er nackent iſt vnd ſie bloß
Die lert in den zirkel vnd winkelmoß
Des er ir hubſch dar kan meſſen
Wieuil ſie fleiſchs ein mal ſol eſſen
Das ſie ein rechte genug daran hab
Wer das nit kan der iſt ſchab ab
Vnd weren zehen kunig reich ſein
So muß er dennoch der frawen genß-
leffel ſein.

Der vierd Meiſter.

Rethorica die lert einen man
Das er mit frawen wol reden kan
Nicht vil geſchreyß vnd wenig wollen
Als offt thun die narren vnd vollen
Vnd gelt gebeiſſen vnd tapffer gelten
Vnd voren loben vnd hinten ſchelten
Vnd oben ſchen vnd vnten der ſchawer
Vnd awßen edel vnd Innen ein Bawer
Welcher man den frawen recht dyenen wil
Der gelob Jn wenig vnd Halt Jn vil

Der funfft Meiſter.

Ein man der frawen dienen wil
Der bedarff geſangs vnd ſeytenſpil
Damit er hoch vnd nyder reicht
Man ſueſſe ſtym frawen erweicht
Das ſie gern den Mann auf entlewnt
Der vor nicht geweſen iſt Jr freunt
Das ſie ſollich freuntſchafft zu Jm trägt
Das ſie ſich offt an ſein arme legt
Vnd offnet im der frewden gaden
Darumb kan Jm die Muſica nicht ſchaden.

Der ſechſt Meiſter.

Die Ariſmetica die zelt
Wie offt vnd dick ein Junge Helt
Den frawen dyenen ſol mit ſeinem leib
Das ich Jn einer frawen dyener ſchreib
Hat Er gekempfft geſturmt vnd geritten
Geſchermutzelt mit ſcharpffen glaim geritten
Gethurniret geſtochen getanzt geſprungen
Mit ſnellen gelauffen mit ſtarken gerungen
Vnd mit Hohen eren iſt kumen her
Erſt ſchreyb ich Jn ein halben frawen
Dyener.

Der ſybend Meiſter.

Aſtronomia iſt ein kunſt
Die einem wolſt hilfft zu frawen gunſt
Ein man do leyt bey weiben
Vnd wil ſein menlichs werck treiben
Der ſol ſich nemen der rechten zeit
— — — —*)
Wann rechte zeit macht grunen ein Jglichs
krawt
Darumb wer zu rechter Zeit pawt
Der gewint ein fruchtreichs eren
Das kan die kunſt Aſtronomia beweren

Der Jungling.

Jr weiſen Meiſter wol gelart
Ich danck euch ser auf dieſer vart
Das ir mich habt wol entricht
Darnach ich lang muſt haben geticht
Das hab ich hie bey euch gefunden
Nun wil ich den fremden vnd kunden
Von ewren hohen kunſten ſagen
Vnd wil ewren preiſe in alle lant tragen.

Die Frawen.

Herr Junger Man wir haben euch wol
vernomen
Das ir durch frawen willen ſeit awß kumen
Vnd welt euch in allen den kunſten nieten
Damit man Vns frawen mag ere erpieten
Mit kunſt mit tantzen vnd mit ſpringen

---

*) Lücke [illegible]

Mit ſtechen mit thurniren mit ſagen vnd mit ſingen
Vnd alltzeit vnnſer lob gemeren
Darumb wollen wir euch mit dieſem cleynot vereren.

Der Jungling.

Ir außerwelten frawen all
Ich danck euch ſere mit reichem ſchall
Das Ir mich habt alſo verert
Ewer lob ſol von mir werden gemert
In allen lannden verren vnd weit
Was freude mir dieſe werlt geit
Das ſuſt mich nit ſo ſere in dem hertzen mein
Als wenn ich alltzeit in ewern dinſt ſoll ſein.

Der Herolt.

Herr der wirt Ihr ſult vns vrlaub geben
Vnd ſult die vaßnnacht mit frewden leben
Wan trawern macht manchen man
Das Er mit frawen nicht ſchympffen kan
Trawern macht manche frawen vertzagt
Das ſie einem das vnter gemach verſagt
Dorumb laſt euch trawern layden
Es haben geſetzt die weiſen heyden
Das trawern mag kurtzen das leben
Trawern mag nichts guts geben
Dorumb ſo habt die vaßnnacht guten mut
Wan wer der Zeit nicht ir recht thut
Den zeleen die weiſen fur ein gauch
So ſpotten ſein die frawen auch
Dorumb ſult ir frolich leben
Der pabſt hat vnns den gewalt geben *)
Wen wir die vaßnnacht nicht frolich funden
Den wolt wir biß Suntag In den ban laſſen verkunden.

Zu pag. 21: Hans Folz. Vgl. über ihn Hagens Grundr. p. 368. 524. Muſeum von Büſching und Hagen II, 317—323. Er war aus Worms gebürtig, lebte jedoch, wie im Text angegeben, zu Nurnberg. Seine Faſtnachtſpiele, da es an neueren Abdrücken derſelben fehlt, ſind wenig bekannt; ihre Titel lauten: I. Das Faßnachtſpil von einem pawern Gericht (zuerſt gedr. Nürnberg 1474). Die handelnden Perſonen darin ſind: der Einſchreyer (= Prolog). Der erſte kläger. Der erſte Antwortter. Der richter. Der erſte vnd der ander ſchöppe. Ein ander kläger. Der Vrteiler. Noch ein kläger. Der tanz Forderer. Der ausſchreier (= Epilog) vnd ein pawer. Es ſchließt mit dem Wunſch:

Wem mit ſolcher kurz weyl ſey wol
Dem beſcher got ſeyn hauß vnd hoff vol.

(S. Muſ. a. a. O.) II. Ein teutſch wahrhaftig yſtori von wannen das heylig römiſch reich ſeinen urſprung erſtlich habe vñ wie es darnach in deutſche lat kummen ſey. III. Ein hübſch faßnacht ſpil von einer gar pawriſchen pawrn heyrat, ſeer kurtz weylig und gut zu lachen. IV. Von einem wirtzknecht vnd der haußmagd. V. Von dem künig Salomon vnd Marckolff vnd einem narre, ein hübſch Faßnachtſpil new gemacht. VI. Ein faſtnachtſpil von pulern den fraw venus ein vrteil fellt. VII. Ein faſtnachtſpil von den die ſich weiber narrn laſſen. VIII. Das Kargenſpil, ein Geſpräch in Reimen zwiſchen einem reichen Kargen vnd einem armen dürftigen. IX. Von einem Arzte vnd einem Kranken. Es hatte ſieben Acte; die Perſonen ſind: Der Einſchreyer. Ein pawr. Der Krancke. Des krancken fraw. Der Artzt. S. Muſ. a. a. O.

---

*) Scheint ein herkömmlicher Scherz geweſen zu ſein; vgl. den Schluß von Nr. IV, Gottſch. p. 71:

Dan wen wir yetzundt nicht frölich fanden
Den wolten wir in des Bappſts ſchiltbuch verkunden.

Ein andermal ſollen die Traurigen zur Strafe „In vnnſer narren buch" geſchrieben werden: Schluß von Nr. VI, Gottſch. p. 70.

Zweite Vorleſung.

Die Reformation. Einwirkung auf das Theater. Religiös politiſche Dramen. Einführung der antiken Literatur. Uebersetzungen des Terenz ꝛc.

In meinem neulichen Vortrage habe ich mich bemüht, Sie mit den früheſten, gleichſam ſtammelnden Anfängen des deutſchen Theaters bekannt zu machen. Wir ſahen, wie die Neigung zu theatraliſcher Darſtellung, als ein angeborenes, urſprüngliches Erbtheil der menſchlichen Natur, ſich frühzeitig auch bei den Deutſchen geltend machte; wie zuerſt die Geiſtlichkeit, zu ſchwach, dieſe Neigung auf die Dauer zu unterdrücken, ſich ihrer leitend bemächtigte; wie ſodann, in Uebereinſtimmung mit den Entwicklungen der Geſchichte im Allgemeinen, innerhalb dieſer religiöſen Schauſpiele ſelbſt weltliche Elemente hervortraten; ja wie endlich aus dieſen Elementen, mit Wiederaufnahme urſprünglicher heidniſcher Luſtbarkeiten, unter den Händen bürgerlicher Dichter die weltliche Komödie, der Faſtnachtſchwank, ſich entwickelte; wie jedoch weder jene geiſtlichen, noch auch dieſe bürgerlichen Kreiſe im Stande waren, das deutſche Theater über die erſten roheſten Verſuche hinauszuführen und ihm eine edlere künſtleriſche Geſtalt, einen bedeutendern volksthümlichen und dabei zugleich allgemeinen, zugleich idealen Inhalt zu verleihen: ſchon darum nicht, weil das nationale Leben ſelbſt, deſſen Ausdruck zu werden das Theater, damals wie immer, ſich bemühte, in keinem dieſer Kreiſe zu ſeiner vollen lebendigen Geltung gekommen war; und wie es daher eines neuen großartigen geſchichtlichen Ereigniſſes, einer großen thatſächlichen Bewegung bedurfte, welche, den bisherigen Particula rismus des deutſchen Lebens aufhebend, dieſem ſelbſt und damit auch der deutſchen Literatur, mithin auch dem deutſchen Theater, einen neuen, werthvollen Inhalt verlieh.

Als ein derartiges Ereigniß bezeichnete ich Ihnen am Schluß meines neulichen Vortrages die Reformation: und wird es daher die Aufgabe des heutigen ſein, erſtlich die Bedeutung der Reformation überhaupt, ſodann ihre Stellung zur deutſchen Literatur im Allgemeinen, endlich und hauptſächlich die Wirkungen nachzuweiſen, welche dieſelbe ſpeciell auf die Entwicklung des deutſchen Theaters ausgeübt hat. —

Die Bedeutung der Reformation im Allgemeinen nun iſt dieſe, daß durch ſie jener Gegenſatz zwiſchen Idee und Wirklichkeit, Gott und Welt, Innerlichkeit und Aeußerlichkeit, von dem ich Ihnen in der Einleitung meines erſten Vortrages geſprochen und den wir weiterhin auch als Gegenſatz der antiken, als einer völlig realen, dieſſeitigen, und der chriſtlich mittelalterlichen, als einer völlig idealen, jenſeitigen Welt bezeichnen dürfen — die Bedeutung, ſage ich, der Reformation im Allgemeinen iſt dieſe, daß ſie dieſen Gegenſatz an ſich ſelbſt bewältigt und verſöhnt: dadurch nämlich, daß ſie, gegenüber den Naturbeſtimmungen der alten, den Traditionen der mittelalterlichen Welt, die unendliche Berechtigung des Individuums, die Autonomie, das iſt die Selbſtherrſchaft des Geiſtes, als Bewußtſein der Zeit, als Princip der Geſchichte proclamirt.

Und zwar nicht eines Geiſtes, welcher, wie in der antiken Welt, gleich einer bewußtlos ſchlummernden, dämoniſch waltenden Naturkraft ſich vor ſich ſelbſt verbirgt: noch weniger jenes chriſtlich mittelalterlichen Geiſtes, der ſeine Freiheit nur dadurch rettet, daß er von der Welt, wie ſie iſt, abſtrahirt und, um ſich den Himmel zu gewinnen, auf die Erde verzichtet: ſondern eines neuen, wahrhaft plaſtiſchen Geiſtes, der ſich in der Welt, die Welt in ſich weiß und fühlt und trägt und jeden Augenblick den überquillenden Reichthum ſeines Innern in einer Fülle von Schöpfungen, einer endloſen Reihe lebensvoller, urkräftiger Thaten verwirklicht. Die Reformation, in dieſem Sinne, iſt nicht bloß der Abſchluß des Mittelalters, deſſen Widerſprüche ſich in ihm verſöhnen: ſondern ſie wird auch eben dadurch eine Wiedergeburt, eine verklärende, des antiken Lebens ſelbſt: ſie führt, indem ſie noch einmal den Menſchen, das volle, lebendige Bewußtſein, zum Maßſtab aller Dinge, zum innerſten Mittelpunkt des Univerſums macht, eine neue, ſchönere Menſchlichkeit, ein neues, vollendetes Griechenthum herauf: ein Griechenthum ohne Sclaverei und ohne den Gegenſatz des Barbarenthums, eine Republik nicht bloß dieſer oder jener Stadt, dieſes oder jenen Volkes, ſondern eine Republik der Menſchheit ſelbſt und die ganze Erde verwandelt in Einen Freiſtaat!

Indem die Reformation ſich dieſergeſtalt nicht bloß, wie ſie gewöhnlich aufgefaßt wird, als ein theologiſches, vielmehr als ein univerſales, ein allgemein menſchliches Ereigniß, einen Wendepunkt der Geſchichte ſelbſt darſtellt: ſo folgt daraus weiter, daß ſie auch bei ihrem erſten Auftreten ſich nicht bloß an dieſen oder jenen Stand, dieſe oder jene Kaſte, vielmehr ſie wandte ſich, über alle Beſchränkungen der mittelalterlichen Welt hinaus, unmittelbar an die Geſammtheit des Volkes ſelbſt, an die Maſſe der Nation. — Die Reformation, nach langen traurigen Jahrhunderten nationaler Zerſplitterung, iſt das erſte Ereigniß wieder, das erſte gemeinſame Intereſſe, in welchem die ganze Nation ſich zuſammenfindet: ja wir dürfen ſagen, es iſt das erſte nationale Ereigniß überhaupt, das unſre Geſchichte kennt, und der Begriff einer deutſchen Nation ſelbſt wird erſt an ihr lebendig. Alle andern Ereigniſſe, welche bis dahin die deutſche Welt erſchüttert und in Anſpruch genommen hatten: der große Kampf der geiſtlichen mit der weltlichen Macht, die Kreuzzüge, der Bund der Städte, immer hatten ſie nur geſonderte Kreiſe des damaligen Lebens, die Geiſtlichen, die Ritter, die Bürger, als ſolche, berührt, immer waren ſie nur von ihnen ausgegangen, hatten ihre Frucht nur immer für ſie getragen. Dagegen der Inhalt der Reformation, als der Inhalt der Menſchheit ſelbſt, dieſe höchſten, theuerſten Intereſſen, dieſe größte Frage aller geſchichtlichen Entwicklung, die Frage der Freiheit, waren zu groß, als daß ſie in einem ſolchen einzelnen Kreiſe ſich hätten abgrenzen, dieſe Kreiſe ſelbſt bereits zu erſchöpft, zu abgelebt, von zu kleinem Umfang, als daß ſie dieſem größten Drama hätten zur Bühne dienen können. Es bedurfte, um dieſe neue verheißungsvolle Blüthe am Baume der Menſchheit zu reifen, eines neuen geſunden Saftes, eines neuen, jungfräulichen Bodens: — dieſer Boden war das Volk. Was die Kirche in all ihrer Pracht, mit dem ganzen Gefolge ihrer Heiligen, mit dem ganzen Wuſt theologiſcher Gelehrſamkeit nicht vermocht hatte; woran die weltliche Macht der Kaiſer unmuthig verzweifelt war; wovor die Städte, in fauler Gleichgiltigkeit, gleichſam die Augen geſchloſſen und ſich verſteckt hatten hinter Pfefferſäcken und Privilegien und Innungsgebräuchen: — ſiehe da, aus der Mitte des Volkes ſelbſt ging er hervor, des Bergmanns Sohn, ein ſchlichter, ungelehrter Mönch, welchem es gelang, die Krankheit der Zeit zu heilen und das Wort auszuſprechen, das auf einmal, gleich einem befreienden Zauberſpruch, alle Geiſter in Bewegung ſetzte! Was hatten ſie genützt, jene Concilien und Reichstage, jene Verſammlungen und Synoden, welche Papſt und Kaiſer zuſammenberufen hatten? Sie hatten geſeſſen und getagt und waren endlich davon gegangen, wie ſie gekommen waren, und hatten nichts hinterlaſſen, als Vergrößerung des Zwieſpalts und ein erneutes, geſteigertes Bewußtſein von dem Siechthum der Zeit. Hier nun trat ein Einziger auf — ein Einziger! aber hinter ihm ſtand das Volk, ſtand das Bewußtſein der Nation: und alle Concile und alle Bannſprüche wurden zu Schanden vor dieſem Einen Mann! —

So, in allen äußerſten Kriſen, wo die Macht der Großen, der Witz der Gelehrten zu Ende iſt, kehrt die Geſchichte jederzeit zum Volke, als ihrem urſprünglichen Boden, ihrem eigenſten Inhalt, zurück. Noch hat das Volk nie die Geſchichte verlaſſen: hoffen wir denn, daß auch die Geſchichte das Volk nicht verlaſſen wird. — —

Zweierlei iſt es nun hauptſächlich, wodurch dieſe allgemeine Bedeutung der Reformation ſich auch in der Entwicklung unſerer Literatur bemerkbar macht. Erſtlich, analog jener unermeßlichen Berechtigung, welche ſie dem Individuum verlieh, eine Folge jener Rückkehr zu der ſchönen, freien Natürlichkeit der antiken Welt, gewinnt auch die deutſche Dichtung ein neues individuelles Leben, eine neue kräftig ſinnliche Färbung, einen neuen unmittelbar menſchlichen, perſönlichen Inhalt. Wie das geſammte mittelalterliche Leben, ſo war endlich auch die mittelalterliche Dichtung, in ihrer letzten ſchließlichen Geſtalt als bürgerlicher Meiſtergeſang, verknöchert und zuſammengeſchrumpft zu einer leeren, inhaltloſen Form, einem pedantiſch ſinnloſen Geklingel, in welchem kein kleinſter Hauch, kein leiſeſter Funke mehr lebte von dem, was eigentlich die Grundlage aller Dichtung iſt: menſchliche Leidenſchaft, menſchliches Fühlen und Trachten. Wie in der Reformation, in ihrer früheſten, kirchlichen Sphäre, das Individuum in unmittelbaren perſönlichen Verkehr mit Gott tritt, wie es der Vermittlung des Prieſters, der Fürbitte der Heiligen nicht mehr bedarf, ſondern wie, um es mit Einem Worte zu ſagen, der ganze Menſch, mit ſeinem vollen perſönlichen Inhalt, aufgeht in Gott und Gott in ihm: ſo mußte es von nun an auch die Aufgabe unſrer Kunſt, die Zukunft unſrer Dichtung werden, daß auch in ihr das Individuum, der einzelne Menſch, mit ſeinem perſönlichen, lebendigen Inhalt, aufgenommen wird in das Reich des Schönen, ein voller, würdiger Gegenſtand der Kunſt. Sie erwacht alſo wieder, ſie bricht ſich Bahn durch die endloſe Kette der Lehrgedichte, den ermüdenden Singſang bibliſcher Paraphraſen, das plumpe Lärmen der Faſtnachtſchwänke und Fabeln, die ſchmelzende, die Stimme des Lieds, die Lyrik, dieſes erſte jugendliche Aufjauchzen jeder neuen Dichtung und jeder neuen dichteriſchen Phaſe! Sie ertönen wieder, dieſe erſten, einfachſten — und doch ſo ewigen, ſo unvergänglichen Gefühle der menſchlichen Bruſt: die Luſt der Liebe, der Schmerz des Abſchieds, die Seligkeit des Wiederſehens, der ſchäumende Uebermuth des Bechers, der geheimnißvolle Zauber der Ferne — es wird Alles wieder wach, ſie richten ſich alle wieder empor, die Genien menſchlicher Leidenſchaft, und winden aufs Neue ihre vollen, lebensfriſchen Kränze um die verjüngte Stirn der deutſchen Dichtung! —

Das Zweite ſodann iſt dies, daß, wie die Arbeit der Geſchichte ſelbſt, ſo auch die Dichtung aus den Grenzen jener abgeſonderten Kreiſe, in denen ſie bisher gepflegt ward, überging in die Nation, in die große Maſſe des Volkes ſelbſt. Denſelben Händen, die fortan das Steuer der Geſchichte ergriffen, gebührte es auch, die Harfe der Dichtung zu tragen; das Leben ſelbſt wurde volksthümlich — wie hätte die Kunſt es nicht auch werden ſollen?! — So, über der jungen ſproſſenden Saat des Reformationszeitalters, erhebt ſich, ſchmetternden Lieds, die Lerche des Volksgeſangs. Das Volkslied iſt die wahre Poeſie der Reformation; es entſteht mit ihr, blüht mit ihr, geht unter mit ihr, um erſt da wieder aufzuwachen, wo der Inhalt der Reformation ſelbſt, die reine, ſchöne Menſchlichkeit, ſich aus den Strömungen der Zeit wieder herausarbeitet: in der ſogenannten klaſſiſchen Periode unſerer Dichtung, ſeit der Mitte etwa des vorigen Jahrhunderts.

Aber es kommt noch ein Drittes hinzu. Nicht genug, daß die Reformation, vermöge ihrer allgemeinen geiſtigen Beziehungen, einen neuen Frühling der deutſchen Poeſie heraufführt: ſie giebt ihr durch die hiſtoriſchen Ereigniſſe, die thatſächlichen Begebenheiten, in denen ſie ſich darſtellt, auch einen neuen factiſchen Inhalt und neue bedeutende Stoffe. Die Reformation führt die Dichtung zuerſt wieder ein in die Sphäre des Gemüthes, in die Welt, die zauberiſche, der perſönlichen Empfindungen: aber nicht, um ſie einſam, in ſentimentalem Schmachten, darin verkümmern zu laſſen: ſondern vielmehr, wie ſie ſelbſt ſich energiſch durchſetzt in der Unmittelbarkeit der Geſchichte, ſo führt ſie auch das Lied aus der Welt der ſubjectiven Empfindungen wieder hinaus in das Gewühl der Schlacht, den Zuſammenſtoß bedeutender hiſtoriſcher Begebenheiten. Das Volkslied wird zum politiſchen Lied, wird zum Choral, der mit majeſtätiſchem Klang die Wölbungen der befreiten Kirche erfüllt und allen Drohungen der Feinde, allem Spott der Widerſacher ein ſiegesfrohes: Und ob die Welt voll Teufel wär', entgegendonnert! — —

Alles dieſes nun, was ich Ihnen ſo eben über die Einflüſſe der Reformation auf die Literatur im Allgemeinen angedeutet habe, zeigt ſich, in erhöhtem Maße, auch in der Geſchichte unſers Theaters. Ja wenn die Reformation die übrige Literatur nur wieder erweckt und erneuert, ſo hat ſie dagegen das Theater, inſofern wir abſehen von jenen neulich erwähnten roheſten und dieſes Namens kaum würdigen Anfängen, erſt eigentlich erſchaffen. — Die Zeit ſelbſt, in der Erwartung eines großen hiſtoriſchen Momentes, in der Spannung einer gewaltigen geſchichtlichen Kriſis, gewinnt ein dramatiſches Anſehen; große, bedeutende Charaktere, gewaltige Perſönlichkeiten, Männer, wie Luther, Hutten, Sickingen ꝛc. erheben ſich in dramatiſcher Lebendigkeit auf dem bewegten Grunde der Geſchichte. So auch drängt die ganze Literatur ſich der dramatiſchen Form gleichſam entgegen; der Dialog, das lebendige Wechſelgeſpräch in dramatiſcher Steigerung, wird die Lieblingsform der Zeit. Die groſten ſchwerfälligen Abhandlungen der Gelehrten verpuppen ſich in kleine witzige Dialoge, in volksthümlich kurzweilige Geſpräche, in denen die Fragen der Zeit mit Gewandtheit und Laune behandelt werden und die daher auch mit Leichtigkeit den Weg in die Maſſe des Volkes finden. Sogar für die Zeitungen, deren Entſtehungsgeſchichte ungefähr in dieſelbe Periode fällt, wird die dialogiſche Form beliebt, ſo daß alſo hier ſogar der unmittelbarſte Stoff der Tagesgeſchichte, in ſeiner roheſten Verarbeitung, ein gewiſſes dramatiſches Anſehn gewinnt. — Dies Beides aber war es eben geweſen, was bei Weitem der Mehrzahl jener früheſten Verſuche mangelte und weshalb es bedenklich erſchien, dieſelben nur überhaupt in die Geſchichte des Theaters hineinzuziehen: Charakteriſtik der Perſonen und ein eigentlicher dramatiſcher Stoff, eine wahrhafte Fabel des Stücks. Beides jetzt, Charakter wie Inhalt, lieferte die Geſchichte ſelbſt: man brauchte die Zeit unmittelbar nur abzuſchreiben — und das bewegteſte Drama war fertig.

Auch ließ man es daran in der That nicht fehlen. Wie die Geſchichte ſelbſt jenen geſchloſſenen Kreiſen des Mittelalters entwachſen und unmittelbar übergegangen war in den Beſitz des Volkes, ſo, mit der übrigen Poeſie, auch das Drama. Wir haben es geſehen in ſeiner erſten, anfänglichen Geſtalt als geiſtliches Myſterium, ſodann als weltlicher Schwank: die Reformation, die ſtarren Unterſchiede zwiſchen Geiſtlichkeit und Weltlichkeit vernichtend, tritt in die Welt: und aus dem Dienſt der Kirche, aus den engen Stuben der Handwerker tritt das Drama über in den freien, unmittelbaren Dienſt der Geſchichte, als politiſches, als Volksſchauſpiel. — —

Nirgend nun wird dieſer Uebergang ſichtbarer und laßt der bildende Einfluß, welchen die Reformation auf die Geſtaltung unſers Theaters ausübt, ſich deutlicher erkennen, als in der Erweiterung und Belebung, welche ſie ſogar jener früheſten, roheſten Form unſrer theatraliſchen Darſtellung überhaupt, dem geiſtlichen Spiel, zu geben vermochte. Sie entſinnen ſich, welches der Charakter dieſer geiſtlichen Spiele war: ein hohles kirchliches Schaugepränge, eine Proceſſion mit geiſtlichen Masken, im beſten Fall eine rein äußerliche Inſceneſetzung irgend welcher Legende oder Heiligengeſchichte, ein bloßer hiſtoriſcher Verlauf, ein einfaches epiſches Nacheinander, keine dramatiſche Entwicklung. Unvermerkt dagegen, je näher wir jetzt dem Zeitalter der Reformation treten, je mehr fängt dieſe Aeußerlichkeit hiſtoriſcher Scenen an ſich zu verſetzen mit dogmatiſchem Inhalt; die Dichter, je näher der Reformation, je freier ſchalten ſie mit den überlieferten Stoffen, je mehr laſſen ſie in die bibliſchen Texte, die Legenden und Heiligengeſchichten jene theologiſchen Angelegenheiten, jene dogmatiſchen Fragen hineinſpielen von dem Verhältniß des Menſchen zu Gott, von der Erbſünde, der Fürbitte der Heiligen, der Rechtfertigung durch den Glauben, der Kraft der Buße ꝛc., welche bald darauf, in dem erſten, ausſchließlich theologiſchen Stadium der Reformation, alle Welt erfüllen und ſich auf einige Zeit zu dem Range wirklicher hiſtoriſcher Fragen emporſchwingen ſollten.

Ein intereſſantes Beiſpiel hiefür bietet die „Apotheosis Johannis VIII. Pontificis Romani oder Ein ſchön Spil von Fraw Jutten, welche Bapſt zu Rom geweſen vnd aus ihrem bäpſtlichen Scrinio pectoris auf dem Stuel zu Rhom̃ ein Kindlein zeuget,“ das um das Jahr 1480, alſo nur wenige Jahrzehnte vor dem offenbaren Ausbruch der Reformation, von einem Geiſtlichen, Theodor Schernbergk, geſchrieben ſein ſoll. Hier hat ſich die urſprüngliche Einförmigkeit des geiſtlichen Spieles dadurch, daß die dogmatiſchen Controverſen der Zeit darin aufgenommen und verarbeitet ſind, bereits zu einer reichen dramatiſchen Gliederung, einem eigentlichen Stück, mit einem wirklichen theatraliſchen Verlauf, erweitert und aufgelöſt. Es iſt die bekannte Geſchichte von der angeblichen Päpſtin Johanna, welche ſo lange Zeit in unſern Hiſtorienbüchern, als ein beſonderes Prachtſtück, figurirte, bis die neueſte Forſchung ſie als das dargethan hat, was ſie in Wahrheit iſt: eine Fabel, ja beſten Falls eine Sage. —

Die erſte Scene des Stückes findet in der Hölle ſtatt. Die Teufel, unter Vorſitz ihres Oberſten Lucifer, berathſchlagen ſich und beſchließen, die Jungfrau Jutta zu verderben, indem ſie dieſelbe in Sünde und Verbrechen verſtricken. Satan, ein Untergebener des Lucifer, wird mit der Unterhandlung beauftragt; ſie gelingt ohne Mühe, indem Jutta, aus Leichtſinn und Eitelkeit, den Verlockungen der Hölle halbwegs entgegenkommt. Sie geht, durch den Beiſtand der Teufel gegen jede Entdeckung geſichert, in Mannskleidern mit ihrem Liebhaber, einem Clericus, nach Paris auf die hohe Schule: von dort, nachdem ſie den Doctorhut empfangen, begiebt ſie ſich nach Rom, wo der Papſt Baſilius ſie zum Cardinal erhebt. Gleich darauf ſtirbt er ſelbſt: und o Wunder, der neue Cardinal, der ſich Johan von Engelland nennet, wird einſtimmig zum Papſt erwählt. Aber ſchon auch, nach ſo vielem Glück und Wohlergehen, nähert ſich das Verderben. Ein Beſeſſener wird vor den päpſtlichen Stuhl gebracht; der heilige Vater ſoll ihm den Teufel austreiben. Wiewohl ungern, muß Jutta ſich doch dazu entſchließen: der Teufel aber, der in dieſem Punkte keinen Spaß verſteht, nimmt die Sache krumm: zwar den Kranken, durch die Gewalt der päpſtlichen Würde genöthigt, verläßt er, aber zugleich kündigt er der Jutta die Freundſchaft auf, macht aller Welt bekannt, daß ſie ein Weib ſei, ja alsbald eines Kindes geneſen werde und droht ihr, ſobald ſie geſtorben ſein wird, mit allen äußerſten Qualen der Hölle. — Inzwiſchen iſt die Nachricht von dem Greuel, welchen Jutta begangen, indem ſie, ein Weib, es gewagt hat, ſich auf den Stuhl des heiligen Petrus zu ſetzen, ſowie von ihrem ſonſtigen verworfenen Lebenswandel auch in den Himmel gelangt. Chriſtus ſelbſt beſchwert ſich bei der heiligen Jungfrau und erklärt ſeinen Willen, die Sünderin ſterben und ſomit der Hölle anheim fallen zu laſſen. Dagegen indeß legt die heilige Jungfrau Fürbitte ein: ſie beruft ſich auf die theologiſche Lehre von der Verſöhnung durch das Blut Chriſti, ſowie auf ihre eigene Stellung in der Kirche, vermöge deren ſie zur allgemeinen Fürſprecherin aller Sünder beſtellt iſt und ihrer keiner verloren gehen ſoll, der ſich aus Herzensgrunde an ſie und ihre Vermittlung wendet. Dieſen Gründen der heiligen Jungfrau kann Chriſtus ſelbſt nicht widerſtehen; der Spruch der Verdammniß wird noch zurückgehalten und der Engel Gabriel abgeſchickt, um von Jutta ſelbſt zu erfahren, ob ſie lieber ewig verloren gehen oder aber zeitliche Schmach erdulden und durch die Buße, welche ſie auf ſich nimmt, ſich die göttliche Vergebung erkaufen will. Und in der That, auf dieſe Aufforderung, mitten in ihrer Sünden Blüthe, beſchließt Jutta ſich zu bekehren. Aber wird es nicht ſchon zu ſpät ſein? wird die Laſt ihrer Miſſethat ſie nicht erdrücken?

und auf welche Bedingungen hin, durch welche Macht gezwungen, werden die Teufel, mit denen ſie ſo lange Zeit gemeinſchaftliche Sache gemacht, ſie nunmehr ihrer Dienſtbarkeit entlaſſen? Schon erſcheint Mors, der Tod, ein gar unerbittlicher Mann, ein Humoriſt von beißendem, ſchlimmem Witze: der rühmt ſich ſelbſt, er gebe den Leuten einen Schlag, da müßten ſie ewig daran denken, er koche einen Kohl, davon knacken alle Knochen, er gebe ein Bier zu trinken von ſtarkem Hopfen, danach verwenden ſich die Augen im Kopfe. Auch mit der Jutta, ſo viel theologiſche Gelehrſamkeit ſie in der Todesangſt auch entwickelt, hat er kein Erbarmen: er ſchlägt ſie „auf den Kragen,“ daß ſie hinfällt, ein Kind gebiert und ſtirbt. Alſogleich bemächtigen ſich die Teufel ihrer Seele, führen ſie in die Hölle und martern ſie mit den grauſamſten Qualen: ſie ſoll aufhören, die heilige Jungfrau anzurufen, und ſoll Gott den Allmächtigen verläugnen. Allein wie ſehr die Teufel ſie auch martern und quälen: in dieſem Einen Punkte bleibt ſie feſt, ja mitten aus dem tiefſten Schrecken der Hölle, aus den zuſammenſchlagenden Flammen des Abgrunds heraus, wendet ſie ſehnſuchtvoll, in brünſtigem Gebet, ſich hinaufwärts zu Maria, der großen allgemeinen Mittlerin:

Nu hilff mir Maria himmliſche Magd,
An dir hab ich noch nie verzagt,
Wan ich leide hie ſo groſſen ſchmertze,
Das es nicht ausdencken kan ein hertze.

Und die Göttliche erhört ſie; wie lange Chriſtus ſich auch weigert: der Glaube an die Jungfrau, die Fürbitte der Heiligen, die Kraft der eignen jammervollen Buße bezwingen ſelbſt die Gewalt der Hölle. Der Engel Michael wird abgeſandt, ſie aus dem hölliſchen Feuer zu befreien und ſie einzuführen in den Himmel, wo ſie, geläutert und verſöhnt, Platz nimmt unter den Chören der Seligen: die Teufel aber, welche ſie zu gewinnen dachten, ſind geprellt. —

Was nun dies Spiel von der Frau Jutta ſo merkwürdig macht und warum ich es für zweckmäßig gehalten, Ihnen eine kurze Ueberſicht ſeines Inhalts zu geben, iſt weniger ſeine dramatiſche Verwicklung, ſein verhältnißmäßiger Reichthum an Situationen und Charakteren, wie wohl es auch in dieſem Betracht immerhin beachtenswerth iſt: als vielmehr, weil mir daran lag, Ihnen einen ſpeciellen Nachweis zu geben von der Art und Weiſe, wie, ohne Bewußtſein vielleicht und Abſicht des Dichters, dennoch für den aufmerkſamen Beſchauer unverkennbar, die theologiſchen Fragen der Reformation in dieſe geiſtlichen Spiele übergehen und wie die drängende Macht der Zeit ſelbſt eine an ſich ſo inhaltleere, ſo hohle Form, wie die des geiſtlichen Spieles, zu ihrem Organ und Abbild zu veredeln weiß.

Außerdem aber giebt es noch eine andere Rückſicht, welche gerade dieſes Stück höchſt beachtenswerth macht und es der beſonderen Aufmerkſamkeit jedes Literaturfreundes empfiehlt. Oder wem von Ihnen, bei dieſer Geſchichte von der Päpſtin Johanna, bei dieſen Fallſtricken, welche die Teufel ihr legen, bei dieſem Spiel, welches ſie ſelbſt mit der Sünde treibt: wem von Ihnen, ſage ich, wäre nicht in der That die Sage vom Fauſt eingefallen, die in ganz ähnlicher Weiſe, wie dies Spiel von der Frau Jutta die theologiſchen, ſo die Sage vom Fauſt die philoſophiſchen Grundfragen der Reformation in ſich ſchließt? Literariſch nachweisbar zwar iſt die Bearbeitung der Fauſtſage, in dieſer beſtimmten Geſtalt, erſt ſeit dem Jahre 1588, alſo mehr denn hundert Jahre ſpäter, als die Frau Jutta entſtanden ſein ſoll. Nichts deſto weniger, um jener Verwandtſchaft willen, dürfen wir uns wohl der Annahme überlaſſen (für die es überdies auch an hiſtoriſchen Zeugniſſen nicht fehlt), daß auch die Sage vom Fauſt, in Anlehnung ohne Zweifel an die mittelalterlichen Ueberlieferungen vom Zauberer Virgilius, vom Theophilus ꝛc., unter dem Einfluß der Reformation entſtanden iſt, und daß mithin auch dieſer großartig unvergleichliche Stoff, ein Stoff, der das deutſche Theater faſt drei Jahrhunderte lang nicht müde geworden iſt zu bearbeiten, von den erſten täppiſchen Anfängen des Puppenſpiels an bis dahin, wo der größte deutſche Dichter denſelben werth hielt, den ganzen Reichthum ſeines Innern, den ganzen unermeßlichen Inhalt ſeiner Bildung darin „hineinzugeheimniſſen“ — daß, ſage ich, auch dieſer großartig unvergleichliche Stoff der deutſchen Bühne zuerſt durch die Reformation, oder doch wenigſtens in ihrem unmittelbarſten Gefolge, zugeführt worden iſt

Allein auch über dieſe allgemeinſten und, wenn ich ſo ſagen darf, innerlichen Beziehungen hinaus griff das Theater auch unverhüllt in die allernächſten hiſtoriſchen Begebenheiten, die unmittelbare Geſchichte des Tages über und benutzte ſie als dramatiſchen Stoff. Gleich der übrigen Literatur, ſo, ſcheint es, wollte auch das Theater nicht ausgeſchloſſen ſein von den lebendigen Kämpfen der Gegenwart: und ſomit dem politiſchen Volkslied ſtellt ein politiſches Drama ſich zur Seite.

Die erſten Anfänge ſind auch hier, künſtleriſch betrachtet, von unſäglicher Geringfügigkeit; nur ihre hiſtoriſche Stellung verleiht ihnen eine gewiſſe Bedeutſamkeit und nöthigt uns, ſie des Näheren ins Auge zu faſſen.

Schon aus dem Jahre 1523, alſo aus den allererſten Jahren der Reformation, wird uns von einer „Tragödie“ berichtet, welche in einem Saale zu Paris geſpielt worden ſein ſoll und in der die vornehmſten Perſonen der damaligen Tagesgeſchichte: Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, Ulrich von Hutten, Luther, endlich der Papſt ſelbſt, auftraten.

Ganz ähnlichen Inhaltes ſcheint nun auch eine Pantomime geweſen zu ſein, welche einige Jahre ſpäter (um 1540) in Deutſchland, zu Regensburg, vor Kaiſer Karl dem Fünften ſelbſt aufgeführt ward. Der Kaiſer, heißt es, ſaß mit ſeinem Bruder Ferdinand zur Tafel: als einige Schauſpieler um Erlaubniß baten, die erlauchten Gäſte mit einem Komödienſpiel unterhalten zu dürfen. Die Bitte ward gewährt. So erſchien denn zuerſt ein Mann, gekleidet wie ein damaliger Doctor, auf deſſen Rücken die Worte: Johann Capnio (das iſt Reuchlin) zu leſen waren. Er trug ein Bündel Holzſcheite herein, die er hin und wieder über den Schauplatz zerſtreute; dann entfernte er ſich. Sofort trat eine andere Maske auf, welche ſich bemühte, die geraden und krummen Scheite zu ſondern und in Ordnung zu bringen. Allein die Scheite widerſtanden aller Bemühung, ſie wollten in keine Ordnung paſſen: bis endlich die Maske ſich voll Unwillen entfernte, indem ſie Alles liegen ließ, wie es lag; auf ihrem Rücken las man den Namen des Erasmus von Rotterdam. Nun trat ein Mönch auf, eine wohlbekannte breitſchultrige Geſtalt, Lutherus mit Namen; er trug glühende Kohlen und Feuerbrände, mit denen er die Scheite in Brand ſetzte: als die Flamme kni ſternd emporſchlug, lachte er von Herzensgrund und ging fröhlich hinweg. Ein Mann in kaiſerlicher Kleidung, welcher demnächſt auftrat und der Niemand anders darſtellte, als Karl den Fünften ſelbſt — ſowie er das Feuer erblickte, zog er das Schwert und ſchlug in die Flammen, in der Abſicht, ſie gewaltſam zu löſchen. Als jedoch in Folge deſſen das Feuer nur um ſo luſtiger emporpraſſelte, entfernte auch er ſich voll Grimm, mit eilenden Schritten. Endlich trat der Papſt ſelbſt auf: auch ihn ſchien der Anblick des wachſenden Feuers in Beſtürzung zu verſetzen und eilig daher von zween Eimern, die in der Nähe ſtanden, ergriff er den einen und ſchüttete ihn ins Feuer. Aber o weh, er hatte im Eifer fehlgegriffen und ſtatt des Waſſers, wie er gemeint, vielmehr Oel in die Gluth gegoſſen, die nun um ſo gewaltiger emporpraſſelte: ſo daß auch er verzweifelnd davon eilte. — Der Kaiſer, erzählt man weiter, habe, nach Art hoher Herren, die Warnung, welche in dieſem ſtummen Spiele enthalten war, ſehr übel vermerkt und nur durch die ſchleunigſte Flucht, ſetzt man hinzu, ſeien die vorwitzigen Schauſpieler der angedrohten Strafe entgangen.

War nun auch in dieſem Falle die politiſche Anſpielung durch die Ehrfurcht vor der kaiſerlichen Nähe in den beſcheidenen Schranken eines ſtummen Spieles, einer bloßen allegoriſchen Pantomime zurückgehalten worden: ſo entfaltete ſich dagegen eben dies politiſch religiöſe Element um ſo ungebundener, ja übermüthiger in einigen theatraliſchen Darſtellungen, die ungefähr zu derſelben Zeit in der Schweiz ſtattfanden.

Die Schweiz, dieſes Außenwerk des deutſchen Geiſtes nach Süden und Südweſten hin, hat der deutſchen Literatur mehrfach als Waffenplatz gleichſam und Vorſchule ſpäterer bedeutender Kämpfe gedient. So, ſchon in früheſter Zeit, ſeit Ende des vierzehnten, ja in einzelnen Erſcheinungen ſogar noch früher, ſeit Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, empfängt das deutſche Volkslied von der Schweiz aus, in den Geſängen eines Halbſuter, Veit Weber und Anderer, die früheſten, glücklichſten Muſter politiſcher Lyrik. Ja und wem von Ihnen wäre es nicht im Sinne, wie auch in dieſen unſern allerjüngſten Tagen daſſelbe Muſter wiederum von der Schweiz ausging? ja wie auch jetzt wieder, in dem Augenblick, da ich dieſes ſpreche, die Schweiz die Zufluchtſtätte bildet für einige der vorzüglichſten und hoffnungsvollſten Richtungen unſrer Gegenwart: Richtungen, die nichts Anderes wollen, nichts Anderes bezwecken, als die Einigkeit, die Freiheit, die Größe des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes — und die eben deshalb von dem Boden eben dieſes unſers Vaterlandes vertrieben ſind?!

Auch das religiös politiſche Drama, in beſtimmt ausgeſprochener Geſtalt, haben wir zuerſt von der Schweiz empfangen. Gerade auf dem beſchränkten Terrain der Schweiz ſtanden ſich, damals wie jetzt, die religiöſen wie die politiſchen Parteien, die Anhänger der alten und der neuen Zeit, am Schroffſten gegenüber. Auch hatte gerade hier, unter dem Schutz der politiſchen Einrichtungen, begünſtigt von einem ſelbſtändigen, freien Gemeinweſen, ſich ein bequemes und reiches, ja leidlich freies Volksleben entwickelt, das ſich gern in öffentlichen Aufzügen, Faſtnachtſpielen und ähnlichen Beluſtigungen ergehen und, ſo zu ſagen, ſich vor ſich ſelbſt zur Schau ſtellen mochte. Die zwei Faſtnachtſpiele des Niclaus Manuel,[a] eines Dichters, der zu den unumwundeſten, leidenſchaftlichſten Gegnern des Papſtthums gehörte — und der auch außerdem als bildender Künſtler, als Zeichner und Maler eine beachtenswerthe Stelle in der Geſchichte der deutſchen Bildung einnimmt — die zwei Faſtnachtſpiele, ſage ich, dieſes Niclaus Manuel, welche im Jahre 1522 zu Bern von dortigen Bürgersſöhnen öffentlich aufgeführt wurden und in denen (wie es im Titel heißt) „die wahrheyt in ſchimpffs weiß vom bapſt vnd ſeiner Prieſterſchaft gemeldet wird,“ werden wir neben und mit den Komödien des Pamphilus Gengenbach, gleichfalls eines Schweizers, als die früheſten Anfänge dieſer Richtung unſeres Drama's zu betrachten haben. Namentlich in den erſtgenannten, den Stücken des Niclas Manuel, iſt dieſelbe aufs Deutlichſte ausgeprägt, während die andern, die Stücke des Pamphilus Gengenbach,[b] mehr jenen allgemeinen moraliſch ſatiriſchen Standpunkt behaupten, der den bürgerlichen Dichtern jener Zeit überhaupt eigenthümlich iſt und ſich in unzähligen Schwänken, Fabeln und ähnlichen Dichtungen des Breiteren darſtellte.

Doch war es keineswegs die neue Kirche, die Partei des Fortſchrittes und der Aufklärung allein, welche das Theater für ſich und ihre

Zwecke ausbeutete: auch von Seiten der alten Geiſtlichkeit, auch katholiſcher Seits blieben die Entgegnungen nicht aus: wie denn namentlich vom Jahre 1531[a] das ſogenannte Bocksſpiel erwähnt wird, angeblich ein Werk des Cochläus oder gar des Thomas Murner, in welchem Luther, in Gemeinſchaft mit den Repräſentanten der verſchiedenen bürgerlichen Stände, in Perſon auf die Bühne gebracht ward.

So alſo, von beiden Seiten her, freundlich wie feindlich, zuſtimmend ſowohl wie bekämpfend, ſehen wir das deutſche Theater, das noch zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſich kaum eine kümmerliche Exiſtenz behaupten konnte, wenige Jahrzehnte darauf, unter dem Einfluß der Reformation, zu einem lebendigen Ausdruck der Zeit und ihrer verſchiedenartigen Strömungen erhoben. Der hiſtoriſche Werth dieſer Verſuche iſt außer allem Zweifel; ſie gingen, ohne Reflexion, ohne kokettirende Abſichtlichkeit, aus dem unmittelbaren Drange der Zeit hervor: und ſind ſie in dieſer Hinſicht überaus ſchätzbar und anſehnlich. Dennoch aber, um auf einen eigenthümlichen literariſchen Werth Anſpruch zu machen, geht ihnen Eines ab — ein Etwas freilich, das allen poetiſchen Beſtrebungen ſo nöthig iſt, als der Pflanze das Licht, dem Fiſch das Waſſer, das eigentliche wahre Lebenselement der Poeſie: die künſtleriſche Form. — Mehr als jede andere Kunſtgattung iſt gerade das Drama an eine beſtimmte, überlieferte Kunſtform gebunden: eben weil das Drama das Höchſte iſt, wozu die Kunſt es überhaupt bringen kann, ſo iſt in ihm auch die Form am Meiſten geſättigt gleichſam und durchdrungen vom Geiſte, ſie iſt hier am Meiſten aller Zufälligkeit, aller gelegentlichen Willkür enthoben, ja ſelbſt etwas Weſentliches, etwas Innerliches geworden: ein Leib der Kunſt, aber ein lebendiger, in geheimnißvoll organiſcher Uebereinſtimmung mit dem Inhalt. Mehr daher auch, als bei jeder anderen Kunſtgattung, giebt es eben beim Drama eine beſtimmte ererbte Technik, ein vorgeſchriebenes äußeres Verfahren, das zunächſt äußerlich erlernt werden will, um ſpäter ſodann auch innerlich begriffen und in ſeiner tiefen Nothwendigkeit verſtanden zu werden. Das Muſter dieſer, wie jeder künſtleriſchen Form bietet das Alterthum, die Welt der Griechen, als die vollendete Welt der Sinne und eben darum auch der ſchönen Form. Zu der Schule des Alterthums daher, zu den großen Muſtern der antiken Welt, lenken auch die Anfänge des deutſchen Theaters zurück; ſie thun es — nicht in Folge einer capricirten ſchulmeiſterlichen Dreſſur, wie man dieſelbe wohl heutzutage bei uns hie und da in Anwendung bringen möchte: ſondern ſie thun es aus freiem, lebendigem Inſtinct, aus jenem Zuge innerſter Verwandtſchaft, der das Reformationszeitalter überhaupt mit der alten Welt verknüpfte und der in demſelben Moment, da der Genius der neuen Zeit emporſprang, auch die großen Schatten des Alterthums zu neuem, fruchtbarem Daſein erweckte.

Ich habe zu Anfang meines heutigen Vortrages Gelegenheit gehabt, Sie darauf aufmerkſam zu machen, wie die Reformation nicht bloß den Abſchluß des Mittelalters, ſondern zugleich, in dem tief menſchlichen Inhalt, den ſie der Geſchichte wiedergewinnt, auch eine großartige Erneuerung der antiken Welt, ein erneutes ſchöneres Hellenenthum mit ſich heraufführt. Dies Verhältniß zeigt ſich denn auch ſogleich im Anfang der Reformation ſelbſt, welche, von ihren erſten leiſeſten Spuren an, überall Hand in Hand geht mit der ſogenannten Wiederherſtellung des klaſſiſchen Alterthums. Die Philologen — oder wie ſie, mit einem ſchönen und bedeutungsvollen Namen, damals genannt wurden: die Humaniſten ſind die unmittelbaren Vorläufer der Reformation, deren große weltbefreiende Gedanken guten Theils an den Brüſten des Alterthums emporgewachſen ſind; ſie nehmen zu der reformatoriſchen Aufklärung des ſechzehnten Jahrhunderts ganz dieſelbe Stellung ein, wie die Philoſophen zu der revolutionären des achtzehnten: die Stellung der Propheten, der Erzieher, ja der Väter ſelbſt. Heutzutage freilich, wo, wenige um ſo verdienſtlichere, um ſo ruhmvollere Ausnahmen abgerechnet, die wiſſenſchaftliche Beſchäftigung mit dem Alterthume in den meiſten Fällen zu einer bloßen handwerksmäßigen Gelehrſamkeit, einer wüſten Vielwiſſerei, ohne befreienden ſittlichen Einfluß herabgeſunken iſt, ja wo gerade das Alterthum meiſtens zur bloßen Zufluchtſtätte dienen muß, ſich vor den Anſprüchen des Tages, den Bedürfniſſen der Gegenwart in eine parteiloſe, friedliche Vergangenheit zu retten, und wo daher, wenn es die deutſchen Gelehrten überhaupt charakteriſirt, an den Angelegenheiten des Volkes wenig oder gar keinen Antheil zu nehmen, wiederum unter dieſen Gelehrten die Philologen ohne Vergleich die gelehrteſten und deutſcheſten ſind — heutzutage, ſage ich, fällt es uns einigermaßen ſchwer, uns dieſe Stellung der damaligen Philologen, mitten in dem friſcheſten Strom des Lebens, als unmittelbare perſönliche Mitſtreiter für alle weſentlichſten Forderungen der Zeit, zu vergegenwärtigen. Und doch, wer nur irgend einigermaßen bekannt iſt mit der Geſchichte dieſer einleitenden reformatoriſchen Bewegungen, den wird es genügen an die Namen eines Gerhard des Großen, Rudolf Lange, Ludwig Dringenberg, Conrad Celtes bis hinunter zu Erasmus und Reuchlin und Melanchthon ſelbſt zu erinnern, um ihm ein gewiſſes und deutliches Bild jener lebendigen Wechſelwirkung vor die Seele zu rufen, welche damals zwiſchen dem erſten Aufblick einer neuen kommenden und dem Wiedererwachen einer alten, längſt vergangenen Epoche, mit Einem Wort: zwiſchen der deutſchen Reformation und dem griechiſchen Alterthum Statt fand.

Und darum auch zwiſchen der Literatur beider Zeiträume. Zwar ſo gänzlich erſtorben, ſo völlig vergeſſen und begraben, wie man ſich gemeinhin vorſtellt, iſt die alte Literatur auch in den finſterſten Zeiten des Mittelalters niemals geweſen. Sie iſt nicht nur, wie ſchon die Abſchriften beweiſen, welche der ungeheuren Mehrzahl nach gerade während dieſes Zeitraumes entſtanden ſind und in denen uns doch alles Beſte und Würdigſte der alten Literatur ſo ziemlich gerettet iſt, in den Klöſtern fortdauernd aufbewahrt und geleſen worden: ſondern auch durch tauſend kleine unſcheinbare Rinnſale, in tauſend fremdartigen Verkleidungen iſt ſie unaufhörlich, in reicher Fülle, übergegangen in den Körper unſrer mittelalterlichen Literatur. Beweis genug jene großen antikiſirenden Epen, jene Aeneiden und trojaniſchen Kriege, welche, nachdem die alten nationalen Sagen erſchöpft waren, den mittelalterlichen Dichtern zum willkommenen Stoffe dienten und die ſich nicht ſelten auf die wunderſamſte und barockſte Weiſe mit jenen, den nationalen Sagen, durchweben und verflechten. Das aber iſt allerdings einzuräumen, daß die Wirkung im Ganzen eine ziemlich unbewußte, bloß ſtoffartige, mechaniſche war und daß (um hier den bekannten Goethe'ſchen Spruch zu parodiren) erſt von da an, wo gleichſam das Auge der Zeit ſelbſt ſonnenhaft ward, ſie auch erſt im Stande war, die Sonne antiker Schönheit zu erkennen und ſich von ihr lebendig durchglühen zu laſſen.

Dieſer Zeitpunkt, wie Sie wiſſen, war eben die Reformation. Je näher daher der Reformation, je zahlreicher werden auch die Ausgaben, vor Allem (worauf es uns hier am Meiſten ankommt) die Ueberſetzungen und Nachbildungen der alten Literatur. Der Inhalt hatte ſich, ſo zu ſagen, ſo rein ausgelebt, man war ſo fertig mit ihm, ſeine Ueberlieferungen waren ſo todt, ſein Nachlaß ſo werthlos geworden, daß das Volk mit einem wahren Heißhunger, einer wahren trunkenen Begier über dieſe neue köſtliche Nahrung des Alterthums, dieſe neuen lebendigen Quellen herfiel, die ihm aus der Literatur der Alten entgegenrauſchten. Wie heutzutage aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen, ſo damals überſetzte man aus dem Lateiniſchen und Griechiſchen; die großen epiſchen Gedichte, die umfangreichen Geſchichtswerke, die Fabeln und Erzählungen der Alten waren, wie etwa heutigen Tages die Romane der Engländer und Franzoſen, ſo damals dieſe die Unterhaltungslectüre des Volks, der Zeitvertreib der leſenden Menge: — vor Allem aber und am Meiſten die alten Dramatiker.

Und zwar von ihnen wiederum am Meiſten ſowohl wie am Früheſten die Römer, vornämlich die Komödien des Terenz. Schon die Nonne Roswitha, deren in der neulichen Vorleſung gedacht ward, kann uns zum Beiſpiel dienen, wie Terenz ſchon im zehnten Jahrhundert in den Klöſtern geleſen, zum Theil ſogar nachgeahmt ward. Doch mag dies Letztere nur eine vereinzelte Erſcheinung geweſen ſein. Dagegen nachdem zuerſt Hans Nydhart im Jahre 1486 die erſte Ueberſetzung eines terenzianiſchen Stückes drucken laſſen und dadurch den Anfang gemacht hatte einer langen, wetteifernden Reihenfolge von Ueberſetzern, Bearbeitern und Nachahmern, nachdem ſodann, ſeit dem Jahre 1511 auch das Muſter des Plautus dazu gekommen, endlich nachdem (wiewohl dieſe erſt ein reichliches Jahrhundert ſpäter, erſt durch Opitz) auch die Tragödie des Seneca ins Deutſche übertragen war: ſo war in all dieſen Ueberſetzungen und Nachahmungen, dieſen Bearbeitungen und Uebertragungen ein ſo reicher Vorrath von Exempeln, eine ſo bedeutende Maſſe von Stoffen und Vorſchriften und Regeln gegeben, daß wir von da ab die deutſche Bühne völlig als Schülerin des antiken, zunächſt des römiſchen Theaters anzuſehen haben. Bald trat auch das Beiſpiel der Griechen hinzu. Aeſchylus zwar, in ſeiner ſtarren, majeſtätiſchen Abgeſchloſſenheit und ebenſo ſehr ſeinen ſprachlichen Schwierigkeiten, blieb den deutſchen Dramatikern noch auf Jahrhunderte hinaus eine verſchloſſene Welt. Dagegen Sophokles, Euripides und Ariſtophanes fingen allerdings ſchon an in das deutſche Theater überzugehen: nicht zwar in jener heutigen Weiſe, wo man dem Publikum zumuthet, dieſe Stücke, wie ſie ſind, mit Haut und Haar, in der ganzen Herbigkeit ihrer fremden Form, zu verſpeiſen, nicht bedenkend, daß dergleichen wohl das excluſive Vergnügen, die geiſtreiche Laune eines Kunſtliebhabers ſein kann, niemals aber die naturgemäße, fruchtbare Nahrung einer lebendig gegenwärtigen Zeit: ſondern vielmehr dieſe Stücke wirkten im Allgemeinen durch ihre Stoffe, die man aufnahm und verarbeitete, durch das Ganze und Weſentliche ihrer Form, aus welcher man das Muſter dramatiſcher Form überhaupt mit glücklichem Inſtinct heraus fühlte — unbekümmert, ob die Antiquitätenkrämerei dabei Ohrfeigen bekam oder nicht und ob der Chor mit dem rechten Fuß voranſchritt oder dem linken, der Mantelzipfel eine Falte ſchlug oder zwei — genug, die Zuſchauer fühlten ſich ergriffen: und mitten aus dieſen Knittelverſen heraus, dieſen Anachronismen und antiquariſchen Schnitzern ging eine dämmernde Ahnung des künſtleriſchen Organismus, ein leiſes allmäliges Bewußtſein antiker Größe und Schönheit in die erſchütterten Herzen des Publikums über. — Heutzutage freilich, wenn in Potsdam oder Charlottenburg die Antigone gegeben wird, ſo wird mit Billets dazu eingeladen, man ſchickt in den Buchladen, um in aller Eile noch einige gelehrte Vorſtudien zu machen, man begeiſtert ſich für die Darſtellung, weil man eben durch dieſe Begeiſterung ſeinen Geſchmack, ja mehr noch: ſeine Loyalität, ſeine Unterthanentreue an den Tag zu legen meint — und directen Wegs aus Antigone und Medea wandeln ſie dahin, unſre Kunſtkenner, in den Eckenſteher Nante oder eine neueſte Birchpfeifferei und jauchzen denſelben Beifall, den ſie ſo eben noch für die gewaltigen Rythmen des griechiſchen Chors, für die keuſche Hoheit der ſophokleiſchen Muſe erheuchelten, den auswattirten Beinen einer Tänzerin, den Modetrillern eines Sängers zu! — Im Zeitalter der

Reformation dagegen, als man dieſe Stoffe mit naivem Sinne überarbeitete, da waren ſie auch wirklich populär, da drängten die Zuſchauer ſich freiwillig herzu, da ſpielten im Bewußtſein des Volks die Helden der griechiſchen Sage hinüber in die Helden der alten deutſchen und erſchufen alſo, in Gemeinſchaft mit ihnen, eine neue heroiſche thatkräftige Welt, eine Welt der Freiheit und der Männlichkeit, wie dies Zeitalter ſelbſt ſie erſtreben wollte. —

Und nicht auf dieſem Wege der Ueberſetzungen und Bearbeitungen allein wirkten die Humaniſten für die Ausbildung und Erweiterung des deutſchen Theaters, ſondern auch durch Nachahmungen und eigene, analoge Schöpfungen. Dem volksthümlichen deutſchen Drama geht ein gelehrtes lateiniſches ſowohl voraus wie zur Seite. Mit der Geſchichte dieſer einzelnen Verſuche kann die Hiſtorie des deutſchen Theaters ſich nicht beſchäftigen; ſie kann ſich nicht im Einzelnen einlaſſen auf die lateiniſchen Dramen der Reuchline, der Celtes, der Locher, der Hegendorfe ꝛc., wie dieſelben ſeit den neunziger Jahren des funfzehnten Jahrhunderts an den Hofhaltungen der Kaiſer, von Biſchöfen und Prälaten, vor Magiſtraten und Stadtbehörden aufgeführt wurden. Aber der Thatſache dieſer Aufführungen muß ſie gedenken, weil auch dieſe lateiniſchen Nachbildungen außerordentlich dazu beitrugen, die Form des antiken Dramas, das heißt alſo überhaupt eine geſchloſſene, künſtleriſche dramatiſche Form zu verbreiten und Zuſchauer, Darſteller und Dichter an ihre Regelmäßigkeit zu gewöhnen. Erſt ſeit dieſe Nachahmungen und Ueberſetzungen in Deutſchland verbreitet werden, giebt es regelmäßig abgetheilte und gegliederte Stücke; die Eintheilung in Akte und Scenen ſelbſt iſt nicht älter, als die älteſte deutſche Ueberſetzung des Terenz, welche auch hiefür das erſte Muſter gab. —

Dies Beides alſo empfing das deutſche Theater von der Reformation: einen unendlich erweiterten, volksthümlichen Stoff und eine regelmäßig künſtleriſche Form.

Der Erſte, der dieſes Erbtheil überkam, nicht als ein erworbenes, mühſam ſelbſt erkämpftes, vielmehr eben als ein Erbtheil, eine allgemeine Mitgift der Zeit, iſt Hans Sachs, im eigentlichen Sinne der Urſprung und Gründer des deutſchen Theaters.

Anmerkungen.

Zu pag. 54: Ein intereſſantes Beiſpiel hiefür ꝛc. Das Stück iſt erſt lange Jahre nach ſeiner Abfaſſung, durch den Abdruck, welchen der lutheriſche Prediger Tileſius im J. 1565 zu Eisleben davon veranſtaltete, bekannt geworden. Demnächſt hat Gottſched es in den zweiten Band ſeines Nöth. Vorr. p. 84–138 aufgenommen. — Die handelnden Perſonen ſind:

Lucifer,
Vnuerſun,
Lillis, des Teuffels mutter
Sathanas,
Spiegelglantz,
Fedderwiſch,
Nottis,
Aſtrot,
Krentzelein,
} Teuffel,
Bapſt Jutta.
Clericus, Bapſt Juttens Bule.
Magister Noster Parisiensis.

Baſilius, Bapſt.
Primus
Secundus
Tertius
Quartus
} Cardinalis.
Senator, ein Römiſcher Rathsherr.
Simion, vom Teufel beſeſſen.
Chriſtus Saluator.
Maria.
S. Nicolaus
Gabriel
Michael
} Engel
Mors, der Tod.

Der Anfang lautet (Gottſch. p. 84):

Lucifer ruffet ſeinem Helliſchen Geſinde zu hauff, vnd ſpricht:

Wolher, wolher, wolher,
Alles teufeliſches heer,
Aus bechen vnd aus bruchen,
Aus wieſen vnd aus teich,
Nu kompt her aus welde vnd aus felden,
Eher denn ich euch beginn zu ſchelden,
Alle meine liebe Helle kindt,
Die mit mir in der Helle ſindt,
Krentzelin vnd Fedderwiſch,
Darzu Nottis ein Teuffel friſch,
Aſtrott vnd Spiegelglantz*),
Vnd machet mir ein lobetantz,
Darnach wil ich euch ſagen,
Heutte an dieſem tage,
Was ich von euch begere,
Des ſollet ihr mich gewehren,
Dauon ſolt ihr haben den lohn,
Das ſchwere ich euch bey meiner Kron,
Nu heb an, Knecht Vnuerſun, den geſang,
Das ſoltu allweg haben danck,
Mit meinem freunde Sathanas,
Der mir je der liebſte Schalck was.

Vnuerſun, ein Teufel.

Das ſol, Herr Lucifer, geſchehn
Alſo balde von mir gar eben,
Ich erfülle gern den willen dein,
Du liebſter Herr vnd freund mein,
Womit ich dir gedienen kundte,
Mit Sathanas dem guten freunde,
Des wer ich vnuerdroſſen
Vnd wolte das durch niemands laſſen
Nun will ich anheben den edeln geſang,
Vnd wil das nicht machen lang,
Vnd wellen tantzen vnd reyen,
In dieſem kulen Meyen.

---

*) Ueber dieſe Namen der Teufel, ſowie über die ältesten Teufel der deutſchen Bühne überhaupt vgl. Mone, Schauſp. des Mittelalters I p. 198. Freytag p. 37. 50.

Vnuerſün, der Teufel, ſinget vor, die andern Teuffel ſingen nach:

Luciper in deine throne
Nimo Nimo Nimo
Warſtu ein Engel ſchone,
Nimo Nimo Nimo
Nu biſtu ein Teufel grewlich*)
Nimo Nimo Nimo.

Lillis, des Teufels Grosmutter, ſpringet auch an der Reyen, vnd ſpricht:

Hie lauffe ich trawn auch mit vmbher,
Vnd mich nimpt gros wunder,
Was jhr euch habt vermeſſen,
Das jhr meiner habt vergeſſen,
Vnd kan ich doch gar höflich geſchregke,
Vnd wil an den Reyen gelegken,
Auch kan ich gar weidlich geſchwantze,
Vnd mich verdrehen an dieſem tantze,
Darumb ſolt jhr nicht mit mir gruntzen,
Laſt mich euch ſchütteln die alten runtzeln,
Vnd laſt mich auch helffen ſingen,
Vnd meine roſterige kele erklingen
Bey dem edlen guten geſang,
Des ſolt jhr allweg haben danck.

Hie ſingen ſie abermal den vorgeſetzten Geſang, vnd tantzen dazu.

Lillis.

Ah das iſt geweſen ein ſuſſer dohn,
Nhun bitt ich dich du lieber ſohn,
Das du on allen ſchertze
Welleſt auffthun dein hertze,
Vnd ſageſt den geſellen dein,
Vmbher vmb den willen mein,
Was du von jhn begeren biſt
Jtzund zu dieſer friſt.

Luciper.

Das wil ich liebe mutter thun ſo drotte,
Vnd habe mich darauff gereide berothen,
Darumb meine lieben herrn gebt rath,
Der vns allen wol anſtatt,
Sehet hin zu jener Awen,
Da gebet gar ein ſchon Jungfrawe,
Die iſt Juttha genannt,
Die wil ziehen aus Engellant
Mit einem Schreiber weiſs
Jn die hohe Schule kegen Paris,
Vnd wil ſich anderſt laſſen nennen,
Das man ſie nicht mag erkennen,
Auch wil ſie heimlich vnd leiſe,
Gekleidet gehn in Mannesweiſe,
Vnd jhr Nam ſol ſein genant
Johannes aus Engellandt,
Da rathet liebe geſellen zu,
Das ſie das gar balde thu,
Vnd mögen ſie zu vns gerucken,
Zu jhrem groſſen vnglucke,
Das wird vnſer groſſer frome werden,
Noch alle vnſers hertzen begerden.

Sathanas.

Luciper herre du ſolt des ſicher ſein,
Das rede ich auff die trewe mein,
Das ich mich wil machen dahin zuhandt,
Da mir die Jungfraw wird bekandt,
Die wil ich vnterrichten,
Das ſie ſol mit nichten
Vor vns tretten oder weichen,
Vnd wil ſie heimlich erſchleichen,
Denn meine behendigkeit iſt ſo gethan,
Das ich ſie wol berücken kan,
Das ſie vns mus gefallen,
Das ſag ich dir mit reichem ſchallen,
Darumb wil ich mein kunſt an jhr nicht
verlengen,
Das ſie ſolches mus volbrengen,
Vnd wil ſie vns machen vnterthan,
Darzu wil ich mit mir han
Meinen geſellen Spiegelglantz,
So wird all vnſer ſache gantz.

---

*) Vgl. mit dieſem durch die Verhöhnung Lucifers höchſt charakteriſtiſchen Chorgeſang der Teufel das Selbſtgeſpräch Lucifers in der Auferſtehung Chriſti: ſ. oben p. 51.

Lucifer.

Nu lauffet hin miteinander drotibe,
Das euch ein alte Saw berathe,
Ewren dienſt hab ich wol gehort,
Das werdet beide hie vnd dort.
Wo euch das gefallen kan,
Vnd macht euch die Jungfraw vnterthan
Mit ewren behenden liſten,
Das ſollet ihr zu dieſen friſten
Gar herlich werden von mir begabt,
Vnd allenwegen ſein gelobt.

Spiegelglantz, ein Teufel.

Lucifer lieber Herre mein,
Wir thun gerne den willen dein,
Welleſtu du vns nur begaben,
Wen wir muſſen vber die heide traben
Vnd gebeſt vber vns deinen ſegen,
So gieng es vns wol an dem wege,
Vnd möchten reich wieder komen,
Das wer vnſer aller fromen.

Lucifer.

Das wil ich thun gar gerne,
Wiewol die reiſe nicht iſt ferne.

Lucifer giebt ihnen den ſegen.

Olleid melleit prapil crapil morad
Sornt tichat michat merum ſerum cephat,
Das vnd alles verborgene wort,
Die ihr nie von mir habt gehort,
Damit ſey vber euch mein frid geleyt,
Nu fart hin, vnd ſeit gemeyt.

Ferner aus der Peripetie des Stückes (Gottsch. p. 107):

Hie füret ein Römiſcher Rathsherr ſeinen Sohn, welcher mit dem Teufel beſeſſen war, zu Bapſt Jutten, mit Gott den Teufel aus zu treiben, vnd der Teuffel offenbaret es, daß Bapſt Jutta ein Kind tregt, vnd ſchwanger iſt.

Senator.

Heiliger Vater vnd Herre,
Ich klage euch klegliche mehre,
Das meinen Sohn, der hie für euch ſtat,
Der böſe Geiſt beſeſſen hat,
Vnd peiniget ihn von hertzen ſehr,
Das bitt ich euch heiliger Vater vnd Herr,
Das ihr ihn wollet entbinden,
Von ſolchem böſen feinde,
Durch Gott vnd S. Nicolaum den heiligen Man reiche.
Das Gottes Gnade zu vns ſchleiche.

Der Bapſt furchtet ſich für dem Teufel.

Bapſt Jutta.

Das kan ich itzund nicht volenden,
Sondern wil euch mein Cardinal ſenden,
Die konnen das wol thun,
Denn ich bin itzt nicht geſchickt darzu,
Die ſollen ihn wol entbinden,
Von ſolchem böſen feinde.

Senator.

So laſſet bald geſchehen das,
Damit mein Sohn werde bas
Vnd ſehet an die große pein,
Die da leidet der liebſte Sohn mein,
Auff das er müge entbunden werden
Allhie auff dieſer Erden.

Bapſt Jutta.

Nu gebiet ich allen meinen Cardinaln,
Die da mit mir ſint in dieſem Saale,
Das ihr das nicht verlanget,
Vnd ewer gebet zu Gotte ſendet.

Vnd entbindet dieſem Römer ſeinen Sohn durch Gott,
Der da iſt beladen mit groſſer not,
Von des böſen Teufels gewalt,
Der mit jhm treibt jammer mannigfalt.

Vnuerſün, der Teufel in dem Beſeſſenen, ſpricht zum Bapſt Jutta

Nu ſchweig du Bapſt von deinem Klaffen,
Vnd gebeut nicht deinen Pfaffen,
Denn ſie ſollen mich nicht von hier treiben,
Auch ſo wil ich wol hierinne bleiben,
Bis das du ſelber kommeſt,
Vnd mir die gewalt benemeſt,
Das ſag ich dir auff dieſer fart,
Vnd wern ſie noch ſo wol gelart,
So ſolln ſie mich nicht verdringen,
Noch mit keiner gewalt bezwingen,
Darumb laſſen ſie jhr klaffen beſtehn,
Anders es ſol jhnen mit mir nicht wol ergehen.

Bapſt Jutta.

Sindt das du das nicht wilt thun,
So mus ich ſelber kommen darzu,
Vnd mus verſuchen ob ich dich künd vertreiben,
Das du nicht lenger magſt hie bleiben,
Darumb ſo gebiete ich dir ſo bald,
Du böſer Teufel vngeſtalt,
Das du von dieſem Manne reumeſt,
Vnd dich nicht lenger ſeumeſt.

Vnuerſün, der Teufel.

Sindt ich ja reumen ſol allhier,
So höret all in dieſem ſaal von mir,
Das ich das nicht durch ſein geheiſſe thu,
Sondern Gott wil es haben nu,
Das ſpreche ich ſicherleich,
Nu höret zu alle gleich,
Die hie in dieſem ſaal geſamlet ſind,
Der Bapſt der tregt fürwar ein Kind,
Er iſt ein Weib vnd nicht ein Man,
Daran ſolt jhr kein zweiffel han,
Darumb ſeyd ihr jemmerlich betrogen,
Vnd mit blindheit vmbzogen,
Des ſol ſie nu alzuhandt
Für ewren Augen werden geſchandt,
Vnd jre ſchandt ſol ſich erzeigen,
Jtzund in dieſem kulen Meyen,
Darumb das ſie mich hat vertrieben,
Sonſt wer ſie wol mit frieden für mir blieben.

Bapſt Jutta.

Nu ſchweig du böſer Volant,
Du haſt mich dick vnd viel geſchandt,
Vnd wolſt mich gerne das ſchenden,
Vnd vil laſter zuwenden,
Darumb das du das nicht kunſt gethun,
Fugeſt du mir ſolche geferde zu,
Der ich doch wol empyr,
Du böſer betrieger.

Vnuerſun, der Teufel

Jch wil dein betrieger ſein,
Bis das ergehet der wille mein,
Seidt das du ein Bapſtin biſt genant,
So mus ich von dir weichen zuhandt,
Kompſt du aber wider in meine gewalt,
Jch wil dirs vergelten hundertfalt,
Vnd wil dich ſetzen gar vnſachte nieder,
Vnd machſt du dich noch ſo frem vnd bieder.

Der Teufel feret aus, vnd verſchwindt.

Sodann die Scene zwiſchen Jutta und dem Tode. Chriſtus hat den Tod entboten, die Sünderin aus dem Leben zu ſchaffen. Er antwortet (Gottſch. a. a. O. p. 114):

Mors, der Tod.

Hie bin ich bereit heiliger Gott,
Vnd wil gern halten dein gebot,
Wenn ich bin greulich vnd grauſam,
Alles das mir je furquam,

Sey ſtarck oder dicke,
Wenn ich es recht erblicke,
Ich geb yhm ein ſolchen ſchlag,
Das er ewiglich an mich gedencken mag,
Ich meſſe jhm in die lenge vnd in die breithen,
Das er meiner kaum mag erbeithen,
Ich treibe ſolchen geſpug,
Darzu ſolchen vngefug,
Das jhm die Seele in dem leibe
Nirgend mag gebleiben,
Ich kan jhm ein koll gekochen,
Das jhm gnacken alle knochen,
Auch gebe ich jhm zu trincken bier von ſtarckem hopffe,
Das ſich jhm verwenden die Augen im kopffe,
Zuletzt kome ich yhm auff das hertze,
Da mus die Seele leiden groſſe ſchmertze,
Bis das ſie reumet dieſelbige ſtadt,
Die ſie lange beſeſſen hat,
Es kan mich nicht erbarme,
Mir iſt der reiche wie der arme,
Der Deutſche als der Wahle *),
Ich rucke ſie alle aus jhrem ſable,
Vnd muſſen von mir leiden den tod,
Auch ward noch nie kein mundt ſo rodt,
Ich mache jhn wol miſſefahr,
Ich breche die liechten augen klar,
Ich hawe ſie hin als das hawe **),
Ich furchte auch niemands drawen,
Ich wercke, ich wercke greweleich,
Mir iſt der Rieſe mit dem Zwerge gleich,
Was von der Erden iſt geborn,
Das iſt zumal mit mir verlorn,
Hierumb wil ich himliſcher Gott,
Mich auffmachen alſo droth,
Vnd wil nicht lenger gedagen,
Vnd wil das Weib darumb fragen,
Was ſie damit gemeinet hat,
Das ſie ſolche miſſethat
Hat wider dich begangen,
Darumb wil ich ſie anlangen,
Vnd wer ſie noch ſo klug vnd weiſe,
So ſol ſie doch nichts aus meinen henden reiſſen.

Saluator.

So gehe hie zu handt,
Das die ſache werde volandt ***),
Die ich dir befohlen han,
Vnd mache dir vnterthan
Daſſelb boſe Weib gar balde,
Das ſie in den ſunden nicht veralte.

Der Tod kompt zu Bapſt Jutten.

Ich habe dir gar lange nachgekrochen,
Manchs jar vnd manche wochen.
Des hab ich dich nu begriffen hie,
Darumb ſolt du mir nicht entpfliehn,
Ich will mit dir machen ein ſpiel,
Nach alle meinem luſt wie ich wil,
Wenn Gott mir hat die laub gegeben,
Das ich dir ſol nemen dein leben,
Darumb das du haſt wider jhn gethan,
Vnd haſt gegangen wie ein Man,
Vnd haſt ſolch Vngefug in der Chriſtenheit getrieben,
Vnd biſt nicht ein Weibsbild geblieben,
Auch das du dich haſt vberſehen,
Das du muſt mit ſchwangerm leibe gehen,
Vnd tregſt ein kind alſo verborgen,
Darumb wil ich dich bringen in ſorgen,
Vnd ſolt hie kleglich ſterben auff dieſer erden,
Vnd für allen Leuten zu ſchanden werden.

Bapſt Jutta.

Sindt ich den nu ſterben mus,
Vnd dafur iſt kein bus,
Des ſtehe ich in groſſer not,
Darumb erbarm dich mein du ewiger Gott;
Las die bitter marter dein
An mir armen Sunder nicht verloren ſein,
Vnd ſich an dis groſſe leid,
Vnd beweiſe mir Herr deine barmhertzigkeit

---

*) d. i. Wälsche
**) Heu
***) vollendet

Auch ſich an Herr meine ſchmertzen,
Die ich leide in meinem hertzen,
Darzu lieber Herr Jheſu Chriſt,
Bedenck heut vnd zu aller friſt,
Das da geſündigt hat mancher Man,
Der doch deine huld wider gewan,
Adam brach das erſte gebot,
Das vergabſt du jhm lieber Gott,
Petrus hat die ſeligkeit mit dir,
Der dich doch drey mal verleugnet gar ſchier,
Thomas was ein Zweiffeler,
Dem vergabeſtu lieber Herr,
Paulus der that manch leid
Zuuor in der Chriſtenheit,
Vnd kam doch zu deinen gnaden,
On alle ſeinen ſchaden,
Mattheus der vom Zoll entran,
Dem vergabſtu Herr one wahn,
Theophilus ſich dem Teuffel ergab,
Du halffeſt jhm Herr darab,
Maria Magdalena vieler ſunde pflag,
Die hat mit dir manchen guten tag,
Zacheus der was vngerecht,
Der wardt dein Wirdt vnd dein Knecht,
Longinus dich durch dein Hertze ſtach,
Das es Maria anſach,
Er hat gnade bey dir funden,
All zu denſelben ſtunden,
Der Schecher der mit dir am Creutze ſtarb,
Dein gnade er da erwarb,
Das ſind alles geweſen ſündige Man,
Die doch nu die ſeligkeit von dir han
Vergieb mir auch die ſunde mein,
Barmhertziger Gott durch die bitter marter dein,
Vnd las mich Herr nicht verderben,
Vnd in meinen ſünden ſo kleglich ſterben.

Der Todt.

Was hilfft dich dein groſſes fallen,
Du muſt doch mit mir wallen,
Vnd kündteſt doch noch ſo wol bitten vnd flehen,
So mus doch mein will an dir ergehen,
Des bis von mir bericht,
Vnd hab daran keinen zweiffel nicht,
Ich wil mich gar meiſterlich zu dir ſchmücken,
Vnd mit meinem ſtricke berücken
Vnd wil mich an dir nicht ſparen,
Das glaub mir furware.

Bapſt Jutta ſinget, vnd rufft Mariam an, da ſie geberen ſoll*).

Maria Muter reine
  Aller Sünder ein tröſterin,
Ich klage dir gemeine
  Das ich ein ſünder bin,
Das weine ich dz blut ſo rot,
  Meine Augen trenen gieſſen,
Das las mich fraw genieſſen,
  Vnd bit für mich dein liebes kind.

Nun ich denn ſol ſterben,
So hilff Maria himmliſche Königin mir erwerben
Deines lieben Kindes barmhertzigkeit,
Die doch manchem Sünder iſt bereit,
Darumb du keuſche Jungfraw reine,
Ich befehle mich dir alleine,
Vnd bitt für mich den barmhertzigen Gott,
Wenn ich ſtehe in groſſer not,
Vnd bin aller ſünden vol,
Des wil ich mich an dir erholn,
Wenn du biſt vol der barmhertzigkeit,
Erbarm dich vber mein hertzleid,
Vnd verleihe mir Mutter vnd Frawe,
Das mir Gott ſende den Himmel tawe,
Vnd laſſe von mir ſeinen zorn,
Thuet er das nicht, ſo bin ich verlorn,
Das bitt für mich Mutter here,
Durch dein Mütterliche ehre.

Maria.

Ich wil alle dieſen tag
Bitten für dich was ich mag,
Ich hoffe du ſolt gnade finden
Bey meinem lieben Kinde,
Das er gnediglich ſich erbarme
Vber dich Sunderin arme.

---

*) Iſt im Text auf Noten geſetzt

Bapſt Jutta.

Nu wil ich gerne leiden
Itzund zu dieſen gezeiten,
Was mir zuſendet der ewige Gott,
Darzu anleget der bitter Tod,
Vmb meine ſunde die ich hab gethan,
Darumb befehle ich on argen wahn
Meine Seele zu hand
Maria zu einem pfand,
Ich hoffe ſie laſſe ſie nicht verderben,
Darzu ewiglich erſterben,
Vnd wol mich in gedult keren,
Nu tröſte mich du Himel Konigin heere,
Darzu der ewige Gott,
Vnd helffe mir aus aller not.

Der Todt.

Nu höre auff mit deinem klaffen,
Ich mus mein geſchefft ſchaffen,
Allhier an dieſer ſtatt,
Wenn du machſt mich mit deinem reden matt,
Das du in Bepſtlichem weſen haſt geſtanden,
Des ſoltu werden zu ſchanden,
Nim hin den ſchlag bey das Ohr zuhand,
So wird dir wol bekand,
Warumb ich bin geſchickt zu dir,
Das ſoltu gentzlich glauben mir,
Darnach gab dir den hertzenſtoſs,
So würdeſt du des todes genoſs,
Fall nieder zu der Erden
Vnd las dein Kind geborn werden,
Das du lange haſt gedragen,
Nu ſchlag ich dich auf deinen kragen,
Vnd gebe dir den letzten ſchlag,
Vnd ſchlaff bis an den jüngſten tag.

Hie felt Bapſt Jutta zu der Erden, gebiert jhr Kind, vnd ſpricht:

Ahwe, ahwe der groſſen not,
Die mir thut der bitter Tod,
Nu erbarm dich vber mich Gott mein Herre,
Durch deiner lieben Mutter ehre,
Wann meines lebens mag nimmer geſein,
Nu tröſte mich du Himel Konigein,
Mit aller Engeliſcher ſchar lobelich,
Das bitt ich mit gantzem Hertzen inniglich.

Der Todt.

Nu ſtirb hin ſo balde,
In deinem groſſen vnfalle,
Vnd habe dir den ſchlag bey das heubt,
Damit ſey dein leben getaubt,
Als du verdienet haſt auff Erden,
Dagegen wird dir dein lohn wol werden,
Nu wil ich mich ſchnell von dir wenden,
Denn ich gebracht hab die ſach zum ende.

Bapſt Jutta ſtirbt in der geburt, das Volck leufft zu, hebt das kind auff, vnd der Teufel Vnnerſun fuhrt Babſt Jutten Seel hin, vnd ſpricht ꝛc.

*

Endlich noch den Schluß des ganzen Stückes (p 137):

Michael bringt Bapſt Jutten Seele in Himel vnd ſpricht:

Himliſcher Gott vnd Herr,
Hie bring ich dir mit ehren,
Die arme Sunderin,
Die ich hab genomen aus der pein,
Die begeret nu deine gnade,
Die las jhr Herr komen zu ſtade.

Saluator.

Bis willkommen du liebſte Tochter mein,
Du ſolt mit mir frölich ſein,
In meinem Himelreiche,
Das ſage ich dir ſicherliche,
Nu vnd zu ewiger Zeit,
Das glaube mir one neid,
Vnd was du gethan haſt in deinem leben,
Das ſey dir all ſein vergeben,

Wenn Maria die liebe Mutter mein,
Hat dir gethan ihrer hülffe ſchein,
Mit dem heiligen Nicolao,
Darumb ſoltu ſein wolgemuth vnd fro,
Du biſt aus ſorgen geneſen,
Vnd ſolt mit mir in ewigen freuden weſen.

Bapſt Jutten Seel

Ich ſpreche das in kurtzer friſt,
Gebenedeiet ſeiſtu Herr Jeſu Chriſt,
Ich auch heut vnd zu aller Zeit benedeie
Die reine Jungfrawe Marcie,
Mit Nicolao dem Biſchoff heere,
Die mich haben verſünt gegen Gott dem Herren,
Vmb meine miſſethat vnd ſunden,
Des lob ich ſie zu aller ſtunde,
Auch lobet Marien Frawen vnd Man,
Denn aller vnſer ſeligkeit licht daran,
Auch iſt es offenbarlich an mir worden ſchein,
Das dancket ihr die Seele mein,
Denn ich hatte mich vergeſſen zu ſehre,
Das ich mit dem Teuffeliſchen heere
Manche ewige zeit hett müſſen weſen,
So hat ſie mir geholffen das ich bin geneſen,
Darumb ſol jhr mein haubt jmmer neigen,
Mein zunge ſol jhr auch nimmer ſchweigen,
Sondern ſie teglich loben vnd preiſen,
In Göttlichen wercken vnd weiſe,
Mit Gott vnd aller Engeliſcher ſchar,
Das rede ich hie all offenbar.

Finis.

Ueber die hiſtoriſche Grundlage der Sage ſelbſt vgl. neben den bekannten allgemeineren Geſchichtswerken von Walch ꝛc. hauptſächlich eine ſo eben (1846) in Mailand erſchienene Monographie: Esame critico degli atti e documenti relativi alla favola della Papessa Giovanna, di A. Bianchi-Giovanni.

Zu pag. 54: Oder wem von Ihnen, bei dieſer Geſchichte ꝛc. Schon Gottſched hat dieſen Zuſammenhang heraus gefühlt und auf eine für ihn höchſt bezeichnende Weiſe zur Sprache gebracht, a. a. O. p. 140. 141: „Endlich, und zum dritten, weis ich wohl, daß die theatraliſchen Regeln von unſerm guten Scherenberg nicht beobachtet worden, die er nicht einmal gewußt haben wird. Allein habe ich nicht berühmte heutige Schriftſteller, und eingebildete große Kunſtrichter vor mir, die den brittiſchen Abgott Shakeſpear, und andre dramatiſche Helden dieſes Volkes aus viel neuern Zeiten, verehren und anbethen, ob ſie gleich eben ſo wenig Regel und Ordnung auf ihrer Schaubühne beobachtet haben; eben ſoviel Geſpenſter, Teufel, Tod, Himmel und Hölle aufs Theater bringen? .... Wer weis, wo noch ein heutiger brittenzender Shakeſpear darüber kömmt, der nächſt der verſprochenen Komödie von D. Fauſt, auch das Trauerſpiel unſers Scherenbergs von Papſt Jutten erneuert und umſchmelzet, um ein recht erſtaunlich rührendes Stück, trotz dem Kaufmanne zu London, oder Miß Sara Samſon, daraus zu machen?“ ꝛc. Die Anſpielung von der „verſprochenen Komödie vom D. Fauſt“ ging ohne Zweifel auf Leſſing: ſ. das (zuerſt in den Literaturbriefen, Febr. 1759. Nr. XVII. veröffentlichte) Bruchſtück in den Sämmtl. Werken, Lachm. Ausg. II, p. 491 ſqq.

Zu pag. 54: Literariſch nachweisbar zwar ꝛc. In dieſes Jahr nämlich (1588) fällt die, ſoviel bekannt, erſte Ausgabe des Volksbuches: „Historia Von D. Johann Fauſten, dem weitbeſchreyeten Zauberer und Schwartzkünſtler, Wie er ſich gegen den Teuffel auf eine benandte zeit verſchrieben ꝛc. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn, durch Johann Spies. M. D. LXXXVIII.“ Die Perſon des Fauſt ſelbſt dagegen, als eines berühmten Zauberers und Nekromanten, wird ſchon ſeit Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts erwähnt, zuerſt, ſo viel man weiß, in einem Briefe des Tritheim von Spanheim vom 20. Auguſt 1507; Conradus Mutianus Rufus, Kanonikus zu Gotha (geſt. 1526) erzählt in einem Schreiben vom 3. October 1513, daß vor acht Tagen der Chiromantiker Fauſt („merus ostentator et fatuus . . . Rudes admirantur. In eum theologi insurgunt“) in Gotha geweſen, wo auch er ihn geſehen. Vgl. den höchſt genauen und gründlichen Aufſatz des den Wiſſenſchaften leider zu früh entriſſenen E. Sommer in Erſch und Gruber's Allg. Encyclop. Art. Fauſt. Sect. I, Th. 42, p. 93—118, ſowie die neuerlichſt erſchienene, reichhaltige, aber weder ganz zuverläſſige, noch wohlgeordnete Scheibleſche Sammlung: Das Kloſter. Weltlich und geiſtlich. Meiſt aus der ältern deutſchen Volks- Wunder- ꝛc. Literatur. Bd II, 5—8 Zelle. Dr. Fauſt. Leipzig 1846. Daß ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert dramatiſche Bearbeitungen der Fauſtſage aufgeführt werden, beweiſt das Citat bei Sommer a. a. O. p. 114. Note 78.

Zu pag. 55: Schon aus dem J. 1523 ꝛc. Vgl. Gottſch. a. a. O. p. 191. 192.

Zu pag. 55: Ganz ähnlichen Inhaltes ſcheint nun auch ꝛc. Die ausführliche Erzählung davon bei Gottſched a. a. O. p. 201—208, wo auch der lateiniſche Text ſeines Gewährsmannes, des Jeſuiten Maſenius, im Speculum imaginum veritatis occultae (Cöln 1664) wörtlich mit abgedruckt iſt. Vgl. Flögel, IV, 309.

Zu pag. 57: Die zwei Faſtnachtſpiele des Niclas Manuel ꝛc. Ueber dieſen in mehrfacher Hinſicht ausgezeichneten Mann ſ. die ſehr vollſtändige und liebevolle Darſtellung von C. Grüneiſen: Niclas Manuel. Leben und Werke eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im ſechzehnten Jahrhunderte. Stuttg. und Tübing. 1837. Er lebte von 1484 bis gegen 1530: ſ. die Biographie bei Grüneiſen, p. 78—155. Die beiden Faſtnachtſpiele wurden 1522 aufgeführt und erſchienen ſchon im folgenden Jahre in Druck; der vollſtändige Titel lautet: Ein faſnachtſpyl, ſo zu Bern vff der hern faſnacht, inn dem M. D. XXII. iare, von burgersſöhnen offentlich gemacht iſt, darinn die warheit in ſchimpffs wyß vom pabſt vnd ſiner prieſterſchaft gemeldet würt. Item ein ander ſpyl, daſelbs vff der alten faſnacht darnach gemacht, anzeigend groſſen vnderſcheid zwiſchen dem Papſt, vnd Chriſtum Jeſum vnſerm ſäligmacher. Der vollſtändige Abdruck findet ſich a. a. O. p. 339—399. vgl. p. 204 fgg. namentlich p. 208: „Wie oben berührt iſt, wurden dieſe Schauſpiele von adeligen Jünglingen in der Kreuzgaſſe zu Bern, dem Rathhauſe gegenüber, öffentlich aufgeführt. Das erſte fiel auf die Pfaffen- oder Herrenfaſtnacht, das andere auf die alte oder Bauernfaſtnacht; an der letzteren ſind es denn nur Bauern, welche das Geſpräch führen. Das erſtere Stück hieß auch der Todtenfreſſer, weil es von der Todtenmeſſe und ihrer Einträglichkeit für die Geiſtlichkeit ausgeht, dann aber in einer lang fortlaufenden Reihe redender Perſonen den Zuſtand der Welt- und Kloſtergeiſtlichkeit in ihren verſchiedenen höheren und niederen Stufen, das Urtheil der Laien im Adel- Bürger- und Bauernſtande über den Zerfall der Kirche, die Sitten ihrer Diener, die Satzungen ihrer Lehre, die Furcht der Geiſtlichen vor dem Evangelium und ihre Beſtrebungen, dem Fortſchritt des neuen Glaubens ein Ziel zu ſetzen, ſodann die weltlichen Verhältniſſe der Kirche und ihres Oberhauptes, die politiſche Stellung des Papſtes, ſeine nicht dem Wohl der Kirche, ſondern dem Anſehen und der Macht ſeines Stuhles gewidmeten kriegeriſchen Pläne, und wie er um des weltlichen Zweckes willen, alle geiſtlichen Pflichten ſeines Amtes hintanſtellt und die von dem Türken bedrohten chriſtlichen Provinzen dem Untergange preisgiebt: zuletzt aber die ernſte Anſicht und Rüge der Apoſtel Petrus und Paulus über das Alles, und das evangeliſche Zeugniß eines erleuchteten Predigers ausführt. Im zweiten Spiele unterreden ſich zwei Bauern „von dem Gegenſatz des Weſens Chriſti Jeſu und ſeines genannten Statthalters, des römiſchen Papſtes,“ derweil ein doppelter Zug des Herrn Chriſtus auf dem Eſel mit ſeinen armen Jüngern und kranken, gebrechlichen Begleitern aus allerlei Volke, und von der anderen Seite des römiſchen Kirchenhauptes zu Roß und in Rüſtung, gefolgt von den Cardinälen, Biſchöfen u. ſ. w., alles beritten, an ihnen vorüberwallt .... (p. 210). Die Anordnung iſt ſehr mangelhaft, nur je einzelne Perſonen treten auf, und ſprechen ihre Rollen her, um, wie es ſcheint, ſogleich wieder abzugehen, da ſie nicht wieder zu reden anfangen. Doch iſt in der zweiten Hälfte von dem Erſcheinen des Rhodiſer Ritters an, eine mehr ſceniſche und dialogiſche Bewegung. Die Sprache iſt hart, der Reim oft ganz unrichtig und bloße Aſſonanz oder Alliteration. Der Spott, wie die Sprache dehnt ſich bis ins Rohe und Plumpe, hört aber nie auf witzig zu ſein im volksmäßigen Sinne, und wechſelt mit einzelnen gemüthlicheren Stellen ab, die gerade in dieſer Abwechſlung um deſto mehr wirken, je mehr ſie überraſchen. Die Satire entfaltet ſich nach jeder Seite und mit voller Ladung, und es läßt ſich von einer ſolchen, wie ausdrücklich in der Chronik bemerkt iſt, zuvor unerhörten Sprache und nie geſehenen Darſtellung erwarten, daß ſie den gewaltigſten Eindruck auf Hörer und Zuſchauer gemacht habe.“ — So weit Grüneiſen; ich füge, um, wie von dem geiſtlichen und dem Faſtnachts-, ſo auch von dem politiſchen Spiel eine Probe zu geben, eine Stelle aus dem oben gedachten Auftritte des Rhodiſer Ritters bei. Ein Ritter aus Rhodus iſt „mit groſſer yl rennende mit verhengtem zom“ (p. 363) zum Papſt gekommen, mit der Nachricht von der Belagerung und dem, ohne fremden Beiſtand unvermeidlichen Fall der Inſel; allein der Papſt erklärt ihm ganz kaltblütig, er habe jetzt keine Zeit ſich um Rhodus zu bekümmern: worauf der Ritter, über ſolche Gewiſſenloſigkeit empört, in nachſtehende Klage ausbricht (a. a. O. p. 368):

Der ritter kert ſich um, vnd ſchlug an ſin bruſt, vnd ſprach wider ſich:

O pabſt pabſt wie biſtu ſo gar verirt
Du biſt ein wolff vnd nit ein hirt
Das du ſo gantz erblindet biſt
Du biſt ich glaub der war antichriſt
Wo ſind ir bluthünd in roten hüten
Ir machend ſelbs wol Chriſten zublüten
Warum beſchirmend ir nit den chriſten glauben
So ir doch teglich die gantze welt berauben
Wo iſt nu das groß vnſäglich gelt
Das ir hand genon durch chriſten welt
Huren vnd buben hand es verthan
Die Chriſten land ir zu ſchitren gan
Die ſünd der Sodomiten die iſt hie
Ja ſo groß als vor der ſtraff gotz ie
Was darfs vil kramantzen vnd langer red
Du pabſt vnd keiſer Carolus ir bed
Sind nit vnſchuldig an dem blut
Daß jetz der turck vergieſſen thut
O pabſt pabſt fürchteſtu nit gott
Dine roten hütt, vnd beſchorne rott

Hand blutig vnd raubwölffen zen
Ir hetten gut würſtmacher gen
So ir ſo gern im blut vmbgand
Ein luſt die lut zu metzgen hand
Das blut das ir vergoſſen hend
Leg es jetz friſch an einem end
Ir möchtend all darin ertrincken
Ja ſchier garnach gantz Rom verſincken
Meineſtu drum das dich gott hie mit
wel ſtraffen
Ein göttlich gerechtigkeit ſig drum entſchlaffen
Furwar furwar es kompt die ſtund
Das dich das ſchwert uß ſinem mund
Wirt zu boden richten gar
Mit diner ſchelmiſchen buben ſchar
Wie das vom endtcriſt geſchriben ſtat
Sant peters ſelb wyſſaget hat
Ja du vnd alle dine frund
Das vch das belich fur anzund.

Der turck Schupi maſſga.

Ir Chriſten was ſeid ir fur lut
Vwer ding ſol doch minder denn nüt
Vnd werden allen volkern zu ſpott
Zu Rhom hand ir ein beſundern gott
Dem gebend ir gelt glich wie ſpruwer
Nun ſehend zu er ſpottet uwer
Wo hilfft er uch in uweren noten
Ja er laßt uch wol ſelb ertoten
Darumb iſt uwer billich zu ſpotten
Von Vnger land iſt uch dick enbotten
Do wir das land gewunnen hand
Pfuch laſter vnd ewige ſchand
Rodis hand wir jetz euch gewunnen
So iſt Naplis noch nit entrunnen
Dem nach gen Rhom wirt vnſer reyß
Alſo ſo wirt der erden kreyß
In kurtzer zyt vns gar zu hand
Wir haben ſchon der chriſtenland
Dry teil von uwerem glouben genommen,
Der fierteyl wird bald nacherkommen.
ꝛc. ꝛc.

Zu pag. 57: mit den Komedien des Pamphilus Gengenbach. Die hier gemeinten Stücke ſind: 1) „Diß ſind die prophetien ſancti Methodii vnd Nollhardi, welche ſind geſpylt worden im 15. vnd 17. Jar (1515, 1517) vff der Herren Faßnacht von etlichen erſamen und geſchickten Burgeren einer loblichen Statt Baſel.“ Es treten darin Kaiſer, Könige, Päpſte, ja ganze Staaten auf und laſſen ſich ihre künftigen Schickſale vorausſagen; vgl. Leonh. Meiſters Beiträge I. 263—70, wo einige Proben mitgetheilt werden. 2) „Diß iſt die Geuchmett, ſo geſpylt iſt worden durch etlich geſchickt Burger einer loblichen Statt Baſel. Wider den Ebbruch vnd die ſünd der Vnkeuſchheit:“ eine dramatiſirte Bearbeitung von Thomas Murners berühmter Gauchmat (Die Geuchmatt zu ſtraff allen wybichen mannen, zuerſt Baſel 1514); ſ. Gervinus II, 418 fgg. III, 87 auch Gottſch. I, 46.

Zu pag. 58: wie denn namentlich im J. 1531 ꝛc. Vgl. Gervin. II. 451. Ueber einige andere hieher gehörige Stücke ſ. die Auszüge bei Gottſched II, 192—197, ſowie die Zuſammenſtellung bei Kehrein I, p. 118. vgl. p. 81.

Zu pag. 60: den wird es genügen an die Namen eines Gerhard des Großen ꝛc. Vgl. über dieſe Männer die genauen Biographieen in H. A. Erhard's Geſch. d. Wiederaufblühens wiſſenſchaftl. Bildung, vornehml. in Teutſchl. Magdeburg 1830, drei Bände, ſowie über dieſe ganze Epoche überhaupt Karl Hagens vortreffliche, der allgemeinſten Beachtung nicht genug zu empfehlende „Deutſchlands literar. und relig. Verhältn. im Reformationszeitalter.“ (Drei Bände, 1841.)

Zu pag. 61: Wie heutzutage aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen ꝛc. Vgl. in Kürze den Aufſatz des Verfaſſers: Zur Geſchichte der deutſchen Ueberſetzungsliteratur: Hall. Jahrb. 1840. Nr. 57 fgg. (p. 449—504).

Zu pag. 61: wie Terenz ſchon im zehnten Jahrhundert in den Klöſtern geleſen ꝛc. Hiefür iſt beſonders eine Stelle in der Vorrede der Roswitha von Wichtigkeit, bei Gottſched II, 16, Anm: „Plures inveniuntur Catholici, cujus nos penitus expurgari nequivimus facti, qui pro cultioris facundia sermonis, gentilium vanitatem librorum utilitati praeferunt sacrarum scripturarum. Sunt etiam alii sacris inhaerentes paginis, qui licet alia Gentilium spernant, Terentii tamen figmenta frequentius lectitant, et dum dulcedine sermonis delectantur, nefandarum notitia rerum maculantur." — Hieher gehört auch die Notiz von Jac. Grimm, Gött. Gel. Anz. 1835. St. 92, daß auch der durch ſeine Ueberſetzung der Pſalmen ꝛc. bekannte Notker, Mönch zu St. Gallen (ums Jahr 1000) die Andria des Terenz ins Deutſche übertragen habe.

Zu pag. 61: Dagegen nachdem zuerſt Hans Nydhart ꝛc. Der vollſtändige Titel dieſer älteſten, für die allmälige Einführung und Uebertragung der antiken dramatiſchen Technik überaus wichtigen Ueberſetzung lautet vollſtändig: „Hernach volget ain Meiſterlich vnd wolgeſetzte Comedia, zeleſen und zehören, luſtig vnd kurtzwylig, die der hochgelert vnd groß Maiſter vnd poet Therencius gar ſubtile mit groſſer kunnſt vnd hochen flyß geſetzt hat, darin man lernet die gemüet aigenſchafft vnd ſitten der menſchen des gemeinen Volks erkennen. Darumb ain yeder ſo durch leſen oder hören daß wiſſen empfachet, ſich deſter baß vor aller betrugniß der böſen Menſchen mag hütten vnd wiſſen zebewaren." Am Ende ſteht: „Dieſe Comedia hat Hanns Nydhart zu Vlm laſſen trucken den Cunrad Dinkmut. Nach Criſti geburt M. CCCC. Lxxxvj. Jare." in fol. — Die überſetzte Komödie ſelbſt iſt der Eunuchus; in den beigegebenen Einleitungen und Noten werden techniſche Ausdrücke, wie Comedia, Act ꝛc. ausführlich erläutert und erklärt. Siehe die genaue Beſchreibung bei Gottſched I, 37—39. Ueber die übrigen, ungemein zahlreichen Ueberſetzungen deſſelben Dichters vgl. außer Degen's Verſuch einer vollſt. Lit. der deutſch. Ueberſ. d. Römer II, 457—494, beſonders noch Gottſched im erſten Band (ſ. unter den Regiſtern am Schluß das zweite, Art. Terenz) und Gervinus II, 377. III, 71 fgg. — Die erſte vollſtändige Ueberſetzung des Terenz datirt vom Jahre 1499: Degen a. a. O. p. 457.

Zu pag. 61: Nachdem ſodann, ſeit dem J. 1511, auch das Muſter des Plautus ꝛc. Vgl. Degen a. a. O. p. 249—258, Gottſch. II, 171. 191, ſowie in dem oben bezeichneten Regiſter. Der Titel dieſer älteſten Ueberſetzung lautet auszugsweiſe: „Spiegel der ſitten. im latein genannt Speculum morum. Von guten vnd böſen ſitten. Von ſünden vnd tugenden dargegen. von ſtänden vnd aemptern mancherley perſonen. Dabey auch nachuolgklich Comedien Plauti Menechmo et Bacchide . . kurzweilig vnd ſchimpflich zu leſen . . . Nach vermuttung des Edlen hochgelerten vnd wirdigen herrn Albrechts von Eybe. in beiden rechten Doctor . . . . Augſpurg durch verlegung Johann Rynmann von Oeringen:" ſ. Gottſch. II, 171. — Die erſte Ueberſetzung des Seneca waren Opitz Trojanerinnen, 1625. Von Sophokles' Ajax lorarius vom J. 1587 (durch

Wolfahrt Spangenberg, erſt 1608 im Druck erſchienen) habe ich in dem oben genannten Aufſatze in den Hall. Jahrb. p. 468 ſgg. einige Proben mitgetheilt. Die erſte Ueberſetzung des Euripides war Michael Bapſt's Iphigenia in Aulide, ein vberaus ſchöne Hiſtorie oder Comoedia tragoedia, von des Myceniſchen königes Agamemnon Tochter ꝛc. von 1584. Von Ariſtophanes waren die „Nubes, ein ſchön vnd kunſtreich Spil darinn klärlich zu ſehn, was Betrug vnd hinderliſt endlich für ein Endt nimmet ꝛc. auffs kürtzeſte verdeutſcht durch Mag. Iſaac Froreiſen. Straßburg, 1613," die erſten eigentlichen Uebertragungen. Von den Nachbildungen des Hans Sachs dagegen ſ. unten Dritte Vorl.

Zu pag. 63: Sie kann ſich nicht im Einzelnen einlaſſen auf die lateiniſchen Dramen ꝛc. Vgl. Gervinus II, 375. Flögel IV, 291, ſowie Gottſched im Nöth. Vorr. beſonders im zweiten Bande, wo ſich u. A. Reuchlins Scenica Progymnasmata (von 1498), Conr. Celtes' Ludus Dianae (1501 zu Linz vor Kaiſer Maximilian I. aufgeführt: vgl. Erhard a. a. O. II, 106 fg.), Jac. Lochers Ludicrum Drama, Judicium Paridis etc. (von 1502), Chriſt. Hegendorff's Comedia Nova (aufgeführt zu Leipzig 1520) ꝛc. theils Auszugsweiſe, theils auch vollſtändig abgedruckt und beſchrieben finden. Siehe a. a. O. p. 142. 166. 170. 172.

Dritte Vorleſung.

Hans Sachs. — Stillſtand der reformatoriſchen Bewegung. Nachtheiliger Einfluß auf die Entwicklung der deutſchen Bühne. Ayrer. Aelteſte wandernde Truppen. Die engliſchen Komödianten.

Zweierlei (dies war das Reſultat meiner neulichen Vorleſung, deren Zweck dahin gerichtet war, Ihnen die Einflüſſe nachzuweiſen, welche die Reformation, dies größte und wahrhaft univerſale Ereigniß der modernen Zeit, auf die Entwicklung unſers Theaters ausgeübt hat) Zweierlei hauptſächlich war es, was die deutſche Bühne von der Reformation empfing: erſtlich in der allgemeinen Erweiterung und Befreiung, welche dieſelbe dem deutſchen Leben und ſomit auch der deutſchen Dichtung gewährte, ein unermeßlich erweiterter, volksthümlicher Inhalt: und zweitens, in der Wiedereinführung und Belebung der antiken Literatur, in deren Geleit, wie wir gleichfalls ſahen, die Reformation ſelbſt erſt in die Welt eintrat, das Muſter und die Möglichkeit einer eigentlich künſtleriſchen, in ſich abgeſchloſſenen und vollendeten Form. Als den erſten Dichter, an welchem die Spuren — aber freilich auch nur die Spuren — dieſes zweifachen Einfluſſes ſichtbar werden, nannte ich Ihnen bereits am Schluß meines neulichen Vortrages den Hans Sachs: nicht ohne ſchon bei dieſer erſten vorläufigen Erwähnung hinzuzuſetzen, was mir in der That als das Charakteriſtiſche dieſes Dichters erſcheint und woran ich Sie daher auch hier wieder erinnern muß: nämlich daß er dieſen neuen großartigen Inhalt der Reformation nicht ſowohl in ſich ſelbſt erlebt und innerlich mitdurchgekämpft, ſondern vielmehr er hat ihn als ein allgemeines Erbtheil ſeiner Zeit, als den nächſten, unmittelbaren Inſtinct ſeines Jahrhunderts bewußtlos überkommen.

Mit anderen Worten: nicht der eigne, ſelbſtändige Genius, nicht die Höhe des nationalen Bewußtſeins, die Kraft des dichteriſchen Vermögens iſt es, was Hans Sachs auszeichnet — wo hätte auch dieſer Genius herkommen ſollen in der engen Schwüle jener Meiſterſängerſtuben, die er niemals verlaſſen? bei jenem handwerksmäßigen, mechaniſchen Betriebe, jenem beſchränkten, bürgerlichen Charakter, welchen er unmittelbar aus der Schuſterwerkſtatt in die Dichtung übertrug?! — ſondern was ihn auszeichnet, iſt dieſe Gunſt des Schickſals, die ihn geboren werden ließ gerade in dem Uebergange der untergehenden mittelalterlichen und der emporſteigenden reformatoriſchen Zeit — ein Reichsſtädter: aber zu einer Zeit, wo auch die Reichsſtädte, Trotz ihrer neunfachen Umzäunung von Privilegien und Kaſten und Innungsgeſetzen, dennoch bereits anfangen, ſich von der Macht der Geſchichte ergriffen zu fühlen und wo namentlich die Reformation, mit ihrer neuen, verweltlichten Kirchenverfaſſung, auch dem ſtädtiſchen Gemeindeleben neue geiſtige Intereſſen, geiſtige Einwirkungen eröffnet; ein Bürger ferner, ein Handwerker: aber auch dies in einem Augenblicke, wo, in der gemeinſamen Erhebung der Nation, alle Standesunterſchiede für einige Zeit gebrochen ſcheinen und wo der Ruf der Freiheit gemeinſchaftlich an alle Stände, alle Klaſſen der Geſellſchaft ergeht: ein Meiſterſänger endlich, erzogen und gewöhnt zu handwerksmäßiger Uebung ſeiner Kunſt: aber ſchon, neben den eintönig zugezählten Weiſen der Meiſterſänger, erhebt ſich das Volkslied mit urkräftig lebendigem Ton, erhebt ſich, in jugendlich naiver Schönheit, die wiedererwachte Welt des Alterthums und nöthigt ſelbſt dem Schulgeſang der Meiſter einen kräftigern Tact, eine friſchere Farbe, vor Allem es nöthigt ihm bedeutendere Stoffe und einen unmittelbarern, volksthümlichen Inhalt auf.

Für Hans Sachs ſelbſt bleibt dabei immerhin das Verdienſt, ſich den Strömungen der Zeit willig dargeboten und dieſe Bruſt, aus der die Saat neuer, großartiger Schöpfungen nun einmal nicht hervorwachſen ſollte, zum Wenigſten zu einem treuen, lebendigen Spiegel ſeiner Umgebung gemacht zu haben: ein beſcheidenes, ächt bürgerliches Verdienſt — auch darum ein bürgerliches, weil es zu allen Zeiten ſo ſelten geweſen iſt gerade in denjenigen Regionen, wo es in der That am Nöthigſten wäre, bei Fürſten und Herrſchern, von denen, ſo weit die Geſchichte reicht, bei Weitem die Mehrzahl ihre Größe geſucht hat, nicht in dem, was allein Größe verleiht und erhält, in dem demüthigen Unterordnen unter ihre Zeit, ſondern vielmehr in dem Kampf mit ihr und in dem vergeblichen Bemühen, den einzelnen fürſtlichen Willen, die genialen Einfälle, die wechſelnden Launen königlicher Willkür durchzuſetzen auch gegen den Willen, ja gegen die ausgeſprochene, die laut verkündigte Stimme des Jahrhunderts. Dafür aber gehen auch viel hundert fürſtliche Namen ſpurlos unter im Strome der Zeit, dienen andere hundert der Nachwelt zur Warnung, ja zum Abſcheu: während um die beſcheidene Stirn dieſes bürgerlichen Dichters jede neue Generation neue Kränze des Dankes und der Verehrung windet.

Aber in dieſem Anerkenntniß unſers Dichters ſprechen wir zugleich ſeine eigene Schranke aus. Hans Sachs, wie es hienach nicht anders ſein kann, iſt ein reflectirender Dichter, ohne Pathos, ohne Leidenſchaft, ohne jene dramatiſche Spannung eines in ſich ſelbſt ringenden, gewaltigen Geiſtes, deſſen Kämpfe uns das Jahrhundert nicht bloß wiederſpiegeln, nein, in deſſen Kämpfen das Jahrhundert ſelber kämpft, in deſſen einzelnen perſönlichen Kriſen die Zeit ſelbſt nach ihrer Entwicklung ringt. —

Beſtimmt dies im Allgemeinen den Maßſtab, welchen wir an Hans Sachſens Dichtungen zu legen haben, den Maßſtab nämlich einer ruhigen gemüthlichen Reflexion, welche, in breiter Behaglichkeit, die Welt vor ſich gleichſam Revue paſſiren läßt: ſo erfordert es die Gerechtigkeit, eben dieſen Maßſtab namentlich auch bei Beurtheilung ſeiner dramatiſchen Dichtungen anzulegen. Ein reflectirender Poet, ohne Leidenſchaft und perſönliches Pathos, kann niemals wirklich ein dramatiſcher ſein. Daher auch die ſo genannten dramatiſchen Stücke des Hans Sachs ſind, ganz ähnlich wie die Scenen und Skizzen ſeiner Vorgänger, der Roſenblüt, Hans Folz ꝛc. im Grunde nur dialogiſirte Scenen und Fabeln, das Neue und Intereſſante an ihnen aber iſt lediglich die Reinheit, mit welcher ſie, vielleicht gerade um dieſer dramatiſchen Leerheit, dieſer Flachheit und Durchſichtigkeit willen, die allmälige Fortbildung der Zeit auch auf dieſem Gebiete wiederſpiegeln.

Am Deutlichſten natürlich immer die formale, als die unmittelbar augenfällige. Sie entſinnen ſich aus der neulichen Vorleſung, daß es erſt des Beiſpiels und wiederholter Ueberſetzungen des Terenz bedurft hatte, um nur die Eintheilung in Acte, dieſe erſte, äußerlichſte Bedingung einer eigentlichen organiſchen Vertheilung und Gliederung des dramatiſchen Stoffes, bei uns einzuführen. Eine andere, nicht minder wichtige Eintheilung, die ebenfalls von dem Muſter der Alten entnommen iſt, findet ſich bei Hans Sachs ſogar völlig zuerſt: die Eintheilung, meine ich, in Komödie und Tragödie. Zwar über den eigentlichen Sinn dieſer Unterſcheidung, worauf ſie beruht und was ſie bezweckt, darüber, den Ueberſetzern des Terenz zum Trotz, iſt Hans Sachs ſelbſt, wie es ſcheint, noch völlig ohne Bewußtſein: ſelbſt die bekannte ſprichwörtliche Definition, daß eine Komödie ſei, wo ſie ſich kriegen, eine Tragödie aber, wo ſie ſich nicht kriegen, würde für ihn noch bei Weitem zu enge ſein. Ja nicht einmal dadurch wird in den Augen unſers Dichters ein Stück zur Tragödie, daß eine oder mehre Perſonen, und ob es die Hauptperſonen wären, darin ſterben: das kommt ebenſo ungenirt auch in ſeinen ſogenannten Komödien vor. Vielmehr, wenn überhaupt einen Unterſchied zwiſchen beiden Gattungen, ſo ſcheint Hans Sachs allein dieſen gemacht zu haben, daß eine Tragödie durch und durch traurig zu Ende geht (wohlgemerkt: zu Ende geht; denn im Verlauf des Stückes ſind luſtige Scenen keineswegs ausgeſchloſſen): wogegen ein Stück, das ſich wenigſtens zum Schluß noch in irgend einigem Betracht zum Guten wendet, gleichviel wie viel Perſonen auch übrigens elendiglich darin umgekommen, immer noch als Komödie gelten darf: eine Unterſcheidung alſo, die in der That nicht laxer und willkürlicher gedacht werden kann — und dennoch von Wichtigkeit für die Entwicklung unſrer Bühne, indem auf dieſe Weiſe ein Gegenſatz, deſſen tiefinnerſte Bedeutung und Berechtigung allerdings erſt in einer viel ſpäteren Zeit erkannt werden ſollte, einſtweilen doch wenigſtens äußerlich in Anwendung gebracht und alſo, bis endlich ein Gegenſtand des Nachdenkens und Begreifens, ſo lange zum Mindeſten ein Gegenſtand der Gewöhnung und der unmittelbaren Praxis wurde. —

Nicht anders verhält es ſich mit der Eintheilung in Akte. Auch ſie, mit Ausnahme der Faſtnachtſpiele, welche niemals in Akte getheilt ſind, iſt von Hans Sachs adoptirt worden, in der Komödie ſowohl wie in der Tragödie, dem geiſtlichen wie dem weltlichen Spiel: aber auch ſie rein äußerlich, ohne eine Ahnung von ihrer Nothwendigkeit und ihrer Bedeutung für das Ganze der dramatiſchen Compoſition. Daher denn auch die ganz willkürliche Art und Weiſe, wie er dieſe Eintheilung in Anwendung bringt: wo fünf Akte nicht zureichen, da macht er ſechs, und wo auch dieſe noch zu wenig ſind, da ſieben oder acht oder zehn, ganz nach ſeinem Belieben und der zufälligen Beſchaffenheit ſeines Stoffes, wie derſelbe ſich gerade am Bequemſten und Einfachſten zerlegte. —

Ungleich intereſſanter und ergiebiger, als in dieſen allmäligen formalen Anſätzen, zeigt der bildende Einfluß des Zeitalters ſich nun ferner in den Stoffen, welche Hans Sachs bearbeitete. Zwar jene unmittelbare Aufnahme von Zeitereigniſſen, von denen ich Ihnen in meinem letzten Vortrage in den Faſtnachtſpielen des Nicolaus Manuel, dem Bockſpiel ꝛc. einige Beiſpiele anführen konnte, ſuchen wir bei Hans Sachs vergeblich, nicht in ſeinen dramatiſchen Schriften allein, ſondern, mit Ausnahme eines einzigen Gedichtes, der berühmten Wittenberger Nachtigall die er im Jahre 1523 zu Ehren Luthers dichtete, auch in der ganzen ungeheuren Maſſe ſeiner übrigen Schriften. Nur ein einziges Mal, im Jahre 1527, als die Reformation ſich Nürnberg ſelbſt näherte, hatte er Miene gemacht, ſich, in einer leidenſchaftlich polemiſchen Schrift gegen das Papſtthum, unmittelbar in den Kampf des Tages zu miſchen. Allein der Rath von Nürnberg, der ſich auf das Polizeiregiment ſo gut verſtand, wie nur irgend die Regierungen unſrer Tage, fand dergleichen Polemik höchſt unſtatthaft; ja wenn es noch ein gelehrter Doctor, ein wohlehrwürdiger Geiſtlicher geweſen wäre — aber ein bloßer Meiſterſänger, ein bloßer Schuſter?! Nimmermehr! Er verwies es ihm daher ernſtlich: er ſolle ſeines Handwerks warten und fleißig Schuhe machen, weiter nichts. Hans Sachs war ein viel zu guter Bürger, ein viel zu guter Deutſcher, als daß er ſich das hätte ſollen zweimal ſagen laſſen. Zwar auf die Schuſterei allein beſchränkte er ſich nicht, er führte, vor wie nach, neben dem Pfriem auch die Feder; aber doch vermied er Alles, was ihn hätte in ähnliche Conflicte bringen können, insbeſondere alſo jeden Ausdruck perſönlicher Parteinahme, ſowie das unmittelbare ſtoffartige Hereinziehen der Zeit und ihrer Intereſſen in den Umkreis ſeiner Dichtungen.

Dieſer directe Einfluß der Reformation alſo iſt es nicht, den wir bei ihm ſuchen müſſen. Dagegen ein anderer offenbart ſich in ihm und in der That viel großartigerer, der ſeine ganze dramatiſche Wirkſamkeit beſtimmt und ihn, Trotz ſeines reflectirenden Charakters, Trotz ſeiner Unwiſſenheit in den Anfangsgründen dramatiſcher Technik, ja Trotz ſeines Mangels an eigentlicher dramatiſcher Kraft und Fähigkeit, dennoch unmittelbar zum wahrhaften Dramatiker dieſes Zeitalters ſtempelt. — Sie erinnern ſich aus meinem neulichen Vortrage, daß unter den verſchiedenen Wirkungen der Reformation dieſe als eine der gewaltigſten und großartigſten ſich darſtellt, daß durch ſie der bisherige Gegenſatz zwiſchen Erde und Himmel, zwiſchen Geiſtlichen und Laien ausgeſöhnt und der Begriff der Menſchlichkeit, der freien, allberechtigten, an ſeine Stelle geſetzt ward. Ebenſo nun auch innerhalb des Drama's ſelbſt hört jener Gegenſatz einer bloß geiſtlichen und bloß weltlichen Bühne, bloßer Myſterien und bloßer Faſtnachtsdichter auf. Auch die Bühne wird es müde, immer nur auf der einen Seite die abenteuerlichen Ausgeburten theologiſcher Einbildungskraft, auf der andern die ſchmutzigen Späße der Wirthshausgäſte zur Schau zu ſtellen; auch für ſie ſoll wieder der Menſch, nicht der geiſtlich verklärte des Myſteriums, noch der läppiſch verzerrte, in den Koth der Gemeinheit getretene des Faſtnachtſpieles: ſondern der volle, wahre Menſch, in der ganzen Fülle menſchlicher Leidenſchaften, dem ganzen Reichthum menſchlicher Situationen, ſoll fortan auch der Gegenſtand der Bühne werden. Zwei Welten bisher gab es nur, aus denen der dramatiſche Dichter ſeine Geſtalten heraufbeſchwören durfte: die geiſtliche mit ihrem Himmel aus Leinewand und Pappe, ihren gemalten Flammen, ihren Engeln und Heiligen — und die klein bürgerliche, häusliche, mit ihren Ehezwiſten, ihren nachbarlichen Prügeleien, ihren Zoten u. ſ. w. Jetzt, wie die Nation ſelbſt zur Ehre geſchichtlichen Bewußtſeins heranreift, ſo auch dem Drama eröffnet ſich eine neue unerſchöpfliche Fundgrube, ein neuer unermeßlicher Vorrath von Stoffen und Charakteren und Situationen: die Geſchichte, die unmittelbare Wirklichkeit in allen ihren Kreiſen, der ganze, volle Inhalt des deutſchen Lebens. Wir haben in Hans Sachs weder einen Myſterien- noch einen Faſtnachtsdichter: er iſt Dramatiker ſchlechthin — und in dieſer Eigenſchaft der früheſte, den unſre Literatur aufzuweiſen hat.

Es läßt ſich nun kein ſchlagenderer Beweis erdenken für die tiefinnerlich ſchöpferiſche Kraft dieſes Zeitalters, den gewaltigen dramatiſchen Drang, der das damalige deutſche Leben gleichſam durchwühlt, als dieſer, daß ein Mann von ſo geringer perſönlicher Begabung, ja von ſo entſchiedenem dramatiſchen Ungeſchick, wie Hans Sachs es war, in Mitte der früheſten, formloſeſten Anfänge unſres Theaters, nichts deſto weniger ſich befähigt und im Stande fühlte, dieſen ungeheuren Uebergang, Trotz ſeiner geringen Mittel, dennoch einzuleiten und den ganzen Vorrath der damaligen Bildung, die ſämmtlichen Elemente des deutſchen Lebens, der Erſte von Allen, dramatiſch zu verarbeiten. Wenn, hundert Jahre ſpäter, in der glänzendſten Periode des engliſchen Theaters, es einem Shakeſpeare gelingt, daß, berührt von ſeinem bildenden Finger, getroffen von dem Glanz ſeines Auges, jeder unfügſamſte Stoff, jeder ſprödeſte Charakter ſich alſogleich dramatiſch geſtaltet und belebt: ſo bewundern wir darin eben die Größe des Dichters und dieſe Ueberfülle dramatiſcher Kraft, die ſich in ihm, dem modernen Drama als ſolchem, gleichſam concentrirt und verwirklicht hat. Wenn aber einem Manne, wie Hans Sachs, einem Manne fürwahr, in dem von Shakeſpear'ſchem Blute auch nicht das kleinſte Aederchen rinnt, zum Mindeſten doch etwas Aehnliches gelingt, und ſei es auch zunächſt nur formaler, nur äußerlicher Weiſe: ſo iſt auch darin etwas Großes und haben wir auch darin einen Genius zu verehren — nicht zwar den Genius eines einzelnen bevorzugten Mannes, wohl aber den Genius der Zeit, der gewaltigen, die ihren Inhalt durchzuſetzen weiß, nicht allein durch die Perſonen, ſondern auch Trotz ihrer: und das im Großen ſo gut, wie im Kleinen, im Drama der Literatur, wie im Drama der Weltgeſchichte.

In den mehr als zweihundert dramatiſchen Stücken, zu denen Hans Sachs ſelbſt ſich bekennt, findet ſich nun, den eben gegebenen Andeutungen gemäß, ſowie mit der bereits früher gemachten Einſchränkung, daß wir ein eigentliches unmittelbares Eingehen in die Zeitgeſchichte bei ihm überhaupt nicht erwarten dürfen, in der That faſt der ganze Umfang des damaligen deutſchen Lebens, theoretiſch wie praktiſch, wenn nicht erſchöpft, ſo doch überall wenigſtens berührt und herangezogen: kaum Eine Sphäre der damaligen deutſchen Welt läßt ſich auffinden, in welche Hans Sachſens dramatiſche Muſe nicht hinüberſpielte. Zunächſt, als ein Anklang an die Myſterien der früheren Zeit, begegnen wir auch religiöſen Stoffen, aus dem alten ſowohl wie dem neuen Teſtament, aus der Legende und den Lebensläufen der Heiligen. Allein unmittelbar neben dieſer chriſtlichen wird, eine erſte Folge jener Populariſirung, welche die antike Literatur damals bereits erfahren, auch die heidniſche Mythologie, der Olymp der Griechen und Römer auf die Bühne gebracht: neben Gott Vater und Sohn treten Jupiter und Juno auf, im „Kampffgeſpräch, ob Weiber oder Männer zum Regiment tüglicher ſeyen,“ neben dem jüngſten Gericht ein „Caron mit den abgeſchiedenen Geiſtern,“ neben der Opferung Iſaacs die Befreiung der Andromeda durch Perſeus, Pallas und Venus, Apoll und Daphne im Liebesſtreit wechſeln ab mit Erzvätern und Heiligen, dem Judicium Salomonis ſtellt ſich ein Judicium Paridis zur Seite. Sodann die Geſchichte, namentlich die alte, wiewohl auch die mittelalterliche nicht völlig übergangen iſt: neben einer Lucretia und Virginia finden wir eine Roſimunda Königin von Dänemark, neben einer Königin Cleopatra mit Antonio dem Römer einen Andreas der vngriſch König mit Bancbano ſeinem getrewen Statthalter, neben einem Herzog Wilhelm von Oeſterreich eine Zerſtörung der Statt troja von den Griechen, einen Alexander Magnus, eines Königs Ciri Geburt, Leben und End u. ſ. w. Auch einzelnen antiken Dramen begegnen wir, wennſchon dabei an eine directe Nachahmung durchaus nicht zu denken, vielmehr der Stoff ohne allen Zweifel erſt durch mannigfache und nicht immer die ſauberſten

Hände gegangen iſt, ehe er an Hans Sachs gekommen. So eine „Tragödi mit dreyzehn Perſonen zu recitirn die vnglückhafte Königin Jocaſte," welche in der That nichts Geringeres iſt, als der König Oedipus des Sophokles. Ferner, gleichfalls nach Sophokles und zwar nach deſſen Elektra, eine „Tragödi mit vierzehn Perſonen, die mörderiſch Königin Clitimeſtra." Auch nach Euripides: „die getrew Frau Alceſtis mit ihrem Mann." Ferner aus dem Ariſtophanes: „Comödi mit eilf Perſonen zu recitirn: Der Pluto (denn Pluto und Plutus zu unterſcheiden, dazu langten Hans Sachſens philologiſche Kenntniſſe nicht aus), ein Gott aller Reichthumb," mit der ausdrücklichen Hinweiſung:

Dem griechiſchen doch faſt gemeß,
Wie ſie denn auch Ariſtophanes
Von Athen der berümbte Poet
Griechiſcher ſprach beſchreyben thet.

Ebenſo eine „Comedi Plauti, heyſt Monechmo," endlich eine „ſchöne Comödi Terentij, deß Poeten, vor ſiebzehn hundert Jaren beſchriben, Von der Bulerin Thaias, vnd ihren zweyen Bulern, dem Ritter Thraſo vnd Phaedria" ꝛc. Eine eigne neue Provinz ſodann eroberte Hans Sachs dem Drama in den alten deutſchen epiſchen Stoffen, den Sagen von Siegfried dem Drachentödter, oder wie er bei Hans Sachs heißt: der Hörner Seyfried, ein Sohn König Sigmunds in Niderland, Von der ſtrengen Lieb her Triſtrant mit der ſchönen Königin Iſalden u. ſ. w. — An dieſen Stoffen hatte zuerſt Jahrhunderte lang, in den mannigfachſten Bearbeitungen, Erweiterungen und Verſchmelzungen, das deutſche ritterliche Epos ſich bereichert; dann, nachdem die Blüthe der ritterlichen und ſomit auch der epiſchen Dichtung verwelkt war, und die Literatur wie das Leben ſich zu einfach bürgerlicher Proſa abgeflacht hatten, waren ſie zu proſaiſchen Volksbüchern und Erzählungen verarbeitet worden: und jetzt eben dieſelben zwang Hans Sachs in eine neue dritte, die dramatiſche Form: auf daß derſelbe Stoff, der Jahrhunderte zuvor, beim Klang der Becher, in ritterlicher Halle, aus dem Munde wandernder Sänger, längſt entſchwundne edle Geſchlechter erfreut hatte — der alsdann, ſeit Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, als gedrucktes Volksbuch, zierlich ausgeſtattet mit Holzſchnitten und Bildern, ein willkommener Zeitvertreib geweſen war für die Muße bürgerlicher Leſer — nun ſchließlich noch einmal, von der Bühne herab, in greifbar lebendiger Geſtalt, ein mannigfach gemiſchtes Publikum, ein ganzes verſammeltes Volk erfreue und erſchüttere — Hiezu endlich geſellt ſich das wirkliche Leben, die unmittelbare praktiſche Umgebung, das bürgerliche wie häusliche Daſein, in welchem der Dichter ſich befindet und das ihm überall die Muſter ſeiner Darſtellung liefert: Kaiſer und Könige, alle mit der Krone auf dem Kopf, voll feierlichen Anſtands, ächte Nürnberger Rathsherrn; Bürger und Handelsleute, Advokaten und Schreiber, weltgewandt, in Pfiffen und Kniffen geübt, ein wachſames, rühriges Geſchlecht; Geiſtliche und Mönche, behaftet mit allen Krankheiten des damaligen Pfaffenthums, verlogen, verliebt und in der Regel die Geprellten; Landsknechte und fahrende Leute, der Bauer mit ſeiner treuherzigen Schalkheit, ſeinem derben natürlichen Witz, der ſchließlich Recht behält gegen alle Verdrehungen und Finten der Gelehrten; die Argliſt der Weiber, die Verliebtheit der jungen Dirnen — Hans Sachs fängt ſie, ſo zu ſagen, alle ein in ſeine dramatiſchen Netze, er wirbt ſie alle an zu ſeiner großen wandernden Truppe, er nöthigt ſie alle mitzuſpielen, wenn nicht auf ihre, ſo doch jedenfalls auf ſeine Weiſe — eine reiche dramatiſche Welt, ja wahrhaft eine Welt: die deutſche Welt, wie ſie war in der Zeit, da Hans Sachs lebte, in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, in dem Zeitalter der Reformation! — —

Wer nun, Angeſichts dieſer außerordentlichen dramatiſchen Fruchtbarkeit, welche ein einziger Mann entwickelte, noch dazu einer, der ſeine Kraft keineswegs dem Drama ausſchließlich widmete, der im Gegentheil außerdem noch allerhand zu beſorgen hatte, Verſe ſowohl wie Schuhe, ja der von ſich ſelbſt rühmen durfte, neben dieſem Wald von zweihundert dramatiſchen Stücken noch mehr denn ſechstauſend andere Gedichte, Lieder, Schwänke, Fabeln ꝛc. geſchrieben zu haben; im Anblick dieſes Repertoires, das ſelbſt in dieſer anfänglichſten Geſtalt und ſo lange es auf den Schultern dieſes Einen Mannes ruhte, dennoch bereits, an Umfang wie Inhalt, um ein Anſehnliches reicher war, als das Repertoire der meiſten heutigen — Hoftheater; in Erinnerung endlich an jene begünſtigenden Umſtänden, welche die Zeit überhaupt für das

Theater mit ſich führte und von denen ich Ihnen in meinem neulichen Vortrage ausführlicher geſprochen: wer, ſage ich, im Anblick all dieſer Vorgänge, möchte nicht aus ſo reicher Knospe einen noch reicheren, glücklichen Frühling unſrer Bühne erwarten? wer möchte nicht in Hans Sachs den Chorführer vermuthen einer langen wetteifernden, durch ihren Wetteifer großen, ruhmgekrönten Reihe deutſcher Theaterdichter? wer von dieſem Drama, das ſich ſchon in ſeiner früheſten jugendlichen Geſtalt ſo lebenskräftig, ſo fruchtbar erwies — wer möchte nicht glauben, daß es in raſchem Fortſchritt, binnen wenigen Decennien, alle Verheißungen dieſes ſeines erſten Auftretens glorreich erfüllen und ſich, in volksthümlich eigener Geſtalt, ſeiner Lehrerin und Amme, dem antiken Drama zur Seite ſtellen wird? —

Aber wer auch, der die deutſche Nation geſehen hätte in dieſen erſten Jahrzehnten des ſechzehnten Jahrhunderts, wer es geſehen hätte, wie damals, unter dem Widerſchein jener Flammen, in denen Luther die päpſtliche Bulle verbrannte, die Gluth der Reformation, der Funke eines neuen volksthümlichen Lebens alle Herzen, alle Geiſter entzündete, wer es erlebt hätte, wie damals die Geiſtlichen ſich miſchten unter die Laien, die Ritter unter die Bürger, die Gelehrten unter die Ungelehrten, alle erfaßt und ergriffen von dem gleichen unwiderſtehlichen Drange, und wie Freiheit des Glaubens, Freiheit des weltlichen Regimentes, Freiheit der Geſellſchaft und der Sitte die Looſung war, welche, und ſei es auch nur in Zeichen, in halbverſtandenen, die Zeit in ihr Banner ſetzte — wer, bei dieſem Anblick, würde nicht auch der deutſchen Nation als ſolcher eine große glänzende Zukunft, den Anbruch einer glorreich weltbeherrſchenden Epoche geweiſſagt haben?!

Und doch iſt weder das Eine noch das Andere geſchehen: weder das deutſche Theater, noch die deutſche Geſchichte haben gehalten, was ſie in jener erſten prächtigen Epoche der Reformation verſprachen: hier wie dort, auf der Bühne wie in der Wirklichkeit, folgt, ſtatt der gehofften Blüthe, vielmehr ein langer, rauher, tödtender Froſt — Beides aus demſelben Grunde: weil nämlich das reformatoriſche Princip überhaupt nach ſeiner erſten glänzenden Entfaltung, ſich eben ſo raſch wieder in ſich ſelbſt gleichſam zurückzieht und dadurch die weitere Entwicklung der Bühne ſowohl wie des Lebens unmöglich macht.

Es iſt dies ein hiſtoriſches Geſetz, das wir überall, bei allen großen geſchichtlichen Ereigniſſen, wahrnehmen. Gleich wie die Natur in der Blüthe des Baumes ein Abbild vorausſendet, ein concentrirtes, verklärtes, der künftigen Frucht: ſo auch in der Geſchichte giebt es gewiſſe Zeitabſchnitte, welche, wie die Blüthe die Frucht, ſo gleichſam in einem kurzen energiſchen Auszuge der Zukunft dieſe ſelbſt vorbilden. Solche Perioden ſind glänzend und ſchön wie die Blüthe: aber ſie ſind auch kurz wie ſie, und die nachfolgenden glanzloſeren Jahrhunderte, Jahrhunderte der Entſagung und des Kampfes, welche in ſtiller, mühſeliger, oft gehemmter Arbeit verwirklichen und begründen, ausführen und darſtellen, was jene nur gleichſam ſkizzenhaft entworfen und angedeutet haben — auch dieſe nachfolgenden unſcheinbaren Jahrhunderte, ſage ich, ſind ſo wenig ein Rückſchritt, wie die entblätterte Blüthe, die unſcheinbar reifende Knoſpe ein Rückſchritt des Baumes ſelber iſt.

So nun auch die Reformation und die ihr zunächſt folgenden Jahrhunderte. In einer kühnen, ja verwegenen Skizze hatten die erſten Jahrzehnte der Reformation den ganzen künftigen Inhalt unſrer neueren Geſchichte gleichſam ſpielend hingeworfen; ſie hatten, als wär' es nur ſo beiher, Probleme geſtellt, Fragen angeregt von der alleräußerſten, unermeßlichſten Bedeutung — Fragen zum Theil, an denen noch unſre heutige Zeit, ſo klug ſie ſich dünkt, ſich noch immer die Zähne ſtumpf beißt, ja ſogar die wir noch heut, nach drei Jahrhunderten, nicht einmal wiederholen, nicht einmal ausſprechen dürfen, ohne uns im höchſten Grade verdächtig und mißliebig zu machen, ja die wir, über uns ſelbſt erſchrocken, uns nur vorſichtig in die Ohren flüſtern, als die allerjüngſte Weisheit des Tages — und vergeſſen dabei, daß z. B. eben dieſe geſellſchaftlichen Fragen, die heute wieder auftauchen und an denen unſre Weisheit, die officielle ſowohl wie die private, ſchier verzweifeln will, bereits in den allererſten Jahren der Reformation, in den deutſchen Bauerkriegen, eine ſehr eindringliche praktiſche Beantwortung gefunden haben! Ich ſage dies, weder um unſre Zeit an ſich, noch gar um die Wichtigkeit jener Fragen herabzuſetzen und zu verdächtigen; vielmehr ich führe es an als ein Beiſpiel dafür, wie noch heut, nach drei Jahrhunderten, die Arbeit der Reformation keineswegs vollendet iſt, ja umgekehrt wie, in nothwendiger Wiederkehr, die Fragen jener Zeit wiederum die Fragen der unſern, ihre Aufgabe die Aufgabe der heutigen Zeit geworden iſt und wie daher, wenn wir überhaupt den Anforderungen unſrer Gegenwart genügen wollen, wir auch den Muth haben müſſen zu einer neuen gründlichen Reformation — einer neuen, die doch nichts ſein wird, nichts ſein kann, als nur die Vollendung, die volle Verwirklichung der erſten. Die Zeichen ſind vorhanden, der Augenblick drängt; möge nicht noch einmal, wie ſchon ſo oft geklagt worden iſt, der große Moment ein kleines Geſchlecht antreffen! —

Dies nun iſt die nächſte Wendung, welche die Reformation, ungefähr ſeit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, einſchlägt. Anderthalb Jahrhunderte hindurch ſehen wir den deutſchen Geiſt, herabgedrängt von der Bahn der Reformation, nicht durch die Macht der Gegner, das politiſche Gewicht ſeiner Widerſacher, ſondern herabgedrängt durch das urewige Geſetz des Gegenſatzes, daſſelbe Geſetz, welches keine Frucht reifen läßt, es ſei denn durch die Selbſtvernichtung der Blüthe — Anderthalb Jahrhunderte hindurch, ſage ich, ſehen wir den deutſchen Geiſt, in ſich ſelbſt zurückgezogen, gleichſam in der Irre ſchweifen. Es ſind die Wanderjahre der Nation, die ſieben und noch einmal ſieben Knechtsjahre, mit denen das deutſche Volk, gleich dem Jakob der Bibel, werben muß um die ſchöne, ihm zugelobte Braut der Freiheit. Der Fortſchritt iſt ihm gehemmt: Theils alſo, in eigenſinniger Selbſtgefälligkeit, wühlt er ſich in die Tiefe dogmatiſcher Spitzfindigkeiten, er verpufft die Kraft, die er noch eben bereit war, auf die Wahlſtatt der Geſchichte, zu rühmlichem Kampf, zu tragen, in erbärmlichen theologiſchen Klopffechtereien — Theils dehnt er ſich in die Breite aus, indem er durch eine wüſte encyklopädiſche Gelehrſamkeit, eine unruhige, unfruchtbare Vielwiſſerei ſeine innerliche Oede vor ſich ſelber zu verbergen ſucht. Auch jenes Band der Begeiſterung und des gemeinſamen vaterländiſchen Intereſſes, das eine kurze Zeit hindurch die geſpaltene Nation verbinden zu wollen ſchien, löſt ſich noch einmal auf; wie vor der Reformation die Geiſtlichen, die Ritter, die Städte, ſo treten jetzt wiederum die Geiſtlichen, die Gelehrten, die Höfe ſich gegenüber und reißen, je nach ihrem Vermögen und der Gunſt der Umſtände, die Leitung der Zeit in elender Eigenſucht an ſich.

Auch die Literatur, insbeſondere das deutſche Theater, hat dieſen Durchgang in derſelben Weiſe zurücklegen müſſen. Wie dem Leben ſelbſt, ſo geht auch der Dichtung der nationale Inhalt verloren: wie das Volk ſelbſt, muß auch die Literatur, muß auch die Bühne Dienſte thun bei den Fremden und das Joch der Ausländer ertragen; auch hier endlich kehrt jene Geſondertheit der literariſchen, ſpeciell der dramatiſchen Kreiſe, die wir ſo eben in den Anfängen des Hans Sachſiſchen Theaters aufgehoben ſahen, noch einmal zurück: als geiſtliches- und Schuldrama, als gelehrtes, endlich als höfiſches Drama.

Dies, in flüchtigem Ueberblick, das Entwicklungsgeſetz des deutſchen Theaters vom Ausgang des ſechzehnten bis in das erſte Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts. Wir haben nun, bevor wir uns zur Ausführung dieſer allgemeinſten Skizze wenden, für heute noch einige Ereigniſſe des ſechzehnten Jahrhunderts ſelbſt nachzuholen.

Das ſechzehnte Jahrhundert, oder genauer beſtimmt, die letztere Hälfte deſſelben, vom Tode des Hans Sachs an, wird, analog der Zerſetzung und allmäligen Fixirung der theologiſchen und politiſchen Elemente, welche in dieſer Zeit vor ſich geht, durch ein gewiſſes Schwanken zwiſchen der reformatoriſch volksthümlichen und der hereindringenden abſtracten, wenn ich ſo ſagen darf: experimentirenden, ſchulmeiſterlichen Literatur bezeichnet. Es fehlt nicht an einzelnen Männern, welche, in einzelnen Stücken wenigſtens, an der volksthümlich lebendigen Manier des Hans Sachs feſtzuhalten ſuchen. Doch hat Keiner von ihnen es irgend zu einer erheblichen Geſtalt, einer eigenthümlichen literariſchen Perſönlichkeit gebracht; weshalb ich Bedenken trage, Ihr Gedächtniß mit Namen zu beſchweren, welche eben nichts ſind als Namen.

Nur mit einem einzigen Manne muß ich darin eine Ausnahme machen: einem Manne, der in der That der einzige Nachfolger des Hans Sachs genannt zu werden verdient und der überdies mit dieſem ſeinem Vorbilde auch darin Aehnlichkeit hat, daß er jene Bedeutung weit weniger ſeinem eigentlichen Talent, als der Gunſt ſeiner Zeit zu danken hat. Dieſer Mann iſt Jakob Ayrer, der, wie Hans Sachs am Anfang, ſo dieſer am Schluß des ſechzehnten Jahrhunderts ſteht: ein Nürnberger, wie Hans Sachs, wie Roſenblüt, wie Folz. An Fruchtbarkeit ſteht er dem Hans Sachs nach: wiewohl dreißig Komödien und Tragödien, ſechs und dreißig Faſtnacht- und Poſſenſpiele, welche 1618 nach Ayrers Tode in einem großen Foliobande erſchienen, nicht zu rechnen vierzig Schau- und Trauerſpiele, welche ungedruckt geblieben oder ſonſt abhanden gekommen, immerhin ein ganz artiges Contingent bilden — und jedenfalls bei Weitem mehr, als man einem heutigen Dramatiker zumuthen oder auch nur geſtatten möchte. — In der Kunſt der Compoſition dagegen mag er ihn übertreffen; wenn bei Hans Sachs die Stücke zumeiſt bloß noch in aneinandergereihten Scenen beſtehen, ohne dramatiſchen Mittelpunkt und Zuſammenhang, ſo wird dem Ayrer nachgerühmt, daß er allerdings ſchon eine Art von Intrique zu entwerfen, einen eigentlichen dramatiſchen Knoten zu ſchürzen und aufzulöſen weiß. Es würde ſchwer fallen, zu entſcheiden, wie viel hievon auf Rechnung ſeines perſönlichen Talentes kommt, oder wie viel auf die Fortſchritte, welche wir der dramatiſchen Technik in den zwei bis drei, nach anderer Annahme ſogar fünf bis ſechs Decennien, welche zwiſchen Hans Sachs und ihm in der Mitte liegen, wohl werden zugeſtehen müſſen — oder endlich wie viel (doch jedenfalls dieſer das Meiſte) jener Gunſt des Zufalls, welche, wie ſie Hans Sachs zum unmittelbaren Zeitgenoſſen der Reformation, zum naiven Schüler der Griechen und Römer hatte werden laſſen, ſo Ayrer zum Zeitgenoſſen der ſogenannten engliſchen Komödianten machte.

Die Erwähnung dieſer engliſchen Komödianten nöthigt uns, nachdem wir das Theater bisher hauptſächlich nur von Seiten der dramatiſchen Literatur ins Auge gefaßt haben, nunmehr auch einen Blick zu werfen auf die Geſchichte der Aufführungen. Daß die älteſten theatraliſchen Spiele, die Myſterien, Anfangs von Geiſtlichen, dann in Gemeinſchaft von Geiſtlichen und Laien, vielleicht auch von gewerbmäßig umherziehenden Gauklern dargeſtellt, ingleichen daß die bürgerlichen Faſtnachtſpiele von jungen Bürgersſöhnen und überhaupt von jungen luſtigen Geſellen aufgeführt wurden — dies Alles iſt bereits in den früheren

Vorleſungen ausführlich berichtet worden. Ein neues Element tritt erſt hinzu, als das Drama, mit dem früheſten Beginn der Reformation, in die Hände der Humaniſten kommt. Hier ſind es Theils die gelehrten Verfaſſer ſelbſt, Theils und hauptſächlich ihre junge wißbegierige Zuhörerſchaft, welche ſich den Aufführungen unterzog. Wie nun im Lauf und namentlich gegen Ausgang des ſechzehnten Jahrhunderts dieſe gelehrten Spiele als akademiſche und Schulkomödien förmlich ſtändig wurden und der Mehrzahl nach in einer gewiſſen regelmäßigen Reihe wiederkehrten: ſo bildete ſich in Folge deſſen aus dieſen jungen Acteurs ein gewiſſer Stock ſtändiger Schauſpieler, es bildeten ſich gewiſſe Geſellſchaften oder, wie man ſie in jener Zeit hieß, Banden, die ſich zur Aufführung — anfänglich vielleicht nur eines beſtimmten einzelnen Stückes, bald mehrer, bald zu gewerbmäßiger Ausübung ihrer jungen Kunſt überhaupt verbanden. Auch werden ohne Zweifel hier wiederum jene Gaukler und Taſchenſpieler, die uns bereits mehrfach in ähnlicher Verbindung begegneten, nicht ohne Einfluß und Mitwirkung geweſen ſein. Die früheſten nachweisbaren Spuren dieſes eigentlichen Schauſpielerweſens ſtammen aus der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, aus einer Zeit alſo, wo das Theater, mit Aufhebung jener lebendigen Beziehungen, die es bis dahin mit dem nationalen Leben verbunden hatte, ſich nothwendig auch als ein eigenes, ſelbſtändiges Inſtitut von der Geſammtheit der übrigen Zuſtände loslöſen mußte: ein Uebergang, mit dem auch die Bildung eines eigenen gewerbmäßigen Schauſpielerſtandes ohne Weiteres nothwendig geworden war. Schon in den ſechziger Jahren, bei den Aufführungen, welche damals zu Wien in dem „Bürgerzeughaus“ Statt fanden, ſcheinen fremde zünftige Schauſpieler mitgewirkt zu haben; doch will ich dieſe Vermuthung nicht vertreten, da die Worte, auf die ſich dieſelbe ſtützt, allerdings auch eine andere Auslegung zulaſſen. Mit völliger Gewißheit dagegen wird aus dem Jahre 1593 von einem gewiſſen Hans Pfiſer und einer „erbaren Geſellſchaft“ in Tübingen gemeldet, welche ſelbſt von ſich ausſagen, daß ſie ſchon mehre deutſche Komödien gehalten und jedesmal vom Magiſtrat der Stadt Unterſtützung an Kleidern und Kleinodien empfangen hätten. Ebenſo gruppiren ſich um einen Buchbinder Pfeilſchmidt in

Gorbach (und ein Buchbinder galt dazumal wohl für einen halben Literaten) Burſche und Geſellen, ebenſo um einen Steinmetzen in Heidelberg Studenten und Bürger. So ferner ſind aus derſelben Zeit, oder doch nur wenige Jahre ſpäter, die Namen eines Herrn von Sonnenhammer, angeblich eines gekrönten Poeten, ſowie eines gewiſſen Karl Treu als der erſten Principale der erſten herumziehenden Truppen aufbewahrt; ſo wird dem Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig, der ſogar perſönlich unter den Komödiendichtern dieſer Zeit figurirt, nachgerühmt, daß er bereits im Jahre 1605 eine eigene ſtehende Truppe gehalten habe: das früheſte Beiſpiel jedenfalls eines Hoftheaters, welches die Geſchichte unſrer Bühne kennt; ſo endlich werden uns auch dieſe engliſchen Komödianten genannt.

Das erſte Auftreten derſelben iſt nicht völlig nachweisbar; ſichere Anzeichen jedoch berechtigen zu der Annahme, daß ſie zum Wenigſten ſchon vor dem Jahre 1595 in Deutſchland bekannt geweſen, ja vielleicht, wenn anders bei den vorhin erwähnten Wiener Darſtellungen aus den ſechziger Jahren überhaupt gewerbmäßige Schauſpieler beſchäftigt waren, ſo dürfen wir ſchon hier an engliſche Komödianten denken. In den erſten Jahrzehnten des ſiebzehnten Jahrhunderts waren ſie ſchon völlig eingebürgert; als um 1615 Junker Hans von Stockfiſch, gleichfalls einer der älteſten bekannten Principale, vom brandenburgiſchen Hofe den Auftrag erhielt, eine „Compagnie Komödianten“ anzuwerben, ward ausdrücklich hinzugeſetzt „Komödianten aus England und Niederland.“ Bis wie lange ſie ſich in der Gunſt des Publikums erhalten, iſt gleichfalls nicht genau zu beſtimmen. Doch prunkte noch 1659 ein gewiſſer Joſeph Jori, als er in Wien Theater hielt, mit dem Titel eines „Engliſchen“ (und Churfürſtlich Heidelbergiſchen) Komödianten; die Firma muß alſodoch auch damals noch etwas Empfehlendes gehabt haben.

Aber wie ſtand es nun mit dieſen Komödianten ſelbſt? woher, aus welchem Grunde, in welchem Sinne nannten ſie ſich engliſche? und was haben wir uns überhaupt bei der ganzen Erſcheinung zu denken? Die Wahrheit zu ſagen, ſo fehlt es, um auf dieſe Fragen eine runde, entſcheidende Antwort zu geben, an hinlänglichen hiſtoriſchen Ueberlieferungen; was uns in dieſer Hinſicht aufbewahrt iſt, reicht eben nur hin, Vermuthungen und Hypotheſen daran zu knüpfen; und das iſt denn auch reichlich geſchehen. Zwar daß ſie urſprünglich aus England ſtammen, auch daß ſie nach Deutſchland auf dem Wege durch die Niederlande gekommen (weshalb ſie auch nicht ſelten, mit gemeinſamem Titel, als engliſch niederländiſche Komedianten erwähnt werden), endlich daß ihre Stücke, vielleicht auch ihre Darſtellungsweiſe dem engliſchen Theater, das eben damals in ſeiner herrlichſten Blüthe ſtand, entlehnt und nachgebildet waren, darin ſtimmen alle Anſichten überein. Aber während die Einen die Behauptung aufſtellen, es ſeien, zu Anfang wenigſtens, Nationalengländer geweſen und die Darſtellungen ſelbſt hätten in engliſcher Sprache Statt gefunden, wobei man ſich auf die damalige Verbreitung dieſer Sprache beſonders an den kleinen Höfen, ſowie in den Handelsſtädten Norddeutſchlands beruft, in Betreff des großen Publikums aber auf die lebhaften Geberden, die brillanten Koſtüme, die Trompeten, Glocken, Kanonen ꝛc. verweiſt, woran dieſe Stücke bereits ſehr reich ſind und die, ſetzt man hinzu, ein ſo naives Publikum, wie das deutſche damals war, ſchon für ſich allein, auch ohne Verſtändniß der Sprache zu unterhalten im Stande waren; ſo dagegen begnügen Andere ſich, an die zahlreichen Deutſchen zu erinnern, welche damals, in Folge der Handelsverbindungen, in England, ganz beſonders in London lebten; dergleichen nun, junge Leute etwa von den Comtoirs der Hanſa, beider Sprachen mächtig und daher befähigt, die engliſchen Originale ins Deutſche zu übertragen, ſeien auch dieſe Komödianten geweſen. Es ſteht nicht zu läugnen: dieſe Anſicht, verglichen mit der erſteren, hat Vieles für ſich, beſonders die aufgeführten Stücke ſelbſt, ſo weit uns dieſelben erhalten ſind. Es exiſtirt nämlich aus dem Jahre 1620 ein ziemlich umfangreiches Theaterwerk, betitelt: „Engliſche Comedien und Tragedien, das iſt ſehr ſchöne herrliche und außerleſene geiſtliche und weltliche Comedi und Tragedi mit dem Pickelhering, welche wegen ihrer artigen Inventionen, kurzweiliger auch theils wahrhafftiger Geſchicht halben, von den Engelländern in Deutſchland, an Königlichen, Chur- und Fürſtlichen Höfen auch in vornehmen Reichs- See- und Handelsſtädten ſeynd agirt und gehalten worden, und zuvor nie in Druck außgangen. Anjetzo allen der Comedi und Tragedi Liebhabern, und Andern zu lieb und gefallen, dergeſtalt in offenen Druck gegeben, daß ſie gar leicht daraus ſpielweiß wiederum angerichtet, und zur Ergötzlichkeit und Erquikkung des Gemüths gehalten werden können.“ Wir finden darin wenn auch nicht das vollſtändige Repertoire der engliſchen Komödianten, ſo doch ohne Zweifel den hauptſächlichſten, den beliebteſten Theil deſſelben, die Modeſtücke, ſo zu ſagen, der Zeit. Es ſind durchgängig Ueberſetzungen und Bearbeitungen aus dem Engliſchen, ſämmtlich, wie es ſcheint, aus der Zeit vor Shakeſpeare, wenigſtens vor deſſen reifer und vollendeter Periode. Und zwar (worauf es uns hier vornämlich ankommt) ſind dieſe Bearbeitungen ſämmtlich von der Art, daß wir ſie uns gar wohl unter den Händen von Leuten, die nichts weniger als Literaten, entſtanden denken dürfen: ſie ſind, eine ſehr beachtenswerthe Neuerung! der Mehrzahl nach in Proſa abgefaßt, ohne eine Spur künſtleriſcher Ausführung, ſichtbar nur für einen nächſten praktiſchen Zweck gearbeitet. — Damit freilich iſt eine dritte Anſicht noch keineswegs ausgeſchloſſen: dieſe nämlich, daß unternehmende Theaterprincipale in Deutſchland, angelockt durch den Ruhm der damaligen engliſchen, als der erſten Bühne der Welt, ſich bloß die Stücke aus England gleichviel ob geholt oder kommen laſſen, um ſie demnächſt für ihr Bedürfniß zu überſetzen und zurechtzuſtutzen: ſo daß alſo die engliſchen Komödianten ihren Namen lediglich von den Stücken hätten, welche ſie zur Aufführung gebracht. Eine vierte Anſicht endlich wäre, die ganze Benennung als einen Modenamen der Zeit zu betrachten, der die Bedeutung, welche er etwa zu Anfang einmal gehabt, im Lauf der Jahre völlig verloren: wie man ja auch heutzutage von engliſchen Reitern, ſpaniſchen Springern ꝛc. ſpricht, ohne damit im Geringſten behaupten zu wollen, daß dieſe Kunſtreiter, dieſe Seilſpringer wirklich auch nur das Allermindeſte mit England oder Spanien zu ſchaffen hätten. Der Name ſtellte ſich nach dieſer Auslegung als ein Collectivname für alle Schauſpielerbanden jener Zeit dar, gleichviel, ob ſie ihre Stücke aus England entlehnt oder nicht: es war eben eine Modefirma, ein Stichwort der Zeit — gerade wie wir ja auch heutigen Tages Manches als engliſche Waare kaufen, obſchon wir ſelbſt wiſſen, daß es England niemals geſehen hat, bloß weil die Mode es ſo verlangt.

Wie es ſich indeß mit dieſen verſchiedenen Anſichten nun auch verhalte (und vielleicht, ja höchſt wahrſcheinlich liegt das Richtige in allen vieren zerſtreut): ſo viel iſt immer gewiß, daß auch ſchon dieſe dürftigen Vorläufer des engliſchen Drama, welche durch die erwähnten Komödianten nach Deutſchland verpflanzt wurden, allem demjenigen, was das deutſche Theater bisher aus ſich ſelbſt hervorgebracht hatte, an eigentlicher dramatiſcher Kraft, an Bühnenwirkſamkeit und theatraliſchem Leben unendlich überlegen waren. Namentlich was den deutſchen Stücken dieſer Zeit durchgehends mangelt: Stärke der Leidenſchaften, Mannigfaltigkeit der Charaktere, Verſtändniß und glückliche Ausführung tragiſcher Situationen, überhaupt alles Ergreifende, Erſchütternde, Grauſenhafte iſt in dieſen engliſchen Stücken reichlich, vielleicht nur zu reichlich vorhanden — und ſind ſie eben dadurch von erheblichſtem Einfluß auf unſer eigenes Theater geworden.

Und zwar zunächſt, zu dem wir jetzt ſchließlich zurückkehren, auf Jakob Ayrer. Ja es iſt dies, wie ich bereits oben andeutete, recht eigentlich das Charakteriſtiſche dieſes Dichters und dasjenige, wodurch er ſich von Hans Sachs am Weſentlichſten unterſcheidet: dort, bei Hans Sachs, eine überaus milde, verſöhnliche, kindlich gemüthliche Weltanſchauung; hier, bei Ayrer, im Wiederſchein dieſer bluttriefenden engliſchen Stücke, vielleicht auch in einer Art Vorgefühl jenes dreißigjährigen fürchterlichen Krieges, der gleich darauf Deutſchland verheeren und die Herzen des Volkes auf lange in Roheit und Barbarei verſenken ſollte — hier, ſage ich, bei Ayrer, eine unleugbare Roheit, um nicht zu ſagen Beſtialität der Empfindungen, eine unverkennbare Luſt an Blut und Gräuel und Schandgeſchichten aller Art — nicht in jener naiven holzſchnittmäßigen Weiſe, wie dergleichen Ungeheuerſtes wohl auch bei Hans Sachs auf die Bühne kommt: ſondern ſchon mit einer gewiſſen innerlichen Vertiefung, mit einer Art von Pathos und brennender, blutgieriger Leidenſchaft. Immerhin iſt dabei zuzugeſtehen, daß auch in dieſer Ausſchweifung, wenn ſchon kein äſthetiſcher Gewinn für Ayrer ſelbſt, ſo doch jedenfalls ein Gewinn für unſre Schaubühne im Allgemeinen lag, inſofern es nämlich dieſer, bei ihrem bisherigen Mangel an großen und ſtarken Affecten, der Einförmigkeit und Nüchternheit ihrer Darſtellungen, immerhin nicht ſchaden konnte, auch einmal im Gegentheil ſogar auszuſchweifen, auf die Gefahr hin, den Farbentopf, deſſen ſie ſich bisher nur allzuſparſam bedient, zur Abwechslung auch einmal umzuwerfen. —

Doch konnten dieſe und andere Anregungen, welche das deutſche Theater von dem Muſter des engliſchen in dieſer Zeit etwa haben mochte, fürs Erſte zu keiner Reife gelangen. Ayrer, wie ich ſchon bemerkte, bildet den Schluß der populären Theaterdichter. Unmittelbar nach ſeinem Tode bricht der dreißigjährige Krieg herein, auf lange Zeit jeden Ueberreſt volksthümlichen Lebens, volksthümlicher Bühne vernichtend. Wie die Wellen ſich endlich wieder zu verlaufen anfangen, iſt die ganze Zeit, die ganze Welt eine andere geworden: die letzten Reſte nationalen Lebens ſind zerſplittert und es beginnt ſtatt deſſen jene höfiſch gelehrte, fremdländiſche, antinationale Epoche, jene Epoche der Knechtſchaft und der Selbſterniedrigung, die ich Ihnen vorhin bereits angekündigt — und die nun auch das deutſche Theater auf lange Zeit in ihre Bahnen zwingt.

Anmerkungen.

Zu pag. 77: Hans Sachs. Geb. d. 5. Nov. 1494, geſt. d. 19. Januar 1576; vgl. die ſo fleißige wie geſchmackloſe Lebensbeſchreibung von Sal. Raniſch, Altbg. 1765. Von ſeinen ſämmtlichen Werken erſchien die erſte, noch von ihm ſelbſt veranſtaltete Ausgabe zu Augsburg bei Georg Willer, gedruckt zu Nürnberg durch Chriſtoph Heußler, von 1558 bis 1561, in drei Folianten; ſie wurde 1589 bis 1591 neu aufgelegt. Zehn Jahre ſpäter, von 1571 bis 1579, erſchien zu Nürnberg, bei Joachim Lochner, eine zweite, vermehrte Ausgabe in fünf Folianten. Die verbreitetſte Ausgabe endlich (obwohl auch ſie noch ſelten genug iſt) lieferte Chriſtoph Krauſe, Buchdrucker in Kempten, in fünf ſtarken Quartbänden, von 1612 bis 1616. Ueber den neueren Verſuchen hat ſammt und ſonders, ſo enthuſiaſtiſch dieſelben zum Theil auch voraus verkündigt und begonnen wurden, ein eigenthümlicher Unſtern geſchwebt; ſie ſind, mit Ausnahme der, von vorn herein auf die engſten Grenzen berechneten „Auswahl“ von Joh. Ad. Göz (in vier Bändchen, Nürnberg 1829—30), ſämmtlich unvollendet geblieben. Mit den dramat. Werken ausſchließlich beſchäftigt ſich der dritte und letzte Band der (gleichfalls unvollendeten) Büſching'ſchen Ausgabe, auch einzeln als „Altdeutſche Schaubühne des Hans Sachs“ erſchienen, Nürnberg 1824. Ein vollſtändiges Verzeichniß derſelben, nach der Kemptner Ausgabe ſ. bei Kehrein I, 98—107. Tieck im Deutſch. Theater, I, 17—164 hat eine ziemlich reiche Aus-

wahl (der heiß Rauch, p. 18; **das Narrenſchneyden**, p. 29, **beides Faßnachtſchwänke; ferner** Wettſtreit zwiſchen Pallas und Venus, p. 42; **von dem reichen ſterbenden Menſchen**, der Hecaſtus genannt, p. 61; die vngleichen Kinder Eue, p. 105; **die vertrieben** Keyſerin mit den zweyen verlorenen Sohnen, p. 131, **ſämmtlich Komödien)** mitgetheilt. Auch in der Goz'ſchen Auswahl iſt die dramatiſche **Seite vornämlich** bedacht: Wie der Teuffel ein alt Weib **nam, I, 197; Comedi vom Eſopus**, ebendaſ. 230, Faßnachtſpiel von einem böſen Weib, **II, 119; Comedia von Karg und Milt, ebendaſ. 131**; Tragedia vom Fall Adams, ebendaſ. **166; ferner im dritten** Band, p. 97 das Faßnachtſpiel vom Ketzermeiſter, p. 114 die Comedi vom **alten** reichen Burger; endlich im vierten p. 97 ein Spiel, wie **Gott der Herr** Adam vnd Eua jre Kinder ſegnet, p. **117 ein Faßnacht Spiel mit Vier Perſonen, Nemlich**: Ein Richter, Ein Buler, Ein Spieler, vnd Ein Trincker.

Ein einzelner Abdruck endlich der „Schönen Tragedi von Sechs ſtreitbaren **Kempffern zu** Rom, vnter dem König Thullus Hoſtilius **und der Statt Alban“** ꝛc. findet ſich bei Schlager a. a. O. 109 – 112; vgl. **ebendaſ p. 212 fgg. — Nachſtehende Proben**, die allerdings, ſchon aus **Rückſicht auf den hier vergönnten Raum, nicht** anders als höchſt fragmentariſch ausfallen **konnten, mögen den Leſer zu weiterer** Bekanntſchaft unſers trefflichen Dichters einladen.

Und zwar, um mit dem Schwächſten anzufangen, als Probe ſeines tragiſchen Stils **wählen** wir **eine** Scene aus den bereits erwähnten **Sechs Kempffern, welche nämlich nichts** Anderes ſind als die bekannte Geſchichte von den **Horatiern und** Curiatiern. Ich wähle die Scene, wo der als Sieger heimgekehrte Bruder **mit der über** den Tod ihres Geliebten verzweifelnten **Schwester** zuſammentrifft, **alſo die eigentliche** tragiſche Wendung des Stückes (bei **Schlager, p.** 129 fgg.):

Actus der drit.

Die Junckfraw Horatij Tochter kombt, wind jr Hend, raufft jr haar vnd ſpricht:

Ach Gott meines groſſen hertzen Leidts
O **deins traurig** Ellenden Abſcheids
Du **allerliebſter** Breutgam mein
Soll ich **dein nun** beraubet ſein
O **wie iſt dein** Angeſicht erblichen,
Wie ſind deine krefft von dir gewichen

Die allſo kün vnd mannlich Waren
Iſt dein Geiſt ſchon von dir außgefaren,
Von meiner Bruder ſcharpffen Waffen
Die Götter wellen ſie noch ſtraffen
Bancken in den Vorhof der Hell
Mit ewing leidt vnd Vngefell.

Sie ſitzt zu jhm nieder, nimbt ſein Haubt auff jr Schoß vnd wiſcht ſein Angeſicht vnd weinet:

Indem kombt jr Bruder Horatius vnd ſpricht:

Nun kom ich her **auf** den **Kampffplatz**
Weil ich erlegt der Feinde drey,
Wil ich die Verwundeten beſchawen
Vnd in jr Schilt Vnd harniſch nemen.

Vnnd das Opffern in Jouis Tempel
Den andern Römern zum Exempel
Daß ſie nach Rhumb vnd Ehre trachten
Ehr heher als jr Leben achten

Er ſpricht zu der Schweſter:

Schweſter was machſtu auf dem Plan.

Die Jungfrau ſagt:

Ich hab gefundt mein Breutigam
Den ich hab leider funden Todt

Berunnen in ſein blute Rock
Wollt Gott daß er noch wer bei Leben

Horatius der jung Römiſch Kempffer ſagt:

Daſſelb wer Rom der Stat nit eben
Die durch mich hat frey Vberwunden
Jr feindt zu dienſtbarkeit hat bunden
Die Jnn ir landt Verderbet haben.

Die Jungfraw ſpricht:

Wolt Gott es weren bald begraben
Die Römer ſo auff Erden leben
Daß nur der, der mir iſt gegeben,
Noch Lebet, wer mein freund vnd wun,
O wee, O wee, was ſoll ich thun
Nu kan ich nit mer frölich wern.

Horatius der Jüngere ſpricht:

Schweſter thut dich denn nit beſchwern
Auch deiner beiden Bruder Todt
Die auch in derem Blute roth
Da Ligen gar kleglich verſchiden
Vnd haben Jrn Todt erlitten
Von wegen Rom gemeiner Stat.

Die Jungfraw ſpricht:

Daſſelb mir nit zu Hertzen gath
Jr Jamert mich Zu diſer ſtund
Vil weniger denn Zwen Todter Hund
Lebet der noch dem ich mein Hertz
Ergeben hab zu Freud vnd Schertz
Vnnd wer gleich todt mein gantz Geſchlecht
Vnnd wern gleich all Leib aige Knecht
All burger der gantzen Stat Rom.

Horatius der Jüngere ſagt:

Ach Schweſter der Red dich beſcham
Ich mein du ſeiſt komen von ſinnen,
Meinſtu werſt kein man mer finden
Beweinet das Rom die gantze Stat
Ein hertzliche Freledung hat.
Mein Liebe Schweſter thu es nicht

Die Jungkfraw ſpricht:

Du Schelm, Mörder vnd boßwicht
Ich glaub daß du in haſt erſchlagen
Das will ich allen Göttern klagen
Auff das ſie rechen ſeinen Todt
Rom die Stat woll auch plagen Gott
Vnnd all die ſeins todts ſchuldig ſein

Horatius der Jüngere ſpricht:

Ich merk daſt nur den Preutigam dein
Ob Rom gleich wer Zu grunt Zerſtört
Vnnd alles dein Geſchlecht ermordt
Vnnd all Römer Leibaigen Knecht
Wer hat erhört ſo groß Vnrecht
Vor Mehr von eim Römiſchen blut
Du biſt nit werd vnd auch nit gut
Daß du fürbaß zu Rom ſollt Leben
Deß wil ich dir dein Lohn auch geben
Weil du ſchmeheſt die Römiſch Ehr
Daß du gen Rom kompſt nimmermehr.

Horatius
Zuckt ſein Schwerd, erſticht ſein Schweſter Schreit.

Du boßwicht wiltu mich erſtechen
Das werden die Götter an dir rechen.
O Morttio, O Morttio
Helfft von dem Mörder mir Allſo
Ach wee, Weh mir, ach Weh wee mir
Ach hertz Lieb nun ſtirb ich bei dir
Vnnd komb Todt zu dir in die Erdt
Der du mein Lebent haſt begeert.

u. ſ. w.

*

Sodann eine kurze Probe von dem Ton ſeiner geiſtlichen Stücke, aus der „Tragedia von der Schöpffung, Fall vnd Außtreibung Ade, auß dem Paradeiß. Hat XI Perſonen, vnd III Actus.“ aus dem zweiten Akt, die Scene des Sündenfalls (Göz, II, 192 fgg):

Eua die kompt, redt wider ſich ſelber, vnd ſpricht:

O ich kann je erwarten kaum
Bis daß ich komb zu dieſem Baum
Wie iſt mein gmut ſo gar verkert
Die Schlang hat mein begier gemehrt

Sie bricht ein Apffel ab, beyſt drein, vnd ſpricht:

Ich muß ein Apffel herab brechen
Ach Gott wer mag gentzlich außſprechen
Die ſuſſe dieſer edeln Frucht
Das ich die nicht lengſt hab verſucht
Ich ſich doch woll ich ſtirb nicht drumb
Bald ich zu meinem Manne kumb
Wil ich jhm auch zu eſſen geben
Schaw da kompt er im Garten eben.

Adam kompt vnd ſpricht:

Mein liebes Weib was machſtu hie
Lang biſtu außgeweſen je

Eua ſpricht:

Ich bin doch dein hertzlieber Mann
Ich bit dich ſchaw den Baumen an
Der hat die aller ſuſten Frucht
Dergleich du vor nie haſt verſucht
Ich bitt du wolſt auch koſten ihn

Sie beut jhm den apffel, vnd ſpricht:

Haſtu mich lieb ſo nim jn hin
Er ſchmeckt ſo vberluſtig wol

Adam ſtoſt jr den apffel hindan, vnnd ſpricht:

Was ſagſt Weib, biſtu werden toll
Weiſt nicht die Frucht vns Gott verbott
Zu eſſen bey dem ewing Todt
Vnd heiſt du mich jetzt ſelber eſſen

Eua ſpricht:

Ey nichts, ich hab doch ſelber geſſen
Vnd bin doch dennoch nicht geſtorben
Sonder hab groß Weißheit erworben
Iß ſo wirſtu Gott auch gleich werden

Adam ſpricht:

Wer gab dir dieſen rath auff Erden.

Eua ſpricht:

Das hat gethan die trewe Schlang
Mein Mann iß auch ſaum dich nit lang
Er wirt dir auch bekummen wol

Sie reicht jm den Apffel wider, Adam nimpt jn vnd ſpricht:

Wen ich den Apffel eſſen ſol
So iß ich jn nur durch dein bitt
Von mir ſelbs eß ich jn gar nit

Adam beiſt in den Apffel, Eua die ſpricht:

Iß an du darffſt dich nicht beſorgen
Groß krafft im Apffel iſt verborgen
Der du von ſtund an wirſt empfinnen
In deinem Leib auſſen vnd innen.

Adam ſpricht kleglich:

O wie iſt mein gemut verwandelt
O Weib du haſt vbel gehandelt
Wee daß ich hab gefolget dir
Jetzt ſeh ich erſt daß beide wir

Sind gannz nacket vnd darzu bloß
Wir haben vns verſündet groß
Das wir brachen Gottes Gebott
Darumb wird vns hart ſtraffen Gott
Der groſte Jammer hat vns troffen
Auff kein Erloſung iſt zu hoffen
Nun werden wir ellender weiß
Getrieben aus dem Paradeiß
Von wegen kleiner wolluſt ſchnöd
O wie bin ich geweſt ſo blöd
Das ich dir volgt der ubelthat
Mein todt ſchon angefangen hat
Wann ich werd hart in meim gewiſſen
Gemertert, quelet vnd gebiſſen
Ich ſah ſchon an ewig zu ſterben
Weil ich kein gnad weiß zu erwerben

ꝛc. ꝛc.

*

Ferner aus der „Comedi Von dem reichen ſterbenden menſchen, der Hecaſtus genannt, hat neunzehn Perſonen vnd V. Actus zu Spielen," aus dem Anfang (Tieck I, 64; über die merkwürdigen Zuſammenhänge dieſer, wie Tieck ſie treffend bezeichnet, Moralität mit ähnlichen engliſchen ꝛc. Stücken ſ. denſelben in der Vorr. p. XIII ſqq. ſowie Gervinus II, 363):

Hecaſtus der reich Mann gehet ein, ſetzt ſich vnd ſpricht.

Ich glaub das kein glückhaffter Mann
Auff Erd ſey, der mir gleichen kan,
Wann mir felt nichts an gut noch Leib,
Ich hab ein ſchön vnd freundlichs Weib,
Ein groß Hausgſind vnd dapffer Sohn,
Mein Tochter die ſind zart vnd ſchon,
Die ſchönſten Heuſer in der Statt,
Darinn den köſtlichſten Haußrat,
Groß Schätz von Kleinoten vnd Gelt,
Auff dem Land Dörffer Vieh vnd Feldt,
Schlöſſer vnd Sitz an manchem endt,
Von den ich auffheb Zinß vnd Rendt;
Darum leb mein liebe Seel von allen
Güttern nach deinem wolgefallen
Vnd für ein freudenreiches leben,
Thu faſt in allem wolluſt ſchweben
Mit gutn Geſellen Nacht vnd tag,
Ker dich nit an der Pfaffen ſag,
Die ſprechen, das wir nach dem leben
Des Guts bald müſſen Rechnung geben;
Das ich doch alles halt für Lugen,
Des wölln wir ſchlemmen weil wir mugen.
Jetzt geh ich zu meim Freundt Demon,
Das Frumal mit jm zeren thun:
Ghe, Knecht vnd heiß mir auß dem Hauß
Mein Frawen bald kommen herauß.

Epicuria das Weib kompt vnd ſpricht:

Mein Mann, warumb rüffſtu mir jtz
Rauß an Lufft vnd der Sonnen hitz?
Kanſtu mirs in dem Hauß nit ſagen?

Der reich Mann.

Du ſchöne Ros, was thuſtu klagen?
Deck dein Haupt mit eim ſchleyer zu.

Epicuria.

Laß ab dein ſpott; ſag, was wiltu
Daß du mich rauß berüffen haſt?

Hecaſtus.

Da wil ich jetzund gehn zu Gaſt
Zu Demonem meim guten Freundt,
Du aber richt vns zu auff heint
Ein köſtlich Mal auffs allerbeſt,
Wann ich wirdt haben ehrlich Geſt,
Auff das wir jns erbieten wol

Das Weib.

Mein lieber Hauswirt, ſag, vnd red
Ich, ein news widerkochen heint
Weil nechten vberblieben ſeint
Speiß, gnugſam heint noch auf zwen tiſch?

Hecaſtus.

Hörſt nit? gehe hin! koch lauter friſch!
Wer wil dein vberbleibling eſſen?
Wie iſt dein Kargheit ſo vermeſſen?
Vnd das dich auch der Ritt muß ſchutten!

Das Weib.

Ey, vor dem wöll vns Gott behüten!
Zurn nicht, mein Mann, bedenk doch baß,
Was der Prediger ſagen was,
Am Jüngſten tag rechnung zu geben,
Was wir alhie in dieſem leben
Etwan ſo vnnützlich verzern.

Der reich Mann.

Die Pfaffen thun nur ſolliche lern
Vnd trewen vns mit ſolchen Dingen,
Damit ſie das Gelt von vns bringen,
Als weren wir Mörder vnd Heiden,
Den ſolche trawort ſind beſcheiden:
Wir ſind gut Chriſten vnd Herrn predig,
Geben Almuſen vnd ſind ledig,
Darumb fürcht dir nicht vberall,
Richt vns zu ein köſtlich Nachtmal.
Jetzund gehe ich dohin zu dem
Mein guten freundt, du weiſt wol wem,
Wil bei jm biß zu abent bleiben,
Vnd mit kurtzweil den tag vertreiben,
Du, ſag gar niemand wo ich bin.

Die Fraw.

Ich wil es thun, geh du nur hin.

Der reiche Mann.

Penocite, komb vnd geh mit mir.

Penocitus der Knecht ſpricht:

Ja Herr, ich will nach tretten dir.

Der Herr gehet mit dem Knecht ab.

Die Fraw ſchreit:

Datre, Datre, komb rauß zu mir!

Datrus der Koch kombt, vnd ſpricht:

Hie bin ich, Fraw was wöllet jr?

Die Fraw.

Da, nimb den Korb vnd darmit lauff
Hin vnter die Fleiſchbank vnd kauff
Vmb die zween ſchilling auf das beſt,
Der Herr will aber haben Geſt.

Der Koch.

Ja wol! zween Schilling klecken nicht

Die Fraw.

Du biſt auch du arger Boßwicht.

Der Koch.

Nein fürwar, doch gib ich ein raht
Wir wollen heint zu Abend ſpat
Das nechtig kalt Bratens dargegen
Vnter das warm friſch Bratens legen,
Das wir deſt ringer kommen auß.

Die Fraw.

Ja, thus, ich will gehn in das Hauß
Vnd all Ding verordnen beſunder.

Die Fraw geht ab.

Der Koch redt mit im ſelbs, vnd ſpricht:

Ey, ſoll nit einen nemen wunder,
Von der groſſen karghait der Frawen,
Ich muß mir mit dem Fuchsſchwantz hawen,
Vnd reden was ſie gerne hört,
Das ſie ſich nit gen mir empört.

Der Koch gehet mit dem Korb ab.

ꝛc. ꝛc.

*

Ferner aus der „Comedia, darin die Göttin Pallas die Tugend, vnd die Göttin Venus die Wolluſt verficht, vnd hat 13 Perſonen vnd drey Actus" die Charakteriſtik des Epikur, aus dem Anfang des zweiten Aktes. Der „Kayſer Carl," als „Judex" des Streites, hat den beiden Göttinnen aufgegeben, eine jede ihre Zeugen zu bringen: in Folge deſſen Venus den Epikur bittet, Zeugniß für ſie abzulegen und ihre Sache zu verfechten (Tieck, I, 50 fgg.)

Epicurus.

Venus ich bin behilflich dir;
Aber die auffſteigenden praten
Des Moſtes vnd der Ayerfladen,
Vnd der feiſten praten durchſpicket,
Macht mich zu reden vngeſchicket;
Het ich ein trunck ſo wer mir baß.
Wer hat vnter euch ein weinglaß,
Der geb mir durſtigen zu trincken
Auff das mein dürre kel thu ſchlincken,
Ich entpfind, das meſſiger wein
Die ſin ſcherpff, es hat mir allein
Ein Buchſtab brochen, den hab ich,
Nun trinck ich wieder meſſichlich,
Ich habs geleſen offt vor allen,
Der ſpruch hat mir doch nie gefallen,
Voll becher mich erfrewen mehr;
Gebt mir die gfüllten becher her,
Auff das ſie mich frey redbar machen.

Sathan gibt ihm einen Becher, vnd ſpricht:

So geuß den Becher in dein rachen,
Vnd ſpey dein zeugnuß rauß für dich.

Epicurus trinckt vnd ſpricht:

Lieben Kinder, es duncket mich
Es ſey kein Gott auff erden frey
Doch laß ichs ſein das einer ſey,
Der iſt doch aller ſorg entſchloſſen,
Aller Ding ordnung kumpt gefloſſen
An gfer, vnd alles Regiment,
Gantz alle ding verwunſchet ſend
Von der Natur enthalten wird
Die menſchen vnd himel gebiert,
Darauß volgt die vermiſchung
Ein Mutter ſey vnd vrſprung
Aller geſchepff an allem ort.

Sathan.

Alter Meiſter, dein ſüſſe wort
Haben verdient ein guten Trunck,
Seh, lieber alter, trinck dir genunck,
Vnd leb im ſauß die weil es wert.

Epicurus ſpricht nachdem er getruncken hat.

Darumb ſo fürcht ich hie auff erd,
Nicht Jouis zoren noch die Hell,
Weil mit dem leib doch ſtirbt die Seel,
Das in zukunfft verendert wirt,
Jnn der Sunnen ſcheibler gezieret,
Auch Venus, die du auſſerkorn
Von Meeres geſte werſt geborn,
Du wirdſt wider geendert werden,
Vnd Pallas in lufft ob der erden,
So gar nichts bleibliches iſt auff erd,
Sunder vergenklich vnd verklert,
Nach etlich hundert Jaren alt
Die Welt auch endert jr geſtalt;
Gottes Verſehung iſt auch nicht,
Sunder von den alten ertricht,
Darumb ſo ſuchen wir wolluſt
Jnn dieſem leben, weil doch ſunſt
Der Tugend iſt doch kein belonung,
Auch kein ſtraff luſtreiche Beywonung,
Nach dieſem leben wirt gar wenig.

Sathan ſpringt auff vor freuden vnd ſpricht:

Dein red iſt ſüſſer wann das hönig
Beluſtigt die helliſchen gaiſter.

Epicurus ſtreichet ſein Bauch vnd ſpricht:

Jch ſchlemb vnd wirt je lenger faiſter,
Vnd ſchlaffe die nacht biß auff mittag,
Jch pul vnd ſpil die weil ich mag,
Seyt alle kreſt vergebn mit dem leib.

Epicurus huſtet, ſo gibt ihm Sathan ein ſpeck vnd ſpricht:

Seh, lieber Maiſter, dir vertreib
Dein böſe huſten mit dem ſpeck,
Das dir dein Gergel nit beſteck,
Auff das dein Zeugniß du mügſt ſagen.

Epicurus ſtreicht ſein Hals.

Wolt Gott, ich het ein Kranichs kragen,
Das mir die ſpeiß lang ſchmecket vor,
Vnd ein maul wie ein ſtadel thor,
Das ich kuchen vnd koch verſchlant,
Vnd zen groß wie ein Elephant,
Vnd ein bauch weit wie ein bierkuſſen,
Das mir viel darein wart geſuſſen,
Het ich geſotten alle fiſch,
Vnd het als wildbret auf eym Tiſch,
Wie wer ich ſo ſelig vnd edel!

Der Sathan ſchwingt jm den Mucken wedel vmb die kopff vnd ſpricht:

Ach, Meiſter, laß mich mit dem wedel
Die ſchnacken, mucken vnd die webſen
Ein wenig treiben von dem lebſen,
Die nach der ſpeiß dein maul benagen.

Epicurus.

O das ich ſeß auff eym hew wagen
Vnd hett zu trincken vnd zu dempffen,
Mit faiſten ſpeck kuchen zu kempffen,
Das man mich fürt durch laub vnd graß,
Jnn dem Felde durch alle ſtraß,
Vnd wurd auch daß nit verdrießlich,
Ach wer wer ſeliger wann ich,
Wenn mir ward ein ſolch luſtig leben!
Der Venus thu ich zeugnuß geben

Endlich, als Probe des Hans Sachſiſchen Faſnachtſchwankes, eine Stelle aus dem „Faſnachtſpil, mit funff Perſonen. Der Teuffel nam ein alt Weib zu der Ehe“ (nach Göz I, 198 fgg.)

Der Teuffel gehet ein, redt mit jm ſelbſt vnd ſpricht:

In der hell mag ich nit mehr bleiben,
Mein zeit vnd weil darinn vertreiben,
Sonder bin herauff gfahren auff Erden,
Vnd wil gleich auch ein Ehman werden,
Hab an mich genommen ein Mannes leib,
O hett ich nur ein altes Weib,
Ich hab gehort wie in der Eh
All ding ſo wol vnd freudreich ſteh,
Deß wil ich mich auffs kurtzſt vmmbſchawen
Nach einer frommen alten Frawen,
Ein Junge die wer mir zu geil,
Ich bin auch alt auff meinem teil,
Ein Junge tet mir leicht kein gut,
Gleich mit ſeim gleich ſich frewen thut,
Wie vns ſagt das alt ſprichwort klug,
Drumb iſt ein Alte wol mein fug.
Schaw, ſchaw, dort knapt gleich eine her,
Die Dunckt mich aller weiß vnd her,
An Leib vnd gſtalt, an ſchon vnd jugend,
An hertzen, frummkeit vnd an tugend,
Sei ſie mir gantz ehnlich furwar.
Ich wil gehn zu jr ſchleichen dar,
Mit guten worten ſie anreden,
Ob ein Eh wurd zwiſchen vns beden.

Die Alt komt, tregt ein Kreutlein vnd Grabſtuckel in Henden

Der Teuffel ſpricht:

Du mein liebe Alte, glück zu,
Was ſuchſt du in der morgen fru
In dieſem Wald, an der Wegſcheid?

Die Alte ſchawt vmb vnd ſpricht:

Ey ſchweig, vnd hab dir das hertzleid,
Du machſt mich jrr in meinem Segen,
Wen ich wolt nach dem Meyenregen
Etlich Wurtz graben vor der Mumien.

Der Teuffel ſpricht:

Ey ſo hab ich dich recht gefunnen,
Du ſucheſt Wurtz zu Zauberey,
Wiß ich bin auch geren dabey,
Wann ich kenn aller Kreuter krafft,
Wolt dir wol ſein darzu dienſthafft.

Zauberin ſpricht:

Ey lieber wilt daſſelbig than?

Der Teuffel ſpricht:

Ja, wenn du mich nemſt zu eim Mann,
Wolt ich dir wol behulfflich ſein
In alle dem furnemen Dein,
Wenn ich kann alle Zauberliſt

Die alte Her ſpricht:

So ſag du mir vor wer du biſt?

Der Teuffel ſpricht:

So wiß, daß ich der Teuffel bin.

Die alt Vnhuld ſpricht:

Ja wol, ſo wag ichs mit dir hin,
Jedoch das du mich thuſt erneren,
Vnd halteſt mein alter in ehren,
Wann ſolliches alles bin ich werth

Teufel ſpricht:

Ich will thun was dein hertz begert,
Wenn all verborgen ſchätz auff Erden,
Bring ich, vnd ſollen dir all werden.

Die alte Hex ſpricht:

Wenn, vnd wo woll wir Hochzeit haben?

Teufel ſpricht:

Heint drauſſen in dem Entdtengraben,
Auff einer groſſen hohen Buchen,
Thu all deine Geſpilen zuſammen ſuchen,
Da woll wir habn ein guten mut,
Wie man dann auff Hochzeiten thut,
Tantzen vnd auch gantz frölich ſein:

Das alt Weib ſpricht:

O ich weiß einen guten Wein
Zu eim Keller drinn in der Statt,
Darein will ich heint abent ſpat
Faren mit den Geſpilen mein,
Bringen ſechs groſſer Krug mit Wein,
Gans, Endten, Hüner, Vögl vnd Fiſch
Weis ich zubereit gut vnd friſch,
In eim Speiskammer in eim Hauß,
Bringen wir auch auff den Baum herauß,
Ich fahr hin, thu bald nachher kommen.

Sie geht ab.

Teufel ſpricht:

Nun hab ich mir ein Weib genommen,
Die iſt bucklet, ſo bin ich hincket,
Sie Buſereint, ſo bin ich ſtincket,
Sie ſicht heßlich, ſo bin ich ſcheußlich,
Sie ſicht duckiſch, ſo ſih ich greuſlich,
Sie kan kuppeln, zaubern vnd liegen,
So kann ich bſcheiſſen vnd betriegen,
Es wird ein gſchlechte Heyrat wern,
Man ſpricht, gleich vnn gleich gſell ſich gern
Botz miſt, ich het mich ſchier verſeſſen,
Der Hochzeit auff dem Baum vergeſſen,
Ich wil gehn eilend faren rauß,
Brawt vnn hochzeitleut ſind langſt drauß.

Er geht auß.

ꝛc.

Der Ausgang des Schwankes iſt bekannt: die Alte, als eingefleiſchte böſe Sieben, weiß den Teufel dermaßen zu ſchrecken und in Angſt zu ſetzen, daß er nirgend vor ihr Stand hält, ja endlich aus Furcht vor ihr in die Hölle zurückkehrt. Das Stück ſchließt mit einer ſchalkhaften Wendung gegen die „ehrbarn frommen Frauen“ von Nürnberg, unter denen dergleichen böſe Weiber nicht zu finden:

Wann ſie ſind all jenſeit deß Bachs,
Da ſtifftens noch vil vngemachs,
Weit von vns hin, wünſcht jn Hans Sachs.

Datirt iſt das Stück: Anno Salutis, M D LVII. Am 21. tag Septembris — alſo eins ſeiner ſpäteren.

Zu pag. 80: daß eine Tragedie durch und durch traurig zu Ende geht ꝛc. Wenigſtens heißt es ſo in dem Prolog zum „Wilhelm von Orlientz, mit ſeiner Amaley, des Königs Tochter auß Engellandt, hat vij Akte vnd xxvij Perſonen“ (Kempten. Ausg. Bd. IV.):

„Zu ſehen ein artlich Comedi,
Die ſich faſt vergleicht einer Tragedi,
Sehr trawrig biß hin zu dem end,
Da es ſich erſt zu frewde wendt.“

Zu pag. 81: Nur ein einziges Mal, im Jahre 1527 ꝛc. S. in Kürze bei Gervinus II, 462, wo auch der Titel der anſtößigen Schrift (Eyn wunderliche Weyſſagung von dem babſtumb, wie es yhm biß an das end der welt gehen ſol ꝛc. ꝛc. Welche Hans Sachs yn teutſchen reymen gefaßt vnd darzu geſetzt hat) nach Jäck und Hellers Beitr. z. Kunſt und Lit. Geſch. p. 99 ausführlich mitgetheilt wird. — Ueber die Wittenb. Nachtigall ſ. gleichfalls Gervinus a. a. O. 467 fgg.

Zu pag. 91: Jakob Ayrer. Weder ſein Geburts- noch ſein Todesjahr ſind bekannt; nur da die Vorr. zum Opus theatricum, bei deſſen Erſcheinen, wie der Titel beſagt (Opus theatricum, dreyßig ausbündtige ſchöne Comedien vnd Tragedien von allerhand denckwürdigen alten Römiſchen Hiſtorien vnd andern politiſchen geſchichten vnd gedichten .... durch Weyland den Erbarn vnd Wolgelährten Herrn Jacobum Ayrer, Notarium Publicum vnd Gerichts Procuratorn zu Nürnberg ſeeligen ꝛc. Nürnberg Anno 1618) Ayrer bereits verſtorben war, vom erſten Januar 1618 datirt, ſo muß er mindeſtens 1617 geſtorben ſein. Vgl. die ſehr lehrreiche Notiz von K. G. Helbig (Zur Chronologie der Schauſpiele des Jakob Ayrer), in dem ſo eben erſcheinenden fünften Jahrgang des Literarhiſtoriſchen Taſchenbuchs, wo auch auf Grund eines (vielleicht ſogar eigenhändigen) Dresdner Manuſcriptes der Nachweis geführt wird, daß die Ayreriſchen Stücke keineswegs, wie bisher mit Tieck (Vorr. zum I. Bd. des deutſch. Th. p. XVIII) angenommen ward, zum größern Theile nach 1610, vielmehr ſchon ſeit wenigſtens 1595 geſchrieben ſind: ein Nachweis, welcher doppelt wichtig iſt, da wir durch ihn auch ein neues Datum für die „Engliſchen Comödianten,“ mit denen Ayrer auch damals ſchon bekannt war, gewinnen. Man wird nach dieſem Allen wohl nicht ſehr irren, wenn man das Geburtsjahr Ayrers zwiſchen 1560 und 70 legt. — Der Inhalt des eben gedachten Opus theatricum iſt von Koberſtein I, 146 fgg. ausführlich angegeben worden. Tieck (I, 165—365) hat daraus folgende Stücke wieder abdrucken laſſen: I Ein Faßnachtſpil, Der vberwunden Trummelſchlager, mit ſiben Perſonen (p. 167). II. Ein Faßnacht Spiel, von dem Engelendiſchen Jann Poſſet, wie er ſich in dienſten verhalten, mit acht Perſonen, in deß Rolandts Thon (p. 184). III Tragedia, Von dem griechiſchen Keyſer zu Conſtantinopel, vnd ſeiner Tochter Pelimperia, mit dem gehenkten Horatio, mit 18. Perſonen, hat 6. Actus (p. 200). IV Spiegel Weiblicher Zucht vnd Ehr. Comedia, Von der ſchönen Phoenicia vnd Graf Tymbri von Geliſon auß Arragonien, wie es jhnen in jhrer Ehelichen Lieb gangen, biß ſie Ehelich zuſammen kommen. Mit 17 Perſonen vnd hat 6 Actus (p. 252). V. Comedia Von der ſchönen Sidea, wie es jhr biß zu jrer Verheuratung ergangen, Mit 16 Perſonen, vnd hat 5 Actus (p. 323). Von ſeinen Singſpielen, ſowie von der durch ihn bewirkten Aufnahme des engliſchen Narren (des Clown) wird ſpäter die Rede ſein. Ich begnüge mich hier, eine einzelne Scene aus Pelimperia und Horatio mitzutheilen. Den Inhalt des Stückes ſelbſt hat Gervinus (III, 106) folgendermaßen angegeben: „Pelimperia hat ihren Liebſten Andreas in der Schlacht durch ihren Bruder Lorenz verloren. Dieſer will ihr einen gefangenen Königsſohn von Portugal zum Gatten geben, ſie liebt aber nach ihrem Andreas einen Horatius. Ihn bringt Lorenz um, und von den Dienern, die darum wiſſen, läßt er einen durch den anderen erſchießen. Alles dies kommt auf der Bühne vor, und es wird dabei vorgeſchrieben, mit welcher Vorrichtung die blutenden Wunden dargeſtellt werden können. Der Marſchall, des ermordeten Horatius Vater, wird halb wahnſinnig und ſinnt auf Rache; er veranſtaltet mit Pelimperia, die zum Schein in die Ehe mit dem Portugieſen willigt, ein Schauſpiel, in dem ſie und er die beiden Prinzen, ihren Rollen und ihrer Rache gemäß, nicht nur ſcheinbar, ſondern wirklich ermorden, worauf Pelimperia ſich ſelbſt umbringt, der Marſchall aber, nachdem er ergriffen, ſich die Zunge ausſchneidet, um nichts geſtehen zu müſſen, und mit einer Liſt ſich dann noch ein Meſſer verſchafft, womit er den König erſticht." — Ueber den (ſehr genauen, ja zum Theil wörtlichen) Zuſammenhang dieſes Stückes mit der berühmten Spanish tragedy der altengliſchen Bühne ſ. ebendaſ. p. 105, ſowie Tieck in der Einl.

Nun das Bruchſtück ſelbſt (Tieck a. a. O. p. 214):

Kompt Horatius mit Petrian.

Horatius.

Allhie ſich vnd wart vor der Thür
Du weiſt wen du ſolſt laſſen zu mir,
Wenn du aber ſihſt frembde Leut,
So ſchau, das mir das werd bedeut,
Damit ich eine warnung nem.

Petrian.

Ja ich wil recht nachkomen dem.
Er geht auff die ander ſeiten.
Ich wil es gehn dem Fürſten ſagen,
Das wirt mir gewiß ein Tranckgelt tragen.
Er geht ab.

Horatius geht auff vnd nieder.

Nun hat die gegenwärtig nacht
Mit ihren ſchwartzen flügn gmacht
Die Himel Wolcken dunckel zwar,
Auch Mond vnd Stern verfinſtert gar,
Den ſchönen tag von hinnen trieben,
Doch wenn ſie mich bringt zu der lieben
Biſtu mir lieber als der tag,
Dann bey der ich gelangen mag
Zu dem, darnach ich lang hab gſtrebt,
Kein frölichere zeit noch nie erlebt.

Pelimperia geht ein, beut Horatio die Hand.

Ach hertzen allerliebſtes lieb,
Euch ich mich gar zu eygen gib,
Will auch von euch nicht ſetzen wider,
Doch bit ich, ſetzt euch zu mir nider,
Mein Hertze iſt mir traurig vnd ſchwer,
Wenn nur kein gfar vorhanden wer,
Daven wir kamen in ein ſchaden.
Sie ſetzen ſich zuſammen.

Horatius.

Weibsbilder ſind mit Furcht beladen,
Furchten ſich wo es nicht bedarff,
Haben Gedancken ſchwer vnd ſcharff;
Aber, hertzlieb, ſchlaget die auß,
Kenn wir doch nauff ins Sommerhauß,
Das iſt verwaret nach dem beſten
Mit Schlöſſen, Rigeln, der aller veſten,
Daſſelbig ſond wir ſperren zu,
Darumb bitt ich, gebt euch zu ruh,
Allhie ſind wir ohn alle gfahr.

Pelimperia.

O hertzenlieb, furwar, furwar,
Furwar die Sach die iſt nit gut,
Dann wen mich etwas anden thut,
So geht es mir gwiß in die Haut

Horatius.

Ich hoff all Vnglück hab ein End
Vnd bin frölich vnd freuden voll.

Jetzt lauffen die zween Fürſten ein, ſind vermumbt.

Pelimperia laufft davon vnd ſchreyt.

Ach Gott! das hat mich grawdet wol!
O Herr Marſchalt! O Herr Marſchalt!
Köndt jhr vns helffen, ſo kompt baldt;

Horatius greifft nach der Wehr, die zween Fürſten drucken jhn zu Boden, ſtoſſen jhm den Dolchen in Leib.

Horatius.

Jhr Bößwicht, wie kompt jhr hierein?
Was Mörderey ſoll das doch ſein?

Sie ſchweigen ſtill, binden jhn an vnd henken jhn.

Lorentz.

Sich, alſo haſt du deinen lohn.
Ein todter Hund nicht beiſſen kan.

Sie gehen eylendt ab.

Kompt der Marſchall in einer Nachtſchauben hat ein Hemmet uber die Kleider an, ein ſchlaffhauben auff, mit einer bloſſen Wehr:

Ach, wer hat mich ſo hart erſchreckt,
Mit ſeim Geſchrey auß dem ſchlaff erweckt,
Vnd mich bey meinem Ampt genennt,
Daß ich ſoll kommen vnd helffen bhend?
Wer biſtu der ſo geſchrien hat?

Er ſteht ſtill.

Wen nur niemand wer gſchehen ſchad,
Ich muß mich ein wenig vmbſehen.

Er kompt, wo ſein Sohn henget.

Ach weh, ach weh, was iſt denn geſchehen?

Er ſchneid jhn ab, legt jhn fur ſich, ſo iſts ſein Sohn, er zieht ein blutigs Tüchlein rauß, rittelt jhn, zieht jhn bey der Naſen, vnd ſagt kläglich:

Ach weh! ach Horati, mein Sohn!
Ach Horati, wer hat dir than?
Ach weh, du mein einiges Kind,
Daß ich dich ſolcher gſtalt hie find,
Mit einem ſo durchſtochnen Hertzen!
O weh meins ſchmertzen vber all ſchmertzen!
Weh meiner pein vber all pein!
Ach wer müſſen die Mörder ſein?
Daß ich mich nur an jhn kund rechen!
Ach weh, mein Hertz will mir zerbrechen,
Meine Sinn wollen mir vergehn,
Was ſoll ich in der klag hie ſtehn?
Ich wil mich gehn ſelbſt bringen vmb,
Daß ich nur auß dem hertzleyd kumm.

Er kehrt die Wehr vber ſich, will ſich erſtechen, beſinnt ſich doch vnd wirfft ſie wider weg.

Ach nein, es iſt die zeitlich Pein
Gegen der Höll gar ſchlecht vnd klein,
Darumb will ich nicht Hend an mich legen,
Sonder gefliſſen ſein dargegen,
Daß ich erforſch die Feinde mein,
Den das hat than keiner allein.
Erfahr ich wer ſind die bößwicht
So ſchon ich ſelbſt meins lebens nicht,
Sonder will jhn geben den Lohn,
Wie ſie dir, mein Sohn, haben than.
Nun will ich jhn tragen ins Hauß,
Vnd will jhn laſſen waſchen auß,
Vnd jhn auff das beſt balſamirn,
Stett ſehnlich klag vber jhn führe,
So lang biß ich mich grochen hab,
Alsdan ich jhn leg in ein Grab,
Will jhn auch laſſen malen ab.

Er hebt ſein Sohn auff, vnd tregt jhn ab.

Zum Schluß noch eine bezeichnende Stelle aus Gervinus, a. a. O. p. 109: „In einzelnen Stellen arbeitet er auf Rührung hin, durchgehend aber auf Schrecken und Schauder. Das Blutige und Scheußliche iſt der auffallendſte Charakterzug dieſer Trauerſpiele. In dreißig Zeilen ſchneidet im Servius Tullius zuerſt Lucius Tarquin ſeiner Gattin den Hals ab und läßt ſie verzappeln und vergiftet Tullia ihren Gatten. Im Kaiſer Otto werden dem Crescentius Naſen und Ohren abgeſchnitten, dem Papſt Johann die Augen ausgeſtochen, einer, der um die Kaiſerin buhlt, wird verbrannt, einer, der ſie verſchmäht, hingerichtet, und der Kaiſer mit ein Paar Handſchuhen vergiftet. Im Mahomet ſchlägt der Sultan gleich Anfangs ſeinem Bruder den Kopf ab und wundert ſich, daß ſeine Mutter um eine Hand voll Bluts dabei weinen mag; und in Erzählung und Darſtellung ſind die Greuel bei der Eroberung von Conſtantinopel gehäuft.“ —

Zu pag. 91: Die Erwähnung dieſer engliſchen Komödianten. Vgl. über ſie Tieck, Einl. zu Bd. I, p. XXIII ſqq. Gervinus III, 96.

Zu pag. 92: anfänglich vielleicht nur eines beſtimmten einzelnen Stückes. Ein derartiges Document (Gottsleichnams-Bruderſchaft-Ordnung) aus Wien, vom Jahre 1565, ſ. bei Schlager a. a. O. p. 295—298.

Zu pag. 92: Doch mag ich dieſe Vermuthung nicht vertreten, da die Worte ꝛc. Die Stelle ſteht bei Schlager p. 212 und lautet: „Als Schauſpieler kommen darin (d. i. in dem neuerbauten Bürgerzeughaus) die Stipendiaten der Roſenburſe, Niederländer und andere Fremde, ſowie einheimiſche, dann die Schüler und Singerknaben von St. Stephan vor.“ Sollen hier die Worte: Niederländer ꝛc. ein erläuternder Beiſatz zu den „Stipendiaten der Roſenburſe“ ſein? oder ſind damit von jenen verſchiedene eigene Schauſpieler gemeint?

Zu pag. 93: Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig, der ſogar perſönlich unter den Komödiendichtern dieſer Zeit figurirt. Vgl. Gottſched, Nöth. Vorr. Bd. I, Gervinus III, 110 ſqq., ſowie in Kürze die Zuſammenſtellung bei Karl W. G. Schiller, Braunſchweigs ſchöne Literatur in den Jahren 1745 bis 1800 (Wolfenbüttel, 1845) im Anhang, p. 232—234. — Die Titel ſeiner fünf Stücke lauten: Comoedia von Vincentio Ladislao, Satrapa von Mantua, in 6 Aufzügen von Hibaldeha (d. i. Henr. Jul. Brunsv. ac Luneb. Dux edidit hunc actum). Magdeb. o. J. (1594?) Tragica comoedia Hibaldeha, von der Suſanna, wie dieſelbe von zweien alten, Ehebruchs halber fälſchlich beklagt, auch unſchuldig verurtheilet, Aber endlich durch ſonderliche Schickung Gottes des Allmechtigen von Daniele errettet, und die beiden Alten zum Tode verdammet werden. Mit 31 Perſonen. Wolfenb. 1593. Von einem Wirthe oder Gaſtgeber mit Eilff Perſonen geſpielet zu Wolffenbüttel. Magdebg. 1598. Von einem Edelmann, Welcher einem Abt drey Fragen auffgegeben ꝛc. Magdebg. (o. J.) Von geſchwinder Weiberliſt einer Ehebrecherin ꝛc. ebendaſ. (o. J.)

Zu pag. 93: daß ſie zum Wenigſten ſchon vor dem Jahre 1595 in Deutſchland bekannt geweſen. Vgl. den oben citirten Helbigiſchen Aufſ. im lit. hiſt. Jahrb. für 1847.

Zu pag. 93: ein gewiſſer Joſeph Gori. S. bei Schlager p. 253.

Zu pag. 94. betitelt: Engliſche Comedien vnd Tragedien ꝛc. Den Inhalt dieſer älteſten und wichtigſten Sammlung hat Tieck, Einl. zu Bd. I, p. XXV — XXIX verzeichnet und beſchrieben; auch iſt eine Probe daraus (Comoedia Von Fortunato vnd ſeinem Seckel vnd Wünſchhütlein, darinnen erſtlich drey verſtorbene Seelen als Geiſter, darnach die Tugendt und Schande eingeführt werden" — beiläufig geſagt: wem fielen bei dieſem Zuſatze nicht die ſpäteren marktſchreieriſchen Theaterzettel aus der Periode der Haupt- und Staatsactionen ein? Vgl. unten) im zweiten Bande p. 5 — 57 abgedruckt.

Vierte Vorleſung.

Geiſtliche und Schulkomödie. Jeſuitenkomödie. — Das gelehrte Drama: Opitz, Gryphius, Lohenſtein. — Uebergang zum höfiſchen Drama: die politiſch hiſtoriſche Allegorie, das Schäferſpiel; Opern, Wirthſchaften und Ballete.

Schon in meinem neulichen Vortrage habe ich Ihnen ein allgemeines Bild zu entwerfen geſucht von dem Charakter des Zeitabſchnittes, welcher der Reformation zunächſt folgt und mit dem wir, dem Gange unſrer Darſtellung gemäß, uns heute des Näheren zu beſchäftigen haben: der Zeit alſo vom Anfang des ſechzehnten bis in das erſte Drittel des ſiebzehnten Jahrhunderts. — Ich bezeichnete ſie Ihnen als die Irr- und Wanderjahre der deutſchen Nation, ein langes, ruhm- wie thatenloſes Interregnum, während deſſen der deutſche Geiſt, abgefallen von ſich ſelbſt und Verzicht leiſtend auf die urſprünglichſte, höchſte Bethätigung jeder geiſtigen Gewalt, die eigene, freie Selbſtbeſtimmung, vielmehr Dienſte thut bei den Fremden und, ſtatt lebendig organiſcher Entwicklung von innen heraus, äußere zufällige Anläſſe mechaniſch auf ſich einwirken läßt.

Es iſt bereits erwähnt worden, wie in Folge dieſes allgemeinen Stillſtandes, dieſer Ermattung gleichſam und Verdroſſenheit, welche, nach den erſten glorreichen Decennien der Reformation, die deutſche Geſchichte überkommt, aller volksthümlicher Inhalt, ja wir dürfen ſagen: aller Inhalt überhaupt auf geraume Zeit daraus verloren geht und die ganze Entwicklung des deutſchen Lebens herabſinkt zu einem bloßen ſchülerhaften Experiment. Der Geiſt iſt gewichen: ſo beginnt die Herrſchaft der leeren, weſenloſen Form, die Herrſchaft der Nachahmung und der todten Ueberlieferung.

Es iſt ferner darauf hingedeutet worden, wie auch die Literatur, insbeſondere auch das deutſche Theater ſich dieſem allgemeinen Verhängniß keineswegs zu entziehen vermochte, wie vielmehr auch hier an die Stelle jener nationalen Anſpielungen und Beziehungen, deren leiſe Spuren wir in den Theateranfängen des Reformationszeitalters beobachtet hatten, die Wilkür fremder Muſter, der Zwang der Nachahmung, die Macht des Ueberlieferten tritt, ja wie endlich auch hier, mit Auflöſung aller nationalen Sympathieen, jene Geſondertheit der literariſchen, ſpeciell der theatraliſchen Kreiſe, die wir für wenige Augenblicke in dem Mikrokosmus des Hans Sachſe'ſchen Dramas aufgehoben und vereinigt ſahen, noch einmal zurückkehrt: als geiſtliches und Schuldrama, als gelehrtes, endlich als höfiſches Drama.

Die Geſchichte unſers Theaters in dieſe geſonderten Kreiſe hinein zu verfolgen, es zu begleiten auf ſeinen Wanderungen in die Fremde, ſeinen Ausartungen und Verirrungen, iſt die Aufgabe des heutigen Vortrages: und muß ich für denſelben mehr noch als ſonſt Ihre Geduld und Nachſicht in Anſpruch nehmen — Ihre Geduld: weil es in der That ein ermüdender Weg iſt, den wir vor uns haben, dadurch vornämlich, daß er, trotz aller Mannigfaltigkeit, ja Ueberfülle der Erſcheinungen, Trotz aller Anſtrengungen, welche gemacht, aller Vorbereitungen, welche getroffen werden, dennoch innerlich reſultatlos iſt. Vergebens, in dieſer ganzen Heerſchaar von Autoren, dieſem ganzen unermeßlichen Walde, dieſer (wenn ich ſo ſagen darf) Sündfluth von Stücken, ſuchen ſie nach Einem Dichter, Einem Drama, aus welchem der lebendige Pulsſchlag der Zeit Ihnen entgegenklopfte: es ſind Alles leere todte Schemen, formale Verſuche, Exercitien und Uebungsſtücke. Nicht mehr die große freie Wahlſtatt der Geſchichte iſt es, auf welche ich ſie führe: nur eine Fechterſchule gleichſam, ein Ringplatz, auf welchem nur ſcheinbare Schlachten geliefert, nur erheuchelte Siege erfochten werden; dieſe Rapiere ſind ſtumpf, dieſe Wendungen des Kampfes ſind zum Voraus verabredet, ja ſelbſt dieſes Blut, das den Boden zu bedecken ſcheint, iſt eine ſchnöde Tünche! —

Aber auch Ihrer Nachſicht bedarf ich: theils deshalb, weil es kaum zu vermeiden ſteht, daß nicht von der Ermattung, der Inhaltloſigkeit und Oede, welche dieſen Zeitabſchnitt im Ganzen charakteriſirt, ein Weniges auch in die Darſtellung übergehen ſollte — und zweitens weil, bei dem zerriſſenen, ſprunghaften Charakter dieſer Epoche, es überaus ſchwer halten dürfte, auch hier jenen ſtätigen Zuſammenhang, jene allmälig vorſchreitende, organiſche Entwicklung überall zu bewahren oder doch ſichtbar werden zu laſſen, welche ich, wie ſie das höchſte Geſetz, die eigentliche innerſte Natur aller hiſtoriſchen Darſtellung iſt, ſo auch bei dieſen Vorträgen mir allerdings zur Aufgabe geſtellt habe. Entſchuldigen Sie denn, wenn im Nachfolgenden auch meine Erzählung zuweilen etwas Zuſammenhangloſes, Sprunghaftes annimmt: einer Zeit, welche in ſich unorganiſch, eine Zuſammenhäufung von Experimenten, Nachahmungen und Zufälligkeiten iſt, wurde, meine ich, im Gegentheil Unrecht geſchehen, wollte man, um der künſtleriſchen Abrundung, des rhetoriſchen Vortrags willen, einen Zuſammenhang in ſie hineinlegen, den ſie nicht hat, und eine Entwicklung, die ſie nicht kennt. —

Zuerſt alſo die geiſtlichen Stücke. Sie entſinnen ſich in welcher Geſtalt die Reformation dieſelben überkommen, in der abenteuerlichen Form nämlich der Myſterien und geiſtlichen Allegorieen; wie ſie jedoch in kurzer Friſt ſowohl dieſe Form einigermaßen gereinigt und veredelt, als namentlich dem Inhalt, durch unmittelbares Hereinziehen der damaligen praktiſchen Entwicklung unſrer religiöſen Angelegenheiten, ein weſentlich erhöhtes, weſentlich hiſtoriſches Intereſſe verliehen hatte. Sowie nun die reformatoriſche Bewegung ſtille ſteht, ſowie namentlich die Religion, die in den erſten Stadien derſelben zu einem freien Eigenthum des Individuum, einem vollen, friſchen Ausdruck perſönlicher Ueberzeugung erhoben war — ſowie, ſage ich, dieſe Religion in den Punctationen und Symbolen und Concordienformeln der neuen Kirche wiederum zu einer officiellen Theologie, einem abſtracten dogmatiſchen Gebäude zuſammengeſchrumpft und verſteinert war: ſo fängt, in demſelben Augenblick, auch das religiöſe Schauſpiel an, in die alte unlebendige Myſterienform zurückzuſinken: proteſtantiſche jetzt, wie ehemals katholiſche, aber immerhin Myſterien: das heißt Spiele, in denen der überlieferte theologiſche Stoff Alles galt und Kunſt und Natur und Wahrheit nichts — Stücke, welche Raum hatten für alle Engel und Erzengel des Himmels und alle Teufel der Hölle dazu: aber für den Menſchen und menſchliche Leidenſchaft, menſchliches Verhalten hatten ſie keinen! — Zwar werden auch jetzt noch einzelne Verſuche gemacht, den theologiſchen Stoff durch Anknüpfung an die Intereſſen des Tages oder auch an hiſtoriſche Ueberlieferungen gleichſam zu befruchten: wie z. B. des Prediger Martin Rinckhards Eißlebiſcher Chriſtlicher Ritter, in welchem der Kampf Luthers mit dem Papſt, ſowie mit den Reformirten und der Vorzug, welchen die Lutheriſche Lehre vor jenen beiden verdient, allegoriſch dargeſtellt wird; eben deſſelben Münzeriſcher Bauernkrieg, beide aus dem erſten Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts; ferner eines Ungenannten „Tetzelocramia d. i. ein luſtige Comödie von Johann Tetzels Ablaßkram“ und weniges Andere dieſer Gattung. Allein auch dies ſteht zu vereinzelt da und bezeugt, durch ſeine eigene Ungeſchicktheit, vielmehr nur die Unfähigkeit der Zeit, ein wahrhaft lebendiges, von hiſtoriſchem Athem durchwehtes und erwärmtes religiöſes Drama hervorzubringen — oder auch nur, wo es ja ſchon beſtanden hätte, zu erhalten. Selbſt in der Form verſchwindet mehr und mehr die Einwirkung der Reformation und ihrer klaſſiſchen Muſter, tritt mehr und mehr die alte Formloſigkeit, das rohe Zuſammenwürfeln von Perſonen und Scenen und Decorationen und Maſchinerieen, wie bei den mittelalterlichen Myſterien, wiederum zu Tage. So ſchon aus dem Jahre 1550 wird uns von einem „Luſtigen Spiel von Adam und Eva,“ von einem gewiſſen Jacob Ruef, erzählt, welches in Zürich zur Darſtellung kam und mehr als hundert handelnde Perſonen beſchäftigte; ebenſo, um Einiges ſpäter, aus dem Jahre 1571, von einem „ſchön neu Spiel vom Saul,“ gleichfalls von einem Prediger, Matthias Holzwart mit Namen, das in der Nähe von Straßburg von nicht weniger als hundert redenden und fünfhundert ſtummen, zuſammen alſo ſechshundert Perſonen, mit außerordentlichem Gepränge aufgeführt ward und mehre Tage hindurch währte.

Hiemit ſind wir denn nun völlig in jenen Kreis der Myſterien und Allegorieen zurückgetreten, wie ſie ehemals, zur katholiſchen Zeit, von

Mönchen und andern geiſtlichen Körperſchaften waren aufgeführt worden. Die lutheriſche Kirche ſelbſt, durch die eherne Hartnäckigkeit, mit welcher ſie, jetzt nicht mehr ein einzelner Papſt — nein: ein ganzes Conclave, eine ganze Armee von lauter kleinen, höchſt eifrigen, für die Ehre ihres Glaubens, das kanoniſche Anſehn ihres Katechismus höchſt beſorgten Geiſtlichen — die lutheriſche Kirche, ſage ich, durch die eherne Hartnäckigkeit, mit welcher ſie ſich gleichfalls für unfehlbar und einzig berechtigt ſetzte und die freie Entwicklung des Glaubens, dieſes eigenſte, wahrſte Princip der neuen Kirche, nichts deſto weniger auf gut Päpſtiſch einzupferchen ſuchte in ein künſtliches Gebäude von Artikeln und Grundſätzen und Glaubensregeln, war eben auch nur eine andere Art von Katholicismus geworden: es hatte ſich erfüllt, was, zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, Thomaſius mit einem ſo kräftigen wie wahrhaften Ausdruck bezeichnete: das hölzerne Joch des Papſtthums hatte, unter den Händen unſrer Orthodoxen, ſich in ein eiſernes des Lutherthums verwandelt.

Ganz entſprechender Weiſe daher, bei der innerlichen Identität beider, findet auch dies orthodoxe, dickköpfige Lutherthum ſeinen künſtleriſchen Ausdruck genau in denſelben Formen, wie die katholiſche, die mittelalterliche Welt, zu welcher es ſelbſt zurückgelenkt hat: ſtatt einer neuen, lebendigen Kunſt zur Grundlage zu dienen, muß es ſich begnügen, die Reſte einer alten, längſt erſtorbenen wieder aufzuwecken, ja ſein Prunk und Feſtkleid muß es ſich zurechtſtutzen aus denſelben Fetzen, die es ehemals, in edler Entrüſtung, ſelbſt von ſich geworfen. —

Es iſt dies ein Beiſpiel, welches, wie entlegen, ſogar wie geringfügig es ſcheine, dennoch wohl geeignet wäre, einer gewiſſen Fraction unſrer Tage gleichfalls zur Lehre zu dienen: einer Fraction freilich, deren Eigenthümlichkeit es iſt, zwar Vieles zu vergeſſen — Alles nämlich, was ihr aus den Erfahrungen der Geſchichte zum Beiſpiel, zur Lehre, vor Allem zur Warnung dienen könnte: aber nichts daraus zu lernen! — Es iſt Ihnen nicht unbekannt, daß es eben in dieſem Augenblick auch unter uns eine ſo anſehnliche wie einflußreiche Partei giebt, deren Beſtreben auf nichts Geringeres geht, als ebenſo, wie die proteſtantiſchen Orthodoxen des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts den lebendigen Inhalt der Reformation, ſo dieſe den Inhalt unſrer Zeit, das drängende Streben des gegenwärtigen Geiſtes, auf beſtimmte Formeln und Glaubensſätze zu fixiren — eine Partei, deren Wahlſpruch gleichfalls die Kirche iſt und immer wiederum die Kirche: aber nicht jene allein mögliche, allein wahre Kirche des ſittlichen Geiſtes und der thätigen freien Gemeinſchaft, vielmehr aufs Neue eine Kirche des Buchſtabenglaubens, der Verketzerung und polizeilichen Ueberwachung. Es ſind dies, ſeltſam genug! dieſelben Leute, die übrigens ſo außerordentlich viel zu ſagen wiſſen von deutſchem Leben und deutſcher Kunſt, ja die eben von dem Gelingen dieſer ihrer Beſtrebungen eine völlig neue Epoche unſrer Literatur, eine neue, ſpecifiſch chriſtliche, ſpecifiſch deutſche Kunſt erwarten und ſogar verheißen. Beklagenswerther Irrthum! Als ob es möglich wäre, den Adler des Geiſtes feſtzunageln mit dem einen Fittig und mit dem andern, nichts deſto weniger, könnt' er ſich aufwärts ſchwingen in das Reich der Lüfte, ſeine Heimath! Als ob es möglich wäre, den Adel der Menſchheit, die Freiheit, nach der einen Seite hin kleinmüthig zu verläugnen, nach der andern in Thaten glorreich zu bekennen! Es iſt mit der Freiheit eben kein Markten möglich: wer ſie will, der muß auch den Muth haben, ſie ganz zu wollen; wer ſie nicht will, wohlan, der entſage auch dem Glanz, mit welchem ſie — und ſie allein — das Leben veredelt und verklärt! er erſchrecke auch nicht, wenn die Welt um ihn her dunkel und öde wird: war es doch ſeine Hand, die das Licht verlöſcht! — Denn dies ſteht feſt: gelänge es dieſer Partei jemals, ihren (ich zweifle nicht) ſehr wohlgemeinten, ſehr edlen, aber auch ſehr kurzſichtigen, ſehr ungeſchichtlichen Willen durchzuſetzen, ſo wäre es in demſelben Moment nicht bloß um die Freiheit des Glaubens, es wäre zugleich auch um die Freiheit und den Fortſchritt der Kunſt, es wäre um alle edelſte Blüthe menſchlicher Bildung geſchehen! ſo würde in demſelben Moment die jugendlich reiche Welt unſrer Dichtung zuſammenſchrumpfen zu ebenſo lebloſen, ebenſo unwahren, ſpukhaften Geſtalten, wie dieſe mittelalterlich katholiſirenden Myſterien des bornirten Lutherthums, dieſes poetiſche Armuthszeugniß, das die Strenggläubigkeit jener Jahrhunderte ſich ſelber ausgeſtellt!

Aber es iſt den Finſterlingen des ſiebzehnten Jahrhunderts nicht gelungen, die Sonne zu verhängen: ſo wird es den Finſterlingen des neunzehnten gleichfalls nicht gelingen. —

Hiemit nehmen wir von dem geiſtlichen Schauſpiel auf lange, ja auf immer Abſchied. Es beſtand in der angegebenen Weiſe noch eine ziemliche Weile fort, wie es ſcheint, bis gegen Ende des ſechzehnten, vielleicht auch in den Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts: doch ohne alle literariſche, bald auch ohne praktiſche Bedeutung, indem die öffentlichen Aufführungen ſolcher Stücke, allem Anſcheine nach, bereits im letzten Viertel des erſtgenannten Jahrhunderts ein Ende nahmen und die Verfertigung derſelben ſeitdem eine zwar ſehr beliebte, ſehr eifrig betriebene, aber doch immer nur eine Privatbeſchäftigung unſrer Prediger und Schullehrer blieb. Zwar wurde um Mitte des ſiebzehnten Seculums, um das Jahr 1644, von Johann Klai, dem Pegnitzſchäfer, ein an ſich höchſt merkwürdiger Verſuch gemacht, das geiſtliche Schauſpiel durch das Hereinziehen opern-, ja balletartiger Elemente dem Geſchmack des Publikums aufs Neue zu befreunden: aber ohne den gewünſchten Erfolg, indem an dieſe Klaiſchen Wunderlichkeiten, wenn ja überhaupt etwas, ſo höchſtens die ſpäter üblichen Oratorien ſich anſchließen, eine Gattung alſo, die mit dem Theater nichts mehr zu ſchaffen hat. — So vegetirte denn das geiſtliche Schauſpiel in Büchern und Handſchriften unbemerkt dahin: bis endlich, zu Ende des gedachten Jahrhunderts, in Folge eines Umſchwunges, von dem ich Ihnen ſpäterhin noch ausführlich ſprechen werde, die Geiſtlichkeit ſich überhaupt gegen das Theater erklärte, als eine unerlaubte, unchriſtliche Vergnügung, ein Fallſtrick des Teufels: womit denn natürlich auch den geiſtlichen Theaterſtücken ihr Urtheil geſprochen war. —

Beſcheidener in ſeinem Auftreten, aber dafür auch um ſo länger von Dauer war das Schuldrama. Wir haben uns daſſelbe in nächſtem Zuſammenhange mit der geiſtlichen Komödie, genauer: als Mittelglied und Brücke gleichſam zwiſchen dem geiſtlichen und dem gelehrten Drama zu denken. Seine Entſtehung verdankt es, wie das geiſtliche Spiel den praktiſchen Einrichtungen des Gottesdienſtes, ſo das Schuldrama den praktiſchen Bedürfniſſen der Schule. Die jungen Leute ſollten lateiniſch ſprechen lernen: eine Kenntniß, welche dazumal noch ein höchſt nöthiges, ſogar unentbehrliches Ding war für Jeden, der in der Welt vorwärts wollte. Haben wir daher auch den früheſten Keim des Schuldrama's allerdings bereits in jenen lateiniſchen Aufführungen zu erkennen, welche die Humaniſten des Reformationszeitalters mit ihren Studirenden veranſtalteten und die, wie Sie Sich aus meinem neulichen Vortrage erinnern wollen, aus dem Beſtreben hervorgingen, das Alterthum überhaupt zu erneuern und herzuſtellen: ſo waren doch ſchon die nächſten Nachfolger ſehr weit davon entfernt, dieſe Sphäre idealer Beſtrebungen inne zu halten. Vielmehr, wie geſagt, gingen ſie dabei ſehr beſtimmten praktiſchen Zwecken nach und machten, was für Jene noch ein Gegenſtand geiſtiger Erhebung, wiſſenſchaftlicher Begeiſterung geweſen war, vielmehr zu einem ganz gemeinen pädagogiſchen Kunſtſtück. Schon Friſchlin, wenn er ſeinen Schülern ein Buch des Virgil erklärt hatte, machte er jedesmal eine Komödie daraus und ließ ſie von ſeinen Schülern declamiren, zur Einübung der Phraſen und des poetiſchen Stils. In Magdeburg beſtand ſchon um Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts das Geſetz, daß alljährlich von den Schülern wenigſtens Eine Komödie vor den Schulpatronen agirt ward. Mitunter, den Müttern und Schweſtern, ſowie den Ungelehrten unter den Vätern zu Liebe, ward dieſelbe denn auch wohl öffentlich in deutſcher Sprache wiederholt, zu allgemeinſtem Ergötzen des Publikums, das, außer dem nächſtgelegenen ſceniſchen Intereſſe, auch daran ſeine Freude hatte, ſeine Kinder ſo öffentlich vor allem Volke, in zierlichen Coſtümen, als Engel oder dergleichen, auftreten zu ſehen. Nicht lange, ſo gewannen dieſe deutſchen Aufführungen die Oberhand, in der Art zuerſt, daß man zwiſchen das lateiniſche Stück einzelne deutſche Scenen einſchob; bald indeß wurden die Einſchiebſel zur Hauptſache und der lateiniſche Text ſelbſt verſchwand völlig: — genau derſelbe Gang alſo, den ich früher bereits in der Entwicklung der geiſtlichen Spiele nachgewieſen.

Die Stoffe dieſer Schulkomödie ſind in der früheſten Zeit theils den Alten, theils und hauptſächlich, dem Einfluß gemäß, welchen die Geiſtlichkeit dazumal auf die Schulen ausübte, der Bibel entlehnt. Späterhin jedoch wurden, auch von dieſen beiden Sphären, der gelehrten und der theologiſchen, abgeſehen, überhaupt allerhand moraliſche

Stoffe verarbeitet: moraliſche natürlich im Sinne der Zeit und daher nicht ſelten von einer Beſchaffenheit, daß man heutzutage kaum begreift, wie Schulvorſtände, Lehrer, Aeltern ſelbſt dergleichen von ihren Schülern und Kindern haben können öffentlich ausſprechen laſſen. Einen beſonders beliebten Stoff bot das Schulleben ſelbſt, und wiederum von ihm das Studentenleben, ſchon um der praktiſchen Anwendung, der Rathſchläge, Warnungen und Lehren willen, welche die agirende Jugend dabei an ſich ſelbſt zu richten hatte. So in dem Schulſpiegel von Hayneccius, dem Cornelius relegatus von Wichgrev, der 1618 in einer deutſchen Bearbeitung erſchien, vor Allem in der Komödie vom Studentenleben von Johann Georg Schoch: dem berühmteſten dieſer Stücke, als dramatiſche Compoſition, ja nur als Dichtung überhaupt völlig werthlos und ungeſchickt, als Beiſpiel der Gattung dagegen, ſowie namentlich als Schilderung der damaligen akademiſchen Verhältniſſe, von bedeutendem geſchichtlichem Werth.

Eine Eigenthümlichkeit dieſer Stücke ſodann, welche Zweifels ohne nicht wenig dazu beigetragen, ihre Ausbildung zu einer eigentlichen geſchloſſenen Kunſtform zu hemmen und aufzuhalten, iſt ihr außerordentlicher Perſonenreichthum: ein Reichthum, der jede genauere Charakteriſtik, jede künſtleriſche Anordnung faſt unmöglich machte. Auch er, wie ſo Vieles, ja Alles in dieſer Schulkomödie, erklärt ſich aus praktiſchen Zwecken: die Schüler ſollten eben alle beſchäftigt, die Aeltern alle zufriedengeſtellt, die paar Gulden Trinkgeld, welche der Schulmeiſter als Leiter, oft auch als Verfaſſer des Stücks, gemeiniglich am Schluſſe deſſelben empfing, in nichts geſchmälert werden.

Alles zuſammengenommen alſo, ergiebt ſich von ſelbſt, daß von einer künſtleriſchen Bedeutung, einem wirklichen und dauernden Einfluß auf die Entwicklung des Theaters ſelbſt von Seiten des Schuldramas keine Rede ſein darf. Vielmehr, wie die geiſtliche, ſo hat auch dieſe Schulkomödie ſich nirgend zu einer künſtleriſchen Geſtalt, einer eigentlichen literariſchen Bedeutung entfaltet; ſie gehört mehr, möchte man ſagen, in die Geſchichte der Pädagogik, als in die Geſchichte des Theaters. Nur ein einziger Mann von den Hundert und aber Hunderten, welche Schulkomödien geſchrieben, verſtand es, dieſe an ſich ſo triviale und unkünſtleriſche Gattung über ihre urſprünglichen engſten Grenzen hinauszuführen und eine Vermittlung aufzufinden zwiſchen ihr und der Geſammtheit unſerer dramatiſchen Literatur. Doch kann die Wirkſamkeit dieſes Mannes erſt in einer ſpätern Epoche gewürdigt werden und begnüge ich mich daher an dieſer Stelle, Ihnen wenigſtens den Namen des Mannes zu nennen: es iſt Chriſtian Weiſe, der bekannte Schulmeiſter von Zittau, Grammatiker, Rhetor, Statiſtiker, Hiſtoriker, Poet — und unter Anderm auch dramatiſcher Dichter.

Schließlich noch ein Wort über die Dauer dieſer Schulkomödien hinzuzufügen, ſo ſcheinen ſie ihre Blüthe gehabt zu haben in der Zeit, da die geiſtlichen Spiele, welche ſie ſomit gleichſam ablöſen, allmälig verſchwinden, hauptſächlich alſo im ſiebzehnten Jahrhundert. Aber auch weit darüber hinaus, bis tief in die Mitte, ſogar bis Ende des vorigen Jahrhunderts, haben ſie, in einzelnen Provinzen, einzelnen Städten wenigſtens, fortbeſtanden. Noch zu Gottſched's Zeit, in den dreißiger Jahren, wurde in Leipzig, in der Charwoche, die Paſſionsgeſchichte dramatiſch aufgeführt: der Geiſtliche ſtellte Jeſus, verſchiedene Schulknaben den Judas, Petrus ꝛc., der Chor die Jünger im Ganzen dar. Sogar in Berlin, dem aufgeklärten, modernen Berlin, iſt eine der letzten Schulkomödien, eine Nachahmung des Sophokleiſchen Ajax, erſt 1757 unter Leitung des alten bekannten Rectors Tobias Damm von den Schülern des grauen Kloſters, die allerletzte, Gottſched's Bearbeitung der Voltaireſchen Zaire, ſogar erſt 1762 aufgeführt worden. In anderen Städten Norddeutſchlands haben ſie ſich, einzelnen Spuren zufolge, ſogar noch länger erhalten: ſo namentlich auf dem Gymnaſium zu Hannover fanden nach Ausgang der ſiebziger Jahre Aufführungen ſtatt, merkwürdig ſowohl durch die Wahl der Stücke (ſtatt der bisher üblichen Moralitäten nämlich führte man unter Anderm nichts Geringeres auf, als — Goethe's eben erſchienenen Clavigo), als dadurch, daß einer unſrer nachherigen geſchmackvollſten und feinſten Aeſthetiker, Karl Philipp Moritz, und einer unſrer nachherigen größten Schauſpieler, Auguſt Wilhelm Iffland, als Schulknaben darin beſchäftigt waren. — Ja und was ſpreche ich von der Vergangenheit?! da ja in dieſen aller jüngſten Tagen, in dem Augenblick beinahe, da ich dies ausſpreche, in der berühmten Metropole deutſcher Bildung, zu anderm Schutt und Graus, den man hier gegenwärtig ausgräbt, auch die akademiſchen Aufführungen des Terenz, des Plautus u. ſ. w. in der That ausgegraben worden ſind. —

Drittens endlich, zum Abſchluß dieſer geiſtlich ſchulmäßigen Sphäre, will ich mit zwei Worten noch der Jeſuitenkomödie erwähnen, als derjenigen Form des geiſtlichen ſowohl wie des Schuldrama's, welche dem katholiſchen Deutſchland eigenthümlich war. Auch ihr, wie dem geiſtlichen Spiel der Proteſtanten, liegt das Myſterium der mittelalterlichen Welt zu Grunde. Die Jeſuiten, mit jenem Inſtinct der Schlauheit, welcher ihnen eigenthümlich, ja der bei ihnen ſogar das Recht und die Bedeutung einer weltgeſchichtlichen Macht gewinnt, konnten unmöglich lange im Unklaren bleiben über das ſinnefeſſelnde, herzbezaubernde und eben darum volksbeherrſchende Element, das in dieſen mittelalterlichen Spielen enthalten war. In dieſem Sinne führten ſie dieſelben in den Kreis ihrer Schulen ein; ja wie es von jeher ihr Grundſatz, die eigentliche Baſis ihrer Macht geweſen iſt, die Welt zu beherrſchen durch die Welt: ſo nun auch ihre dramatiſchen Vorſtellungen ſtatteten ſie mit Allem und Jedem aus, was der Luxus der damaligen Zeit an prächtigen Koſtümen, an Dekorationen, Verwandlungen, Maſchinerieen u. dgl. m. nur irgend gewähren, ſogar nur fordern konnte. Es waren gleichfalls geiſtliche Spiele, mit bibliſchen Stoffen: aber ſo verſetzt bereits mit weltlicher Zuthat, ſo verbrämt mit heidniſcher Mythologie, mit Oper und Ballet, ſo ganz berechnet auf Augenluſt und Sinnenkitzel, daß unſre armen, puritaniſch nüchternen Schulſpiele wohl allerdings ſehr dagegen in Schatten getreten ſein werden. Und in der That: in dieſen hohen, prächtig verzierten Hallen, unter dieſen Marmorbildern, Gemälden, Vergoldungen, welche den Bauſtil der Jeſuiten charakteriſiren, bei dieſer Reihe edelſter Namen, dieſen Grafen und Fürſtenſöhnen, welche das Programm unter den Darſtellern, das heißt mithin unter den Jeſuitenſchülern nannte, vor dieſem Publikum, unter das ſelbſt Kaiſer und Könige ſich zu miſchen nicht verſchmähten: welche andere, welche glänzendere Gelegenheit hätte es gegeben, die Macht, den Reichthum, das Anſehn des Ordens vor Aller Augen ſiegreich zu entfalten und gleichſam in Einem Ueberblick, einer Probe gleichſam ſeine ganze Gewalt ſpielend anzudeuten, als dieſe jährlich wiederkehrenden theatraliſchen Vorſtellungen? Wen ihre Predigten kalt gelaſſen, ihre Komödien gewannen ihn ſicher; wer ſich ihnen im Beichtſtuhl verſchloſſen, vor den Zaubern dieſer Bühne, vor der Pracht dieſer Aufzüge, der Süßigkeit dieſer Melodieen öffnete ſich ſein Herz. So iſt dieſe Jeſuitenkomödie nicht nur für die Beurtheilung des Ordens ſelbſt, ſowie für die Culturgeſchichte der betreffenden katholiſchen Länder ein nicht unerhebliches Moment: ſondern auch ſpeciell in der Geſchichte des Theaters, wär' es auch nur um der Ausbildung und Erweiterung willen, die der eigentliche ſceniſche Apparat der Bühne, Dekorationen, Maſchinen u. ſ. w. ihnen verdankt, ſchienen ſie mir den Platz zu verdienen, den ich ihnen hiemit eingeräumt. — Die Auflöſung der Jeſuiten (im Jahre 1773) machte natürlich auch ihren Komödien ein Ende — oder damit ich nicht zu viel ſage: ſie ſpielen ihre Komödien, wie ehemals vor, ſo jetzt hinter den Couliſſen — und das nicht mehr in katholiſchen Ländern allein. —

Kehren wir nun zu unſrer Ueberſicht der verſchiedenen Gattungen, die ſich im Lauf des ſiebzehnten Jahrhunderts entwickelten, zurück. — Die zweite Sphäre, wie Sie Sich entſinnen wollen, war das gelehrte Drama. Um ſeine Bedeutung zu begreifen, iſt es nöthig, daß wir zuvor einen Blick werfen auf die veränderte Stellung, welche die Gelehrten ſelbſt in dieſer Epoche einnehmen. In der eigentlichen Epoche der Reformation haben wir die Gelehrten überall auf der Seite des Volkes, ja mitten unter ihm, in lebendigſter Wechſelwirkung, geſehen; das Alterthum ſelbſt, zu welchem ſie gleichſam die Pförtner waren, galt weniger durch ſeine formale Seite (wenn ſchon auch dieſe, in allmäliger pädagogiſcher Wirkung, ſich allerdings fruchtbar erwies), als durch ſeine Stoffe im Allgemeinen, durch ſeine Fülle lebensvoller, ächt menſchlicher Ideen, welche, gleich einem befreiten Strom, die Abſtractionen der mittelalterlichen Welt hinwegſpülend, in breiter, heitrer Welle in die geöffneten Herzen des Volks einſtrömten.

Allein wie dieſer urſprüngliche humaniſtiſche Trieb erſtarrte und verdarb, ſo hörte in demſelben Grade auch das klaſſiſche Alterthum auf, durch ſeinen Inhalt zu wirken: und nur die Form, die regelmäßige, elegante, gebildete, aber auch die abſtracte, leb- und inhaltloſe Form blieb übrig.

Von dieſem Standpunkt aus haben wir nun auch die Gelehrten des ſiebzehnten Jahrhunderts zu beurtheilen. Früherhin mit ſo ſtolzem wie verdientem Namen Magistri Germaniae, Lehrer Deutſchlands genannt, werden ſie jetzt, ſtatt ſeiner Lehrer, vielmehr nur ſeine Schulmeiſter — oder noch deutlicher zu ſprechen: ſeine Abrichter. Ihre ganze Thätigkeit, empfangend und wiedergebend, wendet ſich mit Einem Male auf die Form als ſolche; darum neben der Antike ſelbſt, ja zum Theil noch höher als dieſe, ſchätzen ſie diejenigen neuern Literaturen, welche dieſen Durchgang durch die Form der Alten, wie er jetzt auch der deutſchen Literatur bevorſtand, bereits gemacht hatten und ſtellen dieſelben als Muſter und Vorbilder des deutſchen Geſchmacks, insbeſondere der deutſchen Dichtung auf.

So zuvörderſt, um der abſtracten Reinheit willen, mit welcher ſie jenen Durchgang zurückgelegt, die holländiſche Literatur, welche, angenähert überdies durch ausdrückliche philologiſche Beziehungen, bei dieſen Gelehrten überall in Einer Reihe zählt mit den Griechen und Römern; ſo ferner die Italiener, ſo ſchließlich und hauptſächlich die Franzoſen. —

Aus dieſem unbegrenzten und ausſchließlichen Werthe nun, welcher, dem formalen, innerlich ausgeleerten, ausgehöhlten Charakter dieſer Epoche entſprechend, auf die Form als ſolche gelegt wird, folgt ferner dies, daß auch das Weſen der Poeſie, wie man ihren Werth theoretiſch lediglich nach der Form, der eleganten, zierlichen Aeußerlichkeit bemißt, ſo auch praktiſch einzig und allein in das formale Element verlegt wird. „Wer," ſo ließen ſchon zu Opitz' Zeiten, des Stammvaters und eigentlichen Erzeugers dieſer gelehrten Dichtung, einzelne reſolute Stimmen ſich vernehmen „wer von Natur inventiös iſt, copiam verborum hat und in bonis artibus beleſen iſt und will ſich nicht im Nothfall reſolviren, innerhalb vierzehn Tagen ein deutſcher Poet zu werden, der iſt nicht werth, daß er Brod eſſe." Wie viel mehr mußte dieſe Anſicht nicht die herrſchende werden, ſeitdem nun Opitz die klaſſiſche Metrik, die Silbenmeſſung nach antikem Muſter eingeführt und dadurch eine beſtimmte, lehr- und lernbare, vorgeſchriebene Technik geſchaffen hatte

— an ſich eine Erwerbung von unſchätzbarſtem Werth, nur daß ſie bei ihrem erſten Auftreten und ehe ſie ſich mit dem Geiſt der Dichtung ſelbſt organiſch verſchmolzen hatte, nothwendig als eine Aeußerlichkeit, etwas Kaltes und Fremdes auf ihnen ruhen mußte. Auch die Poeſie wird es von hier ab Sitte als etwas rein Formales, Conventionelles, Aeußerliches zu betrachten; nicht mehr der lebendige Inhalt, die Macht der Empfindung, die Wahrheit des innerlich Erlebten ſoll den Dichter machen, ſondern ſchon genügt der wohlgemeſſene Vers, die erleſene, nach antiken Muſtern duftende Phraſeologie, die glatte, zierliche, gelehrte Form.

Es begreift ſich hienach ſehr leicht, wie die gelehrten Dichter dazu gekommen, gerade das Drama mit ſolcher ausgeſprochenen und entſchiedenen Vorliebe zu behandeln und, während ſie übrigens jeder Gemeinſchaft mit dem Volke, jedem Heraustreten in die Oeffentlichkeit ſich gefliſſentlich entzogen, dennoch das Theater mit wetteiferndem Fleiß anbauten. Das Drama hat, von allen poetiſchen Gattungen, die vollendetſte Form, die genaueſte und künſtlichſte Technik. Es bildete ferner gerade in jenem Augenblick den Modegegenſtand derjenigen Literaturen, welche dazumal für muſtergiltig geachtet wurden, zumeiſt alſo der holländiſchen, wo eben damals Joſt van der Vondel als ein anderer Sophokles und Seneca in Einer Perſon bewundert ward, ſowie der franzöſiſchen. Und endlich die Bühne, für welche dieſe gelehrten Dichter ſchrieben, war längſt nicht mehr jene wandernde Bühne des Volks, jene Banden fahrender Studenten und Abenteurer, von denen ich Ihnen am Schluß meines neulichen Vortrages geſprochen: vielmehr vorausgeſetzt, daß ſie überhaupt eine wirkliche Bühne im Auge hatten und nicht bloß abſtracter Weiſe Dramen ſchrieben für den Schematismus des Syſtems, ſo waren es immer nur die Höfe der Fürſten, auf die ſie ihr Auge gerichtet, ſo war es die Verherrlichung höfiſcher Feſte, die Feier fürſtlicher Vermählungen, Geburtstage, Namensfeſte ꝛc. was die Dichter dabei in Abſicht hatten. —

Doch ehe ich von dieſem Verhältniß der gelehrten Dichtung zu den Höfen ſpreche, einem Verhältniß freilich, ſo nahe und ſo innig, daß es nicht wohl zu trennen, ja daß die eine ohne die anderen kaum zu nennen ſteht, erlauben Sie mir, Ihnen in flüchtiger Aufzählung die bedeutendſten dramatiſchen Dichter dieſer gelehrten Richtung zu nennen.

Es ſind deren hauptſächlich drei. Zuerſt Opitz, bekanntlich der Vater und Stifter dieſer ganzen philologiſchen Schule. Auch ſeine theatraliſchen Arbeiten ſind mehr philologiſche Uebungen, als wirkliche dramatiſche Schöpfungen. Dieſelben beſchränken ſich nämlich ausſchließlich auf Ueberſetzungen fremder Muſter; der ſophokleiſchen Antigone, der Troerinnen des Seneca und endlich auf ein Schäferſpiel Daphne, das er dem Italieniſchen, vermuthlich der Daphne des Ottavio Rinuccini, nachbildete. Aber auch ſchon durch dieſe Bearbeitungen wurde Opitz für das deutſche Drama maß- und muſtergebend: durch Antigone und die Troerinnen leitete er die Nachbildung der antiken Tragödie, vornämlich des Seneca, durch die Daphne die höfiſchen Feſt- und Singſpiele ein, von denen ich ſogleich des Genaueren ſprechen werde

Der Zweite iſt Andreas Gryphius, gemeinhin der Vater des deutſchen Drama genannt: ein Name, den wir uns gefallen laſſen können, ſobald man die deutſche Literatur dabei nur von ihrer gelehrten Epoche her datiren will, den wir jedoch übrigens und in weiteſtem Maße, aus Gründen, die Ihnen aus meinem letzten Vortrage gegenwärtig ſein werden, vielmehr für unſern alten ehrlichen Hans Sachs in Anſpruch nehmen. — Gryphius' Muſter waren hauptſächlich die Holländer, namentlich der oben erwähnte Joſt van der Vondel, der gerade zu jener Zeit in der Blüthe ſeines Ruhmes ſtand. Und es läßt ſich nicht läugnen: was von dieſem Muſter zu lernen war, eine gewiſſe Fertigkeit alſo der dramatiſchen Technik, eine gewiſſe Kunſt in der Anordnung des Stoffes, eine Art von Inſtinkt für einzelne dramatiſche Situationen und Conflicte, hauptſächlich aber eine gewiſſe gelehrte Fülle, eine (wenn ich ſo ſagen darf) pathetiſche Eleganz der Sprache, die ſich namentlich in den Chören, einem ſehr wichtigen Beſtandtheil der damaligen Tragödie, entfaltete — dieſes Alles, ſo weit es ſich erlernen ließ, hat Gryphius ſich in der That in einem Grade zu eigen gemacht, daß er ſein Vorbild darin ſogar noch übertrifft. Dahingegen was eigentlich den Dramatiker macht, die Kraft der Charakteriſtik, die Gewalt der Leidenſchaft in ihrem unmittelbarſten, glücklichſten Ausdruck, daran fehlt es ihm gänzlich; ſeine Figuren, Trotz des glänzenden Pomps der Rede, mit welchem er ſie ausſtattet, Trotz dieſer überſchwänglichen, bauſchigten Rhetorik, mit der er uns ihre Leiden und Leidenſchaften auseinander zu ſetzen ſucht, ſind ſie dennoch des Lebens baar und vermögen kein wirkliches Intereſſe zu erregen. Freilich iſt dies ein Vorwurf, der weniger den einzelnen Dichter trifft, als das ganze Jahrhundert, in dem er lebte und deſſen Schuld er, wie in manchem andern, ſo auch in dieſem Stücke trägt: eine Zeit, welche ſelbſt charakterlos iſt, ohne Inhalt und Leben, ohne den Funken einer erhabenen göttlichen Leidenſchaft — einer Leidenſchaft, durch welche wir Alles bewältigen, weil wir ſelbſt ihr Alles opfern: wie vermöchte ſie Dichter zu erzeugen, welche der dramatiſchen Charakteriſtik wahrhaft mächtig ſind! wie könnte ſie Künſtler gebären, welche den heiligen Born der Leidenſchaft, den ſprudelnden Quell der Empfindung nicht allein lebendig in ihrem Buſen tragen, ſondern ihn auch auszuſtrömen wiſſen in machtvoll erſchütternden Accorden?! — Auch in den Stoffen, welche Gryphius behandelte, zeigt ſich, wie hohl dieſe Zeit und wie jene gewaltigen Mächte des Reformationszeitalters, Patriotismus und Nationalgefühl, in ihr ſo völlig erloſchen waren. Wir finden in den Dramen des Gryphius Stoffe aus der engliſchen, der römiſchen, der byzantiniſchen, ſogar der perſiſchen Geſchichte, wir finden alte Novellen und Sagen bearbeitet und eine Fülle von Anſpielungen und Bildungsſtoffen aus der antiken wie der modernen, der franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen, holländiſchen Literatur zuſammengewürfelt: nur die deutſche Geſchichte allein hat ihm keinen Stoff geboten, nur unter allen ſeinen Stücken nach einem vaterländiſchen ſucht man vergebens! — Bei alledem, von den Dramatikern dieſer gelehrten Epoche überhaupt, iſt Gryphius ohne Vergleich der bedeutendſte; mitten durch den gelehrten Pomp, die Unwahrheit ſeiner Sprache, die Lebloſigkeit ſeiner Charaktere bricht nicht ſelten ſogar eine gewiſſe Naivetät, eine gewiſſe urſprüngliche Friſche des Weſens hervor, zumal in ſeinen Komödien, die deswegen auch ſeinen Tragödien vorzuziehen ſein dürften, wenn ſchon ſie ihnen an formaler Bildung und geſchloſſener, künſtleriſcher Form bei Weitem nachſtehen. —

Der Dritte endlich in dieſer Gruppe iſt Lohenſtein. Man braucht den Namen dieſes Mannes, der, mit Hofmannswaldau vereinigt, den Grund zu der ſogenannten zweiten ſchleſiſchen Schule legte, nur auszuſprechen, um ſogleich bei Jedem, der auch nur mit den äußerſten Umriſſen unſerer Literaturgeſchichte bekannt iſt, ein volles und deutliches Bild desjenigen hervorzurufen, was dieſen Dichter hauptſächlich bezeichnet: der Schwulſt, die Ueberfülle von Bildern, das carikirte Pathos — Eigenſchaften Alles, für welche Lohenſteins Name wahrhaft typiſch geworden iſt. Wie Opitz vornämlich unter dem Einfluſſe der Alten, Gryphius unter dem Einfluß der Holländer ſteht, ſo Lohenſtein unter dem Einfluß italieniſcher Muſter: von ihnen, namentlich von Marino, deſſen unwahre, überſchwängliche Ausdrucksweiſe dazumal alle übrigen Literaturen, mehr oder weniger, angeſteckt hatte, ſtammen jene ſchielenden Gleichniſſe, jene ſpitzfündigen Antitheſen, jene ſchreienden, bunten Farben, jene Gedunſenheit der Gedanken wie der Sprache. — Dieſem Schwulſt zur Seite geht in den Tragödien des Lohenſtein ein unglaublicher, merkwürdiger Blutdurſt: doppelt merkwürdig, weil der Mann ſelbſt, wie ſeine Biographen uns verſichern und wie ſein Lebensgang beweiſt, perſönlich nichts weniger als blutdürſtig, ja nur kriegeriſch, ja nur tapfer, vielmehr ein höchſt timider deutſcher Gelehrter, ein ſehr loyaler kaiſerlicher Rathsherr und Stadtſyndikus zu Breslau war. Es iſt dies ein ganz ähnlicher Widerſpruch, wie bei Hofmannswaldau, ſeinem Freunde. Wie dieſer, im praktiſchen Leben ein durchaus ſolider, nüchterner Menſch von unſträflichſtem Lebenswandel, in ſeinen Gedichten eine wahre Freude daran findet, die lockerſten Anſpielungen, die wollüſtigſten Bilder mit aller Gier zuſammenzuhäufen: ſo auch Lohenſtein, der beſcheidene, friedliche Mann, ſchwelgt ordentlich in ſeinen Tragödien in Blut und Mord und allen ſcheußlichſten Verbrechen; es iſt ein förmliches Haſchen in ihm, ein Ueberbieten einer Schandthat durch die andere, einer gräßlichen Situation durch die gräßlichere. Auch hält es nicht ſchwer, dieſen Widerſpruch ſowohl, wie den Schwulſt des Ausdrucks, deſſen ich vorhin gedachte, beide aus gemeinſchaftlicher Quelle zu erklären: aus jener Hohlheit nämlich, jenem abſtracten, unwahren Weſen, das ich Ihnen als den allgemeinen Charakter dieſer Zeit ſchon ſo vielfach genannt und nachgewieſen habe. Wem das, was er zu ſagen hat, nicht eigentlich aus dem Herzen quillt, wem es viel weniger um den Inhalt zu thun iſt als bloß um die Form, nicht um den Kern, bloß um die Schale, nicht um das Weſen, bloß um den Schein: dem begegnet es gar leicht, daß eben dieſe Form, ſo zu ſagen, mit ihm davon rennt, daß er ſich völlig an ſie verliert, daß er, ſtatt ſie zu beherrſchen, vielmehr in maßloſer Willkür beherrſcht wird von ihr. Ebenſo wem (und dies wird immer derſelbe ſein, wie Jener) ſeine poetiſchen Geſchöpfe nicht eigentlich aus dem Herzen wachſen, wem ſie nicht der Ausdruck ſind eines tiefen inneren Lebens, nein, nur die ſchattenhaften, maskenartigen Träger einer künſtlichen Rhetorik: was, ich frage! hat der an ſeinen eigenen Schöpfungen zu ſchonen? welches Geſetz poetiſcher Nothwendigkeit, welches Geſetz der Ehrfurcht, möcht' ich es nennen, und der Scheu vor dieſen ſeinen eigenen Schöpfungen, dieſen Offenbarungen des Dämon in ihm, wird ihn verhindern, dieſe Geſchöpfe voll behaglicher Grauſamkeit wiederum zu vernichten, ſie zu köpfen, zu rädern, zu kreuzigen (und Alles dies, und noch viel Schlimmeres, findet ſich in Lohenſteins Stücken wirklich), ganz nach ſeinem Belieben und wie der Uebermuth ſeiner Phantaſie ihn ſtachelt?! — —

Solche Dichter nun, wie die eben genannten, bei denen die Form den Inhalt bereits völlig verſchlungen hatte und die man nicht würdigen, ja nicht einmal verſtehen konnte, ohne eine Maſſe gelehrter, künſtlicher Vorausſetzungen, mußten ſich ihr Publikum anderwärts ſuchen als bei dem Volke, deſſen Ohr für dieſe feinen, erkünſtelten Takte viel zu hart, deſſen Auge für das berechnete Spiel dieſer Farben viel zu ſtumpf, deſſen Sinne für den raffinirten Reiz dieſer Grauſamkeiten und Schauderſcenen viel zu roh, viel zu unverdorben waren. Sie wandten ſich alſo, kraft natürlicher Wahlverwandtſchaft, mit ihrer Welt der Formen und des Scheines dahin, wo von jeher der eigentliche Sitz, die wahre Heimath alles Scheines und aller Nichtigkeit geweſen iſt: an die Höfe der Fürſten.

Man pflegt es zu beklagen, und ſelbſt Schiller hebt es in einem bekannten Verſe mit Nachdruck hervor, daß keines Mediäers Güte der deutſchen Kunſt gelächelt habe. — Was die Mediäer angeht, ſo mag dies dahin geſtellt bleiben: im Uebrigen jedoch iſt ein Blick in die Geſchichte der deutſchen Literatur des ſiebzehnten Jahrhunderts mehr als hinreichend, um uns zu überführen, daß die deutſchen Fürſten, ſtatt zu wenig, ſich im Gegentheil ſchon viel zu viel um unſre Literatur bekümmert, daß ſie ihr den Stempel fürſtlichen Einfluſſes, den Stempel der Demuth, der Schmeichelei, der eigenen Wegwerfung ſchon viel zu deutlich aufgedrückt haben. —

Es iſt überhaupt etwas Mißliches mit der unmittelbaren, perſönlichen Theilnahme, welche Fürſten und Könige der Literatur ihrer Gegenwart, der Literatur der Mitlebenden ſchenken. Daß ſie ſich gar nicht um ſie bekümmern, daß Genüſſe, die tauſend Andere entzücken, für ſie nicht vorhanden, Schöpfungen, die alle Herzen begeiſtern, für ſie nicht da ſein ſollen, und das bloß deshalb, weil ſie Fürſten, weil ſie Könige ſind — wer möchte ſo barbariſch, wer ſo kindiſch ſein, dergleichen ernſthaft zu behaupten?! Aber ebenſo richtig iſt es, daß die perſönliche Theilnahme der Fürſten, die beſonderen Neigungen und Abneigungen ihres Geſchmackes praktiſch nur allzuleicht die Form allerhöchſter Willensmeinungen, wenn nicht gar politiſcher Demonſtrationen und Regulative annehmen — und daß mithin dieſe Orden und Penſionen, dieſe Titel und Stellen, mit denen Könige poetiſches Talent zu belohnen ſuchen, wie wohlgemeint ſie im einzelnen Falle auch ſein mögen, der freien Entwicklung der Literatur, und mithin dieſer ſelbſt, immer mehr ſchädlich als vortheilhaft ſind.

Und ſo möchte denn leichtlich das Beſte, was der Literatur aus dieſen Regionen her widerfahren kann, in jener Bitte enthalten ſein, welche Diogenes dem Alexander that: Tritt mir aus der Sonne. — —

Auch die deutſchen Fürſten des ſiebzehnten Jahrhunderts glaubten es ohne Zweifel ſehr gut zu machen, indem ſie ihre Hofhaltungen mit Dichtern und Versmachern erfüllten, Orden ſtifteten, Akademien gründeten — und dergleichen mehr. Und doch, was war die Folge davon, als daß, wie die Coalition der Geiſtlichen mit den Fürſten das Volk um die eigentlichen Reſultate der Reformation gebracht hatte, ebenſo jetzt die Coalition der Fürſten mit den Dichtern das Volk um ſeine Literatur brachte?! — Die letztere haben wir uns glücklich wieder erkämpft; hoffen wir, daß es uns mit der erſteren ebenſo gelingen werde!

Drei Formen ſind es nun hauptſächlich, welche das Drama zu der Unnatur, dem Pomp und Schwulſt, in welchem die Höfe es empfingen, von dieſen ſelbſt zurückerhielt. Erſtlich das allegoriſche Feſtſpiel, voll maskirter politiſch hiſtoriſcher Beziehungen, voll Servilität und ſpeichelleckender Unterthänigkeit. Es entſpricht, in literariſcher ſowohl wie geiſtiger Verwandtſchaft, dem hiſtoriſchen, das heißt im Sinne dieſer Zeit, dem politiſch galanten Roman dieſer Epoche, der gleichfalls an den Höfen ſeinen urſprünglichen und hauptſächlichſten Sitz hatte, von Hofgeſchichten ſich nährte, ſogar zum Theil von Fürſten ſelbſt geſchrieben ward.

Das Zweite war das Schäferſpiel. Seine Einführung fand zu einer Zeit ſtatt, wo es in Deutſchland allerdings nichts weniger als ſchäferlich zuging, in den dreißiger Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts, mitten alſo unter den Greueln des dreißigjährigen Krieges. Allein die Fürſten ließen ſich dadurch in ihrer Luſtbarkeit nicht ſtören: und ſo ward auch dieſe neue Erfindung der Schäferſpiele, die ſich ſchon durch den Gegenſatz empfahl, in welchem die Naivetät, das unſchuldvolle, natürliche Weſen dieſer Schäfer und Schäferinnen zu dem Zwang und der berechneten Unwahrheit des Hoflebens ſtand, an den Höfen mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Zwar bei Lichte beſehen, ſo war es auch mit der Unſchuld und Natürlichkeit dieſes Arkadiens nicht weit her: wie ſie ſich auch ausputzten, mit ſeidenen Bändern und vergoldeten Schäferſtäben, wie ſie auch ſeufzten nach Damon und Chloe und lange Reden hielten vom Glück des Landlebens und daß es doch Niemand beſſer habe auf Erden, als allein der Landmann (nämlich der verkleidete): es blieben doch immer Hofleute, große Herren, die einmal zum Zeitvertreib incognito reiſten, ohne das Bewußtſein ihrer eigentlichen Stellung jemals wirklich aufzugeben oder auch nur aufgeben zu wollen. Immerhin indeß lag gerade in dieſem Widerſpruch, dieſer innerlichen Unwahrheit etwas Anregendes, Pikantes, das den erſtorbenen Sinnen der Höflinge ſchmeichelte und die raſche und allgemeine Einführung dieſer Gattung an den damaligen Höfen begreiflich macht.

Drittens endlich die Opern, die Wirthſchaften, die Ballete. — Spuren eines deutſchen Singſpiels werden ſchon in früher Zeit, namentlich bei Ayrer, gefunden, wie andrerſeits auch die geiſtlichen Spiele in Choralgeſängen ꝛc. zu etwas Opernartigem hinüberleiten mochten. Allein ehe noch dieſe Anfänge in nationaler Eigenthümlichkeit ſich hatten entwickeln können, ward, in ausgebildeter, fertiger Geſtalt, die Oper aus Italien und Frankreich nach Deutſchland verpflanzt. Als die erſte deutſche Oper gilt jene Daphne, welche Opitz dem Italieniſchen nachbildete und deren ich vorhin bereits gedacht habe; ſie ward zuerſt im Jahre 1627 zu Dresden zur Feier einer fürſtlichen Vermählung aufgeführt. Keine Gattung hat ſich in Deutſchland raſcher verbreitet als die Oper; aber auch keine andere kam den verweichlichten, üppigen Neigungen des Zeitalters bereitwilliger entgegen, keine andere fand geringeren Widerſtand, als das Drama, in ſeiner damaligen, fremden, ſchwerfälligen Geſtalt, der Oper zu bieten vermochte. Den Höfen ſchloſſen ſich in kurzer Friſt auch die größeren Städte an, wie Leipzig, Nürnberg, ganz beſonders aber Hamburg, das, im erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, bei Weitem die berühmteſte deutſche Oper hatte; ſogar dieſelbe gewann hier auch für die Entwicklung unſrer Literatur eine eigenthümliche Bedeutung, inſofern nämlich die Anfertigung der Operntexte ſich in Hamburg zu einer eigenen literariſchen Betriebſamkeit, einem beſonderen Literaturzweige ausbildete, der auch für die Geſammtheit unſrer Dichtung nicht ohne weſentlichen Einfluß blieb.

Mehr im ausſchließlichen Beſitz der Höfe erhielten ſich die Wirthſchaften und Ballete. Unter den Wirthſchaften verſtand man eine Art von Hofmaskeraden, bei denen in der Regel der fürſtliche Wirth ſelbſt nebſt ſeiner Gemahlin ſich als Schenkwirthe, als Brautältern einer Bauernhochzeit oder dergleichen verkleideten; die Hofleute ſtellten Wirthshausgäſte, Bauern und Aehnliches dar und wurden in dieſer Geſtalt von dem fürſtlichen Paar bewirthet. Alſo auch hier, wie bei den Schäferſpielen, ein ſcheinbares Heraustreten aus den Schranken des Hoflebens, ein kokettes Spiel mit der Einfachheit der niedern Stände; wie man mitunter wohl auf vornehmen Tafeln grobes Schwarzbrod als Leckerbiſſen aufgetragen findet. Auch die Hofdichter mußten zur Verherrlichung dieſer Feſte beitragen durch kleine, artig gereimte Deviſen und Sprüche, durch Chor- und Feſtgeſänge, von denen uns einzelne

Muſter in den Werken der Herren von Canitz, Beſſer, König und anderer Hofpoeten noch heutigen Tages aufbewahrt ſind. Die berühmteſten Wirthſchaften fanden an einem Hofe Statt, der übrigens zu jener Zeit (gewiß zum Heil der Unterthanen) nicht eben im Rufe großen Geſchmacks und großer Prachtliebe ſtand, am Brandenburger Hofe. Wie Dresden durch ſeine Opern, ſo glänzte Berlin durch ſeine Wirthſchaften; ſelbſt ein ſo ſparſamer, ſo geiziger König, von ſo barbariſchen Sitten, wie Friedrich Wilhelm der Erſte, fand doch an dieſer Art von Feſten den lebhafteſten Geſchmack und ſtattete ſie mit einer Freigebigkeit aus, daß ſelbſt die Franzoſen, dieſe allgemeinen Maitres de plaisir des damaligen Europa, mit einer Art von Hochachtung von den Hôtelleries des Berliner Hofes ſprachen.

Das Ballet endlich wurde gleichfalls ſeit dem dreißigjährigen Kriege in Deutſchland einheimiſch; mit der Literatur hat es weniger als die Oper und ſogar als die Wirthſchaft zu thun gehabt und darf ich es daher an dieſer Stelle bei der bloßen Nennung ſeines Namens bewenden laſſen. —

In dieſe Kreiſe alſo zerfiel die damalige dramatiſche Welt, an dieſen verſchiedenen Gattungen arbeiteten und erfreuten ſich die verſchiedenen Abſtufungen der ſogenannten guten Geſellſchaft, der Geſellſchaft, inſoweit ſie eingereiht war in die allgemeine Rangordnung jener Tage Was blieb dem namenloſen, dem Volk? Die Geiſtlichen hatten ihre Myſterien und Schulſtücke, die Gelehrten ihre gelehrten Dramen, die Höfe und reichen Handelsſtädte ihre Opern, ihre Maskeraden und Ballets: was hatte das Volk, die eigentliche große Maſſe, die ſich zwar politiſch rechtlos erklären, der aber ihre Neugier und Schauluſt ſich ſo wenig nehmen ließ, als etwa ihr Magen?!

Die Antwort auf dieſe Frage werde ich Ihnen in meinem nächſten Vortrage geben; ich werde Ihnen zu zeigen ſuchen: wie all dieſe excluſiven Formen, dieſe Kreiſe und Kaſten des deutſchen Theaters ſich auflöſten ſchließlich und zuſammenbrachen in dem Chaos der Volkskomödie — und wie erſt aus dieſem Untergang, aus dieſen trüben, in einander rauſchenden Waſſern, die gereinigte Form des deutſchen Dramas ſich ſiegreich erhob!

Anmerkungen.

Zu pag. 115: wie z. B. Prediger Martin Rinckhart's Eißlebiſcher Chriſtlicher Ritter. Der vollſtändige Titel deſſelben lautet: „Der Eißlebiſche Chriſtliche Ritter. Eine newe vnd ſchöne Geiſtliche Comoedia, darinnen nicht allein die Lehre, Leben vnd Wandel des letzten teutſchen Wundermanns Lutheri ſondern auch ſeiner vnd zuvorderſt des Herrn Chriſti zweyen vornemſten Hauptfeind PABsts vnd CALVINiſten, ſo wohl als anderer vielfältige Rath vnd Anſchläge, auch endlicher in Gottes Wort offenbarter vnd gewiſſer Außgang, biß an den nunmehr bald zukünfftigen Jüngſten tag: beydes nach ſchöner Poetiſcher vnd verblümter Art, vnd denn auch hiſtoriſcher richtiger Warheit, in 3 Rittern, Brüdern, PSEUDO-PETRO, MARtino vnd Johanne, als die vmb ein erbſchafft vnd Teſtament ſtreiten, abgemahlet vnd auffgeführet durch Martinum Rinckhart, Diac. zu Eißleben in der Newſtadt. Agiret aber vom Gymnaſium daſelbſt post ferias Caniculares 1613." Siehe Gottſched's Nöth. Vorr. I, 168 fgg. wo auch der Inhalt des Stückes weitläufig angegeben. Derſelbe iſt, namentlich auch durch die bereits von Gottſched bemerkte Aehnlichkeit mit Swift's bekanntem Märchen von der Tonne, merkwürdig genug, um ihn auch hier in äußerſter Kürze zu wiederholen. Ein König, Immanuel, hat drei Söhne, Pſeudo-Petrus, Martinus, Johannes. Alle drei wandern aus: Peter nach Italien, Martin nach Eisleben, Johann nach der Schweiz. Unterdeſſen ſtirbt der Vater, ein Teſtament hinterlaſſend, durch welches den drei Brüdern das Reich gemeinſchaftlich vermacht, Einigkeit und Liebe dringend empfohlen wird. Aber Peter, der zuerſt heimkehrt, achtet des Teſtamentes nicht, nimmt das Reich in Beſitz, bedrängt ſeine Brüder ſowohl, wie die Unterthanen der Krone aufs Grauſamſte. Vergeblich dringt Martin, der inzwiſchen auch zurückgekehrt, auf Beachtung des väterlichen Teſtamentes: der gewaltthätige Bruder will nichts davon wiſſen. Dagegen als der jüngſte Bruder, Johannes, gleichfalls zurückkehrt und, zur Entſcheidung des Zwiſtes, den Vorſchlag macht, ſie wollten alle drei nach der väterlichen Leiche ſchießen, wer ſie zunächſt am Herzen träfe, ſolle die Krone behalten: ſo iſt zwar Petrus ſogleich dazu bereit, Martin dagegen widerſetzt ſich herzhaft einem ſo unkindlichen, gräulichen Beginnen. Da erſcheint der Geiſt des Geſtorbenen ſelbſt: die beiden abgefallenen Söhne werden beſtraft, Martin dagegen, als der einzig Treue, wird belohnt und zum König gekrönt. —

Der gleich darauf erwähnte Münzeriſche Bauernkrieg deſſelben Verfaſſers (mit ausführlichem Titel: Martin Rinckharts monetarius seditiosus, oder Tragedie von Thomas Müntzern i. e. Der müntzeriſche Bauern Krieg, ſo 1525 in das evangeliſche Reformations Werck mit eingefallen) erſchien zu Leipzig 1625 Gottſch. a. a. O. p. 184 ſagt davon: „Die Dauer der Handlung währt in dieſem Stücke ganzer vier Jahre. Es ſind auch an die 52 handelnde Perſonen darinnen; den Schwarm, welchen der Verfaſſer Herr Omnes zu nennen beliebet hat, noch ungerechnet." — Vgl. über Rinckhart als geiſtlichen Lieder- ſowie als Dramendichter die ausführliche Beſprechung bei Gervinus III, 85 fgg. 268. 353. 421.

Ebendaſ.: eines Ungenannten Tetzelocramia ꝛc. Der Name des Verfaſſers iſt, nach Gottſched p. 175, unter den lateiniſchen Verſen angegeben, welche die Stelle der Vorrede vertreten: M. Heinrich Kielmann, Conrector am fürſtl. Pädagogium zu Stettin. Sie erſchien 1617 und war eigentlich eine Jubelſchrift zur hundertjährigen Wiederkehr der Reformation; ſchon 1618 war eine dritte Ausgabe nöthig geworden: ſ. Gottſch. a. a. O.

Zu pag. 115: **So ſchon aus dem Jahre 1550 wird uns von einem Luſtigen Spiel zwiſchen Adam und Eva** ꝛc. Dieſes Stückes, das bei Gottſched fehlt, wird in Koch's Compendium Erwähnung gethan: vgl. Kehrein I, p. 110, 111. Dagegen das folgende von Holzwart beſchreibt Gottſched II, 230. Vgl. Bouterwek Geſch. d. Lit. IX, 133; ſowie Gervinus II, 363. III, 94. 135 und Jördens, Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten VI, 345—347.

Zu pag. 118: **Hiemit nehmen wir von dem geiſtlichen Schauſpiel** ꝛc. Bekanntlich hat daſſelbe bei den Katholiken (wo es ebenſo in Blüthe ſtand wie bei den Proteſtanten; vgl. zur Probe die „Comedi von der freudenreichen Geburt Jheſu Chriſti von Benedict Edl. Pöckh Trabandt,“ aufgeführt zu Wien im Jahre 1568: Schlager a. a. O. 215. 303—310; dergleichen wurde auch noch zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts gegeben: ſ. den Theaterzettel bei Schlager p. 353) ſich ſogar bis zu dieſer Stunde lebendig erhalten, in den Paſſionsſpielen der Oberammergauer Bauern: ſ. den Aufſatz von Guido Görres in den Hiſtoriſch-politiſchen Blättern von Phillips und Görres, im ſechſten Bande, ſowie (wenn wir uns recht entſinnen) A. Lewald in ſeinem Buche über Tyrol.

Zu pag. 118: **Von Johann Klay, dem Pegnitzſchäfer.** Johann Klay oder Clajus, zum Unterſchiede von dem 1533 gebornen Grammatiker und Schulmann gleichen Namens (ſt. 1592 zu Weißenſee in Thüringen: ſ. in Kürze in Jörden's Lexikon I, 302 fgg.) gewöhnlich der Jüngere genannt, ward 1616 zu Meißen geboren. 1644 durch die Kriegsunruhen nach Nürnberg verſchlagen, ſchloß er daſelbſt eine genaue Freundſchaft mit dem bekannten Philipp Harsdörfer, einem der angeſehenſten Polyhiſtoren und Dichter jener Zeit, (Jördens II, 332—344) mit dem im Verein Klay im Jahre 1644 die unter dem Namen des Pegneſiſchen Blumenordens bekannte Dichter- und Sprachgeſellſchaft (ſ. Otto Schulz, die Sprachgeſellſchaften des XVII. Jahrhunderts, p. 31) gründete. Er ſtarb 1656 als Prediger zu Kitzingen in Franken. Vgl. Jördens I, 306—309. Bouterwek X, 183. 266. Gervinus III, 427; wie auch den neunten Band der Müller-Förſterſchen Bibliothek deutſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts wo eine, wiewohl völlig unzulängliche Probe ſeiner lyriſchen Gedichte mitgetheilt wird, p. 65—76, vgl. Vorr. XXVII—XXIX. Eine bei Weitem charakteriſtiſchere Auswahl hat Wilh. Wackernagel im II. Theil ſeines deutſchen Leſebuchs gegeben; vgl. außerdem Cl. Schlegel's Schriften, im I. Band. Seine hiehergehörigen Stücke ſind (nach Jördens a. a. O. 307, verglichen mit der Bibl. Deutſch. Dicht. p. XXVIII):

1. Von der Höllen- und Himmelfarth Jeſu Chriſti. Nürnberg 1644.
2. Herodes der Kinder-Mörder, nach Art eines Trauerſpiels ausgebildet und in Nürnberg einer deutſchliebenden Gemeine vorgeſtellet. Ebendaſ. 1645.
3. Der leidende Chriſtus in einem Trauerſpiel vorgeſtellet. Ebendaſ. 1645.

4. Johann Klaj, gekrönten Poetens, Engel- und Drachenſtreit. a. O. u. J. (1650?)
5. Irene, das iſt Vollſtändige Ausbildung des zu Nürnberg geſchloſſenen Friedens. Nürnberg, 1650.
6. Geburtstag des Friedens oder rein-reimteutſche Vorbildung, wie der Kriegs- und Siegsfürſt Mars aus Deutſchland ſeinen Abzug genommen mit Trummeln, Trompeten, Heerpauken, Musqueten- und Stucken-Salven, und die Irene oder Friedensgöttin mit Zinken, Poſaunen, Geigen, Dulcinen, Orgeln, Glocken, Freudenmahlen, Feiertagen, Feuerwerken, Geld-Austheilungen ꝛc. wieder eingeholet und angenommen worden. Ebendaſ. 1650.
7. Das ganze Leben Jeſu Chriſti. Ebendaſ. 1651.

Zur genaueren Charakteriſtik dieſer Dichtungen möge folgende Stelle aus **Gervinus III**, 428 fgg. dienen: „Die Zurichtung und Aufführung dieſer dramatiſchen Rhapſodien iſt äußerſt merkwürdig. Wir ſind gleichſam am Uranfang des Drama, das in elternloſer Zeugung wie von ſelbſt entſteht, angelehnt an den kirchlichen Gottesdienſt, wie die älteſten griechiſchen Stücke, aufgeführt wie dieſe und geleitet von einem Choragen ohne weiteres Perſonal als das Chor. Der Prediger Dilherr ſchlägt nämlich am Sonnabend einen poetiſchen Anſchlagzettel an die Kirche an: wer morgen nach Chor und Predigt dem Poeten zuhören möchte, was er vom Muſenhauſe Süßes bringe, der möge in der Kirche bleiben. Ein muſikaliſcher Vortrab, eine bewegliche Inſtrumentalmuſik eröffnete dann am Sonntag die nachkirchliche poetiſche Feier, unterbrach und beſchloß ſie. Der Dichter leitet ſeinen Gegenſtand, ſelbſt redend, in Proſa oder Vers ein, in epiſcher Erzählung, bis er an eine Stelle kommt, wo er eine der handelnden Perſonen mit einem „ſpricht ſie" redend einführt, wobei er wohl noch bemerkt, daß ſie wahrſcheinlich, vielleicht, ohne Zweifel, in folgender Art bei der oder jener Gelegenheit ausgebrochen. Nun entzückt er ſich in ſeiner Vorſtellung zu dem Charakter und der Stimmung der darzuſtellenden Figuren, die nie dialogiſch, ſondern nur hinter einander aus dem Einen Munde des recitirenden Dichters reden, er verſetzt ſich außer ſich ſelbſt, ſchaut wie in einer Viſion das was er darſtellen will und theilt es in einem feurigen Enthuſiasmus mit; Lieder und Chöre unterbrechen den deklamatoriſchen Vortrag und werden von Andern geſungen. . . . . Ueber allen Begriff armſelig und dürftig iſt der Inhalt dieſer Sachen, ſo ſchwülſtig wie gemein, ſo hyperſublim wie platt, ſo blumenreich und ſüßlich wie roh und plump der Vortrag. Noch hat er ſelbſt dieſe Stücke nicht Schauſpiele genannt, was ſie auch in der That nicht ſind. Sie können im Gegentheile weit eher als Oratorienanfänge gelten." Den Engel- und Drachenſtreit ſowie den Herodes hat Bouterwek a. a. O. 267—272 ausführlich zergliedert, auch einzelne Proben daraus mitgetheilt, z. B. aus dem Monolog Lucifers, in welchem derſelbe den Entſchluß faßt, ſich von der himmliſchen Majeſtät unabhängig zu machen:

„Was will der bald gott wohl? Soll
ihm das Menſchenhaus
Zu Fuße fallen?
Soll ich wallen
Und mit leeren Händen gehen aus?
Mit nichten nicht! der hat noch lange
nicht geſieget.

Der hat nicht ſtracs verſpielt,
Der ein Mal unter liegt,
An dem der Siegesfürſt ſein frohes
Müthlein kühlet.

Friſch! wir wollen männlich fechten,
Unſern Theils, mit unſern Rechten

Ein redlicher Soldate,
Der fragt nicht dich und mich,
Ob ihm der Sieg gerathe,
Er hat den Sieg bei ſich.
Trarara! trarara! trarara!
Geht mit uns ein das tolle Mordgetümmel
Oder packt Euch aus Eurem Himmel!“

Und ferner aus ſeiner Anrede an das hölliſche Heer:

„Brich auf! erhebe dich, und führe die Armeen
Den Feinden ins Geſicht, daß ſie behutſam ſtehen,
Zum Schlagen ſtets bereits. Laß die Gefahren fahren!
Ihr Knechte haltet feſt bei Fahnen und Standarn!
Keiner ſcheue keinen Tod!
Her, die neu gegoßnen Stücke,
Hier die Kugeln, Kraut und Loth,
Sollen brechen ſein Genicke.
Friſch heran, treue Cameraden!
Fallet an,
Dieſe ſchießen, jene laden!“

u. ſ. w.

Schließlich einige Stellen aus dem Monolog des Herodes, da die Geſpenſter ſeiner von ihm gemordeten Gattin und Kinder vor ihm aufſteigen:

Der Gott läßt mich nun ſitzen,
Dem ich die Kirchenſpitzen
Zu Ehren aufgebaut
Es plagen mich Geſpenſte,
Kohlſchwarz berauchte Wänſte!
Es ſchauert mir die Haut.

Kommt, alle Teuffel, kommt! Zerreiſſet meine Seele!
Zerret, zerſtücket,
Zerfleiſchet, zerknicket,
Rauchet und ſchmauchet,
Rädert und ädert,
Recket und ſtrecket,
Henket, ertränket,
Schwenket, verrenket,
Täufet, erſäufet,
Foltert und poltert,
Senget und brennet,
Zwacket, zerhacket
Arm und Bein!“

ꝛc. ꝛc.

Vgl. über die beiden obigen Stücke auch Gottſched im Noth. Vorr. I, 197. 198.

Zu pag. 119: Schon Friſchlin, wenn er ſeinen Schülern ꝛc. Dieſes ſowie das Folgende nach Gervinus III, 91 fgg.

Zu pag. 120: So in dem Schulſpiegel von Hayneccius ꝛc. Martin Hayneccius, geb. 1544 zu Borna, ſt. als Rector der Schule zu Grimma 1611. Er iſt, neben andern Stücken, namentlich einem „Hans Pfriem oder Meiſter Kecks Comedien“ (von 1582: Gottſch. Noth. Vorr. I, 119), Verfaſſer von: Almansor seu ludus literarius, von ihm ſelbſt als „Schulteuffel d. i. eine ſchöne chriſtl. Comedie“ ꝛc. auch unter dem Titel: „Der Kinder Schulſpiegel,“ ins Deutſche übertragen. Vgl. Gottſch. a. a. O. 153. Kehrein I, 125.

Der Titel des Wichgrev'ſchen Stückes, das im Jahre 1600 zu Roſtock aufgeführt worden, lautet nach Gottſched, Noth. Vorr. I, 158 folgendermaßen: Cornelius Relegatus. Eine Newe luſtige Comoedia, welche gar artig der falſchgenannten Studenten Leben beſchreibet, Erſtlich in lateiniſcher Sprache beſchrieben durch M. Albertum Wichgrevium. Hamburg. Jtzo aber auf vieler Anſuchen und begehr in Teutſche Sprach vberſetzt durch Johannem Sommerum Cycnaeum Pfarrherrn zu Oſter Weddingen. Magdeburg bey Johann Francken (1618). — Sie zählt, nach Gottſched's Bericht, ein und ſechzig Perſonen.

Endlich Joh. Georg Schoch's (geb. ? geſt. ? lebte als praktiſcher Juriſt zu Naumburg an der Saale: Jördens IV, 605—607; vgl. Gottſched N. V. I, 209. 217. 223) Comoedia Vom Studenten Leben, Leipzig, zu finden bei Johann Wittigauer, 1658 (nicht, wie Gottſched a. a. O. 223 angiebt, und auch Bouterwek X, 285 wiederholt 1657; eine zweite Ausgabe erſchien 1668). Da dies ohne Vergleich das bedeutendſte Stück dieſer Gattung, auch als ſolches allgemein anerkannt iſt (vgl. Bouterwek a. a. O. 286—288), ſo will ich nachſtehend einige Bruchſtücke daraus mittheilen, die zugleich als Probe der Schulkomödie überhaupt dienen mögen. —

Die Fabel des Stückes ſelbſt kann nicht wohl einfacher erfunden werden. Amandus, eines reichen Kaufmanns, und Florette, eines Edelmannes Sohn, werden von ihren Vätern, unter Pickelhärings Begleitung, auf die Univerſität geſchickt; bald aber gerathen ſie in die wildeſten Ausſchweifungen, dergeſtalt daß ſie von der Univerſität relegirt werden, während dagegen Jäckel, eines armen Bauers Sohn, der aber ſeine Zeit beſſer benutzt hat, zum Magiſter befördert wird. Als Vor- und Zwiſchenredner iſt Mercurius beſchäftigt. — Den Anfang macht ein

Vor-Spiel.

Hier wird erſtlich mit Trompeten und Heerpauken ein Zeichen geben und praeambulirt.
Nach dieſem werden die Vorhänge gezogen und ſtehet Mercurius unbeweglich allbereit in ſeiner Stellung, fänget darauff zu den Anweſenden alſo an zu reden.

Was ſehet Ihr mich, Ihr Sterblichen, ſo ingeſambt mit unverwendeten Augen an? Verwundert Ihr Euch, wie Ich, als ein Gott mit Euch reden könne? (unter wehrendem Reden ſpielt Mercurius zuweilen mit den Füſſen und Talarien gleich flög er) oder verlanget Euch meine gantze Göttliche und unvergleichliche Beredſamkeit mit euren ſterblichen Ohren anzuhören? … Was erſchrecket und entſetzet ihr euch meine herren? daß Ich von meiner Gottheit geſaget? Erſchreckt nur nicht. Ich bin ja nicht euer Feind, der grauſame und abſcheuliche Krieges-Gott Mars. So hab ich auch weder Donner noch Blitz in meinen Händen wie mein Vater der Jupiter. Dieſer ſchlancke Schlangen Stab mit welchem ich meine Botſchafften auszurichten pflege, verkündiget Euch ja gemeiniglich, wie Ihr wiſſet, etwas gutes und frölichs. Und Ihr, was ſchämt ihr euch? Ihr Edles und züchtiges Frawen Volck, ihr ſchönes und anmuthiges Geſchlechte. Was ſchämbt ihr euch doch ſo? Sehet mich nur an, Ich bin ja nicht der nackende Cupido ſo führ' ich weder Köcher noch Bogen, entzünde auch nicht junge und zarte hertzen mit unerhörten gräulichen Liebes-Flammen. Ich bin Mercurius, wie ihr mich wol kennet, ein geſchwinder Bothe und Gerichtsfrohn der Götter … Ich ſage, eine Luſt will ich euch für Augen ſtellen, das allerluſtigſte und frölichſte Leben auff der Welt, das luſtige und fröliche Studenten Leben" u. ſ. w.

Es ſolgt hierauf eine weitläuftige Auseinanderſetzung über das Studentenleben, ſeine guten und ſchlimmen Seiten u. dgl. m. Zum Schluß heißt es:

„Jedoch laſſe ſich deswegen niemand abſchrecken, und vermeine, daß ob ſolches gleich bey etzlichen zu geſchehen pflege, deswegen nothwendig bei allen erfolgen müſſe. Wie ich denn eben zu dieſem Ende männlichen den **Anfang, Mittel und Ende eines Studenten**, ſo wol im Böſen als Guten vor Augen zu ſtellen gegünnet, einen jedweden zu guter Nachricht, (wo anders meine geneigten Herren und Frawen dieſem Schaw-Spiel, ſo viel Zeit, Gedult, und Stillſchweigen gönnen wollen,) der ihren auff Univerſitäten deſto beſſer wahr zu nehmen, abſonderlich aber, das Alter, Art, Gelegenheit und Mittel zuvorher wohl zu bemercken, wollen ſie anders ihre Unkoſten nicht übel angelegt, einmal wieder erſtattet und künfftiger Zeit Ruhm und Ehre und einen unſterblichen Namen von den Ihren zu gewarten haben.

Hiermit tritt Mercurius geſchwind
ab, und fallen die Teppichte.
Wird eine Instrumental-Music
gehalten. Hernach
Werden die Teppichte auff dem
Theatro und innern Scene gezogen,
und werden
Der erſten Handlung erſte 4 Auff-
züge in Stellungen und Vertönungen
gezeigt, auſſer Pickelh. ſo nicht
mit darbey.
Hier kann ein wenig inne gehalten
werden, bis wiederum ein Zeichen mit
Trompeten und Heerpauken zur
Action geſchehen.
N. N.

Sodann die Scene, wo Pickelhering zum Hofmeiſter der Beiden angehenden Studenten angeworben wird: Petralto iſt der alte Edelmann, Gerſon der Kaufmann.

Petralto ad Gerson. Aber was geben wir ihnen für einen Gefehrten und Auffwärter mit?

Gerson. Mein Knecht Pickelhering ſolte ſich nicht übel ſchicken, der were gleich ſo ein feiner luſtiger Jungh für ſie, und könnte ihnen in ihrem Statu die Weile vertreiben.

Petralto zu den Söhnen. Wolt ihr Pickelhering haben zu euern Servieteur.

Beide Söhne. Ja, ja; mit allen Willen.

Gerson. Ich muß ihn doch heraus ruffen. Holla! Pickelhering geſchwinde heraus, auff ein Wort. Holla, Holla! höreſtu nicht?

Pickelhering. Ja flugs eilends und geſchwinde in puncto, in momento, in continento. Doch ich muß zu Hauſe bleiben, mein Herr möchte mich ruffen, mein Herre, ja, mein Herre.

Gerson. Höreſtu nicht, wer dich rufft; komme geſchwinde heraus, mache fort.

Pickelhering guckt ein wenig heraus.

Sieh da; ſieh da; Herr ſeyt ihrs! Ja, ja, alsbald.

(Geht wieder ein.)

Gerson. Nun, was machſtu? Wann wirds?

Pickelh. Ja doch, ja doch, wenn nur die Tabacke weg iſt.

([illegible])

Pickelhering kömt heraus, bringt eine Karte mit, und kratzt ſich trefflich im Kopff.

Ja ſcheiß du doch tauſendmal drauff. Ich dachte wol, der Tubel die würde hohlen. Nun komm ich, nun komm ich, was wolt ihr Herr, ſeid kurtz, ſeid kurtz, ich muß wieder hinein.

Gerson. Was haſt denn da? Eine Karte?

Pickelh. O nein.

Gerson. Was iſt es denn?

Pickelh. Es iſt mein Wechſelbrieff. So jo, ich habe ietzund müſſen drauff auszahlen.

Gerson. Nun, iſt das dein Wechſelbrieff.

Pickelh. Ja, ja! Ich wolte daß die Tubel die Hantiong holte, der Kramer käme zeit genung nach. ([illegible]) Wie muß es ihm ein Kerl laſſen ſo ſauer werden. Das Spielen jetzt wohl, aber es bleibet ſacrementlich übel.

Gerson. Aber höre mir Pickelhering, hetteſtu auch wol Luſt zu reiten.

Pickelh. O ja, wenn die Schencken nicht weit von einander liegen.

Gerson. Wolteſtu wol auf die Academi mit?

Pickelh. Ich wolte gleich drauff. Wolt ihr auch mit?

([illegible])

Gerson. Wohin denn? Wohin?

Pickelh. Auff die Kackedemi.

Petralto der Alte von Adel. Ihr verſichert uns nicht guter Freunde, wir wollen unſre Söhne auff eine hohe Schule ſchicken, wolt ihr mit ihnen wohl fort.

Pickelh. Ja, wenn ſie nicht gar zu hoch iſt, ich ſteige nicht gerne hoch. Ich bin mein Tage nicht gern in die niedrigen gangen, behüte mich Gott, wenn die Schulen nun hoch ſeind.

Petralto. Ey, es iſt ein Orth in einer Stadt, da ſich die Studenten auffzuhalten, und zu ſtudieren pflegen.

Pickelh. Studenten? Sind das nicht Caſtanien-Schlucker? Seind es nicht Kerl, ſie geben Kraff [illegible] ſo Pfaffenſtecher, die den gantzen Tag müſſig und ſpelunckieren gehen, die da immer ſchreyen ho! ho! ho! Weg! weg! ha, ha! ſeind das Studenten? Nun weiß ichs wol. Aber was ſollen eure Söhne da thun? Sollens auch ſolche Kerl werden? könnt ihr ſie denn ſelbſten nicht zu Hauſe freſſen und ſauffen lernen? Soll ich denn auch mit? Was ſoll ich denn thun?

Petralto. Ihr ſolt achtung auff ſie geben, und zuſehen, daß ſie nicht zu ſchaden kommen.

Pickelh. Das iſt brave. Ich verſtehe es wol; Ich ſoll ihr Hoffmeiſter werden.

Petralto und Gerson lachen. Ja ja, wenn es was zu verſchicken giebt.

Pickelh. Aber meine Beſtallung, was iſt die?

Petralto. Es wird ſich damit wohl ſchicken, gebt ihr nur fleißig Achtung auff ſie.

Pickelh. Der Juncker verzeihe mir gleichwohl, ich wolte ſie lieber voraus haben, das wer ein wenig gewiſſer. Ich weiß wohl wie die kahlen Schuffte, die Edel Leuthe, ſeynd. Wenn ſie ſollen Geld geben, da ſind ſie trefflich vergeſſen. Sie ſagen viel zu und halten wenig; „Zuſagen iſt Edelmänniſch, halten iſt Bäueriſch.“

Endlich noch eine Scene aus der fünften Handlung, das wüſte Treiben des damaligen Studentenlebens darſtellend:

Die Purſche, Amandus, Floretto,
Pickelh., eine Dame, die Zoſe,
die Wache.

Die Purſche gehen gaſſatan*) mit einer Muſic, Amandus mit einem alten Huth und Mantel verſtellet, iſt auch dabey, ſie kommen bey einer Damen Thüre beſtehen, machen ihr ein Ständgen, und muſiciren lange, Pickelhering komt endlich auch dazu, die Purſche gehen fort, Amandus ſtielt ſich heimlich von ihnen abe, giebet eine Loſung, die Thüre gehet auff, und ſchleicht mit Pickelhering gar heimlich hinein, die Purſche verlieren ſich mit ihrer Muſic, Amandus in zwiſchen, wird von der Zoſe gar mit leiſen Schritten in einer Damen Loſament bracht. Amandus ſetzet ſich zu ihr, und galaniſirt mit derſelben. Pickelhering macht ſich in deſſen zur Zoſe, und Schertzet mit ihr. Die Teppiche fallen. Amandus indeſſen iſt von der Compagnie vermiſſet worden, ſie kommen wieder für das Haus, agieren die Dame zum hefftigſten, fahen einen Tumult an, ſchärffen in die Steine, und ſchreien Hundsfutt kom raus von der Hure. Sie treten auff eine Seite, gleich als ob ſie weg wehren, und horen ob ſich auch jemand melden oder heraus kommen wolte. Pickelhering komt heraus mit einer Ofengabel und bleiben die Vorhänge auffgezogen, meint ſie wehren hinweg; ſchmelt, und macht ſich ziehmlich breit, es komt einer an der Wand heimlich hin geſchlichen, hauet umb Pickelhering herumb, Pickelhering erſchrickt, ſtehet gantz ſtille, und reget ſich nicht, endlich leſt er für groſſem Schrecken die Ofengabel aus den Handen fallen. Amandus iſt anfangs gar ſtille, zu letz iſt er reſolviret hinaus zu gehen, die Dame fällt ihm umb den Halß und bittet ihn zu bleiben, Pickelhering bekomt wieder das Haus ein. Die Vorhänge werden zugezogen. Sie folgen ihm nach. Der tumult gehet wieder an, Pickelhering guckt wieder ein wenig hinaus und ſpricht:

Pickelhering. Was die Tubel ſeynd für Nacht-Raben drauſſen, die ſo anſchlagen? Was wolt ihr ihr Kerl? Ihr kont heunte kein Bier mehr kriegen, der Keller iſt ſchon zugeſchloſſen. Die Mutter hat den Schlüſſel mit genommen, ich wolte euch gerne helffen, ihr muſt ſehen, ob ihr anderswo, noch was bekommen konnet.

Die Purſche ſchlagen an.

Mache auf du, oder der Hencker ſol dir auf deinen Kopff fahren, auff, auff;

ſchlagen hefftig an.

Pickelhering. Ey ihr Herren thut doch ein wenig gemach, ihr werdet die Leute aus dem Schlaff wecken. Vater und Mutter ſind ſchon lange zu Bette, ſie werden nicht wiſſen, was da iſt. Ihr werdet uns Ungelegenheit machen, thut es doch unſertwegen nicht.

Die Purſche. Wo iſt denn die Jungfer?

Pickelhering. Es iſt alles zu Bette. Ihr kont heute nicht zu Ihr, ihr muſt morgen wieder kommen. Mein Herr und Sie, ſie ſchlaffen ſchon mit einander, ihr ſeyd ein wenig zu lange geweſen, ſchone wil ich und die Magd auch geben, Schert euch doch vor dem Hauſe weg. Wenn es der Vater und die Mutter hörten, wir könten in Ungelegenheit kommen, wir ſeynd hier immer ſo ſtille als wir können, und ihr habt drauſſen ſo ein parlament.

---

*) = gassatim.

Sie hauen nach Pickelhering. Pickelhering wiſcht mit dem Kopff wieder hinein. Sie ſchlagen noch heftiger an, gleich indem erbrechen ſie, und ſturmen das Haus, hier müſſen die Vorhänge der innern Scene fallen, und wird das Bette vom Theatro geſchafft, werden die Vorhänge auffgezogen, und kömmet die Wache Friede zumachen. Die Purſche ſtellen ſich zur wehre, es werden auff beyden Theilen etliche beſchädigt. Sobald die Soldaten gedämpffet, iſt Florette auff dem Platze, nimmet ſich ſeines Cammeraths an, und erhebet ſich ein neu weſen. Amandus iſt auch auf dem Theatro ohne Wams, die beyden treten zuſammen, kehren einander die Rücken zu, und wehren ſich über alle Maſſen, die Soldaten kommen noch ſtärcker, die Purſche müſſen weichen, und kommen endlich von einander.

Zu pag. 121: Sogar in Berlin iſt die letzte Schulkomödie ꝛc. Vgl. Plümicke, Theatergeſch. von Berlin, p. 161. 218. — Ueber die Aufführungen in Hannover, noch in den ſiebziger Jahren, iſt Moritz' eigene, höchſt intereſſante Schilderung im erſten Bande des Anton Reiſer zu vergleichen, die überdies durch Iffland ſelbſt (meine theatraliſche Laufbahn, p. 55. 56) beſtätigt wird; vgl. die vortreffliche Skizze von Wilib. Alexis: Anton Reiſer, in dem Liter. hiſt. Taſchenb. Bd. V (1847) p. 1—71. — Uebrigens ſollen, mündlicher Verſicherung zufolge, auf dem Pädagogium zu Halle die Schuldramen ſich ſogar noch bis in den Anfang des laufenden Jahrhunderts fortgepflanzt haben.

Zu pag. 122: Drittens endlich will ich noch der Jeſuitenkomödie erwähnen ꝛc. In Betreff dieſer für die Entwicklung der dramatiſchen Kunſt in den katholiſchen Landen ſo überaus wichtigen Erſcheinung ſah ſich der Geſchichtforſcher bis vor Kurzem, wenige zerſtreute gelegentliche Notizen und Anſpielungen abgerechnet, auf Nicolai's Bericht im vierten Bande ſeines bekannten großen Reiſewerks verwieſen, ſo unzulänglich und unhiſtoriſch derſelbe in der That auch iſt. Neuerdings indeſſen haben die ſchon mehrfach erwähnten vortrefflichen „Wiener Skizzen aus dem Mittelalter" von Schlager, Neue Folge 1839, auch dieſem Mangel abgeholfen. Seine Darſtellung beſchränkt ſich zwar allein auf die Jeſuitenkomödie zu Wien: allein da dieſe, den Verhältniſſen gemäß, in der That die umfangreichſte und bedeutendſte von ganz Deutſchland war, ſo kann ſie ſehr wohl zur Charakteriſtik der geſammten Gattung dienen. Leider, wie es ſcheint, iſt das Schlagerſche Buch, in Norddeutſchland zum Wenigſten (wo es von öffentlichen Bibliotheken allein in der Berliner vorhanden zu ſein ſcheint: in Leipzig, Dresden, ja ſogar in Göttingen habe ich mich vergebens danach bemüht), lange nicht ſo bekannt, wie es ſeines vorzüglichen, ſo lehrreichen wie unterhaltenden Inhaltes wegen verdiente: weshalb es mich doppelt am Orte dünkt, hier einen kurzen Auszug in Betreff der Jeſuitenkomödie einzuſchalten: vgl. a. a. O. p. 224 ſqq.

Akademiſche und Schulkomödien fanden, wie überall, ſo auch in Wien ſchon ſeit Ausgang des XV. Jahrhunderts Statt; ſogar es darf ſich rühmen, die Wiege dieſer Darſtellungen überhaupt geweſen zu ſein, inſofern nämlich die früheſten derſelben, die Celtes'ſchen Aufführungen Terenziſcher und anderer Stücke, zuerſt in Wien veranſtaltet wurden (ſeit 1486). Auch ſpäterhin, bis zur Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, fanden dieſe Spiele eine ziemlich lebhafte Pflege: wie denn namentlich Wolfgang Schmalzl, Lehrer beim Schottengymnaſium, als Verfaſſer zahlreicher Schulſtücke bekannt iſt; die Titel, ſämmtlich auf geiſtlichen Inhalt deutend, ſiehe a. a. O. p. 291.

Einen völlig neuen Aufſchwung indeſſen gewann dieſe Art von Darſtellungen ſeit der im Jahre 1551 erfolgten Berufung des Jeſuitenordens; von Rath und Bürgerſchaft zuvorkommend unterſtützt (vgl. das Regiſter der Schenkungen, Verſchreibungen ꝛc. namentlich aus der Mitte des folgenden Jahrhunderts bei Schlager p. 222 Anm.), nahm derſelbe, mit dem übrigen Unterricht, auch die Schulkomödie ſofort in ſeine Hände. „Schon im Jahre 1554" (das heißt alſo, drei Jahre nach ſeiner erſten Anſiedlung) „führten die Jeſuiten in ihrem neuen Kollegium am Hof, und zwar in ſeinem Hofraum, eine Komödie des Euripides, dann im Jahre 1559 andere dramatiſche Vorſtellungen, in Anweſenheit von dreitauſend Zuſchauern, durch ihre Schüler auf" (a. a. O. 231 wo außerdem auf Buchholz' Geſchichte Ferdinand des Erſten, Bd VIII, p. 188 verwieſen wird).

Ihre eigentliche Blüthe jedoch erreichten ſie erſt in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit alſo, wo einerſeits der politiſche wie pädagogiſche Einfluß der Jeſuiten zur unbeſtrittenſten Herrſchaft gelangt war, andrerſeits auch das Theater ſelbſt, nach Einführung der Oper, der Ballete, Schäferſpiele u. dgl. m. ſowie im Allgemeinen der italieniſchen Muſter, einen Vorrath von ſceniſchen Mitteln, Prachtſtücken und ſinnlichen Ergötzlichkeiten gewonnen hatte, von dem man früher, in den naiven, gleichſam den Kinderjahren der deutſchen Bühne, kaum eine Ahnung gehabt.

Dieſe äußeren Mittel nun, dieſer Reichthum an Decorationen, Koſtümen, Verwandlungen ꝛc. war es vorzüglich, deſſen die Jeſuiten ſich bemächtigten und durch den ihre Komödie, abgeſehen von dem allgemeinen ſocialen und culturhiſtoriſchen, auch ein ſpecielles Intereſſe für die eigentliche Theatergeſchichte behauptet. Seinen Gipfel erreichte dieſer ſceniſche Aufwand, dieſer ſinnbethörende und zugleich imponirende Reichthum der Ausſtattung, ſeitdem den Jeſuiten die Auszeichnung zu Theil ward, zugleich die ſogenannten Ludi Caesarei abzuhalten: ſolche Vorſtellungen alſo, die in Gegenwart und zu Ehren des kaiſerlichen Hofes, bei allerhöchſten Namensfeſten, Vermählungen, Einzügen u. dgl. m. veranſtaltet wurden: ſo daß man, mit Rückſicht hierauf, den Jeſuiten, zu den viel und mancherlei Aemtern, die ſie, offen und heimlich, als Beichtvater, Erzieher, Rathgeber, Geſandte und Miniſter einnahmen, auch die Ehre, unter den älteſten Hofkomödianten zu zählen, nicht vorenthalten darf; dieſelben Männer, welche Fürſten und Könige am Faden regierten und die Rollen austheilten — oder doch auszutheilen meinten zu dem großen Drama der Geſchichte, verſchmähten es nicht, auch Komödie zu ſpielen auf den Brettern und, wie politiſche Allianzen und Tractate, ebenſo Opern und Ballete zu arrangiren: lucri bonus odor (dachten ſie vermuthlich) qualibet ex re — und Komödiant iſt Komödiant.

Von der Einrichtung, und näheren Beſchaffenheit dieſer Stücke nun giebt Schlager a. a. O. p. 233 folgende Beſchreibung. Erſtlich waren ſie jederzeit in Latein verfaßt; nach dem Titel folgt regelmäßig das Argumentum (kurze Inhaltsanzeige, häufig, wenn nicht immer, in deutſcher Sprache; vgl. oben den Text der

Vorleſung p. 119), dann meiſtens das Präludium (allegoriſches Vorſpiel: wobei zum Voraus auf das regelmäßige allegoriſche Beiwerk der Haupt- und Staatsactionen hingewieſen werden mag, wovon in der folgenden Vorleſung) und ein kurzer Scenenauszug. Unter den Perſonen des Stückes ſelbſt finden ſich nicht geringere, als z. B. die Stimme Gottes, Jesus Christus dominus noster, die beata virgo, Engel, Apoſtel, Heilige, Märtyrer und Märtyrerinnen, Tugenden, Untugenden, Fürſten aller Länder, Flüſſe, Reiche und Welttheile u. ſ. w. — Die Mehrzahl der Stücke hat nur Männerrollen, die wenigen weiblichen in den anderen wurden (wie auf der älteren Bühne überhaupt) ſtets von (ſtudirenden) Jünglingen vorgeſtellt.

Ein ſolches Stück z. B. war die

Pietas Victrix
Sive
Flavius Constantinus Magnus,
de
Maxentio Tyranno Victor.
Acta Viennae Ludis Caesareis, Augustissimo Romanor. Imperatori, Hungariae Bohemiaeque Regi
Leopoldo,
A
Studiosa Juventute Caesarei Et Academici Collegii
Societatis Jesu, Mense Februario, Die (?) anno
MDCLIX

Das Argumentum (a. a. C. 318—320), eine Ausführung des Satzes: Facile Coronas occupat, qui sua per arma DEUM circumfert. Prima enim proferendi Imperii lex et Ars est, protegere Pietatem, übergehen wir, da es ſich von der Grundlage der Geſchichte, oder richtiger der Legende, in nichts Erheblichem entfernt. Bei Weitem charakteriſtiſcher iſt ſchon das Perſonenverzeichniß, die Nomina Actorum; dieſelben zerfallen in

Coelites.

B. Virgo.
S. Petrus.
S. Paulus.
S. Nicolaus.
S. Helena.
Angeli (tres).

Principes.

Fl. Constantinus Magnus.
Fl. Julius Crispus.
Constantinus Junior.
Maxentius.
Romulus Filius.

Ministri Principum.

Dymas Magus.
Maximus Consul.
Salius Filius.
Metellus Consul.
Artemius Dux.
Aldavus Dux.
Valerius Dux.
Achillas Dux.

Excubitor.

Chori Musici

Providentia. Victoria. Sol. Tyberis.
  Vindicta *).
Providentia. Phaethon. Tyberis.
Pietas.
Consilium. Faber. Triton.
Industria. Popa. Triton.
Impietas.
Ambitio.
Furor. Triton.
Angelus in columna ignis. Pax.
Fama I.

Fama II. Faber. Musa.
Popa. Faber. Triton.
Popa. Larva infernalis.
Popa.
*Popa.
Popa.
Faber.
Musa. Nais.
Nais.
Triton.

Chorus Romanae Juventutis Et Saltatorum

(beſtehend aus drei und dreißig Perſonen, ſechs junge Leute aus den edelſten Geſchlechtern, einen Dietrichſtein, Traun, Cbrotz ꝛc. an der Spitze.)

Chori Inferorum et Lavarum

Rex Inferorum.
Volumnus. Sacerdos Martis.

Veranus Mysta.
Magusenus.

Accedunt:

Coelites, Inferi, Exercitus.

Die Geſammtzahl der Mitſpielenden, nur ſoweit dieſelben namentlich aufgeführt ſind, beläuft ſich weit über hundert. — Das Präludium, von der Providentia, Pietas, Furor, Ambitio, Impietas, Consilium und Industria gehalten, war nur von geringem Umfang; die Dauer des Stückes ſelbſt dagegen ſchlägt Schlager auf etwa drei Stunden an.

Nächſt dem Perſonenverzeichniß ſind beſonders die Decorationen zu beachten (p. 235); es waren ihrer neun, alle von auserleſener Pracht und größten Dimenſionen, wie ſchon das Local der Aufführung (p. 236) ſie nöthig machte.

Endlich und hauptſächlich die Maſchinerieen, deren Zahl und Beſchaffenheit in der That erſtaunlich iſt und den großartigſten Begriff von der techniſchen Ausbildung der Jeſuitenbühne gewährt (a. a. O. ebendaſ.). — Schon im Vorſpiel wird Jemand „ex machina coelesti“ ſprechend eingeführt. Sodann im erſten Akt: Chorus in nube pensilis. Angelus in Columna ignis; apparent Cadavera, terrae motus, Fulmina; Gladii volantes, ululae audiuntur; Tyberis sanguineus, serpentes volantes; volantes angues, latratus canum, draco ignes vomens, emergit monstrum; subsilientia ex inferno monstra; evolat in nubes sequitur pietas, captatur impietas. Ebenſo im zweiten Act kommt der Parnaß auf die Bühne, ein Lorbeerbaum und eine Palme wachſen hervor, auf denen der Ruhm ſitzt; andere Bäume ſtürzen um, werden von Giganten in die Wellen geſchleudert; ferner fliegende Engel, Adler und Drachen, in der Luft kämpfend u. ſ. w. Im dritten erſchließt ſich gar die Hölle ſelbſt, der Höllenfürſt, von Drachen gezogen, fährt herein, Sonnenauf- und Untergang, Phaethon den Himmel in Brand ſetzend, aus dem Wagen geſchleudert. Im vierten (in welchem übrigens

---

*) Die verſchiedenen Gruppirungen dieſer Namen bezeichnen ohne Zweifel die verſchiedentlichen Muſikſtücke, die Soli's, Duette, Terzette, Sextette ꝛc. die in dem Stücke vorkommen.

die heilige Helena, abwechſelnd mit einem Engel, die Habsburger Regenten, von Rudolph I. bis auf Kaiſer Leopold, mit kurzen Charakteriſtiken herzählet: a. a. O. p. 228) erſcheinen Kometen, Geiſter, Schiffe, eine Stadt wird belagert, eine Brücke geſprengt, Consilium und Industria fahren im Wagen der Pietas in die Luft; im fünften ein höchſt künſtlicher Triumphbogen u. ſ. w. —

Ganz ähnlicher Beſchaffenheit waren einige ſpätere Stücke, von denen Schlager gleichfalls Notiz giebt: ſo das „Connubium inter Henricum et Adelindam Conradi II. Caesaris filiam, Divina providentia dispositum et Caesaris Mayestate Leopoldo et Claudiae, felici Cal. Januarii in scenam datum sqq. von 1673 (p. 229), die Pia et Fortis Mulier, in S. Natalia, S. Adriani Martyris Conjuge expressa, Augustissimis Majestatibus, Leopoldo invictissimo Romanorum Imperatori et Eleonorae Magdalenae Theresiae . . . in Scenam data anno Salutis MDCLXXVII. (mit dem Beiſatz: Musica composuit Joannes Casperus Kerll), wo außer dem Votum Mundi, Hymen, Mars, Apollo, Daphne, Innocentia, Endimion, Luna, Nox, Pietas, Aeolus auch die vier Welttheile nebſt den vier Winden ſingend auftreten u. ſ. w. (p. 230).

Den Schluß endlich machten, allem Vermuthen nach, die Stücke des Jeſuiten Andreas Friz, deſſen Codrus, Cyrus, Penelope, Julius Martyr, auch ein Schäferſpiel Alexis, um 1760 in Wien gedruckt erſchienen. Wenige Jahre darauf, 1773, machte die Aufhebung des Ordens auch dieſen Darſtellungen ein Ende; wenigſtens fanden die Komödien, welche die Jeſuiten ſeitdem ſpielen, nicht mehr auf dem Theater ſtatt. —

Soweit Schlager. Seine ausführlichen und überall vortrefflich begründeten Schilderungen haben dasjenige, was Nicolai in ſeiner Reiſe IV, 564 ſqq. über dieſen Gegenſtand mitgetheilt, allerdings faſt überflüſſig gemacht. Doch wird das Programm einer Jeſuitenkomödie vom Jahre 1725, das er veröffentlicht, auch jetzt noch, auszugsweiſe, nicht ohne Intereſſe geleſen werden:

ABRAHAMI
Wegen Gott
Und
ISAACI
Wegen ſeinem Vatter Gehorſamb.
Auf öffentlicher Schau-Bühne
Vorgeſtellet:
Von einer Hoch-Adelichen, Wohlgebohrnen, Wohl-Edlen
Edlen, Ehr, und Sinnreicher Jugend der Andert, und
Erſten Schull im Gymnaſio der Geſellſchaft JESU,
den 22 Tag des Brachmonats, im Jahr 1725.

Inhalt. Abrahamus, nachdeme er in Palaestinam abgereiſet, wird von Gott ermahnet, ſeinen Sohn Isaacum auf den Berg der Erſcheinung dem Himmel aufzuopfferen. Welcher den Göttlichen Befelch nachkommend, Isaacum (ſo ihme ſelbſten den Scheitter-Hauffen zugetragen, und ſelben beſtige) ſchon würcklich abſchlachten wolte, aber er iſt von einem Engel in wehrenden Streich führen innen gehalten worden. Genes. c. 22.

Vorſpiel. Die Meer-Nymphen beſtellen wegen Cassiopeae Hochmuth Andromedam ihre Tochter einem Wallfiſch vorzuwerffen, und reichen ſolche Mercurio dar, [illegible]

Erſte Vorſtellung. Abrahamus vergleichet ſich wegen einen Brunnen mit zweyen Fürſten Abimeleche und Phicole, von welchen ihme auch Palaestinam zu Bewohnen geſtattet wird. . . . .

Letzte (12) Vorſtellung. Abrahamus führet Isaacum in eigenen Kleyder zurück, und lobet ſambt der Sara ſeiner Gemahlin GOtt und den ihnen wiederumb geſchenkten Sohn.

Nachſpill. Perseus führet die allbereith von ihme entbundene, und den Wallfiſch entriſſene Andromedam als ſeine Braut fort.

„Alles zu gröſſerer Ehre GOttes.“

Einen ähnlichen Zettel, nur allerdings bei Weitem cultivirter, aus den allerletzten Tagen der Jeſuitenkomödie, nämlich vom Jahre 1773, aus Erfurt, theilt der (Reichardtſche) Theater-Kalender für 1800, p. 60—63 mit; ich will, zur Vergleichung mit obigem, wenigſtens einige Bruchſtücke herſetzen:

Die betrogene Geldbegierde
ein Luſtſpiel, aufgeführet von der dritten Schule
zu Erfurt den 28 May, 1773.

Inhalt.

Die herrſchende Geldbegierde kann alle Neigungen eines Menſchen zu einer blinden Unſinnigkeit machen. Der unglückliche Menips iſt uns in den Geſchichten als ein ſolches abſcheuenswürdiges Beiſpiel abgeſchildert. Dieſer blöde Sterbliche ließ ſich von dem Schimmer des Goldes ſo bethören, daß er ſich mit unruhigen Sorgen auszährete, um ſeine Kiſten mit dem theuren Erze zu bereichern. Die niederträchtigſten Handlungen waren ihm nicht zu ſchändlich, wenn er dadurch etwas in Geld zu verwandeln wußte. Er druckte wen er konnte; und ſein ganzes Haus ließ er Noth leiden, damit durch den geringern Aufwand das reißende Geld erſparet wurde. Er erwarb aber nichts dadurch, als daß er ſich und andere plagete, damit er mehrere Schätze mit grauſameren Schmerzen verlieren konnte ꝛc.

Eine Anekdote, welche derſelbe Almanach, Jahrg. 1799, p. 35 über eine Jeſuitenkomödie zu Hildesheim im Jahre 1631 mittheilt, erſcheint uns, trotz des citirten Gewährmannes (Langwitz im Schwed. Lorbeerkranz. Th. III, p. 379) doch zu apokryphiſcher Natur, um ſie hier zu wiederholen.

Endlich gehört hieher noch die kurze Notiz in Schubart's Selbſtbiographie: ſ. C. F. D. Schubart's, des Patrioten, geſammelte Schriften und Schickſale. Stuttg. 1839, p. 247: Ich habe nicht ſelten an der Seite eines weiſen Katholiken die raſenden Aufzüge der Jeſuiterſchüler verlacht, die öffentlich in den lächerlichſten Symbolen die ganze Grammatik, Rhetorik, Logik und Metaphyſik — und zur Abwechſelung auch eine Garküche vorſtellten. Da tritt bald ein Jüngling als Vokativus, als Enallage, als Syllogiſmus, als Monas — und bald darauf als Bratwurſt, oder Kalbsſchlegel auf. Ein Aufzug, der Unſinn und nicht komiſches Salz verräth. Vielleicht würde ein deutſcher Shakeſpear eine ſolche Scene benutzen können — wie ich denn überhaupt den deutſchen dramatiſchen Dichtern und Romanſchreibern rathen möchte, die katholiſchen Provinzen Deutſchlands fleißiger zu bereiſen, wenn ſie ja Originale und lebendige Carrikaturen finden wollen.

Zu pag. 124: „Wer," ſo ließen ſchon zu Opitz' Zeiten ꝛc. So der heſſiſche Poet Bachmann bei Schupp: Gervinus II, 228. 229.

Zu pag. 125: wo eben damals Joſt van der Vondel. Geb. 16.. geſt. 16.. Seine berühmteſten Stücke waren Palamedes (ein Feſtſtück zu Ehren des Prinzen Moritz und Barneveldts) und Gysbrecht van Amſtel, welches letztere noch gegenwärtig, nach zwei Jahrhunderten, auf den holländiſchen Bühnen gegeben wird. Vgl. in Kürze N. G. van Kampen's Ueberſicht der niederl. Lit. in J. G. Eichhorn's Geſch. d. Lit. Bd. III, Abth. 2, p. 924. 962.

Zu pag. 126: Zuerſt Opitz, bekanntlich der Vater und Stifter ꝛc. Geb. 1597 zu Bunzlau in Schleſien, ſt. 1639 zu Danzig an der Peſt. Vgl. über ihn die ſehr ausführliche und eingehende Darſtellung bei Gervinus III, 197 fgg.; doch iſt auch das Urtheil Hoffmanns von Fallersleben, in deſſen „Polit. Gedichte aus der deutſch. Vorzeit," (Leipzig, 1843) p. 211—213 nicht außer Acht zu laſſen. — Speciell ſeine dramatiſchen Arbeiten angehend, ſo erſchien zuerſt die Ueberſetzung der Trojanerinnen: „L. Annaei Senecae Trojanerinnen, deutſch überſetzt vnd mit leichter Auslegung erkläret durch Mart. Opitium. Wittenberg in Verlegung Zachariä Schurers, Buchführers ꝛc. Gedruckt bei Auguſto Boreck. Im Jar 1625." In der bekannten Fellgibel'ſchen (der vollſtändigſten unter den vorhandenen) Ausgabe der Opitz'ſchen Gedichte von 1690 ſteht dieſelbe im erſten Band, p. 202—288 abgedruckt. — Das zweite ſodann, vom Jahre 1627, war die Dafne; von ihr wird in einer folgenden Anmerkung ausführlicher die Rede ſein. — Endlich drittens „des griechiſchen Tragödienſchreibers Sophoclis Antigone deutſch gegeben durch Martinum Opitium:" zuerſt Danzig 1636, in der eben erwähnten Fellgibel'ſchen Ausgabe Bd. I, p. 150—201. Ueber ihren Werth als Ueberſetzung vergleiche, außer J. F. Degen's Lit. d. deutſch. Ueberſ. d. Griechen, II, 419 den Aufſatz des Verfaſſers: „Zur Geſchichte der deutſchen Ueberſetzungs-Literatur: Sophokles," zuerſt in den Halliſchen Jahrbüchern, Jahrg. 1840. Nr. 57 fgg. (p. 449—504); jetzt auch in den ſo eben erſcheinenden „Kleinen Schriften," Band I wiederholt. — Um auch hier eine Probe wenigſtens von Opitz' dramatiſchem Stil zu geben, ſetze ich den Anfang der Antigone (Vers 1 bis 38 des Originals, nach der Amſterdamer Ausg. des Opitz von 1646, p. 171 fg.) her, ſowie aus den Troerinnen den Anfang des erſten Chorgeſangs (nach der Frankfurt a. M. Ausg. von 1628, p. 141 fg.):

Antigone.

O Schweſterliches Haupt, Iſmene, kanſt du ſagen
Mit welchem Vnglück vns nicht Jupiter geſchlagen,
Des Oedipus ſein Hauß, ſo lange wir gelebt?
Ich weiß daß keine Laſt, kein Creutz auff Erden ſchwebt,
Nichts alſo ſchändlich iſt, nichts ſchnöders kan geſchehen,
Das ich von vbel nicht an dir vnd mir geſehen.
Itzt auch berichtet man, daß durch die gantze Statt
Der Feldherr wiederumb Befehl ertheilet hat.
Was haſt, was höreſt du? haſt du dan nichts vernommen
Von feindlicher Gewalt, ſo auff die Freunde kommen?

Jſmene.

Antigone, mir wohnt kein Wort von Freunden bey,
Das tröſtlich oder nicht, gut oder böſe ſey,
Nachdem zwey Brüder ſind vns zweyen Waiſen blieben,
Die beyd' auff einen Tag einander auffgerieben.
Seyt der Argiver Volck die nechſte Nacht allhier
Erleget worden iſt, ſo bin ich auſſer mir,
Vnd weiß nicht ob ich jetzt wol oder vbel ſtehe.

Antigone.

Diß hab ich wol gedacht: vnd deſſentwegen gehe
Ich mit dir für den Hoff, zu reden gantz allein.

Jſmene.

Was iſts? mich dunckt dein Wort wird ſehr verwirret ſeyn

Antigone.

Leſt Creon durch das Grab der Brüder dann nicht ſehen
Daß er den ehren wil, vnn den dadurch noch ſchmehen?
Den Etheocles zwar hat er, als Recht vnd Pflicht,
Vnd ſeine Bitt' erheiſcht, beſtattet, wie man ſpricht:
Der wird von denen nun geehrt, die nicht mehr leben.
Von Polonices hat er ſämptlich mit gegeben,
Es ſol ſich, giebt man für, kein Bürger vnterſtehn
Zu decken ſeinen Leib, noch auch im Leyde gehn.
Er ſoll gantz unbeklagt, gantz vnbeſcharrt mit Erden,
Der Vogel ſüſſer Schatz vnd Luſt des Raubes werden.
Man ſagt, die Satzung helt der fromme Creon dir
Vnd mir (mir eben auch) durch Außruff ernſtlich für
Er ſol auch kommen ſelbſt, diß klärlich fürzubringen,
Dem der es noch nicht weiß; ſoll darauff gäntzlich dringen,
Nicht als auff ſchlechtes thun, ſo daß wer ſolcher That
Sich vnterfangen wird, den Halß verwircket hat.
Hierauff beruht es nun. Jtzt rette deinen Namen,
Ob daß du Edel biſt, ob ſchlimm von gutem Samen

Das Chor der Trojanerinnen

HECVBA

CHOR. Ach! du kanſt nichts newes ſagen;
Diß iſt keine frembde Laſt
Dann wir ſchon von der Zeit klagen,
Seit auß Phrygien der Gaſt
Nach Amiclas hin iſt kommen:
Seit Cybelen Fichtenbaum
Seine Reiſe hat genommen
Durch des tieffen Meeres Schaum
Jden, der nun gantz faſt blecket,
Weil wir jhn mit vns verbrandt,
Hat der Schnee zehnmal bedecket:
Zehn mahl hat des Schnitters Hand
Jn dem Felde Korn gehawen,
Seit kein Tag noch außenbleibt,
Den wir ohne Trawern ſchawen,
Seit ein Leid das andre treibt.
Nun wir kommen hier zu klagen:
Königinn, heb du nur an:

Heb die Hand auff vor zu ſagen
Was der Schmertz erdencken kan.
Vnſerm Päſel dem gehöret
Dir zu folgen nach der rey;
Sonſten ſind wir wol gelehret,
Wie vns recht zu trawern ſei.

Hec.: Trewſtes Volck, Begleiterinnen
Meiner hochbetrübten Zeit
Laß das Haar vmbs Haupt her rinnen;
Aſche werde drauff geſtrewt:
Laſt es fliegen hin vnd wieder;
Laſſet ewre Kleider bloß;
Laſt den Leib vnd alle Glieder
Vnbedeckt biß auff die Schoß.
Welche Heyrath doch zu kriegen
Hülleſt du die Brüſte zu?
Laß den Rock entblöſſet fliegen,
Du gefangen Keuſchheit du.
Fahret fort mit ewrem klagen;
Schont der Fäuſte nicht zu ſehr:
Hört nicht auff ſobald zu ſchlagen:
So recht; ſo, ſo jmmer mehr.
Jetzt macht jhr daß ich euch preiſe,
Daß jhr gut trojaniſch ſeyd.
Wiederholt die Klageweiſe:
Heult noch beſſer dieſer zeit
Hector iſts den wir betrawern.

Chor. Wir zureiſſen vnſer Haar,
Vnd mit Aſche von den Mawren
Decken wir vns gantz vnd gar.

Hec. Füllt die Hände diß zu nehmen
Hier von Troja ſteht noch frey.
Werfft das Kleid weg ohne ſchemen,
Daß die Schulter nackend ſey;
Nur die Seiten mögt jhr decken.
Nun die Bruſt' entblöſſet ſtehn
Mußt jhr daß die Hände ſtrecken,
Mußt mit ſchlagen weiter gehn.
Das Rheteiſche Geſtade
Muß' erklingen vberall:
Echo in dem holen Pfade
Der Gebürge ſoll den Schall
Nicht nur halb gantz hören laſſen;
(Wie ſie ſonſten wiederklingt)
Sie ſol jeden Seufftzer faſſen
Den jhm vnſer Hertz erzwingt.
See vnd Himmel muß es hören:
Schlagt doch, ſchlagt euch für vnd für:
Ich muß daß euch ſchreyen lehren.
Hector iſts, den klagen wir. ꝛc. ꝛc.

Ebendaſelbſt: der Daphne des Octavio Rinuccini ꝛc. Dieſer Rinuccini gilt in Italien ſelbſt als der früheſte Operndichter; ſeine Daphne, der erſte Verſuch in dieſer Gattung, wurde 1594 zu Florenz auf die Bühne gebracht. Am Berühmteſten ward ſeine Euridice, von drei Componiſten, Peri, Jacopo Corſi und Caccini, in Muſik geſetzt und zur Vermählungsfeier Heinrichs IV. von Frankreich mit Maria von Medici zuerſt aufgeführt. Vgl. Bouterwek II, 103.

Ebendaſelbſt: Der Zweite iſt Andreas Gryphius. Geb. 1616 zu Glogau, ſt. als Landſyndikus des gleichnamigen Fürſtenthums in ſeiner Vaterſtadt 1664. Vgl. ſeine Lebensgeſchichte von G. Bredow in deſſen nachgel. Schr. 1816; eine ausführliche Charakteriſtik des Dichters ſiehe bei Gervinus III, 358—363 und 432—447; ſpeciell ſeine dramatiſchen Werke haben Bouterwek X, 149—168 und Tieck, im Deutſch. Th. II, Vorr. p. VII—XVII analyſirt. Es ſind ihrer im Ganzen vierzehn: ſieben Trauer-, fünf Luſt- und zwei allegoriſche Singſpiele, nämlich:

1) Leo Armenius oder Fürſten-Mord, Trauerſpiel (wie alle übrigen, in fünf Aufzügen und gereimten Alexandrinern); geſchrieben 1646, umgearbeitet 1651: Fellgibeliſche Ausg. der Gedichte von 1698, p. 1. Die Perſonen dieſes Stückes ſind: Leo Armenius, Kayſer von Conſtantinopel. Theodoſia, Kayſerliches Gemahl. Michael Balbus, oberſter Feldherr. Exabolius, des Kayſers Geheimeſter. Nicander, Hauptmann über die Leib-Wache. Phroneſis, Aufſeherin über das Kay-

ſerl. Frauenzimmer. Teraſius, Geiſt des Patriarchen von Conſtantinopel. Die Zuſammen Geſchworenen, unter welchen der von Crambe-Papias. Die Trabanten. Jamblichus ein Zauberer. Der hölliſche Geiſt. Reyen (d. i. Chöre) der Hofe Leute, Jungfrauen und Prieſter u. ſ. w. Unter den „ſtummen Perſonen“ kommen die Nachrichter und noch ein zweites Geſpenſt vor. Vgl. Bouterwek a. a. O. 153—156, Tieck p. XI, Gervinus a. a. O. 412.

2) Catharina von Georgien oder Bewehrete Beſtändigkeit, Trauerſp.: Ged. p. 89. Die Perſonen ſind: Catharina, Königin von Georgien. Salome, Serena, Caſſandra, der Königin Stadt Jungfrauen. Der Königin Frauenzimmer. Procopius, Demetrius, Geſandte von Georgien. Ambroſius der Prieſter. Schach Abas, König der Perſer. Seniel Chan, Iman Chuli, des Königs Geheimeſte. Der Geſandte aus Reuſſen. Der Blutrichter. Die Ewigkeit. Die Reyen ſind: des Frauenzimmers. Der ermordeten Geiſter. Der Tugenden. Des Todes und der Liebe. Vgl. Bouterwek 157—160, Tieck p. XII, Gervinus 413.

3) Cardenio und Celinde oder Unglücklich Verliebte, Trauerſpiel: Ged. p. 181. Der Stoff dieſes Stückes iſt in neueſter Zeit durch die Bearbeitungen von Achim von Arnim (Halle und Jeruſalem, 1811) und die gleichnamige von Immermann (Berlin, 1826) auch dem größeren Leſekreiſe bekannt geworden. Gryphius ſelbſt, in der kurzen Einleitung, welche er ſeinem Stücke voranſendet, verſichert denſelben auf einer Reiſe in Holland, aus der Erzählung einiger Freunde, empfangen, auch zur Ausarbeitung ſelbſt nur auf Zureden eben dieſer Freunde ſich entſchloſſen zu haben. Er fügt dann folgende, ſowohl für Gryphius ſelbſt wie für das geſammte Drama ſeiner Zeit höchſt charakteriſtiſche Bemerkung hinzu (a. a. O. p. 183): „Die Perſonen ſo eingeführet ſind faſt zu niedrig vor ein Trauer-Spiel, doch hätte ich dieſem Mangel leicht abhelffen können, wenn ich der Hiſtorien (die ich ſonderlich zu behalten geſonnen) etwas zu nahe treten wollen. Die Art zu reden iſt gleichfalls nicht viel über die gemeine, ohn daß hin und wieder etliche hitzige und ſtechende Worte mit unterlauffen, welche aber den Perſonen, ſo hier entweder nicht klug, oder doch verliebet, zu gut zu halten“ ꝛc. An Geiſtern iſt bekanntlich auch in dieſem Stück kein Mangel; die Reyhen ſind der Bononienſiſchen Jugend, wie auch der Jahr-Zeiten, der Zeit und des Menſchen. — Vgl. Bouterw. 160, Tieck p. IX, Gerv. p. 144 fgg., mit dem treffenden Ausſpruch: „Kein Stück verräth den Anfänger ſo ſehr als dieſes, keines läßt den Meiſter ſo ſehr ahnen.“ Tieck hat es in ſein Deutſches Theater aufgenommen: II, 82—144.

4) Ermordete Majeſtät Oder Carolus Stuardus König von Groß Britannien, Trauerſp.: Ged. 251. Es iſt das perſonenreichſte, zugleich das phantaſtiſchſte und abenteuerlichſte (auch das letzte: 1663) der Gryphiusſchen Stücke. Außer dem König, der Königin, deren Kindern, Thomas Fairfax, „Oliver Cromwell, Stadthalter des Feldherren oder Lieutenant“ und andern hiſtoriſchen Perſonen, treten eine Menge allegoriſcher Figuren: die Rache, Krieg, Ketzerey, Peſt, Tod, Hunger u. ſ. w. ingleichen zahlreiche Geiſter (der Geiſt Mariae Stuartae, der Geiſt Thomae Wentuorts, der Geiſt Wilhelm Lauds, ferner die Leichen Bratſhaws, Iretons und Cromwels) auf; die Reyen ſind „die Geiſter derer in Engelland ermordeten Könige. Die Syrenen der Engellandiſchen Frauen und Jungfern, des Gottesdienſtes, der Religion und der Ketzer.“ Vgl. Bouterw. 161, Tieck XIII fg., Gerv. 443.

5) Großmüthiger Rechtsgelehrter, Oder Sterbender Aemilius Paulus Papinianus, Trauerſpiel: ſ. Gedichte, 263. Auch hier fehlt es nicht an „etlichen geflügelten Geiſtern"; unter den Chören ſind Themis und die Raſereien, der Geiſt des Severus u. ſ. w. Vgl. Bouterw. 162, Tieck XII, Gerv. 443.

6) Beſtändige Mutter, Oder die Heilige Felicitas, Aus dem Lateiniſchen des Nicolai Cauſini (geb. 1570, ſt. 1651: Franzöſiſcher Jeſuit, Beichtvater Ludwigs XIII: ſ. in Kürze bei Jöcher I, 1785) überſetztes Trauer-Spiel: Ged. 473. Als Reyen treten hier die Engel, die Kirche, die Seligkeit ꝛc. auf.

7) Die Sieben Brüder, Oder die Gibeoniter, Aus Vondels Niederländiſchen in das Hoch-Teutſche überſetzet, Trauerſpiel: Ged. 543.

8) Majuma, Freudenſpiel. Auf dem Schauplatz Geſangs-Weiſe vorgeſtellet. Im May-Mond des 1653. Jahres. S. Gedichte, 605. Daſſelbe bezieht ſich auf die Krönung Ferdinands IV. zum römiſchen Kaiſer.

9) Piastus. Geſang- und Luſt-Spiel: Ged. 625. Vgl. über dieſe beiden Stücke Bouterw. 167, 168.

10) Der Schwermende Schäfer. Satyriſches Luſt-Spiel: Ged. 647. Es iſt dies eine Nachahmung des Thomas Corneille (nicht, wie Tieck p. XVII. ſagt, des de la Lande: de la Lande's Berger extravagant lag allerdings dem Corneille'ſchen Stück zu Grunde, Gryphius aber, wie er in der Vorrede ausdrücklich ſelbſt ſagt, übertrug unmittelbar den Corneille und zwar, wie er bekennt, nur auf Befehl einer „Durchlauchtigſten Perſon"). Das Stück iſt in Alexandrinern abgefaßt, mit untermiſchten Arien und Liedern.

11) Absurda Comica Oder Herr Peter Squentz, Schimpfſpiel. In Proſa: ſ. Ged. 691. Es iſt dies bei Weitem das berühmteſte unter Gryphius' Stücken; über ſeinen Zuſammenhang mit der engliſchen Literatur und die etwaige Beziehung zu Shakeſpeare vgl. Tieck XV ſqq. ſowie auch bei Gervinus, 446, übereinſtimmend mit Bouterw. 163. Eine moderne Bearbeitung des Squenz hat Bredow in den früher erwähnten nachgel. Schr. verſucht. Einen Wiederabdruck des Originals findet man bei Tieck a. a. O. 233–271.

12) Horribilicribrifax. Teutſch. Scherzſpiel. Gleichfalls in Proſa: ſ. Ged. 753. Ein Miles gloriosus des ſiebzehnten Jahrhunderts; das genialſte vielleicht, jedenfalls das effectreichſte von Gryphius' komiſchen Stücken. Vgl. Bouterw. 165, Tieck (bei dem auch das Stück ſelbſt: 145–231) p. XV, Gerv. 447.

13) Seugamme, Oder Untreues Hausgeſinde. Luſtſpiel. Teutſch Aufgeſetzet: Ged. 809. Iſt dem Italieniſchen des Girolamo Razzi (Bouterw. II, 130) nachgeahmt, eine Jugendarbeit des Gryphius, in Proſa. Vgl. Bouterw. X, 163. — Endlich

14) Das verliebte Geſpenſt, ein Geſangſpiel, mit einem darin verflochtenen Zwiſchenſpiel in ſchleſiſchem Bauerndialekt: die geliebte Dornroſe. In der oben angeführten, von Gryphius' eigenem Sohn veranſtalteten Ausgabe fehlt dies Stück; in anderen dagegen iſt es enthalten und unzweifelhaft Gryphius' Arbeit, ſogar vermöge eben des Zwiſchenſpiels eine ſeiner gelungenſten: ſ. Tieck XVII, ſowie namentlich Gervinus, p. 146. —

Einige Proben aus den dramatiſchen Werken ſelbſt mögen dieſe Ueberſicht derſelben ſchließen; ich beſchränke mich auf wenige Bruchſtücke, da auch ſolchen Leſern, denen die älteren Ausgaben nicht zugänglich, durch Tiecks Deutſches

Theater, Bd. II. ausreichende Gelegenheit geboten iſt, die genauere Bekanntſchaft des Dichters, namentlich des Luſtſpieldichters, zu machen.

Zuerſt alſo eine Stelle der Katharina von Georgien. Die Heldin, weil ſie ſich Schach Abbas' unlauteren Wünſchen nicht hat fügen wollen, iſt aufs Grauſamſte gemartert worden: man hat ſie mit glühenden Zangen zerfleiſcht, jetzt ſoll ſie den Scheiterhaufen beſteigen. Dies die Situation, in welcher ſie nachſtehende Abſchiedsrede an ihre Dienerinnen ꝛc. hält (Ged. p. 157):

Catharina, Salome mit dem gantzen Frauenzimmer.
Der Blut-Richter mit den Soldaten und Henckern.

Catharina.

Wir, Salome, ſind frey! der Höchſte reißt die Bande
Des langen Kerckers auf! und führt uns aus dem Lande
Da Tod und Marter herrſcht, in das gewünſchte Reich,
Der ewig-ſteten Luſt. Wir laſſen dieſe Leich
Dem Chach zum Löſegeld. Der Geiſt iſt dem befohlen
Der uns ins Vaterland wil aus dem Elend holen,
Nemt ihr das Ebenbild der Leidenden in acht;
Und habt von uns zuletzt, O Liebſten; gute Nacht!
Ihr habt mit uns beherzt das ſchwere Joch getragen!
Der Donner der uns traff, hat auch nach euch geſchlagen!
Dennoch blieb eure Treu' vom Wetter unbewegt,
Ob wir ſchon in dem Staub von unſerm Thron gelegt!
Habt Danck für dieſen Dienſt, den wir jetzt nicht belohnen!
Wir wolten (möcht es ſein!) nicht unſers Blutes ſchonen,
Wenn euch zu helffen wär! Ach, aber unſre Cron
Fiel mit der Freyheit hin! das Glück hat Gut und Thron
Und Schätz und Geld geraubt! wir haben nichts behalten
Als den gebundnen Leib, der jetzund ſoll erkalten!
Ach! lernt wie unverſehns der Erden Luſt vergeh!
Auf wie nicht feſtem Grund' all unſer Hoffen ſteh'
Und ſchlagt was euch die Welt; was Abas an mag bieten
Großmüthig aus der Acht! es ſind nur reine Sitten
Die den gerüſten Geiſt begleiten für Gericht,
Wenn Gott nach unſerm Thun, den letzten Schluß ausſpricht
Ade! traurt nicht um uns! wir ſind nicht zu beweinen!
Der HErr! der Herren HErr wird uns voll Luſt erſcheinen,
Wir gehn durchs Finſternis zu Gott der Licht von Licht
Beſchwer't doch unſern Tod mit euren Thränen nicht.
Beklagt die, die ſich hier ob ihrer Sünd' ergetzen,
Und auf vergänglich Gut den Grund der Hoffnung ſetzen,
Es iſt nicht winſelns Zeit, glaubt es iſt jauchzenswerth,
Daß unſer Bräut'gam uns die Marter Cron beſchert. ꝛc. ꝛc

Sodann aus dem Carolus Stuardus die merkwürdige Scene, wo er einen gewiſſen Poleh, eine geheimnißvolle Perſon, von der er ſelbſt in der Vorrede ſagt: „Wer dieſer iſt, iſt Vielen unverborgen. Ich ſchone noch des eigenen Namens. Er hat bereits ſich ſelbſt abgeſtrafet und ſeinen Richter erlitten" — auf die Bühne bringt, in dem Augenblick, da die Hinrichtung des Königs vollzogen werden ſoll (p. 327):

Poleh.

Kommt raſend mit halb zerriſſenen Kleidern und einem
Stock in der Hand auf den Schau-Platz
gelauffen.

Umſonſt! weicht! es iſt aus! rennt, hier iſt nichts zu hoffen!
Was ſucht man? Laſt mich los! der Grund reiſt! Styx iſt offen!
Geſchehn! es iſt geſchehn! mein König! nicht um dich:
Nein! nein! ach leider nein! es iſt geſchehn um mich!
Du ſtirbſt ohn Schuld; und ich leb' allem Recht zuwider!
Brecht Felſen! Himmel bliz' auf die verfluchten Glieder!
Wie (a) tränckt mich Carols Blut, das noch verflieſſen ſoll!
Wie pocht mein brennend Herz! und Stuart dir iſt wohl!
O was! warum hab ich! wie hab ich mich erkühnet?
Was hab ich nicht vor Straff, und Strang, und Glut verdienet?
Ach leider! fiel ich bey dem tollen Hals-Gericht?
Ach weh! wer kommt mir dort ſo blutig vor Geſicht?
Was Feure rauchen hier? was ſchwirren (b) dort vor Ketten?
Wer wil mich gegen mir in ſolcher Angſt vertreten?
Halt an! halt! halt ein Herr! daß man die Drommel rühr'!
Der König kommt heraus! daß man die Stück aufführ'!
Trompet und Paucken fort! gebt Loſung! Laſt uns leben!
Dringt an! Laſt uns den Feind hier unter Augen geben!
Tratara! Tratara, tra, tra, tra, ra, ra, ra! (c)
Tratrara, (d) paff, paff, paff! paff! Iſt der Feldherr nah?
Paff, paff! der Hauffe fleucht! der König wird geſchlagen!
Laſt, laſt uns (ſehn wir noch?) erhitzten Muths nachjagen!
Wo ſteckt, wo kommt er hin? was ſchau ich? er verſchwind.
Wie wird mir? iſts ein Traum? Ja Träume, Dunſt und Wind,
Beſtreiten leider mich, und mein verletzt Gewiſſen,
Mein Herz wird lebend noch in dieſer Bruſt zuriſſen.
Verflucht ſey dieſe Stund in der ich mich erklärt,
Vor dich, du Mord-Schaar! ach! ach daß ein raſend Schwerdt
Die Lufftrohr mir zuſchlitzt, eh ihr mich angehöret!
Ach daß der ſchnelle Bliz mich Himmel ab verſehret,
Eh ich, Verräther, mich zu euren Rotten gab!
Ach daß die lichte Gluth! ach daß ein ſcheußlich Grab
Mich lebend eingeſchluckt, eh ich mich ließ verführen!
Komm Angſt, ſo groß du biſt! laß, weil ich hier, mich ſpühren
Was unter irrdiſche Qual, die dort die Geiſter nagt,
Die in dem Schweffel-Pfuhl verzweifelnd Raſen plagt.

(a) Er ſchlägt auf die Bruſt. (b) Er ſtellet ſich als hört er etwas von fern. (c) Er geberdet ſich mit dem Stock als einer Trompeten. (d) Als mit einem Gewehre.

Weh mir! was ſchau ich dort? weh mir! die Rach (e) erſcheinet!
Der Straffen Wetter blitzt! heult Richter! Mörder weinet!
Wen ſchleifft man? Carew dich? Wer hängt hier? Harriſon?
Wie Hugo? fällſt du auch in den verdienten Lohn?
Wie zittert noch dein Hertz in grauſer Hencker Händen?
Wo wird man deinen Kopff, wo die vier Stück hinſenden?
In die man dich vertheilt. Hier brennt Dein Eingeweid:
Leid' Hewlet, deſſen Fauſt den Blut-Kelch voll von Neid,
Dem König hat gewährt (f) ꝛc. ꝛc.

Sodann, um auch von der Art der Gryphius'ſchen „Reihen“ einen Begriff zu geben, den Chorgeſang, mit welchem der Carolus Stuardus ſchließt:

Die Geiſter der ermordeten Könige.

Die Rache.

I. Geiſt. Rach! Rache groſſer Gott! II. Rach! Rach. III. HErr komm zur Rache!
IV. Rach über unſer Blut! V. HErr richte meine Sache!
Alle. Rach! Rache! Rache! Rach! Rach! über dieſen Tod!
VI. Rach über dieſen Fall und aller Printzen Noth!
I. Erſcheine Recht der groſſen Himmel!
Erſchein' und ſitze zu Gericht,
Und hör' ein ſeufftzend Weh-Getummel,
Doch mit verſtopften Ohren nicht.
II. Willſt du die Ohren ferner ſchlieſſen,
Siehſt du nicht, wie man Throne bricht;
So laß doch dieſes Blutvergieſſen,
Gerechter ungerochen nicht.
Alle. Rach Himmel! übe Rach! I. Rach König aller Götter.
IV. Rach aller Printzen Printz! VI. Rach über Uebelthäter!
V. Rach über unſer Angſt. II. Rach über aller Noth.
VII. Rach über diß Gericht. Alle. Rach über Carels Tod.

Die Rache. Die Donner-ſchwangre Wolcken brechen:
Und ſprützen um und um zertheilte Blitzen aus!
Ich komme Tod und Mord zu rächen!
Und zieh' diß Schwerdt auf euch ihr Hencker und eur Hauß!
Weh zitternd Albion, die Rache
Schwer't bei der Götter Gott und deines Königs Blut;
Daß auf dein Grund-Verderben wache,
Ein unerhörter Grimm und Plagen-volle Fluth.
Reiß auf du Schlund beſtürzter Erden!
Laſt ab die ihr bemüht die Schuldigen zu quälen!
Aus Engelland wird helle werden,
Hört was die Rach' euch wil, ihr Furien befehlen!
Komm Schwerdt! komm Bürger-Krieg! komm Flamme!
Reiß aus der Tiefe vor geſchminckte Ketzerei!

(e) Unter dieſen Worten öffnet ſich der innere Schau-Platz, und ſtellet die Viertheilung des Hugo Peters und Hewleds vor. (f) Der Schau-Platz ſchleuſt ſich.

Kommt weil ich Albion verdamme!
Ich geb Jerne preiß und Britten Vogel-frey!
Ihr Seuchen! ſpannt die ſchnellen Bogen!
Komm! komm geſchwinder Tod! nimm aller Gräntzen ein!
Der Hunger iſt voran gezogen,
Und wird an Seelen ſtatt in dürren Gliedern ſeyn!
Komm Zwytracht: Hetze Schwerdt an Schwerdter!
Komm Furcht beſetz' all End' und Oerter.
Komm Eigenmord mit Strang und Stahl.
Komm Angſt mit allzeit neuer Qual.
Ihr Geiſter! laufft! weckt die Gewiſſen,
Aus ihrem ſichern Schlaffen auf!
Und zeigt warum ich eingeriſſen!
Mit der geſammten Straffen Hauff!
Ich ſchwere noch einmal bey aller Printzen König
Und der entſeelten Leich, daß Albion zu wenig
Zu dämpffen meine Gluth. Das Albion erſäufft
Wo es ſich reuend nicht in Thränen gantz verteufft. ꝛc. ꝛc.

Zum Schluß endlich eine Luſtſpielprobe, aus dem Horribilicribrifax: ein Geſpräch zwiſchen der alten ſchwerhörigen Kupplerin Cyrille und Sempronius, einem (wie Gryphius ſelbſt ihn bezeichnet) „alten verdorbenen Dorfſchulmeiſter von groſſer Einbildung" einer Art Holofernes aus Shakeſpeare's Love's labour's lost (aus den Ged. p. 705 ſqq.):

Die alte Cyrille. Sempronius.

Cyrille. Katterle, ſchleuß das Haus wol zu, und wo die Braut kommt, der ich rathen ſolte, ſo gib ihr das Waſſer, wenn ſie die drey Ducaten eingeliefert hat. Wird Don Diego nach mir fragen, ſo ſage, daß ich in ſeinen Geſchäfften ausgegangen bin. Es iſt itzt alles theur; die Welt iſt gar auf die Neige kommen: die Jungfern ſind ſo geitzig, wie der Teuffel, und die Junge Geſellen haben lauter nichts in dem Beutel. Es iſt gar eine andre Welt, als da ich noch jung war: die Liebe iſt gar geſtorben. Nun muß ich gehen und ſehen, ob ich heute was verdienen kan. Nu das walte, der es walten kan. Matthes gang ein, Pilatus gang aus, iſt eine arme Seele draus. Arme Seele, wo kommſt du her? Ach das iſt ein tröſtlich Gebet.

Sempron. Prolixam texit fabulam, interrumpam et alloquar. Bona Dies, bona Dies!

Cyrille. Aus Regen und Wind, und aus dem feurigen Ring.

Sempron. Bona Dies, Cyrille.

Cyrille. Was ſagt Herr Jonpis, ô ja die is.

Sempron. Ha! Beſtia, verſteheſt du nicht was ich ſage?

Cyrille. Ja freylich bin ich die beſte, es iſt in der gantzen Statt keine ſo redliche, fromme Frau, Herr Cricronigo.

Sempron. Ego appellor Sempronius.

Cyrille. Ob ich Semmeln oder Honig ha? Herr Grigorius, ich verkauffe nicht mehr Obſt und Naſcherey.

Sempron. Ich ſage euch nicht von Semmeln und Honig, ſondern wünſche euch einen guten Morgen.

Cyrille. Dem wird der Engel Uriel nehmen ſein Horn, und blaſen drein Sit titu.

Sempron. Was murmelt ihr?

Cyrille. Ich bete ein tröſtlich Gebet vors Feber und böſe Wetter.

Sempron. Seponamus ista.

Cyrille. Ob ich Seiffe haben müſte. Ja freylich lieber Herr Procreeriis. Die Wäſche koſt viel Geld, man muß vor ein Muderhemdlin einen guten Groſchen geben.

Sempron. Ey laſſet uns diß beyſeite ſetzen! höret nur, ich ſage euch ἀληθῶς, purè.

Cyrille. Da ſoll euch der Teuffel dafur holen, ſagt ihr daß ich eine alte Hure bin? das kann mir kein redlicher Mann mit gutem Gewiſſen nachreden, du alter, graubärtiger ungehangener Dieb, du darffſt mir nicht viel, ich gäte dir den Bart aus.

Sempron. Ey, ihr verſtehet mich nicht recht, ich rede Griechiſch und Lateiniſch ἀληθῶς, purè.

Cyrille. Saget mir nicht mehr von der alten Hure, oder.

Sempron. Ἀληθῶς, purè, das heiſt in Warheit, ich weiß doch wohl, daß ihr eine redliche Frau ſeyd; die gantze Stadt haud negat.

Cyrille. Daß ich mirs Haupt gebadt, was gehet der gantzen Stadt daran ab.

Sempron. Surdo narro fabulam.

Cyrille. Ey Herr, redt doch kein Polniſch mit mir, ich verſteh euch nicht.

Sempron. Ich rede nicht Polniſch, ich rede Lateiniſch.

Cyrille. Ihr ſeyd ein Doctoribus, und ich bin nicht studiret, wozu dienet der Lateiniſche Unrath?

Sempron. Quid Gallo margaritam.

Cyrille. Ja im Keller iſt Margrite.

Sempron. Eim Sau fragt nicht nach Muſcaten.

Cyrille. Muſcaten in warm Bier ſind gut vor die Mutter-Krankheit ꝛc. ꝛc.

Zu pag. 127: **Der Dritte endlich iſt Lohenſtein.** Daniel Kaspar von Lohenſtein, geb. 1635 zu Nimptſch in Schleſien, ſt. als kaiſerlicher Rath und erſter Syndikus zu Breslau 1683. Seine Gedichte, ſowie ſein Heldenroman Arminius und Thusnelda (zuerſt 1689 nach ſeinem Tode, durch Benjamin Neukirch herausgegeben) ſind, wenn auch nur dem Namen nach, bekannt genug; und an dieſer Stelle intereſſiren nur ſeine dramatiſchen Arbeiten. Es ſind ſämmtlich Trauerſpiele, ſechs an der Zahl, und zwar folgende:

1. Ibrahim Baſſa, ſchon 1650, alſo im funfzehnten Jahre des Dichters geſchrieben. In den früheſten, von Lohenſtein ſelbſt beſorgten Ausgaben ſeiner Gedichte (Trauer- und Luſtgedichte, Bresl. 1680) fehlt dies Stück; in den ſpäteren dagegen, z. B. der mehrbändigen Fellgibelſchen von 1685, macht es den Anfang. Es iſt das gemäßigteſte der Lohenſteinſchen Stücke; nur will auch das noch nicht viel ſagen.

2. Agrippina, zuerſt 1665. Dies Stück enthält die berüchtigte Geſchichte der Kaiſerin Agrippina, der Mutter Nero's. Die ärgſten Greuel, Mord, Wolluſt, Blutſchande waren mit dieſem Stoffe alſo ſchon von ſelbſt gegeben; aber Lohenſtein hat dieſe dargebotenen Seiten noch mit beſonderer Liebe hervorgekehrt,

ſoweit ſogar, daß er ſich nicht ſcheut, Agrippinen auf die Scene zu bringen, wie ſie mit unumwundenen Worten den eigenen Sohn zu blutſchänderiſcher Wolluſt aufſtachelt.

3. Epicharis (1665). Gleichfalls am Hofe des Nero ſpielend und wie das Vorige von Blut und Greueln triefend. „Dies Stück iſt wie eine Mördergrube und Richtplatz; über den Todten triumphirt die ſiegende Bosheit, Angeberei und Blutgier.“ So Gervinus, III, 455.

4. Kleopatra (1661).

5. Sophonisbe (1680).

6. Ibrahim Sultan — nicht zu verwechſeln mit dem Ibrahim Baſſa, dem Jugendſtück. Ibrahim Sultan, eine blut- und ſchandgetränkte Epiſode der türkiſchen Hofgeſchichte, erſchien zuerſt 1673: — ſeltſam genug, zur Vermählungsfeier Kaiſer Leopolds mit der Erzherzogin Felicitas von Oeſterreich. Doch ſcheinen dergleichen Sottiſen weder die Dichter noch die Fürſten ſelbſt genirt zu haben; auch die Agrippina, dieſer Ausbund von Schmutz und Unſauberkeit, iſt einer Herzogin Luiſe von Liegnitz gewidmet: „denn ihre Laſter wüſſen nirgends als bei den Tugenden einer groſſen Hertzogin Genade zu finden u. ſ. w.“ — Tieck hat ihn in ſein Deutſches Theater II, 275—344 aufgenommen. — Vgl. im Allgemeinen Bouterwek X, 298—303, Tieck a. a. O. Vorr. p. XVII—XXII, ſowie ganz beſonders Gervinus III, 452—458, aus deſſen lebendiger und anſchaulicher Schilderung wir, zur näheren Charakteriſtik des Dichters, nachſtehende allgemeinere Sätze beifügen wollen: „Es iſt unglaublich, wie weit wir plötzlich in dieſem Manne von einer gewiſſen erreichten Höhe in die Tiefe gleichſam des früheren plebejiſchen Geſchmacks wieder herabgeſtoßen werden. Seine Trauerſpiele ſind formell ganz den Gryphiusſchen nachgebildet, allein wenn uns vorhin bei dieſem einzelnes Blutiges und Grauſames mißfiel, ſo tritt er, wenn wir Lohenſteins Stücke betrachtet haben, in das Licht der größten Milde und der edelſten Zartheit (p. 453) ... Dies iſt Lohenſteins ganze Kunſt, daß er die Grandiloquenz, das Energiſche und Leidenſchaftliche des Gryphius, das er nicht erreichen kann, erſetzt mit einem fortwährenden Gebelle, mit einem endloſen niedrigen Fluchen, mit gemeinen Schimpfreden ums dritte Wort: „jedweder Ausſpruch klingt nach Läſter, Fluch und Dräuen“ (p. 455) ... Man muß ſich die engliſche Revolution, die Entdeckungskriege in der neuen Welt, die Greuel des 30jährigen Krieges und die Türkenzeiten immer im Gedächtniß halten, wenn man begreifen ſoll, wie ſelbſt in den gebildeten Ständen damals dieſe Greuel auf der Bühne Beifall finden konnten, unter einem Geſchlechte, daß ſonſt ſo manche fromme Empfindung blicken läßt.... Alles iſt voll von Anthitheſen und Witzreden; die kurzen Gegenreden dienen ordentlich erwünſcht oft zu eben ſo vielen Epigrammen; dieß Verſtandeswerk übertäubt jede Empfindung, und ganz wohl ſagt Breitinger, die ſterbende Cleopatra, da ſie ihre Schlange anredet, errege uns Mitleid — mit ihrem ſchlechten Witze. Kunſtſtücke des Wiſſens, Sammelns und Redigirens ſind dieſe Trauerſpiele überall; eine kalte Profanatur ſchrieb ſie..... Ein falſcher glänzender Firniß von angelernten, oft ſehr ungeſchickten Metaphern, von einem Schwall von Gleichniſſen und Bildern, die oft wenig verdaut ſind, überzieht die große Dürftigkeit, die im Hintergrunde liegt; das Kleine und Unbedeutende giebt ſich eine lächerliche Gravität; das Natürliche und Einfache wird dem Ungeheuern geopfert.“

Zur Probe diene eine der wenigen unanſtößigen Stellen: die Abſchiedrede der Cleopatra, da ſie im Begriffe ſteht, ſich durch den bekannten Schlangenbiß zu tödten:

Die fünfte Abhandlung.
Der Schauplatz bildet ab den
Tempel der Iſis zu Alexandria, daran
die Königliche Todten-Gruft ſtöſt.
Cleopatra. Charmium. Iras. Des Anton.
Leiche auf einem erhobenen Grabe.
Sida. Beliſama. Salambo. Babia.
Etliche Prieſter.

Cleop. Wer auf daß leichte Rad des blinden Glückes trau't,
Auff ſeiner Tugend Grund nicht ſchlechte Thürme baut,
Die Fürſten dieſer Welt der Erde Götter nennet,
Wer viel weiß auſſer ſich, ſich in ſich ſelbſt nicht kennet,
Wer ſich auf's Zepters Glas, des Thrones Grund-Eiß ſtützt:
Der komm' und lern' allhier, wie der ſo ſchwankend ſitzt,
Der auff dem Gipffel ſteht. Der Ausbund aller Helden,
Anton, den Sud und Oſt wird ſtets unſterblich melden,
Für dem Po, Phrat und Nil offt auff den Knien lag,
Verfällt nicht nur ſchlecht hin durch einen Donnerſchlag,
Er kan hier kaum ein Grab durch unſre Bitt' erlangen.
Wol! laßt uns zum Ade den edlen Leib umfangen!
Kommt, liebſte Schweſtern, kommt, bringt ihm durch eure Hand
Ein Opffer wahrer Treu' und letztes Liebes-Pfand.
Beſudelt euren Leib, entblößt und ſchlagt die Bruſte!
Waſcht ſieben Tag' euch nicht. Umſchrenckt die Todten-Kiſte
Mit Eppich. Ziehet Säck' an ſtatt Damaſten an.
Trinckt Waſſer, keinen Wein, daß man viel weinen kan.
Bethränet euer Brodt und die geringen Speiſen.
Zeuch, Iras, dem Anton mit dieſem krummen Eiſen
Durch ſeine Naſe das Gehirne rein heraus;
Und flöſſe Balſam nein. Iras. Diß, und der Därmer Grauß
Hat Etheocles ſchon mit einem Mohren-Steine
Geſchnitten aus dem Bauch' und mit Phönizer-Weine
Geſaubert fleißig ab, hernach in Nil geſenckt.
Sein holer Leib iſt auch mit Saltze ſchon getränckt.
Cleop. So ſalbt mit Ceder-Safft und Narden ſeine Glieder.
Eröffne, Charmium, ihm ſeine Augen-Lieder,
Die ich ihm drückte zu, den Himmel noch einmahl
Vergeiſtert anzuſchaun. Mercur, laß einen Strahl
Ihn auch auff mich noch thun: daß er vergnügt erblicke,
Wie treu und ſchmertzhafft ich ſein Grabmahl ihm beſchicke.
Salambo, fülle Leib und Bruſt voll Aloe,
Voll Mürrh' und Caßia. Geh, Beliſame, geh,
Steck unter ſeine Zung' ihm dieſen guldnen Groſchen.
Anton, dafern dein Geiſt nicht mit dem Leib' erloſchen.

Da der entſeelten Seel' auf Sterbliche kan ſehn,
So wolleſtu, Anton, zu deren nicht verſchmehn.
Laß unſer beyder Leib in einer Grufft vermodern,
Die Glutt der Liebe noch in unſer Aſche lodern,
Zwey Seelen einen Kreiß der Sterne nehmen ein,
Uns beyde täglich Braut, und einen Bräutgam ſeyn.

Dann die Sterbeſcene ſelbſt:

Charm. Iſt denn kein Mittel nicht zu fliehen Tod und Banden?
Cleop. Der Schluß bleibt feſt. Hier iſt die Artznei ſchon vorhanden.
Charm. Worzu hat ſie hieher den Feigen-Korb verſteckt?
Cleop. Der uns miß-gönte Todt wird durch diß Laub verdeckt.
Schaut ihr die gelbe Schlang' an dieſen Honig ſaugen?
Schaut wie ihr Schwantz hier ſpielt, wie flammen ihr die Augen?
Sie ſchärfft auff unſerm Arm ſchon Zunge, Gifft und Zahn.
Iras. Mein Geiſt erſchüttert ſich. Iſt diß die ſanffte Bahn
Zu ſterben durch den Wurm? durch ein ſolch Ungeheuer?
Cleop. Der Schlange brennend Gifft iſt kein ſolch raſend Feuer,
Als Caeſars Ehren-ſucht. Man ſucht bey Nattern Rath;
Bey Drachen: wenn man nicht bey Menſchen Zuflucht hat.
Charm. Ihr Götter! ſol der Molch den Lilgen-Arm vergifften.
Cleop. Ja unſrer hohen Seel des Cörpers Pforten lüfften
Diom. Ja! nun iſts Sterbens Zeit. Der Käyſer hat befohl'n;
Daß man ſtracks allen Schatz ſol auff die Schiffe holn.
Ich ſah Oſirens Bild, das niemand noch geſchätzet.
Und künſtlich von Schmaragd zuſammen iſt geſetzet
Neun Elenbogen hoch, gleich aus dem Tempel ziehn.
Cleop. Ihr Götter! Iſt Auguſt ſo gottloſ' und ſo kühn;
Das er die Tempel ſich nicht ſcheuet zu berauben?
Diom. Ja, wo Cleopatra wil Dolabellen glauben,
Was er ins Ohr mir blieſ, wird heut Agrippa noch
Sie rauben auff ſein Schiff. Cleop. Wol! laſt der Römer Joch
Zerbrechen, den Auguſt auch ſterbende verlachen
Weil Menſchen ärger ſind, mit Schlangen Hochzeit machen.
Komm, angenehmes Thier! komm, komm und flechte dich
Um dieſen nackten Arm! vermähle durch den Stich
Der Adern warmen Kwell dein züngeld-tödtend Küſſen.
Wie? wilſtu nur dein Maul durch Feigen-Safft verſüſſen?
Iſt unſre Marmel-Haut nicht Stich und Gifftes werth,
Das die Verdammten offt eh' als ein Blitz verzehrt?
Soll mir zur Straff auch denn itzt Schlangen-Gifft gebrechen?
Diom. Laß mich, Cleopatra, verſuchen vor ihr ſtechen;
Und meine Redligkeit bewehren durch den Tod
Sie ſticht. Schaut ihr's, die Haut iſt nur ein wenig roth.
Charm. Hilff Himmel! fällt er doch ſchon todt zur Erde nieder.
Bahia. Es iſt kein Puls mehr dar; das Gifft hat ſeine Glieder
Bereit in Eyß verkehrt. Cleop. Der treue Knecht erwirbt

Ihm Ruhm und lehret uns: wie ſichs ſo leichte ſtirbt;
Ja er beſchämet uns: daß wir ſo zärtlich ſterben.
Belisam. Die Schlange die den Knecht ſo ſchleunig ließ verderben,
Sticht nicht Cleopatren, weil das Verhängnus ihr
Vielleicht die Zunge hält. Cleop. Mahlt mir ſolch Ding nicht für.
Sie hat den Arm verſchmeht, ſie dürſtet nach den Brüſten.
Komm her. Weil ich den Tod verdient mit meinen Lüſten.
Nun ſtich! und ſauge Gifft, wo mancher Roſen-Mund
Vor Milch und Honig ſoeg. Sie beißt! ich werde wund.
Ich fühle Schlaffſucht ſchon und Ohnmacht mich befallen.
Charm. Ach ſchenckt das Glück uns denn nichts anders ein als Gallen!
Cleop. Kommt, Liebſte, nehmt von uns den letzten Kuß noch an!
Salamb. Sie bebt, ſie ſchläffet ein; Es iſt um ſie gethan!
Charm. Erbebend Donner-ſchlag! der Marck und Bein durchfähret!
Das Hertz in kaltes Eiß, das Aug' in Stein verkehret,
Daß das gefrorne Blut der Adern Rohr verſchußt,
Von dem die ſtarre Thrän' im eignen Kwell erſitzt!
Wo fällt die Göttin hin? der Abgott unſrer Seele?
Sinckt ihrer Augen Sonn' in ſo kohl-ſchwartze Höle?
Umb: daß er Lieb' und Licht alldar erwecken mag?
Soll ihrer Glieder Schnee die Nacht verkehr'n in Tag?
Wil ihr benelckter Mund im Grabe Blumen ſamen?
Des Abgrunds finſtre Klufft ein Paradiß beſchämen?
So geht Egypten-Land der Oſt-Welt Luſt-Haus ein,
Und deſſen Himmel wird itzt eine Helle ſein'

Zu pag. 128: namentlich von Marino. Giambattiſta Marino (auch Marini) geb. zu Neapel 1569, ſt. 1625. Vgl. über dieſen berühmten — oder wenn man ſo will: berüchtigten Dichter, den Stifter einer eigenen, über Italien, Spanien, Frankreich und Deutſchland ſich ausbreitenden Poetenſchule Bouterwek II, 386–402.

Zu pag. 131: Das allegoriſche Feſtſpiel. Dahin gehören namentlich die Stücke der Joh. Chriſt. Hallmann (geb. 1650, ſt. 1704), Auguſt von Haugwitz (ſeine Schuldige Unſchuld oder Maria Stuarda Königin von Schottland erſchien 1683), Sigmund von Birken (1626–1681), Simon Dach (geb. 1605, ſt. als Prof. zu Königsberg 1659), A. Bohſe, genannt Talander (1661–1730) und vieler Andern mehr. Vgl. im Allgemeinen Gervinus III, 417 fgg. Bouterwek X, 277. 326. u. ſ. f.

Zu pag. 131: Das Schäferſpiel. Ihren erſten Anfang nahm die Schäferpoeſie (die ſich bekanntlich keineswegs auf die dramatiſche Form beſchränkte: vielmehr, wie dem allegoriſch-politiſchen Feſtſpiel die höfiſch-politiſchen oder galanten Romane, ſo dem dramatiſchen Schäferſpiel geht eine umfangreiche Literatur von Schäferromanen theils voran, theils zur Seite, zu geſchweigen von den unzähligen lyriſchen Gedichten deſſelben Stils) allerdings unter den Gelehrten, in den poetiſchen Orden und Akademien, welche dieſelben, in nächſter

Nachahmung der Italiener, unter ſich bildeten. So namentlich der ſchon früher (bei Gelegenheit des Joh. Klay) erwähnte Pegnitziſche Blumen- oder wie er auch heißt: Orden der Pegnitzſchäfer zu Nürnberg, aus deſſen Mitte gleich bei ſeinem Entſtehen (1644) „Pegnitziſche Schäfergedichte, in den Berinorgiſchen Gefilden angeſtimmet von Strefon und Clajus“ (d. i. Harsdörfer und Klay) u. dgl. m. hervorgingen. Unſre Leſer wiſſen indeſſen bereits, daß es von dieſen gelehrten zu den höfiſchen Spielereien nicht eben weit war: und ſo hat denn auch die Schäferpoeſie ihre hauptſächlichſte Ausbildung (als dramatiſches Gedicht oder eigentliches Schäferſpiel) in der That vornämlich an den Höfen erhalten. Der Stil derſelben wurde hauptſächlich durch Hofmannswaldau's Treuen Schäfer, nach Guarini's berühmtem Pastor fido (erſchien 1585, ſ. den Auszug bei Bouterw II, 359 fgg.), beſtimmt. Vgl. im Allgemeinen Bouterw. X, 253 fgg. Gervinus III, 417. — Ueber die komiſchen Schäferſcenen, die ſchon um Mitte des XVI. Jahrh. als Zwiſchenſpiel in Geiſtliche und Schuldramen eingeſchoben wurden, ſ. ebendenſ. III, 101. Doch möchte ſich zwiſchen dieſen und den ſpäteren (höfiſchen) Schäferſpielen wohl ſchwerlich ein Zuſammenhang begründen laſſen.

Zu pag. 131: Spuren eines deutſchen Singſpiels ꝛc. Vgl. Gervinus III, 225. Von den Ayrer'ſchen Singſpielen hat Tieck eines mitgetheilt: Deutſch. Th. I, 181 fgg.

Zu pag. 132: Als die erſte deutſche Oper gilt jene Daphne ꝛc. Auch dieſe iſt bei Tieck II, 61—80 abgedruckt. Da dieſelbe zugleich als Probe der oben erwähnten Schäferſpiele dienen kann, ſo wollen wir hier ein Bruchſtück davon einrücken. — Den „Vorredner“ macht Ovidius, das fürſtliche Brautpaar (Georg II. Landgraf von Heſſen, vermählte ſich mit Maria Eleonora, Schweſter des Kurfürſten Johann Georg I. von Sachſen) haranguirend, die Bedeutung des Feſtes verkündigend. Darauf eröffnet folgendes Terzett der Hirten den erſten Akt:

Der erſte Hirt.

Unter dieſem Schatten hier
Liegt das grimme Wunderthier:
Ihr Hirten weicht, geht weg ihr Schäfferinnen.
Schawt daß kein Aſt ſich nicht bewegt,
Daß kein Geräuſche ſich erregt,
Es wird ſonſt ewer innen.

Der andre Hirt.

So müſſen wir dann aus gefahr
Die ſüſſen Felder meiden,
Vnd können vnſer Vieh vnd weiſſen Lämmerſchar
Nicht ſicher weiden?

Der dritte Hirt.

O Jupiter der du mit Donnerflammen
Erſchütterſt See und Land,
Nimb deinen Blitz vnd Hagel gantz zuſammen,
Beuth her die ſtarcke Hand.
Komm vns Armen doch zu ſtewer
Wider dieſes Vngehewer.

Der erſte Hirt.

Umb dieſen Wald vnd Schatten haben wir
Bißher geſehn das Blutgetrenckte Thier.
Echo. Hier.

Wie daß ich jetzund ſicher bin?
Iſts weg, iſts anderswo dann hin?
Echo. Hin.
Ich weiß nicht wie ich doch diß Ebenthewer deute,
Kömpt es inskünfftig auch noch wieder für vns Leute?
Echo. Heute.
Ach! ach! wer dann tröſtet mich
Wann das Thier laſſet ſehen ſich?
Echo. Ich.
Wer biſt du welcher mir verheiſcht ſo groſſe Wonne,
O beſter Troſt den je beſchienen hat die Sonne.
Echo. Die Sonne.
Biſt du der Gott auß Delos welcher ſich
Mir zeigen will? O Sonne hör ich dich?
Echo. Ich dich.
Du du haſt Pfeil vnd Krafft; drumb ſtewre der Gewalt
Der grimmen Beſtien, o Phebus, alſobald.
Echo. Bald.

Apollo.

So iſt dann nun dem Drachen
Durch meines Bogens macht
Geſtill: der wilde Rachen.
Umbringt ihn nun die Nacht
Der vor die Peſt der Erden
Die ſchew der Menſchen war?
Ihr Hirten bringt die Heerden;
Ihr ſeyd nun auß Gefahr.
Ihr Nymphen windet Krentze,
Hegt ſchöne Lobetäntze,
Kompt kühnlich in den Wald,
Singt daß die Heid' erſchallt.
Das Thier wird nicht forthin
Die Lufft vergifften können,
Und Kranckheit nach ſich ziehn.
Erfriſchet Hertz vnd Sinnen;
Die Wangen müſſen nun auch nachmals nicht verbleichen,
Sie ſollen Lilien vnd roten Roſen gleichen;
Dann die Schlang' iſt vmbgebracht
Die euch Kummer hat gemacht.

Chor der Hirten

Du groſſer Gott der du den Fewer-Wagen
Rings umb den ſchönen Himmel fuhrſt,
Der du den Tag ſo offt es pflegt zu tagen
Mit einem güldnen Mantel zierſt,
Daß der helle Schein ſich dringet
Durch der finſtern Nächte ruh,
Daß vns klares Liecht vmbringet,
O Apollo, das machſt du.

Daß auff den Froſt diß groſſe Rund der Erden
Sein graues Winterkleid ablegt,
Daß Wieſen, Feld vnd Wald verjünget werden,
Daß des Geflügels Heer ſich regt,
Daß ſie in den Lüfften fliegen,
Vnd vns lieblich ſingen zu,
Daß die Bäume Blätter kriegen,
O Apollo, das machſt du.

Du Künſte-Gott, du Artzt, du Traum-außleger,
Du Senger-Fürſt, du Kraußpenhaar,
Du jmmer-jung, du Meiſter aller Jäger,
Von dir kömpt alles gantz vnd gar;
Doch dein Pfeil vnd ſchneller Bogen,
Deines guldnen Köchers Pracht,
Wird dem allen furgezogen
Was dich ſonſt beruhmet macht.

Wer kundt ohn dich, O Phebus uberwinden
Das wilde Gifft- und Flammenthier?
Komm, Cynthius, laß friſche Kräntze binden
Umb deiner gelben Haare Zier:
Daß die Blumen ſo wir haben,
Dir, O Vater, lieber ſeyn
Als der edlen Palmen Gaben,
Und der Cedern reichen Schein.

Auch Gryphius, wie eben erwähnt, hat einige Singſpiele geſchrieben; daß ſein Ton ſich von dem Opitziſchen zum Theil ſehr merklich unterſcheidet, mag folgende Probe aus dem Piaſtus (Ged. 612) beweiſen — auch darum von Intereſſe, weil ſie zugleich erkennen läßt, wie roh im Grunde die höfiſche Feinheit war und welche Unflätereien Gnade fanden vor derſelben Etikette, die ſonſt nicht wähleriſch genug ſein zu können ſchien:

Knecht Stranßky. Magd Bille.
Stranßky taumelt und jauchzet.

Bille. Haſt du dich ſchon toll und voll gefreſſen,
Eh ein Gaſt noch an die Taffel ſitzt!
Stranßky. Sage mir, was hab ich ſonſt zu beſſen!
Muß man nicht arbeiten, daß man ſchwitzt?
Bille. Ja! dein Arbeit! ſoll es Freſſen gelten,
Da kanſt du vor zweymal zwey beſtehn!
Stranßky. Plapperkopff! was haſt du mich zu ſchelten?
Wird es denn auf deinen Beutel gehn?
Bille. Ja wie lange wird der Vorrath währen!
Wenn man den ſo liederlich verpraßt.
Stranßky. Ho! wir werden heute nicht verzehren,
Was verhanden. Gebe du nur faſt.
Bille. Faſte du, du Freſſer ſonder gleichen!
Toller, voller, grober Eſels-Kopff!
Stranßky. Hütte dich; wo ich dich werd erreichen,
Daß ich dir die Freſſe nicht verſtopff.
Bille. Du verſtopffen? Krieg ich dir die Haare,
Glaube, daß ich dich recht zauſen wil.
Stranßky. Daß der Durſt dir in den Rachen fahre!
Steh ich hier, und bin dein Affenſpiel?
Ein ander Diener. Holla! kommt herein, der Koch läſt ſagen,
Daß es Zeit die Speiſen aufzutragen:
Bille. Ja wenn einer dich ins Bette trüge!
Seht, was er vor krumme Gänge macht!
Stranßky. Wenn ich mich ſchon zehnmal mit dir ſchlüge,
Würd ich doch von Klügern ausgelacht ꝛc.

Im Uebrigen über die Entſtehungsgeſchichte und erſte Ausbreitung der deutſchen Oper vergl. die ſehr lehrreiche Zuſammenſtellung bei Gervinus III, 475 fgg.; wir werden in den Anmerkungen zur nächſten Vorleſung darauf zurückkommen.

Zu pag. 132: Die Wirthſchaften. Näheres darüber bei Flögel, Geſch. d. Grotesk. p. 241, ſowie bei Plümicke, Theatergeſch. v. Berlin p. 58. Den beſten Begriff von dieſer Art von Spielen kann man ſich aus den dazugehörigen

Gedichten machen, dergleichen uns bei Canitz (geb. 1654 zu Berlin, st. als Kurbrandenbg. Geheimerath 1699; ſeine Biographie hat Varnhagen von Enſe, biogr. Denkwürdigkeiten IV, 191 fgg. geſchrieben), p. 199 fgg. der Königſchen Ausgabe von 1727, bei König ſelbſt (geb. 1688 zu Eßlingen in Schwaben, ſt. 1744 als Hofceremonienmeiſter zu Dresden), p. 152. 539 der Roſt'ſchen Ausgabe der Ged. v. 1745 u. ſ. w. aufbehalten ſind. Z. B. (Königs Ged. p. 188 fgg.):

Scherz- u. Sinngedichte
über
die Wirthſchaft
der Franzöſiſchen Bauern,
Italieniſche Comödie, Bergbauer und Norwegiſche Bauern,
bey dem Beſchluſſe
des dreßdniſchen Carnevals 1728.

Wirth.
Se. Kgl. Maj. von Pohlen.

Bey dieſem groſſen Wirth in Dienſte ſich begeben,
Iſt ſüſſer, als in Freyheit leben.
Pracht, Anſtalt, Ueberfluß und Ordnung fehlt hier nicht
Weil nichts in dieſem Hauß als Eigennutz gebricht.
Sein Hertz iſt ohne falſch und unverfälſcht ſein Wein,
Drum kehren gar bey ihm gekrönte Häupter ein.
Nicht wahr? das Sprichwort trifft recht zu bey dieſem Feſte:
So wie der Wirth, beſchert ihm Gott die Gäſte.

Wirthin.
Die Frau Fürſtin von Teſchen*).

Die ſo verſtändig iſt, die ſo wohl weiß zu leben,
Die weniger gewohnt, zu nehmen, als zu geben,
Und die man von Natur ſo gaſtfrey ſtets erblickt,
Hat ſich, vor andern, hier zur Wirthsfrau gut geſchickt
Es thut ihr auch der Wirth vergebens nicht die Ehr,
Sie kennen ſich nicht erſt von ehegeſtern her,
Drum werden ſie ſich auch zuſammen wohl vertragen;
Doch, was wird, wann er kommt, mein lieber Landsmann ſagen?

Das erſte Paar Schaffner.
Herr Oberhofmarſchall, Baron von Löwendal, Frau Coronzowa, Gräfin Branizka.

Der ſonſt gewohnt mit Ruhm vom Abend biß an Morgen
Für eines Königs Hof zu ſorgen,

---

*) Bekanntlich eine der frechſten unter den zahl- und zumeiſt auch ſchamloſen Maitreſſen Augusts des Starken, frühere Gräfin Lubomirska. S. Pöllnitz im Galanten Sachſen, p. 135 fgg. der (deutſchen) Ausgb. Frankf. a. M. 1736.

Wird heute gern, wie ich gedenke,
Dem Wirth zu Lieb, ein Schaffner in der Schenke
Die Schaffnerinn, die ſchon ſo reichlich angeſchafft,
Als unſer Adlerwirth eh krank bei ihr gelegen,
Die ihn ſo wohl gewuſt zu warten und zu pflegen,
Daß ihr ein jeder hier verbunden und verhafft,
Wird heut auch hier den Gäſten zeigen
Daß gute Lebensart und viel Verſtand ihr eigen,
So wie im erſten Blick ihr Angeſicht
Von ihrer Römiſchen und edlen Schönheit ſpricht u. ſ. w.

Intereſſant iſt auch die „Handwercks-Wirthſchaft," abgehalten bei dem berühmten Beſuch Friedrich Wilhelms I. von Preußen in Dresden, im Jahre 1730, der auch durch das Lager von Mühlberg (König's Ged. 188 sqq.) gefeiert ward und auf dem bekanntlich auch Friedrich der Große ſeinen Vater begleitete: ſ. bei Fr. Förſter: Fried. Wilh. I. König v. Preußen, I, 325 ſq.; Ged. von König, 505—539. Es treten darin alle nur möglichen Handwerker auf, paarweiſe, bis herab zum „Balbier" (p. 521) und zum „Feuermäuerkehrer" (p. 533); der Kurfürſt ſelbſt agirte als Kürſchner. — Die Canitz'ſchen Gedichte beziehen ſich ausſchließlich auf die Wirthſchaften des Brandenburger Hofes, über welche, wie im Allgemeinen über das Theaterweſen unter Friedr. Wilh. I. das vortreffliche Kapitel in dem Förſter'ſchen Buche, I, 299—318.

Zu pag. 133: Das Ballet. Einige der älteſten Ballete werden in Koch's Compendium ꝛc. angeführt, z. B. „Ballet welches die Herren Landtgrafen zu Heſſen Georg vnd Johann bey dem fürſtlichen Kindtaufen introduciret. Marburg 1639." Ferner David Schirmer's (ſ. Gerv. III, 271. 422) „Ballet von dem Paris und der Helena in Dresden auf dem Rieſenſaale gehalten, 1650." u. ſ. w. Vgl. Gerv. III, 160 ſqq. — Ueber die ungeheuren Koſten dieſer Ballete (die, wenn wir den überladenen, rohen Geſchmack des Zeitalters in Anſchlag bringen, wohl nicht einmal durch verhältnißmäßige wirkliche Pracht aufgewogen wurden) vgl. unter Anderm die Notiz aus einem Briefe Winckelmann's (Bd. IX, p. 28) bei Barthold, die geſchichtl. Perſönlichk. in Caſan. Mem. I, 212, wonach der Dresdner Hof noch kurz vor dem ſiebenj. Kriege 36000 Thaler für ein einziges Ballet vergeudete! Daß dergleichen auch früher (im XVI. Jahrhundert) nicht billiger geweſen, beweiſt die Notiz in Reichardt's Theaterkal. 1799, p. 36. Was für Summen mag nun erſt der Matador dieſer Vergnügungen, Auguſt der Starke, daran verſchwendet haben! —

Bei dieſer Gelegenheit, zum Schluß dieſer Anmerkungen, will ich auch über gewiſſe Aeußerlichkeiten des damaligen Theaters, wie Theaterſtunde, Eintrittpreis ꝛc. noch einige Notizen beifügen, welche, aus Schlager's oftgenanntem Buche entlehnt und alſo urſprünglich nur die Wiener Bühne betreffend, doch zugleich auch für die übrigen Theater eine, wenigſtens annähernde Giltigkeit haben werden.

In Wien fing das Theater bis gegen Ende des XVII. Jahrhunderts ſchon um vier Uhr an, halb bei Tages- halb bei Kerzenlicht, ſo daß es um ſechs, höchſtens ſieben Uhr beendigt ſein konnte: eine Einrichtung, welche der derzeitige Mangel an öffentlicher Beleuchtung nothwendig machte und die deshalb auch obrigkeitlich verordnet war (Schlager, 246. 258). — Die Eintrittspreiſe waren obrigkeitlich feſtgeſetzt; ſie ſtiegen von einem Groſchen für einen Platz zu „ebner Erdt“ und zwei Groſchen auf den für „das adeliche Frauenzimmer und Cavalier zugerichten erhechten Pankhen und Bünen“ bis auf zwei und vier Groſchen, je nach den Theatern. Doch ſcheinen dieſe Preiſe bald erhöht zu ſein: ſchon 1658 zahlte man ſechs und zwölf Kreuzer, Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aber wurde eine ganze Loge ſogar ſchon mit einem Dukaten bezahlt. S. Schlager a. a. O. 246—248. 251. 252. Vgl. auch die unten mitzutheilenden Bruchſtücke von Theaterzetteln ꝛc. — In Berlin, zur Zeit Friedr. Wilh. I. koſtete „der Premier-Platz 8 Gr., auf den andern Platz 6 Gr., auf den dritten 4 Gr. und auf den letzten 2 Gr. Der Anfang iſt präciſe um 5 Uhr.“ Siehe Förſter a. a. O. 313. —

Fünfte Vorleſung.

Die Volkskomödie; der Hanswurſt. Haupt- und Staatsactionen; Hanswurſtkomödie. — Zuſtand der Schauſpielerwelt: wandernde Truppen; Veltheim, Stranitzky. Der Komödienſtreit. Puppentheater.

In dem neulichen Vortrage beſchäftigten wir uns mit der Geſchichte des deutſchen Theaters von Ende des ſechzehnten bis in das erſte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, während eines Zeitraumes alſo, den ich Ihnen ſchon früher als die Irr- und Wanderjahre der deutſchen Literatur, eine Epoche ausſchließlich formaler, conventioneller Bildung bezeichnet hatte. Dieſen allgemeinen Charakter der Zeit fanden wir nun auch in den beſondern Schickſalen des deutſchen Theaters beſtätigt. Wir begleiteten daſſelbe durch die verſchiedenen Kreiſe, welche es, analog der übrigen Entwicklung der Nation, in dem angegebenen Zeitraum durchlief; wir ſahen namentlich, wie zuerſt die Geiſtlichkeit, dann die Gelehrten, endlich die Höfe ſich des Theaters bemeiſterten; wir ſchloſſen zuletzt mit der Frage, was nun, dieſen abgeſonderten Kreiſen gegenüber, der ſchauluſtigen Menge des Publikums, der eigentlichen Maſſe des Volkes übrig blieb.

Zwar Sie wiſſen, wie es in jenem Zeitalter, dem Zeitalter der Karl Stuarte, der Ludwig der Vierzehnten, in Europa überhaupt, zumal aber in Deutſchland mit dem Volke ſtand. Jene nationale Bewegung, welche die kirchliche Reformation in Deutſchland begleitet und die auch hier einige kurze Augenblicke hindurch den Grund zu einem freien poli tiſchen Daſein, einem ſelbſtändig volksthümlichen Staatsleben zu legen verſprochen hatte, war längſt vorübergerauſcht; eine neue weltliche Herrſchaft, eine Souverainetät der Fürſten, in einem Umfange, wie man ſie ehemals kaum nur zu ahnen vermocht, hatte, in rieſenhaft beſchleunigtem Wachsthum, auf den Trümmern der gebrochenen geiſtlichen Herrſchaft ſich erhoben. Wie, meiner neulichen Darſtellung zufolge, die ganze Literatur, von allem volksthümlichen Inhalt entleert, ſich endlich in Hofdichtungen und Feſtſpiele verlief, ja wie unſre geſammte literariſche Entwicklung ſchließlich keinen anderen Zweck, kein höheres Ziel gehabt zu haben ſchien, als Hofdichter zu liefern für den Bedarf unſrer Könige: ſo auch praktiſch waren die Höfe, die Sitze fürſtlicher Macht und fürſtlichen Glanzes, zugleich die allgemeinen Ziele alles Drängens und Treibens, die wahren Brenn und Mittelpunkte aller Cultur, aller Bildung, aller künſtleriſchen Beſtrebungen geworden. Es hatte, mit Einem Worte, jene Zeit der Schmach und der Selbſterniedrigung begonnen, wo der für den treueſten Unterthan, den beſten Bürger galt, der ſich am Tiefſten vor der Macht zu beugen, am Geſchickteſten zu ſchmeicheln, am Demüthigſten anzubeten verſtand: — eine Zeit, die von da ab zum Mindeſten zwei Jahrhunderte hindurch auf dem deutſchen Volke gelaſtet, ſeine beſte Kraft gebrochen, ſein edelſtes Blut vergiftet hat, ja deren Reminiscenzen noch zu dieſer Stunde manch fürſtliches Haupt mit verlockendem Schmeichelhauch zu umſchweben ſcheinen. Die Fürſten waren Alles, das Volk nichts! ſie die Zähler, das Volk ewig nur die Nullen, eine weggeworfene, rechtloſe Maſſe, nur eben gut genug, mit dem Schweiß ſeiner Arbeit den Glanz jener fürſtlichen Exiſtenzen zu bezahlen oder ſich verkaufen oder todtſchießen zu laſſen im Dienſt einer Politik, die wiederum keinen andern Zweck, keinen anderen Inhalt hatte, als einzig und allein das Intereſſe der Regierenden — und das Alles, wohlgemerkt, „von Gottes Gnaden!“

Wie, unter dieſen Umſtänden, hätte das Volk dazu gelangen ſollen, ſich eine eigene Literatur, geſchweige denn eine eigene Bühne zu ſchaffen? In dieſen geknechteten, unfreien Herzen, wie wäre es möglich geweſen, daß der Baum der Bildung Wurzel geſchlagen? In dieſer gedrückten, ſchwülen Atmoſphäre, in der Dunkelheit dieſes Sklavenſtandes, wie hätte ſie ſich hier jemals entfalten mögen, die lichtgewöhnte, die Blüthe der Dichtung und der Kunſt?!

Auch in der Literatur hatte der höfiſche Einfluß, befördert und verbreitet durch dienſtfertige Gelehrte, die gern für ein fürſtliches Diplom, einen Orden, einen Titel, alle Wahrheit der Wiſſenſchaft, alle Würde der Kunſt preisgaben — auch in der Literatur, ſage ich, hatte der höfiſche Einfluß alle anderen Richtungen überwunden und bei Seite gedrängt. Statt jener alten treuherzigen Volksbücher und Schwänke, die ehemals, ein klarer Spiegel ſeines eigenen Daſeins, unſer Volk erfreut und unterhalten hatten, verſenkte man ſich jetzt, in unterthänigſter Neubegier, in dickleibige Hof- und Staatsgeſchichten, vielbändige Romane, die unter grillenhafter Verhüllung allerhand fürſtliche Abenteuer, hohe und höchſte Liebesgeſchichten, höfiſche Intriguen und dergleichen wichtigſte Dinge mehr zu Markte brachten; ſtatt jener ſüßen Melodieen des Volksgeſangs, jener köſtlichen Lieder, die ehemals von Dorf zu Dorf, von Landſchaft zu Landſchaft die deutſchen Grenzen erfüllt hatten, trillerte man jetzt Arien und welſche Melodieen, wie ſie bei Hofe Mode waren. — Was namentlich das Theater angeht, ſo habe ich Sie bereits am Schluß meines neulichen Vortrages darauf aufmerkſam gemacht, wie die beſondern höfiſchen Formen deſſelben, das allegoriſche Feſtſpiel, die Oper ꝛc. ſich keineswegs auf die Höfe und deren nächſte Nachbarſchaft allein beſchränkten, ſondern wie ſie weit darüber hinaus auch die bürgerlichen Theater, die Theater der Reichs- und Handelsſtädte, überwucherten, und wie endlich ſogar in der Oper und deren allgemeinſter Verbreitung faſt alle anderen Gattungen der damaligen dramatiſchen Literatur zu Grunde gingen.

Was Wunder denn, daß auch die große Maſſe des Volks dieſem allgemeinen Zuge des höfiſchen Lebens zu folgen anfing? daß auch ſie, unfähig, ſich eine eigene Bühne zu ſchaffen, vielmehr ſich nährte (daß ich ſo ſagen darf) von dem Abfall der höfiſchen Theater? daß auch ſie, vergeſſend jene einfachen, jene ungeſchickten, aber lebenswahren, aber volksthümlichen Gebilde, mit denen ehemals Hans Sachs ſeine Zeitgenoſſen beluſtigt hatte, gleichfalls lüſtern ward nach dem Schwulſt der Tragödien, nach dem Prunk großartiger Feſtſpiele, nach der üppigen Pracht der Opern und Ballete und dem ganzen übrigen Spektakel, der damals bereits die Höfe der Fürſten, die Städte der Bürger erfüllte?

Und ſo iſt in der That die Volksbühne des ſiebzehnten, bis tief in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, nichts Anderes, als die carrikirte, gleichſam die ins Grobe überſetzte höfiſch-gelehrte Bühne: ein Wechſelbalg, möchte man ſagen, eine phantaſtiſche Unform, zuſammengeſetzt aus den Trümmern ehemaliger hochtrabender Tragödien, prächtiger Opern, glänzender Ballete, eine Armenſuppe, zuſammengebraut aus dem Abfall fürſtlicher Tafeln, den Ueberreſten vornehmer Vergnügungen —: eine Hütte ſtatt der goldverzierten Bühne, ein Stall ſtatt eines Opernhauſes, Goldpapier ſtatt ächter Treſſen, kreiſchende Trunkenbolde ſtatt kunſtfertiger Sänger, ja Puppen endlich und hölzerne Maſchinen ſtatt lebendiger Darſteller: aber immer doch in beiden derſelbe Inhalt — oder richtiger, dieſelbe Inhaltloſigkeit!

Allein daß ich nicht zu viel behaupte: zwar keine eigene dramatiſche Gattung vermochte das Volk ſich zu ſchaffen, es vermochte nicht, dem Theater der Geiſtlichen, der Gelehrten, der Höfe eine eigene unabhängige Bühne des Volkes zur Seite oder gar gegenüber zu ſtellen: aber ſo erſchuf es ſich wenigſtens eine eigene dramatiſche Figur, ſo brachte es eine Maske wenigſtens zu Stande, in welche, aus allen andern Poſitionen vertrieben, das volksthümliche Bewußtſein, wie in eine letzte, ſicherſte Schanze, ſich rettete. Sie errathen, wen ich meine: die komiſche Figur des deutſchen Theaters, den Hanswurſt.

Es iſt viel hin und her geſchrieben und geſtritten worden über den Urſprung dieſer komiſchen Figur. Man hat ihre deutſche Herkunft verdächtigt und ſie bald den Italienern zugeſchrieben, bald auch jenen wandernden engliſchen Komödianten, von denen in einer früheren Vorleſung die Rede geweſen. Allein abgeſehen, daß ſchon in den älteſten geiſtlichen Spielen, in den Myſterien ſelbſt, ganz beſtimmte und unzweideutige Anfänge einer komiſchen Perſon, eines privilegirten, ausdrücklichen Poſſenreißers ſich vorfinden, abgeſehen ferner davon, daß ſchon aus dem Jahre 1553, aus einer Zeit alſo, wo weder ſchon an jene engliſchen Komödianten, noch an irgend eine nachweisbare, thatſächliche Einwirkung der italieniſchen auf die deutſchen Bühne gedacht werden kann, eine Komödie des Peter Propſt erhalten iſt, in welcher bereits der Namen des Hanswurſt vorkommt, ein Name bekanntlich, der zuerſt von Luther in die Schriftſprache eingeführt worden iſt — abgeſehen von dieſen und ähnlichen beſtimmten und offenkundigen Thatſachen, ſo dünken mich dieſe komiſchen Masken überhaupt viel zu eng verwachſen mit dem Charakter und der ſpeciellen Geſchichte der Nation, welcher ſie gerade angehören, als daß überhaupt jemals ein Volk von dem andern dergleichen Figuren hätte entlehnen können — oder auch nur entlehnen mögen.

Verſtehen Sie mich recht: ich ſtelle nicht in Abrede, daß, nachdem dieſe Figuren einmal vorhanden waren, mit den übrigen wechſelſeitigen Berührungen der verſchiedenen Nationalitäten nicht auch dieſe komiſchen Masken ſich berührt und, in Dieſem oder Jenem, auf einander eingewirkt, dieſen oder jenen Zug, eine Tracht, eine Manier, ſelbſt einen Namen von einander entlehnt haben werden. Was ich behaupte, iſt nur dies, daß dieſelben überall, bei den verſchiedenartigſten Völkerſchaften, ſelbſtändig, je nach dem Charakter des Volkes, entſtanden ſind, ſogar daß ſie, unter Einwirkung gewiſſer gleichartiger Umſtände, als eine nothwendige Seite des Volkslebens ſelbſt, auch überall mit Nothwendigkeit entſtehen mußten. Weiſe und Gelehrte mochte eine Nation der andern borgen ſowohl wie abborgen: ihre Narren dagegen mußte jede ſich ſelbſt erzeugen.

Der wahre Grund der ganzen Erſcheinung aber ſcheint mir dieſer zu ſein.

Ueberall und zu allen Zeiten iſt der Witz die letzte, ohnmächtige Waffe unterdrückter Perſonen wie Völker geweſen: es ſoll in Megara geweſen ſein, unter einer Bevölkerung, welche die alten Athener ungefähr ebenſo behandelten, wie die Spartaner ihre Heloten, unter einer Bevölkerung alſo von Sclaven und Knechten, wo die Komödie überhaupt ihren Urſprung genommen. In der Negation des Witzes ſtellt ſich das gedrückte Bewußtſein gleichſam wieder her: es iſt eine ideelle Befreiung, wo die praktiſche, thatſächliche unmöglich iſt. Ich kann meinen Gegner nicht factiſch vernichten: wohlan, ſo mach' ich einen Witz über ihn, ich lache ihn aus, ich ſtelle durch den Sieg des Gedankens meine Freiheit theoretiſcher Weiſe vor mir ſelbſt wieder her.

Denn wohl zu merken: es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen der einzelnen komiſchen Perſon und der Geſammtheit des komiſchen Kunſtwerks, zwiſchen einzelnen Witzen und Späßen und dem großen Ganzen einer in ſich fertigen humoriſtiſchen Weltanſchauung. Dieſe allerdings kann, wie alles wahrhaft Edle und Werthvolle, nur in der gereinigten Luft der Freiheit gedeihen, nur aus dem Grunde eines freien, ſelbſtändigen Volkslebens vermag auch die köſtliche Frucht des komiſchen Kunſtwerks empor zu wachſen. Die Schmarotzerpflanze dagegen des bloßen Witzes, die ſpaßhaften Frechheiten des Hanswurſt werden ſich ſogar mit Vorliebe an kranke, innerlich zerſtörte Organismen anheften: gleichwie der faulſte Sumpf, die giftigſte Atmoſphäre die bunteſten Pilze zu erzeugen pflegt.

Solche Expectorationen des gedrückten Volksbewußtſeins, das ſich eben in ihnen ideeller Weiſe wieder herſtellt und befreit, ſind nun auch dieſe komiſchen Masken. Dieſelben treten daher auch überall da erſt auf, wo ein großer Bruch, ein jäher Zwieſpalt in das Volksbewußtſein gekommen iſt, wo mit Einem Worte, das Volk ſich von ſich ſelbſt entfremdet fühlt, wo es ſich einer Staatsverfaſſung, einer Bildung, einer Literatur gegenüber ſieht, an der es ſelbſt keinen Antheil hat, die nicht ſein eigen iſt, die es nicht kennt, nicht begreift, nicht innerlich beſitzt, von der es vielmehr, als von einem Fremden, äußerlich Auferlegtem, beängſtigt und verdroſſen wird.

Vergleichen Sie, um Sich dies Verhältniß noch deutlicher zu machen, die komiſchen Figuren der alten Welt. Die antike Welt, die Welt der Griechen, als welche jenen Bruch des Bewußtſeins nicht kennt, in der vielmehr der Staat, die Kunſt, die Religion ꝛc. jederzeit nur der reine, unverkümmerte Ausdruck des allgemeinen Bewußtſeins waren, kannte eben deshalb auch jene abſtracten komiſchen Figuren, jene allgemeinen Witz- und Spaßmacher, jene Harlekine und Hanswurſte der modernen Welt gleichfalls nicht. Vielmehr die komiſchen Figuren der alten Welt ruhen auf der Grundlage der concreten Verhältniſſe, es ſind wirkliche, erfüllte Charaktere, welche die poſitiven Zuſtände der Geſellſchaft, des

Staates u. ſ. w. wiederſpiegeln und deren jede daher auch ein eigenes, individuelles, ein beſtimmtes perſönliches Daſein behauptet. Erſt wie das antike Leben ſelbſt hinwelkt, wie der Widerſpruch der Reflexion die großartige compacte Einheit des antiken Bewußtſeins allmälig zerſetzt, wie (um es kurz zu ſagen) die alte Welt von ſich ſelbſt abfällt, ſich ſelbſt verloren geht: da erſt, mit der Blüthe des übrigen Lebens, ſchwinden auch die concreten komiſchen Figuren der alten Bühne, die Strepſiades, die Kleon, die Lamachos, zu ſtereotypen Vormündern, Schmarotzern, Sklaven zuſammen; die Carrikatur wird zur Abſtraction, die komiſche Perſönlichkeit zur komiſchen Maske —: wiewohl auch dieſe noch immer einen Vorzug gegen die Hanswurſte der Neueren behält, darin, daß jene, die Figuren der Alten, wenigſtens immer noch die reale Grundlage eines beſtimmten Standes, einer poſitiven Wirklichkeit unter ſich hatten, die modernen Hanswurſte dagegen nichts ſind als Narren, Narren an ſich, völlige, abſtracte, inhaltloſe Narren.

Auch dies verdient beachtet zu werden und iſt daher mit Recht auch von einigen Schriftſtellern bereits hervorgehoben worden, daß der Name dieſer komiſchen Perſon bei den Modernen (denn die Alten, wie ſie die Sache nicht hatten, ſo hatten ſie auch keinen eigentlichen Namen dafür) durchgängig von irgend einer nationalen Speiſe, einem Lieblingsgericht des gemeinen Volkes entnommen iſt. So haben die Italiener ihren Signor Maccaroni, die Engländer ihren Jack Pudding, die Franzoſen ihren Jean Potage: ſo haben wir Deutſche ſelbſt, neben dem Hanswurſt, einen Hans Pickelhäring, Hans Knappkäſe u. ſ. w. Es iſt alſo das allergemeinſte, das urſprünglichſte, derbſte, realſte Bewußtſein, das ſich in dieſen Figuren verkörpert: ein Bewußtſein, ſo allgemein, ſo urſprünglich, zugleich ſo roh, wie der Trieb der Nahrung, die Luſt an jenen derben, volksthümlichen Speiſen, deren Namen ſie führen. — Der Conflict nun dieſes allgemeinſten, unmittelbarſten Bewußtſeins, im Gegenſatz zu den fremden, unverſtandenen, ſo zu ſagen unverdaulichen Elementen eines complicirteren Zuſtandes, einer ausſchließlichen, feineren Bildung, iſt die wahre Quelle, ihn durch fröhliches Gelächter zu löſen, ſich durch Spott und Witzworte an ihm gleichſam zu rächen, der Zweck und die Aufgabe dieſer komiſchen Figuren.

Eine ſolche Zeit nun aber der Spaltung und der nationalen Entfremdung war auch jene Epoche, mit welcher wir uns hier beſchäftigen: und iſt es daher dem Charakter dieſes Zeitraumes vollkommen angemeſſen, daß der Hanswurſt, gleichſam ein umgekehrter Chor der Tragödie, daſſelbe durch ſeinen ganzen Verlauf treulich begleitet. Er tritt, wie erwähnt, und von allen vorläufigen Erſcheinungen abzuſehen, bereits in den funfziger Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts auf, in dem früheſten Anfang alſo unſrer Epoche: ſeine Vertreibung von der Bühne durch Gottſched im Jahre 1737 fällt mit dem Schluß derſelben zuſammen, ja man kann behaupten: ſie iſt dieſer Schluß ſelbſt. — Während dieſer ganzen zweihundertjährigen Epoche giebt es, mit alleiniger Ausnahme des ſtrenggelehrten Dramas, das überall viel zu vornehm war und ſich viel zu ängſtlich an das Muſter der Alten anſchloß, um auch nur einen leiſeſten Widerſchein, einen dünnſten Hauch volksthümlichen Bewußtſeins in ſich aufzunehmen — es giebt, ſage ich, während dieſer ganzen Epoche kaum Ein Stück, in dem wir dem Hanswurſt nicht begegneten. Konnte das Volk zu keiner offenbaren Anerkennung gelangen, konnte es ſich keine eigne künſtleriſche Gattung erſchaffen, mußte es zufrieden ſein mit den Broſamen vom Tiſche der Reichen, nun gut: ſo wollte es doch wenigſtens in der Maske des Narren überall dabei ſein, es machte, in den ſpaßhaften Einfällen, den Brutalitäten und Tölpeleien des Hanswurſt, überall gleichſam ſeine Fauſt in der Taſche, es legte Proteſt ein gegen die fremde gelehrte Bildung, die unnatürliche höfiſche Sitte, die gefliſſentliche Verſchrobenheit des geſammten geſelligen Lebens — und ſollt' es nur durch ein Schimpfwort, eine Unfläterei, eine Zote ſein, die es, voll komiſchen Uebermuthes, hineinwarf in den Pomp der Tragödie, die zierlich gedrechſelten Redensarten des höfiſchen Spieles, ſogar in die Cadenzen und Triller der Oper. —

Selbſt wo wir ihn am Wenigſten vermuthen möchten, in den geiſtlichen Spielen unſrer Prediger und Schulmeiſter, in der Verarbeitung bibliſcher Stoffe, war der Hanswurſt keineswegs ein völlig ungeſehner Gaſt. Noch im Jahre 1692 wurde in Berlin die Geſchichte vom verlorenen Sohne dargeſtellt, alſo doch gewiß ein erbaulicher, geiſtlicher Stoff. Nichts deſtoweniger war auch hier Hanswurſt die Hauptperſon:

er prügelte ſich im zweiten Akt mit einem Heiligen und zwei Teufeln dermaßen umher und verübte dabei ſo viel anſtößige Redensarten und leichtfertige Witze, daß (wie die Geſchichtſchreiber anzumerken nicht verſäumt) der anweſende Hof ſich, voll hoher Indignation, noch vor dem Schluſſe des Stückes entfernte.

Und doch, wie bereits erwähnt, war der lockere Burſche auch von den Feſtverſammlungen der Höfe ſchon keineswegs mehr ausgeſchloſſen. Namentlich in jenen Wirthſchaften, von denen ich Ihnen neulich erzählt und die, wie Sie Sich entſinnen werden, in der Regel von den fürſtlichen Perſonen und deren nächſter Umgebung ſelbſt dargeſtellt wurden, kommt beinahe durchgängig auch ein Hanswurſt vor — maskirt zwar, unter dem Namen des „Scheerenſchleifers“; aber immerhin doch ein Hanswurſt.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir die manigfachen Metamorphoſen dieſer komiſchen Maske, beſonders ſeitdem das Muſter der Italiener wie auch der Franzoſen, darauf einzuwirken anfing, hier des Näheren verfolgen wollten. Auch bedarf es deſſen um ſo weniger, als der Hanswurſt in der That, trotz aller äußerlichen Veränderungen, Zuſätze und Erweiterungen, dennoch eine innerliche Entwicklung, eine eigentliche künſtleriſche Geſtaltung und Ausbildung niemals gewonnen hat. Vielmehr als eine bloße Abſtraction, eine herkömmliche, überlieferte Maske, ſteht er meiſtens ganz außer dem Organismus des Stückes; ſo weit ſogar daß ſeine Rolle in der Regel, vorzüglich in ſpäterer Zeit, vom Dichter gar nicht ausgeführt, ſondern nur in allgemeinſten Umriſſen angedeutet ward; die Ausführung ſelbſt blieb dann der Stimmung des Augenblicks, dem Talent des Darſtellers, oft auch nur ſeiner Unverſchämtheit und Frechheit überlaſſen.

Aus der Combination dieſer beiden an ſich ſo widerſprechenden Elemente nun, dem volksthümlichen Bewußtſein in Form der abſtracten komiſchen Figur und der Nachäffung der höfiſchen Spiele, ſpeciell jener großen hiſtoriſch politiſchen Allegorieen und Feſtſtücke, ſowie jener ſtelzfüßigen, blutdürſtigen gelehrten Tragödien, von denen früher die Rede geweſen, entſtand jene barocke, zwitterhafte Gattung, welche ich Ihnen bereits am Schluß meines neulichen Vortrages als diejenige angekündigt, in deren koloſſaler Formloſigkeit, wie in einem verzehrenden, wogenden Strudel, alle übrigen Gattungen ſich auflöſen, die wir aber zugleich, inſofern nämlich in dieſem Zeitalter von einer Volksbühne überhaupt geſprochen werden kann, in der That als das wahrhafte Volksſchauſpiel, das eigentliche populäre Drama dieſer Epoche zu betrachten haben. Es ſind dies die ſogenannten Haupt- und Staatsactionen: eine Gattung, von der bis auf die heutige Stunde viel die Rede zu ſein pflegt, ſogar deren Name zum Sprichwort geworden iſt — und über die es doch bis vor kürzeſter Friſt ſchwer, wenn nicht gar unmöglich hielt, ein zuverläſſiges, auf eigene Kenntniß gegründetes Urtheil zu fällen.

Die Haupt- und Staatsactionen nämlich, um dies gleich voraus zu ſchicken, ſind niemals zu der Ehre eines eigentlichen literariſchen Daſeins gelangt; die Literatur, in ihrer gelehrten Abgeſchloſſenheit, hielt ſich viel zu vornehm, dieſen entarteten, mißgeſtalten Kindern des Volks, dieſen Wechſelbälgen der Kunſt Eintritt in ihre geheiligten Grenzen zu verſtatten. Eigenthum einzelner fahrender Truppen, von Mund zu Mund forterbend, in ewig wechſelnder, flüſſiger Geſtalt, ſind ſie vermuthlich nur dem geringſten Theile nach aufgeſchrieben, niemals aber in Druck gegeben worden; das Publikum, für das ſie beſtimmt waren, las nicht, es ſchaute nur. Unſre Kenntniß von ihnen beſchränkte ſich daher, ſeitdem ſie ſelbſt unter uns ausgeſtorben, lediglich auf wenig vereinzelte, zufällige Schilderungen, die wohl hie und da zu allerhand Hypotheſen und Folgerungen aufforderten, zu einem beſtimmten, nachweisbaren Reſultat, einer abſchließenden Kenntniß jedoch nicht zureichten. Erſt in den allerletzten Jahren iſt es der Sorgfalt einiger gelehrten Forſcher gelungen, nicht nur eine ziemlich bedeutende Menge dahingehöriger Titel, Scenarien und Fragmente, ſondern auch einige vollſtändige Stücke zu entdecken, und auf dieſe Art eine genügende hiſtoriſche Grundlage zu ſchließlicher Beurtheilung der ganzen Erſcheinung herzuſtellen. — Was ſich daraus für die Gattung im Allgemeinen abnehmen läßt, dürfte der Hauptſache nach Folgendes ſein.

Das erſte Erforderniß einer Haupt- und Staatsaction war, daß die darin auftretenden Perſonen alle vom erſten Rang, Kaiſer, Könige und Fürſten, zum Wenigſten berühmte Helden, Tyrannen oder dergleichen, ja wenn gar nichts verfing, ſo doch zum Allermindeſten berühmte Verbrecher, auf jeden Fall alſo diſtinguirte, denkwürdige Perſonen waren. Es ging hier wie überall in Deutſchland: was von der geplünderten Freiheit noch ja etwa übrig geblieben war, das letzte, armſelige Reſtchen von Eigenthum und Selbſtändigkeit, das gab das Volk ſelbſt preis; die geringe Gelegenheit, welche dieſe wandernde Bühne ihm bot, ſein eigenes Weſen vor ſich ſelbſt zu entfalten, volksthümliche Geſtalten, volksthümliche Verhältniſſe auf die Scene zu bringen — es fiel dem Volke nicht ein ſie zu benutzen. Ja ſo heruntergekommen war es, ſo abgenutzt, ſo überzeugt gleichſam von ſeiner eigenen Nichtsnutzigkeit, daß es ſich ſelbſt gar nicht mehr mochte, auch wo die Gelegenheit zu volksthümlicher Darſtellung geweſen wäre. Vielmehr, wie geſagt, das ganze Streben ging auch in dieſen Stücken aufwärts, in die Höhe, in die glänzenden Regionen der Höfe, des Glanzes und des Ruhmes. Es war, als ob das Volk, ausgeſchloſſen im Uebrigen von aller Gemeinſchaft mit den Großen der Erde, dieſelben zum Wenigſten auf den Brettern hätte erblicken wollen; wenigſtens von der Bühne her ſollte dieſe blendende Welt des Hoflebens, die in der Wirklichkeit ſo eng abgegrenzt war, ſich ſeinen neugierigen Blicken erſchließen; hier wenigſtens, wenn nirgend anders, wollte man ſehen, wie Könige und Kaiſer mit einander verkehrten, wie Throne aufgebaut und geſtürzt, Reiche gegründet werden und zerfallen; das Gewebe politiſcher Begebenheiten, in das ſonſt kein kleinſter Blick verſtattet war, ſollte ſich hier wenigſtens in einem Spiegelbilde enthüllen, ſei es auch in einem verzerrten. — In dieſem Punkt war das Volk alſo völlig derſelben Meinung, wie die gelehrten Dichter, die es bekanntlich als einen beſonderen Grundſatz dramatiſcher Kunſt aufgeſtellt hatten und durch allerhand Parallelen und Vergleiche zu erweiſen ſuchten, daß die Tragödie, als die höchſte Gattung der Poeſie, ſich auch ausſchließlich nur mit höchſten und allerhöchſten Perſonen, mit Kaiſern und Königen, Helden und Eroberern zu beſchäftigen habe, ſogar daß, ſtreng genommen, eigentlich Niemand Tragödien ſchreiben dürfe, außer bloß fürſtliche Perſonen. —

Das Zweite ſodann und ebenſo unentbehrlich, wie dieſe höchſten Herrſchaften, war der Hanswurſt. Auch er durfte in keinem dieſer

Stücke fehlen. Vielmehr er iſt der eigentliche Held derſelben, ein König ohne Krone, ein Eroberer mit keinem andern Schwert, als mit dem Fuchsſchwanz und der Pritſche — und doch ohne ihn, ohne ſeine Späße, ſeine Schwänke, was wär' es geweſen mit den Andern, den ſogenannten, angeblichen Helden des Stückes! Hanswurſt und König, tragiſches Pathos und gemeinſte Kneipenwitze wirbeln in dieſen Stücken bunt durcheinander; ja wir dürfen annehmen, daß eben dieſer raſche Wechſel der Situationen, dieſer grelle Contraſt der Farben, dies fortwährende gegenſeitige Aufheben der beiden widerſprechenden Elemente einen Hauptreiz dieſer Gattung, ihre eigentliche feſſelnde Macht gebildet haben. Das Volk (ſo ſcheint es) fühlte ſich erhoben und befriedigt, daß zum Wenigſten ſein Schattenriß, der Hanswurſt, dieſe Quinteſſenz derbſter, volksthümlicher Natur, auf ſo vertraulichem Fuße verkehren und auf denſelben Brettern, in derſelben Scene, ja Arm in Arm auftreten durfte mit den allerhöchſten Häuptern der heidniſchen und chriſtlichen Welt. Es war doch eine Gemeinſchaft, wenn auch nur eine Gemeinſchaft durch Vertretung — und der Vertreter war der Narr.

Die Handlung ſelbſt betreffend, ſo mußte dieſelbe allemal eine große, ernſte, heldenmäßige ſein. Sie beſtand durchgängig aus zwei Theilen: der eigentlichen Handlung, der wahren dramatiſchen Fabel des Stücks — und einer decorativen Beigabe, einem Nach- oder Zwiſchenſpiel, in welchem allerhand opern- und balletartige Zuthaten: allegoriſche Figuren, langgeſchnörkelte Arien, künſtlich geordnete Chöre, Tänze und Feſtzüge, Illuminationen, Feuerwerke und dergleichen mehr, in erwünſchter Mannigfaltigkeit zuſammengeſtellt wurden: ſo daß alſo jene Vermiſchung ſämmtlicher dramatiſcher Gattungen, deren ich früher, als einer Eigenthümlichkeit der Staatsactionen, gedacht, ſich ſogar auch äußerlich erfüllte und das bekannte horaziſche Desinit in piscem hier, in dieſer aberwitzigen Mißgeburt von Trauerſpiel und Poſſe, Ballet und Oper, ſogar noch überboten ward. —

Die Stoffe waren theils den mehrerwähnten höfiſchen Romanen und Liebesgeſchichten, theils der wirklichen Hiſtorie entlehnt, ſowohl der antiken als der modernen, der fremden nicht weniger als der einheimiſchen. So hatte man neben einer Baniſe, einem Chaumigrem, einem

Balacin (Figuren ſämmtlich aus dem bekannten Roman des Herrn von Ziegler: die aſiatiſche Baniſe) — man hatte daneben, ſage ich, eine Ariadne, einen Tarquinius Superbus, einen Kaiſer Gordianus, einen Tamerlan, einen Ottokar von Böhmen; aber auch eine Maria Stuart, einen Grafen Eſſex, einen Cromwell u. ſ. w. Selbſt auch die allerfriſcheſte Tagesgeſchichte blieb nicht unbenutzt. Kaum daß Karl der Zwölfte von Schweden vor den Wällen von Friedrichshall auf eine geheimnißvolle Weiſe ſein Leben gelaſſen, als auch ſchon die Haupt- und Staatsaction ſeiner heldenhaften Geſtalt, ſeines tragiſchen, räthſelhaften Ausgangs ſich ſofort bemächtigte. — Menzikoff, der bekannte ruſſiſche Miniſter, war noch am Leben, als bereits in Deutſchland und namentlich in Berlin eine Haupt- und Staatsaction gegeben ward, merkwürdig ſowohl durch ihren Titel, der, in ſeiner charakteriſtiſchen Ausführlichkeit, ſchon an und für ſich als Schilderung dieſer Gattung dienen kann, als beſonders auch durch ihre Schickſale. — Dieſer Titel lautete: „Sehenswerthe, ganz neu elaborirte Haupt- Aktion, genannt die remarquable Glücks- und Unglücksprobe des Alexis Danielowitz Fürſten von Menzikopff, eines großen favorirten Kabinetsminiſters und Generalen Petri des Erſten, Zaaren von Moskau, glorwürdigen Andenkens, nunmehr aber von den höchſten Stufen ſeiner erlangten Hoheit bis in die tiefſten Abgründe des Unglücks geſtoſſenen veritablen Beliſarii, mit Hannswurſt, einem luſtigen Paſtetenjungen, auch Schnirrfar und kurzweiligen Wildſchützen in Sibirien" u. ſ. w. — Dies Stück, wie erwähnt, ſollte in Berlin aufgeführt werden, und noch dazu bloß mit Puppen, von „Titus Maas, Baden-Durlachiſchem Hofkomödianten." Allein ſchon damals, ſchon im Jahre 1731, unter dem Regiment des übrigens ſo derben, ſo rückſichtsloſen Friedrich Wilhelm des Erſten, nahm der Berliner Hof ſo viel zärtlich vorſorgliche Rückſicht auf den nordiſchen Freund und Nachbarn, daß die Aufführung des „Menzikopff" als unſtatthaft verboten ward. Es iſt dies das erſte Stück, welches in Preußen verboten, — wenigſtens das erſte, das aus politiſchen Rückſichten verboten worden iſt; und dünkte mich daſſelbe ſchon um dieſer Urſache willen einer ausführlichern Erwähnung nicht unwerth. Welches das letzte ſein wird, das iſt freilich eine andere Frage. — —

Endlich um auch die Sprache der Haupt- und Staatsactionen nicht unberührt zu laſſen, ſo zeigten ſich auch in dieſer die zwieſpältigen Elemente ihres Urſprungs. Auf der einen Seite, in den komiſchen Scenen des Hanswurſt, welche dem bei Weitem größeren Theile nach improviſirt wurden, die alleräußerſte Trivialität, die allergemeinſte, gröbſte, ja ſchmutzigſte Natur; auf der andern, in den ernſthaften Partieen des Stücks, den Reden der Helden und Könige, der Prinzen und Prinzeſſinnen, der allerungeheuerſte Schwulſt und Pomp, die gezierteſte Schönrednerei, der geblümteſte Unſinn. Alle dieſe Helden waren bei Lohenſtein und ſeinen Freunden in die Schule gegangen; die unnatürlichſten Bilder, die froſtigſten Allegorieen, die halsbrechendſten Metaphern waren, ſo zu ſagen, ihr tägliches Brod, ihre gewöhnliche bürgerliche Nahrung.

Sehr begreiflich ſtand es mit den Charakteren, den Situationen, der geſammten dramatiſchen Anordnung um nichts beſſer. Auch hier war von der Einfachheit der Natur, dem keuſchen Schmuck der Wahrheit keine Rede; auch hier waren die ſtärkſten Effecte die liebſten, die craſſeſten, unwahrſcheinlichſten Situationen, die handgreiflichſten Uebertreibungen am Willkommenſten. Das Publikum, das dieſe Stücke beſuchte, brachte dicke Nerven mit; ſie wollten nicht leiſe gekitzelt, derb geſtriegelt wollten ſie ſein; mit Deckfarben mußte malen, in gewaltigen, derben Strichen, wer ihren Beifall erlangen wollte.

Wiewohl die Wahrheit zu ſagen, ſo beſchränkten die Haupt- und Staatsactionen ſich keineswegs auf dies niedrigſte, gewöhnlichſte Publikum allein. Wie ſchon der Hanswurſt Zutritt gefunden zu den Höfen der Fürſten, in die Luſtbarkeiten und Feſtverſammlungen der Großen, ſo folgte ihm bald auch die Haupt- und Staatsaction ſelbſt, die höfiſchen Spiele wurden immer plebejer, die Tragödie immer überſchwänglicher, zugleich vermiſchte ſie ſich immer mehr mit barocken, poſſenhaften Elementen: bis endlich, ungefähr ſeit dem zweiten Decennium des vorigen Jahrhunderts, die Haupt- und Staatsaction, vom König bis zum Bauer, alle Stände ſich unterworfen, alle andern theatraliſchen Gattungen vertrieben hatte, — mit alleiniger Ausnahme der Oper. Ja das gemeine komiſche Element gewann endlich dermaßen die Ueberhand, daß es den geſammten übrigen Inhalt der Stücke beherrſchte und verdrängte. Hanswurſt, nicht zufrieden mehr, bloß der Schatten des Helden, ſein umgekehrtes Spiegelbild zu ſein, ſchwang ſich zum unmittelbaren, eigentlichen Helden des Stückes ſelbſt empor; auf ſeine Schultern (und an Schläge gewöhnt waren ſie) wurden jene gewaltigen Ereigniſſe, jene grauſigen Schickſale, jene Schlachten und Kriege gepackt, welche ſich bis dahin um den Tyrannenagenten oder Heldenſpieler gruppirt hatten. Hanswurſt wurde jetzt ſelbſt Kaiſer, König, Eroberer, Tyrann, Feldherr, Liebhaber u. ſ. w., die Haupt- und Staatsaction ſank noch eine Stufe tiefer: ſie wurde zur bloßen Hanswurſtkomödie.

Dahin alſo war es ſchließlich mit dem deutſchen Theater gekommen, dies die Frucht all jener Studien und Nachahmungen, jener Theorieen und Syſteme: die ganze Bühne hatte ſich aufgelöſt in Ein wüſtes, formloſes Chaos, eine trübe, wirbelnde Fluth, aus welcher man nichts mehr vernahm, als die Triller der Sänger, das Stampfen und Knirſchen der Helden- und Tyrannenſpieler, die pöbelhaften Witze des Hanswurſt.

Und doch wäre dies Bild von der Auflöſung unſrer Bühne, wie dieſelbe zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ſtattfand, nur ſehr unvollſtändig, wenn wir dabei den Zuſtand des damaligen Schauſpielerweſens, in welchem dieſe Zerrüttung und Auflöſung der dramatiſchen Literatur ſich praktiſch wiederholt, außer Acht laſſen wollten.

Der dreißigjährige Krieg, mit der allgemeinen Verarmung, dem Schrecken und Elend, das er in Deutſchland verbreitete, hatte, wie bereits früher bemerkt wurde, auch jenen fahrenden Schauſpielern, jenen wandernden Truppen, die ſeit Anfang des laufenden, vielleicht ſchon ſeit Ende des ſechzehnten Jahrhunderts in Deutſchland aufgetreten waren, ein ſo raſches wie klägliches Ende bereitet. Allenfalls nur die Höfe der Fürſten, mitten in dem allgemeinen Elend, mochten noch Zeit, Geld und Stimmung finden, ſich an ausländiſchen Sängern und Tänzern zu ergötzen. Städte und Landſchaften, Bürger und Bauern dagegen waren alle viel zu erſchöpft, viel zu ausgeſogen, viel zu bedrängt von der unmittelbaren Noth des Tages, als daß die wandernde Muſe bei ihnen auf Belohnung und Beifall hätte rechnen dürfen. — Daher erſt mit dem Schluß dieſes Krieges, erſt ſeit Mitte des Jahrhunderts, tauchen allmälig neue Geſellſchaften empor: Geſellſchaften ohne Zweifel von ſehr vagabondirendem, ſehr abenteuerlichem Charakter, wie zum Theil ſchon die ſeltſam bedeutungsvollen Namen ihrer Principale vermuthen laſſen. Da giebt es einen Elendſohn, Judenbart, Salzſieder, Schneider u. dgl. m. — Die bedeutendſte von ihnen und für die Theatergeſchichte von dauernder Wichtigkeit, als der eigentliche Stamm und Kern für die vorzüglichſten Truppen des achtzehnten Jahrhunderts und ſomit zum Theil auch für unſre ſpäteren ſtehenden Theater, iſt die des Magiſter Veltheim; bei ihr daher wollen Sie mir erlauben, einige Augenblicke zu verweilen.

Johann Veltheim, um 1650 zu Leipzig geboren, hatte gegen Ende der ſechziger Jahre die Univerſität ſeiner Vaterſtadt bezogen und in Folge deſſen an einigen theatraliſchen Darſtellungen, wie ſie damals, bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten, auf den Univerſitäten gegeben zu werden pflegten, Antheil genommen. Ob dieſe zufällige Veranlaſſung eine weitere Neigung für die Bühne bei ihm entzündet, ob irgend andere Lebensverhältniſſe auf ſeinen Entſchluß eingewirkt, genug: wenige Jahre darauf ſehen wir ihn an der Spitze einer wandernden Truppe, welche, nach dem Beiſpiel ihres Principals, ſich meiſt aus Studenten rekrutirte und bald durch ganz Deutſchland einen außerordentlichen Ruf gewann. Ihren vorzüglichſten Schauplatz hatte ſie in Nürnberg, Breslau, Berlin und Hamburg; namentlich an letzterem Orte, indem ſie den Grund legte zu dem Ruhm der Hamburger Bühne, eröffnete ſie gleichſam jene lange, immer wieder anknüpfende Reihe großer und glänzender Erinnerungen, welche, wie kein zweites, das Hamburger Theater umgeben und die ſogar noch heute, allen Bemühungen der neueſten Zeit zum Trotz, nicht völlig verloſchen ſind. Den weſentlichſten Antheil an dieſem Ruhm ſeiner Truppe hatte ohne Vergleich Veltheim ſelbſt, in ſeiner dreifachen Eigenſchaft als Principal, als Schauſpieler und als Theaterdichter. Veltheim, nach allen Anzeichen, war nicht bloß ein ſtudirter, er war auch (was viel mehr ſagen will) ein wirklich gebildeter, wirklich einſichtsvoller Mann. Er war, außer mit den alten, auch mit den vorzüglichſten modernen, namentlich der italieniſchen und der franzöſiſchen, Literatur vertraut; als erſter Ueberſetzer des Molière, iſt ihm auch in den Repertorien unſrer poetiſchen Literatur ein dauernder Platz geſichert. Sein nächſtes Augenmerk bei dieſen Uebertragungen war allerdings nicht die Literatur, vielmehr der praktiſche Nutzen und die Blüthe ſeiner eigenen Bühne geweſen, welche er namentlich auch mit franzöſiſchen, ſowie mit italieniſchen Muſtern bereicherte. Außerdem, wie er ſelbſt ein Mann von feinen Sitten und löblichem geſelligen Anſtand war, ſo wußte er dieſe noble, anſtändige Haltung auch auf die Mitglieder ſeiner Truppe zu übertragen, die ſich, allen Zeugniſſen zufolge, nicht nur durch künſtleriſches Talent, gute Auswahl der Stücke, ſtattliche Koſtüme ꝛc., ſondern auch durch Sittenſtrenge und ordentlichen Lebenswandel vor allen übrigen auszeichnete. Heutzutage mag es uns faſt komiſch vorkommen, dergleichen nur noch zu erwähnen. Daß zu jener Zeit indeſſen, bei der großen Verwilderung des damaligen Schauſpielerweſens, dieſe ſittliche Haltung der Veltheim'ſchen Truppe ſchon wirklich etwas bedeuten wollte, das ſehen wir unter Anderm aus der Aufnahme, welche ihr in den anſehnlichſten Städten unſers Vaterlandes zu Theil ward. Es wird verſichert, daß, wo ſie ſich einer Stadt näherte, um daſelbſt ihre Vorſtellungen zu eröffnen, der Magiſtrat ſelbſt ihr in feſtlichem Zuge entgegenging und ſie mit Geſchenken und Glückwünſchen feierlichſt einholte: ein ſehr greller Contraſt allerdings mit dem ſpäteren Verfahren, wo der wandernde Schauſpieler ſich, genau genommen, auf einem fortwährenden Schube, einem perpetuirlichen Polizeitransport befand und wo Komödianten, Studenten und — Bettler mit denſelben Strafen bedroht wurden. —

Alles zuſammengenommen, haben wir uns Veltheim und ſeine Bühne in Parallele zu denken mit der gemäßigteren Form des gelehrten Drama's, namentlich des Gryphius, mit dem er ungefähr gleichzeitig iſt und deſſen Stücke von der Veltheim'ſchen Truppe auch vielfach zur Aufführung gebracht wurden. Wie aber das gelehrte Drama ſich in der gemäßigten Form des Gryphius auf die Dauer nicht zu erhalten vermochte, vielmehr ausartete in die wüſten Zerrbilder des Lohenſtein und ſeiner Schule, endlich in die Formloſigkeit der Haupt- und Staatsactionen: ſo vermochten auch die wandernden Truppen jenen Höhepunkt des Veltheim'ſchen Dramas auf die Dauer gleichfalls nicht inne zu halten. — Veltheims Tod (um das Jahr 1704) ſcheint das Signal zu einer allgemeinen Auflöſung gegeben zu haben. Zwar verſuchte ſeine Wittwe noch einige Zeit das ererbte Anſehn aufrecht zu halten. Allein mit ſchlechteſtem Erfolg; die Truppe, durch häufigen Ortswechſel erſchöpft und zerſplittert, ſank täglich mehr und löſte ſich endlich völlig auf.

Und zwar zuerſt, wie nach unſrer obigen Darſtellung von dem Drama jener Zeit ſelbſt, den Haupt- und Staatsactionen, das komiſche Element ſich allmälig loslöſte und in Hanswurſtkomödien und Poſſenſpielen ſelbſtändig ausbildete: ſo auch von der Veltheim'ſchen Truppe löſte zuerſt das komiſche Element ſich ab, um ſich ſelbſtändig, auf eigene Hand, zu etabliren. Joſeph Anton Stranitzky, ſeiner Geburt nach ein Schleſier, nachdem er bis dahin bei der Veltheim'ſchen Truppe als Courtiſan, das iſt als Luſtigmacher, engagirt geweſen, verließ dieſelbe zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, um ſich nach Wien zu begeben, wo man ſeit langer Zeit, außer Jeſuiten- und andern geiſtlichen Komödien, nur italieniſche Opernbanden gehabt hatte. Stranitzky zuerſt wagte es, dieſen Beiden, den Jeſuiten und den Italienern, eine deutſche weltliche Bühne von einiger Bedeutung entgegenzuſetzen. Er ſelbſt, außer einem unerſchöpflichen, ſtets wirkſamen komiſchen Talent, beſaß, gleicher Weiſe wie Veltheim, eine nicht unbeträchtliche gelehrte Bildung; ſeine Schauſpieler bezog er meiſtens aus Wolffenbüttel, wo, wie Sie Sich erinnern wollen, die Schauſpielkunſt von alten Zeiten her eine vorzügliche Pflege gefunden hatte. — Mit dieſen Kräften nun, dem Anſtoß ſeines eigenen Talentes folgend, gründete er die extemporirte Poſſe, das eigentliche Hanswurſtſpiel, für welches Wien ſeitdem, bis in das letzte Drittel des Jahrhunderts der namhafteſte Sitz geblieben, ja deſſen Nachklänge es nicht ſchwer halten dürfte noch in der heutigen Wiener Localpoſſe nachzuweiſen.

Andere Truppen gingen ſogar über Deutſchland hinaus, nach Holland, Dänemark und Schweden. In Kopenhagen namentlich machte um das Jahr 1720 ein Herr von Quoten durch ſeine Haupt- und Staatsactionen, oder wie dieſelben in Dänemark ſchlechthin genannt wurden: Deutſche Komödien, ſich dermaßen berühmt, daß Holberg, der ſich eben zu jener Zeit bemühte, eine nationale däniſche Bühne zu ſchaffen, denſelben in ſeinen eignen Stücken verſchiedentlich auf die Scene brachte; ſogar eine ſeiner vorzüglichſten dramatiſchen Schöpfungen, der Ulyſſes von Ithacia, iſt ausdrücklich gegen Quoten und ſeine „tydſk Comedie“ gerichtet. — Eine andere, die Spiegelbergiſche Truppe, auch ein Ausläufer des Veltheim'ſchen Stammes, drang einſt im tiefſten Winter (1710) bis Gothland vor; ſie ſetzte mitten durch Schnee und Eis über den gefrornen Belt, wobei die Theaterdamen von der Kälte ſehr arg mitgenommen wurden. Eine von ihnen, eine Jungfer Denner (ein Name, der gleichfalls unter den Principalſchaften dieſer Zeit vorkommt), erfror die Füße dergeſtalt, daß ihr die Zehen abgelöſt werden mußten und ſie erſt im Auguſt des folgenden Jahres auf der Braunſchweiger Meſſe wieder ſpielen konnte — und auch da nur im Sitzen.

Aus derlei Anekdoten nun mögen Sie bereits ſchließen, unter welchem Zwange der Noth, der Armuth und Verwilderung die Mehrzahl dieſer Truppen ſtanden. In der That, mit Ausnahme Stranitzky's, der ſich in Wien bis an ſeinen Tod (1724) in allgemeinſtem Anſehn erhielt und es ſogar zu beträchtlichem Vermögen brachte, wird die Zeit von Veltheims Tode bis zum Auftreten der Neuberin, das heißt alſo etwa die drei erſten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts, durch eine Unzahl der armſeligſten, liederlichſten Banden bezeichnet. Alljährlich beinahe tauchen neue Principale auf, werden neue Namen genannt, um ebenſo ſchleunig, in Bankerot und Elend, wiederum zu verſchwinden. Ihre Menge ſelbſt, durch die übertriebene Concurrenz, ſowie namentlich durch die allzureiche Gelegenheit fortwährenden Wechſels, welche den Schauſpielern dadurch geboten ward, trug nur dazu bei, das Elend dieſer Truppen zu vergrößern, ihr Anſehn beim Publikum aber zu verringern. Durften wir in der Veltheimſchen Geſellſchaft ein Seitenſtück des gelehrten Dramas erkennen, ſo ſtellen ſich dagegen dieſe ſpäteren Banden, in ihrer formloſen Verwilderung, als ein getreues Abbild der Haupt- und Staatsactionen dar, welche auch, zuſammt den Hanswurſtſtücken, das Repertoir dieſer Bühnen bildeten. Von irgend einer gelehrten Vorkenntniß, einer künſtleriſchen Anlage oder Ausbildung war gar keine Rede mehr: jeder verdorbene Student, jeder leichtfertige

Vagabond, wenn alle andern Hilfsquellen verſiegt waren, hielt ſich doch noch immer für gut genug, den Theſpiskarren durch Deutſchland zu fahren. Von der Truppe eines gewiſſen Haßkarl wird berichtet, daß ſein Hauptdarſteller, der Tyrannen- und Heldenagent, ſich einſtmals in der Rolle des Kröſus dergeſtalt verfing, daß der Vorhang fünfundzwanzig Mal fallen mußte, ehe er ſich in ſeiner Rolle zurechtfinden konnte. — Eine andere ergötzliche Schilderung dieſer Banden, welche auf uns gekommen, enthält, wenn ſie auch nicht überall ganz wörtlich zu nehmen ſein ſollte, doch im Ganzen charakteriſtiſche Züge genug, um Ihnen dieſelbe hier mitzutheilen.

Die erſte Frage nämlich (wird erzählt), wenn ein neues Mitglied ſich bei einer derartigen Geſellſchaft um Aufnahme meldete, war, ob der Herr den Kommandoſtab führen könne. Eine ſeltſame Frage, nicht wahr? Aber doch, bei den eigenthümlichen Verhältniſſen der damaligen Bühne, nicht ſo ſeltſam, wenigſtens nicht ſo überflüſſig, wie ſie ſcheint. Erinnern wir uns nur, wie viel Könige, bei dem damaligen Repertoir, wie viel Feldherren, Helden, Anführer die Bretter bevölkerten! Da war, den Feldherrnſtab mit Würde und Anmuth führen zu können, mit Nachdruck in die Ferne winken, ihn mit Grazie in die Seite ſetzen u. dgl. m. — es war dies, ſage ich, unter den damaligen Umſtänden in der That kein gleichgiltiges oder unerhebliches Talent; das Schickſal eines Stückes, der glückliche Erfolg einer Darſtellung konnte damals ſo gut von dem Schwenken des Commandoſtabes abhängen, wie heutzutage vom Schwenken der Beine einer erſten Tänzerin oder dergleichen. Die zweite Frage ſodann war, — ob der Herr eines ſchwarzen Sammtbeinkleides mächtig ſei. Um dieſe Frage zu würdigen, müſſen Sie wiſſen, daß die ganze Garderobe dazumal der Regel nach aus nur zwei Koſtümen beſtand: einem einfachen bürgerlichen für die ordinären Rollen — und einem Gallakleid mit Treſſenrock, Sammthoſe, Perrücke und Degen; in dieſem wurden die Helden und Könige, ein Karl der Zwölfte, ein Cromwell, aber auch ein Tamerlan, ein Kröſus, ein Kaiſer Gordianus ꝛc. geſpielt. Nur jener gewöhnliche Anzug gehörte zum Inventar der Bühne und wurde von den Unternehmern geliefert; das Staats- und Heldenkoſtüm dagegen mußte jeder Haupt- oder Tyrannenagent ſelbſt beſitzen: ſo daß man alſo, wie heutigen Tages auf einen ſchönen Wuchs, ein ſchönes Auge, ein ſchönes Bein, ſo damals Gaſtreiſen machen konnte auf ein paar ſchwarze Sammthoſen.

Den Gipfel der Dürftigkeit, in künſtleriſcher wie materieller Hinſicht, unter allen Truppen jener Zeit, ſoll ein gewiſſer Reibehand erreicht haben. Seines Zeichens urſprünglich ein Schneider, ſoll er Anfangs mit Marionetten, ſpäter mit lebenden Acteurs umhergezogen ſein und überall einen ſo ganz erbärmlichen Geſchmack verbreitet haben, daß ſein Name geradezu ſprichwörtlich geworden iſt und man noch jetzt hie und da, um den äußerſten Verfall der Schauſpielkunſt zu bezeichnen, von einer Reibehand'ſchen Komödie zu ſprechen pflegt — und an manchem Orte, wo man nicht davon ſpricht, da könnte, ja ſollte man es doch. — Mit Reibehand wetteiferte Kuniger, der gleichzeitig mit Jenem im Lande umherzog und ſeinen Namen auf dieſelbe Weiſe unſterblich gemacht hat, wie er. Wer den Achilles beſingt, darf auch den Therſites nicht verſchweigen: und ſo hat die Geſchichte des Theaters wohl ein Recht, wenn nicht gar eine Pflicht, wie die Pfleger und Förderer, ſo auch diejenigen zu nennen, welche die Ehre der Bühne gemißhandelt haben — damals und ſpäter.

Zu dieſem äußerſten künſtleriſchen wie finanziellen Verfall nun kam ſeit Ausgang des ſiebzehnten Jahrhunderts, in immer ſteigendem Maße, ein ebenſo großer Verfall der geſelligen Stellung. Die erſte äußerliche Veranlaſſung dazu gab die Geiſtlichkeit, welche, nachdem ſie die Bühne ſo lange Zeit ſelbſt gepflegt hatte, plötzlich, als hätten die Erfolge der Schauſpieler von Profeſſion ſie eiferſüchtig gemacht, Anſtoß nahm an den theatraliſchen Darſtellungen und ſie ſammt und ſonders für Teufelswerk, die Schauſpieler ſelbſt aber für leibhaftige Teufelskinder erklärte. Es iſt dies der ſchon früher erwähnte, ſogenannte Komödienſtreit, der in den Jahren 1680 bis 1690 in Hamburg ſeinen Anfang nahm, bald jedoch ſich über das ganze proteſtantiſche Deutſchland verbreitete und zahlreiche Federn in Bewegung ſetzte. Die erſte Veranlaſſung wird verſchieden erzählt. So viel indeſſen ſteht feſt, daß — ſei es nun dem Veltheim ſelbſt, ſei es ſeinem Courtiſan Schernitzky, oder endlich ſei es allen beiden — genug, es ſteht feſt, daß ihnen von einem hamburger Prediger das Abendmahl verweigert ward, aus keinem andern Grunde als auf Grund ihres Standes. Die beleidigten Schauſpieler erhoben Klage: allein mit keinem beſſern Erfolg, als daß, was vielleicht Anfangs nur die zelotiſche Grille eines vereinzelten Eiferers geweſen war, nunmehr von der geſammten Geiſtlichkeit zu einem allgemeinen Princip erweitert ward. Es begreift ſich, welchen Einfluß dieſe theologiſche Aechtung, dieſe Ausſtoßung gleichſam aus der Gemeinſchaft der frommen, anſtändigen Leute, auch auf die geſellige Stellung der Schauſpieler und ihre Schätzung beim Publikum haben mußte. Vergebens, daß Veltheims Wittwe eine eigene gründliche Schutzſchrift des Schauſpielerſtandes anfertigen ließ, vergebens, daß gelehrte Facultäten, die man deshalb ausdrücklich um Rath gefragt hatte, die principielle Unbeſcholtenheit dieſes Standes, ſowie das an ſich Erlaubte theatraliſcher Darſtellungen, mit lateiniſchen Citaten verbrämt, weitläuftig proclamirten; vergebens, daß ſogar einzelne aufgeklärte Regenten dem pietiſtiſchen Eifer der Geiſtlichkeit das Gewicht ihres fürſtlichen Anſehns entgegenzuhalten ſuchten. Das Publikum in gutem frommem Glauben, traute ſeinen Paſtoren mehr, als allen Scribenten, Profeſſoren und Königen: es entſagte zwar nicht dem Beſuch des Theaters ſelbſt (denn der machte ihm Vergnügen, was die Prediger nicht thaten), aber es floh doch den Umgang der Schauſpieler, es gewöhnte ſich und fand es völlig naturgemäß, die Schauſpieler als nichtsnutzige, verlorene Menſchen, auf Einer Stufe mit Vagabenden und Dieben, zu betrachten, und ſtieß dieſelben dadurch nur noch immer tiefer hinein in künſtleriſchen wie ſittlichen Verfall.

Das Aeußerſte war denn nun endlich, daß die Schauſpieler zuletzt noch die Bühne ſelbſt räumen und die preisgegebenen Bretter an Marionetten- und Puppenſpieler überlaſſen mußten. So gut, wie Reibehand'ſche Agenten, ſpielte zuletzt die hölzerne Puppe auch; ſo viel Leben, ſo viel Zuſammenſpiel, wie in den Darſtellungen einer Kuniger'ſchen Bande, entwickelte der Drath des Puppenſpielers am Ende auch. So ſchießen denn, beſonders ſeit Anfang des Jahrhunderts, wetteifernd mit den umherziehenden Banden und nicht ſelten ſogar dieſe verdrängend, unzählige Puppenkomödien in die Höhe. Dieſelben bemächtigten ſich mit Vorliebe jener großen Haupt- und Staatsactionen, welche bis dahin den Stolz und Schmuck der wandernden Truppen ausgemacht hatten; ja einige von dieſen Stoffen, wie z. B. die Sage vom Fauſt, verfielen den Puppentheatern ſogar völlig und gewannen durch ſie eine eigenthümliche Ausbildung. —

Dies alſo, in flüchtigem Umriß, der Zuſtand der deutſchen Schauſpielerwelt im erſten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts; er entſpricht aufs Genaueſte, wie Sie ſehen, jenem Bilde, daß ich Ihnen vorhin von dem Zuſtande unſrer dramatiſchen Literatur entworfen. Hier wie dort alle Formen geſprengt! Alles in Auflöſung, Verwilderung, Untergang! das Theater, literariſch wie praktiſch, herabgewürdigt zu einem allgemeinſten Tummelplatz aller Roheit und Sittenloſigkeit! —

Allein jedesmal die Auflöſung des alten iſt zugleich die Geburt eines neuen, vollendeteren Organismus; auch die deutſche Theatergeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts ſollte die allgemeine Wahrheit dieſes Satzes durch ihr eigenes Beiſpiel nur aufs Neue beſtätigen.

Anmerkungen.

Zu pag. 171: Es iſt viel hin und her geſtritten worden ꝛc. Namentlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als Gegenwirkung gegen die bekannten Gottſched'ſchen Bemühungen, den Hanswurſt völlig von der deutſchen Bühne zu verdrängen, iſt derſelbe vielfach Gegenſtand äſthetiſcher ſowohl wie hiſtoriſcher Unterſuchungen geworden. Es genüge, hier an die berühmteſte derſelben zu erinnern, Juſtus Möſer's Harlekin oder Vertheidigung des Groteſk-Komiſchen (zuerſt Hamburg 1761, auch in den Verm. Schr. v. 1797, im erſten Band). Leſſing's dahingehörige Aufſätze ſind zu bekannt, als daß es erſt einer beſonderen Erinnerung an ſie bedürfte. Ueber das Hiſtoriſche ſind hauptſächlich die mehrfach erwähnten Werke von Flögel (über das Komiſche und über das Groteſke) zu vergleichen. Auch ſ. Gervinus III, 102—115.

Zu pag. 172: eine Komödie des Peter Probſt. Nämlich das „kurtzweilich faßnacht Spil vom krancken Bauern vnd einem Doctor ſambt ſeinem Knecht, Simon Hempel," bei Gottſched, Nöth. Vorr. I, 15. Der Bauer heißt hier Fritz Knopf, ein anderer Kuntz Flegel, ein dritter Bytzenzapf, der vierte endlich Hans Worſt. — Das Wort Hanswurſt ſelbſt kommt bekanntlich zuerſt bei Luther vor, in ſeiner Streitſchrift „wider Hans Worſt," d. i. Herzog Heinrich von Braunſchweig, vom Jahre 1541. Doch hebt er dabei ausdrücklich hervor, daß das Wort keineswegs von ihm erfunden oder auch nur in Mode gebracht, ſondern von Andern vor ihm gebraucht ſei „wider die groben Tölpel, ſo klug ſeyn wollen, doch ungereimbt vnd ungeſchickt zur Sache reden und thun. Alſo hab ichs auch oft gebraucht, ſonderlich in der Predigt.“ Siehe die Stelle bei Leſſing im Theatral. Nachlaß, Th. I, p. XLIX, Lachm. Ausg. XI, p. 176 fg. Vgl. Gerv. III, 104.

Zu pag. 174: von einigen Schriftſtellern hervorgehoben worden. Zuerſt, wie es ſcheint, von Addiſon: Gerv. a. a. O. — Den im Text angeführten Namen Hans Knappkäſe übrigens entſinne ich mich nur einmal gefunden zu haben, irre ich nicht, in einem der Sing- oder Zwiſchenſpiele, welche den „Engeliſchen Comedien und Tragedien“ angehängt ſind. Doch kann ich dies, da mir das betreffende Werk im Augenblick nicht mehr zu Gebote ſteht, nicht verbürgen. — Bei Ayrer, auch beim Herzog Julius von Braunſchweig heißt die komiſche Perſon meiſtens Jahn, Jahn Clonn u. dgl.: Namen, welche, an Jack, Clown ꝛc. erinnernd, ziemlich deutlich auf die engliſche Bühne und deren Jiggs ꝛc. hinweiſen. Unzweifelhafte Nachahmungen der letzteren ſ. in den eben angeführten „Engeliſchen Comedien,“ am Schluß des erſten Bandes.

Zu pag. 175: Noch im Jahre 1692 wurde in Berlin die Geſchichte vom verlornen Sohn ꝛc. Das Nähere bei Plümicke, p. 65. 66. — Welche Rolle der Hanswurſt, in ſeiner derbſten, unſauberſten Geſtalt, auch in den Schulſtücken ſpielte, wird den Leſern aus den früher mitgetheilten Bruchſtücken aus Schoch's Studentenleben in Erinnerung ſein.

Zu pag. 176: unter dem Namen des Scheerenſchleifers. So in der, in den Anm. zu Vorl. IV. erwähnten „Handwerks-Wirthſchaft“ zu Ehren Friedr. Wilhelms I. gab es gleichfalls einen „Scheerenſchleifer, nebſt Scheerenſchleiferin“: König's Ged. p. 523. Ob derſelbe jedoch den im Text angegebenen komiſchen Charakter wirklich repräſentirte, läßt ſich aus König's Deviſe zum Wenigſten nicht ſchließen. — Ein eigener „Scheerenſchleifer bei der Wirthſchaft zu Cöln an der Spree,“ deſſen Verfaſſer der nachherige Oberceremonienmeiſter und Kgl. Geh. Rath von Beſſer (geb. 1654, ſt. 1729: ſ. Varnhagens Biogr. Denkm. Bd. IV; ſeine Gedichte erſchienen zuerſt 1711, eine zweite vollſtändigere Ausgabe wurde 1723 von König, dem Herausgeber Canitz', veranſtaltet) wurde 1690 am Berliner Hofe aufgeführt. Das Gedicht iſt, außer in Beſſer's Ged., Leip. 1720, p. 445, auch in der Neukirch'ſchen Sammlung: Des Herrn von Hoſmannswaldau und Anderer Gedichte ꝛc. 1725, abgedruckt, im III. Theil, p. 115—120. Dieſes läßt den hanswurſtmäßigen Charakter des „Scheerenſchleifers“ denn allerdings nicht verkennen. Daß jedoch auch dieſer höfiſche Hanswurſt um nichts feiner, nichts anſtändiger war, als der gemeine bürgerliche, das mögen unſre Leſer aus nachfolgenden Proben erkennen, welche wir dem gedachten Beſſer'ſchen Gedicht entnehmen und die, auch abgeſehen von dem eigentlichen Thema, einen überraſchenden Blick in die Sitten des Berliner — wir dürfen wohl ſagen, der deutſchen Höfe überhaupt, zu Ende des XVII. Jahrhunderts thun laſſen. — Der Scheerenſchleifer, von einem Herrn von D... (Danckelmann? S. das Förſter'ſche Citat am Schluß dieſer Note) dargeſtellt, charakteriſirt ſich ſelbſt folgendermaßen:

Zum ſcheeren ſchleiffer hat das loß mich heut erkohren,
Ich bin es eben nicht, auch nicht dazu gebohren;
Jedoch weil ſich der menſch in alles ſchicken ſoll;
Gefallt auch dieſer ſtand mir dieſes mal gar wohl.
Wohl an, ſo will ich dann, durch die verkleidte ſchaaren,
Der ſchleiffer nahrung nach mit meinem wagen fahren.
Was nur den ſtein vertragt, und ſich der muhe lohnt,
Das ſchleif ich zu und ab, der gröſten unverſchont.
Es iſt doch heute brauch in fremdes amt zu greiffen,
Trägts mit den ſcheeren nichts, ſo werd ich menſchen ſchleiffen.

Ein „Nurnbergiſcher Bräutigam, der Hr. von F. und deſſen Braut, die Frau von K., die eben ſchwanger" wird in nachſtehender Weiſe angeredet:

Nurnbergiſcher brautigam! die braut die iſt ja ſchwanger,
Es ſcheint, ihr weidet gern auf einem fremden anger.
Da aber ihren bauch ihr ſelbſt ſo rund geſchliffen:
Geſteht mir, habt ihr nicht mir in mein amt gegriffen?

Ebenſo der „Koch":

Wie manches groß und klein und ungebohrtes loch
Hat euer bratſpieß nicht gemacht, beruhmter koch?
Weil aber ihr nicht freyt, will euer ſpieß wo fehlen;
Ich ſchleiſe nicht allein, ich kan auch wohl verſtahlen.

Ferner an den „Schuſter" und deſſen Frau:

Hier, ſchuſter! meiſter Hanns! ihr habt ein ſchönes weib!
Wie theur ein gut paar ſchuh? was gilt ein ſolcher leib?
Ey gebt von dieſer haut mir einen guten riemen!
Ich ſchärf euch oder auch ich leih' euch einen pfriemen.

An den „apothecker":

Braucht ihr, mein Herr' cliſtier nicht alte ſcheeren-ſpitzen?
Sie hatten, klein gemacht, die ſchlapfen weiber-zitzen.
Denkt nicht, daß ihr allein das ſtuckgen wißt; mit gunſt!
Es hört viel wiſſenſchaft zur ſcheeren-ſchleifer-kunſt.

Der „Epilogus" endlich lautet:

Dieß ſey auf heut genug! Man kommt von allen ſeiten,
Ich kan auf einen tag nicht alle gleich beſtreiten.
Ihr liebes frauen-volck! doch lieber jung als alt!
Ich weiß wohl, daß ihr viel von guten ſcheeren halt!
Kommt morgen in mein hauß, ich ſchleiſe nach verlangen;
Und wen ich ſonſten mehr in eyl heut ubergangen,
Der ſtelle ſich bei mir großgunſtig wieder ein,
Ich will, nach ſtands-gebuhr, iedweden willig ſein

Dieſe elenden Zweideutigkeiten alſo, die man heutzutage Bedenken trägt, nur als hiſtoriſche Documente wieder abdrucken zu laſſen, bildeten damals die Würze der höfiſchen Luſtbarkeiten! An ihnen fürchteten die zarten Lippen der Hofdamen nicht ſich zu beſchmutzen! Späße, wie man ſie heut in keiner Wachſtube mehr vernimmt — für den Geſchmack eines, durch ſeine Eleganz, ſeine Prachtliebe berühmten Fürſten, wie Friedrich der Erſte, waren ſie nicht zu unfein! — Wahrlich, Hanswurſt war ein mächtiger Nivellirer; die ungeheuren Unterſchiede des Ranges und der Bildung, dieſer Scheerenſchleifer ſchliff ſie glücklich hinweg und, die ſonſt nichts gemein hatten, im gemeinſamen Schmutz fanden Hof und Volk ſich in der That zuſammen. — Vgl auch Plümicke, p. 59. 60, ſowie Fr. Förſter's Darſtellung des Danckelmannſchen Proceſſes: a. a. O. I, p. 28 nebſt Urkundenb.

Ebendaſelbſt: es ſind dies die ſogenannten Haupt- und Staatsactionen. Kaum einen zweiten Gegenſtand möchte es in unſrer Literaturgeſchichte geben, zumal aus einer verhältnißmäßig ſo nahe liegenden Epoche und der noch heut in Aller Munde iſt, über welchen größere Irrthümer verbreitet ſind, ja über den ſelbſt auch die ſorgſamſten Geſchichtſchreiber, ein Koberſtein, Gervinus ꝛc. ſo wortkarg und ſo leichten Fußes hinweggehen, wie dieſe Haupt- und Staatsactionen. Es erſcheint dies, ganz abgeſehen von dem unzweifelhaften und höchſt bedeutenden Einfluß, welchen dieſe Stücke, als die Hauptnahrung unſrer volksthümlichen Bühne, mehre Menſchenalter hindurch auf das Volk ausgeübt haben und der den Einfluß vieler von der Aeſthetik hochgefeierten, vom Volke dagegen wenig oder nie geleſenen Dichter Zweifelsohne um ein ſehr Beträchtliches überſteigt — es erſcheint, ſage ich, dieſe Vernachläſſigung und Unkenntniß um ſo auffälliger, als dieſe Stücke bis weit in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, ja in einer gewiſſen Form (als Marionettenſpiele) wohl gar bis in unſre Tage hinüberreichten: ſo daß, ſollte man meinen, ein Mißverſtändniß kaum möglich geweſen wäre, da ja, bis auf die neueſte Zeit, ein Jeder, den es intereſſirte, ſich ſofort durch den Augenſchein belehren konnte. Wenn nichts deſto weniger gerade das Gegentheil eingetreten iſt, ſo erklärt ſich dies zunächſt wohl aus der allgemeinen Wahrnehmung, daß man ſehr gewöhnlich, wie das Sprichwort ſagt, den Wald vor Bäumen nicht ſieht: ich meine, daß man das Zunächſtliegende am Wenigſten ſchätzt und erkennt; ſodann aber auch aus einigen ſpeciellen Gründen.

Erſtens nämlich, wie auch im Text erwähnt, wurden dieſe Stücke der Mehrzahl nach niemals oder doch immer nur ſehr fragmentariſch aufgeſchrieben, geſchweige denn daß ſie gedruckt und auf literariſchem Wege veröffentlicht worden wären. Ein derartiges Stück war für die damaligen Principale ein viel zu wichtiger Gegenſtand, ein Gegenſtand des Erwerbs und des perſönlichen Vortheils, und ebenſo die Bühne ſelbſt gleichfalls viel zu ſehr ein Gegenſtand der bloßen Praxis, der finanziellen Speculation, ohne literariſche Geltung, als daß ſie durch den Druck deſſelben die Vortheile des Alleinbeſitzes hätten aufgeben und beeinträchtigen mögen. Im Gegentheil läßt ſich annehmen, daß ſie dieſe Texte ſehr eiferſüchtig bewacht und abſichtlich Einer dem Andern vorenthalten haben. Zweitens aber, wo ja einmal einige dieſer Stücke außer dem eigentlichen Bühnen-Kreiſe handſchriftlich exiſtirten, da fiel es wohl den Allerwenigſten ein, ihnen einen literariſchen Werth beizulegen. Sie ſtanden literariſch in ſchlechteſtem Rufe, ſie galten als (und waren auch wirklich) pöbelhaft, gemein, unſinnig — wer hätte ſich mit der Aufbewahrung, der Sammlung ſolcher Dinge befaſſen mögen?! Leſſinge (dieſer nämlich, wie Fr. Nicolai, Bd. IV, p. 566 ſeiner bekannten großen Reiſebeſchreibung erzählt, beſaß eine Sammlung ſolcher Stücke, angeblich aus dem Nachlaß der Frau Neuberin), welche die Kunſt auch in ihren roheſten Anfängen zu ſchätzen wußten, gab es überall wenig: und auch was ſie durch Gunſt des Zufalls oder eigenen Fleiß zuſammengebracht, ließen ihre Nachkommen, aus Leichtſinn oder falſchem äſthetiſchem Hochmuth, wieder verloren gehen. — Und endlich drittens hatte ſich bereits eine gewiſſe ſo verbreitete wie — irrthümliche Anſicht über dieſe Gattung gebildet, die Sache ſchien ſo erörtert und abgemacht, daß es ſich des Sammelns und Aufmerkens gar nicht mehr verlohnte.

Dieſe Anſicht nun aber beſtand darin, daß die Haupt- und Staatsactionen eine Nachahmung des ſpaniſchen Dramas ſeien. Zuerſt, wenn wir nicht irren, von Löwen, in deſſen Geſchichte des deutſchen Theaters, ausgeſprochen, hat ſich dieſelbe durch ſämmtliche Theater-Chroniken, Kalender ꝛc. bis hinein in die Mehrzahl unſrer Literaturgeſchichten vererbt. Namentlich ſcheint Flögel, im Uebrigen ein ſo genauer und vorſichtiger Forſcher, durch die Sicherheit, mit welcher er ſowohl in der Geſch. d. kom. Lit. IV, p. 319, wie auch in der Geſch. d. Grotesk. p. 115 die Haupt- und Staatsactionen als „ſchlechte Ueberſetzungen aus dem Spaniſchen“ einführt und den Verfall der deutſchen Bühne zu Anfang des vorigen Säculums kurzweg der „Nachahmung des ſpaniſchen Theaters“ zuſchreibt, zur Ausbreitung derſelben nicht wenig beigetragen zu haben: vgl. Eichhorn's Geſch. d. Lit., Bd. IV, Abth. 2, p. 955, wo dieſelbe Meinung, mit denſelben Worten, in derſelben apodiktiſchen Kürze, vorgetragen wird.

Freilich, wenn man nach den hiſtoriſchen Gründen fragt, nach den Thatſachen und Documenten, auf welche dieſe Nachricht ſich gründet, ſo bleiben ſie ſammt und ſonders, von Löwen bis Eichhorn, die Antwort ſchuldig. Man ſcheint dabei überhaupt viel weniger hiſtoriſchen Gründen, als einem ſehr allgemeinen, ſehr unklaren Eindruck (und in der That, was wußte man denn damals, zu Löwen's Zeiten in Deutſchland von ſpaniſcher Literatur, und gar nun vom ſpaniſchen Drama?!) von ſpaniſcher Phantaſtik, ſpaniſchem Schwulſt gefolgt zu ſein. Daß ein Einfluß der ſpaniſchen Literatur auf die deutſche nicht erſt ſeit den Schlegel's datirt, vielmehr daß ſchon vor Jahrhunderten ſpaniſche Muſter in Deutſchland nachgeahmt worden ſind, dies allerdings wird Niemand läugnen, der z. B. den Philander von Sittewald des Moſcheroſch oder den Simpliciſſimus oder überhaupt den deutſchen Schelmenroman des ſiebzehnten Jahrhunderts (Gerv. III, 368 ſqq. 381 ſqq.), wär' es auch nur dem Namen nach, kennt. Aber in all dieſen Fällen iſt der Zuſammenhang auch ganz nachweisbar, wir können die nachgeahmten Autoren, die Schriften ꝛc. namhaft machen: warum ſoll dieſer Zuſammenhang nur bei den Actionen je gänzlich verloren gegangen ſein? Warum ſind wir hier allein außer Stande, die ſpaniſchen Originale, wenn nicht immer, ſo doch wenigſtens in den meiſten, wenigſtens in einigen Fällen nachzuweiſen? Warum anders, als — weil dieſer Zuſammenhang gar nicht exiſtirt und weil die Haupt- und Staatsactionen gar keine Ueberſetzungen aus dem Spaniſchen ſind?! Wir läugnen nicht, daß wie das antike, das holländiſche, das italieniſche, das franzöſiſche, ſo auch das ſpaniſche Theater von alten Zeiten her durch gewiſſe Fäden mit dem deutſchen verknüpft war (ſ. in Kürze bei Schack III, 452: wiewohl über die Haupt- und Staatsactionen auch hier der alte traditionelle Irrthum wiederkehrt): nur wir können uns nicht überzeugen, daß dieſe Verbindung noch zu Anfang des XVIII. Jahrh. ſtattgefunden und daß die Actionen zu dieſen Fäden gehören. Zwar man macht uns ja den Mann namhaft der die Actionen aus Spanien zu uns verpflanzt haben ſoll: Veltheim, den Kenner des Franzöſiſchen, den Ueberſetzer des Moliere. Allein läßt daraus, daß Veltheim die franzöſiſche Bühne gekannt, ſich auch ſchon ſeine Bekanntſchaft mit der ſpaniſchen folgern? Muß er, weil Ueberſetzer des Moliere, auch Ueberſetzer des Lope oder Calderon oder man weiß nicht welcher, ſpaniſcher Dramatiker ſein? Die franzöſiſche Bühne war zu Veltheims Zeit (Ende des XVII. Jahrhunderts) eben in ihre glänzendſte Epoche getreten, die ſpaniſche dagegen war dazumal ſchon längſt wieder geſunken: iſt es wahrſcheinlich, daß Veltheim, während ihn Frankreich mit Tragödien und Dramen, Italien mit Operetten und Pantomimen reichlich verſorgte, ſich wird mühſamen Zutritt eröffnet haben zu den verſunkenen Schätzen des ſpaniſchen Theaters?! — Auch darf man nicht außer Acht laſſen, von wem die ganze Nachricht von Veltheim's Kenntniß des Spaniſchen ſtammt: von Löwen nämlich, der an ſeinem Schwiegervater Schönemann und deſſen Erinnerungen allerdings eine ſehr reiche, ſehr bequeme, ſchwerlich aber eine kritiſche, eine zuverläſſige Quelle beſaß.

Durfte man demnach ſchon von vorn herein, aus allgemeinen inneren Gründen, Mißtrauen gegen die Richtigkeit jener Ueberlieferung hegen, ſo erſcheint daſſelbe vollkommen gerechtfertigt, ſeitdem einige neueſte Veröffentlichungen, mit Beſeitigung bloßer Hypotheſen und Traditionen, einen poſitiven, thatſächlichen Grund zu ferneren Unterſuchungen eröffnet haben. Die erſte derſelben geht wiederum von dem von uns ſo vielfach genannten, vortrefflichen Gewährsmann, J. E. Schlager aus, der in ſeinen Wiener Skizzen ꝛc., unter andern Documenten, auch ziemlich umfangreiche (und jedenfalls die umfangreichſten, die man bis dahin beſaß) Proben derartiger Haupt- und Staatsactionen mitgetheilt hat: ſ. a. a. O. 329 — 335; vgl. 364 — 370. Zweitens aber, im letztverwichenen Jahre, hat Herr H. Lindner in Deſſau das vollſtändige Manuſcript einer Haupt- und Staatsaction (von ungefähr 1720) entdeckt und in Druck gegeben: „Karl der Zwölfte vor Friedrichshall. Eine Haupt- und Staatsaction in vier Actus, nebſt einem Epilogus .... herausgegeben von Heinrich Lindner. Deſſau, 1845.“ Dem Stücke ſelbſt iſt hier eine ausführliche Einleitung vorangeſchickt (p. 5 — 81), in welcher nicht nur ein überaus reiches Material zur Geſchichte der in Rede ſtehenden Stücke zuſammengetragen iſt, ſondern die ſich auch über verſchiedene andere wichtige Punkte unſrer Theatergeſchichte auf höchſt lehrreiche und anregende Weiſe verbreitet: dergeſtalt, daß wir keinen Anſtand nehmen, dieſe kleine Schrift als eine der wichtigſten zu bezeichnen, die neuerdings auf dem Gebiet unſrer Theatergeſchichte erſchienen ſind und ſie demnach allen Freunden derſelben dringend zu empfehlen. — Zu bedauern bleibt nur, daß, wie es ſcheint, die Schlagerſchen Skizzen, wie auch die Hamburgiſche Theatergeſchichte von Schütze, die wenigſtens an Titeln eine ziemlich reiche und genaue Ausbeute gewährt, dem Verf. nicht bekannt oder nicht zugänglich geweſen ſind; er würde dann auf manche einzelne, nicht unwichtige Seiten ſeines Gegenſtandes, z. B. die von uns im Text hervorgehobene intime Verwandtſchaft der Haupt- und Staatsaction mit der Hanswurſtkomödie, vermuthlich noch ein ſchärferes, beſtimmteres Licht haben fallen laſſen. — Allein auch ohne dies iſt der von Herrn Lindner zuſammengetragene Apparat, ſowie namentlich der Anblick des von ihm veröffentlichten vollſtändigen Stückes ſelbſt vollkommen ausreichend, unſere obige Behauptung zu rechtfertigen. Auch kommt er ſelbſt, wie es den Anſchein hat, der Hauptſache nach zu demſelben Reſultat, wennſchon daſſelbe, der eigenthümlichen Darſtellungsweiſe des Herrn Herausgebers zufolge, nirgend eigentlich ausgeſprochen wird: zu dieſem nämlich, daß die Haupt- und Staatsactionen keineswegs Ueberſetzungen oder Nachahmungen aus dem Spaniſchen, vielmehr, als das populariſirte (oder wenn man es eigentlicher ausdrucken will: verpöbelte), insbeſondere durch Aufnahme und bevorzugte Ausbildung des komiſchen Elementes, dem Volke angenäherte politiſch gelehrte Drama des XVII. Jahrhunderts, das Drama der Gryphius und Lohenſtein, aus denen ſie ſich naturgemäß und in nachweisbaren Stufen entwickelt, urſprünglich auf deutſchem Boden entſtanden ſind. — Was das Spaniſche betrifft, falls es nun einmal durchaus darauf eingewirkt haben ſoll, ſo werden wir die Vermittlung vielmehr in dem ſpaniſchen Hofceremoniel, das nach Deutſchland verpflanzt worden war, ſowie überhaupt in der Grandezza, Steifheit und Unwahrheit, mit welcher das ſpaniſche Hofleben die deutſchen Sitten im Allgemeinen angeſteckt hatte, als ſpeciell in der ſpaniſchen Literatur zu ſuchen haben. Das ſpaniſche Drama hat nie, zu keiner Zeit, kaum in den erſten uranfänglichen Skizzen eines Gil Vicente oder Lope de Rueda's, des Erfinders der entremeses und sainetes (vgl. A. Wellmann im Lit. hiſt. Taſchb. I, 210. 228 fgg.; G. Rapp ebendaſ. IV, 353 fgg. ſowie das ſchon früher erwähnte vorzügliche Werk von Schack, I, 160 und 214 fgg.) dieſen völlig realiſtiſchen Boden, dieſen planen, proſaiſch hiſtoriſchen Hintergrund gehabt, wie dies in der Haupt- und Staatsactionen überall der Fall iſt; niemals hat bei den Spaniern das unmittelbare ſtoffliche Intereſſe, das craſſe hiſtoriſche Factum als ſolches ſo dominirt, wie in unſern Actionen, immer das Intereſſe, das der Spanier nimmt, iſt ein ideelles, phantaſtiſches, das Intereſſe an den Charakteren, an der Intrigue, als gleichſam einem dämoniſchen Etwas, einem feinen, flüchtigen Aether, der über der Handlung ſchwebt und dieſe ſelbſt erſt beachtenswerth macht: während umgekehrt in unſeren deutſchen Haupt- und Staatsactionen gerade von dieſen beiden Stücken, Charakteren und Intrigue, keine Spur iſt und, abgeſehen von den decorativen Beigaben, dem Pomp und Sinnenreiz, allein der Stoff als ſolcher, die hiſtoriſche Fabel, das Abenteuer, nicht als Abenteuer, ſondern als Ereigniß, ſein ſchweres, maſſenhaftes Gewicht in die Wagſchale wirft. —

Wir theilen nun, um nicht in denſelben Fehler zu verfallen, den wir ſo eben noch an den Sammlern des vorigen Jahrhunderts getadelt, im Folgenden einige Proben von den erhaltenen Stücken, Titeln u. ſ. w. mit: und wird es hoffentlich die Zuſtimmung unſrer Leſer haben, wenn wir, die Wichtigkeit, zugleich die lange und gleichſam zur Sitte gewordene Vernachläſſigung dieſes Thema's berückſichtigend, ähnlich wie bei der vorſtehenden theoretiſchen Auseinanderſetzung, ſo jetzt auch bei Mittheilung dieſer Proben uns die Grenzen etwas weiter ſtecken, als es ſich, ſtreng genommen, mit dem Ebenmaß um nicht zu ſagen, mit dem Zweck unſers Buches verträgt.

Und zwar zunächſt aus dem von Lindner mitgetheilten Stück: wobei nicht unbemerkt bleiben mag, daß nach Schütze, Hamb. Theatergeſch. p. 100 noch im Jahre 1746 zu Hamburg auf dem Puppentheater der „Hochfürſtl. Brandenb. Bayreuth- und Onolzbachiſchen privilegirten hochdeutſchen Komödianten" eine Action „vom unglücklichen Todesfall Carls XII." dargeſtellt wurde, in welcher „die Feſtung Friedrichshall zwei Mal bombardirt wäre, wobei die Bomben alſurat ein- und ausſpielten, und als etwas curioſes eine Marionette Taback rauchte" — höchſt wahrſcheinlich unſer Stuck oder doch ein nah verwandtes! — Herrn Lindner ſelbſt iſt obige Notiz entgangen. —

Die Perſonen des Stuckes nun ſind:

Karl XII. König von Schweden.
Friedrich, Erbprinz von Heſſen-Kaſſel.
Karl Friedrich, Herzog von Holſtein-Gottorp.
Sicker, Generaladjudant.
Budde, Generalmajor, } in Königlich Däniſchen Dienſten
Der Kommandant von Friedrichshall, }
Lieutenant.
Tambour.

Arlequin.
Plapperlieschen.
Marketanderin.
Soldaten ꝛc.
Das Verhängniß.
Bellona.
Fama.
Merkurius.
Mars.

Zeit der Handlung 1718.

Das Stück wird eröffnet durch einen höchſt charakteriſtiſchen Monolog Karl des Zwölften, in welchem derſelbe in höchſteigener Perſon, im Zeitungsſtil, vielleicht als Auszug aus Faßmann's Todtengeſprächen (ſ. über dieſelben meine Geſch. d. deutſchen Journalismus, Bd. I, p. 397—406) ſeine bisherigen Schickſale erzählt:

Actus I.

Scena I.

Karl XII. am Tiſche.

„Mächtigſter Beherrſcher dieſer unumſchränkten Erde: Hand! von welcher Glück und Unglück an den Zügel deines Gutachtens geführet wird, welches die Anſchläge derer Sterblichen temperiret. Wer bin ich? Herr: Dein Knecht. Daß du mich durch die Wellen meines raſenden Schickſahls glücklich bis hieher gebracht haſt. Erlaube mir doch, unpartheyiſches Europa, daß ich in dieſer ſtillen Einſamkeit meinen bishero mit Blut und Leichen, Glück und Unglück geführten Lebenslauf in etwas entwerffen möge. Carl der Alte ein Sohn Carl-Gustavs (welchen der Schwediſche Thron von der Welt-bekannten Königin Christina cediret worden) war mein Vater und meine Mama Ulrica Eleonora König Friedrichs des dritten von Dänemarck Tochter, die er mit Sophia Amalia, einer Prinzeſſin von Braunſchweig Lüneburg erzeuget, von welcher ich Anno 1682 den 19 Juny des Morgens zwiſchen 7 und 8 Uhr zu allgemeiner Freude des Schwediſchen Reichs gebohren worden. Meine Education war ſehr ſorgfältig, die heranwachſenden Jahre aber voller Fatalitaet, indem mein Leben vom 20. Jahre, bis hieher, eine beſtändige Campagne genennet werden kann. Anno 1696 ſtarb der König mein Herr Vater, und ich gelangte im 16. Jahre zur Succession, und wurde den 29. Dezember des darauf folgenden 1697. Jahres zu Stockholm gekrönet. In meiner zarten Bruſt zeigte ſich ſchon ein anderer Hercules, welcher die Schlangen der Furchtſamkeit mit verächtlichen Augen anſahe, bey herannahenden Jahren regte ſich in meinen Adern das Geblüt eines andern Alexanders, ſo daß ich Luſt hatte, die Sieges-Zeichen meiner Tapferkeit in mehr als einer Welt aufzuſtecken. Neun ganzer Jahr florirte das Glück meiner Waffen auf dem Horizont der blutigen Martis Felder, unter einem beſtändigen Sonnenſchein von Victorien. Aber in den 9 erfolgten Jahren hatte mich die Grauſamkeit meines

Verhängniſſes bald zu einem andern Icaro gemacht, welcher in der ſtürmenden See des Unglücks ſeinen Fall gefunden. Ich will ſo viel ſagen, ich bin ein König, welcher mehr gethan als ſeine Vorfahren. Ich bin ein Monarch, welcher durch den Blitz ſeiner Waffen die Augen aller Welt an ſich gezogen; ich bin aber auch ein Held, welcher zu nicht geringerm Verluſt meines Königreichs und ſchmerzlichen Betrübniß meiner Unterthanen Glück und Unglück getheilet. Zwo remarquable Fatalitaeten ereigneten ſich bei meiner Crönung. Erſtlich entſtunde eine entſetzliche Feuers Brunſt in meiner Reſidenz, wodurch ſo viele herrliche Gebäude, als auch das Schloß bis auf die Mauern verſchlungen wurde. Zum andern verlohr ich bey meiner Zurückkehrung in den Pallaſt einen koſtbaren Diamant aus meiner Crone. Ob nun gleich die meinigen hieraus wenig gutes prognoſticirten, ſo ſtellte ich dennoch alles der göttlichen Providenz anheim" ꝛc.

Er erzählt darauf weiter von ſeinem Kriege mit Rußland, von dem Siege bei Narva, der Niederlage bei Pultava, der Flucht zu den Türken — Alles in obigem, aus Plattheit und Schwulſt wunderlich gemiſchten Stile; der Schluß der langen Rede lautet: „Halb Europa hielte mich vor todt und Bendern ſolte mir mit aller Gewalt einen Sarg bedeuten, bis endlich 1714 in Begleitung des Obriſt-Lieutenant-Durings und noch 4 Perſonen den 23. November bemelten Jahres 3 Stund vor der Sonnen Aufgang in Strahlſund ankam. Ich war ganz matt und müde, weil ich in einer Zeit von 14 Tagen 287 Meilen geritten. Laſſet euch doch Zungen ertheilen, o ihr ſtummen Sterne, und ſtellet der Welt das allgemeine Frolocken dar, mit welchem ich von meinen Unterthanen bey meiner Retour bewillkommet worden. Führe du das Wort, unumſchränkter Himmel, daß ich Tag und Nacht auf meinen gebogenen Knien, bey der Spitze meines Degens, auf dem Altar der Schwediſchen Hofnung keine andere Seufzer aufgeopfert, als wie ich meine verlohrene Länder wieder bekommen und den erlittenen Ruin meiner Unterthanen remediren möchte. Aber, Ach! ein grauſames Verhängnis ſtellte ſich zwiſchen mir und meinem Wunſch, mein Aufenthalt in Pommern war ſehr kurz, ein neuer Krieg ſpielte ſo lange, bis ich mit meiner Guarniſon endlich eingeſchloſſen wurde. Von Herzen gerne wäre ich bis auf den letzten Augenblick der Uebergabe geblieben, allein es war nicht rathſam, dahero ſalvirte ich mich bey Nacht und Nebel, unter einem continuirlichen Feuer der auf der See liegenden Däniſchen Fregatten und Creuzer, auf einer Chaluppe nach Ystaet. Ach! Strahlſund und Wißmar, ohnmöglich iſt es, daß ich mich euer ohne Thränen erinnern kann. Hier bin ich nun auf meiner Inſel Schonen; Ach! möchte es doch dein Wille ſeyn, o mein Schöpfer, mich mit ferneren Falalitaeten zu verſchonen."

In den darauf folgenden Scenen ſuchen Friedrich von Heſſen, der Herzog von Gottorp, ſowie Karl's Adjudant, der General Sicker, den König zum Friedensſchluß zu bewegen, wiewohl vergeblich:

Carl XII.

. . . .

Ja, ja, es iſt der Marſch auf Friedrichshall beſchloſſen,
Norwegen ſoll ein Platz vor meine Waffen ſeyn.
Aus Schweden iſt bereits ja Bluth genung gefloſſen,
Was ſolte ich mich denn vor Bluth und Wunden ſcheun?

Friedrich

Es ſolget dir mein Fuß, o Großmuthsvoller König,
Wo du den Degen ziehſt, laß meiner auch ſich ſehn;
Die größeſte Gefahr iſt vor mich viel zu wenig,
An deiner Seite will ich als ein Hector ſtehn.

Carl Friedrich.

An Jahren bin ich jung, doch hertzhafft an Gemuthe,
Es regt in meiner Bruſt ſich Schwediſches Gebluthe,
Mein Hertze trachtet nur nach Ehre, Ruhm und Sieg,
Deswegen wohn' ich bey den unternomnen Krieg

Sicker.

Mein Degen iſt dabey, wo mein Carl commandiret,
Wo ſeine Hand den Stab vor Schwedens Ehre fuhret,
Da eilet der Soldat mit Freuden in den Streit,
Ihr Dänen rüſtet euch, wir ſind zum Kampf bereit

Carl XII.

Komt, werthen Freunde, komt, Norwegen zu bezwingen,
Das was ich je gethan, wird mir doch auch gelingen,
Laßt uns hertzhafftig nur durch Bluth und Leichen gehn,
Wir wollen unſre Luſt vor Friedrichshalle ſehn.

Den Schluß des Actus machen zwei komiſche Scenen, mit Arlequin und Plapperlieſchen; dieſelben wurden, wie ſtets, improviſirt und enthält daher das Manuſcript des Stückes nur eine ſehr flüchtige Andeutung (p. 94):

Scena 4.

Arlequin und Plapperlieſchen.

Extemporirte Scene von wegen heyrathen, Arlequin will hingehen und ſich annehmen laßen zu einem Soldaten, Plapperlieſe will als Marckedähnerin mit in das Feld gehen, es wird unter ſie beyde beſchloſſen, Plapperlieſe ab

Scena 5.

Lieutenant. Tambour. (Werbe-Patent.)

Lieutenant.

Kund und zu wißen ſey jeder manniglich, daß die Schwediſche Armee Marſch fertig, wer nun Luſt und belieben hat ein Couroeser Reuter zu werden, der kann ſich anmelden, er ſoll gut Handgeld bekommen.

Arlequin.

Das brauche ich.

Lieutenant.

Eine Nagel neue Montur.

Arlequin.

Das läßt ſich hören.

Lieutenant

Und — — —

Arlequin

Lauter herzliche Dinge.

Der Lieutenant accordiret mit dem Arlequin, weil er ihn gefält, verſpricht an Eßen und Trinken und dergl. keine Noth zu haben, lernt ihm das Exerciren, nach Lazzen nimmt er ihn mit in das Werbehauß.

Actus II. zeigt zuerſt die Gegenrüſtungen der Dänen; dann Karl den Zwölften, träumend. Das Verhängniß erſcheint ihm:

Hier ſingt das Verhängniß eine

Aria. V. 1.

Verhängniß.

Halt ein, o Held, du 12ter Carl aus Norden,
Du biſt im Feld ein andrer Mars geworden,
Doch dieſer Schluß
Macht, daß ich muß
Troz Deinen Heldenthaten
Den Marſch Dir wiederrathen

Carl XII. (im Schlaf.)

Norwegen muß meine ſeyn, oder ich ſterbe.

V. 2.

Verhängniß.

Betracht die Zeit, da Schnee und Eiß Dich hindert,
Wo Dich gereut, die Hofnung ſich vermindert,
Wenn Dir das Glück
Durch falſche Tück
Den Rucken jezt zukehret,
Und Dein Verhängniß mehret

Carl XII. (im Schlaf.)

Ich traue den Himmel, und troze das Verhängniß.

V. 3.

Verhängniß.

Carl troze nicht, ich weiß es wird Dich reuen,
Was mein Mund ſpricht, das kan Dich nicht erfreuen,
Der Schluß ſteht feſt,
Wenn Du Dich läſt
Von Deinem Willen führen,
Wirſt Du Dein Hauß verliehren. abit.

Carl XII.

O weh mir, was geſchieht mir? thörichte Fantasie, wie verwirreſt Du doch die Gemüther der Sterblichen. Doch nein, ich habe recht, geſezt ich verlohr die Campagne, es iſt dergleichen wohl ehr geſchehen, geſezt ich verlohr mein Leben, ſo würde es dennoch beßer ſeyn, als wenn ich als ein Julius Caesar durch 23 Wunden mein Leben verlohre. Wer wahr Pompejus? Ein Vertrauter des Kayſers, ein rechtſchafner Held, und muſte doch meuchelmörderiſch ſterben. Wer war Attila? ein Schrecken der Welt, und ſtarb doch durch die Hand eines Weides. War nicht Gustav Adolph, mein Großvater, ein Held, deßen Europa, weil die Welt ſtehet, nicht vergeßen wird, wie ſtarb er? Durch einen verrätheriſchen Schuß. Trauriges Angedenken, Schwediſches Verhängniß, faße dich Carl, das erſte haſt du nicht zu hoffen, vor den andern biſt du ſicher, und vor den dritten wird dich der Himmel zu behüten wißen.

Ich bin der XII. Carl und werd es auch verbleiben,
Es ſoll die Welt von mir noch lauter Wunder ſchreiben,
Verſchwande der Comet bey jenem Pultava,
Wo ich doch nichts als Bluth und eitel Leichen ſah;
So ſoll Norwegen mich zu keiner Leiche machen,
Ich will des Himmels Hand befehlen meine Sachen,
Es iſt mein Krieg gerecht, drum fürchte ich mich nicht,
Weil ſelbſt mein Schöpfer mir die Bahn zum Siege bricht.
Alons, alons zum Marſch, man laß die Trommel rühren,
Ihr Brüder auf zum Marſch, ich will euch ſelber führen,
Seyd ihr geſinnt wie ich, ſo huth Norwegen dich,
Es komt der XII. Carl, dein Friedrich kennet mich.

Nachdem Karl hierauf noch die nöthigen Befehle ertheilt und ein neues Zwiſchenſpiel des Hanswurſt („Arlequin will die Plapperlieſe heyrathen. Lieutenant will nicht, es würde ſich ſchon ſchicken; ſie reißen ihn beyde herum; endlich befiehlt der Lieutenant, er ſolle ſich Marſch fertig machen; alle abbb." p. 104) die Gemüther der Zuſchauer erleichtert hat, ſehen wir zu Anfang des dritten Aktes den König endlich in Norwegen ſelbſt angekommen. Er rühmt ſich ſeiner eigenen Tapferkeit in mächtigen Worten (p. 107): „wer war ich dazu mahl, als ich mit einer Hand voll Volck die Moſkowittiſche Armée von 10000 bey Narva ruinirte? Ein Jüngling von 16 Jahren, aber nicht ich, ſondern eine ſtärckere Hand war es, welche mich zu einen ander Gideon machte; wer war ich nach der unglücklichen Bataille bey Pultava? Ein König außer ſeinem Reich, ein Commandeur ohne Volck, und ein Soldat ohne Waffen; wer bin ich denn jetzo? Da ich meinen Degen wieder aus der Scheide ziehe und meinen Feind verfolge? Ein Löwe, welcher faſt ſeiner Stärcke beraubt geweſen, nunmehro aber ſich wieder erholet und nach ſeinem Raube brüllet." Darauf ein Geſpräch mit Bellona, der Kriegsgöttin, die ihn in ſeinen Eroberungsplänen beſtärkt. Auch dieſe Scene, wie von nun an beinahe alle folgenden, ſcheint uns nur ſkizzirt; wir glauben nicht, daß die Haupt- und Staatsaction ſich jemals wirklich in ſo kurzen, einfachen Wechſelreden, meiſt von drei, vier Worten, bewegt hat, wie die hier abgedruckten: vielmehr war dies wohl nur der Kern der zu haltenden Reden, der Text gleichſam, den der Acteur ſich dem Gedächtniß einprägen mußte, um ihn alsdann bei der Aufführung ſelbſt, mit prächtig halsbrechenden Redensarten, nach Gefallen zu gloſſiren. Nur der Schluß der Scenen iſt jedesmal ausgeführt und zwar regelmäßig in Reimen, z. B. (p. 112):

Carl XII.

Wohlan, ſo ſoll der Marſch auch würcklich vor ſich gehen.

Bellona.

Die Sieges Fahne führt Bellonens eigne Hand.

Carl XII.

Bald ſoll mich Friedrichshall vor ihren Mauern ſehen. ab.

Bellona.

Was Carl der XII. kann, iſt aller Welt bekannt. ab.

Nun wieder komiſches Zwiſchenſpiel:

Scena 1.

Mittel aufz Marckedänerin, es wird von Soldaten gegeſſen und getrunken dazu.

Scena 5.

Arlequin als Dragoner gekleidet, prudalisiret, will nichts bezahlen, es ſtünde mit in ſeiner Capitulation, Marckedänerin will bezahlet ſeyn, giebt ihm eine Ohrfeige. Arlequin zieht den Degen, Marckedänerin ſchreit. Arlequin erſchrickt, läßt ihn fallen, ſie nimt den Degen und will Arlequin erſtechen, ſolcher ſchreit, ſie erſchrickt und läßt den Degen ebenfalls fallen; endlich ſchmeiſt Arlequin Töpfe und Alles in Stücken. ab.

Endlich kommt es zum Schlagen. Allein je raſcher die Handlung vorſchreitet, je magerer wird der Text; man urtheile:

Scena 7.

Friedrich mit bloſſem Degen.

Scena 8.

G. Budde mit bloſſem Degen.

Scena 9.

Carl Friedrich mit bloſſem Degen.

Scena 10.

Der Commendant mit bloſſem Degen.

Friedrich.

Noch leben die Schweden.

Budde.

Und die Dänen ſind auch noch nicht geſtorben.

Carl Friedrich.

Dieſer Degen ſtreitet vor den 12ten Carl.

Der Commendant.

Und dieſer vor den 4ten Friedrich.

Friedrich.

Wir ſind Schweden.

Budde.

Und wir Dänen. u. ſ. w.

Der vierte Act eröffnet ſich vor Friedrichshall:

Scena 1.

Hinten Stadt, es wird bombardiret unter Trompeten und Paukenſchall.

Dann Berathungen der Schweden, der Dänen; vergebliche Aufforderung an die Feſtung ſich zu ergeben; der Sturm wird eröffnet. Vorher indeſſen hat Hanswurſt noch einmal ſeine Streiche machen müſſen:

Scena 6.

Arlequin in Weibes Kleidern mit Plapperlieschen, will desertiren, Arlequin exerciret nach der Instruction der Plapperlieſe, weil beyde mit einander durchgehen wollen, will die Stimme als ein Weibes Bild annehmen, wenn er von jemand ſolte erkandt werden.

Scena 7.

Lieutenant wie daß ſein neuer Recrut Dessertiet ſey.

Hierauf die Kataſtrophe, beides, für Hanswurſt und für den König:

NB. Mittel Guardine auf.

Scena 9.

Arlequin an Spieß, Plapperlieſe hängt, Arlequin nimmt von Bier und Brandtwein haußen abſchied.

Mittel Guardine zu.

Scena 10.

Carl XII. Friedrich. Carl Friedrich. Sicker. Soldaten.

Es wird indeßen ſtarck gefeuert. Carl befielt alles zum Bombardement fertig zu machen, Encouragiret die ſeinige zum Sturm, wird endlich von einen Schuß getroffen und fält.

Sicker.

Um des Himmelswillen, der König iſt ertödtet.

(deckt ihm mit den Mantel zu.)

Carl Friedrich.

Unglückſeelige Belagerung!

Friedrich.

O! Tag voller Verhängniß!

Sicker.

Betrübter Ausgang der Campagne!

Friedrich.

Daß mann alſobald den Königlichen Cörper auf die Seite bringe, und von dar nach Stockholm transportiret werde, hier aber iſt kein anderer Rath, als daß wir die Belagerung aufheben und die Armée ſo viel möglich zu salviren ſuchen.

Der Cörper wird weggebracht, die Schweden verliehren ſich nach und nach.

Scena 11.

Budde. Der Commendant

Der Commendant.

Daß die Schweden auf einmahl ſo ſtille werden, verurſacht bey mir ein großes Nachdenken. Solte auch wohl eine Liſt dahinter verborgen ſein?

Budde.

Nein, mein Herr, ich will es euch offenbahren. Der König iſt von einer falconet Kugel getroffen.

Der Commendant.

So iſt der heutige Tag vor andern fatal;
Es bleibt der 12te Carl vor unſer Friedrichshall.

Budde.

Es dauert mich der Held, jedoch es iſt geſchehen,
Nun kann ſich unſere Stadt bedrangt von Feinden ſehn.

omnes abeunt

Hierauf ein

Epilogus.

Bellona in tiefſter Trauer.
Fama in tiefſter Trauer mit einer Trompete.
Mercurius hält die Parentation.
Mars in tiefſter Trauer bey dem Parade Bette.

Der König auf dem Parade Bette unter einem ſchwartzen Baldachin mit allen Krieges Armaturen, darbey das gantze Theatrum in einen Monument verwandelt. Auf beyden Seiten der Königlichen Leiche ſtehen 6 Geridons mit brennenden Lichtern, auf der rechten Seite der Königlichen Leiche ſtehet Bellona mit einer Trompete, Mercurius ſtehet gantz hinten bei dem Königlichen Cörper, ſich auf den Sarg auflehnend, forne am Ende des Theatri auf der rechten Hand ſtehet Mars in einem römiſchen habit, über deſſen Helm ein Flohr hanget, in der Hand eine Lantze haltend mit einen Flohr anhangend.

Scena 1.

Fama, eine Trompete in der Hand haltend, ſinget dieſe Aria.

1.

Großer Löw aus Mitternacht,
Held, dem wenig Helden gleichen,
Muſt du nun zu einer Leichen,
Biſt du kalt und blaß gemacht?
Ach, es iſt um dich geſchehen,
Weil mann dich erblaßt muß ſehen;
So macht mein beſtürtzter Mund
Deinen Tod mit Trauren kund.

2.

Harte Sterne! dieſer Schluß,
Der den zwölften Carl betroffen,
Nimt in Schweden alles Hoffen,
Daß Stockholm erzittern muß.
Brecht, ach brecht, ihr Augenlieder,
Carl der zwölfte kömt nicht wieder,
Weil das Schickſal ihn entreißt,
Und gantz Schweden trauren heißt.

3.

Doch nein, mein Carl ſtirbet nicht,
Denn der Ruhm, den er erlangt,
Machet, daß er dorten prangt,
Wo des Titans Goldnes Licht
In der Ewigkeit vermählet,
Da er ſtäthe Jahre zählet,
Ihn bekränzt nach Kampf und Streit
Ehre und Unſterblichkeit.

Hierauf drei Leichenreden, in gereimten Alexandrinern, gehalten von Bellona, Mars, die längſte (an zweihundert Verſe) von Mercurius „oder in Ermangelung deßen kan die Fama parentiren", alle drei in übertriebenſtem Lohenſtein'ſchem Stil. Der Schluß des Ganzen lautet:

Wohlan, ſo hebet dann in Augen an zu weinen,
Die Thränen können hier das beſte Opfer ſeyn,
Benetzt die Erde Grufft und ſchicket den Gebeinen
Noch eure Seufzer nach, ſchließt euren Geiſt mit ein.
Kan ſich ein Julius der Thränen kaum enthalten,
Da man den Römer dort des Feindes Todt anſagt,
So weint da unſer Held, ſo kläglich muß erkalten,
Der lebt nicht als ein Menſch, der ihm nicht mit beklagt
Er iſt mit großen Ruhm vor aller Welt geſtorben,
Weil er den Helden Geiſt vors Vater Land aufgiebt.
Der Cörper iſt es nur, den dieſer Fall verdorben,
Und dies war der Verluſt, ſo unſern Geiſt betrübt.
So blüht ſein Ruhm allſtets und wird niemahls vergehn,
Die Seele iſt vergnügt, weil ſie beym Sternen ſchwebt;
Doch bey den Helden muß noch dieſer Danck Spruch ſtehn,
Daß Carl in Norden todt, in teutſchen Hertzen lebt.

Finis.

*

Giebt uns dies Stück nun einen Begriff von der Art und Weiſe, wie die Haupt- und Staatsaction eigentlich hiſtoriſche, zeitgeſchichtliche, oder wie man auch ſagen könnte: moderne Stoffe, verarbeitete, ſo führt das bei Schlager p. 279. 329—335 mitgetheilte Bruchſtück uns vielmehr in den mythiſchen, den antikiſirenden Kreis der Staatsactionen ein. Gleichfalls ein neues Intereſſe bietet es dadurch, daß, in ihm, abweichend von dem obigen, die komiſchen Scenen vollſtändig ausgearbeitet ſind, ſowie überhaupt das komiſche Element, das heißt alſo der Hanswurſt, hier bereits ſichtlich überwiegt und das ganze Stück ſich ſchon mehr der Hanswurſtkomödie annähert, in welche, nach der in der Vorl. gegebenen Auseinanderſetzung, die Haupt- und Staatsaction ſelbſt ſich endlich verläuft. — Auch iſt dies Stück bedeutend älter, als das vorige, nämlich noch von 1666. Der Titel lautet: „Widerwertig vnd glückſelige Liebe Cambyſes des königlichen perſiſchen Printzen mit T alire einer Tochter des Königs Arſaces in Armenien.

Verfaßt in ein Schawgedicht vnd Leopoldo dem Erſten Röm. Kayſer ꝛc. durch Johann Friedrich von Scheltzenberg (u. ſ. w.) Zugeeignet im Jahre MDCLXVI."

Das Perſonenverzeichniß enthält 31 theils redende, theils ſingende Perſonen des Hauptſtückes; im (komiſchen) Zwiſchenſpiel treten namentlich auf:

Florian.
Mopſus.
Gretha.
Morth.
Cortiſan
Haubtman.
Corporal.
Musquetierer
Burger.
Zwei Knecht
Proceß mit Soldaten

Das Stück, mit einem Prolog beginnend, geſungen vom Geiſte des Cambyſes, zerfällt in vier „Handlungen" und vier „Zwiſchenſpille," in welchen letzteren Florian als Hanswurſt agirt. Sie haben übrigens mit der Haupthandlung nicht den mindeſten Zuſammenhang: Florian hat Morins' Tochter geſchwängert, ſoll ſie zur Frau nehmen, wozu er ſich auch nach einigen abenteuerlichen Zwiſchenfällen entſchließt. Folgendes Bruchſtück, dem erſten „Zwiſchenſpill" entnommen, wird genügen, die bereits ſehr ſtarke Annäherung an die eigentliche Poſſe, die Hanswurſtkomödie, zu bezeichnen; zugleich auch, woran damals, ſelbſt in dem etikettſtrengen Wien, ſelbſt höchſte Herrſchaften Gefallen fanden, ſoweit wenigſtens, daß ihnen dergleichen dedicirt werden durfte.

Florian (auftretend) „Ich kumb Jetzt gleich von Bader daher, hat mich der Narr nit gſchoren, daß mir Swaſſer zum Augen Auß iſt grunen; aber Ich bin gleich wol hibſch glat umbs Maul, waß gilts Ich wird meiner Grethe beſſer gefallen, als nächſt; ſecht Ich habs geſtern nur ein wenig umbher gewuzelt, ſo hats gleich Klagt über mein Warenbart; ſo a hages ſchelmenmenſch iſt die. Aber heut bin ich glatt gnung, wann's nur bald Kombt die Diebs Krot, Ich wart Ihrer Ja ſo hart: Ach wie plagt ein nit die Lieb, es glaubts kein Menſch nit, es gſchwilt eins Herz in Leib ſo groß, alß wie a Trumel, es wär Kein Wunder es zerſprang Ainem der Bauch; es Kuzelt es Kuzelt daß einen die Hoſen gar zeng werden."

Es kommt nun der Cortiſan oder wie er ſich hier nennt, fahrender Schüler: eine Art von Leuten, die er ſelbſt folgendermaßen charakteriſirt:

Corthiſan. Ja ſie ſind Leuth die die gantze welt ſhent, ſie Kennen allerley Künſte, ſie haben eine gewiſſe Zunfft, der ſich wol drein ſchreiben laſſen, Mueß reiſen biß zu End der Welt, woß mit Brettern verſchlagen iſt, dort Kombt er in einen Berg, der heißt der Venusberg, dort Lehret man alle Künſte, vornemblich aber das Wahrſagen, dort kann man auch bekhomen ein Wurzel wegen der Lieb, die macht man zu Pulver, und wan man will wiſſen, ob Einem ein Perſohn recht lieb habe, ſo nimbt man nur das Pulver, ſträht Ihr das auf die bloße haut, das ſies nit merkht, ſo wird man halt ſehen, wie ſie ſich wirdt Recken undt Juken, alß wann ſie die Floch biſſen, undt daß iſt ein gewiß Zeichen der Lieb, Reibt ſie ſich aber nit, ſo iſt die Liebe umbſonſt.

Er hat nun ſelbſt dergleichen Pulver bei ſich; Florian begehrt davon, um ſeine Grete zu prüfen. Aber erſt will er den Künſtler ſelbſt auf die Probe ſtellen:

Florian. Halt ich muß an meiner Grethe Probiren, was Ihr wahr ſagen Kint, ſo ſagt mir wie mein Schatz doch haißt mit Ihren Namen.

Corthiſan. Halt das wil ich gleich ſehen in dieſen Glaß, ſie haißt Grethe.

Florian. Undt das iſt wahr, Ihr habts erraten wans nur bald Kämb die Krot die Faiſt, die Praſchet, die Kurtz, die Dickh. Mein ſagt mir ein wenig, wie ſicht ſie weiter auß, iſt ſie hibſch oder Wildt?

Corthiſan. Wart ein wenig Ich will Euchs gleich ſagen, Sie iſt faiſt, Praſchet, und prav außgefullt oben vnnd vnden, Sie iſt Kurz vnd dickh, dabey recht Anemblich vnd Liebreich.

Florian. Jaiß iſt wahr die Schwarz auget Schelm Krott macht ein gleich verliebt ꝛc. ꝛc.

Endlich kommt die Grethe ſelbſt, ſie entſchuldigt ihr ſpätes Erſcheinen:

Gretha. Ja Ich war ſchon Lenngſt da, ſo hab ich aber die benkhers Sau nit Köner in ſtall bringen ꝛc.

Schließlich beſtreut Florian ſie mit dem wunderbaren Pulver und ſiehe da, es iſt Kohlenſtaub, der ihr das ganze Geſicht ſchwarz macht — eine Situation, des obigen Dialoges würdig. Doch werden dieſe Dinge durch das, was wir in der Folge über die eigentliche (Wiener) Hanswurſtkomödie mitzutheilen haben, allerdings noch um ein Anſehnliches übertroffen. —

*

Ich laſſe nun eine Zuſammenſtellung der hauptſächlichſten Titel folgen, welche bei Lindner, Schlager, Schütze [illegible] mitgetheilt werden; dieſelben ſind durchgängig ausführlich genug, um über den Inhalt der Stücke ſelbſt keinen Zweifel zu laſſen, und wird daher dieſe Zuſammenſtellung zugleich einen erſchöpfenden Ueberblick der ſtofflichen Kreiſe gewähren, in denen die Haupt- und Staatsaction ſich bewegte. Wir folgen dabei der bereits früher, bei Hans Sachs und ſonſt, beliebten Ordnung: wodurch ſich denn nur um ſo deutlicher ergeben wird, daß die Haupt- und Staatsaction in der That kaum eine Sphäre des deutſchen Lebens außer Acht gelaſſen, vielmehr faſt überall ihr ſeltſam abenteuerliches Gewebe anzuknüpfen verſtanden hat.

Zuerſt alſo aus der bibliſchen oder überhaupt der chriſtlichen Heiligengeſchichte:

Adam und Eva, mit einem Nachſpiel: Pickelhäring im Kaſten, aufgeführt zu Hamburg 1688 von der Veltheim'ſchen Truppe. — Dies war einer von den Stoffen, welchen das deutſche Theater, ſo zu ſagen, nicht loswerden konnte. Von den Myſterien zu ſchweigen, ſowie von den geiſtlichen Faſtnachtſpielen eines Hans Sachs ꝛc., unter denen, wie unſre Leſer ſich erinnern werden, dieſer Stoff gleichfalls einer der beliebteſten war, ſo hatte auch die erſte in Hamburg gegebene Oper (1678) ſich mit demſelben Gegenſtande beſchäftigt. Von hier aus vermuthlich ging ſie in die Staatsaction über, als welche ſie ſich lange Zeit erhielt. Noch 1736 gab Joh. Ferd. Beck, „Prinzipal einer hochfürſtlich Waldeckiſchen priveligirten hochdeutſchen ſächſiſchen Hofkomödianten Geſellſchaft“ (auch, wie Schütze p. 58 hinzuſetzt, vormaliger Zahnarzt und Hanswurſt der Pöbelkomödie) daſſelbe Stück als „muſikaliſche Operette.“ Ja Schütze ſelbſt (ſein Buch erſchien 1794) erinnert ſich noch „eine Vorſtellung der Art in Hamburg geſehen zu haben, wo Adam und Eva und die Schlange, welche in lieblichen und luſtigen Krümmungen den Obſtbaum umſchlang und die Neugier der erſten Mutter anzüngelte, mit einer Perſon in Hannswurſttracht bereichert, als Marionetten erſchienen. Dieſe geiſtliche Poſſe war mit Unſinn überladen. Hannswurſt neckte und foppte die erſten Eltern, nach dem Fall, zu großem Behagen der Menge; zwei Bären tanzten, (beſage des Zettels) ein Ballet, bis am Ende der Engel mit goldpapiernem Schwerdte den Knoten des Stückes zerhieb.“ S. a. a. O. p. 59, p. 34.

Treffliche und ſehenswürdige Hiſtorie des ſchweren Sündenfalls des **Königs David** durch den Ehebruch mit der **Bathſeba** und deſſen darauf erfolgte herzliche Bereuung durch die ſcharfe Bußpredigt des Propheten Nathan. Darauf ein (extemporirtes) Nachſpiel: Pickelhärings theure Mahlzeit. In Hamburg 1721 von der Veltheim'ſchen Truppe gegeben: Schütze, p. 46.

Ebendaher, vom Jahre 1702 (a. a. O. p. 35): die Veltheimiſche Bande als königlich polniſche und churfürſtlich ſächſiſche Hof-Komödianten, wollen heute

Sonnabend d. 15ten Julius auf ihrer Schaubühne ein ungemein rares bibliſches Stück vorſtellen, welches nicht allein wegen prächtiger theatraliſcher Auszierungen, ſondern auch beſonders wegen der beweglichen Begebenheit faſt nicht zu verbeſſern und niemand mißfallen kann. Den ſummariſchen Inhalt zu melden wird unterlaſſen, indem die Materie niemanden unbekannt ſeyn wird. Nur die principalſten Begebenheiten und ſehenswürdigen Auszierungen ſind, wie folget, angedeutet. — Die Action wird genannt: Elia Himmelfahrt oder die Steinigung des Naboths. Nach Endigung dieſer vortrefflichen Haupt-Action ſoll eine ſehr angenehme Nach-Komödie den Beſchluß machen, genannt: der vom Pickelhäring ermordete Schulmeiſter oder die artig betrogene Speckdiebe. Der Schauplatz im holländiſchen Orhoff auf dem großen Neumarkte." — Von derſelben Truppe, bei ihrem Hamburger Aufenthalte von 1721, wurde auch eine „dem Senat gewidmete Aktion: von der Zerſtörung Jeruſalems, mit der luſtigen Nachkomödie: Malade imaginaire, der Kranke in der Einbildung" gegeben: a. a. O. p. 45.

Eine Action „vom Leben und Tod der ſtandhaften Märtyrerin Dorothea (mit dem Zuſatz auf dem Zettel: der Auszierungen ſind ſo viel, daß das Auge genug wird zu ſehen haben, und dabei nichts Gräßliches!)" ward noch 1752, ebenfalls zu Hamburg, von dem berüchtigten Kuniger, deſſen wir in der Folge noch ausführlicher gedenken werden, gegeben: a. a. O. p. 88. Auch dieſer Stoff, wie Schütze bemerkt (p. 96), gehört zu den älteſten und beliebteſten der deutſchen Bühne. Des gleichnamigen mittelaltrigen Myſteriums haben wir ſelbſt oben p. 29 mehrfach gedacht; aus Schütze (a. a. O.) erfahren wir, daß ſchon vor Velthem „königlich däniſche privilegirte Hofakteurs mit Figuren in propter und neuer Kleidung auch mit vollkommener Inſtrumentalmuſik", unter andern Vorſtellungen: die öffentliche Enthauptung des Fräuleins Dorothea gegeben.

Darauf fährt er fort: „Es iſt noch ſo lange nicht, daß in Hamburg auf der Schuſterherberge am Gänſemarkt, dem geregelten und gereinigtern öffentlichen Schauſpiele ſchräg gegenüber, die Freuden und Leiden dieſer Dorothea und ihres Hanswurſtes vom Pöbel und wenigen zum Nichtpöbel gehörigen Neugierigen belacht, bejammert oder beklatſcht wurden; wobei es ſich zutrug, daß von einer Geſellſchaft luſtiger Zuſchauer gleich nach Enthauptung der Marionettendorothea ein Da Capo angeſtimmt ward, welches der gefällige Prinzipal durch nochmalige Abſäbelung des wieder angehefteten Dorotheenhauptes zu befriedigen nicht ermangelte." Vgl. auch die Notiz aus dem Jahre 1705: ebendaſ. p. 97.

Aus der antiken Mythologie dagegen ſind uns nur eine, höchſtens zwei*) Actionen begegnet:

Die Verfolgung aus Liebe oder die grauſame Königin der Tegeanten Atalanta mit Hanns Wurſcht, den lächerlichen Liebs-Ambaſſadeur, betrogenen Curioſitetenſieber, Einfältigen Meuchelmörder, Intereſſirten Kammerdiener, Übel belohnten beeden Achſelträger, Unſchuldigen Arreſtanten, Intereſſirten Aufſieher, Wohl exercirten Soldaten, Und Inſpector über die bei Hoff auf der Stieger Eſcente Galantand., den 10. July 1724.

Und zweitens, wiewohl aus dieſem Titel, trotz ſeiner Redſeligkeit, auf den

---

*) Doch iſt auch die [illegible] der Verfolgung angeführte Ariadne, von der [illegible] p. 33 nichts weiter mittheilt als den bloßen Namen, nicht zu vergeſſen.

Inhalt des Stückes doch kaum etwas Genaues zu ſchließen und es mithin fraglich bleibt, ob das Stück wirklich hieher gehört oder nicht: Der Tempel Dianae, oder Spiegel wahrer und treuer Freundſchaft mit Hanns Wurſcht den ſehr übel geplagten Junggeſellen von zwey alten Weibern. Componirt Von elnem In Vlenn anVVesenDen CoMICo JAHR (1724) „Monsieur Stranitzsky.“ Beide Stücke, wie aus dieſer Angabe erhellt, gehören dem Wiener Repertoire unter Stranitzky: vgl. Schlager 281—283.

Ungleich eifriger, als die alte Mythologie, wurde die alte Geſchichte ausgebeutet:

Extraordinärluſtige und extragalante Aktion vom Xerxes mit Harlekin: noch 1740 zu Hamburg von Joh. Georg Stoll, „Principal der hochfürſtl. Heſſencaſſelſchen privilegirten Hofacteurs,“ aufgeführt: Schütz p. 64.

Triumph der Ehre und des Glückes, oder Tarquinius Superbus mit Hanns Wurſcht den Unglückſeligen Verliebten, durchgetriebenen Hoffſchrantz, intreſſirten Kupler, Närriſchen Großmütigen und Tapferen Schloß Stürmer. Im Jahr 1724. Aus dem Stranitzky'ſchen Repertoire: Schlager, 283.

Nicht dieſem, dem es zugedacht, ſonndern dem das Glücke lacht, oder der großmüthige Frauenwechſel unter königl. Perſonen mit Hanns Wurſcht den Verretherey Intriganten und übel belonten Liebes Envoye. Viennae die 27. July anno MDCCXXIV. — War höchſt vermuthlich die bekannte Geſchichte des Scipio und Allutius, die z. B. noch Ende vor. Jahrh. von Meißner in ſeinen vielgeleſenen „Skizzen“ (zuerſt 1778, in dritter Aufl. 1792 fgg.) bearbeitet wurde. Gleichfalls aus dem Stranitzky'ſchen Theater: a. a. O. 282.

Die Enthauptung des Weltberühmten Redners Ciceronis mit Hanns Wurſcht dem ſeltſamen Jäger, luſtigen Falliten, Verwirrten Brieftrager, lächerlichen Schwimmer, übel belonten Botten ꝛc. daß übrige wird die Action ſelbſt vorſtehlen. Componirt im Jahr 1724 den 12. Juny. Ebendaher.

Der bis in den Tod getreue, beſtändige und vor das Vaterland ſtreitende und ſterbende Cato, mit einem ſehenswürdigen muſikaliſchen Prolog zur ſchuldigen Dankſagung an den S. T. Rath der Stadt Hamburg. Von einem gewiſſen Frieſe, Principal hochdeutſcher Komedianten, 1734 gegeben: Schütz, 58. Faſt möchte man glauben, daß dieſer Frieſe'ſche Cato nichts Geringeres geweſen, als — der berühmte Gottſched'ſche, aus ſeiner claſſiſchen Regelmäßigkeit in die abenteuerliche Form der Haupt- und Staatsactionen zurückverſetzt; derſelbe war wenige Jahre vorher (1732) in Druck erſchienen, und iſt es, bei dem Aufſehen, welches er machte, gar nicht unwahrſcheinlich, daß ein ſpeculativer Principal ihn auf dieſe Weiſe zum Vortheil, wenn auch nicht der Kunſt, doch ſeiner Kaſſe benutzt. Mit einem „gedoppelten Harlekin“ wenigſtens wurde Gottſched's Cato ſpäterhin von Reibehand wirklich zuſammengekoppelt (1752 in Hamburg: ſ. Schütz, p. 86).

Der ſchon oben genannte J. F. Beck widmete, nach Schütz p. 60, im Jahre 1736 „dem Senat auf den Schwellen der hamburgiſchen Gnade in ergebenſter Devotion einen muſikaliſchen Prolog: der von dem Himmel ſelbſt beſtätigte Sitz des Friedens, nebſt einer Haupt- und Staatsaktion, Cinna, oder die Gütigkeit des Auguſt (nach Corneille?).

Endlich noch aus dem Stranitzky'ſchen Repertoire: Triumph römiſcher Jugendt und Tapferkeit oder Gordianus der Große mit Hanns Wurſcht dem lächerlichen Liebesambaſſadeur, Curieuſen Befehlshaber, Vermeinten Todten, Ungeſchickten Mörder, gezwungenen Spion ꝛc. und was noch mehr die Comedie erklären wird. Comp. Im dis 1724 Jahr d. 24. Jänner.

Noch weit zahlreicher ſodann waren die Stücke aus der mittleren und neueren Geſchichte. Eine ganze Reihe dahingehöriger Titel: Tamerlan, Ottokar von Böhmen, Graf von Eſſex, Kromwell ꝛc. wird von Lindner in Kürze angeführt; anderer, wie Karl XII, Menzikoff u. ſ. w. iſt oben ausführlich gedacht worden. Wir fügen noch Folgendes, aus Schütz und Schlager, hinzu:

Der auf eine ſeltſame Art triumphirende Tamerlan oder die ſpielende Fortuna bei der Perſon des von dem Gipfel des Glücks in den Abgrund der Verzweiflung geſtürzten Bajazeth, vorher ſehr ſtolzen, endlich aber gedemüthigten türkiſchen Kaiſers, oder: der weibliche Harlekin. 1738 zu Hamburg von Joh. Fr. Lorenz, „Principal einer Hochfürſtl. Weimariſchen Hofkomödiantengeſellſchaft", aufgeführt: Schütz, p. 60 fg. Es war dies eine der abenteuerlichſten, aber auch der berühmteſten und beliebteſten Actionen jener Zeit, die, unter allerhand Veränderungen und Abwechſelungen noch lange Zeit gegeben ward. Schütz a. a. O. giebt folgende Schilderung davon: „Bajazeth, türkiſcher Kaiſer, und Tamerlan, Anführer der Araber, laſſen ſich anfangs durch ihre Geſandten einige derbe Grobheiten zubringen. Beide Helden erſcheinen ſelbſt auf den Brettern, und es kommt zum Handgemenge. Vor den Augen der Zuſchauer balgen ſich die Tirannenhelden wacker herum, Tamerlan ringt den Bajazeth zu Boden, und unter helllautem Geſchrei und Brüllen wetteifern ſie im ehrenvollen Kampfe: ſich mit den Fäuſten zu erwürgen. Tamerlan bleibt, nach manchen Kämpfen, endlich Sieger, und ſperrt den Bajazeth in einen Käfich. Harlekin, der weibliche, iſt eine Mancha, Bajazeths Braut, die ihm verkleidet als Harlekin ins Lager folgt."

Recht ſehenswürdige Hauptaction: die bekannten Seeräuber Klaus Störzenbecher, Gödche Michael, Wigmann und Wigbold, wie dieſelben in dem heilgen Lande gefangen genommen, in Hamburg auf dem Grasbrock nebſt 150 Mann zu öffentlicher Execution ſind gebracht worden: von J. G. Förſter in den zwanziger Jahren zu Hamburg gegeben. Vgl. Schütz, p. 56: „Ein Holzſchnitt auf dem Druckzettel zeigte Seeſchlachten, Gefechte, Galgen und Rad. Wie mag es nicht erſt auf der Bühne zugegangen ſeyn? Dieſe Begebenheit, aus der Geſchichte Hamburgs gezogen, ward auch als Oper in Hamburg repräſentirt und iſt in neuern Zeiten in Schauſpielsgeſtalt wieder auf die Bühne gebracht. Förſter, (welcher wahrſcheinlich die in Hamburg 1701 aufgeführte und gedruckte Oper benutzte) ſtellte dieſes Begebniß mit viel Pomp und Lärm dar. Es ward ein großer Aufwand von Ochſen- und Kälberblut gemacht, und die Hinrichtungen wie die vorgängigen Seegefechte mußten den Zuſchauer, vor deſſen Augen das alles ſo unbegreiflich natürlich repräſentirt ward, in Schrecken und Grauſen ſetzen. Ein luſtiges Nachſpiel: Harlekin, die lebendige Uhr, ward am Schluſſe gegeben, um die Zuſchauerſchaft aus der Betäubung des Mordſpektakels in den Zuſtand der Luſtigkeit hinüberzuzerren."

Die hohe Vermählung zwiſchen Maria Stuart und Heinrich Darley, König von Schottland und Frankreich. Mit unvergleichlicher Arlechins Luſtigſeit von Anfang bis zum Ende. — 1707 von den „Hochfürſtlich-Württembergiſchen Hoff-Comödianten, ſambt ihren berühmten Teutſchen Arlechin“ zu Wien gegeben: Schlager, 352 fg.

Das große Ungeheuer der Welt, oder, Leben und Tod des ehmals geweſenen kaiſerlichen Generals Wallenſtein, Herzog von Friedland, mit Hanswurſt. — 1736 von Beck in Hamburg aufgeführt: Schütz, p. 59.

L'ecole des filoux, oder die Spitzbuben-Schule, d. i. des berüchtigten Spitzbubens und Erz-Diebes in London John Sheppards laſterhafftes Leben, extraordinaire Practiquen, und ſchändliches Ende, mit Arlequin, einem luſtigen, verzagten und glücklich gehängten Handlanger in der Diebs-Zunft. — In Hamburg, Anfang des XVIII. Jahrhunderts: ebendaſ. p. 49.

Einen letzten Kreis endlich würden die Bearbeitungen von Volksſagen und Märchen, wie z. B. der Fauſt, ſowie die aus Romanen entlehnten (über die Banise ſ. unten Anm. zu p. 212), endlich die freierfundenen, phantaſtiſchen Stoffe liefern. Von dieſer letztern Art ſcheinen z. B. folgende geweſen zu ſein:

Die geſtürzte Tyranney in der Perſon deß Wüttrichs Peliſonte oder Triumph der Liebe und Rache mit Hanns Wurſcht, den getreuen Spion, einfältigen Soldaten, leichtſinnigen Liebhaber und was für Luſtbarkeiten ferner ſeyn, wird die Action ſelber Vorſtehlen. Wien d. 29. Juli A. 1724. — Stranitzky'ſches Stück: Schlager, 282.

Der Verliebte Tyrann Asphalides, König von Arabien, mit Arlequin, einem im Kopf verrückten Juriſten; als Nachſpiel dazu wurden Moliere's precieuses ridicules als „die koſtbare Lächerlichkeit oder die ſpitzfündigen, doch aber recht beſtraften Mädchen“ gegeben: von der Veltheim'ſchen Truppe, Hamburg 1719. S. Schütz, p. 40.

Aus einer andern ähnlichen Action: Olympia und Virenus oder der trunkene Bauer theilt Schütz p. 45 folgendes Bruchſtück aus dem „Argument“ oder Inhalt mit: „Virenus, nachdem er öfters die verzuckerten Pillen von ſeiner geliebten Olympia Rubinerlefzen geſogen, ihm aber einsmals dieſe ergetzende Unluſt, weiß nicht warum, verſaget, iſt geſonnen wegen der Verachtung, Olympia zu verlaſſen und ſich mit der ewigen Freiheit wieder zu vermählen.“

u. ſ. w.

*

Schließlich noch ein Wort über die Verfaſſer dieſer Stücke. Bei den meiſten zwar wird von einer eigentlichen Verfaſſerſchaft kaum mehr haben die Rede ſein können, ſo viel Zuſätze und Aenderungen werden die Stücke ohne Zweifel bei jeder neuen Darſtellung oder wenigſtens bei jeder neuen Truppe, der ſie anheimfielen, erfahren haben. Im Allgemeinen indeß läßt ſich wohl für gewiß annehmen, daß in bei Weitem den meiſten Fällen die Anfertigung dieſer Stücke, dem augenblicklichen Bedürfniß angepaßt, wie ſie waren, in den Händen der Principale oder vielleicht auch einzelner Schauſpieler lag. Von Veltheim's Autorſchaft, da dieſelbe, was die Aktionen betrifft, nur auf Löwen's ſehr oberflächlichem Berichte beruht, zu geſchweigen, ſo werden uns zwei ſolcher Verfaſſer allerdings namhaft gemacht: Ludovici und Wezel, beide als Schauſpieler bei der oben erwähnten J. G. Förſter'ſchen Truppe (um 1725: vgl. Chronologie des deutſch. Theat. p. 56) engagirt. Wezel, welchem nachgerühmt wird, daß er

„in zwo Nächten ein Drama verfertigte" (a. a. O.) war namentlich auch Verfaſſer des oben beſchriebenen Tamerlan. Über Ludovici, von dem ſich eine Anzahl Stücke in dem, einige Zeit in Leſſing's Händen befindlichen Neuber'ſchen Nachlaſſe befanden, äußert Nicolai, in der Eingangs angeführten Stelle (Reiſe IV, p. 565; auch bei Lindner, p. 21), ſich folgendermaßen: „Beſonders wurden in den zwanziger Jahren die Haupt- und Staatsaktionen eines gewiſſen Joh. Georg Ludovici, aus Pommern gebürtig, der ſich in Wittenberg als Magiſter aufgehalten hat und in Hamburg geſtorben iſt, mit großem Beifalle geſpielt. Dieſes Mannes wird in den verſchiedenen ſeinſollenden Geſchichten des deutſchen Theaters, ſo viel ich weiß, nicht gedacht. Er verdiente es aber gewiß mehr, als ſo mancher Schreiber elender regelmäßiger Stücke. . . . . Man ſah aus dieſen Entwürfen, daß Ludovici kein gemeiner Geiſt war, obgleich roh, und daß er alles aus ſich ſelbſt, ohne alle fremde Anweiſung geholt hatte. Er hatte viel Sinn fürs Pathetiſche und ſtark Rührende. Die Anlage ſeiner Pläne zeigten, daß er Empfindung von der Wirkung auf dem Theater hatte. Ich erinnere mich beſonders noch des Grafen von Eſſex, des Kromwell, und des Königs Ottokar von Böhmen." Vergl. Schütz, p. 53. — Einige hiehergehörige charakteriſtiſche Anekdoten findet man bei Brandes, Lebensgeſch. I, 161 u. II, 200.

Zu pag. 178: die es bekanntlich als einen beſondern Grundſatz ꝛc. So namentlich bei Johann Klay, dem Pegnitzſchäfer: Gervin. III, 417.

Zu pag. 180: Figuren, ſämmtlich aus dem bekannten Roman des Herrn von Ziegler ꝛc. Heinrich Anſelm von Ziegler und Kliphauſen, geb. 1653, geſt. 1690, ein lauſitziſcher Edelmann, gab 1688 die „Aſiatiſche Baniſe, oder blutiges doch muthiges Pegu, in hiſtoriſcher und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeſchichte bedeckten Wahrheit beruhende ꝛc." heraus: das berühmteſte, zum Sprichwort gewordene Erzeugniß jener höfiſch galanten Romanliteratur, welche ſich von Mitte des XVII. bis in den Anfang des XVIII. Jahrhunderts hinzieht und über die bei Gervin. III, 394 fgg. das Nähere zu finden. Das Buch traf, in ſeinem Uebermaß von Schwulſt und Geſchmackloſigkeit, ſo ſehr den Ton, welchen jene Zeit hören wollte, daß es bis über die Mitte des folgenden Jahrhunderts hinaus eine Menge von Auflagen, Fortſetzungen, Nachahmungen (z. B. die Deutſche Baniſe, 1752; die Engeländiſche Baniſe, 1754 ꝛc.: ſ. Koch's Compend. II. 254 und Jördens V, 624 fg.), Dramatiſirungen u. ſ. w. erfuhr. Die letzte Auflage (nach Jördens a. a. O.) iſt erſt 1764 erſchienen; ja ſogar in der Gottſched'ſchen Deutſchen Schaubühne (1746 fgg.), dieſer Muſterſammlung des gereinigten Geſchmackes, wie er meinte, findet ſich noch eine „Baniſe, Trauerſpiel von Grimm" (im vierten Theil; über Herrn von Grimm ſelbſt, einen Parteigänger Gottſched's, vgl. Gerv. IV, 49. 362), in Alexandrinern, nach dem Muſter der Franzoſen zugeſtutzt, mit ſorgfältiger Beobachtung der drei Einheiten. Vgl. über den Ziegler'ſchen Roman, außer Bouterw. X, 317 fgg., wo auch eine Probe mitgetheilt wird, beſonders Gervin. III, 402 fgg. — Von der dramatiſirten Baniſe, wie ſie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von herumziehenden Banden gegeben ward, hat Schütz, hamburgiſche Theatergeſch. p. 54 fg. eine intereſſante Schilderung gegeben, der wir, als Nachtrag zu dem, was über die Haupt- und Staatsactionen im Obigen bereits mitgetheilt iſt, Folgendes entlehnen: „Die zur Haupt- und Staatsaktien geformte Baniſe, von der wir reden, war ein elendes Gemächte voll Schwulſt und Plattheit, in Proſa mit Verſen durchmiſcht, in welchem Baniſe, Chaumigrem und Harlekin die Hauptfiguren des grotesken Gemähldes abgeben muſten. Die in Hamburg in dieſem Jahre (1726) gegebene Baniſe führte folgenden Titel (auf dem Anſchlagzettel): Das blutige doch muthige Pegu, oder die an dem aſiatiſchen Horizont hell aufſteigende Reichs-Sonne, in der preiswürdigen Perſon der aſiatiſchen Baniſe. Unter dieſem Titel, doch mit mancherlei Abänderungen und Zuthaten der Budenkomödienſpieler iſt Baniſe in Hamburg oft repräſentirt. Auffallend war der Abſtich hochtrabender, auf Stelzen ſchreitender Proſa und platter, tiefſinkender Reimverſe, welche dazwiſchen geſungen wurden. Wenn das ehrſame Publikum in ſothaner Baniſe eine Zeitlang durch Mord, Bliz, Donner und Hagel, Blut und Glut der Proſa erſchüttert war; auf einmal erſcholl aus dem lebendigen oder hölzernen Marionettenmänlchen ein Jammerlied, wie das aus dem Bliz Donner und Hagelroman in die Staatsaktion aufgenommene und in Hamburg zum Gaſſenliede gewordene Lied: Sollen meine grünen Jahre ꝛc. Wir entſinnen uns dieſes Lied aus dem Munde in Hamburg geſehner preiswürdiger Baniſen neuerer Zeit mehrmals gehört zu haben. —“

Ebendaſelbſt: der Titel deſſelben lautet: ſ. Plümicke, Theatergeſch. v. Berl. p. 110. Fr. Förſter's Friedr. Wilh. I. Theil I, p. 318. In Wien wurde 1707 ſogar die Geſchichte der Maria Stuart aufs Theater zu bringen verboten: Schlager a. a. O. 352.

Zu pag. 181: Die höfiſchen Spiele wurden immer plebejer. Daß dieſer gemeine, pöbelhafte Ton ſich keineswegs auf die oben beſchriebenen Wirthſchaften und Maskeraden allein beſchränkte, ſondern überhaupt das geſammte höfiſch gelehrte Spiel, die hiſtoriſch politiſche Allegorie u. ſ. w. überwucherte, beweiſen die Bruchſtücke, die uns von derartigen Stücken erhalten ſind. So erwähnt unter Anderm Schütz, Hamb. Theatergeſch. p. 17 ſchon unterm Jahre 1630 einer „Irenoromachia, das iſt eine newe Tragi-comoedia von Fried und Krieg. Auctore Ernesto Stapelio,“ die im gedachten Jahre zu Hamburg von dortigen Schülern (juvenum corona) aufgeführt ward und von der Schütz ſelbſt ſagt, daß „Prügel, Zoten und Saufſcenen die Quinteſſenz bilden.“ Eine der züchtigeren Scenen theilt er mit: Irene, die Friedensgöttin, hat ſich auf die Erde herabgelaſſen, ſie trifft auf einen Bauern aus der Gegend von Hamburg (a. a. O. p. 19.):

Irene. Iſt Friede eine Name, ſo heiß ich auch.

Bauer. Wo ja, Frerck heet vſe Schulte.

Irene. Ich heiße aber und bin der Friede.

Bauer. Dat höre ick wol, ick dans: wem vſe Parner Friedrich heet, den heete wy Frerck, dat ys yo ein Mannsname. Hyi heiſtu nicht tho Huß, dat duchte my nicht, vot deyte.

Irene. Nein, meine Heimbt iſt nicht von dannen.

Bauer. Js ſe denn von Zubten, edder von Eicken, edder von Beilen?

Irene. Du biſt ein gar ungeſchickter Mann, ich gehöre hier nicht zu Haus

Bauer. Segge ick doch dat ock; averſt wor horſtu denn tho Huus? Du magſt wol wydt her ſyn, dyn Sprake vorredt dick.

Irene. Jn meine Heimbt kannſt du nicht kommen.

Bauer. Dat were de Duvel, edt weindt wor uth der Welt weſen? Js ydt vor eck jenſiet Eimsbuttel?

Irene. Ach Lieber, ich bin nicht von der Welt.

Bauer. Dat ſehe ick wol, du biſt dar midden inne. u. ſ. w.

Ueber den als Verfaſſer genannten Ernſt Stapel giebt Schütz p. 18 in der Note Auskunft; er wurde von dem bekannten Joh. Riſt, in deſſen Kreiſe er mithin gehört, angeſungen. Auch Gervinus III, 422 thut ſeiner Erwähnung.

Im Uebrigen wollen ſich unſre Leſer erinnern, daß auch das „Schawgedicht“ von der „Widerwertigen vnd glückſeligen Liebe Cambyſes ꝛc.“, aus dem ich oben Einiges mitgetheilt, ſeiner craſſen Zoten ungeachtet, „Leopoldo dem Erſten Römiſchen Keyſer“ zugeeignet war!

Zu pag. 182: auf ſeine Schultern (und an Schläge gewöhnt waren ſie). Ueberhaupt gehörten Prügel damals wie ſpäter, bis Ende des vor. Jahrh., zu den wirkſamſten Bühneneffekten. Wie verſchwenderiſch ſelbſt begabtere Dichter, Männer von Geſchmack und Bildung, damit umgingen, das wird z. B. allen Kennern des Holberg im Gedächtniß ſein, bei dem die „Ohrfeigen“, das Zerren in den Haaren u. dgl. m. völlig zum dichteriſchen Apparat gehört. Wie nun mag es erſt in der gemeinen, der Hanswurſtkomödie zugegangen ſein! Als Folge davon bildete ſich denn auch (wie Blümner in ſeiner Geſch. d. Theat. in Leipzig p. 100 erzählt) ein völliger Tarif, wonach dem Schauſpieler die Schläge, die er im Stück von Amtswegen zu erdulden hatte, baar vergütet wurden: Stück für Stück ein Gulden, und davon war, wie Blümner hinzuſetzt, ſelbſt die berühmte Ohrfeige im Cid nicht ausgenommen. — Natürlich mußten es ſchon einigermaßen wohlhabende und demgemäß auch anſtändige Truppen ſein, welche dieſen Tarif bei ſich einführten; bei der Mehrzahl war gewiß „Prügel und kein Gulden“ die Norm.

Ebendaſelbſt: zur bloßen Hanswurſtkomödie. Ueber den Zuſammenhang dieſer Komödie mit der Haupt- und Staatsaktion und wie dieſelbe ſich aus der letztern allmälig ſelbſtändig herausgezogen hat, dürften ſowohl im Text der Vorl. ſelbſt, wie auch in der früheren Note über die Haupt- und Staatsaktionen die nöthigen Andeutungen gegeben ſein: weshalb wir uns hier darauf beſchränken, auf die Titelſammlung, ſowie auf das Bruchſtück einer derartigen Komödie ſelbſt zu verweiſen, welches beides Schlager, p. 283—285, auch p. 364 ſqq. mittheilt. Die Titel betreffend, ſo ſind dieſelben „dem Zettelkatalog der werthvollen, über 13,000 Theaterſtücke in ſich faſſenden Caſtelli'ſchen Sammlung“ (in Wien) entnommen: a. a. O. 281. Anm. Daß Schlager Hanswurſtkomödie und Actien dabei nicht immer ganz auseinander gehalten (was freilich auch in vielen Fällen kaum möglich), wurde ſchon eben erinnert; man wird daher wohl thun, Einiges, was bei Schlager im Verzeichniß der Actionen vorkommt, vielmehr in den Katalog der Komödien zu verſetzen, wie z. B.:

Der betrogene Ehemann oder Hanns Wurſcht der ſeltſam vnd Lächerliche Jungfraun Zwinger, Einfältige Schildwacht, Alla modiſcher Jäger, Beängſtigte

Liebhaber, Brallende Duellandt, durchgetriebener Kupler und großmutiger Erretter ſeines Herrn. Viennae 3. Auguſti MDCCXXIV.

Der großmütige Ueberwinder ſeiner ſelbſt mit Hanns Wurſcht den übel belonten Liebhaber vieller Weibsbilder oder Hanns Wurſcht der Meiſter: böſe Weiber gut zu machen. Mehres wird die Action ſelbſt den geneigten Leſer Vorſtellen. In Wien 7. Auguſt 1724.

Sieg der Unſchult über Haß und Verreterey, oder Scepter und Kron hat Tugend zum Lohn, mit Hans Wurſcht, dem Doctor in der Einbildung Undt Seltſamen Complimentario. Im JAHR 1724.

Zu den auffälligſten und zugleich bezeichnendſten Titeln gehören ferner:

Des Hannswurſt und Bernardons erſchröckliche Weiber- und Buben-Bataille, oder die zum Weinen lachende blutige Mordtragedie.

Hannswurſt und Bernardon, die zwey heldenmütigen Söhne des großen Ritters Sacrapans und tapfern Befreyer der Königin Leonorella auf der Inſel Lilliput

Hannswurſt der Teufel und Bernardon der Engel.

Hannswurſt der glückliche Beſitzer der bezauberten Medaille oder Bernardon der Geiſt Ribiſſel auf der Inſul Cellery und Cellerabi und die galanten Poſtkutſchen.

Hannswurſt der ſich in dem Labyrinthe verirrende Icarus.

Hannswurſt, der chineſiſche Oedipus ꝛc. ꝛc.

Im Ganzen werden bei Schlager gegen funfzig Stücke namhaft gemacht, ſämmtlich aus der ſpäteren, der Prehauſer-Kurz'ſchen Zeit (1720—1760; vgl. unten); er ſelbſt jedoch ſetzt hinzu, es ſei dies „vielleicht kaum der funfzigſte Theil der übrigen in Wien componirten Hanswurſtſtücke“ (361 Note).

Nun eine Probe von den Stücken ſelbſt (a. a. O. 361—370).

Der Großmüthige Vberwinder Seiner ſelbſt mit Hannswurſt den Vbl Belohnten Liebhaber Viller weibs Bilder, oder Hannswurſt, der Meiſter, Böſe weiber gutt zu machen (ꝛc.: ſ. oben).

Actores.

Cosroes König der Longobarden.
Bellandra Prinzeſſin von Benevent. Verlobte des Cosroes.
Ismene Prinzeſſin von Spoletto.
Julia ein gräffl. Fräulein verliebt in Alcandro.
Bardanes Königl. Cron-Prinz verliebt in Ismene.
Alcandro, Cosroes Vertrauter, heiml. in Bellandra verliebt.
Hannswurſt, des Königs luſtiger Diener.
Brunette, ein altes Kammermädl bey Bellandra.
Weiber ſo viel man haben kann.
Riegl ein Nachbar des Hannswurſt.
Leibwache des Cosroes, (ſie geht halb lang, kurzes Seitengewehr.)

Ausführung.

Ein ſchöner Luſtorth in Proſpect ein Berg, welcher ſich öffnet und eine herrliche Taffel zeigt.

Ein anderer Luſtwald.

Ein garten mit Fontainen und grotta

Zimmer der Zomene
Ein Gefängnuß.
Ein Königl. ſchloß Platz.
Ein wüſte einöde in Proſpect ein Berg, alwo ein Finſteres gefängniß.
Königl. Zimmer.
Ein ſchwartz ausſpallirtes Zimmer nebſt ein Plock und ein Beul, welches ſich hernach in köſtliches Zimmer verwandelt.

*

Das Stück eröffnet ſich mit einem feſtlichen Aufzug des Cosroes und ſeines Hofſtaates, Hannswurſt nicht zu vergeſſen:

Alle: lang lebe der Unüberwindlichſte König Cosroes!

Bardan: Großer König ſey Beglückt
So, daß alles haubt Vergnügen
ſich nach Deinem Wunſche fügen,
und zu Deinem Fuß gebückt
Ewig müſſe Zinsbahr liegen.

Cosroes. Nachdem uns Euere treue Bekannt, nehm wir auch Euer Wunſch gnädig an, und wunſch zugleich Euer Zufriedenheit. — wie aber ihr ſchönſte Bellandra, wie genehm haltet ihr unſer Herze?

Bellandra. Als das Koſtbahrſte der welt, welch nichtes gleich Kam und Zweifflet nie gar, daß die rein Kerze Ewiger treue in dieſer Bruſt dauer Beſtändig Brennen werde.

Cosroes } in den Herze
Bella } muß Kerze
Reinere Treu auf Ewig ſtehn.

Cosroes. Denn es ſolle dieſe Sonn

Bella. wo in liebe liecht gewonn

Beede. nimmer mehr zurücke gehn.

Hanns W. Der teuffl! hert einmahl auf, ihr macht mir daß Maul ſo wäßrig, daß ich faſt das zeuch ausſpein kann.

Cosroes. weiſt den auch was lieb ſeyn.

H. W. Et quidem in forma. ſolt ich ein Venus Kind ſein, Unweith von Mars gebohren, und ſolt nicht wiſſe was lieb ſeyn, daß wäre mir in ganz Salzburgerland ein Spott.

Cosroes. ſage dan, was iſt den die liebe.

H. W. wir Bauern können es zwar nicht Beſchreiben, aber wann wir ein Menſch auf dem Heuboden bekomen ſo erzehlen wir es Hiſtorie weiß, daß ſie in 3 Viertl Jahr ein lebendiges Exempl Bekombt ꝛc. ꝛc.

Sie gehen darauf zu Tafel; Hanswurſt wird angewieſen, durch beliebige improviſirte Späße die Scene zu beleben. Nicht lange, ſo iſt er betrunken, bittet „den König, er wolle ihm den Kopf halten, denn er müßte ſpeien," hat, während die Andern abgehn, „ſeine Lazzi mit hin und her wakeln und Brechn. fallet endlich zur Erde ſagend er müſſe ſterben, ſchlaffet ein."

Nun kommt Riepl, ſein Nachbar, dazu, „ſagt: Er habe ein Brieff bekom, welcher an den H. W. gehörig, Bey hoff hab er ihn ſchon durch alle Mauslöcher geſucht, aber er konn ihn nirgent antreffen, er [illegible] morgen wieder kommen, um ihm den brieff zu gebn, dan es mecht doch von groß ſach und wichtigkeit etwas darin ſtehen. er ſiehet H. W. auf der Erde und verwundert ſich, gehet endlich hin, ihme zu erwecken und H. W. laßt ein Furz gehn, und hernach ein Kreppſer. Riepl hat ſeine Lazzi darauf nach beliebn und erwecket ihn abermal. H. W. redet im ſchlaff von Menſchern und dergleichen Poſſen nach beliebn, und ſagt ſie ſolln ihm gehn laſſen. endlich nach etwelcher Fopperei ermuntert er ſich, fragt den Riepl wie er daherkom und was er wol? Riepl giebt ihm den Brief und H. W. leſet ihn nach etwelcher Fopperei folgenden Innhalts: Die Kredl, urſchl, deutſchl, waberl, Fränzl, Catherl, Sabinl, Paulinl, Juſel und Sopherl und noch mehr, entbiethn dir ſchelm, galgen, Rad, ſchwerd, Feuer und ſtrick, weil du auf eine ſo ſchelmiſche weis allen die Ehe verſprochn, auch einer jedn von dein wurſtiſch diebes Geſchlecht ein Erb hinterlaſſen, wir ehrmanen dich das erſt und leztemal Kem zurück, und heurathe eine nach der andern, oder wir wolln mit trumel und Peiffn, mit Spieß und ſtang auf böſen und Ofengabeln geſahrner komen, und dich alſo zerſezen und zerkrazen, daß kein Härl Haar an dein Kopf und Barth, kein Aderl an dein Leib ſoll bleibn. Du wirſt doch Verſtand habn, wirſt alſo dich nicht lang bedenken, ſondern dein Rückweg nehmen, damit du aber ſiehſt, wie lieb wir dich haben, wirſt bei dem Riepl ein ſchwarz Pock finden, welcher dir das Reisgeld erſparrt und Knie und die Füße wahrt. gegeben und Verfertigt in Salzburg von all dein Menſcher"

ıc. ıc.

*

Ueber die ſpeciellen Obliegenheiten des Hanswurſt vgl. Plümicke p. 171, angeblich nach dem eigenhändigen Aufſatz eines ehemaligen Acteurs dieſes Ranges. — Berühmte Hanswurſtſpieler waren, außer dem Veltheim'ſchen Stranitzky, von dem weiter unten noch beſonders die Rede ſein wird, namentlich Prehauſer, von Stranitzky ſelbſt im Jahre 1727 dem Wiener Publikum als ſein Nachfolger vorgeſtellt: Schlager, 289. — Ungefähr gleichzeitig mit dieſen war Denner der Sohn (ſeit 1710: Chronol. d. deutſch. Th. p. 39; Blümner, Geſch. d. Th. in Leipzig, p. 65), beſonders in Mittel- und Norddeutſchland. Sodann Herr von Kurz, genannt Bernardon, der wiederum Prehauſer's Nachfolger war, ſich aber auch außerhalb Oeſtreich, am Rhein und in Süddeutſchland, vielfach umhertrieb, nebſt ſeiner Frau. Über Beide hat F. L. W. Meyer in ſeinem Leben Schröder's, im erſten Band, beſonders p. 139 fgg. 172—175, die intereſſanteſten Notizen aufbewahrt: denn Schröder ſelbſt war (Frühjahr 1767, in Mainz) noch bei Kurz engagirt, und zwar als Groteskſtänzer. Daß die Hanswurſtkomödie auch damals, in der Mitte des Jahrhunderts, noch nicht feiner geworden, als zu Stranitzky's und Prehauſer's Zeiten, beweiſt, was Meyer, ohne Zweifel aus Schröder's mündlicher Mittheilung, davon erzählt, p. 173: „Aus ſeinem (Kurz') Munde hat Schröder nie eine Zote gehört, aber Andern verbot er ſie nicht. Koppe zum Beiſpiel, der ſeinem Herrn, dem Doctor Fauſt, die Laterne vortrug, hielt ſie vor den Hintern, und gab zur Urſache: „Damit ich das Licht gleich wieder anblaſen kann, wenn's der Wind auswehtt." Ein andermal äußerte Schröder ſein Mißfallen an einer in Kurzen's Abweſenheit gegebenen Poſſe, wo der Liebhaber den mit Leder bekleideten, ſonſt nicht vorzuweiſenden Theil zur Zielſcheibe großer Waſſerſpritzen darbieten mußte. „Mordio Sakkerment!" rief Kurz, „ſo müſſen ſie's ſchlecht gebn habn. In Wienn iſt das

Stuckerl über zwanzigmal hintereinand aufg'führt." Sein Repertoire in Wien ſ. bei Schlager, 283. Er ſtarb zu 1784 Wien: der letzte eigentliche Hanswurſt der deutſchen Bühne. Vgl. die Chron. d. deutſch. Th., in unzähligen Stellen. —

Für Norddeutſchland im Beſondern war dies Schuch der Vater (ſt. 1763), deſſen Vorſtellungen ſelbſt ein Leſſing ſelten verabſäumte: Brandes' Lebensgeſch. II, 49 ſqq; vgl. Plümicke 240 ſqq. Auch ſeine Frau (ſie war, wie Schuch ſelbſt, aus dem Oeſterreichiſchen gebürtig, das hier alſo an den Norden gleichſam zurückerſtattete, was es von der Veltheim'ſchen Bande in Stranitzky erhalten) wird als Colombine gerühmt: Plüm. a. a. O. — Als ſchlechte Hanswurſte dagegen machten ſich einen Namen Berger, Menke, Brettinger, Lembcke: Brandes a. a. O. ſowie die Chronologie, im Namensregiſter.

Zu pag. 183: Geſellſchaften ohne Zweifel von ſehr vagabondirendem, ſehr abenteuerlichem Charakter. Es würde gegen die Abſicht dieſes Buches ſein, die Geſchichte dieſer einzelnen Truppen hier ausführlich zu berichten; wem an dieſen Dingen gelegen iſt, der findet in den vielfach citirten Werken von Schmid, Schütz, Plümicke u. ein überreiches Material. Wichtiger ſcheint es uns, hier einen kurzen Stammbaum der älteſten Theaterprincipale, aus demjenigen Zeitabſchnitt, wo die gewöhnlichen Theaterchroniken Einen meiſtentheils im Stiche laſſen, anzuſchließen, nebſt beigefügten (wenn auch keineswegs erſchöpfenden) Notizen, wo Näheres über ſie zu erfahren ſteht. Von den allerfrüheſten, bis 1600, iſt bereits früher die Rede geweſen. Es folgen dann:

um 1600: Hans von Stockfiſch, am Brandenburgiſchen Hofe: Plüm. p. 33.
1630: Carl Paul, in Berlin: ebendaſ. p. 49.
1654: Johan Faſtert von Kaſſl, in Wien: Schlager, 254.
1658: Eukher von Dresden, in Wien: ebendaſ. 252.
1659: Joſef Jeri, in Wien: ebendaſ. 252, 253.
1660: Caſpar von Zimmern (mit Studenten) in Berlin: Plüm. 49.
1663: Inſpruncker Bande, in Wien: Schlager, 253.
1665: Jacob Kühlmann (mit „Sächſiſchen Komödianten?") in Wien: ebendaſ. 254.
1666: Ar. Andr. Paulſen, in Hamburg: Schütz p. 33.
1671: Peter Hättler, in Wien: Schlager, 255.
1673: Andreas Elenſon, in Wien: ebendaſ. 256.
1685: Peter Hilferding aus Salzburg, zu Wien: ebendaſ. 245.
1690: Joh. Veltheim, in Norddeutſchland, beſonders Leipzig, Berlin, Hamburg ꝛc.: Plüm. 64. Blümner, 21. Schütz, 24.
1690: Sebaſtian di Scio, gleichfalls in Berlin: Plüm. 60.
1692: J. K. Samenhofer, in Wien: Schlager 257.
1694: Maria Chriſt. Elenſon, in Wien: ebendaſ. 258.
1697: Katharina Veltin, in Wien: a. a. O.
1702: Balthaſ. Brombach, in Wien: ebendaſ. 259.
1703: Gabriel Möller, in Berlin (mit „Sachſen-Weymarſcher Hoftruppe"): Plüm. 76.

um 1706: Maria Monica Stränitzky (?),
Maria Hilfforbinger (?),
Maria Naffzerin,
Joſeph Stränitzky,
Joh. Hilfferding,
Anna Maria Naffzerin (?),
ſämmtlich in Wien: Schlager, 262.
1707: Würtembergiſche Hoffkomödianten, in Wien: ebendaſ. 263.
1709: Jac. Hirſchnack, in Wien: ebendaſ. 264.
1710: Jac. Hoffbauer und Johann Sinner, in Wien: ebendaſ. 266.
Von 1710 an ſind die Chronologien ꝛc. ziemlich vollſtändig: weshalb wir das Verzeichniß hier abbrechen. — Eine erſchöpfende actenmäßige Ueberſicht aller in Wien aufgetretenen Theaterunternehmer, Marienettenſpieler, Seiltänzer u. dgl. m. von 1667—1736 ſ. bei Schlager 359—364.

Ebendaſelbſt: Johann Veltheim. Die vorzüglichſten Nachweiſe zur Geſchichte dieſes Mannes bei Plümicke, Schütz ꝛc. ſind ſchon in vorſtehendem Verzeichniß mitgetheilt worden; vgl. außerdem Gervin. III, 473 fgg. Sein Geburtsort war, wie im Text angegeben, Leipzig; nach ſeinem Tode, deſſen Jahr nicht bekannt iſt, übernahm ſeine Wittwe die Principalſchaft (vgl. die treffende Bemerkung von Gervin. III, 474), woraus ſich dann die Denner-Spiegelbergiſche, aus dieſer die Neuberiſche Geſellſchaft entwickelte. Seine (oder auch nur die von ihm geſpielte?) Ueberſetzung des Molière erſchien 1694 unter dem Titel: Histrio Gallicus Comico Satyricus sine exemplo oder die überaus anmuthigen und luſtigen Comödien des fürtrefflichen und unvergleichlichen Königlich Franzöſiſchen Comödiantens Herrn von Molière ꝛc., in drei Theilen: Gottſch. Noth. Vorr. I, 257. Bouterw. X, 330.

Zu pag. 184: ſtattliches Koſtüm. Im Allgemeinen zwar, was wir heutzutage Koſtüm nennen, die charakteriſtiſche, den darzuſtellenden Rollen angemeſſene Theaterkleidung, exiſtirte damals gar nicht: wie das auch im Verlauf der Vorleſung genauer zur Sprache gebracht wird. Wenn daher der Principal Peter Hüttler in Wien ſchon im J. 1671 ausdrücklich „romaniſche Kleyder“ verſpricht, (Schlager, 255) ſo iſt das entweder eine Ausnahme oder aber es ſind damit überhaupt nur Kleider nach wälſchem, ſpaniſchem, franzöſiſchem Schnitt, alſo galante, ſtattliche Kleider gemeint. Ueberhaupt hat ſich die Wahrheit des Koſtüms erſt außerordentlich ſpät entwickelt; nach den Bildern im (Reichardt'ſchen) Theat. Kal. v. 1781 zu urtheilen, wurde die Lady Macbeth dazumal noch in London ſelbſt im Reifrock geſpielt. Von Garrik iſt es bekannt, daß er den Hamlet im ſchwarzſammtnen Treſſenkleide ſpielte; ebenſo, wie die erwähnten Kupfer beweiſen, den Macbeth. Daſſelbe war in Frankreich der Fall, wo das erſte Bauerkoſtüm erſt 1756 auf der Bühne geſehen ward — zu größter Senſation des Publikums! Vollſtändig durchgeführt wurde die begonnene Reformation in Frankreich erſt durch Talma, in Deutſchland durch den Grafen Brühl in Berlin: wovon ſpäter. Vgl. den recht überſichtlichen, unterrichtenden Artikel von L. Schneider im Blum'ſchen Theaterlex. I, 231—238.

Ebendaſelbſt: denn es wird verſichert, daß, wo ſie ſich einer Stadt nähert ꝛc. S. Flögel, Geſch. d. kom. Lit. IV, 319. — Nach Plümicke jedoch, p. 65, war dieſer feierliche Empfang dazumal eine allgemein übliche Sitte und widerfuhr als ſolche auch andern, viel geringfügigeren Banden.

Zu pag. 185: Joſ. Ant. Stranitzky. Ueber Stranitzky's Lebensgeſch. und theatraliſches Wirken vgl., außer Nicolai's Reiſe IV, 566 ſqq. und Flögel, Geſch. d. Groteſk. p. 123, ganz beſonders das Schlager'ſche Buch, wo p. 263—291 eine Menge der intereſſanteſten und für die Theatergeſchichte ſelbſt wichtigſten Notizen über ihn zuſammengeſtellt ſind. — Er war, zwiſchen 1670—80, zu Schweidnitz geboren, verließ um 1706 die Veltheim'ſche Bande und ſiedelte nach Wien über, wo er, nach einigen vorläufigen Unternehmungen, plötzlich 1712 als fortwährender Pächter des Stadttheaters am Kärntnerthor auftritt. Er ſtarb 1727, nachdem er, trotz der hohen, auf 4—5000 Gulden jährlich zu berechnenden Abgaben, die damals ſchon auf derlei Theaterunternehmungen laſteten, nichts deſtoweniger ein anſehnliches Vermögen geſammelt hatte. — Auch Stranitzky iſt als Schriftſteller aufgetreten, in der Olla „potrida des durchtriebenen Fuchsmundi" (1722) und „Luſtige Reiſebeſchreibung aus Salzburg in verſchiedene Länder": Beides Werke, welche (Gervin. III, 475) „den Wiener Stil und Witz des Abraham a Sta. Clara würdig fortſetzten."

Ebendaſelbſt: ſeine Schauſpieler bezog er meiſtens aus Wolfenbüttel. S. das Actenſtück vom 22. März 1714 bei Schlager, p. 269.

Ebendaſelbſt: ein Herr von Quoten. Vgl. Löwen's Schr. IV, 19, ſowie des Verf. Aufſatz über Ludwig Holberg, im Lit. hiſt. Taſchenb. II, 348 ſq. Außer dem Ulyſſes von Ithacia, der ausdrücklich gegen Quoten gerichtet iſt, hat Holberg ihn auch verſchiedene Male in Perſon aufs Theater geführt, z. B. in Hexeri eller blind Alarm; vgl. a. a. O. p. 374.

Zu pag. 186: eine andere, die Spiegelbergiſche Truppe ꝛc. Siehe Chronologie d. deutſch. Theaters, p. 40.

Zu pag. 187: Von der Truppe eines gewiſſen Haßkarl. Löwen a. a. O. p. 20; vgl. Chronol. 53.

Ebendaſelbſt: Eine andere ergötzliche Schilderung dieſer Banden. Siehe in Krünitz' Encyklop. Bd. 141, p. 178 ſqq.

Zu pag. 188: ein gewiſſer Reibehand. Die ausführlichſte Notiz über ihn hat Schütz, p. 83 ſqq. gegeben. — Urſprünglich ein Schneider, verband er ſich Anfangs mit einem gewiſſen Lorenz zu einem Puppentheater. Bald indeſſen (ſeit 1734) ſtand er an der Spitze lebendiger Acteurs; 1752 kam er, mit einem preußiſchen Privilegium und einem zahlreichen Perſonal, nach Hamburg, von welchem Aufenthalt Schütz einige charakteriſtiſche Theaterzettel u. dgl. aufbewahrt hat, z. B. „Mit Bewilligung u. ſ. w. wird aufgeführt ein ganz beſonders Schauſpiel betitult: L'amour masson, die Liebe ein Freimaurer oder das von ungefähr gern entdeckt ſeyn wollende Geheimniß der Freimaurer durch Iſabella, einer wegen dem weiblichen Geſchlecht angebohrnen Kurioſität in Angſt und

Schnecken gebrachten weiblichen Freimäurerin, imgleichen der beſtrafte närriſche Ehrgeiz des von hochmüthigen Einbildungen eingenommenen, aus der Lehre entlaufenen, ſich ſelbſt erhöhten Schuſterjungens und deswegen mit Recht zum Narren gehaltenen Baron von Windſak. Den Beſchluß machte ein Tanz und Molières luſtige Nachkomödie: le mari confondu, der verwirrte Ehemann. Aus der bekannten alten geiſtlichen Farce, der verlohrne Sohn, machte er eine extramoraliſche Hauptaktion mit dem Beifügen: der von allen vier Elementen verfolgte Erzverſchwender mit Arlequin, einem luſtigen Reiſegefährten ſeines ruchloſen Herrn. Dies extramoraliſche Stück ward mit viel Prunk gegeben. Früchte, die der Verlohrne eſſen wollte, verwandelten ſich in Todtenköpfe, Waſſer, das ihm zu trinken lüſtete, in Feuer. Felſen wurden vom Blitze zerſchmettert und repräſentirten — einen Galgen, an welchem ein armer Sünder hieng, welcher ſtückweiſe herunterfiel, ſich wieder zuſammenſetzend aufſtand, und den verlohrnen Sohn verfolgte. Dann ſah man dieſen in Geſellſchaft lebendiger und grunzender Säue beim Trebernſchmauß. Die Verzweiflung brachte dem verlohrnen Sohn Strick und Dolch, die Vorſehung des Himmels aber hielt ihn ab, er bekehrte ſich und ward, zur Beförderung der Extramoralität des Stückes, vom Vater begnadigt.“

Ebendaſelbſt: Mit Reibehand wetteiferte Kuniger. Auch über dieſen bietet Schütz p. 86 fgg. die vollſtändigſte Notiz. Er war in Leipzig geboren, zog Anfangs als Equilibriſt, Taſchenſpieler ꝛc. umher, dirigirte dann ein Marionetten-, endlich (ſeit 1752) ein wirkliches Theater, dem er den ſtolzklingenden Namen einer „in beweglichen großen Maſchinen und lebendigen Perſonen beſtehenden privilegirten Hochfürſtl. Brandenbg. Beireutiſchen und Brandenburgiſchen Kunigeriſchen Schaubühne“ beilegte und — beilegen durfte. — Von ein paar andern, durch ihre Verwerflichkeit gleichfalls berühmt gewordenen Principalen, Joh. Gottl. Förſter (ſeit 1725: wir haben ſeiner ſchon oben bei den Haupt- und Staatsactionen Erwähnung gethan), und aus ſpäterer Zeit (1770) Ilgner, welche beide dem Reibehand und Kuniger würdig zur Seite ſtehen, ſ. Schütz, p. 53 und 92 fgg. ſowie den Theat. Kal. v. 1783, p. 53 fgg.

Ebendaſelbſt: Es iſt dies der ſogenannte Komödienſtreit. Vgl. Schütz, 26 fgg. Plüm. p. 62. Flögel, Grotesk. 116. Chronol. p. 33, ſowie in größter Ausführlichkeit in Stäudlin's Geſch. d. Vorſtellungen v. d. Sittlichkeit des Theaters. Götg. 1823. — Der Erſte, der aus kirchlich moraliſchem Standpunkt gegen das Theater auftrat, war Anton Reiſer, Prediger an der St. Jakobskirche zu Hamburg, in ſeiner 1681 erſchienenen „Theatromania oder die Werke der Finſterniß in den öffentlichen Schauſpielen von den alten Kirchenlehrern und etlichen heidniſchen Scribenten verdammt.“ Dieſe Schrift gab das Signal zu einem lebhaften Federkriege, in welchem das Für und Wider des Theaters (Erſteres beſonders in der Dramatologia antiqua-hodierna von Elmenhorſt, gleichfalls Prediger zu Hamburg) vielfach beleuchtet und erwogen ward, ja in dem man ſogar das Gutachten zweier Univerſitäten, Wittenberg und Roſtock, einholte. Doch waren dies Alles bis dahin nur Theorieen. Dagegen als (um 1690) die Geiſtlichkeit in Hamburg, Leipzig, Berlin, Magdeburg und ſonſt wohl Veltheim ſelbſt, als den Mitgliedern ſeiner Truppe den Genuß des

Abendmahls zu verweigern anfing, ſo wurde die Sache ernſthaft genug, um auch außerhalb der gelehrten und geiſtlichen Kreiſe überall ein großes — und dem Anſehn der Schauſpieler höchſt nachtheiliges Aufſehen zu machen. Einzelne Regenten zwar, wie Kurfürſt Friedrich III. (nachheriger König Friedr. I.), ſowie auch ſpäterhin ſein Nachfolger Friedr. Wilh. I. (in einem Erlaß an die theologiſche Facultät zu Halle, ſ. Förſter I, 308) ſuchten die Geiſtlichkeit in ihre Schranken zurückzuführen und die Unbeſcholtenheit der Schauſpieler wiederherzuſtellen. Allein weder ſie, noch die in drei Auflagen erſchienene Schutzſchrift der Frau Veltheim vermochte hier durchzudringen: bis endlich die zunehmende allgemeine Aufklärung des 18. Jahrh. auch dieſe Nebel der Bornirtheit und des theologiſchen Fanatismus verſcheuchte.

Zu pag. 189: an Marionetten- und Puppenſpieler überlaſſen. Eine ſehr fleißige Geſchichte dieſes ſonſt völlig vernachläſſigten Zweiges, wenigſtens ſoweit ſich derſelbe in Hamburg entwickelte, hat Schütz a. a. O. p. 93—126 gegeben. Für Wien iſt auch hier, wie überall, das Schlager'ſche Buch zu vergleichen.

Zu pag. 190: Die Sage vom Fauſt. S. die kleine vor Kurzem erſchienene, höchſt ſchätzenswerthe Schrift von Karl Simrock: Doctor Johannes Fauſt, Puppenſpiel in Vier Aufzügen, wo der Fauſt der Marionettenſpieler, wie ſie ihn noch bis auf die jüngſte Zeit dargeſtellt haben, Theils wörtlich, Theils in annähernder freier Ergänzung und Nachbildung gegeben iſt. Vgl. beſonders auch das Vorwort p. VI fg. ſowie den Anhang, p. 107—118. Ein „Puppenſpiel von Dr. Fauſt", 1733 in Hamburg gegeben, „ein Muſter von Unſinn und Abenteuerlichkeit, in welchem der Doctor unter Anderm in der Höllenqual von ſchwarzen Geiſtern mit glühenden Zangen gezwickt und gepeinigt, Hanswurſt aber, ſein Bedienter, wegen allzugroßer Verirrung von unterirdiſchen Geiſtern in die Luft geführt und lebendig in Stücke geriſſen wird ꝛc." erwähnt (wie es ſcheint, nach vorliegenden Theaterzetteln) Schütz p. 62.

Sechſte Vorleſung.

Wiedererwachen des deutſchen Lebens zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. — Reaction gegen das Lohenſtein'ſche Drama: Chriſt. Weiſe. — Gottſched. Seine Bedeutung und Stellung für die Literatur im Allgemeinen. Verhältniß zum Theater: die Neuberin. — Erſtes regelmäßiges Trauerſpiel: Regulus von Praden. — Gottſched's Cato; ſeine und ſeiner Freunde theatraliſche Thätigkeit. — Zuſtand des deutſchen Luſtſpiels: improviſirte Komödie. Holberg. Feierliche Verbrennung des Harlekin durch Gottſched. — Die Oper; ihre Ausdehnung und Verfall. Gottſched's Oppoſition: Erneuerung des Schäferſpiels. Gottſched's Sammlungen zur Theatergeſchichte. — Ausſichten in die Zukunft.

Es war ein mühſeliger und unerfreulicher Gang, dieſer Gang durch die Geſchichte des deutſchen Theaters von Ende des ſechzehnten bis in das erſte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, auf welchem Sie mich in meinem neulichen Vortrage begleitet haben. Dem leeren Formalismus, der geſpreizten Vornehmheit, der Lüge und Unwahrheit auf der einen, ſahen wir auf der andern Seite eine nicht minder verderbliche Formloſigkeit, ein brutales Sich gehen laſſen, eine abſichtliche, ſich in ſich ſelbſt wohl fühlende Roheit gegenüber ſtehen. Sogar wir mußten ſehen, wie dieſe Roheit endlich über alles Andere den Sieg behielt und wie ſchließlich unſre ganze Bühne ſich darin auflöſte; dergeſtalt, daß am Schluß des bezeichneten Abſchnittes ſelbſt die Elemente einer neuen, beſſeren Geſtaltung, ſelbſt die Grundlage einer künftigen Erhebung verloren gegangen zu ſein ſchienen.

Und doch ſind wir damit bereits in jene Epoche eingetreten, wo der deutſche Geiſt, nach der langen, ſchmählichen Dienſtbarkeit dieſer letzten Jahrhunderte, endlich ſich ſelbſt wiedergefunden hatte, und wo ſchon auch die Literatur anfing, in neuen, friſchen Productionen, dieſes Wiedererwachen des deutſchen Lebens nachbildend zu begleiten. Schon war gegen die verdumpfte Buchſtabenweisheit unſrer Orthodoxen die Oppoſition der Pietiſten, eines Spener, Franke, Arnold ꝛc. eingetreten: eine Oppoſition, welche, indem ſie die Religion aus den Banden der Dogmatik, aus dem Joch der Bekenntnißformeln und Polizeiinſtructionen zu retten und in ihre heimathliche Welt, die Innerlichkeit, das bewegte, lebendig ergriffene Gemüth, gleichſam zurückzuleiten ſuchte, für die geſammte Entwicklung unſers Lebens in Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt von unberechenbarer Wirkung geworden iſt und die wir uns daher auch hüten müſſen mit jenem Mißtrauen und jener eigenthümlichen Apprehenſion zu betrachten, welche uns heutzutage (und heut allerdings mit gutem Grunde) bei dem Namen der Pietiſten zu ergreifen pflegt. Schon ferner hatte Thomaſius, von verſchiedener Grundlage aus, mit verſchiedenen Waffen, dennoch auf daſſelbe Ziel, die Zerſtörung des blinden Auctoritätglaubens und die Erneuerung des Lebens durch wahre, ächte Sittlichkeit, hinarbeitend — ſchon hatte Thomaſius den gelehrten Pedanten und Heuchlern gleichfalls den Handſchuh hingeworfen und, die gelehrten Fachgerüſte zertrümmernd, wie Jene die theologiſchen, mit energiſcher Stimme die Wiſſenſchaft für diejenigen zurückgefordert, denen ſie urſprünglich gehört und denen ſie unter allen Umſtänden zu Gute kommen ſoll: dem Volke. Schon endlich in der Poeſie ſelbſt war Günther aufgetreten: Günther, der Dichter der Jugend, der Leidenſchaft, der unmittelbaren Empfindung, ein glänzender Verläufer, in ſeiner wildausſchweifenden, kometenhaften Bahn, jenes prächtigen Geſtirnes, jenes Tages voll Leben und Heiterkeit und Klarheit, der unſerer Literatur ſpäterhin in Goethe aufgehen ſollte, als dem Dichter der vollendeten, der ſchönen Subjectivität, wie Günther der Dichter der Subjectivität ſchlechthin.

Wir haben geſehen, wie das Theater die bisherigen Zuſtände des deutſchen Lebens jedesmal getreulich wiedergeſpiegelt und begleitet hat und wie kein Weg zu dornig, ſogar kein Sturz zu jählings, keine Erniedrigung zu tief war, die Muſe des Schauſpiels hat ſie getheilt. Wie hätte ſie denn Anſtand nehmen mögen, jetzt auch den Aufſchwung zu theilen? Die gemeinſame Ketten, gemeinſame Schmach getragen, wie hätte ſie nicht auch Theil genommen an dem Erwachen, der Erhebung, dem Siege der Nation?!

Aber freilich, um dies zu können, mußte die Bühne ſelbſt erſt eine neue Form gewinnen, einen neuen Leib anziehen: verunſtaltet und beſchmutzt, wie ſie war, in dieſem Zuſtande von Verwilderung und Auflöſung, in welchem wir ſie zuletzt erblickt, wäre ſie unfähig geweſen, einen Spiegel abzugeben für dieſe neuen Entwicklungen, die ſich unter uns geſtalteten. Es bedurfte hier einer neuen formalen Schule, um die verwilderte Kunſt zu Geſetz und Ordnung, Zucht und Sitte zurückzugewöhnen, eines ſtrengen Gärtners gleichſam, der mit vorſichtig pedantiſcher Scheere die überwuchernden Sprößlinge vom Baume der Kunſt entfernte, die verwilderten Zweige feſtband, den allzudichten Wipfel ſtutzte und beſchnitt. Dieſe Schule that ſich auf: es war die Schule der Franzoſen; dieſer Gärtner fand ſich: es war Gottſched.

Allein bevor wir zu Gottſched und der durch ihn bewirkten Reform der deutſchen Bühne des Näheren übergehen, laſſen Sie mich mit einigen Worten noch eines Mannes gedenken, der in vieler Hinſicht als Gottſched's Vorläufer erſcheint, ſo wenig der Letztere ſelbſt mit dieſer Zuſammenſtellung auch einverſtanden geweſen ſein möchte, ja ſo verächtlich er auch in Wahrheit von ihm zu ſprechen, ſo heftig er gegen ihn und ſeine Beſtrebungen anzukämpfen pflegte. Ich meine den ſchon früher erwähnten Schulmeiſter von Zittau, Chriſtian Weiſe, für den, obſchon er der Zeit nach um einige Decennien ehe fällt (in die letzten Jahre des ſiebzehnten Jahrhunderts) mir dennoch, aus dem angedeuteten Grunde, erſt hier die rechte Stelle zu ſein ſchien.

Schon bei jener früheren gelegentlichen Erwähnung habe ich der ausgebreiteten literariſchen Thätigkeit dieſes Mannes, als Grammatiker, Rhetor, Statiſtiker, Hiſtoriker, Romanſchreiber, Komödiendichter u. ſ. w. gedacht; er gehört zu jenen polyhiſtoriſchen Genies, jener Gruppe von Vielwiſſern und Vielſchreibern, jenen Menke, Morhof ꝛc., welche das ſiebzehnte Jahrhundert in das achtzehnte hinüberleiten und deren Kenntniß, noch mehr deren Fleiß, ja nur deren mechaniſche Fingerfertigkeit, dem gegenwärtigen Geſchlecht, Angeſichts dieſer Folianten und Quartanten, dieſer Repertorien und Bibliotheken, welche ſie zuſammengeſchrieben, faſt unbegreiflich erſcheint. — So auch Weiſe. Mit derſelben Feder, welche noch nicht trocken war von ſeinem neueſten Zeitungslexikon, ſeinem neueſten Briefſteller, ſetzte er ſich flugs hin und ſchrieb einen Roman, eine Tragödie, ein Luſtſpiel; auf eine Anweiſung zum chriſtlichen Leben ließ er ein Complimentirbuch, auf eine Logik, eine Chronologie, eine juriſtiſche Abhandlung, eine Erziehungslehre, eine Declamirkunſt, einen „politiſchen Redner,“ auf eine deutſche eine lateiniſche Stillehre folgen — und unzähliges Andere. Ein Mann, der ſo mitten in der Literatur darin ſteckte, dem ſo Alles, was ihm unter die Hände kam, ſofort zum Buch gerieth, der ſo gewohnt war, die Setzer ſchwitzen und die Preſſen ſeufzen zu machen — ein ſolcher Mann konnte natürlich auch keinen Augenblick zaudern, auch die Schulkomödien, die er von Amts wegen zu ſchreiben hatte, gleichfalls in Druck zu geben und, Literat wie er war, auch für ſie literariſche Stellung, literariſche Bedeutung in Anſpruch zu nehmen. Dies aber, wie Ihnen aus einer früheren Vorleſung im Gedächtniß ſein wird, hatte der Schulkomödie bis dahin gerade gefehlt: ſie hatte die Grenzen der Schule bis dahin nur ſelten verlaſſen, ſie hatte, wenn auch in Druck gegeben, wenn auch auf den Büchermarkt gebracht, ſich doch immer in ſchüchterner Entfernung von dem gehalten, was man eigentlich die Literatur, geſchweige denn gar die ſchöne, die poetiſche Literatur, die Belletriſtik nennt; ihre Stellung, wie wir es früher ausdrückten, war jederzeit mehr pädagogiſch als literariſch, mehr praktiſch als poetiſch geweſen.

Dafür nun aber war gerade Weiſe der Mann. Trotz ſeiner Gelehrſamkeit — faſt könnte man ſagen, in allen vier Facultäten, trotz ſeiner unermüdlichen Schriftſtellerei, trotz ſogar ſeiner amtlichen Würde und dieſes Schulmeiſterſtabes, den er in Händen ſchwang, war er bei alledem nichts weniger als ein Pedant, ein trockner Gelehrter, eine alte ſtaubige Perücke. Im Gegentheil, er war — oder wenigſtens, er wollte es ſein — ein Lebemenſch, ein gewandter Mann, der die Worte Politeſſe und

Galanterie ein' um das andere im Munde führte, ja der bei ſeiner ganzen Wirkſamkeit, der ſchriftſtelleriſchen ſowohl wie der pädagogiſchen, kein anderes Ziel im Auge hatte, als die Verbreitung ſogenannter Weltweisheit, das iſt artigen geſelligen Benehmens, feiner Sitten und praktiſcher Tüchtigkeit.

Wie nun alſo hierin für Weiſe die Veranlaſſung, ſogar die Aufforderung lag, ſeine Stücke aus den engen Schranken der Schulſtube in die „Welt“ einzuführen: ſo wurde eben dadurch auch der Charakter der Weiſe'ſchen Stücke ſelbſt beſtimmt. Erinnern wir uns nur, welche Tonart damals in der Literatur überhaupt die herrſchende war und nach welchen Muſtern namentlich das Drama ſich richtete: die falſche, ſchwülſtige Tonart nämlich des Lohenſtein, das Muſter eines Dichters, der das Weſen der Poeſie überall nur in ihr Beiwerk ſetzte — und ſelbſt noch dies Beiwerk war ein erkünſteltes. Ein Sinn, ſo auf das Wirkliche gerichtet, ſo nüchtern, ſo praktiſch verſtändig, wie Weiſe's, konnte an dieſen unwahren, grotesken Verzerrungen, dieſem hochtrabenden, lügneriſchen Pathos, dieſen Greueln und Unnatürlichkeiten der Lohenſtein'ſchen Schule unmöglich Geſchmack finden. Der Tragödie der Metaphern und Allegorieen, der Alexandriner und Gleichniſſe daher ſetzte er ein einfaches proſaiſches Drama, ein Drama voll Natürlichkeit und derber, mitunter auch wohl ungeſchlachter Wirklichkeit entgegen. Wie bei Lohenſtein und ſeinem Anhange Alles phantaſtiſch, außergewöhnlich, ungeheuer, ſo umgekehrt bei Weiſe Alles höchſt realiſtiſch, höchſt gewöhnlich, höchſt alltäglich; verſteigen Lohenſteins Helden ſich auf eine Höhe, wohin kein geſunder Sinn ihnen zu folgen vermag, ja wo ſie ſelbſt nothwendig ſchwindlig werden müſſen, ſprechen ſie eine Sprache, die Niemand verſteht, zeigen ſie Empfindungen und Leidenſchaften, die Niemand begreift: ſo dagegen bei Weiſe — ei das ſind ja lauter Leute unſrer Bekanntſchaft! das iſt ſie ja mit allen üblichen Nachläſſigkeiten, allen Localtinten des Dialektes, die Sprache des gewöhnlichen alltäglichen Lebens! da kehrt ſie ja überall wieder, die geſunde, nüchterne, hausbackne Moral, die „Politeſſe“ und Galanterie, welche Weiſe in all ſeinen übrigen Schriften predigt! War bei Lohenſtein Alles ſofort pathetiſch, befinden ſeine Helden ſich allezeit in der Extaſe, ſind die verwegenſten Bilder, die ungeheuerſten, unmöglichſten Situationen ihnen (wie man zu ſagen pflegt) nur gemauſt: ſo im Gegentheil weiß dieſer garnicht, was Pathos iſt, ſo kommen auch in den kritiſcheſten Momenten ſeine Helden aus ihrer nüchternen, gleichmäßigen Ruhe kaum heraus, ſo hält auch in den gewaltigſten Situationen, Situationen ſollte man meinen, wo auch die trockenſte Phantaſie aufſchäumen, die alltäglichſte Sprache ſich zum Ungewöhnlichen ſteigern müßte, er dennoch das Gleis herkömmlicher Anſchauungen, die Schranken der Umgangsſprache und des gemeinen Verkehrs getreulich inne.

Dabei freilich, wie es zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten, in der Kunſt wie im Leben, das Schwerſte iſt, die heilige Grenze des Maßes zu treffen: ſo auch darf Weiſe nicht davon freigeſprochen werden, wie Lohenſtein und ſeine Schule in der Phantaſtik, dem Pathos, dem poetiſchen Schwung, ſo er in ſeinem realiſtiſchen Beſtreben, ſeiner Nüchternheit, ſeiner proſaiſchen Einfalt gleichfalls zu Viel gethan zu haben. Wie Jene nach oben, ſo gleichſam ſchweift er nach unten aus; Jene gehen in die Lüfte, er bleibt im Staub, und nicht ſelten ſogar im Koth. Dies, wie es das Schickſal der Nachahmer iſt, leichter die Fehler als die Tugenden ihrer Muſter zu treffen, zeigt ſich ganz beſonders in dem Weiſe'ſchen Anhange, den Joh. Riemer, Chriſt. Fr. Henrici ꝛc. welche alle, in ihren zahlreichen und von der früher geſchilderten Hanswurſtkomödie kaum mehr zu unterſcheidenden Stücken, die Realität und die Natürlichkeit bis zu einem Grade ausdehnen, daß man ſich faſt wieder zurückſehnt nach Lohenſtein'ſcher Unnatur und Ueberkunſt. Nichts deſto weniger bleibt Weiſe immerhin das Verdienſt, zu einer Zeit, wo die übrige Welt in Lohenſtein'ſchem Taumel gefangen lag, eine kräftige und thätige Reaction dagegen gebildet und den kranken Fleck, wenn nicht geheilt, doch mit tapferer Hand und ſcharfem Blicke zum Wenigſten aufgedeckt zu haben. —

Wenden wir uns nunmehr zu Gottſched. Wenige Perſönlichkeiten in unſerer Literaturgeſchichte giebt es, welche von verſchiedenen Seiten, zu verſchiedenen Zeiten ſo viel Lob und ſo viel Tadel, ſo viel Erhebung und ſo viel Herabſetzung, ſo viel Bewunderung und ſo viel Verachtung erfahren haben — und weder die eine noch die andere ganz mit Unrecht oder ganz unverdienter Weiſe, wennſchon aus andern Motiven und in anderer Hinſicht, als es in der That zumeiſt geſchehen iſt. Und ebenſo möchte es wenig Andere geben, die das Werk ihrer Hände ſelbſt ſo gründlich eingeriſſen, ihren eigenen Kranz der Ehre ſo gierig zerpflückt haben — wenig Andere, mein' ich, die durch Fehler des Alters die Verdienſte ihrer Jugend ſo ſchmählich in Vergeſſenheit gebracht, durch moraliſche Schwächen, Schwächen des Charakters und der Seele, ihre wiſſenſchaftlichen Leiſtungen ſo gänzlich aufgehoben und wett gemacht: dergeſtalt, daß den nachlebenden Geſchlechtern von dem vielfach nüancirten Bilde dieſes Mannes nichts übrig geblieben iſt, als ein allgemeiner dunkler Schatten, ja daß, wer heutzutage anders über ihn ſprechen will, es ſei denn mit Verachtung und Hohnlachen, zuvörderſt einer Schutzrede für ſich ſelbſt bedarf.

Und doch ſind Gottſcheds Verdienſte um die deutſche Literatur in der That die größten und unvergeßlichſten. Durchgängig Allem, was er für die Literatur unternahm (und er war von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit der Unternehmungen, einer vielleicht nur allzugroßen Schnelligkeit der Ausführung), liegt, in ſeinem erſten Anfang, ein vernünftiger und richtiger Gedanke, ein feinfühlender Inſtinct für die Bedürfniſſe der Zeit zu Grunde; in der Erweiterung und Verbreitung der damals beliebten moraliſchen Wochenſchriften, in der populären Behandlung literargeſchichtlicher und ſprachlicher Gegenſtände, in dem Eifer für die Bühne wie überhaupt für die Ehre und den guten Ruf unſrer Literatur, namentlich auch im Ausland — in all dieſen Dingen (und daß ſie unerheblich oder gleichgiltig geweſen wären, dieſe Dinge, wer möchte es behaupten?!) ging Gottſched ſeinen Zeitgenoſſen maßgebend voran. Sein Unrecht war allein dies, daß er einſeitig bei dieſen erſten Anfängen ſtehen blieb und mit derſelben, ſogar noch größerer Heftigkeit, demſelben Eifer, derſelben nicht ſelten kleinlichen, nicht ſelten ungeſchickten Betriebſamkeit, mit der er Anfangs die neuen Elemente der Literatur ſelbſt eingeführt, jede fernere Entwicklung derſelben abwehrte und verfolgte. Gottſched war keineswegs, wie man aus ſeiner Oppoſition gegen Klopſtock, Leſſing, Shakeſpeare ꝛc. vermuthen möchte, ein blinder Verehrer des Alten, ein Feind des Fortſchrittes und der Entwicklung überhaupt: nichts weniger als das! Aber die Literatur ſollte nur in keiner anderen Bahn vorſchreiten, als die er ihr vorgezeichnet hatte, der Fortſchritt ſollte nur nicht ehe eintreten, als bis er das Zeichen, nur nicht weiter gehen, als wie er es angegeben. Er wollte auch Entwicklung, gewiß: aber nur die von ihm approbirte, nur Gottſched'ſche Entwicklung: — ähnlich den politiſchen Gottſcheden unſrer Tage, die auch keineswegs Feinde der Freiheit und des Fortſchrittes ſind — behüte der Himmel! Nur daß es gerade ihre Freiheit und ihr Fortſchritt ſein ſoll, welchen ſie anerkennen; ſie kennen keine Größen, als von ihnen geeichte, das reine Gold der Geſchichte ſelbſt erklären ſie für unächt, ſo lange bis ſie ihren kleinen Stempel darauf gedrückt. — Gottſched iſt der wahre Doctrinär der deutſchen Literatur: die Freiheit innerhalb der vorgeſchriebenen Schranken, der Fortſchritt unter der Controlle des Rückſchrittes.

Und doch wollen wir ihm dies Alles noch nicht zu ſchwer anrechnen; wir wollen glauben und zugeſtehen, daß für die damaligen halben, unſicheren Zuſtände ein ſolcher halber, unſichrer Mann wirklich am Platze, daß ſeine Art des Fortſchritts für ſeine Zeit wirklich die richtige war: wär' es auch nur deshalb geweſen, einmal weil ſie, in ihrer langſamen, gemeſſenen Bewegung, das Mitgehn der Maſſen erleichterte, und zweitens weil eben dadurch der Entwicklung ſelbſt ein Stachel in die Seite geſetzt und eine Oppoſition innerhalb der Oppoſition hervorgebracht ward — der allein ſichere Weg, die einzig mögliche, unerläßliche Bedingung jedes wahren und dauernden Fortſchrittes! — Wovon wir ihn dagegen nicht freiſprechen, wogegen wir ihn nicht einmal entſchuldigen können und weshalb die Schmach, die ſein Andenken im großen Publikum noch heute bedeckt, in der That keine unverdiente iſt, das iſt, daß er zuerſt in der deutſchen Literatur ein Beiſpiel gegeben, wie wiſſenſchaftliches Anſehn und literariſcher Einfluß ſich ausbeuten laſſen zu unſittlichen Zwecken, Zwecken des Egoismus, der Eitelkeit, der Anmaßung. Gottſched iſt der wahre Vater literariſcher Coterieen in Deutſchland: das heißt Verbindungen, welche nicht auf der Grundlage gemeinſamer Ueberzeugungen, geiſtiger Principien, nein, die auf dem faulen Boden gemeinſchaftlichen Eigennutzes, gemeinſchaftlicher Selbſtſucht ruhen. Literariſche Schulen hatten wir gehabt, literariſche Parteien bildeten ſich vor ſeinen Augen: er that ein Drittes hinzu, er ſchuf die Clique, er erfand und übte jene erbärmlichen Künſte literariſcher Klatſchſucht, jenes Syſtem der Unwahrheit, der Lüge, der Verdächtigung, das ſeitdem eine ſo unſelige Vollſtändigkeit bei uns gewonnen, in dem, wie in einem wahren Irrgarten, ſo viel hoffnungsreiche Talente ſeitdem verloren gegangen ſind; er zerriß, mit Einem Wort, den keuſchen prieſterlichen Schleier, der die Literatur bis dahin, vor den Augen der Menge wenigſtens, bedeckt hatte und zeigte, daß ſie auch nur ein Weib — ein kokettes, leichtfertiges, beſtechliches Weib! —

So hat er ſeinen Ruhm vorweg genommen: und wenn nun nichts davon übrig geblieben und wenn das Publikum, ſtatt der Lorbeern, mit denen er ſelbſt bei Lebzeiten ſich und die Seinen allzueifrig geſchmückt, ihm nun vielmehr Dornen aufs Grab pflanzt — wer will es deshalb tadeln? wer will in dieſem nicht ganz verdienten und doch ſo ganz gerechten, ſo ganz nothwendigen Schickſal die eherne Stimme der Geſchichte, ein wahres Gottesgericht verkennen?! —

Beſchäftigen wir uns, nach dieſer allgemeinen Betrachtung, die mir um ſo nöthiger erſchien, je traditioneller, je mythiſcher (daß ich ſo ſage) das Urtheil über Gottſched zu ſein pflegt, — beſchäftigen wir uns nunmehr mit dem, was Gottſched ſpeciell für das deutſche Theater geleiſtet hat. Seine Wirkſamkeit überhaupt war, wie bereits angedeutet, vornämlich formaler Natur; begabt mit jenem nüchternen, praktiſchen Sinne, jener Einfachheit und Natürlichkeit, dazu von jener (Falls dieſer Ausdruck geſtattet iſt) Modernität, jenem beweglichen, leichten Weſen, das auch Weiſe, auch Thomaſius charakteriſirt und das auf dem galanten, zierlichen Boden von Leipzig, wohin Gottſched frühzeitig aus ſeiner oſtpreußiſchen Heimath ausgewandert, doppelt an ſeinem Platze war, fühlte er ſich berufen, der Verwilderung und Roheit unſrer damaligen Literatur entgegenzutreten und den wild ſchäumenden Strom abzulenken in ein geſichertes, ruhiges Bette.

Dieſe Arbeit war allerdings nicht leicht; er bedurfte dazu eines Muſters, nach dem er ſich richten, einer Autorität, auf die er ſich berufen durfte: und er fand ſie — in den Franzoſen.

In den Franzoſen?! in dieſen unerträglich regelmäßigen, ſchulmeiſterlich langweiligen Franzoſen? in der pedantiſchen Strenge, der altjüngferlichen Sauberkeit dieſer geſchnürten, coiffirten, mit Schönpfläſterchen überklebten franzöſiſchen Literatur?!

Nun allerdings: wir, von unſerm gegenwärtigen Standpunkte aus, haben gut ſo fragen, wir haben gut lächeln über die Tragik eines Crebillon, die Komik eines Destouches, den ſatiriſchen Stachel Boileaus, die Beredſamkeit der Maſſillons, die Aeſthetik eines Batteux, ja ſelbſt auf die Lorbeern der Corneille und Racine's dürfen wir einen zweifelnden Blick zu werfen wagen. Jene Zeit dagegen kannte gar keine größeren Muſter, die franzöſiſche Literatur war damals wirklich die allberühmte, die allgiltige, die Muſterliteratur Europa's, welche Italien und Spanien und ſogar das ſtolze, in ſich ſelbſt ſo reiche England nicht allein las, ſondern auch nachbildete: ſelbſt ein Mann von ſo unzweifelhaft ächt deutſcher Geſinnung, wie Thomaſius, indem er ſeine Landsleute auf die Bahn der Bildung und der Aufklärung hinüberführen wollte, wußte ihnen keine beſſeren Wegweiſer zu bezeichnen, als eben die Franzoſen.

Ganz ebenſo Gottſched. Auch ihm würde man außerordentlich Unrecht thun, wollte man ſeine propagandiſtiſche Thätigkeit zu Gunſten der franzöſiſchen Literatur, ſeine Ueberſetzungen und Anempfehlungen franzöſiſcher Muſter mit jener gefliſſentlichen Franzöſelei, jener undeutſchen, unmännlichen Nachäfferei verwechſeln, wie ſie dazumal an den deutſchen Höfen und in der deutſchen Geſelligkeit Sitte war. Nicht bloße Nachahmer (dies war ſeine Abſicht), ſondern Schüler der Franzoſen ſollten wir ſein, nicht in ihre Dienſtbarkeit, nur in ihre Lehre ſollten wir uns begeben. Daher auch, nachdem wir (wohlgemerkt nach ſeiner Meinung) unſre Schulzeit gehörig abgeſeſſen, nachdem er uns gehörig ausgefüttert hatte mit Ueberſetzungen und Theorieen in modum der Franzoſen, endlich und vor Allem nachdem er ſelbſt zum großen Manne, zum berühmten Dichter, berühmten Kritiker geworden war: da wieder war Niemand eifriger, die Selbſtändigkeit der deutſchen Literatur zu proclamiren als eben Gottſched. Mit eiferſüchtigem Stolz bewacht er die gegenſeitigen Fortſchritte der beiden Nationen, bis er endlich, zufriedenen Herzens, die Bilance zieht, daß wir Deutſche nun wohl ebenſo weit wären (im Jahre 1741!!), wie die Franzoſen, die Italiener u. ſ. w. und daß die Poſtel und Schönaich, die Quiſtorp und Schlegel den Arioſt und Milton, den Corneille und Racine's wohl nachgerade ſo ziemlich die Wage hielten. —

Am Vollſtändigſten drang Gottſched nun mit dieſer Nachahmung der Franzoſen gerade auf demjenigen Gebiete durch, wo eine ſolche Reaction zu Gunſten der Regelmäßigkeit und des ſtrengen, nüchternen Geſchmackes gerade am Allerſchwierigſten zu ſein ſchien: auf dem Theater. — Schon dies, daß ein Mann wie Gottſched, ein Gelehrter, ein Profeſſor einer berühmten Univerſität, ſich überhaupt mit einem ſo zweideutigen, ſo verrufenen Gegenſtande einließ, wie das Theater dazumal war, daß er ſich nicht zu gelehrt, zu vornehm dünkte, Umgang zu pflegen mit ſo geringen, ſo mißachteten Leuten, wie ein damaliger Theaterprincipal und nun gar ein Schauſpieler war: ſchon dies haben wir ihm als etwas Erhebliches anzurechnen, wenn ſich allerdings auch nicht in Abrede ſtellen läßt, daß ihn ſeine Eitelkeit, ſeine gelehrte Anmaßung dabei weſentlich unterſtützte.

Und nicht bloß ſeine Eitelkeit, auch der Zufall, auch das Glück unterſtützten ihn. Friederike Caroline Neuber, nach der Sitte der Zeit gewöhnlich Neuberin genannt, geborene Weiſſenborn, die Tochter eines angeſehenen Rechtsgelehrten in Zwickau, eine Dame von ſcharfem, natürlichem Verſtande, noch mehr aber voll Energie und Unternehmungsgeiſt, war, in Folge ich weiß nicht welcher Abenteuer, wie man es dazumal nannte, unter die Schauſpieler gegangen. Sie befand ſich zuerſt bei der Spiegelbergiſchen Geſellſchaft, einem Ausläufer gleichfalls jener berühmten Veltheimiſchen Truppe, mit der ich Sie in meinem neulichen Vortrage bekannt gemacht. Bald indeſſen (1728) ſah ſie ſich an der Spitze einer eigenen Geſellſchaft, mit der ſie nun namentlich auch die Leipziger Meſſe beſuchte.

Hier war es, wo Gottſched ſie kennen lernte. Es war noch in ſeiner anfänglichen Periode, er war noch nicht der gefürchtete Kritiker, der Geſetzgeber des deutſchen Parnaß: aber immerhin ſchon ein angeſehener, gern gehörter, ſowohl in der Leipziger Geſellſchaft, wie beim Hofe zu Dresden wohlgelittener Profeſſor, überdies Herausgeber verſchiedener

Journale und, als Vorſtand der deutſchen Geſellſchaft, von einer zahlreichen Clientel jüngerer Leute umgeben.

Und dieſer Mann nun drängte ſich der Neuber als Freund, als Rathgeber, als Beſchützer auf; er redete ihr vor und bewies ihr mit gelehrten Citaten, daß es mit dieſen Harlekinsſtücken, dieſen Haupt- und Staatsactionen, dieſen Opern und Singſpielen, welche gegenwärtig das Repertoire wie aller übrigen, ſo auch der Neuberſchen Bühne bildeten, dennoch nichts ſei. Franzöſiſches Trauerſpiel, regelmäßige Stücke, Alexandriner voll Maß und Würde — das heiße Kunſt! das heiße Schauſpiel! das werde die Gelehrten, die Gebildeten, die Blüthe der Geſellſchaft anlocken und ſtatt jenes viel begehrenden, wenig zahlenden Pöbels, der jetzt die Bude erfülle, vielmehr das vornehme, das feine Publikum vor der gereinigten Scene zuſammenführen!

Möglich, daß Frau Neuber auch den äſthetiſchen Gründen ihres gelehrten Principals nicht unzugänglich war, möglich, daß ſie ſelbſt, gebildet und kenntnißreich, wie ſie geſchildert wird, des bisherigen Spectakels überdrüſſig geworden war. Allein auch als Speculation, als finanzielle Unternehmung lohnte es ſich des Verſuches, ſchon darum weil es etwas Neues, etwas Seltſames war. Ja wenn man betrachtet, welchen weiteren Gang die Freundſchaft zwiſchen Gottſched und der Neuber genommen und wie raſch ſie ſich auflöſte, wie bereitwillig ſogar die Neuber ſelbſt, ſobald irgend ihr Vortheil es zu erheiſchen ſchien, von ihrer eigenen Reform abſtand und die gereinigte Bühne ſelbſt wieder nach Gelegenheit verunreinigte — ich ſage: wenn man dies Alles betrachtet, ſo kann man ſich, unbeſchadet der ſonſtigen Verdienſte der Frau Neuber, in der That kaum des Verdachtes erwehren, daß es, wie bei Gottſched Eitelkeit und Herrſchſucht, ſo bei ihr zum guten Theil Speculation und finanzielle Berechnung geweſen, als ſie ſich ſo bereitwillig auf Gottſcheds Vorſchläge herbeiließ.

Ich habe dieſelben ſo eben neu und ſeltſam genannt: der Ausdruck bedarf der Berichtigung. Schon lange vor Gottſched war der Verſuch gemacht worden, der deutſchen Bühne durch Uebertragung franzöſiſcher Stücke aufzuhelfen. Ungerechnet die Ueberſetzungen Molieriſcher Stücke, welche, wie Sie Sich entſinnen, die Veltheimſche Truppe geſpielt und ſogar auch in Druck gegeben hatte, ſo waren ſchon ſeit 1650 der Cid des Corneille, ſein Polyeuct, Rodogune, Sertorius ꝛc., Racine's Athalie, die Iphigenie, Eſther und andere Meiſterwerke der damaligen franzöſiſchen Bühne übertragen, auch wohl in einzelnen Aufführungen verſuchsweiſe auf die Bretter gebracht worden. Namentlich in den neunziger Jahren hatte ein gewiſſer Breſſand in Braunſchweig ein förmliches Gewerbe daraus gemacht, die franzöſiſchen Tragiker, beſonders Racine zu übertragen. Doch hatte weder die Literatur auf dieſe Ueberſetzungen groß geachtet, noch, wo ſie zur Darſtellung gekommen, hatte das Publikum ihnen großen Geſchmack abgewinnen können: und ſo waren dieſe Verſuche denn glücklich in Vergeſſenheit gerathen. — Ganz anders geſtaltete die Sache ſich jetzt, auf dem neuen Terrain, das ſie gegenwärtig betrat, in Leipzig. Hier gab es zuerſt ein gebildetes, reiches, mit franzöſiſcher Literatur, franzöſiſchen Sitten wohl vertrautes Publikum; es gab eine Univerſität, welche, mehr als an vielen andern Orten, mit der bürgerlichen Geſelligkeit verwachſen war, und daher auch reichlicher, als anderwärts, Kanäle der Bildung und der wiſſenſchaftlichen Kenntniß hinüberleitete in die große Maſſe. Es fand ſich hier ferner eine unternehmungsluſtige kühne Principalin, mit einer Truppe, welche ſchon damals zu den vorzüglicheren in Deutſchland gezählt ward, ja die ſchon damals in einem gewiſſen Kohlhart den erſten bedeutenden Charakter- und Heldenſpieler des deutſchen Theaters beſaß und ſich bald darauf auch an Talenten, wie Schönemann und Koch, bereicherte. Es fanden ſich weiter einflußreiche, vornehme Gönner, die ſelbſt den benachbarten Dresdner Hof ins Intereſſe zogen, dergeſtalt, daß der Neuber zu der erſten Darſtellung eines regelmäßigen Trauerſpieles (es war der Regulus des Pradon: 1728) ſogar Koſtüme geliefert wurden aus der Dresdner Hofgarderobe — eine Empfehlung des Unternehmens, die bei dem großen Haufen, und wohl auch bei manchem der Vornehmern, gewiß nicht wenig ins Gewicht fiel. — Und endlich und vor Allem fand ſich hier ein Mann wie Gottſched: Gottſched, der, zu den Kenntniſſen und dem geläuterten Geſchmacke, welchen er, ſeinen damaligen Zeitgenoſſen gegenüber, in der That beſaß, alſogleich auch all jene Künſte der Clique, jene literariſchen Vetterſchaften und Coterieen in Bewegung ſetzte, deren er, wie erwähnt, in einem ſo bedenklichen Grade Meiſter war, ja die, wenn wir recht berichtet ſind, auch noch heutigen Tages bei der Aufführung neuer Stücke nicht ſelten in Bewegung geſetzt werden — und das nicht in Leipzig allein.

Allein Gottſched that auch noch mehr. Allerdings war, unter dem Zuſammenfluß der ſo eben angedeuteten Umſtände, der Erfolg jenes erſten Verſuches der günſtigſte geweſen. Aber ein Stück macht noch kein Repertoire, eine Vorſtellung noch keine Bühne. Sollte der gewonnene Sieg wirklich behauptet, ſollte der Geſchmack des Publikums wirklich auf die Dauer gehoben und die Haupt- und Staatsaction durch regelmäßige Stücke für immer aus dem Felde geſchlagen werden: ſo gehörten dazu zuerſt und vor Allem eben Stücke, ſo mußten erſt regelmäßige Trauerſpiele geſchrieben, ſo mußte ein neues gereinigtes Repertoire erſt geſchaffen werden.

Und hier iſt es nun, wo man, wenn nichts weiter, ſo doch wenigſtens Gottſched's Fleiß, ſeine Gewandtheit, ſeine Thätigkeit, ſeine unverdroſſene Beharrlichkeit wahrhaft bewundern muß. Unterſtützt von jenen Handlangern und Freunden, deren er ſich ſtets in der Nähe hielt und unter denen ſeine eigene Frau oder wie er ſelbſt ſie zu nennen beliebte, „ſeine werthe Gehilfin,“ Luiſe Adelgunde Victorie, geb. Culmus, nicht den letzten Platz einnahm, ſchuf er in der kurzen Zeit von etwa zehn Jahren (1728—1739) eine völlig neue Literatur, ein völlig neues Repertoire, auslangend für die Bedürfniſſe der Theaterprincipale, ſo daß, wer ſonſt nicht wollte, zum Wenigſten nicht mehr, wie bisher, gezwungen war, zu Staatsactionen und Aehnlichem zu greifen. Großes poetiſches Verdienſt (es iſt wahr) durfte dieſe neue Gottſched'ſche Bühne nicht in Anſpruch nehmen, nicht einmal den Ruhm großer ſelbſtändiger Arbeit, da ohne Vergleich die Mehrzahl der neuen Stücke in Ueberſetzungen und Zurichtungen aus dem Franzöſiſchen beſtand. Selbſt das berühmteſte von ihnen, der eigentliche Matador dieſes ganzen Spieles, Gottſched's „ſterbender Cato“, wiewohl er für ein Original ausgegeben wurde, war doch im Grunde nichts als eine Bearbeitung, halb dem Engliſchen des Addiſon, halb dem Franzoſen Deschamps entlehnt, im Uebrigen jedoch ſo zugerichtet und verbrämt mit Gottſched'ſchen Reimen und Sentenzen, daß er es immerhin für ein ſelbſtändiges Werk ausgeben konnte. Auch hatten Gottſched's Gegner gut ſchreien und beweiſen, der Cato ſei ein unerträgliches langweiliges, froſtiges Ding! Sie hatten ganz Recht, ohne Zweifel: und auch darin hatten ſie Recht, daß dieſe endloſen Iphigenien und Berenicen, dieſe Brutuſſe und Alexander, mit denen die Gottſched'ſche Clique, in unerhörter Fruchtbarkeit, die Bühne bevölkerte, ſammt und ſonders langweilige, nüchterne Geſellen wären. Allein was mehr? So war doch der Gegenſatz dieſer regelmäßigen, vornehmen, gebildeten Tragödie gegen die Unregelmäßigkeit, die Plumpheit und Roheit der bisherigen Stücke ſo groß, ſo augenfällig, daß ſie ſchon dadurch eine Art von Intereſſe erhielten; ſo gefielen ſie doch dem Publikum, ſo füllten ſie doch die Häuſer; ſo erlebte doch dieſer höchſt elende „Sterbende Cato“ nicht allein in wenigen Jahren zehn Auflagen, ſondern auch die Darſtellungen deſſelben auf der Bühne, unterſtützt durch das vortreffliche Spiel Kohlhart's, ſowie ſpäterhin Koch's, welche die Titelrolle gaben, machten ſolchen Effect und fanden ſo lebhaften Beifall, daß ſie lange Zeit wiederholt werden konnten, ja daß Gottſched ſelbſt mit einigem Grund von der Aufführung dieſes ſeines Cato die Wiederherſtellung (wie er es nannte) der deutſchen Bühne datiren durfte. —

Deſſen ungeachtet war der Sieg noch immer nicht vollſtändig. Es war immer nur erſt die eine Hälfte des deutſchen Theaters, die er gereinigt, es war nur das Trauerſpiel, das er rectificirt, nur die Haupt- und Staatsactionen, die er verdrängt hatte. Noch blieben zwei andere drohende Feinde: das improviſirte Poſſenſpiel und die Oper.

Allein dieſelben Franzoſen, die ihm einen Corneille, einen Racine, einen Pradon ꝛc. geliefert, lieferten ihm jetzt in Destouches, de la Chauſſee, St. Evremont, Dufreny ꝛc. auch das Vorbild regelmäßiger Komödien; dieſelben Freunde und Gehilfen, die ihm bei Erſchaffung eines neuen tragiſchen Repertoire's ſo treulich, mit unermüdlicher Feder, beigeſtanden hatten, halfen ihm jetzt ebenfalls der regelmäßigen Tragödie ein regelmäßiges Luſtſpiel an die Seite ſetzen.

Sogar er war in dieſer Sphäre noch glücklicher als im Trauerſpiel, inſofern er nämlich hier nicht genöthigt war, ausſchließlich von den Franzoſen zu entlehnen: ſondern aus dem Norden, aus verwandtem germaniſchem Stamme, aus Dänemark kam ihm im Fache des Luſtſpiels eine ſo ſeltne wie wirkſame Allianz, die Allianz eines wahrhaften dramatiſchen Talentes, eines wahrhaften komiſchen Genius: Holbergs.

Ich muß, weil es uns zu weit von dem vorgeſetzten Thema abführen würde, leider darauf Verzicht leiſten, hier in eine nähere Charakteriſtik dieſes vortrefflichen Dichters ſowie der Stellung, welche er in der komiſchen Literatur wie in der Entwicklung des Luſtſpiels überhaupt einnimmt, einzugehen. Nur auf einige Punkte will ich Ihre Aufmerkſamkeit lenken. Zuerſt daß, während jene franzöſiſchen Luſtſpieldichter, die ich Ihnen ſo eben nannte, ihre Stoffe ohne Ausnahme aus der höheren Umgangswelt, der Modewelt des franzöſiſchen Lebens entlehnten, einer Sphäre alſo, der es nicht allein in ſich ſelbſt an innerer Wahrheit, innerem Leben gebrach, ſondern die namentlich auch für unſer deutſches Publikum nur eine ſehr beſchränkte Wahrheit, eine ſehr theilweiſe, ſehr untergeordnete Bedeutung hatte: ſo dagegen beſchränkt Holberg in ſeinen Stücken ſich durchgängig auf den Bürger- und Bauerſtand — einen Stand, der, nicht zu rechnen ſeine innere Tüchtigkeit, ſein kernhaftes und ſtämmiges Weſen, ſich überdies in Dänemark ziemlich in denſelben Verhältniſſen befand, dieſelbe Bildung hatte, von denſelben Anſichten, Leidenſchaften, Wünſchen und Thorheiten beherrſcht wurde, wie in Deutſchland. Während alle jene franzöſiſchen Stücke der großen Menge, dem eigentlichen deutſchen Publikum immer etwas Fremdes, Unverſtändliches, Unwahres behalten mußten: ſo hingegen aus der Holberg'ſchen Komödie heimelte uns die urſprüngliche germaniſche Verwandtſchaft, die ähnliche Grundlage der Verhältniſſe, der gleiche Grad der Bildung vertraulich, wohlthuend an. — Und ferner das franzöſiſche Luſtſpiel ſetzte ſeinen Reiz großentheils in die Form, in die Gewandtheit der Sprache, den glänzenden Dialog, die zierlichen Witze und Wortſpiele: Eigenſchaften Alles, von denen die beſte Hälfte, und noch weit mehr als ſie, in der deutſchen Uebertragung, in einer Sprache, wie die Gottſched'ſche, nothwendig verloren gehen mußte. Die Holberg'ſche Komik dagegen ſtützt ſich auf zwei viel conſiſtentere, viel wirkſamere Factoren: auf Charaktere und Situationen, als die wahren Factoren aller **Komik**, ja aller poetiſchen, inſonderheit dramatiſchen Wirkung überhaupt. Es iſt ein Unterſchied wie zwiſchen einem Gemälde und einer Statue. Der Schmelz der Farben, wie lieblich er ſei, muß endlich dennoch verbleichen, die Schönheit der plaſtiſchen Form dagegen bleibt ewig und unvergänglich, ſo lange ein Stück dieſes Marmors, eine Trümmer dieſes Erzes noch vorhanden. Denn auch aus den Trümmern ſelbſt werden noch immer einzelne Spuren, einzelne Ahnungen des Geſammtwerks und ſeiner Schönheit uns anſprechen. — So nun auch die Wirkung der Holberg'ſchen Komödie, da ſie nicht auf den vergänglichen Reizen des Dialogs, vielmehr auf den ſoliden, derben Grundpfeilern der Charakteriſtik und der komiſchen Situation beruhte, mußte dieſelbe auch dem deutſchen Publikum gegenüber und auch in den oft ungeſchickten, oft fehlerhaften deutſchen Bearbeitungen nichts deſto weniger ungeſchwächt bleiben. Und dies hat ſie im reichſten Maße gethan; in reichſtem Maße und eine lange Reihe von Jahren hindurch iſt die Holberg'ſche Komödie das Entzücken unſrer Theaterbeſucher, zugleich auch eine würdige und fruchtbare Schule unſrer größten und vorzüglichſten Schauſpieler, eines Eckhof, Schröder u. ſ. w. geweſen. Ja es iſt nicht zu viel geſagt, wenn ich behaupte, daß, was die Ausbildung des deutſchen Luſtſpiels während des achtzehnten Jahrhunderts, die bürgerliche Komödie der Krüger, Löwen, Romanus, Stephanie, Bretzner, Großmann ꝛc. bis hinunter auf Kotzebue, der eine große Menge Holberg'ſcher Stoffe und Motive verarbeitet hat und mit dem dann bekanntlich die Reihe unſrer eigentlichen Luſtſpieldichter fürs Erſte ein Ende nimmt — es iſt, ſage ich, nicht zu viel behauptet, daß, was dieſe Entwicklung des deutſchen Luſtſpiels angeht, kein deutſcher Dichter jemals den Einfluß und die Wirkſamkeit gehabt hat, wie der Däne Holberg.

Mit dieſen Aliirten nun alſo, Franzoſen und Dänen, wie auch allmälig durch einige ſchwache Originalverſuche jüngerer Dichter, auf die ich an einer anderen Stelle zurückkommen werde, unterſtützt, unternahm Gottſched auch die Wiederherſtellung des deutſchen Luſtſpiels. Die bereits früher erwähnte feierliche Verbrennung des Harlekin auf der Neuber'ſchen Bühne zu Leipzig, im Jahre 1737, bildet für das deutſche

Luſtſpiel einen ähnlichen Wendepunkt, wie die Aufführung des Regulus oder des Cato für das Trauerſpiel.

Man hat auch über dieſen Schritt Gottſcheds ein großes Geſchrei erhoben und in der gänzlichen Vertreibung der komiſchen Perſon, die er veranlaßte, einen neuen Beweis ſeiner platten, poeſieloſen Sinnesweiſe zu erkennen gemeint. Beſonders in der jüngſten romantiſirenden Epoche unſrer Literatur, wo man vor allem Altererbten, Althergebrachten einen tiefen Reſpect zu haben behauptete, fehlte nicht viel, daß man dem armen Gottſched nicht nachträglich noch ein Verbrechen gegen die Majeſtät des deutſchen Geiſtes gemacht, daraus, daß er den Hanswurſt hat verbrennen laſſen. Selbſt noch heutzutage, von den mildeſten Beurtheilern ſelbſt hört man die Meinung äußern, als ob Gottſched dabei doch zum Wenigſten etwas zu raſch, etwas zu voreilig gehandelt und, ſo zu ſagen, das Kind mit dem Bade verſchüttet habe. Ich geſtehe, dieſe Anſicht nicht theilen zu können. Vielmehr mit Beziehung auf dasjenige, was ich Ihnen zu Anfang meines neulichen Vortrages über die Entſtehung und innerliche Bedeutung dieſer komiſchen Maske mitgetheilt habe, erblicke ich in dieſer Vertreibung des Harlekin von der deutſchen Bühne einen nothwendigen geſchichtlichen Fortſchritt, ſowie einen wiederholten Beweis für jenen Inſtinkt des Richtigen und Zeitgemäßen, welchen Gottſched, innerhalb gewiſſer Grenzen, beſaß.

Die deutſche Nation war im Begriff aus ihrem Winterſchlafe zu erwachen: die Literatur ſollte wieder werden, wozu ſie eigentlich beſtimmt iſt, ein voller Ausdruck urſprünglichen, nationalen Lebens; das volksthümliche Bewußtſein ſollte, mit Einem Worte, nicht mehr draußen ſtehn in der Maske des Narren, es ſollte die Handlung nicht bloß zuſchauend, mit Späßen und Witzworten, begleiten: ſondern ſelbſt mitagiren ſollte es als handelnde Perſon, ja Hauptperſon des Drama: aus der Pritſche des Harlekin ſollte ein Schwert, ein glänzendes, ſiegreiches, aus dem Narren ein Held, ein König werden! Natürlich, daß ſich dieſer Vorgang auch auf der Bühne, in der Komödie ſelbſt wiederſpiegeln mußte. Auch die Komödie arbeitete wieder hin auf eine einige, in ſich abgeſchloſſene, künſtleriſche Handlung, auf erfüllte, wirkliche Charaktere, auf lebendige, volksthümliche Intereſſen. Was hätte da noch der Hanswurſt geſollt, dieſe fertige, fixe Maske, die aber als ſolche wohl einer gelegentlichen Erweiterung, einer zufälligen, nebenſächlichen Aenderung, aber keiner wirklichen Entwicklung, keiner wahrhaften Fortbildung fähig war?! — Vielmehr, wie im Uebergange aus der antiken in die moderne Welt die komiſchen Charaktere zu komiſchen Masken, das heißt alſo eben zum Hanswurſt, verknöchert waren: ſo umgekehrt jetzt, wo wir im Begriffe ſtanden, ein neues, veredeltes Alterthum wiederum aus uns heraus zu gebären, mußte auch die komiſche Maske ſich wieder auflöſen in lebendige komiſche Charaktere; die bunte Jacke des Harlekin mußte ſich auflöſen in ihre urſprünglichen Flicken und Läppchen und ein jedes von ihnen, wie durch zauberhafte Berührung, aufwachſen zu einem eigenen, ſelbſtändigen Ganzen.

Zwar es iſt zuzugeben: der erſte Anwuchs iſt ziemlich mißrathen; ſie waren herzlich langweilig und unbedeutend, und ſind es noch, dieſe ſtereotypen komiſchen Alten, leichtfertigen Liebhaber, geprellten Eiferſüchtigen, verſchmitzten Kammermädchen, tölpelhaften Bedienten, welche uns den vertriebenen Hanswurſt erſetzt haben und bis zur Stunde erſetzen ſollen. Aber auch hier, mein' ich, dürfen wir von der Zukunft hoffen. Es war auch nicht das Athen der Könige, es war im Zeitalter des Perikles, in der glänzendſten Epoche der Republik, wo die attiſche Komödie ihr bezauberndes Spiel entfaltete. Vielleicht denn, daß auch uns dereinſt eine Sonne der Freiheit aufgeht, welche, mit anderem Guten, auch die Blüthe der Komik für uns reifen wird! —

Im Uebrigen darf auch nicht verſchwiegen werden, daß die Gottſched'ſche Vertreibung des Hanswurſt gar nicht ſo ernſthaft ausging, wie ſie gemeint war. Es war eine Ausweiſung, aber nur auf dem Papier; in der That blieb der luſtige Burſche, theils unter eigenem, theils unter fremdem Namen, noch immer im Beſitz der Bretter. Das unregelmäßige Trauerſpiel, die Haupt- und Staatsaction war es Gottſched gelungen, völlig aus dem Felde zu ſchlagen: über das unregelmäßige Luſtſpiel, die improviſirte Komödie war ſein Sieg bei Weitem nicht ſo vollſtändig. Der Grund davon, wenn wir dem Bericht einſichtsvoller und kunſtſinniger Zeitgenoſſen trauen wollen, lag nicht etwa in der Hartnäckigkeit der Principale oder dem verderbten Geſchmack des Publikums: ſondern vielmehr in dem eigenthümlichen Zauber, der trunkenen Luſt, der wahrhaft bacchiſchen Begeiſterung, welche ſich nicht ſelten eben in dieſer improviſirten Komödie entwickelte, insbeſondere ſeitdem mit der literariſchen Regeneration der Bühne auch die Schauſpieler ſich regenerirt und eine Menge glücklichſter Talente die Bretter beſchritten hatten. Weit entfernt daher, daß, die improviſirte Komödie durch die Gottſched'ſche Reform ausgerottet worden wäre, ſcheint ſie vielmehr erſt ſeitdem zu ihrer rechten Blüthe gelangt zu ſein, indem ſich jetzt erſt Schauſpieler fanden von der Bildung, dem Witz, der künſtleriſchen Vollendung, welche nöthig waren, um dieſe flüchtigen Gebilde des Augenblicks in ihrer eigenthümlichen, prägnanten Schärfe und Lebendigkeit hervorzuzaubern; unter den Händen der Stümper unerträglich, ein Wechſelbalg von Gemeinheit und Rohheit wurde ſie unter den Händen der Meiſter, eines Eckhof, Schröder u. ſ. w. was Meiſter allzeit ſchaffen: ein Meiſterwerk. Wenn die improviſirte Komödie nichts deſto weniger nach wenigen Decennien, in den ſiebziger oder ſpäteſtens den achtziger Jahren, überall in Deutſchland zu Grabe geht, ſo haben wir auch darin nicht etwa eine verſpätete Nachwirkung Gottſched'ſcher Purificationsbemühungen zu erblicken. Vielmehr möchte ich dieſe Erſcheinung aus dem ſpecifiſchen Kunſtcharakter erklären (Kunſt hier als Gegenſatz des Volksthümlichen), welchen unſere Bühne ſehr bald annahm, ſowie aus dem gelockerten Verhältniß, der vornehm fremdartigen Kühle, welche in Folge deſſen zwiſchen Publikum und Schauſpieler eintrat und die den Rückſchritt unſerer Bühne ſo weſentlich beſchleunigte. Ja es ſcheint mir nicht unwahrſcheinlich, daß, mit einer künftig zu erhoffenden, zweiten Regeneration unſerer Bühne, einem erneuten, wahrhaften dramatiſchen Leben, auch die improviſirte Komödie wieder erwachen wird: ohne Zweifel dann auch ſie in noch vollendeterer, höherer Weiſe. —

Endlich der dritte Gegner: die Oper. Es iſt ſchon neulich die Rede davon geweſen, mit welcher überraſchenden Schnelligkeit, getragen von der Schauluſt der Menge, dieſe neue Gattung ſich durch Deutſchland verbreitet hatte und wie namentlich die reichen Handelsſtädte, Leipzig, Nürnberg, Hamburg ꝛc. einen gewiſſen Stolz darin ſetzten, dies Kind höfiſcher Prachtliebe, fürſtlicher Verſchwendung bei ſich zu noch größerer Pracht, noch größerer Ueppigkeit auszubilden. Beſonders am letztgenannten Orte, in Hamburg, erreichte die Oper eine außerordentliche Blüthe. Nicht als ob die Hamburger ſo vorzügliche Sänger, ſo außerordentliche Componiſten gehabt hätten, wiewohl unter letztern ein Reinhard Keyſer, ein Karl Heinrich Grünewald, ja ſelbſt Händel, der große, unſterbliche Händel, genannt werden. Allein die Muſik (ſo paradox dies auch klingen mag) ſpielte damals in der Oper überhaupt nur eine Nebenrolle, es waren beſten Falls Concertſtücke, einzelne muſikaliſche Piecen, willkürlich aneinandergereiht, ohne eine Ahnung jener inneren Einheit, jener dramatiſchen Lebendigkeit, welche zuerſt durch Gluck, dieſen Dichter in Tönen, hervorgerufen ward; es war eine eklektiſche, keine dramatiſche, eine decorative, keine Opernmuſik. Dagegen worauf das Uebergewicht der Hamburger Oper ſich gründete, das war erſtlich die außerordentliche Menge poetiſcher Kräfte, die ſich in Hamburg der Verfertigung der Operntexte zuwandte. Keine andere Stadt brachte ſo zahlreiche, ſo neue Opern, wie Hamburg, weil nirgend anders dieſe Menge von Federn bereit war, jeden beliebigen Stoff ſofort in einen Operntext zu verwandeln. Dieſer anſcheinend ſo untergeordnete, ſo beiläufige Zweig der Literatur wurde in Hamburg ordentlich gewerbmäßig betrieben und in den Rang einer eigenen ſelbſtändigen Literatur erhoben; wenig hamburgiſche Dichter möchte es in dieſer Periode geben (und es gab damals der Dichter viele in Hamburg, der bürgerliche Reichthum der Stadt culminirte in einer lebhaften literariſchen Bildung, einer eifrigen Pflege der Künſte) — wenig hamburgiſche Dichter möchte es in dieſer Zeit geben, die nicht eine — aber was will eine ſagen?! die nicht Dutzende, Hunderte von Operntexten geſchrieben.

Das Zweite ſodann, wiewohl in der That das Erſte und Hauptſächlichſte, war das hamburger Geld. Die Stadt war die reichſte, ihr Opernhaus das prächtigſte in Deutſchland. Es wird ihm nachgerühmt, die künſtlichſten Maſchinerien, die herrlichſten Decorationen gehabt zu haben. Neun und dreißigmal konnte es die Seitenſcenen, etliche hundertmal die Mittelvorſtellungen verändern; die Verſenkungen, die Flugwerke, die Strickleitungen leiſteten das Unglaubliche; Pferde, Kameele, Eſel zogen in ganzen Schaaren über die Bühne; funfzig Thaler per Oper war der Satz für den Komponiſten, und für die Ausſtattung war regelmäßig das Fünffache ausgeworfen —: ganz das gleiche Verhältniß alſo, wie heute, wo es auch ganz gewöhnlich iſt, daß der neue Seidenrock, den die Intendanz der erſten Heldin bewilligt, gerade das Doppelte koſtet von dem, was dieſelbe Intendanz dem Dichter, dem Komponiſten als Almoſen hinwirft, ja wo nicht ſelten die Ausſtattung Einer Oper, Eines Ballets mehr koſtet, als alle deutſchen Dichter zuſammen von allen deutſchen Bühnen jemals bezogen haben!

Allein es iſt das Eigenthümliche derartiger Reize, daß ſie ſich im Genuſſe ſelbſt abſtumpfen. Die Pracht der Oper, wie groß ſie war, ſollte ſie doch noch immer größer, das Ueberraſchende noch immer überraſchender, das Neue noch immer neuer ſein. Den chriſtlichen Himmel und den heidniſchen Olymp, Griechen und Römer, Perſer und Mongolen, man hatte es Alles gehabt, man hatte ſich an Allem ſatt und überſatt geſehen. Schon, um nur etwas Neues, etwas noch nicht Dageweſenes zu haben, griff man zu den gemeinſten, trivialſten Stoffen, den alltäglichſten, derbſten Figuren. Dieſe Bühne, auf der ſo eben noch Gott Vater und Sohn, Ulyſſes und Nebukadnezar, Semiramis und Octavia in feierlichem Zuge, trillernd, vorübergeſchritten waren, verſchmähte es nicht, zur Abwechſlung auch einmal Pferdemärkte und Schlachtfeſte, Ochſenhändler und Fiſchweiber, ſingende Nachtwächter und ſolfeggirende Hausknechte vorzuführen; die gemeinſten Späße, die gröbſten Zoten, die einfältigſten Hanswurſtſtreiche, die nur jemals das Publikum der Hellerbude in wieherndes Gelächter verſetzt, ſie wurden nicht zu ſchlecht befunden, auf Noten geſetzt, je nach Gelegenheit, auch das feine, das gebildete Publikum der Opernhäuſer anmuthig zu zerſtreuen.

Um es alſo kurz zu ſagen: die Oper, in ihrer damaligen übertriebenen, nur auf den gröbſten Sinnenreiz berechneten Geſtalt, ging an ſich ſelbſt und ihrem eigenen Ueberreiz zu Grunde. Es war ein todter, wenigſtens ein abſcheidender, ein ſelbſtmörderiſcher Feind, gegen welchen Gottſched ſeine Angriffe richtete; es war unnöthige Mühe, die er ſich gab, indem er aus der Theorie der Dichtkunſt bewies und mit gelehrten

Gründen erhärtete, die Oper ſei der Gipfel menſchlichen Aberwitzes und nur ein Toller könne Geſchmack daran finden; es war endlich übertriebene Sorgfalt, daß er, um das Publikum für die von ihm verfehmte Oper einigermaßen zu entſchädigen, das Zwittergeſchlecht der Sing- und Schäferſpiele, gleichſam homöopathiſche Opern, Opern in usum delphini, auf ſeiner gereinigten Bühne zuließ — und auch ſie nicht ohne Widerſtreben. Die Oper, wie geſagt, ſtarb an ſich ſelber hin: und Gottſched, nachdem er mit ſichtlicher Freude, in boshaften Bülletins, den immer ſchwächer und ſchwächeren Zuſtand des Patienten gleichſam annoncirt, hatte bald darauf, im Jahre 1741, die Genugthuung, anzeigen zu können: daß in dieſem Jahre die letzte deutſche Oper gegeben worden ſei. —

So hatte Gottſched denn alſo wirklich ſeinen Zweck erreicht. Verſchwunden war die Staatsaction, zu Grabe getragen die Oper, und ſelbſt der Hanswurſt hatte ſein Kleid wenigſtens ändern und eine etwas ehrbarere Miene annehmen müſſen. Unſere Bühne war regelmäßig geworden, erſtaunlich regelmäßig; die Schauſpieler hatten gelernt, Alexandriner zu ſprechen und ſich mit Anſtand und Würde zu bewegen; das Publikum ſelbſt war von der überladenen Tafel der Opern und Staatsactionen zu einer wohlthätigen Einfachheit, ja Nüchternheit zurückgekehrt.

Und doch nur wohlthätig als Uebergang! Schon erhob ſich der deutſche Genius zu neuen, weiteren Flügen, das Feld, das Gottſched von überwucherndem Unkraut gereinigt hatte, ſchon ſollte es eigne, köſtliche Früchte der Dichtung tragen. — Die franzöſiſche Regelmäßigkeit war außerordentlich viel geweſen, im Vergleich zu jenen Ungeheuern von Formloſigkeit und Ungeſchmack, welche ſie verdrängt hatte; ſie war nichts, und weniger als nichts, im Hinblick auf das, was unſere Dichtung werden ſollte. Einer abſtracten Formloſigkeit gegenüber war die abſtracte Form, als Schule und Bildungsmittel, vollkommen berechtigt geweſen: jetzt dagegen, wo Form und Inhalt, Innerlichkeit und Aeußerlichkeit ſich aufs Neue durchdringen und verſöhnen ſollten, brauchten wir andere Führer und andere Muſter, als Gottſched und die er gepredigt hatte, die Franzoſen.

Dies waren Leſſing, Shakeſpeare und die Griechen

Anmerkungen.

Zu pag. 105: in der Poeſie ſelbſt war Günther aufgetreten. Geb. 1695, geſt. 1723. Vgl. über ihn namentlich das überaus günſtige, anerkennende Urtheil Goethe's in Dichtung und Wahrheit, II. p. 81; ſämmtl. Werke Bd. XXV. der kleinen Ausgabe; ein Urtheil, deſſen Wahrheit und vollſtändigſte Giltigkeit der Verf. dieſes Werkes im Götting. Dichterbd. p. 56—65 verſucht hat, gegen Gervinus herbe und mißgünſtige Beurtheilung Günthers (III, 517 fgg.) des Näheren zu erweiſen. — Auch Günther hat ſich im Dramatiſchen verſucht: „die von Theodoſio bereute und von der Schul-Jugend vor Schweidnitz den 24 Sept. A. 1715 vorgeſtellte Eiferſucht“ —: ein Schulſtück von einem Schüler, alſo ſchlecht genug.

Zu pag. 106: Chriſtian Weiſe. Geb. 1642, † 1708. Vgl. über ſeine Dramen beſonders Gervinus III, 475, ſowie über ſeine Romane und „politiſchen“ Schriften ebendaſ. 412 fgg. — Wir haben es hier natürlich nur mit den erſteren zu thun: und wird die Wichtigkeit der von ihm vertretenen Reaction gegen die Lohenſteinſche Schule, ſowie überhaupt die eigenthümliche und einflußreiche Stellung des Mannes ein längeres Verweilen bei ihm, hoffe ich, entſchuldigen. — Was zunächſt die Zahl und Titel ſeiner Stücke betrifft, ſo würde ein namentliches Verzeichniß derſelben unſre Leſer allerdings ermüden, indem es ihrer nicht weniger als dreißig und etliche ſind: und begnüge ich mich deshalb auf Gottſched im Nöth. Vorr., das letzte Regiſter, zu verweiſen. — Dagegen über Tendenz und Abſicht ſeiner Stücke, wollen wir ihn ſelbſt, in einigen Auszügen aus der Vorrede zu: „Chriſtian Weiſen's Luſt und Nutz der Spielenden Jugend,“ Dresden und Leipzig 1690, ſich des Näheren ausſprechen laſſen: „In regard meiner Profession iſt mirs keine Schande, wenn die Leute ſprechen, ich könne Comoedien machen. Denn ſie geben mir ein Zeugniß, daß ich mich in den Stylum, in den Unterſcheid der Gemüther, in die Affecten, und in die politiſche Oratorie finden kan, hingegen werde ich keinen Schimpff verdienen, wenn ich ſage, daß mich meine inclination nicht antreibe mit dem agiren ſelbſt viel Weſens zu machen. In Weiſſenfels war ich Professor Poeseos, da hätte mir ſolches vor andern wohl angeſtanden; Ich war zugleich Professor Politices, da hätten mich allerhand politiſche Begebenheiten darzu antreiben ſollen. ... Allein ich kunte mich nicht darzu bereden laſſen. Warum? Ich hatte keine inclination darzu, daß ich mich alſo bemühen, und was andres darbey unterlaſſen ſolte. ... Nach der Zeit bin ich von GOtt an einen Ort beruffen worden, da man von hundert Jahren her die Jugend mit Comoedien auffgemuntert hat, und da wol vor dieſem dem Rectori gleichſam ein defect gezogen worden, wenn er ſich zu ſolchen exercitiis etwas beſchwert hat befinden wollen. Alſo habe ich der Gewohnheit nach gelebet, und weil ſich fremde Stücke mehrentheils weder auff den Ort, noch auff die Perſonen, am allerwenigſten auff die gute intention zu ſchicken pflegen: So habe ich die unvergleichliche Gedult über mich genommen, bey geſuchten Neben-Stunden, ohne den geringſten Abgang meiner ordinair- und extraordinair-Arbeit alle Jahr 3 Spiele meinem Amanuensi in die Feder zu dictiren. Damit vermeinte ich ſo viel zu erhalten, daß mir nichts wenigers als die Unwiſſenheit dürffte vorgeworffen werden, wenn ich etwan wegen des Alters, wegen einfallender Schwachheit, oder aus andern Urſachen das Theatrum möchte feyern laſſen. Weil es auch eingeführet iſt, daß man drey Tage nach einander was neues hat ſehen wollen: So machte ich bald im Anfange die Eintheilung, daß erſtlich etwas Geiſtliches aus der Bibel, darnach was Politiſches aus einer curiöſen Hiſtorie, letzlich ein freyes Gedichte, und in ſolchen allerhand nachdenkliche Moralia die Zuſchauer bey dem Appetit erhalten möchten.“

Ueber den ſchon in der vierten Vorleſung berührten Mißſtand, der aus der großen Anzahl der Schüler, mithin auch der Acteurs für den inneren Bau der Stücke ſelbſt hervorging, macht Weiſe ſelbſt folgende Geſtändniſſe: „Ich muſte bey dieſen Spielen gar zu viel Perſonen accommodiren, welche mehrentheils was rechts wolten zu agiren haben. Und wenn man auch den Zweck des ganzen Werckes betrachten will, ſo gehöret wol einer von der Jugend ſo nahe darzu als der andere. Ja es muſten auch kleine Knaben mit guter Manier eingemiſchet werden, daß ſie bey rechter Zeit ſich zu einer anſtändigen Hardiesse bequemen lernten. Immittelſt kunte ich nicht davor, wenn der Invention einige Gewalt geſchehen muſte. Das iſt, die Perſonen, welche nach Anleitung der Hiſtorie ſolten auff dem Platze ſeyn, die muſten davon bleiben, damit die andern was zu reden bekamen. Und alſo lieffen viele Intriguen, viel Affecten, viel luſtige Händel mit unter, welche ſonſt zurücke blieben wären, wenn man die Perſonen nach dem Spiele und nicht das Spiel nach den Perſonen hätte richten dürffen. Hiermit war mein gröſtes Kunſtſtücke, daß ich die Kunſt verbergen, und das gantze Gebäude gleichſam auff einem irregulairen Platz aufführen kunte. Nechſt dieſem merckte ich wohl, daß die Stücke, welche bey nahe hundert Perſonen bedurfften, anders wo nicht ſo leicht würden anzubringen ſeyn. Denn geſetzt, der Coetus möchte an vielen Orten eben ſo ſtarck ſeyn: So giebt es doch nicht alſo fort Leute, die ſich punctuel zu dieſer oder jener Parthey ſchicken. Und ich wuſte ſelber nicht, ob ich ein Stücke, das ich mit gewiſſen Leuten wohl auffgeführet hätte, wenig Zeit darnach zu wege bringen würde, wenn die Haupt-Perſonen entweder weggezogen, oder die Weibebilder um ihren Discant kommen wären. Denn in den meiſten Dingen ſahe ich auff der Leute Naturel, welche die Perſon haben ſolten. Waren ſie munter oder ſchläfferich, trotzig oder furchtſam, luſtig oder melancholiſch, ſo accommodirte ich die Reden auff ſolche Minen, und auff einen ſolchen Accent, daß ſie nothwendig ihre Sachen wohl agiren muſten. Und wer dieſes in acht nehmen wil, der mag die ſchlechteſten Kerlen auff die Bühne bringen, wenn ſie nach ihren Naturel zu reden haben, wird es propre und geſchickt heraus kommen, wie ein Capellmeiſter ſeine Stücke wohl anbringet, wenn er den Ambitum, die Manier, auch die Stärcke und die Schwäche ſeiner Vocalisten zuvor judiciren lernet.“

Ferner über ſeine Bühnenſprache, ebendaſelbſt: „Ferner habe ich etwas gemercket, warum ſich meine Comoedien nicht ſo gut im Buche leſen, als auff der Bühne praesentiren laſſen. Denn es ſind viel Perſonen, welche nicht den hochdeutſchen accent, wie er im Buche ſtehet, behalten dürffen, ſondern ſie müſſen ſich nach dem Dialecto richten, der bey uns auch unter galanten Leuten in acht genommen wird. Wo ſie das nicht thun, ſo kommen die meiſten Sprüchwörter und andere ſcharfſinnige Reden gar todt und gezwungen heraus. Es iſt bekant, daß man insgemein dafür hält, die Niederſächſiſchen Poſſen-Spiele praesentiren ſich beſſer als die Hochdeutſchen. Und wer die Urſache wiſſen wil, der mag nur dieſes bedencken. Die Nieder-Sachſen bleiben bey ihrer familiaeren pronunciation, damit iſt alles lebendig und naturell: hingegen die Hochdeutſchen reden offt, als wenn ſie Worte aus der Poſtille leſen ſolten, damit werden dem Auctori die beſten Inventiones verdorben. Soll das Sprüchwort wahr bleiben: Comoedia est vitae humanae speculum, ſo muß die Rede gewißlich dem Menſchlichen Leben ähnlich ſeyn. Ein Cavallier, ein fürnehmes Frauenzimmer, ein liederlicher Kerl, ein gemeiner Mann, ein Bauer, ein Jude muß den accent führen, wie er im gemeinen Leben angetroffen wird. Bloß bey Fürſtlichen Perſonen, läſſet man das gezwungene Hochdeutſche paſſiren. Denn die meiſten Zuſchauer ſind nicht viel darbey geweſen, wo Fürſten und Herren zu reden pflegen, und alſo hilfft die fremde pronunciation darzu, daß ſie ſich was ungemeines darbey einbilden. Und derohalben wer ſich die Mühe nehmen kan, die Perſonen nach dem Dialecto wohl abzurichten, der wird mit ſeiner hochdeutſchen Action den Plattdeutſchen gar wol die Wage halten."

Endlich über die Art und Weiſe, wie er die komiſche Perſon, den Pickelhäring, einführt: „Wil man auch wiſſen, was der Pickelhering oder ſonſt die luſtige Perſon, ſie mag heiſſen wie ſie wil, zu bedeuten hat, da doch im gemeinen Leben ſolche Leute niemals mitunter lauffen. So meinen zwar etliche, man könne die Perſon nicht entrathen, alldieweil die Austeritaet der Action vornemlich in Tragoedien damit müſſe temperiret werden. Allein, wenn es ſonſt kein ander Abſehn hätte, ſo wolte ich was hohes verwetten, die Zuſchauer allemahl bey guter Luſt zu erhalten, und doch darbey keinen Narren zu gebrauchen. Immittelſt, weil es bey allen Nationen gleichwol auffkommen iſt, daß eine ſolche Perſon nothwendig darzu genommen wird, weil auch im Terentio und im Plauto die leichtfertigen Knechte nichts anders geweſen ſind, als leibhafftige Pickelheringe; geſtalt ich mich beſinne, wie des Plauti Amphitruo an einem fürnehmen Orte praesentiret ward, da war Sosia Pickelhering, und da Mercurius ſeine Geſtalt annahm, ſo kam ein Pickelhering über den andern, welches die Action ſehr luſtig und admirable machte: So muß ich die Perſon aus einem beſſern Fundamente herausſuchen, welches vielleicht manche Comoedianten ſelber nicht verſtehn. Die Sache beruhet auff einer alſo genannten Prosopopoeia. Denn ein jedweder Menſch iſt ſo geſinnet, daß er über anderer Leute Verrichtungen ſich verwundert, und wo nicht öffentlich, dennoch im Hertzen eine kleine Satyram darüber macht. Abſonderlich wenn etliche Perſonen auf dem Theatro vorgeſtellet werden, ſo geſchicht es darum, daß die Zuſchauer ſich darbey verwundern und von der Sache ſelbſt ernſthafft oder höhniſch raisonniren ſollen. Damit nun den Leuten in ſolcher Verwunderung gleichſam eine Secunde gegeben werde, ſo wird eine Perſon darzu genommen, welche gleichſam die Stelle der allgemeinen Satyriſchen Inclination vertreten muß. Alſo trifft es ſich unterweilen, daß eine ſolche Perſon mitten in der Kurtzweil die klügſten Sachen vorbringt. Und die Leute welche mir helffen müſſen, wenn ich dergleichen Sachen dictire, die werden es bezeugen, daß mir keine Scene ſo ſchwer und mühſam vorkömmt, als wenn ich einen luſtigen und Satyriſchen Kerl mit guter Manier ſol reden laſſen.“

Sodann einige Proben ſeiner Stücke ſelbſt. Und zwar zuerſt aus dem „Keuſchen Joſeph,“ die Scene mit Potiphar's Frau: eine Scene, die bekanntlich für die bildende Kunſt des XVI. und XVII. Jahrhunderts einen Lieblingsgegenſtand gebildet hatte und die es daher nicht ohne Intereſſe ſein wird auch einmal in der dichteriſchen Behandlung eines Poeten, eines Schulpoeten, von Ende des letztgenannten Jahrhunderts zu erblicken. Vorher indeſſen, um dem Leſer einen Begriff zu geben von dieſer wahrhaft erfinderiſchen Elaſticität, mit welcher Weiſe ſeine Stoffe auszudehnen und auf dieſe Weiſe ſeine zahlreichen Acteurs gehörig zur Anwendung zu bringen verſtand, wollen wir das Perſonenverzeichniß des gedachten Stückes mittheilen.

Perſonen des Spieles.

Gabriel
Raphael } Engel.
Uriel
Chor der Engel.
Pharao König in Egypten.
Niobe deſſen Gemahlin.
Arsinoë
Ostracine } Königliche Princeßinnen.
Canopus Königlicher junger Prinz.
Hamylus
Sparthacus } Arabiſche Prinzen.
Thinneos ein Egyptiſcher Prinz.
Serza
Tzaga
Gabra } Mohriſche Geſandten.
Nisa
JOSEPH.
Asnath deſſen Liebſte.
Potiphar Oberhoffmeiſter.
Seres deſſen Gemahlin.
Sesostris der Seres Bruder.
On der Asnath Bruder.
Thmosis der Ober-Schencke.
Sothosis der Ober-Kuchenmeiſter.

Amersis der Haubtmann auf dem Caſtell.
Manethon der obriſte Wahrſager.
Tanis des Prinzen Lehrmeiſter.
Pithon
Sur } andere Wahrſager.
Armais
Merdes } Hoffjunckern.
Bubastus
Salmazes
Raemses } Egyptiſche Bürger.
Misphris der Zuchtmeiſter.
Pus
Cis } Zuchtknechte.
Duma
Musa
Kedma } Gefangene im Zucht-Hauſe.
Thema
Sua
No ein luſtiger Diener.
Metacompse ein luſtiges Cammer-Mägdgen, endlich ſeine Liebſte.
Chor der Wahrſager.
Chor der Gefangenen.

Nun die erwähnte Scene:

Anderer Handlung
Sechſter Aufzug
Seres. Joseph.

Joseph. Ihre Gnaden.

Ser. (Stehet auf) Seyd Ihr ſchon wieder kommen.

Jos. Der heutige Tag locket alles Volck anders wohin, ſo wil ich mir unterdeſſen etwas im Hauſe zu thun machen. Daß ich aber ſo kühne bin, und gleich bey Ihre Gnaden einſpreche, ſolches hat mein Patron befohlen, der bittet nochmahls, ſie wolle doch ſo gütig ſeyn und nach Hofe kommen.

Ser. Ich habe ſchon ſagen laſſen, daß ſie nicht warten dürffen.

Jos. Es war Ihm leid, daß ihre Gnaden ſich mit einer Unpäßlichkeit entſchuldigten, und wenn es der König ſelbſt nicht verhindert hätte, ſo würde er ſchon im Hauſe ſeyn.

Ser. Er hätte mir doch nicht helffen können.

Jos. Inmittelſt will ich Anſtalt machen, daß ein Medicus geholet wird.

Ser. Ach was ſoll ein Medicus. Ehe ſie wiſſen, wo die Kranckheit herkommt, ſo wäre mir das Fieber vergangen, fühlet doch an meinen Puls, meynet Ihr denn, daß eine rechte Kranckheit ſoll darhinter ſtecken.

Jos. Ich habe keinen Verſtand von Mediciniſchen Sachen.

Ser. So fühlet mir gleichwohl darnach. Eine frembde Hand kan allezeit beſſer urtheilen, wie der Puls ſchlägt.

Jos. Ich unterfange mich keiner Sache, darinnen ich keinen Verſtand habe.

Ser. Nun ſo laßt doch ſehen, wie ſchlägt euer Puls, daß ich meinen dargegen halten kan.

Jos. Es iſt nicht von nöthen, ein Medicus wird das beſte thun. (will gehn)

Ser. Verziehet doch, Ihr einfältiger Menſch, höret Ihr es denn nicht, daß ich keinen Medicum verlange.

Jos. Allein Sie verlangen etwas, darzu ein Medicus von nöthen iſt.

Ser. (Ad Spect.) Ach Einfalt, ſoll ich die ſchöne Zeit vorüber laſſen, und ſoll ich mit meiner Begierde nicht verſtanden werden.

Jos. Verlangen Sie keinen Medicum, ſo will ich ſonſt ein Frauenzimmer hohlen laſſen.

Ser. Es iſt niemand da, der uns anſiehet.

Jos. So werden Sie alleine bleiben, ich habe ſonſt zu verrichten.

Ser. Noch eins, ſeht doch, iſt mir das Schattenfleckgen vom Backen weggekommen.

Jos. Ich ſehe nicht, wo es gelegen hat.

Ser. Es iſt gewiß weg, liegt mirs etwan auf der Achſel, oder iſt mirs tieffer heruntergefallen, helfft mirs doch ſuchen.

Jos. Das iſt eine Arbeit, die mir nicht anſtehet.

Ser. Ihr habt die Inspection über das gantze Haus.

Jos. Drum will ich gehn und will ſehn, was im Hauſe mangelt.

Ser. Die Gemahlin gehöret auch zum Hauſe, und das iſt ja ein geringer Dienſt.

Jos. Es iſt ein unmöglicher Dienſt.

Ser. (faßt ihn bey der Hand) Warum unmöglich, mein Joſeph?

Jos. Ich habe zu thun, ihre Gnaden laſſen mich gehen.

Ser. Ich laſſe euch nicht gehen, ſoll ich in meiner Kranckheit alleine bleiben?

Jos. Ich will iemanden ſchaffen.

Ser. Derſelbe ſoll bey mir bleiben, dem ich die Kranckheit zuſchreiben muß.

Jos. Ich weiß nicht was ich dencken ſoll.

Ser. Iſt das nicht meine Kranckheit, daß ich von ſo einen artigen und lieben Menſchen keines freundlichen Blickes ſoll gewürdiget werden? Ach mein Joseph, ſo lange ich von euch verlaſſen bin, ſo lang bin ich kranck und wo ich dieſen Tag vergebens hingehen laſſe, ſo haben wir Morgen eine Leiche.

Jos. Ihre Gnaden beſinnen ſich.

Ser. Ach mein liebes Hertze, bedencke dich.

Jos. Ich bin ein elender Sclave.

Ser. Meine Liebe ſoll dir zur Freyheit helffen. Ich bitte nochmahls ſtehe dir doch ſelber nicht in Lichten.

Jos. Was wollen ſie mir geben.

Ser. Mein Hertze, mein Joseph, mich ſelbſt und alles was in meinen Kräfften und Vermögen iſt.

Jos. Das hat ſie ſchon Ihrem Gemahl verſchenckt, und alſo ſtehet es nicht mehr in Ihrer Macht.

Ser. Mein Gemahl ſoll deßwegen nichts verlieren. Ach loſes Kind, plage mich nicht mit deiner Einfalt, komme her und laß dich fragen, warum du meine Sprache ſo lange nicht verſtanden haſt.

Jos. Ihre Gnaden halten ein, biß Ihr Gemahl kommt, dem ſtehet dieſe Freundligkeit zu.

Ser. Ach mein Kind, der Gemahl ſiehet es nicht.

Jos. Aber Gott iſt bey der Vermählung Zeuge geweſen, der wird es ſehen.

Ser. Mein Joseph, wiltu mich verſchmachten laſſen? komme nur her, es iſt um einen Kuß zu thun, ſo werden ſich deine Gedancken ſchon verwandeln.

Jos. GOtt hat es ſo weit um mich noch nicht verſchuldet, daß ich ſeine Gebott und ſeine Furcht, ſo gar aus den Augen ſetzen ſolte.

Ser. Ach du loſer Joseph, predige nur ein andermahl, jetzo wollen wir luſtig ſeyn.

Jos. Eine ſchlechte Luſt, darbey man Gottes Zorn und die ewige Verdamnüß zu Lohne hat. Sie führen mich an einen Orth, den Gott nicht ſiehet, da will ich Ihrem Anſinnen nicht zuwieder ſein. (gehet ab.)

Ser. Lauffe wie du wilſt, du ſolſt mir noch angehen, oder ich will mein Leben zum Pfande einſetzen. Ach — ach — ach — Joseph du biſt mein, was du nicht mit guten wilſt, das wird mit Gewalt geſchehen. (gehet ab.)

Joseph (kommt.) Gnädiger GOtt. Ach warum iſt dieſe Verſuchung mir ſo nahe kommen. Ich weiß wohl, daß ich dich nicht beleidigen darff, und ich finde nicht einen Bluts-Troffen bey mir, der ſich in ein ſo wildes und unſinniges Weibs-Stücke verlieben ſolte. Doch weil ein ietweder Menſch an ſeinen Kräfften verzweifeln muß, ſo laſſe doch mein Gebet vor dir gelten, und führe mich nicht in Verſuchung. Was hätte ich davon, wenn ich den kurtzen Augenblick meine Luſt genieſſen ſolte, da ich hingegen das Brandmahl in dem Hertzen die Zeit meines lebens tragen müßte.

Ser. (Kommt.) Nun ſehe ich doch, daß du muthwillig biſt. Wir ſpielen des Haſchens.

Jos. Es iſt mir leid, daß ich nicht entlauffen ſoll.

Ser. (Hält Ihn.) Ach mein Kind, ſage mirs doch was wiltu haben? verlangeſtu Geld? verlangeſtu ein ſchön Hauß? oder ſonſt was, damit du kan gedient ſeyn.

Jos. Ich habe GOtt und gnug. Alſo verlange ich nichts von andern Sachen.

Ser. Aber wie komme ich darzu, daß ich deinetwegen ſterben ſoll:

Jos. Sie laſſen Ihren Gemahl kommen, der wird Sie wieder lebendig machen.

Ser. Ach du einfältiges Hertze, man ſiehet es wohl, daß du noch keinmahl biſt darbey geweſen. Thue mirs nur einmahl zu gefallen, und küſſe mich, du wirſt ſehen, daß ich dir den Weg zur Glückſeligkeit gewieſen habe (Sie hält Ihn). Ach mein Hertze, nur ein Mäulgen.

Jos. Ich will nicht, ich mag nicht, Sie laſſe mich gehen.

Ser. Ich gehe nicht. Habe ichs verdienet, ſo ſchlage mich. Du biſt doch mein.

Jos. Sie iſt nicht mein. Ich muß gehen.

Ser. Ach Joseph du biſt mein. Ach was iſt doch ſo ein ſchlechtes thun um ein Mäulgen. Wilſtu dich denn nicht bezwingen laſſen.

Jos. Es geſchiehet nicht. Laß mich oder ich brauche Gewalt. (Er machet ſich loß.)

Ser. Mache was du wilſt, ich will dir doch als eine Klette anhangen. Siehe da was wilſtu machen. Kehre dich um, mein Hertze (Sie läſt ſich ſchleppen.) Mein Joseph, Ach ſiehe doch her, ich bin es, ich habe dich ſo lieb. Ach Joseph! Ach — ach — es wird mir ſauer iſt es bald genug?

Jos. Ja es iſt genung. (Er läßt das Kleid in Ihrer Hand und gehet durch.)

Ser. Ach Joseph! Wo bleibeſtu? mit dem Kleide wird mir nicht gedienet ſeyn. (Sie läufft hinein, kombt bald heraus) Joseph, Joseph, wilſtu dich unſichtbar machen — — — Du wirſt mir wohl nicht aus dem Hauſe verſchwunden ſeyn. Ach es iſt noch Zeit, die Sünde ſoll dir vergeben ſeyn, komm nur und tröſte mich. (Sie guckt in alle Scenen) Joseph, Joseph, (ad Spectat.) Ach du ſchönes Kind, ſoll ich deiner nicht genieſſen. Ach Joseph wie niedlich biſtu, wenn ich nur an dein Geſichte gedencke. Ach — Ach — Ach was vor ein Paradieß hätte ich bey dir finden ſollen. Nun zu guter letzt Joseph, biſtu da, ſo komme. Nun wilſtu nicht ſo will ich auch nicht, und wer weiß wer die Hände noch am erſten über den Kopff zuſammenſchlägt. Ach — iſt niemand da, der mir hilfft, ich leide Gewalt, deß Herrn Oberhoffmeiſters Pallaſt wird geſchimpffet. Ihr Leute helfft mir, helfft mir — — —

ꝛc. ꝛc.

* *

Ferner, als Probe ſeines hochtragiſchen Stiles — oder richtiger, ſeiner völligen Unfähigkeit, hochtragiſchen, leidenſchaftlichen Situationen, bedeutenden hiſtoriſchen Charakteren irgend genug zu thun, eine Scene aus dem „Neapolitaniſchen Rebell Masaniello" (gleichfalls im Zittauiſchen Theatrum), und zwar die berühmte Wahnſinnskataſtrophe:

Fünffter Handlung
Vierzehnder Aufftritt
Tambourino, Saldo, Masaniello raſend.

Mas. Ha! ſeyd ihr dieſelben Schelmen, die mich verrathen wollen, und hab ich den Danck darvon, daß ich euch den erſten Tag nicht die Hälſe gebrochen habe? Höre, was ſtehſtu da?

Sald. Ihr Excellentz, ich erwarte ihren Befehl.

Mas. Wer läſt mir die Peſtilentz wünſchen.

Sald. Ich ſagte ihr Excellentz.

Mas. Ho, der Vice-Roy ſteckt dir im Kopffe: der Hund ſoll noch dahin

Tag an lichten Galgen kommen, und du verfluchter Schelm ſolſt zwey Ellen drunter gehenckt werden.

Sald. Ach Gnade, ich bin ein ehrlicher Bürger.

Mas. Ein Verräther magſtu ſeyn! geh und ſage dem Vice-Roy, Er ſol bey Vermeidung meiner Ungnade gleich dieſen Augenblick kommen, und ſich henden laſſen. Gehſtu noch nicht? das Hertz im Leibe ſoll dir zerbrechen, wo du langſam biſt.

Sald. Ach wie angenehm iſt mir der Befehl, daß ich davon lauffen kan. (Geht ab.)

Mas. Aber du Bernheuteriſcher Trommel-Schläger, darum verdienſtu dein Brodt mit Müſſiggehn? ſchlage mir einem March, oder ich mache dir deinem Schädel zum Kalbfell.

Tamb. Gnädiger Herr Oberſter, ſie haben zu befehlen.

(Er ſchläget.)

Mas. Hund das iſt des Vice-Roy ſein Leib-ſtücke, ſchlage mir einen March, wie ich gerne höre - - du thuſt mirs zu Trotze, und ſpieleſt mir eines von dem König in Franckreich - - - ie du verfluchter Vogel, ſieheſtu mich nun gar vor den Pabſt an? mache mir mein Leibſtücke, oder ich wil ſelber drommeln.

Tamb. Ich wende meine Kunſt an, ſo weit ſich mein Vermögen erſtrecket; allein es iſt mein Unglück, daß ich das rechte Stücke nicht erfinden kan.

Mas. Halt ich wil das rechte Stücke treffen, und darnach wil ich deinen Kopff in hundert Stücke ſchmeiſſen, gieb her dein Clavicimpel.

(Er nimt ihm Die Drommel und ſchläget närriſch darauff.)

Fünffter Handlung

Funffzehnder Aufftrit.

Masaniello, Tambourino, Flavio, Roberto.

Flav. Was muß dieſer neue Lermen bedeuten?

Rob. Ein neues Unglücke über Neapolis. Der Oberſte rühret ſelbſt die Drommel, wer wil ungehorſam ſeyn?

Flav. Er ſetzt uns auff die Probe, ob wir Luſt haben unſere Köpffe zu verlieren.

Mas. Heran ihr Hunde, wiſſet ihr nicht, wer euch zu befehlen hat?

Flav. Hier ſind wir als unter thänige Diener.

Mas. Wem bin ich unterthänig? Dir gewiß, du Lumpen-Hund.

Rob. Wir ſind Diener.

Mas. Ihr ſolt wiſſen, daß ich Macht habe euch zu ſtraffen.

Flav. Unſer Leben ſtehet in ſeiner Gewalt.

Rob. Und wir demüthigen uns vor ihm, als vor einem Herren von Neapolis.

Mas. Wer ſagt das mehr: Drommel-Schläger, geh flugs und laß dieſen ehrlichen Kerlen zehn tauſend Cronen zahlen.

Tamb. Mein Herr, wer ſol es auszahlen?

Mas. Du Beſtie, meinſtu daß ich deine Drommel behalten will? Da haſtu den Lumpen-Quarck und zum Poſſen wil ich dich zu einem Fürſten machen. Gleich dieſen Augenblick, mache dich nach Aversa und nim dieſe zwey Zeugen mit, daß ſie wiſſen, wer dich zum Fürſten gemacht hat.

Tamb. So wollen wir gehn.

Mas. Du ſolſt nicht geben: du ſolſt eins mit mir ſauffen, und ſolſt in der See mit mir baden, und aus deiner Trommel müſſen wir des Königes Geſundheit ſauffen. Fort! wer mir nicht folgt der iſt des Todes.

Fünffter Handlung
Sechzehnder Aufftrit.

Francesco, hernach Masaniello.

Franc. Ey, ey, daß läſt ſich noch zu ſchlechten Friede an, unſer Kloſter ſoll dem neuen General 30000 Ducaten bezahlen, wo wir in den Kloſter nicht verbrennen wollen: nun muß ich auff Befehl meines Obern da herum ſchleichen, ob mir iemand begegnet, der etwas böſes im Sinne hat.

Mas. (Kömt gelauffen) Du Letter-Bube, wer heiſt dich auff der Gaſſen herumlauffen.

Franc. Herr ich gehöre in das Kloſter.

Mas. Was? gehörſtu in das Kloſter? wo haſtu dein Kleid?

Franc. Herr es iſt uns verboten worden.

Mas. Ein Schelm hat dies verboten. Sage, ſie ſollen alle mit einander ihre lange Kleider wieder anlegen, oder Mönche, Pfaffen und alles Ungeziefer ſollen alle mit einander in die See geſchmieſſen werden.

Franc. Ich wil den Befehl ausrichten.

Mas. Wo wilſtu hinlauffen? Weiſtu nicht, daß ich Pabſt bin, und das ich deinen Schabehälſichten Praelaten ſelber befehlen kan? O du Schwein-Kopff, das ich dir nicht den Bart ausräuffen ſol.

(Er fält über ihn und macht peiſſerliche Lectiones mit ihm.)

Fünffter Handlung
Siebzehnder Aufftrit

Vitale, Bravo, Francesco, Masaniello.

Vit. Mein Herr er laſſe ſich doch bewegen, und ſchone dieſes unſchuldigen Mannes.

Brav. Wenn wir den Haß der Weltlichen und Geiſtlichen über uns laden wollen, ſo müſſen wir wohl verlohren ſeyn.

Mas. Ihr Hundes-Buben wer ſeyd ihr?

Vit. Ich bin ein getreuer Diener der bey der itzigen Regierung Leib und Leben laſſen wil.

Mas. So ſtehe auff meiner Seite.

Vit. Das wil ich thun als ein ehrlicher Kerl.

Mas. Aber wer biſtu?

Brav. Ich bin auch ſo gut.

Mas. Haſtu nicht meine Action getadelt, da ich meine Autorität an dem Mönche ſehen ließ.

Brav. Ich geſtehe es, ich habe vor ihn intercediret.

Mas. Das heiſt ſo viel, du haſt mich getadelt, und dieſes haſtu verdinet.

(Er giebt ihm eine Maulſchelle.)

Brav. Dieſer Lohnung halben bin ich nicht in die Stadt kommen.

Mas. So packe dich zwantzig Meilen von Neapolis weg, wo ich dich in einem Tage nicht zwantzig mal ſol hencken oder köpffen laſſen? Aber was iſt dort vor ein Aufſtand vom Volcke; laſt ſie herkommen, oder wo ich ſie ſuchen ſoll, ſo ſtehen ſie in Lebens Gefahr.

Vit. Es ſind ſchwache Leute welche ihre Kinder von der Gaſſe nach Hauſe führen.

Mas. Sie müſſen herkommen.

Fünffter Handlung
Achzehnder Aufftrit.

Elisa, Laura mit ihren Kindern und
den andern Weibern.

Elis. Ach wie ſträfflich iſt der Herr Oberſte.

Laur. Ich höre, es iſt kein Menſch mehr des Lebens ſicher: er haut und ſticht um ſich, wie der böſe Volant.

Elis. Ach wenn er mir meine Kinder in Schaden brächte.

Laur. Mein Mann iſt erſt in Leib und Lebens Gefahr bey ihm geweſen.

Elis. Ach er kömt auf uns loß: ach er ſchlägt uns doch alle zu Tode.

(Er kömt mit bloſſen Degen auf ſie loß, ſie fallen alle nieder auff die Knie und ſchreyen:)

O gnädiger Herr Oberſter.

Mas. Was ihr Beſtien? Wer iſt euer Oberſter; Ich habe nichts mit dem Ampte zu ſchaffen, der Vice-Roy iſt euer Herr.

Laur. Ja, ja der Vice-Roy.

Mas. Was ſagſtu? haſtu mich auch ſchon abgeſetzt. Weiche mir aus den Augen, oder du muſt ſterben.

(Er jagt ſie hinein, und fängt mit den bloſſen Degen ſchändlich an zu raſen.)

Mas. Ha, wo iſt der König in Spanien? ich wil Bruderſchafft mit ihm machen. Sieh da, biſtu der Pabſt? ich werde gewiß die Lehn bey dir ſuchen ſollen. Oder wilſtu mich irgend zum Cardinal machen, daß ich meine Charge zu Neapolis verlieren ſoll? Siehe, da haſtu eines mit dem Degen, daß dir die Haare in deinem ſchimmlichten Barte in der Lufft herum fliegen. O was wolt ihr? Läſt mich der Vice-Roy gefangen nehmen? Ich will ſehen, wer mich angreifft. Schlag todt, ſchmeiß zu!

(Er läufft in der Raſerey hinein.)

*

Zu pag. 228: Der Joh. Riemer, Chriſt. Fr. Henrici ꝛc. Vgl. Gervinus III, 478.

Zu pag. 232: Daher auch, nachdem wir (wohlgemerkt nach ſeiner Meinung). So z. B. in der Vorrede zum erſten Theil der (unten noch näher zu erwähnenden) „Deutſchen Schaubühne, nach den Regeln und Exempeln der Alten," p. 19: „Nunmehro würde es ferner unnöthig ſeyn unſre Schaubühne mit Ueberſetzungen zu überhäufen. Wenn muntre Dichter ſo viel gute Muſter vor Augen haben, ſo können ſie ſich den Geſchmack ſchon ſo bilden, daß ſie weiter keine Hülfe der Ausländer bedürfen. So wie ich es alſo nicht länger für rathſam halte, ewig bei unſeren Nachbarn in die Schule zu gehen ꝛc." Ebenſo in der Krit. Dichtk. (v. 1741) p. 87, vgl. Manſo in den Nachtr. zu Sulzer's Theorie ꝛc. VIII, 94, mit dem immerhin beherzigenswerthen Zuſatz: „Man muß ſich nur über die ſclaviſche Hochachtung des Ausländiſchen, die uns Deutſchen bisher mehr geſchadet, als genutzt hat, erheben.“ S. auch Manſo a. a. O. 89. — — Was die im Text namhaft gemachten Dichter betrifft, ſo gehört Poſtel (Chr. Heinr. geb. 1658, ſt. 1705) zur Geſellſchaft der hamburgiſchen Operndichter, zu Ende des 17. Jahrhunderts. Außerdem (und hierauf eben bezieht ſich Gottſched in der oben citirten Stelle) gab er den Anfang eines epiſchen Gedichtes: „Die liſtige Juno, wie ſolche von dem groſſen Homer im vierzehnten Buche der Ilias abgebildet ꝛc. nunmehr in deutſchen Verſen vorgeſtellet, und mit Anmerkungen erkläret durch Chriſt. Heinr. Poſtel“, Hamburg 1700, ſowie den (aber gleichfalls unvollendeten) „Groſſen Wittekind, in einem Heldengedichte von Chriſt. Heinr. Poſtel, Hamburg 1724.“ Namentlich dies letztere Gedicht galt bei der Gottſchedſchen Schule und ihren Freunden für das wahre Muſter eines epiſchen Gedichtes; Weichmann, der Herausgeber, entblödete ſich nicht, in der Vorrede auszuſprechen, Poſtels Wittekind, wenn der neidiſche Tod nur ſeine Vollendung nicht gehindert hätte, würde Deutſchland mehr Ruhm gebracht haben, als Italien von Taſſo und Marino zuſammen jemals gehabt. — Vgl. Gervinus III, 531. Schönaich (Ephraim Otto Freiherr von, geb. 1725 ſt. 1807), Verfaſſer eines Heldengedichtes „Hermann oder das befreite Deutſchland“ (1751): von welchem, trotz der poetiſchen Erbärmlichkeit deſſelben, Gottſched dennoch, weil weniger wohl aus wirklicher Bewunderung des Gedichtes, als um ein Gegengewicht zu bilden gegen den eben damals aufblühenden, ihm höchſt verdrießlichen Ruhm Klopſtock's, ſowie um ſich einen neuen treuen Anhänger, obenein einen Herrn Baron, zu gewinnen, die Veranlaſſung nahm, den Verfaſſer öffentlich mit dem poetiſchen Lorbeer zu krönen (1752). Ein zweites epiſches Gedicht: „Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen“ fiel um nichts beſſer aus. Ebenſo in ſeinen Trauerſpielen (Zayde, Marianne, Thusnelda, Zarine und Stryampäus, ſämmtlich 1754, Montezuma, 1763) zeigte er ſich als geiſtlos kindiſcher Nachbeter, beinahe könnte man ſagen Anbeter Gottſcheds. Vgl. Gervinus IV, 49. 161. 363. Auch das zu ſeiner Zeit und unter den Gottſched-bodmeriſchen Streitſchriften als eine der wichtigeren berühmte „Neologiſche Wörterbuch oder die ganze Aeſthetik in einer Nuß, als ein ſichrer Kunſtgriff, in vierundzwanzig Stunden ein geiſtvoller Dichter und Redner zu werden . . . Alles aus den heiligen Accenten der heiligen Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeiſterten Jahrhunderts zuſammen getragen, und den größten Wortſchöpfern unter denſelben aus dunkler Ferne geheiligt von einigen demüthigen Verehrern der ſehraffiſchen Dichtkunſt“ (1754) hat Schönaich zum Verfaſſer: ſ. ebendaſ. 162, ſowie Manſo a. a. O. — Von Quiſtorp (Th. J. geb [illegible], ſt. [illegible]) ſind nur einige Ueberſetzungen franzöſiſcher Luſt- und Trauerſpiele in Gottſched's Deutſcher Schaubühne bekannt, z. B. Bd. IV (vergl. Vorr. p. 11), auch VI wo gleichfalls die Vorr. zu vergleichen iſt. — Ueber Joh. El. Schlegel ſ. unten, zu Vorl. VII.

Zu pag. 233: Friederike Caroline Neuberin. Geb. um 1700, † 1760 im Dorfe Laubegaſt bei Dresden, wo ihr auch ſpäter (1777) ein, noch heute erhaltenes Denkmal errichtet ward: ſ. die Schilderung im Reichardtſchen Theaterkalender für 1777, p. 78—84. Ueber ihre Schickſale im Einzelnen ſ.

außer der mehrfach citirten Schmidſchen Chronologie p 58 fgg., hauptſächlich Plümner's Geſch. des Theaters in Leipzig p. 44—76, vor Allem aber Schütz, p. 209—244 zu vergleichen. Leſſing's Urtheil über ſie vom Jahre 1751 („Man müßte ſehr unbillig ſein, wenn man dieſer berühmten Schauſpielerin eine vollkommene Kenntniß ihrer Kunſt abſprechen wollte. Sie hat männliche Einſichten; nur in einem Artikel verräth ſie ihr Geſchlecht. Sie tändelt ungemein gern auf dem Theater. Alle Schauſpiele von ihrer Erfindung ſind voller Mut, voller Verkleidung, voller Feſtivitäten, wunderbar und ſchimmernd ꝛc."), aus der Vorrede zu Mylius' Schriften, ſ. in der Lachm. Ausg. der ſämmtl. Werke IV, p. 442; auch bei Schütz p. 214, 215. Eine eigene Biographie: „Leben und Thaten der weltberüchtigten Frau Neuberin ꝛc." ſoll 1744, in zwei Theilen in Quart, von einem gewiſſen D. W. Mayer in Zwickau erſchienen ſein: ebendaſ. 244. — Vgl. Gervin. III, 474, IV, 362 fgg.

Ebendaſelbſt: die gereinigte Bühne ſelbſt wieder verunreinigte. S. Schütz p. 230, wo zur Beſtätigung auch die Chronologie p 78 citirt wird. Allein dieſe Stelle ſagt vielmehr gerade das Gegentheil, nämlich daß die Neuberin zwar zu Kiel wieder einmal in Hanswurſttracht erſchienen, jedoch nur, um den Hanswurſt ſelbſt zu verſpotten. — Inzwiſchen kommt es auf dieſen einzelnen Fall gar ſo genau nicht an, da Anſchlagzettel und Titel, wie die bei Schütz p. 221 mitgetheilten, verbunden mit der Schlußwendung des obigen Leſſingſchen Urtheils, ſehr wohl erkennen laſſen, wohin die Neuber mit der Zeit ausſchweifte und daß ſie, weit entfernt, den ſtrengen Geſchmack um jeden Preis aufrecht zu erhalten, der Schauluſt und Eitelkeit des Publikums größere Zugeſtändniſſe machte, als ſich überall billigen läßt.

Zu pag 235: ſo waren ſchon ſeit 1650 der Cid des Corneille ꝛc. Gervin. III, 472.

Ebendaſelbſt: auch wohl in einzelnen Aufführungen verſuchsweiſe auf die Bretter gebracht worden. Eine ſolche Aufführung war z. B. die des Polyeucte, „mit ſich dazu fügenden neuen Erfindungen vermehrt," welche 1669 zu Leipzig ſtatt fand und die, wie bereits oben erwähnt worden, auch dadurch merkwürdig iſt, daß Veltheim, noch als Student, darin beſchäftigt war. — Doch gingen dieſe und ähnliche Aufführungen zumeiſt noch von Univerſitäten, gelehrten Schulen und ähnlichen Körperſchaften aus, und gehören ſie daher, genau genommen, nicht hieher. Vielmehr unter den Aufführungen regelmäßiger Stücke, welche von eigentlichen Theaterprincipalen unternommen wurden und unmittelbar dem großen Publikum beſtimmt waren, dürfte wohl die in der Chronol. p. 45 erwähnte Aufführung des Praden'ſchen Regulus (ſ. unten) durch den Direktor Haack im J. 1708 die älteſte ſein. — Es iſt dies daſſelbe Stück, mit welchem auch der Anfang der Gottſched-Neuber'ſchen Reform gemacht wurde: ſ. unten pag. 259

Ebendaſelbſt: ein gewiſſer Breſſand. Gerv. III, 473. Chronol. 38. Er ſchrieb auch Operntexte, namentlich mythologiſche: Gervin. a. a. O. 466 fgg. Schütz, 157.

Ebendaſelbſt: ein gewiſſer Kohlhart. „Kohlhardt, eines Magdeburgiſchen Predigers Sohn, welcher als gleich groß im komiſchen und tragiſchen Fache, und als einer der erſten deutſchen Acteurs, der ſich ohne Vorbild bildete, geprieſen und von einem Rabener vortrefflich genannt wird“: Schütz, p. 212. Vgl. Chronol. p. 48, wo als die vorzüglichſten Rollen ſeiner reiferen Zeit Brutus und der Kranke in der Einbildung genannt werden; auch den Gottſched'ſchen Cato ſpielte er mit großem Erfolg: ebendaſ. 72. Er ſtarb, nachdem er 1728 von der ehemaligen Spiegelberg'ſchen zur Neuber'ſchen Truppe übergetreten war, als Mitglied dieſer letzteren 1741 zu Leipzig: a. a. O. 96; vgl. Gottſched in ſeiner Bearbeitung des Bayle'ſchen Wörterbuchs, Band III, Art. Pequelin, in der Note. Unter den Käſtner'ſchen Epigrammen ſollen ſich verſchiedene auf Kohlhart befinden: Chronol. p. 96.

Ebendaſelbſt: Schönemann und Koch. Joh. Friedr. Schönemann, geb. 1704, ſt., nachdem er das Theater bereits Ausgang der funfziger Jahre verlaſſen, 1782. Als Darſteller war er beſonders in „komiſchen Rollen, Mantelrollen, Destouch'ſchen Bedienten“ berühmt. Noch mehr jedoch, denn als Darſteller, hat er, nachdem er 1740 die Neuber'ſche Truppe verlaſſen und, auf Veranlaſſung ſeines Gönners, des Herzogs Chriſtian Ludwig von Mecklenburg, eine eigene Geſellſchaft gebildet hatte, als Direktor und Bühnenvorſtand geleiſtet. „Er führte mehr Ordnung und Sitte bei ſeiner Geſellſchaft ein, brachte zuerſt die komiſche Oper, das Schäferſpiel auf die Bühne, ſorgte für gute Ueberſetzungen und verwies die gangbaren ſchlechtern von der Bühne. Er zog Schauſpieler an ſich“, (Eckhof, Ackermann ꝛc.) „die mit und lange nach ihm der deutſchen Bühne Stolz waren. Der Ton, der jetzt“ (d. h. Ende der achtziger Jahre) „in Rückſicht auf Spiel, Darſtellung und Perſonal auf deutſchen Bühnen herrſcht, ſchreibt ſich von der Schönemann'ſchen Geſellſchaft her.“ So Schütz, p. 244, wo überhaupt (bis p. 301) eine ſehr genaue Geſchichte der verſchiedenen Schönemann'ſchen Entrepriſen und Wanderungen. Vgl. Brandes Selbſtbiogr. I, 165 fgg. ſowie auch Plümicke's Theatergeſch. v. Berlin, p. 198. — Gottfr. Heinr. Koch, geb. 1703, ſt. zu Berlin 1775. Er betrat die Bühne zuerſt 1728 bei der Neuber'ſchen Truppe. Später hatte er Gelegenheit, franzöſiſche Muſter zu ſehen und ſich nach ihnen zu bilden; nur ſoll er in Letzterem weiter gegangen ſein als gut. Auch als Direktor, wennſchon im Uebrigen ſeine Einſicht und ſein Kunſteifer anerkannt werden, ſoll er bei ſeiner Geſellſchaft einen gewiſſen ſteifen, franzöſirenden Ton verbreitet haben, in Folge deſſen dieſelbe namentlich gegen die Schönemann'ſche in Schatten treten mußte. „In komiſchen Rollen,“ ſagt Schütz, p. 286, „Mantelrollen, Harpagon's, Tartüffen, Bauern und Bedienten, nahm ſich Koch nicht übel aus; doch kopirte er immer zu ängſtlich die Franzoſen und verdarb ſich zu den neuen Stücken, in welchen deutſche Sitte deutſche Manier erforderte.“ Bei Weitem günſtiger urtheilt die Chronologie über ihn, p. 60, 61: „Sein größtes Verdienſt, wenn man ihn als Schauſpieler betrachtet, beſteht in den molieriſchen Alten, die vor ihm noch keiner den Franzoſen abgelernt hatte, und die er ihnen ſo glücklich ablernte, daß durch ihn die molieriſche, das iſt die wahre Komödie, zuerſt Reiz und Leben erhielt. . . Er gelangte in der Folge zu einer großen Vollkommenheit in allen Arten von Mantelrollen, vornehmlich aber in den Kriſpinen und Bauern, wo er Natur und Laune glücklich zu vereinigen weiß, und in Sprache und Spiel gleich großen Reichthum beſitzt. Ich ſchweige von den ernſthaften Alten," (z. B. Gottſched's Cato, den er nach Kohlhart's Tode überkam: ebendaſ. p. 70) „die er zuweilen übernommen hat, weil er hierinnen minder groß iſt ꝛc." Seine Berliner Principalſchaft charakteriſirt Plümicke, Theatergeſch. v. Berlin, p 257. — Ein dritter Acteur, der zu derſelben Zeit zur Neuber'ſchen Geſellſchaft trat, Suppig, ſoll nicht nur die „jungern Prinzen des Trauerſpiels" nebſt den „Amanten der Komödie" gut gegeben, ſondern ſich namentlich auch im Fach der Chevaliers ausgezeichnet, ja daſſelbe für die deutſche Bühne gewiſſermaßen erſt geſchaffen haben: Chronol. p. 70; vgl. Schütz, 281. Auch als **Orosman** (der zuerſt durch ihn dargeſtellt ward) in Voltaire's Zaïre wird er gerühmt: ebendaſ. 92. Er ſtarb 1750, der einzige von allen Schauſpielern aus der Glanzperiode der Neuber, der ihr auch noch im Elend, bis zu ſeinem Tode, treu blieb: ebendaſ. 141.

Ebendaſelbſt: es war der Regulus des Pradon. Vgl. oben p. 257. Die Notiz über die Dresdener Garderobe iſt aus der Chronol. p. 65 entnommen. — Doch drang, in dieſem Punkt des Koſtüms, Gottſched, trotz dieſes Vorganges, bei der Neuber keineswegs durch. Vielmehr „hielt ſie die Sache für unbedeutend und der Koſten nicht werth. Ihre Helden und Heldinnen der Vorzeit erſchienen, jene in Allongeperücken und geſteiften franzöſiſchen Kleidern, dieſe in Reifröcken und Fontangen, wie es die Mode erheiſchte. Sie ſelbſt ſpielte die Zaïre nachher jedesmal im Reifrock. Ihr Kato, was auch Gottſched erinnerte, trug ſeine Perücke und Zwickelſtrümpfe ſo gut, wie ihr König im Schlaraffenland." So Schütz, p. 219. Ueber den Glanz der Garderobe und übrigen Ausſtattung wird ebendaſelbſt Folgendes berichtet: „Die Garderobe der Neuberin beſſerte ſich langſam. Unächte, auch mitunter noch goldpapierne Treſſen, grobe Tücher, Raſch waren die Ingredienzen zu Anzügen derzeitiger Helden und Heldinnen des Theaters. . . Mit den Dekorationen war es ſchon beſſer beſtellt. Sie waren wenigſtens den Vorſtellungen angepaßter und in die Augen fallend." ꝛc. Vgl. Blümner a. a. O. p. 69. 70.

Zu pag. 236: Luiſe Adelgunde Victorie geb. Culmus. Geb. 1713 zu Danzig, ſt. zu Leipzig 1762. Vgl. die „Briefe", die im J. 1771, 72 in drei Bdn. erſchienen und ein vollſtändiges Bild dieſer immerhin merkwürdigen Frau gewähren ſowie der eigenthümlichen Art literariſch-äſthetiſcher Schönthuerei, des Cliquenweſens und der Weiberwirthſchaft, welche, ein Vorläufer der ſpäteren Klopſtock'ſchen ſowie namentlich der romantiſchen Zirkel, ſich in dieſem Gottſched'ſchen Kreiſe entwickelten. — Für das Theater hat ſie Voltaire's Zaire, die Cenie der Frau von Graſſigny, Bougeant's la femme Docteur (als Pietiſterei im Fiſchbeinrock, oder die doctormäſſige Frau, 1736) und vieles Andere überſetzt, auch einige eigene Luſtſpiele (die Hausfranzöſin, das Teſtament ꝛc.: G. Leſſing in der Hamb. Dramat. I, 26: Lachm. Ausgabe VII, p. 115), kleinere Gelegenheitsſtücke, Vorſpiele u. dgl. m. geſchrieben.

Ebendaſelbſt: eine völlig neue Literatur. Dieſelbe iſt ſpäterhin von Gottſched in der „Deutſchen Schaubühne, nach den Regeln der alten

Griechen und Römer eingerichtet ꝛc." Leipzig 1741—1745, in ſechs Bänden zuſammengeſtellt worden: eine Sammlung, welche den deutlichſten Ueberblick über das neue, regelmäßige Repertoire ſowie über die Originale, die dazu verarbeitet, die Dichter, welche dazu angeſpannt wurden, gewährt und deren Inhalt wir daher in kurzem Auszuge hier mittheilen wollen. — Der erſte Theil enthält Corneille's Horazier von Herrn v. Glaubitz, Moliere's Miſanthrop von der Gottſched, Gottſched's ſterbenden Kato, Dufresny's Spielerin von Straube, der Cid des Corneille von Lange, Holberg's politiſchen Kanngießer von Detharding, die Widerſprecherin des Dufresny von der Gottſched. — Der zweite enthält Racine's Iphigenie, St. Evremond's Luſtſpiel die Opern, die Kornelia der Demoiſelle Barbier, das Geſpenſt mit der Trommel, nach Addiſon und Destouches — die beiden erſteren durch Gottſched ſelbſt, die anderen von ſeiner Frau übertragen; endlich Voltaire's Zaire von Schwabe und den Holbergiſchen Deutſchfranzoſen von Detharding. — Im dritten iſt Voltaire's Alzire von Gottſched, Darius, ein Originaltrauerſpiel! von Pitſchel, Holberg's Bramarbas von Detharding, der poetiſche Dorfjunker, nach Destouches, von Frau Gottſched, enthalten. — Im vierten Joh. Elias Schlegel's Hermann, die ungleiche Heirath, Luſtſpiel von der Gottſched, Aurelius, Trauerſpiel von Quiſtorp, Schlegel's geſchäfftiger Müßiggänger, Grimm's Baniſe, die Auſtern, Nachſpiel von Quiſtorp. Der fünfte enthält die Panthea und die Hausfranzöſin, beide von der Frau Gottſched, Schlegel's Dido, Quiſtorp's Bock im Proceſſe, ein Trauerſpiel Mahomed IV. von Krüger, Eliſe, Schäferſpiel von Uhlig. Endlich der ſechſte Gottſched's Pariſiſche Bluthochzeit, das Teſtament von der Frau Gottſched, ein zweites Trauerſpiel von ihm: Agis von Sparta, Quiſtorp's Hypochondriſt, Uhlig's Unempfindlichen, der Weichling, ein Nachſpiel, von der Frau Gottſched. — Auch die Vorreden, mit denen Gottſched die einzelnen Bände eingeleitet, ſind meiſt von großem literarhiſtoriſchem Intereſſe, z. B. die zum vierten Band (1743), wo er ſich rühmt, daß in dieſem Bande lauter Originalſtücke enthalten: „Es iſt noch ſo lange nicht, daß uns ein frecher Ausländer für unvermögend erklärt, ſelbſt etwas eigenes in dieſer Art der Dichtung hervorzubringen" ꝛc. (p. 4). Vgl. Gervin. IV, 50. 110. 367. — Eine ähnliche Sammlung, von denſelben äſthetiſchen Principien ausgehend, nur noch umfangreicher, erſchien von 1749—1764 zu Wien, unter dem Titel der „Deutſchen Schaubühne zu Wien, nach Alten und Neuen Muſtern", in zwölf Bänden; ſie enthält im Ganzen achtundſechzig Stücke, darunter dreiundzwanzig Originale. Vgl. Gervin. IV, 384.

Ebendaſelbſt: Gottſched's ſterbender Cato. Derſelbe erſchien zuerſt unter dem Titel: „der ſterbende Kato, ein Trauerſpiel, nebſt Fenelons Gedanken von Trauerſpielen und einer kritiſchen Vorrede, darin von der Einrichtung deſſelben Rechenſchaft gegeben wird." zu Leipzig 1732; der zehnten Auflage, welche 1757 erſchien, iſt ein eigener Anhang „von den Schickſalen dieſes Trauerſpiels in Frankreich und Deutſchland", von C. G. Kollner, beigegeben. Das Stück iſt in der Geſchichte der deutſchen Bühne epochemachend genug, um einer kurzen Probe deſſelben hier eine Stelle einzuräumen. Ich füge, um die Leſer für die Langweile zu entſchädigen, welche ihnen etwa dadurch bereitet wird, ein entſprechendes Bruchſtück aus dem parodirten Cato: „Gottſched, ein Trauerſpiel in

Verſen, oder der parodirte Cato“, nach dem von Bodmer veranſtalteten, jetzt allmälig auch ſchon ſehr ſeltenen Abdruck, Zürich 1765, hinzu. Die Stelle aus dem Cato ſelbſt iſt aus dem erſten Bd. der Deutſch. Schaub. p. 59 ſqq. der zweiten Ausg. (von 1746) entlehnt:

Der fünfte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cato allein, der in tiefen Gedanken ſitzt, und ein Buch in Händen hat. Es liegt neben ihm ein bloßer Degen auf dem Tiſche; und an der Seite ſteht ein Ruhbette.

Cato.

Ja, Plato, du haſt recht! dein Schluß hat großen Schein!
Wahrhaftig! unſer Geiſt muß doch unſterblich ſeyn.
Woher entſtünde ſonſt das Hoffen und Verlangen,
Ein unaufhörlich Glück und Leben zu empfangen?
Wo kommt das Schrecken her, das uns ſo zaghaft macht?
Woher die kalte Furcht vor unſers Grabes Nacht?
Erbebt die Seele nicht vor ihrem Untergange?
Und was macht ihr ſo ſehr als Gruft und Moder bange?
Ja, ja, es wohnt in uns ein göttlich-hoher Trieb;
Der Himmel macht uns ſelbſt die ſtete Dauer lieb,
Und führet uns aus der Welt in ungleich größre Schranken.
O Ewigkeit! Du Quell entzückender Gedanken!
Durch was für Kümmerniß, Bemühung, Noth und Pein
Und Wechſel, dringet man zu deinen Thoren ein!
Dein Anblick liegt uns zwar ganz offen im Geſichte,
Man ſieht ſehr weit hinaus; allein bey ſchwachem Lichte:
Denn Schatten, Dampf und Nacht verhindern ſtets den Blick,
Und ziehn der Augen Stral allmählich gar zurück.

Hier will ich ſtille ſtehn. Giebt es ein höchſtes Weſen;
(Jedoch Natur und Welt läßt tauſend Proben leſen,
Und ruft: Es iſt ein Gott!) So folgt auch zweifelsfrey,
Daß Gott der Tugend ſtets geneigt und gnädig ſey.
Wem er nun gnädig iſt, der muß auch glücklich werden.
Doch wenn geſchiehts? und wo? Gewiß, nicht hier auf Erden;
Die fällt ja Cäſarn zu, und iſt für ihn gemacht!
Wo denn? - - das weiß ich nicht; ſo ſehr ich nachgedacht.

Dieß Eiſen ſoll mir bald den langen Zweifel heben!
Nun bin ich doppelt ſtark; mein Sterben und mein Leben,
Mein Gift und Gegengift liegt beydes da vor mir:
Das eine führet mich im Augenblick von hier,
Das andre lehret mich, ich könne niemals ſterben.
Die Seele bleibt getroſt und ſcheuet kein Verderben;
Mein Geiſt verlacht dieß Schwert und höhnt den ſpitzen Stahl.’
Die Sonne ſelbſt wird alt, ſo wie der Sterne Zahl

Allmählich ſchwächer ſcheint; Natur und Welt geht unter:
Nur du allein, mein Geiſt, bleibſt ewig jung und munter:
Du lebſt, wenn ſich der Krieg der Elemente regt,
Und aller Körper Band in Stück und Trümmer ſchlägt.

Welch eine Mattigkeit will meine Bruſt befallen!
Ich fühle ſchon den Schlaf durch alle Glieder wallen,
Mein ſchweres Aug und Haupt iſt von den Sorgen matt,
Und ſehnt ſich nach der Ruh. Wohlan, ich geb ihr ſtatt!
Ich überlaſſe mich dem Schlummer, den ich merke;
Daß mein erwachter Geiſt hernach mit voller Stärke
Die Flucht ergreifen kann; und dann an Kräften neu,
Dem Himmel, den er ehrt, ein würdig Opfer ſey.
Wen ſein Gewiſſen plagt, dem ſtört die Angſt den Schlummer;
Davon weis Cato nichts; kein Laſter macht mir Kummer!
Drum gilt auch in der That mir Schlaf und Tod gleichviel:
Denn beydes labet mich und ſetzt dem Gram ein Ziel.
(Er legt ſich auf den Arm, um zu ſchlafen.)

*

Parodirter Cato, p. 33—36.

Gottſched allein, in tiefen Gedanken ſitzend, und ein Buch, wie gewöhnlich, eins von ſeinen eignen Schriften, in Händen habend. Es liegen neben ihm Hallers Gedichte auf dem Tiſche und an der Seite ſteht ein Ruhbette.

Gottſched.

Ja, Gottſched! du haſt recht. Dein Schluß hat großen Schein!
Wahrhaftig! ich muß doch der größte Dichter ſeyn.
Woher entſtünde ſonſt das Hoffen und Verlangen,
Des deutſchen Phöbus Ruhm und Namen zu empfangen?
Woher kommt das Vertraun, das mich ſo emſig macht?
Woher die Zuverſicht, die die Critik verlacht?
Erbebt mein Agis wol vor ſeinem Untergange?
Und macht wol jemals mich ein Zeitungsſchreiber bange?
Ja, ja, es wohnt in uns ein Autorwürdger Trieb;
Der macht die Dauer uns von unſern Schriften lieb,
Und läſt uns niemals lang in den Gebährungsnöthen.
O, Ewigkeit! Du Quell unzähliger Poeten!
Durch was für Proſodie, Wortfügung, Reim und Pein
Und Tinte dränget man zu deinen Thoren ein?
Dein Anblick liegt uns zwar ganz offen im Geſichte,
Man ſieht ſehr weit hinaus; allein, bey ſchwachem Lichte;
Denn Neider, Schimpf und Spott verhindern ſtets den Blick,
Und ziehn allmählich ihn zum Schreibepult zurück.

Hier will ich ſtille ſtehn. Bin ich der größte Dichter?
(Doch außer mir allein iſt über mir kein Richter,
Der ruft: Ich bin Apoll!) So folgt auch zweifelsfrey,

Daß jeder Dichter mir den Lorbeer ſchuldig ſey.
Wer nun gelorbert iſt, den muß man auch vergöttern;
Doch, wo geſchiehts? Gewiß nicht in den Zeitungsblättern,
Die loben Hallern nur, und die, die ihn verſtehn!
Wo denn? — — — Das weiß ich nicht! Doch wohl, wo ſie mich ſchmähn;
Der Haller ſelbſt ſoll mir den langen Zweifel heben,
Ob er den Ruhm verdient, den meine Feind ihm geben.
(Er lieſt in Hallers Gedichten.)
Welch unverſtändlich Zeug! wie undeutlich! — — Hm! — ey dich
Verſteh der Henker! — Hm! — — nein, dafür lob ich mich.
Mich kann ich doch verſtehn; mein holdes fließend Weſen,
Mein reines Deutſch — — ich bin recht angenehm zu leſen;
Doch lobt man Hallern itzt, und mich kein einzigmal;
Die Deutſchen werden toll! So wie der Sterne Zahl
Allmählig ſchwächer ſcheint; die Welt geht ehſtens unter.
Nur, Gottſched! du allein bleibſt immer klug und munter.
Du ſchreibeſt deutſch, wenn man auch ganz franzöſiſch denkt,
Und keines Deutſchen Geiſt dir ſeinen Beyfall ſchenkt.
(er will ſchreiben.)

Welch eine Mattigkeit will meine Hand befallen!
Ich fühle ſchon den Schlaf in Dint und Feder wallen.
Der ſchwere Haller macht, wenn man ihn lieſt, ganz matt,
Und räth mir zu der Ruh. Wohlan, ich geb ihr ſtatt!
Ich überlaſſe mich dem Schlummer, den ich merke,
Daß die erwachte Hand hernach mit voller Stärke
Den Kiel ergreifen kann: und dann an Kräften neu
Dem Haller, den man rühmt, ein furchtbares Schrecken ſey.
Wer ſich aufs Denken legt, dem ſtört die Angſt den Schlummer.
Davon weiß Gottſched nichts; kein Beywort macht mir Kummer.
Drum gilt das Schreiben mir und Schlafen auch gleich viel:
Denn beydes labet mich, und ſetzt dem Grimm ein Ziel.
(Er legt ſich auf den Arm, um zu ſchlafen.)

Zu pag. 237: die Wiederherſtellung (wie er es nannte) der deutſchen Bühne. S. Vorr. zur Deutſch. Schaub. Bd. I, p. 15 ſq. (der 2. Ausg.): „Erſtlich iſt dieſes Stück in der That das erſte, welches bei der letzten Verbeſſerung unſerer deutſchen Schaubühne, die ſeit 12 Jahren erfolget iſt, ans Licht getreten iſt. . . . Ich habe das Vergnügen gehabt zu ſehen, daß ſeit der Zeit die tragiſche Poeſie bey uns Deutſchen wieder rege geworden; indem an verſchiedenen Orten geſchickte Dichter aufgeſtanden, die theils durch Ueberſetzungen, theils durch eigene Arbeiten, unſrer Schaubühne aufzuhelfen, bemühet geweſen. War es nun alſo nicht billig, dieſes Stück, das der neueren tragiſchen Poeſie bey uns die Bahn gebrochen, auch in den I. Band dieſer Sammlung theatraliſcher Stücke einzurücken?" ꝛc.

Ebendaſelbſt: lieferten ihre jetzt auch in Destouches, de la Chauſſee, St. Evremont, Dufreny ꝛc. — Philippe Nericault Destouches, geb. 1709, ſt. 1754, Verfaſſer zahlreicher Luſtſpiele, wie le triple marriage, le medisant, le curieux impertinent ꝛc. — Pierre Claude Nivelle de la Chauſſée, geb. 1692, ſt. 1754; am berühmteſten iſt ſeine „Schule der Mütter.“ — Charles Riviere Dufresny, geb. 1648, ſt. 1741, war von einer ungemeinen Fruchtbarkeit (ſeine Oeuvres complètes enthalten an vierzig Stücke, Luſt- und Singſpiele), vermöge deren er es wagen konnte, ſelbſt neben Moliere um die Gunſt des Publikums zu ringen. — Vgl. im Allgem. Bouterw. a. a. O.

Zu pag. 238: **eines wahrhaften komiſchen Genius: Holbergs.** Ueber Holberg vgl. den Aufſatz des Verf. im Lit. hiſt. Taſchenb. zweiter Jahrgang (1844); eine genauere Ausführung deſſelben, nebſt einer Auswahl der vorzüglichſten Stücke, wird, ſeit Jahren vorbereitet, hoffentlich in Kürze (im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung) ans Licht treten.

Zu pag. 239: **die bürgerliche Komödie der Krüger, Löwen, Romanus, Stephanie, Bretzner, Großmann ꝛc.** **Joh. Chriſt. Krüger**, geb. 1722, ſt. 1750. Er ſtudirte Anfangs Theologie; 1742 ging er als Schauſpieler zur Schönemann'ſchen Geſellſchaft. Unter ſeinen Theaterſtücken, die nach ſeinem Tode, 1763 von Löwen herausgegeben wurden, waren die Kandidaten und Herzog Michel die beliebteſten; namentlich das letztere wurde längere Zeit allgemein gegeben. Als Darſteller ſoll er ſich in Rollen, welche Hitze, Stolz und einen edlen Trotz erfordern, alſo in „Königen, Tyrannen und vornehmen Perſonen im höheren Komiſchen“ (Chronol. 104 fg.) hervorgethan haben. Vgl. Gerv. IV, 368 fg. 373. — **Joh. Fr. Löwen**, geb. 1729, ſt. 1771, Schönemann's Schwiegerſohn; bei der bekannten hamburger Theaterunternehmung von 1767, an der Leſſing ſich als Dramaturg betheiligte, war Löwen, gleichzeitig mit ihm, als Theaterdichter beſchäftigt. Seiner Geſch. d. deutſch. Theat. iſt mehrfach Erwähnung geſchehen; ſeine eignen dramatiſchen Arbeiten (das Orakel, Mißtrauen aus Zärtlichkeit ꝛc.) finden ſich meiſt im IV. Bd. der „Schriften“, Hamburg 1766, zuſammengedruckt. Am Berühmteſten machte er ſich durch ſeine „Romanzen“, 1762: Götting. Dichterb. p. 255—262. S. im Allg. Gerv. IV, 394, Chronol. 191 fgg., ſowie ausführlich bei Jördens III, 416—430. — **Karl Franz Romanus**, geb. 1731, ſt. 1787, ſchrieb zuerſt 1755 für die Koch'ſche Bühne zu Leipzig; eine Sammlung ſeiner Komödien erſchien 1761 zu Dresden. Am Meiſten Glück machte er mit ſeinen „Brüdern“, einer Moderniſirung des berühmten Terenziſchen Stückes. Auch eine Farce: Kriſpin als Vater, war außerordentlich beliebt. Gerv. IV, 368. Chronol. 181. 187. 215. — **Gottlieb Stephanie** (gewöhnlich, zum Unterſchied von ſeinem Bruder Chriſtian Gottlob, der gleichfalls Schauſpieler, auch Schauſpieldichter, Stephanie der Jüngere genannt), geb. 1741, ſt. 1800. Er war Anfangs Officier, bis er 1769 zu Wien die Bühne betrat. Seine Luſtſpiele, wie die Werber, die abgedankten Officiere, die Kriegsgefangenen ꝛc. deuten zum Theil noch auf ſeinen früheren Stand zurück und ſind, zwar nicht als poetiſche Schöpfungen, nur als Sittenſchilderungen betrachtet, nicht ohne Werth. Sein Schauſpiel: der Deſerteur aus Kindesliebe, beherrſchte lange Zeit die Bretter. Als Schauſpieler („ſeine Rollen ſind brusque Officiers, haſtige und ernſte komiſche Alte, alte Bediente, und in der Tragödie Tyrannen;“

Chronol. p. 283) ſoll er nur mittelmäßig geweſen ſein: ſ. Nicolai's Reiſe im IV. Band. Vgl. im Allgemeinen Gervinus IV, 383. 391. V, 530. 536. — **Chriſtoph Bretzner**, geb. 1748, ſt. 1807: Gerv. IV, 370. Chronol. 294, 319. Er hat zahlreiche Sing- und Luſtſpiele geſchrieben; ſein „Räuſchchen“ wird noch heutzutage gern geſehen. — **Guſt. Fr. Wilh. Großmann**, geb. 1746, ſt. 1796. Er betrat die Bühne zuerſt 1774 bei der Seylerſchen Geſellſchaft zu Gotha; bald darauf, ſeit 1779, durch den damaligen Kurfürſten von Köln veranlaßt, übernahm er eine eigene Direction, erſt zu Bonn, ſpäter zu Frankfurt, Bremen, Hannover ꝛc. Als Riccaut de la Marliniere und überhaupt als Chevalier, beſonders aber als Marinelli, ſoll er vortrefflich geweſen ſein. Auch ſeine Directionsführung wird gerühmt. Unter ſeinen zahlreichen Theaterſtücken hat das Luſtſpiel: Nicht mehr als ſechs Schüſſeln, durch ſeine ſo naturwahre wie platte Schilderung der damaligen ſogenannten höheren Kreiſe und ihrer geſelligen Thorheiten, zu ſeiner Zeit große Wirkung gehabt, und verdient es in dieſer Hinſicht, als Beitrag zur Sittengeſchichte, auch heute noch einige Aufmerkſamkeit. — Vgl. Gerv. IV, 370. V, 50. 320.

Zu pag. 239: **Die bereits früher erwähnte feierliche Verbrennung des Harlekin.** S. in Kürze Chronol. p. 77.

Zu pag. 242: **Wenn wir dem Bericht einſichtvoller und kunſtſinniger Zeitgenoſſen trauen wollen.** Ein ſolcher competenter und einſichtiger Beurtheiler war ohne Zweifel F. L. W. Meyer in Hamburg, der Verfaſſer der vortrefflichen Biographie Schröder's. Dieſer, bei Gelegenheit der Kurz'ſchen Bühne (ſ. oben p. 217) und ihrer Improviſationen, giebt Bd. I, p. 179 des genannten Werkes, folgendes Urtheil ab. Er ſpricht von Schröder's Aufenthalt bei Kurz, im J. 1767: „Unſtreitig hat unſer Freund, in dem kurzen Jahre, daß ihm außer dem Kreiſe ſeiner Familie verſtrich, wichtige Erfahrungen, nicht nur für das Leben, ſondern auch für die Kunſt geſammelt. Seine Anſicht der Bühne, wie würdig ſie geweſen, würde immer mangelhaft und befangen geblieben ſeyn, wenn er das freiere, fröhlichere und flüchtigere Treiben einer Geſellſchaft, deren Hauptwerk in ungelernten Stücken und komiſchen Singſpielen nach Wälſchem Zuſchnitt beſtand, nie in der Nähe beobachtet und zum Theil mitgemacht hätte. . . . Ich bin weit entfernt, die Verdienſte unſers Gottſched, Sonnenfels und Gebler, um die Regelmäßigkeit und Sittlichkeit des Schauſpiels zu verkennen. Ich weiß welche Poſſen ſie verbannen wollen, und ſitze nicht auf dem Stuhl der Richter. Aber eben ſo gewiß weiß ich auch, daß Niemand ſich rühmen darf, ein lebendiges, rundes, ergreifendes Feſt des Frohſinns begangen zu haben, der nur vorgeſchriebene und nachgeſprochene Redensarten, wie witzig ſie auch angegeben, wie treffend ſie auch vorgetragen werden, vernommen; der nicht erlebt hat, wozu unerwartete Einfälle der Schauſpieler das Publikum, freudige Aufnahme des Publikums die Schauſpieler begeiſtert. Freilich verfliegt Champagnerrauſch ſchnell, doch bleibt er Champagnerrauſch. O meine Truppe Sacchi!“ — Auch die Anekdote von der ſchwermüthigen Königin Caroline Mathilde in Celle (1773) gehört hieher: ebendaſ. p. 242. — Als der vortrefflichſte Improviſator dieſer Zeit wird Grünberg (bei der Kurz'ſchen Geſellſchaft) gerühmt: a. a. O. 177. 179. 242.

Ebendaſelbſt: die Oper. Eine vollſtändige Geſchichte der deutſchen Oper, von literariſchem ſowohl wie (was auf keine Weiſe zurückbleiben dürfte) muſikaliſchem Standpunkte, wird noch vermißt. Was die älteren Zeiten und den bloßen literar-, allenfalls auch culturhiſtoriſchen Apparat angeht, ſo iſt dazu in der „Dramatologia antiqua hodierna d. i. Bericht von den Operſpielen ꝛc. Aus Liebe zur Wahrheit geſchrieben von Heinr. Elmenhorſt, Paſtor zu St. Cathar. in Hamburg," 1688, ſowie in Matthesons „Muſikaliſchem Patrioten" ꝛc. ein ſehr reichhaltiges Material zuſammengetragen, welches auch ſowohl neuerdings von Gervinus, am Schluß des III. Bandes, p. 460 fgg., als ſchon früher, mit ausſchließlicher Beſchränkung auf Hamburg, in Schütz' Hamb. Theatergeſch. Abſchn. II, p. 127—207 benutzt worden iſt. Indem ich mich daher begnüge, in Kürze auf dieſe beiden Vorgänger zu verweiſen, will ich, ſtatt mehrfach bekannte Thatſachen hier aufs Neue zu wiederholen, lieber, zur Charakteriſtik der Gattung und ihrer Principien, wie ſie damals aufgefaßt wurden, einen Auszug aus der Theorie der Oper geben, wie ſich dieſelbe in einem der beliebteſten poetiſchen Lehrbücher jener Zeit, in der unter Menantes' (d. i. Chriſt. Friedr. Hunold, geb. 1680, ſt. 1721: Jördens III, 488 fgg.) Namen erſchienenen, eigentlich jedoch von Erdmann Neumeiſter, Prof. zu Leipzig (geb. 1671, ſt. 1756: Gervin. III, 493. IV, 30) verfaßten „Allerneueſte Art zur Reinen und Galanten Poeſie zu gelangen," Hamburg 1707, dargeſtellt findet. Im XIX. Abſchnitt: Von der Opera (p. 394 fgg. der Ausgb. v. 1722) heißt es hier unter Anderm folgendermaßen:

CCXLVIII. Eine Opera oder ein Sing-Spiel iſt gewiß das galanteſte Stück der Poeſie, ſo man heut zu Tage zu aeſtimiren pfleget.

CCXLIX. Zwar wenn man eine Comoedie, oder wovon wir itzo hauptſächlich handeln, eine Opera genau betrachtet, ſo iſt es, wenn die gantze Geſchicht beyſeit geſetzet wird, nichts anders, als ein Geſpräche, welches etliche Perſonen unter ſich zuſammen, etliche mit ſich allein halten. Und daher ſcheinet es nicht allzu natürlich zu kommen, wenn ſie Vers-weiſe, ſo wol redend als ſingend, eingeführet werden. Weil dieſes im gemeinen Leben niemals zu geſchehen pfleget.

CCL. Denn wenn ein Kerl etwas mit mir reden wolte, und machte mir lauter Reime her, oder ſänge mir ſeine Worte vor, ſo dachte ich, er wäre nicht richtig unter dem Hute.

CCLI. Jedoch wie die Opinion in allen Dingen ihre Herrſchafft zu exerciren weiß, ſo muß man ſich auch hier von ihr befehlen laſſen.

CCLII. Und wer wolte wegen der Göttlichen Muſic, die in der Opera ihre Vortrefflichkeit am beſten ſehen läſt, nicht etwas Menſchliches begeben.

CCLXI. Die gantze Sache beruhet auf der Invention und Disposition der Opera.

CCLXII. Was die Invention betrifft, ſo muß ſie wohl, weil es einmahl ſo eingeführet iſt, nach der vornehmſten Materie, etwas Verliebtes ſeyn.

CCLXIII. Dannenhero wo ja in einer Hiſtorie, oder wenn ein Held aufgeführet wird, an ſich ſelber keine Liebes-Sachen vorgegangen, ſo muß man ſolche mit einer geſchickten Manier darzu tichten.

CCLXIV. Ehe wir aber zu den Fontibus Inventionis kommen, wolte ich kürtzlich noch gedencken, ob man auch Bibliſche Geſchichte in einer Opera vorſtellen dürffte?

CCLXV. Ich weiß, daß ſolches von vielen, als etwas profanes ausgeſchrien wird; gleichwol, wann keine Umſtände darzu kommen, welche contra analogiam fidei, bonos mores, et, quod maximum, contra gloriam et sanctificationem Nominis divini lauffen, ſehe ich nicht, warum man einer impietaet ſolte beſchuldiget werden, wenn man auch eine Bibliſche Opera verfertigte.

CCLXVII. Näher alſo zur Sache zu kommen, ſo nehme man nun entweder eine Heydniſche Fabel ex Mythologicis, oder eine wahrhafftige Hiſtorie, ſie ſey geiſtlich oder weltlich, oder fingire ſelber etwas. Man nehme ſich aber in acht, daß man nicht mit Stücken und Carthaunen, Musqueten und Granaten aufgezogen komme, wenn die Invention der Opera aus den alten Zeiten hergenommen iſt, da man von dergleichen Geſchütze noch nichts gewuſt hat. Man hüte ſich auch, keine ſolche Geſchichte mit einzumiſchen, die ſich erſt nach dieſer zugetragen, wovon die Opera hauptſächlich handelt. Was ich damit meine, will ich durch dieſes absurdum Comicum erläutern: Ich habe eine Opera geſehen, welche von Aenea zur Zeit des Trojaniſchen Krieges handelte, und da redten die Perſonen viel von Xerxe und Alexandro Magno, welche doch etliche hundert Jahr hernach gelebet. Im übrigen aber muß dieſes das Hauptwerck ſeyn, daß man Verwirrungen oder Intriguen hinein machet.

CCLXVIII. Und wenn keine in der Hiſtorie an ſich ſelber ſind, ſo muß man ſolche darzu ausſinnen, vornehmlich aber müſſen ſie auf die Haupt-Perſonen gerichtet ſeyn. Kan es bey den andern auch geſchehen, ſo iſt es deſto artiger.

CCLXXI. Wann die Intriguen bis gegen das Ende des letzten Actus können durch geführet werden, ſo iſt es galant. Denn es ſtehet nicht wohl, und ſoll auch von rechtswegen nicht ſeyn, wenn man gleich im Anfange oder Mittel wiſſen kan, wie das Werck ſich enden wird, weil die Spectatores an der Attention gehindert werden. . . .

CCLXXXII. Sehen wir nur auf die Perſonen, ſo wolte ich rahten, wenn ſie nicht von der Hiſtorie ſelbſt an die Hand gegeben werden, daß man zum wenigſten achte, und auffs höchſte zwölffe darzu nehme, jedoch mehr Manns-Perſonen als Frauenzimmer.

CCLXXXIII. Führet man aber Chöre oder Reihen mit ein, ſo wird einer auch nur vor eine Perſon gerechnet. . . .

CCLXXXV. Nachdem es auch einmahl eingeführet iſt, daß eine luſtige Perſon darbey ſeyn muß, muß man ebenfalls darauf bedacht ſeyn, und die wird meiſtentheils fingiret. Es darff aber eben nicht allemahl ein Pickelhering ſeyn, ſondern man kan einen Diener ꝛc. ꝛc. darzu nehmen. Manchmahl paſſiren auch wohl zwey ſolche kurtzweilige Purſche, auch wohl eine alte Frau oder andere Weibes-Perſonen von der Mittel-Sorte.

CCLXXXVI. Wenn die Opera von vielen Perſonen prächtig ausſehen ſoll, wie es auch wohl muß, ſo führe man nur ſtumme Perſonen mit ein, welche ſich gut praesentiren können, wenn ein König oder andere Haupt-Perſon auftritt, damit ſie ein ſtarck und anſehnlich Gefolge bey ſich habe.

CCLXXXVII. Item, wenn Soldaten, Schäfer, Jäger ꝛc. ꝛc. auftreten, kan man ihre Zahl nach Gefallen und Möglichkeit vermehren.

CCLXXXVIII. Fält ein Gefechte, Schlägerey ꝛc vor, wo ſichs mit dem Singen nicht wohl thun läſt, ſind ſolche, nach dem Stande der Perſonen, unter einer Muſic von Trompeten oder Hautbois etc. aufzuführen. . . .

CCXCIII. Actus oder Handlungen, pfleget man insgemein nur drey zu machen. Doch wer wolte mirs verbieten, wenn ſie nicht übermäſſig groß, daß ich ihrer vier oder fünffe nehme, welche letztere Zahl in den Comödien ſonſt durchgehends autoriſiret iſt. . . .

CCCX. Jedoch ſoll in einer Haupt-Opera das Theatrum zum längſten in einer halben Stunde eine neue Veränderung haben, damit die Zuſchauer immer mit etwas andern mögen divertir werden, wornach ſich denn der Poet in der Elaboration einrichten muß. . . .

CCCXV. Eine Machine muß mit der Materie wohl überein ſtimmen, imgleichen mit der Perſon, ſo auf derſelben ſich befindet, eine richtige Verwandniß haben.

CCCXVI. Und da muß man, ſonderlich bey den Göttern, ꝛc. wiſſen, was ihnen vor ein Aufzug beygeleget wird. Als da pfleget Jupiter auf einem Adler, Phoebus auf einem Sonnen-Wagen, Juno auf einem Wagen mit Pfauen, Fortuna auf einer Kugel ꝛc. Mercurius aber fliegend durch die Lufft zu kommen.

CCCXVII. Wenn eine Machine von oben herabgelaſſen wird, iſt es am beſten, daß der Sänger den Anfang mit einer Aria machet. Denn da kan inzwiſchen mit dem Ritornello ſo lange praeambuliret werden, bis ſie ſich völlig praesentiret. Fängt ſie hingegen mit Recitativ an, ſo muß man entweder lange warten, bis die Machine herunter kommt, oder man höret es nicht, was ſie ſinget. Solches ſoll man auch beobachten, wenn ſie wieder in die Höhe gehet. Doch könte man alsdenn bisweilen an ſtat der Arie nur ein Paar Ariose Verſe ſetzen. Wie ſchon oben in der Section von Arien iſt gedacht worden.

CCCXVIII. Das ſind aber eben nicht alles Machinen, was vom Himmel kommt, ſondern man rechnet auch Feld-Läger, Jagden, Schiff-Fahrten, Belagerungen, Triumph-Wagen, und dergleichen mit darzu. Jemehr nun eine Opera ſolche Praesentationes aufführet, je prächtiger wird ſie werden.

CCCXIX. So geben auch die Ballete der Opera ein treffliches Anſehen. Manche ſtellen eins beym Schluſſe einer jedweden Handlung an. Andere aber thun es, wo ſichs am beſten fügt, und wie es die Materie an die Hand giebet. Jedoch dachte ich, daß man ſolches vor allen Dingen beym Ende der gantzen Opera nicht vergeſſen möchte. . . .

CCCXXIII. Die Arien nicht zu vergeſſen, ſo ſind dieſe die Seele einer Opera. . . .

CCCXXV. Ich mag ſie entweder im Anfange, oder im Mittel, oder am Ende der Scene ſetzen, mit einem Worte: Wie und wo ſichs am beſten ſchicket.

CCCXXVI. Es ſoll aber leichtlich kein Auftritt, er müſte denn ſehr kurtz ſeyn, vorbey gelaſſen werden, wo nicht zum wenigſten eine Aria anzutreffen iſt.

CCCXXVII. So läßt ſichs auch gar wohl practiciren, wenn die Scene kurtz iſt, daß man eine Aria ohne Recitativ machet. Oder, da man ſolches nicht thun will, nimmt man eine Cavata. . . .

CCCXXIX. Wie aber nun die Arien die vornehmſte Zierde des Wercks, ſo muß ich auch einer Perſon, nachdem ſie vornehm iſt, mehr Arien zutheilen, als einer andern. . . .

CCCXXXI. Was den Stylum der gantzen Opera betrifft, ſo müſſen einer Perſon ſolche Redens-Arten gegeben werden, nachdem es ihr Stand mit ſich bringet. Iſt ſie hoch, ſo bedienet man ſich eines hohen Styli; iſt ſie von der

Mittel-Sorte, ſo hält man auch in Worten und Phrasibus ein geſchicktes Temperament. Iſt ſie luſtig, ſo ſuchet man allerhand luſtige Einfälle hervor.

CCCXXXII. Im übrigen aber und generaliter iſt es am beſten, man behält Stylum mediocrem. Denn sublimis gehöret vor Tragoedien, und wird von den Spectatoribus, weil es doch nicht lauter Gelehrte ſind, das zehendemahl nicht verſtanden, oder machet ihnen einen Eckel, wenn die Verſe nach lauter Ambra, Ziebeth, und Jeſmin riechen, oder mit lauter Perlen und Diamanten verſetzt, oder in dunckele Allegorien aus der Mythologie eingewickelt ſind. . . .

CCCXLI. Letzlich von der gantzen Mensur und Grösse einer Opera zu reden, ſo muß ſie der Poete darnach einrichten, daß ſie über zwey, aufs längſte drey Stunden nicht währe, worzu ohngefehr tauſend, und wenn wenig Arien ſind, bis zwey tauſend Verſe des Recitatives; ſo dann dreißig, und wenn wenig Recitativ, bis funffzig Arien erfodert werden.

Zu pag. 244: verſchmähte es nicht, zur Abwechſelung auch einmal Pferdemärkte und Schlachtfeſte ꝛc. Schütz, Hamb. Theatergeſch. p. 152 fgg.: „Unter den damaligen Vielſchreibern trieb keiner den Opernunſinn höher, als der Rath Joh. Phil. Prätorius. . . . Er trat 1725 mit einer Oper der Hamburger Jahrmarkt, und in dem nämlichen Jahre mit der Hamburger Schlachtzeit oder der mislungne Betrug, hervor. An beide aufgeführte Opern hatte Keyſer ſein muſikaliſches Talent verſchwendet. So nachſichtig nicht blos das Hamburger theatraliſche Publikum gegen die Ungezogenheiten auch dieſer ſtarkbeklatſchten Schlachtfeſtoper war: ſo ward doch dieſe eine Oper, die nach Mattheſons Ausdruck, Szene, Muſik, ja den Staat ſelbſt verunehrte, als ſie wiederhohlt werden ſollte, von Obrigkeitswegen verboten, und Gerichtsdiener muſten die ſchon angeſchlagnen Zettel wieder abreiſſen. So abentheuerlich und obſcön dies Opergemächte war, ſo hatte es doch ſeines Gleichen, und dieſe Strenge hätte (wie Mattheſon meint,) mehrere Opern mit gleichem Rechte treffen dürfen. Hier ſind ein paar Proben dieſer Oper, an welche von Seiten des Dekorationsweſens nichts geſpart war, um die in Hamburg ehedem ſehr ſolenne Schlachtfeſtfeier auch auf der Bühne feierlich zu machen. Ein (anſtändiger) Prolog, in welchem die Oper, Poeſie, Muſik, Mahlerei und Ballet perſonifizirt ſich über ihre Beſtimmung und Wirkung unterhalten, macht den Anfang. In der Oper ſelbſt verändert ſich der Schauplatz, der im Prolog einen Platz vor dem Operhauſe im Proſpekt ſtellte, in den Hamburgiſchen Pferdemarkt, Rathskeller, Hopfen (Kraut) Markt, und zuletzt in eine große Diele, welche zu dem Schlachtfeſtin bereitet wird. Ein Mahler, Signore Fabris, hatte alle ſeine Kunſt auf die Dekorationen verwandt. 17 redende und mehr als 30 tanzende und ſingende Perſonen erſcheinen nach und nach auf den Brettern. Hamburgiſche Bürger mit ihren Frauen und Töchtern, Marquis, Juden, eine Lütjemaid (Hausmädchen) Ochſenhändler, Kammermädchen, Hausknechte, Bauren, Nachtwächter, Fiſcherjungen, Wurſtmacherinnen, ja gar eine Panzenklopferin, welche ein Monſieur (!) Buchhöfer tanzt, repräſentiren ſich in Gruppen, tanzenden und ſingenden Chören. Es wird platt- und hochdeutſch geſungen und geſprochen. Das Stück iſt eine Muſterkarte von plattdeutſchen Schimpfworten. Ein Beiſpiel einer verliebten Herzensergießung mag folgende Arie des Hausknechts Marten geben:

My wätert de Schnute, my ſangert de Rügge,
  de Lewe mackt im Harten Larm.
De Deeren is nudlich, ſchnugger und flügge,
  Hadd' ick ſe doch man erſt in Arm!

Ein Jude **Abraham** ſingt:

Ein Mauſchel wird täglich betrogen,
  das Keſeff (Silber) läufft ſparſam ein;
doch, wenn er die Goygems (Chriſten) betrogen,
  ſo muß er gleich ein Maſchegh (Betrieger) ſeyn."

*

Ueber einige der beliebteſten Opernſängerinnen jener Zeit, die ſchöne **Konradine** (um 1710: die Tochter eines Dresdner Barbiers, ſpäter an einen Grafen Gruzewski vermählt), Madame Keyſer, die Schaller, Riſchmüller, Schober ꝛc. ſ. ebendaſ. p. 142 fgg.

Ebendaſelbſt: gegen welche Gottſched ſeine Angriffe richtete. S. Krit. Dichtk. p. 739 fgg.: „Wenn nicht die Regeln der ganzen Poeſie übern Haufen fallen ſollen, ſo muß ich mit dem St. Evremond ſagen: Die Oper ſey das ungereimteſte Werk, das der menſchliche Verſtand jemals erfunden hat. Ein jeder kann aus der Beſchreibung eines Gedichtes überhaupt den Beweis machen. Ein Gedicht, oder eine Fabel muß eine Nachahmung einer menſchlichen Handlung ſeyn, dadurch eine gewiſſe moraliſche Lehre beſtätiget wird. Eine Nachahmung aber, die der Natur nicht ähnlich iſt, tauget nichts: denn ihr ganzer Werth entſteht von der Aehnlichkeit. Aus dieſer aber ſind alle die Regeln gefloſſen, die wir oben von der Schaubühne, ſowohl für die Tragödie, als Komödie, gegeben haben. Dieſe Regeln ſind aus der Natur ſelbſt genommen, durch den Beyfall der größten Meiſter und Kenner von Schauſpielen beſtärket, und bey den geſcheideſten Völkern gut geheißen worden. Was alſo davon abweicht, das iſt unmöglich recht, und wohl nachgeahmet. Wer ſieht aber nicht, daß die Oper alle Fehler der oben beſchriebenen Schauſpiele zu ihren größten Schönheiten angenommen hat; und daß ſie ganz und gar wegfallen, oder doch ihre vornehmſte Anmuth verlieren würde, wenn man ſie davon befreyen wollte? . . . . Einmal iſt es gewiß, daß die Handlungen und dazu gehörigen Fabeln, mit den alten Ritterbüchern und ſchlechten Romanen mehr Aehnlichkeit haben; als mit der Natur, ſo, wie wir ſie vor Augen haben. Wenn wir eine Oper in ihrem Zuſammenhange anſehen, ſo müſſen wir uns einbilden, wir wären in einer andern Welt: ſo gar unnatürlich iſt alles. Die Leute denken, reden und handeln ganz anders, als man im gemeinen Leben thut: und man würde für närriſch angeſehen werden, wenn man im geringſten Stücke ſo lebete, als es uns die Opern vorſtellen. Sie ſehen daher einer Zauberey viel ähnlicher, als der Wahrheit; welche Ordnung und einen zulänglichen Grund in allen Stücken erfodert. Wo ſieht man im gemeinen Leben Leute, die einander als Götter anbethen; Liebhaber, die auf den Knieen vor ihren Gebietherinnen liegen, und ſich das Leben nehmen wollen; Prinzen, die in Geſtalt der Sklaven in weitentlegene Länder ziehen, weil ſie ſich in den bloßen Ruf von einer Schönheit verliebet haben; Könige, die ihre Kronen, um eines ſchönen Weibes halber, verlaſſen, und was dergleichen Phantaſien mehr ſind? Wo höret man die gewöhnliche Operſprache, von Sternen und Sonnen, von Felſenbrüſten und ätnagleichen Herzen, von verfluchten Geburtsſtunden, um eines ſcheelen Blickes wegen, und von grauſamen Donnerkeilen des unerbittlichen Verhängniſſes, welches eine verliebte Seele nur zu lauter Marter erkohren hat? Alle dieſe Dinge ſind uns ſo fremde, daß wir ſie in keiner Reiſebeſchreibung von Liliput für erträglich halten würden; und gleichwohl ſollen ſie in der Oper ſchön ſeyn. Ich ſchweige noch der ſeltſamen Vereinbarung der Muſik, mit allen Worten der Redenden. Sie ſprechen nicht mehr, wie es die Natur ihrer Kehle, die Gewohnheit des Landes, die Art der Gemüthsbewegungen und der Sachen, davon gehandelt wird, erfordert: ſondern ſie dehnen, erheben, und vertiefen ihre Töne nach den Phantaſien eines andern. Sie lachen und weinen, huſten und ſchnupfen nach Noten. Sie ſchelten und klagen nach dem Tacte; und wenn ſie ſich aus Verzweifelung das Leben nehmen, ſo verſchieben ſie ihre heldenmäßige That ſo lange, bis ſie ihre Triller ausgeſchlagen haben. Wo iſt doch das Vorbild dieſer Nachahmungen? Wo iſt doch die Natur, mit der dieſe Fabeln eine Aehnlichkeit haben? . . . . Die Muſik an ſich ſelbſt iſt zwar eine edle Gabe des Himmels: ich gebe es auch zu, daß die Componiſten viel Kunſt in ihren Opern anzubringen pflegen; wiewohl ſie auch oft übel angebracht wird. Aber was die Poeten daran thun, und überhaupt, die ganze Verbindung ſo verſchiedener Sachen taugt gar nichts. Ich ſehe überdas die Opera ſo an, wie ſie iſt; nämlich als eine Beförderung der Wolluſt, und Verderberinn guter Sitten. Die zärtlichſten Töne, die geileſten Poeſien, und die unzüchtigſten Bewegungen der Opernhelden und ihrer verliebten Göttinnen bezaubern die unvorſichtigen Gemüther, und flößen ihnen ein Gift ein, welches ohnedem von ſich ſelbſt ſchon Reizungen genug hat. Denn wie wenige giebt es doch, die allen ſolchen Verſuchungen, die ſie auf einmal beſtürmen, zugleich wiederſtehen können? So wird die Weichlichkeit von Jugend auf in die Gemüther der Leute gepflanzet, und wir werden den weibiſchen Italienern ähnlich, ehe wir es inne geworden, daß wir männliche Deutſche ſeyn ſollten. . . . . Die Liebe, dieſe gefährliche und tyranniſche Leidenſchaft, die einzige Liebe iſt die Seele der Oper, und ihr ewiger Gegenſtand. Man trägt darinnen die verderbteſten Regeln ungeſtraft vor, die nicht nur der Religion, ſondern auch der geſunden Staatskunſt ſchnurſtracks zuwider laufen. Nach der Abſicht eines wahren Dichters, muß eine jede dramatiſche Poeſie ſich vorſetzen, die Menſchen in irgend einem Stücke zu beſſern, und den Unterricht mit allen Annehmlichkeiten des Vergnügens vorzutragen. In der Oper aber iſt das Vergnügen der einzige Zweck, den man ſich vorſetzet; ſie bringt auch keine andere Wirkung zuwege, als daß ſie die Sinne bezaubert, die Seele weichlich macht, die Sitten verderbt, und ein ganzes Volk auf nichtige Dinge lenket. Man könnte noch hinzuſetzen, daß die lange Weile, bey dieſem ewigen Singen und bey den beſtändigen Symphonien, unvermeidlich iſt, die das Weſen unſerer Opern ausmachen. . . . . Auch den deutſchen Text verſteht man, vor ſo vielen Trillern und künſtlichen Veränderungen der Töne, in einer mäßigen Entfernung von der Schaubühne, ſchon nicht mehr; wo man nicht ein Buch hat, und ſich durch das Leſen einhilft. Wenn man aber ins Buch ſehen muß, ſo verliert man ja das Vergnügen der Augen an der guten Vorſtellung. So iſt denn die Oper ein bloßes Sinnenwerk: der Verſtand und das Herz bekommen nichts davon. Nur die Augen werden geblendet; nur das

Gehör wird gekützelt und betäubet: die Vernunſt aber muß man zu Hauſe laſſen, wenn man in die Oper geht, damit ſie nicht etwa durch ein gar zu kützliches Urtheil, die ganze Luſt unterbreche."

Zu pag. 245: und Gottſched, nachdem er mit ſichtlicher Freude, in boshaften Bulletins. Noth. Vorr. I, 308, beim Jahre 1733: „NB. Man wird wahrnehmen, daß nunmehr die Opern merklich verſchwinden. Ob dieſes dem neuen Geſchmacke an den Trauerſpielen zuzuſchreiben geweſen: mögen Verſtändige ſelbſt urtheilen." p. 311, zum J. 1738: „NB. Die Opern vermindern ſich merklich." p. 312, beim J. 1740: „NB. Man bemerke, wie ſehr die deutſchen Opern abnehmen, oder dünne werden." Endlich p. 314, beim Jahre 1741: „NB. Hiermit hören die deutſchen Opern gar auf; und zwar an einem Orte (Danzig), wo ſonſt niemals welche geſpielet worden. Da ſie in Deutſchland keinen Beyfall mehr finden können, haben ſie ihr Heil daſelbſt verſuchen wollen, aber ohne allen Erfolg. St. Evremond (vgl. o.) hat es prophezeiht; daß man des beſtändigen Singens endlich überdrüſſig werden würde. Es iſt eine Ehre für die Deutſchen, daß ſie dieſe Weiſſagung zuerſt erfüllet haben."

Siebente Vorleſung.

Leſſing. Seine Bedeutung für die Entwicklung des deutſchen Geiſtes im Allgemeinen; Stellung zur Literatur, zum Theater. — Die Leipziger Bühnendichter: Joh. El. Schlegel, Gellert ꝛc., das rührende Luſtſpiel, das Schäferſpiel. — Die Leipziger Bühne: die Neuberin und die Schönemann'ſche Truppe. — Leſſing in Leipzig: früheſte Verſuche; Weiße. — Leſſing in Berlin: Theaterzuſtände von Berlin bis Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; Eckenberg, Schönemann, Schuch. — Leſſing's Beiträge zur Hiſtorie ꝛc. des Theaters. — Das bürgerliche Trauerſpiel: Miß Sara Sampſon. — Oppoſition gegen die Franzoſen; Einführung der engliſchen Bühne, Shakeſpeare. — Minna von Barnhelm. — Leſſing in Hamburg; die Hamburgiſche Dramaturgie. — Emilia Galotti; Nathan.

Es war der Name Leſſings, mit dem ich meine neuliche Vorleſung ſchloß: ein Name, der in der Geſchichte unſerer Literatur wahrhaft einzig daſteht durch die Uebereinſtimmung, mit der alle Zeiten und alle Parteien in ſeiner Anerkennung, ſeiner Bewunderung ſich vereinigen. Keinem andern unſerer deutſchen Schriftſteller haben Mit- und Nachwelt ſo volle, unzerſtückelte Kränze des Ruhmes gewunden, keines anderen Verdienſte ſind von jeher ſo bereitwillig, ſo gleichmäßig anerkannt und geprieſen worden.

Worauf denn beruht dieſe Größe? worin beſtehen dieſe Verdienſte? Wir haben (auch darin ſtimmen alle Beurtheiler überein) größere Dichter gehabt, Talente von reicherem poetiſchem Vermögen. Ja Leſſing ſelbſt, mit der edlen, freimüthigen Beſcheidenheit, dem großartigen

Wahrheitſinne, der ihn charakteriſirt, wollte ſich überhaupt nicht einmal als Dichter gelten laſſen; er fühle (ſagte er) die lebendige Quelle nicht in ſich, die durch eigene Kraft ſich emporarbeitet, er müſſe Alles durch Druckwerk und Röhren aus ſich herauspreſſen. Wie kommt es denn, daß dieſer Mann nichts deſtoweniger noch heutigen Tags mit Auszeichnung genannt wird neben den reichbegabteſten, den glücklichſten Dichtern unſerer glänzendſten Epoche? Bald ein Jahrhundert liegt zwiſchen unſerer und ſeiner Zeit, wir ſind anders geworden ſeitdem in allem Denken und Dichten, Fühlen und Meinen, große Philoſophen, große Dichter haben uns neue Anſchauungs-, ſogar neue Ausdrucksweiſen gelehrt: wodurch geſchieht es denn, wie iſt es möglich, daß wir in Allem, was das innerſte Weſen der Kunſt, die eigentliche principielle Grundlage des Schönen anbetrifft, immer wieder zurücklenken zu Leſſing, ja daß noch heut, wie vor ſiebzig und achtzig Jahren, ſein Laokoon, ſeine hamburgiſche Dramaturgie noch immer gleichſam die Bekenntnißſchriften unſerer modernen Literatur, die Bibel gleichſam jedes jungen Dichters, jedes angehenden Künſtlers geblieben ſind?!

Erinnern wir uns, was ich Ihnen am Schluß meines letzten Vortrages über den allgemeinen Charakter, die hiſtoriſche Aufgabe dieſer Leſſing'ſchen Epoche andeutete. Aus der wüſten Zerfloſſenheit, ſagte ich, der beiden letzten Jahrhunderte rang jetzt der deutſche Geiſt ſich wieder zu finden, ſich zu ſammeln gleichſam im Reiche des Schönen. Die Religion, die abſtracte Hingabe an das Jenſeitige, hatte aufgehört, die beſtimmende Macht der Zeit zu ſein: die Politik, das freie Staatsleben, die Verwirklichung der Idee auf dem Gebiete der concreten, hiſtoriſchen Zuſtände, war es noch nicht. So ſchlug einſtweilen zwiſchen den beiden getrennten Welten die Kunſt, dieſe Vermittlung des Dieſſeit mit dem Jenſeitigen, der Idee mit der Wirklichkeit, ihren ſchönen, farbigen Regenbogen. Statt der freien Religion, die durch Luther, wenn auch nicht der Praxis, ſo doch dem Principe nach, dem Princip des Proteſtantismus, bereits erworben war — ſtatt des freien Staates, der ſpäteren Gelegenheiten zu erwerben blieb (und ſogar wir müſſen noch heute ſagen: zu erwerben bleibt), wurde jetzt die freie Kunſt Looſung und Aufgabe der Zeit.

Es war die äſthetiſche Epoche unſeres Volkes. Wie ehemals die Religion, wie in dieſem Augenblicke die Politik die ſtaatliche, die hiſtoriſche Entwicklung, ſo damals die Kunſt nahm alle Kräfte in Anſpruch, unterwarf ſich alle Geiſter, gährte und trieb in allen Herzen. Daher mit einem Mal dieſe Fülle von Dichtern, die in Deutſchland auftaucht, daher dies Wiederanknüpfen an die großen Lehrer und Muſter alles Schönen, die Griechen, daher dieſe ganze ſogenannte klaſſiſche Epoche unſerer Literatur, die ſeit Mitte des vorigen Jahrhunderts heraufſteigt und die ihre Klaſſicität eben dieſem Umſtande verdankt, daß die Zeit damals ſo ganz rein aufging in der Kunſt, ſo gar keinen anderen Inhalt hatte, keinen andern Ausdruck verlangte, als einzig den äſthetiſchen.

Leſſings große weltgeſchichtliche That nun iſt es, dieſen Inhalt der Zeit zuerſt ausgeſprochen, ihr zuerſt zu ihrem eigenen Bewußtſein verholfen, ſie über ſich ſelbſt und ihre Aufgabe aufgeklärt zu haben: dadurch, daß er zuerſt das Weſen der Kunſt, die Idee des Schönen entdeckte und beſtimmte. Gottſched ſowohl, wie ſeine literariſchen Gegner, die Schweizer Bodmer und Breiſinger, hatten das Weſen der Kunſt bis dahin alle nur in äußerlichen Merkmalen geſucht: ſie hatten Anweiſungen gegeben, Recepte gleichſam, wie die Schönheit zu finden, aus welchen Elementen ſie zu miſchen, auf welchem Wege, trocknem oder naſſem, kaltem oder warmem, ſie herzuſtellen ſei. Leſſing zuerſt erfaßte den Begriff der Kunſt; er zeigte was ſie iſt; er bewies, daß, um der Kunſt mächtig zu werden, wir zunächſt und vor Allem zurückkehren müſſen zur Natur. Die Natur allein iſt die Grundlage des Schönen, die Mutter aller Kunſt: nicht freilich die rohe, ungebundene, ſondern die verklärte, die durch den Geiſt wiedergeborene Natur, die Natur der Griechen, die Natur Shakeſpeare's, die er mit triumphirendem Stolz gegen die Unnatur der Franzoſen in die Wagſchale warf. — Leſſing zuerſt wies die Freiheit der Kunſt, ihre Selbſtberechtigung und eigene, unabhängige Würde nach und daß die Schönheit gleichfalls eine Offenbarung des Göttlichen, die nicht erſt, um Zutritt zu finden zu den Herzen der Menſchen, der Moral die Schleppe zu tragen brauche. —

Auch waren dies keine einzelnen, genialen Blitze, welche Leſſing in das dämmernde Bewußtſein ſeiner Zeitgenoſſen hineinſchleuderte: es war die

Frucht gründlicher wiſſenſchaftlicher Studien, es war ein heller, ſonniger Tag der Aufklärung, den er über ſeine Zeit heraufführte, es war ein ganzes Syſtem der Kunſt, eine ganze Lehre des Schönen, die er in ſeinem Laokoon, ſeiner Dramaturgie aufbaute und zu der nun einem Jeden der Zutritt offen ſtand.

Es begreift ſich hienach leicht, worauf das ungeheure geiſtige Uebergewicht Leſſings beruht und woher es kommt, daß alle größten Dichter der folgenden Jahrzehnte, ein Goethe, ein Schiller ꝛc. alle bei ihm anknüpfen. Leſſing iſt das incarnirte Bewußtſein ſeiner Zeit. Wonach Alle rangen, was Allen auf der Zunge lag, wohin Alle in dunklem Drange jagten und ſtrebten: er hatte es gefunden, er ſprach es aus, er lehrte es verſtehen, das große, das Geheimniß des Schönen. —

Auf dieſe Art iſt Leſſing der eigentliche geiſtige Vater unſerer ſogenannten klaſſiſchen Epoche geworden; auf dieſe Art iſt er es, zu dem alle Ströme zurücklenken, den wir alle als Lehrer und Meiſter zu verehren haben, ſo lange überhaupt die Kunſt unter uns lebendig, ſo lange die deutſche Nation im Stande ſein wird, ſich in der Kunſt einen Ausdruck ihres innerſten Daſeins zu erhalten: das heißt, ſo lange ſie ſelber exiſtirt.

Keine andere Sphäre unſeres literariſchen und künſtleriſchen Lebens nun (wiewohl er, bei dem ungeheuren Umfang ſeines Wiſſens und ſeiner raſtloſen Thätigkeit, in Wahrheit kaum eine unberührt gelaſſen) keine andere Sphäre, ſage ich, unſeres literariſchen Lebens hat dieſen reformatoriſchen Einfluß Leſſing's nachhaltiger empfunden, in keiner andern hat er ſich heimiſcher angeſiedelt, zu keiner andern iſt er, ſelbſt widerſtrebend, ſelbſt gegen ſeinen Willen, wenigſtens gegen ſeinen ausgeſprochenen Entſchluß, dennoch häufiger zurückgekehrt, und darum auch in keiner andern iſt ſein Name von bedeutendern, großartigeren Erinnerungen umgeben, als in der Geſchichte unſeres Theaters.

Schon Gottſched, wie wir neulich geſehen, hatte, ſei es Inſtinct, ſei es Begünſtigung des Zufalls, ſei es gar nur der Wunſch geweſen, ſeiner Eitelkeit und ſeinen dictatoriſchen Gelüſten ein neues, ergiebiges Terrain zu eröffnen — genug: ſchon Gottſched hatte richtig erkannt, daß die Bühne, in den damaligen Verhältniſſen, der wahre Markt der

Oeffentlichkeit und daß daher jede neue literariſche Richtung, welcher es um Anerkennung und Einfluß zu thun war, vor Allem und zuerſt ſich des Theaters zu bemächtigen habe. Wie hätte, was ſich dem rohen Inſtinct, der kleinen, berechnenden Schlauigkeit eines Gottſched offenbarte, der prüfenden Einſicht, dem klaren, durchdringenden Verſtande eines Leſſing verborgen bleiben können?! Auch Leſſings ganzes Beſtreben, von ſeinem erſten Auftreten an bis dahin, wo er mit gebrochener, nicht mit erſchöpfter Kraft vom Leben ſcheidet, geht immer und immer wieder auf das Theater. Das iſt der eigentliche Mittelpunkt ſeiner Thätigkeit, die große, die Lebensaufgabe, die er nicht, wie Gottſched, zu perſönlichem Ruhm und Vortheil auszubeuten ſucht: nein, der er ſelbſt mit tiefer ſittlicher Beſcheidenheit ſich unterordnet, die er nie verläßt, von der keine Enttäuſchungen, keine bitterſten Erfahrungen ihn abzulenken vermögen, zu der er immer wieder zurückkehrt mit neuem Muth, neuen Hoffnungen, ja der er, in edler Aufopferung, ſelbſt da noch ſeine letzten, ſterbenden Kräfte widmet, da er ſchon ſich ſelbſt ſagen muß, daß ſeine Zeit ihn in Stiche gelaſſen und daß noch manches Waſſer entlanglaufen muß, ehe jene Nationalbühne, von der er ſo viel geträumt, der er ſo viel edelſten Eifer gewidmet, ſich wirklich unter uns Deutſchen erheben wird! — Das deutſche Theater iſt der rothe, der blutige Faden, die Herzader gleichſam, welche Leſſings ganzem wechſelvollem Daſein Zuſammenhang und Leben giebt; er iſt, für ein volles Menſchenalter, von Mitte der vierziger bis Ende der ſiebziger Jahre, der eigentliche Mittelpunkt, der lebendige Träger der deutſchen Bühne: weder eine Lebensgeſchichte Leſſings könnte man ſchreiben, ohne zugleich die Theatergeſchichte dieſes Zeitabſchnittes, noch auch dieſe Theatergeſchichte, ohne zugleich das Leben Leſſings zu ſchreiben. —

Und ſo mögen denn auch wir, bei unſerm Ueberblick über dieſe Periode der deutſchen Theatergeſchichte, unſeren Standpunkt am Ungezwungenſten in Leſſings eigenem Leben nehmen, indem wir die Schickſale der Bühne in dem angegebenen Zeitraum, bis zu Ende der ſiebziger Jahre, um die perſönlichen Schickſale und Leiſtungen dieſes vorzüglichen Mannes zu gruppiren ſuchen.

Es müſſen dabei hauptſächlich drei Epochen unterſchieden werden

Die erſte, Leſſings Aufenthalt in Leipzig und ſeine erſten Jahre in Berlin umfaſſend, bis zur Aufführung der Miß Sara Sampſon im Jahre 1755. Es iſt dies eine einleitende, gemiſchte Epoche, welche, in ihrem Schwanken zwiſchen Altem und Neuem, namentlich zwiſchen Anerkennung und Bekämpfung der Franzoſen, den gemiſchten und ſchwankenden Zuſtand der damaligen Literatur ſelbſt repräſentirt.

Die zweite umfaßt Leſſings Kreuz- und Querzüge, ſeinen Aufenthalt in Breslau und Hamburg, ſowie die Abfaſſung der Minna von Barnhelm; ihr parallel geht der entſchiedene Bruch mit den Franzoſen, die Einführung Shakeſpeare's, ſowie die theoretiſche Grundlage der dramatiſchen Kunſt in der hamburger Dramaturgie.

Endlich die dritte und reifſte Epoche, in der Verſchmelzung Shakeſpeareſcher Kraft und Wahrheit mit griechiſcher Anmuth und Milde; ihre Frucht Emilia Galotti (wiewohl dieſes Stück, wenn auch jetzt erſt erſchienen, doch ſeiner Entſtehung nach zum Theil noch in die frühere Epoche fällt) und Nathan der Weiſe: dieſes letztere Stück, drei Jahre vor Leſſing's Tode (1778) erſchienen, ſowohl künſtleriſch wie in ſeiner hohen ſittlichen Bedeutung, der eigentliche Abſchluß, die wahre, höchſte Vollendung des ganzen Leſſing'ſchen Lebens und Strebens, ein letztes, köſtlichſtes Zeugniß jener ſchönen Menſchlichkeit, jenes künſtleriſchen wie ſittlichen Ebenmaßes, jener Klarheit und Abrundung, nach welcher Leſſing alle Zeit geſtrebt, ja die er niemals, ſelbſt in der brennendſten Hitze des Kampfes nicht, verläugnet hatte und in der nun, wie in einem letzten, harmoniſchen Accorde, dies reiche, vielerſchütterte Leben zuletzt wohllautend verklingt. — —

Als Leſſing im Jahre 1746 mit ſiebzehn Jahren, ein armer Landpredigersſohn, um ſich, dem Willen ſeines Vaters gemäß, dem Studium der Theologie zu widmen, nach Leipzig kam, befanden ſich weder Gottſched noch die Neuberin auf jenem Höhepunkt des Glanzes und der Ehre, auf welchem wir ſie, in dem ſtolzen Bewußtſein, die Regeneration der deutſchen Bühne vollbracht zu haben, zu Ende der dreißiger Jahre erblickten. Sogar ſie ſelbſt waren perſönlich mit einander zerfallen und verfeindet, um einer geringfügigen und elenden Urſache willen: nämlich weil die Neuberin ſich geweigert hatte, ein gewiſſes, von Gottſched empfohlenes Manuſcript, eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen von ſeiner „geſchickten Freundin“, zur Aufführung zu bringen. Dies der nächſte und ſcheinbare Grund; der eigentliche und tiefere war vermuthlich der geweſen, daß die Neuberin der täglich wachſenden Anmaßungen und Hofmeiſtereien ihres gelehrten Patrons überdrüſſig geworden. Möglich auch, daß das Repertoire, welches Gottſched ihr ſo lange geliefert, allmälig ſeine Zugkraft verloren, und daß die Theaterkaſſe nicht mehr den Vortheil von dieſer Verbindung hatte, wie ehemals.

Dazu ferner kam die Kriſis, in welche Gottſched's literariſches Anſehen ſelbſt gerathen war. Er hatte ſich mit den ſchon genannten Schweizern in einen Streit über die Theorie der Dichtkunſt eingelaſſen: ein Streit, in welchem zwar, was die Sache angeht, die Herren Schweizer ſich nicht weniger geſchmacklos zeigten, als Gottſched ſelbſt, in dem aber nichts deſtoweniger Gottſched durch die Eitelkeit und die hohle, nichtige Anmaßung, die er dabei an den Tag legte, täglich mehr und mehr den Kürzeren zog. Was, in Zeiten namentlich, wo der Muth gebricht, Princip gegen Princip herauszukehren und Grundſatz an Grundſatz wahrhaft zu meſſen, bei ſo vielen geſchichtlichen Kämpfen der Fall iſt, literariſchen und anderen: nicht die Stärke ſeiner Gegner, ſeine eigene Schwäche war es, woran Gottſched zu Grunde ging; ſeine Gegner ſiegten, nicht weil ſie Recht — nur weil ſie vielleicht etwas weniger Unrecht oder auf eine andere Art Unrecht hatten als er.

In Folge dieſer Zwiſtigkeiten nun, welche allerdings für Jeden, dem nicht das Talent verliehen war, in einem abſtracten Parteigetriebe vollſtändig aufzugehen, auf die Dauer ziemlich läſtig werden mußten, darum ſchon, weil aus ihnen wenigſtens kein Reſultat zu erwarten ſtand und weil im Grunde weder der Eine noch der Andere recht wußte, um was er ſtritt — in Folge deſſen, ſage ich, hatte ſich nun in Leipzig ſelbſt, im Lauf der vierziger Jahre, eine gewiſſe mittlere Fraction junger Schriftſteller gebildet, welche, weder zu Gottſcheds noch zu der Fahne der Schweizer ſchwörend, einſtweilen in praktiſchen Verſuchen ihren eigenen Weg zu gehen ſuchten. Wir haben dabei namentlich Johann Elias Schlegel, Gellert, Gleim, Weiße, Mylius ꝛc. im Sinne: lauter Leute, die, zwar von Gottſched ausgehend und in der Tradition franzöſiſcher Muſter erzogen, ſich doch im Verlauf ihrer weiteren Entwicklung mehr oder weniger davon zu befreien und eine leidliche Selbſtſtändigkeit zu erringen wußten. Auch für die Mehrzahl von ihnen war das Theater der hauptſächlichſte Tummelplatz ihrer jugendlichen Kräfte. Sie ſchrieben Stücke: nicht zwar franzöſiſche Ueberſetzungen, ſterbende Cato's u. dgl. im Geſchmacke Gottſched's, aber doch noch immer zahm genug, um Gottſched und ſeinem kritiſchen Anhange kein eigentliches Aergerniß zu geben: meiſtentheils kleine, einfache Luſtſpiele, mit moraliſcher Tendenz, abgeblaßte Bilder des damaligen häuslichen und geſelligen Lebens. Auch die Sentimentalität, das zärtliche Fühlen und Schmeicheln des eigenen Ich, das damals bereits in Klopſtock, Kleiſt, Gleim und deren Freunden ſeinen erſten ſchüchternen Anfang nahm, ging zum Theil in dieſe Luſtſpiele über, und half hier eine eigene Gattung hervorbringen: das weinerliche oder rührende Luſtſpiel, ein Keim, der ſpäterhin, mit der wachſenden Sentimentalität, ſich weit über die deutſche Bühne ausbreitete, ja als deſſen letzte Spitzen wir in einer künftigen Epoche den Thränenjammer der Iffland'ſchen Stücke wiederfinden werden. — Als Verfaſſer ſolcher Stücke war dazumal beſonders Gellert berühmt, deſſen milder, weicher, faſt kränklicher Natur dieſe Gattung auch allerdings höchſt angemeſſen war: ſeine kranke Frau, ſein Lotterieloos, ſeine Betſchweſter wurden gern und viel gegeben, und erhielten ſich bis zu Ende der ſechziger Jahre auf der Bühne.

So unerheblich nun auch dieſe Stücke in äſthetiſcher Hinſicht waren, ſo wichtig und bedeutend wurden ſie für die Ausbildung unſerer Schauſpieler. Je einfacher nämlich dieſe Charaktere waren, je ſkizzenhafter ihre Haltung, je entblößter die ganzen Stücke von Allem, was die Sinne blenden und beſtechen konnte, von ſceniſchem Aufputz, Pomp der Sprache u. ſ. w. je mehr nöthigten ſie den Schauſpieler zu einem naturwahren, fein nüancirten, lebendigen Spiel. Der Schauſpieler mußte gleichſam durch ſeine Darſtellung erſetzen und wieder gut machen, was die allzugroße Einfachheit, die allzu ſkizzenhafte Ausführung des Dichters verſehen hatte. Keine Frage, daß es auf den kraſſen Schwulſt der Haupt- und Staatsaktionen, die ſteife, hohle Pracht der franzöſirenden

Trauerſpiele keine beſſere Schule eines naturwahren Spieles gab, als eben dieſe Rollen: Rollen, die an ſich ſo wenig, beinahe nichts waren, aus denen der Schauſpieler erſt Alles machen mußte — und aus denen ſich doch nur durch Feinheit und Mäßigung, durch ein weiſes zu Rathe Halten der Mittel überhaupt Etwas machen ließ. — Hier war die Schule jener vorzüglichen Charakterdarſteller, welche die Morgenröthe unſerer dramatiſchen Dichtung begleiten, hier wurden jene Ackermann, jene Koch, Brückner, Schönemann, hier vor Allem Eckhof gebildet, auf den wir, als den eigentlichen Repräſentanten dieſer Uebergangsepoche, den wahrhaften theatraliſchen Pendant Leſſings, ſpäterhin noch zurückkommen werden.

Die Mehrzahl der genannten Künſtler war damals in Leipzig neben einander verſammelt — oder auch einander gegenüber. Die Neuberin nämlich, nachdem ſie, wie bereits erwähnt, mit Gottſched zerfallen war, hatte Leipzig auf einige Zeit verlaſſen; ſie war nach Petersburg gegangen, ohne jedoch bei dieſem Unternehmen die gehofften Vortheile gefunden zu haben. Als ſie nach Leipzig zurückkam, fand ſie den Platz beſetzt durch die Schönemann'ſche Truppe, bei der namentlich Eckhof engagirt war. Es entwickelte ſich nun zwiſchen beiden Geſellſchaften, die bald gleichzeitig, bald abwechſelnd in Leipzig ſpielten, ein lebhafter Wetteifer, bei dem zwar die Neuberin endlich unterlag, der aber im Uebrigen für die Kunſt ſelbſt das Gute hatte, daß das Publikum immer lebhafteren Antheil an dem Theater nahm, und durch Vergleichen und Prüfen in den Stand geſetzt ward, ſeinen Geſchmack zu erweitern und zu bilden. —

In dieſe Verhältniſſe alſo, in dies lebhafte, dramatiſche und theatraliſche Treiben, ſah Leſſing bei ſeiner Ankunft in Leipzig ſich hineinverſetzt. Was war natürlicher, als daß er, ein lebhafter junger Mann, voll keimender, dichteriſcher Entwürfe, ſich dieſem Treiben ſogleich innig anſchloß? daß namentlich das Theater ihn völlig gefangen nahm? Statt theologiſche Collegia zu hören und ſich, wie es einem armen Candidaten geziemt hätte, bei Zeiten um die Gunſt hoher Patrone zu bewerben, ſchreibt er Theaterſtücke, lernt deklamiren, tanzen, fechten, macht Bekanntſchaft mit der Neuberin, geht Arm in Arm mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen.

Zwar dieſen letzteren Geſchmack haben Viele mit ihm getheilt und theilen ihn bis zur Stunde — und ſind darum doch noch keine Leſſinge geworden. Allein dafür wußte Leſſing auch damals ſchon ſehr deutlich, was er that und wohin dies Treiben zielte: es war keineswegs ein bloßer Ausbruch jugendlicher Leichtfertigkeit, kein Hang zu lockerem Umherſchweifen: es waren die Erſtlinge gleichſam jenes Opfers, das er der Bühne mit ſeinem ganzen ſpäteren Leben brachte, es waren Studien, die er machte, Studien, die er ſelbſt als ſolche erkannte, zu jener feinen Menſchenkenntniß, jenem lebendigen, gefühlsmäßigen Verſtändniß der dramatiſchen Kunſt und ihrer innerſten Geſetze, durch das er ſpäter ſo groß werden ſollte, der allgemeine Lehrer ſeiner wie unſerer, ja aller künftigen Zeit. Auf eine unverkennbare Weiſe zeigt ſich dies in der Sicherheit und dem männlichen Ernſt, mit welchem er dieſes ſein Treiben, ſeinen Aeltern gegenüber, vertrat, ſo wie in der Wahl die er, als er ſich endlich entſcheiden mußte zwiſchen Kanzel und Theater, zwiſchen der Behaglichkeit einer gewöhnlichen bürgerlichen Verſorgung und der ruheloſen Exiſtenz eines deutſchen Literaten, zumal eines Theaterdichters, getroſten Muthes traf. — Der theologiſchen Befangenheit ſeines Vaters, war Leſſing's Neigung zum Theater, ſein Umgang mit Schauſpielern und Schöngeiſtern, höchſt verdrießlich; ſeine Mutter, als ſie gelegentlich erfuhr, daß er die eigen gebackene Weihnachtsbrezel, welche ſie ihm überſandt, in Gemeinſchaft von — es war gar nicht auszuſprechen — von Schauſpielern verzehrt hatte!! wollte ſich, empört über einen ſolchen äußerſten Beweis kindlicher Ruchloſigkeit, ganz und gar von ihm losſagen. Jedoch, ein ſo guter Sohn Leſſing übrigens war, und ſo viele Beweiſe kindlicher Liebe und Aufopferung er ſpäter gegeben hat, ſo waren in dieſem Punkte doch weder die Ermahnungen des Vaters noch die Thränen der Mutter im Stande, ihn von dem einmal betretenen Wege abzulenken. Er that keine Abbitte, er ſuchte die Sache nicht zu beſchönigen, im Gegentheil, er gab ſie zu, er erkannte ſie förmlich an; er erklärte ausdrücklich, in dieſem Verkehr mit dem Theater ſeinen Lebensberuf, einen Beruf von hoher, ſittlicher

Würde gefunden zu haben. Die Komödie, ſchrieb er an ſeinen Vater, habe ihn die Tugend lieben und das Laſter verſpotten gelehrt; ſie habe ihn aufgeklärt über ſich ſelbſt und ihm eine neue und größere Weltanſicht eröffnet. Das war denn freilich ein anderer Grund ſich dem Theater zu widmen, als Gottſched ihn gehabt haben mochte; das ließ freilich andere Früchte erwarten, ſich der Bühne hingeben aus lebendigem, innerm Drang, aus einem leidenſchaftlichen Zuge des Herzens, in der Ahnung hohen geiſtigen wie ſittlichen Gewinnes, als, wie Gottſched, aus gelehrter Berechnung und um die Lücken ſeiner Theorie der Dichtkunſt auszufüllen! — Leſſing erinnert in dieſer (wie mancher anderen) Beziehung an Schiller, der in einer ähnlichen Kriſis dieſelbe Wahl that, und dem das Theater gleichfalls, von ſeinen erſten Verſuchen an, eine Sache der Neigung und des Herzens, ein hoher, ſittlicher Beruf erſchienen war.

Die Stücke, welche Leſſing in dieſer Zeit in Leipzig ſchrieb, ſind unbedeutend. Sie gehören völlig zu der oben beſchriebenen zahmen Gattung, waren eben ſo breit wie ſie, eben ſo geſpickt mit moraliſchen Betrachtungen, eben ſo ſchwach in der Charakteriſtik; ſie haben neben den unzähligen Plänen und Entwürfen, die er in dieſer und der nächſten Zeit verfertigte, nur als Uebungsſtücke für Leſſings eigene Entwicklung einen gewiſſen hiſtoriſchen Werth. Einige davon wurden durch die Neuberin aufgeführt und fanden, eben weil ſie dem Geſchmack der Zeit ſo völlig gemäß waren, lebhaften Beifall; ſo namentlich „der junge Gelehrte“, der zuerſt 1747 zur Aufführung kam und, gleich den obengenannten Gellert'ſchen Stücken, ſich längere Zeit hindurch auf den Brettern behauptete.

Inzwiſchen dürfen wir an dieſen früheſten Leſſing'ſchen Verſuchen um ſo raſcher vorübergehen, als der Standpunkt derſelben, der für Leſſing ſelbſt, wie geſagt, nur ein einleitender, vorübergehender war, von einem anderen, ihm nah befreundeten Dichter Zeit ſeines Lebens einſeitig feſtgehalten und in zahlreichen Werken, ſo zu ſagen, ins Breite geführt worden iſt — einem Dichter, deſſen die Theatergeſchichte nothwendig gedenken muß, ſowohl wegen der beträchtlichen Anzahl ſeiner dramatiſchen Werke, als weil in keinem Zweiten der Uebergang von

Gottſched zu Leſſing, dieſe zahme, ſchwankende Epoche, dies Interregnum gleichſam, wo man gern von den Franzoſen frei geweſen wäre, nur es fehlte der Muth ſich frei zu machen, ſich ſo deutlich darſtellt und gewiſſermaßen verkörpert als in ihm: Chriſtian Felix Weiße. Weiße's erſte Verſuche, die erſten wenigſtens, mit denen er vor dem Publikum wie vor der Kritik Glück machte, gehörten, charakteriſtiſch genug, jener halben, lückenbüßeriſchen Gattung des Singſpiels an, durch welche, wie am Schluß der neulichen Vorleſung bemerkt wurde, Gottſched die eigentliche Oper, wie mit einem Surrogate, zu erſetzen ſuchte. Und ebenſo in ſeinen letzten, entmuthigt durch Forderungen und Anmuthungen, denen er nun einmal nicht genügen konnte, wandte er ſich wiederum derſelben Gattung zu, für die er auch in der That, vermöge ſeines leichten, anſpruchloſen Talentes, vor Vielen beſtimmt war; ſein „der Teufel iſt los“, der luſtige Schuſter, ſowie aus ſpäterer Zeit (ſeit 1767) Lottchen am Hofe, die Jagd, der Erntekranz ꝛc. erwarben ſich, unterſtützt durch die anmuthige, Weiße's Talent vollkommen entſprechende Hiller'ſche Muſik, außerordentlichen Beifall und verurſachten, in kürzeſter Friſt, eine Reſtauration der Oper, als muſikaliſchen Dramas, von der Gottſched ſich ſchwerlich träumen laſſen. — Zwiſchen dieſen Singſpielen, als Anfangs- und Schlußpunkt ſeiner dramatiſchen Wirkſamkeit, liegt nun eine Reihe von Luſtſpielen, ſowie namentlich von großen geſchichtlichen Trauerſpielen, in welchen Weiße ſich die Aufgabe geſtellt, ein gewiſſe Vereinigung, eine Art Juſtemilieu von franzöſiſchem und engliſchem Geſchmacke darzuſtellen. Allein bekanntlich von allen Parteien iſt das Juſtemilieu allezeit die unglücklichſte: eine Partei, die keine Partei ſein will und alſo ſich ſelbſt und alle ihre Früchte zum Voraus vernichtet. Das mußte auch Weiße erfahren. Sein Richard der Dritte, ſein Eduard der Dritte, ſein Romeo und Julie, in denen er das Wagſtück unternahm, die gigantiſche, gährende Welt ſhakeſpear'ſcher Stoffe in die enge Schnürbruſt franzöſiſcher Formen einzuzwängen und gewiſſermaßen einen Shakeſpeare in usum delphini, einen Shakeſpeare herzuſtellen, den auch wohl allenfalls Gottſched noch hätte goutiren können, mißlangen völlig. Vergebens gab Leſſing ſich die äußerſte Mühe, ſeinen Freund theoretiſch aufzuklären und ſeinem Talente dadurch eine andere, energiſchere Richtung zu geben. Das Talent reichte dazu eben nicht aus; Weiße ſah in den Ausſtellungen, den Warnungen Leſſing's nur den unerſättlichen, pedantiſchen Hochmuth des Kritikers, wenn nicht gar einen Freundſchaftsbruch, und zog ſich, wie bereits erwähnt, von der eigentlichen, der recitirenden Bühne völlig zurück. — Doch wenden wir uns jetzt wiederum zu Leſſing.

Zu Anfang der funfziger Jahre, nachdem die Neuberin völlig zu Grunde gegangen war und die Leipziger Bühne ihren Reiz für ihn verloren hatte, ging Leſſing nach Berlin. In Berlin befand ſich das Theater damals noch auf einer ſehr untergeordneten Stufe. Zwar zu Anfang des Jahrhunderts, unter der Regierung des prachtliebenden Friedrich I., hatten deutſche, italieniſche, franzöſiſche Truppen ſich in raſcher Abwechſlung gedrängt; es hatte ſogar von 1706—1711 ein eigenes Hoftheater exiſtirt, freilich ein franzöſiſches. Dies Alles jedoch, mit dem übrigen Luxus der väterlichen Regierung, war unter dem ſtrengen Scepter Friedrich Wilhelm I. bei Seite geſchafft worden. Erſt gegen das Ende ſeiner Regierung, im Jahre 1732, war es einem gewiſſen Johann Karl v. Eckenberg, mit dem Beinamen der ſtarke Mann, gelungen, den (bekanntlich nicht ſehr wähleriſchen) Geſchmack des Königs zu befriedigen. Er wohnte ſeinen Vorſtellungen nicht nur ſelbſt öfters bei, ſondern verlieh ihm auch ein Privilegium als Hofkomödiant für alle Brandenburgiſche und Preußiſche Lande. Die Wahrheit zu ſagen, war Eckenberg ein ganz gemeiner Jongleur und Poſſenreißer; der Geſchmack, den er verbreitete, mag jenem Reibehand'ſchen, von dem ich Ihnen neulich erzählte, nicht nachgeſtanden haben. Inzwiſchen den König befriedigte er.

Eine neue Epoche demnächſt war mit dem Regierungsantritt Friedrich des Großen eingetreten: nur daß, bei der bekannten franzöſiſchen Bildung des Königs, von all der Pracht, dem Glanz und dem feinen Geſchmack, der ſich jetzt hier entwickelte, der deutſchen Kunſt nichts zu Gute kam. Zwar wer hätte dem König auch in Ernſt zumuthen mögen, das feine, graziöſe Spiel ſeiner franzöſiſchen Akteurs, die Kunſt ſeiner italieniſchen Sänger, den Glanz ſeines Opernhauſes zu vertauſchen mit der elenden

Bude, in welcher Eckenberg ſeine noch elenderen Spiele trieb?! — Der König machte es hier, wie in anderen Dingen: er beförderte das deutſche Theater nicht, aber er hinderte es auch nicht, er ließ es eben gewähren, wie es wollte und konnte. Ja er hatte nichts dagegen, als eine zweite, ebenſo elende Truppe, die Hilferding'ſche, ſich neben dem privilegirten Hofkomödianten etablirte. Eckenberg ſpielte in einer Bude auf dem Dönhofsplatz, Hilferding auf dem Cölniſchen Rathhauſe; Beide verdarben den Geſchmack des Publikums wetteifernd, ſich ſelbſt richteten ſie wechſelsweiſe zu Grunde.

Nun kam Schönemann. Allein das verwilderte Berliner Publikum, das ſo lange nichts als Staatsaktionen, Hanswurſtiaden, unſinnige Opern und Ballete geſehen, vermochte ſich mit dem regelmäßigen Repertoire der Schönemann'ſchen Truppe nicht zu befreunden. Es fand die Gottſched'ſchen Cato's, Iphigenien, Alciren, die zahmen Gellert'ſchen Luſt- und Schäferſpiele ꝛc. außerordentlich langweilig, und war daher ſehr erfreut, als, nach Schönemann's Abgang, Franz Schuch ihnen den beliebten Hanswurſt zurückführte. Schuch und ſeine Frau waren ausgezeichnet als Harlekin und Columbine; ſie hatten nicht Luſt, die Ausübung eines erprobten und vielbewunderten Talentes der gelehrten Grille, wie ſie meinten, eines Leipziger Profeſſors zu opfern: und das Berliner Publikum ſtimmte ihnen bei. —

Um dieſe Zeit alſo kam Leſſing nach Berlin. Das Theater, wie er es hier fand, konnte ihn nicht feſſeln. So wandte er ſich denn von der theatraliſchen Praxis ſeines Leipziger Aufenthaltes zur Kritik und Geſchichte des Theaters: ein Unternehmen, für welches Berlin, das damals, unter dem Zuſammentritt von Nicolai, Mendelsſohn, Rammler ꝛc. eben im Begriffe ſtand, ſich zum Hauptſitz der literariſchen Kritik zu bilden, allerdings die geeignetſte Stätte war. Die „Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters,“ die Leſſing mit Mylius zuſammen herausgab, und bei denen keine geringere Abſicht zu Grunde lag, als eine allgemeine Geſchichte und Kritik des Theaters vorzubereiten, zeigen Leſſing in der Kritik ungefähr auf demſelben Standpunkt, wie er ihn praktiſch in ſeinen Leipziger Luſtſpielen eingenommen hatte: das heißt alſo eine, wenn auch bedingte, wenn auch nicht enthuſiaſtiſche, doch immer noch eine gewiſſe Anerkennung der Franzoſen, Empfehlung des rührenden Luſtſpiels u. ſ. w. Nur die Bewunderung, die er ſchon hier für die kernige, kraftvolle Komik des Plautus ausſpricht, im Gegenſatz zu den modernen Luſtſpieldichtern und ſelbſt dem Terenz, ſo wie die ſtrenge Kritik, der er das Trauerſpiel des Seneca unterwirft, deutet auch hier ſchon die Anfänge jener literariſchen Revolution an, die ſich, eine Folge ſeiner kritiſchen Studien, in Kürze in ihm vollenden und dem ganzen deutſchen Theater, ja unſerer ganzen Literatur eine neue Geſtalt verleihen ſollte.

Noch deutlicher geſchah daſſelbe in der Miß Sara Sampſon, welche er während dieſes Berliner Aufenthaltes vollendete, und die 1755 zur Aufführung kam. In dieſem Stücke ſind die Regeln des franzöſiſchen Dramas der Hauptſache nach bereits völlig durchbrochen; nur in der Glätte der Sprache, einer gewiſſen Kälte der Charaktere zeigt es noch den Einfluß der franzöſiſchen Bühne. Dagegen in Allem, was die eigentliche innere Handlung, die Motive, die Situationen anbetrifft, befinden wir uns ſchon völlig auf engliſchem Grund und Boden: wie es denn auch gewiß nicht zufällig iſt, daß die Scene ſelbſt in England ſpielt.

Aber das Stück hat noch eine andere, noch wichtigere Bedeutung: es iſt das erſte bürgerliche Trauerſpiel.

Wir wiſſen, in welcher ſeltſamen Befangenheit ſich die höfiſch gelehrte Epoche unſerer Literatur hinſichtlich des Trauerſpiels befunden hatte und wie man nur Königen und Fürſten, Helden und Tyrannen geſtattete, auf der tragiſchen Bühne zu erſcheinen. Auch die franzöſiſche Tragödie, zu welcher Gottſched uns hingelenkt, beruhte weſentlich auf derſelben höfiſchen Grundlage.

Leſſing zuerſt in der Sara Sampſon, wie er den Zwang des Alexandriners bei Seite warf und die tragiſche Muſe zuerſt, in ſchlichter Proſa, die natürliche Sprache des Umgangs ſprechen lehrte, wagte er es auch, Perſonen bürgerlichen Standes in dieſe fürſtlichen Schranken zu führen. Er entſagte der Unterſtützung, welche hochtönende Namen, prächtige Titel, pomphafte Verſe bei dem damaligen Publikum gewährten; er wollte nichts als Menſchen zeichnen und menſchliche Leidenſchaften, menſchliche Schmerzen; er wollte den Beweis führen, daß auch die bürgerlichen Sphären des Lebens noch etwas mehr liefern könnten, als blos die Herrn Orgons, die Agneſen und Selinden des weinerlichen Luſtſpiels, und daß, möchte ich ſagen, das Blut eines Bürgers ſo roth ſei, wie das Blut der Könige und Fürſten!

Leſſing ſelbſt hat ſich zwölf Jahre ſpäter, zu einer Zeit alſo, wo er über ſein eigenes Stück bereits das nüchternſte Urtheil haben konnte, in dem vierzehnten Stück der Hamburger Dramaturgie, über dieſen Gegenſtand ſo rund und deutlich ausgeſprochen, daß ich um die Erlaubniß bitte, Ihnen dieſe Stelle hier zu wiederholen. „Die Namen von Fürſten und Helden, ſagt er, können einem Stücke Pomp und Majeſtät geben, aber zur Rührung tragen ſie nichts bei; das Unglück Derjenigen, deren Umſtände den unſrigen am nächſten kommen, muß natürlicherweiſe am tiefſten in unſre Seele dringen, und wenn wir mit Königen Mitleid haben, ſo haben wir's mit ihnen als mit Menſchen, nicht als mit Königen.“ Er beklagt ſodann die Franzoſen, daß das bürgerliche Trauerſpiel, trotz Diderot's und Marmontel's Empfehlungen, doch nicht recht in Schwang bei ihnen kommen wolle. Die Nation, ſagt er, ſei zu eitel, in Titel und andere äußere Vorzüge zu verliebt, bis auf den gemeinſten Mann wolle Alles mit Vornehmeren umgehen, und in Geſellſchaft mit ſeines Gleichen, heiße dem Franzoſen ſo viel wie ſchlechte Geſellſchaft. „Zwar ein glückliches Genie, ſetzt er hinzu, vermag viel unter ſeinem Volke, die Natur hat nirgends ihre Rechte aufgegeben, und ſie erwartet vielleicht auch dort nur den Dichter, der ſie in aller ihrer Wahrheit und Stärke zu zeichnen verſteht.“

So weit Leſſing. Wer aber, frage ich, möchte in dieſen Bemerkungen ſowohl, wie in der ganzen Schöpfung des bürgerlichen Trauerſpieles ſelbſt, einen ächt volksthümlichen, im beſten Sinne demagogiſchen Zug verkennen? In dem Einen freilich irrte Leſſing, daß er von einem Poeten die Heilung des kranken franzöſiſchen Volks erwartete: ein Drama allerdings, ein verzweifelt bürgerliches, aber nicht ein Drama der Bühne, ein Drama der Geſchichte, ein bluttriefendes mußte dieſe Heilung übernehmen: die franzöſiſche Revolution!

Der Erfolg der Sara Sampſon war außerordentlich. Ja noch nicht

Jahresfriſt machte ſie die Runde über alle deutſchen Theater; alle großen und kleinen Truppen ſpielten ſie; in Wien, wo die Hanswurſtkomödie noch in vollem Flor war, wurde Hanswurſt dazwiſchengeflickt: und auch ſo gefiel ſie dem Wiener Publikum — oder vielleicht eben deshalb. Bald erſchien eine Menge von Nachahmungen, das bürgerliche Trauerſpiel verdrängte das heroiſche, man betrachtete es als die eigentlich nationale, dem deutſchen Charakter angemeſſene Gattung.

Der ſiebenjährige Krieg, der im Jahre darauf zum Ausbruch kam, unterbrach für einige Zeit die praktiſche Weiterentwickelung der deutſchen Bühne. Um ſo thätiger war die Kritik, die in Berlin ihr Feldlager hatte, und in den Literaturbriefen von Nicolai, Mendelsſohn, Leſſing, Abbt, ſowie ſpäter in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek eine ganz neue Art literariſcher Kriegführung eröffnete. „Die preußiſche Kritik, die Kritik der Berliner, heißt es in dem Briefe eines Zeitgenoſſen, macht ſich in der Literatur ihren Feinden nicht weniger furchtbar, als die preußiſchen Truppen es im Felde thun.“ —

Auch die Feinde waren zum Theil gemeinſam. Wie im ſiebenjährigen Kriege die politiſche Bedeutung Sachſens zu Grunde geht, ſo gleichzeitig in den Literaturbriefen entthront die Berliner Kritik die ſächſiſche Literatur, die Autorität Gottſched's und ſeiner Freunde; daſſelbe Haſenpanier, das die Franzoſen, ein Spott ihrer eigenen Landsleute, bei Roßbach ergreifen, müſſen die franzöſiſchen Tragiker, muß vor Allem Voltaire vor den Streichen Leſſings und ſeiner Genoſſen ergreifen. Ja wie Friedrich der Große in ſeinem Kampf gegen das verbündete Europa nur *einen* Freund hat: England, und wie, nächſt den unverſiegbaren Quellen ſeines Genius, die engliſche Unterſtützung allein ihn vor dem Untergange bewahrt: ſo auch erhalten jene literariſchen Kämpfer ihre kräftigſte Unterſtützung, ihren ſiegreichſten Verbündeten gleichfalls aus England: Shakeſpeare! —

Shakeſpeare, wie er, nach Einführung des franzöſiſchen Geſchmacks unter Karl II., in ſeinem eignen Vaterlande in Vergeſſenheit gerathen war, ſo war er auch in Deutſchland bis Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kaum dem Namen nach bekannt. Noch der gelehrte Jöcher, in ſeinem großen Lexikon aller Schriftſteller, die jemals auf Erden gelebt haben, wußte von Shakeſpeare nichts weiter zu berichten, als daß er „ſchlecht auferzogen, kein Latein verſtanden, es aber in der Poeſie ſehr hoch gebracht, daß er ferner ein ſcherzhaftes Gemüth gehabt, aber doch auch ſehr ernſthaft ſein gekonnt, in Tragödien excellire und viele ſinnreiche und ſubtile Streitigkeiten mit Ben Johnſon gehabt, wobei aber keiner von Beiden viel gewonnen.“ Gottſched, dem alles Engliſche überaus zuwider war, pflegte von Shakeſpeare nie anders zu ſprechen, als etwa von einem literariſchen Vagabonden, einem Taugenichts, der nichts gelernt, und durch ſeine Rohheit und Unkenntniß die Poeſie nur in die greulichſte Verwirrung gebracht habe. —

Dergleichen hatte eben noch gefehlt, um Leſſing's Zorn gegen Gottſched überſtrömen zu machen. In einer Reihe von Aufſätzen, deren jeder eine Niederlage war für Gottſched, bewies er ihm, daß er, Gottſched, von Shakeſpeare ſpreche, ohne nur eine Ahnung von ihm zu haben, ja ohne nur die Fähigkeit ſeines Verſtändniſſes zu beſitzen; er bewies ihm, daß ſeine gerühmten Franzoſen armſelige Schächer ſeien gegen den Giganten Shakeſpeare. Der Voltaireſche Orosman, von dem Gottſched und ſeine Freunde ſo viel Aufhebens machten, was er denn ſei, als ein qualmender Brand, den der Franzoſe aus dem gewaltigen Scheiterhaufen Othello geſtohlen; ſein Geſpenſt in der Semiramis ſei nur eine lächerliche Maſchine gegen den gewaltig in die Handlung eingreifenden Geiſt im Hamlet; ſeine Zaire führe nur den Kanzleiſtyl der Liebe und ſei von der Galanterie dictirt, während Romeo und Julie das einzige Stück von der Welt ſei, von dem man ſagen könne, daß es die Liebe ſelbſt dictirt; nach dem Oedipus des Sophokles müſſe in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unſere Leidenſchaft haben, als König Lear, als Hamlet, als Othello. Das ſei der Dichter, mit dem es ſich verlohne, die deutſche Nation bekannt zu machen, das wären Stücke, die der Mühe werth ſeien, überſetzt und aufgeführt zu werden; an denen würde das Volk mehr Geſchmack finden, und Shakeſpeare uns ganz andere Genies erwecken, als jene Franzoſen. Denn ein Genie nur könne von einem Genie entzündet werden; und am Leichteſten von einem ſolchen, das Alles blos der Natur zu verdanken ſcheine und durch die mühſamen Vollkommenheiten der Kunſt nicht abſchrecke. Mit dringender Wärme empfahl er denjenigen, welche, wie er ſagte, ſo unglücklich wären, keinen Shakeſpeare zu kennen, die Ueberſetzung Shakeſpeare's von Wieland, die im Lauf der ſechziger Jahre erſchien: ſie ſei nicht fehlerfrei: allein auch in dieſer Geſtalt ſei Shakeſpeare noch immer ein Dichter, der zu Nachahmung und Lehre nicht genug könne empfohlen werden.

Mit dieſen Stellen nun, welche ich, des vollſtändigeren Ueberblicks wegen, theils aus den Literaturbriefen, theils aus der viel ſpäteren Hamburger Dramaturgie zuſammengeſetzt, habe ich den Ereigniſſen zum Theil vorgegriffen und bereits in die nächſte Epoche hinübergeleitet. Gleichwohl iſt aus dieſer mittleren noch ein Ereigniß nachzuholen, welches, wenn überhaupt je ein Theaterſtück dieſen Namen verdient hat, allerdings wohl ein Ereigniß genannt werden darf; ich meine die Minna von Barnhelm, welche 1767 erſchien.

Auch dieſes Stück iſt aus Leſſing's eigenſten Erlebniſſen, ſeinen unmittelbaren Erfahrungen und Anſchauungen erwachſen. Bekanntlich hatte er ſeine Freunde im Jahre 1760, mitten aus der eifrigſten literariſchen Beſchäftigung heraus, mit dem Einfall überraſcht, als Sekretair des General von Tauenzien nach Breslau zu gehen. Seine Freunde ſchalten auf ihn und betrachteten ſeinen Entſchluß als eine Grille, eine Wunderlichkeit, wie er deren wohl mehre hatte. Allein die Frucht dieſes Aufenthaltes, die Frucht dieſer fünf Jahre, verlebt zum größten Theil in kriegeriſcher Bewegung, im Lärm des Feldlagers, liefert den Beweis, daß es mehr als eine Grille, daß es auch hier wieder jenes innerſte Verſtändniß der Zeit und ſeiner ſelbſt geweſen, welches ihn leitete. Dieſe Frucht iſt eben die Minna von Barnhelm.

Auch die Minna iſt urſprünglich ein Familienluſtſpiel: nur daß, ein getreuer Spiegel der Zeitſtimmung und jener patriotiſchen Erhebung, welche die Epoche des ſiebenjährigen Krieges begleitet, die perſönlichen, familienhaften Motive hier alle hinübergeleitet werden und ihre höhere Bedeutung finden in den politiſchen Elementen der Zeit. So iſt dies Luſtſpiel nicht mehr ein Familien-, es iſt ein politiſches, ein hiſtoriſches, ein im edelſten Sinne patriotiſches, preußiſches — und doch wieder, trotz ſeiner localen Färbung, ächt menſchliches, ächt künſtleriſches Stück: die wahre Verklärung, die wahre, künſtleriſche Apotheoſe des preußiſchen Ruhmes, zugleich eine ideale Verſöhnung der deutſchen Nation ſelbſt, welche, aus der Spaltung eines inneren Krieges, in der gemeinſamen Bewunderung dieſes Kunſtwerks ſich gleichſam wieder ausſöhnte und befreundete. Niemand hat dies tiefer erkannt und gerechter und einſichtiger gewürdigt, als Goethe. Er nennt die Minna „die erſte, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von ſpezifiſch temporairem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that. Die gehäſſige Spannung, in welcher Preußen und Sachſen ſich während dieſes Krieges gegeneinander befanden, konnte durch die Beendigung deſſelben nicht aufgehoben werden. Der Sachſe fühlte nun erſt recht ſchmerzlich die Wunden, die ihm der überſtolz gewordene Preuße geſchlagen hatte. Durch den politiſchen Frieden konnte der Friede zwiſchen den Gemüthern nicht ſogleich hergeſtellt werden. Dieſes aber ſollte gedachtes Schauſpiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächſinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrſinn der Preußen, und ſowohl an den Hauptperſonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerſtrebender Elemente kunſtgemäß dargeſtellt. Dieſe Production (ſetzt er hinzu) hat den Blick in eine höhere, bedeutende Welt, aus der literariſchen und bürgerlichen, in welcher ſich die Dichtkunſt bisher bewegt hatte, glücklich eröffnet."

Goethe hätte auch ſagen können: es war die erſte Dichtung, die den Werth einer nationalen Bühne und volksthümlich patriotiſcher Stücke empfinden ließ. Wenigſtens datiren aus der Zeit der Minna, das heißt alſo, vom Schluß der ſechziger Jahre, wo ſie (1767) zuerſt in Hamburg zur Aufführung kam, die erſten Verſuche, die Führung der Theater den wandernden Truppen ſelbſt zu entziehen und die Bühne von freiem, künſtleriſchem Standpunkt aus zu lenken. — Der erſte Verſuch dieſer Art geſchah in Hamburg und Leſſing ſelbſt war beſtimmt dabei mitzuwirken.

Doch ehe wir hievon ſprechen, noch eine flüchtige Notiz über das Theaterſchickſal der Minna von Barnhelm. Dieſelbe wurde, wie geſagt, zuerſt in Hamburg zur Aufführung eingereicht. Aber die Handlung ſchien doch gar zu modern, die politiſchen Beziehungen zu unmittelbar, die Rolle, welche der große König darin ſpielte, zu verſchiedener Auffaſſung fähig, als daß der Hamburger Senat die Erlaubniß zur Aufführung zu geben ſich getraut hätte. Es geſchah alſo, Dank der deutſchen Einheit (nämlich der Polizeieinheit), erſt von Hamburg her eine Anfrage beim preußiſchen Hofe: ob die Aufführung des Stückes demſelben auch genehm ſein würde.

Und wie meinen Sie nun, daß die Antwort lautete? Erwägen Sie den Fall genau! Es handelte ſich nicht um eine hiſtoriſche Tragödie von vor zwei, dreihundert Jahren: das Stück ſpielte in der unmittelbarſten Gegenwart, es war kaum die Grenze zu ziehen, wo die Wirklichkeit aufhörte und die Dichtung begann. Solche Major von Tellheims, ſolche entlaſſenen Offiziere erfüllten noch alle Gaſſen, ſie erfüllten ſie, minder beſcheiden als der Held des Stückes, mit lautem Murren, mit nur allzu gerechten Klagen über die Härte des Königs, der ſie nach beendigtem Kriege ſo hilflos entließ; ſie drängten ſich in alle Vorzimmer, ſie ſchnappten dem armen Landeskinde jeden Biſſen vor dem Munde weg, dieſe Riccaut de la Marlinière's, dieſe ſpitzköpfigen Franzoſen, an welche Friedrich, in einſeitiger Schätzung überrheiniſcher Gewandtheit, ſeine Gunſt und ſein Geld ſo oft wegwarf; es mochte wohl mehr als Ein Prozeß in Wahrheit ſchweben, wie der des Tellheim, mehr als Eine gerechte Forderung, mehr als Ein verdienter Anſpruch mochte abgewieſen ſein mit einem verdrießlichen: „Raiſonnir' Er nicht —!“ Denn die Zeiten waren ſchlimm, das Land erſchöpft, Friedrich der Große, um gerecht ſein zu können gegen das Ganze, mußte oft ungerecht ſein gegen den Einzelnen. . . .

Nicht wahr? Sie hätten das Stück doch auch verboten, obſchon kein königlicher Anverwandter darin vorkam, und wiewohl Friedrich der Große, wie es ſich gehört, nur hinter der Scene ſpielte?! —

Friedrich der Große verbot es nicht; er hatte nicht nur nichts dagegen, daß man es in Hamburg ſpielte, er ließ es auch in Berlin ſelbſt aufführen. Natürlich war der Erfolg hier am Größten; es wurde, im Frühjahr des folgenden Jahres, zehn Mal hinter einander, in zwei und zwanzig Tagen neunzehn Mal, überhaupt vom 21. März bis Ende April dreißig Mal bei ſtets vollem Hauſe gegeben.

Leſſing ſelbſt, während ſein Stück dieſe Triumphe feierte, war nicht in Berlin anweſend. Er befand ſich bereits in Hamburg, in Folge jener Berufung, deren ich vorhin erwähnte und bei der wir jetzt noch einige Augenblicke verweilen müſſen.

Hamburg hatte ſeit den dreißiger Jahren ſich des vorzüglichſten Theaters in Deutſchland erfreut; wie ehemals der Sitz der Oper, ſo jetzt war es der Hauptſitz des deutſchen Drama's geworden. Die vorzüglichſten Geſellſchaften, eine Neuber, ein Schönemann, Koch, Ackermann, mit Künſtlern wie Starke, Krüger, Böck, Schröter, Borchers, die Henſel, vor Allen Eckhof, ſo wie in jüngſter Zeit Schröder (der damals jedoch erſt als Komiker, ſowie als Tänzer glänzte), hatten hier geſpielt. Zwar das hatten ſie an andern Orten auch: Hamburg dagegen hatten ſie ſich gewöhnt als ihr eigentliches Standquartier zu betrachten, zu welchem ſie von allen Kreuz- und Querzügen, wie zu einer lieben Heimath, jedesmal getreulich zurückzukehren pflegten. Dennoch war, in Folge eines verunglückten Theaterbaues und anderer zufälliger Mißſtände, die letzte Ackermann'ſche Unternehmung im J. 1766 zu Grunde gegangen. Einige Privatleute, ein Kaufmann, ein ehemaliger Schauſpieler u. ſ. w. gründeten eine neue Direction. Dieſelbe ſollte, ihrer Ankündigung nach, eine Muſterdirection für Deutſchland, die hamburger Bühne ſelbſt eine deutſche Nationalbühne werden. Um dieſelbe ſo gediegen wie möglich herzurichten, beriefen ſie denjenigen Mann, deſſen Namen allerdings ſchon allein hinreichend war, die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland auf das neue Unternehmen zu lenken: ſie beriefen Leſſing zum Dramaturgen und künſtleriſchen Rathgeber der jungen Bühne.

Und Leſſing? Je nun, er hätte eben nicht Leſſing ſein müſſen, um dieſen Antrag abzulehnen. Mehr als zwanzig Jahre in der vertrauteſten Nachbarſchaft der verſchiedenſten Theater, mehr als zwanzig Jahre praktiſcher Bühnenkenntniß hatten ihm den Traum einer großen Nationalbühne, die Neigung, an der Leitung einer ſolchen ſelbſt Theil zu nehmen, dennoch nicht zerſtören, ja nur erſchüttern können. Durch einen eigenthümlichen Zufall kam in demſelben Augenblick, da ihm die Dramaturgenſtelle in Hamburg angeboten ward, auch ein Antrag an ihn, eine Profeſſur in Königsberg zu übernehmen; die Wahl ſeiner Jugend wiederholte ſich: die Profeſſur in Königsberg lehnte er ab, die Dramaturgenſtelle in Hamburg nahm er an.

Wir brauchen uns bei der ſpeciellen Geſchichte dieſes Unternehmens nicht aufzuhalten, ſchon darum, weil es gar keine Geſchichte gehabt hat, nur ein Ende, und zwar ein ſehr frühzeitiges. Die Directoren, ohne genügende Kenntniß der Bühne, ohne Kraft und Ausdauer, waren bankerot, noch ehe ſie angefangen; dieſes ſo pomphaft angekündigte, ſo großartig angelegte National- und Muſtertheater der Deutſchen war, noch ehe es eröffnet war, dem Tode verfallen. Die erſte Vorſtellung der neuen Bühne (Cronegks Olint und Sophronia, mit einem Prolog von Löwen, Schönemann's Schwiegerſohn, der neben Leſſing als Theaterdichter angeſtellt war) hatte am 22. April 1767 ſtattgefunden. Schon am 4. December deſſelben Jahres fand die letzte ſtatt; weder Leſſing's kritiſcher Beirath, noch ein Verein ſo vorzüglicher, ſo unvergleichlicher Künſtler, wie Eckhof, die Henſel, Böck, die Mécour, die Löwen ꝛc. konnten ein Unternehmen retten, deſſen Begründern und thatſächlichen Leitern es an künſtleriſcher Einſicht, an moraliſchem Muth, an finanziellen Kräften — das heißt alſo, an Allem mangelte, was zur Führung eines Theaters eben nöthig und unentbehrlich iſt.

Leſſing empfand das Scheitern dieſes Planes tief — tiefer vielleicht, als unter den ſo eben erörterten Umſtänden gerecht und billig war. Denn wenn er am Schluß der Dramaturgie ausruft: „Gutherziger Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind!“ ſo iſt dies im Allgemeinen zwar nur allzuwahr und noch heutzutage von der traurigſten Giltigkeit; mit dem beſondern hamburger Falle jedoch hat es im Grunde nur wenig zu thun, indem die Unternehmung, wie geſagt, notoriſch an dem finanziellen wie moraliſchen Bankerot der drei Unternehmer ſcheiterte — und man die Nation doch hiefür nicht wohl in Anſpruch nehmen kann.

Immerhin, wenn es die Abſicht der Unternehmer geweſen, dem Theater durch Leſſing's Berufung ein klaſſiſches Werk zu ſtiften und ihrer Unternehmung ein dauerndes Andenken zu ſichern, ſo haben ſie freilich ohne ihr Verdienſt, auch dieſen Zweck erreicht — erreicht in Folge jener berühmten „hamburgiſchen Dramaturgie“, welche, beſtimmt urſprünglich, „jeden Schritt zu begleiten, den die Kunſt ſowohl des Dichters wie des Schauſpielers hier thun würde“, dem Verfaſſer unter der Hand zu einem Werke von univerſeller Bedeutung, einer wahren (wie ich ſie im Eingang nannte) Bekenntnißſchrift und Bibel der deutſchen Kunſt erwuchs.

Für Leſſing ſelbſt hatte das Scheitern dieſes Planes die Folge, daß er ſich perſönlich mehr und mehr vom Theater zurückzog: ſelbſt die bedeutendſten und lockendſten Anträge, die in der Folge von den Hoftheatern zu Wien und Mannheim an ihn ergingen, konnten ihn nicht mehr bewegen, den ſichern Hafen ſeiner Wolfenbüttler Bibliothek mit den trügeriſchen Wellen des Theaterlebens zu vertauſchen.

Wenn aber auch die perſönliche, ſo doch nicht die geiſtige Verbindung mit der Bühne gab er auf. Vielmehr gerade in dieſer letzten Epoche, mitten heraus aus den theologiſchen Streitigkeiten, welche die letzten Jahre dieſes ſo unſchätzbaren, ſo würdigen Lebens verdüſterten, ſchenkte er der Bühne zwei ſeiner reifſten, ſeiner vorzüglichſten Werke: Emilia Galotti und den Nathan. — Die Emilia fällt, ihrer erſten Entſtehung nach, in Leſſing's frühere Epoche, deren knappe Haltung, deren Glätte und Kälte ſie auch noch unverkennbar an ſich trägt. In behaglicher Fülle dagegen, aus dem Grunde eines völlig beſänftigten, reifen Geiſtes, eines Geiſtes, deſſen innere Harmonie ſich auch in der Form (Nathan iſt das erſte bedeutende Stück, das, ſeitdem der Alexandriner verdrängt worden, wieder in Verſen geſchrieben ward) wohlthätig wiederſpiegelt, erhebt ſich der Nathan, eine Darſtellung, wie die Minna der politiſchen, ſo er jener geiſtigen Kämpfe, welche das Ende des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnen und deren Frucht, als die reine, ſchöne Humanität, die Bildung, die Menſchlichkeit im höchſten Sinne, im Nathan prophetiſch verkündigt wird. — Beide Werke endlich, wie ich zu Anfang meiner Vorleſung andeutete, zeichnen ſich auch durch die Vereinigung romantiſcher und antiker, Shakeſpear'ſcher und helleniſcher Elemente aus, welche Leſſing, als das einzig Maßgebende, das wahre Geſetz der Kunſt, jenem forcirten Shakeſpeare-Enthuſiasmus entgegenſetzte, der ſich inzwiſchen der deutſchen Jugend bemächtigt hatte. Von dieſen (wie man ſie zu nennen pflegt) Stürmern und Drängern und wie aus den trüben Nebeln dieſes Aufgangs die klare, majeſtätiſche Sonne der Goethe-Schiller'ſchen Periode ſich erhob, in der nächſten Vorleſung.

Anmerkungen.

Zu pag. 273: Es war der Name Leſſings. In Betreff Leſſings wird es, ſtatt aller ſonſtigen Citate, einfach genügen, auf die vortreffliche, in jeder Hinſicht muſtergiltige und erſchöpfende Darſtellung zu verweiſen, welche Gervinus im vierten Bande, p. 318 fgg. von ihm gegeben; auch der von uns gelieferten Skizze liegt dieſelbe, als vornehmſte Quelle, zu Grunde.

Zu pag. 278: weil nämlich die Neuberin ſich geweigert hatte. Blümner a. a. O. p. 69 fgg. erzählt die Geſchichte dieſes Bruchs folgendermaßen: „Die Neuberin hatte in Hamburg eine vom daſigen Licentiaten von Stüven verfertigte Ueberſetzung der Alzire aufgeführt. Unterdeſſen war dieſes Trauerſpiel von Gottſcheds Gattin gleichfalls verdeutſcht worden, und nun verlangte er, nach der Neuberin Zurückkunft, die Vorſtellung nach der Ueberſetzung ſeiner geſchickten Freundin, wie er ſeine Gattin zu nennen pflegte. Die Weigerung der Neuberin beleidigte ihn, das gute Vernehmen war aufgelöſet und ging in Kälte, in Neckereien über. Die Mißhelligkeit wuchs durch ihre beiderſeitigen Anhänger. Nun wagte ſogar die Neuberin, ihren ehemaligen Gönner auf die Bühne zu bringen. Man erzählt als nähere Veranlaſſung dazu folgendes. Gottſched hatte in der Vorrede zum zweiten Theile ſeiner deutſchen Schaubühne auf pünktliche Beobachtung des Coſtume gedrungen. Die Neuberin, die ſich dadurch angegriffen fand, wollte beweiſen, zu welcher Lächerlichkeit allzugroße Genauigkeit führe, und gab eine Poſſe, das Schlaraffenland, und zum Nachſpiel den dritten Aufzug von Gottſcheds Cato, worin nicht allein die Schauſpieler antik gekleidet waren, ſondern auch in Ton und Gebehrde das Alterthümliche nachahmten. Sie ſelbſt übernahm die Porzia. . . . . Gottſched, darüber höchſt aufgebracht, ſuchte ſie auf alle Art herabzuſetzen. Jetzt wagte es die Neuberin, in einem von ihr verfertigten Vorſpiele: der allerkoſtbarſte Schatz, ihn ſelbſt in der Perſon des Tadlers, den 18. September 1741 auf die Bühne zu bringen. Vergebens bot Gottſched, der ihr Vorhaben erfuhr, Alles auf, dieſe Vorſtellung zu hindern; vergebens wendete er ſich deshalb an den Magiſtrat. Durch Protection des Grafen von Brühl, der mit dem Hofe eben damals gegenwärtig war, wurde die Aufführung, und den 4. Oktober ſelbſt eine Wiederholung derſelben, durchgeſetzt. Gottſched ſoll ſogar in einem Sternenkleide, mit Fledermausflügeln, eine Blendlaterne in der Hand, und eine Sonne von Flittergolde auf dem Kopfe, dargeſtellt worden ſein.“ ꝛc.

Zu pag. 279: Er hatte ſich mit den ſchon genannten Schweizern. Eine ſehr vollſtändige und überſichtliche Darſtellung dieſer berühmten Gottſched-Bodmeriſchen Fehde hat Manſo in den ſchon öfters erwähnten Nachtr. zu Sulzer, VIII, 82 fgg. ſowie auch Gruber in ſeinem Leben Wielands, im erſten Buch, gegeben. Vgl. Gervin. IV, 63 fgg.

Ebendaſelbſt: Joh. El. Schlegel, Gellert, Gleim, Weiße, Mylius. — **J. E. Schlegel**, geb. 1718 zu Meißen, ſt. 1749 als Profeſſor an der Ritterakademie zu Soroe (in Dänemark). Schlegel war ein frühreifes Genie; bereits als Schüler in Pforta, kaum achtzehn Jahre alt, hatte er verſchiedene Trauerſpiele verfertigt. So erklärt es ſich denn auch, daß er, troß ſeines zeitigen Todes, dennoch einer der fruchtbarſten Schriftſteller dieſer Zeit geworden; für die Bühne allein hat er, ungerechnet zahlreiche Anfänge und Fragmente, mehr denn ein Dutzend Stücke geliefert, beides, Luſt- und Trauerſpiele. Sie ſind ſämmtlich in den beiden erſten Bänden der Geſammtausgabe enthalten, welche ſein Bruder Joh. Heinr. 1761—1770 in fünf Bänden veranſtaltete. Die bedeutendſten darunter ſind: 1) Oreſt und Pylades, Trauerſpiel in fünf Aufz. (ſchon 1737 in Schulpforta geſchrieben und bereits 1739, noch ehe Schlegel die Schule verlaſſen hatte, auf Gottſcheds Veranſtaltung in Leipzig gegeben: Werke, I, 1—69; vgl. Chronolog. p. 83). 2) Dido, gleichfalls Trauerſp. in fünf Aufzügen: a. a. O. 70—136; auch (ſ. o. p. 260) im V. Band der Gottſchedſchen Schaubühne. 3) Die Trojanerinnen, ebenſo (iſt Schlegels früheſter Verſuch: ſ. a. a. O. 137—188). 4) Canut, Trauerſpiel: a. a. O. 189—281 (geſchrieben 1746; iſt mit dem „Hermann" Schlegels bedeutendſtes Stück, das auch lange und viel gegeben worden iſt, ſo noch in den ſechziger Jahren von Ekhof, zu deſſen vorzüglichſten Rollen eben der Canut gehörte: Schröder's Leben von Meyer I, 141). 5) Hermann, Trauerſpiel: a. a. O. 282—384 (zuerſt 1743 in Gottſcheds Schaubühne, Bd. IV. Auch dies Stück ward längere Zeit hindurch häufig gegeben, namentlich in Leipzig, wo i. J. 1766 die neu erbaute Bühne damit eingeweiht ward: Blümner, p. 158. Auch Göthe ſah ihn hier noch ſpielen; wovon unten zu Vorl. VIII. das Nähere. 6) Der geſchäftige Müßiggänger, Luſtſpiel in fünf Aufzügen: Werke, II, 45—182. 7) Der Geheimnißvolle, ebenſo: a. a. O. 183—322. 8) Der Triumph der guten Frauen: 323—468 (ſämmtliche drei in Proſa und bis in die ſiebziger Jahre hinein vielfach gegeben, beſonders der Müßiggänger). 9) Die ſtumme Schönheit, Nachſpiel in einem Akt, in Alexandrinern: a. a. O. 469—520 (wurde von Leſſing in der hamb. Dramaturgie, St. 13, „unſtreitig unſer beſtes komiſches Original" genannt: Lachm. Ausg. VII, p. 59). — Außerdem hat ſich Schlegel auch theoretiſch, in literarhiſtoriſchen und kritiſchen Aufſätzen, vielfach mit dem Theater beſchäftigt; ſo in der Nachricht und Beurtheilung von Herodes dem Kindermörder, einem Trauerſpiel des Johann Klay (Werke III, 1—26), Vergleichung Shakeſpeares und Andreas Gryphius ꝛc. (ebendaſ. 27—64), über die Komödie in Verſen (ebendaſ. 65—94), über die Trauerſpiele der Alten und Neuern (a. a. O. 203—212), von der Würde und Majeſtät des Ausdrucks im Trauerſpiele (213—240), über das däniſche Theater (241—298) ꝛc. Der Standpunkt, welchen er in dieſen Aufſätzen einnimmt, iſt größtentheils ein gemäßigter Gottſchedſcher (wofür namentlich der Aufſatz über Shakeſpeare und Gryphius ein intereſſantes Zeugniß, in welchem Shakeſpeares Cäſar ein Trauerſpiel genannt wird, „deſſen Einrichtung nicht beſſer als unſere Baniſe", a. a. O. p. 42: — ohne Zweifel jene Haupt- und Staatsactionen, deren wir eben p. 213 Erwähnung gethan): wie denn auch die Mehrzahl von ihnen zuerſt unter Gottſched'ſchen Auſpicien, in den Kritiſchen Beyträgen ꝛc. veröffentlicht wurde. — Vgl. im Allgemeinen das ausführliche Leben Schlegels von ſeinem Bruder Joh. Heinrich, im V. Bd. p. 7—52 der oben citirten Ausgabe; Literaturbriefe Th. XXI, Br. 311—312, p. 107—138 (von Moſes Mendelsſohn: vgl. Leſſing a. a. O.); Gervinus IV, 365 fgg.

Gellerts theatraliſche Arbeiten (die zärtlichen Schweſtern, Luſtſpiel in drei Aufzügen; das Orakel, Operette; die Betſchweſter, Luſtſpiel; das Loos in der Lotterie, Luſtſpiel; Sylvia, ein Schäferſpiel; die kranke Frau, ein Nachſpiel; das Band, ein Schäferſpiel) finden ſich in dem zweiten Band der neueſten Ausgabe (in ſechs Bänden, 1840) zuſammengedruckt, nebſt ſeiner Vorrede zur Ausgabe der „Luſtſpiele“ von 1747; auch die, für Gellert höchſt charakteriſtiſchen Aenderungen in der „Betſchweſter“ ꝛc. ſind in dieſer Ausgabe zuſammengeſtellt worden. — Vgl. Leſſing in der Hamb. Dramaturgie I, Nr. 22: Lachm. Ausg. VII, 97; Gervinus IV, 95 fg., 368.

Gleim hat für die Bühne nur den „blöden Schäfer“ (zuerſt Berlin, 1745) und den „Apfeldieb, ein dramatiſches Sinngedicht“ (1770) geſchrieben. Doch gehörte der erſtere zu den beliebteſten deutſchen Schäferſpielen und hat vielen ſpäteren als Muſter gedient; ſ. die Amſterdamer Ausg. der Gleim'ſchen Sämtl. Schr., den vierten Theil. — Vgl. Gervinus IV, p. 110.

Ueber **Weiße** ſ. u. — Von **Mylius** (Chriſtlob, geb. 1722 in der Nähe von Camenz, dem Geburtsort Leſſings, ſt. 1754 zu London), ſind drei Luſtſpiele: die Aerzte (1745), der Unverträgliche (1746), die Schäferinſel (1749), ſowie eine Operette: der Kuß (1748) erhalten; von den „Beyträgen zur Hiſtorie ꝛc. des Theaters“, die er mit Leſſing in Gemeinſchaft herausgab, wird ſogleich noch die Rede ſein. Vgl. Gerv. IV, 369. —

Als Probe nun von Stil und Art dieſer Dichter mögen nachſtehende beide Bruchſtücke aus dem Canut von Schlegel, ſowie aus Gleims blödem Schäfer dienen.

◆

Canut von J. E. Schlegel,

Act V, Scene 3.
(Sämmtl. W. I, 278—280).

Canut. Eſtrithe. Godewin. Ulfo.

Ulfo.

Weil mich des Glückes Zorn in deine Hand gegeben,
Begehrſt du meine Reu zum Preiſe für mein Leben.
Kein niederträchtig Wort hat meinen Mund befleckt,
So lang mein freyer Arm den Feind durchs Schwerd geſchreckt;
Auch itzt hoff dieſen Sieg von mir nicht zu erlangen.
Mein Muth iſt nicht zugleich mit meinem Arm gefangen.
Stell mich erſt wiederum zu jenen Ufern hin,
Wo ich durch Liſt und Muth dein Schrecken worden bin;
Wo, da du nach dem Streit, als zum Triumph gekommen,
Die Leichen deines Volks an deine Schiffe ſchwommen;
Wo mir zuerſt der Sieg, dann Sicherheit gelung,
Und fodre da von mir Reu und Erniedrigung!
Denkſt du nicht an den Tag, der mich zum Sieger machte,
Der dir nur Schmerz und Schaam, mir aber Ehre brachte?
Des Ulfo Ruhm erſchallt noch von des Helga Strand;

Der Erdkreis hört erſtaunt, daß ich dich überwand.
Geruhig ſah ich da die Zahl von deinen Heeren,
Mit Brücken unterſtützt, den breiten Strom beſchweren;
Getroſt erwartet ich, was mir ihr Zorn gedroht:
Sie eilten in den Sieg, und fanden nur den Tod.
Sie bebten, drängten ſich, es brachen unter ihnen
Der Brücken Bande los, ſobald ich nur erſchienen.
Ihr halberſticktes Schreyn rief dich noch in der Fluth,
Zur Rache rief es dich. Doch wo war ich, Canut?
So ſchnell iſt kaum der Blick, indem er ſchlägt, verſchwunden;
Ich hatte dich beſiegt, und ward nicht mehr gefunden.
Den unbezwinglichen, den mächtigen Canut
Zwang Ulfo ohne Macht, wodurch? — durch Liſt und Muth.
Die Welt muß, wenn ſie nicht der Billigkeit vergeſſen,
Zum mindſten meinen Ruhm einſt mit dem deinen meſſen,
Und wenn ſie auch bey dir der Siege Menge zählt,
Geſtehn, daß nur das Glück zur Größe mir gefehlt.

Canut.

Du ſprichſt von deinem Ruhm, und ſchweigeſt vom Vergehen
Sprich! reut dich dein Verſehn?

Ulfo.

Ich kenne kein Verſehen.
Erkenn entwaffnet noch des Ueberwinders Hand,
Den nicht die Tapferkeit, nur Macht und Menge band.
Was meinen Ruhm erhebt, hab ich mich ſtets erkühnet;
Thu nun, was deinem Ruhm und deinem Throne dienet!

Canut.

Nehmt den Unwürdigen vor meinen Augen fort!
Der Tod erſticke noch ſein letztes ſtolzes Wort!
Er müſſe durch ſein Blut der Welt die Lehre geben:
Wer nicht will menſchlich ſeyn, ſey auch nicht werth, zu leben

Ulfo.

Nun bin ich erſt vergnügt: nun ſagt die ſpäte Zeit:
Canut hielt Ulfos Tod für ſeine Sicherheit
Der Fürſten Richterſchwert, der Uebelthaten Rächer,
Macht Helden groß, und ſchimpft nur niedrige Verbrecher

Eſtrithe.

Ach! [illegible].

Ulfo.

Leb wohl!

Eſtrithe.

Wohin?

Ulfo.

Zum Ruhme.

Eſtrithe.

Nein, verzieh,
Und ſprich!

Ulfo.

Was ich geſagt, das widerruf ich nie.

Vierter Auftritt.

Eſtrithe. Canut. Godewin.

Eſtrithe.

Ach! eilt man denn ſo ſchnell, dein Urtheil zu vollführen?

Canut.

Er ſelber fällt es.

Godewin.

Ach! Herr laß dich doch rühren.

Canut.

Betrübet mich nicht mehr durch dies verlorne Flehn.
Muß ich nicht ſchon genug mir ſelber widerſtehn?
Iſt denn der Kampf ſo leicht, dies Urtheil auszuſprechen,
Daß ihr ihn noch vermehrt, da ich es nicht kann brechen?
Ihr wißt, was ihr verſucht, ihr ſeht, was ich gethan.
Was man ſonſt bitten muß, both ich ihm ſelber an.
Mein Eifer, wohl zu thun und Güte zu erzeigen,
Erniedrigte mich faſt. Doch ſagt, konnt ich ihn beugen?
Ihr kennet meinen Schmerz, ihr ſeht in meinen Sinn.
Doch denket, was ich auch der Würde ſchuldig bin.
So wie die Strengigkeit, hat auch die Güte Schranken;
Wer die nicht feſt erhält, macht ſelbſt ſein Anſehn wanken.
Ach! warum kann die Macht, die Menſchen zu erfreun,
Doch nicht das einzige von unſern Rechten ſeyn?
Von allem, was das Glück den Fürſten übergeben,
Iſt das betrübteſte das Recht auf Tod und Leben,
Es dringt uns Strafen ab, und weiß zu unſrer Pein
Dem Mitleid, das uns rührt, auch Unrecht im Verzeihn.

*

Der blöde Schäfer von Gleim

Zehnter Auftritt.

(G. W. Amſterd. Ausg. IV, p. 51—51).

Celadon allein.

Ja! Filamor hat Recht. Ja - - ja - - nun ſeh ichs ein,
Die Schuld liegt nur an mir, ich ſollte dreiſter ſeyn.

Gut - - ja - - ich will es thun. Sie wird ſchon lieben müſſen,
Sie lernt es ja ſogleich, ich darf ſie ja nur küſſen.
Ich will ſchon dreiſter ſeyn, ich lieber Seladon.
Wo bleibt die Schäferinn? Ach käme ſie nur ſchon!
Nun iſt mein Herz recht groß. Gut, daß ich dran gedenke,
Die Schönen fängt man auch durch artige Geſchenke.
Ich ſag ihr auch davon. Mich deucht, es war noch mehr.
Es iſt der Wind - - ach nein - - ach dort kommt ſie ſchon her.

Eilfter Auftritt.

Seladon und Iſmene.

Iſmene.

Nun! du biſt hier allein? wo habt ihr denn die Heerde?
Ich denke, daß ich auch Filinden finden werde,
Und ihren Filamor, und nun iſt niemand hier;
Filinde gieng ja her, ſie ſagt es ja zu mir.

Seladon.

Ich bat ſie wegzugehn, dort werden ſie wol treiben,
Ich wollte gern allein bey dieſen Blumen bleiben,
Ich ſtreute ſie für dich, du biſt derſelben werth,
Nimm ſie zum Zeichen an, wie ſehr mein Herz dich ehrt.

Iſmene.

Du ehrſt mich allzuviel.

Seladon.

Nein, wertheſte Iſmene.
Du biſt die würdigſte, du biſt die beſte Schöne.
Allein du liebſt mich nicht. Ach, wärſt du mir nur gut,
So ſchenkt ich dir mit Luſt den ſchönſten Schäferhut.
Ach, laß mich doch dein Herz in einem Worte wiſſen!
Ich liebe dich ſo ſehr, laß dich doch einmal küſſen!

Iſmene.

Nun! Seladon, was denn? fängſt du ſchon wieder an?
Du willſt - -

Seladon.

Ach, Schäferinn! ach! was hab ich gethan?
Ach, ich Verwegener! verdien ich Zorn und Strafe:
So raube mir der Wolf das beſte meiner Schafe!
Und iſt dir, Schäferinn, das, was mir zugehört,
Nur noch ein bißgen lieb, und deiner Hände werth:
So nimm mein beſtes Band, ſamt meinem liebſten Stabe,
Den ich ſo glatt, ſo bunt, mir ſelbſt geſchnitzet habe!
Vergib, verzeih es mir, erzürnte Schäferinn,
Wenn ich dir allzukühn, und allzuzärtlich bin.

Zu pag. 280: Das weinerliche oder rührende Luſtſpiel. Vgl. vorzüglich Gellerts Dissertatio de Comoedia commovente (v. J. 1751), mit den Noten von Leſſing in deſſen „Beyträgen“ ꝛc.: S. W. IV, 134—155.

Zu pag. 281: jene Ackermann, Koch, Brückner, Schönemann. Ueber Schönemann und Koch ſ. oben p. 258. — Ackermann (Konrad Ernſt), geboren zu Schwerin 1710, war, nachdem er in frühern Jahren den bekannten ruſſiſchen Feldmarſchall Münnich auf Reiſen und Feldzügen begleitet hatte, zuerſt unter einem gewiſſen Stolle, einem Verwandten des auch von uns gelegentlich erwähnten Denner, zum Theater gegangen. 1741 befand er ſich, gleichzeitig mit ſeiner nachherigen Gattin, damaligen Sophie Charlotte Schröder, geb. Biereichel, des großen Schröder Mutter, bei der Schönemann'ſchen Truppe, welche damals in Hamburg, Lüneburg, Schwerin ꝛc. ſpielte. Als nun Frau Schröder, in Folge finanzieller Zerwürfniſſe, aus der Schönemannſchen Truppe austrat und (März 1742) eine eigene Geſellſchaft (zuerſt in Hamburg) gründete, ſo trat, mit andern Gliedern der Schönemann'ſchen Truppe, auch Ackermann zu ihr über. Allein ſchon 1744 war die Schröder genöthigt, ihr Unternehmen aufzulöſen. Ackermann privatiſirte nun einige Zeit, ging dann, in Geſellſchaft der Schröder (deren Mann inzwiſchen geſtorben war), nach Petersburg zur Hilferding'ſchen Truppe. 1749 heirathete er die Schröder: worauf die beiden Eheleute eine neue Geſellſchaft, nun die Ackermann'ſche genannt, begründeten (1752), mit welcher ſie lange Jahre hindurch ganz Deutſchland, bis in die Schweiz und den Elſaß hinein, durchwanderten und die ſich nicht nur Mitglieder wie Eckhof, der Henſel (ſ. u.) zu rühmen hatte, ſondern die auch vor Allem dadurch das dankbare Andenken jedes Theaterfreundes verdient, daß Schröder, Ackermann's Stiefſohn, bei ihr ſeine vornehmſte, wenn nicht ausſchließliche Schule durchgemacht. — Ackermann ſtarb im November 1771, nachdem er ſchon ſeit 1767 die bisher geführten Unternehmungen an ſeine Frau und Schröder übergeben hatte. Ueber ſein Spiel urtheilt der competenteſte Richter, Schröder, der ihn faſt zwanzig Jahre hindurch, auf und außer der Bühne, in der vertrauteſten Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte und der dabei zu perſönlicher Nachſicht (ſie vertrugen ſich nämlich außerordentlich ſchlecht, ja Schröders ganze Jugendgeſchichte iſt ein ewiger, bald heimlicher, bald offener und ſelbſt gewaltthätiger Kampf mit ſeinem Stiefvater) gewiß nicht geneigt geweſen war, folgendermaßen: „Ackermanns Spiel, bis zum Jahre 1756, ſteht noch lebhaft vor meiner Seele. Er glänzte im Auguſt, im Ulfo, im Cato, im Mithridat, im Oedip, im Orosman, im Polieuct, im Beverley. Aus obigen, den Ulfo und Beverley ausgenommen, die ich dreißig Jahre ſpäter antrat, von mir nie geſpielten Rollen, ſind noch ganze Auftritte meinem Gedächtniſſe eingeprägt, und beweiſen, welchen Eindruck er auf mich machte. Freilich ſtand auch damals ſchon der komiſche Schauſpieler weit über dem tragiſchen. Im erſten Fache gab es durchaus keine Rollen, die er nicht vollkommen darſtellte. Ich erinnere mich nicht, in den langen Jahren meiner Beobachtung, eine einzige Uebertreibung von ihm bemerkt zu haben. . . . . Und mit welchen Sprachwerkzeugen hatte die Natur ihn verſehen! O es muß noch Menſchen geben, die ſich ſeines Sir Sampſon, Anton im Philoſophen ohne es zu wiſſen, ſeines Ulfo (im Canut), Sternfels, Paul Werner, Kanzer erinnern. Dieſe mögen beurtheilen, ob er in frühern Jahren, bei gutem

Gedächtniſſe, und des Theaters nicht überſatt, auf Herzen wirken konnte. . . . . Minder vollendet ſpielte er Charakterrollen, die in das Liebhaberfach gehören, deren ich mich aber nur aus dem Jahr 1759 erinnere, z. B. den Mellefont, den Ruhmredigen, den Verſchwender u. a., die er jedoch, zum großen Mißfallen der Straßburger Kunſtrichter, ſeit 1760 an Döbbelin abtrat, und nur im Nothfall wieder übernahm. Ehe Funiger, im Jahr 1754, als Balletmeiſter angenommen ward, erfand Ackermann auch einige Pantomimen und Ballette. In der Spiegelpantomime ſprang der ſtarke Mann, mit wunderbarer Leichtigkeit, durch den ſilberpapiernen Spiegel, und flog, als Pierrot im Wettſtreit, von einem Hauſe zum andern. Seine Bauernhochzeit blieb, viele Jahre hindurch, ein Zugballet. Auch ſpielte er in allen Haupt- und Staatsaktionen, deren komiſche Auftritte aus dem Stegreif geſprochen wurden.“ Siehe das Meyer’ſche Leben Schröders, im ganzen erſten Band; das mitgetheilte Urtheil über Ackermann’s Spiel ſteht p. 16 ſqq. Ein Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Rollen von Anfang 1757 bis an ſeinen Tod ſ. ebendaſ. Bd. II, Abth. 2, p. 112–118. Vgl. auch Schütze, Hamb. Theatergeſch. 315 ſqq. (wo Ackermanns Bramarbas, Geiziger, Paul Werner ꝛc. gleichfalls gerühmt werden, jedoch mit dem Zuſatze: „doch war auch Ackermann nicht ganz von Schönemanns und Kochs Principalfehlern frei, und verſtieg ſich gern in tragiſche Rollen, um ſie — zu verderben“: p. 317). — Auch ſeine Frau, die ſchon genannte Sophie Charlotte, geb. Biereichel, Schröders Mutter, wird in den erſten Rollen des Trauerſpiels, wie auch im Luſtſpiel, als Zaire, Eliſabeth, Eſtrithe (im Canut), Suſanne (im Bocksbeutel), Lady Rutland (im Eſſex) ꝛc. gerühmt. Ihr größtes Verdienſt hatte ſie freilich als Principalin. Auch über ſie iſt ein Urtheil Schröders aufbewahrt, a. a. O. p. 18 ſqq., dem wir Folgendes entnehmen: „Schröders Mutter war in jener Zeit eine treffliche Schauſpielerin. Da ſie die Frauen, die Kinder, und ſogar die Männer der Geſellſchaft zuſtutzte, ſo ſtudierte ſie, im eigentlichen Verſtande des Worts, jede Rolle. Kein falſcher Accent entſchlüpfte, keine Feinheit entging ihr. Sie verfertigte ſelbſt viele Gelegenheitsſtücke und Theaterreden, und verbeſſerte ſehr glücklich die, in den dortigen Schauſpielen nicht ſeltenen, Fehler des Ausdrucks und des Versbaus. In aller Handarbeit, beſonders in der Stickerei, war ſie Meiſterin, und ihr Fleiß gränzt an das Unglaubliche. In gewiſſen Rollen war freilich ihre Stimme zu ſchwach, aber ſelbſt dieſen Mangel erſetzte die Kunſt. Nur ein Fehler hinderte zuweilen die Vollendung ihres Spiels: ſie konnte ihren Thränen nicht einhalten. In Sancio und Sinilde, wo ihr eigner Sohn den vorſtellte, der durch Entdeckung der Wahrheit das Leben ſeiner Mutter retten kann und ſchweigt, ward ſie vom Gefühl überwältigt, daß es minutenlange Pauſen gab, die freilich das Klatſchen der Zuſchauer ausfüllte. Ihre vorzüglichſten Rollen waren Aemilia im Cinna, Eſtritha, Monime, Alzire, Jocaſte, Zaire, Klytemneſtra, Eliſabeth im Eſſex, Phädra, Frau Beverley, Marwood, Melanide, Merope, Iphigenia, Belvidera, und dergleichen. Mit gleichem Beifall ſpielte ſie die Celiante im verheiratheten Philoſophen, Frau Breme im politiſchen Kannengießer, die Zofen im Reich der Todten und Schlaraffenlande, die Salome im Geſpenſt mit der Trommel, die Iſabelle im Poltergeiſt in zwanzig verſchiedenen Geſtalten, Toinette im Kranken in der Einbildung, Martha im verlornen Sohn, Kleanthis im Demokrit, die Betſchweſter, die Widerſprecherin, Henriette im poetiſchen Dorfjunker, die Spielerin, Suſanne im Bocksbeutel, Agnes in der Weiberſchule, Jolly's Eiferſüchtige u. ſ. w. Endlich mögen hier auch noch gleich beider Töchter erwähnt werden, Schröders Stiefſchweſtern. Marie Magdalene **Charlotte Ackermann**, geb. 1757, ſt. 1775, ſoll eine Schauſpielerin von vorzüglichem Talent und bezaubernder perſönlicher Anmuth geweſen ſein: ſ. das Meyer'ſche Buch, beſ. I, 278 ſqq. ſowie II, Abth. 2, p. 133—138, wo ein Verzeichniß ihrer Rollen. Auch der (Reichardtſche) Theat. Kal. f. 1776, p. 91 enthält eine Biographie der Künſtlerin. Ueberaus lieblich und ſchalkhaft im Luſtſpiel, ſoll ſie ihre eigentliche Stärke doch in tragiſchen Rollen gehabt haben: Meyer I, 282; namentlich als Marie Beaumarchais, die ſie das Jahr vor ihrem Tode übernahm (a. a. O. II, 2, 138), ſoll ſie vortrefflich geweſen ſein: Theat. Kal. f. 1786, p. 246. — Auch die ältere Schweſter, **Dorothea**, hat einen bleibenden Namen in der Theatergeſchichte gewonnen, beſonders im Fach der ſentimentalen Rollen: „Vorzüglich glänzte ſie in ſanften, ſchwärmeriſchen und zärtlichen Charakteren, und in der Munterkeit, welcher vergönnt iſt, die Grazien vorwalten zu laſſen. Eliſabeth in der Gunſt der Fürſten, Marie in Götz von Berlichingen, Leonore in Unzers Diego, Orſina, Ariadne, Minna, Miß Palmer in der Entdeckung ſind nie vollkommener dargeſtellt worden“ ꝛc.: Meyer I, 305 ſqq.; vgl. das Rollenverzeichniß I, 2, 123—133. Sie verließ 1778 die Bühne, um die Gattin des Profeſſor Unzer in Altona zu werden. —

Brückner (Joh. Gottfr.) geb. 1730. Die Bühne betrat er zuerſt unter einem gewiſſen Starke, ging dann 1758 zu Koch, dem er, mit kurzer Unterbrechung, bis an deſſen Ende treu blieb. Döbbelin, Kochs Nachfolger in Berlin, engagirte auch Brückner; er ſtarb zu Berlin 1786. Am Vorzüglichſten ſoll er in den komiſchen Rollen geweſen ſein, „die ein außerordentliches Feuer, Anſtand und den Ton der feinen Welt erfordern.“ Im Tragiſchen waren „Tyrannen und Wuth die Leidenſchaften, welche er am Lebhafteſten ausdrückte.“ In ſpäteren Jahren ging er in das Fach der zärtlichen und edlen Väter über, das er gleichfalls ſehr glücklich ausgefüllt haben ſoll. Vgl. die Biographie im Theat. Kal. f. 1787, p. 74—76; ſein Porträt als Götz von Berlichingen ſ. ebendaſ. Jahrg. 1779.

Zu pag. 283: die Stücke, welche Leſſing in dieſer Zeit in Leipzig ſchrieb. Der junge Gelehrte (1747), der Miſogyn (1748), die Juden (1749), der Freigeiſt (1749), der Schatz (1750) ꝛc. S. den erſten Band der Lachm. Ausg.

Zu pag. 284: Chriſt. Felix Weiße. Geb. 1726 zu Annaberg im Erzgebirge, ſt. zu Leipzig 1804; vgl. ſeine Selbſtbiographie, Leipzig 1806. Dem größeren Publikum iſt er heutzutage wohl nur noch durch ſeinen Kinderfreund (zuerſt 1775, in Folge Baſedow'ſcher Anregungen: Selbſtbiogr. p. 170) im Gedächtniß; ſeine übrigen zahlreichen Schriften, insbeſondere auch die vielen hundert Hefte der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“ (ſeit 1757, wo Nicolai ſie gründete; doch gab er ſie ſchon 1759 an Weiße ab: a. a. O. p. 52), eines der wichtigſten und verdienſtvollſten Journale jener Zeit, ſind kaum noch dem Geſchichtsforſcher bekannt. Seine dramatiſchen Arbeiten, die uns hier allein beſchäftigen, ſind verſchiedentlich geſammelt, am Vollſtändigſten (und doch immer noch ſehr unvollſtändig, indem gerade eine der wichtigſten

Seiten von **Weißes** dramatiſcher Thätigkeit, die Singſpiele, darin gänzlich übergangen iſt) in dem „Beytrag zum Deutſchen Theater", fünf Bände, dritte Auflage, 1765 ſqq. Dieſelbe enthält achtzehn Luſt- und Trauerſpiele; die berühmteſten davon ſind: Eduard der Dritte, Trauerſpiel (a. a. O. I, 1—128), Richard der Dritte (ebendaſ. 129—272; vgl. Leſſing in der Hamb. Dramat. II, Nr. 73—83; Lachm. Ausg. VII, 327—373), Roſemunde, Trauerſpiel (II, 141—257), Atreus und Thyeſt (IV, 1—112), Romeo und Julie (V, 1—160); ferner die Luſtſpiele: die Poeten nach der Mode (I, 272—384; ging auf die Kleyriſch-Bodmeriſchen Händel mit Gottſched), die Matrone von Epheſus (II, 417—476; vgl. Selbſtbiogr. p. 15 ſqq.), Amalia (IV, 113—240; von Leſſing für Weißes beſtes Stück erklärt: Hamb. Dramat. I, Nr. 20; a. a. O. p. 91 ſq.) u. ſ. w. Seine Singſpiele (Lottchen am Hofe, die Liebe auf dem Lande, die verwandelten Weiber, der luſtige Schuſter, der Dorfbarbier, die Jagd, der Aerntekranz) erſchienen 1777 in einer eigenen Sammlung: Komiſche Opern von C. F. Weiße, drei Bände. — Vgl. im Allgemeinen Gervinus IV, 375 ſqq. Folgendes mag als Probe der Weiße'ſchen dramatiſchen Muſe dienen. Erſtlich, um dem Leſer einen Begriff zu verſchaffen von der Art und Weiſe, wie er Shakeſpear'ſche Stoffe verarbeitete, eine Stelle aus „Romeo und Julie," die wir nicht beſſer als durch einige Zeilen aus Weißes eigenem Vorbericht einleiten zu können glauben: „Ungeachtet der unendlichen Schönheiten, von denen es voll iſt, war dieſes Stück doch niemals Shakeſpears Triumph. Er hatte ſeine Fabeln nicht aus obangezeigten Originalen, ſondern aus einer höchſt elenden Franzöſiſchen Ueberſetzung, oder welches noch wahrſcheinlicher iſt, aus einer Engliſchen Ueberſetzung jener Franzöſiſchen genommen. Verſchiedene der ſchönſten Situationen ſind daſelbſt ausgelaſſen, andere ſehr unſchickliche hinzugedichtet, und die Hauptcataſtrophe von Juliens Erwachung, da Romeo noch lebt, findet ſich daſelbſt eben ſo wenig: Shakeſpear hat ſie alſo auch nicht genutzt. Im Gegentheil hat er ſein Stück mit vielen trivialen, überflüſſigen und zur Handlung unnöthigen Dingen überladen: der Witz fließt in manchen Stellen ſo über, daß er ins Kindiſche verfällt. Die häufigen Reime, die er dazwiſchen mengt, ſchwächen die Wahrſcheinlichkeit der natürlichen Unterredung, die im dramatiſchen Dialog ſo unentbehrlich iſt, hauptſächlich wo die Scene und Handlung aus dem häuslichen Leben genommen ſind: endlich iſt es, wie Garrick davon ſagt, ſo voll Jingle und Quibble geſtopft, daß man in neuern Zeiten es ſelbſt nicht auf dem Engliſchen Theater ohne große und wichtige Veränderungen vorzuſtellen gewagt hat." Dann das Perſonenverzeichniß: denn auch dies, verglichen mit Shakeſpeare, iſt höchſt charakteriſtiſch:

Montecchio, } Zwey Häupter der vornehm-
Capellet, } ſten Familien in Verona.
Romeo, Sohn des Montecchio.
Julie, Tochter des Capellet.

Fr. von Capellet.
Laura, Vertraute der Julie.
Benvoglio, ein Veroneſiſcher Arzt.
Pietro, Bedienter des Romeo.

Der Schauplatz iſt in den vier erſten Aufzügen auf einem Saale im Palaſte des Capellet, im letzten das Capelletiſche Begräbniß.

Nun die Stelle ſelbſt; — der Leſer erkennt ſogleich, daß es der Pendant iſt zu jener über Alles erhabenen Scene des dritten Actes, jenem Geſpräch auf dem Söller, vor Romeo's Flucht: einem Geſpräch, welches (nach dem Leſſing'ſchen

Ausdruck) Shakeſpeare die Liebe ſelbſt dictirt hat und das hier … Doch der Leſer vergleiche ſelbſt!

Romeo und Julie,

Act I. Auftr. 3.

(Beytrag V, p. 30 fgg.)

Romeo.

Verbanne dieſe Schreckbilder! Höre, Julie! der Prinz hat meinem Vater verſprochen, daß meine Verbannung kurz ſeyn ſolle! noch mehr, er ſelbſt will indeſſen an der Verſöhnung unſerer beyden Aeltern arbeiten. Denke aber, was das für ein Himmel von Glückſeligkeit ſeyn müßte, wenn wir unter den Segnungen ausgeſöhnter Väter und Mütter unſere Liebe vor den Augen der Welt feyern könnten! denke, meine Julie, der Glückſeligkeit!

Julie.

Ja eine reizend liebliche Frucht! ſie hängt aber viel zu hoch, als daß wir ſie erreichen könnten. Ehe wir dahin kommen, iſt ſie längſt abgeſchlagen!

Romeo.

Julie! wenn alles verlohren wäre, keine Hoffnung mehr aufkeimte: ſo ſteht es uns allezeit frey, Deinen erſten Vorſchlag auszuführen. Es wird mir zehnmal leichter ſeyn, mich wieder nach einer kurzen Abweſenheit in Verona einzuſchleichen, um Dich dem feindlichen Geſchicke unter einer Verkleidung zu entreißen. Die Liebe wird uns den Weg zeigen: und können wir da irre gehen?

Julie.

O! was könnte mich Romeo nicht überreden! ich würde Dir glauben, und wenn Du mich überreden wollteſt, daß ich Dich haſſen könnte.

Romeo.

Mantua, wohin ich gehe, iſt kaum eine Tagereiſe von Verona, und wie kurz erſt für die Liebe!

Julie.

Nein, nein; Du ſagſt nicht recht: für die Liebe ganze Welten auseinander!

Romeo.

Du vergißt, daß ſich die Liebe beflügelt, wenn ſie einen Wunſch zu ereilen hat. — Ich laſſe meinen getreuen Pietro hier. Es wird Dir nicht ſchwer fallen, unter Deinen Frauensperſonen eine getreue Freundinn zu finden, der Du Dein Herz und Deine Wünſche vertraueſt: denn wer liebt Julien nicht?

Julie.

So ſey es Laura! ſchon weis ſie den größten Theil meiner traurigen Geſchichte. —

Romeo.

Nun: täglich ſoll Pietro Dir einen Brief bringen; mit jeder Stunde werde ich einen Boten, ein Tageregiſter meiner kleinſten Handlungen fortſchicken. Du ſollſt jeden geheimen Gedanken erfahren: mit jedem Odemzuge will ich Deinen Namen nennen, und jedes Lüftchen ſoll Dir etwas von mir ſagen.

Julie.

Dieß iſt etwas, Romeo! Mein ganzer Gedanke biſt Du! und wenn ich Deinen Namen nicht mehr lallen kann, ſo ſoll ihn mein letzter Odem noch ſeufzen.

Romeo.

Beſuche öfters unſern gemeinſchaftlichen Freund, den Benvoglio! ich will ihm ſagen, daß er ſtets von mir mit Dir redet - -

Julie.

Und glaubſt Du, daß ich ein anderes Wort, als von Dir, anhören würde!

Romeo.

Er wird jede Gelegenheit ſuchen, zu Dir zu kommen - -

Julie.

Er wird ſie haben, Romeo, er wird ſie haben! Das vor Liebe kranke Mädchen wird bald eines Arztes bedürfen; aber wer wird ſie heilen können, als Romeo?

Romeo.

Von allem, was Dich angeht, ſoll er mir Nachricht geben. Jede Stunde habe ich ihm vorgezeichnet, wo er mich treffen ſoll, und ich werde keinen andern Schritt thun, ohne ihn unterrichtet zu haben! — O welches Entzücken! — wann wir uns wieder ſo treu, ſo zärtlich als jemals umarmen werden, wann uns die Freude die Lippen verſiegeln wird, daß wir ſie nur ſtammeln können, unſere von Wolluſt ſchmachtenden Augen aber einander mit einer weit lautern Beredſamkeit den ausgeſtandnen Kummer über unſre Trennung ſagen werden, der nun mit den Thränen, die über Deine glühenden Wangen rollen, auf ewig verfließen wird: dann, o meine Julie, dann ſoll nichts als der Tod uns trennen - -

Julie.

O der Tod! mein Romeo, der Tod! — So entzückend Dein Troſt iſt, ſo ſagt mir immer mein Herz, daß er es erſt ſeyn wird, der uns vereinigen ſoll! Ach daß ich nur in Deinen Armen ſtürbe!

Romeo.

Julie! ſchlage nicht meinen ohnedieß ſchon gebeugten Geiſt vollends nieder; gieb mir immer den erquickenden Troſt, daß ich Dich bald freudiger wieder ſehen werde, mit auf den Weg; er iſt der einzige, der mich ſtärken und mich der Verzweiflung entreißen kann. Nein, meine Julie! thue es nicht, die Zeit des Abſchieds iſt nahe. - - Hörſt Du draußen die Lerche, den Vorboten des Morgens? Ich muß fort, ich muß fort, Julie!

Julie.

Nein, nein, Romeo, es iſt die Nachtigall, und nicht die Lerche! Du darfſt noch nicht fort!

Romeo.

O, wär es ſo! aber ſiehſt Du nicht die Dämmerung ſchon über jene Hügel herüber ſteigen?

Julie.

Nein, Romeo, glaube mir, es iſt der Mond, der zu meinem Troſte, am Himmel verzögert: gönne mir immer noch einige Augenblicke! — Ach! vielleicht die letzten, daß ich Dich ſehe!

Romeo.

Siehſt Du nicht, daß der Mond vor der ſich nähernden Sonne erbleicht? oder Deine Liebe färbet ihn! - - Nun es ſey ſo! Nein, es iſt noch nicht Tag, meine Liebe. Eine Stunde in Deiner Umarmung bezahlt mir tauſendfach meinen Tod.

Julie.

Deinen Tod, Romeo? — Nicht einen Augenblick länger! o fliehe, eilends fliehe, es iſt Tag! - - Gott! wer kommt - -

*

Sodann aus Richard dem Dritten; wobei jedoch zu beachten, daß Weiße zu der Zeit, da er ſeinen Richard ſchrieb, den Shakeſpear'ſchen noch nicht gekannt; vielmehr waren es franzöſiſche Muſter, denen er folgte. — Der nachſtehende Monolog iſt dem Schluß des vierten Akts entnommen, die Situation unmittelbar vor Ermordung der Söhne Eduards:

Richard der Dritte,
Akt IV, Auftr. 5.
(a. a. O. I, 228—231).

Richard. (allein)

Geht nur, Engländer! geht nur! Ihr ſollt ſie ſehn,
Das hochgeprieſne Paar; ſie, meines Zorns Trophä'n!
Bald ſoll ſie dieſe Fauſt gleich einem Sturm ergreifen
Und wie das Laub im Herbſt von ſtolzen Aeſten ſtreifen - -
Bey Gott! ſie ſchreckte mich! — bald ſchäm' ich mich vor mir:
Wie Löwen giengen ſie auf ein gejagtes Thier;
Entathmet, ſtumm, betäubt, ſchaut' ich nach jener Höhe,
Als ob ich ſchon den Tod herunter ſteigen ſähe! —
Und dieſes iſt ein ſanft und zärtliches Geſchlecht?
Hat ſie Gott nicht beſchämt und ich bin nicht gerächt?
(Er zieht den Degen und fühlt ihn an)
Biſt du auch ſcharf genug? — Ja, auf dem Götterſitze
Schlägt nicht ein Jupiter, wie ich, mit dieſem Blitze! - - -
(Er fährt jähling zuſammen)
Ha! welche kalte Hand fuhr über mir dahin? —
Wie? — was? — Ich glaube gar, daß ich ein Träumer bin!
Es war der Tod! — er kommt! mein Freund kennt meine Stimme! —
Komm! ſtähl' ein ſchüchtern Herz, füll' es mit Deinem Grimme!
Es ſträubt ſich — und warum? — Sonſt ſtets ſo muthvoll! —
Ich fürchte mich doch nicht, daß ich itzt morden ſoll? —
Die Feinde meines Glücks? die Räuber meiner Größe? —
Zwey Kinder? weiter nichts, als zween herzhafte Stöße - - -

Und doch — (höhniſch) Ja, dieſes wird vielleicht mir furchtbar ſeyn,
Wenn ſie voll Todesangſt durchdringend: Oheim! ſchreyn?
Wenn ſich der kleine Neck an meinem Halſe windet,
Und mich zu küſſen glaubt, und ſich durchſtochen findet?
Wenn Eduard, den ſchon der Thronen Stolz erfüllt,
Vor ſeinen Bruder ſteht, und für ſich trotzig ſchilt? . . .
Weh ihm! den Augenblick ſoll er nicht überleben,
Und ſein verdammtes Gehirn an harten Mauern kleben! . . .
Mich ſchaudert! — Still! — wer ruft? — Die Stimme Heinrichs! — Ja . . .
Noch einmal! — noch einmal! . . . da kommt ſein Schatten! — da! —
Er ſchreitet auf und ab! — er flieht — er naht ſich wieder! —
Er ſteht! — ſein Auge rollt! — zieht Flammen auf mich nieder!
Er droht! — er winkt! er winkt . . . umſonſt! — ich folge nicht! . . .
Er ſteht! die Erde bebt! . . . weg ſchreckliches Geſicht!
Verdammte Phantaſie! wie oft wirſt Du mich plagen!
Ich Feiger! werd' ich noch zuletzt vor Schatten zagen? . . .
Wo bleibt doch Tyrell? . . . ſtill! — er iſts! . . .

*

Endlich eine Scene aus der Matrone von Ephesus: a. a. O. II, p. 442 ſq.:

Dorias.

Ja, ja, das Glück iſt ſchön, wenn uns ein Jüngling küßt,
Und uns durch Tändeln, Scherz, die Lebenszeit verſüßt.
Allein, wenn Mund und Arm dem beſten Liebſten ſtarren,
Darf man auf keinen Kuß und ſanften Druck mehr harren.
Der Liebe Glück beſteht in Leiden und in Thun —
Ein männliches Geripp was hilft uns dieſes nun?
Kein Gärtner pfropft den Baum, dem Saft und Wurzel fehlet; —
Ja, iſt er einmal todt, was hilfts, daß man ſich quälet?
Nein, was mich anbetrifft: ſtirbt mir einmal mein Mann,
So ſeh ich, wo ich gleich den andern finden kann.

Antiphila.

Mit ihm kam Scherz und Luſt, vor ihm flohn Gram und Sorgen;
Sein Glück war auch mein Glück, und nie erſchien ein Morgen,
Der mich nicht voll Gefühl in ſeinen Armen ſah; —

Dorias.

Es iſt ein herrlich Ding um das Gefühl! ja ja! —

Antiphila.

Wie freudig ſah ich nicht die ſtillen Abendſchatten!
Wie zärtlich ſcherzten wir auf jenen grünen Matten!
Es ſchwieg der ganze Hayn; nur eine Nachtigall,
Nur ein gelinder Weſt, und naher Waſſerfall,
Die unſre Liebe mehr beförderten, als ſtörten,
Was unſre Brautnacht, und alles, was wir hörten

Dorias.

Das glaub ich, ob ich gleich aus Schaam nie zugeſteh:
Doch, liebe Frau, was hilfts? dieß iſt vordem geſchehn.
Was hilft es, wenn der Krug vor Zeiten ganz geweſen?
Vergangnen Wein gehabt, den ich nun auserleſen?
Es giebt noch andern Wein, der ſich auch trinken läßt.
Ein Mann iſt ja noch nicht der ganze Männertroß.
Zudem, ſo ſah ich Sie doch öfters mit ihm ſchmollen. — —
Wie aber? bleibts dabey, daß wir verhungern wollen?

Antiphila.

Ja, theurer Ueberreſt von meinem beſten Mann!
Geliebter Leichnam! dich, dich beth ich ewig an!
Auf ewig will ich mich hier neben dir verſchließen,
In heißen Thränen ſoll mein Lebensreſt verfließen,
Dieß Naß ſey nur mein Trank! dein kalter Kuß mein Brot!
Und ſo erwart ich bald hier neben dir den Tod.

Dorias.

Nein, nein! des Lebens Laſt kann ich noch wohl ertragen:
Und wider Ihre Koſt ſtrebt mein gequälter Magen.
Kurz, da es länger währt, als —

Antiphila.

Ach! was ſeh ich hier?
Der Himmel ſtrafet uns; man öffnet unſre Thür. —
ꝛc.

— Für die Geſchichte der damaligen Singſpiele dürfte nachſtehende Stelle aus Blümner p. 99 ſq. nicht ohne Intereſſe ſein: „Uebrigens gab es damals noch keine für das Singſpiel eigens angenommene Schauſpieler, auch bedurfte es bei dieſen einfachen Compoſitionen keiner kunſtfertigen Sänger; jeder, der Stimme hatte, mußte eine Parthie übernehmen, und erhielt dafür, einer wie der andere, außer ſeinem Solde, für die erſte Aufführung einer Oper 2 Gulden, und für jede folgende 1 Gulden. (Nicolai's Nachrichten über Hiller, in der Berl. Monatsſchrift, 1805, N. 1). Dieſe Gratification ſtieg hernach, zu Koch's großem Nachtheile ſo hoch, daß die erſte Parthie in der erſten Vorſtellung mit 1 Louisd'or, die zweite mit 1 Dukaten, jede andere mit 2 Gulden; in den folgenden, nach eben dieſem Verhältniſſe, mit 1 Dukaten, 1 Thaler und 1 Gulden belohnt wurde.“ Vgl. Plümicke's Berl. Theatergeſchichte, S. 274, 275.

Ebendaſelbſt: unterſtützt durch die anmuthige Hiller'ſche Muſe. Johann Adam Hiller, geb. 1728, ſt. 1804 zu Leipzig, wo er Cantor der Thomasſchule, auch Dirigent der ſchon damals blühenden Gewandhausconcerte war.

Zu pag 290: In Berlin befand ſich das Theater ꝛc. Außer dem eben citirten Buch von Plümicke p. 84 ſqq., das für dieſen Abſchnitt überall zu verglichen, enthalten auch Preuß' Biographie Friedrich des Großen, ſowie die Fr. Förſter'ſchen Biographieen preußiſcher Regenten (Leben Friedrich Wilhelm des Erſten ꝛc.) vorzügliche Beiträge zur Berliner Theatergeſchichte und werden deshalb von Allen, die ſich über Einzelnes genauer zu unterrichten wünſchen, ſorgſam zu vergleichen ſein; für eine Anhäufung weiterer einzelner Stellen aus den gedachten Werken ſchien dem Verf. hier nicht der Ort.

Ebendaſelbſt: Joh. Karl von Eckenberg, mit dem Beinamen der ſtarke Mann. Außer Plümicke p. 186 iſt hier vornämlich Förſter's Friedr. Wilh. I. Th. I. p. 308—318 zu vergleichen. Eckenberg (geb. im Lauenburgiſchen um 1680, geſt. 1748; ſeinen Adel ſoll er vom König von Dänemark erhalten haben) „war von ſo gewaltiger Körperkraft, daß er eine Kanone von zweitauſend Pfund, auf welcher ein Tambour mit der Trommel ſaß, mit einer Hand ſo lange in die Höhe hielt, bis dieſer ein Glas Wein bequem austrank. Zwei der ſtärkſten Pferde waren nicht vermögend, ihn von der Stelle zu ziehen und einen Ankertau zerriß er wie einen Zwirnsfaden." Förſter a. a. O. Hiezu den Umſtand gerechnet, daß Eckenberg vierzigtauſend Thaler beſaß, ſich in Berlin ein Haus kaufte, auch Salzwerke, Fabriken u. dgl. beſorgte, ſo war dies in den Augen eines Regenten, wie Friedr. Wilh. I. Verdienſt genug, ihn ſeinerſeits durch Privilegien und Vorrechte auszuzeichnen. Er gab ihm nicht nur das „General-Privilegium als preußiſcher Hofkomödiant, ſondern übertrug ihm auch das Arrangement gewiſſer Abendaſſembleen (im Gartenhauſe), welche der König ſelbſt zu beſuchen pflegte. Doch weder dieſe noch das Eckenberg'ſche Theater ſelbſt, wiewohl der König unterm 22. December 1732 einen ſcharfen Befehl ergehen ließ: „daß bei namhafter Strafe alle zu Berlin befindlichen Collegien Komödienbillets löſen und täglich einige ihrer Mitglieder nach der Reihe als Deputirte dem Schauſpiele beiwohnen ſollten" (Förſter, 315), hatten rechten Fortgang: ſo daß Eckenberg noch vor dem Tode des Königs, 1738, Berlin verließ.

Zu pag. 286: Schuch und ſeine Frau. Siehe Chronol. p. 99. Plüm. 240. 251. Brandes I, 230 fgg. Vgl. eben p. 218.

Ebendaſelbſt: Die Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters. Vgl. Gervinus IV, 370. Sie erſchien zuerſt Stuttg. 1750 in vier Heften; der Inhalt iſt bei Jördens III, 391 fg. genau verzeichnet. Auch die Theatral. Bibliothek v. 1754 (Gerv. 371; Lachm. Ausg. IV, 186 fgg.) gehört hieher.

Zu pag. 288: in dem vierzehnten Stück der Hamb. Dramat. Lachm. Ausg. VII, 62 fgg.

Zu pag. 289: in Wien, wo die Hanswurſtkomödie noch in vollem Flor war ꝛc. Vgl. die anziehende Schilderung des Wiener Theaters in Nicolai's Reiſe, Bd. IV.

Ebendaſelbſt: Shakeſpeare. Vgl. die vortreffliche, den Gegenſtand, namentlich für das achtzehnte Jahrhundert, erſchöpfende Abhandlung von Ko-

Stahr: Shakeſpeare in Deutſchland, im erſten Jahrg. (1843) des Literarhiſt. Taſchenbuchs; dieſelbe iſt auch dem Nachfolgenden überall zu Grunde gelegt.

Zu pag. 292: **Niemand hat dies tiefer erkannt . . . als Goethe.** S. Dichtung und Wahrheit, III: S. W. XXV, 106 fg.

Ebendaſelbſt: das Theaterſchickſal der Minna von Barnhelm. Das Nähere hierüber ſ. in einem ſehr gehaltvollen Programm des Herrn Dr. Paſſow in Meiningen: Ueber Leſſings Minna von Barnhelm — einem Schriftchen, welchem, um ſeines ſchönen und anmuthigen Inhaltes willen, wohl eine größere Verbreitung zu wünſchen wäre, als dergleichen Schulſchriften ſie ihrer Beſtimmung nach zu finden pflegen. — Bei der erſten Darſtellung zu Hamburg gab Ackermann den Wachtmeiſter, „eine ſeiner Triumphrollen,“ Frau Henſel die Minna, Eckhof Tellheim, Borchers den Wirth, die Mecour die Franziska ꝛc. Schütz, 347 fg.; vgl. 372. — S. auch Plümicke, p. 262.

Zu pag. 294: **mit Künſtlern wie Starke, Krüger, Böck, Schröter, Borchers, die Henſel, vor Allem Eckhof.** — Ueber die Henſel und Eckhof ſ. unten zu Vorl. VIII. — Joh. Ludw. Starke, geb. zu Breslau 1723, †. 1769. Er hatte, als Student, das Theater zuerſt 1741 in Leipzig unter Schönemann betreten; ſpäter ging er zur Ackermann'ſchen, dann wieder zur Schönemann'ſchen, dann zur Koch'ſchen Truppe. 1766 ging er nach Wien, kehrte jedoch bald zu Koch zurück. Als ſeine Hauptſtärke werden alle diejenigen Rollen bezeichnet, „welche Kälte, Treuherzigkeit und Laune erfordern. In ſeiner Jugend ſpielte er auch viele komiſche Bediente ſehr glücklich und noch in ſeinem Alter den Juſt (in Minna von Barnhelm) zu Wien mit Beifall. In zärtlichen Alten, die er häufig übernahm, drückte er innige Empfindung aus. In allen Rollen aber wußte er ſeine nicht allzeit fertige Declamation durch ein originelles und mannigfaches Geberdenſpiel zu unterſtützen. Der einzige Fall, wo er zuweilen am unrechten Orte ſtand, waren tragiſche Tyrannen ꝛc.“ Chronologie, p. 29; vgl. Meyer im Leben Schröders, II, Abth. 2, p. 215. — Noch größeren Ruhm, als er, erlangte ſeine Frau, Johanne Chriſtiane, geb. Gerhard, gleichfalls zu Breslau geboren, 1731. Mit ſiebzehn Jahren an Starke verheirathet, machte ſie ihren erſten theatraliſchen Verſuch 1748 bei der Schönemann'ſchen Truppe; bereits wenige Monate ſpäter, April 1749, als Lottchen in Gellerts zärtlichen Schweſtern, ſah ſie ſich durch den lebhaften Beifall des Leipziger Publikums ausgezeichnet. Von da an ſtieg ihr Ruhm mit jedem Jahre; Hagedorn, Schiebeler, Gotter, Eckhof u. A. haben ſie beſungen. Nach dem Tode ihres Mannes blieb ſie bei Koch's Geſellſchaft, bis auch dieſer ſtarb (1775). Dann ging ſie nach Gotha, wo Eckhof damals die Direction hatte; doch ſoll ſie hier beim Hofe kein Glück gemacht haben. 1777 wurde ſie, durch Gotter's Vermittlung, von Schröder engagirt; ihr erſtes Auftreten in Hannover, als Alte Graun in Gotter's Jeannette, ſoll von außerordentlichem Beifall begleitet geweſen ſein, ſo daß ſie in der Folge als eines der bedeutendſten Mitglieder des Schröder'ſchen (oder wie es damals noch hieß, Ackermann'ſchen) Theaters galt. Auch blieb ſie demſelben treu, bis ſie ſich im J. 1797, gleichzeitig mit Schröder ſelbſt, gänzlich von der Bühne zurückzog. Ihre vorzüglichſte Rolle aus dieſer ſpäteren Zeit ſoll die Oberförſterin in „Ifflands Hageſtolzen geweſen ſein; aus früheren Jahren wird vornämlich ihre Charlotte im Verliebten Philoſophen, Roſalie in der Melanide, Sara Sampſon ꝛc. gerühmt. Meyer a. a. O. 215—231 hat eine ausführliche Biographie der Künſtlerin geſchrieben; er ſchließt dieſelbe mit einem allgemeinen Urtheil über die „Schönemann'ſche Schule", das wir, eben ſeiner Allgemeinheit wegen, hier auszugsweiſe herſetzen wollen (p. 229 fg.): „Wie kam es nun, daß, bei ſo vieler Kunſt und Wahrheit, dieſe Schauſpielerin nicht überall, und nicht in allen Rollen gefiel? Weil ſie den allgemeinen Fehler der Schönemann'ſchen Schule hatte: Sprache und Armbewegungen waren in vornehmen Charakteren geziert. Wer ſich der Eckhof, der Koch, der Löwen, der Bock erinnern kann; wer die Schülerin der Starke, Ilſe Winthoff, wer Eckhof, Koch und Brückner ſah, wird mir Recht geben. Selbſt Schröders Mutter, ſo kurze Zeit ſie auch bei Schönemann verweilt, war nicht gänzlich von dieſen Fehlern frei. Nur bei Ackermann und Eckhof fanden ſie nicht Statt. Die Schönemann'ſche Geſellſchaft hatte ſich größtentheils in kleinen Schauſpielhäuſern behelfen müſſen; ſie bedurfte keiner Anſtrengung der Stimme. Das Geſetz der Anſtändigkeit, in geſitteter Geſellſchaft die Stimme nicht zu ſehr zu erheben, ward ihr zur Gewohnheit. Der Starke um ſo mehr, da ſie in ihrer Jugend hauptſächlich in zärtlichen Rollen glänzte. Daher kam es, daß ſie ſpäter, in den erſten Auftritten der Claudia, und in mehreren lauten Rollen, unverſtändlich war; dagegen aber, in dem Auftritte mit Marinelli, die Löwin nicht brüllen ließ, ſondern die goldne Lehre der Mäßigung ausübte, die Shakeſpeare im Hamlet giebt. . . . . Jene Gewohnheit des Leiſeredens, verbunden mit der einförmigen, gezierten Armbewegung, hinderte die Starke, im hohen oder heroiſchen Trauerſpiel bewundert zu werden; und ſie ſtand in dieſem Fache der Seyler (d. i. Henſel: ſ. unten) nach. Die Schauſpielerinnen der Schönemann'ſchen Schule hatten im Trauerſpiele beſtändig ein weißes Tuch in der Hand. Schon hierdurch entſtand Einförmigkeit und Geziertheit" ꝛc. — Ueber Krüger ſ. o. p. 264. — Bock (Joh. Mich.) geb. 1743 zu Wien. Sein erſtes Auftreten fand 1762 ſtatt, bei der Ackermann'ſchen Truppe; ſpäter, unter Eckhof's Direction, war er in Gotha engagirt. Nach Auflöſung des dortigen Theaters kam er nach Mannheim, wo er bis an ſeinen Tod (1793) als einer der beliebteſten Darſteller, hauptſächlich in ſ. g. Charakterrollen, thätig war. Doch wollte Schröder, von dem einige Urtheile über Bock aufbewahrt ſind (aus ſeiner früheſten und ſeiner ſpäteſten Zeit, nämlich von 1766 aus Hamburg: Meyer's Leben Schröders I, 147, ſowie aus Mannheim von 1792: ebendaſ. II, 70 fgg.) ihm immer nur „zwar Fertigkeit, aber keine innere Geiſteskraft" zugeſtehen und ihn überhaupt den „großen" Schauſpielern nicht beigezählt wiſſen: I, 147. Vgl. Chronol. 218. — Auch Bock's Frau, Sophie geb. Schulz, geb. um 1745 zu Lauenburg, zuletzt Mitglied des Gothaiſchen Theaters (unter Eckhof), wird rühmend erwähnt, beſonders in ſogenannten Beinkleiderrollen; bei der Schönemann'ſchen Truppe, um 1754, war ſie förmlich als Chevalier engagirt. Auch ihre Marwood (in der Sara) ſoll alles Lob verdient haben. S. Schröders Urtheil über ſie a. a. O. I, 142; Chronol. 171. — Ueber Schröter's Lebensumſtände habe ich nichts Genaueres finden können; nur ſo viel ſteht feſt, daß er mit dem Andreas Schröter der Chronologie (p. 57 und öfters) nicht verwechſelt werden darf. Schröder († 3. 1786; a. a. O. I, 145) nennt ihn einen Schauſpieler, der

„allgemein gefiel und zu gefallen verdiente. . . . Es giebt bedeutende Bühnen, die ſtolz darauf ſein konnten ſeines Gleichen zu beſitzen." Beſonders als Luſignan, ſowie als Jerlis im Mann nach der Welt ſoll er ſich ausgezeichnet haben. — **Borchers (David)** geb. zu Hamburg 1744, ein Schauſpieler von den außerordentlichſten Mitteln und einer wahrhaft überſtrömenden Genialität: nur daß er dieſelbe, auf der Bühne ſo wenig wie im Leben (er war namentlich ein leidenſchaftlicher Spieler, als welcher er ſogar einmal ſeine eigene Frau auf die Karte geſetzt haben ſoll) zu zügeln und auszubilden verſtand. — Der Chronologie p. 229 gilt er noch i. J. 1775 als „der Einzige, der uns den Verluſt Eckhofs einigermaßen erſetzen kann." Meyer im Leben Schröders I, 145 urtheilt über ihn folgendermaßen: „Borchers gehört zu den ſeltenen Beiſpielen, die mich überreden konnten, es ſey zuweilen nachtheilig, zu viel Talent zu beſitzen. Er ward nicht, was er werden können, weil er zu ſchnell ward was Wenige ſind. Wahrheit, Sicherheit, Ungezwungenheit, Mannigfaltigkeit, Verſtändlichkeit und Eindringlichkeit der Sprache, ohnerachtet geläuterte Reinheit ihr abging, unerſchütterliche Geiſtesgegenwart, und treffender, niemals unzeitiger Witz, würden auf einer Bühne, die keiner gelernten Worte bedurft hätte, alles um ihn her verdunkelt haben. . . . Wie viel er dennoch leiſtete, kann für eine Art Wunder gelten. . . . Wirklich kam er von allen, die ſich neben und nach Eckhof gebildet, dieſem Muſter am nächſten, ohne es ſklaviſch nachzuahmen, oder deſſen Fehler als Vorzüge aufzugreifen. Er beſaß, beſonders in ernſten bürgerlichen Alten, die Ruhe des Spiels, die Herzlichkeit, Einfachheit, und ungeſpreizte Würde, die des gelernten Anſtandes entbehrt, ohne ihn vermiſſen zu laſſen. Sein Vortrag der Verſe war nicht minder richtig, obgleich weniger wohlklingend. Im Komiſchen hatte er eigenthümliche, unerſchöpfliche, innere Lebendigkeit, die nie in Uebertreibung ausartete; und, wie er als Jüngling Alte mit Glück geſpielt hatte, ſpielte er noch als Mann junge, unbeſonnene, liederliche Burſche, z. B. den Tony Lumpkin, den Fähnrich in der Juliane von Lindorack, mit einer Leichtigkeit und Laune, die jeden Zuſchauer täuſchte, und vielleicht nie erreicht, ſicherlich niemals übertroffen iſt. Seine Charakterrollen hatten einen Stempel, den allein das Genie erreicht. . . . Er verkünſtelte nie: und gab er nicht immer was der Kunſtrichter fordern darf, ſo gab er dagegen bei keiner Gelegenheit, was der Schauſpieler nicht geben ſoll." Vgl. ebendaſ. 296. 322.

Ebendaſelbſt: Einige Privatleute, ein Kaufmann, ein ehemaliger Schauſpieler ꝛc. Nämlich Bubbers, Tillemann und Seyler, welcher Letztere ſich ſpäter als Director in Weimar, Gotha, Mannheim ꝛc. einen ſehr geachteten Namen machte; ſ. u. Auch dieſe hamburgiſche Entrepriſe pflegt nach ihm die Seyler'ſche genannt zu werden. Ihre Geſchichte haben Schütz p. 333 ſqq. Meyer I, 180—185 ausführlich erzählt. Auch die berühmte, von Löwen verfaßte „Vorläufige Nachricht von der auf Oſtern 1767 vorzunehmenden Veränderung des Hamburgiſchen Theaters" (Herbſt 1766) findet ſich bei Meyer II, Abth. 2, p. 31—37 abgedruckt. Es iſt richtig, daß von den außerordentlichen Verſprechungen, welche dieſes Programm machte, wenig, ſogar nichts gehalten worden iſt: allein ſchon daß dergleichen Verſprechungen gethan wurden, daß man einen Augenblick wenigſtens an eine wirklich kunſtmäßige, auf äſthetiſche Principien gegründete, nach äſthetiſcher Einſicht geleitete Bühne dachte, und das

Alles bereits i. J. 1767 — ſchon dies macht das Löwen'ſche Programm zu einem für die Theatergeſchichte höchſt merkwürdigen Document. — Vgl. auch Brandes II, 81 fgg.

Zu pag. 295: Cronegk's Olint und Sophronia. Joh. Friedr. Freiherr von Cronegk, geb. zu Anſpach 1731, ſt. 1758, wurde beſonders durch ſeinen „Codrus" berühmt, der, wiewohl in Wahrheit noch ein ziemlich Gottſched'ſches Product, dennoch mit dem 1757 von Nicolai ausgeſetzten Preiſe für das beſte Trauerſpiel gekrönt ward; vgl. Weiße's Leben p. 47 fg. Sein „Olint und Sophronia" hat eine ausführliche Beurtheilung von Leſſing erfahren, zu Anfang der Hamb. Dramat. — Gleichzeitig mit ihm ſtarb Joachim Wilh. von Brawe, geb. zu Weißenfels 1738, Verfaſſer zweier Trauerſpiele „der Freigeiſt" und „Brutus", welche 1768 von Leſſing herausgegeben wurden. — Beide, Cronegk und Brawe, pflegen in den Literargeſchichten als vielverſprechende Talente, deren glänzende Entfaltung nur ihr früher Tod gehindert, ausführlich erwähnt zu werden; hält man ſich an das, was von ihren Leiſtungen wirklich vorliegt, ſo kann man nicht wohl umhin, ſie, als ziemlich Ebenbürtige, jener mittleren Gottſched'ſchen Fraction, der Fraction der Schlegel, Weiße u. zuzuſchreiben, deren oben des Näheren gedacht worden. — Vgl. Gervinus IV, 372 fgg.

Ebendaſelbſt: die Mecour, die Löwen. Eliſe Mecour, geb. Preißler, geb. 1735 zu Frankfurt am Main. 1754 betrat ſie die Bühne, unter Schuch; ſchon im folgenden Jahre ging ſie zu Koch, wiederum im nächſten zu Döbbelin nach Weimar: wie ſie denn überhaupt wanderluſtiger Natur war und auf den meiſten deutſchen Bühnen geſpielt hat. Und zwar auf keiner, ohne zu gefallen; ſie iſt eine der berühmteſten Soubretten, welche das deutſche Theater beſeſſen hat. Ihr letztes Engagement hatte ſie in Wien, wo ſie Ende des vor. Jahrh. geſtorben. S. Chronol. 172 fgg. Ein eigenthümliches Gedächtniß hat ſie ſich dadurch geſtiftet, daß ſie es war, welche an Leſſing, bei Gelegenheit der Hamburger Dramaturgie, das Verlangen ſtellte, von ihm unbeſprochen zu bleiben, im Guten wie im Böſen. — E. L. D. Schönemann, verehlichte Löwen (geb. 1733 zu Lüneburg, ſt. zu Roſtock 1783, nachdem ſie das Theater bereits ſeit Ende der ſechziger Jahre verlaſſen) ſoll im Luſtſpiel eine vorzügliche Darſtellerin geweſen ſein; im hohen Trauerſpiel dagegen ſoll ſie die allgemeinen Fehler der Schönemann'ſchen Schule (ſ. o.) getheilt haben. Vgl. Meyer I, 182. Ein Urtheil Leſſings über ſie ſ. Hamb. Dramat. Nr. VII; S. W. 8, p. 37.

Achte Vorleſung.

Die Stürmer und Dränger: Gerſtenberg, Lenz, Klinger. Shakeſpearomanie. — Goethe. Göz von Berlichingen. Deſſen Aufführung in Hamburg. — Zuſtand der damaligen Schauſpielerwelt: Eckhof; Schröder. — Einführung Shakeſpeare's auf der deutſchen Bühne. Hamlet; Brockmann. — Das Theater in Berlin: Koch; Döbbelin. — Anfänge der Weimar'ſchen Bühne. — Das Theater in Mannheim. — Schiller.

Meine neuliche Vorleſung umfaßte den Zeitraum von Mitte der vierziger bis in die ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Wir ſahen, wie während dieſes ganzen Zeitraums Leſſing den Mittelpunkt der deutſchen Bühne, dieſe Bühne ſelbſt den Mittelpunkt von Leſſing's Leben, den heimathlichen Herd gleichſam bildete, zu dem er von allen Wanderungen und Irrfahrten jederzeit treulich zurückkehrte: dergeſtalt, daß wir die verſchiedenen Epochen in dem perſönlichen Bildungsgange dieſes vortrefflichen Mannes, ſeinen Kampf gegen Gottſched und die Nachahmung der Franzoſen, ſeine Einführung des bürgerlichen Trauerſpiels, ſeine Begeiſterung für Shakeſpeare, endlich die von ihm verſuchte Verſchmelzung des romantiſchen, Shakeſpear'ſchen mit dem antiken, griechiſchen Element (in Emilia Galotti und ganz beſonders in Nathan) — daß, ſage ich, wir dieſe verſchiedenen Epochen in Leſſing's eigener Bildung und Entwicklung als eben ſo viele Uebergänge und Bildungsepochen unſerer Bühne ſelbſt betrachten durften.

In dem heutigen Vortrage nun haben wir das Theater zu jener klaſſiſchen Periode unſerer Literatur hinüber zu geleiten, welche ſich an die Namen Goethe's und Schiller's anknüpft: eine Periode, welche ſich weſentlich als die Vollendung und Verwirklichung deſſen darſtellt, was ſich zuerſt in Leſſing theoretiſch verkündigt hatte. Wie Leſſing, als deſſen eigenthümlich hiſtoriſche That wir dies erkannten, daß er die Autonomie der Kunſt, das Geheimniß der Schönheit, welches in dunklem, ahnungsvollem Drange die geſammte damalige Zeit durchzuckte, zuerſt in deutlichen Worten ausſprach und verkündigte — wie auf dieſe Weiſe Leſſing das Bewußtſein, ſo ſtellt Goethe die Energie, die lebendige Wirklichkeit des ſchönen, des künſtleriſchen Subjectes dar: welches hinwieder in Schiller die Grenzen der bloß ſubjectiven Welt, das bloße Fühlen, Genießen und Geſtalten des eignen Ich zu verlaſſen und ſich zum hiſtoriſch erfüllten, zum politiſchen Subject zu erweitern ſucht.

Auf der Grenze dieſer neuen Epoche, im Uebergange von Leſſing zu Goethe, ſtehen jene ſogenannten Stürmer und Dränger, deren ich am Schluß meines letzten Vortrags erwähnte. Auch für dieſe, ſo wenig Verwandtſchaft ihre wüſte, lärmende Erſcheinung auch mit der klaren Beſonnenheit, der nüchternen Schärfe, dem feinen, plaſtiſchen Sinne Leſſing's und ſeiner Weltanſchauung zu haben ſcheint, und ſo wenig Leſſing ſelbſt ſich geneigt fühlte, dieſe Verwandtſchaft anzuerkennen, ſo gehen doch in der That auch dieſe Stürmer und Dränger von Leſſing aus, oder ſtehen wenigſtens in innigſtem Zuſammenhange mit ihm.

Der große Grundſatz, welchen Leſſing für die Kunſt aufgeſtellt hatte, daß nämlich die Natur die wahre Grundlage aller künſtleriſchen Schöpfung ſei, und daß die Kunſt in letzter Inſtanz überhaupt keinen andern Gegenſtand, keinen anderen Inhalt habe, als allein das bewegte, leidenſchaftliche Gemüth — dieſer große äſthetiſche Grundſatz war von einer begeiſterten und talentvollen Jugend zu einem allgemeinen Grundſatz nicht bloß der Literatur, ſondern zugleich des praktiſchen Lebens, einem allgemeinen Geſetz, nach welchem auch die wirkliche Welt ſich richten und bilden ſollte, erhoben worden. Wie Leſſing die Literatur von allem conventionellen Herkommen, allen überlieferten Satzungen befreit hatte, ſo wollte dies junge, ſtürmiſche Geſchlecht auch aus dem Leben ſelbſt alles leere Herkommen, alle todte Form entfernen. Die Natur, zu welcher Leſſing in der Kunſt zurückgeleitet hatte, ſollte auch das geſellſchaftliche Daſein durchdringen und reinigen und auch hier einen Zuſtand der Unmittelbarkeit zurückführen, wie man ihn ſo eben in der Literatur wieder gewonnen hatte; auch in der Praxis des Lebens ſollte die Leidenſchaft das einzig berechtigte, das einzig giltige Geſetz alles Denkens, Fühlens und Handelns ſein.

Es war der erſte jugendliche Verſuch unſerer Literatur, eine urſprünglich literariſche zu einer praktiſchen, einer politiſchen Bewegung zu erweitern und das theoretiſche Bewußtſein mit den praktiſchen Zuſtänden auszugleichen. — Bei einer Nation von mehr hiſtoriſchem Leben, von größerer politiſcher Gewöhnung würde auch das Reſultat ohne Zweifel ein politiſches geweſen ſein: ähnlich wie in Frankreich, wo zu derſelben Zeit und auf ganz ähnliche Weiſe Rouſſeau und Diderot die Rückkehr zur Natur, den Umſturz der verdorbenen geſelligen Formen predigten — und wo dieſer Zuruf der Literatur ſein ſchließliches Echo fand in der Thatſache der Revolution!

Bei uns Deutſchen dagegen überwog das literariſche Element viel zu ſehr, wir waren der praktiſchen Thätigkeit viel zu entwöhnt, viel zu ſehr in Anſpruch genommen, viel zu befriedigt von der Aeſthetik, der Kritik und der Speculation überhaupt, als daß nicht auch dieſe revolutionäre Bewegung der Stürmer und Dränger, trotz des gewaltigen Anſatzes, welchen ſie nahm, ſchließlich in eine bloß literariſche Revolution hätte verlaufen ſollen. Man fühlte wohl (um mit Hamlet zu reden, dem Lieblingshelden dieſer forcirten und doch ſo ſchwächlichen, ſo hohlen Epoche) man fühlte wohl, daß die Welt aus den Fugen ſei: aber ſie wieder einzurichten, fand man, gleich dem Prinzen von Dänemark, in ſich weder Kraft noch Neigung.

So blieb dieſe Oppoſition denn eine bloß formale, leere, inhaltloſe. Statt der großen Thaten, von denen man ſprach, die man verkündigte, nach denen man ſelbſt ſich ſehnte, begnügte man ſich, kleine, ſeltſame Bücher zu ſchreiben; ſtatt jenes großen Dramas der Geſchichte, dem unſre Nachbarn im Weſten entgegeneilten, waren wir Deutſche es zufrieden, Dramen zu ſchreiben für die Welt der Lampen, Tyrannen hinzurichten in effigie auf den Brettern, Revolutionen zu machen mit abenteuerlichen, formloſen, überſchwenglichen Theaterſtücken. —

Denn auch für dieſe neue, ſtürmiſche Richtung, wie dieſelbe ſchon äußerlich, in dem üblich gewordenen Namen der Stürmer und Dränger, der bekanntlich einem Klinger'ſchen Schauſpiel von 1775 entlehnt iſt, auf das Theater hindeutet, ſo auch im Uebrigen bildet das Theater den eigentlichen Brenn- und Mittelpunkt ihrer Thätigkeit, den vorzüglichſten Tummelplatz ihrer wunderlichen Verſuche. Zum Theater führte ſie der Vorgang Leſſing's, zum Theater das Beiſpiel Shakeſpeare's, den ſie als ihren Gott, mehr noch: ihren Götzen verehrten, zum Theater ihr eigner, gährender Inhalt, die Kriſis ihres eigenen Weſens, die nur in der dramatiſchen Form ein entſprechendes Abbild fand. Gerſtenberg in ſeinem Ugolino, Lenz, bei welchem ſich die forcirte Genialität, die Ueberſchwenglichkeit des dichteriſchen Enthuſiasmus auf eine eigenthümliche Weiſe verband mit ganz beſtimmten, proſaiſchen, ja empiriſchen Tendenzen, Klinger, der Maler Müller u. ſ. w. bilden die vorzüglichſten Repräſentanten dieſer Epoche, zu welcher man, um ſie vollſtändig zu begreifen, auch die Genoſſen des Göttinger Bundes mit ihrem nationalen wie ſittlichen Rigorismus, die Bardendichter, den Lavater'ſchen Kreis, die Erneuerung des Volksliedes durch Herder, die Kritik der Frankfurter Anzeigen ꝛc. hinzurechnen muß: Alles Offenbarungen des Einen Strebens, überall, wo es auch ſei, zur Natur — freilich nicht mehr jener ſchönen, nur ſcheinbaren Natur Leſſing's, vielmehr der rohen, nackten Natur zurückzulenken und kein anderes Geſetz anzuerkennen, als den unmittelbaren Drang, den bewußtloſen Inſtinct des eigenen Herzens!

Was unter dieſen Umſtänden aus den dramatiſchen Verſuchen werden konnte, in denen dieſe Richtung ſich abmühte und welche Geſtalt unter ihren Händen das deutſche Theater annehmen mußte, läßt ſich leicht ermeſſen. Shakeſpeare, von dem ſie nur das Ungeheure, das Regelloſe ſahen, nicht jenes geheime Geſetz des Schönen, das alle Shakeſpear'ſchen Schöpfungen in ihrem tiefſten Grunde zuſammenhält und welches Leſſing im Sinne hatte, als er, in einer Ihnen neulich mitgetheilten Stelle der Dramaturgie, Shakeſpeare den Dichter nannte, der Alles blos der Natur zu verdanken „ſcheine“ — Shakeſpeare war dieſen jungen tumultuariſchen Geiſtern nur ein Freibrief zu allem Form- und Regelloſen überhaupt: nicht die falſchen Geſetze der Franzoſen — alle Geſetze überhaupt glaubten ſie in ſeinem Namen abſchaffen und verwerfen zu dürfen. Einheit der Handlung, Uebereinſtimmung der Charaktere, Würde und Wahrheit der Sprache, das Alles waren Dinge, welche bei dieſen Verſuchen nicht im Mindeſten mehr in Anſchlag kamen. Im Gegentheil: je abenteuerlicher die Handlung, je gewaltſamer die Situationen, je ſchroffer die Charaktere, je geſchraubter, zerſtückelter die Sprache, mehr ein Stammeln, ein Lallen der Leidenſchaft, ein roher Naturſchrei, als ein eigentliches Sprechen, je alberner endlich die Späße, je froſtiger die Wortſpiele, je gezwungener die Vergleiche, um ſo mehr meinte man Shakeſpeare erreicht zu haben, um ſo näher fühlte man ſich dieſem unvergleichlichen Genius verwandt. Lenz, dieſer verſchrobenſte Geſelle, der bald darauf in Wahnſinn endete, galt, eben um dieſer Verſchrobenheit willen, in ſeinem Kreiſe für nichts weniger als den deutſchen Shakeſpeare — und er ſelbſt vermuthlich hielt ſich noch für ein gut Stück mehr.

Aus der Mitte dieſer formloſen, unklaren Erſcheinungen nun, gleich einer Sonne aus Nebeln, erhebt ſich Goethe's prächtig leuchtende Geſtalt. — Auch Goethe ſteckt mit den Wurzeln ſeines Weſens in dieſer Epoche der Stürmer und Dränger. Wie er der Mehrzahl von ihnen, einem Lenz, Klinger ꝛc. perſönlich verbunden war und einige Zeit lang gemeinſame Wege mit ihnen ging, ſo theilt er auch im Uebrigen den äſthetiſchen wie moraliſchen Standpunkt jener Zeit, ihren Naturenthuſiasmus, ihre unbedingte Hingabe an Shakeſpeare, ihren revolutionären Haß gegen alle Regeln und alle Geſetze; gleich jener Zeit überhaupt, lag auch er damals krank an dem Widerſpruche der Poeſie mit der Wirklichkeit, der Natur mit der Bildung.

Allein während die Andern ſich in Hamlet'ſchen Unmuth einſam verzehrten, oder, im beſten Falle, den Ausdruck ihres Weſens nur in formloſen, unkünſtleriſchen Schöpfungen fanden, ſo dagegen hatte Goethe'n (wie er ſelbſt einmal ſeinen Taſſo ſich rühmen läßt) — hatte Goethe'n, ſage ich, „ein Gott verliehn zu ſagen, was er leide." — Beſtimmt, die ſubjective Richtung unſerer Poeſie zur Vollendung zu bringen und die verkörperte ſchöne Perſönlichkeit unſerer Literatur zu werden, hatte Goethe die Gabe des Schönen, das Talent künſtleriſcher Geſtaltung von der Natur als Mitgift empfangen. Harmoniſch, von Schönheit erfüllt, wie ſein Aeußeres, war auch ſein innerſtes, geiſtiges Weſen: jenes Bewußtſein des Schönen, das Leſſing ſich in mühſamer Arbeit errungen, beſaß Goethe als einen unmittelbaren Inſtinct ſeiner Natur.

Es giebt von Goethe ſelbſt, mitten aus dieſer früheſten, überſchwenglichen Epoche, eine Aeußerung über die Form dramatiſcher Stücke, welche auf eine intereſſante Weiſe darthut, wie tief dieſes Gefühl des Schönen, Kunſtgemäßen in ihm begründet war, und wie ſchon damals, unter dem wüſten Tumult der Stürmer und Dränger, in Goethe dennoch eine lebendige Ahnung wohnte von jener ſchönen Form, welche allerdings von keinen äußern Vorſchriften abhängig, durch keine äußeren Mittel erreichbar iſt, die aber jeder wahrhaft poetiſche Stoff als nothwendige Eigenſchaft, als Seele gleichſam in ſich trägt. „Es iſt endlich einmal Zeit,“ heißt es in einem ſeiner früheſten Aufſätze, „daß man aufgehört hat, über die Form dramatiſcher Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alle hieß, und daß man nun mehr ſtracks auf den Inhalt losgeht, der ſich ſonſt ſo von ſelbſt zu geben ſchien. Deßwegen giebts doch eine Form, die ſich von jener unterſcheidet, wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt ſein will. Unſer Kopf muß überſehen, was ein andrer Kopf faſſen kann, unſer Herz muß empfinden, was ein andres fühlen mag. Das Zuſammenwerfen der Regeln giebt keine Ungebundenheit, und wenn ja das Beiſpiel gefährlich ſein ſollte, ſo iſt's doch im Grunde beſſer, ein verworrenes Stück machen, als ein kaltes.“ — Alſo nur beſſer, obenein nur beſſer als ein kaltes, ein nüchternes! nicht unbedingt gut, nicht die Verworrenheit, die Formloſigkeit zum Prinzip gemacht, wie von den Stürmern und Drängern geſchah!

Dieſer Inſtinct des Schönen, dieſes innerliche formale Bewußtſein zeigt ſich nun auch in der erſten größeren Schöpfung des Goethe'ſchen Genius, der erſten, mit welcher Goethe vor die Oeffentlichkeit trat. Man muß, um die Geſetzmäßigkeit zu empfinden, welche, bei aller ſcheinbaren Formloſigkeit, den Götz von Berlichingen innerlich zuſammenhält, dieſes Stück in Vergleich bringen mit den gleichzeitigen Erzeugniſſen der früher genannten Dichter, eines Lenz, Klinger, Müller u. ſ. w. Auch hier, in Götz, war Nachahmung Shakeſpeare's: aber nicht jene ſklaviſche welche ſich darin geſiel, gerade die Abſonderlichkeiten, das Unverſtändliche und Ungeheure des Originals nachzuahmen; auch hier Ungebundenheit der Form, aber nicht Auflöſung, nicht Zerſtörung: auch hier keine äußere Einheit der Handlung, aber deſto mehr innere: auch hier eine Sprache, abweichend von allen bisherigen Muſtern, ungeſchmückt, kraftvoll, zum Theil unbändig: aber auch dieſe Sprache noch iſt Goethe'ſche Sprache! —

Und nun zu dieſem Allen die Gewalt des Stoffes, der glückliche Griff, welchen Goethe bei der Wahl ſeines Helden gethan hatte! Durften wir Leſſing's Minna von Barnhelm das erſte patriotiſch locale Luſtſpiel nennen, ſo iſt Götz, in univerſalerem Sinne, die erſte patriotiſche, die erſte ſpecifiſch deutſche Tragödie.

Zwar waren ſchon lange vor Goethe einzelne Verſuche gemacht worden, die deutſche Geſchichte auf die Bühne zu bringen. Schon jener Johann Elias Schlegel, deſſen ich neulich unter den entfernteren Angehörigen Gottſched's gedacht, hatte bereits in den vierziger Jahren einen Hermann den Cherusker geſchrieben, der von Gottſched als das Muſter einer deutſchen Tragödie verkündet worden. Und mühete nicht zu derſelben Zeit, da Goethe in genialem Wurf den Götz hinſchleuderte, Klopſtock ſich ab, eben jene Urgeſchichte des deutſchen Heldenthums dramatiſch zu verarbeiten? — Goethe ſelbſt hatte im J. 1768 als Student zu Leipzig einer Aufführung jenes Schlegel'ſchen Herrmann beigewohnt, welche indeſſen, wie er ſagt, ſehr trocken ablief. „Ich dachte nach, ſetzt er hinzu, was man bei ſo einer Gelegenheit hätte thun ſollen. Ich glaubte immer zu ſehn, daß ſolche Stücke in Zeit und Geſinnung zu weit von uns ablägen, und ſuchte nach bedeutenden Gegenſtänden in der ſpätern Zeit, und ſo war dies der Weg, auf dem ich einige Jahre ſpäter zu Götz von Berlichingen gelangte.“

Aber in der That auch, was konnte glücklicher ſein, als die Wahl dieſes Helden, der auf ganz ähnliche Weiſe, wie die Jugend der ſiebziger Jahre gegen die Philiſterhaftigkeit der damaligen Geſellſchaft, ſo Götz, ein letzter, edelſter Ritter, zu Felde liegt gegen das hereinbrechende Pfahlbürgerthum und die elenden Intriguen der Pfaffen und Fürſten? der mit derſelben Sicherheit, wie die damalige geniale Jugend, allem

Herkommen und allen vorgeſchriebenen Geſetzen gegenüber, ſich auf das Recht der eigenen Natur, die Macht der perſönlichen Ueberzeugung beruft? Was konnte dem Publikum intereſſanter ſein, als dieſer Weislingen, dieſer ſchwankende, ſentimentale, ſo liebefähige, ſo liebebedürftige Charakter, dieſer Typus maßloſer, leidenſchaftlicher Subjectivität, der beinahe in allen Jugenddichtungen Goethe's, in Clavigo, Stella ꝛc. wiederkehrt, und in dem wir wohl nicht mit Unrecht ein Bild des Dichters ſelbſt aus der Zeit der Friederiken, der Lotten, der Lili's wiedererkennen? Was konnte das Publikum kräftiger packen, als dieſer Bruder Martin, in welchem Goethe kein Bedenken getragen hatte, die damalige religiöſe Aufklärung, die Freigeiſterei, den Rationalismus der ſiebziger Jahre auf Luther ſelbſt zu übertragen? Was endlich konnte herzgewinnender ſein, als dieſer Georg, dieſer kecke, lebensfriſche Knabe, der keinen andern Wunſch hat, keine andere Sehnſucht kennt, als das Gewühl der Schlacht, das Klirren der Schwerter — eine liebenswürdigſte Apotheoſe jener deutſchen Jugend, die ſich damals aus der Enge ihrer häuslichen Verhältniſſe, aus der Nüchternheit des öffentlichen Daſeins gleichfalls herausſehnte nach Kampf und Krieg und thatſächlicher Bewegung?! —

So wurde der Götz überall in Deutſchland mit der lauteſten Begeiſterung aufgenommen. Selbſt die wenigen Franzöſiſchgeſinnten, die noch übrig waren, bekamen Reſpect und wurden nachdenklich vor dieſer überraſchenden Erſcheinung; die Jugend aber, für die er eigentlich beſtimmt, aus deren innerſtem Herzen er aufgewachſen war, beugte ſich dem Dichter des Götz als ihrem Herrn und Meiſter. —

Für die Theatergeſchichte nun iſt der Götz, außer ſeiner Bedeutung als dramatiſches Kunſtwerk, auch hauptſächlich dadurch merkwürdig, daß durch ihn jene gewaltſame Dramatik der Stürmer und Dränger den Weg fand zu der praktiſchen Bühne, den theatraliſchen Darſtellungen ſelbſt.

Wir haben ſchon früher mehrfach geſehen, wie jede neue Richtung unſerer dramatiſchen Literatur von einer entſprechenden Generation von Schauſpielern begleitet ward. So dem gelehrten Gryphius'ſchen Drama geben die Veltheim'ſche Truppe, den Haupt- und Staatsaktionen die umherziehenden Banden eines Elendſohn, Spiegelberg u. ſ. w. zur Seite; ſo an den Charakterluſtſpielen eines Gellert, Schlegel ꝛc. bildete ſich jene Schule vorzüglicher Charakterdarſteller, die ſich ſeitdem durch die ganze Geſchichte unſers Theaters hinzieht und als deren früheſte Ausgangspunkte ich Ihnen in meiner neulichen Vorleſung die Namen eines Schönemann, Ackermann, Koch anführte; ſo endlich, wie gleichfalls ſchon angedeutet, wird das theatraliſche Seitenſtück zu Leſſing durch Eckhof gebildet. Erlauben Sie mir, daß ich dieſen letzten Vergleich noch durch einige Bemerkungen erläutere: Eckhofs Name iſt berühmt, ſein Verdienſt groß genug, um uns einige Augenblicke bei ihm zu verweilen. —

An Leſſing, wie wir geſehen haben, war dies das Auszeichnende, daß er die deutſche Kunſt vom Muſter der Franzoſen zur Einfachheit der Natur ſelbſt zurückführte. Eben dies wird an Eckhof gerühmt: ſo zwar, daß, wie in Leſſings dramatiſchen Schöpfungen, die künſtleriſche Beſonnenheit, die kritiſche Mäßigung jederzeit die Oberhand behält, ſo auch Eckhof am Größten geweſen ſein ſoll in gehaltenen, gemeſſenen Rollen. „Die Darſtellungen“, ſagt Iffland in einem Aufſatze vom Jahre 1807 (und Iffland ſtand wohl ein Urtheil hierüber zu, da er ſelbſt noch ein Schüler Eckhofs geweſen, ja unter ſeiner Leitung das Theater zuerſt betreten hatte) „die Darſtellungen, worin dieſer Künſtler am Meiſten ſich bewährt hat, waren Anſtandsrollen, Väter und ſein komiſche Charaktere. Im Fach der Könige und Helden zeigte er ſich allerdings ſeines Namens würdig, doch ließ ſeine faſt kleine Geſtalt beim Anfang ſolcher Rollen etwas zu wünſchen übrig, wenn auch die perſönliche Würde, die ihm eigen war, bald dieſen erſten Eindruck verſchwinden ließ.“

Es war hienach alſo Eckhof als Schauſpieler daſſelbe verſagt, was wir auch in Leſſings Stücken vergeblich ſuchen: das eigentlich Heldenhafte, die großartigen hiſtoriſchen Charaktere, der Schwung der eigentlichen, höheren Tragödie. Ganz vorzüglich dagegen ſoll er in dem Vortrag des proſaiſchen Dialogs geweſen ſein, gerade wie auch die geſchickte und glänzende Handhabung dieſes Dialogs, die gedrungene, kernige, und doch ſo feine, ſo geſchliffene proſaiſche Sprache Leſſings zu den hervorſtechendſten Eigenſchaften dieſes Dichters gehört. Endlich, wie in Leſſings Nathan, ſeinem letzten, reifſten Stücke, das ſententiöſe, moraliſirende Drama der früheren Zeit ſich glänzend, zu wahrhaft kunſtgemäßer Form, verklärt: ſo wird auch an Eckhof die außerordentliche Naturwahrheit, die Innigkeit, der Wohllaut gerühmt, mit welchem er alle ſententiöſen, deklamatoriſchen Rollen auszuſtatten wußte. Schröder, ein nicht minder competenter Richter als Iffland, wie dieſer ein Schüler, ſo er ſelbſt noch eine kurze Zeit hindurch ein Genoſſe, wenn nicht Nebenbuhler Eckhofs (ſie ſpielten Beide, ehe Eckhof im J. 1775 als Mitdirektor des neu entſtandenen Hoftheaters nach Gotha ging, auf dem Hamburger Theater neben einander, ja zum Theil abwechſelnd dieſelben Rollen) Schröder nennt Eckhof „den größten Theaterredner, den wohl je eine Nation gehabt. Wer ihn verſtand," ſagt er, „vergaß alle körperlichen Mängel über ſeine unerreichbare Deklamation: ſein Kanut, ſein Codrus, jede Rolle der herzlichen Empfindung und des verſtändigen Zuredens, mußte von Kennern und Nichtkennern angeſtaunt werden." — Leſſing ſelbſt in der Dramaturgie, in welcher er mit Urtheilen über die Schauſpieler bekanntlich ſehr ſparſam iſt, ſagt von ihm: „Dieſer Mann mag eine Rolle machen, welche er will, man erkennt ihn in der kleinſten immer noch für den größten Akteur und bedauert, auch nicht zugleich alle übrigen Rollen von ihm ſehn zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent iſt dieſes, daß er Sittenſprüche und allgemeine Betrachtungen, langweilige Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anſtande, mit einer Innigkeit zu ſagen weiß, daß das Trivialſte von dieſer Art in ſeinem Munde Neuheit und Würde, das Froſtigſte Feuer und Leben erhält." — Eckhofs vorzüglichſte Rolle ſoll der Odoardo in Emilia Galotti geweſen ſein: eine Leſſing'ſche Rolle — und alſo auch darin wieder jene Uebereinſtimmung zwiſchen dem Dichter und dem Schauſpieler, die ich hier nur ſkizziren konnte, die jedoch bei größerer Ausführlichkeit ſich wohl noch genauer begründen ließe. —

Ebendaſſelbe nun, was Eckhof dem Leſſing'ſchen Drama geweſen war, fand das genialiſirende Drama der Stürmer und Dränger, fanden die Jugenddichtungen Goethe's, fand vor Allen Shakeſpeare in Schröder. — Schröder repräſentirt die Genieperiode unſerer Literatur innerhalb der theatraliſchen Kunſt: wie Eckhof der Darſteller der Anſtandsrollen, der Meiſter der Rhetorik, ſo Schröder der Darſteller der Leidenſchaft. Sein eigenes Leben war in ſeiner erſten Hälfte voll wüſter, abenteuerlicher Fahrten geweſen; jene Zerfahrenheit, jenes geniale Vagabondenthum, das die Dichter der Sturm- und Drangperiode in ihren Büchern ſchilderten, hatte Schröder praktiſch durchlebt. So war es auch mehr als eine äußerliche Reflexion, geſchweige denn die Berechnung eines Schauſpielers, der auf ſogenannte dankbare Rollen, eines Direktors, der auf gute Einnahmen ſpeculirt: es war ein ſympathetiſcher Zug des Herzens, eine tief gehende Uebereinſtimmung des Charakters, was ihn der jungen Literatur zuführte.

Namentlich die Bekanntſchaft mit Shakeſpeare hatte den ungeheuerſten Eindruck auf Schröder gemacht. Wohl fühlte er, welch unerſchöpflicher Reichthum dramatiſcher Charaktere hier zu heben, welche Fülle künſtleriſchen Lebens hier zu erwecken war. Noch indeſſen ſchien der Verſuch, dieſe Stücke auf die deutſche Bühne zu verpflanzen, zu gewagt, noch der Tritt dieſes Giganten zu mächtig, zu zermalmend, ſein Anblick zu fremdartig, zu koloſſal, als daß man ihn hätte dem großen Publikum gegenüber auf die Bühne bringen dürfen. Noch im J. 1771 wagte Schröder nur in einem kleinen Verein Hamburger Theaterfreunde, welchem auch Brockmann beitrat, der erſte Darſteller des Hamlet, von dem ich ſogleich des Näheren ſprechen werde, ſeinen Wieland'ſchen Shakeſpeare durch gemeinſchaftliche Vorleſung ſich und ſeinen Freunden nahe zu bringen.

Dagegen ſeitdem die Stürmer und Dränger ihre dramatiſchen Productionen erſcheinen ließen, und dadurch eine immerhin verwegene, immerhin ſchwankende, aber doch eine Brücke zwiſchen Shakeſpeare und dem deutſchen Publikum geſchlagen hatten, ſo wuchs allmälig auch Schrödern der Muth. Freilich konnte ihm, dem geübten Darſteller, dem erfahrenen Unternehmer, nicht entgehen, welche Gefahr der deutſchen Bühne von eben dieſer genialen Jugend drohte: die Gefahr nämlich, jene gereinigten, kunſtmäßigen Formen, jene äſthetiſche Höhe und Lauterkeit, welche Leſſing ihr erkämpft, einzubüßen, noch ehe ſie dieſelbe recht beſeſſen, ſowie überhaupt, ſtatt ein klarer, treuer Spiegel der Wirklichkeit zu bleiben, ſich vielmehr zu verlieren und gleich ſam feſtzurennen in eine einſeitige literariſche Richtung. Allein andrerſeits fühlte Schröder ſich zu lebhaft von den Schönheiten Shakeſpeare's ergriffen, zu mächtig beherrſchte ihn das Verlangen, das Publikum, ſeine Kunſt, ſich ſelbſt an der Darſtellung dieſer erhabenen Geſtalten zu prüfen und aufzurichten, um nicht auch noch dieſen Zerrbildern, welche die Lenz, Klinger ꝛc von dem großen britiſchen Dichter aufſtellten, ſein Intereſſe, ſeine Neigung zuzuwenden: es war wildes Kraut, ohne Zweifel: aber doch ſolches, das auf edlen Stamm, köſtlichen Samen zurückdeutete! Ja ſo unglaublich es heutzutage, Angeſichts unſerer gegenwärtigen Theaterdirectionen klingt, denen bekanntlich zwei Verwandlungen in Einem Akt, ein Charakter, der ſich nicht ſofort in das beliebte Schema des Theateretats einrangiren läßt — oder gar eine entfernte politiſche Anſpielung auf den Kaiſer von China mehr als hinlänglich erſcheint, ein neues Stück, und ob es im Uebrigen überſtrömte von Poeſie und Kraft und dichteriſchem Feuer, dennoch ohne Weiteres abzulehnen; wo ſelbſt große Hofbühnen kein Bedenken tragen, bei der Annahme neuer Stücke mehr auf das Intereſſe der Kaſſe als der Kunſt zu ſehen; ja wo dieſe Bretter, welche (wie man behauptet) die Welt bedeuten, den Anfängen zwar einer neuen dramatiſchen Epoche beharrlich verſchloſſen bleiben oder doch nur nach tauſend Demüthigungen, tauſend Kränkungen des geduldigen Dichters gleichſam nur aus Gnade, nur ausnahmsweiſe ſich öffnen: die erbärmlichſten Spektakelſtücke aber, die gemeinſten Speculationen auf die Schauluſt oder die zufällige Stimmung des Publikums, mit Pferden, Affen und Kameelen, mit Coſtümes à la Louis Quatorze, mit Jeſuiten und Maitreſſen dürfen auf eben dieſen Brettern triumphirend ihren Einzug halten — warum? Ei nun: weil ſie Kaſſe machen, und weil wir zwar der Oberrechenkammer verantwortlich ſind, der Kunſt aber ſind wir keine Verantwortung ſchuldig. . . .

So unglaublich, ſage ich, es in einer ſolchen Zeit auch klingt, ſo iſt es dennoch thatſächlich, und verdient, ſowohl der Seltenheit wegen als weil es einen Maßſtab giebt, wie nah damals dichtende und darſtellende Kunſt zuſammengingen, einen Platz in den Jahrbüchern der deutſchen Bühne, daß Schröder nicht nur mit dem Gedanken umging, die völlig unaufführbaren, völlig verwahrloſten Stücke des mehrfach genannten Lenz zur Aufführung zu bringen, ſondern daß er mit einem dieſer Stücke (dem Hofmeiſter) den Verſuch ſogar wirklich gemacht hat — und das lediglich um des genialen Funkens willen, den er in dieſen Stücken allerdings erkannte, und weil er einen Dichter, der bei größerer Mäßigung zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, für die wirkliche Bühne zu retten wünſchte. — Zwar, werden Sie fragen, was das denn ſo Beſonderes ſei? und ob wir es nicht auch heute noch erleben, daß völlig unaufführbare, ſo zu ſagen unmögliche Stücke, aller Erfahrung, ſelbſt allem literariſchen Reſpect, aller äſthetiſchen Pietät zum Trotz, dennoch zur Aufführung gebracht werden — auf die Gefahr hin, das Publikum völlig irre zu machen und die Bühne, dieſe Schule der Wahrheit und des Lebens, zu erniedrigen zu einer Schule der Selbſttäuſchung und ſchönthueriſcher Verlogenheit?! O ganz gewiß erleben wir's: nur daß dies nicht ſind, mit denen Schröder ſich beſchäftigte, die erſten, herben Knospen einer neuen, entſtehenden Literatur, die genialen Verirrungen aufkeimender, ſich bildender Talente: — Leichen ſind es, blutloſe Schatten, die man aus ihren Gräbern heraufbeſchwört, den Lebenden den ohnedies ſchon ſo karg gemeſſenen Raum nur noch mehr zu beſchränken!

Aber daß wir Schröder und ſeine reformatoriſchen Verſuche nicht aus dem Auge verlieren! Kaum, daß der Götz erſchienen war, ſo erkannte Schröder auch mit ſcharfem, praktiſchem Blick, an die der Dichter ſelbſt nicht gedacht hatte, die Möglichkeit, dieſes Stück in Scene zu ſetzen. Seine Bemühungen glückten; ein Jahr nach der Erſcheinung des Stückes, am 24. Oktober 1774, ging der Götz von Berlichingen, zum erſten Male in Deutſchland, über die Hamburger Bühne. Reinecke, ein Künſtler erſten Ranges, berühmt beſonders in den tragiſchen Rollen jenes Repertoires, welches Schröder ſo eben im Begriffe war zu bilden, gab den Götz; Brockmann, ausgezeichnet in allen ſchwankenden, gemiſchten Charakteren, den Weißlingen; Schröder ſelbſt, da das Perſonal nicht ausreichte, mit jener edlen Unterordnung, welche die Künſtler dieſer Zeit, auch die bedeutendſten, auszeichnet, während (wie die Sage behauptet) ſie bei den heutigen, auch den unbedeutend ſten, immer ſeltener werden ſoll — drei Rollen, darunter den Bruder Martin und den Verſe. — Der Erfolg war ſo günſtig, wie man bei einer ſo neuen, ſo bedenklichen, dem bisherigen Geſchmack ſo völlig widerſprechenden Unternehmung billiger Weiſe nur irgend erwarten durfte. Nicht nur daß das Stück in den nächſten vier Wochen denn doch viermal gegeben werden konnte: ſondern (worauf es beſonders ankam) das Beiſpiel Hamburgs regte bald auch andere Bühnen an. — So namentlich Berlin, von deſſen damaligen Theaterzuſtänden ich ſogleich ſprechen werde.

Von allen jedoch die wichtigſte Folge dieſes glücklichen Reſultates war, daß Schröder ſich dadurch ermuthigt fühlte, nun auch mit Shakeſpear'ſchen Stücken ſelbſt herauszugehen. Freilich mußte er Alles erſt dazu ſchaffen und gewöhnen, die Künſtler ſowohl wie das Publikum, ſogar die Stücke ſelbſt mußte er ſich erſt dazu ſchaffen, da die Shakeſpear'ſchen Texte, in ihrer urſprünglichen Form, mit den Begriffen der Zeit ſowie mit den praktiſchen Bedürfniſſen der Bühne denn doch in allzu offenem Widerſpruche zu ſtehen ſchienen. — Es iſt dies einer von den Punkten, in denen eine ſpätere Zeit, im bequemen Beſitz deſſen, was ihre Vorfahren, in mühſamen Verſuchen, für ſie erworben, deſſen ungeachtet über eben dieſe Vorfahren und ihre Verſuche nicht vornehm, nicht aberweiſe genug urtheilen zu können meint. Was für Anfeindungen, was für Scheltreden hat Schröder nicht erdulden müſſen und muß ſie noch gegenwärtig erdulden von den allerneueſten, allerjüngſten Kritikern, darum, daß er Shakeſpeare nicht ſogleich vollſtändig, ſondern bearbeitet, mit Veränderungen und Zurichtungen, auf die Bühne gebracht! Der umſichtige, kunſtſinnige Director, der große, unerreichte Schauſpieler ſcheint völlig vergeſſen, er ſcheint nie exiſtirt zu haben und nur allein Schröder, der Bearbeiter, der Tempelſchänder, der mit verwegenen Händen die Unverletzlichkeit Shakeſpeare's angetaſtet, iſt im Gedächtniß dieſer Kritiker geblieben. — Wir wollen die Frage, wie Shakeſpeare dargeſtellt werden ſoll, ob verändert oder unverändert, hier nicht erörtern, ſchon deshalb nicht, weil wir nun mit einer anderen Frage darauf antworten könnten, der Frage nämlich, wem zu Liebe denn ſo eigentlich wohl geſpielt wird: einer Hand voll Kunſtkenner, einem Häuflein gelehrter Kritiker, die ein eigenthümliches antiquariſches Behagen daran finden, einer Theatervorſtellung beizuwohnen juſt wie vor drittehalbhundert Jahren, im Globus oder im Blackfriarstheater — oder aber um des Volkes willen, der Nation, der ungelehrten, aber empfindungsreichen, lebendigen, naiven Maſſe, damit ſie gepackt, gehoben, ergriffen werde von jenem gewaltigen Strom der Dichtung, welcher Shakeſpeare's Schöpfungen durchfluthet — wohlgemerkt, ſeine ganzen! damit ſie ſich erſchüttert fühle und gerührt in den Tiefen ihrer Seele von der Wahrheit dieſer Charaktere, von der Gewalt dieſer Situationen, von der zerſchmetternden — und doch ſo erhebenden, doch ſo reinigenden Kraft dieſes tragiſchen Verhängniſſes?! Bei kleineren Dichtern, geringeren Talenten wäre das Experiment vielleicht bedenklich: dagegen bei Shakeſpeare iſt es eben ein Beweis jener unerſchöpflichen Fülle, jenes ächten und unvergänglichen Lebens, welches in ihm wohnt, daß neue Zeiten, neue Völker ihn umſchmelzen, umformen dürfen zu dem ihren, nach ihren Bedürfniſſen, ihren Gewöhnungen — und er bleibt doch immer er ſelbſt, immer Shakeſpeare, immer, wo er ſich zeigt, Meiſter und Muſter der Bühne! Nur wer ſo lebt, lebt wirklich fort; geringere Geiſter mögen ſich balſamiren laſſen mit Haut und Haar, mit Lumpen und Lappen: Shakeſpeare iſt groß genug, dieſe wahre Unſterblichkeit, dieſe zeugende, wachſende, ſich ewig neu geſtaltende, zu ertragen! — Was im Einzelnen Schröders Verfahren angeht, ſo ſteht die Frage hier eigentlich ſo, ob der Schröder'ſche Shakeſpeare gegeben werden ſollte — oder (da ein anderer damals nicht möglich war) gar kein Shakeſpeare. Nun und wer hierauf die Antwort noch ſchuldig bleiben könnte, der müßte auch mit demſelben Zug alle Fortſchritte, welche die Kunſt, die dichtende wie darſtellende, an eben dieſem Schröder'ſchen Shakeſpeare gemacht — er müßte das Entzücken auslöſchen und verneinen wollen, mit dem der Schröder'ſche Shakeſpeare zum Mindeſten ein Menſchenalter hindurch viel hunderttauſend Herzen erfüllt hat und hat ſie dem neu aufgehenden Lichte zugeführt!

Auch darf man nicht außer Acht laſſen, worauf bereits Schröder's Biograph aufmerkſam gemacht hat: nämlich daß Schröder dem Dichter faſt bei jeder Darſtellung mehr von ſeinen Schätzen zurückgegeben.

So fand denn am 20. September 1776 die erſte Aufführung eines Shakeſpear'ſchen Stückes, wiederum zu Hamburg, ſtatt. Schröders Wahl hatte mit richtiger Einſicht dasjenige Stück getroffen, in welchem jene Zeit des Ringens und der krankhaften Sehnſucht, wie bereits erwähnt, ihr vollkommenſtes Spiegelbild fand: den Hamlet. Brockmann, der Darſteller des Weiſlingen, gab auch den Hamlet, Schröder ſelbſt den Geiſt. Der Triumph war vollſtändig, die Wirkung unermeßlich: „Hamlet und Brockmann waren in Hamburg das Tagesgeſpräch, ſie beſchäftigten die zeichnenden und bildenden Künſte, ſtanden in getriebenem Bildwerk, in Kupferſtichen und Münzen vor den Schauläden.“ —

Für Schröder ſelbſt indeſſen war dies glückliche Reſultat nur eine Aufforderung, auf dem günſtig betretenen Wege deſto rüſtiger fortzuſchreiten. Schon wenige Wochen ſpäter wagte er ſich mit Othello hervor. Brockmann war Othello, Schröder ſelbſt Jago. Nichts deſto weniger wollte dies Stück, trotz des nach der erſten Aufführung umgeänderten tragiſchen Ausgangs in einen glücklichen, lange nicht die Wirkung beim Publikum machen, wie Hamlet.

Allein der günſtige Erfolg hatte Schröder wohl ermuthigen können; ihn entmuthigen konnte der ungünſtige nicht. Alle Vortheile der Praxis, alle Kniffe des erfahrenen Impreſario, alle kleinen Vortheile und Künſte des Zufalls, endlich und hauptſächlich, als der wahre und eigentliche Sieger in dieſem Kampf, alle Schätze ſeines darſtellenden Talentes — mit bewunderungswürdiger Zähigkeit wandte er ſie alle Einem Ziele zu: dieſem, Shakeſpeare auf dem deutſchen Theater einzubürgern.

Und es gelang ihm — in einer Vollſtändigkeit, von der wir jetzt, unſeren ſo unendlich reicheren Mitteln zum Spott, kaum eine Ahnung mehr haben. Maß für Maß, die Komödie der Irrungen, Richard der Zweite, Heinrich der Vierte, Macbeth, Viel Lärmen um nichts, die Zähmung der Widerſpenſtigen — wo in Deutſchland werden ſie heutigen Tages noch gegeben? Aber die kurze Friſt von vier Jahren (1776—1780) war für Schröder genügend, dieſe Stücke, nebſt den noch erhaltenen, dem Kaufmann von Venedig, König Lear ꝛc. in Scene zu ſetzen: wozu ſpäter, bei ſeinem Aufenthalt in Wien (1783), auch noch Cymbeline hinzukam. Nur ſchwer, ſetzt ſein Geſchichtſchreiber hinzu, habe er ſich ſeines Lieblingsſtückes, des Julius Cäſar, enthalten: aus demſelben Grunde, weshalb er Leſſings Nathan nicht aufzuführen gewagt, nämlich weil er ſich nicht getraut, dieſe Stücke nach Würden zu beſetzen: ein Motiv, welches jene muntern Genie's, die heutzutage Sophokles, Aeſchylus und Ariſtophanes ſo kühnlich heraufbeſchwören, allerdings wohl nicht begreifen werden.

Die Wirkungen dieſer Thätigkeit waren unberechenbar. Hatte ſchon die Darſtellung des Götz Nachahmer auf den deutſchen Bühnen gefunden, ſo machte jetzt Shakeſpeare von Hamburg aus die Runde durch Deutſchland.

Das erſte Theater, das ihn aufnahm, war Berlin. Sie erinnern Sich aus meiner neulichen Vorleſung der wechſelnden Schickſale, welche das Berliner Theater erfahren hatte und wie die Bemühungen eines Ackermann und Schönemann, ein würdiges Theater herzuſtellen, an dem durch Hanswurſtiaden und Poſſenſpiele verderbten Geſchmack des Berliner Publikums zu Grunde gegangen waren. Erſt Koch, dem berühmten, auch von mir bereits mehrfach genannten Schauſpielunternehmer, der im J. 1771 die Direktion in Berlin übernommen, war es gelungen, unter dem Beirath von Männern wie Rammler, Engel und andere Berühmtheiten der damaligen Berliner Welt, den Geſchmack des Publikums einigermaßen zum Beſſern zu gewöhnen und ein Theater herzuſtellen, welches dem hohen Range, den Berlin damals in deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft einnahm, angemeſſen war. Nach ſeinem Tode, ſeit dem April 1775, war die Direktion an Karl Theophilus Döbbelin gekommen. Döbbelin's Direktion war die längſte, welche Berlin bis dahin erlebt'; ſie dauerte bis 1787 und war ausgezeichnet durch die erſten Darſtellungen der erſten Goethe'ſchen, Schiller'ſchen, Iffland'ſchen Stücke, und was die Zeit ſonſt Bedeutendes oder Intereſſantes hervorbrachte. Sogar auch mit Lenz' Stücken wurden, dem Beiſpiel der

Hamburger Bühne ſolgend, in Berlin Verſuche gemacht: freilich mit keinem glücklicheren Erfolge als dort.

Bei Weitem wichtiger und erfolgreicher war es, daß unter der neuen Döbbelin'ſchen Direktion auch Shakeſpeare zum erſten Mal über die Berliner Bühne ging. Auch hier war es Hamlet, der den Reigen eröffnete: auch hier Brockmann, welcher, bei Gelegenheit eines Gaſtſpieles im J. 1777, Shakeſpeare den erſten Beifall eines Berliner Publikums erwarb. Bloß in der einen Rolle des Hamlet trat Brockmann in wenigen Wochen zwölfmal auf, man prägte eine Medaille auf ihn, ja das Publikum ehrte ihn, den Erſten, welchem dies bis dahin auf der Berliner Bühne überhaupt widerfahren, durch öffentlichen Hervorruf. — Das Jahr darauf gaſtirte Schröder in Berlin. Auch ſein Repertoire beſtand vornämlich in Shakeſpear'ſchen Rollen; viermal, an vier auf einanderfolgenden Abenden, gab er den Falſtaff, zweimal den Lear, ſechsmal den Hamlet: wie denn überhaupt an die Gaſtſpiele und Kunſtreiſen dieſer beiden Darſteller, Brockmann's, hauptſächlich aber Schröder's, die Ausbreitung Shakeſpeare's auf den deutſchen Theatern geknüpft iſt. In Wien (wo Schröder in den nächſten Jahren engagirt war, ohne jedoch diejenige Reform ſei es des Repertoires, ſei es der darſtellenden Kunſt ſelbſt, deren es hier dringend bedurfte, durchſetzen zu können, weshalb ſein Aufenthalt auch nur von kurzer Dauer war: 1781—1785), ebenſo in München, Mannheim ꝛc. wurde Shakeſpeare durch Schröder eingeführt. Ja wie ſein Biograph ſehr richtig bemerkt, ſo gewann er ſelbſt ſeinen Ruf als der erſte deutſche Schauſpieler ſeiner Zeit erſt durch und in Shakeſpeare. —

Doch ſchon iſt es Zeit, daß wir von dieſer Geſchichte der Aufführungen zurücklenken zur Geſchichte der dramatiſchen Literatur. Die bedeutendſte Erſcheinung in dieſem Felde blieb auch für die nächſten Jahre noch Goethe. Derſelbe ſchenkte, unmittelbar nach dem Götz, dem deutſchen Theater einige Stücke, bei denen er hauptſächlich das Bedürfniß der Bühne und die praktiſche Aufführbarkeit im Auge gehabt zu haben ſcheint. Er ſelbſt hat noch in ſpäterer Zeit ſich gerühmt, damals in einem gewiſſen Zuge (wie er es nennt) dramatiſcher Production geweſen zu ſein, ſo daß er mit Leichtigkeit jährlich fünf bis ſechs Stücke geſchrieben haben würde, genug alſo, in kurzer Zeit ein ganz neues Repertoire zu ſchaffen. Indeß will uns dünken, als ob Goethe ſelbſt die Leichtigkeit ſeiner Production hiebei ein wenig überſchätzt habe, indem auch von den eben erwähnten Stücken, Clavigo, Stella, die Geſchwiſter, im Grunde nur das erſte einen dauernden Effect zu erzielen und ſich auf dem Theater zu erhalten gewußt hat; die Stella wurde in Berlin ſogar, unter dem Einfluß einer Partei, welche ſchon nicht die Zeit erwarten konnte, wo ſie ſich des Regimentes offen bemeiſtern durfte, als ein unanſtändiges, freigeiſtiges Stück verboten. — Von dieſer Zeit an zog Goethe ſich auf längere Jahre von dem Theater zurück, oder doch wenigſtens von der öffentlichen, praktiſchen Bühne. Noch liebte er zwar die dramatiſche Form: aber theils, wie im Prometheus, dem Triumph der Empfindſamkeit, den Anfängen des Fauſt, die in eben dieſen Jahren entſtanden, benutzte er dieſelbe bloß als Form, ohne irgend welche Rückſicht auf die wirkliche Bühne, theils, wie in ſeinen Faſtnachtſchwänken, hatte er nur jene kleine Liebhaberbühne im Auge, welche, nach dem groſſen Schloßbrand zu Weimar, der auch das dortige Theater zerſtört hatte, an dem geiſtreichen, ächt menſchlichen Hofe Karl Auguſt's blühte, und der, als der Grundlage des ſpäteren, ſo überaus reichen und fruchtbaren Weimariſchen Theaterlebens, eine flüchtige Erwähnung an dieſer Stelle wohl zukommen mochte. —

In dieſer Zeit, während Goethe das Theater theils den Nachahmern des Götz, die es mit klirrenden Schwertern, mit vollen Humpen, Vehmrichtern und altdeutſcher Biederkeit erfüllten, theils der induſtriellen Fertigkeit zahlreicher dichtender Schauſpieler überließ, tauchte von Süden her ein neues dramatiſches Geſtirn empor: ein Geſtirn, deſſen Glanz in Kurzem den ganzen Theaterhorizont erfüllen ſollte, wenn auch zuerſt mehr mit glänzendem, als wärmendem, belebendem Strahl — Schiller, deſſen Räuber im J. 1781 in Druck erſchienen. Ich darf über dieſe frühesten Schiller'ſchen Produkte an dieſer Stelle um ſo kürzer ſein, als dieſelben, was ihr äſthetiſches Verdienſt angeht, den Standpunkt der im Eingang meiner Vorleſung charakteriſirten Sturm- und Drangperiode, als deren letzte, gewaltige Nachklänge wir ſie zu betrachten haben, in der That kaum überſchreiten: mit dem Unterſchiede nur, daß, wenn jene Stücke nur gegen einzelne Gebrechen, einzelne Modethorheiten, — und noch Geringeres in der damaligen Zeit Oppoſition machten, es bei Schiller, gemäß dem politiſchen Elemente, welches dieſen erhabenen Dichter von früh auf erfüllte, vielmehr die Geſammtheit des öffentlichen Daſeins, der geſammte Zuſtand der damaligen Welt, der ganze feudaliſtiſche Staat des achtzehnten Jahrhunderts iſt, gegen den die Oppoſition des jungen Dichters ſich erhebt. Eine der früheſten Ausgaben der Räuber zeigt auf dem Titelblatt einen aufſteigenden Löwen, mit dem Motto: in tyrannos — gegen die Tyrannen! — Eben dieſe politiſche Färbung durchdringt auch den Fiesko, den der Dichter ſelbſt als ein „republikaniſches Trauerſpiel, ein Gemälde des geſtürzten Ehrgeizes" bezeichnete. Auch in Kabale und Liebe greift das politiſche Element, in der Schilderung des verderbten, unſittlichen Hoflebens und ſeiner vernichtenden Einwirkung auf alle bürgerliche Tugend und Sitte — auch in Kabale und Liebe, ſag' ich, greift dies politiſche Element tief in jene kleine familienhafte Welt, welche den nächſten Gegenſtand dieſes Trauerſpieles bildet. —

Auch Schiller nun, wie bisher noch jede bedeutende neue Richtung unſerer dramatiſchen Literatur, hatte ſchon damals ein Theater neben ſich, das gleichſam ſein Repräſentant war: ein Theater, meine ich, welches die literariſche Stellung des Dichters der Hauptſache nach in der Theaterwelt wiederholt. Dies war die Mannheimer Bühne, die von jetzt an gleichfalls einen Platz in der Theatergeſchichte einnimmt.

Die früheſte Geſchichte des Mannheimer Theaters iſt die allgemeine Geſchichte aller Hof- und Reſidenzbühnen: es iſt der höfiſche Luxus, der ſie gründet, Ballete, Opern und Feſtſpiele ſind die Kunſtleiſtungen, welche ſie einweihen. Auch in Mannheim hatte ſeit Anfang der vierziger Jahre ein prächtiges Opernhaus beſtanden, von dem indeſſen nur bei beſonderen Hoffeierlichkeiten, zu italieniſchen Opern und dergleichen, Gebrauch gemacht worden war. Die erſte deutſche Schauſpielergeſellſchaft, wenigſtens die erſte, deren Gedächtniß aufbewahrt worden iſt, kam erſt 1775 unter der Direction eines gewiſſen Marchand nach Mannheim. Sie erwarb ſich den Beifall des damaligen Kurfürſten, Carl Theodor, der nicht nur ein eigenes Haus für ſie erbaute, ſondern auch die Truppe ſelbſt als Hofſchauſpielergeſellſchaft in ſeine Dienſte nahm. Als Carl Theodor ſodann im J. 1778 zur bairiſchen Kurwürde gelangte, und in Folge deſſen ſeine Reſidenz von Mannheim nach München verlegte, ſo ließ er, um das Mannheimer Publikum doch nicht mit Einem Male aller Vortheile und Annehmlichkeiten zu berauben, welche aus der Anweſenheit einer fürſtlichen Hofhaltung für den großen Haufen hervorzugehen pflegen, ſein Hoftheater in Mannheim zurück. Dies war für die Entwicklung der Mannheimer Bühne ein überaus günſtiger Umſtand, indem dieſelbe dadurch, neben den materiellen Vortheilen eines Hoftheaters, zugleich alle geiſtige Freiheit einer ſelbſtändigen, rein künſtleriſchen Bühne genoß. Die oberſte Direction hatte der Freiherr von Dalberg, ein gebildeter, in den ſchönen Künſten dilettirender Cavalier, die techniſche Leitung Seyler: ebenderſelbe, der mit der berüchtigten Hamburger Unternehmung vom J. 1767, von der ich Ihnen in der neulichen Vorleſung geſprochen, ſo unglücklich debütirt. Seitdem jedoch, in Folge mannigfacher Erfahrung und eines bewegten Wanderlebens, hatte er ſich zu einem Principal herangebildet, deſſen praktiſcher Erfahrung ſowie ſeinem, künſtleriſchem Sinne ſelbſt ein ſo ſcharfer Richter wie Iffland alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Seyler's Gattin war die berühmte Sophie Friederike, geborene Sparmann, verehelichte Henſel, unter welchem Namen ſie ſchon zu Leſſings Zeit die Zierde der damaligen Hamburger Bühne geweſen war, und von der ſchon damals in der Dramaturgie gerühmt ward, „daß kein Wort aus ihrem Munde auf die Erde falle. Was ſie ſagt, fährt Leſſing fort, hat ſie nicht gelernt, es kommt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen Herzen; ſie mag ſprechen oder nicht ſprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort“ — ein Lob alſo, das nicht größer ſein kann, zumal wenn es aus dem Munde eines Leſſing kommt. — Bald wurde zu dieſem verheißungsreichen Anfang durch einen glücklichen Zufall eine Maſſe vorzüglichſter Kräfte hinzugefügt. Der Herzog von Gotha, ein ſo gebildeter wie launiſcher Herr, der mehre Jahre hindurch unter Ekhofs Leitung ein vorzügliches Theater beſeſſen hatte, ließ daſſelbe plötzlich im J. 1779, bald nach Ekhof's Tode, man wußte nicht, aus welchen Gründen, auseinandergehen. Der größere Theil der Geſellſchaft, Iffland, Beck, Beil, Beck ꝛc. wurde nun von Dalberg nach Mannheim berufen, wo ſie, durch keine höfiſche Rückſicht beengt, zu keinen höfiſchen Zwecken mißbraucht, in freiem, ſchönem Kunſtſtreben, einen Verein bildeten, der ſich dreiſt dem Beſten zur Seite ſtellen durfte, was das damalige deutſche Theater beſaß.

Dieſe Kräfte nun waren es, durch welche im Juni 1782 Schiller's Erſtlingsproduct, die Räuber, zur Aufführung kam. Es iſt bekannt, welchen Eindruck dieſe Darſtellung auf den Dichter ſelbſt, der ihr heimlich beigewohnt, machte, und wie ſehr namentlich Iffland als Franz Moor auf ihn wirkte. Ich glaube, ſchrieb Schiller einige Tage ſpäter an Dalberg, wenn Teutſchland einſt einen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.

Allein eben ſo bekannt iſt auch der Conflict, in welchen Schiller in Veranlaſſung der Räuber, wie auch ſeiner heimlichen Reiſe nach Mannheim mit ſeinem Fürſten gerieth. Genöthigt, zwiſchen der Gunſt des Herzogs von Würtemberg und dem Dienſt der dramatiſchen Muſe zu wählen, zerriß er, wie ehemals in einem ähnlichen Falle Leſſing gethan, alle Bande und warf ſich dem Theater leidenſchaftlich, gleich einer Geliebten, in die Arme. Das Publikum, heißt es in der Ankündigung der Thalia, eines Theaterjournals, welches Schiller in Mannheim, woſelbſt Dalberg ihn als Theaterdichter angeſtellt hatte, herausgab: das Publikum iſt mir jetzt Alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter.

Allein auch für ihn blieben die Täuſchungen nicht aus, ſo wenig, wie ehedem für Leſſing in Hamburg. Weder das Mannheimer Publikum, welches den Fiesko (1784) beinahe durchfallen ließ, noch Dalberg hielten, was Schiller von ihnen gehofft. — Unmuthig verließ er die Mannheimer Bühne; er begab ſich nach Sachſen und verlebte daſelbſt, fern von der Bühne, verſenkt in philoſophiſche und hiſtoriſche Arbeiten, einige einſame, geräuſchloſe Jahre: Jahre der Sammlung und der innern, künſtleriſchen Läuterung, deren Spuren ſchon im Don Carlos, dem einzigen Stücke, das er in dieſer Zeit produzirte, ſichtbar werden und aus denen er endlich in vollkommener männlicher Kraft, der Dichter des Wallenſtein, hervorging.

Denſelben Durchgang, verſchieden freilich nach der Perſönlichkeit beider Dichter, den Durchgang von der erſten jugendlichen Wildheit zu der Reinheit und der klaſſiſchen Strenge griechiſcher Formen, machte um dieſelbe Zeit Goethe durch ſeinen Aufenthalt in Italien: dieſelbe künſtleriſche Wiedergeburt, welche ſich Schiller in mühſamer, philoſophiſcher Arbeit errang, fiel Goethen, dieſem Liebling der Götter, aus der Bläue des hesperiſchen Himmels mühlos zu. — Wie ſodann, nachdem beide Dichter in Jena perſönlich zuſammengetroffen waren, das Theater das vorzüglichſte Feld ihrer gemeinſamen Thätigkeit ward, und wie namentlich die Weimar'ſche Bühne ſich durch ſie zur Muſterbühne Deutſchlands, einer wahrhaft idealen, wahrhaft künſtleriſchen Bühne erhob: hievon ſowie von der Reaction Iffland's und Kotzebue's und den übrigen wechſelvollen Schickſalen unſers Theaters während des laufenden Jahrhunderts in der nächſten Vorleſung.

Anmerkungen.

Zu pag 320: der bekanntlich einem Klinger'ſchen Schauſpiel von 1775 entlehnt iſt. Klinger's Sturm und Drang gehört zu den (nicht eben ſeltenen) Büchern unſerer Literatur, welche, wiewohl ſie in Aller Munde ſind, doch nur von außerordentlich Wenigen wirklich gekannt werden. Auch iſt es heutigen Tages gar nicht mehr ſo leicht, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Außer der Baſeler Ausgabe von 1780 iſt es nur in dem „Theater“ von 1786, Bd. II. wieder abgedruckt; in alle ſpäteren Geſammtausgaben der Klinger'ſchen Werke hat es keine Aufnahme gefunden, ſelbſt die neueſte von 1844 hat es ausgeſchloſſen. Mit Unrecht, dünkt uns: indem es, wenn auch nicht ſeiner äſthetiſchen, doch ganz gewiß ſeiner literarhiſtoriſchen Bedeutung nach unter die wichtigſten Denkmäler jener Epoche gehört: und ſollte man es daher nicht ſo ganz verſchwinden laſſen, wie es gegenwärtig geſchieht. Auch unſere literarhiſtoriſchen Hand- und Lehrbücher gehen zumeiſt ſehr leichten Fußes darüber hinweg. Am Ausführlichſten iſt auch hier noch wieder Gervinus IV, 585: wennſchon ſeine Bezeichnung „als einer grellen Darſtellung ſchottiſchen Familienhaſſes“, eines „Gegenſtücks zu Romeo und Julie“ bei denen, die das Stück ſelbſt nicht zur Hand haben, leicht ſehr falſche Vorſtellungen erwecken dürfte. — Unter dieſen Umſtänden halte ich es nicht ungeeignet, hier einige ausführlichere Auszüge aus gedachtem Stücke zu geben: ein zweckmäßiger Schluß zugleich der dramatiſchen Bruchſtücke und Proben, welche in dieſen Anmerkungen mitgetheilt worden ſind und deren der Leſer jetzt, wo die Vorleſungen in eine Epoche unſerer Literaturgeſchichte getreten ſind, von der jeder Gebildete ohne Weiteres die unmittelbarſte Kenntniß beſitzt, füglich entbehren kann. —

Zuerſt alſo eine kurze Angabe des Inhalts (nach dem oben erwähnten Abdruck im Theater II. 263—372).

Zwei ſchottiſche Lords, Berkeley und Buſhy, ſind, man weiß nicht recht eigentlich wodurch und weshalb, in Feindſchaft mit einander gerathen. Buſhy hat den Berkeley, „blos weil er beſſer ſtund als Buſhy“ (p. 273) mit Hülfe eines gewiſſen Hubert nächtlich überfallen, ſein Schloß zerſtört, ihn ſelbſt mit den Seinen verjagt; wobei Berkeley's Sohn Harry verſchwunden iſt. Der Vater ſelbſt mit ſeiner Tochter Carolina, einer Schweſter Lady Katharina, einer jungen Nichte Luiſe hat ſich in die amerikaniſchen Colonieen geflüchtet; er iſt Officier geworden und „führt Krieg.“ Im Uebrigen geht ſein ganzes Sinnen und Trachten nur auf Rache gegen Buſhy; allein wie ſie befriedigen? wie ihn erreichen? So verzehrt er ſich in ohnmächtig kindiſcher Wuth; man könnte ſagen, Schmerz und Leidenſchaft hätten ihn wahnſinnig gemacht, wenn nicht Wahnſinn der — allgemeine Charakter aller Perſonen dieſes Schauſpiels wäre. —

Nun beginnt das Stück. Drei junge Edelleute, auf abenteuerlichen Fahrten, ſind ſo eben nach Amerika gekommen: Wild, der eigentliche Stürmer und Dränger, der mit dem „vollen Herzen“, der raſend Leidenſchaftliche, Sentimentale, Schwärmeriſche, Glühende, Verzehrende, der das Fleiſch ſeiner Feinde freſſen möchte (p. 343), der eigentliche Heros, der vollkommne Mann im Sinne der damaligen Jugend — La Feu, der Phantaſt, der Mann der Illuſionen, der ewig nur in Träumen lebt, nur in Träumen glücklich iſt — Blaſius, der Blaſirte, den nichts mehr ergreift noch rührt noch freut, dem Alles gleich iſt, der blos ewig Langeweile hat. Wild will Kriegsdienſte nehmen: ſie machen Beſuch beim alten Berkeley, wobei der Phantaſt La Feu ſich ſofort in die alte, launenhafte Katharina verliebt, Blaſius dagegen alle Koketterieen der ſchönen, leichtfertigen Luiſe von ſich abprallen läßt. Und Wild? Nun natürlich verliebt der ſich in Carolinen, die Tochter Berkeley's — oder vielmehr ſie haben ſich ſchon längſt geliebt, indem Wild von Carolinen ſofort als der kleine Carl Buſhy erkannt wird, der Sohn ihres Verfolgers und Todfeindes, an dem ſie jedoch ehedem, zur Zeit des guten Vernehmens, ſchon immer einen angehenden Verehrer und Beſchützer gehabt hat. In dieſem Glück des Wiederſehens werden die Liebenden von Carolinens Vater, dem alten Berkeley, überraſcht. Minder ſcharfſichtig, als das Auge der Liebe, erkennt er den Sohn ſeines Feindes nicht, läßt ſich vielmehr zu großer Befriedigung von Wild erzählen, daß auch den alten Buſhy ſein Schickſal ereilt habe: beim König in Ungnade gefallen (weshalb, erfährt man wieder nicht), hat er, ſammt ſeinem Spießgeſellen Hubert, landflüchtig werden müſſen, Niemand wiſſe wohin; auch ſein Sohn Karl ſei verſchollen. Aus Dankbarkeit für dieſe Nachrichten verſchafft der alte Berkeley dem Wild eine Stelle als Volontair bei der Armee. Nun plötzlich tritt eine neue Figur auf: Boyet, Seecapitain, eine Art Oger, ein Ungethüm, das um ſich ſchlägt und beißt. Er hat einen Mohrenknaben bei ſich, deſſen Vater er einmal Leben und Freiheit gerettet: dafür hängt der Mohr ihm mit abgöttiſcher Liebe an, namentlich dient er ihm in müßigen Stunden durch Kneipen, Haarzerren, Prügeln ꝛc. zu gemüthlicher Erheiterung. Boyet wohnt in demſelben Gaſthof mit Wild; kaum daß er ihn erblickt, ſo erkennt er in ihm einen gewiſſen Gegner, mit dem, weil er ihm zuwider iſt, weil er „für ihn ein ſo krötenmäßiges fatales Anſehen hat, weil, wenn er ihn ſieht, ſeine Nerven zucken, als wenn ihm einer den widrigſten Laut in die Ohren brüllte“ (p. 318) er ſchon dreimal auf Tod und Leben geſtanden hat. Auch fordert er ihn ſogleich aufs Neue zum Zweikampf. Inzwiſchen hat die Liebelei zwiſchen La Feu und Katharina ihren Fortgang genommen; La Feu verräth ſeiner Dame Wild's eigentlichen Namen, die nun nichts Eiligeres zu thun hat, als den alten Berkeley davon in Kenntniß zu ſetzen. Aber auch vom Seekapitain Boyet bekommt der alte Herr einen Beſuch — und diesmal ſieht er ſchärfer: . . „Harry! mein Sohn!“ Und wie ſelten eine Freude allein kommt, ſo erzählt der Kapitain auch ſeinem Vater, daß er auf ſeinen Seezügen den alten Buſhy mit Hubert getroffen; ſie ſind in ſeine Gewalt gerathen und von ihm, zu entſetzlichſter Rache, bei furchtbarem Sturmwetter auf offener See ausgeſetzt worden. Wild, oder vielmehr Karl Buſhy, der die Erzählung des Kapitains mitangehört, geräth, wie begreiflich, über dieſe Behandlung ſeines Vaters in die äußerſte Wuth. Schon wollen die beiden Gegner ſich zerfleiſchen, als der alte Berkeley mit dem Vorſchlag dazwiſchen tritt, erſt alle zuſammen ein bischen „in den Krieg zu gehen“ Dies wird angenommen. Anfang des fünften Aktes kommen ſie aus der Schlacht zurück, der Kapitain iſt verwundet worden, die Schlacht ſelbſt jedoch gewonnen und zwar lediglich durch Wild's Tapferkeit. Dennoch ſoll eben das Duell zwiſchen ihm und dem Kapitain vor ſich gehen — als der Mohr gelaufen kommt und bekennt, daß er den Kapitain getäuſcht, der alte Buſhy und Hubert ſeien gar nicht wirklich ausgeſetzt, vielmehr aus Mitleid in ein Verſteck des Schiffes gerettet und mit hieher gebracht worden. Natürlich geht nun Alles aufs Schönſte zu Ende: Buſhy und Berkeley verſöhnen ſich, Wild und Caroline werden ein Paar, La Feu und Katharina ebenſo — und Blaſius und Luiſe vermuthlich gleichfalls. —

Jetzt einige Proben aus dem Stücke ſelbſt:

Erſter Aufzug

Erſter Auftritt

(Zimmer im Gaſthofe.)

Wild. La Feu. Blaſius (treten auf in Reiſekleidern.) (hernach) der Wirth

Wild. Heyda! nun einmal in Tumult und Lermen, daß die Sinnen herumfahren wie Dachfahnen beym Sturm. Das wilde Geräuſch hat mir ſchon ſo viel Wohlſeyn entgegen gebrüllt, daß mir's würklich anfängt ein wenig beſſer zu werden. So viel hundert Meilen gereiſet, um dich in vergeſſenden Lermen zu bringen — Tolles Herz! du ſollſt mirs danken! Ha! tobe und ſpanne dich dann aus, labe dich im Wirrwar! — Wie iſts Euch?

Blaſius. Geh zum Teufel! Kommt meine Donna nach?

La Feu. Mach dir Illuſion, Narr! es ſoll mir nicht fehlen, ſie von meinem Nagel in mich zu ſchlürfen, wie einen Tropfen Waſſer. Es lebe die Illuſion! — Ey! ey, Zauber meiner Phantaſie, ich wandle in den Roſengärten von Phillis Hand geführt —

Wild. Stärk dich Apoll, närriſcher Junge!

La Feu. Es ſoll mir nicht fehlen, das ſchwarze verrauchte Haus gegen über, mit ſamt dem alten Thurm, in ein Feenſchloß zu verwandlen. Zauber,

Zauber Phantaſie! — (lauſchend) Welch liebliche geiſtige Symphonieen treffen mein Ohr? — — Beym Amor! ich will mich in ein alt Weib verlieben, in einem alten, baufälligen Haus wohnen, meinen zarten Leib in ſtinkenden Miſtlaken baden, bloß um meine Phantaſie zu ſchrecken. Iſt keine alte Hexe da, mit der ich ſcharmiren könnte? Ihre Runzeln ſollen mir zu Wellenlinien der Schönheit werden; ihre herausſtehende ſchwarze Zähne, zu marmornen Säulen an Dianens Tempel; ihre herabhangende lederne Zitzen, Helenens Buſen übertreffen. Einen ſo aufzuwecken, wie mich! — O meine phantaſtiſche Göttin! — Wild, ich kann dir ſagen, ich hab mich brav gehalten die Tour her. Hab Dinge geſehen, gefühlt, die kein Mund geſchmeckt, keine Naſe gerochen, kein Aug' geſehen, kein Geiſt erſchwungen —

Wild. Beſonders wenn ich dir die Augen zuband. Ha! Ha!

La Feu. Zum Orkus! du Ungeſtüm! — Aber ſag' mir nun auch einmal, wo ſind wir in der wurklichen Welt jetzt? In London doch?

Wild. Freylich. Merkteſt du denn nicht, daß wir uns einſchifften? Du warſt ja Seekrank.

La Feu. Weiß von allem nichts, bin an allem unſchuldig. Lebt denn mein Vater noch? Schick doch einmal zu ihm, Wild, und laß ihm ſagen, ſein Sohn lebe noch. Käme ſo eben von den Pyrenäiſchen Gebürgen aus Friesland. Weiter nichts.

Wild. Aus Friesland? —

La Feu. In welchem Viertel der Stadt ſind wir dann?

Wild. In einem Feenſchloß, la Feu. Siehſt du nicht den goldnen Himmel? die Amors und Amouretten? die Damen und Zwergchen?

La Feu. Bind mir die Augen zu! (Wild bindet ihm zu) Wild! Eſel! Wild! Ochſe! nicht zu hart! (Wild bindet ihn los) He! Blaſius, lieber biſſiger, kranker Blaſius, wo ſind wir?

Blaſius. Was weiß ich.

Wild. Um euch auf einmal aus dem Traum zu helfen, ſo wißt, daß ich euch aus Rußland nach Spanien führte, weil ich glaubte, der König fange mit dem Mogol Krieg an. Wie aber die Spaniſche Nation träge iſt, ſo wars auch hier. Ich packte euch alſo wieder auf, und nun ſeyd ihr mitten im Krieg in Amerika. Ha laßt michs nur recht fühlen auf Amerikaniſchem Boden zu ſtehn, wo alles neu, alles bedeutend iſt. Ich trat ans Land — O! daß ich keine Freude rein fühlen kann!

La Feu. Krieg und Mord! o meine Gebeine! o meine Schutzgeiſter! — So gieb mir doch ein Feenmädchen! o weh mir!

Blaſius. Daß dich der Donner erſchlüg, toller Wild! was haſt du wieder gemacht? Iſt Donna Iſabella noch? He! willſt du reden? meine Donna!

Wild. Ha! Ha! Ha! du wirſt ja einmal ordentlich aufgebracht.

Blaſius. Aufgebracht? Einmal aufgebracht? Du ſollſt mir's mit deinem Leben bezahlen, Wild! Was? bin wenigſtens ein freyer Menſch. Geht Freundſchaft ſo weit, daß du in deinen Raſereyen einen durch die Welt ſchleppſt wie Koppelhunde? Uns in die Kutſche zu binden, die Piſtole vor die Stirn zu halten, immer fort, klitſch! klatſch! In der Kutſche eſſen, trinken, und für Raſende ausgegeben. Im Krieg und Getümmel von meiner Paſſion weg, das einzige was mir übrig blieb —

Wild. Du liebſt ja nichts, Blaſius.

Blaſius. Nein, ich lieb' nichts. Ich hab's ſo weit gebracht, nichts zu lieben, und im Augenblick alles zu lieben, und im Augenblick alles zu vergeſſen. Ich betrug alle Weiber, dafür betrügen und betrogen mich alle Weiber. Sie haben mich geſchunden und zuſammen gedruckt, daß Gott erbarm! Ich hab' alle Figuren angenommen. Dort war ich Stutzer, dort Wildfang, dort tölpiſch, dort empfindſam, dort Engelländer, und meine größte Conquette machte ich, da ich nichts war. Das war bey Donna Iſabella. Um wieder zurück zu kommen — deine Piſtolen ſind geladen —

Wild. Du biſt ein Narr, Blaſius, und verſuchſt keinen Spaß.

Blaſius. Schöner Spaß dies! Greif zu! ich bin dein Feind den Augenblick.

Wild. Mit dir mich ſchießen? Sieh, Blaſius! ich wünſchte jetzt in der Welt nichts als mich herum zu ſchlagen, um meinem Herzen einen Lieblings-Schmaus zu geben. Aber mit dir? Ha! Ha! (hält ihm die Piſtole vor) Sieh ins Mundloch und ſag, ob dirs nicht größer vorkommt als ein Thor in London? Sey geſcheid, Freund! Ich brauch und lieb' euch, und ihr mich vielleicht auch. Der Teufel konnte keine größre Narren und Unglücksvögel zuſammen führen, als uns. Deswegen müſſen wir zuſammen bleiben, und auch des Spaßes halben. Unſer Unglück kommt aus unſerer eigenen Stimmung des Herzens, die Welt hat dabey gethan, aber weniger als wir.

Blaſius. Toller Kerl! ich bin ja ewig am Bratſpieß.

La Feu. Mich haben ſie lebendig geſchunden, und mit Pfeffer eingepökelt — Die Hunde!

Wild. Wir ſind nun mitten im Krieg hier, die einzige Glückſeligkeit, die ich kenne, im Krieg zu ſeyn. Genießt der Scenen, thut was ihr wollt.

La Feu. Ich bin nicht für'n Krieg.

Blaſius. Ich bin für nichts.

Wild. Gott mach' Euch noch matter! — Es iſt mir wieder ſo taub vorm Sinn. So gar dumpf. Ich will mich über eine Trommel ſpannen laſſen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Mir iſt ſo weh wieder. O könnte ich in dem Raum dieſer Piſtole exiſtiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte. O Unbeſtimmtheit! wie weit, wie ſchief führſt du den Menſchen!

Blaſius. Was ſoll's aber hier am Ende noch werden?

Wild. Daß Ihr nichts ſeht! Um aus der gräßlichen Unbehaglichkeit und Unbeſtimmtheit zu kommen, mußt' ich fliehen. Ich meinte die Erde wankte unter mir, ſo ungewiß waren meine Tritte. Alle gute Menſchen, die ſich für mich intereſſirten, hab ich durch meine Gegenwart geplagt, weil ſie mir nicht helfen konnten. —

Blaſius. Sag lieber, nicht wollten.

Wild. Ja, ſie wollten. Ich mußte überall die Flucht ergreifen. Bin alles geweſen. Ward Handlanger um was zu ſeyn. Lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerm Feuer gebrannt. Nirgends Ruh, nirgends Raſt. Die Edelſten aus Engelland irren verlohren in der Welt. Ach! und ich finde die Herrliche nicht, die einzige, die da ſteht. — Seht, ſo ſterbe ich voll Kraft und Geſundheit, und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Kampagne hier mitmachen, als Volontair, da kann ſich meine Seele ausweiden.

und thun ſie mir den Dienſt, und ſchießen mich nieder, gut dann! Ihr nehmet meine Baarſchaft, und zieht. ꝛc.

Auszug III

Dritter Auftritt

See-Kapitain [illegible]. Wirth. Vorige. Der Mohr.

Wirth. Was befehlen Sie, Sir?

Kapitain. Nichts? Nichts, als daß Sie weggehen ſollen.

La Fem. (ſitzt und ſchreibt in Ekſtaſe.)

Kapitain. (zu ſeinen Leuten.) Geht ihr alle beyſeit! Kleiner Junge bleib hier! Nu ſüßer Knabe!

Mohr. Rauher Kapitain, was willſt du?

Kapitain. Willſt du dich noch für mich todtſchießen laſſen?

Mohr. Hier ſteh ich ſchon, guter Kapitain. Du haſt mir aber weh gethan! Bey den Göttern! Du biſt manchmal ſo toll wie der Tyger, du Seekrebs! — Sieh, auf meinem Rücken liegen Beulen wie meine Fauſt, harter Kapitain!

Kapitain. Weil ich dich lieb hab, Affe!

Mohr. (ſeine Stirne küſſend.) Schinde mich! zieh mir die Haut übern Kopf, wilder Kapitain! bin dein Junge, bin dein Affe, dein Sklav, dein Hund. (ſich um ihn ſchlingend.) Haſt meinem Vater das Leben und Freyheit gegeben. — (Kapitain kneipt ihn.) O weh, was kneipſt du mich!

Kapitain. Hab dich lieb. Willſt du Cadet ſeyn, Junge?

Mohr. O Kapitain! mir einen Degen, und ſtell dich hinter mich, wenn dein Feind kommt! Guter Kapitain! Zuckerthier! toller Kapitain! mein Blut im Leib hat dich lieb, und hüpft unter der Haut.

Kapitain. Zuckerrede von einem Mohrjungen! Willſt du Schläge haben?

Mohr. Willſt du geſchmeichelt haben? Soll ich deine Wangen ſtreicheln?

Kapitain. Haſt du die Schiffe geſehen, die vorbey ſegelten?

Mohr. Ja Kapitain. Warum wagteſt du dich?

Kapitain. Nicht zu ſtreichen vor Ihnen. Ihnen unter die Naſe zu lachen und das letzte wegzukapern.

Mohr. Ach kriegteſt doch einen Kanonenſchuß, und der Matroſe und Soldat todt.

Kapitain. Füll meine Pfeife! Wer wird darüber reden? Todt Junge, todt, das iſt all nichts. Fürchſt du dich fürm Tod?

Mohr. Wenn du lebſt — ja. Ich wollte gern bey dir ſeyn.

Kapitain. Jetzt wollen wir's einmal hier verſuchen. Der Tod fürcht't ſich vor mir. Zehen Jahre gefahren und keine Wunde, außer von dem [illegible] von Schottländer.

Mohr. Wenn die Mütter und Väter alle kämen, die du kinderlos gemacht haſt. —

Kapitain. Sachte Junge! Du taugſt für die See nicht. Halt meine Pfeife! Stell mir einen Stuhl unter die Füße! (ſieht ſich um.) He wer iſt denn da? Junge, ſchür mir doch die Leute ein wenig. Du biſt ſo müßig. Ich bitt dich Knabe, weck den Schläfer dort an der Mole, ich kann niemand ſchlafen ſehn, bis ich ruhig bin. Und der Schreiber dort, der ſo um ſich fährt — plaz ihn! (Der Mohr zupft Blaſius an der Naſe. Hält dem La Feu von hinten die Feder, als er eben ſchreiben will.)

La Feu. Lieblich ſtrahlt dein Auge! — he! he!

Blaſius. Hm! Flegels alle!

Kapitain. Meine Herren, ich wollte Bekanntſchaft mit Ihnen machen. Sind Sie von der Armee?

Blaſius. Nichts bin ich. (ſchläft ein.)

Kapitain. Das iſt viel. Und Sie?

La Feu. Alles, alles.

Kapitain. Das iſt wenig. Kommen Sie, Herr Alles! wir wollen uns ein wenig balgen, daß meine Gelenke in Ordnung kommen. (packt ihn an.)

La Feu. O weh, du Centaur! das iſt nichts für die Phantaſie — (ſetzt ſich nieder.) Lieblich ſtrahlt dein Auge! Die dummen Reimen! Auge, lange, brauche, ſange. Aus denen Lieb' ich ſange. Ja ſo —

Kapitain. Junge, laß mir keinen Menſchen ruhig! und fürchte dich nicht. Je toller du's machſt, je beſſer. Zupf mir den Schläfer, Knabe! (der Knabe thuts.)

Blaſius. Flegel! Eſel! Wild! (ſchlägt um ſich.) Wild! wenn du nicht ruhig —

Mohr. Einen Schlag! einen Schlag!

Kapitain. Wild? mein Herr! Wo iſt er? geſchwind!

Blaſius. Was weiß ich?

Kapitain. So viel kann ich Ihnen ſagen, entweder Sie ſagen mir wo Wild iſt, oder Sie machen einen Gang mit mir.

Blaſius. Laſſen Sie mich ruhen, und denn will ich ſehen ob mirs beliebt.

Kapitain. Beliebt? mein Herr!

Blaſius. Ja, beliebt! Sie werden doch hören.

Kapitain. Das gefällt mir. Ich will zum General ohnedies erſt. Hab ein hübſches Schiff mitgebracht. Ich verlaß mich auf Ihr Wort. Gut, daß ich dich find', Du Wild. Komm Knabe!

Mohr. Ich folge ſchon.

Blaſius. Der Hund! Wie führt den der Satan her? Es iſt der Schiffskapitain oder der Teufel. Muß doch den Wild aufſuchen. Gönnt mir den Schlaf niemand!

La Feu. Laß dir doch vorleſen!

Blaſius. Laß mich!

La Feu. Das will ich am Fenſter ſingen. Du haſt ja Mylady die Promenade verſprochen.

Blaſius. Ich komme vielleicht.

Vierter Auftritt

Wild. Vorige.

Blaſius. (begegnet Wild und dem Kapitain an der Thür.) Hätt ich doch bald einen Gang vergebens gethan. (ſetzt ſich ſtill hin.)

La Feu. (Lieſt ſeine Verſe denn ab, Mohr ſpielt mit Kindereyen.)

Kapitain. Brav daß ich Sie find'.

Wild. Gut! ſehr gut!

Kapitain. Sie wiſſen doch, daß ich Sie nicht leiden kann?

Wild. Darnach hab ich noch nicht gefragt.

Kapitain. So will ich's Ihnen ſagen. He Schottländer! mich ſoll der Donner erſchlagen, Du darfſt Gottes Luft nicht mit mir einziehen. Ich hab vom erſten Blick einen ſolchen Haß auf Dich geworfen, daß meine Fauſt nach Degen und Piſtol greift, wenn ich Dich von weitem erblick. Weichmüthig Knabe, zum Gewehr!

Wild. Du weißt Kapitain, daß Du grob und beleidigend biſt, und daß ich Dir dann nichts ſchuldig bleib. Du zwangſt mich, Dir in Holland eine Kugel zu geben, und bey meiner Seel' es ſchmerzte mich, da ich Dich ſinken ſah, ſo um nichts und wieder nichts.

Kapitain. Deine Kugel ſaß tief, aber eine Kugel die im Fleiſch ſitzt, iſt keine Kugel, und zündet nur die Lebens-Geiſter an. Glaub mir, wann Du niederfällſt, pfeif ich Dir ein Sterblied, das meine Matroſen pfeifen, wenn der Sturm am toll'ſten wüthet.

Wild. Dank Kapitain! wie Du willſt.

Kapitain. Weil ich will, und muß. Weil Du für mich ein ſo krötenmäßiges, fatales Ausſehen haſt. Weil, wenn ich Dich ſeh, meine Nerven zucken, als wenn mir einer den widrigſten Laut in die Ohren brüllte.

Wild. Ich kann Dir ſagen, daß ich Dich leiden kann. Demohngeachtet — wenn mir's kein Ernſt iſt, um des Spaßes halben. Ich hätt heute nicht nöthig mein Leben wegzuwerfen, doch weil Du brav biſt, und wir nun einmal nicht an einem Ort zuſammen leben können, und ich jetzt hier leben muß —

Kapitain. Das iſt hübſch! Weißt Du was? Schottländer! ich muß jetzt zum General, wir wollens bis Morgen verſparen.

Wild. Auch gut! So geh ich erſt in die Bataille.

Kapitain. Und ich mit. Aber der Teufel ſoll Dich holen, wenn Du Dich todtſchießen läſſeſt. Das merk Dir! (ab)

*

Ebendaſelbſt: Shakeſpeare war dieſen jungen tumultuariſchen Geiſtern rc. Vgl. den eben citirten Aufſatz von Stahr. — Die wichtigſte Schrift in dieſer Hinſicht, gleichſam das Manifeſt der jungen Schule, war Gerſtenberg's „Verſuch über Shakeſpeare's Werke und Genie" in den von ihm herausgegebenen „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur," (mit Beiträgen von Klopſtock, Sturz, Schönborn, Reſewitz rc.) 1766 fgg.; Sammlung II, Brf 14—18. — Auch die Schilderung von dem Eindruck, welchen die eben erſchienene Ueberſetzung des Shakeſpeare von Wieland auf die damalige Jugend machte, in Goethe's Dichtung und Wahrheit, Th. III iſt hier zu vergleichen.

Zu pag. 223: Es giebt von Goethe ſelbſt rc. Jetzt in den Sämmtl. W. XLIV, 1 fgg. — Es wird nicht unpaſſend ſein, hier eine verwandte Aeußerung Klinger's beizufügen, aus der Vorrede zum erſten Theil des „Theaters," Riga 1786; eine Aeußerung, merkwürdig ſowohl durch die tiefe Selbſterkenntniß, welche ſie verräth, als beſonders auch dadurch, daß ſie mit großer Sicherheit den Punkt trifft, auf welchen in der That Alles ankommt, in dem wir es indeſſen auch heute noch nicht weiter gebracht haben, als zu Forderungen. Der ſchreiungen, Klagen — den nationalen. Die Stelle ſelbſt lautet: „Die Klagen ſind unendlich, die man über die wilden Producte führt, die zu Zeiten in der deutſchen Welt, und beſonders fürs Theater erſcheinen. Ich weiß nicht, in wie weit es bey dieſen Herrn charakteriſtiſch iſt, wie wahr und tief es in ihnen liegt, und darauf käme es doch bey der Beurtheilung hauptſächlich an. So viel iſt indeſſen gewiß, daß wir Deutſche durch dieſe Verzerrung gehen müſſen, bis wir ſagen mögen, ſo und nicht anders behagts dem deutſchen Sinn. Nichts reift ohne Gährung. Gewiß ſind die kalten, beſchränkten Regeln des franzöſiſchen Theaters mit ſeiner Declamation, dem thätigern, rauhern und ſtärkern Geiſt der Deutſchen nicht genug; aber eben ſo gewiß iſt er nicht muthwillig, launig und beſonder genug, um's allgemein mit dem engliſchen Humor und ſeinen Sprüngen zu halten. Alſo wäre das wilde Thun bisher doch nichts anders, als eine Form zu ſuchen, die uns behage! Machten wir eine Nation aus, ſo hätten wir dieſelbe gewiß vorgefunden, denn es läßt ſich wol mit Gewißheit ſagen, daß in dieſem Fall, die Wiſſenſchaften bey uns, mit unſern Nachbarn gleich fort gegangen wären. Warum ſoll unſer Theater auf franzöſiſche Form gemodelt ſeyn, da wir Deutſche ſind, und der Galanteriekram, wovon Racinens Helden ſtrotzen, unſerm Character ſo fremde iſt? Warum auf engliſche, da wir ſo fern von der ſprudelnden Laune dieſer Inſulaner ſind? Ein Charakter voll Geradheit, Biederkeit, Muth, Beharrlichkeit, Starrſinn, greift ins Herz des deutſchen Volks, da es nicht weiß, wohin es die galanten Griechen und Römer der Franzoſen, und die übertriebenen Carricaturen des neuern engliſchen Theaters ſetzen ſoll. Genug, die einfachſte Form iſt gewiß die beſte" ꝛc.

Zu pag. 323: Zwar waren ſchon lange vor Goethe einzelne Verſuche gemacht worden. Namentlich der in der vorigen Vorleſung erwähnte J. E. Schlegel'ſche Hermann (ſ. o. p. 299), deſſen nationales Element Mendelsſohn in den Lit. Br. (v. 1765, Bd. XXI, p. 113) nachdrücklich hervorgehoben hatte: „Hermann iſt unſeren Sitten weit angemeſſener (als die Trojanerinnen deſſelben Verfaſſers). Ein deutſches Original, ein Vorwurf, der in der Geſchichte Deutſchlands ſo wichtig iſt, deutſche Helden, altdeutſche Geſinnungen und ein Sieg der deutſchen Liebe zur Freiheit über die grenzenloſe Ehrbegierde der Römer; können deutſche Zuſchauer hiebei gleichgültig ſein?" ꝛc. Ein Trauerſpiel Arminius von dem berühmten Juſtus Möſer (1749) war bereits 1751 zu Wien aufgeführt worden: Deutſche Schaubühne zu Wien, Bd. II. Vgl. Chr. H. Schmid (den Gießner, Verf. der oft citirten Chronologie): „über die verſchiedenen deutſchen Gedichte, die ſich auf die Geſchichte von Hermann oder Arminius gründen," im Journal von und für Deutſchland. Jahrg. 1792, Heft IX, p. 765 ſqq. — Daß es indeß mit der bloßen Deutſchheit nicht abgethan, erkannte Goethe ſehr richtig; ſ. u.

Ebendaſelbſt: Klopſtock. Klopſtock hat im Ganzen ſechs dramatiſche Stücke geſchrieben, drei geiſtliche und drei vaterländiſche: der Tod Adams (in drei Akten, 1757, in Proſa, welche Gleim nach ſeiner Art verſificirte: Berl. 1766), Salomo, ein Trauerſpiel (in Jamben, 1764), David, Trauerſpiel (1772). Die drei patriotiſchen Stücke oder wie Klopſtock ſelbſt ſie nannte: Bardiete für die Schaubühne, bilden zuſammen eine Trilogie, deren Gegenſtand Hermann der Cherusker iſt: Hermanns Schlacht (1769; dieſe wurde auch ſpeciell für di

Huber bearbeitet von Joh. Goethe. Deſſ. Leipz. 1784), Hermann und die Fürſten (1784) und Hermann's Tod (1787). Daß von allen ſechs Stücken keines jemals die Bretter beſchritten hat, braucht wohl nicht erſt erwähnt zu werden. Vgl. Gervin. IV, 157 fg.

Ebendaſelbſt: Goethe ſelbſt hatte. Dicht. und Wahrh. IV: S. W. XLVIII, 271.

Zu pag 325: das theatraliſche Seitenſtück zu Leſſing durch Eckhof gebildet. Vgl. Rötſcher im Leben Seidelmann's, p. 181. — Leider iſt dieſer „Vater der deutſchen Schauſpielkunſt" ohne das biographiſche Denkmal geblieben, das ſeines großen Ruhms, größeren Verdienſtes würdig wäre. Ihm daſſelbe nachträglich zu errichten, iſt jetzt, wo der Zauber ſeines Spieles längſt entſchwunden, ja wo es unter allen Lebenden wohl keinen Einzigen mehr giebt, der noch aus eigener Anſchauung ſich einer Eckhof'ſchen Darſtellung entſinnen könnte, nicht mehr möglich. Man kann einen Schauſpieler ſchildern nach fremden Berichten, man kann erzählen: ſo ſoll er geweſen ſein, ſo auf die Einſichtigen, die Beſten ſeiner Zeit hat er gewirkt: dagegen ſein Weſen wirklich darſtellen, ihn der Nachwelt lebendig vor's Auge führen, ſagen: ſo war er! und das Alles ohne ihn jemals mit Augen geſehn, den Klang ſeiner Stimme gehört zu haben — wer möchte das Wagſtück unternehmen?! So auch, um Eckhofs verwaiſte Urne zu ſchmücken, bleibt nichts mehr übrig, als aus den Notizen, den Urtheilen, den Schilderungen, die ſich hier und dort über ihn zerſtreut finden, ein Moſaik zuſammenzuſetzen, das von der lebendigen Größe des berühmten Künſtlers allerdings nur einen ſehr ſchattenhaften Abriß geben kann. Auch dieſe Arbeit, (eine verdienſtliche ohne Zweifel, ſogar eine ſehr nöthige, damit nicht am Ende auch noch dieſes Material verloren geht oder doch in Vergeſſenheit geräth) bleibt noch zu thun; wenigſtens dürften die beiden jüngſten Verſuche, welche uns bekannt geworden (in Penning's Ehrentempel, im 5. oder 6. Band, und ganz neuerlich in der Weber'ſchen Illuſtrirten Theaterzeitung, Jahrg. 1846) ſie noch nicht überflüſſig gemacht haben. Das vorzüglichſte Material bietet auch hier wieder das Leben Schröder's von Meyer, im erſten Bd. ſowie das „Verzeichniß der von Eckhof ſeit dem 2. Mai 1761 bis zum 20. Auguſt 1769 geſpielten Rollen," mit kurzen Beurtheilungen von Schröder *): ebendaſ. II, 2, 13—21. Ferner zwei Aufſätze in Iffland's Almanach für Theater und Theaterfreunde ꝛc. Jahrg. 1807, p. 1—49, der erſte von Iffland ſelbſt

---

*) [illegible]

(womit einige geiſtreiche Bemerkungen in Iffland's Selbſtbiographie zu vergleichen: Meine theatraliſche Laufbahn, Leipz. 1798, ſowie auch ſeine Theorie der Schauſpielkunſt, Berlin 1815), der andere von Nicolai: vgl. deſſen Reiſe, Bd. IV, p. 578 fgg. Nimmt man hiezu die vereinzelten Urtheile und Andeutungen Leſſings in der Dramaturgie, ſowie die Theatergeſchichten von Löwen und Schütz, (beſonders letztere p. 218 fgg.), Brandes in ſeinem Leben II, 208 und ſonſt, endlich Eckhof's eigene Bemerkungen über Kunſt und Künſtler im (Reichardt'ſchen) Theaterkalender für 1779, ſo dürfte man das Hauptſächlichſte, woraus ſich heutzutage ein Bild von Eckhof noch gewinnen läßt, beiſammen haben. Für dieſen Ort natürlich muß eine gedrängte Ueberſicht der äußeren Lebensumſtände genügen. — Konrad Eckhof wurde den 12. Auguſt 1720 zu Hamburg geboren, der Sohn eines hamburgiſchen Stadtſoldaten. Nachdem er einige Jahre als Schreiber gearbeitet, betrat er die Bühne zuerſt unter Schönemann, am 12. Januar 1740, an demſelben Tage, in demſelben Stück, auf demſelben Schauplatz, wo auch die Mutter des großen Schröder, die nachherige Frau Ackermann (ſ. o. p. 304), zum erſten Mal die Bretter betrat. Siebzehn Jahre blieb er der Schönemann'ſchen Truppe treu, alle ihre Wanderungen, ihre Entbehrungen und Drangſale theilend; dann (1757), nach einem kurzen Verſuch eigener Principalſchaft (Chronol. p. 185), trat er zur Koch'ſchen Geſellſchaft. 1764 ging er zu Ackermann nach Hamburg; hier war es, wo Schröder neben ihm ſpielte. 1769 finden wir ihn bei der neuen Unternehmung, welche Seyler in Hannover eröffnete. 1771 wurde er nach Weimar berufen, um hier die Leitung des neu zu begründenden Hoftheaters zu übernehmen. Allein der bekannte unglückliche Schloßbrand machte dieſen und anderen künſtleriſchen Entwürfen ein jähes Ende. Mit der übrigen Geſellſchaft trat Eckhof nun, in gleicher Eigenſchaft, in die Dienſte des Herzogs von Gotha über. Doch ſchon am 16. Juni 1778 ſtarb er; ſeine letzte Rolle (am 6. April 1778) war der Geiſt im Hamlet geweſen: vgl. Iffland a. a. O. 28. Seine Frau, eine Tochter des ehemaligen Principals Spiegelberg, welche er 1746 geheirathet hatte, ſoll ſich in früheren Jahren in Kammermädchen und ähnlichen Rollen ausgezeichnet haben (vgl. Chronol. p. 121); ſie ſtarb in Siechthum — arm, elend, vergeſſen, die Wittwe Eckhof's!! zu Gotha 1790. — Von Geſtalt war Eckhof klein und unanſehnlich; ſeine hohen Schultern, die dicken Knöchel ſollen auf den erſten Anblick einen ungünſtigen Eindruck gemacht haben. Sein blaues Auge war nicht groß, doch um ſo glänzender. Seine ganze Haltung auf der Bühne nennt Iffland unübertrefflich. Vgl. ſein Portrait vor dem Reichardt'ſchen Theat. Kal. f. 1775, in Lavater's Phyſiognomik Bd. III, auch (nach einem Graff'ſchen Gemälde) in dem oben citirten Ehrentempel. Ueber Alles entzückend ſoll ſein Organ geweſen ſein: ein Organ, „das an donnernder Macht, Zartheit und Wohllaut ſeines Gleichen auf der deutſchen Bühne noch nicht gefunden hat" (Iffl. a. a. O. 11) und das er mit tiefſtem Kunſtverſtändniß zu gebrauchen wußte. — Als Schauſpieler ſoll er von jeder Art falſchen Künſtlerſtolzes frei geweſen ſein; man rühmt ihm nach, daß er noch in den ſechziger Jahren, in der Sonnenhöhe ſeines Ruhms wie ſeiner Kunſt, oft die untergeordnetſten Rollen, Bediente u. dgl. übernommen. Als Principal dagegen ſoll er mitunter ein wenig pedantiſch geweſen ſein: (Iffl. a. a. O. p. 19, Schröd. Leb. I, 304 fgg.) eine Schwäche übrigens, die durch ſeinen immer regen Eifer, ſeine Treue, ſeinen künſtleriſchen wie ſittlichen Ernſt reichlich aufgewogen ward. Als ſeine Triumphe im tragiſchen Fach bezeichnet Iffland den d'Orbeſſon, den Hausvater von Diderot, Greſſet's Schwermüthigen, den Vater im Galeerenſklaven, Crosman, Codrus, den alten Barnwell (im Kaufmann von London), Richard den Dritten (d. h. den Weiße'ſchen; ſ. o. p. 390), Oreſte; auch den Tellheim in der Minna von Barnhelm, ſowie den Mellefont in der Sara Sampſon ſoll er, ſelbſt noch in ſpätern Jahren, vorzüglich gegeben haben. Von ſeinen komiſchen Rollen werden Marivaux' Bauer mit der Erbſchaft, Patelin (doch ſiehe oben die Note unterm Text), der taube Apotheker, Kaspire in Goldoni's verſtelltem Kranken u. vorzugsweiſe gerühmt. Auch als Schriftſteller iſt Ekhof thätig geweſen, namentlich als Ueberſetzer einiger Luſtſpiele: Chronol. p. 302. Einige Gedichte und andere derartige Reliquien von ihm ſ. in Reichard's Theat. Kal., Jahrg. 1775 p. 6, 1776 p. 34, 1779 p. 8. — Ich ſchließe mit nachſtehenden Worten Nicolai's, aus der Reiſe IV, 578—581, die auf geſchickte Art Ekhof's hauptſächlichſte Verdienſte ſowie ſeinen Einfluß auf die deutſche Bühne kürzlich zuſammenfaſſen: „Ekhof war der erſte, welcher anfing die dramatiſchen Werke aller Nationen jede nach ihren Sitten zu ſtudiren, und jede auf eine andre Art zu behandeln. Er war der erſte, welcher anfing, die Anlage eines Stücks nach verſchiedenen Seiten zu betrachten, und die Abſicht jeder Situation zu erforſchen. — Nun verſchmähte er allen theatraliſchen Flitterſtaat der Declamation, die auf Stelzen gieng, und ſuchte die wahren Töne der Natur. Er führte ins Trauerſpiel den ſimpeln Ton ein, welcher der Würde und der Zärtlichkeit gleich fähig iſt, und wußte ihn von der ſimpelſten Sentenz bis zum heftigſten oder wüthendſten Ausdrucke abzuſtufen. Er führte zuerſt in die Luſtſpiele den natürlichen ungezwungenen Converſationston ein, ſo wie er im gemeinen Leben unter Leuten von Erziehung herrſcht. Er führte zuerſt den wahren Ton der Natur ein, der dem vorgeſtellten Charakter und der Situation vom niedrigſten Poſſenſpiele bis zum feinſten Charakter des höhern Luſtſpiels, bis zum erhabenſten und zum rührendſten Trauerſpiel immer angemeſſen, ungezwungen und natürlich bleibt. — Dieſer große Mann ſchuf das ganze hamburgiſche Theater um, und zog eine ziemliche Anzahl vortrefflicher Schauſpieler. Dies gab der hamburgiſchen Bühne den großen Vorzug vor allen Schaubühnen Deutſchlands; ſo daß man mit Recht ſagen kann, daß diejenigen jetzt lebenden Schauſpieler und Schauſpielerinnen, von denen man ſich zum Wachsthume der Kunſt mit Recht etwas verſprechen darf, alle (nur ſehr wenige ausgenommen) ſich in Hamburg ſelbſt, oder doch nach hamburgiſchen Schauſpielern ſich gebildet haben.“

Zu pag. 370: Schröder. Was Ekhof ſeine Zeitgenoſſen ſchuldig geblieben, eine umfaſſende kunſtverſtändige Darſtellung ſeines Lebens und Wirkens, das iſt Schrödern in reichem Maße und auf die glücklichſte Weiſe erwieſen worden. Des Meyer'ſchen Buches haben wir faſt auf jeder Seite dieſer Anmerkungen gedacht; außerdem haben Tieck (im Phantaſus III, Abth. 2, auch in vielen Stellen der dramaturg. Blätter), Böttiger (in der Minerva f. 1807), Schütz (in den Zeitgenoſſen III, Heft 1, p. 35—82) ſich in einer ſolchen Vollſtändigkeit über ihn ausgeſprochen, daß wir doppelten und dreifachen Grund haben, uns hier lediglich auf eine flüchtige Skizze der äußeren Lebensumſtände zu beſchränken. — Friedr. Ludw. Schröder wurde 1744 zu Schwerin geboren. Sein erſtes Debut auf den Brettern hatte er als zweijähriges Kind, in Petersburg, in einem Feſtſpiel vor der Kaiſerin Eliſabeth. Sodann längere Jahre von ſeinen Aeltern (dem Ackermann'ſchen Ehepaare) getrennt, hatte er eine wüſte, armſelige Kindheit zu verleben. Endlich 1759 mit ſeinen Aeltern wieder vereint, betrat er aufs Neue die Bühne, theils in niedrig komiſchen Rollen, theils und vornämlich als Tänzer, in welcher Eigenſchaft, ſowie durch Erfindung neuer glänzender Ballete, er excellirte. Inzwiſchen lebte er mit ſeinem Stiefvater Ackermann in ſtetem Unfrieden, was wiederum eine Reihe wüſter, abenteuerlicher Jahre, bei verſchiedenen Truppen, zur Folge hatte. Als Ackermann ſich (Ende der ſechziger Jahre) vom Theater zurückzog, übernahm Schröder, in Gemeinſchaft ſeiner Mutter, die Leitung der Truppe. 1779 gaſtirte er in Berlin und machte dann eine Kunſtreiſe durch Deutſchland, auf welcher er, beſonders durch ſeine Darſtellung Shakſpear'ſcher Rollen, überall den außerordentlichſten Beifall erwarb. Zuletzt nahm er ein Engagement in Wien an (1781): jedoch nur auf kurze Zeit. Schon 1785 war er wieder in Hamburg, wo er nun eine eigene Unternehmung begründete: die vortrefflichſte ohne Zweifel, welche die deutſche Bühne damals beſaß. 1798, verſtimmt durch allerhand Zerwürfniſſe mit dem Publikum ſowohl wie mit den Mitgliedern ſeiner eigenen Geſellſchaft, legte er die Direction nieder und zog ſich auf ſein Gut Rellingen bei Hamburg zurück. Finanzielle Rückſichten veranlaßten ihn 1811, das Theater wieder zu übernehmen. Allein ſchon im folgenden Jahre zog er ſich aufs Neue zurück. Er ſtarb am 3. September 1816. — Auch ſeine Frau Anna geb. Hart, mit der er ſich 1773 verehelichte, wird als eine tüchtige Darſtellerin geſchildert: ſ. Meyer I, 254 fgg. Schütz, Hamb. Theatergeſch. 439 fgg.; ihr Rollenverzeichniß von 1773—1798, ſteht bei Meyer II, 2, 151 fgg. — Schröder's Geſtalt war groß, von angenehmem Verhältniß, Bruſt, Hände, Füße, wie das Profil des Kopfes von großer Anmuth und Feinheit. Sein Haar war blond, die Farbe friſch. Als das ähnlichſte Portrait wird der Kupferſtich von Feder, nach einer Zeichnung von Bendixen, bezeichnet. Sein Organ war angenehm und rein, nur, wo er es leidenſchaftlich erhob, durch Heiſerkeit beeinträchtigt. — Ueber ſeine zahlreichen eigenen dramatiſchen Arbeiten ſ. unten.

Zu pag. 327: Namentlich die Bekanntſchaft mit Shakſpeare hatte den ungeheuerſten Eindruck auf ihn gemacht. S. das Meyer'ſche Leben I. p. 223 fgg. ſowie in Kürze den früher citirten Aufſatz von Stahr im Lit. hiſt. Taſchb. f. 1843.

Zu pag. 329: mit einem dieſer Stücke, dem Hofmeiſter. Das Stück ſelbſt (jetzt im 1. Bd. der Tieck'ſchen Geſammtausgabe) erſchien zuerſt 1774; es machte, namentlich in den jüngeren Kreiſen, ungemeines Aufſehen und wurde, ſelbſt von Kennern, für ein Goethe'ſches Stück gehalten: vgl. die näheren Nachweiſe im Gött. Taſchb. p. 299 fg. — Ueber die Aufführung in Hamburg (am 22. April 1778) berichtet Meyer I, 300 Folgendes: „Die nothwendigen Veränderungen des Hofmeiſters waren Schrödern gelungen. Einen weichen und ſchwärmeriſchen Auftritt der Liebe hatte Profeſſor Unzer“ (Schröder's Schwager; ſ. o. p. 305) „hinzugedichtet. Madame Schröder war als Guſtchen die Wahrheit ſelbſt. . . . Und dieſer Vater, Schröder! Dieſe ſchaffende Charakteriſtik, dieſe Abwechslung, dieſe ächt tragiſche und ächt komiſche Natur, dieſe Töne, die das Herz durchbebten! Es iſt nicht möglich, Vollkommneres zu leiſten. . . . Der hat Schrödern nicht ganz geſehen, der nicht den Major im Hofmeiſter von ihm geſehen hat.“ Den Hofmeiſter ſelbſt gab Chriſt; ebendaſ. 293; vgl. unten. — Ueber die Aufführung in Berlin, wo Schröder im Hofmeiſter gaſtirte, und ihren (gleichfalls ungünſtigen) Erfolg ſ. Meyer a. a. O. 312 und Plümicke, p. 297.

Ebendaſelbſt ging der Götz . . zum erſten Male . . über die Bühne. Schröder's Leben I, 271: „Die laute Stimme einiger deutſch geſinnten Leſer begehrte die Aufführung des Götz von Berlichingen. Sie erklärten ihn für das Meiſterſtück dramatiſcher Kunſt, wogegen Emilia Galotti Pinſelarbeit ſey. Schröder machte kleine Abänderungen, wodurch die Verwandlungen des Schauplatzes ſich minder drängten. Er ließ die Angabe der Auftritte drucken, damit Unbeleſene wußten wohin ſie blickten. Er beſetzte die Rollen ſo vortheilhaft als möglich, und einige derſelben ſind ſchwerlich irgendwo meiſterhafter ausgeführt. Reineckens Götz, Brockmanns Weislingen, Dorotheens Marie, die Eliſabeth der Madam Reinecke, mußten dem Dichter und ſeinen Freunden genügen. Charlottens Adelheid war, nach Schröders eigenem Urtheil, das Vollkommenſte was dieſes glückliche Naturkind geleiſtet, was er je auf irgend einer Bühne geſehn. Selbſt von den Nebenrollen ward manche vorzüglich gut gegeben, und keine verfehlt. Schröder übernahm den Bruder Martin, den Lerſe, und den Aelteſten des heimlichen Gerichts, damit ihnen nicht ein unwürdiger Vertreter gebreche. Die Verſchiedenheit der Rollen und ihres Anzugs, die unübertreffliche Mannigfaltigkeit ſeiner Darſtellung, verhinderten durchaus daß er in der einen an die andre erinnerte. Mit dem Kloſterbruder war er ſelbſt am beſten zufrieden; doch ging der zu ſchnell und zu beſcheiden vorüber, um von der Menge ſehr bemerkt zu werden“ u. Auch bei Schütz p. 416 fgg. wird dieſer Darſtellung des Götz als „einer der merkwürdigſten theatraliſchen Erſcheinungen“ ausführlich gedacht. Ueber den Erfolg jedoch ſind die beiden Berichterſtatter abweichender Meinung. Während Schütz von „großem und gerechtem Beifall“ ſpricht (p. 418), läßt Meyer a. a. O. verſichern, daß der Beifall nur ein theilweiſer, nichts weniger als enthuſiaſtiſcher geweſen. Nachhaltig war er auf keinen Fall; wie das Stück ſich ja auch nirgend für die Dauer auf dem Repertoire erhalten hat, noch, beim Mangel eines eigentlichen dramatiſchen Mittelpunktes, erhalten konnte oder in Zukunft erhalten wird. Daß jene Aufführung aber demungeachtet für die hamburger ſowohl wie für die geſammte deutſche Bühne von äußerſter Wichtigkeit geweſen, darin ſtimmen beide Erzähler überein. Wir wollen Schütz' Worte (p. 418 fg.) hieherſetzen: „Die Folge, welche dieſer in ſeiner Art ſo einzige und treffliche Götz in ganz Deutſchland hatte, zeigte ſich bald auch in Hamburg. Der theatraliſche Geſchmack der Hamburger nahm eine neue Richtung. Die bald danach eingeführten Shakeſpeariſchen Stücke gaben dieſer Richtung neue Schwungkraft. Ein Götz und Hamlet, Göthe und Shakeſpear veranlaßten unverſchuldet ein Heer unberufener Nachahmer, die jenen Muſtern nachſchritten oder nach — hinkten. Die deutſche Litteratur und vaterländiſche Bühne ward mit vaterländiſchen, von Deutſchheit und Mannheit und Fehdeweſen oder Ritterthum ſtrotzenden, unregelmäßigen Stücken überſchwemmt. Turniere, Kampfgewühle, Mord- und Blutſcenen jagten einander. Das regelmäßige höhere Trauer- und Luſtſpiel ward oder ſchien eine Zeitlang durch Lärm- und Spektakelſtücke auch von der deutſch-hamburgiſchen Bühne verdrängt." Vgl. auch die Aeußerung von Eckhof in Iffland's Theat. Kal. v. 1807, p. 21 fgg.

Zu pag. 331: worauf bereits Schröders Biograph aufmerkſam gemacht hat. I, 290: „Schröder hat keinen Dichter höher geſchätzt und tiefer ſtudirt (als Shakeſpeare). Selbſt ſeine Fehler, wenn er deren hat, die nicht vielmehr Fehler ſeiner Zeit und ihrer Bedingniſſe genannt zu werden verdienen, waren ihm nicht anſtößig. Erlaubte er ſich dennoch nicht, ihn unverändert auf die Deutſche Bühne zu bringen, nahm er Abkürzungen mit ihm vor, ſo zog der vorſichtige Schauſpielvorſteher ſicherlich mehr den Geſchmack ſeiner Zuſchauer und ſeiner Zeit, als den ſeinigen zu Rathe. Sogar im Vaterlande des Dichters hat man ſich zu ähnlichen Aufopferungen genöthigt geſehn. Schröder gab ihm dagegen, faſt bei jeder Vorſtellung, mehr von ſeinen Schätzen zurück. Seine gedruckten Bearbeitungen ſind weder was ſie bei den erſten Vorſtellungen waren, noch bei den letzten wurden. Begehrt jetzt ein Publikum mehr, verträgt es mehr, ſo würde Schröder, wenn es von ihm abhinge, nicht anſtehn es zu befriedigen. Bei dem Allen verdient was er gegeben von ſeinen Nachfolgern wohl zu Rathe gezogen zu werden. Die Erfahrung des Verſtändigen iſt nie untrüglich, aber nur der Unverſtändige kann verſchmähen auf ſie zu achten." — Vgl. hiemit die verſchiedenen dahin einſchlagenden Aufſätze von Goethe (z. B. Shakeſpeare und kein Ende, vom Jahre 1813 ꝛc.) ſowie, um gleich die Extreme bei einander zu haben, Tieck in den dramaturg. Bl. In Kürze auch Stahr a. a. O.

Zu pag. 332: die erſte Aufführung eines Shakeſpeare'ſchen Stückes. Vgl. über dieſe erſte Darſtellung des Hamlet Meyer a. a. O. Schütz 451 fgg. Brockmann (von dem ſogleich das Nähere) gab den Hamlet, Dem. Ackermann d. Ä. (die nachherige Unzer) Ophelia, Reinicke den König, ſeine Frau die Königin, Schröder den Geiſt. Das Stück ward in Hamburg allein in drei Monaten (bis zum 13. December) dreizehn Mal gegeben. Schon im November waren Laertes und die Todtengräberſcene, die in der erſten Bearbeitung fehlten, aufgenommen worden; doch machte die letztere beim Hamburger Publikum kein Glück und mußte bald wieder entfernt werden: Schütz 451. — Im Uebrigen bedarf es für den Kenner der damaligen Epoche wohl kaum eines Winkes, daß dieſer außerordentliche und allgemeine, ſich mit zauberhafter Schnelle durch ganz Deutſchland fortſetzende Beifall, welchen Hamlet fand, keineswegs bloß auf äſthetiſchen Gründen beruhte, daß es nicht bloß Verehrung des Dichters, des Kunſtwerks war, was durch ganz Deutſchland, in großen und kleinen Städten, auf Hoftheatern und wandernden Bühnen, überall Hamlet zum Lieblingsſtück nicht etwa bloß der Gebildeten, der Kunſtverſtändigen — nein, auch der Menge, auch des Publikums im Allgemeinen erhob: vielmehr dieſer Beifall war eine unmittelbare, bewußtloſe Folge jener tiefen innerlichen Verwandtſchaft, welche zwiſchen dem Helden des Stücks, dem ſentimentalen, grübelnden, in Skepſis verſchmachtenden Prinzen von Dänemark, und der ſentimentalen, grübelnden, weltſchmerzlichen Stimmung der damaligen deutſchen Welt beſtand. Man ſchaute in Hamlet ſich ſelber an: ein ſolcher Grübler, über der Reflexion die That verſäumend, war auch das deutſche Volk; ſo, an der Sophiſtik des eigenen Gefühls, thatlos, ruhlos, zehrte auch die deutſche Jugend ſich ab. Es würde eine intereſſante, durch ihren Umfang, ihren Reichthum überraſchende Ueberſicht geben, wollte man (wozu hier freilich der Raum gebricht) einmal in leidlicher Vollſtändigkeit Alles zuſammenſtellen, aus Literatur, Theater, Sitten und Gebräuchen, worin dieſe ungeheure Wirkung des Hamlet ſich kundgegeben. Von Goethe's Wilhelm Meiſter (in dem es wahrlich nicht bedeutungslos iſt, daß gerade Hamlet den Mittelpunkt des Theaterromanes bildet) bis zu den — Tarokkarten mit Figuren aus Hamlet!! welche ums J. 1782 in Deutſchland Mode waren (Reichardt's Theat. Kal. 1785, p. 118): welche Fülle, welche Abſtufung der Erſcheinungen! —

Ebendaſelbſt: Brockmann, der Darſteller des Weiſlingen. Joh. Franz Hieron. (nach Anderen, z. B. der Chronol. p. 313, Franz Karl) Brockmann, geb. 1745 zu Graz in Steiermark, betrat, nachdem er als Barbierlehrling, Bedienter u. allerhand Abenteuer beſtanden hatte, die Bühne zuerſt 1760 zu Laibach, bei einer unbedeutenden wandernden Truppe. Im Frühjahr 1771, als Schröder, nach dem Tode ſeines Stiefvaters, das hamburger Unternehmen neu organiſirte, zeigte er ſich zuerſt dem hamburger Publikum, das ſeinen Darſtellungen jedoch längere Zeit nur wenig Geſchmack abgewinnen konnte, und auch dann nur in Luſtſpielrollen (Meyer I, 219, 227). Die erſte tragiſche Rolle, mit welcher er, um die Theaterſprache zu reden, durchſchlug und ſeinen Ruf als „der erſte Helden-, Liebhaber- und Charakterſpieler Deutſchlands" begründete, war der Eſſex in der Gunſt der Fürſten (28. Juli 1773: a. a. O. 257). Seinen hauptſächlichſten Triumph aber errang er als Hamlet, ſowohl in Hamburg: a. a. O. 291, als in Berlin, wo er Ende 1777 gaſtirte; den Hamlet mußte er elfmal wiederholen: Plüm. p. 294. Daß er hier zuerſt herausgerufen wurde (das heißt nicht bloß als der erſte Schauſpieler, dem dieſe Ehre in Berlin, ſondern der erſte, dem ſie in Deutſchland überhaupt widerfuhr; der nächſte war Schröder in Berlin: Plümicke 298; ſein erſter Hervorruf in Hamburg fand erſt kurz vor ſeinem Abgange nach Wien ſtatt, in der Rolle des Albrecht in Agnes Bernauer: Meyer I, 354), wie auch daß man ihm zu Ehren eine Medaille prägte, (mit den Umſchriften: Brockmann actor utriusque scenae potens. Peragit tranquilla potestas quod violenta nequit) iſt in der Vorleſung ſelbſt erwähnt worden; das Nähere bei Plümicke, p. 294 fg.) Von Berlin ging er nach Wien, wo damals, unter dem reformirenden Einfluß Josephs II, einige anſehnliche Verſuche gemacht wurden, die Bühne zu heben und ein bedeutendes Perſonal zu verſammeln: ſ. u. p. 359. Auch Brockmann wurde engagirt, gefiel jedoch auch dem Wiener Publikum Anfangs nur in geringem Grade: Nicolai's Reiſe IV, 569 fg. Eine kurze Zeit (1789—1790) war er ſelbſtſtändiger Director der Bühne. Er ſtarb zu Wien den 12. April 1812. — Meyer I, 240 fgg. giebt folgende vortreffliche Schilderung ſeiner Perſon und ſeines Spiels: „Von dieſer Zeit an" (d. i. der oben erwähnten Darſtellung des Eſſex) „ward Brockmann als der erſte Helden-, Liebhaber- und Charakterſpieler Deutſchlands ausgerufen, und blieb im Beſitz dieſes Faches, bis ihn ſeine Jahre demſelben entzogen. Unter den Rollen dieſer Art ſind die heftigen mehrentheils die glänzendſten. Und da die wenigſten Zuſchauer ſich Mühe geben wollen und können, den Eindruck welchen der Dichter hervorbringt, von dem zu ſondern der dem Schauſpieler gebührt, ſo entſtand das allgemeine Vorurtheil, Brockmann ſey vorzüglich für die geeignet, welche man Würgengel zu nennen beliebt. Er beſaß in der That was dieſe Täuſchung befördern konnte. Er war ein ſchöner Mann, dem ſeine auffallende Aehnlichkeit mit Leſſing bei Kunſtrichtern das Wort redete. Sein Auge war ausdrucksvoll und feurig, ſeine Stimme blieb in ihren leiſen und lauten Tönen wohlklingend, er beſaß Stolz, Anſtand und Lebhaftigkeit. Keine günſtige Begleitung, kein Attribut der Heftigkeit gebrach ihm; aber die Heftigkeit ſelbſt. Die innere Gluth, die Schröder in jeder Bewegung, in jedem Laut verrieth, ohne die Herrſchaft über ſie aufzuopfern; der Fleck den Zügel ſchießen ließ, ohne die Gleiſe zu verlieren, blieb Brockmann verſagt. Er ſpielte den Heftigen, er erinnerte an ihn; er war es nicht. Sein Feuer blieb redneriſch. Was er jedoch an dem wahren Ausdrucke dieſer Leidenſchaft nicht erreichte, das traf und vergütete er, belohnend und reichlich, in allen ſanfteren Zügen und Uebergängen der Menſchlichkeit, des Mitleids und der Rührung, zu denen der Aufgebrachte von Zeit zu Zeit zurückkehren muß, wenn man ſich nicht von ihm abwenden ſoll. Waren ihm vollends Sinnlichkeit, Spott und Laune beigemiſcht, durfte er ſich zu Schmeicheleien oder Neckereien herablaſſen, ſo mußte er triumphiren. Er gefiel daher auch in Würgengeln mit Recht; nur nicht als ſolcher, ſondern als der liebenswürdige Mann, den Jedermann gern hat. Was ihn außer der Bühne zu einem der angenehmſten Geſellſchafter machte, konnte auf der Bühne nicht mißfallen. Das Liebkoſen, welches die Herzen beſtach; der Blick, der Alles ausdrückte was er wollte; das Geſicht, dem ohne Verzerrung gelang, zur Hälfte Spott, zur Hälfte Ergebenheit zu malen; der Stolz, der in ſeiner Herablaſſung Stolz blieb; die Wolke der Schwermuth, die der Freude Platz machte: ſind nie glücklicher ausgedrückt, als durch ihn. Sein Prinz in der Emilie, ſein Hauptmann Abſolut in den Nebenbuhlern, ſein flatterhafter Ehemann, die ſpöttiſche Laune ſeines Hamlet, und Alles was dahin einſchlägt, können nicht übertroffen werden, und ſind vielleicht nicht erreicht ꝛc." — In ſpäteren Jahren ſpielte er Väterrollen, ſowohl Heldenväter, als bürgerliche und komiſche, meiſtens mit großem Erfolg. Ein Urtheil Fichte's über ihn, von der Zeit ſeines letzten Gaſtſpiels in Berlin, 1803, ſteht, in ſeiner abfälligen Herbigkeit, (er nennt ihn „einen Menſchen unter aller Kritik, eine gewiſſe Bauerntreuherzigkeit und erträglich ſonore Stimme macht ſein ganzes Verdienſt"; ſ. den eben erſchienenen Briefwechſel Schiller's und Fichte's von J. H. Fichte, Berl. 1847, p. 68) ſo durchaus vereinzelt, daß es ſchon um deßwillen angemerkt, wenn auch noch keineswegs geglaubt zu werden verdient. — Vgl. den Artikel in Erſch und Gruber's Encyclop. XIII, 67 fgg. Sein Bild (zuſammen mit Brückner's, Borchers', Döbbelin's, Chriſt's, der Mecour ꝛc.) ſ. im Reichardt'ſchen Theat. Kal. f. 1779. —

Nicht unſchicklich wird ſich an Brockmann's Name ein Verzeichniß der bedeutendſten Hamletſpieler aus den erſten Jahren (bis 1780), da dieſes Stück zur Aufführung kam, anſchließen; eine Rolle, von ſo ungemeiner und nicht bloß theatraliſcher, nicht bloß literarhiſtoriſcher Bedeutung, wie Hamlet für Deutſchland geweſen, verdient wohl, daß wir noch einige Augenblicke dabei verweilen. — Der erſte Hamlet alſo war Brockmann in Hamburg; dann folgte Schröder (ſ. ſein Leben I, 307), Lamprecht (a. a. O. 308) ebendaſelbſt; Böck in Gotha, Reinecke in Dresden, Scholz (ſ. Meyer I, 259 fg.) in Prag, Lange in Wien (Nicolai's Reiſe IV, 594; vgl. Reichardt's Theat. Kal. 1780, p. 36-

„Man komme nach Wien zu jeder Jahreszeit, man trifft gewiß ſechs bis acht Hamletſpieler müßig am Markt"); Wäſer in Breslau, Borchers in Mainz S. Theat. Kal. f. 1780, p. 7. Sogar eine Dame, Frau Felicitas Abbt, als gute tragiſche Schauſpielerin bekannt (ſie war 1746 zu Biberach geboren, vermählte ſich 1768 mit Karl Fr. Abt, geb. 1740 zu Stuttgart, † zu Bremen 1783, einem renommirten Theaterprincipal jener Zeit, der auch als Schauſpieler in Böſewichter- und komiſchen Rollen vorzüglich geweſen ſein ſoll: Chronol. 219 und öfters; die Frau Abbt ſtarb zu Göttingen 1782, ihr Portrait ſ. vor dem Theat. Kal. v. 1780), unternahm 1779 zu Gotha das tolle Wageſtück, den Hamlet darzuſtellen: Th. Kal. 1780, p. 180. Ja zu Stuttgart wurde er, Ende der ſiebziger Jahre, ſogar von — Schikaneder!! geſpielt: Theat. Kal. 1780, p. 6; vgl. Streicher, Schillers Flucht p. 30. Wie auch die elendeſten umherziehenden Banden, ein Ilgener (ſ. o. p. 221; vgl. Reichard's Theat. Kal. 1780, 7; 1783, 56 ꝛc.) und Conſorten ſich ſofort des Hamlet bemächtigten und ihn nach ihrer Art ausbeuteten, davon geben die Theaterzettel Probe, welche im Theat. Kal. 1784, 60; 1785, 50, 73 ꝛc. mitgetheilt ſind.

Schließlich mag hier noch ein, wie es ſcheint, völlig in Vergeſſenheit gerathenes Curioſum mitgetheilt werden: ein „erſter deutſcher Hamlet," von 1710 und früher, welcher, aus Ekhof's Nachlaß, im Theat. Kal. 1779, p. 47—68 abgedruckt iſt. Allem Vermuthen nach iſt es das Scenarium einer Haupt- und Staatsaction. „Der Titel lautet: Tragoedia. Der beſtrafte Brudermord oder Prinz Hamlet aus Dänemark. Das Stück eröffnet ſich mit einem Prologus, beſtehend aus Nox, in einer geſtirnten Maſchine, Alecto, Thisiphone, Maegera.

Die Nacht von oben.

Ich bin die dunkle Nacht, die alles ſchlaffendt macht,
Ich bin des Morpheus Weib, der Laſter Zeitvertreib,
Ich bin der Diebe Schutz, und der Verliebten Trutz.
Ich bin die dunkle Nacht, und hab' in meiner Macht,
Die Bosheit auszuüben, die Menſchen zu betrüben,
Mein Mantel decket zu, der Huren Schandt und Ruh',
Eh Phöbus noch wird prangen, will ich ein Spiel anfangen;
Ihr Kinder meiner Bruſt, ihr Töchter meiner Luſt,
Ihr Furien, auf, auf, hervor und laßt euch ſehen,
Kommt, beret fleißig zu, was kurzens ſoll geſchehen.

Die Furien erſcheinen, und fragen die „mit Mohnhäuptern gekrönte Königin der Stille", was ihr Begehren ſey. Sie erzehlt ihnen, daß der König dieſes Reichs ſich in ſeines Bruders Weib verliebt, und ihn, ihr zu gefallen, ermordet habe. Jetzt ſey die Stunde wo er ſein Beylager halte. Sie befiehlt den Furien, im Reich herumzufliegen, die Blutſchande ins Netz der Lüſte zu verwirren, Uneinigkeit auszuſtreuen, und, bald zu machen, daß die, welche in der Meerſee ſchwimmen, darinn erſaufen. Die Furien verſprechen es ihr, ſie ruft: „Fahret auf!" und nach einer Muſick bricht nun das Trauerſpiel ſelbſt los.

Perſonen.

Geiſt des alten Königs von Dännemark: **Erico**, **Bruder des Königs**: **Hamlet**, **Prinz des ermordeten Königs**: **Sigrie**, die **Königin**, **Hamlets**

Mutter: Horatio, ein hoher Freund des Prinzen: Corambus, Königlicher Hofmarſchall: Leonhardus, deſſen Sohn: Ophelia, deſſen Tochter: Phantaſmo, Hofnarr: Franciſco, Offizier der Wache: Jens, ein Bauer: Carl, der Prinzipal von den Komödianten: Korporal, von der Wache: Zwey redende Banditen: Zwey Schildwachen: Trabanten, Hofdiener, zwey Komödianten, alle ſtumm.

1. Akt.

1. Sc. Zwey Schildwachen, wovon eine die andre ablöſt. Sie rufen ſich an „Wer da? — Gut Freund — Was für gut Freund — Schildwache.“ Der andre freut ſich abgelöſt zu werden, und klagt, daß er ſo viel Angſt ausgeſtanden habe. Der Ablöſende ſpottet ihn mit ſeiner Zaghaftigkeit aus. Ja, ſpricht jener, „wenn er dich einſt bey der Karthauſe kriegen wird, du wirſt das miserere domine wohl beten lernen.“ Er erzählt hierauf, es gebe ein Geſpenſt herum, daß ihn ſchon zweymal habe von der Baſtey werfen wollen. Der Spötter zieht ihn nun noch mehr auf, daß er ſich vor einem Geiſt gefürchtet habe; ein todter Hund beiße nicht; er müſſe ein Sonntagskind ſeyn, weil er Geſpenſte ſehe; u. ſ. w. Der andre Soldat geht ab. Es werden Geſundheiten innewendig geblaſen. „Unſer neuer König macht ſich luſtig“ ſagt die neue Schildwache. Indem tritt 2. Sc. der Geiſt neben ihn, erſchreckt ihn und geht ab. „Ach heiliger Antoni von Padua, fängt unſer Kriegsmann an, ſtehe mir bey! Nun ſehe ich erſtlich was mein Kamerad geſagt; O Saint Velten! wenn nur erſt die Hauptrunde vorbey wäre, ich lief als ein Schelm von der Poſt weg!“ Der Geiſt giebt ihm hierauf ſehr geiſtermäßig „von hinten zu“ eine Ohrfeige daß er „die Muskete“ fallen läßt, und geht ſeiner Wege. 3. Sc. Horatio mit der Runde; alles vollkommen, nach der neuſten Taktik. „Steh Rund, Korporal raus, Burſche ins Gewehr!“ Franciſco und die Wache kommen heraus, geben das Wort ab, und Horatio ermahnet die Schildwache, fein munter zu ſeyn, und Acht zu haben, weil Prinz Hamlet vielleicht ſelbſten „patrolliren“ möchte. Nun erzehlt die Schildwache ihre Geiſternoth, und indem geht auch der Geiſt übers Theater. „Horatio; bey meinem Leben, es iſt ein Geiſt, und ſieht recht ähnlich dem verſtorbenen Könige von Dännemark. Francis. Er gebehrdet ſich kläglich, und läßt, als ob er was ſagen wollte. Hierunter iſt was verborgen.“ 4. Sc. Es kommt jemand: die Schildwache ruft wer da? worauf der Ankommende ſie lange mit „Schweig!“ äfft. Endlich entdeckt ſichs, es iſt Prinz Hamlet: Horatio meldet ihm, daß auf dieſem Rundel ein Geiſt, in Geſtalt ſeines Vaters, den Schildwachen großen Schaden zufüge; Hamlet bezweifelts, „denn die Seelen der Frommen ruhen wohl bis zur Zeit ihrer Erneuerung;“ aber alle, biß auf die Schildwache mit ihrer Ohrfeige, bezeugen, daß dem ſo ſey. Man bläſt wieder Geſundheit. Hamlet fragt was das bedeute, man ſagt ihm, der König mache ſich noch luſtig. Nun ſchüttet Hamlet ſein Herzeleid über die ſchleunige Heyrath ſeiner Mutter, und den Tod ſeines Vaters aus, und daß ſich der neue König, ſo geſchwind, während ſeiner Abweſenheit habe krönen laſſen. Zwar trete er ihm die Krone von Norwegen ab, doch ꝛc. 5. Sc. Der Geiſt erſcheint und Franciſco ſagt ſehr höflich zu Hamlet: „Ihro Durchlaucht, erſchrecken nicht.“ Der Geiſt geht übers Theater, und winket Hamlet: „Der Geiſt winkt mir, ihr Herrn, ſagt der Prinz, ſie treten ein wenig

an die Seite. Horatio mache dich nicht zu weit, ich will dem Geiſte folgen und ſein Begehren vernehmen: (ab). Horatio. Ihr Herrn wir wollen ihm folgen, damit ihm kein Leid wiederfahre." (ab) Der Geiſt winkt bis auf das halbe Theater, „und thut etlichemal das Maul auf." Von Hamlet aufgefodert zu reden, erzehlt er endlich die ganze Geſchichte mit der Vergiftung; daß ihm nemlich ſein Bruder Saft von Ebeno, im Schlafe in die Ohren gegoſſen, und hernach vorgegeben habe, er ſey an einem „ſtarken Schlagfluß" geſtorben. Gerechter Himmel, ſagt Hamlet, wo dieſes wahr, ſo ſchwör' ich dir die Rache. Geiſt, ab. 5. Sc. Kommen nun Horatio und Franciſco. „Haben ſich Ihro Durchlaucht vielleicht alterirt?" fragt Horatio beym Eintritt. Hamlet geſteht, der Geiſt habe ihm greuliche Dinge geoffenbart, und er bitte die Herrn, ihm in einer Sache beyzuſtehn, welche Rache erfodere. Sie verſicherns beyde, er verlangt aber noch von ihnen, daß ſie ihre Finger auf ſeinen Degen legen und ſchwören ſollen. Indem ſie rufen: „wir ſchwören!" ruft der Geiſt ebenfalls: „wir ſchwören." Hamlet hälts Anfangs für ein Echo, und verwechſelt dreymal den Platz, endlich aber legt er es für eine Warnung des Geiſtes ſeines „Herrn Vaters" aus, nichts zu offenbaren, und verabſchiedet alſo die beyden Herrn. Franciſco geht, allein Horatio wird vom Prinzen zurückgerufen. Er theilt ihm, wegen ſeiner bekannten Treue, das ganze Geheimniß der Vergiftung, und zugleich ſein Vorhaben mit, „von dieſer Stunde an, eine ſimulirte Tollheit anzufangen, und in derſelben Simulation ſeine Rolle ſo artig zu ſpielen, bis er Gelegenheit fände, ſeines Herrn Vaters Tod an dem verfluchten Hund zu rächen:" ab. 7. Sc. König, Königin, Hamlet, Corambus, Staat: Der König befiehlt, die ſchwarze Trauerkleider in Karmoiſin und Purpur zu verwandeln, weil „des ſeeligen Herrn Bruders hinterbliebene Wittwe, ſeine liebſte Gemahlin geworden ſey." Hierauf ermahnt er den Prinzen Hamlet, nicht aufs neue, wie er Willens geweſen, nach Wittenberg zu reiſen, ſondern in Dannemark, oder in Norwegen zu bleiben, weil er ſonſt ſeine Mutter zu ſehr betrüben würde, die ſeine zeitherige Melancholie ſo ſchon ſehr zu Herzen genommen habe. Die Königin fügt ihre Bitten auch hinzu, und Hamlet verſpricht nicht zu reiſen. Der König erkundigt ſich beym Corambus nach ſeinem Sohne Leonhard, ob er mit ſeinem Conſens nach Frankreich reiſe? Corambus. „Ja mit Ober-Conſens, mit Mittel-Conſens und mit Unter-Conſens, Ihro Majeſtät; er hat einen über die Maaſen herrlichen, trefflichen, prächtigen Conſens von mir bekommen." Der König ertheilt mehrere Befehle zu einem Carouſel, und ſchließt endlich mit folgenden königlichen Worten. „Vor dieſes mal wollen wir der Luſtbarkeit ein Ende machen, weil der Tag ſich naht, die ſchwarze Nacht zu vertreiben. Sie aber, wertheſte Gemahlin, werde ich nach ihrem Schlafgemach begleiten."

„Kommt, laßt uns Hand in Hand, und Arm umb Arm einſchließen,
„Laßt uns das ſüße Pfand der Lieb' und Ruh genießen." ꝛc.

Zu pag. 333: Karl Theophilus Döbbelin. Geb. zu Königsberg in der Neumark (nach Anderen zu Berlin) 1727, betrat er zuerſt 1750 unter der Neuberin (Chronol. 143 fg.) das Theater, ſpielte 1768 unter Schuch in Berlin (Brandes' Lebensgeſch. II, 48, 62 fgg.), wurde dann ſelbſt Principal, erhielt nach Koch's Tode das Privilegium für Berlin, wo er die Bühne von 1775 bis nach Fr. des Gr. Tod, ohne Unterbrechung leitete: Plüm. 291 fgg. Als

Darſteller ſoll er nicht eben bedeutend geweſen ſein. Sein Portrait ſ. vor dem Reichardt'ſchen Theat. Kal. von 1781.

Zu pag. 334: **Auch hier war es Hamlet.** Plüm. 291. Nächſt dem Hamlet gefiel Brockmann beſonders als Beaumarchais in Clavigo: ebendaſ.

Ebendaſelbſt: **Das Jahr darauf gaſtirte Schröder in Berlin.** Schröder's erſtes Gaſtſpiel in Berlin fand 1778, bald nach Brockmann, ſtatt; ſeine vorzüglichſten Rollen waren Lear (vgl. Meyer I, 306), der Major in Lenz' Hofmeiſter (ſ. o. p. 351), Hamlet ꝛc. Noch größeren Beifall erntete er bei ſeinem zweiten Gaſtſpiel 1780 im März, namentlich als Odoardo und (wie im Text erwähnt wird) Falſtaff. Vgl. Meyer I, 340; Plüm. 296. 303 fgg.

Ebendaſelbſt: **In Wien, wo Schröder in den nächſten Jahren engagirt war.** Von 1781—1785, mit dem für jene Zeit außerordentlichen (ſelbſt Brockmann bekam nur 1400 Fl.) Gehalt von 2500 Gulden, wozu noch 1450 Fl. für ſeine Frau kamen: ohne Zweifel das höchſte Gehalt, das ein Künſtlerpaar an Einer Bühne dazumal in Deutſchland bezogen; ſ. Meyer I, 356. — Ueber den damaligen Zuſtand des Wiener Hoftheaters, bei dem glänzende Namen, wie Schröder, Brockmann, Borchers, Bergopzoomer, Weidmann, die Frauen Adamberger, Nouſeul, Sacco, Jacquet ꝛc. vereinigt waren („Solche Mitglieder erhoben die Bühne Wiens zu der erſten in Deutſchland und ſtellten ſie der beſten des Auslands gleich“: a. a. O. 369), haben Meyer I, 355 fg. und Nicolai IV, 587—606 intereſſante Berichte gegeben. — Den Zuſtand vor der Reform von 1776 beſchreibt Nicolai folgendermaßen: „In Wien wußte man von den großen Schritten, welche die Schauſpielkunſt in Hamburg that, damals als man das Theater verbeſſern wolte, noch ſo gut als nichts. Die Wiener Schauſpieler bildeten ſich zunächſt nach den franzöſiſchen, die ſie vor ſich ſahen, und nicht einmal nach den beſten. . . Dieſe waren pomphaft und tönend in der Sprache, anſtändig in ruhiger Stellung, übertreibend in Bewegung, in Ausdruck und in Geſtikulation, ohne feine Einſicht in den Verſtand der Charaktere, und ſogar oft nachläßig in Bezeichnung des gemeinen Sinns der Worte. So beſchrieb ſie mir Leſſing, da er nach ſeiner Zurückkunft aus Italien über Wien gegangen war; und ſo habe ich 1781 diejenigen, die von dem ehemaligen Wiener Theater übrig waren, z. B. Bergopzomer, Lang, Stephanie den ältern u. a. gefunden. Indeſſen war Wien mit ſeiner Schaubühne, ſowohl in Abſicht der Stücke als in Abſicht der Schauſpieler, höchſt zufrieden. Wie ſehr noch vor wenig Jahren die Art zu ſpielen in Wien von der natürlichen Deklamation, die ſich jetzt auch daſelbſt mehr auszubreiten anfängt, entfernte, und wie ſehr das dortige Publikum damals in der Kenntniß des wahren Verdienſtes eines Schauſpielers zurück war; davon iſt der ſicherſte Beweis: daß Madame Starkinn und Madame Seilerinn, zu ihrer Zeit die treflichſten Schauſpielerinnen Deutſchlands, in Wien keinen Beyfall fanden. Ihr Spiel, ihr Ton, ihre Geberden, waren allzunatürlich. Sie agirten nicht genug. Koch, der zu ſeiner Zeit ein Verbeſſerer der Bühne war, erfuhr in Wien früher eben das, was der Seilerinn und Starkinn ſpäter daſelbſt begegnete. An Pracht und Aufwand iſt freilich das Wiener Theater allen andern Theatern Deutſchlands, beſonders ſeit Abſchaffung der ertemporirten Stücke, beſtändig weit überlegen geweſen. Drey reiche Unternehmer trachteten durch den ungeheuerſten Aufwand die Wiener Schaubühne zur erſten in Deutſchland zu machen. Alles gieng einige Jahre lang kunterbunt durcheinander. Die ungemeſſenen Forderungen der ausländiſchen Tänzer, Sänger und Dekorationsmacher, die Kabalen und die Liebesränke der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die Anordnungen der Hofleute die ſich zu Protektoren aufwarfen, die Bemühungen, ein zu prächtigen, immer abwechſelnden Schauſpielen gewöhntes, in den Abwechſelungen immer mehr Pracht verlangendes und doch ſehr bald geſättigtes Publikum, immer mehr zu befriedigen, alles dieß machte, daß ein Unternehmer nach dem andern bankerott ward, und die Direktion verlaſſen mußte." — Den eigentlichen Grund, warum die Wiener Hofbühne weder damals noch ſpäter, troß aller künſtleriſchen Kräfte, zu einer eigentlich dauernden Blüthe und einem wirklichen Einfluß auf das deutſche Theater gelangt iſt, giebt Nicolai an einer andern Stelle ſehr richtig an, p. 575: „Gute deutſche Originalſtücke würden eigentlich das Weſentliche der Verbeſſerung der Schaubühne gemacht haben. Durch ſie allein hätte der Geſchmack des Publikums können gebildet werden. Aber davon ſah man auf der Wiener Schaubühne lange nicht genug. Deutſchland hat bekanntermaßen überhaupt viel zu wenig, und der größte Theil davon durfte in Wien entweder gar nicht oder nur verſtümmelt aufgeführt werden. An vielen andern fand die ängſtliche Cenſur bald dieß bald jenes bedenklich. Da kamen denn höchſt mittelmäßige Köpfe, ſtückelten und flickten daran bis alles verhunzt*) war, und dieß geſchieht zum Theile noch bis auf den heutigen Tag." — Ja wohl: bis auf den heutigen Tag! — Von den eben genannten Schauſpielern war Bergopzomer (geb. 1742 zu Wien; 1767 war er gleichzeitig mit Schröder bei Kurz: Schröd. Leben I, 175, Brandes II, 31; errichtete dann eine eigene Geſellſchaft, engagirte ſich 1771 in Prag, zuletzt in Wien, ſt. zu Braunſchweig 1782; ſeine Frau Katharina geb. Schneider, war eine durch Deutſchland wie Italien berühmte Sängerin) der wahre Typus jener gezierten, unwahren Darſtellungsweiſe, die vor der Sacco, Brockmann, Schröder in Wien Mode war. Er nahm, in Tyrannen- und ähnlichen Rollen, „Seife in den Mund, um wirklich zu ſchäumen": damit iſt Alles geſagt. Nicolai a. a. O. 591—594 und, mit großer Unparteilichkeit und Anſchaulichkeit, Meyer I, 175—177 haben ihn ausführlich geſchildert. Doch ſollen dieſe Verzerrungen nur ſeine Helden- und tragiſchen Rollen verunſtaltet haben; Väter- und Charakterrollen im Luſtſpiel dagegen ſoll er ſehr gut dargeſtellt haben, ja ſeine öſterreichiſchen Bauern nannte Schröder unübertrefflich: a. a. O. Immerhin genoß er in Wien, wie überhaupt in Süddeutſchland eines außerordentlichen Rufes; erſt Schröder's Auftreten in Wien enttäuſchte ſeine Bewunderer — und auch dann erſt langſam. — Weidmann (Joſeph, geb. zu Wien 1742) war eine Zeitlang bei der Prehauſer'ſchen Truppe beſchäftigt, dann von 1772 bis an ſeinen Tod im J. 1810 bei der Wiener Hofbühne, als eines ihrer thätigſten und geachtetſten Mitglieder. Er war ein „Lipperl" und überhaupt ein erſter Komiker, dem Meyer, a. a. O. 366 kein größeres Lob nachſagen kann, als das allerdings erſchöpfende: „daß Schröder nie etwas an ihm getadelt und Alles gelobt habe"; vgl. Tieck im Phantaſus

---

*) „Man druckt zwar in Wien Komödien, Tragödien, Dramen und Singſpiele, doch mit der Vorſicht, die beſten Stellen, die dem Verfaſſer Ehre machten, in jedem Exemplare auszuſtreichen." S. Schlözers Briefwechſel I, 1. Heft S. 157.

III, 317–318. — Frau Adamberger, geb. Jacquet, geb. zu Nürnberg 1753, trat ſchon als Kind zur Wiener Hofbühne, der ſie ununterbrochen angehörte bis an ihren Tod, 1807; ſie ſoll in den naiven Rollen des Luſtſpiels unübertrefflich geweſen ſein: „das Schooßkind der Natur, das, ohne ſich der Kunſt bewußt zu ſein, keine Forderung der Kunſt unbefriedigt ließ“: Schr. Leb. I, 367. Ihre Schweſter Kathi (geb. zu Wien 1761) ſoll ebenſo vortrefflich in tragiſchen Rollen geweſen ſein: ebendaſ. 361. — Frau Rouſeul (aus Grätz, geb. 1750, geſt. ?) war 1778 unter Döbbelin die Bewunderung des Berliner Publikums geweſen; 1780 kam ſie nach Wien. Meyer (p. 367) nennt ſie die erſte tragiſche Mutter Deutſchlands und ſtellt ſie der Siddons zur Seite, im Luſtſpiel jedoch noch über ſie; als ihre vortrefflichſte Rolle wird Lady Macbeth bezeichnet. — Frau Sacco, geb. Richard, gehört gleichfalls zu den berühmteſten unter den damaligen deutſchen Schauſpielerinnen. 1751 geboren, war ſie bereits als Kind mit verſchiedenen Truppen umhergezogen; ſpäter war ſie bei Kurz, dann (1773) bei der Ackermann-Schröder'ſchen Truppe. 1776 debutirte ſie in Wien. „Ihr Spiel war fein, ihr Wuchs vortheilhaft. . . . Durfte ſie den Hang zu gefallen verrathen, ſo fehlte es ihr auch an ſtrenger Wahrheit nicht“ So Meyer I, 162. Vgl. ebendaſ. 281, 282. Sie ſpielte beſonders tragiſche Rollen. —

Ebendaſelbſt: Er ſelbſt hat ſich noch in ſpäterer Zeit gerühmt. In Dicht. u. Wahrh. im dritten Bande.

Zu pag. 335: Die Stella wurde in Berlin ſogar .. verboten. Gleichzeitig mit der durch Goethe berüchtigten Wagner'ſchen Kindesmörderin (Gervin. IV, 581): Plüm. 287. Auch in Hamburg ſetzte die Geiſtlichkeit das Verbot der Stella durch: Schütz, p. 244. — Sogar Clavigo, nachdem er ſeit zehn Jahren auf allen Bühnen gegeben worden, wurde 1789 zu Hamburg verboten — auf Reclamation des ſpaniſchen Geſandten!! Schröd. Leb. II, 47.

Ebendaſelbſt: Theils den Nachahmern des Götz . . . theils der induſtriellen Fertigkeit zahlreicher dichtender Schauſpieler. Ueber dieſe Epoche der Ritterſtücke, die Epoche der Törring, (Verf. von Agnes Bernauerin, 1780), Babo (Otto v. Wittelsbach, 1782) ſ. in Kürze Gervinus IV, 577–579. Unter den Schauſpielern, welche für das Theater ſchrieben, ſteht, zwar nicht der Zeit (denn ſchon oben hatten wir der Krüger, Romanus, Großmann ꝛc. zu erwähnen: p. 264 fg.), wohl aber dem Umfang ſeiner Thätigkeit nach Schröder ſelbſt billig an der Spitze; das Verzeichniß im II. Band der Meyer'ſchen Biogr. Abth. 2, p. 171–178 nennt gegen anderthalb hundert Stücke, die er theils verfaßt, theils überſetzt, bearbeitet, eingerichtet hat: wiewohl ja auch ſein Verfaſſen niemals etwas Anderes als Ueberſetzen und Bearbeiten war. Doch zeichnen ſich ſeine Bearbeitungen ſämmtlich nicht allein durch Bühnengewandtheit, ſondern auch durch feine und treue Charakteriſtik, gebildete Sprache und die eigenthümlich deutſche Färbung, die er ſeinen fremden Muſtern zu geben verſtand, vor allen Uebrigen vortheilhaft aus; Beweis genug, daß Stücke wie Schröders Ring, die unglückliche Ehe durch Delicateſſe, ſtille Waſſer ſind tief, das Portrait der Mutter, der Vetter aus Liſſabon ꝛc. noch heute auf unſeren Bühnen nicht entbehrt werden können. Vgl. das anerkennende Urtheil Goethe's im IV. Bd. v. Dicht. und Wahrh., Gervinus IV, 510 fg. ſo wie die neueſte Auswahl durch E. v. Bülow, 1831, 4 Bde. — Nächſt Schröder ſei hier auch Brandes genannt (Joh. Chriſt. geb. zu Stettin 1735, ſt. nach einem abenteuerlich bewegten, raſtloſen Theaterleben zu Berlin 1799): derſelbe, deſſen Selbſtbiographie, als ein reichhaltiger Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Bühne, in dieſen Anmerkungen mehrfach erwähnt worden iſt. Als Schauſpieler war er unbedeutend, als Schauſpieldirector (in Hamburg, Dresden, Mannheim ꝛc.) mindeſtens unglücklich; als Schauſpieldichter dagegen, in ſeinen Luſtſpielen: der Schein trügt, Graf von Olsbach, Trau ſchau wem, ꝛc. traf er den Geſchmack der Zeit ſehr glücklich, ſo daß er lange zu den beliebteſten Bühnenlieferanten (denn von künſtleriſcher Schöpfung iſt in all dieſem Mittelgut allerdings keine Rede) gerechnet ward. S. die „Dramatiſche Schriften", acht Bände, 1790. 91. Doch iſt dies keineswegs die einzige Beziehung, in welcher der Name Brandes der Theatergeſchichte angehört: ſeine Frau Eſther Charlotte geb. Koch (1746—1786) galt als eine der vorzüglichſten Darſtellerinnen im Luſtſpiel- und mittleren Rollen. Im Tragiſchen, wie auch ſonſt auf und außer der Bühne, ſuchte ſie mit der Henſel (ſ. unten) zu wetteifern, wiewohl ohne Erfolg. Schröder, bei deſſen Geſellſchaft ſie verſchiedentlich engagirt war, urtheilte, daß an Feuer und Wahrheit, ſeine jüngſte Schweſter ausgenommen (ſ. o. 305), ihr keine Andere gleich komme; ihre Medea (in dem Gotter'ſchen Melodram: Gervin. IV, 378) erklärte er für die beſte, welche er geſehen: Schröd. Leb. I, 194. Ihre berühmteſte Rolle war Ariadne auf Naxos, von ihrem Mann, mit Muſik von Benda: Lebensgeſch. II, 172 fg. — Auch ſeine Tochter Minna, trotz ihres frühen Todes (geb. 1765, ſt. 1788), hat ſich als Sängerin und Schauſpielerin berühmt gemacht. Vgl. die Lebensgeſchichte des Vaters, wo auch die Schickſale der Frau wie der Tochter, künſtleriſche wie perſönliche, mit nicht ſelten ermüdender Genauigkeit erzählt ſind. — Von Beil und Beck, welche hier gleichfalls unter den ſchriftſtellenden Schauſpielern zu nennen wären, ſ. unten.

Zu pag. 336: eine der früheſten Ausgaben. Nämlich nicht, wie man gemeiniglich angeführt findet, die erſte, vom Dichter ſelbſt beſorgte, ſondern die zweite, in Schwan'ſchem Verlag: eine Berichtigung, die ich der Güte des Hrn. Geh. Hofr. Tieck verdanke, in deſſen Bibliothek beide Ausgaben befindlich ſind.

Ebendaſelbſt: die Mannheimer Bühne. Vgl. hauptſächlich Iffland's Meine Theatral. Laufbahn, auch Brandes II, 266 fgg. ſowie Schiller's Rheiniſche Thalia, 1785 fgg.

Zu pag. 337: Seyler. Abel Seyler, geb. 1730 zu Baſel, war Anfangs Kaufmann in Hamburg: Meyer I, 148 fg. Durch die p. 294 fg. beſprochene berüchtigte Theater-Unternehmung von 1767, ſowie durch eine leidenſchaftliche Neigung zu ſeiner nachherigen Gattin, der berühmten Henſel, von der ſogleich des Näheren die Rede ſein wird, ward er allmälig ins Theaterleben hineingezogen. Schon 1769, trotz des unglücklichen Ausgangs, welchen jene Hamburger Entrepriſe genommen, wurde er veranlaßt, die Hannoverſche Bühne zu übernehmen: Ekhof, die Henſel, Bock, Herr und Frau Brandes, Meyer ꝛc.

waren die vorzüglichſten Mitglieder einer Geſellſchaft, die demnach wohl ſelbſt eine vorzügliche genannt werden durfte. Auch wird Seyler perſönlich als ein Principal von Geſchmack und Einſicht und feinem, würdigem Benehmen gerühmt, ſ. Brandes II, 251: welchem Lobe wohl um ſo mehr Glauben zu ſchenken, als Brandes übrigens, wegen der Feindſchaft zwiſchen ſeiner Frau und der Henſel, Seyler's Gattin, auch auf Seyler ſelbſt nicht wohl zu ſprechen war. Dennoch endete auch dieſe hannöverſche Unternehmung wieder mit Seyler's Bankerut: a. a. O. 130, worauf er einen Ruf nach Weimar (ebendaſ. 135), dann, in Folge des Schloßbrandes, nach Gotha annahm: a. a. O. 169. Von Gotha ging er nach Leipzig (vgl. Brandes II, 196 fgg.), dann nach Mannheim, wo man ſich jedoch ſeiner auch bald wieder entledigte; die Veranlaſſung ſoll hier, wie anderwärts, Seyler's allzugroße Fügſamkeit in den leidenſchaftlichen und herrſchbegierigen Charakter ſeiner Frau und ihre oft wunderlichen Anſprüche gegeben haben: a. a. O. II, 284; vgl. 251. Er übernahm nun wieder verſchiedene eigene Directionen (ſo 1783 in Hamburg: Schütz 524), durch welche er ſeinen Ruf als einer der kunſtſinnigſten deutſchen Theaterprincipale, der zur Ausbreitung eines feineren Geſchmacks ſehr Weſentliches beigetragen, allerdings zwar beſtätigte: aber ſein eigenes Glück dabei zu gründen und ſeinen Unternehmungen Erfolg und Dauer zu verſchaffen gelang ihm nicht. Er ſtarb gegen Ende des Jahrhunderts. — Seine bereits mehrfach erwähnte Frau, Friederike Sparmann, war 1738 zu Dresden geboren. 1754 debütirte ſie bei der höchſt unbedeutenden Bande, mit der ein gewiſſer Kirſch (Chronol. 127, 173) damals in Sachſen umherzog. Im folgenden Jahre wurde ſie die Frau des Schauſpieler Henſel, unter welchem Namen ſie ihren eigentlichen Ruhm erlangt hat (über Henſel als Schauſpieler ſ. Chronol. 174). Sie ging mit ihm zu Schuch nach Breslau; ſpäter kam ſie zur Ackermann'ſchen Truppe. 1763 ging ſie nach Wien; da ſie aber, trotz ihres großen Rufes und ihres wirklich eminenten Spieles, dem ungebildeten und verwöhnten Geſchmack des damaligen Wiener Publikums nicht zuſagte, ſo verließ ſie die dortige Bühne bereits nach wenigen Monaten, ſpielte kurze Zeit in Hildburghauſen, ging dann aufs Neue nach Wien, nahm wiederum nach wenigen Monaten zum zweiten Male Abſchied und ging zur Ackermann'ſchen Geſellſchaft, wo ſie freilich das Glück hatte, neben Eckhof zu ſpielen, zurück. 1767 trat ſie zur Seyler'ſchen Geſellſchaft, begleitete dieſelbe auch nach Hannover ꝛc. bis 1771; wo ſie zum dritten Male nach Wien ging. Allein wiederum nach Jahresfriſt kehrte ſie zu Seyler, der damals die Direction in Weimar hatte, zurück; auch wurde ſie jetzt endlich Frau Seyler: Brandes II, 131, 138. Von dem Aufenthalt in Gotha und Mannheim iſt bereits oben die Rede geweſen. 1783, unter der Direction ihres Mannes, betrat ſie wiederum die Hamburger Bühne, der ſie auch unter Schröder's Direction (ſeit 1786) treu blieb, bis 1789, wo Seyler das Hoftheater in Schleswig übernahm; hier ſtarb ſie ſchon im folgenden Jahre, 1790. — Die Henſel war, ohne Vergleich, die berühmteſte Schauſpielerin ihrer Zeit, ganz beſonders in allen leidenſchaftlichen, herrſchſüchtigen, gewaltſamen Charakteren. Leſſings Urtheil über ſie (das im Text angeführt iſt) ſteht in der Dramaturgie I, Nr. 20: S. W. VII, p. 90; vgl. 20, 61 ꝛc. Minder günſtig, zum Theil ſogar auf ganz abweichende Weiſe, iſt ſie von Schröder und nach ihm von ſeinem Biographen beurtheilt worden: „Schröder hielt ſie, ihre Zittertöne abgerechnet, für trefflich in ſanften Rollen. Nur begriff er nicht, wie ſelbſt Leſſing ihre Declamation mit Eckhof's gediegener Wahrheit vergleichen können. . . . Ihr dritter Auftritt, Milwood im Kaufmann von London, worin ſie am Rhein nicht gefallen wollen, erwarb ihr in Hamburg (1765) laute Bezeugungen der Bewunderung, die ſie wahrſcheinlich verleiteten ſich zu heftigen Rollen geeignet zu glauben, bei denen nur der ſtarke Körperbau ihr zu Statten kam, indeß ihre Zittertöne noch mehr beleidigten. Gleichwohl hat ſie das deutſche Publikum auch darin vergöttert, und ſogar ihren Cothurngang bewundert, den Schröder für einen Dragonerſchritt erklärte. . ." (I, 142. 143). Von dem außerordentlichen Umfang ihres Repertoire's, worin es ihr wohl kaum je eine zweite Schauſpielerin gleich gethan, zugleich aber auch von der künſtleriſchen Eiferſucht und dem Rollenneide, der ihr überall, wo ſie auftrat, von ihren Mitſpielern vorgeworfen ward, giebt folgende Stelle deſſelben Verfaſſers p. 183 Zeugniß. Es iſt darin von der Seyler'ſchen Entrepriſe von 1767 die Rede: „Madam Henſel zeigte ſich, ihrem Wunſche gemäß, in allen Fächern. Sie war Clorinde in Olint und Sophronia, Henfelds Julie, Semiramis, Celiante im verheiratheten Philoſophen, Lindane im Coffeehauſe, Henriette im poetiſchen Dorfjunker! Sara Sampſon, die Liebhaberin im Schriftſteller und Bedienten, Henriette in Leſſings Freigeiſt! Zaire, Cleanthis im Demokrit, Zelmire, Cenie, Mrs. Freemann in der Amalie, Eliſabeth im Eſſex, Cleopatra in der Rodogune, Merope, Amalie im Zweikampf, Eleonore in Eduard und Eleonore, Roxelane in Soliman II. Mrs. Beverley im Spieler, Hypermneſtra, Alzire, Eſtrithe im Canud, Minna von Barnhelm! Milwood im Kaufmann von London, Julie in Julie und Belmont, Palmira in Mahomet, Julie in Romeo und Julie, Nanine! die Gräfin im falſchen Kammermädchen! Eugenie, Roſamunde, Julie Heiter in den falſchen Vertraulichkeiten! Wo ſich eine glänzende Rolle fand im Luſt- oder Trauerſpiel, Liebhaberin, Frau oder Mutter, die mußte ihr allein gehören, die mußte Schauſpielerinnen unterſagt bleiben, die ihr zur Seite ſtanden." — Ihre berühmteſte Rolle unter ſo zahlreichen war die Medea in dem Gotter'ſchen Melodrama gleichen Namens (von 1775: ſ. Gotter's Gedichte 1787, Bd. II; vgl. Brandes II, 192) Ihr Portrait als Merope ſ. vor dem Theat. Kal. v. 1776.

Ebendaſelbſt: Der Herzog von Gotha. Vgl. Iffland in Meine theatral. Laufbahn p. 82. — Neben den vorzüglichen Darſtellern der damaligen Gothaiſchen Bühne, neben Namen alſo, wie Eckhof, die Henſel, die Brandes, Iffland, Bock, Beil, Beck ꝛc. muß jederzeit auch der Dichter Gotter genannt werden, um des anſehnlichen geiſtigen Einfluſſes willen, welchen er auf dieſe Bühne ausübte: Iffland a. a. O. 69. Ueber ſeine Stellung in der Literatur, namentlich auch ſeine Singſpiele, welche (der Jahrmarkt, Romeo und Julie ꝛc.; eine, jedoch unvollſtändige Sammlung derſelben erſchien 1778) mit den Weißeſchen wetteiferten ſ. Gervinus IV, 377; V, 532 fgg.

Zu pag. 338: Beil, Beck. Beil (Joh. David), geb. 1751 zu Chemnitz, betrat die Bühne zuerſt 1775. Zwei Jahre ſpäter, durch den Coadjuter, nachherigen Fürſt Primas von Dalberg, den Gönner Schillers, Jean Pauls ꝛc. empfohlen, debütirte er zu Gotha, mit glänzendem Erfolge; über ſein damaliges jugendlich geniales Zuſammenleben mit Beck und Iffland vgl. den Letzteren, theatral. Laufb. 70 fgg. Nach Auflöſung des Gothaiſchen Hoftheaters ging er, mit den Uebrigen, nach Mannheim, wo er faſt in allen Fächern thätig war, hauptſächlich und am Erfolgreichſten im komiſchen. Er ſtarb zu Mannheim 1799: Iffland a. a. O. 232. Unter ſeinen Stücken waren Kurt von Spartau, die Spieler, Armuth und Hoffart (nach Holberg?) die beliebteſten; eine Sammlung in zwei Bände erſchien zu Zürich 1794. Vgl. Gerv. V, 592; Jördens V, 527 fgg. — Beck (Heinrich) geb. zu Gotha 1760, trat zuerſt 1777 auf dem dortigen Hoftheater auf; 1779 ging er gleichfalls nach Mannheim, wo er 1803 ſtarb. Er ſpielte beſonders Helden und Liebhaber, ſpäter Charakterrollen; 1782 bei der erſten Auffuhrung der Räuber war er der erſte Koſinsky, wie Böck der erſte Karl, Iffland der erſte Franz Moor: vgl. unten. Auch Beck hat verſchiedene Stücke geſchrieben, von denen die Schachmaſchine (zuerſt Berlin 1798) ſich bis heut auf den Brettern erhalten hat.

*

Bei dieſer Gelegenheit mag denn noch gleich einiger anderen namhaften und verdienten Schauſpieler jener Zeit gedacht werden. — Chriſt (Joh. Ant.) wurde 1744 zu Wien geboren. 1765 trat er unter dem Namen Puitangi zu der berüchtigten Ilgener'ſchen Bande. 1772 ſpielte er in Prag, aber noch ohne rechten Beifall: Chronol. 328. Von da kam er (1773) zur Döbbelin'ſchen Geſellſchaft und mit ihr 1776 nach Berlin: Plüm. 282, wo er zuerſt als Riccaut de la Marlinière Aufſehen erregte. Von da an wuchs ſein Ruhm dergeſtalt, daß Schröder ihn bereits 1778 in Brockmann's Stelle berief: ſ. Meyer I, 298. Er debütirte als Hofmeiſter in dem gleichnamigen Lenz'ſchen Stück. Allein auch hier, wie es ſcheint, war der Erfolg Anfangs nur gering; wenigſtens ging er ſchon in demſelben Jahre wieder ab (a. a. O. 307), worauf denn Fleck (ſ. u. zu Vorl. IX) in die Stelle des erſten Liebhabers eintrat: ebendaſ. 314. Chriſt ging nach Leipzig, war dann eine Reihe von Jahren in Rußland und Deutſchland bei verſchiedenen Truppen beſchäftigt: bis er 1794 zur Seconda'ſchen Geſellſchaft nach Prag, und darauf mit ihr nach Leipzig und Dresden kam. Im letzteren Orte ſtarb er im achtzigſten Jahr, 1824. Seines Riccaut wurde bereits gedacht; außerdem ſoll er als alter Klingsberg, Wellenberger in den Advokaten, Hofrath Dalner in Dienſtpflicht, Polonius (oder wie er damals in der Schröder'ſchen Bearbeitung noch hieß, Oldenholm) ꝛc. unübertrefflich geweſen ſein. Meyer I, 299 fällt folgendes Urtheil über ihn: „Anſtandsrollen und Glücksritter gab er meiſterhaft. Im eigentlichen Trauerſpiel, in heftigen Charakterrollen ſchien er minder wahr, welches zum Theil wohl ſeinem treuloſen Gedächtniſſe beizumeſſen." Sein Portrait ſ. im Theat. Kal. v. 1779, auch 1796. — Reinecke (Joh. Fr.) geb. zu Helmſtädt 1747, kam, nachdem er zuerſt bei kleinen Truppen in Süddeutſchland geſpielt, 1771 zur Ackermann-Schröder'ſchen Geſellſchaft nach Hamburg. 1777 ging er nach Leipzig, wo er bereits 1787 ſtarb. Er war ein Künſtler erſten Ranges, deſſen Karl Moor, Lear, Wittelsbach ꝛc. durch ganz Deutſchland berühmt war. Auch ſeine Frau Sophie geb. Benzig (geb. 1750, ſt. zu Petersburg 1787) genoß eines weitverbreiteten und wohlverdienten Rufes. Meyer I, 293 fg. hat folgende vorzügliche Charakteriſtik des Reinecke'ſchen Spiels gegeben; ſie bezieht ſich auf die Zeit um 1777, die eigentliche Blüthezeit des Künſtlers: „Reinecke und ſeine Frau hatten große Kunſtſchritte gemacht, und ſtanden auf dem Gipfel der ihnen erreichbaren Vollkommenheit. Die Natur hatte ſo viel für den Mann gethan, und die Kunſt ſo gar nichts an ihm verdorben, daß er ſich den erſten Meiſtern der Bühne zur Seite ſtellen durfte, ohne von ihnen verdunkelt zu werden. Er trug das Gepräge männlicher Schönheit, Würde und Rechtſchaffenheit. Seine Töne drangen ans Herz. So lange er noch Liebhaber ſpielte, war es mir etwas wahrſcheinlicher daß er geliebt werde, als daß er verliebt ſey. Darin, und in allen ſchimmernden Ergüſſen des Witzes, der Laune und der Neckerei, durfte er es mit Borchers und Brockmann nicht aufnehmen. Seine ernſten und zärtlichen Väter, ſeine ritterlichen und ſoldatiſchen Charaktere, ſtanden über den übrigen, und wirkten unwiderſtehlich. Unter allen mir bekannten Schauſpielern iſt er der Einzige, den ich in Schröders vorzüglichſten Rollen dieſer Art ſehen und hören konnte, ohne zu ſeinem Nachtheil an meinen Freund erinnert zu werden; der Einzige, der mit feſtem Sinn die große Lehre gefaßt hatte, daß Wahrheit und Natur ſich herabſetzen, wenn ſie zur Künſtelei ihre Zuflucht nehmen. Er übertrieb nie. Er überraſchte mich ſelten: ich ſah vorher was ich an ihm finden würde, aber ich hätte um Vieles nicht etwas Anderes zu finden gewünſcht. Er bezauberte nicht durch Feinheiten, aber nichts mißlang ihm worauf er Anſpruch machte. Er beſaß keine große Mannigfaltigkeit, ſeine verwandten Charaktere ſahen ſich ähnlich: aber jeder für ſich betrachtet war wohl verſtanden, und was er ſeyn ſollte. Man traf auf keine Widerſprüche, er hielt die Rolle mit Sicherheit, ſeine Stärke ermattete nicht, und das gelaſſene Wort kam mit Anmuth von ſeinen Lippen. Ich begreife, daß wer ihn in Männern innerer Würde und Herzlichkeit geſehn, etwas an ihm gefunden, das keine Darſtellung einer vollendeten Kunſt erſetzen konnte. Waren in höfiſchen und vornehmen Rollen ſein Anſtand und ſeine Bewegungen nicht ſo vollkommen ausgebildet, als das Vorurtheil von den Göttern der Erde erwartet, ſo waren ſie doch nie geziert, geſpreizt, bürgerlich, oder gemein. Das Staatskleid war ihm nicht alltäglich, aber wohl gebührend. Was ihm abging ſchien vielmehr dem Ernſt, der Herablaſſung, der Milde, als der Unmöglichkeit zugeſchrieben werden zu müſſen, jene äußere Gewandtheit zu beurkunden. Schröders Gluth unter der bewegten Aſche, Flecks hellauflodernde Flamme, Brockmanns hinreißende ſeelenvolle Beredſamkeit, Borchers Genialität, waren ihm nicht verliehen; aber das Herz war bei ſeinen Worten, und ließ keinen Zuſchauer unbewegt. Es iſt mir nicht bekannt, daß er ſich je Rollen zugetheilt die außer ſeinem Beruf lagen, oder daß er ſich durch lauten Beifall verleiten laſſen, den Beifall aufs Spiel zu ſetzen. Er beſaß Stolz und Bewußtſeyn, Eitelkeit beſaß ihn nicht. An ſcharfem und tiefem Sinn, an Mannigfaltigkeit des Spiels, an Ausbildung glücklicher Gaben, kann Reinecke übertroffen werden; an Fülle und Gediegenheit der Gaben ſchwerlich: und wenn Andre in einzelnen Rollen mehr zu loben ſind, ſo wird Wenigen gelingen, im Ganzen ſo fehlerfrei zu ſeyn. Die ſchöne Frau übertraf ihn an Geiſt und Einſicht; aber ihre Bruſt erlaubte ihr nicht, heftige Rollen ſo durchzuſetzen wie ſie ſolche verſtand, und ihre hohen Töne waren nicht angenehm." Vgl. Schütz, p. 404, 411. — Opitz (Chriſt. Wilh.) geb. 1756 zu Berlin, debutirte bei Seyler 1775: Brand. II, 207. Schon 1783 galt er „für einen unſerer erſten Liebhaber im Trauer- und Luſtſpiel." Von 1789 bis an ſeinen Tod (1810), gehörte er zur Seconda'ſchen Geſellſchaft, die abwechſelnd in Prag, hauptſächlich aber in Leipzig und Dresden ſpielte, in welchem letzteren Orte auch Opitz ſtarb. Er ſoll namentlich in Converſationsſtücken vortrefflich geweſen ſein. Vgl Theat Kal. 1792; Brandes III, 313.

u. ſ. w.

Ebendaſelbſt: Ich glaube, ſchrieb Schiller einige Tage ſpäter an Dalberg. S. Fr. Schiller's Briefe an den Freih v. Dalberg, Karlsr. 1819, p. 48, womit die ſehr lebhafte Schilderung bei Streicher a. a. O. 39 fgg. zu vergleichen: „Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmſtadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier ꝛc. waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbei geſtrömt, um dieſes berüchtigte Stück, das eine außerordentliche Publicität erlangt hatte, von Künſtlern aufführen zu ſehen, die auch unbedeutende Rollen mit täuſchender Wahrheit gaben, und nun hier um ſo ſtärker wirken konnten, je gedrängter die Sprache, je neuer die Ausdrücke, je ungeheuerer und ſchrecklicher die Gegenſtände waren, welche dem Zuſchauer vorgeführt werden ſollten. Der kleine Raum des Hauſes nöthigte diejenigen, welchen nicht das Glück zu Theil wurde eine Loge zu erhalten, ihre Sitze ſchon Mittags um ein Uhr zu ſuchen, und geduldig zu warten, bis um fünf Uhr endlich der Vorhang aufrollte. Um die Veränderung der Couliſſen leichter zu bewerkſtelligen, machte man aus fünf Acten deren ſechs, welche von fünf Uhr bis nach zehn Uhr dauerten. Die erſten drei Acte machten die Wirkung nicht, die man im Leſen davon erwartete; aber die letzten drei enthielten alles, um auch die geſpannteſten Forderungen zu befriedigen. Vier der beſten Schauſpieler, welche Deutſchland damals hatte, wendeten alles an, was Kunſt und Begeiſterung darbieten, um die Dichtung auf das vollkommenſte und lebendigſte darzuſtellen. Böck als Carl Moor war vortrefflich, was Declamation, Wärme des Gefühls und den Ausdruck überhaupt betraf. Nur ſeine kleine, unterſetzte Figur ſtörte anfangs, bis der Zuſchauer von dem Feuer des Spiels fortgeriſſen, auch dieſe vergaß. Beil als Schweitzer ließ nichts zu wünſchen übrig; ſo wie auch Koſinsky durch die paſſende Perſönlichkeit des Herrn Beck ſehr gewann. Durch die Art aber wie Iffland die Rolle des Franz Moor nicht nur durchgedacht, ſondern dergeſtalt in ſich aufgenommen hatte, daß ſie mit ſeiner Perſon eins und daſſelbe ſchien, ragte er über alle hinaus, und brachte eine nicht zu beſchreibende Wirkung hervor, indem keine ſeiner Rollen, welche er früher und dann auch ſpäter gab, ihm die Gelegenheit verſchaffen konnte, das Gemüth bis in ſeine innerſten Tiefen ſo zu erſchüttern, wie es bei der Darſtellung des Franz Moor möglich war. Zermalmend für den Zuſchauer war beſonders die Scene, in welcher er ſeinen Traum von dem jüngſten Gericht erzählte, mit aller Seelenangſt die Worte ausrief: „richtet einer über den Sternen? Nein! Nein! und bei dem zitternd und nur halblaut geſprochenen in ſich gepreßten Worte, Ja! Ja! — die Lampe in der Hand, welche ſein geiſterbleiches Geſicht erleuchtete — zuſammenſank. Damals war Iffland 26 Jahre alt, von Körper ſehr ſchmächtig, im Geſicht etwas blaß und mager. Dieſer Jugend ungeachtet war ſein Spiel auch in den kleinſten Schattirungen ſo durchgeführt, daß es ein nicht zu vertilgendes Bild in jedem Auge, das ihn ſah, zurückließ.“ Vgl. über dieſe Stelle Iffland's eigenen Aufſatz in ſeinem Theat. Kal. 1807, p. VII—XIV; 56—77. — Auch über die erſte Aufführung des Fiesko und ihre Aufnahme im Publikum hat Streicher einen intereſſanten Bericht hinterlaſſen, p. 172: „Es war alles, was die ſchwachen Kräfte des Theaters vermochten, angewendet worden, um das Aeußerliche des Stücks mit Pracht auszuſtellen; eben ſo wurden auch die Hauptrollen, Fiesco durch Böck, Verrina durch Iffland, der Mohr durch Beil, vortrefflich dargeſtellt, und manche Scenen erregten, ſowohl für den Dichter als für die Schauſpieler, bei den Zuſchauern die lauteſte Bewunderung. Aber für das Ganze konnte ſich die Mehrheit nicht erwärmen; denn eine Verſchwörung in den damals ſo ruhigen Zeiten war zu fremdartig, der Gang der Handlung viel zu regelmäßig, und was vorzüglich erkältete, war, daß man bei dem Fiesco ähnliche Erſchütterungen, wie bei den Räubern erwartet hatte." Vgl. hiemit Schiller's eigenen Brief an ſeinen (nachherigen) Schwager Reinwald in Meiningen, vom Mai 1784; a. a. O. 183: „Den Fiesco verſtand das Publikum nicht. Republikaniſche Freiheit iſt hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römiſches Blut. Aber zu Berlin wurde es vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und geſpielt". — Deſto glänzender war wenige Wochen ſpäter der Erfolg der „Luiſe Millerin" — oder wie ſie mit dem zweiten, ihr von Iffland (ſ. a. a. O. 175; vgl. 174) ertheilten Namen hieß: Kabale und Liebe: ebendaſ. —

Neunte Vorleſung.

Die niedere Dramatik: Iffland; Kotzebue. — Die ideale Richtung in Goethe und Schiller. — Die Weimariſche Bühne und deren Einfluß: Berlin; Fleck, die Bethmann. — Verfall der dramatiſchen Poeſie, erklärt aus dem allgemeinen Verfall des nationalen Lebens: die Romantiker. — Zuſtand der Theaterwelt: die Berliner Bühne unter Brühl; Ludwig Devrient, Seydelmann. — Ausſichten in die Zukunft; Schluß.

In der neulichen Vorleſung waren wir bis zu jenem Höhenpunkte unſerer Literatur gelangt, der durch Goethe's und Schiller's Namen und die gemeinſame Thätigkeit dieſer beiden Dichter bezeichnet wird. Wir erkannten das Charakteriſtiſche dieſer ſogenannten klaſſiſchen Epoche, ſowie den Grund und die wahre Bedeutung ihrer Größe darin, daß in ihr jene Ausgleichung der Kunſt mit dem Leben, nach welcher das ganze Zeitalter gerungen, zu der namentlich Leſſing mit kritiſcher Art die Wege geöffnet, ja die wir auch durch die formloſen Verſuche der Stürmer und Dränger noch hindurchſchimmern ſahen — wir erkannten, ſage ich, die charakteriſtiſche Größe der Goethe-Schiller'ſchen Epoche darin, daß dieſe Ausgleichung der Kunſt mit dem Leben, dieſe volle, plaſtiſche Darſtellung des Schönen, auf welche das geſammte achtzehnte Jahrhundert in den verſchiedenartigſten Verſuchen hingearbeitet, ſich in ihr wirklich erfüllt und ſtattgefunden hatte. Die Schönheit, welche ſo lange nur geſucht und gelehrt, verheißen und beſchrieben worden, tritt jetzt leibhaftig, lebendig, eine Venus victrix, eine ſiegende Göttin, in die Welt: das äſthetiſche Bewußtſein wird zur äſthetiſchen

That, der Begriff des Schönen verkörpert ſich zur ſchönen, zur künſtleriſchen Perſönlichkeit.

Bereits am Schluß meiner neulichen Vorleſung habe ich darauf hingewieſen, daß auch dieſe letzte, äußerſte Entwicklung unſerer äſthetiſchen Epoche ihren vollkommenſten Ausdruck auf der Bühne fand und daß auch für die größten Dichter der Nation, für Goethe und Schiller, das Theater der Punkt war, in welchem ihre reichſte, glücklichſte Thätigkeit zuſammenfloß; die vollendetſte Epoche unſerer Literatur im Allgemeinen iſt zugleich die vollendetſte Epoche unſerer Bühne.

Bevor ich jedoch hievon des Näheren ſpreche, iſt es nöthig, zweier Erſcheinungen zu gedenken, welche, als das Kehrbild jener idealen Richtung, die ſich in Goethe und Schiller repräſentirt, dieſen ſelbſt unmittelbar vorauf und zur Seite gehen: Iffland und Kotzebue.

Sie erinnern Sich aus dem neulichen Vortrage, mit welchem Uebermuthe die geniale Jugend der ſiebziger Jahre gegen alles Herkömmliche in Dichtung und Leben, gegen Geſetz, Sitte und Ueberlieferung aufgetreten war. Nur das Ungeheure, das Außerordentliche ſollte gelten, nur ſtarke Empfindungen, glühende Leidenſchaften, koloſſale Tugenden, koloſſalere Laſter — mit Einem Wort: Alles, was das Unmögliche möglich machen wollte, hielt man, auf der Bühne wie im Leben, der Beachtung, der Bewunderung werth.

Ein Ausdruck dieſer gewaltſamen, ſtürmiſchen Epoche, wenn auch in gemäßigter Form, war, wie Sie Sich ferner erinnern, der Götz, waren acht Jahre ſpäter, in der vollen Kraft jugendlicher Roheit, Schillers Räuber erſchienen: — im Gefolge beider eine Fluth von Ritter- und Räuberſtücken, welche alle überfloſſen von großen und greulichen Charakteren, von Mannheit und Tapferkeit, von Blutdurſt und Schlachtendrang. Die geſammte deutſche Bühne drohte ſich zu verwandeln in ein Feldlager von Rittern und Räubern; überall wehten Helmbüſche, klirrten Schwerter, ſaß die Vehme zu Gericht, überall ging man in die böhmiſchen Wälder, verſchwor ſich gegen Tyrannen und Unterdrücker, fluchte mit Franz Moor Mond und Sterne vom Himmel herunter, ſtarb für Freiheit und Manneswürde — nämlich auf der Bühne.

Einer ſo gewaltſamen, ſo hohlen, ſo unnatürlichen Aufregung mußte nothwendig eine ebenſo große Erſchlaffung folgen. Aus dem Getümmel dieſer wüſten, mittelalterlichen Welt, aus der lärmenden Geſellſchaft dieſer Ritter und Knappen, aus dieſer ganzen nichtigen Abſtraction des wirklichen Lebens mußte es einen eigenthümlichen Reiz haben, wieder einmal Einkehr zu halten bei ſich ſelbſt und ſich anzuſiedeln in den nächſtgelegenen, häuslichen Kreiſen. Man hatte ſich ſo müde getragen an Helm und Rüſtung, war ſo hungrig geworden bei den vielen großen Worten, mit denen dieſe jungen himmelſtürmenden Genies über die Bretter daherſchritten, daß es ordentlich eine Erquickung ſein mußte, ſich wieder einmal in Schlafrock und Pantoffeln, voll häuslichen Behagens, an der gedeckten Tafel der Realität, zu einfach bürgerlicher Koſt zu Tiſche zu ſetzen.

Dies der Urſprung Iffland's und ſeines Familiendramas. Auch Iffland's früheſte dramatiſche Productionen ſtehen noch unter dem Einfluß der Genieperiode; ſein erſtes Stück (Albert von Thurneiſen, 1781) war ein Ritterſtück, im Geſchmack der Babo, Gemmingen, Meier ꝛc. Nicht lange indeſſen, ſo erkannte er ſelbſt, wie wenig dieſe Gattung, mit ihren gewaltſamen Situationen, ihren ſchroffen, leidenſchaftlichen Charakteren, ihrer ganzen illuſoriſchen Weltanſchauung, ſeiner Natur zuſagte. Dieſe Natur war eine ſpecifiſch bürgerliche, eine leidenſchaftloſe, reflectirende, nüchterne Natur. — So als Darſteller. Es iſt bekannt und durch die berufenſten Beurtheiler erwieſen, ja ſelbſt noch heutigen Tags aus den panegyriſchen Berichten einſeitiger Bewunderer lieſt es ſich unwillkürlich heraus, daß Alles, was an die ideale Sphäre ſtreifte, der Ausdruck poſitiver, hinreißender Leidenſchaft, die Gewalt des höheren tragiſchen Pathos, ihm niemals, auch nicht in ſeiner beſten Zeit, wirklich zu Gebote geſtanden. Die außerordentliche techniſche Vollendung, welche Iffland ſeinem Spiel erworben, die Sicherheit, mit der er die Bretter beherrſchte, die weiſe, faſt ſchlaue Berechnung der Mittel, mit der er in derartigen Rollen den Mängeln ſeines Talentes zu Hilfe kam, mochte ihm auch hier den Beifall der Menge erwerben; der Kenner dagegen vertauſchte mit Freuden dieſe Kunſtſtücke, welche Iffland ſeiner Natur gleichſam abnöthigte, gegen jene Rollen, in denen er, in glücklicher Uebereinſtimmung mit ſeiner natürlichen geiſtigen wie körperlichen Anlage, wirkliche Kunſtwerke lieferte: das heißt alſo in allen Rollen (wenn dieſer Ausdruck erlaubt iſt) niederländiſchen Stils, in allen Rollen, wo ein genaues und glückliches Moſaik einzelner, der Natur abgelauſchter Züge, eine getreue, proſaiſche Wiederholung einer proſaiſchen Wirklichkeit genügend war. So unerfreulich der Eindruck ſeines Lear, ſeines Wallenſtein ꝛc., ſo vorzüglich ſoll Iffland in allen bürgerlichen Charakteren, beſonders wenn dieſelben durch einen leiſen Anflug von Sentimentalität gefärbt waren, ferner in Rollen aus dem höheren Geſellſchaftsleben, in Chevaliers ꝛc. geweſen ſein.

Ganz dieſelbe Richtung nahm er nun auch als Autor. Bei Schröder hält es einigermaßen ſchwer, die ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe mit den Darſtellungen als Schauſpieler, ſeine Klingsberge, ſeinen Ring ꝛc. dieſe Portraits einer poeſieloſen, nüchternen Wirklichkeit, mit ſeiner großartigen Gallerie Shakeſpear'ſcher Charaktere, mit ſeinem Hamlet, Macbeth, Lear, Falſtaff ꝛc. in Einklang zu bringen; in vielen Fällen ſcheint es mehr der Director als der Schauſpieler, mehr der Unternehmer als der Künſtler geweſen zu ſein, der die Auswahl ſeiner Bearbeitungen geleitet. — Bei Iffland dagegen iſt Beides in vollkommenſter Uebereinſtimmung: der Schauſpieler erklärt den Schauſpieldichter, wie der Dichter den Schauſpieler; in beiden dieſelbe kleine Bürgerlichkeit, daſſelbe Idylliſche, Beſchränkte, Familienhafte, dieſelbe unmittelbare, proſaiſche Abſchrift der Wirklichkeit — und zwar der Wirklichkeit, wie ſie ſich darſtellt in einem ſcharfen, aufmerkſamen, beobachtenden — aber auch einem nüchternen, einem Auge, das niemals „in ſchönem Wahnſinn" gerollt hat! — Iffland hatte urſprünglich Theologe werden wollen: ſo machte er ſeinen Abfall wieder gut, indem er in ſeinen Stücken die Bühne ſelbſt zur Kanzel erhob; jene Predigten, die er früher concipirt, ſollten nicht ganz verloren ſein, ſie kehrten wieder in den langathmigen Moralitäten, den tugendhaften Reden und Ermahnungen, der kleinen, beſchränkten Weisheit ſeiner Oberförſter, Landleute und dergleichen.

Verſtehen Sie dies indeſſen nicht ſo, als ob ich damit nun im Allgemeinen den Stab brechen wollte über das familienhafte Drama und ſpeciell die Iffland'ſchen Stücke. Ich weiß ſehr wohl, daß es neuerdings Mode geworden und gewiſſermaßen zum guten Ton gehört, mit unausſprechlicher Vornehmheit auf Iffland herabzublicken und wohl gar von ſeinen Stücken den Verfall unſerer Bühne herzuleiten.

Was dieſen letzteren Vorwurf anbetrifft, ſo iſt er außerordentlich thöricht; weder heben läßt die Bühne ſich durch einen einzelnen Dichter, noch läßt ſie durch einen einzelnen ſich ſtürzen: ſondern immer iſt es die Literatur in ihrer Geſammtheit, iſt es das innerſte Leben des Volkes, iſt es die Nation ſelbſt, mit der auch die Bühne ſteht und fällt.

Allein auch im Uebrigen, glaube ich, werden die Iffland'ſchen Stücke, wird das geſammte Genre des Familiendramas, wie ſich daſſelbe gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts bei uns entwickelt hatte, neuerdings zu hart beurtheilt. Das Theater ſo wenig, wie die Unterhaltungsliteratur, weil beide auf ein unmittelbares, täglich wiederkehrendes Bedürfniß des Publikums berechnet ſind, können einer gewiſſen mittleren Gattung entbehren, einer Gattung, welche, außerhalb der eigentlichen Kunſtſphäre ſtehend, eben nur dem Tage dienen, nur eine augenblickliche Leere mit anmuthiger Zerſtreuung ausfüllen und verdecken will. Es können nicht alle Tage Meiſterwerke geſchrieben werden; ja und ſelbſt wenn ſie geſchrieben würden, das Publikum fühlt ſich nicht jeden Tag in der Stimmung, Meiſterwerke zu leſen oder zu ſehen: es will ſich auch einmal ausruhen von ſeinen äſthetiſchen Aufregungen, es will ſich einmal gehen laſſen, will einmal ein Buch leſen, bloß um zu leſen, ein Stück ſehen, bloß um zu ſehen, aus purer Neugier, purer Schauluſt, bloß um die Langeweile todt zu machen. — Strenge Kunſtrichter freilich können behaupten, das ſolle nicht ſein, und wo ein Publikum aus andern Motiven, als bloß immer aus reinſtem künſtleriſchem Intereſſe ins Theater gehe, da ſei es ein ſchlechtes, ein philiſtröſes Publikum. Behaupten, wie geſagt, läßt ſich das; nur was wird mit der Behauptung erreicht? Nicht das Mindeſte; die Thatſache bleibt doch, das Bedürfniß iſt doch vorhanden und muß befriedigt werden, wie immer es ſei. Nun, und was läge da wohl näher, als eben — das Nächſte?! das heißt das eigene, tägliche Daſein, die unmittelbare Umgebung in Haus und Hof, in Nachbarn und Gevattern? Weder die Verfaſſer, noch, für die ſie beſtimmt ſind, die Zuſchauer dieſer Stücke wollen ſich dabei ſehr in Aufregung bringen, ſie wollen ſich, ſo zu ſagen, ſo wenig wie möglich incommodiren laſſen, das ſchwere Geſchäft des Amüſements ſoll ſo leicht, ſo bequem wie möglich von Statten gehen. Nun und da ſind ſie ja alſobald, die Iffland'ſchen Hofräthe, Sekretaire, Kaufleute, mit ihren Kaſſendefects, ihren unglücklichen Ehen, ihren Bankerots und ähnlichen häuslichen Calamitäten. Dieſe Stoffe brauchen nicht erfunden, dieſe Charaktere nicht künſtlich entworfen zu werden: ſie werden nur gefunden, ſie liegen überall gleichſam auf der Gaſſe, man braucht ſie nur aufzuheben — und falls noch etwas Staub und Schmutz daran ſitzen ſollte, nur immer raſch: das Publikum wartet, es wird nicht ſo genau genommen!

Dies Verhältniß iſt ſo einfach, ſo natürlich, daß es ſich auch überall, zu allen Zeiten, bei allen Nationen regelmäßig wiederholt hat, nur begreiflicher Weiſe überall in verſchiedener Form. Unſere ſentimentale Komödie aus den vierziger Jahren des vorigen Säculums, die Komödie der Gellert, Schlegel ꝛc. mit ihren Orgons, ihren Selinden und Cephiſen, ja um den Gegenſatz recht ſcheinbar zu machen: das geſellſchaftliche Luſtſpiel, das ſociale Drama der Franzoſen, in dem Augenblick, da ich dies ſpreche, was iſt es anders?!

Gegen die hiſtoriſche Berechtigung alſo ſowie gegen die praktiſche Nutzbarkeit der Iffland'ſchen Stücke läßt ſich nicht das Mindeſte einwenden. Sie ſind, wie durchſchnittlich alle Stücke, welche Schauſpieler zu Verfaſſern haben, mit großer Bühnenkenntniß geſchrieben und haben in einer Reihe charakteriſtiſcher, dankbarer Rollen zur Ausbildung und Bereicherung unſerer Schauſpielkunſt weſentlich beigetragen. Sie gewähren überdies ein ziemlich klares, anſpruchloſes Bild des deutſchen Familienlebens und der niederen bürgerlichen Geſelligkeit, wie dieſelbe ſich zu Ende des vorigen Jahrhunderts bei uns ausgebildet hatte: ſo daß ihnen, wie den ſentimentalen und Familienromanen derſelben Zeit, ſchon in dieſer Hinſicht eine gewiſſe geſchichtliche Bedeutung gar nicht abzuſprechen iſt. — Wendet man hiegegen ein, daß der Horizont dieſer Stücke doch gar zu eng, ihre Intereſſen gar zu kleinlich, ihre Moral gar zu hausbacken, ſo iſt freilich auch dies richtig. Aber nur war der

Horizont jenes Familienlebens ſelbſt denn größer, dieſe Moral ſelbſt werthvoller, als ſie uns in den Iffland'ſchen Stücken erſcheint? Ein Buckliger, der in den Spiegel ſieht und ſieht ihm ein Buckliger daraus entgegen, hat der wohl wirklich Recht, den Spiegel zu ſchelten? Statt alſo mit den Dichtern, den Stücken zu zürnen, welche, indem ſie das deutſche Leben ſchildern wollen, wie es iſt, bei aller Treue, aller minutiöſen Sorgfalt doch nichts weiter zu Stande bringen als eben einen Ifflandiſchen Kaſſendiebſtahl — wie wär' es, wenn wir ſtatt deſſen das Ding einmal umkehrten und unterwürfen nicht die Dichter, nicht die Stücke, nein, unſer Leben ſelbſt, unſeren Staat, unſere Geſelligkeit, ja uns ſelbſt, in unſerem perſönlichen Denken und Fühlen, Wollen und Streben, einer Kritik, und zwar einer ſehr gründlichen, ſehr praktiſchen!

Wenigſtens, wem hiezu der Muth gebricht, der hat ſich auch ſelbſt des Rechtes begeben, über unſere Literatur, unſere Kunſt zu Gerichte zu ſitzen; nicht einmal Klage führen darf er über die Langweiligkeit und das, in ſittlichem Sinne geſprochen, wahrhaft Klägliche, wahrhaft Miſerable der Iffland'ſchen Stücke: es iſt keine ſpecifiſche Ifflandiſche Langeweile, es iſt die allgemeine Oede, die allgemeine Dürftigkeit des deutſchen Lebens, die uns aus dieſen und allen ähnlichen Stücken angähnt.

Etwas Anderes freilich iſt es mit dem äſthetiſchen, dem künſtleriſchen Werth der Iffland'ſchen Stücke, vorausgeſetzt daß man dieſen Maßſtab an ſie legen will und darf. In dieſer Hinſicht bilden ſie den diametralen Gegenſatz der Goethe-Schiller'ſchen Beſtrebungen. Wie dieſe die ganze Welt künſtleriſch zu verklären ſuchen, wie die Kunſt, die Schönheit ihnen das höchſte, das äußerſte Geſetz iſt, dem alle anderen ſich harmoniſch fügen müſſen: ſo hingegen abſtrahirt das Iffland'ſche Schauſpiel von allen Forderungen der Kunſt, man möchte ſagen: es kennt, es ahnt ſie nicht, es begnügt ſich mit einer rohen, ungeſchlachten Naturwahrheit, es fällt aus der Kunſt heraus, es ſetzt, als hätte Leſſing nie gelebt, noch einmal die Moral an die Stelle der Aeſthetik, es will noch einmal die Welt nicht verklären, es will ſie unterrichten und beſſern. — —

Gäbe es irgend etwas, das mit dem Unkünſtleriſchen dieſes Standpunktes ausſöhnen und uns nachſichtig machen könnte gegen die philiſterhafte Moral der Ifflandiſchen Stücke, ſo wäre es der Vergleich mit ſeinem Zeitgenoſſen und Nebenbuhler: Kotzebue. Auch Kotzebue's Erſcheinung iſt aus der vorhergehenden Sturm- und Drangperiode abzuleiten. Stellt Iffland die Rückkehr jener abſtracten, inhaltloſen Bewegung zu den poſitiven Zuſtänden des Familienlebens, der Geſellſchaft und Sitte dar, repräſentirt er das Philiſterthum, die beſchränkte Spießbürgerlichkeit, in welcher der deutſche Geiſt für die Ausſchweifungen jener genialen Periode gleichſam Buße thut: ſo dagegen Kotzebue repräſentirt die Blaſirtheit, jenes gänzliche Aufgeben aller äſthetiſchen, ſittlichen und überhaupt aller Grundſätze, welches für einen anderen Theil der damaligen deutſchen Welt die Folge eben jener Ausſchweifungen war Sie bezeichnen Beide die Rückkehr aus der Genieperiode: aber in Iffland iſt der Schwärmer nur philiſtrös, in Kotzebue iſt er frivol geworden. An dramatiſchem Talent, Einſicht in das Techniſche der Bühne, Leichtigkeit im Erfinden und Produciren war Kotzebue ohne Zweifel außerordentlich reich, der reichſte vielleicht von allen Dichtern unſerer modernen Literatur. Wenn er nichts deſtoweniger durch all dies Talent, all dieſen Fleiß keine dauernde Wirkung erreicht hat, wenn unter den mehr als zweihundert Stücken, welche er geſchrieben und die zu ihrer Zeit faſt alle das Entzücken des Publikums geweſen — und nicht bloß des deutſchen: ſelbſt Frankreich, ſelbſt England, Italien, Spanien benutzten die wunderbare Fruchtbarkeit, die Bühnenkenntniß und Erfindungskraft des deutſchen Dichters — wenn, ſage ich, unter dieſen mehr als zweihundert Stücken auch nicht ein einziges ſich befindet, das die Nation noch heute mit Stolz, ja nur mit Achtung nennt, vielmehr im Gegentheil: eine ſolche Nacht der Vergeſſenheit, ein ſolcher Aſchenregen der Verachtung iſt über ihn geſunken, daß ſelbſt ſeine unverkennbaren (ich weiß keinen anderen Ausdruck) techniſchen Talente darüber aus dem Gedächtniß der Lebenden entſchwunden ſind; ja endlich wenn ſchon jetzt, kaum dreißig Jahre nach ſeinem Tode, dieſer Mann, einſt ſo viel genannt, ſo viel geſehen, ſo viel bewundert, wie kaum jemals ein anderer deutſcher Dichter, jetzt ſo verſchwunden, ſo ganz ausgelöſcht iſt, als hätte er niemals gelebt: ſo liegt dies nicht bloß in dem Mangel aller künſtleriſchen, es liegt eben ſo ſehr in dem Mangel aller ſittlichen Motive, es liegt in dem Mißbrauch, den Kotzebue ſelbſt von ſeinem Talente machte, indem er daſſelbe vorſätzlich zum Schmeichler jeder ſchlechteſten Tagesrichtung, zum Diener und Prediger des Gemeinen, Nichtigen, Begeiſterungsloſen entwürdigte. Daß er dabei Anklang fand in ſeiner Zeit, iſt natürlich genug; gab es doch nur allzu Viele, die ſich ihm geiſtesverwandt fühlten, die, wie er, in der harten Arbeit des Denkens, der ſtrengen Schule der Schönheit ſtecken geblieben, an allem ernſten Lebensinhalt, aller Kunſt, aller Freiheit deſperirten und den Zufall, den unverſtändigen, als Gott der Welt erkannten! Allein die ihn erhob, hat ihn auch geſtürzt, die Eitelkeit des Publikums, der er ſchmeichelte; ſie iſt anderen Götzen nachgelaufen und hat ihn unbeklagt in Trümmer zerfallen laſſen. —

Dieſe beiden alſo, mit dem Geleit ihrer Nachahmer, beherrſchten ſeit Anfang der achtziger Jahre die Bühne: Iffland und Kotzebue — und es gehörte daher in der That Muth dazu, auf den von ihnen beherrſchten Brettern, gegenüber dem Beifallklatſchen des Publikums, den Lobſprüchen ihrer Freunde, die reine Fahne der Kunſt, der Schönheit wieder aufzupflanzen.

Goethe allein würde den Muth dazu ſchwerlich beſeſſen haben — oder richtiger, er hätte das Intereſſe dafür nicht gehabt. Was ging ihn die Bühne noch an? Sein Aufenthalt in Italien hatte nicht nur ſeine künſtleriſche Reiſe, er hatte auch jene künſtleriſche Abgeſchloſſenheit, jenen ſchönen Quietismus, jene äſthetiſche Selbſtſucht entwickelt und gezeitigt, von der Goethe nun einmal nicht frei zu ſprechen iſt, von der wir ihn aber auch gar nicht frei zu ſprechen, in der wir ihn nur zu begreifen brauchen als in einer nothwendigen Folge, einer weſentlichen Seite ſeiner ganzen geſchichtlichen Stellung und Bedeutung. Auch ſeine bedeutendſten dramatiſchen Dichtungen, Anfänge meiſtens aus früherer, jugendlicher Zeit, hatte er in Italien vollendet: Iphigenie, Taſſo, Egmont. Aber ſo ſind es auch eben dieſe Dichtungen, an denen jene Umwandlung ſich am Bemerkbarſten macht. Allerdings hatte Goethe in Italien die letzten Reſte nordiſchen Barbarenthums abgelegt, nicht jedoch, ohne dabei auch Einiges von der alten nordiſchen Kraft, von der Friſche, der Kühnheit, dem Uebermuth einzubüßen, welche ſeine Jugendgedichte auszeichnen. Er hatte ſich von der Schönheit völlig durchfließen laſſen, war völlig harmoniſch, völlig klar geworden, ja: allein auch dieſe olympiſche Ruhe, er hatte ſie nur erreicht, indem er auf die Welt reſignirte, indem er ſich abwandte von der Geſchichte und ihren oft unverſtändlichen, oft unbequemen Forderungen, und ſich lediglich in ſich ſelbſt, ſein eigenes Ich, verſenkte. Aus ſolchen Stimmungen kann wohl ein großer lyriſcher, es kann ein großer epiſcher Dichter hervorgehen, nur kein eigentlich dramatiſcher. — Der dramatiſche Dichter will eine ihm gegenüberſtehende Welt unterwerfen und beſiegen, er will vor Allem aus ſich heraustreten, will ſchaffen und geſtalten; er braucht Leidenſchaften und gewaltſame, erſchütternde Stimmungen. — Von dieſem Allen hatte Goethe ſich frei gemacht; er wollte nicht mehr kämpfen, nur noch genießen, nicht mehr Fremdes geſtalten, nur noch ſich ſelbſt entfalten. Daher auch die dramatiſchen Gedichte, die ich eben nannte, ſind mehr lyriſcher, mehr epiſcher, als wahrhaft dramatiſcher Natur; es ſind Gemälde und Spiegelbilder des eigenen Lebens, nicht, was das Weſen des Dramas iſt, Gemälde der Welt und der Geſchichte; es ſind Zuſtände, nicht Handlungen. Egmont, wie in ihm noch am Meiſten erhalten iſt aus der alten Zeit des Götz, des Clavigo u ſ. w. ſo enthält er auch verhältnißmäßig noch das meiſte dramatiſche Leben, wiewohl auch in ihm die Individualität des Helden, das Perſönlich-Charakteriſtiſche gegen die geſchichtliche Handlung, den eigentlichen dramatiſchen Inhalt unverhältnißmäßig hervorgehoben iſt. — Auch die ſpäteren Dichtungen Goethe's, in denen er ſich der dramatiſchen Form noch bediente, nehmen immer mehr das Weſen von Selbſtbekenntniſſen an, werden immer ſubjectiver, undramatiſcher, treten immer mehr von der wirklichen Bühne zurück. So namentlich jene Reihe von Dramen und dramatiſchen Fragmenten, in denen Goethe ſich mit der franzöſiſchen Revolution, dieſem ihm höchſt verdrießlichen, höchſt unbequemen Ereigniß, zurecht zu finden ſuchte: ſo ganz vorzüglich der Fauſt, dieſes unvergleichliche, dieſes, (ich ſpreche natürlich nur von dem erſten Theile des Fauſt) größte Gedicht der modernen Zeit — aber bei alledem kein dramatiſches Gedicht!

Goethe leitet mit dieſen Dichtungen das ſpätere Drama der Romantiker ein, das gleichfalls von der Bühne keine Notiz nahm, ja das, wie wir ſogleich noch ſehen werden, ordentlich eine Ehre darin ſetzte, nicht aufführbar zu ſein, und ſo die dramatiſche Form an ſich ſelbſt zu vernichten.

Und ſo könnte es zweifelhaft erſcheinen, ob Goethe jemals noch den Weg zur praktiſchen Bühne gefunden hätte, wenn nicht ein äußerlicher Anlaß dazwiſchen getreten wäre. Kurze Zeit nämlich nach Goethe's Rückkehr aus Italien, gefiel es dem Herzog, ihn mit der oberſten Leitung des neu errichteten Hoftheaters zu Weimar zu bekleiden. — In Weimar hatten ſeit Mitte des Jahrhunderts die beſten der damaligen Theatergeſellſchaften geſpielt: wozu theils die günſtige Lage an der Heerſtraße nach Leipzig, theils das Intereſſe beitragen mochte, welches der Hof an dieſen und andern Kunſtbeſtrebungen nahm. So hatten namentlich Döbbelin und Koch zu wiederholten Malen in Weimar geſpielt, und ein kleines, aber dankbares und aufmerkſames Publikum herangebildet. In den ſiebziger Jahren hatte die Seyler'ſche Geſellſchaft, deren ich neulich bei Erwähnung des Mannheimer Theaters gedachte, in Weimar geſpielt; auch von Eckhofs untergehender Sonne waren noch einige Strahlen auf die dortige Bühne gefallen. Nachdem ſodann ſeit 1785 die Bellomo'ſche Geſellſchaft gefolgt war, bei der ſich gleichfalls einige vorzügliche Mitglieder, wie Malkolmi u. A. befanden, ſo übernahm im J. 1790 der Herzog ſelbſt das Theater als ein fürſtliches Inſtitut. Goethe, wie geſagt, erhielt die Oberleitung. Er ſcheint ſich dabei Anfangs darauf beſchränkt zu haben, die Richtung jenes fürſtlichen Geſellſchaftstheaters, deſſen ich in meiner letzten Vorleſung Erwähnung that und das, den Umſtänden gemäß, hauptſächlich leichte, kleine Stücke, Luſt- und Singſpiele, flüchtige Tageswaare, zur Aufführung brachte, jetzt in erweitertem Maßſtabe zu wiederholen. Für dieſe Annahme wenigſtens ſpricht das Repertoire dieſer erſten Jahre, das kaum noch eine Spur zeigt von jener ideellen, großartig künſtleriſchen Richtung, welche die ſpätere Weimariſche Bühne zu einem ſo bedeutenden Wendepunkt unſerer ganzen dramatiſchen Kunſt gemacht hat. Erſt von der Bekanntſchaft mit Schiller, ſeit 1794, datirt das lebendigere Intereſſe, das Goethe an dem Theater nahm, ſowie die Erhebung der Weimariſchen Bühne, die ſich als die Frucht der vereinten Anſtrengungen dieſer beiden Männer herausſtellt.

Schiller befand ſich damals, wie neulich erwähnt, in einem ähnlichen Durchgange, wie Goethe ihn eben in Italien vollendet hatte. Aber der Inhalt freilich und darum auch das Reſultat beider Entwicklungen war ein völlig verſchiedenes. Hatte die Schönheit es in Goethe nicht weiter gebracht, als gleichſam nur zum Beſitze ihrer ſelbſt, ſo dagegen in Schiller entwickelte die Schönheit ſich unmittelbar zur Freiheit. Es genügte ihm nicht, nur ſein eigenes Inneres verklärt und geläutert zu haben: auch die Welt ſelbſt, die Geſchichte, die praktiſche Entwicklung der Völker, das unmittelbare Daſein des Augenblicks ſoll ſich harmoniſch, in freier Schönheit, geſtalten: die Kunſt ſtellt ſich ihm dar als eine „Erziehung des Menſchengeſchlechts" zu Freiheit und Sittlichkeit.

So leitet Schiller überall aus dem bloß perſönlichen Leben heraus in das großartigere, das Leben der Völker; die bloße Dialektik perſönlicher Leidenſchaften wird überboten bei ihm durch die höhere, die Dialektik hiſtoriſcher Gegenſätze; das Drama erweitert ſich ihm zu einem Spiegel der Geſchichte, einem Abbild der Gegenwart und ihrer politiſchen Kriſis. Der Weg, den die Maſſe der Nation praktiſch zu vollenden hat, der Weg von dem bloß äſthetiſchen zum politiſchen Bewußtſein, aus der bloßen Innerlichkeit des Schönen in die erfüllte, bewegte Welt des hiſtoriſchen Lebens — dieſer Weg, auf welchem allein das Heil unſerer Zukunft liegt und den daher die ganze Nation ſich entſchließen muß zu wandeln, früher oder ſpäter, jetzt oder künftig, freiwillig oder genöthigt durch ein Uebermaß ſchmerzlichſter Erfahrungen, iſt von Schiller in ſeinen Dichtungen prophetiſch vorgebildet worden, vor Allem und am Deutlichſten in ſeinen hiſtoriſchen Dramen, dieſen vollendetſten Erzeugniſſen ſeiner letzten, reifſten Zeit. Aus den beſchränkten Kreiſen Iffland'ſcher Familiengemälde, aus der kläglichen Enge unſeres häuslichen Daſeins, wagte Schiller es, den Blick ſeines Volkes emporzulenken auf die majeſtätiſchen, die Höhen der Geſchichte; der Kotzebue'ſchen Bühne der Frivolität, der Unſittlichkeit, der hohlen, nichtigen Unterhaltung ſetzte er ein Drama der Freiheit, des Enthuſiasmus, der Sittlichkeit, ſetzte ihm eine Bühne entgegen, in der, wie in einem Tempel, einer Kirche, das gerührte Volk zu allem Größten und Edelſten, zum Dienſt des Vaterlandes, zum Opfertode der Freiheit entzündet werden ſollte!

Zerſtreut, mißbraucht, an das Kleine und Nichtige gewöhnt, wie das Publikum war, durfte man es in der That als keine geringfügige Aufgabe betrachten, dieſe neue, großartige Dichtweiſe, eine Dichtweiſe, die ſich ſo hoch über die gemeinen Bedürfniſſe der Menge erhob, in das Verſtändniß, die Freundſchaft des Publikums einzuführen. Auch hier mußte Alles erſt vorbereitet, gebildet, geſchaffen werden: Schauſpieler ſowohl, welche dieſer neuen, idealen Darſtellungsweiſe mächtig — das heißt, welche ſelbſt entzündet waren von jener idealen Begeiſterung, jener unvergänglichen, weil innerlichen Jugend und Friſche, welche den Dichter ſelbſt erfüllte, ja die nur des Verſes mächtig waren, wie er ſich jetzt in dieſen Schiller'ſchen Dramen, in majeſtätiſchem Gang, machtvollen Schwunges, vernehmen ließ: als auch ein Publikum, als Zuſchauer, welche ſich geneigt und fähig fühlten, der billigen Rührung der Ifflandiſchen, dem leichtſinnigen Zeitvertreib der Kotzebue'ſchen Komödie zu entſagen, und den Wirkungen der Kunſt mit ernſtem, gläubigem Sinne ſich hinzugeben, gleich einem Gottesdienſt, einem politiſchen, einem religiöſen Akte.

Und hier nun wiederum iſt es, wo Goethe's Thätigkeit glücklich ergänzend eingriff. Iſt die Bildung des Weimariſchen Repertoires hauptſächlich Schiller's Werk, verdanken wir ihm jene unſterblichen Stücke, jene Wallenſtein, Maria Stuart, Tell, die bis zu dieſem Augenblick die Grundlage, und mehr noch, die ganze Habe, das geſammte Beſitzthum unſerer nationalen Bühne bilden: ſo iſt es dagegen vornämlich Goethe's Verdienſt, nicht nur jene Reihe vorzüglicher Schauſpieler, jene Graff, Oels, Wolf, jene Jagemann, jene Schröter, dieſe vorzüglichſten Stützen und Zierden der Weimariſchen Bühne, gebildet, ſondern auch im Allgemeinen, durch die ganze Art, den ganzen Geiſt ſeiner Führung, das Weimariſche Theater zu einer wahrhaften Kunſtanſtalt, einer Schule alles Großen, Schönen, Edlen, erhoben zu haben.

Und dies iſt denn allerdings die wahre Bedeutung der Weimariſchen

Bühne, es iſt zugleich derjenige Punkt, auf den ihre eigentliche Größe, ihr Anſpruch auf Unſterblichkeit und geſchichtlichen Werth ſich gründet. — Ueber das, was man in der Schauſpielerwelt die Goethe'ſche Schule nennt, die beſondere Darſtellungsweiſe, vielleicht muß man ſchon ſagen, die Manier jener von Goethe gebildeten Schauſpieler, ihre Art des Vortrags, der Haltung, des Ausdrucks, vor Allem über ihr urſprüngliches Talent, ihre angeborene künſtleriſche Begabung iſt in neuerer Zeit viel hin und hergeſtritten worden; man hat Zweifel geäußert, ob dieſe Schule nur überall wirklich ſo vortrefflich, dieſe Talente ſo bedeutend, dieſe Leiſtungen ſo außerordentlich geweſen; man hat das Bedenken erhoben, wie es zugegangen, daß dieſe Schule, wenn ſie wirklich ſo bedeutend geweſen, ſo wenig Schüler, ſo wenig Meiſter hinterlaſſen, wie es überhaupt möglich geworden, daß dieſe Bühne, wenn ſie wirklich ſo ſehr auf der Höhe des deutſchen Theaters geſtanden, in ſo wenigen Jahren ſo raſch, ſo kläglich, ſo ohne einen Nachhall, eine Erinnerung ihrer einſtigen Größe geſunken iſt.

Allein auf alle dieſe Fragen und Einwendungen kommt es hier in Wahrheit gar nicht an oder wenigſtens ſtehen ſie alle erſt in zweiter Reihe. Zugegeben, daß die einzelnen Darſtellungen der Weimariſchen Bühne keineswegs immer ſo unübertrefflich, ſo muſtergiltig geweſen, wie man nach dem außerordentlichen Ruhm dieſes Theaters vermuthen möchte, zugegeben namentlich, daß die einzelnen Darſteller keineswegs immer die vorzüglichſten, zugegeben ſogar, daß ſelbſt unter den berühmteſten Künſtlern der Weimariſchen Bühne einer oder der andere geweſen, deſſen Ruhm die genaue und unparteiiſche Kritik eines fremden Publikums kaum dürfte ausgehalten haben, daß aber auch unter denen, deren Lorbeer ein wohlverdienter, dennoch nicht Einer iſt, der ſich den wahrhaft großen, den eigentlichen Schauſpielern des deutſchen Theaters, den Eckhof, Schröder, Fleck ꝛc. zur Seite ſtellen dürfte — zugegeben dies Alles: ſo wird durch dieſe Einzelheiten der Ausführung doch die große, die erhabene Idee, welche der Weimariſchen Bühne zu Grunde liegt, nicht geändert, ſo wird dadurch doch die Thatſache nicht geändert, daß von allen Theatern, welche Deutſchland bis dahin beſeſſen hatte, das Weimariſche die damalige Aufgabe der Bühne am Tiefſten begriffen, daß es den Höhenpunkt, bis zu welchem damals die Entwicklung unſeres Theaterlebens gelangt war, am Reinſten, am Vollendetſten dargeſtellt hat. — Mit Einem Worte: die Weimariſche Bühne von den neunziger Jahren des vorigen bis in das zweite Decennium des laufenden Jahrhunderts war die Verwirklichung jener idealen Bühne, zu der man, wie Sie Sich entſinnen, ſchon ſeit Leſſing, ſchon ſeit der verunglückten Hamburger Unternehmung von 1767 hingeſtrebt hatte und deren Weſen darin beſtehen ſollte, allen zufälligen Schwankungen des Zeitgeſchmacks, allen Berechnungen des Eigennutzes entrückt, ausſchließlich der Kunſt und ihren reinſten, höchſten Erzeugniſſen zu dienen. Wie Goethe in ſeiner eigenen Perſon die äſthetiſche Bildung des achtzehnten Jahrhunderts gleichſam verkörpert und zum Abſchluß bringt: ſo auch in der von ihm geleiteten, von ſeinem Geiſt beherrſchten Weimariſchen Bühne wird die rein äſthetiſche, rein künſtleriſche Richtung, zu welcher, mit der übrigen Literatur, auch das deutſche Theater während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts hingeſtrebt hatte, zum Abſchluß, zur Vollendung gebracht. Wie neben den Gellert's und Schlegel's die Truppen Schönemann's und Ackermann's, wie neben Leſſing Eckhof und ſeine Schule, neben den Stürmern und Drängern Schröder, neben Schiller, dem Dichter der Räuber, das aufſtrebende Theater zu Mannheim: ſo auch Goethe hat eine Bühne neben ſich, die gleichſam die Ergänzung, das Abbild, den Spiegel ſeiner literariſchen Stellung bildet — und nicht bloß neben ſich, nein: er hat ſie ſich ſogar ſelbſt geſchaffen, ſie iſt ſein Werk, ſein Weſen, ſein Ich: neben dem Dichter der Schönheit die ſchöne Bühne, neben dem vollendeten Künſtler das vollendete Kunſttheater, neben Goethe das Goetheſche Theater zu Weimar! —

Es iſt wahr, daß weder die ſchöne Subjectivität, die harmoniſche, künſtleriſche Innerlichkeit das höchſte Ziel der Kunſt überhaupt iſt, noch auch möchte mit einer bloß kunſtgemäßen, bloß äſthetiſch vollendeten Bühne das höchſte Ziel erreicht, die größte Aufgabe gelöſt ſein, welche der Entwicklung des Theaters überhaupt geſteckt iſt. Vielmehr wie das ſchöne Subject, mit dem Weiterſchreiten des öffentlichen Lebens, ſich fortbildet und erweitert zum ſchönen und zugleich politiſchen, zugleich praktiſchen Subject, wie der Dichter des Herzens aufgeht endlich in dem Dichter der Welt, der Dichter der Schönheit in dem Dichter der ſchönen Wirklichkeit: ſo auch über der äſthetiſchen, der Kunſtbühne Goethe's würde die wahre Volks-, die wahre Nationalbühne ſtehen: eine Bühne, die nicht bloß der Ausdruck eines gereinigten Geſchmacks, nein — des Nationallebens ſelber, und zwar eines freien, glücklichen, bewußten Lebens!

Allein dazu, wie ſchon Leſſing geklagt hat, würde vor Allem gehören, daß wir ſelbſt erſt eine Nation, ein Volk, ein freies, glückliches, wären. Und da es damit, allen Anzeichen nach und den vielen ſchönen Verheißungen, mit denen man neuerdings unſere Ohren zu betäuben ſucht, zum Trotz, vermuthlich noch gute Weile haben wird, ſo haben wir keinen Grund und ſollen wir am Allerwenigſten uns herausnehmen, gering zu denken von dem, was Goethe in Weimar geleiſtet, was er für uns erworben und errungen hat; ſo ſollen wir am Allerwenigſten mit eklem Zahne nagen und zerren an dieſem Lorbeer, der das Gedächtniß des Weimariſchen Theaterlebens umgiebt. Es iſt noch nicht das Größte geweſen, was die Bühne überhaupt, aber doch das Größte, was unſere, was die deutſche Bühne, die Bühne eines unfreien, unpatriotiſchen Volkes zu leiſten vermochte!

Auf dieſer großartigen, dieſer würdigen Bühne nun alſo, durch die Vermittlung dieſer vorzüglichen, dieſer löblichen Darſteller, unter einer ſo umſichtigen, ſo künſtleriſchen Leitung erſchienen ſeit Ende des Jahrhunderts jene Schiller'ſchen Tragödien, erſchienen Goethe's Iphigenie und Taſſo, erſchien neben Shakeſpeare's Meiſterwerken der phantaſtiſche Genius Calderon's, erſchien namentlich auch, woran Schröder ſich nicht gewagt, Leſſing's Nathan, den für die praktiſche Bühne erworben zu haben wir dem Weimariſchen Theater, insbeſondere Schiller's Bemühungen verdanken: Schillers, der ſich dem humanen, auf Freiheit und Sittlichkeit gerichteten Geiſte dieſer Leſſing'ſchen Dichtung innerlichſt verbunden fühlen mußte und der daher auch begierig die Gelegenheit ergriff, ſeinem großen Geiſtesgenoſſen dies ſchöne, dies würdigſte Denkmal zu ſtiften.

Nicht lange, ſo ſuchten auch andere Bühnen ſich dieſem künſtleriſchen

Streben anzuſchließen. Zwar darüber dürfen wir uns nicht täuſchen, und wollten wir es, ſo würden die Repertorien jener Zeit uns widerlegen: auch damals, in der ſchönſten Blüthezeit der Schiller'ſchen Dichtung, blieben Iffland und Kotzebue nichtsdeſtoweniger immer noch die Könige der Bretter, ja man trug kein Bedenken, Kotzebue neben Schiller zu nennen als ein gleiches Talent, wie man früher auch die Dichtungen des wahnſinnigen Lenz für Goethe'ſche Produkte gehalten oder Zſchokke's Abällino in eine Reihe geſtellt hatte mit Schiller's Räubern. Immerhin indeſſen, daß es der idealen Kunſtrichtung unſerer großen Dichter überhaupt nur gelang, ſich ein Publikum zu bilden, ſei es zunächſt auch nur ein kleines, daß die edle, majeſtätiſche Sprache des Schiller'ſchen Kothurns überhaupt laut werden durfte zwiſchen den Tugendpredigten Iffland's, den platten Späßen, den frivolen Deklamationen Kotzebue's und ihrer beiderſeitigen Nachahmer: ſchon dies war etwas Großes, ſchon dies war eine That, ſchon dies zeigt, wie ſehr recht diejenigen haben, welche da behaupten, daß die große Maſſe, wie zu Geſchmackloſigkeit und Frivolität, ebenſo zu Geſchmack und ächtem Kunſtſinn ſich heranbilden laſſe und daß daher, wo ein Bühnenvorſtand, die Schuld ſeiner ſchlechten Theaterführung mit dem ſchlechten Geſchmack des Publikums, den verdorbenen Anſichten der Menge entſchuldigt, das nicht ſich entſchuldigen — vielmehr es heißt den Stab brechen über ſich ſelbſt, es heißt ſich ſelbſt der höchſten Ehre, dieſer, Bildner und Führer ſeiner Zeit zu ſein, freiwillig berauben!

Am Nachhaltigſten war die Wirkung, welche das deutſche Theaterleben von der Weimariſchen Bühne erfuhr, in Berlin — am Nachhaltigſten, ſage ich: nicht am Raſcheſten, nicht am Unmittelbarſten.

Wir haben, in der neulichen Vorleſung, das Berliner Theater in der Döbbelin'ſchen Epoche verlaſſen, zur Zeit der Schröder'ſchen und Brockmann'ſchen Gaſtſpiele. Wenige Jahre darauf, im J. 1786, nach dem Tode Friedrichs des Großen, wurde es zum königlichen oder, wie man es damals nannte, zum Nationaltheater erhoben; die beſcheidene Bühne in der Behrenſtraße, auf dem Hofe eines Privathauſes, wurde geſchloſſen und das Komödienhaus auf dem Gensd'armenmarkt, in welchem bis dahin nur franzöſiſchen Künſtlern zu ſpielen vergönnt geweſen, dem deutſchen Drama eingeräumt. Auch hier wurde eine künſtleriſche Leitung beliebt: ſie war den Profeſſoren Ramler und Engel anvertraut — oder vielmehr, da Ramler ſein Amt nur ſehr kurze Zeit, und auch dann nur dem Namen nach führte, dieſem Letzteren allein. — Engel ſtand völlig in der familienhaften, ſpießbürgerlichen Richtung der Ifflandiſchen Stücke; bei vielem Scharfſinn im Einzelnen, bei einer glücklichen Gabe der Beobachtung, einem Reichthum kleiner, feiner Bemerkungen über Vortrag, Darſtellung, ſceniſche Wirkung, war ihm doch für das eigentlich Poetiſche, das Ideale, jede Fähigkeit, jedes Verſtändniß, ſogar jede Neigung verſagt. Die ganze neuere Schule, obſchon ſie damals kaum mehr eine neue war, obſchon ſie bereits alle Adern des deutſchen Lebens ſegnend, fruchtbringend durchdrang, Shakeſpeare, Goethe, Schiller, waren ſeiner nüchternen, beſchränkten Natur nicht allein unbequem, ſondern geradezu verhaßt. Engel bildet, mitten in einer unendlich reicheren, unendlich entwickelteren Zeit, eine karrikirte Wiederholung jener Nicolai, jener Mendelsſohn, jener Berliner Kritiker überhaupt, welche, um Mitte des Jahrhunderts, durch ihre Schärfe, ihre kalte, nüchterne Verſtandesmäßigkeit ſo vortheilhaft auf unſere Literatur eingewirkt hatten, deren Standpunkt aber jetzt, nachdem der Horizont unſerer Literatur durch Leſſing und Shakeſpeare, durch Goethe und Schiller ſo unermeßlich erweitert war, nicht wohl erneuert werden durfte, am Wenigſten, wo es die Leitung einer anſehnlichen und einflußreichen Bühne galt.

Was unter dieſen Umſtänden in Berlin geleiſtet ward, läßt ſich zum Voraus abnehmen. Kotzebue war der Held des Tages, das Publikum vergötterte, der Hof feierte, dekorirte, penſionirte, das Theater repetirte ihn ohne Unterlaß; die trefflichen, zum Theil ausgezeichneten Kräfte, welche das Berliner Theater ſchon damals vereinigte und von denen ich an dieſer Stelle nur das Unzelmann'ſche Ehepaar, Czechtitzky, Fleck, Mattauſch ꝛc. namhaft machen will, wurden zu Stücken, wenn es hoch kam, wie Menſchenhaß und Reue, Dienſtpflicht, Otto von Wittelsbach, Ludwig der Springer, das Mädchen von Marienburg und dergleichen verwendet. — Neben Kotzebue herrſchte Iffland: beſonders ſeitdem er im Jahre 1797 perſönlich zum Director des Berliner

Nationaltheaters berufen worden. Iffland's Direction iſt zahlreichen und heftigen Angriffen ausgeſetzt geweſen; dieſelben ſind zum Theil noch jetzt nicht verſchollen, noch jetzt fehlt es nicht an Stimmen, welche von Iffland's Berliner Direction und ſeinem verweichlichenden, entnervenden Einfluß den Verfall der deutſchen Bühne datiren.

Dieſer letztere Vorwurf, auch wenn er nicht an ſich ungereimt und unmöglich wäre, iſt doch jedenfalls ein ungerechter. Niemand, auch ſeine erbittertſten Gegner nicht, können noch werden ſie jemals den Fleiß, den Eifer, die künſtleriſche Gewiſſenhaftigkeit, die vielleicht nicht geniale, nicht großartige, aber immer ernſte, immer würdige Art abläugnen, mit welcher Iffland die Direction des Berliner Theaters geführt. Daß er dabei ſeiner eigenthümlichen Ifflandiſchen Richtung mehr Raum gab, als der Bühne ſelbſt gut war, daß er mit Vorliebe ſolche Stücke zur Darſtellung brachte, in denen er ſein beſchränktes, jedoch innerhalb dieſer Schranken ausgezeichnetes Schauſpielertalent zur Geltung bringen konnte, das heißt alſo vor Allem und ganz beſonders ſeine eigenen Stücke und was ihnen, in Nachahmung und Wiederholung, verwandt und ähnlich war — dies Alles war nicht Recht, gewiß nicht; aber es war naheliegend, es war natürlich, man muß es tadeln, aber auch begreiflich, auch verzeihlich finden. Ueberdies, wie Iffland, wennſchon von Natur ausſchließlich für bürgerliche, vorzüglich komiſche und ſentimentale Charaktere beſtimmt, dennoch techniſche Bildung, Verſtand und Beobachtungsgabe genug beſaß, um auch in ſolchen Rollen, welche eigentlich außer der Sphäre ſeines Talentes lagen, ſich doch immer noch leidlich aus der Affaire zu ziehen und, wenn auch nicht das Richtige, ſo doch etwas zu leiſten, das einſtweilen und dem großen Haufen gegenüber ſo ungefähr wie das Richtige ausſah: ſo auch bei ſeiner Directionsführung ſtand ihm ein ähnliches aneignendes Talent, ein Talent zur Seite, fremden, im Grunde ſeines Herzens ihm ſogar feindlichen, ſogar verhaßten Richtungen deſſen ungeachtet ſo viel Spielraum zum Mindeſten zu vergönnen, wie der Geſchmack der Zeit und ein gewiſſes äſthetiſches Gleichgewicht verlangten. — Auf dieſe Weiſe erklärt es ſich, wie die Berliner Bühne gerade unter Iffland's Leitung nichts deſtoweniger diejenige war, welche die ideale Richtung der Schiller'ſchen Stücke am Lebhafteſten ergriff, am Glücklichſten darſtellte, am Weiteſten verbreitete. Freilich wurde Iffland darin unterſtützt, man könnte auch ſagen: er wurde dazu genöthigt durch den glücklichen Zufall, daß gerade damals in Berlin eine Anzahl von Künſtlern vereinigt war, welche von der Natur ſelbſt für die großartigen, idealen Charaktere der Schillerſchen Tragödie beſtimmt zu ſein ſchienen: an ihrer Spitze und als einer der größten Schauſpieler, welchen die Deutſche Bühne jemals beſeſſen, Fleck. — Fleck war für Schiller, was Eckhof für Leſſing, Schröder für Shakeſpeare: ſein theatraliſcher Stellvertreter, ſein berufener, ſein (daß ich ſo ſage) eigener, perſönlicher Sprecher. Erlauben Sie, daß ich, zur Charakteriſtik dieſes vorzüglichen Künſtlers, mich der Worte eines Mannes bediene, der ohne Vergleich von Allen, welche leben, die genaueſte Kenntniß unſerer Theatergeſchichte beſitzt: eines Mannes, der jene glänzende, jene unvergleichliche Periode der deutſchen Bühne noch als Augenzeuge belebt hat und der ſeine Erinnerungen in einem reichen Schatz der feinſten Bemerkungen, Urtheile und Schilderungen niedergelegt hat. Sie errathen ohne Weiteres, daß ich von Tieck ſpreche. Auch über Fleck hat Tieck ſich vielfach ausgeſprochen; ich wähle, aus vielen, folgende Stelle des Phantaſus, die mir das Weſen des großen Schauſpielers am Vollſtändigſten zu ſchildern ſcheint. „In den Rollen (ſagt Tieck) ſeines Eſſex, Tankred, Ethelwolf war er bezaubernd, am Meiſten als Infant Pedro in Ines de Caſtro.... Sein Organ war von der Reinheit der Glocke und ſo reich an vollen klaren Tönen in der Tiefe wie in der Höhe, daß nur derjenige mir glauben wird, der ihn gekannt hat, denn wahres Flötenliſpeln ſtand ihm in der Zärtlichkeit, Bitte und Hingebung zu Gebot, und ohne je in den knarrenden Baß zu fallen, der uns ſo oft unangenehm ſtört, war ſein Ton in der Tiefe wie Metall klingend, konnte in verhaltener Wuth wie Donner rollen, und in losgelaſſener Leidenſchaft mit dem Löwen brüllen. Der Tragiker, für den Shakeſpeare dichtete, muß viel von Fleck's Vortrag und Darſtellung gehabt haben, denn dieſe wunderbaren Uebergänge, dieſe Interjectionen, dieſes Anhalten, und dann der ſtürzende Ton der Rede, ſowie jene zwiſchengeworfenen naiven, ja an das Komiſche grenzenden Naturlaute und Nebengedanken, gab er ſo natürlich wahr, daß wir gerade dieſe Sonderbarkeit des Pathos zuerſt verſtanden. . . . Viele der Schillerſchen Charaktere waren ganz für ihn gedichtet . . aber der Triumph ſeiner Größe war wohl der Räuber Moor. Dieſes titanenartige Geſchöpf einer jungen und kühnen Imagination erhielt durch ihn ſolche furchtbare Wahrheit, edle Ergebenheit, die Wildheit mit ſo rührender Zartheit gemiſcht, daß ohne Zweifel der Dichter bei dieſem Anblicke ſelbſt über ſeine Schöpfung hätte erſtaunen müſſen."

Neben Fleck ſtand damals der bereits früher genannte Mattauſch, deſſen Don Carlos als unvergleichlich gerühmt wird, ſtand die Unzelmann, berühmter noch unter ihrem ſpäteren Namen als Frau Bethmann: eine Künſtlerin von unverſiegbarer Genialität, gleich groß in der komiſchen wie in der tragiſchen Muſe. Den Preis ihrer Kunſt ſoll jedoch auch ſie in der Schiller'ſchen Tragödie errungen haben. Sie wird gerühmt als die erſte unter den Künſtlerinnen der deutſchen Bühne, welche den Schiller'ſchen Vers vollkommen beherrſchte; das wunderbar herrliche, wohllautende Organ dieſer Künſtlerin ſoll den feierlichen Schiller'ſchen Rythmen, dem Pomp und Reichthum ſeiner Sprache eine Majeſtät, eine Würde, eine Kraft gegeben haben, durch welche die Wirkung geradewegs unwiderſtehlich ward.

Von dieſen Kräften unterſtützt, auch durch ein Gaſtſpiel in Weimar mit Goethe und Schiller perſönlich befreundet und in den Geiſt der Weimariſchen Anſtalt, ſoweit es ſeiner Natur eben möglich war, eingeweiht, ging Iffland ſogar mit der Aufführung Schiller'ſcher Stücke den übrigen Bühnen voran. Die Jungfrau von Orleans, die Braut von Meſſina, Wilhelm Tell haben in Berlin theils ihre erſten, theils ihre glänzendſten Darſtellungen erlebt. Namentlich der Krönungszug, mit welchem Iffland die Jungfrau ausſtattete, erregte, als ein erſter Verſuch, auch dem klaſſiſchen Drama jene Vortheile des Luxus und des Sinnenreizes zuzuwenden, welche man bis dahin ausſchließlich der Oper überlaſſen, durch ganz Deutſchland eine außerordentliche Senſation und hat, wenn nicht in der Geſchichte des Theaters ſelbſt, doch in der Geſchichte des Coſtüms, der theatraliſchen Ausſtattung Epoche gemacht.

Aber kehren wir jetzt zu Schiller dem Dichter zurück. Er hatte, wie wir geſehen haben, in ſeinen Tragödien der Nation eine großartigſte

Schule nationaler, volksthümlicher Geſinnung eröffnet: er hatte die Geſchichte ſelbſt hineingezaubert in den engen Kreis der Theaterwände, er hatte dem kriegeriſchen Heros des Jahrhunderts, dem Eroberer Napoleon den Kriegsfürſten des dreißigjährigen Krieges, Wallenſtein, er hatte der Befreiung des deutſchen Volkes von der franzöſiſchen Fremdherrſchaft, den Aufſtänden der Tyroler, der Begeiſterung der Freiheitkriege das Drama der Freiheit, den Tell, in prophetiſchem Geiſte vorangeſendet. Welche ſchönſten Früchte hätte man nicht von dieſen Knospen hoffen, welche reichſte Nachfolge von dieſem herrlichen Anfang erwarten mögen?!

Allein auch hier, wie zur Zeit der Reformation, tritt gerade das Gegentheil ein. Auch Schiller iſt nur ein glänzendes Vorbild, ein energiſcher Auszug deſſen, was unſere Literatur ſpäter wieder einmal werden ſoll; auch ihn, wie ehemals Leſſing, ließ die Nation in Stich — die Nation, ſage ich: nicht das Theaterpublikum einer einzelnen Stadt. — Dann erſt würde die Schiller'ſche Dichtung zu ihrer vollen Wahrheit gelangt ſein, dann erſt würde dieſen Anfängen einer nationalen Bühne, welche Schiller gründete, ſich eine weitere Entwicklung angeſchloſſen haben, wenn dieſe Grundſätze der Freiheit, der Vaterlandsliebe, der praktiſchen Sittlichkeit, welche den Dichter belebten, zugleich die Nation ergriffen hätten, wenn dieſer Uebergang vom äſthetiſchen zum politiſchen, vom perſönlichen zum geſchichtlichen Bewußtſein, welchen die Poeſie in Schiller gemacht, zugleich von dem ganzen Volke getheilt worden wäre, wenn (mit Einem Worte) dem Liede des Dichters eine That des Volkes geantwortet hätte!

Dieſe That aber blieb aus. Schiller's Dichtung iſt ein bloßes Poſtulat, ein bloßer kategoriſcher Imperativ, den er ſeiner Zeit hinhält, deſſen Giltigkeit ſeine Zeitgenoſſen zwar anerkannten: aber bei dieſer hohlen theoretiſchen Anerkenntniß hatte es auch ſein Bewenden. Zu derſelben Zeit, meine Herrſchaften, da Schiller im Tell ſeinem Volke zurief ſich anzuſchließen an das Vaterland, dieſe einzigen Wurzeln aller Kraft und alles Lebens, da das köſtliche: Seid einig, einig, einig! die Räume unſerer Schauſpielhäuſer erfüllte, da das Theaterpublikum vor Rührung außer ſich gerieth bei jenem Schwur der Rütliſcene:

Wir wollen ſein ein einig Volk von Brüdern
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei ſein, wie die Väter waren,
Eher den Tod als in der Knechtſchaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchſten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menſchen. . .

zu derſelben Zeit, meine Herrſchaften, buhlten deutſche Fürſten um die Ehre, ſich an Frankreich verkaufen zu dürfen, verriethen deutſche Diplomaten alle heiligſten Intereſſen unſeres Vaterlandes, zogen Deutſche das Schwert gegen Deutſche!

Eine ſolche Zeit, eine ſolche Nation iſt keiner großen Literatur weder werth noch fähig; die Dichtung weigert ſich, einem Volke ſich preis zu geben, das ihre köſtlichſten Früchte nur zum Spielwerk mißbraucht.

Von daher alſo der Stillſtand unſerer Literatur; von daher jenes Irregehen und Umherſchweifen unſerer Kunſt, jene Capricen der Romantiker, jene Nachahmung fremder Literaturen, jene Geſchmackloſigkeit und Barbarei, in welche die deutſche Poeſie im Großen und Ganzen ſich ſeit Schiller und Goethe allerdings verloren hat und die den wüſten Jahrhunderten nach der Reformation entſpricht; daher namentlich der Verfall unſerer Bühne, der Ruin unſers Theaters, der Untergang unſerer dramatiſchen Kunſt!

Es erſcheint mir überflüſſig, wollte ich Sie hier noch mit einer ſpeciellen Geſchichte der Verirrungen behelligen, in welche die deutſche Bühne ſich im Verfolg dieſer Umſtände verloren. Das Eine Wort, nach welchem die Zeit verlangte, ſollte nicht ausgeſprochen, der Eine Weg, der ſie hätte zum Heile führen können, ſollte nicht betreten werden: welch Intereſſe denn kann dies Stammeln, dies Irregehen für uns haben, das nur die Unmöglichkeit verräth, das Richtige auszuſprechen und zu finden? — Einem künftigen Geſchichtſchreiber unſerer Bühne, in künftigen, glücklicheren Tagen, wo unſere Kunſt, unſere Geſchichte erreicht haben wird, wonach ſie jetzt noch in ohnmächtigen Verſuchen vergebens ringt, das Ziel volksthümlicher Freiheit und Unabhängigkeit — einem künftigen Geſchichtſchreiber unſerer Bühne, im befriedigten, glücklichen Beſitze Alles deſſen, wonach wir jetzt noch, wie in Träumen, vergeblich haſchen, wird auch die Geſchichte dieſer Irrfahrten und Fehlgriffe von Intereſſe ſein; er wird mit ordnender, mit verſöhnender Hand dieſe Gruppen zurechtſtellen können, die jetzt noch vor unſeren Blicken, gleich Schemen, rathlos durch einander wirbeln. — Für die jetzige Zeit dagegen muß es ehrlich ausgeſprochen, ja es kann nicht lebhaft, nicht dringend genug wiederholt werden, daß alle dieſe Verſuche, in denen die deutſche Dramatik ſeit vierzig Jahren ſich erſchöpft hat, nichtig ſind. Aus dieſem ganzen Gewirr von Stücken und Nachahmungen und Fragmenten führt kein Weg in die Zukunft der deutſchen Bühne; unſer Theater, wo es wirklich wieder lebendig werden will — richtiger geſagt: zu der Zeit, wo es wird wieder lebendig werden können, wird es jedesmal an dem Schiller'ſchen Drama wieder anknüpfen müſſen. Mit Einem Worte: nur in dem Schiller'ſchen Drama lebt der Keim der Zukunft — weil in ihm allein der Gedanken der Freiheit lebt!

Ich begnüge mich demnach, Ihnen von den Schickſalen des deutſchen Dramas ſeit Schiller's Tode nur eine flüchtige hiſtoriſche Notiz zu geben; den Maßſtab, dieſe verſchiedenen Erſcheinungen zu beurtheilen, haben Sie, nach den früheren Auseinanderſetzungen über das Princip dieſer ganzen Entwicklung, ſelbſt in Händen.

Zuerſt alſo die Romantiker. — Die Romantiker, wie ſie eine ſpezielle Aufgabe darin fanden, das Schiller'ſche Drama zu bekämpfen, ſo bilden ſie auch in ihrer übrigen Erſcheinung das eigentliche Widerſpiel der Schiller'ſchen, das heißt alſo, der nationalen, der einzig wirklichen, einzig möglichen Poeſie. Es iſt die ſchöne Subjectivität, der äſthetiſche Quietismus Goethe's, der in den Romantikern zum Extrem getrieben wird. Lehnt Goethe die Geſchichte nur von ſich ab, ſo ergreifen die Romantiker geradewegs die Flucht vor ihr, ſie vertiefen ſich vorſätzlich in das Unhiſtoriſche, Entlegene, ſie machen, wie Goethe, die Kunſt zur ausſchließlichen Sphäre des Daſeins: aber nicht, wie Goethe, die lebendige, perſönliche, in ihnen ſelbſt verkörperte, ſondern die Kunſt in ihrer Abſtraction von allem realen Inhalt, als ein bloßes Spiel der ſchönen Form, eine bloße, ſcheinbare Bewegung, die der Dichter ſelbſt ironiſch vernichtet.

Ja wenn ſchon Goethe die Menge mehr als billig verachtete, wenn wir ſchon ſeine großartige, olympiſche Ruhe wohl ab und zu ein wenig geſtört wünſchen durch jene Hingabe an die Zeit und die Bedürfniſſe der Gegenwart, welche Schillern ſo liebenswürdig, ſo hinreißend macht: ſo iſt es bei den Romantikern geradezu Princip, die Menge, als etwas Gemeines, Unverſtändiges, Unwürdiges, ohne Weiteres zu verachten. Die Kunſt, welche Schiller noch zur Lehrerin der Völker, zur Prieſterin der Menſchlichkeit erheben wollte, iſt für die Romantiker etwas Excluſives, Apartes, von dem das dumme Volk, die blödſinnige Maſſe nichts verſteht und auch niemals etwas lernen noch ahnen noch fühlen wird.

Natürlich war eine ſolche Richtung niemals in Stande, das Theater praktiſch zu beherrſchen. Nicht bloß die Fähigkeit, auch der Vorſatz, auch der Wille dazu gebrach ihr. Sie wandte ſich wie von der übrigen Oeffentlichkeit, ſo auch von der Oeffentlichkeit der Bühne abſichtlich, mit vornehmem Ekel ab; ſie klagte laut, daß Iffland und Kotzebue herrſchten, aber ſie that nichts, dieſe Herrſchaft zu brechen; ſie klagte laut über den Verfall der Bühne, aber ſie rührte keinen Finger, ihm Einhalt zu thun; ſie kritiſirte Alles, wußte Alles, wies Allem ſeine Gebrechen nach, aber außer dieſen Klagen, dieſen Kritiken und Vergleichen ſie ſelbſt leiſtete nichts. Jene großen, hiſtoriſchen Tragödien, die man uns zur Zeit der Freiheitkriege verſprach — ich habe nichts davon gehört, daß ſie jemals geſchrieben worden wären. Statt deſſen ſchrieb man Literaturkomödien, machte, mitten im Gewühl der bedeutendſten, hiſtoriſchen Ereigniſſe, unter dem Donner der Kanonen, dem Zuſammenſturz des deutſchen Vaterlandes — machte, ſage ich, die erbärmlichen Fehden der Journalwelt, die Streitigkeiten literariſcher Coterieen zum Gegenſtand ſeiner Dramen. . . .

Und wenn nun das Publikum dieſe Dichtungen nicht goutiren wollte, wenn die Theater ſich weigerten, dieſe Produktionen, in denen alle Bedingniſſe der Bühne vorſätzlich vernichtet waren, zur Aufführung zu bringen, ſo dachte man Wunder, was Uebles Einem geſchehen ſei, ſo erhob man ein großes Geſchrei über die Verderbtheit des Publikums, über den Verfall des Theaters, und glaubte ſich nun erſt doppelt berechtigt, beide zu verachten.

Selbſt diejenigen Dichter dieſer Richtung, die von der Natur unzweifelhaft zum Drama geboren waren, Männer von bedeutendem, ja außerordentlichem Talent, wie Werner und Heinrich von Kleiſt, gingen der Bühne in Folge ihrer romantiſchen Verkehrtheit verloren: der Eine durch den Myſticismus, welchem er ſich, körperlich wie geiſtig erſchöpft, beinahe vernichtet durch ein maß- und haltloſes ſinnliches Treiben, ſchließlich, dem alten, unfeinen Spruche gemäß, in die Arme warf; der Andere durch die romantiſche Zerfloſſenheit, die — es giebt kein anderes Wort — wahnwitzige Zerrüttung ſeines innern wie äußeren Lebens.

Von da ab wurde es Sitte und Geſetz der deutſchen Dichter, ſich um die praktiſche Bühne gar nicht zu kümmern. Vorſätzlich, mit Schadenfreude überließ man ſie den Sudeleien der Ueberſetzer, den Geſchmackloſigkeiten der Müllner und Houwald, welche die abgeſtandene, blaſirte Zeit, der Eine durch Greuel und Entſetzen, der Andere durch Thränen und weibiſche Rührung wenigſtens äußerlich zu echauffiren ſuchten — oder auch der Fingerfertigkeit eines Raupach, der mit großem mechaniſchem Talent, aber ohne die geringſte poetiſche Wirkung in kürzeſter Zeit ein ganzes Repertoire zu Stande brachte, und der namentlich für unſere Hoftheater, denen er eben loyal genug war, beſonders für das Berliner, die ausſchließliche Lieferung zu beſorgen hatte. — Die Romantiker, wie geſagt, ließen dies alles ruhig geſchehen, ſogar man war ſtolz darauf, man freute ſich darüber, man kam ſich beſſer, vornehmer, poetiſcher vor in ſeiner Iſolirtheit, weil es ſchon als Glaubensbekenntniß galt, daß das deutſche Volk doch im Grunde nichts Beſſeres werth ſei und daß ein Drama, um poetiſch zu ſein, nothwendig auch unaufführbar ſein müſſe. — An dieſem Irrthum ſcheiterten unſere bedeutendſten Talente, ſcheiterte Platen, der, bei aller ſtrengen, klaſſiſchen Form, doch darin weſentlich ein Romantiker war, daß er das Publikum verachtete und ſich auf dieſe Verachtung ſogar noch etwas einbilden konnte; hieran ſcheiterte Immermann, der allzulange in der romantiſchen, das heißt unfreien, knechtiſchen Nachahmung Shakeſpeare's gefangen gelegen und den, gerade da er ſich ſelbſt wiedergewonnen und da ſeine köſtliche Dorfſchulzengeſchichte, dieſe Perle unſerer erzählenden Literatur, gleichſam den Frieden geſchloſſen hatte zwiſchen ihm und dem Volk — den, gerade in dieſem Augenblick der ſpäten, aber um ſo ſchöneren, um ſo glücklicheren Reife, wo er ſich gewiß auch der Bühne mit glücklichem Erfolge wieder zugewandt haben würde, ein neidiſcher Tod uns raubte; hieran Grabbe, dieſes äußerſte Zerrbild der Romantik, hieran eine Menge namenloſer, untergeordneter Geiſter, die eine größere Zeit getragen haben würde, die aber jetzt in dem gemeinſamen Irrthum untergingen.

Langſamer und minder in die Augen fallend als dieſer Verfall der dramatiſchen Literatur, wennſchon ebenſo unaufhaltſam wie er, war das Sinken der praktiſchen Bühne. — Die dramatiſche Literatur muß ſich jeden Augenblick neu erzeugen, es müſſen Poeten geboren, Stücke geſchrieben werden. In der Schauſpielkunſt dagegen giebt es eine gewiſſe receptive Technik, ſie braucht nicht jederzeit Neues zu ſchaffen, wie die Poeſie, ſie kann ſich mit der würdigen Darſtellung des Alten begnügen. — So überdauert daher auch die Blüthe des Schauſpiels den Verfall der dramatiſchen Literatur um mehre Decennien. Ja wenn auch die großen Künſtler unter uns ſeltener geworden ſind, wie ehemals, ſo iſt das deutſche Theater doch niemals an glücklichen Darſtellern ſo verarmt geweſen, wie an glücklichen Dichtern. Sogar die glänzendſte Bühne, welche das deutſche Theater überhaupt jemals geſehen, ſo wie einer der größten Schauſpieler, welche es jemals beſeſſen hat, fallen in dieſe Zeit des beginnenden Untergangs: die Bühne zu Berlin unter der Leitung des Grafen Brühl von 1815 bis 1828 und an dieſer Bühne Ludwig Devrient.

Sie erinnern ſich des gemiſchten Zuſtandes, in welchem das Berliner Theater ſich unter Iffland's Leitung befand, und wie Iffland's eigene, proſaiſche Richtung dem ideellen Element der Weimariſchen Kunſtperiode nur halben, nur zögernden Zutritt geſtattete. Die unglücklichen Kriegsjahre von 1806 bis 13 thaten das Ihrige, dieſen Zuſtand ſogar noch zu verſchlimmern. Zwar beſaß die Bühne auch damals noch einen verhältnißmäßig reichen Kreis vorzüglicher oder doch brauchbarer Darſteller, wie die ſchon genannte Bethmann, Iffland ſelbſt, Beſchort, Gern den Vater u. ſ. w. Allein bei alledem, unter dem Druck der Zeitverhältniſſe, entbehrte ſie doch des rechten Schwunges, der eigentlichen lebendigen Bewegung; es war ein ehrenvoller Rückzug, welchen Iffland in den letzten Jahren ſeiner Direction nahm, gleichwohl ein Rückzug.

In dieſem Zuſtande überkam der Graf Brühl die Bühne. Brühl, ein perſönlicher Zögling Goethe's, ſchon als Kind von dem großen Dichter mit Theilnahme und Liebe behandelt und in ſeine Kunſt- und Denkweiſe eingeweiht, übertrug die Principien der Weimariſchen Bühne, das heißt die Principien einer reinen, ideellen Kunſtleitung auf das erweiterte Terrain des Berliner Theaters. Die Berliner Bühne unter Brühls Leitung iſt als die vollendete, mit größeren Mitteln, in größeren Umfang zur Ausführung gebrachte Wiederholung des Weimariſchen Theaters, aus ſeiner beſten und glücklichſten Zeit, zu betrachten. Wenn die Wirkung nicht ganz ſo rein, der Charakter nicht ganz ſo ſtreng, nicht ganz ſo energiſch durchgeführt, wie dies in Weimar unter Goethe der Fall geweſen: ſo meſſe man die Schuld davon nicht dem Grafen Brühl bei, deſſen Auffaſſung der Bühne immer die großartigſte, deſſen Wollen immer das reinſte, das äſthetiſch größte und freieſte: man meſſe die Schuld davon vielmehr dem Umſtande bei, daß die Berliner Bühne, auch in dieſer ihrer vorzüglichſten, ſchönſten Zeit, doch immer nur — eine Hofbühne war. Wende man nicht ein, daß das Weimariſche Theater unter Goethe doch auch ein Hoftheater geweſen — ein Hoftheater, ohne Zweifel: aber dieſer Hof war der Hof Karl Auguſts —! Und das iſt ein Unterſchied.

Dieſer Einſchränkung ungeachtet (eine Einſchränkung überdies, welche Brühl nicht trifft, da es nicht in ſeiner Macht ſtand, ſie aufzuheben), gebührt ihm der Ruhm, die Berliner Bühne durch den Geiſt, den er ihr, ſo viel ungünſtigen Umſtänden zum Trotz, dennoch einzuhauchen wußte, zur erſten Bühne ihrer Zeit erhoben zu haben: dadurch, daß er, wie bereits erwähnt, die Principien der Goetheſchen Kunſtführung auf das erweiterte Terrain des Berliner Theaters übertrug. Ein ſichtbares Zeichen gleichſam, wie dieſer Kranz der Ehre nun von Weimar an Berlin übergehen ſollte, trat das Wolff'ſche Ehepaar, dieſe Lieblinge und eigentlichſten Schüler des alten Goethe, von der Weimariſchen Bühne über an die Berliner. Und wenn es ja eines Gegengewichtes bedurft hätte gegen die vielleicht allzuſtrenge, die mitunter an das Nüchterne, das Farbloſe ſtreifende Einfachheit und Mäßigung der Goetheſchen Schule, ſo war gerade der Berliner Bühne dies Gegengewicht in reichſtem Maße gegeben in Ludwig Devrient, dem Unſterblichen, Unvergeßlichen! Noch zu Vielen unter Ihnen ſteht das Bild dieſes großen Mannes zu lebendig, mit zu treuen Farben vor der Seele, als daß ich nicht Bedenken tragen ſollte, mit flüchtigen, ungenügenden Worten Eigenſchaften zu ſchildern und Eindrücke zu beſchreiben, von denen, ihrer Natur nach, auch die genaueſte, die vollendetſte Schilderung immer nur einen höchſt ungenügenden Abriß geben könnte. Ich beſchränke mich daher auf die Bemerkung, daß Devrient in ſeiner unberechenbaren, faſt dämoniſchen Genialität, ſeinem wüſten, zerfahrenen Weſen, ſeinen Excentritäten und Capricen die getreue Parallele bildet zu der Literatur ſeiner Zeit, der irrelichterirenden, excentriſchen, dämoniſchen Literatur der Romantiker, namentlich Hoffmanns, der eben damals der Hauptvertreter der Romantik, der Lieblingsſchriftſteller des Tages war und mit dem Devrient bekanntlich auch eine genaue perſönliche Freundſchaft, eine Folge ihrer geiſtigen Verwandtſchaft, verband.

Zu dieſen, gleichſam den Hauptpfeilern der Bühne, den unbeſtrittenen Koryphäen des damaligen deutſchen Theaters geſellte ſich, unter Brühls Verwaltung, ein reicher Kranz vermittelnder, unterſtützender Talente, von denen (denn mit Abſicht beſchränke ich mich hier ausſchließlich auf Verſtorbene) ich nur Lemms Namen in Ihrem Andenken erneuern will. Darſtellungen, wie ſie damals, in der Vereinigung dieſer Talente, von Calderons ſtandhaftem Prinzen (in welchem Wolff die Hauptrolle ſpielte), dem Leben ein Traum, dem Arzt ſeiner Ehre, wie ſie namentlich von Goethe's Iphigenie und Taſſo, ſowie, unter Devrients genialer Vermittlung, von den meiſten Shakespear'ſchen Stücken über die damalige Bühne ſchritten — Darſtellungen dieſer Art ſind auf dem deutſchen Theater gewiß niemals in gleicher Vollkommenheit geſehen worden, und iſt es eine Pflicht des Hiſtorikers, ihnen ein dankbares Gedächtniß zu erhalten.

Auch unter der nächſten Intendanz blieb zum Wenigſten ein Nachhall, ein flüchtiger Wiederſchein jener glänzenden Periode. Wie der Brühl'ſchen Devrient, ſo ging ihr (damit ich auch hier der mir auferlegten Beſchränkung treu bleibe) Seydelmann zur Seite: Seydelmann, der, wie Devrient durch ſeinen genialen Inſtinct, ſo er durch Studium und künſtleriſche Reflexion die Elemente einer früheren, großen Periode in ſich verſammelte. — Wenn nichts deſtoweniger das Theater in dieſer Epoche ſich weniger in Einklang mit dem Publikum zu behaupten wußte, wie in der Brühl'ſchen Zeit, ſo lag dies hauptſächlich in dem veränderten Bewußtſein der Zeit überhaupt, und daß, bei dem allmäligen Aufdämmern bedeutender politiſcher Intereſſen, überhaupt keine ſo reine, äſthetiſche Befriedigung mehr möglich war, wie ehemals.

Was dann folgte … wiſſen wir Alle. Ich fühle um ſo weniger Neigung, es ausführlich zu erörtern, als die jüngſten Schickſale der Berliner Bühne, genau betrachtet, gar keine beſonderen — vielmehr es ſind die allgemeinen Schickſale der deutſchen Bühne. Derſelbe Weg von kurzer Blüthe zu raſchem Hinwelken, ſchmählichem Abſterben, den wir ſo eben am Beiſpiel des Berliner Theaters zurückgelegt — er würde ſich wiederholen in der Entwicklung (Entwicklung in dem Sinne, wie auch Fäulniß eine Entwicklung iſt) ſämmtlicher übriger Bühnen, vorausgeſetzt, daß es überall in meinem Plane gelegen hätte, eine ausführliche Geſchichte der einzelnen Theater zu geben. Ich würde des Wiener Burgtheaters unter Schreivogels, der Dresdner Bühne unter Tiecks Leitung gedenken, ich würde von München und Eßlair, von Hamburg und der Schmidtſchen Epoche, von Stuttgart, Braunſchweig, von Immermann und ſeinem romantiſchen Experiment zu Düſſeldorf, ich würde von der Königſtädter Bühne und den Holtei'ſchen Lieder- und Volksſpielen, von den Wiener Vorſtadttheatern und ihren Dichtern und Komikern, von Bäuerle, Raimund, Neſtroy, ich würde namentlich auch von dem muſikaliſchen Drama, von der Oper und ihren verderblichen Uebergriffen zu ſprechen haben. . . .

Zu welchem Zwecke?! da doch das Reſultat überall daſſelbe, der

Refrain der nämliche ſein müßte: dieſer, daß der Glanz unſerer Bühne erloſchen, die Kraft unſerer dramatiſchen Kunſt gebrochen iſt!

Ja, ſie iſt gebrochen: und kein einzelnes Ereigniß, kein Intendantenwechſel, keine Berufung dieſes oder jenes Schauſpielers, keine Verwerfung oder Annahme eines einzelnen Stückes kann dem deutſchen Theater helfen, ſondern (und damit am Schluß meiner Vorleſungen lenke ich zurück zu dem Satze, den ich an die Spitze derſelben ſtellte und an dem ich Sie, wie an einem ſichern Faden, durch das Labyrinth unſerer Theaterzuſtände zu führen verſucht habe) nur eine Erneuerung unſeres Lebens ſelbſt kann auch unſre Bühne erneuern! Schon ſehen Sie die leiſen Anfänge erwachenden politiſchen Bewußtſeins, die ſeit vier, fünf Jahren die Herzen unſeres Volkes durchzittern, von den Anfängen einer neuen dramatiſchen Dichtung begleitet; das Volk, zurückkehrend zu ſich ſelbſt, fängt auch wieder an Intereſſe zu finden an ſeinem Theater; die Bühne wird wieder eine Macht, ſie wird ein Vorkämpfer der Freiheit und der nationalen Bewegung; es giebt ſchon wieder Stücke, welche die Nation mit Liebe empfängt und die die Fürſten verbieten. Derſelbe Strom geiſtiger Bewegung, der die Erſtarrung unſeres öffentlichen Lebens zu löſen verſpricht, berührt auch ſchon in munterm Wellenſchlage die Welt des Theaters; auch hier ſind wir ſchon wenigſtens ſo weit wieder, daß wir das Rechte, das Nothwendige wiſſen und verlangen. — Beiden, Geſchichte und Literatur, Bühne und Leben, iſt Ein Ziel, Ein Weg gewieſen, beide haben eine Aufgabe zu löſen, einen Feind zu bekämpfen: Staat wie Theater, wenn ſie jemals wirklich gedeihen ſollen, haben ſich zuerſt und vor Allem von der Vormundſchaft der Fürſten zu befreien. Unſere Geſchichte muß aufhören eine Hofgeſchichte, unſere Theater müſſen aufhören Hoftheater zu ſein; beide müſſen wiedergegeben werden, dem ſie urſprünglich gehören, das ſie genährt hat mit ſeinem wärmſten Blute, ſeinen edelſten Kräften: dem Volke. — Sind beide auch noch ſchwach, die Anfänge unſers politiſchen Lebens ſowohl, wie die unſrer wiedererwachenden dramatiſchen Kunſt, mehr guter Wille, als wirkliche Leiſtung, was thut es? Es ſind eben Anfänge, es ſind Keime, welche reifen werden, reifen müſſen, ſobald nur wir ſelbſt nicht müde werden, der größeren Zukunft auch mit kleinen Anfängen bereitwillig vorzuarbeiten.

Möge ſie denn bald aufgehen, die köſtliche, die Sonne der Erfüllung, der Morgen unſrer Freiheit!

Anmerkungen.

Zu pag. 379: Iffland. Wenige deutſche Schauſpieler haben das Glück gehabt, ſchon bei Lebzeiten der Gegenſtand ſo ſorgfältiger dramaturgiſcher Abhandlungen zu werden und ihre künſtleriſchen Leiſtungen von den bedeutendſten Zeitgenoſſen ſo gründlich charakteriſirt zu ſehen, wie Iffland; über keinen daher auch exiſtirt eine ſo reiche, ſo werthvolle dramaturgiſche Literatur, wie eben über ihn. Den Anfang, ſo viel uns bekannt, machte K. A. Böttiger's „Entwickelung des Iffland'ſchen Spiels in vierzehn Darſtellungen auf dem Weimariſchen Hoftheater im Aprilmonath 1796," Leipz. 1796 (als Graf Wodmar in Gemmingens Hausvater, Czar Peter in den Strelitzen, Rechtler im Iffland'ſchen Scheinverdienſt, alter Dallner in Dienſtpflicht, Lieutenant Wallner in Stille Waſſer ſind tief, Treumund in der ehelichen Probe von v. Dalberg, Poſert im Spieler, Hofrath Reinhold in den Hageſtolzen, Commiſſär Walmann in der Ausſteuer, Oberprieſter in der Sonnenjungfrau, Franz Moor, Licentiat Werner im Herbſttag, und — — Egmont); ſie iſt, mit Johannes Schulze's Aufſatz „über Iffland's Spiel auf dem Weimariſchen Hoftheater im Septbr. 1810" (als Graf im Puls von Babo, Langſalm im Wirrwar von Kotzebue, Lear, Kaufmann Herb im Cumberland'ſchen Amerikaner) und den jüngſt erſchienenen Erinnerungen von J. Funk (Bd. II, p. 1—179, wo u. A. folgende Iffland'ſche Rollen charakteriſirt werden: Geiziger von Molière, Antonius in Kotzebue's Octavia, Shylock, Lorenz Stark, Wallenſtein, Flappert im argwöhniſchen Liebhaber, Amtshauptmann in Eliſe von Valberg, Wilhelm Tell, Bittermann in Menſchenhaß und Reue, Abbé de l'Epée), noch immer das Bedeutendſte dieſer ganzen Literatur, wenigſtens ſoweit dieſelbe panegyriſch iſt. Die Polemik iſt bekanntlich hauptſächlich durch Tieck vertreten worden, beſonders im Phantaſus, im dritten Bande, auch in den dramaturg. Blättern. — So vielen und ſo völlig ausreichenden Beurtheilungen des Künſtlers gegenüber, beſchränken wir uns daher auf eine kurze Darſtellung ſeines äußeren Lebens; die vorzüglichſte Quelle dafür bietet, außer der Selbſtbiographie, die jedoch nur bis zum Jahre 1796, bis zur Uebernahme der Berliner Bühne reicht, das eben genannte Funk'ſche Buch. — Aug. Wilh. Iffland wurde 1759, der Sohn wohlhabender und angeſehener Aeltern, zu Hannover geboren. Seine Theaterleidenſchaft, genährt durch die zeitweilige Anweſenheit der Ackermann'ſchen, ſpäter der Seyler'ſchen Truppe, veranlaßte ihn im J. 1777 das Haus ſeiner Aeltern heimlich zu verlaſſen. Er ging nach Gotha, wo Eckhof damals an der Spitze der Bühne ſtand. Unter ſeiner Leitung, im Wetteifer mit Beil, Beck u. A. (ſ. o.), entwickelte er ſich raſch zu einem glücklichen und gerngeſehenen Darſteller im ſogenannten Charakterfach. Schon 1783 wird er als ein „junger Mann von ungemein viel Talenten" gerühmt, „der im Fach der komiſchen Alten und Karikaturrollen ſehr viel leiſtet und der die Gabe beſitzt, in verſchiedenen Rollen den verſtorbenen Eckhof aufs Genaueſte zu kopiren": ſ. Gallerie von teutſchen Schauſpielern ꝛc. Wien 1783, p. 116; vgl. den Reichardt'ſchen Theat. Kal. von 1779, wo auch ſein Portrait. 1779, nach Auflöſung des Gothaiſchen Hoftheaters ging er nach Mannheim, wo er bis 1796 als Regiſſeur und erſter darſtellender Künſtler, wie auch als Schriftſteller, in zahlreichen und überall beliebten Theaterſtücken, einen ſehr reichen Wirkungskreis hatte. In demſelben Jahre gaſtirte er in Weimar, dann in Berlin. Die Folge dieſes letzteren Gaſtſpiels war, daß man ihm die Direction des Nationaltheaters, die bis dahin, nach Engel's Abgang (1794) von einem Herrn von Warſing geführt worden war, übertrug. In dieſer Stellung, ſeit 1811 mit dem Titel eines Generaldirectors der kgl. Schauſpiele, blieb er bis an ſeinen Tod, der am 22. Septbr. 1814 erfolgte. — Seine dramatiſchen Schriften erſchienen zuerſt geſammelt Leipzig 1798—1802, in ſechzehn Bänden; eine zweite Sammlung erſchien 1807, gleichfalls zu Leipzig. Auch der von ihm herausgegebene Theaterkalender verdient Beachtung: 1807 fgg.; ſ. o. p. 21. Vgl. Gervin. V, 512 fg.; auch Tieck in den dramaturg. Bl. I, 141 fg.

Zu pag. 379: **Hoftheater zu Weimar.** Es iſt ſehr zu bedauern, daß, ſo viel Enthüllungen über die Glanzepoche Weimar's die Zeit, in Biographien, Briefwechſeln und Memoiren, allmälig auch gebracht hat, doch eine ausführliche und zuſammenhängende Darſtellung des Weimariſchen Theaterlebens noch immer ausgeblieben iſt. Noch ſind Augenzeugen jener köſtlichen Epoche vorhanden, Augenzeugen überdies, deren reiche Kenntniß, deren feiner Geſchmack ſie zu dieſer Aufgabe vollkommen befähigt; möchten ſie doch nicht ſäumen, dieſes Denkmal zu errichten, ehe es auch für ſie zu ſpät! Ueber Mangel an überliefertem Material, die eigenen Erinnerungen aufzufriſchen und zu ſammeln, können ſie nicht klagen; im Gegentheil findet in den verſchiedenen Briefwechſeln, vor Allem dem Goethe-Schillerſchen, ſowie in Goethe's eigenen Werken, ferner in den Journalen jener Zeit, namentlich der Eleganten Zeitung und dem Leipziger Journal für Luxus und Moden, in Vogel's vortrefflichem Buch über „Goethe in amtlichen Beziehungen“ (Jena, 1834), in den „Theaterbriefen“ ꝛc. von Dietmar, Berl. 1834 ꝛc. ſich ein Schatz zuſammengehäuft, der nur der ordnenden, der belebenden Hand bedürfte. Vgl. auch die Skizze in Wachsmuth's Weimariſchem Muſenhof, zu Anfg. — Außer Goethe ſelbſt verdient, beſonders für die Zeit, ehe Schiller dazu trat, das heißt alſo bis gegen Ende der neunziger Jahre, **Friedr. Hildebrand von Einſiedel** (ſt. als Großherzgl. S. Weimariſcher Geheimerath 1828) beachtet zu werden; ſeine (anonym erſchienenen) „Grundlinien zu einer Theorie der Schauſpielkunſt. Nebſt der Analyſe einer komiſchen und tragiſchen Rolle, Falſtaff und Hamlet von Shakeſpeare“, Leipz. 1797 enthalten einen Schatz feiner, praktiſcher Bemerkungen, und laſſen intereſſante Blicke thun in die Art und Weiſe, wie das Weimariſche Theater ſich allmälig zu ſeiner Größe heranbildete. — Unter den Skeptikern, deren in der Vorleſung gedacht wird, iſt eine der neueſten und zugleich der bedeutendſten Stimmen die von Holtei, in den Vierzig Jahren, Bd. V, p. 66: einem Buche, das überhaupt für unſere modernen Theaterzuſtände, in den zwanziger und dreißiger Jahren, eine höchſt ergiebige Fundgrube iſt. — Schließlich wenige flüchtige Notizen über die vornehmſten Künſtler der Weimariſchen Blüthezeit. — **Graff** (J. J. geb. 1769 zu Cöln) debütirte 1759 auf der Bühne ſeiner Vaterſtadt, war dann einige Jahre bei der Boſſann'ſchen Geſellſchaft, derſelben, aus der ſich ſpäterhin (ſeit 1794) das Deſſauiſche Hoftheater entwickelte: ſ. Wilhelm Köhler, Zur Geſchichte des Deſſauiſchen Hoftheaters, Deſſau 1846: womit Z. Funk im II. Bd. der Erinnerungen, in der Biographie L. Devrients, zu vergleichen. 1793 kam Graff nach Weimar, das er nicht wieder verließ. Graff war Heldenſpieler; an ſeiner künſtleriſchen Ausbildung ſoll namentlich Schiller lebhaften Antheil genommen haben. Auch war Graff der erſte Wallenſtein der deutſchen Bühne; vgl. Boas' Nachtr. zu Goethe, im dritten Band. — **Oels (Karl)** geb. um 1780 zu Berlin, ſeit 1803 Mitglied der Weimariſchen Bühne; ſein Max Piccolomini, Poſa, Egmont, überhaupt alle jugendlich heroiſchen Rollen, in denen er ſeine reiche Naturbegabung: eine vorzügliche Geſtalt, ein herrliches Organ, geltend machen konnte, werden als vortrefflich geprieſen. Er ſtarb zu Weimar 1833. — **Corona Schröter**, geb. zu Warſchau 1758, war Anfangs Sängerin; erſt ſeit 1779, wo ſie, noch unter Seyler, zur Weimariſchen Bühne trat, ging ſie zum recitirenden Drama, namentlich zu tragiſchen Rollen über, die ſie mit einem ſeltenen Aufwand von Adel und Würde gegeben haben ſoll. Goethe's Iphigenie wurde durch ſie zum erſten Mal auf die Bretter geführt und zwar in einer Vollendung, wie von Wenigen nach ihr. Sie ſtarb bereits 1803. — Auch **Caroline Jagemann**, geb. zu Weimar um 1780, war urſprünglich Sängerin und zwar eine höchſt vorzügliche; daneben jedoch, eine Schülerin Iffland's und Beck's, unter deren Augen ſie 1795 zu Mannheim debütirt, zeichnete ſie ſich auch in den tragiſchen Rollen des recitirenden Drama's, als Cordelia ꝛc. aus. Sie lebt, ſeit Längerem von der Bühne zurückgezogen, noch jetzt, als Frau von Heigendorf, in der Nähe von Weimar. — Ueber das **Wolf**'ſche Ehepaar ſ. u. p. 405.

Zu pag. 386: Engel. Ueber Engel als Schriftſteller (er hat ſich dem größeren Publikum, außer durch zahlreiche populärphiloſophiſche Schriften, beſonders durch den Familienroman Lorenz Stark, ſowie durch einige zu ihrer Zeit ſehr beliebte kleinere Stücke, der Edelknabe, der dankbare Sohn ꝛc. bekannt gemacht) ſ. Gervinus V, 546 fgg. Seine Ernennung zum Theaterdirector verdankte er ohne Zweifel ſeinen „Ideen zur Mimik“, 1785, in zwei Bänden: einem Werk, in denen die Menge feiner und richtiger Einzelnheiten die Dürftigkeit der zu Grunde liegenden Geſammtanſchauung faſt vergeſſen läßt. — Uebrigens war ſeine Direction nichts weniger als glücklich; weder dem Hofe noch dem Publikum noch auch den Schauſpielern ſelbſt vermochte er genug zu thun: weshalb er ſein Amt bereits 1794 niederlegte. Vgl. die (allerdings ſehr einſeitig panegyriſche) Charakteriſtik in Garlieb Merkel's „Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche“, Riga und Dorpat 1824, p. 307—334.

Ebendaſ: das Unzelmann'ſche Ehepaar, Czechtizky, Fleck, Mattauſch ꝛc. **Karl Wilh. Ferd. Unzelmann**, geb. zu Braunſchweig 1753, debütirte 1771 bei einer kleinen Truppe im Mecklenburgiſchen. Nachdem er ſodann längere Zei bei der Döbbelin'ſchen Truppe geſpielt, wurde er 1781 für die Treyer'ſche Unternehmung in Hamburg (Schütz, p. 501 fgg.) engagirt. 1783 ging er nach Berlin zurück, wo er von da an, mit Ausnahme weniger Jahre (1784—1788), in denen er der Großmann'ſchen Geſellſchaft (ſ. o. p. 265) angehörte, beinahe noch volle vierzig Jahre thätig war. Selbſt nach ſeiner Penſionirung (1823) betrat er noch einige Male die Bühne. Er ſtarb 1832. — Unzelmann wird als einer der genialſten Komiker gerühmt, welchen die deutſche Bühne jemals beſeſſen; er durfte das Außerordentlichſte, das Keckſte wagen (und zwar er hat es reichlich gewagt), ohne zu beleidigen; ſelbſt ſeine Unarten und Fehler, verklärt durch den Alles bewältigenden Humor, der in ihm wohnte, gewannen das Anſehn von Tugenden. — Ueber ſeine Frau, die geb. Flittner, ſpätere Bethmann ſ. u. — Czechtitzky (Karl) wurde 1759 zu Trautenau in Böhmen geboren. Er debütirte bei öſterreichiſchen Truppen. 1787, nachdem er bereits in Berlin, Königsberg ꝛc. mit Beifall geſpielt, gaſtirte er bei Schröder in Hamburg. Aus dieſer Zeit iſt ein Urtheil Meyer's, des Biographen Schröder's, über ihn bewahrt, Leb. Schröd. II, 27: „Ausgezeichnet durch körperliche und geiſtige Vorzüge, theaterfeſt, lebhaft, witzig, anſtändig, bekannt mit dem Ton der großen Welt, verſtändlich und mit einem ſprechenden Auge, gab er kalten Rollen Bedeutſamkeit, wohlverhaltner Empfindung Ausdruck, und Bitterkeiten Beziehung. Heimtückiſche, verſtellte Charaktere bezeichnete Niemand ſicherer und raſcher als er, ohne den Mitſchauſpieler, der getäuſcht ſcheinen mußte, in Verlegenheit zu ſetzen, oder dem Zuſchauer räthſelhaft zu bleiben. Auch ſeine Fröhlichkeit, ſelbſt wenn ſie lärmend ward, blieb anſteckend und gefällig. Aber ſogar bei vorgeſchrittener Bildung, und neben Muſtern die ihm das Gegentheil empfehlen ſollen, konnte er nicht über ſich gewinnen, erſten Ausbrüchen der Heftigkeit Mäßigung zu gebieten, ſeine Geberden vor Entſtellung, ſeine Declamation vor rhetoriſchem Geſchrei zu bewahren; und noch weniger war er aufgelegt, irgend eine beklatſchte Manier der Wahrheit aufzuopfern. Auch behielt ſeine Sprache einen Anklang Oeſterreichiſcher Mundart.“ Hiermit iſt Tieck im Phantaſus, im dritten Bande p. 513 zu vergleichen. Er war demnächſt in Berlin engagirt; doch ſchon 1795 verließ er die Bühne, angeblich um ſich deſto ungeſtörter ſeiner Leidenſchaft für das Spiel, nicht das künſtleriſche, das Spiel der Bretter, ſondern das Kartenſpiel zu ergeben; alſo ein zweiter Borchers (ſ. o. p. 315). In dieſer Miſere iſt er verſchollen. — Franz Mattauſch, geb. zu Prag 1767, betrat die Bühne zuerſt 1784 zu Bayreuth. In Berlin trat er zuerſt 1789 als Don Karlos auf, der auch in der Folge noch ſeine vorzüglichſte Rolle geblieben ſein ſoll. Später zeichnete er ſich beſonders in Iffland'ſchen Vätern u. dgl. aus. Man rühmt die Einfachheit und natürliche Kraft ſeines Spiels. Seit 1827 von der Bühne zurückgezogen, ſtarb er 1833. — Neben dieſen wären, wenn es hier auf Vollſtändigkeit des Einzelnen abgeſehen ſein könnte, die Frauen Baranius, Schick, beide vornämlich als Sängerinnen glänzend (vgl. Tieck im Phantaſus III, 513), Ambroſch u. A. zu nennen. Dieſe Ausführlichkeit indeſſen muß den Specialgeſchichten einzelner Bühnen überlaſſen bleiben.

Zu pag. 388: Fleck. Joh. Friedr. Ferd. Fleck wurde 1757 zu Breslau geboren. Sein erſtes Debut hatte er in Leipzig, wo er ſich namentlich Reinecke (ſ. o. p. 365) zum Muſter nahm. 1779 wurde er Mitglied der Schröder'ſchen Geſellſchaft zu Hamburg, bei welcher Gelegenheit Meyer im Leben Schröder's I, 316 fg. folgendes Bild von ihm entwirft: „Am 20. Mai trat Fleck, welcher bisher bei der Sächſiſchen Hofſchauſpielergeſellſchaft geſtanden, als Gloſter im König Lear auf. Die Natur hatte Geiſt und Körper an ihm reichlich ausgeſtattet. Er durfte ſich ihr überlaſſen, und überließ ſich ihr mit beiſpielloſer Sicherheit. Er war bei ſeinen erſten Schritten auf der Bühne zu Hauſe, und benahm ſich auch ſo. Sein Auge funkelte, ſeine Stimme war tönend und herzergreifend, ſein Körper athletiſch gebildet. Die Tracht der Vorzeit ſtand ihm beſſer als neuere Staatskleider, innere unvergängliche Würde war ihm deutlicher aufgeprägt als äußerer erlernter Anſtand. So hätte das Auge den Helden des Trauerſpiels zu erblicken gewünſcht. Sein Götz, Otto, Carl Moor, Wallenſtein, ſind dem Kenner unvergeßlich. Drollige und treuherzige Alte des Luſtſpiels gelangen ihm nicht weniger. Der Oberförſter in den Jägern, der geadelte Kaufmann, der Schulmeiſter im Geburtstage, der Jude Baruch in Dienſtpflicht, gehörten ihm eigenthümlich. In niedrigkomiſchen Rollen machte er die Schleſiſche Volksſprache glücklich geltend. Das Verzeichniß ſeiner glänzenden, trefflich durchgeführten, würde einen großen Raum einnehmen; und wollte man derer erwähnen, in denen er durch geiſtreiche, unvorhergeſehene Züge überraſchte, ſo würden vielleicht alle anzuführen ſein. Er arbeitete nicht in Bruchſtücken. Seine Darſtellung war aus einem Guß, und bildete ein Ganzes; wenn gleich die Form nicht immer ausgefüllt, zuweilen geſprengt war. Er trieb keine Marktſchreierei, heuchelte nicht was er nicht empfand, ſtrebte keinem fremden Muſter nach: aber bis zum Ueberſtrömen voll von ſeiner eignen Anſicht, konnte er die Fluth nicht immer bändigen die über die Ufer trat, oder den Geiſt zügeln, der ſich einer beſtimmten Fährte ergeben hatte. Willkommen war ſein Anblick ſtets, war auch dann noch zu bewundern, wenn man ihm eine andere Richtung gewünſcht hätte. Aber für eigentliches Muſter konnte er nicht gelten. Wer ſich an Kraft und Gluth mit ihm meſſen dürfte, verſchmäht alle Nachahmung. Wem die Natur das Bewußtſein jener verſagt, dem ruft ſie zu, ſich auch ſeiner Kühnheit zu enthalten." Von Hamburg ging er 1783 zu Döbbelin nach Berlin, wo er bis an ſeinen Tod (1801, den 20. Decbr.) blieb. Aus dieſer Zeit ſind Tieck's beredte Schilderungen. Einige Stellen aus dem Phantaſus III, p. 507 ſq. ſind im Text der Vorleſung mitgetheilt; ich füge eine andere aus den Dramaturgiſchen Blättern bei, über Fleck's Auffaſſung ſhakeſpeariſcher Rollen, II, 46 ſq. Es iſt vom Lear die Rede: „Fleck hob auf eine wahrhaft wunderbare Weiſe den Humor heraus, ohne welchen Shakeſpeare keinen einzigen ſeiner tragiſchen Charaktere gelaſſen hat. Dieſe ſonderbare Kühnheit, die den meiſten Schauſpielern abgeht, weil ſie es ohne Beruf freilich nicht wagen dürfen, einen Anklang des Komiſchen mit dem Ernſt zu verbinden, und ſelbſt in die Töne der Verzweiflung und des tiefſten Schmerzes eine gewiſſe Kindlichkeit, Naivität, wunderlichen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, oder man nenne es, wie man wolle, hineinzuwerfen, dieſes ſeltſame Talent war Fleck's Größe und ihm, ohne Anſtrengung, das natürlichſte. Es iſt nicht zu beſchreiben, was durch dieſe Gabe ſein Macbeth in vielen Stellen, und eben ſo ſein Othello, oder Lear gewannen. Alle jene ſonderbaren Reden und Uebertreibungen, die ja auch oft genug die engliſche ſchwache Kritik angemerkt und bedauert hat, wurden durch Fleck's poetiſche Kraft eben ſo viele Schönheiten: das erſchütterte eben, was manchen dürftig oder überflüſſig ſchien, und dieſer merkwürdige Mann hätte mit Sicherheit den ungefälſchten, ganzen Text des großen Dichters brauchen und uns mehr, wie alle engliſchen Kommentatoren, jene Stellen erläutern können, die auch ein Garrick nicht beachtete, oder anſtößig fand, der ſich überhaupt, in ſeinen Umarbeitungen wenigſtens, nicht als der Künſtler zeigt, der ſeinen verehrten Bühnenvorfahr hinlänglich verſtand." Ueber ſeinen Otto von Wittelsbach ſ. ebendaſelbſt I, 186, ſowie namentlich über den Wallenſtein, eine der letzten, aber auch der größten, der erſtaunlichſten Rollen dieſes Künſtlers: a. a. O. 100.—102, womit J. Funk in den oben erwähnten Erinnerungen II, 129—139 zu vergleichen. — Alles zuſammengenommen, ſtellt es ſich aufs Unwiderleglichſte heraus, daß Fleck von allen deutſchen Schauſpielern derjenige geweſen, welcher, ohne die Vielſeitigkeit eines Eckhof oder Schröder zu beſitzen, dennoch am Erſten verdient, dieſen Unvergleichlichen zur Seite geſetzt zu werden, — der wahre Heros der deutſchen Bühne.

Zu pag. 389: Die Unzelmann. Friederike Auguſte Conradine, geb. Flittner, ſpäter verehlichte Bethmann. Sie war 1760 zu Gotha geboren. Ihre erſte künſtleriſche Erziehung erhielt ſie durch den öfters erwähnten Großmann, mit dem, nach dem Tode ihres Vaters, ihre Mutter ſich in zweiter Ehe vermählt hatte. 1777 betrat ſie die Bühne, Anfangs als Sängerin, bald auch als Schauſpielerin, beſonders in naiven und komiſchen Rollen; ſpäter ging ſie auch zu tragiſchen Darſtellungen über und auch in dieſem Fach mit dem glücklichſten Erfolg: wie es denn überhaupt, nächſt der Henſel, wohl ſelten eine Schauſpielerin gegeben, die ein ſo reiches, ſo mannigfaches Repertoire ſo glorreich beherrſcht hat. 1803 von Unzelmann geſchieden, verheirathete ſie ſich mit dem Schauſpieler, nachherigen Schauſpiel-Director Bethmann. Sie ſtarb als Mitglied der Berliner Bühne, der ſie ſeit 1788 angehörte, im J. 1815. Einige ſehr intereſſante Briefe von ihr finden ſich in dem kürzlich erſchienenen „Krieg, Literatur, Theater“ (von Dorow) abgedruckt. — Neben der Bethmann mag hier in zwei Worten gleich noch zweier Künſtlerinnen aus der nachfolgenden Zeit gedacht werden, denen dieſer Platz ſowohl durch ihr Talent wie ihren Ruhm geſichert wird: Frau Hendel-Schütz und Frau Schröder, beide (ſo viel dem Verf. bekannt) noch am Leben, beide der Bühne ſeit Langem entfremdet, beide berühmt genug, als daß nicht ihr bloßer Name jede ausführlichere Notiz an dieſer Stelle erſetzen ſollte.

Zu pag. 397: Das Wolf'ſche Ehepaar. Pius Alex. Wolf, geb. zu Augsburg 1784, kam 1804 zum Weimariſchen Theater, wo er, von Goethe mit Vorliebe gebildet, bald in den erſten Rollen der tragiſchen Bühne, als Hamlet, Oreſt, Poſa, Max ꝛc. glänzte. 1816, zu Anfang der Brühl'ſchen Intendanz, folgte er einem Rufe nach Berlin, wo er bis an ſeinen nur allzufrühen Tod (1828) eine Hauptſtütze der Bühne, der wahre Träger jener von Weimar her verpflanzten idealen Richtung war. — Ihm würdig zur Seite, in derſelben Schule gebildet, wetteifernd mit ihm in dem reinen, großen Stile der Darſtellung, ſtand ſeine Gattin, Amalie geb. Macolmi, früher verehelichte Hecker, geb. zu Weimar 1774. Was ſie in allen erſten Rollen der höheren Tragödie, in allen edlen und idealen Charakteren, als Iphigenie, Clärchen, Maria Stuart ꝛc., ſodann in ſpäteren Jahren in Rollen ſtrengen Stils (Eliſabeth in Maria Stuart ꝛc.) ſowie in Mutterrollen leiſtete, wird noch heut von dem gerührten Zuſchauer in dankbarem Gedächtniß bewahrt. Seit einigen Jahren von der Bühne zurückgezogen, erfreut ſie ſich, im Wiederſchein wohlverdienten und unverwelklichen Ruhmes, eines ſo glücklichen wie ehrwürdigen Alters.

Ebendaſ.: Devrient. Ludwig Devrient, geb. zu Berlin 1784, debutirte 1802 unter dem Namen Herzfeld bei einer kleinen vagabondirenden Truppe in Sachſen 1805 kam er zur Bethmann'ſchen Geſellſchaft nach Deſſau, von wo er 1809 nach

Breslau ging. Hier fing ſein Ruhm an ſich zu entwickeln, ja vielleicht war dieſe Breslauer ſeine vollendetſte, ſeine reifſte Epoche. 1815 kam er nach Berlin, wo er 1832 am 30. Decbr. ſtarb. Auch Devrient entbehrt noch des literariſchen Denkmals, das ihm, dem Genoſſen Eckhofs, Schröders, Flecks, gebührt. Auch hier iſt das Material dazu reichlich vorhanden, in den Funk'ſchen Erinnerungen II, 217—285, in der Lewald'ſchen Theaterrevue Jahrg. II., in Rellſtab's Blumen- und Aehrenleſe II, 307 fgg. ꝛc. Und in wie Vieler Augen, in wie Vieler Herzen lebt nicht noch der unergründliche, dämoniſche Zauber ſeines Spiels? Möchte ſich dann doch auch hier recht bald die Hand finden, die die zerſtreuten Blätter zum Kranze windet, bevor der Sturm der Zeit die einzelnen verweht. — Lemm (Fr. Wilh. geb. zu Berlin 1782) trat zuerſt auf der Bühne ſeiner Vaterſtadt auf, der er auch während ſeiner ganzen künſtleriſchen Laufbahn angehörte, ohne Unterbrechung, bis an ſeinen Tod (1837). Lemm hatte ſich in der Wolf'ſchen Richtung gebildet; ſeine Darſtellungen (er excellirte beſonders in hochtragiſchen Rollen) waren immer verſtändig, immer ſorgſam, immer von künſtleriſchem Ernſt getragen. Er war vielleicht nur ein mäßiges Genie: aber dafür hatte er auch das Genie der Mäßigung; wie Andere durch Leidenſchaft und ſtarke Empfindung, ſo war Lemm groß durch ſeine Gemeſſenheit, ſeine Würde, das feine und ſorgſame Ebenmaß, die eigenthümliche keuſche Grazie, die ſeine Darſtellungen umſchwebte. In Rollen, wo dieſe Eigenſchaften ausreichten oder wo ſie doch wenigſtens den Mangel anderer verdecken konnten, war Lemm unübertrefflich; ſo ſein Kaufmann von Venedig, ſein Antonio im Taſſo ꝛc. — Ueber Seydelmann genügt es, auf das Rötſcher'ſche Buch, ſowie in Betreff Eßlair's (geb. 1772, ſt. 1844) auf Tieck's dramaturg. Blätter I, 86—104 zu verweiſen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Gedruckt bei den Gebr. Unger in Berlin.

Verbeſſerungen.

p. 4 Z. 14 v. u. für Meſſias der Idee lies Meſſias der Welt.
p. 38 Z. 21 v. u. für Flach lies Slach.
p. 72 Z. 20 v. o. für maginum lies imaginum.
p. 223 in der Inhaltsanzeige ſind die Worte: Gottſched's Sammlungen zur Theatergeſchichte, wegzuſtreichen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Kleine Schriften.

Zur
Politik und Literatur.

Von

R. E. Prutz.

JUR: POL:
LESEVEREIN

Erſter Band.

Merſeburg,
Louis Garcke.
1847.

Wl/64/80

Van. 362 $\frac{\text{f.m.}}{1}$

Vorwort.

Schon längſt iſt die Theilnahme, welche ſowohl der Beſprechung öffentlicher Angelegenheiten im Allgemeinen, als beſonders auch der Literaturgeſchichte geſchenkt wird, über die Grenzen der eigentlichen gelehrten Welt hinausgeſchritten. Auch das größere Publikum hat angefangen, ſich für dieſe Gegenſtände zu intereſſiren; auch die Leſewelt als ſolche hat ſich übergeſſen an jener ephemeren, leichtfertigen Literatur, welche, gleich entfernt von wiſſenſchaftlichem wie künſtleriſchem Ernſt, nichts will als unterhalten, nichts bezweckt als zu zerſtreuen, gleichviel durch welche Mittel; auch ſie trägt Verlangen nach einer ſolidern, nahrhafteren Lectüre — einer Lectüre, welche, indem ſie durch eine gebildete, anmuthige Form das Schönheitsgefühl des Leſers befriedigt, zugleich ſeinen Geiſt beſchäftigt, ſeine Kenntniß erweitert, ſeine Geſinnung kräftigt und erhebt. —

Dieſem Bedürfniß entgegenzukommen, iſt die vorliegende Sammlung beſtimmt. Dieſelbe enthält, neben einigen politiſchen und belletriſtiſchen Verſuchen, welche ich der Nachſicht des Publikums hier zum erſten Mal übergebe, der Mehrzahl nach ſolche Aufſätze, welche ſchon früher, in Journalen und Zeitungen, einzeln veröffentlicht waren und ſich hier bereits, wenn ich den mir von verſchiedenen Seiten her zugekommenen wohlwollenden Aeußerungen Glauben ſchenken darf, einige Theilnahme erworben haben. Mit Vorbedacht jedoch und der Abſicht meines Buches gemäß, habe ich meine Auswahl dabei auf ſolche Aufſätze beſchränkt, die erſtlich, ganz abgeſehen von der zufälligen Stimmung des Tages, ſchon um ihres Gegenſtandes willen ein allgemeineres und dauerndes Intereſſe in Anſpruch zu nehmen — und die zweitens auch durch eine gewiſſe Mannigfaltigkeit des Stoffes dem Leſer einige Unterhaltung zu verſprechen ſchienen.

Auch bei dieſen indeß habe ich mich keineswegs auf einen bloßen Wiederabdruck beſchränkt: vielmehr der Achtung, welche ich vor dem Publikum hege, und ebenſo ſehr der Sache ſelbſt glaubte ich es ſchuldig zu ſein, die betreffenden Aufſätze bei dieſer Gelegenheit einer aufmerkſamen und ſorgfältigen Durchſicht zu unterwerfen und namentlich Alles, was an ihren bloß gelegentlichen, journaliſtiſchen Urſprung erinnern möchte, zu entfernen. — So, wer ſich die Mühe geben wollte, die gegenwärtige Geſtalt dieſer Aufſätze mit ihrer früheren zu vergleichen, würde ſich überzeugen, daß in den meiſten kaum eine Seite, oft kaum eine Zeile ohne Veränderung (und wie ich hoffe: Verbeſſerung) geblieben iſt. Sogar in einigen Fällen iſt von der urſprünglichen Abfaſſung nichts übrig geblieben, als allein der Titel: ſo daß die vorliegenden Aufſätze ſich zum Theil als völlig neue, ſelbſtändige Bearbeitungen früher behandelter Gegenſtände darſtellen. —

Daß bei alledem durch alle dieſe einzelnen Aufſätze, wie abweichend ihr Stoff, wie verſchieden die Zeit ihrer Abfaſſung, dennoch der Faden einer gemeinſamen Ueberzeugung, der Zuſammenhang beſtimmter, gemeinſchaftlicher Principien hindurchgeht, und daß ſomit dieſe Sammlung, wie bunt ihr Aeußeres, dennoch zum Wenigſten einer geiſtigen — oder auch wenn man will: ſittlichen Einheit, eines gemeinſamen Ziel- und Mittelpunktes nicht entbehrt: dies, wie ich hoffe, wird auch für den flüchtigſten Leſer ſo deutlich zu Tage liegen, daß es einer ausdrücklichen Hinweiſung kaum mehr bedarf.

Was endlich die beiden novelliſtiſchen Verſuche, je am Schluß des Bandes, anbetrifft, ſo bitte ich, dieſelben für nichts mehr anzuſprechen, als ſie ſelbſt ſein wollen: Lückenbüßer, zu Gunſten ſolcher Leſer, die nun einmal kein Buch in die Hand nehmen mögen, in welchem nicht auch etwas Belletriſtiſches. Solche Leſer pflegen in ihren Anſprüchen denn auch genügſam und nachſichtig zu ſein; nur in der Vorausſetzung, daß ſie es auch in dieſem Falle ſein werden, hab' ich meinem Buche jene beiden Anhänge mitgegeben.

Und ſo möge denn das Ganze eine freundlich wohlwollende Aufnahme finden.

Halle, October 1846.

R. E. Prutz.

Inhalt.

Seite

I. Zur Politik.

1. Der nächſte Krieg . . . . 1.
2. Vaterland? oder Freiheit? . . . . 64.

II. Zur Literatur.

1. Zur Geſchichte der deutſchen Ueberſetzungs-Literatur: Sophokles . . . . 109.
2. Die niederländiſche Literatur im Verhältniß zur deutſchen . . . . 196.
3. Ueber Reiſen und Reiſeliteratur der Deutſchen . 232.
4. Ueber die Armuth der komiſchen Literatur, beſonders der Deutſchen . . . . 258.
5. Stellung und Zukunft des hiſtoriſchen Romans . 279.
6. Nicolaus Lenau. . . . . 292.

III. Die Sage vom Mädelſtein . . . . . . 353.

I.

Zur Politik.

Der nächſte Krieg.

Seit mehr denn dreißig Jahren genießt unſer Vaterland eines ununterbrochenen äußern Friedens. Die Wolken, die ſich vor einiger Zeit, Verderben drohend, über dem Rhein aufthürmten, haben ſich längſt als ein bloßer blauer Dunſt erwieſen, aus welchem nichts Kriegeriſches hervorgegangen, es müßten denn etwa die Bundesmanöver ſein, die ſeitdem, in alljährlicher Wiederkehr, unſern Prinzen ſo viel zu reiſen, unſern Generalen ſo viel zu ſchmauſen, unſern Zeitungen ſo viel zu bewundern geben. Die Welt iſt ruhiger, denn je. Handel und Wandel blühen: die Eiſenbahnactien, gleichviel ob ſie ſteigen oder fallen, unſere Banquiers wiſſen ſich durch beides zu bereichern: und wenn auch hie und da eine Leineweberfamilie zu Grunde geht oder ein Dutzend Garnſpinner verhungern, ſo verhungern ſie im Stillen.

Es ſcheint daher beinahe thöricht, in dieſen glücklichen Friedenszeiten von Krieg, ſogar von einem nahen und nächſten Krieg, zu ſprechen. An dieſer vollen Tafel des Genuſſes, an der es unſerm betriebſamen Zeitalter ſo wohl zu Muthe iſt, wer wird ein Auge haben für den blutigen Schatten Banquo's, den wir heraufbeſchwören?

Und doch iſt das Unternehmen vielleicht weder ſo thöricht, noch ſo überflüſſig, als es ſcheint. Es kommt dem Verfaſſer dieſer Zeilen nicht in den Sinn, ſich zum Schutzredner jener jugendlich ungeſtümen Wünſche aufzuwerfen, welche, aufgeſtachelt durch einen unbeſtimmten Drang nach Thaten und Abenteuern, den Krieg fordern, weil es der Krieg, und den Frieden verwerfen, weil es der Frieden iſt. Haben wir auch, ſeit dreißig Jahren, den erſchütternden Anblick eines Schlachtfeldes innerhalb des Vaterlandes nicht gehabt, haben wir auch nicht perſönlich empfunden, was es heißt, der Feind im Lande, alle Sicherheit des Beſitzes aufgehoben, Väter, Brüder, Söhne einem ungewiſſen, gewaltſamen Schickſale preisgegeben: ſo iſt doch die Erinnerung an frühere Kriegszeiten noch keineswegs ſo ganz erloſchen, ſo haben wir doch ſo viel blutige Beiſpiele wenigſtens in unſerer Nähe geſehen, um zu wiſſen, daß der Krieg allerdings nicht ganz ſo poetiſch iſt, wie unſre jungen Dichter es ſich vorſtellen mögen, wenn ſie „mit nackter Bruſt, auf hohem Roß, dem Tod entgegenreiten" — nämlich zu Hauſe, auf dem Schreibſeſſel. Im Gegentheil, wir wiſſen ſehr wohl, daß der Krieg in der That ſeine ſehr ernſthaften, praktiſchen Seiten hat, ja daß er, unter allen Umſtänden, ein Ding iſt, mit welchem man nicht ſpielen ſoll, auch nicht einmal mit der Vorſtellung deſſelben.

Allein ebenſo wenig wolle man uns zumuthen, die antiquirte Menſchenfreundlichkeit derjenigen zu theilen, die von einem ewigen Frieden zu träumen wagen. Auch dieſe Vorſtellung mag ihr Poetiſches haben. Es liegt etwas Urweltliches, etwas Paradieſiſches in dieſem Aufhören aller Gegenſätze, in dieſer allgemeinen und ewigen Mittagshelle, die über der Welt aufgehen ſoll: und wir begreifen wohl, wie Menſchen von übrigens geſunden Sinnen ſich allen Ernſtes mit der Grundlage eines ewigen Friedens haben beſchäftigen können. Doch werden dies immer nur abſtracte Denker, nur Philoſophen, allenfalls Poeten geweſen ſein, niemals praktiſche Politiker oder auch nur Hiſtoriker im Allgemeinen.

Denn die Hiſtorie ſelbſt, was iſt ſie anders, als der ewige Uebergang vom Krieg zum Frieden und wieder aus dem Frieden in den Krieg? Zwar nicht ſo, als ob jemals Krieg oder Frieden an ſich Zweck und Inhalt der Geſchichte geweſen wären. Aber es ſind die Formen, in deren nothwendigem und unabläſſigem Wechſel alle

Geſchichte ſich bewegt: gleicher Weiſe, wie in dem Wechſel von Tag und Nacht, von Ausathmen und Einathmen, von Geburt und Tod alles natürliche Daſein enthalten.

Ja wir wollen ſogar noch weiter nachgeben und uns auch die Meinung derjenigen gefallen laſſen, welche, nicht ohne eine gewiſſe ſittliche Geringſchätzung, die Kriege die Krankheiten der Völker nennen. Auch dies mag ſein: ſo iſt auch die Krankheit eine nothwendige Bedingung des körperlichen Organismus, ſogar in gewiſſem Sinne ſeine Ehre und ſein Recht. Die Gefahr der Krankheit droht nur dem Lebendigen; nur das Organiſche, das Entwicklungsfähige unterliegt der Möglichkeit, in dieſer Entwicklung geſtört zu werden. Auch lehrt uns die Wiſſenſchaft, daß dasjenige, was wir, in der Sprache der Laien, gemeiniglich die Krankheit nennen, vielmehr nur der energiſche Verſuch des Körpers iſt, den ſchlummernden Krankheitſtoff aus ſich zu entfernen und, auf dem Wege der Krankheit, erſt recht geſund zu werden. Zugegeben alſo, daß die Krankheit ein Uebel iſt: ſo iſt ſie zum Wenigſten ein nothwendiges und heilſames.

Nicht anders der Krieg. — Nur ſchwache Organismen, deren innerliche Lebenskraft bereits erſchöpft iſt, gehen an der Krankheit, das iſt: an dem Geneſungsverſuch, zu Grunde; nur für ſchwache und abgelebte Nationen iſt der Krieg ein Unglück, weil ſie allein außer Stande ſind, ihn durchzuführen. Für alle Uebrigen hat ſowohl die Eine, wie der Andere, vielmehr den Werth einer reinigenden Kriſis, welche die Lebenskraft ſogar erhöht und den Körper geſunder macht, als er geweſen. —

Warum wir aber bei dieſen Allgemeinheiten, die kaum für irgend Jemand etwas Neues enthalten können, uns ſo lange aufhalten? Weil in Deutſchland noch immer die Sitte (oder richtiger die Unſitte) herrſcht, wiſſenſchaftliche Unterſuchungen ohne Weiteres auf den Boden der Moral hinüberzuſpielen und das Gewiſſen verantwortlich zu machen für Behauptungen und Anſichten, für welche allenfalls die wiſſenſchaftliche Bildung oder die gelehrte Kenntniß einzuſtehen haben. Ganz beſonders iſt dies in allen politiſchen Discuſſionen der Fall. Und nun gar ein Schriftſteller, welcher es wagt, den Krieg, dieſes entſetzliche Schreckbild unſerer ſpeculirenden Zeitgenoſſen, dieſes Mene Tekel unſers ſchwelgenden Jahrhunderts, als etwas Bevorſtehendes, etwas Nothwendiges, vielleicht ſogar etwas Wünſchenswerthes darzuſtellen — wird er nicht bei der unendlichen Mehrzahl unſers Publicums ohne Weiteres dem Verdacht eines neuerungsſüchtigen, unruhigen Kopfes, wenn nicht gar eines böſen und ſchadenfrohen Herzens unterliegen? Dieſem Verdachte wünſcht der Verfaſſer zu entgehen: nicht zwar im Intereſſe ſeiner Perſon — wo wäre der Schriftſteller in Deutſchland, der auch nur wenige Jahre an der Literatur des Tages Theil genommen, und wäre nicht gegen alle perſönlichen Angriffe, Angriffe der mannigfachſten Art: der Kritik, der Polizei, ja der eigenen Partei, abgehärtet, wie man zu ſagen pflegt, bis auf die neunte Haut?! Wenigſtens, wer es nicht iſt, der trägt lediglich ſelbſt die Schuld; an der Gelegenheit werden unſre wackern Mitbürger es ſchwerlich irgend Einem haben fehlen laſſen. — Wohl aber wünſcht der Verfaſſer es im Intereſſe der Sache, welcher er eine ſo vorurtheilsfreie Aufnahme, eine ſo ſorgfältige und leidenſchaftloſe Prüfung verſchaffen möchte, wie nur irgend möglich. Und darum, in dieſen einleitenden Worten, hat er lieber etwas trivial ſein wollen und die Unparteilichkeit ſeines Standpunktes wohl gar bis zur Farbloſigkeit treiben, als durch paradoxe und einſeitige Behauptungen dieſen oder jenen Leſer mit einem Argwohn erfüllen, durch den er ſich einer genauern Prüfung der nachfolgenden Darſtellung von vorn herein möchte überhoben halten.

Wir kehren alſo nunmehr zu unſerm urſprünglichen Thema zurück. Iſt der Krieg, durch ein ewiges Geſetz der Geſchichte, etwas Nothwendiges und Unvermeidliches, das irgend einmal eintreten muß und mithin jeden Augenblick eintreten kann, ſo giebt es auch keine Zeit, in welcher es nicht an der Zeit wäre, von ihm, als etwas Bevorſtehendem, zu ſprechen und ſich in ſeinen Gedanken auf ihn vorzubereiten. Im Gegentheil, je länger der Friede bereits gewährt hat, je naturgemäßer und alſo je wahrſcheinlicher iſt es, daß er mit Nächſtem zu Ende geht. In dieſem dreißigjährigen Frieden ſelbſt, den wir genießen, liegt die Gewährleiſtung des nahen Krieges.

Aber es kommt noch Anderes und Wichtigeres hinzu. Denn ſeien wir ehrlich! Dieſer Friede, mit dem wir uns ſo Großes wiſſen, ja mit dem wir uns rühmen, wie andere Völker ſich rühmen würden mit dreißig Jahren voll Kampf und Sieg und glänzender Eroberung — ſeien wir ehrlich! es iſt niemals ein ächter und eigentlicher Friede geweſen, weder nach innen, noch nach außen. Es iſt ein künſtlicher und gemachter Zuſtand, in welchem wir uns befinden. Man hat bekanntlich einen eigenen Kunſtausdruck dafür erfunden: *bewaffneter Friede* — das iſt hölzernes Eiſen. Der Frieden eines Volkes hat nur dann Werth und iſt nur dann wirklich ſo zu nennen, wenn er auf der gleichmäßigen Entwicklung aller Richtungen, der höchſten Harmonie der geſammten Kräfte, der freieſten Sicherheit des volksthümlichen Daſeins beruht. Iſt der Krieg die Krankheit, ſo muß nothwendig der Friede die Geſundheit ſein. Aber daß wir geſund wären, daß wir uns ſicher und frei fühlten in den gegenwärtigen Formen unſrer Exiſtenz, wer wagte es zu behaupten? Selbſt die Regierungen können es nicht, ja ſie am Wenigſten, da eben ſie es ſich ſo überaus angelegen ſein laſſen, den Stoff der Krankheit zu verfolgen und durch geiſtige Sperrungen ſeiner wachſenden Ausbreitung in den Weg zu treten.

Der Wiener Congreß, den wir noch immer als die weſentliche Grundlage insbeſondere unſerer inneren Zuſtände zu betrachten haben, iſt das πρῶτον ψεῦδος, aus welchem dieſe unſelige Halbheit unſerer Gegenwart, dieſe Zwittergeburt des „bewaffneten Friedens“, hervorgegangen iſt. Man hat zu früh aufgehört Krieg zu führen; darum hat man es zu keinem rechten Friedensſtande gebracht. Die Bewegung der ſogenannten Freiheitkriege wurde von unſern Regierungen, es mag dahingeſtellt bleiben, ob mißverſtanden oder abſichtlich mißgedeutet. Jedenfalls hat man dieſe Kriege nicht als das begriffen, was ſie eigentlich waren, und nicht den Frieden gewährt, den ſie verlangten, wenn es überhaupt wahrhaft ein Friede werden ſollte. Das Ziel der Freiheitkriege war — die Freiheit; in dieſem einzigen Umſtand des Namens hat der wahre Sinn dieſer Kriege ſich erhalten. Frei iſt man aber nicht dadurch ſchon, daß man Napoleon geſchlagen und abgeſetzt hat und die Franzoſen aus dem Land getrieben: das war die erſte und anfänglichſte, wir möchten ſagen, die trivialſte Vorausſetzung der Freiheit. Freiheit iſt Selbſtbeſtimmung: die Entfernung des fremden Drucks war die erſte, die negative Seite der Aufgabe. Ihr hätte die andere und wichtigere, die poſitive Conſtituirung zu einem ſelbſtbeſtimmten, ſelbſtthätigen, freien Volke nachfolgen müſſen. Aber dies Größere ſind wir uns ſelbſt noch ſchuldig geblieben. Der Krieg der Völker wurde beendigt durch einen Frieden der Könige — heißt das endigen?! Man trieb die Krankheit, der man freien Lauf zu laſſen nicht wagte, weil man über ſich ſelbſt nicht ſicher war, ob man ſie aushalten würde, gewaltſam in den Körper zurück und glaubte den Kranken geneſen, indem man ihm reine Wäſche anzog und eine Krücke in die Hand gab — heißt das geneſen?!

Vielmehr im Innern hat die Krankheit fortgewuchert. All unſer Zollvereinsjubel, all unſre Rheinliedstaſchenſpielerei, all unſer Dombauſchaugepränge und die Eiſenbahnen und die Orden, die man für Kunſt und Wiſſenſchaft ſtiftet, und die hunderttauſend Thaler, die man uns an Steuern nachläßt: es kann Alles die wachſende innere Unzufriedenheit nicht beſchwören, es kann nicht die brennende Sehnſucht befriedigen, die unſer Vaterland verzehrt, ſo wenig, wie Cenſurmaßregeln, Einkerkerungen und Aechtungen ſie gewaltſam erſticken können. Wir wollen die Göttin umarmen. und man bietet uns die Wolke; wir hungern nach Brod: und man reicht uns einen Stein. — Das mag lange gehen, aber es geht nicht ewig; die gehemmte Bewegung der Freiheitkriege muß von allen wiſſentlichen und unwiſſentlichen Abirrungen am Ende doch wieder auf ihre urſprüngliche Bahn zurücklenken und das Schwert wiederherſtellen, was die Federn verdorben haben. —

Nicht weniger verwickelt ſind unſere Verhältniſſe nach außen. Auch hier hat zur gewaltſamen Löſung nicht ſowohl die Gelegenheit gemangelt, als der Muth, dieſelbe zu ergreifen. Deutſchland hat mehr Grenzen und mehr Nachbarn, als irgend ein anderer Staat. Dieſe Grenzen ſelbſt ſind naturwidriger und unwahrer beſtimmt, die Nachbarn beuteluſtiger und übermächtiger, als bei irgend einem andern Staate. Schon dadurch iſt eine reiche Möglichkeit zu Conflicten und Mißverſtändniſſen aller Art geboten, zu deren Schlichtung die Actenſchreiberei unſrer Diplomaten nicht immer hinreichen wird. Das Allerübelſte aber und die eigentliche partie honteuse unſers Vaterlandes iſt dies, daß Deutſchland, als ſolches, Dank der Form, welche der Wiener Congreß ihm zu geben beliebte, jeder eigenen und ſelbſtändigen Vertretung, ja wir dürfen ſagen: Beziehung nach außen hin, völlig entbehrt und in dieſem vornehmſten Punkte politiſchen Daſeins lediglich der kraft- wie willenloſe Trabant von Oeſterreich und Preußen iſt. Dieſe beiden Staaten, nicht inſofern ſie deutſche, nicht inſofern ſie Mitglieder des deutſchen Bundes ſind, ſondern inſofern ſie dem politiſchen Areopag der europäiſchen Großmächte angehören, beſtimmen durch die auswärtige Politik ihrer Kabinette zugleich die auswärtige Politik Deutſchlands, als einer Geſammtheit. Auf der einen Seite, an Oeſterreich und Preußen gebunden, wird Deutſchland unvermeidlich in jeden europäiſchen Zuſammenſtoß hineingezogen: welche Erſchütterung auch den Leib Europa's durchzucke, es iſt unmöglich, daß ſie an Deutſchland vorübergehe, ohne daſſelbe gleichfalls zu erſchüttern — und auf der andern Seite, dieſer allgemeinen und unvermeidlichen Verpflichtung gegenüber, ſuchen wir vergebens nach irgend einem, auch nur dem kleinſten Recht, das Deutſchland als ſolchem innerhalb der europäiſchen Großmächte zuſtände! nach dem kleinſten Unterpfand, dem dürftigſten Gewinn, der ſo vielen, ſo erſchöpfenden Leiſtungen entſpräche! Die Verkehrtheit in dieſem Punkte ſtreift geradezu ans Lächerliche — und was gilt die Wette? ſie lachen auch alle darüber im Stillen, die Feinde deutſcher Macht und deutſcher Wohlfahrt, wie freundnachbarlich ſie im Uebrigen ſich auch ſtellen mögen: nur daß für uns, die wir darunter leiden, ja die wir uns jede Möglichkeit einer ehrenhaften, kräftigen und einflußreichen Stellung dadurch abgeſchnitten ſehen, dieſe ſpaßhafte Verkehrtheit vielmehr eine ſehr traurige iſt. Fremde Regierungen, die nichts gemein haben mit dem deutſchen Bunde, dürfen dieſe erlauchte Verſammlung mit Agenten und Botſchaftern beſchicken: aber von einem deutſchen Geſandten an fremden Höfen, einem amtlichen Vertreter deutſcher Intereſſen im Auslande haben wir nichts vernommen. Wir halten Geſandte und Botſchafter — hier, damit die fürſtlichen Schwägerinnen ſich deſto bequemer Guten Morgen wünſchen oder die eine der andern die neueſten Moden und Hofgeſchichten mittheilen können — dort, um die Uniformen zu controliren und wenn ein Knopf mehr an die Jacke genäht iſt, wird alſogleich eine Depeſche abgefertigt —: aber Deutſchland, das große theure Land, das Herz Europa's, iſt nirgend diplomatiſch vertreten, unſre Staatskaſſen, die ſo viel vermögen, wo es höfiſche Pracht oder koſtbare Soldatenſpiele gilt, für deutſche Geſandte reichen ſie nirgend aus!

Auch halte man uns nicht die Thatſache des deutſchen Zollvereins entgegen. Allen Reſpect vor dieſer Vereinigung — und noch mehr vor dem, was ſich, ſo der Himmel will, daraus entwickeln kann und wird! Der Zollverein iſt, wenn auch vielleicht bewußtlos, ja gegen den Willen ſeiner Stifter, nichts deſtoweniger der erſte reſpectable Schritt, welchen Deutſchland zu ſeiner Einigung und damit zu ſeiner Rehabilitirung unter den europäiſchen Mächten gethan; er iſt die einzige wirklich politiſche That, deren wir ſeit einem Menſchenalter uns rühmen dürfen. Nur vergeſſe man nicht, daß ſeine eigentliche Ausbeute, wie geſagt, erſt in der Zukunft ruht; erſt wenn, wie die Intereſſen der Kaufleute, ſo auch die übrigen, die ideelleren Intereſſen der Nation ihre Einigung gefunden, wenn auch ſie erſt ſich in einem anſehnlichen, Ehrfurcht gebietenden Ganzen verkörpert haben werden, dann erſt, in dem vollen, freien Organismus eines erneuten Staatslebens, wird von dem Zollverein, als einer politiſchen Macht, wahrhaft die Rede ſein können. Einſtweilen die politiſche Herrlichkeit, die auf Kafe- und Zuckerſäcken beruht, läßt uns ziemlich kalt; ſogar im Gegentheil, dies Argument des Zollvereins, ſtatt unſre Beſchwerden zu widerlegen, verſtärkt ſie vielmehr und giebt ihnen eine neue, traurige Begründung. Oder was läge näher, was ſcheint — wir wollen nicht ſagen: von den Intereſſen der Ehre, des Nationalgefühls, nur von dem Intereſſe der Eigenſucht und des kaufmänniſchen Vortheils — mächtiger geboten, als daß, wenn nicht Deutſchland in ſeiner Geſammtheit, ſo doch wenigſtens dieſe Coalition handeltreibender Staaten, ſo doch wenigſtens der deutſche Zollverein eine Vertretung, eine Berechtigung nach außen hin ſuchte? daß doch wenigſtens er ſein übergoldetes Gewicht in die Schale europäiſcher Entſcheidungen würfe?! — Aber auch hievon iſt bekanntlich nicht die Rede: über die Farben der deutſchen Zollvereinsflagge haben wir uns geſtritten, wir haben, in ſtaunender Bewunderung, die Großmuth der Regierungen ausposaunt, die uns mit Nächſtem erlauben würden, das verpönte Schwarz, Roth, Gold ſagar vom Maſte wehen zu laſſen: aber dieſe Maſten ſelbſt grünen noch ſehr vergnügt im Walde, ſie hat noch kein anderes Waſſer befahren, die verheißene deutſche Flotte, als nur das Waſſer der deutſchen Zeitungen, noch kein anderer Wind hat ihre Segel gebläht, als nur die Windmacherei unſerer Correſpondenzenſchreiber, ja nicht einmal von Vertretern, Conſuln, Handelsagenten des deutſchen Zollvereins haben wir überall das Mindeſte vernommen.

Indeſſen dies Alles zugeſtanden, ſo giebt es gewiſſe idylliſche Gemüther, welche mit dieſer zurückgezogenen Stellung Deutſchlands nicht allein nicht unzufrieden ſind, ſondern wohl gar einen Vorzug darin erblicken. Auf ſeinen eigenen Herd beſchränkt ſein, wie ein Privatmann, der von ſeinen Renten lebt, welch ein Glück! Sich nicht zu kümmern brauchen um das Gewirr der auswärtigen Diplomatie, ganz nur ſich ſelbſt und ſeinen einheimiſchen Intereſſen leben, welch ein Vorzug! Die Sorge für die äußere Stellung fremden Schultern anvertrauen, gleichſam ſeine Vorkämpfer und Stellvertreter haben auf der Wahlſtatt der europäiſchen Politik, welch eine Annehmlichkeit!

Es möchte ſein, wenn es nur wirklich ſo wäre und wenn Oeſterreich und Preußen wirklich, ſowohl nach ihren Kräften, als nach ihrem Willen, geneigt und fähig wären, Deutſchlands auswärtige Politik überall wahrhaft zu vertreten. Allein wer da ſieht und weiß, auf welchen unſichern Grundlagen die auswärtige Politik der beiden deutſchen Großmächte beruht und wie ſie, ſtatt eines conſequenten (und wär' es nur vortheilbringenden) Syſtems, vielmehr einzig von der Gunſt des Augenblicks leben und durch allerhand Tergiverſiren, Nachgeben und Zuſtimmen ſich ihre kleinen Profite gleichſam im Sprunge zuſammenzuhaſchen ſuchen; wer es ſieht und weiß, wie unermeßlich weit die Politik dieſer beiden Mächte durch die der andern Großmächte, vor Allem die ruſſiſche, überflügelt iſt; endlich wer da weiß und fühlt, wie wenig das diplomatiſche Intereſſe dieſer beiden Mächte untereinander und wie noch weniger es mit dem Geſammtintereſſe des deutſchen Vaterlandes zuſammenſtimmt oder, den obwaltenden Umſtänden gemäß, auch nur zuſammenſtimmen kann: wer dies Alles weiß, ſieht und fühlt (und es kann dies ein Jeder, auch ohne Diplomat zu ſein, der Augen im Kopfe und ein Herz im Buſen trägt), wahrlich! der muß ſich ſelbſt ſagen, daß hier über kurz oder lang ein gewaltſamer Zuſammenſtoß erfolgen muß und daß dieſer Zuſammenſtoß ohne Frage auch das deutſche Geſammtvaterland in ſeine verhängnißvolle Bahn mit fortreißen wird. Erinnern wir uns nur, wie oft in dieſen gerühmten dreißig Friedensjahren und an welchen ſchwachen Fäden das Schwert des Damokles über unſern Häuptern geſchwebt hat! Erinnern wir uns nur, von welchen Zufälligkeiten in dieſer Zeit der Friede der Welt abgehangen hat, ja von welchen er, der allgemeinen Stimme zufolge, noch in dieſem Augenblicke abhängig iſt! Denn man kennt ſie ja und kann ſie an den Fingern herzählen, die erwarteten Stichworte der Zukunft, bei denen mit einem Mal der große Scenenwechſel eintreten wird: wenn Thiers wieder Miniſter wird — wenn Louis Philippe ſtirbt — wenn die Pariſer einen Aufſtand machen — wenn die Ruſſen vor Konſtantinopel rücken — —.

In der That: wie faul, wie innerlich unwahr müſſen die Verhältniſſe eines Landes, müſſen die Grundlagen eines Friedens ſein, der durch ſolche Ereigniſſe erſchüttert werden kann! Wie klein der Muth derjenigen, welche dieſe Ereigniſſe lieber mit geſchloſſenen Augen erwarten wollen, als ihnen mit kräftiger Hand zuvorkommen und freiwillig, zur gelegenen Stunde, thun, was ſie allernächſtens unfreiwillig und zur ungelegenen

Zeit thun werden müſſen! Vor Allem aber, wie herabgewürdigt muß das Bewußtſein eines Volkes ſein, wie zerknickt ſein Stolz, wie vernichtet ſein Ehrgefühl, das ſelbſt, in ſeinem eigenen Bewußtſein, in ſeiner öffentlichen Stimme, ſeinen Frieden, ſeine Wohlfahrt, ſeine Ruhe abhängig macht von ſolchen Begebenheiten — und kann es denken und kann es ausſprechen und ſeine Seele empört ſich nicht, daß zwei Dutzend pariſer Gamins den Frieden Deutſchlands in der Hand haben ſollen?! —

Wir nehmen keinen Anſtand es auszuſprechen und dürfen es auch wohl ohne Anſtand ausſprechen, da es vermuthlich gegen Niemand eine Injurie ſein wird, noch gegen einen König ein Hochverrathsverſuch, wenn man ihn nicht für ein Genie erkennt: nur dem zufälligen Umſtande, daß in dieſem Augenblick auf allen Thronen Europa's (mit Ausnahme des Kaiſers von Rußland: aber für dieſen iſt die Zeit noch nicht gekommen, die ganze Energie, die ganze Verſchlagenheit ſeines Genies offen an den Tag zu legen, er ſäet jetzt noch mehr im Frieden, als er für den Augenblick im Kriege ernten könnte)*), daß, ſage ich, auf allen Thronen Europa's in dieſem Momente kein einziger Mann ſitzt von genialem Geiſt, von großem hiſtoriſchem Blick, von Thatkraft

---

*) Damit unſere Leſer dasjenige, was wir hier und im Folgenden über Rußlands wachſende Uebergriffe und die gewaltthätige Zunahme dieſes Koloſſes ſagen, nicht für übertrieben halten, wollen wir nachſtehende Zuſammenſtellung des bekann-

---

ten ſchottiſchen Statiſtikers, Herrn Mac Gregor, die wir dem Magazin für die Literatur des Auslandes, Jahrg. 1843. Nr. 140. p. 560. entlehnen, hier beifügen: „Rußlands Erwerbungen von ehemals ſchwediſchem Gebiet ſind größer, als das ganze Königreich Schweden heut zu Tage iſt. Seine Erwerbungen in Polen ſind beinahe eben ſo groß als das Kaiſerthum Oeſterreich. Seine Erwerbungen von der europäiſchen Türkei ſind größer als das geſammte Königreich Preußen mit Ausſchluß der Rheinprovinzen. Seine Erwerbungen in der aſiatiſchen Türkei gleichen an Ausdehnung faſt dem Gebiete ſämmtlicher kleineren deutſchen Staaten. Seine Erwerbungen von Perſien ſind eben ſo groß als England. Seine Erwerbungen in der Tartarei bedecken eine Oberfläche, die nicht kleiner iſt, als die der europäiſchen Türkei, Griechenlands, Italiens und Spaniens zuſammengenommen. Die Erwerbungen Rußlands während der letzten vierundſechzig Jahre gleichen ſowohl an Ausdehnung als an Wichtigkeit dem geſammten Gebiet, das es in Europa vor vierundſechzig Jahren beſaß. Die ruſſiſche Grenze hat ſich Berlin, Dresden, München, Wien und Paris um 700 (engl.) Meilen genähert; Konſtantinopel um 500, Stockholm um 630 und Teheran um 1000 (engl.) Meilen.“ Derſelben Notiz entnehmen wir noch folgende Ueberſicht über die Zunahme der Bevölkerung in Rußland. Dieſelbe betrug

bei der Thronbeſteigung Peters I. . . . im J. 1689. 15,000,000.
= = = = Katharina's II. = 1762. 25,000,000.
beim Tode Katharina's . . . . . = 1796. 36,000,000.
= = Alexander's I. . . . . . = 1825. 58,000,000.

Dieſe Zunahme aber, wohl zu merken, verdankt Rußland nicht den Segnungen des Friedens und der Zunahme der Cultur, das heißt alſo dem Ueberſchuß der Geburten über die und Ehrbegier — nur dieſem zufälligen Umſtande verdanken wir die Aufrechterhaltung dieſes gebrechlichen und unfruchtbaren Friedens. Das Pulver liegt überall reichlich ausgeſtreut, genug, um eine Welt in die Höhe zu ſprengen, die ſogar feſter in ihren Angeln ſäße als die unſrige: aber es fehlt der Blitz des Genies, das Feuer des Muthes, das dieſes Pulver entzünden möchte. Denken wir uns in dieſe gegenwärtige Lage der Welt einen Mann wie Friedrich den Großen: welche Gelegenheiten würde er ergreifen, welche Thaten vollbringen, welche Umwälzungen durchſetzen! Der Baum iſt ſo morſch und die Früchte alle ſo überreif, daß es nur einer Hand bedarf, die ihn ſchüttelt: ſo fallen ſie dem Muthigen von ſelber in den Schooß. Aber Ihr meint, der Baum ſelbſt könne dabei umſtürzen? Deſto beſſer: ſo pflücken ſich die Früchte deſto bequemer und wir gewinnen Raum für einen neuen, der uns neue Früchte in Ausſicht ſtellt.

Es ſteht zu vermuthen, daß, wie wir bereits andeuteten, der Kaiſer von Rußland über kurz oder lang dieſen Mangel an Genie, der ſich auf den übrigen Thronen Europa's bemerkbar macht, ſeinerſeits wettmachen und

---

Todesfälle, oder den Einwanderungen fremder Coloniſten: ſondern, wie Herr Mac Gregor bemerkt, beinahe ausſchließlich den eben angegebenen Gebietseroberungen.

ſeinen erlauchten Vettern praktiſch zeigen wird, was ein Jeder von ihnen hätte thun ſollen und wofür nun ein Jeder büßen wird, daß er es *nicht* gethan. Allein wir können uns nicht rühmen, kosmopolitiſch genug zu denken, um dieſer Ehrenrettung des fürſtlichen Genies anders als mit Beſorgniß entgegenzuſehen. —

Und *weil* nun alſo dieſer Friede bereits dreißig Jahre gedauert hat: und *weil* die Freiheitkriege wohl unterbrochen, aber nicht beendigt ſind: und *weil* Deutſchland keine ſelbſtändige auswärtige Politik hat: und *weil* Herr Thiers doch einmal wieder Miniſter werden könnte: und *weil* Louis Philippe ſich zwar mit Vielem mag abgefunden haben, aber mit dem Tode ganz gewiß nicht: und *weil* die Pflaſterſteine von Paris heuer nicht feſter liegen als ehedem: und *weil* die Katze zwar lange mit der Maus ſpielt, aber am Ende frißt ſie dieſelbe doch: — alldieweil und folglich und aus hunderttauſend andern Gründen wird der gegenwärtige Friede das Menſchenalter, welches er erreicht hat, vermuthlich nicht lange überleben und ein Krieg dürfte näher ſein, als unſere Spießbürger und ſelbſt als unſere Politiker (was in den meiſten Fällen daſſelbe iſt) ſich denken. —

Zu dieſem Kriege das Volk materiell vorzubereiten, iſt Pflicht und Aufgabe der Regierungen. Auch hat die Rheinliedpoſſe, deren wir im Eingang erwähnten, in der

That das Gute gehabt, daß unſere Regierungen die Möglichkeit eines bevorſtehenden Krieges etwas genauer ins Auge gefaßt haben, als es bis dahin zu geſchehen pflegte. Man hat die vorſchriftmäßigen Bundeskontingente revidirt; man hat einige neue Bekleidungen, einige neue Torniſterverpackungen eingeführt; ja ſogar man hat Anſtalten gemacht, die Bundesfeſtungen, zu denen ſeit beinahe dreißig Jahren das Geld in dem gefälligen Gewahrſam der Herren Rothſchild, die Pläne und Zeichnungen aber in den Plankammern der reſpectiven Kriegsminiſterien gelegen, endlich wirklich zu erbauen.

Aber das iſt erſt die eine Hälfte der Sache — und kaum die Hälfte; die wichtigere Vorbereitung iſt die geiſtige. Wir können nicht eben ſagen, daß die Regierungen ſich auch dieſer unterzogen hätten. Wenigſtens iſt das, was in dieſer Beziehung vor einigen Jahren von oben herab theils angeordnet, theils zugelaſſen ward, von keiner langen Dauer, geſchweige denn von einer nachhaltigen und folgereichen Wirkung geweſen. Gerade heraus geſagt: die Begeiſterung von 1840 hat ihre ſehr achtbaren, ſehr erfreulichen Seiten, das heißt, für Niemand anders und bei keiner andern Nation, als bei uns, die wir uns ſelbſt nicht einmal dieſes geringfügige Pathos, dieſe abſtracte Negation zugetraut hatten, mit der wir damals gleichſam uns ſelber überraſchten. In einer ganz ſtockfinſtern Nacht giebt ſchon ein faules Stück Holz einen ganz anſehnlichen Schein: und für einen Menſchen, der lieber ſchläft, als ficht, iſt es ſchon eine erklecklich tapfere That, wenn er die Fauſt in der Taſche ballt. Das ungefähr ſind unſere Meriten vom Jahre Vierzig. Im Uebrigen zweifeln wir, daß man mit dieſem abſtracten Deutſchthum, welches vor einigen Jahren „auf allerhöchſten Befehl" ſo geräuſchvoll entwickelt ward, jemals auch nur die kleinſte feindliche Batterie einnehmen wird. Ein Volk geiſtig auf den Krieg vorzubereiten, erfordert mehr, als ein Lied und eine allergnädigſte Kabinetsordre nebſt ſilbernen Pokalen. Ein Einzelner mag ſich mit einem Champagnertoaſt montiren, daß er glaubt, alle großen Männer des Weltalls, von Moſes bis auf Napoleon, und alle Feldherren, von Hannibal bis auf den alten Fritz, ſäßen in ſeiner kleinen Zehe und er brauche nur mit den Augen zu zwinkern, ſo wären die Franzoſen ſchon geſchlagen. Aber bei einer ganzen Nation, und wenn ſie auch ſo gutmüthig wäre und ſo ganz leichtgläubig, wie die deutſche, helfen dieſe Künſte doch nur wenig, und auf die Dauer gar nicht. Da müſſen andere Mittel wirken: Belebung der ſittlichen Energie, Anregung nicht zwar der Nationaleitelkeit, wohl aber des Nationalſtolzes, vor Allem eine freimüthige Aufklärung des Volkes ſelbſt über den Stand ſeiner äußeren Angelegenheiten, ſo wie eine gewiſſe großherzige Verzichtleiſtung auf den Alleinbeſitz politiſcher Bildung und Macht.

Wir wiſſen nicht und wollen auch nicht unterſuchen, woran es gelegen, daß die deutſchen Regierungen dieſe prunkloſe, aber ſichere Vorbereitung ihrer Völker verſchmäht haben, ob an ihrer ſpecifiſchen Friedensliebe, oder ob an der ängſtlichen Rückſicht, welche ſie den auswärtigen Mächten ſchuldig zu ſein glauben, oder darum, weil es mit der ganzen Sache nicht ſo ernſt war, als man that, oder endlich aus allen dieſen Gründen zuſammen: genug, es iſt factiſch, daß man ſich mit jenen anderen Mitteln begnügt hat und daß in dieſem Augenblick die kriegeriſche Begeiſterung des Jahres Vierzig bis zum letzten Funken erloſchen iſt.

Aber die Ereigniſſe, fern oder nah, günſtig oder ungünſtig, dürfen uns niemals unvorbereitet finden, wenn ſie uns nicht endlich über den Kopf wachſen und uns willenlos mit ſich fortreißen ſollen, wohin wir doch nicht mögen und nicht dürfen. Nur Bewußtſein iſt Leben, nicht weniger für Völker, als für Individuen. Wir müſſen in Zeiten des Friedens an den Krieg denken, wir müſſen die möglichen Umſtände erwägen, unter denen er eintreten, die Feinde, gegen welche, den Erfolg, mit dem er geführt werden kann. Mit Einem Worte: wir müſſen im Geiſte die Schlachten zum Voraus kämpfen und die Kriſen überwinden, welche die Geſchichte uns bringen wird.

Dieſe Vorbereitung, welche die Regierungen verſchmähen, fällt alſo dem Volke ſelbſt und mittelbar alſo den Schriftſtellern, als den Wortführern der Nation, anheim. Unſere Zeitungen leiden ſo ſichtlich Mangel an Stoff, unſere Politiker flüchten ſich, um nur überhaupt etwas zu thun zu haben, in die entfernte Vorzeit und erſchöpfen ihren Witz in der Wiederherſtellung patriarchaliſch-vorſündfluthlicher Muſterſtaaten. So kehre man die Münze denn endlich um! Man zeige uns, nachdem man ſo lange von den Segnungen des Friedens geſungen und geſagt, und uns vordemonſtrirt hat, wie glücklich wir durch dieſe dreißigjährige Ruhe ſind — man zeige uns auch einmal die Möglichkeit des Krieges! man verliere ſich (wenn wir uns doch einmal verlieren ſollen), ſtatt in die abendlichen Nebel der Vorzeit, vielmehr in die Morgenträume einer kriegeriſchen Zukunft! —

Einen Beitrag hiezu ſoll der vorliegende Aufſatz liefern, deſſen Thema wir nun näher dahin beſtimmen, daß wir unterſuchen wollen:

erſtlich: welchen Einfluß ein Krieg, ganz im Allgemeinen, gegenwärtig auf Deutſchland haben würde, ſowohl in materieller, als in geiſtiger und ſpeciell in politiſcher Beziehung;

zweitens: gegen wen ein Krieg möglich, gegen wen wahrſcheinlich und gegen wen er unvermeidlich iſt;

und endlich drittens: von welcher Beſchaffenheit vermuthlich das Reſultat dieſes Krieges ſein würde. —

Die erſte dieſer Fragen ſcheint keiner beſondern Antwort zu bedürfen, da ſie nur Einer fähig iſt. In materieller Hinſicht und ſobald wir nur die nächſten und unmittelbarſten Folgen ins Auge faſſen, iſt ein Krieg allemal ein Unglück, ſelbſt wenn er ſiegreich und ſogar wenn er auf fremdem Boden geführt wird, was bekanntlich mit den deutſchen Kriegen ſeit Jahrhunderten nur außerordentlich ſelten der Fall geweſen iſt. Schon der unvermeidliche Verluſt an Menſchenleben, die Unterbrechung des äußeren, die Störung des inneren Verkehrs, die Opfer und Abgaben, welche der Krieg zu ſeiner eigenen Exiſtenz nothwendig erheiſcht, das Alles ſind für diejenigen, die es trifft, allerdings Calamitäten, die wir ihnen in keiner Weiſe wegdemonſtriren wollen.

Aber ſie ſind eben unvermeidlich und gehören zum Weſen des Krieges. Daher, ſo lange man uns die abſtracte Nothwendigkeit des Krieges ſelbſt zugeben muß, ſo lange müſſen auch dieſe begleitenden Uebel, ſo traurig ſie im einzelnen Falle ſein mögen, dennoch als etwas, das ſich von ſelbſt verſteht und über das mithin keine Klage zu führen iſt, anerkannt werden. Wir brauchen dieſelben daher auch, weil ſie etwas Allgemeines ſind, das allen Kriegen aller Zeiten zukommt, hier gar nicht weiter in Anſchlag zu bringen. Im Gegentheil, wir wagen zu behaupten, daß, abgeſehen von dieſer craſſen Unmittelbarkeit, ein Krieg gegenwärtig für Deutſchland ſogar auch in materieller, wir meinen in gewerblicher Beziehung, von erheblichem und höchſt wünſchenswerthem Nutzen ſein wird.

Nämlich es hat ſich in dieſem Augenblicke in Deutſchland die gewerbliche Production, begünſtigt durch den langjährigen Frieden, zu einem ſolchen Uebermaß emporgeſchwindelt, daß ſie das Bedürfniß bei Weitem überſteigt. Es iſt dies, wie geſagt, ein Luxus des langen Friedens, ein wuchernder Ueberfluß an Kapitalien und Kräften, die nicht mehr wiſſen, was ſie anfangen und wohin ſie ſollen. — Sobald der menſchliche Leib, bei allzureichlicher Nahrung, mehr Säfte producirt, als er, ſei es nun zu ſeiner eigenen Erhaltung oder ſei es durch Bewegung und Fortpflanzung nach außenhin, aufzehren und verarbeiten kann, ſobald verkehren ſich dieſe

Säfte vielmehr in Gift und der Ueberfluß der Geſundheit wird zur Krankheit. Ebenſo ein Volk, ſobald es gewerblich mehr producirt, als es entweder ſelbſt für ſich verbrauchen oder nach auswärts abſetzen kann, ſo erkrankt es an dem Ueberfluß ſeiner eigenen Production; der Segen wird zum Unſegen, die Arbeit zum Verluſt, der Fleiß zum Fluch, weil er immer nur ſich ſelbſt verſchlingt.

Dies iſt in dem gegenwärtigen Augenblicke in unſerm Vaterlande der Fall, wenn nicht im Ganzen, ſo doch in einigen ſeiner vorzüglichſten und gewerbthätigſten Provinzen, hauptſächlich alſo in Schleſien und Sachſen. Damit ſoll keineswegs geſagt ſein, als ob wir, und wär' es auch nur in dieſen einzelnen Provinzen, den Gipfel der Induſtrie überhaupt ſchon erreicht und den Markt, den unſre Erzeugniſſe möglicher Weiſe haben könnten, bereits völlig überſchwemmt hätten. Dies iſt keineswegs der Fall: vielmehr daran liegt die Schuld, daß wir, vielleicht in Folge einer eigenthümlichen Einſeitigkeit unſers Nationalcharakters, dem ein ruhiger, krämerhafter Betrieb in engen Schranken beſſer zu entſprechen ſcheint als das kühne Wagſpiel einer weitgreifenden, weltumſpannenden kaufmänniſchen Speculation, immer nur einzelne beſchränkte Zweige der Induſtrie, und dieſe nicht einmal in qualitativer Vollkommenheit, wohl aber quantitativ bis zum alleräußerſten Uebermaße ausgebeutet haben. Das iſt unſer gewerblicher Krebsſchaden, das die Harpyie, die die Früchte unſers Fleißes beſudelt und uns den ſpärlichen Gewinn aus den Händen reißt. Oder warum in dieſem Augenblick ſchleppen die ſchleſiſchen Leinweber, die ſächſiſchen Spitzenklöppler ſich mühvoll, armſelig aus Hungersnoth zu Hungersnoth? Warum ſind, nach dreißig Friedensjahren, mitten in dem Wohlſtande unſers Vaterlandes, zwei ſeiner älteſten blühendſten Provinzen, zwei ſeiner fleißigſten und gewerbthätigſten Stämme an den Rand des Unterganges gebracht? Wie kommt es, daß wir in derſelben Zeit, da Millionen über Millionen ſich zu unſern Eiſenbahnen zuſammenhäufen, da wir theure Liebhabereien treiben mit Dombauten, Muſeen und Denkmalen — wie kommt es, daß wir in eben dieſer Zeit unſre Weber und Spinner dem Hungertode durch dürftige Almoſen vergeblich abzukaufen ſuchen? Wird etwa kein Linnen mehr gebraucht? Werden keine Hemden mehr getragen? Sind die Spitzen aus der Mode gekommen? Oder giebt es in der Welt Niemand mehr, der ſich ſeine Hemden und Spitzen nicht ſelbſt macht und der daher nicht genöthigt wäre, ſie von Anderen zu kaufen? — Nein, das Alles nicht: aber das iſt's, daß dieſe Bevölkerung durchaus nur dieſes einen Gewerbzweigs mächtig iſt: aber das iſt's, daß der Engländer, durch die Kunſt ſeiner Maſchine, billiger und beſſer producirt, als der Handarbeiter in Schleſien: aber das iſt's, daß es unſern Arbeitern an Vereinen und freien Genoſſenſchaften fehlt, in denen ſie ſich wechſelſeitig unterſtützen und, Einer auf den Andern gelehnt, theils die Ungunſt des Augenblicks überdauern, theils zu neuen und großartigeren Unternehmungen Kraft und Muth gewinnen möchten: aber das iſt's, daß wir Geld haben für den Dom zu Köln und für das Bisthum zu Jeruſalem und wie wir das Gift der Preſſe, die Anſteckung der Geiſter unterdrücken ſollen, das wiſſen wir: aber für die leibliche Noth unſrer Mitbürger, für die Peſt der Verarmung haben wir weder Geld noch Rath.

Es giebt hier nur ein Mittel, welches helfen kann: das iſt ein Krieg. Wir geben es zu, das Mittel iſt kein ſanftes. Aber deſperate Krankheiten erfordern deſperate Kuren. Wir betrachten hier nur den Krieg im Allgemeinen, ohne nähere Beſtimmung, und dürfen daher gar nicht den Fall in Anſchlag bringen, daß er etwa glücklich geführt würde und unſrer Induſtrie, ſei es durch Arrondirung unſeres Gebietes, ſei es durch Erlangung günſtigerer Handelstractate, neue Hilfsquellen eröffnen und neue Märkte verſchaffen könnte. Wie er auch ſei und wie er geführt werde, ein Krieg wird immer vortheilhaft wirken, indem er die unnatürlich geſteigerte

Induſtrie, durch Entziehung der Kräfte, Augenblicks auf den Boden des natürlichen Bedürfniſſes zurückführen und unſern gewerblichen Zuſtänden dadurch eine Grundlage wiedergeben würde, die ſie jetzt verloren haben und ohne welche ſie doch auf die Dauer unmöglich beſtehen können. — Wir wiederholen es, die Kur iſt gewaltſam. Aber nicht daß ſie es iſt, ſondern daß ſie nöthig iſt, das iſt das eigentlich Beklagenswerthe. Einmal, auf welche Weiſe es ſei, muß der Umſturz des jetzigen Syſtemes doch erfolgen, dazu iſt ſein Nachtheil zu ſichtbar, ſeine Folge zu fürchterlich. Und wer wollte ſich nicht lieber mit Einem raſchen Schnitte von dem brandigen Bein befreien, als es langſam, bei lebendigem Leibe, abfaulen laſſen? In dem erſtern Falle iſt nur ein Bein verloren: die Völker aber, ſo lange ſie geiſtig lebendig ſind, haben die Natur gewiſſer Amphibien, die den Verluſt ihrer Glieder aus ſich ſelbſt wieder ergänzen. Im andern Falle dagegen iſt es um das Leben ſelbſt gethan: und damit iſt Alles zu Ende.

Wir dürfen nun freilich nicht darauf rechnen, mit dieſer Anſicht vielen Anklang zu finden, am Wenigſten bei unſern Gewerbtreibenden ſelbſt. Der deutſche Kaufmann, wenn er ſich auch in neueſter Zeit großſtädtiſch herausgeputzt hat und den Stockjobber zu ſpielen ſucht, iſt doch noch immer, namentlich im Binnenlande, weſentlich nur ein Krämer. Er will immer nur mit dem Groſchen den Groſchen verdienen; es mangelt ihm der Muth jener holländiſchen Kaufleute, welche die Hälfte ihrer Ladung freiwillig ins Waſſer warfen, um den Reſt deſto werthvoller zu machen. Der Deutſche dagegen will nichts aufgeben, nichts opfern, nichts wagen, Alles nur mühlos ernten, wie der Sämann ſein Korn: und darum bekommt er endlich nichts.

Inzwiſchen iſt dies Alles, offen zu ſagen, gar die Sache nicht, auf die es ankommt. Reichthum und gewerblicher Wohlſtand eines Volkes ſind allerdings ſehr ſchätzenswerthe Dinge: aber nur da, wo dieſer Reichthum eine überwiegende Fülle geiſtigen Lebens zur Vorausſetzung hat. Sogar iſt dies der einzige Wohlſtand, der überhaupt wirklich und möglich iſt. Oder was hätte, zum Beiſpiel, England auf dieſen äußerſten Gipfel gewerblicher Macht erhoben und es zum Herrn der merkantiliſchen Welt gemacht? Etwa ſein baares Vermögen? Aber es iſt das verſchuldetſte Land unter der Sonne. Oder ſeine natürliche Fruchtbarkeit? Aber es erzeugt nicht einmal Korn genug für ſeine Bürger, noch Holz genug für ſeine Schiffe. Sondern dies iſt es, daß in England die geiſtige Bewegung einen Umfang, eine Kraft, vor Allem eine praktiſche Wirkſamkeit hat, von der wir, in unſerm Vaterlande, trotz all unſrer gerühmten Bildung, dennoch keine Ahnung haben, ja vor der wir, wo ſie etwa bei uns auftauchen möchte, uns ſogar ängſtlich verſchließen würden, weil wir fühlen, daß der gebrechliche Leib unſeres Staatslebens den energiſchen Pulsſchlag dieſer geiſtigen Bewegung nicht ertragen kann. Wir freilich haben die Theorien, wir haben die Philoſophen, die Poeten, die frommen Chriſten: aber der Engländer hat die Praxis für ſich, er hat die Staatsmänner, die Redner, die ſelbſtbewußten Bürger. Wir debattiren, unter Cenſur, über die freie Preſſe: der Engländer übt ſie, er hat ſie, wie ein ererbtes Beſitzthum, eine Gewohnheit ſeines Lebens. Wir möchten gern eine große, freie, glückliche Nation werden: der Engländer weiß, daß er es iſt. — Dieſer Fülle ſeines Bewußtſeins, dieſer Regſamkeit ſeines geiſtigen, dieſer Sicherheit ſeines öffentlichen Daſeins entnimmt auch der engliſche Kaufmann jene großartige Kühnheit der Entwürfe, jene Sicherheit und Raſchheit der Speculation, die ihn vor allen anderen Kaufleuten der Welt auszeichnet und zu der ſelbſt der Amerikaner, der vielleicht noch ſchlauer, noch gewandter iſt, als der Britte, dem es aber an Großartigkeit und Sicherheit gebricht, ſich noch lange nicht erheben wird. Wo auch immer, auf welchem letzten Fleck der Erde, der engliſche Kaufmann ſein Handelsnetz ausbreitet: immer fühlt er ſeine geſammte Nation, ſein ganzes herrliches Old England, mit der ganzen Fülle ſeiner Macht und Freiheit, hinter ſich. Das iſt der unerſchöpfliche Fond, der die Baſis ſeiner Speculationen bildet. Wir dagegen, wir machen Gedichte auf die deutſche Flotte und verkünden in wohlgereimten Verſen, daß Germania nun mit Nächſtem auch die Herrſcherin des Meeres ſein werde — und bezahlen unterdeß, im eigenen Lande, den Stader Zoll. Das iſt der Fond, aus dem wir — nicht ſpeculiren.

Alſo der Geiſt iſt es, der lebendig macht: und haben wir mithin auch in dem vorliegenden Fall unſre Aufmerkſamkeit ausſchließlich darauf zu richten, welche Einflüſſe unter den gegenwärtigen Umſtänden der Ausbruch eines Krieges auf das geiſtige Leben unſers Volkes ausüben wird. Sind dieſe Einflüſſe günſtig, wird der geiſtige Gehalt unſers Volkes dadurch erhöhet und belebt, ſo kann und darf auch die einſtweilige Störung des materiellen Wohlſtandes, die im Gefolge des Krieges allerdings eintreten wird, gar nicht weiter in die Schale geworfen werden. Die Wunden, welche der Krieg ſchlägt, ſind dann nur den Wunden zu vergleichen, welche die eiſerne Pflugſchar in die Bruſt der Erde reißen muß, damit die verborgene Frucht um ſo glücklicher gedeihe. —

Man kann keinen Krieg führen ohne Geld und ohne Soldaten. Das iſt ſo richtig, daß es ſprichwörtlich geworden. Aber noch richtiger iſt dies, daß man keinen Krieg führen kann ohne Muth, ohne Begeiſterung, ohne Aufopferung. Dieſe großen geiſtigen Mächte ſind es, denen zuletzt, unter allen Umſtänden, der Sieg gehört. Und gerade ſie haben uns verlaſſen. Der lange Friede, und was ſich an ihn anſchließt, haben uns feig, weichlich und ſelbſtſüchtig gemacht. Das Bewußtſein des Göttlichen iſt aus unſerem Leben entſchwunden, und die Kirchenbauten und die Sonntagsfeiern, die man uns aufdringen will, werden es nicht zurückrufen.

Aber ein Krieg würde es! Er würde, indem er mit gewaltiger Fauſt die Scheinbilder unſers Wohlſtands zertrümmerte, uns die große Lüge enthüllen, in die wir uns bisher ſo behaglich eingeſponnen haben. Woran hängt in dieſem Augenblick das Herz unſeres Volkes? woran äußert ſich das Intereſſe unſrer Gebildeten? wohin zielt das Streben unſrer Regierungen? Hat dieſes Alles einen geiſtigen Hintergrund? Knüpft es — nicht blos mit Worten, denn die ſind billig: ſondern knüpft es mit lebendigen Fäden, mit lebensvollen Adern an das Ewige und Göttliche, an die Idee des Geiſtes und ſeine Verwirklichung? Es thut es nicht! Wohlſtand, Sattſein, Ruhigſein, das ſind die Zielpunkte unſeres Strebens: und ſelbſt wo dieſe nicht erreicht werden, ſuchen wir die Schuld nicht in uns und in der elenden Dürftigkeit unſeres innern Lebens, ſondern in äußerlichen Umſtänden, wo nicht gar in einer erträumten Unvollkommenheit der menſchlichen, oder zum Wenigſten unſrer deutſchen Natur. — Der Krieg würde uns aus dieſer philiſterhaften Selbſtbeſchränkung befreien: denn er würde die Götzen zertrümmern, um deren willen wir uns bis ſo weit erniedrigt haben. L'appetit vient en mangeant. So kommt auch der Muth während der Schlacht, ja er muß kommen, weil es zu allen Zeiten nur Ein Mittel gegeben hat, ſich ſtich- und kugelfeſt zu machen: Halunke, wehre dich!

Dies iſt auch der eigentliche Punkt, um welchen ſich jene vage Kriegsſehnſucht unſrer jungen Dichter dreht, deren wir im Eingange erwähnten; es iſt zugleich derjenige Punkt, in welchem wir, ſo wenig wir ſonſt Willens ſind, unſer politiſches Glaubensbekenntniß auf poetiſche Anſchauungen zu begründen, eben dieſer Sehnſucht, trotz ihrer vagen Allgemeinheit, dennoch eine gewiſſe Berechtigung nicht ableugnen dürfen. Die Jugend, als welche der Gegenwart am Nächſten ſteht und ſich am Unmittelbarſten von ihr getragen fühlt, hat einen gewiſſen natürlichen Inſtinct für die Bedürfniſſe der Zeit. Sie fühlt die Begeiſterungsloſigkeit, die Kälte und Nüchternheit dieſer Epoche; die Halbheit unſerer Zuſtände beängſtigt, unſere Thatenloſigkeit verdrießt ſie. Alſo friſch die Trommeln gerührt, die Degen aus der Scheide gezogen und vorwärts — gegen wen? Sie hat es vielleicht niemals erwogen, vielleicht ſogar die Unterſuchung würde ſie ermüden. Aber ſie tröſtet ſich, daß die Feinde kommen mit dem Wind: iſt's nicht der Ruſſe, ſo iſt's der Franzoſe, und iſt's nicht der Franzoſe, ſo mag es der Ruſſe ſein, gleichviel: wenn es nur überhaupt wieder Bewegung, Leben, Thaten giebt, wenn nur überhaupt die Begeiſterung ihre Flammen ausgießt über die gebeugten Häupter und das Göttliche überhaupt wieder in die Welt tritt, ſei es auch auf Trümmern!

Es iſt wahr, dieſe abſtracte Sehnſucht hat, wie alle Abſtractionen, etwas Unwahres und Unnatürliches, und es iſt leicht, den Stab über ſie zu brechen. Aber wen, ich frage, trifft die größere Schuld: die Jugend, die ihrer natürlichen Heftigkeit ſich hingiebt, ſelbſt auf die Gefahr hin, einſeitig und unverſtändig zu werden? oder vielmehr diejenigen, welche unſere Zuſtände in eine ſolche unglückſelige Verwirrung gebracht haben, daß die Jugend ſelbſt, die lebensvolle, ſchöpfungsluſtige, lieber ſterben, als leben, lieber zerſtören, als ſchaffen will?! —

Aber es giebt auch praktiſchere Geſichtspunkte. Sei es, daß Begeiſterung, Sittlichkeit, Aufopferung zu ideale Güter ſind, als daß wir um ihretwegen das Wagſpiel eines Krieges eingehen ſollten: ſo iſt doch die Erweiterung unſrer politiſchen Rechte, der Fortſchritt unſrer bürgerlichen Freiheit vermuthlich ein Ding von reſpectabler Wirklichkeit. Und auch auf dieſe wird uns durch einen Krieg eine ziemlich gewiſſe Ausſicht eröffnet. Wenn der Hund beißen ſoll, muß man ihm die Kette länger machen; das iſt, mit Corporal Nym zu reden, das Kurze und das Lange von der Sache. Mit dem gegenwärtigen Volke einen Krieg zu führen, iſt unmöglich: verdroſſen, unzufrieden, voll geheimen Mißtrauens, wie es iſt, würde es dem Andrang der Feinde nicht wiederſtehen können. Man muß vor Allem den Rücken gedeckt haben, um den Feinden mit Ruhe ins Angeſicht ſehen zu können. Die vielen obſchwebenden Fragen der innern Politik, welche man jetzt, in der Sicherheit dieſes Friedens, mit einer Art von Schadenfreude zu einem immer verworrnern Knäuel ausſpinnt, würden durch den Ausbruch eines Krieges eine ſehr raſche Erledigung erhalten. Man legt den Kameelen Feuer unter die Füße, damit ſie tanzen lernen; auch unſre Staatsmänner würde die Gefahr einer Feuersbrunſt mit Einem Male ſehr gelenkig machen. Es iſt wunderbar, welche Oberonstöne in dem ſchmetternden Horne der Feldſchlacht verborgen ſind. Drei Vierteljahre hatte der Wiener Congreß dinirt, ſoupirt und protocollirt, die Acten und die Küchenzettel waren zu förmlichen Bergen angewachſen und die Verwirrung ſchien unlösbar. War die laut ausgeſprochene Ungeduld der Völker, der gerechte Unwille der Nationen im Stande, den langſamen Gang der Verhandlungen zu beſchleunigen? Nein: aber Napoleon kam von Elba, die Heere marſchirten, der Krieg ſtand vor der Thür — und in vierzehn Tagen war der Berg geebnet.

Freilich, die Art, wie es geſchah, war nicht die beſte, und möchten wir um Alles nicht die Reſultate des Wiener Congreſſes zur Nachahmung empfehlen. Auch hat es damit wohl keine Noth: ein gebranntes Kind ſcheut das Feuer. Und eben darum wiederholen wir: wenn der Hund beißen ſoll, muß man ihm die Kette länger machen; daß er ſich nicht in den alten Stall zurückführen läßt, das iſt dann ſeine Sache.

Faſſen wir dies alſo zuſammen: eine Erſchütterung des äußerlichen Wohlſtandes, die aber jedenfalls nur vorübergehend und ſogar heilſam iſt, Belebung der geiſtigen, wie ſittlichen Kraft, die Nothwendigkeit, den Kreis unſerer politiſchen Rechte zu erweitern und den lang vertagten Forderungen des Volkes zu einer endlichen Gewährung zu verhelfen — in der That, der Krieg iſt nicht ſo übel, wie er ſcheint.

Hiebei indeſſen wird man uns zwei Einwendungen machen. Zugegeben, wird man ſagen, daß dies ſo iſt: ſo iſt es doch nur für den Fall, erſtlich, daß der Krieg, welcher geführt wird, in der That ein Volkskrieg, ein Krieg der Prinzipien und Grundſätze iſt, nicht bloß ein Krieg der Kabinette. Denn was könnte aus dieſem dem Volke für eine ſittliche Läuterung erwachſen? Wird es nicht vielleicht willenlos in einen Krieg hineingezogen werden, der ſeinen heiligſten Intereſſen fremd, vielleicht gar ihnen entgegen iſt? Und welcher Gewinn könnte dem Volke daraus erblühen, daß es ſich etwa für eine Laune ſeines Gebieters, eine Rückſicht der fürſtlichen Verwandtſchaft todtſchlagen läßt?

Die zweite Vorausſetzung, wird man fortfahren, iſt dieſe, daß der Krieg, wenn auch nicht ſiegreich, ſo doch wenigſtens nicht zerſtörend ſei für die Exiſtenz des Volkes ſelbſt. Aber auch dafür bietet die Geſchichte Beiſpiele genug. Wie nun, wenn Deutſchland im nächſten Kriege, ganz oder theilweiſe, unterjocht, zerriſſen, ausgemerzt wird aus der Reihe der ſelbſtändigen Staaten? Je geringer in dieſem Augenblick die moraliſche Kraft unſeres Volkes iſt, je weniger wir innerlich zu einem Kriege fähig und gerüſtet ſind, je näher iſt, wenn auch nicht die Warſcheinlichkeit, ſo doch die Möglichkeit eines ſolchen jammervollſten Ausganges. Und dann, wie würde es dann ſtehen mit all' dieſen ſegensreichen Wirkungen, die man uns geweiſſagt hat? Der Patient iſt an der Kur geſtorben: was ſoll das Heilmittel nützen?!

Hierauf entgegnen wir Folgendes. Zuerſt, daß es eine Täuſchung iſt, als ob jemals andere Kriege geführt worden ſind, als Principienkriege. Die nächſte zufällige Veranlaſſung mag die Laune einer Maitreſſe, ein Paar Handſchuhe, ein Glas Waſſer geboten haben, die Anſtifter des Krieges ſelbſt mögen geglaubt haben, um dieſe Nichtigkeiten zu kämpfen; aber der eigentliche Grund des Krieges iſt doch nur immer ein geiſtiger Zwieſpalt, ein Kampf der Principien und Ideen geweſen, zu deſſen Schlichtung es kein anderes Mittel mehr gab, als dieſes Äußerſte. So iſt es, wie geſagt, zu allen Zeiten und überall geweſen; wir aber, Dank der Entwicklung, zu welcher die Welt mittlerweile gelangt iſt, haben noch den weſentlichen Vortheil, *zu wiſſen, daß es ſo iſt.* Ein jeder Krieg, der in dieſem Augenblicke für uns beginnt, wird ein Principienkrieg ſein und als ſolcher von uns Allen erkannt werden; immer, und ob er ſeinen ſcheinbaren Urſprung in der gemeinſten Zufälligkeit, in einem ſtreitigen Fleckchen Land, einer Beleidigung der fürſtlichen Livree nähme, wird er die äußerſte Höhe unſerer werthvollſten und heiligſten Intereſſen berühren. Ja, wir werden überhaupt in keinen anderen Krieg gehen, als den man wenigſtens die Klugheit hat, uns auch äußerlich als einen ſolchen darzuſtellen und anzukündigen.

der im Namen einer Idee, im Namen des Volkes und zu ſeinen Gunſten begonnen wird.

Was das Zweite angeht, ſo unterliegen auch die Nationen demſelben Geſetz, vermöge deſſen die Natur nichts geſchaffen, das ſie nicht auch vollendet und in ſich ſelbſt zum vollkommenen Abſchluß gebracht hätte: die geringſte Pflanzenbildung, der kleinſte thieriſche Organismus iſt jederzeit ein Wunderwerk von Reife und Vollendung. Wir können nicht glauben, daß die Geſchichte weniger mütterlich zu Werke gehe. Auch ihre Zeugungen müſſen erſt reif und fertig ſein, auch ihre Geſchöpfe müſſen erſt den vollen Umkreis ihrer Fähigkeit durchlaufen und allen Kern von Kraft, von Glück und Freiheit, der in ſie gelegt iſt, zu vollkommener Reife gebracht haben, ehe ſie die vollendete Form zerbricht, um aus ihren Trümmern eine neue, höhere Gattung zu beginnen. Von dieſer ſeiner Vollendung iſt der deutſche Geiſt noch unendlich fern. Wir müſſen erſt glücklich ſein, wir müſſen erſt in freiem, triumphirendem Genuß den vollen Becher unſeres Daſeins leeren, ehe der Gedanke des Unterganges uns nahen darf. Man kann uns beſiegen, man kann uns beugen: aber immer wieder wird der Bogen zurückſchnellen, weil das Ziel, zu welchem er den Pfeil beflügeln ſoll, noch nicht erreicht iſt. —

So viel alſo über das Allgemeine unſerer Frage. Wir gehen nunmehr zu dem zweiten Theil unſerer Unterſuchung über, indem wir die weitere Frage aufwerfen: gegen wen insbeſondere der nächſte Krieg gerichtet ſein wird und namentlich gegen wen er möglich, gegen wen wahrſcheinlich und gegen wen zu wünſchen iſt.

Hierbei wagen wir Eines vorweg zu behaupten: möglich ſollen alle Kriege der Welt ſein; aber unmöglich iſt ein Krieg im eigenen Lande, Deutſche gegen Deutſche!

Es gab allerdings eine Zeit (und auch die Jüngſten unter uns können ſich ihrer noch erinnern), wo man ziemlich deutlich darauf anſpielte, daß ein Krieg im Innern Deutſchlands, ſpeciell ein Krieg zwiſchen Oeſterreich und Preußen, den Geſammtintereſſen unſeres Vaterlandes, insbeſondere den Fortſchritten des Liberalismus, vortheilhaft und ſogar nothwendig ſein dürfte. Es war das die Zeit, wo man noch in Preußen den natürlichen Vorfechter der deutſchen Freiheit, umgekehrt in Oeſterreich den allgemeinen Herd aller Unterdrückung, das Heerlager des deutſchen Obſcurantismus zu ſehen glaubte. Aber wenigſtens die eine von dieſen beiden Anſichten war irrthümlich und die neueſte Entwicklung der Dinge hat ſie gründlich zerſtört. Auch von der entgegengeſetzten Seite, wenn ſchon verſteckter und mehr durch feindliche

Machinationen, als (wie leider die Liberalen es gethan hatten) durch offene Deklamationen, wurde auf einen gewaltſamen Zwieſpalt im Innern unſeres Vaterlandes hingearbeitet. Wie Jenen der Sieg der Freiheit, ſo lieh Dieſen den Vorwand ihrer unlauteren Wünſche die angebliche Gefahr der Throne, die Uebergriffe der conſtitutionellen Bewegung, die man durch die Gewalt der Waffen zu unterdrücken hoffte, und endlich die Ehre der alleinſeligmachenden Kirche, die ihren Purpur bekanntlich oftmals in dem Blute der Völker, ja der Fürſten gefärbt hat.

Man wird der vorliegenden Darſtellung von allen Vorwürfen, die man gegen ſie erheben möchte, doch gewiß den am wenigſten machen können, daß wir die Dinge in zu roſenfarbenem Lichte betrachten und zu viel Werth legen auf die officiellen Schauſtellungen von Einigkeit und Glück und nationaler Wohlfahrt, mit denen man uns ſeit einiger Zeit bewirthet. Nichts deſtoweniger ſprechen wir es als unſere vollſte Ueberzeugung aus und wiederholen es, daß wir einen Krieg von Deutſchen gegen Deutſche für unmöglich halten — unmöglich, wie man alle Verbrechen gegen die Natur, alle Auflehnung gegen die ewigen Geſetze der Weltordnung für unmöglich halten muß. Dies Eine zum Mindeſten werden wir doch aus den traurigen, ja ſchmachvollen Erfahrungen unſrer Geſchichte gelernt haben, daß der Baum der

Freiheit, die Blüthe der Macht nicht durch Bruderblut genährt wird. Auf jene officiellen Einheitserklärungen, auf die Zweckeſſen und Hermannsdenkmalsbetteleien legen wir dabei nicht den allergeringſten Werth: wohl aber auf die Macht der öffentlichen Meinung, welche, wie ungebildet und einſichtlos ſie auch übrigens noch ſein mag, doch dies als ihr eigenſtes Lebensblut in ſich aufgenommen hat und dies behaupten wird, gegen wen es ſei, daß niemals wieder Deutſche das Schwert erheben dürfen gegen Deutſche, und daß es keinen Gewinn, keinen Fortſchritt, keine Ehre giebt, die mit den Gräueln eines innern Krieges erkauft werden dürften. Schon dies Eine bindet uns, daß wir Alle, Oeſterreicher und Preußen, Conſtitutionelle und Abſolute, Katholiken und Proteſtanten, alleſammt in gleicher Bedrängniß ſind und das gleiche Bedürfniß der Freiheit innerlichſt gleichmäßig empfinden. Unſer gemeinſames Elend iſt der Boden, unſer gemeinſames Bedürfniß das Unterpfand unſrer Einigkeit.

Dies vorausgeſchickt, bleiben im Grunde nur zwei Staaten übrig, mit denen ein Krieg überhaupt möglich und zu erwarten iſt. Nämlich ein nächſter Krieg, wie bereits angedeutet wurde, muß nothwendig ein ausgeſprochener und bewußter Krieg der Principien ſein. Einen ſolchen anzuregen, ſteht nur denjenigen Mächten zu, welche überhaupt die Principien der Gegenwart ſelbſtändig vertreten, oder mit anderen Worten: die ſich in dieſem Augenblick in die Hegemonie der Weltgeſchichte theilen. Dies ſind nur die drei eigentlichen Großmächte, Frankreich, Großbritannien und Rußland; Deutſchland, das heißt Oeſterreich und Preußen, nehmen an dieſer Hegemonie nur Antheil, inſoweit ſie ſich an die eine oder die andere dieſer Mächte anlehnen. Für ſich haben ſie kein eigenes Princip, oder können es doch nicht ſelbſtändig, aus eigener Macht, behaupten. Wenn man ihnen nichts deſtoweniger in dem Concert der europäiſchen Großmächte gleichfalls eine Stimme vergönnt, ſo iſt das mehr eine Folge der Eiferſucht, mit der die drei wirklichen Großmächte ſich gegenſeitig beobachten, und eine Art von Reſpect gegen den ſecundären Einfluß, den die Allianzen von Oeſterreich und Preußen haben können, als eine Anerkenntniß ihrer ſelbſtändigen Macht.

Was nun England angeht, ſo führt es, aus einer ſehr klugen Politik, nur da Krieg, wo es etwas gewinnen kann. In Deutſchland aber kann es nichts mehr gewinnen, weil es Alles — bereits hat. Es hat das ganze Deutſchland in einem ſehr conſiderablen Punkt, im Punkt des Geldes, in der Taſche; wir ſind ihm zinsbar mit unſerm Fleiß und unſerer Arbeit, wir opfern ihm unſer Geld, unſere Fabriken, unſern Handel, es hat keinen bequemeren Markt, als uns. Es würde eine vollſtändige Umkehrung dieſer merkantiliſchen Verhältniſſe, eine völlige Emancipation des deutſchen Handels vom britiſchen vorhergehen müſſen, ehe England ſich zu einem Kriege gegen Deuſchland entſchließen könnte. Wie die Sachen jetzt ſtehen, ſo wäre ein ſolcher Krieg nichts Anderes, als das bekannte Geſchichtchen von der Henne, die alle Morgen ein goldenes Ei legte, bis ihre Herrin, aus Habſucht und Geiz, ihr den Bauch aufſchnitt. Aber der Engländer iſt nicht bloß habſüchtig, er iſt auch klug: und daher, ſo lange wir nur jeden Morgen richtig unſer Ei legen, ſo hat die Sache nichts zu ſagen.

Es bleiben alſo nur Frankreich und Rußland, die beiden Coloſſe, zwiſchen denen das arme zerſtückelte Deutſchland eingekeilt iſt: beide von einer beſtimmten Idee machtvoll getrieben und daher beide uns, den Ideenloſen, höchſt gefährlich. Frankreich iſt der Vorkämpfer der modernen Entwicklung. Wie England, in einer Revolution von mehr als zwei Jahrhunderten, den feudalen Staat des Mittelalters mit den Forderungen der Freiheit auszuſöhnen ringt (denn mit der Hälfte ſeines Daſeins iſt England bis auf dieſe Stunde noch immer ein mittelalterlicher Staat), ſo ſcheint es die Aufgabe Frankreichs zu ſein, den modernen Staat zur Darſtellung zu bringen und die Formen aufzufinden, in denen die politiſchen

Bedürfniſſe der Gegenwart ſich befriedigen. Rußland dagegen hat weder ein Mittelalter noch eine moderne Zeit. Wenn auf irgend ein Land, ſo iſt es Rußland, auf das der geniale Ausruf Mirabeau's paßt: faul vor der Reife! Seine Vergangenheit, wir meinen ſeine ſlaviſche Urſprünglichkeit, die Wiege ſeiner Geſchichte, hat es ſelbſt zertrümmert; Peter, den man dafür den Großen nennt, ſchrob den politiſchen Einfluß gewaltſam in die Höhe, indem er die Kraft der Nationalität vernichtete. Aber auch der modernen Zeit hat Rußland ſich niemals wirklich in die Arme geworfen. Es hat immer nur den Flitter der Cultur aufgerafft; immer iſt es ſo roh geblieben, wie jemals, nur daß die Kraft, welche der Roheit ſonſt beiwohnt, durch Fäulniß gebrochen iſt. So erſcheint Rußlands ganze Stellung als eine gewaltſame und unnatürliche. Es will die Früchte der modernen Zeit für ſich genießen, ohne Antheil genommen zu haben an ihrer Arbeit; es will ſich mit der Blüthe der Bildung ſchmücken, und iſt doch nicht im Stande, ſie aus ſich hervorzubringen. Dieſe gewaltſame Stellung läßt ſich nur auf gewaltſame Weiſe behaupten. Der eiſerne Wille eines Gewaltherrſchers hat Rußland groß gemacht; nur eiſerne Bande können es vor dem Umſturz bewahren. Alſo um es kurz zu ſagen: Frankreich bedarf der Freiheit, um vorzuſchreiten, Rußland der Tyrannei, um ſich zu halten. Das Eine iſt mithin auf Freiheit angewieſen, das Andere auf Unterdrückung.

Es möchte hienach kaum ein Zweifel ſein, wohin Deutſchland ſich zu wenden und nach welcher Seite es den Oelzweig, nach welcher das Schwert zu bieten hat. Das Ziel Frankreichs iſt das gemeinſame Ziel der gebildeten Welt. Die Formen können, ja ſogar ſie müſſen wechſeln, je nach der verſchiedenen Individualität der Völker: aber der Inhalt bleibt derſelbe — und er iſt die Freiheit. Das Ziel Rußlands iſt die Knechtſchaft, hier eine nackte, dort eine vergoldete, aber immerhin die Knechtſchaft. Europa hat nichts gemein mit dieſen aſiatiſchen Emporkömmlingen; ſie bedürfen der Dunkelheit, wo wir des Lichtes, ſie bedürfen der Knute, wo wir der freien Ueberzeugung. Was ſcheint natürlicher, als daß wir dieſe (ſo zu ſagen) Naturbeſtimmungen anerkennen und, mit Frankreich verbündet, Front machen gegen den allgemeinen Feind der Bildung und der Humanität?

Es iſt traurig, zu ſagen, und doch dürfen wir es uns nicht verhehlen, daß, ſo einfach dies auch ſcheint und ſo nothwendig es in der That auch iſt, doch wahrſcheinlich zunächſt das Gegentheil geſchehen wird. Die Fürſten fürchten Frankreich — nicht zwar Frankreich ſelbſt: denn wäre dies, wie würden ſie ſich noch immer umgeben mit franzöſiſcher Sitte, franzöſiſcher Kleidung, franzöſiſcher Sprache und Literatur? Aber ſie fürchten die Idee, welche Frankreich vertritt, ſie fürchten es, weil von ihm jene Aufklärung der Völker ausgegangen iſt, welche allmälig den Thronen gefährlich zu werden droht: denjenigen Thronen nämlich, welche ſich allein auf den brutalen Anſpruch der Gewalt, auf das Eigenthumsrecht der Dynaſtien, nicht auf das höhere und allein giltige Recht der Völker, auf das Recht der Freiheit und der Wahrheit gründen wollen.

Noch mehr: die große Maſſe unſeres Volkes ſelbſt haßt Frankreich und ſieht in ihm immer noch den Erbfeind unſers Stammes. Wir können dieſen Haß, ſo wenig wir ihn theilen, dennoch nicht völlig verdammen. Er hat im Gegentheil ſeine ehrenwerthen und achtbaren Motive; nur daß die ganze Grundlage, aus welcher auch dieſe Motive ſich entwickeln, falſch und haltlos iſt. Von wem hat Deutſchland ſeit Jahrhunderten die meiſte Schmach erfahren? Von Frankreich. An wen haben wir in einer Reihe blutiger Kriege die Blüthe unſrer Bevölkerung, den Kern unſrer Provinzen, das Diadem unſeres Ruhmes verloren? An Frankreich. Wer hat unſerm Reichthum das Mark ausgeſogen, wer hat uns zum Geſpötte der Welt gemacht, wer hat uns an ſich gekettet wie der Herr den Sclaven? Frankreich und immer Frankreich. Das ſind die Thatſachen und der Ungebildete ſieht nichts als ſie. Freilich, wer etwas weiter zu ſehen verſteht, der erkennt ohne Mühe, daß Frankreich nur das Werkzeug, die bewegende Kraft aber unſere eigene Unkraft, unſere Zerſplitterung, unſere Geiſtloſigkeit, unſer Mangel an Muth und Würde geweſen ſind. Es iſt unendlich kindiſch, eine Nation zu haſſen, weil ſie mächtiger iſt als die andere, und ſie dieſe Macht empfinden läßt. Wir, im gleichen Falle, würden wir es nicht ganz ebenſo machen? Dieſer überſchwängliche Reichthum an Genie, an Tapferkeit, an Ausdauer und eiſernem Muthe, welchen Frankreich zur Zeit der Republik und des Kaiſerreichs entfaltete, iſt das Alles nur franzöſiſche Bosheit, iſt es nur eine abſichtliche Verſtellung, um uns zu kränken und zu beſchädigen? oder war dies Alles nur die nothwendige Folge der richtigen Partei, welche Frankreich, und der falſchen, welche wir ergriffen hatten? Alſo nicht ſie ſollten wir haſſen, die damals nur das Recht der Geſchichte an uns vollzogen haben: ſondern die treffe unſer Haß, die unſre Verachtung, die uns damals in jene unglückſelige Bahn hineingeſtoßen, die uns verhindert haben, gemeinſam mit Frankreich das Banner der Freiheit aufzupflanzen und die Sache der Bildung und der reineren Menſchlichkeit, ſtatt uns feindſelig in ihren Weg zu ſtellen, gleichfalls zu der unſeren zu machen. Er treffe alſo vor Allem die unſelige Kabinetspolitik, die auch dieſes Elend auf ihrem Gewiſſen hat, er treffe uns ſelbſt, daß wir dieſe Politik duldeten, er treffe die Zwietracht, den Neid, die Demuth, deren Opfer wir damals wurden — mögen wir es nie wieder werden!

Aber die große Maſſe ſind die Ungebildeten, hier und aller Orten, und darum wird es noch einige Zeit dauern, bevor dieſes Bewußtſein ſo allgemein wird, wie es, zum Heile der Welt und unſerm eigenen, endlich werden muß, zumal da der Franzoſenhaß unſrer Ungebildeten von oben herab gefliſſentlich genährt und von Zeit zu Zeit an dem Strohfeuer einer officiellen Deutſchthümelei neu angezündet wird. Nichts deſto weniger bleibt es bei dem, was wir kürzlich an einem Orte laſen, von welchem wir übrigens nur wenig adoptiren möchten: der Grad der Bildung in Deutſchland iſt abzumeſſen nach dem Grade der Freundſchaft oder Feindſchaft, welche man gegen Frankreich hegt. Man muß bornirt ſein, ſetzen wir hinzu, um die Dienſte zu verkennen, welche Frankreich der Aufgabe der neuen Zeit, der Idee der Freiheit und der Volksherrſchaft geleiſtet hat: und man muß ſchlecht ſein, um dieſe Idee ſelber zu verkennen.

Es iſt hiebei noch ein einigermaßen kitzlicher Punkt, den wir eben deshalb zur Sprache bringen wollen. Nämlich zugegeben, daß eine aufrichtige und vorurtheilsfreie Allianz zwiſchen Deutſchland und Frankreich den Fortſchritt der Welt wirklich weſentlich befördern und auch unſern eigenſten Intereſſen vollſtändig entſprechen würde: wie ſteht es mit den Anſprüchen der Franzoſen an das Rheinufer? wie mit unſern eigenen an das Elſaß?

Die Sache ſcheint ſehr verwickelt, und doch iſt ſie die einfachſte der Welt. Anſprüche der Franzoſen an das Rheinufer? Warum machen ſie nicht auch Anſprüche an den Mond? Weil ſie zum Voraus wiſſen, daß ſie ihn doch nicht kriegen würden. Da liegt es. Zeigen wir den Franzoſen nur erſt den feſten, leidenſchaftloſen Willen, von unſerm Grund und Boden auch nicht das kleinſte Stäubchen wegzugeben, und wär' es um den Beſitz der Welt, ſo wird auch der unreife Trieb danach, der im Grunde nichts iſt, als eine ſehr verzeihliche Reminiſcenz unſrer oft gezeigten Schwäche, ſich ſehr bald von ſelbſt verlieren.

Denn dies in der That iſt die Grundlage aller innern Selbſtändigkeit und Freiheit, daß man ſich zunächſt ſelbſtändig erweiſt nach außen hin und ſich nicht nehmen läßt, was man hat. Die Sache iſt ſo einfach und verſteht ſich ſo ſehr von ſelbſt, daß das ganze Bewußtſein unſrer Schwäche, die ganze Furcht vor der Wiederkehr gewiſſer ſchmählicher Ereigniſſe dazu gehört, um nur das überſchwängliche Pathos zu erklären, daß wir in dieſe Rheinuferfrage gelegt haben. Aber gerade heraus: dies Pathos iſt lächerlich. Was würden wir von einem Manne denken, der mit großem Geſchrei auf der Gaſſe umherlaufen wollte und renommiren, daß er ſich den Rock nicht ausziehen laſſe, den er an hat? — Wir haben den Rock an und alſo behalten wir ihn; wer ihn uns ausziehen will, der wage ſeine Knochen.

Etwas ſchwieriger ſcheint die zweite Frage. Das Elſaß iſt uns verloren gegangen in der Zeit unſrer Schwäche, durch die Unthätigkeit unſrer damaligen Machthaber. Das Volksbewußtſein, die öffentliche Stimme der Nation, die gerade in dieſen Landſtrichen die Wiege unſrer glorreichſten Erinnerungen, die herrlichſten Monumente des deutſchen Geiſtes verehrt, hat niemals Verzicht auf ſie geleiſtet. Soll das Unrecht, das wir damals erlitten, jetzt verjährt ſein? Sollen wir uns begnügen, zur Erkenntniß unſrer Schmach gekommen zu ſein? Oder ſollen wir mit unſrer Schwäche nicht auch vielmehr ihre Folgen abzuthun ſuchen?

Auch hier dünkt uns nur Eine Antwort möglich: Eroberungen machen kann die Gewalt, aber ſie behalten nur die Freiheit. Uebertreffen wir denn die Franzoſen in der Entwicklung aller freien, volksthümlichen und wahrhaft humanen Einrichtungen! Stellen wir ein Deutſchland her, ſo frei, ſo mächtig, ſo glückſelig, daß es eine Luſt iſt und ein Ruhm, dieſem Lande anzugehören! Dann wird auch das Elſaß wieder deutſch werden; wir werden dann nicht nöthig haben, durch allerhand romantiſche Reminiſcenzen eine illuſoriſche und unlebendige Sympathie zu erkünſteln, wir werden nicht an die bloßen Naturbeſtimmungen der Lage, der Abſtammung ꝛc. zu appelliren brauchen: ſondern die Freiheit wird uns zurückführen, die wir durch unſern Knechtsſinn verloren haben! — Aber freilich wird wohl bis dahin noch einiges Waſſer den Rhein entlang laufen.

So unheilbringend nun nach dieſem Allen ein Krieg mit Frankreich wäre, weil er den Fortſchritt der freien und volksthümlichen Entwicklung hemmen und uns in ein widernatürliches Verhältniß bringen würde zu denjenigen, denen wir uns vielmehr, als unſern Vor- und Mitkämpfern, innigſt anzuſchließen haben, ſo wünſchenswerth und nöthig dagegen wäre ein Krieg mit Rußland. Rußland iſt der eigentliche Erbfeind nicht blos Deutſchlands, ſondern der Welt, weil es der Feind der Freiheit und der Bildung iſt. Ein Krieg gegen Rußland wäre der wahre Kreuzzug der neuen Zeit: ihm ſind die Sympathien aller Herzen, die Stimmen aller Völker gewiß.

Aber für Deutſchland ſind noch ganz beſondere Gründe, welche einen derartigen Krieg ſo wünſchenswerth wie nöthig machen. Denn kein Land iſt von dem Netz der ruſſiſchen Gewaltherrſchaft ſo eng umſponnen, wie eben unſer Vaterland. Beinahe ſchon in allen Fürſtenfamilien unſrer Throne fließt ruſſiſches Blut; ruſſiſche Verſchwägerungen kreuzen in Preußen, Weimar, Heſſen, Naſſau, Oldenburg — und nun bald auch in Würtemberg die Intereſſen des Volkes, ja vor ganz Kurzem erſt ſahen wir die Staatsmänner Oeſterreich's im Begriff, dem ruſſiſchen Moloch ein neues Opfer zu bringen und ihm eine neue Bahn zu brechen in den heiligen Leib unſers Vaterlandes. Von ruſſiſchen Agenten wimmeln unſre Hauptſtädte, ruſſiſches Geld beherrſcht unſre Preſſe, ruſſiſche Spione bewachen unſre Univerſitäten. Wahrlich, die Schmach dieſes Friedens iſt größer, als das Unglück des Krieges jemals werden könnte. Es iſt ein großes und künſtliches Netz: wollen wir warten, bis die Fäden völlig fertig geſponnen ſind? Wollen wir den Kopf willig hinhalten, bis das Meſſer geſchliffen iſt, das ihn uns abſchneiden ſoll? Wir lamentiren ſehr, daß das Elſaß nicht unſer iſt und haben nicht übel Luſt, den ſittlichen Werth ſeiner Bevölkerung zu verdächtigen, weil ſie keine Neigung ſpürt, die Volksſouverainetät, an der ſie in Frankreich Theil hat, mit der Ehre eines deutſchen Unterthanen zu vertauſchen: aber Oſtpreußen, Pommern, Schleſien laſſen wir in Folge der ruſſiſchen Abſperrungen und Vexationen gutwillig verarmen, wir ſehen es ruhig mit an, wie dieſe Provinzen in ihrem Wohlſtande ſinken, in ihrer Betriebſamkeit erlahmen, in ihrer moraliſchen Kraft erſchlaffen, weil ſie ſich von dem Schutz des deutſchen Vaterlandes verlaſſen und aller möglichen Willkür der Ruſſen Preis gegeben ſehen, — ja wir werden ruhig warten auch bis dahin, wo dieſe Provinzen ſich dem fremden Sieger werden in die Arme ſtürzen müſſen.

Und dann vor Allem: ſind die ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen nicht ſo gut deutſches Eigenthum geweſen, wie das Elſaß? Wollen wir nur den Franzoſen abnehmen, was ſie geraubt haben, und den Ruſſen nicht? Die Bewohner des Elſaſſes ſind freie Bürger eines freien Staates, wenigſtens eines ſolchen, der, bei allen Verirrungen und Täuſchungen des Augenblicks, doch immer die Freiheit zu ſeinem ausgeſprochenen und anerkannten Principe hat: die Bewohner der ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen dagegen leben unter dem furchtbaren Geſetz der Knute, ſie ſtrecken ihre Arme zu uns herüber, Deutſchland, wie es iſt, mit all ſeiner Halbheit und Verkümmerung, wäre ebenſo gewiß ein Fortſchritt für ſie, wie es dermalen ein Rückſchritt wäre für den Elſaß — und an die Wiedereroberung dieſer Oſtſeeprovinzen denken wir nicht? An ſie mahnt uns kein Blut unſrer Vorfahren, keine Sympathie des deutſchen Geiſtes, kein Ruf unſrer Ehre? In der That, auf *Einem* Ohr muß Deutſchland taub ſein — oder es hat ſonſt wo ſeinen Haken.

Dies alſo die Antwort auf jene zweite Frage: den Krieg mit Frankreich würden die Kabinette wählen, den Krieg gegen Rußland die Völker. Aber noch ſind bei uns die Kabinette mächtiger als die Völker: und darum iſt der Krieg gegen Rußland zwar wünſchenswerth und nothwendig, aber der Krieg gegen Frankreich iſt wahrſcheinlich.

Es bleibt uns nun ſchließlich noch unſre Meinung auszuſprechen über den Erfolg, mit welchem dieſe Kriege vermuthlich werden geführt werden. Dieſe Aufgabe iſt mißlich, wie alles Prophezeien. Doch läßt, bei einigem Verſtändniß der Gegenwart, der Gang der Zukunft im Großen und Allgemeinen ſich allerdings vorausſagen. Daß auf den Winter der Frühling folgt und daß, wer ins Waſſer geht, ſich naß macht, das ſind Naturnothwendigkeiten, die man vorherſagen darf, auch ohne Prophet zu ſein. Und ſolche Naturnothwendigkeiten giebt es auch in der Geſchichte.

Werden wir in einem nächſten Kriege die Franzoſen ſchlagen? Es iſt möglich. Werden wir von ihnen geſchlagen werden? Es iſt gleichfalls möglich. Das iſt der Rathgeber aus Tieck's Blaubart. Aber Eines iſt gewiß: ſiegreich oder beſiegt, verlieren werden wir allemal. Werden wir beſiegt, ſo heißt das nur den Krieg vertagen. Denn die Ueberwundenen bleiben dürfen wir nicht, wir ſind zu der gleichen welthiſtoriſchen Stellung berufen, wie die Franzoſen, wir haben den gleichen Anſpruch an Freiheit und Selbſtändigkeit, wie ſie, und müſſen daher auch den gleichen Rang einnehmen. Dahingegen werden die Franzoſen beſiegt, ſo wird mit ihnen die Freiheit beſiegt, deren Vertreter ſie in dieſem Augenblicke ſind — oder zum Wenigſten als deren Vertreter ſie gelten, im guten wie im ſchlimmen Sinne.

Und nicht blos die Freiheit im Allgemeinen, ſondern auch unſre eigene Freiheit, der politiſche Fortſchritt in unſerm eigenen Lande, würde durch die Niederlage der Franzoſen gleichfalls eine Niederlage erleiden. Diejenigen unter uns, die in den Freiheitbeſtrebungen unſers Volkes nur eine äffiſche Nachahmung der Franzoſen erblicken (und leider iſt gerade in den Händen dieſer die Gewalt) würden ſich nach der Beſiegung Frankreichs durch nichts mehr gebunden glauben; ſie würden Mittel und Wege finden, die halben Zugeſtändniſſe, welche die Furcht vor dem Beiſpiel dieſes Nachbarſtaates ihnen entrungen hat, allmälig wieder zurückzunehmen, ſie würden

den Sieg über Frankreich für ein Gottesurtheil halten, das zugleich der Gewaltherrſchaft den Sieg zuſpricht — und dem Abſolutismus gehörte die Welt. Darum noch einmal: glücklich oder unglücklich geführt, aus einem Kriege mit Frankreich kann für Deutſchland immer nur Verderben wachſen.

Umgekehrt würde ein Krieg mit Rußland zuerſt und vor Allem ein glänzendes Anerkenntniß der Freiheit und des ſittlichen Geiſtes ſein. Denn gegen die Uebermacht dieſes Coloſſes, welche andre Waffen hätten wir, als dieſe?

Aber ſie genügen auch. Immer und überall, wo zwei Mächte in Krieg gerathen, gehört der Sieg *zuletzt* derjenigen, auf deren Seite die Freiheit und die Bildung iſt. Auf die Dauer alſo iſt der Ausgang eines Krieges zwiſchen Deutſchland und Rußland unzweifelhaft.

Dazu kommt, daß dieſer Koloß im Grunde doch nur ein Götzenbild iſt, das auf thönernen Füßen ſteht. Die geheime, zu Verſchwörungen ſtets bereite Oppoſition des Adels, der verletzte Stolz des Senates, der Uebermuth der großen Landbeſitzer, die politiſche Unmündigkeit und darum auch Unfähigkeit des niedern Volkes — welche innere Schäden! Die Tſcherkeſſen im Süden, die Polen im Weſten, der Schwede im Norden, der die finnländiſchen Provinzen hoffentlich noch nicht verſchmerzt hat, und endlich im Oſten der weitreichende Arm der Engländer, der, Waffen und Geld ausſtreuend, die eingeſchlummerten Völker Aſiens in eben ſoviel beutegierige Drachen verwandeln kann — welche offenen Wunden!

Der Umſchwung der Welt, der aus dem Sturze Rußlands hervorgehen würde, iſt großartiger, die Veränderungen, die dadurch veranlaßt würden, mannigfacher, als daß wir ſie hier erſchöpfen und das Gemälde dieſer neuen Welt, die ſich aus ſeiner Niederlage erheben würde, hier vollſtändig ausmalen könnten. So viel iſt gewiß und muß einem Jeden auf den erſten Blick einleuchten, daß durch dieſe Eine That alle die unzähligen Verwicklungen der gegenwärtigen europäiſchen Politik ſich genügend auflöſen, alles alte Unrecht ſich verſöhnen, aller Zunder neuer Kriege auf längere Zeit hinweggeräumt werden würde. Denken wir nur ſelbſt: Polen wieder hergeſtellt, die Türkei der chriſtlichen Bildung zurückgegeben, Griechenland, aus ſeinem jetzigen Scheindaſein auf eine Baſis geſtellt, breit genug, um ihm die nöthigen Lebensſäfte zuzuführen, die Donauländer, bis an das ſchwarze Meer, zu einem ſlaviſchen Mittelreich unter deutſcher Oberhoheit vereinigt, vor Allem aber die ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen unſerm Vaterlande zurückerobert und dieſe Unglückſeligſten unſrer Brüder, dieſe Geächteten, Preisgegebenen, wieder aufgenommen in die Gemeinſchaft des deutſchen Geiſtes — wie Schade, daß dies Alles nur Träume ſind!! —

Aber es giebt bekanntlich, nach dem Glauben der Völker, zweierlei Gattungen von Träumen: ſchwarze, welche nur Täuſchungen ſind, weiße, welche zur Erfüllung kommen. Vielleicht daß die unſrigen zu den weißen gehören, — ſo ſchwarz wie ſie auch ausſehen. —

Vaterland? oder Freiheit?

Brief an einen Freund.

. . . Alſo, liebſter Freund, die Sache iſt erörtert und abgemacht: Hébert hat geſprochen, der Convent hat abgeſtimmt: il n'y a plus de Dieu! Das Vaterland exiſtirt nicht mehr! Nationalgefühl? wie bornirt! Patriotismus? welch ein zurückgebliebener Standpunkt! Es giebt kein anderes Vaterland, als die Freiheit, kein anderes Nationalgefühl, als das Bewußtſein der Bildung und der Humanität; dem freien Franzoſen fühl' ich mich mehr Bruder, als dem unfreien Deutſchen, ob auch zehnmal eine deutſche Mutter mich geſäugt, deutſche Luft mich genährt, deutſche Sprache mich gebildet habe. Ja überhaupt wer es gut meint mit den Deutſchen, dieſen dickköpfigen, abergläubigen, knechtiſchen Deutſchen, dieſer Incarnation der „Niederträchtigkeit," der reiche uns die

Hand und helfe uns, ſie zu Franzoſen zu machen. Das iſt der einzige reelle Dienſt, den man den Deutſchen ſowohl, wie im Allgemeinen der Sache der Freiheit und der Bildung erweiſen kann und zu dem Alle daher, die es mit der letztern wahrhaft wohl meinen, ſich vereinigen müſſen. —

Darf ich Dir geſtehen, lieber Freund, daß ich erſchrak, indem ich dies neueſte Programm der Humanität und der Aufklärung, dieſen Tagesbefehl gleichſam, welchen Du ſo gütig biſt an uns Uebrige ergehen zu laſſen, zu Geſichte bekam? Ja daß es mich ſchmerzlich ergriff, eine Rede dieſer Art aus einem Munde zu vernehmen, dem wir übrigens ſo manches befreiende, ſo manches herzerhebende Wort verdanken und den wir uns überhaupt gewöhnt hatten als das os magna sonaturum der Partei zu verehren?

Aber daß wir uns nicht noch einmal mißverſtehen: es war — ſei unbeſorgt! — kein pietiſtiſch ſentimentales Entſetzen, als ob die Erde Dich nun gleich verſchlingen müſſe wegen Deiner Frevelthat, auch kein (wie Du ihn nennen würdeſt) romantiſcher Schmerz, was mich ergriff, um all die ſchönen, zarten Gefühlchen, die Sympathieen und Erinnerungen, die Du ſo kaltblütig, mit Einem muntern Schnitt, aus Deinem Herzen löſeſt — oder doch wenigſtens zu löſen vorgiebſt. Im Gegentheil, mein Bedenken war höchſt praktiſcher Natur, mein Bedauern ruhte auf höchſt proſaiſchen Motiven.

Und das hängt ſo zuſammen. Du ſowohl, lieber Freund, wie wir Jüngeren alle, ſuchen in der literariſchen Thätigkeit, der wir uns widmen, noch bei Weitem mehr und bei Weitem Größeres, als eine bloß literariſche Befriedigung; wir ſchreiben, nicht um der Kritik — wir philoſophiren, nicht um des Syſtems — wir dichten, nicht um der Aeſthetik willen: ſondern dies bei Allem iſt der Zweck, der uns leitet, dies das Ziel, das wir im Auge haben, praktiſch zu wirken auf unſer Volk und durch literariſche Schöpfungen die größere, die Schöpfung eines freien, glücklichen Zeitalters vorzubereiten. Wir bedienen uns der Feder, wie man in andern (und allerdings glücklicheren) Zeiten ſich des Schwertes und der Kugel bedienen würde: die freie Theorie ſoll uns hinüberführen zur freien Praxis, die Bücher zu Thaten.

Darum auch unſer Publikum ſuchen wir nicht bei den Kritikern, den Gelehrten, den Schöngeiſtern, wir begnügen uns nicht mit der Zuſtimmung derjenigen, die ſich ſelbſt mit Emphaſe die Gebildeten nennen: ſondern darüber hinaus das eigentliche Volk, ſo weit von einem ſolchen in Deutſchland bisher die Rede ſein kann, die Nation in ihrer Geſammtheit iſt es, deren Herzen wir zu gewinnen, deren Bewußtſein wir aufzuklären, deren Muth wir anzufeuern ſuchen. —

Was in dieſer Hinſicht auch zu thun noch übrig bleibe und wie groß noch immer der Bruch ſei zwiſchen der Literatur und der Maſſe: beſſer wenigſtens (dies Zeugniß wird die Literatur, ohne Verdacht der Eitelkeit, ſich ausſtellen dürfen!) iſt es damit geworden. Die Schriftſteller haben eingeſehen, daß eine Literatur, die immer nur dieſen oder jenen Kreis der Geſellſchaft, dieſe oder jene Schicht der Bildung, niemals die Geſammtheit des Volkes, die Maſſe als ſolche erfaßt, ihres Namens als Nationalliteratur durchaus unwürdig und jedenfalls ohne Zukunft iſt; ſie haben gelernt — oder mindeſtens ſie fangen an, ſie bemühen ſich darum, dem Volke verſtändlich zu werden, ſeine Sprache zu reden, ſeine Intereſſen zu vertreten. Sogar die Philoſophie macht Miene, ihre Schulſprache zu verlernen und das ſchwerwuchtige, maſſive Erz der Kategorieen gegen die currente Münze der Umgangsſprache zu vertauſchen. Ja warum, da die Folge hinlänglich zeigen wird, daß es auf einen Lob- und Schmeichelbrief hier nicht abgeſehen iſt — warum ſollte ich es nicht offen ausſprechen, daß gerade Du, lieber Freund, von der ſcholaſtiſchen Dunkelheit Deiner früheſten Arbeiten bis auf die entzückende Leichtigkeit, die lebendige, allverſtändliche Grazie Deiner jüngſten Veröffentlichungen, in einer Vollſtändigkeit, wie kein Zweiter, dieſen Uebergang aufs Glücklichſte vollendet und uns dadurch ein Beiſpiel aufgeſtellt haſt, dem wir nichts Billigeres thun können als, je nach unſern Kräften, uns anzuſchließen? —

Auch die Poeſie hat hier vortheilhaft eingegriffen. Ich will, aus Gründen, die Du leicht erräthſt, kein allzugroßes Gewicht auf ihren Einfluß legen; nur dies, glaube ich, wird ihr immerhin zuzugeſtehen ſein, daß ſie, ſei es durch dasjenige, was andrerſeits ihre wunde Stelle iſt, die Allgemeinheit, das Leere, Phantaſtiſche ihrer Verkündigungen, ſei es durch den Glanz ihrer Darſtellung, die Pracht ihrer Farben, ja ſei es endlich nur durch dieſe Aeußerlichkeit des Rhythmus, der die Seele unwillkürlich gefangen nimmt, dieſe Süßigkeit der Reime, die ſich ſo ſanft einſchmeicheln in das Ohr des Hörers — genug, ſie hat immerhin in weiteſten Kreiſen ein großes, ein leicht entzündetes Publikum gefunden; ſie hat (das liegt in der Natur poetiſcher Anregungen) den Samen der Freiheit vielleicht nicht tief gelegt, aber ein beſchwingter Vogel, ſie hat, ihn an Orte getragen, wohin er ſonſt niemals gelangt wäre. Sie hat die Herzen geöffnet: gewinnt Ihr nun die Geiſter! —

So alſo ſteht die Sache: die Literatur begiebt ſich in die Dienſtbarkeit des Volkes, ſie achtet die praktiſche

Nutzbarkeit, die unmittelbare Einwirkung auf die poſitiven Verhältniſſe der Gegenwart einſtweilen höher, als alle Forderungen des Syſtems, alle Einwendungen der Aeſthetik. Möge dieſe ſich einſtweilen beruhigen! Es werden, in künftigen, vollendeteren Zeiten, in den reifen Tagen des Sieges, — es werden, ſage ich, ſchon wieder Künſtler aufſtehen, Poeten ſich finden, die auch der Kunſt ihr Recht wieder anthun und zu dem größeren Inhalt, um den wir ringen, die vollendete Form hinzufügen. Wir einſtweilen ſind Soldaten, angeworben durch die Noth des Augenblicks, dienſtbar dem Bedürfniß der Zeit. Hinweg darum mit jener äſthetiſchen, jener gelehrten Selbſtbeſpiegelung, über welche der deutſche Schriftſteller, ein moderner Narciß, nur allzuoft ſchon das eigentliche Ziel ſeines Strebens vergeſſen hat! Hinweg jene Vornehmheit, die ſich zu beflecken glaubt, indem ſie hinabſteigt zu den Begriffen und zu der Anſchauungsweiſe des Volkes — nicht, um ſie pädagogiſch zu meiſtern, vielmehr um ſie zu theilen und Begriff um Begriff, Wort um Wort, Wahrheit um Wahrheit zu tauſchen! Hinweg vor Allem jene Unduldſamkeit des Scholaſtikers, jene Rechthaberei des Gelehrten, die nicht bloß um den Geiſt ſtreitet, ſondern ebenſo und mehr noch um den Buchſtaben! die nicht bloß das Rechte anerkannt, die es auch allein in ihrer Form, in ihrem

Ausdruck, genau mit demſelben Hauch, derſelben Betonung, mit der ſie es auszuſprechen pflegt, anerkannt und verehrt wiſſen will! Das Publikum iſt unſre ganze Macht, es iſt das Einzige (aber dann auch ein Fels!), auf das wir uns ſtützen können: ehren wir es denn als unſern Meiſter! ſchonen wir ſeine Sympathieen! entſagen wir der Eitelkeit, es zu unſrer Weiſe nöthigen zu wollen, vielmehr lernen wir die ſeine — und kurz und gut, um es Alles mit Einem Worte zu ſagen: *ſeien wir praktiſch*! —

Nicht wahr, lieber Freund? Du verſtehſt jetzt den Schreck, der mich überfiel, das Bedauern, das ich empfand? — Als ich Deine geharniſchten Erklärungen las, als ich hörte, wie Du Alles in Acht und Bann thuſt, woran die Seele des Volkes mit ſüßer Inbrunſt hängt, als ich ſah, wie Du ohne Scheu jene Altäre zerbrichſt, vor denen die Edelſten unſers Volkes knieen, jene Sympathieen läugneſt, die, wie mit Zauberklängen, die Herzen der Nation entzünden, jene Banner in den Koth trittſt, auf welche die Augen des Volkes gerichtet ſind — Wie unpraktiſch! wie unklug! war mein erſter Gedanke: wie ſeinen eignen Zwecken entgegen-, ſeinen und unſern Feinden in die Hände gearbeitet! Sei es — wir werden dieſen Punkt ſpäter erörtern und ſo mag es für den Augenblick ſo gelten: ſei es, daß Alles ſich verhalte, wie Du ſagſt, ſei der Gedanke des Vaterlands wirklich eine bloße Chimäre, ſeien Nationalgefühl, Patriotismus, Vaterlandsliebe wirklich lauter hohle, irrthümliche Abſtractionen: aber das Volk glaubt noch an ſie! Beklagen wir es, lieber Freund: allein was mehr? es iſt noch ſo bornirt, auf ſeine deutſche Herkunft, ſeine deutſche Sprache, ſein deutſches Land einiges Gewicht zu legen; es iſt noch ſo kindiſch, das bedauernswerthe! an Vaterland und Nationalität und ähnliche „Schrullen“ zu glauben! es iſt noch nicht gebildet genug, das arme! um zu wiſſen, daß es einzig auf die Freiheit ankommt, gleichviel ob eine franzöſiſche, eine deutſche oder eine türkiſche — aber die Freiheit hat und kennt gar keine Nationalitäten mehr: ſie iſt die Freiheit und damit holla! Seien es falſche Altäre, ſeien es Götzenbilder: aber das Volk glaubt an ſie! das Volk verehrt ſie! es ſind ſeine Götter! Warum alſo nicht Mitleid haben, o Du der Beſſerwiſſende, mit den Thörichten? Warum, ſtatt ſeinen Irrthum leiſe, allmälig aufzuhellen, das Volk, wie man zu ſagen pflegt, abſichtlich vor den Kopf ſtoßen? Warum durch eine fanatiſche Oppoſition Sympathieen verletzen, Neigungen kränken, ſtatt uns ihrer leitend zu bemächtigen? Das Volk weiß mehr vom Vaterlande, von dem es ſich umgeben fühlt, das zu ihm ſpricht im Rauſchen ſeiner Bäume, im Duft ſeines Weines, im geheiligten Laut ſeiner Sprache, in tauſend und aber tauſend Erinnerungen und Denkmalen, als von der Freiheit, von der es nicht weiß, wo ſie wohnt, deren Zauber es nie empfunden hat, die ihm keine Geſtalt, kein Bild, keine Anſchauung gewährt, auch wenn Du ihm ſagen wollteſt, daß ſie krapprothe Hoſen trägt: darf es uns befremden, wenn es ſich das Bekannte, Verſtandene nicht nehmen laſſen will zu Gunſten eines Unbekannten, Unverſtandenen? Am Vaterlande hängt es, Patriotismus, Aufopferung für das Vaterland, Nationalgefühl, Nationalehre hält es für höchſt weſentliche, höchſt ſchätzenswerthe Güter: nun kommſt Du und erklärſt ihm, das Alles ſei Plunder, romantiſcher Quark, heraufgeholt aus der Grube des Mittelalters, auf die Freiheit allein komme es an und die Freiheit habe kein Vaterland und dulde keinen Patriotismus — im Ernſt, lieber Freund, hältſt Du dies wirklich für eine Empfehlung der Freiheit? Glaubſt Du wirklich auf dieſem Wege die Herzen des Volkes Deiner, unſrer Göttin zu gewinnen?

Dies führt mich auf den zweiten Punkt. Du zerſtörſt nicht bloß mit unerſchütterlicher Hand den Nimbus, der bisher die Stirn des Vaterlandes verklärte: auch das ganz beſtimmte, einzelne Vaterland, Dein Vaterland, Deutſchland, das deutſche Volk unterwirfſt Du einer mitleidloſen — ich darf nicht mehr ſagen Kritik: denn Kritik iſt Läuterung, Kritik iſt Ausſcheidung: Du aber verwirfſt den Kern mit der Schale, Du kritiſirſt nicht mehr, Du ſecirſt; Du urtheilſt nicht, Du verurtheilſt.

Der Inhalt des deutſchen Geiſtes (Du haſt es ausgeſprochen oder ausſprechen laſſen unter dem deckenden Schilde Deines Namens) iſt die Niederträchtigkeit. Es giebt kein Laſter, keine Schwäche, keine Thorheit, welche Du dem deutſchen Volke nicht zu-, keine Tugend, keinen Vorzug, keine Fähigkeit, die Du ihm nicht abſprächeſt, es ſei denn die Tugend der Knechtſchaft, der Vorzug der Dienſtbarkeit, die Fähigkeit des Sklaven. Ja es iſt ein Wunder, wie das arme Deutſchland nur noch beſteht: alle Regierungen Ali Paſcha's von Janina, alle Regierten wahre Enragés der Knechtſchaft, die ſich alle mit eignen Händen das Joch auf den Nacken zu legen eilen, das ganze Land, Vergangenheit wie Gegenwart, eine einzige allgemeine Cloake!

Glaube nicht, lieber Freund, daß ich die durchaus reinen und edlen Motive dieſes Zornes verkenne: ich weiß, wie warm, wie innig bei alledem Dein Herz für Deutſchland ſchlägt und daß es nur Liebe, ungeduldige, zürnende Liebe iſt, die ſich hinter dieſer finſtern Maske des Haſſes verbirgt.

In dieſer Hinſicht alſo fürchte von mir weder Mißverſtändniß noch Vorwurf. Aber dennoch geſtatte mir einen Einwand. Zwar was die Regierungen angeht, ſo geb' ich Dir dieſelben preis; ſie haben Federn und Bajonette, Schriftſteller und Gensd'armen genug: mögen ſie denn, thuſt Du ihnen Unrecht, ſich ſelbſt vertheidigen! Auch was das Volk betrifft, ſo will ich einſtweilen (aber wohl gemerkt: auch nur einſtweilen) Deine Anklagen in ihrer vollen Herbigkeit gelten laſſen: ſo bleibt mir bei alledem meine obige Frage auch hier zu wiederholen: iſt es praktiſch, iſt es klug, lieber Freund, Deinen Unwillen, Deinen Zorn, wie begründet er wäre, ſo nackt, in ſo gehäſſigen Worten auszuſprechen, wie du thuſt? Du willſt die ſittliche wie ſtaatliche Erhebung und Reinigung der Nation: iſt es klug, iſt es politiſch, Deine Reformverſuche damit zu eröffnen, daß Du ihr in Gnaden beweiſeſt, ſie ſei eine Nation von Lumpen? Du willſt die Befreiung des deutſchen Geiſtes, ſeine Wiederherſtellung im Reiche der Freiheit, ſeine Reinigung von allen Wundenmalen der Knechtſchaft: iſt dies der Weg dazu, daß Du als den Inhalt eben dieſes Geiſtes die „Niederträchtigkeit“ proclamirſt?! —

Aber vielleicht entgegneſt Du, daß jeder Beſſerung nothwendig die Einſicht in den bisherigen verderbten Zuſtand vorausgehn muß; der Arzt, der das Geſchwür heilen will, darf nicht lange damit tändeln, er ſchneidet friſch zu, mag es dem Kranken weh thun oder nicht.

Zugeſtanden: aber wird durch Schmähworte und Beſchuldigungen Einſicht erzeugt? aber während der Arzt das Uebel operirt, ſpielt er zugleich den Bußprediger und hält dem Patienten vor, wie er hier eine Flaſche Wein zu viel getrunken und dort den Mädchen nachgelaufen und davon ſei dieſe Krankheit entſtanden und er ſei überhaupt, bei Lichte beſehen, ein liederlicher Lump? Verfällſt du, lieber Freund, indem Du die politiſche Beſſerung der Nation nothwendig und allein aus deren Sündenbewußtſein ableiten willſt, nicht in den tragikomiſchen Irrthum jener geiſtlichen Eiferer, welche auch meinen, nur aus der ſittlichen Selbſtvernichtung könne die ſittliche Erhebung hervorgehen und das ſei eine ſchlechte Tugend, die aus etwas Anderem emporwachſe als aus der Zerknirſchung der Creatur? Deine Anklage der Nation, Dein Vorwurf der Niederträchtigkeit, was iſt es denn anders, als das „Sündenaas,“ der „Lügenknüppel“ unſrer alten pietiſtiſchen Geſangbücher ins Politiſche überſetzt? — Du warſt Lehrer, Du haſt eigene Kinder, die Du mit Sorgfalt und Aufopferung erziehſt, Du haſt, während Du unter uns lebteſt, mit jenem ſchönen Enthuſiasmus, der Dich uns Allen ſo werth machte, an den Vereinen Theil genommen, welche zur Rettung leiblich wie ſittlich Verwahrloſter damals geſtiftet wurden; es iſt Dir nicht unbekannt, daß, um ein Kind zu unterrichten, man nicht bei dem beginnt, was es nicht weiß, ſondern umgekehrt bei dem, was es weiß; noch auch, um einen verdorbenen Menſchen zu retten, klammert man ſich, wie die Pfaffen, an ſein Sündenbewußtſein: ſondern umgekehrt an die Reſte, die ſpärlichen, ſeiner beſſeren Natur ſucht man anzuknüpfen, man appellirt an den Nachhall honetten, tüchtigen Bewußtſeins, an das Gefühl ſittlicher Würde und Kraft, das etwa noch in ihm lebt, man zeigt ihm, daß, wie tief er auch geſunken, doch noch immer Stoff genug in ihm ſei, um ſich wieder zu erheben zu einem tüchtigen, wackern Menſchen. Und nun, lieber Freund, was Du keinem Kinde, keinem entlaſſenen Züchtling erweiſen würdeſt — aber Deinem Vaterlande erweiſeſt Du es?! Deine Nation willſt Du beſſern mit Mitteln, die, ſäheſt Du ſie in einem Zuchthauſe angewandt, unter Dieben und Mördern, Deinen Unwillen erregen würden — aber Deiner Nation, wie geſagt, bieteſt Du ſie?! Wahrlich, lieber Freund, ich verhehle Dir nicht: eine Nation kann viele Gebrechen haben, ſie kann kleinmüthig ſein, eitel, verlogen, liebedieneriſch — der Fond der menſchlichen Natur iſt unerſchöpflich, ſie kann ſich wieder erheben, ich verzweifle nicht an ihr! Wohl aber die ſich ſagen ließe, ſagen ließe von einem ihrer Schriftſteller, einem ihrer eigenen Söhne, was in dieſen jüngſten Tagen der unſrigen geſagt worden iſt —

geſagt worden obenein aus der Mitte eines fremden Landes und mit dem Anſpruch, das wahre Orakel aller Weisheit und Wahrheit zu ſein — und eine Nation ließe ſich dies ſagen und hätte noch eine andere Antwort darauf, als allein das Stillſchweigen der Verachtung — wahrlich, lieber Freund, an einer Nation von Mordbrennern und Dieben will ich nicht verzweifeln: aber an dieſer verzweifelt' ich! — —

Und darum noch einmal: haſt Du praktiſch, haſt Du klug gethan? Hältſt Du die Liebe, die Achtung der Nation für ein ſo geringfügiges Beſitzthum, daß Du es ſo bereitwillig von Dir ſtößt?

Aber ſchon hör' ich, womit Du alle dieſe Einwendungen beſeitigſt: und ich ſtimme Dir bei. Was klug! ſagſt Du, was praktiſch! aber es iſt die Wahrheit, die Wahrheit meiner Ueberzeugung! Ueberlaſſen wir es den kleinen Demagogen der Pnyx, die nach dem Obolus der Volksgunſt haſchen, die Wahrheit zu verſchweigen, weil ſie bitter iſt und das Volk ſchöner zu malen als es iſt: die Philoſophie hat mit dieſen Künſten nichts zu thun, ſie will ſo wenig Volksſchmeichler ſein, als Fürſtenſchmeichler, ſie geſtattet nicht nur, ſogar ſie fordert, ſie gebietet dieſe volle Parrheſie des Bekenntniſſes — wir haben es abgelegt, wie der Geiſt uns zwingt: ſteinigt uns nun, wenn es beliebt! —

Reich' mir die Hand — Du haſt Recht: und ſo laß uns denn, abſehend von jeder Rückſicht der Nutzbarkeit und des praktiſchen Vortheils, die Frage ſelbſt nach ihren innern Gründen unmittelbar ins Auge faſſen.

Zwar der erſte Grund, mit welchem Du die Verfechter des Vaterlandes, die „Patrioten" und „guten Deutſchen" zu entwaffnen gedenkſt, iſt ſelbſt noch äußerlicher und praktiſcher Natur. Seht Ihr denn nicht, Ihr Verblendeten, rufſt Du uns zu, daß Vaterland, Patriotismus, Nationalgefühl nur das große Narrenſeil ſind, mit welchem Eure Regierungen Euch an der Naſe führen? Merkt Ihr denn nicht, Ihr Stumpfſinnigen, daß man Euch dieſe Lockſpeiſe des Patriotismus nur hinhält, um Euch deſto bequemer zu rupfen? Daß dieſe Idee des Vaterlandes nur der bunte Anſtrich iſt, mit dem man das Joch ausgeputzt hat, auf daß Ihr um ſo ſicherer hineingeht, es um ſo ruhiger erträgt? Nach all den elenden Erfahrungen, die Ihr gemacht habt, nach all den Knechtsdienſten, den Erniedrigungen und Aufopferungen, zu denen man Euch à Conto des Vaterlandes, im Namen des Patriotismus und des Nationalgefühls beredet hat, wie iſt es möglich, o Ihr Kindsköpfe, daß Ihr noch immer anbeißt an dieſen Köder der Reaction, über deſſen wahre Beſchaffenheit doch längſt kein Menſch mehr in Ungewißheit ſein ſollte?! Wie könnt Ihr noch immer den Strick lieben, der Euch hängen ſoll, bloß weil er bunt — das Beil küſſen, das Euch köpft, bloß weil es blank iſt?!

Ich wage nicht zu widerſprechen, lieber Freund: der heilige Name des Vaterlandes iſt mehr als einmal gemißbraucht worden, mehr als einmal — wer wüßte es nicht?! hat man uns in die Schlacht geſchickt und hat unſer Hab' und Gut gefordert und unſer Blut vergeudet und uns die Haut vom Leibe geſchunden — Alles, wie ſie ſagten, um des Vaterlandes willen —! und meinten dabei doch nur ihren eigenen Vortheil, ihren Nutzen, ihre Erhaltung. Aber wo iſt ein Heiliges, ein Wahres, Großes, Edles, ich frage Dich, das die Selbſtſucht nicht mißbrauchte? Das verlogene Spiel, das mit dem Namen des Vaterlandes, mit Patriotismus, Deutſchthum ꝛc. allerdings getrieben wird, empört Dich dergeſtalt, daß Du, das Kind mit dem Bade verſchüttend, überhaupt nichts mehr wiſſen willſt von Vaterland und Vaterlandsliebe: aber die erlauchten Namen, die Du an ſeine Stelle ſetzen willſt, Freiheit und Humanität, ſind ſie etwa niemals gemißbraucht worden? Iſt es der falſche Götze des Vaterlandes allein, dem man Völker geſchlachtet, und der Name der Freiheit wäre niemals gemißbraucht, unter der Maske der Humanität niemals geheuchelt worden? Nur immer der berauſchende

Laut des Vaterlandes wäre es, womit die Gewaltherrſchaft die Völker taumlig macht, den Wein der Freiheit aber hätten ſie nie verfälſcht? Die prieſterliche Binde der Bildung, der Menſchlichkeit und Sitte hätte niemals gedient, Zwecke der Barbarei, der Unbildung und Unſitte zu verheimlichen?!

Alſo in dieſem Punkte wenigſtens wären wir weit; und mußt Du mir ſchon erlauben, Dir die allerdings etwas triviale Wahrheit, daß der Mißbrauch einer Sache ihren Werth an ſich nicht aufhebt, ins Gedächtniß zurückzurufen.

Aber auch Deine theoretiſche Begründung vermag ich weder zu billigen noch zu theilen. Vaterland, ſagſt Du — was iſt es denn eigentlich? Geboren ſein an einem beſtimmten Orte, aufwachſen in einer beſtimmten Umgebung, in beſtimmten äußeren Verhältniſſen, eine beſtimmte Sprache als Mitgift überkommen haben — Aber das ſind ja lauter rohe Naturbeſtimmungen, da iſt gar kein geiſtiger Inhalt, für den man ſich intereſſiren, kein geiſtiges Prinzip, das man theilen könnte.

Rohe Naturbeſtimmungen, ja wohl! Daß Du Deines Vaters Sohn biſt (ich erinnere Dich an die witzigen Betrachtungen, die Franz Moor über dieſen Punkt anſtellt), iſt ja auch wohl eine rohe Naturbeſtimmung, nicht wahr? Und doch wie willig, mit wie freudigem

Herzen fügſt Du Dich dieſer rohen Naturbeſtimmung! wie weißt Du dieſe Feſſel der Natur zu veredeln zu einem inhaltreichen, unſchätzbaren ſittlichen Band! wie erhebſt Du, durch freie Liebe, dieſe plumpe Thatſache der Natur zu dem Range einer machtvollen geiſtigen Potenz!

Ja noch mehr: Dein Vater ſei gebrechlich, ſei ein Krüppel, ein Bettler — ich will das Aeußerſte ſagen: ein Trunkenbold, ein Lump, ein Verbrecher — würdeſt Du, ich frage Dich, Freund! bei der Ehrfurcht, die Du Deinem Vater in der That erzeigt haſt, bei der unermüdlichen Sorgfalt und Liebe, die Du Deiner Mutter noch heute beweiſeſt und auf welche ſie ſo ſtolz iſt: würdeſt Du, wenn die „rohe Naturbeſtimmung“ gewollt hätte, daß Dir ein ſolcher Vater zu Theil geworden — würdeſt Du nicht auch in ihm noch, wie geſunken, wie elend er ſei, immerhin noch den Vater geehrt haben? Würdeſt Du nicht — und ich weiß, Du würdeſt es! — Tag und Nacht gearbeitet und alle Kräfte angeſtrengt und gedacht und geſorgt haben, ſeine Schwäche zu verdecken, ſeine Vergehen zu ſühnen, ſein Gedächtniß herzuſtellen? Eine Beleidigung dieſes armen, verlorenen Mannes von fremdem Munde, ein höhniſches Wort auf ſeinen armen nackten Scheitel, eine liebloſe Anſpielung auf ſeine Fehler — Fehler, deren Daſein Du vor Dir ſelbſt nicht läugnen kannſt, die aber außer Dir Niemand ſehen und nennen und erwähnen ſoll — o gewiß ich kenne Dich, nicht die kleinſte Beleidigung hätteſt Du geduldet, ja die unrettbare Ehre dieſes verlorenen Greiſen, mit Deinem Blute hätteſt Du ſie doch noch gerettet! —

Und warum das Alles? aus welchem Grunde? Weil es Dein Vater iſt, weil die „rohe Naturbeſtimmung" haben wollte, daß Du ſein Sohn, und weil Du dieſe rohe Naturbeſtimmung als ſittliche Macht in Deinem Herzen aufgenommen haſt.

Nun, und der andern Naturbeſtimmung, jener, welche Dich, wie dort zum Sohn eines beſtimmten Mannes, ſo hier zum Sohn eines beſtimmten Volkes gemacht hat, willſt Du dieſelbe Ehre nicht auch erweiſen? Vor ihm willſt Du keine Ehrfurcht haben, ſeine Schwäche vor fremdem Auge nicht verhüllen, ſeinen Namen nicht vertheidigen?!

Aber das Gleichniß hinkt — und gottlob, daß es hinkt! Wie krank, elend, entwürdigt unſer Vaterland in dieſem Augenblicke auch ſei, wie ſchwer es leide an eigner und fremder Schuld, wie wenig Grund das lebende Geſchlecht auch habe, ſtolz zu ſein auf ſeine Abkunft als Deutſche: ein verlorener Greis, ein Weſen, für deſſen Elend kein anderes Ende als der Tod — die Hand aufs Herz, lieber Freund: das iſt es doch noch nicht. Es iſt ein geſchlagener Hiob, ja! und auch die Freunde, die ihn verlaſſen und den Stachel ſeines Unglücks ſchärfen mit bittern Worten, ſind nicht ausgeblieben: es iſt ein Lazarus, und ſelbſt die Hündlein fehlen, die ihm die Schwären lecken: aber wurde Hiob nicht wieder hergeſtellt? wurde Lazarus nicht eingeführt in die Chöre der Selligen? — Auch Deutſchland wird ſich wieder erheben, es iſt noch nicht am Rande ſeiner Tage, ſogar umgekehrt, ſeine Tage kommen erſt, ſeine Sonne hebt ſich erſt, die Sonne der Freiheit, beſtimmt jeden einzelnen Ruhm zu überglänzen und eben dadurch, im Ueberglänzen, zu verklären! —

Allein Du wirſt dies für Romantik, wenn nicht gar für Rhetorik erklären; ſuchen wir uns denn der Sache auf eine andere Weiſe zu nähern.

„Rohe Naturbeſtimmung“ — Prüfen wir uns, lieber Freund, ob in dem geringſchätzigen Zuſatz, mit welchem wir dies Wort begleiten, dem ſchlecht verhehlten Achſelzucken, mit dem wir es ausſprechen, nicht noch ein Nachklang liegt von jener abſtracten Einſeitigkeit des Syſtems, jenem doctrinären Hochmuth der Schule, von dem wir uns täglich mehr loszuarbeiten ſuchen, damit das Unvergängliche und Wahre deſſelben, ſein Kern und innerſtes Weſen, in freier, eigener Geſtaltung, ſich deſto fruchtbarer in uns bethätige. Natur iſt überall ſchlechter als Geiſt, ſie iſt abgefallener, verhüllter Geiſt — Sehr wohl!

ſo iſt doch auch verhüllter Geiſt noch immer Geiſt, ſo wartet doch auch der abgefallene nur der befreienden Verſöhnung.

Dieſe aber tritt ein überall, wo der Menſch, der denkende, bewußte, die Natur in ſich aufnimmt, ſich in der Natur begreift. Die Natur ſei todt, ich ſtimme bei: aber nur die abſtracte, die Natur als ſolche, losgelöſt, vereinſamt vom Menſchen. Der Menſch iſt der Meſſias der Natur, welche durch ihn, in ihm zur Erlöſung kommt; aufgenommen im Menſchen, fortwebend an ſeinem Schickſal, wird die ſtarre Nothwendigkeit des Naturlebens erhöht zum freien Organismus geiſtiger Entwicklung, die Unvernunft des Zufalls verklärt ſich zur ſtetigen Folge geiſtiger wie ſittlicher Motive, die todte Exiſtenz belebt ſich zur reichen, vielgeſtaltigen Fülle geiſtigen Daſeins. Was iſt ein Fels? Ein großer Stein. Was iſt ein Wald? Ein Haufen Holz. Was iſt das Meer? Ein großes Waſſer. Alle dieſe Dinge ſind an ſich todt, es ſind rohe Naturexiſtenzen, nicht wahr? Aber indem ich lebe und aufwachſe unter dieſen Felſen, indem ihre ſchroffen, düſteren Geſtalten ſich meinem Geiſt einprägen, indem das ahnungsvolle Säuſeln dieſer Bäume meine Seele mit wunderſamen Schauern erfüllt, indem ich den Duft dieſer Blüthen, die Würze dieſer Kräuter in mich trinke, indem mein Geiſt ſich ſtaunend verſenkt in dies Rauſchen der Wogen, dies Wallen der See, indem die Unendlichkeit meines Geiſtes ſich mit Entzücken wiederſpiegelt in dem Anblick dieſer irdiſchen Unendlichkeit — ſiehe da, wie die Natur lebendig wird in mir! ſiehe da, wie Fels und Baum und Meer in mir aufwachen und ſich verklären zu ſittlichen Eindrücken, geiſtigen Motiven, ja endlich zu Worten, zu Liedern, zu Thaten! Siehe da das ganze All, die weite unendliche Schöpfung, Ein einziger Organismus, aufgenommen, verſöhnt, mitwirkend im Reiche des Geiſtes — und im Centrum der Bewegung, in Allem, durch Alles, Alles in ihm, der Menſch, der befreite, befreiende!

Laß mich verſuchen, ob ich durch ein Beiſpiel deutlicher werde. Du kennſt die neueſte Wendung, welche die Literaturgeſchichte bei uns genommen hat. Man begnügt ſich nicht mehr mit äſthetiſchen Kategorieen, man iſt es überdrüſſig, die berühmten Dichter und Schriftſteller, einen nach dem andern, eintönig aufzureihen an dem dünnen Faden der Chronologie oder auch ſie über Nacht in einzelnen Gruppen aufſchießen zu laſſen wie die Pilze. Vielmehr mit Aufmerkſamkeit forſcht man allen Verflechtungen ihres Urſprungs nach, man combinirt nicht nur die Zeitverhältniſſe, in denen ſie lebten, nein, auch der Ort, wo ſie wohnten, die Provinz, in der ſie aufwuchſen, die Umgebung ihrer Bildungsjahre und kurzum, das ganze weitſchichtige Material der ſogenannten Aeußerlichkeiten wird ſorgſam geprüft, durchforſcht, verbunden, um uns daraus, in Gemeinſchaft mit den unmittelbaren geiſtigen Motiven ſeiner Studien, Beſtrebungen ꝛc. die Erſcheinung des betreffenden Künſtlers zu erklären und zu rechtfertigen.

Und das mit Grund. Denn wer z. B. aus Göthe's poetiſcher Natur würde nicht immer noch den Frankfurter Reichsbürger heraus erkennen? wer will Gellert anderswo entſtehen laſſen, als in Sachſen, dem nüchternen, zierlichen, frommen? wer wollte in Schiller den Schwaben, in Tieck den Berliner, in Herder die ſchroffe, auf ſich beruhende, unmittheilſame Natur des Oſtpreußen verkennen? Und ſo könnten wir die ganze Literaturgeſchichte, ja die ganze Geſchichte prüfen: nur daß natürlich, um etwas Anſehnliches mit leiblicher Deutlichkeit wiederzuſpiegeln, der Spiegel ſelbſt ein anſehnlicher und deutlicher ſein muß. — Ich weiß wohl, daß dieſe Auffaſſung der Geſchichte nicht ohne Widerſpruch geblieben; man hat es materialiſtiſch geſcholten, geiſtige Erſcheinungen nicht bloß aus geiſtigen Motiven abzuleiten, ſondern auch der Landſchaft, in der er geboren ward, dem Hauſe, in dem er lebte, ja der Stube, in welcher er wohnte, dem Nachbargiebel, auf den er hinausſchaute, einigen Einfluß zu geſtatten auf das Werk des Dichters. Materialiſtiſch! Als ob es nicht viel materialiſtiſcher wäre, die Materie ewig nur Materie, die Scholle immer nur Scholle, den Stein nur immer Stein ſein zu laſſen, als ſie aufzunehmen in die Gemeinſchaft des Geiſtes und ihnen Antheil zu gönnen an ſeiner Arbeit! Von Dir, lieber Freund, der Du das Weſen der Geſchichte ergründet haſt und mithin auch keine Autochthonen des Genies, keine Talente von Gottes Gnaden verlangen wirſt, hab' ich dieſen Vorwurf nicht zu befürchten; darum mag ich auch hier mit der bloßen Erwähnung darüber hinweggehen.

Wohlan denn: was Du den einzelnen hiſtoriſchen Perſönlichkeiten zugeſtehſt, daſſelbe gönne auch den Völkern! Denſelben Zuſammenhang, den bei einzelnen hiſtoriſchen Perſönlichkeiten die Wiſſenſchaft nachträglich darzulegen bemüht iſt, eben dieſen Zuſammenhang, behaupte ich, eben dieſe geiſtige Befreiung der gebundenen „rohen Naturbeſtimmung“ hat, in der Bildung und Entwickelung der Nationen, die Geſchichte auch ihrerſeits befolgt. Verſetze den Hellenen aus ſeinem vielbuchtigen, inſelreichen, zerriſſenen Lande, nimm ihm den ewig blauen Himmel, der über ihm ſonnte, nimm ihm dieſe Luft, die ihn balſamiſch küßte, nimm ihm dieſen Anblick des Gebirgs, das ſeinen Horizont umſäumt, dieſes Meers, das zu ſeinen Füßen ſpielt, nimm ihm dieſe raſchen, kleinen Ströme, dieſe ſchattigen Thäler, dieſe fruchtbaren Ebenen, welche ſie bewäſſern — nimm ihm das Alles, Freund! und dann ſieh zu, was Dir übrig bleiben wird von helleniſcher Art und Kunſt. Der Inder, mit ſeiner träumeriſchen Ruhe, ſeiner ſchwelgenden Sinnlichkeit, ſeiner wühleriſchen Phantaſie konnte nur unter dem mittäglichen Brand ſeiner Sonne, in der Pracht ſeiner Tropenwelt, an den langſam wallenden, feierlichen Fluthen ſeiner heiligen Ströme —; der gemüthstiefe, aber kalte, verſtändige, langſame Skandinavier nur in der Einſamkeit ſeiner ſtiefmütterlichen nordiſchen Natur —; der Engländer nur auf ſeinem Eiland, nur als Inſelſtaat, gedeihen — und ſo fort. Ja, laß es mich frei ausſprechen, auf die Gefahr hin ein Phantaſt zu heißen: die Erde, — was man ſo recht eigentlich die Erde nennt — dieſer Ball ſelbſt mit ſeinem Feſtland, ſeinen Inſeln, ſeinen Meeren, Gebirgen, Flüſſen — er iſt erwacht, er lebt — in ſeinen Bewohnern! Die Länder bewegen ſich in den Völkern, die ſie bewohnen! Die Nationen und ihre Thaten ſind die letzten, äußerſten Spitzen, die feinſten Nervenenden gleichſam der Erde, welche in ihnen erſt ihre volle Entwicklung, ihr wahres Leben hat!

Doch dies beiſeit. Auch ohne daß ich mich weiter vertiefe in die Myſterien dieſer vielleicht etwas ketzeriſchen, vielleicht (wer kann für ſich einſtehen?) etwas romantiſchen Anſicht, wirſt Du bereits merken, wohin ich ziele und worauf es mir ankommt: darauf nämlich, daß jene „rohen Naturbeſtimmungen“ der Abſtammung, des Wohnortes, der Sprache, mit Einem Worte: der ganze äußerliche Apparat deſſen, was man gemeinhin Heimath oder Vaterland benennt — daß, ſage ich, jene Naturbeſtimmungen keineswegs ſo völlig roh, ſo völlig äußerlich ſind, wie Du es darſtellſt; daß ſie vielmehr, in der Geſtalt geiſtig ſittlicher Mächte, übergehen in das Weſen der Völker ſelbſt; ja daß gerade aus ihnen, wie ſie den Charakter eines jeden Einzelnen von uns bilden und beſtimmen helfen, ſo auch aus ihnen die Individualität der Völker, die Perſönlichkeit der Nationen ſich entwickelt.

Denn dies endlich iſt das Reſultat dieſer ganzen Gedankenreihe: die Nationalität iſt die Perſönlichkeit — Patriotismus, als das Bewußtſein dieſer Perſönlichkeit, die Ehre der Völker.

Aber hier unterbrichſt Du mich. Ganz richtig, ſagſt Du: die Nationalitäten ſind die Perſönlichkeiten; aber die Perſönlichkeiten ſelbſt, was ſind ſie anders, als bloße Exiſtenzen? Dieſe Einzelheit zum Princip zu machen, wär' es nicht eine Brutalität? Nicht mein Genre, ſondern meine Vernunft iſt das Princip der allgemeinen Welt des Menſchen; das Genre dagegen des Individuums, der klobige Charakter der Exiſtenz und das Auftreten einer Exiſtenz gegen die andere iſt der Charakter der brutalen Welt der Thiere. Darum nicht auf die Nationalität, als die einzelne Exiſtenz, ſondern allein auf die Freiheit, als das wahre Sein der Völker, kommt es an. Jene kann man aufgeben, dieſe niemals; jene kann man wechſeln, bei dieſer iſt kein Tauſch möglich; man kann frei ſein ohne Nationalität, aber eine Nationalität ohne Freiheit, was wäre ſie?! —

Halt, nicht ſo raſch, mein Freund! Blicken wir dieſem Schreckbild der Exiſtenz ein wenig näher ins Geſicht, vielleicht daß es damit ähnlich ſteht, wie mit den „rohen Naturbeſtimmungen.“ Freilich, wie die Natur nur eine Form, eine verhüllte, des Geiſtes, ſo auch iſt die Exiſtenz, die einzelne, beſondere Perſönlichkeit, das Individuum als ſolches, nur eine Form, eine beſchränkte, endliche, des allgemeinen Seins. Aber, Freund, eine nothwendige Form! Was ſein will, muß auch zu exiſtiren wiſſen; die Fauſt in der Taſche iſt keine. Ja die ganze Geſchichte, die geſammte Entwicklung des Geiſtes, was iſt ſie anders, als ein fortwährendes ſich Individualiſiren, ein fortwährendes (damit wir auch die Barbarei der Schulſprache einmal nicht ſcheuen) ſich als Exiſtenzen Setzen des allgemeinen, ewigen Seins? Und wie willſt Du überhaupt zu irgend etwas in der Welt kommen ohne Individuum, ohne Perſönlichkeit, ohne Exiſtenz? Daß die Erſcheinung die Idee niemals völlig decken, die Einzelheit das Allgemeine, die Exiſtenz das Sein niemals völlig enthalten und umſchließen wird, das iſt richtig genug: aber dies fortwährende Setzen und Aufheben und Drüberhinausgehen, dies Kämpfen und Siegen und in dieſem ſeinem eigenen Siege aufs Neue Unterliegen, dieſe ewigen endloſen Kreiſe, aufſteigend in unabſehbarer Reihe, von denen immer einer den andern erzeugt, verſchlingt, ſich wiedergebärt aus ihm — ich bitte Dich, Freund, was iſt denn Leben, was iſt Geſchichte, wenn nicht dies?! Und wie willſt Du dies Alles ermöglichen, ohne Exiſtenz und ohne Perſönlichkeit?! — Seine Perſönlichkeit zum Princip machen, das ſoll man allerdings nicht: wohl aber das Princip zu ſeiner Perſönlichkeit — da liegt's! Nicht ich mache mich geltend gegen das Princip, ſondern das Princip macht ſich geltend in mir; ich individualiſire das Allgemeine, verwirkliche die Wahrheit, realiſire die Idee in mir, in meiner Perſon, durch meine Exiſtenz. Meine Exiſtenz, meine Perſönlichkeit ſind nicht mein Zweck, nicht meine Schranke: aber ſie ſind meine Vorausſetzung, meine unvermeidbare, von der ich nicht laſſe, die ich vertheidige, die ich mit Eiferſucht bewache. Worauf beruht aller menſchliche Verkehr, alle ſtaatliche Ordnung, alle Blüthe der Geſelligkeit, als allein auf dieſer gegenſeitigen Anerkenntniß der Perſönlichkeit? Das bloße Geltendmachen einer Perſönlichkeit gegen die andere, es ſei beſtialiſch, ich ſtimme Dir bei: ſo iſt das freiwillige Wegwerfen, das gefliſſentliche Läugnen der Perſönlichkeit um nichts beſſer — nämlich ehrlos; geſchieht das Eine nur unter Thieren, ſo kann das Andere nur unter Spitzbuben geſchehen. Erwäge ſelbſt: ein Menſch, der auf nichts pochen wollte als allein auf die Thatſache ſeiner Exiſtenz, der, mit Einem Worte, ſeine ſpecielle, beſchränkte Perſönlichkeit zum allgemeinen Geſetz, zum leitenden Princip erheben wollte, dieſen allerdings, als eine anmaßliche, einfältige Perſonnage, würden wir auslachen, wie ihm gebührt. Allein der Andere, der gar nichts gäbe auf ſeine Perſönlichkeit, der ſie wegwürfe und erniedrigte, ja dem Du ins Antlitz ſpeien könnteſt und er muckſte nicht: es traf ja nur ſeine Perſönlichkeit — —! was meinſt Du, lieber Freund? nicht einmal auslachen werden wir dieſen, ſondern nur ihn — verachten.

Machen wir denn hievon die Anwendung auf die Nationalitäten und das Verhältniß der Völker untereinander! Allerdings der wahre, eigentlichſte Inhalt der Geſchichte iſt die Freiheit und ihre Verwirklichung. Aber ſo wenig der Geiſt überhaupt im gegebenen Falle ſich anders manifeſtiren und verwirklichen kann, als durch die Individuen und in der Form einzelner, perſönlicher Exiſtenzen: ebenſo wenig kann dieſe große Aufgabe der Geſchichte anders gelöſt werden, als daß ſie gleichfalls in

Perſönlichkeiten ſich verwirklicht. Dieſe Perſönlichkeiten, wie geſagt, ſind die Völker; ſie ſind die einzelnen nothwendigen Acteurs in dem großen Drama der Freiheit, das ſich durch ſie, für ſie vollzieht. Alles daher auch, was ich ſo eben von den einzelnen Individuen geſagt, gilt nun auch ebenſo von den einzelnen Nationen. Auch die Nationalität iſt nicht das Princip, wohl aber hat das Princip (und das iſt hier kein anderes als die Freiheit) ſich innerhalb ihrer zu verkörpern; auch hier iſt die Freiheit das Weſen, die Nationalität, das Beharren in der beſtimmten Exiſtenz, die nothwendige Vorausſetzung; auch hier wär' es allerdings brutal, immer nur Perſönlichkeit gegen Perſönlichkeit, Nationalität gegen Nationalität zu ſetzen: dagegen ſeine Nationalität Preis geben, ſie wegwerfen und abſchütteln, ja nur den kleinſten Makel, den leiſeſten Hauch fremder Gewaltthat an ihr dulden, dies — ich kann Dir den Ausdruck nicht erſparen! — dies, mein Freund, wäre ehrlos. Wir ſollen nicht bloß Perſönlichkeit ſein, ſondern von dem Allgemeinen erfüllte, geiſtig berechtigte Perſönlichkeit; ebenſo die Völker ſollen nicht bloß Nationen ſein, ſondern freie Nationen. So wenig das Allgemeine die Perſönlichkeit vernichtet, vielmehr es veredelt ſie: ſo wenig auch von der Freiheit wird die Nationalität vernichtet, vielmehr verklärt von ihr. Nicht alſo Gegenſätze ſind Nationalität und Freiheit, Patriotismus und Humanität — vielmehr Ergänzungen; nicht Vaterland oder Freiheit iſt die Deviſe, vielmehr Vaterland und Freiheit, ja in unmittelbarem, organiſchem Zuſammenhang: das freie Vaterland!

Nicht daß überhaupt Freiheit in der Welt ſei, macht mich glücklich: ſondern daß Freiheit ſei in meinem Vaterlande! Was thu' ich mit der Freiheit, die an der Seine wohnt oder an der Themſe oder am Oronoko, gleichviel?! Was thu' ich mit der Wahrheit, der Tugend, der Sitte, die ſich in Hinz oder Kunz oder Peter perſonificirt?! Sondern ſie ſoll ſich perſonificiren zuvörderſt und vor Allem in mir! Sondern die Freiheit ſoll wirklich werden auf dem Boden, dem heiligen, meines Vaterlandes!

Daß das nicht heißen ſoll: Ich will tugendhaft ſein, Ihr Andern könnt Spitzbuben bleiben, Deutſchland ſoll frei ſein, die übrige Welt mag Feſſeln tragen — brauch' ich es Dir erſt zu ſagen? Der Mißverſtand wäre zu grob, die Verdrehung zu plump, als daß ich ſie von Dir oder irgend Jemand zu befürchten hätte. Nicht die Selbſtſucht iſt es, die ich predige, ſondern das Selbſtgefühl: nicht der Stolz, ſondern die Würde: nicht die Eitelkeit, ſondern die Ehre. Nur nicht ſo weit, verlange ich, ſoll der Kosmopolitismus gehen, daß der Patriotismus darüber zum Teufel fährt; nicht ſo weit das Anerkenntniß des Allgemeinen, daß ich darüber zum Lump werde an mir Einzelnem; nicht ſo weit der Enthuſiasmus für die Freiheit in abstracto, daß ich darüber mein eigenes Vaterland in eine ſehr concrete Knechtſchaft der Fremden gerathen laſſe!

Und obenein, wer iſt es, welch ein Land, welch eine Nation, dem Ihr dieſes höchſt vortreffliche, höchſt edelmüthige Weltbürgerthum zumuthet? Vornehme Herren mögen immerhin incognito reiſen: aber ein armer ſchlichter Kerl, ſo mitten durch die Welt, wird wohl allemal am Beſten thun, ſeinen ehrlichen Namen ehrlich zu bekennen; reiche Herren mögen verſchwenden: aber der Arme halte das Wenige zu Rathe, das er hat. Ich meine: machtvolle, weltgebietende Nationen, Nationen, deren Patriotismus weltkundig, deren Selbſtändigkeit unbeſtritten, deren Ehre allerwärts freiwillig anerkannt iſt — dieſe, wenn ſie wollen (aber ſie werden nicht wollen), mögen mit breiweichem ſentimentalem Kosmopolitismus, mit abſtracten Redensarten von abſtracter Freiheit und Humanität ein ergötzliches Spielchen treiben: ſolch ein armer pauvrer Kerl aber, wie wir, ſolch ein Anfänger unter den Nationen, wie die deutſche, ſolch ein Fibelſchütze in Patriotismus und Ehrgefühl und Allem, was Vaterland und nationales Bewußtſein heißt, wie das deutſche Volk — der, um des Himmels Willen, laſſe ſich dieſe edelmüthigen Grillen doch ja vergehen! er danke doch ja ſeinem Schickſal, wenn es ihm vergönnt wird, ſich als Patriot, als Deutſcher zu zeigen! er preiſe ſich doch ja hochbeſeligt und jauchze Dankeshymnen, wenn er, der ſein Vaterland unzählige Male vergeſſen und verrathen und verkauft hat, es auch einmal bekennen und ehren und vertheidigen darf! — Wahrlich, lieber Freund, Du treibſt ein gefährliches Spiel! Den Tauben, denkſt Du, iſt gut predigen, und wo kein Patriotismus iſt, da kann auch keiner verdorben werden. Aber wenn es nun noch nicht ſo ſchlimm ſtände mit uns Deutſchen? wenn nun wirklich noch (oder wirklich ſchon, es bleibt ſich gleich) einige Anſätze nationalen Ehrgefühls vorhanden wären, einige Keime patriotiſcher Empfindungen knospten — und der rauhe Hauch Deiner Worte erſtickte, der Froſt Deiner Behauptungen verdürbe ſie und es bräche nun endlich wirklich herein, das Elend, die Proſtitution, die allgemeine, unergründliche Verderbtheit, mit deren Bildern Du bis dahin geſpielt — wie wollteſt Du es tragen, lieber Freund, wie es verantworten vor Dir ſelbſt! —

Auch die Beiſpiele, mit denen Du mir beweiſen willſt, daß Patriotismus und Vaterland, günſtigſten Falls, ein purer Luxus, ein Privatvergnügen, das zu beſitzen vielleicht recht angenehm, aber durchaus keine Nothwendigkeit, und auf das daher ein vernünftiger

Menſch recht wohl verzichten könne: gleichſam wie die Anatomen uns von einigen Theilen des menſchlichen Organismus beweiſen wollen, daß es zwar ganz gut ſei, ſie zu haben, indeſſen die Milz herausgeſchnitten, ſo ſterbe man auch noch nicht — auch dieſe Beiſpiele, lieber Freund, ſcheinen mir nicht glücklich gewählt.

Zuerſt führſt Du Chamiſſo an — ein Mann unter allen Umſtänden, vor deſſen Andenken meine Seele ſich in Hochachtung beugt! An ſeine unglückliche zwitterhafte Stellung zwiſchen Frankreich und Deutſchland erinnernd, fragſt Du mich, ob ich ihn auch, wie die Knaben den Schlemihl, mit Steinen werfen wolle, deshalb, weil er ſeinen Schatten, ſeinen Patriotismus, ſein Vaterland, verloren? —

Es iſt überhaupt meine Paſſion nicht, irgend Jemand mit Steinen zu werfen: aber was ſpeciell Chamiſſo angeht, ſo glaube ich, daß jene Zwitterſtellung allerdings einen Bruch des Bewußtſeins, eine unlösbare innere Verſtimmung in ihm hervorgebracht hat; ich klage ihn nicht an — denn es war eine Schickſalsbeſtimmung, die ihn überkommen, nicht eine freie Wahl, die er getroffen: aber ich beklage ihn, ich erblicke in ſeinem Schickſal einen ächt tragiſchen Conflict, ich erkläre mir aus ihm jenes frühe Greiſenthum, das den kräftigen Mann darniederbog, jene Schatten der Melancholie, die auf ſeiner edlen Stirne brüteten, jenen Mißklang der

Zerriſſenheit, der aus ſeinen Dichtungen uns anweht. Freilich, lieber Freund, es läßt ſich leben ohne Milz, ohne Arm, ohne Bein, ohne Dies und ohne Jenes: aber preiſen wir darum die Krüppel glücklich? verſtümmeln wir darum uns ſelbſt und legen Hand an den geſunden Bau unſers Leibes?

Zum Zweiten führſt Du Amerika an und die Auswanderer, die ſich dort angeſiedelt haben, zum Beweiſe, daß der Verluſt des Vaterlandes tauſendfach aufgewogen werde durch den Gewinn der Freiheit und daß, wo dieſe erlangt wird, die Verzichtleiſtung auf jenes nicht in Anſchlag komme. Man kann das Vaterland wechſeln, ſagſt Du — ohne Zweifel! Aber haſt Du ſie durchforſcht, lieber Freund, die Tage voll Kummer, die Nächte voll Qual, welche (ich ſpreche natürlich von denen allein, welche dieſen Schritt der Auswanderung mit Einſicht und Bewußtſein, nicht im dumpfen, thieriſchen Inſtinkt der Noth oder der Gewinnſucht gethan haben) — welche dieſem Entſchluß vorausgegangen? Haſt Du ſie geſehen, die todesbittern Thränen, die ſie dem Bilde ihres Vaterlandes nachweinten? Haſt Du ſie empfunden, die kalte, ſchmerzlich ingrimmige Reſignation, die künſtlich geſchraubte Hoffnung, den blinden Muth der Verzweiflung, mit der ſie den neuen Boden betraten — betraten: nicht um, wie Du meinſt, vom Vaterland zu abſtrahiren und bloß der Freiheit allein zu leben: vielmehr was Anderes iſt es denn, was ſie an die neue Erde knüpft, als einzig die Hoffnung, daß ſie ihnen wiederum zum Vaterlande werden, daß für das alte, von dem ſie ſich blutenden Herzens losgeriſſen, ihnen allmälig ein neues aufblühen wird jenſeit des Oceans?! — Sieh den Baum an, Freund, den Du in ein neues Erdreich verpflanzeſt: er wird krank und hängt die Blätter, ja vielleicht er ſtirbt. Und den Menſchen ſollte es nicht angreifen? er allein ſollte ſich vom Vaterland entwöhnen können, etwa wie man ſich den Tabak abgewöhnt: es fällt Einem nicht ganz bequem, es genirt — indeſſen enfin, es geht doch?! — Der Menſch vermag viel, er vermag endlich auch dies: aber hüten wir uns den Nothſtand als den Muſterſtand, die Krankheit als die Geſundheit, die Ausnahme als die Regel zu proclamiren! Beneiden wir nicht, beglückwünſchen wir nicht — im Gegentheil, bedauern wir den Unglücklichen, der dieſes köſtlichſte Beſitzthum entbehren, dieſen Tauſch eingehen muß! Bedauern wir Chamiſſo, bedauern wir den armen Auswanderer, der, von Noth und Elend oder von der Verſtimmung ſeines eigenen Gemüthes gezwungen, einem fremden, harten Boden, einer langen, kummervollen Zeit mühſam wieder abzugewinnen ſucht, was die Götter ihm bei der Geburt gnädig in die Wiege legten: ein Vaterland!

Wenn man zu Hauſe die Freiheit verliert, ſagſt Du, ſo entbehrt man gern alle Vortheile der Heimath, um die Freiheit in der Fremde wiederzufinden; ja der Eine Moment, den freien Boden eines freien Volkes, den Platz, wo das Jahrhundert ſeinen Sieg erfocht, zu betreten, dieſer Eine Moment iſt mehr werth, als viele Jahre einer poeſieloſen heimiſchen Knechtſchaft.

Allein wer erkennt auch überhaupt die heimiſche Knechtſchaft an? wer ſpricht davon, daß in der Heimath überhaupt Knechtſchaft ſein ſoll?

Aber ſie iſt, ſagſt Du. Gut, da ſchlag' ich Dich mit Deinen Worten: ſie iſt nicht, ſie exiſtirt bloß — und unſere Sache iſt es, in unſern Armen ruht es, dieſe falſche Exiſtenz durch ein wahrhaftes Sein zu vernichten. Knechtſchaft iſt überhaupt nie: ſie wird immer nur aufgehoben, nur ewig vernichtet, überall, in jedem Augenblicke, mit jedem Athemzuge, den Du thuſt, durch die allgegenwärtige, ewig ſiegreiche, die Freiheit!

Ueberall — aber wenn nun Deutſchland eine Ausnahme macht? wenn nun alle Völker zur Freiheit berufen ſind, aber das deutſche, wie der Poet in Schillers Theilung der Welt, iſt zu kurz gekommen und vergeſſen?

Es giebt Leute, welche dieſen Einwand in allem Ernſte gemacht, welche in allem Ernſte behauptet haben, die Deutſchen ſeien von geringerm Stoffe als die übrigen

Nationen und daher auch nur zu niedrigern Erwartungen berechtigt, eine Pariakaſte, die Cretins gleichſam der Weltgeſchichte. Aber dieſen Leuten antworte ich, daß derartige „rohe Naturbeſtimmungen“, wonach die Einen zur Freiheit geboren wären, die Andern zur Knechtſchaft, die Einen zu Herren, die Andern zu Sklaven, mit dem Begriff der Geſchichte und des Geiſtes allerdings unvereinbar; ich antworte ihnen, daß wohl Geld und Gut und alles endliche, irdiſche Beſitzthum Monopol ſein mag, aber die Freiheit iſt Gemeingut; — und endlich antworte ich ihnen, daß, wer unter uns ſich ſelbſt als Cretin fühlt, wohlan, habeat sibi: der wandere aus, das Vaterland wird an ihm allerdings nichts verlieren. —

Werfen wir ſchließlich noch einen Blick auf das große Supplement, die große Indemniſation, mit der Du uns Vaterland und Patriotismus erſetzen willſt, das être suprême (daß ich ſo ſage) dieſer neuen Vernunftpolitik, welche du predigſt. Das wahre Vaterland des gebildeten, freien Menſchen, ſagſt Du, iſt die Partei. Die Partei geht durch die Völker: und wenn Du noch ſo viel Gewicht auf das Vaterland legſt, Du wirſt nie der Thatſache entgehen, unter der wir jetzt faſt erliegen, daß die Parteien der Reaction in allen Völkern aufs Engſte verbunden ſind und gegen ihre freien Volksgenoſſen im Namen ihrer reactionären Partei verfahren. Gegen dieſe kosmopolitiſche Verbindung der Deſpotie und des Jeſuitismus ſollten wir nicht über die Linie unſrer Dörfer hinausgehen? Welche Thorheit! Ein freier Franzoſe iſt mir lieber, als ein deutſcher Reactionär, weil er zu meiner Partei gehört und dieſelbe Idee verfolgt, der auch ich nachſtrebe. Wie einfach, wie nothwendig! —

Allerdings: zu der abſtracten Freiheit eine abſtracte Partei, wie einfach, wie nothwendig! — Aber ernſthaft zu reden: die Idee, der ich nachſtrebe, ſoll doch irgend Fleiſch und Bein gewinnen, die Freiheit, für die ich kämpfe, ſoll ſich doch in gereifter, wirklicher Geſtalt, in beſtimmten Einrichtungen und Schöpfungen entfalten, mithin auch die Partei, der ich angehöre, ſie ſchwebt doch auch nicht in der Luft, ſie braucht doch auch einen beſtimmten hiſtoriſchen Boden, ein beſtimmtes feſtes Ziel, beſtimmte Umgebungen und Mittel — mit einem Worte, ſie braucht einen nationalen Boden. Der liberale Franzoſe und der liberale Deutſche, in abstracto wollen ſie allerdings daſſelbe, die Freiheit: aber wie verſchieden kann, wird, muß dieſe Freiheit ſich nicht entfalten bei dem Einen und bei dem Andern! wie leicht kann es ſich nicht ereignen, daß, was der freie Franzoſe erſtrebt, dem Intereſſe des freien Deutſchen aufs Aeußerſte hinderlich, ja verderblich iſt! Die Deſpotie hat freilich leicht zuſammenhalten: ſie iſt immer und überall nur Eine, wie der Tod. Aber die Freiheit iſt vielgeſtaltig und reich an Formen, wie das Leben, deſſen Wahrheit und eigenſte Vollendung ſie ſelber iſt. Erinnere Dich, ich bitte! an die Rheingrenzgelüſte der franzöſiſchen „freien Partei!“ Erinnere Dich, mit welcher allerliebſten Nonchalance die „Partei“ der franzöſiſchen Liberalen ihre weltbefreienden Projecte jederzeit auf deutſcher Zerſtücklung, deutſcher Erniedrigung und Schmach zu baſiren geruht! Erinnere Dich, wie Deutſchland es iſt, mit welchem, als einem herrenloſen Gut, ſie die Riſſe und Brüche ausſtopfen wollen, welche ihre „Befreiung“ dem gebrechlichen Leib des europäiſchen Staatenſyſtems verurſachen würde: — hier ein Fetzen, den geben wir an Rußland, und hier einer, mit dem bringen wir Oeſterreich zur Ruhe, und hier ein Stück, damit entſchädigen wir Preußen für ſeine Rheinlande . . .

Nein und aber nein! Nicht mit der fremden Partei, wir wollen auf eignen Füßen ſtehen, wir wollen nicht mit einer Nachahmung jener deſpotiſchen Verbrüderungen, die Du eben erwähnteſt, die heilige Sache der Freiheit beflecken, wir wollen nicht das Joch heimathlicher Knechtſchaft brechen, um den Uebermuth der Fremden dafür einzutauſchen: ſondern ſelbſt iſt der Mann! und ſo wollen auch wir mit eigner Anſtrengung unſre eigne Freiheit erkämpfen!

Alſo noch einmal: nicht Vaterland oder Freiheit, ſondern das freie Vaterland! nicht Partei oder Patriotismus, ſondern patriotiſche Partei! —

Darf ich Dir etwas ſagen, lieber Freund? Derſelbe Vorwurf, der wohlbegründete, den Du Bruno Bauer und ſeinem theologenfreſſeriſchen furor machſt, dieſer nämlich, daß er die Theologen bekämpfe als Einer, dem der Theologe ſelbſt noch immer im Nacken ſteckt, er trifft, in in ähnlicher Weiſe, auch Dich. Oder in dieſem Haß gegen das Vaterland, in dieſem Fanatismus gegen Alles, was nach Patriotismus, nach Nationalität, nach Deutſchthum ſchmeckt — wer, antworte Du ſelbſt! vermöchte in dieſem Allen den alten Burſchenſchafter von Anno vierundzwanzig zu verkennen, als welcher Du Deine politiſchen Lehrjahre gemacht? Du haſſeſt das Deutſchthum darum, weil Du ſelbſt ſo gründlich in einem falſchen geſteckt, Du recenſirſt den Patriotismus, weil Du an Dir ſelbſt erfahren, was Alles für Thorheit unter dieſem Namen paſſirt, Du verbieteſt vom Vaterlande zu ſprechen, weil Dir dabei immer das Vaterland einfällt, das unfreie, mittelalterliche, romantiſch deutſchthümelnde Deiner Studentenzeit. — —

Und ſo komödiren wir endlich Alle unſre eignen Schwächen: was aber ewig bleibt und ewig Recht behält, das iſt die treue, feſte Geſinnung, die Begeiſterung, der ſtarke, männliche Muth! —

Leuchte uns auch ferner in dieſen edelſten Eigenſchaften thätig voran, ſo wird alles Andere, wie Nebel vor der Sonne, verſchwinden.

Wir grüßen Dich von Herzen: auf Wiederſehn — im Vaterland!

II.

Zur Literatur.

Zur Geſchichte der deutſchen Ueberſetzungs-Literatur: Sophokles.

Wenn wir den unermeßlichen Aufwand von Zeit und Fleiß und Kraft erwägen, welcher in dem geſammten Verlauf unſerer Literatur, insbeſondere aber ſeit den letzten vier Jahrhunderten gemacht worden iſt, um die Schriften des Alterthums unſrer Begriffswelt und unſerer Sprache durch Ueberſetzung anzueignen; wenn wir uns erinnern an die wetteifernden Bemühungen ſo vieler ausgezeichneter und tüchtiger Männer, welche alle den reichen Schatz ihrer Kenntniſſe, das glückliche Vermögen ihres ſprachlichen und oft ſogar ihres poetiſchen Talentes auf dieſe Uebertragung der Alten verwendeten; ja wenn wir nur mit einem Blick in die Verzeichniſſe unſrer Bibliotheken uns überzeugen von dem wahrhaft ungeheuren Vorrath von Ueberſetzungen, Nachahmungen, Bearbeitungen des Alterthums, und dann erwartungsvoll, welches endlich jetzt die gereifte Frucht ſo unzähliger Bemühungen ſein wird, den gegenwärtigen Zuſtand unſrer Ueberſetzungsliteratur ins Auge faſſen: ſo wird es uns nicht wenig überraſchen, hier, als hätten wir jene lange Schule mühſamſter Verſuche und Erfahrungen noch gar nicht durchgemacht, immer noch ein ſo chaotiſches Gewirre widerſprechender Anſichten, Forderungen und Leiſtungen zu finden, daß es in der That ſchwer hält, in dieſem allgemein willkürlichen Treiben ein mehr als willkürliches Urtheil perſönlicher Billigung oder Mißbilligung zu fällen.

Nicht ohne Grund glauben wir den Urſprung dieſer Verwirrung, die in dem Mißbrauch und der vergeblichen Anſtrengung ſo vieler Kenntniſſe und Kräfte ſogar etwas Tragiſches erhält, darin zu finden, daß man es bisher verſchmäht hat, der geſchichtlichen Entwicklung dieſer Ueberſetzungsliteratur die gebührende Aufmerkſamkeit zu widmen: einer Entwicklung, welche, indem ſie aus der Geſchichte den Begriff herauskehrt, zugleich das Princip und den nothwendigen Gang zukünftiger Ueberſetzungen, inſoweit dieſe nicht als unerheblich und willkürlich außerhalb der allgemeinen Entwicklung ſtehen bleiben wollen, vor unſer Bewußtſein führen würde.

Denn mit der luſtigen Theorie, welche von dem bisherigen geſchichtlichen Verlauf und der thatſächlichen Verwirklichung der Idee in der Geſchichte abſieht, und ihre eigene Willkür zum Geſetz machen will, werden wir weder hier ausreichen, noch irgendwo; und darum haben ſelbſt ſo ſcharfſinnige und anregende Betrachtungen, wie z. B. die von Schleiermacher (Ueber die verſchiedenen Methoden des Ueberſetzens, in den Abhandlungen der berliner Akademie, 1813: Philoſ. Kl. v. 1812—13, S. 143—172), weil ſie nicht aus geſchichtlicher Forſchung hervorgegangen und nicht an dieſe ſich anſchließen, keine Vereinigung der widerſprechenden Anſichten herbeiführen können. Man hört es wohl alle Tage und es iſt wahr genug, daß unſre ganze gegenwärtige Bildung auf den edlen Stamm des claſſiſchen Alterthums gepflanzt iſt und bis in die kleinſte Ader hinein von dieſem unverſiegbaren Quell der Antike lebendig durchfloſſen wird. Aber noch fehlt es an einer Darſtellung, welche uns aufklärte und unterrichtete über die Art und den Zuſammenhang dieſer innerlichſten Verwandtſchaft, — eine Darſtellung, in welcher die Geſchichte unſerer Ueberſetzung der Alten keinen geringen Platz einnehmen und nicht ohne allgemeinſtes Intereſſe ſein würde.

Es wäre dies eine Aufgabe ſowohl für den Philologen als für den Geſchichtſchreiber unſrer Literatur. Jener, dem es um Erkenntniß des beſondern alterthümlichen Geiſtes zu thun iſt, oder doch zu thun ſein ſoll, würde denſelben begleiten durch die mannigfachen und oft wunderbaren Umbildungen, welche er in der Berührung mit der mittelalterlichen und modernen Zeit, in der Einwirkung auf die Charaktere und Zuſtände der verſchiedenen Völker, in der Verſchmelzung und Erweiterung zu einem neuen Daſein erfahren hat; er würde nachweiſen, was von jenen großen und energiſchen Manifeſtationen des Alterthums in ſeinen Dichtern und Künſtlern von dem neuen Geiſt nachfolgender Jahrhunderte aufgenommen und zu neuem Lebensſafte verwendet worden; er würde zu herzerhebendem Schauſpiel uns zeigen, wie die Kunſt der Alten in ihrer reinen und vollendeten Form zu allen Zeiten eine Bildnerin und Erzieherin des menſchlichen Geſchlechtes geblieben, und wie es dadurch geſchehen iſt, daß der beſiegte Grieche, der überwundene Römer zum Sieger ſeiner barbariſchen Oberherren ward.

Dieſer dagegen, der Geſchichtſchreiber der deutſchen Literatur, getreu ſeinem Berufe, das Leben unſers beſondern deutſchen Geiſtes in ſeiner poetiſchen Geſtaltung darzulegen, wird dabei nicht umhin können, eine vorzügliche Aufmerkſamkeit auf die Einflüſſe zu wenden, welche wir von außen her erfahren und die, gleich Sonnenſchein und Regen, die edle Pflanze unſerer Bildung zu glücklichem Gedeihen erzogen haben. Er wird uns ſchildern müſſen, wie das Selbſt unſerer Literatur oft in Nachahmung und Uebertragung ſich zu verlieren ſchien an fremde Einflüſſe: aber wie der einzelne Menſch, will er zu wahrhaftem Leben und zur richtigen Entwicklung ſeiner eigenen Kraft gelangen, in fremde Zuſtände eingehen und in wechſelvollem Schickſal fremde und ſelbſt feindſelige Mächte muß auf ſich wirken laſſen, damit er in dieſer Entzweiung, dieſem Anderen ſich ſelber wiederfinde: ſo ſind auch für unſere Literatur dieſe Jahre der Dienſtbarkeit, dieſe Durchgänge durch fremde Elemente, mögen ſie oftmals noch ſo barock und unerquicklich ſcheinen, dennoch nothwendige Stadien der eigenen Entwicklung geweſen. Daß unter dieſen fremden Mächten die Antike bei Weitem die gewaltigſte und ſiegreichſte geweſen, iſt Jedem ſogleich erſichtlich; bei ihrem Einfluſſe wird daher auch der Literarhiſtoriker ganz beſonders zu verweilen haben, und ſo endlich mit dem Philologen zu erfreulichſtem Reſultate zuſammenkommen.

Allein warum wiederholen, was ſchon oft beklagt wurde? Der Philolog, in die hiſtoriſchen, feſt gewordenen Zuſtände einer vergangenen Zeit verſenkt, in dem redlichen Bemühen, dieſe Vergangenheit in all ihren Einzelnheiten zu ergründen und zu Tage zu fördern, wird nur allzuleicht verführt, über die Einzelheiten das Allgemeine zu vergeſſen; die hiſtoriſchen Zuſtände, indem er es verabſäumt, ſie zu neuer Belebung an den Buſen unſrer Gegenwart zu legen, werden ihm zur todten Kenntniß; in die Vergangenheit ſich einſpinnend und aus ihrem behaglichen Beſitz auf die wogende Gegenwart und insbeſondere auf die Intereſſen unſrer vaterländiſchen Literatur wie mit Verachtung herabblickend, verliert er den Ariadnefaden lebendigen Bewußtſeins, der allein durch das wüſte Labyrinth leblos maſſenhaften Wiſſens ihn führen könnte; ſtatt die Früchte ſeiner Studien, den Gewinn ſeiner gelehrten Arbeiten am Altar ſeiner Zeit, ſeines Volkes, ſeiner Geſchichte darzubringen, zieht er es vor, dem unerſättlichen Minotaurus eitler Schulgelahrtheit ſein regelmäßiges Opfer von Varianten und Noten und Nötchen einzuſchlachten. Die Wenigen aber, die das Gebiet philologiſcher Kenntniſſe mit wahrhaft lebendigem Geiſte beherrſchen und denen ihre Kenntniß wirklich zur Wiſſenſchaft geworden, finden in den eigenen Grenzen dieſes Gebietes genug aufzuräumen an Schutt und Trümmern und haben ſo vielen verfallenen Schachten nachzuſpüren, daß wir mit ihnen nicht rechten dürfen, wenn zu erregender Anknüpfung des Alterthums an gegenwärtige und allgemeine Intereſſen ihnen nicht der Wille mangelt, ſondern die Kraft.

Die Geſchichte unſrer Literatur dagegen liegt ſo ſehr noch in den Windeln, es iſt erſt ſo kurze Zeit, daß ſie aus der Dürftigkeit der Nomenclatoren und Repertorien ſich herausgearbeitet hat, aus denen den eigentlichen Geiſt und Gehalt unſrer Literatur zu entwickeln ihr bisher noch ſo wenig gelungen iſt, daß die Reiſen gleichſam und Abenteuer in der Fremde, welche dieſelbe zu beſtehen gehabt, in unſern Geſchichtbüchern vorläufig wenig mehr, als eine unfruchtbare Erwähnung zu erwarten haben. Endlich dürften auch weder der Philolog, noch der Literarhiſtoriker ihr Ziel erreichen, ſo lange ſie eine lebendige Betheiligung an der Gegenwart, inſoweit dieſe in der jetzigen philoſophiſchen Cultur zum Bewußtſein gekommen iſt, verſchmähen. Denn nur was ſelbſt den Geiſt anerkennt, wird anerkannt werden von ihm; nur was ſelbſt durchfloſſen von dem Strome lebendiger Gegenwart, wird dieſer Strom zu tragen ſich nicht weigern: alles Andere wird zu Boden ſinken, ein todter Ballaſt.

Was nun den nachſtehenden Verſuch anbetrifft, die allgemeine Entwicklung unſrer Ueberſetzungsliteratur, ſoweit dieſelbe das Alterthum, die klaſſiſche Literatur der Griechen und Römer reproducirt hat, an dem Beiſpiel eines einzelnen Dichters darzulegen, eines ſolchen zumal, der ſeit Jahrhunderten den Fleiß unſrer Ueberſetzer beſchäftigt hat, ja der eben in dieſem Augenblick, in Folge gewiſſer äußerlicher Veranlaſſungen, faſt könnte man ſagen: ein Modedichter unſers äſthetiſirenden Publikums geworden iſt: ſo wolle man auch hiebei nicht außer Acht laſſen, daß es eben nur ein erſter Verſuch, eine allgemeinſte flüchtige Skizze ſein ſoll, ſogar den Umſtänden nach gar nicht mehr ſein kann. Wir denken bei dieſem letzteren Zuſatz hauptſächlich an die dürftige Beſchaffenheit, ja den offenbaren Mangel genügender Vorarbeiten. Zu geſchichtlicher Ergründung dieſes Stoffes nämlich, zu welcher die ſcharfſinnigen Betrachtungen von Schleiermacher, Göthe, Schlegel u. A. begreiflicher Weiſe nur wenig fördern, beſitzen wir außer zerſtreuten Notizen in philologiſchen und literarhiſtoriſchen Handbüchern nur wenige überaus dürftige Repertorien, von denen die Degen'ſchen Regiſter (aus den neunziger Jahren) das Neueſte und mit einigem Zerſtreuten in der Bibliothek des Fabricius und allenfalls in Blankenburg's Nachträgen zum Sulzer das einzig Nutzbare ſind. Wir werden daher mit dieſem Verſuche ſchon einen würdigen Zweck erreicht haben, wenn es uns gelingen ſollte, die reifere Kraft gelehrterer Männer für dieſen Gegenſtand anzuregen. —

Es fehlt uns leider an allen Quellen und Zeugniſſen, aus denen wir die früheſten geiſtigen und ſittlichen Eindrücke uns vergegenwärtigen könnten, die durch den erſten Zuſammenſtoß der deutſchen Barbaren mit den hochgebildeten Römern in den deutſchen Gemüthern ſelbſt ſind veranlaßt worden, und die, mag auch das Allmälige der Annäherung, die wechſelnde Berührung in Krieg und Frieden, in Eroberung und Handel manchen Uebergang vermittelt haben, dennoch in dem naiven Contraſt einfachſter Volksthümlichkeit mit dem ausgebildeten Staatsorganismus, mit dem Reichthum und Luxus, der Cultur und Kunſt der römiſchen Welt bedeutend genug geweſen ſein müſſen: wie wir dergleichen noch Jahrhunderte ſpäter von dem Auftreten der Wäringer in Byzanz in wunderlichen und ergötzlichen Einzelheiten vernehmen.

Dieſe Contraſte werden gewaltſamer, zugleich aber auch die Vermittlung mächtiger, die Gewöhnung beſänftigender geworden ſein, als die deutſchen Eroberer von den preisgegebenen Grenzen des Reiches her Rom ſelbſt, den Sitz der Herrſchaft, in immer engeren Kreiſen immer bedrohlicher umlagerten und endlich, mit der Eroberung der Welthauptſtadt und der Gründung des oſtgothiſchen Königreiches, dieſe reichſte Erbſchaft in Beſitz nahmen.

Zwei Dinge ſind es hier beſonders, welche, dünkt uns, die Vermittlung der Gegenſätze und die friedliche Aufnahme des alten Princips in das neue befördert haben: vor Allem das Chriſtenthum, das, Siegern und Beſiegten gemeinſam, beiden in einem ſchon damals (man erinnere ſich an Leo und Attila vor Rom!) einflußreichen und thätigen Clerus gleich geehrte Vermittler und geiſtige Fürſorger darbot. Hier alſo war die gemeinſame, über alles Getümmel der Feldſchlacht, alle Gier der Eroberung erhabene Sphäre, in welcher der Römer mit dem Deutſchen ſich zuſammenfand.

Allein das Chriſtenthum, wie es den ſtarren Geiſt der nordiſchen Fremdlinge in ſeine Zucht nahm, hatte auch das alte Römerthum in ſeiner Wurzel erſchüttert und aufgelöſt. Es iſt bekannt und oftmals ausgeſprochen, daß dieſelbe Klugheit, die ſpäter, als das Reich Gottes von dieſer Welt werden ſollte, den Clerus geiſtige Mittel zu weltlichen Zwecken benutzen ließ, ihm auch nicht gefehlt hat, wo es galt, durch weltliche Mittel, durch Ergreifung und Benutzung des vorhandenen weltlichen und heidniſchen Stoffes den geiſtigen Zweck der Bekehrung zu fördern. Wer dafür Beweiſe ſucht, mag in der Kirchengeſchichte nachleſen, wie unzählige Gebräuche unſrer chriſtlichen Kirche, wie viel Heilige, wie viel Legenden gutmüthig aufgenommen ſind aus dem Heidenthum der bekehrten Völker, die eben mit dieſer Lockſpeiſe der Gewöhnung zum Chriſtenthum hinübergeleitet wurden.

Nicht anders in Rom. Man riß die Tempel der Götter nicht ein, man vertilgte nicht die ſagenreichen Gedichte der Römer: aber das Kreuz errichtete man in der Säulenhalle des Tempels und die ritterlichen Helden der

Sage wurden Vorkämpfer und Verfechter der chriſtlichen Kirche. Jaſon, der die gefeſſelte Andromeda befreit, kehrt wieder als Sanct Georg; Virgil wird ein Seher und Prophet des Chriſtenthums. Man ſchelte das nicht ſchlechtweg ſchnöde Klugheit und Pfaffentrug: das Chriſtenthum, als das univerſale, das Bekenntniß der Freiheit, hat die Fähigkeit und die Aufgabe, jeden Volkes und jeder Bildung höchſte Blüthe nicht zu zerſtören, ſondern in ſich aufzunehmen und zu immer reicherer Entfaltung fortzuführen. Aber indem das Chriſtenthum ſo den Kern des römiſchen Bewußtſeins vernichtete, und jenen beweglichen Mythen und Sagen, dem bedeutendſten und wahrhaftigſten Inhalt der römiſchen Poeſie, ihre volksthümliche Bedeutung nahm, entrückte es dieſelben aus dem ſchirmenden Gebiete des Glaubens und gab ſie als willkommenen Stoff der Alles umſchaffenden Phantaſie zu willkürlichem Spiel anheim. Jene weltbezwingenden Helden ſind nicht Römer mehr, die Schlacht von Pharſalus iſt nicht mehr entſcheidend für die Principien römiſcher Staatsherrſchaft, Roms Cäſaren ſind nicht mehr die Imperatoren ſeiner Legionen, die Conſuln der ewigen Stadt, die Träger des erobernden römiſchen Geiſtes: ſondern ihre Helden ſind eben nur Helden, die abenteuernd die Welt durchziehen, ihre Schlachten haben nur noch das ritterliche Intereſſe des Kampfes überhaupt, ihre

Kaiſer tragen Kronen, wie andere Könige auch, und der höchſte Ruhm iſt allenfalls ein Heiligenſchein um das Haupt der metamorphoſirten Heiden.

Und hier haben wir den zweiten Hauptpunkt hervorzuheben: dieſe Entkleidung des römiſchen Mythus vom Nationalen, dieſes Ueberlaſſen deſſelben an die gern thätige Phantaſie mußte raſcher, als alles Andere, die römiſche und die deutſche Welt vermitteln. Die Deutſchen, in naiver Unkenntniß der hiſtoriſchen Unterſchiede, fanden in den glänzenden Geſtalten jener untergangenen Welt des Alterthums nur ſich ſelber wieder: wie jene, ſind ſie gleichfalls Helden, ihren Sinn richtend auf Kampf und Eroberung und Abenteuer; der märchenhafte Zug der Argonauten, der gewaltige Kampf um Troja, die erobernde Flucht des Aeneas, die ſtreitbaren Legionen und Schlacht und Sieg und Heldentod — das ſind ja Alles ſie ſelbſt, es ſind ihre Thaten, ihre Sagen, es iſt ihre Welt! Von hier erklärt ſich jene wunderſame Vermiſchung des claſſiſchen Alterthums mit den Sagen und Märchen des Norden: eine Vermiſchung, welche, indem ſie, in unbefangenſter Verſchmelzung, ſich immer nur an das Aehnliche, das Intereſſante des Stoffes hielt, aus dieſen endlich unlösbar in einander gewachſenen Elementen einen neuen, dem ganzen damaligen Europa gemeinſamen Sagenſchatz bildete (vergl. Dietz, Poeſie der

Troubadurs, S. 132; Gervinus III, 86), welcher bis über das Mittelalter hinaus die allgekannte und allgeliebte Quelle der Volksdichtungen wurde: wie wir denn noch in den Dramen Shakſpeare's und ſeiner engliſchen ſowohl, als deutſchen Zeitgenoſſen die letzten und wohltönendſten Klänge dieſer rieſigen Volksharfe vernehmen.

Der Clerus aber, wie er dieſe Miſchung zweier Welten veranlaßt hatte, ward auch nicht müde, ſie immer weiter auszubreiten und immer feſter zu begründen. Denn die Völker, die ihre Luſt fanden an Wanderung und Schlacht und aller thatſächlichen Bewegung, hatten weder Zeit noch Fähigkeit, auf hiſtoriſchem Wege und mit der Fackel der Kritik ſich ſelbſt den Reſten der römiſchen Literatur zu nähern; in den Klöſtern der Geiſtlichen lagen die Urkunden dieſer Mythenwelt, bei den Geiſtlichen war die Kenntniß davon, durch ihre Vermittlung kam ſie zu den Völkern. Daher geſchah es, daß jene urſprünglich heidniſchen römiſchen Sagen dieſen Makel des Heidenthums ſogar bei den Geiſtlichen verloren, und es dieſen ſelbſt nicht allein verfänglich ſchien, dieſelben zu verbreiten und durch das verwandte Intereſſe dieſes Stoffes die Neubekehrten an ſich zu feſſeln: ſondern ſogar um durch das ausgelebte und ungefährliche römiſche Heidenthum das noch friſche und energiſche Heidenthum des Nordens zu untergraben und den Uebergang zum Chriſtenthum deſto gewiſſer vorzubereiten, hoben ſie ſogar gefliſſentlich alle Beziehungen zur alten Welt hervor und halfen, wo dergleichen nicht waren, ſie erdichten. Ja wir dürfen nicht außer Acht laſſen, daß ein Papſt ſelbſt es war, der auf den Gedanken gerieth, in Karl dem Großen den Glanz der römiſchen Kaiſerkrone wieder herzuſtellen. So, was ſpäter ſich nur allzu raſch verwirklichen ſollte, begann ſchon damals: das alte Rom ward ausgetauſcht gegen das Rom der Geiſtlichen, es ſollte noch einmal Beherrſcherin des Erdballs werden, aber als das Rom der Päpſte.

Wie dieſe Vermiſchung im Einzelnen vor ſich gegangen, durch welche Umwege der Gothenkönig Theoderich als Dietrich von Bern in das deutſche Heldenbuch und die Nibelungenſage gerathen; wie es gekommen iſt, daß der Verfaſſer des Lobgeſanges auf den heiligen Hanno ſeine Stadt Cöln und damit den frommen Biſchof ſelbſt nicht höher preiſen und glänzender verklären zu können meint, als indem er die Gründung Cölns mit den flüchtigen Trojanern in Verbindung bringt (etwa wie die römiſche Sage den Aeneas zum Ahnherrn des Juliſchen Stammes macht): das Alles und unzähliges Andere läßt ſich im Einzelnen freilich nicht nachweiſen. Aber jene Vermiſchung beſtand, ſie iſt da, wir erkennen ſie in den zahlreichen Gedichten vom Alexander, deſſen entzückende Heldengeſtalt, wie einſt das erſchrockene Aſien, ſo nach anderthalb Jahrtauſenden noch die Literaturen aller Völker mit ſeinen Siegen erfüllte: wir erkennen ſie in den Gedichten vom trojaniſchen Kriege, in der Aeneide des Heinrich von Veldeck, vor Allem in dem beliebten Volksbuch der Gesta Romanorum, deſſen Verwandtſchaft im Boccaz, in dem deutſchen „Buch der Liebe" und all den zahlloſen Novellen des geſammten Mittelalters wiederkehrt; ſelbſt noch am Schluſſe deſſelben (1487) konnte Ulrich Fürterer in einem großen cycliſchen Gedichte die Sagen vom Artus und von Troja, vom heiligen Gral und dem Argonautenzuge zu einem wunderlichen Ganzen verknüpfen (vergl. Roſenkranz, Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter, S. 306, 363—368; Gervinus I, 215—251, 416 fgg.).

Nachweislich ſind hiebei beſonders zwei Dichter von entſchiedenſtem Einfluß geweſen, obwohl wir auch hier nicht entſcheiden können, durch welche trübe Vermittlungen ſie hindurchgegangen: Virgil und Ovid.

Virgilius freilich war weniger durch das Poetiſche ſeiner Werke, indem das Stoffliche der Aeneide längſt als allgemeines Eigenthum in die Volksſage übergegangen war und erſt aus dieſer heraus zu neuen Productionen benutzt ward, als vielmehr durch das Poetiſche ſeiner Perſon von Einfluß (vergl. Diez, Poeſie der Troubadours, S. 127 und 128), welche durch Vermittlung des Clerus, in bewußtem und unbewußtem Mißverſtändniß, als der oft erwähnte Zauberer Virgilius den zahlreichen Märchen und Spukgeſchichten jener Jahrhunderte einen erwünſchten Anhalt gab, und welche wir, in Parallele mit dem geheimnißvollen Meiſter Klinſor aus Ungerland, den Uebergang zu Theophraſtus Paracelſus, zu Agrippa von Nettelsheim und endlich zum Fauſtus herbeiführen ſehen.

Ovidius dagegen hat frühzeitig in Bearbeitung und Nachahmung ſowohl der Metamorphoſen als der erotiſchen Gedichte die poetiſchen Kräfte des Mittelalters (vgl. Dietz a. a. O.) beſchäftigt. Und nicht nur das Bunte, Lebendige, Abenteuerliche der Verwandlungen, welche, ganz analog den nordiſchen Sagen, die umgebende todte Natur, die Felſen, Bäume, Flüſſe mit einem wunderſam dämoniſchen Leben bevölkern, mußte ſich die Neigung jener Zeit gewinnen, ſondern auch das urſprünglich Unrömiſche, das Moderne ſeiner individuellen Liebesfreuden und Leiden war es, was ihn vor Allen ein Liebling des Mittelalters zu werden befähigte. So finden wir ſchon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eine deutſche Bearbeitung der Metamorphoſen von Albert von Halberſtadt, die ſpäter in den meiſterſängeriſchen, faſt dürfen wir ſagen, bänkelſängeriſchen Bearbeitungen Jörg Wikram's (1551) und Joh. Spreng's (1571) einen ſo allgemeinen Beifall fand, daß ſie in noch nicht hundert Jahren (bis 1641) dem Publikum in neun verſchiedenen Auflagen geboten werden konnte. Beſonders erwarb ſich die Geſchichte von Pyramus und Thisbe durch das Pathos der Leidenſchaft, durch das Liebliche der Situation, das Erſchütternde der Kataſtrophe die zärtliche Theilnahme der Dichter wie der Leſer, ſo daß noch auf der Grenze zur modernen Zeit Pyramus und Thisbe in der romanhaften Bearbeitung des Spaniers Jorge de Montemayor (um 1530; vgl. Bouterweck's Geſchichte der ſpaniſchen Literatur, Bd. I, Buch 2 erſte Abth.) ein allverbreitetes Volksbuch werden konnte, das man in Komödien und Reimereien (vgl. Amantes amentes, d. i. ein ſehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe .... Mit einer ausbündigen ſchönen Tageweiß von Pyramo und Thysbe aus dem Poeten Ovidio. Durch Angelium Lohrbere Liga 1614; bei Gottſched im Nöthigen Vorrath: dergleichen wurde noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein von der Veltheimiſchen Truppe und Andern geſpielt: ſ. Plümicke's Theatergeſchichte von Berlin, S. 61 fgg.) fleißig reproducirte: ein Umſtand, der die ergötzliche Traveſtie gerade dieſes Stückes in Shakſpeare's Sommernachtstraum ſehr bedeutſam macht. — Sodann zu den trojaniſchen Sagen ſollen Homer, Diktys und Dares Phrygius den Stoff gegeben haben: wiewohl eben dieſe unkritiſche Gleichſtellung ſo verſchiedenartiger Quellen (ſ. Roſenkranz, a. a. O. S. 368) am Beſten darthun mag, daß es hier nicht um das Woher und Wie, ſondern immer nur um das Was des Stoffes zu thun war, deſſen Verarbeitung zu Epen, Romanzen und Volksbüchern (von den früheſten ſpaniſchen Romanzen von Troja ſ. Bouterweck, I. Buch I.) uns denn auch überall begegnet und wiederum endlich bei Shakſpeare in Troilus und Creſſida zu parodiſtiſchem Abſchluß gelangt. —

Was endlich von den Schriften des Alterthums dieſem ſtofflichen Verlangen, dieſem ritterlichen Begehr nach Helden und Schlachten und Abenteuern nicht genügen konnte, die redneriſchen und ethiſchen Werke alſo, blieb aus dem Kreiſe unſrer Literatur faſt ganz entfernt. Denn die fränkiſchen Ueberſetzungen vom Organon des Ariſtoteles, von Boethius de Consolatione und ähnlichen Moralien aus dem elften bis zwölften Jahrhundert ſind nur als Mönchsübungen zu betrachten. Eben ſo ſteht noch ſpäter die ſchwäbiſche Bearbeitung Ariſtoteliſcher Sprüche vom Jahre 1330 (vgl. Bouterweck's Geſchichte der deutſchen Literatur I, 263) mit der etwa gleichzeitigen mönchiſchen Ueberſetzung der Sittenſprüche des Dionyſius Cato, die bekanntlich für jene Zeiten ein Schul-

und Sittenbuch von kanoniſchem Anſehen waren, durchaus vereinzelt, und ſind all dieſe Uebungsſtücke ſchwerlich als integrirende Theile in die Literatur des Volkes zu ziehen.

Deutlicher, als wir dieſe Uebergänge und Vermiſchungen des Stoffes darzuthun vermögen, laſſen die formalen Einflüſſe ſich erkennen, welche die Sprachen des Alterthums, hauptſächlich die lateiniſche, auf die Bildung der germaniſchen und am Entſchiedenſten auf jene Miſchlinge ausübten, die wir ebendaher noch heut romaniſche Sprachen nennen. Es genüge hier, an die ſprachliche Wirkſamkeit der Bibelüberſetzung des Ulfilas, an die Regeln des Kero und jene zahlreichen Bruchſtücke von Gloſſarien und Vocabularien zu erinnern, ſowie an die Ueberſetzungen, welche in bewußter ſprachlicher Tendenz Alfred der Große bei den Angelſachſen theils ſelbſt unternahm, theils veranlaßte und förderte.

Doch berührten dieſe Einwirkungen die Literatur nicht unmittelbar in Bildung und Umgeſtaltung der poetiſchen Form, ſondern vielmehr nur das Elementariſche des Sprachſchatzes, den ſie feſtſtellen, ordnen und erweitern halfen.

Und wie mocht' es anders ſein? Die lateiniſche Sprache ſelbſt hatte ja aus ihrem ruſtiken Verfall ſich erſt an Donat und Priscian in ihren Elementen wieder zu ſichten und zu ſammeln (vergl. Eichhorn's Geſchichte der Literatur I, S. 881 fgg.); nicht in ihrer claſſiſchen poetiſchen Form, ſondern nur als Sagenſtoff drangen Ovid, Virgil, Homer in die Literatur ein. Eine formale Bildung unſrer Poeſie durch die Antike iſt daher in jenen Zeiten nirgend wahrzunehmen. Vielmehr nahm umgekehrt die lateiniſche Sprache von der jüngeren, lebenskräftigen deutſchen Nebenbuhlerin Accent und Reim an, und erlangte in dem gereimten Kirchenliede des Mittelalters einen neuen ergreifenden Wohllaut, eine neue poetiſche Energie, welcher unſre claſſiſch gebildeten Philologen Ohr und Gemüth nicht allzuekel verſchließen ſollten. Im Uebrigen iſt es charakteriſtiſch, daß zu derſelben Zeit, da die deutſche Sprache in den Minneſängern eine ſo außerordentliche formale Cultur, ſo viel Schmiegſamkeit und Fülle des Rhythmus wie des Reimes erreicht hatte, die lateiniſche Sprache aus ihrer barbariſchen Formloſigkeit ſich nicht erheben konnte; derſelbe Friedrich der Zweite, der Hohenſtaufe, an deſſen liederreichem Hofe die ſüßen Weiſen deutſcher und provencaliſcher Sänger volltönend erklangen, ſuchte vergebens dem immer tieferen Verfall der lateiniſchen Sprache entgegenzuarbeiten (vergl. Eichhorn II, 233 fgg.).

Ganz anders mußten dieſe Verhältniſſe ſich geſtalten, als im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts zuerſt in Italien durch dieſelben Männer, welche hier eine nationale Literatur begründeten, durch Dante, Petrarca, Boccaccio, ein in ſeinen Anfängen allerdings, wenn wir ſo ſagen dürfen, mehr gemüthliches, als gelehrtes, mehr enthuſiaſtiſches, als wiſſenſchaftliches, immerhin aber neues und lebendiges Studium des Alterthums angeregt wurde. Ein ſeltener Verein äußerlicher Umſtände, unter denen die politiſchen Ereigniſſe in Byzanz und die durch den endlichen Fall dieſes Kaiſerthums herbeigeführte Zerſtreuung der griechiſchen Gelehrten die bedeutendſten und bekannteſten ſind, begünſtigte dieſes Wiedererwachen der claſſiſchen Literatur, welches, in näherer oder fernerer Zeit, und nicht ohne daß, was die Zukunft als Gunſt und Segen erwies, für den Augenblick zu hemmen und zu erſticken ſchien, auch alle neueren Literaturen zu ihrer Blüthe befördern ſollte. Ja ſo raſch und glänzend, wie dieſe Segnungen in der italieniſchen Literatur ſichtbar wurden, eben ſo langſam und verſteckt, durch ſo viel anſcheinende Hinderniſſe, Irrungen und Mißverſtändniſſe kamen ſie in Deutſchland zu einer ſpätern, aber auch ungleich ergiebigeren Reife. Freilich wohl, um gerecht zu ſein, dürfen wir dabei nicht vergeſſen, daß in Italien eben noch gar keine Literatur vorhanden war, bei uns dagegen eine ſo reiche, ſo gewaltige Literatur ſich erſt ausleben mußte, ehe der Leichnam der alten Epoche zu einem zweiten, vollendeteren Daſein erweckt werden konnte in der neuen. Dort hatte man nur einen Baum in freies Erdreich zu pflanzen: bei uns dagegen mußte der Urwald mittelalterlicher Poeſie erſt hinwelken, erſt mit ſeinen urſprünglichſten und unvertilgbarſten Lebenskräften mußte er hinſterbend die neue Saat durchſtrömen, ehe dieſe ſelbſt in ihrer Pracht ſich entfalten konnte.

Es lag in dem ernſten und ächten Weſen des Deutſchen, daß er mit weniger Glanz vielleicht, mit weniger Begeiſterung, aber mit um ſo gründlicherem Fleiß, mit um ſo tieferer Liebe dem neuen Studium der Antike ſich ergab: die geräuſchloſe Schule des Thomas a Kempis zu Zwoll (ſeit 1400), Deutſchland mit aufgeweckten und kundigen Männern bevölkernd, die von jenem ſtillen Winkel aus alle Gauen unſers Vaterlandes lehrend durchwanderten: die praktiſche, mühſame Thätigkeit eines Agricola, Reuchlin, Celtes — wie wenig, wie ſo gar nichts hatten ſie von dem Glanz, dem Anſehn und der Fülle, mit der in Italien Cardinäle, Fürſten und Herren die claſſiſchen Studien unterſtützten! Selbſt die Donaugeſellſchaft des Celtes und die Dalberg'ſche Rheiniſche Geſellſchaft (vgl. Eichhorn III, 235, 236), wie blieben ſie an äußerem Glanz, an lärmender Thätigkeit, hinter ihren italieniſchen Muſtern zu Neapel, Rom und Florenz zurück! wie wurden ſie alle mit fortgeriſſen in den gewaltigen geiſtigen Streit und Widerſtreit, zu dem damals die kirchliche Reformation alle Gemüther entzündete! wie endlich hatten ſie zu kämpfen, nicht bloß mit der Dürftigkeit des täglichen Lebens, ſondern am Meiſten (man denke an die cölner Pfaffen, die viri obscuri, und die zelotiſche Reaction, welche Hermann von dem Buſche im Münſterland erfahren mußte) mit dem Unverſtand und der Bosheit ihrer mönchiſchen Gegner! Da iſt es wohl kein Wunder, daß den deutſchen Bemühungen jener Duft des Enthuſiasmus fehlt, mit welchem damals das claſſiſche Alterthum das geſammte italiſche Leben durchdrang, und daß wir unter den deutſchen Gelehrten jener Zeit vergebens nach einem Angelus Politianus ſuchen, der in Geſinnung und Wort und That die Blüthe des antiken Lebens in ſein eigenes perſönliches Daſein zu verpflanzen wußte.

So ſcheinen im erſten Beginn deutſche Gelehrſamkeit und deutſche Literatur auseinanderzugehen: jene, in der Stille der Schulen wirkſam, gewann auf dem langſamen Wege der Kenntniß mehr die Köpfe für ſich, als die Herzen; was dieſe aus dem Wiedererwachen des claſſiſchen Studiums zog, war nicht ſowohl eine Belebung und Reinigung, als eine Erweiterung und Zunahme. Die Quellen der alten Literatur waren aufgedeckt; ihrer Haft in Klöſtern und Archiven entnommen und bald auch durch die zauberhafte Thätigkeit der Preſſe in unzähligen Abdrücken vervielfacht, wurden ſie in ihrer eigenſten Geſtalt zugänglich und verbreitet. Der Zuwachs an Stoff, den unſere Literatur dadurch erhielt und mit dem die bisherige traditionelle Verpflanzung der Sagen gar keinen Vergleich aushält, iſt unermeßlich.

Der Stoff allein aber war es, um den man ſich kümmerte: von einem Anerkenntniß der antiken Form hatte unſere Literatur keine Ahnung, weil eben damals ſie ſelbſt die Form verloren hatte. Es iſt die Zeit, wo die köſtlichen Rhythmen der Minneſänger ſich zu dem unerquicklichen Formelweſen der Meiſterſänger verflachen und verknöchern; wo die eigenen Erzeugniſſe der deutſchen Poeſie, die Gedichte von Wigalois und Triſtan, von Alexander und dem trojaniſchen Prinz, ihrer poetiſchen Form entkleidet, ſich als Proſaromane zu Volksbüchern verwandeln, die nichts mehr wirken wollen durch die Form, daren ſie ſelbſt daher ſich entäußern, ſondern Alles einzig durch den Stoff (vergl. Bouterweck I, 333, 418); wo endlich von dem überquillenden Reichthum an Rhythmen und Weiſen nichts übrig bleibt, als der einförmige achtſylbige Vers, Schlag auf Schlag reimend, der ſogenannte Knittelvers. Wir haben die ganz ähnlichen Erſcheinungen in der griechiſchen und römiſchen Literatur, wo auch mit dem poetiſchen Gehalt die Form verdirbt, die Metren ſich auflöſen (man halte den politiſchen Vers der Griechen gegen den Hexameter! Für die Römer vergl. Bernhardy Geſch. der Röm. Lit., S. 137, Note 238) und das rhythmiſche Geſetz der Sprache ſelbſt verloren geht. —

Je weniger nun den deutſchen Reimern jener Zeit die Form zu ſchaffen machte, je unverdroſſener bemächtigten ſie ſich des Stoffes, welchen die eröffnete alte Literatur ihnen darbot. Mit einem wahrhaft rieſenhaften Fleiße warfen ſie ſich überſetzend und bearbeitend auf alle Reſte beſonders des römiſchen Alterthums. Form hatten ſie ſelbſt nicht, alſo auch kein Gefühl für die Form der Alten, die ſie daher nicht nur überſahen, wie etwa Hans Nydthardt in ſeiner übrigens kernigen und tüchtigen proſaiſchen Ueberſetzung des Terenziſchen Eunuch (1486; ſiehe Gervinus II, 377), ſondern geradewegs mißachteten und verhöhnten: wie wenn Cicero's Buch de senectute 1522 „in luſtige deutſche Reymen verfaſſet“ erſchien, oder „Lucii Apulei Geſchichte von der Pſyche versweiß verſetzet, 1669“ (bei Bouterw. II, 264. Eine ebenſo dramatiſirte Pſyche von Sigmund von Birken aus der fruchtbringenden Geſellſchaft 1652 ſiehe ebendaſ. S. 278). Ja auch Hofmannswaldau's einſt hochgeprieſener Phädon des Plato, den er freilich auch nicht nach dem griechiſchen, ſondern nach einem franzöſiſchen Text arbeitete, gehört hieher, und noch

1724 konnten des Boethius Troſtſprüche in eine Schulkomödie verwandelt werden.

Ganz natürlich und dem Geiſte jenes Zeitalters ganz angemeſſen war es hiebei, daß man ſeinen Fleiß vornämlich denjenigen Autoren zuwandte, welche durch ihren Stoff dem Geſchmack und der Richtung der Zeit entſprachen, zumeiſt alſo den hiſtoriſchen. Wer von uns Modernen, unter denen noch neulich ein Mann von ſo eiſernem Fleiß, wie Niebuhr, den Livius für eine Lectüre erklären konnte, deren Maſſe man nicht wohl zu überwältigen im Stande ſei, würde bei unſern Altvordern ein ſo lebhaftes Gefallen gerade am Livius vorausſetzen, daß die Bearbeitungen ſeiner Geſchichte in den wenig mehr als hundert Jahren von 1505 bis 1619 nicht weniger als ſiebenundzwanzigmal ſind aufgelegt worden? Freilich machte man es ſich dabei bequem: auch Livius gab den Stoff noch nicht genug als bloßen Stoff, und ſo zog z. B. der Münzer'ſche Livius von 1586 die funfzehn erſten Capitel des 23. Buchs in eines zuſammen (Degen, S. 76).

Faſt ebenſo zahlreiche Ueberſetzungen erſchienen von Cäſar's Commentarien, den Lebensbeſchreibungen des Plutarch und ſelbſt von Joſephus, der vielleicht noch häufiger geleſen ward, als Livius: denn bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zählt man mindeſtens achtundzwanzig Ueberſetzungen deſſelben.

Aber ſchon, neben dieſem hiſtoriſchen Intereſſe, macht ſich jetzt, um die Zeit der Reformation, beſonders auch das moraliſche bemerkbar: von den Catoniſchen Sentenzen werden uns bis zum Schluſſe des ſechzehnten Jahrhunderts achtzehn Ueberſetzungen genannt, von denen ſechs allein zwiſchen 1491 und 1499 gehören; die Moralien des Seneca, Cicero und Plutarch, die Troſtſprüche des Boethius, Aeſop's Fabeln, die moraliſirenden Satiren des Lucian und, für die ſcholaſtiſchen Denkübungen des Jahrhunderts bezeichnend, die Probleme des Ariſtoteles fanden fleißige Bearbeiter. Nicht minder, was ſich noch praktiſcheren Intereſſen näherte: Frontin, Vegetius, Plinius' Naturgeſchichte.

Daneben indeß vernachläſſigte man auch diejenigen Quellen nicht, aus denen einſt, freilich in alpheiſchem Lauf, die Heldengedichte des Mittelalters gefloſſen: Homer's Ilias, durch Johann Spreng in Meiſterſängerreime gebracht, ward mehrfach aufgelegt; den Inhalt der Odyſſee gab Simon Scheidenreiſſer 1537 in Proſa; häufiger noch wurden Diktys und Dares Phrygius bearbeitet; auch an Virgil und Ovid übte Spreng, der allzeitfertige Reimer, ſeine Künſte.

Am Glücklichſten aber begegnete dieſe Allverbreitung und Allüberſetzung der antiken Literatur den Bedürfniſſen der Zeit im Drama, zu dem eben damals der deutſche Geiſt, in oft ungeſchickten und durch die kirchlichen ſowohl, als politiſchen Verhältniſſe nur allzubald erſtickten Anfängen, ſich emporſchwingen wollte. Terenz wurde Lehrer und Meiſter des deutſchen Drama: ſeine Komödien galten als willkommene Faſtnachts- und Schulſpiele, und wahrhaft unüberſehbar iſt daher auch die Reihenfolge von Ueberſetzern, die an Terenz ſich verſuchten (Gervinus II, 377 fgg.; III, 76). Hier äußerte ſich denn auch ein gewiſſer Formeneinfluß: „erſt ſeit der Ueberſetzung des Terenz finden wir in Deutſchland ordentlich in Acte und Scenen abgetheilte Stücke" (Gervinus II, 375). — Gegen dieſen ungeheuren Fleiß, welchen man an Terenz verwandte, erſcheinen die Bemühungen um Plautus nur ſehr ſpärlich; die Tragödien des Seneca ſollten erſt in einer ſpäteren Zeit wirkſam werden, wo ſie, mit dem Holländer Vondel zuſammen, Andreas Gryphius und deſſen Schule bilden halfen.

Und hier iſt es denn nun auch zuerſt, wo wir den griechiſchen Dramatikern begegnen. Zwar Aeſchylus war damals noch eine unbekannte Welt. Dahingegen Sophokles, Euripides und Ariſtophanes erfuhren einige Bearbeitungen, bei denen wir jedoch die Poeten meiſt in ſehr weiter Entfernung von der Quelle zu denken haben; bei den meiſten liegen lateiniſche Ueberſetzungen und Bearbeitungen gleichzeitiger Philologen zu Grunde. Vor Allen Hans Sachs, gerade in dieſe Zeit fallend, wo das Alterthum geöffnet iſt und mit außerordentlicher Theilnahme beſucht wird, überdies mit ſeiner unermüdlichen Reimfertigkeit Alles, was ſich nur reimen läßt, Weltliches und Geiſtliches, alte und neue, heidniſche und chriſtliche, fremde und deutſche Geſchichte ausbeutend und bewältigend (vergl. Gervinus II, 472, 475; III, 105), ließ ſich auch die Stoffe des griechiſchen Dramas nicht entgehen. Unter ſeinen zahlloſen Stücken ſind zwei dem Sophokles entlehnt: „Eine Tragödi mit 13 Perſonen zu recitirn die unglückhafte Königin Jocaſte.“ Die Perſonen dieſes Spieles ſind: König Lajus von Theben. Jokaſte die Königin. Mercurius der Götterboth. Edippus das vertragen Kind. Der Jäger. Athlethes König zu Corinth. Nicias ſein Marſchalck. Drimas der erſt Trabant. Linus ihr Son. Sathanas der Hofſchmeichler. Der Ehrenhold. Das zweite Stück iſt: „Tragedia mit 14 Perſonen. Die mörderiſch Königin Clitemeſtra,“ in welchem er ſich mit ſtattlichem Anſehen auf Homer, Virgil, Boccaz, Dyktis Cretenſis beruft, ohne des Sophokles zu gedenken, deſſen Elektra es in der That iſt, was freilich Hans Sachs ſelbſt am Wenigſten wiſſen mochte. Sodann nach Euripides ſinden wir 1555: „Die getrew Frau Alceſtis mit irem Mann Admeto.“ Endlich aus dem Ariſtophanes: „Ein Comödi mit 11 Perſonen zu recidirn. Der Pluto ein Gott aller Reichthumb,“ mit der ausdrücklichen Bemerkung:

„Dem griechiſchen doch faſt gemeß,
Wie ſie denn auch Ariſtophanes
Von Athen der berühmte Poet
Griechiſcher Sprach beſchreiben thät.“

Daß der wackere nürnberger Schuſter des Griechiſchen ſelbſt nicht mächtig war, wiſſen wir Alle; wie gewaltſam überhaupt die Behandlung und wie wenig hier noch von dem griechiſchen Originale übrig geblieben iſt, kann, wem die Stücke ſelbſt nicht zugänglich, ſchon aus dem obigen Perſonenverzeichniß erkennen. Es iſt alſo wiederum nur der Stoff, was er aus dem Alterthum entnahm und, in die unglückſeligſte aller Formen, in die Unform der Knittelreime gießend, ſeinem Publikum dennoch zu großem Behagen bieten durfte. Freilich mußte er über dieſe lockre Behandlung ſich auch von gelehrten Männern zurecht weiſen laſſen; wenigſtens Jonas Bitner, der 1548 die Menächmen des Plautus verdeutſchte, polemiſirt gegen Hans Sachs alſo: „Ich hab aber,“ ſagt er, „die Comödie Plauti deſto lieber laſſen teutſch werden und im Druck ausgehn, damit menniglich ſpüren und ſehen könnte, daß des ſinnreichen und hochverſtändigen Plauti Comödien viel ein ander Werk ſeyen, dan die Comödie von Hans Sachſen zu Nürnberg iſt an Tag gebracht, da er gleichwol dieſer Comödien ihren Namen läſſet, aber aus beyden Gebrüdern Menaechmus zween Lutzen machet, die fürnehmſten Schimpfreden, läſterlichen und wunderlichen Irrthumb und ſchönſten Sprüch und Lehre vergißt und außlaßt, welche doch der Comödie eine rechte Geſtalt, Schein und Glantz bringen.“ Allein es ſteht zu erwarten, daß Hans Sachs mit ſeiner geſcholtenen Freiheit dem Geſchmack der Menge mehr genügt hat, als der für die rechte Ehre ſeines Plautus ſo beſorgte Bitner, der überdies ſo wenig wie Jener von der Plautiniſchen Form etwas mehr merkt und achtet, als die allgemeinſte Eintheilung in Acte und Scenen. Denn dies war nun die Weiſe des Zeitalters, der ſelbſt gelehrtere Männer, bei denen wir eine genauere Kenntniß der alten Texte vorausſetzen mögen, ſich nicht entziehen konnten.

Eine beſondere Aufmerkſamkeit unter dieſen Ueberſetzern verdient Wolfhart Spangenberg, über deſſen anderweitige literariſche Thätigkeit als Lycoſthenes Pſellioneros Andropediacus man bei Gervinus III, 64 das Nähere vergleiche. Aus Mansfeld, dem Sächſiſchen alſo, welches ſchon damals, in nächſter Betheiligung an der

Reformation, durch treffliche Unterrichtsanſtalten, wackre Schulmänner, tüchtige Gelehrte ein beſonderer Sitz claſſiſcher Bildung war, nach dem Elſaß gekommen, wo gleichfalls die wohlthätige Anregung der Dalberg'ſchen Geſellſchaft noch nicht erloſchen war und namentlich das Drama einer lebhaften Pflege genoß (Gervinus III, 87), überſetzte er außer dem Amphitruo des Plautus auch die Alceſte und Hecuba des Euripides und des Sophokles Ajax. Denn auch dieſer, wiewohl der Name des Verfaſſers nur angedeutet wird, iſt dennoch, wie auch ſchon Gervinus (a. a. O. S. 76, 77) vermuthet hat, ohne Zweifel ein Werk des Wolfhart Spangenberg. Da dieſe Ueberſetzung einen vollſtändigen Beleg abgeben kann zu dem, was wir bisher als den Charakter dieſer ganzen Art bezeichnet haben, auch das Buch ſelbſt ſehr ſelten iſt und die wenigen Verſe, welche Degen daraus abgedruckt, ſehr unzulänglich erſcheinen, ſo wird es, hoffen wir, nicht unwillkommen ſein, wenn wir einiges Nähere davon mittheilen. —

Der vollſtändige Titel lautet, nach einem neben uns liegenden Exemplar der dresdner Bibliothek, alſo: „Ajax Lorarius. Ein Heydniſche Tragödia, von dem griechiſchen Poeten Sophocle erſtlich gedichtet: vnd nachmals durch Joſephum Scaligerum in lateiniſche Sprach vertieret: Auch Anno 1587. im Monat Julio mit etlich artigen Zuſätzen zu Straßburg agieret: jetzt aber wiederomb von Newem vberſehen, erornieret vnd gemehret vnd diß 1608. Jahr gemeltes **Monats**, in Theatro Academico, offentlich daſelbſten gehalten: **Verteutſcht durch** M. W. S. M. Gedruckt zu **Straßburg durch** Antonium Bertram, 1608." Als „Perſonen dieſer Tragödien" werden aufgeführt:

1) Die Betrieglichkeit.
2) Der Griechen Heerhold.
3) Der Trojaner Heerhold.
4) Deiphobus } Priami deß Königs zu Troja Söhne.
5) Paris }
6) Idaeus, ein Diener.
7) Achilles, ein Griechiſcher Kriegs Oberſter.
8) Soldaten.
9) Ajax, der Griechiſche Fürſt, ſo ſich hernach ſelbſt endleibet.
10) Diomedes, ein Griechiſcher Held.
11) Ulyſſes, ein beredter Griechiſcher Oberſter.
12) Agamemnon, des ganzen Griechiſchen Heerzugs Feld Herr.
13) Neſtor, ein Alter vnd weyſer Kriegs Raht der Griechen.
14) Menelaus, deß Feld Herrn Bruder.
15) Teucer, deß Ajacis Bruder.
16) Ajax Oileus, der Locrenſer König.

17) Idomeneus, König auß Creta.
18) Eurypilus, ein Griechiſcher Warſaager.
19) Calchas ein Griechiſcher Weyſſaager.
20) Authometon, ein Trabant.
21) Minerva, eine Heydniſche Göttin.
22) Tekmeſſa, Ajacis Kebsweib.
23) Bürger von Salamin.
24) Der Bott.
25) Euryſaces, deß Ajacis Sohn.
26) Der Heydniſch Prieſter.

Die in dem Titel erwähnten „artigen Zuſätze" beſtehen nun darin, daß der Mord des Achilles durch Paris, der Streit um die Waffen des Gefallenen zwiſchen Ajax und Ulyſſes, ſo wie der Ausſpruch der Richter nicht, wie bei Sophokles, vor die Tragödie fallen, ſondern in den beiden erſten Acten uns ſelbſt vorgeführt werden. Die Betrieglichkeit mit der Griechen und der Trojaner Heerhold eröffnen das Stück: ſie tritt auf „in einem ſchneeweyſſen Kleide" und charakteriſirt ſich ſelbſt folgender Geſtalt:

> Mein Leibsgeberd ſind mancherley,
> Die ich wunderkunſtlich kann machen,
> Und mit dem mund gantz freundlich lachen.
> Das Backle man vnd Händle küſſen,
> Knieh beugen, ſtreichen mit den Füſſen.
> Wer ſolchem Schmeicheln unverzogen
> Glauben giebt, der iſt bald betrogen.

Sie entwirft nun mit Paris den hinterliſtigen Plan, Achilles bei ſeiner Vermählung mit der Polyxena meuchlings zu ermorden, was, nachdem in Scena V. Deiphobus ein bewegliches Bild von der übermäßigen Verliebtheit des Achill entworfen, im ſechsten Auftritt ohne viele Umſtände ausgeführt wird. Achilles fällt mit dem Ausruf:

O der boßhaften Liſt und Tück!
Das iſt ein rechtes Schelmenſtück.

Die Handlung ſchließt mit dem beginnenden Streit um die Rüſtung, welcher, nachdem ein kurzer, durch ſeinen rhythmiſchen Wechſel nicht unwichtiger Chor abgeſungen worden, im zweiten Act endlich durch Kalchas zum Nachtheil des Ajax entſchieden wird. Dieſer brauſt ſogleich auf in gottesläſterlicher Raſerei, wobei wieder Reim und Rhythmus nicht ungeſchickt behandelt ſind. Er ſpricht zu den Göttern:

Sitzet balt und verweilet Euch nicht
Inn Ajacis Sach zum Gericht.
Erſtlich, Herr Jupiter: ſitzet hieher.
Vnd nicht weit, auff die Seit, hier ohngefehr.
Die Götter ſein all die im Himmel ſeyn.
Herr Pluto, nemt alſo dieſen Sitz ein:
In gleichem fall die Götter all zumahl,
Die in der Höll wohnen in Ditis Saal.
Vnd der Hund im Abgrund Cerberus genannt,
Die Hölliſchen Nachtfrawen alleſant:

Ja den Geyer, der ſo gar gefräßig iſt,
Daß er mit ſeinem Schnabel Leber frißt,
Dem Löwe zur Schmach, hernach mit Rach
Die mag ich doch, alle wol noch, leyden,
Vns in der Sach ſchlecht, mit recht, zu ſcheiden.
Ihr Herrn ſitzt, ich will für jetzt fürſtellen
Die ſach: hernach ſollt Ihr Vrtheil fällen.

Er ſchließt mit dem Racheplan gegen die ungerechten griechiſchen Helden:

Ich will mitten vnder ſie lauffen,
Vnd ſie all vber einen Hauffen,
Schlagen, tretten, ſchleiffen beim Har,
Die Augen ihn außzerren gar,
Ja das Herz will außreiſſen ich
Auß irem Leib noch lebendig
Daß ſie es ſollen ſehen frey,
Vnd empfinden, was ſchmertz es ſey.

Von der dritten Scene ſodann, in welcher Minerva, Ulyſſes und Ajax auftreten, beginnt die Sophokleiſche Tragödie, der das Stück ſich von hier an, bis auf die zwiſchen den Acten eingelegten Chöre, ziemlich getreu anſchließt, wie nachfolgende Stellen zeigen werden, denen wir zugleich, damit unſere Leſer der ungeheuren Revolution inne werden, welche unſere Sprache und unſer Geſchmack ſeit zwei Jahrhunderten durchgemacht haben, eine der neueſten und, wie ſich von Tag zu Tag mehr herausſtellt, beliebteſten Ueberſetzungen, die Donner'ſche, zur Vergleichung beifügen.

V. 1—13.

Minerva:

Jetzt ſeh' ich, O Vlyſſe mein
Wie Du offt, ſo Weydmänniſch ſein,
Der Spur nachgehſt vnd ſorgſam biſt,
Vorzukommen deß Feindes Liſt.
Ich treff Dich recht an, hie im Feldt,
Bei des Ajacis Schiffsgezelt,
In der Armaden hinterhalt:
Da ich ſeh, wie Du der geſtalt
Nachgründeſt: vnd nimmſt wohl in acht
Die Fußtritt, ſo erſt ſeynd gemacht,
Auff daß Du in Dein Geſicht bringſt frei,
Ob er drin oder drauſſen ſei.
Solches haſtu wohl erlangt zur Stund
Wie ein ſcharffriechender Spürhund.
Denn ſchaw, er iſt nicht lang zeit iſt
Darinnen. Sein Haupt ihm noch ſchwitzt,
Sein Händ ſind noch bereit zu ſchlacht,
Darumb ich Dirs nicht für Rathſam acht,
Daß Du ihm drinn komſt fürs Geſicht.
Steh davon ab. Vnd mich bericht,
Auß was Vrſachen Du doch Dich
So ſehr befleiſſeſt? Damit ich
Die gantze Sach Dir erzehle fein.

Bei Donner:

Athene:

Dich ſeh' ich unabläſſig, Sohn des Lartios,
Des Feindes Fährt erlauern, ihn zu greifen wo;
Auch nun gewahr' ich, wie Du bei dem Schiffsgezelt
Des Ajas, wo der letzten Ordnung er gebeut,
Schon lange lauſchend ſchleicheſt, auszukunden, ob
Er innen oder drauſſen ſei: ſchlau leitet Dich
Dein Fuß mit ſcharfem Sinne gleich dem Sparterhund.

Denn eben iſt er nun im Zelt, von Schweiße trieft
Sein Haupt ermattet und die Hand, von Morden feucht.
Und fürder haſt Du keine Noth, an dieſem Thor
Hineinzulauſchen; aber ſprich, warum Du ſo
Voll Eifer ſpähteſt und vernimm die Kundige.

V. 206—212.

Salaminier.

Was Vnglück hat vergangne Nacht
Vnſre Rug uns zu nicht gemacht?
Sag an: Du biſt ein Tochter ja
Teleutantis auß Phrygia:
Und weil Ajax, der ſtrenge Heldt,
Dich, alß ein gfangne Magd, erwehlt
Zu einem Beyſchlaf: So wird Dir diß
Auch nicht verborgen ſeyn gewiß.

Bei Donner:

Chor:

Wie hat ſich des Tages Geſchick in der Nacht
So bitter gewandt?
O ſage des Phrygers Teleutas Kind!
Du, welche der Held mit dem Speer ſich errang,
Zur Geliebten erkor, Du kannſt es gewiß,
Dir iſt es bekannt, mir verkünden!

V. 425—429.

Ajax:

Aj! Aj! wer hat gemeint, das mir
So viel Vnglück ſtimme zuſamen,
Vnd mir nachöhme meinen Namen.
Aj ach! Aj ach! Ich muß mit Klagen
Mir meinen Plag Namen offt nachſagen.

Bei Donner:

Aias:

Ai! Konnte Jemand glauben, daß mein Name ſo
Bedeutſam ſtimmen würde noch zu meiner Qual?
Wohl ziemt es jetzo zweimal Ai! zu rufen mir,
Und dreimal, da mich ſolche Noth umfangen hält.

In dieſer Art folgt das Stück der Sophokleiſchen Tragödie bis zum Tode des Ajax in der zweiten Scene des IV. Actes: die Verhandlungen jedoch zwiſchen Teucer, Odyſſeus und den Königen bewegen ſich wieder unabhängiger; ein Prieſter endlich, den Leib des Helden begrabend, macht den Epilog. Angehängt ſind „Teutſche Argumenta oder Innhalt der Tragödie des Griechiſchen Poeten Sophoclis genandt Ajax Lorarius, ſampt einem Prologo, darauß der Inhalt: und einem Epilogo oder Beſchlußred, darin die Lehren dieſer Action kürtzlich begriffen“ ꝛc. Es iſt dies alſo nichts Anderes als eine „Rhythmologie“ des Sophokles, ein deutſches Inhaltsprogramm, welches den der Sprache unkundigen Zuſchauer im Zuſammenhange des Stücks erhalten ſollte, wenn, was gewiß öfters geſchah, dergleichen Fabeln in lateiniſcher Sprache auf den akademiſchen Theatern agirt wurden. Solcher Rhythmologieen, namentlich zu dem viel geſpielten Terenz, führt Gottſched im Nöth. Vorr. verſchiedene an (z. B. von 1591: „Terentius Rithmologia in die ſechs Comödien Terentii, darinn eines jeden

Actus und Scenä ſummariſcher Inhalt der Jugend zum Unterricht;" auch 1590, 1596: vergl. Gervinus II, 376), und mögen ſie, ſo leichtfertig ſie auch zumeiſt wohl hingearbeitet wurden, dennoch dadurch, daß in ihnen der Poet genöthigt wurde, den Inhalt des Stücks deutlich, kurz und doch vollſtändig zuſammenzufaſſen, nicht ohne allen Vortheil für die Bildung der Kunſt geblieben ſein.

Daß nun weder aus den Bearbeitungen des Hans Sachs, noch aus den Spangenberg'ſchen und allen ähnlichen Uebertragungen des Alterthums die deutſche Literatur einen unmittelbaren Gewinn zog, darf uns bei der gänzlichen Zerrüttung der Form, in welcher dieſe Ueberſetzungen auftraten, keineswegs befremden. Vielmehr wie ganz unmöglich es war, in dieſer kümmerlichen Form einen poetiſchen Gehalt zu bewahren, und wie die erhabenſten poetiſchen Geſtalten in dieſem bettlerhaften Gewande alle Würde, alle Anmuth verlieren mußten, wird uns recht deutlich, wenn wir dieſelben Quellen, dieſelben Stoffe in ihrer Bearbeitung bei den Engländern, wo den Dichtern bereits eine volltönende, biegſame, geordnete Sprache zu Gebote ſtand, und bei uns Deutſchen vergleichen. Man halte nur die beiden Veroneſer des Shakſpeare und die Tragödia von Julia und Hippolyto in dem „Engeliſchen Trag- und Comödien mit dem Pickelhering" von 1624, die engliſche Spanish tragedy und Ayrer's Belimperia und Horatio, ſeine ſchöne Phönicia mit Shakſpeare's Viel Lärmen um Nichts, oder zu noch ſchlagenderm Beiſpiel die Taming of a shrew des britiſchen Dichters mit unſrer „Kunſt über alle Künſte: Ein bös Weib gut zu machen," Rapperſchwyl, 1672, zuſammen: welche letztere, was bei dem Engländer ein anmuthiges, witziges, durchaus erfreuliches Spiel iſt, bei der gleichen und oft wörtlich übereinſtimmenden Benutzung derſelben Quelle zu einem unerträglich ungeſchlachten Gemengſel von Zoten, Schimpfreden und Plumpheiten verunſtaltet hat.

Ja jene Ueberſetzer der Alten ſelbſt trugen dadurch, daß bei der Formloſigkeit des Verſes ihre Mühe die allergeringſte und daher bald auch an eine gemüthliche Theilnahme, eine poetiſche Erhebung bei ihnen nicht mehr zu denken war, nur noch immer mehr zum ſchnödeſten Verderb der Dichtkunſt bei. Die Form machte keine Schwierigkeit, der Stoff war gegeben — wer wollte da nicht reimen?

Einen beſondern Zuwachs bekam dieſe handwerksmäßige Ueberſetzerei, als mit der verbeſſerten Schuleinrichtung auch der Kreis der Autoren, der in Schulen geleſen ward, ſich allmälig erweiterte. Denn nun kam das praktiſche Intereſſe dazu, durch Ueberſetzung der Alten dem Verſtändniß der Schüler, zumal auch der ſaulen und dummen, vorzuarbeiten — mit Einem Worte, die Eſelsbrücken entſtanden, deren ganze wohlbekannte Weiſe wir z. B. ſchon in P. Terentii Andria germanice reddita et scholiis illustrata Joanne Agricola Islebiensi autore, 1544, finden, wo der Anfang lautet: „Poeta, dieſer Tragödien Meiſter, cum primum appulit animum, im Anfang, da er ihm hat fürgenommen, ad scribendum, Comödien zu beſchreiben“ u. ſ. w. (ſ. Gottſch. Nöth. Vorr. I, 241 fgg.; Aehnliches bei Gervinus III, 78, Note 71). Dergleichen Handwerksüberſetzer, unter denen Hartmaccius, Rhenius, Riccius, Nicolaus Baar die fleißigſten und mehr oder minder auch die Ärgſten ſind, mögen wir uns in Parallele zu den Gelegenheitsdichtern denken, die damals der poetiſchen Beſchäftigung überhaupt einen ſo ſchwer verwiſchten Makel anzuheften begannen und über deren widerſinniges und unwürdiges Verfahren Opitz ſich in ſo bittern Klagen ergeht (ſ. bei Gervinus III, 208, 209). Was dieſen immer bereiten Reimern eine Hochzeit, eine Kindtaufe, ein Begräbniß, das iſt jenen Ueberſetzern ein alter Claſſiker: Beide gießen, unbekümmert um alle Poeſie, ihre Sündfluth von Reimen darüber hin und ſind zufrieden mit dem baaren Gewinn, den ihr Handwerk, das wenigſtens müheloſer, als manches andere, ihnen einbringt; Beide ſtehen außerhalb der Kunſt und ſind das unwiderleglichſte

Zeugniß von dem gänzlichen Verfall der damaligen deutſchen Literatur. —

Halten wir hier einen Augenblick inne, um einem Vorwurfe zu begegnen, der uns etwa gemacht werden möchte: dem Vorwurf nämlich, in dieſer Ueberſicht der vorzüglichſten Ueberſetzungswerke und ihrer Einflüſſe auf die vaterländiſche Literatur gerade dasjenige ausgelaſſen zu haben, welches doch von allen ohne Zweifel, ja ſogar ohne Vergleich das bedeutendſte, das einflußreichſte geweſen iſt, ja das ſich in dieſer ſeiner wahrhaft unermeßlichen Wirkung bis auf den heutigen Tag unverändert lebend[illegible] erhalten hat — Luthers Bibelwerk.

Ganz gewiß, die Luther'ſche Bibelüberſetzung iſt vor allen Ueberſetzungen, die aus irgend einer, in irgend einer Sprache jemals gemacht worden ſind, bei Weitem die bedeutendſte und großartigſte; ſogar von allen Büchern, die jemals in Deutſchland erſchienen ſind, vermag kein anderes — wir wollen nicht ſagen, an Ausdehnung und Verbreitung: denn davon nur zu ſprechen, wäre thöricht — aber auch an Einwirkung auf alle Stände, alle Alter, alle Verhältniſſe, an ſprachlicher wie geiſtiger Bedeutung vermag keine andere Schrift ſich ihr auch nur annähernd zur Seite zu ſtellen.

Allein abgeſehen davon, daß wir hier, unſrer urſprünglichen Aufgabe gemäß, immer nur die Ueberſetzungen ſolcher Schriften im Auge haben, welche dem claſſiſchen Alterthum entſtammen, und daß daher von der Luther'ſchen Bibel an dieſem Orte nicht wohl die Rede ſein kann: ſo hat dieſelbe ihre univerſalhiſtoriſche Bedeutung auch viel weniger dadurch erlangt, daß ſie Ueberſetzung iſt, als vielmehr in ihrer Eigenſchaft als freie Schöpfung des lutheriſchen, des proteſtantiſchen Geiſtes überhaupt. Ueberſetzen, es kann ſein, mögen dieſe hebräiſchen, dieſe griechiſchen Texte ſich weit genauer, weit richtiger, weit beſſer laſſen, als es durch Luther geſchehen: aber iſt denn ſeine Aufgabe überhaupt eine philologiſche, ſein Ziel ein ſprachliches, ſeine Abſicht eine gelehrte geweſen?! Wobei wir uns jedoch ausdrücklich dagegen verwahren, als ob wir die Verdienſte der Luther'ſchen Bibelüberſetzung auch in dieſer Hinſicht verkennen oder gering achten wollten: eine Verkehrtheit, die ſich überdies augenblicklich widerlegen würde, ſobald wir uns nur erinnern mögen, was unſre vorzüglichſten Dichter und Ueberſetzer, ein Klopſtock, ein Schiller, ein Joh. Heinr. Voß, auch in ſprachlicher Hinſicht aus Luthers Bibel gelernt zu haben jederzeit freudig und dankbar zu bekennen pflegten. —

Kehren wir alſo nach dieſer Unterbrechung zu unſerm eigentlichen Thema zurück. Es war eben die Rede von dem handwerksmäßigen, völlig unkünſtleriſchen, völlig formloſen Betriebe, in welchen, im Lauf des ſechzehnten Jahrhunderts, die Ueberſetzungskunſt bei uns ausgeartet war.

Und doch ſollte nichts deſtoweniger gerade in dieſer Zeit des Verfalls und der Entartung die Wiederbelebung unſrer eigenen Literatur eben von der antiken ausgehen; ja zu derſelben Zeit, da der handwerksmäßige Fleiß jener Hartnaccius und Riccius den antiken Stoff und die deutſche Form gleichmäßig entwürdigten und verdarben, wurde von andern Männern in minder unmittelbarer, aber deſto ſegensreicherer Thätigkeit für die Herſtellung unſerer Kunſt gewirkt.

Denn was dieſer fehlte, war, wie wir geſehen haben, die Form; daß der Beſitz, das Vermögen, die Ahnung einer ſchönen und kunſtgemäßen Form den damaligen Verſemachern mangelte, das ließ auch all jene Verſuche, durch die Einführung fremder Literaturen unſere deutſche wahrhaft zu bereichern und zu fördern, unfruchtbar und vergeblich bleiben. Dies Gefühl aber für die Schönheit der Form war bei denen geweckt und erhalten worden, welche die gelehrte Beſchäftigung mit den alten, beſonders mit den römiſchen Schriftſtellern zur eigenen Reproduction der antiken Form in lateiniſchen Gedichten angeregt und gewöhnt hatte. Die Alten, ihrer unmittelbaren, ſinnlichen Natur gemäß, haben das Höchſie erreicht in Ausbildung der Form: an ihrer Plaſtik lernen unſere Künſtler noch heute und werden lernen, ſo lang eine Kunſt exiſtirt. Auch in ihrer Literatur iſt der plaſtiſche Sinn, die Formenſchönheit überwiegend. Dieſe daher iſt es auch, deren ruhige, heitere Schöne zu allen Zeiten alle Gemüther entzückt und, zu wetteifernder Reproduction anregend, verdorbenen Geſchmack und verdorbene Literaturen gereinigt und gebildet hat.

Vornämlich geſchah dies durch die neulateiniſchen Dichter. Auch in Deutſchland iſt die Zahl derſelben unüberſehbar. Schon ſeit dem zwölften Jahrhundert war die poetiſche Lorbeerkrone, die lockende Würde eines poeta Caesareus an die lateiniſche Poeſie geknüpft. Je offener nun die Quellen des Alterthums ſich erſchloſſen, je reichlicher ſie ſtrömten und je lebendiger ſie die Herzen erfriſchten, je größer wurde auch die Schaar lateiniſcher Dichter; ja die Fertigkeit, in wohlklingendem, ſtrengem und doch leicht beweglichem Metrum lateiniſche Verſe an einander zu reihen und stans pede in uno Kaiſer und Könige, Gelehrte und Bücher, Freunde und Geliebte lateiniſch anzuſingen, ward endlich etwas ſo allgemein Verbreitetes, daß ohne ſie ein gebildeter Mann jener Zeit gar nicht denkbar war.

Es iſt wohl Klage geführt worden über dieſe unermüdliche Pflege der lateiniſchen Poeſie: man hat bedauert und hat den Gelehrten ſelbſt zum Vorwurf gemacht, daß dadurch ſo viel Fleiß, Kraft und ſogar dichteriſches Talent der heimiſchen Poeſie entzogen und auf einem Gebiete verſchwendet worden, wo das Alles, meinte man, nur einer todten und unfruchtbaren Gelehrſamkeit, nie aber unſrer deutſchen Literatur zu Gute gekommen iſt. Allein was in der deutſchen Poeſie jener Zeit nicht mehr zu finden war: eine gebildete und wohllautende Sprache, zierliche und lieblichſte Formen, gewandte Phraſen, ſinnreiche Bilder, vor Allem die in der alten Metrik herkömmlich und unumſtößlich geſicherte Kunſtform, das Alles fiel den Pflegern der neulateiniſchen Poeſie wie eine reiche Erbſchaft gemächlich zu: und dürfen wir es daher den Gebildeten des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts wahrlich nicht verargen, wenn ſie, deren Geſchmack ſich an den claſſiſchen Muſtern des Alterthums gebildet, deren Ohr an die ſtrenge und doch ſo liebliche Form der Antike ſich gewöhnt hatte, es vorzogen, zu ihren dichteriſchen Spielen der ausgebildeten, immer bereiten lateiniſchen Sprache ſich zu bedienen, als mit den Meiſterſängern und Handwerkspoeten in formloſem und zu aller Poeſie ungeſchicktem Deutſch zu radebrechen. Ja wir mögen ſie noch entſchuldigen, wenn ſie, in dem Beſitz dieſes claſſiſchen Alterthums, ſelbſt mit Unwillen und Geringſchätzung auf jene Reimereien herabſahen und es ſich, wie Nicodemus Friſchlin (Gervinus III, 77, 78), ſogar zu einer Art von Ruhm anrechneten, daß ſie, der edlen Spur der Römer folgend, von den plebejen Beſtrebungen ihrer deutſch reimenden Zeitgenoſſen ſich fern hielten.

Denn wie unvermeidlich dieſelben Männer, die, wo ſie der lateiniſchen Sprache ſich bedienten, Formenſinn, Geſchmack und Geiſt entfaltet hatten, ſobald ſie ihr Genie unter das Joch der verdorbenen deutſchen Reimerei beugten, das allgemeine Schickſal der Ungenießbarkeit und Formloſigkeit theilten, kann uns noch das ſpätere Beiſpiel Freinsheim's zeigen, der, nachdem er in ſeinen, wenn auch nicht der ſtrengſten claſſiſchen Norm genügenden, doch immer eleganten und geſchmackvollen Ergänzungen des Curtius und Livius ſo viel feinen Formenſinn bewährt hatte, in ſeinem „Teutſchen Tugendſpiegel" dennoch nur ein verfehltes Machwerk zu Stande brachte, das uns weniger durch den Mangel poetiſchen Vermögens, als durch die auch nach Opitz' Vorgange noch immer ungeſchickte, holperichte, verrenkte Form beleidigt.

Auch entzogen jene Männer ſich, ganz anders, als einige Jahrhunderte zuvor die Italiener, die gefliſſentlich aus der Troſtloſigkeit ihrer heimathlichen Zuſtände ſich in eine erträumte antike Welt gerettet hatten, keineswegs dem deutſchen Leben. War es doch nicht dies, was ſie verachteten.

ſondern nur die Unform der damaligen deutſchen Poeſie. In fremder Schale gaben ſie deutſchen Kern; lateiniſch ſchreibend dachten und fühlten ſie deutſch. Es genüge, an Ulrich von Hutten's lateiniſche Gedichte, an die Komödien Reuchlin's, Naogeorg's und des ſchon genannten Friſchlin zu erinnern. Nicht weniger würde man Balde, der, wie Freinsheim, in ſeinen deutſchen Gedichten plump und ungenießbar iſt, ſehr Unrecht thun, wollte man in dem eigenthümlichen Schwunge ſeiner religiöſen Gedichte eine beſondere Richtung des deutſchen Geiſtes und eine beachtenswerthe Offenbarung ſeiner Zeit verkennen. Die Reformation, dieſes größte Ereigniß, das geſammte deutſche Bewußtſein, Geiſtlich und Weltlich, Hoch und Niedrig erfaſſend, fortreißend und erhebend, kam auch einer einſeitigen und ſchädlichen Trennung der Gelehrten vom Volk wohlthätig zuvor. Die Befreiung des deutſchen Geiſtes in der Kirchenverbeſſerung war ausgegangen von Männern, die ſich an der Antike gebildet hatten; ſie wurzelte aber und ward lebendigſt aufgenommen in dem allgemeinen Bewußtſein des deutſchen Volkes. In ihr alſo war der gemeinſame Kampfplatz, wo Gelehrte und Ungelehrte ſich zuſammenfanden. Die deutſchen Gelehrten brauchten nicht, wie die Italiener, ſich in eine ideale Platoniſche Republik zurückzuträumen: die Freiheit des Geiſtes, die ſie im Alterthume ſuchten, ward unter und neben ihnen wirklich im Volke. Dieſem mußten ſie ſich anzunähern, mit ihm ſich zu verſtändigen ſuchen. So hatte Luther ſelbſt Allen vernehmlich in deutſcher Zunge geſprochen; ſo gab Ulrich von Hutten die lateiniſche Sprache auf und redete deutſch zum deutſchen Volke.

Hiemit aber war der Anſtoß gegeben, daß alle Frucht der gelehrten Bildung dem deutſchen Volke nun in lebendiger Wirkſamkeit zugewendet wurde. Auch der Uebergang des ſprachlichen, des formalen Gewinns ward durch die Folgen der Reformation vermittelt: Prediger und Schulmeiſter, Männer alſo, die eine gelehrte Bildung erhalten und denen im Umgang mit der Antike Sinn und Geſchmack ſich erſchloſſen hatten, traten in Lehre und Predigt, in einer unüberſehbaren polemiſchen Literatur, ja auf dem eigentlichen Gebiete der Kunſt in geiſtlichen Faſtnachtsſpielen, Schulacten und Komödien mit dem Volke in Verkehr.

Denn wie abenteuerlich und unerbaulich nicht bloß der Inhalt, ſondern auch die Form dieſer Stücke uns jetzt erſcheinen mag, ſo offenbart ſich doch gerade in ihnen zuerſt der formale Einfluß der alten Literatur, aus der dieſe geiſtlichen Spiele allmälig etwas mehr, als die Eintheilung in Acte und Scenen, aus der ſie Formen und Metren entlehnten. In Paulus Rebhuhn's „Geiſtlichem Spiel von der Gotfurchtigen und keuſchen Frau

Suſannen," Zwickau, 1536 (Gottſched, I, 66—72, 87—90) finden wir zuerſt einen mannigfachen und künſtlichen Wechſel von jambiſchen und trochäiſchen, nach dem Muſter der Alten zugerichteten Metren. Aehnliches begegnet uns in „Joannes Cringingerus Vallenſis Hiſtorie vom Reichen man und armen Lazaro," 1555 (Gottſched, II, 210—216), wo Gott Vater ſogar nicht eben ungeſchickte Trimeter „cum summa gravitate zu ſingen" in den Mund gelegt werden:

„Hört all mein Engel, kompt herzu und trett herbei,
Merckt auff, vernembt, was itzund meine Meinung ſei" ꝛc.

die Gottſched, in dem franzöſirenden Schematismus ſeiner Zeit befangen, nur nicht für verunglückte Alexandriner hätte halten ſollen. Auch die übrigen Verſuche zur Nachbildung antiker Formen, welche Gervinus (III, 84) von den Jahren 1561 und 1503 erwähnt, ſind aus geiſtlichen Schauſpielen entnommen. Freilich fand auch Rebhuhn in dieſen metriſchen Neuerungen denſelben Widerſtand des alten achtſilbigen Schlendrians, den ſpäter noch Opitz erfahren mußte; immer aber ſind dieſe Verſuche und ſodann die Nachbildungen des Hexameters und Pentameters, mit denen Fiſchart und Joh. Clajus ſich bemühten, als Vorläufer der ſpätern Kunſtpoeſie eben ſo ſehr unſerer Aufmerkſamkeit werth, als die etwa gleichzeitige erſte Einführung der italieniſchen Kunſtformen, des Sonnetus, durch Weckherlin und ſeine Zeitgenoſſen. Erſt nach ſolchen Vorgängern ward es Opitz möglich, mit ſeiner proſodiſchen und poetiſchen Reform durchzudringen, deren ganze und außerordentliche Wichtigkeit wir dahin bezeichnen können, daß er durch ſie der formloſen deutſchen Poeſie die Form wiedergegeben hat — ein Verdienſt, um deſſen willen der ehrende Name eines Vaters unſrer Dichtkunſt ihm ungeſchmälert bleiben ſoll.

Wir können hier der Kürze wegen auf das oft erwähnte Werk von Gervinus verweiſen, wo auch Opitz eine erſchöpfende Behandlung gefunden hat. Für unſern Zweck genügt es, noch einmal darauf hinzuzeigen, daß Opitz keineswegs, wie wohl ſonſt die Meinung geweſen, ein bloßer Nachahmer der Holländer, Franzoſen und Italiener war, vielmehr daß die neue Bildung, welche er herbeiführte, ihren unmittelbarſten Urſprung in den Alten hat. Er ſelbſt begann, wie es die Sitte ſeiner Zeit mit ſich brachte, ſeine poetiſche Laufbahn mit lateiniſchen Gedichten, und auch in ſeinen ſpäteren Jahren noch verſchmähte er es nicht, lateiniſche Verſe zu machen; Heinſius, dem von allen Holländern Opitz ſelbſt den meiſten Einfluß auf ſeine Dichtweiſe zugeſteht und den er recht eigentlich als ſein Vorbild und Muſter rühmt, iſt derſelbe Daniel Heinſius, deſſen Name in der philologiſchen Welt einen ſo guten Klang hat; durch ſein ganzes bewegtes Leben iſt Opitz der Beſchäftigung mit den Alten und ihrer innigſten Verehrung niemals ungetreu geworden, wovon ſeine zahlreichen Ueberſetzungen des Sophokles, des Seneca, der Diſtichen Cato's, der Anthologie und anderer Epigrammatiſten einen vollſtändigen Beweis geben; in die Kenntniß, Liebe und Nacheiferung des Alterthums ſetzt er das Weſen des Poeten in jenen vielberühmten Verſen:

> Wer . . . nicht auf die Alten zielt,
> Nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
> Als ſeine Finger ſelbſt, und ſchaut, daß ihm kaum Einer
> Von ihnen außen bleibt, ...
> . . . . iſt zwar ein guter Mann,
> Doch nicht auch ein Poet. —

Dem Muſter der Alten endlich iſt die Proſodie, die Silbenmeſſung entlehnt, an welche er unſere Sprache gewöhnte — ein Schritt von ungeheuren Folgen, durch den allein unſre poetiſche Sprache die Befähigung zu dem gewann, was ſie heute leiſtet, und den wir erſt recht würdigen lernen, wenn wir die übrigen accentuirenden, bloß Silben zählenden Sprachen der Neueren vergleichen. Denn nur durch dieſen Schritt ward es überhaupt möglich, daß ſpäterhin, in weiterer Verfolgung dieſer Bahn, unſere Sprache die Gelenkigkeit und den Reichthum erlangte, alle Dichtungen des Alterthums in ihrer eigenſten Form nachzubilden, — während Franzoſen, Engländer und alle andern Neueren ſich ſchon aus ſprachlichem Unvermögen immerdar nur mit Paraphraſen und Nachahmungen werden begnügen müſſen.

Daß dieſe formalen Neuerungen, mit denen Opitz auftrat, und eben dieſe Art, aus den Alten zu lernen, nicht, wie wohl ſeine überraſchten Gegner, denen die neue und von ihnen anfänglich für unausführbar gehaltene Silbenmeſſung ſehr unbequem war, heimtückiſch vermutheten, die pedantiſche Grille eines eigenſinnigen Gelehrten war, das zeigt vor Allem der Erfolg. Aber auch ſchon vor und neben ihm gehen andere Bemühungen, welche alle dahin zielen, der deutſchen Sprache und Poeſie ihre verlorene Schönheit, die Form, wiederzugeben, und die alle dies Wunder von derſelben Zaubermacht erwarteten, welche Opitz heraufbeſchwor: von dem Einfluß der Alten und der fremden Kunſtpoeſie überhaupt. Wir meinen die fruchtbringende Geſellſchaft des Palmenordens, welche noch vor Opitz' erſtem poetiſchen Auftreten, im Jahre 1617, geſtiftet ward, mit dem bewußten und ausgeſprochenen Zweck, „damit bei dem Bluttrieffenden Kriegsjammer unſere ädle Mutterſprache, welche ſo wol an Alter, ſchönen und ziehrlichen Reden, als auch an Überfluß eigendlicher und wohlbedeutlicher Worte, ſo jede Sachen beſſer, als die Fremde recht zu verſtehen geben können, einen nicht geringen Vorzug hat, welche ... uns gantz rein, mit der erſten Milch, gleichſam eingeträuffelt, nachmals aber durch fremdes Wortgepräng, wäſſerich und verſaltzen worden, hinwieder in ihre uhralte, gewöhnliche und angebohrne Teutſche Reinigkeit, Zierde und Aufnahmen eingeführet, einträchtig fortgeſetzet, von dem fremd-druckenden Sprachenjoch befreyet, durch alte und neue Kunſtwörter befeſtiget, und alſo endlich in den glorwürdigſten Ehrenthron verſetzet werden möchte" (ſ. des Sproſſenden, d. i. G. Neumarck's Neu ſproſſender Palmbaum, 1668, S. 11 u. 12).

Hier alſo war die Bildung der Form, die Reinigung der deutſchen Sprache als Princip eines Vereines ausgeſprochen, welcher, des Schutzes und der Theilnahme deutſcher Fürſten ſich erfreuend, in wenn auch nicht allzu langer, doch fruchtbarer Blüthe faſt Alles, was das damalige Deutſchland an dichteriſchen Talenten und regen ſchriftſtelleriſchen Kräften beſaß, zu gemeinſamer Beſtrebung in ſich verſammelte.

Auch blieb der Palmenorden keineswegs die einzige Geſellſchaft dieſer Art: andere folgten, ja Philipp von Zeſen's Teutſchgeſinnte Genoſſenſchaft (zu Hamburg, 1643) trieb die reinigende und formbildende Tendenz bekanntlich bis ins Carikirte: wie denn ſchon Neumarck in ſeinem Palmbaum (S. 86) auf „die lüſternen Neulinge" und ihren abſonderlichen Purismus eiferſüchtig ſpöttelt.

Wir haben uns dieſe Geſellſchaften, die endlich in der leipziger deutſchen Geſellſchaft (ſeit 1697, aber von Bedeutung erſt 1727, da Gottſched an ihre Spitze trat: vergl. Bouterweck, III, 7) und den jüngeren leipziger Kräften ſich verlaufen, welche, von Gottſched ſich emancipirend, zu den Bremer Beiträgen (1745) zuſammentraten, nicht ſowohl als Nachbildungen der italieniſchen Akademieen zu denken: wiewohl ſie ſelbſt auf dieſe als auf ihr Vorbild ſich berufen, und namentlich der Palmenorden durch die Schilderungen veranlaßt wurde, welche Caſpar von Teutleben, aus Italien an den weimarſchen Hof heimkehrend, von jenen Akademieen machte: ſondern ihre nähere und, wie uns dünkt, eigentliche Parallele haben ſie an den philologiſchen Geſellſchaften des Celtes, Dalberg und ähnlichen, deren wir oben gedacht haben. Nämlich wie dieſe auf Einführung und Belebung des antiken Studiums zielten, ſo wollten die deutſchen Geſellſchaften den Gewinn, den die deutſche Bildung inzwiſchen aus dem Alterthume ſich erworben, den Geſchmack, den ſtrengeren Schönheitsſinn, das lebendige Gefühl für die Form nun der deutſchen Literatur ſelbſt zuwenden. Alle, mehr oder minder, geben ſie ſich mit Ueberſetzungen ab: dem Palmenorden ſind Ueberſetzungen ein bewußtes und anerkanntes Mittel für die Cultur der deutſchen Sprache und Poeſie; wie eifrig Gottſched auf Ueberſetzungen gedrungen, iſt bekannt: nur daß zu ſeiner Zeit die Franzoſen an die Stelle der Alten getreten waren, ſo zwar, daß man in ihnen wirklich die Alten zu haben meinte (Bouterweck, III, 154). Selbſt noch in den Bremer Beiträgen (obwohl dieſe mit den Schwabe'ſchen Beluſtigungen bereits den Uebergang machen zu dem ſelbſtändigeren, durch kein Formelweſen und Geſellſchaftskram verpflichteten Zuſammentreten deutſcher Gelehrten, deſſen Frucht denn unſere Journale ſind, ſo weit in dieſen überhaupt eine Tendenz, nicht bloß Zufall und Willkür walten), finden ſich ſowohl Ueberſetzungen als dankenswerthe Notizen zur Geſchichte derſelben.

Nirgend indeſſen ward das Ueberſetzen abſichtvoller und fleißiger getrieben, als im Palmenorden; ja der Geſchichtſchreiber deſſelben (S. 33) bedauert ausdrücklich Karl den Großen, Otto, Friedrich II. den Hohenſtaufen und wer ſonſt von Regenten früherer Zeit um deutſche Literatur ſich etwa bekümmert, und findet das Unzulängliche ihrer Bemühungen darin, daß ihnen nicht, wie jetzt im Palmenorden, Ueberſetzer zur Seite geſtanden.

So übertrugen und verarbeiteten die Mitglieder dieſer Genoſſenſchaft denn außer den Alten auch Holländiſches, Franzöſiſches, Italieniſches, Spaniſches, ja Adam Olearius, der als Vielbemühter dieſem Orden angehörte, überſetzte Schach Sadi's Roſengarten aus dem Perſiſchen.

Den Gipfel formalen Talentes hat von dieſen Ueberſetzern, nach der einſtimmigen Bewunderung ſeiner Genoſſen, der Vielgekörnte, d. i. Dietrich von Werder erreicht, der in ſeiner Ueberſetzung des Taſſo und des Arioſt neben der neuen Opitz'ſchen Proſodie auch die Stanzenform (wenigſtens im Taſſo) bewahrt hat. Nicht minder galt Tobias Hübner's, des Nutzbaren, Uebertragung der Wochen des de Bartas, in Vers- und Reimart des Originals, für ein Kunſtſtück, „das Viele für unmöglich halten ſollten.“ Aus den Alten überſetzte Wilhelm von Calchum, der Feſte, Salluſt's Catilina; J. D. v. Kunowitz, der Vollziehende, den Nepos; C. M. Grodnitz von Grodnau, der Behütende, den Tacitus; ſodann der Fördernde, Zacharias Brueſchenk, einige neuere Lateiner. Dieſe Ueberſetzungen, beſonders des Salluſt und Tacitus, zeichnen ſich alle durch ein ſtrengeres Anſchließen an den Text, welches wir als die mit der eigenen beſſeren Form ſich entwickelnde Achtung vor der fremden zu betrachten haben, und durch eine geläuterte Sprache aus.

Wie ſehr eben dadurch der Standpunkt dieſer Ueberſetzer, die nicht mehr das Intereſſe des Stoffes, die bänkelſängeriſche Unterhaltung der Menge, ſondern die Bildung der Form vor Augen haben, verſchieden iſt von dem Standpunkt jener früheren Bearbeiter, denen eben der

Stoff Alles war, die Form nichts, erkennen wir ſogleich, wenn Grodnitz von Grodnau vor ſeinem Tacitus (1657) das als den Hauptzweck ſeiner Arbeit nennt, daß Tacitus „zum wenigſten recht verſtendlich Teutſch alhier zu leſen ſei." Ja die wüſte und planloſe Auswahl des zu Ueberſetzenden zeigt, wie ſehr im Gegentheil der Stoff bereits gleichgiltig und unerheblich geworden war; nur daß überhaupt überſetzt werde, daß überhaupt die deutſche Form dieſen Zuwachs und dieſe Pflege erfahre, darauf kam es an, das war es, was der Palmorden bezweckte.

Welcher Art nun dieſe Form geweſen iſt, darüber kann nicht wohl Jemand in Zweifel ſein, der von den Poeſieen jener Zeit irgend einige Kenntniß beſitzt. Eine Kunſtform hatte die deutſche Poeſie gewonnen, und dies war gegen den früheren wüſten Verfall ein ſo ungeheurer Fortſchritt, daß wir nicht ſcheel ſehen dürfen, wenn unſerer heutigen Bildung auch jene neue Form noch nicht zuſagen will. Für die Ueberſetzungen aber hatte man damit außer der verbeſſerten Form ſelbſt noch ein mindeſtens eben ſo Wichtiges, nämlich, wie wir oben angedeutet haben, mit dem Bemühen um eigene Form auch eine Ahnung von der Schönheit der antiken Form gewonnen: man warf nicht mehr Alles in den ſchmutzigen Scherbentopf der achtſilbigen Knittelreime, ſondern ſuchte, was im Grundtexte ſchön und lieblich und erhaben klang, auch im Deutſchen mit Sorgfalt wiederzugeben. Ja ſelbſt den Wechſel der Rhythmen achtete man, ſoweit das bei der damaligen Cultur unſerer Sprache möglich war; nur daß man freilich ohne Reim nichts meinte ausrichten zu können. Die Ueberſetzungen der Alten von Opitz, wie ſie zuerſt die Bahn gebrochen, mögen uns zum Beiſpiel dienen. Die Diſtichen des Cato, und was er ſonſt von Sentenzen und Epigrammen übertragen hat, ſo wie den Dialog der Tragödie giebt er in Alexandrinern wieder; für die Chöre aber bedient er ſich wechſelnder, ſangbarer Rhythmen, durch welche dieſelben etwas Opernmäßiges, Arienhaftes erhalten. Und gewiß iſt dies nicht zufällig: erinnern wir uns nur des allgemeinen Erfolgs, welchen ſeine aus dem Italieniſchen übertragene Daphne als erſtes deutſches Singſpiel gehabt hat, ein Erfolg, der bald genug in der allgemeinen Theilnahme ſichtbar ward, welche ſeitdem das Singſpiel erfuhr, und die ſodann in der hamburgſchen Oper auf ihren Gipfel gelangte: wovon ſich Jeder überzeugen kann, der das Regiſter von Opern und Singſpielen in Freiesleben's Nachtrag zu Gottſched's Nöthigem Vorrath in die Hand nimmt.

Von Opitz theilen wir nun einige Stellen aus Sophokles' Antigone mit, wobei wir dem Dialog die Ueberſetzung von Thudichum (Darmſtadt 1827. 1838.), den

Chören aber die „freie“ Bearbeitung von Oswald Marbach, Leipz. 1838, beifügen.

V. 1—10.

Opitz:

O Schweſter liebes Haupt, Iſmene, kannſt Du ſagen,
Mit welchem Unglück uns nicht Jupiter geſchlagen,
Des Oedipus ſein Haus, ſo lange wir gelebt?
Ich weiß, daß keine Laſt, kein Creutz auff Erden ſchwebt,
Nichts alſo ſchändlich iſt, nichts ſchnödes kan geſchehen,
Das ich von übel nicht an Dir und mir geſehen.
Jetzt auch berichtet man, daß durch die gantze Stadt
Der Feldherr wiederumb Befehl ertheilet hat.
Was haſt, was höreſt du? haſt Du dan nichts vernommen
Von feindlicher Gewalt, ſo auff die Freunde kommen?

Thudichum:

Ismene, trautes, ſchweſterlich verbundnes Haupt,
Iſt noch ein Leiden, fortgeerbt von Oedipus,
Das Zeus in unſerm Leben nicht erfüllte ſchon?
Denn nichts iſt Schmerzenreiches, nichts Verderbliches,
Entehrend' und Schmachvolles mehr, das ich nicht all
In Dein und meinen Leiden ſich vollenden ſah.
Und heute wieder, welch Gebot verkünden ſie,
Das allem Volke nun der Fürſt anſagen läßt?
Weißt du, vernahmſt auch Du es, oder ahnſt Du nicht,
Was unſern Lieben Arges von den Feinden naht?

V. 777—785.

Opitz:

O Amor, den kein Menſch bezwinget,
Der ſich in Haab und Güter dringet,
In Frauenzimmer Wangen macht

Und ruht daſelbſt die gantze Nacht,
Der du das weite Meer durchrenneſt,
Und auch die Bauerhütten kenneſt,
Für dem kein Gott nicht Rath erkieſt,
Damit er ſich genugſam hütet:
Für dem kein Menſch nicht ſicher iſt:
Wer aber dich auch hat der wütet u. ſ. w.

V. 800—810.

Ich trete nun die letzte Bahn,
Ich ſehe nun zum letzten an
Der Sonnen ſchönes Liecht
Und ferner nimmer nicht.
Der Treus führt, wie alle mich darvon,
Und lebendig zum Ufer Acheron:
Man hat mir nun, als wie ich zwar gedacht,
Mein Ehrenfeſt und Köſte nie gemacht:
Man ſtimmet mir kein Hochzeit Lied nicht ein:
Der Acheron wird ſelbſt mein Bräutgam ſeyn.

Bei Marbach:

Gott der Liebe, Allbeſieger,
Eros, Hochgewaltiger!
In den Herzen rauher Krieger
Wohnſt Du, Vielgeſtaltiger;
Und auf holder Mägdlein Wangen
Ruhſt Du ſchlummernd — ſüß Verlangen
Schimmert aus den ſanften Blicken,
Zu entbrennen in Entzücken.
Wie des Maies ſüße Düfte
Schweifſt Du fernhin durch die Lüfte,
Ueber Berge, über Klüfte,
Ja hinab bis in die Grüfte.
Ueber weite Meereswogen
Kommſt ein Sturm Du hergezogen

Und ergreifſt, wen Du erleſen;
Und es mag kein ſterblich Weſen,
Großer Gott, Dir je entrinnen.
Sicher trifft der Liebe Schmerz,
Und zu raſendem Beginnen
Schnell entzündet er das Herz u. ſ. w.

So ſcheid' ich denn vom theuren Vaterlande,
Das froh ich grüßte mit der Jugend Blicken, —
Es löſen ſich des Lebens holde Bande!
Das ſchöne Licht, das jetzt noch mit Entzücken
Die Augen trinken, ach am dunklen Strande
Des Acheron wird es mich nie beglücken.
Ich ſcheid' aus meiner Liebe Morgenroth,
Mich ruft ein kalter Bräutigam — der Tod!

Unſere Leſer werden aus dieſen wenigen Proben hinlänglich erkannt haben, wie die Opitz'ſche Form aus italieniſchem und franzöſiſchem Geſchmacke gemiſcht iſt. Jener, der italieniſche, oder noch eigentlicher der ſchwülſtige Ungeſchmack Marini's, ward ſpäter in der ſogenannten zweiten ſchleſiſchen Schule von Hofmannswaldau und Lohenſtein bis auf die äußerſte Spitze der Unvernunft getrieben; der franzöſiſche Geſchmack aber mit ſeinen Alexandrinern, der vermeintlichen Einheit und dem ganzen ſteifen Kothurn ward, je mehr mit der Blüthe der franzöſiſchen Literatur auch ihre Kenntniß bei uns Deutſchen ſich verbreitete (der Cid wurde zuerſt 1650 überſetzt, Moliere'ſche Stücke finden ſich ſchon in der „Schaubühne engliſcher und franzöſiſcher Comödianten" von 1670, bis

Veltheim 1694 ihn vollſtändig übertrug) immer vollſtändiger als die einzig giltige, regelmäßige und gleichſam geheiligte Kunſtform adoptirt. Auch dürfen wir dabei nicht überſehen, daß mit den Franzoſen ſelbſt auch die Deutſchen in dieſer franzöſiſchen Literatur alle Schönheit und Blüthe der Alten zu haben meinten. So konnte es geſchehen, daß z. B. der erſte Ueberſetzer des Catull (1690) gar nicht für nöthig fand, zu der urſprünglichen römiſchen Quelle zurückzugehen, ſondern ſeinen Catull aus Chapelle's Amours de Catulle zu ſchöpfen ſich begnügte.

Es iſt bekannt, bis zu welchem Grade geiſtiger Knechtſchaft endlich dieſe Nachahmung der Franzoſen ſich ſteigerte und wie man über ſie die Alten ſogar gänzlich zu vergeſſen ſchien. Da iſt denn nur geſchehen, was ſich immer und überall wiederholt, daß nämlich ein Princip, das zu ſeiner Zeit ein lebendiges und richtiges war, dadurch, daß man es herausreißt aus dem Gange der Entwicklung und außergeſchichtlich fixirt, ein todtes Dogma ohne Frucht und Wahrheit wird. So iſt es auch der Opitz'ſchen Anregung ergangen, die dennoch von unſchätzbarem Werthe, vornämlich auch für die Entwicklung unſrer Ueberſetzungen. Ja manche Autoren der Alten, die nicht ſowohl durch den Stoff ſich auszeichnen, als durch die Grazie der Form, konnten jetzt erſt, da man Form beſaß und anerkannte, verſtändlich und genießbar werden.

So Horaz, den man erſt jetzt (ſeit 1639) nachzubilden anfing, während die Hiſtoriker dagegen und was ehemals durch das Intereſſe des Stoffes gefeſſelt hatte, mehr in den Hintergrund zu treten beginnt. —

Daß bei dieſer durchgängigen Herſtellung der Form nicht bloß die poetiſche Sprache, ſondern auch die Darſtellung der Proſa gewinnen mußte, iſt begreiflich, und kann dafür beſonders Lohenſtein's Arminius und Thusnelda (1689) dienen, welcher den Einfluß der Alten in den eingeſtreuten Ueberſetzungen aus Tacitus' Germania ſehr deutlich zeigt. Für Ueberſetzung jedoch der griechiſchen Tragiker und ſomit des Sophokles geſchah unter dieſer Oberherrſchaft der Franzoſen um ſo weniger, als die franzöſiſchen Dichter in ihrer vermeintlichen Wiederbelebung des Alterthums ſich beſonders den Stoffen des antiken Dramas zugewendet hatten und mit wetteifernden Fleiß ihre mit Perücke und Reifrock aufgeſtutzten Oedipe, Phädren, Iphigenien auf die pariſer Bühne brachten. Dieſe daher überſetzten wir, nach ihnen und nach den Orakelſprüchen franzöſiſcher Kunſtrichter bildeten wir unſere Begriffe von der Kunſt des Alterthums und der Kunſt überhaupt; die unzugänglichen, fremden, oft lückenhaften Urtexte der Griechen dagegen wurden vergeſſen, als wären ſie nicht vorhanden: kaum daß unſre Gelehrten ihnen eine dürftige philologiſche Pflege ſpendeten. Erſt gegen den Schluß dieſer Periode finden wir in der Elektra des Johann Elias Schlegel, der, zur Geſellſchaft der bremiſchen Beiträge gehörig, auch Euripides' Troerinnen und die Iphigenie in Tauris überſetzte, eine wirklich nach dem griechiſchen Text gearbeitete Uebertragung (1747), aus welcher eine Probe zu geben überflüſſig erſcheint, da ſie in den ſteifen Alexandrinern des Dialogs, ſo wie in den arienhaften Chorgeſängen in der That nichts Anderes, als ein in die gewandtere Sprache des achtzehnten Jahrhunderts übertragener Opitz iſt. Daß freilich für die ungefüge und rohe deutſche Literatur auch dieſer Durchgang durch die geleckte Zierlichkeit der franzöſiſchen Rhetorik ſehr heilſam geweſen, und daß wir auch in dieſem öden Formalismus eine nützliche Schule der Form ſelbſt gehabt haben, bedarf wohl kaum der Erinnerung.

Inzwiſchen aber hatte die Antike in ihrem ſiegreichen Eroberungszuge durch die deutſche Welt wohl aufgehalten, aber nicht gehemmt werden können. Die kirchlichen Intereſſen der Reformation, wie ſie im dreißigjährigen Kriege alle leiblichen Kräfte Deutſchlands für ſich in Anſpruch nahmen, hatten auch alle geiſtigen ſich unterworfen; wie die übrige Wiſſenſchaft war auch die Philologie eine demüthige Dienerin der Theologie geworden. Allein nachdem der Glaube geſichert war, entfaltete die Wiſſenſchaft, die Erkenntniß, die ihn ja erläutert hatte, aufs Neue ihre Schwingen zu immer weiterem Fluge: Leibnitz gründete die deutſche Philoſophie, Thomaſius vermittelte die Wiſſenſchaft mit dem Leben. Und was dieſe für die Philoſophie, das thaten J. M. Heuſinger, J. M. Geßner, Chriſt und Erneſti für die Philologie: ſie brachen die Feſſeln, in welcher die Theologen ſie gehalten, und bahnten durch die Trümmer des orthodoxen Dogma einen neuen freien Weg zur kaſtaliſchen Quelle des Alterthums.

Von beſonderer Bedeutung iſt hiebei die Gründung der Univerſität Göttingen (1747), welche, was funfzig Jahre zuvor Halle für Philoſophie und Theologie geweſen, jetzt vornämlich für die realen Wiſſenſchaften der Philologie und Geſchichte ward. Man hatte nicht mehr die rechtgläubige Sicherung des Dogma, nicht mehr die polyhiſtoriſche Anhäufung philologiſchen Stoffes vor Augen: ſondern auch die Kenntniß des Alterthums ſollte fruchtbar werden fürs Leben und, den ganzen Menſchen ergreifend, ihn harmoniſch, gebildet, geſchmackvoll machen. — So ward Göttingen vor Allem die humaniſtiſche Univerſität, und als ſolche (man vergleiche Göthe's Dichtung und Wahrheit, II, 42) ein Augenmerk für das geſammte Deutſchland. Aus ähnlicher Anregung gingen Winkelmann und Heyne hervor, beide im Alterthum auf das Ganze, das Menſchlich-Ergreifende dringend, beide mit feinſtem Formenſinn begabt und daher die antike Kunſt in den Kreis der philologiſchen Wiſſenſchaften ziehend. Gleichzeitig und auf demſelben Wege brach Leſſing das Joch franzöſiſchen Ungeſchmacks; unmittelbar auf die Kunſt der Alten eingehend, deckte er mit kühner Hand den Mißverſtand auf, den dieſelbe bei unſern Nachbarn und Geſetzgebern erlitten, und zeigte uns damit, daß wir der Aftergebilde der Franzoſen, deren hohle Schemen wir an die Stelle der lebendigen Antike geſetzt hatten, nicht länger bedurften. So wurden die Alten zum zweiten Male bei uns eingeführt.

Auch in unſrer Literatur machten ſich ſchon vor Leſſing einzelne Verſuche ſichtbar, ſich den Alten auf anderem Wege, als einzig durch die Vermittelung der Franzoſen, zu nähern. Sogar Gottſched ſelbſt hatte ſchon 1733 einen Anfang gemacht, den Anakreon in jenem antiken Maße wiederzugeben, deſſen bequeme Lockerheit zu einer ſolchen erſten Uebung ſehr geeignet war und darum auch in der Folgezeit eine ſo ermüdende Pflege fand. Lange und Pyra thaten in ihren poetiſchen Spielen den Reim in Bann, nicht achtend, daß ſie dafür von dem Gottſched'ſchen Publikum in Bann gethan wurden. Derſelbe Lange verſuchte auch eine Ueberſetzung des Horaz in einem dem urſprünglichen ſich wenigſtens annähernden Versmaße, welche, ſo verdienter Weiſe ſie auch, was

Lange's philologiſche Befähigung dazu anbetrifft, durch Leſſing's berühmtes Vademecum in den ſchlechteſten Ruf gekommen iſt, dennoch als erſtes Wageſtück nicht darf vergeſſen werden. So ſuchte man bei dem beſſeren und unmittelbaren Verſtändniß der Alten, bei der innigeren Durchdringung, die unſer Leben von dem neu erwachten Alterthum erfuhr, mit dem lebendigeren Gefühl für die Form auch dieſe ſelbſt herzuſtellen.

Doch waren dies eben nur Verſuche. Aber dieſelbe Zeit, welche Winkelmann und Leſſing erzeugt hatte, brachte auch Klopſtock hervor, der in allem Formalen ein unzweideutiger Schüler der Alten iſt. Sein Meſſias war das erſte Gedicht, das durch die gewaltige Fülle ſeines Inhalts auch die Form des Hexameters genießbar und vielwillkommen machte; in ſeinen Oden und Hymnen erwarb er faſt alle, auch die künſtlichſten Metren der Alten für unſre Sprache.

Auch Klopſtock mußte für ſeine Form denſelben Hohn und Spott überraſchter Gegner erfahren, wie einſt Opitz für die ſeine. Aber nicht nur, daß Gottſched und ſein Anhang ihn mit Streit- und Spottſchriften verfolgten: auch die vergeblichen Verſuche, welche einſichtsvollere und begabte Männer machten, um dieſe neue Form ſich anzueignen, laſſen uns erkennen, wie tief eingewurzelt die im Laufe der Zeit auch wieder zur Unform gewordene Form der Opitz'ſchen Epoche und wie gewaltig daher die von Klopſtock angeregte Revolution war. So brachte Bodmer nur überaus holprige und des bitterſten Spottes ſeiner Widerſacher allerdings würdige Hexameter zu Stande; ſo mußte Geßner, indem er ſich nicht mehr in die alte und noch nicht in die neue Form finden konnte, ſeine Idyllen in Proſa ſchreiben; ſo kam Utz, der die neue antikiſirende Weiſe anfänglich mit ſo lebhaftem Enthuſiasmus begrüßt und mit Götz gemeinſam ſich an metriſch getreuen Nachbildungen des Anakreon und Pindar verſucht, ja der in ſeiner Frühlingsode ſogar die alten Geſetze der Poſition beobachtet hatte, endlich dahin, ſeine Ueberſetzung des Horaz ohne alle Form, nämlich in proſaiſcher Paraphraſe zu geben; ſo rieth umgekehrt Herder, der nachher ſelbſt die antiken Maße ſo wohl zu behandeln wußte, anfänglich ab von der Uebertragung dieſer Metren in unſere Sprache (Fragm. über d. deutſche Literatur. S. 66); ja durch Göthe wiſſen wir, welch wunderliches Geheimniß noch zu der Zeit, da er den Reinecke Fuchs in Hexameter umgoß, dieſes, wie es ſchien, unnachahmliche und unerlernbare Metrum verſchloſſen hielt. Ging es doch in manchen Stücken Klopſtock und Ramler ſelbſt nicht beſſer, welchen Letzteren wir hier ſogleich anführen müſſen, da er, Klopſtock an poetiſchem Geiſt zwar bei Weitem nicht erreichend, in Verſtändniß und Reproduction der alten Formen dagegen, als Philolog von Fach, ihn übertreffend, ſowohl in ſeinen eigenen Gedichten, als in ſeinen fleißigen und für jene Zeit zum größten Theil muſterhaften Uebertragungen der Alten, hauptſächlich aber als allgemeiner Glätter und Polirer aller deutſchen Dichter Außerordentliches geleiſtet hat für die Ausbildung der Form. Beide nämlich, Klopſtock wie Ramler, verfielen in ihren Oden auf eine ſeltſame Art unmetriſchen Metrums, eine rhythmiſirende Proſa, die ihre Formloſigkeit nur ſchlecht bemäntelte mit dem mißverſtandenen Beiſpiele Pindar's. Oder wäre dies Pindariſiren in einer geſpreizten Proſa, der man durch beliebiges Abſetzen in kürzere und längere Zeilen das Anſehn wirklicher Verſe geben zu können meinte, wäre es wirklich etwas Beſſeres geweſen, als weiland des Franzoſen Ronſard Pindariser, worunter ſeine Landsleute heutigen Tags ſchlechthin Schwulſt und Bombaſt verſtehen?! Auch bei uns iſt durch jene poetiſche Proſa nicht wenig Schwulſt und Bombaſt zu Tage gefördert worden, wozu auch die damaligen proſaiſchen Ueberſetzungen der alten Dichter (ſo Goldhagen's Sophokles, 1777) ganz beſonders beitrugen.

Während ſo die deutſche Literatur ſich von der Dienſtbarkeit des franzöſiſchen Ungeſchmacks immer mehr entfernte und immer eifriger die antike Formenſchönheit für ſich zu gewinnen ſuchte, trat in dieſe gährende Zeit ein neues Element, welches, von verwandtem germaniſchen Stamme ausgehend, unendlich kräftig eingriff, ja welches wir noch heute nicht zu vollkommener Durchbildung und Harmonie überwunden haben: der engliſche Geſchmack.

Die erſte Einführung der engliſchen Literatur war, ſeltſam genug, durch die franzöſiſche Richtung vermittelt worden: man nahm Schriftſteller aus der nächſten engliſchen Zeit auf, die ſelbſt unter franzöſiſchem Einfluſſe ſtand, die zahmen Poeſieen Addiſon's, Young's, Thomſon's, den von Außen und Innen franzöſiſch glatten Zuſchauer; Addiſon's Cato, von Gottſched in ſtattliche Alexandriner gebracht, hatte einen beſondern Ruhm geerntet; Otway's Venice preserved, nach franzöſiſchem Zuſchnitt eingerichtet, war in proſaiſcher Bearbeitung ein Lieblingsſtück der Zeit.

Allein ſchon die Schweizer traten dem eigentlichen engliſchen Charakter näher; Klopſtock's Meſſias iſt, wie formal ein Kind der Antike, ſo geiſtig ein Sohn Milton's. Nun ward auch Shakſpeare eingeführt: 1742 erſchien die erſte, wenn auch ſehr ungeſchickte Ueberſetzung des Julius Cäſar; Weiße brachte die Shakſpeare'ſchen Stoffe, Romeo und Julie, Richard den Dritten, geleckt und gezähmt, auf die Bühne; Leſſing, Herder und Göthe machten den großen Briten durch Hindeutung, Erzählung und Nachahmung unter uns bekannt.

Doch laſſen wir dieſe geiſtigeren Einflüſſe liegen, auch wie Shakſpeare durch unverſtändige Nacheiferung ſogar nachtheilig auf Form und Poeſie ſelber wirkte — ein Unweſen, daran wir ja noch heute kranken: für uns iſt hier nur die Einführung des fünffüßigen Jambus von Wichtigkeit, welchen zuerſt Joh. Heinr. Schlegel in ſeiner Ueberſetzung der Thomſon'ſchen Sophonisbe (1758) gebrauchte (doch hatte ſchon früher ſein Bruder Elias wenigſtens Bruchſtücke in dieſer Form verſucht) und der ſeitdem auch bei uns der allgemein übliche und anerkannte dramatiſche Vers geworden iſt.

Die Vereinigung dieſer beiden Richtungen nun, der Klopſtock-Ramler'ſchen und der engliſchen, haben wir in Stolberg's Ueberſetzung des Sophokles (1787). Wie Opitz-Schlegel in Alexandrinern, ſo giebt Stolberg den Dialog in fünffüßigen Jamben; wie jene den Chor in Arienform nach italieniſchem Zuſchnitt, ſo er in den durch Klopſtock und Ramler eingeführten Maßen, in alcäiſchen, ſapphiſchen, asklepiadiſchen Strophen. Wir ſetzen z. B. den Anfang des Oedipus auf Kolonos her, und fügen ihm die, zumeiſt in Schiller'ſcher Form gehaltene Ruge'ſche Ueberſetzung (Jena, 1830) bei:

Stolberg:
V. 1 — 8.

Antigonä, des blinden Greiſes Kind,
Welch Land iſt dieſes, welcher Männer Stadt?
Wer nimmt wol heute mit der kärglichſten
Der Gaben Oedipus, den Flüchtling, auf?
Nur wenig fodr' ich und noch weniger
Empfang' ich, doch auch dies iſt mir genug!
Daß Alles mir genüg', hat mich gelehrt
Mein langes Alter, meiner Leiden Laſt,
Und die Geduld, die edle, die uns prüft.

Ruge:

Antigone, des blinden Greiſes Kind,
Zu welcher Gegend nahn wir, welcher Stadt?
Wer wird den heimathloſen Oedipus
Mit milden Gaben dürftig heut verpflegen,
Ihn, der nur wenig bittet, weniger
Empfängt, und dennoch ſich genügen läßt?
Denn Gnügen lehrt das Leiden, lehrt des Lebens
Gedehnte Friſt mich und der edle Sinn ꝛc.

Noch deutlicher werden dieſe zwiefachen Einwirkungen der Antike und des engliſchen Geſchmacks in Bürger's Uebertragungen des Homer. Denn ſo viel Mühe er ſich auch giebt, das vor ſich ſelbſt zu verbergen (ſiehe die verſchiedenen Vorreden und Einleitungen im 3. Bd. der Reinhard'ſchen Ausgabe ſeiner Schriften), ſo iſt doch ſichtlich ſeine erſte jambiſche Bearbeitung durch Pope's Beiſpiel angeregt: bis er vierzehn Jahre ſpäter (1784), belehrt und bekehrt durch die inzwiſchen erſchienene Odyſſes von Voß, ſeine eigenen bis dahin ſo eifrig und nicht ohne Gewandtheit verfochtenen Grundſätze aufgebend, eine hexametriſche Uebertragung der Ilias verſuchte. Aber weder die frühere jambiſche Arbeit, noch dieſe neue zu vollenden, ward dem vielduldenden Manne vom Schickſal verſtattet; ſeine Verſuche jedoch bleiben, eben als ſolche, auch für uns noch belehrend und erfreuend. —

Im eigenthümlichſten Verhältniß zu all dieſen Umwälzungen ſtehen die Ueberſetzungen von Wieland. Es ſcheint in der That, als wäre die nicht tiefe, aber anmuthige und durchaus glückliche Natur dieſes Mannes beſtimmt geweſen, die literariſchen Gegenſätze ſeiner Zeit, wo ſie ins Extrem übergehen wollten, in ſich zu verſöhnen und zu vermitteln und jedem Aeußerſten gleichſam die Wage zu halten: wie er ja perſönlich in Weimar zwiſchen ſo bedeutenden und im tiefſten Grunde verſchiedenen Charakteren, wie Göthe, Herder, Schiller, unangefochten und von Allen wohlgelitten zu leben wußte, auch ſeinen Mercur in immer gleicher Haltung gemächlich redigirte und aller Polemik, ſelbſt wo ſie (wir meinen Göthe's Helden, Götter und Wieland) ihn perſönlich traf, anmuthig und heiter auszuweichen verſtand. So in ſeiner eignen ſchriftſtelleriſchen Wirkung geht er aus von Bodmer und Klopſtock: er ahmt den Meſſias und die Noachide nach in langweilig hexametriſchen Heldengedichten, er ſchreibt fromme Pſalmen und läßt die Seelen der Verſtorbenen in eine empfindſame Correſpondenz treten. Aber ſowie die Klopſtock'ſche Frömmigkeit in einen orthodoxen Rigorismus ausartet, ſchlägt er plötzlich um und tritt, gegen dieſe Ueberſentimentalität die Rechte der Erde, der Sinnlichkeit zu verwahren, nachahmend auf die Seite der lockern, luſtigen Franzoſen; den Klopſtock'ſchen Hexametern und der ganzen reimloſen Poeſie jener Zeit gegenüber, verhilft er dem Reime wieder zu ſeinem Recht, und gewinnt ihm durch den Zauber ſeiner Sprache, die liebliche Leichtigkeit ſeiner Verſe die faſt entfremdeten Gemüther aufs Neue; er überſetzt ſelbſt den Shakſpeare (1762) und wird gerade durch dieſe Ueberſetzung der eigentliche Stifter und Beförderer der Shakſpearomanie (vgl. Göthe, Dichtung und Wahrheit, III, 73; Schröder's Leben von Meyer, I, 233) — und in nüchterner Behaglichkeit an Franzoſen und franzöſirte Griechen ſich anſchließend, theilt er dennoch niemals den Sturm und Drang, dem er mit jener Ueberſetzung ein ſo bedeutendes Mittel an die Hand gegeben hat; er dringt aufs Tiefſte ein in den Geiſt ſeiner Alten, in Horaz, Ariſtophanes, Lucian, Cicero, bewährt in ſeinen eigenen Productionen den glücklichſten Formenſinn — und macht doch keinen Verſuch, die Alten in ihrer Form zu reproduciren; ja die großen formalen Umwälzungen der Ueberſetzungs-Literatur berühren ihn nicht, und während ringsum Hexameter und Pindariſche Oden das Feldgeſchrei ſind, überſetzt er ganz gemüthlich ſeinen Horaz in Jamben — und in ſolche Jamben zumal, daß wir ſie noch heute mit Freude leſen. — Man vergleiche die bewundernswürdig ſchöne Gedächtnißrede Wieland's von Göthe, um dieſe Andeutungen, wenn auch in anderer Form und von anderen Geſichtspunkten aus, beſtätigt zu finden.

Auch was Göthe hier (Bd. XXXII, S. 251, 252 und VI, 238) über die Wieland'ſchen Ueberſetzungen ſagt, bezeichnet dieſelben aufs Treffendſte. Wieland's behaglich abgeſchloſſener Genius geht zu wenig heraus aus dieſer Horaziſchen Tranquillität, um ſich an den Alten enthuſiaſtiſch zu betheiligen und den Gedanken ihrer vollſtändigen Verpflanzung mit vollem Inhalt und voller Form zu faſſen; nur was ihm, ſeinem Subject, ſeiner beſondern friedlichen Stimmung zuſagt, lieſt er aus den Alten heraus, und ſo caſtrirt er Shakſpeare und Ariſtophanes. Alles, Inhalt und Form, bezieht er auf ſeine Stimmung, ſeine Gegenwart und giebt es in dieſem Sinne nett und zierlich wieder; er iſt immer nur Wieland, in ſeinem Horaz, Lucian, Cicero, in ſeinen griechiſchen Romanen, immer und überall die behagliche, ruhige Perſönlichkeit, die ſich ſo wohl fühlt in ihrer goldenen

Mitte. Auch ſein eigenes poetiſches Talent iſt ein mehr in dieſem abgegrenzten Kreiſe ambulirendes, in die Breite gehendes, deſcriptives, als ein producirendes, bewältigendes, ſich erhebendes, ſo daß auch kein eigentlicher furor poeticus ſeinen Frieden beeinträchtigt. Da nun die Mehrzahl der Menſchen in der That nichts ſucht und will, als dieſen gemüthlichen Frieden und das eigne ungeſtörte Subject, in ungehinderter heitrer Entfaltung, ſo ward Wieland ſo ungemein beliebt, namentlich in den öſterreichiſchen Staaten, wo man ſich an eine ähnliche Loyalität gewöhnt hat. Und ſo fanden auch ſeine Ueberſetzungen und jene antiken Romane, Dialoge und Briefe, die den Leſer gar nicht nöthigten, in eine ferne, fremde Welt ſich zu bemühen, ſondern mit modernſter Umgebung ihn anheimelten, ſo vielen Anklang — und dennoch keinen Nachahmer, weil dieſe Weiſe gerade nur Wieland's war und nur ihm gelingen mochte. —

Mitten in dieſen Widerſtreit von Uebertragungen, Umſchreibungen und Nachbildungen war 1781 Voß' Ueberſetzung der Odyſſee getreten. Selbſt von entſchiedenem, ſittlich freiem und großem Charakter, hatte er ſich gemüthlich und leidenſchaftlich vertieft in die freie und große Welt des Alterthums; mit genaueſter gelehrter Kenntniß faſt aller philologiſchen Disciplinen verband er ein außerordentliches und jetzt, da wir uns ſchon ſo lange eingewohnt haben in den ruhigen Beſitz ſeiner Errungenſchaft, von uns in ſeinem vollen Werthe kaum mehr zu faſſendes formales Talent, durch das er unſerer Sprache einen Reichthum, der ſtrengſten Nachbildung antiker Maße einen Wohlklang, endlich den Ueberſetzungen ſelbſt eine Treue verlieh, von welchem Allen bis dahin kaum eine Ahnung und jedenfalls nur ſehr zweideutige Spuren geweſen waren.

So war die Wirkung ſeiner Odyſſee unermeßlich: durch ſie zuerſt wurde der bis dahin ſo mannigfach angefeindeten und von Vielen für unausführbar gehaltenen ſtrengeren Ueberſetzungsweiſe der Sieg geſichert. Gleichzeitig war unſre eigene Literatur durch Göthe und Schiller in diejenige Sphäre der Schönheit und Kunſtvollendung emporgeriſſen worden, in welcher ſie fortan zu immer edlern Zielen ſich zu bewegen hat; ſelbſt jetzt im Beſitz der Schönheit, im Beſitz einer wahrhaften und kunſtgemäßen Literatur, konnten wir jetzt auch alle Schönheit der antiken Literatur fühlen, erkennen und wiedergeben.

Was nun Heyne und Winkelmann vorahnend eingeleitet und begonnen hatten, was ſodann in Voß mehr der Trieb einer glücklichen Natur und die Wirkung ſeines ſtarken, energiſchen Charakters geweſen war, brachte Fr. Aug. Wolf in der Alterthumswiſſenſchaft als Princip zu Anerkennung und Bewußtſein. Die Beſchäftigung mit dem Alterthum ſoll aufhören einer todten und zerfallenden Gelehrſamkeit zu dienen; auf das Ethiſche, auf den Menſchen des Alterthums gerichtet, ſoll ſie auch in uns den Menſchen ergreifen, bilden und verklären; die Form, die nicht mehr bloß Außenſeite, bloß Schale iſt in unorganiſcher Abſtraction, gewinnt Leben und Bedeutung als die eigenthümliche und nothwendige Offenbarung des innen ſchaffenden Geiſtes; auch das Kleinſte, — aber es giebt jetzt kein Kleinſtes mehr! und Form und Rhythmus und Darſtellung, es iſt Alles durchdrungen und belebt von dem allerfüllenden ſchöpferiſchen Geiſt, den wir in Allem ahnen, in Allem ſuchen, in Allem zum Verſtändniß und zur Darſtellung zu bringen ſtreben.

Es iſt alſo nicht mehr um den Stoff allein, entkleidet und losgelöſt von der Form, in welcher er lebendig und wirklich wurde, noch um dieſe Form allein zu thun, eine Schale ohne Kern: ſondern um das aus beiden organiſch und unlösbar in einander gewachſene antike Leben, inſofern wir in ihm uns ſelbſt und die lebendigſte Anregung zu allem Guten und Beſten vereinigt finden. Wenn wir Voß' zahlreiche Ueberſetzungen im Einzelnen betrachtend, allerdings bei den meiſten derſelben und namentlich bei allen ſpäteren durch eine oft unerträgliche Steifheit und Schwerfälligkeit, ein Untergehn des antiken Geiſtes, ja unſers eigenen Sprachgenius in ungefügen, koloſſen- und moloſſenhaften Wortbildungen beleidigt werden, und endlich ſogar von ſeinem Ariſtophanes, noch mehr von ſeinem Shakſpeare mit bedauerndem Widerwillen uns abwenden müſſen: ſo mögen wir dies der unvollkommenen Natur des Menſchen, der ſo gern in dem, was er errungen hat, ſich einſeitig fixirt, wohl verzeihen, ja ſogar vergeſſen um des Bedeutenden und Außerordentlichen willen, das er immer noch für uns errungen hat.

Auch traten bald für ihn jüngere und gewandtere Kräfte ein, unter denen den Schlegel's der Ruhm bleiben muß, nicht minder durch Wort und Lehre für eine freiere und geiſtreiche Erkenntniß der Alten, als durch zahlreiche gelungenſte Ueberſetzungen und durch die glückliche Einführung neuer Formen und neuer Literaturen auch für unſern Sprachſchatz von ſegensreichſter Wirkung geweſen zu ſein.

Einen Ueberſetzer in dieſem Sinne und dieſer Richtung fand Sophokles in Solger; die Vorrede zu dieſer Ueberſetzung iſt ein trefflicher und wohlbewußter Ausdruck der neuen, durch Wolf und ſodann durch die Schlegel angeregten Kunſtanſichten. Wir begnügen uns daher, da der Solger'ſche Sophokles ſelbſt faſt noch in Aller Händen iſt, auf einige Stellen der genannten Vorrede hinzudeuten: „Ueberſetzungen von Kunſtwerken aus fremden Sprachen haben, außer dem zunächſt auffallenden Zwecke, denen, welche nicht im Stande ſind, dieſe Werke in ihren Grundſprachen zu leſen, einen neuen Weg zum Genuß und zur Bildung zu eröffnen, wohl noch einen andern, in gewiſſer Rückſicht höhern. — Der ächte Geiſt philoſophiſch-hiſtoriſcher Wiſſenſchaft verlangt nämlich nicht bloß Nachrichten von dem Einzelnen, was in vorigen Zeitaltern gethan, gedacht, gebildet worden ſei; er ſtrebt vielmehr, als zu ſeinem letzten Ziele, dahin, das ganze Leben jener Zeitalter ſelbſt zu ſeiner eigenen unmittelbaren Anſchauung zu bringen. — Zu einem ſolchen Zwecke, der Darſtellung eines vollſtändigen Lebens in ſeiner wirklichen Erſcheinung, muß ſich die unermüdlichſte Durchforſchung des Einzelnen mit dem belebenden Geiſte des Allgemeinen auf das Innigſte vereinigen. Dieſe Wiederbelebung muß auf alle mögliche Arten und unter allen möglichen Formen verſucht werden, zuvörderſt in hiſtoriſchen Entwicklungen, dann aber auch in ſich annähernden Nachbildungen, wozu dann auch ſolche Copieen der Kunſtwerke ſelbſt gehören werden, in welchen Allgemeines und Einzelnes in der innigſten Einheit und ſo ſtreng wie möglich wieder dargeſtellt werden. — — — Zu dieſen Copieen gehören denn auch die Ueberſetzungen, deren Zweck alſo ſein muß, ein altes Kunſtwerk, ſo wie es im Alterthum ſelbſt in allen ſeinen Beziehungen zu ſeiner Zeit da war, uns durch unſer eigenthümliches Organ wieder zur lebendigen Anſchauung bringen zu helfen.“

So ſind wir alſo auf einem Standpunkte angelangt, wo mit der lebendigen Durchdringung des Alterthums auch die Form der alten Kunſtwerke bis in ihre beſonderſten Einzelheiten hinein uns bedeutſam, nothwendig und unentbehrlich geworden iſt, wo aber mit der Erkenntniß der fremden Schönheit zugleich unſre Sprache ſelbſt die Fülle, Bildung und Schmiegſamkeit gewonnen hat, dieſe Schönheit wiederzugeben. Auf dieſem Standpunkt kann die Frage, wie denn nun ferner zu überſetzen ſei, ob in ſtrengſter Nachahmung der Antike, ob halb, ob ganz moderniſirend, nicht wohl mehr aufgeworfen werden. Die Geſchichte geht nie und nirgend rückwärts; rückwärts würde aber gehen, würde dem geſammten Entwicklungsgange unſerer Literatur Hohn ſprechen und ſo viel mühſeligſte Erfahrung muthwillig verleugnen, wer noch allen Ernſtes der Meinung ſein könnte, die Alten ſeien anders zu überſetzen als in ihrer alten Form.

Freilich entſtehen hier ſogleich Mißſtände und Widerſprüche, die bedeutend genug ſind, daß wir ſie noch einen Augenblick ins Auge faſſen. — Wir ſind nicht mehr die Menſchen der alten Welt, wir haben weder ihre Sprache mehr, noch ihre Vorſtellungen und Formen; die griechiſche Welt bleibt uns immer eine andere, eine fremde, deren innerſten menſchlichen Kern wir allerdings noch in unſerm eigenen Buſen wieder finden, die Formen aber und Zuſtände, in denen dieſe Welt ſich bewegt, ſind uns fremd, und nur auf dem hiſtoriſchen Wege der Forſchung können wir ſie verſtehen und mit ihnen uns befreunden. Wo nun dieſe Formen in unſerer Welt, in unſerer Sprache zur Darſtellung gelangen ſollen, wird, da im Grunde kein Menſch und keine Sprache etwas Anderes ſagen kann, als ſich ſelbſt, etwas Unpaſſendes, Unverſtändliches, Befremdliches entſtehen, das nur der vermitteln und ausdeuten kann, der die hiſtoriſche Kenntniß jener Zuſtände beſitzt.

Dies nun wird vor Allem auch in der ſprachlichen Darſtellung, in der Form der Ueberſetzung ſich fühlbar machen. So, um uns auf das griechiſche Drama zu beſchränken, hat der jambiſche Trimeter für unſer Ohr, das ſich an den leichtern Fluß des engliſchen Verſes gewöhnt hat, eine Feierlichkeit, Schwere, Steifheit ſogar, die er im Griechiſchen durchaus nicht hat, und die bei uns um ſo fühlbarer wird, als wir der langen, vielſilbigen Wörter, der langgeſtreckten, rhythmiſchen Verbalformen, der immer ungezwungenen Zuſammenſetzungen der griechiſchen Sprache entbehren, und, den Vers zu füllen, oft zu müßigen Flickwörtern oder ungeſchickten, überprächtigen Zuſammenſetzungen unſre Zuflucht nehmen müſſen. Noch ſchlimmer wird dieſer Widerſpruch bei den Chören, die, wo ſie über die einfachſten und leicht üblichſten daktyliſchen oder anapäſtiſchen Syſteme hinaus gehen, für ein gewöhnliches Ohr ſchon im Griechiſchen ſelbſt, geſchweige in der mühſeligen deutſchen Nachbildung alle Muſik, alle Geſetzmäßigkeit und Ordnung verlieren. Einiges freilich läßt ſich in dieſen Stücken durch hiſtoriſche Einleitungen und Erläuterungen, welche den Leſer mit der nöthigen Kenntniß auszurüſten ſuchen, nothdürftig vermitteln und erreichen; im Ganzen aber wird, meinen wir, die Sache ſo ſtehen, daß, wer nicht im Stande iſt, das Original zu verſtehen und, von allem Fremdartigen unverletzt, in hiſtoriſchem Sinne zu genießen, auch von keiner Ueberſetzung, und ſei ſie die treuſte, ſei ſie die wohllautendſte, die richtige Frucht wird haben können. Jener „zunächſt auffallende Zweck,“ wie ihn Solger nennt, durch Ueberſetzungen denen beizuſpringen, die den Grundtext nicht leſen können, wird alſo von allen Ueberſetzern, die wirklich in der Kunſt und in der Entwicklung der Literatur ſtehen wollen, als ein an ſich unerreichbarer und nichtiger nicht länger anzuſtreben ſein. Alle Arbeiten dieſer Art können nur aus hiſtoriſchem Verſtändniß gewürdigt werden; wem die Fähigkeit zu dieſem abgeht, der kann von der antiken Literatur überhaupt kein Verſtändniß erlangen, da ja, wie jegliche menſchliche und künſtleriſche Beſtrebung, auch ſie nicht bloß bewundert und angeſtaunt, nicht auf Treu und Glauben angenommen und verehrt, ſondern erforſcht, begriffen und verſtanden werden ſoll. Man halte das nicht für eine Art gelehrten Hochmuths, der, auf ſein Erlerntes ſtolz, in das Heiligthum, welches er ſich vielleicht mühſam erſchloſſen hat, den Profanen keinen Eingang geſtatten will: muß doch der Gelehrte ſelbſt, will er nicht Götzendienſt treiben in dieſem Heiligthum, wieder hinaustreten unter die Profanen — in unſer Volk, unſre Zeit, unſer Bewußtſein: ja alle hiſtoriſche Kenntniß, alle Vertiefung ins Alterthum, was ſoll, was allein darf ſie auch für den Gelehrteſten ſein, als nur ein Durchgang, eine Bildung für das Leben der Gegenwart?! Ihre wahre Bethätigung daher erlangt all dieſe Kenntniß des Fremden erſt in der Verſchmelzung mit dem, was unſer iſt — und ſo wird für jene Profanen das Alterthum nicht in Ueberſetzungen, nicht in Trimetern und Chorgeſängen wach, ſondern da erſt, wo ein Dichter, ein Künſtler die antike Welt zu freier Production nach unſerm und für unſer Bewußtſein mit ſelbſtändig ſchöpferiſcher Kraft verarbeitet: — die Iphigenie von Göthe.

So iſt denn der große Kreislauf geſchloſſen und wieder, wie im Mittelalter, geht die Antike frei und jugendlich in neuer Form zu neuem Leben in unſere Literatur über, nur daß jetzt aller Erwerb und Sieg ſo vieler Jahrhunderte ihr zu Gute kommt, Sinn und Form geläutert ſind — und die Kunſt die Göttin auch unſrer Literatur geworden iſt.

Die niederländiſche Literatur in ihrem Verhältniß zur deutſchen.

Es iſt eine für den erſten Anblick befremdliche Erſcheinung, daß gerade die Literaturen derjenigen Völker, welche durch Abſtammung, Sprache und nachbarliche Entwicklung mit uns Deutſchen in nächſter Verwandtſchaft ſtehen, alſo die niederländiſche und die ſkandinaviſchen Literaturen, unſrer Neigung wie Kenntniß gerade am Fernſten geblieben ſind; ja dieſelben Literaturen, welche in früherer Zeit einen zum Theil ſo bedeutenden Einfluß auf unſre eigene Bildung geäußert haben, ſind jetzt bis auf wenig einzelne Namen, die eben die Woge der Zeit emporhebt und von den benachbarten Geſtaden zu uns herüberträgt, unter uns beinah vergeſſen.

Minder befremdend iſt dies Verhältniß in Betreff der ſchwediſchen Literatur. Denn erſtlich (was allerdings ebenſo von der däniſchen Literatur gilt) ſind die verwandtſchaftlichen Bezüge dieſer nordiſchen Sagenwelt zu der früheſten Entwicklung unſrer mittelalterlichen Poeſie dem gegenwärtigen Bewußtſein zu fern getreten und erſt durch die mühſamen Forſchungen gelehrter Männer für uns wiederherzuſtellen. Sodann auch iſt die nachbarliche Berührung zwiſchen Schweden und Deutſchland minder unmittelbar, der tägliche Verkehr in Handel und Wandel geringer, auch die ſchwediſche Sprache wenigſtens um etwas ſelbſtändiger, darum fremdartiger und mithin ſchwieriger zu erlernen, als die däniſche oder niederländiſche. Endlich aber hat die ſchwediſche Literatur ſelbſt ſich erſt zu jung entwickelt, vor zu Kurzem erſt hat ihre Poeſie ſich losgeriſſen aus den Banden inhaltloſer Nachahmung, um den allein fruchtbaren Boden der Nationalität für ſich zu erobern: und iſt der Umfang dieſer Literatur daher zu gering, als daß nicht der leidliche Fleiß weniger Ueberſetzer unſerm Intereſſe an derſelben bis jetzt genügen ſollte.

Anders ſteht es mit der ungleich reicheren niederländiſchen und mit der däniſchen Literatur, die beide in jüngeren Tagen, die erſtere zu Opitz' Zeit, die andere um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Holberg, eines großen Anſehens und eifriger Bewunderer, auch Nachahmer bei uns genoſſen haben. Aber nur um ſo auffallender iſt jetzt unſere Theilnahmloſigkeit für beide, beſonders wenn wir die außerordentliche formale Aehnlichkeit der beiden Sprachen mit dem platten Idiom des norddeutſchen Küſtenlandes in Erwägung ziehen. Auch hier, wie in andern Provinzen unſers Vaterlandes, iſt Kenntniß und Uebung wenigſtens Einer fremden Sprache, ſo ſelten dieſe Bemühungen auch über das Dilettantenhafte der Mode hinauskommen mögen, unter allen denen, die ſich mit einigem Nachdruck zu den Gebildeten rechnen, eine Art Familienſitte und ein gewiſſes ſtereotypes Erforderniß unſrer encyclopädiſchen Erziehung. Allein wie dieſer Dilettantismus in Süddeutſchland zwiſchen dem Franzöſiſchen und Italieniſchen, ſo ſchwankt er in Norddeutſchland mehr zwiſchen dem Franzöſiſchen und Engliſchen; des Niederländiſchen oder Däniſchen dagegen, ſo leicht Beides ſprachlich zu erwerben wäre, wird auch in dem Kanon norddeutſcher Bildung keineswegs gedacht. Ja auch in Norddeutſchland hat man jene provinzielle Poeſie, wie ſie ſeit Hebel's Vorgang beſonders im Süden geübt worden iſt, die Dichtungen, meinen wir, in ſchwäbiſcher, in öſterreichiſcher und andern oberdeutſchen Mundarten, mit liebevoller Theilnahme, wenn ſchon nicht ohne Mühe, ſich anzueignen geſucht — und doch waren dieſe Idiome dem Ohre des Norddeutſchen ohne Zweifel fremder, ja unbequemer ſeiner Zunge, als die beiden Nachbarſprachen, die ſich ihm ſo unmittelbar in ſein Leben ſelbſt hineinranken, und durch deren Beſitz er jedenfalls Herr würde, über ein viel größeres und ohne Widerſpruch viel wichtigeres literariſches Gebiet, als jene provinziellen Idiome ihm jemals zu eröffnen im Stande ſind.

Es dürfte nun wohl ſcheinen, als ob in dieſer Sphäre der geſellſchaftlichen oder gar individuellen Neigung die Vernachläſſigung jener beiden Literaturen vielleicht nur ein Spiel des Zufalls, eine Willkür eben der Neigung, vielleicht auch eine Frucht jenes üblichen Vorurtheils wäre, welches das Benachbarte, Leichterworbene in Schatten zu ſtellen pflegt gegen das Ferne und Schwererrungene; keineswegs aber würde damit die gleiche Theilnahmloſigkeit erklärt ſein oder gar gerechtfertigt, welche Dänen und Niederländer auch von Seiten unſrer Gelehrten in einem ſolchen Grade erfahren haben, daß wir, die wir Volkslieder ſammeln der Eskimos und Peſcherähs, an deren Univerſitäten Lehrſtühle errichtet werden der tartariſchen und mongoliſchen Sprachen, und deren Dichter nebenher Handbücher der Khawiſprache ſchreiben, für die Geſchichte der niederländiſchen und däniſchen Literatur uns auf das dürre und noch dazu ſehr gebrechliche Wachler'ſche Moſaik von Namen und Jahreszahlen oder allenfalls auf das veraltete und unhaltbare Gerüſt des Eichhorn'ſchen Sammelwerkes verwieſen ſehen, eines Buches aber, welches in einer dem heutigen Standpunkt unſerer wiſſenſchaftlichen Bildung irgend angemeſſenen Weiſe die Entwicklung, ſowie die Bedeutung jener Literaturen uns darſtellte, durchaus und ſogar mit allen Vorarbeiten entbehren. Beinahe die ganze Thätigkeit daher, die unſrerſeits jenen Literaturen zugewendet wird, beſchränkt ſich wieder nur auf wenige Ueberſetzungen, durch welche jedoch weder unſere Kenntniß, noch unſere Anſchauung derſelben wahrhaft erweitert wird. Denn zumeiſt im Dienſt unſerer Leihbibliotheken unternommen, bemühen ſie ſich weniger ſogar um einzelne Berühmtheiten des Tages, als um eine Romanliteratur, die in dem ererbten und allgemeinſamen Vorrath ſtereotyper Charaktere, Motive und Löſungen, gerade wie die ſogenannte gute Geſellſchaft, für welche ſie geſchrieben wird, überall dieſelbe und allen nationalen Inhalts entledigt iſt. —

Ja die Vernachläſſigung dieſer Idiome wird um ſo auffallender, wenn wir erwägen, daß in bedeutenden Strecken Norddeutſchlands, in der Mitte anſehnlicher Städte, im Schooß der gebildetſten Familien das Plattdeutſche, dieſer ſo nah verwandte Dialekt, bis zur Stunde lebendig geblieben iſt und mit Vorliebe geſprochen wird. Sogar mit Eiferſucht, mit einer Art provinziellen Stolzes hält man an dem Plattdeutſchen feſt, man empfindet ſehr übel jede Anmuthung, es mit dem Hochdeutſchen zu vertauſchen, man thut ſich etwas darauf zu Gute, wie auf ein ſpecielles theures Beſitzthum, das man nöthigen Falles ſelbſt durch künſtliche Mittel aufrecht zu erhalten nicht verſchmäht — und bei alledem, wie ſchon erwähnt, fällt es auch hier Niemand ein, den ſo natürlichen, ſo nahe liegenden Uebergang zum Niederländiſchen, Däniſchen ꝛc. zu machen. Im Gegentheil: man verſteht ſich einander, denkt man, zur Noth ja auch ohnedies — wozu es noch erſt ordentlich treiben? wozu ein Studium machen aus einer Fertigkeit, welche, wohl oder übel, einem Jeden ſchon angeboren iſt?

Die Gründe alſo müſſen tiefer liegen, dieſe Vernachläſſigung muß mehr, als eine Caprice, eine zufällige Vergeßlichkeit — ſie muß hiſtoriſch nothwendig und berechtigt ſein.

Denn daß wir uns doch überhaupt nicht muthwillig, mit überlieferten und doch eigentlich bedeutungsloſen Redensarten täuſchen! Was man gemeinhin das Publikum nennt, die unbefangene Menge alſo, die den treibenden Genius der Zeit, wenn auch nicht erkannt und ſelbſtbewußt, doch als verſchleierte, immerhin mächtige Gottheit in ſich trägt, iſt in ihren Neigungen und Abneigungen, ihrem Begehren und Verſchmähen keineswegs ſo abgefallen von der Vernunft, wie man uns gemeiniglich einbilden möchte. Vielmehr wohnt ihr ein unmittelbarer und ſcharfer geiſtiger Inſtinct bei, durch den ſie alsbald belehrt wird, woher ſie die Nahrung ihres Geiſtes zu holen hat, was ihr Lebendigkeit, Kraft und Heiterkeit gewähren wird, was dagegen ſie liegen zu laſſen und abzulehnen hat als todten Wuſt und Ballaſt. Der Geſchmack des Publikums iſt mithin ein Ding, welches, wenn es auch an ſich kein wiſſenſchaftliches Urtheil beſtimmen darf, doch wohl ſelbſt einer eingehenden Ergründung, eines wiſſenſchaftlichen Begreifens würdig iſt. Nur hüte man ſich dabei, daß man nicht den wirklichen und wahrhaftigen Geſchmack der Menge mit der excluſiven Feinſchmeckerei gewiſſer einzelner Richtungen verwechſele, die meiſt mit großem Geſchrei und vielem Eifer das abſonderliche Gelüſte ihres Gaumens als die Norm des Geſchmacks überhaupt darzuſtellen und der Menge ſelbſt, wenn auch vergeblich, aufzuſchwatzen ſuchen. Beſonders thätig hat dieſe Art von Romantik ſich in Betreff verſchollener und fremder Literaturen erwieſen — Literaturen, deren Kenntniß und Beſitz von vornherein als etwas Bevorzugendes, etwas Nobles und Feinſinniges erſchien, wie denn die Einführung des Mittelalters, des Dante, des Calderon in das Theegeſchwätz unſrer Salons eine Frucht dieſer Richtung iſt und als ſolche behandelt werden muß, da doch ein Jeder irren würde, der bei der wirklichen und ächten Geſammtheit des deutſchen Volkes beſondere Sympathien, z. B. für Dante's ſehr erhabene, ſehr tiefſinnige, aber unſrer Gegenwart doch völlig fernliegende Dichtweiſe vorausſetzen wollte.

Es liegt in der Natur der erwähnten Literaturen, der niederländiſchen und der ſkandinaviſchen, daß die Romantik, die ſonſt allerdings ſehr begierig iſt nach jedem Fleckchen Land, wo ſie ihr Kreuz aufrichten kann, gerade dieſe (mit Ausnahme natürlich derjenigen Richtungen, die in der nordiſchen Literatur mehr oder minder getreue Nachklänge der Romantik ſelber ſind, Oehlenſchläger's alſo und Tegner's) hat liegen laſſen, ſo daß auch nicht einmal ein excluſives Intereſſe für dieſelben hat erwachen können. Zwar ſcheint hiemit in Widerſpruch zu ſtehen, daß eben von jener Seite her das Andenken Holberg's erneuert und die Komödie dieſes wackern Dänen ſogar zum Vorbild eigener Productionen genommen ward. Allein dabei, wie der Verf. dies bei einer andern Gelegenheit nachgewieſen zu haben hofft (Literarhiſt. Taſchenbuch Jahrg. II. S. 243—383.), iſt Holberg ſo losgelöſt worden von ſeinen hiſtoriſchen und literariſchen Zuſammenhängen, man hat ſich ſo durchaus nur auf den einzelnen Holberg und wieder in dieſem gerade auf dasjenige beſchränkt, was vielmehr romaniſches, als däniſches oder deutſches Element iſt, während ſeine eigentliche Stellung und Bedeutung in der Entwicklung des poetiſchen Geiſtes gar nicht zur Sprache kam — mit einem Worte: die Kenntniß jener Verehrer Holberg's von der däniſchen Literatur geht ſo entſchieden nicht über — eine ältere oder neuere deutſche Uebertragung Holberg's hinaus, daß wohl gerade ſie zu einer Einführung und Verbreitung der däniſchen Literatur am Allerwenigſten befähigt ſein dürften. Aber wie hätte auch überhaupt die Neigung der Romantiker von Literaturen gewonnen werden können, die ſo durchaus proteſtantiſch, ſo geſund und puritaniſch nüchtern ſind, wie dieſe?!

Noch weniger aber hat der Geſchmack des Publikums ſich aus eignem Triebe auf eine dieſer Literaturen wenden mögen, da ihm vermöge ſeines geiſtigen Inſtincts nicht verborgen bleiben konnte, daß dieſelben keinen Inhalt haben, der für uns gegenwärtig anders als nur hiſtoriſch bedeutend iſt. Niederländer und Skandinavier ſind weſentlich deutſchen Stammes. Der deutſche Geiſt hat bei ihnen gewiſſe Phaſen durchlaufen, gewiſſe Momente unſerer Bildung ſind bei ihnen errungen und vollendet worden: ſie ſelbſt aber ſind nicht mit fortgegangen auf der weiteren Bahn, jene Momente ſind bei ihnen unlebendig fixirt worden, das Blut, zum Herzen zurückkehrend, hat die äußerſten Glieder erſtarren laſſen. Jene Literaturen ſind zu ſehr durchdrungen von deutſchen Elementen um eine eigene Entwicklung zu haben: und doch wieder nicht durchaus deutſch genug, um unſre geſammte Entwicklung in gleicher Lebendigkeit mitzumachen.

So mögen wir ſie uns denken als die äußerſten Vorpoſten des eigenthümlich deutſchen Geiſtes. Als ſolche haben ſie für uns gekämpft und für uns erobert; in ihrer Geſchichte, in ihren Literaturen, wie auf den Außenwerken unſerer Burg, ſind Schlachten geſchlagen worden und Siege gewonnen, deren Frucht uns zu Gute gekommen iſt.

Aber hiemit haben dieſe Literaturen ihre hiſtoriſche Aufgabe auch vollendet und ihre unmittelbare Bedeutung für uns verloren. Pflanzäcker waren ſie, wie jene, in denen der Gärtner die jungen Sprößlinge aufzuziehen pflegt, um dann die emporgeſchoſſenen und veredelten in den Garten ſelbſt zurückzuverpflanzen; Schulen gleichſam und Bildungsſtufen, in denen gewiſſe Richtungen des deutſchen Lebens erzogen, Waffenhäuſer, in denen die Pfeile deutſchen Geiſtes geſchmiedet wurden, abgeworfene Hüllen, aus denen der Genius deutſcher Poeſie ſich ſiegreich entpuppt hat — nichts mehr.

Mit Grund daher vermag der unbefangene Sinn der Menge, dem es nicht um die antiquariſche Kenntniß, um hiſtoriſche Vermittlung, nur um naiven Genuß und Anregung zu thun iſt, ſich für ſie nicht mehr zu betheiligen.

Der Baum des deutſchen Geiſtes iſt inzwiſchen ſelbſt prächtig und weltbeſchattend emporgeblüht, wir ſind jenen Schulen entwachſen, wir haben ſie überſchritten, jene Stufen, ja wer jetzt mit einem nur auf künſtleriſchen Genuß gerichteten Gemüthe zu dieſen Literaturen zurückkehren wollte, er würde daſſelbe Mißbehagen, dieſelbe unerfreuliche Täuſchung empfinden, wie wenn ein erwachſener und gereifter Menſch ſich wieder einzwängen in das Kinderröckchen ſeiner Jugend und noch einmal die Intereſſen ſeines Knabenalters theilen ſollte. Hiemit, meinen wir, iſt der Ehre jener Literaturen, dem nationalen Bewußtſein jener Völker kein Unrecht gethan: hat doch die Geſchichte ſelbſt dies Urtheil geſprochen und ſie, die einſt unſere Lehrer und Vorbilder waren, deren Sprachen wir erlernten, deren Dichter wir ſtudirten, fühlen es jetzt ſelbſt, — fühlen, hoffen wir, ohne Neid und bekennen es, daß das Verhältniß ein umgekehrtes geworden iſt und daß ſie mit allem Beſten und Höchſten, was ſie haben und vermögen, in dem gemeinſamen Boden deutſcher Bildung und deutſchen Geiſteslebens wurzeln. Ohne Furcht vor Ungunſt und feindſeligem Mißverſtand dürfen wir dies um ſo unbefangener ausſprechen, je geneigter wir ſind, die hiſtoriſche Bedeutſamkeit dieſer Durchgangsſtufen anzuerkennen und je bereiter wir damit jene Völker ſelbſt der Geſammtheit deutſchen Stammes und deutſcher Bildung vindiciren — einer Geſammtheit, der mit ſeinen innerſten Kräften und Beſtrebungen anzugehören wohl ein Jeder ungeſcheut als ein Glück und eine Ehre bekennen mag. —

Als ſolche Momente nun, die der deutſche Geiſt aus der niederlän[illegible] Literatur für ſich gewonnen hat, die von ihm ſodann in ſeiner eigenſten Heimath fortgeführt und entwickelt worden, bei den Niederländern ſelbſt aber unüberwunden, wie ausgebrannte Schlacken und Pflöcke im Wege der Bildung zurückgeblieben ſind, müſſen wir hauptſächlich das claſſiſche Alterthum und den Proteſtantismus, in ſeiner einſeitigen Auffaſſung als kirchliches Dogma, bezeichnen.

Deutlicher faſt und entſchiedener, als irgend bei andern Völkern, iſt bei den Niederländern das Erwachen einer eigenen und ſelbſtändigen Literatur an das Erwachen der claſſiſchen Studien geknüpft. Es iſt bekannt, wie früh und mit welchem glücklichen Erfolg dieſe Studien in den Niederlanden Wurzel faßten. Schon 1370 war die Schule zu Deventer geſtiftet worden; mit dem Reichthum und der Wohlthätigkeit des bürgerlichen Lebens ſtiegen Bildung und Gelehrſamkeit, die hier Mittel, Schutz und Anerkennung fanden; reiche Edelleute boten gelehrten Männern nicht allein eine ehrenwerthe Ermunterung, ſondern miſchten ſich auch wohl ſelbſt in deren

Reihen; die glänzende Hofhaltung zu Brüſſel, ſowie die nachbarlichen Berührungen mit Frankreich, das ſchon damals eben ſo ſehr eine Schule feinerer Sitte und Bildung, als durch ſeine weltberühmte pariſer Univerſität die nährende Sonne gelehrter Studien war, brachten eine Luſt an Bildung und Gelehrſamkeit hervor, die auch in weiteren Kreiſen nachwirken mußte.

So tragen wir denn kein Bedenken, ſchon die erſten und früheſten Regungen niederländiſcher Poeſie, die man gewöhnlich als den Verfall — man weiß nicht, welcher vorgehenden Periode darzuſtellen ſucht, in enger Verbindung und Abhängigkeit von dieſer Bildung und den claſſiſchen Studien insbeſondere zu denken. Denn da die beiden Reimchroniken, die uns aus früheſter Zeit genannt werden, keineswegs als die Anfänge der Literatur gelten dürfen, vielmehr, wie dergleichen auch anderwärts, Mönchsarbeiten ſind, die allenfalls ein ſprachliches, durchaus aber kein literariſches Intereſſe haben, indem ſie weder aus der Sphäre der Literatur hervorgegangen ſind, noch in ihr ſtehen: ſo haben wir die erſte Regung der niederländiſchen Poeſie in den Rederykern (d. i. Rhetorikern) zu gewahren.

Die Rederyker bieten eine überraſchende Analogie zu den deutſchen Meiſterſängern, indem ſie, wie dieſe, die Poeſie gewerbmäßig in Zünften und geſchloſſenen Kreiſen trieben, (hier Kammern genannt, wie bei uns Stuben), Geſetze und Vorſchriften, Uebungen und Grade hatten, wie dieſe, und in ihrem poetiſchen Wirken ſelbſt ſich ziemlich in denſelben Grenzen bewegten. Vergebens aber forſchen wir in der niederländiſchen Literatur nach einer Minne- und Ritterpoeſie, als deren Rücktritt in das Volk, in die Stuben und Kammern des Bürgerthums wir uns die Thätigkeit der Rederyker erklären möchten. Wie daher die deutſchen Meiſterſänger gleichſam der Niederſchlag der gelehrten Poeſie ſind, ſo die Rederyker der Niederſchlag jener höfiſchen Bildung, jener claſſiſchen Studien, die ſich in ihnen mit dem Volkswitz, wie er ſich gern und überall in Reimen und Bildern ergeht, der jedoch an ſich noch keine Literatur begründet, zu poetiſcher Darſtellung vereinigten.

Die älteſte bekannte Kammer iſt die des Blümchen Jeſſe zu Middelburg vom Jahre 1430, alſo ſpät genug, um für ſie bereits eine Wirkung der lange vorher begonnenen claſſiſchen Studien vorausſetzen zu dürfen. Aber ein noch beſſeres Zeugniß geben die poetiſchen Leiſtungen der Kammern ſelbſt: Spele van Sinnen, Sinnſpiele, Allegorieen gaben ſie, in welche die altherkömmlichen geiſtlichen Myſterien allmälig aufgingen, und die im weiteren Verlauf als Zotternuyten oder Faktien (Zoten, facetiae, Luſtſpiele) bei Volksfeſten und glänzenden

Aufzügen die verſammelte Menge ergötzten. In dieſen Luſtſpielen, in denen die allegoriſche Perſon durchaus unerläßlich war, finden wir ſogleich die beiden erſten Elemente niederländiſcher Dichtung: den Volkswitz im Stachel des Luſtſpiels und die Antike in der Allegorie, die hier, wie überall in den neueren Literaturen, eine Folge und Frucht gelehrter Beſchäftigungen iſt — ein Verhältniß, für welches uns Dante's Komödie, der Gipfel der Allegorie, als ſchlagendes Beiſpiel dienen kann.

So auch mag man ſich die Zotteklupten als eine Art gelehrter Fescennien vorſtellen, wobei es ſich ganz von ſelbſt verſteht, daß dieſe Gelehrſamkeit, dieſer Nachhall claſſiſcher Studien in den Kammern der Rederyker ziemlich verdumpfte und verdarb, ähnlich wie die Elemente der Ritterpoeſie unter den Händen unſrer Meiſterſänger aufgelöſt und verdorben wurden; die Allegorie blieb endlich das einzige Erbtheil aus den Schätzen des Alterthums und der Pedantismus in äußerlichem und kleinlichem Formelweſen der einzige Ueberreſt ihrer philologiſchen Herkunft.

Noch beſtärkt wird dieſe unſere Anſicht über Urſprung und Bedeutung der Rederyker (um auf dieſen ihren Namen ſelbſt kein weiteres Gewicht zu legen) durch den Mangel einer irgendwie umfaſſenderen niederländiſchen

Volkspoeſie. Denn weder ſind die Rederyker Volksdichter zu nennen, inſofern man mit dieſem Namen den ſtrengſten Gegenſatz gegen alle Kunſtdichtung bezeichnen will, noch exiſtirte außer und neben ihnen irgend eine abgeſonderte, volksmäßige Literatur. Selbſt die früheſte und urſprünglichſte Gattung des Volksliedes, das epiſche Lied oder die Ballade und Romanze, iſt bei den Niederländern erſt in allerneueſter Zeit verſucht worden. Zwar finden wir ſchon im funfzehnten Jahrhundert den Namen der Ballade auch in den Niederlanden unter den Reimereien des Rhetorikers de Caſteleyn; aber weder ſeine Ballade (d. i. Reimchronik) von Doornick, noch ſeine Ballade von Pyramus und Thisbe laſſen uns an jene volksthümlichen Weiſen denken; vielmehr tritt ſchon in dem Stoff des letzteren Gedichtes das gelehrte Element deutlich hervor. Ueberhaupt alſo hat es eine von dieſem gänzlich unberührte niederländiſche Poeſie, eine eigentliche Volkspoeſie, ſo gut wie gar nicht und kaum in der früheſten Zeit gegeben.

Aber dieſelben Rederyker nahmen auch gleichzeitig das religiöſe Element des Proteſtantismus in ſich auf. Dieſe Erſcheinung hat durchaus nichts Ueberraſchendes, im Gegentheil man darf behaupten, daß der Einfluß der Antike, welcher, wenn auch nur in ſchwachen Ausflüſſen, in dem Auftreten der Rederyker ſich offenbart, das Intereſſe an der kirchlichen Reformation zur nothwendigen Folge haben mußte. War doch in der geſammten Entwicklung der Menſchheit der geiſtigen Sonne des Proteſtantismus die goldne Morgenröthe des wieder erwachenden Alterthums voraufgegangen! Ja recht eigentlich wie der Morgen das Licht, ſo hatte das Studium der Antike jene Reformation ſelbſt gebären helfen, und wenn von den Gründern dieſes großen Werkes ſelbſt in Luther mehr die kirchliche Seite ſich darſtellt, ſo ſehen wir in dem gelehrten, ſchöngeiſtigen Melanchthon auch die geiſterlöſende Kraft des Alterthums gleichſam vertreten.

In den Niederlanden insbeſondere war jene philologiſche Schule zu Deventer eine Pflanzſtatt erleuchteter und gelehrter Geiſter geworden, die ſich im Verlauf meiſt auf die Seite des Proteſtantismus ſtellten, ſo daß hier, wie nur irgendwo, der Boden für die neue köſtliche Saat bereitet war. Auch die Rederyker ergriffen mit Begeiſterung die Sache des Proteſtantismus; ähnlich, wie bei den deutſchen Meiſterſängern, gehörte Behandlung religiöſer, beſonders bibliſcher Stoffe von Hauſe aus zu den Liebhabereien ihrer Thätigkeit und ſogar zu den Vorſchriften ihrer Innungen. Jetzt wandte der Witz ihrer Reimereien, der Pomp ihrer Darſtellungen und bald auch die Kraft des politiſchen Gewichtes, welches einer ſolchen Verbrüderung wohlhabender, in Hof und Haus anſäſſiger, in Handel und Gewerbe thätiger, in Familie und Gemeinde einflußreicher Bürger beiwohnen mußte, ſich gegen die Pfaffen; in demſelben Grade, wie vielleicht ihr künſtleriſcher Werth ſank, ſtieg ihre politiſche Bedeutung, ſie wurden ein Gegenſtand der Sorge und Furcht für die Fürſten und Machthaber, ja als Alba die aufkeimende niederländiſche Freiheit noch mit Beil und Ketten meinte niederdrücken zu können, waren die Kammern der Rhetoriker in der erſten Reihe derer, welche ſein Zorn zerſchmetterte: die meiſten Kammern wurden zerſprengt und aufgelöſt, die feierliche Pracht ihrer Zuſammenkünfte fand in der bewegten kriegeriſchen Zeit weder Raum noch Mittel ſich zu entfalten, und die ganze Einrichtung verfiel.

Dennoch dürfen wir nicht der rohen Gewalt Alba's und den Unruhen einer kriegsbewegten Zeit allein dieſen Untergang der Rederyker zuſchreiben: niemals, was von des Geiſtes Anhauch befruchtet und geweiht iſt, unterliegt dem maſſenhaften Gewicht äußerer Macht, vielmehr immer, was untergeht, trägt, als ein Abgeblühtes und Vollendetes, in ſich ſelbſt die Nothwendigkeit ſeines Unterganges.

So war auch das Inſtitut der Rederyker nicht mehr genügend geweſen für die [illegible]ſchen erweiterte und aus den Quellen der Antike ſelbſt geläuterte Bildung der

Niederländer. Joſeph Scaliger und Juſtus Lipſius hatten jenen glänzenden Reigen holländiſcher Philologen eröffnet, der Jahrhunderte lang in reichſtem Zuge ſich fortbewegen ſollte; die lateiniſche Poeſie ward mit einem Eifer und einem Erfolge geübt, der die ähnlichen Bemühungen in Deutſchland wohl übertreffen möchte; Ueberſetzungen des Homer, des Cicero, Seneca und Boethius hatten die niederländiſche Sprache ſelbſt gebildet und veredelt, und auch in weiteren Kreiſen den feineren Geſchmack und das lebendige Gefühl für den Rhythmus der ſchönen Form geſchärft; dem Muſter der Alten hatte Julius Scaliger, der Vater, ſeine Poetik entnommen, jene erſte Theorie der Dichtkunſt, jenes Rüſthaus von Regeln, Vorſchriften und Exempeln, das für die Praxis ſeiner dichtenden Zeitgenoſſen und noch ſpäter ſelbſt bei uns Deutſchen von geheiligtem Anſehn war.

Eine ſolche Bildung konnte poetiſch nicht mehr durch Männer vertreten werden, die in der Befangenheit ihres täglichen Gewerbes den urſprünglichen Quellen dieſer Bildung ſehr fern ſtanden und nicht mit reinſtem Becher aus ihnen ſchöpfen konnten. Die Rederyker, als ſie durch Alba zerſprengt wurden, hatten bereits ſich ſelbſt überlebt: und die Poeſie ging aus ihren Händen unmittelbar über in die Hände der Gelehrten.

Sogar aus der Mitte der Rederyker ſelbſt ſollte dieſer Uebergang geſchehen: Spiegel, Koornhert und Römer Viſſcher, als reiche Handelsherren ihre Muße einer edlen und liberalen Bildung zuwendend, zugleich als Mitglieder der amſterdamer Kammer Liefde bloeyende (in Liebe blühend) poetiſchen Beſtrebungen zugewandt, ſtatteten dieſe zuerſt mit all der ſprachlichen Bildung und Anmuth aus und erhoben ſie in diejenige Sphäre des Geſchmacks, welche ihnen als Kennern und Verehrern ,der antiken Muſe wie ein wünſchenswerthes Ziel vorſchwebte. Gleichzeitig wirkte die Bekanntſchaft mit der italieniſchen Literatur, die eben damals (um 1600) unter dem Einfluß Marini's auf dem Gipfel formaler Cultur, kunſtfertiger Zierlichkeit, ſelbſt blendenden Glanzes ſtand. Peter Hooft, als Rederyker nach Italien gereiſt, kehrte wieder als Stifter und Begründer einer neuen, kunſtgemäßern niederländiſchen Poeſie, gegen die nun die Reſte der Rhetoriker in dieſelbe untergeordnete und verächtliche Stellung traten, wie kurz darauf bei uns die Meiſterſänger und bürgerlichen Poeten gegen die gelehrten Dichter.

Auch bei den Niederländern blieben nach der flüchtigen und mehr individuellen Anregung durch das Italieniſche die Alten unmittelbar Muſter und Geſetzgeber. Beſonders im Drama, welches frühzeitig von Hooft und Anderen bald dem Euripides, bald dem Seneca nachgeahmt wurde, wagte man es nicht, die Spuren dieſer Muſter zu verlaſſen; ſogar auch die äußere Einrichtung ihrer Stücke, den Chor und die Einheiten, nahm man in das niederländiſche Drama herüber. Ein Jeder weiß, wie groß van Vondel's Ruhm als Dramatiker iſt; dennoch, die patriotiſchen Beziehungen abgerechnet, die allerdings in jener Zeit ruhmvollſter Freiheitskämpfe von entſchiedener Wirkſamkeit ſein mußten, hat er mehr Regelmäßigkeit als Pathos, mehr Pomp der Rhetorik als Energie der Charakteriſtik, er folgt mehr mit ängſtlichem Schritte den Alten, die er eifrig und noch in vorgerückten Jahren ſtudirte, wie etwas, was ein Poet ja nicht verſäumen dürfe, als daß er dem Geiſte ſeiner Zeit auch *ſeine* Form und *ſeine* Offenbarung zu gewähren im Stande iſt.

Allein dies eben war es, was ſein Publikum begehrte; die Muſter der Alten, dieſe Regelmäßigkeit der Form, dieſe beſonnene Nüchternheit der Geſinnungen, in denen man die ſchöne Ruhe und Gediegenheit der antiken Welt zu erreichen glaubte, galten als die wahren und höchſten Eigenſchaften des Poeten. Als daher Jan Vos, ein Talent von glücklichſter Leichtigkeit und raſchem Griff, das jedoch weder philologiſch geſchult war, noch jenes Rüſtwerk der Bühne und die unweigerliche Autorität der Alten anerkennen wollte, im Gefühl ſeines dramatiſchen Pathos und vertrauend auf die erſchütternde Gewalt lebendiger Situationen, den Wettkampf mit van Vondel einzugehen wagte, ſo wandte das Auge der Gebildeten ſich unwillig von ihm ab, ja noch heute finden wir in den Büchern der niederländiſchen Literarhiſtoriker ſeinen Namen nicht ohne einige ſittliche Verdächtigung, wie den Namen eines tollkühnen, aberwitzigen Genius, mißfällig angemerkt. —

Am Bezeichnendſten für dies ganze Verhältniß, wenn auch keineswegs am Höchſten ſtehend als Poet, iſt Daniel Heinſius, derſelbe, der als Gelehrter um Erweiterung unſers philologiſchen Materials ſich ſo löbliche Verdienſte erworben hat. In dieſem Manne war, wie Jeder, der die gelehrten Leiſtungen deſſelben kennt, ohne Weiteres vorausſetzen kann, die philologiſche Richtung der eigentliche Kern und Inhalt ſeines Weſens; auch ſeine Poeſie daher war reichlich ausgeſtattet mit dieſer Mitgift der Gelehrſamkeit. Und was er ſelbſt als ſeiner eigenen Poeſie heimathlichen Grund und Boden erkannt hatte, das philologiſche Element, die gelehrte Kenntniß, das verehrte Muſter der Alten, das ſuchte er auch Andern als den urſprünglichen Boden aller Poeſie überhaupt darzuſtellen und zahlreichen jüngeren Freunden, in deren Mitte er lehrend und dichtend thätig war, durch ſein eignes Beiſpiel nachdrücklichſt zu empfehlen.

Seine größte Bedeutung jedoch erlangt Heinſius dadurch, daß gerade er es war, der vermöge ſeiner literariſchen Verbindungen ein Ziel- und Sammelpunkt der reiſenden Deutſchen, vermöge ſeines Ruhms und ſeiner Würde als Gelehrter ein Augenmerk und Muſter ihrer nacheifernden Beſtrebungen ward.

Die deutſche Literatur befand ſich damals gerade in einer ähnlichen Kriſis, wie ſie die niederländiſche ſo eben überwunden hatte. Auch ſie wollte den Uebergang aus den Händen der Zünftler in die der Gelehrten vollenden; auch ſie ſtrebte danach, die Form der Antike als deutſches Eigenthum ſich zu erwerben und in dieſem Durchgange durch die ſchöne claſſiſche Form zugleich den eignen Geiſt zu veredeln und abzuklären.

Hierin bot ihr nun die niederländiſche Literatur ein Beiſpiel glücklichſten Vorgangs dar. Auch die Niederländer hatten ihre Metrik dem Geſetz der Alten anzunähern verſucht; auch ihnen war die Antike der unerſchöpfliche Born alles Guten, Schönen, Muſtergiltigen; auch ihre Poeſie hatte die weſentlichſte Anregung von den Gelehrten, den Philologen empfangen, in deren Leitung ſie übergegangen war.

So iſt die niederländiſche Poeſie für die deutſche damals ziemlich daſſelbe geworden, was durch Peter Hooft und deſſen nächſte Umgebung die italieniſche für die niederländiſche geweſen war: eine Brücke und Uebergang ins Alterthum, deſſen innerſter und unverwüſtlichſter Kern der deutſchen Literatur fortan gewonnen und mit dem volksthümlichen Elemente deutſcher Bildung zu herrlichſter Entfaltung unſrer Poeſie verſchmolzen werden ſollte.

Wir haben es daher auch für mehr, als einen bloßen Zufall zu erkennen, daß Opitz, bekanntlich derjenige, der dieſe Reformation unſrer Literatur einleitete und begründete, eben mit Heinſius in nächſte perſönliche Berührung kam und in ihm in derſelben Art für die geſammte deutſche Poeſie jener Zeit einen Lehrer und ein Muſterbild gewann, wie ſpäter für den einzelnen Zweig des Dramas Andreas Gryphius ſein Muſter in Vondel fand (vergl. **Gervinus**, Geſch. der deutſchen Dichtung. III, 436, 438). Dieſer Stammbaum der deutſchen Poeſie war den Genoſſen jener Zeit ſelber kein Geheimniß: „Opitz“ — ſagt Joh. Bödiker in einem Gedichte an Peucker (ſiehe bei **Gervinus**, III, 175, Note 114) —

„hat von Dir o Heinſius, empfangen
Des Tichtens Weg und Licht, und von dem Scaliger
Hat's Heinſius erlangt.“

Aber nicht dieſer Beſitz der claſſiſchen Gelehrſamkeit und Bildung allein, ohne Zweifel auch das religiöſe, das proteſtantiſche Element war es, was die deutſchen

Poeten, wie überhaupt an die nüchterne, moraliſche, proteſtantiſche Literatur der Niederländer (Gerv. III, 174), ſo im Einzelnen an Heinſius ſich anſchließen ließ, den gefeierten Verfaſſer eines Lobgedichtes auf Chriſtus, welches Opitz ſelbſt ſowohl überſetzte, als auch in einem eignen Hymnus auf die Geburt Chriſti nachzuahmen ſuchte. Mit dieſem Heinſius'ſchen Lobgeſang aber beginnt, wie Gervinus (III, 206) ſehr richtig bemerkt hat, eine künſtleriſche heilige Poeſie, in deren Verlauf bei den Engländern Milton (von dem man bereits früher die Benutzung niederländiſcher Vorbilder theils vermuthet, theils nachgewieſen hat), bei uns aber eine weitſchichtige und beliebte Literatur geiſtlicher Hymnen (III, 247) ſich entwickelt, welche, genährt von den anderweitigen unmittelbaren religiöſen Anregungen und Bedürfniſſen ſeiner Zeit, endlich in Klopſtock zum Abſchluß gekommen iſt.

Dies nun, wie wir oben bemerkt, iſt überhaupt der charakteriſtiſche und principielle Unterſchied der niederländiſchen und der deutſchen Literatur, daß nur die letztere die anregenden Momente der erſtern ausgebildet und entwickelt, dieſe dagegen ebendieſelben einſeitig fixirt und dadurch ſich ſelbſt den weiteren Fortſchritt zu einer Durchbildung verſchloſſen hat, die in ihrer höchſten Blüthe ebenſo beſtimmt-national, als allgemein-künſtleriſch ſein würde. Dies wird ſogleich in der eben erwähnten geiſtlichen Hymnenliteratur erſichtlich, als deren letzten Endpunkt wir Klopſtock genannt haben. An ſich, wie die Religion ſelbſt in ihrer dogmatiſchen oder auch nur moraliſchen Richtung, nicht eine Sache der Poeſie ſein kann, ſo ſteht auch dieſe Literatur mindeſtens mit einem Fuße außerhalb der Kunſt überhaupt und verfällt vielmehr dem zuweilen achtbaren, nie kunſtſchönen Gebiete literariſcher Tendenzen. Denn noch gilt in ihr die wackre Geſinnung mehr als die äſthetiſche Vollendung, die religiöſe Ueberzeugung mehr als die künſtleriſche Leiſtung, das Glaubensbekenntniß des Poeten mehr als ſein Talent, — oder kurz zu ſagen: die Kunſt iſt in dieſer geiſtlichen Literatur nicht ſich allein Geſetz und Maßſtab. Erſt mit Klopſtock, der ſie vermöge ſeines eigenthümlichen und großartigen Genies aus dieſem Bereiche der Religioſität in das der Kunſt erhob oder, es anders auszudrücken, nicht mehr die Kunſt zur Sache der Religion, ſondern die Religion zur Sache der Kunſt machte, wurde, wie mit ihm äußerlich, in der Geſellſchaft, der Poet ſelbſtändig und achtbar ward, auch die Poeſie wiederum ſelbſtändig; ſein Meſſias und jene ſeraphiſchen Oden, ſtatt eine neue ähnliche Literaturrichtung einzuleiten, ſind vielmehr der Abſchluß einer Richtung, die in ihm ihren höchſten Gipfel, aber eben darum, weil hier die Religion in die Kunſt erhoben ward, ihre eigene Gegenwirkung fand. Die Niederländer dagegen haben nichts, was dieſer Entwicklung auch nur von fern zur Seite geſtellt werden könnte, vielmehr hat die Tendenz bei ihnen ſtets die Oberhand über die Kunſt behalten, ja dieſelbe iſt aus dem Hymnenſchwunge der Religioſität (wenn ſchon auch dieſe Schwingen Heinſius' keine Pindariſchen waren!) immer mehr herabgeſchritten in die bloße nüchterne Moral, in die wackre und tüchtige Geſinnung, den redlichen Willen: was Alles im Leben und Weben höchſt ſchätzenswerthe und nöthige Dinge ſind, was aber dennoch zum Inhalt und höchſten Ziel der Dichtung ſich nimmer eignet. —

Ganz ähnliche Schickſale hat das Element der antiken Bildung bei den Niederländern gehabt. Des weiteren Beweiſes dafür mögen wir um ſo ehe überhoben ſein, je bekannter der eigenthümliche Charakter der niederländiſchen Philologie iſt und je weniger wohl irgend Jemand in Zweifel darüber ſein wird, daß dieſe, entfernt und allmälig ausgeſchloſſen von der geiſtigen Bewegung und Vollendung unſrer Zeit, in einer einſeitigen und endlich unfruchtbaren Richtung verſteinert iſt. Auch das erſcheint dabei von Bedeutung, daß nirgend anders, als in den Niederlanden, bis auf den heutigen Tag die lateiniſche Poeſie (oder Versmacherei?) nicht bloß neben, ſondern ſogar auf Unkoſten der nationalen

Literatur geübt worden iſt. Oder welch anderes Land könnte eine ſo ſtattliche Sammlung neuer lateiniſcher Poeten zu Stande bringen, als die vor einigen Jahren (1838) von Hofman Perlkamp herausgegebenen Carmina poetarum Nederlandorum latina? Die lateiniſche Versmacherei iſt den Niederländern nicht ein bloßer formaler Durchgangspunkt geweſen, ſondern hat ſich, den Bewegungen des nationalen Lebens zum Trotz, ſelbſtändig erhalten; ja dieſer roſtige Pedantismus, den wir gottlob längſt in diejenige bedeutungsloſe Sphäre verbannt haben, die ihm allein gebührt, verlangt und giebt bei ihnen noch heutigen Tags Anrecht auf Theilnahme, Billigung und ſelbſt Bewunderung.

Aber dies Alles hat ſeinen alleinigen Grund in der Verſteinerung, welche das Princip des Proteſtantismus und damit des freien Geiſtes ſelbſt bei den Niederländern erfahren hat. Man erinnere ſich nur des orthodoxen Eifers, mit welchem ſchon in den erſten Jahren der Republik das proteſtantiſche Bekenntniß zu einem ausgeprägten und unabänderlichen Dogma verknöcherte; man rufe ſich jene kirchlichen Streitigkeiten ins Gedächtniß, jene Secten mit ihren Widerſprüchen, ihren theologiſchen Spitzfindigkeiten und ihren Ketzerverfolgungen; man überzeuge ſich endlich aus dem eigenen Geſtändniß der Niederländer, daß dies Verhältniß bis auf die neueſte und vielleicht die allerneueſte Zeit daſſelbe geblieben iſt.

Alſo darin liegt es: man hat bei den Niederländern den Proteſtantismus in die Grenzen der Religion, des kirchlichen Dogmas allein beſchränkt und, keine weitere Entwicklung geſtattend, ihn hier in Lehrſätzen und Synodalbeſchlüſſen fixirt, während doch die kirchliche Reformation nur der Anfang ſein ſoll einer Reihe von Reformationen, welche, durch alle Sphären menſchlicher und geſchichtlicher Entwicklung durchgeführt, überall gegen den fix gewordenen Buchſtaben, die hohle Glaubensſeligkeit, die Unvernunft proteſtiren und endlich auch nach Außen hin im Staate ſich ſiegreich vollenden wird. Dieſe proteſtantiſche Reinigung des Geiſtes geht theoretiſch in der Philoſophie vor ſich; dadurch alſo, daß die Niederländer ſich ſelbſt ausgeſchloſſen haben von der Philoſophie, haben ſie auch ſich, ihre Geſchichte und ihre Literatur ausgeſchloſſen von einer weiteren weltgeſchichtlichen Bedeutung und einem abſoluten Werthe, der ja nur dadurch erlangt wird, daß man ſelbſt das Abſolute aufnimmt in ſich.

Bis auf die neueſte Zeit nun haben die Niederländer ſich beharrlich geweigert, von der Entwicklung der Philoſophie einige Notiz zu nehmen. Zwar, wie in der Kunſt, ſo praktiſch auf dem Gebiete löblicher Billigkeit, hier vielleicht auch politiſcher Schlauheit verharrend, haben ſie ſich niemals auf officiellem Wege feindlich und fanatiſch gegen die Philoſophie geſtellt. Vielmehr konnte bei ihnen Descartes, konnte Spinoza ungehindert ſein Syſtem entwickeln, ja ſie boten den aus Frankreich flüchtig gewordenen Philoſophen und Freidenkern eine neue Heimath; in den Niederlanden war es, wo Bayle die große Mine ſeines Wörterbuchs anlegte, wo überhaupt Alles, was von Druckſchriften auswärts anrüchig und unbequem war, eine freie Preſſe und betriebſame Hände fand. Allein ſie gingen, ſcheint es, mit dieſen „Giften“ ſo vertraulich um, nur weil ſie ihre eigene Conſtitution zu gut kannten und daher wußten, wie wenig Gelüſte ſie ſelbſt trugen zu dieſer Geiſtesnahrung, dieſer Aufklärung und Freiheit, die ſie, gleich andern Handelsartikeln, nur in kaufmänniſchen Vertrieb genommen hatten. Man hat zwar in dem erſten Decennium dieſes Jahrhunderts, nachdem nicht lange zuvor (ſeit 1780) auch in der Poeſie, beſonders durch Bellamy, eine Annäherung an die deutſche Literatur verſucht war, auch von Kant und Fichte und den großartigen, welthiſtoriſchen Eroberungen der deutſchen Philoſophie einige Notiz zu nehmen angefangen: allein mit allergeringſtem Erfolge und mit einer ebenſo zahlreichen als eifrigen Oppoſition, an deren Spitze ſich Wyttenbach ſelbſt ſtellte, der Mann des Humanismus! —

Freilich iſt die niederländiſche Literatur mit dieſen beiden Elementen, die wir ſo eben charakteriſirt, dem antiken und dem proteſtantiſchen, keineswegs ſchon erſchöpft: es regt ſich noch ein drittes und ſehr mächtiges Element in ihr, das patriotiſche, das ſich in der treuen Anhänglichkeit an das Vaterland und die vaterländiſche Geſchichte, an ererbtes Geſetz und Recht, in Einfalt und Biederkeit der Sitten kund giebt.

Allein bei aller Achtung vor der Religion eines wahrhaften und thatkräftigen Patriotismus, müſſen wir doch der Meinung ſein, daß dieſer an ſich einem Volke noch kein Anrecht an welthiſtoriſche Bedeutung, noch einer Literatur ein allgemeines poetiſches und künſtleriſches Intereſſe verleihen kann, — ſo wenig wie ein treuer, ſittlicher und biederer Menſch als ſolcher ſchon einen Platz in den Jahrbüchern der Hiſtorie einnehmen wird. Daß ſie den Geiſt der Geſchichte in ſich aufnehmen, daß ſie lebendige Werkzeuge und Mitarbeiter ſind an der unſichtbaren Gemeinde, die die Weltgeſchichte aufbaut als den Tempel und Leib des Herrn, — das iſt die Aufgabe, die alleinzig welthiſtoriſche Ehre ſowohl der Individuen als der Völker. Der niederländiſche Patriotismus aber, die beſondere plaſtiſche Färbung abgerechnet, die er bislang in der Poeſie durch die fortdauernde lebendige Beziehung auf die Welt des Meeres mit ſeinen ſtolzen Segeln, ſeinen

Gefahren, Schlachten und Siegen erhält, treibt ſich ziemlich abſtract und farblos in den hergebrachten Kategorieen der Tugend, der Freiheit, der Aufopferung umher, — prächtige Worte und unſchätzbare Dinge, für die nur in dieſer Abſtraction ſich Niemand, und am Wenigſten poetiſch, intereſſiren kann, wie wir das ja auch in unſrer eigenen Literatur bereits zum Ueberdruß erfahren haben.

So iſt die niederländiſche Literatur im Ganzen niemals über die Blüthe hinausgekommen, welche ſie in ihren erſten Anfängen, zur Zeit Hooft's und van Vondel's, erreicht hatte. Dieſe Blüthe ſelbſt aber hat ſie erreicht, nur weil ſie damals die Fermente der Gegenwart in ſich aufnahm und von dem Lebenshauche jener Zeit ſich ſelbſt willig durchſtrömen ließ. Aber ſie hat es verſchmäht und dem urſprünglichen deutſchen Genius überlaſſen, die Entwicklung des Geiſtes weiter zu führen, von der ſie ſelbſt fortan ſich ausgeſchloſſen. Die weitere Geſchichte der niederländiſchen Literatur daher, ſo ſtattliche Fachwerke die Literarhiſtoriker auch noch weiterhin mit Namen und Jahreszahlen und Büchertiteln auszufüllen pflegen, kann doch weder uns an dieſem Orte, noch die Literaturgeſchichte als eine Geſchichte der Geiſtesentwicklung überhaupt intereſſiren. Denn was ſoll ſie melden von dem, der an dieſer Entwicklung ſelbſt keinen Theil mehr hat, als etwa die einfache Notiz dieſer Thatſache?

Auch nur hindeuten wollen wir daher auf den beachtenswerthen Umſtand, daß das Komiſche in der niederländiſchen Literatur faſt zu gar keiner Geſtaltung und Entwicklung gekommen iſt. Dies iſt wohl um ſo überraſchender, eine je glücklichere Komik, ein je friſcherer Humor ſich mit ſprüchwörtlich gewordener Meiſterſchaft gerade in der Malerei der Niederländer entfaltet hat. Aber die innere Entwicklung ihres Geiſtes iſt eben nicht weit genug gediehen, jener innere Kampf machtvoll erſchütternder Gegenſätze iſt in ihnen nicht lebendig genug durchgekämpft worden, als daß der Humor ſeine Siegesfahne auch auf dem geiſtigſten Gebiet, dem Gebiet der Poeſie, hätte ſchwingen mögen. Ihre Komik iſt daher in der ſinnlicheren Welt der Malerei, bei der getreuen ſinnlichen Abſpiegelung dieſer wohlgenährten Weiber, dieſer edlen Stoffe, Roſſe, Becher, dieſer Feſtlichkeiten und Zechgelage ſtehen geblieben, in der Poeſie ſelbſt hat ſie keinen Ausdruck gefunden.

Wie daher nach jenem raſchen Abblühen der niederländiſchen Poeſie und dem Rücktritt ihrer Lebenselemente in die deutſche Literatur um den ſtarren Leichnam derſelben bald der franzöſiſche, bald in neueſter Zeit engliſcher und deutſcher Einfluß ſich geſtritten haben, wie aber noch immer der Salomo nicht erſtanden iſt, deſſen Geiſterring die Geſtorbene lebendig mache, das im Einzelnen zu verfolgen kann billig den Nomenclatoren zu treuer Aufzeichnung überlaſſen bleiben, bis dereinſt ein neuer Lebenshauch auch die niederländiſche Literatur durchrieſeln und auch dieſe letzten Jahrhunderte derſelben mit ihrem müßigen Hin- und Wiedertreiben, gleich den Träumen und Ahnungen eines langen Schlummers, bedeutſam machen wird. Daß inzwiſchen gegenwärtig eine Literatur, deren Blüthe eingeſtandener Weiſe ſeit zwei Jahrhunderten vorüber iſt (ein Schickſal, das mit der niederländiſchen, um nur von dem Nächſtgelegenen zu ſprechen, die italieniſche und ſpaniſche theilen) und in der zu keiner Zeit irgend eine Phaſe der geiſtigen Entwicklung vollſtändig und erſchöpfend, wie etwa in den alten Literaturen, ſich ausgelebt hat, dem unbefangen poetiſchen Genuſſe unſerer Gegenwart keine oder doch nur eine ſehr geringe Nahrung darbieten kann, dies Alles, dünkt uns, liegt auf der Hand — und ſo ſoll man den Todten ihre Todten laſſen.

Schon aber, aus derſelben gemeinſchaftlichen Wurzel, neben dieſem hinwelkenden, abſterbenden, erhebt ſich in kräftigem Wachsthum ein neuer friſcher Stamm. Die flämiſche Sprache, dieſelbe urſprünglich mit der niederländiſchen, nur durch locale wie geſchichtliche Verhältniſſe leiſe nüancirt, nachdem ſie Jahrhunderte hindurch unſcheinbar, unfruchtbar, gleichſam nur noch im Verborgenen hinvegetirt, beginnt plötzlich in dieſen unſern jüngſten Tagen, angeweht von jenem Hauch der Freiheit und der nationalen Selbſtändigkeit, welcher den jungen belgiſchen Staat erfüllt, erſtarkend zugleich an dem Gegenſatz und der Abwehr des franzöſiſchen Weſens, — die flämiſche Sprache, ſage ich, nach langer, öder Erſchlaffung, beginnt plötzlich ein neues, kräftiges Leben zu entwickeln und den Anlauf zu nehmen zu einer eigenen, lebendigen Literatur. Hier finden wir Alles, was die Literatur, was die geiſtige Bildung, die politiſche Praxis der Niederländer uns vermiſſen läßt: geiſtige Regſamkeit und Friſche, ein energiſches, ausdauerndes Beſtreben, die großen Fragen der Zeit, die Aufgaben der Philoſophie, der Geſchichte zu begreifen und ſich an ihrer Löſung zu betheiligen, endlich und vor Allem, ſtatt jenes zähen Egoismus, jener kleinlich krämerhaften Chikane, welche die Niederländer uns entgegenſetzen, vielmehr ein freudiges Entgegenkommen, ein offnes, fröhliches Bekenntniß der gemeinſamen germaniſchen Abkunft, ſowie ein liebevolles, ja zärtliches Aufſuchen alles desjenigen, woran die junge Verwandtſchaft ſich kräftigen, die neue Freundſchaft erſtarken möge. Hier Gemeinſamkeit der Intereſſen, der materiellen ſowohl als der geiſtigen, hier jener naive Reiz, jene anmuthige Friſche, welche die Anfänge junger Literaturen zu umgeben pflegt; hier gleichfalls ein Idiom, das uns mit vaterländiſchem Laut anheimelt, und dabei unſerm Ohr doch minder unangenehm, unſerm Gefühl minder abſchreckend, als der breitſpurige, herbe Dialect der nördlichen Provinzen; hier, mit Einem Worte, Blut von unſerm Blut, Geiſt von unſerm Geiſt!

Es würde uns zu weit führen und iſt nicht des Ortes hier, die Möglichkeiten auszumalen, welche dies Wiedererwachen der flämiſchen Sprache und Literatur auch für uns (und nicht bloß in ſprachlicher, nicht bloß in literariſcher Hinſicht) herbeiführen kann, noch die Folgen, welche aus einer aufrichtigen und innigen Verbrüderung Belgiens mit Deutſchland, einer Verbrüderung, gegründet auf das Bewußtſein der gemeinſchaftlichen germaniſchen Abſtammung, aber ebenſo auch auf die Gemeinſchaftlichkeit der geiſtigen Bildung und Intereſſen, für beide Theile hervorgehn würden.

Nur erinnern wollen wir, daß es auch hier nicht genug iſt, bei Muſikfeſten und feierlichen Zuſammenkünften, unter Liedern und Gläſerklirren, der dargereichten „Broederhand“ die unſrige gleichfalls darzubieten: ſondern vielmehr daß es auch hier die Freiheit iſt, der allein es anſteht, ja die allein im Stande iſt, das Bündniß zweier Völker einzuſegnen. —

Ueber Reiſen und Reiſeliteratur der Deutſchen.

Man hat es noch nicht für werth erachtet, unſere Reiſebeſchreibungen, ſoweit dieſelben nicht in rein wiſſenſchaftlicher oder doch gelehrter Rückſicht geſchrieben wurden, ſondern mehr oder weniger in das Gebiet derjenigen Literatur hinübergreifen, welche man die ſchöne zu nennen pflegt (und von dieſen allein ſoll hier die Rede ſein), einer überſichtlichen und zuſammenhängenden Darſtellung, Entwicklung und Beurtheilung zu unterwerfen. Und doch möchte auch an dieſem abgeſonderten, mehr blätter- als früchtereichen Zweige ſich deutlicher, als man glaubt, das eigenthümliche Wachsthum und der geſammte Bildungsgang des großen Baumes unſrer Literatur, ja unſrer geiſtigen Entwicklung überhaupt nachweiſen laſſen.

Zwar allzuweit werden wir dabei nicht zurückgreifen dürfen. Gereiſt allerdings wurde auch in frühern Zeiten, nicht bloß in Geſchäften, nicht bloß zu Handelszwecken, ſondern allerdings auch, wie man es nur immer von einem Traveller oder gar einer „Reiſendin" unſrer Tage verlangen mag, gereiſt um des Reiſens willen.

Und dennoch war ein Unterſchied, ein höchſt beträchtlicher. Die Reiſen des Mittelalters — oder richtiger geſagt, in der Uebergangsepoche vom Mittelalter zur modernen Zeit, im ſechzehnten, ſiebzehnten Jahrhundert (denn in der That fangen ſie erſt hier an ſich zu zeigen) waren nicht bloß, wie heutzutage, ein Schmuck, allenfalls eine Schule des Lebens, nein, ſie waren unmittelbar ein Stück des Lebens ſelbſt. Sie waren meiſtentheils mit Kriegsdienſten verbunden, welche man hier oder dort in der Fremde, in Flandern, in Italien ꝛc. leiſtete; man reiſte, indem man Soldat war, man wurde Soldat, um reiſen zu können. Sogar gelehrte Männer, Männer, welche weit weniger durch hohlen Durſt nach Abenteuern, als durch beſtimmte wiſſenſchaftliche Zwecke in die Fremde gezogen wurden, verſchmähten es nicht, ſich gelegentlich als Landsknecht oder dergleichen anwerben zu laſſen, um etwa die Alpen zu überſchreiten oder die Woge ferner Meere zu durchkreuzen; ſie ergriffen (man erinnere ſich, unter Vielen, an Ulrich von Hutten und ſeine Römerfahrt) den ſtrengen Dienſt des Mars, um, unter ſeinem Schutz, nur deſto eifriger den Muſen dienen zu können.

Und was ferner ein weſentlicher Unterſchied iſt, nicht ſowohl eine Auffriſchung, eine bloße Bereicherung des Lebens war es, was man bei dieſen Reiſen beabſichtigte: vielmehr eine völlige Veränderung, eine gänzlich neue Begründung. Wenige, wenn das Glück ihnen irgend wohl wollte, der Fürſt oder Heerführer, in deſſen Dienſt ſie ſtanden, ſich günſtig, das Land angenehm, die Frauen geneigt erwieſen, kurzum, wenn das Glück ihnen irgendwie die Hand bot zu dauernder Anſiedlung, ſo waren Wenige, welche dieſe Hand verſchmäht hätten; es waren mehr Auswanderungen, als Wanderungen, mehr Anſiedlungen, als Reiſen. Die Welt war auch damals in Bewegung, gewiß: aber die Elemente vertauſchten ſich nur, es war keine innerliche Erweiterung, nur eine äußerliche Veränderung, ſie kehrten nicht, geſättigte Wogen, mit dem Inhalt der Fremde in die alte Heimath zurück, ſie tauſchten ſich nur gegen einander aus; die Welt wurde breiter, nicht tiefer, das Leben größer, nicht reicher.

Zu ſchriftlichen Aufzeichnungen hatten dieſe Leute, Leute des Schwertes und der That, begreiflicher Weiſe keine Zeit; ſelbſt die Gelehrten unter ihnen begnügten ſich, etwa einzelne beſonders lebhafte Eindrücke, beſonders intereſſante Abenteuer in lateiniſchen Verſen, in zierlich gefeilten Diſtichen feſtzuhalten. Es gehörte ſchon ein Gelehrter von Haus, ein Philolog von Handwerk, ein Alterthumsforſcher von Profeſſion, wie Conrad Celtes, dazu, um derlei vereinzelte Momente in größere Maſſen zu verarbeiten und in einer Reihenfolge von Elegieen, beſchreibenden Gedichten, Lobgedichten ꝛc. ein ziemlich vollſtändiges Bild ſeiner geſammten Reiſen zu entwerfen. Dies, wie geſagt, war ſchon eine Ausnahme; die Mehrzahl reiſte fürs Leben, nicht für die Literatur, die glorreiche Erfindung der Tagebücher war noch nicht gemacht, es gab noch keine Buchhändler, welche Vorſchuß leiſteten auf Reiſebeſchreibungen vor der Reiſe ſelbſt, noch keine Autoren, welche reiſten um zu ſchreiben, ſchrieben um zu reiſen.

Eine andere Geſtalt gewann dies, ſeitdem, im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts, der urſprünglich ritterliche, thatluſtige Charakter der Nation, der namentlich auch in dieſen Reiſen und Heerzügen ſich Luſt zu machen geſucht, zurücktrat und endlich ganz verſchwand gegen gelehrte Stubenſitzerei, philologiſchen und theologiſchen Pedantismus, Philiſterei und Bequemlichkeit. Die frühern Reiſen waren eine Befriedigung der Thatluſt, ein Stück Leben ſelbſt, ein buntes, vielfarbiges, geweſen: jetzt, zu der encyklopädiſchen Bildung der Zeit, die ſich namentlich auch in der gleichzeitigen Entſtehung des Journalismus, als der eigentlich encyklopädiſchen Literatur, kund gab, bildeten encyklopädiſche Reiſen, Reiſen voll gelehrten Intereſſes, voll Sammelfleiß und Curioſitätenkrämerei, ein ſo nöthiges, wie glückliches Supplement; die Polyhiſtorie, welche in den Wiſſenſchaften herrſchte, wollte auch äußerlich ein ihr entſprechendes Terrain beherrſchen. Wie früher Feldlager, Belagerungen, Kriegszüge, ſo jetzt wurden Muſeen, Bibliotheken, Sammlungen, ſo Höfe, berühmte Gelehrte, literariſche Geſellſchaften das Ziel der Reiſen; es ſind die Reiſen der alten Magiſter, der Hofmeiſter, der Mentoren.

Beſchrieben wurden dieſe Reiſen allerdings: aber nicht anders, es ſei denn in Folio, zum Mindeſten in Quart, mit zahlreichen Kupferſtichen, zuvörderſt der WohlEhrbare, HochAnſehnliche ſelbſt, mit Wolkenperücke und Amtstalar, wie er, der Heimgekehrte, der Weitgereiſte, das Wunder ſeiner Vaterſtadt, ſtattlich einherſchritt unter ſeinen erſtaunten Mitbürgern. Aber an der ſchönen Literatur hatten dieſe Beſchreibungen doch keinen Theil, noch ſie an ihnen: es waren trockne, gelehrte Compendien, Werke, mit Einem Wort, wie (um ſogleich das bedeutendſte dieſer ganzen Richtung, ein in ſeiner Art noch heut nicht unverdienſtliches Werk zu nennen)

„Joh. Georg Keyßlers, der Königlich Großbritanniſchen Societät der Wiſſenſchaften Mitgliedes, Neueſte Reiſen durch Deutſchland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen, worinnen der Zuſtand und das Merkwürdigſte dieſer Länder beſchrieben und vermittelſt der Natürlichen, Gelehrten und Politiſchen Geſchichte, der Mechanik, Maler= Bau= und Bildhauerkunſt, Münzen und Alterthümer, wie auch mit verſchiedenen Kupfern erläutert wird. 1741, 2 Bde in Quart“ — ein Werk, über das wir nichts Weiteres hinzuzuſetzen brauchen, da ſchon dieſer Titel es hinlänglich charakteriſirt.

Und ſo iſt denn, irren wir nicht, die erſte Einführung der Reiſeliteratur in die ſchöne Literatur überhaupt erſt in der Blüthezeit der Sentimentalität und der gemüthlichen Ueberſchwänglichkeit erfolgt. Es war gerade in dieſer Zeit, als Yorick's Sentimental Yourney, ſchon 1768 überſetzt (von Bode: dieſe Ueberſetzung erlebte bis in den Anfang des neuen Jahrhunderts fünf Auflagen), erſchien, und konnte es nicht fehlen, daß, bei der damaligen Muſtergiltigkeit der engliſchen Literatur im Allgemeinen, ſodann bei der wunderbaren Energie, mit welcher gerade Sterne, in ſeinem bizarren Gemiſch von Empfindſamkeit und Frivolität, von Enthuſiasmus und Nüchternheit, das ausſprach, was weit und breit, diesſeit und jenſeit des Meeres die Gemüther bewegte, die Nachahmungen Yorick's und mit ihnen die ſentimentalen Reiſen ſich ebenſo häuften, wie wir nur irgend in unſern Tagen andere Könige andern Kärrnern zu thun geben ſehen.

Es geſellte ſich dazu, daß jener ſentimentale Hang, wie er durch die Naturmalerei (in Brockes und mit entſchiedenſtem Erfolg in Kleiſt) war verbreitet worden, nun auch ſelbſt wieder eine neue, bis dahin unerhörte Art des Naturgenuſſes, um nicht zu ſagen der Naturſchwelgerei, ein Jagen und Suchen nach Naturbeſchauung, ein Erbauen und Begeiſtern an landſchaftlichen Schönheiten hervorbrachte, welches gerade dieſes Genre der Reiſeliteratur ungemein befördern mußte.

Denn wie dazumal die Schwärmerei für Natur und Naturgenuß unſere Jünglinge (man erinnere ſich der götinger Verbündeten!) hinaustrieb ins Freie, in die ſüße Pracht der Blüthezeit, die ſtille Melancholie der Mondnacht, und wie unſere Poeten dieſe Eindrücke in Oden und Liedern wiedergaben: ſo trieb ſie dieſelben auch weiter ins Land hinaus, ſchwellte ihnen die Bruſt mit Wanderſehnſucht, und ließ ſie endlich ebenſo das Geſehene und Erfahrene in Reiſebeſchreibungen niederlegen. Es war überdies die Zeit, wo, nach dem Göthe'ſchen Ausdruck, die Literatur ſich näher rückte: literariſche Freundſchaften wurden geſucht und geſchätzt und namentlich auf Reiſen und Beſuchen mit raſchem Enthuſiasmus gegründet. Ja als nun bald darauf in dieſe wunderliche Maſſe durch Lavater's Phyſiognomik ein neues, mächtiges Ferment hineinkam, da gab es für die Reiſeluſtigen einen ſolchen Ueberfluß von Motiven, Titeln und Berechtigungen, daß nicht allein der Parnaß in wandernder Bewegung erſcheint, ſondern auch die übrige Welt mehr und mehr in dies Treiben hineingezogen wird.

Eine beſondere Geltung gewinnt von da an die Schweiz, theils als das Mekka der Naturreiſenden, theils aber, was man ja nicht außer Acht laſſen darf, der literariſchen Bedeutung wegen, die ſich damals an die Schweiz knüpfte und wie mit einem Heiligenſchein jene Ufer und Inſeln des zürcher Sees umgab, an denen einſt Klopſtock ſeine Fanny zu vergeſſen geſucht hatte, und die nun fortlebten in den geliebteſten ſeiner Oden; nicht zu erwähnen, daß nun auch Lavater, für Manche der Meſſias ſelbſt, für Unzählige ein Prophet deſſelben, in der Schweiz ſeine heilige Stätte gegründet hatte. Dieſe Richtung der deutſchen Sentimentalität hat ſich außerordentlich lange behauptet; wir dürfen nur den Namen Matthiſſon nennen, um unſere Leſer ſogleich daran zu erinnern, wie viel von dieſem ſanften, ſüßen, enthuſiaſtiſchen Ichor (denn gemeines Blut, wie andere Menſchen es auch haben, wagen wir dieſen Lebensſaft der Sentimentalen nicht zu ſchelten!) noch in der gegenwärtigen Literatur und dem nie ausſterbenden Troſſe der Nachahmer ſich regt.

Allein unſre Poeſie ſelbſt war nicht lange in der Sentimentalität, dieſem bloßen ſelbſtſüchtigen Selbſtempfinden des bewegten Ich, ſtecken geblieben. Es war dies nur ein Kriegslärm geweſen, mit welchem ſie überhaupt das Subject, das ſie ſeit Jahrhunderten in Convenienz und Dogma verloren, als poetiſches Eigenthum ſich wiedererobert hatte. Nicht mehr abſtract das Subject und ſein maßloſes Pathos allein (wie in den Stürmern und Drängern), ſondern das ſchöne Subject ward Ziel und Aufgabe der Poeſie; Winkelmann, Heyne und Homer löſten Brockes, Kleiſt und Klopſtock ab, die Kunſt trat an die Stelle der Natur, und — Göthe reiſte nach Italien.

Dieſes Land von nun an ward, was bis dahin die Schweiz geweſen; die Gletſcher und die Seen und der Rheinſturz mußten zurückweichen vor dem Apoll von Belvedere, der Sixtiniſchen Capelle und der Kuppel der Peterskirche. Mit einem Worte, die Bewunderung der Schweiz fing an die Stelle einzunehmen, in welcher der Italienfahrer auf ſeiner Reiſe ſelbſt die Schweiz erblickte: ſie lag an der Schwelle ſeines Allerheiligſten, er nahm ſie mit, wie im Vorbeigehen, ſie war ein Zweites und

Beiläufiges geworden, während von Rom Einer dem Andern zurief, daß es noch immer die Herrſcherin der Welt, Italien noch immer der Garten der Erde ſei.

Dieſer Uebergang vom Naturenthuſiasmus zur Kunſtſchwärmerei zeigt ſich zum Theil noch in Heinſe's Reiſebriefen. Bald aber kam die Kunſt und mit ihr Italien zur unbeſtrittenen Hegemonie, und es iſt faſt rührend anzuſehen, wie von Weimar, als dem eigentlichen Mittelpunkt dieſer Cultur, die in Göthe ihren hauptſächlichen und unvergleichlichen Repräſentanten hat, Einer den Andern nachzieht nach Italien, wie das bloße Wort Italien ein Funke wird, der Unruhe in die Glieder treibt und das Blut ſieden macht, und wie dieſer allgemeine außerordentliche Rauſch bald ſelbſt diejenigen erfaßte, die doch ihren Durſt aus ganz andern Gefäßen zu ſtillen im Sinne hatten, als aus dem köſtlichen antiken — und alſo heidniſchen, alſo ungeweihten Becher Italiens.

Denn ſchon 1791 reiſten die Stollberge, auch jenen Apoll von Belvedere und all jene Ueberreſte heidniſcher Kunſt anzuſehen, von denen ſie nachher meinten, die alten Bilder, Götter wie Menſchen, Männer wie Weiber, ſähen doch alle nur aus wie melancholiſche, verdrießliche, zornige Heiden, und „ſelbſt auf den Geſichtszügen der ewigen Götterjugend ſchwebe, wie eine ſchwarze Wolke, der Gedanke des Todes" (Reiſe, II, 310; vergl. Bd. III, 75). Dieſe alſo, das ſieht man, trieb Begeiſterung und Liebe für die alte Kunſt nicht nach Italien, und Göthe und Schiller ſchoſſen daher auch die Pfeile ihrer Xenien gegen dieſe Stolberg'ſche Reiſe. Freilich, hätten ſie damals ſchon geahnt, was bald darauf die Welt erfuhr, daß nämlich nicht die ewig ſprudelnde Quelle der alten Kunſt, ſondern ein Tröpfchen Weihwaſſer aus dem Becken zu Rom es geweſen war, wonach die Stolberge dürſteten, und hätten ſie damals ſchon gewußt, welche würdige Begleitung dieſe Reiſenden an dem Herrn von Droſte, dem nachherigen Erzbiſchof (denn es krümmt ſich früh, was ein Haken werden will!), gehabt hatten, ſie würden ihre Pfeile vermuthlich anders gerichtet oder voll ſtummen Grams im Köcher behalten haben.

So dürfen wir hier die Stollberg'ſche Reiſe als den Uebergang zu einer neuen Phaſe betrachten, in welche mit ihr unſere Literatur überhaupt und ſomit auch die Literatur der Reiſen getreten iſt: jene Phaſe meinen wir, in welcher man die heitere Bläue des italiſchen Himmels mit der wüſten Dämmerung des Mittelalters vertauſchte, wo an die Stelle der ſchlankſäuligen, luftigen Tempel des Alterthums die engen, ſchnörkelhaften Bogen gothiſcher Kloſterkirchen traten, wo man den

Apoll für einen St. Sebaſtian, die lächelnde Mutter der Grazien für ein Muttergottesbild dahingab, kurzum: wo die Reaction der Romantik begann und Tieck — nicht der Verfaſſer der Novellen, ſondern der Herausgeber von Sternbald's Wanderungen — auf den Stuhl des Meiſters ſollte erhöhet werden.

Italien freilich blieb bei dieſem Wechſel noch immer unverändert das Ziel der Pilger. Steht doch in Rom nicht bloß der Faun, auch der Papſt lebt in Rom, und nicht Rafael allein hat gemalt, ſondern auch vor ihm haben Meiſter, welche zweifelsohne frömmer, als geſchickt, und beſſere Chriſten, als Künſtler waren, Heilande am Kreuz und betende Marien und Wunder und Myſterien gemalt. So bekam nun Italien zu dem Ruhm, die lieblichſte Heidin zu ſein, auch noch den der frömmſten Heiligen; zu dem Epheukranz ward die Dornenkrone, zu dem weltlichen das geiſtliche Diadem geſellt — ja ſind wir recht berichtet, ſo haben auch die neuen Pilger in Perſon dieſe doppelte Natur Italiens, die überſinnliche und ſinnliche, in der eigenen Praxis recht wohl zu vereinigen gewußt.

Im Ganzen freilich iſt dieſe Richtung weniger in Reiſebeſchreibungen vertreten worden. Dieſe Gattung wäre dem transcendenten Enthuſiasmus dieſer Herren zu plan, zu trivial, zu proſaiſch geweſen; auch hätte ſelbſt die dünnſte Reiſebeſchreibung mehr Leib, mehr Plaſtik erfordert, als ſie meiſt aufzuwenden im Stande waren. Sie verarbeiteten daher Italien mehr gelegentlich, mehr geſprächsweiſe; auch gehören zu ihnen jene Vielen, die nur den Pinſel zu führen wiſſen, jene Maler, die mit ihren Marieen und Engeln und Heiligen uns nur Langeweile oder im glücklichſten Falle Bedauern über das verirrte Talent erregen. —

Deſto munterer dagegen gedieh und gedeiht noch heute jene ältere kunſtkenneriſche Reiſebeſchreibung, wiewohl ſie ſich allmälig aus der Sphäre der ſchönen Literatur zurückgezogen und, die Kunſt mit den Künſten, die Poeſie mit der Induſtrie vertauſchend, ſich mit Vaſengemälden und ein Bischen Mythologie und ein Bischen Archäologie in der Wiſſenſchaft dilettirend niedergelaſſen hat.

Hier möchte wohl gleich der Ort ſein, ein Vorurtheil oder Mißverſtändniß der jüngſten Zeit zu berichtigen: dieſes nämlich, als ob die Stimmen, welche neuerlichſt in Spott und Warnung gegen die einſeitige Ueberſchätzung Italiens und das wunderlich übertriebene Gewicht ſich erhoben haben, welches die excluſiven romantiſchen Cirkel auf den Beſuch dieſes Landes legen, damit einen Bannſpruch über Italien überhaupt hätten ausſprechen und jenem komiſchen Wehe! Wehe! ſich anſchließen wollen, welches ein bekannter, nun wohl auch vergeſſener Reiſender über Italien ausrief, weil er den Biß der italieniſchen Flöhe und anderes ähnliches Ungemach nicht hatte ertragen können. Selbſt Wohlmeinende haben ſich dieſem ſeltſamen Mißverſtändniß mit einem Eifer und einer Gereiztheit hingegeben, die unbegreiflich ſcheint, dennoch aber, wenn wir nicht irren, ſich ſehr leicht erklären läßt.

Nämlich wir Deutſche ſind gründlicher und inniger Natur; eine Reiſe nach Italien iſt (oder war doch bis vor Kurzem) der Mehrzahl von uns nicht, wie etwa den profeſſionirten travellers anderer Nationen, die ihre season in Rom oder Neapel machen, weil es eben zu Hauſe keine comfortablen Vergnügungen giebt, nur ein veränderter Aufenthalt, ein bloßer Zeitvertreib, eine Ergötzungsreiſe: ſondern den Meiſten iſt oder war es eine Herzensangelegenheit, ein lange und ſehnlich gehegter Wunſch, ein Traum der Kindheit, den ſie endlich nach jahrelanger Ungeduld nur ſpät und mühſam auszuführen im Stande ſind. Schon daß wir nicht ſo reich ſind, wie unſere Nachbarn,. daß die größere Mehrzahl, die vielen Gelehrten und Künſtler, die es nach Italien treibt, dieſe Reiſe oft erſt durch Opfer, durch Entbehrungen und Einſchränkungen erkaufen müſſen, erhöht ihnen den endlichen Werth derſelben, bringt ſie zu Italien immer entſchiedener in das Verhältniß des Liebenden zur Geliebten, macht ſie aber auch eben deshalb um ſo gereizter und empfindlicher gegen jedes Wort, welches die unbedingte Schätzung, alſo Ueberſchätzung Italiens in Zweifel zieht und auch hier auf das richtige Maß, die ernſte Wahrheit bringt.

Und mehr, ſcheint es uns, haben jene Stimmen ſelbſt niemals gewollt. Oder wer möchte in Wahrheit die hohe Bedeutung läugnen, welche Italien durch ſeine Natur, ſeine Kunſt, nicht minder, wennſchon auf eine weniger freundliche Art, durch ſeine Geſchichte für einen Jeden hat, der es mit offenen Augen und geradem Sinne zu betrachten weiß? Gewiß, ſo lange auf unſern Fluren der nordiſche Nebel laſtet, den der ewig blaue Himmel Italiens nicht kennt; ſo lange jene üppige Natur, jenes heitere Sinnenleben, das bei uns nicht zur Reife gedeihen kann, in Italien ſich lieblich, in fröhlicher Fülle, entfaltet; ſo lange die Schönheit der Kunſt, die Erinnerung alter Zeiten ein Herz bewegt; ſo lange endlich es auch von Nutzen für uns ſein wird, zu ſehen, was bei allen Geſchenken der Natur, allen überſchwänglichen Gaben des Himmels, aus einem Volke wird, wenn es verlernt hat, ein Volk zu ſein, und wie wenig die äſthetiſche Befreiung allein genügt: — ſo lange wird Italien von unſern Dichtern, unſern Künſtlern, unſern

Gelehrten beſucht werden, ſo lange wird es die köſtliche Bildungsſchule bleiben für Jeden, der den Aufenthalt in dieſem Lande wirklich zu würdigen verſteht.

Aber da eben hängt es! Wie es im Alterthum nicht Jedem frei ſtand, Korinth zu beſuchen, ſo und noch viel mehr iſt es nicht Jedem vergönnt, Italien zu ſehen, auch wenn er mitten auf dem ſpaniſchen Platze ſtände und alle Gaſſen von Neapel kennte, wie die Winkel ſeines Vaterhauſes. Denn waren es nur gemünzte Talente, nur Friſche und Jugendkraft des Körpers, was man nach Korinth mitbringen mußte, ſo bedarf es in Italien vielmehr geiſtiger Talente, es bedarf geiſtiger Jugend und friſcher, ungeſchwächter und unverblendeter Sinne, um nicht als ein Geck über die Alpen zurückzukommen, die man erſt als ein Thor überſtiegen hat. Nur gegen dieſen Mißbrauch Italiens kann, unſers Bedünkens, jene Polemik gerichtet ſein — gegen jene Schwätzer, die noch heut die gut neapolitaniſche Hyperbel: vedi Napoli e mori! in unſerer deutſchen Gegenwart wollen zur Wahrheit machen; gegen jene Gelehrten, die ſich wie Mauerſchnecken feſtſaugen an pompejaniſchem Trümmerwerk, oder wie Milben einniſten in alte Schriften, aber die Fühlhörner einziehen und erſchrocken davonlaufen, wo ein friſcher Hauch der Geſchichte ſie anweht; gegen jene Dichter, die ein weiches Herz haben für die Wolluſt italiſcher Nächte und die ſchwarzen Augen der römiſchen Mädchen und ſogar für die Ruinen ich weiß nicht welchen alten Tempels, — aber kein Herz haben für den ſchwülen Mittag unſrer Geſchichte, für den weinenden Blick unſres Volkes, für die Ruinen unſrer Freiheit; gegen jene Maler, die uns mit ein paar Albaneſerinnen und einigen Marienköpfen und ein paar italieniſchen Landſchaften abzuſpeiſen gedenken, wo wir Gemälde voll That und Handlung erwarten, die dem Inhalt unſrer Zeit entſprechen; gegen jene Aeſthetiker endlich, die Wunderdinge geheimniſſen von dem Kunſtverſtändniß, das ihnen jenſeits der Alpen aufgegangen, und die daher mit einem achſelzuckenden: Er war nicht in Italien! jede andere Meinung, die an ihre ausſchließlichen Kreiſe ſich heranwagt, ablehnen zu dürfen meinen.

Dieſen alſo, nicht dem ſchönen Italien ſelbſt, nicht denen, die es verſtehen und richtig würdigen, gilt der Krieg. Aber gegen dieſe iſt es auch ein berechtigter, ein nothwendiger Krieg: ein Krieg, deſſen Ausgang für die ſittliche Erſtarkung, die männliche Erhebung unſrer Literatur und ſomit alſo auch unſers Volkes wichtiger ſein wird und einflußreicher, als man, bei der ſcheinbaren Geringfügkeit des Gegenſtandes, etwa glauben möchte.

Auch hat Italien bereits in Wirklichkeit das Principat verloren, welches ihm bis dahin Reiſende und

Reiſebeſchreiber eingeräumt hatten. Die Entwicklung der Poeſie iſt nicht bei Göthe, nicht bei dem ſchönen Subject ſtehen geblieben: eine Verſöhnung und Durchdringung der Poeſie und der Geſchichte, der Kunſt und der Wirklichkeit, der Literatur und des Lebens iſt in Ausſicht geſtellt, und wird von den verſchiedenſten Seiten, zum Theil ſehr bewußtlos, angeſtrebt.

Es gehört nicht hieher, zu entwickeln, welchen Theil an dieſer Arbeit des modernen Geiſtes die bekannte jüngere Literatur, die Literatur der dreißiger Jahre, halb übernommen, halb überkommen hat. Jedenfalls gebührt ihr das Verdienſt, dieſen neuen Tendenzen in der Reiſeliteratur zuerſt zum Durchbruch verholfen zu haben, wie denn dieſe Literatur überhaupt recht eigentlich der Tummelplatz und gleichſam die Domäne dieſer Autoren iſt. Auch wie dies gekommen, mögen wir hier im Einzelnen nicht nachweiſen; wir müßten von polititiſchen Denunciationen, von erzwungener Heimathloſigkeit, unfreiwilligen Reiſen und anderem gewaltſamen Unrecht ſprechen, einem Unrecht, an welchem bald nichts weiter merkwürdig ſein wird, als daß es, durch tägliche, ja ſtündliche Uebung, ſo ganz aufhört, merkwürdig zu ſein.

Auch iſt dies nur die eine Seite; von der andern her war es, im Guten wie im Böſen, im Wahren wie im Falſchen, freie Wahl dieſer Autoren, daß ſie ſich mit ſo beſonderem Eifer auf Reiſen begaben und mit ſo überſtrömendem Fleiß eine ganze dickleibige Literatur der Reiſebriefe, Weltfahrten, Spaziergänge, Reiſenovellen producirten. Gemeinſam iſt ihnen Allen die Emancipation von Italien und der verjährten Ueberlieferung italiſcher Herrlichkeit. Nicht die Kunſt, ſondern die Politik, die Geſellſchaft, das öffentliche Leben iſt ihr Wahlſpruch: Paris daher, der Heerd der Julirevolution, das Herz der neuen Geſchichte, die Weltſtadt, wo Heine und Börne und nach ihnen die Hunderte deutſcher Flüchtlinge eine Stätte fanden, das Ziel ihrer Fahrt, — vorausgeſetzt nämlich, daß ſie überhaupt noch ein Ziel haben und nicht abſtracter Weiſe bloß „Welt fahren“. Und wer möchte läugnen, daß dieſer politiſche, dieſer ſociale Geſichtspunkt bei Weitem der wichtigſte iſt, den ein Reiſender haben kann? Hätten ſie denſelben alſo nur immer in Wahrheit feſtgehalten, hätten ſie wirklich immer nur den Pulsſchlag der Zeit behorcht und in wahrhafter lebendiger Schilderung uns ein Bild eigener wie fremder nationaler Zuſtände gegeben, ſo würde dieſe Reiſeliteratur durchaus nur mit Dank aufzunehmen und als ein bedeutender Gewinn und Fortſchritt unſrer Literatur überhaupt zu ſchätzen ſein.

Aber dazu wäre Mancherlei nöthig geweſen, was gerade ſie entweder nicht aufwenden wollten oder nicht konnten: — zunächſt alſo (da Niemand durch das Reiſen wird, was er nicht zu Hauſe im innerſten Kern ſchon geweſen iſt) Kenntniſſe und Studium, allerdings ein läſtiges Gepäck, das ſich minder leicht erwerben läßt, als eine Taſchenpolyglotte und Reichard's Paſſagier auf Reiſen. Es wäre dazu innerer Fond und eigne productive Kraft nöthig geweſen, ſtatt daß nach dem eigenen Bekenntniß dieſer modernen Weltfahrer ihre Reiſen nur zur Anreizung und Belebung ihrer productiven Kraft, nur zur Ausfüllung des ungeheuren Vacuum dienen ſollen, das ſie ſelbſt in ſich verſpüren, — fürwahr, ein großartiger Luxus! Ehedem freilich genügte unſern Poeten ein Blick aufwärts zu dem blauen Himmel, ein Athemzug erquickender Frühlingsluft, ein Gang durch den duftigen grünen Wald, um das Herz zu erfriſchen, die Kraft zu beleben und die Saiten der Seele zu harmoniſchem Spiel zu ſtimmen. Gutmüthige Kinderzeit der Literatur, wo man ſich Decennien lang, wie von etwas Großem, von Kleiſt's „Bilderjagden“ erzählte, die er in den Straßen von Potsdam, auf der Wachtparade und in der nächſten, einförmigen Umgebung ſeines Ortes ſollte angeſtellt haben! Jetzt bedarf es anderer Aphrodiſiaca, um die Productionskraft unſrer jungen Literaten anzureizen! Jetzt müſſen ſie Paris geſehen haben und London, und müſſen einen ſelbſtmitgebrachten türkiſchen Shawl um das blaſſe Haupt winden können, eh' ihnen ein Verschen, ein Novellchen, eine kleine niedliche Tendenzkomödie glücken will! Ach und dennoch, ſo viel Länder ſie ſchon durchirrt, in ſo viele Meere (nämlich in den Seebädern) ſie ſchon, wie ein bedrängter Arion, geſprungen ſind: immer noch will der rechte Trieb und Aufwuchs nicht kommen, es läßt ſich kein Ems entdecken für die unfruchtbare Poetenſeele, und die „Delphine,“ welche geſchwommen kamen, haben nur unausſprechlich thörichte Novellen, unſäglich vergeſſene Komödien gebracht — und überdies bekanntlich ſchon längſt ſich im Sande feſtgefahren.

Dies nämlich iſt der Uebelſtand, daß die Erde zwar groß iſt, aber doch nicht unendlich, daß es der Länder und Städte zwar viele giebt, aber doch nicht unzählige, und daß den Weltfahrern die Welt ehe (wie das Sprichwort ſagt) mit Bretern vernagelt iſt, als ſie des eigenen Vortheils wegen wünſchen. Darum nun, und weil man doch intereſſant ſein wollte, quand même, und weil ſelbſt das ſtrenge Feuer des Ungemachs jenen Individuen die Schlacken der Eitelkeit und des Egoismus nicht hat ausbrennen können, vielmehr ſie nur noch feſter mit ihnen verſchmolzen hat (ein Urtheil, welches, ſo herb es iſt, wir dennoch ohne Scheu ausſprechen oder eigentlich nur wiederholen dürfen, da jene Individuen durch die Stellung, welche ſie zur Literatur, zur Wiſſenſchaft, zum

Leben einnehmen, es ſich längſt ſelbſt geſprochen haben und durch ihre eigene Zerrüttung und Selbſtverfolgung, ihre kleinlichen Fehden, ihre kindiſch gehäſſigen Anfeindungen es täglich neu belegen!), — darum hat man die neueſte Reiſeliteratur in eine Klatſchliteratur verwandelt, darum hat man, ſo ſchlecht der ehrlichen Bourgeoiſie dieſe ariſtokratiſche Haltung auch laſſen will, das famöſe Beiſpiel jenes Verſtorbenen ſo begierig nachgeahmt, der gar nicht nöthig hat, noch länger mit der Maske der Leiche zu coquettiren, da er wirklich nur eine geſchminkte Leiche iſt; darum (vielleicht noch aus andern Gründen) machte man Jagd auf Zötchen und Anekdötchen, portraitirte Männer, bei denen man kaum im Vorzimmer ſeine Karte abgegeben, und brachte jenes Syſtem literariſcher Spionerie auf, um deſſen willen ehrliche Leute, die nicht in der nächſten Woche in irgend einem „Skizzenbuche“ wollen abgemalt ſein, reiſenden Literaten keinen Zutritt mehr geſtatten.

Zwar iſt auch dieſe Klatſch-Reiſeliteratur älter, als dieſe Reiſenden ſelbſt wiſſen — was allerdings nicht viel ſagen will, wenngleich ſie zum Theil Literaturgeſchichte ſchreiben, aber wohlgemerkt! auch nur ſchreiben. Denn ſchon vor ſechzig Jahren ſuchte man die halbwiſſenſchaftlichen ſtatiſtiſchen und geographiſchen Reiſen durch dieſen Zuſatz der Klatſcherei etwas ſchmackhafter und gaumenkitzelnder zu machen: wofür ſtatt aller andern nur Risbeck's zu ihrer Zeit begierig geleſenen „Briefe eines in Deutſchland reiſenden Franzoſen“ und viele Partieen der verrufenen Nicolai'ſchen Reiſe, beſonders in den letzten Bänden, aus ſpäterer Zeit zum großen Theil auch Weber's Reiſen als Beiſpiel dienen mögen.

Zum Syſtem iſt dieſe Klatſchliteratur allerdings nur erſt in neueſter Zeit geworden, nachdem der Verſtorbene, weil ja Todte ſich nicht zu ſchämen brauchen, das Eis der keuſchen Scham durchbrochen hat; erſt in neueſter Zeit iſt das Reiſen nnd Reiſebeſchreiben eine Profeſſion, die reiſenden Autoren ſelbſt Handwerker geworden, nur mit dem Unterſchiede, daß Handwerker ſonſt auf Reiſen gehen, um etwas zu lernen, dieſe aber, weil ſie nichts gelernt haben und auch nichts lernen wollen.

Denn daß ihnen das Reiſen eine bloße Profeſſion, ein bloßes Handwerk iſt, bekennen ſie ja ſelbſt. Wir erinnern uns z. B. „Reiſenovellen“ geleſen zu haben, wo der Verfaſſer ſich ſelbſt einführt, zuſammenſitzend im Poſtwagen mit einigen Handlungsreiſenden; auf ihre Frage nach ſeinem Principal antwortet er ganz humoriſtiſch: „Ich reiſe für das Haus . . .,“ nämlich die Firma des verlegenden Buchhändlers, mit einigen andern unſaubern Witzen, die wir hier nicht wiederholen mögen. Wahrlich, ein würdiger Anfang, ein edles Selbſtgefühl, dieſe Zuſammenſtellung von Meßreiter, Weltfahrer und — Literaten!

Dieſem Bewußtſein dieſer Reiſenden entſpricht denn auch die Ausführung der Reiſebeſchreibungen, welche, unbekümmert, quid pulcrum, quid honestum, nur das Piquante, das Moderne, das Unerhörte zur Abſicht haben. So entſinnen wir uns ferner, in einem Journale vor etlichen Jahren einen Bericht aus Algier, dem Indien derer, die keine reiſenden Fürſten ſind, geleſen zu haben, in welchem eben derſelbe Reiſenovelliſt erzählt, wie am Abend oder doch bald nach ſeiner Ankunft in Algier er ſelbſt ſich in ein mauriſches Freudenhaus führen läßt, während ſeine Gemahlin der Beſchneidung eines arabiſchen Knaben beiwohnt; nachher kommen Beide zuſammen und theilen ſich ihre Erfahrungen mit — und zu guter Letzt wird die ganze intereſſante Hiſtorie, die allerdings mit einem Male den uralten Schleier von Afrika aufhebt, in einer Zeitſchrift abgedruckt!! Fürwahr, man könnte dies naiv nennen, wenn es nicht frech wäre. Aber doch, was geſchieht nicht, um intereſſant, um modern, um emancipirt zu ſein? —

So nun iſt es gekommen, daß die Reiſeliteratur in der That der Auskehricht der geſammten Literatur geworden, und es wäre wahrlich mehr als traurig, nämlich lächerlich zugleich, wenn die neue Aera, welche man uns prophezeihte und welche man ſelbſt herbeizuführen ſich vermaß, in dieſem Sumpf zu Ende gehen ſollte. —

Allein ſie wird es nicht! Auch die Reiſeliteratur ſelbſt wird ſich aus dem Pfuhl der Perſönlichkeiten und Klatſchgeſchichten, in dem ſie in dieſen letzten Jahren ſich ſo behaglich eingewohnt hat, mit neuer Kraft, zu erneutem, ehrenvollerem Daſein erheben. Ja gerade, was beim erſten Anblick das Uebel nur noch zu vermehren droht, wird es vielmehr vermindern: dieſe weltumſchließenden Eiſenbahnen, dieſe Dampfwagen, Dampfſchiffe, dieſe unermeßliche, täglich wachſende Erleichterung des Verkehrs, indem ſie die Zahl der Reiſenden ins Unendliche ſteigert, wird ſie zugleich eben dadurch die Zahl unſrer Reiſebeſchreiber auf ein entſprechendes Maß zurückführen und in Folge deſſen auch dieſe Literatur ſelbſt von jener Verſchleuderung, jener Unredlichkeit und Liederlichkeit befreien, welche, hier wie überall, die Folge einer zu weit getriebenen Concurrenz zu ſein pflegt. Vor Allem dieſe Klatſchhiſtörchen, dieſe Anekdoten und Perſönlichkeiten, welchen Werth werden ſie noch behalten, welchen Gaumen werden ſie noch kitzeln, ſeitdem ein Jeder im Stande ſein wird, dergleichen, ſobald es ihm beliebt, in eigener Perſon ſogar zu beleben? Wer wird ſich von der Lais mögen erzählen laſſen, ſobald ihre Thür ihm ſelbſt geöffnet iſt?!

So wird die Entwicklung der Geſchichte auch hier wieder jenem Speer des Achilles gleichen, welcher die Wunden heilte, die er ſchlug; die Kunſt, die Bildung, die ſittliche Energie eines ſtarken, männlichen Charakters wird ſich wiederum eines Gebietes bemächtigen, auf dem, einige ſo ehrenwerthe wie anerkannte Ausnahmen der jüngſten Zeit abgerechnet, ſeither nur die Induſtrie, die Rohheit, die Charakterloſigkeit ihr gewiſſenloſes Spiel getrieben — und auch die Reiſeliteratur wiederum wird ſich dem erneuten Organismus unſrer Literatur als geſundes Glied dienſtbar einreihen.

Ueber die Armuth der komiſchen Literatur, beſonders der Deutſchen.

Es iſt eine oftmals anerkannte und oft beklagte Thatſache, — beklagt vornämlich von denen, die von der Unbehaglichkeit des eigenen bedrängten und getrübten Daſeins in der ewig heiteren, ewig freien Region des komiſchen Kunſtwerks geneſen wollten, — daß die Literatur des Komiſchen ſo eng und unvollſtändig iſt. Der Schriften zwar, die ſich ſelbſt als komiſche ankündigen, in der That aber nur für uns komiſch werden durch das vergebliche und unzulängliche Bemühen, mit welchem ſie, aufgewachſen zumeiſt als redliche Nutzpflanzen auf dem breiten Acker der Proſa, jene reinſte, höchſte Blüthe der Kunſt für ſich in Anſpruch nehmen, iſt eine vielleicht unüberſehbare Menge, und ſchon in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts konnte Flögel

(Geſchichte der komiſchen Literatur, 1784) eine Reihe von Bänden anfüllen mit den Titeln ſolcher Werke.

Deſto kleiner dagegen iſt die Zahl derjenigen, die das Komiſche nicht bloß als Schild an der Stirne tragen, ſondern denen es aus dem Auge blitzt als die wahrhaftige und innerſte Erfüllung ihres Daſeins. Sogar dieſe Zahl wird, man möchte ſagen, von Jahr zu Jahr kleiner; von Jahr zu Jahr ſcheint die Stimmung der Welt nicht bloß ernſter, nein, auch trübſeliger, die Literatur nicht bloß eintöniger, nein, auch mißfarbiger zu werden; die Ader des Humors droht auszutrocknen, nicht bloß hier oder da, unter dieſem oder jenem Volke, nein, in der Welt überhaupt, in der Literatur als Geſammtheit. Ja während die Waſſer der Sentimentalität, des Weltſchmerzes, der poetiſchen Verſtimmtheit, ſündfluthartig, von allen Seiten zuſammenlaufen, daß wir uns kaum vor ihnen zu retten wiſſen, iſt die Komik völlig im Trocknen; es droht ihr zu gehen, wie jenen Rieſenthieren der Vorzeit, von denen wir auch nur noch einzelne ungewiſſe Trümmer, einzelne Abdrücke und Spuren finden, ſie ſelbſt aber ſind verſchollen und verloren.

Das gemeine Bewußtſein der Leſewelt nun, die eine Ahnung davon hat, daß eben im Komiſchen die höchſte Befriedigung des Geiſtes vor ſich geht, iſt mit dieſer

Unfruchtbarkeit der komiſchen Literatur äußerſt unzufrieden. Ja es fehlt nicht viel, ſo hält ſie dieſe Dürre der komiſchen Literatur, dieſen Mangel an komiſchen Kunſtwerken weit weniger (und dies freilich wäre das Aeußerſte, wozu jenes Bewußtſein ſich erheben könnte) für eine Zufälligkeit, eine Laune des Schickſals, als geradezu für eine Verkehrtheit, eine Böswilligkeit der Dichter ſelbſt. Tagtäglich, räſonniren ſie, wohin man blickt, an jeder Straßenecke, in jedem Bierhaus, jeder Poſtkutſche, wo immer es ſei, geht des Komiſchen unermeßlich Vieles vor; es erfordert keine großen Veranſtaltungen, keine gelehrten Zurüſtungen und Vorkenntniſſe: es iſt eben da, urplötzlich, von ſelber, und wird alſogleich von einem Jeden verſtanden und erkannt; es bedarf keiner künſtlichen Deutung und Empfehlung: Jedem iſt es ein lieber, vielwillkommener Bekannter, überall, wo es auftritt, wird es mit freundlichem Gelächter begrüßt. Aber wozu ſind denn, folgert man weiter, die Dichter vorhanden, was nützen uns ſolche Schriftſteller, die nicht einmal verſtehen, mit dreiſter Hand in dieſen immer bereiten, allgegenwärtigen Stoff hineinzugreifen und, was das Leben ſo reichlich bietet, überzutragen in das Gebiet der Kunſt? Man brauchte ja nur das Leben ſelbſt, wie es iſt, unmittelbar abzuſchreiben, brauchte nur gleichſam zu regiſtriren und aufzuzeichnen, was ſich überall, vor unſern Augen, täglich begiebt — und eine reiche komiſche Literatur, reich genug wenigſtens, um das unmittelbarſte Bedürfniß der Leſewelt zu befriedigen und unſre Langeweile anmuthig hinwegzutäuſchen, wäre fertig — fertig ſogar ohne Arbeit, ohne Anſtrengung, ſelbſt ohne beſonderes poetiſches Talent.

Am Häufigſten werden derlei Klagen unter uns Deutſchen laut, die wir denn auch allerdings die ärmſten ſind in Betreff der komiſchen Literatur von allen Völkern: nicht darum allein, weil wir die wenigſten Bücher darin aufzuweiſen haben, ſondern mehr noch deshalb, weil dieſe wenigen ſo wenig gelungen ſind, ja weil die komiſche Literatur, die eine Ringſtatt des Genius, eine Fechtſchule verwegenſter Laune ſein ſollte, bei uns vielmehr, der Mehrzahl nach, zu einem Tummelplatz der Talentloſigkeit, der Trivialität und geiſtigen Ohnmacht geworden iſt. Auf dieſe Weiſe hat es geſchehen können, daß gegen die Beiden, die wir Alle als die ſiegreichen Heroen unſerer Literatur verehren, ſogar allen Ernſtes der Vorwurf verlautbart worden, daß ſie es verſchmäht hätten (ſo ſagt man), dem tragiſchen Lorbeer auch den Preis im Komiſchen beizufügen — als ob je ein Künſtler etwas Anderes hätte werden können, als er geworden iſt! als ob es auch dem reichſten, dem umfaſſendſten Genius verſtattet wäre, durch eigenen Entſchluß die

Bahn zu beſtimmen, in welcher er ſich auszeichnen will! als ob nicht auch das fruchtbarſte, das glücklichſte Talent, der gewandteſte, vielſeitigſte Dichter ſeinen Inhalt — und damit alſo auch ſeine Schranke — von der Zeit empfinge und dem Volk und den Verhältniſſen, in denen er lebt! — Andere wieder, die in Schiller und Göthe gar den abſoluten Abſchluß unſerer Literatur zu erkennen meinen, haben daraus, daß dieſe größten Dichter des Komiſchen nicht Herr geworden, ſogar es kaum angeſtrebt haben, gefolgert, entweder daß das Komiſche wohl überhaupt nur eine niedere Sphäre, die mit der Erhabenheit des Kothurns ſich nicht vergleichen dürfe, oder daß wenigſtens wir Deutſchen zum Komiſchen kein Geſchick haben: — wobei man viel von dem Ernſten und Sinnigen unſers Weſens geredet, auch wohl gar mit Phariſäermiene ſich vor die Bruſt geſchlagen und mit einem dankbar ſtolzen: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin gleich dieſen! die vortreffliche keuſche, tiefe Natur unſers Volkes, des „chriſtlich germaniſchen,“ über alle andere Völker erhoben hat.

Sehen wir denn, ſo vielen ſich kreuzenden Meinungen gegenüber, dem Begriff des Komiſchen ſelbſt etwas näher ins Auge — nicht zwar um ihn völlig zu erſchöpfen und nach allen Seiten hin zu ergründen: dies würde gar nicht möglich ſein ohne eine Maſſe vorgängiger philoſophiſcher Beſtimmungen und Auseinanderſetzungen: aber doch nah genug, um uns über ſein Weſen im Allgemeinen aufzuklären und jene vielbeklagte Armuth der komiſchen Literatur, zumal unſrer deutſchen, nicht allein erklärlich, vielleicht ſogar natürlich und nothwendig zu finden.

Verklärung und Verſöhnung der Welt, wie ſie iſt, iſt überall die allgemeine Aufgabe, die göttliche Vollmacht aller Kunſt; an ihr, als dem Grundprincip, aus dem Alles ſich herleitet, zu dem Alles hinſtrebt, haben wir auch hier feſtzuhalten.

Die Tragödie nun verklärt die Welt, indem ſie dieſelbe vernichtet; ſie löſt die Widerſprüche auf, indem ſie ſie aneinander zerſchmettert, und aus dieſem Chaos des Untergangs, jenſeit der Brücke des Todes, hinüberdeutet auf die ewige Morgenröthe des Geiſtes und der Freiheit.

Die Komik dagegen, in heiterer Duldſamkeit, geſteht auch den Widerſprüchen und Unvollkommenheiten des Lebens ihre Geltung zu. Denn ſo gewiß, ſo unerſchütterlich felſenfeſt iſt ſie durchdrungen von der Wahrheit des Geiſtes und ſeiner unveräußerlichen Sieghaftigkeit, daß ſelbſt die Irrthümer und Verkehrtheiten, die Mängel und Schwächen ſie weder in Beſorgniß noch Unwillen verſetzen können. Im Gegentheil, ſie erkennt durch ſie hindurch das Ewige und Unvergängliche und geſteht daher den Endlichkeiten des Daſeins gern ihr neckiſches Treiben zu, indem ſie ſelbſt es zum ſchönen, kunſtgerechten Spiel verklärt. Wenn daher die Tragödie die Gegenſätze zum gewaltſamen Conflicte bringt, ſo löſt hingegen die Komik ſie friedlich an ſich ſelber auf; unbeirrt und unbeängſtigt durch die Erſcheinung des Unvernünftigen, Vergänglichen, Endlichen, führt ſie daſſelbe, wo immer es auftritt, ſofort mit Liebe zurück in das Vernünftige und Abſolute.

Dieſer Triumph der Rückkehr des abgefallenen, endlichen Geiſtes in ſeine Unendlichkeit, dieſe Freude des Vaters, der den verlornen Sohn zurückführt in ſein Haus, iſt die Freude, das Erquickliche und Göttliche des Komiſchen: und ſo mögen wir das Gelächter, das behaglich erſchütternde, wohl einer Feſtmuſik vergleichen, mit welcher der Heimgekehrte empfangen wird. Freilich iſt das Ewige allezeit bei uns: denn wir ſind ja Geiſt vom Geiſte: und darum, weil Niemand von ihm ausgeſchloſſen, iſt auch kein Menſch ausgeſchloſſen von dem Genuß des Komiſchen; vielmehr — denn ſo nah, ſo gegenwärtig, ſo leicht geweckt bleibt uns das Ewige — wird es oft auch vom gewöhnlichſten Bewußtſein, ſelbſt von Kindern erkannt, und es giebt des Gelächters viel auf Erden. Aber wir ſind auch Fleiſch vom Fleiſche, und das Ewige iſt in uns getrübt. Von dieſer Trübung uns dauernd zu befreien und die vollkommenſte Verſöhnung mit uns und der Welt zu erlangen in der idealen Heiterkeit des Geiſtes, iſt die ſchwere, aber auch die würdigſte Aufgabe unſrer Bildung, als deren höchſte und wahrhaftigſte Stufe nun die Heiterkeit, als deren vollſter Genuß das Komiſche erſcheint. Ja wir dürfen in dieſem Sinne das Komiſche wohl auch die höchſte Bethätigung der Liebe nennen, indem wir uns von der Erſcheinung des Endlichen nicht mehr zu Zorn und Haß erregen laſſen, ſondern in ihm ſelbſt das Unendliche fröhlich erkennen, es zurückführen in die Wahrheit und — mit Einem Worte — das Unvernünftige vernünftig machen. Wo daher dieſe Liebe in der Heiterkeit, wo der Humor im Geiſte einheimiſch und die ganze Weltanſchauung eine humoriſtiſche geworden iſt, da wird aller Widerſpruch und alles Unvollkommene des Endlichen dem Beſchauer zu anmuthigſter Ergötzung ſich in die harmoniſche Vollkommenheit des Ewigen verklären, die Welt mit ihren Mängeln wird nur noch ein heiteres Spiel ſein, das jeden Augenblick hinüberdeutet und ſich auflöſt ins Ewige und das wir lieben, eben als die Hülle des Ewigen: — ein Bewußtſein, für deſſen innerſte Seligkeit wir die goldenen Wohnungen der Götter nicht eintauſchen mögen. — So, wenn es erlaubt wäre, von dieſen Dingen in Gleichniſſen weiter zu reden, möchten wir das Verhältniß der Komik zum Abſoluten mit dem vielverbrauchten Bild der Sonne vergleichen, vor welche ſich Nebelſchichten gelagert haben: aber ſie vermögen die göttliche Gewalt des Lichtes nicht zu hemmen, vielmehr müſſen ſie ihm ſelber als eine Widerlage, ein Spiegel dienen, auf den die Sonne, in gaukelndem Reflex, die zierlichen Wunder der Fata Morgana hinzaubert. In genauerem Ausdruck daher bezeichnen wir die Komik als die vollendete Selbſtgewißheit des Geiſtes, der ſich zur abſoluten Heiterkeit abgeklärt und geſammelt hat.

Aber wenn wir ſchon den Einzelnen hochbeſeligt preiſen, der ſein Leben und ſeine Geſchicke mit dieſem nie ſchwindenden Sonnenglanz des Humors zu verſchönen weiß, ſo iſt es noch viel ſchwerer und bedarf noch viel geneigterer Sterne, wenn das Bewußtſein und die Stimmung ganzer Zeiten und Völker ſich zum Humoriſtiſchen verklären ſoll.

Und doch wird dies geſchehen müſſen, ſoll anders wiederum im Einzelnen diejenige Energie des Humors gedeihen, welche nöthig iſt, damit derſelbe, in urſprünglichſter Lebenskräftigkeit, ſich ſelbſt außer ſich ſetzt als Kunſtwerk. Darum, wie der Dionyſosdienſt der ſpäteſte war von den Gottesdienſten, die vom Aufgange her, ſelbſt Boten des Aufgangs, die Gemüther zum Dienſt des Göttlichen verbanden: ſo iſt auch in der Kunſt und Literatur der Völker das komiſche Ferment, die alles durchdringende und idealiſirende Heiterkeit, die letzte und reifſte Blüthe. So iſt Ariſtophanes der letzte im Reigen griechiſcher Dichter; ſo hat bei den Italienern die Poeſie es nicht weiter zu bringen vermocht, als bis zu der bunten, luſtigen, übermüthigen Comedia dell' arte, in der das glückliche Behagen eines raſchen, ſinnlichen, von der Natur ſo reich begünſtigten, von der Antike ſo früh genährten Volkes ſich ſo liebenswürdig und ſo deutlich wiederſpiegelt, daß mitten in der nüchternſten Proſa des vorigen Jahrhunderts Gozzi, indem er dieſe Volkskomödie wieder zu beleben ſuchte, den proſaiſchen Tendenzen des Goldoni gegenüber der Poeſie eine neue, wenn auch flüchtige Anerkennung zu verſchaffen vermochte; ſo ſteht der Don Quixote des Cervantes an der Neige der ritterlichen Zeiten überhaupt; ſo ſteht Shakſpeare auf der Grenze vom Romantiſchen zum Modernen; ſo endlich haben nach ihm Fielding und ſeine Nachahmer die ganze liberale und humane Bildung ihrer engliſchen Welt und Zeit in ihren Romanen wie zum Abſchluſſe concentrirt.

Aber nirgend faſt (denn dies liegt in der irdiſchen Natur der Dinge) ſind Zeiten und Völker vom

Humor ſo durchaus durchdrungen worden, daß nicht die Kunſtwerke, denen ſie das Daſein gegeben, durch die Unvollkommenheit, in der in ihnen das Komiſche zur Erſcheinung gelangt iſt, das Zeitliche und Irdiſche ihrer Abſtammung verriethen.

Beſonders nach zwei Seiten hin iſt gefehlt worden, nach beiden bei keiner andern Nation häufiger, als bei uns Deutſchen, deren komiſche Kunſtwerke deshalb auch die unreifſten ſind und als ſolche den Leſer am Wenigſten zu befriedigen vermögen.

Wir haben ſo eben geſagt, daß die komiſche Weltanſchauung, vermöge ihrer vollen, ſichern Sättigung und Erfüllung mit dem Ewigen, die ſchlechte Wirklichkeit, das Unwahre und Endliche, ſich an ſich ſelbſt in ein heiteres Spiel auflöſen läßt. Den Einen nun ſchien dieſe Auflöſung der Welt zu weit zu gehen; den Andern ſchien eben dieſelbe nicht weit genug gehen zu können.

Und wiederum bei den Erſteren laſſen ſich zwei Richtungen unterſcheiden. Den Einen, den dogmatiſchen Poeten, mochte bei dem eignen Spiel ihrer poetiſchen Laune unheimlich zu Muthe werden; es beſchlich ſie, ſcheint es, die Sorge, ob nicht die Wirklichkeit, welche aufzulöſen und zu verklären eben ſie ſelber im Begriffe waren, vielleicht auch ihre Rechte haben dürfte. Dieſe vermeintlichen Rechte glaubten ſie zu bewahren und anzuerkennen, indem ſie, lehrend und züchtigend, die Poeſie des Komiſchen für die Proſa der Endlichkeit benutzten. Das gab denn jene Satiriker, die ihre Zeitgenoſſen mit directer Lehre unterrichten, beſtrafen, verwarnen wollen und die viel mehr Prediger ſind, als Dichter; es gab jene Komödienſchreiber, deren ganze Stücke gleichſam nur dramatiſirte Chrien ſind zur Erläuterung, ich weiß nicht welcher erbaulich moraliſchen Wahrheit; es gab überhaupt jenes ganze Geſchlecht von Poetaſtern, die den Feenwagen des Humors zugleich als Packetpoſt für Moral und gute Sitte benutzen und den Gott des Lachens und der Luſt zur Schulmeiſterei anhalten wollen.

Nicht zwar, wie dieſe, im Philiſterhaften und Unwahren befangen, aber ebenſo wenig von der rechten, ſiegsgewiſſen Freudigkeit des Humors vollſtändig erfüllt, ſtellen ſich die Andern dar, welche nicht zwar die Wirklichkeit fürchten, ſondern (ſo ſcheint es) für die Wahrheit aller höheren und göttlichen Empfindungen ſelbſt. Das ſind die Leute, von denen die Anſicht herſtammt, als ſei die Komik doch nur eine niedrigere Potenz, als das Tragiſche, und das Weinen bei Weitem anſtändiger, vornehmer und poetiſcher, als das Lachen. Dieſe daher ſuchen dem Komiſchen durch einen tüchtigen Zuſatz von Sentimentalität die nöthige Verfeinerung zu geben. Es ſind das die Stammväter jener larmoyanten Komödien, jener ſentimentalen komiſchen Romane, bei denen man vor Lachen nicht zum Weinen und vor Weinen nicht zum Lachen kommt: ſo daß der Effect des Ganzen nur ein unbehagliches Gähnen wird. Ja ſo paradox dies auch erſcheinen mag und ſo ſehr wir dabei auf den erzürnten Widerſpruch unſrer meiſten Leſer gefaßt ſein müſſen, ſo glauben wir doch, daß von dieſem oder einem ähnlichen, von hier aus zu erklärenden Irrthum ſelbſt Jean Paul nicht völlig frei geweſen iſt, ſo wenig er auch übrigens unter die ſo eben charakteriſirten Leute gehört, und ſo ſehr wir überhaupt in ihm den größten komiſchen Genius unſerer Nation (wenn auch nur in fragmentariſchen Offenbarungen) zu verehren haben. Wenigſtens wiſſen wir uns die, Frauen zwar und alten Jungfrauen ſehr wohlgefällige, nichts deſto weniger geſchmackloſe und falſche Sentimentalität, welche Jean Paul ſeiner komiſchen Muſe aufgeladen hat, kaum anders zu erklären. —

Dieſen Beiden gegenüber ſteht nun diejenige Richtung, welche man gegenwärtig, nach dem Vorgange Hegels (in der Einleitung zur Aeſthetik), als die falſche Ironie zu bezeichnen pflegt. Dieſe, indem ſie innerlich nichts, als das eigene, empiriſche Ich anerkennt und lediglich deſſen Befriedigung im Auge hat, vergreift, in dem übermüthigen Drange, mit welchem ſie die ganze Welt in einen Taumel der Auflöſung und Verflüchtigung hineinzutreiben ſucht, ſich auch an dem wirklich Werth- und Inhaltvollen, an der eigenen Schöpfung der Kunſt. Von hier datirt jene vielgerühmte, hochgefeierte Selbſtironiſirung der Romantiker, die aber nicht einmal ihre eigene Erfindung iſt. Das Manoeuvre namentlich, mitten im Kunſtwerk das Kunſtwerk ſelbſt aufzuheben, entweder dadurch, daß man uns mit Schadenfreude ausdrücklich daran erinnert, dies ſei ja Alles nur Illuſion und zwei Schritte hinter dem entzückten Zuſchauer treibe eine ganz andere Welt ihr Spiel — oder dadurch gar, daß man dieſe andere empiriſche Welt, in ihrer ganzen brutalen Nacktheit, gefliſſentlich in das heitere Spiel der Dichtung hinübergelangen läßt: nicht anders, als wenn der Schauſpieler, der eben unſere Herzen fortreißt zu erhabenem Entſetzen als Lear oder Macbeth oder Richard, die Schminke ein wenig herunterwiſchen und verſchnaufend ſagen wollte: „Um Vergebung, ihr Herren, wozu der Lärm und die Thränen? Ich bin ja der Eßlair oder Seydelmann oder Devrient und es wird Niemand todtgeſtochen in unſerem Spiel —“ dergleichen Manoeuvre, ſagen wir, iſt ſo alt, wie die Komik überhaupt. Schon bei Ariſtophanes finden wir die Spuren dieſer gefliſſentlichen Verletzung der Poeſie; ja im weiteren Sinne möchte die ganze Parabaſe, als das ausdrückliche Aufheben der poetiſchen Illuſion, als ein ſolcher kranker Flecken oder richtiger, eine nicht zur Reife gediehene und daher verkrüppelte Entwicklung im Organismus der antiken Komödie zu betrachten ſein, der jedoch eben hier, in dem geſammten Zuſtande der alten Welt, einer gewiſſen Nothwendigkeit und hiſtoriſchen Berechtigung nicht entbehrt. Wir finden daſſelbe ferner bei Plautus und weiterhin in der ganzen italieniſchen Volkskomödie; ſogar Shakeſpeare hat es nicht verſchmäht, auch wohl einmal durch dieſes Mittel zu wirken. Und der Wirkung freilich, wenn es auf dieſe allein ankäme, ſind Mittel dieſer Art bei der Mehrzahl des Publikums gewiß: ebenſo gewiß, als wie Kinder und ungebildete Leute lachen, wenn z. B. der Schauſpieler im Pathos ſeiner Rolle oder der Geiſtliche auf der Kanzel plötzlich, in der ergreifendſten Stelle, nieſen oder huſten oder irgend ſonſt durch eine unfreiwillige Demonſtration der gemeineren Natur uns in die craſſe Wirklichkeit der Dinge zurückverſetzen muß.

Aus Allem bisher Geſagten nun ergiebt ſich bereits von ſelbſt, daß die Komik keineswegs, wie man zu ſagen pflegt und wie namentlich diejenigen glauben, die ſich über die Armuth der komiſchen Literatur beklagen, nur ſo am Wege liegt: vielmehr, wie geſagt, haben wir jene göttliche Heiterkeit, deren Tochter ſie iſt, als die letzte, reifſte Frucht der ganzen Bildung, die äußerſte und höchſte Entwicklung des menſchlichen Geiſtes zu erkennen. Mithin werden wir auch aufhören, dieſe Armuth ſelbſt zu beklagen und uns zu verwundern, daß die komiſche Dichtung überall, und nun gar bei uns, ſo ſelten zu einer völligen Kunſtreife, einem wahren geiſtigen Abſchluß gelangt.

Wir haben oben die vorzüglichſten Knotenpunkte in der Entwicklung des Komiſchen bezeichnet. Und doch, ſtreng genommen, von all dieſen Dichtern, ſo vorzüglich ſie ſind, hat doch den Preis des Komiſchen nur ein Einziger errungen, nur Einmal in der ganzen bisherigen Entwicklung der Welt, nur in dem Lande, wo der Tempel des Dionyſos aufgerichtet ſtand, nur in Griechenland, und auch hier nur in der attiſchen alten Komödie, iſt der volle Begriff des Komiſchen wahrhaft erreicht und verwirklicht worden. Selbſt Cervantes, Shakeſpeare und Rabelais können, ſchon als vereinzelte Erſcheinungen, den Vergleich mit jener Zeit nicht aushalten, da die alte Komödie, Trotz aller ihrer Unbändigkeit, in Athen doch legitim war, da der Chor der Ritter, der Weſpen die Bühne beſchritt und die entzückten Richter dem Verfaſſer der Fröſche den Olivenzweig darboten. Dies war die Komödie im höchſten, einzig wahren Sinne. Nichts da von häuslicher Miſere, von unglücklichen Liebespaaren, geprellten Oheimen, unverhofften Erbſchaften! Ein Spiegelbild war es des großartigſten, öffentlichen Staatslebens, eine poetiſche Kritik des geſammten attiſchen Daſeins in Politik, Religion, Literatur, immer friſch, immer witzig, immer erfindungsreich, ſtets ohne Schonung und doch niemals ohne Poeſie.

Aber ſelbſt in Athen, ſelbſt unter griechiſchem Himmel konnte dieſe köſtliche Blüthe ſich nicht lange friſch erhalten. Gleich als hätte ſie in ihrem erſten Auftreten die ganze Fülle ihrer Anmuth und Majeſtät verſchwendet, ſo zog, nach einer kurzen, glänzenden Epoche, die Komödie ſich aus jener großartigen, öffentlichen Sphäre in die niedern Kreiſe des Privatlebens, die dürftigen Intriguen der Familienwelt zurück: und dieſelben Bretter, auf denen vor Kurzem noch, zu unausſprechlichem Ergötzen des geſammten attiſchen Volkes, der Wurſthändler Kleon agirt hatte, mußten bald darauf die verſchmitzten Sclaven, die gefoppten Alten, die gewinnſüchtigen Hetären der mittleren und neuen Komödie tragen.

Woher dies geſchehen? Woher dieſer ſo raſche, ſo unaufhaltſame Untergang einer ſo reichen, ſo köſtlichen Literatur? Warum zwei Menſchenalter, ja höchſtens zwei, hinreichten, die Blüthe der Komik, ſelbſt bei einem ſo köſtlich organiſirten, ſo jugendfriſchen, ſo durchaus künſtleriſchen Volke, wie die Griechen es waren, zum Abwelken zu bringen?

Weil gerade in dieſer Zeit die griechiſche Freiheit verloren ging! weil daſſelbe Athen, das noch vor Kurzem von Obrigkeitswegen den Chor ausgerüſtet und bezahlt hatte, der, in ſeiner allgemeinen Verſpottung der Welt, am Wenigſten dieſe Obrigkeit ſelbſt verſchonte — weil, ſage ich, eben dieſes Athen bald darauf in die Hände einer oligarchiſchen, ängſtlich beſorgten Gewaltherrſchaft gerieth, um wenige Jahre ſpäter den Kranz der Ehre und des Ruhmes, den es ſo lange glorreich getragen, auf immer abzuliefern an ſeine macedoniſchen Eroberer!

Dies alſo die Löſung des Räthſels, das Stichwort gleichſam, das entſcheidende, dieſer ganzen Bewegung — und als ſolches auch das Ziel unſrer Betrachtung: wie es in dem einzelnen Subject der idealen Heiterkeit, das heißt eines unſtörbar aufgeklärten, unverwüſtbar freien, in ſich geſicherten Bewußtſeins bedarf, um das Komiſche hervorzubringen: ſo auch ganze Nationen, um wahrhaft eine komiſche Literatur zu haben, bedürfen ſie eines freien Staatslebens. Nur auf dem weiten, freien Grunde eines aufgeklärten, mit ſich ſelbſt einigen, in ſich ſelbſt befriedigten Bewußtſeins vermag die Komik ihre Wunder zu entfalten; nur auf dem weiten, freien Grunde eines durch ſich ſelbſt beſtimmten, ſich ſelbſt genügenden, freien Volkslebens vermag eine komiſche Literatur, eine komiſche Kunſt ſich zu bilden. Halte man uns nicht die Erfahrung entgegen, daß eben unter geknechteten Völkerſchaften am Meiſten Empfänglichkeit für das Komiſche, daß unfreie Städte, wie Berlin und Wien, am Berühmteſten unter uns ſind durch ihre Witze und „geſpaßigen“ Einfälle! Entſtehen und zuerſt gleichſam erwachen wird das Gefühl für das Komiſche, in ſeiner roheſten, anfänglichſten Geſtalt, das heißt ein Gefühl für die Verkehrtheiten der Welt und die Fähigkeit, ſich an denſelben durch einen Witz zu rächen, allerdings dort, wo dieſe Verkehrtheiten ſelbſt am Größten, ihr Druck am Empfindlichſten. Aber immerhin, meinen wir, iſt es ein großer Unterſchied zwiſchen einem vereinzelten Witzwort, einer inſtinctmäßigen Fertigkeit, die lächerlichen Seiten eines Gegenſtandes herauszukehren — und einem wahrhaften komiſchen Kunſtwerk; es iſt ein weiter Weg, meinen wir, von dem brutalen Witz eines Berliner Eckenſtehers, den ſchlauen Späßchen eines Wiener Wurſteſſers bis — wir wollen nicht ſagen, zu den grandioſen Schöpfungen, der vollendeten komiſchen Grazie eines Ariſtophanes: ſchon bloß dieſe Zuſammenſtellung wäre ein Frevel! nein, nur der gemüthlichen Heiterkeit, dem behaglichen Lächeln eines Boz, der, was auch die ſtrengere Kritik mit Grund an ihm ausſetzen möge, doch immer den Vortheil hat, einem Volke anzugehören und durch alle ſeine Dichtungen die Baſis eines Volkslebens hindurchſcheinen zu laſſen, welches, wie es ſei, immerhin noch das freieſte iſt, das die gegenwärtige, geknechtete Erde trägt.

Und ſo wären wir alſo auch hier wieder zu jenem großen Mittelpunkt aller Geſchichte und ihrer Beſtrebungen, zu jener allgemeinen Antwort aller Fragen gelangt: Freiheit, das A und O aller Dinge, hat auch hier allein den Schlüſſel in Händen, der den Zugang zum Reich des Witzes und der Komik öffnet; ſelbſt ein (ſollte man meinen) ſo beiläufiges, ſo untergeordnetes Ding, wie ein komiſcher Roman, ein komiſches Gedicht, es kann nicht wahrhaft reifen, es ſei denn allein an der Sonne der Freiheit.

Aber auch wie es kommt, daß gerade wir Deutſchen die Aermſten ſind an komiſchen Kunſtwerken, iſt nun, dünkt uns, kein Geheimniß länger: die Heloten unter den Völkern, die Proletarier der Geſchichte, wie könnten wir es weiter bringen, als höchſtens zum „Nante“ und etwa, wo es hoch kommt, zu Herrn Hieronymus Jobſen?!

Alſo, Ihr wackern gelangweilten Seelen, die Ihr ſolch brennendes Gelüſte tragt, Euch in den reinen, balſamiſch ſtärkenden Fluthen der Komik ſelbſt rein und ſtark zu baden —: es hilft nichts, entſchließt Euch, rüttelt Euch auf aus Eurer Michelei: Ihr müßt, wenn Ihr einmal was Rechtes lachen wollt, vorher auch den Muth haben, erſt einmal was Rechtes zu weinen — oder auch weinen zu machen! Ihr müßt, wenn Ihr ſo lüſtern ſeid nach komiſchen Büchern, auch verwegen genug ſein, die Vorſtudien dazu zu machen durch ſehr ernſthafte Thaten!

Aber die Geſchichte iſt nicht in die Hand der Philiſter gegeben, ſondern umgekehrt die Philiſter in die Hand der Geſchichte, das tröſtet uns — über die Zukunft unſrer Komik ſowohl, wie über viele andere gute Dinge außerdem.

Stellung und Zukunft des hiſtoriſchen Romans.

Kaum eine andere Literaturgattung hat bis auf dieſe Stunde ſo abweichende, ſo widerſprechende Beurtheilungen erfahren, als der hiſtoriſche Roman, dieſe jüngſte, recht eigentlich moderne Frucht der literariſchen Entwicklung überhaupt. Von der Leſewelt gierig verſchlungen, zum Liebling des Publikums erklärt, hat die Kritik ihm nur halbe, mißgünſtige Blicke zugeworfen. Die Mehrzahl unſrer Aeſthetiker hat keinen Anſtand genommen, den hiſtoriſchen Roman geradewegs für eine Verirrung, eine Schöpfung weit mehr der Induſtrie, als der Kunſt, ein bloßes Product der unmäßig geſteigerten Schreib- und Leſeluſt unſers papiernen Jahrhunderts zu erklären. Ja wer es recht gut mit ihm meinte, der bezeichnete ihn wohl als eine Zwittergattung, einen Baſtard von Poeſie und Proſa, ein Surrogat gleichſam der Kunſt, wie es ſich ziemt für unſre proſaiſche, halbe, kunſtarme Zeit.

Allein auch dieſe Anſicht, ſo probabel ſie ausſieht und von ſo viel Gründen der Wahrſcheinlichkeit und der täglichen Erfahrung ſie auch unterſtützt wird, ſo erſcheint ſie uns nichts deſto weniger bedenklich, inſofern wenigſtens, als von der Gattung ſelbſt und ihrem Begriff, nicht von einzelnen beſtimmten Erſcheinungen, von augenblicklichen Entwicklungsſtufen die Rede iſt.

Der hiſtoriſche Roman ſoll ein Krüppel, eine Zwitterſchöpfung ſein — ganz wohl! Allein ſo wenig ſich läugnen läßt, daß allerdings die Natur Gattungen und Formen hervorbringt, die ewig zu einer gewiſſen Zwitterhaftigkeit, einer verkrüppelten Halbheit gleichſam verurtheilt ſind, ſo iſt doch der menſchliche Geiſt, eben weil er Geiſt iſt und nicht Natur, mächtiger und freier in ſeinen Schöpfungen als dieſe. Daher auch in der Poeſie nicht kann er (kann nicht: weil er damit ſeinem eigenen Weſen, ſeiner eigenen Freiheit widerſprechen würde) Formen hervorbringen, die wir ſchlechthin verwerfen und verdammen dürfen. Vielmehr auch ſie, wie Alles, was Frucht des Geiſtes iſt, werden nothwendig einen Keim zukünftiger glücklicher Entwicklung, als eine Mitgift ihres Schöpfers, in ſich tragen, auch von ihnen immer wird es einen Weg geben müſſen vom Unvollkommenen zum Vollkommneren, auch für ſie muß es ein fröhliches, glorreiches Oſtern, einen vollen, warmen Sommer der Kunſt geben, der alle Knoſpen zur Blüthe, alle Früchte zur Reife, alle Anfänge zur Vollendung, alles Halbe zum Ganzen bringt.

So auch der hiſtoriſche Roman. Auch in Betreff ſeiner iſt der Vorwurf des Zwitterhaften, Verkrüppelten, den man ihm macht, daß er nicht Fiſch noch Fleiſch, nicht Geſchichte noch Dichtung ſei, bei Lichte beſehen und wenn wir, wie geſagt, die Idee des hiſtoriſchen Romans, nicht bloß ſeine zeitweilige Erſcheinung ins Auge faſſen, mehr blendend als wahr, mehr ſcheinbar als begründet. Derſelbe zielt darauf hin, daß hier eine (wie man es nennt) Vermiſchung zweier Gebiete, eine unſtatthafte Vermengung von Poeſie und Hiſtorie vor ſich gehe. Aber dieſe Anklage, warum hat man ſie nicht auch gegen das hiſtoriſche Drama erhoben, bei dem ſie doch, wenn überhaupt, nothwendig eben ſo gegründet ſein müßte, als bei der Gattung des hiſtoriſchen Romans? Und warum ſteht umgekehrt das Drama mit frei erfundnem Stoff ziemlich in demſelben Mißcredit und erregt dieſelben Bedenklichkeiten, wie der Roman mit gegebenem, mit hiſtoriſchem Stoff?

Die Beantwortung dieſer Frage liegt auf der Hand. Was in dem hiſtoriſchen Roman ſowohl, als im hiſtoriſchen Drama vorgeht oder nach dem Begriffe beider in ihnen doch vorgehen ſoll, iſt keineswegs eine bloße mechaniſche Vermengung von Dichtung und Geſchichte, keine getheilte Maske, die auf der einen Seite hiſtoriſch ernſt ſieht und auf der andern poetiſch lächelt: ſondern wo dies der Fall iſt, da iſt es eben Ungeſchick und Fehlgriff des Poeten — oder auch, damit wir billiger urtheilen, und wie es namentlich im hiſtoriſchen Roman zur Zeit noch ſtattfindet: die Schuld liegt an der niedrigen Stufe, auf der ſich die ganze Gattung in ihrer hiſtoriſchen Entwicklung dermalen noch befindet.

Die Zwitterhaftigkeit des hiſtoriſchen Romans iſt alſo allerdings ein Factum, eine Thatſache, aber darum doch noch keine Wahrheit. Daß nun aber, wo dieſe Unvollkommenheit ſich findet, ſie im Roman augenſcheinlicher und auffälliger iſt, als im Drama, davon liegt der Grund in der Form und äußern Erſcheinung des Drama, die ſcheinbar poetiſcher iſt, als die des Romans. Dieſes Perſönlichwerden der hiſtoriſchen Figuren, dieſe Lebendigkeit der unmittelbaren Rede, dieſer Wechſel des Dialogs, dieſe Illuſion der Bühne, dieſes ganze Weſen des Drama, berechnet mehr für das Auge des Zuſchauers als des Leſers — dies Alles entfernt vom Drama die Aehnlichkeit der Hiſtorie, es läßt ſchon durch ſeine Erſcheinung auf den Brettern eine andere, neue Welt aufgehen, die dem gemeinen Sinne ſchon an und für ſich, ſchon durch ihre Lampen und Lumpen etwas Poetiſches hat und ſchon dadurch den Gedanken an die Wirklichkeit und alſo auch das Mißbehagen nicht aufkommen läßt, welches die Vermengung von Poeſie und Proſa, dies unerquickliche Schweben zwiſchen Erd' und Himmel, an ſich hat, und das bei dem hiſtoriſchen Roman, der all' jener Vortheile entbehrt und in ſeiner äußern Form ſich ſogar an die Geſchichte völlig anzuſchließen ſcheint, im Gegentheil ſehr nahe liegt. Darum alſo wird jenes Ungeſchick uns bei dem ſchlechten hiſtoriſchen Roman fühlbarer werden, als bei dem ſchlechten hiſtoriſchen Drama; vorkommen aber thut es bei beiden, ſowohl im Roman als auch im Drama, und bietet ſich für dies Letzetre, um nur nach dem Nächſten und Bekannteſten zu greifen, aus ältrer Zeit in den Kotzebueſchen (Bayard, Octavia ꝛc.), aus neuerer in den Raupachſchen ſogenannte hiſtoriſchen Tragödien eine reiche Auswahl von Belegen und Beiſpielen dar. — Das wahre Verhältniß aber, die eigentliche Aufgabe und Idee des hiſtoriſchen Romans iſt keine andere, als die der Poeſie ſelbſt, in der ihm daher allerdings eine Stelle zukommt, nämlich dieſe.

Wie die Poeſie (oder die Kunſt ſchlechthin) einerſeits das Organ iſt, durch welches das Innre des Poeten, die Welt der gemüthlichen Zuſtände, die Beſonderheit individueller Leiden und Freuden in der Allgemeingiltigkeit der Schönheit ſich als ein Aeußres und Allgemeines offenbart, ſo iſt es andrerſeits gleichfalls die Aufgabe der Poeſie, die Zuſtände und Begebenheiten der äußern Welt, die Welt der Erſcheinungen, vor Allem die Thatſachen der Geſchichte von dieſer ihrer ſtarren Aeußerlichkeit zu erlöſen, gleichſam ihren lebendigen Herzſchlag aufzuſpüren, ihren leiſen Anfängen in den Herzen der Menſchen nachzugehen, das Allgemeine als ein Beſondres, das Aeußerliche als ein Innerliches darzuſtellen.

Die Kunſt iſt alſo eine Vermittlerin zweier Welten; ebenſo wie die Religion dies in der Unmittelbarkeit des Glaubens, die Philoſophie in der Nothwendigkeit des Wiſſens ausübt, ſo die Kunſt in der Erſcheinung des ſinnlich Schönen. — Wenn wir nicht irren, ſo war es Jean Paul, der mit Rückſicht auf dies Verhalten der Kunſt die Poeſie mit dem Regenbogen verglichen hat, der eine Brücke wölbt zwiſchen Erd' und Himmel — ein Bild, dem wir, ſo anmuthig es auch übrigens ſein mag, dennoch darum unſre völlige Beiſtimmung verſagen müſſen, weil die Illuſion des Regenbogens eben nur eine Illuſion iſt, die keine Exiſtenz an ſich, kein faßbares, unabhängiges und dauerndes Daſein hat. Dies aber iſt gerade das Weſentliche der Poeſie, daß, „mag ſie nun das Innre nach außen, das Aeußre nach innen kehren, mag ſie den Himmel in die Erde, die Erde in den Himmel, das Herz in die Geſchichte, die Geſchichte in das Herz tragen, immer aus dieſem Proceß ein Drittes entſteht, welches gleichzeitig ſowohl das Eine als das Andre, als auch weder das Eine noch das Andre, ſondern in ureigner Kraft, in eignem lebendigen Daſein, ein drittes Neues iſt, in welchem jene beiden als Momente verſchmolzen und verſöhnt ſind. Wir wiſſen daher für die Poeſie kein beßres Bild, als den Heiland der chriſtlichen Mythologie ſelbſt: zugleich Gott und Menſch und doch weder Gott noch Menſch, ſondern beides, Gottmenſch. So auch die Kunſt. Die Dialektik, die ſich hieraus ergiebt, nämlich die Poeſie einerſeits als Lyrik, andrerſeits als Epik, und im organiſchen Zuſammenwachſen beider als Drama, iſt bekannt genug und brauchen wir uns hiebei nicht aufzuhalten. —

Die Anwendung auf den hiſtoriſchen Roman iſt leicht gemacht. Auch hier handelt es ſich nicht um eine bloße Vermengung von Geſchichte und Poeſie, nicht bloß um einen blendenden Regenbogen, den der Poet von der dürren Erde der Geſchichte als eine Brücke hinüberſchlägt in den blauen Aether der Dichtung und den er mit den buntſchillernden Farben ſeiner Phantaſie bekleidet: ſondern auch hier ſoll eine Welt in der andern aufgehen, die Geſchichte ſoll verinnerlicht werden, die Poeſie, dies Feuer, das die widerſtrebenden Erze unlösbar zuſammenſchmilzt, dieſe dynamiſche Wirkung des Genies, ſoll den tiefſten Kern der Geſchichte auffinden, erfaſſen, verſchlingen, wiederſchaffen, geſtalten, und ſo das epiſche Gedicht gebären, dem unſre Literatur, als ihrem Heiland, entgegenſchmachtet.

Denn allerdings iſt das wahr, daß nun zwiſchen dem epiſchen Gedicht und dem ſogenannten hiſtoriſchen Roman eigentlich kein Unterſchied mehr bleibt, als der Unterſchied der Form, inſofern für das Epos die gebundene Rede, Vers und Reim, für den hiſtoriſchen Roman die ungebundene, die Proſa, in Anwendung gebracht zu werden pflegt.

Aber wie alle formalen Unterſchiede, ſo iſt auch dieſer Unterſchied ein durchaus flüſſiger und unbeſtimmter, den auch, in zahlreichen Beiſpielen, die Geſchichte factiſch bereits widerlegt und aufgehoben hat. Denn wie der Literarhiſtoriker auf der einen Seite epiſche Gedichte in ungebundner Rede kennt (Thümmel's Wilhelmine, der Tod Abel's von Geßner ꝛc.), ſo giebt es auf der andern Seite auch hiſtoriſche Romane (z. B. die angeblichen Heldengedichte von Friedr. Aug. Müller: Richard Löwenherz, Alfonſo ꝛc., die in den neunziger Jahren erſchienen), ja ſogar moderne, wie Byron's Don Juan, Puſchkin's Eugen Onägin und Andres der Art, die eine ſtreng poetiſche Form in Anſpruch nehmen.

Nun wird es aber wohl außer Zweifel ſein, daß die Poeſie, wenn ſchon ſie, als ein Geiſtiges, nicht an den Buchſtaben des Metrums gebunden iſt, und wenn freilich der ſchlechte Poet proſaiſch bleibt, er mag nun Versfüße zählen oder Perioden abhaſpeln, dennoch zu ihren höchſten und vollendetſten Effecten ſich auch ſtets einer Sprache bedienen wird, welche, wie ja die Wiedergeburt im Schönen überall Aufgabe der Poeſie iſt, ſo gleichfalls poetiſch wiedergeboren und durch Rhythmus, Vers und Reim über das Gemeine erhoben, von der Kunſt ſelbſt zu ihrem eigenſten Werkzeug gebildet und geweiht iſt. Wir müſſen zwar gerade heut zu Tage noch ein breites Gerede darüber hören, ob dies auch wirklich der Fall, ob Vers und Reim nicht bloß ein Ueberfluß des Luxus, ſogar ein Hinderniß des Effectes und der Wahrheit, und ob namentlich nicht das Drama in Proſa dem Drama in Verſen bei Weitem vorzuziehen ſei. Allein dieſer Streit iſt müßig; unſre größten Dichter haben ihn durch die That geſchlichtet, Göthe und Schiller an der Spitze, die nicht, wie unſre heutigen Poeten, den dramatiſchen Vers fertig und mundgerecht vorfanden, ſondern die den Uebergang von der proſaiſchen zur poetiſchen Sprache ſelbſt mühſam machen und mit eigner Anſtrengung uns einen Boden erobern mußten, den wieder zu verlaſſen man uns heute überreden will.

Aber wie geſagt, dieſer ganze Streit iſt heut zu Tage überflüſſig und wurzelt, wie ſo Vieles, dem man den Anſtrich hiſtoriſcher Kriſen zu geben ſich bemüht, in der That nur in der Perſönlichkeit der Streitenden ſelbſt. Oder dieſe Herren, die jetzt ſo laut für die Proſa als die wahre Kunſt -, die wahre Bühnenſprache eiſern und mit ihren proſaiſchen Dialogen die alte Faulheit unſrer Schauſpieler, die Schiller mühſelig überwunden, wieder wach ſchmeicheln — was wetten wir, ſie ſchrieben ungemein gern in Verſen, wenn ſie — es nur könnten? Allein wie die Natur ſie überhaupt zu allem Andern ehe beſtimmt hat, als zu Dichtern, ſo hat ſie ihnen auch das Talent der poetiſchen Sprache vorenthalten: es iſt nicht Wahl, nicht Reflexion, nicht tiefſinnige hiſtoriſche Erkenntniß, daß ſie ihre Bühnenſtücke in Proſa ſchreiben und die derartigen Stücke ihrer Freunde vertheidigen, ſondern die leidige Noth iſt es, weil ſie keinen Vers zu machen im Stande ſind. Exempla sunt odiosa.

Doch kehren wir von dieſer Abſchweifung zurück. Dies wollten wir ſagen, daß der hiſtoriſche Roman in ſeiner weitern Entwicklung zum epiſchen Gedicht ſich auch den äußern naturgemäßen Bedingungen deſſelben, der gebundnen Rede, fügen und demgemäß, mit der wachſenden Reife der Nation und ihrer thatſächlichen epiſchen Kraft, auch äußerlich und vollſtändig zum wirklichen Epos reifen wird.

Denn mag allerdings bei den einzelnen Individuen das Talent als eine zufällige Gunſt des Himmels, unabhängig von Geburt und Verhältniſſen, eine ſchöne Willkür der Himmliſchen, erſcheinen, ſo iſt dies doch anders mit den Talenten, den Dichtern, den poetiſchen Productionen, die eine Nation als ein Ganzes erzeugt. Hier hört die Willkür auf, wir ſind im Stande, die nothwendigen Zuſammenhänge zwiſchen dem geſammten Leben der Nation und ihrer Leiſtung in Wiſſenſchaft und Kunſt zu erkennen, ja wir ſehen ein, daß auch die großen Dichter einer Zeit und eines Volkes nur gleichſam die Blüthen ſind, in denen das allgemeine Leben dieſer Zeit und dieſes Volkes ſich aufſchließt, und daß mithin nichts blühen kann, wozu dieſer mütterliche Boden nicht fruchtbar und fähig iſt.

Das Epos iſt nun eine ſolche Blume, zu welcher unſer modernes deutſches Daſein noch nicht reif iſt. Ein Volk, ſo lange ausgeſchloſſen von der unmittelbaren und ſelbſtbewußten, ſelbſtbeſtimmten Theilnahme an der Geſchichte, ſo mit geſchloßnen Augen nur in die Durchgrüblung ſeiner ſelbſt, in die Lyrik des eignen Gemüthes vertieft, kann keine epiſche Literatur, kann zum Höchſten, wie allmälig in unſern Tagen das hiſtoriſche Gefühl, die politiſche Mündigkeit der deutſchen Nation ſich zu regen anfängt, Anfänge und Einleitungen zu einem künftigen Epos haben. Und dieſe ſehen wir denn nun eben im hiſtoriſchen Roman. Alſo nicht erſetzen, wie man uns jetzt von den verſchiedenſten Seiten her einreden will, ſoll der Roman uns das Epos; auch nicht, wie andre, zum Theil ſehr achtungswerthe Forſcher thun, ſind wir Willens, in ihm nur die zerbröckelnden Trümmer, den proſaiſchen Ausgang und Endpunkt einer frühern epiſchen Literatur zu erblicken: es kommt ja ohnedies bei jedem Punkt nur auf die Stellung an, ob wir ihn als einen Anfang oder ein Ende betrachten wollen und ſind wir unſers Theils, weil die Geſchichte kein abſolutes Ende kennt, immer viel mehr zu Erſterem geneigt. Demnach alſo auch in dem Roman, namentlich dem hiſtoriſchen, wollen wir vielmehr den Anfang und das allmälige Werden unſers künftigen Epos erkennen, nicht zweifelnd, daß, wie unſer hiſtoriſches Daſein ſich zu voller harmoniſcher Geſtaltung verklären wird, ſo auch die Form des hiſtoriſchen Romans ſich immer harmoniſcher entwickeln, immer mehr ſich mit den Elementen der Kunſt erfüllen und ſättigen, nach immer vollſtändigerem künſtleriſchen Ausdruck ringen wird: bis es endlich wieder daſteht, in vollendeter Schönheit, in einer neuen Zeit, einem neuen Staate, unter einem erneuten, freien Volke: das neue epiſche Gedicht.

Nicolaus Lenau.

Eine Charakteriſtik.

Das Jahr achtzehnhundert und dreißig, epochemachend für die geſammte moderne Geſchichte, wie es iſt, hat auch auf die deutſche Literatur einen ſehr merklichen, ſehr tiefgreifenden Einfluß geübt. Selbſt, von der man es am Wenigſten hätte erwarten ſollen, die deutſche Lyrik, hat von hier eine ſo umfangreiche wie nachhaltige Einwirkung, ja wir dürfen ſagen: eine völlige Umwälzung und Umgeſtaltung erfahren. Schon das äußerliche Verhalten des Publikums zur Lyrik wurde urplötzlich ein anderes. Während wir, in der Geſchichte der zwanziger Jahre, mehr als einmal zu der Bemerkung genöthigt werden, daß, wenn das Publikum über ſeine Dichter klagt, als über Leute, die es nicht zu packen und zu ergreifen wiſſen, auch wohl die Dichter einigen Grund haben, ſich über das Publikum zu beklagen, das ſich nicht will ergreifen laſſen, ſelbſt nicht von einen ſo außerordentlichem Talent, wie (um nur Einen anzuführen) Platen es unläugbar war: ſo dagegen, ſeit dem Beginn der dreißiger Jahre, ſehen wir das Publikum den lyriſchen Dichtern ſich ordentlich entgegendrängen. Statt, wie ſonſt, die dargeſtreckte Hand kalt und gleichgiltig zurückzuweiſen, ſtürzt es ſich ſeinen Dichtern jetzt freiwillig in die Arme; ſtatt der früheren Lauheit jetzt enthuſiaſtiſche Bewunderung; ſtatt der Krittelei und Ungenügſamkeit jetzt ſogar eine nicht ungefährliche Nachſicht und Verwöhnung. Selbſt ältere Dichter, denen es bis dahin nur in geringem Grade gelungen, in die Nation einzudringen, ſehen wir jetzt — und nicht etwa in Folge neuer, zeitgemäßer Productionen, nein: ohne ihr Zuthun und mit denſelben früheren Gedichten, die bis dahin nur ein halbes Ohr gefunden, ſehen wir ſie jetzt auf einmal einen allgemeinen Siegeszug halten durch alle Gauen des Vaterlandes, alle Herzen des Volkes. So namentlich Uhland, deſſen Thätigkeit allerdings weit vor die dreißiger Jahre fällt, der aber ſeine hauptſächlichſte Wirkſamkeit und ſeine allgemeine, für einen Dichter unſrer Tage geradehin einzige Verbreitung erſt in dieſen letzten Decennien, ſeit dem Jahre dreißig, gefunden hat.

Aber noch mehr freilich traf dieſer Sonnenblick der Volksgunſt diejenigen Dichter, die unmittelbar unter ſeinem Strahle emporwuchſen — und wiederum keinen von ihnen mehr, keiner ward freudiger begrüßt, keiner liebevoller aufgenommen, als Nicolaus Lenau. Beweis dafür jene zahlreichen, raſch aufeinander folgenden Auflagen ſeiner Gedichte; Beweis jene lebhafte Erwartung, jene freudige Spannung, welche jedem ſeiner neuen Werke, ſobald davon im Publikum verlautete, vorherging; Beweis endlich dieſe tiefe Trauer, dieſe allgemeine Wehklage, welche in dieſem Augenblick, während der Krankheit des verehrten Dichters, das deutſche Vaterland erfüllt.

Zwar, was beweiſt dies Alles? werden uns Einige einwenden. Schon ſchlechtere Leute, als Lenau ſein mag, wurden von dem leichtbewegten, wankelmüthigen Publikum ſogar mit noch größeren Zeichen der Theilnahme und der Verehrung überhäuft; noch viel geringere, ja geradehin die geringſten, die zweideutigſten Talente ſind einige Zeit lang von der Leſewelt, wie man ſo ſagt, verſchlungen worden — was Alles entſcheidet das für ihren wahren, ihren künſtleriſchen Werth? Was kümmert die Kritik überhaupt, die unparteiiſche, gerechte, die principielle Kritik — was kümmert ſie ſich um die Meinung, welche das Publikum, das leidenſchaftliche, bewußtloſe, von einem Schriftſteller hegt? Sogar ſteht die Sache nicht bereits ſo, daß, was dem Publikum gefällt, von der Kritik verworfen wird — und umgekehrt?

Schlimm genug, wenn es ſo ſtände! Es würde das den Beweis liefern von einer Zerriſſenheit des öffentlichen Bewußtſeins, einer Verſchiedenheit der Bildung, ſogar der Empfindungen, welche für das geſammte Schickſal unſrer Nation, ihre literariſche wie politiſche Zukunft, nur wenig Gutes in Ausſicht ſtellte.

Allein dies beiſeit, ſo iſt doch dieſe Gunſt, welche Lenau zu Theil geworden, dieſe Liebe, die man ihm widmet, dieſe Verehrung, die man ihm zollt, immerhin eine Thatſache, welche, wie alle übrigen Thatſachen, der Kritik verſtattet ſein muß, zu Anknüpfung und Begründung ihres Urtheils zu benutzen.

Ja um bei dieſer Gelegenheit einige Augenblicke dabei zu verweilen: was iſt es denn überhaupt mit dieſer ariſtokratiſchen Verachtung der Menge, dieſer großſinnigen Geringſchätzung der öffentlichen Stimmung, welche, namentlich in jüngſter Zeit, von einigen Seiten her ſo gefliſſentlich an den Tag gelegt wird? — Nichts Gutes, dünkt uns, ſo wenig in literariſchen, wie in allen übrigen Dingen. Das Urtheil, welches ein Schriftſteller in der öffentlichen Meinung, die Aufnahme, die ein Dichter beim Publikum findet, wie viel Unlauteres und Unfreies zu Zeiten darin mit unterlaufen möge, iſt doch auf die Dauer weder etwas Zufälliges noch Willkürliches. Vielmehr, wie der Schatten, den ich werfe, wie weſenlos er an ſich ſei, doch nothwendig, untrennbar zu meinem Körper gehört, ein Bild, ein Abriß meiner ſelbſt: ſo auch die Aufnahme, welche einem Dichter vom Publikum zu Theil wird, ergänzt gleichſam und vervollſtändigt erſt ſeine eigene Erſcheinung, ſie iſt die andere Seite gleichſam ſeines Weſens, das ſich erſt in Beidem, in Talent und Wirkung, That und Folge, vollſtändig entwickelt.

Allerdings iſt andrerſeits auch dies zuzugeben, daß der Standpunkt des Publikums, als ein naiver, nicht der unbedingt wahre, das Organ, mit welchem es auffaßt, nicht der denkende Geiſt, nur das bewegte Gemüth, ſein Zweck und Ziel nicht der Begriff iſt, ſondern das Behagen, und daß mithin der Kritiker, der es unternimmt, dem Publikum ſeine Lieblinge begreiflich zu machen, ihm gegenüber allerdings eine ſchwierige Stellung haben wird, wiefern nämlich das Begreifen weder mit Lob noch mit Tadel, mit Gunſt oder Ungunſt zu thun hat. Dies aber in der That ſind die beliebten Kategorieen, die gemeinhin als die einzig anwendbaren gelten, und an die unſre Recenſiranſtalten das Publikum gewöhnt haben: lobt er ihn oder tadelt er ihn? macht er ihn ſchlecht oder ſtreicht er ihn heraus? Siehe da die Axe, an der in den meiſten Fällen das Intereſſe, welches das Publikum an der Kritik nimmt, ſich dreht! die Pole, zwiſchen denen die Erwartung des Publikums ſchwankt, wo von Beurtheilung ſeiner Dichter, ſeiner Lieblinge die Rede iſt!

Und wär' es immer nur die Erwartung des Publikums! Aber der Mehrzahl nach die Dichter ſelbſt befinden ſich auf demſelben Standpunkt; auch ihnen iſt die Kritik zumeiſt eine blinde Göttin — blind daher, weil ſie Tod und Leben, Gutes und Böſes austheilt ohne doch zu ſehen, an wen und wohin; auch ſie halten den Kritiker für den geborenen Erbfeind, den natürlichen Verfolger der Poeſie oder — wie ſie ſich mit Wohlgefallen auszudrücken pflegen — der „Production,“ der die ſchönen, verheißungsreichen Eier austrinkt, wie der Ichneumon, ſagt man, dem Krokodil. Die Einen daher, auf die Unmittelbarkeit ihrer Begeiſterungen pochend, halten jedes Gedicht überhaupt für etwas Unbegreifliches, das, wie in der Ekſtaſe geſchaffen, ſo, ein wunderſames Myſterium, nur in der Ekſtaſe kann aufgenommen werden. Dieſe verachten die Kritik als etwas Proſaiſches, das ganz außer Stande, den Dichter zu begreifen; dieſe ſind es, von denen jene anmuthigen Stereotypwitze auf die Recenſenten ſtammen, die ihnen allzumal wie brummende, ſummende Käfer im Roſenbuſch vorkommen. Andere, im löblichen Bewußtſein ihrer eigenen poetiſchen Unbefangenheit, dehnen den Anſpruch der Unbefangenheit, welchen ſie an den Kritiker machen, dahin aus, daß er — wie ſie es nennen — tendenzfrei, ohne Farbe, ohne Richtung, mit andern Worten ohne Syſtem und ohne Philoſophie ſei: womit denn ſtatt einer wahren und ſelbſtbewußten Kritik vielmehr jedem perſönlichen Belieben, jeder Willkür der Neigung und des Zufalls das Wort geredet wäre.

Inzwiſchen wo, wie hier, Charybdis und Scylla ſo dicht an einander grenzen und wo es unmöglich iſt, dem Einen genug zu thun, ohne den Andern zu kränken — was mehr? ſo ſuchen wir gerade hindurch zu ſegeln, vertrauend darauf, daß eine jede poſitive, geſchichtliche Entwicklung nicht nur etwas Zwingendes, nein, auch etwas Verſöhnendes, Beſänftigendes hat und daß endlich Niemand eigenſinnig genug ſein wird, dem Kritiker als Bosheit in die Schuhe zu ſchieben, was ſich, ohne ſein Zuthun, vielmehr als Reſultat einer geſchichtlichen Entwicklung, eine Thatſache aus Thatſachen, ergiebt.

Sei uns dieſer Weg, der ſicherſte ohne Zweifel, ja der einzige, welchen die Kritik ehrlicher Weiſe zu wandeln hat, auch in Beurtheilung eines ſo beliebten, ſo hochverehrten — und eben darum ſo ſchwer zu beurtheilenden Dichters erlaubt, wie Lenau. Jedes Dinges Begriff iſt ſeine Geſchichte: und ſo, indem wir eine geſchichtliche Entwicklung und Begründung der Lenau'ſchen Dichtweiſe verſuchen, ſei es uns zunächſt vergönnt, mit wenigen Worten an den Charakter der Zeit zu erinnern, in welcher Nicolaus Lenau zuerſt als Dichter auftrat. —

Es war dies aber, um es mit Einem Worte auszuſprechen, die Zeit des erwachenden politiſchen Bewußtſeins. Die Juliusrevolution, — ein Ereigniß, ſo ſchien es, von einer ſo ſeltenen hiſtoriſchen Größe, ein (wir wiederholen: ſo ſchien es) ſo glänzender Sieg der Freiheit, nicht Ordnung und Geſetz auflöſend, von keinen Greueln befleckt, keiner Guillotine gefolgt, ſondern eben das Geſetz auf den Thron der Willkür ſetzend, in ſchöner Mäßigung nur ſich ſelbſt erfüllend, ein Sieg der Humanität, — die Julirevolution, ſage ich, unter dieſen Umſtänden, hatte ſich ſogar von den Bekennern der ſogenannten Legitimität wenn nicht Zuſtimmung, doch Anerkennung erzwungen. Die Freiheit war, ſo zu ſagen, ſo manierlich, ſo zierlich zur Welt gekommen, ja ſelbſt die blaue Blouſe des Arbeiters, an und für ſich allerdings eine bedenkliche, eine unangenehme Erſcheinung, war ſo raſch wieder in den Hintergrund getreten gegen den ſchwarzen Frack des Bürgerkönigs und die geſtickten Uniformen ſeiner Adjutanten, daß es in der That das Rathſamſte ſchien, das fait accompli anzuerkennen, und gelten zu laſſen, was zu beſtreiten gefährlich, vielleicht ſogar verderblich geweſen wäre. Der Eine Louis Philippe, der da in Paris auf den Thron geſtiegen war, den Regenſchirm unterm Arm und — ich weiß nicht was unterm Herzen, brachte unter Machthabern und Regierenden mit einem Mal lauter kleine Louis Philippe's hervor: man fand ſich, mein' ich, mit der Freiheit ab, indem man ihr Raum zu geben ſchien, man ließ den Löwen Volk ein wenig brüllen — qu'ils chantent, tant qu'ils paient! „Brülle er! wenn er nur feſt ſitzt!“ —

Den Völkern dagegen (denn eine Täuſchung iſt der andern werth) war die Julirevolution gleichſam ein Unterpfand, ein Symbol deſſen geworden, was ein Volk vermag, das ſeiner ſelbſt bewußt wird und aus dieſem Bewußtſein die ſtolze, ruhige Kraft zum Handeln nimmt. Nicht für ſich allein, ſo hoffte man, hatten die Männer des Stadthauſes geſtritten, nicht die franzöſiſche Nation allein war es, „deren Charte fortan eine Wahrheit ſein ſollte“ —: vielmehr ein allgemeines Oſtern der Freiheit ſchienen dieſe drei Julitage werden, der Genius, der ſich damals in die kampferfüllten Gaſſen von Paris niedergelaſſen — mit ſieghaftem Flug fortan ſchien er die ganze Welt durchrauſchen zu wollen!

Daher die allgemeine und plötzliche Veränderung des Standpunktes, den die Politik bisher im Leben der Völker, beſonders in unſerm deutſchen Leben eingenommen. Nicht mehr, wie ſeit den Befreiungskriegen, iſt es die unklare Sphäre des Gemüths, in der eine romantiſche Politik mit mittelalterlichen Nachklängen ihre hohlen Blaſen treibt; es iſt nicht die träumeriſche Jugend mehr, die an Staat und Staatseinrichtungen ein unverſtandenes Intereſſe nimmt: die politiſche Theilnahme iſt mannbar geworden; Männer, Bürger, Gemeinden ſehen wir zuſammentreten zu gemeinſamer politiſcher Berathung; Volksvertretung, bisher nur lau geſchätzt, ja von dem Volke ſelbſt wenig gepflegt, gewinnt ſich mit einem Male volle Anerkenntniß und kräftige Unterſtützung; die Geſellſchaft ſogar in der alltäglichen Unterhaltung fühlt die Kraft, aus ihrer breiten, nichtsnutzigen Zerfloſſenheit in Zötchen und Anekdötchen ſich zur Theilnahme an der Politik zuſammenzuraffen.

Man hat wohl verſucht, dieſe allgemeinere Theilnahme an politiſchen Fragen, die wir als die nächſte Folge jener Juliustage erkennen müſſen, als etwas Unwichtiges oder gar Läppiſches zu verdächtigen: es ſei doch eben nur politiſches Geſchwätz, mit welchem Nichts gefördert werde; die vielgerühmte Freiheit ſei den plaudernden Stutzern nur eben wie jedes andere Dämchen, welchem ſie den Hof machen, ohne Herzensrührung, nur um die Zeit zu tödten.

Allerdings mögen wir dies nicht beſtreiten: was man Geſellſchaft heißt, hat immer nur geſchwatzt und will nur ſchwatzen. Aber immerhin iſt es, meinen wir, ein Unterſchied, ob ſie den höchſten Intereſſen der Zeit ſo viel Neigung abgewinnen kann, daß dieſe der Gegenſtand ihres Geſchwätzes werden, oder ob ſie immer und ewig ſich nur an Hof- und Stadthiſtörchen ergötzen will. — Noch Andere haben jene allgemeine Theilnahme nicht auf die Juliusrevolution als ſolche, als politiſches Begebniß bezogen, ſondern inſofern dieſelbe überhaupt ein Ereigniß, ja ſeit den letzten funfzehn Jahren das einzige Ereigniß geweſen, welches, die Langeweile der Thatenloſigkeit unterbrechend, die müßige Menge zu Verwunderung und Neugier angeregt habe. Dieſe jedoch, indem ſie die Julirevolution herabſetzen wollen, ſprechen ihr ſelbſt die höchſte Bedeutung zu, die ihr beigelegt werden kann: denn alſo nur was in das politiſche Leben, in das Volksbewußtſein machtvoll eingreift, iſt überhaupt ein Ereigniß, und jenen Stimmen, die noch kurz zuvor die Kehle einer Sängerin oder die Wade einer Tänzerin als Ereigniß proclamirten, iſt damit ihr Urtheil geſprochen. —

Während ſo von Weſten her das Erwachen des politiſchen Bewußtſeins wie ein leis erwachender Frühlingshauch in die Herzen einzog, ſollte im Oſten (gleich als wollte die Vorſehung uns zu Ermuthigung und Warnung eine vollſtändige Lehre geben) faſt zu derſelben Zeit die Tragödie Polens ſich vollenden. Glaubten wir drüben in Frankreich den heitern Beginn eines neuen, durch ſeine eigne Kraft ſiegreichen Volksthums zu erkennen, ſo ſahen wir hier den unrettbaren Untergang eines edlen ritterlichen Stammes, der, weil er die ſittliche Kraft verloren, zu ſeinem eigenen Bewußtſein und damit zu ſeiner Freiheit zu gelangen, von dem Uebergewicht fremder Gewalt zerbrochen ward. Und wie Mitleiden ſtets eindringlicher iſt und ſtärker, als Mitfreude, ſo war es beſonders das Schickſal Polens, welches die politiſche Theilnahme in immer weitern Kreiſen entzündete, die ſchlummernde erweckte, die ſchwankende und zaghafte zu fröhlichem Bekenntniß ermuthigte.

Als ſodann nach dem Falle Warſchaus die flüchtigen Polen durch unſere Länder zogen, wie allgemein, die fernſten Herzen wie nah verknüpfend war da das fromme Mitleid, das die Unglückſeligen empfing! Wie viel wahrer, wie viel herzlicher und energiſcher, als einige Jahre zuvor, da es die Sache der Griechen galt, war jetzt die Begeiſterung, mit welcher Männer, Frauen, Kinder in Unterſtützung und Pflege der Bedürftigen wetteiferten! Jeder einzelne Flüchtling, in der ſtolzen, ritterlichen Anmuth der polniſchen Nationalität, erſchien ſo edel, ſo liebenswerth, daß in den warmen Herzen der Menge keine Erinnerung an die Schuld der Geſammtheit aufkam, welcher ſie als Opfer gefallen waren, und die ſchwanken, faſt entwöhnten Ideen von Vaterland und Freiheit und Aufopferung, in dieſe edle Schmerzensgeſtalt der flüchtigen Polen verkörpert, eine neue und urkräftige Lebendigkeit gewannen.

Mit dieſem würdigen Gehalt aber, der durch das erwachende politiſche Bewußtſein in die Seelen unſrer Gebildeten gekommen war (denn der Natur unſerer Zuſtände gemäß blieb die große Maſſe des Volks, auf welche nur das Unmittelbare wirkt, unberührt von dieſen Reflexionen, dieſen Ahnungen und Vergleichen, zu denen die Gebildeteren ſich genöthigt fühlten), mußte auch die Poeſie eine andere werden. Die unbefangene Innigkeit der Uhland'ſchen Muſe mit ihrer Nachahmung verklungener Volksthümlichkeit, ihrem engen „würtemberger Recht" konnte der weithingreifenden Sehnſucht nicht genügen; Rückert hatte den machtvollen Klang ſeiner geharniſchten Sonnette gegen den morgenländiſchen Wuſt der Makamen vertauſcht; Heine aber und der ganzen Genoſſenſchaft der jungen Romantiker, als den letzten Sprößlingen jener Poeſie der Willkür, des Romanticismus überhaupt, macht es das Negative ihres Princips, des Witzes in abstracto, unmöglich, noch da eine wahrhafte Geltung zu behaupten, wo mit den poſitiven Begriffen der Freiheit und der ſtaatlichen Sittlichkeit eine Erfüllung ins Leben gekommen iſt.

Nur im Vorbeigehn ſei hier angedeutet, wie vor ſechzig Jahren ähnliche Ereigniſſe, als welche jetzt im Gefolge der Juliusrevolution das politiſche Bewußtſein unſers Volks emancipirten, der Beginn nämlich der franzöſiſchen Revolution und die Revolution des Geiſtes durch Kant, uns die großartige, dem damaligen deutſchen Weſen durchaus angemeſſene, die höchſten Intereſſen jener Zeit mit leidenſchaftlicher Liebe erfaſſende Dichtweiſe Schiller's hervorgebracht; wie dann die Romantiker es waren, welche Schiller ſeinen Lorbeer zu entreißen trachteten, und wie jetzt, durch keine der glänzenden Pointen befriedigt, in denen der Romanticismus in ſeiner raſchen und überraſchenden Entwicklung ſich abgemüht, unſer Volk, ſeiner ſittlichen Tiefe gemäß, aufs Neue nach Dichtern begehrte, die, wie Schiller ſeine Zeit, ſo jetzt den geiſtigen Gehalt der Gegenwart poetiſch verklären möchten. Ein ſolcher Dichter nun ſchien uns in Nicolaus Lenau zu werden.

Zwei Umſtände waren es zunächſt, welche, wiewohl ſie äußerlicher und faſt zufälliger Natur ſchienen, dennoch im Publikum ſogleich ein günſtiges Vorurtheil für ihn erweckten. Zuerſt, daß dieſe Gedichte aus öſterreichiſchem Lande kamen. Hatte man ſich doch gewöhnt, Oeſterreich ausgeſchloſſen zu denken von der geiſtigen Fortbewegung unſrer Zeit: und freilich, was bis dahin zumeiſt von Erzeugniſſen öſterreichiſcher Poeſie zu uns gedrungen war, jene fettwangigen Späße eines Caſtelli und Anderer, ließ wohl viel leibliches Wohlbehagen, allein wenig geiſtige Cultur vermuthen. Solcherlei argwöhniſche und abgeneigte Gedanken waren beſonders in der jüngſten Zeit, da in Folge der politiſchen Anregung Werth, Aufgabe und Bedeutung der einzelnen deutſchen Staaten und vornämlich der Gegenſatz zwiſchen Oeſterreich und Preußen mannigfach erwogen ward, gegen Oeſterreich laut geworden. Und gerade aus dieſem Utopien nun des Stillſtands und der Geiſtesmüdigkeit waren uns die muthigen Klänge der Grün'ſchen Muſe herübergekommen! von hier kam nun auch Lenau, der, wie Grün, die Freiheit offen im Banner trug! Ein freudiges Behagen, eine muthige Hoffnung ward dadurch in den Gemüthern wach: die geiſtige Bewegung hatte ſich nicht Stillſtand gebieten laſſen von der ſchwarzgelben Mauthlinie; auch drüben hatte ſie ihre Sprecher gefunden, die voll und frei, ſogar nicht ohne alle Gefahr perſönlicher Widerwärtigkeiten, die neue Bildung bekannten: und ſo wurden dieſe friſchen Lieder wie ein munterer Lerchengeſang begrüßt, der den ſiegreichen Feind des alten trüben Winters, den jungen Frühling, verkündet. —

Sodann verlautete ſchon damals in ungewiſſem, gern vernommenem Gerüchte, daß hinter dem beſcheidenen Namen Nicolaus Lenau's ein Glied der öſterreichiſchen Ariſtokratie, ein Edelmann (Niembſch von Strehlenau) ſich verberge. Auch dies, daß eben die Hochgeſtellten der öſterreichiſchen Geſellſchaft die Organe der fortſchreitenden Bewegung wurden (denn auch Auersperg's Autorſchaft war nicht lange ein Geheimniß geblieben), dünkte ein neuer Triumph, eine neue frohe Bürgſchaft für die allmächtige Gewalt jenes gemeinſamen Bewußtſeins, das mit immer kräftigeren Pulsſchlägen die Herzen aller Guten und Beſten zu erweitern und zu erwärmen ſchien.

Ungleich wichtiger jedoch, als dieſe beiden Rückſichten auf Lenau's bürgerliche und geſellſchaftliche Stellung, däucht uns ein Drittes, welches nur denen, die im Aeußerlichen eben nur das Aeußerliche zu erkennen vermögen, unwichtig erſcheinen kann: das magyariſche Element, welchem, wie alle ungariſchen Edelleute, ſei es durch Abſtammung, ſei es durch Angewöhnung, Nicolaus Lenau angehört. Sogar in dieſem Magyariſchen ſeiner Natur glauben wir den Schlüſſel ſeines Verſtändniſſes überhaupt zu finden: weshalb es uns geſtattet ſei, einige Augenblicke bei dieſem Punkte zu verweilen.

Auf der Grenzmark des Morgen- und Abendlandes gelegen, bildet Ungarn gleichſam das Außenwerk, auf welchem die Kämpfe zwiſchen Cultur und Barbarei in blutigen Scharmützeln ausgefochten wurden. Hier ſind Hunnen, Avaren, Mongolen, Türken in oft wiederholten Ueberſchwemmungen eingedrungen; aber ihre Fluthen verliefen ſich, wenn auch nicht ohne dem Boden, auf welchem ihre wilde Strömung ſich getummelt, manche unverwiſchbare Spuren einzuprägen. Der Magyare allein hat ſich als Herr behauptet: morgenländiſchen Stammes, doch vom wohlwollenden Schickſal früh aufgenommen in die Gemeinſchaft chriſtlichen Staatenlebens, hat er in jahrhundertlangem Kampfe dieſen Boden, den er inne hat, mit ſeinen weiten grünen Ebenen, den umbuſchten Rebenhügeln, den goldhaltigen Gründen gegen die ruheloſen Angriffe der Türken vertheidigt.

Die gewaltſame Anſtrengung dieſer Kämpfe nun, aus denen ſie endlich, wenn auch nur durch den Beitritt deutſcher Kraft, ſiegreich hervorgegangen ſind, hat bei den Magyaren ein Bewußtſein poliſcher Geltung, einen Freiheitſtolz möchten wir ſagen, hinterlaſſen, der auch, nachdem Ungarn in den Verband der öſterreichiſchen Staaten aufgenommen worden, ihnen eine freie Selbſtſtändigkeit erhalten hat. So, von Haus aus ein Volk der Roſſe, ſtolz, lebhaft, ritterlich, fühlt der Magyare mit keckem Bewußtſein ſich zugleich als Eroberer, dann als ſieghafter Vertheidiger des eroberten Landes, deſſen er noch heut in dem ſtolzen Gefühl ſtets erneuerter Errungenſchaft mit einer Art bräutlichen Ungeſtüms genießt.

Denn nur gering iſt die Zahl geſchloſſener Dörfer und Städte, der wir in den magyariſchen Strichen Ungarns begegnen: der größte Theil der korn- und weidereichen Ebenen liegt offen wie ein weiter Tummelplatz für den nomadiſchen Uebermuth ihrer Bewohner; Scheuern, Speicher und Ställe verſchmähend, vertrauen ſie der eigenen Obhut der Natur, dem freien Himmel ihre Ernten, ihre Vorräthe und den Reichthum ihrer Heerden an. Und wie der Magyare in dieſer unverkümmerten Freiheit ſeines Landes genießt, ſo hat er ſich auch in ſeinem lockern bürgerlichen Verband eine Freiheit bewahrt, die faſt an den geſetzloſen Zuſtand der Willkür grenzt. Keine jener polizeilichen Einrichtungen, die uns nothwendig verbunden dünken mit der Sicherheit des Lebens, läßt der Magyare ſich beſchränken: ſelbſt die Poeſie des Räuberlebens hat bei ihm noch nicht nöthig gehabt, ſich in die vergriffenen Bände der Leihbibliotheken zu flüchten, ſie waltet frei im Lande, und erfüllt die finſtern Schluchten des Bakonywaldes und die ſagenreichen Ufer des Balaton mit immer neuen Abenteuern. Dem Räuber nachziehend, begegnet uns auf ſeiner ewigen Flucht der wandernde Zigeuner, mit dem morgenländiſchen Schnitt des Geſichtes, den brennenden Augen, den geheimnißvollen Tänzen den Magyaren an die gemeinſame Wiege im Orient erinnernd. In weiteren Kreiſen ſodann, das Centralgebiet der magyariſchen Sitze umgebend, wohnen Slawen, Slowaken, Wallachen und Serbier und die in täglichen Kämpfen auf Krieg und Sieg angewieſenen Bewohner der Militärgrenze. Alle dieſe, in buntem Völkergemiſch, geben dem geſammten ungariſchen Leben eine Farbe der Urſprünglichkeit, wie ſie in dieſem Maße außer Ungarn kein anderes Grenzland ſehen läßt. Unter ihnen Allen aber waltet der Magyare allein mit angeborenem ſtolzen Selbſtgefühl: denn er allein fühlt ſich als Eroberer, Vertheidiger, Gebieter. —

Aber mitten in dieſes magyariſche Leben hinein ſtreckt nun das germaniſche Princip ſeine weltumſchlingenden Arme. Nicht nur, daß ſchon ſeit Jahrhunderten deutſche Anſiedler ſich in Ungarn niedergelaſſen, und mit der dem deutſchen Weſen eigenthümlichen ſiegsgewiſſen Ausdauer feſten Fuß gefaßt haben in dem wilden Völkerſtrudel, ſo daß der Magyare ſchon ſeit Langem genöthigt war, in Allem, was Ackerbau und Landescultur überhaupt angeht, die

Sache, oft ſogar mit dem Namen, von dem fleißigen und erfindſamen Deutſchen zu entlehnen; nicht nur, daß durch Deutſche die Grundlage der neuen Zeit, der Proteſtantismus, in Ungarn wenn nicht die Herrſchaft, doch Anerkennung und geſetzmäßiges Walten erlangt hat; daß endlich ſelbſt in der magyariſchen Hauptſtadt Ungarns, unter den Edlen und Großen des Landes, deutſche Sprache und deutſche Literatur einheimiſch geworden ſind: auch der Staat, welcher Ungarn vor der Uebermacht der andrängenden Türken gerettet und es jetzt in ſeinen weiten Verband aufgenommen hat, iſt ein deutſcher. Und wenn der Magyare in Ungarn ſelbſt nur die großartigen und wohlthätigen Einflüſſe des deutſchen Princips (und auch dieſe, ſeiner Natur gemäß, nicht ohne Widerſtreben) auf ſich wirken läßt, ſo wird ihm drüben in Wien, wohin der reiche Glanz des kaiſerlichen Hofes den auf Kleiderpracht und buntes Geſchmeide ſtolzen Magyaren ruft, in den Kanzleien der Hofburg, in der Spießbürgerlichkeit der wiener Geſellſchaft auch das Befremdige und Beengende des deutſchen Weſens nicht entgehen. So, daheim wie draußen, fühlt er ſich innerlich beunruhigt und beängſtigt durch das deutſche Weſen, das ihm die farbenreiche Urſprünglichkeit ſeiner Zuſtände zu trüben ſcheint; er fühlt, daß er ſich ihm nicht entziehen kann und daß auch an ihm das wahrhaft Welterobernde des germaniſchen Geiſtes ſich bewähren wird: aber nur ungern und nur mit Widerſtreben wird er ſich von ihm bewältigen laſſen.

Alle dieſe Elemente nun, welche wir hier mit flüchtiger Hand zu umzeichnen verſucht haben, finden wir in Nicolaus Lenau wieder: und iſt es anziehend zu ſehen, wie mit ihnen die Anſprüche und Bedürfniſſe unſerer Zeit bis auf einen gewiſſen Punkt hin ſich glücklich begegnen, wie aber im weiteren Verlauf es eben Lenau's magyariſche Natur iſt, welche ihn in der vollkommenen Durchbildung zum Dichter ſeiner Zeit mannigfach aufzählt und behindert.

Wir haben oben die Zeit, in welche Lenau's erſtes Auftreten fällt, durch das Erwachen des politiſchen Bewußtſeins charakteriſirt. Dieſem gemäß iſt es die politiſche oder liberale Richtung ſeiner Muſe, die ihm zuerſt die Herzen des Publikums gewann. Dieſes Politiſche, dieſe Freiheitsfreude (wie wir es nennen dürfen) tritt bei ihm um ſo liebenswürdiger auf, als ſie ein ſeiner Natur Angeborenes, Selbſteigenes iſt, in nichts verkümmert durch die künſtliche und abſichtvolle Verſtimmung der ſogenannten jungen Schule. In ſeinen Anfängen freilich fehlt dem poetiſchen Ausdruck dieſer Begeiſterung auch nicht jenes hohle renommiſtiſche Weſen, das nun einmal das Erbtheil aller Jugend, alſo auch der jugendlichen Freiheit zu ſein ſcheint. Unter dieſe früheſten Jugendgedichte werden wir z. B. jene „Ode an einen Tyrannen“ rechnen müſſen, die wir in der erſten Ausgabe der Gedichte finden (S. 214), und die durch die hohle Aeußerlichkeit ihrer geſpreizten Redensarten uns ſehr lebhaft an Schubart's Rodomontaden erinnert:

Tyrann! Des Blutes, welches in Schlachten Du
Vergoſſen kalt, das rauchte vom Henkerbeil,
Das, Deinen Qualen zu entrinnen,
Strömte Dein Sklave mit eigener Hand hin:

Des Blutes ſoll ein jeglicher Tropfen einſt
Vor Deinem Aug' in ſtrafender Ewigkeit
Aufſchäumen, ſchwellen zum Vulkane,
Der von den Seligen ſtreng Dich ſcheidet!

Aber die angeborene Geſundheit unſers Dichters ließ ihn nicht lange in dieſer nebelhaften Sphäre verweilen, und es iſt bedeutſam für die Entwicklung Lenau's, daß eben dieſe Ode aus den ſpäteren Ausgaben der Gedichte ausgemerzt ward: wiewohl auch hier noch Gedichte von ähnlicher Weſenloſigkeit begegnen (vgl. S. 222, 224).

Wir haben dem Dichter Glück zu wünſchen, daß gerade in ſeine Entwicklung jene polniſche Kataſtrophe fiel, die — den Untergang eines benachbarten, durch mannigfache Bezüge nahſtehenden Volkes herbeiführend — wie ein plötzlicher Sonnenſtrahl Lenau's poetiſche Reife gezeitigt hat. Hier fand die junge Begeiſterung Stoff und Raum, ſich plaſtiſch zu geſtalten: wobei die nachbarliche Kenntniß der polniſchen Zuſtände, ihres Bodens und ihrer beſondern Färbung den Dichter kräftig unterſtützte, indem an der Wahrhaftigkeit dieſes Erlebten die ungewiſſe Stimmung der früheren Gedichte wie ein leichter Nebelhauch zerrann. Wie ſehr dieſe Polenlieder der erregten Stimmung der Zeit entgegenkamen, brauchen wir nicht mehr zu erwähnen; durch ſie beſonders wurde die Neigung des Publikums erworben und begründet. Ja wir möchten den Klang dieſer Lieder einem Zauberglöckchen vergleichen, das, wo es tönt, alle Herzen zu warmem Mitgefühl erweckt. Daß aber der Dichter auch ſpäter weder Kraft noch Luſt verlor, dieſen Ton anzuſchlagen, beweiſt uns jene „Nächtliche Fahrt,“ die wir noch in den neueſten Gedichten leſen: ein Schlitten, in wilder Haſt die beſchneiten Wälder Polens durchſtürmend, Roſſe und Führer von hungrigen Wölfen bedroht, angegriffen, faſt ihnen erliegend: nur der innen ſitzt, der Woyewode, bleibt regungslos in der drängenden Todesnoth: denn er iſt ſchon todt! eine Leiche, erſchoſſen im Duell von ſeinem Todfeind, dem Ruſſen! Und ſo geht die Fahrt ſtürmiſch weiter:

Der Wind erwacht und raſſelt an der Föhre,
Das Glöcklein ſchallt, es dunkelt vor den Roſſen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond verdroſſen
Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre —

Das mahnt uns an die Träume eines Czaren,
Der gerne möcht' in winternächtigen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an ſein Roß gebunden,
Das todte Polen durch die Haide fahren.

(S. 84.)

Dieſe meiſterhafte Wendung des Schluſſes, das Ereigniß des Gedichts aus dem Zufälligen und Anekdotenhaften erhebend, iſt von außerordentlicher Wirkung und höchſt charakteriſtiſch für Lenau's Talent und Auffaſſung im Allgemeinen.

Auch in dieſen Polenliedern iſt es intereſſant zu ſehen, wie die reifere Bildung des Dichters ihn in ſich immer klarer und fröhlicher macht und dem wahrhaft Poetiſchen immer näher befreundet. Jenes lebensvolle, in friſcheſtem Takt ſich frei bewegende „Lied in der Schenke“ ſchloß in ſeiner urſprünglichen Geſtalt mit dem herben Mißton eines wilden und bittern Fluches:

Aber kommt die Rache nicht,
Mag der Vogel mit dem Halme,
Was da lebt im weiten Licht,
Sterben in des Fluches Qualme,
Und die Sonn' erſticke drin,
Daß die Erde ſcheide hin!

(Ged. S. 18.)

Dieſe Strophe fehlt in den neueſten Ausgaben, ſo daß jetzt nichts mehr die muthige, hoffnungsvolle Begeiſterung dieſes Liedes ſtört:

Raſch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen,
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem ſchwarzen Hauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach!

(S. 144.)

Nicht ſo glücklich im Schluß und auch in ſeiner ganzen Form minder zuſammengehalten und wohlgeſtaltet ſind die „Zwei Polen" der ſpäteren Sammlung (S. 51); immer indeß werden wir Lenau's Polenlieder zu dem Bedeutendſten und Beſten zählen dürfen, was von poetiſchen Erzeugniſſen jene Zeit hervorgebracht hat.

Gewannen nun dieſe Polenlieder unſerm Dichter raſch und entſchieden die Liebe zahlreicher Gleichgeſinnten, und war auch die reflectirende, ſinnige Weiſe, in welcher durch andere Gedichte der Hauch der Freiheit weht, wiewohl weniger poetiſch, ſo doch der deutſchen Weiſe nicht unangemeſſen: ſo half, in weiteren Kreiſen ihm Gunſt und Theilnahme zu erwecken, dem Dichter nicht wenig das Neue und Fremdartige in dem Landſchaftlichen und Localen ſeiner Gedichte. Jene weiten ungariſchen Steppen, die flüchtigen Roſſe mit ihren ſchmucken, ſtolzen Reitern, der geheimnißvolle Zigeuner, der frohe, freie Räuber in ſeiner einſamen Waldesnacht — das Alles erregt uns ohne Weiteres einen ahnungsvollen, ſüßbehaglichen Schauer.

Indem daher Lenau, dem dies ein Selbſtgeſchautes, Selbſterlebtes iſt, dieſe reiche Scene als ſein Eigenthum, als einen Schatz gleichſam betrachten darf, deſſen poetiſcher Verweſer er iſt, ſo wird er ſchon durch das Pikante, das die Neugier ſtachelt, auf manche Leſer eingewirkt haben. Das Aeußerliche der Scene allein macht es freilich nicht, und wem die Natur das innere poetiſche Auge nicht erſchloſſen, den wird es ſo wenig fördern, in Ungarn oder Griechenland oder auf welchem poetiſchen Theater ſonſt geboren zu ſein, als es unſern Wüſtenſängern helfen kann, wenn ſie „gelehnt an eines Hengſtes Bug“ oder gar auf ſchlankem Kameelhals ſich wiegend, ihre Luftreiſe nach beiden Indien unternehmen. — Auch hier hat Lenau, begünſtigt durch ſeine magyariſche Natur, ſich bald den leeren Anfängen des Aeußerlichen, wie wir ſie etwa in „Abendheimkehr“ (1. Aufl. S. 19) finden, entziehen mögen. Wir haben oben angedeutet, mit welcher bräutlichen Liebesluſt der Magyare ſeines Landes genießt. Von dieſem innigen Zuſammenleben mit der Natur ſehen wir in Lenau die gereifte Frucht, inſofern es ihm auf eine neue und durchaus glückliche Weiſe gelungen iſt, ſich in die Natur hineinzuleben und die Innerlichkeit ſeines Gemüths ſo mit dem Aeußerlichen der Natur zu verweben und zu verwachſen, daß Beides nun ein gemeinſames Neues wird. Auf dieſe ſeine Weiſe dürfen wir eines ſeiner Gedichte anwenden, in welchem er das Unweſen unſrer jungen Bilderdiener verſpottet hat:

Was Ihr Bild nennt unverſtändig,
Iſt nur Gleichniß kalt und hohl,
Wo der Geiſt nicht ein Symbol
Mit der Sprache zeugt lebendig u. ſ. w.
(Neuere Ged. S. 329.)

Durch dieſes Ineinanderbilden des Innerlichen und Aeußerlichen erhalten Lenau's landſchaftliche Schilderungen ihre Würde und ihre Bedeutung: durch das Gemüth, mit dem er das Starre und Zufällige der Natur zu ſchmelzen und zu veredeln weiß, erfreuen uns ſeine Heidebilder, erfreuen uns Gedichte, die, wie die „Werbung“ (1. Aufl. S. 22), vor Allem die prächtige „Heideſchenke“ (S. 199), oder unter den neueren Gedichten der „Steyrer Tanz“ (S. 66) und „die drei Zigeuner“ (S. 67) uns ebenſo anmuthige, wie lebendige Bilder einer reichen, fremden Volksthümlichkeit geben.

Erwägen wir nun, daß das Publikum ſchon von den Romantikern her an Waldnacht, Blätterrauſchen, Jäger- und Zigeunerleben gewöhnt war, daß es aber an dieſer Abſichtlichkeit des romantiſchen Dämmerweſens kein geſundes Behagen hatte faſſen können, und daß es daher mit voller Freude Lenau's Waldeinſamkeiten begrüßte, in denen nicht ſpukhafte Einſiedler, heilige Bonifaze, ſieche Mägdlein ſich umtrieben, ſondern raſche, lebenskräftige Geſtalten, deren Wahrheit man fröhlich fühlte: — ſo ſehen wir auch hier wieder, wie Lenau's Mitgift magyariſcher Abſtammung den Bedürfniſſen und Wünſchen der Zeit entgegenkam.

Ueberhaupt wäre es intereſſant, zu unterſuchen, welche Rolle das Landſchaftliche oder vielmehr das Hineinlegen des Gemüths in die Natur als ein Symbol unſrer inneren Zuſtände in der Entwicklung der Poeſie ſpielt. Wie wenig dieſer Sinn bei den Alten erſchloſſen war, iſt mehrfach erwähnt worden; es genüge hier, damit wir aus der jüngſten Entwicklung der deutſchen Dichtung nur Eines hervorheben, an Schiller zu erinnern, der mit derſelben Energie, mit welcher unſere heutigen Dichter die Natur durchdringen, die Geſchichte durchdrang und aus der Geſchichte menſchlicher Zuſtände den Bilderſchmuck und die compactere Fülle nahm, deren ſeine reflectirende Lyrik bedurfte, — und wie, während die breiten Lehrgedichte geſchwätziger Naturbeſchreiber, denen die Natur eben nur ein Aeußerliches blieb, allgemach verklangen, ſchon damals Göthe ſein unvergleichliches Mondlied dichtete: „Füllest wieder Berg und Thal ſtill mit Nebelglanz!“ Erſt unſerer neueſten Zeit war es aufbehalten, die Natur vollſtändig durchdringend, ſie ſelbſt in den Geiſt aufzunehmen und ſolchergeſtalt in die Poeſie einzuführen. Von dieſem Geſichtspunkt aus darf man Lenau's Vertiefung in die umgebende Natur eine hohe und in gewiſſem Sinne univerſale Bedeutung nicht verſagen. —

Wenn es nun hienach gelungen iſt, zwei vorzügliche Richtungen der Lenau'ſchen Poeſie, die politiſche nämlich oder liberale und jene andere, die wir mit kurzem, wenn auch falſchem Namen als die landſchaftliche bezeichnen wollen, aus der Anlage ſeiner magyariſchen Natur abzuleiten: ſo ſcheint es ſchwierig, eben daher ein drittes Element zu erklären, das mit merklichem Uebergewicht in Lenau hervortritt und das überhaupt in Frage zu ziehen nach den Aeußerungen unſers Dichters etwas Mißliches hat und faſt Gehäſſiges. Wir meinen jene Melancholie, jenes Verſunkenſein in Schmerz und Trauer, jene Klage, die ſich oftmals zu lautem Jammer ſteigert und die ſchon oberflächliche Beurtheiler als etwas Weſentliches der Lenau'ſchen Poeſie erkannt, durch das er allerdings bei einer gewiſſen Stimmung oder Verſtimmung unſrer Zeit mag Anklang gefunden haben.

Denn in die thränenreiche Willkür des Gefühls hatten ja die Romantiker ſich gerettet, und Heine, welcher nöthig war, um die Nichtigkeit dieſes Princips an ſich ſelbſt darzuthun, hatte in nothwendiger Conſequenz den Schmerz zum Witz gemacht. Das Publikum war daher bereits gewöhnt an dieſe jammervollen Verſtimmungen; ja hatten ſelbſt ältere Männer (wir denken dabei an den weichen, weibiſchen Gentz, den Zögling des Romanticismus) ſich durch die freche Energie der Heine'ſchen Art betäuben laſſen, ſo war ſie auf's Höchſte willkommen der ſchwankenden Unklarheit der heranwachſenden Jugend, wie es denn auf lange hinaus das Loos unſrer jungen Leute ſein wird, eine Zeit lang Heiniſch zu denken und zu fühlen. — In Lenau ſind es allerdings keine Wiederklänge Heine'ſcher Frivolität, die uns verletzen, und wir ſind durchaus geneigt, ihm zuzugeſtehen, was er in ſchönen und würdigen Worten von dem Kritiker fordert:

Wenn gegen falſchen Schmerz Du Dich ereiferſt
Und Thränenkünſtelei, ſo haſt Du Recht.
Doch haſt Du was von einem Henkersknecht,
Wenn Du mit Spott den wahren Schmerz begeiferſt.

Verfolge rüſtig, wo Du kannſt, die Lügen,
Die Wahrheit ehre; iſt Dir wohl zu Muth,
So ſollſt Du zügeln Dein vergnügtes Blut,
Und zur Geſundheit nicht die Roheit fügen.

Auch Freuden giebt es, die nur Freuden ſcheinen,
Und mehr vielleicht, als Schmerzen, die nicht wahr;
Wem Luſt blüht, lache; traure, wem ſie bar,
Und iſt's ein Dichter, mag ſein Lied auch weinen.
(Neuere Ged. S. 310.)

An die Wirklichkeit ſeiner ſchmerzlichen und trüben Stimmungen alſo glauben wir; woran wir aber nicht glauben, das iſt, daß die Poeſie wie eines jener Klageweiber ſei, die mit zerrauftem Haar, die Brüſte ſchlagend, ihr lautes Wehgeſchrei als einen Schmuck feierlicher Beſtattungen darbringen. Aller Schmerz, meinen wir, iſt nur ein Vereinzeltes, Vergängliches; die Macht der Poeſie aber iſt es, daß ſie durch dies Vergängliche der Trauer das heitre und ewig wandelloſe Licht des Allgemeinen, das iſt Gottes, hindurchſcheinen läßt. Nur dieſer verklärte, dieſer ſchöne Schmerz, welcher durch Thränen lächelt, hat poetiſche Geltung. Wie möchten wir uns anders auch geneigt fühlen, die Thränen des Dichters mitzuweinen und unſer Selbſt zu ſchmerzlicher Erſchütterung ihm hinzugeben, wenn es bei dieſen Thränen, dieſem Schmerz, dieſer vergänglichen Trübung ſein Bewenden haben ſollte!

Lenau hat lange zu kämpfen gehabt, ehe er über dieſe abſtracte Vergänglichkeit hinausgekommen:

Horch' ich hinab in meines Buſens Tiefen,
„Vergänglichkeit!" klagt's hier auch meinem Ohr,
Wo längſt der Kindheit Freudenkläng' entſchliefen,
Der Liebe Zauberlied ſich ſtill verlor;
Wo bald in jenen Seufzer bang
Hinſtirbt der letzte frohe Klang.
(Ged. 2. Aufl. S. 217.)

Vergänglichkeit! wie rauſchen deine Wellen
Durch's weite Labyrinth des Lebens fort!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
Dir baut kein Damm entgegen ſich, kein Hort!
— — — — — — —
Es brauſ't in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!
(Ged. 1. Aufl. S. 169.)

Darum erſcheint ihm das Leben auch als ein Eitles und Nichtiges, welches von ſich zu werfen wohl ein wünſchenswerthes Loos:

> Eitles Trachten, eitles Ringen
> Frißt dein Bischen Leben auf,
> Bis die Abendglocken klingen,
> Still dann ſteht der tolle Lauf.
> (Ged. S. 20.)
>
> Iſt's nicht eitel und vergebens,
> Lieben Freunde, ſaget an!
> Durch den Wüſtenſand des Lebens
> Sich zu wühlen eine Bahn?
>
> Streut auch unſer Fuß im Staube
> Spuren aus von ſeinem Lauf,
> Gleich, wie Geier nach dem Raube,
> Kommt ein Sturm und frißt ſie auf. (S. 47.)

In dieſer Mißſtimmung, doppelt gefährlich, weil ſie ſich nirgend bis zur Energie eines Widerſtandes, und wär' es der eitle Widerſtand der Verzweiflung, ermuthigt, verſchmäht er denn auch die Hoffnung, die den bedrängten Dichter aus dem Trüben und Mißlichkeit des Augenblicks in eine hellere Zukunft verweiſen will:

> Hoffnung! laß allein mich wallen,
> Gaukle nicht um meine Bahn!
> Deine Sterne ſind gefallen,
> Und mich täuſcht kein holder Wahn! — —
>
> All' dein Wort iſt Windesfächeln;
> Hoffnung! dann nur trau' ich dir,
> Weiſeſt du mit Troſteslächeln
> Mir des Todes Nachtrevier! (S. 125. 127.)

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
Verbuhlte mir den Augenblick,
Beſtahl mit frecher Lügenſtirne
Mein junges Leben um ſein Glück.

Nun iſt's vorüber; in den Tagen,
Als ihr Betrug in's Herz mir ſchnitt,
Hab' ich das ſüße Kind erſchlagen,
Und mit dem Leben bin ich quitt.

(S. 80.)

Selbſt die allgemeinſte Hoffnung auf ein gerechtes und verſöhnendes Jenſeit, in deſſen ſehnſüchtige Erwartung der „Todesmüde" (S. 157.), meinten wir, ſich um ſo williger retten wird, je weniger er hier bereits die endliche Verſöhnung allen Zwieſpaltes finden konnte, bietet ihm keinen Boden, in welchem er mit fröhlichem Muthe wurzeln mag:

Mir gilt es gleich,
Ob Leben — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenſeits auch ein mildes Licht,
So fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt,
Mit ſeinem Zorne niederſchlägt. — —
So lang dies Herz auf Erden ſchlug,
Hab' ich erlebt genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verſchwinden,
Ein Loos der Sehnſucht werth zu finden. — —
Doch iſt es anders mir beſchloſſen,
Wird drüben neu mein Leben ſproſſen:
Werd' ich gelaſſen, ohne Zagen
Auch meine Ewigkeit ertragen.

(S. 170. 171.)

So kann es denn auch nicht fehlen, daß unſer Dichter endlich in jenen melancholiſchen Eigenſinn, jene fataliſtiſche Caprice unſrer Weltſchmerzdichter hineingeräth, welche von vorn herein Schmerz und Qual als ein ihnen zuſtehendes Recht und Eigenthum mit eitler Abſichtlichkeit für ſich in Anſpruch nehmen:

Du geleiteſt mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern ſich ſtrahlend heben,
Mag er ſinken — weicheſt nie! (S. 106.)

Herein, herein, du finſterer Geſelle!
Du biſt in meiner Bruſt kein neuer Gaſt,
Ich öffne dir die trümmervolle Zelle,
In welcher dein Geſchlecht ſchon oft geraſt.
(S. 84; vergl. 172.)

Deine Braut heißt Qual — den Segen
Spricht das Unglück über Euch! (S. 50.)

Aber wie hier der Dichter ſein Element, das Schöne, verlaſſen hat, ſo verläßt, in gerechter Vergeltung, auch ihn ſogleich jenes inſtinctartige Gefühl des Schönen, das dem Dichter eigen iſt, und ſelbſt ſein Ausdruck, ſonſt edel und rein, ſinkt hier bald in leere Phraſen,

(Am Strand des Lebens irr' ich, ſtarre düſter
In's Todesmeer, umhüllt von Nebelflor,
Und immer wird der Strand des Lebens wüſter,
Und höher ſchlägt die Fluth an ihm empor.
u. ſ. w. S. 78.)

bald zu widerwärtigen Bildern herab. (S. 92. 102. 110 112. 134.)

Auch dem unbefangenſten Leſer muß hier die Frage aufſtoßen, was den Dichter zu dieſen endloſen Klagen berechtigt und was Ungeheures Welt und Leben gegen ihn verbrochen. Sogar dieſem wird es auffällig ſein, daß aus den Lenau'ſchen Liedern ſelbſt ſich nichts nachweiſen läßt, was man wie eine Berechtigung dieſer trübſten Lebensanſicht deuten dürfte. Der Tod eines Freundes, die Untreue einer Geliebten, Dinge überdies, an die ſämmtliche Lyriker, von Urzeiten her, uns gewöhnt haben, werden wohl erwähnt; doch nicht einmal der Dichter ſelbſt ſtellt ſie als die Quelle dar, welcher ſeine Thränen entfließen.

Vielmehr ‚es iſt eine allgemeine abſtracte Verſtimmung, ein Schmerz, der keinen anderen Grund, keine andere Quelle zu haben ſcheint, als ſich ſelbſt; es iſt ein tiefes, unheilbares Gefühl von der allgemeinen Vergänglichkeit aller Dinge, eine (möchten wir ſagen) angeborene, prädeſtinirte Scharfſichtigkeit für die unvermeidlichen und allgemeinen Unvollkommenheiten der Erde, ein ewiges Bewußtſein des nahen, des unentrinnbaren Todes, der, während das Roß mit gierigem Maule noch die letzten Halme aufrafft, ſchon, ein unerbittlicher Reiter, dem Widerſtrebenden die Sporen in die Flanke drückt! (S. 111.)

Aber zugegeben, daß es einen Standpunkt giebt, von dem aus die Erde ſich in der That nur wie ein

Jammerthal anſieht, daß Stimmungen vorkommen, in denen uns aus allen Blumen, allen Blüthen nur ſchlecht verhüllte Gräber entgegenlauſchen, ja wo der Himmel ſelbſt, der lächelnde, blaue, uns nur ein allgemeines, weites Grabtuch dünkt: iſt dieſer Standpunkt deshalb auch künſtleriſch berechtigt? ſind dieſe Stimmungen wahrhaft poetiſch? **Iſt es überhaupt die Aufgabe der Poeſie, das ewig klagende, das Leichenhuhn der Welt zu machen?** Und welchen Antheil wird ein Dichter verdienen, der, ſtatt die Welt mit der Gewißheit des Göttlichen ſiegreich zu verklären, vielmehr, ſo weit ſein Blick reicht, überall nur die finſtern Schatten einer in ſich troſt- und haltungsloſen Weltanſchauung, recht eigentlich die Schatten des Todes, um ſich verbreitet?!

Und zumal in dieſen unſern Zeiten, wo die Poeſie der jungen Dichter, wie die Sangfähigkeit gewiſſer Vögel, ſich regelmäßig mit einer Art von Krankheit, gewiſſermaßen einem geiſtigen Pips entwickelt, in dieſen Zeiten der Zerriſſenheit, des Weltſchmerzes, der allgemeinen Verſtimmung: wird ſelbſt die künſtleriſche Schönheit, die Harmonie der Form, welche Lenau dieſen ſeinen Klagen mitunter zu geben weiß, uns verſöhnen dürfen mit ihrem düſtern, in ſich unharmoniſchen Inhalt? Ja werden wir nicht umgekehrt vielmehr mit dem Dichter zu rechten haben, der ſolch glückliches Talent, ſolch reiches natürliches Vermögen an ſo unglücklich unfruchtbare Stoffe verſchwendet?

Aber doch vielleicht giebt es eine Erklärung, welche dies an ſich ſo unerfreuliche Phänomen nicht zwar entſchuldigt: auf Entſchuldigungen, gütliche Auslegungen, Bemäntelungen hat die Kritik ſich nirgend einzulaſſen, eine Sache, die nur durch dieſe Mittel zu retten ſtände, wäre verloren durch ſich ſelbſt: nein, eine Erklärung meinen wir, welche dieſe Erſcheinung ſogar rechtfertigt, indem ſie dieſelbe als ein nothwendiges Product gewiſſer geſchichtlicher Factoren, ein unvermeidliches, natürliches Ergebniß beſtimmter thatſächlicher Ereigniſſe nachweiſt — eine Erklärung, mit Einem Worte, die wir dem Dichter nicht nach Belieben zugeſtehen oder verweigern dürfen, nein: die er, als ſein Recht, ſogar verlangen darf.

Erinnern wir uns zu dieſem Ende an dasjenige, was im Eingang dieſes Aufſatzes über die geheime Bedrängniß, das Mißbehagen, die Verſtimmung geſagt wurde, in welche der Magyare im Allgemeinen dem deutſchen Elemente gegenüber geräth: eine Verſtimmung, die ſich aus den Verhältniſſen eines urſprünglichen, eines Naturvolkes, im Gegenſatz zu den complicirten Zuſtänden reich entwickelter Culturvölker, ſehr leicht begreifen läßt.

Was nun dort im Großen einer ganzen Nation, das iſt hier dem Einzelnen widerfahren: Lenau, mit der

Urſprünglichkeit, der Wahrheit und Tiefe ſeiner Empfindungen, mit ſeinem angeborenen Freiheitſinn, mit dieſer ganzen ſtolzen Ritterlichkeit des Charakters — wie wäre es ihm möglich, ja wie wäre es ihm nur erlaubt — erlaubt vor ihm ſelbſt! ſich glücklich, wohl, friedfertig zu fühlen in unſrer cultivirten Welt, der Welt des Scheines, der Lüge, der Verſtellung! Dieſe Bilder ſeiner Heimath, die ſeine Bruſt durchziehen, dies Rauſchen der Wälder' dieſer Duft der Steppen, dieſe wildklagenden Lieder der Zigeuner — wie könnten ſie ſich ohne Kampf, in Frieden zugeſellen dieſen ſo ganz andern, ſo ganz fremdartigen, vielfarbigen, blendenden Eindrücken des modernen Lebens!

Und doch weiß der Dichter ſelbſt, daß es im Grunde doch dieſes Leben iſt, welches Recht behält! Doch fühlt er ſelbſt, daß die großen Fragen, deren Löſung ſeine Seele ungeduldig entgegenlechzt, die Fragen der Freiheit, der Bildung, der Menſchenwohlfahrt, niemals gelöſt — ja nicht einmal aufgeworfen, nicht einmal gedacht können ſie werden auf ſeinem heimathlichen Boden! Doch fühlt er ſelbſt, daß die Romantik des Naturlebens, wie ſüß, wie bezaubernd ſie auch ſei, dennoch die Grenze der Menſchheit nicht iſt, nicht ſein darf! Doch ahnt er, in ſchmerzlich bewegtem, qualzeriſſenem Herzen ſelbſt, daß nur aus dem Strudel dieſer widerſpruchsvollen, zerriſſenen, gährenden modernen Welt, nur aus dieſen Kämpfen, Widerſprüchen, Räthſeln des modernen Bewußtſeins die wahre Perle der Bildung, der wahre Preis des Lebens errungen werden kann!

Dies, wenn wir nicht irren, die Quelle jener allgemeinen, anſcheinend ſo grundloſen Verſtimmung, dies der Einſchlag, der geſchichtliche, thatſächliche, zu jenem finſtern, mißfarbigen Schleier, der das Auge der Lenau'ſchen Muſe umflort: die Sehnſucht nach einer Urſprünglichkeit, die er doch ſelbſt nicht mehr als berechtigt anerkennen kann, die Scheu vor einer Bildung, der er doch zugeſtehen muß, der wahre Herr der Welt zu ſein.

Wohlan denn: ſo gilt es die Wahl! es gilt den Kampf! es gilt die tapfre, männliche Entſcheidung!

Aber ehe er noch dieſen Kampf eingeht, macht der Dichter noch einen letzten Verſuch, den beiden Parteien, die ſich um ihn ſtreiten, die gleichſam ringen um ſeine Seele, ſich überhaupt zu entziehen und für neue, naive Beſtrebungen einen neuen, naiven Boden zu gewinnen: er kehrt der alten Welt und ihren Kämpfen den Rücken, er wandert aus nach Amerika — nicht dem Amerika der Rieſenſtädte, der Eiſenbahnen, Dampfſchiffe, Banken, Bankerotte: nein! in das rohe, uncultivirte, in die Einſamkeit des Urwalds flüchtet, an dieſen offnen, nackten Buſen der Natur wirft er ſich, er will nicht mehr genießen, nicht mehr kämpfen — bloß noch ruhen, bloß noch vergeſſen!

Vergebliches Bemühen! — Wer einmal von dem Apfel der Erkenntniß gekoſtet, der muß ihn, wie ſauer er ihm ſchmecke, verzehren und verdauen — oder daran ſterben; wer der Helena unſrer Tage, der Bildung, der Erkenntniß, einmal ins Auge geſehen, der muß ſie erringen oder das Leben laſſen für ſie: fliehen kann er nicht mehr! — Kaum daß der Kiel, von Europa gewandt, die erſten Wogen durchfurcht, da ſchon fühlt das Herz des Dichters ſich von Sehnſucht bewältigt; klagende Lieder fliegen rückwärts an den kaum verlaſſenen Strand, ja die Rückkehr iſt beſchloſſen, ehe noch die Hinfahrt vollendet iſt.

Er kehrt zurück: mit geringer Ausbeute an poetiſchen Erzeugniſſen, geringer ſogar, als man ſie von einem ſolchen Dichter unter ſolchen Umgebungen, in ſolchen Lagen erwarten möchte; die wenigen Schilderungen amerikaniſcher Waldeinſamkeit, welche die Neuen Gedichte enthalten, wie reflectirt, wie blaß, wie kränklich ſind ſie gegen jene anmuthvolle Wahrheit der Schilderung, jene Friſche der Farben, jene Fülle des Lebens, welche uns an den „Haidebildern“ entzückte!

Aber dennoch iſt die Ausbeute eine glückliche, der Gewinn ein großer: bringt er nicht Lieder und Geſänge, poetiſche Skizzen und Entwürfe mit, ſo doch die Ueberzeugung, daß der Friede, den er ſucht, in keinem Amerika, keinem Urwald, keiner einſamen Blockhütte zu finden — ja daß er überhaupt nicht anders zu finden, als allein im Kampf und daß jene Inſel der Seligen, nach der er trachtet, jene göttlich ruhige Atlantis der Dichtung und der Kunſt von Niemand betreten wird, es ſei denn allein von dem, — der ſie erobert!

Die Kämpfe des Soldaten ſind gewonnene und verlorene Schlachten, eroberte Städte, verheerte Länder; die Kämpfe des Denkers umgeſtürzte Syſteme, zerſprengte Kategorieen, umgewälzte Begriffe: der Künſtler allein, indem er kämpft, ſchafft er zugleich; Dichtungen, Kunſtwerke bezeichnen das Schlachtfeld ſeiner Gedanken, die Wahlſtatt ſeiner Empfindungen.

So auch Lenau, dieſe ächteſte Dichternatur, hat den ſchweren Kampf ſeines Innern, das qualvolle Ringen ſeines Geiſtes durch drei große Dichtungen bezeichnet: Dichtungen, welche, was immer im Einzelnen an ihnen auszuſetzen ſei, doch ſchon darum der aufmerkſamſten Betrachtung würdig ſind, weil ſie mit außerordentlicher Klarheit die Stufen bezeichnen, welche ſeine Entwicklung allmälig eingenommen. Wie ein ſiegreicher Feldherr auf jedes eroberte Schloß, jede bezwungene Stadt ſeine Fahne pflanzt, ſo jedes eroberte geiſtige Terrain hat Lenau mit dem Banner ſeiner Dichtungen bezeichnet: Fauſt, Savonarola, die Albingenſer.

Betrachten wir zuerſt den Fauſt. Es war das erſte größere Werk, mit welchem Lenau vor das Publikum trat, zugleich das erſte, das er nach ſeiner Heimkehr veröffentlichte: Veranlaſſung genug, ihm von vorn herein die freundlichſte Aufnahme von Seiten des Publikums zu ſichern.

Und außerdem auch die Zeit, in welcher es erſchien, war dem Gedichte günſtig. Erinnern wir uns nur, wie eben damals (1836), angeregt zunächſt durch den vor Kurzem erſchienenen zweiten Theil des Götheſchen Fauſt und deſſen wunderliche Räthſelhaftigkeit, die Durchgrübelung der Fauſtſage im Schwange war, wie ein Commentar den andern ablöſte, und wie es einige Zeit hindurch ſchien, als wolle die ganze Welt ſich einzig in den Fauſt verſenken, als ſei Fauſt das geheimnißvolle Zauberwort, deſſen Löſung die Aufgabe und zugleich das Ziel aller Kunſt und aller Weisheit.

Nichts deſto weniger wagen wir zu behaupten, (was übrigens auch das raſche Verklingen dieſes noch vor Kurzem ſo lauten und lebhaften Intereſſes beſtätigt hat), daß die Sage vom Fauſt vor dem jetzigen Bewußtſein nicht mehr Stand halten, noch einen Träger für daſſelbe abgeben kann. Zurückdeutend auf eine Zeit, wo das Princip der modernen Entwicklung, der Proteſtantismus, ſich noch die erſte ſchüchterne Anerkennung erringen mußte, und wo, angemeſſen dem Prieſterzwange, unter welchem das Denken damals gefeſſelt lag, dieſes ſelbſt noch als ein Auflehnen gegen die Autorität des Glaubens gehalten und ſomit die koſtbare Frucht der Erkenntniß als der Apfel der Sünde mit ſcheelen Blicken verdächtigt ward, iſt dieſe Sage heut, wo wir den frühern Zwieſpalt zwiſchen Glauben und Wiſſen überwunden und das Denken, die Erkenntniß als die höchſte Befriedigung allen menſchlichen Strebens verehren gelernt haben, für dies großartig erweiterte Bewußtſein nicht mehr ausreichend. Ein Fauſt der Gegenwart müßte durch die Erkenntniß, die er durch den Teufel erlangt, Herr des Teufels werden; nicht die erbarmende Gnade des Himmels, noch gar die brutale Lüſternheit Mephiſto's oder die Dummheit einiger Dick- oder Dünnteufel, ſondern die Gewalt der Erkenntniß, in welche er gekommen, müßte ihn unmittelbar erlöſen, kurzum: nicht Fauſt, ſondern der Teufel wäre es, der die tragiſche Rolle des Stücks zu ſpielen hätte. —

Allein wie bedenklich die Wahl dieſes Stoffes hienach auch war und wie wenig im Grunde, mit Hinblick auf die Menge verfehlter Nachahmungen, Fortſetzungen, Erweiterungen, welche das Götheſche Gedicht erfahren, von dieſem neuen Fauſt ein irgend bedeutenderes Reſultat zu erwarten ſtand: ſo gerechtfertigt dennoch, ſo treffend, ſo nothwendig war dieſe Wahl, wenn wir uns in Lenau's eigene Perſon verſetzen. War doch er ſelbſt eine Art moderner Fauſt, ringend, gleich Jenem, zwiſchen alter und neuer Zeit, zwiſchen Natur und Bildung, Glauben und Erkennen!

Aber bekanntlich iſt die unmittelbare Epoche der Leidenſchaft ſelbſt nicht diejenige, wo der Dichter dieſe Leidenſchaft zugleich künſtleriſch verklären kann; erſt wenn die Wogen ſich beſänftigt, aus ruhigem Meer, erhebt ſich die lächelnde, die Göttin der Schönheit. Und wenn ja noch in der Lyrik der unmittelbare Schrei der Leidenſchaft, das unmittelbare Aufſtöhnen des empörten Herzens uns ſympathetiſch bewegt, ſo dagegen wird zu größeren poetiſchen Schöpfungen, zum Epos oder Drama, nothwendig die breite Grundlage einer bereits abgeklärten, in ſich ſelbſt bereits zum Abſchluß gelangten, befriedigten Stimmung verlangt. Lenau ſelbſt war noch zu ſehr Fauſt, als daß er einen Fauſt hätte dichten können; die ſubjective Wahrheit, welche der Stoff für ihn hatte, hielt ihn von der objectiven zurück. Daher in dem Lenau'ſchen Fauſt ein durchgängiger Mangel an Plaſtik, an ſinnlicher Darſtellung, an eigentlicher Handlung; die Motive bleiben alle innerlich, es iſt Alles bloße Reflexion, bloße Rhetorik, ſelbſt die äußere Form des Gedichtes, auf unerquickliche Weiſe zwiſchen Epos und Drama ſchwankend, bezeichnet in ihrer Halbheit und Unentſchiedenheit den in ſich ſelbſt halben, unentſchiedenen Standpunkt des Dichters.

Und was das Schlimmſte von Allem: weil der Dichter ſelbſt in ſich noch keine Löſung gefunden, ſo vermochte er auch ſeinem Kunſtwerk keine Löſung zu geben. Wir wollen wahrlich die Art und Weiſe, wie Göthe (im zweiten Theil) den Knoten zerhauen, nicht billigen: es iſt ein Pfiff, ein Kunſtſtückchen, mehr eine Altersſchwäche des Dichters, als (was ſie ſein ſoll) ein Beweis von der Schwäche des Teufels, das heißt des böſen Princips, das, als ſolches, immer nur ſich ſelbſt vernichten und verderben muß. Auch haben wir bereits im Obigen angedeutet, wie, nach unſerm Dafürhalten, dieſer Mythus, ſoll er einmal auf modernen Boden verpflanzt werden, aufgelöſt und zu Ende geführt werden müßte. Bei alledem indeſſen erſcheint uns der Göthe'ſche Schluß, wie unwahr, ja kindiſch er übrigens auch ſei, doch als ein wahres Meiſterſtück, verglichen mit der craſſen, unkünſtleriſchen Herbigkeit, dem jähen, widerlichen Mißklang, mit welchem das Lenau'ſche Stück zu Ende geht. Nach unſrer Anſicht iſt es Fauſt ſelbſt, der ſich retten muß: Göthe (ſcheint uns) trifft das Richtige doch wenigſtens inſoweit, als Fauſt bei ihm doch zum Mindeſten nicht untergeht: er läßt ihn retten — allerdings auf eine ſehr ſkurrile, ſehr ſeltſame Weiſe: aber genug, er wird gerettet. Bei Lenau dagegen iſt es vielmehr Mephiſtopheles, welcher triumphirt; Fauſt, wie er endlich (wennſchon ohne Uebergang und ohne Begründung) Gott in ſich, ſich in Gott erkennt, ihm inniglich verbunden, in ihm waltend, lebend, ſeiend: ſo erhält er durch dieſe Erkenntniß nicht allein nicht (wie es allerdings geſchehen ſollte) die Obmacht über das böſe Princip — im Gegentheil: dieſe Erkenntniß ſelbſt, ſtatt ihn zu befriedigen und zu retten, erſcheint ihm wiederum nur als etwas Fragliches, Nichtiges, als der wirre Traum eines fieberkranken Hirnes, in welchem er die Wurzel ſeines Weſens, ſich ſelber aufgiebt:

> Ich bin ein Traum mit Luſt und Schuld und Schmerz,
> Und träume mir das Meſſer in das Herz.
>
> (S. 196.)

Mephiſtopheles aber bekommt als Schlußredner das Recht, Fauſt's Seele für ſich zu reclamiren:

> Nicht Du und ich und unſere Verkettung,
> Nur Deine Flucht iſt Traum und Deine Rettung! — —
> Du warſt von der Verſöhnung nie ſo weit,
> Als da Du wollteſt mit der fieberheißen
> Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
> Dich, Welt und Gott in Eins zuſammenſchweißen.
> Da biſt Du in die Arme mir geſprungen,
> Nun hab' ich Dich und halte Dich umſchlungen!
>
> (S. 196. 197.)

Iſt es demnach der Standpunkt des abſoluten Zweifels, der Skepſis als ſolcher, auf welcher wir den Dichter im „Fauſt“ antreffen, ſo dagegen in dem nächſtfolgenden Gedicht, dem „Savonarola,“ hat er allerdings bereits einen Schritt weiter in der Entwicklung gethan — *weiter*, ſagen wir mit Abſicht, da *vorwärts* kaum paſſen würde. Im Fauſt war die Wahl noch völlig unentſchieden, ſogar daß ſie überhaupt geſtellt, daß die Frage nach Erkenntniß überhaupt aufgeworfen wurde, ſchon dies galt als ein Unrecht, ein unerlaubter, ſündiger Trieb, an den der Teufel, als an ſeine Lockſpeiſe, ſich begierig anklammern mochte. Im „Savonarola“ iſt die Wahl vollzogen: der Dichter, ſtatt vor den Fragen der Bildung ſcheu zurückzutreten, hat ſich vielmehr auf ſie eingelaſſen, er hat ſich bekannt gemacht inzwiſchen mit der eigentlichen, treibenden Macht der neuen Zeit, mit der vorzüglichſten Waffe des gegenwärtigen deutſchen Geiſtes: der Philoſophie.

Können wir zweifeln, was der erſte Eindruck dieſer Bekanntſchaft geweſen ſein wird? Verdeutlichen wir uns nur die Lage der Dinge! Ein naturfriſcher, urſprünglicher, freiheitsſtolzer Geiſt, unter dem Zwange mit einem Mal des Syſtems, in den Feſſeln der Kategorieen, unter dem eiſernen Gewicht logiſcher Nothwendigkeit — ein Dichterherz, warmfühlend, voll Illuſionen und zarter, kindlicher Gewöhnungen, bloßgelegt auf einmal auf dem Secirtiſch der philoſophiſchen Forſchung, preisgegeben dem unerbittlichen Meſſer der Kritik, zerrieben gleichſam und zerſetzt zwiſchen dem gewaltigen Umſchwung des Begriffs —: wie wäre es anders möglich geweſen, als daß dieſer zartbeſaitete, empfindliche Geiſt ſich ſcheu in ſich ſelbſt zurückzog, dieſes weiche, fühlende Herz ſich verwundet, unwillig verſchloß! — Die Oppoſition, in welcher Lenau ſich im Savonarola gegen die moderne Philoſophie, die Kritik, die Aufklärung befindet (denn dies eigentlich bildet den Kern und Inhalt des Gedichtes, die Geſchichte Savonarola's ſelbſt iſt nicht viel mehr als ein Deckmantel, eine Einfaſſung für die antiphiloſophiſchen Invectiven des Poeten), wie unzulänglich und unberechtigt dieſelbe in der That auch ſei, ſo natürlich und erklärlich dennoch iſt ſie für den eigenen Bildungsgang des Dichters. Der Poet ſollte und wollte Philoſoph werden: aber ſein poetiſches Herz ſträubt ſich gegen die Herbigkeit des Syſtems, mit Wehmuth, mehr noch: mit Entſetzen ſieht er, wie die kalte, eiſerne Hand logiſcher Nothwendigkeit ihm eine Illuſion nach der andern, einen Glauben um den andern löſcht — nimmermehr! Eine ſchlaffere, verlebtere Natur hätte ſich begnügt, den entſchwundenen geliebten Träumen ſehnſüchtige Seufzer, melancholiſche Klagen nachzuſenden: Lenau dagegen ergrimmt, der Zorn des Naturſohns wird wach! Dieſe Syſteme, die ihn feſſeln wollen, was ſind ſie? Lügen! Dieſe Begriffe, die ſeine Illuſionen löſchen wollen, was bedeuten ſie? Erfindungen frecher, ſchamloſer Menſchen, die durch derartige Phantasmagorieen die Oede ihrer eignen Bruſt zu verdecken ſtreben, die zu bekämpfen ein Verdienſt, ja eine Freude iſt!

Einſt werden ſagen ſpätre Thoren:
Wenn ſein Bewußtſein Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrauſch verloren, —
Sich auf ſich ſelbſt zurückbeſinnt,

Wenn die Idee ſich findet wieder:
Das iſt der Menſch, ſoweit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menſchen ſich lebendig ſenkt.

(S. 72.)

Dieſe barocke Anwendung, die Lenau von der hiſtoriſch bekannten Prophetie des Savonarola gemacht hat, charakteriſirt die Art und Weiſe ſeiner Polemik, zugleich die Weiſe, in welcher in dieſem Gedichte die Geſchichte ihm hat dienſtbar werden müſſen, und mit der er ſich wohl fühlt in der asketiſchen Seite, dem herben, wortreichen Predigertone ſeines Helden. Ja ſo weit reißt dieſer Eifer ihn hin, daß er ſogar die Grundlage ſeines Weſens, die Wurzel ſeines natürlichen wie ſittlichen Daſeins, die Freiheit, wenn nicht läugnet, ſo doch wenigſtens in Zweifel zieht und bekrittelt:

Freiheit iſt nicht die höchſte Gabe,
Die hier der Menſch zum Heil bedarf.
Doch trägt ihm all' ſein Glück zu Grabe,
Wer ihm die Freiheit niederwarf.

(S. 94.)

Daß unter dieſen Umſtänden der poetiſche Werth des Gedichtes kein bedeutender, namhafter ſein konnte, liegt auf der Hand. Zwar fehlen auch in dem „Savonarola,“ namentlich in der erſten Hälfte, wo Savonarola's Jugend und erſte Entwicklung geſchildert wird, einzelne ergreifende Schilderungen, der umgebenden Natur ſowohl wie namentlich innerer, gemüthlicher Zuſtände, keineswegs. Dennoch über dem Ganzen ruht ein gewiſſer ſchwerer, trüber Hauch, eine gewiſſe — das Wort muß heraus: Langweiligkeit, die keine rechte Theilnahme aufkommen läßt und ſelbſt die gelungneren Stellen um ihre Wirkung bringt. Die Form, im Fauſt noch zerriſſen und in Widerſpruch mit ſich ſelbſt, iſt hier allerdings ſtreng geſchloſſen: aber leider auch einförmig, eintönig! Jener muſikaliſche Takt, welcher Lenau ſonſt ſo eigenthümlich iſt, ſcheint ihn hier völlig verlaſſen zu haben; das übel gewählte Metrum, viel zu eng, zu knapp, zu ärmlich gleichſam für den Reichthum epiſcher Darſtellung, in ermüdender Monotonie, militäriſch, in kurzem Schritt, aber deſto längerer Reihe dahinziehend, macht das Monotone, Düſtre, Karge des Inhalts nur um ſo empfindlicher.

Sogar die Sprache ſelbſt, auf der einen Seite durch gehäufte Künſteleien, Vergleiche, Bilder ſchwerfällig und geſchroben, ſinkt andrerſeits in zahlreichen Stellen völlig zur nackten, platten Proſa herab, bis zu Trivialitäten, wie z. B. folgende, die man bei dem Dichter der „nächtlichen Fahrt," der „Werbung," des „Fauſt" ꝛc. wohl ſchwerlich vermuthet hätte:

„Savonarola iſt gefährlich
Der Papſt- und Mediceer-Macht,
Weil er das Licht der Wahrheit ehrlich
Der Sünde ſtreckt in ihre Nacht."

„Des Papſtes Commiſſarien künden
Den beiden Brüdern hier zuſammt,
Daß wegen ihrer ſchwarzen Sünden
Der Papſt als Ketzer ſie verdammt."

(S. 252.)

Das iſt nicht mehr epiſcher, iſt nur Chronikenſtyl; das iſt nicht mehr gedichtet, nur gereimt. —

Und ſo war denn auch der Eindruck, den das Gedicht beim Publikum hervorbrachte, kein günſtiger. Die Kritik verhielt ſich ſpröde, wenn nicht feindlich; herbe Beſchuldigungen, Beſchuldigungen der Myſtik, des Pietismus, des Abfalls von der Freiheit wurden laut; unverſtändige Freunde, durch übertriebene, übel angebrachte Lobeserhebungen, noch mehr durch den zudringlichen Eifer, mit welchem ſie, als Partei, Lenau als den Ihrigen reclamirten, goſſen Oel in das Feuer; das Publikum ſelbſt, die naive Menge der Leſer, wurde ſtutzig und fragte ſich verwundert, ob dieſer Dichter des Savonarola, dieſer ingrimmig redſelige Ascet, dieſer herbe, ſchwarzgallige Eiferer wirklich derſelbe, der es ehedem durch ſeine Polenlieder, ſeine Haidebilder entzückt.

Es iſt eine ſchöne Bethätigung ſeines innerſten poeſchen Berufes, zugleich eine großartige, erhabene Lehre für alle Mit- und Nachſtrebenden, daß Lenau ſich durch all dieſes Hin- und Widerreden, dieſe falſchen Feinde, falſcheren Freunde weder entmuthigen noch verwirren ließ. Er ging ſeine Bahn vorwärts, wie ein Dichter: dichtend; ſtatt ſich in den Streit der Koterien, das Gewühl des Tages zu verlieren, arbeitete er, in edler, ſtolzer Einſamkeit, weiter an dem Werke ſeiner inneren Entwicklung und Läuterung.

Poeſie und Freiheit ſind Eines. Ein Poet kann abfallen von der Freiheit, ja: aber nur indem er zugleich abfällt von der Kunſt; der Winter hat keine Nachtigallen, die Unfreiheit keine Dichter.

Auch für Lenau war der halbe, unfreie Standpunkt des Savonarola nur ein Durchgang, eine Kriſis geweſen, deren Entſtehung und ſogar Nothwendigkeit wir im Obigen hinlänglich auseinandergeſetzt zu haben meinen. Auf demſelben für die Dauer verharren, ſich völlig einleben in die dumpfen, lichtloſen Regionen der Myſtik, den augenblicklichen Zorn gegen die Mächte der Gegenwart, die Philoſophie, die Bildung, die Freiheit zum dauernden Haß ausbilden — wie hätte er es gekonnt, da er ein Dichter war! —

Vier Jahre vergingen, während deren Lenau's Muſe verſtummt zu ſein ſchien: Jahre ohne Zweifel des Kampfes, des Ringens, der Schmerzen, aber auch Jahre ernſter Prüfung, redlicher Arbeit, glücklicher Sammlung. Endlich (1842), von dem Publikum, das ſich ſeiner alten Liebe noch lange nicht entwöhnt hatte, mit Ungeduld erwartet, erſchien das lang verheißene, vielfach erſehnte Werk: die Albigenſer — ein glänzender Widerruf des Savonarola, ein voll hinſtrömender, jubelnder Siegsgeſang der Freiheit!

Auf dem öden Gebiet der Theorie, in den Irrgängen abſtracter Speculationen hatte es dem Dichter begegnen können, ſich ſelber zu verlieren und irre zu werden an dem Stern, an dem er bisher ſo inbrünſtig gehangen, ja der ihm wiederſtrahlte im eignen Buſen: er tritt heraus auf das Gebiet der Geſchichte, in die Welt der Thatſachen: und ſiehe da, das Auge, das eben noch blinzelte, in ungewiſſer Dämmerung — frei und weit jetzt öffnet es ſich dem willkommnen, dem Lichte des Tages! Die er verkannt hatte, ſo lange ſie ihm entgegengetreten waren als philoſophiſche Kategorieen, in der ſtrengen, weſenloſen Form gelehrter Abſtractionen — wie fliegt ſein Herz ihnen jetzt entgegen, wie innig verſteht, wie glühend liebt er ſie, da ſie ſich ihm darſtellen auf der bewegten Bühne der Geſchichte, als erfüllte, hiſtoriſche Geſtalten, die ewigen, die Begriffe der Freiheit, der Aufklärung, der modernen Bildung! — Es iſt auch hier wieder die tapfre urſprüngliche magyariſche Natur, welche ihren Sieg feiert: im Speculiren und Abſtrahiren kann ſie fehl greifen; aber gebt ihr Anſchauungen, gebt ihr Beiſpiele — und jauchzend, von ſympathetiſchem Zuge geführt, ſtürzt ſie ſich den raſch erkannten Freunden in die Arme! — ‚Als hätte an dem großen Beiſpiel der Albigenſer, dieſer tapfern, glorreichen Kämpfer für die Sache der Freiheit und des Lichtes, Lenau's eigener Geiſt (ſein Herz war gewiß alle Zeit bei ihnen geweſen) ſich geſtärkt und aufgerichtet, ſo ſehen wir jetzt auf derſelben Bahn der freien Forſchung, die er vor Kurzem noch als einen ſo gefährlichen Irrweg darſtellte, ihn ſelbſt ſtolz aufrechten Hauptes wandeln; dieſelben Looſungsworte der modernen Bildung, die er vor Kurzem noch als Sirenenrufe der Lüge und der Frechheit bezeichnete — jetzt, da ſie ihm wiedertönen aus dem Munde der Albigenſer, erhebt er ſie zu ſeinem eigenen Wahlſpruch; der ſo eben noch den Bann ausſprach über die Beſtrebungen der modernen Philoſophie und gegen ſie ankämpfte in fanatiſchen Controverspredigten, liefert jetzt ſelbſt den Katechismus gleichſam, die Bekenntnißſchrift dieſes neueſten Bewußtſeins:

Nach langem Schlafe regt ſich forſchend der Gedanke,
Doch trübt ihn noch und hemmt die Zeit und ihre Schranke.

Mag, was wir meinen, auch ſich ſpalten noch und trennen,
Die freie Forſchung iſt's, wozu wir uns bekennen.

Wir laſſen uns den Geiſt nicht hemmen mehr und knechten;
Es gilt, das höchſte Recht auf Erden zu verfechten.

Auf! wecken wir vom Tod die heilige Geſchichte,
Die erſt lebendig wird im Geiſt und ſeinem Lichte;

Mit dieſer Leuchte ſoll der Menſch den wunderbaren
Und heilig tiefen Schacht, des Heilands Herz, befahren.

Der volle Chriſtus iſt erſchienen nicht auf Erden,
Sein göttlich Menſchenbild muß noch vollendet werden.

Einſt wird das Heil der Welt, Erlöſung, ſich vollbringen,
Wenn Gott und Menſch im Geiſt lebendig ſich durchdringen.

Mag auch das Jeſusbild, der Wiederſchein den Sinnen
Im regen Strom der Zeit verzittern und zerrinnen,

Wenn alle Zeugniſſe von Jeſus auch zerſchellten,
Der Gottmenſch iſt der Kern, das Herzlicht aller Welten.

So nehmet mich nun auf in euren Bund, ihr Freien!
Ich laſſe mich von euch, ſei's auch zum Tode weihen! —
(S. 83—85.)

Dieſer Geiſt einer freien männlichen Ueberzeugung, dieſer friſche warme Hauch der Freiheit durchſtrömt und belebt das ganze herrliche Gedicht. Freilich hat das ſtrengere Urtheil auch an ihm noch Manches auszuſetzen; freilich fehlt auch hier noch die volle, kräftige Plaſtik epiſcher Darſtellung; freilich ſtört auch hier noch der Wechſel der Versarten, die Zerſplitterung in einzelne Scenen und Situationen die ſtrengere Haltung des eigentlichen epiſchen Gedichtes und zieht das ganze Werk mehr in das Genreartige, in die deſcriptive, didaktiſche Poeſie herab. Aber wenn auch noch kein vollendetes Epos, keine reine ungemiſchte Form, wohlan, ſo iſt es zum Wenigſten der Anfang, die Skizze eines epiſchen Gedichtes, ſo iſt es zum Wenigſten eine Form, ausgeſtattet mit allen reichſten Mitteln der Sprache, in ihrer Ungleichheit ſelbſt dem Zuſtande der gegenwärtigen Zeit entſprechend, angefüllt überdies mit ihrem edelſten, köſtlichſten Inhalt!

Das Licht vom Himmel läßt ſich nicht verſprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang ſich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
Den Albigenſern folgen die Huſſiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenſtreiter,
Die Stürmer der Baſtille, und ſo weiter.
(S. 253.)

So ſehen wir den Dichter denn am Ziele angelangt, das wir, beim Beginne ſeiner hoffnungsreichen Fahrt, ihm wünſchten und das ihn nun auf ewig ſichert vor allen Irrwegen und vergeblichen Wanderungen: Fauſt's Zweifel ſind gelöſt, Savonarola's Dämmerung iſt gelichtet, kein Amerika mehr gebraucht es, dem Dichter eine Heimath zu gewähren: der Mann des Zweifels hat ſich entwickelt zum Mann der That, die volle Sonne iſt aufgegangen, er hat ſich angeſiedelt im Lande der Freiheit!

— — — —

Aber der Neid der Götter iſt unſterblich wie ſie. Tireſias, für die Gabe der Weiſſagung, büßte mit dem Verluſt des Augenlichtes; auch das Haupt unſers Dichters, nachdem er ſich gebadet in heitern, reinen Fluthen des Lichtes, umhüllen ſie mit Nacht.

Hoffen wir, daß dieſe Krankheit, welche den theuren Dichter umfangen hält, nur eine vorübergehende ſei und daß, wie ſein Genius aus der geiſtigen, ſo auch ſein Leib aus dieſer körperlichen Kriſis ſich glücklich, in erhöhter Geſundheit, herausringen wird. Die Nachricht ſeiner Krankheit hat Unzählige betrübt: die Nachricht ſeiner Geneſung würde ein allgemeiner Feſttag für Deutſchland ſein, das, mitten unter dem Geräuſch des Tages, in der Hitze eines ſo gerechten wie drängenden Kampfes, niemals doch aufhören wird, wie ein Schwert für ſeine Feinde, ſo auch ein Herz zu haben für ſeine Dichter. —

Und wär' es anders beſchloſſen und ſollte dieſe Nacht, die ihn umhüllt, nicht weichen: es ſei! ſo erhebe ſich über ſeinem Grabe wenigſtens, für den auch er gerungen und geſtrebt, den er verkündigt und verheißen hat, der Stern der Freiheit, die Sonne eines freien volksthümlichen Lebens! ſo machen wir den köſtlichen Epilog ſeiner Albigenſer zur Wahrheit und erfüllen durch Thaten jenes inhaltſchwere „Und ſo weiter,“ mit welchem ſeine Dichtung ſchließt!

Es wäre dies ohne Vergleich das ſchönſte Denkmal, das die Nation ihrem Dichter errichten könnte. — —

III.

Die Sage vom Mädelſtein.

(Geſchrieben 1835.)

Die Sage vom Mädelſtein.

Es war ein friſch kalter Wintertag. Die Sonne glitzerte luſtig durch die nackten Zweige, der Himmel war blau und hell; nur weit im Norden lagen Schneewolken aufgethürmt, weiß und blank, daß man ſie kaum unterſcheiden mochte von den fernen Bergſpitzen, die, wie ein Rieſenvolk, trotzig emporſtarrten in die unbegrenzte Luft. Aus dem Thale herauf winkten goldene Kirchthurmfahnen, rothe Dächer, ehrwürdig bemooſte Giebel: und der Rauch, der, in langen, geraden Säulen, bläulich emporwirbelte, ſchien den einſamen Wanderer gaſtlich hinabladen zu wollen in die ſichere Umfriedung des Dörfchen, an den warmen Heerd, ehe noch die Sonne ſich zum Abſchied neigte.

Ueber den Kamm des Gebirges, das hier die Grenzmark zweier Länder bildet, ſchritt ein wunderliches Paar:

ein hoher ſtämmiger Mann, in der einfachen Tracht der Bergbewohner; um den Leib trug er einen ſchwarzen ſilbergeſtickten Gurt; wie er mitunter hart auftrat, war es, als ob es darin klapperte und klimperte, lieblichſten Klang, Silberklang! — und mit der Hand mußte er ihn ſtützen, ſo ſchwer war der Gurt.

Aber der Mann ſelbſt ſah keck und finſter aus; um den hagern Mund ſchwebte ein Zug des Unmuths, und die von ſchlichten ſchwarzen Haaren faſt überdeckte Stirn war wie von Groll gerunzelt.

Neben ihm ging, haſtigen Schrittes, ein junges Weib. Die Eile hatte das bleiche Antlitz geröthet; Ungeduld, Erwartung, Sorge ſprachen aus dem tiefſchwarzen Auge, das ſie mit einem unſäglichen Ausdrucke von Zärtlichkeit bald auf den Gatten neben ihr, bald ſorgſam und mütterlich auf ein Kindlein heftete, das, die vollen, rothen Wangen feſt anſchmiegend an die Bruſt der Mutter, in ihren Armen lag und ſchlummerte. —

Lange gingen die beiden Wanderer ernſt und ſchweigend neben einander: es war, als laſte auf ihnen ein Gram, eine Bangigkeit, eine Furcht, die Beiden die Zunge feſſelte.

Endlich — der Weg wandte ſich hier tiefer ins Gebirg, ſo daß die Ausſicht rückwärts dem Auge entſchwand — blieb der Mann ſtehen, und, an einen Felsblock gelehnt, das Haupt nachdenklich auf den hohen Wanderſtab geſtützt, ließ er den finſtern Blick, wie prüfend, bald zurück nach jenſeit ſchweifen, bald oſtwärts in das Land vor ihm: und die gewaltige Bewegung der ſtarken Muskeln ſeines Angeſichtes ließ einen harten Kampf ahnen, den er innen kämpfte: bis endlich jeder andere Ausdruck einem faſt hämiſchen Lächeln wich, mit dem er gedankenlos vor ſich hinſtarrte. —

Das junge Weib trat vor ihn: das Auge ſchien ihr feucht zu ſein, mit gepreßten Lippen, zurückgehaltenem Athem lauſchte ſie auf die Mienen ihres Mannes. Kein Wort ward laut zwiſchen Beiden.

Da ſchlug ſie das Tuch zurück, darunter der Knabe lag, und mit dem einen Arme den Nacken ihres Mannes umſchlingend, reichte ſie ihm mit dem andern das Kind dar, das, im Schlummer lächelnd, nichts wußte von all den großen und kleinen Sorgen, die ſeiner Aeltern Herz umdüſterten. Der Mann fuhr auf: wie Sonnenſchein glitt es über ſein Angeſicht; über das Kind hingebeugt, küßt' er es ſanft und ergriff raſch die Hand ſeines Weibes. Sie aber konnte nicht mehr ſchweigen.

„Wie Du nur biſt, Joſeph!“ ſprach ſie flüſternd: „Gehſt neben mir her, ganz ſtumm, ſiehſt mich nicht an, murmelſt für Dich allein und zählſt an den Fingern — iſt das eine Heimkehr, Joſeph? Sieht man ſo aus, wenn man zurückkommt in die liebe Heimath, ein rechtſchaffnes Ehepaar, Geld im Sack und ein Gotts liebes Büble auf dem Arm? Wie? oder ſehn wir nicht aus, als hätt' uns der Landjäger über die Grenze gebracht und wüßten nicht, wo wir unſer Haupt hinlegen ſollen? O Joſeph, das war einſt ſo! aber anders war es doch — denn Du, Joſeph, liebteſt mich — Du liebſt mich nicht mehr!" rief ſie, und ein heißer Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den lieben Augen: „Das Geld hat Dir das Herz abgeſtoßen, haſt den Mammon lieber als mich, biſt ein grauſam reicher Mann geworden — aber auch ein grauſamer!" —

Unmuthig ſprang der Mann empor. „Wohl, wohl!" rief er: „dies hab' ich um Dich verdient; mir geſchieht ſchon recht. Ich bin ja nun einmal der Thor geweſen, der um Weiberthränen ſeine ſchöne Zukunft opferte. Es ging uns gut da drüben, unſer Wohlſtand gedieh, ich konnte das Jahr ſchon abzählen, wo ich hätte Geld auf Zins geben können, jedes Jahr mehr. Und nun wie kam es? Nun weinteſt Du, nun grämteſt Du Dich, nun behaupteteſt Du, Du müßteſt ſterben im fremden Lande, nun ſehnteſt Du Dich heimwärts zu Deinen Aeltern — o wahrhaftig, wenn in dieſem Augenblick alles Geld, das ich im Gürtel trage, ſich für mich in eitel ſchwarze Kohlen verwandelte, es geſchähe mir Recht, völlig Recht, ſo dumm bin ich geweſen! Auszuwandern, wo es Einem ſo gut ging! das ſchöne Geſchäft zu verkaufen, eben da es ſo recht in den Flor kam — Je nun," unterbrach er ſich ſelbſt und ein behagliches Lächeln ſpielte flüchtig um ſeinen Mund: „der Kaufſchilling war nicht ſchlecht: aber ward mir auch die Zukunft mit bezahlt, der mögliche, der gewiſſe Erwerb? Nun ziehen wir heimwärts, wie die Bußfahrer, aus dem weiten luſtigen Land in die finſtre Thalſchlucht, und ich, der ich aufrecht geſtanden vor Kaufherren und Edelleuten, ſoll mich nun bücken vor Deinen Aeltern, und meine Zeit hinbringen, ſie zu warten und etwa in den Schlaf zu ſchwätzen. — Indeß wer weiß —"

„Mann, Mann!" rief das Weib entſetzt, „vollende nicht! Ich weiß, was Du ſagen willſt — vollende nicht! O es iſt wahr: wenn ſie nicht mehr lebten! wenn ſie hingegangen wären, unverſöhnt, ohne Hoffnung, ohne Tochter, die ihnen die Augen zugedrückt, ohne daß ſie unſer Kind geherzt haben in Großältern-Freude" — Sie verſtummte zitternd.

Joſeph erſchrak, er beugte ſich nieder zu dem geliebten Weibe, und je länger er ihr ins Auge ſah, je milder wurden ſeine Züge; er umſchlang ſie heftig, zog ſie zu ſich herauf, küßte ihr die Thränen vom Geſicht —

er war ängſtlich und ſchmeichleriſch, wie Einer, der ſein Unrecht will vergeſſen machen.

„Liebes Weib!“ bat er: „Du weißt, ich bin oft ein eitler, wirrer Kauz; habe Geduld mit mir. Das Hocken im Thal, Jahre lang bei der Arbeit, hat mir das Blut dick gemacht in den Adern, — vergieb mir, liebes Weib!“ —

Aber ſie konnte den Thränen keinen Einhalt thun. „Nein, nein!“ ſeufzte ſie: „das hab' ich ſtets gefürchtet und nun kommt es, wie mein Herz es mir geſagt. Wir ſind ſündhafte Menſchen, Joſeph: — meinſt Du,' Gott habe keine Züchtigung für uns? — Schau!“ fuhr ſie fort und ſah ſinnend um ſich: „es iſt dieſelbe Gegend, derſelbe Pfad, derſelbe Stein, auf dem wir ſitzen, wie damals. Fünf Jahre ſind es: — Du warſt ein ſchlanker Burſche, lieb und gut und rüſtig; wir liebten uns, aber Du warſt arm und meine Aeltern ſind es auch. Unſere Liebe war ihnen eine Thorheit; ſie drohten mir mit ihrem Fluche — bedenk' es wohl: mit ihrem Fluche, meine Aeltern! — Aber Du bateſt ſo ſüß, lockteſt ſo zärtlich — und ich ließ mich ja ſo gern verlocken! 's war ein luſtiger Maienmorgen, die Luft warm und lind, die Thäler grün; — ich ſtand auf vor der Frühmette und ſchlich mich durch die Pforte: da ſtandeſt Du und nahmſt mich in Deinen Arm, und wir herzten uns und küßten uns. Die Aeltern hatt' ich nicht geküßt, — ohne Abſchiedkuß, ohne Händedruck fort, weit in die Welt! Und da rannten wir im Fluge, und ich hörte die Glocke läuten und dachte: Nun ſtehen die Aeltern auf und ſuchen dich und finden dich nicht und jammern! — dacht' es und fühlte — nichts. Ach, ich war ein ſündhaftes Ding! Die Glocke tönte mir nach: Kehr' um! kehr' um! Ich verſtand ſie nicht, ich hing mich in Deinen Arm — und ſo wanderten wir hinein ins fremde Land, arm und bloß, nur im Herzen unſere Liebe und unſern leichten Muth! Ein reicher Mann hatte Mitleid mit Dir, Du wurdeſt Arbeiter in der Glasfabrik — ach, es war wohl eine trübe, ſchwere Zeit! Aber Du biſt ein anſtelliger Mann, die künſtlichen Schleifereien, die aus Deiner Hand hervorgingen, wurden beliebt weit und breit; ich ließ es auch nicht fehlen, Tag und Nacht ſaß ich am Spinnrade. Und wie wir ſo treu aushielten und warteten in Geduld und ließen Muth und Arm nicht ſinken, ſiehſt Du, da wurd' es, da kam das Glück! da ſchenkte uns Gott dies Kind, da ſegnete er Deine Arbeit, da wurden wir wohlhabend" —

„Wohlhabend!" unterbrach ſie Joſeph, und ein ſeltſam unheimliches Feuer glühte in ſeinen Augen: „Ja, das ſind wir, Anna! und es iſt gut ſo, wie es nun gekommen iſt. Ich habe Deinen Bitten nachgegeben, das

Geſchäft drüben hab' ich verkauft, und nun ziehen wir nach Hauſe, Deine Aeltern mit uns auszuſöhnen. Es iſt ſehr gut ſo. Sie ſollen ſich wundern, die alten Leute, und die Muhmen und Vettern, die ewig klugen, und all das Volk im Dorfe, wenn nun der verlaufene Joſeph wiederkommt, reicher denn all die armen Schlucker und gewandt und witzig, wie ſie hinter ihren Pfählen niemals werden. Sie ſollen aufhorchen und Augen machen, was wir erzählen können von fremden Städten, wo wir geweſen ſind, und von Kaufherren und Edelleuten, die alle meine Arbeit gekauft haben und gelobt. Ich will auch nicht die Hände in den Schooß legen," ſetzte er eifrig hinzu: „ich fange den Kram hier von Neuem an, — wir wollen noch reich werden, Anna! ſehr reich!" —

„Nicht doch, Lieber!" bat Anna. „War denn Reichthum das Ziel, wonach wir ſtrebten? war er die Hoffnung, für die ich lebte, liebte, litt, daß wir nun prunken wollen und Hoffart treiben mit dieſen Gaben, die uns der Himmel ohne unſere Würdigkeit geliehen? War's nicht vielmehr das Bild meiner Aeltern, das mich wach erhielt am Spinnrocken weit über die Mitternacht hinaus, das mich vom Lager ſcheuchte früh mit dem erſten Hahnenſchrei? Das war meine Hoffnung — o Joſeph!" rief ſie mit Entzücken, alle Trauer war verſchwunden, ihr Antlitz glänzte lieblich vor Freude: „komm! komm!

Wenige Stunden noch und ich liege in meines Vaters, in meiner Mutter Armen; ihre Hände, die ſich abwandten in Fluch, ſollen auf unſerm Haupte ruhen in Segen — komm und laß uns eilen, Joſeph!"

Das Kind war erwacht, und die kleinen Händchen aus dem Tuche hervorſtreckend, ſchaute es die Mutter mit klaren, klugen Augen an. „Gelt, Schelmchen!" rief Anna und herzte den Knaben; „merkſt den Großvater, mein Närrchen?" — Und hurtig, in der muntern Eile, mit der die Gewißheit eines nahen Glückes unſern Fuß beſchwingt, zogen die Wanderer ihres Weges weiter. —

Aber ſchon war die Sonne geſunken und das Schneegewölk hatte ſich von Norden her wie ein weiter, grauer Mantel über den ganzen Himmel hingelagert und fiel langſam in großen dichten Flocken nieder.

„Ein garſtiges Wetter!" ſagte Joſeph. „Es thut nicht gut, bei ſolchem Schneetreiben Nachts im Gebirge ſein; mach' geſchwind, meine Liebe!" —

Aemſig ſchritten ſie vorwärts. Aber immer dichter und dichter wirbelte der Schnee, ringsum war die Gegend weiß verhüllt, und ein erſtarrend kalter Wind fuhr durch die Schlucht. Anna zitterte vor Froſt, ihr Kind feſt an ſich ziehend, fragte ſie oftmals: „Wie weit noch, Joſeph?" —

Aber der ging tiefſinnig vor ihr und antwortete nur mit unverſtändlichem Gemurmel; das Herz war ihm beklommen. — Denn zu gut kannte der erfahrene Mann das Gefährliche eines Schneetreibens, die Tücke des Weges, das Gräßliche des Fehltritts zur Nachtzeit, mitten im Gebirge, zwiſchen Klippen und Klüften, von aller menſchlichen Hilfe vereinſamt. „Eile Dich, eile Dich!“ trieb er und ſchaute rechts und ſchaute links, daß er auch nicht den Weg verfehle, und horchte bang umher, ob keines Menſchen Stimme zu vernehmen.

Aber der Schnee wirbelte und der Sturmwind ſauſte ohne Raſt. —

Plötzlich ſtand Anna ſtill: „Nun geht es nicht weiter,“ ſtöhnte ſie: „Nun halt an, ein wenig nur, mein Fuß verſagt“ — „Um Jeſus!“ rief der Mann: „nur jetzt nicht, Anna! nur jetzt halte Dich aufrecht! Jede Minute vergrößert die Gefahr, jede Zögerung beſchleunigt unſer Verderben. Reich' her den Arm, komm!“ —

Und rieſenkräftig, mit raſchem Schwunge, hob er die holde Laſt auf ſeine Schultern; ſie ſchwankte wie eine welke Blume, mit beiden Händen hielt ſie das Kind umklammert, ihre Locken flatterten im Sturm. Er aber, mit dem Stabe vor ſich hertappend, ſchon bis ans Knie in den loſen, feuchten Schnee verſinkend, ging mühſam vorwärts.

Kein Sternchen ſchien; in weiter Ferne hörten ſie Glocken ſchlagen.

Das Kind wimmerte und ſchrie; Anna war ſtarr vor Kälte und Bangigkeit. „O, Lieber!“ ſeufzte ſie: „ich bin ſo müde; ſind wir denn noch nicht heim?“ — „Bald, bald!“ tröſtete Joſeph und mußte erſchöpft ſtille ſtehen. „nur noch eine Stunde Geduld!“ — „Ach,“ ſagte ſie, „ich will ja gern geduldig ſein; — denn ſiehſt Du, nun ſitzen die Aeltern vor dem großen ſchwarzen Ofen und blinzeln in die Glut und denken an ihre lang verlorene Tochter und grämen ſich. Und ſiehſt Du, Joſeph? wenn ſie ſich dann ſatt geweint und ſchon den Abendſegen leſen und nun ins Bett ſteigen wollen, — dann geht die Thür auf, nicht wahr? und wir treten ein und ſie küſſen uns und küſſen ihren Enkel, und dann iſt es Friede und Freude ewiglich.“ Und ſo lallte ſie fort, halb ſchon vom Schlummer überwältigt. —

Aber dem Mann erbebte das innerſte Herz; eine furchtbare Ahnung quälte ihn, und er vermochte es nicht, ſie los zu werden. Plötzlich ſtand er ſtill und ſetzte ſein Weib leiſe neben ſich. „Nun,“ ſagte ſie, „ſind wir zu Haus?“ — „Bald!“ antwortete er mit gepreßter Stimme: „Aber jetzt, Anna, warte hier — ich muß voran — wir haben uns verirrt.“ —

Anna fuhr empor: „Verirrt!“ kreiſchte ſie furchtbar: „verirrt! einſam! todt!“ —

Es brach dem Manne das Herz; mit ſchwimmenden Augen ſchaute er um ſich. — Sie ſtanden bei einem Felsblock, deſſen hohe Wölbung eine Höhle bildete, welche nothdürftigen Schutz gegen den Grimm des Unwetters zu verſprechen ſchien. Dorthin wollte er ſein Weib geleiten. Aber ſich feſt an ihn klammernd, widerſtand ſie. „Wohin willſt Du?“ rief ſie: „O, und der Tod iſt ſo bitter! Nun hat meine Ahnung nicht gelogen, nun iſt es gekommen, wie ich Dir ſagte: das iſt Gottes Hand! — Nicht von der Stelle darfſt Du, Du bleibſt hier, — hier!“ rief ſie mit ſchmelzender Stimme und ihre Thränen ſtrömten: „bei mir, bei Deinem Weibe — wir ſterben zuſammen, Joſeph!“ —

Joſeph rang die Hände und blickte flehend gen Himmel; aber nur die kalten Schneeflocken fielen auf ſein Angeſicht und miſchten ſich zerſchmelzend mit den Thränen des ſtarken Mannes.

„Und unſer Kind?“ ſagte er bebend.

„Ach, unſer Kind!“ lallte das unglückſelige Weib: „unſer ſchuldlos armes Kind!“ —

Sie riß das Tuch auf: der Kleine lag und ſchlief; aber die Händchen waren ſtarr: „Er iſt todt!“ ſagte ſie langſam und ſchlug das Tuch zuſammen. „Nicht doch,“

ſprach Joſeph: „er athmet, er lebt. Um dieſes Kindes willen, komm! Es wird ja noch Alles, Alles gut.“ — „Nimmer!“ murmelte Anna und wankte, von Joſeph geführt, auf den nahen Felſen zu.

Es war eine hohe enge Schlucht; ein Granitblock erſchwerte und vertheidigte zugleich den Eingang. Aber mit gewaltiger Anſtrengung, die letzten Kräfte ſammelnd, hob Joſeph Weib und Kind hinüber. Die Höhle war warm und trocken. Sanft legte er ſeine ſüße Bürde nieder. „Hier bleib, meine Liebſte!“ bat er: „hülle das Kind und Dich wohl ein; in wenigen Minuten, will's Gott, bin ich zurück. Bleibe wach, Anna! ſchlafe nicht, um Gott! Denk' an die Aeltern, an Dein Kind, an mich, Anna! und bete, bete zu den Heiligen!“ Glühend preßte er ſie an ſich: „Fort! fort!“ rief er und ſprang zurück aus der Höhle.

Aber noch ein Mal kehrte er um: mit beiden Händen faßte er Anna's Haupt, und niedergebeugt, ſtarrte er ſie mit verzehrendem Auge an.

Lautlos ruhten ſie Stirn an Stirn.

Und er riß ſich los. Draußen wehte der Wind ihn kalt und grauſig an. Er wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte. „Lebe wohl, lebe wohl!“ tönte Anna's Klageruf aus der Höhle nach. „Lebe wohl!“ rief er und rannte fort, gerad' hinein ins Schneegeſtöber und den Sturm: es war ihm, als ſäh' er ſeine Lieben nimmer wieder. —

In Thränen zerſchmelzend, kniete Anna nieder: ihr Kopfband war aufgelöſt, und die von Schnee und Thränen feuchten Locken hüllten niederwallend das Kind an ihrem Buſen. Ihre ganze Seele war ein einzig glühendes Gebet: ſie flehte zur Himmelskönigin — nicht um ſich, nur um ihr Kind und ihren Mann! Und ſie wurde fröhlich und voll Zuverſicht, als müßte ſie erhört werden. —

Erſchöpft ſank ſie nieder, ihre Sinne ſchwanden — und ſiehe! es war ihr, als ſäße ſie in ihrer Aeltern Haus, und ihr Haupt ruhte auf ihres Vaters Schooß und die Mutter tändelte mit dem Kleinen und Joſeph ſtand daneben und lächelte: und es däuchte ihnen Allen, als wären ſie nie getrennt geweſen. —

Sie erwachte aus dem Traum; ſie hörte den Schnee vom Felſendach rieſeln, und horch! fernher aus dem Thale klang eine Glocke ſchaurig durch die Nacht — ſie lauſchte, der Athem ſtockte ihr: — es war die Todtenglocke. Sie faßte nach ihrem Kind — es athmete nicht mehr. Sie dachte an Joſeph, und es dünkte ſie, als wäre der ja auch ſchon lange, lange todt. Und ſie bog ſich langſam zurück und zog den Leichnam ihres Kindes an ſich und faltete die Hände. Und der Schnee rieſelte fort und die Todtenglocke klang, und in der Höhle war es ganz ſtill. —

Wenige Tage darauf, da ein plötzlicher Regen den Schnee wegſpülte, fanden die Gebirgsleute Anna's und ihres Kindes Leichen. Joſeph's Leichnam ward eine Viertelſtunde davon, nahe beim Dorf, gefunden; er war in eine Kluft geſtürzt und zerſchmettert: — der ſchwarze ſilbergeſtickte Gurt war zerriſſen, die blanken Geldſtücke lagen ausgeſtreut über der Leiche.

In jener ſelben Nacht waren Anna's Aeltern im Dorf begraben worden. —

Der Felſen, wo Anna ſtarb, heißt noch heute der Mädelſtein.

Halle,
Druck von Fr. W. v. Colbatzky

Norddeutſches Jahrbuch
für
Poeſie und Proſa.

Mit Beiträgen
von
K. Beck, J. Blau, J. P. Eckermann, Em. Geibel, Ad. Harniſch, A. Heſſe, Hoffmann von Fallersleben, Fr. L. Jahn, K. Julius, J. Kerner, Theob. Kerner, G. Kinkel, Krug v. Nidda, K. A. Mayer, E. Mörike, H. Ottenheimer, A. Peters, H. Pröhle, R. E. Prutz, H. Rollett, Fr. Saß, H. Schiff, G. Schwetſchke, L. Storch, T. Ullrich und O. L. B. Wolff.

Herausgegeben
von
Heinrich Pröhle.

1847. 8. $1^2/_3$ Thlr.

Der Verleger hat hierbei nur zu wiederholen, was ein Correſpondent aus Berlin im Danziger Dampfboot Nr. 101 unter Anderm über das Erſcheinen obigen Jahrbuches ſagt: „Das Taſchenbuch wird übrigens weder nach dem Ruhme unſerer Volks- noch nach dem unſerer ſocialen Literatur ſtreben, ſondern bei ſeinen Leſern und zu ſeiner Beurtheilung ein ganz freies poetiſches Intereſſe in Anſpruch nehmen. — Es iſt zu hoffen und zu wünſchen, daß das Publikum dieſem neuen Vertreter der freien, productiven Literatur eine warme, lebendige Theilnahme zuwenden werde.“ —

Kleine Schriften.

Zur

Politik und Literatur.

Von

R. E. Prutz.

JUR. POL.
LESEVEREIN

Zweiter Band.

Merſeburg,
Louis Garcke.
1847.

WG/64/801

Inhalt.

Seite

I. Zur Politik.

1. Theologie oder Politik? Staat oder Kirche? . . 3.
2. Ueber die gegenwärtige Stellung der Oppoſition in Deutſchland . . . . 52.

II. Zur Literatur.

1. Die politiſche Poeſie, ihre Berechtigung und Zukunft . . . . 91.
2. Ueber das deutſche Theater . . . . 136.
3. Ueber die Unterhaltungsliteratur, insbeſondere der Deutſchen . . . . 166.
4. Wilhelm Waiblinger . . . . 213.
5. Dichter und Krieger. Zum Andenken Joſ. Em. Hilſchers . . . . 254.
6. Shelley und die Poeſie des Atheismus . . . . 285.

III. Der Heizer vom Aetna . . . . 321.

I.

Zur Politik.

Theologie oder Politik? Staat oder Kirche?

> Der verfluchte Kaiſe weiſt ſelbſt nicht
> was er wil, hol ihn der Deuffel.
>
> Friedr. d. Große.

Kaum ein ſeltſamerer Anblick läßt ſich denken, als den die Geſchichte unſerer letzten fünf, ſechs Jahre dem nüchternen Beobachter gewährt. Wär' es möglich, alle die einzelnen Geſtalten, welche ſie in dieſer Zeit angenommen, die Verwandlungen, welche ſie durchgemacht, die Intereſſen, die durchaus widerſpruchsvollen, für welche ſie ſich nacheinander begeiſtert hat, der Nation ſelbſt in einem Spiegelbilde gleichſam auf einmal vors Auge zu rücken: was gilt die Wette?! wir würden erſchrecken über uns ſelbſt und uns kopfſchüttelnd abwenden von unſerm eigenen Bildniß. Auf den Schlummer, in welchem wir ſo lange gelegen, iſt ein unruhvolles, fieberhaftes Erwachen, auf die Intereſſeloſigkeit, deren wir ſelbſt uns ſo lange angeklagt, vielmehr ein Ueberfluß, auf die verrufene Dürre unſers öffentlichen Lebens eine überwuchernde Fülle gefolgt: nur daß daſſelbe allerwege mehr ins Kraut geſchoſſen iſt als in den Samen.

Werfen wir nur einen Blick rückwärts, was Alles in dieſen letzten Jahren, ſeit dem Anfang etwa des gegenwärtigen Decenniums, unſre Geiſter in Spannung erhalten, unſere Herzen in Flammen geſetzt, vor Allem unſre Märkte mit dem Geräuſch der Debatte — oder um völlig ohne Gleichniß, in klarer, nackter Proſa zu ſprechen: unſre Zeitungen mit Berichten und Berichtigungen, mit Gerüchten, Widerlegungen, Widerlegung der Widerlegung, Widerlegung der widerlegten Widerlegung — und ſo fort in unendlicher Reihe, angefüllt hat!

Die freie Rheinbegeiſterung von Anno vierzig — aber in der That, es wird uns unbehaglich, davon ſprechen zu hören, er macht uns verlegen, dieſer Baſtard-Patriotismus, den wir da ſo voreilig in die Welt geſetzt, und dürfen uns dabei nicht einmal tröſten, wie Kent im Lear den alten Gloſter tröſtet: „Ich kann den Fehltritt nicht ungeſchehen wünſchen, da der Erfolg davon ſo anmuthig iſt.“ Der Kölner-Dom-Enthuſiasmus — aber er iſt verraucht und verſchollen, ſo weit ſogar, daß nicht einmal mehr eine Oppoſition dagegen ſtattfindet und die Hand voll Arbeiter, welche noch mühſam beſoldet wird, ruhig daran fortarbeiten kann unter dem Schleier der Vergeſſenheit. Der philoſophiſche Radicalismus, der nicht bloß aus nichts eine neue, beſſere Welt erſchaffen — dies könnte man ſich gefallen laſſen — nein: der auch die alte, vorhandene umſtoßen wollte mit nichts — aber es iſt ja längſt bei Allen eine ausgemachte Sache, daß die Epoche der Theorie einſtweilen vorüber und daß, was das wahre Bedürfniß der Zeit angeht, ein einziges Dutzend hungrige Garnſpinner ſchwerer ins Gewicht fallen, als alle gegenwärtigen Philoſophen und noch einige von den zukünftigen dazu. Die politiſche Lyrik — aber ſprechen nicht die Dichter ſelbſt ſchon mit Achſelzucken davon? ja kommen nicht ſogar ſchon die Regierungen allmälig zu der Einſicht, daß es nichts Ungefährlicheres giebt, als dieſe Königsmörder in Verſen, dieſe Brutuſſe in Reimen?! Die oppoſitionellen Beſtrebungen in einigen ſüddeutſchen Kammern — aber wie wohlgemeint, wie ehrenwerth ſie ſeien, beſchleicht uns nicht, noch während wir dieſe flammenden Reden, dieſe geharniſchten Angriffe leſen, das unbehagliche Gefühl, daß all dieſe Streiche doch endlich nur in die Luft gehen und daß es dem, der behaglich in der warmen Stube ſitzt, durchaus nicht ſchadet, wenn der Regen ein bischen an die Fenſter klappert?! Die preußiſche Verfaſſungsfrage, dieſe allgemeine privilegirte Zeitungsente, dieſe veritable „große Seeſchlange" unſrer Correſpondenten, dieſer ewige Jude unſrer hoffnungsreichen

Preſſe — aber es ſieht ſich ja kein Menſch mehr um, wenn ſie geplätſchert kommt! aber wir wiſſen ja alle, daß es keine große Seeſchlange, keinen ewigen Juden giebt! und wenn es deren gäbe: tant pis pour eux, ſo kümmern ſie uns nicht! —

Denn dies iſt das eigentlich Charakteriſtiſche, dies zugleich das Bedenkliche, das wahrhaft Gefährliche unſerer gegenwärtigen Epoche, daß die Intereſſen bei uns, ſo raſch ſie ſich entzünden, ebenſo raſch auslöſchen und verſchwinden; wie lebhaft ſie ſind, ſo flüchtig, wie zahlreich, ſo unfruchtbar. War es früher deutſche Sitte, ſich fiſchblütig zu zeigen, wo allen Uebrigen das Blut in den Adern kochte, und die gewaltigſten Ereigniſſe der Geſchichte von ſich abprallen zu laſſen, wie der Stein den Regen, der ihn wäſcht: ſo ſcheint es jetzt vielmehr deutſche Mode, ſich zu enthuſiasmiren, — gleichviel für was. Alle Mode aber iſt ihrer Natur nach frivol; auch der Enthuſiasmus, den wir hie und da, an allen Ecken Deutſchlands, bei jeder kleinſten Gelegenheit, ſofort auflodern ſehen, iſt mit Frivolität gemiſcht: nicht bloß deshalb, weil er es, wie geſagt, verſchmäht, die Gegenſtände zu prüfen, an denen er ſich entzündet: ſondern frivol hauptſächlich deshalb, weil wir ſelbſt bereits den Glauben an unſre eigene Begeiſterung verloren haben, weil wir bereits wiſſen, daß es nur eine hohle, abſtracte, unfruchtbare Begeiſterung iſt, weil wir unſern eignen Helden regelmäßig den Hanswurſt nicht bloß nach-, nein: ſogar vorausſenden und, verwegener als jene Soldaten Cäſars, Spottlieder ſingen, nicht bloß wenn wir triumphiren, nein: auch wenn wir geſchlagen ſind. Wir haben ſo oft jene alte Fabel von dem Hirten mit dem Wolf geſpielt, wir haben ſo oft zum bloßen Scherz gerufen: hieher! es brennt! daß nicht allein unſre Nachbaren, nein: daß wir uns ſelber nicht mehr glauben.

Aber wir wollen nicht zu hart ſein gegen uns ſelbſt: wo ein Quell hervorbrechen will, was Wunder, daß es da zuerſt Blaſen treibt?! Es iſt dies ein krankhafter Zuſtand, in dem wir uns befinden, ohne Frage: aber vielleicht iſt dieſe Krankheit nöthig, damit aus ihr die volle friſche Geſundheit ſich entwickle; ſie iſt vielleicht nöthig, dieſe allgemeine, prickelnde Gährung aller Säfte, wenn der Baum blühen, die Frucht reifen ſoll; es bedarf vielleicht dieſer unruhig ſtürmenden, wogenden Brandung, um die Perle unſrer Zukunft an den Strand zu ſpülen. Geſtehen wir den einzelnen Individuen ihre Entwicklungsſtadien, ihre kritiſchen Epochen, ihre (wenn dieſer Ausdruck, auf eine große und ehrenwerthe Nation angewendet, nicht zu plump ins Ohr fällt) Tölpel- und Flegeljahre zu: warum nicht auch ganzen Völkern? Dies unbeſtimmte Sehnen und Drängen, dies raſche Ergreifen, raſchere Fallenlaſſen, dieſe Unbeſtändigkeit, Unſicherheit Unklarheit, die wir bei heranwachſenden jungen Leuten wahrzunehmen pflegen — ſollten die Völker in ihrer hiſtoriſchen Entwicklung nicht vielleicht ähnlichen Kriſen unterworfen ſein? Ja wie dieſe Erſcheinungen bei Jünglingen und Mädchen mit ziemlicher Sicherheit den Eintritt der Mannbarkeit, die beginnende Geſchlechtsreife zu bezeichnen pflegen: ſollte dieſe gegenwärtige Kriſis unſrer Zuſtände nicht vielleicht gleicherweiſe ein Vorbote ſein, daß unſer Volk — ein ſpätreifer Jüngling, fürwahr! endlich im Begriffe ſteht, mannbar zu werden und die Kinderſchuhe, in denen es ſo lange gutmüthig geſchlendert, nunmehr von ſich zu werfen? Dieſe krampfhaften Zuckungen, die gegenwärtig den Leib unſrer Nation erſchüttern, wären ſie vielleicht nichts Anderes, als jene ängſtlichen Windungen, jene Krämpfe und Qualen der Puppe, in dem Augenblick, da der Schmetterling ſich aus ihr erheben will?!

Aber zugeſtanden, daß es ſo ſein könne, ſogar ſein werde, ſein müſſe: ſo haben wir, dünkt uns, eben deswegen nur eine um ſo größere Aufmerkſamkeit auf diejenigen Erſcheinungen zu richten, welche, mitten in dieſem allgemeinen Wechſel der Intereſſen, dieſer Fluth von Neigung und Abneigung, ſich in der That dauernd auf dem Schauplatz zu behaupten wiſſen.

Und Eine ſolche Erſcheinung wenigſtens giebt es, Ein Intereſſe zum Mindeſten, wie viel andere auch über Nacht auftauchen und verſchwinden, ſtirbt nicht aus, Eine Angelegenheit, wie vielſpaltig der deutſche Sinn im Uebrigen auch ſei und wie oft auch, was in dieſer Landſchaft, dieſer Stadt die Gemüther in die mächtigſte Aufregung verſetzt, ſchon in der nächſten nur zur Unterhaltung ſpießbürgerlicher Neugier dient — Eine Angelegenheit wenigſtens ſcheint mit ſympathetiſcher Gewalt alle Herzen, alle Geiſter zu bewegen, Eine Frage giebt es, welche, von allen Seiten, in allen Ständen, in allen Gegenden des Vaterlandes discutirt, ſich in der That wie eine National-, eine wahre Volksfrage anläßt —

Welche iſt es? Die Verfaſſungsfrage? Aber wir ſind ja noch gar nicht einmal ſo weit, von der Verfaſſungsfrage ſprechen zu können, wir haben höchſtens Verfaſſungsfragen: hannöverſche, preußiſche, Reuß-Schleiz-Greiz-Lobenſteiniſche, von einer deutſchen Verfaſſungsfrage iſt noch überall keine Rede, ja nur an ſie zu denken würde in einigen wohlpolicirten Staaten bereits zur Unterſuchung wegen entfernten Verdachtes entfernter Hinneigung zu entferntem Hochverrathe qualificiren.

Alſo etwa die deutſchen Handelsangelegenheiten? Denn gemeiniglich, was im Uebrigen himmelweit auseinander geht, das pflegt doch wenigſtens der gemeinſame Vortheil zuſammenzuführen; widerſpänſtige Köpfe, uneinige Herzen — der Magen zum Wenigſten, dieſer mächtigſte Dämon der Erde, pflegt ſie zu vereinigen. Die Lage aber des deutſchen Handels, der Zuſtand unſers Gewerblebens, wer könnte die Gefahr verkennen, die ihm droht? die Bedrängniß läugnen, in der es ſich befindet? Hier alſo, wenn irgendwo, thäte gemeinſchaftliches Ueberlegen, gemeinſchaftliches Handeln Noth; Wölfe ſieht man zu Menſchen, in die Mitte bewohnter Städte flüchten, vom grimmigen Zahn des Hungers geſtachelt — und die Aushungerung deutſchen Gewerbfleißes, die uns von England her bedroht, die Verarmung des deutſchen Handels, welche, allen Actien-Schwindelgeſchäften und allem Kornwucher zum Trotz, ja gerade durch ihre Vermittelung nur noch um ſo ſchleuniger, mit unentrinnbaren Schritten, gegen uns anrückt — ſollte ſie nicht mächtig genug ſein, unſre particularen, egoiſtiſchen Intereſſen wenigſtens auf Augenblicke zu vereinigen? ſollte nicht der gewaltige, der Hammerſchlag der Noth, uns wenigſtens auf Augenblicke zuſammenſchweißen zu dem, was wir ſelbſt ſo gern werden möchten, ja was wir auf ſo mannigfache, ſo widerſprechende Weiſe zu werden ſuchen: Eine Nation, eine ſtarke, einige, ſelbſtgewiſſe? — Aber die Naturforſcher verſammeln ſich und die Philologen und die Landwirthe und die Baumeiſter und neulich ſogar hatten einige Schriftſteller den ſublimen Einfall, ſich auch verſammeln zu wollen: von einem allgemeinen deutſchen Handelscongreß aber, einer Berathung deutſcher Fabrikanten und Kaufleute iſt überall noch nicht das Mindeſte verlautbart. Im Gegentheil, wir haben es erleben müſſen, daß, als einige Gewerbtreibende über gewiſſe ſtaatliche Maßregeln, welche aufs Allergenaueſte in ihr Intereſſe eingreifen, ihre beſcheidentliche Meinung abgeben wollten, ein Finanzminiſter (denn wir regardiren ja auf den Handel nur, inwiefern er unſre Finanzen bereichert: und darum haben wir auch keine Handels- ſondern nur Finanzminiſter) ſie als unbefugte, unverſtändige Schreier unſanft zurechtwies.

Vielleicht denn die deutſche Einheit, die Nationalität in abstracto? Freilich wohl: die deutſche Einheit (oder was man ſo nennt) iſt legitim geworden, wir dürfen Toaſte ausbringen auf Hermann der Cherusker, ohne eine polizeiliche Unterſuchung befürchten zu müſſen, ſogar wir dürfen: Was iſt des deutſchen Vaterland? ſingen, ohne Köpnick oder Spielberg zu riskiren. Auch an Adreſſen, in denen wir erklären, wir wären eine einige, große, heldenkühne Nation, eine Nation, vor der die Legionen des Varus in Staub geſunken, welche Luther hervorgebracht, vor der ſogar Napoleon die Flucht ergriffen — auch an Adreſſen dieſen und ähnlichen Inhaltes iſt vielmehr

Ueberfluß als Mangel und ſie dürfen auch gedruckt werden, wenn auch nicht überall, ſo doch an einigen Orten, wenn auch nicht ganz vollſtändig, ſo doch mit Auslaſſungen und loyalen Varianten. Aber es kann ſich Einer wohl vornehmen, Kapaunen mit Luft zu mäſten, — nur ſie werden nicht fett davon; es kann ſich eine Nation wohl täuſchen, als ob ſie dadurch ſchon frei, ſtark, einig wird, daß ſie es zu ſein behauptet oder als ob Adreſſen, Ständchen, Zweckeſſen wirklich ſchon politiſche Acte, Acte des Nationalwillens und der Nationaleinheit wären — nur die Täuſchung hält nicht gegen und das Intereſſe, das ſich hieran anknüpft, muß erkalten, weil das Feuer, an dem es ſich wärmen will, ein Strohfeuer iſt — oder iſt es gar nur ein gemaltes?

Oder endlich die Literatur? Allerdings, die Literatur hat lange Zeit das deutſche Leben beherrſcht, noch mehr: ſie hat es ſelbſt gebildet und dargeſtellt; wir haben uns lange Zeit damit getröſtet, in der Literatur wenigſtens eine ideale Einheit, ein ideales Vaterland zu haben, da es mit dem realen, dem ſechsunddreißigzipfligen Bundes-Vaterland allerdings in einigen wenigen Stücken noch haperte. Aber dieſe Zeit, dieſe unſelige, revolutionäre, die ſchon ſo viele Kronen angetaſtet, ſo viele Throne erſchüttert hat — auch dieſer papiernen Königin, der Literatur, fängt ſie an den Gehorſam zu verweigern, auch gegen ſie beginnt ſie ſich aufzulehnen, auch ihre Allberechtigung macht ſie, die ſkeptiſche Miene in Zweifel zu ziehen. Man iſt allmälig dahinter gekommen, daß ihre Macht ſich lange nicht ſo weit erſtreckt, als man bis dahin meinte; ganz neue Provinzen, neue Sphären des Lebens, neue Schichten der Geſellſchaft ſind entdeckt, welche die Literatur weder bisher berührt hat, noch, wie die Dinge liegen, zu berühren weiß; neue Geſchwüre ſind aufgebrochen, welche kein kühlender Umſchlag von Brochüren heilen wird; neue Sphinxe legen die breite, blutgierige Tatze auf den Leib unſers Volkes, gegen welche der Oedipus vom Leipziger Büchermarkt vergebens ſeine Keule — das heißt, ſeine Feder ſchwingt. — Und was Königen ſonſt nicht zu paſſiren pflegt: die Literatur ſelbſt iſt ihrer Herrſchaft überdrüſſig geworden, ſie möchte abdanken — nicht zwar, wie Diocletian, um ein Gärtner, oder wie Karl der Fünfte, um ein Mönch zu werden: nein, ein Soldat möchte ſie werden, den Harniſch möchte ſie umſchnallen und die Feder vertauſchen mit dem Schwerte; nicht bloß häuten möchte ſie ſich wie eine Schlange: nein, ſich ſelbſt aufgeben, ſich wieder gebären möchte ſie in andrer neuer Geſtalt — Praxis möchte ſie ſein ſtatt Theorie, Leben ſtatt Literatur.

Alſo nichts von dieſem Allen iſt es, was wir meinen! Weder Politik noch Literatur, weder Gewerbe noch

Kunſt heißt die Gottheit, der unſre Gegenwart opfert, der Mittelpunkt, um den ihre wilden, regelloſen Kreiſe ſich ordnen: der Deutſche iſt aus zarterm Stoffe, er verachtet dieſen gemeinen Materialismus irdiſcher Intereſſen, er wendet ſein Auge aufwärts zum Himmel, er quittirt das Dieſſeit, um ſich nur bei Zeiten einen ſichern, bequemen Platz im Jenſeit zu belegen: Theologie — ſiehe da die wahre große Angelegenheit des Tages! das Centrum des deutſchen Lebens! die Looſung der Parteien! Was England und Frankreich? Wir haben Uhlich und Hengſtenberg! Was Rußland und die polniſche Grenzſperre? Wir haben Ronge und den Biſchof Arnoldi von Trier! Was ſpaniſche Heirath und engliſcher Zolltarif? Wir haben Lichtfreunde und Deutſchkatholiken! Deutſche Verfaſſungsfrage? Wir beſchicken die Synode. Handelscongreſſe? Wir gehen nach Köthen. Intereſſen der Kunſt und der Literatur? Wir diſputiren über die Dreieinigkeit, erörtern die Glaubhaftigkeit des Evangeliſten Lucas, und ſchreiben dicke Bücher darüber, ob der Weg in den Himmel links geht oder rechts, ob man zu Pferde oder zu Eſel ſichrer dahin gelangt, und ob die Hölle eine Treppe tief liegt oder zwei. Da haben wir in Summa die Nationalintereſſen des deutſchen Volkes von Anno vierzig bis ſechsundvierzig: der rothe Faden, der ſich durch das Gewirre dieſer Jahre hinzieht, er iſt aus geiſtlicher Wolle gezupft, die Dogmatik iſt unſer contract social, Geiſtliche ſind unſre Volkshelden, theologiſche Streitfragen die Fragen der Gegenwart, die Fragen der Nation! —

Wer kennte nicht, und wär' es auch nur aus Göthe, das alte gute Hiſtörchen von dem Engländer, welchen „das Liedchen Marlbrough" verfolgte:

„Einſt von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär' er nach Smyrna geſegelt,
Marlbrough! empfing ihn auch dort, Marlbrough! im Hafen das Lied."

So auch, wohin Einer jetzt in Deutſchland fliehen möchte, von Königsberg bis Conſtanz, von Breslau bis Cleve, überall, aus allen Geſellſchaften, allen Wirthshäuſern, allen Dampfwagen tönt ihm die kirchliche Melodie unſrer Tage entgegen; überall geht Marlborough nicht zwar in den Krieg, aber doch in die Kirche; du kannſt keine Zeitung in die Hand nehmen: das Erſte, worauf dein Auge fällt, iſt eine theologiſche Controverſe, — kein Beefſteack eſſen: dein Nachbar unterhält dich von Uhlich und fragt, ob dir Ronge oder Czerski beſſer gefällt — keine Cigarre anzünden: man reicht dir einen Fidibus aus der „Evangeliſchen Kirchenzeitung." —

Und nicht iſt es etwa bloß das ſogenannte Publikum, nicht die unorganiſche, unberechtigte Menge als ſolche, welche auf dieſe Weiſe das theologiſche Intereſſe über alle andere ſtellt und für nichts mehr zu leben, für nichts mehr vorhanden zu ſein ſcheint, es ſei denn für religiöſe Streitigkeiten, kirchliche Zerwürfniſſe, dogmatiſche Controverſen: auch anſehnliche, einflußreiche Körperſchaften, auch öffentliche Behörden, ja die Staatsregierungen ſelbſt ſehen wir von demſelben Zuge unwiderſtehlich gefaßt; auch aus den Rathsſtuben der Städte, den Cabinetten der Miniſter, ſogar aus den Paläſten der Könige, überall tönt dieſelbe Looſung uns entgegen. Eine große deutſche Regierung, berufen vor allen andern, der allgemeine Verfechter Deutſchlands zu ſein und ſeine Stellung nach außen nachdrücklich zu vertreten, zugleich im Innern ſelbſt durch eine Maſſe der verwickeltſten, dringendſten Fragen aufs Aeußerſte beſchäftigt — was, in dem Augenblick, da die entente cordiale zwiſchen England und Frankreich ſich zu löſen und damit die ganze Geſtalt der Welt eine andere zu werden droht, da der blutige Schatten Polens ſich mahnender denn je, drohend, verhängnißvoll, an das heitere Licht des Tages drängt, da durch alle Provinzen, alle Gegenden des eignen Landes vulkaniſche Zuckungen gehen — was thut ſie? was ſtellt ſie ſelbſt in den Vorgrund ihrer Beſtrebungen? worin legt ſie den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit? Sie beruft eine allgemeine Landesſynode, ſie drückt den theologiſchen Controverſen den Stempel ihres Anſehens auf, durch das heilige Oel (ſo ſcheint es) eines gereinigten, wiederhergeſtellten Glaubens will ſie dieſe Fluth beſänftigen, welche das Staatsſchiff umwogt.

Und der Geſandte eben dieſer Regierung auf dem bedeutendſten Terrain, wo überhaupt ein Geſandter ſich befinden kann, an dem wahren Areopag der Welt, in London, in dem Augenblicke, da ein langerwarteter, langerſtrebter Miniſterwechſel den Parteien des Landes eine ganz neue Stellung, der engliſchen Regierung ſelbſt eine ganz neue Färbung verleiht, da ferner durch Peels letzte Maßregeln der engliſche Handel, dieſe wichtigſte Triebfeder der gegenwärtigen Politik, eine völlig neue Grundlage anzunehmen und damit zugleich unſern eignen Handelsverhältniſſen eine noch völlig unberechenbare Wendung zu geben verſpricht — — Es kommt uns nicht von Weitem in den Sinn zu behaupten, daß der ſehr ehrenwerthe Geſandte dieſe ſeine eigentlichen und wichtigſten Obliegenheiten vergeſſen oder auch nur im Allermindeſten verabſäumt habe: aber überraſchend iſt es uns allerdings geweſen, daß inmitten dieſer politiſchen wie gewerblichen Kriſis, unter den zahlreichen und (wie man meinen ſollte) unausgeſetzten Anforderungen ſeines Amtes, der ſehr ehrenwerthe Geſandte nichts deſto weniger Zeit und Stimmung gefunden hat, ein dickleibiges Buch über unſre kirchlichen Angelegenheiten abzufaſſen und in England ſelbſt Correſpondenzen anzuknüpfen und Unterſuchungen anzuſtellen — über den Kornhandel? die Manufacturdiſtricte? das mögliche Ergebniß einer bevorſtehenden Parlamentsauflöſung? — Vielleicht auch, wir wiſſen es nicht: aber theologiſche Correſpondenzen, kirchliche Gutachten liegen gedruckt vor uns.

Ja und damit es dieſem verhängnißvollen Schauſpiel an keiner, auch an der gefährlichſten Steigerung nicht fehle: haben wir nicht in dieſen jüngſten Tagen geſehen, wiederholentlich geſehen, wie ſogar das Oberhaupt des Staates ſelbſt, ein geiſtreicher, großſinniger Fürſt, ein Fürſt, von deſſen wohlwollenden und edlen Abſichten er ſelbſt uns täglich die bündigſten Verſicherungen giebt — haben wir, ich frage! nicht auch dies Oberhaupt des Staates ſelbſt zu wiederholten Malen in perſönlichen Conflict gerathen ſehen mit den Magiſtraten und bürgerlichen Behörden der älteſten, edelſten, einflußreichſten Städte der Monarchie — weshalb? wegen ſtreitiger ſtädtiſcher Gerechtſame, wegen Abgaben und Steuern oder anderer politiſcher Fragen? Nicht im Geringſten! ſondern auch hier wieder iſt es die kirchliche Frage, welche, ſich an den Thron ſelbſt drängend, in ihrem unſeligen Gefolge auch dieſe höchſt bedauerlichen Conflicte herbeigeführt hat; auch jene königlichen Schreiben und Anſprachen an die Magiſtrate von Berlin, Breslau, Königsberg, Magdeburg u. ſ. w., die überall einen ſo tiefen und ſchmerzlichen Eindruck hervorgebracht haben, ſind ein überaus charakteriſtiſches Zeichen von der bedenklichen Höhe, welche die Fluth der theologiſchen Intereſſen bei uns erreicht hat. — —

Allein ſchon höre ich, was der Leſer hier einwendet. Zugeſtanden, ſagt man, daß es ſo iſt, wie du es darſtellſt und zum Theil noch ſchlimmer: beweiſt es nicht vielmehr gegen als für dich? Zugeſtanden, daß Deutſchland in dieſem Augenblicke nur noch einem großen kirchlichen Concile gleicht und daß wir alles Andere verlernt zu haben ſcheinen, Politik, Literatur, bis allein auf unſre theologiſchen Kenntniſſe: was, wenn es ſo iſt, läßt ſich dagegen einwenden? Liefert nicht dieſe Thatſache ſelbſt den Beweis, daß dieſe Geſtaltung der Dinge eine natürliche, nothwendige geweſen? Dieſe beredte Schilderung ſelbſt, die du von der gegenwärtigen Alleinherrſchaft der theologiſchen Intereſſen entwirfſt, haſt du nicht mit ihr alle Einwendungen, die du gegen dieſe Herrſchaft erheben willſt, zum Voraus entkräftet? Wären es Einzelne, wohl, ſo möcht' es Laune, wär' es vorübergehend, ſo möcht' es Mode oder Zufall ſein: aber du ſagſt ſelbſt, daß die ganze Nation, die geſammte Zeit dieſe kirchliche Farbe trage — noch einmal: was läßt ſich dagegen einwenden? Eine ſolche allgemeine Stimmung, muß ſie nicht in Wahrheit eine berechtigte — ein ſo dauerndes, ſo allverbreitetes Intereſſe, muß es nicht in der That ein nothwendiges, ein wahrhaft hiſtoriſches ſein?

Und wenn es nun ſo iſt (fahren ſie fort) und wenn nun wirklich hinter dieſen theologiſchen Streitigkeiten, dieſen kirchlichen Zerwürfniſſen das Bedürfniß und der Beginn eines neuen, erhöhten religiöſen Lebens liegt, wenn der Zug der Geſchichte nun wirklich wieder rückwärts oder beſſer geſagt, heimwärts geht zu ihren himmliſchen Urquellen: warum, da du doch in allen andern Richtungen die unbedingte Macht, das unbedingte Recht der Geſchichte anerkennſt — warum nur in dieſem Falle dieſem Zuge willſt du deine Anerkennung verſagen? „Unſre Zeit unſer Gott!" Wie oft nicht haben wir dieſen Ausſpruch aus Eurem Munde vernommen, mit wie glänzenden Lettern habt Ihr ihn nicht eingeſtickt in die Banner Eurer Partei? Und wie nun? Wollt Ihr der Zeit nur huldigen, wenn ſie Euch ſchmeichelt? ihr Recht nur anerkennen, wenn es in Uebereinſtimmung iſt mit Euren perſönlichen Neigungen und Abneigungen?

Und wie dann ſteht es mit dieſem Aufſatze? Machſt du, indem du die treibende Macht der Zeit, ſtatt dich ihr willig, dienſtbar hinzugeben, vielmehr kritiſch zerſetzeſt und zergliederſt, dich nicht derſelben Halbheit, derſelben Begeiſterungsloſigkeit ſchuldig, welche du ſelbſt in dieſem Aufſatze ſo hart getadelt? Ja dieſer leichtfertige, ſcherzende Ton, mit dem du von den heiligſten Dingen, von dem Erwachen eines neuen Glaubens, eines neuen religiöſen Lebens ſprichſt, — wie weit iſt er noch entfernt von jener Frivolität, deren du ſelbſt die Zeit anklagſt — anklagſt, um ſofort, auf friſcher That, denſelben Irrthum zu begehen?!

Unterwerfen wir dieſe Anklagen eine nach der andern einer nähern Prüfung; vielleicht daß wir nicht ganz ſo ſchuldig ſind, wie die Ankläger meinen.

Zwar was das erſte Bedenken angeht, ob nicht die gegenwärtige theologiſche Richtung der Zeit eine völlig berechtigte, darum ſchon, weil ſie eben die allgemeine Richtung der Zeit, ſo müſſen wir die Beantwortung derſelben noch verſchieben, bis wir dieſer Richtung ſelbſt erſt ein wenig näher ins Auge geſehen. Denn vielleicht, wer weiß? ſie ſcheint vielleicht allgemeiner als ſie iſt? ſie iſt vielleicht gar nicht ſo theologiſch, als ſie ſcheint?

Was dagegen den zweiten Punkt betrifft, das Erwachen eines neuen religiöſen Lebens, einer neuen erhöhten Gläubigkeit, zu welcher die Zeit angeblich hinarbeitet, ſo erlaube man uns einfach die Frage, wer es denn eigentlich geweſen, der dieſe ganze Angelegenheit zuerſt in

Gang gebracht, wer es ferner iſt, der ſie gegenwärtig am Meiſten in Gang erhält, wer das meiſte Leben, die meiſte Thätigkeit zeigt, ja wer recht eigentlich Seele und Kern dieſer ganzen Bewegung iſt: die Gläubigen oder die Ungläubigen? die Kirchlichen oder die Unkirchlichen? die Frommen oder die Ketzer? Wir wollen noch gar nicht fragen: wer bildet die Mehrzahl? auf welcher Seite ſind die rüſtigeren Streiter? Wir beſchränken uns, wie geſagt, noch einfach auf die Frage: bei wem nahm dieſe Bewegung überhaupt ihren Urſprung? durch wen gewann ſie ihre große Verbreitung? von wem wird ſie noch jetzt vernämlich unterhalten?

Es liegt nicht in der Abſicht dieſes Aufſatzes, der ja die in Rede ſtehende Frage überhaupt nicht erſchöpfen, der nur über einige Punkte derſelben den Leſer zu Aufmerkſamkeit und Nachdenken anregen will — es liegt, ſage ich, nicht in der Abſicht noch auch in der Aufgabe dieſes Aufſatzes, Urſprung und Entſtehung dieſer Bewegungen ausführlich zu erzählen und eine Chronik zu liefern von dieſem Kampfe, der um das neue Ilium der Kirche geführt wird. Daher auch nur mit zwei Worten ſei hier an die Thatſache erinnert, daß dieſe Fragen, die gegenwärtig unſer deutſches Volk ſo tief zu erſchüttern ſcheinen, von der Wiſſenſchaft ſchon ſeit Jahren discutirt worden ſind: bis endlich einige Bücher erſchienen, welche, die bisherigen vereinzelten Reſultate auf eine glänzende Weiſe combinirend und tiefer begründend, durch das Aufſehen, das ſie innerhalb der Wiſſenſchaft ſelbſt machten, auch über deren Gebiet hinaus zuerſt die Neugier, dann die Theilnahme, bald die Begeiſterung des Publikums erregten.

Und welcher Art nun waren dieſe Bücher? Waren es fromme Bekenntnißſchriften, Stützen der Kirche, Bollwerke des Glaubens? Waren ſie geſchrieben, um die Zweifelnden zu belehren, die Irrenden zu bekehren, die Gläubigen in ihrem Glauben zu ſtärken?

Vielmehr im Gegentheil, wir haben es gerade umgekehrt im Gedächtniß: es waren ſehr aufgeklärte, ſehr freiſinnige Schriften: Schriften, welche mit unerbittlicher Strenge die Conſequenzen der Wiſſenſchaft zogen und die vom Alter geheiligten Ueberlieferungen einem ſcharfen, ja grauſamen Meſſer unterwarfen.

Und gerade dieſe Bücher gefielen, gerade dieſe Schärfe war es, welche imponirte, gerade dieſe wiſſenſchaftlichen Waffen, welche ſie dem Unglauben darboten, dieſe geiſtige Berechtigung, mit welcher ſie den Zweifel verklärten, gerade dieſe waren der Urſprung ihrer Popularität.

Bei wem? Ei nun natürlich, nur bei den Gleichgeſinnten. Und deren Zahl, ſiehe da, war viel größer, als ſie ſelbſt vielleicht gedacht hatten. Eine außerordentliche Anzahl von Menſchen, die bis dahin theils in Unwiſſenheit, theils in Gleichgiltigkeit ruhig dahin gelebt hatten — jetzt, da das Joch der Ueberlieferung einmal gebrochen, da der Zweifel einmal zu offenem Bekenntniß gekommen war, fühlten ſie erſt, wie wenig im Grunde ihnen ſeit Langem ſchon die Ueberlieferung geweſen und wie tief, ohne ſich ſelbſt klar darüber zu ſein, ſie bereits angeſteckt waren vom Zweifel. Wie man ſonſt vom Baſilisken erzählt, daß ſein eigener Anblick ihn tödte, ſo im Gegentheil hier ſchien es, als ob der Zweifel am Zweifel, die Kritik an der Kritik, der Unglaube am Unglauben lebendig würde.

Allerdings blieb auch die Gegenwirkung nicht aus. Vielmehr je ſchneller die Schaar der Freiſinnigen zunahm, je raſcher ihre Stichworte übergingen in das Geſpräch des Tages, in das laute Gewühl des Marktes, um ſo lebhafter erhob das kleine Häuflein der Rechtgläubigen gleichfalls ſeine Stimme: konnten ſie nicht überreden, wohlan, ſo drohten — konnten ſie nicht überzeugen, ſo ſchimpften ſie: und damit war die Schlacht denn allerdings begonnen.

Hienach ſtellt ſich Zweierlei heraus, was für die oben angeregten Bedenklichkeiten von Wichtigkeit iſt: erſtens daß das (wie man es ſo gern nennt) „religiöſe Leben der Gegenwart“ gar nicht ſo tief aus der Mitte des Volks hervorgewachſen, gar kein ſolch urſprüngliches, autochthoniſches Element unſers Volkslebens iſt, wie man uns wohl überreden möchte. Vielmehr es iſt erſt von außen hineingetragen worden, erſt die Wiſſenſchaft hat (um einen ſehr unedlen, aber auch ſehr bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen) das Volk mit der Naſe darauf gedrückt; erſt nachdem die Gelehrten ſich ſatt und müde daran geſprochen, hat der große Haufe die aufgefangene Looſung weiter getragen. Nichts alſo von Vertiefung des Lebens — nur Ausbreitung und Verflachung der Wiſſenſchaft! Nichts von neuerwachten, tiefliegenden innerlichen Bedürfniſſen — nur Folge äußerlichen Anſtoßes, nur Nachahmung fremder Muſter, nur trivialiſirender Nachhall längſt ausgeſprochener, längſt bekannter Wahrheiten!

Zweitens aber ſtellt ſich dabei auch heraus, daß es gar nicht der Glaube, vielmehr der Unglaube, gar nicht die Frommen, vielmehr die Ketzer, welche dieſe religiöſe Bewegung veranlaßt haben; nicht in majorem, vielmehr in minorem ecclesiae gloriam iſt der Kampf entbrannt, nicht den Glauben ſchützen will man — nein, man möchte gern des bischen, das man noch etwa hat, ſich mit guter Manier völlig entledigen. Mit Einem Worte: die Bewegung iſt nicht eine poſitive, vielmehr eine negative, nicht eine aufbauende, vielmehr eine zerſtörende.

Und da iſt es nun ein wunderlicher, von Vielen vielleicht beklagter, aber doch von Niemand wegzuläugnender Trieb der menſchlichen Natur, daß ihr das Zerſtören überall viel größere Freude macht als das Erhalten, das Einreißen viel größere als das Aufbauen: von dem Kinde an, welches das kaum erhaltene Spielwerk damit einweiht, daß es daſſelbe zerbricht, zerpflückt, zerſetzt, bis zu dem Greiſe, der, am Schluß eines reichen, vielbewegten Lebens, mit einem vernichtenden: „Alles iſt eitel“ allen Blüthenſchmuck der Erde abſtreift, alle Illuſionen behaglich zerſtört. Jedes Vernichten freilich iſt auch nur der Anfang eines neuen Sein, ein neues Werden: und ſo ſcheint es in der That eine dunkle Ahnung des Neuen, des Werdenden zu ſein, was den Menſchen im Allgemeinen dem Zerſtören ſo viel geneigter macht, als dem Erhalten. Bei dem Alten, Stabilen, was kann da noch herauskommen? Die Rechnung iſt gleichſam geſchloſſen, Niemand hat mehr etwas zu erwarten, die Entwicklung iſt zu Ende. Dagegen wo eingeriſſen wird, da wird eben dadurch auch zugleich gebaut; mitten aus dem Graus der Zerſtörung, unter Schutt und Trümmern keimt ein neues Leben hoffnungsreich hervor — und dem Neuen gehört die Welt!

Dies, wie geſagt, wird von Manchem vielleicht beklagt, aber doch von Niemand geläugnet werden: und ebenſo wird Mancher vielleicht beklagen, aber gleichfalls Niemand läugnen, daß auch in dieſen religiöſen Bewegungen der letzten Jahre die Partei der „Negativen," der „Deſtructiven," die Partei der Aufklärung und der Kritik, der Ungläubigen und Ketzer bei Weitem das größere Terrain, die größere Popularität gewonnen haben.

Man beachte unſeren Ausdruck wohl, wir haben ihn mit Vorſicht gewählt: nicht von intenſiver — wir ſprechen nur von extenſiver Bedeutung, nicht von der Macht — nur von der Maſſe, nicht von Einfluß und Wirkung — nur von Geltung und Meinung. Die poſitive, die reale Wirkſamkeit, das thatſächliche Uebergewicht in Staat und Kirche — wer wäre blind, wer einfältig genug, es den Strenggläubigen, den Poſitiven, den Frommen abzuſprechen? Beati possidentes: und die Frommen beſitzen allerdings Alles: Amt und Einfluß, Rang und Ehre, Gehalte und Titel . . .

Aber mit Verlaub, Eines doch nicht: ſie beſitzen keine Popularität! Im Gegentheil, ihre Macht ſteht mit ihrem Ruf in umgekehrtem Verhältniß: je mehr jene zunimmt, je mehr ſchwindet dieſer, je mehr jene ſteigt, je mehr ſinkt ihr Ruf; was ſie oben, bei Fürſten und Königen gewinnen, das büßen ſie in doppeltem, dreifachem Maße unten beim Volke ein.

Es iſt ganz richtig, daß dieſe Einbuße nur eine ſcheinbare, dieſer Verluſt nur ein illuſoriſcher iſt: wer die realen, poſitiven Früchte des Lebens in Händen hat, was braucht der nach den gemalten, den Schattenbildern der öffentlichen Meinung zu fragen? wer im goldnen Wagen behaglich die Gaſſe daherrollt, was kümmert es ihn, was die Fußgänger, die er mit Koth beſprützt, hinter ihm drein murmeln? — Auch daß ſie in der Minderzahl ſind, iſt es wohl wirklich ein Nachtheil für die Frommen? Sogar man braucht nur mit den allererſten Grundſätzen der Geſellſchaftsrechnung vertraut zu ſein, um zu wiſſen, daß es vielmehr ein Gewinn, ein Vortheil für ſie iſt: vier giebt allemal einen größern Quotienten, als wenn ich dieſelbe Zahl mit vierzig oder vierhundert oder viertauſend dividire, nicht wahr?

Und dann ſteht ferner nicht zu läugnen: wie geſchickt die Frommen auch übrigens in allen Dingen ſind, welche wahrhaft beneidenswerthen Talente ſie unter ſich zählen und welche Muſter von Energie, Gewandtheit, Thätigkeit ſie in Wahrheit auch allen Parteien geben: das Talent, die Maſſen zu packen, die Gabe, die Welt mit Geräuſch und Lärmen zu erfüllen, gebricht ihnen dennoch. Sie heißen nicht umſonſt die „Stillen im Lande;“ laute Demonſtrationen, große öffentliche Verſammlungen, Debatten und Diſputationen ſind ihre Sache nicht, zum Wenigſten nicht in Deutſchland, wo es, wenn auch nicht an Hirzel und Siegwart-Müller's, ſo doch jedenfalls an dem Pöbel fehlen würde, den ſie commandiren könnten. Auch ſoll den Frommen daraus kein Vorwurf gemacht werden: Einem kann nicht Alles gegeben ſein; wer als Sappeur, als Minirer, als unterirdiſcher Arbeiter ſo vortreffliche Talente entwickelt, wer im Ernſt wollte von ihm verlangen, daß er auch Tirailleurdienſte leiſten und als Huſar ein munteres Vorpoſtengefecht führen ſoll?

Dies vielmehr iſt die Sache der Negativen, der Freidenker, der Ketzer. Wer hat die großen Volksverſammlungen in Köthen ꝛc. zu Stande gebracht: Volksverſammlungen im ächten Sinne des Wortes, gegen welche die frommen Conventikel von Trieglaff, Barby u. ſ. w. höchſt kläglich abſtechen? Wer verfaßt Adreſſen, Proteſte, Erklärungen? Wer ißt Zweck, bringt Toaſte aus, ſchreibt Correſpondenzen und Berichte? — Wir wollen gar nicht behaupten, als ob mit all dieſen Dingen, dieſen Verſammlungen und Vereinen nun auch wirklich etwas gethan, etwas ausgerichtet und gewonnen ſei und als ob die Gläubigen wirklich etwas daran verlieren, daß ſie dieſer geräuſchvollen Thätigkeit, dieſer Oeffentlichkeit der Volksverſammlungen und Feſtſchmäuſe entbehren. Im Gegentheil, wir haben es geſehen, wie zwei ganz ſchweigſame, ganz phlegmatiſche Gensd'armen eine ganze große

„Volksverſammlung“ ohne die geringſten Umſtände auseinander complimentirten. Daher, ſo lange die Frommen nur der Polizei noch ſicher ſind, ſo lange die ecclesia militans nur noch Militär zur Verfügung hat, ſo lange kann ſie den Gegnern dies eitle Vergnügen der größeren Oeffentlichkeit, den kurzen, inhaltleeren Rauſch der Popularität immerhin ſchon gönnen. —

Um alſo dieſe beiden Thatſachen noch einmal feſtzuſtellen: nicht aus der Tiefe eines poſitiven Volkslebens hat die gegenwärtige Kriſis unſrer religiöſen Verhältniſſe ſich entwickelt, ſondern es iſt der Niederſchlag wiſſenſchaftlicher Kritik, nicht dem gläubigen, ſondern dem ungläubigen, nicht dem aufbauenden, ſondern dem niederreißenden Elemente verdankt ſie ihre Verbreitung und ihre Popularität: Biſchof Arnoldi hätte ſeinen heiligen Rock lange ausſtellen, wenn nicht Ronge — Hengſtenberg, ein anderer Jupiter tonans, ſeine kalten Schläge immerhin verſenden können, es hätte nicht Hund noch Hahn danach gekräht, wenn nicht Wislicenus, Uhlich, König gekommen wären.

Wohlan nun: mit der Heiligkeit, der weltgeſchichtlichen Bedeutung dieſer Bewegungen, ja nur mit ihrem religiöſen — ich ſage nicht theologiſchen, nein: ihrem religiöſen Charakter, wie ſteht es?!

Aber, ſagt man, es ſei ſo, es verhalte ſich wirklich ſo, daß die Gläubigkeit in dieſem Kampfe im Ganzen mehr Terrain verloren als gewonnen, die ganze Bewegung mehr eine antikirchliche, als kirchliche: iſt nicht zum Wenigſten das Herausarbeiten aus der falſchen Religion, ſchon an ſich ſelbſt und in dieſer bloß negativen Haltung ſogar, ein religiöſer Act? bleibt nicht unter allen Umſtänden ſchon der Freimuth, die Ehrlichkeit, die Wahrheitsliebe zu ſchätzen, mit der man zum Wenigſten ſeinen Unglauben bekennt? iſt es nicht etwas Großes und verſpricht es nicht unſerm geſammten Leben eine nachhaltige ſittliche Erhebung, daß man zum Wenigſten aufräumt in ſeinem Gewiſſen und ſtatt eines gedankenlos unwahren Confiteor ein decidirtes, ehrliches Nego ſpricht? Ja dieſer Kampf der Geiſter überhaupt, dies Herauswachſen aus Traditionen und Ueberlieferungen, dies kecke Abſchütteln der Unwahrheit, der Lüge und Gedankenſchwäche, iſt es nicht an ſich ſchon eine Religion, ein Gottesdienſt, der höchſte, edelſte ſogar, den es giebt: ein Gottesdienſt der Freiheit? und mithin dieſe Negativen, dieſe Ungläubigen, ſind ſie nicht in anderm, großartigerm Sinne vielmehr die wahrhaft Poſitiven, wahrhaft Gläubigen?

Ganz ohne Zweifel: wenn irgend etwas verſöhnen könnte mit dieſen theologiſchen Trivialitäten, die uns von allen Seiten her in die Ohren ſchwirren, ſo wäre es die gute Abſicht, der edle Freimuth, die Ueberzeugungstreue, die ſich dabei kund giebt: — wobei wir gar nicht ſo parteiiſch ſein wollen, all dieſe vortrefflichen Eigenſchaften nur auf Seiten der ſogenannten Freigeſinnten zu ſuchen und die Möglichkeit zu läugnen, daß nicht ein Pietiſt, ein Orthodoxer gleichfalls in dieſem ſeinen Bekenntniß ſehr wohlmeinend, ſehr freimüthig, ſehr gewiſſenhaft ſein könne —: vorausgeſetzt, daß es mit dieſem guten Willen, dieſer Unerſchrockenheit, dieſem Wahrheitsbekenntniß nur überall ſo ſehr weit her wäre.

Allein wie ſteht es? Bei den Einen, den Strenggläubigen, wer wagt es, das Senkblei auszuwerfen und abzumeſſen, wie tief hier der Glaube, die Gemüthlichkeit, das innere Bedürfniß reicht — und wo der Sumpf der Heuchelei, des Eigennutzes, der weltlichen Schlauheit beginnt?

Und bei den Andern? Nun, wir wollen Niemand etwas Böſes nachſagen: aber das behaupten wir dreiſt: wenn das die volle Tageshelle der Aufklärung, die äußerſte Grenze der Freiheit überhaupt ſein ſoll, was unſre Lichtfreunde, unſre Deutſchkatholiken, unſre Freien zum Beſten geben — fürwahr, ſo verlohnt es ſich überhaupt nicht, aufgeklärt und freiſinnig zu ſein. Die halbe Nacht oder die ganze, iſt der Unterſchied wirklich ſo groß?" „Wollt Ihr Euch als Poeten geben," ſagt Göthe, „ſo commandirt die Poeſie!" Wollt Ihr einmal als Freidenker gelten, rufe ich Euch zu, ſo habt auch die Courage, wirklich und völlig frei zu denken! Wollt Ihr Ketzer ſein, ſo ſeid es auch ordentlich! Wollt Ihr eine neue, wahrhaft freie, vernunftgemäße Kirche ſchaffen, ſo unterhandelt nicht erſt lange mit der alten! ſo geſteht nicht auf der einen Seite zu, was Ihr auf der andern erſt geläugnet! ſo gebt nicht mit der Linken zurück, was Ihr ſo eben erſt mit der Rechten genommen! Die Welt iſt ſchon viel heidniſcher geweſen, als Ihr ſie machen wollt, ja ſie iſt es in dieſem Augenblick noch: Uhlich und Wislicenus, Ronge und Czerski — preßt ſie aus, miteinander, deſtillirt ſie in Eins und ſchüttet noch alle Lügen, alle Verdrehungen, alle Entſtellungen dazu, welche die Hengſtenberg und Gerlach, die Phillipp's und Ritter über ſie ausgegoſſen: Ihr kriegt doch aus der ganzen Geſellſchaft noch nicht den zehnten, nicht den hundertſten, den tauſendſten Theil heraus von dem Freimuth, der Aufklärung, der (wenn es doch einmal ſo heißen ſoll) „freien Religion," welche ſeit hundert Jahren alle größten Geiſter unſres Volkes, einen Kant und Fichte, einen Leſſing und Schiller erfüllt haben! Euer bischen revidirter Katechismus, Eure abgeſchafften Symbole, Eure Prieſterröcke ohne Päſſchen — was wollen ſie ſagen gegen das natürliche, geſunde, naive Heidenthum des Einen Göthe?! Eure homöopathiſche Freiſinnigkeit, Eure Ketzereien in Millionentel zerlegt, Eure Aufklärung im Domino, was wollen ſie bedeuten gegen dieſen Strom von Aufklärung, von Freiſinnigkeit und Ketzerei, der ſeit hundert Jahren unſre Literatur, unſre Kunſt, ſiegreich, zeugend, durchrauſcht?! — Wahrlich, die großen Männer des achtzehnten Jahrhunderts, die Dichter und Denker, denen unſre Literatur ihren Glanz, unſre Nation ihre Bildung verdankt — im Grabe müßten ſie ſich ja umdrehen, wenn ſie vernehmen könnten, um was heut, in der Mitte des neunzehnten, funfzig und ſechzig Jahre nach ihrem Tode, ihre Enkel noch erſt ſtreiten und diſputiren und denken Wunder was Großes ſie damit thun! Die Ohren verſtopfen möchte ſich, wer irgend jemals den Lehren unſrer Weiſen, den Rhythmen unſrer Dichter gelauſcht hat und muß nun die Trivialitäten, die Nichtigkeiten und Halbheiten dieſer neuen Aufklärer mit anhören — Pygmäen, die mit ihren kleinen, winzigen Kräften nachbauen wollen, was Giganten vor ihnen ſchon längſt gegründet! Blindgeborene, die Mirakel ſchreien über den erſten ſchwachen Lichtſtrahl, der ihnen in die blöden Augen dringt, nicht ahnend das gewaltige, unermeßliche Meer von Licht, das ringsum, ſeit Jahrtauſenden, die Welt durchfließt!

Aber Ihr zwinkert mit den Augen und ziſchelt und gebt zu verſtehen, das wäre auch erſt nur ſo der Anfang, Ihr wäret gar nicht ſo dumm, wie Ihr Euch ſtellt, Ihr wäret ſogar noch viel, viel freiſinniger als Ihr thätet, Ihr glaubtet ſelbſt nicht die Hälfte, nicht das Viertel von dem, was Ihr noch zu glauben vorgäbet.....

Nun denn, Wort gegen Wort: ſo rühmt Euch wenigſtens nicht Eurer Wahrhaftigkeit, ſo thut wenigſtens nicht groß mit Eurem Freimuth, ſo ſpielt nicht die Märtyrer und ſeid ſtolz auf Eure Verfolgungen- und Abſetzungen! Trivial oder unwahr, furchtſam oder bornirt — Ihr habt die Wahl! —

Was aber endlich die Entſchuldigung angeht, es werde dieſer Kampf, wie er auch ſei, doch immerhin zu Gunſten der Glaubens-, der Gewiſſensfreiheit geführt: ſo wahrlich, wenn dies des Pudels Kern ſein ſoll, ſo hat es des vielen Lärmens darum nicht bedurft. Glaubensfreiheit? Aber der Glaube iſt immer frei! aber das Gewiſſen, die innerliche Ueberzeugung, die Wahrheit gegen ſich ſelbſt kann gar nicht gebeugt, kann gar nicht geknechtet werden, es ſei denn, ſie beugte ſich freiwillig und fiele ab von ſich ſelbſt! Von der Glaubensfreiheit alſo, wenn man nichts weiter will, iſt gar kein ſolches Aufheben zu machen: ſie exiſtirt immer und überall — „Gedanken, ſagt das Sprichwort, ſind zollfrei“: zu denken, was Ihr wollt, zu glauben, was Ihr mögt — verſucht es nur: kein Alba kann es Euch verwehren, und ob ihm in jedem Augenblick Millionen Henker zu Gebote ſtünden!

Ja: aber dies bloße abſtracte Glauben iſt Euch nicht genug; Ihr wollt auch Macht und Freiheit haben, Euren Glauben auch äußerlich zu geſtalten und kund zu geben; Ihr ſeid nicht zufrieden mit einer bloßen innerlichen Kirche, einer bloßen unſichtbaren Gemeinſchaft der Heiligen: Ihr wollt Eurer Ueberzeugung auch äußerlich, in einem Kirchen-, einem Gemeindeweſen, eine faß- und greifbare Geſtalt, einen Leib, einen Körper geben.

Und da wären wir denn endlich angelangt, wohin wir wollten! Der Glaube, das Gewiſſen, die Religion an ſich (haben wir geſagt) ſind immer frei, ſie brauchen gar nicht erſt vertheidigt zu werden, weil ſie nämlich niemals angegriffen werden können. Rein religiöſe Angelegenheiten in dieſem Sinne giebt es alſo gar nicht — oder vielmehr es giebt ihrer wohl: aber ein Jeder macht ſie mit ſich ſelber ab, ſie drängen ſich niemals in den Lärm des Marktes, ſie geben niemals Anlaß zu Zwiſt und Streit, es ſei denn zu geiſtigen Kämpfen, zu inneren Kriſen des Individuums ſelber.

Aber was wir ſchon öfter erinnert haben: die Fauſt im Sack iſt keine, der abſtracte Geiſt, die bloße Innerlichkeit an ſich iſt nichts; erſt wo ſie aus ſich ſelbſt heraustritt, wo der Geiſt ſich verkörpert, wo die Idee als plaſtiſches Gebilde, lebendig, in die Welt ſchreitet, da erſt iſt ſie wirklich vorhanden, da erſt kommt ſie in Betracht, da erſt zwingt ſie uns, auf ſie zu achten.

Dieſe Welt des Wirklichen nun aber, dieſe allgemeine Verkörperung der Idee, dies (um es recht eigentlich zu bezeichnen) Reich Gottes auf der Erde iſt nun eben — der Staat! die bürgerliche Welt, die Welt des Rechtes, als der verwirklichten Freiheit! Alles daher, was aus der abſtracten Idee heraus in die Wirklichkeit gleichſam einwachſen, was wirklich werden, wirklich ſein will, verfällt eben dadurch auch der ſtaatlichen Sphäre oder der Sphäre des Politiſchen; es giebt, im Bereich des Menſchen, keine andere wahrhafte Exiſtenz, als allein die Exiſtenz im Staate, es giebt kein anderes lebendiges Daſein, als allein politiſches Daſein. Was nicht im Staate zu exiſtiren weiß, exiſtirt überhaupt nicht; was ſich nicht politiſches Daſein verſchafft, iſt überhaupt nicht da.

Sehen wir einen Augenblick zu, wohin eigentlich das Streben all dieſer verſchiedenen religiöſen Parteien geht und worin, als in einem allgemeinen Centrum, einem allgemeinen Ziel- und Mittelpunkt aller Beſtrebungen, alle zuſammentreffen. Von den Altlutheranern bis zu den Neukatholiken, von den Pietiſten zu den Lichtfreunden, alleſammt ſtimmen ſie darin zuſammen, daß ſie freie Religionsübung haben, daß ſie unabhängige religiöſe Körperſchaften, mit Einem

Worte: daß ſie freie, ſelbſtberechtigte Gemeinden bilden wollen. Die Gemeinde aber iſt eben die politiſche Form, in welcher die innerliche, religiöſe Gemeinſchaft ſich äußerlich conſtituirt: die religiöſe in Geſtalt der bürgerlichen Gemeinſchaft. Mithin, indem dieſe verſchiedenen Parteien Gemeinderechte in Anſpruch nehmen, indem ſie Unabhängigkeit und Selbſtgouvernement der Gemeinden verlangen, verlangen ſie in der That nicht etwa religiöſe Rechte: in der Religion iſt das Moment des Rechtes gar nicht vorhanden: ſondern vielmehr politiſche Rechte ſind es, um was der Streit ſich dreht.

Und ferner: ſollte es wohl wirklich nur abſtracter religiöſer Fanatismus, wirklich nur eine ideale Beſorgniß um das Seelenheil der Andersdenkenden ſein, was dieſen erbitterten Kampf der Gläubigen gegen die Ungläubigen, der Freidenker gegen die Pietiſten entzündet hat? Und wenn wir auch wirklich von dieſen, den Pietiſten, ſo ſchlimm (oder auch ſo gut) denken wollen — Ihr, Aufgeklärte, Lichtfreunde, Freie! ſo werdet doch wenigſtens Ihr von dieſem Fanatismus Euch frei erhalten haben? ſo werdet doch Ihr wenigſtens Euren Mitmenſchen nicht darum bekämpfen, weil er das Unglück hat, nicht ſo klug, ſo aufgeklärt, ſo weiſe zu ſein wie Ihr? ſo werdet doch Ihr wenigſtens nicht das Reich der Freiheit ausbreiten wollen auf dem Wege der Tyrannei?!

Gewiß nicht, verſichert Ihr: denke und glaube ein Jeder, was er mag und will, und auch ſo fromm ſei er, wie ſein Herz ihn treibt, ja nicht bloß daß *ein* Eſel — er glaube, daß zehn geſprochen haben, wenn nämlich dieſer Glaube ihn glücklich macht: aber nur dieſe vertrackte Art, ſein Denken kund zu geben, nur dieſe perfide Weiſe, ſeinen Glauben fühlbar zu machen, nur dieſe Denunciationen, dieſe Proceſſe, dieſe Abſetzungen, nur dies Ausſchließen aller Andersgläubigen aus allen Aemtern und Stellen, dies Einſchmuggeln ſeiner Kreaturen, dies Anſichreißen aller politiſchen Gewalt und alles öffentlichen Einfluſſes —

Politiſche Gewalt, öffentlicher Einfluß — da haben wir's! Ihren Glauben wollt Ihr ihnen ſchon laſſen: nur hier außen, auf dem politiſchen Kampfplatz, auf der Wahlſtatt der praktiſchen, bürgerlichen Verhältniſſe, da nur, verlangt Ihr (und verlangt es mit Recht), ſollen Wind und Sonne gleich getheilt ſein.

Und ebenſo die Gegenpartei hätte gewiß nicht das Mindeſte dagegen, daß wir zur Hölle fahren von wegen unſrer Gottloſigkeit: nur Amt und Brod haben, Wirkſamkeit, Einfluß, politiſche Stellung haben — das ſollen wir nicht! Ketzer (man erlaubt es uns) mögen wir ſein: nur nicht Profeſſoren, nicht Prediger, Räthe, Miniſter! Ja *Secten* dürfen wir bilden: aber nur keine *Gemein-*

den, das heißt keine vom Staate anerkannten, politiſch berechtigten Körperſchaften!

Um alſo mit kurzen Worten frei auszuſprechen, was wir vorhin noch in der Schwebe ließen: *dieſe vermeintliche religiöſe Bewegung der Gegenwart iſt gar keine religiöſe, ſie iſt eine politiſche Bewegung.* Es ſind Wölfe im Schafskleide, es iſt der Harniſch unter der Kutte: Pietiſten und Lichtfreunde, Orthodoxe und Deutſchkatholiken, Hengſtenberg und Uhlich, Arnoldi und Ronge — ſiehe da unſre Tory's und Whigs, unſre Conſervativen und Liberalen, unſre Peels und Ruſſels, unſre Guizot's und Thiers! Es iſt umgekehrt wie im Sprichwort: man ſchlägt den Eſel und den Sack meint man; nach dem Himmel zielt man und die Erde will man treffen. —

Niemand hat dies raſcher und richtiger erkannt, als die zunächſt dabei intereſſirt waren, unſre Regierungen. Man hört wohl in neuerer Zeit hie und da die Meinung äußern, theils bedauernd, theils auch mit Schadenfreude, daß es von den Regierungen, denen es um Erhaltung des politiſchen Status quo zu thun, in der That ein unverzeihlicher Fehlgriff geweſen, den religiöſen Bewegungen hemmend in den Weg zu treten. Welchen beſſeren Ableitungskanal für die Neuerungsſucht, die Unruhe, die reformatoriſchen Gelüſte, die unſrer Zeit nun einmal innewohnen, ſich erdenken laſſe als dieſer? welche Debatten ungefährlicher, als theologiſche? welche Zuſammenkünfte unſchädlicher als dieſe, in denen man über das Myſterium der Dreieinigkeit, über Symbole und Wunder, über Bibel- und Katechismenſtellen mit aufrichtigem, ungeheucheltem Eifer verhandele? Dieſes Ventil verſchloſſen, ſei allerdings Gefahr vorhanden, daß die eingepreßten Dämpfe die Staatsmaſchine unſanft erſchüttern. Alſo friſch die theologiſche Sicherheitsklappe wiederaufgezogen — und die gefährliche Kraft brauſt unſchädlich, ziellos ins Blaue!

Die Regierungen, wie geſagt, haben beſſer geſehen; ſie haben ſich durch die theologiſchen Stichworte nicht darüber irre machen laſſen, daß es in der That politiſche Agitationen, politiſche Tendenzen ſind, welche, Vielen vielleicht, ja den Meiſten bewußtlos, nichts deſto weniger all dieſen Erſcheinungen zu Grunde liegen. Sie haben gethan, was ſie unter dieſen Umſtänden ſich ſelber ſchuldig waren: ſie haben verboten und unterdrückt — ein Thor, der ihnen daraus einen Vorwurf macht!

Aber wenn es auch allerdings Viele, wenn es auch die Meiſten ſein mögen, die ſich in dieſen Kampf eingelaſſen, ohne die eigentliche Bedeutung deſſelben zu durchſchauen: Alle — dies wiſſen wir aus perſönlicher Erfahrung — Alle wenigſtens ſind es nicht. Vielmehr unter den theologiſchen Kämpfern giebt es allerdings Einige, die ſich als Demagogen, als politiſche Parteiführer, in der That fühlen und wiſſen. Aber auch von dieſen ſind die Mehrzahl nur allzugeneigt, dieſe mönchiſche Maskerade, dieſes theologiſche Incognito unſrer politiſchen Entwicklung zu entſchuldigen, wohl gar zu vertheidigen, indem ſie verſchiedene Vortheile davon anzuführen wiſſen.

Erſtlich, ſagen ſie, ſei dies diejenige Form, welche dem deutſchen Charakter am Entſprechendſten; das deutſche Volk ſei nun einmal ein ſpeculatives, ein theologiſches Volk, erſt von der Theologie aus müſſe man es zur Politik gewiſſermaßen erziehen, gewöhnen, erſt durch den Himmel ihm den Weg bahnen auf die Erde.

Aber dieſer Grund, mit Verlaub zu ſagen, iſt gar keiner. Ein Volk iſt allemal ein politiſches Volk, ja es wird erſt dadurch zum Volk, daß es ſich irgendwie politiſch conſolidirt. Geſetzt alſo, dieſe weichherzig vorſichtigen Schutzredner hätten Recht, was folgte daraus? Nichts Anderes, dächt' ich, als daß wir überhaupt noch kein Volk ſind — und das freilich wäre möglich. Aber auch in dieſem Falle wäre dieſe theologiſche Kur, dieſe Heilung durch die Bibel und den Katechismus, die man uns da empfehlen will, eine ſehr unglückliche, ſehr vergebliche Kur: mir thut der Magen weh — und Ihr kurirt mich am Bein! ich will ſchwimmen lernen — und Ihr lehrt mich Seiltanzen!

Zum Zweiten ſagt man, dieſe theologiſchen Discuſſionen, nöthig oder unnöthig, werthvoll oder werthlos, gleichviel, ſo geben ſie doch unter allen Umſtänden Veranlaſſung zu größeren Verſammlungen, ſie brechen den Unterſchied der Stände, ſie führen das Volk unter ſich zuſammen, ſie bieten eine Schule gleichſam zu parlamentariſchen Uebungen, wir lernen darin reden, uns ausſprechen, unſre Meinung aufſtellen und verfechten.

Dieſer Grund hat etwas, das ihn empfiehlt. Ohne Zweifel iſt das Aſſociationselement eines der wichtigſten, vielleicht ſchlechthin das wichtigſte, weil das verheißungsreichſte, unſrer Tage; ohne Zweifel, bei unſrer politiſchen Unbehilflichkeit, wird uns auch eine derartige Vorſchule von äußerſtem Nutzen ſein. Aber treten wir nun ſelbſt in dieſe Verſammlungen, freie wie unfreie, aufgeklärte und verfinſterte — und ſehen wir, wie auch hier die Mehrzahl blindlings mitläuft, ohne zu wiſſen wo und wie, bloß weil die Mode es will — und geben wir Acht, wer zumeiſt in dieſen Zuſammenkünften ſpricht: Profeſſoren nämlich, Geiſtliche, Lehrer, allenfalls noch Advokaten, lauter Leute alſo, die ohnedies ans Sprechen bereits gewöhnt ſind, die eigentliche Maſſe aber bleibt ſtumm und wo ja Einer einmal den Mund öffnet, da, zehn gegen eins zu wetten! ſtockt er und ſtammelt und geräth ins Faſeln: oder auch er überſtürzt die Sache und haut ins Blaue und ſchadet, durch grelle Uebertreibungen, ſich und ſeinen Freunden — ja endlich hören wir gar, was geſprochen wird: nämlich in der Regel das trivialſte, langweiligſte, allgemeinſte Zeug, in jener Breite, jener Ausführlichkeit und Farbloſigkeit, die ein durchgängiges Merkmal paſtoraler Beredſamkeit iſt — wahrlich: es gehört eine gute Doſis Hoffnung, eine gute Doſis Muth dazu, um alsdann von dieſen Verſammlungen noch irgend eine Frucht für unſre politiſche Bildung zu erwarten!

Wieder Andere meinen, es ſei gleichviel wo das Werk der Befreiung begonnen wird, vorausgeſetzt, daß es nur überhaupt begonnen wird; der freie Staat ſei allerdings ein ganz wünſchenswerther Gegenſtand: aber ſo wolle man einſtweilen vorlieb nehmen mit der freien Kirche, einer O'Connellſchen Abſchlagszahlung gleichſam, der das Uebrige mit der Zeit ſchon nachfolgen werde.

Dieſe aber, nach unſerm Dafürhalten, wollen Waſſer ſchöpfen in Gefäßen ohne Boden; ſie wollen ein Haus bauen und, ſtatt beim Grunde, fangen ſie beim Dachſtuhl an. Von der freien Kirche zum freien Staate giebt es keinen Weg — warum nicht? Weil der unfreie Staat die freie Kirche gar nicht dulden, weil die freie Kirche im unfreien Staat gar nicht zum Daſein gelangen kann.

Denn was iſt die freie Kirche? Wir haben es oben beantwortet: die freie Kirche iſt die freie Gemeinde, es iſt die freie religiöſe Gemeinſchaft als freie politiſche — und nun geht hin und ſucht nach in Euren unfreien, bevormundeten, unſelbſtſtändigen Staaten, geht hin und ſucht nach dem Fleckchen Erde, Eure freie Kirche darauf zu bauen: und brauchtet Ihr nicht mehr Raum dazu als ein Schwalbenneſt — es iſt vergeblich, Ihr findet es nicht! — Umgekehrt in demſelben Moment, wo der freie Staat zur Erſcheinung kommt, iſt unmittelbar mit ihm auch die freie Gemeinde gegeben. In der Knechtſchaft iſt kein Platz für die Freiheit, keiner, unter keinem Vorwande, keinem Titel — noch in der Freiheit ein Platz für die Knechtſchaft; Alles oder nichts, ganz oder gar nicht: Handel wird hier nicht getrieben! — —

Einige zwar beſtätigen dies; ſie geſtehen zu, daß ein poſitives Reſultat, ein wirklicher praktiſcher Vortheil, eine wirkliche Eroberung im Namen der Freiheit hier allerdings nicht gemacht werde: aber wenigſtens, indem man das Publikum in dem abſtracten Gebiete der Religion an Freiheit und liberale, tapfere Geſinnung gewöhne, ſo bereite man es überhaupt zum Liberalismus vor und ſtreue im Allgemeinen den Samen des Muthes, der Tapferkeit, der männlichen Geſinnung aus.

Den Samen der Poltronnerie, der Renommiſterei, des hohlen, leeren Maulheldenthums, dieſen freilich, o ja. Nichts iſt, es ſei denn, daß man gerade Candidat oder Pfarrer auf einer jener Hungerſtellen, deren wir im lieben „theologiſchen“ Deutſchland noch ſo viele haben — nichts, ſage ich, iſt leichter, nichts gefahrloſer, als den Liberalen zu ſpielen in religiöſen Dingen. Ja wagen wir es und ſprechen die Ketzerei aus: gerade dieſe Leichtigkeit, mit der man hier in den Ruf eines liberalen, aufgeklärten Kopfes, eines freigeſinnten, tapfern Mannes gelangen kann, gerade dieſe Leichtigkeit erklärt zum guten Theil die außerordentliche Theilnahme, das übertriebene, karikirte Intereſſe, das an dieſen Dingen genommen wird. Sich vor dem Teufel nicht fürchten — welche Courage! nicht glauben, daß die Schlange im Paradieſe geſprochen — welche Tapferkeit! die Geſchichte von den fünf Broden, die fünftauſend Mann geſpeiſt haben, für ein Märchen, eine Uebertreibung erklären — welch ein verwegener Scharfſinn! Da werden Adreſſen unterſchrieben, da werden Proteſte eingelegt, da wirft man ſich in die Bruſt und wird zum Stimmführer, zum Häuptling, man weiß nicht wie! — Und nun, bitt' ich, geht hin und fordert dieſe nämlichen Menſchen auf, an einer politiſchen Demonſtration Antheil zu nehmen, fordert ſie auf, beim Könige oder dem Miniſter oder dem Herrn Geheimen

Rath, ich weiß nicht worüber, ſich zu beſchweren, auch mit den allerbeſten, allerdringendſten Gründen, ja fordert ſie auf, etwa bei der nächſten Bürgermeiſterwahl, dem nächſten Nachtwächterpoſten, der beſetzt werden ſoll, ihre Stimme in liberalem Sinne zu geben — und gebt Acht, wie dieſer Liberalismus Farbe halten wird! Es ſind nicht leere Beſchuldigungen, die wir hier ausſprechen: experto crede Ruperto! Wir haben es erfahren und ſehen es täglich vor unſern Augen ſich wiederholen. — — —

Aber was hilft (entgegnet man uns endlich) alles Jammern und Klagen, alles Tadeln und Schelten? Dieſe theologiſche Controverſe iſt doch nun einmal das Einzige, was uns übrig bleibt, die Theilnahme am Staat iſt nun doch einmal verboten, wir dürfen nun doch einmal keine politiſchen Verſammlungen halten, die Gelegenheit zu politiſcher Bildung iſt genommen —

Iſt ſie es? Wirklich? Und wir haben keine geſelligen Zuſammenkünfte, keine Gemeindeverſammlungen, keine Rathsſtuben, keine Stadtverordneten, keine Landtage, keine Kammern? Und wir haben keine Schulen, keine Familie, keinen Herd, der mit heiligem Schleier das Wort des Vaters zum Sohne, des Gatten zur Gattin, des Bruders zum Bruder umhüllt? Wir haben keine Literatur, keine Bücher, keine Zeitungen? Nur wer frei werden will, wird es; alle geknechtetſten Völker, ſobald der Funke des Muthes, das Feuer der Thatkraft in ihnen aufloderte, die Holländer unter einem Alba, die Spanier unter einem Ferdinand dem Siebenten, die Griechen unter einem Ali Paſcha wurden es! Wir — wir haben keinen Alba, keinen Ferdinand, keinen Ali Paſcha — und dennoch, wir werden es nicht?! Wahrlich, wäre die Hälfte, das Viertel, das Zehntheil nur der Mühe und der Anſtrengung, welche man ſich gegenwärtig giebt, das Volk theologiſch zu verwirren, vielmehr dazu angewendet worden, es politiſch aufzuklären und zu belehren; wäre von der Energie, dem Fleiß, der Schlauheit, welche man auf kirchlichem Gebiete, zu theologiſchen Zwecken wahrhaft vergeudet hat, nur ein Weniges geſpart worden für unſre politiſchen Angelegenheiten; hätte dieſelbe Unermüdlichkeit, dieſelbe Sorgloſigkeit, dem Publikum zum tauſendſten Male vorzuſetzen, was es neunhundert und neun und neunzig Male ſchon genoſſen hat, die unſre theologiſchen Tagesſchriftſteller charakteriſirt, auch unſeren politiſchen Pamphletiſten zur Seite geſtanden; hätte, mit Einem Worte, die Erde, der Staat, das bürgerliche Gemeinderecht nur halb ſo viel Advokaten gefunden, als der Himmel, der, wenn er wirklich der Himmel iſt, dieſe Vertheidiger ja gar nicht einmal nöthig hat —: wahrlich, es ſtände anders mit uns in Deutſchland und wir brauchten Aufſätze, wie den gegenwärtigen, nicht zu ſchreiben.

Freilich wiſſen wir, daß die Stimmung des Publikums ſich nicht auf ein Mal, willkürlich, lenken und umlenken läßt und daß man keinen Mohren weiß wäſcht, am Wenigſten mit Tinte. Aber wenigſtens der Verſuch, glaubten wir, müſſe gewagt, ausgeſprochen wenigſtens müſſe werden, was es in Wahrheit mit dieſer gegenwärtigen Bewegung auf ſich hat und welche unſchätzbaren Güter wir im Begriffe ſtehen zu verlieren, indem wir, zwar nicht gieriger, aber doch einfältiger als der Hund der Fabel, nicht einmal dem Schatten unſers Glückes, nein, nur einem Schatten überhaupt nachjagen. Wir haben in Deutſchland nicht ſo viel Kräfte übrig, daß wir die vorhandenen ſo leichtfertig verwenden, das Capital unſrer Tapferkeit, unſers Freimuthes, unſers öffentlichen Intereſſe iſt nicht ſo groß, daß wir es ſo unfruchtbar anlegen dürften: der Himmel iſt hoch — und der Czar iſt — nahe!

Man pflegt (mit welchem Recht, bleibe hier ununterſucht) die deutſche Nation vor allen übrigen als die eigentlich wahrhafte, ehrliche, treue Nation zu rühmen. Suchen wir denn auch in dieſem wichtigſten Punkte dieſem unſerm nationalen Ruhme zu entſprechen! Machen wir dieſer theologiſchen Maskerade, dieſem furchtſamen

Gaukelſpiel, das wir mit Erd' und Himmel, Staat und Kirche treiben, ein Ende! Kommen muß der Tag doch einmal, wo Abrechnung gehalten wird: warum nicht bei Zeiten, in nüchterner, überlegter Stimmung, mit Ordnung und Ruhe freiwillig thun, was ſpäterhin vielleicht der Drang des Augenblicks uns tumultuariſch abnöthigt?! Praktiſche Motive ſind es nun einmal, welche dieſem Kampfe zu Grunde liegen, praktiſche Zwecke, die wir dabei verfolgen: warum ihn nicht auch praktiſch führen? Politik treiben wir, auch indem wir lichtfreundliche und pietiſtiſche und deutſchkatholiſche Verſammlungen halten: warum nicht auch die Politik treiben als Politik? warum nicht die theologiſche Kapuze abwerfen und den Fragen der Zeit frei, mit offener Stirn, ins Auge ſchauen?!

Und wenn nichts Anderes hilft und wenn alle Appellationen an den geſunden Sinn, an den Muth, die Würde, das Wahrheits-, ja das Ehrgefühl der Nation vergebens ſein, wenn ſelbſt die Mahnungen der eignen Noth uns nicht aus unſerer Verkehrtheit aufſchütteln ſollen: wohlan, das deutſche Volk iſt zwar kein theologiſches, aber doch ein gebildetes, ein geſchmackvolles, ein poetiſches Volk: ſo wend' ich mich an Euch, Ihr poetiſchen, Ihr geſchmackvollen, Ihr zarten Seelen: endet, endet dieſen theologiſchen Wirrwarr! ziehet auf die Schleuſen Eurer prieſterlichen Beredſamkeit: sat prata bibere —!

laßt Friede, laßt wenigſtens Stillſtand werden unter Frommen und Unfrommen, Aufgeklärten und Unaufgeklärten, wie ja auch die Sonne friedlich ſcheint über Gerechte und Ungerechte! führt Eure Kriege wenigſtens im Stillen, beſchränkt Euch, wie es geſchrieben ſteht, auf Euer Kämmerlein, tragt Euren innerlichen Wirrwarr nicht auf Gaſſen und Märkte, pumpt Eure kleinen quakenden theologiſchen Fröſche nicht auf zu Rieſen —: wenn nicht um der Freiheit, nicht um des Vaterlandes, nicht um Eures eigenen Vortheils — o ſo wenigſtens um des guten Geſchmackes willen!! — —

Denn ſonſt verſchlingt dieſe theologiſche Barbarei uns Alle.

Ueber

die gegenwärtige Stellung der Oppoſition in Deutſchland.

Die gegenwärtige Stellung der Oppoſition in Deutſchland — —

Aber ſchon bei dieſen erſten Worten, ſchon bei dieſer bloßen Ueberſchrift unſers Aufſatzes ſehen wir uns von einigen Einwendungen unterbrochen. Wie? fragt man, eine Oppoſition in Deutſchland? wo exiſtirt ſie? was thut, was treibt ſie? worin beſteht ſie? Von einer Oppoſition in England, in Frankreich allenfalls erinnern wir uns in den Zeitungen geleſen zu haben, wir wiſſen von Tory's und Whigs, von Liberalen und Conſervativen: aber wir wiſſen auch, daß dieſe Namen in der Geſchichte der Länder, in denen ſie genannt werden, unter den Völkern, denen ſie angehören, eine Maſſe poſitiver, thatſächlicher Vorausſetzungen, eine breite geſchichtliche Baſis, eine

Baſis volksthümlicher Bedingungen, hiſtoriſcher Ereigniſſe, ſowie eine langjährige, ja zum Theil eine Entwicklung von Jahrhunderten haben. Wo ſind alle dieſe Vorausſetzungen bei uns? Wo iſt bei uns dieſe reiche, volksthümliche Geſchichte? Wo haben wir jene mächtigen Standesherren, jene großen Grundbeſitzer, jene unabhängigen, ſprachgewandten Advokaten, Kaufleute, Schriftſteller, die in England und Frankreich den Kern der ſogenannten Oppoſition, ihre Sprecher und Vertreter bilden? —

Wir ſehen ferner (fährt man fort), wie die franzöſiſche, die engliſche Oppoſition hier ein Miniſterium einſetzt, dort ein anderes vom Ruder verdrängt, hier ein Geſetz verwirft, dort ein anderes der Regierung ſelbſt aufnöthigt; wir ſehen, wie ſie eine genaue, eine unerbittliche Controlle über alle Handlungen der Regierung führt, wie nichts zu groß, nichts zu klein iſt, die Oppoſition bringt es zur Sprache, verlangt Nachweiſe, Rechenſchaften, Belege — wo ſind die Thaten der Oppoſition in Deutſchland? welchen Einfluß übt, welche Zwecke erreicht ſie? welche Werke hat ſie errichtet? ja nur welche zerſtört?! —

Und endlich wiſſen wir, daß in andern Ländern die politiſchen Parteien und mithin auch die Oppoſition ſich keineswegs in den Kreiſen der ſogenannten Gebildeten, einer geringen Anzahl von Deputirten und Abgeordneten, einer Handvoll Schriftſteller abſchließen: vielmehr durch alle Stände, alle Klaſſen der Geſellſchaft, durch die geſammte Nation erſtrecken, aus der ganzen Maſſe des Volkes nähren ſie ſich; gar nicht, was man gemeinhin ſo nennt, und was ſich unmittelbar, auf der politiſchen Bühne, als Oppoſition zeigt: die Redner, welche das Miniſterium in Verlegenheit ſetzen, die Abgeordneten, die ſeine Vorſchläge durchfallen laſſen, die Journaliſten, die ſeinen Credit beim Publikum ſchwächen — nein: gleich den gährenden Elementen im Innern des Vulkans, ſo ruht auch die wahre, die eigentliche Oppoſition tief unten im Schooße des Volkes ſelbſt; hinter dieſen Rednern, dieſen Deputirten, dieſen Schriftſtellern ſtehen Millionen, die ihnen applaudiren, ſtehen ganze Landſchaften, reiche Städte, mächtige Innungen, die ſie gewählt und abgeſendet haben, ſteht endlich das geſammte Publikum, die ganze gebildete Welt, welche dieſe Journale mit Begeiſterung, mit lebendiger Leidenſchaft empfängt und lieſt. — Nach welchem Maße dagegen zählen unſre Parteien? Wie weit greifen, wie tief erſtrecken, auf welchem Boden des Volksbewußtſeins bauen ſie ſich auf? Ja wo, unter allen Umſtänden, iſt bei uns überhaupt nur das Volk, das ſich ſelbſt ſo nennen, ſich ſelbſt ſo fühlen dürfte: das Volk?!

Und zweitens angenommen, daß wirklich eine Oppoſitionspartei bei uns exiſtirt, daß wirklich, ſeien es nun ähnliche Verhältniſſe wie in England und Frankreich, ſei es das directe Beiſpiel dieſer Länder, etwas dem Aehnliches bei uns erzeugt haben: würde dieſe Bereicherung unſers öffentlichen Lebens nicht etwa vielmehr eine Verarmung, dieſer Gewinn ein Verluſt, dieſer Fortſchritt ein Rückſchritt ſein? Es iſt wahrlich nicht alles Gold, was glänzt, England und Frankreich haben unſrer nachahmungsſüchtigen, thörichten Nation ſchon manches Danaergeſchenk gemacht: ſollte nicht vielleicht auch dieſes darunter ſein? Iſt es nicht vielleicht vielmehr ein Vorzug des deutſchen Staatslebens, *keine* Oppoſition zu haben? Ja *darf* es überall eine Oppoſition, das heißt eine Partei, welche aus der Widerſetzlichkeit ein Gewerbe, aus dem Widerſpruch, der Feindſchaft ein Amt, eine Beſtimmung macht — darf es eine ſolche überall geben? Ja iſt nicht ſogar die Vorausſetzung, daß eine Oppoſition vorhanden, an ſich ſelbſt ſchon etwas Oppoſitionelles, das heißt Feindſeliges, Uebelwollendes, mithin auch Geſetzwidriges?

Und iſt ſonach (ſchließen ſie) nicht die Gefahr vorhanden, daß der Schriftſteller, indem er von dem gegenwärtigen Stande der Oppoſition in Deutſchland ſprechen will, von einem Dinge ſpricht, das entweder nicht exiſtirt — oder aber nicht exiſtiren ſollte? Alſo entweder faſeln oder aufregen, entweder langweilig oder geſetzwidrig ſein, entweder nichts oder aber Anſtößiges ſagen — iſt das nicht Charybdis und Scylla genug, um lieber von dem ganzen Thema von vorn herein freiwillig abzuſtehen?!

Sei es uns zuerſt geſtattet, dieſen letzteren Einwand, von der Unſtatthaftigkeit einer Oppoſition im Allgemeinen, zu beantworten. Oder vielmehr: nicht zu beantworten, nur abzulehnen, nur zu beſeitigen. Wir erinnern zu dieſem Ende an dasjenige, was der verſtorbene Gans über die Frage von der Rechtmäßigkeit der Preßfreiheit zu äußern pflegte. „Will Jemand (ſo ungefähr lautete ſeine Aeußerung) mit mir über Preßfreiheit ſtreiten und er eröffnet den Streit damit, daß er verlangt, ich ſolle ihm die Nothwendigkeit, den Nutzen, das Recht der Preßfreiheit erſt noch beweiſen, mit dem ſtreit' ich lieber gar nicht, für den hab' ich überhaupt keine Antwort, weil er durch ſeine Frage bereits beweiſt, daß er ſich überhaupt auf einem völlig anderen Terrain befindet, einem Terrain, von dem aus keine Verſtändigung mit mir möglich iſt."

Ganz daſſelbe glauben wir demjenigen antworten zu dürfen, der das Recht, den Nutzen, die Nothwendigkeit einer ſtaatlichen Oppoſition ernſthaft in Zweifel ziehen möchte. Wer in Wahrheit ſo blind ſein oder ſich wenigſtens ſo blind ſtellen könnte, die Nothwendigkeit des Gegenſatzes in Allem, was iſt und lebt, zu überſehen; wer, während alles übrige Leben gleichſam gebannt ſchwebt zwiſchen den wechſelnden Polen von Tag und Nacht, von Werden und Vergehen, Blühen und Welken — wer, unter dieſen Umſtänden, dem Leben des Staates allein dieſen nothwendigen Wechſel der Elemente, dieſe wohlthätige Erfriſchung von Fluth und Ebbe abſprechen wollte; wer in Ernſt naiv genug dächte, mitten in unſrer modernen, gährenden Zeit von den patriarchaliſchen Staaten der Urzeit zu träumen; wer, mit Einem Worte, barock genug wäre, den Frieden des Grabes, die Einförmigkeit des Todes dem friſchen Kampf, der heitern Vielgeſtaltigkeit des Lebens vorzuziehen —: nun wohlan, er wird ohne Zweifel auch hiezu ſeine Gründe haben, nur daß dieſelben ſchwerlich in der Sache ſelbſt, vielmehr in irgend welchen — vielleicht ſehr triſtigen, ſehr gewichtigen, aber doch immer nur in zufälligen, perſönlichen Rückſichten liegen werden und daß mithin zu ernſthafter Widerlegung ſich Niemand auf ſie einlaſſen kann. —

Ganz anders verhält es ſich mit dem erſtgedachten Einwand. Dieſe Bedenken und Zweifel, ob, wo und wie denn überhaupt eine Oppoſition bei uns exiſtirt — nicht nur, daß wir ſie nicht leugnen: im Gegentheil, ſie ſind es ſelbſt, welche uns hier vornämlich beſchäftigen und den Hauptgegenſtand dieſer Betrachtung bilden ſollen.

Aber dazu müſſen wir noch etwas weiter ausholen.

Wo kann eine Oppoſition überhaupt nur ſtattfinden? Nur wo eine wahrhafte, freie Entfaltung aller Kräfte, ein wirkliches Leben ſtattfindet, wo ein poſitiver, energiſch ausgeſprochener Satz den Gegenſatz durch ſich ſelbſt herausfordert, ja mehr noch: ihn ſelbſt in ſich trägt, ihn, als ſeine andere Hälfte, ſeinen nothwendigen Schatten, mit ſich zugleich zur Welt bringt.

Unſer gegenwärtiges deutſches Staatsleben aber — wer möchte in Ernſt ſo verwegen ſein zu behaupten, daß es ein wirkliches Leben, ja daß wir überall nur wirklich von einem Staate ſprechen dürfen? Die Macht bleibe den Machthabern unbeſtritten: die Macht des Anſehns, die Macht der Gewöhnung, das mechaniſche Gewicht äußerer Stärke: aber Kräfte, urſprüngliche, organiſch lebendige, freiwaltende, frei ſich entfaltende — wo wären ſie zu ſpüren bei uns? wo nicht, vorausgeſetzt, daß ſie ſich ja einmal zeigen, ja einmal heraustreten wollten an das Licht, würden ſie bei uns ſofort zurückgedrängt und erdrückt durch die rohe Macht der Gewaltherrſchaft?! Unſre deutſchen Staaten ſind bis zur Stunde weſentlich Polizeiſtaaten, das heißt, bei Lichte beſehen: eben keine Staaten. Der wirkliche Staat iſt organiſches, ſich frei beſtimmendes, volksthümliches Leben; der Polizeiſtaat dagegen hat nur die Formen des Staatslebens ohne ſeinen wirklichen Inhalt, er iſt, um es mit Einem Worte zu ſagen, nur ein abſtracter, illuſoriſcher Staat, ein bloßer Staat im Aufriß, ein Staat auf dem Papier, wo Striche und Linien, Sterne und Klammern, a's und b's die wirklichen Größen repräſentiren ſollen.

Nun iſt es nicht bloß richtig, was das Sprichwort ſagt: Nenne mir, mit wem du umgehſt und ich will dir ſagen, wer du biſt — das Sprichwort verliert an ſeiner Wahrheit nichts, wenn man es auch parodirt: Nenne mir, gegen wen du kämpfſt, und ich will dir ſagen, wer du biſt. Nicht bloß, mein' ich, durch unſre Freunde, wir werden ebenſo ſehr, ſelbſt noch mehr auch durch unſre Feinde beſtimmt. Sogar es kann gar keine Feindſchaft ſtatt haben, es kann zu gar keinem Kampfe kommen, ohne eine gewiſſe Gemeinſamkeit des Terrains, ohne ein Schlachtfeld, eine Wahlſtatt, auf der wir uns mit ihm begegnen. Ja dies iſt das wahrhaft Traurige, daß, während viel fehlt, daß die erhabenen, großherzigen Principien unſrer Freunde uns allemal in dieſelbe erhabene, großartige Sphäre der Anſchauungen und Empfindungen erhöbe, wir uns umgekehrt von einem kleinen, nichtigen Feinde faſt regelmäßig in dieſelbe kleine, nichtige

Sphäre herunterziehen laſſen. Wie du mir, ſo ich dir! Die wenigſten Menſchen, in den wenigſten Kämpfen, zeigen die Abſicht oder auch verſtehen es nur, größer zu ſein als ihre Feinde oder den Kampf in einem größern Sinne, mit großartigern, edleren Waffen zu führen, als Jene thun; die meiſten, in dem Momente ſelbſt, da ſie ihren Gegner zu beſiegen ſcheinen, ſind ſie innerlich, indem er ſie herabgenöthigt hat zu ſeiner Anſchauungs-, ſeiner Denk-, ſeiner Handlungsweiſe, vielmehr beſiegt durch ihn. Ja es giebt einzelne Fälle, wo es gar nicht anders möglich, wo wir, um unſers Widerſachers nur überhaupt habhaft zu werden, uns unvermeidlich in denſelben Schmutz hinablaſſen müſſen, in welchem er niſtet — unbeſchadet natürlich, daß auch dies nur ein Kampfmanöver und daß, ſowie die Schlange getödtet, wir den Sumpf verlaſſen.

Machen wir hievon die Anwendung auf den Staat und die ſtaatliche Oppoſition, ſo ergiebt ſich, daß, wie unſer gegenwärtiger Staat nur eine Abſtraction des wahren, ein leerer Formalismus, ein Schattengebilde iſt, ebenſo auch die Oppoſition gegen ihn gleichfalls nur eine abſtracte, formale, ſchattenhafte. — Wo auch ſollte ein wirkliches energiſches Leben hier überhaupt Raum haben? Unſer ganzes ſtaatliches Daſein iſt ein Geſpenſt, ein blutloſer Schatten: wie vermöchten wir ſeiner todten Bruſt den lebendigen Pulsſchlag einer wirklichen, thatſächlichen, thatkräftigen Oppoſition einzuflößen? Wir thun, was wir können, nur daß es wenig iſt, was wir können: wir ſetzen Abſtraction gegen Abſtraction, Formalismus gegen Formalismus, Schatten gegen Schatten; es iſt eine Geiſterſchlacht, aber eine Kaulbach'ſche, grau in grau, nicht animorum, ſondern spectrorum; gegen einen ſervilen Zeitungsartikel ſchicken wir einen liberalen, gegen eine miniſterielle Rede eine oppoſitionelle, gegen ein königliches Manifeſt eine bürgerliche Adreſſe: — aber über Zeitungsartikel, Reden, Manifeſte und Adreſſen kommen wir nicht hinaus, auf der einen ſo wenig wie auf der andern Seite.

Und ferner würde man außerordentlich irren, wenn man glauben wollte, ſchon jede Unzufriedenheit mit der beſtehenden Gewalt, jedes politiſche Mißvergnügen, jedes Murren gegen Polizeiverordnungen und Kabinetsbefehle ſei an ſich ſchon eine politiſche Oppoſition und dieſes Namens würdig. Privatvergnügungen Einzelner, Herzenserleichterungen einzelner geknechteter Perſönlichkeiten mögen es ſein, o ja: aber eine wirkliche Oppoſition, das heißt ein lebendiger, thätiger Factor des Staatslebens, wird erſt daraus, wenn ſie ſich in ſich ſelbſt organiſirt, wenn ſie plaſtiſche Geſtalt gewinnt, wenn ſie auftritt — nicht mehr als etwas Verbotenes, polizeilich Geächtetes, Geſetzwidriges: nein, als ein natürlicher, nothwendiger Gegenſatz, mithin auch ein erlaubter, geſetzmäßiger, von der Regierung ſelbſt zugelaſſener, ſelbſt anerkannter und gewollter.

So wenigſtens ſteht es in denjenigen Ländern und hat es geſtanden zu allen Zeiten, die ſich eines wirklichen politiſchen Lebens erfreuen. So ſtand es in den griechiſchen Freiſtaaten, wo die Thätigkeit der Demagogen eine völlig öffentliche, von den Geſetzen erlaubte, in den Staatseinrichtungen ſelbſt beabſichtigte und gewollte war; ſo in Rom, wo die Oppoſition in dem Inſtitut der Volkstribunen förmlich ſanctionirt, förmlich angeſtellt, förmlich, als ein nothwendiges Agens, aufgenommen war in den Staatskörper; ſo noch heute in England, wo ſchon im vorigen Jahrhundert ein regierender Miniſter den Ausſpruch thun konnte, wenn er keine Oppoſition fände, er würde ſich künſtlich eine ſchaffen.

Und dies in der That iſt das richtige, natürliche Verhältniß: wo wirklich eine Oppoſition ſein ſoll, eine lebendige, Leben zeugende, da muß die Regierung ſelbſt ſie wollen. Freilich könnte man den Satz auch umkehren, man könnte auch ſagen: wo eine wahrhafte Regierung ſein will, da muß ſie auch eine Oppoſition wollen. Doch kommt Beides auf Eins hinaus: und daß es dies thut, das eben iſt der Prüfſtein für die Wahrheit unſrer Behauptungen. Es iſt damit wie mit den „zweierlei

Gnaden," die im Athemholen enthalten ſind: „Die Luft einholen, ſie wieder entladen" — was könnte einfacher, was natürlicher ſein? Jedes Kind, das zur Welt kommt, ehe noch irgend ein anderer Inſtinct in ihm mächtig iſt, ehe es noch verſteht, die Bruſt der Mutter zu nehmen — dies verſteht es doch, dieſen Inſtinct hat jedes, es iſt, ohne alle Reflexion, alle Abſicht, eine unmittelbare, natürliche Lebensäußerung ſelbſt.

Wie ſchade, daß unſre Staaten ſogar ſchwächer gebaut, ſogar weniger entwickelt zu ſein ſcheinen, als ſelbſt die neugeborenen Kinder! daß jener Inſtinct des Lebens, der ſelbſt die Säuglinge belehrt, unſern Regierenden mangelt! Denn dieſe wollen immer nur einathmen, ſie fürchten, gleich einer Krankheit, gleich einem tödtlichen Anfall, jenen heilſamen Stoß, jenen wohlthätigen Gegendruck, mit dem die gefüllte Lunge ſich entladet, um ſofort aufs Neue, in langen, kräftigen Zügen, die reine Woge des Aethers zu trinken. Nichts natürlicher, als daß ſie dafür auch ſcheintodt, im Starrkrampf liegen — und vielleicht ſchon im Tode.

Welche Folge dies für unſre Oppoſition ſelbſt gehabt hat, haben mußte, liegt auf der Hand. Man hat wohl gut reden von den Vorzügen des Leibes und der Seele, dem Feuer, der Anmuth, dem Geiſt, durch welche unrechtmäßig erzeugte ſich vor den ehelichen Kindern auszeichnen ſollen: geht doch hin, Ihr gutmüthigen Schwärmer, und ſeht Euch dieſe bleichen, aufgedunſenen, waſſerköpfigen Geſtalten an, wie ſie unſre Waiſen- und Findelhäuſer erfüllen! vergleicht die Todtenliſten, ſchlagt nach in den Regiſtern unſrer Criminalhöfe, um Euch zu überzeugen, auf wie verhängnißvolle Weiſe die Unrechtmäßigkeit der Exiſtenz, das Verſtohlene, Geſetzwidrige der Geburt nacherbt auf die Geborenen ſelbſt!

Ein ſolches außereheliches, geſetzwidriges Kind iſt nun auch unſere Oppoſition. Auch ſie hat ſich ins Leben, ſo zu ſagen, nur eingeſchwärzt, nur eingeſchlichen; auch ihr daher haften jene Mängel und Gebrechen, jene Krankheiten und Verkümmerungen an, welche im Allgemeinen das Erbtheil aller Baſtarde zu ſein pflegen; auch ihr fehlt jener freie Muth, jene gemeſſene Sicherheit, jene ſtolze und doch ſo beſcheidene, ſo verſöhnliche Unbekümmertheit, welche die ächten Söhne des Hauſes, die wahren Freigeborenen charakteriſirt. Einer Pflanze gleich, die im Dunkeln, ohne die göttliche Nahrung des Lichtes aufgewachſen iſt, entbehrt auch ſie der friſchen, natürlichen Farbe, iſt auch ſie auf der einen Seite in der Entwicklung zurückgeblieben, während ſie auf der andern in groteske Verbildungen, ſchmarotzerhafte Auswüchſe ausgeartet iſt.

Bis hieher alſo geben wir alle Einwendungen und Anklagen, welche im Obigen vorgebracht wurden, nicht allein zu, ſondern ſogar wir beſtätigen und unterſtützen ſie. Nur freilich, während Jene in dieſer unvollkommenen, unreifen Geſtalt unſrer Oppoſition entweder eine Schuld dieſer ſelbſt oder wohl gar auch eine Schuld der Nation im Allgemeinen, einen natürlichen Mangel, einen Geburtsfehler gleichſam unſers Volkes überhaupt erblicken, ſo dagegen vermögen wir darin nur eine nothwendige Folge unſers ganzen öffentlichen Zuſtandes, eine beſtimmte naturgemäße Stufe unſrer geſammten nationalen Entwicklung zu erkennen. Daher auch, während Jene an unſeren öffentlichen Zuſtänden überhaupt, insbeſondere aber an unſerer Oppoſition und ihren etwaigen Erfolgen und Beſtrebungen verzweifeln zu müſſen meinen und zum Theil bereits wirklich verzweifeln, erſcheinen dieſe Beſtrebungen uns vielmehr, wie unzulänglich ſie allerdings auch ſeien, doch unſeren übrigen Zuſtänden völlig entſprechend, völlig der Art, wie ſie, nach der Lage der Dinge, überhaupt nur ſein können: ſo daß, während Jene deſperiren, wir vielmehr in eben dieſen deſperaten Zuſtänden den Grund zu deſto ungebrochenerm Muth, deſto friſcherer Hoffnung finden.

Hiebei iſt zu bemerken, daß dieſe Anklagen gegen die Oppoſition keineswegs von der entgegengeſetzten, von der Seite der Legitimen und Mächtigen ausgehen: dieſe erkennen überhaupt keine Oppoſition an, der Zweifel, ob die Oppoſition einflußreich oder ohnmächtig, geſchickt oder ungeſchickt, klug oder thöricht, kann bei ihnen gar nicht aufkommen: und wenn es ein Ideal, ein Muſter von Oppoſition wäre — „Schadt nichts, muß doch hängen"... Warum? Nun ganz einfach: weil es Oppoſition iſt.

Von dieſen, wie wir bereits im Eingang bemerkten, ſoll hier überhaupt keine Rede ſein, am Allerwenigſten an dieſer Stelle, da, wie geſagt, gar nicht ſie — vielmehr es ſind Mitglieder der Oppoſition ſelbſt, welche ſich in dieſem Sinne äußern, aus der Mitte der Liberalen ſelbſt werden dieſe Blitze gegen den Liberalismus geſchleudert, die Oppoſition ſelber iſt es, die ihren eigenen Bankerot erklärt.

Wir können dabei durchaus nicht die Meinung derjenigen theilen, welche in dieſen Vorwürfen und Anklagen, dieſen mißliebigen, ja feindſeligen Aeußerungen, die in neueſter Zeit von einer gewiſſen Fraction der liberalen Partei gegen dieſe ſelbſt gerichtet werden, einen Hochverrath an der Freiheit ſelbſt, ein Verbrechen gegen die aufkrimmende politiſche Entwicklung unſrer Nation erblicken. Im Gegentheil, eine ſolche Katharſis im Innern der Partei ſelbſt erſcheint uns ſogar heilbringend, ſogar nothwendig.

Oder wie? Oppoſition ſollte überall der Nerv des Lebens ſein — und nur die Oppoſition ſelbſt ſollte leben und gedeihen können ohne ihn? An Alles ſollte die Kritik ihr Meſſer legen dürfen — und nur an ſich ſelber nicht?! Nein! unſern Czaren und Autokraten wollen wir es überlaſſen, Geſetze zu geben, denen Alle gehorchen ſollen, bloß der Geſetzgeber ſelber nicht — Ukaſe zu erlaſſen, verbindlich für Alle, bloß nicht für den Czaren, der ſie erläßt: die Oppoſition macht auf dieſe königlichen Vorrechte keinen Anſpruch, ſie iſt kein Arzt, der bloß Andern Diät vorſchreibt, ſelbſt aber in Auſtern und Rheinwein ſchwelgt, kein Prediger wie jene, von denen es heißt: Richtet Euch nach meinen Worten, nicht aber nach meinen Werken: — was der Tyrann jenem Phalaris, das erweiſt ſie ſelbſt ſich zuerſt: ſie wirft ſich ſelbſt zuerſt in den glühenden Ofen der Kritik, an ihrem eigenen Fleiſche zuerſt erprobt ſie die Schärfe ihres Schwertes: die ganze Welt will ſie befreien und aufklären — ſo macht ſie billig bei ſich ſelbſt den Anfang. Ja ſo überzeugt ſind wir unſeres Theils von der Heilſamkeit und dem unausbleiblichen wohlthätigen Erfolg dieſer Oppoſition der Oppoſition gegen die Oppoſition, daß wir gar nicht einmal den Gründen nachforſchen wollen, welche die Einzelnen dabei leiten. Sogar es ſoll uns nicht ſtören auch wenn an den Tag käme, daß die Quelle dieſer Selbſtkritik bei den einzelnen Kritikern, ſtatt eine reine, edle, geiſtige, vielmehr eine ſchmutzige, eigenſüchtige, perſönliche wäre. —

Dreierlei nun iſt es hauptſächlich, was ſie der Oppoſition, wie dieſelbe ſich gegenwärtig in Deutſchland gebildet hat, zum Vorwurf machen. Sie tadeln erſtens die Armuth der Oppoſition an großen, thatkräftigen, wahrhaft hiſtoriſchen Perſönlichkeiten; ſie tadeln zweitens die Geringfügigkeit, die Verkehrtheit und Unzulänglichkeit ihrer Mittel — und endlich drittens tadeln ſie ihre Zwecke ſelbſt, als welche gleichfalls geringfügig, verkehrt und unzulänglich wären. —

Was den erſten Vorwurf angeht, ſo iſt derſelbe, ſobald das volle Gewicht auf das Große, Heldenhafte gelegt wird, allerdings zuzugeben. Es fehlen uns jene gewaltigen, weltbewegenden Charaktere, jene Männer des Handelns und der That, jene Gracchen, jene Washingtons, jene Mirabeau's, (um anderer Namen, welche von Seiten jener Ankläger mit Vorliebe im Munde geführt werden, ja mit denen ſie ſelbſt ſich gerne nennen hören, und wär' es nur zur Kurzweil, zu geſchweigen), deren eine Zeit, wie die unſrige, als kühner Geburtshelfer, allerdings am Meiſten zu bedürfen ſcheint. Aber für wen ſoll man es noch wiederholen, daß, wenn irgendwo, ſo am Meiſten auf dem Gebiete der praktiſchen Politik die Menſchen, ohne vergleichende Reflexionen, ohne geringſchätzige Seitenblicke, genommen werden müſſen, wie ſie ſind — und daß, unter allen Umſtänden, kein Volk, keine Zeit ein Recht hat, größere Männer, kräftigere Charaktere zu verlangen, als ſie ſelbſt hervorzubringen im Stande ſind?! —

Auch iſt es ja nicht die aus ſich heraustretende That, die That des Demagogen, des Kriegers, des Feldherrn allein, was Größe verleiht: auch eine Größe des Duldens giebt es, eine Kraft des Ausharrens, einen Muth des Leidens, der, ſei er auch minder glänzend, minder augenfällig, darum dennoch einer Bürgerkrone nicht minder werth iſt. Auf Namen kommt es hier überall nicht an und enthalten wir uns deshalb auch an dieſer Stelle, dergleichen anzuführen; wohl aber, wenn wir behaupten, daß es im Oſten wie im Weſten, in Nord- wie in Süddeutſchland, an der franzöſiſchen wie an der ruſſiſchen, an der ſchweizeriſchen wie an der däniſchen Grenze, in conſtitutionellen wie in abſoluten Staaten, unter Edelleuten und Bürgern, unter Gelehrten und Laien, in großen wie in kleinen Kreiſen, überall im Vaterlande eine reiche Anzahl treuer, feſter, ausharrender Charaktere, einen reichen Kranz von Männern giebt, denen das Wohl des Vaterlandes über Alles geht und die durch keine Wechſelfälle des Schickſals, keinen Sieg der Gegner, keine perſönliche

Ungunſt erſchüttert oder auch nur beirrt werden können in ihrer geräuſchloſen, ſtillen, ausdauernden Thätigkeit — wohl, ſage ich, wenn wir dies behaupten, wenn wir behaupten, daß es Deutſchland vielleicht allerdings an großen, aber doch Gottlob! nicht an Männern fehlt, nicht ganz fehlt: ſo halten wir uns für dieſe unſre Behauptung der freudigen Beiſtimmung der Nation verſichert, ja wir ſind verſichert, daß, wo und von wem auch dieſe Zeilen geleſen werden, ein Jeder, indem er ſie lieſt, ſofort im Stillen bei ſich und aus nächſter Nähe mehr als ein Dutzend Namen wird nennen können, welche dieſe unſre Behauptung glorreich unterſtützen.

Im Uebrigen aber, wenn wir dieſe Klagen vergleichen, die jetzt ſo ziemlich auf allen Gebieten menſchlichen Dichtens und Denkens, in der Literatur, der Politik, der Wiſſenſchaft u. ſ. w. verlauten, die Klage nämlich, daß es, bei einer großen, ſelbſt übergroßen Menge von mittleren Talenten, dennoch an den eigentlichen Genien, den hervorragenden, iſolirten Größen überall fehle: ſo möchte wohl in Betracht zu ziehen ſein, ob nicht vielleicht auch in dieſem Umſtande die Annäherung eines gewiſſen demokratiſchen Zeitalters ſich ankündige — eines Zeitalters, in welchem auch die Schätze des Geiſtes, die Reichthümer der Bildung mehr allgemein verbreitet, mehr in allgemeinem Umlauf, als auf einzelnen Punkten zuſammengehäuft ſein ſollen und wo daher auch die Entſcheidung der Geſchicke nicht mehr in die Hand einzelner hervorragender Perſönlichkeiten gelegt iſt: ſondern in ächt demokratiſchem Sinne, die Völker im Ganzen ſind es, welche ſie beſtimmen. —

In genaueſtem Zuſammenhang mit dieſer erſten Anklage ſteht die zweite, die Wirkſamkeit der Oppoſition betreffend, die Art und Weiſe, wie ſie beim Publikum auftritt, die Mittel und Wege, durch welche ſie ſich geltend zu machen ſucht. Auch hier wird das eigentlich praktiſche, plaſtiſche Element, die Kraft der That, die Energie des Handelns vermißt. Viel Geſchrei, ſagt man, und wenig Wolle! Zeitungsartikel, denen die Cenſur das Herz aus dem Leibe geſchnitten, ehe ſie noch zur Welt gekommen; Kammerreden, welche die Herren Miniſter über ſich hingleiten laſſen, wenn es hoch kommt, wie einen Aprilregen — und iſt er vorüber, ſo ſchütteln ſie ſich nicht einmal; Trinkſprüche und Tafelreden, liberale Lieder und Tiſchgeſänge, mit denen man zwiſchen Braten und Torte ſeinem patriotiſchen Herzen Luft macht — ſiehe da das Rüſthaus unſrer Oppoſition! ſiehe da die Waffen, die höchſt gefährlichen, höchſt ſiegreichen, mit denen unſre Liberalen, unſre Freiheithelden ausziehen, das geknechtete Vaterland zu erlöſen! — Und ſelbſt die es ernſtlich meinen mit ihren Ueberzeugungen, denen der Kampf der Zeit wirklich zugleich ein eigener perſönlicher Kampf iſt: in welches Faß der Danaiden ſchöpfen auch ſie! mit welchen ſehr wohlgemeinten, ſehr edlen, aber auch ſehr vergeblichen, ſehr fruchtloſen Verſuchen mühen auch ſie ſich ab! Sie ſuchen das Volk aufzuklären und zu bilden — eitles Bemühen, da das Volk ſie gar nicht lieſt, gar nicht hört, wenn es ſie aber läſe oder hörte, ſie doch gar nicht verſtehen würde! Sie wollen die Regierungen überzeugen und gewinnen — kindiſch gutmüthige Träume, da dieſe Fragen nach Anerkennung der Volksrechte, nach Einſchränkung der fürſtlichen Gewalt nicht, wie für die liberalen Verfechter derſelben, theoretiſche, wiſſenſchaftliche — nein: für die Regierungen ſind es unmittelbare Lebensfragen, Fragen der Exiſtenz, Fragen mithin, welche die Regierungen ſelbſt gar nicht einmal dürfen ſtellen laſſen, geſchweige denn daß ſie dieſelben jemals in dem Sinne beantworten könnten, wie die Liberalen es hoffen oder wünſchen.

Ueberhaupt, wenn man dieſe jüngſte Fraction unſerer Oppoſition fragen wollte, ſo gäb' es in dieſem Augenblicke für unſern politiſchen Fortſchritt nur Eine Straße, Eine Parole gleichſam: und das wäre der Peſſimismus. Thoren, rufen ſie uns zu, die die Gluth löſchen wollen, ſtatt vielmehr Oel hineinzuſchütten! Es geht, glauben wir dieſer Richtung, dem deutſchen Volke verhältnißmäßig noch viel zu gut, die Beſchränkungen der Volksfreiheit müſſen noch viel größer, der Zwieſpalt zwiſchen dem, was iſt, und dem, was ſein ſollte, muß noch viel greller, die Verſtimmung noch viel allgemeiner, viel bitterer werden; erſt ein allgemeiner Abgrund muß alles Vorhandene verſchlingen, ehe die Geburt der Zukunft ſich erheben kann; nur wenn ſie erſt völlig zerriſſen und zerſtückelt iſt, in ihrem eigenen Blute, ein anderer Aeakus, wird die hinfällige Zeit geneſen.

Aus dieſen und andern Behauptungen hat dieſe (wenn wir dergleichen Wortbildungen wagen dürfen) oppoſitionellſte Oppoſition ſich ein gewiſſes radicales Syſtem gebildet, ein Syſtem, welches, bei aller anſcheinenden Energie und Tapferkeit, doch eigentlich nur ein Syſtem der Apathie und der Verzweiflung iſt. Wir dringen (ſo ungefähr lautet es in Kürze) mit unſern Beſtrebungen doch nicht durch: geben wir ſie alſo lieber völlig auf! Wir kämpfen mit Abſtractionen und Raiſonnements gegen Facta und Thatſachen: ſtecken wir das Schwert (will ſagen die Feder) lieber völlig ein! Sogar ſo weit geht dieſe Richtung und dermaßen iſt ihr ewiges Rufen nach That und Praxis und poſitiven Leiſtungen ihr ſelbſt zu Kopfe geſtiegen, daß ſie ſogar anfängt, die brutale Empirie des Polizeiſtaates höher zu achten und für berechtigter zu erklären, als alle Forderungen der Freiheit, bloß deshalb, weil jene empiriſchen Exiſtenzen eben da ſind, die Freiheit aber noch ein bloßes Poſtulat. Ja ſchon fängt eine neue Art von Apoſtaſie an ſich zu zeigen, und zwar zu zeigen unter den (wie ſie ſich ſelbſt nennen) lauteſten Bekennern, den entſchiedenſten Jüngern der Freiheit: eine Apoſtaſie nicht aus Eigennutz oder Feigheit oder Charakterſchwäche, ſondern umgekehrt aus einer forcirten Charakterſtärke, aus Ungeduld und eifernder Uebertreibung.

Nicht aus Eigennutz, ſagten wir — aber auch nicht aus Selbſtſucht? nicht aus gemeiner Eitelkeit — aber auch nicht aus raffinirterem, ſubjectivem Gelüſte? nicht aus erbärmlicher Feigheit — aber auch nicht aus Mangel an höherem, welthiſtoriſchem Muth, an Vertrauen zur Geſchichte, an demüthig beſcheidener Unterordnung unter die allgemeine Entwicklung und ihren vielleicht langſamen, vielleicht zögernden, aber doch ewig gewiſſen, ewig nothwendigen Gang?!

Aber wir wollen ja hier keine Vorwürfe machen, nur ablehnen, nur einſchränken. Auch der eben geäußerte, wie er ſeinem Inhalte nach mit dem erſtgedachten in nächſtem Zuſammenhange ſteht, ſo auch, was ſeine Wahrheit angeht, ſteht und fällt er, muß zugegeben und eingeſchränkt werden mit ihm. Es iſt keine Frage, daß die hauptſächlich theoretiſche Weiſe, in welcher unſre Oppoſition wirkſam iſt, daß namentlich dieſe literariſche Thätigkeit in Abhandlungen und Brochüren, in Zeitungen und Büchern, in der ſich dieſelbe beinahe ausſchließlich ergeht — es iſt, ſage ich, keine Frage, daß dieſe bloß theoretiſche, bloß literariſche Wirkſamkeit durchaus nicht ausreichend iſt, um die Ziele, nach denen ſie ſelber ſtrebt, in Wahrheit zu erreichen. Aber man ſchütte doch nur das Kind nicht mit dem Bade aus! Man ſage und wiederhole täglich (am Beſten freilich wäre: man zeige durch Beiſpiele), daß es am Ende nur immer Thaten ſind, nicht Reflexionen, nur Handlungen, nicht Bücher, was eine Nation groß, frei und glücklich macht: wir haben nichts dagegen! Nur man läugne darum die göttliche Mutter der Dinge, die Theorie, nicht völlig! man ſpiele nicht den Khalifen Omar und wolle, nachdem unſer Bewußtſein ſo lange ein hauptſächlich literariſches, die Literatur ſo lange die vorzüglichſte Sphäre unſrer Entwicklung geweſen iſt, nun mit einem Mal alle Bücher verbrennen und die Literatur vollſtändig ecraſiren! Die Theorie muß zur Praxis, die Literatur zum Leben werden — ganz gewiß! Aber nur auf welchem andern Wege kann und ſoll dies geſchehen, als auf dem Wege allmäliger Vermittlung, indem wir das ſpecielle literariſche Bewußtſein zum allgemeinen nationalen erweitern und, mit Einem Worte, die Literatur hinüberleiten in die Maſſen? Die

Literatur iſt der wahre Pfannkuchenberg des Märchen: man kommt nicht heraus, als indem man ſich hindurch ißt, indem man den weichen ſüßen Brei der Bücher zu geſundem Fleiſch und Bein verdaut — und alſo, um ihn zu verdauen, muß man ihn zuerſt in ſich aufnehmen.

Was aber ferner das ſo lebhaft empfohlene Syſtem des Peſſimismus angeht und dieſe neueſte Lehre, man müſſe, um die Welt zu befreien, vor der Hand nur die Knechtſchaft noch erſt größer machen: ſo begreifen wir wohl, wie an ſich edle und wahrhafte Naturen in einzelnen Augenblicken der Verſtimmung und der Hoffnungsloſigkeit auch zu ſolchem Aeußerſten gelangen können. Aber ebenſo feſt glauben wir auch, daß jede wirklich edle Natur nach kurzem Beſinnen, wie von etwas Unedlem und Gemeinem, davon zurücktreten wird. Wer möchte eine reine und große Sache jemals in Ernſt dadurch fördern, daß er unreine und kleinliche Mittel für ſie in Bewegung ſetzt? Wer namentlich in dieſem Falle möchte die Verantwortung auf ſich nehmen, in den Becher des Elends auch nur einen Tropfen noch zu ſchütten, nicht wiſſend, welches Lebensglück gerade durch dieſen Tropfen noch vergiftet, welche Welt von Hoffnungen und Plänen, kurzum: welches Menſchenherz dadurch vielleicht zertrümmert wird?! Nein: der Freiheit ziemt zuerſt und vor Allem ein freier, offener Kampf; man ſoll niemals Jeſuit ſein, auch nicht im Namen der Freiheit und des Vaterlandes.

Und dann welch politiſcher Ungeſchick, welche ſchöppenſtedtiſch poſſirliche Schlauigkeit liegt in dieſem Syſteme! Ein Hühnerauge operiren, indem man das ganze Bein abnimmt, Zahnſchmerzen kuriren dadurch, daß man dem Kranken den Kopf abſchlägt — es iſt auch ein Mittel, o ja: aber wie würde man den wohl nennen, der es in Ernſt anwenden wollte?! — Ueberall in der Welt wird aus nichts nichts; wer nicht geſät, wohlan, der darf auch nicht klagen, wenn er nichts zu ernten hat. Wer die Welt beſſern will, der muß ſich zunächſt auf ſie einlaſſen; wer unſre Zuſtände fortbilden und entwickeln will, der muß ſie ſelbſt zunächſt als vorhanden anerkennen. Mit dem abſtracten Negiren, dem vornehmen Behaupten und Beſſerwiſſen iſt überall nichts gethan: hic Rhodus, hic salta! das gilt in der Politik ſo gut wie in der Literatur, für Staatsmänner nicht weniger als für Dichter.

Und was das Wunderlichſte iſt: dieſe feierliche Aechtung der Theorie, dieſe Proſcription der Literatur — was iſt ſie denn bisher ſelbſt als Theorie? von wem geht ſie denn aus, wenn nicht von Literaten? wie wird ſie verkündet, wenn nicht gleichfalls wieder in Büchern und Zeitungen, in Aufſätzen und Brochüren? Es iſt die Geſchichte von dem Buckligen, der ſeinem Nachbar vorwarf, daß er lahm; wir haben Alle unſern Zopf hinten: nur daß Etliche es wiſſen und Etliche nicht.

Aber dies freilich iſt allgemeines deutſches Erbübel, faſt möchte man ſagen: deutſcher Nationalcharakter, wenn man nicht billig Bedenken trüge, eine ſo mißliche, ſo verderbliche Eigenſchaft, ſtatt als zeitweilige Verirrung, vielmehr als ſtetiges Element in den Nationalcharakter ſelbſt aufzunehmen: es fehlt uns durchaus an jeder perſönlichen Nachgiebigkeit, jeder freiwilligen Unterordnung in nebenſächlichen Dingen zu Gunſten eines großen und allgemeinen Zweckes; die Selbſtändigkeit, die Ausdauer, die wir in der Hauptſache nur zu oft vermiſſen laſſen, in untergeordneten Rückſichten haben wir ihrer ſogar zu viel; ſelbſt wo wir über die Zwecke im Allgemeinen einig ſind, wird doch über die beſondere Formulirung derſelben, über die Mittel, wie ſie zu erreichen u. ſ. w. ſich jedesmal ein ſo langwieriger wie erbitterter Meinungsſtreit erheben — ein Streit, bei welchem ziemlich gewöhnlich die Hauptſache ſelbſt in Vergeſſenheit geräth oder wenigſtens die Gemüther ſo zertheilt, ſo abgekühlt werden, daß, ſoll es nun endlich zur Entſcheidung kommen, die Meiſten das Intereſſe bereits verloren haben. Wir ſind ächte Philiſter in dieſem Punkt: es ſchmeckt uns nichts, als was ſich Jeder im eigenen Topf gekocht hat; das beſte Pulver wird vor der Schlacht verſchoſſen, wir haben mehr Freude daran, daß es knallt, als daß es trifft. Beſucht die kleinſte unſrer öffentlichen Verſammlungen, politiſche (wo dergleichen wären) oder theologiſche: es ſoll gar kein eigentlicher Meinungsſtreit unter der Verſammlung exiſtiren, es ſollen Alle ganz daſſelbe wollen und bezwecken, die Einigkeit, die Begeiſterung ſollen die größten ſein: ſowie es nun aber zu beſtimmten Anträgen kommt, ſowie das allgemeine formloſe Was? in einem definitiven Wie? näher erörtert und beſtimmt werden ſoll — adieu Einigkeit! adieu Begeiſterung! ſo werden auf einmal ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne ſein, ſo wird Jeder ſeinen Privatvorſchlag zu machen, ſeine Privatſkrupel zu erheben haben, ſo wird der endliche Beſchluß, wenn es ja zu einem ſolchen kommt, ſtatt von einer compacten, einigen Menge mit Begeiſterung gefaßt zu ſein, zum Höchſten von drei oder vier ermüdeten Schreiern (die Uebrigen hat Ungeduld und Langeweile glücklich hinweggetrieben) nothdürftig zuſammengeſtoppelt werden — nicht aus Meinungseinigkeit, nein, bloß aus Ermüdung und weil der Geſchichte doch einmal ein Ende gemacht werden muß.

Auf jene neueſten Kritiker unſrer Oppoſition, von denen hier die Rede iſt, paßt dies nun freilich nicht ganz; ſie ſind — man muß es ihnen zugeſtehen! zum Mindeſten conſequent: nicht bloß die Perſonen, nicht bloß die Mittel, nein, ſie verwerfen auch die Zwecke der Oppoſition, auch die Ziele, nach denen dieſelbe ringt, erklären ſie für unerheblich, wohl gar geradezu für irrthümlich.

Welches ſind nun aber dieſe Zwecke? — Es hält, bei der außerordentlichen Zerriſſenheit, der vorſchriftmäßigen und von oben herab gewollten Dunkelheit, in welcher unſere deutſchen Zuſtände ſich befinden, nicht ganz leicht, aus dieſem allgemeinen Particularismus, dieſem chaotiſchen Durcheinander einzelner, localer Intereſſen, die compacte Einheit allgemeiner politiſcher Zwecke herauszufinden. Deſſen ungeachtet, wenn wir nicht irren, laſſen zum Mindeſten zwei ſolche Zwecke, zwei Zielpunkte zum Wenigſten, denen die geſammte Entwicklung, unter den verſchiedenſten Formen freilich, entgegenarbeitet, ſich namhaft machen: Befreiung der Preſſe und conſtitutionelle Verfaſſung, gleichviel, ob es (wie namentlich in Preußen) ſich um erſte Einführung und Begründung, oder (wie in den bisherigen ſogenannten conſtitutionellen Staaten Deutſchlands) um wahrhafte Durchbildung und Verwirklichung des conſtitutionellen Lebens handelt.

Aber hier nun ſogleich erheben unſre Kritiker ihre Stimme. Freie Preſſe? Ei nun ja, es iſt auch eins von den Stichworten, die eine Generation von der anderen empfängt, ohne eigentlich zu wiſſen und zu unterſuchen, was ſie daran haben. Erſtlich (und dabei pflegen ſie Talleyrand's Ausſpruch von der Sprache zu citiren: nicht die Gedanken zu offenbaren ſei ſie vorhanden, ſondern ſie zu verhüllen) wer nur zu ſchreiben verſteht, für den ſei die Preſſe immer frei, ſo frei wenigſtens, wie er ſie braucht — und zweitens und hauptſächlich, ſo gehen wir einer Zukunft entgegen, wo von Preſſe und Literatur und Schriftſtellern überhaupt nicht mehr die Rede ſein werde: einer Zeit der That, der Handlung, der praktiſchen Erhebung, wo man ganz andere Dinge vergießen werde als Tinte, ganz andere Waffen in Bewegung ſetzen, als Federn und Preßbengel. — —

Brauchen wir noch erſt zu ſagen, was wir von dieſen großſprecheriſchen Behauptungen halten? Es iſt derſelbe Jeſuitismus darin, daſſelbe Khaliſenthum, gegen die wir uns bereits vorhin erklärten. Wir wollen daher nur noch dies hinzuſetzen, daß, wo es im Volke ſelbſt an Aufklärung und Bildung fehlt, wo die Nation Mangel hat an unterrichteten, charakterfeſten, geſinnungsvollen Schriftſtellern, ja wo es an dem Publikum ſelber mangelt, das ſolche Schriftſteller verlangt und nöthigenfalls für ſich erzieht — daß da allerdings auch die materielle Freigebung der Preſſe eine wahrhaft freie Literatur dennoch nicht erzeugen wird. Aber dies iſt auch gar nicht die Aufgabe, um die es ſich handelt, gar nicht die Forderung, die wir an die freie Preſſe zu ſtellen haben: wo nichts iſt, da freilich hätte nicht allein der Kaiſer, da hätte auch die Freiheit ihr Recht verloren. Die freie Preſſe aber ſoll eben den Spielraum geben, daß dasjenige, was vorhanden iſt, ſich auch wirklich entwickeln und geſtalten kann, ſie ſoll nur ein offenes Feld, einen freundlichen Himmel ſchaffen, damit die Keime, die jetzt noch in winterlichem Schlafe liegen, ſich frei und glücklich entfalten können. Die Keime ſelbſt dagegen — nun freilich, die kann keine Preſſe ſchaffen, die müſſen im Volke ſelbſt wurzeln: oder auch der glücklichſte Sommer wird dennoch keine Ernte reifen.

Hiemit iſt auch der zweite Punkt zum größten Theil bereits erledigt. Auch die freieſte Conſtitution, auch die volksthümlichſte Verfaſſung, wer wollte es läugnen?! können an ſich kein Volk glücklich machen, ſobald das Volk ſelbſt nicht verſteht oder nicht im Stande iſt, die Form zum Weſen, den Buchſtaben zur That, die geſchriebene Freiheit zur wirklichen zu erheben. Aber ſoll darum die Probe überall nicht gemacht werden? Und wer iſt der verwegene Prophet, wer iſt der ſchwarzſichtige Sternenſchauer, der da zum Voraus weiß, daß dies mit der deutſchen Nation der Fall ſein wird?!

Aber, entgegnet man uns weiter, die conſtitutionelle Freiheit iſt überhaupt keine wahre Freiheit, der conſtitutionelle Staat überhaupt kein freier, vielmehr ein Zwitter, eine erbärmliche Halbheit von Freiheit und Unfreiheit, Willkür und Geſetz! Es iſt eine Art politiſcher Lichtfreundſchaft, der ſogenannte Rationalismus unſrer Theologen, übertragen auf das Gebiet des Staates. Soll Freiheit einmal die Looſung ſein, gut, ſo wollen wir auch die volle! Soll der Weg der politiſchen Reformen einmal betreten werden, ganz wohl, ſo wollen wir auch wirklich ſogleich bis zum Ziele dringen! ſo iſt der conſtitutionelle Staat zum Höchſten eine Zwiſchenſtation, auf der es thöricht wäre, wollten wir uns erſt lange verweilen und feſtſetzen! ſo handelt ſich es gar nicht mehr um politiſche Verbeſſerungen, um Veränderung der Staatsformen allein: ſo muß ſogleich Hand angelegt werden zu einer allgemeinen ſocialen Umwälzung, einer allgemeinen Wiedergeburt der Geſellſchaft — ja was einzelne Völker?! ſo muß die Menſchheit ſelbſt befreit, ſo muß die ganze Erde in einen Freiſtaat verwandelt werden! —

Wir wollen die Wahrheit dieſer letzteren Behauptungen dahin geſtellt ſein laſſen; ſogar zugeben wollen wir, daß, wie die Entwicklung, ihrem eigenen Weſen nach, immer und überall eine unendliche iſt, ſich auch für die politiſche Entwicklung kein unbedingtes letztes

Ziel aufſtellen, keine Staatsform ſich erdenken läßt, die nun unbedingt und abſolut, für ewige Zeiten, die vollkommene, vollendete wäre, ja bei der angelangt die Weltgeſchichte gleichſam nichts mehr zu thun hätte, als die Hände in den Schooß zu legen und einen großen allgemeinen Feierabend zu verkündigen.

Allein wenn auch nicht das abſolute Ziel, ſo doch iſt der conſtitutionelle Staat jedenfalls eine Stufe ſtaatlicher Entwicklung — und zwar eine unumgängliche, und zwar die nächſte, die wir zu beſchreiten haben. Hüten wir uns doch, in unreifer Eile, den Gang der Geſchichte gegen ihren Willen zu beſchleunigen und, ſtatt die vorgezeichnete Bahn getreulich auszuſchreiten, einzelne Stufen der Entwicklung willkürlich überſpringen zu wollen! Das Beiſpiel von England und Frankreich — oder, wenn das Beiſpiel Frankreichs zu neu, die Geſchichte dieſes Staates noch zu unfertig iſt, ſo doch jedenfalls das Beiſpiel Englands kann zum Beweiſe dienen, wohin es führt und welche offenen Wunden, welche unheilbaren Schäden zurückbleiben, dadurch, daß in der Bildung eines Volkes gewiſſe Klaſſen gleichſam ausfallen, gewiſſe Stadien der Entwicklung übergangen werden. England, nur auf die Ausbildung deſſen gerichtet, was man gemeiniglich, im ſpeciellen Sinne, politiſches Leben nennt, hat weder die kirchliche Reformation jemals gründlich durchgemacht, noch bis zu dieſem Augenblick, wiewohl es ein großer, mächtiger, ſogar, ſo weit es unter dieſen Umſtänden möglich, freier Staat iſt, hat es das anſcheinend ſo untergeordnete, ſo geringfügige Gemeindeleben, dieſe einzige wahre Grundlage freien Staatslebens, zu der ihm gebührenden Entwicklung kommen laſſen — zwei Schäden des engliſchen Volkslebens, die nicht nur eine ſtets offene Quelle von Mißverſtändniſſen und Irrthümern bilden, nein, die auch jeden Augenblick die Geſundheit des ganzen Staatskörpers bedrohen, ja in denen, vorausgeſetzt, daß nicht ein einſichtiger Arzt, durch eine kühne und kluge Operation, das Verſäumte nachzuholen weiß, der Tod dieſes ſtolzen Organismus ſelber ruht. — Wollen wir alſo nicht die Ungeduld, nicht den Stolz haben, Alles auf einmal, Alles ſelbſt und allein zu thun! Jeder Tag hat ſeine Arbeit und jede Arbeit will gethan ſein: erfüllen wir denn die unſrige und laſſen wir uns nicht beirren durch die Betrachtung, daß vielleicht ſchon der morgende Tag die Arbeit des heutigen, als überflüſſig, wieder einreißen und auflöſen wird! Ueberlaſſen wir der Zukunft auch etwas! Haben wir zu den Saaten der Geſchichte nicht geringeres Zutrauen, als wie der Landmann zu der Ausſaat von Körnern und Halmen, die er in die Fluren ſtreut! Streuen auch wir unſre Samen, vollenden auch wir unſer Tagewerk, unſer nächſtes, dringendſtes — und laſſen wir nun dem Himmel, das iſt der Geſchichte und ihrer eigenen Vernunft, das Uebrige! —

Somit, um endlich zum Schluß dieſer Betrachtungen zu eilen: wie ſchwankend, wie unſicher die Stellung unſrer Oppoſition in dieſem Augenblicke auch noch ſei und wie viel gerechte Bedenken und Erwägungen wie gegen unſer geſammtes öffentliches Leben, ſo auch gegen ſie allerdings zu erheben ſind: von der Art, daß man an ihr zu deſperiren, daß man die Sache der Freiheit überhaupt aufzugeben und, in blindem Fatalismus, ſich auf Gnade und Ungnade den Dingen, wie ſie ſind, zu überliefern hätte: ſo fürwahr ſteht es noch lange nicht! ſo wird es, kann es niemals ſtehen! Fehlt es uns an großen politiſchen Perſönlichkeiten, wohlan, ſo treten wir zuſammen, wir vielen Kleinen, Unbedeutenden! ſo flechten wir Arme und Hände, Herzen und Geiſter ineinander! ſo bilden wir aus uns, gleich aus kreiſenden Atomen, die Eine große Perſönlichkeit, deren es vor Allem und zumeiſt bedarf: die Perſönlichkeit eines ſelbſtbewußten, einigen, ſtarken Volkes! Sind unſre Mittel unzulänglich, unſre Kräfte ſchwach, unſre Wege irrthümlich: wohlan, auch die ſchwachen Kräfte werden wachſen durch unſre Einigkeit, auch aus unſern Irrthümern werden wir lernen, auch unſre Niederlagen werden, recht benutzt, uns eine Schule künftiger Siege ſein!

Und endlich ſind unſre Ziele ſelbſt ungewiß und fraglich, ja ſind ſie klein und unerheblich und wiſſen wir, daß, was heute als Frage von äußerſtem Gewicht die Welt bewegt, ſchon morgen vielleicht nicht mehr in Frage kommen wird: der Dom der Freiheit iſt ein großer, mächtiger Bau, er braucht Manches an Mörtel und Steinen, an Handlangern und Geſellen: und wenn es nun auch geſchähe, daß der Stein, den wir zum Eckſtein beſtimmt, den wir mit Fleiß gemeißelt und behauen haben, am Ende unbenutzt auf die Seite geworfen würde — was thät' es denn?! Es könnte ja doch nur geſchehen, nicht, weil es am Eckſtein fehlte, im Gegentheil, weil man ihrer zu viele hätte — und dieſe Verlegenheit des Reichthums, dieſen embarras de richesses, wer wollte ihn beklagen?!

Im Ganzen alſo wird es nichts ſchaden, wenn wir auch hier die Nemeſis, die keuſche Göttin des Maßes, zu unſrer Schutzgöttin erheben, eingedenk jenes Wortes, das unſer großer Dichter zunächſt zwar nur ſeinen Mitſtrebenden, den Künſtlern, zuruft, das aber auch auf dem Gebiete öffentlichen Lebens und politiſcher Beſtrebungen ſeine volle, heilige Wahrheit behauptet und das daher Jeder, der ſich auf dieſem Gebiete bewegen will, Morgens und Abends, als ſeinen Segen, ſprechen ſollte:

Wer Großes will, muß ſich zuſammenraffen:
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.

II.

Zur Literatur.

Die politiſche Poeſie, ihre Berechtigung und Zukunft.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß bei uns Deutſchen Poeſie und Politik als entſchiedene und durchaus unverſöhnbare Gegenſätze betrachtet werden — oder doch wenigſtens bis vor ganz Kurzem ſo betrachtet wurden: und daß demgemäß politiſche Poeſie bei der Mehrzahl von uns für ein Ding gilt, welches entweder, als unmöglich, nicht exiſtirt, oder, als unberechtigt, doch nicht exiſtiren ſollte.

In dieſem Reſultat vereinigen ſich bei uns zwei Parteien, die übrigens wenig oder nichts mit einander gemein haben; auch zu dieſer gemeinſamen Anſicht über die politiſche Poeſie der Deutſchen ſind ſie auf ganz verſchiedenen Wegen, von den verſchiedenſten Standpunkten aus, gelangt.

Die Einen (denn auch das Geſchlecht dieſer Leute, ſo wenig ſie in die Gegenwart gehören, iſt unter uns noch keineswegs ausgeſtorben) ſind diejenigen, nach deren Meinung das Volk im Allgemeinen und als ſolches überhaupt politiſch unmündig, unbetheiligt und unberechtigt iſt, und die daher alles politiſche Intereſſe, alle perſönliche Theilnahme an der Entwicklung des Staates und der gegenwärtigen Geſchichte ausſchließlich auf den Kreis derjenigen beſchränken wollen, die auf irgend eine Weiſe, als Aufſeher oder Handlanger, Nagel oder Schraube, unmittelbaren Antheil an jener großen geheimnißvollen Staatsmaſchine haben, von der wir Andern nur das Knarren und Sauſen hören. Es ſind dies diejenigen, die aus der Thatſache des Beſitzes ihr Recht, ſogar ihr ausſchließliches und göttliches Recht ableiten; die kein anderes, zum Wenigſten kein beſſeres Werkzeug der Regierung kennen, als das Gängelband, den Fallhut und die Ruthe; die, mit Einem Worte, den geſammten Staat, die geſammte politiſche Entwicklung unſrer Zeit als einen Geheimdienſt behandeln, in welchem ſie allein die Wiſſenden, die geweihten Prieſter, die Vermittler ſind zwiſchen dem verhüllten, jenſeitigen Staat und uns, den Laien der Geſchichte.

Wenn dieſe auch der Poeſie nicht geſtatten wollen, den politiſchen Inhalt unſeres Lebens zu ergreifen und mit tönender Stimme auszuſprechen vor unſerm Volk, ſo verſteht ſich das bei dieſer Partei ganz von ſelbſt, und iſt nur eine nothwendige und richtige Conſequenz ihrer ganzen Stellung. So lange man ihnen daher dieſe ſelbſt zugeſteht, wird man ihnen auch ihre Abneigung gegen die politiſche Poeſie, ſowie die Mittel, welche ſie ergreifen, dieſe Abneigung an den Tag zu legen, das heißt alſo ihre Verbote, ihre Confiscationen und Einkerkerungen gleichfalls zugeſtehen müſſen.

Neben dieſer Richtung her läuft eine zweite, die zwar auch von politiſcher Poeſie nichts wiſſen will: aber nicht, wie jene, aus politiſchen, ſondern lediglich aus poetiſchen Gründen, aus gewiſſen äſthetiſchen Principien, die man ſich einmal gebildet, oder richtiger, die man von der Vergangenheit auf Treu und Glauben als giltig überkommen hat, und die man nun nicht aufgeben zu dürfen meint, ohne zugleich die Grundfeſten der Kunſt zu erſchüttern.

Nach der Meinung dieſer Partei nämlich iſt die Dichtung göttlicher Natur, ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt, ſie iſt der Friede, die Harmonie, der ſelig unbefangene Genuß des Schönen: was hätte ſie alſo zu theilen mit den irdiſch vergänglichen, den feindſeligen und häßlichen Erſcheinungen der Tagesgeſchichte? Die Heimath der Poeſie, ſagen ſie, iſt ausſchließlich das Ideal, mit deſſen goldenem Abglanz ſie unſre geplagten, von der

Welt ermüdeten und zerſtückelten Herzen erleichtert und erquickt; ihr ſchlimmſter und unverſöhnlichſter Feind iſt die Wirklichkeit: aber ſie überwindet ihn, indem ſie ihn ignorirt. Auch die Wirklichkeit des Staates hat daher, folgern ſie, in der Poeſie keinen Raum, ſogar gerade ſie am Wenigſten. Denn was iſt der Staat? ſagen ſie. Lediglich ein Product und eine Angelegenheit des Verſtandes, während die Poeſie allein aus dem Bronnen des Gemüthes quillt und den Verſtand, den kalt berechnenden, verachtet. Im Staat kämpfen Vorurtheile- und Syſteme, Leidenſchaften und Parteien, die das Herz verbittern und die ſchöne Unbefangenheit der künſtleriſchen Anſchauung zerſtören. Das aber iſt es ja eben, fahren ſie fort, was der Poet, der Künſtler und überhaupt Jeder, der auch nur für den Genuß der Kunſt empfänglich iſt, vor allen übrigen Menſchen voraus hat, daß er, kraft dieſer geiſtigen Vornehmheit, erhaben iſt über die Conflicte der Wirklichkeit, und daß die unſaubere Woge der Parteiung nicht heraufſchwillt bis zu ihm.

Denn das iſt ſein göttlicher Vorzug, der Freibrief gleichſam, das Privilegium, das die Himmliſchen ihm bei der Geburt in die Wiege legten: der Poet ſteht über den Parteien, ja es kann ihm ganz gleichgiltig ſein, wie die Welt dort außen läuft, und ob er unter einem Trajan lebt oder einem Nero: das, was ſein wirkliches Eigenthum iſt, das ewig blühende Paradies der Kunſt, die goldene Welt der Phantaſie, den Zauberſtab des Talentes, kann ihm ja doch Niemand rauben noch verkümmern.

Ein Poet mithin (ſchließen ſie weiter), der ſich abhängig bekennt von den öffentlichen Zuſtänden ſeiner Zeit, dadurch daß er die Politik der Gegenwart in ſeine Gedichte hineinzieht, iſt eben darum kein wirklicher Poet; jedes ſogenannte politiſche Gedicht, das geſchrieben wird, iſt zugleich unmittelbar ſchon durch ſeine bloße Exiſtenz ein Armuthzeugniß, das der Poet ſelbſt ſeinem eigenen Talent ausſtellt. Indem nämlich der Dichter ſich nicht mit der reinen poetiſchen Wirkung an ſich begnügt, indem er vielmehr auch die politiſchen Leidenſchaften ſeiner Umgebung, die einſeitige Neigung und Abneigung ſeiner Zeit ins Spiel zu ziehen ſucht, ſo giebt er eben dadurch zu erkennen, daß er weder in ſein Talent, noch in die abſolute Wirkung der Kunſt überhaupt Vertrauen ſetzt: er iſt alſo, ſei es nun um des Effectes oder um der perſönlichen politiſchen Anſicht willen, ein Hochverräther an der reinen und keuſchen Sache der Poeſie.

Oder was braucht er auf das Aechzen und Schrillen der politiſchen Wetterfahne zu horchen, ſo lange ihm noch aus Wald und Buſch und Flur, aus Meer und Luft, Erd' und Himmel die Sprache der Muſe volltönend entgegenrauſcht? Was braucht er ſich auf die Warte der Zeit zu ſtellen und auszuſchauen nach den Conſtellationen des politiſchen Horizontes, ſo lange ihm noch die Wiederkehr des Frühlings mit ſeinen Roſen und Nachtigallen ſicher iſt und ſo lange ihn noch der Abendſtern in die Arme ſeines Mädchen winkt? —

So etwa würde dieſe Partei ſich äußern. Sie würde (nämlich falls man ſie fragen wollte) höchſt vermuthlich gegen eine politiſche Betheiligung des Volkes und das, was man liberale Geſinnung nennt, an ſich nichts einzuwenden haben, ſie würde ſogar den liberalen Beſtrebungen der Zeit wahrſcheinlich in Einer Rückſicht alles Gedeihen wünſchen: darum nämlich, weil Freiheit allerdings viel äſthetiſcher klingt als Sclaverei, und weil das Auftreten eines freien und ſelbſtändigen Volkes immer von einem gewiſſen poetiſchen Duft begleitet iſt. Im Uebrigen aber, und wenn ſie auch es ſelber wollten, können in der That dieſe äſthetiſchen, zartbeſaiteten Seelchen die politiſche Kriſis unſrer Gegenwart gar nicht anders als mit Kopfſchütteln betrachten; Entſagung genug, daß ſie ſie nicht als eine unſittliche verdammen: ſo müſſen ſie ſie wenigſtens doch als eine unſchöne, unkünſtleriſche bedauern.

Denn (fragen ſie) bei dieſem ſtürmiſchen Umſichgreifen des politiſchen Intereſſe, bei dieſer Parteiwuth, in welcher die Gemüther entbrennen, was ſoll da aus der Dichtung werden? Müſſen in der heißen Aſche dieſes Vulkans ihre zarten Wurzeln nicht vertrocknen? Wo man das politiſche Evangelium von den Dächern predigt, wird da nicht der Dichter überſchrieen werden? und wird das Volk am Ende nicht lieber zu Zeitungen und Kammerdebatten greifen, wo es von ſeinen Steuern und Abgaben, ſeinen Amtleuten und Schulzen lieſt, als zu den Werken unſrer Dichter, in denen doch ſo viel Erbauliches und Erfreuliches zu finden iſt? —

Und ſomit, wenn man dieſer Partei nun das Wort: politiſche Poeſie ſelbſt ausſpricht, ſo werden ſie das, auf ſo viel Gründe und Erwägungen geſtützt, geradezu für hölzernes Eiſen erklären und alle weiteren Debatten mit dem beliebten, durch eine bekannte, glänzende Autorität getragenen Refrain abſchneiden:

„Pfui, ein politiſch Lied! ein garſtig Lied!“ —

Und da ſind ſie denn alſo auf demſelben Punkte, auf dem jene Anderen, deren wir zuerſt erwähnten, ſich gleichfalls befinden.

Bei alledem iſt es einleuchtend, daß, trotz des factiſch zuſammenſtimmenden Reſultates, doch im Grunde nichts abweichender und entgegengeſetzter ſein kann, als dieſe beiden Richtungen. Die Einen ſtehen feſten Fußes in der Politik, die Andern ſchweben in der Aeſthetik;

die Einen läugnen die politiſche, die Andern die poetiſche Berechtigung der politiſchen Poeſie. Für die Einen iſt die Politik, das Intereſſe und die Theilnahme an den öffentlichen Zuſtänden der Gegenwart (und da ſie das Ding ja in Händen haben, ſo müſſen ſie ſich wohl auf ſeinen Werth verſtehen) ein zu wichtiger, zu werthvoller Gegenſtand, als daß an ihn, den überhaupt unnahbaren, die Poeſie ſich wagen dürfte: und umgekehrt iſt es in den Augen der Andern eine Entweihung der Dichtkunſt, ſich mit einem ſo proſaiſchen, ſo zweideutigen und unfruchtbaren Gegenſtande zu befaſſen, wie, nach ihrer Meinung, die Politik und die Angelegenheiten des Vaterlandes ſind. Sie fürchten alſo von der politiſchen Poeſie, die Einen für die Politik, die Andern für die Poeſie; den Einen iſt gewiſſermaßen die Poeſie zu ſchlecht, und den Andern die Politik nicht gut genug.

Ebenſo verſchieden, wie in der Grundlage ihrer Anſicht, ſind nun dieſe beiden Parteien auch in ihrer Zahl und in der Art ihrer Wirkſamkeit.

Diejenigen, die das politiſche Gedicht verwerfen, wie ſie alle politiſche Theilnahme und Stimmung der Nation verwerfen, und die wir im Gegenſatz zu den Aeſthetikern hier einmal kurzweg die Politiker nennen wollen, ſind an Zahl bei Weitem die Geringſten. Das liegt in der Natur unſrer öffentlichen Verhältniſſe; es kann nicht anders, ſogar nach dem Willen dieſer Partei ſelbſt, ſoll es nicht anders ſein. Politiſcher Freund oder Gegner irgend eines Dinges kann nur derjenige ſein, der überhaupt von der Politik, vom Staat, von den öffentlichen Zuſtänden ſeines Landes wirklich etwas weiß und hat, der, mit Einem Worte, ſich politiſch fühlt und politiſch mächtig und berechtigt iſt. Deren Zahl aber iſt bekanntlich in Deutſchland außerordentlich gering. Wäre ſie das nicht, ſo ſtänden die Dinge eben anders, als ſie ſtehen: und damit ſie niemals anders zu ſtehen kommen, ſo darf die Maſſe auch gar nicht einmal merken, wie gering an Zahl diejenigen ſind, die ihr das Gebiß in den Mund gelegt haben und ſie von dem Mitgenuß der politiſchen Rechte ausgeſchloſſen halten.

In dieſer Rückſicht ſind unſre Politiker alſo in einer gewiſſen genirten Stellung, die ihnen nicht erlaubt, offen aufzutreten; auch die wahren Gründe der Abneigung, mit welcher ſie das politiſche Gedicht verfolgen, dürfen ſie der Klugheit wegen nicht überall aufdecken. Noch ſchwieriger wird dieſe Stellung dadurch, daß die einzigen Waffen, welche dieſer Partei zu Gebote ſtehen, etwas bedenklich und jedenfalls von der Art ſind, daß, ſollen ſie nicht völlig wirkungslos werden, ſie dieſelben nicht zu oft anwenden dürfen. Sie haben nämlich keine andere Waffe, als die ſchon oben genannten: Polizeimaßregeln, Cenſurverbote, Confiscationen und Abſetzungen, mit denen ſie die wenigen vereinzelten Zugvögel politiſcher Dichtung, die, gegen den Willen der Macht, und überdies gegen dies Gutachten der Aeſthetik, ſich unter unſern ungaſtlichen Himmelsſtrich verirren, umgarnen und verfolgen.

Es iſt wahr, dieſe polizeiliche Wirkſamkeit hat in ihrer erſten gewaltſamen Erſcheinung etwas Anſehnliches und Energiſches, ſie blendet und tritt geräuſchvoll auf; beinahe könnte man ſich vor ihr fürchten. Aber näher betrachtet, iſt ſie doch nur ein kalter Schlag, der niemals trifft, geſchweige denn daß er zündete. Sogar es iſt der Nachtheil damit verbunden, daß dieſer rollende Donner, welcher ihn begleitet, das Publikum in der Regel erſt darauf aufmerkſam macht, daß hier wiederum etwas Polizeiwidriges vorgegangen; umgekehrt wie der Vogel Strauß, welcher ſein Haupt verbirgt, um die Gefahr nicht zu ſehen, locken dieſe dadurch, daß ſie ihr Haupt (trivial geſprochen, würde man ſagen: ihre Naſe) ohne Noth in Alles und Jedes ſtecken, die Gefahr ſelbſt erſt herbei.

Und ſomit würden dieſe polizeilichen Maßregeln ihr Ziel noch häufiger verfehlen, alle Beſchränkungen, alle Verbote und Unterdrückungen würden noch wirkungsloſer ſein, als ſie ſind, ſie würden noch weniger, als ſie thun, die volle und glückliche Blüthe unſerer politiſchen Poeſie verzögern (vorausgeſetzt, daß erſtlich der Stamm der deutſchen Bildung überhaupt ſo geſund und von ſolchem Samen iſt, daß wir auch dieſe Blüthe von ihm erwarten dürfen, und zweitens daß dieſe Blüthe ſelbſt überhaupt etwas Wünſchenswerthes iſt: was beides hier fürs Erſte dahingeſtellt bleiben mag): wenn nicht den Politikern die Partei der Aeſthetiker, der beſorgten Polizei der ekle Geſchmack, der an ſich ſelbſt verzweifelnden Cenſur die vornehme Abſtraction unſrer Gebildeten entgegenkäme.

Dieſe Partei bildet, jenen Andern gegenüber, eine ungeheure Mehrzahl. Sie beſteht nicht bloß aus denjenigen, die ſich wirklich und mit Bewußtſein in den Genuß der Kunſt vertiefen und bei denen man, ihrer Bildung nach, ein lebendiges Intereſſe und eine gemüthliche Befriedigung an der Poeſie vorausſetzen möchte: ſondern auch das Gros der Nation, die unermeßliche Menge derer, die ſich um dieſe Dinge eigentlich gar nicht kümmern, die gewohnt ſind, Andere für ſich urtheilen und wählen zu laſſen und die die abgetragenen Fetzen der Ariſtokratie begierig als neueſte Mode aufraffen, hat ſich ihr angeſchloſſen: wie man denn leider von dem deutſchen Volk im Ganzen behaupten darf, daß die Sphäre der Literatur die einzige, in der es zu einem gemeinſamen Bewußtſein und zu einem gewiſſen Anflug von jenen Tugenden gediehen iſt, die andere Nationen auf der Bühne der Geſchichte, durch Thaten zu beweiſen pflegen: zu Einigkeit, Ehrgefühl und geſchloßner Kraft.

Auch dies liegt in der Natur unſrer Verhältniſſe. In den Himmel rettet ſich, wem die Erde verſchloſſen iſt: und ſo haben auch wir, aus der Unfreiheit unſers wirklichen, bürgerlichen Daſeins, uns in den Aether der Speculation, in die Aeſthetik, die Literatur, die Kunſt hinübergeflüchtet.

Und nicht bloß Einzelne, wie es z. B. in Griechenland und Rom geſchah, als die Freiheit der alten Welt und die Blüthe ihres politiſchen Daſeins welkte, haben dieſen Weg eingeſchlagen: ſondern, bei der allgemeinen Verbreitung der Bildungsmittel und bei den literariſchen Beſtandtheilen, mit denen die Atmoſphäre der modernen Welt, gleichſam wie mit einem Anſteckungsſtoffe, geſchwängert iſt und die Einem anfliegen beinahe wider Willen, hat auch die Nation ſelbſt ſich auf ihn führen laſſen. Und auch nicht blos geflüchtet haben wir uns in jene Aetherräume, ſondern feſt und behaglich darin angeſiedelt: wir haben ſogar vergeſſen, daß es urſprünglich eine Flucht geweſen iſt, wir betrachten den halben Zuſtand als den ganzen und eigentlichen, ja wir haben gelernt, die Politik und die Oeffentlichkeit unſers hiſtoriſchen Daſeins nicht bloß ohne Herzweh zu entbehren, ſondern ſie ſogar als einen unbequemen Feind und Ruheſtörer, als einen fremden Tropfen im Blute unſers Volkes, zu verabſcheuen und zu fliehen.

Unſre Weiſen und Schriftgelehrten aber, die ſo ſehr geſchickt ſind im Beweiſen, haben uns alsbald bewieſen und dargethan, daß dies Verhältniß das richtige und dasjenige ſei, in welchem die deutſche Nation, von wegen göttlicher Beſtimmung, ſich wohl zu fühlen habe, und daß nur Thoren, die, ſo zu ſagen, nichts von der Naturgeſchichte des deutſchen Volkes verſtehen, dies anders haben wollen. Eines, ſagt man, ſchickt ſich nicht für Alle; wie einige Menſchen durch Talent und Schickſal zu Dieſem, Andere zu Jenem beſtimmt ſind, ſo auch die Nationen. Das deutſche Volk iſt kein Volk der That; dieſen Ruhm müſſen wir Andern überlaſſen, Engländern und Franzoſen und vor allen den Ruſſen. Wir ſind die weiſe Frau der Weltgeſchichte, die großen Ideologen, die den Nationen Unterricht geben in der Philoſophie und der Poeſie und der Kunſt und kurzum, in allen Dingen, zu deren Ausführung man nicht vom Stuhl aufzuſtehen braucht; wir erobern auch die Welt, aber nicht mit Schwertern, ſondern mit Lehrſätzen und Gedichten. —

So hat man uns mit unſerem literariſchen Ruhm über die politiſche Atimie und Impotenz getröſtet, in de wir uns befinden. Wie gut oder ſchlecht dieſer Troſt begründet iſt, wollen wir hier nicht unterſuchen; die Nation ſelbſt muß ihn gut und wahr befunden haben, denn ſie hat ihn gelten laſſen — oder wenigſtens ſie macht noch immer keine Miene ihn zu widerlegen. Widerlegt aber kann er nicht werden, weder durch politiſche Lieder, noch durch liberale Adreſſen, noch durch irgend ſonſtige modiſche Demonſtrationen: ſondern was allein das Manifeſt der Völker, die Sprache der Geſchichte iſt: durch Thaten.

Dadurch iſt es denn geſchehen, daß unſere Geſchichte nun ſchon ſeit geraumer Zeit der baare Gegenſatz aller Geſchichte iſt, nämlich der Stillſtand an der Stelle der Entwicklung, ſogar der Rückſchritt an der Stelle des Fortſchrittes. Es iſt dadurch geſchehen, daß alle unſre Gelehrſamkeit und Weisheit, all unſre Kunſt und Poeſie und die vielgerühmte Bildung unſers Volkes uns doch um kein Haar breit weiter gebracht haben in unſrer praktiſchen, politiſchen Stellung; ſondern daß umgekehrt politiſche Ereigniſſe, die unſre Nachbarn groß, ſtark und frei gemacht haben, bei uns nur wie literariſche Phänomene discutirt werden und für uns, am Bedeutendſten in dem geblieben ſind, was ſie auf unſre Literatur gewirkt haben. Der Sturm, der anderwärts die Geburt einer neuen Zeit, eines neuen Staates, einer neuen Grundlage der Geſellſchaft verkündete, iſt bei uns nur wie ein Säuſeln im Rohr, leis athmend, durch die

Schreibfedern einiger übermüthiger Schriftſteller gegangen — und alle Befreiung des Geiſtes, die wir uns auf dem Felde der Theorie errungen haben, hat uns bis jetzt noch zu keiner praktiſchen Befreiung, ja nicht einmal zu einer lebendigen Ahnung und einem tief und allgemein empfundenen Bedürfniß der Freiheit verhelfen wollen.

Hieraus ferner erklärt ſich, warum die deutſche Poeſie ſelbſt, obſchon alle Kraft der Nation beinahe ausſchließlich ihr zufließt und wiewohl ſie der rechte Ehrenpreis unſers Volkes iſt, dennoch zu welken droht, nachdem ſie, in einem kurzen und glücklichen Frühling, kaum erſt zur Knoſpe angeſetzt hat. Auch alle Verirrungen und Exceſſe unſrer Literatur, die ganze Sippe der Romantik, die Ironiſchen, die Mittelalterlichen, die Karfunkelpoeten, die Wald- und Wieſendichter, die Verfertiger allerliebſter rührender Familiengemälde, bis hinunter zu den Frivolen und Blaſirten, finden hierin ihre Erklärung und ihre hiſtoriſche Berechtigung. Es erklärt ſich endlich hieraus, warum es jetzt dahin mit uns gekommen iſt, daß wir ſtolz darauf ſind, Poeten zu haben, die nach allen Anzeichen ſelbſt nicht mehr wiſſen, ob ſie Chineſen und Brahmanen oder Deutſche ſind, und daß wir, mit abſtracter Beſeitigung des Inhaltes, die verzwickteſte Form für die ächteſte Kunſt, die maſſenhafteſte und abenteuerlichſte Fruchtbarkeit für das glücklichſte Genie ausrufen; ja daß in unſerer Literatur Alles zu finden iſt und Alles zu ſehen, von den Palmen am Ganges bis zur Laus im Felle des Löwen: nur deutſche Zuſtände und deutſches Leben ſuchſt du in ihr umſonſt.

Dieſe Reſultate nun, die unſern Politikern ganz außerordentlich angenehm ſein müſſen, weil ſie ihnen den gegenwärtigen Beſitzſtand noch auf eine lange Reihe von Jahren und, wenn man dem Anſchein trauen dürfte, ſogar auf ewig ſichern, verdanken ſie hauptſächlich den Aeſthetikern. Von dieſen iſt das Dogma von der politiſchen Unbeflecktheit, der olympiſchen Selbſtgenügſamkeit der Dichtung unter das Volk verbreitet worden; bei ihnen haben wir den Urſprung jenes ſchönen Quietismus zu ſuchen, in dem der größte Theil unſrer Nation ſich ſo behaglich fühlt.

Auch daß das politiſche Gedicht bei uns, ſo oft es auch verſucht ward und ſo manche verwegene Hand in die verpönten Saiten zu greifen wagte, ſo groß, ſo ausſchließend ſogar, alle anderen Stimmen übertäubend, noch vor ganz Kurzem das Geräuſch war, welches die (wir laſſen wiederum fürs Erſte unentſchieden, ob ächte, ob nur vermeintliche, nur anfängliche) politiſche Poeſie bei uns verbreitete, ſo doch immer ohne rechten Erfolg geblieben, ja daß es, nach ſo gewaltſamem Auftreten, in dieſem Augenblicke ſchon wieder ſo gut wie verſtummt iſt: — auch dies haben die Politiker viel weniger ſich ſelbſt und ihren eigenen Maßregeln, als den Aeſthetikern zu verdanken. Die Politiker, mit ihren Polizeigeſetzen und Verboten, können blos gewittern: und ein Gewitter hält die junge Pflanze ſchon aus. Aber die Gleichgiltigkeit der Aeſthetiker und der von ihnen abhängigen Gebildeten, der äſthetiſche Trotz, der den Geier nach der Freiheit fragt, wenn er nur Poeſie hat, die vornehme Geringſchätzung des politiſchen Gedichts als eines Wechſelbalgs, eines unehrlich geborenen Kindes, bei deſſen Anblick züchtigen Leuten unwohl wird, das Zanken und Streiten der Kritiker, die verdroſſene, halbe Anerkennung von Seiten der ſogenannten „ſchönen,“ der „producirenden“ Literatur, der hier allerdings eine ſehr unangenehme Concurrenz zu erwachſen drohte — dies, und dies allein, iſt der heimtückiſche Nachtfroſt, der die jungen Keime unſrer politiſchen Poeſie zu erſticken droht oder doch ſie aufhält in ihrer weiteren Entwicklung. Setzen wir einen Augenblick das Gegentheil, nehmen wir an, die Leſewelt hätte dieſe Dichtungen mit ebenſo viel wirklicher wie ſcheinbarer Begeiſterung, ebenſo viel Ausdauer wie Neugier, ebenſo viel Thatkraft wie bloß literariſchem Intereſſe aufgenommen: wie weit dann würden die Maßregeln der Politiker gereicht haben? Schon jetzt ſind ſie nicht im Stande, auch nur die Hand der Neugier von dem verbotenen Buche abzuhalten: wie dann, wenn die Begeiſterung, der Glaube, das flammende Herz darnach gegriffen hätten?

Wahrlich, die Aeſthetiker haben den Politikern, ja ſie haben uns Allen einen großen Dienſt geleiſtet und offenbar die Ruhe des Vaterlandes gerettet. Denn ſchon jetzt, wo dergleichen anrüchige Bücher kaum von Einem unter Tauſend geleſen werden, wo es immer nur noch die Gebildeten ſind, die danach greifen, niemals das eigentliche Volk ſelbſt, die Nation im Ganzen, wo, mit Einem Worte, allen ſchönen Tiraden zum Trotz, ein Lied doch immer nur ein Lied bleibt — wenn die Politiker ſich ſchon jetzt nicht anders helfen können, als mit Proceſſen und Abſetzungen, hätten ſie im andern Fall die Dichter nicht nothwendig hängen und köpfen müſſen?!

Und ſo ſei es denn wiederholt ausgeſprochen, daß die politiſchen Gegner unſrer politiſchen Poeſie, oder, um es allgemeiner, aber nicht ungenauer zu bezeichnen: die principiellen Gegner der politiſchen Bildung und Betheiligung des Volkes überhaupt, ihre wahre Macht erſt durch die äſthetiſchen Verächter derſelben erlangen. Die Aeſthetiker, aus jener poetiſchen Scheu vor dem Namen der Unfreiheit, deren wir bereits gedachten, werden vor dieſem Ausſpruch vielleicht erſchrecken und ſeine Wahrheit beſtreiten. Und allerdings, wie wir ſchon oben zugegeben haben, liegt dies Reſultat, als ein gewolltes und bewußtes, nicht in der Grundanſicht der Aeſthetiker; nicht gemeinſame Principien, ſondern nur der Lauf der Dinge hat die beiden Parteien zuſammengeführt. Allein wie dies auch ſei, die Thatſache ſteht feſt und liegt Jedermann, der Luſt zu ſehen hat, vor Augen: die Einen wollten keine politiſche Poeſie, die Andern keine politiſche Poeſie; das griff denn vortrefflich in einander — und dem politiſchen Gedicht iſt das Leben, jetzt und zukünftig, abgeſprochen.

Hiebei nun zeigt ſich eine wunderliche Epiſode. Die Aeſthetiker, wiewohl ſie nichts unter ſich haben, als die Wolken ihres Syſtems, ſind doch conſequenter und ſtehen feſter, als die Politiker, die den ſichern Boden der Wirklichkeit beherrſchen; das äſthetiſche Gewiſſen iſt zarter, als das politiſche.

Nämlich die Politiker, als Leute von Welt, die ſehr wohl wiſſen, daß man ohne Bedenken Alles, woher es auch komme, annehmen und nützen ſoll, was Einem nützlich iſt, und daß man auch ſeinen bitterſten Feind wenigſtens ſo lange und ſo weit ſoll gelten laſſen, als man Vortheil von ihm ziehen kann, haben auch die politiſche Poeſie nicht für zu ſchlecht erachtet, ſie da, wo ſie ihren Zwecken günſtig war, exiſtiren und laut werden zu laſſen. Ja ſie haben ſie ſogar veranlaßt, aufgemuntert und belohnt, und ihr einen Platz in dem officiellen Kanon der Loyalität und des Patriotismus eingeräumt.

Oder wem könnte es entgehen, daß die ſogenannten patriotiſchen Lieder, die Nationalhymnen und Volksgeſänge, mit denen wir bei feſtlichen Veranlaſſungen unſre gute Geſinnung an den Tag zu legen pflegen, eigentlich und in Wahrheit dem arg verfehmten Gebiet der politiſchen Dichtung angehören? Damit ſoll der loyale Inhalt dieſer Lieder auf keine Weiſe verdächtigt werden. Im Gegentheil, die Ausdauer, mit welcher dieſer officielle und erlaubte Patriotismus in ſeinen poetiſchen Offenbarungen immer nur eine, und zwar eine beſtimmte und höchſt beſchränkte Seite der politiſchen Exiſtenz hervorkehrt, die Virtuoſität, mit der er den Dingen, das heißt dem Staat, ausſchließlich die Perſonen unterſchiebt, die denſelben bei uns bilden und vertreten, ſowie die Unſchädlichkeit, zu welcher er die energiſchen Potenzen des politiſchen Gedichtes, die groſſen Ideen der Freiheit, des Vaterlandes und der Aufopferung für daſſelbe, in abſtracter Allgemeinheit homöopathiſch verdünnt, erſcheinen auch uns bewundernswerth und, mit Rückſicht auf die praktiſche Nutzbarkeit dieſer Lieder, ſogar achtbar. Aber dafür geſtehe man uns auch zu, daß dieſe Poeſieen wirklich politiſche ſind und daß diejenigen, die übrigens keine Theilnahme des Volks am Staat und daher auch keine

Lieder wollen, in denen eine ſolche vorausgeſetzt oder angeregt wird, conſequenter Weiſe auch Lieder, wie: „Heil dir im Siegerkranz“, „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben“ ꝛc., vor Allem aber das jetzt officiell gewordene: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ und Aehnliches, nicht zulaſſen müßten.

Von dieſer Inconſequenz haben die Aeſthetiker ſich frei erhalten; ſie haben auch in jenen erlaubten und begünſtigten Liedern das politiſche Moment ſehr wohl erkannt und deshalb, ihrem Princip gemäß, gegen die officielle Belobung, Auszeichnung und Verbreitung dieſer Lieder ihre äſthetiſche Geringſchätzung in die Schale geworfen. Mit welchem Erfolg ſie dies gethan, das iſt uns Allen noch in lebhafteſtem Andenken aus dem tragikomiſchen Schickſal jenes Liedes, das vor einigen Jahren plötzlich, wie ein Pilz über Nacht, zur deutſchen Nationalhymne, zur Marſeillaiſe der Deutſchen und Gott weiß, zu was noch, emporgeſchoſſen ſein ſollte. Wir meinen jenes Lied, das ein an ſich wahres und ehrenwerthes Pathos ganz ſo einſeitig und in ganz ſo beſchränkter, negativer Haltung ausſprach, wie es thun mußte, um loyal zu bleiben und officiell (oder auch officinell) zu werden. Unſern Politikern kam dies Lied ungemein gelegen; ſie thaten das Ihre, es unter das Volk zu bringen und durch eine Freigebigkeit und Gnade gegen den Verfaſſer, wie wir ſie in Deutſchland völlig ungewohnt ſind und wie die ausgezeichnetſten und urſprünglichſten Genien unſrer Literatur ſie niemals, auch nicht zum hundertſten Theil, erfahren haben, den Unterſchied zwiſchen politiſcher und unpolitiſcher Poeſie ſowohl dem Volk, als dem Poeten ſelbſt fühlbar zu machen. Und einige Zeit gelang dies; aber nur ſo lange, bis man ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte: worauf denn das äſthetiſche Bewußtſein ſogleich und mit ſolcher Energie in ſeine Rechte wieder eingetreten iſt, daß man von dieſem Liede, dieſer (wie man träumte) Nationalhymne der Deutſchen, ſchon heut, nach wenigen Jahren, am Liebſten gar nicht mehr ſpricht — und daß von all jenen hundert und aber hundert Compoſitionen, mit denen unſre Muſiker zum deutſchen Rouget de Lisle zu werden hofften, heut auch kein Leierkaſten mehr nur eine einzige Weiſe klimpert.

Aber ſiehe da, die Geſchichte dieſes Liedes iſt noch nicht zu Ende. Es war eine Parodie, ſcheint es, jener kadmeiſchen Saat, aus welcher bewaffnete Männer und Schlacht und Untergang erwuchs. Hier hatte man nicht Drachenzähne, ein Wieſenblümchen hatte man geſät: und nun wuchſen Dornen daraus empor! —

Das Unerwartete, das ſo oft Unmöglich Erklärte traf ein. Wie mitunter in den Gletſchergegenden der friedliche Ton der Schalmei ein Körnchen Schnee bewegt, das niederſtürzend, zur Lawine geballt, ein ganzes Thal begräbt, ſo gab das loyale Becker'ſche Rheinlied das Signal zu einer politiſch-poetiſchen Literatur, die nicht mehr, wie bisher, in einzelnen verlorenen Vorpoſten, ſondern in geſchloſſener Reihe, mit dem Bewußtſein und dem Anſpruch einer ſelbſtändigen Literatur, auftrat; die nicht mehr, wie ſonſt, ſich bei unſerm Volk ein halbes Gehör mühſam erbettelte, ſondern die die Herzen mit zwingender Gewalt erobern wollte und feſthalten; die nicht mehr ſich geehrt und zufrieden fühlte, wenn man ſie nur verſtohlener Weiſe duldete, ſondern die ſichtlich in Zweifel war, ob ſie ſelbſt noch etwas Anderes neben ſich dulden ſollte.

Dieſe Unduldſamkeit, dieſes (um es gleich mit dem härteſten Ausdruck zu benennen) burſchikoſe ſich Ueberheben, in welchem ſie ſich eine Zeitlang gefiel, hat der jungen politiſchen Poeſie in der Beurtheilung Einiger zu einem ſehr herben, ſehr erbitterten Vorwurf gereicht, hauptſächlich in den Augen derjenigen, welche durch dieſe neue Erſcheinung überhaupt in ihrem bisherigen harmloſen Literaturbetrieb geſtört wurden: Leute, die bis dahin in ihren eigenen Productionen allen Forderungen einer wirklichen, gereinigten Aeſthetik gemächlich Hohn geſprochen, die aber nichts deſto weniger, als die politiſche

Lyrik ſporenklirrend daher trat, mit einem Mal ein ſehr zartes, ſehr empfindliches Schönheitsgefühl affectirten und ſich bitter beklagten, daß nun gar die Dichter ſelbſt gegen die Poeſie, die Künſtler gegen die Kunſt ſich empören wollten.

In Wahrheit jedoch, dünkt uns, brauchte man von der politiſchen Poeſie um dieſes etwas renommiſtiſchen, etwas eigenſüchtigen Gebahrens willen, nicht eben ſchlechter zu denken! Oder für Einen, der ſo lange Zeit ausgeſchloſſen und geächtet geweſen, was (fragen wir) iſt natürlicher, was nahe liegender, als daß er, einmal zur Herrſchaft gekommen, ſeinerſeits gleichfalls auszuſchließen und zu ächten ſucht? Es iſt hier wie überall und immer: Unrecht gebiert Unrecht, Sklaverei erzieht Tyrannen. —

So auch die junge politiſche Poeſie. Man hatte ihr ſo lange das Recht und die Möglichkeit der Exiſtenz abgeurtheilt, daß ſie nun, da ſie der Welt ihre Exiſtenz durch die Thatſache dargethan, da ſie, ſo zu ſagen, ſich ad oculos demonſtrirt hatte, auch drauf und dran war, ſich und nur ſich als die einzig berechtigte Exiſtenz darzuſtellen, neben der alle andere Art von Poeſie aufhören und verſchwinden müſſe. Nichts mehr von Zärtlichkeit und Liebe, von Schmerz und Freude, Luſt und Qual! nichts mehr von Nachtigallen und Roſen, von Lenz und Winter, von Scheiden und Wiederſehen! nichts mehr von all jenen einfachen, natürlichſten Empfindungen der menſchlichen Bruſt, jenen unmittelbaren perſönlichen Leidenſchaften, Zuſtänden, Erlebniſſen, die überall und von jeher, wo irgend die Kunſt in friſcheren Wogen geſchäumt, ihren hauptſächlichſten Inhalt, ihr wahres treibendes Herzblut gebildet hat und zu denen die Poeſie auch jederzeit, mit jedem erweiterten Inhalt, aus jedem erhöhten Bewußtſein, immer wieder wird zurücklenken müſſen! Abſtract, wie vorher ihre Verwerfung, ſollte nun auch ihre Herrſchaft ſein. Hatte die Muſe von Politik vorher nichts gewußt, nicht einmal den Namen, ſo ſollte ſie jetzt nichts Anderes wiſſen als ſie; hatte man vorher gezweifelt, ob es überhaupt politiſche Dichter gebe und geben könne, ſo behaupteten dieſelben jetzt, ſie allein ſeien die wahren Dichter, alles Andere bisher ſei nur Spiel- und Kinderwerk geweſen; erſt mit der Brandfackel der politiſchen Lyrik, erſt mit dieſen leuchtenden patriotiſchen Oden, Hymnen, Liedern ſei der wahre Tag der Dichtung emporgeſtiegen!

Auch fand dieſe Anſicht bei denjenigen, die zunächſt über ihre Giltigkeit zu entſcheiden hatten, bei dem großen Publikum, der leſenden Menge als ſolcher, keinen Widerſpruch, vielmehr ſogar Zuſtimmung und Beſtärkung. Eigenes Denken, ſelbſtändiges Urtheilen iſt weder die Sache des Publikums, noch kann es jemals ſeine Sache ſein; es folgt dem unmittelbaren Eindruck, dem naiven Inſtinkt, der anonymen, bewußtloſen Stimmung, in vielen Fällen auch der Autorität, ſowie den Reminiscenzen früherer Zeiten. Gewöhnt, demjenigen Recht zu geben, der von ſich ſelbſt am Oefteſten ſagt, daß er Recht hat, überdies durch die überredende Macht der Leidenſchaft, durch den Zauber der Jugend, endlich auch durch den Reiz des Verbotenen gewonnen und angelockt, ſchien es in der That nicht übel Luſt zu haben, die Alleinherrſchaft des politiſchen Liedes bis auf Weiteres auch ſeinerſeits zu ſanctioniren; die ihm bis dahin ſo vortrefflich gemundet, bei denen es ſich ſo ausgezeichnet unterhalten hatte, die Waldeinſamkeiten der Romantiker, die Gelbveigelein der Naturdichter, die Klatſchereien und Scandalgeſchichten der modernen Autoren par excellence — es ließ ſie mit Einem Mal unluſtig, überſättigt ſtehen, es wollte nichts mehr wiſſen von der treuen Amme Belletriſtik, die es bis dahin mit Kinderbrei ſo liebreich gefüttert hatte, ja gleich einem Löwen, der einmal Blut gekoſtet, verlangte es Politik und immer Politik.

So, wie geſagt, das große Publikum. Ganz anders dagegen verhielten ſich, von denen wir oben geſprochen haben, die Parteien der Aeſthetiker und der Politiker.

Die Letzteren freilich konnten über das, was dabei für ſie zu thun war, nicht wohl in Zweifel ſein. Die jugendliche Poeſie ging weit über die Grenzen eines bloß negativen, eines loyalen und erlaubten Patriotismus, wie er ſich in dem Becker'ſchen Liede ausſprach, hinaus. Sie war poſitiv, ganz außerordentlich poſitiv — oder wenigſtens gab ſich Mühe, es zu ſein; ſie ſagte nicht: dies oder das ſollen ſie nicht haben, vielmehr ſie ſagte: das wollen wir haben, ja noch mehr, ſie ſagte ſogar: das haben wir! wir haben das Recht der Theilnahme an den öffentlichen Zuſtänden unſers Vaterlandes, wir haben das Bewußtſein, frei, ein großes, einiges, ſtarkes, ſelbſtbeſtimmtes Volk zu werden, und haben in der Zukunft, in dem endlichen, nothwendigen Siege der Freiheit und der Wahrheit, die unveräußerliche Gewißheit, zu dieſem Ziele zu gelangen! Ja ſo poſitiv war oder ſtellte ſich dieſe neue Literatur, daß mit großer Beſtimmtheit, ſtatt wie ehemals die Lyrik der Befreiungskriege und wie noch jetzt die loyale politiſche Poeſie that, ſich in das Allgemeine und Abſtracte zu verlieren, ſie vielmehr ganz poſitiven Zuſtänden, beſtimmten einzelnen Begebenheiten und Perſonen ſich anheftete.

Unter dieſen Umſtänden geſchah von den Politikern, was von ihnen zu erwarten ſtand: ſie verboten und verfolgten. Wie weit ſie damit gekommen ſind und kommen konnten, das allerdings iſt eine andere Frage. Sie ſelbſt haben wohl niemals wirklich geglaubt, ein Buch dadurch, daß ſie es aus dem Meßkatalog ſtreichen, auch aus der

Literatur zu bringen und eine Richtung der Zeit dadurch zu vernichten, daß ſie ihre Aeußerung hemmen und erſchweren. Denn weder nach Cenſuredicten wird die Literaturgeſchichte geſchrieben, noch entſteht und vergeht eine Idee wie ein bedrucktes Stück Papier. Aber wie dies auch ſei und wie nahe auch ſolche Erwägungen lagen: immerhin haben ſie, aus ihrem Standpunkte, recht gethan, ſich nicht darum zu kümmern, ſondern ſtatt deſſen einfach zu thun, was ſie thun mußten und was ſowohl in ihrem Amte als, wie die Dinge nun einmal ſind, ſogar in ihrem Rechte lag: zu verbieten. Dies Recht abzuläugnen, wem im Ernſte wär' es eingefallen? Es iſt das Recht der Thatſache und des Beſitzes, in dem natürlich Jeder ſich ſo lange halten will, wie er kann; nur eben dies wie lange iſt der Punkt, um den man ſtreitet.

Bei Weitem nicht ſo klar und ſicher in dem, was zu thun ſei, fühlten ſich die Aeſthetiker. Die Gewandtheit der Form, das wirkliche und lebendige Pathos, die unläugbare poetiſche Wirkung, welche die beſten dieſer neuen politiſchen Gedichte (nämlich die von Georg Herwegh, die wir hier überall im Sinne haben) auszeichnet, imponirte ihnen. Sie konnten auf die Dauer gegen dieſe Vorzüge nicht blind ſein. Denn wenn ihr Geſchmack auch einſeitig iſt, ſo ſind ſie doch nicht geſchmacklos: ſie ſehen das Gute wohl, nur daß ſie es nicht immer ſehen mögen. So befand man ſich hier in einer eigenthümlichen Verlegenheit: man konnte dieſe Gedichte an ſich nicht mißbilligen, ſie waren ſchwungvoll, wohltönend, nach allen Regeln der Kunſt gefertigt; es ſtand nichts im Wege, daß man ſie nicht vortrefflich gefunden und aus voller Seele anerkannt hätte — wenn es nur nicht politiſche Lieder waren!

Und nicht bloß die Aeſthetiker, nicht bloß diejenigen, die ſich auf den ſelbſtzufriednen Genuß des Kunſtſchönen beſchränken, auch ein guter Theil unſrer Dichter ſelbſt befand (und befindet ſich zum Theil noch) ſich in einer ähnlichen Verlegenheit. Denn daß wir uns darüber nur nicht täuſchen: mit Bewußtſein, aus freiem Willen und wirklicher Einſicht in die Nothwendigkeit dieſer Entwicklung ward die politiſche Richtung der Literatur überhaupt nur von ſehr Wenigen eingeſchlagen. Einige gingen mit aus allgemeiner jugendlicher Regſamkeit, Andere vermöge der urſprünglichen Geſundheit ihrer Natur, die an einzelnen Verkehrtheiten unſers politiſchen Daſeins ihr Aergerniß nahm, ohne daß ſie darum irgend einige Einſicht in die Entwicklung der Dinge und ein großartigeres politiſches Intereſſe gehabt hätten, vielleicht ſogar Einige bloß des Spectakels wegen.

So kam es denn, daß, während das große Publikum ſich der neuen Richtung bereitwillig gefangen gab, ja während die Namen der ſogenannten politiſchen Dichter, allen obrigkeitlichen Maßregeln, allen polizeilichen Verboten zum Trotz, in lautem Siegsruf, mit erobernder Schnelle, durch Deutſchland drangen — es kam während deſſen, ſage ich, daß die äſthetiſche Kritik, die literariſche Beurtheilung ſich vielmehr zögernd und kühl verhielt. Immer bereit, dem Publikum Dieſen und Jenen aus ihrer Clique als Thronaſpiranten zu empfehlen und die Häupter, auf welche die Nation den Kranz des Ruhmes ſetzen ſollte, zum Voraus zu bezeichnen, zeigte ſie jetzt, da das Publikum ſich ſeine Könige einmal aus eigner Machtvollkommenheit gewählt hatte, ſich nichts weniger als eilig, dieſelben ihrerſeits anzuerkennen. Vielmehr ſie machte ſaure Mienen, ja ſie hatte ſichtlich nicht übel Luſt, ſich den Polizeileuten anzuſchließen. Die Exiſtenz freilich einer politiſchen Poeſie ließ ſich nicht mehr läugnen: denn ſie exiſtirte eben! Aber noch blieb die Frage, die höchſt bedenkliche, erwägungswerthe, ob ſie auch ein Recht hatte zu exiſtiren, ob ihre Exiſtenz nicht, wie eine polizeiliche, ſo zugleich eine äſthetiſche, eine poetiſche Contravention.

Allerdings fehlte es auch an Vertheidigungen nicht. Namentlich die Dichter ſelbſt (ein charakteriſtiſches Merkmal unſerer Zeit) waren ſehr eifrig, die Gedichte, welche ſie gemacht, ex post mit Gründen der Aeſthetik, der Geſchichte u. ſ. w. zu rechtfertigen — beinahe könnte man ſagen: zu entſchuldigen. Man zweifelte und warf die Frage auf, wie es ſich mit jener Hoheit des Dichters, jener Würde der Kunſt vertrage, von der doch bekanntlich die Aeſthetiker ſelbſt nicht Rühmens genug machen konnten, daß ſie, welche doch (die Aeſthetiker ſagen es!) die Zungen der Gottheit ſelber ſind und vor denen alle Geheimniſſe aufgedeckt liegen, ſich allein um die Politik nichts kümmern ſollen, da ſie doch, ihrer Natur nach, allmächtig und zu allem Höchſten berufen ſind?! Man ſuchte ihnen zu Gemüthe zu führen, ob es ſchön ſei und edel laſſe, daß der Dichter ſich zwar zu kümmern habe um jedes Gräschen im Wald; daß er den Lämmern zuſehen muß, wie ſie ſpringen auf der Weide, daß er herbeilaufen muß und ein Lied klimpern, wo zwei verliebte Menſchen ſich küſſen und wo ſie Hochzeit machen, und wo Einem der Wein zu Kopfe geſtiegen iſt, und immer und überall muß er das Gold ſeiner Stimme leihen: aber um den Staat, dieſes Ding, daß ihn überall umgiebt, das er in ſeinem Brod ißt und ſeinem Wein trinkt (oder, ſagte man, wenn er keinen Wein trinkt, ſo merkt er es eben daran) — um dieſen Staat allein ſoll er ſich nicht kümmern? Nachtigall und Lerche und Maikäfer und Gelbveigelein ſoll er preiſen: aber der Name der Freiheit und des Vaterlandes ſoll ſeinem Liede verwehrt ſein? Wie? Wo ein Baum Knospen und ein Mädchen ein Kind kriegt, da ſoll er außer ſich gerathen vor Bewunderung und ſingen, ein Langes und ein Breites: und wo der Baum unſrer Geſchichte knospet und keimt, wo die Zeit in Geburtsſchmerz ringt, wo das erhabenſte Schauſpiel ſich entfaltet, das Götter und Menſchen ſehen können: wo ein Volk um ſeine Freiheit ringt, da ſoll der Dichter ſtehn und ſchweigen? Wie?!

Insbeſondere ſuchte man die Aeſthetiker aufmerkſam zu machen, ob am Ende mit dem beliebten und belobten Spruch: der Dichter ſtehe über den Parteien, ſtatt, daß man ihm damit eine Ehre und recht etwas Vornehmes zu erzeigen meine, ihm nicht vielmehr eine Schande und Schmach geſchehe. Es ſei dies, bemerkte man, in der That noch Etwas, was an die weggeworfene Stellung der Hofnarren, ſowie an die Ehr- und Rechtloſigkeit der römiſchen scurrae und mimi erinnere. Freilich wohl, Hofnarren könne man auf dieſe Weiſe ſchon erziehen und zur Noth auch wohl Hofdichter: aber doch keinen Dichter. Und genau beſehen, was es denn heiße: der Dichter ſteht über den Parteien? Heiße es etwas Anderes, als daß der große Kampf zwiſchen Freiheit und Unfreiheit, zwiſchen Leben und Tod für den Dichter keine Intereſſe habe? Und wofür ſolle, ja wofür könnte der Menſch ſich intereſſiren, wenn für die Freiheit nicht?

Allein wie es zu geſchehen pflegt, daß die reichſten Leute die geizigſten ſind — ich meine, daß diejenigen, welche das meiſte Gemüth haben oder zu haben vorgeben, dennoch, wo es Noth thut, das wenigſte zeigen, ſo auch hier. Auch in den zartbeſaiteten Herzen dieſer Leute, in denen jeder Seufzer einer alten Frau und jedes Flügelſummen einer Mücke wiederklingt, fand der Name der Freiheit und des Vaterlandes keinen Wiederhall; ihr Herz, bloß auf Blumen und Bäume, auf Sterne und Küſſe gerichtet, blieb unempfindlich für die Sprache jener Dichter.

Man rief alſo ferner die Macht des Beiſpiels zu Hülfe. Man erinnerte an die glänzende Literatur der Griechen und der Römer, die weſentlich auf politiſcher Grundlage beruhe, ſogar die im tiefſten Grunde gar keinen anderen Inhalt habe und kenne, als das politiſche Intereſſe. Man berief ſich auf die üppige Blüthe der attiſchen Komödie, die durch und durch politiſch geweſen, und die der Staat ſelbſt, derſelbe Staat, gegen den ſie mit Lachen ihre Geißel ſchwang, gewiſſermaßen begründet und längere Zeit hindurch ſelbſt auf öffentliche Koſten erhalten habe, ſowie auf den unvergleichlichen Namen des Ariſtophanes. Man erinnerte ferner an Dante, der doch ſonſt bei unſern Romantikern eines ſo unbezweifelten und unbedingten Anſehns genieße und der, wie er perſönlich und praktiſch an den politiſchen Begebenheiten ſeiner Zeit den lebhafteſten Antheil genommen, ſo auch ſeine große göttliche Komödie mit den Fäden des politiſchen Intereſſes, das ſich bei ihm ſogar bis zur entſchiedenſten Parteinahme ſteigert, überall durchſponnen habe. Ebenſo wurde auch Shakespeare erwähnt, der mit beſonderer Vorliebe politiſche Stoffe behandele und in deſſen Stücken 'eine ſchärfer eindringende Kritik noch außerordentlich viel Anſpielungen auf die Geſchichte ſeiner Zeit und ihre politiſchen Verhältniſſe aufdecken werde, ja deſſen Erſcheinen überhaupt ohne die gleichzeitige politiſche Blüthe Englands gar nicht möglich geweſen ſei. Man führte endlich das neueſte Beiſpiel unſrer Nachbarn an, der Engländer ſowohl als der Franzoſen, in deren Literatur hauptſächlich nur dasjenige eine nachhaltige und eingreifende Wirkung, ſowie die Liebe und den Beifall der Nation erlange, was der lebendige Herzſchlag des politiſchen Intereſſes durchzuckt.

Allein auch hier war die Antwort bei der Hand. Es gehört ſchon die Brutalität eines Falſtaff dazu, um mit einem verwegenen: Gründe! Gründe! und wenn Gründe ſo billig wären wie Brombeeren ꝛc., dem Angriff eines Gegners auszuweichen; die Mehrzahl der Menſchen, wo man ſie mit Gründen angreift, wird auch immer Gegengründe finden, und ſollten es auch falſche ſein, ja ſollten ſie ſelbſt auch wiſſen, daß es falſche ſind. — So ſtellten auch ſogleich die Aeſthetiker dieſem Wall von Gründen und Citaten einen anderen von Gegengründen und Gegenbeweiſen entgegen. Die Alten ſeien eben die Alten geweſen und von ganz anderem Stoff als wir; wenn ſie aber, trotz ihrer gigantiſchen Natur, zuletzt doch auch zu Grunde gegangen, ſo ſei dies eben in Folge ihrer politiſchen Einrichtungen geſchehen. Ariſtophanes ferner ſei ein frecher, unanſtändiger Menſch geweſen, und was die antike Komödie im Ganzen angehe, ſo ſei ja längſt erwieſen, daß dieſelbe am Untergange der atheniſchen Herrlichkeit nichts weniger als unbetheiligt geweſen. Dante's Geſchichtsallegorieen aber deuteten ſie in religiös myſtiſchem Sinne, während ſie bei Shakeſpeare's politiſchen Stücken uns von der Einrichtung der altengliſchen Bühne erzählten, und wie viel beſſer es mit unſerm Theater ſtände, wenn wir keine Decorationen hätten. Endlich die Engländer, erwiederten ſie, ſeien ebenſo zur politiſchen Exiſtenz und zur Weltherrſchaft berufen, wie wir zum ſpeculativen Daſein. Und was zuletzt noch die Franzoſen anbetreffe, ſo ſei das, ſchloſſen ſie, ein ganz verruchtes Volk, mit dem kein ehrlicher Deutſcher etwas gemein haben möge.

Denn es iſt die Natur der meiſten Menſchen, daß ſie die Theorie verachten, daß ihr Gefühl immer nur ſich ſelbſt, nie Andere verſteht, und daß ſie aus Beiſpielen nichts lernen. Erſt wenn das zerſchmetternde Gewicht der Thatſache auf ihr Haupt fällt, dann erſt fangen ſie an einzuſehen und zu glauben. Aber in der Regel iſt es dann zu ſpät.

Freilich, ſtatt ſich in unnütze Gefühlsergießungen zu verlieren und eine unnöthige hiſtoriſche Gelehrſamkeit auszupacken, ſo hätte man, vorausgeſetzt, daß es ernſtlich um eine Einigung der Anſichten zu thun geweſen, dieſen Zweck (dünkt uns) weit ſicherer und ſchneller erreicht, wenn man ſich beiderſeits einfach auf die Natur der Sache ſelbſt, auf das Weſen der Kunſt überhaupt, mit Einem Worte: ſtatt nach Sentiments und Beiſpielen zu haſchen, einfach auf die philoſophiſche Grundfrage im Allgemeinen eingelaſſen hätte.

Denn zuerſt ſteht doch wohl feſt und wird ſchwerlich irgend Jemand läugnen wollen, daß die Aufgabe der Kunſt im Allgemeinen, mithin auch die Aufgabe der Dichtkunſt, die Darſtellung des Schönen iſt: und zwar nicht bloß des Schönen überhaupt und abſtracter Weiſe, ſondern die concrete (plaſtiſche) Darſtellung des Schönen als wirklich und perſönlich.

Oder mit kürzeren Worten: die Aufgabe der Kunſt iſt die ſchöne Individualität und ihre Darſtellung. Das ſchöne Individuum iſt alſo die Vorausſetzung und erſte

Grundlage aller Kunſt; es iſt das Erſte, wozu ein Volk und eine Literatur ſich erheben muß, wenn ſie in der Kunſt etwas Eignes und Wahrhaftiges leiſten wollen. Iſt dies ſchöne Individuum, das, als das ſchöne, auch das kunſtberechtigte iſt, einmal gewonnen, ſo iſt auch ſein ganzer Inhalt, als der Inhalt der ſchönen Individualität, ſchön und kunſtberechtigt. Dieſen Inhalt zur Darſtellung, und wiederum zur Darſtellung im Gebiet des Schönen, zu bringen, iſt die Natur und Thätigkeit des Individuums und der Proceß der Kunſt.

Es wird hiernach alſo nur auf den jedesmaligen Inhalt dieſer ſchönen Individualität ankommen, was künſtleriſch, oder, damit wir ſpeciell von der Poeſie ſprechen, was poetiſch berechtigt und darſtellbar heißen ſoll.

Es iſt nun aber ferner die Natur des Individuums, als des perſönlich gewordenen Geiſtes, ſämmtliche Formen des Geiſtes, das heißt ſeiner ſelbſt in ſeiner Allgemeinheit, als ein Beſonderes in ſich zurück- und aufzunehmen. Auch dieſen unermeßlichen Inhalt alſo wird das ſchöne Individuum, ſobald es ihn in ſich aufgenommen, künſtleriſch reproduciren. Die Stadien, in denen der einzelne Menſch und in denen ganze Nationen dieſen Inhalt in ſich aufnehmen und ihn bewußt und thätig wieder außer ſich ſetzen, ſind die Epochen in der Entwicklung (oder, wie man es früher nannte, der Erziehung) ſowohl des Menſchen, als des Menſchengeſchlechtes.

Daß nun auch der Staat eine Form und Offenbarung des Geiſtes iſt, und daß ſolchergeſtalt zwiſchen dem Staat, als einer Form des Geiſtes, und dem Individuum, als dem perſönlich gewordenen Geiſte, deſſen Weſen es iſt, überall den Geiſt im Allgemeinen, als ſein eigenes Ich, in ſich aufzunehmen, ein unzerſtörbares Band der Verwandtſchaft, ein unveräußerliches Recht des Eigenthums beſteht, und daß damit die Betheiligung des Individuums am Staat nothwendig ausgeſprochen iſt, das Alles wird wohl Niemand in Zweifel ziehen; wenigſtens können wir mit denen, die es thun, eben nicht weiter verhandeln: ſie würden uns doch nicht verſtehen.

Sind nun ein Menſch oder eine Nation in ihrer Entwicklung ſo weit gediehen, daß ſie auch den Staat zu ihrem individuellen und wirklichen Inhalt machen, ſo wird auch der Ausdruck dieſes Inhaltes im Schönen, alſo die künſtleriſche Darſtellung des Staates und ſeiner Beziehungen, das heißt die politiſche Poeſie, nicht ausbleiben.

Umgekehrt kann dieſer Inhalt nirgend in der Kunſt wirklich zur Darſtellung kommen, wo er nicht als Inhalt vorhanden iſt — und dies (um dieſen Punkt, auf den wir ſogleich des Weiteren zurückkommen werden, ſchon hier zu berühren) iſt die in der That nur allzuwohl begründete Bedenklichkeit gegen unſre bisherige politiſche Poeſie; es iſt zugleich die Klippe, an der die bisherigen Verſuche, wenn auch nicht geſcheitert, doch zum großen Theil verkümmert ſind.

Im Ganzen alſo heißt dies nun nichts Anderes als: wo in einer Nation politiſches Bewußtſein iſt, da wird dieſes Bewußtſein auch ſeinen poetiſchen Ausdruck finden, da wird es eine politiſche Poeſie geben. Und ferner: wo wirklich eine politiſche Poeſie iſt, da muß die Politik bereits der Inhalt des ſchönen Individuums geworden ſein. Das Eine deutet auf das Andere; die Politik iſt zur Poeſie berechtigt und die Poeſie zur Politik. — —

Aber während auf dieſe Weiſe noch Meinung gegen Meinung geſetzt und der Streit, wenn auch eben nicht gründlicher, ſo doch immer lauter, immer allgemeiner geführt ward: ſo tritt jetzt plötzlich ein Ereigniß dazwiſchen, welches das Object des Streites ſelbſt in eine völlig veränderte Stellung bringt und dadurch die ganze Debatte auf einmal überflüſſig, ja thöricht erſcheinen läßt. Das Publikum, ebenſo raſch wie es ſich der politiſchen Poeſie zugewendet, ebenſo raſch, in dieſen neueſten Tagen, hat es ſich von ihr wieder abgewendet oder wenigſtens es hat den Heißhunger, mit welchem es ſich Anfangs über dieſe verbotene Nahrung einherwarf, ſehr raſch und, wie es ſcheint, zu völliger Genüge geſtillt. Politiſche Lyrik?

Zeitgedichte? O ja, man läßt ſie paſſiren: aber doch nur wie ein Gericht, das zwar an und für ſich nicht gerade unſchmackhaft iſt, das man ſich aber einſtweilen übergeſſen hat; ſie ſind hors de saison. Die eigentlichen Matadore ſelbſt, die Herwegh, Dingelſtedt, Hoffmann ꝛc. ſind verſtummt oder haben ſich auf andern Gebieten angeſiedelt, und dieſer jüngſte piepſende Nachwuchs, der ihnen jetzt noch nachgeflattert kommt, dieſe Zeitdichter von Gewerbe, die in jeder Woche noch auftauchen, finden, gleich verſpäteten Zugvögeln, nur noch eine froſtige, herbſtliche Aufnahme — oder auch es geht ihnen wie einem Fabrikanten, der ein beliebtes Muſter eilends, im Schweiß ſeines Angeſichtes, nachahmt: allein wie ſein Stoff fertig iſt, da iſt das Muſter ſelbſt aus der Mode, — und der Gute, trotz allen Eifers, aller Schlauheit, iſt zu ſpät gekommen.

Wie nun? Iſt durch dieſe thatſächliche Wendung der Streit über die Berechtigung der politiſchen Poeſie nicht entſchieden — und zwar zu ihrem Nachtheil entſchieden? Hat es ſich dadurch nicht factiſch herausgeſtellt, daß dieſelbe in der That nur eine Mode, obenein noch eine höchſt zufällige, höchſt vergängliche? Ja dieſer Verſuch, die Exiſtenz derſelben philoſophiſch, aus Gründen innerer Nothwendigkeit, abzuleiten und zu rechtfertigen, den wir ſelbſt ſo eben noch anſtellten — iſt er nicht zu

Schande geworden an den Ereigniſſen? und ſpielen nicht wir ſelbſt, unter dieſen Umſtänden, die tragikomiſche Rolle jenes Charlatan, der aus Hippokrates und Celſus, aus Galen und Theophraſt beweiſt, dieſer Kranke, bei dieſen Mitteln, dieſer Behandlung, könne gar nicht ſterben — in der That aber liegt er bereits als Leiche vor ihm?!

Vielmehr im Gegentheil: gerade in dieſer Thatſache, ſo ungünſtig dieſelbe im erſten Augenblicke auch erſcheint, ſehen wir ſogar umgekehrt eine Beſtätigung unſerer Behauptungen, dieſer Beweis, welchen die Erfahrung anſcheinend gegen die politiſche Dichtung geführt, wir gedenken ihn ſogar für dieſelbe zu benutzen.

Oder was überall haben wir behauptet? Nicht mehr und nicht weniger, als daß jedesmal mit dem erweiterten Inhalt des Subjects auch der Inhalt der Kunſt ſich erweitert und daß mithin, wo der Staat, die Zuſtände der Geſchichte, die politiſchen Verhältniſſe eines Volkes dahin gelangt ſind, als perſönlicher Inhalt, perſönliches Wollen und Wiſſen, Handeln und Leiden in die einzelnen Subjecte überzugehen, auch der Staat, die Geſchichte, die Politik übergeht in die Dichtung — das heißt, eine politiſche Poeſie ſich bildet.

Erinnern wir uns nun, welcher Art das politiſche Erwachen vom Jahre vierzig war und worin die politiſche Theilnahme jener Zeit hauptſächlich beſtand —

Aber es war noch gar kein wirkliches Erwachen! es fand noch gar keine wirkliche Theilnahme, eine Theilnahme des Handelns, der praktiſchen Wirklichkeit, ſtatt! Morgenträume waren es erſt, goldne, duftige, märchenhafte Träume, Phantaſieen und Gaukelbilder, wie ſie dem Erwachen vorangehen! eine ideelle, eine phantaſtiſche Theilnahme, eine Gemeinſamkeit der Hoffnungen und Wünſche, der Erwartungen und Leidenſchaften! eine „heilige Schaar“ — nicht bewaffneter Männer, nein: träumender Jünglinge, ſchwärmender Knaben!

Dieſer träumeriſche, illuſoriſche Zuſtand, dieſe dogmatiſirende Politik, welche, ſtatt ſich um die Thatſachen zu bekümmern und ſich handelnd an ihnen zu betheiligen, vielmehr zufrieden war, nur die großen Trümpfe gewiſſer allgemeiner Behauptungen, gewiſſer glänzender Raiſonnements und Theorieen auszuſpielen — dieſer Zuſtand nun fand in der phantaſtiſchen Ueberſchwänglichkeit, der prächtigen Rhetorik, den ſchwungvollen Declamationen unſerer politiſchen Lyrik ſeinen vollkommen entſprechenden und ſachgemäßen Ausdruck. Selbſt, was dieſer Lyrik von einigen ſcharfſinnigen Kritikern mit Recht vorgeworfen ward, ihre Unbeſtimmtheit nämlich, ihr leeres, inhaltloſes Weſen, ihr Mangel an Plaſtik und lebendiger Geſtaltung — fand nicht auch dies ſeine volle Erklärung in der Beſchaffenheit jener Zuſtände, welche ſie darſtellte? Dieſe Flecken und Mäler, die Sprünge und Brüche, waren ſie im ſpiegelnden Glaſe oder hafteten ſie nicht vielmehr an dem Gegenſtande ſelbſt, der daraus zurückſtrahlte? Mit Einem Worte: wenn unſre Dichter hohl, bombaſtiſch, großſprecheriſch waren, lag dies nicht daran, daß die Nation gleichfalls hohl, bombaſtiſch, großſprecheriſch war?!

Allein ſie iſt nicht auf dieſem anfänglichen Standpunkte geblieben; ſie hat das Stadium der bloßen theoretiſchen Betheiligung, das Stadium der allgemeinen großen Worte, das Stadium der liberalen Phraſen und Redensarten überſchritten. Unſre politiſche Entwicklung iſt geräuſchloſer, aber energiſcher, enger, aber kräftiger, kleiner, aber wahrer geworden; wir geben nichts mehr auf Prophezeiungen, Verſprechungen, Gelübde, gleichviel von welcher Seite ſie kommen; das ewige: Gebt Acht, nun kommt es! unſrer liberalen Schreier iſt uns eben ſo widerwärtig geworden als das lügneriſche: Mit Nächſtem! unſrer Gewaltmänner. Wir wollen Thaten ſehen, gleichviel ob große oder kleine, nur Thaten —! und wenn man uns keine ſehen laſſen will, nun gut, ſo werden wir ſelber welche machen.

Einem ſolchen vorgeſchrittenen, gereiften Zuſtande kann die politiſche Dichtung in ihrer bisherigen Geſtalt unmöglich mehr gefallen. Die Kälte daher, mit der das

Publikum ſich neuerdings von derſelben zurückzuziehen anfängt, beweiſt nur, daß dieſes ſelbſt in ein anderes und höheres Stadium getreten; die Poeſie der bloßen Empfindung iſt nicht mehr ausreichend für die Politik der Thaten, die Innerlichkeit der Lyrik hat keinen Raum für die neue Welt der Ereigniſſe und der praktiſchen Intereſſen, die ſich uns eröffnet.

Iſt damit nun die Rolle der politiſchen Poeſie zu Ende geſpielt? Wir glauben umgekehrt, ſie fängt erſt recht an. Der gährende Moſt unbeſtimmter, politiſcher Schwärmereien trieb die bunten, aber an ſich hohlen Blaſen politiſcher Lyrik; ſo wird der alternde Wein ſich anſetzen zu feſten ſpiegelnden Kriſtallen plaſtiſcher Dichtung. Wie das Volk von Worten zu Thaten, von Vorſätzen und Plänen zu Ausführungen und praktiſchen Schöpfungen, ſo auch die Poeſie wird ſich herausarbeiten von der Lyrik zum Epos, zum Drama. Ja wie die Nation ſelbſt, je mehr es ihr gelingt, ihren Willen durchzuſetzen und ihre urſprüngliche, gottgegebene Berechtigung zu allgemeiner, thatſächlicher Anerkennung zu bringen, in Folge deſſen auch ihre gegenwärtige krankhafte Reizbarkeit verlieren und, wie andere ſelbſtbewußte Nationen, in ruhigem, unbekümmertem Gange ſich furchtlos, neidlos zu wahrhaft hiſtoriſcher Größe entwickeln wird: ſo auch die politiſche Poeſie wird ihren gegenwärtigen reizbaren, ſelbſt aufreizenden Charakter gleichfalls verlieren, ſie wird gleichfalls wieder, furcht- und neidlos, von keinem Beifall des Tages geſtachelt, keiner mißliebigen Aeſthetik eingeſchüchtert, ſich in freiem, natürlichem Gange ſchaffend entwickeln — oder um es kurz zu ſagen: die gegenwärtige particuläre politiſche Poeſie wird ſich erweitern zu einer allgemeinen volksthümlich hiſtoriſchen! —

Mit dieſer ſodann werden hoffentlich nicht nur die Aeſthetiker einverſtanden ſein: auch der Polizeiſtaat wird nichts gegen ſie einzuwenden haben, — deshalb nämlich, weil er ſelbſt alsdann gar nicht mehr vorhanden ſein wird.

Ueber das deutſche Theater.

Das deutſche Theater, nachdem es mehr als ein Menſchenalter hindurch den Mittelpunkt unſers geſelligen wie literariſchen Lebens gebildet hatte, war, etwa ſeit dem zweiten Decennium des laufenden Jahrhunderts, mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Dieſelbe Bühne, der noch wenige Jahre zuvor die vorzüglichſten Geiſter der Nation ihr Talent und ihren Fleiß wetteifernd gewidmet hatten, wurde bald darauf, zwar nicht ohne Klage, ſogar nicht ohne Selbſtverhöhnung, wohl aber ohne thatſächlichen Widerſtand, der handwerksmäßigen Nachahmung der Fremden, den Trillern der Sänger, den Luftſprüngen der Tänzer, den Capriolen der Affen und Hunde überlaſſen.

Selbſt die ihm am Nächſten ſtanden und die, möchte man meinen, es am Wenigſten hätten verlaſſen ſollen, die Dichter ſelbſt hielten es für vornehm, ſich um das Theater ſo wenig, wie möglich, zu bekümmern. Wo ſie ja in ihren Dichtungen ſich der dramatiſchen Form bedienten, da gingen ſie gefliſſentlich über alle Bedingungen der wirklichen Bühne hinaus; ja es fehlte wenig, ſo wurde ein Stück um ſo geiſtreicher und vortrefflicher gehalten, je weniger es darſtellbar und praktiſch möglich war.

Die Wiſſenſchaft inzwiſchen, ſtatt das Bewußtſein der Dichter ſowohl wie des Publikums über die eigentliche Sachlage aufzuklären und dadurch den Weg zu neuen Fortſchritten anzubahnen, wandte ſich in ekler Vornehmheit gleichfalls von der Bühne ab; ſie vergaß, daß ſelbſt ein Leſſing es nicht unter ſeiner Würde gehalten hatte, Theaterrecenſionen zu ſchreiben; ſie widerſprach nicht, ſie gab es geduldig zu, daß die Kritik der Bühne in erkaufte und unreine Hände überging.

Was war natürlicher, als daß, unter dieſen Umſtänden, auch die Schauſpieler erlahmten und daß jenes Geſchlecht großartiger Künſtler, von denen unſere Väter mit Entzücken erzählten, in kurzer Zeit und unbeerbt dahinſtarb? Der Schauſpieler wurde für nichts in Anſpruch genommen, als für Schöpfungen der Ohnmacht und der Lüge: was Wunder, daß Ohnmacht und Lüge auch die darſtellende Kunſt ergriffen und daß auch hier die Caprice mit dem Anſpruch der Originalität, die rohe Empirie mit dem Anſpruch des Genies auftrat?

Das Publikum endlich, deſſen Begriff und Recht es iſt, den Augenblick zu ergreifen, wie es kann, und, in naiver Genügſamkeit, das Schlechte, das es hat, unbedenklich höher zu ſchätzen, als das Beſſere, das es nicht hat — das Publikum gewöhnte ſich, wie an Alles, ſo auch an dies. Es gewöhnte ſich an die ſchlechten Stücke, es gewöhnte ſich an die mittelmäßigen Schauſpieler, es gewöhnte ſich (und das war von Allem das Schlimmſte), die Bühne zu verachten, indem es ſie beſuchte. Mit Einem Wort: das deutſche Theater war vogelfrei, es war die anerkannte und zugeſtandene partie honteuse der deutſchen Literatur, und man ſprach davon, nur um es zu verſpotten.

In dieſem Zuſtand der Dinge ſcheint in neueſter Zeit eine Aenderung eintreten zu wollen. Einige jüngere Schriftſteller, das romantiſche Dogma von dem Vorzug der unausführbaren Stücke von ſich ablehnend, haben ſich, wenn auch vorläufig erſt in vereinzelten Verſuchen, der praktiſchen Bühne zugewendet. Die Schauſpieler, in dem richtigen Gefühl, daß nur eine Erneuerung der dramatiſchen Poeſie auch der Kunſt der Darſtellung einen neuen Inhalt und neue Kraft verleihen kann, haben dieſe Stücke zum Theil mit Vorliebe gegeben. Das Publikum, von der Idee einer nationalen Bühne entwöhnt und daher nicht recht wiſſend, was es mit Stücken anfangen ſoll, die ſich nicht blos als Theaterſtücke ſchlechthin, ſondern zugleich als Anfänge eines modernen Dramas ankündigen, hat ſie ohne Enthuſiasmus, mit einer gemiſchten, wir möchten ſagen, argwöhniſchen Stimmung, dennoch aber nicht ohne Intereſſe und zum Theil ſogar nicht ohne Beifall aufgenommen. —

Wie nun jedoch ſtellt die Wiſſenſchaft, wir meinen die wiſſenſchaftliche Kritik, das Urtheil des Aeſthetikers und des Literarhiſtorikers, ſich zu dieſen Verſuchen?

Seltſam genug! Dieſelbe Wiſſenſchaft, die es ſo lange Zeit für eine Erniedrigung gehalten, ſich um das Theater der Gegenwart überhaupt nur zu bekümmern, hat unmittelbar, bei dem Erſcheinen dieſer Verſuche, nichts Eiligeres zu thun, als ihre völlige Unzulänglichkeit mit Gründen zu erweiſen.

Dies möchte ſein, ſo lange es ſich nur um die einzelnen Verſuche als ſolche handelt. Die Kritik hat das Recht, ſogar die Pflicht, überall nur den höchſten Maßſtab anzulegen: und wer von den jüngſten Dramatikern wäre kindiſch genug, zu glauben, daß er dieſem Maßſtabe genug gethan?

Allein die Kritik geht weiter: ſie läßt den Anfang auch nicht als ſolchen gelten, ſie will uns verbieten, dieſe

Verſuche überhaupt zu machen, ſie erklärt dies ganze Bemühen, die Entwicklung des deutſchen Dramas in erneuten Fluß zu bringen, für ein unüberlegtes, unzeitiges und unmögliches Unternehmen: nicht bedenkend, daß ſie eben durch die Ehre ihrer Oppoſition die Vermuthung hervorruft, als ob dies Bemühen doch nicht ganz ſo widerſinnig, nicht ganz ſo unerheblich ſein könne, wie ſie uns überreden will. Denn würde ſie wirklich gegen Windmühlen noch kämpfen? Im Gegentheil, gerade in dieſer Oppoſition, die ſich dagegen erhebt, in dieſem Kampf der Meinungen, zu welchem die neueſten dramatiſchen Verſuche die Veranlaſſung geben, erblicken wir nicht nur ein gewiſſes Unterpfand dafür, daß dieſe Verſuche in der That der Anfang, ſei es auch der ſehr dürftige, ſehr unſcheinbare, einer neuen Entwicklung ſind, ſondern zugleich das geeignetſte Mittel, die ganze Angelegenheit aus ihrer bisherigen literariſchen Iſolirtheit herauszuheben und zu einer Angelegenheit des Volkes und der öffentlichen Meinung zu erweitern.

Indem der Verfaſſer dieſer Zeilen nun im Begriffe iſt, die verſchiedenen Anſichten, welche dabei bis dahin zu Tage gekommen ſind, im Nachſtehenden einer flüchtigen Prüfung zu unterwerfen, fühlt er ſehr wohl, daß bei dieſem Vorhaben gerade ihm perſönlich ein Vorurtheil der Leſer im Wege ſtehen wird. Denn wird man nicht aus dem zufälligen Umſtande, daß der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſelbſt mit ein oder zwei Stücken an den in Rede ſtehenden Verſuchen Antheil genommen, ſich zu dem Argwohn berechtigt halten, als ob es ſich hier nur um eine oratio pro domo handle? Wird man zwiſchen jenen poetiſchen Productionen und dieſen kritiſchen Betrachtungen nicht noch andere Zuſammenhänge wittern, als den ſehr allgemeinen und ſehr natürlichen, daß der Poet über ſich ſelbſt und ſein eigenes Treiben ins Klare zu kommen und den Inſtinct des Talentes zu einer freien That des Bewußtſeins zu erheben ſucht?

Gegen dieſen Argwohn mag denn gleich an der Spitze des Aufſatzes das Bekenntniß ſchützen, daß der Verfaſſer, wiewohl ſelbſt einigermaßen ein Stück Poet, doch vollkommen die Meinung derjenigen theilt, welche die Poeſie der Gegenwart nicht mehr unter die vorzugsweiſe berechtigten Mächte der Zeit zu zählen vermögen.

Mit andern Worten: unſre Zeit kommt in der Poeſie zu keiner völligen Befriedigung, jene glückliche Uebereinſtimmung des allgemeinen Bewußtſeins mit dem beſonderen Ausdruck der Kunſt, jene volle Sättigung des Inhalts und der Form, welche es eben iſt, was einer Literatur den Charakter des Klaſſiſchen verleiht, fehlt unſrer Dichtung; die Poeſie iſt in dieſem Augenblick nur noch ein apanagirter Prinz, und es wird langer Kämpfe und großer Umwälzungen bedürfen, um ſie auf den ehemals beſeſſenen Thron wieder zurückzuführen.

Doch über dies und Aehnliches findet ſich wohl im Folgenden die geeignetſte Gelegenheit, ſich ausführlicher auszuſprechen; hier mag es einſtweilen zur Probe dienen, ob dieſer Aufſatz noch etwas Anderes ſein ſoll, als nur eine Schutzſchrift.

Es ſind nun hauptſächlich drei verſchiedene Anſichten, welche gegen den Verſuch einer Wiederbelebung der deutſchen Bühne geltend gemacht werden.

Die verbreitetſte und doch bei Weitem unbedeutendſte von ihnen iſt dieſe, daß es ſeit Goethe und Schiller mit der deutſchen Poeſie überhaupt, und folgerecht alſo auch mit dem deutſchen Drama, aus und vorüber ſei. Mit dieſen Beiden, ſagt man, hat ſich der deutſche Genius erſchöpft, ſie waren das Höchſte und Aeußerſte, was wir in der Poeſie vermochten; alle Nachfolgenden ſind nur Epigonen, die es mit aller Anſtrengung doch zu keinem wirklichen Effect mehr bringen können.

Dieſe Anſicht war ſo recht eigentlich die Anſicht des deutſchen Philiſters, bis neuerdings einige geiſtreiche, aber zu Paradoxen geneigte Männer ihr die Ehre angethan haben, ſie, durch einige Scheingründe aufgeſtutzt, für ſich zu adoptiren. Sie zu beweiſen durch etwas Anderes, als durch die Thatſache, daß ſeit Schiller und Goethe kein Dichter wieder eine ſo allgemeine und ungetheilte Anerkennung des Publikums gefunden, möchte leichtlich ſeine Schwierigkeiten haben. Indeß auch jene Thatſache beweiſt nicht mehr, als Thatſachen zu beweiſen pflegen. Man muß ſie zugeben, gewiß: aber wie nun, wenn ſeitdem die ganze Stellung der Poeſie zum Publikum eine andere geworden? wenn ein ſo allgemeiner und widerſpruchsloſer Beifall von einem einzelnen Dichter heut zu Tage überhaupt nicht mehr zu erreichen ſteht, nicht darum bloß, weil unſre Poeten ſpecifiſch unfähiger geworden, ſondern vielmehr, weil die Poeſie ſelber aufgehört hat, ſich einer ſo allgemeinen und widerſpruchsloſen Geltung zu erfreuen, wie ehemals?

Doch wir können dies einſtweilen dahingeſtellt ſein laſſen. Für jeden Fall haben die Bekenner dieſer Anſicht ſich ſelbſt das unglücklichſte Terrain gewählt, ſobald ſie ihre Behauptung auf dem Gebiet gerade des Dramas erhärten wollen. Nämlich nur zweierlei iſt möglich. Sind Schiller und Goethe ſchlechthin und ohne alle Appellation an die Zukunft die vollkommenſten deutſchen Dichter, und mithin auch ihre Dramen das Aeußerſte, wozu wir es in dieſer Sphäre zu bringen im Stande ſind: ſo müſſen entweder dieſe Dramen überhaupt den Gipfel der dramatiſchen Kunſt erreichen, ſie müſſen ſchlechthin vollkommene und abſolute Schöpfungen ſein: oder wenn dies nicht der Fall iſt, wenn die Goethe-Schiller'ſchen Dramen der Idee der dramatiſchen Kunſt keineswegs völlig genügen, nichts deſto weniger aber die beſten Dramen **ſind**, zu denen wir es bringen können, ſo heißt dies nichts Anderes, als daß der Deutſche überhaupt unfähig iſt, in der dramatiſchen Poeſie jemals etwas Bedeutendes und Vollſtändiges zu leiſten.

Wer das Erſtere behaupten und alſo das Goethe-Schiller'ſche Drama als das abſolute und unbedingt vollkommene präconiſiren wollte, der würde (um uns auf die Frage, ob dergleichen abſolute Poeſien überhaupt denkbar und wirklich ſind, hier noch gar nicht einzulaſſen) mit ſeiner Behauptung ohne Weiteres an dem allgemeinen Bewußtſein der Zeit, dem naiven und vorurtheilsfreien Geſchmack unſres Publikums zu Schanden werden.

Denn ſo unbeſtreitbar groß, ſo innig und aufrichtig die Liebe auch iſt, welche dieſen beiden Dichtern durchgehends, in ganz Deutſchland, von allen Ständen, allen Altern und Geſchlechtern gezollt wird, ſo unfähig fühlt ſich das Publikum dennoch, gerade ihren Dramen, wenn ſie zur Aufführung gelangen, den unbedingten Geſchmack abzugewinnen und diejenige vollſtändige Befriedigung in ihnen zu finden, die eine frühere Generation darin gefunden hat und die jedes vollkommene Kunſtwerk in der

That gewähren muß. Wohl ſchon jeder Einzelne von uns wird es an ſich ſelbſt erfahren haben, wie der jugendlich blinde Enthuſiasmus für dieſe Dramen allmälig unſerer reiferen Bildung, unſern erhöhten Anforderungen gewichen iſt; und die ſparſam gefüllten Bänke, vor denen dieſe Stücke geſpielt zu werden pflegen, liefern den Beweis, daß auch mit dem Publikum im Großen eine ähnliche Umwandlung oder Fortbildung, wie mit uns Einzelnen, vorgegangen iſt.

Aber auch der Aeſthetiker, falls etwa dieſer die höhere Inſtanz bilden ſoll, an welche man von dem naiven Geſchmack des Publikums zu appelliren hat, dürfte in Verlegenheit ſein, wie er z. B. die lyriſche Innerlichkeit der Goethe'ſchen, oder den ermüdenden Sentenzenreichthum der Schiller'ſchen Dramen mit den höchſten Geſetzen der Kunſt ausſöhnen oder etwa die Compoſition des Götz und des Wallenſtein, die Roheit der Räuber, die dramatiſche Armuth des Taſſo, die ſchiefe Auffaſſung des Tell u. dergl. m. uns als klaſſiſch zurecht conſtruiren ſoll.

Es würde alſo, zur Vertheidigung der obigen Anſicht, da man ſo wenig die Mängel und Beſchränkungen dieſer Dichtungen läugnen kann, als es uns einfällt, ihre einzelnen unübertrefflichen und unvergänglichen Schönheiten zu läugnen, wohl nichts Anderes übrig bleiben, als dem Deutſchen die Befähigung, im Drama etwas Tüchtiges und einigermaßen Vollendetes zu leiſten, überhaupt und für alle Zeiten abzuſprechen.

Allein man gebe wohl Acht, was man damit thut! Die Poeſie eines Volkes iſt zugleich ſein Leben, es iſt der ideale Ausdruck ſeines Daſeins und daher nichts Geringeres als die untrennbare Hälfte ſeiner eigenen Exiſtenz. Was ein Volk für die Wirklichkeit des politiſchen Daſeins erwirbt, das erwirbt es zugleich für ſeine Poeſie: und umgekehrt, was ihm in der Poeſie unerreichbar bleibt, das kann es auch in der Praxis ſeines Lebens nicht gewinnen.

Nun aber iſt die dramatiſche Dichtung überhaupt die Spitze und reifſte Blüthe aller Dichtung; ſie iſt die wahre Poeſie der That und des vollendeten Bewußtſeins. Einem Volke daher, dem man die Befähigung abſpricht, dieſe höchſte Aufgabe der Poeſie zu löſen, dem ſpricht man eben dadurch auch die Fähigkeit ab, den höchſten Aufgaben des Lebens, den letzten und wichtigſten Anforderungen der Geſchichte zu genügen. Um dieſen Preis aber wäre die Klaſſicität unſrer beiden Dichter doch wohl etwas zu theuer erkauft.

Nichts deſto weniger fehlt es nicht an einer gewiſſen zweiten Anſicht, welche dies Dogma von der dramatiſchen Impotenz der Deutſchen allerdings angenommen hat. Nicht zwar zu Gunſten Schiller's oder Goethe's: vielmehr hat das Goethe-Schiller'ſche Drama unter den Romantikern (denn mit dieſen haben wir es gegenwärtig zu thun) von alten Zeiten her ſeine unnachſichtlichſten Beurtheiler, ſeine eifrigſten Widerſacher gezählt.

Nämlich ſie argumentiren folgendermaßen. Das deutſche Volk, ſagen ſie, wie es in der Politik nicht das Volk des Handelns ſei, ſo habe es auch in der Poeſie kein eigenes Drama jemals zu erwarten. Non omnia possumus omnes: und daher das Drama der Deutſchen ſei Shakſpeare, der Dichter eines verwandten, urſprünglich germaniſchen Stammes. Woher ſonſt auch dieſe außerordentliche und allgemeine Verehrung, welche Shakſpeare bei uns genießt? Woher der Enthuſiasmus, mit dem wir ihn aufgenommen, die Innigkeit, mit der wir uns in ihn hineinempfunden haben? Woher vor Allem dieſes gründliche und vollkommene Verſtändniß des Dichters, durch welches die Deutſchen alle andern Nationen und ſogar die eigenen Landsleute des Dichters übertroffen haben? Beweiſt dies Alles nicht, daß Shakſpeare mehr für uns geſchrieben hat, als ſogar für die Engländer? Ja wenn Fleiß, Liebe und Verſtändniß ein geiſtiges Eigenthumsrecht verleihen, warum ſollen wir Bedenken tragen, dieſes Recht auch an Shakſpeare geltend zu machen und uns in dem Mitbeſitz dieſes ureinzigen Poeten über alle ſonſtigen Lücken und Schwächen unſrer eigenen dramatiſchen Literatur bona fide zu beruhigen?

Nun wäre Shakſpeare allerdings ein vortrefflicher Erſatzmann, mit dem wir uns ſchon begnügen könnten, wenn es nur überhaupt möglich wäre, daß jemals ein Volk dem andern, eine Zeit der andern, ja nur ein Menſch dem andern in Sachen des Geiſtes in der Art vorarbeiten könnte, daß der Spätergeborene die Errungenſchaft ſeiner Ahnen, wie ein ererbtes Kapital, ohne eigene Arbeit, ohne eigene That, gemächlich antreten dürfte.

Aber im Dienſt des Geiſtes werden keine Erſatzmänner angenommen; nur die Früchte, die ich wirklich aus meinem Innern hervorgebracht, ſind wahrhaft mein, nur ſie vermögen meinen Hunger zu befriedigen und meinen Durſt zu löſchen.

Und doch iſt das nur der kleinere Irrthum, weil derjenige, der am Offenſten zu Tage liegt. Der Hauptirrthum iſt auch hier dieſer, als ob jemals irgend ein Dichter, und alſo in dieſem Falle Shakſpeare, abſolut und ewig, mithin für jede Zeit und für alle Nationen gleichmäßig genießbar und lebendig ſein könnte. Dies iſt der gefährlichſte Irrthum von allen, indem er die nothwendige Vorausſetzung aller Geſchichte, den Begriff der Entwicklung und des geiſtigen Zuſammenhangs, vernichtet. Es iſt, ſo zu ſagen, eine katholiſche Aeſthetik, die ſich in dieſer Anſicht offenbart: eine Aeſthetik nämlich, die eine Infallibilität gewiſſer Poeten vorausſetzt und ſtatt der Freiheit des Begreifens, die der wahre Kern alles äſthetiſchen Genuſſes iſt, vielmehr den Geiſt in dumpfer Bewunderung, ſklaviſcher Anbetung gefangen nimmt.

Vielmehr auch Shakſpeare, wie Alles, was die Geſchichte kennt, iſt nur ein Moment der Entwicklung und nicht mehr. Und wie man in der Wirklichkeit des Lebens vernünftiger Weiſe von keinem Menſchen mehr erwarten noch verlangen kann, als daß er den Platz ausfüllt, auf den er ſich geſtellt ſieht, und ſich in Geſinnung und That als ein Kind ſeiner Zeit und ſeines Volkes ehrlich beweiſt: ſo giebt es auch für den Poeten keine höhere Aufgabe, als ein Organ und Bild der beſtimmten Zeit und der einzelnen Nation zu ſein, in der er lebt.

Hiedurch wird die Poeſie ihres allgemeinen und (wie man zu verlangen pflegt) kosmopolitiſchen Charakters keineswegs beraubt. Dieſes Reich des Geiſtes, in welches der Dichter die Erſcheinungen ſeiner Wirklichkeit hinüberrettet, dieſe Sphäre der Kunſt und des Schönen, zu welcher er ſie erhebt, iſt eben jene allgemeine und ewige Heimath, zu welcher alle Zeiten und alle Nationen gleichmäßig Zutritt haben. Der Stoff dagegen und die Elemente ſeiner Dichtung, die Vorausſetzungen und Grundlagen ſeiner Bildung, die Form ſeiner Darſtellung, das Alles iſt und bleibt poſitiv hiſtoriſch und dem Wechſel der Zeit, ſowie dem Einfluß der verſchiedenen Nationalitäten unterworfen.

Von abſoluten Dichtern daher, das heißt von ſolchen zu reden, welche zu allen Zeiten volle Geltung haben und jederzeit, von allen verſchiedenſten Völkern, mit Haut und Haar ohne Weiteres genoſſen werden können, iſt nicht mehr und nicht weniger als eine Thorheit. Es kann vielmehr jeder Dichter und jedes Kunſtwerk in einer ſpäteren Zeit und unter einer fremden Nation nur von denen wirklich genoſſen werden, die zu dem künſtleriſchen Genuß das hiſtoriſche Verſtändniß mit hinzubringen. Dies gilt von Homer und Sophokles ſo gut, als von Dante und Calderon: und ebenſo von Shakſpeare.

Ja gerade an Shakſpeare, was iſt es denn eigentlich, was wir bewundern und wodurch er allerdings der dramatiſche Lehrmeiſter aller Zeiten und Nationen geworden iſt? Iſt es nicht eben dies wahrhaft göttliche Talent, mit welchem er die Elemente ſeiner Zeit und ſeiner Umgebung im Drama verarbeitet und, ohne Beimiſchung abſchwächender, abſtracter Allgemeinheiten, in voller, plaſtiſcher Rundung zur Darſtellung gebracht hat?

Eben darum jedoch kann auch der Genuß dieſes unvergleichlichen und göttlichen Dichters ſeiner Natur nach weder für die Engländer des neunzehnten Jahrhunderts, noch gar für uns, ein unvermittelter und allgemeiner ſein. Es kann daher in ihm auch kein lebendiges Bedürfniß unſrer Gegenwart ſeine vollſtändige Befriedigung, noch unſre Zeit, mit ihrem neuen und deutſchen Inhalt, in ihm ihren dramatiſchen Erſatz und Ausdruck finden.

Indeß auch auf dieſen Einwand werden unſre Gegner ihre Antwort bei der Hand haben. Sie geben zu, ſogar ſie freuen ſich und rühmen es an Shakſpeare, als etwas Großes und eine neue Gewährleiſtung ſeines „unſagbaren" Genies, daß er unmöglich Allen verſtändlich und genießbar ſei. Das Vortrefflichſte, ſagen ſie, iſt ſtets nur für eine kleine Gemeinde bevorzugter Geiſter: und ſo bleibe auch Shakſpeare nur für die Crème der äſthetiſchen Bildung. Dagegen das Drama des Volks, überhaupt das ſpecielle deutſche Drama iſt gefunden in — Iffland, in Kotzebue, in der Verfaſſerin von „Lüge und Wahrheit" und im Allgemeinen in allen denen, die unſern deutſchen Familienjammer, unſre häusliche Beſchränktheit, unſre geſellige Miſere auf die Bretter bringen.

Denn dies, fahren ſie fort, iſt in Wahrheit der Inhalt des deutſchen Geiſtes. Wir haben keine Flotten, die die Welt für uns erobern und die Meere uns zinsbar machen, wir haben keine Heere und keine Feldherren, denen wir Triumphthore bauen könnten, wir haben keine großen hiſtoriſchen Erinnerungen, an deren Sonnenglanz wir uns weiden dürften, wir haben keine mächtigen Parteien im Lande, deren Streit und Widerſtreit jeden Geringſten im Volk mit dem Gefühl hiſtoriſchen Lebens durchzuckt, wir haben und wollen keine politiſche Freiheit: wir ſind Deutſche, das Volk der Gemüthlichkeit, der Häuslichkeit, der Familienidylle; weder verſtehen wir Thaten zu thun, noch wollen wir Thaten und Handlungen und die großen Entſcheidungen der Geſchichte auf unſeren Bühnen ſehen.

Daher, ſagen ſie weiter, hat auch das große Publikum nicht blos neben Goethe und Schiller, welche, abweichend von der eigentlichen nationalen Beſtimmung, den Verſuch des hiſtoriſchen Dramas machten, immer noch ſeinen Iffland und Kotzebue treulich verehrt und in gefülltem Hauſe reichlich beklatſcht: ſondern auch jene Verſuche ſind völlig iſolirt geblieben und haben keine nur einigermaßen würdige Nachfolger gefunden. Im Gegentheil Alles, was nach Schiller von den Brettern aus die Menge noch ergriffen und gefaßt, hat dies nur dadurch vermocht, daß es von dem Schiller'ſchen Ziel wieder abgelenkt hat und, zum Theil auf den wunderlichſten Umwegen, durch die gewaltſamen Effecte der Schickſalstragödie, ja zum Theil in der Schiller'ſchen Form ſelbſt, nur ohne ihren Inhalt, immer wieder in die thränenreichen Spuren des häuslichen Jammers zurückgekehrt iſt.

Darum, fahren ſie fort, kann von einem Fortſchritt, den das deutſche Drama gemacht hätte, in Wahrheit keine Rede ſein. Selbſt Diejenigen, die in dieſem Augenblick mit dem ſogenannten ſocialen Drama eine neue Epoche unſrer dramatiſchen Kunſt herbeizuführen wähnen, ſind in einem ſehr großen Irrthume befangen, wenn ſie die Wirkung, welche man dieſen Stücken zum Theil nicht abläugnen kann, ihrer vermeintlichen modernen Bildung und den hiſtoriſchen Tendenzen beilegen, die ſie in ihren Stücken zu verarbeiten ſuchen, und nicht vielmehr der melodramatiſchen Sentimentalität, dem Thränenjammer, den Eheſtandsſcenen, Kaſſendefecten und unglücklichen Liebſchaften, welche die eigentlichen Fäden dieſer modernen Gewebe bilden.

Und faſſen wir (ſchließen ſie endlich) nun wirklich einmal das Goethe-Schiller'ſche Drama ins Auge, wie gering in Wahrheit iſt auch hier das hiſtoriſche, das eigentlich dramatiſche Element! Schiller's Wallenſtein, ganz abgeſehen von dem Formloſen der Compoſition, iſt er nicht bei Weitem mehr Hausvater, als Feldherr? viel mehr ſentimentaler Träumer, als der nüchterne Mann der That, der die Armeen aus dem Boden ſtampft und vor deſſen übergreifendem Genius der Kaiſer ſelbſt ſich nicht anders zu retten weiß, als durch Meuchelmord? Die hiſtoriſchen Gegenſätze des dreißigjährigen Krieges, wie fern, wie leiſe, wie losgelöſt von dem übrigen Drama ſpielen ſie in das Stück hinein! und wie breit dagegen, in thränenreicher Ausführlichkeit, ſtellt ſich die ſentimentale Liebesſcene zwiſchen Max und Thekla in den Vorgrund! Selbſt im Tell, der für ein politiſches Stück par excellence gilt, liegen die eigentlichen Motive vielmehr in der Sphäre der Familie; ſogar Don Carlos, den man als die Tragödie der Freiheit zu definiren pflegt, war von dem Dichter ſelbſt urſprünglich auf ein „Familienſtück am Hofe“ angelegt.

Nicht günſtiger läßt ſich über den dramatiſchen Gehalt der Goethe'ſchen Stücke urtheilen. Götz verſchwindet gegen Weißlingen und Adelheid; im Egmont iſt es nur das einzelne Subject mit ſeinem individuellen Pathos, ſeinem lockern Blut und den ſentimentalen Abenteuern ſeiner Liebe, was zur Darſtellung gelangt, keineswegs die niederländiſche Freiheit ſelbſt und die große That ihrer Vertheidigung, was doch der wahre hiſtoriſche Boden des Stückes wäre; Taſſo iſt viel weniger ein Drama, als eine dialogiſirte Novelle, ein Abſchnitt des Goethe'ſchen Tagebuchs, in dramatiſche Form gekleidet u. ſ. w. Mit einem Wort: man beweiſt uns, daß auch die Goethe-Schiller'ſchen Dramen keine wahren Dramen ſind, daß die deutſche Dramatik überhaupt, vermöge innerer Naturbeſtimmung, über Iffland und Kotzebue nicht hinauskommen kann und daß daher alle diejenigen, die an dieſer Speiſe keinen Geſchmack finden, ſich in den Schooß des alleinſeligmachenden Shakſpeare zu flüchten haben.

In dieſem dramaturgiſchen Katechismus der Romantik nun (und wir haben ihn ſo ausführlich geliefert, weil die Romantik gerade in dieſem Augenblick wieder einen entſchiedenen praktiſchen Einfluß auf die Leitung unſrer bedeutendſten Bühnen zu gewinnen droht) miſcht ſich Wahres und Falſches auf die wunderſamſte Weiſe.

Richtig iſt es zunächſt, daß das Drama nur bei ſolchen Völkern und in ſolchen Zeiten zur Reife kommen kann, in denen das hiſtoriſche oder genauer zu ſagen: das politiſche Bewußtſein unangefochten und ſiegreich zu Herrſchaft und Anerkennung gelangt.

Denn wie oben bereits angedeutet wurde: die Poeſie eines Volkes iſt nichts Vereinzeltes und Willkürliches, ſie iſt nicht ein zufälliger äußerlicher Schmuck, mit dem ſich eine Nation ihr Daſein nur beliebig aufputzen und verſchönern will: ſondern ſie iſt das Herz des Volkes ſelbſt, von dem Blut ſeines Geiſtes durchfloſſen, erſchüttert und belebt von dem Pulsſchlag ſeiner Hiſtorie, mit ihr blühend und mit ihr welkend.

Das Drama nun, wie wir gleichfalls ſchon ausgeſprochen haben, iſt die höchſte und vollendetſte unter den Gattungen, oder beſſer geſagt: unter den Entwicklungsſtufen der Poeſie, der Complex und Inbegriff der geſammten Dichtkunſt. Mithin wird ſich daſſelbe erſtlich nur da entwickeln können, wo ein geſchichtliches Leben und eine vollſtändige politiſche Entwicklung im Volke ſelbſt vorhanden iſt; und zweitens auch hier nur dann und in den Zeiten, in denen ebenſo, wie das Drama die reifſte Frucht der Dichtung bildet, auch dieſer hiſtoriſche Kern und Inhalt des Volkes zu einer reifen und greifbaren Frucht gediehen iſt. Völker daher, die keine ſelbſtändige geſchichtliche Entwickelung genommen, keinen eigenen Sitz im Areopag der europäiſchen Menſchheit ſich erworben haben, beſitzen auch entweder gar kein Drama oder nur fragmentariſche Anfänge, die im beſten Falle den begünſtigten, welthiſtoriſchen Nationen als ein formales Bildungsmittel dienen, auf eine ſelbſtändige und dauernde Geltung jedoch keinen Anſpruch machen können. So die italieniſche Literatur, die niederländiſche, die däniſche und die ſchwediſche. Aber auch in Griechenland war es erſt der Tag der ſalaminiſchen Schlacht, wo Aeſchylus kämpfte, Sophokles im feſtlichen Chor der Siegesfeier tanzte, und gleichzeitig Euripides geboren ward; auch die Wunderblume der Calderon'ſchen Dichtung entfaltete ſich erſt auf der Mittagshöhe der ſpaniſchen Monarchie; auch Shakſpeare lebte erſt unter dem glorreichen Regiment der Eliſabeth, der gefeierten maiden-queen, unter deren blühendem Scepter die Grundlage der engliſchen Weltmacht gelegt ward und die ſpaniſche Armada in den Wellen verſank.

Hieraus ergiebt ſich nun auch, warum weder Goethe noch Schiller im Drama das wahre Ziel erreichen und den vollen Preis gewinnen konnten.

In Goethe's Zeitalter hatte in Deutſchland, ſowohl in der Praxis des Lebens als in der Literatur, ſich das Subject erſt loszuringen von der unwahren Tradition, der verknöcherten Convenienz der geſelligen ſowohl als der poetiſchen Formen. Die Grundlage der Goethe'ſchen Poeſie iſt der Egoismus des ſchönen Subjects; die Geſchichte mit ihren unerbittlichen Forderungen iſt ihr fremd, ſogar unbequem und widerlich. Daher nicht die lebendige Bewegung des Drama, ſondern die ſchöne Selbſtſucht der Lyrik, die quietiſtiſche Breite des Epos ſind die wahren Glanzpunkte der Goethe'ſchen Dichtung.

Schiller hatte dieſen einſeitigen Standpunkt allerdings ſchon überwunden: aber mehr erſt an ſich, als daß es ihm gelungen wäre, die abſtracten Forderungen ſeines Bewußtſeins durch concrete Schöpfungen ſeines Talentes wirklich zu befriedigen. Daher in ſeinen Tragödien das Princip allerdings jederzeit das großartigſte und von ächtem dramatiſchen Leben iſt; in der Ausführung bleibt jedoch er oft noch hinter ſich ſelbſt zurück und füllt den neuen Wein in alte Schläuche. Er iſt größer durch die Sphäre, die er unſrer Poeſie zuerſt erobert, als durch die Thaten, die er innerhalb dieſer Sphäre wirklich geleiſtet und vollbracht hat. Daß dieſe Keime, die er ausgeſtreut hat, reifen, das iſt unſere Sache, es iſt die Sache unſrer Zukunft, welche, nach vielen trüben, troſtloſen Tagen, in ihrem dunklen Schooße gewiß auch einen hellen Tag der Freiheit und des vollen hiſtoriſchen Daſeins für uns verbirgt. Mit der Sonne dieſes Tages wird auch die Knospe unſres Dramas reifen und es wird Schiller'ſche Ausſaat ſein, was die Nachwelt alsdann einerntet.

Es iſt daher ganz richtig, daß, wie die Romantiker mit Schadenfreude behaupten, das Goethe-Schiller'ſche Drama das wahre Drama noch nicht iſt: unrichtig jedoch iſt es und Verſündigung gegen den Genius dieſer Dichter, und insbeſondere gegen den Genius Schiller's, ja eine Verſündigung gegen den Geiſt des deutſchen Volkes und den Geiſt der Geſchichte überhaupt, wenn ſie, die Gewährleiſtung künftiger Entwicklung verkennend, welche in dieſen Anfängen liegt, dem deutſchen Geiſt ſchlechthin die Fähigkeit der dramatiſchen Schöpfung abſprechen.

Es iſt ferner richtig, daß im deutſchen Drama bisher hauptſächlich nur die Sphäre des Familienlebens zur Darſtellung gekommen iſt, und daß in der That Iffland und Kotzebue zur Stunde der vollkommenſte dramatiſche Ausdruck unſers Lebens ſind. Allein es iſt unrichtig und thöricht, daß die Romantiker in dieſe Bemerkung eine ſpöttiſche Geringſchätzung dieſer beiden Schriftſteller miſchen und auf ihre Leiſtungen, wie auf etwas Geringfügiges und Unebenbürtiges, vornehm herunterblicken.

Denn in der geſchichtlichen Betrachtung der Literatur (und ſie iſt die einzig berechtigte) iſt das ſpecifiſche Maß des Talentes, die beſondere Gabe poetiſchen Vermögens nur ein untergeordnetes Moment; die Hauptſache bleibt immer, wie weit ein Mann und ein Werk ſich zum Organ ſeiner Zeit zu machen verſtanden hat, und wie viel oder wenig der Geiſt ſeines Jahrhunderts ſich in ihnen offenbart. Und da können wir nicht umhin, Iffland und Kotzebue, trotz ihrer handgreiflichen äſthetiſchen Mängel, ſogar weit über die glorioſeſten Namen der Romantik zu ſetzen. Die Jäger, der Herbſttag, die deutſchen Kleinſtädter u. ſ. w. gehen doch wenigſtens auf Zuſtände des deutſchen Leben ein, wie geringfügig, wie elend dieſelben auch ſeien: dagegen die genialen Faſtnachtsſpiele der Romantik vor aller Wirklichkeit ohne Weiteres die Flucht ergreifen, ſie verlieren ſich ins Blaue, zu Geſpenſtern und Traumgeſchichten, und haben von dem Leben ihrer Gegenwart, den Intereſſen ihres Volkes nichts behalten, als die erbärmlichſten literariſchen Klatſchereien und die ruhmloſen Fehden einer ſelbſtſüchtigen journaliſtiſchen Koterie.

Es iſt endlich auch dies richtig, daß die neueſten dramatiſchen Verſuche bei dem Familiendrama wieder angeknüpft haben, und daß alle dieſe Raritäten, die man uns als funkelnagelneue Tendenzſtücke verkaufen will, im Grunde nichts weiter ſind, als der alte Ifflandiſche Jammer, neu aufgekratzt und mit einigen modernen Redensarten verſehen. Aber es iſt ſehr kurzſichtig, hierauf eine Anklage zu begründen. Wer weiter will, muß zuvörderſt von dem Punkt ausgehen, wo er bis dahin geſtanden hat. Die Wiederaufnahme der Ifflandiſchen Elemente daher iſt den Herren Gutzkow und Halm (denn von dieſen beiden kann eigentlich nur die Rede ſein, da bisher ihre Stücke allein es zu einem anſehnlichen Theatereffect gebracht haben) vielmehr als ein Verdienſt anzurechnen und macht, wie man über die Stücke ſelbſt auch urtheilen möge, zum Wenigſten dem praktiſchen Blick, wir möchten beinahe ſagen, dem induſtriellen Inſtinkt dieſer Schriftſteller alle Ehre.

Es bleibt uns nun endlich noch eine dritte Anſicht zu erwähnen, welche bei Weitem die bedeutendſte von allen iſt und der wir uns vollſtändig anſchließen würden, wenn ſie es nicht ſelbſt verſchmähte, ſich in denjenigen Einſchränkungen zu erhalten, in denen ſie allein wahr und richtig iſt. Dieſe Gegner unſers modernen Dramas halten uns weder Schiller und Goethe, noch Shakſpeare als den Meduſenkopf hin, vor deſſen rieſigen Zügen unſre Ohnmacht erſtarren muß; ſie glauben weder, daß das deutſche Drama ſeine vollkommene Blüthe bereits gehabt hat, noch läugnen ſie, daß es eine ſolche Blüthe künftig einmal haben wird. Aber ſie läugnen, daß die Zeit dieſer Blüthe jetzt bereits gekommen, ſie läugnen, daß es den beſtgemeinten Anſtrengungen der Gegenwart gelingen werde, ſie des Baldigen herbeizuführen, ſie ſprechen unſrer Zeit überhaupt die Fähigkeit ab, in irgend einem Gebiete der Kunſt, und alſo auch im Gebiete des Drama, irgend welche klaſſiſche und wahrhaft vollendete Schöpfungen hervorzubringen.

Und das Alles mit völligem Recht.

Denn eine jede Zeit, wo ſie ihren Inhalt in der Kunſt fixiren will, muß vor Allem und zuvörderſt dieſes Inhaltes ſelber mächtig ſein. Das aber iſt die allgemeine Krankheit unſerer Zeit, daß wir unſern Inhalt wohl in abstracto haben und wiſſen, aber nicht zu ſeiner praktiſchen Darſtellung, zu ſeinem unmittelbaren Beſitz gelangen können. Wir ſind umgekehrte Schlemihle, die ihren Leib verloren und nur den Schatten behalten haben. Wir wiſſen Alle, daß wir frei, einig, tapfer ſein ſollten — und ſind es nicht; wir können Alle den Grundriß unſers künftigen Staatsgebäudes, wie es ſein ſollte, im Schlaf aufzeichnen — und rühren keinen Stein dazu; wir wiſſen Alle, wie ein vortreffliches Drama zu machen wäre — und kein Menſch macht es. Kurz zu ſagen: wir ſind Alle in der Theorie unendlich viel weiter, als wir mit der Praxis nachkommen können. Es iſt ein Bruch zwiſchen den Forderungen unſers Bewußtſeins und der Wirklichkeit unſerer Leiſtungen, und wir können die Brücke, welche dieſe Kluft ausfüllen wird, nicht finden.

Eine ſolche Zeit iſt nicht gemacht, in der Kunſt, deren Weſen die vollkommenſte Harmonie der Idee und der Erſcheinung, der Intention und der Ausführung iſt, etwas Erkleckliches und wirklich Werthvolles zu leiſten. Das ſehen wir völlig ein und ſtimmen daher dem abfälligen Urtheil jener Kritiker, vielleicht mit ſchwerem Herzen, dennoch von Herzen bei.

Darin jedoch irren dieſe und nöthigen uns zum Widerſpruch, daß ſie ſich nicht begnügen, die gegenwärtige Zeit als ein poetiſches Interregnum anzuerkennen, ſondern daß ſie ein förmliches Juſtitium verlangen und die Poeſie, da ſie die höchſten Ziele doch einmal nicht erreichen kann, förmlich ausrotten und vernichten wollen. Hört auf zu dichten! Macht keine Verſe mehr! Werdet praktiſch, ſchreibt politiſche Brochüren: oder wenn Ihr das Verſemachen durchaus nicht laſſen könnt, ſo ſchreibt wenigſtens Satiren und laßt die tragiſche Muſe in Ruhe, die durch Eure Umarmungen doch niemals zu einer glücklichen Mutter werden wird!

Aber dieſe Forderungen ſind, geradezu geſagt, kindiſch. Es iſt eine ſchulmeiſterliche Anmaßung, eine bornirte Verkennung der Geſchichte und ihrer ewigen Geſetze, dem hiſtoriſchen Proceß eine beliebige Bahn vorſchreiben und der Welt willkürlich befehlen zu wollen, was ſie in dieſem Augenblick thun und in dem nächſten laſſen ſoll. Und nun gar auf die Poeſie kann kein Volk, das in ſeiner Entwicklung überhaupt ſo weit gelangt iſt, in der Kunſt einen Ausdruck ſeines Weſens zu ſuchen, verzichten, ſelbſt wenn es möglich wäre, daß es darauf verzichten wollte. Die Poeſie iſt der geiſtige Athemzug der Völker: man kann ſich ein wenig erkältet haben, daß Einem das Athemholen ſauer wird: aber enfin, man muß Athem holen, um zu leben.

Und darum hat auch all dies verdrießliche Gepolter über die ſchlechten Poeſien und über den Verfall unſrer

Dichtung im Grunde nichts zu ſagen. Die Poeſien machen ſich nicht ſelbſt, ſondern ſie werden gemacht von der allgemeinen Mutter aller Dinge, von der Zeit und der Geſchichte. Darum wenn der Zeit ihre Dichter nicht gefallen, ſo greiſe ſie in ihren eigenen Buſen und bekenne, daß ſie ſich ſelbſt auch nicht gefällt. Selbſt dieſe Kritiker, die ſo weiſe zu Gerichte ſitzen, ſind ſie nicht auch Söhne dieſer verderbten Zeit? Haben ſie nicht Antheil an der allgemeinen Krankheit des Jahrhunderts? Iſt ihre überſättigte, nörgelnde, aberweiſe Kritik ſelbſt nicht ein ebenſo widriges Product der verſtimmten Zeit, als die blaſſen, aufgeſpreizten, kraftloſen Erzeugniſſe unſrer Poeten? Wir ſind in der That alle in gleicher Schuld, und darum ſollte ſich Keiner über den Andern erheben.

Und endlich iſt auch dies ein Irrthum, daß man die Poeten der Gegenwart conſequent immer nur auf die Vergangenheit bezieht und niemals auf die Zukunft. Man hat da ein bequemes Wort erfunden: Epigonen — es hört ſich an, als wäre es etwas Rechtes, und doch iſt es eine Redensart, die das bißchen Sinn, welches ſie einmal hatte, längſt eingebüßt hat. Epigonen? Nein, vielmehr Progonen ſind wir: Progonen einer künftigen reifen und freien Zeit, auf die wir das Auge ſehnſüchtig gerichtet haben, ja deren erſter herber Keim in eben dieſen unvollkommenen Liedern knoſpet, die Eurem verwöhnten Munde ſo häßlich ſchmecken!

Dies nun iſt auch die wahre Bedeutung der gegenwärtigen dramatiſchen Verſuche. Sie ſind an ſich nichts: aber ſie bereiten ein künftiges Drama vor, erſtlich negativ, indem ſie das bisherige erbärmliche Unweſen verdrängen helfen und das Feld aufräumen, auf dem eine ſpätere glücklichere Muſe ihren Siegeseinzug halten wird.

Und ſodann poſitiv, indem ſie erſtlich einen gewiſſen Apparat praktiſcher Erfahrungen und Vortheile ſammeln, der unſern künftigen Dramatikern trefflich zu Statten kommen und ſie, auf unſere Koſten, vor unzähligen Irrthümern und Mißgriffen behüten wird: und zweitens, indem ſie das Publikum allmälig wieder an die Idee einer einheimiſchen dramatiſchen Literatur gewöhnen und das Theater, das ſo lange Zeit lediglich eine Veranſtaltung des höfiſchen Luxus, ein Nothbehelf der fürſtlichen Langeweile geweſen, allmälig wieder in den Kreis der nationalen Intereſſen hineinziehen.

Nur freilich, damit dies Ziel erreicht wird, werden dieſe Intereſſen ſelbſt wohl noch eine einigermaßen andere Geſtalt erlangen müſſen:

Εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

Ueber
die Unterhaltungsliteratur, insbeſondere der Deutſchen.

Bei allen Völkern geht neben der eigentlichen Literatur, wir meinen, jener Maſſe von Büchern, welche gleichſam den geiſtigen Grundbeſitz eines Volkes, die Documente ſeiner inneren Geſchichte bilden und als ſolche, in ſtetiger Entwicklung, von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben, eine andere, zweite Literatur einher, welche, ſcheinbar unberührt von der übrigen geiſtigen Entfaltung, allein für den Augenblick vorhanden iſt und mit ihm untergeht.

Es iſt dies die ſogenannte Unterhaltungsliteratur: eine Literatur alſo, bei der es ſich, ſtreng genommen, ſo wenig für den Schaffenden wie den Empfangenden, den Autor wie den Leſer, um eine künſtleriſche That, einen äſthetiſchen Genuß, eine Vertiefung in das Schöne, Wahre, Göttliche handelt, ſondern einzig und allein um ein Buch, das einige Zeit hindurch unſer Intereſſe gefangen nimmt und uns auf gefällige Weiſe hinweghilft über ein paar öde, beſchäftigungsloſe Stunden. — Man hat, wenigſtens in einigen Provinzen unſers Vaterlandes, und auch in dieſen nur in der vertraulichen Redeweiſe, für dieſe Gattung von Büchern noch einen anderen Namen, der beinahe noch bezeichnender iſt: man nennt ſie Lectürbücher. Ein ſehr charakteriſtiſcher Pleonasmus! Nämlich Bücher, die man lieſt, nur um zu leſen, bei denen es gleichviel iſt, was ſie enthalten, ob ſie gut ſind oder ſchlecht: ſie laſſen ſich leſen, das iſt Alles und iſt genug.

In der Literaturgeſchichte, wie unſre Gelehrten ſie ſchreiben, hat dieſe Literatur bisher keine Rolle geſpielt; man hat ſie entweder ganz mit Stillſchweigen übergangen, oder, beſten Falls, mit einer Kürze abgefertigt, die dem außerordentlichen Umfang dieſer Literatur nur wenig entſpricht.

Sehr natürlich: da bis auf die jüngſte Zeit die Geſchichte unſrer Literatur meiſt von Aeſthetikern oder doch von Solchen geſchrieben ward, die Aeſthetiker zu ſein und ſein zu müſſen glaubten. Dieſe konnten begreiflicher Weiſe keine Neigung empfinden, ſich in eine Sphäre literariſcher Production zu vertiefen, in der das Wort Aeſthetik gar nicht vernommen wird, ja wo jedes Genre willkommen iſt, ſo unäſthetiſch es ſei, wenn es nur unterhält. — So hat ſich allmälig über dieſe ganze Literatur eine gewiſſe äſthetiſche Geringſchätzung gelagert, die bei Vielen ſogar von einer Art moraliſcher Bedenklichkeit nicht frei geblieben iſt.

Was uns betrifft, ſo vermögen wir weder jene Geringſchätzung noch dieſe Bedenklichkeit zu theilen. Vielmehr es dünkt uns thöricht, ſcheel zu ſehen auf die Exiſtenz einer Literatur, und ob ſie auch wirklich nur eine Literatur zweiten Ranges wäre, ſo lange wir die Thatſachen, welche ihre Exiſtenz nöthig machen, ſo wenig wegſchaffen als wegleugnen können. Es wäre freilich wohl ſchön, wenn die Kunſt von Niemand weder geübt noch geſucht würde, als lediglich um ihrer ſelbſt, um ihrer keuſchen, innigen Umarmung willen. Allein was iſt damit geſagt, als daß es wohl ſchön wäre, die Welt wäre anders, als ſie iſt?/— Nicht vor die Tugend allein, auch vor das Schöne haben die Götter den Schweiß geſetzt. Auch die Kunſt hat ihre Myſterien; auch das Gefühl des Schönen, die Empfänglichkeit für das Vortreffliche will erſt durch Arbeit und Studium errungen ſein. Nicht jedes rohe Gemüth iſt ohne Weiteres fähig, das Schöne zu empfinden, wo es iſt, geſchweige denn es zu begehren, wo es nicht iſt, und das Unſchöne, das man ihm ſtatt ſeiner bietet, zurückzuweiſen; auch der Boden, in welchem die Blüthe künſtleriſchen Genuſſes wurzeln ſoll, muß vorher mit Sorgfalt bearbeitet werden ſein. Zumal bei uns, die wir die Erben von Jahrtauſenden ſind, bedarf es ſchon eines langen und mühſeligen Weges, es bedarf einer Menge von Vorausſetzungen, von Uebergängen und Entwicklungen, um uns nur erſt auf jene Höhe der Bildung zu erheben, uns jene Schärfe des Blicks, jene Strenge des Urtheils anzueignen, die uns das Schöne wirklich verſtehen und mit Bewußtſein genießen lehrt.

Aber nicht Allen iſt dieſer Weg verſtattet, namentlich nicht in unſerer Zeit und nicht bei der künſtlichen Zuſammenſetzung unſrer Verhältniſſe. Sogar nur den Wenigſten: weil nur die Wenigſten die Muße, die Mittel, die Gelegenheit haben, jene Studien zu machen und jene Bildung zu erwerben. Die ungeheure Mehrzahl des Volkes, verdammt, mühſelig, im Schweiße des Angeſichts, für die Nothdurft des Augenblicks zu arbeiten und dem Heute das Morgen abzuringen, ja öfters ſogar umgekehrt — woher ſoll ihr die Bildung kommen? oder auch nur der Bildungstrieb? In ihren ärmlichen Wohnungen, in ihren niedern Hütten, zwiſchen ihren Webſtühlen und Maſchinen, die glücklicher ſind, als ſie, weil ſie nicht hungern — wo ſoll ihnen die Idee, wo das Bedürfniß des Schönen aufgehen? Das Auge, das gewohnt iſt, am Boden zu haften, in dem engen Umkreis der täglichen Hantierung, das nichts um ſich ſieht, als Schmutz und Elend und Lumpen — wie ſoll es empfänglich werden für den Strahlenglanz der Kunſt? wie ſoll es lernen, ſich abzuwenden von dem Gemeinen, ſich nicht blenden zu laſſen von der geſchminkten Lüge und nur an dem Bilde der Grazien andächtig zu hangen?!

Darum, wenn einer von dieſen einmal ein Buch ergreift, wenn er (und ſelten genug wird es geſchehen!) eine Anwandlung verſpürt, durch die Traumwelt der Dichtung das Elend ſeiner Wirklichkeit hinwegzutäuſchen: haben wir, o haben wir in Wahrheit ein Recht, gering von ihm zu denken, wenn er dann kurzweg zu demjenigen greift, was am Meiſten, und wär' es durch Schändlichkeiten, ſeine Phantaſie entzündet, ja was wie ein Branntweinrauſch ſeine Sinne überwältigt? — Wir ſpeiſen ſie vom Wegwurf unſerer Tafeln, wir würden ſehr ſcheel auf ſie ſehen, wenn ſie zu ekel ſein wollten, ſich von dem zu nähren, was uns zu ſchlecht iſt: und ihr geiſtiger Geſchmack ſollte feiner ſein, als ihr leiblicher? ihre Aeſthetik ekler, als ihr Magen?! — —

Auch brauchen wir gar nicht bis in dieſe Sphären der Geſellſchaft hinabzuſteigen. Auch der Kaufmann, der Gewerbtreibende, der Beamte, die ganze, große Menge deſſen, was wir den Mittelſtand nennen, oder doch der größere Theil dieſes Mittelſtandes, befinden ſich ganz in derſelben Lage. Frühzeitig zu den nächſten Erforderniſſen ihres dereinſtigen Berufes erzogen, ausgeſchloſſen eben dadurch von den Vortheilen einer allgemeinen, wahrhaft menſchlichen Bildung, jetzt Tage und Wochen an das einförmige Zahlbrett, das Contobuch, den Aktentiſch gebannt, werden es ſchon an und für ſich bevorzugte und gleichſam beſſergeartete Naturen ſein müſſen, um ſich in dieſer Umgebung das Bedürfniß einer geiſtigen Anregung überhaupt nur zu bewahren: ſo daß es ſchon alle Achtung verdient, wenn ſie überhaupt noch in der Literatur, das heißt alſo doch immer noch im Gebiete geiſtiger Intereſſen, ihre Unterhaltung und Erholung ſuchen. Daß ſie dabei, der Mehrzahl nach, nicht nach demjenigen greifen werden, was nicht genoſſen werden kann ohne die Vorausſetzung einer Bildung, die ſie nicht haben, oder eines Studiums, zu dem ihnen ſo Zeit wie Neigung mangeln: ſondern vielmehr nach der compacten Speiſe der Unterhaltungsliteratur, einer Literatur, die keine anderen Vorausſetzungen nöthig macht, als die der Neugier und der Langenweile — was kann natürlicher ſein? Auch die Schönheit, ſogar ſie vor Allem, verlangt ſcharfe Sinne und offene, aufgeweckte Herzen: dieſe jedoch, aus der Einförmigkeit ihres täglichen Berufes, was bringen ſie zurück, als abgeſtumpfte Sinne, müde Herzen, erſchlaffte Geiſter? Wenn ſie leſen, ſo geſchieht es, weil ſie nichts

Anderes mehr thun können; ſie haben ſich müde gerechnet, geſchrieben, proceſſirt, das Buch ſoll ſie auf eine behagliche Art abſpannen, es ſoll ihnen eine Beſchäftigung gewähren, die im Grunde keine Beſchäftigung iſt, nämlich ein bloßes Empfangen, ohne eigene Thätigkeit. Da ſind denn freilich van der Velde und Tromlitz beſſer am Ort, als Schiller oder Goethe. —

Und nun gar die ſogenannten hohen und höchſten Kreiſe der Geſellſchaft! Dieſe Glücklichen, in deren zarten Adern ſtatt des gemeinen Blutes nur ein roſenfarbener Ichor fließt, was haben ſie mit dem Ernſt der Kunſt zu ſchaffen? Ihr ganzes Leben iſt Ein Spiel, ſelbſt die wichtigſten Geſchäfte des Staats und der Verwaltung, welche ihnen zufallen, verkehren ſich unter ihren Händen zum Zeitvertreib — und ſie ſollten in ihrer Lectüre etwas Anderes ſuchen, als auch nur einen Zeitvertreib? Sind die Sinne des Armen zu roh, iſt der Mittelſtand zu beſchäftigt, ſo ſind dagegen jene vornehmen Kreiſe viel zu überreizt, viel zu verwöhnt durch Uebermaß und Wechſel der Genüſſe, um nicht den einfachen Reiz des Schönen weit hintan zu ſetzen gegen das Pikante, das Leichtfertige und Blendende einer Literatur, die keinen anderen Zweck hat, als die Unterhaltung. Abwechslung heißt das gemeinſame Stichwort dieſer Kreiſe, ſie bedürfen des Neuen, des Modernen, des Ungemeinen, um dem Fluch der Ueberſättigung und ihrer eigenen Oede zu entfliehen. Aber das Moderne iſt nur ſelten ſchön, das Neueſte nicht immer das Beſte; wer nur das Höchſte der Kunſt, das wahrhaft Klaſſiſche auf ſich wirken laſſen will, der muß ſich auf einen ſehr kleinen Kreis literariſcher Genüſſe zu beſchränken wiſſen, ja er muß im Stande ſein, Monate und Jahre nur mit Einem Autor, Einem Buche zu verkehren.

Man verſtehe uns recht! Nicht als ob hier von einem moraliſchen Zwang, einer göttlichen Nothwendigkeit die Rede wäre und als ob es daher nicht in allen dieſen Kreiſen, den hohen wie den niederen, einzelne Individuen geben könnte, denen es allerdings gelingt, die Macht der Verhältniſſe ihrerſeits zu überwinden und, ſei es producirend, ſei es genießend, allen höchſten Anforderungen der Bildung und eines geläuterten Geſchmackes nachzukommen: wir reden nur von den Dingen, wie ſie ſind, und wie ſie ſich praktiſch geſtalten. Darum ſind wir auch ſehr weit entfernt, dem Publikum, welches der Unterhaltungsſchriften bedarf (und das heißt eben dem Publikum), ſeinen äſthetiſchen Indifferentismus ins Gewiſſen zu ſchieben und ſie, wie unſere Aeſthetiker wohl pflegen, als die Parias des guten Geſchmacks zu verachten. Das Publikum iſt überhaupt nicht da, um Reflexionen zu machen und Vergleiche anzuſtellen; es geht friſch auf die Sache los, genießt, was es verdauen kann, läßt liegen, was ihm nicht ſchmeckt, und überläßt das Weitere Gott. So in allen Dingen: warum in der Literatur nicht?

Ja wir ſelbſt, die wir uns recht eigentlich dem Dienſte der Kunſt, dem Verſtändniß des Schönen widmen, und zum Geſchäft und Lebensberuf machen, was den Andern nur Erholung und Zerſtreuung iſt, wir Kritiker und Gelehrten — die Hand aufs Herz: haben wir nicht auch unſre ſchwachen Stunden, wo uns das Klaſſiſche nicht ſchmecken will? wo wir unſre Thüren zuſchließen, um uns in trauter Einſamkeit, unter den Standbildern Apollo's und aller neun Muſen, an einem „Lectürbuch“ zu ergötzen?

Dieſen Thatſachen gegenüber, durch welche die Exiſtenz einer bloßen Unterhaltungsliteratur hinlänglich gerechtfertigt ſcheint, wird ſich die Vernachläſſigung, welche dieſelbe von unſern Kritikern und Geſchichtſchreibern erfährt, wohl allerdings ertragen laſſen. Weit ſchlimmer iſt es, daß auch unſre Autoren ſie theilen, ja daß gerade unſre vorzüglichſten Schriftſteller, unſre glänzendſten Namen es hartnäckig verſchmäht haben, an der Unterhaltungsliteratur Antheil zu nehmen. — Aber hiezu müſſen wir ein wenig weiter ausholen.

Wir haben im Eingang dieſes Aufſatzes geſagt, daß es bei allen Völkern außer der eigentlichen Literatur noch eine zweite, untergeordnete gebe, welche nur der Unterhaltung dient. Dieſer Satz bedarf der Beſchränkung: nicht bei allen Völkern, ſondern nur bei allen modernen. Die Völker der alten Welt, die Griechen und Römer, kennen dieſen Unterſchied nicht, ſie haben keine Unterhaltungsliteratur, mindeſtens nicht in ihrer guten, das heißt in der eigentlich antiken Zeit. Beide aus entgegengeſetzten Gründen: die Griechen nicht, weil bei ihnen die Bildung zu verbreitet, ein zu allgemeines Beſitzthum des ganzen Volkes war; und umgekehrt die Römer nicht, weil die Bildung ſich bei ihnen auf einen zu kleinen Kreis beſchränkte, während die Maſſe des Volkes, in literariſcher Hinſicht, völlig ungebildet und ohne Intereſſe, mithin auch ohne Bedürfniß war.

Die Griechen waren das eigentlich menſchliche, eigentlich künſtleriſche Volk; kein anderes kann ſich an Harmonie der Bildung mit ihm vergleichen. Und erſt die Harmonie der Bildung iſt Bildung. Wie die körperliche Organiſation dieſes Volkes von ſolcher Vortrefflichkeit war, daß die griechiſche Geſichtsbildung für alle Zeiten der Kanon aller Kunſt, das Ideal aller Bildhauer und Maler geworden iſt, und wie eben dieſer Typus der Schönheit bei ihnen nicht bloß hie und da, in einzelnen zufälligen Erſcheinungen exiſtirte, ſondern wie er wirklich der allgemeine Typus des Volkes, gleichſam das

Nationalgeſicht der Griechen, die angeborene Schönheitsmitgift jedes einzelnen Hellenen war: ſo auch in der geiſtigen Organiſation dieſes wunderſamen Volkes war das vollendetſte Schönheitsgefühl gleichfalls ein allgemeines und angeborenes Eigenthum jedes Griechen. Was wir Neueren erſt aus Büchern und Syſtemen uns mühſam abſtrahiren müſſen: Verſtändniß der Kunſtformen, Geſchmack und Bildung, das war bei den Griechen vielmehr Sache eines urſprünglichen, eigenthümlichen Taktes; die Grazien, zu deren Antlitz wir erſt aus tauſend Schleiern uns hindurcharbeiten müſſen, hatten dem Griechen, frei lächelnd, an der Wiege geſtanden.

Allein auch welche Gelegenheit, welche Nöthigung hatte dieſes Volk, ſeinen Schönheitsſinn zu üben und ſeinen Geſchmack zu bilden! Die Kunſt, in breiteſter Entfaltung, hatte das ganze Daſein der Griechen durchdrungen; bei uns ein bloßer Luxus der Vornehmen, ein ſchöner Ueberfluß des Lebens, war ſie bei ihnen die eigentliche Luft, in der ſie Athem holten. Ihre Religion, ihre Feſte, ihre nationalen Zuſammenhänge, mit Einem Wort, ihr ganzes Leben bis in den geringfügigſten Winkel ihrer Privatexiſtenz, war von der Kunſt gehalten und getragen; ihr Gottesdienſt, ihre Schauſpiele, ihre Gebäude, bis hinunter zu den Geräthſchaften des täglichen Gebrauchs, es war Alles von demſelben reinen Schönheitsgefühl gebildet und belebt.

Ein ſolches Volk konnte natürlicher Weiſe gar keine anderen Anforderungen an die Kunſt machen, als immer nur die höchſten; es gab hier Niemand, der nicht gebildet genug war, die feinſten Nüancen der Schönheit zu fühlen, und alſo auch Niemand, der freiwillig, um der bloßen Unterhaltung, des ſtofflichen Intereſſe willen, auf ihre höchſten Leiſtungen verzichtet hätte. Die Kunſt war für ſie ein Gegenſtand des Cultus, ihre Schauſpiele waren zugleich Gottesdienſte, die Wettkämpfe ihrer Dichter waren zugleich nationale Feſte: wie hätten ſie auf den Einfall gerathen können, die Kunſt, mit Aufgabe ihres eigentlichen Inhalts, zur bloßen Unterhaltung zu gebrauchen?

Darum alſo war die Zwittergattung der Unterhaltungsliteratur bei den Griechen geradezu unmöglich; erſt in der Zeit ihres Verfalles, als die Blüthe griechiſcher Geſundheit bereits gebrochen, die reine Kunſtform verloren, die Harmonie ihrer Bildung geſtört, ſogar als der köſtliche Bau ihrer Sprache aus den Fugen gegangen war: da erſt, mit den andern Ausartungen des Geſchmackes, konnten ſich zwiſchen den verſtreuten Trümmern der griechiſchen Nationalität, in den mileſiſchen Märchen, den Liebesromanen und Aehnlichem die Spuren einer Literatur entwickeln, die wir allenfalls mit unſrer heutigen Unterhaltungsliteratur in eine, wenn auch ziemlich entfernte Parallele ſetzen dürfen.

Umgekehrt, wie die Griechen ein künſtleriſches, ſo dagegen waren die Römer durchweg ein politiſches Volk. Die Kunſt blieb auf dem harten, ſpröden Boden der römiſchen Nationalität immer nur eine fremde Blüthe; es iſt nichts Eigenes darauf gewachſen, wenigſtens nichts, was zur Reife gekommen wäre. Nur in der praktiſchen (oder, wie man auch ſagen könnte, der politiſchen) Kunſt der Beredtſamkeit und von der Dichtkunſt in denjenigen Sphären, die ſich der Proſa praktiſch behaglicher Weltanſchauung nähern, wie in der Horaziſchen Satire, haben ſie etwas Anſehnliches geleiſtet; alles Uebrige und ſomit die ganze Maſſe ihrer Literatur iſt, wie geſagt, eine fremde Pflanze, von der keine Wurzeln ausliefen in die Herzen des römiſchen Volkes. Die Griechen erbauten ſich an dem Ringen ſchöner Jünglinge, an den Tänzen der Knaben, an den Wettgeſängen der Dichter: die Römer an Gladiatorenkämpfen, an Thierhetzen und der brutalen Pracht der Naumachieen. Der Gipfel des griechiſchen Schauſpiels, die Wolluſt des attiſchen Publikums war die Tragödie; der Gipfel des römiſchen Drama's, das Entzücken des römiſchen Pöbels, war die Pantomime.

Alſo um es kurz zu ſagen: die Maſſe des römiſchen Volkes war roh und ohne künſtleriſches Bedürfniß; die Literatur insbeſondere war, ſoweit ſie nicht praktiſch wurde, zu bürgerlichen Zwecken, ein bloßer Luxusgegenſtand der Reichen und Vornehmen. Es fehlte alſo bei den Römern jene breite Grundlage eines großen, gemiſchten Publikums, ohne welche eine Unterhaltungsliteratur nicht exiſtiren kann, da eben erſt die mannigfachen Bedürfniſſe dieſes Publikums ſie ſelbſt erzeugen. Wenn nichts deſto weniger auch bei den Römern, wiewohl auch bei ihnen erſt in der ſpätern Zeit, in der problematiſchen Schrift des Petronius, in den Märchen des Apulejus u. ſ. w. ſich gewiſſe Anfänge einer Unterhaltungsliteratur ſichtbar machen: ſo rührt dies, unſers Bedünkens, viel weniger daher, daß etwa mit der Zeit das Intereſſe an der Literatur in größere Kreiſe übergegangen wäre: dies würde dem thatſächlichen Verfall der römiſchen Bildung widerſprechen. Vielmehr ſcheint es uns daher zu rühren, daß, mit dem allgemeinen Verfall des Staates wie der Sitten, ſogar jene geringe Anzahl von Kunſtfreunden ausſtarb, welche der Literatur bis dahin eine Art Scheinlebens gefriſtet hatten, und an ihre Stelle ein Geſchlecht abgeſtumpfter, überreizter, ſchmarotzerhafter Emporkömmlinge trat: Trimalchio's, wie Petronius ſie ſchildert, die mit der Bildung nur kokettirten, wie mit anderm Luxus, bloß weil ſie für vornehm galt, und die daher auch von der Kunſt nichts wollten, als den bloßen Sinnenkitzel eines angenehmen Zeitvertreibs.

So alſo beſtätigt ſich unſer obiger Ausſpruch: die Griechen hatten keine Unterhaltungsliteratur, weil ſie zu gebildet waren, die Römer keine, weil nicht gebildet genug.

Anders ſteht es mit den modernen Völkern. Und hier treten wir dem eigentlichen Mittelpunkt unſrer Unterſuchung bereits um ein Beträchtliches näher.

Nämlich der hauptſächlichſte Unterſchied zwiſchen der antiken und der modernen Welt beſteht bekanntlich darin, daß die antiken Völker ein ungebrochenes, von keiner Reflexion verkümmertes, von keinem Zwieſpalt getrübtes Daſein, ein ganzes, friſches Leben, gleichſam aus dem Vollen der Natur, in derber Geſundheit, frei herauslebten: wogegen durch das Leben aller modernen Völker ein geheimer Bruch, ein innerlicher Zwieſpalt geht, der die Geſundheit unſers Daſeins ſtört und uns, ſtatt der üppigen Plaſtik der alten Welt, vielmehr „die Bläſſe des Gedankens angekränkelt hat."

Dieſer Bruch (den wir indeſſen ſehr weit entfernt ſind für einen definitiven und alſo für eine Krankheit zu halten; im Gegentheil, wenn eine Narbe, ſo dünkt er uns nur die Blüthennarbe, aus der die Frucht unſrer

Zukunft, eine neue Geſundheit, in einem zweiten, höheren Griechenthum, ſich mit göttlicher Gewißheit entfalten wird) iſt mit dem Chriſtenthum in die Welt gekommen und mit ihm in alle Verhältniſſe der modernen Völker, in ihre Religion, ihren Staat, ihre Geſellſchaft, übergegangen, auch in ihre Bildung.

Die Bildung der Alten, wie wir ſo eben geſehen haben, war aus Einem Stück: die der Griechen eine künſtleriſche, die der Römer eine unkünſtleriſche, immerhin beide Ein Guß und in innigſter Harmonie mit dem praktiſchen Daſein des geſammten Volkes. Dagegen bei uns Modernen hat der allgemeine Bruch ſich auch hier hineingedrängt. Bildung und Leben, Theorie und Praxis — wie weit gehen ſie bei uns auseinander! welche Widerſprüche enthalten, welche Gegenſätze verſchließen ſie! Die ſchöne Eintracht des antiken Daſeins, von der jeder Einzelne ſich anmuthig umſchloſſen fühlte, die ihm in der Uebereinſtimmung der Geſammtheit, in der überlieferten Sicherheit der Sitte und der nationalen Gewöhnung die Norm für jeden einzelnen Fall perſönlichen Verhaltens lieferte — dieſe ſchöne Eintracht iſt von uns geſchieden, und der Kampf iſt unſer Loos. Daher dieſe Verſchiedenheit der Bildung, dieſe Mannigfaltigkeit der Standpunkte, dieſer Widerſpruch der Forderungen, dieſer Kampf der Gegenſätze.

Wie geſagt: wir betrachten dieſen Zuſtand nicht nur nicht als einen, der dem früheren Zuſtande der alten Welt nachſteht, ſondern ſogar als einen ſolchen, der ihn unendlich übertrifft und der zugleich eine nothwendige Stufe unſrer künftigen Entwicklungen enthält. Ohne daher im Entfernteſten die antike Weltbildung gegen die moderne zurückwünſchen zu wollen, wird es nichts deſto weniger wohl verſtattet ſein, auch auf die (immerhin nothwendigen) Schattenſeiten der letzteren aufmerkſam zu machen, und das um ſo mehr, als wir glauben dürfen, daß eben aus dieſen dunkelſten Stellen ſich dereinſt das hellſte Licht entwickeln wird. Die Gährung iſt auch ein höherer Zuſtand, als der erſte junge Traubenſaft; darum wird doch Niemand leugnen, daß die Gährung eine unſaubre, unerfreuliche Arbeit und erſt der reife, abgeklärte Wein das Reſultat der ganzen Entwicklung iſt. Hoffen denn auch wir auf unſern Wein.

Dies nun, was wir ſo eben von der modernen Bildung im Allgemeinen geſagt haben, gilt in erhöhtem Maße beſonders von der modernen Literatur. Auch die Literatur hat bei den modernen Völkern jenen Boden des nationalen Bewußtſeins verloren, in welchem ſie bei den Alten wurzelte: und damit ihre Verſtändlichkeit, ihre Allverbreitung, ihre naive Univerſalität.

Das zeigt ſchon der Unterſchied zwiſchen Volksliteratur und Kunſtliteratur, der bei allen modernen Völkern durchgeht. Zwar könnte man uns hier einwenden, daß dies auch in der griechiſchen der Fall iſt, nämlich im Gegenſatz der alexandriniſchen gegen die frühere Literatur. Allein die Alexandriner ſind gar nicht einmal Kunſtdichter zu nennen, nur gelehrte Dichter oder noch beſſer dichtende Gelehrte. Der Gegenſatz iſt hier alſo völlig ein anderer. Ehe könnte man die ganze Literatur der Griechen (von Homer bis Alexander) eine Volksliteratur nennen: in dem Sinne nämlich, daß ſie in Wahrheit die Literatur, der volle künſtleriſche Abdruck eines ganzen Volkes geweſen iſt. Gewöhnlich indeſſen denken wir bei Volksliteratur an einen Gegenſatz zwiſchen roher Urſprünglichkeit und feiner Bildung, ſo wie an einen gewiſſen Beigeſchmack von Formloſigkeit und naivem Ungeſchick, von welchem beiden hier keine Spur zu finden iſt. Und darum wird es wohl bei dem einfachen Namen der griechiſchen Literatur ſein Bewenden haben müſſen.

Bei den Modernen nun alſo hat ſich dies Verhältniß ſo geſtaltet, daß überall die Kunſtliteratur, das iſt die Literatur der Gebildeten, die Literatur der Reflexion, die Volksliteratur überwältigt hat: und nur den wenigſten Nationen will es gelingen, die letztere in der erſteren wahrhaft wiederzugebären und dadurch eine ſchließliche Verſöhnung beider Elemente zu Wege zu bringen. Nicht mehr das ganze Volk kann vor Einem Altar der Schönheit opfern: verſchieden, wie in ihren politiſchen Rechten, ihrer geſellſchaftlichen Stellung, ihrem Wollen und Können, ſind ſie auch in den Standpunkten ihrer Bildung und alſo auch in ihrem literariſchen Bedürfniß und Geſchmack. Die eigentliche Bildung iſt, ähnlich wie der eigentliche Beſitz, das eigentliche Vermögen, auf unendlich Wenige beſchränkt; in einer Welt, wo Alles privilegirt iſt, iſt auch der Geſchmack und das Schönheitsgefühl ein Privilegium geworden. Die Andern, die Meiſten, müſſen, wie praktiſch mit dem bloßen Schein des Rechtes, der Illuſion des Beſitzes, ſo auch in dieſem geiſtigen Gebiete mit dem bloßen Schein der Bildung ſich begnügen.

Und hier nun iſt der eigentliche Boden der Unterhaltungsliteratur. Wir haben ſie oben eine Zwittergattung genannt. Jetzt können wir dieſen Ausdruck rechtfertigen: ſie iſt die Literatur derjenigen, welche gebildet genug ſind, um überhaupt an künſtleriſcher Production Antheil zu nehmen: und wieder nicht gebildet genug, um zu dem eigentlichen Kern der Kunſt, dem innerlichen Verſtändniß des Schönen vorzudringen und ſich von etwas Anderm befriedigen zu laſſen, als allein von dem Höchſten und Vortrefflichſten.

Aber gerade dieſer Zwitterzuſtand muß in der modernen Zeit, als der Zeit des Schwankens und der Uebergänge, wo Niemand iſolirt genug iſt, weder um von der allgemeinen Bildung, oder doch einem leiſeſten Hauch der Bildung, völlig ausgeſchloſſen zu ſein, noch andrerſeits, um dieſe Bildung in ſich zu völliger Reife, zu völligem Abſchluß zu bringen und gleichſam ihre innerſten Tiefen zu erſchöpfen, der verbreitetſte und eigentlich herrſchende ſein; mithin auch die Literatur, welche dieſem Zuſtand entſpricht, die herrſchende Literatur der Zeit.

Wie alſo die antike Welt aus zwingenden innern Gründen keine Unterhaltungsliteratur haben konnte, eben ſo iſt in der modernen Zeit die Unterhaltungsliteratur ein nothwendiges Product dieſer Zeit und der eigentliche Spiegel ihrer ſelbſt. —

Aber wird man dieſe Beweisführung nicht zu künſtlich finden? Wird man uns nicht den Vorwurf machen, mit großem Aufwand aus innern Gründen deduciren zu wollen, wofür die äußere Veranlaſſung in einer allbekannten Thatſache handgreiflich vor Augen liegt? Die Buchdruckerkunſt — iſt es nicht erſt durch ſie möglich geworden, vermöge der Ausbreitung, welche die literariſchen Productionen durch ſie erhielten, auch die großen Maſſen des Volks in die Intereſſen des Geiſtes, die Angelegenheiten der Literatur hineinzuziehen? Hat ſie nicht erſt eben dadurch jenen Zwitterzuſtand der Bildung geſchaffen, als deſſen Conſequenz und nothwendiges Product wir die Unterhaltungsliteratur ſo eben dargeſtellt haben? Und mußten die Alten nicht ohne Unterhaltungsliteratur bleiben, weil ſie ohne Preſſe waren?

Die Buchdruckerkunſt — allen Reſpect! Aber es erſcheint uns eine würdigere und die allein geſchichtliche Auffaſſung, daß der Geiſt von innen her ſeine Hülle ſchafft und daß die Thatſachen eintreten, weil die Idee ſie verlangt: als umgekehrt die großartigſten Wendepunkte der Geſchichte aus einem kleinlichen Pragmatismus äußerlicher Umſtände ableiten zu wollen.

Darum iſt auch, unſers Bedünkens, jene allgemeine Bildung entſtanden nicht in Folge der Buchdruckerkunſt, ſondern umgekehrt: die Buchdruckerkunſt iſt erfunden worden, weil der geiſtige Zuſtand der Welt ein ſolches Mittel allgemeinſter Mittheilung nöthig machte; nicht eine Urſache war ſie, ſondern eine Folge, nicht eine Veranlaſſung, ſondern ein Inſtrument. Daher auch darf man von den Alten nicht ſagen, daß ſie dieſen oder jenen geiſtigen Zuſtand nicht gehabt, weil ſie die Buchdruckerkunſt nicht beſeſſen: ſondern im Gegentheil, weil ſie dieſen oder jenen geiſtigen Zuſtand nicht hatten, darum und deshalb haben ſie auch die Buchdruckerkunſt nicht erfunden; ſie hatten ſie nicht, weil ſie ihrer nicht bedurften.

Denn dies iſt überhaupt das Geheimniß aller großen, weltbewegenden Erfindungen: wie der Baum nur da Knospen treibt, wo der Saft in die Höhe ſteigt, ſo werden auch die großen Erfindungen nur da gemacht, wo eine große Idee ins Leben treten will: und dann werden ſie gemacht, weil ſie gemacht werden müſſen. Immer daher, wo eine derartige Erfindung gemacht wird, können wir eben daraus ſchließen, daß eine neue Idee im Begriff iſt ſich zu verwirklichen und eine neue Epoche der Welt beginnt. So die Erfindung der Buchdruckerkunſt, ſo in unſern Tagen die Anwendung der Dampfkraft, die ſogar mit jener, geiſtig genommen, in innigſtem Zuſammenhange ſteht und gleichſam ihre Ergänzung iſt. Wie durch die Buchdruckerkunſt die Schranken des geiſtigen Gebietes zertrümmert und die Geiſter ſich gegenſeitig angenähert wurden: ſo ſollen jetzt den entfeſſelten Ideen auch die Körper folgen, nach den geiſtigen ſollen die räumlichen Schranken fallen, die Völker ſollen auch äußerlich zuſammenwachſen in Eine große Gemeinde, Ein großes Bündniß — und das Reich Gottes wird ſich verwirklichen auf Erden. —

Machen wir nun von dieſem Allen die Anwendung auf Deutſchland, ſo iſt dies zunächſt in die Augen ſpringend und wird vermuthlich von Niemand geläugnet werden, daß jene Spaltung der Geiſter, jene Ablöſung der Bildung von dem allgemeinen und urſprünglichen Bewußtſein des Volkes — kurzum, jene Kluft zwiſchen Theorie und Praxis, Literatur und Leben, von der wir oben, als einem allgemeinen Erbtheil und Eigenthum der modernen Völker geſprochen haben, dennoch nirgend ſchroffer, nirgend gewaltſamer iſt, als eben in Deutſchland.

Den ſpeciellen Beweis dafür wird man uns wohl erlaſſen, da es, wie geſagt, eine Thatſache iſt, über die Alle klagen (freilich ohne das Mittel zu ihrer Aenderung zu finden) und die daher Alle anerkennen; ſie zu erklären, müßte man nicht weniger als die geſammte deutſche Geſchichte recapituliren, deren gemeinſames Product ſie iſt. Nur ein paar einzelne Punkte wollen wir hervorheben, die zugleich mit der eigentlichen Aufgabe unſrer Betrachtung in nächſtem Zuſammenhange ſtehen und die bisher, wenn wir nicht irren, nicht ganz in das Licht gerückt worden ſind, das ihnen gebührt.

Und zwar zuvörderſt erinnern wir daran, daß unſre Literatur, wie ſie in dieſem Augenblicke vorliegt (und dabei datiren wir den Urſprung dieſer gegenwärtigen Literatur etwa von der Mitte des vorigen Jahrhunderts), nicht ſowohl ein unmittelbares Product des Lebens, als vielmehr ein Erzeugniß der Kritik iſt: ſo zwar, daß ſie nicht bloß (denn dies wäre allerdings das richtige Verhältniß) durch die Kritik hindurchgegangen, ſondern daß ſie weſentlich aus ihr hervorgegangen iſt.

Jenen, den Durchgang durch die Kritik, haben die Literaturen aller modernen Völker gemacht, ſogar was ſie Gutes enthalten, verdanken ſie eben dieſem Durchgang, der überhaupt für alle Erzeugniſſe des modernen Lebens, literariſche wie politiſche, für Staaten wie für Individuen, ein nothwendiger und unvermeidbarer iſt.

Aber in allen dieſen Literaturen fand die Kritik einen fertigen Stoff vor, den ſie ſichten und weiter bilden mochte; die Production war früher als die Kritik, die erſt maßgebend zu jener hinzutrat.

Dahingegen in der deutſchen modernen Literatur war die Kritik das Erſte; erſt aus der kritiſchen Betrachtung fremder Dichtwerke (des Milton, der franzöſiſchen Tragiker u. ſ. w.) ging allmälig, in zögernden und befangenen Verſuchen, die eigene Production hervor. Man hatte den Maßſtab ehe, als das, was man meſſen wollte; es gab ehe Lehrer des Schönen, die uns vorſchrieben, wie wir Gedichte machen ſollten, als Dichter, die ſie machten.

Was daraus für unſere Literatur gefolgt iſt? — Wir wollen die Dinge nicht ſchwärzer ſehen, als ſie ſind: und darum dürfen wir nicht verſchweigen, daß dereinſt, in künftiger Zeit, wenn einmal unſre Literatur ihre wahre Höhe erreicht, das heißt, den Kreislauf ihrer Ausbildung vollendet und durch die Schule der Kritik zur Natur, durch das Medium der Reflexion zu einer neuen, höheren Unmittelbarkeit wird zurückgekehrt ſein — daß dann allerdings unſre Literatur, eben um ihrer kritiſchen Anfänge willen, alle anderen an Inhalt und Tiefe überragen wird und daß wir alsdann das Schickſal nur werden zu preiſen haben, das gerade uns dieſe verſchlungenen, aber um ſo ſegensreicheren Wege geführt hat.

Abgeſehen jedoch von dieſer künftigen Entwicklung (und noch manches Geſchlecht wird hingehn, ohne ſie zu ſehen), ſo ſcheint es uns unleugbar, daß die nächſten und unmittelbaren Folgen nur nachtheilig geweſen ſind. Unſre Dichter, ſtatt aus der Fülle des Lebens, ſchöpfen ſie aus den Compendien der Aeſthetik; nicht wie ſie ihre Zeit ergreifen, ihr Volk mit ſich reißen, ihre Wirklichkeit verklären, ſondern das war ihre Sorge, wie ſie der Kritik genügen, wie ſie die Anſprüche der Gelehrten befriedigen, wie ſie die Chablone des Syſtems ausfüllen ſollten; nicht um nationale Fragen, ſondern um äſthetiſche drehte ſich unſre Literatur. Was war das Publikum? Es verſtand ja nichts von dieſen äſthetiſchen Subtilitäten, es wußte gar nicht, welche intereſſante Punkte des neueſten Syſtems der Autor in ſein Werk „hineingeheimnißt“

hatte. Was that es alſo, ob das Publikum unſre Bücher las oder nicht, ob ſie ihm gut behagten oder ſchlecht, wenn nur die Kritiker ſie lobten? — So iſt das traurigſte Schickſal über die deutſche Literatur gekommen: geſchrieben zu werden von Literaten für Literaten. Die Maſſen haben wir preisgegeben: was Wunder, daß ſie ihre Unterhaltungen anderswo ſuchen, als bei uns?

Wenn nun aber auf dieſe Weiſe die deutſchen Autoren von Anfang an in eine iſolirte, dem Publikum innerlich entfremdete Stellung gekommen waren: ſo konnte zweitens ſich dieſelbe dadurch nur verſchlimmern, daß es dem deutſchen Leben an einem praktiſchen Vereinigungspunkte gebricht, auf welchem Gelehrte und Laien, Gebildete und Ungebildete in gemeinſamem Intereſſe zuſammenkommen. Ein ſolcher Vereinigungspunkt wird den Engländern wie den Franzoſen in ihrem politiſchen Daſein, in der Oeffentlichkeit ihres Staatslebens geboten. Das iſt der große Tummelplatz, wo die Parteien ſich näher rücken, die Stände ſich vermiſchen, die Gelehrten ihren Schulſtaub abſchütteln, um ſich mit dem köſtlicheren, dem Staub des Schlachtfeldes zu bedecken.

Dieſer Tummelplatz fehlt uns; es fehlt uns an einem Mittelpunkt praktiſcher Thätigkeit, an einem Marktplatz gleichſam, wo Bildung und Leben, Theorie und

Praxis, Literatur und Wirklichkeit ihre Schätze gegen einander umtauſchen. Und jede von ihnen hat Schätze.

Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob es für den wahren Vortheil unſers Volkes gut iſt oder böſe, noch auch, wenn böſe, an wem die Schuld liegt, daß es ſo iſt, noch endlich, ob und auf welche Weiſe es anders ſein könnte oder dürfte oder müßte. Nur warnen wollen wir, zu glauben, als könne ein Volk literariſch groß ſein, das politiſch nichtig iſt. Ueberall müſſen Theorie und Praxis Hand in Hand gehen und ſich, die eine auf die andere, ſtützen. Die Praxis des Völkerlebens iſt der Staat. Man hat nicht für gut befunden, uns zu dieſer Praxis hinzuzulaſſen: wohlan, ſo laſſe man es ſich auch nicht befremden, wenn auch unſere Literatur den nährenden Boden der Wirklichkeit verläßt und ein Wolkenkuckuksheim in die Lüfte baut, für das ſich Niemand intereſſiren kann.

Für unſre Dichter aber erwächſt hieraus noch der beſondere Nachtheil, daß ſie nirgend eine Gelegenheit haben, ihr Volk, als ſolches, in großen Maſſen, kennen zu lernen und die Züge ſeines Angeſichts zu erfreulichem Abbild abzulauſchen. Wir haben keine Oeffentlichkeit, es ſei denn eine literariſche; es begegnen uns keine große Geſchicke, es ſei denn ein Dichter, der ausgepfiffen, ein Kritiker, der von einem andern überkritiſirt wird: wir haben keine Parteien, es ſeien denn journaliſtiſche, keine Neuigkeiten, es ſeien denn die Raritäten des Meßkatalogs. Woher ſollen da dem Dichter die großen Stoffe kommen? Das Volk kennt ihn nicht, noch lernt er es kennen, das Leben bietet ihm nichts: was bleibt ihm übrig, als ewig wieder die Literatur von der Literatur zu nähren und dadurch den Bruch, der zwiſchen ihm und dem Volke iſt, nur immer zu vergrößern? —

Die Conſequenzen hievon für die beſondere Stellung der deutſchen Unterhaltungsliteratur ſind leicht zu ziehen. Sind die Unterſchiede der Bildung, der Bruch zwiſchen Literatur und Leben, zwiſchen Autor und Publikum in Deutſchland größer, als irgendwo, und hat die deutſche Literatur ſich einſeitig auf eine abſtracte Höhe geſteigert, wo ſie Wenigern verſtändlich iſt und von Wenigern genoſſen werden kann, als irgend eine: ſo folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß auch das Bedürfniß einer zweiten, untergeordneten Literatur, einer Literatur, mit der man ſich verſtändigen kann, auch ohne Autor oder Kritiker oder überhaupt Gelehrter zu ſein und Paragraphen der Aeſthetik inne zu haben — mit Einem Worte alſo: das Bedürfniß einer Unterhaltungsliteratur in Deutſchland größer iſt, als irgendwo. Rechnen wir dazu, daß uns, wie geſagt, jede großartige Oeffentlichkeit gebricht, daß in Folge deſſen auch unſre Geſelligkeit nur ſparſam und ohne eigentliches Leben iſt und daß mithin in Deutſchland eine größere Menge, als anderwärts, ſich auf die einſame Unterhaltung der Lectüre angewieſen ſieht. und wir werden aufhören, uns über die ungeheure Maſſe von „Lectürbüchern" zu verwundern, welche Deutſchland jährlich conſumirt.

Und dieſem ungemeinen Bedürfniß nun, welche Leiſtungen entſprechen ihm? Von welcher Beſchaffenheit iſt dieſe Unterhaltungsliteratur, die eben bei uns ſo reichlich wuchert? —

Auch hier können wir uns die ausführlichere Antwort erſparen, indem Alles, was ſich darüber ſagen ließe, gleichſam culminirt in dem Einen Phänomen, daß von all den glänzenden Namen unſrer Literatur, von all den Sternen unſres literariſchen Himmels in den Katalogen unſrer Unterhaltungsliteratur auch nicht ein einziger gefunden wird. Es iſt völlig eine neue Provinz, die wir betreten, ein neues Geſchlecht, dem wir begegnen; namenloſe Zwerge ſchaufeln im Dunkeln, und die Helden, die erhabenen, liegen oben auf der Bärenhaut und ſchauen in die blaue Luft.

So iſt es; aber muß es ſo ſein? — Vergleichen wir die Unterhaltungsliteratur der übrigen modernen Völker. Sehen wir die Franzoſen an! Wie bei uns kein einziger glänzender Name zwiſchen den obſcuren

Winkeln unſrer Unterhaltungsliteratur zu finden iſt: ſo umgekehrt giebt es bei den Franzoſen kaum Eine literariſche Berühmtheit, Einen großen Dichter, Einen angeſehenen Autor, der in der Unterhaltungsliteratur nicht zu finden wäre. Die ausgezeichnetſten Genien der Nation, die vorzüglichſten Talente, die Stimmführer der Kritik und Wiſſenſchaft haben es nicht verſchmäht, zugleich den Acker der Unterhaltungsliteratur anzubauen; weder Voltaire, der Tiſchgenoſſe der Könige, noch Rouſſeau, der Miſanthrop, noch Diderot, der Philoſoph, bis hinunter (oder hinauf?!) zu Georges Sand, dieſem größten Dichter der Jetztzeit, haben es unter ihrer Würde gehalten, Unterhaltungsſchriften zu ſchreiben und ihre Talente zur Ergötzung des Publikums zu verwenden.

Und nun gar erſt die Engländer! Von Richardſon und Goldſmith, Smollet und Fielding, Sterne und Swift bis hinunter zu Walter Scott und Dickens, welche impoſante, welche unvergleichliche Reihe von Unterhaltungsſchriftſtellern! und zugleich welche Reihe von Dichtern, von Talenten! welche „Lectürbücher“ — und doch gleichzeitig welche Kunſtwerke!

Die Spanier — allein wir brauchen ja nur den Einen Don Quixote zu nennen, um unſern Leſern ein Werk ins Gedächtniß zu rufen, das zu den grandioſeſten Schöpfungen gehört, die überhaupt jemals dem menſchlichen Geiſte auf dem Felde der Dichtung gelungen ſind, und das nichts deſto weniger ſeit drei Jahrhunderten gleichmäßig von allen Ständen des ſpaniſchen Volkes verſchlungen wird und die Wolluſt bildet ſo des Fürſten wie des Knechtes, der Alten wie der Jungen, der Weiſen wie der Thoren. —

Eine ähnliche Stellung wird in der italieniſchen Literatur von Boccaz, von Arioſt, von Taſſo eingenommen; auch ſie bilden die Unterhaltung der Laien und zugleich die Bewunderung, das Studium der Gelehrten.

In allen dieſen Literaturen alſo giebt es Dichter, die eine gewiſſe Vermittlung und Uebergangsbrücke bilden zwiſchen der Literatur par excellence und der Unterhaltungsliteratur: Dichter, in denen die verſchiedenen Bildungsſtufen, die getrennten Lebenskreiſe ſich friedlich zuſammenfinden und in gemeinſamem Genuſſe ſich befreunden.

Dieſe Vermittlungspunkte ſuchen wir in unſrer Literatur vergebens. — Es iſt ein hartes Wort und wir müſſen auf lebhaften Widerſpruch, auf empfindliche Beſchuldigungen gefaßt ſein, ja wir ſelbſt erſchraken und wurden unwillig auf uns ſelber, da uns dieſes Wort, die Frucht ernſthafter Unterſuchungen, gewiſſenhafter Vergleiche, zum erſten Mal auf die Lippe ſtieg: nichts deſto weniger muß es heraus, denn es iſt unſre Ueberzeugung und iſt Thatſache: was gut iſt in der deutſchen Literatur, das iſt langweilig, und das Kurzweilige iſt ſchlecht; was die Aeſthetik billigt, das degoutirt das Publikum, und umgekehrt, was dem Publikum behagt, davor bekreuzt ſich die Aeſthetik.

Ein beklagenswürdiges Dilemma! — Wiewohl unſere Dichter ſind damit zufrieden, ſie wollen es gar nicht beſſer haben, ſie laſſen ſich genügen an ihrem vel unus vel nemo, ja ſie halten den „Beifall des Marktes" für ein zweideutiges Glück, das mehr zu fürchten, als zu wünſchen, mehr abzulehnen, als zu begehren ſei.

Denn unſre meiſten Dichter verachten das Publikum. Die iſolirte Stellung, in der ſie ſich befinden, der kleine Umkreis, auf welchen ſie beſchränkt ſind, der geringe Effect, den ſie erzielen, das Alles zuſammengenommen hat ſie in einen gewiſſen Hochmuth — wir können nicht anders ſagen: hineingenöthigt, vermöge deſſen ſie es für ſchön und edel, ja wohl gar für eine Beglaubigung ihres künſtleriſchen Berufes halten, den Beifall des Publikums zu verachten und ſeine Stimme zu überhören. Die Meiſten halten es in dieſer Beziehung mit Goethe, der ſein eigentliches Territorium, die ſchöne Subjectivität, freilich nicht anders retten und ſich ſelbſt gegen die Entwicklungen der Zeit im Gleichgewicht halten konnte, als indem er die objective Menge verachtete, ſie wohl auch nach Gelegenheit ein wenig neckte und düpirte.

Die Romantiker, welche ſich nach und neben Goethe auf den Gipfel unſers Parnaſſes drängten, haben das Ihrige gethan, dieſes Dogma von der abſtracten Erhabenheit des Poeten, von der Gleichgiltigkeit des Publikums, der Barbarei des großen Hauſens zu verbreiten und ihm neue Anhänger zu erwerben. Sie zwar thaten darin nur, was ſie mußten: ſie, die principiellen Gegner Schiller's, der ſich dem Publikum ebenſo in die Arme geworfen hatte, wie ſie es verachteten: „Alle meine Verbindungen ſind aufgelöſt. Das Publikum iſt mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor dieſem und keinem andern Tribunal werde ich mich ſtellen. Dieſes nur fürcht' ich und verehr' ich." — (Schiller, in der Ankündigung der Rheiniſchen Thalia.)

Wer von unſern heutigen Schriftſtellern hätte den Muth, dieſe Worte zu wiederholen — ſie zu wiederholen aus wirklicher freier Ueberzeugung, ohne Koketterie und auch ohne in ſeinem Herzen der Dame Aeſthetik ein heimliches Compliment zu machen und ſie um Vergebung zu bitten für den Honig, den er dem Bären Publikum ins Maul ſtreicht?! —

Schiller ſelbſt hat ſein ſtolz beſcheidenes Wort gehalten; niemals, wie nah ihn auch die einſame Sonne Goethe's in ihre ſelbſtgenügſame Bahn zog und wie viel einzelne Ausdrücke des Unmuths, der Verſtimmung, des Mißtrauens wir auch hie und da in ſeinen Briefen ꝛc. finden: niemals dennoch hat er aufgehört, dem Publikum eine innige und aufrichtige Liebe zu widmen, er hat es nicht verſchmäht, durch Effecte, welche der Menge verſtändlich ſind, auf dieſelbe zu wirken und ſie mit ſich zu ziehen in ſeine ideale Welt.

Das Publikum aber iſt wie ein Kind: es liebt den wieder, von dem es merkt, daß er es liebt. Und darum iſt Schiller von allen unſern großen Dichtern bei Weitem derjenige, den das Volk am Meiſten kennt und wirklich im Beſitze hat; ja es fehlt nicht viel, ſo können wir ſeine Balladen und Tragödien, ſo wenig auch ſonſt gerade dieſe Gattungen für die Unterhaltungsliteratur zu zählen pflegen, in der That der deutſchen Unterhaltungsliteratur beirechnen, wenigſtens was die Art und die Ausdehnung anbetrifft, in welcher das Publikum ſie genießt.

Unſere Kritiker freilich (und wiederum an ihrer Spitze die Romantiker) haben dieſe Popularität Schiller's vielmehr aus ſeinen poetiſchen Fehlern deducirt; ſeine Effecte ſind in ihren Augen vielmehr ſeine Schwächen.

Effect?! — Aber einem reinen deutſchen Dichter, will ſagen, einem Dichter vom reinſten Waſſer, darf man das Wort Effect ja gar nicht nennen; es iſt eine Beleidigung gegen die Keuſchheit ſeiner Muſe, wenn man ihm zumuthet, Effecte zu ſuchen und die Schönheit nicht bloß abſtract hinzuſtellen, ſondern ſie auch wirkſam zu machen und zur Anerkennung zu bringen vor der entzückten Menge. Ein reiner deutſcher Dichter darf eigentlich nichts ſchreiben, als bloß lyriſche Gedichte und allenfalls Dramen, nämlich unaufführbare; von Romanen aber nur Kunſtromane, Tendenznovellchen und ſo dergleichen. Das eigentlich, was die Menge unterhält: die ſtoffhaltigen, ſoliden Geſchichten voll Abenteuer, Spannung und Verwicklung, die Tragödien, die mehr als zwei volle Häuſer machen, die allerliebſten Luſtſpiele, bei denen das Publikum ſich todt lachen will und die es nicht müde wird zu ſehen — er überläßt es Alles den Handwerkern und Pfuſchern, den Franzoſen, den Engländern, der Induſtrie der Ueberſetzer! Er überläßt es ihnen, indem er ſich luſtig macht über ſie und in ſeiner literariſchen Einſamkeit, ohne Leſer, ohne Publikum, ſich dennoch ein Weſen höherer Art dünkt, als die Eugen Sue's, die Boz' und wie ſie ſonſt heißen, dieſe modernen Rattenfänger von Hameln, die es verſtehen, das Publikum von ganz Europa hinter ſich zu ziehen! —

Oder wäre es doch nicht bloß Hochmuth, was unſere Dichter ſo urtheilen läßt? Verſteckte ſich vielleicht, ihnen ſelbſt unbewußt, hinter dieſer Maske des Hochmuths vielmehr die Unfähigkeit, das Publikum zu unterhalten? Verzichten ſie vielleicht nur auf Kronen, die ſie doch niemals erringen können, und verachten ein Scepter, das ſie nicht zu führen verſtehen?

Gehen wir der Sache ein wenig auf den Grund. Der Maſſe kann nur durch die Maſſe imponirt werden; das Publikum, wenn es ſich an unſern Büchern unterhalten ſoll, will eben unterhalten ſein: es will Stoff, Abenteuer, Verwicklungen, es will Umgebungen, die ihm bekannt ſind, es will Situationen, die es verſteht, es will Perſonen, für die es ſich intereſſiren kann; es will Abwechſelung, Farbenglanz, Fülle und Lebendigkeit.

Es hat dies Niemand beſſer ausgeſprochen, als eben derjenige, der ſeinen eigenen Ausſpruch am Wenigſten erfüllen konnte: Goethe in dem Prolog zu Fauſt. Fleiſch! Fleiſch! Das iſt es, wonach die Menge hungert, leiblich wie geiſtig; die lange Brühe Eurer Redensarten, das Ragout Eurer Sentenzen, das feine Arom Eurer Kunſtbetrachtungen — es kann ihm Alles nicht helfen, wenn Ihr ihm nicht runde nette Facta gebt, eine Welt der Wirklichkeit, voll plaſtiſchen Lebens. Darum iſt auch die hauptſächlichſte Form der Unterhaltungsliteratur von jeder und bei allen Völkern der Roman geweſen, als diejenige Form der Literatur, welche am Meiſten die Darſtellung des Lebens, wie es iſt, zum Vorwurf hat.

Da jedoch eben liegt es! Wir armſeligen deutſchen Schriftſteller, die wir Tag und Nacht hinter dem Ofen hocken, vertieft in Illuſionen, Philoſopheme, äſthetiſche Gloſſen — wo ſoll uns die Plaſtik herkommen? Wir haben keine Geſchichte, es ſei denn die officielle, die unſere Staatszeitungen uns berichten — wie wollen wir Geſchichten erfinden, bei denen wir ſelbſt und andere gute Leute ſich unterhalten können? Wir kennen uns ſelbſt nicht; eingeneſtelt zwiſchen die Feigenblätter unſers Familienlebens, gelegt unter die ſieben Siegel unſrer Geheimnißkrämerei, ſind unſre eigenen Sitten, unſre Zuſtände, unſre Verhältniſſe uns ſelber ein Geheimniß — wie wollen wir ſie Anderen enthüllen? —

Blicken wir wiederum auf England: der ſchlechteſte engliſche Roman, das leichtfertigſte Machwerk der Herren Marryat oder Cooper oder Dickens, enthält mehr Plaſtik und mehr wirkliches Leben, als alle deutſchen Romane zuſammen, die Goethe'ſchen nicht ausgenommen, ſogar ſie an der Spitze. Woher das kommt? Daher, weil der Engländer ſich von früh auf von der großartigſten praktiſchen Thätigkeit umgeben ſieht; weil ringsum das Leben ſeiner Nation in freier Oeffentlichkeit ihm unverhüllt vor

Augen liegt; weil er eine Geſchichte hat voll Streit und Widerſtreit, fluthend vom lebendigen Athemzuge der Parteien; endlich weil er überall berufen, ja genöthigt iſt, ſelbſt Hand anzulegen an dieſe Geſchichte und ſeine eigenen Geſchicke in die Geſchicke ſeiner Nation, in den allgemeinen Gang der Ereigniſſe zu verflechten. Darum, weil ſie das mächtigſte Volk der Erde ſind, weil in ihren Schooß die Güter der Welt zuſammenfließen, weil fünf Welttheile auf die Stimme des engliſchen Bürgers horchen, die im Parlament, in der Zeitungspreſſe, im Meeting ſich erhebt: darum haben ihre Schriftſteller dieſe wunderſame Sicherheit der Zeichnung, dieſe Plaſtik der Schilderungen, dieſe Kunſt der Verwicklung, dieſe Fülle der Thatſachen, darum haben ſie ſelbſt dieſe Unterhaltungsliteratur ſo markig, ſo gediegen, daß auch die Aeſthetik ſich derſelben nicht zu ſchämen braucht.

Denn daß man ſich darin nicht irre! Wir gedenken nichts von dem zu widerrufen, was wir im Obigen über die zwitterhafte Bildung der modernen Zeit geſagt haben und daß die Unterhaltungsliteratur meiſt von Solchen geleſen wird, die eben nur Zerſtreuung haben wollen und denen die Kunſt und die Schönheit und die Wahrheit im Grunde höchſt gleichgiltig ſind. Dies Alles ſei ſo wie wir es geſagt haben, das Publikum der Unterhaltungsliteratur ſei ohne Bildung und Geſchmack: ſo ſteht es doch nicht in Oppoſition zur Bildung! ſo iſt es doch nicht der Feind des guten Geſchmacks!

Mit andern Worten: das Publikum läßt Eure geſchmackvollen, aber langweiligen Bücher nicht deshalb ungeleſen, weil ſie geſchmackvoll, ſondern weil ſie langweilig ſind; es lieſt auch die rohen, ſchmutzigen, aber kurzweiligen Romane der Cramer, Spieß, Clauren u. ſ. w. nicht deshalb, weil ſie roh und ſchmutzig, ſondern weil ſie kurzweilig ſind: und alſo würde es auch Eure geſchmackvollen und unterhaltenden Romane mit Freuden leſen, es würde ſich unvermerkt durchrieſeln laſſen von den leiſen Strömungen der Kunſt, es würde — nicht wiſſend vielleicht, warum — doch es würde allmälig auch an den Kunſtgenüſſen, dem Schönen, Geſchmack finden, es würde, bei gleichem ſtofflichen Intereſſe, inſtinctmäßig das gediegene, kunſtſchöne Buch dem rohen und unſchönen vorziehen, — nämlich wenn Ihr ſie überall nur ſchriebet, dieſe unterhaltenden und geſchmackvollen Romane!

In der Sache wenigſtens liegt kein Widerſpruch; es iſt nicht abzuſehen, warum nur das Gemeine unterhaltend ſein ſoll und warum immer die Grazien gähnen müſſen.

Von hier aus nun aber, welche Perſpective auf die Erhebung, die Bildung unſers Volkes! welch ein Werkzeug zu den höchſten Zwecken, dieſe verachtete, bebohnlächelte, preisgegebene Unterhaltungsliteratur!

Und preisgegeben iſt ſie bei uns: nicht bloß der talentloſen Empirie, der Geſinnungsloſigkeit, der induſtriellen Berechnung unſerer literariſchen Kleinkrämer: ſondern preisgegeben iſt ſie den Fremden, und ſelbſt, was Jene mühſam zuſammenſtoppeln, iſt durchſchnittlich nur die ärmliche Ableſe fremder Felder. Es kann kaum ein ſprechenderes Merkmal für die Unreife unſerer Literatur, keinen beſchämendern Einwurf gegen die pausbäckigen Rodomontaden ihrer Lobredner geben, jener betrogenen Betrüger, die uns Tag für Tag von der unausſprechlichen Vortrefflichkeit, der himmelhohen Klaſſicität unſrer Literatur vorfaſeln, als dieſe Thatſache, daß wir nicht einmal im Stande geweſen ſind, uns eine eigene Unterhaltungsliteratur zu ſchaffen. Alles, was wir in dieſer Art beſitzen, iſt entlehnt, theils unmittelbar, theils wenigſtens auf fremden Anſtoß und in Wiederholung fremder Entwicklungen.

Zuerſt, in der älteſten Zeit, im fünfzehnten Jahrhundert, beſtahlen wir uns ſelber und ſetzten uns unſre eigenen mittelalterlichen Gedichte, unſre Triſtan's und Wigalois' in proſaiſcher Verwäſſerung auf die Tafel; wo das nicht ausreichte, plünderten wir alle Vademecums der Welt, excerpirten alte Hiſtorienbücher, ja aus der Bibel ſelber ſuchte man ſich die unterhaltenden Hiſtörchen zuſammen. Dann kamen die Vagabondenromane: ſie waren den Spaniern entlehnt — der Schäferroman: wir ahmten ihn den Italienern nach — dann der politiſche, galante, höfiſche Roman, die Staats- und Liebeshiſtorien: wir empfingen ſie von den Franzoſen. — Von da an wurden die Engländer unſre Lehrmeiſter und zum guten Theil unſre Lieferanten: ſie haben uns nach einander die Robinſonaden, den Familienroman, endlich in neueſter Zeit den hiſtoriſchen Roman geliefert und fangen in dieſem Augenblicke, in Vereinigung mit den Franzoſen (Boz — Sue — die Sand) an, uns den ſocialen Roman zu liefern.

So wären wir wohl reichlich verſehen, unſre Ueberſetzer keuchen, unſre Nachahmer ſchwitzen und die Leihbibliotheken wachſen ins Rieſenmäßige. Allein was von dieſem Allen iſt wahrhaft unſer? Das Wenige, was auf deutſchem Stamme urſprünglich gewachſen iſt, wie verſchwindet es gegen die Ueberfülle des Fremden! Und ſelbſt dies Wenige, welche klägliche Rolle in der Gunſt der Leſer ſpielt es, verglichen mit dem Beifall der „Myſteres", des „ewigen Juden" ꝛc.?

Wir können das Publikum nicht tadeln, daß es ſich ſeine Unterhaltung da nimmt, wo es ſie findet, und lieber ſich mit dem Fremden amüſirt, als ſich mit dem

Deutſchen auf gut patriotiſch langweilt. Dagegen wen wir tadeln müſſen, das ſind unſre Schriftſteller, weil ſie keinen Verſuch machen — oder vielmehr, wir müſſen ſie und uns und den Fluch der Zeit beklagen, weil ſie, wie die Dinge jetzt ſind, keinen Verſuch machen können, eine eigene deutſche, unſerm nationalen Geſchmack entſprechende, in dem Boden unſrer Zuſtände wurzelnde, von unſerm Volk wirklich geleſene Unterhaltungsliteratur zu ſchaffen. Der Stoff liegt eben überall zu Tage: wir haben nur noch keine Augen, ihn zu ſehen, keine Hände, ihn zu bilden: es iſt die Geſchichte unſers Volkes, die Wirklichkeit unſrer Zeit, es ſind unſre Sitten, die Ihr ſchildern, unſre Landſchaften, die Ihr poetiſch beleben, unſre Städte, deren Treiben Ihr abmalen, es iſt unſer eigenſtes Daſein, das Ihr im Zauberſpiegel der Kunſt verklären und mit dem Ihr uns unterhalten ſollt!

In Deutſchland gerade, mit dieſer vielverzweigten, iſolirten, auseinanderlaufenden Geſchichte, mit dieſem Contraſt der Sitten, mit dieſer Mannigfaltigkeit ſeiner Provinzen, ſeiner Stände, ſeiner Verfaſſungen — welche Stoffe, welche Staffagen, welche Verwicklungen!

Auch ſind einzelne Verſuche in der That bereits gemacht. Man vergleiche Bücher, wie Immermann's Münchhauſen (wir meinen die unvergleichliche Dorfſchulzengeſchichte, von der nur zu wünſchen wäre, daß eine glückliche Hand ſie aus dem übrigen Münchhauſen, dieſem langweiligſten Altweiberliteraturgeklätſch, herausſchälen und in eigener Schönheit ſelbſtändig aufſtellen könnte), wie der erſte Band von Willib. Alexis' Cabanis, wie Schuſelka's Karl Gutherz, eine Geſchichte aus dem Wiener Volksleben, wie die Schriften des Schweizer Bitzius (Jeremias Gotthelf), vor Allem wie die vortrefflichen Dorfgeſchichten von Berthold Auerbach, dieſe ſchönſten Perlen, welche der Strom der letzten Jahre an das unfruchtbare Geſtade unſrer Unterhaltungsliteratur geworfen hat — wir haben hier abſichtlich Bücher von dem verſchiedenſten künſtleriſchen Werth, ſehr hohem und ſehr geringem, zuſammengeſtellt: ſie alle jedoch, wie ſie ſind, mit ihren Mängeln und Schwächen — man vergleiche ſie nur, man prüfe ſie, man erforſche die Geſchichte ihrer Wirkung, man berechne die Größe ihres Publikums: und man wird ſo ungefähr den Weg merken, welchen unſere Literatur hier einzuſchlagen hat. — —

Schließlich haben wir noch zwei Einwendungen zu beſeitigen, die gegen unſere ganze Darſtellung gemacht werden könnten.

Zuerſt nämlich möchte die Frage erhoben werden, ob nicht dieſe ganze Unterhaltungsliteratur am Beſten abzuſchaffen und ſtatt ihrer eine Literatur der Naturgeſchichten, der Reiſebeſchreibungen, der Technologien und andere ſolide Bücher dieſes Schlags, vielleicht auch Gebetbücher und Tractätlein einzuführen wären, die dem Leſebedürfniß jener gemiſchten Klaſſen ohne Zweifel eine viel nahrhaftere Koſt zuführen würden, als die leichte Speiſe der Romane.

Allein darauf iſt zu erwiedern, daß der Menſch, und wär' er übrigens noch ſo roh, ſo gut wie ſein Stückchen Fleiſch, ſeinen Biſſen Brod, auch ſein Stückchen Poeſie, ſein bischen Literatur haben will. Die Nutzbarkeit iſt ein recht ſchönes Ding: nur darf ſie nicht der einzige Gott des Lebens werden wollen, man darf den Luxus der Dichtung, die Gaukelbilder der Kunſt nicht ganz verbannen, auch nicht aus dem ärmſten Daſein und nicht in ihrer ärmſten Geſtalt: wie ja auch die Erde nicht überall Kartoffeln trägt und wie auch der magerſte Acker noch ſein Blümchen hat, und wär' es ein weißblühendes Unkraut. Wir wollen nicht behaupten, daß der Soldat in der Wachtſtube, der mit ſtieren Augen und glühendem Kopfe ſich in die Wunder des Rinaldo Rinaldini vertieft, dadurch eben einen großen Zuwachs ſeiner Bildung gewönne; wir wollen ſogar zugeben, daß es ihm vermuthlich viel zuträglicher wäre, wenn er ſtatt deſſen das Exercierreglement oder die „Kurze Anweiſung, ohne Geld ein reicher Mann zu werden, durch lauter einfache und bewährte ökonomiſche Mittel" zu ſeiner Lectüre wählte. Aber du lieber Himmel, immer Exercierreglement?! — —

Der zweite Einwand iſt gerade entgegengeſetzter Natur. Nämlich iſt nicht ſchon geſchehen, was wir verlangen? Haben wir nicht bereits eine Literatur, welche, wie wir es ſo eben von einer richtigen und wahrhaften Unterhaltungsliteratur forderten, das Leben unſers Volkes, wenn auch nicht des ganzen, ſo doch einiger Sphären deſſelben ſchildert und die Wirklichkeit unſrer Zuſtände, wenn auch wiederum nur aus einigen gewiſſen Sphären, poetiſch wiederſpiegelt? Haben wir nicht die vortrefflichen, moſchusduftigen Romane des Herrn von Sternberg, der Frau Gräfin Hahn und anderer ariſtokratiſcher Weiber, bärtiger wie unbärtiger, die das high life unſrer Vornehmen mit geübtem Pinſel darſtellen? —

Wir haben ſie, allerdings: und wem ſie gefallen, der mag ſie auch behalten. Für den geſunden, derben Magen der Menge jedoch, für den friſchen Geſchmack des Volkes iſt dies nicht die rechte Speiſe. Zwar wird auch die Menge dieſe Bücher leſen, weil ſie Mode ſind und ſo lange ſie keine andern hat; ihr Herz indeſſen wird nichts dabei empfinden und ihre Seele nichts dabei gewinnen. Vielmehr nur die Eitelkeit und die Herzensöde werden wachſen: gleicherweiſe, wie der große Hauſe auch zuſammenläuft auf der Straße, wenn ein glänzend ariſtokratiſcher Wagen vorüberrollt: ſie ſtaunen das Wappen an und die ſeidenen Kiſſen und die Pracht des Aufzugs, das iſt Alles — und obenein bewirft ſie der Wagen mit Koth.

Endlich wenn wir im Vorſtehenden unſre Dichter auf die Unterhaltungsliteratur hingewieſen und ſie mit dringenden Worten aufgefordert haben, ſich dieſes verwaiſten Gebietes anzunehmen und zu ſchaffen, was wir nicht haben: *Volksromane* — ſo halte man uns doch ja weder für ſo einfältig noch ſo anmaßend, als hätten wir damit gewiſſermaßen die Parole der nächſten literariſchen Entwicklung austheilen und gleichſam die Wege vorzeichnen wollen, welche ſie zu nehmen hat. Es geſchieht dergleichen wohl mitunter und ſelbſt beſonnene und einſichtsvolle Männer haben ſich zu derartigen aprioriſchen Anweiſungen verleiten laſſen: jetzt ſoll Dies geſchrieben werden und Jenes ſoll liegen bleiben! jetzt politiſche Satiren, jetzt Dramen, jetzt Romane! — Niemand kann von dieſer ſchulmeiſterlichen Anmaßung entfernter ſein, als der Verfaſſer dieſes Aufſatzes. Er weiß recht gut, daß auch auf dem Gebiete des Geiſtes eine jede Frucht nur dann reift, wenn ihre Zeit gekommen iſt, und daß kein kritiſches Machtwort ſie beeilen kann. Wohl aber glaubt er, daß es ſich ſchicke und hält dies für die Pflicht und höchſte Aufgabe des Literarhiſtorikers, die Tageshelle des Bewußtſeins zum Voraus auf die Wege fallen zu laſſen, auf denen dereinſt der Genius der That einherſchreiten wird und ſo ſeinen Einzug zu erleichtern, wenigſtens Herzen und Geiſter bereit zu ſtimmen zu ſeinem Empfang. —

Und mehr haben auch dieſe Zeilen nicht gewollt. —

Wilhelm Waiblinger.

Auf eine ſehr glückliche Weiſe ſcheinen gegenwärtig die buchhändleriſche Speculation und das Intereſſe des Literarhiſtorikers in den zahlreich veranſtalteten Geſammtausgaben deutſcher Schriftſteller ſich zu begegnen. Zwar wie die Speculation als ſolche einſchlägt und ob ſie immer und in allen Fällen überhaupt nur einſchlägt, dies möge dahingeſtellt bleiben: um ſo mehr, als der Vortheil, welcher dem Literarhiſtoriker daraus erwächſt, unter allen Umſtänden gewiß und ſogar ein doppelter iſt.

Zuerſt nämlich werden ihm ſelbſt dadurch gleichſam die Acten geſammelt und zu neuem Spruche vorgelegt; ein Material, das er ſich ohne dies oft mühſam, oft nur unvollſtändig herbeiſchaffen könnte, wird ihm hier, zu bequemſtem Gebrauch, in erwünſchter Vollſtändigkeit dargeboten und dadurch eine neue eindringliche Betrachtung des Schriftſtellers gleichſam herausgefordert.

Der zweite Gewinn ſodann iſt dieſer, daß dergleichen Sammlungen auch die leſende Menge allmälig gewöhnen, fortan nicht mehr mit ihrer Gunſt oder Ungunſt ausſchließlich an einzelnen Werken Einzelner zu haften und an ihnen die Willkür perſönlichen Urtheils auszuüben. Vielmehr, indem ſie jetzt den Ertrag eines Dichterlebens geſammelt vor ſich ſieht und in zuſammenhängender Leſung ſich darin vertieft, ſo bekommt auch die Menge eine Ahnung davon, daß zunächſt die Individualität jedes einzelnen Schriftſtellers und die Geſammtheit ſeiner Werke nichts Abgeriſſenes, Zufälliges und Willkürliches, ſondern ein Organismus iſt, der als ſolcher in ſeinen Vorausſetzungen erkannt, in ſeiner Entwicklung begriffen, in ſeiner Thätigkeit will verſtanden ſein.

Mit dieſer Ahnung aber, welche demnächſt die Kritik erläuternd und berichtigend zum Bewußtſein zu bringen hat, iſt auch ein ähnliches und gleiches Verſtändniß der geſammten Literatur vorbereitet. Auf dieſelbe Weiſe nämlich, wie jene einzelnen Perſönlichkeiten, ja wenn es möglich wäre, in erhöhtem, vollſtändigerem Grade ſogar, iſt auch die geſammte Literatur, die geſammte literariſche Bildung eines Volkes, ja in letzter Inſtanz die Literatur überhaupt gleichfalls ein ſolcher lebendiger, man könnte ſagen, perſönlicher Organismus: ein Organismus, der ſeine Entwicklung, ſeine Nahrung, ſein Blühen und Gedeihen hat, wie jene, und daher auch, wie jene, nur unter dieſen ſeinen beſtimmten Vorausſetzungen, auf geſchichtlichem Wege, verſtanden und gewürdigt werden kann.

In dieſer Rückſicht wollen wir vorläufig jede neue Geſammtausgabe dieſer Art willkommen heißen, ſelbſt wenn ſie, wie das wohl geſchieht, die Spuren ihrer gewerblichen Herkunft noch einigermaßen an ſich tragen ſollte.

Aber doch nicht willkommen heißen ohne alle Einſchränkung, alle Bedingung! Die Literaturgeſchichte mag, wo der Zufall Beides zuſammenführt, Vortheil ziehen von dem Vortheil des Buchhändlers, wohl auch von ſeinem Schaden, gleichviel: nur ſie ſelbſt ſoll nicht Schaden leiden durch ſeinen Vortheil, ſie ſelbſt ſoll ſich nicht beeinträchtigen und in die Irre führen laſſen in Folge buchhändleriſcher Speculationen.

Und dieſe Gefahr iſt hier allerdings vorhanden. Oder was iſt, was bedeutet eine Geſammtausgabe? Iſt es dazu ſchon genügend, die zerſtreuten und vielleicht längſt vergeſſenen Werke des erſten, des beſten Schriftſtellers zuſammenzuraffen und, mit einem gemeinſamen Titelblatt verſehen, aufs Neue in die Welt zu ſchicken? Gewiß nicht: ſondern, wie ja früherhin auch nur ſolche Autoren und nur dann Geſammtausgaben ihrer Schriften veranſtalteten, welche, nach einer langen und inhaltreichen künſtleriſchen Thätigkeit, der Gunſt eines zahlreichen Publikums wie eines eroberten und ſiegreich behaupteten Beſitzthums gewiß, gleich ausgedienten Kriegern, in den Schatten ihrer Lorbeeren ſich zurückzogen: ſo erſcheint uns die Geſammtausgabe auch jetzt noch unbedenklich als eine Ehre, zu der ein Autor berechtigt ſein muß.

Oder Falls man das Wort Ehre, bei dem gegenwärtigen Zuſtande unſers Büchermarktes, vielleicht gar unſerer Literatur ſelbſt zu vornehm, zu anmaßend finden ſollte: wohlan, ſo wenigſtens ein Anſpruch, eine Conceſſion gewiſſermaßen auf dauernde literariſche Beachtung. Allein auch dieſe Anſprüche, dieſe Conceſſionen ſind wir nicht Willens, in das Belieben und die Druckluſt eines ſpeculirenden Buchhändlers zu legen. Vielmehr ſoll die Literaturgeſchichte ſelbſt, die wiſſenſchaftliche Kritik dies als ein Recht, ihr Recht bewachen; ſie ſoll nicht zugeben, daß Größen gemacht werden — nicht durch Verdienſt, nicht einmal durch Glück, durch Zufall, ſondern durch die Laune eines Verlegers —: Größen, die kein anderes Fundament haben, als die Papierballen auf dem Lager des Buchhändlers!

Ueber dieſen Punkt alſo, wer dieſe Berechtigung, dieſen Anſpruch zu ertheilen hat, dürften denn wohl Alle, denen überhaupt ein Urtheil in dergleichen Sachen zuſteht, einig ſein. Etwas Anderes iſt es mit der Frage, wodurch dieſe Berechtigung ſelbſt erworben wird, welches die Verdienſte, die Thaten ſind, auf die ein derartiger Anſpruch ſich ſtützen darf. Mit dem bloßen äſthetiſchen Rigorismus, der bloßen literariſchen Feinſchmeckerei, die nichts als Meiſter- und wieder Meiſterwerke beſitzen will, ſcheint uns, wie überall, ſo auch hier nur wenig ausgerichtet. Ueberlaſſen wir dergleichen Abſtractionen denen, die ſich wohl darin fühlen, unverſtandene, unverdaute Weisheit, Weisheit der Syſteme und Kategorieen, ex tripode in die Welt hineinzuverkündigen, auch auf die Gefahr, daß Niemand ſie hört: in geſchichtlichen Dingen iſt es überall gut, auch den geſchichtlichen Maßſtab, den Maßſtab der Thatſachen anzulegen. Und da ſcheinen uns denn hauptſächlich drei Motive, drei Möglichkeiten vorhanden zu ſein, welche, wie verſchieden ihr Werth, doch alle drei genügen, jenen Anſpruch zu begründen und den Literarhiſtoriker zu verſöhnen, wenn es ſein muß, auch mit der buchhändleriſchen Speculation.

Dieſe Fälle ſind — erſtlich ſobald und ſo lange die Richtung, aus welcher der betreffende Schriftſteller hervorgegangen und die vielleicht er ſelbſt zuerſt eingeleitet, als eine lebendige gegenwärtig und wirkſam iſt.

Oder wenn zweitens aus dieſer Richtung ſich andere neue Stufen unſers geiſtigen Lebens entwickelt haben, welche bedeutend genug ſind, daß wir ihre Quelle aufſuchen und auch den leiſen Anfängen desjenigen, was jetzt als voller und kräftiger Pulsſchlag unſere Zeit belebt, mit Theilnahme horchen mögen.

Oder endlich wenn bei einem Inhalt, der allerdings von dem neuen Bewußtſein längſt überwältigt und untergegangen iſt in ihm, wenigſtens die Form eine vollendete und für jede Zeit beachtenswerthe, lehrreiche und erfreuliche iſt.

Nur Schriften der erſtern Art werden ihr Publikum bei dem finden, was man gemeinhin das Publikum nennt: bei der unbefangenen, mitten im Strome treibenden und dieſer Strömung unbewußten Menge. Zu den Schriften der zweiten Art dagegen (und ihnen natürlich fällt zuletzt jedes Werk anheim, das überhaupt fortlebt mit der Zeit) muß der Leſer bereits ein hiſtoriſches Intereſſe und hiſtoriſches Verſtändniß mit ſich bringen. Sie daher ſind es recht eigentlich, auf die der Geſchichtſchreiber, der Kritiker im höhern Sinne ſein Auge zu richten hat: während die Werke von nur formaler Bedeutung vorzugsweiſe unter dem immer noch nicht ausgeſtorbenen Geſchlechte der feinſchmeckeriſch alterthümelnden Dilettanten ihre Leſer finden werden.

Immer jedoch (um in kurzen Worten das Reſultat dieſer ganzen Eintheilung zu bezeichnen) muß der Autor, deſſen Schriften man uns in einer Geſammtausgabe erneuern will, ein in ſeiner Weiſe und für ſeine Richtung vollendeter, muſtergiltiger ſein, ſelbſt wenn dieſe Richtung eine untergeordnete, ſelbſt wenn ſie eine falſche wäre.

Denn das eben iſt der Sieg und der Lohn, welcher der Energie des Talentes unter allen Umſtänden aufbehalten iſt, daß, wie nur ſie ſelbſtändige und eigene Werke ſchafft, ſo auch nur ſie die Ehre eines eigenen und ſelbſtſtändigen Namens bei der Nachwelt verleihen kann.

Aber, werden unſre Leſer fragen, was ſollen dieſe Betrachtungen an dieſer Stelle? Was haben ſie zu ſchaffen, was zu theilen mit dem fremden, dem unbekannten Namen, der an der Spitze dieſer Blätter ſteht?

Ja wohl: dem fremden, unbekannten! — Und damit iſt eigentlich das ganze Urtheil geſprochen. Wilhelm Waiblinger gehört zu den zahlreichen Namen unſerer Literatur, auf welche, nach einem kurzen Sonnenblick des Beifalls, eine um ſo frühzeitigere, ſo ungeſtörtere Nacht der Vergeſſenheit herabgeſunken iſt, ja die für das größere Publikum, nachdem es ſie eine kurze Zeit eifrig von

Lippe zu Lippe getragen, ſogar aufgehört haben, auch nur noch Namen zu ſein.

Waiblinger's erſte Schriften erſchienen 1823, die Producte eines neunzehnjährigen Jünglings; ſieben Jahre ſpäter, nachdem er etwa in den Jahren 1826 und 1828 die Blüthe ſeines raſch emporgewachſenen Ruhmes gekoſtet hatte, in dem verhängnißvollen Jahre 1830 ſtarb er, — und wir wüßten nicht, daß er ſeitdem anders, als in einer ſehr beiläufigen Weiſe erwähnt worden wäre.

Jetzt plötzlich, in dieſen jüngſten Jahren, taucht er in einer bänderreichen Geſammtausgabe vor dem überraſchten Publikum wieder auf — und ſiehe da, was ihn empfängt, es iſt nicht die Freude der Nation, die mit Vergnügen einen ihrer Lieblinge in erneuter, vollſtändiger Geſtalt wieder vor ſich treten ſieht, nicht der Beifall alter, ehemaliger Verehrer, die ſich mit Dankbarkeit der früheren Genüſſe erinnern: es iſt, ſo weit wir irgend umhergehorcht haben, vielmehr das Flüſtern der Ueberraſchung, es iſt die ungewiſſe, ziſchelnde Frage: wer iſt Waiblinger? wer war Waiblinger?

Vielleicht indeſſen iſt man geneigt, hier eine Ungerechtigkeit des wankelmüthigen Publikums zu wittern; Mancher auch von denen (und ihrer giebt es ja ſo Viele!), die in der Politik, in jeder ſtaatlichen, wir dürfen ſagen, jeder hiſtoriſchen Bewegung den Tod der Poeſie zu ſehen glauben, wird es der ſeit jenem Jahre bewegter ſtrömenden Woge der Zeit als einen Raub und eine Schuld zuſchreiben, daß ſie Waiblinger's Andenken ſo raſch verſchlungen hat.

Allein wer ſo urtheilen wollte, der würde zunächſt vergeſſen, daß die Zeit ſich vielleicht hie und da Einiges aufdringen, niemals aber, was ſie je wirklich beſeſſen, ſich nehmen läßt. Ja wo ihr die Sache ſelbſt nicht mehr entſprechen will, wo der Beſitz viel weniger in dem unmittelbaren, poſitiven Haben, als in der allgemeinen Nachwirkung, den geſchichtlichen Folgen beſteht, auch da beweiſt ſie ſich noch dankbar: ſie lieſt die Bücher nicht mehr, ſie hat längſt vergeſſen, wie Zlatna, Noah, ſogar wie die Meſſiade ausſieht: allein noch nennt ſie Opitz, Bodmer, Klopſtock und ſchmückt ihr Gedächtniß, auch ohne ſie eigentlich zu kennen, dennoch willig, dankbar, mit täglich neuen Kränzen.

Etwas ganz Anderes iſt es mit Schriftſtellern, wie Waiblinger: mit Schriftſtellern, welche von jenen drei Rechtstiteln, deren wir oben gedacht haben, auch nicht einen anführen können für ſich und deren Wiederaufwecken daher in einer Geſammtausgabe, um es gelinde auszudrücken, zum Wenigſten ein Fehlgriff, eine Uebertreibung zufälliger, perſönlicher Anhänglichkeit oder Vorliebe iſt.

Waiblinger's Talent nämlich und ſein Verhältniß zur Literatur iſt (um dies hier ſogleich vorauszunehmen) ein durchaus abſtractes: — eine Schuld, die zum Theil freilich ſeine Zeit ihm auferlegt, der aber eben ſo ſehr er ſelbſt aus eigener Schwäche ſich ergeben, der er wenigſtens nie und nirgend durch kräftiges Wollen, energiſches Handeln widerſtanden hat.

Man verlangt den Beweis? Hier iſt er: und zwar ſo geführt, wie wir ihn zu führen lieben, ſogar wie er unſers Bedünkens allein geführt werden darf: nicht aus äſthetiſchen Durchgrübelungen, ſondern aus Combination hiſtoriſcher Thatſachen.

Wilhelm Waiblinger iſt im Jahr 1804 geboren. Diejenigen Jahre der Jugend alſo, in welcher wir zuerſt ein perſönliches Intereſſe an den Ereigniſſen der Geſchichte zu nehmen pflegen, die begeiſterungsvollen Knaben- und Jünglingsjahre, fallen für ihn nach den Befreiungskriegen; in jener unſeligen Zeit der Abſpannung, der getäuſchten Erwartungen, des politiſchen Katzenjammers, in denen man es nun endlich erreicht und die Geſchichte glücklich zum Stillſtand gebracht zu haben meinte, iſt er groß geworden und hat ſein Talent ſich entwickelt.

Und hiemit nicht genug: ſondern wie wenn es ihm vom Schickſal zugetheilt wäre, ein Repräſentant nur dieſer Zeit zu bleiben, ſo ereilt der Tod ihn in dem erſten

Monat deſſelben Jahres, das bald darauf, in drei kurzen Tagen, den Hemmſchuh der Geſchichte löſen und das Frohlocken derer, die ihn angelegt hatten, zu Schanden machen ſollte.

Nun brauchen wir es wohl nicht erſt auszuſprechen, daß die Zeit, in welcher der Menſch geboren wird, die eigentliche Lebensluft iſt, die ihn empfängt und nährt und von ſeinem erſten Eintritt an alle Fibern und Adern ſeiner Seele mit bildender, beſtimmender Gewalt durchdringt. Auch, wenn wir dieſen Gemeinſpruch hier wiederholen, ſo geſchieht es nur, um eine Bemerkung daran zu knüpfen, welche uns einer weitern und ernſthaften Erwägung nicht unwerth ſcheint.

Fragen wir nämlich nach der Jugend derjenigen, die wir unbeſtritten als die ſiegreichen Vorkämpfer und Heroen unſerer Literatur verehren, ſo ſehen wir, daß ſie entweder ſchon geboren oder doch groß geworden ſind und zum Bewußtſein gekommen zu jener Zeit, da Friedrich der Große mit dem Ruhm ſeiner Thaten die Welt erfüllte: zu einer Zeit alſo, wo das Princip der Freiheit unzweideutig und unerſchüttert in Schlachten und Siegen geltend gemacht, der deutſche Geiſt, der Geiſt der Aufklärung, der Philoſophie zu ſeiner Wahrheit gebracht und damit dem geſammten Bewußtſein des deutſchen Volkes eine Innigkeit und eine Wärme eingehaucht wurde, welche die edelſten Früchte zu reifen im Stande war. Die Kinder dieſer Zeit, ein glückſeligeres Geſchlecht, welches den Sieg der Freiheit unmittelbar vor Augen hatte, dem das Herz wohl ſchwellen durfte, wenn es ſich zum Bewußtſein brachte, in welcher Zeit, als welcher Thaten Genoß und Zeuge es emporwuchs, wandeln, ein Jeder in ſeiner Bahn und nach ſeiner Kraft, — aber alle wandeln ſie einen ſtolzen, friſchen, geſunden und ſiegsgewiſſen Gang: ſo daß es uns oft ſchon geſchienen hat, als ob auch aus den Büchern dieſer Zeit das Adlerauge des großen Königs uns klar und kräftig entgegenblitzte.

Ein zweites Geſchlecht ſodann, die älteren und eigentlichen Romantiker, erwächſt unter den Stürmen der erſten franzöſiſchen Revolution. Und wie hier in der Geſchichte die Freiheit nur allzuraſch von Anarchie und Deſpotismus verdrängt und damit die junge Saat der Hoffnungen ſchmählich zertreten, ja die gemüthliche Theilnahme an der franzöſiſchen Revolution ſelbſt bei den Edelſten und Beſten in ihr herbes Gegentheil verwandelt ward: ſo folgt hier auch bei den Individuen auf den erſten ungeſtümen Aufſchwung des revolutionären Genies ſogleich die Ironie, welche dieſe und jede menſchliche Beſtrebung, ja ſich ſelbſt verſpottet. Der Uebermuth ſchlägt um in Kleimuth, man iſt irre geworden an der Freiheit und ſich ſelbſt, man wendet ſich ab von der Zeit und der Geſchichte, die ſo ſchmerzlich betrogen: und nur wenige ſtarke Herzen retten ſich aus dieſer Kriſe, wo die Meiſten der Unfreiheit dienen lernen, — nicht aus Uebereinſtimmung, aus Herzensmeinung: ſondern wie man der Macht dient, verlockt von Lohn oder Furcht, ohne Glauben an ſich ſelbſt, — und wo Andere, die beſſern wohl, doch nicht die ſtarken, nicht die mannhaften Siegsnaturen, in Bitterkeit und Zerrüttung untergehen.

Dieſe Bitterkeit und dies theilnahmloſe, ironiſche Verhalten haben ſchon als Erbtheil diejenigen empfangen, die in ihrer Jugend den kurzen und ſchönen Traum der deutſchen Befreiungskriege mit durchlebten. Auch dieſer Erhebung iſt ein Sturz, auch dieſer Bewegung ein Stillſtand, dieſem Frühling ein Herbſt gefolgt, vielleicht noch grimmiger als der, den Frankreich unter der Napoleoniſchen Herrſchaft zu erdulden hatte; nicht einmal die eitle Blume des Ruhms, nicht die goldene Frucht der Macht hat uns dieſer Herbſt gebracht: unſer Stillſtand hat ein ohnmächtiger, unſer Sturz zugleich ein ſchmachvoller werden ſollen.

Oder wer, der einerſeits abſehen kann von einzelnen materiellen oder provinziellen Intereſſen, anderſeits aber den bloßen Verlauf der Zeit noch für keinen geſchichtlichen Verlauf erachten will, — wer nicht möchte dieſe funfzehn Jahre vom Ende der Befreiungskriege bis zur Julirevolution, — fünfzehn Jahre ohne Entwicklung, ohne Fortſchritt, ohne That, — am Liebſten ausgeſtrichen wiſſen aus den Büchern der Geſchichte? Auch wird dieſe wenig von ihnen melden. Man hatte freilich gemeint und hatte geſungen und geſagt, Epimenides wäre erwacht; aber es iſt nicht wahr: er ſchlief erſt recht ein, und noch jetzt, dünkt uns, zuckt er erſt im Frühtraum.

Dies nun iſt zugleich diejenige Literaturperiode, in welcher die köſtlichen Erwerbniſſe unſerer Heroen bis auf die claſſiſche Form hinab verloren zu ſein ſchienen, — eine Periode, in welcher auch in der Literatur kein friſcher Lebensathem, kein Pathos des Wollens und Vollbringens, keine Energie der That die Gemüther bewältigen und erſchüttern konnte, in welcher vielmehr hier, wie draußen, auch die einzelnen Kräfte willkürlich auseinandergingen, die platte gute Meinung ſich auf dem Throne des Talents breit machen und der Katzenjammer für die eigentlich geniale Stimmung gelten durfte.

Als hienach nun endlich das Ereigniß von 1830 hereinbrach, welches die Reihe der Ereigniſſe (denn bis dahin hatte ſich eben Alles nur ereignet: und eine Sängerin war auch ein Ereigniß) zu ſchließen und Raum zu geben verſprach für Thaten: da mußte es denn wohl geſchehen, daß hier wieder „der große Moment nur ein kleines Geſchlecht fand.“ Dies wollen wir nicht bloß auf diejenigen anwenden, die der neuen Bewegung ſich entgegenzuſtemmen verſuchten: ſondern namentlich auch von einigen der früheſten und lauteſten Fürſprecher der jungen Freiheit gilt dies, die viel zu viel altes, verdumpftes Blut, zu viel Blaſirtheit, zu viel Unglauben und Egoismus in ſich hatten, als daß ſie der neuen Göttin als würdige Verkünder hätten dienen mögen.

Auch dies Geſchlecht daher hat zu ſeinem innerſten Verderb die unſelige Erbſchaft der begeiſterungsloſen Ironie, des frechen Egoismus, der romantiſchen Abſtraction auf ſich genommen. Und wiewohl es ſich mit vielem Nachdruck das *junge* nannte, ſo iſt es uns dennoch von jeher vorgekommen, als ob es in der That nur das *alte* war, welches das Pathos derjenigen Jugend, die auch noch mit greiſem Haupte für jedes Recht, es mag noch ſo verkannt, gegen jedes Unrecht, es mag noch ſo gleißend ſein, ſich begeiſtert, weder theilen noch verſtehen konnte.

Und doch wie Unrecht würden wir thun, wenn wir ausſchließlich ihnen ſelbſt dieſe ihre Krankheit zurechnen wollten! Ihre Schuld iſt vielmehr nur dies, daß ſie die Schuld der Zeit nicht von ſich abgewendet haben. Denn nicht bloß mit der Zeit, auch gegen die Zeit an führt ein Weg der Freiheit und des Fortſchrittes, den wir gehen ſollen, ſobald falſche und unwahre Richtungen in ihr mächtig werden und ſie den Geiſt verläugnet, der ihr Herr iſt. —

Dieſe Schuld **der** Zeit — o möchten ſie doch vor **Allem** diejenigen **erwägen**, denen es unbequem und ärgerlich **geworden** iſt, was etwa jenes jüngſte Geſchlecht verſehen **hat! Möchten** ſie doch, die Großen und Gewaltigen, die **die Zeit zwar** nicht lenken, wohl aber ihren Gang fördern **oder hemmen** können — möchten ſie auch aus dieſem **Verlauf** unſrer Literatur der eigenen Verſchuldung ſich **bewußt** werden: wie ſie die Thatkraft gelähmt, die Freiheit verläugnet und über uns Alle jene unheilbrütende Schwüle ausgebreitet haben, in der wir nun faſt erſticken müſſen! Möchten vor Allem die Herren und Fürſten, welche lüſtern ſind nach dem ſchönen Ruhm, Beſchützer der Kunſt, Pfleger der Wiſſenſchaft zu heißen — möchten ſie es wohl erwägen, daß Kunſt und Wiſſenſchaft nur ein einziges Lebenselement haben: — nicht Akademien, nicht Orden, nicht Penſionen, ſondern allein die Freiheit!

Wenn in dieſer Hinſicht ein Beiſpiel überzeugend wirken kann, ſo iſt es das Beiſpiel Friedrichs des Großen, der bekanntlich den deutſchen Literaten ſeiner Zeit wenig oder vielmehr gar keine perſönliche Gunſt erwieſen. Und doch was wären tauſend Ellen Ordensband und zehntauſend Penſionen und den ganzen Parnaß in

Ein Prytaneum verwandelt — was wäre das Alles geweſen gegen die Begeiſterung, den wahren, ſtolzen und ſchönen Enthuſiasmus, mit welchem er, als der ſtarke Held der Freiheit, die niedergepreßten, gelangweilten, müßigen und verwälſchten Gemüther entzündet, gegen den Inhalt, den er dem deutſchen Leben gegeben hat: ſo daß, nachdem ſich faſt ein Jahrhundert lang das einfältige Märchen von dem Schaden fortgeſchwatzt hat, den ſeine Unbekümmertheit, ja ſeine Vorliebe für die franzöſiſche Cultur der deutſchen Literatur zugefügt habe, wir heute vielmehr in ihm auch den rechten Regenerator der deutſchen Poeſie erkennen und verehren! — Alſo nicht Mäcene, um einen Virgil oder Horaz zu haben (was ſollten dieſe auch uns?!), ſondern nur Thaten, nur Kriege brauchen wir, ſo werden auch die Homere nicht ausbleiben. — Doch kehren wir zu Waiblinger zurück.

Wir bezeichneten vorhin Waiblinger's Talent als ein abſtractes: und glauben wir durch dasjenige, was ſo eben über den Charakter der Zeitepoche, welcher Waiblinger angehört, geſagt worden, dieſen Ausdruck ſchon einigermaßen erläutert zu haben. Noch mehr wird dies geſchehen, indem wir jetzt, nach Anleitung der ausführlichen Biographie, zum Theil (I. 7 — 97) Selbſtbiographie, welche die Geſammtausgabe eröffnet, einen kurzen Abriß ſeiner Entwicklungsgeſchichte zu geben verſuchen. —

Waiblinger iſt in Schwaben geboren: in dem Lande alſo, deſſen geſunde und fröhliche Natur uns ſo manches erfreuliche Talent, ſo manchen unſchätzbaren, Epoche machenden Genius geboren hat.

Doch ſcheint auf Waiblinger, der zumeiſt in ſtädtiſcher Umgebung emporwuchs, dieſe Natur nur wenig eingewirkt zu haben; auch ſeine Selbſtbekenntniſſe aus dieſer Zeit wiſſen von einem einſam vertraulichen Vertiefen in die Natur, wie es Kindern ſo eigen zu ſein pflegt, nichts zu erzählen.

Deſto frühzeitiger dagegen erregte Alles, was in Bild und Schrift auf den Verkehr der Menſchen, auf ferne Städte und Gegenden, auf ein weitgreifendes, abenteuerliches Treiben hindeutete, ſeine Aufmerkſamkeit; deſto lebendiger, von dieſer Sehnſucht in die Ferne unterſtützt, entwickelte ſich ſchon in dem Kinde das raſche und glückliche Talent, alles Sinnliche aufzufaſſen und darzuſtellen. Wie er dieſe Neigung zuerſt mit Stift und Griffel kindiſch geübt (S. 16, vergl. 31), wie dann die poetiſche Anregung ſich in ſprachlicher Fertigkeit geoffenbart, erzählt uns Waiblinger ſelbſt mit einer Ausführlichkeit und Eitelkeit, die nur zu deutlich verräth, daß er auch noch in ſpäteren Jahren über den eigentlichen Werth, welche dieſe formale Naturbegabung bei ihm überhaupt erreicht hat, ſehr im Unklaren geweſen iſt.

Und wie noch zu einer Zeit, da er bereits mit vieler Nüchternheit (man vergleiche die für einen Jüngling, der die erſte Hälfte der zwanziger Jahre noch nicht überſchritten hat, ſehr wunderlichen Reflexionen, mit denen er ſeine Selbſtbiographie einleitet!) ſein Leben ſich beſchaulich zurecht legt, dieſe Eitelkeit ihn verführt, die einfachen und von unzähligen Namenloſen wohl ganz ebenſo erlebten Jugendſtreiche als etwas Außerordentliches und Unausſprechbares zu feiern (vergl. beſonders Seite 48, auch Band V, 271): ſo iſt Eitelkeit ſchon in früheſter Jugend die Triebfeder ſeiner Handlungen, ſeiner Knabenſpiele und Knabenwünſche.

Fragen wir nach der Wurzel und dem Motive dieſer Eitelkeit, ſo begegnen wir wiederum nur jenem formalen, abſtracten Talente, von welchem er frühzeitig ein lebendiges Gefühl gehabt zu haben ſcheint, ohne daß die Kraft oder auch nur der Trieb in ihm gewohnt hätte, dieſem Talente durch Fleiß und Sammlung und ernſten Willen einen würdigen und fruchtbaren Inhalt zu geben.

Wie durchaus formal dieſes Talent jedoch war und wie es, jedes ſelbſt erlebten Inhalts, jeder ſelbſt erſchaffenen Form entbehrend, ſich nur in buntwechſelnder Nachahmung der verſchiedenſten Muſter bethätigte, darüber hat er ſelbſt an verſchiedenen Stellen ſich ſehr offen ausgeſprochen. „Ich begreife ſelbſt noch nicht,“ – ſagt er

S. 94 — „warum ich in Allem, in Leben und Treiben, in improviſirendem Dichten und Phantaſiren, ſo ganz dem Drang und Ungeſtüm meiner heftigen Natur folgte, und nur, wenn ich einen Vers ſchrieb, auch nicht eine Zeile vollkommen natürlich und eigenthümlich war.“ Vergl. S. 67. 70. 74.

Freilich wohl, woher ſollte dieſem Talente auch der eigene Inhalt kommen, da er ihn ſo wenig ſuchte? Die Freiheitskriege fanden ihn zu ſehr noch Knabe, als daß ſie irgend ein nachhaltiges oder wahrhaftes Intereſſe hätten in ihm erregen können; Friedrich der Einzige war zwar „ſein Mann, aber nur wegen der allerliebſten burlesken Anekdoten, die man von ihm erzählte“ (S. 51), ſein Verhalten zu ihm war alſo vielmehr ein ironiſches, als ein (wenn auch nur knabenhaft) begeiſtertes. Ebenſo wenig Erfüllung und Befriedigung konnte die Familie ſeinem von früheſter Kindheit an in die Ferne, auf Reiſen und Abenteuer gerichteten Geiſte gewähren. Die Wiſſenſchaften endlich oder doch jene erſten Kenntniſſe, die wir als Vorausſetzung aller Wiſſenſchaft uns frühzeitig anzueignen haben, waren ihm viel zu trocken, ſein Geiſt viel zu beweglich, ſelbſt die Mühe des Lernens, wenn es ja einmal gelernt ſein ſollte, ſeinem glücklichen Kopf viel zu gering, als daß ſie ihn zu feſſeln im Stande geweſen wären.

Nur in Einer Richtung ſeines Gemüthes ſchien er Beruhigung zu finden, in der Freundſchaft: — wenn anders dieſer Name nicht entwürdigt wird durch Verhältniſſe, von denen er ſelbſt Folgendes erzählt (S. 52, 19): „Es iſt nicht möglich, daß ein Menſch einen heftigeren Trieb zur Freundſchaft, zu Umgang, zu Geſellſchaft habe, als ich damals. Ich war unerträglich, wenn mir nicht ein Geſpiele zu Seite war. Es mußte immer einer ſein, den ich liebte und unabänderlich bei mir haben konnte. Dieſer Jungen hatte ich nach und nach Dutzende gehabt, und darunter höchſt edle, wohlgezogene und gutherzige Kinder. Aber es war ihnen freilich nicht zu verdenken, wenn ſie ſich über kurz oder lang nach Freiheit ſehnten. Denn eine Herrſchſucht, ein wilder Ehrgeiz zeigte ſich früh in mir, ich wollte ſchlechterdings mehr haben, ſein und wiſſen als die Andern, wollte ſie lenken und regieren, während ich ſelbſt faſt unfähig war, zu gehorchen und nachzugeben. Ich mußte immer von Jugend auf welche um mich haben, die ich nach und nach ſo in meine Gewalt verſtrickte, daß ſie mir blindlings folgten. Widerſtand ertrug ich nicht, aber die unterjochten Jungen wurd' ich am Ende ſatt und plagte ſie dergeſtalt, daß ſie ſich von mir losreißen mußten. Alsdann that mir's weh, ich fühlte ihren Verluſt und mußte mich wieder nach einem neuen umſehen, den ich zu meinem Günſtling machen wollte ꝛc.“

Es iſt wahr genug, was an dieſer Stelle vielleicht einige unſrer Leſer einwenden werden, nämlich daß dergleichen Jugendereigniſſe an ſich nicht viel zu bedeuten haben und daß, würden anders nur öfters ſo freimüthige Bekenntniſſe gemacht wie dieſe Waiblinger'ſchen, uns dergleichen auch noch viel öfter begegnen würde.

Eben darum jedoch, weil dieſe Krankheit ſo verbreitet und weil von ihr ſchon ſo manches ſchöne Talent im innerſten Keim zerſtört worden, dünkt ſie uns nur um ſo gefährlicher, ihre unerbittliche Verfolgung nur um ſo nöthiger. Und zwar auch hier iſt es nichts Anderes, als was wir ſchon eben andeuteten: der Stolz auf das abſtracte Talent. Der Menſch hat ein Bewußtſein davon, daß Anlagen, Fähigkeiten, vielleicht ſogar Kenntniſſe in ihm ſchlummern, durch deren Uebung und Anwendung er Löbliches leiſten und eine lebhafte Anerkennung ſich erzwingen würde. In dieſem Bewußſein von den todten Schätzen, welche in ihm verborgen ſind und um deren willen er ſich unendlich erhaben fühlt über der Menge, die ihn umgiebt, ärgert und verſtimmt es ihn, daß er eben noch unterſchiedlos und unerkannt mit dieſer Menge verkehren ſoll; er will die Thaten geachtet ſehen, die er ſelbſt noch nicht gethan, will Früchte genießen, wo er noch keine

Ausſaat geſtreuet hat. Die Unmöglichkeit, von dieſem abſtracten Talent ſeine Umgebung anders zu überzeugen, als durch eine That, zu der ihm doch Kraft und Entſchluß fehlen, erbittert ihn, er knechtet ſeine Umgebung durch Gewaltthat und Eigenſinn, Groll und Mißſtimmung drückt jeden Aufſchwung der Seele nieder — und ſo wird an dieſen Leuten wahr, was die Bibel ſagt: „Sie gehen unter, weil ihre Hände nicht arbeiten wollen.“ Dies iſt denn wiederum eine Frucht jener hohlen Abſtraction, die das Rechte weiß und dennoch es nicht thut — unſelige Zwittermenſchen, die ihr Leben thatlos verbringen zwiſchen Vorſatz und Reue, und die in der Literatur zumal mit ihrem Jammer, verkannt zu ſein, mit ihrer Klage über das kalte Publikum oder auch die argliſtige Kritik, die es nicht zugeben will, daß Embryonen für ausgewachſene Menſchen und Ideen für Handlungen paſſiren, einen gewaltigen Lärm zu verführen pflegen. —

Von dieſer Ueberſchätzung und allem Gehäſſigen, das aus ihr entſpringt, finden wir nun auch in Waiblinger's Leben ſchon die frühzeitigſten Beweiſe, beſondern ſeitdem er als dreizehnjähriger Knabe ſeinem Vater aus der Reſidenz in eine Landſtadt folgen mußte. Hier iſt es denn halb ſpaßhaft, halb ärgerlich zu leſen, wie excluſiv und ungeberdig der Junge aus der Reſidenz, ſtolz auf ſeine romantiſchen Anregungen und den Flitterkram ſeiner ſtädtiſchen Bildung, ſich gegen die Jungen in Reutlingen zu benehmen wußte (S. 63).

Ebenſo abſtract nun wie das poetiſche Talent Waiblingers, war auch ſein leidenſchaftlicher Trieb in die Ferne, der von jetzt an den verderblichſten Einfluß auf ſein Leben zu gewinnen anfängt. Dieſer Trieb war an kein beſtimmtes Land, keine Jugendneigung, Jugendthorheit gefeſſelt, ſondern ging nur überhaupt und ganz im Allgemeinen in die Ferne: — ein eben ſo unklarer und inhaltloſer Trieb alſo, wie derjenige, der ihn allerhand Poeten nachahmen und allerhand fremde Reminiscenzen in Verſe bringen ließ.

So ſehen wir den noch nicht vierzehnjährigen Knaben auf einſamer Wanderung die Rheinlande durchziehen (S. 80 — 95): wobei es für Niemand, der Waiblinger's Darſtellung dieſer Reiſe lieſt, in Zweifel bleiben kann, daß an ihr der abenteuerliche Drang in die Ferne und die eigene Eitelkeit auf dieſen Drang mindeſtens gleichen Antheil haben. Es macht einen eigenthümlichen, nichts weniger als wohlthätigen Eindruck, dieſen in jedem andern, als vielleicht nur in körperlichem Betracht, unreifen Knaben das Land durchziehen zu ſehen, nicht etwa in jugendliche Schwärmereien vertieft, die neue Welt mit großen Kinderaugen nachdenklich in ſich aufnehmend: ſondern das Leben herausfordernd, keck hineingeſtürzt in den Strudel des Verkehrs, derber Liebſchaft und jedem ſinnlichen Genuſſe mit Ungeſtüm zugethan.

Ohne Zweifel iſt dieſe frühzeitige Reiſe entſcheidend geweſen für ſein ganzes ferneres Leben, ja es ſcheint uns, als ob ſie zuerſt den Grund gelegt zu der unglückſeligen Zerſtreuung und Leichtfertigkeit, in welcher nachher ſein Wollen und Können fruchtlos zerfloſſen iſt.

Denn wiewohl er, zurückgekehrt, einen Verſuch machte, ſich in praktiſcher Thätigkeit, als Schreiber eines Gerichtsamtmanns, der bürgerlichen Ordnung anzugewöhnen und auf Leben und Staat ſich lernend vorzubereiten, ſo mußte derſelbe doch bald aufgegeben werden. Wir finden Waiblinger als Schüler des ſtuttgarter Gymnaſiums wieder, wo auch allerdings ein viel beſſerer Platz für ihn war, als in der Schreibſtube des Juriſten. Beſonders ſcheint er hier an Guſtav Schwab einen ebenſo ſorglichen wie ernſten Lehrer und Freund gefunden zu haben, deſſen Urtheile über ihn, ſo viele deren uns hier mitgetheilt werden (I, 101, 105, 127, IV, 249, 250, vergl. I. 30), von ſeinem gründlichen und zugleich liebevollen Verſtändniß dieſes ſeltſamen Schülers Zeugniß geben.

Allein es iſt die Art dieſer dämoniſchen Naturen, daß kein Zuſpruch und keine Freundeshand ſie retten kann, darum weil ſie ſelber ſich verloren haben. Nur zwei Jahre blieb Waiblinger in Stuttgart; dieſelben wurden ihm beſonders dadurch wichtig daß er in dieſer Zeit ſeiner raſchen poetiſchen Fertigkeit und überhaupt ſeinem abenteuerlichen Weſen, welches ihn auch hier in wunderliche Liebſchaften und Thorheiten verwickelte, wenn auch nicht immer unbedingte Geltung, doch mindeſtens nachſichtige Freunde und eine gewiſſe bedingte Anerkennung erwarb.

Bald ſollte ſich dies noch in weiteren Kreiſen wiederholen, da ungefähr zu derſelben Zeit, wo er die Univerſität zu Tübingen oder richtiger das dortige Prediger-ſeminar bezog, er auch mit einem Roman „Phaeton", der ein Nachklang des Hölderlin'ſchen Hyperion und, wie dieſer, aus ſchwärmeriſch verworrenen Selbſtbekenntniſſen zuſammengewürfelt iſt, als Schriftſteller vor dem Publikum auftrat. — Drei Jahre verweilte Waiblinger in Tübingen, wiewohl dieſer Aufenthalt oftmals durch abenteuernde Reiſen unterbrochen und jedenfalls für ſeine geiſtige und ſittliche Ausbildung (vergl. S. 120 ſq.) unergiebig war.

Inzwiſchen jedoch hatte dieſer anſcheinend ſo energiſche Charakter, der allerdings zu der hausbackenen Nüchternheit der Zeit in entſchiedenem Widerſpruche ſtand, ſowohl in der Literatur als im Leben einige Aufmerkſamkeit erregt. Die Cotta'ſche Buchhandlung gab ihm die Mittel, ſeinem Drange in die Ferne vollſtändiger als bisher zu folgen: Waiblinger reiſte nach Italien.

Hier beginnt nun ſeine eigentliche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, deren Frucht in den geſammelten Werken vor uns liegt. Das Nähere, wie ſein Verhältniß zu Cotta bald, und zu größter Gefahr für ihn, ſich löſte, wie Mangel und Noth und das äußerſte Elend über ihn kam (S. 135, 136), daß er in zerriſſenem Gewand, unter dem ſpottenden: ecco il poeta! der Gaſſenbuben, durch die Straßen Roms hinſtrich, wie dann, nach einem flüchtigen Sonnenlächeln beſſerer Tage, ein langſames, unheilbares Siechthum ihn verzehrte: das Alles überlaſſen wir unſern Leſern in der angeführten Biographie des Weiteren nachzuleſen. Wir glauben hier von Waiblinger's Entwicklungsgang bereits genug mitgetheilt zu haben, um mit den wenigen Bemerkungen, die wir noch beizufügen haben, unſern Leſern verſtändlich zu ſein. — —

Sehen wir uns in der frühern Periode unſerer Literatur nach Erſcheinungen um, die wir in einigem Betracht mit Waiblinger vergleichen könnten, ſo werden uns ſogleich Heinſe und Moritz einfallen müſſen. Mit Heinſe theilt er zunächſt die Begeiſterung für Italien, ja wenn es möglich iſt, übertrifft er ihn noch in inniger und abgöttiſcher Verehrung dieſes geweihten Bodens. Er hält es für das beneidenswertheſte Schickſal, welches alle anderen Güter des Lebens uns vergeſſen machen, alle Verluſte erſetzen kann, daß er dieſen blauen Himmel Italiens ſchauen, dieſe warmen heſperiſchen Lüfte trinken, zwiſchen dieſen Denkmälern einer großen Zeit, dieſen Ueberreſten ſo vieler berühmter und unvergänglicher Namen wandeln darf (IV, 11; I. 70).

Und doch wie ſehr verliert Waiblinger gegen Heinſe, wenn wir auf den Urſprung und das Princip dieſer Begeiſterung für Italien ſehen! Iſt es bei Heinſe der Cultus der Schönheit, der friſchen, muthigen Sinnlichkeit, und darum des antiken Lebens, was ihm den Boden Italiens heilig macht und weshalb nur unter Italiens Sonne leben ihm überhaupt noch leben heißt: ſo iſt Waiblinger auch in dieſer Hinſicht abſtract und inhaltlos: er liebt Italien, weil es die Fremde, weil es Italien iſt, weil es ſein Ohr mit dem Klange berühmter Namen kitzelt.

In dieſer Hinſicht iſt es ſehr charakteriſch für ihn, daß gerade, wo ſeine Begeiſterung für Italien den ſtolzen Kothurn beſchreiten und ſich ſo recht nachdrücklich, ſo recht feurig geberden will, er es mit allem Pomp und aller Anſtrengung nicht über eine dürftige Nomenclatur zu bringen vermag, deren hohles Schellengeläute mit der außerordentlichen und unausſprechlichen Stimmung, welche ſich darin zu verlautbaren meint, in einem faſt komiſchen

Widerſpruche ſteht. „Wir haben,“ ſagt er zum Schluſſe ſeiner Selbſtbiographie (I, 96, 97), „zwar der traurigen und niederbeugenden Stürme auch hier ſchon in Menge erfahren müſſen, aber wer vergäße nicht ſein unbedeutendes Schickſal unter den Tempelruinen des Campo-Vaccino — beim Hinblick vom Pincio aus über das unermeßliche Rom bis zum St. Peter hinüber und den elyſiſchen, immergrünen Pinienhainen des arkadiſchen Gianicolo — in den Hallen des Vatican, vor der Verklärung Rafael's, und in der Sixtiniſchen Kapelle, wenn Papſt. Michel Angelo und Miſerere uns auf die Kniee reißen, in den Frascataniſchen Gärten, den Erlenufern und Nymphengrotten des Albanerſee's, den Wolluſthainen von Arriccia und den ſüßen Hügeln von Genzano — dem Monte Cavo beim Anblick Roms, der Campagna, Latiums, des Sabinerlandes, des Apennins, des mittelländiſchen Meeres in unüberſehbarer Fläche und der ganzen Bergreihe vom Soracte bis zum Cap der Circe! Wer nicht an den Ufern von Anzium, Nettuno und Oſtia — in der Grotte des Meergottes in Tibur, unter den donnernden Schaumwallungen des Teverone — im Kaſtanienwalde des Horaziſchen Sabinums, in der Schlucht von Licenza — unter den Adlerdörfern von Cervara, Cantalupo und Subiaco — auf dem Roſenkloſter von St. Benedetto, und in meinem theuerſten Paradieſe, unter den Felſen und Feigengärten Olevano's!“

Dergleichen Stellen kehren ſehr häufig wieder, während ein anderes und lebendigeres Verſtändniß Italiens kaum im Vorübergehen einmal aufdämmert (... „Man kann noch etwas ganz Neues, Niegeſagtes für dieſes Land thun, man kann es noch in einem großen Lebensgemälde darſtellen, in welchem nach Shakſpeare's Weiſe auch das Pöbelhafte ſeine Stelle finden müßte, man könnte ſich dadurch aufs Ruhmvollſte auszeichnen, ſich einen bleibenden Namen erwerben“ u. ſ. w. II, 285): und beweiſen dieſelben, dünkt uns, hinlänglich, daß es auch ſeiner Verehrung Italiens an einem bewußten Princip und einem anerkennenswerthen Inhalt fehlt.

Auch wird uns dies kaum befremden, wenn wir uns nur an die Zeit erinnern, in welcher Waiblinger Italien beſuchte: — die behagliche Blüthezeit der Romantik, der es gerade damals ebenſo verdienſtlich ſchien, Italien zu beſuchen, als es im Mittelalter Ruhm und Pflicht war, am heiligen Grabe gekniet zu haben.

So iſt bei Heinſe die Schwärmerei für Italien allerdings Schwärmerei der Liebe, hingegen bei Waiblinger romantiſche Caprice. Und wie von jeher die Caprice unverträglicher, unduldſamer und empfindlicher war, als die ſtarke und ſichere Leidenſchaft der Liebe, ſo iſt Waiblinger auch beſonders in einer fortdauernden Polemik gegen alle diejenigen, welche Rom beſuchen, ohne gleichſam die Weihe zu haben, welche er für dieſe moderne Pilgerfahrt verlangt.

Einigermaßen zwar mag in dieſen Eifer für Italien, wenigſtens da, wo er Waiblinger's deutſche Landsleute trifft, ſich auch aus anderen Verhältniſſen her eine Bitterkeit gemiſcht haben, die oft in Haß und Hohn ausgeartet zu ſein ſcheint (I. 137; V. 260). Waiblinger's excentiſche Erſcheinung war von Vielen, beſonders in Schwaben ſelbſt (I. 136, 151), lediglich von der moraliſchen, alſo jedenfalls von ihrer ſchwächſten Seite aufgefaßt worden; zu derſelben Zeit, da in Rom der Mangel am Nothwendigſten ihn zum Spott der Menge machte, hatte der Unglückliche gerade unter dieſen Landsleuten die ärgſten Spötter finden müſſen.

Wo indeß ſeine Polemik von dieſen perſönlichen Verſtimmungen ſich frei erhält und das Gebiet des Scherzes nicht überſchreitet, wie dies vor Allem in den „Briten in Rom“ (I, 171; II, 213), zweifelsohne ſeinem gelungenſten novelliſtiſchen Erzeugniß, geſchehen iſt, da dürfen wir uns dieſelbe wohl gefallen laſſen und die Munterkeit des Verſtandes, die Schärfe und Eleganz der Darſtellung, vor Allem den Humor der Auffaſſung nicht verkennen. —

Einen anderen Vergleichungspunkt zwiſchen Heinſe und Waiblinger können die Schilderungen darbieten, zu welchen der letztere, was die Fertigkeit und Gewalt der Darſtellung angeht, kaum ein geringeres Talent beſaß, als ſein berühmter Vorgänger.

Doch iſt dieſe Aehnlichkeit nur eine äußerliche. Während nämlich Heinſe Kunſtwerke ſchildert, um aus ihnen ſein Ideal der Schönheit herauszuleſen, ſo hat Waiblinger nur ſelten Gegenſtänden der Kunſt (bei denen er es auch faſt nie über Wortſchwall hinausbringt, weil ihm das Princip und die Bildung fehlen: ſiehe z. B. die Schilderung von Michel Angelo's Weltgericht, IV, 38), vielmehr der Oertlichkeit, vor Allem den bewegten Scenen des Volkslebens, den Sitten und Gebräuchen ſich zugewendet. In dieſen Schilderungen hat er, was bei ſeiner Abſtraction von eigentlichem hiſtoriſchem Wiſſen und der gänzlichen Vernachläſſigung der politiſchen Seite ſich erreichen laſſen konnte, in der That mit raſchem und kräftigem Pinſelſtrich erreicht: — wennſchon wir ſelbſt ſein trefflichſtes Werk dieſer Art, ſeine „Wanderungen in Italien,“ für das Ideal, welches er ſelbſt in der oben mitgetheilten Stelle angedeutet hatte, nicht können gelten laſſen. —

Noch in die Augen ſpringender iſt ferner die Aehnlichkeit mit Moritz, mit dem er zuvörderſt den wüſten und unbeſtimmten Trieb in die Ferne theilt. Nur war Moritz' Bildung, trotz ihres abenteuerlichen Ganges, dennoch ungleich umfaſſender, er wußte daher die Fremde an viel zahlreicheren Punkten, mit viel innigeren Fäden an ſich zu knüpfen und in ſein eigenes Weſen zu verflechten, als Waiblinger, der lediglich auf ſein abſtractes Talent einer raſchen Auffaſſung und glücklicher formaler Cultur beſchränkt war, dies jemals vermochte. Waiblinger erſcheint daher gegen Moritz unendlich geiſtesarm und ungebildet: wenngleich vielleicht auch Moritz nach keiner Seite hin das eigentliche Gebiet der Wiſſenſchaft betreten, ſondern nur in einem perſönlichen Dilettantismus ſich umgewirbelt hat.

Deſto größer dagegen iſt die Aehnlichkeit Beider in Betreff der Eitelkeit, des Uebermuthes und der Parrheſie ihrer Selbſtbekenntniſſe. Beide (man erinnere ſich beſonders an die erſten Bände des Anton Reiſer) ſind ſich ſelbſt objectiv geworden, ein Ding der Betrachtung und Verwunderung, an welchem ſie neugierig herumtaſten und laut aufſchreien vor Vergnügen, wenn ſie dem Publikum ihre Gebrechen zeigen können; Beide belügen Andere gern, doch noch lieber ſich ſelbſt; Beide ſetzen ſich willkürlich in eine Exaltation, in Schmerz und Freude, an die ſie ſelbſt nicht glauben; Beide endlich durchſchauen deutlich ihre eigene Nichtsnutzigkeit und wiſſen und kennen das Rechte, ohne es dennoch je zu thun (vgl. Waiblinger I, 20, 22, 48, 110; V, 271; IV, 73, 74, 234, 245).

Hiemit werden wir denn auch zu der modernen Richtung hinübergeleitet, welcher Waiblinger ſeinem Urſprunge und ſeiner Zeit nach angehört. Gleichwie er rückwärts auf Heinſe und Moritz deutet, ſo nach vorwärts ſteht er mit der Romantik in unverkennbarer, nächſter Verwandtſchaft, ſowohl mit der älteren und gemeinhin ſogenannten, als auch mit derjenigen Fraction, die man in ſpecifiſchem Sinne als das abſtracte Literatenthum zu bezeichnen pflegt.

Was die ältere Romantik betrifft, ſo kehren ihre bekannten Pointen in Waiblinger auf eine wahrhaft beluſtigende Weiſe wieder. Der Römerfahrt haben wir bereits gedacht. Er erkennt ferner keine Kritik ſeiner Thaten an, ſein Subject mit allen Schwächen und Untugenden iſt heilig und unverletzlich, und nur er ſelbſt darf ſich ſelbſt vernichten; er liebt Italien und liebt — die Jüdinnen (I. 90, 93; IV, 178.). Daß er in der Theorie ein heftiger Gegner derjenigen Romantik iſt (ſiehe die „drei Tage in der Unterwelt," IV, 115 — 192), die es mit altdeutſchthümelnden Minneliedern, mit langgezerrten Heiligenbildern, mit dem Dunkel und Karfunkel hält, daß er Satiren ſchreibt auf Franz Horn, und „Romantik" ſelbſt zu einem Schlag- und Schimpfwort macht, darf uns über ſeine Praxis nicht weiter irre machen. Denn gerade dieſe Dunkelheit über den eigenen Standpunkt, dieſes eitle Wüthen gegen das eigene Fleiſch iſt bezeichnend für dieſe Richtung und recht eigentlich die romantiſche Inconſequenz. —

Was aber ferner das Abſtracte angeht, ſo möchte es kaum den allerneueſten Literaten möglich, ja ſie möchten wohl ſelber nicht geneigt ſein, die Abſtraction weiter zu treiben, als Waiblinger ſie bereits getrieben hat. Er abſtrahirt nicht nur von Politik und Vaterland: dies möchten wir ihm verzeihen um der Zeit willen, in welcher er gelebt: — er abſtrahirt auch von Häuslichkeit und Familie, er ſpricht es ausdrücklich aus, daß Haus und Ehe der Untergang jeder männlichen Geſinnung, jedes großen und tüchtigen Handelns, jeder Kunſt und Poeſie; weshalb er ſelbſt ſich denn auch zu keiner anderen als einer wilden Ehe entſchließen konnte. Er hält es für Recht ſogar und ſtellt es uns als Muſter auf, daß ein Freund mit dem andern bricht und ihn haßt bis in den Tod, bloß weil dieſer Andere ein Weib genommen (ſiehe die Erzählung: die heilige Woche, IV, 1 — 114, beſonders S. 51 u. 94): — ein Pinſelſtrich, den er ſeinem Gemälde der Freundſchaft zu Liebe unternommen und mit dem er dieſe, wie er meint, erſt in ihrem wahren Glanze dargeſtellt hat: während wir doch ſchon wiſſen, was ihm

Freundſchaft iſt und daß er mit dieſem Strich, den wir daher auch lieber einen Streich nennen möchten, und zwar einen närriſchen, nicht ihr Gemälde, ſondern nur ihre Carricatur vollendet hat.

Und nicht bloß theoretiſch abſtrahirt er von all dieſen werthen Beſitzthümern und Gütern des Daſeins, ſondern auch praktiſch, indem er in der That Aeltern, Geliebte, Vaterland verläßt, und, wie das zu gehen pflegt, dem Buchhändler verpflichtet, in Rom als abſtracter Literat zu leben beginnt.

Auch vermuthen wir wohl nicht mit Unrecht, daß es noch heut zu Tage manchen jungen Dichter oder Dichterfreund giebt, welcher dieſe abſtracte Stellung zur Welt für das wahre Glück, oder, wenn der junge Dichter noch gar vernünftig iſt, für das leider unvermeidliche und nothwendige Unglück, etwa den beliebten Kainsſtempel hält, zu welchem der Poet zur Strafe ſeiner Poeſie verurtheilt iſt.

Auch beginnt in der That ſchon mit dem erſten Erwachen unſrer modernen Literatur dies Beſtreben der Poeten, ſich der thätigen Betheiligung am Leben, am Staat und der Geſchichte zu entziehen und etwa als Penſionäre eine abſtracte Stellung zum Staate einzunehmen. Es iſt ergötzlich zu leſen, wie, nach Klopſtock's Vorgang, die meiſten unſrer Poeten, Bürger, Voß und hundert Andere, ſogleich auch von der Nothwendigkeit einer amtlichen Beſchäftigung, eines ernſten und bürgerlichen Lebens wollen entbunden ſein, — und dies nicht etwa im Alter, wo wir jedem Dichter, der es redlich gemeint hat, ſo gern einen heitern und gemächlichen Abend gönnen: ſondern in den erſten Jahren jugendlicher Kraft und ehe ſie noch etwas Anderes gethan, als ein halb Dutzend Liederchen gereimt. Dieſe Fabel, als wäre nicht nur die praktiſche Thätigkeit in Amt, Gemeinde und Staat, ſondern überhaupt jedes andere Studium als unmittelbar ein künſtleriſches, jede andere Beſchäftigung als Verſemachen, dem Poeten hinderlich, hat ſich bis auf unſere Tage fortgeerbt, während doch in Wahrheit gerade Niemand weniger die Vertiefung ſowohl in den Strudel des Lebens, als in die ernſte und klare Tiefe der Wiſſenſchaft entbehren kann, als der Poet, — wenn er anders ein rechter Poet ſein will. Wir meinen das nicht ſo, wie Chamiſſo es einmal vor Jahren (irren wir nicht, am Schluß des Muſen-Alm. für 1836) ausgeſprochen hat, daß der Poet den Tag über ein Tagewerk treiben ſolle, der lieben Nothdurft und des geſunden Appetites wegen, und dann ſo am Abend zur Erholung ſich auch wohl ein Liedchen ſingen: — eine Vorſtellung, über die gewiß Chamiſſo ſelbſt ſich nicht ganz klar geworden! ſondern das iſt unſre Meinung, daß der Poet mit demſelben künſtleriſchen Blick, mit dem er die Geſchöpfe ſeiner Phantaſie belebt und ordnet, auch die Welt und die Wiſſenſchaft, Staat und Geſchichte durchforſche und durchdringe, und ſomit ſein abſtractes Talent handelnd, lernend, ja wenn es ſein muß, duldend, mit würdigem Inhalt erfülle. — —

Dies Letztere, dieſe Gediegenheit der Bildung, dieſer Schatz von Kenntniſſen und Erfahrungen iſt es beſonders, was wir auch bei Waiblinger vermiſſen, und was ſo viele ſeiner Productionen zu einer ewigen Mittelmäßigkeit verdammt hat. — Waiblinger hat auch vom Fleiße abſtrahirt: ſeine Bildung und ſeine Kenntniſſe ſind nicht gründlich, nicht umfaſſend genug, um ſein formales Talent würdig auszufüllen. Ueberall daher, wo dies nicht ausreicht, wo er mehr zu geben wagt, als Schilderung ſeiner nächſten Umgebungen, verfällt er ins Abgeſchmackte und Thörichte. Am Deutlichſten zeigt ſich dies in der Mehrzahl ſeiner Novellen, welche zu italieniſchen Landſchaften die abgenutzten Pointen unſerer Leihbibliothekromane, langweilige Ritter-, Räuber- und Entführungsgeſchichten als Staffage geben: ſo daß nur wenige der heutigen Leſer z. B. Geſchichten, wie Francesco Spina (II, 1), das Blumenfeſt (III, 79) u. ſ. w. ohne gründlichſte Langeweile werden zu Ende bringen können.

Eben dieſes harte Urtheil müſſen wir vor Allem und ſehr nachdrücklich auch über ſeine Gedichte ausſprechen, ſowohl über die Griechenlieder, in denen er Byron (wie auch ſonſt: I, 124, 146) nachzuahmen verſucht, es jedoch nur bis zu ſehr dürftigen Wiederklängen des Corſaren, der Braut von Abydos u. dergl. gebracht hat: als auch über die lyriſchen Gedichte, in denen wir nirgend einen grundeigenen Ton zu erkennen vermögen. Rechnet man dazu, daß dieſe Gedichte faſt durchgängig in einer ſehr nachläſſigen und liederlichen Form verfaßt ſind, und von platten Stellen, ſchiefen Bildern und allbekannten Reminiscenzen wimmeln, ſo wird man bekennen müſſen, daß dieſe Lectüre weder eine angenehme, noch lehrreiche; noch auch nur eine erträgliche iſt.

Daſſelbe gilt von ſeinem Trauerſpiele „Anna Bullen“ (V, 1—184), welches nur ein dürftiges Uebungsſtück und wohl am Beſten vergeſſen geblieben wäre, da, um die dramatiſche Unfähigkeit jener Zeit zu beweiſen, es nicht erſt dieſer verrotteten Actenſtücke, nicht erſt eines Waiblinger'ſchen Fiasco bedurfte; es ſind wohl beſſere Leute daran zu Schanden geworden als er. — —

Allein wozu denn, fragen vielleicht unſre Leſer, wenn dieſer Schriftſteller ſo unbedeutend, dieſes Talent ſo zweideutig, wozu überhaupt ſein Andenken erneuen? warum es zum Mindeſten nicht genug ſein laſſen an dem Fehlgriff, welchen die Herausgeber thaten? warum zu den mißrathenen Werken uns auch noch eine Geneſis eben dieſer Werke geben?

Weil, wie die Tugenden, ſo auch die Gebrechen der Einzelnen niemals ihnen allein, ſondern auch zugleich der Zeit gehören, in der ſie lebten, und weil von dieſen Krankheiten der Zeit auch in unſre Gegenwart lebendige Adern herüberreichen. Nicht bloß die geſunden, auch die kranken Lüfte übertragen ſich; nicht bloß die Tugenden, auch die Fehler der Vergangenheit (und ſogar ſie noch um Vieles leichter!) erben fort und wachen wieder auf in neuen, verderblichen Geſtalten. Auch unſere Zeit, wie viel munterer ihre Woge rauſche, auch unſern Literatur, wie viel größere Ziele ihr geſteckt ſeien, ſie hat auch ihre Waiblinger, auch in ihr giebt es Talente, auch in ihr wachſen Jünglinge heran, welche der Gefahr ausgeſetzt ſind, ſich an das Abſtracte zu verlieren und die reiche, verheißungsvolle Mitgift, mit welcher die Natur ſie wohlthätig ausgeſtattet, nutzlos, in unfruchtbarer Zerſplitterung, zu vergeuden. Mögen denn dieſe vor dem Bilde ihres Vorgängers einen Augenblick ſtille ſtehn! Mögen ſie ſich warnen, mögen ſie ſich belehren laſſen durch ſein unglückliches Beiſpiel! Mögen ſie im Anblick dieſes ſo raſch verblichenen Glanzes, dieſer ſo früh verwelkten

Kränze, ſich aufs Neue und immer wieder ſagen, daß der Beifall des Tages zwar etwas iſt, aber die Achtung der Nation noch mehr, und daß das reichſte Talent, die glücklichſte Naturgabe nur ins Waſſer ſät, es ſei denn, daß ſie ſich auf den Boden eines ſtarken, männlichen Charakters ſtütze. — Es iſt nicht der Zweck der Literaturgeſchichte noch der Geſchichte überhaupt, Moral zu predigen und pädagogiſche Zwecke zu verfolgen. Inzwiſchen wo dieſe Moral ſo nahe liegt, wo dieſe Zwecke ſich ſo unmittelbar erfüllen, da, hoffen wir, wird dieſe etwas altmodiſche Wendung vielleicht doch geſtattet, vielleicht doch verziehen ſein: wie wir unſern Theils ſogar bereit ſind, um dieſes Geſichtspunktes willen ſelbſt ſolche Geſammtausgaben zu entſchuldigen, die in der That vielmehr nur Ausgaben des Verlegers ſind.

Dichter und Krieger.

Ein Lebensbild.

Zum Andenken

Joſeph Emanuel Hilſcher's.

Dichter und Krieger — ein einladender Titel, eine vielverſprechende Ueberſchrift, nicht wahr? Zwei der größten, der edelſten Miſſionen, welche der Weltgeiſt ſeinen Lieblingen nur immer vertrauen kann, der Kampf des Wortes und der Kampf des Schwertes, vereinigt in Einer Perſon! Zwei der glänzendſten, der ſchönſten Kronen, die Palme der Kunſt, der Lorbeer des Schlachtfelds, zuſammengeflochten auf Einem Haupte!

Allein ich bitte, ſpannt Eure Erwartungen ein wenig herab! Es ſoll hier von keinem Cervantes die Rede ſein, der mit derſelben Hand, mit welcher er bei Lepanto den Degen geführt, wenige Jahre ſpäter den Don Quixote ſchrieb, dieſes Muſterwerk aller Zeiten —; von keinem Camoens, der aus dem Schiffbruch an Indiens Küſte nichts rettete als ſein Soldatenkleid und ſeine Luſiade —; keinem Mendoza, der wechſelsweis, als Karls des Fünften machtgebietender Statthalter, Schlachten gewann, Reichstage leitete, Provinzen beherrſchte — und dann wieder zur Erholung ſchrieb er komiſche Romane und ernſte Geſchichtswerke, Liebeslieder und Satiren, Oden und Sonette.

Auch von keinem Ewald von Kleiſt will ich Euch erzählen, dieſem Paladin Friedrichs des Großen, dem das erhabene Glück zu Theil ward, ſelbſt jenen Heldentod, jenen Tod der Ehre, auf blutigem Schlachtfeld, zu ſterben, den er ſo oft in begeiſterten Liedern, vorahnend, geprieſen hatte —; noch auch von jener heiligen Phalanx der Befreiungskriege, jenen Körner, Schenkendorf ꝛc., die dem ruhmvollen Aufſchwung ihres Volkes in doppelter Eigenſchaft, mit „Leier und Schwert", glorreich vorangingen, ja zum Theil mit ihrem eigenen Blut die Wahrheit ihrer Lieder, die Aechtheit ihrer Reime beſiegelten, und deren Andenken niemals unter uns erſterben ſoll, wie bitter auch ſchon die nächſte Vergangenheit ſie und uns um den Preis ihrer Kämpfe, den Lohn ihrer Thaten getäuſcht hat —!

Und ebenſo wenig von jenen malcontenten Leutenants, wie ſie heutzutage auf allen Gaſſen laufen: junge

Weltſchmerzler, die, nachdem ſie den Vormittag über wechſelsweis getrillt haben und ſich trillen laſſen, Nachmittags, zwiſchen Kafe und Whiſtpartie, ſich hinſetzen und ein wehmüthiges Sonett „an Sie" ausſeufzen, zur Bethätigung ihrer äſthetiſchen Bildung und weil man bei den gnädigen Fräuleins mit ſolchem dummen Zeug mitunter verdammt viel Glück machen kann — —

Nichts von alledem! Weder der romantiſche Himmel Spaniens wölbe ſich über uns, noch iſt es der Pulverdampf der Schlacht oder auch ſein Gegenbild, der kräuſelnde Duft des Theetiſches, der uns empfängt: wir leben im dreißigjährigen Frieden, bedenkt es wohl: in der Epoche der allgemeinen Glückſeligkeit, wo man die vielen Eiſenbahnen baut und die vielen Kirchen und wo unſre Könige ſo patriarchaliſch glücklich regieren! Eine Scene aus dieſem ſatten, nüchternen Jahrhundert, dieſem Jahrhundert des „Beſitzes" und der „Bildung" iſt es, vor die ich Euch führen — es iſt ein Soldat, ein Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, den ich Euch zeigen will — und obenein in Oeſterreich!

Alſo friſch die Kragen in die Höhe! die Tücher vor! Der Qualm der Wachtſtube möchte Eure feinen Naſen zu unſanft kitzeln; auch iſt die Luft in den Kaſernen bekanntlich nicht die geſundeſte. — Ihr zaudert? Ihr ſtutzt? Ihr horcht um Euch? Genirt Euch nicht:

dieſes helle Klatſchen, dieſes dumpfe Stöhnen hat nichts zu bedeuten: es ſind nur die Schläge des Korporalſtocks, es ſind nur die verhaltenen Seufzer eines dummen Rekruten, deſſen Sinn noch zu trotzig, deſſen Rücken noch zu weich iſt — fragt nach über ein paar Jahre! Iſt das Glück gut, ſo iſt er vielleicht ſelbſt Korporal geworden inzwiſchen und haut, wie er jetzt gehauen wird. —

Und ſo treten wir ein.

Joſeph Emanuel Hilſcher ward als öſterreichiſches Soldatenkind im Jahre 1804 zu Leitmeritz in Böhmen geboren; er ſtarb als öſterreichiſcher Korporal 1837 in der Garniſon zu Mailand. Mit dieſen beiden Thatſachen iſt die Biographie, ſoweit ſie Hilſcher's äußeres Leben angeht, im Grunde vollendet: Soldatenkind und Korporal, Leitmeritzer Kaſerne und Kaſerne in Mailand — ſiehe da die Angelpunkte, zwiſchen denen ſeine Exiſtenz ſich dreht! die Grenzpfähle, die ſchwarz und gelben, welche ſein Leben, ein Menſchenleben, umſchließen! Für ihn keine Luſt der Kindheit, kein trauliches Aelternhaus, kein Muthwille der Jugend: er ward ja im Soldatenhauſe geboren! ſchon über ſeiner Wiege ſchwang die militairiſche Disciplin ihre eiſerne Ruthe! er war Soldat, noch da er in den Windeln lag!

Nun, meint Ihr, was es Großes denn ſei? Hunderttauſende treffe das und Hunderttauſende befinden ſich wohl dabei. Wir können nicht alle als Banquiersſöhne geboren werden; ein Soldatenkind, wie kümmerlich es ihm gehe und wie viel, ja Alles von den Freuden der Kindheit es entbehre, — beſſer dennoch ergeht es ihm immer, als jenen Unzähligen, den Kindern der Ausgeſtoßenen, der Bettler, der Verbrecher, geboren als Auswurf der Geſellſchaft und beſtimmt unterzugehen als Auswurf! Sei es, daß der Staat ſich der Soldatenkinder ein wenig zu ſehr annimmt; ſei es, daß in Folge dieſer allzuwachſamen Diſciplin, unter Aufſicht dieſes allzuvorſorglichen Reglements, der ſchönſte Schatz des menſchlichen Lebens, die Luſt der Kindheit, hinwelkt, ungekannt, ungenoſſen, gleich einer tauben Blüthe: iſt dies zu Viel nicht immer noch beſſer als jenes ſchmähliche zu Wenig, dem Jahr aus, Jahr ein, in allen Ländern des hochgebildeten Europa, Millionen geopfert werden, mit geringerer Sorgfalt, als wär' es der Wurf unſrer Herden oder die Frucht unſrer Aecker?

Und dann zum Zweiten zieht Ihr ein weiſes, höchſt weiſes Geſicht, ſo recht ein Magiſtergeſicht, und ſpielt einen neuen Trumpf aus, einen Matador, ſo ſcheint es, vor dem alles Andere die Waffen ſtrecken muß. Nämlich, ſagt Ihr, dieſe Leute wiſſen ja gar nicht, was ſie entbehren; ſie ſind es nicht beſſer gewöhnt, ſie haben keine Ahnung davon, daß es beſſer ſein könne; nicht bloß ihre

Hände, auch ihre Herzen haben Schwielen; die weiſe Natur (oder, wenn Ihr „Hiſtoriker“ ſeid, ſo verdreht Ihr die Augen und ſagt: die göttliche Vorſehung), wie ſie dem Kameel ſeinen Höcker, dem Nashorn ſeine dicke Haut gegeben, ſo hat ſie auch die „armen Leute“ mit einem angeborenen natürlichen Höcker, beſtimmt, alle Laſt des Elends willig zu tragen, ſie hat ſie mit einer gewiſſen Hornhaut des Herzens ausgeſtattet, welche alle Stöße und Püffe des Schickſals, gleich Bremſen, von ſich abſchüttelt, ja die gegen das weiche Streicheln des Glücks, gegen die ſanften Liebkoſungen zarterer, mütterlicher Pflege, wo man ſie ihr überhaupt erweiſen wollte, ſogar ohne Empfindung ſein würde.

Sehr wohl: aber wenn ich die Beine breche und Ihr kommt in aller Geſchwindigkeit gelaufen und erzählt mir, da ſei neulich auch Einer vom Dache gefallen, der habe gar Arme und Beine gebrochen, welch ein Troſt wäre das?! aber wenn die weiſe Vorſehung ſich nun einmal vergriffen und hätte die wohlthätige Hornhaut vergeſſen, wie man ja auch in der Naturgeſchichte lieſt von Haſen mit drei Beinen oder Menſchen mit Einem Arme, wie dann?!

Und dies Letztere in Wahrheit war Hilſchers Fall. Die Natur, die ihre Gaben blind austheilt, die die trefflichen Schematismen, die ſcharfſinnigen Syſteme unſrer

Polizeiphiloſophen leider nicht kennt — oder wenn ſie ſie kennt, ſo iſt ſie eigenſinnig genug ſie nicht zu befolgen — genug, die Natur hatte in dieſen kleinen ſchmutzigen Soldatenjungen, in ſeiner engen, ärmlichen Umgebung, eine große reine Seele, einen tiefen, reichen Quell lebendigſter Empfindung, eine lebhafte Wißbegierde, einen glücklichen Trieb der Anſchauung und Darſtellung gelegt.

Mit Einem Wort: Hilſcher war Poet; die Natur, gleichſam um zu erſetzen, was ſie an ſeinem äußeren Schickſal verſehen, hatte mit freigebiger Hand alle jene Schätze der Phantaſie, der Empfindung, der Sprache über ihn ausgeſchüttet, mit denen ſie ihre Lieblinge zu beſchenken pflegt.

Ein werdender Dichter und ein werdender Soldat — nicht wahr, dieſer Gegenſatz iſt pikant? In ſich das leiſe Wogen, das mählige Anklingen künftiger Rhythmen — um ſich den Parademarſch, die Commandoworte, das Fluchen und Lärmen der Soldatenwirthſchaft; in ſich den poetiſchen Drang in die Ferne, die ungewiſſe und doch ſo unwiderſtehliche Sehnſucht ins Weite, nach fremden Menſchen, fremden Gegenden, einer neuen, fremden, märchenhaften Welt — um ſich die einförmig ſchmutzige Enge der Kaſerne, die niedrige Wachtſtube voll Dampf und Lärm und Zoten; in ſich eine kühne, verwegene

Welt der Hoffnungen und Träume, ein glänzend goldenes Bild der Zukunft, voller Entwürfe und Wünſche und Pläne — und vor ſich die Gewißheit, mit ſeinem achtzehnten Jahre einzutreten als Gemeiner in Regiment ſo und ſo, zweites Bataillon, erſte Compagnie, Section . . . das war Alles voraus beſtimmt und vorgeſchrieben bis aufs Pünktchen über dem J; mit jedem neuen Ankömmling, der die Kaſerne betrat, jedem neuen Rekruten, der unter der Fuchtel des Korporals zuſammenſchreckte, ſah er ſein künftiges Schickſal leibhaftig vor ſich — : das biſt Du! und ſo wirſt Du, ohne Ausflucht, ohne Appellation — es wäre denn, Du ſtirbſt! — —

Aber der Sinn der Jugend iſt leicht und glücklich; ſie hält ſich, in ſeliger Genügſamkeit, an das Unmitetlbarſte, Nächſte, ja gleich einer ſorgſamen Biene, iſt ihr kein Blümchen zu klein, keine Knospe zu gering, ſie weiß noch immer ihr Tröpfchen Süßigkeit daraus abzugewinnen.

Hilſcher hatte ſich frühzeitig durch eine ungewöhnliche Lernbegierde und Lernfähigkeit bemerkbar gemacht. Er ſcheint zu ſeiner Zeit eine Art Wunderkind geweſen zu ſein, der gelehrte Stolz der Kaſerne, der kleine Polyhiſtor der Soldatenſchule; ſeine Umgebung betrachtete ihn wie ein Meerwunder, ein Abenteuer: ein Soldatenjunge, ein künftiger Rekrut, der mehr lernte, als er mußte! mehr wußte, als der Schulmeiſter ſelbſt! und fand ein unglückſelig eiteles Behagen daran, die natürliche Aufregung des Knaben durch Fragen und Hätſcheln und Kokettiren mit ihm nur noch immer mehr zu erhöhen und die ſcharfgeſpannten Saiten dieſes zarten, empfindſamen Gemüthes nur noch immer ſchärfer anzuziehen.

Den Polyhiſtor der Soldatenſchule nannt' ich ihn. Eine andere nämlich hat Hilſcher niemals beſucht. Was half Talent, was waren Gaben, was Fähigkeiten, die man an dieſem Kinde ſo ſichtlich bemerkte? Man konnte damit, in gnädiger Herablaſſung, wohl ſpielen, man konnte ihn wohl geiſtig exerciren und Kunſtſtücke machen laſſen: ſtell' dich todt! ſteh' auf einem Bein! Gewehr auf Schulter! wie einen abgerichteten Kanarienvogel. Allein deshalb nun die militairiſche Ordnung umſtoßen, eine Ausnahme machen von der hergebrachten Kaiſerlich Königlich öſterreichiſchen Soldatenerziehung — bei Leibe nicht! Allzuviel Wiſſen iſt, nach dem Sprichwort, überhaupt nicht gut, es macht Kopfſchmerzen — wir wagen nicht zu beſtimmen, ob dem Wiſſenden ſelbſt, oder ob vielleicht im Gegentheil dem Nichtwiſſenden, der das Wiſſen des Andern zu fürchten anfängt. Am Allerwenigſten aber taugt es für den „gemeinen Mann.“ Was ſoll der Kuh Muskate? Was ſoll dem „gemeinen Mann“ Kenntniß und Bildung, Unterricht und Erziehung? Sie könnten ihn ja nur unglücklich machen, indem ſie den Conflict zwiſchen der erworbenen inneren Bildung und den gegebenen äußeren Zuſtänden nur um ſo greller, nur ihm ſelbſt um ſo fühlbarer machen würden. Alſo hinweg mit der falſchen Philanthropie, die die Menſchen nur Bedürfniſſe kennen lehrt und zu Hoffnungen erweckt, die doch niemals befriedigt werden können! Hinweg mit der verderblichen Aufklärung, die, ſtatt Wohlſtand und Ruhe, nur Unzufriedenheit und Gährung erzeugt! Ganz ohne Erziehung freilich ſoll der gemeine Mann auch nicht bleiben, ganz ohne Unterricht dürfen wir das Volk nicht laſſen: wozu auch hätten wir unſre vortrefflichen Schulen mit ihren dreimal geprüften Lehrern, ihren polizeilich plombirten Pädagogen, ihren vorgeſchriebenen Lehrcurſen, Schulbüchern und Leitfäden?! Nur ſoll Niemand mehr lernen als ihm gut iſt, nur ſoll Jeder von der Milch der Wiſſenſchaft nur gerade ſo viel zu ſich nehmen, wie er zu ſeinen nächſten Zwecken braucht: und dieſe ſeine Zwecke ſind unſre Zwecke. Der Soldat zumal, beſtimmt zu blindem Gehorſam, eine Maſchine unter Maſchinen — der Soldat, der an jedem Knopf, an jeder Litze ſeines Rockes (und iſt er ein guter Soldat, ſogar in jeder Falte ſeines Herzens) die ächt militairiſche Looſung des weiland Zopf-

und Perückenregimentes trägt, das alte, klaſſiſche: Räſonnir' Er nicht! — was, ich frage, ſollte zumal der Soldat mit einem Vorrath von Kenntniſſen anfangen, der den allernöthigſten Bedarf, das Rechts und Links der Schwenkungen, und allenfalls ſo viel Leſen und Schreiben, um einen militairiſchen Rapport abfaſſen zu können, überſtiege?! Es iſt leicht geſagt und hört ſich recht niedlich an, jeder Soldat, wie er ins Regiment tritt, müſſe auf nichts Kleineres denken, als General zu werden. Für die Wirklichkeit indeſſen wäre mit ſolchen Rekruten ſchlecht gedient. Im Gegentheil, ein rechter Soldat muß gar nichts werden wollen, als was er iſt, und nichts ſein, als was ſein Herr Vorgeſetzter haben will; ſo nur iſt Hoffnung für ihn, ſich zu einem würdigen Vaterlandsvertheidiger heranzubilden. Darum alſo haſt du Kenntniſſe, ſo packe ſie ein, lege ſie beiſeit, verwahre ſie, wie jene bürgerlichen Kleidungsſtücke, welche man dir beim Eintritt in die Kaſerne abnimmt, um ſie dir nach Verlauf deiner Dienſtzeit, nach vierzehn Jahren, zurückzuſtellen, nämlich wenn ſie bis dahin die Motten und die — Herren Feldwebel nicht aufgezehrt haben; haſt du Talente, ſtutze ſie zurecht, ſchneide ſie ab, wirf ſie fort, wie man dein langwallendes Haar abgeſchnitten und weggeworfen hat, wegen der militairiſchen Propreté — und mit Einem Worte, willſt du ganz ſicher gehn und Deine Beſtimmung gewiß nicht verfehlen — wohlan: get thee to a nunnery! geh in eine Soldatenſchule, eine Soldatenſchule in Oeſterreich! —

Es war gewiß nicht die Schuld dieſes Unterrichtes, wenn Hilſcher's Talente, ſtatt ſich abzuſtumpfen und zu erlahmen, ſich vielmehr immer glänzender entwickelten, wenn ſeine Lernbegier, ſtatt zu ermüden, vielmehr immer unerſättlicher, immer glühender wurde. War überhaupt eine Schuld dabei im Spiele, natürlicher Weiſe, ſo war es ſeine eigene; wer zum Henker heißt ihn auch Talent haben und Dichter ſein, wenn er nichts weiter iſt als ein Soldatenkind?!

Inzwiſchen jedoch war aus dem Kinde ein Jüngling, aus dem Schüler ein Rekrut geworden; er hatte das pflichtige Alter erreicht, eines ſchönen Morgens, da er aufwachte, ſtand der Korporal vor ihm, man gab ihm eine Muskete in die Hand, die Trommeln wirbelten — und der „Krieger“ war fertig.

Von hier an beginnt die Tragik dieſes freudloſeſten Daſeins ſich immer raſcher, immer gewaltſamer zu entwickeln. Mit dem Kinde hatte man geſpielt, man hatte ſeine Wunderlichkeiten geduldet, vielleicht ſogar, der Seltenheit wegen, gehätſchelt. Jetzt hingegen da er zum Manne heranreifte, da ſein poetiſches Talent, ſeine geiſtige Befähigung ſich täglich reicher, täglich ungeſtümer entwickelte, da der unerträgliche, ſchneidende Contraſt zwiſchen der Welt in ſeiner Bruſt und der Wachtſtubenluft um ihn täglich greller, mit immer fürchterlicherer Wahrheit in ſein Bewußtſein trat, da er, wie ein Ertrinkender, haſchte nach einem Arm, der ihn rette, einer Hand, die ihn herauszöge aus dieſem Meere der Gemeinheit auf ein Inſelchen, noch ſo klein, wo er Menſchen fände, nicht bloß Soldaten —: da hatte aus den Bewunderern des frühreifen Kindes für den Mann kein Freund, kein Gönner erwachſen wollen, dieſe Seele war den Cantonirungsliſten der öſterreichiſchen Armee verfallen: was kümmerte es den regiſtrirenden Hauptmann, daß es eben eine Poetenſeele war?

Hilſcher's Talent war nicht unbekannt geblieben; man kannte und nannte ihn als Poeten, und er hatte in dieſer Eigenſchaft Manches zu dulden — ſowohl den Spott ſeiner Cameraden, als die gnädige Herablaſſung ſeiner Obern, die das wunderliche Murmelthier, das gar ſolche Dinger, wie Verſe, machen konnte, neugierig betrachteten.

Zwar fehlte es ihm auch nicht an aufrichtigeren Freunden, ſelbſt nicht unter ſeinen militairiſchen Befehlshabern. Er rühmt ſelbſt den Grafen Neipperg als Byronverehrer, der ſich nicht geſcheut habe, Arm in Arm mit ihm über die Straße zu gehen, und noch Andere werden dankbar und freundlich erwähnt.

Allein vermuthlich, ja ſehr natürlich hatte der Hofkriegsrath zu Wien den Fall nicht vorbedacht, daß unter den Gemeinen der öſterreichiſchen Armee ein Poet ſein könne: und ſo waren auch diejenigen ſeiner Oberern, die vielleicht gern das Schickſal des jungen Mannes geändert hätten, zu keinem Schritte dieſer Art ermächtigt. Das leuchtet ein. — —

Sogar jede auffällige Privatunterſtützung und Erleichterung wäre vermuthlich gegen den militairiſchen Reſpect geweſen, ſeitdem der Hofkriegsrath ſelbſt Gelegenheit genommen, durch eigene Entſchließung kundzugeben, wie weit er das poetiſche Talent des Gemeinen Hilſcher anerkannt und befördert wiſſen wolle. Nämlich als ſeine Cameraden bei einer gewiſſen Veranlaſſung ein Trauerſpiel von ihm zum Beſten des Invalidenfonds aufgeführt hatten, ſo ließ der Hofkriegsrath ſich nicht nur herab von dieſem Ereigniß Notiz zu nehmen, er ließ nicht nur die Frage, ob und wie dergleichen Allotria ſich mit dem „Dienſt“ und der guten „Führung“ der Leute vertrügen, in Gnaden unerörtert — nein! er belohnte ſogar den Poeten, er zeichnete den Dichter aus, indem er ihn, in Anbetracht ſeiner poetiſchen Talente, zum — Korporal avancirte!! Nun? Was meint Ihr? Iſt es nicht herrlich,

„Dichter und Krieger" zu ſein im neunzehnten Jahrhundert und die „Palme der Kunſt", den „Lorbeer des Schlachtfelds" zu vereinigen in Einem — Korporalspatent?!

Dazu kam nun von Hilſchers Seite, was unter dem Druck ſolcher Umſtände allerdings in jeder edelgearteten, männlichen Natur ſich nothwendig entwickeln mußte: — ein finſterer Groll, eine vorſätzliche Abgeſchiedenheit, ein herber Trotz, der mitunter ſelbſt das freundliche Entgegenkommen theilnehmender und einflußreicher Männer mag zurückgeſtoßen haben. Eine Leidenſchaft für ein Mädchen, welches an Rang, Vermögen und geſelliger Bildung bei Weitem über dem Bewohner der Kaſerne ſtand, vollendete ſein Unglück, indem ſie das Ende nahm, welches ſie, nach den Umſtänden, allerdings nehmen mußte: das Mädchen lehnte die übel geleitete Neigung ab, vielleicht unglimpflicher, als Mitleid und Schonung ihr geboten hätten, — und das ſchwer verwundete Herz ſchloß ſich noch feſter und noch ingrimmiger.

Der Soldatenſtand ward ihm unerträglich. Die Hoffnungen auf das Officierspatent, die er einige Zeit gehegt, waren verſchwunden, der Kreis der Geſelligkeit und der Familie, für deren Glück er ein ſchmerzlich lebendiges Gefühl hatte, blieben ihm verſchloſſen. Nur eine Ausſicht gab es für den Unglücklichen — daß ſein

Talent einen Mäcen finden, daß Apoll mit der Leier das feindliche Joch des Ares zerbrechen, daß ein großes gelungenes Gedicht ſeinen Namen berühmt, ſein Ruhm ihn frei machen würde von dieſer betreßten Sclaverei?

Wohl möglich, ſogar man braucht die menſchliche Natur nur ein Weniges zu kennen, um zu ſagen: ſehr gewiß, daß es eine Zeit gegeben, wo er auch über dergleichen Träumen gebrütet, wo zu der Qual des Augenblicks die andere, die größere kam, die Qual des Zweifels an ſich ſelbſt und ſein eigenes Talent! wo er ungeduldig gleichſam an die Thore ſeines eigenen Geiſtes pochte, wo er mit ſich ſelbſt rang, mit ſich ſelbſt zürnte, ſich ſelbſt belauſchte und, in ſelbſtquäleriſcher Durchgrübelung, über ſich ſelbſt, ſeine Fähigkeiten, ſeine Hoffnungen zu Gerichte ſaß!

Allein dieſe Zeit war jetzt wohl längſt vorüber; er wußte ja, er hatte die Proben, was „Dichter und Krieger" in Oeſterreich, in der Jacke des Musketiers, zu erwarten hatten! Nur noch der Ablauf ſeiner Dienſtzeit war es, worauf er ſein Auge, ſein Herz ſehnſüchtig gerichtet hielt. Vierzehn Jahre ſind eine lange Zeit, aber ſie dauern doch nicht ewig; vierzehn Jahre, Jahre der ſchönſten Kraft, Jünglings- und Mannesjahre, ſo recht mitten aus dem beſten Stück des Lebens, den Korporalſtock theils dulden, theils führen; vierzehn Jahre verbannt ſein in die ſchwüle, dumpfe Atmoſphäre des Wachtſtubenlebens, ohne Weib, ohne Kind, ohne Geſchwiſter, ohne Freund, zu Genoſſen, die von der Fluth und Ebbe dieſes Herzens keine Ahnung, keine Vorſtellung hatten — vierzehn Jahre „unter Larven die einzige fühlende Bruſt" — wahrlich! es iſt ein ſchweres Schickſal: allein nur um ſo fröhlicher, um ſo hoffnungsvoller läßt ſich dem Ende dieſer langen Prüfungszeit entgegenſehen.

Und doch ſollte Hilſcher auch dieſe Hoffnung nicht rein genießen; auch auf dieſe Knoſpen der Zukunft, dieſe noch nicht erſchloſſenen, legte ſich die Schlange der Furcht, der Sorge, des Grams und tödtete mit ihrem zehrenden Gift die kaum entwickelten, jugendlichen Keime. Allerdings, es hatte ſeine Richtigkeit: wenige Monate noch und ſeine Dienſtzeit war abgelaufen, er war frei —

Frei?! Ei wohl: frei, wie Robinſon auf ſeiner Inſel — nur daß das Leben keine ſolche einſame Inſel iſt! nur daß ſtatt jener gutwillig dienſtbaren Lama's, welche Robinſon umſpielten, vielmehr, gleich gefräßigen Beſtien, ein Heer von Bedürfniſſen, von Forderungen und Nothwendigkeiten den Vereinzelten anfällt! nur daß die Beſitzenden, die Erwerbenden in geſchloſſenen Reihen zuſammenhalten und daß der Arme, der Beſitzloſe ſich die Zähne ſtumpf beißen muß, ohne daß er doch überhaupt etwas zu beißen kriegt!

Nahrungsſorge — da lag es! das war die Wolke, deren drohende Nähe Schatten warf auf Hilſchers Zukunft! Er wurde frei: allein wie nun weiter? was beginnen? woran ſich anklammern, um nicht zu verſinken in dieſer treibenden Fluth des Lebens und ſeiner gemeinen — und doch immerhin ſeiner Bedürfniſſe?! — Eine öſterreichiſche Dienſtzeit von ehemals, auch wenn ſie abgelaufen, iſt darum noch nicht verwunden; Niemand trägt ungeſtraft vierzehn Jahre lang die Muskete, athmet vierzehn Jahre lang die ungeſunde Luft der Kaſerne, ſieht ſich vierzehn Jahre lang losgelöſt von allen Beziehungen, welche das menſchliche Leben werth und theuer machen, den Beziehungen der Familie, der Geſelligkeit, des gewerblichen Verkehrs. — Man hat unſer modernes Soldatenthum, mit ſeiner Abſtraction von allen natürlichen Bedingungen des Lebens, dem Mönchsthum des Mittelalters verglichen. Wohlan: ſo denkt Euch einen Mönch, nach einem halben Menſchenalter erzwungener Einſamkeit, einförmiger Uebungen, widernatürlicher Entbehrungen, entlaſſen aus der Obhut ſeiner Zelle, zurückverſetzt in das wogende Geräuſch des Lebens, in das Stoßen und Drängen, das Lärmen und Treiben der weltlichen Intereſſen — was wird, was kann er beginnen in dieſer ihm ſo fremden, ſo antheilloſen Welt? Wird er ſich nicht am Ende zurückſehnen, wird er nicht die Stunde verwünſchen müſſen, die ihn der demüthigen, aber geſättigten Knechtſchaft entnahm, um ihn einer ſtolzen, aber hungrigen Freiheit zu überliefern?! — Das iſt ja eben das Entſetzliche dieſer Lagen, daß nicht bloß die Gegenwart, daß auch die Zukunft darüber verloren geht, daß nicht bloß der Leib, daß allmälig auch der Geiſt ermüdet wird von dieſen Wundmalen der Knechtſchaft und, mit der Freiheit, auch die Möglichkeit, auch den Muth, frei zu ſein, verliert. —

Wie es ſcheint, ſo hatte Hilſcher ſich längere Zeit mit dem allerdings ſehr natürlichen und nahe liegenden Gedanken getragen, jener Bildung, die er ſich ſo mühſam, unter ſo viel Entbehrungen und Kämpfen erworben, jenen geiſtigen Schätzen, die er ſich ſo theuer, unter ſo viel Qualen erkauft, dereinſt, zu billiger Vergeltung, auch ſeinen leiblichen Unterhalt, ſeine materiellen Bedürfniſſe abzugewinnen; er wollte aus dem Dienſt der Waffen in den Dienſt der Muſen treten und ſich, wie man es nennt, als Literat eine unabhängige und ſelbſtändige Exiſtenz begründen.

Allein dazu gehört vor Allem ein Publikum, das uns lieſt, ein Name, der uns trägt — und Hilſchers Verſuche, ſich das eine wie das andere zu erwerben, waren ſehr unglücklich ausgefallen. Er hatte Ueberſetzungen aus Byron zu Laibach auf eigene Koſten drucken laſſen, er nahm Theil an einer mailändiſchen Zeitſchrift. Doch weder jenes Heft noch dieſe Zeitungen wurden in Deutſchland geleſen.

Ueberhaupt, ſo ſchimpflich leicht journaliſtiſche Coterieen, kritiſche Kameradſchaften, bezahlte Federn es heutzutage ſogar der entſchiedenen Talentloſigkeit machen, Zugang zu finden, wenn auch nicht zum Herzen, ſo doch zur Neugier, zur ſtumpfſinnigen Bewunderung des Publikums: ſo ſchwer, bei dem gegenwärtigen unfreien, und darum auch unſittlichen, verdorbenen Zuſtand unſerer Literatur, hält es oftmals auch für das ſchönſte, das hoffnungsreichſte Talent, nur überhaupt bekannt zu werden, Falls ihm nämlich der Beiſtand jener literariſchen Zöllner entſteht, welche ſich berufen glauben, Niemand auf den Markt der Literatur zuzulaſſen, es ſei denn, daß er ſeine Waare zuvor bei ihnen verſteuert. Wiſſe nichts, könne nichts: aber ſei ein Mann von Welt, ein liebenswürdiger Geſellſchafter, ein angenehmer Wirth — noch beſſer, eine angenehme Wirthin: und gleich hungrigen Fliegen, ſobald Du winkſt, werden die ſogenannten Schriftſteller angeflattert kommen und Dich huldigend umſchwärmen, ja es wird kein Wort von Dir ſo läppiſch, kein Abſchnitzel Deiner Papiere ſo unbedeutend ſein, ſie poſaunen ihn aus für ein glänzendes Witzwort, ein unſterbliches Meiſterwerk! — Dagegen ſei ein Mann, wie Hilſcher, ſei talentvoll, gebildet, kenntnißreich: aber ſei auch ſtolz, ſei finſter, ſei eckig in Deinem Weſen, unbekannt mit jenen charmanten kleinen Künſten der literariſchen Toilette, verachte es, den Götzen des Tages zu opfern, lebe außerhalb ihrer Kreiſe, ja trage die Jacke des Musketiers oder die einfache Blouſe des Handwerkers, dufte mehr nach dem Staub der Arbeit als nach dem neueſten Parfüm, trage, ſtatt Glacehandſchuhe und goldner Ringe, Schwielen an der Hand, ehrenvolle, arbeitſame Schwielen — und zehn gegen Eins gewettet: von hundert modernen Literaten neunundneunzig werden Dich über die Achſel anſehen, wie einen Wilden, einen Bären, ein Ungeheuer, und werden aus demſelben Munde, der ſo eben noch überfloß von Freiheit und Aufopferung und glorioſen communiſtiſchen Redensarten, Dir ein höhniſches: „Was will Saul unter den Propheten?!" entgegenſchnarren! — —

Welche Ausſicht öffnete ſich alſo auch hier für unſern Freund? Sollte er den Frohndienſt der Armee vertauſchen mit dem anderen, dem elenderen, dem Frohndienſt der Lohnſchreiberei? Sollte er, nachdem er ſo lange, für drei Kreuzer den Tag, ſein warmes Blut, ſein friſches Herz dem Kaiſer von Oeſterreich vermiethet hatte, nun aufs Neue zu Miethe gehen bei literariſchen Wucherern, bei Redacteurs und Verlegern, und in fremdem Dienſte, wie bisher den Korporalſtock, ſo jetzt die kritiſche Fuchtel, die Feder des Ueberſetzers, des penny a-liners ſchwingen?!

Die Entſcheidung wurde ihm erſpart; ſein Lebensfaden, in dem Moment, da er ſich immer tiefer, immer unlösbarer zu verwirren drohte, riß ab; derſelbe Herbſt ſiebenunddreißig, der ihn frei gemacht haben würde von der Laſt des Soldatenſtandes, befreite ihn auch von der größeren, der Laſt eines vereinſamten, freud- und liebeleeren Daſeins.

Der Tod iſt ein großer und mächtiger Verſöhner; als ob in dieſer ſchwarzen Erde, die wir über die Gebeine des Todten ſchütten, eine beſonders heilſame, eine beſonders befruchtende Kraft verborgen läge, ſo bietet die Literaturgeſchichte uns mehr als ein Beiſpiel, daß die Blüthe der Anerkennung, die Knoſpe des Ruhms, die dem Lebenden beharrlich verweigert ward, zum Wenigſten dem Grabe des Geſtorbenen entſproßt.

Auch Hilſcher iſt dies traurig ſchöne, dies unglücklich glückliche Loos zu Theil geworden. Auch er mußte erſt dem Tode verfallen, den wir dem Einſamen, Siechen, Hoffnungsloſen wohl gönnen mögen, ehe er wahrhaft zu leben begann; er mußte erſt aufhören, lebendig unter uns zu weilen, ehe die Kunde, daß er gelebt, überhaupt nur zu uns drang, und ein flüchtiger, aber wohllautender und gern vernommener Nachklang ſeines geiſtigen Daſeins über die Alpen in ſein deutſches Vaterland herübertönte. — Der, ſo lange er lebte, ſo lange dieſe Fluth der Leiden, Fluth der Schmerzen aus lebendig bewegtem Buſen drang, keine Leſer, keine Hörer fand, deſſen Manuſcripte im Rauch der Wachtſtube vergelbten, den die Kritiker nicht kannten, den die Redacteurs über die Achſel anſahen —: kaum ein Jahr nach ſeinem Tode vergeht und ſchon liegt, in gefälliger Ausſtattung, von ſorgſam kundiger Hand geſichtet und geordnet, ſein literariſcher Nachlaß gedruckt vor uns *): ein ſchönes, tröſtendes Zeugniß, daß jedes Streben, wenn es in ſich nur ächt und wahr iſt, endlich doch ſeine Krone findet, noch iſt jemals ein Feld ſo öde, ein Baum ſo krank, es kommt endlich auch für ſie ein Augenblick der Blüthe!

Beſonders intereſſant, ja merkwürdig durch ihre Wahrheit in dieſer Zeit der Schönthuerei und der gefliſſentlichen Verſtellung, ſind in dieſer Sammlung die

---

*) Weiland Joſeph Em. Hilſcher's Dichtungen. Originale und Ueberſetzungen. Herausgegeben mit einem biographiſchen Vorwort von Ludwig Auguſt Frankl. Mit dem Portrait des Dichters. Peſth, 1840. Verlag von Guſtav Heckenaſt.

eingeſtreuten Stellen aus Hilſcher's Briefen und Tagebüchern; dieſelben laſſen uns einen genauen und bei allem Schmerzlichen doch erfreulichen Blick in das Innere dieſes grundtüchtigen Gemüthes thun.

Denn wenn es ſchmerzlich iſt, dieſe Verkümmerung, dieſen Untergang eines reichbegabten Talentes zu ſehen, ſo iſt es dennoch unendlich erhebender, daß ſelbſt mitten in dieſem Drangſal der Geiſt dennoch ſein göttliches Recht bewahrt und dem einſamen, verlaſſenen, hilfloſen Manne ſeinen Beiſtand nicht verſagt hat. Bildung und Wiſſenſchaft ſind heutzutage ſo allgemein zugänglich, ſie ſchwimmen, wie das Element unſers Lebens, in der Luft, und Jeder, der nach ihrer Labung dürſtet, kann ſie finden: auch nach Oeſterreich und in die öſterreichiſchen Kaſernen wiſſen ſie ſich Bahn zu machen.

So war für Hilſcher namentlich in der Kenntniß und dem Studium ſowohl unſerer deutſchen, als beſonders der engliſchen, ſodann der franzöſiſchen, italieniſchen und, kurz vor ſeinem Tode, noch der ſpaniſchen Literatur ein unverſiegbarer Quell der Lehre und Bildung eröffnet, in welchem er nicht weniger den eklen Dunſt ſeiner Umgebung, als die Schlacken ſeiner eigenen Perſönlichkeit abzuwaſchen und zu verſenken lernte. Dieſes geiſtige Leben gewährte ihm Unterricht und Troſt zugleich: in Ueberſetzungen der fremden Dichter bildete und übte er ſein formales Talent, an ihrem Inhalt reinigte und erbaute er ſeine Seele. Vornämlich Byron, aus einem leichterklärlichen Zuge innerer Verwandtſchaft, nahm ſeine Seele gefangen; ihm, wie keinem andern, auch keinem deutſchen Dichter, wandte er ſeine vollſte Liebe, ja eine Art frommer Verehrung zu, die ſich beſonders auch in zahlreichen Ueberſetzungsverſuchen kund gab: Verſuchen die wir dreiſt dem Beſten zur Seite ſtellen dürfen, was wir in dieſem Fache beſitzen und in denen er auf oft überraſchende Weiſe den innerſten Kern des Dichters erfaßt und mit wunderſamer Treue, der Treue einer gleichgearteten, ſympathetiſchen Natur, wiedergegeben hat.

Und wie hier in das Innere eines fremden Dichters, ſo auch in ſein eigenes Innere zu dringen und Klarheit zu gewinnen über ſich ſelbſt, fehlte ihm weder Muth noch Kraft. Im Gegentheil ſpricht in einzelnen Stellen ſeiner Briefe eine ſo richtige Erkenntniß ſeiner eigenen Zuſtände ſich mit einer ſolchen präciſen und rührenden Wahrheit aus, daß wir nicht umhin können, einige dieſer Worte, zur Ergänzung dieſes Bildes, hier mitzutheilen, indem ſie am Beſten die gebeugte, dennoch ſtarke Seele unſers Dichters zu erkennen geben werden:

„Meine Arbeiten tragen die Farbe des Mißmuths und darum arbeite ich wenig, das Ueberſetzen als Surrogat treibend.“

„Es iſt doch vielleicht Schade, daß ich als Menſch ein Griesgram und als Sänger ein Rabe geworden bin, — und übel iſt's, wenn meine Worte wahr bleiben ſollten:

Der Wohllaut iſt für immer mir entflohn,
Der Mißklang bleibt in den verſtimmten Saiten.“

„Ich kann keine heiteren Gedichte mehr machen.“

„Es werden ſchon Momente kommen, wo das Lichte aus mir herausbrechen und die finſtern Schatten verſchwinden werden.“

„Eines iſt mein Stolz, wenn auch nicht Troſt genung, daß ich mich aus dem Gemeinen aufgerichtet, und den Trotz gegen die Verkehrtheiten der Welt in mir befeſtigt habe; daß ich nicht ein Zwitter, wie Viele, geworden bin, und meine Philoſophie in mein Leben eingewebt und meine Geſinnung entweder ganz verſchwiegen oder offen zur Schau getragen habe.“ — — —

Die eigenen Gedichte Hilſcher's, welche in dem erwähnten Bande mitgetheilt werden, ſind gering an Zahl, nicht an Werth. Jenes haben wir ohne Zweifel der frühen Verſchleuderung und Zerſtörung ſeiner Manuſcripte mit Bedauern, gewiß aber auch der ſichtenden Hand des Herausgebers mit Dank —, dieſes dagegen der herben und ſtrengen Schule zuzuſchreiben, welche der

Dichter durchzumachen hatte, und in welcher von der läuternden Flamme des Unglücks alle öſterreichiſche Geſchwätzigkeit und Phraſeologie, wenn nicht immer, ſo doch zum größten Theil herausgebrannt worden iſt. Sie ſind alle ſubjectiv im eigenſten Sinne des Worts, perſönliche Ergüſſe des bedrängten Herzens, ſchmerzbewegt, ruhelos, düſter, wie dieſes; dabei faſt durchgängig von gewählter, oft von vortrefflicher Form. Als das gelungenſte dieſer Gedichte ſteht das erſte mit Recht an der Spitze der ganzen Sammlung: „Endymion," deſſen nächtliche Begegnung mit der Diana hier zu einem zarten und gemüthlichen Symbol des einſamen, ungekannten, in der lauten Welt des Tages nicht einheimiſchen Poeten umgedeutet wird.

Ihn ekelte vor dem Verkehr der Menge,
Die jede leiſe Stimme überſchreit,
Verſchloſſen ſchlich er fort aus dem Gedränge,
Denn wer ſich einſam fühlt, ſucht Einſamkeit.
Verachtung traf ihn, und belächelnd nannten
Ihn Träumer, die ſein Weſen nicht erkannten.

Und immer trieb es ihn auf Latmos Höhe,
Und wenn der Mond ergoß ſein Silberlicht,
Da fühlte er der Gottheit holde Nähe,
Da trat Verklärung in ſein Angeſicht;
Die finſtern Geiſter zogen aus dem Herzen,
Und wie ermüdet, ſchliefen alle Schmerzen.

Und wie nach langer, langer Nacht der Blinde
Den Lenz verſchlingt mit erſtgebornem Blick,
So fiel ihm vom umflorten Aug' die Binde,
Die Welt mit ihren Wolken trat zurück;
Und vor ihm lag das Land der Ideale,
In der Begeiſtrung mildem Frühlingsſtrahle.

Mit friſcher Kraft durchbrach die Jugendquelle
In ſeiner Bruſt das aufgedrungne Eis,
Der Geiſt verließ der Schwermuth dunkle Zelle,
Und drängte licht ſich in den lichten Kreis;
Und was er hier gelebt im Reich des Schönen,
Das muß mit jedem Erdenleid verſöhnen.

O ſteigt auf euer Latmos, ihr Verkannten!
Die rauh und kalt das Leben von ſich ſtößt,
Die ſchönre Heimath blühet dem Verbannten,
Der aus gemeinen Banden ſich erlöſt;
Ihr aber, unterjocht in Sinn und Handeln —
Ach weckt uns nicht, und laßt im Mond uns wandeln.

Unter den Ueberſetzungen, die bei Weitem den größten Theil dieſes Buches bilden, ſind, wie ſchon angedeutet, die aus Byron die bedeutendſten, vor Allem die des Manfred, — des gedankenvollſten und darum für den Ueberſetzer vielleicht ſchwierigſten Stückes dieſes Dichters. Daſſelbe iſt von Hilſcher mit einer durchgängigen Meiſterſchaft überſetzt, von welcher hier einige Verſe aus dem Fauſtiſchen Anfang des Stückes eine Probe geben mögen:

Manfred.

Die Lampe muß gefüllt ſein; doch auch dann
Brennt ſie ſo lang nicht, als ich wachen muß.
Mein Schlummer — wenn ich ſchlummre — iſt nicht Schlaf,
Iſt nur Verfolg des bleibenden Gedankens,
Dem ich nicht widerſtehn kann; hier im Herzen
Iſt wache Nacht; das Auge ſchließt ſich nur,
Um drin zu ſehn — und dennoch lebe ich
Und trage Bild und Form der Athmenden,
Doch Kummer ſollte Lehrer ſein des Weiſen
Der Gram iſt Kenntniß; wer am meiſten kennt,
Beklagt am tiefſten die unſel'ge Wahrheit,
Daß der Erkenntnißbaum nicht Lebensbaum iſt.
Philoſophie und Wiſſenſchaft, die Kräfte
Des Wunders, und die Weisheit dieſer Welt
Hab' ich geprobt, und hier in meiner Seele
Iſt die Gewalt, die ſie mir dienſtbar macht —
Sie helfen nicht. Ich that den Menſchen Gutes,
Und Gutes auch erfuhr ich unter Menſchen —
Es half mir nicht. Gut oder bös, war Leben,
Kraft, Trieb und Alles ſonſt in andern Weſen
Für mich nur wie der Regen in den Sand,
Seit jener namenloſen Stunde; — furchtlos
Fühl' ich den Fluch, nicht Menſchenfurcht zu haben,
Noch Herzgeklopf durch Hoffnung oder Wunſch,
Noch Liebesdrang zu irgend was auf Erden. —
Doch nun an's Werk!

In der That, hier iſt Byron'ſcher Geiſt, hier die ſtraffe, ſchwere, in ihrer Schwere ſo bewegliche, ſo impoſante Byron'ſche Sprache: und ſcheint uns daher unter den vielen ſchönen und erfreulichen Ausſichten, welcher der Literatur durch Hilſchers allzufrühen Tod verloren gegangen ſind, auch dieſe Ausſicht auf einen von ihm überſetzten vollſtändigen Byron, zu welchem dieſe Sammlung zahlreiche Fragmente und Anfänge enthält, nicht die wenigſt zu beklagende.

Oder vielleicht will man auf Ausſichten überhaupt nichts geben? Vielleicht meint man, dieſe Proben von Hilſcher's poetiſchen Leiſtungen, wie anſprechend ſie im Einzelnen auch ſind, ſeien doch, ehrlich zu ſagen, nicht erheblich, nicht bedeutend, nicht neu genug, um eine ſo ausführliche Beſprechung ſeiner Leiſtungen, eine ſo feierliche Erneuerung ſeines Andenkens zu rechtfertigen?

Aber wir wollten ja auch kein Literatur-, wir wollten ein Lebensbild liefern, mehr als ſeine Leiſtungen intereſſirten uns ſeine Schickſale, es ſollte keine Kritik des Schriftſtellers, vielmehr eine Kritik ſollte es ſein, eine poſitive, thatſächliche, jener Zuſtände und Einrichtungen, jener Gewohnheiten und Geſetze, welche Schickſale, wie dieſes, möglich machen.

Das Elend der Geſellſchaft iſt ſo groß, der Kampf dagegen ſo heilig, ſo dringend, eine ſo allgemeine Aufgabe der Zeit, daß, wenn wir nicht irren, kaum ein Beitrag dazu zu klein, keine Hilfe zu unbedeutend iſt: dieſe Wunde klafft immer und überall, immer und überall reckt dieſe Hydra ihre hundert Häupter in die Höhe: da braucht es manchen Hieb, manchen Brand, ehe das Ungethüm erlegt iſt — nehmt denn einſtweilen auch dieſen Beitrag hin!

Shelley und die Poeſie des Atheismus.

In der Literatur der modernen Nationen giebt es, beſonders in neueſter Zeit, eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Berühmtheiten, welche dieſe Verbreitung, deren ihr Name genießt, dieſen Ruf, der ſie ſchmückt, dieſes Intereſſe, das ſie begleitet, Alles weit weniger demjenigen verdanken, was (ſollte man meinen) gerade in der Literatur zunächſt, wenn nicht ſogar ausſchließlich, in Erwägung kommt, das heißt alſo literariſchen Leiſtungen, ſchriftſtelleriſchen Werken: als vielmehr gewiſſen perſönlichen Schickſalen, gewiſſen praktiſchen Erlebniſſen, welche, wenn auch nicht mit der ſittlichen Richtung, nicht mit dem ethiſchen Kern, doch mit der künſtleriſchen Begabung, dem äſthetiſchen Werth ihrer Productionen in der Regel nur in ſehr geringem — oder wohl auch in gar keinem

Zuſammenhange ſtehen. — Beſonders zahlreich, wie geſagt, iſt dieſe Gattung von Berühmtheiten in dieſen unſern neueſten Zeiten, ja ſie nimmt, vor unſern Augen, von Tag zu Tage zu, je mehr nämlich die Literatur, in ihrem Beſtreben, die Wirklichkeit zu durchdringen und ſie wiederzugebären aus der Idee, in Conflict geräth mit den beſtehenden Gewalten des Staates, der Kirche, der Geſellſchaft ꝛc. und je ſeltſamer, je abenteuerlicher in Folge deſſen, in zahlreichen Fällen, die Lebensſchickſale der einzelnen Schriftſteller ſich geſtalten. Keine andere, namentlich keine wiſſenſchaftliche, keine künſtleriſche Macht prägt heutigen Tages ſo raſch auf ſo viele Namen den Stempel der Berühmtheit, als die höchſt proſaiſche, höchſt unkünſtleriſche Macht der — Polizei; in keiner andern Atmoſphäre gedeiht die Blume der Popularität beſſer, als in der Stickluft des Kerkers, in dem Froſt der Verbannung, unter den Stürmen und Unbilden perſönlicher Verfolgungen.

Die Kritik zwar pflegt ſich gegen dergleichen Berühmtheiten doppelt ſpröde zu verhalten; gleichſam als wäre ſie, in dieſem allgemeinen Wettkampf um den Preis der Anerkennung, den Kranz des Nachruhms, verpflichtet, die Gleichheit der Waffen aufrecht zu erhalten und Sonne und Wind ſtets gleichmäßig zu theilen, ſucht ſie durch doppelte Strenge des Urtheils, nicht ſelten ſogar durch offenkundiges, nur ſchlecht verhehltes Mißwollen, durch eine Art eiferſüchtigen Argwohns jene Gunſt des Zufalls, jenen Vortheil perſönlicher Erlebniſſe zu erſetzen oder vielmehr aufzuheben.

Und im Allgemeinen läßt ſich allerdings nicht leugnen, daß dieſes Mißwollen nur zu begründet, dieſer Argwohn nur zu gerecht iſt. Dieſe Münzen werden ſo raſch, mit ſo wilder Haſt, von ſo rohen, ſo unkundigen Händen geſchlagen, daß es faſt ein Wunder wäre, ſollten ſich nicht einige unächte darunter verlaufen haben; dieſer Weg zum Tempel des Ruhms mit Hilfe der Gensdarmen iſt, wenigſtens in künſtleriſchem Betrachte, ſo bequem, daß es ſehr natürlich iſt, wenn hie und da ein Bönhas, der eigenen Kraft mißtrauend, ſich auf dieſe Weiſe wohl gar abſichtlich in die Gunſt des Publikums, den Ruhm des Tages einſchmuggeln läßt. Möge alſo die Kritik immerhin Proteſt einlegen gegen die Berühmtheiten, die noch etwas Anderes ſind als die Söhne ihrer Thaten, das heißt in dieſem Zuſammenhange ihrer Bücher, ihrer literariſchen Talente! Es wird dies in den meiſten Fällen in der That nur eine billige Abrechnung ſein, mit der, als mit einer Wiederherſtellung des wahren und eigentlichen Sachverhältniſſes, ſowohl das Publikum wie die Autoren ſelbſt, ſo ſchwer es Anfangs Beiden auch fallen mag, doch auf die Dauer ſich gleichfalls einverſtanden erklären werden.

In den meiſten, ſagen wir: aber darum noch keineswegs in allen Fällen noch unter allen Umſtänden. — Sei es, daß für die Mehrzahl unſrer heutigen Dichter dieſe (wie wir ſie im Gegenſatz zur eigentlichen, rechtmäßigen, der literariſchen nennen wollen) perſönliche Berühmtheit, die Berühmtheit der Anklagen, der Steckbriefe, der peinlichen Proceſſe allerdings ein Vortheil, eine Empfehlung, ein Succurs gleichſam ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, ihres künſtleriſchen Vermögens iſt: ſo fehlt es doch auch nicht an entgegengeſetzten Beiſpielen, an Beiſpielen, meinen wir, wo die perſönliche Berühmtheit die literariſche, ſo zu ſagen, verſchlungen hat, wo die Leiſtungen in Vergeſſenheit gerathen ſind über den Schickſalen, wo in dem frivolen Intereſſe der Neugier, dem Intereſſe des Scandals, der augenblicklichen Leidenſchaft das höhere, wahrhafte, das künſtleriſche Intereſſe zu Grunde gegangen iſt. Das Publikum hat ſich mit dieſen Autoren gewiſſermaßen abgefunden; es hat zu viel über ſie geleſen, als daß es ſie ſelbſt noch leſen möchte; dieſe empiriſchen Perſönlichkeiten, mit ihren Abenteuern und Schickſalen, ihren Verfolgungen, Leiden und Kämpfen, ſind der Leſewelt bereits zu bekannt, ſie hat ſich, aus Zeitungen und Brochüren, Correſpondenzen und

Anekdoten, bereits ein zu beſtimmtes Bild von ihnen gemacht, um die Originale ſelbſt, in ihrer künſtleriſchen Perſönlichkeit, noch aufzuſuchen und ſich liebend, forſchend in ſie zu vertiefen.

Bei den Unbedeutenden nun, den Talentloſen, die wirklich keinen anderen Anſpruch auf die Beachtung des Publikums haben, als den Anſpruch der Neugier oder gar des Mitleids, mag man ſich dies gefallen laſſen; es iſt, in dieſen Fällen, eine nicht unverdiente Rache, welche, auch ohne Zuthun der Kritik, die Tagesberühmtheit, die Illuſion des künſtleriſchen Verdienſtes, ſich ſelbſt zerſtörend, gleichſam an ſich ſelber nimmt. Beklagenswerth dagegen und ein wahrhaft tragiſches Schickſal iſt es, wo dieſer uralte, dieſer im Princip ſo wohl berechtigte „Neid der Götter" ſich auch an wahrhaft begabten, wahrhaft künſtleriſchen Naturen erfüllt: Naturen, welche, voll edler Aufopferung, gern jene Schickſale, die ſie ſo berühmt, jene Leiden, die ſie ſo bekannt gemacht, noch einmal durchmachen möchten, gelänge es ihnen nur, durch dieſes neue, unberühmte Leiden, dieſe neuen, ungekannten Verfolgungen ſich zurückzukaufen, was ſie, kraft ihrer künſtleriſchen Natur, am Höchſten ſchätzen von Allem und was ihnen nun doch auf lange, auf immer verloren iſt: ein unbefangenes, aber empfängliches, ein naives, aber theilnehmendes Publikum! ein Publikum, das nichts auf ihre

Namen giebt, aber das ſich auch nicht abgefunden zu haben glaubt mit ihren Werken, deshalb, weil es ihre Schickſale, ihre Abenteuer kennt! ein Publikum, mit Einem Worte, das noch etwas empfinden, etwas lernen will, nicht Alles ſchon zu beſitzen, Alles ſchon zu wiſſen glaubt, — das nicht über der Neugier die Theilnahme, über dem Intereſſe des Tages die Sympathie der Kunſt verloren hat! —

Dieſem Schickſale, mehr genannt als gekannt zu ſein — und wenn gekannt, ſo mehr durch ſeine Schickſale als durch ſeine Schriften, ſcheint uns, vor vielen Anderen, auch der Dichter verfallen zu ſein, deſſen Name die Ueberſchrift dieſes Aufſatzes nennt. Möglich, ja wir wollen wünſchen und hoffen, daß es in ſeinem Vaterlande, unter ſeinen Landsleuten, anders iſt, daß wenigſtens hier aus den Nebeln ſeines perſönlichen Schickſals der Stern ſeines eigentlichen poetiſchen Weſens ſich glanzvoll, in Anerkennung und Liebe, erhoben, daß wenigſtens hier, aus dem niedern Geſtrüpp der Zeitungsbekanntſchaft, der Klatſchereien und Gerüchte, die Palme ächten, wahren Ruhmes ſich dauernd erhoben hat. — Dagegen was ſeine Stellung zum deutſchen Publikum betrifft, ſo glauben wir, daß unſre obige Schilderung allerdings vollkommen auf ihn zutrifft. Wenige Schriftſteller, zumal fremde, zumal ſolche, die immer nur für eine kleine auserwählte Gemeinde, für die eigentlichen Freunde der Dichtung und der Kunſt, niemals für die große Menge, für Leihbibliotheken und Leſezirkel geſchrieben haben — wenige Schriftſteller, ſage ich, werden in Deutſchland verhältnißmäßig genannter und doch ungekannter ſein, wenige werden für ihre Schickſale, ihre Leiden ſo viel ſympathetiſche Herzen, ſo viel Bewunderer und Freunde — und doch für ihre Schriften ſo wenig Leſer gefunden haben, als dies, zum Mindeſten bis vor ganz Kurzem, mit Shelley der Fall war.

Und allerdings, man muß es zugeſtehen: dieſe Schickſale ſind auch von ſo gewaltiger, ſo außerordentlicher Art, dieſes Leben ſelbſt gleicht ſo ſehr einer Dichtung, einer wilden, gigantiſchen, überſtrömenden, es ſchwebt über dieſen abenteuerlichen Lebenswegen ein ſo brennender, ſo feſſelnder Glanz: daß dieſe Hälfte der Erſcheinung wenigſtens gerechtfertigt, das Intereſſe, das man, auch ohne den Dichter zu kennen, geſchweige denn zu verſtehen, doch wenigſtens an dem Menſchen nimmt, in der That ein natürliches, ein unvermeidliches, ja ein gerechtes iſt.

Shelleys ganzes Leben, von ſeiner Kindheit an bis zu ſeinem frühen, allzufrühen Grabe, ſtellt ſich, in ſeiner inneren wie äußeren Zerrüttung, als ein trauriges Denkmal jener kirchlichen Gewaltherrſchaft, jener Inquiſitionen und Verfolgungen dar, welche, mitten in dem glorreichen, freien, auf ſeine Freiheit, ſeine Glorie ſo ſtolzen England, von den Pfründenbeſitzern der Hochkirche nicht bloß ausgeübt werden — nein, auch geſetzlich ausgeübt werden dürfen, werden müſſen.

Durch eine ſogenannte „atheiſtiſche" Schrift (wir werden in der Folge noch darauf zurückkommen, was es mit dieſem engliſchen „Atheismus" ſo eigentlich auf ſich hat), die er noch als Student zu Oxford, als halber Knabe, herausgegeben, wurde Shelley zuerſt durch den Ausſpruch der akademiſchen Behörde einer förmlichen und öffentlichen Aechtung übergeben. Seine Aeltern enterbten, ſeine Familie, eine der edelſten und angeſehenſten des Landes, verſtieß ihn; Alles, was das Leben ſonſt werth und theuer macht, der Arm der Liebe, die Bruſt der Freundſchaft, der Schooß der Heimath, verſchloß ſich vor dem Namen des „Gottesläugners." Aus der Fülle des Reichthums, aus dem Glanz und dem Uebermuth ſeines ariſtokratiſchen Urſprungs mit einem Male hinausgeſchleudert, ward er im eigenen Vaterlande ein verlaſſener und verarmter Flüchtling. Sein erſter Verſuch, in einer allzuraſch geſchloſſenen Ehe ſich ein neues, heimathliches Leben, einen neuen Herd, eine neue Familie zu begründen, ſcheiterte an der Ruheloſigkeit ſeines verfinſterten und erbitterten Gemüthes. Die Ehe ward gelöſt, ein richterlicher Spruch beraubte ihn, den

Atheiſten, den Verderber, ſogar des väterlichen Rechtes und trennte ihn von ſeinen Kindern.

Da verließ er England auf immer. Nach Italien geflüchtet, in Byron's, des Seelenverwandten, Umgang, an der Seite einer zweiten Gattin, getragen und eingewiegt von dem köſtlichen Frieden der heſperiſchen Lüfte, hoffte er ſelbſt einen neuen geiſtigen Frieden zu gewinnen.

Und Friede ward ihm zu Theil, nur ein anderer freilich, als der dreißigjährige Mann erwartet hatte. In jenem prächtigen Meerbuſen von Genua, der Luſt und Augenweide des Geſunden, dem heilenden Bade des Kranken, ertrank Shelley — und wo unter unſeren Leſern wäre ein Einziger, dem nicht in erſchüttertem Gedächtniß jene märchenhaft wunderbare Scene geblieben wäre, wie Byron, in einſamer Nacht, am öden Strand des Meeres, die Leiche ſeines Freundes verbrennt, ein Achill des Titanenkampfes am Scheiterhaufen ſeines Patroklus, und wie endlich nun das Reſtchen Aſche in Rom an der Pyramide des Ceſtius eine letzte Stätte findet...

— — —

„Verflucht vom Vater und geliebt vom Weibe,
Zuletzt ein Stern im wilden Meer verſunken?!"

(Ged. e. Lebend. I, 141.)

Allein dies, wie geſagt, war auch, bis vor Kurzem wenigſtens, das Einzige, was das deutſche Publikum von dieſem Dichter wußte. Vergebens, daß einzelne Literaturfreunde auf einzelne ſeiner Dichtungen aufmerkſam machten, vergebens, daß man ſogar ſein Trauerſpiel die Cenci's, ein Stück von gigantiſcher Wildheit, unſchön und undichteriſch, dennoch merkwürdig als eine pſychologiſche Caricatur, voll Energie und Pathos, ins Deutſche übertrug: ſei es, daß die Probe nicht ganz glücklich gewählt war, ſei es, daß die perſönlichen Schickſale des Dichters eben hingereicht hatten, die Theilnahme des Publikums zu erſchöpfen, genug: es wollte, trotz aller Hinweiſungen, aller Empfehlungen, zu keiner rechten Bekanntſchaft, keinem rechten Verhältniß kommen; man hielt ſich (wie wir es oben ſchilderten) durch den Antheil, den man dem Menſchen geſchenkt, des Antheils am Dichter, am Kunſtwerk für überhoben; man las Capitain Marryat und Ainsworth, Alexander Dumas und Eugen Sue — und wo zufällig die Rede auf Shelley kam, da hieß es: Ei ja, war das nicht der —?! Ja freilich, der Unglückliche, der Arme... und damit ging man ſehr ſelbſtvergnügt und ſehr erfreut über ſeine äſthetiſche Bildung von dannen. —

Erſt in der neueſten Zeit, in dieſen letzten fünf oder ſechs Jahren, iſt durch wiederholte Uebertragungen ſämmtlicher Shelley'ſcher Schriften der Verſuch gemacht worden, zu der Bekanntſchaft, deren ſeine Perſon, ſein äußerliches Schickſal bisher genoß, nun auch ſeine Dichtungen, ſein innerliches Leben in die Bekanntſchaft unſers Publikums einzuführen. — Wir laſſen dahin geſtellt ſein, von welcher Beſchaffenheit dieſe Verſuche ſelbſt und ob namentlich irgend ein wirkliches Bedürfniß, eine innere Nothwendigkeit — oder vielleicht nur äußere, buchhändleriſche Rückſichten, Rückſichten der Concurrenz und des gewerblichen Verkehrs, dabei zu Grunde gelegen. Immerhin, wenn das Publikum ſonſt Neigung verſpürt, ſo iſt jetzt doch wenigſtens die Möglichkeit geboten, die Gelegenheit erleichtert, die Bekanntſchaft des Dichters zu machen und den bisherigen hohlen Schattenriß durch lebendig wirkliche Geſtalten auszufüllen.

Hiemit aber, nach unſerer Auffaſſung der Literaturgeſchichte, tritt nun auch für dieſe die Verpflichtung ein, ſich mit Shelley aufs Neue zu beſchäftigen und, durch Darlegung ſeiner hiſtoriſchen Zuſammenhänge, ſeiner inneren geſchichtlichen Entwicklung, den Dichter mit dem Publikum zu vermitteln.

Es iſt nicht die Abſicht dieſes Aufſatzes, ſich dieſem Amt nach ſeinem ganzen Umfange zu unterziehen; wir überlaſſen dies Anderen oder wenigſtens anderen Gelegenheiten, wo, in einer Geſammtüberſicht der modernen poetiſchen Entwicklung, neben Byron, Heinrich Heine, George Sand, auch für eine ausführlichere Betrachtung Shelley's der Platz ſein wird. Für den Augenblick iſt es uns nur um einen einzelnen Punkt zu thun: einen Punkt allerdings, der ſehr nahe liegt und in dem, wie es uns ſcheint, die Wirkſamkeit des Dichters, vorausgeſetzt daß ihm eine ſolche bei uns überhaupt zu Theil werden wird, ſich, zumal unter den gegenwärtigen Umſtänden, zunächſt concentriren muß. — Wir meinen ſeinen Atheismus.

Doch hiezu muß uns geſtattet ſein, von dem Dichter abſchweifend, einen Blick auf die kirchliche Entwicklung Englands und ſein religiöſes Leben im Allgemeinen zu werfen.

Man hat England öfters glücklich geprieſen und es Heinrich dem Achten als einen Handſtreich tiefſter Klugheit, wenn nicht gar Weisheit, nachgerühmt, daß durch die chevalereske Art, mit welcher er auf eigene königliche Fauſt die kirchliche Reformation Englands äußerlich vollendet hat, dem engliſchen Volke gleichſam Zeit und Mühe erſpart worden iſt, dieſen Proceß der Reinigung und Wiederbelebung auch innerlich durchzumachen.

Und freilich auf den erſten Anblick iſt der Contraſt zwiſchen den Unruhen und Zerſplitterungen Deutſchlands und der raſchen und glanzvollen Blüthe, zu welcher gerade während dieſer Zeit England ſich entfaltete, ein für die deutſche Geſchichte ſehr ungünſtiger. Allein im lebendigen und kräftigen Organismus ſind auch die Krankheitserſcheinungen nur Kriſen und Epochen, deren die Geſundheit und das Leben ſelbſt, als nothwendigen Uebergangs, zu ihrem eigenen Heil bedürfen. Ein umſichtiger Arzt daher giebt dem krankhaften Stoffe Raum, ſich auszuleben und zu vollenden; gewaltſam dagegen in den Organismus zurückgetrieben, wird er zu einem ſchleichenden Gift, das bald die edelſten Bewegungen des Lebens hemmt.

Als ein ſolches ſchleichendes Uebel erbt in England die Kirche fort: ein katholiſcher Ueberreſt immitten eines geſunden, freien, proteſtantiſch tüchtigen Volksſtammes, wie ein Blutſchwamm genährt von dem edelſten Mark des Landes und mit allen einflußreichen Familien, ſelbſt mit den Talenten und Genien der Nation verwachſen und verflochten durch unlösbare Bande des Eigennutzes, der Habgier und der Sinecure.

Und wie der falſche Reformverſuch Heinrich's des Achten dem engliſchen Volke durch äußerliche Erhaltung dieſes Uebels verderblich geworden iſt, eben ſo viel und noch mehr hat derſelbe ihm dadurch geſchadet, daß er ein innerliches Gut ihm geraubt und vorenthalten hat: die geiſtige Bewegung (meinen wir) der Reformation, die Befreiung von dem Wuſte mittelalterlicher Scholaſtik, die Anregung zu jener freien, ſelbſteigenen und unaufhaltſamen Entwicklung des Gedankens, welche bei uns in Deutſchland auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft ſchon lange die edelſten Früchte reift, und die nun auch unſerem übrigen geſammten Leben eine gleiche goldene Frucht mit göttlicher Sicherheit verheißt.

Ueberaus merkwürdig dagegen iſt es und kann alle diejenigen, welche, den unſichtbaren, geiſtigen Boden einer That geringſchätzend, nur an der unmittelbaren, derben Nutzbarkeit des Geſchehenden ſich halten, wohl zu einigem Nachdenken ermuntern, daß, ſo ſehr auch eben in England die praktiſchen Gebote des Chriſtenthums, Wohlthätigkeit, Pflege der Armen und Gefangenen und ähnliche Satzungen der Liebe durch einen großen und thätigen Theil der Nation zu muſterhafter Ausführung gelangen, dennoch die ideale, die ſpeculative Seite der Religion, die Theorie, das Bewußtſein von ihr, kaum irgendwo unfreier, unlebendiger und verdumpfter iſt, als hier: — ſo daß ſogar jene praktiſche Religioſität, ſtatt an der Theorie und der ſpeculativen Einſicht eine ſichere Lenkerin zu finden, vielmehr von derjenigen Partei, deren Sache die Entwickelung und Ausbildung der Theorie ſein ſollte, von den Theologen alſo und der öffentlichen Geiſtlichkeit Altenglands, nur unwillig geduldet, nie anerkannt, ſogar als Sache der Quäker und Diſſenters in offene Oppoſition geſtoßen wird.

Am Deutlichſten zeigt dieſe Unmündigkeit und Unentwickeltheit, in welcher der engliſche Geiſt auf dem religiöſen Gebiet gehalten worden iſt, ſich da, wo er ſelbſt recht frei, recht tapfer auftreten will, in ſeinem eigenen Kampf gegen das Gebäude altengliſcher Kirchenverfaſſung und Orthodoxie. Es wird uns ſchwer, ja beinahe unmöglich, von unſerem Standpunkt aus dieſem Kampf noch einige Theilnahme zu ſchenken, da offenbar beide Kämpfer mit gleich unedlen Waffen fechten, und überhaupt noch gar nicht in derjenigen Sphäre ſich befinden, wo der Kampf eine Luſt wird und ein Ruhm.

Der engliſche Geiſt, bei allen Talenten und allen Vorzügen, ermangelt dennoch des eigentlichen, in ſich übereinſtimmenden Selbſtbewußtſeins, das heißt einer durchgebildeten, conſequenten und eigentlich wiſſenſchaftlichen Philoſophie. Es fehlt ihm daher auch die Macht, über die Trümmer jener Orthodoxie hinaus ſich in freiem und friſchem Fluge zu erheben. Seine ganze Arbeit in dieſem Kampfe beſteht lediglich in einer einſeitigen Negation, welche, gleichwie die Orthodoxie auf eine brutale Autorität der Ueberlieferung und des Beſitzes zu bauen ſucht, ſo ihrerſeits dieſen Autoritäten gegenüber die ſchlackenvolle Subjectivität, den gemeinen Menſchenverſtand, den allerroheſten, allertrivialſten Rationalismus brutaliſirt.

Man erinnere ſich nur an die engliſchen Deiſten und Atheiſten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Ueber dieſen Standpunkt einſeitig praktiſcher Bedenklichkeit, nüchternen Zweifels, ſpitzfindigen oder plumpen Hohnes ſind die Engländer, weil ſie die philoſophiſche Ausbildung vernachläſſigt haben, noch heut zu Tage, ſelbſt wo ſie als Freidenker dem Netz der Orthodoxie entſchlüpfen wollen, nur ſelten oder nie hinausgekommen. Zwar wie wär' es auch anders möglich, da ſie ja noch heut zu Tage feſt ſteht, die Mauer der Hochkirche, mit ihrer Cannelirung von Dogmen und Clauſeln und Ueberzeugungseiden, wohlgemerkt, auch mit den ſoliden Außenwerken ihrer Pfründen und Zehenten und Sinecuren?! — Und ſo müſſen auch noch heut zu Tage die wenigen Köpfe, die ſich in England überhaupt der geiſtigen, nicht bloß der kaufmänniſchen Speculation zuneigen, gleichſam als Mauerbrecher gegen die Orthodoxie ſich abnutzen: ein Bemühen, welches wir in Deutſchland zu weit hinter uns haben, als daß wir an dieſem Schauſpiel noch einen gemüthlichen Antheil nehmen könnten.

Mit Einem Worte alſo: ſo craß und plump, wie die engliſche Rechtgläubigkeit, ſo craß und plump iſt auch der „Atheismus," der ſich gegen ſie erhebt; ſelbſt jene Zuthat prickelnden Witzes, frivoler Eleganz, welche die engliſche Freigeiſterei der Shaftesburys und Bolingbrokes, wenn auch nicht geſchmackvoller, nicht nahrhafter, nicht lebensfähiger, doch wenigſtens pikanter, wenigſtens unterhaltender machte, iſt in dem materialiſtiſchen, praktiſchen England des neunzehnten Jahrhunderts verloren gegangen — und nichts übrig geblieben, als gegen einen unverſchämten Glauben ein unverſchämter Unglaube, auf ein freches Ja ein ebenſo freches Nein. — —

Bei dieſer Gelegenheit ſei es verſtattet, einer Anſicht zu gedenken, in welcher gegenwärtig, wie es ſcheint, nicht Wenige, und ſogar die Beſten, befangen ſind, und die vermuthlich auch gegen das von uns eben Ausgeſprochene wird eingewendet werden: einer Anſicht, die an ſich ſehr achtbar, ſehr ehrenwerth, dennoch irrthümlich iſt und ſomit, wie jeder Irrthum, widerlegt und berichtigt werden muß.

Nämlich wie wir hier mit flüchtiger Hand darauf hingedeutet haben, um wie Vieles der deutſche Geiſt in der Theorie, der geiſtigen Ausbildung und Freiheit dem engliſchen überlegen iſt, ſo haben auch Andere ſchon dieſe Lichtſeite der deutſchen Entwicklung, anderen Nationen gegenüber, hervorgehoben und auf ſie, als auf den verheißungsvollen Stern der Zukunft, hingewieſen.

Hiegegen nun iſt es Sitte geworden, wie gegen eine hohle und ſelbſttäuſchende Eitelkeit, ins Feld zu ziehen. Was wir denn beſitzen, fragt man, an dieſer gerühmten Freiheit der Theorie, da doch überall, Gott weiß es! wo wir in der Praxis einen freien Sprung thun wollen, uns eine Kette am Bein nachklirrt, die nicht einmal vergoldet, höchſtens — verroſtet iſt? Was haben ſie uns genützt, unſre Philoſophen und Poeten, unſre Künſtler und Gelehrten? Ja was hat ſie uns genützt, dieſe deutſche Innigkeit und Keuſchheit des Gemüthes, mit der wir über unſere frivolen Nachbarn jenſeit des Rheines uns erheben wollen? Sind wir glücklicher darum und freier und mächtiger, weil Luther ein Deutſcher war und Göthe und Hegel Deutſche und weil von jeher der erſte Anſtoß zu allen weltbewegenden Erfindungen von Deutſchland ausgegangen iſt? Man hat Kant's Kritik der Vernunft mit der franzöſiſchen Revolution paralleliſirt — ſehr wohl:

nur möchte ſchwerlich, ohne daß unſere praktiſchen Nachbarn die Guillotine ſo fleißig und das Bajonet ſo tapfer gehandhabt hätten, bei uns nur jemals ein Lüftchen ſich geregt, nur ein Hälmchen ſich entwickelt haben.

So auch, fährt man fort, iſt es wahr und richtig, daß der engliſche Geiſt den unſchätzbaren Proceß der deutſchen Reformation nicht durchgemacht hat, daß das religiöſe Leben, die kirchliche Verfaſſung in England an unglaublichen Gebrechen krankt, und daß die Prälaten der Hochkirche zumeiſt nichts Anderes ſind, als faule Bäuche, die das Volk mäſtet, um obenein von ihnen ſich knechten zu laſſen. Iſt jedoch bei dem Allen und trotz der ſchlechten Kirchenverfaſſung, trotz der verderblichen Macht der Biſchöfe die bürgerliche Freiheit in England nicht unendlich größer, vor Allem das politiſche Bewußtſein unendlich lebendiger, thätiger und verbreiteter, als bei uns? Ja wir, die wir nun ſo ſtolz ſind auf unſere Reformation, unſere freidenkenden Theologen, unſere gewaltigen Philoſophen, ſind wir in der That überall auch nur kirchlich freier, als die Engländer? Kennt man ſie bei uns ſo gar nicht, die gottſeligen Eiferer, die den Gedanken kreuzigen und, wenn ſie nur könnten, den Denkenden dazu? Ja noch mehr — *können ſie es, thun ſie es* nicht wirklich auch bei uns?! — —

Darum räth man uns, die Theorie hinwegzuwerfen, die uns weiſe mache, aber nicht klug, froh, aber nicht ſatt, und kopfüber uns hineinzuſtürzen in die Praxis — oder, Falls unſere Kraft dazu nicht ausreicht, uns demüthig unterzuordnen unter die Engländer, die Franzoſen oder, was das Nächſte ſein wird, die Ruſſen: — wir ſelbſt nur gleichſam der Chorus der großen Welttragödie, der mit Sentenzen und goldnen Worten dazwiſchen ſpricht, während die Helden des Dramas kämpfen, ſiegen und erobern —!

Ja von Männern der Wiſſenſchaft ſelbſt iſt es ausgeſprochen worden, ausgeſprochen freilich zu einer Zeit, wo Gewaltthat im Innern und drohende Gefahr von außen auch den beſonnenen Mann verwirren konnten, daß wir nun genug hätten der Wiſſenſchaft und genug der Kunſt: —

„Dichten? ich wär' ein Kitzlein lieber und ſchrie Miau,
Als einer von den Versballadenkrämern.
Lieben? iſt dies 'ne Welt
Zum Puppenſpielen und mit Lippen fechten?“

Dergleichen nun, ſo ehrenwerth und männlich es für den Charakter des Einzelnen auch iſt, haben dennoch, als Einwand und Widerlegung, ernſtlicher Weiſe nur diejenigen zu ſcheuen, welche (und auch an ihnen fehlt es nicht) ſich ein für allemal mit unſerer theoretiſchen Rolle begnügen wollen und die Praxis verachten. Dieſe ſind allerdings in demſelben Unrecht, wie die Andern, die Verächter der Theorie. Die Löſung des Widerſpruchs aber und das wahrhafte richtige Verhältniß ſcheint uns erſt folgendes zu ſein.

Immer und überall iſt der Geiſt das Urſprüngliche und das Prius, die Theorie mithin, als die freie Selbſtbewegung des Geiſtes in ſich ſelbſt, das an ſich Berechtigte, Wahre und Höhere.

Weiter nun aber giebt es keinen Geiſt, der in abſtracter Einſamkeit ewig nur in ſich verharrt, und vor der Entwicklung, der Geneſis, dem erfüllten Sein, das ja vielmehr ſein Begriff und Weſen iſt, ſich zurückzieht. So auch giebt es keine Theorie, die ewig nur Theorie bliebe: ſondern gerade weil ſie Theorie iſt, muß ſie einmal Wirklichkeit, Thatſache, Praxis werden. Das Wort ward Fleiſch, die Wahrheit Wirklichkeit — und die Theorie wird Praxis.

Andererſeits giebt es auch keine Praxis ohne Theorie; jedem Dinge, das geſchieht, liegt, um an Plato zu erinnern, ſeine vorgebildete Idee, ſein göttlicher Abriß zu Grunde. Nur daß oftmals der in der Praxis Befangene von der eigenen Theorie nichts weiß; er hat kein Bewußtſein über ſich, er erkennt ſelbſt nicht die Wege, die er geht, er ſteht außerhalb des Geiſtes, er verfällt, in gewiſſem Sinne, der knechtiſchen Dienſtbarkeit der Natur, die auch den Ruhm Gottes verkündigt und weiß es nicht.

Dies iſt die Stellung jener Völker, jener Individuen, welche es verſchmähen, an der großen und göttlichen Arbeit der Theorie ſich zu betheiligen und in der Praxis allein eine würdige Ausfüllung ihres Daſeins zu finden glauben: eine Stellung, welche, ſo viel Glänzendes und Vortheilhaftes ſie im Augenblick auch für ſich habe, doch auf die Dauer eine durchaus unhaltbare, unmögliche, weil unberechtigte, iſt.

Dagegen hat nun der Deutſche eben darin, daß er die Theorie als Eigenthum beſitzt, daß er ein Bewußtſein hat von ſeiner Entwickelung, und ſeit Jahrhunderten, ein unermüdeter Sieger, die Schlachten des Geiſtes kämpft — eben darin hat der Deutſche ein unerſchütterliches Unterpfand, daß auch ihm einſt die Zeit der Erfüllung kommt, wo das Wort Fleiſch wird. An dieſem Glauben, an dieſer Ueberzeugung, ſollen wir feſthalten, wie grell auch mitunter die augenblicklichen Zuſtände ihm widerſprechen mögen; wir ſollen, wie wenig es uns auch vergönnt ſei, in der Gegenwart den Sieg des Geiſtes in ſeiner Wirklichkeit zu ſchauen, dennoch unſere Arbeit und unſern Lohn zugleich darin ſetzen, daß wir dieſen Glauben nicht fahren laſſen an die deutſche Zukunft.

Niemand gewiß wird uns beſchuldigen können, die Dinge abſichtlich ins Roſige zu malen und mit kindiſch ſchmeichleriſcher Hand Pflaſter legen zu wollen auf offene Wunden. Allein ſo erlaubt es iſt, ja ſo verpflichtet wir ſind, die Nation auf ihre Schäden und Gebrechen, ihre Irrthümer und Fehlgriffe aufmerkſam zu machen, ebenſo erlaubt, ebenſo pflichtmäßig iſt es auch, mit beſcheidenem Stolz den Deutſchen, der ja ſonſt um ſeiner Demuth willen übel berufen iſt, an das Erbtheil zu erinnern, auf das er Anſpruch hat, ſowie an die Eigenſchaften, durch welche er ſich dieſen Anſpruch erworben; es muß erlaubt ſein, mit Freude und Beruhigung auszuſprechen, unbeſchadet unſrer praktiſchen Mängel, die wir ja gar nicht in Abrede ſtellen, geſchweige denn einbalſamiren und für ewige Zeiten beibehalten wollen — im Gegentheil, wir brennen ja vor Begier, wir ſehnen uns ja danach, ſie abzuwaſchen in einem reinigenden, kräftigen Bade, und nur dies, daß man uns abhalten will von dieſem Bethesda der Völker, nur dies iſt ja unſer Gram — es muß, ſage ich, erlaubt ſein, auszuſprechen, daß unſere geiſtige Cultur eine höhere iſt, als die des engliſchen Volkes, und daß (um auf unſer urſprüngliches Thema zurückzukommen) auch Shelley's Atheismus bei uns nur als eine fremdländiſche Merkwürdigkeit gelten kann.

Denn ganz dieſen puerilen Atheismus, den wir oben bezeichnet haben, und der ein unendlich Großes, nämlich den Umſturz der geſammten chriſtlichen Bildung vollbracht zu haben glaubt, wenn er etwa an dem Wunder von den fünftauſend Hungrigen oder an noch unweſentlicheren Dingen zweifelt, begegnen wir nun auch in Shelley's Dichtungen; ganz dieſes unerhebliche und kindiſche Bemühen, immer und überall nur in die Ungereimtheiten der Ueberlieferung ſich feſt zu beißen, dieſer durchgängige Irrthum, die Tradition mit der Wahrheit, den ſchlechten Inhalt der Kirche mit dem Inhalt des Chriſtenthums ſelber zu verwechſeln und, abgeſehen von jedem hiſtoriſchen Proceß, dieſe für jene anzugreifen — dies Alles, in ſeiner barockſten Steigerung, iſt ſo recht eigentlich das Pathos und der Inhalt der Shelley'ſchen Muſe.

Uns Andere, die wir nicht den Druck der engliſchen Kirche und daher auch nicht die wunderlichen Verrenkungen kennen, mit denen man ſich dieſem Joch entziehen will, kann dabei nur ein unbehagliches Fröſteln überfallen, wie wenn wir die Rodomontaden und Renommiſtereien eines unbärtigen Helden mit anhören müſſen, der ſeine elenden Wirthshauszänkereien mit dem Anſpruch welthiſtoriſcher Begebenheiten vorträgt; wir können nur Mitleid, nur Bedauern empfinden mit dieſer Kurzſichtigkeit, die, als ob es überall keine anderen, edleren

Ziele gäbe, immer nur auf dieſen Einen Punkt losſchlägt — eine fortwährende, ſehr edel gemeinte, ſehr ſchön gedachte, aber doch nur eine Don Quixoterie, die, ſtatt mit Rieſen, immer nur mit Windmühlen ficht! —

Man leſe, um aus unzähligen Stellen nur eine hervorzuheben, in den Anmerkungen zur „Königin Mab" die Raiſonnements über Bibel und Chriſtenthum nach (S. 36 — 39 der vortrefflichen Ueberſetzung von Jul. Seybt, Lpz. 1844), die in folgender charakteriſtiſcher Note gleichſam ihren Gipfel finden: „Seitdem ſind mir Gründe aufgeſtoßen, nach welchen ſich argwöhnen läßt, daß Jeſus ein ehrgeiziger Menſch geweſen, der nach dem Throne von Judäa trachtete."

Und etwas ſpäter, wo er die Wahrhaftigkeit und Göttlichkeit des Chriſtenthums artikelweiſe widerlegen will: „Selbſt vorausgeſetzt, daß ein Menſch einen todten Leichnam vor Euren Augen auferwecken ſollte, und darauf fußend ſollte er verlangen, als der Sohn Gottes angeſehen zu werden? — Die Humane Society ruft ertrunkene Perſonen wieder ins Leben und da ſie keinen Hehl aus dem dabei angewandten Verfahren macht, werden ihre Mitglieder nicht fälſchlich für Söhne Gottes gehalten."

Allein es ermüdet uns, dergleichen Plattheiten noch weiter abzuſchreiben. Auch werden ſchon dieſe wenigen Stellen hinreichend ſein, dem Leſer einen Begriff zu geben, in welchen ausgefahrenen, niedrigen Gleiſen, um nicht zu ſagen, in welchem Staub und Schmutz Shelley's Aufklärungseifer ſich bewegt, und welche Pygmäen es im Grunde ſind, Beides, ſowohl die hier kämpfen als gegen die gekämpft wird. Der ſchlimmſte von allen Fehlern, die ein Poet, ein Künſtler begehen kann, iſt bekanntlich Geſchmackloſigkeit. Geſchmacklos aber iſt es — ja es iſt einſichtlos, es iſt kindiſch, an Dinge, welche ihre Wahrheit ganz wo anders haben, als in der unmittelbaren, empiriſchen Wirklichkeit, in der Nothwendigkeit nämlich des hiſtoriſchen Proceſſes, in der Wahrheit der geſchichtlichen Entwicklung, der ſie als Stufen und Uebergänge, als Bild und Zeichen dienen — es iſt, ſage ich, geſchmacklos und kindiſch zugleich, an dergleichen Dinge den Anſpruch poſitiver, hiſtoriſcher Thatſachen zu ſtellen und dann, weil ſie dieſen Anſpruch nicht erfüllen, eine rohe, brutale Polemik gegen ſie zu eröffnen. Ja und wenn die ganze übrige Welt angeſteckt wäre von dieſer kraſſen, materialiſtiſchen Verſtändigkeit, wenn es noch nirgend dämmerte, das höhere geſchichtliche Verſtändniß, das auch dieſe Anfänge und Uebergänge, dieſe — daß ich ſo ſage — Windeln der Menſchheit achtet, darum zwar, weil es ſie verſteht und in ihrer Nothwendigkeit begreift — wenn es noch nirgend anders aufgedämmert wäre, dies höhere geſchichtliche — und darum auch leidenſchaftloſe, darum duldſame, darum verſöhnliche Bewußtſein: in dem Künſtler, dem Dichter dennoch ſollte es leben! es ſollte in ihm leben, nicht als erlernte Kenntniß, als ausgebildetes philoſophiſches Syſtem: nein, wie es in jenen Traditionen ſelbſt lebt, als Ahnung, als Inſtinkt, als unmittelbares, unwillkürliches Leben! Alle Religion iſt anthropomorphiſtiſch und alle Poeſie iſt es auch; es wird eine Zeit kommen, ſogar zum Theil ſie iſt bereits erſchienen, wo es keine andern Prieſter mehr geben wird, als die Dichter, die Künſtler, wo wir keine andern Bekenntnißſchriften mehr haben werden, als unſre Dichtungen, unſre Kunſtwerke.

Alſo ſollen die Poeten wohl gar Pietiſten ſein? Alſo was den friſchen Hauch der Gegenwart nicht mehr vertragen kann, todte Ueberreſte vergangener Epochen, geſprengte Hülſen früherer Entwicklungen, der Poet ſoll es einbalſamiren in Vers und Reim und ihm ein unnatürliches, unwahres Daſein, kein künſtleriſches, nur noch ein künſtliches, erheucheln?!

Nein: aber den Keim des Wahren, den Kern des Menſchlichen, der auch in dieſen Verhüllungen noch lebt, ſoll er, der Dichter, als berufener Prieſter der Wahrheit, der Menſchlichkeit, mit liebender Hand hervorziehen und pflegen! er ſoll, wo die religiöſen Traditionen ihre unmittelbare, reale Exiſtenz verloren haben, ſie zurückführen auf ihre allgemeine menſchliche Grundlage und ihnen ſolchergeſtalt ein neues Daſein bereiten in der Welt der Kunſt! er ſoll, wenn das Gewand des Mythus zerriſſen iſt, der Idee, die ſich in ihm verhüllte, einen neuen Leib, eine neue Geſtalt, eine plaſtiſch lebendige, eine Geſtalt der Schönheit und der Kunſt gewinnen!

Oder wo er das nicht vermag, wo die Ohnmacht ſeines Talentes (und allerdings iſt die Aufgabe eine der gewaltigſten und ſelbſt ſolche Werke, wie z. B. Sallet's Laienevangelium, ein ſo werthes, ſo heiliges Vermächtniß, das Vermächtniß eines durchaus edlen, reinen, dem Höchſten mit Innigkeit zugekehrten Geiſtes uns daſſelbe auch iſt, zeigen doch mehr erſt die Spur, als daß ſie den Weg zum Ziele wirklich ſchon betreten hätten) oder auch die Stimmung ſeiner Zeit ihn hindern: wohlan, ſo fordern wir wenigſtens dies vom Dichter, daß er ſich nicht feindlich, nicht polemiſch dagegen verhalte! ſo mag er ſie liegen laſſen, eine fremde, bedeutungsloſe Welt! ſo mag er vorübergehen an dieſer Aſche, aus der erſt ein ſpäterer Genius ein neues, wahrhaft menſchliches, wahrhaft künſtleriſches Gebilde erwecken wird! — Aber nur nicht ſie mit Füßen treten! nur nicht ſie mit Hohnlachen in die Luft ſtreuen, gleich der Aſche eines Verbrechers!

Und ſelbſt das Hohnlachen, ſelbſt der Spott, die Frivolität, die muthwillig, unbekümmert, den Kern mit der Schale zerſtört, bloß um des komiſchen

Effectes willen — warum ſollten wir nicht eingeſtehen, daß ſelbſt er, künſtleriſch genommen, uns noch immer erträglicher dünkt und man ſich ihn (wenn es einmal ſein muß) noch ehe gefallen laſſen kann, als das beſchränkte Pathos, den komiſchen Ernſt, die himmelſtürmeriſche Wuth, wie ſie z. B. Shelley entwickelt? Was Shelley trifft, wogegen er eifert, iſt überall nicht der Kern, nicht das Weſen: überall bloß die Schale, nur die zufällige Außenſeite, der leere Schatten. Gegen Schatten aber ſoll man nicht mit Kartätſchen fechten; wer gewiſſe Dinge noch ernſthaft widerlegen kann, der gilt uns nur um wenig beſſer, als wer ſie ernſthaft glaubt. — Selbſt die Macht des Shelley'ſchen Talentes, die Pracht ſeiner Bilder, der Schwung ſeiner Beredſamkeit, die gedrungene, nervigte Kraft ſeiner Rede — es kann uns Alles nicht hinweghelfen über ein gewiſſes Gefühl des Mangels, eine gewiſſe Empfindung der Leere, eine Art unbehaglichen Bedauerns, daß ſo ſchöne, ſo edle Kräfte ſich aufreiben in einem ſo thörichten, ſo unnöthigen, — in einem Kampfe, der ſo eigentlich gar kein Kampf mehr iſt. —

Kein Kampf?! Aber war es nicht dieſelbe Orthodoxie, gegen die Shelley die Waffe ſeiner Dichtung ſchwingt, welche, Kraft der Gewalt, die ihr im engliſchen Staatsleben eingeräumt iſt, das perſönliche Daſein des Dichters unheilbar zerrüttete? Dieſe Bollwerke der Ueberlieferung, dieſe Pfeiler der Gläubigkeit, gegen die er die Bomben ſeines Zornes, die glühenden Kugeln ſeines Haſſes ſchleudert — ſind es nicht dieſelben, auf welche eben jene Prälaten, jene Geiſtlichen, ja auf die jene ganze engliſche Hochkirche ſich ſtützt, von der Shelley, ein Märtyrer, ein Glaubensmärtyrer des neunzehnten Jahrhunderts! ſo ſchmachvoll behandelt, mit ſo überlegter Grauſamkeit in ſeinen Untergang gewiſſermaßen hineingetrieben ward?!

Ganz gewiß: allein ſo wär' es doch viel näher, viel wirkſamer geweſen, ſtatt einer blaſſen, abſtracten Grundlage, ſtatt eines zweifelhaften, unklaren Syſtems vielmehr die Perſonen anzugreifen, die es nicht nur vertreten, nein, die es ſogar abſichtlich mißbrauchen im Dienſt der Selbſtſucht und des gemeinen, eigennützigen Intereſſes! Dieſen Leuten ſelbſt kommt es ja auf ihre Orthodoxie gar nicht an, nur auf den Nutzen, den ſie davon haben: was Katechismus und Symbolum, wenn ſie nur ihrer Biſthümer und Renten ſicher ſind? was alleinherrſchende Kirche, wenn nur ihnen ſelbſt, die ſie die Kirche bilden oder doch zu bilden vorgeben, die Alleinherrſchaft in Händen bleibt?! — Hier war der Punkt, auf den Shelley ſeinen Angriff hätte richten ſollen; hier iſt die Stelle, wohin der Angriff, unter ähnlichen Umſtänden, immer wieder gerichtet werden muß. Statt ſich in die grauen Höhlen der Theologie zu verlieren, ſtatt ſeine Kraft abzunutzen in einem thörichten Kampfe gegen Wunder, die doch Niemand mehr glaubt, oder wer ſie noch glaubt, ſehr wohl: ſo werden Shelley's Gegenbeweiſe ihn auch nicht bekehren, ſo iſt das eine Privatſache, die man Jedem überlaſſen kann, ſo lange und ſo weit ſie eben Privatſache iſt, das heißt, ſo lange ſie nicht übergeht in das öffentliche Verhalten, das politiſche Gebahren — ſtatt dieſer „atheiſtiſchen“ Don Quixotorien, ſage ich, wie anders würde die Theilnahme, wie anders der Erfolg, der poetiſche ſowohl als der praktiſche, ja wie anders, in lebendiger, plaſtiſcher Darſtellung, würde der Kampf ſelbſt geweſen ſein, hätte Shelley, ſtatt der Syſteme, vielmehr die Perſonen bekämpft, die ſo brutal waren, dieſen Syſtemen praktiſche Geltung zu geben! hätte er, ſtatt gegen die Orthodoxie, vielmehr das Schwert gezogen gegen die Orthodoxen ſelbſt, gegen ihre Herrſchſucht, ihre Geldgier, ihre ſittliche wie bürgerliche Verworfenheit! hätte er, ſtatt ſich die edle Stirn einzurennen an dieſer Mauer der Hochkirche, ſich vielmehr unmittelbar in das Leben geſtürzt und die Verkehrtheit des Staates, der dieſen Blutſchwamm von Kirche in ſich duldet, die Krankheit der Geſellſchaft, welche dieſe feiſten Würdenträger in ſich erzeugt, zum Gegenſtand ſeines Zornes gemacht!

Shelley ſelbſt hat es verſucht; er hat ſich nicht geſcheut, auch die politiſchen Conſequenzen ſeiner religiöſen Denkweiſe zu ziehen und denſelben Radicalismus, den er theologiſch bethätigt, auch in der Beurtheilung politiſcher Zuſtände an den Tag zu legen.

Doch Radicalismus iſt nicht das rechte Wort: wir müſſen ſagen Fanatismus. Nichts bekanntlich trocknet den Menſchen mehr aus, nichts macht ihn einſeitiger, verblendeter, unzugänglicher, nichts raubt ihm mehr die natürliche, ſchöne Freiheit des Urtheils, ja nur der Anſchauung, als theologiſche Streitigkeiten. Auch Shelley ſcheint durch die wunderliche Heftigkeit, mit welcher er ſein Auge immer und immer nur auf gewiſſe theologiſche Fragen gerichtet hielt, den freien, lebendigen Blick für die Angelegenheiten des Staates und der Geſellſchaft verloren zu haben. Er iſt auch als Politiker viel zu ſehr Theolog, das heißt viel zu ſehr Fanatiker: denſelben blinden Eifer, denſelben einſeitigen Rigorismus, dieſelbe (das Wort muß heraus, ſo ſchlimm es klingt) bornirte Wuth, mit der er ſich gegen die Ueberlieferungen des Glaubens erhebt, kehrt er auch gegen die Zuſtände des Staats und der Geſellſchaft.

In einigen ſolcher Partieen, wo er ſich an concrete Erſcheinungen hält und wirkliche Verkehrtheiten der Menſchen weniger züchtigt als abmalt, erreicht er, vermöge ſeiner mächtigen Rhetorik und dieſer ernſten Gluth der Leidenſchaft, die ihn überall beſeelt und ihn, ſelbſt in ſeinen Irrthümern, ſeinen Fehlern, noch immer achtbar, immer liebenswürdig erſcheinen läßt, einen großartigen Effect; er nähert ſich hier dem Beſten, was wir von der Satire des hohen Stiles kennen (vergl. z. B. S. 15 der obengenannten Ueberſ.). Zumeiſt jedoch ſchwächt auch hier das Uebertriebene, Unwahre, Einſichtsloſe die Wirkung und verſtimmt, ſtatt zu erſchüttern. Wie alle Geiſtlichen ohne Ausnahme Gaukler, alle Religion Betrug und Zwang, ſo ſind ihm auch alle Könige ohne Ausnahme Mörder und Tyrannen, alle Miniſter Schufte, alle bürgerliche Ordnung eine Laſt:

„Woraus denkſt du, daß Fürſten und Schmarotzer
Entſproſſen und die unnatürliche
Schaar Drohnen, welche Müh' und unbeſiegbar
Elend auf jene häufen, welche bauen
Ihrer Paläſte Glanz und für ſie ernten
Ihr täglich Brot? Sie ſproßten aus dem Laſter,
Dem ſchwarzen, ſcheußlichen, aus Raub und Wahnſinn,
Verrath und Trug, aus Allem, was inmitten
Der Menſchen Elend zeugt, und was die Erde
Zu dieſer dornenvollen Wüſte ſchafft,
Aus böſen Lüſten, Rach' und Mord.“
(S. 9.)

Shelley ſtellt ſich in dieſer Richtung auf einen Standpunkt der Abſtraction und der gefliſſentlichen Uebertreibung, den man kaum noch als eine Verirrung bedauern, den man, als eine Unwahrheit, nur noch ablehnen und bekämpfen, am Wenigſten aber theilen kann. Der ganze alte Sturm und Drang unſrer ſentimentalen Periode, die ganze überſchwängliche Subjectivität unſrer Romantiker kehrt bei ihm, mit dem Anſpruch eines Neuen und Unerhörten, wieder; — wie uns denn auch dies beachtenswerth und ein nicht unerheblicher Beitrag zur Charakteriſtik unſers Dichters ſcheint, daß er Schubarts, unſers deutſchen Schubarts verrufenen, ſchwülſtigen, geſchmackloſen Ahasver, der ihm in London, ich weiß nicht durch welchen Zufall, in die Hände gerathen war, gleichſam als ein Muſterſtück deutſcher Poeſie, ein Document geiſtiger Uebereinſtimmung, in den Noten zur Fee Mab (S. 36.) weitläuftig abdrucken läßt. Man vergleiche, was er ebendaſelbſt S. 30. 31. über die Ehe ſagt — oder, richtiger, gegen ſie (. . . . „Selbſt die Verbindung der Geſchlechter iſt nicht von dem Despotismus poſitiver Geſetze befreit. *Das Geſetz maßt ſich ſogar an, die unbezwingbaren Triebe der Leidenſchaft zu beherrſchen* ..... Liebe welkt unter dem Zwang; ihr eigenthümliches Element iſt Freiheit; ſie iſt weder mit Gehorſam, Furcht, noch Eiferſucht verträglich“ ꝛc.) ſowie über den geſammten geſellſchaftlichen Zuſtand, in dem wir leben, als ein „Gemiſch feudaler Wildheit und unvollkommener Civiliſation". Dieſe letztere Bezeichnung könnte man, als der Wahrheit ziemlich nahe, zur Noth ſchon billigen. Wenn er jedoch ferner die Rückkehr zum Naturſtand, als dem einzig glückſeligen und wahren, ſo weit treibt, daß er das Unziemliche der Fleiſchnahrung für den Menſchen ſowie den verderblichen Einfluß, welchen dieſelbe auf unſre ſittlichen Zuſtände ausübt, mit langen phyſiologiſchen und hiſtoriſchen Deductionen erweiſen will: ſo kann man in der That nicht umhin, ſich des alten Spruches vom Erhabenen und Lächerlichen zu erinnern. —

Aber werden nicht die Freunde der Shelley'ſchen Muſe uns beſchuldigen, mit Vorliebe nur die Mängel des Dichters hervorgekehrt, ſeine glänzenden Eigenſchaften dagegen, ſeine Begeiſterung für alles Wahre, Freie, Schöne, ſeine männliche Kühnheit, ſeine Unerſchütterlichkeit in dem, was er für recht und gut hält, die Treue ſeiner Liebe, die Wahrheit ſeines Haſſes, endlich die bewältigende Macht ſeiner Sprache verſchwiegen oder doch nicht mit demjenigen Nachdruck hervorgehoben zu haben, welche dieſen glänzenden Eigenſchaften gebührt? Wird man uns nicht beſchuldigen, bei dieſen Reflexionen über die „Poeſie des Atheismus" alles Gewicht nur auf den „Atheismus" gelegt, die Poeſie jedoch überſehen zu haben?!

Hätten wir eine vollſtändige Charakteriſtik des Dichters geben wollen, ſo wäre dieſer Vorwurf begründet. In der That jedoch und wie wir auch ausdrücklich bevorwortet, ging unſere Abſicht nur dahin, die Bekanntſchaft des Dichters mit dem größeren Publikum vorzubereiten. Und da ſchien es uns denn vor Allem nöthig, gleich Anfangs diejenige Richtung zu bezeichnen, unter deren Zwang Shelley ſich und ſein Talent geſtellt hat — oder auch, wir geben es zu, unter die er (denn in letzter Inſtanz iſt England, ſein Vaterland, und die Unvollkommenheit ſeiner politiſchen Zuſtände auch hier der wahrhaft Schuldige) geſtellt worden iſt. Wir haben dieſe Richtung nicht einſeitig verdammt, wir haben ſie zu erklären und aus den gegebenen Zuſtänden der engliſchen Geſchichte abzuleiten geſucht. So erſchien uns dies als die nothwendige Vorausſetzung, die vorgängige Bedingung jedes wahren Genuſſes, weil jedes wahren Verſtändniſſes. Nicht daher von dem Dichter abſchrecken, im Gegentheil, den Weg zu ihm bahnen wollen dieſe Zeilen: Shelley iſt, in ſeiner Sphäre, und ſobald jene Vorausſetzung einmal zugeſtanden, reich genug, um auch unter der Einſchränkung, welche dieſer Aufſatz ausſpricht, noch immer ein Künſtler, ein Dichter zu bleiben, deſſen Bekanntſchaft nicht bloß belehrend, ſondern auch erfreuend, auch erhebend wirkt — und den man daher auch allen

Freunden der Dichtung, in weiteſten Kreiſen, mit gutem Gewiſſen empfehlen darf.

Und wenn endlich nebenher aus dieſen Betrachtungen auch noch dies hervorgehen ſollte, daß auch über dem Kampf, dem beſtgemeinten, der Freiheit, des Lichts, der Aufklärung eine heilige, keuſche Nemeſis, eine Göttin der Zucht und des Maßes wacht, und daß auch der Dichter, der an keinem anderen Altar mehr dient, keine andere Gottheit mehr verehrt — aber am Altar der Grazien muß er dennoch knieen! der Göttin der Schönheit ſoll er dennoch opfern —! ſo iſt auch dies ein Reſultat, das wir keineswegs ablehnen, im Gegentheil unſern Zeitgenoſſen, wie uns ſelbſt, immer und immer wieder ins Gedächtniß zurückrufen wollen.

III.

Der Heizer vom Aetna.

Der Heizer vom Aetna.

Erzählung.

Was die Schweiz wäre ohne ihre Berge? Närriſche Frage, nicht wahr? — Aber auch was wäre ſie ohne ihre Seen? Ohne dieſe köſtlichen kryſtallenen Spiegel, die alle Wunder der Erde verſchönernd wiedermalen, ja die dem Himmel über ihnen einen zweiten, tieferen entgegenwölben!? — Was das Auge im Antlitz des Menſchen, das iſt das Waſſer in der Landſchaft: die Pforte der Seele, der ewig bewegliche, ewig zuckende Nerv, der Quell und Brunnen alles Lebens. Wie der Geiſt des Menſchen uns anſpricht aus dieſem feuchten Blau des Auges, aus dieſem ſchwimmenden Glanz der Blicke, ſo auch aus der feuchten Bläue des Waſſers, aus dem flüſſigen Kryſtall der Wogen richtet der Geiſt der Natur, der Genius der Landſchaft gleichſam ſein Auge auf uns und ſpricht uns an mit verſtändigen, beſeelten Blicken. Da iſt kein Antlitz ſo ſchön, keine Form ſo edel, keine Farbe ſo lieblich — nimm ihm das Auge: und es iſt todt, leblos, ohne Reiz, gebrochen die magiſch feſſelnde Gewalt, welche Seele zu Seele, Herz zum Herzen zieht, ein bloßes Bruchſtück, bloße Trümmer der Schönheit! — Und ebenſo die reichſte Landſchaft, mit den kühnſten Umriſſen des Gebirgs, mit der feierlichſten Pracht der Wälder, dem üppigſten Segen der Flur — aber ohne Waſſer, ohne den fernen Saum des Meeres, ohne den Silberfaden eines Stromes, ja ohne ein Wäſſerchen — es iſt ſo klein, ſo unſcheinbar, du ſiehſt es gar nicht, du hörſt es nur, wie es leiſe hervorſickert unter dem Stein, tropfenweis, einförmig murmelnd, und die Binſen am Ufer neigen ſich, leiſe, unmerkbar, wie die kleine Welle an ihnen vorüberſchleicht . . . die reichſte Landſchaft, ſag' ich, ohne dieſen Zauber des Waſſers, was wäre ſie?! — Das eben macht die Landſchaften der Schweiz ſo ſchön, das verhütet, daß ſie jemals einförmig oder ermüdend werden, daß überall hier, zwiſchen Fels und Flur und Wieſe, zwiſchen Stadt und Dorf, zwiſchen Berg und Thal, bis mitten hinein in die majeſtätiſchen Schauer der Alpenwelt, das Waſſer, das heilige, ſeine leuchtend lebendigen Arme dazwiſchen rankt, daß überall das Auge der Natur uns offen anlacht — vom glitzernden Bächlein, das heimlich, flüchtig hervorgeſchoſſen kommt aus Eis und Schnee, bis zu der erhabenen Pracht des Waſſerfalls — vom ſtillen, felsumſchloſſenen Alpenſee, in deſſen eisklaren Fluthen die Gletſcher ihre ewigen Häupter baden, bis zur lachenden Anmuth des Bodenſees oder der erhabenen, ernſten Schönheit des Genfer oder bis hinüber auf die andere Seite, zu den heſperiſchen Inſeln, den Orangenhainen und ſchwimmenden Paläſten des Lago Maggiore!

An einem dieſer Seen, gleichviel an welchem, der Name thut nichts zur Sache; auch entſinne ich mich nicht mehr, in welchem Jahr: nur daß es um die Zeit war, als die erſten Dampfſchiffe die Seen der Schweiz befuhren . . . .

An einem dieſer Seen, im Sommer des Jahres 18**, jeden Morgen und jeden Abend, ſo oft eine gewiſſe Glocke über das Waſſer klang, konnte man an den Ufern des Sees eine ſeltſame Lebendigkeit gewahr werden. Ich rede nicht von den eleganten Kaleſchen, den ſchwerbepackten Reiſewagen, welche, ſobald die Glocke hörbar ward, mit verdoppelter Eile thalabwärts, dem See entgegenraſſelten: das iſt ein Anblick, wie er auf jeder etwas lebhaften Heerſtraße alle Tage zu ſehen iſt, geſchweige denn in der Schweiz, dieſer allgemeinen Heerſtraße aller Nationen.

Nein: aber auch aus Flecken und Weilern, aus Häuſern und Hütten kam eine neugierige Menge gelaufen, barfuß, in Lumpen, und ſtarrten alle mit offnen Augen hinunter auf den See. — Wo zwei Leute im Felde arbeiteten und hörten die Glocke ſich dem Ufer nähern, da riefen ſie ſich an und ruhten einen Augenblick aus, auf den Spaten geſtützt. — Oder wo ſie zu weit von einander waren, um ſich mit der Stimme zu erreichen, da winkten ſie einander und deuteten mit Geberden, Geberden der Neugier, des Staunens, der Angſt! hinabwärts, von wannen die Glocke klang. Ja ſchon lange, wenn ſie verſtummt war, ſchauten ſie noch immer nach dem See und machten einander Zeichen in der Luft, und dann gingen ſie brummend, kopfſchüttelnd, an die verlaſſene Arbeit zurück. —

Nämlich daß ich Eure Neugier nicht unnöthig in Spannung ſetze: es war eine ganz gemeine, ganz alltägliche Glocke, eine Glocke, wie Ihr ſie ohne Zweifel unzählige Male vernommen habt und habt nichts dabei gedacht und nichts empfunden, es ſei denn im Allgemeinen eine inſtinctmäßige Reflexion, wie herrlich weit der Menſch es doch gebracht und wie das Reiſen doch alle Tage ſo viel bequemer und billiger werde — mit Einem Worte: die

Glocke des Dampfſchiffs, welches ſeit einigen Tagen dieſen See befuhr — zum großen Ergötzen der Fremden und Vornehmen, die nicht Rühmens genug machen konnten, wie vortrefflich dieſe neue Erfindung ſei und wie bequem jetzt, aus der Kajüte des Dampfſchiffes, zu einem Glaſe Portwein oder einem gebratenen Huhn, die maleriſche Schönheit dieſer Ufer ſich betrachten laſſe.

Für dieſe alſo zum größten Ergötzen; dagegen für die Anderen, für das „gemeine Volk,“ die „Leute vom Lande,“ zu noch viel größerem Entſetzen! Ein Schiff ohne Ruder und Segel, ein Schiff auf Rädern, das vorwärts und rückwärts fuhr und rechts und links, wie ein Pfeil, getrieben von unſichtbarer Gewalt, und einen Schornſtein hatte es, ordentlich wie ein Haus, der ſpie Rauch und Flammen —

Aber das konnte ja unmöglich mit rechten Dingen zugehen! ſo etwas war ja gar nicht denkbar ohne Hexerei und Teufelswerk!

Aetna hieß das Schiff: ein guter Name! ein paſſender Name! Denn war es nicht ſelbſt gleich einem ſchwimmenden Vulkan? Und wenn die Räder ſich bewegten und um ſich griffen, gleich rieſenhaften Händen — und der Schlot ſtöhnte und ächzte und ſtieß den Athem von ſich in ungeheuren Rauchſäulen — und aus dem Innern des Schiffs, da klang ein Knarren und Dröhnen, ein Ringen und Kämpfen, ein Schlagen und Stoßen — und das Waſſer ſchäumte und die eiſernen Rippen des Schiffes zitterten, und mitunter — o es war entſetzlich anzuhören! klang ein Schrei, ein gellender, kreiſchender, aus dem Bauch des Ungethüms und gleich darauf wallte der Dampf dicker, ſchwärzlicher, in wälzenden Maſſen, gleich ſchwarzen Strömen Blutes — wer, in der That, der dies Alles zum erſten Male ſah, konnte ſich des Gedankens erwehren, als ob hier ein Rieſe gefeſſelt läge, ein neuer Enceladus, vergebens in ſeine Ketten kniſchend? —

Und das war auch ſo etwa die Anſicht des „gemeinen Mannes,“ nur daß er ſie nicht ſo hübſch mythologiſch ausdrücken konnte. Auch war ein Meinungsſtreit darüber, ob es der Teufel ſchlechthin oder irgend ein beſonderer Dämon, ein verwunſchener Geiſt oder dergleichen wäre, was in dem Fahrzeug ſteckte. Der Herr Pfarrer ſchien ſich der letztern Anſicht zuzuneigen; er ſprach hin und wieder und ſogar eines Sonntags predigte er von der Kanzel, das ſei derſelbe Geiſt, der in dem Dampfſchiff ſtecke, der auch übrigens als Geiſt der Neuerung und der Aufklärung die Welt durchziehe und ſelbſt die friedlichen Thäler der Schweiz laſſe er nicht mehr unbeſucht, ein verruchter, ein hölliſcher Geiſt, ein Geiſt des Verderbens und des Untergangs, vor dem jeder brave

Chriſt, und jeder „fromme Schwitzer“ zumal, ſich mehr fürchten müſſe, als vor dem Leibhaftigen in Perſon. Die armen Leute verſtanden das zwar nicht ganz; der Schulmeiſter indeſſen erklärte es ihnen: Geiſt oder nicht, es ſei allemal daſſelbe, nämlich der Teufel, der ihre Seelen haben wolle, — und kurz und gut, wer mit dem Satansding, dem Dampfſchiff, fahre, der fahre ohne Rettung geradwegs in die Hölle.

Doch war dies Alles nicht hinreichend, die Neugier an dem räthſelhaften Schiff zu ſchwächen, im Gegentheil, es vermehrte ſie nur noch: und daher überall, ſobald das Dampfſchiff ſich näherte, auf Wegen und Stegen, drängte ſich das Volk zuſammen und machte lange Hälſe und ſah dem Mirakel mit neugierig bangen Blicken verwundert nach.

Am Lebhafteſten war dies Treiben Abends, in dem Flecken, wo das Schiff anlegte, um in nächſter Frühe ſeine Fahrten aufs Neue zu beginnen. Sowie die Glocke ſich hören ließ (und unter uns geſagt, trotz aller Angſt und Furcht, wurde auf keine Kirchglocke nur halb ſo erwartungsvoll gelauſcht) —: das Dampfſchiff kommt! das Dampfſchiff kommt! ging es wie ein Lauffeuer durch die Gaſſen und Groß und Klein und Alt und Jung drängte ſich, in der ſchönen Feierabendkühle, neugierig am Ufer zuſammen. — Das Städtchen hatte bis dahin ſo ziemlich, wie man zu ſagen pflegt, außerhalb der Welt gelegen. Die große Straße ging jenſeit des Sees, ohne es zu berühren; jene Fluth von Reiſenden, die ſich alljährlich über die Schweiz ergießt, ihr zum Dank ihr Gold, aber auch ihre Bedürfniſſe, ihre Verweichlichung, ihre Laſter zurücklaſſend, war bisher unbemerkt an ihm vorübergerauſcht: es war ſo arm wie unbekannt geblieben. — Jetzt wurde das anders. Allabendlich, wie das Dampfſchiff landete — alletauſend, da gab es ein Gedränge! Da wurden Pferde aus- und eingeſchifft, Wagen ans Land geſchoben, Koffer und Kaſten getragen; es war ein Schreien, Drängen, Stoßen; hier rief Einer — und dort — und dort, Jeder in einer andern Sprache; Schleier wehten, Mäntel flatterten, köſtliche Stoffe glänzten — und mitten aus dieſem Gewirre die ſchwarze Rauchſäule, ausathmend, ziſchend, gen Himmel fahrend — und die Räder, noch triefend von Schaum, gleich als wär' es Schweiß, den ſie vergoſſen — und über Alles hingelagert dieſe eigenthümliche Atmoſphäre von Steinkohlen und Fett und Dampf und der Geruch des Tauwerks und des Harzes —

Ach! da fühlte Mancher von denen, die hier umherſtanden, armes Geſindel, in Lumpen und Fetzen, das Herz raſcher klopfen — weshalb? Sie wußten es ſelbſt nicht recht: vor Erwartung, vor Furcht, vor Neugier, vor dieſen ſtolzen, herriſchen Geſichtern, die dem Schiff entſtiegen, vor dem Rauſchen dieſer ſeidenen Gewänder, vor dem Wehen dieſer Schleier, dem Stampfen dieſer Roſſe, dem Rollen dieſer Wagen — und wie das Alles, wenige Minuten ſpäter, verflogen war, gleich einem bunten Traume, und ſie ſtanden wieder in der öden Nacht, Bettler bei Bettlern, und das Schiff vor ihnen, ganz ſtumm, ganz athemlos, lag ſtill auf dem Waſſer und nur der Nachtwind ſpielte mit den loſen Tauen. — Und dann ſchlichen ſie in ihre Hütten, ſo leis, ſo heimlich, als hätten ſie etwas Böſes gethan, und erzählten einander, mit gedämpfter Stimme, vor dem Einſchlafen, auf der Strohſchütte, von den Herrlichkeiten, die ſie geſehen, und von dem ſpukhaften Schiff, das die Fremden über den See bringe, ganz von ſelbſt, aus allen Ecken der Welt, ſelbſt von daher, wo es (aber das war nun gewiß gelogen) gar keine Berge geben ſollte, ſondern das Land wäre platt wie ein Kirmesfladen und auch ſo fett. Von dem fetten Kirmesfladen kamen ſie dann regelmäßig auf den Franzoſen, der das neue große Schloß (es war indeß nur ein Gaſthof) am Ufer gebaut, wo alle die fremden Herrſchaften Einkehr nahmen; da hatte Einer ins Fenſter geguckt, beim Vorübergehen, der erzählte, wie das innen glitzere und glänze, und ein Anderer konnte nicht Wunder genug beſchreiben von dem Herrn mit dem rothen Rock und den goldnen Epauletten, der Abends an der

Thüre ſtände (er meinte den Portier) und der gewiß nichts Geringeres ſei als ein fremdländiſcher Prinz. Und darüber wurden ſie noch einmal ganz munter und ſetzten ſich aufrecht und fochten eifrig mit den Händen: es ſei doch ein rechter Jammer, daß ſie ſo arme Teufel wären, wenn ſie nur Geld hätten, ſie wollten es den Leuten wohl zeigen und friſches Fleiſch wollten ſie eſſen, alle Woche zweimal. Und unter ſolchen Bildern ſchliefen ſie denn endlich ein und träumten von Kirmesfladen und rothen Röcken und wühlten in Gold, ganzen Haufen Gold —! bis der Morgen kam und der erſte Hahnenſchrei ſie wieder hinaustrieb in den Stall, aufs Feld, zum Taglohn — Und Einige hatten auch gar nichts zu thun, die hätten können liegen bleiben und ſchlafen, ſie hätten nichts verſäumt, — nicht einmal das Frühſtück.

Zwei aber ſchliefen nicht: die wandelten noch lange, wenn ſchon alle Uebrigen ſich verlaufen hatten, das Ufer entlang, Arm in Arm, und hörten die Wellen plätſchern und ſahen die Sterne funkeln, zweifach, über und unter ſich, und wenn ſie einander ins Auge ſchauten, da war es, als ob ſie die Sterne gar zum drittenmal ſähen, ſich ſpiegelnd, einer im andern, in unendlicher Wiederholung — der Seppi mit dem Mareieli.

Wer der Seppi war? Je nun, weil da eben die Rede geweſen von Wellen und Sternen und von einem

Liebespaar, das Nachts am Ufer wandelt, da ſollt' ich es Euch wohl lieber nicht ſagen oder wenigſtens nicht ſo grad heraus. Denn Ihr werdet mich auslachen: ein bloßer Knecht, ein Taglöhner, und ein armes Diandl, das um Lohn dient auf dem Hof und in der Küche — es iſt unanſtändig und ein unziemlicher Uebergriff in die Vorrechte der höheren Klaſſen, wenn die im Mondſchein gehen wollen, nicht wahr? Und arme Leute, wenn ſie des Tags gearbeitet haben, ſollen ſie Nachts ſchlafen, ſonſt ſind ſie morgen faul und verſäumen unſre Arbeit? Und wer ſich nicht gutwillig fügen will, dem ſoll die Polizei es verbieten, ja?

Wenn eine ordentliche Polizei im Ort geweſen wäre, ganz gewiß. Allein ich ſagte Euch ſchon: es war noch ein völlig obſcurer, uncultivirter Flecken; es gab da noch keine Taſchendiebe (ausgenommen, wenn welche durchreiſten: und die fuhren alle gleich mit Extrapoſt weiter) und keine Spione; man konnte da noch ſpaziren gehn, allein und zu Zwein, bei Tag und bei Nacht, am Ufer und auf den Bergen, es kümmerte ſich kein Menſch darum.

Auch um den Seppi und das Mareieli kümmerte ſich Niemand. Aber hätte nur! Es wäre ihnen wohl lieber geweſen; ja ſie hätten gewiß nicht böſe geſehen, wär' Einer gekommen und hätte geſagt: „was wollt Ihr da ſpazirenlaufen des Nachts am See? Ihr müßt ja müde ſein alle Beide! Du, Mareieli, haſt am Waſchtrog geſtanden, von Sonnenaufgang bis in die dunkle Nacht, und der Seppi hat Steine gefahren aus dem Bruch, den geſchlagenen Tag über: kommt herein, ruht Euch aus! hier iſt ein Häuschen, eine Kammer, ein Bett — genirt Euch nicht! tretet ein! es iſt Euer!"

Allein da lag es: der Seppi war arm wie eine Kirchenmaus und das Mareieli noch ein klein bischen ärmer. Sie hatten beide nicht, wo ſie bleiben konnten; von all der ſchönen Gottes Erde war auch nicht das allerkleinſte Fleckchen, das ihnen war; ſelbſt der Stall, wo ſie ſchliefen, ſelbſt die Decke, in die ſie ſich wickelten, gehörte ihren Brodherrn. — Seppi war Knecht beim Großbauern, draußen am See, ein Viertel Wegs vom Flecken. Das Mareieli aber diente in der Stadt bei der Schulzenswittib. Das war eine gar reiche Frau, und nicht bloß eine reiche, ſondern auch eine gar fromme: die hielt ihren Hof, wie ein Kloſter, und wenn ein Mädel 'nen Liebſten hatte, und wenn es ihr Verlobter war und in acht Tagen ſollte die Heirath ſein, auf den Hof durft' er doch nicht kommen. Denn warum? ſagte die Schulzenswittib: das gemeine Volk iſt ſo ſehr zu Liederlichkeiten geneigt, das muß man kurz halten. Was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß; aber auf meinen Hof, da ſoll mir Keiner kommen, da bin ich verantwortlich. Lieber mögen die Mädel des Nachts auslaufen; wenn ſie die Kerle ins Haus ziehen, das giebt nur Dieberei, und wer es nicht gefällt, die kann ja wegziehen.“ —

Und ſo kamen ſie einander entgegen, des Abends, wo das Dampfſchiff landete; die Glocke, die über den See klang, die Nähe des Schiffes zu verkünden, für ſie war ſie zugleich eine Feierglocke, die ſie einlud zum Gottesdienſt der Herzen: wenn die Nacht dämmerte, begann ihr Tag.

Da ſtanden ſie dann, mitten im Gewühl; ſie hatten einander bei der Hand gefaßt, wie die Kinder: und Kinderaugen, große, neugierige, verwunderte Augen, waren es auch, mit denen ſie das Geräuſch und den Lärm und die fremden Geſtalten um ſich her betrachteten. — Seltſam! Sie waren fromm, alle beide, und jedes Wort, das der Herr Pfarrer ſagte, daran glaubten ſie. Aber nur daß das Dampfſchiff ein Werk des Teufels ſei und wer damit fahre, das ſeien Alles Teufelskinder und müßten in der Hölle brennen ewiglich — das glaubten ſie doch nicht: darum, weil ſie ſo viel fröhliche Menſchen aus dem Schiffe ſteigen ſahen, junge Damen und Herren, die führten einander beim Arm und liebäugelten —

Ei ja! das mußte wohl eine Luſt ſein, ſo Arm in Arm mit der Liebſten durch die Welt zu fahren, über die Seen und über die Berge, zu Schiff und zu Roß, immer fort, immer weiter, und keine Sorgen und nichts zu ſchaffen, als bloß immer vergnügt zu ſein und die liebe Gotteswelt in ſich aufzunehmen mit offnen Augen und friſchen Herzen . . Um dieſen Preis, meinte das Marieli, wolle ſie es ſchon wagen mit dem Dampfſchiff, es werde nicht gleich ans Leben gehen; was Liebesleute mitſammen thäten, das könne nichts Böſes ſein, und wenn halt nur ihr Seppi dabei wäre — allen Reſpect vor dem Herrn Pfarrer: aber mit dem Seppi wolle ſie fahren, wie weit es ſei, bis an der Welt Ende — und ſogar auch mit dem Dampfſchiff.

Und da wandelten ſie noch lange auf und ab, in der linden Nacht, wenn die Andern alle ſchon längſt zur Ruhe waren, und bauten Luftſchlöſſer und ſchöne, goldne Träume, bis daß die Mitternacht kam und ſie von einander ſcheuchte. Denn ſie mußten wach ſein, alle Tage, früh mit der Sonne, und wohl auch noch ehe.

Aber der Seppi hatte ſo ſein Plänchen.

Und eines Tags, ſiehe da, kommt er auf den Hof marſchirt, wo das Marieli dient, ganz ſtrack, als müſſe es ſo ſein. Die Wittib zog ein böſes Geſicht und wollte belfern: indeß wie ſie ihn genauer anſah, da mußte ſie lachen. Und darüber vergaß ſie ihren Aerger und rief ſelbſt das Marieli: es ſei wohl ihr Schatz da, ſie möchte ihn ſich einmal anſehn, unter dem Thorweg, für diesmal. Und damit ging ſie hinein.

Aber wie das Mareieli kam und ſah den Seppi, da lachte ſie nicht; ſie wurde ganz blaß und faßte ihn bei der Hand, ob er es auch wäre. Wiewohl im Grunde, ſo ſah er wohl zum Lachen aus. Er hatte ein ganz ſchwarzes Geſicht und rußige Hände, wie ein Mohr oder wenigſtens wie ein Kohlenbrenner.

Und ſo etwas der Art war es denn auch. Es ſei ihm lang durch den Kopf gegangen, ſagte er, wie daß ſie beide ſo arm ſeien und hätten gar Niemand auf der weiten Welt —

Ei doch, meinte das Mareieli, ſeine Mutter. — Er hatte nämlich noch eine alte ſiebzigjährige Mutter am Leben; die war halb blind, und das bischen Garn, das ſie ſpann mit ihren alten, ſteifen Händen, das hätte nicht ausgereicht, ihr das Leben zu friſten von einem Tag zum andern. Und da hatte der Seppi ſie zu einem Häusler gethan, dem gab er von ſeinem kargen Lohn, daß ſie mit dem Häusler in der Stube wohnen durfte und wurde gepflegt, ſo gut arme Leute einander pflegen können. — Und an die erinnerte ihn das Mareieli.

„Ah wohl“, ſagte der Seppi: „ein Gotts liebes Mutterle!“ Und dabei lacht' er übers ganze Geſicht. Denn er hatte die alte Mutter ſehr lieb und es war ihm noch nie in den Sinn gekommen, wie viel Laſt er weniger habe, wenn ſie todt wäre. Die alte Mutter dachte es oft; allein ſie wagte nicht, es laut werden zu laſſen, weil ſie wußte, daß es den Seppi kränke.

Und darum freut' er ſich nun auch ſo ſehr und lachte übers ganze Geſicht, da das Marieli ſo gut von ſeiner Mutter ſprach. Allein das ſei nun doch nicht ſo, fuhr er dann fort: er habe gemeint, wie ſie gar ſo arm ſeien und Niemand hätten, der ſich ihrer annähme und ihnen ein bischen zur Hilfe wäre. Und der Lohn als Knecht ſei auch ſchmal und wer ſich von dem erſparen ſolle, der müſſe früh anfangen und ſich gut dazu halten; und wenn er zehn Jahre geſpart hätte, dann wär' es auch noch nichts. Das könne nicht ſo fort gehen; ſie würden alt und grau darüber, alle beide, und kämen nie zu etwas Eignem. Darum habe er ſich kurz entſchloſſen und ſie möchte ihn nur mal genau anſehn, da würde ſie es ſchon merken: bei dem Knechtsleben käme nun einmal nichts heraus; wer etwas gewinnen wolle, der müſſe auch etwas wagen — und alſo, mit Einem Wort: er ſei in Dienſt getreten auf dem Dampfſchiff.

Auf dem Dampfſchiff! — Das Mädchen war, wie unſre Leſer bereits wiſſen, nicht eben die Furchtſamſte: ſogar ſie hatte ſich ſelbſt manch liebes Mal geſehnt, den Bord des geheimnißvollen, zauberhaften Fahrzeugs zu betreten. Dennoch jetzt, indem ſie hörte, daß ihr Liebſter ſich in den Dienſt dieſes Schiffes verdingt, konnte ſie ſich eines heimlichen Schreckens nicht erwehren; ſie hörte das Raſſeln der Räder, das Aechzen der Maſchine, ſie ſah das Schiff um ſich greifen mit geſpenſtigen, rieſenhaften Armen — —

Inzwiſchen der Seppi ließ ſie gar nicht zu Worte kommen, ſo voll Freude war er. Ein wahres Herrenleben ſei es auf dem Schiff; er wünſche keinem Menſchen was Böſes, und Gott behüte, daß er ſich über eines Andern Unglück freuen ſolle. Aber daß den alten Heizer der Schlag gerührt, von wegen dem vielen Branntwein, den er getrunken, und daß der Schiffsherr ſich verſchworen, er wolle ganz gewiß keinen Alten wieder nehmen, die würden bloß duſelig von der Hitze und da, um ſich wieder munter zu machen, tränken ſie Schnaps, wie nichts Gutes, ſondern einen friſchen jungen Kerl, der Knochen zuzuſetzen hätte — und daß auf die Art, durch Laufen und Betteln, und weil er es einen Batzen billiger thäte als die Andern, der ſchöne Poſten an ihn gekommen ſei — das könne er nun nicht läugnen, das freue ihn doch, und nun würd' es gewiß noch gut werden mit ihm und dem Mareieli. Das ſei was Anders als immer draußen liegen beim Vieh, Tag und Nacht, und ſich herumſtoßen laſſen als Knecht, von einem Taglohn zum andern, Zeit ſeines Lebens, und niemals etwas Geſcheidtes werden. Hier habe er nichts zu thun den ganzen Tag, als bloß vor dem Ofen ſitzen und ein bischen Acht geben aufs Feuer. Kohlen tragen müſſe er auch, das mache ein bischen ſchwarz', es ſei richtig; aber du mein Himmel, für was müſſe doch auch was ſein — „Und denke nur, Marcieli, ich kriege drei Mal ſo viel wie als Knecht und Trinkgelder, ſagt der Maſchinenmeiſter, giebts auch, bei jeder Fahrt — das heißt jetzt noch nicht: aber doch in Zukunft, wenn ich auch einmal erſt Maſchinenmeiſter bin . . .“ Und ſo ſchwatzte er fort in der Freude ſeines Herzens und berechnete auf Batzen und Heller, was er die Woche über verdiene — und ſo viel für ſein Mutterle und ſo viel für das Marcieli — und das Viertelche Wein im Wirthshaus und den Kreuzer für die Muſik des Sonntags, beim Tanz, den ſpare er jetzt auch — warum? Weil er nicht vom Schiff dürfe, keinen Tag der Woche, und da wär' es mit dem Tanzen halt nichts mehr.

Mit dieſem Letzteren war nun zwar das Marcieli durchaus nicht einverſtanden; wenn ſie Sonntags nicht mehr tanzen könne, ſo wolle ſie nur auch gar nicht mehr leben. — Das iſt ſo der allgemeine Grundſatz der armen Leute, ein ſehr verderblicher Grundſatz, meint Ihr? und nun ſei es Euch auch ganz begreiflich, woher die viele

Armuth komme und das ſei bloß von der vielen Liederlichkeit, weiter nichts? Nun, wir wollen nicht darüber ſtreiten, wir wollen es machen, wie der Seppi. Der ließ auch die Frage in der Schwebe: Tanzen des Sonntags, ei ja, das ſei was Schönes und wie das Mareieli tanze, da ſchwämm' es ihm allemal vor den Augen, ſchon vom bloßen Zuſehn. Und wenn ſie ſich nur erſt was Feines geſpart hätten, und hätten das Aufgebot bezahlt beim Herrn Pfarrer, da wollten ſie auch tanzen, auf ihrer Hochzeit, gelt? — Wie jedoch das Mareieli ſich noch immer nicht geben wollte und klagt' und weinte, was das für ein häßliches Leben und wenn er ſo ſchwarz ausſähe, da könne ſie ihn nur gar nicht leiden — topp, da ſetzte der Seppi auch ſeinen Kopf auf und ward unwirſch und ſchwur, das hätte er ſich wohl gedacht und das Mareieli habe im Grunde ganz Recht, aber es wär' nur nicht hübſch, daß ſie es ihm ſo ſagte. Was denn ſolch ein armer Bue anfangen ſolle, wie er? Er müſſe ja froh ſein, nur noch eine ſichre Arbeit zu haben. Wer auf dem Lande nichts hätte, der müſſe aufs Waſſer gehen, das ſei ja ganz natürlich; es hätte ihm ſchon geträumt, er ſtänd' am Waſſer und holte einen Todtenkopf heraus, das bedeute Geld.

Und da hatte dem Mareieli gleichfalls etwas geträumt, das mußte ſie ihm auch erzählen. Und ſo, wie ein Wort das andre gab und ein Kuß den andern, wurden ſie wieder gut zuſammen. Und das Mareieli lobte ihn und ſagt', er wäre ein braver Kerl, das hätte kein Andrer für ſie gethan! Und ſie wollte auch fleißig nach ſeinem Mutterle ſehen, daß es ihm gut ginge, und Abends, wenn das Dampfſchiff käme mit dem Seppi, da wolle ſie gewiß nie fehlen und ihm zunicken, wenn's weiter nichts wäre.

Und das war nun gut.

Der Seppi aber ging aufs Dampfſchiff und wurde Heizer. Es war ganz ſo, wie er geſagt hatte: den ganzen Tag vor dem Ofen ſitzen und Acht geben aufs Feuer, weiter nichts — eine Kinderarbeit, nicht wahr? und es iſt wahrhaft Sünd' und Schande, daß ein erwachſener Mann ſich dafür noch erſt bezahlen läßt?

Allein ich bitte, wenn Ihr das nächſte Mal den Rhein hinunter dampft oder Ihr ſchwimmt auf der Elbe dem fröhlichen Hamburg zu und ſchnalzt unterwegs ſchon mit den Lippen im Vorgenuß der Auſtern und der Seefiſche und des Portweins, die Euch in Lorenz' Keller erwarten: bitt' Euch, die Fahrt iſt ja ohnedies nur langweilig: geht einen Augenblick hinunter, bloß zum Zeitvertreib, in die Heizkammer — Oder Falls Euch der Weg zu mühſam iſt (und läugnen läßt es ſich nicht, die Leiter ſteht lothrecht, die ſchmalen, eiſenbeſchlagenen Sproſſen ſind ſpiegelglatt, es iſt eine Kunſt da hinabzuklettern, und wer nicht gut Acht giebt dabei, der kann ein Bein brechen — oder auch den Hals, wie es kommt) . . . wohlan: tretet nur an die Luke, beugt den Kopf nur über das Gitter, in dieſen ewig qualmenden, ewig glühenden Schlund, athmet nur zwei Minuten lang dieſe brennende, ſengende Atmoſphäre, zieht ihn in Euch, dieſen erſtickenden, dörrenden Luftſtrom, vermiſcht mit dem Dunſt der Kohlen und dem ſchmierigen Fettgeruch der Räder —

Nun? Ihr zieht den Kopf ſchon wieder zurück? Ihr huſtet und wehrt ab und trinkt einen Schluck Rheinwein, einen herzhaften: und dann noch immer nach Luft ſchnappend, verſichert Ihr, das ſei ja eine teufliſche Hitze da unten, es ſei Euch unbegreiflich, wie ein Menſch darin aushalten könne; indeſſen da ſähe man wieder, was die Gewohnheit thue . . . .

Ei freilich, die Gewohnheit! Es giebt Menſchen, die glühende Kohlen eſſen, ſogenannte Feuerkönige, welche die hellen rothen Flammen hinunterſchlingen, als ob es geſottene Krebſe wären — warum nicht auch Menſchen, welche Feuer athmen? warum nicht auch Lungen, welche eine Hitze von vierzig Grad ſo ſanft fächelt, als wie ein Mailüftchen?! Es kommt ja Alles nur auf die Gewöhnung an. —

Zwar dem Seppi wurde ſie ſchwer, ſchwerer, als er gedacht, ſchwerer ſogar, als er ſich ſelbſt geſtehen mochte. Denkt Euch einen Burſchen von vierundzwanzig Jahren, der von Kindesbeinen an beinahe ununterbrochen in Gottes freier Luft gelebt — in Froſt und Hitze, in Regen und Schnee, was thuts? Es war doch immer Gottes freie Luft: und wenn ihm in der Sommermittagshitze, beim Heuen, der Schweiß ſtromweis von der Stirne floß: es war doch immer Gottes Sonne, die ihn brannte, er wußte doch immer, daß ſchon ein kleines mildes Abendlüftchen bereit war, ſeine glühende Stirn zu kühlen, er hatte doch immer Gefährten um ſich, Burſche und Mägde, die den Erntetag mit ihm überſtanden und ſich durch Lieder und Scherze, Einer dem Andern, die Arbeit erleichterten.

Und nun denkt ihn Euch eingepfercht in den Bauch eines Schiffes, in einem Kämmerchen, ſo eng, er konnte ſich kaum darin umdrehen, von früh bis ſpät gekauert vor den rothglühenden, entſetzlichen Ofen — Wenn er einmal hinaufſtieg auf das Deck, weil die Hitze zu unerträglich wurde und das Blut ihm ſchier in das Gehirn ſchoß: wie ſo ganz eigen umflort ſah ſich Alles an! welch ein ſeltſamer gelblicher Ton lag auf Himmel und See, auf Schiff und Küſte! Die Augen waren ihm ganz ſtumpf geworden von dem ewigen ins Feuer Sehen:

ſelbſt Nachts, wenn die Maſchine ſtill ſtand und er lag in der Ecke, beim Kohlenmagazin, und dachte an das Mareieli und überrechnete, wie viel Batzen er noch ſparen müſſe bis dahin, daß ſie ſich heirathen könnten, hört' er vor den Ohren ein Knittern und Knaſtern, ein Sauſen und Brauſen, ein Aechzen und Stöhnen, das ihn nicht ſchlafen ließ. —

Seppi war ſonſt ein Eſſer geweſen — nun, es läßt ſich denken! Solch ein Burſch, wenn er ſeine acht, neun Stunden geackert hat oder Steine gekarrt oder Holz gefällt im Walde und kommt dann nach Hauſe zu Eſſenszeit und der Hirſebrei dampft in der Schüſſel — Es iſt nur ein ganz ſchlechter Brei und Ihr würdet vermuthlich Bedenken tragen, ihn nur Eurem Haushund zu geben, das arme Thier könnte ja Magendrücken kriegen . . . Allein was Eſſen heißt, wißt Ihr doch nicht, trotz Faſanen und ragouts aux truffes, als bis Ihr einmal einen Solchen habt einhauen ſehen! Und der Seppi war nicht der Schlechteſte; ſeine Mutter, da er noch ein Knabe war, ſchalt ihn aus: er ſei ja ein Nimmerſatt und es ſei doch ein wahres Unglück für die armen Leute, wenn ſie ſolche Kinder hätten, mit einem leibhaften Wehrwolf im Bauch — Und während ſie ſo mit ihm ſchalt, lachte ihr das ganze Geſicht vor Freude; und ſie aß das Ihre nur halb und ſchob es ihm zu: ſie ſei heute nicht bei

Appetit, er möge ſich nur dazuhalten, weil es da ſei. Der Seppi wußte es auch, wie das Schelten gemeint war; er aß tapfer zu und ließ es ſich ſchmecken. Und der ſchlechte Brei gedieh ihm, daß er ein tüchtiger Kerl wurde, groß und ſtark und mit Mark in den Knochen, weit größer und ſtärker, als die Kinder der Reichen, die Confect eſſen und Hühnerbrühe trinken zum Frühſtück.

Nun, jetzt hätte ſein Mutterle ihn nicht mehr ſchelten brauchen; er wußte ſelbſt nicht, woran es lag; aber kein Eſſen wollte ihm mehr ſchmecken, er war immer hungrig und doch immer ſatt. Der Maſchinenmeiſter erklärte es ihm freilich: das käme vom Kohlenſtaub, ſagt' er, und von den ſchlechten Dünſten, die man einſchlucken müſſe bei dem Geſchäft; dagegen helfe nichts, als ein guter ſtarker Branntwein, je öfter je beſſer — und der Seppi ſolle es nur einmal verſuchen, auf ſein Wort.

Allein der Seppi war ein närriſcher Kerl, er verſuchte es doch nicht — weshalb nicht? Ei ja, der Narr: weil er ſeinem Mutterle verſprochen hatte, keinen Branntwein zu trinken, niemals, damit es ihm nicht gehe, wie ſeinem armen Vater, der am Branntwein geſtorben war, wie die armen Leute meiſtens. Das war nun lange her und die Mutter hätte auch gar nichts davon erfahren. Allein er that es doch nicht.

Und das hätte noch Alles ſo ſein mögen: Eins jedoch kränkte ihn und that ihm weh, vielleicht darum, weil es ihm ſo neu war. Er war von jeher ein armer Lump geweſen, in Noth und Elend, ſo lang er denken konnte. Inzwiſchen hatte ihn das nicht gehindert, doch heitern Muthes zu ſein und das bischen Leben zu genießen, ſo gut er konnte: ſogar ein blitzhübſches Madeli hatte ihn zum Schatz genommen, trotz daß er ein armer Lump war. Das machte, er hatte immer unter armen Leuten gelebt, oder wenn auch hie und da Einer war, der ein bischen minder arm, ſo war es doch nicht viel und glich ſich aus. Die wirklich reichen und vornehmen Leute dagegen hatte er immer in einem Abſtand von ſich geſehen — es war nur ein dummer Tropf, der Seppi, und darum müßt Ihr es ihm ſchon verzeihen: aber es war ihm in Wahrheit nie anders in den Sinn gekommen, als daß arme und reiche Leute wohl ganz verſchiedene Weſen; es war ihm nie in den Sinn gekommen, die reichen Leute zu beneiden: ſie mußten ja auch da ſein, ſo gut wie die Armen und ein Jeder, was er war, war er ja doch ohne ſein Zuthun.

Aber ebenſo wenig war ihm jemals in den Sinn gekommen, daß die reichen Leute die armen verachten könnten; er hatte nie eine Ahnung davon gehabt, daß an der Armuth eine Schande hafte, daß ein zerriſſenes

Kleid den Menſchen ächte, eine ſchmutzige Verrichtung auch ſittlichen Ekel erwecke.

Auf dem Dampfſchiff merkte er's. Es war eben in der ſchönſten Jahreszeit und das Schiff wimmelte von Fremden aller Nationen, Damen und Herren, die nach Italien gingen oder heimwärts nach Deutſchland, lauter vornehme Herrſchaften. Die ſaßen und ſtanden auf dem Schiff umher, in zierlichen Kleidern, und beſahen die Gegend durch goldgefaßte Gläſer. Und unter einem luftigen kühlen Zelt ſtand eine Tafel gedeckt, daran ſpeiſten ſie, und Krumen — Krumen, ſo weiß wie Schnee, der Seppi hatte nie für möglich gehalten, daß eine Brodkrume ſo weiß ſein könne — die warfen ſie ins Waſſer, wenn ſie ſatt waren, für die Fiſche.

Wenn der Seppi nun hervorgekrochen kam aus ſeinem feurigen Ofen, in ſeinem ſchwarzen Kittel, mit rußigem Antlitz — er wollte gar nichts weiter, als nur einen Augenblick Athem ſchöpfen in der freien Luft und die geborſtenen Lippen mit einem Trunk Waſſer netzen — er lehnte ſich an die Brüſtung und vielleicht war da eine ſchöne Miß mit blonden Haaren — der ſah er ins Antlitz, ganz zufällig, ganz gedankenlos — nämlich er dachte weiter nichts, als wie hübſch es wohl dem Mareieli ſtehen müſſe, wenn es auch einmal ſo geputzt daher käme, wie die blonde Miß . . . .

O pfui Teufel, wie die vornehmen Herrſchaften ſich umſahen nach ihm! Solch ein ſchwarzer Hund! Es verdürbe Einem die ganze Gegend, den Kerl zu ſehen in ſeiner ſchmierigen, ſtinkigen Jacke, und wie ihm der Schweiß über das dicke ſchwarze Geſicht gelaufen wäre, wie Theer ... Die gnädige Frau verſicherte, ihr ſei aller Appetit vergangen über dieſen garſtigen Kobold und es ſei auch recht rückſichtlos gegen die Paſſagiere, daß ſolche ekelhafte Menſchen aufs Verdeck kommen dürften, ſie ſollten bleiben, wohin ſie gehörten, bei der Arbeit; ob man dazu nach der Schweiz reiſe für ſchweres Geld, um ſich einen Schrecken einjagen zu laſſen von ſolchen ſchwarzen Teufeln. Die Kinder aber, bleichwangige, ſcrophulöſe Engländer, ſechsjährige Lordsſöhne, die eben auf ihrer zweiten Reiſe nach Rom (den letzten Winter hatten ſie in Paris verlebt) begriffen waren — kleine mißfarbige Pariſerinnen, mit kohlſchwarzen Augen und ſchnippiſchen Näschen — Himmel, was ſchrieen ſie auf, wenn the dark devil, das ſchwarze Ungeheuer, ſich ſehen ließ! Die Einen weinten und ſchrieen, die Andern ſchnellten Weinpfropfen und allerliebſte abgenagte Hühnerknöchlein gegen ihn: — bis der Schiffsführer kam und die Geſellſchaft um Entſchuldigung bat, daß „Einer von den Leuten" die Frechheit gehabt, ſich „unter die Herrſchaften" zu ſetzen. Und damit wirbelte ihm ein Ende Tau über den Rücken, und er fuhr hinunter in ſeinen finſtern Schlot, ſo ſchnell, ſo gradewegs — er wußte nichts, worauf er zuerſt merken ſollte, ob auf das Gelächter, das ihm die Geſellſchaft nachſandte, oder auf die blutigen Flecke, die er ſich an der Leiter ſtieß. —

Im Ganzen alſo war es nur ein elendes Leben, und Niemand hätt' es ihm verargen können, hätt' er abgedankt und wäre zurückgekehrt zu ſeinen Ochſen und Kühen, ſeinem Holz und Steinen, ſeinem Miſt und Stroh.

Aber das iſt das Wunderbare, wenn Einer ſo eine ächte, rechte Liebe im Herzen trägt: es giebt Einem einen Muth, der läßt ſich mit nichts vergleichen auf der Welt; da iſt nichts ſo ſchwer, nichts ſo ſchlimm, die Liebe überwindet es Alles.

Und das kam nun auch dem Seppi zu Statten. Wenn er ſo vor ſeinem Ofen ſaß und ſtieß die Kohlen in die Gluth, daß die Lohe herausſchlug: hui, dacht' er, gegen mein Herz iſt es doch noch nichts, das brennt doch noch halt zehnmal mehr, und braucht Keinen, der es mit Kohlen futtert, es brennt von ſelbſt, bei Tag und bei Nacht. Und dabei ward er ganz froh zu Sinn und nickt' in die Flammen, als ſäh' er ſeines Mädchens Augen glänzen. — „Und das iſt ja ganz natürlich,“ dacht' er, „daß es hier heiß iſt, das iſt bloß meine Schuld, von wegen meiner ſehr großen Liebe, hier in meinem Herzen.

Und wenn ich nur erſt Maſchinenmeiſter bin und das Marieli iſt meine Frau Meiſterin, da wird ſich die Hitze ja wohl geben.“ Und ſo macht' er ſeine Späße — einfältige, kindiſche Späße, die kein Menſch hörte; nur daß ſie ihm die Zeit kürzten und wenn ihm das Herz ſchwer war, ſo half er ſich damit, daß es ihm leicht ward.

Und gar nun des Abends, wenn das Schiff anlegte und die Feuer gingen aus und es blieb Niemand an Bord, als bloß er und ein großer ſchwarzer Pudel, der war bei ihm zur Wache — da ging ſeine Luſt erſt an. Wie er da ſaß, in der ſtillen Nacht, auf dem Verdeck, und ſchlürfte die ſchöne kühle Luft ein, die Luft, die ihm Tages verboten war! Es gab da noch Manches zu thun für ihn, er mußte ſcheuern und putzen und mußte Kohlen ſchleppen und Waſſer pumpen. Aber dafür auch, wenn er fertig war mit Allem — horch! da kam es gegangen durch die Stille, da raſchelte der Sand am Ufer und der Pudel ſchlug an — ganz leiſe nur: denn er war ſchon bekannt mit dieſem Tritt. — In der That, wer da zufällig des Wegs gegangen kam, er ſtand wohl einen Augenblick ſtill und ſah ſich das ſeltſame Gemälde an: die ſchwarze, rußige Geſtalt des Heizers, ſo ſchwarz, ſo rußig, wie die Nacht ſelber, gelehnt über den Bord des Schiffes — zu ſeinen

Füßen der Hund — vor ihm, auf dem Bollwerk ſtehend, das Mädchen — ihre weiße Haut, ihr blondes Haar, ihre funkelnden Augen, doppelt leuchtend auf dieſem finſtern Hintergrund . . .

Sie erzählten ſich, dies und das, wovon Liebesleute zu ſprechen pflegen. Am Liebſten jedoch hörte das Mareieli von den fremden Herren und den geputzten Damen, die mit dem Schiffe gingen und kamen. Der arme Seppi wußte wenig davon zu ſagen, aus guten Gründen. Allein das Mareieli zankte mit ihm: das ſei nur, weil er ſolch ein armer dummer Klotz, und die vornehmen Leute thäten ganz wohl, daß ſie ſich entſetzten vor ihm; es ſei auch eine Schande, wie er ausſehe, und ſie ſei doch in Wahrheit das dummſte Madeli zwiſchen hier und Welſchland, daß ſie ſich an ſolchen garſtigen ſchwarzen Kerl gehangen, einen Kerl, vor dem die Leute aufſchrieen und die kleinen Kinder ſich verſteckten, wie vor dem Wutzelmann. Und mit ſeinem Ofenbocken und ſeinen paar Batzen, da werde das nie etwas werden; da müſſe anders zugefaßt werden, und habe er ſein Plänchen gehabt, ſo habe ſie nun auch das ihre, er ſolle nur Acht geben.

Und dann lachte ſie wieder ſo ſüß und ließ die Augen rollen — dem Seppi war es, als ſtänd' er ſo recht vor dem Ofen und der Maſchinenmeiſter hätte doppelte Feuerung kommandirt.

Wiewohl die Sache hatte ihre Richtigkeit, das Mädchen hatte ſeinen Plan.

Eines ſchönen Morgens, das Schiff war eben in der beſten Fahrt und die Hitze am Ofen machte ſich ſchon recht niedlich — ſteckt der Seppi den Kopf ſo ein bischen zur Luke heraus, um Luft zu ſchnappen. Denn das war ihm erlaubt; nur eigentlich auf das Verdeck kommen, wenn vornehme Herrſchaften fuhren, in ſeinem ſchwarzen Kittel, das ſollte er nicht.

Wie er da nun ſo eben den Kopf herausſteckt —

Aber das gab ihm einen Schlag, beinah' wär' er von der Leiter gepurzelt! Er rieb ſich die Augen und zog ſich an den Haaren —

Doch es blieb! es war kein Traum! Sein Mareieli, in einem bunten Röckchen, ſo friſch, ſo zierlich, da ſtand es auf dem Verdeck und reichte einem jungen Herrn den Kafe! Es war ein Ruſſe, glaub' ich, er hatte einen entſetzlichen Knebelbart, den drückt' er im Sprechen ganz geſchwinde auf Mareieli's weiße Schulter —

Nämlich wenn es keine Erſcheinung war und der Seppi war nicht krank geworden von der Hitze und es war etwa ein Fieber, das ihm dieſe Erſcheinungen vorgaukelte.

Nein, es war ganz gewiß kein Fieber! Sah er nicht ganz deutlich jetzt, wie das Mareieli roth ward wie Blut? und warf einen ſchnellen, ängſtlichen Blick hinüber zu ihm — nicht bloß ängſtlich: es war noch etwas Anderes in dem Blick, ſo etwas wie Muthwille, wie Schadenfreude, und dann wieder wie Liebe, wie Stolz — daß den armen Seppi ganz ſchwindlig ward. —

Und da pfiff der Maſchinenmeiſter und der Kapitain kam gelaufen und ſchimpfte, was das für ein fauler Heizer wäre, das Schiff ginge ja wie eine Schnecke. Und der Seppi rutſchte hinunter und warf Kohlen in den Ofen — ſo raſch, ſo jäh! Am Liebſten hätte er ſich ſelber hineingeworfen.

Im Lauf des Tages klärte ſich die Sache freilich auf; es war die einfachſte und natürlichſte von der Welt. Eine Geſellſchaft junger Herren (wiewohl, unter uns geſagt, auch einige alte darunter waren), reiche Patriziersſöhne, fremde Edelleute, franzöſiſche Spieler und was ſich ſonſt der Art in den benachbarten Bädern zuſammenfand, hatten das Dampfſchiff, als etwas Neues in der Gegend, zum Mittelpunkt ihrer geſelligen Zuſammenkünfte gemacht; ſie fuhren, ein, zwei Mal die Woche, auch wohl noch öfter, je nachdem ſie Langeweile hatten, den See entlang. Dabei ging es allemal hoch her; ſie hatten Muſik am Bord, hielten ein köſtliches Eſſen, und hinterdrein ſetzten ſie ſich gewöhnlich unten im Pavillon zuſammen, bei verſchloſſenen Thüren, und machten ein Spielchen. Die machten den Schiffseigner aufmerkſam, wie viel beſſer Keller und Küche ihnen munden und wie viel öfter noch ſie des Weges fahren würden, wenn, ſtatt eines alten grämlichen Tafeldeckers, ein junges hübſches Mädchen ſie bediene — oder, wie ſie es nannten, die Honneurs vom Schiffe mache. Was für Honneurs ſie eigentlich damit meinten, weiß ich nicht; aber ſie lachten entſetzlich dabei und klopften mit den Reitgerten an die Sporen, daß es klirrte. Gleich darauf indeß wurden ſie wieder ganz ernſthaft und ſetzten dem Schiffseigner weitläufig auseinander, wie das jetzt die allerneueſte Mode ſei, in allen feinen Kafes in Paris und Wien und London, und was ein feines Dampfſchiff ſein und vornehme Gäſte haben wolle, da müſſe es ebenſo ſein; ſie wären ja lauter noble Cavaliers und würden ihm zu nichts Schlechtem rathen. Nur (ſetzten ſie hinzu) etwas Friſches müſſe es ſein, und doch wieder nicht zu ſpröd; auf dem und dem Dampfboot, auf dem und dem See, da hätten ſie vorigen Sommer ein Mädchen gekannt — deliciös! ſüperb!! Wenn ſo eins auf den Aetna käme, da wäre das Glück des Schiffes gemacht.

Und da ſchmunzelten ſie wieder und fuhren mit der Hand durch die Haare, beſonders die Alten; aber die fuhren bloß durch die Perücke.

Der Schiffseigner — je nun, das war ein Mann, der wollte ſein Geld gut verzinſt haben, weiter nichts.

So hätte er ja müſſen ein wahrer Eſel ſein, hätt' er wollen den Rath dieſer modernen, reichen, liebenswürdigen Herren (und die obenein ſeine beſten Paſſagiere waren) unbefolgt laſſen. Er ließ daher ſeine Augen umhergehn, hier und dort — Und da war es denn wiederum ganz einfach und natürlich, daß ſie an dem Mareieli hängen blieben. Denn es war wirklich das hübſcheſte Mädchen weit und breit.

Der Schiffseigner war ein Schlaukopf, wie geſagt. Er übereilte die Sache nicht, er ſchickte erſt ein paar alte Weiber, dann ließ er das Mareieli ſelber zu ſich kommen, in den ſchönen franzöſiſchen Gaſthof — —

Und kurz und gut, nun ſtand ſie hier auf dem Aetna, in einem ſeidnen Röckchen und einem Mieder, das konnte nicht ſchöner ſein, ſie ſah es ſelber ordentlich mit Ehrfurcht an — und reichte den jungen Herren den Thee und den Kafe und den Wein.

Weiß auch der Himmel, wie es zuging: die jungen Herren hatten ſich noch nie ſo viel reichen laſſen, und kaum daß ſie beim Frühſtück ſaßen, da wurde der Champagner kommandirt. Der Erſte aber, den ſie leben ließen, das war der Schiffseigner; er ſei ein ganz verfluchter alter Fuchs, ein ausgelernter Fuchs, ein Hauptfuchs, meinten ſie — Und dann riefen ſie das Mareieli: ſie möchte den Wein mal koſten, es wäre ihnen, als ob er wonach ſchmecke . . .

Da war es denn kein Wunder, daß dem Mareieli die Wangen brannten, purpurroth, wie die Flammen in Seppi's Ofen, als ſie dem Heizer im Lauf des Tages ihre Geſchichte erzählte. Sie erzählte natürlich nur, was ſie wußte: und daß ſie nicht Alles wußte, das verſteht ſich. Wunderlich genug indeſſen: dem Seppi wollte ſchon dies Wenige nicht gefallen: es ſei wiß und wahrhaftig nicht gut für ein junges Madeli, auf dem Schiff zu fahren, und ob ſie nicht wiſſe, daß doch eigentlich der Teufel darin ſtecke.

Am Wenigſten aber wollt' es ihm zu Kopf, weshalb das Mareieli ſo heimlich damit gethan und warum es ihn gar nicht um Rath gefragt vorher. Das ſei nicht halb Recht, ſchwur er, und wenn ihm Einer das von dem Mareieli vorhergeſagt, er hätte ihn gegen die Ohren geſchlagen, als einen Lügner, das hätte er.

So? ſagte dagegen das Mareieli: ob er es denn auch vorher um Erlaubniß gefragt, als er Heizer geworden? Ein ſchmuckes Kellnermädchen, in einem ſeidnen Rock, mit einem ganzen halben Gulden Lohn die Woche, ohne das Eſſen und Trinken, das ſei wohl mehr als ſolch ein alter ſchwarzer, ſtinkiger Heizer. Und ob ſie ihm denn gar kein' Freud' machen dürfe und gar kein' angenehme Ueberraſchung? Es habe ihm auch mal eine Ueberraſchung machen wollen, das ſei es: und nu wär' er a garſtiger Kerl und putzte ſie 'runter für ihre gute Meinung. Ob er es denn nicht erſt ſelber geſagt, daß das ſo nichts werden könne und wer auf dem Lande nichts hätte, natürlich, der müſſe ja aufs Waſſer? Sie hätte zu Haus auch kein Grundſtück und Kapitalien nun gar nicht, was ſie nicht verdiene, das ſei auch nicht ihr. Und wenn er ſo viel Geld erübrigt habe bei ſeinem ſchwarzen Ofen, nun gut, ſo mög' er ſie nur immer ins Fräuleinſtift kaufen, ſie habe nichts dagegen, ſie wolle gern die Hände in den Schooß legen. So lange das aber nicht der Fall, ſo lange ſolle er auch Gott danken, daß er ihm ſolch guten fleißigen Schatz gegeben habe, und der um ſich wiſſe und mit den Leuten reden könne und nicht ſo tölpiſch ſei, wie er (nämlich der Seppi).

Gegen dieſe Gründe ließ ſich natürlich nichts einwenden. Auch hätte der Seppi gar keine Zeit dazu gehabt; ſie mußten heimlich mit einander ſprechen, daß ſie Niemand ſah, während die Herren bei der Karte ſaßen. Und da kam eben Einer herauf und rief nach ihr und huſch, war ſie weg, in die Kajüte.

Der Seppi aber kroch hinunter in ſeine heiße Hölle. So heiß war ſie ihm noch nie geweſen; er vergaß beinah das Heizen und der Maſchinenmeiſter mußte mit dem

Tauſende drohen, ſo wurmte es ihn im Kopfe. Er wußte eigentlich nicht was. Daß das Mareieli bei ihm auf dem Schiffe wäre? Wie oft hatt' er ſich danach geſehnt! wie oft, wenn er vor ſeinem Ofen hockte, hatt er geträumt, dieſe feurigen Kohlen, als das wären lauter rothe Roſen und da käme das Mareieli heraus und kühlte ihm die Stirn mit ſüßem Athem —!

Nun war es beinahe wirklich ſo! Nun, ſo oft er mit dem Kopf aus der Luke fuhr, konnt' er ſein Mareieli ſehen, konnt' ihr zunicken, ganz heimlich . . .

So war er doch ſicher ein rechter tölpiſcher Menſch und das Mareieli hatte ganz Recht, daß ſie bös war auf ihn! Und von Stund' an nahm er ſich vor ein vergnügter Kerl zu ſein. Zumal, was das Mareieli verdiente, kam ja ihnen Beiden zu gut, ſie konnten deſto ehe Hochzeit halten.

Allein, allein, wie es geht; wenn Einer auch allemal wirklich vergnügt würde, davon, daß er ſich vernimmt es zu ſein, es gäb' halt kein' traurige Leut' mehr in der Welt. — Anfangs war es dem Mareieli bang genug ums Herz. Wenn die vornehme Welt ſo um ſie ſchwirrte — und hier rief Einer nach Champagner — und da ein alter, hagrer Engländer, der rief nach Grog, und während ſie ihn brachte, betrachtete er ſie durch ein großes Opernglas, unverwandt, bis unter das Buſentuch — und hier ein Anderer hielt ihr unverſehens die Augen zu und fluchte, er laſſe ſie nicht los, auf Ehre, es ſei denn, ſie ließe ſich küſſen von ihm — und ein Vierter flüſterte ihr in die Ohren, ſie verſtand nicht was, es war franzöſiſch, aber ſie erröthete unwillkürlich . . .

In Wahrheit, ſie mußte ſtill ſtehn mitunter und mußte die Hand vor die Augen preſſen und mußte ſich fragen bei ſich ſelbſt, ob ſie das nur wirklich wäre, in dieſer Geſellſchaft, auf dem verwunſchenen Schiff, davor ſie oft des Abends geſtanden mit dem Seppi, das Mareieli von der Schulzenwittib ihrem Hof, wo keine Mannsperſonen hinkommen durfte!

Das war die Zeit, wo ſie noch mitunter beim Seppi ſtand, wenn er heraufgekrochen kam aufs Verdeck, ganz heimlich, um Luft zu ſchöpfen. Sie ſtand ein wenig entfernt von ihm, man hätte kaum denken ſollen, daß ſie zuſammengehörten — Nun, das war ja wieder ganz natürlich, er war ja ein ſchwarzer, ſchmutziger Heizer, das Mareieli hätte ſich ja den ſchönen ſeidenen Rock können ſchmutzig machen an ihm. Es war ja ſchon immer genug, daß er ſitzen durfte, drei Schritte von ihr und durfte ſeine armen müden, entzündeten Augen ausruhen auf ihrem ſüßen Antlitz und durfte leiſe flüſtern, wenn er wieder hinunterkroch: Adjes, Mareieli.

Die ſchönen Abende freilich am Ufer, die hatten ein Ende. Das Mareieli ſchlief in der Stadt, in dem prächtigen

Gaſthof. Da half ſie die Fremden bedienen, es wurde oft ſpät, nach Mitternacht; ſie war noch müde, wenn ſie Morgens wieder auf das Schiff kam, es war ihr anzuſehen: nicht einmal den Seppi grüßte ſie.

„Ueberhaupt,“ ſagte ſie zu ihm, „Du mußt Dich beſcheiden halten und darfſt bei Leibe Niemand merken laſſen, daß wir zwei uns kennen. Du biſt ein ganz guter Kerl und ſollſt auch mein Seppi bleiben. Aber wenn die gnädigen Herrſchaften das wüßten, daß ich den Ofenheizer zum Liebſten habe — Jeſſes, ich wär' a verlorenes Madeli, die Herren Barons ſähen mich im ganzen Leben nicht mehr an.“ Und wenn Seppi noch etwas einwenden wollte: „Es iſt wie mit dem Tanzen,“ ſetzte ſie hinzu, „ich ſollte auch nicht mehr tanzen des Sonntags, wie Du aufs Schiff kamſt, Seppi; da ſagteſt Du mir auch, wir armen Leute müßten uns fügen, wie Einem gepfiffen würde, ſo müßte man tanzen — und ſiehſt Du, nun wird uns ſo gepfiffen.“ —

Und das war dem Seppi ſein größter Schmerz. Alles mocht' er ertragen, ſogar auch das Bruſtſtechen, das ihn jetzt immer des Nachts befiel und von dem der Maſchinenmeiſter ſagte, das wäre ein gefährliches Stechen; er hätte Einen gekannt, der hätte das Stechen gekriegt von dem ewigen Bücken am Ofen in der Hitze, mit dem wär' es zu Ende geweſen — ei, das hätte keine ſechs

Monate gedauert, da wär' es zu Ende geweſen mit ihm. — So oft der Seppi das hörte, ſo lächelte er, ganz eigen, ganz ſeltſam; dann aber fiel ihm ſein altes Mutterle ein und er holte tief Athem und meinte, es ginge ſchon beſſer mit dem Stechen, er habe ſich wohl nur verkühlt, und ſechs Monate, das wäre doch auch gar zu kurz.

Aber daß das Mareieli ſich ſeiner ſchämte, das konnte er nicht verſchmerzen. Sie hatte ganz Recht, er ſah es ein: das ſchöne, friſche, blühende Mädchen, das Mädchen, dem die Herren Barone nachliefen, und ſelbſt die langen blaſſen Engländerinnen mit den Schmachtlocken hinter den Ohren und den grünen Schleiern über den Augen ſtanden ſtill und beſahen ſie durchs Glas und ſagten: very pretty — und ein Heizer?! Es wäre zum Todtlachen geweſen, rein zum Todtlachen!

Und ſo ſaß er nun vor ſeinem Ofen und ſchürte die Gluth und hörte über ſich Muſik und Lachen und Gläſerklirren. Er meinte ordentlich, als könne er dem Mareieli ſein Lachen unterſcheiden. Allein das war doch gewiß nur eine Täuſchung, die Maſchine raſſelte viel zu ſehr und das Feuer brauſte — es war gewiß nur eine Täuſchung! —

Ein paar Monate ſpäter, es ging zum Herbſt, die Fremden verloren ſich und der Schiffseigner ſprach davon, wie daß ſie die Fahrten nun auch nächſtens einſtellen wollten, es verlohne nicht mehr in der ſchlechten Jahreszeit: da war es dem Seppi ſelber klar, daß er dem Mareieli ſein Lachen ganz gewiß nicht hörte.

Das machte, weil ſie gar nicht mehr auf dem Schiffe war. Es war auch gar nicht mehr ſein Mareieli, ſie hatte es ihm Alles ehrlich geſagt, den Abend vorher; er konnte ſich über nichts beklagen. Nämlich daß es ſo nicht gehe mit ihnen; zwei arme Leute zuſammen, das tauge nichts, es ſtände nur immer Einer des Andern Glück im Wege. Und ſie wünſche ihm recht viel Gutes und wenn er Maſchinenmeiſter geworden, möchte er es ihr nur ſchreiben, der Herr da aus Frankfurt (und dabei zeigte ſie auf einen alten dicken beſternten Herrn, mit weißem Kopf, und einem ſehr ſanften, gutmüthigen Geſichte), der habe ihre Adreſſe: das ſei ein ſehr guter alter Herr, er hätte Talente an ihr entdeckt, ſie könne ſelbſt nicht behalten, wie viele, und nun ginge ſie mit ihm nach Frankfurt — je nun, der Menſch müſſe ſein Glück verſuchen und es ſei Manchem nicht an der Wiege geſungen, was nachher aus ihm geworden. —

Und damit ging ſie. Und wie ſie ſchon halb über die Brücke war, kehrte ſie noch einmal wieder um und rief ihm zu, er ſolle doch auch ſein Mutterle grüßen; es ſei eine alte Frau, ſie werde wohl den Kopf ſchütteln über ſie — was mehr? Die Jugend wolle auch leben:

und wenn es dem Seppi recht wohl ginge, ſo ſoll's ſie freuen. — — —

Sein Mutterle! — Ja wohl ging er hin zu ihm; wohin hätt' er auch gehen ſollen? Das Schiff hatte ſeine Fahrten zum Winter eingeſtellt, der Lohn war ausgezahlt, Niemand kümmerte ſich um ihn.

Er hätte wohl wieder als Knecht in Dienſt treten können bei einem Bauern. Allein der Dienſt im Schiff hatte ſeine Kraft gebrochen, es war, als ob ihm die Knochen ausgedörrt wären in der Hitze; er war ein Kind gegen das, was er ſonſt geweſen. Auch hatte ſein Bruſtſtechen ſich wieder eingeſtellt.

Zum Glück war ſein Mutterle blind und merkte nicht, wie ſchlimm er ausſah. Er blieb den Winter bei ihr und half ſpinnen und Garn winden. Am Liebſten jedoch ſaß er vor dem Ofen und ſtarrte in die Gluth und hörte die Kohlen kniſtern . . .

Von dem Marcieli ſprachen ſie nicht. Die Mutter hatte ihn gefragt: es ſei todt, ſagte er. Seitdem fragte ſie ihn nicht wieder.

Als nun aber der Frühling kam — dummer Seppi! Er hatte ſich ganz feſt vorgenommen, zum Sommer wieder in Dienſt zu gehen bei den Bauern; ſeine Bruſt war wieder geſund und auch ſeine Farbe hatte ſich gebeſſert: mit der Zeit, meinte er, würde er wohl wieder zu Kräften kommen, wenn er nur recht viel freie Luft hätte.

Und dennoch wie der Frühling kam und das Eis ging auf und die Glocke tönte zum erſten Mal wieder über den See — es ließ ihn nicht daheim! er mußte aufs Schiff und mußte ſeine alte Stelle wieder einnehmen!

Seiner Mutter ſagte er, das ſei wegen dem beſſern Lohn und ſie müßten etwas zurücklegen, für den Fall, wenn ſein Stechen in der Bruſt wieder käme . . .

Dagegen ließ ſich nichts einwenden.

Auch hatte er noch andere Gründe, nur daß er ſie Niemand ſagte, kaum ſich ſelbſt. Erſt dachte er, es ſei doch immer noch möglich, er könne noch einmal Maſchinenmeiſter werden, und wenn er dann dem Mareieli ſchriebe, in die große Stadt Frankfurt, ob ſie dann nicht wohl wieder kommen ſollte? — Oder ein ander Mal dacht' er, ſie könne wieder kommen, o ja: aber arm und im Elend — und von Stund' an brach er es ſich am Munde ab und ſparte und ſchaffte, bloß damit er hätte, was er dem Mareieli geben könnte, wenn ſie wieder käme, arm und im Elend.

Und wozu überhaupt noch Gründe? Er ging aufs Schiff und trat ſeinen Dienſt als Heizer von Neuem an, weil er ſo mußte, weil ſein Herz ihn dahin zog — —

Erlaubt einem armen Teufel doch auch, ſeine Sympathieen und Ahnungen, ſeine Träume und Einfälle zu haben! Es war dies nun eben der Ort, wo ihn Alles an das Mareieli erinnerte. Vor dieſem Ofen hatt' er geſeſſen, damals, als er noch meinte, es wäre dem Mareieli ſeine feurigen Augen, was ihm entgegenſprühte aus der Gluth, und wenn die Kohlen kniſterten, es wäre dem Mareieli ſein ſchadenfrohes Stimmchen, die neckte ihn; an dieſen Bord hatte er gelehnt mit ihr, damals, als ſie noch gegangen kam durch die ſtille Nacht und wie er ordentlich bei ſich erſchrak, er, der ſchwarze, garſtige Mann, vor dieſem weißen, blendenden Glanze ihrer Schönheit; das war noch derſelbe Hund, ſo ſchwarz, ſo zottig, ſo in den Winkeln umhergeſtoßen, wie er ſelbſt, der damals zu ihren Füßen lag, zwiſchen ihnen, ein treuer, ſtummer Wächter; und hier — hier war ja noch die Stelle, wo ſie ihm den Rücken gewandt hatte und hatte geſagt: „Seppi, es geht halt nicht, wenn ein Menſch das ſähe, daß Du mein Schatz wärſt, ich möcht' ja halt in den See ſinken vor großer Scham!" — —

Alſo ging er wieder aufs Schiff — und ſo oft der Sommer kam, immer wieder — und blieb auch immer Heizer. Es wäre Schad' um ihn, ſagte der Maſchinenmeiſter, wenn er noch etwas Anderes werden ſollte; ſeine Lunge wäre nun gerad ausgedorrt genug.

das hielte ſelten Einer ſo lange aus; auch wäre ſein Rücken ſchon ordentlich ganz krumm, er brauche ſich kaum mehr zu bücken nach den Kohlen; er hätte ſelten einen Kerl geſehen, der ſich ſo gut zum Heizer qualificirte.

Und ſo war der neunte oder zehnte Sommer gekommen, Seppi wußte es nicht genau, die Tage waren ihm all eins. Der Aetna war aber immer noch ſehr in Mode, obſchon er keine ſo ſchöne Kellnerin mehr hatte, als damals, und obſchon ſeitdem noch zwei oder drei andere Schiffe den See befuhren, ſo wimmelte es doch noch immer von Reiſenden auf dem Schiffe: und auch an vornehmen Herren, jungen und alten, die Champagner tranken und Karte ſpielten und die Kellnerin auf die Schulter küßten, fehlte es nicht.

Eines Tages jedoch ging es noch viel lauter zu und das Schiff war noch weit ſchöner ausgeſchmückt als jemals. Blühende Orangenbäume ſtanden auf dem Verdeck und ſeidene Divans dazwiſchen und in der Mitte eine Tafel mit Gold- und Silbergeſchirr und funkelnden Kryſtallen — es ließ ſich wohl ſehen, aber nicht beſchreiben.

Indeſſen allerdings, es war auch die Veranlaſſung danach. Marianne, die ſchöne Marianne, die berühmteſte Schauſpielerin aus * * *, das Entzücken des Parterre, die Wonne der Logen, das Wunder von ganz Deutſchland, geruhte bei ihrer Erholungsreiſe durch die Schweiz dieſes Feſt anzunehmen von ihren zahlloſen Verehrern.

Denn in der That, es war etwas Merkwürdiges in dieſem Mädchen; man brauchte nicht eben enthuſiaſtiſch zu ſein und doch mußte man eingeſtehen, nie etwas Aehnliches geſehn, nie etwas Gleiches gehört zu haben. Es war nicht ihre Schönheit allein, wiewohl dieſe Schönheit entzückend war, auch darum, weil ſie unvergänglich, unzerſtörbar ſchien. Aber dieſer Geiſt, der aus dem Mädchen ſprudelte — dieſe unverſiegbare Laune, dieſer kecke Muthwille, dieſe graziöſe Verwegenheit, die jedes ihrer Worte, jeden ihrer Blicke beſeelte — dieſe ſinnverwirrende, herzbethörende, freche, keuſche, unſagbare Anmuth, dieſe Schalkheit, dieſe Lüſternheit, und dann wieder dieſe Unſchuld, dieſe kindliche Frömmigkeit! — Sie war die Königin des Vaudevilles; Niemand wußte jene angenehmen Zweideutigkeiten, mit denen die deutſche Bühne ſich dermalen aus Frankreich verſorgt, ſo zierlich, ſo treffend, ſo pikant an den Mann zu bringen, Niemand verſtand es ſo gut, wie ſie, auch noch dem Frivolſten einen Beigeſchmack, einen wahrhaft prickelnden, wahrhaft betäubenden, von Unſchuld, dem Unſchuldigſten von Frivolität zu geben.

Und was ſie auf den Brettern ſchien — ah meine Herren von der Diplomatie und von der Börſe, Ihr hattet Euch nicht umſonſt ſo viel Mühe gegeben um ihre Ausbildung: das war ſie im Leben! Keine verſtand den Becher der Freude ſo ſüß zu würzen, wie ſie, aus keinem andern Auge ſchoſſen dieſe verzehrenden Flammen ſo heiß, von keiner andern Lippe duftete der Hauch der Wolluſt ſo betäubend . . .

„Ein verdammtes Weib, auf Ehre!“ ſagte der blaſſe Prinz von * zu ſeinem Nachbar: „Und wiſſen Sie, was ſie ſo entzückend macht? Daß ſie bei alledem ſo natürlich, ſo urſprünglich iſt; es iſt wirkliche, bacchantiſche Luſt in ihr, die Andern heucheln ſie nur“ —

„Das macht das geſunde Blut, aus dem ſie ſtammt,“ antwortete der Nachbar (es war derſelbe dicke Herr aus Frankfurt, mit den vielen Orden, von ehemals: nur ſein Bauch war noch etwas dicker und ſein Haar noch etwas weißer geworden als vor zehn Jahren): „Solch ein Schweizer Bauermädel — ich muß das ja wiſſen, Durchlaucht: es ſteckt ein Leben in den Dingern, es iſt wie mit den arabiſchen Pferden, ſie ſind gar nicht todt zu kriegen“ —

Er konnte nicht weiter ſprechen, weil in dieſem Augenblick die berühmte Künſtlerin das Schiff betrat: die

Muſik wirbelte, die Herren drängten ſich um ſie, die Räder ſchlugen in die Fluth . . .

Die Schauſpielerin war außerordentlich bei Laune, es gefiel ihr Alles ganz ausnehmend wohl. „Ich bin Ihnen doppelt verbunden für dieſe Luſtfahrt," ſagte ſie zu dem Prinzen: „Sie wiſſen gar nicht, welche Freude Sie mir damit bereiten: das kleine Neſt da drüben, auf der andern Seite des Sees — was wetten Sie, Durchlaucht? es iſt — mein Geburtsort."

Ihr Geburtsort! der Geburtsort der berühmten Marianne! Man ließ den dicken Mann mit den Orden, der die Mittheilung der Schauſpielerin bekräftigen wollte, gar nicht zu Worte kommen, die Böller wurden gelöſt, der Champagner ſchäumte . .

Wie geſagt, die berühmte Frau war mit dem Feſt außerordentlich zufrieden; ſie konnte nicht genug verſichern, welchen komiſchen Eindruck es auf ſie mache, dieſe Ufer wiederzuſehen, ſie überbot ſich ſelbſt in glänzenden Einfällen, die Witze praſſelten . . .

Zwar auf Augenblicke war es, als flöge ein Schatten über dieſes brennende Auge, als zucke ein Schmerz um dieſen üppigen Mund — Der kleine Dicke rief nach Champagner, man ſtieß an, man lachte . . . Schatten auf dieſem Auge, das den Prinzen eben ſo glühend fixirte? Schmerz um dieſen Mund, der den perlenden, ſchäumenden Wein ſo durſtig nippte? . . Pah, keine Spur davon!

Sie fragte nach dem Namen des Schiffs, es ſei ihr eine ſo vortreffliche Erinnerung —

„Der Aetna.“

Aetna? Sie wechſelte ein paar raſche, ſchelmiſche Blicke mit dem Dicken — er nickte ihr, er wußte, wenn ihn ſolche Blicke trafen, allemal vor Seligkeit gar nicht, was er that —

Nun alſo warum es verheimlichen? Sie ſei ja unter lauter guten Freunden, auch ſei ja das eben die wahre Poeſie des Lebens, dieſes Taumeln zwiſchen Höhe und Tiefe, heut noch ein Bettler, morgen ein König —

Und alſo mit tauſend Scherzen und Necken und dann wieder ſo weich, ſo rührend, die Hörer hätten mögen aus der Haut fahren vor Entzücken! erzählte ſie, wie ſie ehedem ein armes Mareieli geweſen und habe als Kellnerin gedient auf eben dieſem Schiff . . .

„Und ich war ihr Amant,“ ſchrie der Dicke mit Stentorſtimme und drehte ſich auf dem Abſatz; er hatte nämlich etwas viel Champagner getrunken.

Und Marianne auch; ſie liebte den Champagner, wie alle Frauen. Und obenein war ſie eine geiſtreiche, eine geniale Frau; ſie liebe nicht eigentlich den Champagner, ſagte ſie, aber die kleinen allerliebſten Teufel, die darin wohnten, die liebe ſie . . .

„Bah, Du mein Amant," rief Marianne und ſchnellte ihm den Schaum von ihrem Glaſe ins Geſicht: „einen Amant hatt' ich, lange vor Dir, und der war ſchöner als Du —"

Wer? Wo?

„Ein ſchwarzer Teufel, ein Mohr, ein Ofenheizer hier auf dem Schiff" . . . Die Geſchichte kam ihr ſelbſt in dieſem Augenblick ſo lächerlich vor: ſie, die Königin der Bretter, die Geliebte des Prinzen, die Braut eines Heizers vom Aetna!

Von dieſem ſelben Aetna? „Beneidenswerther Heizer!" — „Glückſeliger Sklav!" — „Ich nehme ihn als Mohr in meine Dienſte!" ſchrie ein Börſenagent aus Wien, der, weil er „a Wiener" war, ſich verpflichtet hielt, den Witzbold zu machen.

„Ich nicht," ſagte der Prinz und fixirte die Schauſpielerin. — „Böſewicht!" ſagte ſie leis und ſchlug ihn auf den Arm.

Aber man wollte mehr von dieſem Abenteuer wiſſen; der Wein hatte die Geiſter entzündet: wo der ſchwarze Glückliche ſtecke? ob es derſelbe Heizer ſei, wie jetzt? „Man müſſe ihm den Vorſitz an dieſer Tafel einräumen," bemerkte der Prinz . . .

Wo Seppi war? Nun allerdings auf dem Schiff, wohin er gehörte, in der Heizkammer beim Ofen. Der Schiffsherr in Perſon war eiligſt an die Luke gelaufen: er ſolle ſchnell einmal heraufkommen, die gnädigen Herrſchaften wollten ihn ſehen —

Ihn? den ſchwarzen Hund, den Kohlenſeppi, der in den Winkel kriechen mußte, ſowie ein Fremder auf dem Schiffe war? Nimmermehr!

Ei ja doch, er ſolle nur machen, es ſei keine Zeit zum Fragen . . .

Er kroch herauf, es tauchte in die Höhe, ſein gutmüthiges ſchwarzes Geſicht, mit den ſtruppigen Haaren, den kranken rothen Augen — —

Nein, es war richtig, er ſah abſcheulich aus, wie er geſchlurft kam, mit krummem Rücken, ſchwarz, zerlumpt — und ihm gegenüber, in der ſtrahlenden Pracht der Schönheit, in junoniſcher Fülle, Marlanne, die Schauſpielerin...

Allein ſo hätte die Geſellſchaft doch nicht lachen ſollen! Sie wieherten förmlich vor Vergnügen, es ſei ein Gegenſatz, ſo etwas wäre noch nie dageweſen.

Der arme Seppi ſtand und wußte nicht, wie ihm geſchehen; er heftete die Augen an den Boden, es war doch recht grauſam, den gnädigen Herren ſo zum Spotte ſein zu müſſen.

Da traf eine Stimme ſein Ohr — ſo weich, ſo ſüß — ob er ſie kennte?! Er ſah in die Höhe — —

O du mein grundgütiger Gott, es war ja das leibhaftige Mareieli, das da vor ihm ſtand!!

Die Herren redeten auf ihn ein, Alle mit einander, er ging aus einer Hand in die andere, wie ein Wunderthier, man drängte ihm Wein auf und rief ihm Späſſe zu, die er nicht verſtand. Ueberhaupt das Ganze war ihm ein Traum; er hörte Stimmen — nein, nur Eine! er ſah Geſichter — nein, nur Eines . . .

Und daß das Mareieli die Augen voll Thränen hatte vor Lachen, das ſah er auch und das that ihm ſo weh — ſo weh —!

„Aber ſo darf der Scherz nicht zu Ende gehen,“ ſagte die Schauſpielerin endlich: „Bekennen Sie, meine Herren, dieſer Heizer hat Ihnen eine Scene geſpielt, beſſer als unſer erſter Komiker. Auch iſt es nichts Kleines, hoffe ich, auf eine Dame, wie mich, zu verzichten, Sie werden ihn zu entſchädigen wiſſen“ . . .

Und damit ſchleuderte ſie ein prächtiges Armband in den Hut, den Seppi verlegen vor ſich hin hielt; in einem Nu waren alle Börſen geleert, Alle bemühten ſich, das Beiſpiel, welches Marianne gegeben hatte, wo möglich noch zu übertreffen.

„Dein Glück iſt gemacht, Du kannſt gehen, Seppi," ſagte Marianne und ihre Stimme zitterte, ganz leiſe, ganz unhörbar: aber Seppi hörte es doch.

Er wurde roth vor Zorn, ſo roth, daß man es deutlich durch ſeine berußte Haut hindurchſehen konnte. Er hob den Hut und wollte ihn dem Mareieli vor die zierlich beatlaßeten Füße ſchleudern . . .

„Für Dein Mutterle," ſagte die Schauſpielerin leiſe.

Für ſein Mutterle! Das entwaffnete ihn; woher auch ſollte ſie wiſſen, daß ſein Mutterle todt war ſeit 'nem Jahre? Es war doch immer ſehr hübſch von ihr, an ſein Mutterle zu denken . . .

Er warf den Hut nicht fort, er ſetzte ihn ganz leis in die Ecke und ſchlich fort, ſo ſtill, ſo demüthig . . . Wie er an die Treppe kam, ſchwindelt' es ihn; er mußte einen Augenblick zurücktreten und ſich auf den Bord ſtützen, bis es ihm beſſer würde.

Mit einem Mal hört' er ein Geräuſch neben ſich, er ſah auf: es war das Mareieli. Die Geſellſchaft, an der Tafel, tobte und ſchrie, die Muſik ſpielte, man ſtritt über ein neues Ballet, daß von Paris erwartet wurde — ſie waren allein, für zwei Secunden.

Mareieli ſtand neben ihm; ſie war ſchön, wie immer, aber leichenblaß; ihre Augen waren feſt auf den Seppi geheftet.

Seppi ſah in die Höhe — Aug' in Auge! eine Minute lang —!

Sie ſprachen Beide kein Wort. Endlich hob Seppi an: „Biſt Du glücklich?“ fragte er.

Mareieli ſtand noch immer und ſah ihn an, mit ſtarrem, feſtem Blick. — „Nein,“ ſagte ſie.

In dieſem Augenblick näherte ſich der Prinz — „Schnell, mein Prinz, der neueſte Calembourg!“ rief ſie ihm von Weitem entgegen und hüpfte über das Verdeck, ſo leicht, ſo zierlich —

„Es iſt doch ein glückliches Weſen,“ ſagte der dicke Herr, indem er Zucker in den Kafe warf: „Und Gottlob, ich darf mich rühmen, daß ich ihr Glück begründet.“

Seppi biß die Zähne zuſammen und ballte die Hände; ſeine Augen waren blutroth, wie Kohlen, er ſah entſetzlich aus.

Der Maſchinenmeiſter rief nach ihm: „Mach zu, Seppi,“ ſagte er, „ſteig' hinunter, ſpar' die Kohlen nicht. Wir haben den Wind entgegen, laß den Keſſel pfeifen, es kann nicht ſchaden, wenn Du ein Teufelsfeuer machſt.“ — Die fremden Herren waren nicht geizig geweſen mit ihrem Wein; die Schiffsleute waren alle ein wenig ſchief unterm Wind, wie der Seemann ſagt.

Seppi ſtieg hinunter. — Die Räder ſauſten, das Schiff flog wie ein Pfeil; die Geſellſchaft rühmte die herrliche Fahrt, es ſei ein excellentes Schiff, der Aetna, ſo ſchnell ſeien ſie noch nie gefahren.

Und man ließ noch einen Walzer ſpielen, zum Schluß.

Kommt auf einmal der Maſchinenmeiſter gelaufen, ganz kreideweiß, zitternd: es gäbe ganz gewiß ein Unglück, der Heizer ſei betrunken oder raſend geworden, er habe den Keſſel geheizt, über Maß, Kohlen auf Kohlen, wie ein Wahnwitziger, und die Sicherheitsröhren habe er verſtopft: der Keſſel könne das nicht aushalten, es ſei nicht möglich, ſie müßten Alle in die Luft fliegen, ohne Rettung, wenn man dem Wüthenden nicht Einhalt thäte.

Es war wunderbar, wie raſch die Geſellſchaft nüchtern ward. Sie wurden einen Augenblick ganz ſtumm, dann ſchrie Alles durch einander, der kleine Dicke wollte ſich am Tau herablaſſen in das Boot, der Prinz rief nach dem Kapitain, Marianne ſtand regungslos, keine Miene zuckte, ihr Auge war feſt auf das Schiff gerichtet —

Indem vernahm man einen dumpfen Knall, ein kurzes ziſchendes Knattern aus dem Innern des Schiffes, Dampf quoll auf, Flammen ſchlugen in die Höhe, die Räder ſtanden ſtill, das Schiff neigte ſich auf die Seite —

Zum Glück war man ziemlich nah beim Ufer; die Boote wurden ausgeſetzt und Alle glücklich ans Land gebracht. Bloß der das Unglück angerichtet, der Heizer war umgekommen; eine Platte des Keſſels hatte ſich gelöſt, der ſiedende Dampf war in ſein Kämmerchen gedrungen, man fand ihn auf der Erde, jämmerlich erſtickt, verbrannt, zerſchlagen . . . .

Marianne iſt noch immer eine gefeierte Künſtlerin; ſeit einigen Jahren ſpricht man davon, der Prinz von * werde ſie ſich antrauen laſſen. Vorigen Herbſt traf ich mit ihr zuſammen auf dem Dampfſchiff von Oſtende nach London. Es war ein angenehmer Zirkel, wir plauderten von Dieſem und Jenem. Auch von den Gefahren wurde geſprochen, die man auf Dampfſchiffen zu beſtehen habe. Marianne lächelte: ſie glaube nicht daran, man mache die Sache viel ſchlimmer, als ſie ſei. Sie ſelbſt ſei einmal in Gefahr geweſen, mit einem Dampfſchiff in die Luft zu fliegen, auf einem Schweizer See. Doch ſeien Alle mit dem Schrecken davon gekommen, nur ein einziger Heizer ſei verbrannt . . . .

Druckfehler.

Im erſten Band:

Seite 68. Z. 6. v. u. lies: aber, ein beſchwingter Vogel, hat ſie ihn.
„ 104. „ 8. „ „ „ Du deprecirſt.
„ 333. „ 2. „ o. „ Albigenſer.

Im zweiten Band:

Seite 50. Z. 2. v. u. lies: ſchließet zu.
„ 66. „ 4. „ „ „ aufkeimende.
„ 73. „ 8. „ o. „ Aeſon.
„ 87. „ 9. „ u. „ richesse.
„ 158. „ 3. „ o. „ bleibt er jedoch.
„ 232. „ 12. „ u. „ unſere.
„ 260. „ 9. „ „ „ Rhythmen.

Halle, Druck von Fr. W. v. Colbatzky.

Das Engelchen.

Erſter Theil.

Das Engelchen.

Roman

von

Robert Prutz.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Fräulein Alwine Göttling in Jena.

In Ihrer Nähe, Theuerſte Freundin, in der glücklichen Umfriedung Ihres ſchönen Jenaiſchen Thales, ermuntert durch Ihre Theilnahme, Ihren Zuſpruch, mitunter ſogar Ihr freundſchaftliches Schelten, habe ich, mit der wiederkehrenden körperlichen Geſundheit, auch die geiſtige Kraft und Friſche gewonnen, das vorliegende Werk, das bereits vor fünf Jahren entworfen und begonnen war, endlich zu vollenden.

Es iſt daher nur eine Schuld, die ich entrichte, eine Schuld der Freundſchaft und der Dankbarkeit, wenn ich Ihnen daſſelbe jetzt auch öffentlich zuſchreibe, nachdem es Ihnen in der Stille ſchon ſeit ſo Langem angehört. Ich weiß, daß Ihre Beſcheidenheit mir über das Oeffentliche dieſer Widmung zürnen wird. Aber ſind, in dieſen zerriſſenen, ruheloſen Zeiten, die guten, friedlichen Stunden, die wir dieſen Sommer zuſammen verlebt haben, nicht ſo ſelten? iſt es nicht ſo ſelten, überhaupt eine ſolche Freundin zu haben, wie Sie uns ſind? und warum alſo dies ſeltene Glück nicht auch öffentlich bekennen?

Der Beifall, den Sie meinem Verſuch geſchenkt, beruhigt mich, daß er wenigſtens nicht ganz misglückt ſein kann, und daß namentlich auch jene höheren ſittlichen Ideen, die ich ihm zu Grunde gelegt habe, nicht ganz unbemerkbar geblieben ſind, ſo wenig dieſelben ſich allerdings hervorzudrängen ſuchen.

Möge das Buch nun ſeinen Lauf ſo heiter vollenden, wie es ihn bei Ihnen, im Kreiſe Ihrer Freunde, begonnen hat, und möge es überall einem ſo nachſichtigen, das Verfehlte ſo mild berichtigenden, das Mangelhafte ſo feinſinnig ergänzenden Urtheil begegnen, wie es bei Ihnen der Fall war.

Leben Sie glücklich, Theure Freundin! ganz ſo glücklich, wie Ihre Freunde es Ihnen wünſchen, ja wie Sie ſelbſt, in dem Bewußtſein der vielen Freude, die Sie um Sich verbreiten, es jederzeit ſein müſſen!

Jena, October 1850.

R. P.

Inhalt des erſten Theils.

Erſtes Buch.

Die Galgenfichte.

Seite

Erſtes Kapitel. Unter der Galgenfichte........ 3
Zweites Kapitel. Eine Störung............. 16
Drittes Kapitel. Tiſchgeſpräche............ 35
Viertes Kapitel. Vater und Sohn........... 57
Fünftes Kapitel. Eine gemüthliche Unterhaltung. 75
Sechstes Kapitel. Feierabendgedanken......... 103
Siebentes Kapitel. Das Fabrikdorf.......... 119
Achtes Kapitel. Eine ſtille Familie.......... 133

Zweites Buch.

Schloß und Hütte.

Erſtes Kapitel. Das düſtre Haus........... 157
Zweites Kapitel. Das Abenteuer............ 164
Drittes Kapitel. Diplomatiſche Verſtändigungen. 181

Seite

Viertes Kapitel. In der Schenke. 201

Fünftes Kapitel. «Messieurs, faites votre jeu, rien ne va plus». 213

Sechſtes Kapitel. Das Haus des Meiſters. .. 239

Siebentes Kapitel. Der Fabrikant. 260

Achtes Kapitel. Der Hausfreund. 299

Neuntes Kapitel. Der Beſuch am Krankenbett. 341

Zehntes Kapitel. Der Meiſter. 361

Elftes Kapitel. Der Aufwiegler. 379

Zwölftes Kapitel. Das Engelchen. 395

Dreizehntes Kapitel. Vaterfreuden. 413

Erſtes Buch.

Die Galgenſichte.

Erſtes Kapitel.

Unter der Galgenfichte.

Seitwärts von der großen Straße, die über das Gebirge führt, eben an der Stelle, wo ſie die äußerſte Höhe erreicht hat und nun, in künſtlichen Windungen, herniederfällt ins Thal, zweigt ſich, zur rechten Hand, ein Fußſteig ab. Ehemals vielleicht, da dieſe Gipfel noch weit und breit mit dichtem Hochwald beſtanden waren, als Holzſchleife benutzt, liegt er jetzt ſeit Langem überwachſen und verwildert; es hält ſchwer und du mußt ſchon ſehr genau bekannt ſein in der Gegend, ihn überhaupt nur aufzufinden.

Iſt dies gelungen und du haſt dich einige hundert Schritte zwiſchen den Bäumen hindurch gearbeitet, ſo kommſt du zuerſt an einige verwitterte Steinbilder, Reſte vermuthlich aus frühern katholiſchen Zeiten, Heiligenbilder, vor denen der Wanderer, indem er die Höhe des Gebirgs glücklich erreicht hatte, ſeinen Dank ausſprach, oder, niederſteigend, ſich der Fürſorge ſeines Schutzpatrons empfahl. — Jetzt, tief eingeſunken, mit Moos bedeckt, unkenntlich, gewähren ſie, mitten in der Einſamkeit des Waldes, einen unheimlich befremdlichen Anblick. Zu ihren Füßen, zwiſchen misfarbigem Mooſe, kaum ſichtbar, in ſparſamen Tropfen, ſickert eine Quelle hervor; ihr leiſes Brodeln, einförmig, in ewig gleichem Takte, vermehrt noch das ſeltſam Schauerliche der Scene.

Einige Schritte weiter vorgedrungen, gewahrſt du, wie auch der Weg allmälig ſich erweitert; die Bäume hören auf, das Gras ſelbſt verſchwindet und der kahle, nackte Stein hallt klirrend unter deinem Tritt.

Plötzlich, bei einer unerwarteten Wendung des Weges ... und du taumelſt entſetzt zurück vor dem Abgrund, der, ſenkrecht, zu deinen Füßen, dir entgegengähnt!

Ein beängſtigender Anblick! — Es iſt die Nordweſtſeite des Gebirges, das hier in einer einzigen ſchmalen Klippe, jählings, thurmtief, herabfällt. Wie ein Vogel in der Luft ſchwebend, von allen Seiten frei, umfaſſeſt du hier mit Einem Blick eine unermeßliche Landſchaft: Berge und Thäler, Schluchten und Abgründe, in wildem Getümmel durch einander ſtürzend; ein empörtes Meer, plötzlich, im äußerſten Moment des Aufruhrs, zu Stein verwandelt.

Dicht unter der Klippe hin, wol vierzig Klafter tief, windet ſich die Landſtraße. Sie drängt ſich hier ſo eng an den Felſen, daß man ſie von oben nicht ſehen kann. Nur das Knarren der Räder, das Zurufen der Fuhrleute, ja ſelbſt das trauliche Geſpräch zweier Wanderer tönt, in abgebrochenen Lauten, herauf nach oben: erſt indem dieſe Klänge dein Ohr berühren, hörſt du, wie unermeßlich einſam, wie grabesſtille es auf der Klippe iſt. — Weiterhin taucht die Straße, gleich einem ſchmalen gelben Bande, leuchtend auf; du ſiehſt, wie ſie hier einen Felſen hinanklimmt, dort über eine Brücke läuft, an einer andern Stelle ſich in einer Schlucht verliert, um jenſeit, in weitem Bogen, wieder aufzutauchen.

In noch größerer Entfernung, aus einer Art von Keſſel, in den die Landſtraße mündet, ragen mächtige kloſterähnliche Gebäude hervor, umgeben von einer Anzahl niedriger hölzerner Dächer; auch wenige Ziegeldächer, höher als die übrigen, leuchten, grellroth, aus der dunkeln Umgebung hervor. — Doch muß der Tag beſonders hell ſein und die Sonne gerade ſehr günſtig ſtehen, um dieſe Baulichkeiten im Einzelnen zu unterſcheiden: ſo grau, gleichſam Fels auf Felſen, ſind dieſe Mauern, ſo unſcheinbar die Mehrzahl dieſer Dächer; nur an der Rauchſäule, welche Tag und Nacht, unbeweglich, über dieſer Stelle ſchwebt, gewahrſt du, daß hier eine Wohnſtätte von Menſchen iſt.

Darüber hinaus dehnt ſich eine weite, unterſchiedloſe Ebene: bis endlich jener zarte blaue Duft, der namentlich in Gebirgsgegenden zu Hauſe zu ſein pflegt, die Ausſicht ſchließt. —

Es iſt, wie ſchon geſagt, die Nordweſtſeite des Gebirgs; der Sturm, der den größten Theil des Jahres hindurch hier widerſtandlos daherbrauſt, hat Alles öd' und kahl gepeitſcht. Auf den Gipfeln kein Baum, an den Wänden kein Halm! Die wilden Waſſer, die ſich bei den häufigen Regengüſſen, Sündfluthen gleich, ins Thal herniederſtürzen, haben längſt jedes Körnchen Erde, in dem ein Unkraut, ein

Gräschen Wurzel faſſen könnte, hinweggeſchwemmt.

Nur ein einziger Baum ragt in der ganzen Gegend: und der ſteht auf der Klippe ſelbſt, wenige Schritte vom Abgrund, ein alter, rieſiger Fichtenbaum. Zeit, Sturm, Blitz haben ihn beſchädigt und zerſchlagen; auf der Wetterſeite, nach dem Abhang zu, iſt er ſchon völlig abgeſtorben. Aber auch dieſe todten Aeſte, in knorrigem Wuchs, ragen noch ſo trotzig, ſtrecken noch ſo keck ſich über den Abgrund hin, die Wurzeln, halb bloßgelegt, in abenteuerlichen Windungen, klammern ſich noch ſo feſt, ſo eiſern an den Boden, als ſollte noch manch ein Jahrhundert vergehen, bevor der Sturm ſie völlig löſen und zerſchmettern wird.

Dieſer Baum und mit ihm die Klippe, wo er ſteht, heißt im Munde des Volks die Galgenfichte.

Woher der Name ſtammt?

Niemand weiß es mehr. Vielleicht, daß hier vor Alters einmal eine That der Verzweiflung geſchehen; vielleicht auch, daß die Geſtalt des Baumes Veranlaſſung gegeben, der ſeine kahlen Aeſte galgenähnlich durch die Luft ſtreckt; oder auch, daß der Name nur im Allgemeinen den unheimlichen, grauſigen Charakter wiedergeben ſoll, der auf dieſer Stelle laſtet und um deſſen willen ſie von den Leuten gemieden wird und geflohen weit und breit.

Jedenfalls, hätte ſie ihren Namen noch nicht gehabt, heute war Gelegenheit, ihn zu bekommen!

Es war im Hochſommer, ein Sonnabend Nachmittag. Die Sonne ſchoß glühende Strahlen und die kahlen Felswände warfen ſie, gleich Brennſpiegeln, mit verdoppelter Gewalt zurück. Kein Lüftchen ging; ſelbſt auf der Höhe lagerte gleichmäßig drückende Schwüle.

Unter dem Fichtenbaum, den Kopf an den

Stamm gelehnt, die Füße faſt über dem Abgrund ſchwebend, lag ein Mann und ſchlief. Es war eine ſtolze, kräftige Geſtalt, dem Anſchein nach im Anfang der Vierziger; das Haupt, von ſtruppigen, ſchwarzen Locken wild umwallt, war unbedeckt und ließ die ſcharf ausgeprägten Züge eines urſprünglich edeln, aber von Leidenſchaft durchfurchten, ja zerriſſenen Antlitzes frei erkennen. Der Anzug, aus gröbſtem Stoffe, hing in Fetzen; die Füße waren nackt. Um die Schultern trug er einen Zwerchſack, wie Fußboten und Bettelleute ihn zu tragen pflegen. Ein mächtiger Knotenſtock war ſeiner müden Hand entglitten; er lag neben ihm, wie ein abgegürtetes Schwert.

Die Sonne brannte dem Manne grade ins Antlitz, ſeine Wangen waren geröthet, der Schweiß, in dicken Tropfen, perlte von ſeiner Stirn — er fühlte es nicht. Neugierig, verwundert, krochen Ameiſen und kleine Käfer, die in dem Fichtenbaum ihre Neſter hatten, über ihn hin — er ſpürte es nicht. Nur mitunter, als ob ein ängſtlicher Traum ihn quälte, murmelte er aus tiefem Schlaf abgeriſſene, unverſtändliche Laute und ein hohles, heiſeres Lachen ſtahl ſich zwiſchen den halbgeöffneten Lippen hervor.

Endlich wacht' er auf — nicht langſam, nicht allmälig, nicht die Glieder behaglich dehnend: ſondern jählings, als hätte eine Stimme ihm Entſetzliches ins Ohr gerufen ... wachte auf und, die ſehnigen Arme gegen die Erde ſtemmend, mit einem gewaltigen Ruck, hoch aufrecht ſaß er da! Keine Spur von Müdigkeit lag mehr auf ſeinem Antlitz; alle Fibern waren angeſpannt und ſtraff; ohne zu zucken, gleichmüthig, blickt' er in den Abgrund zu ſeinen Füßen.

So ſaß er etwa zwei Minuten. Dann wurden die gewaltigen Arme ſchlaff, der Nacken ſenkte ſich, die ganze Geſtalt brach ohnmächtig, krankhaft, in ſich zuſammen; er preßte die Hände vor die Stirn, das Haupt wiegend, leiſe, langſam, und doch mit ſo viel innerer Heftigkeit, daß die ſchwarzen Locken ihn, Schlangen gleich, umzüngelten.

Und wiederum ſaß er ſo einige Minuten.

Dann, mechaniſch, griff er in den Zwerchſack. Der Sack war leer; er kehrte ihn um — und nichts fiel heraus, als eine geleerte Branntweinflaſche und wenige unſaubere, verſchimmelte Broſamen.

Die Broſamen rollten vor ihn hin, das abſchüſſige Geſtein entlang, bis hart vor den Abgrund. Ein Vögelchen, das in einer Spalte des Felſens, dicht unter dem Abhang, niſtete, kam begierig herbeigeflattert und pickte mit hungrigem Schnabel von den harten Krumen.

Da war es wunderſam zu ſehen, welch eine Veränderung in dem Angeſicht des Mannes vor ſich ging. Wie Sonnenſchein glitt es darüber hin; die harten, wilden Züge wurden weich und mild, in das ſtarre, umflorte Auge trat ein warmer, lebensvoller Schein, den trotzigen Mund umſpielte ein gutmüthig kindliches Lächeln. Geräuſchlos, vorſichtig, den kleinen Näſcher nicht zu ſtören, bog er ſich vorwärts, mit verhaltenem Athem und langgeſtrecktem Halſe; alles Andere war vergeſſen und verſunken, keine Sorge mehr ſchien er zu kennen, nichts mehr zu thun zu haben, als nur das Treiben des Vögelchens mit einer faſt mütterlichen Sorgfalt zu bewachen.

Von dem Neſt herauf tönte das Zirpen und Girren der Jungen; das Vögelchen, mit großer Aemſigkeit, flog hin und wieder. Wo eine Krume zu groß war und ſie entfiel ſeinem Schnabel, kehrt' es um, pickte ſie entzwei, koſtete von den Stückchen, piepte laut, wetzte den Schnabel, ſah mit den klugen Aeugelchen um ſich; dann, mit raſchem Fluge, trug es ſie einzeln zu Neſte.

Der Mann wurde nicht müde, dem Spiele zuzuſehen; wo ein Krümchen gar zu weit gefallen war, ſchob er es dem Vögelchen leiſe, leiſe in die Nähe: und wenn es dann glücklich aufgepickt ward, lachte er ſtill in ſich hinein.

Auf einmal verzerrten ſich ſeine Züge: ein kurzes, ſchreckliches Lachen ausſtoßend — oder war es mehr Schrei als Lachen? — ergriff er die Flaſche und warf ſie, mit bebender Hand und indem es ſchien, als ob ſein Auge Funken ſprühte, nach dem Vögelchen.

Der Vogel floh, laut kreiſchend, davon; die Flaſche, in tauſend Trümmern, klirrte den Abgrund hinab.

Der Mann ſtand auf; ſein Geſicht war jetzt wieder ganz ruhig geworden, nur daß es bleich war, wie eines Todten. Er ſchüttelte ſich und reckte die Glieder, daß ſie knackten. Dann, einen

Schritt zurücktretend, maß er mit ſicherm Blick den Fichtenbaum.

Zwei Schuh über Mannshöhe ragte aus dem zerſplitterten Stamm ein abgebrochener Aſt hervor. Der Mann trat auf die Zehen, und ſich gewaltſam in die Höhe dehnend, prüfte er mit nerviger Fauſt die Haltbarkeit des Stumpfes.

Er ſchien mit dem Ergebniß zufrieden. Zwei Schritte ging er vorwärts, nach dem Abgrund hin, holte einmal kurz Athem; dann, rückwärtsſchreitend, indem er den Baum unausgeſetzt im Auge behielt, mit einer ſolchen Ruhe, als machte er die Nachttoilette, um ſich ins Bett zu legen, löſte er ſein zerfetztes Halstuch, rutſchte den Stamm in die Höhe, knüpfte das Tuch um den Aſt, zog den Knoten derb zuſammen, ſteckte den Kopf durch die Schlinge . . .

In dieſem Augenblick tönte eine Stimme an ſein Ohr.

Zweites Kapitel.

Eine Störung.

... Ihr ſeid da bei einem guten Stück Arbeit; ſoll ich vielleicht helfen?

Der Ton, in welchem dieſe Worte geſprochen wurden, war ſo gemüthlich, ſo ruhig, daß die Ruhe deſſelben Mannes, der ſoeben noch mit ſo viel kaltem Blute zu einer ſo entſetzlichen That geſchritten war, daran zu Schanden ward. Er zog den Kopf aus der Schlinge, taumelte mehr herab, als er ſprang, und ſah ſich entſetzt nach der Seite um, von woher die Stimme gekommen war.

Er brauchte nicht weit zu ſuchen. An der Krümmung des Wegs, wo er von den Steinbildern her ſcharf umbiegt, auf eine kleine Erhöhung des Felſen gelagert, ſaß ein junger Mann in zierlichem Reiſeanzug; ein Strohhut mit breitem Rande überſchattete ſein Angeſicht. Neben ihm, geſenkten Haupts, mit ſtachlichten Nüſtern den kahlen Stein beſchnopernd, ſtand ſein Pferd, ein kleines, ſtruppiges Thier, von jener unſcheinbaren, aber eiſernen Race, welche in Gebirgsländern zu Hauſe iſt. Ein Hund, von außerordentlicher Größe, die klugen, hellbraunen Augen unverwandt auf ſeinen Herrn gerichtet, hielt es beim Zügel. Die ganze Gruppe war ſo lautlos, ſo ſtumm, als ob ſie ebenfalls von Stein wäre.

Der junge Mann hielt eine Jägermahlzeit, und zwar eine vortreffliche. Ein gebratenes Feldhuhn, ſauber in Papier gewickelt, lag auf ſeinem Knie; der Reſt einer Paſtete, feines

Weißbrod, eine entſtöpſelte Korbflaſche ſtand neben ihm. — So ſaß er da, ein Bild des Wohlſeins und der Gemüthlichkeit: und mit dieſem gemüthlichen, wohlbehäglichen Tone war es auch, daß er jene, für den Bettler ſo erſchütternden Worte rief:

Ihr ſeid da bei einem guten Stück Arbeit; ſoll ich vielleicht helfen?

Der Bettler ſtarrte die Gruppe mit weitaufgeriſſenen Augen ſprachlos an; dann, ſich gewaltſam zuſammenraffend, mit einer Stimme, welche gleichgiltig ſein ſollte, aber heiſer und röchelnd war, wie die Stimme eines Erſtickenden:

Euer Pferd, ſagte er, muß einen feſten Tritt haben.

Der Fremde hatte während deſſen ein Glas Wein eingeſchenkt, ließ es in der Sonne funkeln, trank, blies die Tropfen aus dem feinen blonden Schnurrbart, der ſich auf ſeiner Lippe kräuſelte:

Feſt? antwortete er: o ja, es macht ſich; aber doch lange nicht ſo feſt als Euer Schlaf. Ihr habt mir rechten Spaß gemacht, ſetzte er nachläſſig hinzu, indem er wieder anfing ſich mit dem Huhn zu beſchäftigen: erſt die Geſchichte mit dem Vogel und der Flaſche und dann das Halsband da oben — in der That, ſehr gut das, ſehr unterhaltend . . .

Und damit winkte er den Hund zur Ruhe, der durch ein halblautes, unterdrücktes Knurren zu erkennen gab, daß die Nähe des Bettlers ihm weniger angenehm als ſeinem Herrn.

Der Unglückliche ſtand noch immer, vergeblich nach Faſſung ringend; ſein Blick irrte bald auf den Fremden, bald auf den Hund, bald auf den Gaul, aber mit einem ſo ungewiſſen, faſt blödſinnigen Ausdruck, daß man leicht gewahr werden konnte: dieſes Rollen ſeines Auges war nur mechaniſch und er erblickte von Allem eigentlich nichts.

Der junge Mann, der ſich an ſeiner Verlegenheit zu weiden ſchien, erwiderte ſeinen Blick mit ſchalkhaft blinzelndem Auge, ohne darum ſeine übrige höchſt angenehme Beſchäftigung zu unterbrechen.

Es iſt Gebirgsrace, ſagte er endlich, auf das Pferd hindeutend: neunjährig, hat Knochen wie Eiſen und eine Naſe wie ein Jagdhund. Und dann mit einem Tone übertriebenſter Höflichkeit: Aber verzeiht, unterbrach er ſich ſelbſt: Ihr wart da eben, wie geſagt, bei einem ſo guten Stück Arbeit, daß ich mir ein Gewiſſen daraus machen würde, Euch geſtört zu haben.

Dieſe Worte ſchienen dem Bettler auf einmal ſein ganzes Bewußtſein wiederzugeben. Er fuhr mit der Hand an den Nacken, preßte das Kinn gegen die Kehle; darauf, mit voller Stimme und trotzigem Ausdruck, indem er der Gruppe einen halben Schritt näher trat und ſie mit feſtem, faſt durchbohrendem Blicke maß:

Ihr habt Recht, ſagte er, ein gut Stück Arbeit, und doch nicht ſo gut, daß ich nicht noch ein beſſeres wüßte.

Der Fremde hatte ein zweites Glas Wein geleert; mit größter Ruhe ſchwenkte er den Kriſtallbecher aus und, ohne den Bettler eines Blicks zu würdigen:

Als zum Beiſpiel, ſagte er, Rebhühner eſſen? Habt nur Geduld, es wird ſchon noch etwas für Euch übrig bleiben. Nicht wahr, Strom, ſetzte er, zum Hunde gewendet, hinzu, du theilſt mit dem Manne?

Dem Bettler ſtieg das Blut in die Stirn. Ich dank' Euch, ſagte er mit derſelben vollen, nachdrücklichen Stimme, und es freut mich, daß Ihr ſo höflich geworden ſeid. Ihr wart es, entſinne ich mich recht, nicht immer. Denn ich denke (und damit trat er ihm wieder einen Schritt näher) wir haben uns ſchon einmal geſehen.

Der Fremde ſchien einen Augenblick zu ſchwanken, was er thun ſollte. Gleich darauf, mit einem zuvorkommenden Lächeln, beeiferte er ſich, den breitrandigen Strohhut aus der Stirn zu ſchieben, gleichſam als wollt' er dem Andern die Erkennungsſcene erleichtern. Denk' es gleichfalls, ſagte er: heut früh, drüben im Walddorf . . .

Ja, Herr, antwortete der Bettler, und ſeine Stimme bebte jetzt vor Zorn, heute früh im Walddorf; Ihr rittet über die Brücke, ich ſprach Euch um ein Almoſen an . . .

Der junge Mann, aufs Neue in ſein Frühſtück vertieft, mit vollen Backen, fand für gut, ſeine Zuſtimmung nur durch ein leichtes Kopfnicken zu erkennen zu geben.

Der Andere fuhr fort:

Und Ihr, Herr, ſtatt eines Almoſens gabt Ihr mir einen Schlag mit der Peitſche, Herr . . .

Der Fremde ſah gleichmüthig zu ihm empor und lachte.

Man hat ſo mitunter ſeine Humore, ſagte er.

Gewiß, antwortete der Bettler: man hat ſeine Humore, Herr, und zum Beiſpiel ich, Herr, da ich doch einmal aus der Welt zu gehen entſchloſſen bin . . .

Und dabei hatte er, mit raſchem Griff, den Knotenſtock an ſich gerafft und ſtand dem Fremden dicht gegenüber . . .

Wenn ich nun zum Beiſpiel, ſagte er, den Humor hätte, Euch vorher ein Weniges den Schädel einzuſchlagen, wie dann, Herr?

Auch jetzt noch blieb der junge Mann unerſchüttert. Er hatte eben ein Hühnerflügelchen zwiſchen den Zähnen.

Der Gedanke an ſich betrachtet, ſagte er langſam, wäre ſo übel nicht. . . . Hier hatte er das Flügelchen abgenagt und ſchnellte es, mit einer zierlichen Handbewegung, hinter ſich. . . .

Nur was die Zeit der Ausführung betrifft, … indem er die Finger flüchtig gegen ein Tellertuch von blendender Weiſſe drückte, … ſo ſcheint mir dieſelbe … hier fuhr er mit der Hand in den Buſen … nicht ganz paſſend gewählt!

Dieſe letzteren Worte haſtig, mit herriſcher Stimme hervorſtoßen, ein doppelläufiges Terzerol aus der Bruſttaſche ziehen, aufſpringen und das Gewehr, den Finger am Drücker, dem Bettler vor die Bruſt halten — das Alles war das Werk eines Augenblicks. In demſelben Moment ließ der Hund den Zaum des Pferdes fahren und ſtellte ſich, mit grimmig gefletſchten Zähnen, ſprungfertig neben ſeinen Herrn. Selbſt das Pferd ſchien die Bedeutung der Situation zu erkennen; es ſpitzte die Ohren, biß in den Zügel und ſtieß ein unterdrücktes, geſchreiähnliches Wiehern aus.

Der Bettler hatte den Stock zum Schlag erhoben; ſein Arm war feſt, ſein Auge unbeweglich.

So ſtanden ſich Beide eine Minute lang gegenüber. Kein Wort wurde gewechſelt.

Zuerſt brach der Bettler das Schweigen.

Ihr ſeid ein tapferes Kerlchen, ſagte er, ich mag Euch leiden. .... Dann, den dicken Knotenſtock mit einem einzigen mächtigen Griff über dem Knie zerbrechend, wie von einem plötzlichen Wahnſinn befallen, ſchleuderte er die Stücke weit von ſich und tanzte, in abenteuerlichen Sprüngen, jauchzend umher.

O, o! ſchrie er und hielt ſich die Seiten vor Lachen: es wäre doch auch gar zu toll geweſen! ein Mann, der die Weihen hat — denn Sie ſehen es mir doch an, mein Herr, daß ich die Weihen habe?! ein Candidatus reverendi ministerii, ein Magiſter der freien Künſte — und ein Straßenräuber! ein Todtſchläger! ein Mörder!! O, o, es wäre ja zum Todtlachen geweſen!

Und immer wilder tanzte er umher.

Plötzlich, ſtillehaltend, mit burleskem Pathos: Alle Wohlgerüche Arabiens, rief er, wären ja nicht hinreichend geweſen, dieſe kleine lilienweiße Hand wieder rein zu waſchen!!

Und damit ſtreckte er ſeine grobe ſchwielige Fauſt pathetiſch gegen die Sonne.

Jetzt war die Reihe zu erſtaunen an dem Fremden. Mit einem überaus ſpaßhaften, ſichtbar ſich ſelbſt ironiſirenden Ausdrucke von Verwunderung, mit offenem Munde, ſtarrte er den Bettler an; es war kein Zweifel, er wollte etwas erwidern, vermochte jedoch die richtige Anknüpfung nicht ſogleich zu finden. Er begnügte ſich daher, das Pulver auf der Pfanne ſeines Terzerols zu unterſuchen, ſchob daſſelbe darauf in die Bruſttaſche zurück und ſetzte ſich alsdann, kopfſchüttelnd, auf ſeinen Platz.

Der Bettler inzwiſchen fuhr fort: Das iſt von Shakeſpeare, Herr; ich hoffe doch, daß Sie Shakeſpeare kennen? Was halten Sie von

Shakeſpeare? ... Mit dieſen Worten hockte er dicht vor dem Fremden nieder und ſah ihm mit größter Ernſthaftigkeit ins Geſicht.

Der junge Mann konnte noch immer den Ton der Antwort nicht finden. Doch der Bettler überhob ihn der Verlegenheit, indem er, ohne eine Antwort abzuwarten, mit jener ängſtlichen Geſchwätzigkeit, welche ſo häufig an Irren beobachtet wird, fortfuhr:

Shakeſpeare, ſagte er, iſt überhaupt der einzige Poet, der werth iſt, daß man ihn lieſt. Ich habe ſie Alle geleſen, ich kenne den ganzen Quark, alte und neue, ja ich kann ſie auswendig — befehlen Sie?

Und hier fing er an, in richtigſtem Takt und mit genaueſter Betonung, ein Bruchſtück aus dem Ajax des Sophokles, im griechiſchen Urtext, zu recitiren. Aber nur wenige Verſe — und die berühmte Schilderung des Seeſturms aus dem Anfang der Aeneide floß von ſeinen Lippen ſo wohllautend, mit ſo richtiger Empfindung, daß das Erſtaunen des Fremden ſich mit jedem Worte höher ſteigerte.

Gleich darauf, ſich ſelbſt unterbrechend, fuhr er fort:

Aber das Alles, ſehen Sie, iſt nur auswendig gelernt; jeder Schuljunge kann es. Dagegen wenn ich etwas von Shakeſpeare citire, verſtehen Sie mich recht, ſo iſt es mir allemal, als ob ich ſelbſt es eben erſt erfände und es hätte nie einen Shakeſpeare gegeben, ſondern der Shakeſpeare, das wäre das Ding, das in mir ſitzt und mir zuflüſtert, bei Tag, bei Nacht. ... Das macht, ſetzte er mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Selbſtgewißheit und Altverſtand hinzu, weil die großen Geiſter ſich begegnen.

Und ſogleich wieder hub er an, in reinſtem Engliſch, mit gewandter und richtiger Ausſprache, die berühmte Stelle aus Shakeſpeare's Sturm:

„Des Dichters Aug', in ſchönem Wahnſinn rollend ꝛc.“ zu declamiren.

Der junge Fremde mittlerweile ſchien ſeine Partie genommen zu haben. Mit einem Anſtrich von Herzlichkeit und feiner, gebildeter Sitte, der mit ſeiner eben erſt bewieſenen Brutalität allerdings im ſchneidendſten Gegenſatze ſtand, ihn jedoch nichtsdeſtoweniger vortrefflich kleidete, erhob er ſich, reichte dem Bettler die Hand und ſagte, wie beſchämt, mit niedergeſchlagenen Augen und halber Stimme:

Verzeihen Sie, mein Herr, die rohe und unwürdige Behandlung, welche ich Ihnen ſo eben angethan habe; Sie können mich nicht tiefer darum verabſcheuen, als ich ſelbſt es in dieſem Augenblick thue. Hätte ich ahnen können, welch ein Kern ſich unter dieſer unſcheinbaren Hülle verbirgt, mein Wort darauf, Sie hätten mich ſollen von einer andern Seite kennen lernen.

Ich fühle ſehr wohl, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher er vergeblich auf eine Antwort von Seiten des Bettlers gewartet hatte, daß mich das durchaus nicht entſchuldigen kann. Wir ſollen (hier erhob er ſeine Stimme zu einem unbeſchreiblich herzgewinnenden, rührenden Tone, ſodaß ſelbſt der Bettler aus ſeinem Nachdenken emporfuhr und ihn erwartungsvoll anblickte) . . . Wir ſollen, ſagte der junge Mann, für das Elend unſerer Mitbrüder unter allen Umſtänden und in jeder Lage offene Augen, offene Herzen haben; das iſt eine allgemeine Pflicht, um wie viel mehr alſo die meinige, der ich das Elend unſerer Geſellſchaft mitfühlend im tiefſten Herzen trage, ja der ich kein höheres Ziel kenne, keinen glühendern Wunſch hege, als mich der Menſchheit und ihrer Befreiung zu opfern! . . .

Es iſt wahr, fuhr er wiederum nach einer kleinen Pauſe fort, daß das Betragen, welches ich mir gegen Sie habe zu Schulden kommen laſſen, Demjenigen, was ich in dieſem Augenblick äußere, auf eine für mich ſehr beſchämende Weiſe widerſpricht, ſo ſehr, daß, wollen Sie meine gegenwärtige Aeußerung für eitel Lüge und Heuchelei erklären, ich ſelbſt nichts dagegen einwenden kann. Ich verſchmähe, wie geſagt, jede Entſchuldigung; ich verzichte ſogar darauf, Sie in mein Herz blicken zu laſſen, ich verzichte Ihnen zu zeigen, welche ſchmerzliche Wunden hier brennen, und welche bittere, welche vernichtende Erfahrungen ich, mitten in meinen uneigennützigſten und edelſten Bemühungen, gemacht habe. Denn wie ſagt unſer göttlicher Freund Shakeſpeare? — Auch weiß ein Mann von Ihrem Geiſt, Ihren Kenntniſſen, vor Allem von Ihren Schickſalen, die wunderbar und ungewöhnlich ſein müſſen, wie ein Werk unſers Dichters — ein ſolcher Mann, ſage ich, weiß ja ohnedies, wie nahe im menſchlichen Herzen

Gutes und Böſes grenzen, und wie leicht, in Folge vielfacher Täuſchungen, die reinſte Menſchenliebe umſchlägt in den bitterſten Menſchenhaß. . . .

Der Redner (denn ſo, bei dem faſt theologiſchen Pathos, zu dem er ſich allmälig erhoben hatte, mußte man ihn in Wahrheit nennen) ſchien hier mit Gewißheit auf eine Antwort ſeines Zuhörers zu rechnen. Da dieſer jedoch nur unabläſſig, mit geſpreizten Fingern, die Handfläche auf dem faſt nackten Schenkel im Kreiſe reibend, in ſeinem Stillſchweigen beharrte, ſo fuhr der Andere fort:

Ja, ich bekenne mich ſchuldig! Die knechtiſche Unterwürfigkeit, mit welcher das Volk ſein Elend erträgt — erträgt, ohne auch nur zu ahnen, was es erträgt! — hatten mein Herz verhärtet; ich fing an, ein Geſchlecht zu verabſcheuen, welches, ſtumpfſinniger als das Thier, nicht einmal ſo viel Muth hat oder ſo viel Einſicht, die Hand zu beißen, die es ſchlägt und die es doch nicht einmal füttert. . . . Laſſen Sie mich (indem er, als hätte er bereits zu viel geſagt oder fürchtete noch es zu thun, die Hand flüchtig gegen den Mund preßte), laſſen Sie mich hier abbrechen! Es gibt Dinge, über die (hier legte er dem Bettler die Hand feierlich auf die Schulter und ſah ihm mit flammendem Blick feſt ins Auge) man entweder gar nicht ſprechen muß — oder aber (dies ſetzte er faſt tonlos hinzu) erſchöpfend. — Für jeden Fall erlauben Sie mir, daß ich mich als Ihr Schuldner bekenne; wo und wie es ſei, mit Rath und That, Sie dürfen über mich verfügen.

Bei dieſer, mit etwas mehr Pathos, als nöthig war, hervorgebrachten Erklärung blickte der Bettler endlich aus ſeinem Nachſinnen in die Höhe. Er fixirte den Fremden lange und brach dann wiederum in ein faſt wahnſinniges Gelächter aus.

„Wär' alles Leben von Athen in Dieſem", rief er, „ſo äß' ich's!"

Mit dieſem Citat aus Shakeſpeare's Timon, ohne eine Einladung ſeines neuen Freundes abzuwarten, indem er nur gegen den Hund eine hämiſche Verbeugung machte, warf er ſich auf die Reſte des Mahls und ſchlang ſie, mit entſetzlicher Gefräßigkeit, hinunter.

Drittes Kapitel.

Tiſchgeſpräche.

Der Fremde war durch dieſe unerwartete Wendung, welche der Bettler der Unterhaltung gab, im erſten Augenblick ſichtlich überraſcht; mit einem unnennbaren Blick ſah er den Hund an, der, das kluge Haupt auf die Pfoten geſtreckt, jede Bewegung des ſeltſamen Gaſtes aufmerkſam verfolgte, und ſchien ihn zu fragen, was er dazu meine.

Doch fand er ſich ſogleich wieder zurecht und bediente den Bettler nun ſogar eigenhändig auf die zuvorkommendſte Weiſe. Er ging ans Pferd, öffnete den Mantelſack und holte ein zierliches Flaſchenfutter hervor, aus welchem er nicht verſäumte, ſeinem Gaſtfreund wiederholentlich zuzutrinken.

Bei alledem, wer ihn ſchärfer beobachtet hätte, würde nicht umhin gekonnt haben, einen gewiſſen Zwang, zum wenigſten eine gewiſſe Ungeduld an ihm zu bemerken. Er ſah öfters verſtohlen nach der Uhr, prüfte den Stand der Sonne und dann wieder mit Sorgfalt blickte er in das Thal hinab, auf den gelben Streifen, in welchem die Landſtraße ſich dahinzog und auf dem ſein ſcharfes Auge Wagen, Reiter, Fußgänger deutlich unterſchied.

Den Bettler inzwiſchen ſtörten dieſe kleinen Anzeichen der Ungeduld nicht im Mindeſten, ſchon um deshalb nicht, weil er ſie gar nicht bemerkte. Er aß, wie Leute niedern Standes, Leute, die an harte Arbeit und ſchlechte Koſt gewöhnt ſind und denen die Stunde der Mahlzeit oft die einzige Stunde der Erholung iſt, zu eſſen pflegen: mit Leib und Seele und ohne für irgend etwas außer dieſer Beſchäftigung noch Auge oder Ohr zu haben. Auch die ausgeſuchte Beſchaffenheit der Speiſen ſchien keinen beſondern Eindruck auf ihn zu machen; er ſchlang die Paſtete hinunter, goß den edlen Tokaier in den Schlund, gerade mit derſelben Ruhe und derſelben unerſchütterlichen Tapferkeit, wie vielleicht noch Tags zuvor das Kleienbrod und den Fuſelſchnaps, die, allem Vermuthen nach, ſeine gewöhnliche Nahrung bildeten.

Es hat allemal etwas Langweiliges, Jemand zuzuſehen, wie er ißt, ohne ſelbſt an der Mahlzeit theilzunehmen. In dieſem Falle, für den Fremden, da der Bettler durchaus keinen Laut von ſich gab und auch alle Aufforderungen und Einladungen, an denen ſein freigebiger Wirth es nicht fehlen ließ, nur mit ſtummer Geberde erwiderte, war es doppelt langweilig. Er beſchloß daher, nach einigem Zaudern, das Peinliche dieſer Lage abzukürzen und den Bettler durch eine Frage, der ſich nicht wohl entſchlüpfen ließ, zur Antwort zu nöthigen.

Sie werden, ſagte er, es nicht unbeſcheiden finden, wenn ich, nachdem das Schickſal einmal auf ſo wunderbare Weiſe unſere Bekanntſchaft vermittelt hat, nun auch den Wunſch hege, des Nähern mit Ihnen vertraut zu werden. Ich ſelbſt, wie Sie mich hier ſehen, bin Landſchaftmaler; mein Name iſt Schmidt, mein gewöhnlicher Aufenthalt die Reſidenz, die ich auch jetzt nur verlaſſen habe, um in dieſer intereſſanten Gebirgsgegend mein Album mit Studien und Skizzen zu bereichern. Ich gedenke einige Wochen in der Nachbarſchaft zuzubringen; da wird es mir denn hoffentlich weder an Zeit noch Gelegenheit fehlen, mich Ihnen näher bekannt zu machen und Ihre Freundſchaft zu erwerben. Für jetzt liegt mir Alles daran, durch eine kräftige und dauernde Hilfe das Unrecht, das ich gegen Sie begangen habe, wieder gut zu machen und damit an einem Flecke wenigſtens die bejammernswerthe Ungleichheit des Glückes, die neidiſche Ungerechtigkeit der Geſellſchaft, ſo weit in meinen Kräften ſteht, auszugleichen. Alſo frei heraus mit der Sprache, ein Vertrauen iſt des andern werth: wer ſind Sie, mein Freund, und welche wunderbaren, welche unerhörten Schickſale haben Sie in dieſe Ihrer ſo unwürdige Lage verſetzt?

Dieſe Worte, trotz der ſonderbaren Situation, in welcher ſie, von einem ſtädtiſchen Herrn zu einem zerlumpten, halb wahnwitzigen Bettler geſprochen wurden, kamen nichtsdeſtoweniger mit ſo viel ungezwungenem Anſtand, ſo viel natürlicher Herzlichkeit heraus, daß es unmöglich war, ihnen zu widerſtehen. Auch der Bettler, der ſich endlich geſättigt fühlte, und dem überdies, ſeltſam genug, der ſtarke und feurige Wein, den er in ziemlich reichlichem Maße genoſſen, das Blut, ſtatt es aufzuregen, vielmehr beſänftigt zu haben ſchien, vermochte ſich ihrem ſchmeichleriſchen Eindruck nicht zu entziehen. Er leerte ſein Glas, putzte den Mund am Aermel und antwortete dann mit einer merkwürdigen Ruhe und Beſonnenheit.

Wie ich heiße, mein Herr, ſagte er, wird Ihnen in der ganzen Gegend hier herum jedes Kind ſagen können: der tolle Heiner. Nämlich wohl zu merken, mein Herr, ich bin gerade mit demſelben Rechte toll, wie der arme Thoms in Shakeſpeare's unſterblichem Lear: „der ‚den ſchwimmenden Froſch ißt, die Kröte, die Unke, den Kellermolch und den Waſſermolch, der gepeitſcht wird von Kirchſpiel zu Kirchſpiel und in die Eiſen geſteckt, geſtäupt und eingekerkert" — und vielleicht, ſetzte er mit trübem Lächeln hinzu, ſogar noch mit größerm Recht. Ich bin eines Geiſtlichen Sohn, mein Vater war Prediger unten im Thal ...

Aber hier ſchien der frühere wilde Dämon wieder über ihn zu kommen; er ſprang in die Höhe, ſtellte ſich feſt auf geſpreizten Beinen, ſtreckte die Arme in die Luft. ...

Ich bitt' Euch, rief er, ſeht mich an! ſeht dieſe Bruſt, dieſe Arme, dieſe Schenkel! Ich ſage, was der wackre Ritter Sir John zum Prinzen Heinz ſagt: „Der arme Sir John hat mehr Fleiſch als die andern Menſchen, darum iſt es auch billig, daß er mehr Sünde hat, das Erbtheil des Fleiſches.“ Was? iſt dies ein Bauch für einen Habenichts? ſind dies Lenden für einen armen Pfarrersſohn? Schmach, Schmach meinem alten Vater in die Gruft, daß er ſich unterſtanden hat, einen ſolchen Sohn zu zeugen, ſo geſund, ſo lebensfriſch, ſo angewieſen auf jeden Genuß der Erde — und hatte kein Rittergut ihm in die Wiege zu legen! und hatte keine Tonne Goldes, ſeine Gier zu füllen!

Der Bettler war entſetzlich anzuſehen in dieſem Augenblick. Seine Locken flogen, ſeine

Lumpen flatterten; mit rieſiger Fauſt hämmerte er in gewaltigen Schlägen auf die hochgewölbte, zottige Bruſt, daß ſie krachte; ſeine Finger bohrten in das Fleiſch ſeiner Arme, krampfhaft, als wollten ſie es herunterreißen von den allzu feſten Knochen! Es war in dieſem Spiel (oder wofür ſonſt ſollte man es halten?) ſo viel Wahrheit bei ſo viel Lüge, ſo viel Ernſt bei ſo viel Uebertreibung, daß ſelbſt der junge Maler ſich beſtürzt abwendete.

Dem Bettler entging dieſe Beſtürzung nicht; er glaubte, ſein gütiger Gaſtfreund fürchte vielleicht für ſeine Sicherheit. Sogleich daher ſeine grotesken Bewegungen einſtellend, ſetzte er ſich wieder auf ſeinen Platz und fuhr aufs Neue in ruhigem, klarem Tone alſo fort:

Ihr wißt, Herr, wie es mit den Landpfarrern geht: Kinder und Bücher, es iſt ein altes Sprichwort. Nun gut, mein alter Vater machte es nicht zu Schanden; bei hundert und funfzig

Gulden Gehalt und einer Kuh auf der Gemeindeweide zwölf Kinder und zwölfhundert Bücher — nun, Ihr könnt Euch denken, wie es da ungefähr zugegangen. Die zwölf Kinder, Gott Lob, hat der Teufel geholt, bis auf Eines, das er ſich vermuthlich, als beſten Biſſen, bis zuletzt auffſpart und das, ohne Ihr gütiges Dazwiſchenkommen, in dieſem Augenblick zweifelsohne an jenem Aſte baumelte. — Laßt gut ſein, unterbrach er den Fremden, da dieſer einige Worte dazwiſchen ſchieben wollte: der Baum da ſteht noch ſeine Zeit; kommt die Gelegenheit wieder ſo, ſo weiß ich ſchon, wohin mich wenden. — Aber was ich ſagen wollte: die zwölf Kinder, bis auf mich, hat der Teufel glücklich geholt; die zwölfhundert Bücher, als der Alte ſtarb, holten die Gläubiger: die Kirchenväter nahm der Würzkrämer für den Tabak, den er geliefert und der dem Alten Eſſen und Trinken war; mit Plato machte der Schuhmacher ſich für die untergelegten Sohlen bezahlt; Xenophon fiel dem Schneider anheim für ein Paar geflickte Mancheſterhoſen; ein illuſtrirtes Exemplar von Ovidius de amore, das der fromme Herr ſo ſorgſam im Pult verſchloſſen hielt vor ſeinen Jungen und das die Jungen jederzeit ſo richtig aufgefunden hatten, diente der Nähterin zur Entſchädigung für das Leichentuch. . . . O, o! rief er und ſprang wiederum, wie beſeſſen, in die Höhe: es iſt ſchmachvoll, ſchmachvoll, ſo umzugehen mit den Freuden eines alten Mannes, ſeinen einzigen, während eines ſiebzigjährigen, mühevollen Lebens! Plato bei einem Schuhmacher, Xenophon bei einem Schneider! „Warum ſollte die Einbildungskraft nicht den edlen Staub Alexander's verfolgen können, bis ſie ihn findet, wo er ein Spundloch verſtopft?!“

Der Maler, der den ſeltſamen Geſellen bei der Stange zu halten, wie überhaupt ſeine Erzählung möglichſt zu beſchleunigen wünſchte, fragte mit außerordentlicher Höflichkeit: Ihr ſeliger Herr Vater hatte Sie ſtudiren laſſen? Sie waren damals vermuthlich auf der Univerſität?

Der Bettler antwortete wiederum mit einem Citat aus Shakeſpeare:

„Was iſt dein Studium?“ ſagt Lear; „den Teufel fliehn und Ungeziefer tödten.“ Meines war umgekehrt: den Teufel aufſuchen und Ungeziefer aufgreifen, wo ich es fand. O, dieſer Einfall meines Vaters, mich ſtudiren zu laſſen! auf den Pfaffen ſtudiren zu laſſen, mich, der ich von der Natur beſtimmt war, Gott ſelbſt aus ſeinen Himmeln zu ſchlagen und das fröhliche Reich der Heiden wiederherzuſtellen! Iſt es meines Vaters eigener Einfall geweſen, gut, ſo ſei er ihm vergeben; er hat ihn ſchmerzlich genug gebüßt durch den Kummer, den ich ihm bereitet. Hat aber ein fremder Mund dazu gerathen, ſo ſoll er verflucht ſein über das Grab hinaus. Pfaffe werden! Pfaffe, Duckmäuſer, Scheinheiliger! mit meinem Fleiſch, meinem Blut! verzichten auf die Welt, da alle Pulſe in mir ſchlugen, jeder Tropfen Bluts in meinen Adern raſte: genieße! genieße!! — Ich wollte, ſetzte er ingrimmig, mit auf einander gebiſſenen Zähnen hinzu, mein Vater hätte mich Viehtreiber werden laſſen, ja Knecht des Abdeckers lieber, als nur nicht Das!

Aber, warf der Fremde ein, wenn das Ihr Ernſt iſt, wie ich nicht zweifle, warum haben Sie denn nicht ſpäterhin wenigſtens einen andern Lebensberuf zu ergreifen verſucht?

Ob ich's verſucht habe! erwiderte der Bettler: Alles hab' ich verſucht im Leben, habe Frohndienſte gethan als Hauslehrer hochgnädigſter Familien, habe Steine geklopft am Wege, bin der Reihe nach Literat, Schauſpieler, Separatiſtenprediger geweſen! . . . . Ei ja (und dabei ſchmunzelte er in ſich hinein): glaubt nur, ich war ein ſchlimmer Geſell! der

Sect, guter Herr, der Sect und Dorchen Lakenreißer, ei ja, es ließe ſich davon erzählen!

Mit dieſen Worten ſchloß er die Augen und ſaß unbeweglich, als ob er ſchliefe. Vergebens rief der Fremde ihn an; er hörte nicht, noch ſah er in die Höhe.

Endlich, nach einer geraumen Pauſe, noch immer mit geſchloſſenen Augen, als ob er für ſich ſpräche, mit ganz heimlicher, ſingender Stimme, indem er, die Ellenbogen auf die Knie geſtützt, mit großem Eifer beide Seiten ſeines bärtigen Kinnes gegen die flachen Hände rieb:

Es iſt nicht wahr, hub er an, es war nicht Dorchen Lakenreißer allein und auch nicht blos der Sect, was mich ins Unglück brachte: ſondern daß ich nicht den rechten Glauben hätte, ſagten ſie, und wäre ein Weltkind und hätte Chriſtum nicht, daran läg' es. . . . Es iſt ja eine wahre Lächerlichkeit, fuhr er auf einmal in die Höhe und riß die Augen weit auf, Glauben zu haben, für einen Kerl, wie ich bin! Glauben? Pah, die Stubenhocker, die Männchen mit den eingedrückten Bruſtkaſten und den heiſern Stimmen, die ſich ins Bett legen müſſen, wenn ſie zu Dreien eine Flaſche Wein ausgeſtochen haben, die mögen glauben, für die wird es gut ſein, Religion zu haben: Kerle von zehn Zoll und mit geſundem Magen, wie ich, die brauchen keinen Glauben, — ſelbſt, fügte er ſpöttiſch hinzu, wenn ſie nichts im Magen haben und auch nicht wiſſen, wie etwas hineinbekommen. Und das iſt mein Fall. Ich habe, ſeitdem die Geiſtlichkeit mich wegen mangelnden Glaubens von ſich ausſtieß, der Reihe nach Alles verſucht und bin Alles geweſen; ſogar im Zuchthauſe hab' ich geſeſſen, ein volles Jahr, wegen Landfriedenbruchs — das heißt, wegen einer Tracht Prügel, die ich dem Feldhüter zumaß, der mich hindern wollte, Rüben aus dem Acker zu ziehen, da mich doch hungerte! —

Seitdem will mich nun gar Niemand mehr haben; ſogar von der Ramme, drüben am Brückenbau, haben ſie mich fortgewieſen. — Eigentlich bin ich jetzt Weber; ich habe die Handgriffe abgelernt, als ich im Zuchthauſe ſaß. Aber erſtlich habe ich keinen eigenen Stuhl und zweitens iſt mir die Arbeit auch zu ſchlecht. Den ganzen Tag zuſammengepreßt, wie ein Häring, im Joche ſitzen, hier ein Tritt und da ein Tritt und die Schmerzen an der Bruſt, wenn man das Schiff ſo unaufhörlich vor ſich her ſtößt — nein, wahrhaftig, ich vermuthe, ich bin noch zu geſund für dieſe Arbeit, darum werde ich krank davon; man muß, glaube ich, ſiech dazu kommen, um ſie auszuhalten. Ueberhaupt will ich mich nicht beſſer machen, als ich bin: trotz meiner rieſigen Knochen, ich habe keine Luſt mehr zu arbeiten, alle Beſchäftigung ekelt mich an, ich möchte nichts thun, als immer nur auf dem Rücken liegen, in den blauen

Himmel ſtarren und den Vögeln zuſchauen, wie ſie Neſter bauen, den Blumen, wie ſie blühen, und dabei denken, denken an etwas ...

Seine Stimme war bei dieſen letzten Worten weich und zärtlich geworden; er ſah ſtarr zur Erde, mit einer Ausdauer und einer Vertieftheit, als wollt' er mit ſeinen Augen ein Loch in den Felſen bohren.

In dieſer Stellung, mit kaum hörbarer Stimme, fuhr er fort:

Und weil ich das nicht kann, und weil ich fühle, daß ich nichts nütze bin in der Welt und daß die Leute Recht haben, wenn ſie mich den tollen Heiner nennen und weiſen mit Fingern auf mich, ſo hielt ich es fürs Beſte ...

Es wäre eine Aufgabe geweſen für einen Zeichner, den verſchiedenartigen Geſichtsausdruck, mit dem der Fremde die Erzählung des Bettlers begleitete, dieſe leiſen Uebergänge von Freude und Spott und Hohn und Langeweile und dann wieder von Theilnahme und Rührung und Mitgefühl, zu Papier zu bringen. Jetzt plötzlich, mit jener kanzelhaften Beredtſamkeit, von der er vorhin ſchon ſo glänzende Proben abgelegt, fiel er dem Bettler in die Rede:

... Hand zu legen, rief er, an ſich ſelbſt?! O mein theurer, mein unglücklicher Freund, auf welchem entſetzlichen Irrwege befinden Sie ſich! dieſe Reue, wie edel in ihrem Urſprung, dennoch in ihrer Wirkung wie verderblich! dieſer Ueberdruß am Leben, wie gerechtfertigt durch Ihre Schickſale, dennoch in ſeinen Folgen wie verbrecheriſch! Wie?! ſo gebildet, ſo geiſtreich, ſo erhaben über das gemeine Vorurtheil der Menſchen — und es könnte Ihnen entgehen, daß die Fehler, deren Sie ſich anklagen, die Verbrechen, deren Sie ſich Einzelnen beſchuldigen, vielmehr Fehler der Geſammtheit, Verbrechen der Geſellſchaft als ſolcher ſind?! und Sie könnten, wie ein Deſerteur, Ihren Poſten verlaſſen, gerade in dem Augenblicke, da das Elend, unter deſſen Streichen Sie, und mit Ihnen Unzählige, unverſchuldet geblutet haben, das Elend des Beſitzes, des Rangs, des Aberglaubens mitempfunden wird von Millionen Herzen? ja, da ſchon tauſend, hunderttauſend Hände bereit ſind, dieſes unwürdige Joch zu zerbrechen?! ... O pfui, pfui! rief er, mit einem Ausdruck ſittlicher Entrüſtung, der an der Aufrichtigkeit ſeiner Ueberzeugung durchaus nicht den leiſeſten Zweifel mehr zuließ: ſich ſelbſt das Leben nehmen zu wollen! das Schwert gegen ſich ſelbſt zu kehren, ſtatt gegen ſeine Feinde! Wie unklug, wie kleinmüthig! Nein, ſtatt ſich ſelbſt zu morden, tauſendmal lieber ...

Es war allerdings merkwürdig, daß den jungen Mann gerade hier, mitten in ſeiner begeiſterungsvollen Rede, ein heftiger Huſten befiel, der ihn hinderte, den angefangenen Satz zu vollenden.

Der Bettler, der die ganze Zeit faſt theilnahmlos neben ihm geſeſſen, blickte ihn mit verſchmitztem Lächeln ſeitwärts an:

Ihr habt da einen ſchlimmen Huſten, ſagte er; aber laßt mich Eure Rede ergänzen: tauſendmal lieber, wolltet Ihr ſagen, als ſich ſelbſt, einen Andern morden, nicht wahr?

Der Maler konnte noch immer nicht von ſeinem Huſten zu ſich kommen. Der Bettler fuhr fort:

Und doch, mein ſchöner Herr, als ich vor Kurzem Luſt bezeigte, dieſe Eure Weisheit an Euch ſelbſt zur Ausführung zu bringen, ſchien ſie Euch ſehr wenig am Orte; Ihr hieltet mir, noch bevor ich Euch an den Hals gekommen, ein Paar Augengläſer entgegen, es fehlte nicht viel, ſie hätten mich geblendet. — Aber es thut nichts, ſetzte er mit rauher Freundlichkeit hinzu: Ihr habt Euch dabei doch wie ein braver Kerl benommen, der Haare auf den

Zähnen hat, und ich achte Euch darum. Im Uebrigen geht mir mit Euern guten Rathſchlägen! Ihr ſeid Einer wie der Andre, alleſammt; ich aber antworte Euch mit Apemantus, meinem Liebling:

Dein Elend lieb', und lebe!

Damit ſtand er auf und ſchien ſich entfernen zu wollen. Der Fremde erhob ſich gleichfalls.

Ich hoffe, ſagte er, Sie werden mich genauer kennen und alsdann beſſer beurtheilen lernen. Ich bleibe einige Tage in dem Fabrikdorf und rechne darauf, daß Sie mich daſelbſt aufſuchen werden. Einſtweilen — indem er ihm ein blankes Thalerſtück in die Hand drückte — nehmen Sie dies, denken Sie nach über Ihre Lage, erwägen Sie, was ich Ihnen über die eigentlichen Gründe derſelben ſagte, und theilen Sie das Ergebniß Ihren Freunden mit — Ihren Freunden, zu denen ich in Zukunft auch mich zu zählen bitte. Daß Sie unſer heutiges Begegniß einſtweilen unter uns laſſen, darum brauch' ich Sie gewiß nicht erſt zu erſuchen; es geſchieht, das ſehen Sie ein, nicht Ihret- noch meinetwegen, ſondern um einer größern Sache willen, daß ich dieſen Wunſch äußere, und eben deshalb werden Sie ihn ohne Zweifel erfüllen. — Und damit für heute leben Sie wohl! Der Abend rückt heran, ich will noch eine Skizze dieſer Gegend aufnehmen und muß mich eilen, damit zu Stande zu kommen.

Er winkte, Abſchied nehmend, etwas vornehm mit der Hand. Der Bettler betrachtete mit ſprachloſem Erſtaunen bald das Geld, bald den Geber; dann, das Geldſtück in die Taſche ſchiebend: Ich will Euch danken, ſagte er, wie Timon dem Alcibiades dankt:

Verſprich mir Freundſchaft, aber halte nichts;
Verſprichſt du nicht, ſo ſtrafen dich die Götter:
Denn du biſt Menſch! und hältſt du, ſo vernichten
Die Götter dich: denn du biſt Menſch!

Mit dieſen Worten wandte er ſich den Fußſteig zurück. Der Fremde glaubte ihn ſchon eine gute Strecke entfernt, als er plötzlich wieder vor ihm ſtand. Er ging auf den Fichtenbaum zu, rutſchte in die Höhe, knüpfte das Tuch los, das noch oben am Aſte hing, und ſteckte es ſorgfältig ein. . . .

Man kann doch nicht wiſſen! grinſte er dem Fremden zu und ſprang, in wilden Sätzen, den Fußſteig entlang.

Viertes Kapitel.

Vater und Sohn.

Nachdem der Fremde ſich überzeugt hatte, daß der Bettler ſich diesmal wirklich entfernt, athmete er tief auf, wie Jemand, der ſich von einer ſchweren Laſt endlich erleichtert fühlt; er fuhr mit der Hand um den Mund — und dasſelbe Geſicht, das ſo eben noch von der edelſten Leidenſchaft zu glühen ſchien, zeigte augenblicklich wieder jenen gleichgiltig behaglichen Ausdruck, aber auch zugleich jene beleidigende Sicherheit, jene brutale Ruhe, mit der er den Bettler zuerſt angeſprochen. — Er eilte die Reſte des Mahls hinwegzuräumen; dann, eine feine

Cigarre anzündend und den Rauch in bläulichen Ringen behaglich in die Luft ſtoßend, nahm er ein Notizbuch aus der Bruſttaſche und zeichnete, mit flüchtiger Hand, verſchiedene ſeltſame Charaktere darin auf.

Gleichwol ſchien dieſe Beſchäftigung ihn im Ganzen nur wenig zu intereſſiren. Bald war die Cigarre ausgegangen und mußte neu angebrannt werden; bald ſtand er auf, etwas an Sattel und Zaum zu ſchnallen; bald zog er die Uhr hervor und verglich den Stand der Sonne, die ſich mehr und mehr nach Weſten neigte und ſchon hier und da den Horizont mit röthlichen Streifen vergoldete.

Zuletzt ſteckte er das Notizbuch haſtig bei Seite und ging, die Hände auf dem Rücken, ein Liedchen halblaut zwiſchen den Zähnen ſummend, mit ſtarken Schritten, in engem Kreiſe, auf der kleinen Plattform der Klippe auf und ab. Es war augenſcheinlich, daß er Jemand erwartete; der leiſe Nebel, der, ein Vorbote der nahen Dämmerung, allgemach im Thal aufſtieg und die Ausſicht auf die Straße zu verdecken anfing, diente nur dazu, ſeine Ungeduld zu vermehren.

Plötzlich von der Straße aufwärts, dicht an der Klippe herauf, ſcholl ein ſcharfes, trockenes Hüſteln, begleitet von dem Schlurfen ſchwerer, ungeſchickter Tritte.

Der junge Mann horchte aufmerkſam; mit der einen Hand an den Fichtenbaum ſich ſtützend, hielt er die andere lauſchend ans Ohr, jedes leiſeſte Geräuſch deſto ſicherer aufzufangen.

Das Hüſteln wiederholte ſich in kurzen abgemeſſenen Zwiſchenräumen; endlich, wie der Weg in die Höhe ſteigt und ſich damit von der Klippe entfernt, verlor es ſich.

Der junge Mann lauſchte noch einige Minuten; ſein geſchärftes Ohr, in die Stille hinauslauſchend, glaubte noch immer, das eigenthümliche Scharren und Schleifen jenes ſeltſamen Fußtrittes zu vernehmen. — Jetzt trat er zurück; ein zufriedenes Lächeln flog über ſein Geſicht.

Ehe der alte Maulwurf, ſagte er, hinaufgeſchlappt kommt, habe ich noch eben Zeit, meine Cigarre zu Ende zu rauchen.

Und wiederum, mit der gleichgiltigſten Miene von der Welt, als hätte er den ganzen Tag nichts Anderes zu thun gehabt, als nur den Rauch vor ſich hinzublaſen, ſtreckte er ſich auf die Felsbank.

Nicht lange: und daſſelbe trockene Hüſteln, derſelbe ſchwerfällige Tritt, der vor einiger Zeit die Klippe herauf erſchollen war, tönte jetzt in dichteſter Nähe vom Fußſteig her. Der Hund, der, den Zaum im Munde, in wachem Schlaf geſeſſen hatte, fuhr mit leiſem Knurren in die Höhe. Wenige Augenblicke noch: und aus der Krümmung des Weges trat eine der ſeltſamſten Geſtalten, dergleichen die Phantaſie eines Callot oder Höllenbreughel jemals erſonnen hat.

Es war ein altes gebrechliches Männchen, kaum vier Schuh hoch; die krummen Knie, die gebückte Haltung ließen ihn ſogar noch kleiner erſcheinen. Tief in den Schultern ſteckte ein unförmlicher Kopf, von ſtruppigen weißen Haaren ſpärlich umgeben; ein zerknüllter grauer Filzhut, breitkrämpig, von der Form, wie die Quäker und Stillen im Lande ihn zu tragen pflegen, ſaß weit in die Stirn. Das Geſicht war von abſchreckender Häßlichkeit, ein geſtaltloſer, aufgedunſener Fleiſchklumpen; es war auf den erſten Blick unmöglich, irgend welche menſchliche Züge darin zu unterſcheiden, ſo zerfloſſen, gleichſam zu Brei verſchwemmt war das ganze Angeſicht. Erſt indem man wiederholt hinblickte, gelang es, die dicken wulſtartigen Lippen, die unnatürlich aufgeſchwollenen Wangen, zwiſchen denen eine kleine aufgeſtülpte Naſe förmlich begraben lag, zu erkennen. Die Augen, ohne Brauen, lagen ſo tief im Kopf, daß ſie nur ein Strich zu ſein ſchienen, aus dem nur hin und wieder ein grünliches Feuer, funkenartig, hervorſchoß. Eine ungeheure Warze, mitten auf der Stirn, mit langen weißlichen Haaren beſetzt, vollendete den abſchreckenden Eindruck dieſes Antlitzes. — Die Arme, von unverhältnißmäßiger Länge, baumelten bis an die Knie: dergeſtalt, daß die dünnen knöchernen Finger, ſchwarz, mit Einſchnitten und Runzeln bedeckt, gleichſam in die Erde zu greifen ſchienen. — Die Beine waren vom Knie abwärts wie mit Gewalt nach außen gedreht; die großen, mit groben Schuhen bedeckten Füße ſchleppten nach, gleichſam wie ein fremder, todter Körper, oder als ob ein langwieriger äußerer Zwang, den Gliedmaßen gewaltſam eine andere Richtung gebend, die Kraft der Muskeln gelähmt hätte. —

Bekleidet war dieſe abenteuerliche Geſtalt mit einem langen hellgrauen Rocke, dem ein kurzer ſtehender Kragen von grüner Farbe ein halb militairiſches Anſehen verlieh.

Indem dieſe wunderliche Figur ihre Annäherung durch Hüſteln und Schlurfen ſchrittweis verkündigte, konnte der Fremde, trotz der Gleichgiltigkeit, welche er zu erheucheln für gut befand, ſich dennoch nicht enthalten, den Kopf danach umzudrehen. Seine Züge ſtrahlten von Vergnügen; aber dieſes Vergnügen war zugleich mit ſoviel teufliſcher Bosheit gemiſcht, daß das regelmäßige, ſchöne Antlitz des jungen Mannes in dieſem Augenblick ſogar häßlich erſchien.

Eine weit weniger angenehme Ueberraſchung ſchien der Anblick des Fremden dem Alten zu gewähren. Er ſtand ſtill, öffnete, nach Luft ſchnappend, wie ein auf den Sand geworfener Fiſch, mehrmals raſch hintereinander den weiten Mund, ohne jedoch einen Ton hervorzubringen. Dann, mit jener ungelenken Haſt, welche die Bewegungen einer Marionette ſo ſpaßhaft macht, ſchleuderte er einen ſeiner langen Arme an den Hut, riß ihn herunter und warf den Kopf nach hinten.

Es war ein kläglicher Anblick. Der Abendwind, der ſich inzwiſchen erhoben hatte, ſtreifte das dünne weiße Haar des alten Mannes; ſein Antlitz, roth glühend, ſtach, wie eine Feuerkugel, gegen den reinen Abendhimmel ab.

Und doch, der junge Fremde ſchien an dieſem Anblick ſeine Freude zu haben. Mehre Minuten ließ er den Alten in ſeiner demüthigen Stellung verharren; dann erſt winkte er ihm näher zu treten.

Nun, rief er, alter Dachs, kommt Ihr endlich? Das ſind mir ſchöne Geſchichten, die Ihr hier treibt! Seit drei Stunden wart' ich auf Euch; habt Ihr die Zeit verſchlafen? oder können die alten Beine die Eiſen noch immer nicht verwinden? Ihr ſchlappt ja ganz erbärmlich.

Dieſe Worte wurden mit einer gewiſſen verächtlichen Vertraulichkeit, einer Art grober Herablaſſung geſprochen. Der Alte, noch immer nach Luft ſchnappend, hielt es für ſeine Schuldigkeit, ſie überaus witzig zu finden. Er machte daher einen Verſuch zu lachen: das heißt, er preßte den Kopf noch weiter nach hinten, ließ die Augen (nämlich wenn dies möglich war) noch mehr verſchwinden, riß den Mund weit auf und ſtieß in dieſer Stellung einen gurgelnden Laut aus, ähnlich dem Geräuſch, mit welchem Waſſer aus einer jählings umgekehrten Flaſche hervorſtürzt. Darauf huſtete er heftig, that, als ob er ſich die Augen wiſchen wollte, und antwortete dann, noch immer in demüthiger Zurückgezogenheit, mit einer unglaublich heiſern, faſt völlig erloſchenen Stimme:

Ah, ah! ſagte er, noch immer dieſe vortrefflichen Einfälle, wie ſonſt! noch immer dieſe allerliebſten Späßchen, die er ſchon als Kind gemacht hat! Ja, ja, der gnädige Herr Sohn haben es weit gebracht . . .

Aber der alſo Angeredete bezeigte wenig Luſt, auf die Späße des Alten einzugehen; mit einer ſehr ablehnenden, trockenen Ernſthaftigkeit:

Ich frage, antwortete er, warum man ſo ſpät kommt, und erwarte, daß man mir Antwort gibt auf meine Frage.

Der Alte gerieth durch dieſen trockenen Ernſt augenſcheinlich in immer größere Verlegenheit.

Ah, ah! keuchte er (denn ſei es, daß er dieſen Eingang benutzte, ſeine Gedanken zu ordnen und ſich deſto genauer zu beſinnen auf Das, was er antworten wollte; ſei es, daß er dieſes Vorſpiels bedurfte, gleichſam um ſeiner Stimme Luft zu machen und ſich zu vergewiſſern, daß ſie überhaupt noch eines Tones fähig; ſei es endlich nur im Allgemeinen eine üble Gewohnheit geweſen — genug, der Alte begann keinen Satz, ohne ihm dieſes ziſchende, röchelnde, kurz hervorgeſtoßene: Ah, ah! voranzuſchicken) ...

Hätte ich, keuchte der Alte, ahnen können, daß der gnädige Herr Sohn ſelbſt mir die Ehre anthun würde ...

Da haſt du, fiel der junge Mann ihm in die Rede, einen ſehr ſchlechten Begriff vom Dienſt, Sandmoll. Die Ordres müſſen befolgt werden, blindlings, bei Tag wie bei Nacht, ohne Anſehen der Perſon. Aber ich merke ſchon, du haſt zu gute Tage; es wird nöthig, dich etwas ſchärfer anzuſpannen. — Wann, ſetzte er in herriſchem Tone hinzu, haſt du den Befehl bekommen?

Geſtern Nacht, entgegnete der Andere mit einer Verlegenheit, welche in jedem Augenblick wuchs, ſo ſehr er ſich auch bemühte, ſie hinter einer ſcheinbar ſorgloſen Geſchwätzigkeit zu verſtecken: Der Wegereiter Helmuth brachte ihn mir ans Fenſter; er klopfte, ich ſtand auf. Hier, ſagte er, ein Brief für euch, Vater Schlappfuß — denn der gnädige Herr Sohn wiſſen ja wohl, es iſt eine böſe Welt, es meint Jeder ſo ſein Späßchen machen und ſich reiben zu dürfen an einem armen, alten, gebrechlichen Manne …

Allein der Fremde war ſehr weit entfernt, ſich durch dieſe mit kläglichſtem Ausdruck vorgebrachte Zwiſchenrede auch nur im Mindeſten beirren zu laſſen.

Wenn man, ſagte er mit derſelben unerſchütterlichen Kälte, ſo alt iſt, wie du, Vater Sandmoll oder meinetwegen auch Vater Schlappfuß, ſo ſollte man wiſſen, daß es, einem Vorgeſetzten gegenüber, unſchicklich iſt, mehr zu antworten, als man gefragt iſt. Der Wegereiter Helmuth hat gethan, wie ihm befohlen war; du aber biſt ein Faulpelz, wo nicht Schlimmeres.

Und was ſtand in der Ordre? fuhr er mit plötzlich erhöhter Stimme fort.

Mich Sonnabend Nachmittags unter der Galgenfichte einzufinden; es würde dort Jemand ſein, von dem ich weitere Anweiſung empfangen würde, verſetzte der Alte, kaum noch hörbar.

Und nennſt du das Nachmittags? entgegnete der junge Mann, indem er die Hand erhob und auf den Himmel deutete, der ſchon in prächtigſtem Abendroth brannte.

Das Geſpräch drohte hier, nach dem Tone des Fragenden zu ſchließen, eine ſo ernſthafte Wendung zu nehmen, daß der Alte noch einen letzten verzweifelten Verſuch wagte, ſeinen Geſellſchafter in beſſere Laune zu verſetzen. Er ſtieß noch einmal jenes gurgelnde Lachen hervor, ſchleuderte gleich darauf, blitzſchnell, wie vom Faden des Puppenſpielers in Bewegung geſetzt, den Kopf halb auf die Seite, dehnte die unermeßlichen Arme völlig bis an die Fußſpitzen — und in dieſer Stellung, unwiderſtehlich für Jeden, der mit einer minder eiſernen Ernſthaftigkeit begabt geweſen wäre, als ſein Widerſacher:

Es iſt wahr, antwortete er, ich bin ein Faulpelz, ich habe mich verſpätet, der gnädige Herr Sohn haben Recht. Aber bedenken der gnädige Herr Sohn auch nur die Gebrechlichkeit dieſer beiden Spazierhölzer ...

Der junge Mann fuhr in die Höhe, wie von einer Schlange gebiſſen.

Sohn! Sohn! rief er in einer Wuth, welche diesmal durchaus nichts Verſtelltes oder Erkünſteltes mehr hatte: Wie oft, Unglücklicher, habe ich dir verboten, dieſen Namen mir gegenüber auf die Lippe zu bringen — und doch hörſt du nicht auf, mein Ohr damit zu foltern?! — Ich und dieſer! Es iſt nicht wahr, es kann nicht ſein, ich bin nicht ſein Sohn! rief er und warf das trotzige Haupt in den Nacken, dem Himmel entgegen, daß der purpurne Glanz der Abendſonne voll auf die edlen Züge fiel.

Und allerdings würde gewißlich Niemand, der die Beiden in dieſem Augenblicke neben einander geſehen hätte, eine Verwandtſchaft zwiſchen ihnen vermuthet haben. Während es unmöglich war, die Unform des Alten ohne Beſtürzung, ja ohne Abſcheu zu betrachten, lag im Gegentheil auf dem feinen, zartgeformten Antlitz des Fremden, ſowie in ſeiner ganzen Erſcheinung ein unwiderſtehlich geheimnißvoller Reiz. — Er war wenig über mittlerer Größe, behend und zierlich gebaut: aber von jener Zierlichkeit, welche die Kraft, jener Behendigkeit, welche die Feſtigkeit nicht ausſchließt; man ſah es dieſem ſchlanken Arm, dieſer vornehm feinen Hand unwillkürlich an, daß ſie, wo es Noth that, zufaſſen und umklammern konnte, wie mit eiſernen Banden. — Der Kopf war von der edelſten Form; die Feſtigkeit, mit der er getragen ward, und das trotzige, kecke Weſen, das ihn leicht hintenuber warf, ließ ihn noch bedeutender erſcheinen. Das Haar, hellblond, von außerordentlicher Feinheit, lag, zierlich geſcheitelt, der hohen Stirn glatt an. Unter prächtig geſchweiften Brauen leuchteten große, hellblaue Augen, Augen, die zu ihrer Schönheit nur noch ein klein wenig mehr Feuer bedurft hätten, um jedes Herz unlösbar zu feſſeln; ſie blickten ſtolz und klar, wie Sonnen, aber, die ſeltenen Momente leidenſchaftlicher Erregung ausgenommen, zugleich kalt und unergründlich wie das Meer. — Die Naſe war gerade und ſcharf; die Lippen ſchmal, feſt auf einander gepreßt, faſt herb: öffneten ſie ſich aber (was freilich ſelten geſchah) zu einem wohlwollenden Lächeln, und die kleinen, ſchneeweißen, gleichgeformten Zähne glänzten unter dem zierlichen blonden Bart hervor, ſo hielt es ſchwer, einen anmuthiger geformten, lieblichern Mund zu ſehen. — Die Farbe des Angeſichts war blaß, das heißt, nicht von jener unreinen, krankhaften, vielmehr von jener zarten, durchſichtigen Bläſſe, die namentlich bei den Damen der ſogenannten guten Geſellſchaft beliebter iſt und das Auge mehr feſſelt, als die friſcheſten Farben es vermöchten. —

Der Alte war klug genug, dieſen plötzlichen Ausbruch der Leidenſchaft ruhig vorübergehen zu laſſen; wären ſeine Züge im Stande geweſen, irgend eine Bewegung des Innern widerzuſpiegeln, kein Zweifel, daß ſie in dieſem Moment geleuchtet haben würden von Schadenfreude und heimlicher, boshafter Zufriedenheit. So jedoch ließ er den jungen Mann ruhig gewähren.

Endlich, nach einer Pauſe, während deren er unverwandt in den Abendhimmel geſtarrt hatte, drehte der junge Fremde ſich um und ſagte mit völlig ruhiger, gemäßigter Stimme:

Du behaupteſt, mein Vater zu ſein. Gut, ich kann dich nicht widerlegen und ſo muß ich deiner Verſicherung Glauben ſchenken. Inzwiſchen (und hier ward der Ton wieder laut und leidenſchaftlich) höre meinen Vorſchlag: hundert Thaler, wenn du mir Beweiſe bringſt, daß ich dein Sohn bin; aber tauſend, beweiſeſt du, daß ich es nicht bin! Bis dahin, daß dieſes ſich entſchieden hat, wagſt du niemals wieder, das Wort Sohn gegen mich auszuſprechen, noch ſonſt irgend einer menſchlichen Seele zu offenbaren, daß du dich für meinen Vater hältſt. Im entgegengeſetzten Falle weißt du, daß ich Mittel habe, dich an einen Ort zu bringen, wo du, wenn es dich ſonſt gelüſtet, mich Sohn nennen kannſt zehntauſend mal in Einer Secunde — und Niemand hört dich!

Fünftes Kapitel.

Eine gemüthliche Unterhaltung.

Auch dieſer Drohung des Fremden, wie gebieteriſch ſie auch ausgeſprochen ward, ſetzte der Alte nur ein beharrliches Stillſchweigen entgegen. Ueberhaupt von dem Moment an, wo der Andere in Leidenſchaft gerathen war, hatte das Weſen des Alten ſich merklich verändert. Keine Spur mehr von Unruhe und Verlegenheit, im Gegentheil, er benahm ſich wie ein Mann, der nicht nur ſeiner ſelbſt, ſondern auch ſeiner Umgebung vollkommen ſicher iſt und ſie beherrſcht. Wiewohl von Niemand dazu eingeladen, hatte er, die müden verkrüppelten Beine nach beiden Seiten weithinſpreizend, neben dem jungen Manne Platz genommen und ſchaute, indem er alle Geberden deſſelben genau nachahmte, ebenſo unverwandt in die Sonne wie dieſer.

So ſaßen Beide geraume Zeit, ohne ein Wort zu ſprechen; wer ſie ſo neben einander geſehen, hätte ſie unvermeidlich für ein Paar recht harmloſe, friedliche Leute halten müſſen, die, nach einem gut vollbrachten Tagewerk, ſich gemeinſchaftlich in den Genuß des ſchönen Abends vertieften.

Endlich unterbrach der Alte die lange Pauſe.

Es iſt, ſagte er in komiſch kläglichem Tone, doch gewiſſermaßen recht hart für einen armen alten Mann, ſeinen einzigen Sohn verläugnen zu ſollen, einen Sohn, für den er doch, ſo lange es ihm möglich war, jederzeit nach Kräften geſorgt hat. . . .

Ja wohl, wiederholte der Andere mit ſchmerzlich bitterm Spott, indem er das Auge noch immer feſt auf die Sonne gerichtet hielt, die eben noch wie ein kleiner rother Stern über den Wolken ſchwebte und gleich darauf völlig verſank: nach Kräften geſorgt! Mein Vater oder nicht — deine Schuld, beim Allmächtigen, iſt es nicht, daß ich in dieſem Augenblick nicht ein Dieb bin und ein Gauner oder vielleicht auch ein Mörder! — He, alter Sandmoll, rief er, in eine plötzliche wilde Luſtigkeit übergehend: weißt du noch, wie wir dieſe Gebirge durchſtrichen, du und deine Spießgeſellen, ich als ein armſeliger, nacktbeiniger Bettelbub hinterdrein, ſchmuggelnd, ſtehlend, nach Schätzen grabend, und dabei die dummen Bauern prellend, wo wir ſie trafen?! Als ich heut Mittag den verwilderten Fußſteig aufſuchte, an den Steinbildern vorüber, mußte ich ſelbſt beinah darüber lachen. Ihr habt, dächt' ich, ſchon einige Mal unter dem Baume dort geſeſſen und habt Geld nachgezählt, das nicht für Eure Taſche beſtimmt war, oder Ihr lagt auf der Lauer und ich kam und brachte Euch die Kundſchaft, oder bracht' ich ſie nicht, um ſo ſchlimmer für mich! ſo bekam ich Schläge, garſtige Schläge, Sandmoll ...

Dieſen letzten Theil der Rede überhörte der Alte gefliſſentlich; er gurgelte aus tiefſter Kehle:

Ob ich es weiß? ſagte er: freilich weiß ich es! Es war, abgerechnet die Sündhaftigkeit, welche mein lieber Heiland um ſeines theuren Blutes willen (bei dieſen Worten rückte er den grauen Filz, der ſein Haupt gleich einem Heiligenſchein umgab) mir vergeben möge, eine recht vergnügliche Lebensweiſe. Ja wenn es nicht meiner armen Seele wegen wäre und weil man doch nie ſo recht wiſſen kann, was das Ding für ein Ende nimmt, es giebt Augenblicke, wo ich wünſche, es wäre noch ſo. Man hatte ſeine Talente, hatte ſein Anſehn, ſeinen

Wirkungskreis; es gab zu thun, man legte etwas zurück dabei — mein jetziges Handwerk iſt anſtändiger, iſt auch bequemer und ſicher iſt es nun gar; aber du lieber Himmel, was bringt es auch?! Ah und Ihr erſt! Ihr erſt, Söhnchen! Um Euch iſt es Schade, Ihr hattet Gaben, aus Euch konnte etwas werden, etwas Großes! Noch nicht zehn Jahre wart Ihr alt und machtet Euer Stückchen wie ein Alter! Die Schlöſſer, die Ihr abdrücktet! Die Schlüſſelchen, die Ihr feiltet! Und vor allem die Handſchriften! die Handſchriften! ah, ah, dieſe Handſchriften!

Die Stimme des Alten verröchelte bei dieſen Worten ... habt ihr wol jemals einen Gutſchmecker von Auſtern und Trüffeln erzählen hören? oder einen jener weißköpfigen, ſpitzbäuchigen Habitués des Ballets und der großen Oper, wenn ihn die Erinnerung an die Pirouetten einer Elsler, die Triller einer Catalani überkam? Nun gut, ſo wißt Ihr auch, wie bei dieſen Worten die Stimme des Alten in Wolluſt verröchelte. . . .

Der junge Fremde inzwiſchen, von dieſer Bewunderung unbeſtochen, maß den Alten mit einem unausſprechlichen Gemiſch von Mitleid und Verachtung.

Ihr habt Euch garſtig verworfen ſeitdem, Sandmoll, ſagte er: Ihr ſpielt eine miſerable Figur jetzt; Eure Beine waren etwas gerader dazumal, wißt Ihr noch? als Ihr vor den Grenzjägern lieft, einen ganzen vollen Tag lang, und endlich entwiſchtet Ihr ihnen doch? Das ließt Ihr jetzt bleiben, alter, lahmer Sandmoll, ſetzte er mit einem Lachen hinzu, ſo roh, ſo widerwärtig — Niemand hätte für möglich gehalten, daß jemals von dieſen feinen Lippen ein ſo grobes Gelächter kommen könnte!

Aus den Augenſchlitzen des Alten ſchoſſen grünliche Blitze.

Das machen die Ketten, röchelte er: zwölf Jahre Ketten, Söhnchen, es will etwas heißen! Und das verwetterte Sperreiſen zwiſchen den Knöcheln, das iſt eine ſchlechte Erfindung: und Ihr am Wenigſten, Söhnchen, ſolltet mich darüber ausſpotten, da es im Grunde doch Niemand war, als Ihr, kleiner Schäker, dem ich das Vergnügen zu danken hatte. Wir hatten falſche Scheine gemacht, es iſt wahr; aber, du großer Gott, ſo lange die Leute ihn nehmen, iſt ein falſcher Schein nicht ſo gut wie ein ächter? und ſind ſie nicht aus Papier alle beide? Auch hätten die Herren Commiſſäre ſollen lange an uns herum rathen und wären nicht klüger geworden als ſie waren: und das war wenig klug. Aber da tratet Ihr auf, ich ſeh' Euch noch! wie Daniel vor den Richtern, ein kleiner zehnjähriger Knirps: die Haut, die jetzt ſo weiß ſcheint, wie eitel Milch, war ſchwarz damals, wie Ebenholz, vor Sonnenbrand und, mit Permiß zu ſagen, vor Schmutz; die Haare waren voll Zotteln und wenn Euch das Hemd nicht aus den Hoſen hing, ſo war es nur darum, weil Ihr nämlich keins anhattet. — Ei ja, Söhnchen, damals wart Ihr eine miſerable Figur, und die Herren Commiſſäre, wie Ihr auftratet, hielten die Naſen zu ...

Der Alte ſchien eine Entgegnung von Seiten des jungen Mannes zu erwarten; da ſie indeſſen nicht erfolgte, fuhr er fort:

Alſo tratet Ihr auf vor verſammeltem Gericht und zeugtet gegen uns, und alle unſere Streiche decktet Ihr auf, und unſere feinſten Ausreden, ſogar auch die allerfeinſten, machtet Ihr zu Schanden. Und wo einer von den Herren Commiſſären zweifeln wollte an Eurer Ausſage und wollte Euch das Concept verrücken durch Querfragen und Zwiſchenreden, huſch, hattet Ihr den Beweis bei der Hand und gabt ihm eins auf den gelehrten Schnabel, daß er ſtille ward und glaubte: und der ganze Gerichtshof rieb ſich die Hände vor Vergnügen. Es war ein großes Schauſpiel das, und ich vergeſſe es nicht und wenn ich alt werde wie Methuſalem; ganz gewiß, ich vergeſſe es nicht! Tinte und Feder ließt Ihr Euch geben und zeichnetet den Herren vor der Naſe die Unterſchriften von dem Schein, Unterſchriften, ſo gleich und ſo ähnlich, daß ſie außer ſich geriethen vor Verwunderung. Wie ſie aber fertig waren mit Wundern, ließt Ihr Euch einen Schein geben, einen ächten, und zeigtet die Unterſchiede an der Schrift — Unterſchiedchen, ſo fein, ſo winzig, es hätte Einer können ein Schreibmeiſter ſein und er hätte ſie nicht gemerkt. Und darauf auf der Stelle zeichnetet Ihr die Schriften noch einmal; da waren ſie ächt! und die Herren Commiſſäre ſchlugen ſich vor den Kopf und rückten auf den Stühlen vor Verwunderung: Ein Wunderkind! ein Wunderkind!! ſchrien ſie und ſahen Euch ordentlich mit Ehrfurcht an und dachte keiner mehr an ſeine Naſe. Und hernach wieder, wie Ihr Eure Kindheit ſchildertet und weintet und ſchwurt Stein und Bein, daß Ihr unſchuldig wäret und es ſei Alles blos erzwungener Weiſe geſchehen, und weil Ihr noch ein Kind wäret und hättet kein Einſehn gehabt und keinen Verſtand von der Sache; mich aber, der ich Euch doch immer ein guter Vater geweſen war, und wenn Ihr Talente hattet und hattet Kenntniſſe, von wem hattet Ihr ſie, als von mir?! . . . mich maltet Ihr ſchwärzer als den Teufel. Ei nun, ich wußte recht gut, daß es nicht Alles ſo war, wie Ihr ſagtet, und auch, daß wir es waren, die darüber zu Grunde gingen, die größte und ſchönſte Bande, die ſeit Jahren geweſen war im ganzen Lande, das wußt' ich ebenfalls recht gut. Aber ich hätte Euch doch nicht widerſprechen mögen, auch wenn ich es gekonnt hätte, ſo freute ſich mein väterliches Herz und war ſtolz auf Euch, da ich Euch ſprechen hörte vor den Herren Commiſſären. Es war aber auch ſehr recht von dem Herrn Präſidenten, daß er Eure Jugend geltend machte und Eure wichtigen Geſtändniſſe, auch daß Ihr verführt worden wärt und gezwungen von Euerm eignen Vater: ſodaß Ihr pardonnirt wurdet und kamt blos zwei Jahre in eine Schule, wo ſie Euch lernen ließen, gute Sachen, wie die vornehmen Leute lernen, und bei denen man nicht nöthig hat zu ſchmuggeln und zu ſtehlen. Und auch daß er Euch nach zwei Jahren herausnahm aus der Schule und nahm Euch zu ſich in ſein Haus und machte einen großen Herrn aus Euch und ſchickte Euch auf Univerſitäten und hohe Schulen, das war auch ſehr recht von dem Herrn Präſidenten, und hab' ich recht meine ſtille väterliche Freude daran gehabt, derweil ich ſaß in den Eiſen. ...

Während dieſer langen Rede, welche der

Alte in einem Tone vortrug, von dem es unmöglich war zu beſtimmen, ob Ernſt oder Spott, ſo künſtlich hielt er die Mitte zwiſchen beiden, war der Fremde ernſter und ernſter geworden.

Wenn es wahr iſt, ſagte er nach einer Weile, da der Alte endlich ſchwieg, und du biſt wirklich mein Vater, ſo ſehe ich es ein, ich habe ruchlos gehandelt an dir und du haſt Entſetzliches erdulden müſſen, da du dich verkauft ſahſt und verrathen von deinem eigenen unmündigen Fleiſch und Blut . . .

Mit dieſen Worten, mit einer raſchen, gleichſam unwillkürlichen Bewegung griff er haſtig —

Wohin? die Hand des Alten zu ergreifen? Faſt hätte es ſo ſcheinen können. Aber nein: es war nur ein Glühwürmchen, das ſich in dieſe Einöde verirrt hatte und das der junge Mann, es ſorgſam vor ſich hinſetzend, mit einer Aufmerkſamkeit betrachtete, als hätte er noch nie ein Glühwürmchen geſehen.

Thut nichts, thut nichts, Söhnchen, beruhigte ihn der Alte, einen heftigen Hustenanfall zurückkämpfend: Biſt doch bei alledem ein gutes Söhnchen geweſen, bis auf jetzt, wo du gar mein Söhnchen nicht mehr ſein willſt und ich ſoll nicht mehr dein Vater ſein. Haſt mir, als ich herauskam aus den Eiſen, Geld gegeben und haſt mich hiehergeſchickt ins Gebirge, wo ich lebe als ehrlicher Mann und bekehre mich alle Sonntage in der Kirche. Ich will nicht behaupten, daß es geradezu Liebe geweſen, weshalb du das an mir gethan. Denn warum, Söhnchen? Ein alter Mann wird vorſichtig in ſeinen Behauptungen und angenehm kann es auch nicht ſein, wenn man ein vornehmer Herr iſt, einen Vater zu haben vor ſeinen Augen und vor den Augen der Leute, der im Zuchthaus geſeſſen hat und muß betteln an den Straßenecken. Aber immerhin, ich bin nun hier und wer mir vorwerfen will, ich hätte geſeſſen im

Zuchthaus, den zeig' ich an bei den Herren Commiſſären und er muß mir zahlen, was Geſetz iſt. Zwar geſteh' es nur, Söhnchen: ein bischen verſchieden ſind unſere Schickſale immer noch, und der Vater eines ſo großen Mannes, eines ſo mächtig großen Mannes, wie du biſt, ſollte es beſſer haben. Was bin ich? Ein armer alter Greis, der ſich quälen muß, wie er ſich durchbringt bei den theuren Zeiten; ein Steuereintreiber, ein Greifzu und Haltefeſt, dem die Leute aus dem Wege gehn auf hundert Schritt; ein Polizeiſpion, ein Angeber und Aufpaſſer von der allerunterſten Sorte. Aber du? Ich weiß es recht wohl: der Herr Präſident ſind Miniſter geworden ſeitdem, der Herr Miniſter regieren das Land, es iſt kein Geheimniß, ſelbſt nicht für einen armen alten Mann, wie ich — und du biſt dem Herrn Miniſter ſeine rechte Hand. Ich heiße Vater Schlappfuß und Sandmoll, und lebe von den Pfennigen, die ich den armen Webern abſchinde: du lebſt in Pracht und Herrlichkeit, du führſt ein Wappen und heißeſt Herr von Lehfeldt …

Hätte der alte Mann Zähne gehabt, kein Zweifel, daß man ſie in dieſem Augenblick hätte knirſchen hören.

Aber mit Herrn von Lehfeldt war ſchwer verkehren; wer mit ihm zu thun hatte, mußte ſich gefaßt halten auf wechſelnde Launen, raſch umſpringende Stimmungen. — Kaum daß der Alte den Namen genannt hatte, auf einmal jäh auffahrend, mit einer Stimme, in der das Brüllen des Löwen vereint ſchien mit dem Ziſchen der Schlange:

Wie heiß' ich? rief er: Landſchaftmaler Schmidt heiß' ich! Hört Ihr? Schmidt — geht Euch der Name ein? Der Landſchaftmaler Schmidt wird ſich in Euerm Dorf aufhalten, drei Tage, drei Wochen, drei Monate, gleichviel: wo Ihr dem Landſchaftmaler Schmidt begegnet, da iſt es das erſte Mal, daß Ihr ihn ſeht, und Ihr kennt ihn nicht ehe, als bis man Euch ſagt, wer es iſt; daß es aber einen Herrn von Lehfeldt in der Welt gibt, davon wißt Ihr ſo viel, wie von dem Mann im Mond, verſtanden? — Im Uebrigen, ſetzte er mit gemäßigterer Stimme hinzu: was Euch angeht, ſo ſeid Ihr nicht deswegen hieher beſchieden und nicht dazu werdet Ihr in Sold und Brod gehalten, hier alte dumme Geſchichten, Träume eines altersſchwachen Hirnes zu erzählen: ſondern Red' und Antwort ſollt Ihr ſtehen und ſollt Auskunft geben, wonach man Euch fragt.

Der Alte hatte ſeine Faſſung keinen Augenblick verloren.

Sie ſind der Landſchaftmaler Schmidt, ſagte er mit trotziger Kälte: Fragen Sie; ich werde antworten.

Herr von Lehfeldt fuhr fort:

Man iſt, ſagte er, höhern Ortes ſehr wenig zufrieden mit Euch; ich habe ſchon manche böſe Rede hören müſſen um Euretwillen. Es heißt, Ihr neigtet Euch ſehr merklich zu Euerm alten Lebenswandel zurück; kein ſchlechter Streich, heißt es, auf zehn Meilen in der Runde, daß Ihr nicht Eure Hand dabei im Spiele hättet. — Was dieſe Beſchuldigungen betrifft, ſprach Herr von Lehfeldt weiter, indeſſen der Alte unbeweglich ſaß, wie eine Marmorſäule, ſo will ich ſie auf ſich beruhen laſſen, nämlich für jetzt. Was ich dagegen gewiß weiß und weswegen ich Euch ernſtlichſt verwarnt haben will, iſt dies, daß Ihr weder als Steuereintreiber, noch als Beauftragter der Polizei Eure Dienſte mit derjenigen Accurateſſe und derjenigen pünktlichen Strenge verrichtet, welche der Staatsdienſt überhaupt von Jedem erwartet und verlangt, doppelt aber von Euch, als einem entlaſſenen Sträfling, der ſo vieler Gnade gar nicht werth iſt und der daher ſchon wegen der übeln Dinge, die man ſich ein für alle Mal zu ihm verſehen darf, vor vielen Andern ganz beſondere und außergewöhnliche Proben ſeines Wohlverhaltens und ſeiner dienſtlichen Aufmerkſamkeit und Treue beizubringen hat. Es zeigen ſich, ſicherm Vernehmen nach, bereits ſeit Längerem unter den Webern des hieſigen Diſtricts unverkennbare Spuren von Auffäſſigkeit und übelm Willen, ohne daß Eure Berichte bisher auch nur das Mindeſte davon gemeldet hätten — Kein Widerſpruch! ſchnaubte er den Alten an, der bei dieſer Stelle allerdings nicht übel Luſt bezeigte, eine Bemerkung einzuſchieben: das Volk iſt auffäſſig, es muß auffäſſig ſein, ich will es ſo!! und erwarte von Euch, daß Ihr Eure ganze Sorgfalt auf dieſen Punkt wenden werdet; jede Anzeige, welche Ihr in dieſem Sinne macht, wird Euch Lob und Beförderung einbringen und Nachſicht mit Euern ſonſtigen Schwächen. Desgleichen empfehle ich Euch fortan die unnachſichtigſte und unerbittlichſte Strenge bei Eintreibung der Steuern und Gefälle. Es iſt der Wille Seiner Excellenz und eine hochpreisliche Regierung läßt hiemit durch meinen Mund an Euch, als ihren beſtallten Executor, die gemeſſene Weiſung ergehen, durchaus von Stund' an mit Niemand mehr auch nur die allermindeſte Nachſicht zu haben — mit Niemand, hört Ihr? Denn es kann dem Staate nichts daran gelegen ſein, Unterthanen zu haben, welche außer Stande ſind, ihren Verpflichtungen gegen Staat und Gemeinde nachzukommen. Und zwar wird Euch dies durch meinen Mund geſagt, in der Abſicht, daß, falls eine hochpreisliche Regierung ſich veranlaßt ſehen ſollte, ſchriftliche Befehle und Verordnungen im entgegengeſetzten Sinne zu erlaſſen, Ihr dieſe Befehle, als bloß oſtenſible, zu höheren Regierungszwecken gegebene, durchaus unbeachtet laſſen und Euch in Allem und Jedem nur an diejenige Weiſung binden ſollt, welche Seine Excellenz Euch hiemit durch mich unmittelbar ertheilen. Auch ſollt Ihr in dieſem Falle von der ſonſtigen Amtsverſchwiegenheit entbunden ſein und wird es nicht allein nicht ungnädig, ſondern im Gegentheil mit Wohlgefallen bemerkt werden, wenn Ihr die bevorſtehenden ſtrengen Maßregeln auf geſchickte und unverfängliche Weiſe ins Publikum zu bringen wißt: damit nämlich ein Jeder zum Voraus wiſſe, was er zu erwarten hat, und nicht unvorbereitet zu Schaden komme. Ja ſelbſt wenn Seine Durchlaucht unſer allergnädigſter Fürſt, in Perſon oder durch eigenhändige Unterſchrift, das Gegentheil verfügen ſollten, ſo ſollt Ihr wiſſen, daß auch dieſe durchlauchtigſten Verfügungen lediglich dazu beſtimmt ſind, den Dienſteifer der Angeſtellten auf die Probe zu ſtellen, und ſollt Ihr daher deſſen unerachtet auch kein Haarbreit nachlaſſen, ſo lieb Euch Euer Dienſt — Alles, ſetzte der junge Mann, plötzlich wieder in ſeinen ſkurrilen Ton zurückfallend, hinzu, unter Androhung ſofortiger Wiederaufnahme gewiſſer Prozeſſe, von denen Euch ohne Zweifel ſelbſt bekannt iſt, alter Sandmoll, daß ſie zwar aufgeſchoben ſind, aber noch keineswegs aufgehoben.

Und dann mit einem Male ſich dicht vor den Alten ſtellend, die Arme auf dem Rücken, ſich behaglich in den Hüften wiegend:

Wozu, fragte er, denkſt du wohl, daß ich eigentlich hier bin, Sandmoll?

Allein ſo leicht ließ der Alte ſich nicht aufs Glatteis führen.

Sie ſind, ſchnarrte er, der Landſchaftmaler Schmidt; ich ſoll Acht haben auf die unruhigen Köpfe; ich ſoll die Steuern eintreiben ohne Nachſicht — und wozu Sie hier ſind, weiß ich nicht.

Der junge Mann lächelte.

Zum Exempel, ſagte er und fixirte den Andern dabei mit einer Schärfe, die auch den Unſchuldigſten hätte können befangen machen: es wird ſeit einiger Zeit wieder entſetzlich viel geſchmuggelt in dieſer Gegend. Es müſſen freche Spitzbuben ſein, die Geld hinter ſich haben; denn ſie treiben das Geſchäft im Großen. Dafür, wenn ich ſie packe, ſollen ſie auch ſitzen im Großen.

Der Alte hielt baumſtill. Nur, indem er ſeine Verwunderung über dieſe Neuigkeit ausdrücken wollte, verſagte ihm die Stimme völlig und er brachte nichts heraus, als ein einmaliges, ſehr kurzes, dünnes Ah. . . .

Herr von Lehfeldt fixirte ihn noch einige Augenblicke. Dann kehrte er ſich kurz um, ſetzte ſich und fuhr im gutmüthigſten Ton, den man ſich denken konnte, fort:

Von etwas Anderem. Aber erſt, mein' ich, brennen wir uns eine Cigarre an.

Mit einer Leutſeligkeit, die noch wenige

Minuten zuvor platterdings unmöglich geſchienen hätte, bot er dem Alten Cigarre und Feuer an.

Und nun, während Beide den Rauch in langen Wolken von ſich blieſen, entſpann ſich folgendes ſeltſame Geſpräch, das von beiden Seiten mit einer ſehr wohl berechneten ſchläfrigen Gleichgiltigkeit geführt und mit einer Virtuoſität zwiſchen halbgeſchloſſenen Lippen hervorgemurmelt ward, daß nichts darüber ging.

Herr von Lehfeldt, den Kopf in die Hände geſtützt, ſagte:

Im Schloſſe bekannt, Sandmoll?

— Mäßig bekannt.

Guter Herr, der Commerzienrath?

— Mäßig guter Herr.

Klug?

— Sehr klug.

Hart gegen ſeine Arbeiter?

— Sehr hart.

Viel Geld da?

— Sehr viel Geld da — dem Anſcheine nach, verbeſſerte der Alte ſogleich vorſichtig ſich ſelbſt.

Verheirathet?

— Zweite Frau; vornehme Dame.

Kinder?

— Zwei Kinder, beide erſter Ehe: eine Tochter, faſt zwanzigjährig, in der Penſion in der Hauptſtadt; ein Knabe, zwölfjährig, ſchwindſüchtig, wird nimmer alt.

Einigkeit in der Familie?

— Mäßig einig.

Herr von Lehfeldt wußte das natürlich längſt und weit vollſtändiger aus beſſern Quellen, als der Alte ihm bieten konnte. Aber er liebte es und war dies eine ſeiner Eigenthümlichkeiten, über Dinge, die er längſt und vielleicht beſſer als irgend Jemand wußte, ſich von den verſchiedenſten Perſonen noch einmal anſcheinend unterrichten zu laſſen.

Das Ergebniß der eben angeſtellten Prüfung ſchien ihn zu befriedigen. Er ſtand auf, pfiff dem Hund. Hilf mir, ſagte er zu dem Alten, das Pferd den Fußſteig zurückführen auf die große Straße. In einer Viertelſtunde geht der Mond auf; du gehſt voran ins Dorf, ich ſelbſt, auf einem Umweg, folge dir noch dieſe Nacht.

Mechaniſch gehorchte der Alte; er fühlte ſich von der innern Aufregung, die er ſtundenlang gewaltſam zurückgepreßt hatte, an allen Gliedern wie gerädert.

Herr von Lehfeldt dagegen war friſch und munter, in jener angenehm erhöhten Stimmung, wie man ſie aus geiſtreich anmuthiger Geſellſchaft mitzubringen pflegt. Er pfiff eine leiſe Melodie zwiſchen den Zähnen und redete mit Hoh! und Hah! dem Pferde, das auf dem ſchlechten Wege öfters auszugleiten drohte, gutmüthig zu. Den Steinbildern gegenüber, wo der Quell im Mooſe brodelt, hielt er plötzlich ſtill und ſah dem Alten, der mühſelig hinter ihm daherkroch, ſo ſcharf ins Antlitz, als die Dämmerung es irgend erlaubte.

Der tolle Heiner, ſagte er, wer iſt das?

Das völlig Unerwartete dieſer Frage machte den Alten, der ehe auf alles Andere gefaßt war, einen Augenblick völlig verdutzt; er focht mit den langen Armen hin und her, wackelte mit dem Kopf, rollte die Augen und konnte bei alledem keine Antwort finden.

Der tolle Heiner, ſagte er zuletzt, je nun, das iſt der tolle Heiner: ein verrückter Menſch, über den ſich von vernünftigen Leuten nichts ſagen läßt. Wie es heißt, fügte er hinzu, ſo iſt er ehedem Geiſtlicher geweſen, auch Schulmeiſter. Jetzt iſt er Vagabond; doch glaube ich nicht, daß er ſtiehlt.

Der Weg wand ſich jetzt ſo mühſam zwiſchen den Bäumen hindurch, daß er die größte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, beſonders in Anbetracht des Pferdes. Endlich hatten ſie die große Straße erreicht.

Herr von Lehfeldt zäumte das Pferd auf und machte ſich fertig, aufzuſitzen. Schon den Fuß im Bügel:

Dieſer Heiner, ſagte er, iſt ein höchſt gefährlicher Menſch, der unter ſeinen irren Reden mehr Verſtand verbirgt und mehr böſe Anſchläge, als ihm gut iſt. Ich will, daß er unvermerkt in Aufſicht genommen wird. Gib einem Manne aus dem Dorf, der ſich am Beſten dazu paßt, den Auftrag; ich werde ſorgen, daß ihm ſeine Mühe hin und wieder durch eine Kleinigkeit vergolten wird.

Der Alte ſah ihn erſtaunt an; er zweifelte, ob er recht gehört. — Herr von Lehfeldt beachtete es nicht; er ſaß ſchon im Sattel.

Adieu, Sandmoll, rief er, und vergiß nicht, was ich dir verſprochen habe: hundert Thaler, wenn du mir Beweiſe bringſt, daß ich dein

Sohn; tauſend, wenn du mir beweiſeſt, daß ich es nicht bin!

Damit lenkte er das Pferd um, drückte ihm die Sporen in die Seiten und jagte in ſcharfem, kurzem Trabe den Berg hinan; der Hund, gewaltig anſchlagend, folgte in langen Sätzen.

Sechſtes Kapitel.

Feierabendgedanken.

Der Alte blickte dem Reiter nach, bis er ihm völlig aus dem Geſicht verſchwunden, ja bis auch der letzte Hufſchlag ſeines Pferdes, das letzte Klaffen des Hundes in der Stille der Nacht verklungen war.

Dann, einen entſetzlichen Fluch ausſtoßend, wandte er ſich um und, die langen Arme geſpenſtig, gleich Mühlflügeln, in die Höhe werfend, in wahnſinniger Wuth:

Ah, ah! ſtöhnte er, was hab' ich wiederum ausſtehn müſſen von dieſem Buben! Daß ich ihn hätte zwiſchen dieſen Händen! mit dieſen

Fingern, wie wollt' ich ihn würgen! ihn zerreißen mit dieſen Nägeln!

Er iſt — fuhr er fort, indem er mit einer Schnelligkeit, die man den verkrüppelten Beinen kaum zugetraut hätte, den ſteilen Weg hinunterſchlurfte — mir zum Hohn und Unglück geboren, ich weiß es, von der erſten Stunde an. Thor, der ich war, ihm nicht den Schädel einzudrücken, damals, als ich die Macht dazu hatte! als ſein Leben in meine Hand gegeben war! als er vor mir lag, ein wimmernder Säugling, und ſtreckte die kleinen Arme nach mir und ſah mich an mit denſelben falſchen ſchönen Augen ...!

Aber es thut nichts, es thut nichts! ſetzte er nach einer kleinen Weile hinzu und gurgelte vor Vergnügen: ich habe doch meinen Spaß daran gehabt, lange Jahre, und hab' ihn noch! und bin doch noch jetzt jeden Augenblick im Stande, ein Herz damit zu brechen, ein armes, frommes, kindliches Herz! Gib Acht, gib Acht, ſchönes

Herrchen! Wer zuletzt lacht, lacht am Beſten; ich habe ſchon Manchen geſehen, der ſaß noch ſtolzer zu Roß als du — und hernach lag er am Wege, mit abgeſtürztem Genick, und die Hunde fraßen von ſeinem Fleiſch. Es kommt — meinen alten Kopf wette ich gegen deinen jungen Adel — es kommt, gib Acht! doch noch eine Zeit, wo du weinſt, während ich lache!

Dieſer Gedanke ſchien außerordentlich viel Beruhigendes für den Alten zu haben, ſo daß er ſich mit Wohlgefallen darin vertiefte. Er ſchnalzte mit den langen Fingern, daß ſie knackten, wie Nüſſe im Feuer; zugleich bewegte er ſich mit einer Schnelligkeit, die lahmen Füße drehten ſich wie Walzen, dergeſtalt, daß der Weg förmlich vor ihm zu verſchwinden ſchien.

Der Mond war inzwiſchen aus den Wolken getreten und warf ſein helles, grelles Licht weit über das Gebirge. Es war ein ſeltſamer Anblick: auf der hellbeſchienenen Straße, auf der ſich im Uebrigen weit und breit kein Fußtritt rührte, die Unform des Alten, im langen grauen Rock, geiſterhaft dahinwalzend, von Minute zu Minute ſein kurzes trocknes Hüſteln oder auch jenes widerwärtige polternde Lachen herausſtoßend. . . .

Auf ein Mal, an eine der zahlreichen Brücken gekommen, über welche die Straße ſich dahinwölbte, ſtand er ſtill, holte kurz Athem und ſagte, unwillkürlich auffahrend, wie Jemand, dem eine längere, wohlgeordnete Gedankenreihe plötzlich durch einen unerwarteten Einwand unterbrochen wird:

Wegen des Schmuggelns käme er hieher? Pah, ſo dumm bin ich noch lange nicht, um das zu glauben. So ein bischen Schmuggeln, was will das ſagen? Darum kommt ſo ein großer Herr noch lange nicht ſo weit her. — Nein, nein, es muß etwas Anderes ſein, murmelte er, etwas Anderes! und ich muß es, muß es wiſſen, oder die Angſt, wie ein hänfner Strick, würgt mir die Kehle zu!

Er zitterte bei dieſen Worten an allen Gliedern, weniger vor Angſt als vor Wuth; wäre es ihm bei der elenden Beſchaffenheit ſeiner Gliedmaßen möglich geweſen, kein Zweifel, er hätte mit den Füßen in die Erde geſtampft. So jedoch mußte er ſich begnügen, dem Mond, der ihn ſtill und friedlich anlächelte, eine fürchterliche Fratze zu ſchneiden und mit den ausgereckten knöchernen Fingern gen Himmel zu drohen.

So ſtand er einige Secunden; dann mit ſataniſcher Freude:

Ich hab' es! ich hab' es! rief er und ſchnellte ſich, der Himmel mag wiſſen wie, vor Entzücken eine ganze Hand hoch über den Erdboden: Hat er nach dem tollen Heiner gefragt? Er hat nach dem tollen Heiner gefragt! Und der Commerzienrath . . .? Und das

Engelchen, das aus der Stadt kommt . . .? Ah, ah! . . .

Aber diesmal war es nicht das gewöhnliche Ah, das kurz aus der Kehle hervorkam: dies quoll aus der tiefſten Bruſt, langgedehnt und weich wie ein Flötenton — das heißt natürlich, wie ein ſehr verſtimmter. Weil er irgend etwas haben mußte, ſeine Freude daran auszulaſſen (eine Freude übrigens, die ſich bei ihm in denſelben Merkmalen offenbarte, wie bei anderen Leuten die äußerſte Wuth), ſo riß er, unbeſorgt um die Nachtluft, den grauen Quäker vom Kopf und ſtieß und drückte und knullte ihn mit den langen Fingern in die wunderſamſten Formen, wobei er jenes Ah, ah! immer länger, immer ſchriller wiederholte.

Endlich mochte der Freudenſturm ſich gelegt haben; der Alte wurde ruhiger, ſetzte den Hut tief in die Stirn, zog den kleinen Kragen nach Möglichkeit ins Geſicht und watſchelte mit verdoppelter Schnelligkeit davon. — Bald war er am Eingang des Dorfes, das, von wenig kümmerlichen Lichtern ſpärlich erhellt, in dichten ſchwarzen Maſſen vor ihm lag. Den tiefſten Schatten aufſuchend, drückte er ſich, auf den entlegenſten Wegen, Häuſer und Zäune behutſam entlang; ſein Tritt, für gewöhnlich ſchwerfällig und lärmend, war jetzt ganz leiſe, kaum hörbar geworden. Jeden Stein, der im Wege lag (und, die Wahrheit zu ſagen, es lagen außerordentlich viele im Wege), wußte er vorſichtig zu vermeiden; die zahlreichen Uebergänge über den Bach, welcher, faſt von Haus zu Haus von großen, rohen Steinplatten überbrückt, das Dorf in eigenſinnigen Krümmungen mitten durchfloß, traf er jedesmal mit erſtaunlicher Sicherheit.

Es war, wie erwähnt, ein Sonnabend Abend: eine Tageszeit alſo, die ſich faſt überall durch ein eigenthümliches Gepräge des Friedens, eine gewiſſe feierliche Stille auszuzeichnen pflegt, am Meiſten auf dem Lande, wo der Gang des Lebens noch einfacher und regelmäßiger iſt und wo daher auch die kleinen Abſchnitte deſſelben noch merklicher hervortreten.

Wie ſchön, wie herzerquickend dieſe Feierabendſtille auf dem Lande, zumal in der ſchönen und fruchtbaren Jahreszeit, in welcher dieſe Geſchichte ſich begibt! — Die Felder, von Segen prangend, ſchimmern im Abendgold; zwiſchen ihnen, den Rain entlang, von der Arbeit heimkehrend, ſein Geräth auf der Schulter, wandelt der Landmann. Er ſteht oft ſtill, bald die Schwere der Aehren, bald die gelbliche Farbe des Halms zu prüfen, bald unter einem jungen Obſtbaum, deſſen Zweige zu brechen drohen, ſo reichlich trägt er zu, eine Stütze feſter zu rücken; fertig mit ſeiner Arbeit, findet er doch überall noch etwas zu thun: und zwar thut er dies mit einer Umſtändlichkeit, einem gemüthlich freudigen Behagen, wie er es die lange ſaure

Woche über nicht gekannt hat. — Wo ſich Zwei begegnen, rufen ſie einander ſchon von Weitem zu und bieten ſich Feierabend. Näher gekommen, ſtehen ſie ſtill und plaudern, länger als ſonſt: von der nahen Ernte, von dem reichen Segen, der auf den Feldern wächſt, und wie es ſich heuer ſo gut macht mit dem Wetter. — Nun, vom nächſten Kirchenthurm, erhebt ein Glöcklein ſeine Stimme, leiſe, ſchüchternen Klanges; ein zweites antwortet; nun ein drittes, ein viertes: bald, wohin du horchſt, aus allen Himmelsgegenden, mit jedem leiſeſten Luftzug, quillt lieblicher Wohllaut dir entgegen.

Im Dorfe ſelbſt, unter der Linde, wo der Brunnen rauſcht, ſteht das junge Volk, Mägde und Burſche, bei einander. Sie ſprechen wenig, mit halblauter Stimme, einzelne, abgebrochene Reden; ſchon ſo müßig bei einander ſtehen, ſchon ſo die Hände einmal in den Schooß legen zu dürfen, ohne Furcht, dafür ausgeſchmählt zu werden vom Großknecht oder gar vom Herrn Inſpector ſelbſt, ſchon dies iſt dieſen einfachen Leuten genug zu Genuß und Unterhaltung. — Nur wo zwei Liebende zuſammenſtehen, da iſt das Geſpräch, wenn auch nicht lauter, doch eifriger: vom morgenden Sonntag, vom Mieder, mit welchem das Mädchen, vom Hutband, mit dem der Burſche ſich ſchmücken will; wie ſie ſich treffen wollen auf dem Plan und dann abſeit vom Tanz ſich in den Erlenbuſch verlieren — ſüße, bethörende Geſpräche, die mehr mit den Augen geführt werden, mit Fuß und Knie und Ellenbogen, als mit Worten!

Andere wieder, halbwüchſige Mädchen, denen noch nicht verſtattet iſt, an den abendlichen Zuſammenkünften unter der Linde theilzunehmen, wandeln, Arm in Arm verſchränkt, in langer Reihe die Dorfgaſſe auf und nieder; die dünnen jugendlichen Stimmen klingen in einfachen Liederweiſen zuſammen oder wiſpern und flüſtern kleine, läppiſche Heimlichkeiten von Ohr zu Ohr. Nur wo ſie ſich dem Pfarrhofe nähern, unter dem Giebel, wo der Herr Prediger ſeine Studirſtube hat und wo jetzt noch die Aſtrallampe, die einzige im Dorf und darum das Wunder der neugierigen Jugend, mit magiſchem Glanz durch die Gardine ſchimmert, da verſtummt ihr leiſer Geſang, da ſchleichen ſie auf den Zehen, halb voll Ehrfurcht, halb voll Muthwillen, und ſtoßen eine die andere in die Seite und kichern, den Finger zwiſchen den Zähnen beißend, über den Schatten des Predigers, wie er, an ſeiner morgenden Predigt ſtudirend, auf und nieder wandelt im Zimmer, indem hier ein Arm, dort eine Hand, hier ein rieſig vergrößerter Kopf, deklamirend, geſtikulirend, ſich abmalt auf der Gardine. Jetzt hat der Prediger ihr Kichern gehört, die Gardine verſchiebt, das Fenſter öffnet ſich — huſch! wie geſcheuchte Rehe, die Röcke hochgeſchürzt, über Stock und Stein, platzen ſie auseinander!

Aber nun auf einmal, was ſtutzt das ganze Dorf, horcht auf und lauſcht — und plötzlich, aus allen Ecken, ſummt es wie ein Bienenſchwarm? Der alte Stelzfuß, drüben im finſtern Häuschen, der Walzerkönig des Dorfs, ſtimmt ſeine Geige und übt die Melodieen, mit denen er morgen die jungen Füße beflügeln wird. Ja gewiß wird er ſie beflügeln! Denn ſchon heut, bei dieſer Probe ſchon, zucken ſie unwillkürlich, die Burſche ſtampfen den Takt, hier und dort faßt Einer ſein Mädchen, Gejauchz und Jubel weithin durch die Nacht . . .

Der Herr Prediger aber, halb verdrießlich, halb lachend, klappt die ſchwere Poſtille zu: für ſolch leichtfertiges Geſindel, was ſoll er ſich noch lange quälen? Sie werden ja hoffentlich auch ohnedies ſchon in den Himmel kommen . . .

Vor den Thüren indeß ſitzen die Alten, Greiſe und Weiber, mit den Kindern. Die Kinder ſpielen im Dämmerlicht mit Glasſcherben und Stecknadeln oder erzählen ſich Märchen oder ſchauen verwundert aufwärts nach den Sternen. Die Alten aber, leiſe murmelnd, ſprechen von dem und jenem: von dem harten Winter und was ſie für Noth ausgeſtanden und wie ſie ſchier nicht geglaubt haben, daß ſie ſich würden durchbringen bis zum Frühjahr; wie nun aber die liebe Gottesfrucht ſo ſchön im Felde ſteht, und wenn nur kein Hagelſchlag mehr kommt und kein Regen während der Ernte, und wenn nur die großen Herren aus der Stadt, die Getreidehändler, die Preiſe nicht zu ſehr herunterdrücken, und die Herrſchaft den rückſtändigen Zins nur nicht gar zu ſtreng eintreibt: ſo, meinen ſie, könne es mit Gottes Hilfe wohl ſchon ſein, daß das Ding noch eine Weile ginge, ja vielleicht ſogar, wenn das Glück gut iſt, brauchen ſie alsdann dieſen Winter etwas weniger zu hungern, als den letzten?!

Allmälig jedoch verſiegen auch dieſe Unterhaltungen; eine Gruppe nach der andern löſt ſich auf, eine Thür nach der andern klappt zu. Der alte Geiger liegt ſchon längſt auf ſeiner Streu und ſpricht im Schlaf und träumt von Schlachten, die er mit geſchlagen, von Auszeichnungen, welche ihm nicht zu Theil geworden. Der Prediger, zwiſchen den Daunenwolken des Ehebettes, träumt ebenfalls: von ſchweren fetten Zinshühnern, welche die Bauern bringen, von Stipendien für ſeine Jungen, von Belobungsſchreiben und Gehaltszulagen; ja, im ſchönſten Moment des Traumes ſieht er ſich in die Stadt verſetzt, hört ſeine Frau im ſchwarzen Taftkleid rauſchen und hört ſich ſelbſt Herr Conſiſtorialaſſeſſor tituliren! — Jetzt endlich huſcht auch das letzte Liebespaar vom Brunnen — Gute Nacht — Noch nicht — Auf morgen — Die Hunde ſchlagen an — leiſe ..! vorſichtig ...!

Und nun iſt Alles ſtill, ſo ſtill...

Auf allen Augen Schlaf! in allen Herzen Friede! nichts regt ſich! kein Laut weit und breit, als das Plätſchern des Brunnens und hie und da, aus einem geöffneten Fenſter, die tiefen, gleichmäßigen Athemzüge der Schlafenden. ...

O wahrlich, man braucht eben kein Kopfhänger zu ſein, noch den Empfindſamen zu ſpielen, oder überhaupt einen beſondern Werth zu legen auf den Sonntag, wie ihn die Kirche feiert, um dennoch in tiefſter Seele ſich ergriffen zu fühlen von einem ſolchen ländlichen Feierabend! um auch hier, in dieſer wohlthätigen Stille, dieſer ächten, wahren Sabbathruhe, in der das laute, lärmende Leben ſich hier erholt, in dieſen dürftigen Freuden, ärmlichen Genüſſen, denen dieſe harten, gepreßten Herzen ſich hier ſo bereitwillig erſchließen, ein wahrhaftiges, ſichtliches Niederſteigen eines göttlichen Geiſtes, einen wahren Tag des Herren zu verſpüren!

Siebentes Kapitel.

Das Fabrikdorf.

Von dem Allen nun war freilich in dem Fabrikdorfe, in welches wir ſo eben mit dem Alten eingetreten ſind, nichts zu bemerken. Wohl waren auch hier die Glocken geläutet worden, ſehr lange ſogar und ſehr kunſtreich, ein ſehr wohllautendes und ſehr vollſtändiges Geläute, das erſt ganz kürzlich die gnädige Frau hierher geſchenkt hatte: nur daß es übertäubt worden war vom Raſſeln der Maſchinen, vom Pochen der Hämmer, vom Sauſen der Webſtühle! Auch hier war die Sonne hinabgeſtiegen, goldig, in purpurnem Glanz, auch hier hatte die Lerche ihr Abendlied getrillert: nur daß Niemand Zeit gehabt hatte, darauf zu merken!

Erſt als die große heiſere Fabrikuhr raſſelte, als die Thüren der ungeheuern Arbeitsſäle aufſprangen in knarrenden Angeln und die Aufſeher, durch Wolken von Staub und Schweiß und Qualm hindurch, mit rauher Stimme den Schluß der Arbeitsſtunden verkündigten: da erſt begann auch hier der Feierabend.

Aber wie beginnt er! — Nicht mit Frieden und Stille und heitrer, ſeliger Befriedigung, ſondern im Gegentheil, mit Lärm und Streit und widerwärtigem Gezänke. Flüche ſind das Erſte, wozu dieſe Lippen, ſo lange verſtummt, ſich wiederum in Bewegung ſetzen! Drohungen, Stöße, Schläge das Erſte, wozu dieſe arbeitmüden, dieſe zitternden Hände ſich erheben! — Saal um Saal entleert ſich, Männer, Weiber, Kinder, in wüſtem Durcheinander — Heda, wartet! drängt nicht ſo! nehmt das Kind in Acht . . .!

Umſonſt! Niemand hört! Alles, in wilder Gier, drängt, ſtößt, ſtürzt ſich die breiten, aber unſaubern Treppen abwärts, die dumpfigen Gänge entlang, den Geſchäftszimmern zu, wo, an vergitterten Pulten, mächtige Säcke mit kleiner Münze neben ſich, die Kaſſenführer ſie erwarten.

Nun Ordnung, Geſindel! der Reihe nach, Mann für Mann, tretet vor! Wo ſind Eure Arbeitbücher? — Du da, Weib, du biſt dreimal eine halbe Stunde zu ſpät gekommen. . . Du haſt ein kleines Kind zu Hauſe, ſagſt du? Das heckt gedankenlos in die Welt hinein; als ob es nicht ſchon genug ſolch Geſindel gäbe wie Ihr! Und krank obenein? Gut, ſo werde Krankenwärterin, in der Fabrik kann man dich nicht dafür bezahlen, daß du zu Hauſe kranke Kinder pflegſt . . . Nichts da geheult! Hier iſt der halbe Wochenlohn, die andere Hälfte kommt zur Straſkaſſe... Du raiſonnirſt? du willſt dich beim gnädigen Herrn beſchweren? Ah charmant, beſchwere dich — Herr Werkführer, ſtreichen Sie das Weib aus Ihren Liſten, ſie iſt zum letztenmal heut in der Fabrik geweſen... Nichts da! die Ordnung der Fabrik verträgt es nicht, daß wir Arbeit geben an Leute, welche die reglementsmäßigen Stunden nicht inne halten und dann hinterdrein, ſtatt die geſetzliche Strafe auf ſich zu nehmen, noch mit Beſchwerden und Chikanen drohen....

Was gibts, Alter? Du haſt allemal etwas zu reden, faß dich kurz... Ah ſo, ja wohl, ganz richtig, da find' ich dich ſchon auf meiner Liſte — du haſt zweimal die Spindel zerbrochen, nicht wahr? Das wird gebüßt, du weißt, nach Paragraph ſieben... Ei was, Zittern in den Händen, das kann jeder ſagen: Ungeſchicklichkeit, reine Ungeſchicklichkeit ...

Dreiundſiebzig Jahre? Aber du närr'ſcher Kerl, wer heißt dich auch dreiundſiebzig Jahre werden? Da gibts andere Leute, als du, und werden nicht ſo alt.... Nun genug davon! Paragraph ſieben — ich kann die Statuten nicht ändern, und wenn ich's könnte, thät' ich es doch noch nicht; Volk wie Ihr muß kurz gehalten werden ... So? Nun, für deine ungebührlichen Reden verdopple ich hiermit den Abzug — und übrigens rath' ich dir, mach', daß du ſtirbſt, alter Narr: denn es iſt ja doch nur ein reines Almoſen, was du bekommſt, und die Zeiten ſind nicht danach angethan, Almoſen zu geben an Tagediebe....

Und nun Ihr da, Platz! und laßt die Kleine vor, die da, mit den ſchwarzen Augen, die kleine friſche ... Aber weißt du auch, du kleiner Satan, daß das ſehr ſchlecht zuſammenpaßt, ſolche verwetterte ſchwarze Augen im Kopfe haben und dabei ſo unartig ſein? Der Werkführer hat Beſchwerde über dich angebracht; du biſt ſchnippiſch, ſagt er, und faul ... Ah bah, geh doch! Wegen eines Kuſſes? Du biſt auch wol Eine, die ſich lange bitten läßt wegen eines Kuſſes? Und nach dem Fabrikreglement fällt ja auch ſo etwas gar nicht vor ... Es käme darauf an, ſagſt du? und willſt mir die Sache auseinanderſetzen? Hm? Ei? So? Auseinanderſetzen? Sieh mal an ... Auf meinem Zimmer? Morgen früh? Gut, gut, du Teufelsauge, morgen früh! ... Ei, ei! hm, hm! ... Komm doch noch ein Bischen näher, wie ſchmuck du biſt ... Wir werden ſehn, mein Schatz! wir werden ſehn! Einſtweilen mag es dir für diesmal noch ſo hingehn. Aber wenn du nicht Wort hältſt, Teufelsauge ...

Und ſo geht es ohne Aufhören, hier und dort, da und drüben! Zanken, Schreien, Drohen! Gekreiſch der Weiber, Fluchen der Männer, Heulen der Kinder, Schelten der Beamten!

Dazwiſchen Klappern der Münzen, Kritzeln der Federn — bis endlich, unter tauſend Widerſprüchen, tauſend Schimpfworten, das ſchwere Geſchäft der Abrechnung beendet iſt und der ganze zahlloſe Hauſe, gleich einem entfeſſelten Strom, über den Vorplatz weg ſich in das Dorf ergießt ...

Wohin? Welche Frage! Iſt es nicht ein Feierabend im Fabrikdorf, den wir ſchildern? Und wohin anders alſo kann der Zug ſich wälzen, als in die Schenke?

Die Schenke! die das ſtattlichſte Haus im ganzen Dorfe iſt! die, gleich einem Palaſt, mit hohen, hellen Fenſtern, in ſauberem Anſtrich, mit prangendem Schilde, dem Fabrikgebäude gerade gegenüberliegt! wo die Kaffeekeſſel ſchon ſieden! die Suppen ſchon dampfen! wo, die Wand entlang, hinter dem erhöhten Sitz des Wirthes, auf vergoldetem Geſtelle, die Flaſchen winken, die köſtlichen, gelb, roth, grün, mit langen goldenen Buchſtaben daran, und jede hat ein Spiegelchen hinter ſich, das glitzert und blinkt und wirft den geliebten Anblick verdoppelt zurück!

Alſo in die Schenke — Heda, Wirthſchaft! Hier iſt Geld — Branntwein, Branntwein her! Und Würfel! Karten!! ... Was da, ihr Weiber? Laßt die Taſche los, ſag' ich ... Kein Brod im Hauſe? Lächerlich! Wozu Brod im Hauſe, da wir hier Alles in der Schenke haben können, fix und fertig, Branntwein, Muſik, Vergnügen?! Setzt euch heran, ihr Weibsgeſichter, ihr ſollt ja nicht leer ausgehen; da, trinkt! und macht die Schultern weit ...! Die Kinder? Ah pah, die Kinder! Gebt ihnen Branntwein zu ſaufen, den Kindern, ſo werden ſie ruhig ſein! ... Und nun Muſik! Muſik!! den allerneueſten Schleifer, und ob es mein letzter Groſchen in der Taſche wäre und mein letzter Athem in der Kehle: Muſik! —

Hinwirbeln die Paare; dieſelben Menſchen, die noch ſo eben todtmüde, kraftlos zuſammenzubrechen drohten — dennoch, wie die Muſik ihr Ohr berührt, der Branntwein Feuer durch ihre Adern jagt, fühlen ſie ſich ergriffen, gepackt, bewältigt von bacchiſchem Taumel! raſen ſie hin, unaufhaltſam, mit verrenkten Gliedern! fallen, ſtürzen, taumeln durcheinander! Die Tänzer jauchzen, Dirnen ſchreien, Kinder quieken, zerſchmetterte Flaſchen klirren; dazwiſchen das Scharren der Füße, das Krächzen der Geigen, der gellende Triller der Pickelflöte, Kreiſchen, Stampfen, Toben — ein Sabbath, ja: aber ein Hexenſabbath! — —

Und doch, was ſich hier immer begibt, beim Glanz der Lampen, Angeſichts der ganzen Verſammlung, wie roh, wie widerwärtig an ſich: es iſt ſittſam, es iſt tugendhaft im Vergleich mit dem, was draußen geſchieht! — Hinaus mußt du treten auf die Gaſſe, die ſonſt ſo ſtill, ſo öde, jetzt wiederhallt von rohen Flüchen und unzüchtigen Geſängen; ſehen mußt du, wie in jedem abgelegenen Winkel, jeder Höhlung des Wegs Laſter ſich zu Laſter gattet; hören mußt du, wie halberwachſene Dirnen, zehn- und zwölfjährige Kinder, den Vorübergehenden anfallen mit ſchamloſen Reden und den armen unreifen Leib feilbieten um eine Scheidemünze, ja nur um ein Glas Branntwein ...

Verhülle, wohlthätige Nacht, mit keuſchem Schleier den entſetzlichen Anblick dieſes Elends! Sechs Tage haben dieſe Unglücklichen gearbeitet, von früh bis ſpät, Maſchine unter den Maſchinen, ohne Trieb, ohne Gedanken, ohne Gefühl des Eigenthums, ſtumpfſinnig, bewußtlos, wie das Thier im Pfluge, ja ſchlimmer noch: denn das Thier im Pfluge athmet doch wenigſtens reine Luft — darf es uns Wunder nehmen, dürfen wir den Stein aufheben wider ſie, weil ſie jetzt, am Schluß dieſes langwierigen Tagewerks, in den wenigen Stunden, die ſie aus ihrem Joch entlaſſen werden, ſich in ihren Freuden gleichfalls roh und thieriſch zeigen? Sechs Tage lang ununterbrochen, Jahr aus, Jahr ein, von Kindesbeinen an, iſt an dieſen Armſeligen gearbeitet worden, den letzten Reſt von Menſchenwürde, den letzten Funken menſchlichen Bewußtſeins in ihnen zu erſticken — und jetzt wollt ihr Zeter ſchreien und wollt den Stab über ſie brechen, weil ihr euch überzeugt, daß euer Werk gelungen iſt? Alles, was das Leben veredelt und verſchönert, was ihm Anmuth, Werth und Würde verleiht, das Glück des eignen Herdes, die Gemeinſchaft der Familie, der Segen der Bildung, habt ihr es ihnen nicht vorenthalten und verkümmert, habt ihr ſie nicht abſichtlich blind, dumm, taub erhalten, weil ſie euch ſo beſſer dienen und weil blinde Pferde am Beſten in das Tretrad taugen — und nun überraſcht es euch, daß ſie wirklich geworden ſind, wozu ihr ſie mit ſo vielem Eifer zu machen geſucht habt — Beſtien?!

Und redet mir auch nichts vom ſträflichen Leichtſinn dieſes Volkes! Leichtſinn? O ganz gewiß: der Leichtſinn der Verzweiflung! Sie wiſſen Alle, wie ſie hier ſind, daß ſie dem Tode verfallen! Sie wiſſen wohl, wie jede Stunde, die ſie an dieſen Maſchinen zubringen, jeder Athemzug, den ſie in der verpeſteten Luft dieſer Werkſtätten thun, an ihrem Leben zehrt; ſie ſind auch durchaus nicht im Unklaren darüber, zu welchem Schickſal ihre Kinder gleicher Weiſe emporwachſen und daß Armuth, Siechthum, Knechtesdienſt das einzige Erbtheil iſt, das ſie ihnen zu hinterlaſſen im Stande ſind: iſt es nicht — wir wollen nicht ſagen gerechtfertigt: aber iſt es nicht zum Wenigſten erklärbar, iſt es nicht menſchlich, ja das Einzige, was noch menſchlich iſt an ihnen, daß ſie die elende Neige Leben, die ihnen übrig, ſo wild, ſo luſtig zu verſchlemmen wünſchen, als ſie können? daß ſie mit wahnſinniger Haſt jedem Genuß, jeder Freude nachjagen, wie vergänglich, wie nichtig, wie entwürdigend ſie ſei, genug, wenn ſie nur auf Augenblicke wenigſtens das Bewußtſein ihres Jammers übertäubt? Ja ſelbſt daß ſie ihre Kinder ſogar gefliſſentlich anlernen zu dieſer elenden Lebensweiſe, daß ſie frühzeitig ſie vertraut machen mit aller Verworfenheit, allen Laſtern ihres künftigen Schickſals — iſt nicht auch dies, wie ſehr immerhin unſer Gefühl ſich dagegen empören mag, iſt es nicht recht eigentlich menſchlich, nicht wahrhaft väterlich gehandelt, der ganze Reſt von Aelternliebe, den dieſe Unglückſeligen ihren Kindern erweiſen können?!

Oder wie wollte ein Menſch — ich ſage gar nicht die tägliche Erfahrung, nein: nur den täglichen Anblick dieſes Jammerlebens ertragen, es wäre denn, daß er von Kindheit an daran gewöhnt und gleichſam abgeſtumpft iſt gegen ſeine Schrecken?! . .

Achtes Kapitel.

Eine ſtille Familie.

Und abgeſtumpft dagegen bis zum Unfühlbaren war auch der Alte, den wir auf ſeiner Rückkehr von der Galgenfichte bis hierher begleitet haben. Auch ihm waren Scenen, wie die eben geſchilderten, etwas viel zu Alltägliches, als daß er hätte groß darauf merken ſollen, vorausgeſetzt ſogar, daß ſeine eigenen Angelegenheiten ihm Zeit dazu gelaſſen hätten.

Dies war jedoch keineswgs der Fall. Vielmehr indem er, nach allerlei Kreuz- und Querwegen, auf den freien Platz in der Mitte des Dorfes gelangt war, wo die große Schenke von

Lichtern glänzte und betrunkene Männer, zeternde Weiber, verworfene Dirnen ihr Weſen wüſt durcheinander trieben, war ihm offenbar weit weniger daran gelegen, ſeine Umgebung zu beobachten, als unbeobachtet und unerkannt zu bleiben von ihr.

Seine Beſorgniß war unnöthig. Wie wild die Luſtbarkeit, wie toll die Stimmung dieſes Haufens, dennoch, wo einer den Alten erblickte in ſeiner dämoniſchen Mißgeſtalt, trat er, wie von einer plötzlichen Furcht ergriffen, bei Seite und gab ihm Raum. Einige Gaſſenbuben, die ihm von Weitem allerhand Spitz- und Schimpfnamen entgegenriefen, verſtummten, ſo wie er ſich näherte; die kühnſten von ihnen, wie ſeine langen Arme im Vorübergehen anzuſtreifen ſchienen, ergriffen ſchreiend die Flucht.

So bildete ſich, mitten im dichteſten Gedränge, eine Gaſſe, durch welche der Alte, ſichtlich ergötzt von dieſem, wenn auch etwas zweideutigen Reſpect, den man ſeiner Perſon erwies, frei dahinſchritt, bis zur entgegengeſetzten Seite, wo die Fabrikgebäude, in ſchweren, alterthümlichen Maſſen, in die Höhe ragten.

Es war dies ehemals ein Kloſter geweſen. Erſt zu Anfang des Jahrhunderts, nachdem Krieg und Wechſel der Zeiten die fromme Bewohnerſchaft größtentheils verjagt hatte, war daſſelbe aufgehoben worden. Die Kloſtergüter hatte der Staat eingezogen; die weitläufigen Gebäude, nachdem ſie eine Reihe von Jahren wüſt und öde geſtanden, waren endlich, wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, dem erſten, dem beſten Käufer, weit unter ihrem eigentlichen Werthe, zugeſchlagen worden. — Der künſtlich zugeſpitzte Thurm, der ehedem das langgedehnte, fenſterreiche Hauptgebäude gekrönt, hatte längſt, wegen Baufälligkeit, abgetragen werden müſſen. Ein breiter, jetzt waſſerleerer Graben, der die Gebäude in regelmäßigem, ſcharfgeſchnittenem

Viereck umgab, war, nebſt der alterthümlichen Brücke und der ſchwerfälligen, thurmartigen Eingangspforte, ſo ziemlich das Einzige, was noch an die urſprüngliche Beſtimmung des Gebäudes erinnerte, wenigſtens ſo lange man es nur von außen betrachtete.

In dieſem Graben nun, angeklebt, gleich einem Schwalbenneſt, an die rieſenhafte Umfaſſungsmauer des Fabrikgebäudes, oder um es gleich mit dem Namen zu nennen, der bei Beiden, den Bewohnern des Dorfes ſowohl, wie des Gebäudes ſelber, üblich war: des Schloſſes, lag das armſelige Häuschen, welches dem Alten zur Wohnung diente.

Wenn auch nicht ganz mit der Behendigkeit einer Katze, doch ebenſo unhörbar wie dieſe, kletterte er die ſchlecht zuſammengeflickten Stufen hinunter. Das Haus, von der gegenüberliegenden Seite des Grabens überſchattet, lag ganz im Finſtern; nur durch den Laden des einzigen niedrigen Fenſters quoll, wie ein einſam verlöſchender Stern, der ſpärliche Schein einer Lampe.

Ebenſo geräuſchlos, wie er gekommen, öffnete der Alte die Thür, die er ſogleich wieder hinter ſich verſchloß.

Auf dem kleinen dunklen Hausflur blieb er mit verhaltenem Athem ſtehen, indem er das Ohr dicht an die Thür des Wohnzimmers legte.

Aus dem Zimmer heraus tönte der Geſang (wenn man es Geſang nennen konnte) einer rauhen weiblichen Stimme; es war eine einförmige geiſtliche Melodie, vorgetragen in jener unausſtehlichen Weiſe, mit jenem Zittern, Dehnen, Ueberſchlagen, jenem Näſeln und Trillern, durch welches unſere alten Weiber Sonntags in der Kirche ihre ganz beſondere Gottesfurcht darzuthun pflegen.

Der Alte horchte einige Secunden; dann brachte er das Auge ans Schlüſſelloch. — Sie betet, ſagte er, mit einem Ausdruck, der aus Befriedigung und Verachtung wunderbar gemiſcht war -- dummes Weib!

Damit endlich trat er in das Zimmer.

Es war ein weites niedriges Gemach, ganz ſo unwohnlich und widerwärtig, wie das unheimliche Aeußere des Gebäudes es vermuthen ließ. Dem Fenſter zunächſt, in einer Niſche, halb überwachſen von Staub und Spinnengewebe, ſtand ein alter wurmſtichiger Tiſch, mit Kaſten und Schubläden; auf dem Tiſch lagen, neben einem rieſigen Tintenfaß, allerhand Bücher und Papiere. An der Wand darüber hing eine abſcheuliche Fratze in Holzſchnitt, buntgeklext; dieſelbe ſollte nichts Geringeres darſtellen, als den durchlauchtigſten regierenden Fürſten in allerhöchſt eigener Perſon. Daneben ein Kalender, aber ſo beſchmutzt von Fliegen und anderm Ungeziefer, daß es eines eignen Studiums bedurfte, ſich darin zurecht zu finden.

Bei dem Tiſch ſtand ein zerlumpter lederner Seſſel; beide, Tiſch und Stuhl, waren von Staub und Flecken überdeckt. — Das übrige Zimmer war leer, abgerechnet zwei oder drei hölzerne Schemel und den ungeheuern ſchwarzen Ofen, in welchem, der lauen Sommernacht zum Trotz, ein knatterndes Kohlenfeuer brannte.

Dicht an den Ofen gekauert, auf einer gebrechlichen Fußbank, eine ſchmierige Oellampe neben ſich auf dem Boden, ſaß ein langes hageres Frauenzimmer, dem Anſcheine nach von funfzig und etlichen Jahren; die kahlen Schläfe, die weitaufgeriſſenen glanzloſen Augen, die hervorſpringenden Backenknochen, der geöffnete zahnloſe Mund verliehen, in der ſcharfen, von untenher fallenden Beleuchtung, ihrem Geſicht eine ſo merkwürdige wie abſchreckende Aehnlichkeit mit einem Todtenkopfe. Sie hielt das Haupt mit beiden Händen geſtützt; auf ihrem Schooße lag ein auffallend wohlerhaltenes, faſt zierliches Geſangbuch, aus welchem ſie, unzweifelhaft zu ihrer Privaterbauung, einen Choral abſang.

Dieſe Geſtalt, die mit ihrem langen Wuchs, ihren großen Augen den entſchiedenſten Gegenſatz — und doch zugleich in ihrer ebenſo abſchreckenden Häßlichkeit das vollkommenſte Seitenſtück zum Sandmoll bildete, führte den Namen Lore, gemeiniglich Diebslore; ſie war nach der Behauptung Einiger eine Anverwandte, nach Anderen ſogar die Frau, in der That aber nicht mehr noch weniger als die Geſellſchafterin und Hausgenoſſin des alten Sandmoll. — Verwandt konnte man ſie ihm freilich auch nennen: nämlich inſoweit gleiche Verworfenheit der Sitten, gleiche Laſter, gleiche Verbrechen eine Verwandtſchaft begründen können. Möglich auch, daß ſie vor Jahren in der That ſeine Frau geweſen; nur der Prieſter war alsdann bei dieſer Ehe nicht bemüht worden.

Wie nun aber ein ſo abgeſchloſſenes, ſo verſtecktes, ja heimtückiſches Weſen, wie wir den Sandmoll bereits kennen gelernt haben, überhaupt zu einer Geſellſchafterin kam?

Ganz einfach und ganz nothwendig: wie alte Jungfern zu ihren Schooßhunden kommen, wie ergraute Hageſtolze ſich Papageien und Dompfaffen halten, wie kinderloſe reiche Witwen armer Leute Kind zu ſich ins Haus nehmen —: um etwas zu beſitzen, womit ſie, je nach ihrer Laune, ſpielen können und zanken; um ein Ding um ſich zu haben, das ein lebendiges Weſen und im Uebrigen doch nicht beſſer iſt, wenigſtens von ihnen nicht höher geachtet zu werden braucht, als wie ein todter Stein; dem ſie erzählen können und es darf nicht antworten; das ſie puffen und knuffen können und es darf ſich nicht widerſetzen! — Lore, wie ſchon ihr Beiname vermuthen ließ, war ehedem eine gewandte Diebsgefährtin des alten Sandmoll geweſen; daſſelbe Urtheil hatte Beide in daſſelbe Zuchthaus geliefert. Als endlich derſelbe Tag Beiden die Freiheit zurückgab und Sandmoll, durch die Vermittlung ſeines Sohnes, des ſogenannten Herrn von Lehfeldt, die nichts weniger als ehrenvolle, aber ſichere Stelle im Fabrikdorf als Executor und Polizeiſpion erhielt, vergaß er, ſei es aus den eben angedeuteten Gründen, ſei es aus Gewöhnung, ſei es endlich auch aus einer Art von Gutmüthigkeit, die man ja bei gewiſſen Verbrechern dieſes Schlages nichts weniger als ſelten findet — genug, der Sandmoll vergaß ſeiner alten Gefährtin nicht; er nahm ſie zu ſich ins Haus, ſowohl um ſich von ihr die Nothwendigkeiten der Wirthſchaft beſorgen zu laſſen, als auch, um Jemand um ſich zu haben, an dem er ſeiner Laune, je nach Beſchaffenheit, ungehindert Luft machen durfte. Lore beſaß überdies zwei Eigenſchaften, welche für einen Mann von Sandmolls Lage und Verhältniſſen geradehin unſchätzbar waren und die auch allem Vermuthen nach ſeine Wahl entſchieden hatten: ſie war ſchwerhörig, beinahe taub, und in Folge deſſen, bei einer erprobten Verſchwiegenheit, im äußerſten Grade wortkarg; es gab, ihren Gebieter abgerechnet, kaum einen Menſchen im ganzen Dorfe, der ſich rühmen konnte, eine zuſammenhängende Rede von einigem Umfang aus ihrem Munde vernommen zu haben.

Wie Sandmoll übrigens gewohnt war, mit ſeiner Freundin umzugehen, davon gab er ſogleich beim Eintritt eine deutliche Probe. Ohne Begrüßung oder ohne ſonſt irgend ein Wort zu ſagen, ging er geradewegs auf ſie los und, einen ſeiner gewaltigen Arme in Bewegung ſetzend, mit einem einzigen wohlgezielten Schlage, mitten im ſchönſten Choral, ſchleuderte er ihr das Geſangbuch vom Schooße.

Plärre, ſagte er, wenn dich die Leute hören;

um mich brauchſt du dir keine Mühe zu geben. — Diebslore, ohne eine Silbe zu erwiedern, ſah ihm ſteif ins Geſicht; dann, als wäre nichts vorgefallen, nahm ſie das Geſangbuch auf, rückte ſich noch näher an den Ofen und ſetzte, wenn auch mit einigermaßen gedämpfter Stimme, ihren Geſang unerſchüttert fort.

Sandmoll fühlte ſich von der einmaligen Kundgebung ſeines ſouverainen Willens befriedigt; indem er ſich ſtellte, als ob er den Geſang weiter nicht hörte, ging er das Zimmer einige Male mit ſtarken Schritten (nämlich was für einen Mann von ſeiner Beſchaffenheit ſtarke Schritte waren) auf und nieder, wobei er die Finger heftig knacken ließ, was bei ihm allemal ein Zeichen großer gemüthlicher Aufregung und lebhafter geiſtiger Arbeit war.

Einige Minuten mochten auf dieſe Weiſe vergangen ſein und jeder Andere würde geglaubt haben, das Vorgefallene ſei auf beiden Seiten längſt vergeſſen, oder es ſei überhaupt niemals beachtet worden: als plötzlich die taube Lore ihren Geſang unterbrach und mit einer auffallend rauhen, faſt männlichen Stimme, gleichſam als ob ſie jetzt erſt dahinter käme:

Wenn ich nicht mehr ſingen ſoll, ſagte ſie, ſo wird der Herr Prediger ſich auch hüten, mir neue Geſangbücher zu ſchenken — und warme Strümpfe gar erſt.

Sandmoll achtete es nicht der Mühe werth, auf dieſe Bemerkung, ſo viel Richtiges ſie auch haben mochte, etwas zu erwiedern. Er ſetzte ſeinen Gang durchs Zimmer fort, indem er jetzt zum Fingerknacken auch noch jenes ſchon früher geſchilderte, eigenthümlich girrende Lachen vernehmen ließ.

Die Alte hub aufs Neue an — oder richtiger, ſie fuhr, als wäre gar keine Pauſe geweſen und ſie brächte ihren Satz ruhig zu Ende, fort:

Und wenn er mir keine neuen Geſangbücher mehr ſchenkt und keine warmen Strümpfe, dann iſt er auch nicht unſer Freund mehr. Und wenn er nicht mehr unſer Freund iſt, dann hat auch unſere Herrlichkeit ein Ende mit Nächſtem. — Denn, ſetzte ſie wiederum nach einer Pauſe hinzu: der Herr Prediger kann Alles — Alles . . .

Sandmoll ſchien mit ſeinen Betrachtungen wieder einmal zum Schluß gekommen. Er ſchüttelte ſich ein, zwei Mal über den ganzen Leib; dann, vor ſeiner Freundin ſtehen bleibend:

Was Neues unterdeß? fragte er.

Statt aller weitern Antwort und ohne den wieder begonnenen Geſang zu unterbrechen, begnügte Lore ſich, rückwärts mit dem Daumen nach dem Schreibtiſch zu deuten, wo, bei den übrigen Papieren, einige friſch angekommene Steuerliſten, Executionszettel und Aehnliches lagen.

Und nichts von da? fragte Sandmoll weiter, indem er, ebenfalls mit ſtummer Geberde, nach der Gegend des Schloſſes deutete.

Wieder eine Pauſe. Dann in einem Tone, der es völlig unentſchieden ließ, ob dies eine Antwort ſein ſollte auf ſeine Frage oder eine ſelbſtändige Rede:

Der Commerzienrath, ſagte ſie, indem ihre Augen noch immer ſtier auf den Zeilen des Geſangbuchs hafteten, ritt heute vorbei.

Der Alte horchte mit unbeſchreiblicher Spannung. Doch kannte er ſeine Gefährtin zu gut, als daß er, und ob er vor Ungeduld geſtorben wäre, ſie hätte zu größerer Eile antreiben ſollen: er wußte, daß dies das beſte Mittel geweſen wäre, ſie gänzlich verſtummen zu machen, und daß dann keine Drohungen und keine noch ſo grauſamen Mishandlungen ihre Lippen in Bewegung ſetzen konnten.

Auch fuhr ſie wirklich ſchon fort.

Der gnädige Herr, ſagte ſie, rief mich an: ich ſolle dir ſagen, ſagt' er, es würde bald Regen geben; wer etwa noch Gras auf der Wieſe hätte, ſollt' ich dir ſagen, ſagt' er, der möchte zuſehen, daß er es hereinbekäme, aber ſchnell.

Der Alte zog die Schultern hoch und lachte hohniſch.

Weiß er es auch ſchon? ſagte er: Nun gut, ſo wiſſen wir es alle Beide. — Und wann, meinte der gnädige Herr, würde das Wetter kommen?

Morgen mit dem Früheſten, erwiederte Lore: und eine Stunde nach Mitternacht, im Weſten, müßt' es ſich entſcheiden.

Eine Stunde nach Mitternacht, im Weſten; es iſt gut, wiederholte der Sandmoll. Aber in der Art, wie er dieſe Worte vorbrachte und die jedem Fremden gewiß völlig unverfänglich erſchienen wäre, erkannte Lore, daß die angekündigte

Wetterveränderung ihn näher anging, als er wollte merken laſſen.

Sie klappte das Buch zu und ſchickte, die Arme in einander gelegt, ſich eben an, ihre glanzloſen Augen auf ihn zu richten: als der Sandmoll haſtig die Lampe ergriff, an den Tiſch trat, die Papiere öffnete. . .

Einige davon ſteckte er zu ſich, andere warf er zu dem übrigen Haufen; noch andere endlich, die er aus dem Innern des Tiſches, aus einem verborgenen Fache nahm, verbrannte er an der Lampe.

Darauf aus einem andern Fach nahm er ein groſes wappenähnliches Schild, aus blankem Meſſing, dergleichen Gerichtsdiener, Executoren und ähnliche Leute bei ihren amtlichen Verrichtungen zu tragen pflegen. Er rieb und putzte daran und ließ es an der Lampe ſpiegeln, bis es ihm blank genug ſchien; dann befeſtigte er es an ſeinem Rocke, auf der linken Bruſt.

Er vertauſchte ferner den abenteuerlichen grauen Filz mit einer dienſtmäßigen runden Mütze mit ſchmalem grünem Streifen. Endlich warf er einen alten misfarbigen Mantel über, und nahm den großen Amtsſtock, oben mit Meſſing beſchlagen, in die Hand.

So, zum Aufbruch gerüſtet, ſtellte er ſich ſeiner Freundin gegenüber. Sie war ſo groß oder er ſo klein — genug, es fehlte nicht viel, ſo war ſie im Sitzen ebenſo groß, wie er im Stehen; ſie konnten ſich alſo ſehr bequem Aug' in Auge ſehen. Nur Schade, daß die Augen der Einen ſo erloſchen waren, die des Andern ſo tief in ihren Höhlen lagen, ſo daß, wer die beiden Perſonen nicht kannte, ſie in dieſem Augenblick, da ſie einander ſo ausdrucklos anſtarrten, nothwendig für zwei Blinde gehalten hätte.

Aber dieſe ſeltſamen Geſchöpfe, ſo zu einander gehörig, ſo in einander verwachſen durch gemeinſames Elend, gemeinſame Verworfenheit, verſtanden ihre kaum ſichtbaren Blicke gegenſeitig beſſer, als viele ehrliche Leute ihre ausgeſprochenen deutlichen Worte. — Nachdem Lore ihre großen faden Augen eine Zeitlang auf dem Antlitz des Alten hatte ruhen laſſen, mit einer Beſtimmtheit, die etwas Entſetzen Erregendes hatte:

Der Junge iſt wieder da, ſagte ſie.

Sandmoll nickte; es war ein langſames, nachdenkliches Nicken.

Jetzt erſt ſchien Diebslore ſeinen veränderten Anzug zu bemerken.

Wohin ſo ſpät noch? fragte ſie.

Dienſt, antwortete Sandmoll, indem er mit einem unbeſchreiblich boshaften Grinſen die Mütze feſter rückte. — Auch dies war etwas Merkwürdiges in dem Umgang dieſer beiden Perſonen, daß, trotz der notoriſchen Schwerhörigkeit des Frauenzimmers, der Alte ſeine Stimme doch nicht im Mindeſten anzuſtrengen brauchte, um ihr jederzeit vollkommen verſtändlich zu ſein — nämlich ſobald ſie ihn verſtehen wollte! Sie las, würde man in anderen Fällen geſagt haben, die Worte von den Lippen; — aber nur von dieſen aufgeſchwollenen, wulſtartigen Lippen, was ließ ſich leſen?!

Das Weib verſank wieder in ſein früheres theilnahmloſes Schweigen. Nur indem der Alte bereits unter der Thüre ſtand, mit derſelben, ſtarken, harten Stimme, wie bisher:

Wenn es der Junge gar zu arg macht, ſagte ſie, mußt du doch einmal die Gelegenheit wahrnehmen und ihn auf den Kopf ſchlagen.

Sandmoll, der eben damit beſchäftigt war, pantomimiſchen Abſchied von ſeiner Freundin zu nehmen, das heißt, er hob den meſſingbeſchlagenen Stock mehrmals drohend in die Höhe, — nickte wiederum, aber diesmal auf eine durchaus vergnügte und beifällige Weiſe.

Ah, ah, röchelte er, indem er ſich die

Schwelle vorſichtig hinabließ, iſt doch bei alledem ein gutes Weib, die alte Lore! ein gutes Weib! ein kluges Weib!

Mit dieſen Worten ſchloß er die Hausthür ſorgfältig hinter ſich ab.

Das gute kluge Weib verhielt ſich einige Minuten hindurch unbeweglich. Dann, ſowie ſie die Ueberzeugung gewonnen, daß der Alte das Haus wirklich verlaſſen und ſie nicht etwa nach hinterwärts belauſche, auf nackten Füßen, ſchlich ſie ans Fenſter und lauſchte durch den Spalt im Laden. — Dienſt will er haben? murmelte ſie dabei vor ſich hin: das mag er einem Andern weiß machen — Dienſt um zehn Uhr in der Nacht? . . . Richtig, fuhr ſie fort, indem ſie, vollkommen befriedigt, vom Fenſter zurücktrat: ins Haus des Meiſters, ich dacht' es mir. Zehn Uhr Nachts und er geht noch in das Haus des Meiſters? Ah, ſteh' mir Gott bei, das muß ein garſtiger Aerger geweſen ſein, den er gehabt hat! Für den bin ich zu ſchlecht, ihn an mir auszulaſſen, da muß er ſich was extra zu Gute thun; darum geht er ins Haus des Meiſters... Faſt dauert er mich, ſetzte ſie hinzu, der arme Meiſter; es wäre beſſer todt ſein, obſchon todt ſein höchſt entſetzlich ſein muß, höchſt entſetzlich —! (und hier ſchlugen ihr die Zähne an einander) als dies Leben. Aber woher kommt's? Er iſt ein Ketzer, ſagt der Herr Prediger, und will nicht aus dem Geſangbuch ſingen. . . .

Damit hatte ſie ſich ihren Sitz am Ofen wieder zurecht gerückt und hub von Neuem an mit lauter plärrender Stimme die geiſtlichen Melodien des Geſangbuchs abzuſingen.

Zweites Buch.

Schloß und Hütte.

Erstes Kapitel.

Das düſtre Haus.

Nachdem Herr von Lehfeldt, nach ſeinem Abſchiede von dem Alten, ſcharf zutrabend, eine ziemliche Strecke Wegs auf der großen Straße zurückgelegt hatte, wandte er ſich plötzlich in faſt entgegengeſetzter Richtung querfeldein, durch Geſtrüpp und Steine, auf ein Gebäude zu, welches, etwa eine Viertelſtunde von der Straße entfernt, in trauriger Einſamkeit, mitten in der unfruchtbaren Ebene lag. Vor Alters als Förſterwohnung benutzt, diente daſſelbe jetzt, halb verfallen und zum Abbruch beſtimmt, Wegaufſehern, Grenzjägern und anderen untergeordneten Beamten, die eben in dieſer Gegend zu thun hatten, zu gelegentlichem Aufenthalt. — Im Munde des Volks war ſogar noch von anderen Gäſten die Rede, und minder ehrbaren, welche das öde Haus zu Zeiten bevölkern ſollten: Schmuggler, behauptete man, Landſtreicher und ſonſtiges Geſindel, dergleichen ſich, bei der Nähe der Grenze, hier viel zuſammenfand, hätten hier ebenfalls, abwechſelnd mit ihren Verfolgern, ja zuweilen, ſetzte das Gerücht hinzu, gleichzeitig und nicht ohne geheimes Einverſtändniß mit ihnen, eine bequeme Zufluchtsſtätte.

Indeſſen wie es damit auch ſein mochte, in dieſem Augenblick wenigſtens ſtand das Gebäude, allem Anſcheine nach, völlig unbewohnt; nirgend ein Licht, nirgend eine Spur von Menſchen. Das ganze Haus, wie es ſo dalag, lautlos, leblos, auf der hellbeglänzten Fläche, mit der langen, ſchwarzen, halbzerſtörten Eſſe, die ihren abenteuerlichen Schatten weithin warf, den dunklen Fenſterhöhlen, wo auf zerknickten Scheiben der Mond ſich ſpiegelte, gewährte einen unendlich düſtern, unheimlichen Anblick; Niemand, der es zum erſten Mal geſehen, zumal in dieſer nächtlichen Stunde, hätte ſich eines geheimen Grauens erwehren mögen.

Von einem derartigen Grauen empfand Herr von Lehfeldt nun freilich nichts. Aber daß auch er ſich dem Hauſe nur mit einer beſondern Vorſicht näherte, war nicht zu verkennen. Die Rechte hatte er feſt in der Bruſttaſche, wo die Terzerole ſteckte; mit der Linken hemmte er von Zeit zu Zeit die Zügel, indem er, mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit, nach dem dunklen Hauſe hinüberlauſchte.

Aber nirgend regte ſich ein Laut; nur das kurze Schnaufen des Hundes, der, die Naſe dicht an die Erde gedrückt, eine Spur zu ſuchen oder eine gefundene zu erkennen ſchien, unterbrach die allgemeine Stille.

Herr von Lehfeldt war jetzt bis dicht vor das Haus gelangt. Langſam ritt er um daſſelbe herum, bis unter den ſüdlichen Giebel, wo ein kleines Gehöft, von einem hohen Zaun umſchloſſen, ſich anlehnte.

Wieder lauſchte er zwei Minuten. Aber wiederum blieb Alles ſtill. Der Hund, als wäre er jetzt vollkommen im Reinen und wüßte, wo er wäre, hatte ſich traulich unter den Thorweg gelagert und blickte, mit dem gewaltigen Schweif den Staub von der Schwelle klopfend, mit muntern Augen zu ſeinem Herrn empor.

Jetzt endlich ſchien Herr von Lehfeldt zu einem Entſchluß zu kommen. Sich leicht in den Bügeln erhebend, pochte er mit der Spitze ſeiner Gerte dreimal, in eigenthümlichem Tact, an das Giebelfenſter, das ſich zunächſt über ſeinem Haupt befand.

In demſelben Augenblick wurde das Zeichen von innen wiederholt.

So wie er es vernommen, ſchwang ſich Herr von Lehfeldt aus dem Sattel; er lüftete den Hut, knöpfte den Rock auf, gähnte leicht, kurzum, er benahm ſich ganz wie Einer, der ſich in dem angenehmen Bewußtſein ergeht, eine misliche Situation glücklich überſtanden zu haben.

Inzwiſchen war es im Innern des Hauſes lebendig geworden. Das hüpfende Licht einer Blendlaterne lief durch die öden Kammern. Jetzt hörte man ein Geräuſch am Thorweg; derſelbe öffnete ſich und zwei Männer in unſcheinbarer Kleidung wurden ſichtbar.

Herr von Lehfeldt warf dem Nächſtſtehenden die Zügel zu: Alles in Ordnung? fragte er den Andern, indem er raſchen Schrittes in den engen Hofraum trat.

Alles in Ordnung, wiederholte der Mann,

die Hand zu militairiſchem Gruß an die Mütze legend.

Damit war die Gruppe eingetreten. Der Thorweg ſchloß ſich; zum zweiten Mal hüpfte der Lichtſchein durch das dunkle Haus, um gleich darauf im Innern deſſelben zu verſchwinden...

Und wiederum war es ſo ſtill, ſo todt — man hätte ſchwören mögen, daß keine lebendige Seele darin.

Kaum eine Viertelſtunde war vergangen, als der Thorweg ſich aufs Neue öffnete. Herr von Lehfeldt, jetzt in der bequemen Tracht eines Fußgängers, trat heraus. Hinter ihm das Pferd, von einem der Diener geritten. Schon auf der Schwelle wandte Herr von Lehfeldt ſich noch einmal um.

Bis morgen Abend, ſagte er, iſt nun nichts weiter zu erwarten. Du, Andres, reiteſt das Pferd auf die Station zurück; gib die beiden Zettel ab, aber nur an den Mann, der das

Wort weiß. Ihr, Samuel, wandte er ſich zu dem Andern, haltet Euch wacker in Eurer Einſamkeit; wenn Ihr einſchlaft, ſei's mit Einem Auge. Um Mittag iſt Andres wieder zurück; wenn etwas vorfällt, ſo wißt Ihr den Weg, wie Eure Nachrichten mich finden.

Die beiden Angeredeten verneigten ſich; der Eine verſchloß das Thor, der Andere, mit lautem Zungenſchlag, ſetzte das Pferd in Trab, rückwärts denſelben Weg, nach der großen Straße zu, den es vor Kurzem erſt gekommen.

Herr von Lehfeldt ſah ihm einige Augenblicke nach: Wackres Geſchöpf, immer wachſam, immer unverdroſſen, ſagte er, in einem Tone, der es unentſchieden ließ, ob er von dem Roß ſprach oder von dem Reiter — pfiff dem Hunde und wandelte mit muntern Schritten nach der entgegengeſetzten Seite hin, abwärts in das Thal.

Zweites Kapitel.

Das Abenteuer.

Der Weg, auf welchem der junge Mann dahinſchritt ....

Aber nein, das war kein Weg mehr zu nennen! Kaum einen Büchſenſchuß von dem unheimlichen Hauſe ſtürzt das Terrain ſteil ab; eine Schlucht öffnet ſich — folge ihr Niemand! Denn wenige Schritte nur und der vorwitzige Wanderer ſieht ſich von allen Seiten, vorwärts, rückwärts, umgeben, eingeengt, gefangen in einem Labyrinth von Kegeln und Klippen, Schluchten und Gründen, ſo regellos, ſo wild phantaſtiſch, als hätte in Urzeiten die Fauſt eines Rieſen hier, in übermüthigem Spielwerk, die weiche Rinde des Erdballs durcheinander gequetſcht. Der Boden iſt abſchüſſig, ſumpfig; unter dem Tritt des Wanderers ſickern kleine Quellen hervor; zahlloſe Bäche, in ſeltſamen Windungen, ſchleichen träg von Fels zu Fels.

Herr von Lehfeldt jedoch durchſchritt dies Labyrinth unbeirrten Fußes, mit ſtolzer Sicherheit, als ob er auf dem Parquet eines Tanzſaals wandelte. Er wußte, daß die große Straße in dieſer Gegend genöthigt iſt, einen beträchtlichen Umweg zu machen, und da ihm daran gelegen war, das Fabrikdorf ſo bald wie möglich zu erreichen, vielleicht auch, weil es ihm läſtig fiel, denſelben Weg noch einmal zu Fuß zurückzulegen, ſo hatte er keinen Augenblick Bedenken getragen, dieſe nähere, wenn auch mühſelige und gefahrvolle Richtung einzuſchlagen.

Und welche Bedenken hätte er auch dabei

haben können? Da es in der That ſo war, wie wir es unlängſt aus ſeinem Geſpräch mit dem Alten vernommen: es war in der That der Schauplatz ſeiner Kindheit, auf dem er hier wandelte! in dieſen Gründen und Schluchten, zwiſchen dieſen Felſen und Klippen war er aufgewachſen! jeden Stein und jeden Buſch in dieſer wüſten Gegend erkannte er wieder, mit derſelben inſtinctmäßigen Sicherheit, mit der Andere, nach dreißigjähriger Trennung, den Nußbaum wiedererkennen und die Roſenhecke, unter der ſie als Kinder in ihres Vaters Garten Verſteck geſpielt!

Aber allerdings nicht mit derſelben Freude. War es eine Folge der Anſtrengungen und Aufregungen, denen er ſich den Tag über ausgeſetzt hatte und die nun allmälig anfingen, wenn nicht ſeinen Körper, doch die Kraft ſeines Geiſtes abzuſpannen; war es ein Nachhall jener Geſpräche, die er mit dem alten Falſchmünzer geführt hatte, oder endlich war es der geheimnißvolle Zauber dieſer Mondnacht, die ihn mit lindem Hauch wollüſtig umſchmeichelte und ſeine ſtarre Seele löſte: genug, in dem Hirn des einſamen Wanderers ſtiegen Gedanken auf, Bilder zogen vorüber an ſeinem innern Auge, Empfindungen wurden wach in ſeinem Herzen, die er längſt verwiſcht, längſt geſtorben glaubte! Eine tiefe Sehnſucht überkam ihn nach jener wüſten, rohen Jugendzeit, nicht um ihrer ungebundenen Freiheit willen, nicht wegen der Abenteuer und Gefahren, in denen ſeine junge Seele ſich gebadet hatte, wie ein Schwan im Waſſer — nein: nur weil er damals ein Kind geweſen war, ein Kind! und trotz aller Verworfenheit, die ihn umgeben, trotz allen Elends mit dem er zu kämpfen gehabt hatte, beſſer dennoch im Grunde und glücklicher als jetzt.

Ja, indem er, mit peinlicher Genauigkeit, ſich vertiefte in den Gegenſatz ſeiner früheren und ſeiner gegenwärtigen Lage; indem er ſich ſelbſt zu erblicken meinte, wie er hier mitten in der Nacht, einſam, das Auge der Menſchen ſcheuend, wie ehedem, ſich zum zweiten Mal dahinſtahl zwiſchen dieſen öden Felſen; indem er ſich unwillkürlich genöthigt fühlte, ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben über die Verbindungen, die ihn hieher geführt, die Zwecke, die ihn zurückgebracht an dieſe Stelle: ſo überfiel den ſtarken Mann, der ſoeben erſt einer drohenden Gefahr mit ſo viel kühler Beſonnenheit entgegengegangen war, ja der nicht mit dem Auge geblinkt hatte, als der Wahnſinnige die Keule gegen ſein Haupt ſchwang — es überfiel, ſage ich, denſelben Mann eine unſägliche Angſt vor ſich ſelbſt und er hätte aufſchreien mögen, wie vor einem Geſpenſt, vor ſeinem eignen Schatten.

Perſonen von der Charakterſtärke und der eiſernen Selbſtbeherrſchung, wie Herr von Lehfeldt, führen keine Selbſtgeſpräche, wenigſtens keine lauten, auch nicht im Mondenſchein und ſelbſt dann nicht, wenn die Fluth ihrer Seele doch aufſchwillt in ſchmerzlicher Empörung. Wir müſſen daher in dieſem Falle auf den Vortheil, deſſen andere Romanſchreiber ſich bedienen, indem ſie die Selbſtgeſpräche ihrer Helden belauſchen, Verzicht leiſten: unſere Leſer würden den angeblichen Monologen eines Herrn von Lehfeldt doch keinen Glauben ſchenken. Dagegen wenn wir ihnen ſagen, daß derſelbe zu wiederholten Malen tief aufathmend ſtehen blieb und die beiden Hände flach gegen die Bruſt preßte, als wollte er ſich eine Laſt davon herunterwälzen: ſo werden ſie hoffentlich fühlen, was dieſe krampfhafte Aufregung bei einer ſo ehernen Natur, wie dieſe, zu bedeuten hatte, und daß damit in der That mehr geſagt war, als Andere in ſtundenlangen Monologen jemals ſagen können.

Das laute Anſchlagen ſeines Hundes ſcheuchte

Herrn von Lehfeldt aus dieſen Gedanken und Träumen empor, eine klägliche Stimme rief dazwiſchen …

Herr von Lehfeldt fuhr mit der Hand über die Stirn — hinunter, hinunter, träumende Gedanken! und Ihr da, gebt Raum, unſichtbare Geiſter der Nacht!

Alle Teufel, Mann, den Hund zurück! Heda — oh, ah — verwünſchtes Thier!

Die Situation, in welcher dieſe Worte gerufen wurden, war kläglich genug, wenigſtens für den, der ſich darin befand. Für den Zuſchauer im Gegentheil hatte ſie etwas Komiſches: ein Herr, in geſchmackvoller ſtädtiſcher Kleidung, breitſchultrig, von ungewöhnlicher Korpulenz, mit Armen und Beinen vergeblich den Hund von ſich wehrend, der, mit grimmigem Gebell, beide Pfoten auf ſeine breiten Schultern gelagert hielt und die kalte feuchte Schnauze dicht an ſein wohlgenährtes Antlitz preßte.

Ein Wink des Herrn von Lehfeldt brachte den Hund zurück.

Uf, rief der Fremde, das fehlte noch — o du verwünſchte Mondnacht! Mein Kragen, meine Weſte! Wißt Ihr auch, Mann, wandte er ſich zu Herrn von Lehfeldt, daß es geradezu abgeſchmackt iſt, mit ſolchen großen Kötern Nachts zwiſchen den Bergen umherzuziehen und idylliſche Wanderer zu beunruhigen, von der Polizeiwidrigkeit gar nicht zu ſprechen? Aber freilich, ſetzte er hinzu, indem er ſich eifrigſt bemühte, die Spuren der eben erlittenen Umarmung von ſich abzuklopfen, ein dummer Streich kommt aus dem andern, und ſo wahr ich Florus heiße, ich wollte, ich hätte dies verwetterte Gebirge nie geſehen. Gebirge? Pah, dummer Unſinn! leere Renommage! Steine, an denen man ſich die Schienbeine zerſtößt, Schluchten, wo man den Hals bricht, Sümpfe, in denen man ſtecken bleibt — ein ſchönes Gebirge das!

Herr von Lehfeldt ſchien keine Luſt zu haben, den Verlauf dieſes Abenteuers abzuwarten. Da der Weg zu eng war, um mit Bequemlichkeit an einander vorüber zu können, ſo deutete er mit einer leichten Bewegung der Hand an, daß er geneigt ſei, dem Andern den Vortritt zu laſſen, indem er zugleich eine flüchtige Entſchuldigung wegen des Hundes ausſprach.

Der nächtliche Abenteurer hatte die Geberde des Herrn von Lehfeldt ſehr wohl verſtanden; ſie war jedoch durchaus nicht nach ſeinem Sinne. Was? rief er, hier vorbeipaſſiren? Nun wahrhaftig: zu geſchweigen von der Gefahr, zwiſchen dieſen verwünſchten Felſen ſtecken zu bleiben, wie eine Maus in der Falle — wiewohl mir, unterbrach er ſich ſelbſt, dieſelbe ziemlich nahe iſt: denn bekanntlich, wenn auch leider nicht der größte, ſo bin ich doch der dickſte Dichter Deutſchlands — denkt Ihr denn, Mann, fuhr er mit erhobener Stimme fort, daß ich zum Vergnügen umherwandle zwiſchen dieſen elenden Steinen, und das noch dazu in nachtſchlafender Zeit? Vergnügen, ei ja doch: verirrt bin ich, guter Mann, verirrt auf eine ganz maliciöſe Weiſe — Oder nein, verbeſſerte er ſich, nicht maliciös, ſondern ganz gerechter Weiſe, zur Strafe meines Uebermuths, weil ich meine Naſe auch einmal in Gebirgsluft tragen wollte. Der Mond, der Mond — o Beſter, glauben Sie keinem Menſchen ein Wort, der Ihnen etwas Gutes vom Monde ſagt! Es iſt das abſcheulichſte Geſtirn am ganzen Himmel; ſchläft man, ſo kriegt man Alpdrücken von dem dummen blaſſen Geſicht da oben, und wacht man, ſo führt es Einen in die Patſche. Es iſt eine bloße poetiſche Tradition mit dem ganzen Monde, auf mein Wort, und ich ſage mich los davon, wiewohl ich ein Poet bin; jede honette Straßenlaterne iſt mir lieber. Da ſeht, Mann, rief er und ſtreckte in komiſchem Zorn das Haupt entgegen, das, ſeltſam genug, mit einem bunten ſeidnen Tuch, wie mit einem Turban, umwunden war: ſeht her, wie ich zugerichtet bin! Hut weg — das war, wie ich zwiſchen die Klippen rutſchte; Stock weg — das war, wie ich in den Sumpf fiel; Kamaſchen zerriſſen — das war überall; Rock zerriſſen — das war Euer Hund, und an dem Allen iſt nichts Schuld, als der Mond und das Gebirge. Ich bin ein Opfer meiner poetiſchen Studien, ſetzte er in etwas getröſtetem Ton hinzu, das iſt's!

Ich bedaure Ihre Unfälle, mein Herr, erwiederte Herr von Lehfeldt, mit einer Stimme, welche ſeine wachſende Ungeduld verrieth, denn er ließ die Worte kaum halb zwiſchen den Zähnen hervor: aber ich erſuche Sie zu bemerken, daß ich Eile habe und daß weder Zeit noch Ort geeignet ſein dürften ....

Aber der dicke Poet ließ ihn nicht zu Ende ſprechen.

Eile? rief er, Eile, Herzensmann? Nun ſehen Sie, das iſt ja gerade mein Fall! Eile, verſteht ſich! Eile nach einem warmen Bett! Eile nach einem guten Glaſe Glühwein — ich wünſche mir nichts Beſſeres: denn ich bin naß bis über die Knie und wenn ich morgen nicht meinen allerſchönſten Gichtſchmerz habe, ſo iſt's ein Mirakel. Sie hören, mein Allervortrefflichſter, fuhr er fort und pflanzte ſeine dicke Figur, gleich einer Schanze, quer über den Weg, ſo daß Strom ſchon nicht übel Luſt bezeigte, ſeine Umarmung zu wiederholen — Sie hören, daß ich ein Poet bin und darum denken Sie, daß ich auch ein Phantaſt ſein muß, nicht wahr? Aber weit gefehlt! Das Nützliche zum Schönen, da liegt's, und ich kann zu Zeiten ein Logiker ſein, ein gefährlicher Logiker, ſag' ich Ihnen! Geben Sie Acht, Vortrefflichſter: da

Sie hier gehen, ſo müſſen Sie auch irgendwohin gehen; da Sie dieſe Richtung frei haben wollen, müſſen Sie auch wiſſen, wohin dieſe Richtung führt — warum? weil ſonſt kein zureichender Grund vorhanden wäre — Nun denn, charmanter Mann: wohin Sie wollen, will ich auch, es iſt mir ganz egal, wohin es iſt, wenn ich nur auf irgend eine Weiſe aus dieſem verwünſchten Labyrinth herauskomme. Oder denken Sie, Herr, daß ich mir werde von Ihrem Hunde den Rock zerreißen laſſen und hinterdrein wollen Sie mich nicht einmal zurechtweiſen? Nein, Herr, das werden Sie nicht! Sie haben einen guten Rock an, Herr, und ein menſchliches Angeſicht! Sie werden ſich eines Poeten erbarmen, den Gebirg und Mondſchein und, wenn Sie wollen, ſeine eigene Thorheit irre geführt haben und der wol noch im Stande iſt, Ihren Namen…

Bei dieſen Worten, die er halb ſpaßhaft, halb ärgerlich hervorſtieß, war er, mit erhobenen Händen, dicht vor Herrn von Lehfeldt getreten und ſah ihm, der ſein Geſicht jetzt unmöglich mehr wegwenden konnte, dicht in die Augen ...

Nun, beim Apoll und ſeinen neun liederlichen Dirnen, rief er, indem er vor Ueberraſchung zwei Schritte zurückprallte, das nenn' ich mir ein Abenteuer! Iſt's möglich? an dieſer Stelle? Herr von Lehfeldt?!

Und mit ſtürmiſcher Freude wollt' er ihn umarmen.

Aber jetzt trat Herr von Lehfeldt ſeinerſeits zurück. Mein Herr, ſagte er mit vollkommenſter Ernſthaftigkeit und einem Nachdruck auf jedem einzelnen Worte, der unwillkürlich Reſpect einflößte: da ich den Umſtänden nach nicht vorausſetzen darf, daß es Ihnen gefällig ſein ſollte, mit einem Unbekannten einen Muthwillen zu treiben, der in der That ſehr wenig am Ort ſein würde und gegen den ich überdies (mit einem Seitenblick auf den Hund) mich in jeder Hinſicht gedeckt fühlen dürfte, ſo wollen Sie mir die Verſicherung erlauben, daß eine zufällige Aehnlichkeit Sie täuſcht und daß ich nicht die Ehre habe...

Nicht die Ehre habe, wiederholte der Poet mechaniſch, mit verhallender Stimme: ah ſo, bitte tauſend Mal um Entſchuldigung... meine Brille... ich merke jetzt erſt, daß ich auch meine Brille verloren habe... Sie wiſſen, Herr von Lehfeldt — oder nein, da Sie nicht Herr von Lehfeldt ſind, ſo wiſſen Sie auch nicht, daß ich außerordentlich kurzſichtig bin... ganz außerordentlich... Ei zum Teufel, rief er dazwiſchen und ſtarrte Herrn von Lehfeldt mit aufgeriſſenen Augen ins Geſicht: Aehnlichkeit! was da Aehnlichkeit! Solche Aehnlichkeiten gibt es nicht, Sie ſind es ſelbſt, Herr von Lehfeldt! Wir kennen Sie, Sie ſind ein

Schalk, Sie lieben dergleichen Streiche; aber hier mitten in der Nacht iſt das, wenn Sie mir erlauben wollen, eine Grauſamkeit! eine pure Grauſamkeit, Herr von Lehfeldt!

Herr von Lehfeldt ſah ihn mit leichtem Kopfſchütteln fragend an, wie Einer, der durchaus nicht weiß, wovon die Rede iſt.

Nein, nein, rief der Poet, der jetzt wirklich ernſthaft in Verzweiflung gerieth: das iſt zu viel! das heißt den Scherz übertreiben! Was? Sie wollen nicht Herr von Lehfeldt ſein? Sie wollen mich nicht kennen? Was? Und wir haben ein Jahr lang zuſammen geſpeiſt, im Schwanen, wiſſen Sie, rechts an der Ecke? und wie mein Stück durchgefallen war, machten Sie noch den ſchlechten Witz darüber, bei den erſten Schoten, wie? Und es ſind noch nicht drei Wochen, da war ich mit Ihnen in der Soirée bei Ihrem Onkel, dem Herrn Miniſter, was? Und wollen mich verleugnen? mich? Ihren Freund? den dicken Florus? mich? bei nachtſchlafender Zeit, in wildfremdem Lande, mich?!

Drittes Kapitel.

Diplomatiſche Verſtändigungen.

Herr von Lehfeldt fixirte den Poeten mit klaren, kalten Blicken, während ein feines Lächeln ſeinen Mund umſpielte.

Wiewohl, ſagte er mit einer artigen Verneigung, nur ein unbedeutender Mann, bin ich doch in der neueſten Literatur unſeres Vaterlandes nicht unbekannt genug, um nicht den Namen Florus zu kennen und zu verehren; ſind nicht „Die getreuen Schotten“ aus Ihrer geiſtreichen Feder?

Ja, ſagte der Dichter, ſie ſind es und ſollen es auch bleiben, und das iſt gerade das Stück, das die Gründlinge des Parterre mir durchfallen ließen und worüber Sie bei den erſten Schoten . . .

Aber der unerbittliche Herr von Lehfeldt ſchnitt ihm das Wort vom Munde ab. Ich war damals, ſagte er, ſelbſt im Theater und entſinne mich noch ſehr wohl, mit welchem Unwillen mich der Ungeſchmack unſeres Publicums erfüllte; haben Sie vielleicht damals unter dem allgemeinen Pfeifen einen Klatſcher gehört, ich ſage Einen? Das war ich, mein Herr.

Herr von Lehfeldt hatte ſich jetzt, ähnlich, wie einige Stunden zuvor dem Vagobonden gegenüber, vollkommen in die Situation gefunden; nachdem er ſie vergebens geſucht hatte abzuwenden, gedachte er ſie jetzt, durch humoriſtiſche Verarbeitung, zu einem freien Spiel des Witzes zu erheben. Auch war er insgeheim unwillig auf ſich ſelbſt wegen der Weichheit, die ihn vorhin beſchlichen; es konnte ihm nichts Erwünſchteres kommen, ſich von dieſer, wie es ihm jetzt wieder vorkam, verächtlichen und unmännlichen Stimmung gründlich zu befreien und ſich zurückzuverſetzen in ſeine gewohnte ſtachligte Herbigkeit, als dieſes Zuſammentreffen.

Florus ſah ihn mistrauiſch von der Seite an, ohne ein Wort zu erwiedern.

Erlauben Sie mir, fuhr Herr von Lehfeldt fort, Ihnen meine Freude auszudrücken über den unerwarteten Zufall, einen ſehr unerwarteten, in der That, der mir die Ehre dieſer geiſtreichen und berühmten Bekanntſchaft verſchafft; genehmigen Sie aber auch zugleich die wiederholte und wahrhafte Verſicherung, daß der Herr von Kleefeld, mit dem Sie die Güte hatten, mich zu verwechſeln ...

Lehfeldt, brummte der Dichter.

Ganz zu Ihrem Befehl, mein Herr: aber ich erſuche Sie, die Verſicherung zu genehmigen, daß gedachter Herr mir vollkommen unbekannt iſt und daß ich bis zu dieſer Stunde durchaus nicht die Ehre gehabt habe, mich Ihrer ausgezeichneten Bekanntſchaft rühmen zu dürfen. Was übrigens die Aehnlichkeit, mit dem Herrn von Seefeld…

Lehfeldt, wiederholte Florus.

Sehr richtig: und ich bitte um Verzeihung, daß ich den Namen Ihres Freundes, gegen den ich ſchon um deswillen eine außerordentliche Hochachtung hege, durch falſche Ausſprache verunſtalte; es geſchieht ganz gewiß in keiner böſen Abſicht, ganz gewiß nicht, Herr Florus…

Oh, ſtöhnte der Dichter voll Ungeduld und befühlte ängſtlich die naſſen Kamaſchen.

Die Bemerkung, Herr Florus, fuhr der Andere fort, welche ich mir erlauben wollte, war dieſe: daß es nämlich bei Mondſchein außerordentlich ſchwierig iſt, über Aehnlichkeiten zu urtheilen, beſonders, Herr Florus, wenn man, wie Sie ſoeben die Geneigtheit hatten, mich zu verſichern, ſeine Brille verloren hat. Ich darf dieſe Meinung vielleicht äußern, ſelbſt einem ſo berühmten Manne gegenüber, ohne mich einer ſträflichen Anmaßung ſchuldig zu machen, indem mein Metier es gewiſſermaßen ſo mit ſich bringt und es nicht gut wäre, wenn ich nicht wenigſtens darüber einige Erfahrung hätte: ich bin Maler, Herr Florus — das heißt ein ganz unbedeutender, ſo unbedeutend und anſpruchlos, wie mein Name: Schmidt, ganz kurzweg Schmidt — oder wenn Sie ſehr gütig ſein wollen, Herr Florus: Landſchaftmaler Schmidt ....

Schmidt — ſehr ſchöner Name das, ſagte der Dichter trocken, ſei es nun, daß die ausführliche Rede des Herrn von Lehfeldt und dieſe unvergleichliche Ruhe, mit der er dieſelbe vorgetragen, ihn wirklich überzeugt hatte, oder daß er aus irgend einem andern Grunde geneigt war, den Streit, für dieſen Augenblick wenigſtens, fallen zu laſſen: Nun denn, mein vortrefflichſter Herr Schmidt, ſo wollen wir denn alſo dieſen Herrn von Lehfeldt laufen laſſen; es iſt wirklich, unter uns geſprochen, ein ganz ſchlechter Geſelle und nicht werth, daß man ſich einen Schnupfen an ihm holt, wie ich es ohne Zweifel in dieſem Augenblick thue. So erſuche ich Sie denn, mein vortrefflichſter Herr Landſchaftmaler Schmidt, mich für diesmal unter Ihre Fittige zu nehmen und mir aus dieſem geſchmackloſen Wirrwarr von Fels und Sumpf und Moor auf eine ordentliche Straße und zu einem menſchlichen Obdach zu verhelfen.

Der Maler (denn bei dem außerordentlichen Gewicht, das Herr von Lehfeldt hiernach auf ſein Incognito zu legen ſchien, müſſen wir ihn ja auch wohl nur wiederum ſo nennen) verſicherte ſeine vollſte Bereitwilligkeit und der Dichter folgte ihm, ſo gut ſeine umfangreiche

Figur und die ſchwierige Beſchaffenheit des Bodens es nur immer zuließ. Er war jetzt ganz in tiefes Schweigen verſunken, was auf eine auffällige Art gegen die Redſeligkeit contraſtirte, die er zu Anfang gezeigt hatte.

Vielleicht indeß konnte er deshalb den Mund nicht öffnen, weil ſeine Augen gar ſo ſehr beſchäftigt waren; wo der Weg irgend einmal erlaubte aufzuſehen, heftete er ſeine Blicke mit einer wahrhaft inquiſitoriſchen Wißbegier auf die Geſtalt ſeines Führers, als wollte er ihn durch und durch blicken. Da er jedoch in der That ſehr kurzſichtig war, ſo hatte er bei alledem wenig Vortheil davon.

Nur ein einzig Mal — ſie paſſirten eben eine breite Sumpfſtrecke und der Maler hatte allen Fleiß anzuwenden, die trockenſten Stellen aufzufinden — unterbrach er ſein ungewohntes Schweigen.

Herr von — Schmidt, wollt' ich ſagen,

rief er: ah ſo, verzeihen Sie, ich vergaß, daß Sie Herrn von Lehfeldt gar nicht kennen und daß es Sie daher auch unmöglich intereſſiren kann, was man in dieſen Tagen von ihm in der Hauptſtadt erzählte? Man erzählte, rief er und arbeitete dabei aus allen Kräften, die Flanke ſeines Führers zu gewinnen, daß Herr von Lehfeldt ſeit einigen Tagen aus der Hauptſtadt verſchwunden iſt! man erzählte von einem auswärtigen Geſchäft, einer geheimen Miſſion, aber (wobei ſeine Stimme immer lauter wurde und er ſich immer näher an den Maler heranzuarbeiten ſuchte) man erzählte von anderer Seite auch, daß böſe Geſchichten mit Herrn von Lehfeldt vorgefallen wären, von Unterſuchung erzählte man, unfreiwilliger Entfernung und allerhöchſter Ungnade — Nun? das intereſſirt Sie nicht im Mindeſten, Herr Schmidt, nicht wahr? Nicht im Mindeſten? Und ich erzähle es Ihnen auch blos, um Ihnen zu ſagen, daß es mich ebenfalls nicht intereſſirt und daß ich überhaupt von der ganzen Geſchichte nicht ein Wort glaube, verſtehen Sie mich? Nicht ein Wort glaube ich! Herr von Lehfeldt iſt ein feiner Fuchs, ein ſchlauer Kunde iſt Herr von Lehfeldt; aber andere Leute ſind auch nicht...

Und damit, pumps, ſtand er bis über die Knöchel im hellen Waſſer.

Sie müſſen hinter mir bleiben, verehrteſter Herr Florus, ſagte der Maler ruhig: für Zwei iſt hier kein Platz und ich fürchte ernſtlich für Ihre Gicht.

Endlich, nachdem ſie auf dieſe Weiſe eine reichliche Stunde herumgekrochen waren, hatten ſie das Schlimmſte überſtanden; das Erdreich wurde feſter, die Felſen traten zurück und der Keſſel, der das Fabrikdorf umſchließt, lag offen vor ihnen. Je näher ſie dem Dorfe kamen, um ſo mehr beſchleunigte der Maler ſeine Schritte. Es geht ſtark auf Mitternacht, ſagte er, und ich fürchte, Herr Florus, Sie werden in Verlegenheit kommen um Ihren gewärmten Wein.

Aber Herr Florus, wacker zuſchreitend, hielt ſich dicht an ſeiner Seite.

Eben wollten ſie über die Brücke ſchreiten, die von der großen Straße her in das Dorf führt, als der Dichter auf ein Mal den Arm ſeines Nachbarn ergriff, mit einer ſolchen, faſt müſſen wir ſagen, innigen Heftigkeit, und zugleich in Ton und Ausdruck lag ſolche ungewohnte dringliche Feierlichkeit, daß der Angeredete ihm nothgedrungen ſtille hielt.

Herr von Lehfeldt, ſagte der Dichter — nein um Alles in der Welt, unterbrechen Sie mich nur jetzt nicht! Ich habe die ganze Zeit her Ihre Geſtalt und jede Ihrer Bewegungen aufs Genaueſte geprüft; das iſt keine Aehnlichkeit, die ſich verwechſeln läßt, da können mir Mondſchein und verlorene Brille nichts anhaben: ſo wahr ich der Dichter Florus bin und ſo wahr ich Ihren Arm hier leibhaftig zwiſchen meinen Händen halte, ſo wahr ſind Sie Herr von Lehfeldt — nein bitte, laſſen Sie mich zu Ende reden! Welche Gründe Sie haben, dies Incognito anzunehmen — anzunehmen, Herr von Lehfeldt, auch gegen mich, der ich ein ganzes Jahr mit Ihnen im Schwanen gegeſſen habe und der ich noch vor drei Wochen mit Ihnen in der Soirée bei Ihres Herrn Onkels Excellenz geweſen bin —! weiß ich nicht, will es auch nicht unterſuchen. Ich habe manche Fehler, Herr von Lehfeldt, ich weiß es, und wenn gewiſſe Leute zuweilen über mich lächeln, ſo beruhigt mich dies, daß ich noch öfter über mich ſelber lache, ja im Grunde genommen in einem fortwährenden moquanten Vergnügen über mich ſelbſt lebe. Aber Indiscretion und Zudringlichkeit, Herr von Lehfeldt — Sie müſſen es mir bezeugen, gerade weil

Sie Herr von Lehfeldt ſind — ſind meine Fehler nicht.

Nach einer augenblicklichen Pauſe fuhr er fort:

In Ihre Geheimniſſe alſo mich eindrängen will ich nicht; ſeien Sie Herr Schmidt oder Herr Müller oder Herr Schulze, ich laſſe Ihnen freie Auswahl, da ich doch recht gut weiß, wer Sie ſind und keine Verſtellung mich länger irre machen kann. Aber da es möglich wäre, daß die Gründe Ihres Verfahrens in mir lägen, ich meine, daß mein unvermuthetes Erſcheinen in dieſer Gegend in Ihnen gewiſſe Befürchtungen ... Sie ſehen, wohin ich ziele, Herr von Lehfeldt ... eine gewiſſe Eiferſucht ... unter Umſtänden ... und die an ſich ganz natürlich wäre ... ganz natürlich, Herr von Lehfeldt ...

Sei es, daß er den Flug zu hoch genommen, ſei es, daß er ſelbſt noch nicht recht klar war über die Sache, die er eigentlich ausdrücken wollte — genug, der Redner hatte ſich hier aufs Schönſte verhaſpelt. Mechaniſch, weil er es ſonſt ſo gewohnt war, griff er ſich ins Geſicht, um an der Brille zu rücken: und der Umſtand, daß er dieſelbe da nicht fand, ſowie die boshafte Freundlichkeit, mit welcher Herr von Lehfeldt, mit ſeitwärts geneigtem Kopfe, die Fortſetzung ſeiner Rede erwartete, trug nur dazu bei, ſeine Verlegenheit noch zu vergrößern.

Bald indeß fand er ſich zurecht und, Silbe vor Silbe zählend, mit pathetiſcher Langſamkeit:

Es iſt in der Hauptſtadt, ſagte er, eine bekannte Sache und die Salons haben ſich zwei ganze Abende davon unterhalten, daß Miß Angelica — ich bitte zu bemerken, Miß Angelica — im Begriffe ſteht, die Reſidenz zu verlaſſen und zu ihrem Vater zurückzukehren, einem würdigen Manne, Herr von Lehfeldt, wie wir nicht zweifeln dürfen, da er allgemein als ein Millionair bekannt iſt — verſtehen Sie, Herr von Lehfeldt? ein Millionair . . .

Ich lege keinen Werth auf die mancherlei Gerüchte (fuhr er, jetzt wieder völlig im Zuge, fort), die in der Hauptſtadt über das Verhältniß der liebenswürdigen Tochter zu dem — vielleicht nicht liebenswürdigen, aber jedenfalls, wie ſchon bemerkt, höchſt verehrungswürdigen Vater curſiren. Nur die Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, daß für einen jungen Mann, welcher etwa geneigt wäre, ſeine unſchätzbare Freiheit an ein ſchönes Mädchen und eine Tonne Goldes zu verlieren, ſich hier eine höchſt günſtige Gelegenheit eröffnen dürfte, ganz beſonders wenn beſagter junger Mann etwa Juriſt ſein ſollte. Denn wie ich hörte, ſo wird es ſich dabei noch um Teſtamente und Proceſſe handeln. Ich komme ſogleich zum Schluß, Herr von Lehfeldt! Ich enthalte mich aller Vermuthungen und führe dieſe Thatſache nur an, um die Verſicherung daran zu knüpfen, daß ich für meine Perſon lieber (und hier endlich fiel er wieder in ſeinen alten cordialen Ton zurück) von zehn Teufeln lebendig zerpflückt ſein will, als eine Frau nehmen — warum, Herr von Lehfeldt? Sie wiſſen es recht gut: weil ich ſchon eine gehabt habe und weil dieſelbe mir gerade Geld genug hinterlaſſen hat, um mit Anſtand davon zu leben. Wer ſich alſo um deswillen gegen mich ins Geheimniß hüllen wollte, weil er, in ſehr ſchmeichelhafter Eiferſucht, in mir einen Nebenbuhler und Mitbewerber um die ſchöne Angelica — oder, wenn Sie nichts dagegen haben, Nebennarren und Mitraſenden fürchtet, der, mit Reſpekt zu ſagen, ſteckt im Sumpf — im Sumpf, Herr von Lehfeldt! und iſt von der richtigen Fährte wenigſtens ſo weit entfernt, wie ich es vorhin war. Nein, Verehrteſter: was mich zu dieſer thörichten Reiſe veranlaßt hat, iſt ſo wenig eine Herzens- als eine politiſche Affaire, ſondern reinweg eine literariſche. Ich fühle ſehr wohl, junger Spötter, wie ich mich mit dieſem Geſtändniß den Waffen Ihres Witzes widerſtandlos überliefere. Aber es liegt einmal ſo in meiner Natur, daß ich mich lieber wiſſentlich blamiren will, als ohne Grund zum Narren gehalten werden. Die ſociale Frage, Vortrefflichſter, da haben Sie's! Wir haben oft darüber zuſammen gelacht, nicht? und nun treibt das verwetterte Ding mich in dieſe Berge. Es iſt reine Illuſion damit, ich geb' es zu, eine Art Mondſchein, nichts weiter: und wiederum iſt mir ein geſpickter Haſe lieber als der ganze Socialismus. Indeſſen was will man machen? Das Ding iſt einmal in der Mode, alle Welt will etwas Sociales leſen: verhungernde Proletarier, reiche Wucherer, bleiche Weberkinder — auf mein Wort, Herr von Lehfeldt, ich liebe eine behagliche Exiſtenz und mein ganzer äſthetiſcher Magen dreht ſich um, wo ich eine von dieſen Jammerhöhlen erblicke, ſelbſt nur im Buche. Aber die Zeit will es, die Literatur verlangt es.

Auch behauptet mein Arzt, ich würde zu ſtark — eine leidige Wahrheit! rief er und blickte, halb wehmüthig, halb ſelbſtgefällig, auf das wohlgenährte Bäuchlein, das er vor ſich hertrug: und Landluft und Fußreiſen und bäuriſche Diät müßten meiner Taille wieder aufhelfen. Gut denn, ſo werd' ich mich hier ſechs Wochen auf das Elend legen — begreifen Sie jetzt, Herr von Lehfeldt? ſechs Wochen lang auf das Elend! Socialiſtiſche Studien will ich machen, das iſt mein ganzer Zweck; was ich ſo ſocialiſtiſche Studien nenne: einige Greulgeſchichten, Scandäle, Abenteuer, einige ruppige, mordverbrannte Geſtalten, Peſt, Elend, Hungersnoth, was ſich ſo etwa als haarſträubende Dorfgeſchichte oder ländliches Trauerſpiel verarbeiten läßt. Bin ich Ihnen nun weit genug aus dem Gehege? und ſehen Sie ein, wie unnöthig Ihre Beſorgniß? Sie, Glücklicher, werden Honig der Liebe ſammeln von den

Lippen Ihrer Angebeteten, indeſſen ich, Diener der Muſen, einigen romantiſchen Dreck zuſammenkehren werde aus den Hütten des Elends.

Der dicke Mann war von der langen Rede ganz erſchöpft; er haſchte künſtlich einen Zipfel des Tuchs, um ſich damit den Schweiß von der Stirn zu trocknen.

Der Maler, nach einem kurzen Bedenken, erwiederte:

Auch ich, geehrteſter Herr Florus, habe mich während unſerer Wanderung mit dem Gedanken an die wunderſame Aehnlichkeit beſchäftigt, die Sie mir aufzudrängen belieben. Ich gerieth dabei unter Anderm auf jene Stelle im Cervantes, die Ihnen, bei Ihrer ausgebreiteten Kenntniß der Literatur, ohne Zweifel ſogleich vollſtändig gegenwärtig ſein wird: nämlich wo er von Perſonen ſpricht, welche, ohne ſich in der That auch nur im Mindeſten ähnlich zu ſehen, dennoch Tag für Tag von der Einwohnerſchaft ganzer Städte mit einander verwechſelt wurden. Wenn das in Spanien paſſirt iſt vor dreihundert Jahren, warum nicht auch jetzt bei uns? — Das, Herr Florus, iſt die eine Seite von der Sache. Aber ich ſehe noch eine zweite daran und bitte um Erlaubniß, Ihnen dieſelbe ebenfalls andeuten zu dürfen. Geſetzt nämlich, der Herr von Lehfeldt, von dem Sie ſprechen, hätte nun einmal, aus irgend welchen Gründen, die Laune, für einige Zeit für einen Landſchaftmaler Schmidt gelten zu wollen; geſetzt ferner, er hätte ſich ſelbſt das Gelübde gethan und erklärte es hiermit feierlichſt (und bei dieſen Worten ſtellte der Maler ſich dem aufmerkſam zuhorchenden Dichter auf einmal ſchroff in den Weg), ein paar Kugeln wechſeln zu wollen mit Jedem, der ſich dieſer Laune nicht fügen möchte, überall und ſo lange, bis er ſelbſt ihn davon entbinden wird . . .

Der Poet, zu deſſen Gebrechen Raufluſt

nicht gehörte, war vor Ueberraſchung weit zurückgeprallt.

Ei verſteht ſich, ſagte er haſtig, dieſe Ihre zweite Anſicht hat außerordentlich viel für ſich, Herr Schmidt, und ich trete ihr vollkommen bei, Herr Schmidt. Ueberhaupt, Herr Schmidt, habe ich nicht das geringſte Talent für Aehnlichkeiten, Herr Schmidt, und wenn ich vorhin dergleichen geſagt habe, ſo iſt das ein bloßer Scherz geweſen, ſo zu ſagen, ein Reiſeſcherz, Herr Schmidt . . .

Unter dieſen Verhandlungen endlich hatten ſie die Schenke erreicht, wo alle Fenſter noch hell erleuchtet waren und noch ein wildes, jauchzendes Leben durch alle Säle tobte.

Viertes Kapitel.

In der Schenke.

Die Wirthin, eine raſche, runde Frau, in den ſogenannten beſten Jahren, empfing die Fremden, trotz der ſpäten Stunde und trotz der zahlreichen Gäſte, die ihre Aufmerkſamkeit ohnedies ſchon in Anſpruch nahmen, mit großer Zuvorkommenheit. Sie hatte, als Mädchen, einige Jahre in einer Weinſtube der Reſidenz ſervirt und ſetzte etwas darin, gebildetere Gäſte, die ihr Haus gelegentlich betraten, durch ihre ſtädtiſchen Manieren und die Zierlichkeit ihrer Bewirthung zu überraſchen. Geld, pflegte ſie zu ſagen, nimmt man von Jedem, und dreißig ſchmutzige Groſchen ſind auch ein Thaler: aber von ſeines Gleichen will man nicht blos Geld, ſondern auch Ehre. — Auch fiel es ihr in dieſem Fall nicht ſchwer, den Glanz ihres Hauſes zu behaupten. Denn wie ſich jetzt erſt ergab, ſo war dies, durch einen höchſt erwünſchten Zufall, daſſelbe Dorf und daſſelbe Wirthshaus, wo Herr Florus, der in dergleichen Dingen außerordentlich genau zu ſein pflegte, ſich ſchon ſeit acht Tagen zum Voraus Quartier beſtellt hatte. Ein paar freundliche Kammern, von denen er ſogleich die eine an ſeinen Reiſegefährten abtrat, waren in Bereitſchaft. Auch ein wohlausgeſtatteter Mantelſack, den er ebenfalls von Hauſe vorausgeſchickt hatte, und der ihn ſogleich in den Stand ſetzte, ſeine Toilette zu verbeſſern, fand ſich vor.

Durch all dieſe Umſtände war der Dichter in die glücklichſte Laune verſetzt; er hatte ſeine ganze alte Redſeligkeit wieder gewonnen und wurde nicht müde, ſeinen guten Stern zu preiſen, der ihn durch alle Fährlichkeiten zu dieſem behaglichen Ausgang geführt hatte.

Ich halte, ſagte er zu ſeinem Gefährten, vom Reiſen ſonſt, im Ganzen genommen, nicht viel. Ich habe das in meiner Jugend abgemacht, wo ich noch ein armer Teufel war und die Bequemlichkeiten des Lebens nicht zu ſchätzen verſtand. Jetzt weiß ich, daß beim Reiſen, Summa, mehr Laſt iſt als Vergnügen, und hier herum nun gar. Aber was wahr iſt, muß wahr bleiben: Abenteuer erlebt man auf ſolcher Fahrt, Einfälle bekommt man und Anſchauungen — man könnte zu Hauſe ein halbes Jahr darüber nachdenken und käme nicht auf ſolche Geſchichten.

In dieſer roſenfarbenen Stimmung, an der jedoch, um gerecht zu ſein, auch der gewärmte Wein nicht ganz ohne Antheil war, beſtand er denn auch darauf, noch in den großen Saal hinunterzugehen, wo die Fabrikarbeiter ihre Orgien feierten.

Ich reiſe, ſagte er, nicht des Vergnügens halber, ſondern zum Studium: und alſo darf ich mich nicht ſchonen.

Der Maler zeigte anfangs wenig Luſt, ihn zu begleiten; er ſei müde, meinte er, und wolle ſich zur Ruhe legen. Zuletzt indeß gab er dem dringenden Zureden des Dichters nach.

Sehn Sie, ſagte dieſer, indem ſie die Stiege hinuntergingen, mein beſter Herr Schmidt: zwei Leute, die ſich ſo wunderſam getroffen haben, wie wir beide, für die iſt das ein Fingerzeig, daß das Schickſal noch etwas Beſonderes mit ihnen vorhat und daß ſie daher ſo lange bei einander bleiben ſollen wie möglich. Es iſt ein wahres Luſtſpiel, das wir mit einander aufführen, und da ein Jeder von uns Acteur und Zuſchauer zugleich iſt, ſo iſt es nicht möglich, ſich beſſer zu amüſiren.

Der gute Mann hätte noch einen andern Grund anführen können und einen noch ſtichhaltigern. So ſehr ihn nämlich lüſterte, das abenteuerliche Treiben im Saal in der Nähe zu betrachten, ſo ſpürte er andererſeits doch auch einiges Grauen davor; ein glücklicher Geſellſchafter in den lockern Kreiſen der Hauptſtadt, fehlte ihm alle Gabe, ſich mit Leuten aus dem Volke zu verſtändigen. Von ſeinem Gefährten dagegen wußte er, daß derſelbe, mit unvergleichlicher Gewandtheit, ſich mit Jedermann in jedem Verhältniß zurecht fand; auch ſein Muth und ſeine körperliche Stärke waren ihm wohlbekannt. Unter welchem beſſern Schutz alſo konnte er ſeine poetiſchen Studien eröffnen?

Aber auch der Maler war nicht ganz ehrlich geweſen, als er ſeine Müdigkeit vorſchützte. Im Gegentheil: mit dem ſcharfen Blick, der ihm eigenthümlich war, hatte er, gleich wie ſie zuerſt an der offenen Saalthür vorübergingen, aus dem wogenden Meer von Geſtalten eine erkannt, die ihn in hohem Grade intereſſirte und für deren weitere Bekanntſchaft er gern eine Stunde von ſeiner Nachtruh' opferte: den Vagabonden, mit dem er vor Kurzem unter der Galgenfichte zuſammengetroffen. — Warum er eine Einladung, die ihm ſelbſt ſo erwünſcht kam, dennoch erſt nach einiger Weigerung angenommen? Unſere Leſer, nach den Blicken, die ſie bereits in das Weſen des Herrn von Lehfeldt gethan, werden ſich die Frage leicht beantworten können: dieſem wunderbaren Charakter geſtaltete ſich unwillkürlich Alles, womit er in Berührung kam, Perſonen, Verhältniſſe, Umgebungen, zu einem Stoff, die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes daran zu prüfen. Wie ein geſchickter Kartenſchläger, in ruhigem Geſpräch, mit leeren Fingern, ja ſelbſt im Schlaf, unmerklich die Handgriffe wiederholt, durch welche er ſeine Zauberſtücke bewerkſtelligt: ſo auch Herr von Lehfeldt, bei jeder geringfügigſten Gelegenheit, an jedem kleinſten Stoff, übte er ſeine Neigung zur Intrigue. Es war ihm ebenſo unmöglich, irgend einen Zweck, ohne Umſchweif, auf geradem Wege zu verfolgen, als es einem Schielenden unmöglich iſt, geradeaus zu ſehen.

Die Wirthin, die ſich durch dieſe Herablaſſung ihrer vornehmen Gäſte ſehr geſchmeichelt fühlte, beeilte ſich, ihnen den ſogenannten Herrenwinkel einzuräumen: eine Art Verſchlag, zunächſt am Schenktiſch, ein bequemes, heimliches Plätzchen, in einiger Höhe, von dem aus ſie den ganzen Saal überſchauen konnten, und wo ſie gegen die Zudringlichkeit der übrigen Gäſte, ja ſogar gegen die Blicke derſelben hinlänglich geſichert waren.

Es iſt freilich, ſagte ſie, indem ſie raſch noch mit der Schürze die Stühle abkehrte, ſo eifrig, daß das mächtige Schlüſſelbund an ihrer Seite lautete, wie ein Glockenſpiel — Es iſt freilich nicht Alles, wie Euer Gnaden es gewohnt ſind und wie man ſelbſt es haben könnte, wenn das

Volk nicht gar zu roh wäre. Ich habe es auch nicht gedacht, als ich als Mädchen ſechs Jahre in der Hauptſtadt ſervirte, wiſſen Sie? beim ſeligen Herrn Heckmeier, der den guten Ungar hatte, rechts vom Schloß, wo der nackte Herrgott über dem Keller ſteht, daß es einmal ſo mit mir zu Ende gehen ſollte. Aber was mehr? Gott ſorgt für die Seinen und ein Jeder für ſich, und wenn man ſein gutes Auskommen hat und ein bischen Ehre bei den Leuten, ſo darf man es mit dem Uebrigen ſo genau nicht nehmen.

Für Herrn von Lehfeldt hätte es dieſer Entſchuldigungen am Wenigſten bedurft. Denn für ihn hätte der Platz nicht glücklicher gewählt ſein können: dicht darunter ſaß die Gruppe, die ſich um den Vagabonden, als ihren Mittelpunkt, zuſammengefunden hatte; kein Wort, keine Miene konnte ihm hier entgehen.

Der Landſtreicher ſtand zu oberſt am Tiſch;

er war ſonſt eine ſehr verachtete Perſon, aber da er heut mit Geld in der Taſche gekommen war, ſo ſpielte er den Meiſter. Seine Blicke ſprühten; auf ſeiner Stirn brannten große rothe Flecken; ſeine Stimme, von dem vielen Schreien und Trinken, war unerträglich heiſer. Einen ſchmutzigen ledernen Becher hoch über dem Kopfe ſchwingend:

Aufgeſchaut, meine Herrſchaften! rief er in dem burlesken Ton eines Marktſchreiers, und tutete gleich darauf in den Becher, wie in eine Trompete: Hier werden Sie ſehen die Metze Fortuna, tanzt auf einem Bein —

Grinſend Geſicht, den Steiß herausgekehrt —

— hop!!

Laß deine Sprüche, Narr, ſagte ein kleiner blaſſer Mann, mit hochblondem Haar und kleinen funkelnden Augen, der ihm zunächſt ſaß — und wirf zu. Wem's fällt, dem fällt's: und das Andere iſt Alles nur Zeit verdorben.

Der Leſer merkt, um was es ſich eigentlich handelte: es war ein gemüthliches Würfelſpiel, womit dieſe ehrenwerthe Geſellſchaft ſich unterhielt. Mit Hellern, Pfennigen, Groſchen hatte man angefangen, verſuchsweiſe, bloß zum Spaß — und jetzt rollten Guldenſtücke und Thaler auf dem Tiſch, der Wochenlohn und ganze Unterhalt mehr als einer Familie. Ja, Einige hatten ſchon die Uhr locker gemacht, tombackne Uhren, ſilberne zum Höchſten, aber doch ein ſehr werthvoller Einſatz in dieſem Kreiſe.

. . . Und fünf ſind vierzehn, rief der tolle Heiner, der inzwiſchen geworfen hatte: Rother Konrad, ich kann dein Geſicht nicht leiden, und was dahinterſteckt erſt recht nicht: aber dein Geld nehm' ich doch, — warum?

Wir können nicht von Kräutern, Beeren, Waſſer,
Wie wildes Thier und Fiſch und Vogel leben. —

Eine Flaſche Wein, Frau Wirthin, dieſer Branntwein ſtinkt mich an . . .

pfui, pfui! pah, pah!
Gib etwas Biſam, guter Apotheker,
Die Phantaſie zu würzen! Da iſt Gold!

Es herrſcht ein alter Aberglaube unter Spielern gleich den hier verſammelten, daß es ſich niemals glücklicher ſpielt, als mit geſchenktem Geld, oder gar mit geſtohlenem. Wenigſtens der erſte Theil dieſer Tradition ſchien heute ſeine Beſtätigung finden zu ſollen: der Thaler des Herrn von Lehfeldt hatte ſich unter den Händen des Landſtreichers ſchon mehr als verzehnfacht; alles Geld, das gegen ihn geſetzt ward, zog er an, wie mit magnetiſcher Gewalt.

Die Wirthin ſetzte Wein auf, eine Flaſche um die andere. Denn wenn der tolle Heiner den Uebrigen das Geld abgewann, ſo gewann er es doch nicht für ſich; er ließ mittrinken, Jeden, der mochte. Die Wirthin, der das viele baare Geld ſehr angenehm in die Augen ſtach, hatte ihr ordentliches Wohlgefallen an ihm und ließ es willig geſchehen, daß er ſie gelegentlich Frau Hurtig nannte, die Wirthin zum Schweinskopf, des Teufels abgelegte Lockſpeiſe und ein leeres Eſſigfaß, das nur noch den Geruch hätte: Frau Venus allenfalls hätte ſie verſtanden ...

Aber dies iſt ja nur ſolch ein Gerede, ſagte ſie, als wenn unſer Rabe Spitzbub ſagt: und unſer Rabe hat noch mehr Verſtand als der, außer was aufs Trinken iſt.

Fünftes Kapitel.

„Messieurs, faites votre jeu, rien ne va plus“ …

Du haſt gewonnen, Toller, ſagte Konrad, und ſeine Mienen verzerrten ſich: Aber noch ſind wir nicht zu Ende, es klimpert da noch etwas in der Ficke — da, halte dies — und doppelt oder nichts.

Es iſt eine Sünd' und Schande, meinte einer von den Umſtehenden, indem er das verlorene Geld über den Tiſch ſchob, daß wir vernünftige Kerle unſer Geld verlieren ſollen an ſolchen Tropf; da iſt keine Vernunft mehr in der Welt, wenn die Narren gewinnen und die Klugen müſſen's leiden.

Ja, ſagte der Wirth, der, eine ernſthafte, trockne Geſtalt, die Hände in den Taſchen, am Tiſche ſtand und dem Spiel mit kauſtiſcher Miene zuſchaute: mit ihm arbeiten mögt Ihr nicht, aber mit ihm ſpielen, das ſchmeckt Euch.

Und wenn es ihnen ſchmeckt, was kümmert es uns? eiferte die Wirthin dazwiſchen: du wärſt auch beſſer Leichenbitter geworden mit Deinem ſauern Geſicht, als Gaſtwirth. Das ſind Männer hier — Heiner, unterbrach ſie ſich ſelbſt, es waren zwei Flaſchen, die ich brachte, nicht eine . . . ſo, nun ſtimmt's — und keine Kinder, da hat Niemand was drein zu reden, und das ſoll meinem Hauſe nicht nachgeſagt werden, daß die Gäſte hier beten müſſen, wenn ſie anderwärts tanzen. Spaß muß ſein, das verſteht ſich, und wegen meiner kann hier ein Jeder thun, was ihm beliebt; wer's Glück hat, kriegt die Braut. — Ich meine, ſetzte ſie hinzu, ſo lang er bezahlt.

Es iſt, ſagte ein Anderer, wie mit den Lottozahlen: dieſen ſelbigen Menſchen, als welche nicht recht im Kopfe ſind, wohnt allemal ein eigenthümliches Glück bei: und wenn ich mir den Heiner ſo recht betrachte, ſo möcht' ich wetten, er weiß im Stillen recht gut, warum er toll geworden iſt.

Du, Toller, rief der Erſte wieder: wo haſt du das Geld hergeſtohlen, mit dem du ſpielſt? Aus dem Kirchſtock wenigſtens, weil du ſolch greuliches Glück haſt.

„Dieb iſt Alles!“ jauchzte der Wahnſinnige, indem er die Würfel rollen ließ, und ſogleich in eine andere Stelle überſpringend: „den Platz gewechſelt und die Hand gedreht! Wer iſt Richter, wer Dieb? Sahſt du wol je eines Bauern Hund einen Bettler anbellen?“

Deine Sprüche ſollſt du laſſen, ſchrie Konrad . . .

Der Landſtreicher hatte zum zweiten und

zum dritten Mal gewonnen und feierte ſein Glück mit einem Schwall von Citaten, Ausrufungen und Declamationen, die von ſeinem Publikum um ſo lebhafter bejubelt wurden, je weniger ſie davon verſtanden.

Jetzt gebt Acht, ſagte ein baumlanger, vierſchrötiger Geſell, der dem Landſtreicher gegenüberſtand, und winkte ſeinen Nachbarn vergnüglich mit den Augen: jetzt iſt er im Zuge, jetzt kriegt er's. Ich könnte mich todt lachen über den ſchnak'ſchen Kerl — he, Hanne? wo iſt Hanne? Hanne muß das auch hören . . .

. Es war die Liebſte des langen Goliath, die Hanne. Aber in dieſem Augenblick, von Tanz und Branntwein überwältigt, lag ſie unter einem Pfeiler des Saals und ſchlief.

Jammerſchade, meinte ein Anderer (er war ehemals Kornhändler geweſen, von mittelmäßigem Wohlſtand; aber Trunk und Liederlichkeit und ein unglückſeliger Hang zu allerhand Projecten und Erfindungen hatten ihn heruntergebracht, daß er kaum noch als Karrenſchieber ſein dürftiges Brod fand) . . . Jammerſchade um den Mann! das hätte einen Prediger gegeben — man hört's ihm ordentlich noch an.

Nun? ſagte Herr von Lehfeldt zu dem Poeten, der ſprachlos, mit verdutzten Augen, in das Gewirr zu ſeinen Füßen ſtarrte: was meinen Sie dazu? und wie gefällt Ihnen dieſer Anfang Ihrer Studien?

Der Poet probirte mit der Miene eines tiefbekümmerten Mannes den Glühwein, den die Wirthin ihm ſoeben friſch hingeſetzt hatte; dann, das Kinn tief in die Binde drückend, was ſeinem vollen, friſchen Geſicht einen eigenthümlichen Ausdruck von Würde verlieh, faſt wie ein Truthahn, welcher die Federn pluſtert:

Ach, ſagte er mit einem tiefen Seufzer, ich ſehe ſchon, mein beſter Herr . . . Schmidt: es hat mit dieſer ſocialen Frage doch mehr auf ſich, als ich dachte. Gott, welche Verdorbenheit! und welche Stürme für die bürgerliche Geſellſchaft müſſen hervorgehen aus dieſem Abgrund! Auf Elend war ich gefaßt, und auf eine Hand voll Thaler hätte es mir auch nicht ſollen ankommen, ganz gewiß nicht. Actionair der großen Wohlthätigkeitslotterie bin ich ja ſo ſchon, Sie haben doch gehört davon? wo der dicke Heymann an der Spitze ſteht und ſtatt der garantirten Leinwand, die den armen Webern abgekauft werden ſoll, bringt er mit der Manier ſeine eigene alte Baumwolle an den Mann? Die ganze Stadt weiß es; aber weil es ein Almoſen ſein ſoll und weil Niemand den Schein haben mag, als hätt' er für ſeine Wohlthätigkeit auch noch einen reellen Vortheil haben wollen, ſo ſchweigen die Leute und der dicke Heymann hat den Profit davon. Ob ich alſo mein bischen Geld ſo verliere oder ſo, bleibt ſich's nicht gleich? Aber dies iſt mehr, als ich erwartet, ja als ich für möglich gehalten. Trinken — nun, es iſt menſchlich und ich habe Nachſicht damit; Tanzen — ein dummes Vergnügen im Grunde, wiewohl, wem es Spaß macht, da mag es ſein. Aber Spielen! Spielen um Geld!! Nein wahrhaftig, das heißt die Grundlagen der menſchlichen Geſellſchaft erſchüttern. Ich bin kein Aſcetiker, Sie wiſſen es . . . oder können es mir doch glauben, Herr Schmidt; ich habe nichts gegen ein Spielchen an ſich, ſogar ich liebe es, und ein Ecartéchen nach Tiſch, in der Fenſterecke, Partie zum Dukaten, wirkt ganz angenehm auf die Verdauung. Aber ein Unterſchied muß ſein; Schranken müſſen aufrecht erhalten werden. Sie — und wir, da liegt es! Wir wiſſen, was wir thun, und haben das Geld dazu. Dagegen wenn Bettler und Tagelöhner nun auch ſchon anfangen wollen zu ſpielen . . .

Die Wirthin, die noch hinter dem Stuhl

des Dichters ſtand und ſeiner Rede mit großer Aufmerkſamkeit gelauſcht hatte, wollte es gern mit keiner Partei verderben.

So iſt es, gnädigſter Herr, ſagte ſie, und das iſt eben meine Meinung; nur daß man ſie nicht immer ſo herausſagen darf von wegen der Leute. Es iſt ein ſchrecklicher Hochmuth eigentlich von der Art Volk und ich ſchäme mich im Stillen genug darüber, daß ſo was in meinem reinlichen Hauſe paſſiren kann. Du, ſag' ich immer zu meinem Mann, wenn das einmal einer von unſern Freunden in der Hauptſtadt hört, was müſſen ſie denken? Sie müſſen ja denken, Gott verzeih' mir die Sünde! ſag' ich, als ob unſer Haus ein Spielhaus wäre. Aber da ſollte mir Einer kommen! Das könnt' ich gerade leiden! Ein Spielhaus? Ei ja doch: ſehen Sie wohl, ob mein eigener Mann ſpielt? Er möchte wohl, der Sauertopf, ich kenn' ihn recht gut! und darum ſchimpft er auch darauf und ſtellt ſich ungeberdig. Aber eine ordentliche Frau muß immer Obacht haben, ſonſt verwirſt ſich der beſte Mann. Und darum, Mann, hab' ich geſagt, daß du mitſpielſt, das darf nicht ſein, das leid' ich nicht, Mann! Ja ich leide das Spielen in meinem Hauſe überhaupt gar nicht, gnädigſter Herr, gar nicht — als bloß des Sonnabends, gnädigſter Herr, wo die armen Schelme das bischen Lohn ausgezahlt kriegen — Nu, du lieber Himmel, ſo was iſt das nicht gewohnt, da brennt das bischen Geld in der Taſche und ihr menſchliches Plaiſir wollen ſie doch auch haben, alle Woche einmal; es iſt doch noch immer beſſer, als wenn ſie ſich betrinken und ſchlagen uns Stühle und Fenſter entzwei, nicht wahr? Und der zottige Menſch da, der ſo ſehr gewinnt, das denken Sie nur ja nicht, gnädigſter Herr, der iſt nicht ſo ohne, der hat ſtudirt, ei ja! wenn der ſeinen richtigen Verſtand hätte . . .

Dem Dichter wurde angſt bei der Beredſamkeit, welche die Wirthin entwickelte.

Laſſen wir das, ſchöne Frau, unterbrach er ſie, und ſagen Sie mir lieber, wenn Sie es wiſſen, wer die junge Frau iſt, jene dort, die ſchwarzhärige, mit dem weißen Kopfſtuch — Schon ſeit einer Viertelſtunde ſeh' ich ihr zu, wie ſie ſich durchzudrängen ſucht zu den Spielern . . . eben wieder, ſeher Sie? Die dort um den Pfeiler hervorguckt — nein, jetzt ſteht ſie an der Thür, dort, bei dem Kinde . . . Arme Frau, rief er mit raſch entzündetem Mitleid: was ſie bekümmert ausſieht! und welch edles Antlitz unter all dieſen verworfenen Geſichtern!

Dieſer letztere Zuſatz klang für das Ohr der Wirthin denn freilich nicht ſehr ſchmeichelhaft. Vielleicht war es alſo deshalb, daß ſie, nach einem flüchtigen Blick in der von Herrn Florus angedeuteten Richtung, den Kopf halb geringſchätzig hintenüberwarf und in merklich gereiztem Ton erwiderte . . .

Aber machen wir zuvor unſere Leſer ſelbſt bekannt mit der Erſcheinung, um die es ſich handelt. Eine Frau mit ſchwarzem Haar und tiefſchwarzen, melancholiſchen Augen, dem Anſchein nach in Mitte der Zwanziger; doch war ſie möglicher Weiſe auch jünger und nur der tiefe Gram, der ihr feines, aber abgehärmtes Antlitz beſchattete, legte ihr einige Jahre zu. Sie war ſehr bleich; das Haupt trug ſie leicht vornüber, was ihrer übrigens feinen und wohlgebildeten Geſtalt Abbruch that. Ihr Anzug war ärmlich, ja mehr als das: aber durch Eines dennoch ſtach er vor allen übrigen hervor: er war reinlich; das Kopftuch, das ſie um die dichten, wohlgeſcheitelten Haare trug, war ſauber gefältelt und von tadelloſer Weiße. Trotz der Hitze im Saal ſchien die Aermſte zu frieren; ſie hatte beide Arme dicht unter ihre Schürze eingeſchlagen, und wenn man genauer hinſah, ſo ſchien es, als ob ihre Zähne gegeneinander ſchlugen.

Oder war es vielleicht vor Angſt? Denn wie von Angſt getrieben, ruhelos, drängte ſie ſich zwiſchen den Uebrigen umher. Jetzt trat ſie einige Augenblicke durch die offene Thür hinaus ins Freie und horchte mit aufgerichtetem Haupt; jetzt wieder ganz eng zuſammengedrückt, ganz leis, ſo leis —! glitt ſie durch die dichten Gruppen, welche die Spielenden umlagert hielten, vorſichtig, immer näher, aber auch immer leiſer, immer demüthiger, mit immer flehendern Blicken . . .

Was war das? Warum jetzt zuckt ſie zuſammen? Aus welchem Auge droht der Strahl, vor dem ſie den keuſchen Glanz des ihren verbirgt? Ja wohl: arme Frau! Wie ſie jetzt mit gebrochenen Gliedern zurückwankt! wie ſie das Kopftuch dicht, dicht in die Stirne zieht, die

Thränen zu verbergen, die ihr über die bleichen Wangen rieſeln . . .!

Selbſt die Umſtehenden ſchienen Mitleid mit ihr zu haben, wenigſtens die Weiber.

Er iſt ſchlimm heut, gelt? ſagte ein dickes, ältliches Frauenzimmer, das auf der Bank an der Thür ſaß, und nickte ihr halb frech, halb mitleidig zu: da — laß los, wilder Satan, unterbrach ſie ſich ſelbſt, und zog einem kaum dreijährigen, verkümmerten Knaben, der zwiſchen ihren Füßen hockte, das Branntweinglas aus den Händen, daß er vor Unwillen laut aufkreiſchte: trink eins, kleine Frau — ſie ſind Alle nicht anders und du wirſt es auch ſchon gewöhnen.

Die Unglückliche ſchüttelte heftig abwehrend mit dem Haupt.

O nur dem Kinde nicht, um Gottes willen! ſagte ſie, und mitten in ihrem tiefen Kummer blieb ſie vor dem ſchreienden Kinde ſtehen, zog es mit Inbrunſt an ſich und ſtreichelte ſeine unſaubre Wange.

Dieſe Frau alſo war es, und in dieſem Augenblick, welche die Wirthin, dem Fingerzeig des Poeten folgend, ins Auge faßte. Ah ſo, rief ſie, in gereiztem, ſüßſaurem Ton: freilich wohl, das muß man ſagen, die Herren aus der Stadt verſtehen ſich darauf. Je nun, das iſt auch kein Frauenzimmer wie die andern: das iſt auch unſere Prinzeß, ei ja, unſere Meiſterstochter iſt das . . .

Herr Florus, dem mit dieſer Antwort noch wenig gedient war, wollte eben um weitere Auskunft bitten. Allein die Aufmerkſamkeit der Wirthin war bereits wieder durch einen andern Gegenſtand in Anſpruch genommen: ein ſchlanker Jäger, in glänzender herrſchaftlicher Livree, ſah mit vorgebogenem Hals in den Herrenwinkel hinein, offenbar in der Abſicht, ſich ſelbſt darin niederzulaſſen; da er jedoch vornehmere

Gäſte darin erblickte, ſo zog er ſich ſogleich zurück und ſchritt der Ausgangsthüre zu.

Die Wirthin eilte ihm nach. Nun wohl gar, Herr Wilhelm, rief ſie: Sie werden doch nicht ſchon nach Hauſe wollen? Das Vergnügen ſoll ja erſt recht angehen.

Muß wohl, antwortete der Jäger misvergnügt, bin noch in Dienſt heut . . .

So ſpät? und wo denn da, Herr Wilhelm, wenn man fragen darf? ſagte die Wirthin mit einem vielſagenden Schmunzeln.

Spät zum Verzweifeln, erwiderte der Jäger, und ich wollt' auch, ich läge im Bett, zumal mit etwas Hübſchem. Aber Frauenzimmer, wiſſen Sie wohl von ſich ſelbſt, Frau Wirthin, haben in Allem ihre eigene Manier; das reiſt, wo Andere ſchlafen, und verdirbt darüber einem ehrlichen Kerl die Nacht. Wir warten noch auf unſer gnädiges Fräulein . . .

Auf das Engelchen? wirklich?! rief die Wirthin, indem ſie vor Verwunderung beide Arme in die Hüften ſtemmte: Nu da wird die Freude ja groß ſein!

Ungeheuer groß, wiederholte der Jäger ſarkaſtiſch: und Beide, die Hände zum Abſchied ineinander ſchlagend, brachen in ein widerwärtiges Gelächter aus. —

Herr von Lehfeldt, wiewohl ſcheinbar ganz in Betrachtung der Spielenden verſunken, ließ ſich doch in Wahrheit von Allem, was um ihn her vorging, nicht das Mindeſte entgehen. Auch von dem Geſpräch zwiſchen der Wirthin und dem Jäger hatte ſein geübtes Ohr keine Sylbe verloren; auch den Ton nicht, den es annahm, als es ſich auf das gnädige Fräulein wandte, und am Allerwenigſten das grobe, ſchadenfrohe Gelächter, mit dem es ſchloß. Es war auch das ein neuer Poſten, den er eintrug in ſeine kunſtvolle Berechnung: er zog die Summe in Gedanken — und ſiehe da, ſeine Rechnung ſtimmte.

Die Wirthin war inzwiſchen zurückgekommen und nahm die frühere Unterhaltung wieder auf. Es iſt Meiſters Margareth, ſagte ſie, ſeine einzige Tochter, die Frau von dem rothen Konrad. Aber ich glaube, der Alte ließe ſich zwei Finger der rechten Hand abnehmen, daß ſie es nicht wäre. Er wollte auch gar nicht heran, ſie ihm zu geben; er wußte, denk' ich mir, was es für ein Früchtchen war, der rothe Konrad — ſehen Sie? der da, gerade gegen Sie über, dem unſer Toller eben das Geld abnimmt — baff, da liegen ſie, alle drei Sechſen! Nun ſag' mir noch Einer, daß die Verrückten es nicht am Beſten haben.

Der rothe Konrad hatte den letzten Heller verſpielt; ingrimmig fluchend, wühlte er die Taſchen um . . .

„Sein Beutel iſt ſchon leer, alle ſeine goldenen Worte ſind ſchon ausgegeben — ſtirb, ſchnöder Trojer!“ jauchzte der Bettler und trommelte mit beiden Fäuſten einen Triumphmarſch auf dem Haufen gewonnenen Geldes, der vor ihm lag, daß die Stücke klirrend durcheinander rollten.

Geld hab' ich nicht mehr, knirſchte Konrad: aber ſo fortlaſſen thu' ich dich nicht, Toller, und ob ich meinen eigenen Kopf einſetzen ſollte. Da, ſpielen wir um den Ring — was hältſt du gegen?

Und damit zog er einen einfachen ſilbernen Reif vom Finger, mit einem kleinen rothen Stein in der Mitte — ſeinen Trauring.

Margareth, von raſtloſer Angſt hin und hergetrieben, den Saal bald verlaſſend, bald wieder betretend, ſtand ſeit einigen Minuten dicht hinter ihres Mannes Schemel. Als ſie ſah, wie er die leeren Taſchen umkehrte, hatte ſie unwillkürlich die Lippen geöffnet . . .

Aber kein Ton ward laut! Nur das Haupt neigte ſie noch tiefer nach vorwärts, als ſonſt, ſchloß die langen ſchwarzen Wimpern und lehnte ſich, erſchöpft, an die Säule, unter der ſie ſtand und von der man ſie ſelbſt für einen Theil hätte halten mögen, ſo regungslos ſtand ſie da. Als ſie jetzt aber hörte, wie ihr Mann von dem Ringe ſprach — die Augen riß ſie weit auf, der letzte Tropfen Blut war ihr entwichen, ihre Kniee bebten und neigten ſich, die Arme hob ſie, als wollte ſie beſchwörend niederſinken, den Spielern zu Füßen . . .

Aber nein, nein, auch das war nur ein Augenblick: wie der Ring vom Finger glitt, mit hellem Klang auf den Tiſch klirrte, wandte ſie ſich lautlos, mit krampfhaft zuckendem Mund — und ſchritt zur Thür hinaus.

Um den Ring ſpiel' ich nicht, ſagte der Tolle mit tiefer Stimme, und ſein Geſicht, wie verzerrt noch den Augenblick zuvor, wurde bei dieſen Worten ganz ernſthaft und verſtändig. Aber abkaufen will ich ihn dir . . .

Es iſt gutes Silber, betheuerte Konrad.

Sehr gutes Silber, wiederholte der Bettler mit ſeltſamem Kopfwiegen, indem er den Ring anſtarrte, ſo feſt, ſo glühend, als ſollt' er ſchmelzen unter dem brennenden Strahl ſeines Auges: zu gutes, Konrad, zu gutes! Es iſt Schad' um das ſchöne Silber, daß ſolch ein Reif daraus geworden iſt — da, rief er und ſchob ihm eine Handvoll Geld über den Tiſch zu, das iſt für den Ring, kein Jude hätte ihn beſſer bezahlt — nimm das! und ſpiele weiter, wenn du magſt. Ich aber will ſchlafen gehen.

Mit dieſen Worten ſtand er auf, ſcharrte den Reſt des Geldes zuſammen und wollte gehen.

Nimmermehr, ſchrie Konrad, indem er ihn am Aermel niederzerrte: du darfſt jetzt nicht, Heiner, ich laſſe dich nicht fort, du mußt mir gegenhalten . . .

Die Umſtehenden miſchten ſich in den Streit; es ſei Unrecht, ſagten ſie, und da Konrad jetzt wieder Geld habe, ſo müſſe der Bettler mit ihm weiter ſpielen. Haſt du Verſtand genug gehabt, uns das Geld abzugewinnen, Toller, ſagte der lange Karrenſchieber, ſo mußt du jetzt auch noch ſo viel haben, zu thun, was ſich ſchickt.

Der Vagabond lachte, daß ihm die Seiten ſchütterten: „'s iſt Fluch der Zeit“, rief er, „wenn Tolle führen Blinde.“ Wenn Ihr denn ſo wollt, gut:

ein alter Römer bin ich, nicht ein Däne,
hier iſt noch Trank zurück —

Komm an, rothhäriger Macduff:

Vor die Bruſt
Werf' ich den mächt'gen Schild: nun magſt dich wahren;
Wer Halt! zuerſt ruft, ſoll zur Hölle fahren!

Die Würfel klapperten und das Spiel begann aufs Neue, unter allgemeinſter Spannung der Umſtehenden. — Anfangs ſchien es, als ob das Glück dem rothen Konrad jetzt geneigter geworden ſei. Allein es ſchien auch nur. Indem er die Einſätze in thörichter Haſt verdoppelte, hatte er den erreichten Vortheil nach wenigen Minuten wieder verſcherzt; Fortuna war zurückgekehrt zu ſeinem Gegner und ſtand ihm treulicher bei als je. Nicht lange — und das ganze Geld war in die Taſche des Bettlers zurückgerollt.

Als zum zweiten Mal der letzte Heller hinüberwanderte, ſuchte Konrad ein ſpöttiſches Gelächter auszuſtoßen. Aber es gelang ihm nicht.

Er ſtand auf, knöpfte mehrmals hintereinander die Weſte auf und zu; er wollte etwas ſagen, aber der Kopf ſchwirrte, die Zunge verſagte ihm.

Der Bettler hatte mit Gelaſſenheit die Neigen geleert. Dann, vorſichtig, bündelte er das Geld zuſammen und ſchob es in ſeinen Zwerchſack.

Konrad ſtand noch immer und knöpfte. Die Umſtehenden, ihre Meinung austauſchend über den Gang des Spiels und wenn der rothe Konrad damals ſo und das nächſte Mal ſo geſetzt hätte, ſo hätt' es ja müſſen mit dem leibhaftigen Teufel zugehn, oder er hätte den Vagabonden ausgebeutelt, wie dieſer jetzt ihn — zerſtreuten ſich durch den Saal.

Toller, ſagte Konrad mit halber Stimme — er ſprach es gerade vor ſich hin, ohne ihn anzuſehen, und ſo leiſe, daß man kaum ſah, wie er die Lippen bewegte: es war all mein Geld auf acht Tage, das du mir abgenommen haſt, nicht einen Biſſen Brod hab' ich im Hauſe . . .

Der Bettler lachte.

Ich will es ja nicht geſchenkt haben, murmelte Konrad weiter, blos geborgt. Wozu iſt das viele Geld dir nutz? Und ich will es dir ja wiedergeben als ehrlicher Kerl.

Gute Nacht, rief der Bettler und ſchüttelte ſich vor Behagen.

Es iſt nicht um meinetwillen, fuhr Konrad fort: aber meine Frau, meine Frau, Heiner — biſt du ſo toll, daß du nicht weißt, was das heißt?!

Der Bettler pfiff und fühlte dabei nach dem Ring, den er in Papier gewickelt und ſorgfältig unter ſeinem Hemd verborgen hatte.

Meine Frau, ſagte Konrad, mit einer Stimme, die immer leiſer, immer gepreßter ward und ſeine Rechte, wie von einem magnetiſchen Strom erfaßt, glitt unmerklich ſeitwärts über den Tiſch, wo ein aufgeſchlagenes Brodmeſſer auf einem Teller lag . . .

Meine Frau iſt ohne Speiſe ſeit geſtern, ſagte er, ſie muß verhungern, Toller, hörſt du: verhungern . . .?!

Der Bettler, aus dem übergeſchütteten Wein, der auf dem Tiſche ſtand, zog mit dem Finger Kreiſe und Sterne — und ſchwieg.

Toller, ſprach Konrad weiter — aber dies war kein Sprechen mehr, nur ein heiſeres Stöhnen, ein tonloſes Röcheln, wie der letzte verzweifelte Athemzug eines Sterbenden; ſeine Hand aber ſchob ſich immer näher, immer dichter an das Meſſer: Haſt du gehört, Toller? Geld will ich haben, Geld — meine Frau verhungert — Geld . . .! Oder, beim ew'gen Gott, ich thue, was nicht recht iſt —

Und indem er dies hervorſtieß aus der zugeſchnürten Kehle, zuckten ſeine Finger bereits an dem Griff des Meſſers . . .

Als plötzlich von draußen ein wilder Lärm in den Saal drang; ſcheltende Männerſtimmen, Flüche und Drohungen, dazwiſchen das Wehklagen einer weiblichen Stimme . . .

Alles im Saal fuhr in die Höhe. Horch, rief die Wirthin, das iſt die Stimme des Meiſters!

In demſelben Moment ſtürzte Margareth in den Saal, auf Konrad zu. Um Gottes willen, Konrad, ſchrie ſie, zu Hilfe! Mein Vater, mein Bruder — zu Hilfe, Konrad!

Konrad murmelte einen Fluch zwiſchen den Zähnen; er ſchleuderte das Meſſer von ſich, ſo heftig, daß es zwiſchen ihm und dem Bettler in die Erde fuhr. Dann folgte er ſeinem Weibe.

Die ganze Verſammlung gerieth in Aufruhr. Brennt es? brennt es? riefen die Einen. Ja, ja, ſchrieen Andere . . .

Nichts von Brennen, ſchmetterte die dicke Wirthin dazwiſchen: dem armen Narr, dem Meiſter iſt die Galle übergelaufen, er macht ſich Luft . . .

Aber diesmal hatte Niemand Luſt, auf die Scherzreden der Wirthin einzugehen; Alles, wild durcheinander rennend, ſtürzte erwartungsvoll ins Freie: Fort, fort, zum Hauſe des Meiſters! murmelte es . . .

Auch Herr von Lehfeldt und der Maler ließen ſich mit fortſchieben von dem Strom.

Sechstes Kapitel.

Das Haus des Meiſters.

„Zum Hauſe des Meiſters“ ... Es iſt nicht das erſte Mal, daß wir dieſen Ausruf vernehmen — welche geheimnißvolle Bedeutung hat er? was meint dieſes ſeltſame Gemiſch von Ehrfurcht und Grauen, von Neugier und Beſtürzung, mit dem er vorgebracht wird?

Als Lore den alten Sandmoll auf ſeiner nächtlichen Wanderung belauſchte, als ſie ſah, wie er, der hell erleuchteten Schenke vorüber, auf eine Hütte zuging, die ſich ſeitab, in beſcheidenem Dunkel, verbarg, was war es da, was lag in dieſem an ſich ſo einfachen, ſo unverfänglichen Worte, daß ſelbſt die harte, herzloſe Stimme dieſes Frauenzimmers zu zittern ſchien und ſchien zu ſtocken für einen Augenblick, indem ſie es ausſprach —: Zum Hauſe des Meiſters, richtig, ich dacht' es mir?!

Und als jetzt derſelbe Ruf ſich durch die Schenke verbreitete, wie kam es, was bedeutete dies, daß der Lärm auf einmal verſtummte, die Trinker aufſprangen vom halbgeleerten Glaſe und: Fort, fort, zum Hauſe des Meiſters, raunte Einer dem Andern zu?! —

Nun immerhin, im Aeußern des Hauſes konnte es zum Wenigſten nicht liegen. Denn das unterſchied ſich durch nichts von dem Ausſehn aller übrigen im Dorfe — oder doch nur durch ſehr wenig.

Es war eine der älteſten Hütten und darum auch eine der unſcheinbarſten: von übereinandergelegten Baumſtämmen roh aufgezimmert, wie man im Gebirg zu bauen pflegt; das Dach überſpringend, ſteil, mit Holzſchindeln gedeckt und hie und da mit großen, ſchweren Steinen belaſtet, damit der Sturm das leichte Sparrwerk nicht von dannen führe. Aber ſo ſorgſam waren die Fugen zwiſchen den Balken mit gelblichem Moos verſtopft, die dünnen Holzſtreben, welche das Dach ſtützten, waren ſo glatt behauen, ſogar mit kunſtfertigem Meſſer ſo zierlich ausgeſchnitzt, das klein geſpaltene Holz, das, nach der Gewohnheit jener Gegend, am Giebel emporgeſtapelt lag, war ſo ſauber geſchichtet, die Fenſter, wiewohl klein und niedrig und zum Theil mit zerſprungenen Scheiben, waren dennoch ſo reinlich und hell gehalten, daß das Haus dadurch allerdings vor den übrigen auffallen mußte — nämlich wenn von Allen, die täglich daran vorübergingen, irgend Einer für Unterſchiede dieſer Art ein Auge gehabt hätte.

Aber wodurch es ſich am Meiſten unterſchied und weshalb auch wohl die Nachbarn gelegentlich davor ſtehen blieben, das war der kleine Garten, der ſich, zu beiden Seiten der Hausthür, unter den Fenſtern dahinzog —

Garten, ſag' ich? Ei nicht doch, ein Beet zum Höchſten war es zu nennen: ein Streifen Landes, kaum zehn Schritte lang und ſo ſchmal — ein Kind von acht Jahren konnte mit Bequemlichkeit darüber hinſteigen. Aber dieſes dürftige Stückchen Land, wie ſorgfältig war es gehalten! wie ſinnig benutzt! wie zierlich eingefaßt, mit handhohen grauen Weidenſtäbchen, kreuzweis geſteckt! Auf den Beeten blühten arme, beſcheidene Wieſen- und Heideblümchen, lauter einfache und gemeine Sorten: aber ſie waren verſtändig zuſammengeſtellt, und gewährten, in ihrem ſinnreichen Farbenwechſel, bei aller Einfachheit einen überraſchend wohlthätigen Anblick. — Der Thür zunächſt prahlte eine Sonnenblume; die Fenſter rechter Hand waren mit wildem Wein bezogen, bis an das Dach. Auf der andern Seite ſtand ein Roſenſtock, ein prächtiges, hochſtämmiges Gewächs. Allein der ſtrenge Froſt in den letzten Wintern mußte ihm Schaden gethan haben; er kränkelte ſeit einigen Jahren und die Knospen, die er trug, fielen ab, bevor ſie ſich noch entfaltet . . .

Dies alſo die Stätte, die unter den Dorfbewohnern, weit und breit, als das „Haus des Meiſters“ bekannt war — ſie konnte nicht einfacher ſein, nicht wahr? Und Niemand, der an dieſem geringfügigen Fleckchen Erde vorüberging, hätte vermuthet, daß es gerade dies ſei, was ſo oft und mit ſo vielem Nachdruck im Munde der Leute genannt ward?!

Und doch war es ſo! und doch gerade dieſe anſpruchloſe, ſtille Hütte, mit ihren noch anſpruchloſeren Bewohnern, war ein Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit, ſeit langen Jahren, für die ganze Gegend! Und doch an dieſes arme, niedere Dach, dieſe dürftige, geräuſchloſe Schwelle knüpften ſich Erzählungen, hingen ſich Gerüchte, die geradewegs hinüberleiteten zu dem großen, ſtolzen Schloß und ſeine prächtigen Säle, ſeine glänzenden Zimmer, ſeine ſtolzen Bewohner in geheimnißvollen Zuſammenhang brachten mit dem kleinen, elenden „Hauſe des Meiſters!“ —

Das ganze Fabrikdorf, wie es da lag, war eine ſehr junge Anlage; bei Weitem die Mehrzahl ſeiner Bewohner war erſt in den letzten Jahren, angelockt durch die immer wachſende Ausdehnung des Fabrikgeſchäftes und ſeinen immer ſteigenden Bedarf an Arbeitern, eingewandert. Und zwar meiſt aus weiter Entfernung und den verſchiedenſten Himmelsſtrichen. Ein Theil verließ das Dorf ebenſo ſchnell, wie ſie gekommen, um ihr Glück an einer andern Stelle beſſer zu verſuchen: ſo daß die Bevölkerung, unter fortwährendem Ab- und Zufluten, ſich in ſtetem Wechſel befand, und wer zwei Jahre aus dem Dorf entfernt geweſen war, fand im dritten die alten Nachbarn ſchwerlich wieder.

Vermuthlich war es durch dieſe Umſtände geſchehen, daß die Erzählungen vom „Hauſe des Meiſters“ ſich ſo ſeltſam geſtaltet hatten, und daß Begebenheiten, welche, nach aller Berechnung, kaum nur vor Jahrzehnten ſich konnten zugetragen haben, nach ſo kurzer Zeit ſchon im Munde des Volks zu Mythen und Märchen geworden waren. Es hielt ſchwer jetzt und bedurfte ſchon einer genauern Kritik, als das Publicum wohl anzuwenden liebt, zumal ein ſo neugieriges, ſo leichtgläubiges, wie dieſes, um aus dem wunderlichen Gewirr von Gerüchten, Uebertreibungen und Entſtellungen nur noch einen leidlich vernünftigen Kern geſchichtlicher Thatſachen herzuſtellen. Das Wichtigſte, was auf dieſe Weiſe erhellte, mochte etwa Folgendes ſein.

Lange, bevor die Fabrik hier entſtanden, ja ſeit Uralters ſchon war der Betrieb der Weberei in dieſem Gebirge heimiſch geweſen. Wiewohl in ganz anderer Art als jetzt. Nämlich ein jeder dieſer kleinen Eigenthümer, wie ſie damals im Gebirg zerſtreut umherwohnten, hatte zu ſeinem Fleckchen Land und neben ſeinem ſonſtigen Gewerbe noch einen Webſtuhl aufgeſchlagen, auch wohl nach Gelegenheit, wie erwachſene Söhne oder Vettern im Hauſe waren, ihrer zwei und mehr.

Jeder dieſer Stuhlbeſitzer hieß Meiſter. Denn Niemand (ſo wollte es das Herkommen dieſer Gegend, an dem feſtgehalten ward, wie an einem unverbrüchlichen Geſetz) durfte ſelbſtändig einen Stuhl aufſchlagen noch Andere dazu anſtellen, als wer eine gewiſſe Reihe von Jahren bei einem ältern Meiſter gelernt und endlich, vor verſammeltem Meiſterrath, gewiſſe Proben ſeiner Geſchicklichkeit abgelegt hatte.

Mit andern Worten alſo eine Innung, wie dieſelben ſonſt nur bei ſtädtiſchen Handwerkern üblich waren: mit dem Unterſchiede jedoch, daß, bei der Sparſamkeit dieſer Bevölkerung und ihren einfachen, ſchlichten Sitten, der kleine gehäſſige Neid und die thörichten Bocksbeuteleien, welche das Innungsweſen anderwärts entſtellten, hier keinen Platz greifen konnten.

In derſelben naiven, urſprünglichen Weiſe wurde das ganze Geſchäft damals getrieben. Die Weiber ſpannen, die Alten hechelten, die Kinder ſchlichteten das Garn: aber das Alles geſchah nur gleichſam beiher, nur zur Ausfüllung der Mußeſtunden, während Landbau und Viehzucht die eigentliche Grundlage der Exiſtenz bildeten. Alljährlich einmal, zum Herbſt, kamen die Kaufleute aus dem Flachland herauf und kauften, zu angemeſſenen, durch lange Gewohnheit faſt unveränderlich gewordenen Preiſen, die fertige Waare. Oder auch die Geſammtheit der Meiſter, die mit großer Sorgſamkeit, Einer um den Andern, die Gediegenheit der Waare, die Richtigkeit des Maßes, wie auch die Gleichmäßigkeit der Preiſe überwachten, ſchickte Einige aus ihrer Mitte mit dem angeſammelten Vorrath ins Thal herunter, auf Jahrmärkte und Meſſen: worauf der gewonnene Erlös dann gewiſſenhaft vertheilt ward.

Und da, wie geſagt, die Waare preiswerth, die Arbeit gut und tüchtig, die Muſter vielleicht etwas veraltet, aber geſchmackvoll und kunſtreich waren, endlich da auch Niemand mehr arbeitete noch arbeiten ließ, als er, nach dem Durchſchnitt einer jahrelangen Erfahrung, gewiß war an den Mann zu bringen, ſo fehlte es auch an Abſatz nicht: und die ganze Gegend zog aus dieſem Gewerbe einen zwar nur ſehr mäßigen, aber ſichern und ſtetigen Gewinn.

Aber dieſe beſcheidene Blüte ward geknickt, als die langen Kriegsjahre über das Land hereinbrachen. Die Kaufleute verarmten und blieben aus, die Jahrmärkte hörten auf. Ein Theil der Männer wurde ausgehoben zum Kriegsdienſt; Andere, der ewigen Plackereien, der Durchmärſche und Plünderungen müde, machten ſich heimlich davon. Die Webſtühle ſtanden ſtill, die muntern Räder verſtummten. Selbſt die Felder blieben unbeſtellt, das Vieh war weggetrieben, die Häuſer verfielen; Noth und Elend, in wenig Jahren, verwandelte die noch vor Kurzem ſo muntre, ſo thätige Gegend in eine traurige Wüſtenei.

Und was etwa ja vom alten Fleiß und der alten Betriebſamkeit noch übrig geblieben wäre, das wurde bald darauf durch die Umwandlung, welche, vor vielen andern, gerade dieſer Gewerbszweig erfahren und gegen die der naive Geſchäftsbetrieb dieſer Gebirgsbewohner nicht Stand halten konnte, völlig vernichtet. Große Fabriken wurden eingerichtet: Fabriken, deren bloße Anlage größere Kapitalien erforderte, als alles Geld zuſammengenommen, das ſeit Jahrhunderten jemals in dieſen Gegenden curſirt hatte, die dafür aber auch, mit ihren kunſtreichen Maſchinen, ihren unermüdlichen eiſernen Armen, mehr leiſteten und eine ungleich billigere Waare herſtellten, als Hunderte der fleißigen Hände jemals vermocht hätten. Was that es, daß die neue Waare leicht, unhaltbar, ja zum Theil verfälſcht war? Das Publicum gewöhnte ſich an die leichte, aber augenfällige, unhaltbare, aber billige und bequeme Waare; es fand es ſeinem Vortheil ganz angemeſſen, zweimal mit wenigem Gelde zu kaufen, was es ehedem in derſelben Zeit nur einmal gekauft hatte, aber doppelt, ja dreifach ſo theuer.

Dazu kam die ſittliche Verwilderung, welche, im Geleit der Kriegsjahre und mit der wachſenden Verarmung, auch in dieſe entlegene Gegend ſich eingeſchlichen hatte. Die alte patriarchaliſche Satzung war in Vergeſſenheit gerathen. Die jungen Leute fanden es widerſinnig, erſt eine Reihe von Lehrjahren durchmachen, eine Reihe von Probeſtücken und Prüfungen beſtehen zu müſſen, bevor ſie ſich ſelbſtändig ſetzen konnten; ſie fanden es auch widerſinnig, mit Mühe und Fleiß gute und theure Waare zu liefern, die nur ſehr Wenige kaufen mochten, während die Käufer um die ſchlechte, aber billige ſich drängten. Sie fingen daher an, ebenſo leichtfertig, ebenſo unſolid zu arbeiten, wie es nur irgend in den großen Fabriken geſchah — und verſcheuchten ſich damit natürlich die wenigen Abnehmer noch vollends.

Kurzum, die ganze alte Meiſterſchaft löſte ſich auf; Einige ſtarben, Andere verdarben; bald, daß nur jemals ein ſolches Ding exiſtirt hatte, galt wie ein Märchen. —

Als ein ſolcher Meiſter nun, und zwar der letzte und einzige Ueberreſt derſelben in dieſer ganzen Gegend, war, vor etwa zwanzig Jahren, auch **Karl Werner**, der Beſitzer der oben beſchriebenen Hütte, hier eingewandert. Seine urſprüngliche Heimat, behauptete man, lag einige Stunden weiter ins Thal herab, in dem fruchtbaren und anmuthigen Gelände, das den Uebergang zu dem eigentlichen Gebirge bildete: und auch über die Ereigniſſe, welche ihn beſtimmt hatten, dieſen angenehmen, durch Verkehr und Gewerbe blühenden Aufenthalt zu vertauſchen mit dem öden, einſamen Hochland, gingen allerhand ungewiſſe, dunkle Gerüchte, wie von etwas Ungemeinem und Entſetzlichem. Nur was es eigentlich geweſen war, konnte Niemand mehr ſagen. — Einer alten kunſtverſtändigen Weberfamilie entſproſſen, war er in der That ein Meiſter ſeines Handwerks und verdiente vollkommen den Namen, bei dem er gewöhnlich genannt ward, ſo gewöhnlich, daß ſein eigentlicher darüber ganz in Vergeſſenheit gerathen war; Niemand verſtand ſich auf ſo kunſtreiche, zierliche Muſter, Niemand wußte ſeinem Gewebe ſolchen Glanz, ſolche Glätte zu geben, als er.

Und mit dieſer gewerblichen Geſchicklichkeit verband ſich bei dem Meiſter (wie wir ihn von jetzt an ebenfalls nennen werden) die erprobteſte ſittliche Tüchtigkeit; kam ihm Niemand gleich, nah und fern, an Kunſtverſtand und Geſchicklichkeit, ſo hätte er dagegen durch ſeinen Fleiß, ſeine Sparſamkeit, ſein ſtilles, nüchternes Weſen auch noch eine weit beſſere Nachbarſchaft übertroffen, als diejenige war, unter welcher er lebte. Mit größter Unverdroſſenheit, völlig unbekümmert um den veränderten Geſchmack der Zeit, hielt er, mit peinlicher Strenge, feſt an der alten gewiſſenhaften Arbeitsweiſe, wie er dieſelbe von ſeinen Vorfahren hatte überliefert bekommen; unverbrüchlich, als wäre die Meiſterſchaft von ehedem noch in Flor und das

Auge des Meiſterraths wachte noch, wie früher, über jeden Faden, welcher verwebt ward, beobachtete er die alten Satzungen und Gebräuche und die alte, einfache Ehrlichkeit.

Und dieſer Fleiß und dieſe Ehrlichkeit belohnten ſich. Als der große Haufe ſchon längſt der billigen Fabrikwaare nachlief, fanden die mühſam kunſtreichen Gewebe des Meiſters noch immer ihre Abnehmer. Keine vornehme Dame auf Meilen in der Runde, weit ins Land hinein, die nicht wenigſtens ein auserleſenes Gedeck, ein köſtliches Tuch von der kunſtreichen Hand des Meiſters beſitzen wollte; keine Ausſtattung reicher Töchter, zu der er nicht das Prachtſtück an Linnen zu liefern hatte. Nicht ſelten kamen aus der Hauptſtadt ſelbſt große künſtliche Zeichnungen, zu der berühmte Maler die Umriſſe geliefert: und wie künſtlich ſie waren, der Meiſter verſtand es doch, ſie auf ſeine ſchillernden Fäden zu übertragen.

Damals ſah das Haus des Meiſters nicht ſo ärmlich aus, wie jetzt: damals ſtrahlten die kleinen Scheiben und in der ſauber getünchten Stube klapperten vergnüglich die Webeſtühle.

Denn es war der Arbeit mehr, als er allein, wiewohl von unermüdlichem Fleiß, bei Tag, bei Nacht, bewältigen konnte. Darum nahm er ſich zu Zeiten Geſellen an. Wiewohl es ihm nicht leicht fiel, deren zu finden, die ihm genügt hätten. Denn mit der ganzen Strenge eines alten Meiſters hielt er auch in dieſem Punkt an den ererbten Vorſchriften und wollte Niemand zum Gehilfen annehmen, als wer ſich verpflichtete, die ganze mühſelige Lehrzeit von ehedem bei ihm durchzumachen. — Dazu fand er denn freilich, bei der völlig veränderten Stimmung der Zeit, nur Wenige bereit. Und auch dieſe Wenigen hielten hinterdrein meiſt nicht aus.

Aber bei alledem war der Meiſter ein unglücklicher Mann; die Hand des Schickſals lag ſchwer auf ihm und den Seinigen. Seine Frau (Niemand von den jetzt im Dorfe Lebenden wußte ſich ihrer zu erinnern, doch ging die Rede, daß es eine ſtille, fleißige Frau geweſen, ebenfalls aus einer alten Weberfamilie) war im zweiten Kindbett geſtorben; ſeine Schweſter, Lene, war ſchwindſüchtig und hatte ſeit vielen Jahren das Bett nicht verlaſſen; ſein Vater endlich, ein Greis von wahrhaft ehrfurchtgebietender Geſtalt, groß und ſchlank, trotz ſeines hohen Alters geſund am ganzen Leibe, der ſchönſte Greiſenkopf, den man ſehen konnte, mit großen lichtblauen Augen und langen zartgekräuſelten Locken, die ihn, ſilberweiß, gleich einem Heiligenſchein, umfloſſen . . .

Aber dieſer ſo liebenswürdige, ſo ehrfurchtgebietende Greis war kindiſch! Sein Leib war geſund, aber ſein Geiſt war zerrüttet ſeit zwanzig Jahren; Tag' und Nächte, unabläſſig, kauerte er in derſelben Ecke und ſpielte, Kinderſpiele, mit Papierſchnitzeln und zerbrochenen Strohhalmen; ſanfte Worte ſprach er, mit leiſer, lieblicher Stimme — aber ſie waren ohne Sinn.

Auch über den Urſprung dieſer wunderbar gehäuften Unglücksfälle gingen allerhand finſtre, unheimliche Gerüchte, aber ebenfalls völlig unbeſtimmter Natur: indem ſie alle nur darauf hinausliefen, dieſelben als die Wirkung eines und deſſelben außerordentlichen und furchtbaren Ereigniſſes darzuſtellen. Allein auch hier wieder, worin daſſelbe eigentlich beſtanden, wußte Niemand mehr anzugeben.

Deſto glücklicher, in friſcheſtem Jugendſchmuck, blühten die beiden Kinder, welche die Frau des Meiſters ihm hinterlaſſen: die Aelteſte, Margareth, dieſelbe, die wir, freilich unter ſehr veränderten Verhältniſſen, bereits kennen gelernt haben; der Jüngere, deſſen Geburt der Mutter das Leben gekoſtet, Reinhold, ein prächtiger brauner Knabe, von hellem Geiſt und tüchtigen Kräften, der dem Vater ſchon frühzeitig bei der Arbeit wacker zur Seite ſtand.

Dieſe beiden Kinder waren der Schmuck des ſonſt traurigen, ſchwer heimgeſuchten Hauſes; der Vater hing an ihnen mit einer unglaublichen Zärtlichkeit, die aber von ihnen nicht minder lebhaft erwidert ward.

Ueberhaupt, bei all dem traurigen Schickſal, das auf dieſer Familie laſtete, ſowie bei der raſtlos ſauren Arbeit, zu welcher der Hausvater verurtheilt war, konnten doch nur ſehr wenige gefunden werden, in denen eine größere Anhänglichkeit, eine zartere Aufmerkſamkeit im wechſelſeitigen Verkehr heimiſch geweſen wäre: und das nicht blos bei Familien dieſes niedern Standes. Sie war wahrhaft rührend, dieſe ehrfurchtvolle Ergebenheit, mit der alle Glieder des Hauſes, der Sohn und Hausherr an der Spitze, den alten blödſinnigen Aeltervater behandelten — und noch rührender die ſchüchterne

Fügſamkeit, die kindliche Demuth, mit welcher der arme irre Greis dieſe Huldigungen annahm. Nie für die geſundeſte, die ſchönſte, die reichſte Schweſter konnte ein Bruder größere Sorgfalt bezeigen, als der Meiſter ſeiner ſiechen Schweſter bewies. Und nie hinwiederum die geſundeſte, rüſtigſte Frau konnte die Erziehung der beiden Waiſen mit größerer Aufmerkſamkeit und unermüdlicherer Geduld überwachen, als es von der kranken Tante Lene geſchah; ihr vornämlich und ihren ſanften, liebevollen Lehren, nächſt dem Beiſpiel des Vaters, verdankten die Kinder den frommen, nüchternen, keuſchen Sinn, der ſie tiefinnerlich belebte und an dem auch das ſchlechte Beiſpiel der übrigen Dorfjugend nichts verderben konnte, — zunächſt ſchon deshalb nicht, weil ſie, die Schulſtunden ausgenommen, niemals mit ihr zuſammenkamen.

Siebentes Kapitel.

Der Fabrikant.

Auf dieſe Weiſe, wie wir es im vorigen Kapitel geſchildert haben, führte der Meiſter ein Leben, das allerdings nichts weniger als beneidenswerth war, aber doch auch nicht ganz freudenlos. Freilich hatte er zu arbeiten, ſchlimmer als ein Galeerenſklav; ein Zuchthäusling war gegen ihn ein Freiherr an Sorgloſigkeit. Aber dafür auch, wenn, nach durchwachter Nacht, der erſte Sonnenſtrahl ihn aufſchreckte von dem Webeſtuhl, über dem er kaum erſt eingenickt war, und er den Schlummer gewaltſam abſchüttelte von Augen, die ihn kaum noch gekoſtet hatten: ſo durfte er bei alledem doch ſich ſelber ſagen, daß es noch keinen Abend gegeben hatte, wo ſeine Kinder ungeſättigt zu Bette gegangen waren, und daß der kranken Schweſter, dem bejammernswerthen alten Vater nichts fehlte am Nothwendigen. — Und ſolch Bewußtſein gibt gar eine eigene Kraft und erſetzt Freuden, die Andere für unentbehrlich halten.

Auch als die alten Kloſtergebäude zur Fabrik umgeſchaffen wurden und der Feind gleichſam, der die alte Meiſterſchaft zerſprengt hatte, ſeinen Sitz nun aufſchlug in nächſter Nachbarſchaft, unter den Augen des Meiſters ſelbſt: ſo verſchlimmerte ſich die Lage deſſelben darum noch keineswegs.

Der Unternehmer der Fabrik war ein Engländer, Herr Wolſton. Oder wenigſtens galt er dafür. Denn Andere wieder wollten wiſſen, er ſei urſprünglich ein Deutſcher, den ſein Schickſal erſt nach England verſchlagen; auch ſei der Name, den er führe, gar ſein rechter nicht.

Jedenfalls hatte er engliſches Geld mitgebracht, engliſche Maſchinen und engliſchen Unternehmungsgeiſt. Alles Dreies wirkte mächtig zuſammen. Beſonders ſeine Maſchinen, nach einer ganz neuen Einrichtung, die er ſelbſt als Geheimniß bewahrte, übertrafen in ihren Leiſtungen weit alle übrigen, die man zu der Zeit auf dem Continent kannte. Bald war ſeine Fabrik eine der bedeutendſten im Lande; das bis dahin ſo öde, ſo ſchweigſame Thal wurde der Sammelplatz einer zuſtrömenden Bevölkerung, und erfüllte ſich mit ruhloſem, lärmendem Leben.

Allein auch durch dieſe ihm ſo nah gerückte Concurrenz ließ ſich der Meiſter in ſeinem ſtillen, ehrlichen Fleiß nicht ſtören. Lieb war dieſelbe ihm freilich nicht: wennſchon nicht eigentlich aus perſönlichen Rückſichten. Aber er haßte alles Fabrikweſen, haßte alle Maſchinenarbeit, mit einem Haß, ſo ingrimmig, ſo glühend — wir wiſſen kein paſſenderes Beiſpiel: wie der flüchtige Indianer, der arme Sohn der Wälder, den klugen, ſinnreichen Weißen haßt, der ihn unaufhaltſam, Schritt vor Schritt, Meile vor Meile, herunterdrängt von dem Erbe ſeiner Väter.

Der Meiſter war überhaupt von außerordentlicher Schweigſamkeit, ein hagrer, bleicher, in ſich gekehrter Mann. Allein wenn er auf dieſen Gegenſtand geführt ward, ſo konnte ſeine ſonſt ſo ſtumme Zunge kein Ende finden; ſeine ſonſt ſo ſchlichte Ausdrucksweiſe erhob ſich, indem er auf Fabriken und Maſchinen zu ſprechen kam, zu den gewaltigſten und kühnſten Bildern. Die großen Fabriken, ſagte er, wie ſie jetzt, nach dem Frieden, von England nach Deutſchland verpflanzt würden, ſeien Werkſtätten, o ja: aber Werkſtätten des Teufels; der

Gewinn, den ſie brächten, gleiche jenen Geſchenken der Kobolde, die ausſähen wie Gold — aber am nächſten Morgen wären ſie verwandelt in eitel Unrath. Wer eine dieſer Maſchinen ſehen könne zum erſten Mal, mit ihren langen, ſchwarzen, ruhloſen Armen, ihren ewig ſchnappenden, ewig knirſchenden Rädern, ihrem unaufhörlichen dumpfen Brüllen — und es wäre ihm nicht, als ſäh' er die gigantiſchen Unthiere der Vorwelt, Drachen und Kraken, heraufbeſchworen aus dem Abgrund des Meeres, mit ihren eiſernen Kiefern, ihrem unerſättlichen Schlund die blühende Welt, zahlloſe Geſchlechter und Recht, Scham Tugend hinabzuſchlingen und zu vernichten? In jeder Maſchine, behauptete er (und ſeine Augen, bei dieſen Worten, nahmen einen Schein an, ſeine Stimme verlor ſich in ein unheimliches Flüſtern, als käme der irre Geiſt ſeines Vaters über ihn) . . . In jeder Maſchine ſäße, zu ewiger Höllenqual, die Seele ihres Erfinders: und was in dieſen Hebeln ſauſe, krache in dieſen Walzen, pfeife und quietſche in dieſen Röhren, dröhne in dieſem zitternden Fußboden, ausathme in dieſer trocknen, brennenden Atmoſphäre —, das ſei das Jammergebrüll des Verzweifelnden, der ewig erneute Todesſeufzer ſei es des raſtlos Gepeinigten!

Auch hatte er wirklich Anfangs, als die Fabrik hier errichtet ward, die Abſicht geäußert wegzuziehen aus der Gegend: und nur die Rückſicht auf die Kranken in ſeinem Hauſe hatte ihn genöthigt, von dieſem Vorhaben abzuſtehen.

Mit um ſo größerer Zuvorkommenheit dagegen ſuchte Herr Wolſton, der Fabrikbeſitzer, die Bekanntſchaft des Meiſters auf. Und mit gutem Grund: da derſelbe, wie früher erwähnt, weit und breit berühmt war als der tüchtigſte Mann ſeines Faches; ein ganzer Schatz von Erfahrungen, ſagte man, Handgriffen und Kunſtgeheimniſſen, von Urältern her ererbt, hatte ſich zuſammengefunden bei dem Meiſter; wenn es Herrn Wolſton gelang, dieſen Mann für ſeine Fabrik zu gewinnen, ſo war das, behauptete man, zum Wenigſten ebenſo viel werth, als ſeine beſte engliſche Maſchine.

Daran jedoch, bei der bekannten Geſinnung des Meiſters, war nun freilich nicht zu denken: vielmehr wies er alle Anerbietungen, welche Herr Wolſton, bald nach ſeiner Ankunft, ihm in dieſer Hinſicht machte, auch die glänzendſten, hartnäckig ab. Niemals, ſchwur er, weder er ſelbſt noch Jemand der Seinigen, werde in einer Fabrik arbeiten; ja lieber im Sarge wollt' er ſeine Kinder ſehen, denn als Fabrikarbeiter.

Und daß es ihm Ernſt war mit dieſem Schwur, das bewieſen die Thränen, die ihm dabei in die hohlen, entzündeten Augen traten.

Nur erſt allmälig und auf vieles Zureden verſtand er ſich dazu, die Fabrik überhaupt nur zu betreten und Herrn Wolſton, in dieſem und jenem, mit Rath und Meinung an die Hand zu gehen. Und auch das that er nur gleichſam verſtohlen und als ob es ein Unrecht wäre, das er damit beginge.

Herr Wolſton bewies mit dieſer Ueberſpanntheit (oder wie man ſie ſonſt nennen wollte) des Meiſters große Nachſicht. Wie er denn überhaupt ein Mann war, den man, trotz ſeiner höchſt verwickelten und oft über die Maßen verdrießlichen Geſchäfte, öffentlich niemals verdrießlich oder gar in Zorn ſah: ſondern immer und gegen Jedermann zeigte er denſelben gleichmäßigen, kaltfreundlichen Ausdruck in dem vollen, ſtattlichen Geſicht. Eine Maſchine, ſagte er in Beziehung auf den Meiſter, ſei freilich ein gar kunſtreiches, wundervolles Geſchöpf und nicht Jedermanns Sache ſei es, das einzuſehen; ein Dämon allerdings ſitze darin, aber darum ſei dem Menſchen der Verſtand geworden, ihn zu feſſeln und zu ſeinem Dienſt zu zwingen. Der Meiſter, ſetzte er dann wohl mit kühler Höflichkeit hinzu, nach ſeiner Einſicht und ſeinen Bildungskräften, thue allerdings ganz Recht, bei ſeinem Webeſtuhl zu bleiben, ja nach genauerer Ueberlegung müſſe er jetzt ſich ſelbſt Vorwürfe machen, daß er nur jemals daran gedacht habe, ihn demſelben zu entziehen. —

Blieb das Verhältniß zwiſchen den beiden Männern auf dieſe Art ein, wenn auch keineswegs feindſeliges, doch immerhin ziemlich einſilbiges und kühles: ſo deſto traulicher dagegen geſtaltete es ſich zwiſchen den beiderſeitigen Familien.

Oder eigentlich nur zwiſchen den Kindern.

Auch der Fabrikherr, ſo viel in ſeinem Geſchäft ihm glückte, hatte doch in ſeinem Hauſe ebenfalls ein ſchweres Schickſal zu beſtehen: Frau Wolſton war tiefſinnig.

Tiefſinnig, nicht geſtört; ihre Gedanken waren vollkommen richtig und wohlgeordnet: nur daß ſie Zeiten hatte, wo ſie von einer unbezwinglichen, vernichtenden Traurigkeit überwältigt wurde. In ſolchen Zeiten ſchwand ihr jede Ueberlegung und jede Rückſicht; ſtrömenden Auges, die Hände ringend, mit aufgelöſtem Haar, irrte ſie dann einſam durch Wald und Flur, mit unverſtändlicher Zunge (ſie war eine Engländerin und ſprach das Deutſche nur mühſam und mit fremdartiger Betonung) jammervollſte Klagen ausſtoßend. Das Gerücht behauptete, dieſe Klagen meinten ihren erſten Mann, einen reichen Londoner Kaufmann, den ſie, ein Weib, wie man noch jetzt in einzelnen Spuren erkennen konnte, von außerordentlicher, ſinnbethörender Schönheit, durch Leichtſinn und Eitelkeit zu Grunde gerichtet hatte: ſo daß er geſtorben ſei in Bankerott und Selbſtmord.

Allein wie das nun war: dieſe traurigen Epochen wiederholten ſich immer häufiger; bald waren die lichten Augenblicke die Ausnahmen, und zwar höchſt ſeltene. Die Aerzte hatten den Verſuch gemacht, ſie, wenn die Anfälle ſich nahten, durch Wechſel des Orts und auf andere Weiſe zu zerſtreuen oder wenigſtens ihr jammerndes Umherwandern zu verhindern. Allein beides mit ſchlechteſtem Erfolg: ihr Tiefſinn hatte ſich über dieſen Verſuchen in Tobſucht verwandelt: und darum, ſollte ihr Zuſtand nicht noch viel elender werden, mußte man ſie frei gewähren laſſen.

Auch konnte man es ohne Gefahr: da ihr Tiefſinn Niemand etwas zu Leide that, als höchſtens nur ihr ſelbſt. Im Gegentheil, ſie war dabei das ſanftmüthigſte, ja unterwürfigſte Weſen, das man ſich denken konnte, und von unerſchütterlicher Wohlthätigkeit. Die Hütten der Kranken und Elenden aufzuſuchen und mit reichen Händen Almoſen auszutheilen, war ihre einzige Freude in geſunden Tagen. Und ſelbſt wenn der Dämon der Melancholie ſie gefeſſelt hielt, vergaß ſie doch ihre Armen nicht, ſondern trug ihnen ſelbſt dann noch Geld und Speiſen zu. Nur wer ſie alsdann, vielleicht aus Dankbarkeit, vielleicht auch Mancher aus Neugier, mit theilnehmenden Worten beſänftigen und tröſten wollte, gegen den konnte ſie ſich unwirſch und ſogar boshaft zeigen. Sobald jedoch der Paroxysmus vorüber, war auch von dieſer Gehäſſigkeit jede Spur verſchwunden.

Am Liebſten hielt ſie ſich im Hauſe des Meiſters auf, am Bett der kranken Lene. Stundenlang konnte ſie da ſitzen, unermüdlich in kleinen Handreichungen: oder auch, wenn ihre trübe Zeit gekommen war, ſaß ſie, ſtarrte in das bleiche, friedliche Antlitz der Kranken und weinte dabei, weinte, weinte — o Gott, als ob ſie die Seele ſelbſt verſchütten wollte mit dieſen Thränen!

Herr Wolſton, der die Krankheit ſeiner Frau von einer groſsen Gefahr her datirte, in welcher dieſelbe einmal auf einer ſtürmiſchen Seereiſe geſchwebt habe, und ſie für unheilbar hielt, legte ihr, ſo viel man ſehen konnte, durchaus nichts in den Weg, weder zum Guten noch zum Böſen. Er wohnte in einem entgegengeſetzten Flügel des weitläufigen Gebäudes und ſah Frau Wolſton oftmals in Wochen nicht, nicht einmal bei Tiſche, und auch nicht in ihren geſunden Tagen.

Ebenſo wenig ſeine Tochter — oder vielmehr die Tochter ſeiner Frau. Denn das Kind war aus deren erſter Ehe: Angelica — oder wie die Leut' im Dorf ſie hieſsen, ſei es, weil der einigermaſsen ungewöhnliche Name ihnen ſchwer einging und ſie ihn ſich auf dieſe Weiſe verſtändlicher machen wollten, ſei es, daſs die engliſche Abkunft des Kindes mit hinein ſpielte, oder auch ſei es, weil es allerdings der paſſendſte Name war für das unſäglich anmuthige, engelgleiche Kind — genug, die Leut' im Dorf hießen die Kleine nicht anders als das Engelchen.

Und nicht blos wegen ſeiner äußern Anmuth hätte das Kind dieſen Namen verdient: auch an Gemüth war es ein Engelchen, mit dem Unterſchiede vielleicht nur, daß man ſich die Engel nicht wohl ſo ſchalkhaft, ſo muthwillig vorſtellt, als die Kleine zu Zeiten war, ja immer, ſobald ſie es nur ſein durfte.

Denn auch dieſes ſo reine, ſo unſchuldige, ſo in Freude blühende Gemüth hatte, trotz ſeiner Jugend, ſchon ſein zugemeſſenes Theil zu tragen an dem finſtern Schickſal, das über ſeinem älterlichen Hauſe brütete, und dieſer beklagenswerthen Entfremdung, welche Vater und Mutter immer weiter auseinander brachte.

Herr Wolſton, wie eben erwähnt, überſah ſeine Stieftochter völlig. Auch von ihrer Seite geſtattete er keine Annäherung; bange Furcht, ſtummer Gehorſam, ſchweigende Unterwerfung in das, was einmal als der Wille des Herrn Wolſton feſtſtand, war Alles, worauf Angelica ihre Empfindungen beſchränken durfte gegen einen Mann, den ſie ſo gern geliebt hätte, wie ihren Vater — und der doch ein für allemal ihr Vater nicht ſein wollte. — Kindergemüther ſpiegeln mit außerordentlicher Treue die Eindrücke wieder, die ſie von ihrer Umgebung empfangen: und ſo auch in der Seele dieſes ſo weichherzigen, ſo gutgearteten Kindes ſetzte ſich, durch die vernichtende Kälte, mit welcher Herr Wolſton es behandelte, eine Verſchloſſenheit und Strenge feſt, ja faſt müſſen wir ſagen eine Herbigkeit, die zwar nirgend anders hervortrat, als nur in Wolſton's Gegenwart, dann aber auch mit einer Entſchiedenheit und einer Energie, die mit dem übrigen Weſen des Kindes kaum vereinbar ſchien.

Ganz anders dagegen, nicht eigentlich freudiger, wohl aber unendlich zärtlicher und darum auch unendlich glücklicher, war das Verhältniß zur Mutter. In den ſchwarzen Stunden, wenn der Geiſt der Verzweiflung die Unglückliche faßte, war Angelica die Einzige, die ſich ihr nahen durfte; die ſüßflötende Stimme dieſes Kindes war die einzige, auf die ſie horchte mitten in ihrem tiefſten Gram; ſeine kleine, ſchmeichleriſche Hand die einzige, von der ſie ſich, wenn auch nicht ohne Widerſtreben, nach Hauſe führen ließ von ihren grauenvollen Wanderungen. Wer die Kleine alsdann hörte, wie ſie mit den ſüßeſten, zarteſten Worten der Mutter zuſprach, wer ſie ſah, wie ſie, ſobald die Mutter ſich nur ein wenig zu beruhigen ſchien, die allerliebſten Mäulchen ſchnitt, die ſchalkhafteſten Spiele trieb, Alles in der guten Abſicht, die Mutter aufzuheitern — und wie dieſe dann plötzlich dem Kinde zu Füßen fiel, ihm Hände und Füße küßte mit verzweifelnder Inbrunſt und ihm liebkoſte mit den ſchmelzendſten, zärtlichſten Worten, Angelica aber, ganz ſacht, ganz ſtille hielt, mit einem lieben, begütigenden Lächeln um den Mund, während dichte Thränen ihr die großen braunen Augen verdunkelten — o wahrhaftig, wer das ſah und hörte, ein Herz von Stein hätte er haben können und es wär' ihm doch geſchmolzen bei dieſem Anblick!

Ach, die kranke Mutter war nicht die Einzige, welche die frühe Pflege dieſes lieblichen Kindes in Anſpruch nahm. Auch aus ihrer Ehe mit Herrn Wolſton hatte ſie ein Kind geboren, einen Knaben, Julian.

Auch Julian war ein wohlgeartetes Kind und ebenfalls von ſeltener Schönheit. Aber ſeine Schönheit hatte etwas Beängſtigendes. Aus dieſer ungewöhnlich ſchlanken, ſchmalen Geſtalt, der durchſichtigen Röthe dieſer hagern Wangen, dieſen glanzvoll leuchtenden Augen, dieſen ſchmalen, kirſchfarbenen Lippen, den milchweißen Zähnen — es war noch lange kein Arzt nöthig und die gewöhnliche Erfahrung reichte hin, um aus dieſen Zeichen auf einen Wurm zu ſchließen, der im Innern dieſes ſchönen Knaben nagte — einen langſamen, aber unerſättlichen, einen gefährlichen Wurm!

Auch die überraſchende Schnelligkeit ſeiner geiſtigen Entwicklung ſtand damit in beſorglicher Uebereinſtimmung; kaum ein Knabe, ja ein Kind noch, war er ſeinen Jahren an Verſtand und Kenntniſſen weit vorangeeilt.

Was jedoch am Rührendſten war an der Erſcheinung dieſes Knaben, das war die außerordentliche Hingabe, die faſt mädchenhafte Demuth und Zärtlichkeit, die er, mit wenigen Ausnahmen, von denen wir ſogleich noch ſprechen werden und die allerdings dadurch nur um ſo greller hervortraten, gegen Jedermann erwies. Dienſte thun, weggeben, verſchenken, war ſeine Leidenſchaft; gleichſam als ahnte er in ſeinem kleinen jungen Herzen das frühzeitige

Ende, zu dem er heranreifte, ſuchte er, mit ungeduldiger Haſt, in die kurze Spanne Leben, die ihm vergönnt war, ſo viel Liebe zu verſammeln, die karge Neige ſeines jungen Daſeins mit ſo viel Blumen der Freundſchaft und des Wohlthuns zu überdecken, als ihm nur immer möglich war.

Julian war der Abgott ſeines Vaters. Dieſer ſo gleichmäßige, ſo feſte Mann, der für die Leiden ſeiner Gattin längſt kein Auge mehr hatte, der gegen Angelica'n, dieſes lieblichſte Kind, das aller Andern Herzen bezauberte, nie, aber auch niemals nur die leiſeſte Spur väterlicher Empfindung gezeigt hatte, ſondern von früh auf, unverändert, behandelte er ſie ſtets nur als das, was ſie im Grunde für ihn war, eine Fremde — aber an ſeinem Knaben hing er mit ſchwärmeriſcher Neigung! aber ein Wort aus Julian's Munde, ein Blick ſeiner Augen, ein Wink ſeines Fingers hätte genügt, den ſonſt ſo unbeweglichen Mann umzuſtimmen, wie er wollte! — Daß Julian im Innerſten krank war, ſah Herr Wolſton nicht — oder wollte es nicht ſehen. Es ſeien das nichts, behauptete er, wenn Andere ihn auf den bedenklichen Zuſtand des Kindes aufmerkſam machten, als die gewöhnlichen Begleiter eines beſchleunigten Wachsthums, vielleicht auch noch die Nachwirkungen der ungeſunden engliſchen Nebel, in denen es ſeine früheſten Lebensjahre verbracht habe, ja ſchlimmſten Falls eine nervöſe Aufregung, die es von ſeiner Mutter geerbt habe, und die, mit vorrückenden Jahren, ſich ganz gewiß von ſelbſt verlieren würde.

Und da Herr Wolſton bekanntlich ein ſehr reicher Mann war und die Aerzte, die ſich um ſeinen Knaben bemühten, mit mehr als fürſtlicher Freigebigkeit belohnte, ſo fand ſich Niemand, der den Muth gehabt hätte, ihn aus dieſem, für ſein Vaterherz ſo wohlthätigen Irrthum emporzuſchrecken.

Ungehindert alſo konnte er ſich in den kühnſten Träumen, den glänzendſten Bildern ergehen über die Zukunft ſeines Sohnes. Auch darin bewies er einen Schwung der Phantaſie, eine gewiſſe liberale, ja poetiſche Imagination, die man nicht ſo leicht von ihm erwartet hätte. Der Knabe zeigte zu Allem, was nach kaufmänniſchen Geſchäften ſchmeckte, nach Fabrikweſen und Induſtrie, nicht nur keine Neigung, ſondern ſogar einen entſchiedenen, ja leidenſchaftlichen Widerwillen zeigte er dagegen. — Auch dieſer Leidenſchaft ließ Herr Wolſton freien Raum. Seine Geſchäfte ließen ihm wenig Zeit, ſelbſt ſeinem geliebten Kinde konnte er nur wenig ſeltene Minuten widmen. Aber ſtundenlang hätte er ſitzen können und zuhören, mit aufeinandergepreßten, ſchmunzelnden Lippen und bedeutungsvollem Wiegen des

Hauptes, wie Julian, in einem Tone, von dem man faſt hätte glauben mögen, er habe ihn dem Meiſter abgelernt, ſeinen Abſcheu ausſprach gegen Zahlen und Ziffern, und die ſchwülen Arbeitsſäle in der Fabrik und das Raſſeln der Maſchinen, das, behauptete er, bis in ſeine kleine, ſtille Stube hinüberdränge und ſelbſt ſeine Träume ſtöre . . .

Gut, gut, pflegte Herr Wolſton in ſolchen Fällen zu ſagen: Hat Recht, mein Junge! ſoll es nicht nöthig haben, mein Julian, ſein friſches Leben zu vergraben unter Ziffern und ſeine Seele zu verkaufen an die todten Maſchinen! Soll es nicht nöthig haben, o nein! Soll treiben können, was ihm beliebt, ein freier Mann, malen, dichten, reiſen, was er will, und kein Prinz ſoll es beſſer haben als er . . .

Wie Julian ſo viel Zärtlichkeit erwiderte? — Dies von Allem war das Wunderſamſte. Ein Herz, ſo ſanft, ſo weich, ſo überſtrömend in

Liebe, ſo zuvorkommend auch gegen den Geringſten ſeiner Dienerſchaft — und war doch kalt und verſchloſſen gegen diejenigen, die ihm gerade am Nächſten ſtanden und das meiſte Anrecht gehabt hätten auf ſeine Liebe: ſeine Aeltern.

Julian war gehorſam, demüthig, ehrerbietig gegen ſeine Aeltern; niemals, auch mit dem leiſeſten Gedanken nicht, misbrauchte er die Herrſchaft, die ſein Vater ihm über ſich einräumte und die auch dem ſcharfſichtigen Kinde unmöglich verborgen bleiben konnte — Aber Liebe? Nein, von Liebe gegen ſeine Aeltern empfand ſeine junge Seele nichts.

Die Mutter, allen Anzeichen nach, erwiderte dieſe geheime Abneigung. Es war ein ähnliches Verhältniß zwiſchen ihr und Julian, wie zwiſchen Herrn Wolſton und Angelica: ſie ſah den Knaben wenig, faſt nie, und wenn es geſchah, ſo war es deutlich, daß ſchon ſein bloßer Anblick ihrem Herzen Zwang anthat.

So blieb Julian faſt ausſchließlich der Geſellſchaft und Pflege ſeiner Schweſter überlaſſen. Die beiden Geſchwiſter liebten ſich mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit. Die geheime Eiferſucht der Aeltern, die ſich ſelbſt in ihrem Verhältniß zu den Kindern widerſpiegelte, indem jeder von ihnen gerade dasjenige Kind zu haſſen ſchien, das der Andere liebte und weil er es liebte — in dem Verkehr der Geſchwiſter wenigſtens war ſie ausgelöſcht und verſöhnt; Unbefangenheit und Vertraulichkeit, für die in dem glänzenden Hauſe des Fabrikherrn im Uebrigen keine Stätte war — in die Herzen dieſer beiden Kinder wenigſtens hatten ſie ſich geflüchtet und hier, unbekümmert um die Kälte und die Verſtimmung um ſie her, ihren reinſten, köſtlichſten Tempel aufgeſchlagen. — Angelica war fünf oder ſechs Jahre älter als Julian. Aber das gab dem Verhältniß eben erſt ſeine rechte Weihe: um ſo mütterlicher geſtaltete ſich die Liebe des heranwachſenden Mädchens, um ſo reizender war ſie in ihrer zarten, vorſorglichen Bethulichkeit um den kränkelnden Bruder.

Julian theilte dieſe Liebe in tiefſter Seele. So verhaßt ihm alles kaufmänniſche Weſen war, ſo ſehr liebte er wiſſenſchaftliche Beſchäftigung, beſonders die Naturwiſſenſchaften, und von ihnen wieder am Meiſten die Botanik.

Allein der Aermſte durfte, ſeiner Geſundheit halber, nur wenig ins Freie; ſeine meiſten Tage mußte er im engen, dumpfen Zimmer verleben; ſchon mehr als einen Frühling hatte er nur vom Fenſter aus begrüßt.

Da war es nun gar herrlich, wie Angelica für ihren Bruder durch Wald und Buſch lief und ihm Blätter, Blumen, Kräuter, was ihn irgend intereſſirte, zuſammentrug. Ein Winkelchen im Treibhaus hatte ſie für ſich eingerichtet und zog, in kleinen Töpfchen, ſo gut ſie konnte, allerhand ſeltene Pflanzen, die Julian ſich gewünſcht oder von denen er geſprochen hatte. Und wenn es ihr gelang und wenn ſie dem Bruder unverſehens ihre blühenden Töpfchen vors Bette tragen konnte — o da war ja nie ein König glücklicher geweſen als ſie!

Und ebenſo herrlich war es auch, wenn Julian, ſeine prächtigen Kupferwerke vor ſich, mit ernſthafter Miene den Lehrmeiſter machte für ſeine Schweſter. Wie ſie die Köpfchen ſo dicht zuſammenſteckten! wie ſich die lockigen Haare ineinander kräuſelten, das feine, aſchfarbene des Knaben und die dicken, kaſtanienbraunen Locken des Engelchen! wie das Mädchen ſich mit ſo viel poſſenhaftem Ernſt bemühte, die ſchweren lateiniſchen Namen richtig herauszubringen! Und wenn es ihr doch mislang, wie Julian den Spaß ſo köſtlich fand und ſich ſchüttelte vor herzensfreudigem Gelächter, ſo freudigem, daß er den böſen Huſten, mit dem das Gelächter ſich ſogleich beſtrafte, kaum verſpürte und noch fortlachte unter Huſten und Thränen! —

Wir haben ſchon geſagt, daß jeder Wunſch des Knaben für Herrn Wolſton Geſetz war. Als derſelbe daher eines Tags, veranlaßt durch eine zufällige Erzählung Angelica's, den Wunſch äußerte, den Schulmeiſter des Orts, einen allerdings ſehr tüchtigen Mann, der ſich namentlich als Botaniker auszeichnete, zum Lehrer zu haben: ſo mußten die hochſtudirten, koſtbaren Hauslehrer, die Herr Wolſton ihm bis dahin gehalten, ſogleich in die zweite Stelle treten und die Hauptleitung der Erziehung ging über in die Hände des ſchlichten, unſcheinbaren Dorfmannes.

Aber keineswegs zum Schaden Julian's. Es war in der That ein vortrefflicher Lehrer, einfach, aber gediegen und treu in allen Stücken. Da er Julian nicht überſchüttete mit Dingen, die der Natur des Kindes widerſtanden, aber auch das, was ihm ferner lag, ihm durch geſchickte Behandlung bedeutend und wünſchenswerth zu machen wußte: ſo nahm Julian, unter dieſer veränderten Leitung, nicht nur an Heiterkeit und Frohſinn, ſondern auch an Kenntniſſen merklich zu. Selbſt der Unterricht der übrigen Lehrer gefiel ihm jetzt beſſer, als bisher.

Der Schulmeiſter, um dem Knaben etwas Männlicheres zu geben und der allzu großen Weichheit ſeines Gemüthes in wohlthätiger Weiſe entgegenzuarbeiten, hielt es für wünſchenswerth, ihm, in irgend einem Knaben des Dorfs, einen Schul- und Spielgefährten zu geben.

Auch dieſer Wunſch wurde von Herrn Wolſton ſogleich gewährt und der Schulmeiſter mit der Wahl eines geeigneten Knaben beauftragt.

Seine Wahl fiel auf den Sohn des Meiſters, Reinhold. Reinhold, noch zwei Jahre älter als Angelica, war der Schule eigentlich ſchon entwachſen. Auch was er in der Dorfſchule lernen konnte, hatte er gelernt und dabei ſo viel Fleiß und ſo viel glückliche Anlage entwickelt, daß der wackre Schulmeiſter eben deshalb mit Freuden dieſe Gelegenheit ergriff, ſeinem Liebling (denn das war ihm Reinhold ſeit Langem) den Zutritt zu eröffnen zu Bildungsmitteln, welche, nach menſchlicher Berechnung, ihm ohne das ewig verſchloſſen geblieben wären und die doch, deſſen war der Schulmeiſter gewiß, Niemand eifriger benutzen, glücklicher verarbeiten konnte, als Reinhold.

Der Meiſter ſah dieſe unvermuthete Wendung im Schickſale ſeines Sohnes im Grunde nicht gern; er hatte eine außerordentliche Scheu vor Allem, was den Menſchen auf irgend eine Weiſe über den zunächſt vorgeſchriebenen Lebenspfad hinauszuführen ſchien, in Verhältniſſe, für die er urſprünglich nicht geboren. Das ſei ein Auflehnen, behauptete der Meiſter, gegen die Ordnung Gottes, das allemal nur zum Verderben ausſchlage.

Dem dringenden Zureden des Schulmeiſters indeß, der im Gegentheil behauptete, das ſei die wahre göttliche Ordnung und darin zeige ſich der Finger der Vorſehung, daß für ſo glückliche Anlagen, wie der Sohn des Meiſters ſie zeige, ſich hier ſo ganz ungeſucht und unvermuthet die günſtigſte Schule eröffne, wagte er auf die Dauer nicht zu widerſtehen und gab daher endlich, wenn auch ungern, ſeine Einwilligung.

Auf dieſe Weiſe alſo wurde Reinhold nun der Schul- und Spielgefährte Julian's; der arme Weberſohn erhielt Zutritt zu den prächtigen Gemächern des Schloſſes, nahm Theil an dem ausgewählten Unterricht, den Spielen und Erholungen dieſer vom Glück begünſtigten Kinder.

Bald auch an ihren kleinen Geheimniſſen

und Leiden. — Die Wahl des Schulmeiſters rechtfertigte ſich glänzend. In allen wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, beſonders in der Mathematik, die im Gegentheil von Julian vernachläſſigt ward, machte Reinhold die außerordentlichſten Fortſchritte; in kurzer Zeit, durch ſeinen angeſtrengten Fleiß, erwarb er ſich eine Bildung, die nicht nur weit (wie man das zu nennen pflegt) über ſeinen Stand hinaus, ſondern auch unter allen Umſtänden und für Jedermann eine höchſt achtbare und gediegene Bildung war. Allein was immer die Hauptſache blieb: auch von Seiten des Gemüths und des ſittlichen Charakters bewährte Reinhold ſich auf das Vortrefflichſte. Der glänzende Anblick des Reichthums und der Behaglichkeit, die ſich, im Hauſe des Fabrikanten, jetzt täglich vor ſeinen Augen entfalteten, ließ ihn völlig unverführt. Nicht der leiſeſte Hauch von Neid oder Eiferſucht oder Habgier, nicht der leiſeſte Schatten einer erzwungenen ſchmerzlichen Entſagung, noch auch die entfernteſte Spur irgend eines Hochmuths oder einer Ueberhebung über die Genoſſen ſeines väterlichen Hauſes trübte den keuſchen Spiegel ſeiner Seele: ſondern dankbar alles Gebotene hinnehmend, hielt er ſich doch in jedem Augenblick durchaus beſonnen und ſelbſtändig und ging Abends, zu Schlafenszeit, aus der prächtigen Behauſung des Herrn Wolſton, von den warmen Decken, den weichen ſeidenen Seſſeln in die arme kalte Hütte ſeines Vaters, auf das harte, grobe Kiſſen, das ihm zur Bettſtatt diente, ſo unbefangen, ſo gleichmäßig, als müßt' es nur ſo ſein.

Julian fühlte den Werth ſeines neuen Kameraden raſch heraus; ſein Herz, geſchaffen, ſo ſchien es, mit einem inſtinktmäßigen Gefühl für jede wahre, aufrichtige und uneigennützige Liebe, ſchwelgte in dem ſo neuen, ſo ungewohnten Beſitz eines Freundes.

Auch Angelica wurde in dieſe Freundſchaft hineingezogen; wie hätte Julian ſie auch entbehren, wie auf ſie, die ihm ſo innig nahe ſtand, ſo ganz verwachſen war mit ſeinen Wünſchen und Träumen, Freuden und Schmerzen, verzichten können gegen irgend eine neue Erwerbung? — Bald hielt das anmuthigſte Verhältniß die drei Kinder umſchloſſen. Sie waren recht eigentlich, was man ſo nennt, Ein Herz und Eine Seele —: Angelica und Reinhold, beide faſt gleichaltrig, beide ſtrahlend in Geſundheit und Jugendſchöne, beide überſchäumend von gleicher Lebensfriſche; zwiſchen ihnen, mit gleicher Zärtlichkeit gepflegt, von gleicher Liebe getragen, der blaſſe, kranke, ſchwermüthige Julian — wie zwiſchen zwei ſonnenhellen Tagen die ernſte, düſtre, geliebte Nacht.

Aber dieſes reizende Zuſammenleben, nach mehrjähriger Dauer ſollte, auf völlig unerwartete Weiſe, plötzlich und für immer zerriſſen werden. Wie es eigentlich gekommen, war ein Geheimniß, über welches diejenigen, welche allein im Stande geweſen wären, es zu löſen, ein Todesſchweigen bewahrten. Man wußte nur und nur dies ſtand feſt, daß der Meiſter eines Morgens, wie öfters geſchah, bei Herrn Wolſton im Kabinet geweſen, um von demſelben übet gewiſſe gewerbliche Gegenſtände um ſeine Meinung befragt zu werden. Was da zwiſchen den Beiden vorgegangen, wußte außer ihnen ſelbſt nur Gott. Aber auf einmal hatte die Stimme des Fabrikanten ſich erhoben, in fürchterlichem Zorn, wie niemals ſonſt, die Thür ſeines Kabinets war aufgeriſſen worden, der Meiſter, todtbleich, bebend vor Zorn, mit Augen, aus denen der Wahnſinn leuchtete, war herausgetreten, hatte, den Hut auf dem Kopf, ohne anzupochen, ſich Bahn gemacht bis in die Zimmer Julian's, hatte ſeinen Sohn bei der Hand ergriffen und ihn, mit zitterndem Fuß, aber ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern oder auch nur mit einer Silbe Rechenſchaft zu geben von dem, was er that, ihn mit ſich zurückgeführt nach Hauſe. Auf der Schwelle des Kloſters', unter der gewölbten Eingangspforte, hatte er einen Moment ſtillgeſtanden und hatte, mit erhobenem Arm, ſich umgewendet zu den Maſchinenhäuſern; ſeine Lippen hatten gezittert, lautlos — aber wer ihn geſehen hatte in dieſer Stellung, der wußte auch, daß in dieſem Moment ein Fluch gekommen war von dieſen lautloſen, ſonſt ſo frommen Lippen, ein Fluch, der zum Himmel drang . . .

Damit war aller Umgang zwiſchen den beiden Familien auf immer eingeſtellt. Vergebens warf Julian ſich ſeinem Vater zu Füßen, vergebens erklärte er, ohne ſeinen Freund nicht leben zu können: in dieſem einen und erſten Punkt blieb Herr Wolſton unbeweglich. Nur nach lebhaftem Widerſtreben und weil die Aerzte es ihm als nothwendig ſchilderten für die Geſundheit ſeines Sohnes, hatte er erlaubt, daß Reinhold, der nun in Allem zum Webeſtuhl ſeines Vaters zurückgekehrt war, Julian noch zuweilen auf Augenblicke beſuchen durfte. Die Art jedoch, wie Herr Wolſton von jetzt an die Geſpräche der jungen Leute überwachte, und die ganze geringſchätzige, ja verächtliche Weiſe, mit welcher er Reinhold behandelte, war ſo empfindlich für die beiden Freunde, daß ſie nach kurzer Zeit freiwillig auf dieſen entwürdigenden Verkehr verzichteten. — Auch Angelica wurde mit außerordentlicher Härte beobachtet, daß ſie keinerlei Verbindung mit dem Hauſe des Meiſters unterhielt. Ebenſo Frau Wolſton: wiewohl es gefährlich und ſelbſt unmöglich war, dieſe auf ihren Streifzügen überall zu überwachen.

Doch waren die Folgen dieſes Zerwürfniſſes damit noch lange nicht erſchöpft; es war überhaupt kein Zerwürfniß — dieſer Name iſt viel zu gelind: ſondern eine Feindſchaft war es, eine tödtliche.

Zwar der arme, vereinſamte Meiſter hatte keine Waffen in Händen gegen den mächtigen Fabrikanten: oder wenn er deren hatte, ſo waren es ſolche, die er ſelbſt nicht anzuwenden wagte.

Mit deſto größerer Energie dagegen bediente Herr Wolſton ſich der ſeinigen gegen den Meiſter. Bei ſeinen Verbindungen, ſeinem Einfluß und Anſehn war es ihm ein Leichtes, den kleinen Abſatz, den der Meiſter ſich noch immer erhalten hatte, zu vernichten. Bald wagte, aus Furcht vor dem reichen Herrn Wolſton, bei dem ſie ja alle in den Büchern ſtanden, kein einziger mehr von den kleinen Kaufleuten der Nachbarſchaft, eine Beſtellung bei dem Meiſter zu machen, oder ſeine Waare in Vertrieb zu nehmen. Auch die Beſtellungen der vornehmen

Damen blieben aus: Herr Wolſton war jetzt ſelbſt ein vornehmer Mann geworden, er hatte den Titel als Commerzienrath — und er benutzte ſeine vornehmen Verbindungen. Mit Einem Worte: der Meiſter verſank in kurzer Friſt in das alleräußerſte Elend. Längſt hatte er die Gehilfen entlaſſen müſſen und nur Reinhold theilte ſeine kummervolle Arbeit. Allein wie ſehr Beide ſich auch anſtrengten und wie unermüdlich ſie waren, Tag und Nacht, ſo konnten ſie doch dem immer zunehmenden Ruin ihres armen Glückes mit alledem keinen Einhalt thun.

Aber auch im Hauſe des Fabrikanten waren kurz nach jener Kataſtrophe wichtige und folgereiche Veränderungen eingetreten. Angelica war in eine Penſion der Hauptſtadt gebracht worden, um dort ihre Erziehung in Allem, was der Ton und die Sitte der großen Welt verlange, zu vollenden.

Ebenſo plötzlich war eines Morgens auch Frau Wolſton verſchwunden; ihre zunehmende Gemüthskrankheit, hieß es, habe ihre Rückkehr nach England, in ein dortiges Irrenhaus, nöthig gemacht. Bald darauf kam die Nachricht von ihrem Tode.

Achtes Kapitel.

Der Hausfreund.

Wenige Monate ſpäter ſchritt Herr Wolſton zu einer zweiten Ehe; er müſſe, ſagte er, für Geſellſchaft und Pflege ſorgen für ſeinen geliebten Julian, der in ſeiner jetzigen Einſamkeit immer düſtrer, immer hinfälliger ward — und welche Geſellſchaft tröſtender, welche Pflege ſorgſamer ſei, als die einer Mutter?

Hatte Herr Wolſton wirklich nur dies Motiv gehabt, ſo konnte die Wahl, die er bei dieſer zweiten Ehe traf, allerdings nicht umhin, einige Verwunderung zu erregen. — Die Dame war ehedem eine der gefeiertſten Schönen des Landes geweſen und konnte noch jetzt für eine ſtattliche, ſogar eine angenehme Erſcheinung paſſiren. Von ihrer Häuslichkeit jedoch und ihren wirthſchaftlichen Tugenden wußte Niemand zu rühmen. Im Gegentheil, ſie hatte ein nicht unbeträchtliches Erbtheil auf ziemlich leichtſinnige Weiſe verthan und nur der Umſtand, daß ſie eine Couſine war des Miniſters, des allvermögenden, hatte ſie vor ernſtern Verlegenheiten bewahrt. Ihre Freundſchaft war zahlreich, ihre Bekanntſchaft war ausgebreitet, aber ihrer Tugend, meinte man, wäre es vortheilhafter geweſen, ſie hätte der Freunde und Bekannten weniger gehabt; ihr Stammbaum der älteſte und ohne Makel, aber deſto makelvoller ihr Ruf; wenn ſie in neueſter Zeit fromm geworden war, ſo hatte das, wie der Volksmund behauptete, ſeinen guten altbekannten Grund.

Dieſer Dame alſo bot Herr Wolſton ſeine Hand: und wenn man den Reichthum in Erwägung zog, den der Commerzienrath täglich üppiger und in einem Maße entfaltete, der ſogar mit dem anerkannt blühenden Betriebe ſeiner Fabrik nicht mehr ganz in Verhältniß ſtand, ſo daß man auf neue, unbekannte, vermuthlich überſeeiſche Erwerbsquellen zu ſchließen anfing, ſowie die precaire Lage, in welcher das Fräulein ſelbſt ſich befand: ſo war es das natürlichſte Ding von der Welt, daß ſie den Antrag des bejahrten, aber ſteinreichen, bürgerlichen, aber angeſehenen Mannes nicht ausſchlug.

Auch war dieſe zweite Ehe des Herrn Wolſton, ſo viel man merken konnte, vollkommen glücklich. Die Commerzienräthin repräſentirte mit unvergleichlichem Anſtand und machte das traurige, öde Kloſter bald zum Mittelpunkt der ausgeſuchteſten Geſelligkeit von nah und fern. Herrn Wolſton ſchien dies zu genügen: wiewohl er, ſeiner ganzen Natur nach, an dieſen geſelligen Vergnügungen nur höchſt ſparſamen Antheil nahm, ſogar, in der Ueberlegenheit des reichen Mannes, dem man dergleichen denn ſchon paſſiren ließ, ſich meiſt nur ironiſch dagegen verhielt.

Um den Sohn Julian dagegen kümmerte die neue Stiefmutter ſich wenig, beinahe gar nicht. Und wer wollte ſie darum tadeln, da der (wie es ſich nun auf einmal herausſtellte) eigenſinnige, verzogene Knabe ihre zärtlichſten Annäherungen auf die ſtandhafteſte, ja ungeziemendſte Weiſe zurückgewieſen hatte? Gegen ſeine verſtorbene Mutter hatte er nur Abneigung, nur Kälte gezeigt, ſein Benehmen gegen ſie, wie gegen Herrn Wolſton ſelbſt, war nur ablehnend, nur gleichgiltig geweſen; gegen ſeine Stiefmutter dahingegen zeigte er offene Widerſetzlichkeit und unzweideutigen, unkindlichen Haß.

Ein Ereigniß ganz beſonders ſchien dieſen Haß hervorgerufen zu haben, eines der erſten, durch welches die Baroneſſe ihren Eintritt in das Haus des Fabrikanten bezeichnet hatte: ſie hatte ihren Gemahl aufmerkſam gemacht auf das Verwunderliche, ſogar Unziemliche, daß die Erziehung eines ſo talentvollen, ſo viel verſprechenden Kindes, wie Julian, eines Kindes von einer ſo glänzenden Zukunft, Erbe eines ſo außerordentlichen Vermögens, in die Hände gelegt ſei eines bloßen einfachen Dorfſchulmeiſters. Ob ihr Gemahl allein nicht wiſſe, was doch übrigens kein Geheimniß ſei, nämlich daß Leonhard (dies war der Name des Schulmeiſters) unausgeſetzt den genaueſten Verkehr unterhalte mit der ihm ſelbſt ſo verhaßten Familie des Meiſters? Die Gründe dieſes Haſſes kenne ſie nicht, trage auch kein Verlangen, ſie kennen zu lernen, da Perſonen und Verhältniſſe dieſer untergeordneten Gattung ſie überhaupt nicht zu intereſſiren vermöchten. Sei es indeß einmal ſein Wille ſo und habe ihr Gemahl ſich einmal entſchloſſen, keine Verbindung mehr zwiſchen ſeinem und dem Hauſe des Meiſters zu dulden, ſo begreife ſie auch nicht, wie er die Anweſenheit dieſes Mannes noch länger geſtatten könne, des offenkundigen Zwiſchenträgers zwiſchen Julian und den Angehörigen des Meiſters. Nicht undeutlich gab ſie zu verſtehen, daß dieſe ſeltſame Gehäſſigkeit, welche Julian gegen ſie bezeige, die ſie jedoch übrigens, dem Vater gegenüber, auf alle Weiſe zu entſchuldigen ſuchte, ihren Urſprung lediglich in dem Einfluß dieſes Lehrers habe und den Einflüſterungen aus dem Hauſe des Meiſters, welche Julian durch dieſen Kanal zugetragen würden. Ja ſo weit ging ſie in ihrem Eifer, daß ſie Julian's ganzen Trübſinn, ſeine Menſchenſcheu, ſelbſt ſeine Kränklichkeit nur dieſem Verhältniß zuſchrieb; es komme nur darauf an, dieſen einen verhängnißvollen Faden zu löſen — und Julian's von Haus aus ſo geſunde, ſo fügſame Natur, dieſem verderblichen Einfluß entrückt, würde ſich nach allen Seiten hin frei und glücklich, in liebenswürdiger Eintracht, entfalten.

Herr Wolſton, der ſelbſt ſchon ſeit Längerem ähnliche Gedanken bei ſich genährt hatte, fand dieſe Vorſtellungen höchſt beachtenswerth, um ſo beachtenswerther, als er darin zugleich einen Beweis erblickte von der mütterlichen Sorgfalt, welche die Baroneſſe ſeinem Sohn bei alledem widmete. Die Beſorgniß indeß, durch die Entfernung des geliebten Lehrers das empfindliche, ohnedies ſchon ſo mannichfach gereizte Gemüth ſeines Sohnes allzu tief zu verletzen, hatte ihn noch immer zurückgehalten von der Ausführung eines Schrittes, der ihm ſelbſt gleichwohl mit jedem Tage nöthiger erſchien.

Der Zufall kam ſeiner Unſchlüſſigkeit zu Hilfe. Der Prediger des Orts, ein bejahrter Mann von altem Schlage, der ſich um ſeine

Pfarrkinder herzlich wenig gekümmert hatte, deſto mehr dagegen um ſeine Aecker, ſeine Bienen und ſein tägliches Tarockſpiel, ſtarb. Frau Wolſton, von deren frömmelnder Richtung wir bereits geſprochen haben, ſetzte es ohne große Mühe bei ihrem Vetter, dem Miniſter, durch, daß die erledigte Stelle einem Geiſtlichen derſelben ſtrengen Richtung übertragen ward.

Es war ein noch außerordentlich junger Mann, dieſer Geiſtliche: aber durch ſeine exemplariſche Frömmigkeit und ſeine glänzende Rednergabe hatte er gleichwohl ſchon als Candidat die Aufmerkſamkeit der Hauptſtadt, wo er bisher gelebt hatte, auf ſich gezogen. Vielleicht auch war ſeine anmuthige Perſönlichkeit dabei nich' ohne Einfluß geblieben, zumal auf die weibliche Zuhörerſchaft, die ja bei dem Ruf eines Predigers bekanntermaßen allemal eine entſcheidende Stimme hat: Herr Waller galt für einen ſchönen Mann — und auch wer ſein

Aeußeres etwa zu glatt, zu weichlich gefunden hätte, mußte ihm doch zugeſtehen, daß er ein Mann war von den angenehmſten Sitten und einer Tournure, deren kein Cavalier ſich hätte zu ſchämen brauchen. —

Der Commerzienrath, der ſehr weit davon entfernt war, die religiöſe Richtung ſeiner Gemahlin zu theilen, der es ſogar liebte, ſie gelinde damit aufzuziehen, beſonders bei Gelegenheit der glänzenden Routs, der Feſte und Luſtbarkeiten, welche ſie veranſtaltete, war mit dieſer Ernennung Anfangs nicht ganz einverſtanden geweſen. Die Baroneſſe wußte ihm jedoch mit ſolcher Beredſamkeit auseinanderzuſetzen, wie nöthig ein Geiſtlicher von dieſer ſtrengen Richtung wäre, gerade nach einer Amtsführung, wie diejenige ſeines Vorgängers, und für eine Bevölkerung, ſo verwahrloſt, ſo ſitten- und glaubenlos, wie dieſe Fabrikarbeiter: daß Herr Wolſton ſchwieg — ſchwieg, nicht beiſtimmte, und nur mit einem Lächeln, noch kälter, noch ſarkaſtiſcher, als er es gewöhnlich zeigte, ſeine ſchwere goldene Doſe auf- und zuklappte.

Allein auch dieſes Vorurtheil verſtand Herr Waller zu widerlegen. So geſchickt war ſein Auftreten im Hauſe des Commerzienraths, ſo zurückhaltend bei ſo viel Theilnahme, ſo abgemeſſen bei ſo viel warmer Ergebenheit, religiöſe Angelegenheiten hielt er von der täglichen Unterhaltung ſo fern und hatte über Gegenſtände des praktiſchen Lebens ein ſo vielſeitiges, ſo duldſames, ſo beſonnenes Urtheil, den Enthuſiasmus ſelbſt, den die Baroneſſe ihm entgegengetragen, lehnte er ſo leiſe ab, führte ihn ſo vorſichtig, mit ſo guter Manier, in die Schranken einer alltäglichen, nüchternen Freundſchaft zurück: daß der Commerzienrath ſelbſt, der ſich gefaßt gemacht hatte in ſeinen Gedanken auf einen wüſten, unverträglichen Eiferer oder einen unleidlich ſüßen, verhimmelnden Schwärmer, ſeine angenehmſte Ueberraſchung nicht verbergen konnte.

Auch in den eigentlichen Angelegenheiten ſeines Amtes zeigte er ſich ganz anders und weit nachgiebiger, als der Ruf ihn bezeichnet hatte. Die Gemeinde, ſagte er, ſei freilich ein wenig verwildert und eine ſtrengere Kirchenzucht thue dringend Noth; Herr Wolſton werde den Vortheil davon ſchon in ſeiner Fabrik verſpüren. Aber das laſſe ſich nicht auf einmal und nicht gewaltſam erreichen, ſondern allmälig nur, durch gütliche Einwirkung und indem man den Leuten, durch perſönlichen Verkehr und unmittelbaren Beiſtand, die Ueberzeugung beibringe, daß man es wirklich gut mit ihnen meine und daß, mit der Verwandlung und Beſſerung ihres innern Menſchen, ſie auch für ihre gedrückten äußeren Verhältniſſe Abhilfe und Beſſerung finden würden.

Dieſer Anſicht gemäß richtete Herr Waller auch ſein perſönliches Verhalten zur Gemeinde ein. Für die faſt täglich vorfallenden öffentlichen Scandale ſchien er kein Auge zu haben, oder wo ſie unmittelbar an ihn gebracht wurden, antwortete er nur mit Seufzen und Achſelzucken. Dagegen fing er an die Wohnungen der einzelnen Familien zu beſuchen, erkundigte ſich nach ihren perſönlichen Angelegenheiten, nahm Theil an ihren häuslichen Sorgen und Kümmerniſſen. Anfangs, da dies Verfahren hier etwas ganz Neues und Unerhörtes war, hatte er viel Unannehmlichkeiten deshalb zu beſtehen; ſogar perſönliche Beleidigungen blieben, bei dem rohen Sinn dieſer Bevölkerung, nicht aus. Allein auch dies ertrug Herr Waller mit ſo guter Manier und wußte ſich auch dieſen Leuten ſo angenehm zu machen, beſonders auch durch gelegentliche Almoſen und Geſchenke, mit denen er ſeine Rathſchläge unterſtützte, daß man ſich ſeinen Beſuch bald nicht nur gefallen ließ, ſondern ſelbſt eine Ehre darin ſetzte, vornämlich die Weiber, die nicht genug bewundern und rühmen konnten, wie theilnehmend und freundlich der neue Herr Pfarrer ſei; Alles könne man ihm erzählen, die kleinſten Dinge, von Mann und Kind, von Feld und Vieh, er höre Alles freundlich an und habe für Alles eine theilnehmende und begütigende Antwort.

Nur ſeine Predigten allerdings athmeten eine außerordentlich ſtrenge kirchliche Geſinnung. Der junge Mann, ſowie er die Kanzel beſchritt, ſchien mit dem weltlichen Kleide auch jede weltliche Berechnung, jede weltliche Nachgiebigkeit und Milde abgelegt zu haben; ſein bleiches, bebendes Antlitz, die verzückten brennenden Augen, die ſchwarzen flatternden Haare, die lebhafte, bis an die äußerſte Grenze des Zuläſſigen geſteigerte Action, und zu dem Allen der gewaltige, jetzt rauſchende, donnernde, zerſchmetternde, jetzt die Gemüther zu tiefſter Rührung zerſchmelzende Fluß ſeiner Beredſamkeit ließ ihn in ſolchen Augenblicken erſcheinen wie einen jener Bußprediger des Mittelalters, von denen die Legenden uns erzählen: und ſelbſt die harten Herzen ſeiner Zuhörerſchaft fühlten ſich, wenigſtens ſo lange er ſprach, wunderſam davon ergriffen.

Da indeß der Fabrikherr die Kirche grundſätzlich nur einmal alle Vierteljahre beſuchte, ſo bekümmerte ihn das wenig; er hörte den begeiſterten, ſchwungvollen, zerknirſchenden Vortrag des neuen Predigers mit derſelben kalten, höflichen Aufmerkſamkeit an, wie ehedem den nüchternen, ſchleppenden ſeines Vorgängers. Sogar im Gegentheil, er könne es leiden, meinte er, mit Bezug auf die Waller'ſchen Reden, wenn ein Jeder, was einmal ſein Beruf ſei und wofür er bezahlt werde, mit Eifer treibe und ſo, daß man ihm ſelbſt die Luſt dazu anmerke.

Auf dieſe Weiſe kam es denn, daß Herr Waller in kürzeſter Friſt der erklärte Vertraute und Günſtling im Schloſſe war. Und das nicht blos bei der Baroneſſe und auch nicht blos in geiſtlichen Dingen: ſondern auch Herr Wolſton ſelbſt fing an, den gewandten, wohlerfahrenen Mann gelegentlich in ſein Vertrauen zu ziehen.

Und da der junge Geiſtliche ſich dieſem Vertrauen niemals aufdrängte, wohl aber, wo es ihm erwieſen ward, dieſe Auszeichnung jederzeit aufs Dankbarſte zu empfinden ſchien, ſo war es höchſt natürlich, daß dies gute Verhältniß mit jedem Tage zunahm und ſich befeſtigte.

So wurde ihm denn auch die Angelegenheit wegen Julian's und ſeines Lehrers zu vertraulicher Berathung vorgelegt.

Allein mit großer Lebhaftigkeit erklärte Herr Waller ſich gegen jede Aenderung. Er wolle, ſagte er, ſein Urtheil nicht übereilen, und ein liebloſes würde ſich gerade für ihn und ſeinen

Stand am Wenigſten geziemen. Aber die Familie des Meiſters, nach Allem, was er von ihr geſehen und gehört, ſcheine ihm die üble Meinung, in welcher ſie im Dorfe ſtehe (es war eigentlich nur im Schloſſe, bei Herrn Wolſton: aber Herr Waller, der das natürlich noch nicht ſo genau unterſcheiden konnte, ſagte im Dorf), allerdings zu verdienen; ſchon ihr ſcheues heimliches Weſen, ihre Einſamkeit und Abſonderung, die ſich, zu ſeinem großen Schmerz, ſelbſt bis in die Kirche erſtrecke und mit der ſie auch, faſt die einzige im Dorf, ſeine theilnehmenden Beſuche ſtandhaft zurückgewieſen, ließen auf ein böſes Gewiſſen ſchließen und vielleicht auf noch böſere Abſichten.

Das Alles jedoch, fuhr Herr Waller fort, habe nichts zu ſagen bei der anerkannten und erprobten Tüchtigkeit des Schulmeiſter Leonhard. Er ſelbſt freilich, der Prediger, kenne ihn aus eigener Prüfung noch nicht. Aber unmöglich könne er etwas Unrechtes vermuthen von einem Manne, der bei ſeinem Amtsvorgänger in ſo außerordentlicher Gunſt geſtanden und dem (was eigentlich allein ſchon entſcheidend ſei) ein ſo ſcharfer Menſchenkenner, wie der Commerzienrath, ſchon ſeit ſo viel Jahren in einer ſo wichtigen Angelegenheit, wie die Erziehung ſeines einzigen Kindes, ein ſo ſchmeichelhaftes Vertrauen geſchenkt habe. Zwar was ſeine öffentliche Amtsführung in der Schule anbetreffe, ſo ſcheine der gute Leonhard (er ſage, ſetzte Herr Waller hinzu, dies nur ganz im Vertrauen und weil er wiſſe, daß der Commerzienrath keinen Gebrauch davon machen werde) ihm nicht völlig der Mann, als welcher er im Allgemeinen gelte; er ſcheine es ſich da mitunter etwas bequem zu machen, der gute Leonhard, bequemer, als mit einer geregelten Schulzucht verträglich ſei und der wohlverſtandene Vortheil der Gemeinde es geſtatte. Allein ſehr wahrſcheinlich rühre dies nur von dem Eifer her, mit welchem Leonhard ſich ſeinem Nebenamt, der Erziehung Julian's, widme — und wer ihm das verdenken möchte, da an dieſem Einen hochbegabten, zur glänzendſten Zukunft berufenen Knaben allerdings unendlich mehr gelegen ſei, als an der ganzen, verwahrloſten Jugend des Dorfs?

Vor Allem aber widerrieth er jede Aenderung aus Rückſicht auf den Knaben ſelbſt. Julian's ſogenannte Kränklichkeit und Reizbarkeit ſei allerdings, wie Herr Wolſton ſelbſt das ſehr richtig einſehe, nichts weiter als eine erhöhte Nerventhätigkeit, in Folge der ungewöhnlich raſchen und glücklichen Entwicklung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten. Aber eben dieſe Thätigkeit dürfe nicht gehemmt, dieſe Entwicklung nicht unterbrochen werden; Julian habe ſich einmal an Leonhard gewöhnt, die unbewußte Herrſchaft, welche der geiſtreiche Knabe über den wohlmeinenden, aber freilich einigermaßen beſchränkten Leonhard übe, trage nur dazu bei, ſeinen Geiſt zu zeitigen und ihm jenes gediegene, männliche Weſen zu verſchaffen, das der Vater noch zuweilen an ihm vermiſſe: ſo daß ſogar der Schade, welchen Leonhard's Erziehung ihm ſchlimmſten Falls zufügen könne, unbedeutend ſei gegen die Gefahr, welche eine plötzliche, gewaltſame Entfernung deſſelben für Julian ſelbſt mit ſich führen müſſe. — Der Prediger unterſtützte dieſe Anſicht mit ſo viel praktiſchen Belegen und entwickelte, indem er von dem Sohn des Fabrikherrn ſprach, eine ſo tiefe Ehrerbietung für Beide, den Sohn ſowohl wie den Vater, daß endlich auch die Baroneſſe ſich überwunden erklären mußte. Herr Wolſton ſelbſt aber, mit einem eigenthümlichen, wohlgefälligen Schmunzeln, pflegte ihn von da nicht anders zu nennen als „ſeinen" Prediger.

Wenige Wochen waren ſeit dieſer Unterredung vergangen, als Herr Waller eines Tags mit tiefbekümmerter Miene beim Commerzienrath eintrat. Lange wollte er mit der Sprache nicht heraus, zuletzt jedoch, unter allen Zeichen einer innigen und schmerzlichen Theilnahme, erklärte er ſich folgendermaßen.

Der Commerzienrath, ſagte er, werde von der Reviſion gehört haben, welche das Miniſterium in Betreff der hieſigen Kirchen- und Schulangelegenheiten kürzlich verordnet habe. Die Herren in der Reſidenz, ſetzte er mit gelindem Lächeln hinzu, ſchienen einige Beſorgniß zu haben wegen der Fabrikbevölkerung, ſie hätten vermuthlich keine Ahnung von der geiſtigen Ueberlegenheit und der wahrhaft imperatoriſchen Gewalt, durch welche Herr Wolſton dieſe rohe Genoſſenſchaft in Ordnung erhalte, und mühten ſich daher ab mit Projecten und Vorſchlägen, wie dem Dinge anderweitig entgegenzuarbeiten ſei. Bei dieſer Reviſion nun habe ſich, zu ſeinem größten Schrecken, herausgeſtellt, daß der gute Leonhard ſeine Pflichten ſchon ſeit Langem aufs Gröblichſte vernachläſſigt. Einige Unregelmäßigkeit habe er freilich ebenfalls vermuthet, ſo arg jedoch habe er ſich die Sache nicht vorgeſtellt. Ja man könne eigentlich gar nicht mehr ſagen vernachläſſigt: ſondern wenn Leonhard (dies nämlich werde ihm Schuld gegeben: aber hoffentlich nur aus Misverſtand und einſeitiger, vielleicht gar böswilliger Auffaſſung) . . . wenn Leonhard, ſagte der Prediger, ſchon ſeit Jahren die vorgeſchriebene chriſtliche Norm und Grundlage des Unterrichts gänzlich bei Seite geſetzt, wenn er die Religionsſtunden ſelbſt mit offenbarer Gleichgiltigkeit abgehalten, ja ſie misbraucht habe, die jungen, ungebildeten Gemüther durch allerlei gefährliche freidenkeriſche Lehren aufzuregen und in Verwirrung zu ſetzen: ſo ſcheine das, die Richtigkeit der Thatſache angenommen, bei ihm nicht mehr Nachläſſigkeit oder Leichtſinn, ſondern Grundſatz und Abſicht ſcheine es bei ihm zu ſein.

Nun freilich, fuhr Herr Waller fort, ſei es mit dem chriſtlichen Glauben ein köſtliches, aber auch ein eignes Ding. So ſehr er ſelbſt durchdrungen ſei von der einzigen, durch nichts zu erſetzenden Beſeligung deſſelben und ſo ſehr er, aus der Tiefe ſeines Herzens, Allen, die er lieb habe und verehre, die Stunde herbeiwünſche, wo dieſe Beſeligung auch ihnen aufgehn möge (und indem der Prediger dies ſagte, ſah er Herrn Wolſton an, mit einem ſo feſten und doch ſo beſcheidenen, ſo ehrerbietigen Blick, daß dieſer das Lächeln, mit welchem er dergleichen Aeußerungen hinzunehmen pflegte, diesmal unwillkürlich zurückhielt) —: ſo beſcheide er ſich doch auch in Demuth, daß die Wege, welche zum Himmel führten, nach der Weisheit Gottes, mannichfacher Art ſeien. Wenn daher der gute Leonhard ſich zu jenen Anſichten und Grundſätzen aus aufrichtigem Gewiſſen und wirklicher, ehrlicher Ueberzeugung bekenne, wer alsdann verwegen genug ſein wolle, den erſten Stein auf ihn zu ſchleudern?!

Nur dies ſcheine ihm außer Zweifel und auch der Commerzienrath werde ihm darin beiſtimmen, daß, wer ein gewiſſes Amt einmal auf gewiſſe Bedingungen und Vorſchriften hin übernommen, dieſe Bedingungen und Vorſchriften auch erfüllen müſſe — oder aber das Amt ſelbſt aufgeben. In dieſem Sinne und aus freundſchaftlichſter Abſicht habe er eine vertrauliche Unterredung mit dem Schulmeiſter geſucht. Allein der liebe Mann, gereizt vielleicht durch den ganzen Vorgang, vielleicht auch (und dies hoffe er am Meiſten) in dem gerechten Stolz der Unſchuld, habe jede vertrauliche Auslaſſung verweigert und ſich mit Heftigkeit auf eine ordentliche, gerichtliche Unterſuchung berufen. Unter dieſen Umſtänden und um Leonhard's eigenem Verlangen zu genügen, habe der Prediger denn freilich nicht anders können, als dem Miniſterium von der ganzen Lage der Sache vorſchriftmäßigen Bericht erſtatten. Und ebenſo habe das Miniſterium nicht anders können, als Leonhard einſtweilen von ſeinem Amte ſuspendiren: womit denn natürlich, als weitere Conſequenz, auch ſeine einſtweilige Entfernung aus dem Hauſe des Commerzienraths bedingt ſei.

Der Commerzienrath verſpürte, begreiflicher Weiſe, nicht die mindeſte Luſt, ſich dieſer Conſequenz zu widerſetzen. Leonhard wurde entlaſſen: und Herr Waller ſelbſt trat an ſeine Stelle.

Den Schmerz Julian's bei dieſem Wechſel zu ſchildern, verzichten wir. Herr Waller that alles Mögliche, ſich die Neigung ſeines neuen Zöglings zu erwerben; er wurde nicht müde, ihm Gutes von Leonhard zu ſprechen, täglich brachte er dem Knaben Grüße von ihm (wiewohl, die Wahrheit zu ſagen, er ihn faſt niemals ſah, indem Leonhard ſich gefliſſentlich jedem Verkehr mit dem Prediger entzogen hatte) und vertröſtete ihn auf ſeine Rückkunft. Aber das Mistrauen Julian's vermochte er mit alledem nicht zu beſiegen. War Herr Waller nicht der Freund ſeines Vaters? der Günſtling ſeiner Stiefmutter? Schon dies war hinreichend, ihn unempfindlich zu machen gegen alle noch ſo freundlichen Bemühungen des Predigers. Der Knabe verſank, geiſtig und körperlich, in einen Trübſinn, eine Schwermuth, die faſt an Gefühlloſigkeit grenzte. Mit Leonhard's Entfernung hatte ſich für ihn das letzte gemüthliche Band, das letzte Band von Freundſchaft, Anhänglichkeit und Liebe gelöſt und ein entſetzliches Gefühl von Vereinſamung, Bangigkeit und Leerheit überkam ihn, ſo heftig, ſo verzehrend, wie ein jugendliches Herz, in ſo frühen Jahren, in einer äußerlich ſo glänzenden Umgebung, wohl noch niemals empfunden hat.

Denn auch der Briefwechſel mit Angelica, welche, trotz ihrer wiederholten Bitten, durch den ausdrücklichen Willen ihres Stiefvaters noch immer in der Reſidenz zurückgehalten ward, konnte ihm keinen Erſatz bieten. Der Commerzienrath hatte der Abneigung, welche er gegen das junge Mädchen empfand und daß er ſie am Liebſten gar nicht wieder in ſeinem Hauſe geſehen hätte, kein Hehl; ſie habe, behauptete er, zu viel in ſich von dem unruhigen, ſchweren Blute ihrer Mutter; auch ſei es eine Rückſicht, die er der Baroneſſe und ſeinem eigenen häuslichen Frieden ſchulde, zu dem Stiefſohn nicht noch eine erwachſene, anſpruchsvolle Stieftochter ins Haus zu nehmen. Aber damit nicht zufrieden und als ob ſchon Angelica's Briefe den Bruder anſtecken könnten mit den Fehlern, deren Herr Wolſton ſie beſchuldigte, hielt er auch den ſchriftlichen Verkehr der beiden Geſchwiſter unter einer höchſt peinlichen Aufſicht; keinen Brief konnte Julian abſenden, keinen von Angelica empfangen, der nicht durch die Hände ſeines Vaters gegangen wäre. Nicht einmal der Troſt, ſchriftlich ihr Herz gegen einander ausſchütten zu können, war den Geſchwiſtern geblieben: ſondern bis in ihre Briefe hinein erſtreckte ſich dieſer Zwang und dieſe froſtige, ängſtliche Beklommenheit, die in dem Schloß des Commerzienraths einmal zu Hauſe waren und die auch die geräuſchvolle Geſelligkeit der Baroneſſe wohl für fremde Augen verdecken, nicht aber daraus verbannen konnte, ja auch gar nicht daraus verbannen wollte, ſchon darum nicht, weil ſie dieſelbe überhaupt gar nicht verſpürte.

Auch im Dorf erregte Leonhard's Entfernung, aus ſeinem Amt ſowohl wie aus dem Schloß, großes Aufſehen. Zwar von der Theilnahme, der Ehrfurcht ſogar, welche einem Lehrer der Jugend unter allen Umſtänden gebührt und deren Mangel, ſo oft wir ihn auch heutzutage zu beklagen haben, allemal ein trauriges Zeichen iſt, entweder für die Gemeinde oder auch für den Lehrer ſelbſt, konnte bei dieſer Bevölkerung natürlich keine Rede ſein. Aber als die Unterſuchung gegen Leonhard ſich nun, nach Art ſolcher Proceſſe, endlos hindehnte; als er das Schulhaus verlaſſen mußte, in dem er ſo lange Jahre gewaltet hatte und wo ſchon mehr als ein Geſchlecht herangewachſen war unter ſeinen Augen; als er Abſchied nehmen mußte von dieſen Räumen, wo ſo manche ſtille Freude und mancher noch ſtillere Schmerz für ihn hindurchgeſchritten war, Abſchied von dieſen Blumen, die er ſo ſorgſam gepflegt, dieſen Obſtbäumen, die er ſo trefflich gewartet hatte; hinaus, weit vors Dorf, in das allerletzte Haus, das ehemalige Hirtenhaus der Gemeinde, das aber ſeitdem als eine Art Zufluchtſtätte für Waiſenkinder und Dorfarme benutzt ward; als Noth und Elend, in ihrer ſchreckhafteſten Geſtalt, den armen Verfolgten überkam (denn in Folge der Suspenſion war ihm der größere Theil ſeines ohnehin ſehr dürftigen Gehaltes entzogen, das beträchtliche Geldgeſchenk aber, mit dem der Commerzienrath ihm die Entfernung aus ſeinem Hauſe verſüßen wollen, hatte er hartnäckig ausgeſchlagen und ebenſo auch die Unterſtützung, welche der Prediger ihm angeboten); als ſein Antlitz immer bleicher, ſeine Haltung immer gebückter, ſeine Stimme immer leiſer ward; als man ihn ſitzen ſah, ganze Tage auf einem Fleck, mit gerötheten Augen vor ſich hinſtarrend, oder auch in weitem Bogen umſchlich er das Schulhaus, wo jetzt ein neuer Lehrer waltete, ein ſehr eifriger und ſehr frommer, den Herr Waller direct hatte aus der Hauptſtadt kommen laſſen, und vor jedem Kinde, das ihm begegnete, ſtand er ſtill und grüßte es mit Namen und legte ihm die Hand auf den Kopf — es war wunderlich genug: ſo lange er im Amt geweſen, hatten die Leute rechtſchaffen auf ihn geſchimpft und jeden Schabernack und jedes gebrannte Herzeleid, das ſie ihm anthun konnten, das hatten ſie ihm mit Vergnügen gethan — weshalb? ei was, es war ja blos der Schulmeiſter, den ſie plagten, wie er ihre Kinder plagte — jetzt dagegen, ſeit er im Unglück war, gewannen ſie ordentlich Reſpect vor ihm und betrachteten ihn mit einer Theilnahme, die nicht blos Neugier war.

Wiewohl es auch an der nicht fehlte. Denn auch Leonhard's Schickſal, ſo einfach und natürlich es war, ſchmückte die Phantaſie der Maſſe aus mit irgend welchen geheimnißvollen Beziehungen, vornämlich deshalb, weil er der vertrauteſte, ja der einzige Freund des Meiſters war; wie man des Verwunderns nicht ſatt bekommen und ſich ſchier den Kopf zerbrochen hatte, als er, der ſimple Dorfſchulmeiſter, derſelbe, der ſich mit ihren eigenen unartigen Buben plagen mußte, nicht zu ſchlecht befunden ward, die Erziehung des jungen gnädigen Herrn zu übernehmen, ebenſo wunderte man ſich jetzt über dieſe gewaltſame und plötzliche Löſung dieſes Verhältniſſes. Dem Prediger Waller ſchrieb man dabei keinen Antheil zu oder doch nur den unvermeidlichen, den ſein Amt mit ſich gebracht hatte. Vielmehr für die eigentliche Urheberin des Ganzen galt, in der Meinung des Dorfs, die Baroneſſe.

Wie dieſe denn überhaupt ſehr wenig beliebt war, ja beinahe ſchon gehaßt. Herr Wolſton war hart, es ließ ſich nicht leugnen, aber er war es gegen Jedermann; er behandelte ſeine Arbeiter, als wären ſie Stücke ſeiner Maſchinen, ohne die geringſte perſönliche Neigung oder Mitgefühl, aber auch ohne Jähzorn und Ueberhebung.

Beides dagegen gab man der Baroneſſe ſchuld; die Gleichgiltigkeit des Fabrikherrn wurde nicht empfunden, deſto mehr die ekle Geringſchätzung, welche die Baronin allerdings an den Tag legte, ſowie die Art und Weiſe, mit der ſie den Reichthum ihres Gemahls zur Schau trug, beſonders, wenn man ſich dabei der Mildthätigkeit ihrer Vorgängerin erinnerte. Auch wegen ihrer Frömmigkeit mußte ſie manch böſes Wort über ſich ergehen laſſen; tagtäglich, von hundert Zungen, wurden die lockern Abenteuer ihrer Jugend friſch aufgewärmt, keine Erfindung war ſo albern, kein Märchen ſo toll, auf ihren Namen wurde es geglaubt. — Wie viel die geſellige Stellung des Commerzienraths durch ſeine zweite Ehe alſo auch übrigens gewonnen haben mochte: ſein Verhältniß zu ſeinen eigenen Arbeitern war dadurch nicht verbeſſert worden. —

Ueber dieſen Veränderungen und Neuigkeiten im Schloſſe jedoch war der Bevölkerung des Dorfes das kleine arme Haus des Meiſters keineswegs aus dem Gedächtniß gekommen. Schon die Hartnäckigkeit, mit der der Meiſter auf ſeinem einmal eingeſchlagenen Wege beharrte, imponirte der Menge; ſchon als Ueberreſt und einziger ſtandhafter Zeuge einer Gewerbthätigkeit, welche ſeit Errichtung der Fabrik in dieſer Gegend längſt nur noch zur Fabel gehörte, intereſſirte er ſie: aber ſie bewunderte ihn, als ein geheimnißvolles, übernatürliches Weſen, um des Muthes willen, mit dem er, der Einzelne, Arme, Machtloſe, den Kampf aufzunehmen wagte mit dem reichen, großen, mächtigen Fabrikherrn. — Man wußte (oder wollte doch wiſſen), daß der Commerzienrath einen hohen Preis darauf geſetzt hatte, den Stolz des Meiſters zu brechen; er müſſe weggebracht werden von ſeinem Webſtuhl, hatte der Commerzienrath geſagt, heran an dieſelbe

Maſchine, als unterſter Handlanger, gegen die er, in freventlicher Thorheit, durch unüberlegte, unſinnige Reden die Menge aufſtachle. Sogar, man behauptete, Herr Wolſton habe deshalb ſchon einmal Anzeige gegen ihn beim Gericht gemacht: und als das Gericht die Klage, als unbegründet, zurückgewieſen, habe er ihm Geld bieten laſſen unter der Hand, dieſe Gegend nur überhaupt zu räumen.

Aber vergebene Müh'! Gegen Drohungen wie Beſtechungen, der Meiſter blieb unbeweglich. Noch entſchiedener, als früher, hatte er ſeit der geheimnißvollen Kataſtrophe mit dem Commerzienrath allen Umgang mit der übrigen Bevölkerung des Dorfes, den Fabrikarbeitern, abgebrochen, — natürlich nicht, ohne eben durch dieſe Abſonderung noch um ſo mehr der Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit zu werden.

Auch war dieſe Standhaftigkeit in der That um ſo bewundernswerther, als nicht nur die

Armuth des Meiſters mit jedem Tage zunahm: ſondern auch das häusliche Verhältniß zu ſeinen Kindern, aus dem er bis dahin noch ſo ſüßen Troſt geſchöpft, hatte angefangen ſich zu trüben. Reinhold, ſeitdem er das Haus des Commerzienraths hatte meiden müſſen, war wie umgetauſcht. Zwar in Anſtrengung und Arbeit ſtand er dem Vater bei, unverdroſſen und mit einem Gehorſam, einer Aufopferung, die nicht größer gedacht werden konnten. Aber ſei es Sehnſucht nach dem Freunde, aus deſſen Umgang er verbannt war, ſei es, daß das Wohlleben und jene feinern, geiſtigen Genüſſe, die er im Schloſſe gehabt hatte, ihn erſt jetzt beunruhigten, da er für immer davon abgeſchnitten war und da nur noch ſeine Phantaſie zurückkehren durfte in jene behaglichen, hohen Gemächer, zu jenen ergötzlichen und lehrreichen Bildern, zu dem ganzen ſo angenehmen, ſo beglückenden Verkehr mit jenen wohlgebildeten, liebenswürdigen Genoſſen — genug, ſeine ganze alte Freudigkeit war dahin. Er arbeitete wohl, und auch kein Seufzer ſagte, wie ſchwer es ihm innerlich ward und wie ſeine ganze Seele ſich dagegen ſträubte, ſo Tag für Tag, Nacht für Nacht, immer nur am Webſtuhl zu ſitzen: aber das Auge des Vaters errieth ihn doch. Jede Minute, die er erübrigen konnte, brachte er über ſeinen Heften zu, das ehemals Gelernte zu wiederholen und durch Nachdenken zu erweitern. Namentlich ſeine Leidenſchaft zur Mathematik war mit außerordentlicher Heftigkeit zurückgekehrt; mehr als einmal hatte der Vater ihn betroffen, wie er die kärgliche Nachtruhe opferte, heimlich, bei Mondenſchein, mit einem armen Stückchen Kohle, ſeltſam verwickelte Zeichnungen, lange Zahlenreihen und Chiffern zu entwerfen. Auch Modelle entwarf er, ſchnitzte Räder, Stangen, Kolben, in künſtlicher Zuſammenſetzung; es war ſichtbar, daß ſein Geiſt nur eigentlich unter dieſen Zahlen und Zeichen, Winkeln und Strichen lebte und daß, was dem Vater gegenüber, träumeriſch, ſchweigſam, am Webſtuhl ſaß, nur ſein Körper war.

Der Meiſter empfand dieſe Veränderung mit tiefem Kummer. Wäre Leonhard nicht ſeitdem ſelbſt ſo tief ins Unglück gerathen, er hätte ihm gewiß Vorwürfe gemacht, durch dieſe Erziehung über ſeinen Stand hinaus die klare Seele ſeines Sohnes, wie er meinte, in Verwirrung und Unruhe geſetzt zu haben. So begnügte er ſich, nur ſich ſelber anzuklagen, daß er, ſeiner beſſeren Einſicht zum Trotz, dieſen thörichten Unterricht dennoch zugelaſſen. — Reinhold ſeinerſeits wurde durch das Bewußtſein, die geheime Unzufriedenheit ſeines Vaters auf ſich gezogen zu haben und nicht ſo zu ſein, wie der Vater ihn doch wünſchte, aufs Aeußerſte beängſtigt und gequält. Er fühlte ſelbſt die Wandelung, die mit ihm vorgegangen; er betrachtete es als ſeine nächſte und erſte Pflicht, widerſpruchlos, in Allem ſich dem Vater zu fügen; er klagte ſich mit Thränen an, noch mehr des Leids zu häufen auf ein Haupt, das ihm ſo verehrungswerth und ach, ſchon ſo gebeugt von Kummer war — und fühlte bei alledem doch keine Kraft in ſich, dieſe ſeltſame Spaltung ſeines Weſens abzuſchütteln und wieder zu werden, unbefangen, zufrieden mit ſeinem Schickſal, der er ſonſt geweſen! — So laſtete auch zwiſchen dieſen beiden ſo edeln, ſo gefühlvollen, in Liebe und Hingebung ſo wetteifernden Herzen eine Wolke geheimen Misverſtändniſſes, die ſie wechſelweis peinigte und ihre freudenloſen Tage nur noch immer ärmer machte.

Auch an ſeiner Tochter, der ſchwarzäugigen Margareth, hatte der Meiſter einen tiefen Kummer zu erleben. Der rothe Konrad, einer der jungen Leute, die ehedem als Geſellen bei ihm gearbeitet hatten, der aber ſeitdem, wie ſo Viele, Fabrikarbeiter geworden war bei Herrn Wolſton, hatte die Neigung des jungen Mädchens gewonnen und ſie zur Ehe begehrt. Konrad war urſprünglich ein wackrer Menſch, von ſeltner Anſtelligkeit, ein fleißiger und geſchickter Arbeiter; erſt das Elend, in das er im Verlauf der Ehe gerieth und die ſchlechte Geſellſchaft in der Fabrik weckten jene Dämonen in ihm, unter deren furchtbarer Herrſchaft wir ihn vorhin, in der Scene im Wirthshaus, geſehen haben.

Dennoch hatte der Meiſter ſich lange Zeit heftig geweigert, aus keinem andern Grunde, als weil er ſeine Tochter keinem Fabrikarbeiter geben, Konrad dagegen (was ihm freilich auch nicht zu verdenken war: denn was ſonſt ſollte er beginnen?) die Fabrik nicht verlaſſen wollte. Und auch nachdem die Thränen der Tochter und das eidliche Gelöbniß Konrad's, weder ſeine Frau noch ſeine etwaigen Kinder jemals mit zur Fabrikarbeit anzuhalten, ihm die Einwilligung endlich abgerungen, hielt er mit ſeinem Schwiegerſohn doch faſt gar keinen Verkehr. Er hatte den jungen Leuten die Hälfte ſeines Hauſes eingeräumt, diejenige, wo der verdorrende Roſenſtrauch ſtand — nur ein ſchmaler Gang trennte die beiden Haushaltungen —: ſeine Tochter ſah der Meiſter täglich, zu jeder Stunde, Konrad, der überdies den größeren Theil des Tages in der Fabrik und den Reſt in der Schenke zubrachte, faſt nie.

Was aber im Kreiſe der Dorfbewohner das meiſte Aufſehen machte, das war, daß dieſer Meiſter, ſo ehrwürdig in jedem Betracht, ſo rein von Sitten, ſo erhaben über jede leiſeſte Verdächtigung des Rufes, Umgang hielt mit einem ſo allgemein gefürchteten, allgemein verworfenen Weſen, wie der Sandmoll.

Zwar man konnte nicht eigentlich ſagen Umgang hielt: aber doch er geſtattete ihm den Zutritt zu ſeinem Haus, er litt doch, daß dieſes Ungeheuer, verpeſtet durch Verbrechen und gezeichnet gleichſam ſchon von außen durch die Hand Gottes, ſich ſetzen durfte in ſeine reine Nähe, ſeine Füße ſtrecken unter ſeinen armen, aber ehrlichen Tiſch . . .

Da nun der Alte gleichzeitig, ſeit er im Dorfe war, zu der unmittelbarſten Dienerſchaft des Commerzienraths ſowohl wie ſeiner Gemahlin gehörte und ganz öffentlich ihr Agent und Vertrauter war in den ſchwierigſten Beſorgungen: ſo wurde die öffentliche Neugier durch dies Doppelverhältniß begreiflicher Weiſe nur erhöht.

Und da ebenſo begreiflich eine Bevölkerung, ſo ſchlaff, ſo verwahrloſt, ſo abgenutzt, wie dieſe, keinen Begriff hatte von dem ehrenhaften Stolz eines Mannes, wie der Meiſter, noch von der unerſchütterlichen Feſtigkeit, die er, allem Elend zum Trotz, aus dem Bewußtſein ſeiner Unſchuld ſchöpfte, ſo griff dieſelbe, zur Erklärung ſo unerklärbarer Verhältniſſe, mit Vorliebe zu den ſeltſamſten und ungeheuerlichſten Auslegungen. Die Scene, wie der Meiſter unter dem Portal des Schloſſes geſtanden hatte, ſeinen Sohn an der Hand und den ſtummen Fluch auf der bebenden Lippe, war unvergeſſen geblieben. Der Meiſter, raunte man ſich zu, beſitze ein Geheimniß, welches im Stande ſei, die unermüdlichen Maſchinen des Commerzienraths auf einmal zu lähmen, ſeinen ganzen ſtolzen Reichthum in Aſche zu verwandeln, ihn ſelbſt zum Elendeſten zu machen aller Sterblichen.

Dieſes Geheimniß zu bewachen und ſeine Verbreitung zu hindern, ſei der Sandmoll von Herrn Wolſton beauftragt.

Neuntes Kapitel.

Der Beſuch am Krankenbett.

Dies alſo jenes Haus des Meiſters, welches der Sandmoll noch in ſo ſpäter Stunde aufſuchte. Indem er an der Schenke vorüberging, warf er, aus den verquollenen Augen, einen ſcheuen, ſchnellen Blick in die hellſtrahlenden Fenſter; er ſah den rothen Konrad, im Spiel mit dem Vagabonden, ſah des Meiſters Margareth, auf- und abwandelnd vor dem Hauſe, mit gerungenen Händen — und wie er es ſah, gurgelte er vor Vergnügen.

In demſelben Augenblick bildete ſich ein Gedanke bei ihm aus, der ſchon einmal, auf dem

Rückweg von der Galgenfichte, flüchtig in ihm aufgeſtiegen war. Herr von Lehfeldt hatte ihn beauftragt, für einen Mann zu ſorgen, der den Vagabonden in heimliche Aufſicht nähme; dieſen Mann jetzt hatte er gefunden: Niemand anders ſollte es ſein als Konrad. Dem Spiel mit Leidenſchaft ergeben, von häuslichen Sorgen gepeinigt, in ewiger Geldnoth, mußte Konrad, darüber war kein Zweifel, mit Begier jede Gelegenheit zur Verbeſſerung ſeiner Lage ergreifen, zumal eine ſo bequeme. Das fortdauernde Elend (wir haben es bereits geſagt), verbunden mit dem ſchlechten Beiſpiel ſeiner Kameraden, hatte Konrad verdorben; ein Tagewerk, wo er nichts weiter zu thun gehabt hätte, als mit dem tollen Heiner in Wirthshäuſern und Schenken herumliegen, Branntwein zechen mit ihm und den Zuhörer abgeben für ſeine tollen Reden, kam bei ihm eben an den rechten Mann. Auch war es dem Sandmoll nicht unbekannt, daß zwiſchen dem Fabrikarbeiter und dem Landſtreicher eine geheime, eiferſüchtige Abneigung beſtand; war Heiner alſo wirklich der gefährliche Menſch, für den Herr von Lehfeldt ihn hielt, und ließ aus ſeinen Reden ſich in der That etwas Strafbares nachweiſen, ſo durfte er gewiß ſein, daß wenigſtens Konrad nichts davon verſchwieg.

Und endlich war dies ein neuer Faden, den der Sandmoll mit dem Hauſe des Meiſters anknüpfte. Hielt der Meiſter auch keinen perſönlichen Verkehr mit ſeinem Eidam, ſo lebte er doch unter einem Dache mit ihm; Konrad, einmal an das Aufpaſſen und Angeben gewöhnt, mußte bald auch einen trefflichen Kundſchafter abgeben über den Meiſter ſelbſt.

Der Alte, wie er mit dieſem Plane fertig war, gurgelte vor Vergnügen noch ein zweites Mal; dann ſchritt er auf das Haus des Meiſters zu.

Die Thür deſſelben war noch geöffnet; auch hinter den Fenſtern auf der Seite des Meiſters brannte noch Licht.

Er ſelbſt war nicht daheim. Seit er von dem Commerzienrath, ſo zu ſagen, in Bann gethan war, wagten, wie ſchon erwähnt, die kleinen Handelsleute der Umgegend nicht mehr, in ſeine Behauſung zu kommen; er ſelbſt jetzt mußte, wie ein Stück fertig war, damit herniederſteigen ins Thal und von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, nach einem Käufer ſuchen für dieſelbe Waare, um welche die Abnehmer ſich ehemals gedrängt hatten. Das waren die bitterſten Gänge für den armen Meiſter; nicht nur daß er jedesmal krank und erſchöpft davon zurückkehrte, ſondern auch ſchon vorher, während der Arbeit, lag der Gedanke an die Kränkungen, die er dabei ertragen, die Demüthigungen, denen er ſich dabei ausſetzen mußte, auf ihm wie ein Alp. Gern hätte Reinhold ihm dieſe läſtige Handelsſchaft abgenommen. Aber dem jungen Mann fehlten die Bekanntſchaften, die der Meiſter allenfalls noch aus frühern Zeiten her beſaß und die auch gegen ihn ſich mit jedem Monat ſchwieriger erwieſen. Immer weiter mußte er ſeine Wanderungen ausdehnen, immer demüthiger ſeine Worte, immer niedriger ſeine Preiſe ſtellen — und konnte mit alledem doch nicht verhindern, daß die Käufer, die ihm endlich noch für ſchlechtes Geld ſeine gute Waare abnahmen, ſich obenein noch den Anſchein gaben, als ſei es ein Almoſen, das ſie ihm damit erwieſen. — Auch jetzt war er auf einer derartigen Reiſe begriffen; ſchon der zweite Tag war es, ſeit er von Hauſe entfernt, und in dumpfer Angſt, ohne Arbeit, ohne Brot inzwiſchen, wartete die Familie ſeiner Rückkunft.

Der Sandmoll,. der ſehr wohl die geöffnete Thür bemerkte, hätte füglich geradewegs hineinſchreiten können. Doch fand er es ſeinen Neigungen angemeſſener, über die niedrige Einfaſſung des Gärtchens hinwegzuſchlurfen und, mit ſeinen ſchweren, plumpen Füßen, die armen kleinen Pflänzchen niederſtampfend, von außen in das erleuchtete Zimmer hineinzulauſchen.

Dem Fenſter gegenüber ſtand das Bett der kranken Lene; ſie lag mit dem Geſicht herwärts, die Augen an die Decke gerichtet, und zählte, in qualvoller Sorge, die Minuten, die ach, ſo langſam ſchlichen . . .

In der Mitte des Zimmers, in dem engen Raum, welchen die beiden Webſtühle frei ließen, zunächſt unter der Kienfackel, die ihr flatterndes Licht grell durchs Zimmer warf, ſaß Reinhold. Bevor der Vater aus dem Erlös der letzten Arbeit Garn mitbrachte zur neuen, mußte der Webſtuhl nothgedrungen feiern. Mit gutem Gewiſſen daher hatte Reinhold die Abweſenheit des Meiſters benutzen mögen für jene Unterſuchungen und Studien, die ihm ſo theuer waren und die er doch unter den Augen des

Vaters nicht treiben durfte. Das Reißbret auf ſeinen Knieen, die Bücher zu ſeinen Füßen, das ſaubre kleine Modell neben ihm zeigten deutlich, in welche Speculationen er ſich vertieft hatte. Der blödſinnige Großvater, in kindiſcher Geſchäftigkeit, ſtand bald hinter ihm und ſah, mit großer Ernſthaftigkeit, auf Zeichnungen und Zahlen, von denen ſein armer getrübter Geiſt doch längſt nichts mehr verſtand; bald, mit ganz vorſichtigen Schritten, das Nachdenken ſeines Enkels nicht zu ſtören, trippelte er an das Bett der Kranken, beugte ſich über ſie, nickte ihr und ſtrich mit leiſen, leiſen Fingerſpitzen die Deckel glatt; dann wieder kauerte er ſich in ſeine Ecke und knüpfte, mit verwundertem Kopfſchütteln, Strohhalme aneinander . . .

Sandmoll, das Geſicht dicht an die Scheibe gepreßt, konnte dies Alles mit größter Bequemlichkeit überſehen. Ob er ſeine Freude daran hatte oder ob es ihn ärgerte, wiſſen wir nicht zu ſagen; nur jedenfalls, je länger er hinſah, je mehr verzerrte, in widerwärtigem Grinſen, ſich ſein unförmliches Angeſicht. Jetzt auf einmal hob er den Stock in die Höhe, ſchwang ihn einige Mal in die Luft und dröhnend dann ließ er ihn gegen die Scheibe fallen . . .

Die Kranke fuhr mit einem lauten Schrei in die Höhe, ihre Augen, wie ſie das entſetzliche Antlitz hinter der Scheibe erblickten, verdunkelten ſich . . .

Das hat ſie weg, knurrte der Sandmoll und zog, vor Behaglichkeit, die Schultern noch einmal ſo hoch. Dann endlich, mit einer letzten ſcheußlichen Geberde ins Fenſter hineinwinkend, trat er in das Zimmer.

Daß ſein Beſuch nicht angenehm war, das ließ ſich merken. Reinhold, der der kranken Lene beigeſprungen war, ſah ihn, mit ſtummem Kopfnicken, halb fragend, halb unwillig, an. Die Kranke ſelbſt hatte ſich gegen die Wand gekehrt, mit feſt zuſammengepreßten Augen. Nur der Alte, in kindiſcher Gutmüthigkeit, trippelte, mit vielem Neigen und Bücken, hinter dem Sandmoll her und becomplimentirte ſich mit ſeinem Schatten.

Aber angenehm oder nicht, was fragte der Sandmoll danach? Mit grober Geberde ſchob er Reinhold bei Seite, ergriff einen Schemel und pflanzte ſich, die Kranke unverwandt anſtarrend und ſeine greulichſten Geſichter dazu ſchneidend, dicht ans Bett.

Reinhold zuckte ſchweigend die Achſeln, führte den Großvater ſanft in ſeine Ecke und ſetzte ſich zurück zu ſeinen Büchern.

So war die Geſellſchaft geraume Zeit beiſammen, ohne daß ein Wort verlautete.

Endlich mochte es dem Sandmoll doch zu langweilig werden. Er ſtreckte die Füße noch weiter auseinander, tippte mit den langen ſchwarzen Fingern keck auf die Decke:

Nun, ſagte er, Jungfer Lene? Gefällt Euch mein Geſicht nicht mehr, daß Ihr ſo aufſchreit? Oder dachtet Ihr, es wäre Jemand anders und wollt' Euch holen?

Die Kranke bebte innerlich vor Aufregung und Angſt; die Anſtrengung, mit welcher ſie dieſelbe niederkämpfte, zog ihr einen Krampf zu, der ſie faſt zu erſticken drohte.

Sobald ſie ſich wieder erholt hatte: Ah, ſagte der Sandmoll mit gleichgiltiger Stimme, Ihr macht's nimmer lang, mit Euch geht's zu Ende, gebt Acht; nächſtens ſchneiden ſie das Korn — und wenn ſie den Hafer einbringen, ſeid Ihr todt.

Reinhold, dem dies Geſpräch unerträglich zu werden drohte, miſchte ſich in daſſelbe. Es geht leidlich mit der Tante, ſagte er, mit einer Stimme, der man deutlich anhörte, welche Gewalt er ſich that, ruhig zu bleiben: und wenn das warme Wetter anhält, ſo hoffen wir, ſoll ſie recht bald wieder auf den Beinen ſein.

Der Alte drehte ſich halb um und ließ, voll teufliſcher Bosheit, ſeine kleinen Augen über den Jüngling funkeln.

Seid Ihr auch da, Junker? ſagte er in geringſchätzigem Ton: ei ſeht doch! Und wie lieb er ſie hat, die gute Tante! Nicht wahr? das iſt eine einzige Tante, die Tante Lene! Solch eine Tante gibt es nicht mehr auf der ganzen Welt! Meint Ihr! gibt es? wandte er ſich an die Kranke ſelbſt, indem er ſeine Frage mit unheimlichem Gelächter begleitete.

Gewiß nicht, antwortete der Jüngling ſtatt ihrer mit Herzlichkeit und neigte ſich über die abgezehrte, bleiche Hand der Armen: und ich ehre ſie wie eine Mutter.

Wie eine Mutter! wiederholte Sandmoll und röchelte vor Vergnügen: Warum gerade wie eine Mutter, Junker? Aber es iſt köſtlich, Jungfer Lene, nicht wahr? ganz köſtlich, ſag' ich! Ah, ah, es geht doch nichts über ein kindliches Gemüth, meint Ihr nicht auch?

Lene erwiderte leiſe den Händedruck des Neffen. Ich danke für Ihre Nachfrage, Herr Inſpector, ſagte ſie . . .

Nämlich Herr Inſpector war der Titel, mit dem der Sandmoll ſich am Liebſten nennen hörte. Er hatte natürlich nicht den mindeſten Anſpruch darauf; aber für die mannichfachen Verrichtungen, die ihm oblagen, ſchien es dem Publicum des Dorfs der paſſendſte, und ſo hatte er ſich gleichſam von ſelbſt gebildet . . .

Ich danke, ſagte ſie mit mildem, begütigendem Ton und wendete ſich zum Sandmoll, ohne jedoch ihr Auge zu ihm zu erheben, für Ihre Nachfrage, Herr Inſpector. Eine arme Kranke, wie ich, hat freilich wenig Hoffnung mehr. Aber ich bete täglich zu Gott, daß er mir Kraft gibt — und allen guten Menſchen, ſetzte ſie mit einem unbeſchreiblich rührenden Ausdruck hinzu, auch für Euch, Herr Inſpector, bet' ich, ganz gewiß, auch für Euch.

Der Sandmoll glotzte ſie frech an. Ich bin kein guter Menſch, ſagte er nach einer kleinen Pauſe, ich bin ein Verworfener, ein Ungeheuer, ein Scheuſal, war's nicht ſo? Die Krankheit, vermuth' ich, hat Euch das Gedächtniß zuſammengeſchrumpft; aber ich — ah, ich, ich habe ein vortreffliches!

Gott erhalte es Euch, erwiderte Lene, zu allen guten Dingen: und auch dafür will ich beten.

Beten? ſpottete der Alte: ſeit wann geht es denn ſo fromm her im Hauſe des Meiſters? Seit Herr Leonhard im Hirtenhauſe ſitzt, hat er ſeine Weisheit etwa vergeſſen? Es wäre beſſer, fuhr er fort, indem er mit einer zufälligen Handbewegung den Mantel zurückſtreifte, daß das Schild auf ſeiner Achſel ſichtbar ward, es würde weniger gebetet hier im Hauſe, aber beſſer gezahlt. Es iſt viel Geſindel hier im Dorf, der Teufel weiß es; aber Ihr ſeid von dem ärmſten. Ich muß Geld haben, Geld! rief er plötzlich und ſtampfte mit dem Stock auf den Boden: ich habe die Verſprechungen ſatt, man nimmt mich von obenher ſelbſt bei den Ohren — Geld, fromme Schöne!!

Eine verlegene Pauſe folgte. Durch das laute Sprechen war der alte Blödſinnige aus ſeinem Winkel hervorgelockt worden, in ehrerbietiger Entfernung ſtehend, betrachtete er den glitzernden Meſſingbeſchlag an dem Stock des Sandmoll: etwas ſo Merkwürdiges, ſchien es, hatte er noch nie geſehen.

Der Vater, ſagte Reinhold endlich, iſt nicht zu Hauſe . . .

Und der Schwager auch nicht, fiel Sandmoll mit ſchadenfrohem Gelächter ein: Ah, das iſt ein Schwager! der verſteht es, ah!

Geht hinüber, geht hinüber, Junker, und lernt von ihm! Der hat Haufen Geld vor ſich, ſo groß, und Eure ſchöne Schweſter, ah, die hat ſchon die ganze Schürze voll, ſie kann es ſchon gar nicht mehr tragen, ah!

Der Spott war um ſo bittrer, als in demſelben Moment die Aermſte in der Thür erſchien. Aber ſobald ſie den Alten erblickte, verſchwand ſie wieder.

Ihr habt gehört, wiederholte Reinhold mit etwas nachdrücklicher Stimme, daß der Vater nicht zu Hauſe iſt . . .

Ich hab' es gehört, ja, antwortete der alte Falſchmünzer, dem beides, die Angſt der Kranken, die in fieberhaften Zuckungen neben ihm lag, und die wachſende Ungeduld des Jünglings gleiches Vergnügen zu machen ſchien: und was noch mehr iſt, ich hab' es auch geſehen. Oder meint Ihr, ſagte er, und ſtieß mit dem langen Stock zwiſchen die Bücher und

Papiere, die Reinhold vor ſich ausgebreitet hatte: ich wüßte nicht, daß Ihr dieſen Kram einpacken müßt, ſo lange der Alte zu Hauſe iſt, Junker?

Reinhold konnte ſeinen Aerger über die ſpöttiſche Anrede, deren der Sandmoll ſich unausgeſetzt gegen ihn bediente, nicht länger unterdrücken. Ich bitt' Euch, ſagte er, wenn Ihr mit mir ſprecht, Herr Inſpector, nennt mich bei meinem Namen . . .

Bei ſeinem Namen, jauchzte der Alte und ließ die Finger knacken, daß die Kranke im Bett ſtöhnend auffuhr: ah, ah, bei ſeinem Namen! Habt Ihr's gehört, Jungfer Lene? Ein köſtlicher Junker das! ein charmanter Junker!

Der blödſinnige Großvater, der natürlich nicht im Mindeſten verſtand, um was es ſich handelte, ſtimmte in das Gelächter ein, indem er Reinhold zunickte und winkte, als ob er recht etwas Verſtändiges thäte . . .

Reinhold gerieth ernſtlich in Zorn. Ich mag und will, rief er, Euer Junker nicht ſein, Reinhold iſt mein Name und der Name iſt ehrlich, dächt' ich . . .

Mein Junker will er nicht ſein! ah, ah, mein Junker! ſpottete der Falſchmünzer: wie gefällt Euch das, Jungfer Lene, wenn das mein Junker wäre, he? Nein, nein, Junker, ſo hoch hinaus hat das Ungeheuer es nicht gebracht, das Scheuſal, der Unmenſch — iſt das Lied ſo richtig, Jungfer? Aber laßt Euch ſagen, fuhr er fort: es gibt verſchiedene Junker, einige ſind es vom Vater und einige von der Mutter: und vor Euch, Junker, hab' ich ſolchen Reſpect, daß ich glaube, Ihr ſeid es von allen beiden.

Reinhold ſtand auf. Es iſt ſpät, Herr Inſpector, ſagte er, und da ich nicht denken kann, daß Euer Amt von Euch verlangt, daß Ihr noch um Mitternacht . . .

Aber der Alte hörte nicht. Auch er war aufgeſtanden und betrachtete mit hämiſcher Neugier Reinhold's Modelle und Zeichnungen: das iſt was Schönes, ſagte er, das gefällt mir, die ſchwarzen Räder da — wird das vielleicht ein Leichenwagen für Eure liebe Jungfer Tante?

Reinhold packte ſeine Papiere zuſammen; er war entſchloſſen, dem unerträglichen Alten nicht mehr zu antworten.

Allein dieſer ſchien hier auf ein Thema gekommen, das er nicht ſo bald wieder verlaſſen wollte. Ihr ſeid, ſagte er, ſo ein erſtaunlich gelehrter Mann, Junker, und habt vornehme Weisheit gelernt, ſehr vornehme: ſo ſagt mir, was iſt angenehmer, wenn man todt iſt, zu Grabe getragen werden oder gefahren?

Indem der Sandmoll dieſe Frage that, hatte er ſich umgekehrt und fixirte die Schweſter des Meiſters auf ihrem Schmerzenslager, mit Blicken, wie einer Klapperſchlange.

Reinhold, trotz ſeines Vorſatzes, konnte den Einfall nicht unterdrücken. So viel ich weiß, ſagte er, iſt es nur in den großen Städten Mode, bei den Vornehmen, daß ſie zu Grabe gefahren werden; wir armen Dorfleute müſſen froh ſein, wenn wir nur Schultern finden, die uns dieſen letzten Dienſt erweiſen. Aber da Ihr ſo neugierig ſeid, Herr Inſpector, ſo erlaubt, daß ich Euch einen Rath ertheile: **ſterbt** — und dann probirt es ſelbſt.

Der Alte ſtellte ſich, als hätte er den letzten Theil der Rede überhört. Es geht doch nichts, erwiderte er, über gelehrte Leute. Alſo blos die Vornehmen werden zu Grab gefahren? und wir armes Volk müſſen froh ſein, wenn man uns trägt? Nun ſeht, das freut mich recht: Eure liebe Jungfer Tante ſoll auch gefahren werden, ganz gewiß, fragt ſie nur ſelbſt — der Wagen wartet ſchon, iſt's nicht ſo, Jungfer Lene? Ich hör' ihn ſchon poltern — macht Euch fertig, fertig, Jungfer Lene!!

Welcher Sinn ſich auch mit dieſen ſeltſamen Worten verband, es mußte ein entſetzlicher ſein, das bewies der Ausdruck, mit welchem der Alte dieſe Worte hervorröchelte.

Lene warf die Arme gen Himmel: Barmherzigkeit! ſtöhnte ſie: Barmherzigkeit, mein Gott ...!

Margareth war zurückgekommen; ſie ſprach dem Bruder leis ins Ohr.

Herr Inſpector, ſagte Reinhold barſch und wies nach der Thür: es iſt Mitternacht vorüber, meine Tante bedarf der Ruhe. Was Ihr auch mit meinem Vater zu ſprechen habt, kommt morgen wieder; für heut, wie Ihr Euch wohl ſelbſt überzeugt, erwarten wir ihn vergebens ...

Aber indem er dies ſagte, hörte er auch ſchon die bekannten Tritte auf der Schwelle; die Thür öffnete ſich und der Meiſter ſelbſt trat herein.

Zehntes Kapitel.

Der Meiſter.

Es war eine lange hagre Figur, der Meiſter, im dunkelfarbigen, ſelbſtgewebten Rock. Spärliche ſchwarze Haare, glatt anliegend, umſchloſſen ein bleiches, abgehärmtes Antlitz, ſo mild, ſo ſchüchtern, daß es unbegreiflich ſchien, wie ein Mann von dem unbeugſamen, ehernen Charakter, als welchen das Gerücht den Meiſter bezeichnete, zu dieſem Geſichte kam. Nur um den Mund, mit ſchmalen blaſſen Lippen, feſt eingekniffen, ſpielte ein Zug — war es Schmerz? war es Bitterkeit? aber jedenfalls ein Zug, der auf eine ungewöhnliche Energie hindeutete.

Der Meiſter, noch in der Thür, warf ein ſchweres Pack vom Rücken. Die Kranke, in der Angſt ihres Herzens, hatte nicht gewagt, den Bruder anzuſehen; ſie lag, wie ſchlummernd, und ließ nur aus dem Grund ihrer Seele ſtumme, verzweifelnde Gebete gen Himmel ſteigen.

Aber auch ohne die Augen aufzuſchlagen, an dem dumpfen Hall, mit dem das Pack zu Boden fiel, an der Art dann, wie der Meiſter ſeinen Weißdornſtab, erſchöpft, in die Ecke ſinken ließ und nun, ſtatt allen Grußes, tief aufſeufzte aus beklemmter Bruſt — an dieſem Allen, auch ohne die Augen aufzuſchlagen, hatte ſie gemerkt und wußte: es war dieſelbe Leinwand, die unter tauſend Angſt und Qual gewebte, mit welcher er Tags zuvor das Haus verlaſſen, und der Unglückliche kehrte, von vergeblicher Wanderung, rathlos, hilflos zurück!

Auch Reinhold dröhnte der dumpfe Hall

durch die Seele; ſo gebrochen, ſo ganz zerknickt, wie in dieſem Augenblick, hatte er den Vater noch nie geſehen.

Lenens Entſchluß war ſogleich gefaßt. Sie ſchlug die Augen auf, richtete ſich, ſo ſchwer es ihr ward, in die Höhe — und mit dem lieblichſten, troſtvollſten Lächeln, als wär' es zu einem recht freudigen Empfange und es gäbe nichts in dieſem Augenblick, was ihre Herzen angſtvoll zuſammenſchnürte, ſtreckte ſie dem Bruder die bleiche, zitternde Hand entgegen.

Der Meiſter, ohne die Anweſenheit des Fremden auch nur im Geringſten zu beachten, ging, quer durchs Zimmer, auf das Bette zu, ergriff die dargereichte Hand und fuhr mit der andern leiſe über das dünne, feuchte Haar der Kranken.

Der Großvater, nach ſeiner bethulichen Weiſe, hatte ein Fußbänkchen herbeigetragen. Der Meiſter küßte ihm ehrerbietig die Hand, nickte Reinhold mit wehmüthiger Freundlichkeit; dann, lautlos, ſetzte er ſich in die Ecke.

Auch hier wieder war Sandmoll der Erſte, der die allgemeine ſchwüle Stille zu unterbrechen wagte.

Schöne Leinwand' das, ſagte er, nach dem Thürwinkel deutend: nämlich wenn ſie Einer möchte. Aber ich geb' Euch einen Rath, Meiſter, wißt Ihr was? Macht Leichentücher daraus für Eure Jungfer Schweſter. Aber nein (unterbrach er ſich ſelbſt: es mußte etwas ſehr Angenehmes für ihn ſein, was er da ſagte, denn er gurgelte beträchtlich) —: bei jedem Schaden iſt noch allemal ein Vortheil, und Jungfer Lene, wenn ſie todt iſt, wett' ich, braucht keine Leichentücher . . .

Der Meiſter hatte die Worte nicht verſtanden; aber ſchon der Ton der Stimme ſchreckte ihn empor. Wer ſprach da? rief er und ſprang, mit gleichen Füßen, in die Höhe.

Ich, erwiderte Sandmoll phlegmatiſch: und ich denke, Ihr werdet mir's erlauben.

Seltſame Macht, die dieſem dämoniſchen Unhold beiwohnte! Der Meiſter, als er aus ſeiner Verſunkenheit in die Höhe fuhr, hatte offenbar im Begriff geſtanden, in hellem Zorn zu entbrennen. Aber kaum daß ſein Blick das grinſende Antlitz des Sandmoll ſtreifte, als er auch ſeinen Zorn niederkämpfte und mit völlig gemäßigter, ja demüthiger Stimme:

Ich bitt' um Entſchuldigung, Herr Inſpector, ſagte er, daß ich Euch nicht früher geſehen habe; aber ich war mir in ſo ſpäter Stunde keines Beſuchs mehr gewärtig. Ich bin, ſetzte er in ganz gebrochenem Ton hinzu, ein armer müder Mann und ihr werdet mich ganz gewiß entſchuldigen, Herr Inſpector.

Ein Thor ſeid Ihr, erwiderte der Andere, ein unverbeſſerlicher alter Thor! Nicht wahr? Sie haben Euch die Thür vor der Naſe zugeworfen als Ihr angezogen kamt mit Eurem Bettel? haben geſagt, ſie brauchten das nicht mehr und wenn Ihr es geſchenkt geben wolltet, ſie nähmen es doch nicht? O geht doch: Ihr thätet ja beſſer, Steine zu klopfen, wenn Eure erbärmliche Bruſt es aushielte, als die Zeit zu verlieren an ſolche Arbeit.

Der Meiſter wollte etwas ſehr Bitteres erwidern, aber noch einmal bezwang er ſich. Ein Jeder, ſagte er, treibt, was er gelernt hat, Herr Inſpector . . .

So lernt auch verhungern, fiel Sandmoll mit grobem Gelächter ein: Ah pfui, ſolch ein alter Kopf und bildet ſich noch ein, er könnte die Welt einrennen? Packt ein, Meiſter, beſinnt Euch, es wird ja doch nicht anders; ich ſeh' Euch ja doch ſchon, wie Ihr die Räder einſchmiert in der Fabrik, ei ja, das wird hübſch ſein! Und der Junker da, gebt Acht, das iſt ein feiner Geſell, es fehlte nicht viel vorhin, ſo hätte er mich zur Thür hinauscomplimentirt, noch eh' ich Euch guten Abend ſagen konnte. Der artet nach Eurem charmanten Schwiegerſohn, ei ja: das wird ein vergnügtes Paar, wenn die erſt zuſammen hinter der Spindel ſitzen . . .

Der Meiſter ſah Reinhold fragend an. Hat mein Junge unrecht gegen Euch gethan, ſagte er, ſo wird er Euch um Verzeihung bitten.

Reinhold wurde blutroth; bei aller Verehrung, die er ſeinem Vater zollte, war dieſe Unterwürfigkeit, welche der Meiſter vor dem unheimlichen Alten zeigte, doch mehr als ſein jugendliches Herz ertragen konnte.

Aber ein ſtrenger Blick des Vaters hielt auch ihn in Schranken. Der Herr Inſpector, ſagte er, kam zu ſo ſpäter Stunde und die Reden, die er zu der Tante führte, ſchienen ihr ſo viele Unruhe zu machen . . .

Zu meiner Schweſter?! ſchrie der Meiſter, indem unwillkürlich ſeine Hand ſich ballte.

O nicht doch, flüſterte die Kranke dazwiſchen, es war nichts . . .

Gewäſch, ſagte der Sandmoll gleichmüthig: was ſoll man reden, wenn Einem die Zeit lang wird? Ich habe auf Euch gewartet, Meiſter; ich meine, Ihr wißt, weshalb . . .

Der Meiſter lachte bitter.

Iſt es ſo weit gekommen, ſagte er, daß Ihr Euch noch um Mitternacht in die Häuſer Eurer Schuldner drängt? ward auch unſer Schlaf an Euch verpfändet?

Für Euern Schlaf, erwiderte Sandmoll, indem er die Spitze ſeines Stocks zwiſchen die Dielen bohrte, geb' ich nichts — warum? weil Ihr wenig ſchlaft, denk' ich. Und mein Schuldner ſeid Ihr auch nicht: ſondern dem Staat ſeid Ihr ſchuldig und dem Herrn Commerzienrath, als welchem der Grundzins gehört von jedem Haus im Dorf und viele andere gute Abgaben noch. Was aber Eure übrige Frage betrifft, ſo iſt es allerdings ſo weit gekommen und wird noch viel weiter kommen mit Nächſtem. Ich ſag' Euch, rief er und ſeine Lippen ſchnalzten ordentlich vor Behagen, indem er dies Gemälde bevorſtehenden Elends entwarf: es werden Zeiten kommen für arme Narren, wie Ihr ſeid – Mitleid wird ſo rar werden, wie eine Roſe im Schnee, und Erbarmen wird es geben, gerade ſo viel wie Haare wachſen in meiner flachen Hand. Wohl dem Manne, der ſein Haupt im Sichern hat, wie ich! Es iſt beſſer, Henker ſein als gehängt werden. Und ans Hängen geht es, verlaßt Euch drauf! Es iſt ſchon heraus bei der Regierung: alle Armen, die nicht bezahlen können, ſollen gehängt werden. Ja, was ſag' ich gehängt? In Stücke ſollen ſie geſchnitten werden, bei lebendigem Leib' in lauter kleine Stücke – und das muß doch noch häßlicher ſein, als bei todtem, wiewohl auch das ſehr abſcheulich iſt, ſehr abſcheulich, Jungfer Lene . . .?

Denn überhaupt hatte er dieſe ganze tolle Rede mehr an die Kranke neben ihm gerichtet, als an den Meiſter. .

Der Meiſter war, bei den erſten Worten des Alten, wieder in trübes Nachdenken verſunken. Ihr wollt Geld, ſagte er endlich: nun denn, ein Wort für tauſend: ich habe keins.

Eure Rechnung iſt verdammt kurz, ſpottete Sandmoll, aber meine iſt deſto länger: Kopfſteuer, Gewerbſteuer, Grundzins, Hauszins, Ihr ſeid ein flinker Rechner und werdet es wohl ſelbſt im Kopfe haben.

Ich hab' es, erwiderte der Meiſter mit gepreßter Stimme, und ich bitt' Euch, habt nur noch Geduld bis morgen — oder da, da, nehmt meine Leinwand . . .

Eure Leinwand, antwortete der Alte, behaltet ſelbſt, ich mag ſie nicht; brennt Zunder daraus, alter Tropf, und ſeht zu, ob Ihr in Euerm harten Schädel einen Funken habt, an dem ſie zündet — ich aber will Geld, Geld!! ſchrie er, mit derſelben drohenden Heftigkeit, wie ſchon einmal: oder ich bleibe ſitzen an Eurer Schweſter Bett, die ganze Nacht und alle Tage, bis Ihr mich bezahlt habt!

Während der letzten Worte war Margareth (unſere Leſer entſinnen ſich, welches der Grund war, der ſie ſo raſtlos hin- und hertrieb zwiſchen der Schenke, wo ihr Mann ſaß, und ihres Vaters Haus) ins Zimmer getreten. Da ſie den Alten noch immer auf ſeiner Stelle ſah und ſeine drohenden Worte hörte, erſchrak ſie heftig und blieb beſtürzt unter der Thüre ſtehen.

Ueber des Meiſters Antlitz, wie er ſein Kind anſah, ging ein mildes Lächeln. Er winkte ihr: Komm, meine Margareth, ſagte er, ſchütz' deinen Vater; du biſt allzeit mein gutes Kind geweſen, es wäre ja nicht Recht von einem Vater, wollt' er nicht auch Gutes nehmen von ſeinem Kinde. — Es iſt Sonnabend heut, du wirſt Geld haben: gib dem Manne — und morgen trag ich meine Leinwand noch einmal herum.

Das war zu viel für das gequälte Herz des Weibes. O mein Vater! ſchrie ſie und fiel, mit gleichen Knieen, in Thränen zerſchmelzend, vor ihm nieder . . .

Sandmoll knackte, wahres Pelotonfeuer. Ah, ah, gurgelte er, ſolchen Spaß hab' ich nicht erlebt, ſo alt ich bin! Denkt, es iſt Sonnabend, der Narr! will Geld haben von ſeiner Tochter, der Thor! Geld? Aber thut mir den Gefallen, Meiſter, geht hinüber in die Schenke! nehmt Eure vortreffliche Leinwand mit, Euer Schwiegerſohn braucht ſie! auf mein Wort, er braucht ſie! denn ſo eben, denk' ich mir, wird er wohl das Hemd verſpielt haben vom Leibe . . .

Der Meiſter ſah Margarethen voll Beſtürzung an; ſie wagte ſeinen Blick nicht zu erwidern.

Der Meiſter holte tief Athem; an der bleichen Stirn ſchlugen die Adern, als ob ſie springen müßten . . .

Nun denn, rief er, und ſtreckte beide Arme verzweiflungsvoll gen Himmel: ſo ſind wir zu Ende und der Blitz Gottes zerſchmettere mich und mein Haus! Da, da, ſchrie er, indem er das Wams von einander riß, daß die arme, eingedrückte Bruſt ſichtbar ward: Hier iſt mein Herz! Ich kann nicht weiter, ich bin müde — da, nehmt! nehmt! Schneidet mir das Herz aus dem Leibe, ich will ſtill halten, und münzt Geld daraus, wenn Ihr könnt — ich habe keins! und weiß auch keins mehr zu erwerben!

Reinhold war erſchrocken aufgeſprungen — Laßt ihn nur, ſagte der Sandmoll ruhig, er iſt im Zuge und daß ihm Keiner das Herz ausſchneidet, weiß er doch; dergleichen paſſirt alle Tage und einen erfahrenen Mann, wie ich bin, alterirt es nicht.

Und dabei ſteckte er die ſchwieligen Hände in die Taſchen, ſo unerſchüttert, ſo behaglich, als wäre dies das angenehmſte Schauſpiel von der Welt.

Aber der Damm der Zurückhaltung, welche der Meiſter bisher noch ſo mühſam erkünſtelt hatte, war gebrochen und in überſtrömender Rede ergoß ſich die Fluth ſeines Jammers. Hörſt du es, rief er, hörſt du es, Gott dort oben? Alle Tage paſſirt das! alle Tage Tauſende deiner Geſchöpfe gehen unter in Elend und Verzweiflung! alle Tage, in deiner reichen Schöpfung, vor den Augen der Welt, die ſich fühllos wälzt in der Fülle deines Segens, ſind Tauſende, die nicht wiſſen, wovon den Leib ernähren, den du ſelbſt ihnen gegeben haſt! Tauſende, die zu Grunde gehen in Noth und Schande, weil ihnen die Broſame fehlt, die die Hunde der Reichen nicht mehr mögen! Allgerechter Gott, rief er und die hellen Thränen ſtürzten aus den Augen des gepeinigten Mannes: iſt das deine Weltordnung? Haſt du das gewollt, Erbarmender, daß ich leide und verzweifle und muß leiden und verzweifeln ſehn, die mir die Liebſten ſind auf Erden, indeſſen das ſatte Laſter trotzt auf ſeine Sicherheit?! Du kennſt mein Leben, Allwiſſender, du haſt meine Tage geſehen von Kindheit an, du haſt die Nächte gezählt, die ich ſchlaflos in Sorgen verbracht habe, du weißt, wie oft ich zu dir gebetet — um kein Glück, Herr, wie die Menſchen es wünſchen, nur um Ergebung und Kraft, daß ich die Laſt aushalte, die du auf mich gelegt und die ich ja tragen will ohne Murren, ſo lange du es willſt; du weißt auch, ob ich je ein Schwelger geweſen bin und ein Faullenzer und ob ich das Elend verſchuldet habe, das mich verſchlingt — es iſt nicht um meinetwillen, um deinetwillen. Gott der Gerechtigkeit, daß der Glaube an dich nicht zu Schanden werde vor den Menſchen — errette mich! oder tödte mich! tödte uns Alle, wenn du nicht erretten willſt!!

Und ſeiner Sinne unmächtig, ſank er ſeinem alten Vater, der ängſtlich hinter ihm ſtand, um die Schultern und ließ ſich tröſten von ihm und ſtreicheln wie ein Kind.

Ja, ſpottete der Sandmoll ruhig, das muß der Neid Euch laſſen, ein ordentlicher Mann ſeid Ihr geweſen jederzeit. Ihr ſeid ein Bettler — aber Ihr wart immer fleißig; der Hunger ſchrumpft Euch das Gebein zuſammen — aber Ihr wart immer mäßig und nüchtern; Ihr geht zu Grunde, ohne Erbarmen, wie Ihr da ſeid — aber Ihr wart immer tugendhaft; auch Eure Kinder ſind tugendhaft, auch Euer alter

Vater, der blöde Narr, war tugendhaft — und Ihr da, Jungfer Lene, Ihr wart auch tugendhaft, nicht wahr?

Bei dieſen Worten, um die Aufmerkſamkeit der Kranken mehr anzuregen, ließ er den Stock leicht auf die Decke des Bettes fallen: Ihr wart auch tugendhaft, nicht wahr, Jungfer Lene?

Allein plötzlich bei dieſer Geberde, wiewohl ſie im Grunde kaum ſo böſe gemeint war, zerriß der Geduld des Meiſters der letzte Faden. Elender, ſchrie er und ſtürzte ſich, ſtammelnd vor Wuth, auf den erſchrocknen Alten: Du wagſt es, Hand zu legen an meine Schweſter?! Ja ſie iſt tugendhaft, eine Heilige, Elender, an deren Reinheit deine verpeſteten Gedanken nicht reichen — Hinweg! hinweg! rief er und ſchleifte, mit einer Gewalt, die Niemand dem bleichen, ſchwächlichen Manne zugetraut hätte, den zitternden Alten quer durchs Zimmer, über den Flur hinweg, unaufhaltſam, hinaus auf den freien Platz vor dem Hauſe: hinweg! daß ihr frommes Auge ſich nicht länger an deinem Anblick beſudele!

Elftes Kapitel.

Der Aufwiegler.

Unſere Leſer wiſſen jetzt alſo, woher der Lärm ſtammte, der die Gäſte in der Schenke in Bewegung ſetzte, und welcher Art die Scene war, zu der ſie, voller Neugier, ſich herzudrängten. — Vergebens hatte Reinhold ſich zwiſchen ſeinen Vater und den Alten geworfen; vergebens hatte Margareth, mit flehender Stimme, ihn zu beſänftigen geſucht, bis ſie, rathlos, in die Schenke geſtürzt war, ihren Mann zu Hilfe zu holen: der ſtille, ruhige Meiſter kannte ſich ſelbſt nicht mehr. Noch immer, mit unerbittlicher Fauſt, hielt er die Kehle des unglücklichen Sandmoll umklammert; ſeine Stimme, ſonſt leis und ſchüchtern, hatte ehernen Ton, wie Glockenklang, machtvoll, nachhallend, tönte ſie über den weiten Platz.

Was, rief er, Elender, hindert mich, dieſe Kehle zuſammenzudrücken, aus der des Unlautern und Verworfenen ſo viel geſprudelt iſt? auszulöſchen mit Einem Griff dies elende Lebenslicht, das mit ſeinem ekeln Qualm ſo viel Würdiges beſchmutzt, ſo viel Edles vergiftet hat? Bin ich einmal dem Untergang geweiht und hat Gott beſchloſſen, daß ich in Schanden enden ſoll, iſt es nicht beſſer, ich befreie die Welt vorher von dieſem Ungeheuer und ſtelle ein Beiſpiel auf, an dem ſeine Beſchützer und Helfershelfer ſich ſpiegeln mögen? Ja, fuhr er fort, indem er ſich zu den Umſtehenden wandte, die mit ſprachloſer Neugier das unerhörte Schauſpiel betrachteten: ſeht her, das bin ich und das iſt dieſer! Das bin ich, der ich ſtill und kümmerlich meinen Weg gehe und wo ein Wurm darüber kröche, gerechter Gott, ich nehm' ihn ja lieber heraus und ſtehe ſtill, ehe ich nur den Wurm zertrete — und das iſt dieſer, aufgenährt, entſtellt, gedunſen von jeder Art von Scheußlichkeit und Laſter, gebrandmarkt an ſeinen Gliedern von der Hand Gottes, daß die Knaben ihn verſpotten auf der Gaſſe und wer ihn ſieht, ſpeit aus vor ihm — und dieſem iſt Macht gegeben über mich! und dieſer hat das Ohr der Großen und Vornehmen im Lande und in meiner eignen armen Hütte darf er ſeine ſchmutzige Hand erheben gegen meine ſterbende Schweſter! und dieſer darf mich anſtecken mit ſeinem Gift und darf mich machen zu dem, was Ihr mich jetzt ſeht, rathlos, ſinnlos, daß ich mich ſchäme vor mir ſelbſt?!

Eine prächtige Figur, ſtraf' mich Gott, flüſterte Herr Florus, indem er ſich zutraulich in den Arm ſeines Reiſegefährten hängte: brächte man dieſen Mann ſo auf die Scene, ich möchte das Parterre ſehen, das ſich das Schluchzen verhielte . . .

Herr von Lehfeldt winkte lächelnd.

Denn ſchon begann der Meiſter aufs Neue; die Umſtehenden zitterten ordentlich vor Neugier und reckten die Hälſe in die Höhe. Denn ſie hielten ſich feſt überzeugt, daß jetzt, aber auch ganz gewiß jetzt das große Geheimniß, das ſie ſo lange ſchon beſchäftigt hatte, an den Tag kommen müßte und jedes nächſte Wort, das der Meiſter ſprach, müßte die Löſung bringen.

Allein für diesmal irrten ſie ſich noch; der Meiſter konnte nicht loskommen von der Betrachtung ſeines Unglücks. Ihr kennt nicht mich, fuhr er fort, und ich kenne nicht Eure Geſichter. Ich habe Niemand geſchmeichelt, Niemand in meinem Leben, und bin zu alt, es vor Euch zu lernen. Und darum ſag' ich Euch frei, daß ich auf den meiſten etwas leſe, das mir nicht gefällt. Sei's, es kümmert mich nicht, es iſt die Sache Eurer Lehrer und Prediger: und wie ich höre, habt Ihr ja deren jetzt ſehr fromme im Ort. Aber ſo wahr Ihr noch ein menſchliches Antlitz tragt, das der Himmel dieſem Verworfenen nicht mehr gönnt, ſo wahr frage ich Euch, und Ihr ſollt mir als Zeugen dienen vor aller Welt: wißt Ihr etwas Uebles von mir? Ihr habt Euch verkauft an den Teufel der Maſchinen; Ihr opfert dem Moloch und erhaltet Euren Lohn von ihm, alle Woche, regelmäßig, für den Ihr Eure Seele dahin gegeben habt. Auch das mag ſein: ein höheres Auge . . .

Hier wagte Niemand mehr auch nur zu athmen, ſo feſt glaubten ſie, jetzt müſſe das Stichwort kommen; auch war der Meiſter, in ſeiner langen, hagern Geſtalt, entblößten Haupts, umfloſſen vom bleichen Mondlicht, in der That erſchütternd anzuſehen . . .

Ein höheres Auge, ſagte der Meiſter, wacht über dieſen ſchwarzen Geiſtern, eine ſtärkere Hand wird ihre Herrlichkeit in Aſche legen, wenn ihre Stunde gekommen. Aber weil ich meine Knie nicht beuge vor dem allgemeinen Götzen, weil ich nicht abfallen will von dem Gewerbe meiner Väter und will nicht zum Verräther werden an der edlen Kunſt, die meine Altvordern erhalten, Jahrhunderte lang, und Eure auch, in glücklicheren Zeiten, wo man noch nichts wußte von den eiſernen Dämonen, die uns jetzt gefeſſelt halten — bin ich darum ein Verbrecher? muß ich darum gehetzt werden und verfolgt, bei Tag, bei Nacht, offen und heimlich, als wär' ich Kain der Brudermörder und Gott hätte mich preisgegeben den wilden Thieren des Waldes? Darf darum um Mitternacht, in der Stunde, welche die Weisheit des Himmels beſtimmt hat, ſich durch Schlaf zur Arbeit zu ſtärken, dieſer Unhold, unter dem Namen des Geſetzes und geſchützt durch ſein heiliges Anſehn, ſich niederſetzen unter meinem Dach und darf durch ſeine Drohungen den Schlaf ſcheuchen von den müden Wimpern meiner Schweſter? Wenn Ihr ein Zugthier habt und es iſt von Kräften und fällt hin am Wege und ſtirbt, wer von Euch würde es nicht in Ruhe ſterben laſſen? Was?! und ich bin ein Menſch und ſoll nicht verenden dürfen in Ruhe?!

Die Rede des Meiſters und zwar am Allermeiſten vielleicht, ganz abgeſehen von ihrem Inhalt, das ungewohnte, der Mehrzahl unverſtändliche Pathos, mit dem er ſie vortrug, fing an Mitleid zu erregen unter den Umſtehenden.

Er hat Recht, ſagte der lange Karrenſchieber, es iſt ein Greuel, wenn man's bedenkt, wie es zugeht in der Welt; wenn da nicht bald auf Aenderung gedacht wird, müſſen wir ſelbſt ein Einſehn nehmen.

Ein Narr iſt er geweſen, ſchluchzte die dicke Wirthin, ſein Lebelang und ich habe den dum men Kerl, der ſo ſtolz iſt und im Wirthshaus läßt er ſich niemals ſehen, nicht leiden können alle meine Zeit. Aber was wahr iſt, muß wahr bleiben: ein guter dummer Narr iſt er und wer den hören könnte ohne Thränen, als was ein anſtändiges Frauenzimmer iſt, das müßte ja auch gar kein bischen chriſtlichen Glauben in ſeinem ſchwarzen Herzen haben . . .

Das Auge des Meiſters war auf Konrad gefallen, der verlegen neben ihm ſtand und Margarethen böſe Blicke zuwarf. Es war, ſo ſchien es, des Meiſters Abſicht, ſein Herz heute einmal ganz zu erleichtern und Alles auszuſchütten, was ihm, ſeit Jahren, heimlich daran gefreſſen: einer Wolke gleich, die, nachdem ſie einmal angefangen, ſich zu ergießen, nicht ehe wieder aufhört, als bis ſie ſich ſelbſt verzehrt hat. Ah, ſagte er und ließ den Sandmoll fahren, da biſt du ja, mein würdiger Schwiegerſohn! du Troſt meiner Tochter! du Stab und Stütze meines Alters! Schelt' ich mit dir? Nein, mit dir ſchelt' ich nicht: die trifft mein Fluch, die dich beſchwatzt haben und hinweggelockt von meiner ehrlichen Armuth an die große Schlachtbank, wo die Maſchinen raſſeln und die Oefen geheizt werden mit dem Mark unſerer Söhne und Töchter! ihn trifft er, der den Unterhändler gemacht hat und hat dich, in der Einfalt deines Herzens, beſtrickt und entzündet mit hölliſchen Künſten! Man braucht Trunkenbolde wie du, braucht Spieler, die, gleich dir, im Stande ſind, ihren eigenen Leib auf die Augen eines Würfels zu ſetzen — unſre Reichen brauchen ſie: denn ſie brauchen Sklaven. O Menſchen, Menſchen, rief er mit einer herzdurchdringenden Stimme: ſeht Ihr denn nicht, wie der Satan ſeine Stätte aufgeſchlagen hat unter Euch und ſeine Nüſtern ſchnauben vor Wolluſt?!

Aller Augen, bei dieſen Worten, wandten

ſich unwillkürlich nach dem Fabrikgebäude hin, wo, Tag und Nacht, eine Dampfmaſchine in Bewegung war; auch jetzt wieder, in langem Schwall, ſpie ſie Dampf und Funken gegen den reinen Nachthimmel, daß die Sterne davon für Augenblicke überdunkelt wurden. — Der Eindruck dieſes zufälligen Zuſammentreffens war gewaltig; ein dumpfes Brauſen, wie von Meereswogen, ging durch die Verſammlung.

Herr von Lebfeldt ſchien an dem ganzen Vorgang ein außerordentliches Vergnügen zu finden; er drehte behaglich an den Knöpfen ſeines zierlichen Gilets und ſummte ganz leiſe ein Liedchen zwiſchen den Zähnen.

Ganz anders der Dichter. Nachdem er kurz zuvor dem Meiſter ſeine poetiſche Anerkennung dargebracht, zog er jetzt auch die praktiſche Seite des Vorfalls in Betracht; und dieſe fand er weniger angenehm. Ich gäbe was darum, flüſterte er zu ſeinem Nachbar, mein beſter Herr . . . Schmidt, daß Herr von Lehfeldt dieſen Auftritt mit anſähe. Das iſt ja der pure Aufruhr, die pure Rebellion iſt das ja, was der Kerl da predigt! Ob die Regierung nur nichts davon weiß? und ob denn kein Militair liegt in der Gegend?

Herr von Lehfeldt wiegte lächelnd den Kopf und begann ſeine Melodie von Neuem.

Laßt mich aus dem Spiel, Meiſter Werner, ſagte Konrad mit grober, drohender Stimme: ich bin nicht in der Laune heut, Faſtnachtsdienſtag mit Euch zu ſpielen — und miſchte ſich brummend in den dichten Haufen.

Der Sandmoll dagegen, ſowie er ſich von der Hand des Meiſters erlöſt und ſichern Boden unter ſeinen Füßen fühlte, erhob ſeine Stimme, ſo laut er konnte. Ah, ah, ſchrie er, Gewalt! Hilfe! Mörder! Ihr habt es geſehn, Ihr müßt mir zeugen allzuſammen: ich bin be leidigt worden in meinem Amt! Amt! der Meiſter muß in den Karren, lebenslang, weil er ſich vergriffen hat an einem Beamten des Staats!!

Aber nur ein wieherndes Gelächter von allen Seiten ward ihm zur Antwort. Selbſt der dicken Wirthin, die doch ſonſt vor allen öffentlichen Autoritäten einen unerſchütterlichen Reſpect bezeigte, war dies denn doch auch zu viel. Gnade Gott, murrte ſie in ihrer Einfalt, dem Staat, wo du ein Amt haſt, du verhutzeltes Nußknackergeſichte du, das müßte ja, mit Verlaub zu ſagen, ein rechter Lumpenſtaat müßte das ſein . . .

Wir wollen ihm unſer Zeugniß gleich ſchriftlich aufſetzen, meinten Einige von den Burſchen, indem ſie die Aermel in die Höhe ſtreiften.

Dieſer Vater Schlappfuß, ſagten Andere, iſt der verruchteſte Menſch im Dorf, es iſt eine

Schande für uns, daß wir ihn ſo lange unter uns geduldet haben.

Soll der Meiſter in den Karren, meinte ein Dritter, ſo ſoll Vater Schlappfuß wenigſtens erſt darunter . . .

Wieder Andere erinnerten ſich gegenſeitig an die Härte, welche der Sandmoll bei verſchiedenen Gelegenheiten auch gegen ſie bezeigt. Mit einem Wort: die Stimmung für den Vater des Herrn von Lehfeldt, wenn er es war, war ſehr ungünſtig.

Der tolle Heiner drängte ſich in den Kreis. Heda, Platz! jauchzte er: „Laßt mich ein Wort ſprechen mit dieſem kundigen Thebaner.“ Ein Wort, Jungens: dieſe

> Misgeburt voll Mäler, wühlend Schwein,
> Er, der geſtempelt ward bei der Geburt
> Zum Sklaven der Natur, der Hölle Sohn

iſt nicht werth, daß eine ganze honette Geſellſchaft, wie wir ſind, ihre Hände an ihm beſteckt; wir wollen ihn auswürfeln, gelt? und wer ihn gewinnt, ſoll das Recht haben, ihn aufzuhängen.

Dieſer Einfall, allerdings werth, in dem Hirn eines Wahnwitzigen entſprungen zu ſein, fand bei einer Verſammlung, gleich der gegenwärtigen, die glänzendſte Aufnahme; der Branntwein, der in ihren Adern brannte, und die ganze wüſte Aufregung der durchſchwärmten Nacht ließ ſie die Scheu, welche ſie ſonſt vor dem unheimlichen Alten empfanden, ganz vergeſſen.

Ja, ja, riefen ſie wild durcheinander: der Tolle hat wieder einmal den geſcheitſten Einfall: auswürfeln wollen wir ihn, ſo ſoll es ſein! und wer ihn gewinnt, ſoll ihn aufhängen dürfen, wo er will!

Der Meiſter, bei dem jetzt allmälig die Schwingen der Leidenſchaft ſich zu ſenken begannen, erſchrak über das Unheil, das er anzurichten im Begriffe ſtand; mit gläſernen Augen, wie Einer, der aus einer ſchweren Trunkenheit zu ſich ſelbſt zurückkehrt, im Kreiſe umher irrend, wollte er dem wahnwitzigen Beginnen Einhalt thun.

Allein Niemand hörte mehr auf ihn; Alles, mit entſetzlichem Jubelgeſchrei, warf ſich auf den Alten und zerrte ihn, unter Stößen und Püffen, herüber und hinüber, nach der Schenke zu.

Herr Florus, der ſich immer dicht an den Maler hielt, konnte kaum Worte finden, ſeine äußerſte Empörung auszudrücken. Es iſt unverantwortlich, ſagte er, von der Regierung, und ſo wenig ich mich ſonſt in Staatsangelegenheiten miſche, ſo werd' ich doch kaum umhin können, einen Artikel darüber zu ſchreiben in die Zeitungen, daß ſie kein Militair gelegt hat in dieſe Gegend. Es iſt ja die reine Mordbrennerbande hier und kein anſtändiger Mann iſt ſich ſeines Lebens ſicher.

Herr von Lehfeldt lächelte. Sie machen da, ſagte er, dem „wühlenden Schwein" ein Compliment, dergleichen es gewiß lange nicht vernommen hat.

Mit dieſen Worten, ganz gleichmüthig, drängte er ſich dicht an die Gruppe, die ſich um den Alten zuſammengeballt hatte und ihn, der Eine hier, der Andere dort, vorwärts zu ſchleppen ſuchte. — Daß Herr von Lehfeldt ſich bei alledem immer möglichſt tief im Schatten hielt, war gewiß nur reiner Zufall.

Zwölftes Kapitel.

Das Engelchen.

Allein die Verwirrung ſollte ſich noch höher ſteigern. Schon zu wiederholten Malen, näher und näher kommend, hatte der Ton eines Poſthorns, mahnend, warnend, ſich vernehmen laſſen; Niemand jedoch, bei der allgemeinen Aufregung, hatte darauf geachtet. Jetzt auf einmal, mitten in die dichte Maſſe, brauſte eine ſchwere vierſpännige Reiſekutſche daher.

Der Poſtillon, bei der ſcharfen Biegung aus der engen Dorfgaſſe auf den freien Platz, hatte die Wendung zu kurz genommen; die Vorderpferde, vor der lärmenden Menſchenmenge, ſcheuten jählings zurück, der Poſtillon verlor die Gewalt über die Zügel, die Stränge verwirrten ſich, das vorderſte Handpferd ſtürzte.

Mit wildem Gekreiſch prallte der Haufe auseinander. Aber mitten zwiſchen den Pferden lag ein Kind. Es war derſelbe verkümmerte Knabe, der vorhin in der Schenke ſich ſo ungern von der Branntweinflaſche trennen wollte; die Mutter, um dem Lärmen bequemer zuzuhören (und dazu natürlich mußte ſie beide Arme in die Seite ſtemmen, ſonſt wär' es ja gar kein Plaiſir geweſen), hatte ihn vor ſich an die Erde geſetzt — und als die Pferde herangebrauſt kamen, in der ſchnellen Flucht, hatte ſie ihn nicht mehr abreichen können.

Das Kind ſchrie erbärmlich; jeder nächſte Hufſchlag der ungeduldig ſich ſträubenden Roſſe drohte es zu zerſchmettern.

Die Mutter zeterte: Mein Kind! mein Kind!

Der ſchöne Wilhelm, der bis dahin hinter der Wirthin geſtanden hatte, drängte ſich mit groben Manieren durch den Haufen. Nun was wird es ſein? rief er: mit ein bischen Geld wird der Schade auch noch gut gemacht!

Macht Ihr Eure Kinder für Geld? Eine feine Kunſt, die ich auch lernen möchte, unſere koſten uns, ſagte der Karrenſchieber . . .

Beiläufig bemerkt, der Karrenſchieber hatte Frau und ſechs Kinder im Stiche gelaſſen, ſie mußten ihr Brod an den Thüren ſuchen.

Was Geld? ſchrie die verzweifelte Mutter: mein Kind will ich! mein Kind! es blutet! es iſt todt! mein Kind!!

Das iſt die Art dieſer Vornehmen, ſagte Einer, daß ſie denken, Alles mit Geld abzumachen; der Meiſter hat Recht, es iſt der leibhaftige Teufel, der in dem Volke ſitzt, wir ſollten ſie alle erwürgen . . .

Herr von Lehfeldt, deſſen ſcharfes Ohr das

Poſthorn wohl vernommen, hatte ſich noch recht zeitig unter den Thorweg der Schenke geflüchtet. Her Florus, der ihm nachlief, wie ein Küchelchen der Henne, fand ſich ebenfalls zu ihm, ein wenig athemlos zwar, aber er war doch im Sichern.

Das Kutſchfenſter ward herabgelaſſen; eine junge Dame, bleich vor Schreck — aber auch der Schreck hatte die Anmuth dieſes lieblichſten Antlitzes nicht verwiſchen können! Kaſtanienbraune Locken umringelten in ſeidener Fülle die zarten Wangen, die dunkeln Augen leuchteten ſanft wie der Mond, die rothen runden Lippen, wie ſie ſich öffneten, glichen einer Roſenknoſpe im Mai, ſo keuſch, ſo duftig . . .

Eine junge Dame, bleich vor Schreck, neigte ſich heraus; ſie winkte mit der Hand, ſie wollte ſprechen, aber ihre weiche Stimme verhallte in dem wüſten Lärm.

Auf der andern Seite rang eine Kammer

frau die Hände und ſchrie — man hörte es über das Kind hinaus.

Der ganze Verlauf der Scene war viel ſchneller, als wir es hier erzählen können.

Der ſchöne Wilhelm zankte mit den Leuten, die ihn nicht heranlaſſen wollten zum Wagen; Einige erhoben ſchon die Fäuſte gegen ihn. Ja, ja, riefen ſie, ſo ſind die Reichen! Armer Leute Kinder zu Tode fahren, das iſt ſo ihr Vergnügen!

Der Poſtillon, der bei dem Zuſammenſtoß eine heftige Contuſion am Fuß erhalten hatte, war abgeſtiegen und bemühte ſich, hinkend, fluchend, um die Pferde.

Aber wie es in dergleichen Fällen zu geſchehen pflegt: an das, was das Nächſte geweſen wäre, das gefährdete Kind zu retten, dachte Niemand. Oder vielleicht auch Niemand hatte den Muth dazu. Denn die Roſſe bäumten ſich und ſchlugen aus nach allen Seiten.

Einer gleichwohl hatte den Muth: der Sohn des Meiſters, Reinhold. Während des Vorfalls mit ſeinem Vater hatte er, dicht an ihn gedrängt, aber regungslos geſtanden; theils die Ehrfurcht vor ſeinem Vater, theils und mehr noch das Erſtaunen und der Schmerz über dieſen gewaltigen Ausbruch ſeiner Leidenſchaft hatte ihn gefeſſelt gehalten.

Jetzt jedoch, mit keckem Sprunge, warf er ſich zwiſchen die brauſenden Roſſe, griff das Kind, ſchleuderte es ſeiner Mutter in die Arme: Es lebt! rief er, es iſt geſund, kein Haar iſt ihm gekrümmt!

Und ſo war es wirklich; lediglich aus Angſt hatte das Kind ſo jämmerlich geſchrieen.

Der ſchöne Wilhelm war mittlerweile in die allerſchönſte Schlägerei gerathen. Das iſt der Rechte, ſchrieen ſie, der hat auch Grund, hier noch das große Wort zu führen! der Mädchenjäger! der Löffler! Zerbläut ihm die glatte Fratze! Reißt ihm die goldnen Treſſen vom Leibe! Drauf! drauf!!

Wilhelm, in der Noth, zog den Hirſchfänger blank.

Aber das war Oel ins Feuer gegoſſen. Was? brüllte der Haufen, der durch die vorangegangene Scene mit dem Meiſter und dem alten Sandmoll eben in der rechten Stimmung war zu jederlei Unfug: blanke Meſſer hier? Nun warte, Bürſchchen, dir wollen wir den Federbuſch knicken . . .!

Drauf! drauf! ſchrieen Andere: an den Wagen! Heraus aus dem Wagen! wir wollen ſehen, wer in dem Wagen ſitzt!

Heraus! heraus! wiederholte der ganze Chorus: wir wollen ſehn, wer Nachts mit Vieren lang friedliche Menſchen über den Haufen fährt!

Ja: und armer Leute Kinder todtfährt, ſetzte ein Anderer hinzu.

Ja: und mit blanken Meſſern auf lebendige Menſchen gehen läßt, brüllte ein Dritter.

Ja: und Schleierhüte dazu trägt und ſeidne Handſchuh, kreiſchte eine dicke freche Dirne. Ueberhaupt waren die Weiber bei Weitem die gehäſſigſten und machten den meiſten Lärm.

Heraus! heraus!! Herum mit den Wagen! werft ihn um! hängt die Pferde aus! Drauf! drauf! Hurrah!!

Reinhold war zunächſt an den Wagenſchlag geſprungen; ein einziger Blick hatte hingereicht, ihn die Dame erkennen zu laſſen, die in dem Wagen ſaß.

Er legte die Hand durch das offene Fenſter feſt über den Schlag. Fürchten Sie nichts, gnädiges Fräulein, rief er in den Wagen . . .

Die Dame ſtand aufrecht im Wagen. Ich fürchte mich auch nicht, ſagte ſie und verſuchte zu lächeln. — Aber ihre Stimme zitterte dabei und vor ihren Augen lag es wie ein Flor, daß ſie Niemand erkennen konnte.

Der Haufe wälzte ſich gegen den Wagen.

Reinhold ſtand unerſchütterlich. Sein Auge leuchtete, die Muskeln ſeines Arms waren ſtraff geſpannt; wiewohl nur von mäßigem Wuchs, ſchien es in dieſem Augenblicke doch, als ob er um Kopfeslänge hinausrage über alle Uebrigen.

Unſinnige! rief er: was beginnt Ihr? Kommt zu Euch, faßt Euch! Gott hat ſeine Hand gebreitet über das Kind, daß ihm kein Haar verletzt iſt auf dem Haupte: aber wär' es ſogar anders, wer trüge die Schuld? Der Poſtillon hier, der ſeine Pflicht gethan hat und hat das Signal gegeben, wie ihm vorgeſchrieben iſt? Seht, er iſt ſelbſt verwundet und leidet mehr Schmerzen als das Kind. Die unvernünftigen Pferde? Es iſt mehr Vernunft geweſen in dieſer Creatur, als in Euch, die Ihr Euern Zorn kehrt gegen Die, die ihn nicht verdienen! Nein, gegen Euch ſelber kehrt ihn! Ihr ſelbſt, wenn hier ein Unglück geſchehen wäre, hättet die Schuld getragen! Warum drängt Ihr Euch hier zuſammen? warum ſchwärmt und tobt Ihr durch die ſtille Nacht? Du da, Mutter, die du dein gerettetes Kind jetzt mit Thränen an dich preſſeſt, was thuſt du hier außen in dieſer ſpäten Stunde unter den Trunkenbolden und Dirnen? warum ſitzſt du nicht daheim, wohin du gehörſt, am Bett deines Kindes, und bewachſt ſeinen Schlaf? Und wenn du jetzt, ſtatt des lebendigen Kindes, einen zerquetſchten blutigen Leichnam umklammert hielteſt, wer wäre ſeine Mörderin? du ſelbſt, du ſchlechte Mutter!!

Das Unerwartete dieſer Rede machte, wie alles Unerwartete, großen Eindruck auf die Gemüther. Es iſt wahr, ſagten Einige, es iſt eigentlich eine rechte Rabenmutter, das eigne Kind ſo den Pferden in den Weg zu ſetzen. Sie hat nie viel getaugt, meinten Andere, ihr Mann hatte auch ſein Kreuz mit ihr, wohl ihm, daß er todt iſt.

Etliche jedoch waren nicht ſo leicht beruhigt.

Heraus aus dem Wagen! ſchrieen ſie: Wir wollen wiſſen, wie die Heiligen ausſehn, für die du ſo niedlich predigſt!

Da, rief Reinhold, indem er den Wagenſchlag aufriß, ohne doch einen Schritt davon zurückzuweichen: Da ſeht! hier iſt ſie, ein verlaſſenes, ſchutzloſes Mädchen! O über die Heldenthat, ein ſchutzloſes Mädchen anzufallen zu Hunderten mitten auf der Straße? Kennt Ihr ſie nun? fühlt Ihr nun, zu welchen Thieren Eure blinde Wuth Euch gemacht hat? Es ſind Jahre vergangen, ſeit wir dies Angeſicht nicht geſehen: aber es ſind doch wohl noch Einige unter Euch, die werden es erkennen! die werden noch wiſſen von ihm und ſeiner todten Mutter, die die Wohlthäterin war des ganzen Dorfes! Seht her, wie die kleine Hand zittert — es iſt dieſelbe Hand, die Euern Kranken ſo oft Brod und Speiſe gereicht! Seht in das klare Auge — es iſt das Auge der todten

Mutter, das auch für den Schlechteſten von Euch noch immer eine Thräne des Mitleids hatte! Da, hier ſteht ſie — nun? es ſind nur zwei Arme, die ſich für ſie erheben, Ihr könnt mich leicht in Stücke reißen — wie iſt es? will Niemand mehr die Heldenthat vollbringen?

Nichts bekanntlich iſt beweglicher und leichter umzuſtimmen, als erregte Volkshaufen. Sei es, daß die Wuth des Pöbels ſich an dem gehörig abgeprügelten ſchönen Wilhelm befriedigt hatte, ſei es die Gewalt, mit welcher Reinhold ſprach, und weil wirklich Einige ſich der verſtorbenen Madame Wolſton noch mit Dankbarkeit erinnerten — oder endlich war es (und ganz gewiß, dies war es) die Erſcheinung der jungen Dame ſelbſt, was ſich, wie Oel, über die eben noch ſo wild erregten Fluthen lagerte: genug, die Stimmung ſchlug um, wie man eine Hand umwendet. Alles ſtarrte auf die junge Dame, die noch immer aufrecht im Wa genſchlag ſtand; da ſie halb hinter Reinhold ſtand, ſah es aus, als ob ſie ſich auf ihn ſtützte.

Ein dumpfes Gemurmel ging durch die Menge: das Engelchen! das Engelchen . . .!

Denn auch dieſer Name hatte ſich unter den Dorfbewohnern fortgeerbt. Es gab ein Fragen und Ziſcheln, geſchäftige Zungen erzählten, was das für ein liebenswürdiges Kind geweſen ſei und wo ſie mit ihrer Mutter gekommen wäre, hätt' es doch, Gott verzeih' Einem die Sünde, nicht anders gelaſſen, als die Mutter Gottes käme gegangen mit einem leibhaften Engelchen. Auch die Abneigung, welche der Commerzienrath gegen ſeine Stieftochter hegte und die im Dorf ebenfalls kein Geheimniß war, ſprach zu ihren Gunſten . . .

Das Engelchen! das Engelchen! raunte Einer dem Andern zu: da ſei Gott vor, daß wir dem Engelchen ein Leids thun! Gott ſegne das Engelchen! das Engelchen ſoll leben!

Jetzt erſt traten dem jungen Mädchen die Thränen in die Augen; ſie fing an zu ſchwanken, die Stimme verſagte ihr: nur die flachen Hände konnte ſie gegen das Herz drücken und ſie dann, mit unendlichem Liebreiz, lächelnd unter ihren Thränen, gegen die Menge zurückwenden.

Die Pferde waren wieder angeſchirrt, der Poſtillon ſaß im Sattel.

Reinhold trat vom Schlage zurück; ſo aufgeregt oder ſo befangen war die junge Dame, daß ſie gar nicht einmal daran dachte, ihrem Retter zu danken oder ſich nur nach ihm umzuſehen: ſchluchzend ſank ſie in die Kiſſen zurück und preßte ihr Tuch vor die Augen . . .

Die Pferde zogen an; langſam lenkte der Wagen über die Brücke in das Schloßthor . . .

Gott ſegne das Engelchen! riefen die Umſtehenden noch einmal und ſchwenkten ihre Mützen und Tücher: wenn ſie Alle ſo wären, da ſtänd' es beſſer mit der Welt!

Nur die Wirthin rümpfte die Naſe. Schnack, ſagte ſie, mit dem ganzen Engelchen; als ob das nicht aus demſelben Lehm wäre, wie wir Alle.

Auch der lange Karrenſchieber fand ſich von dieſem Ausgang nicht befriedigt. So ſeid Ihr Tröpfe, brummte er: ein paar hochtrabende Worte und eine hübſche Fratze — und zum Teufel iſt Eure ganze Courage.

Allein dieſe Weisheit kam jetzt zu ſpät, Niemand mochte ſie mehr hören. Einer um den Andern, unter Erzählungen von dem Engelchen und ſeiner Mutter, wo es ſo lange geweſen und ob es nun wohl wieder im Schloſſe bleiben würde, verlief ſich nach Hauſe; ſelbſt der Sandmoll, der übrigens ſeine Zeit längſt wahrgenommen und ſich in aller Stille glücklich davongeſchlichen hatte, war vergeſſen.

Auch Herr von Lehfeldt und der dicke Florus zogen ſich zurück. Verdammte Geſchichten das! murmelte der Poet, indem ſie die Treppe hinaufſtiegen: kann ein vernünftiger Menſch daraus klug werden? Aber intereſſiren thut es mich bei alledem. — Herr von Lehfeldt, der ſeit einiger Zeit merklich verſtimmt war, erwiderte nichts, ſondern zog ſich, mit kühlem Gruße, in ſeine Kammer zurück.

Der Meiſter, zum Tod erſchöpft von Allem, was ihm im Lauf dieſer letzten Tage begegnet war, hatte ſich, halb bewußtlos, auf den Arm ſeiner Tochter geſtützt; er hatte von dem ganzen letzten Vorgang wenig oder nichts geſpürt. — Konrad war ſchon längſt ins Haus gegangen. Reinhold ſah dem Wagen ſinnend nach. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, drehte ſich kurzum:

Laßt uns hineingehn, Vater, ſagte er: Ihr ſeid erſchöpft, kommt ins Haus . . .

Der Meiſter richtete ſich langſam in die Höhe. Ach meine arme Schweſter, ſagte er dumpf.

Die dicke Wirthin, die es nicht vor ſich ſelbſt hätte verantworten können, wäre ſie, bei einer ſo merkwürdigen Begebenheit, nicht die Letzte auf dem Platz geweſen, ſtand noch, mit wenigen Andern, und wartete der Dinge, die etwa noch kommen könnten.

Auf einmal fühlte ſie ſich derb auf die Schulter gepocht. Erſchrocken ſah ſie ſich um . . .

Es war der tolle Heiner. Da, ſagte er und legte ihr das Tuch mit dem Gelde zwiſchen die offnen fleiſchigen Hände: das ſoll für den Meiſter ſein: er ſoll dem Sandmoll den Hals damit ſtopfen und was übrig iſt, da ſoll er ſich eine Suppe davon kochen. Denn Branntwein trinkt er ja doch nicht, der Pinſel. Nehmt, nehmt, rief er, da die Wirthin zauderte: Ihr ſeid ja eine ehrliche Frau ſo weit — und hier ſtehn die Zeugen. Wollt' ich es dem Meiſter ſelbſt geben, er nähm' es nicht — und ich weiß mit dem Quark nichts anzufangen.

Und dann auf Margareth zutretend: Gute Nacht, Margareth, ſagte er, und wenn dein Mann was von dir will, ſag's mir, ich will ihn zermörſern, daß er ſich ſeine Knochen ſoll einzeln zuſammenleſen . . .

Damit drückte er ihr die Hand, vorſichtig, feſt — es war der ſilberne Trauring, den er ihr mit dem Händedruck zurückgab.

Dann, ein wildes Zotenlied anſtimmend, verſchwand er zwiſchen den Häuſern.

Alles verlief ſich. Die Wirthin, die ſchweren Hausriegel vorſchiebend, weg das Tuch: Ein närriſcher Menſch, ſagte ſie, der tolle Heiner . . .

Dreizehntes Kapitel.

Vaterfreuden.

Als der Meiſter mit ſeinen Kindern in ſeine Behauſung zurückkehrte, war die Kienfackel längſt erloſchen. Der blöde Großvater, der die Dunkelheit nicht ertragen konnte, hatte ſich, laut jammernd, auf das Bett ſeiner kranken Tochter geflüchtet; ſie hielt ſeinen Kopf in Händen und redete ihm mit leiſer Stimme zu, wie einem Kinde. So endlich war er eingeſchlafen — und ſo fanden die Zurückkehrenden die Gruppe.

Margareth nahm Abſchied von den Ihren; dann, quer über den Flur, begab ſie ſich in ihre eigne Wohnung.

Ihr Mann war noch wach; mit ſtarken Schritten auf- und niederſchreitend, maß er die kleine Stube. Schon vor der Thür hörte Margareth ihn laut vor ſich hin murren und knurren; ſo wie ſie eintrat, überſchüttete er ſie mit einer Fluth von Schmähreden und Vorwürfen.

So müſſe es kommen, meinte er zornig, und das habe ihnen gerade noch gefehlt zu ihrem Elend, daß der Meiſter ſich jetzt gar einfallen laſſe, ihn, ſeinen eignen Schwiegerſohn, einen freien und ſelbſtändigen Mann, auszuputzen wie einen Schulknaben, öffentlich vor aller Welt. Ob ſie es denn nicht ſchon längſt gemerkt habe, daß ihr Vater von Verſtande ſei, ſo gut wie ihr Großvater? und ob es nicht genug ſei, daß des Meiſters eigene Wirthſchaft zu Grunde gehe über ſeinen Grillen und Launen? ob er dafür, daß er ſo thöricht geweſen, in eine ſolche Familie zu heirathen, auch angeſteckt ſein müſſe von ihrem Unglück und der

Teufel müſſe ihn holen, wie ſie? Denn darauf könne ſie ſich verlaſſen: die heutige Nacht bräche dem Meiſter den Hals; er kenne den Sandmoll, wenn der es nicht dahin brächte, daß der Meiſter krumm geſchloſſen würde, Zeit ſeines Lebens, ſo wolle er nie wieder auf geraden Füßen ſtehen. Und wenn ſie nun ebenfalls verhungerten, ob der Meiſter wohl der Mann ſei, ihnen zu helfen? ja woher der ganze Aerger entſtanden ſei, als nur davon, weil der Meiſter ſich habe Geld von ihnen borgen wollen und ſie hätten ſelbſt keins gehabt? Eine ſchöne Wirthſchaft das, höhnte er, wo Einer betteln gehe beim Andern; eine ſaubre Verwandtſchaft, wo der Schwiegervater Schulden machen wolle beim Eidam!

Aber es iſt mein Vater! wimmerte das unglückliche Weib . . .

Gut, ſchrie Konrad: es iſt dein Vater — aber ich bin dein Mann! Freilich wohl, ich weiß recht gut, daß dein Herz noch immer hängt an der Sippſchaft da drüben und über dem lieben Vater und dem charmanten Bruder und der vortrefflichen Tante und dem koſtbaren Kerl, dem tollen Großvater, könnte ich, dein Mann, zehnmal ſterben und du ſähſt dich noch nicht um nach mir. Aber gib Acht, ich änder's! ich änder's, ſag' ich dir!! Haſt du deinen Vater lieber als deinen Mann, gut, heirath' ihn; aber ſo lange du mein Weib noch biſt, ſollſt du auch merken, daß ich dein Mann. Was Verſprechen, was Eid! Wem das Meſſer an der Kehle ſitzt, der bricht wohl zehn Eide — und dies war ja gar kein rechter Eid, ſondern der pure Wahnwitz war dies — und ich ſelbſt, daß ich mich dazu betölpeln ließ, war der Wahnwitzigſte von Allen! Morgen am Tage geh' ich zum Commerzienrath und melde dich an zur Arbeit! morgen am Tage, ſchrie er, und ſollt' ich dich mit meinen eignen Händen an die Maſchine reißen! Ich will doch ſehn, ſetzte er trotzig hinzu, wer eigentlich Herr in meinem Hauſe iſt, dein Vater oder ich.

Du biſt mein Herr, ſagte Margareth. Aber dies wirſt du nicht von mir verlangen: denn es wäre, weißt du, meines Vaters Tod.

Konrad theilte die üble Gewohnheit vieler Männer: war er einmal in Zorn, ſo redete er ſich ſelbſt, je länger er ſprach, immer tiefer hinein; Widerſpruch oder Schweigen, es wirkte alsdann Alles gleich ſchlimm auf ihn; ja er fand ein grauſames Vergnügen daran in ſolchen Fällen, ſich noch ſchlechter und wüthiger zu ſtellen als er war. — Und diesmal reizte das geheime Bewußtſein ſeines Unrechts und wie ſtrafbar er gegen ſeine Frau gehandelt, ſeine Wuth noch immer mehr.

Ah, höhnte er, pfeift es aus dem Ton? Ei ja wohl, wo denk' ich auch hin? Ich habe ja auch eine Meiſterstochter geheirathet, eine

Prinzeſſin, die mir eine Million mitgebracht hat, eine ganze Million! Die kann nicht arbeiten, wie Andere, das verſteht ſich; die darf ſich die Schleppe nicht ſchmutzig machen in der Fabrik, ei bewahre, das iſt ein Goldkrönchen, der ihre zuckrige Schönheit könnte auseinander ſchmelzen, die zarten Ohren könnten ihr ſpringen und die delikaten Aeugelchen verfärbten ſich, wenn ſie hören und ſehen müßte, was nicht ſchön iſt, das ſag' ich nicht — aber hundert andere Weiber ſehen und hören es auch, die ſo ehrlich ſind wie du, und fallen auch nicht in Ohnmacht davon! Ich will auch nicht länger der Narr der Familie ſein und will mich zu Schanden arbeiten in der ſtinkigen Fabrik, derweile du dem alten Großvater Märchen erzählſt und ſchöne blaue Blümchen pflanzſt oder Mücken fängſt vor langer Weile . . .

Konrad wußte ſehr wohl, daß das Alles gar nicht ſo war, wie er ſagte und daß im Gegentheil Margareth durch ihre häusliche Arbeit mehr leiſtete und mehr zuſammenhielt, als ſie durch die Arbeit in der Fabrik jemals hätte erwerben können. Aber er war nun einmal in der Laune ſo und wär' ihm eingefallen, daß irgend einmal irgend eine Frau ihren Mann todt geſchlagen, Margareth, hätte er behauptet, hätte das auch gethan — oder würde es doch thun mit Nächſtem.

Margareth kannte ihn darin. Du biſt gut, ſprach ſie, du ſprichſt das heut nur ſo; laß uns ſchlafen gehn, morgen iſt wieder ein Tag.

Aber gerade darüber ereiferte Konrad ſich immer heftiger. So? ſchrie er: alſo ſo weit ſind wir ſchon, daß es dir einerlei iſt, was ich ſage oder nicht, du denkſt, es wird doch nichts daraus?! Nun gut, gut: ich bleibe gleich auf, der Tag dämmert ſo ſchon, mit dem erſten Glockenläuten geh' ich hinüber und melde dich — du mußt mit! rief er, auf der Stelle mit!

ich laſſe dich gleich anſtellen, das laſſ' ich, in dem allerſchlechteſten Saal, bei den allerſchmutzigſten Weibern, das ſollſt du!

Margareth zauderte; ſie ſetzte mehrmals an, wollte etwas ſagen — ihre Augen ſchwammen in Thränen, aber ſie zwang ſich zum Lächeln. Sie ſtellte ſich dicht vor ihn, ſtreckte beide treue Arme auf ſeine Schultern, ihre Augen hafteten auf der Erde . . .

Konrad, ſagte ſie mit ganz leiſer, lieblicher Stimme, guter Konrad — und wenn ich es auch wollte, es ginge jetzt doch nicht — jetzt nicht . . .

Aber Konrad merkte nicht darauf. Wir werden es ſehn, rief er, wir werden! Zieh dich an, auf der Stelle, binde die Haare auf . . .

Denn während ſie ihren Vater in den Armen gehalten hatte, war ihr das Kopftuch aufgegangen und die prächtige Fülle ihres Haares ergoß ſich frei in langen ſchwarzen Locken.

Margareth blinzelte verſchämt in die Höhe. Es geht doch nicht, guter Konrad, ganz gewiß nicht — Aber laß gut ſein, brach ſie ab, es iſt etwas Schönes, etwas ſehr Schönes, Konrad, was ich dir zu ſagen habe — o um Gottes Willen, rief ſie und brach in helle Thränen aus, ich möchte dir das ja nicht ſagen, während du bös auf mich biſt, nie! nie!

Und nun gerade will ich es wiſſen, ſprichſt du? ſprichſt du?! ſchrie Konrad und zerrte ſie an der Hand.

Margareth ſah ihn ſchmerzlich an mit ihren dunkeln, treuen Augen — und doch wieder mußte ſie lächeln. Ach Ihr Männer, ſagte ſie ſchalkhaft, was Ihr auch dumm ſeid! Merkſt du denn nichts, guter Konrad? Ich wollt' es dir ſchon lange ſagen, aber ich hatte das Herz nicht — es iſt ſo was gar Schönes vom lieben Gott, da müſſen wir recht fromm dabei ſein . . .

Konrad verſtummte und ſah ſie forſchend an. Margareth hing an ſeinem Halſe. Ich tauge nichts mehr in die Fabrik, guter Konrad, fluſterte ſie: ich muß zu Hauſe bleiben, Windeln nähen, guter Konrad, und Hemdchen, ganz kleine Hemdchen, Konrad . . .

Das arme Weib wußte nicht mehr, ſollte ſie lachen oder weinen.

Aber mit Konrad ging eine entſetzliche Veränderung vor ſich. Er machte ſich los von ſeinem Weibe — zwei Minuten war er ganz ſtill — er war leichenblaß und ſeine Glieder zitterten — dann auf einmal, mit einem fürchterlichen Fluche:

Nun, rief er, ſo wollt' ich doch, daß die Erde mich hinunterſchlänge klaftertief! Was? auch noch Kinder?! wiſſen wir nicht, wovon wir ſelbſt leben ſollen — und auch noch Kinder?! O, o, rief er und ſchlug ſich verzweiflungsvoll vor die Stirn, ich bin ein ruinirter Mann!

Das hatte die Unglückliche nicht erwartet. Mit offnem Munde, fliegendem Athem, ſtarrte ſie ihren Gatten an: Aber, Konrad, ſtammelte ſie, wie oft in frühern Jahren haben wir uns geſehnt danach! wie oft haſt du geſagt, du könnteſt nicht glücklich ſein ohne Kinder — Ich dachte dir eine Freude damit zu machen, ſchrie ſie auf, und Alles würde gut werden — und nun!!

Ja, ſagte Konrad mit entſetzlicher Kälte, das war auch ehedem, mein Kind, da wir noch zu leben hatten; jetzt wo wir verhungern, was ſollen wir mit Kindern? Kinder, mein Schatz, ſind nur für Leute, die Geld haben, für unſereins iſt es ein Unglück, ein recht bittres Unglück — Ich muß ins Waſſer gehn, ſetzte er gleichgiltig hinzu, reinweg ins Waſſer.

Die unſeligſte aller Mütter war in die Knie geſunken, ihre Stirn ſchlug gegen die Erde — Nein, nein, ſtöhnte ſie, ich will's ja thun! lebe,

lebe du — wir wollen ins Waſſer gehn, ich und mein armes ungeborenes Kind! . . .

Konrad war in die Ecke des Zimmers gegangen; er preßte den Kopf gegen die kalte Wand.

Auf einmal drehte er ſich um — die Haare ſtrich er ſich aus der Stirn, ſein ganzes Geſicht war ein Lächeln . . .

Und iſt's denn wirklich wahr? ſagte er: ein Kind? ein ordentliches lebendiges kleines Kind ſollen wir haben? ein Kind, das man auf dem Arm tragen kann und das lernt Vater ſagen? ein Kind von meiner Margareth?! Hei, ſchrie er und tanzte vor Vergnügen durch die Stube: ein Kind! Wem Gott Kinder gibt, dem gibt er Segen — bis Gottwillkommen, mein liebes Kind!

Er richtete das ſchluchzende Weib in die Höhe:

Weine nicht mehr, ſagte er, das war ich

nicht, der vorhin ſprach, das war der Teufel — vergiß es! und habe deinen kleinen Mann lieb! Mann! Vater! der rothe Konrad ein Vater! es iſt zu pudelnärriſch, rief er und lachte, daß ihm das Waſſer in die Augen trat.

Ach was du gut biſt, lieber Mann, ſtammelte Margareth, ich danke dir auch recht ſehr, daß du nicht mehr bös biſt auf mich . . .

Konrad nahm ihren Kopf zwiſchen die Hände. Er ſah ſie lange an. Du haſt einen böſen Mann, ſagte er dann, mit verhaltner Stimme: Aber du ſollſt ſehn, Margareth, ich will mich auch beſſern! ganz gewiß will ich mich beſſern! ein guter Menſch will ich werden, ich ſchwör' es dir bei dem Leben unſers Kindes! Hei, hei, rief er wieder und drehte ſich auf einem Fuß: ein Kind! ein wirkliches lebendiges kleines Kind! Jetzt will ich dir's nur geſtehn, Margareth, ſchwatzte er vertraulich weiter, es hat mich lang gewurmt, daß wir ohne

Kinder waren, und ich habe viel Neckerei deshalb aushalten müſſen von den Andern. Was es wol ſein wird? ein Junge? oder ein Mädchen? Ein Mädchen, Margareth, ein Mädchen wünſch' ich: denn es ſoll ſein, wie du, rief er, indem er plötzlich in bittere Thränen ausbrach: du biſt fromm, meine Margareth, ich aber bin ein ſchlechter Menſch, der gar kein Kind werth iſt . . .

Gott wird helfen, theurer Mann, ſagte Margareth und umſchlang ihn zärtlich.

Ich hoff' es, ſagte Konrad unter Schluchzen, Gott wird es. Und arbeiten will ich, meine Margareth, arbeiten, daß mir das Blut aus den Nägeln ſpritzt. Ah wir ſind noch nicht ſo verloren, wie du denkſt, wenn ich nur will, ich kann's ſchon — Hemden mußt du nähen, das verſteht ſich, Windeln, Tücher — es darf unſerm Kinde an nichts fehlen, nichts, Alles muß da ſein, wie ſich's gehört — Und eine

Taufe ſoll es haben, na wartet, eine Taufe, der Tiſch ſoll ſich biegen!

Und ſo ſchwatzte er weiter, in kindiſcher, ſeliger Vaterfreude. —

Es iſt eine wahre Geſchichte, eine Geſchichte aus dem Volk, die wir hier erzählen: und ſo dürfen wir uns keine Ausſchmückung oder Auslaſſung geſtatten, ſelbſt da nicht, wo wir in Gefahr ſind, durch die nackte Treue des Hiſtorikers das Gefühl unſerer Leſer zu verletzen.

Konrad, dem es nach der durchſchwärmten Nacht, in der froſtigen Morgenkühle und nach den wechſelnden Empfindungen, die ſeine Bruſt durchtobt hatten, ein wenig unbehaglich zu werden anfing, ſah ſich endlich gähnend um . . .

Mich hungert, ſagte er: gib mir etwas zu eſſen, Frau, nur eine Rinde Brod — und dann wollen wir noch eine Stunde ſchlafen.

Unſere Leſer werden das, wie geſagt, ſehr unäſthetiſch finden; wie kann man eſſen wollen auf ſolche Scene?!

Ganz gewiß, ſchöne Leſerin: hätte bei Ihnen, nach einem ähnlichen Vorgang, die Schwäche der Natur ſich gemeldet (wiewohl ſchon das im Grunde eine Beleidigung iſt gegen Ihre Bildung), allen Reſpect vor Ihrer Zartheit, Sie hätten ſie unterdrückt, ja nicht ſich ſelber hätten Sie eingeſtanden, daß Sie hungert. Aber die ſchlechte Geſellſchaft, in welche dieſes Buch Sie nun einmal geführt hat, beſitzt dieſe Regards nicht —: Konrad fühlte, daß ihn hungerte und ſo ſagte er's.

Margareth erſchrak. Zu eſſen? Gerechter Gott, auch die Rinde Brod, nach der ihren Mann verlangte — ſeit zwei Tagen war ſie nicht mehr im Hauſe!

Konrad errieth ihre Verlegenheit. Laß gut ſein, ſagte er, es iſt verdrießlich, hungrig zu

Bett zu gehn. Aber es thut nichts und ich denke ſchon nicht mehr daran.

Aber Margareth war ein Gedanke durch den Kopf geſchoſſen —

In dem Gebirg, wo dieſe Geſchichte ſich zuträgt, wie in vielen andern Gegenden Deutſchlands, iſt es ein alter Hochzeitgebrauch, den Neuvermählten am Tage der Trauung ein Laib Brod unter die Schwelle der Wohnung zu legen: frommes Symbol, daß es dem jungen Paare niemals an Brod fehlen möge im Hauſe und daß ihr Fuß ſtets über Segen wandle!

Auch bei Margareth's Trauung war dieſe Sitte bewahrt worden; unter der Schwelle des Zimmers, in einem reinlich ausgeklebten Niſchchen, ſeit Jahren unberührt, lag der Laib Brod, den ihr Vater einſt, unter Thränen und Segensſprüchen, da verſenkt hatte.

Sie kniete nieder, reichte das Brod hervor. Auch Konrad kniete neben ſie.

Theurer Mann, ſagte ſie und gemeinſame Thränen aus dieſen Augenpaaren, die ſich ſchon ſo lange nicht mehr in gegenſeitiger Liebe angelächelt hatten, tropften nieder auf die harte Rinde: drei Jahre ſind es, ſeit mein Vater dies Brod unter der Schwelle barg, drei Jahre ſind vergangen voll Noth und Jammer und unſere Herzen haben ſich oft von einander entfernt. Ach theurer Mann, als ſie das Brod hier verſenkten unter Blumen und Segensſprüchen, da dachten wir nicht, daß es ſo kommen ſollte mit uns . . . Ich klage nicht, geliebter Mann, ich bin dein ehrliches, treues Weib, bis in den Tod, und feſt wie damals. Aber nun, da durch die Gnade Gottes ein neues Leben aufblüht zwiſchen uns, o mein Geliebter, laß uns unſere Hände legen auf dies harte Brod und laß uns zum Zeugen anrufen dieſen ſtillen, ſtummen Wächter unſeres Hauſes —: wir wollen gut ſein, theurer Mann, Einer mit dem Andern, wollen Geduld und Nachſicht üben, und was auch komme, es ſoll ſich nichts mehr, nichts zwiſchen unſere Herzen drängen — um unſeres armen Kindes willen! rief ſie und überdeckte die harte Hand ihres Mannes mit heißen Küſſen.

Konrad nahm ein Krümchen von der harten Rinde — und er gedachte dabei, wie er als Knabe einmal das Abendmahl genommen, ſo heilig war es ihm.

Er hob ſein Weib auf und küßte ſie ehrfurchtsvoll auf die klare, reine Stirn. Du biſt heilig, ſagte er.

Dann ſuchten beide das ſpäte, ärmliche Lager; Arm in Arm entſchliefen ſie . . .

Und der Engel des Friedens, ſo lange verſcheucht von dieſer Stätte, breitete noch einmal ſeine Schwingen ſegnend über ſie.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Engelchen.

Zweiter Theil.

Das Engelchen.

Roman

von

Robert Prutz.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des zweiten Theils.

Drittes Buch.

Das Teſtament.

Seite

Erſtes Kapitel. Die Heimkehr 3
Zweites Kapitel. Der Empfang 19
Drittes Kapitel. Dämmerſtunde 46
Viertes Kapitel. Der Traum 59
Fünftes Kapitel. Die Geſchwiſter 69
Sechſtes Kapitel. Der letzte Wille der Mutter 85
Siebentes Kapitel. Ein Empfehlungsſchreiben. 119
Achtes Kapitel. Im Boudoir 133
Neuntes Kapitel. Taube und Schlange 147
Zehntes Kapitel. Vor dem Hauſe des Meiſters 162
Elftes Kapitel. Angelica und Reinhold 179
Zwölftes Kapitel. Die Berathung 200

Seite
Dreizehntes Kapitel. Freudenfeuer........... 221
Vierzehntes Kapitel. Enthüllungen.......... 230
Funfzehntes Kapitel. Der Lauſcher.......... 246

Viertes Buch.

Die guten Werke.

Erſtes Kapitel. Dichterleben................. 285
Zweites Kapitel. Das offene Geheimniß...... 300
Drittes Kapitel. Windſtille.................. 310
Viertes Kapitel. Die Ringe.................. 325
Fünftes Kapitel. Die barmherzige Schweſter.. 348
Sechstes Kapitel. Ein Student der Theologie. 380
Siebentes Kapitel. Die Nebenbuhler......... 394
Achtes Kapitel. Die Warteſchule. 407
Neuntes Kapitel. Mine und Gegenmine...... 436
Zehntes Kapitel. Ein vertraulicher Bericht.... 463

Drittes Buch.

Das Teſtament.

Erſtes Kapitel.

Die Heimkehr.

Während ſo, unter dem niedern Dach des Weberhauſes, zwei langgetrennte Herzen ſich wieder zuſammenfanden, bereiteten Ereigniſſe ganz entgegengeſetzter Art ſich in dem prächtigen Schloſſe des Fabrikherrn vor.

Wir haben Angelica verlaſſen in dem Augenblick, da die Pferde wieder anzogen und das arme, geängſtigte Mädchen, überwältigt von Aufregung, Furcht und Scham, halb ohnmächtig in die Kiſſen des Wagens zurückgeſunken war. Aber nur wenige Secunden — und der Wagen donnerte über die Brücke, durch das alte gewölbte Kloſterthor, das noch immer den Eingang in das Innere des ſogenannten Schloſſes bildete.

Angelica fuhr in die Höhe...

Da war er nun wirklich, der Moment, dem ſie ſeit ſo Langem, halb mit Sehnſucht, halb mit Beängſtigung, entgegengeharrt hatte! da war es nun wieder, das Haus, das ſie, wie immer, doch wenigſtens dem Namen nach als ihr väterliches begrüßen mußte! da waren ſie wieder, dieſelben düſtern, einförmigen Mauern, da winkten ihr, über das langgeſtreckte Kloſterdach herüber, jene Bäume des Gartens wieder, zwiſchen denen ſie aufgewachſen und in deren Schatten ſie, neben mancher bittern, qualvollen Stunde, doch auch, in froher Gemeinſchaft mit Julian und Reinhold, ſo manche glückliche, ſo manche kindlich ſelige verlebt hatte!

Der helle, grelle Mondſchein, der über dem weiten Platze lagerte, hier einen Giebel taghell beleuchtend, dort einen andern in tiefſten Schatten begrabend, vermehrte noch das ſeltſam Unheimliche der Scene. Angelica, in deren elaſtiſcher Seele noch der Eindruck des ſoeben erlebten Auftritts nachzitterte, ließ die ſchönen, noch halb von Thränen verdunkelten Augen verwundert umherſchweifen ....

Ja wohl, dort in jener Ecke, wo der Mond jetzt ſo hell auf dem raſtlos plätſchernden Waſſerſtrahl glitzerte, hinter dem alten Brunnen, mit dem ſeltſamen Schnitzwerk und den Heiligenbildern, die ihnen als Kindern ſo viel Luſt und Grauen zugleich gemacht hatten, dort war es geweſen, dort hatten ſie geſeſſen, wie oft! zu Dreien, in der warmen Mittagsſtunde, wenn Julian einmal das Zimmer verlaſſen durfte, und die ſchwüle Hitze unter dem dichten Laubdach des Parks ſie hierher verſcheuchte! Auf jenen halbverfallenen Stufen, wo — ſie konnte es natürlich nicht ſehen: aber, verloren in die

Erinnerung vergangner Stunden, deuchte es ihr, es müſſe auch jetzt wieder ſo ſein — die Eidechs mit den klugen funkelnden Aeugelchen zwiſchen den Steinritzen hervorlauſchte, wie viel Märchen hatten ſie ſich da erzählt, wie viel Bilder der Zukunft ſich ausgemalt nach Kinder Weiſe! Durch jene Pforte, die in den Maſchinenſaal führte, mit ſeinem unheimlichen Sauſen und Brauſen, ſeinem Klappern und Hämmern, das Julian jedes Mal ſo wehe in den Nerven that, daß er nicht einmal den Anblick jener Pforte ertragen zu können behauptete, und in die ſie doch bei alledem ſo gern hineinlauſchten mit wollüſtigem Grauſen, zwiſchen dieſe rieſenhaft geheimnißvollen Räder und Walzen, Stangen und Hebel — aber nein, die Pforte war nicht mehr zu finden, ſie war vermauert, und ein hohes geräumiges Thor ſtatt deſſen, mit einem ſtolzen Porticus und einer goldfunkelnden Inſchrift, wölbte ſich in der Nähe.

Und da, gerade über, wo jetzt Alles ſo öd und finſter war, neben der alten Wendelſtiege, o wahrhaftig, das war ja das trauliche Stübchen, wo ſie ſo oft mit Julian beiſammengeſeſſen, hinter ſeinen großen bunten Bilderbüchern, und hatte ſich ausſpotten laſſen von ihm, daß ſie die lateiniſchen Namen ſo luſtig verdrehte! Da, zwiſchen dieſen jetzt ſo öden Mauern (denn ſie wußte wohl, daß Julian ſeitdem andere, viel prächtigere Gemächer bezogen) war jenes herzige Gelächter erklungen, im Chor, zu Dreien, das jetzt noch ſo ſüß in ihrem Gedächtniß wiederklang und nach dem ſie ſich ſehnte — ach, ſo kindlich innig! Dicht darunter — ja wohl, jetzt fand ſie ſich gleich zurecht, das waren die Fenſter, hinter denen ihre Mutter zu wohnen pflegte, die ewig verhangenen, geheimnißvollen, zu denen ſie als Kind ſo oft in banger Sorge emporgeſtarrt hatte, nachgrübelnd über das Räthſel eines Schmerzes, den ihr klares, ewig heiteres Gemüth nicht verſtand, und der ſie eben darum doppelt ängſtigte. Aber auch hier hatte ſich alles verändert, ein prächtiger Altan war herausgebaut, die engen, kleinen Fenſter hatten ſich erweitert zu hohen, ſtolzen Glasthüren, duftige Blumengewinde, die über das zierliche Geländer herabhingen, ſchaukelten ſich luſtig im Nachtwind, und ſchienen der Wehmuth zu ſpotten, mit der Angelica zu ihnen emporblickte! — Soviel Veränderungen ſeit ihrer Abweſenheit waren mit dem Gebäude vorgenommen und doch ſo viel altes Bekanntes war auch jetzt noch vorhanden, daß Altes und Neues, in ſeltſamer Miſchung, vor den überraſchten Blicken des jungen Mädchens zuſammenfloß, und ſie, wie unter den Erſcheinungen eines Traumes, ſich bekannt und fremd, vertraut und unheimlich zugleich fühlte.

Ach, und wenn auch ſie ſich nun erinnerte, zu welchem Zweck ſie hierher zurückkam, und welches die nächſte Veranlaſſung dieſer Heimkehr war, ſo wollte ihr das arme junge Herz vor Gram und Bangigkeit ja vor die Füße ſinken. War dies das Wiederſehen eines Vaterhauſes? dies die Heimkehr einer Tochter? Einer Tochter — und indem ſie das Wort dachte, mußte ſie ſchmerzlich lächeln über ſich ſelbſt: in fernem, ungekanntem Grabe ſchlummerte ihre Mutter, und die Frau, welche jetzt den Namen derſelben in Anſpruch nahm, hatte ſie noch nie mit Augen geſehen, wohl aber ſchon viel zu viel von ihr vernommen, um ſelbſt nur jene Achtung, jene Ehrerbietung vor ihr zu empfinden, ohne die das Verhältniß doch ein ſchlechthin unerträgliches werden mußte. Sie kam in ihr älterliches Haus zurück, weder freiwillig noch eingeladen, ſondern nur durch die gehäſſigſte Nothwendigkeit gezwungen, und mit dem niederbeugenden Bewußtſein, höchſt unwillkommen zu ſein bei den Gebietern des

Hauſes ſelbſt. Verletzt in tiefſter Seele durch ein Unrecht, das ihr angethan werden ſollte und das ihr um ſo gefährlicher, um ſo unerträglicher deuchte, weil es mit allem Anſpruch des Rechtes auftrat und von der Einzigen kam, die ihr armes, ödes Jugendleben, zu Zeiten wenigſtens, mit einem Schein von Aelternliebe verklärt hatte, ihrer eignen todten Mutter — böſe Geheimniſſe ahnend, vor deren Enthüllung ſie eben ſo ſehr zurückſchauderte, als dieſelbe nöthig war zu ihrer Rettung, kam ſie, einem Vater unter die Augen zu treten, der ihr niemals auch nur den kleinſten Anſpruch väterlicher Liebe gegönnt hatte, und der gleichwohl jetzt im Begriff ſtand, alle ſtrengſten Vaterrechte gegen ſie geltend zu machen. Sie, deren ganze Seele nur Heiterkeit und Klarheit athmete, ja deren Natur es mit ſich brachte, daß, wo immer ſie erſchien, ſich auch Freudigkeit und Frieden um ſich verbreitete — ſie jetzt kam, gerüſtet zu Widerſpruch und Streit, entſchloſſen, mit allen Mitteln, welche Geſetz und Klugheit ihr zu Gebote ſtellen würden, das bedrohte Recht ihrer Selbſtändigkeit zu bewahren. — Die Scene von vorhin, ſchon ſo erſchütternd an ſich für ein junges, ſchutzloſes Mädchen, erſchien ihr unter dieſen Umſtänden als eine Vorbedeutung der trübſten Art. Haß und Zwietracht erwarteten ſie im Hauſe ihres Vaters — und Haß und Zwietracht empfingen ſie, noch bevor ſie die Schwelle deſſelben betreten. Was alles mußte geſchehen ſein während ihrer Abweſenheit, welche Veränderungen nicht blos im Aeußerlichen, ſondern auch in den Gemüthern der Menſchen mußten ſich zugetragen haben, daß ſie, der Liebling ehemals des Dorfes, hatte auf dieſe Weiſe empfangen werden können? Auf welche Höhe mußten der Druck des Elends und die Abneigung gegen ihren Vater unter der Bevölkerung geſtiegen ſein, um ſich in ſo gewaltſamem Ausbruch ſelbſt gegen ſie zu entladen?

Denn in der ſehr natürlichen Aufregung, in welcher die junge Dame ſich befand, hatte ſie weder die Veranlaſſung noch auch den Verlauf des ganzen Vorgangs eigentlich begriffen; ſo unverſtändlich das Wuthgeſchrei, mit welchem man ihren Wagen angehalten, ebenſo unverſtändlich waren ihr auch die Segenswünſche und Begrüßungen geblieben, mit welchen die raſch umgeſtimmte Volksmaſſe das Engelchen entlaſſen hatte. Nur das begriff ſie, daß ſie in einer großen Gefahr geſchwebt — und erſt allmälig, wie ſie ſich den Ausdruck der Züge, vor Allem den Klang der Stimme wieder ins Gedächtniß rief, dämmerte es in ihr auf, daß es Reinhold, ihr theuerer Reinhold, der unvergeſſene Gefährte ihrer Jugend geweſen, durch den ſie der Gefahr entriſſen worden. Auch die Züge des alten Sandmoll (die freilich unvergeßlich waren für Jeden, der ſie einmal erblickt hatte) erinnerte ſie ſich dunkel in dem Gewühl von Geſtalten, in das ſie plötzlich verſetzt war, geſehen zu haben. Welche Rolle bei dieſem ganzen Zufall ſpielte der Unheimliche? ja oder war es — ſie fühlte ſelbſt, wie Schamröthe ihre edle Stirn übergoß, als ſie den Gedanken dachte: aber ſie kannte den Alten zu wohl, um ihn nicht zu denken — war es vielleicht nicht Zufall, war es Veranſtaltung, abſichtliche, daß ſie, der verhaßte Gaſt, ſo empfangen ward? und hatte jene Spukgeſtalt, wie bei allem Böſen und Verbrecheriſchen, die Hand vielleicht auch hier im Spiel?

Aber gleichwohl, aus allen dieſen Eindrücken und Empfindungen, die mit Blitzesſchnelle die Seele der Heimkehrenden überflutheten — Ein Bild, in Sonnenklarheit, leuchtete vor allen übrigen hervor und kämpfte alle Zweifel und alle Bangigkeit nieder, die ihr das Herz übrigens zuſammenſchnürten: das Bild ihres Bruders. Dieſes war der eigentliche Stern der Heimkehr, der ſie bis hierher geleitet hatte; aus ihm floß ihr auch jetzt Troſt und Frieden in das ſtürmiſch bewegte Herz. Was galt ihr ihr eigenes Schickſal? oder wenn es ihr etwas galt, war es nicht deshalb blos, weil ſie daſſelbe aufs Innigſte verbunden wußte mit dem Schickſal ihres Bruders? weil ſie wußte, daß es keine Freude gab für Julian, wo ſie traurig, keinen Genuß für ihn, wo ſie in Entbehrungen wäre? Es war ihr wohl bekannt, in welcher unſeligen Lage ihr Bruder ſich befand, und wie ſein junges Leben, gleich einer Pflanze, die in fremdem Erdreich ſteht, fern von der Luft und der Sonne ihrer Heimat, verſchmachtete in der kalten, herzloſen Umgebung des väterlichen Hauſes. Seine Briefe freilich hatten es ihr nicht melden dürfen, mit keinem Wort, keiner Silbe — ſie gingen ja allemal erſt durch die Hand ihres Vaters! Aber auch ohne Wort und ohne Silbe, ihr Herz hatte den Jammer ſeiner Seele dennoch verſtanden, hatte dennoch den Nothſchrei gehört, mit dem der Verſchmachtende ihr rief! Dies, ja dies allein war der eigentliche, der innerſte Zweck ihrer Heimkehr: ſie kam, ihrem Bruder, in der entſetzlichen Vereinſamung ſeines jungen Lebens, Troſt, Freude, Erheiterung zu bringen, ſein kummervolles Auge ſollte ſich widerſpiegeln in dem heitern Glanz des ihren, ſein armes, verwaiſtes, freudloſes Herz ſollte geneſen, indem es wieder den Herzſchlag einer Schweſter fühlte. Zu jedem Opfer und jeder Entſagung bereit, die nur ihr eigenes Schickſal betraf, war ſie gleichwohl feſt entſchloſſen, den hartnäckigſten Kampf für ihren Bruder zu wagen, um ihn aus dieſer unſeligen, ſeiner Natur ſo ganz widerſprechenden Lage zu befreien, in welcher die thörichte, ſelbſtſüchtige Eitelkeit ſeines Vaters ihn gefangen hielt. Eine Empfindung wie von Mutterliebe durchſtrömte das Herz des jungen Mädchens und gab ihr eine Entſchloſſenheit und einen Muth, den ſie für ſich ſelbſt niemals gehabt haben würde. Sie wollte dem Commerzienrath die Binde von den Augen reißen, ſie wollte ihm zeigen; wie er, in ſtrafwürdiger Verblendung, auf dem beſten Wege war, durch die falſche Art, mit welcher er Julian behandelte, ſelbſt alle die Hoffnungen zu vernichten, an denen er übrigens mit ſo viel ſtolzer Begierde hing; ſie wollte ihn zu der Erkenntniß nöthigen, daß Julian niemals wieder geſund werden, niemals ſeine Kraft und Heiterkeit wiedergewinnen könne, wenn er nicht in eine andere Umgebung käme, eine Umgebung, in welcher ſein von der Natur ſo weich geſchaffenes Herz mehr Nahrung, das Bedürfniß nach Freundſchaft und Vertraulichkeit, das ſeine arme kranke Bruſt erfüllte, mehr Befriedigung fände. Namentlich und ganz beſonders aber wollte ſie darauf hinarbeiten, das Verhältniß mit dem Sohne des Meiſters wieder herzuſtellen und, wenn irgend möglich, auch Leonhard in ſeine alte Stellung wieder zurückführen, da ihr nicht verborgen war, was Julian durch die Entfernung dieſer beiden von ihm ſo geliebten Perſonen litt und wie ſehr er ſich nach der Erneuerung ihres Umgangs ſehnte. Sie gelobte ſich ſelbſt, alle Abneigung, ſelbſt alle Furcht, die ſie gegen Herrn Wolſton empfand, zu unterdrücken und ſo ehrerbietig, ſo herzlich zu ihm zu reden, wie ſie, ach ſo gern! in früherer Zeit zu ihm geredet hätte, und wie gleichwohl er ſelbſt es ihr niemals verſtattet hatte.

Es iſt ja um meines Bruders willen, daß ich es thue, dachte ſie: er iſt ja auch eine Waiſe ſo gut wie ich, nicht blos ohne Mutter, o nein, auch ohne Vater, und hat ja Niemand mehr auf der Welt als mich...

Dieſer eine Gedanke, der Gedanke an die

heilige, edle Pflicht, die ſie zu erfüllen kam, genügte auch jetzt wieder, alle Beſorgniſſe zu verſcheuchen und ihr den ganzen Muth und die ganze Friſche der Seele wiederzugeben. Mit feſtem Tritt ſtieg ſie aus dem Wagen, warf nur einen flüchtigen Blick hinauf zu der Fenſterreihe, wo ſie das Wohnzimmer ihres Vaters wußte und wo längſt kein Licht mehr brannte, einen zweiten auf die Fenſter des Geſellſchaftszimmers, die im Gegentheil noch in hellem Kerzenglanz leuchteten, und eilte dann raſch durch die zahlreiche, glänzend gekleidete Dienerſchaft, die ſie am Eingang empfing, die breiten, teppichbedeckten Treppen hinauf.

Zweites Kapitel.

Der Empfang.

Wenn das gnädige Fräulein die Güte haben wollten —, ſagte der Diener, der Angelica den ſilbernen Armleuchter vorantrug: der Eingang zum Geſellſchaftszimmer iſt jetzt hier....

Das Engelchen, beſchäftigt mit dem Zuſammentreffen, das ihr bevorſtand, und in Gedanken die Anrede prüfend, mit der ſie den Commerzienrath und ſeine Gemahlin begrüßen wollte, war mechaniſch, einer Erinnerung von ehedem folgend, in einen falſchen Corridor eingebogen und mußte ſich nun zurechtweiſen laſſen von Fremden in ihrer Aeltern Hauſe.

Angelica warf das Köpfchen anmuthig zurück: Ich werde, dachte ſie, halb neckiſch, mich wohl noch in andere Veränderungen finden müſſen . . .

Die Flügelthüren gingen auf, ſchwere ſeidene Vorhänge, welche dieſelben von innen verſchloſſen, rauſchten zurück, ein heller Lichtglanz, verbunden mit dem Duft fremder köſtlicher Blumen, quoll ihr entgegen: auch dieſer Luxus der Einrichtung eine Neuerung, die erſt mit der zweiten Gemahlin in das ſonſt ziemlich bürgerliche Haus des Herrn Wolſton gekommen war und die daher auch Angelica, ſo gleichgiltig ihrem unbefangenen Sinne dergleichen Aeußerlichkeiten ſonſt auch waren, ein wenig ſtutzig machte . . .

Als Angelica die Augen in die Höhe ſchlug, ſah ſie ſich — weder Herrn Wolſton noch ihrer Stiefmutter gegenüber, ſondern einem jungen Mann, in gewählter ſchwarzer Kleidung, mit edlen ausdrucksvollen Zügen, denen ſie ſich erinnerte ſchon einmal begegnet zu ſein.

Es war der uns bereits bekannte Prediger, Herr Waller, der, da Julian's kränkliche Reizbarkeit gerade in den letzten Wochen bedeutend gewachſen war, ſeine Wohnung ganz im Schloſſe genommen hatte, um dem geliebten Zögling jeden Augenblick in möglichſter Nähe zu ſein.

Herr Waller, dem der Ausdruck der Ueberraſchung in Angelica's Zügen nicht entgehen konnte, führte ſie mit weltmänniſcher Gewandtheit, zugleich mit einer Sicherheit, welche deutlich verrieth, wie ſehr er ſich hier zu Hauſe fühlte, zum Sopha.

Ich begreife, ſagte er, vollkommen, gnädiges Fräulein, die Ueberraſchung, mit der Sie Sich im Hauſe Ihres Vaters, ſtatt des väterlichen Grußes, den Sie erwarten durften, von einem Fremden bewillkommt ſehen. Denn wenn ich ſelbſt auch während meines Aufenthaltes in der Hauptſtadt Gelegenheit hatte, mich in dem Glanz Ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit zu ſonnen, ſo war und iſt der Prediger Waller doch ein viel zu unbedeutender Menſch, als daß er hoffen dürfte, auch Ihnen im Gedächtniß geblieben zu ſein.

Herr Waller? erwiederte die junge Dame, in einem Ton, der nur ihre wachſende Ueberraſchung verrieth; ob dieſelbe eine unangenehme oder angenehme, ja ob es ihr am Ende wol gar lieb ſei, dies erſte Zuſammentreffen ſtatt mit ihren Aeltern ſelbſt, nur mit dem anerkannten Freund und Vertrauten derſelben zu haben, war ihr noch nicht anzumerken, ſelbſt nicht für das ſcharfe Ohr des Predigers. In der That jedoch war das Letztere der Fall: trotz aller löblichen Vorſätze, die ſie gefaßt, und ohne daß ſie es ſich ſelbſt eingeſtehen mochte, hatte ſie dennoch eine große Scheu vor dem erſten Wiederſehen ihres Vaters — und eine vielleicht noch größere vor dem Zuſammentreffen mit ihrer Stiefmutter; es war ihrem Herzen eine erdentliche Erleichterung, daß die peinliche Scene ſich noch um etwas hinausſchob. Auch durfte ſie hoffen, von Herrn Waller zuerſt und am vollſtändigſten unterrichtet zu werden von dem, was ihr am meiſten am Herzen lag, vom Ergehen ihres Bruders.

Ich habe um Verzeihung zu bitten, Herr Waller, fuhr ſie fort, daß ich Sie nicht ſogleich wiedererkannte. Aber das Licht blendete mich — und außerdem war ich allerdings nicht darauf vorbereitet, hier irgend Jemand anders zu treffen, als den Herrn Commerzienrath und ſeine Gemahlin. Ich entſinne mich, ſetzte ſie mit verbindlichem Lächeln hinzu (denn dieſer Mann hatte ja das Schickſal ihres Bruders zunächſt in Händen; ſeinem Rath, wußte ſie, folgte ihr Vater in Allem, was die Erziehung Julian's betraf, mit blindem Vertrauen: wie hätte ſie gegen ihn nicht ſollen freundlich ſein?) Ich entſinne mich jetzt ſehr wohl, ſchon früher in der Geſellſchaft mit Ihnen zuſammengetroffen zu ſein — und vor allem, wie könnte ich denn wol den Namen unſers beliebteſten Kanzelredners vergeſſen haben?

Dem Sie aber, auch wenn er wirklich der beliebteſte geweſen wäre, gleichwohl ſelten oder niemals die Ehre Ihrer Zuhörerſchaft gegönnt haben, erwiederte der Prediger mit ſeinem, doch gutmüthigem Lächeln. Irre ich nicht, ſo war Fräulein Angelica im Hauſe meines würdigen alten Freundes, des Profeſſor Ferber — ein vortrefflicher Mann, ein Kernmann, unterbrach er ſich ſelbſt unter lebhafter Betheuerung, indem er ſah, wie bei dieſer Wendung des Geſprächs ein gewiſſes Befremden in Angelica's Antlitz aufſtieg, das von dem frühern ſehr merklich unterſchieden war: wären Alle, die das erhabene Wort der Humanität im Munde führen, zugleich ſo ausgezeichnete praktiſche Muſter derſelben, wie unſer verehrungswürdiger Freund Ferber, o wahrhaftig, unſer Freund hätte Recht, und wir Prediger, mitſammt Kirchen und Kirchengehen, wären in der That ziemlich entbehrliche Leute. Ich weiß, ſetzte er begütigend hinzu, da er noch immer eine Wolke auf Angelica's Stirn bemerkte, die Wohnung unſeres Freundes liegt etwas entfernt von der Kirche, in der ich damals zu predigen pflegte, und außerdem fühle ich mich auch frei von der ſchwachherzigen Eitelkeit ſo vieler meiner Amtsbrüder, die es als eine Beleidigung nicht blos gegen ſich, o nein, gegen Gott ſelbſt betrachten, wenn man nicht fleißig zu ihnen in die Kirche geht. Ueberhaupt, theures Fräulein, da der Zufall nun einmal gewollt hat, daß gleich unſer erſtes Geſpräch dieſe Wendung genommen, ſo geſtatten Sie mir die Verſicherung, daß ich in dem Hauſe Ihres Herrn Vaters niemals der Prediger, immer nur der Mann Waller bin, der aus Kräften bemüht iſt, das Vertrauen, mit welchem Ihr Herr Vater ihn beehrt, immer nur zum Beſten dieſes Hauſes und aller, ja gewiß aller ſeiner Glieder zu benutzen.

Dies Vertrauen, fuhr der Prediger fort, da er ſah, wie Angelica die großen klaren Augen noch immer fragend auf ihn gerichtet hielt, mag Ihnen denn auch erklären, meine Gnädige, wie ich zu einem Auftrag gekommen bin, der Sie allerdings mit Recht befremdet; daß ich ihn angenommen, kann nur eben jenes Beſtreben entſchuldigen, deſſen ich Sie ſo eben verſicherte. Ihr Herr Vater — und hier ward ſeine ſonſt ſo klare, feſte Stimme ein Wenig unſicher: aber Angelica merkte auch ſehr wohl, daß ihm nichts daran lag, dieſe Unſicherheit zu verbergen, im Gegentheil, ſie ſollte ſie merken . . .

Ihr Herr Vater, ſagte der Prediger, iſt durch ein plötzliches Geſchäft genöthigt geweſen, noch mit Anbruch der Nacht über Land zu reiſen. — Sie wiſſen ja wohl, gnädiges Fräulein, wie viel

Noth die reichen Leute mit ihrem Reichthum haben, und wie wenig es ihnen vergönnt iſt, ſich jener Behaglichkeit und Ruhe hinzugeben, die das beſcheidene Glück des Mittelſtandes jedem wahrhaft fühlenden Herzen ſo theuer macht. Ihre Frau Mutter — die Frau Commerzienräthin, verbeſſerte er ſich ſelbſt, iſt . . . unpäßlich. So wurde mir der Auftrag, Sie im Namen Ihrer Aeltern beim Wiedereintritt in das väterliche Haus zu begrüßen: ein Auftrag, zu dem ich, Ihnen gegenüber, freilich kein anderes Anrecht habe, als nur dies, daß ich der Erzieher, ich wage zu behaupten, der Freund Ihres Bruders bin.

Angelica athmete hoch auf vor Freuden, als ſie ihren Bruder nennen hörte.

Und wie geht es meinem theuren, theuren Bruder? rief ſie: ach Herr Waller, wenn das wirklich ſo iſt, wie Sie ſagen, wenn Sie ſich wirklich den Freund meines Bruders nennen dürfen, wie wollt' ich Ihnen dankbar ſein!

Ihre Augen leuchteten, indem ſie dies ausrief, und unwillkürlich, in der ſchönen, edlen Aufwallung ihres ſchweſterlichen Herzens, ſtreckte ihre Hand ſich dem fremden Manne entgegen.

Herr Waller verneigte ſich, ohne ihre Hand anzunehmen. Aber auch aus ſeinen Augen leuchtete eine Rührung, auch in ſeiner Stimme lag ein Ausdruck von Wärme und Herzlichkeit, die Angelica's ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, indem er ihr folgendermaßen erwiederte:

Nein, ſagte er, theures Fräulein, ſo beſchämend es für mich iſt, ſo muß ich dennoch, ſo gefragt, wie Sie mich fragen, wol nur eingeſtehen, daß ich zu viel geſagt und mich einer Auszeichnung gerühmt habe, die ich wol innigſt wünſche, aber noch lange nicht verdiene. Julian liebt mich noch nicht wirklich, kann mich noch nicht wirklich lieben als ſeinen Freund: nur erſt Erſatz bin ich ihm eines Freundes, den auch

Sie lieben und verehren, theure Angelica — ach, unſer edler, wackrer Leonhard . . .

Herrn Waller's Stimme verhallte hier ſo leis, ſo ehrerbietig — Angelica, die mit aller Zärtlichkeit einer reinen, dankbaren Kinderſeele an dem verehrten Lehrer hing, hätte aufjauchzen mögen vor Freuden über das Zeugniß, das dem verehrten Manne hier geſtellt ward. Zugleich aber konnte ſie ſich einer gewiſſen innern Beſchämung nicht erwehren. Zwar hatte ſie in den Kreiſen der Hauptſtadt jederzeit nur das Beſte von Herrn Waller gehört, ſelbſt auch von ſolchen, die, wie der Profeſſor, in deſſen Hauſe ſie gelebt hatte, die kirchliche Richtung deſſelben nicht theilten. Nichts deſto weniger jedoch, ſeit ſie Herrn Waller im Schloſſe ihres Vaters wußte, ſeit ſie wußte, daß Julian ſeiner Leitung übergeben war, hatte ſie ſich von einem gewiſſen Mistrauen, einer gewiſſen vorgefaßten Meinung gegen ihn nicht frei machen können. Wie

Unrecht, dachte ſie jetzt, hab' ich dem Manne gethan, und wie verkehrt war es von mir, den Ausdrücken, in denen Julian von ihm ſchrieb, einen geheimen Rückhalt von Kälte und Mistrauen unterzulegen, die gewiß nirgend exiſtirten, als nur in mir ſelbſt! Er liebt meinen Bruder, er ſpricht mit Ehrerbietung von Leonhard — nein, gewiß nicht, das kann kein böſer Menſch ſein! So natürlich war es dieſem reinen, kindlichen Herzen, von allen Menſchen immer nur das Beſte zu denken, und ſo ſchwer fiel es ihr ſelbſt, gegen irgend Jemand Argwohn oder Mistrauen zu hegen, daß ſie ſich ordentlich erleichtert fühlte, wie von einer Laſt, da ſie Herrn Waller ſo ganz anders fand, ſo viel milder, menſchlicher, als ſie ihn vermuthet hatte. Und ſo war es denn mit dem Ausdruck herzlichſter, reinſter Freude, daß ſie ihm antwortete.

Ah Herr Waller, rief ſie, wie dank' ich Ihnen dies Wort, und wie freut es mich, daß auch Sie den werthen Leonhard in ſeiner Vortrefflichkeit anerkennen! Nun wird, nun muß ja noch Alles gut werden! Nicht wahr? es iſt nicht ſo, wie man mir in der Stadt erzählte? Sie haben Herrn Leonhard nicht angezeigt? er iſt nicht abgeſetzt von Amt und Brod? und auch, daß er draußen im Hirtenhauſe wohnt, mein guter Leonhard mit ſeiner braven tüchtigen Schweſter, und mit Hunger und Elend kämpft, auch das iſt nicht ſo?

Der Prediger hatte ſich während ihrer Frage erhoben und war, die Hände auf dem Rücken, das Haupt nachdenklich vorn übergeneigt, einige male vor ihr auf und niedergegangen. Endlich, in ehrerbietiger Entfernung, ſtand er vor ihr ſtill und die dunkeln ſchwärmeriſchen Augen feſt auf ſie gerichtet, mit gedämpfter Stimme, die um ſo unwiderſtehlicher zu Herzen drang:

Es ſoll nun einmal, wie es ſcheint, ſagte er, Alles ungewöhnlich ſein in dieſer Unterredung, wie die Stunde, in welcher ſie ſtattfindet. Sie tragen einen ſchönen Namen, Angelica, und der Mund der Leute hat ihn längſt richtig gedeutet: auch uns werden Sie als ein Engel des Friedens und der Verſöhnung kommen. Es ſind viele Verhältniſſe in dieſem Hauſe und in ſeiner Nachbarſchaft, die an innerer Unklarheit, auch wol manche an innerer Ungeſundheit leiden; wir bedürfen eines Geſtirns, das mit ſiegreichem Aufgang die Nebel niederkämpft und die Rinde löſt, die ſich hier zwiſchen die Herzen gelagert hat. Laſſen Sie mich hoffen, Angelica — und verzeihen Sie diesmal meinem Stande, wenn meine Worte zudringlich erſcheinen, er ſoll Ihnen nicht oft läſtig fallen, ganz gewiß nicht — laſſen Sie mich hoffen, daß Sie dieſes Geſtirn ſein werden ...!

Ich brauche, fuhr er fort, indem ſeine Stimme ſich wieder zu ihrer alten Feſtigkeit erhob, Ihnen nicht erſt zu ſagen, gnädiges Fräulein, welche Verhältniſſe es ſind, die ich im Sinne habe. Auch das mit Leonhard gehört dazu. Die letzten beklagenswerthen Ereigniſſe, die aber bei alledem, ich verſichere Sie! nur vorübergehende Irrungen ſind und ſich ganz gewiß in Kürze aufs Glücklichſte löſen werden, haben den vortrefflichen Mann einigermaßen verbittert. Der Kirche und ihren Dienern ſchreibt er zu, was doch in der That nur Ausfluß jener Beamtenherrſchaft iſt, unter der wir Alle ſeufzen, Weltliche wie Geiſtliche. Mit Ihrem klaren freundlichen Sinn werden Sie auch das ins Gleiche ſtellen und den verbitterten Mann ſich ſelbſt und ſeinen Freunden wiedergewinnen. O was es für eine Qual iſt, rief er, mit dieſem Beamtenthum und ſeinen todten, herzloſen Formeln! Ich darf das zu Ihnen ſagen, gnädiges Fräulein, ohne Beſorgniß, misverſtanden zu werden nach der einen oder der andern

Seite; denn ich weiß, zu welchem verſtändigen Freimuth mein verehrter Freund, der Profeſſor, Sie auch in dieſem Stücke erzogen hat. Hat der gute Leonhard ſich wirklich etwas zu Schulden kommen laſſen, ſo wird es ein Irrthum, zum Höchſten eine Nachläſſigkeit ſein; man verweiſe ſie ihm, aber man entziehe ihn nicht einem Beruf, in dem er ſoviel Gutes und Nützliches leiſtet. **Ein Lehrer, der das Herz** ſeiner **Schüler ſo an ſich zu knüpfen weiß,** der ſolche **Bande des Vertrauens** und der Freundſchaft zwiſchen Lehrer und Schüler zu flechten verſteht, wie dies zwiſchen Leonhard und Ihrem Bruder der Fall iſt, der, unter allen Umſtänden, muß ein vortrefflicher Lehrer ſein. Julian muß Leonhard's Unterricht wiedergegeben werden — was ſage ich? ſeinem Unterricht? Vielmehr ſeiner ganzen Führung, er kann nie eine beſſere finden. Ich ſelbſt würde längſt darauf gedrungen haben, wenn nicht theils mein amtliches Verhältniß im Wege ſtände, und wenn andererſeits mein Einfluß in dieſem Hauſe größer wäre, als er trotz allen Anſcheins iſt. Aber von Ihnen, der einſichtigen, liebevollen, geliebten — ach, wie geliebten Schweſter! erwarte ich Rath und Beiſtand in dieſer Sache.

Angelica, indem das Geſpräch ſich jetzt wieder auf ihren Bruder wendete, erſchrak ordentlich vor ſich ſelbſt und wußte ſich nicht zu erklären, wie es nur jemals von ihm, dieſem vorzüglichſten Gegenſtand ihrer Sehnſucht und Sorge, hatte abkommen können.

Und nun, rief ſie, wenn ich bitten darf, von nichts Anderm mehr, als nur von meinem Bruder! Wie geht es ihm? wie iſt ſeine Stimmung? wie ſeine Geſundheit? Sie können ſich nicht vorſtellen, Herr Waller, wie ich mich um ihn ängſtige und ſorge!

Herr Waller ging wiederum ſchweigſam einige male auf und nieder.

Sie werden nicht von mir verlangen, gnädiges Fräulein, ſagte er endlich, daß ich Ihnen ſchmeichle, auch in dem nicht, was Ihrem Herzen am theuerſten. Herr Commerzienrath Wolſton iſt ein einſichtiger und kluger Mann, aber das Geheimniß der Erziehung, fürchte ich, verſteht er bei alledem nicht. Auch hierüber erlaſſen Sie mir gewiß gern jede weitere Ausführung; Sie wiſſen nicht nur, ſondern haben wol gar ſelbſt an Sich erfahren, was ich meine. Die Frau Commerzienräthin — Sie werden ſie kennen lernen, ſie iſt eine feine, gebildete Dame, von viel zarter Empfänglichkeit, und ich kann nicht anders ſagen, als daß ſie auch in dem Verhältniß zu ihrem Stiefſohn ſich als ſolche zeigt. Aber bei alledem iſt das hier im Hauſe die Luft nicht, in der ein Gemüth, wie das Ihres Bruders, gedeihen kann; er muß heraus aus dieſer bangen Einſamkeit, muß wieder einen Gefährten bekommen, einen Jugendgenoſſen. Noch (unterbrach er ſich ſelbſt, da Angelica ihn zweifelnd anſah) fürchte ich nicht, daß ſeine Kränklichkeit einen ernſtern Grund hat — noch nicht, auf mein Wort, theuerſtes Fräulein —! Aber wenn die Richtung verfolgt wird, die man mit Julian's Erziehung eingeſchlagen, ſo wäre es immerhin möglich, daß es Ernſt mit ſeiner Krankheit würde. Ihrem Herrn Vater natürlich darf ich mit offenen Einwendungen dieſer Art nicht kommen; er iſt ein Mann von ſehr feſtem Willen, der nur den Argwohn zu faſſen braucht, als wolle man ihn lenken, ſo genügt das ganz gewiß, ihn völlig unlenkſam zu machen. Der bloße Rath eines Mannes, eines Freundes iſt hier zu ſchwach, hier bedarf es jener zarten, leiſen und dabei ſo unwiderſtehlichen Einwirkung, die nur eine Tochter üben kann. Theure Angelica, es iſt nun einmal mein Schickſal heut, daß ich Ihnen immer ungeſchickt und zudringlich erſcheine: ſei es darum! ich will ja nichts für mich, ich will ja gern in dem Dunkel der Vergeſſenheit bleiben, in dem ich ſeither bei Ihnen geſtanden habe. Aber dies Eine noch laſſen Sie mich frei ausſprechen: es ſind — Mishelligkeiten zwiſchen Ihnen und Ihrem Herrn Vater, es iſt nicht ganz das Verhältniß zwiſchen Ihnen, wie es ſein ſollte, wenn auch aus keinem andern Grunde, ſo doch gewiß ſchon um des Andenkens willen, das Sie einer theuren Todten bewahren und das durch die Fortſetzung Ihrer Mishelligkeiten nur gefährdet werden kann....

Wieder war das Geſpräch hier an einer Wendung, welche Angelica, trotz ihrer großen Unbefangenheit und Gutmüthigkeit, dennoch nicht behagte.

Sie ſcheinen ſehr genau unterrichtet zu ſein, ſagte ſie, indem ſie jetzt ihrerſeits ſich vom Platze erhob, von allen Zuſtänden dieſes Hauſes. Umſomehr muß es mich überraſchen, daß

Sie mit dem gelinden Ausdruck Mishelligkeiten bezeichnen, wo ich doch, mit widerſtrebendem Herzen, Gott weiß es! genöthigt bin, mein Recht und meine Unabhängigkeit zu vertheidigen. Sie warnen mich, das Andenken meiner unglücklichen Mutter nicht aufs Spiel zu ſetzen — ich verſtehe Ihre Anſpielung ſehr gut, Herr Waller. Aber erlauben Sie auch mir jetzt Sie zu verſichern, daß weder ich noch meine arme ſelige Mutter es ſind, die dieſen Streit zu ſcheuen haben, und daß, wenn Sie doch nun einmal, wie ich aus Ihrer Vertrautheit mit meinen Verhältniſſen ſchließen muß, mit dem Wortlaut jenes angeblichen Teſtaments bekannt ſind, Sie ſich auch ſelber ſagen müſſen . . . .

Halten Sie ein, gnädiges Fräulein! rief der Prediger, indem er abwehrend einige Schritte zurücktrat: halten Sie ein, und machen Sie mich nicht ſelbſt erſt, wider Abſicht und Willen, zum Mitwiſſer eines Geheimniſſes, von dem ich, mein Wort zum Pfand! bis zu dieſem Augenblicke nichts weiß, noch bin ich lüſtern darnach, es zu wiſſen. Die Zeiten, wo die Geiſtlichen die Vertrauten der Familien waren, ſind ja vorüber, und Sie wollen mir Glauben ſchenken, daß ich am wenigſten darnach trachte, ſie zu erneuen, zumal in weltlichen Dingen. Ich trage ſchwer genug, ſetzte er mit einem heimlichen Seufzer hinzu, an meiner eignen Laſt, wenn auch ſie freilich keine weltliche iſt. — Auch hatte ich bereits die Ehre Ihnen zu ſagen, daß ich hier niemals der Geiſtliche bin, es wäre denn, daß auch dieſer einmal verlangt werden ſollte, woran ich jedoch fürs Erſte noch zweifle, ſondern immer nur der Freund, der geduldete Freund (ſetzte er mit einer Verbeugung hinzu) des Hauſes: und die erſte Regel der Freundſchaft bekanntlich iſt, daß ſie ſich in kein Vertrauen eindrängt, das ihr nicht freiwillig entgegengetragen wird. Es iſt längſt Mitternacht vorüber, Sie werden der Ruhe bedürfen, gnädiges Fräulein, und ich ſelbſt habe morgen, am Sonntag, den heiligen Pflichten meines Amtes zu genügen. Dennoch, ſo ſpät dieſe Stunde auch iſt, und auf die Gefahr hin, eine Theilnahme zu verſcherzen, die ich freilich noch niemals beſeſſen, geſtatten Sie mir meinen Satz zu vollenden. Wie es ſich auch mit dem verhalte, was ich vorhin — irrthümlich, wie ich jetzt belehrt bin — als Mishelligkeit bezeichnete, und ohne auch mit dem leiſeſten Gedanken nur die Ehrfurcht zu verletzen, die ich Ihren Geheimniſſen ſchuldig bin, kann ich gleichwohl nicht umhin, Sie zu erſuchen, gnädiges Fräulein: kommen Sie Ihrem Herrn Vater mit einiger Freundlichkeit entgegen! machen Sie den Verſuch wenigſtens, jenen Ton anklingen zu laſſen, der vielleicht ſeit lange nicht, vielleicht noch niemals zwiſchen Ihnen erklungen iſt — ohne Ihre Schuld, gnädiges Fräulein, ich weiß es: den Ton kindlicher

Verehrung, väterlicher Herzlichkeit! Suchen Sie vor ſich ſelbſt zu vergeſſen, was eigentlich die trübe Veranlaſſung dieſer Heimkehr iſt, und laſſen Sie auch hier, wenn es ſelbſt nur zur Probe ſein ſollte, jene Sonne der Freundlichkeit und des Wohlwollens ſcheinen gegen Jedermann, durch die Sie in allen andern Verhältniſſen die Freude und der Stolz Ihrer Umgebung geweſen ſind. Es wird Ihnen ſchwer werden, gewiß: denn ich ſehe Ihrer ſchönen Stirn an, wie ſchwer es Ihnen jetzt ſchon fällt, nur den zudringlichen Schwätzer zu Ende zu hören, und ſchließe daraus auf die Schwere einer Kränkung, die ein ſo ſanftes Herz in ſo ungeduldigen Zorn verſetzen konnte. Aber ich laſſe doch nicht ab, und bitte doch wieder und immer wieder: bringen Sie das Opfer, theures Fräulein! bringen Sie es für Einen, der ſich in dieſem Augenblick in unruhigen Träumen umherwirft, auf deſſen Lippen im Schlummer ſelbſt Ihr Name ſchwebt, der keine andere Hoffnung und keine andere Erretterin hat, als Sie — bringen Sie es, gnädiges Fräulein, um Ihres Bruders willen, deſſen ganzes Glück und ganze Zukunft abhängt von dem Frieden, den Sie in dieſem Hauſe werden herzuſtellen und zu erhalten wiſſen!

So verletzt Angelica ſich bei dem Anfang der Rede gefühlt hatte, ſo wenig konnte ſie ſich doch jetzt, beim Schluß derſelben, der innigſten Rührung erwehren, mit ſo viel lebendiger Wärme, ſo viel herzlicher, ungekünſtelter Dringlichkeit, zugleich ſo viel Beſcheidenheit und Würde floſſen die Worte von der beredten Lippe des Predigers.

Sie ſprachen nur aus, erwiederte ſie, mit eben ſo ſanfter als feſter Stimme, was ich mir ſelbſt gelobt habe, noch bevor ich dieſes Haus betrat. Weil es aber immer gut iſt, ſetzte ſie halb ſcherzend hinzu, für uns ſchwache Sterbliche, wir legen unſere Gelübde noch einmal und öffentlich vor Zeugen ab, gut denn, ſo verſpreche ich es Ihnen: ich will mich nach Kräften bemühen, alles Unrecht zu vergeſſen, das mir aus dieſem Hauſe theils geſchehen iſt, theils angedroht wird, und will ganz ſolche ergebene, liebevolle, folgſame Tochter zu ſein ſuchen, als ob meine arme Mutter noch am Leben und Herr Wolſton wirklich mein Vater wäre — Alles, wie Sie geſagt haben, um meines Bruders willen. Wann darf ich ihn ſehen? und iſt er von meiner Zurückkunft unterrichtet?

Julian's Zuſtand, erinnerte der Prediger nicht ohne Verlegenheit, iſt leider ſeit einigen Wochen von der Art, daß wir ihn vor jeder heftigen Aufregung behüten müſſen, ſelbſt auch jeder freudigen. Bis zu dieſem Augenblick weiß er von Ihrer Zurückkunft noch nicht. Aber wie er ſich täglich, in Schlaf und Wachen, mit Ihnen beſchäftigt und wie Sie unausgeſetzt den Gegenſtand ſeiner liebſten Unterhaltung bilden, ſo wird es nur einer geringen Vorbereitung bedürfen, ihn ſtark genug zu machen für die Freude, die ihm bevorſteht; ich hoffe, daß Sie ihn noch morgen vor Mittag in die Arme ſchließen ſollen.

Drittes Kapitel.

Dämmerſtunde.

Angelica verabſchiedete ſich. Auf ihrem Zimmerchen angekommen, das ſie, zu ihrer unſäglichen Freude, noch vollkommen unverändert fand, in derſelben einfachen Ausſtattung wie ehedem, war ſie von allem Erlebten ſo aufgeregt, namentlich auch von dieſer Unterhaltung mit Herrn Waller, daß ſie noch kein Bedürfniß des Schlummers empfand. Sie entließ das Kammermädchen, öffnete das Fenſter und lehnte hinaus ins Freie, wo ſchon die erſten leiſen Spuren des dämmernden Morgens ſichtbar zu werden begannen.

Angelica's Zimmer ging nach der Gartenſeite hinaus, in demſelben Flügel, wo auch Julian's neue Wohnung lag. Sie hatte ſich die Lage der Zimmer von der Dienerſchaft bezeichnen laſſen und ſah jetzt deutlich, indem ſie in den Garten hinunterlauſchte, den Schein der Lampe, der zwiſchen den Vorhängen hindurch aus ſeinen Fenſtern auf das gegenüberſtehende ſchwarz beſchattete Laubwerk fiel. Eine unendliche Sehnſucht nach ihrem Bruder überkam ſie; nur hinauflauſchen zu dürfen zu den erleuchteten Fenſtern, nur zu horchen an der verſchloſſenen Thür ſeines Zimmers, ſchien ihr ein unendlicher Genuß . . .

Dazu lag der Garten ſo ſtill, ſo feierlich da in der linden Morgendämmerung; die Bäume rauſchten ſo geheimnißvoll, ſo lockend, und horch, dort aus dem Buchenwäldchen her ließ der Finke ſein erſtes luſtiges Morgenlied ertönen . . .

Raſch entſchloſſen warf Angelica das Tuch um und ſchlich, indem ſie die Thür hinter ſich geöffnet ließ, auf leiſen Zehen, Treppen und Gänge entlang, hinunter in den Garten.

Denn auch dorthin wie viel liebe Erinnerungen zogen ſie! wie viel kleine ſtille Plätzchen hatte ſie aufzuſuchen, um das Andenken, bald an Jugendfreuden, bald an Jugendleiden zu erneuen! Morgen ſollte ſie Herrn Wolſton und ſeine Gemahlin ſprechen, wer weiß, trotz aller guten Vorſätze, was morgen begegnete! So wollte ſie dieſe ſtille, heilige Stunde der Dämmerung benutzen, um ungeſtört das Wiederſehen ihres geliebten Gartens zu feiern und gleichſam ihre Andacht zu verrichten vor den Erinnerungsmalen ihrer Kindheit.

Ihr Weg führte ſie an Julian's Zimmer vorüber. Auch hier ſah ſie, wie der Lichtſchein durch die Spalten der Thüre drang; noch leiſer, noch unhörbarer wurde ihr Schritt; ſie ſank, im Vorübergehen, in die Knie und ſtreckte die ausgebreiteten Arme gegen die verſchloſſene Thür, als könne ſie den Theuren zu ſich heranziehen und ihn aufwecken mit ihren ſchweſterlichen Küſſen.

Um aus dem Flügel, in welchem Angelica wohnte, in den Garten zu gelangen, mußte man über einen kleinen, abgelegenen Seitenhof, der dicht an die eigentlichen Fabrikgebäude grenzte; mit allerhand Schuppen, Bretterwänden und ähnlichen Baulichkeiten beſetzt, wurde er ſelten oder nie von irgend Jemand, es ſei denn von einem der Fabrikarbeiter zu geſchäftlicher Verrichtung, betreten. Ein langes Stangenwerk, das, mit einem Bache in Verbindung ſtehend, welcher den Garten durchfloß, gewiſſe Maſchinen im Fabrikgebäude in Bewegung ſetzte, lief, in wenig mehr als Mannshöhe, quer darüber hin. Schon da Angelica noch Kind war, hatte dies Stangenwerk mit ſeiner unaufhörlichen, geſpenſtigen Bewegung, gleichmäßig Tag wie Nacht, den Gegenſtand ihres ſtillen Entſetzens gebildet

Auch jetzt wieder, indem ſie hinaustrat in den engen Hof und ſah in der Dämmerung den ſchwarzen, ungewiſſen Schatten endlos, langſam hin und hergleiten, und hörte das eigenthümliche Aechzen und Stöhnen, das die Bewegung der Maſchine begleitete, und fühlte, indem ſie darunter hinwegſchritt, wie die kalten Tropfen, aus der Rinne hindurchſickernd, ihr auf Hals und Stirne fielen — fuhr ſie zuſammen, wie von Geſpenſterhand berührt, und ihr Fuß, unwillkürlich, wurzelte im Boden ...

In dieſem Augenblick, dicht neben ſich, in einem der Schuppen, dem Fabrikgebäude zunächſt, nur durch eine dünne Bretterwand geſchieden, hörte ſie eine Stimme, der eine zweite antwortete ...

Ihre Knie ſchlugen zuſammen vor Ueberraſchung und Schreck, der Athem in ihrer Kehle ſtockte — horch, jetzt wieder ...

Nein, ihre Furcht war kindiſch, dieſe Stimme zum wenigſten kannte ſie, kannte ſie ach, nur allzugut —: es war die Stimme ihres Vaters!

Und du biſt gewiß, ſagte er, daß jedes andere Zeugniß vernichtet iſt? Es iſt ein keckes Mädchen, wie du ſelbſt wohl weißt, und wir haben von ihrem Trotz das Schlimmſte zu befürchten. Aber darum eben mußte ſie in meine Hand gegeben werden, daß ich ſie bändige. Alter Sünder, ich warne dich! es ginge um deinen Hals, wie meinen: und ich bekanntlich hätte noch Mittel mich herauszuziehen, während du elend verzappeln müßteſt. Es müſſen noch irgendwo Papiere ſein, ich erinnere mich genau, daß ich ſie noch an etwas Andern ſchreiben ſah, das wir bis jetzt noch nicht gefunden haben...

Sowie Angelica die Stimme des Herrn Wolſton erkannt, hatte ſie ſich fortſchleichen wollen. Aber noch immer lähmte der Schreck ihre Glieder, wider Willen hörte ſie — und was ſie hörte, war nicht geeignet, ihre Erſtarrung zu löſen. Sie ſtand an einem der Pfeiler, auf denen das Stangenwerk ſich bewegte, das feuchte Holz durchkältete ihre Kleider; dennoch, in ihrer Angſt, drängte ſie ſich ſo dicht an den Pfeiler, daß es ſchien, als wäre ſie ein Stück von ihm.

Jetzt begann die zweite Stimme — freilich, wie wäre es auch nur einen Augenblick möglich geweſen, dieſe zu verkennen! Dies Gurgeln und Röcheln, dies langgedehnte Ziſchen und Aechzen, das machte dem Sandmoll Niemand nach auf Erden: und auch das vergaß Niemand wieder, der es nur einmal gehört hatte.

Ah, ah, ſtöhnte der Sandmoll, was der Herr Commerzienrath heut ſpaßig ſind, ſo ſpät noch in der Nacht! Aber der Herr Commerzienrath haben Recht, wie immer, habe auch ſchon ſo etwas gemerkt, ah, habe ich das! habe auch ſchon eine Art von Spur, ja, ſolch ein alter abgetriebener Jagdhund ich bin...

Wo? ſtieß der Commerzienrath heftig hervor.

Der Alte mußte durch eine bloße Geberde geantwortet haben, denn unmittelbar darauf fuhr der Andere fort:

Ich dachte es mir, knirſchte er: es iſt ja der Fluch meines Lebens, der unter dieſem heilloſen Dache wohnt, und den ich nicht eher löſen werde, als bis das kleinſte Stäubchen verweſt iſt, von dem Dach ſowohl, als von den Leuten, welche darunter wohnen. Sie ſuchen mir eben Alles zu ſtehlen, Alles; das Herz meines Julian haben ſie mir ſchon entwandt, warum ſollen ſie nicht auch die Schriften geſtohlen haben? Auf die Fährte, alter Jagdhund! Der Vorfall von heute Nacht gibt eine prächtige Veranlaſſung, es könnte leicht zu einer Hausſuchung kommen — Hausſuchung, verſtehſt du? Es wird ſich ohne Mühe machen laſſen, daß du, der du, zur Strafe deiner Thorheiten, doch einmal ſo ein Stück Beamter biſt, dabei zugegen ſein kannſt — wachſam, wachſam, alter Schnüffler! und wenn du mir die Beute geſchleppt bringſt, will ich dich aller deiner Sorgen ledig machen auf einmal!

Ah, ah, röchelte der Andere, und ſelbſt wie er mit den langen, dürren Fingern dazu knackte, konnte Angelica von ihrem Verſteck aus hören: weiß wohl, ſehr gnädiger Herr der Commerzienrath, ſehr gnädig im — Verſprechen! Nichts für ungut, unterbrach er ſich mit heiſerm Gelächter, wollen es ſchon beſorgen, meine Lore ſoll dran, der Herr Commerzienrath wiſſen doch, was die Lore für ein Prachtweib iſt? Aber dafür wollen der gnädige Herr auch Acht geben, um was ich bitte — bitte ſowohl für mich, wie für ihn ſelbſt! Das Männchen da aus der Stadt, der Herr Maler — nun, was wird es ſein? Sie werden Wind haben, die Herren in der

Stadt: aber wo er herkommt, wiſſen ſie noch lange nicht, auch wenn er ihnen dicht unter die Naſe weht, auch nicht wo er hinfährt. — Aber bei alledem Vorſicht, Vorſicht, gnädiger Herr! Ich glaube nicht, daß es eigentlich um deshalb iſt, daß der Herr Maler gekommen — aber immerhin, man kann nicht wiſſen, ich habe den Spaß ſchon einmal gehabt, und ein vorſichtiger Mann deckt ſich bei Zeiten...

Hier, wie die beiden Sprechenden den Zaun entlang gingen, in das Innere des Fabrikgebäudes zurück, verloren ſich die Stimmen. Angelica ſeufzte ſchwer auf — was war das? war ſie im Traum? war es ein Trugbild ihrer aufgeregten Sinne?

Aber nein, noch hörte ſie den ungeſchickten, ſchweren Tritt des Alten am Zaun entlang ſchlurfen, hörte, wie er ſtolperte an den Stufen der Schwelle, und wie der Commerzienrath mit dem raſchen, energiſchen Geiſt, der ihm eigenthümlich war, die Thür des Fabrikgebäudes ins Schloß warf. Sie wachte, ganz gewiß, ſie wachte! Der Angſtſchweiß hier auf ihrer Stirn, der Froſt, der ihre Glieder ſchüttelte — o das Alles war ja keine Täuſchung, konnte nicht durch bloße Täuſchung entſtanden ſein!

Aber wenn es denn Wirklichkeit war, was bedeutete ſie? was war der Sinn dieſer geheimnißvollen Reden? Was überhaupt konnte es ſein, das in dieſer ſpäten Stunde der Nacht, in dieſem entlegenſten Winkel des Hauſes, ihren Vater zuſammenführte zu heimlichem Zwiegeſpräch mit dieſem Verworfenſten aller Sterblichen?

Sie rief ſich das Gehörte noch einmal einzeln ins Gedächtniß zurück, ſie hätte es gern geleugnet vor ſich ſelbſt — aber nein, kein Zweifel, ſie ſelbſt war mit dabei im Spiel! ſie ſelbſt war das kecke, trotzige Mädchen, deſſen Uebermuth der Vater bändigen wollte! Briefſchaften ihrer Mutter waren es, ihrer theuren, unglücklichen, todten Mutter, denen nachgeforſcht ward und die der Commerzienrath in ſeine Hände bekommen wollte — Briefſchaften ihrer Mutter?! Wie Schatten des Todes, ſtreckte ein Argwohn, den ſie ſeit Langem kaum mehr unterdrücken konnte, ſich über ihr armes, ſchuldloſes Herz; eine unſägliche Angſt überfiel ſie, eine Angſt, gegen die Alles, was ſie bei dem Auftritt, vor dem Wirthshaus empfunden hatte, gleichſam nur Kinderſpiel war: — als ſtreckten zwei lange, unſichtbare Arme ſich durch die Dämmerung ihr entgegen und würgten ſie in eiſerner Umklammerung...

Die Schatten inzwiſchen waren mehr und mehr geſunken, zum zweiten Mal ſtimmte der Fink im Buchenwäldchen ſein Morgenlied an, hell und ſiegreich wie der Jubel eines reinen, feſten Herzens wirbelten die Töne in die Luft.

Auch Angelica's Herz fühlte ſich von dem

Morgenlied des Vögelchens erleichtert; ihre Augen ſchwammen in Thränen, aber doch ſchon wieder lächelte ſie durch die Thränen …

Du wirſt es wohl machen, mein Gott, ſagte ſie, indem ſie die treuen Augen emporſchlug zum Himmel, der ſich ſchon mit roſigen Wölkchen umſäumte: dir befehl' ich mich, meinen Bruder und Alles, was mir lieb und heilig iſt.

Damit hüllte ſie ſich dichter in ihr Tuch und ſchlich, unhörbar, wie ſie gekommen, und eben ſo unbemerkt in ihr Zimmerchen zurück.

Viertes Kapitel.

Der Traum.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als Angelica von kurzem, unruhigem Schlummer endlich erwachte. Die Schreckerſcheinungen der Nacht hatten ſich fortgeſetzt in wunderlich grauſenhaften Träumen, dergleichen das junge Mädchen, bei dem geſunden, leichten Blut, das ihr durch die Adern hüpfte, noch niemals gehabt hatte und von denen ſie noch jetzt, beim Erwachen, ſich aufs Tiefſte beängſtigt und erſchüttert fühlte.

Es war ihr, in leicht erklärlicher Anknüpfung an das kurz zuvor Erlebte, geweſen, als wolle ſie in Geſellſchaft ihres Bruders hinuntergehen in den Garten. Da ſie an das Fabrikgebäude kamen, ſtand die kleine Pforte zum Maſchinenſaal offen wie ehemals. Von Furcht und Neugier zugleich getrieben, konnte ſie, trotz der Abmahnung ihres Bruders, der ſie angſtlich am Kleide hielt, nicht widerſtehen, einen Blick in den Saal hineinzuwerfen. Es war Alles ſtill und öde darin, wie in einem Grabe; die ſonſt ſo raſtloſen Hämmer ſtanden unbeweglich und große Spinnennetze hatten ſich zwiſchen den Speichen der ungeheuren Räder eingeniſtet. Verwundert wollte ſie ihrem Bruder zurufen und ihn beruhigen: aber in demſelben Augenblick war ihr Bruder verſchwunden, ſpurlos, wie von der Erde verſchlungen...

Entſetzt warf ſie ihr Auge umher — als auf einmal ringsum in den bisher ſo lautloſen Maſchinen ein Knarren und Sauſen vernehmbar ward, langſam und dann immer raſcher und raſcher, in gewaltigem Umſchwung, ſetzten die Räder ſich in Bewegung, die Walzen glitten ſauſend übereinander hin, Stampfen und Hämmer dröhnten mit erſchütternden Schlägen, das ganze Maſchinenwerk auf einmal war lebendig geworden und drängte, wie von Geiſterhand gezogen, unentrinnbar, unabwendbar, von allen Seiten auf das entſetzte Mädchen ein. Wohin ſie, hilferufend, die Hand erhebt, ſchnurren ihr, dichter und dichter, ſcharfgezahnte Räder entgegen; wohin ſie den Fuß ſetzen will, geräth er in das Labyrinth des Maſchinenwerks; ſchon fühlt ſie, wie die Räder, hier und dort, ihr nach den Kleidern ſchnappen, fühlt ſchon den Druck des ſchweren eiſernen Kolben auf ihrer Stirn...

Nein, das iſt nicht der Maſchinenſaal mehr, das iſt ein enger toſender Meeresſtrudel, in den ſie ſich hinabgeriſſen fühlt mit Sturmwindseile, immer tiefer, immer ſchneller, ins Bodenloſe; von allen Seiten quellen, ſtrömen, ſtürzen die Waſſer herzu, verzweifelnd, in Todesangſt greift ſie um ſich …

Und wieder fühlt ſie ſich vom Traum auf einen neuen Schauplatz entrückt: eine weite, duftige Ebene, von ſanften blauen Hügeln eingefaßt, aus einem nahen Gehölz ſingt der Fink ſein Morgenlied, und Herr Waller ſitzt neben ihr in Prieſterrock und Käppchen und hat ein großes Bund Schriften, in denen er eifrig blättert, auf dem Schoße liegen. Wie ſie jedoch genauer hinſieht, ſo iſt es gar nicht Herr Waller, ſondern ein Doppelweſen, das bald wie ihr Vater ausſieht, bald wie die Spukgeſtalt des alten Sandmoll; indem es, im eifrigen Leſen, die Blätter auf ſeinem Schoße umſchlägt, fallen warme, rothe Blutstropfen herunter auf Angelica's Gewand …

Von Entſetzen bewältigt, ſpringt ſie auf, will davoneilen, fühlt ſich aber gefaßt und zurückgehalten von einer neuen Erſcheinung, deren Züge ſie irgend ſchon einmal geſehen hat und die ſie ſich gleichwohl vergebens abmartert, in ihrem Gedächtniß wieder aufzufinden: ein junger Mann mit milden, freundlichen Geberden und ſanften hellblauen Augen, der ihr freundlich zuſpricht und ihr von den Blumen pflückt, welche ſie rings umblühen. Aber Angelica weigert ſich, ſie anzunehmen. Denn es iſt ihr, als hörte ſie von fern die Stimme ihrer Mutter, und ſehe einen weißen Schatten, drohend, warnend, zu ſich herüberwinken. Der junge Mann bittet, fleht, fällt in die Knie und weint...

Aber, gerechter Gott, das ſind ja nicht Thränen, die er weint, das ſind ja lauter kleine, grüne glitzernde Schlängelchen, die ſich mit Blitzesſeile an ihr emporwinden und im Emporwinden immer größer, immer gewaltiger werden, rieſengroß —! Und ein langer, ſchwarzer

Schatten zugleich fährt quer über den Himmel hin, ſie hört das Gurgeln und Lachen des alten Sandmoll und hört wie das Stangenwerk pfeift und quickt — und fühlt, wie die Schlangen ihre heißen ſtechenden Zungen ihr in die Schläfe bohren ...

Der iſt nun todt, hört ſie eine Stimme ſagen, die ſie an Leonhard den Schulmeiſter erinnert, und nun kommen die Andern an die Reihe. In offenem Sarge aber, in weißem Todtenhemd, ſieht ſie ihren Bruder liegen, der vorhin ſo plötzlich von ihrer Seite verſchwunden war: mit zerſchmetterter Stirn, die langen glatten Haare wild durcheinander gewirrt und von Blut geröthet.

Und wieder iſt es ihr, als ob das nicht ihr Bruder wäre, der im Sarge liegt, ſondern ſie ſelbſt wäre es, lebend, bewußt, mit wachen Sinnen, aber von unſeliger Erſtarrung gebunden, unfähig, auch nur den Finger zu rühren, oder den kleinſten Laut von ſich zu geben …

Und jetzt legen ſie den Sargdeckel auf ſie und ſie hört die Schrauben langſam ins Holz eingreifen und meint durch den geſchloſſenen Deckel hindurch eine hohe, ſtolze Frau zu ſehen, mit eingekniffenen, blaſſen Lippen, die ſie noch nirgend geſehen hat und von der ſie gleichwohl deutlich fühlt, es müſſe ihre Stiefmutter ſein. Die Frau hat einen Hammer in der Hand und pocht, mit langſam abgemeſſenen Schlägen, die Schrauben im Sargdeckel feſt; jeder Schlag dringt, durch das dröhnende Holz hindurch, in Angelica's Glieder und zu jedem flüſtert die Frau leiſe, aber doch ſo, daß Angelica es deutlich vernehmen kann: Da haſt du nun doch den Mann, den ich dir zugedacht hatte …

In tödtlicher Angſt will ſie aufſchreien, kann nicht, fühlt, wie der Sarg in die Höhe gehoben wird, fühlt das Schaukeln und Schwanken des Leichenwagens...

Nicht doch, nicht das Schaukeln des Leichenwagens iſt das, ſondern wieder jener Meeresſtrudel, mit dem ſie ſchon einmal gerungen hat und der ſie jetzt zum zweiten Mal hinabreißt in die unergründliche Tiefe. Schon fühlt ſie, wie auch die letzte Kraft ſie verläßt, fühlt, wie das Herz immer leiſer, immer langſamer ſchlägt, und wie es jetzt ſtill ſteht, ganz ſtill...

Aber in demſelben Augenblick auch fühlt ſie ſich von zwei ſtarken Armen gefaßt, lichtweiße Schwingen rauſchen neben ihr, es iſt Jemand, der ſie emporträgt, der ſie rettet, mit jauchzendem Entzücken fühlt ſie es...

Nur daß ſie das Antlitz noch nicht ſehen kann! Wie eine Purpurdecke liegt es zwiſchen ihnen, es iſt ihr, als ob durch den Vorhang hindurch zwei liebe, treue, wohlbekannte Augen ſie anblickten, die ſie erkennt und nicht ſieht,

ſieht und nicht erkennen kann — Sei nur ruhig, ſagt die Stimme hinter dem Vorhang, ſo ſanft, ſo weich und doch ſo volltönend und ſtark, als wäre es Glockenklang: Gott macht ja Alles wohl, und wir haben uns ja geliebt, ſeit wir uns kannten —

O Retter, mein Retter, ſtammelt ſie, und will den Schleier hinwegdrängen …

Und wacht auf von ihrem eignen Ruf und ſitzt nun ſeit einer Viertelſtunde ſchon, aufrecht, das zierliche Haupt in die weiße Hand geſtützt, und ſinnt nach über die peinliche Verwirrung dieſes Traumes und über das Antlitz des Retters, das ſie nicht ſehen konnte und das ſie dennoch, durch die purpurne Finſterniß hindurch, anblickte mit ſo lieben, treuen, wohlbekannten Augen …

Ein leiſes Pochen an die Thür weckte ſie aus dieſem zweiten wachen Traume. Raſch ſprang ſie empor, warf ihr Morgengewand über und öffnete die Thür…

Schweſter…! Bruder…! Und Küſſe und Thränen…! Sie hielt ihren Bruder in den Armen!

Fünftes Kapitel.

Die Geſchwiſter.

Wir verzichten darauf, das Entzücken zu ſchildern, mit welchem das Wiederſehen die beiden Geſchwiſter erfüllte; wenn es möglich wäre, daß die Seele Eines Menſchen ſich ſpaltete in ſich ſelbſt und die beiden getrennten Hälften, nach langer, einſamer Irrfahrt, flöſſen endlich wieder zuſammen, das Entzücken könnte nicht größer, der Jubel der Wiedervereinigung nicht inniger, nicht ſeliger ſein.

Aber ebenſo verzichten wir auch, den Schmerz zu ſchildern, der, mitten durch dieſen Jubel hindurch, Angelica's Herz durchbebte, indem ſie das

Aeußere des geliebten Bruders betrachtete. Sie war darauf gefaßt geweſen, daß ſeine Briefe etwas vor ihr verheimlicht, und auch den Worten des Herrn Waller, in der Unterredung geſtern Nacht, hatte ſie wohl angemerkt, daß Julian's Geſundheitszuſtand nicht ſo unbedenklich war, als der Prediger ſelbſt es gern dargeſtellt hätte. Aber nein, dieſe Bläſſe der eingefallnen, hohlen Wangen, dieſes unheimliche Leuchten der großen, raſtloſen Augen, dieſe Mattigkeit der Sprache, dieſen ganz unausſprechlichen Ausdruck ſchmerzvoller Müdheit und Hinfälligkeit in der geliebten Erſcheinung — dies hatte ſie dennoch nicht erwartet! So heruntergebrannt, ihrem Erlöſchen ſo nahe war die Lebenskraft dieſes armen Knaben, daß ſelbſt die Freude dieſes Augenblicks kaum mehr ein flüchtiges Aufflackern hervorbringen konnte.

Julian entging der Eindruck nicht, den ſeine Erſcheinung bei der Schweſter hervorrief, ſo ſehr dieſe ſelbſt ſich auch bemühte, jede Aeußerung deſſelben zu unterdrücken.

Nicht wahr? ſagte er, nach den erſten ſtürmiſchen Umarmungen, indem er matt an ihrer Seite niederglitt und mit ſchmerzlichem Wohlbehagen das unſtete Auge ausruhte auf Angelica's blendender, kraftvoller Fülle: Nicht wahr, meine Schweſter? du findeſt mich auch recht verändert?

Denn wie die meiſten Kranken dieſer Art, liebte es auch Julian, von ſeinem Zuſtande zu ſprechen. Aber wenn es von den Andern in der Regel nur deshalb geſchieht, um ihre Befürchtungen widerlegt zu hören und ſich Troſt zu ſuchen aus ihren eignen Klagen, ſo war Julian dagegen über den endlichen Ausgang ſeiner Krankheit ſo klar, ſo ſicher, er hatte, in den jahrelangen Leiden ſeiner Kindheit, ſich mit dem Gedanken des Todes ſo vertraut gemacht, das Leben ſelbſt hatte ſo wenig Reiz für ihn:

daß er die Fortſchritte ſeiner Krankheit nicht nur mit völliger Ruhe, ſondern ſogar mit einer gewiſſen ſtillen Befriedigung betrachtete und ſich niemals gleichmüthiger, niemals inniger geſtimmt fühlte, als wenn er ſich, mit ganzer, voller Seele, in das Bewußtſein ſeiner nahen Auflöſung vertiefte. Es war ihm ein Uebergang, eine Umwandlung wie jene andern, deren er in der Natur bereits ſo viele beobachtet hatte; wie viel Blumen, die Angelica ihm friſch und duftig aus den Bergen gebracht, hatte er ſchon verwelken, wie viel Raupen ſich zu todten, lebloſen Puppen einſpinnen, wie oft ſchon, von ſeinem einſamen Fenſter aus, die Blätter des Herbſtes fallen ſehen! Je weniger Julian von der Welt und dem Leben kannte, eine um ſo größere Bangigkeit empfand er davor. Es deuchte ihn ein beneidenswerthes Schickſal, durch das Leben hingleiten zu dürfen, leiſe, ſpurlos, wie ein leichtes Morgenwölkchen, das mit dem erſten Sonnenſtrahl, der es berührt, in nichts zerflattert; hinüberzuträumen aus der Stille ſeiner Kinderſtube in die noch tiefere, noch ungeſtörtere Stille des Grabes und da nun für ewig zu liegen in friedlichem Schlummer, in dieſem kühlen Schoß der Erde, wo die geliebten Blumen hervorblühen und die kleinen flinken Mäferchen niſten, mit deren ſtaunender Betrachtung er ſich ſo manche ſchmerzliche Stunde hinweggetäuſcht — es war ihm ein Gedanke, ſüßer als Alles, was ſein junger Kopf zu faſſen vermochte! Nur Reinhold und Leonhard, vor Allem aber die geliebte Schweſter verlaſſen zu müſſen, dies nur that ihm weh. Und doch, war er von Reinhold und Leonhard nicht längſt geſchieden? nicht ſchon längſt wie geſtorben für ſie? Ja ſchlimmer ſogar: denn vielleicht, wenn er im Grabe lag, durfte ſein Schatten doch die geliebten Freunde umgaukeln und ihnen Troſt und Frieden zuführen. Was aber Angelica betraf, ſo wußte er ſich ſo feſt gegründet in ihrem Herzen, daß auch kein Tod und kein Grab ihn je daraus entfernen konnten.

Mit dieſem ruhigen, ja innerlichſt freudigen Tone war es denn alſo auch jetzt, daß er ſie fragte: Nicht wahr? du findeſt mich recht verändert, liebe Schweſter?

Angelica fühlte, wie ihr das Waſſer in die Augen ſchoß und Angſt und Schmerz ihr die Kehle zuzuſchnüren drohten. Aber ihren Jammer muthig zurückkämpfend:

Freilich, mein Julian, ſagte ſie, finde ich dich verändert. Was du ſeit unſrer Trennung gewachſen biſt! Du mußt ja größer ſein jetzt, als deine kleine Schweſter! Und wie ſtark, wie wohl du ausſiehſt! wie deine Augen glänzen! Warte nur! rief ſie und zog ſeinen Kopf mit Ungeſtüm an ihren Buſen, damit er die Thränen nicht ſehen ſollte, die ihr unaufhaltſam über die Wange perlten: jetzt bin ich wieder bei dir, mein Julian, jetzt wollen wir wieder durch Wald und Garten ſtreifen, und wollen uns Blumen ſuchen oder wollen am Röhrbrunnen ſitzen in der Mittagſchwüle, unter den alten Heiligen, weißt du noch? und wollen uns Märchen erzählen, wie ehedem . . .

Julian hatte ſich leiſe aus der Umarmung losgemacht, er ſah ſie lange ruhig, lächelnd an und küßte ihr die Thränen vom Geſicht —

Gute Schweſter, ſagte er mit leiſem Kopfſchütteln . . .

Aber ein ſo ſchmerzlich bittender Ausdruck lag in dem Antlitz des armen geängſtigten Mädchens, daß er den Reſt des Satzes nicht auszuſprechen wagte, ſondern mit der Hand über die Stirn ſtreichend, und die andere herzhaft in Angelica's weiches Händchen einſchlagend:

Gut, ſagte er, wir wollen es, liebe Schweſter — nämlich, wenn ich es kann.

Angelica, die ſich von der Wendung, welche das Geſpräch genommen, unſäglich beunruhigt fühlte, wünſchte demſelben eine andere Richtung zu geben.

Aber iſt es auch recht, rief ſie, daß du mir ſo zuvorgekommen biſt? Ich wollte dich überraſchen, und nun biſt du es, der mich überraſcht hat! Schilt mich nur aus, lieber Bruder, ich bin eine ſchöne Langſchläferin geworden in der garſtigen Stadt. Aber woher weißt du auch ſchon, daß ich hier bin? Ich glaubte nicht, daß Herr Waller dich ſo bald von meiner Ankunft in Kenntniß ſetzen würde — nämlich weil . . . ich meine . . .

Den wahren Grund natürlich konnte Angelica ihrem Bruder nicht ſagen, und die Lüge kam ihr ſo ſchwer an, ſelbſt unter Umſtänden wie dieſe, daß ſie vor Verlegenheit verſtummte.

Doch hatte Julian den letzten Theil ihrer Rede gar nicht mehr gehört; ſeine großen Augen funkelten noch unheimlicher als ſonſt:

Nun, fiel er ihr in die Rede, mit einem Ausdruck von Altverſtändigkeit und Sicherheit, der, zuſammengeſtellt mit dem Inhalt ſeiner Worte, etwas Erſchütterndes hatte: das verſteht ſich ja ganz von ſelbſt, du ſelber haſt es mir ja geſagt, du kommſt ja alle Nacht vor mein Bett, du und Reinhold und Leonhard auch. Herr Waller, ſetzte er mit geringſchätzigem Lächeln hinzu, denkt immer, ich ſchlafe, und ſagt, es wäre blos im Traum, daß ich euch ſehe. Aber ich weiß recht gut, daß ich wach bin und daß das keine Träume ſind; ſondern ſiehſt du, Angelica, das iſt ſo, wie es nach dem Tode ſein wird . . .

Der Knabe verſtummte, mit weitgeöffneten Augen vor ſich hinſtarrend. Doch hatte ſeine Erſtarrung nichts Aengſtliches, nichts Schreckhaftes, vielmehr es war wie eine tiefe Befriedigung, in welche ſein Geiſt ſich verſenkte . . .

Banger Schauder durchrieſelte Angelica's

Glieder; ſie wußte nicht, was antworten, und wollte den Bruder doch auch nicht in dieſer Erſtarrung laſſen. —

Und waren wir denn auch heute Nacht wieder da? fragte Angelica mechaniſch.

Ja wohl, erwiederte Julian mit völlig ernſthaftem Tone, indem er noch immer mit geiſterhaften Blicken vor ſich hinſah: in der dritten Stunde. Ich hörte, wie Herr Waller im Nebenzimmer eben ins Bette ſtieg; du hatteſt lange vor der Thür geſtanden — ich ſah dich recht gut, durch die Thür hindurch — mit ausgebreiteten Armen und hatteſt gewartet, bis Herr Waller zur Ruhe wäre und Niemand uns ſtören würde. Endlich ging die Thüre auf, und du kamſt herein, ganz friedlich, und ſagteſt mir, daß du hier wäreſt und daß du bei mir bleiben wollteſt alle Zeit, die ich noch am Leben wäre. Ich wußte es auch ſchon längſt vorher, daß du kommen würdeſt, und mußte ordentlich lachen, wie du dahergeſchritten kamſt, gerade wie jetzt, im weißen Morgenkleid — wenn nun doch, dachte ich, Herr Waller dazu käme, da könnte er ſich ja gleich überzeugen, ob das blos Träume ſind oder Wirklichkeit. Aber ich werde mich wohl hüten und Herrn Waller rufen, ſetzte er mit ſchadenfrohem Gekicher hinzu . . .

Angelica ſprang empor: trotz des hellen Tages, der durch die Fenſter ſtrahlte, und trotz der ſo lang erſehnten Nähe des geliebten Bruders, fühlte ſie ſich gleichwohl von nächtlichem Grauſen gepackt. Es dauerte einige Minuten, bevor ſie ihrer Aufregung Herr werden konnte.

Und doch wirſt du geſchlummert haben, ſagte ſie endlich mit ſo viel Feſtigkeit, ja Strenge, als ihr möglich war: und der gute Herr Waller, um dir die Freude deſto eher zu machen, wird an dein Bett getreten ſein, und hat dir, während du halb ſchliefſt, halb wachteſt, die Neuigkeit meiner Ankunft erzählt.

Julian lachte bitter, ſo bitter — es ſchnitt Angelica'n ins Herz.

Herr Waller, erwiederte er nach einer Pauſe, iſt auch wol der Mann dazu, mir eine Freude zu machen, er, der die letzte Freude abgeſtreift hat aus meinem armen, öden Leben und hat meinen Leonhard von mir hinweggetrieben ins Elend! O, Schweſter (und ganz dicht rückte er dabei an ſie heran und flüſterte ihr mit ganz heimlicher Stimme ins Ohr) . . . O, Schweſter, glaub mir, was ich ſage: der Herr Waller iſt ein böſer Mann! Thu nie etwas, wozu Herr Waller dir räth, er meint es nicht gut, ich kenne ihn!

Verzeih, theurer Bruder, erwiederte Angelica, wenn ich einige Zweifel in deine Worte ſetze. Wie ſchmerzlich du unter Leonhard's Entfernung leideſt, habe ich gewußt, bevor du es mir ſagteſt und auch ohne daß deine Briefe es mir verriethen. Daß du unter dieſen Umſtänden eine Abneigung gegen Herrn Waller haſt, iſt natürlich, wennſchon es mich überraſcht, dieſelbe ſo heftig zu finden, zumal da Herr Waller ſelbſt mich verſichert hat, daß ihr im Gegentheil Freunde wäret . . .

Alſo hat er dich ſchon geſprochen? rief Julian: nimm dich in Acht, Schweſter, er iſt eine Schlange, daß er dich nicht auch umſtrickt!

Du thuſt ihm wahrhaftig Unrecht, verſetzte Angelica: ich habe allerdings bereits eine Unterredung mit ihm gehabt, eine ſehr ernſte und ſehr ausführliche, in welcher er die freundſchaftlichſten, ja zärtlichſten Geſinnungen gegen dich kund gab. Er denkt, zu meiner großen Freude, in den Hauptſachen überein mit mir: er ſelbſt wird dafür Sorge tragen, daß Leonhard dir wiedergegeben wird; ja, er wird mir ſogar auch beiſtehen, hoffe ich, den Zorn des Vaters gegen den Meiſter zu beſänftigen und dir deinen Reinhold wieder zuzuführen . . .

Mit ſpöttiſchem Unglauben ſchüttelte Julian das Haupt.

Der glatte Lügner, ſagte er, daran erkenne ich ihn! Ich bin ein einfältiger Knabe, Schweſter, und der dümmſte Junge aus dem Dorf iſt, was Welt und Menſchen anbetrifft, zehnmal klüger als ich. Aber was Wahrheit iſt, glaub mir, das weiß ich doch: und in dieſem Manne, ſag' ich dir, mit all ſeiner Gelehrſamkeit und all ſeiner feinen Bildung, ſeiner Beredtſamkeit und ſeinem Ruhm, iſt dennoch von Wahrheit keine Spur. Wie ich ihn ſogleich wieder ertappe, rief er, indem helle Zornesröthe ſeine bleichen Wangen übergoß: er hat dich, ſagſt du, bereits geſprochen? er hat gewußt, daß du hier wäreſt — und als ich ihm heute Morgen auf den Kopf zuſagte, du wäreſt hier (nämlich du ſelber hatteſt mir es ja geſagt), da lacht' er mich aus und ſchalt mich einen Träumer, bis ich wider ſeinen Willen heimlich aus dem Zimmer ſchlüpfte?! — Nun bin ich hier, theure Schweſter, nun kein Wort mehr zwiſchen uns von jenem Armſeligen, der nicht werth iſt, daß wir die koſtbaren Augenblicke an ihn verſchwenden! Ach, er wird ſie uns überdies nicht lange gönnen, weder er, noch mein Vater . . .

In der That erſchien auch gleich darauf ein Diener, welcher Julian in Herrn Waller's Namen erſuchte, in ſein Zimmer zurückzukommen, da es Zeit ſei, Herrn Waller zum Gottesdienſt zu begleiten. Denn ſo krank Julian auch war und ſo wenig er ſonſt ſein Zimmer verließ, ſo war doch dies eine Pflicht, von der er, ſeit ſeine Stiefmutter im Hauſe war, ſelten oder nie entbunden ward, auch nicht durch Herrn Wolſton ſelbſt. Und zwar dies Letztere einfach aus dem Grunde, weil Herr Wolſton ſich um das, was er Julian's Privatleben nannte (als ob das arme Kind noch ein anderes gehabt hätte!), die Eintheilung ſeiner Zeit alſo, ſeiner Arbeiten, Beſchäftigungen, Vergnügungen, überhaupt nicht bekümmerte. Eine derartige, auf das Kleine, Einzelne gerichtete Sorgfalt lag einmal nicht in dem Charakter des kalten, weitblickenden Mannes; ſelbſt dem übrigens ſo geliebten Sohne gegenüber, würde er ſie, als unmännliche Sentimentalität, in die Weiberſtube verwieſen haben. —

Gleichzeitig erſchien ein zweiter Diener mit der Meldung an das gnädige Fräulein, daß der Commerzienrath bereit ſei, ſie zu empfangen.

Angelica, beſtürmt von einem Meer von Zweifeln, aus dem nur Eine Nothwendigkeit ſich klar und ſicher herausſtellte, dieſe nämlich, daß Julian aus ſeinen gegenwärtigen Verhältniſſen herausgenommen werden müßte, nahm Abſchied von ihrem Bruder, und bereitete ſich zu dem peinlichen Gange, welcher ihr bevorſtand.

Sechstes Kapitel.

Der letzte Wille der Mutter.

Als Angelica in das Cabinet des Herrn Wolſton trat, konnte derſelbe, trotz der tiefen Abneigung, welche er gegen ſeine Stieftochter empfand, eine gewiſſe flüchtige Regung von Wohlgefallen dennoch nicht unterdrücken, ſo glänzend, während Angelica's Abweſenheit aus dem väterlichen Hauſe, hatte die Knoſpe ihrer Schönheit ſich entfaltet und als eine ſo ſtattliche Erſcheinung, mit ſo viel Anmuth und Würde, kam ſie dahergeſchritten.

Aber in demſelben Augenblick durchzuckte ihn auch der Gedanke an das blaſſe, kümmerliche Ausſehen ſeines Julian; dieſe Roſen, die ſo friſch auf den Wangen des Engelchen blühten, dieſe Augen, ſo ſprühend von Leben und Munterkeit, dieſe Lippen, ſo ſchwellend in ſchönſter Jugendfriſche, ließen das verbleichte, kranke Antlitz ſeines Sohnes, mit den erloſchenen Augen, den hagern, blaſſen Lippen, nur doppelt ſchmerzlich vor ſeine Seele treten. Der Freibrief, welchen die Natur Angelica'n verliehen und vermöge deſſen ſie die Herzen aller Uebrigen, ſich ſelbſt unbewußt, mit ſtillem Zauber gefangen nahm, gereichte ihr in den Augen ihres Stiefvaters vielmehr nur zu neuem Vorwurf; mit ſtummem Groll fragte er das Schickſal, warum es Dieſe, ſeinem Herzen ſo fremd wie ſeinem Blute, mit ſo viel Liebreiz ausgeſtattet, daß er ſelbſt, ihr Todfeind, ſich der Rührung kaum erwehren konnte — und ſein Liebling, ſein Alles, der Einzige auf Erden, an dem ſein Herz hing, ſein Sohn ſchlich ſo bleich, ſo kümmerlich einher? und kein noch ſo freundlicher Zuſpruch, keine noch ſo ſchmeichelnde Bitte des bekümmerten Vaters konnte auf ſeinem Antlitz auch nur den leiſeſten Schimmer jener Freude hervorrufen, die ſelbſt jetzt und in dieſem Augenblick noch aus Angelica's Mienen in ſo entzückender Fülle ſtrahlte?! — Erſt jetzt fing Herr Wolſton an, ſie recht zu haſſen. Sie hätte kommen können mit trotziger Miene, Zorn und Widerſpruch auf der zierlich gewölbten Lippe, — er hätte es ihr vergeben wollen; aber daß ſie kam mit Lächeln, daß ſie kam mit einer Anmuth, einer Heiterkeit, welche faſt ſogar ſeinen Groll entwaffnete, das konnte er ihr niemals vergeben, niemals...

Wir brauchen wol nicht erſt zu ſagen, daß Herr Wolſton bei alledem viel zu ſehr Meiſter ſeiner ſelbſt war, um von Allem, was in ihm vorging, ſei es Haß, ſei es Wohlgefallen, äußerlich auch nur das Geringſte merken zu laſſen. Die Unterhaltung bewegte ſich anfangs in den herkömmlichen, nichtigen Redensarten der guten Geſellſchaft, namentlich von Seiten des Commerzienraths, der abſichtlich um ſo höflicher, ja ſo verbindlicher war, je mehr dieſe glatte Verbindlichkeit in Widerſpruch ſtand mit dem natürlichen Verhältniß eines Vaters zu ſeiner Tochter, und je mehr er daher gewiß war, Angelica's Herz damit im Stillen zu verletzen.

Sogleich nach den erſten Begrüßungen brachte er das Abenteuer zur Sprache, welches Angelica faſt auf der Schwelle des älterlichen Hauſes begegnet war; er bedauerte den Schreck, welchen ſie gehabt, und verſprach, ihr durch ſtrengſte Unterſuchung des Vorfalls und unerbittliche Beſtrafung der Schuldigen die Genugthuung zu verſchaffen, die ihr, als Gaſt des Hauſes (Gaſt ſagte er, nicht Tochter), gebühre.

Vergebens verſicherte die junge Dame, daß dem ganzen, ihr unerklärlichen Vorfall ohne Zweifel nur ein Zufall, ein Misverſtändniß höchſtens zu Grunde liege, und daß Herr Wolſton ſie im Gegentheil verbinden werde, wenn er das ganze Ereigniß der Vergeſſenheit überliefere. Ein junges Mädchen, erwiederte er, die weder von Geſetz und Recht, noch von Handel und Wandel etwas verſtehe, möge immerhin ſo denken, den Mann aber, der ſich von dieſer Modekrankheit der Sentimentalität gefangen nehmen laſſe, würde er verachten. Es ſei die höchſte Zeit, daß dieſen Grundſätzen vermeintlicher, falſcher Humanität, mit welchen man heut zu Tage gerade die niedern Klaſſen des Volks mehr und mehr in Aufregung und Verwirrung zu ſetzen beginne, mit der ganzen Strenge des Geſetzes und der ganzen Energie nüchterner, männlicher Einſicht entgegengearbeitet werde.

Ich höre freilich, ſetzte er hinzu, daß der

Profeſſor, in deſſen Hauſe Sie erzogen wurden, Angelica, ſelbſt nicht ganz frei iſt von jenen verderblichen Grundſätzen; ja nach einzelnen Aeußerungen Ihrer Briefe an Julian muß ich ſchließen, daß ſogar Sie ſelbſt einigermaßen davon angeſteckt ſind. Ich habe keinen Werth gelegt weder auf das Eine noch auf das Andere und thue es auch jetzt nicht. Sie ſind meine Tochter nicht und iſt es mir daher vollkommen gleichgiltig, in welchem Sinne Sie für gut befunden haben, ſich auszubilden. — Nur das laſſen Sie bei dem zeitweiligen Aufenthalt, mit welchem Sie mein Haus beehren, ſich geſagt ſein, daß, ſo weit der Kreis meiner Autorität reicht, kein Raum iſt für irgend welche moderne, ſogenannte humane Beſtrebungen. Ich (und es war unmöglich in ſo wenig einfache Worte mehr Spott und mehr verwundende Kälte zu legen, als der Commerzienrath that)... Ich, wie Sie ſich wol noch aus den Klagen

Ihrer ſeligen Mutter entſinnen, bin ein Geldmenſch, und muß es den Nachkommen jener Glücklichen, welche nicht nöthig gehabt haben, für Geld und Gut zu ſorgen, überlaſſen, die Ideen der neuen Zeit zu verwirklichen — auf ihrem eigenen Gebiet, verſteht ſich.

Dieſer Spott war um ſo grauſamer, als der Commerzienrath ſehr wohl wußte, daß Angelica das unglückliche Ende ihres Vaters, in Bankrott und Elend, nicht unbekannt war.

Aber ſo feſt hatte das Engelchen (das dieſes Namens in der That niemals würdiger war als in dieſem Augenblick) ſich vorgenommen, um ihres Bruders willen, jeder Herausforderung von Seiten des Herrn Wolſton aus dem Wege zu gehen, daß ſie ſich auch jetzt noch ſtellte, als hätte ſie die Anſpielung nicht verſtanden, und mit unbefangenſtem Tone theils von den kleinen Erlebniſſen ihrer Reiſe, theils von dem und jenem erzählte, was ſich eben in der Hauptſtadt Neues zugetragen. — Bei alledem war die Unterhaltung für beide Theile sehr peinlich, da beide ihre beſtimmten Nebengedanken hatten, und jeder dem andern die Gelegenheit ablauerte, dieſelben endlich zur Sprache zu bringen. Am Peinlichſten natürlich für Angelica, da dieſe am Wenigſten gewohnt war, ſolche halbe, doppelſinnige Unterhaltung zu führen.

Endlich mochte es dem Commerzienrath, als einem praktiſchen Manne, leid thun um die ſchöne Zeit, die mit dieſer Art von Unterhaltung verloren ging. Mit raſcher Wendung daher den Dingen auf den Leib gehend:

Aber ſind Sie wirklich ſo ganz allein gekommen, Angelica? fragte er.

Angelica blickte ihn verwundert an. Mit meiner Kammerfrau, erwiederte ſie, ganz gewiß.

Es überraſcht mich, in der That, fuhr der Commerzienrath in oberflächlichem Tone fort, und ich bin Ihnen verbunden für dieſe unerwartete Mäßigung. Denn nach Ihren beiden letzten Briefen erwartete ich allerdings nichts Geringeres, als daß Sie ſofort in Begleitung eines Advocaten, vielleicht auch einiger Gerichtsdiener kommen würden. Oder iſt der junge Mann aus der Hauptſtadt, der ſo eben bei mir war, der Secretair des Miniſters oder was er ſonſt iſt, vielleicht einer Ihrer Advocaten, der das Terrain erſt ſondiren will? Bekannt wenigſtens ſchien er mit Ihnen zu ſein. . .

Es war Herr von Lehfeldt, den der Commerzienrath meinte. Derſelbe hatte ſo eben ſeine Aufwartung bei ihm gemacht und die Briefe überreicht, mit denen der Miniſter, der, wie unſere Leſer ſich entſinnen wollen, der nahe Anverwandte der jetzigen Frau Wolſton war, ihn dem Hauſe des Commerzienraths empfohlen hatte. Herr von Lehfeldt hatte den Commerzienrath dabei zugleich ſowol über die Zwecke ſeiner Reiſe, als auch über die Abſicht unterrichtet, welche ſeinem Incognito zu Grunde lag. Beide liefen ganz einfach darauf hinaus, daß der Miniſter ihn abgeſchickt hatte, theils dem Schmuggelhandel nachzuſpüren, der ſeit einigen Jahren an dieſer Grenze in immer größerem Maßſtab mit immer wachſenden Mitteln getrieben ward, theils und ganz beſonders ſollte er die Fabrikbevölkerung beobachten, über deren zunehmende Widerſetzlichkeit allerhand beängſtigende Gerüchte in die Hauptſtadt gedrungen waren.

Herr Wolſton empfand aus verſchiedenen Gründen eine lebhafte Abneigung gegen Herrn von Lehfeldt. Einmal konnte er die vornehme Verwandtſchaft ſeiner Frau überhaupt nicht leiden, da er nämlich ſehr wohl wußte, daß es nur ſein außerordentlicher Reichthum geweſen, was ihm die Hand der Baroneſſe erworben, und daß dieſe Heirath, deſſen ungeachtet, ſowol in ihren als ihrer Verwandten Augen doch immer nur eine Misheirath blieb.

Außerdem aber beleidigte es ſeinen Stolz höchlich, daß der Miniſter für nöthig gehalten, einen eignen Beamten zur Beaufſichtigung ſeiner Fabrikarbeiter herzuſchicken: als ob er ſelbſt nicht Mannes genug dazu wäre, ſie im Zaume zu halten, und als ob gegen das Uebergewicht, das ſein Stand, ſein Reichthum, vor Allem ſeine Klugheit und Erfahrung ihm gaben, die Bemühungen eines ſolchen Kundſchafters vom grünen Tiſche nur überhaupt könnten in Anſchlag gebracht werden. Ja ſo weit ging dieſes Selbſtgefühl, daß Herr Wolſton im Stillen gar nicht daran glaubte, daß dies wirklich die Miſſion des Herrn von Lehfeldt ſei: ſondern er hielt es blos für einen Vorwand, mit welchem derſelbe ihn über noch andere, geheime Gründe ſeiner Hierherkunft zu täuſchen ſuche. Wobei wir es einſtweilen dahingeſtellt ſein laſſen müſſen, welche andern geheimen Gründe bei dem Commerzienrath ſelbſt zu dieſem Argwohn beitrugen.

Gleichwohl, bei dem Gewicht dieſer Empfehlungen, welche Herr von Lehfeldt mitbrachte, und bei den mannichfachen Rückſichten, die auch der Commerzienrath gegen den Miniſter zu nehmen, hatte er nicht umhingekonnt, ſowol die Empfehlung ſelbſt zu reſpectiren, als auch ſeinen Reſpect zu verſichern vor dem Incognito, welches Herr von Lehfeldt während ſeines Aufenthaltes in dem Fabrikort behaupten wollte.

Sie werden, hatte er ihm beim Abſchied, mit halb kühlem, halb verbindlichem Lächeln geſagt, nun alſo von jetzt an der Maler Schmidt ſein: und da ich leider, Geſchäftsmann, wie ich bin, mich auf die ſchönen Künſte gar nicht verſtehe, meine Frau dagegen — die Couſine Ihres Chefs, wie Ihnen bekannt ſein wird — eine ſehr eifrige Liebhaberin derſelben iſt, ſo wollen Sie, zumal bei meiner ſehr beſchränkten Zeit, mich wol entſchuldigen, wenn ich Sie erſuche, mehr auf die Unterhaltung meiner Frau, als auf meine eigene zu zählen.

Angelica, die nicht die mindeſte Ahnung davon hatte, weder daß Herr von Lehfeldt im Dorfe, noch daß er ſoeben im Zimmer ihres Vaters geweſen, verſicherte mit allen Zeichen der lebhafteſten und aufrichtigſten Verwunderung, daß ſie durchaus nicht verſtehe, was er meine.

Gleichviel, rief der Commerzienrath, ſo habe ich geirrt. Aber geſtehen Sie ſelbſt, Angelica, daß ich Ihren Briefen nach zu einer Annahme dieſer Art berechtigt war. Oder wie? haben Sie mir nicht bereits ſchriftlich gedroht, einen Proceß gegen mich anhängig zu machen? iſt es nicht in der That Ihre Abſicht, mit den gehäſſigſten Anklagen aufzutreten — ich ſage nicht, gegen Ihren Vater, aber doch gegen den Mann Ihrer verſtorbenen Mutter? Ja was ſpreche ich von mir? Ihre eigene Mutter iſt es ja, deren letzten Willen Sie angreifen, die Sie noch verklagen wollen im Grabe ſelbſt! Glauben Sie nicht, fuhr er fort, indem er die goldene Doſe nachläſſig zwiſchen den Fingern drehte, daß ich Ihnen dieſer Abſicht willen zürne: ſie ſteht in ſolcher Uebereinſtimmung mit Ihrem mir wohlbekannten Temperamente und iſt dabei — Sie müſſen einem Manne meiner Stellung dieſe Offenherzigkeit ſchon erlauben, Angelica — an ſich ſo kindiſch, ſo ohne alle Ausſicht auf Erfolg, daß ſie bei Weitem mehr mein Mitleid erregt als meinen Zorn . . .

Angelica, die wohl fühlte, daß jetzt der entſcheidende Augenblick gekommen und daß ſie mehr als je feſthalten müſſe an der Beſonnenheit und Ruhe, welche ſie ſich um Julian's willen gelobt, ließ abſichtlich einige Augenblicke vergehen, bevor ſie antwortete. Dann erſt, mit ſo beſcheidener wie feſter Stimme:

Ich würde Ihnen dankbar geweſen ſein,

ſagte ſie, wenn Sie das Geſpräch nicht gleich bei unſerm erſten Zuſammentreffen auf dieſen Gegenſtand gebracht hätten. Da es nun aber einmal Ihr Wille ſo geweſen iſt, ſo füge ich mich. Ja, allerdings, ich kann und werde mich nicht ohne Widerſtand einem Teſtamente fügen, welches, in dem weſentlichſten Punkte meiner Freiheit, mich auf eine durchaus unerträgliche, durchaus unerlaubte Weiſe beſchränkt und die wichtigſte Entſcheidung meines Lebens von fremder Willkür abhängig macht! Ich kann und werde es nicht, weil ich nicht glaube, daß Geſetz und Recht eine derartige willkürliche Verfügung überhaupt geſtatten! weil ich mich nicht überreden kann, daß das überhaupt der Wille meiner Mutter geweſen iſt — oder iſt er es geweſen, nun gut, ſo iſt ſie ſelbſt in dem Augenblick, da ſie dies niederſchrieb, ihres Willens nicht mehr mächtig geweſen! Erwägen Sie ſelbſt: eine Mutter, welche, ſoweit ihre unglückliche Krankheit ihr verſtattete, es ihrer einzigen Tochter niemals hat fehlen laſſen an den rührendſten Proben mütterlicher Liebe und Zärtlichkeit — eine Mutter, von der es gleichwol notoriſch iſt, daß ihr Gemüth in Verwirrung und ſie nicht jederzeit Herrin ihres übrigens ſo klaren Verſtandes geweſen — eine ſolche Mutter, wenige Monate, bevor ſie im Irrenhauſe ſtirbt, errichtet, fern von ihrer Familie, in fremdem Lande, ein Teſtament, durch welches auf die wunderlichſte, ja unerhörteſte Weiſe vorausverfügt wird über die Hand dieſer ihrer einzigen Tochter! Ich bin, nach dem Wortlaut jenes mütterlichen Teſtamentes, verpflichtet, bis zum Ablauf meines zwanzigſten Jahres meine Hand nicht nur überhaupt zu vergeben, ſondern ſie auch an den Mann zu vergeben, der Ihre Zuſtimmung haben — ja ſprechen wir es nur geradehin aus, der mir von Ihnen beſtimmt ſein wird. Heirathe ich bis zu meinem zwanzigſten

Jahre nicht, oder heirathe ich ohne Ihre Zuſtimmung und Erlaubniß, ſo ſoll ich mit allen Anſprüchen an das älterliche Vermögen abgewieſen und ein für allemal auf eine Rente beſchränkt ſein, ſo kümmerlich, daß ich kaum mein Leben davon friſten könnte und daß dieſe glänzende Erziehung, welche ich Ihrer Güte verdanke, mir vermuthlich nur zum Fluch gereichen würde. Wahrhaftig, rief ſie, indem ſie raſch aufſtand und den Seſſel zurückſchob, das ſcheint mir eher die Erfindung eines Romanſchreibers zu ſein oder eines Bühnendichters, der um eine Intrigue in Verlegenheit iſt, als das Teſtament einer Mutter, und niemals, niemals werde ich mich ihm unterwerfen — wenigſtens, ſetzte ſie mit größerer Faſſung hinzu, nicht ohne zuvor allen Widerſtand erſchöpft zu haben, der in meinen ſchwachen Kräften ſteht.

Der Commerzienrath, während Angelica's heftiger Rede, hatte ſeine Ruhe keinen Augenblick verloren.

Ich überzeuge mich, ſagte er, indem er mit verbindlicher Handbewegung ſie aufs Neue zum Sitzen nöthigte, daß ich Ihnen in der That Unrecht gethan habe, Angelica, als ich vorausſetzte, Sie hätten bereits Rückſprache mit Ihrem Advokaten genommen. Wäre dies der Fall und hätten Sie auch nur die oberflächlichſte Meinung eines Sachverſtändigen eingeholt, ſo könnten Sie unmöglich ſelbſt über den einfachen Thatbeſtand ſich in ſolchen Irrthümern befinden, als Sie thun. Es iſt freilich meine Sache nicht, Sie aufzuklären: indeſſen, da es Ihnen vielleicht eine Menge Verdrüßlichkeiten und Koſten erſpart, ſo will ich gleichwohl den Verſuch machen. — Zuerſt ſetzt es mich nicht wenig in Erſtaunen, daß Sie, die eigene Tochter, den Irrthum des Publikums theilen, welches, in ſeiner erbärmlichen Klatſchſucht, ſich einbildet, als wäre Madame Wolſton im Irrenhauſe geſtorben. Wäre es nur meine Abſicht geweſen, Madame Wolſton im Irrenhauſe unterzubringen, ſo hätte ich können die Reiſe nach England ſparen. Aber ich kannte ihren Gemüthszuſtand beſſer und hoffte, daß ſchon die heimatliche Luft an ſich, ohne weitere ärztliche Kunſt, genügend ſein würde, ihre einigermaßen erſchütterte Geſundheit wiederherzuſtellen. Der Himmel hat es anders gewollt. — Jedenfalls aber gibt der Todtenſchein, der ſich dem Teſtamente beigeheftet findet und von dem auch Sie, Angelica, eine Abſchrift in Händen haben, den unwiderleglichen Beweis, daß Madame Wolſton in dem Gartenhauſe eines meiner Geſchäftsfreunde geſtorben iſt, demſelben Hauſe, in dem ihr, von ihrer Rückkehr nach England an, durch meine Fürſorge eine gaſtliche Stätte bereitet war, und das ſie nicht anders als nur als Leiche verlaſſen hat.

Zum Zweiten, fuhr Herr Wolſton fort, ſcheint es Ihrer Aufmerkſamkeit völlig entgangen zu ſein, daß das Teſtament Ihrer verſtorbenen Mutter aufs Vollſtändigſte und Erſchöpfendſte verſehen iſt mit all jenen Förmlichkeiten, welche gerade das engliſche Geſetz für dergleichen Acte vorſchreibt; die genaueſten und unverwerflichſten Zeugenausſagen, die in dem Teſtamente ſelbſt vermerkt ſind, bekunden ſowol die Identität der Perſon, als auch, daß Ihre verſtorbene Mutter ſich zur Zeit, da jenes Teſtament abgefaßt ward, im vollkommenſten Wohlſein und im unzweifelhafteſten Gebrauch aller ihrer Geiſteskräfte befunden hat. Wie Sie denn überhaupt wohl aus Ihrer eigenen Kindheit wiſſen ſollten, Angelica, daß die Krankheit der verſtorbenen Madame Wolſton ihren Grund weit weniger in einer Zerrüttung oder auch nur Störung ihrer Geiſteskräfte hatte, als in den peinlichen Erinnerungen, mit welchen ihre eigene Vergangenheit ſie verfolgte und die ich Ihnen zur Warnung aufſtellen würde, wenn dergleichen Warnungen, bei einem ſo hartnäckigen und eigenſinnigen Character, wie der Ihre, von irgend einem Erfolg ſein könnten. Sie wiſſen ja wol, welches unglückliche Ende der erſte Mann der Madame Wolſton, Ihr Vater, genommen, und welchen Antheil an dieſer bejammernswerthen Kataſtrophe Madame Wolſton ſich ſelbſt zuſchreiben mußte . . .

Gut, unterbrach er ſich ſelbſt, da Angelica ihn mit ſtummer Geberde beſchwor, dieſen Gegenſtand zu verlaſſen: Sie wollen nichts davon hören, und es liegt allerdings auch mir nichts daran, alte vergangene Hiſtorien aufzuwecken, die zur Entſcheidung unſeres Streites doch nichts beitragen könnten. Aber erinnern will ich Sie doch — oder wenn Sie es noch nicht gewußt haben und wenn Ihre verſtorbene Mutter verſäumt hat, das Gefühl der Dankbarkeit zu erwecken, welche Sie mir in der That ſchuldig ſind — wohlan, ſo mögen Sie es jetzt zuerſt von mir hören, daß ich es damals war, ich, Angelica —! der ſich Ihrer verlaſſenen, verzweifelnden Mutter annahm, ihre zerrütteten Verhältniſſe wiederherſtellte, und ſie in ein fremdes Land fuhrte, in eine neue Umgebung, unter neue, mit ihrer Verſchuldung unbekannte Menſchen, wo ſie hätte glücklich werden können, wenn Glücklichſein nicht eben ſo wenig ihre Sache geweſen wäre, als — Glücklichmachen.

Das, ſagte der Commerzienrath in demſelben kalten, gemäßigten Tone weiter, führt mich auf den dritten Punkt, den Ihre Leidenſchaftlichkeit Sie hat überſehen laſſen. Die Rente, welche das Teſtament Ihnen für den Fall Ihres Ungehorſams ausſetzt und die Ihnen, nicht ohne Grund, ſo kümmerlich erſcheint, iſt in der That der ganze Ertrag deſſen, was Sie allenfalls Ihr mütterliches Vermögen nennen dürfen und worauf Ihre Anſprüche daher allein ſich erſtrecken können. Das Vermögen, an welches das Publikum jetzt denkt, wo es den Namen Wolſton nennen hört, iſt eben mein Vermögen, durch meinen Fleiß, meine Kenntniß, meine Entſagungen erworben; das Geſetz kennt keinen andern Erben deſſelben, als Ihren Bruder, meinen Sohn. Das Teſtament Ihrer Mutter daher, das Ihnen ſo abenteuerlich, ſo romanhaft erſcheint, ſpricht im Gegentheil nur das ganz einfache, ganz proſaiſche Verhältniß aus, das in den Thatſachen liegt und das nothwendig überall eintreten müßte, auch ohne das Teſtament und ohne mütterliche Vorausbeſtimmung, wo Sie ſich in einem ſo wichtigen Schritt, wie Ihre künftige Verheirathung iſt, meiner Autorität entziehen und damit auch den letzten Schatten kindlicher Abhängigkeit zerſtören würden.

Finden Sie es nun, ſchloß der Commerzienrath ſeine Rede, nach dieſem Allen noch angemeſſen, und namentlich finden Sie einen Advokaten, der es unter dieſen Umſtänden noch unternehmen will, das Teſtament für ungiltig, falſch, oder was weiß ich, zu erklären — immerhin, Angelica, ich lege Ihnen nichts in den Weg, ja nicht einmal an den Mitteln will ich es Ihnen fehlen laſſen, Ihren Advokaten zu — bezahlen. Ihr Geburtstag, wenn ich nicht irre, iſt am Weihnachtabend?

Und als Angelica **dies** mit ſtummer Verneigung bejahte: Ganz richtig, ſagte er, halb ſpöttiſch, halb verbindlich, ich wußte ja doch, daß Sie als Weihnachtengelchen gekommen. Es ſind alſo noch faſt ſechs Monate, bis Sie Ihr zwanzigſtes Jahr vollenden und bis die Klauſel des Teſtaments zur Anwendung kommt. Sie haben mithin auch noch vollkommen Zeit bis dahin, zu überlegen und zu prüfen, was Ihnen gut iſt und was beſſer. Ja ſelbſt wenn Sie eine Neigung haben oder wenn Sie eine bis dahin faſſen ſollten, und ſie wäre nur irgend von der Art, daß ich ſie billigen könnte, — theilen Sie es mir mit, wir wollen ſehen, was ſich thun läßt, ich gebe Ihnen, bis zum entſcheidenden Termin, in Allem freie Hand. Aber nur ein ernſtes Intereſſe für Ihre Drohungen, gutes Kind, können Sie mir unmöglich zumuthen, und noch weniger, daß ich mich darüber in perſönlichen Zwiſt mit Ihnen einlaſſen ſoll; meine Zeit iſt ſehr beſchränkt, wie Sie ja wol noch von früher wiſſen . . .

Das junge Mädchen, das den Zuſammenhang der Dinge in der That noch nie in dieſem Lichte betrachtet hatte, wußte im Augenblick nichts zu erwidern. Aber eben ſo wenig auch vermochte ſie das Gefühl des Unrechts zu unterdrücken, das ſie bei alledem aus dem ſtreitigen Teſtament herauszuſpüren meinte, und noch weniger den Argwohn, der ſchon ſeit Längerem in ihr rege war und der durch das Abenteuer von heute Morgen eine ſo weſentliche Nahrung erhalten hatte.

Aber ſo haben Sie, rief ſie, mit all dieſen Beweisführungen, die ich als unkundiges Mädchen weder zu prüfen, noch zu widerlegen verſtehe, mir doch immerhin noch keinen Aufſchluß gegeben, wie es einer Mutter, einer zärtlichen Mutter möglich war, die Zukunft ihrer Tochter auf eine ſolche Weiſe zu feſſeln, und was überhaupt der Zweck dieſer ſeltſamen Beſtimmung ſein ſollte?!

Der Commerzienrath ſah ſie mit kaltem Lächeln an.

Nun, ſagte er nach einer Pauſe, während deren er ſehr ämſig den Deckel ſeiner Doſe blank geſcheuert hatte, ich dächte, das wäre einfach genug: eben weil es eine zärtliche Mutter war. Ich denke mir, ſetzte er lauernd hinzu, Madame Wolſton hat in ihrer erſten unglücklichen Ehe — denn auch Ihr Vater, Angelica, war kein Tugendheld, wahrhaftig nicht! — erfahren, daß es nicht gut iſt, wenn junge Damen bei ihrer

Verheirathung nur allein der ſogenannten Stimme des Herzens folgen: ſondern daß es gerade hier Noth thut, auf den Rath älterer, einſichtiger Leute zu hören.

In ihrer zweiten Ehe ſodann, fuhr er mit immer bitterem Spotte fort, hat ſie, denk' ich mir, gleichwohl empfunden, daß es doch überhaupt ein ſehr großes Glück iſt, verheirathet zu ſein. Nun ſehen Sie, dieſe beiden Erfahrungen und vielleicht auch eine gewiſſe Kenntniß Ihres Charakters, über den ich mich bereits genügend ausgeſprochen, haben ihr, meine ich, jenes Teſtament eingegeben; ſie hat Sie vor dem Einen beſchützen und Ihnen gleichwohl das Andere nicht vorenthalten wollen — da iſt das Räthſel auf einmal gelöſt, meinen Sie nicht?

Die junge Dame, die ſich außer Stande fühlte, das Geſpräch in dieſem Tone fortzuſetzen und die zugleich auch, zu ihrem Schreck, bemerkte, wie die Zeit verſtrich, ohne daß es ihr bis jetzt gelungen, denjenigen Gegenſtand zur Sprache zu bringen, der ihr doch bei Weitem am Meiſten am Herzen lag, das Schickſal ihres Bruders — bat um die Erlaubniß, die Unterhaltung hier abbrechen und zu einem andern, wichtigern Thema übergehen zu dürfen. Mit raſcher Wendung, bevor noch Herr Wolſton Zeit gehabt, die Erlaubniß zu ertheilen oder zu verweigern, ging ſie zu Julian's Verhältniſſen über. Mit der ganzen unwiderſtehlichen Beredtſamkeit der herzlichſten ſchweſterlichen Liebe und mit dem ganzen Muth, den ſie ſich für dieſen Augenblick gleichſam zuſammengeſpart hatte, ſchilderte ſie den ſchmerzlichen Eindruck, welchen Julian's verändertes Ausſehen in ihr hervorgebracht; kein Kopfſchütteln ihres Stiefvaters, kein drohendes Stirnrunzeln, kein geringſchätziges Lächeln deſſelben konnte ſie irre machen, den ganzen Inhalt ihrer Sorgen, ihrer Befürchtungen, ihrer Wünſche vor ihm auszuſchütten.

War es nun die Wärme, mit welcher Angelica ſprach und die endlich auch das kalte Herz des Commerzienraths entzündete, war es, weil der Gegenſatz ihrer blühenden Friſche ihm das hinwelkende Aeußere ſeines Sohnes erſt recht fühlbar gemacht hatte, ſo daß er in Folge deſſen wirklich ernſtere Beſorgniſſe zu hegen anfing — genug, je länger Angelica ſprach, je nachdenklicher ward Herr Wolſton, je weicher wurden ſeine Züge, je mehr ſenkte ſich das Haupt, das er ſonſt ſo ſtolz im Nacken trug —: bis endlich, da ſie erſchöpft inne hielt, die Angſt der Vaterliebe alle andern Empfindungen aus ſeiner Seele verdrängt und er es faſt vergeſſen hatte, daß es ſeine Feindin, die beneidete, verhaßte Angelica war, die zu ihm ſprach . . .

Ich nehme an, ſagte er, daß die Sentimentalität und Leidenſchaftlichkeit, welche Ihre Mutter auf Sie vererbt, Sie die Dinge ſchlimmer anſehen läßt, als ſie in der That ſind. Aber es iſt mein einziger Sohn, mein Alles, um den es ſich handelt; geſetzt alſo, es wäre wirklich, oder doch wenigſtens zum Theil wirklich ſo, wie Sie es ſchildern — was ſoll ich, was kann ich thun, es zu ändern? Ich bin reich, Sie wiſſen es — ſoll Julian reiſen? ſoll er nach Italien, Griechenland? Ich bin reich, wie geſagt, und all mein Reichthum hat keinen andern Zweck, als nur meinem Sohn das Leben zu erheitern . . .

Auf dieſen Punkt eben hatte Angelica ihn zu führen gewünſcht. In klarer, leidenſchaftloſer Weiſe, indem ſie ſich ſorgſam bemühte, alle Eigenthümlichkeiten des Commerzienraths zu ſchonen, ſetzte ſie auseinander, wie Julian bei dem weichen, empfindlichen Herzen, das er nun einmal habe und das er erſt in ſpätern Jahren, nach dem verſtändigen Beiſpiel ſeines Vaters, werde bewältigen lernen, nothwendig einen, ſeinem Alter und ſeinen Neigungen entſprechenderen Umgang haben müſſe. Vor Allem, trotz der vortrefflichen Wahl, welche der Commerzienrath in Herrn Waller getroffen, ſcheine es ihr, daß Julian noch immer mit krankhafter Sehnſucht an ſeinem ehemaligen Lehrer hänge, dem Leonhard . . .

Der Commerzienrath, bei Leonhard's Namen, zuckte gleichgiltig die Achſeln: er habe in der That nicht das Mindeſte gegen dieſen Herrn Leonhard, und wenn ſein Prozeß beendigt ſei, oder es ſich ſonſt mit den geſetzlichen Vorſchriften vertrage, ſo möge er in Gottes Namen wieder einige Unterrichtsſtunden bei Julian übernehmen — natürlich unter Herrn Waller's Aufſicht.

Ermuthigt durch dieſen Erfolg, der ihr von glücklichſter Vorbedeutung ſchien, wagte Angelica mit ihrem zweiten Antrag hervorzurücken. Sie erinnerte Herrn Wolſton, welche günſtige Wendung vor ſechs Jahren in der Entwickelung ihres Bruders eingetreten ſei und wie ſehr ſowohl ſein Geiſt als ſein Körper gewonnen habe, damals, als er nicht auf den Umgang ſeiner Lehrer allein beſchränkt geweſen ſei, ſondern als er zu Unterricht und Spiel einen Gefährten, einen Kameraden gehabt habe. Wenn es ſich vielleicht thun ließe, ihm wieder eine ähnliche Geſellſchaft zu verſchaffen, ja wenn es vielleicht möglich ſein ſollte, denſelben jungen Mann, der damals ſolch glücklichen Einfluß auf Julian geübt habe, wieder in das Haus zu ziehen — ; ſie wiſſe zwar ſehr wohl, wie abgeneigt ihr Vater dieſem Umgang wäre, mit vollem Recht ohne Zweifel . . .

Aber hier ließ der Commerzienrath ſie nicht weiter ſprechen; kaum daß er merkte, wohin ſie zielte, als er, all ſeiner ſonſtigen Mäßigung vergeſſend, im fürchterlichſten Zorn aufſprang —

Angelica bebte, da der Sturm jetzt heranbrach, den ſie ſo lange gefürchtet und den ſie gleichwohl jetzt, ſie mußte es ſich ſelber ſagen, einigermaßen leichtſinnig herauf beſchworen hatte — : wer hieß ſie auch, die Sache ſo übereilen und ſo unvorbereitet mit der Thür ins Haus fallen?

Aber auf einmal, als hätte ein plötzlicher Gedanke den Commerzienrath überraſcht, legte ſich ſein Zorn . . .

Sie haben Recht, die Sache iſt zu überlegen, Angelica, ſagte er mit eigenthümlichem Schmunzeln: Sie haben vielleicht nicht Unrecht, der junge Menſch iſt am Ende ſo übel nicht. Auch hat er ſich ja, wie ich höre, bei dem Vorfall geſtern Nacht um die öffentliche Ordnung und Sicherheit einiges Verdienſt erworben, und es iſt um ſo zweckmäßiger, daß ihm eine kleine Auszeichnung dafür widerfährt, je größere Schuld an dem Vorfall dagegen der eigene Vater, dieſer Aufwiegler von Profeſſion, zu haben ſcheint. Ich entſcheide mich noch zu nichts, weder zu ja, noch zu nein. Aber da Sie dem Reinhold doch einigen Dank ſchuldig geworden ſind, ſo will ich nichts dagegen haben, daß Sie ihm denſelben perſönlich abſtatten und bei dieſer Gelegenheit hinhorchen, wie der junge Menſch etwa geſonnen iſt, und ob er geneigt ſein möchte, irgend eine Stellung in der Umgebung Julian's wieder einzunehmen. Einſtweilen wird es an der Zeit ſein, daß ich Sie meiner Gemahlin, Ihrer Mutter, vorſtelle: Ihren Arm, Angelica.

Welche Berechnung dieſer ſo plötzlich veränderten Stimmung des Commerzienrathes zu Grunde lag, wer wollte es ergründen? Nur daß eine ſolche Berechnung zu Grunde lag, und zwar eine fremdartige, von Niemand geahnte, das fühlte ſelbſt Angelica aus ſeinem ſo plötzlich umgewandelten, ſeltſamen Benehmen heraus; ihre Reue, das Geſpräch voreilig ſo weit geführt zu haben, verminderte ſich trotz des ſcheinbar glücklichen Erfolges nicht, und mit doppelter Befangenheit daher folgte ſie ihrem Vater zu der zweiten peinlichen Begrüßung, welche ſie erwartete.

Siebentes Kapitel.

Ein Empfehlungsſchreiben.

Schon hatte Angelica an der Seite ihres Vaters die geſchmackvolle, mit Statuen und Gemälden reich verzierte Galerie erreicht, die zu den Gemächern der Baroneſſe führte, als Herr Wolſton plötzlich ihren Arm losließ und, auf eine Geſtalt deutend, die halb im Schatten hinter einem der Pfeiler lauerte:

Entſchuldigen Sie mich, rief er, nur auf wenige Minuten, dort ſehe ich eben einen Aufſeher, dem ich noch in einem wichtigen Geſchäft Beſcheid zu ertheilen habe, ich ſtehe Ihnen ſogleich wieder zu Dienſten ...

Angelica war dem Blick des Commerzienraths gefolgt — es war ihr lieb, daß er ihren Arm bereits losgelaſſen, ſo fühlte er doch wenigſtens das Zittern nicht, das ſie ergriff, als ſie in der Geſtalt, die jetzt frei zwiſchen den Säulen hervorkam, den — Sandmoll erkannte, den nächtlichen Gefährten ihres Vaters, der aber auch bei Tage, wie es ſchien, ſehr unentbehrlich war in dieſem Hauſe...

Während Angelica einſtweilen in den Garten ging, winkte der Commerzienrath den Alten zu ſich, ſtieg mit ihm herab in ſein Cabinet, verriegelte vorſichtig die Thür.

Was hatteſt du oben zu ſchaffen, alter Schelm? herrſchte er den Aufſeher an.

Was wird's ſein? Weiberſachen, erwiderte der Angeredete mit ſeiner treuherzigſten, einfältigſten Miene, der gnädige Herr wiſſen ja, wie die gnädige Frau ſind, alle Tage was Neues und alle Tage beſorgt um das Seelenheil eines armen alten Mannes — ich kann ſie gar nicht alle behalten, ſetzte er tückiſch hinzu, die ſchönen Gebete und Sprüche, die ich hier im Hauſe lerne, auf meine alten Tage noch.

Aber ſo behalte jetzt dies, unterbrach ihn der Commerzienrath voll Ungeduld: es gibt zu thun für dich, paß auf, alter Schelm, daß du mir keine Verwirrung anrichteſt. Ich habe dem jungen Mädchen Erlaubniß ertheilt, das Haus da drüben zu beſuchen; hätte ich es ihr auch nicht erlauben wollen, ſo hätte ſie es ja doch heimlich gethan — verſtehſt du meine Abſicht, Alter?

Sandmoll grinzte und knackte vor Behagen.

Es iſt zu viel Ehre, ſagte er, daß ich die Gedanken des Herrn Commerzienraths errathen ſoll, wiewohl mir ſchon ſo etwas zu dämmern beginnt …

Mit dem Prozeß gegen den Meiſter, fuhr der Commerzienrath fort, und der Hausſuchung, von der wir heute früh ſprachen, iſt es, bei reiferer Ueberlegung, noch in weitem Felde. Aber es bedarf dieſer Mittel auch gar noch nicht; ſchon mit viel einfachern, viel geräuſchloſern werden wir zum Ziele kommen. Exiſtiren jene Schriften, welche wir vermiſſen, wirklich und befinden ſie ſich, wo du vermutheſt, ſo iſt kein Zweifel, daß ſie damit um ſo unvorſichtiger herausrücken werden, je freiern Zutritt Angelica in dem Hauſe hat. Paß du alſo auf, und da du nach dem geſtern Vorgefallenen nicht gut ſelbſt ſo bald wieder das Haus betreten kannſt, ſo ſtell deine Alte an — ſie iſt zuverläſſig?

Sandmoll, ſtatt aller weitern Antwort, begnügte ſich, die unendlichen Arme betheuernd in die Höhe zu ſchwenken und mit drohender Geberde die Fäuſte dazu zu ballen; vermuthlich wollte er damit ausdrücken, daß, wenn ſeine Lore einmal nicht zuverläſſig ſein ſollte, es um ſie geſchehen wäre.

Gut, ſagte Herr Wolſton, ſo weißt du nun, wofür du zu ſorgen haſt. Wegen des Herrn von Lehfeldt, oder wie er hier heißen will, des Maler Schmidt, mach dir keine Gedanken weiter; es iſt ganz gewiß nur ein Vorwand, wenn er ſagt, er ſei des Schmuggelns wegen da, ich glaube vielmehr, der junge Fant will ſich ſelbſt einſchmuggeln irgendwo. Aber da, wie du geſtern ſagteſt, einige Vorſicht immer gut iſt, ſo ſorge, daß bei Zeiten die richtige Botſchaft nach dem Forſthauſe kommt, du weißt ſchon, was ich meine, nach der alten Baracke dort oben, wo Ihr Gaudiebe Euer Weſen treibt — Ihr ſeid, ſetzte er hinzu, indem er den Alten mit roher Vertraulichkeit auf die Schulter klopfte, doch nur dumme Teufel allzuſammen, und wenn ſie Euch heute kriegten, wie Ihr da ſeid, gegen mich könnte nicht einer von Euch zeugen, das merke dir, Alter, falls dir einmal ein Gelüſte käme …

Angelica inzwiſchen hatte im Garten, wo ſie die Rückkehr des Commerzienraths erwartete, eine unvermuthete Geſellſchaft gefunden; kaum daß ſie in den erſten Gang einbog, hörte ſie ſich bei ihrem Namen angeredet und — Herr von Lehfeldt ſtand vor ihr.

Unmittelbar aus dem Cabinet des Commerzienraths hatte Herr von Lehfeldt ſich zur Baroneſſe begeben, um ihr, als Herrin des Hauſes, ebenfalls ſeine Aufwartung zu machen.

Doch war es keineswegs dieſe geſellige Rückſicht allein geweſen, was ihn zu ihr führte: ſein Gönner, der Miniſter, hatte den jungen Mann ganz ausdrücklich und auch in dem, was den perſönlichen Zweck ſeiner Reiſe bildete, dem Schutz und der Fürſorge der Baronin empfohlen. Schon am frühen Morgen, vom Gaſthof aus, hatte er ſich durch ein eigenhändiges Schreiben des Miniſters bei ihr angemeldet; der Inhalt deſſelben war vortrefflich geeignet, das lebhafteſte Intereſſe für den Empfohlenen hervorzurufen. Ja ſo lebhaft war daſſelbe geweſen, daß die Baronin ſogar den gewohnten Kirchgang darüber verſäumt hatte.

Sie ſind, theuerſte Couſine, ſchrieb der Miniſter, eine kluge, einſichtsvolle Frau, welche, wiewohl Sie Sich jetzt, wie ich höre, einigermaßen in die himmliſche Domaine zurückgezogen haben, doch auch den Lauf der Welt und die ſündige, aber ach, ſo ſüße Schwachheit der Menſchen kennen. Wir ſind jetzt beide allmälig in die Jahre gerathen, von denen es heißt, ſie gefallen uns nicht — oder wenigſtens, da dies allerdings eine Offenherzigkeit iſt, die ſich nicht einmal der Couſin gegen die Couſine darf zu Schulden kommen laſſen, in die Jahre, wo unſer Blut kälter fließt, nur zu kalt vielleicht — wo wir Mitleid haben mit den Thorheiten unſerer Jugend und davon wieder gut zu machen wünſchen, was ſich noch gut machen läßt. Bei alledem, ſie waren ſüß, dieſe Thorheiten, nicht wahr, theuerſte Couſine? Ach, unter uns geſagt, es iſt doch eine elende Welt jetzt, und ſolch heißes Blut, ſolche wilden Streiche, ſolch ſeliger Leichtſinn, wie vor zwanzig Jahren in unſerm Kreiſe, gibt es jetzt gar nicht mehr. Noch jetzt, trotz meines grauen Kopfes, mit einem Entzücken, das Sie, geehrte Freundin, ohne Zweifel ſehr ſündhaft finden werden und für das ich auch in der That mit Nächſtem Buße thun will, ſo wie ich einmal Zeit dazu habe, gedenke ich noch jenes tollen Frühlings, den ich — vor wie lange iſt es jetzt doch? vor zwei-, dreiundzwanzig Jahren, gleich nach dem Kriege, in Ihrer Nachbarſchaft verlebte. Ich ſetze voraus, daß weder Ihr Beichtvater, noch auch (was das Allerſchlimmſte wäre) Ihr Mann

Ihre Correſpondenz zu ſehen bekommt; dazu, bei aller Frömmigkeit, ſind Sie doch wohl noch immer eine viel zu gebildete Frau, und darf ich es daher dieſem Blatt wol immer anvertrauen: wir waren beide arge Weltkinder damals, ſehr arge, theure Couſine, und ließen, da natürlich weder der Vetter der Muhme, noch die Muhme dem Vetter zum Sittenrichter geſetzt iſt, Einer den Andern ſeine tollen Streiche ſo ziemlich ungehindert treiben. Wie ſchön Sie damals waren, Couſine! wie die Sonne! und freigebig wie die Sonne, mit derſelben Gerechtigkeit gegen Hohe wie Niedere, vertheilten Sie damals auch die Zeichen Ihrer Gunſt ...

Nun gut denn, fuhr der Briefſteller fort: ich, wie Sie wiſſen, unterließ nicht einem ſo liebenswürdigen Beiſpiel zu folgen; die glühende, zündende Atmoſphäre, welche Sie damals, gleich einem Feuerkreis, um ſich verbreiteten, erfaßte, umgekehrt, wie in der Geſchichte vom Jupiter und der Semele, auch mein ſterbliches Gebein. Ich kann nicht erwarten, daß Sie Sich meiner Aventuren von damals im Einzelnen erinnern ſollten, auch dürfte vielleicht, aller Ihrer Nachſicht ungeachtet, Einiges hinter Ihrem Rücken begegnet ſein: oder Sie ſelbſt, fromme Freundin, hatten wohl auch an Anderes und doch ſo Aehnliches zu denken — Genug, man wird, wie ich ſchon einmal ſagte, alt, und da die Ehe mit meiner verſtorbenen Frau, wie Sie Sich entſinnen, ohne Kinder geblieben iſt, ſo wäre es mir ganz angenehm jetzt, wenn ich von den lebendigen Spuren, welche mein Aufenthalt damals in Ihrer Gegend zurückließ, noch Einiges wieder entdecken könnte.

Ja, ich glaube faſt, die Entdeckung iſt bereits gemacht. Sie kennen, wenigſtens dem Gerüchte nach, die abenteuerliche Jugendgeſchichte des jungen Mannes, deſſen Wohl und Weh jetzt von dem Intereſſe abhängt, deſſen

Sie dieſen meinen Brief würdigen werden; Sie erinnern Sich auch, in Folge welcher Ereigniſſe er in mein Haus aufgenommen worden iſt. Geſtehe ich Ihnen nur offen, daß gleich damals, da ich, als Präſident des Gerichtshofs, dieſe Sache unter Händen hatte, ein Argwohn in mir aufſtieg, ob der kleine ſtruppige Vagabond mir nicht näher angehörte, als irgend Jemand ahnte, und ob ich nicht, wie jener glückliche Vater eines Schweinetreibers, von dem das Evangelium uns erzählt, ſollte ein Kalb ſchlachten laſſen und jubeln, daß der verlorene Sohn ſich gefunden. Zwar das Gleichniß, wie ich ſo eben ſelbſt bemerke, paßt nicht ganz. Allein, theure Couſine, mein Studium der Bibel iſt auch noch ziemlich neu und macht keinen Anſpruch darauf, ſo gründlich zu ſein, wie das Ihre: weshalb Sie das unpaſſende Citat entſchuldigen wollen.

Jedenfalls (hieß es im Briefe weiter) wiſſen

Sie genug jetzt, um das eigentliche Ziel meines Anliegens zu errathen. Ich vermuthe, daß der junge Mann, den ich unter dem Namen des Herrn von Lehfeldt in meinem Hauſe erzogen, und den ich in der That als einen Sohn meines Geiſtes betrachten darf, auch wirklich mein Sohn iſt. Ja ich vermuthe es nicht blos, ich wünſche es auch: theils weil ich ihm wirklich einen beſſern Urſprung gönne, als von den Landſtreichern und Spitzbuben, aus deren Händen ich ihn empfangen, theils, weil ich, wie ſchon erwähnt, mich nach einem Erben meines Namens und meines Einfluſſes ſehne, — und endlich zum Theil auch deshalb, weil, bei der Richtung, welche Sereniſſimus bekanntlich ſeit einigen Jahren eingeſchlagen, es mir ſogar nur zur höchſten Empfehlung gereichen und mich in der Gunſt Sr. Durchlaucht nur befeſtigen könnte, wenn ich Gelegenheit fände, eine derartige Jugendſünde mit einigem Eclat wieder gut zu machen. Da nun der junge Mann, gewiſſer anderer Geſchäfte halber, ohnedies in Ihrer Gegend zu thun hat, ſo hielt ich es jetzt für den geeignetſten Moment, die betreffenden Nachforſchungen anzuſtellen. Mein Schützling, der nun hoffentlich auch bald der Ihre iſt, wird ſich Ihnen unter dem Namen eines Maler Schmidt vorſtellen; es iſt das ein Incognito, welches gewiſſer politiſcher Abſichten halber nöthig iſt, und das ich daher ſowohl Sie, als Ihren Gemahl und Ihre übrige Umgebung erſuche, aufrecht zu erhalten. Er ſelbſt iſt mit dem allgemeinſten Inhalt dieſes Briefes nicht unbekannt, wenn auch nur freilich mit dem allgemeinſten; er wird Ihnen in Allem, was Sie zur Sache thun möchten, an die Hand gehen, zumal da es ja ſein eignes, allernächſtes Intereſſe iſt, um das es ſich handelt. Ob und welche anderen Intereſſen ihn noch in Ihre Nähe ziehen, laſſe ich dahingeſtellt, und wird er Ihnen am Beſten ſelber beichten, ſobald dieſe Beichte nöthig ſein ſollte. Die Jugend hat nun einmal ihre Thorheiten, und zwar will Jeder ſeine eigenen begehen; gönnen wir denn, theure Couſine, den jungen Leuten die ihren, und freuen wir uns, daß wir die unſern gehabt haben und noch jetzt am Gedächtniß derſelben unſer froſtiges Alter erwärmen dürfen.

Achtes Kapitel.

Im Boudoir.

Dies alſo der Inhalt des Empfehlungsſchreiben mit welchem Herr von Lehfeldt ſich bei der Commerzienräthin einführte: und begreifen unſere Leſer hiernach leicht ſowohl das ungewöhnliche Intereſſe, mit welchem dieſelbe den jungen Mann empfing, als auch die eigenthümlich pikante Unterhaltung, die ſich in Folge deſſen zwiſchen Beiden entſpann.

Schon für die Neugier unſerer meiſten Frauen, auch die unbefangenſten, unbeſcholtenſten nicht ausgenommen, haben Verhältniſſe, wie der Brief des Miniſters ſie zur Sprache brachte, einen gewiſſen geheimnißvollen Reiz. Bei der Baronin aber kam dazu, daß ſie, bei allem Anſchein von Frömmigkeit und geiſtlicher Vertiefung, den ſie um ſich zu verbreiten liebte, dennoch im Grunde ihres Herzens noch gerade Frivolität und Lüſternheit genug beſaß, um nicht nur an dem lockern Ton des Briefes, ſondern auch an dem zweideutigen, ja einer Frau gegenüber geradehin unziemlichen Auftrage, den derſelbe ihr ertheilte, gleichwohl ihr heimliches Behagen zu finden.

Und vielleicht auch kamen noch andere Gründe dazu, Gründe, in der That, von entſcheidender Wichtigkeit, ja deren ganze Bedeutung die Baronin ſelbſt ſich noch nicht einzugeſtehen wagte . . .

Mit forſchenderem Ausdruck, als es die Sitte der guten Geſellſchaft ſonſt verſtattet, hatte ſie ihr Auge auf dem Eintretenden ruhen laſſen; er war ſchön, dieſer junge Mann, ſehr ſchön, es ließ ſich nicht leugnen, und wer die

Aeltern dieſes Kindes auch waren, ſo brauchten ſie ſich deſſelben, wenigſtens was ſein Aeußerliches anbetraf, nicht zu ſchämen! —

Herr von Lehfeldt jedoch, mit dieſem vollkommenen geſellſchaftlichen Takte, der ihm zu Gebote ſtand, hatte der Commerzienräthin raſch über die kleine Verlegenheit hinweggeholfen, von der ſie ſich bei ſeinem Eintritt allerdings nicht ganz frei fühlte; eine ſo geſchickte Miſchung von Ernſt und Scherz, von Frivolität und ehrerbietiger Zurückhaltung wußte er der Unterhaltung zu geben, wußte ſo zierlich über alles Zweideutige, Anſtößige hinwegzuſchlüpfen, und nicht blos hinwegzuſchlüpfen, nein: ſondern in dem Hinwegſchlüpfen zugleich es auch noch zu berühren und zu enthüllen; ſein ganzes Benehmen gegen die Commerzienräthin athmete dabei ſo viel feinſten geſelligen Anſtand, ſo viel, mit zarteſter Galanterie vermiſchte Ergebenheit —: daß ſie ſich auch perſönlich aufs Lebhafteſte von ihm angezogen fühlte und ihn ihres kräftigen Beiſtandes bei den ſeltſamen Nachforſchungen, die ihn hieher geführt, verſicherte.

Sie ſind Japhet, der ſeinen Vater ſucht, ſagte ſie mit mildem, halb andächtigem, halb ſchalkhaftem Lächeln, und wenn Sie einer theilnehmenden Freundin bedürfen, gut, ſo weit mein Schutz reicht, ſoll Ihnen derſelbe nicht fehlen. Ich erwarte ſo eben, fuhr ſie fort, indem ſie den Klingelzug in Bewegung ſetzte, einen Mann, der, ſo verwahrloſt er auch übrigens von der Natur iſt, ſich doch auszeichnet durch ſeine Geſchicklichkeit und Verſchwiegenheit, auch in den ſchwierigſten Aufträgen. Auch in der Angelegenheit, welche Sie intereſſirt, möchte ſich kaum ein geeigneterer Kundſchafter finden laſſen. Gehen Sie einſtweilen in den Garten hinunter, er iſt ziemlich geſchmackvoll angelegt und wird Ihnen einige Zerſtreuung bieten; in wenigen Minuten folge ich nach, um Ihnen mitzutheilen, was unſer

Kundſchafter zur Sache meint, und was wir nun als das Nächſte werden zu ergreifen haben.

Einem Anderen, als Herrn von Lehfeldt, hätte es ſchwer fallen müſſen, hier ſein Lächeln zu verbergen. Denn ganz ohne Frage war ja der Unterhändler, welchen die Baronin meinte, niemand anders, als der wohlbekannte Sandmoll, der ſchon von ihm ſelbſt in derſelben Sache hinlänglich mit Aufträgen verſehen war. So jedoch, mit völliger Ernſthaftigkeit, unter den lebhafteſten Ausdrücken ſeines Dankes, empfahl er ſich und ging hinunter in den Garten, wo, wie wir bereits wiſſen, Angelica mit ihm zuſammentraf.

Als er durch die Galerie ſchritt, die in das Boudoir der Commerzienräthin führte, ſah er wirklich den Alten bereits des Eintritts harren. Natürlich verrieth keine leiſeſte Miene weder an dem Einen noch dem Anderen, wie wohlbekannt ſie mit einander waren. Der Sandmoll, nachdem die Baronin zum zweiten Male geſchellt hatte, trat ein . . .

Wir ſind ſchon einigemale in der Nothwendigkeit geweſen, Unterredungen mitzutheilen, welche von verſchiedenen Perſonen mit dem alten Falſchmünzer geführt wurden: und leicht mag es da geſchehen ſein, daß der rohe, plumpe Ton, welcher in der Mehrzahl ihrer Unterhaltungen vorherrſchte, das Zartgefühl unſerer Leſer gekränkt hat. In dieſem Fall haben ſie dergleichen nicht zu beſorgen: der Ton, in welchem die Baroneſſe mit dem Alten zu reden gewohnt war, war ganz ſo fein, ſo ſalbungsvoll, wie ſie ihn meiſt zu führen pflegte —: womit wir freilich noch lange nicht behauptet haben wollen, daß die Sachen, welche zwiſchen ihnen verhandelt wurden, weniger unfein geweſen wären.

Oft ſchon, mein armer, verirrter Freund, ſagte ſie, indem ſie die ſchwarzen, brennenden Augen gegen die Decke kehrte (— auch der Sandmoll, der ſich die wenigen Haare nach Möglichkeit geſcheitelt hatte, ſtand vor ihr, mit einer ſolchen Geberde von Frömmigkeit und Demuth, und machte ſolch angeſtrengte Verſuche, ebenfalls die Augen zu verdrehen, daß es ſehr rührend anzuſehen war —)

Oft ſchon, mein armer, verirrter Freund, ſagte die Baronin, haben Sie mich verſichert, wie leid es Ihnen thue um die Fehltritte und Sünden, denen Sie, wie ja wir ſchwachen Menſchen alle, unterworfen geweſen ſind, und wie eifrig Sie jede Gelegenheit ergreifen würden, den Schaden, den Sie theils ſelbſt angerichtet, theils anrichten halfen, wieder gut zu machen, oder doch wenigſtens aufzuwiegen bei Gott, ſo weit das möglich iſt, durch den Eifer, mit dem Sie jetzt ebenſo alles Gute unterſtützen und befördern wollen, wie Sie ehemals, ach nur zu bereitwillig waren, der Schwäche der armen menſchlichen Natur zum Werkzeug zu dienen …

Es mußten eigenthümliche Erinnerungen ſein, welche die vornehme Dame bei dieſen Worten überkamen. Denn ſie ließ ihre Blicke dabei auf den Sandmoll fallen, mit einem Ausdruck, den man unter anderen Umſtänden faſt als ein Zeichen von Vertraulichkeit und geheimem Einverſtändniß hätte betrachten mögen.

Doch war der Alte viel zu wohl geſchult, um ſich ſelbſt dadurch aus der Rolle bringen zu laſſen, die er für dieſen Ort und dieſe Stunde einmal angenommen.

Alles, wie die gnädige Frau befehlen, erwiderte er, indem er den alten grauen Filz mit faſt kindlicher Verlegenheit zwiſchen den narbigen Fingern drehte: um meines Erlöſers willen, und des theuern Blutes, das er für uns Alle vergoß.

Wohl denn, fiel die Baronin raſch ein, ſo haben Sie hier die Gelegenheit. Es wird der Herkunft eines Kindes nachgeforſcht, das vor zwanzig und einigen Jahren hier in der Gegend geboren worden iſt — heimlich geboren . . .

Ich weiß nun, fuhr ſie fort, indem ihr Athem immer mühſamer, immer verhaltener ward, daß Sie, mein Freund, zu eben jener Zeit den Auftrag hatten, ein Verſteck aufzuſuchen für ein Kind, das unter ähnlichen Verhältniſſen geboren war . . .

Der Alte ſchüttelte langſam, zweifelnd den Kopf; ſeine klägliche Miene verrieth deutlich, wie leid es ihm jetzt thue, jemals zu Geſchäften dieſer Art die Hand gereicht zu haben, — nämlich wenn er es überhaupt gethan.

Sie brachten damals, ſprach die Baronin weiter, indem ihr Auge jetzt mit derſelben Feſtigkeit in den Teppich zu ihren Füßen bohrte, als es zu Anfang des Geſprächs gen Himmel gerichtet geweſen war — Sie brachten damals ſchon nach Verlauf weniger Monate ein Zeugniß bei, daß Gott die Frucht der Sünde hinweggenommen . . .

In den Schooß ſeiner Barmherzigkeit, Amen, näſelte der Alte . . .

Aber noch ehe er Zeit gehabt hatte, ſeine ruchloſe Betheuerung zu vollenden, war die Baronin plötzlich, blitzſchnell, auf gleichen Füßen, vor ihm emporgeſprungen; ihr bleiches, noch immer ſchönes Antlitz, auf das mehr die Macht der Leidenſchaften, als die Macht der Jahre feine Linien gezeichnet hatte, erglänzte von einem Ausdruck von Wahrhaftigkeit und aufrichtiger, innerer Erregung, den es ſeit Langem ſchon verlernt; krampfhaft, mit den feinen, ſchmalen Fingern, faßte ſie die Schulter des Alten:

Menſch, rief ſie mit zitternder, kaum hörbarer Stimme, und doch ſo bewegt, ſo inbrünſtig war dieſe Stimme, daß ſelbſt die taube Lore ſie hätte verſtehen müſſen —: Menſch, ſag mir die Wahrheit! Wobei beſchwöre ich dich? Denn du glaubſt ja keinen Gott, und deine Gedanken ſelbſt ſind Läſterungen! Aber wenn es irgend etwas gibt, das Gewalt über dich hat, ſag mir die Wahrheit, ich beſchwöre dich: ſtarb jenes Kind damals wirklich? oder wenn es noch lebt, wo lebt es? wo?!!...

Man hätte ein Fels ſein müſſen, um dieſem Gemiſch von Angſt und Leidenſchaft, Furcht und Sehnſucht, mit denen dieſe Worte hervorgeſtoßen wurden, zu widerſtehen. Allein der Sandmoll bekanntlich war auch noch weit ſchlimmer als ein Fels: nur ganz leiſe nach den koſtbaren Ringen ſchielend, deren Druck er auf ſeiner Schulter fühlte:

Ach du mein gnädiger Himmel, ſagte er, was die Frau Baronin mir altem Mann auch für einen Schreck einjagen! Ja wenn ich nicht ſo ein alter Mann wäre und wenn das lange Gefängniß, in das die Verleumdung böſer Menſchen mich gebracht, mein Gedächtniß nicht ſo geſchwächt hätte! Ich erinnere mich gar nicht mehr an den Vorfall, deſſen die gnädige Frau erwähnen — gar nicht mehr, bei Gott, und wer immer auch mich darnach fragen ſollte, ſo werde ich immer nur ausſagen, was die gnädige Frau mir vorſagen werden — nämlich, ich meine, weil ich ſelbſt mich gar nicht mehr erinnern kann. Inzwiſchen, wenn ich vorhin recht gehört habe, ſo ſprachen die gnädige Frau ja wol von einem Zeugniß, was man ſo nennt ein Scheinchen, ein Todtenſcheinchen, das über den Tod des Knaben ausgeſtellt ſei — Oder, unterbrach er ſich ſelbſt, war es vielleicht ein Mädchen? Ich, wie geſagt, weiß von nichts mehr und wenn ich gekreuzigt werden ſollte noch dieſe Stunde, wie unſer Herr Chriſtus. Aber was ich ſagen wollte, wo ein Todtenſchein iſt, meine ich, da muß doch auch wohl vermuthlich ein Todter geweſen ſein . . .

Die Baronin war zurückgetreten, ihre Arme hingen ſchlaff hernieder.

Scheine dieſer Art können auch verfälſcht werden, ſagte ſie, indem ſie ſich vergeblich bemühte, die kleinen, erloſchenen Augen in dem wulſtigen Antlitz des Alten aufzuſpüren . . .

Ah, ah, röchelte Sandmoll, und diesmal in ſo misbilligendem Tone — es war klar, daß nur der Reſpect vor der Baronin ihn abhielt, ſonſt hätte er beſtritten, daß es wirklich ſolche böſe Menſchen gäbe, die dergleichen Scheine verfälſchen könnten.

Die Dame, tief aufſeufzend, ſtrich mit der Hand über die langen, ſchwarzen Locken.

Ich bin eine Thörin, ſagte ſie erſchöpft, ich weiß es; nichts mehr von dieſer Sache. Sie aber, mein Freund, bitte ich, und damit meine Bitte deſto mehr Kraft habe, hier (indem ſie ihm einige Goldſtücke zuſchob): denken Sie an die Frage, die ich Ihnen zuerſt vorlegte, und benutzen Sie die Verbindungen, die Sie in der Gegend haben, Nachforſchungen anzuſtellen, ob außer jenem Kinde, deſſen Tod denn alſo gewiß iſt, zur ſelben Zeit noch ein anderes unter ähnlichen Umſtänden geboren worden und wohin es gekommen . . .

Damit winkte ſie ihm, hinauszugehen. Sandmoll ließ ſich den Wink nicht zweimal geben; höchſt vergnügt über die neue intereſſante Ausſicht, die ſich ihm eröffnete, ſchlich er hinter einen Pfeiler der Galerie, das Geſchenk der Baronin nachzuzählen.

Dies war die Situation, aus der, wie wir bereits wiſſen, der Commerzienrath ihn zu ſich rief. Auch was dieſer ihm anzuvertrauen hatte, iſt unſern Leſern bereits bekannt: und ſo mögen ſie ſich ſelbſt das teufliſche Behagen ausmalen, mit welchem dieſe immer ſteigende Verwicklung der Dinge das ſchwarze Herz des Alten erfüllte.

Neuntes Kapitel.

Taube und Schlange.

Kehren wir denn jetzt endlich zu dem Engelchen zurück, das wir in dem Augenblick verließen, als es ſo unvermuthet beim Eintritt in den Garten auf Herrn von Lehfeldt traf.

Angelica hatte den jungen Mann ziemlich häufig in den geſelligen Kreiſen der Hauptſtadt geſehen, zu deren beliebteſten Erſcheinungen er gehörte, ſowohl ſeiner glänzenden Bildung, ſeiner Kenntniſſe und ſeines Witzes wegen, als auch wegen ſeiner Stellung im Hauſe des allmächtigen Miniſters, vielleicht auch wegen des geheimnißvollen

Anſtrichs, der ſeine Herkunft wie ſeine ganze Erſcheinung umgab.

Auch Angelica hatte ſich viel und gern mit dem lebhaft geiſtreichen Manne unterhalten: wiewohl die Unterhaltung zwiſchen ihnen nur ein fortwährender kleiner Krieg geweſen war. Herr von Lehfeldt war ein Skeptiker, der es auch Angelica'n gegenüber nicht verhehlte, daß er die hohen Ideen von Wohl der Menſchheit, ewigem Fortſchritt und allgemeiner Glückſeligkeit, welche der Profeſſor in ihre Bruſt gepflanzt, zwar ſehr ſchön, ſehr erhaben, ſehr wünſchenswerth finde — aber bei alledem auch ziemlich unausführbar.

Gleichwohl, auch bei dieſem Widerſpiel, das er ihr zu halten pflegte, war die Achtung, die er jenen Ideen an ſich zollte, ſo aufrichtig, ja wo das Geſpräch einmal ernſter ward, zeigte der junge Mann ein ſo inniges, faſt ſehnſuchtvolles Bedürfniß nach höherem geiſtigem Glauben und einen ſo tiefen Unwillen gegen ſich ſelbſt, weil er dieſen Glauben nicht feſt zu halten vermochte: daß Angelica ihm nie auf die Dauer hatte böſe ſein können, ſondern ſich im Gegentheil mit dem ganzen aufrichtigen Wohlwollen, das ihr natürlich war, für ihn intereſſirte.

Auch jetzt daher, da ſie ihn ſo unvermuthet im Garten ihres Vaters traf, glitt ein Lächeln anmuthigſter Ueberraſchung über ihr liebliches Geſichtchen.

Aber nun hat man doch gewiß Recht, Sie einen wunderbaren Menſchen zu ſchelten, Herr von Lehfeldt! rief ſie: Ohne daß Sie Fauſt's Mantel haben, was in aller Welt verſchafft mir dieſe Ueberraſchung?

Still, um des Himmels willen, ſtill, theuerſte Miß! bat Herr von Lehfeldt (denn wie in der vornehmen Welt nun einmal das Fremde immer mehr gilt als das Einheimiſche, ſo hatte man auch in den Geſellſchaften der Hauptſtadt ſich darauf entêtirt, die junge Dame, wiewohl ſie von ihrer früheſten Kindheit in Deutſchland eingebürgert war, doch immer noch als Engländerin zu behandeln und anzureden) . . .

Still, rief Herr von Lehfeldt mit komiſchem Pathos: und nennen Sie mich nicht bei einem Namen mehr, der ſchon zu den verfehmten gehört! Wie oft, ſchöne Freundin, habe ich Sie gewarnt vor den himmelſtürmenden Ideen, mit denen der gute Profeſſor Ihr allerliebſtes Köpfchen erfüllt! wie oft nicht Ihnen prophezeit, daß ich Sie noch ganz gewiß dereinſt als die ſchönſte Staatsverbrecherin unſeres Landes würde zu Protokoll vernehmen müſſen! Und ſehen Sie, fuhr er mit drolligem Seufzer fort, nun muß ich ſelbſt das allgemeine Schickſal der Propheten theilen: Sie habe ich gewarnt und habe mich ſelbſt nicht in Acht zu nehmen verſtanden. Ach, Ihre ſtaatsverrätheriſchen Lehren, liebenswürdigſte Rebellin, haben einen nur zu gelehrigen Schüler an mir gefunden! Aber ernſthaft zu reden: Sie werden gehört haben, wie ſtreng Sereniſſimus im Punkt der politiſchen Rechtgläubigkeit denkt, noch ſtrenger ſogar, als in der religiöſen, und daß mein vortrefflicher Gönner, der Miniſter, wie in allen übrigen Dingen, ſo auch in dieſem nur das getreue Echo Sr. Durchlaucht iſt. Nun behauptet die böſe Welt, ich hätte mir, bei Hofe ſelbſt, ja an der Tafel Sr. Durchlaucht, gewiſſe unvorſichtige Aeußerungen zu Schulden kommen laſſen, die um ſo unverzeihlicher wären, als ſie nicht nur gegen jene Rechtgläubigkeit verſtoßen, ſondern auch eine ſchmeichelhafte Anſpielung auf unſern Erbprinzen enthalten ſollen. Unſer Erbprinz, wie Sie wohl gleichfalls wiſſen, ſteht, wie die Erbprinzen pflegen, in einigem Geruch des Liberalismus; aber eben deshalb auch ſteht er, ſammt Allem, was irgend wie Lobredner oder Günſtling des Erbprinzen ausſieht, ſehr ſchlecht angeſchrieben bei dem alten Herrn. Ermeſſen Sie danach die doppelte Schwere meiner Vergehungen. Zwar was ſoll ich Sie lange aufhalten mit einem Hiſtörchen, das vielleicht drei Tage lang die Pflaſtertreter der Hauptſtadt beſchäftigt, um demnächſt vergeſſen zu ſein auf ewig? Mit einem Worte denn: des Herrn Miniſters Excellenz, um ihre unwandelbare Gerechtigkeit zu beweiſen gegen Jedermann, haben mich für einige Zeit ins Exil geſchickt — ein Exil, ſchöne Miß, ſetzte er mit **verbindlicher** Wendung hinzu, das ich natürlich nirgend anders nehmen konnte, als hier bei Ihnen. Denn geſtehen Sie nur, daß Sie doch eigentlich an meinem Unglück Schuld ſind und mich angeſteckt haben mit dieſem Gift politiſcher Neuerung, das mir jetzt ſo verderblich wird, mir armem, unſchuldigem Tropf...

Der muntere Ton, mit welchem der junge Mann ſeine Geſchichte vortrug, bewies Angelica zur Genüge, daß es ſich hier um nichts Ernſthaftes oder Gefährliches für Herrn von Lehfeldt handelte. Froh, einen Ableiter für die ihr ſonſt ſo fremden Gedanken gefunden zu haben, mit denen ſie ſeit ihrem Eintritt in das väterliche Haus zu kämpfen hatte, ging ſie bereitwillig auf dieſen Ton des Geſpräches ein.

Ich bedaure Sie in der That, Herr von Lehfeldt, ſagte ſie . . .

Nein, nein, unterbrach ſie der Angeredete: es iſt bei uns wie in China, wo bekanntlich der in Ungnade Gefallene ganz zu exiſtiren aufhört; auch der Name von Lehfeldt exiſtirt nicht mehr, ich bin hier blos der Maler Schmidt . . .

Nun gut, mein Herr Maler Schmidt, ſagte Angelica, ſo bedaure ich Sie gleichwohl: zwar nicht deshalb, daß Sie die Reſidenz für einige Zeit meiden müſſen — das wird Ihnen ſehr gut ſein und Sie hoffentlich auf beſſere Grundſätze bringen: aber doch deshalb, daß Sie ſich keinen intereſſanteren Ort der Verbannung ausgewählt haben; Sie werden viel Langeweile hier empfinden.

Herr von Lehfeldt wurde plötzlich ſehr ernſt, man hätte ſagen können, andächtig.

Geſtatten Sie mir, theure Miß, ſagte er, über dieſen Punkt ein andermal mit Ihnen zu ſprechen; es ſoll alsdann mit derſelben Offenheit geſchehen, mit der ich Ihnen ſchon immer eingeſtanden, daß ich im Grunde ein ſchlechter Menſch bin, wennſchon Sie es mir noch niemals recht glauben wollten. Kleine Urſachen, wiſſen Sie, haben oft große Wirkungen: und ſo wäre es nicht unmöglich, daß auch dieſes an ſich ſo geringfügige Zerwürfniß mit dem Hofe bei mir Veranlaſſung würde zu jener Umkehr meines Weſens, die Sie, ſchöne Bußpredigerin, mir oft ſchon ſo dringend angerathen. Ich will mich einmal hier an Ort und Stelle und mit eignen Augen überzeugen, was es denn eigentlich auf ſich hat mit jenem ſocialen Elend, über das wir uns ſo oft freundſchaftlich geſtritten, und wie es mit der Ausführbarkeit jener erhabenen Ideen ſteht von Vervollkommnung der Menſchheit, allgemeiner Glückſeligkeit und unendlichem Fortſchritt, die Sie mit ſo hinreißender Beredtſamkeit zu vertheidigen pflegten. Ich will — aber nein, nein, unterbrach er ſich ſelbſt, ein Mann ſoll nie ſagen: das will ich thun, ſondern immer nur: das habe ich gethan — und ſo ſchweige auch ich von den Plänen und Abſichten, die mich gerade hieher, in dieſen ärmſten Winkel unſeres Landes, unter dieſen gedrückteſten, beklagenswertheſten Theil unſerer Bevölkerung geführt haben. Namentlich um dieſer Pläne willen war es nöthig, daß ich den Namen änderte, und der Miniſter ſelbſt hätte mir keinen größeren Gefallen erweiſen können, als durch dieſen Befehl. Wird es doch dem armen, anſpruchloſen Maler Schmidt vielleicht eher möglich ſein, ein Vertrauen, ja eine Zuneigung zu erwerben, die dem Herrn von Lehfeldt, dem Günſtling des Miniſters, hätte ewig verſagt bleiben müſſen, und auf die er doch ſo hohen, hohen Werth legt . . .

Das Engelchen war viel zu unbefangen, um den Doppelſinn dieſer Worte zu bemerken. Mit lauter, kindlicher Freude ſchlug ſie in die Hände:

Nun, das iſt rechtſchaffen von Ihnen, rief ſie: das freut mich! Sie haben es ja oft genug ſchon von mir hören müſſen und von meinem Profeſſor erſt recht: Ihr Herren im Miniſterium, pflegt Der zu ſagen, regiert das Volk, beurtheilt, verurtheilt es, ohne es eigentlich zu kennen, ohne jemals mit ihm gelebt, mit ihm gelitten zu haben. Sie wollen es nicht ſo machen — wie brav das von Ihnen iſt! und wie lieb ich Sie dafür habe! Miſchen Sie ſich nur ganz dreiſt unter die Leute hier, Herr Maler: ſie ſind ein wenig ſchlimm von Anſehen hier, es iſt wahr, aber zuletzt doch nicht ſo ſchlimm, als man denkt, und am Allerwenigſten ſo ſchlimm, daß Liebe und Güte ſie nicht am Ende doch noch beſſern ſollte. Und das ſoll auch von Ihnen gelten, mein Freund: ſo bös Sie ſich oft auch geſtellt haben, ich ſehe ſchon, Sie werden am Ende doch noch ein guter Menſch . . .

Herr von Lehfeldt küßte ihr ehrerbietig die Hand: Wenigſtens will ich es werden, und will es hier werden, theure Miß, ſagte er ernſthaft . . .

Gerade in dieſem Moment trat die Commerzienräthin am Arm ihres Gemahls in den Garten; er hatte Angelica, ſie Herrn von Lehfeldt aufſuchen wollen — und ſo hatten Beide ſich auf dem Wege zuſammengefunden. — Als die Baroneſſe Herrn von Lehfeldt erblickte, wie er Angelica die Hand küßte, berührte ſie unwillkürlich mit raſchem, leiſem Druck den Arm ihres Gemahls: ein Zeichen, deſſen geheime Bedeutung Herr Wolſton ſehr wohl verſtand, auf das er aber dennoch keine andere Antwort hatte, als nur ein unmerkliches verächtliches Achſelzucken.

Die peinliche Scene der Vorſtellung zwiſchen Mutter und Tochter wurde nicht wenig erleichtert dadurch, daß ſie im Beiſein eines Fremden ſtattfand. Das Geſpräch wandte ſich, nach den erſten kühlen Begrüßungen, auch hier wieder auf den Vorfall, der begreiflicherweiſe überhaupt das Tagesgeſpräch des Dorfes bildete, für Gering wie Vornehm, auf den Auftritt mit dem Engelchen vor der Schenke. Herr von Lehfeldt enthielt ſich jedes Urtheils darüber und bedauerte nur den Schreck, den Angelica davon gehabt haben müſſe. Die Commerzienräthin dagegen ſtimmte ganz mit Herrn Wolſton überein, daß die Sache aufs Genaueſte zu unterſuchen ſei und alle Schuldigen aufs Strengſte zu beſtrafen. Nur darin wich ſie von ihm ab, daß, während er gern dem Meiſter die Schuld als Rädelsführer zugeſchoben hätte, ſie dagegen den Heiner, den verdorbenen Candidaten, am Meiſten beargwohnte. Ich bewundere überhaupt, ſetzte ſie, gegen Herrn Wolſton gewendet, hinzu, Ihre Langmuth, mein Gemahl, daß Sie einen ſo anerkannt nichtsnutzigen Menſchen nicht lieber ganz aus dem Dorf entfernen. Er iſt eine wahre Landplage für die ganze Gegend, der Menſch; bald iſt er hier, bald dort, bald hört man, er ſei im Gefängniß, wo gewiß ſein beſter Platz wäre, bald heißt es gar, er habe Hand an ſich ſelbſt gelegt — und immer wieder, kaum daß man denkt, man iſt den Unhold los, taucht er von Neuem auf. Er iſt wahnſinnig, es iſt wahr, und man muß Mitleid mit ihm haben: aber mein Mitleid fühlt ſich erkältet, wenn ich bedenke, daß dieſer Wahnſinn ſelbſt nur die Folge ſeiner ruchloſen Ausſchweifungen und Gottesläſterungen iſt. Ein Theolog urſprünglich und herabgeſunken zum Gottesläſterer

— o mein Himmel, es iſt ja entſetzlich, daß ein Menſch ſo ſinken kann!

Es iſt eben ein Vagabond, bemerkte Herr Wolſton trocken, und die haben es ſo an der Art, bald zu verſchwinden, bald wieder aufzutauchen; es iſt ein gutmüthiger Kerl bei alledem, und wenn unter Denen, die in dieſem Augenblick in der Kirche ſitzen, keine ſchlimmern wären, wollt' ich gern zufrieden ſein.

Die Baronin hatte keine Luſt für jetzt, auf dieſe Streitfrage weiter einzugehen; ſie nahm, mit geſchickter Wendung, Herrn von Lehfeldt bei Seite und ſetzte ihn des Genaueren von dem Auftrag in Kenntniß, den ſie dem Sandmoll ertheilt hatte.

Angelica benutzte dieſe Gelegenheit, ſich von der Geſellſchaft zu verabſchieden; ſie eilte auf ihr Zimmer, warf einige flüchtige Zeilen aufs Papier, durch welche ſie Julian in Kürze von dem Reſultat der Unterredung mit ihrem Vater unterrichtete, übergab das Blättchen ihrem Kammermädchen zur Beſorgung, ſobald Julian aus der Kirche zurückkäme, und trat dann, geſtützt auf die Erlaubniß des Commerzienrathes, ihren Weg zum Hauſe des Meiſters an.

Zehntes Kapitel.

Vor dem Hauſe des Meiſters.

Je näher Angelica dem verfallenen Hauſe des Meiſters kam, deſto lebhafter pochte ihr das Herz. Aber dieſes Herzpochen ſelbſt, wie verſchieden von jenem, mit dem ſie ihren Einzug in das prächtige Schloß ihres Vaters gehalten! Die Glocken läuteten eben den Gottesdienſt aus, und auch dieſer zufällige Umſtand trug nur dazu bei, die feierliche, erwartungsvolle Stimmung zu erhöhen, in welcher Angelica ſich befand. Es war ja der Geſpiele ihrer Kindheit, der Freund ihrer Jugend, der Einzige, den ſie neben ihrem Bruder gehabt hatte, den ſie wieder begrüßen ſollte! Wie viel Veränderungen waren in ihrem eignen Innern vorgegangen, wie viel neue Menſchen, neue Sitten, neue Anſichten hatte ſie kennen gelernt, ſeit ſie aus dieſem kleinen, traulichen Kreiſe geſchieden und er ſelbſt aufgelöſt war! Dieſe Armuth der Umgebung, dieſe, trotz der kirchlichen Feier, doch ſo unſaubern, ſo geräuſchvollen Gaſſen, dieſe engen, kleinen Stege, wie kam ihr das ſo anders vor, als damals, wo ſie ihre Mutter zum Krankenbett der armen Lene zu begleiten pflegte! Ob ſie wohl noch lebte, die arme Dulderin? und wie wohl Reinhold ſich inzwiſchen verändert hatte?

Denn nur wie ein Traum ſchwebte ihr das Abenteuer der geſtrigen Nacht noch vor. Sie hatte wohl gehört und hatte es ſich auch endlich wohl ſelbſt wieder vor die Seele gerufen, daß es Reinhold geweſen, dem ſie ihre Rettung verdankte: aber das Bild des Freundes ſelbſt, wie er am Wagenſchlag geſtanden und ſie mit kräftigem Arm und noch kräftigerem Wort vertheidigt, ſuchte ſie vergebens vor ihr Gedächtniß zurückzuführen. — Mit tiefer Rührung erkannte ſie die eigenthümliche Fügung des Schickſals, welche darin lag, daß gerade er bei jenem Auftritt zugegen geweſen, daß ſie gerade ihm ihre Befreiung aus jener ſo mislichen Lage zu verdanken hatte. Ja gern überredete ſie ſich ſelbſt, daß es nicht blos Schickſalsfügung geweſen, daß der werthe Jugendfreund vielmehr von ihrer Ankunft gewußt, daß er ſie erwartet habe, und daß es ihm auf dieſe Weiſe möglich geworden, zu ihrem Schutz herbeizueilen.

Aber um ſo ſchwerer auch fiel ihr die Undankbarkeit aufs Herz, die ſie ſich im Augenblick ihrer Rettung gegen ihn hatte zu Schulden kommen laſſen. Was er nur von mir denken muß, klagte ſie bei ſich ſelbſt: er muß ja denken, ich wäre ſtolz und thöricht geworden in der fremden Stadt und hätte meines wackeren Geſpielen vergeſſen! — Und darum nahm ſie ſich auch vor, doppelt freundlich gegen ihn zu ſein und das alte Freundſchaftsband mit doppelter Herzlichkeit wieder anzuknüpfen.

Eben, als Angelica an der Schenke vorüberging, ſtand die dicke Wirthin in der Thür; ſie hatte ſchon lange darauf gewartet, Jemand aus dem Schloß zu ſehen. Denn die Neugier ſtieß ihr faſt das Herz ab.

Ah ſo, ſagte ſie, als ſie das Engelchen den Weg zum Hauſe des Meiſters nehmen ſah: das Ding geht ja vortrefflich. Ja nun freilich, wenn ſolch eine junge Dame mit Federhut und ſeidenem Schleppkleid kommt, da freilich wird der alte Griesgram wol freundlicher ſein können…

Nämlich ſie ſelbſt, in aller Frühe, war ebenfalls ſchon in der Wohnung des Meiſters geweſen; ſie hatte ihm das Geld überbringen wollen, welches der tolle Heiner zu dieſem Zweck bei ihr zurückgelaſſen. Der lange Karrenſchieber zwar, der trotz des Sonntagmorgens ſchon wieder im Wirthshaus ſaß, hatte gemeint, das wäre eine ganz überflüſſige Mühe, und ſie möchte doch nicht ſo ſündhaft umgehen mit dem wackern Bischen Geld. Wenn er wäre wie ſie, würde er es dem rothen Konrad bei der Verzehrung allmälig in Abrechnung bringen oder auch dem Vagabonden ſelbſt; dem armen nüchternen Narren, dem Meiſter, thäte es ja doch kein Gut.

So ſehr die Wirthin in dieſem letzteren Punkt auch einverſtanden war, ſo erlaubte die Ehrlichkeit, die ſie bei alledem beſaß, ihr dennoch nicht, dem Rathſchlag zu folgen und dem Gelde eine andere Beſtimmung zu geben, als der tolle Heiner ihr aufgetragen: wobei wir es unentſchieden laſſen, wie viel Antheil an dieſer

Ehrlichkeit die Furcht vor dem Jähzorn des Wahnſinnigen hatte.

In der That jedoch war es richtig ſo gekommen, wie ihr der Karrenſchieber vorausgeſagt. Der Meiſter, noch in fieberhafter Aufregung durch die Ereigniſſe der letzten Tage, hatte ſich durch ihren Antrag aufs Tiefſte gekränkt gefühlt; wie arm freilich, ſo arm, um die Almoſen der Bettler und Wahnwitzigen anzunehmen, ſei er doch noch lange nicht, noch werde er es jemals ſein. Auch möge er kein Geld, das der Spielteufel zuſammengekehrt, und an dem die Verzweiflung Derer hafte, die es verloren.

Auch Margareth, an welche die Wirthin ſich demnächſt gewendet, war zur Annahme des Geldes nicht zu bewegen geweſen: und ſo hatte die Wirthin es wieder mit ſich nehmen müſſen, ſowohl zu ihrem lebhaften eigenen, als auch zum ſtillen Verdruß des rothen Konrad. Nach der Verſöhnung jedoch, die ſo eben erſt zwiſchen ihm und Margareth ſtattgefunden, durfte er ſich nichts davon merken laſſen und ſchluckte alſo, ſtatt andern Frühſtücks, ſeinen Aerger ſtumm herunter.

Daher alſo dieſe Empfindlichkeit der Wirthin, mit der ſie das Engelchen vorübergehen ſah. Gleichwohl, als Angelica ſie nach ihrer freundlichen Art begrüßte, konnte auch ſie dem Zauber des holden Kindes nicht widerſtehen; halb geſchmeichelt und halb noch voll Groll, unter tiefen Knixen, indem ſie eiligſt den Schürzenzipfel in die Höhe ſteckte:

Ein Engelchen iſt ſie, das iſt wahr, brummte ſie vor ſich hin, aber leiden kann ich ſie doch nicht...

Ueberhaupt befand die gute Frau Wirthin ſich heut nicht in der roſigſten Stimmung. Sie hatte ſich nicht wenig darauf gefreut, mit den beiden Gäſten aus der Stadt, die ſie geſtern ſo ſpät noch bekommen, recht ein Erkleckliches zu ſchwatzen, und die Sonne ihrer wirthſchaftlichen Majeſtät recht vor ihnen leuchten zu laſſen. Allein, allein, wie zwiſchen den Leuten am Abend und den Leuten am Morgen wohl öfter ein gewaltiger Unterſchied iſt, ſo waren auch dieſe beiden geſtern Abend ſo artigen, ſo geſprächigen Herren heute früh wie ausgetauſcht. Der Junge, Blaſſe, der Maler, wie die Wirthin richtig herausgekriegt, war ſchon ziemlich zeitig auf Beſuch gegangen, und auch der Andere, der Dicke, Vergnügliche, der ihr geſtern ſo tapfer zugehört, hatte ihr heut kaum fünf Minuten Stand gehalten, ſo eilig hatte er es gehabt, ſeinem Gefährten nachzukommen.

Und richtig, was das Allertollſte war und ſie am Allermeiſten ärgerte: alle Beide waren ſpornſtreichs gelaufen — wohin? in das Haus des Meiſters!

Das konnte nun, wie die Wirthin ſich ſogleich berechnete, Niemand anders gelten, als der ſchwarzäugigen Margareth, dem Kalkgeſicht, von dem ſie gar nicht begriff, was nur die Männer davon haben könnten, noch dazu ſolche vornehme Herren aus der Stadt, die ſollten es doch beſſer gewohnt ſein und mehr Geſchmack haben . . .

Aber auch unſer behaglicher Florus ſelbſt war ein wenig verdutzt geweſen, als er, nach verſchiedenen abſichtlichen Um- und Seitenwegen, endlich glücklich vor das Haus des Meiſters getrippelt kam — und wer ſtand in der Thür? und zählte dem Meiſter Geld in die hagere Hand? und ſprach von den neuen Beſtellungen, die er ihm aufgegeben? Herr von . . . Nein, bei Leibe nicht: Maler Schmidt, meinte Herr Florus.

Allein ob nun Herr von Lehfeldt oder Maler Schmidt, es ärgerte ihn immerhin abſcheulich, ſich in ſeinen beſten Einfällen ſo von einem Andern überholt zu ſehen. Denn gerade daſſelbe hatte Herr Florus ja auch thun wollen!

Unſere Leſer werden den guten Herrn Florus hoffentlich bereits hinlänglich kennen gelernt haben, um nichts Ueberraſchendes in dieſem Vorſatz zu finden, ſo ſehr derſelbe auch mit dem, was er bei dem Abenteuer des Engelchen geäußert hatte, in Widerſpruch ſtand. Dieſer Widerſpruch war gerade eben die Natur des vortrefflichen Mannes: er verſchwor regelmäßig, was er eben in Begriffe ſtand zu thun, und that, wogegen er ſelbſt noch den Augenblick zuvor aufs Lebhafteſte geeifert hatte. Nur daß dieſer Widerſpruch bei ihm mit ſo viel drolliger Unbefangenheit gepaart war, daß derſelbe wirklich alles Anſtößige dadurch verlor und nur noch als eine ergötzliche, ja liebenswürdige Schwäche erſchien. — Je mehr Herr Florus über die nächtliche Scene nachgedacht, je mehr war ſeine natürliche Weichherzigkeit in ihm hervorgetreten. Er ſtellte ſich gern hart und that, als ob er für nichts in der Welt Sinn hatte als für gutes Eſſen, gutes Trinken und allenfalls noch gute Cigarren und ein gutes Ecartéchen. In Wahrheit aber war er der weichherzigſte und wohlthätigſte Menſch, der Niemand ungetröſtet leiden ſehen konnte.

Dazu nun kam noch, daß er hier irgend einen vortrefflichen poetiſchen Stoff, irgend eine intereſſante abenteuerliche Verwicklung merkte. Die Erfindung war, wie bei den meiſten heutigen Poeten, ſeine ſtarke Seite nicht, und wenn er behauptete, in dieſe Gegend gegangen zu ſein, nicht blos der ärztlichen Verordnung halber, ſondern auch um Stoffe zu ſuchen für ſeine erſchöpfte Phantaſie, ſo war das nicht halb ſo übertrieben, als er ſelbſt es gern darſtellte.

Und endlich und zuletzt traf auch die Vorausſetzung der Wirthin bei Herrn Florus aller dings ein: er, der ſeinen Worten nach ſolch bitterer Weiberverächter, konnte gleichwohl in Wahrheit keiner Schürze widerſtehen, er befand ſich im Gegentheil in einer fortwährenden Verliebtheit, wenn auch freilich alle Tage in einer andern und immer nur einer höchſt platoniſchen. Auch die Augen der bleichen Margareth hatten es ihm angethan...

Voll Verdruß, von ſeinem Reiſegefährten ſo überholt zu ſein, kehrte er unbemerkt wieder um, lief hierhin und dorthin, guckte bald dieſem, bald jenem Mädchen ins Geſicht, ging zuletzt ſogar vor Langerweile ein Viertelſtündchen in die Kirche — und fand ſich endlich doch richtig wieder vor der Wohnung des Meiſters, gerade in dem Moment, da Angelica darauf zugeſchritten kam.

Auch Herr Florus war ein alter Bekannter Angelica's, man hätte ſogar ſagen können, ein alter Anbeter, wäre nicht die Art und Weiſe, wie Herr Florus anzubeten pflegte, wirklich ein wenig zu oberflächlich geweſen. Das junge muntere Mädchen hatte an dem ſchwerfälligen, drolligen Poeten tauſend Spaß, und da Herr Florus, zu vielen Gebrechen, auch die ſeltene Tugend beſaß, ſich mit vielem Anſtand und vieler wirklicher Liebenswürdigkeit aufziehen zu laſſen, beſonders von jungen hübſchen Mädchen, ſo war das Verhältniß zwiſchen Beiden in der That ein höchſt ergötzliches und anmuthiges.

Nun, da ſieht man es ja gleich wieder, rief das Engelchen ihm lachend entgegen, wie Recht der Dichter hat: Nimmer, das glaubt mir, kommen die Götter, nimmer allein — kaum daß ich die Kunſt der Malerei begrüßt habe, ſo wandelt hier leibhaftig, in gewohnter, angenehmer Fülle, auch die Dichtkunſt vor meinen uberraſchten Augen! Sie ſind doch mit dem Herrn — Maler Schmidt gekommen, nicht wahr, liebſter Freund?

Wie? was? Maler Schmidt? brummte der verdutzte Dichter. Alſo Sie wiſſen auch ſchon? Nun ja, meinetwegen, Maler Schmidt — hören Sie, fuhr er fort, indem er noch immer in einiger Verlegenheit ſeine neue Brille bald ſo, bald anders rückte, das war ja eine ganz verwünſchte Geſchichte geſtern, meine Gnädigſte, in der Sie ſteckten? Ich habe es Alles mit angeſehen, ja, von Anfang an, und ich wäre Ihnen ganz gewiß auch ſogleich zu Hilfe gekommen, hätte nicht der Maler Schmidt — ach dummes Zeug, unterbrach er ſich ſelbſt, ärgerlich über die Lüge, in die er ſich eben verhaſpeln wollte, und die viel zu unwahrſcheinlich war, um bei irgend Jemand, der Herrn Florus kannte, Glauben zu finden: ich weiß gar nicht, was das in dem vertrackten Neſte hier iſt, Alles geht Einem der Quere, ſelbſt die Worte im Munde, und ich danke ordentlich Gott, daß ich Ihnen begegnet bin, theure

Miß: es iſt das erſte honette Geſicht, das ich hier noch zu ſehen kriege, wahrhaftig, das iſt es.

Sie kommen auch wohl, fuhr er fort, indem er auf die Wohnung des Meiſters deutete, ſich bei dem jungen Schlingel, Ihrem Retter von geſtern, zu bedanken? Nun, das wollte ich juſt eben auch — ein beneidenswerther Schlingel das, auf Ehre! hat eine Beredtſamkeit, einen Geſtus — wer ſollte das bei ſolcher Art Leuten ſuchen? Aber ich habe es mir gemerkt, ja, wörtlich gemerkt, und bringe es vor mit Nächſtem auf dem Theater, Sie ſollen ſehen, theure Miß, die Wirkung —! Aber kommen Sie, ſchöne Miß, ich war, wie geſagt, auch eben auf dem Wege, dem jungen Helden meine Reverenz abzuſtatten. Denn Sie wiſſen ja doch, daß die ſchöne Angelica keinen ehrerbietigern, treuern Verehrer hat, als mich, und werden es daher vollkommen in der Ordnung finden, daß ich ſogleich geeilt bin, Ihren Retter aufzuſuchen?

Und wirklich, bei der Schüchternheit und dem Ungeſchick, welche Herrn Florus im Umgang mit der ſogenannten niedern Klaſſe eigenthümlich waren, und über die ſich Niemand mehr ärgerte, als er ſelbſt, ohne ſie gleichwohl ablegen zu können, war es ihm höchſt angenehm, an dem Engelchen gleichſam einen Empfehlungsbrief, ja einen Schutz zu finden, mit dem er ſich in das Haus des Webers und in die Nähe der ſchwarzäugigen Margareth einſchmuggeln konnte.

Viel weniger Freude hatte das Engelchen ſelbſt an dieſer unvermutheten Begleitung, ſo gut ſie Herrn Florus im Uebrigen auch leiden mochte; es lag ihr ſehr daran, das erſte Geſpräch mit der Familie des Meiſters, und namentlich mit Reinhold, ungeſtört und ohne fremde Zeugen zu führen.

Dennoch erlaubten theils ihre Gutmüthigkeit, theils auch eine gewiſſe Verlegenheit ihr nicht, die angetragene Begleitung abzulehnen. Auch tröſtete ſie ſich damit, daß das ihr wohlbekannte fahrige Weſen des Poeten ihn wohl bald wieder fortführen oder auch in eine Unterhaltung mit irgend einem Dritten verwickeln würde, in Folge deren es ihr möglich wäre, Reinhold allein und unbemerkt zu ſprechen.

Elftes Kapitel.

Angelica und Reinhold.

Angelica's Berechnung erwies ſich als richtig. Zwar den Meiſter ſelbſt trafen ſie gar nicht zu Hauſe; er hatte ſich mit dem kaum empfangenen Gelde ſofort und trotz des Sonntags aufgemacht, neues Garn und andere Vorräthe einzukaufen, dergleichen die Beſtellung des fremden Herrn, der heute früh ſo unerwartet, als ſolch ein rettender Bote des Himmels bei ihnen erſchienen war, erforderte. Auch hatte er nicht unterlaſſen, einen Theil des Geldes zur Abzahlung ſeiner Steuerſchuld zurückzulegen.

Der Eindruck jenes unvermutheten, für die

Familie des Meiſters ſo wichtigen Ereigniſſes ſchwebte noch auf den ſonſt ſo bleichen, kummervollen Geſichtern, als das Engelchen eintrat; man kann leicht denken, daß die Erſcheinung des holden Mädchens ſie nicht eben trüber machte. Margareth, über die heut ein ganz beſonderer Glanz ſtiller Seligkeit gegoſſen war, wollte ihr laut weinend die Hand küſſen: O, rief ſie, nun iſt ja alles wieder gut, nun iſt ja auch unſer Engelchen wieder da!

Tief gerührt ſchloß Angelica ſie ans Herz. Am allerſtärkſten aber war die Freude des Wiederſehens bei der kranken Lene. Sie ſaß hoch aufrecht im Bett, bemühte ſich vergebens ihrer Freude Worte zu geben, konnte nur die dürren Arme weit vorſtrecken und winken, und ach, ſo innig ſchmerzlich winken…

Ich wußte es ja, flüſterte ſie ganz leiſe, da Angelica ſich auf den Rand ihres ärmlichen Bettes niedergeſetzt hatte und ihr mit liebenden

Worten zuſprach: ich wußte ja, daß ich nicht ſterben durfte, bevor das Engelchen wieder da wäre — o, ich habe dir noch viel, viel zu ſagen, du holdes Engelchen, und dann will ich auch gern ſterben, wie gern! . . .

Für Herrn Florus inzwiſchen gab es zwiſchen dieſen einfachen vier Wänden ſo viel Neues und Merkwürdiges zu ſehen. Es war ſo ſehr das erſte Mal, daß ſein Fuß eine derartige Wohnung überhaupt betrat, dieſe ärmlichen Geräthſchaften, dieſer Webſtuhl, dieſe bleichen, verkümmerten Menſchen, bis hinunter zu dieſem blödſinnigen Großvater, an dem er ſich nun vollends nicht ſatt ſehen konnte — das Alles war ihm ſo intereſſant, ſo merkwürdig, daß er, wie man zu ſagen pflegt, aus einer Verwunderung in die andere gerieth und ſogar (es klingt unglaublich, entſprach aber dem Charakter des Poeten vollkommen) die ſchwarzäugige Margareth vollſtändig darüber vergaß, beſonders ſeitdem er in ſeinem Umherſtöbern und Schnopern auch auf die andere Seite des Hauſes gekommen war, und ſich hier mit dem rothen Konrad, der dem närriſchen fremden Herrn alsbald ſeine Schwäche abmerkte, in eine lange, lange Unterhaltung vertieft hatte, über Weberei, Armuth, Landleben, und was ſie Mittags äßen und wo ſie im Winter ſchliefen, und warum ſie es ſich denn gar nicht ein bischen behaglicher in ihrer Wohnung machten, die vier nackten weißen Wände, das wäre ja nicht ein bischen gemüthlich, und er, Herr Florus, könne gar nicht begreifen, wie nur ein Menſch darin aushalten könne ...

Während dieſer Unterhaltung, die ſchließlich damit endete, daß der gerührte Florus dem ſchlauen Konrad einiges Geld in die Hand drückte, gewann Angelica die erwünſchte Gelegenheit, mit Reinhold unter die Hausthür zu treten und, in geflügelter Eile, die langerſehnten traulichen Worte zu ihm zu ſprechen.

Zwar im Grunde des Herzens hatte ſie nicht übel Luſt, das Wiederſehen, ſtatt, wie es ihre Abſicht geweſen war, mit Gruß und Dank, vielmehr jetzt mit einer kleinen Strafpredigt zu begehen: ſo hölzern, däuchte ihr, war Reinhold's Benehmen, ſo kühl hatte er ihr herzliches Willkommen, ſo ungeſchickt und linkiſch ihre innige Dankſagung erwidert.

Als ſie jedoch jetzt mit dem theuren Jugendgefährten wieder zuſammenſtand auf derſelben Stelle, wo ſie ſo manches Mal als Kinder zuſammen geſpielt, als ſie ihm wieder in die lichten braunen Augen ſchaute, die, bei aller Kälte, welche in Reinhold's übrigem Weſen lag, ſie gleichwohl ſo treu, ſo gut anſchauten, als auch hier wieder die ganze Erinnerung vergangner, glücklicher Zeiten zugleich mit dem Bewußtſein ihrer gegenwärtigen ſorgenvollen Lage ſie überkam: ſo vermochte ſie ihren Vorſatz nicht auszuführen und mußte, mitten unter ihren Thränen, ihn dennoch anlächeln.

Nun, wie du auch biſt, Reinhold? ſagte ſie, indem ſie ihn mit kindlicher Vertraulichkeit bei beiden Händen faßte: Alle freuen ſich, daß das Engelchen wieder da iſt, und blos du nicht? Biſt du mir böſe, wie? daß ich dich geſtern nicht gleich erkannt und dir nicht gleich meinen Dank geſagt habe für deinen Beiſtand? Ach, guter Reinhold, ich that wohl ſo, als ob ich tapfer wäre: aber wenn du wüßteſt, wie ich mich innerlich geängſtigt habe …

O, böſe, erwiderte Reinhold verlegen, indem er ſeine Hände ſanft losmachte: wie wäre denn nur ein Tropfen Bluts in meinem Herzen, der böſe ſein könnte auf das Engelchen? Aber verzeihen Sie, gnädigſtes Fräulein, Sie ſind jetzt eine große, vornehme Dame, es ſchickt ſich nicht mehr —

Wirklich ſahen ſie auch, wie die Wirthin mit noch einer andern Frau vor der Schenke ſtand und ſpöttiſch zu ihnen herübergeſticulirte; es war daſſelbe ältliche dicke Frauenzimmer, deſſen Kind Reinhold unter den Pferden hervorgeriſſen und das durch ihre unmütterliche Sorgloſigkeit die Veranlaſſung gegeben hatte zu dem ganzen Abenteuer.

Angelica fühlte ſich wie von Blut übergoſſen. In ihrer Kindereinfalt hatte ſie an jene Rückſichten, welche Geſellſchaft, Rang, Reichthum, Verhältniſſe aller Art zwiſchen ſie legten, auch nicht im Entfernteſten gedacht; ja es kränkte ſie beinahe von Neuem, daß Reinhold, der, meinte ſie im Stillen, ſich noch viel eher darüber hinwegſetzen konnte, dieſelben zuerſt in Erinnerung brachte. Dennoch konnte ihr klarer, ruhiger Verſtand nicht umhin ihm Recht zu geben; raſch zog ſie die Hand zurück.

Sie haben Recht, Reinhold, es ſchickt ſich nicht, ſagte ſie, und ich danke Ihnen, daß Sie mich zurecht gewieſen — ach, ich ſehe wohl, es iſt eben Alles anders geworden ſeitdem, und auch wir haben, fürchte ich, unſere guten Zeiten gehabt...

Dieſe Klage, entgegnete Reinhold, indem ein eigenthümliches, faſt bittres Lächeln um ſeine Lippen ſpielte, hätte ich nirgend weniger als vom Munde des gnädigen Fräuleins erwartet: Sie haben ſo viel Schönes erlebt in dieſer Zeit, ſo viel Vortreffliches geſehen und gelernt, der Reichthum Ihres Herrn Vaters iſt ſo gewachſen, das Schloß, wie ich höre, iſt noch ſo viel prächtiger geworden als ehedem, Ihre Ankunft im Schloß zieht gleich am erſten Tage ſo viel fremde Gäſte herbei, daß ich meinen ſollte, die glücklichen Zeiten für Sie, gnädiges Fräulein, gingen erſt recht an.

Verwundert, dennoch ruhig, blickte Angelica zu ihm empor. Iſt das, ſagte ſie, unſer Freund

Reinhold, der zu mir ſpricht? Ach, armer Reinhold, wie böſe muß es Ihnen gegangen ſein, daß Ihr Herz hat ſo krank werden können?

Die Reihe des Erröthens war jetzt an Reinhold. Ich habe um Verzeihung zu bitten, ſagte er, wenn ich durch ein ungeſchicktes oder übelgewähltes Wort das gnädige Fräulein beleidigt habe; das gnädige Fräulein mag daraus nur ſehen, wie raſch die Hand des Elends den Schimmer jener Bildung von mir abgeſtreift hat, die ich mir einſt in Ihrem Hauſe, in Ihrer Geſellſchaft erwerben durfte — glauben Sie mir, gnädiges Fräulein, ſie iſt ſchwer, ſehr ſchwer, die Hand des Elends...

Erſt bei dieſen Worten und auch jetzt mehr unwillkürlich als abſichtlich blickte Angelica um ſich, und wurde jetzt erſt all dieſe Zeichen tiefſten Verfalles und bitterſter Armuth gewahr, die aus jedem Winkel dieſes Hauſes, jeder Miene ſeiner Bewohner ſprachen.

O, ſagte ſie raſch, dies muß geändert werden; armer Meiſter! armer Reinhold!

Daß ſie dieſer Familie kein Almoſen bieten konnte, gerade ſie am Wenigſten, das fühlte das junge Mädchen Augenblicks, und darum machte ſie auch keinen Verſuch, keine leiſeſte Andeutung dazu. Aber ebenſo raſch ſtand auch der Entſchluß in ihr feſt, die Dauer ihres Aufenthaltes im Dorf zu benutzen zu Begründung irgend welcher Einrichtungen und Anſtalten, durch welche dieſem Elend in einer zweckmäßigen und nachhaltigen Weiſe könne abgeholfen werden. Und zwar nicht blos dem Elend des Meiſters allein: im Hauſe des Profeſſors waren Gegenſtände dieſer Art oft und gründlich durchgeſprochen, die zweckmäßigſten Mittel, durch Erweckung eigener geregelter Thätigkeit dem Elend der Armen und Nahrungsloſen abzuhelfen, mannigfach geprüft worden; ſogar Angelica ſelbſt hatte bereits an verſchiedenen derartigen Vereinen

Antheil genommen und ſich nur deshalb wieder davon zurückgezogen, weil ſie gefunden, daß es bei der Mehrzahl dieſer Vereine weit mehr auf die Eitelkeit der Unternehmer, als wirklich auf das Bedürfniß der Armen abgeſehen war. So ſchien es, beſonders indem ſie ſich an das eben ſtattgefundene Geſpräch mit Herrn von Lehfeldt erinnerte, ihrer leichtbewegten Phantaſie denn allerdings ein Kleines, in Verbindung mit dem überlegſamen, praktiſchen, vielgewandten Lehfeldt, Mittel aufzufinden, durch welche die Armuth dieſer Bevölkerung überhaupt gelindert würde. Welchen Widerſtand Pläne dieſer Art bei ihrem Vater finden mußten, und wie wenig, nach der ausdrucklichen Erklärung deſſelben, gerade im Umkreis ſeiner Autorität der Ort war, ihre wohlwollenden, humanen Ideen zu verwirklichen, daran freilich dachte das gute Kind nicht . . .

Reinhold inzwiſchen hatte den Faden des

Geſprächs wieder aufgenommen. Seien Sie überzeugt, ſagte er, gnädiges Fräulein, daß ich das Glück, das unſerm Dorfe und jetzt nun gar unſerm armen Hauſe durch Ihre Rückkehr widerfährt, ſo tief empfinde, wie irgend Einer, und daß alle die Jahre Ihrer Entfernung her kein Morgen geweſen iſt und kein Abend, daß ich nicht den innigſten Segen des Himmels herabgefleht habe auf Sie und Julian, den theuren Julian, meinen wie Ihren Bruder.

Wol öfters, fuhr er mit trübem Lächeln fort, habe ich, trotz des Verbotes von Ihrem Herrn Vater und trotz des Kummers, den ich den Meinen damit machte, mich in die Nähe des Schloſſes geſchlichen, und habe emporgeſehen zu den Fenſtern, ob ich nicht irgendwo das Antlitz meines Freundes erblicken könnte — ach, ich fürchte, er iſt krank, noch kränker als ehedem: denn ſchon ſeit Langem bin ich keine Spur mehr von ihm gewahr geworden!

Heiße Thränen tropften aus Angelica's ſchönen Augen. Sie vermuthen recht, ſagte ſie, theurer Reinhold, mein armer Bruder iſt in der That kränker als je, ſehr krank, fürchte auch ich. Aber in Ihre Hand wird es gegeben ſein, ihn zu heilen und ihm den Muth und die Freude wieder zu bringen, deren Mangel ihn eben krank macht.

Muth und Freude? wiederholte der junge Webersſohn bitter: Sie reden von Dingen, gnädiges Fräulein, die ich unmöglich Jemand mittheilen kann, weil ich ſelbſt ſie nicht mehr beſitze. Hätten Sie erlebt, ja könnten Sie ahnen in Ihrem klaren glücklichen Sinn, was ich erlebt ſeit Jahren, wären Sie auf wenige Tage nur Zeuge geweſen oder dürften Sie es nur jemals ſein — denn Gott behüte mich, daß ich Ihr reines frohes Leben trüben ſollte mit dem Anblick ſolcher Schatten —! von dem Trauerſpiel, das ſich ohne Aufhören, ohne Aenderung, alle Tage, alle Nächte, abwickelt zwiſchen dieſen Mauern; ſähen Sie die Jammergeſtalt dieſes zum Kind, ja unter das Kind herabgeſunkenen Greiſen, der bei alledem nicht ſterben kann; ſähen Sie das langſame qualvolle Hinſcheiden meiner armen Tante; ſähen Sie dieſe Verzweiflung meiner unglücklichen Schweſter, dieſe faule Nichtswürdigkeit meines Schwagers; ja hätten Sie nur meinen Vater geſehen, nur ein Mal, ein einziges Mal, in einem Augenblick wie geſtern …

Der junge Mann verſtummte. Auch Angelica, aufs Tiefſte erſchüttert, wagte nicht die traurige Stille zu unterbrechen.

Erſt nach einer längern Pauſe fuhr Reinhold fort:

Sie werden meine Muthloſigkeit ſchelten, gnädiges Fräulein, Sie werden verwundert fragen, wo mein ehemals ſo heiterer Sinn, meine ſonſt ſo kühnen Hoffnungen, meine Pläne und

Träume geblieben ſind. Ich thue es auch, ich ſchelte und frage mich ſelbſt: aber ich finde doch keine andere Antwort, als daß man Muth und Hoffnung und Leben nicht ſuchen darf bei — den Todten. Wir ſind todt, alleſammt, gnädiges Fräulein, wie dieſe Hütte uns hier umſchließt: todt, hingewürgt von dem Verhängniß der Zeit, gegen das mein Vater ſich vergebens auflehnt und das die Thätigkeit, zu der wir erzogen ſind, nun einmal nicht mehr haben will. Auch ſind wir es ja nicht allein: noch Hunderttauſende unſerer Brüder ſind ja in derſelben Lage, ich ſehe das ſehr wohl ein, und ſehe auch ein, daß es gar nicht anders ſein kann, daß wir die unerläßlichen Opfer ſind, ſein müſſen für die neue Zeit, die neue Weltordnung, die über unſerm Lande emporſteigt. Ihr Herr Vater mit ſeinen Maſchinen hat doch Recht, und nur wir ſelbſt tragen die Schuld unſeres Unterganges. Aber Sie werden auch von einem

Sohne, deſſen Gehorſam das Einzige iſt, womit er das kummervolle Leben ſeines Vaters noch erheitern kann, nicht verlangen, daß er ſoll klüger ſein wollen als der Vater, und ſoll ſich dem Verhängniß entziehen, das über jenen unrettbar geworfen iſt. Betrachten Sie uns denn als Geſtorbene, theures Fräulein, und wenden, o wenden Sie, deren ganzer Anblick nur Luſt und Leben athmet, die Sie von Gott berufen ſind, Freude und Glück zu verbreiten überall, wo Sie erſcheinen — wenden Sie Sich ab von dieſem Hauſe der Todten, vergeſſen Sie uns, wie man die Todten vergißt, vergeſſen muß . . .

Nein, nein, rief Angelica, von Schmerz überwältigt, Sie ſollen leben, Reinhold! leben und glücklich ſein, ja Glück und Leben verbreiten!

Und mit geflügelten Worten (denn ſchon hörte ſie, wie auch Herr Florus wieder in Anzug war: derſelbe hatte ſich endlich auch der ſchwarzen Margareth wieder erinnert, ohne jedoch das gehoffte Glück bei ihr machen zu können, im Gegentheil, ſie hatte ihn ſehr kalt und ſtill abfallen laſſen) erzählte ſie in Kürze die Unterredung, welche ſie in Betreff Julian's mit dem Commerzienrath gehabt hatte. Sie deutete auf die Möglichkeit hin, daß Reinhold der Eintritt in das Schloß wieder geſtattet würde, und bat ihn dringend, ſich für dieſen Fall ihrem Bruder, für deſſen Wiederherſtellung, körperliche wie geiſtige, ſie ſo viel davon hoffe und deſſen Sehnſucht nach ihm ſo unüberwindlich ſei, nicht zu entziehen.

Wieder indeß hatte ſie den Schmerz, daß etwas, deſſen bloßer Gedanke ſie ſchon vor Freuden ſchwindeln gemacht hatte, von Reinhold vielmehr mit mistrauiſcher Kälte zurückgewieſen ward.

Sie vergeſſen, ſagte er, gnädiges Fräulein, daß ich nicht freiwillig aus dem Hauſe Ihres

Herrn Vaters geſchieden bin, ſondern gezwungener Weiſe, und nach einer Behandlung, welche mir den längeren Aufenthalt daſelbſt unmöglich machte. Ich bin nur ein armer, elender Menſch, ein verhungernder Weber, weiter nichts, und die Bedienten Ihres Herrn Vaters dünken ſich, nicht mit Unrecht, große Herren gegen mich. Gleichwohl, ſo niedrig ich bin, habe ich doch meine Ehre, gnädiges Fräulein, meine Ehre …

Und indem er dies Wort Ehre wiederholte, funkelte ſein Auge ſo männlich, ſo tapfer, daß Angelica, ſo ungern ſie ſeine Weigerung übrigens auch hörte, ihm dennoch nicht gram ſein konnte.

Dieſe meine Ehre, fuhr der Weberſohn fort, geſtattet mir nicht, Ihren Antrag anzunehmen; es iſt eine Sache, welche eine Dame vielleicht nicht ſo nachempfinden kann, aber genug, ich empfinde ſie.

Ja, ſagte Angelica ſchmollend, und da

von, daß mein armer Bruder über Ihrem Ehrgefühl zu Grunde geht, empfinden Sie nichts …

Wohl, erwiederte Reinhold, nach einigem Bedenken: wäre dieſer Grund der einzige, ich würde ihn dem Wunſche Ihres theuren Bruders und — Ihrem eignen, gnädiges Fräulein, vielleicht zum Opfer bringen. Aber bedenken Sie, daß weder mein Wille allein noch ſelbſt auch der Wille Ihres Herrn Vaters die Entſcheidung geben kann: ſondern daß auch mein Vater eine Stimme hat in dieſer Sache. Nach Allem, was ich über das Verhältniß zwiſchen dem Herrn Commerzienrath und meinem Vater weiß, und was allerdings bis auf dieſe Stunde nicht ein Buchſtabe mehr iſt, als alle Welt weiß, zweifle ich ſehr, daß es möglich ſein wird, jemals die Einwilligung meines Vaters zu Ihrem Plane zu erhalten.

Angelica machte allerhand Vertröſtungen, mehr freilich ſich ſelbſt als Reinhold zu überreden. Reinhold zauderte.

Geſtatten Sie mir, gnädiges Fräulein, ſagte er endlich, dieſe Sache, noch bevor mein Vater irgend etwas davon erfährt, mit unſerm gemeinſchaftlichen Freunde, meinem theuren Jugendlehrer Leonhard zu beſprechen. Das Unglück, in welchem derſelbe ſich befindet, hat ſeinen Blick nur noch einſichtiger, noch milder gemacht. Auch wiſſen Sie ja, wie ſehr er Ihrem Bruder, wie ſehr er Ihnen ſelbſt, wie ſehr er uns Allen zugethan iſt; er kennt alle Verhältniſſe, alle Rechte und auch alle Pflichten: was er mir räth, dem will ich folgen und weiß zum voraus, theures Fräulein, daß auch Sie damit einverſtanden ſein werden.

Angelica wußte dieſem Vorſchlage nichts entgegenzuſetzen; ſie nahm nur noch Abrede, daß Reinhold, wenn möglich, noch heut mit Leonhard ſprechen ſollte, und verließ ſodann, von dem Poeten begleitet, die Wohnung des Meiſters.

Zwölftes Kapitel.

Die Berathung.

Das armſelige Hirtenhaus vor dem Dorfe, das dem Schulmeiſter Leonhard zum einſtweiligen Aufenthalt diente und wo ſonſt kaum ein Laut gehört ward, als nur Seufzer und unterdrückte Thränen, hallte am Nachmittag dieſes Tages wieder von lautem, luſtigem Geſang, von Scherzen und Flüchen.

Nämlich der tolle Heiner, mißvergnügt darüber, daß der Meiſter die Annahme ſeines Geldes verweigert, und feſt entſchloſſen, wie er einmal war, es für ſich nicht zu behalten, hatte demſelben keine beſſere Verwendung geben zu können geglaubt, als daß er es dem Schulmeiſter überbrachte. Es war dies auch eine jener Grillen, durch welche die Zerrüttung ſeines Hirns ſich kund gab: geſtern noch hatte er ſich aufhängen wollen, weil er zu arm ſei — und heute lief er den Leuten ordentlich nach und ſuchte, an wen er ſein Geld verſchenken konnte.

Auch die Form des Geſchenkes war, für dieſe Verhältniſſe wenigſtens, abenteuerlich und verkehrt, wie eben nur der tolle Heiner ſie erdenken konnte. Denn da er vorauswußte, daß auch der Schulmeiſter, der an Stolz und Zartgefühl dem Meiſter wahrlich nicht nachſtand, das baare Geld von ihm ganz gewiß nicht annehmen würde, ſo hatte er allerhand Einkäufe dafür bei der Wirthin gemacht: Einkäufe, bei denen er weit mehr ſeinen Geſchmack und ſeine Neigung zu Rathe gezogen, als die Neigung und das Bedürfniß des Schulmeiſters. Das heißt alſo, außer einigen Broden und Fleiſchwaaren, hauptſächlich Wein und Branntwein. — Zur Steuer der Wahrheit müſſen wir jedoch hinzuſetzen, daß dieſer unpaßliche Einfall nicht ganz aus dem verbrannten Hirn des Bettlers allein hervorgegangen: ſondern auch die Wirthin und ihr Stammgaſt, der Karrenſchieber, hatten darauf zugeredet, jene aus Gewinnſucht, dieſer aus natürlicher Querköpfigkeit, um nicht zu ſagen Schadenfreude.

Mit dieſer ſeltſamen Fracht beladen, war der tolle Heiner denn alſo in dem Schulmeiſterhauſe erſchienen; es hatte ihn nicht wenig überraſcht, ſtatt der Freude, welche er mit ſeinen Geſchenken hervorzurufen gedacht hatte, ſowohl vom Schulmeiſter, wie namentlich von der Schweſter deſſelben, Anna, mit Verlegenheit, ja mit Vorwürfen empfangen zu werden. In der That gehörte die ganze Tollheit eines Verrückten oder die ganze ſchmutzige Berechnung einer gewinnſüchtigen Wirthin dazu, dem Schulmeiſter, dieſem Muſter von Nüchternheit und Mäßigkeit, gerade ein ſolches Geſchenk in ſein armes Haus zu bringen.

Am Verdrießlichſten darüber war Anna. Sie war ein Frauenzimmer von ernſtem, faſt ſtrengem Charakter, in Mitte der Dreißiger; um ihren Bruder, den ſie zärtlichſt liebte, nicht verlaſſen zu müſſen, war ſie unverheirathet geblieben, und trug jetzt, durch ihre ſtille, geräuſchloſe Thätigkeit und ihren praktiſchen, faſt männlichen Sinn, nicht wenig dazu bei, die mißliche Lage, in welche Leonhard gebracht war, zu erleichtern.

Dieſer tolle Menſch, murrte ſie leiſe vor ſich hin, als der Vagabond höchſt vergnügt ſeine Flaſchen auspackte und ſogleich auch, zur Probe, ob der Saft auch gut ſei, wie er ſagte, eine derſelben zu leeren anfing —: wird uns noch mehr in den Mund der Leute bringen, als wir es leider ſchon ſind; du ſollteſt ihn doch aus dem Hauſe weiſen, Leonhard.

Aber dazu hatte Leonhard theils zu viel Achtung vor jenen Funken von Geiſt, Kenntniß und Bildung, die zu Zeiten in dem Unglücklichen aufblitzten, theils auch rührte ihn die Gutmüthigkeit, die bei alledem in dem Verfahren des Tollen lag. Und endlich war er auch viel zu reſignirt in ſein Schickſal, viel zu beſchäftigt mit ſeinen eignen düſteren Gedanken, als daß es ihm nicht vollkommen gleichgiltig geweſen wäre, ſowohl was um ihn her vorging, als was die Leute darüber ſagen möchten. Ganz vorzüglich war dies heut der Fall, wo die Nachricht von der Rückkehr des Engelchen, die auch bereits bis zu ihm hinausgedrungen war, all ſeinen Gram und ſeine Sorgen mit verdoppelter Stärke wieder aufgeweckt hatte.

Er begnügte ſich daher auf alle Vorſtellungen und Aufforderungen ſeiner Schweſter nur mitleidig mit den Achſeln zu zucken, ſetzte ſich in eine Ecke des Zimmers, von wo er die Ausſicht auf das Schulgebäude hatte, und überließ ſich den gewohnten traurigen Gedanken.

Den Tollen natürlich genirte das nicht im Allermindeſten; wenn ſeine Gäſte nicht trinken wollten, auch gut, ſo trank er allein. Nicht blos guter Wein, ſagte er, eine Stelle aus Shakeſpeare parodirend, ſondern auch ſchlechter iſt ein gutes geſelliges Ding: und jeder Menſch, guter wie ſchlechter, vernünftiger und toller, mag ſich wohl einmal davon begeiſtern laſſen. — In der übermüthigen Laune, in der er ſich befand, rückte er einen alten Tiſch mitten in die Stube, ſetzte ſich oben darauf, baute ſeine Flaſchen und Vorräthe rings umher, zechte, ſang, ſchrie — Es war ein wahres Glück, daß das Hirtenhaus ſo einſam lag, ſonſt wären gewiß die Vorübergehenden auf der Gaſſe ſtehen geblieben; ſchon jetzt wußte die arme Anna vor Verlegenheit nicht mehr, was anfangen.

Ich bin, ſchrie der Tolle, indem er eine geleerte Flaſche auf ſeinen Knotenſtock ſteckte und gravitätiſch damit umherfocht wie mit einem Scepter, König Proſpero auf der verzauberten Inſel, dies iſt mein Zauberſtab und nun red' ich Euch an:

„Ihr Elfen von den Hügeln, Bächen, Hainen
Und Ihr, die Ihr am Strand, ſpurloſen Fußes,
Den ebbenden Neptunus jagt, und flieht,
Wenn er zurückkehrt; halbe Zwerge, die Ihr
Bei Mondſchein grüne ſaure Ringlein macht,
Wovon das Schaf nicht frißt . . .“

Der halbe Zwerg biſt du, Schulmeiſter, und das Schaf auch: weil du nicht trinken willſt von dieſem grünen ſauren Tranke, mit dem das Eſſigfaß in der Schenke mich angeführt hat. — Aber es thut nichts bei alledem: „wenn das Faß leer iſt, wollen wir Waſſer trinken, vorher keinen Tropfen, alſo haltet Euch friſch und ſtecht an“, ſagt Stephano: und Stephano iſt ein geſcheiter Burſch, weit geſcheiter als Trinculo, obwohl der wieder den geſcheitern Namen hat: Trinculo, proſt Trinculo . . . !

In dieſer Lage fand Reinhold die kleine Verſammlung. Sowie der Bettler ihn erblickte, trommelte er vor Vergnügen mit den Füßen, daß die Flaſchen rings um ihn tanzten und klirrten. Denn er liebte Reinhold mit einer ganz abſonderlichen Zärtlichkeit und freute ſich jedesmal, wo er ihn erblickte.

Ah, ſchrie er, mit den Worten Falſtaff's aus der letzten Scene Heinrich's des Vierten: da kommt mein König Heinz, mein königlicher Heinz —

„Mein Fürſt, mein Zeus! dich red' ich an, mein Herz!“

Und gleich darauf in die Worte übergehend, mit denen der alte Pandaros ſeiner Nichte Creſſida den ſchönen Troilus empfiehlt: „O wunderſchöner Jüngling und noch nicht drei und zwanzig! Hätte ich eine Grazie zur Schweſter oder eine Göttin zur Tochter, er ſollte die Wahl haben. O wunderſchöner Held! Paris iſt ein

Quark gegen ihn und ich wette, Helena tauſchte gern und gäbe noch Geld in den Kauf!“

Es dauerte einige Zeit, bevor der Wahnwitzige mit dieſen und anderen Declamationen zu Ende kam und es Reinhold möglich wurde, die Abſicht ſeines Kommens zu erzählen und den Rath der beiden Geſchwiſter (denn auch auf das Urtheil der verſtändigen, überlegſamen Anna legte er großes Gewicht) einzuholen. — Der Bettler, ſobald er hörte, wovon die Rede war, goß raſch noch eine Neige hinunter, ſtieg dann von ſeinem Tiſch und ſetzte ſich mit großer Ernſthaftigkeit zu den Uebrigen.

Der Schulmeiſter befand ſich in viel zu niedergedrückter Stimmung, und war auch überhaupt viel zu eingeſchüchtert durch ſeine jüngſten Schickſale, als daß er die entſcheidende Meinung, um welche es Reinhold zu thun war, ſogleich bei der Hand gehabt hätte. So muthvoll und tapfer dieſer Mann, wo es die Vertheidigung ſeiner pädagogiſchen und religiöſen Grundſätze galt, ſo bedenklich, ja furchtſam war er in allen Dingen des eigenen praktiſchen Lebens. — Er verkannte nicht, wie ſchwierig, nach einer ſo gewaltſamen, ſo öffentlichen Löſung, die Wiederanknüpfung des Verhältniſſes mit dem Schloſſe ſein würde, und wie viel ſchwieriger noch die Fortführung, beſonders, da an eine Ausſöhnung der beiden Väter doch ein für allemal nicht zu denken ſei. Auch konnte er nicht in Abrede ſtellen, daß Reinhold dabei in eine ſchiefe, faſt unwürdige Stellung gerathen mußte, und daß endlich bei alledem der Erfolg, den Angelica ſich für ihren Bruder davon verſprach, noch ziemlich unſicher.

Andrerſeits jedoch war auch das Gefühl der Menſchenliebe in Leonhard ſo lebendig, er ſelbſt hing an Julian mit ſo viel Zärtlichkeit, hatte auch Reinhold, deſſen Talente er gar nicht hoch genug anſchlagen konnte, mit ſo viel Bedauern an den väterlichen Webſtuhl, in den harten, unfruchtbaren Dienſt der täglichen Nothdurft zurückkehren ſehen, daß die entgegenſtehenden Gründe dadurch faſt wieder aufgehoben wurden. Auch freute er ſich innigſt über das thätige, energiſche Auftreten des Engelchen, das mit ſo kecker Hand in dieſe wirren Verhältniſſe hineingriff: Verhältniſſe, vor denen gewiß ſelbſt der erfahrenſte Mann ſich gern zurückgezogen hätte und die gleichwohl ſie, das unbefangene, unerfahrene Mädchen, mit dem frohen Muth der Unſchuld zu löſen gedachte. — Wäre es nur auf Leonhard ſelbſt dabei angekommen, gewiß, er hätte es nicht über das Herz gebracht, einem Plane des Engelchen ſeinen Beiſtand zu verweigern.

Und ſo ſchwankte er denn, unentſchloſſen, in ſeinen Aeußerungen hin und her, und that mit allem Hin- und Herreden eben nicht viel mehr, als daß er die Schwierigkeit der Sache, ſo oder ſo, in beiden Fällen, weitläuftigſt darlegte.

Der Vagabond, der, wie ſchon geſagt, ſeit Beginn der Berathung ganz ernſthaft und vernünftig geworden war, konnte dieſes unentſchiedene Hin- und Herreden nicht länger mit anhören. Nachdem er ſchon mehrfach durch Murren und Schütteln ſeine Ungeduld zu erkennen gegeben, ſprang er endlich auf und unterbrach Leonhard mitten im Satze.

„Ja und nein zugleich“, rief er mit einer bekannten Stelle aus König Lear: „das war keine gute Theologie!“ Laß mich reden, Schulmeiſter! Zwar ich bin ein Toller und du biſt —

„nicht toll: doch mehr gebunden wie ein Toller,
Geſperrt in einen Kerker, ausgehungert,
Gegeißelt und geplagt“ —

Darum haſt du keinen Verſtand in dieſer Sache, Schulmeiſter, ſolch ein kluger Mann du auch ſonſt biſt. Höre mich an, Goldprinz, Zuckerſöhnchen, fuhr er zu Reinhold gewendet fort: das Ende dieſer ganzen gleißenden Bekehrung iſt näher als Ihr Vernünftigen es denkt: —

Geiſter, weiß und grau,
Geiſter, roth und blau,
Rührt, rührt, rührt,
Rührt aus aller Kraft!

Ich höre (fuhr er fort) ſchon ordentlich dies Rumpeln in der Erde, wie ein großes Magenknurren, mit dem das Erdbeben heranzieht, nächſtens geht der Spectakel los, habt Acht! und bevor Einer von alle den klugen Kerlen noch Zeit gehabt hat, ſich an die Naſe zu faſſen, —

„ſo werden
Die wolkenhohen Thürme und Paläſte,
Die hehren Tempel ſelbſt, der große Ball,
Ja was daran nur Theil hat, untergehen
Und, wie dies leere Schaugepränge plaßt,
Spurlos verſchwinden.“

Du biſt mir zu ſchade, Junge, ich habe dich zu lieb mit deinen thörichten braunen Augen, als daß ich dich möchte ſo mit untergehen laſſen. Und darum warne ich dich und befehle dir kraft des Geiſtes Flibbertigibbet, welcher allmächtig iſt in mir — „den Wein liebte ich kräftig, die Würfel heftig und mit den Weibern übertraf ich den Großtürken“ — Was wollt' ich ſagen? Ja ſo, das wollt' ich ſagen: der Humor von der Sache, mein Sohn, wie Korporal Nym es nennt, ein Mann, der ſich auf Humore verſtand, iſt dies, daß du nicht wieder in das Schloß gehſt, hörſt du? Du bleibſt, wo du biſt, mein Sohn, — ach (und hier wieder ſchienen ſeine Sinne ſich völlig zu verwirren, ſeine Augen ſtierten gläſern vor ſich hin, indem ſein Mund ſich zu entſetzlichem Hohnlachen verzerrte): es iſt ein verzaubertes Schloß geworden, das Zauberſchloß der Armide iſt es, und du biſt zu gut dafür, als Rinaldo dieſer Zauberin zu dienen! Ich — ei ja, was liegt an mir? „Ich bin ein Mann, an dem man mehr geſündigt, als er ſündigte“ —: und darum habe ich ein Recht, dir das zu ſagen, ſo närriſch ich auch bin.

Auch Anna hatte die Aeußerungen ihres Bruders mit ſtillem Mißbehagen angehört. Von früh an hatte ſie ſich gewöhnt, Reinhold wie einen jüngeren Bruder, ja wie einen Sohn zu behandeln und einigermaßen zu leiten. Vielleicht, wer ſie ſchärfer beobachtete, dem hätte es zuweilen ſcheinen mögen, als ob es nicht blos ſchweſterliche oder mütterliche Zuneigung war, was ſie ſo beſorgt machte um Reinhold's Wohl, ſondern als ob eine leiſe, leiſe Ader noch anderer Leidenſchaft damit zuſammenflöſſe. Aber jedenfalls, wäre es auch wirklich ſo geweſen, ſo war dieſe Leidenſchaft doch ſo rein, ſo edel, ſo frei von aller Selbſtſucht, daß das Verhältniß dadurch ſogar nur um ſo werthvoller, ja heiliger erſchien. — Was den vorliegenden Fall anbetraf, ſo war auch Anna dem Gedanken an Reinhold's Rückkehr in die Familie des Fabrikanten aufs Aeußerſte, mit einer faſt eiferſüchtigen Heftigkeit, abgeneigt; ſo widerwärtig das Geſchwätz des tollen Heiner ihr ſonſt auch war, ſo hatte ſie doch diesmal ihre geheime Freude daran, weil es, wie verworren immer, doch ihre eigene Anſicht unterſtützte.

Heiner, ſagte ſie, hat Recht, und ich ſchließe mich ſeinen Worten an —

Oho, oho, wieherte der Tolle:

„'s iſt Fluch der Zeit, wenn Tolle führen Blinde“ . . .

Anna, ungeſtört durch den Spott des Bettlers, legte in klarer, ruhiger Auseinanderſetzung ihre Meinung dar. Sie beſtätigte Alles, was ihr Bruder bereits gegen Angelica's Vorſchlag geſagt hatte, und hob namentlich hervor, welchen Schein von Eigennutz und Unwürdigkeit es auf Reinhold werfen würde, wenn er, um eines Erfolges willen, der zunächſt nur ihm ſelbſt und ſeiner eigenen Perſon zu Gute käme, ſeine und ſeines Hauſes ſo tief gekränkte Ehre preisgeben und ſich aufs Neue den Anmaßungen und Feindſeligkeiten des Commerzienraths, dem kränkenden Hochmuth ſeiner Gemahlin, endlich den Intriguen des Herrn Waller ausſetzen wollte.

Ueberhaupt, ſetzte ſie hinzu, wenn ich wäre wie du, Reinhold, und wäre ſo geſcheit und hätte ſo viel gelernt, ich gäbe meinem Herzen einen Stoß, wie wehe es auch thun möchte, riſſe mich heraus aus all dieſen elenden Verhältniſſen und ginge tapfer hinaus in die weite Welt, wo ein Menſch von deinen Talenten und deinen Fähigkeiten ja unmöglich zu Grunde gehen kann. Du wirſt ſagen, daß die Rückſicht gegen deine Familie dir das verbietet, und zum Theil haſt du darin Recht. Aber auch nur zum Theil. Sieh, wie vortrefflich dein Vater iſt und wie ſehr wir alle ihn verehren, ſo thut er dir doch mit ſeiner thörichten Abneigung gegen die Studien, welche dir ſo lieb ſind, und namentlich gegen dies

Maſchinenweſen, in welchem du ſelbſt, wie ich höre, ſchon ſo hübſche Erfindungen gemacht haſt, das äußerſte Unrecht, dir ſowohl, wie ſich ſelbſt. Setz' dich hin, nimm deine Papiere und Zeichnungen zuſammen, arbeite was Rechtſchaffenes aus, und dann gehe damit zu Leuten, die dergleichen zu würdigen verſtehen und auch Geld und Intereſſe haben, es ins Werk zu ſetzen; es iſt ja bei dem hohen Werth, der heutzutage aller Orten auf alle neuen mechaniſchen Erfindungen gelegt wird, geradehin undenkbar, daß du nicht auch dein Glück damit machen ſollteſt. Dann, ſiehſt du, wenn ich mir auf dieſe Art Geld, Anſehen, Rang erworben hätte, wenn ich ſelbſt ſolch ein Mann geworden wäre, wie dieſer Herr Wolſton, der ja auch, wie man munkelt, nicht eben auf dem Geldſack geboren ſein ſoll, ſiehſt du, dann, aber auch nur erſt dann, wollt' ich meinen Fuß wieder über die Schwelle des Schloſſes ſetzen! Dann ſtellt' ich mich hin vor den Herrn Wolſton mit ſammt ſeinem Julian und ſeinem Engelchen und ſagte: jetzt iſt es was Anderes, jetzt, liebes Engelchen…

Es war wunderlich anzuſehen, wie bei dieſen Worten Anna's und Reinhold's Augen, die einen forſchend, die andern erwartungsvoll, ſich begegneten, wie Anna, im Begegnen der Blicke, verſtummte und wie dann Beide verlegen vor ſich nieder auf die Erde ſahen.

Reinhold, der überhaupt ſeit ſeinem Geſpräch mit dem Engelchen in eine gewiſſe Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt gerathen war, konnte nicht umhin, das Richtige, das in Anna's Worten lag, anzuerkennen; dieſe ſo ſicheren Hoffnungen, welche Anna in ſeine Fähigkeiten ſetzte, und dieſer Reſpect, mit welchem ſie von ſeinen Entwürfen und Zeichnungen ſprach, ſchmeichelte ihm, um ſo mehr, als er wußte, daß ſie gerade in dieſem Punkt nur das Echo ihres ſachverſtändigen Bruders war, und fachte den, unter der kalten Hand des Elends faſt ſchon erloſchenen Ehrgeiz des Jünglings wieder an. Er beſchloß bei ſich ſelbſt, mit noch größerer Anſtrengung als bisher jede freie Stunde für ſeine Studien zu benutzen, ja noch heut Abend, gleich wenn er nach Hauſe käme, wollte er ſie wieder vornehmen und die geſtern ſo unſanft unterbrochene Arbeit weiter fortſetzen. Was dann zuletzt aus dem Ganzen werden und ob es ihm möglich ſein würde, den Widerſtand, welchen der Vater ſeiner Beſchäftigung entgegenſetzte, zu beſiegen — nun, der Himmel mochte es entſcheiden.

Nachdem man auf dieſe Weiſe die Angelegenheit noch verſchiedentlich durchgeſprochen, vereinigte man ſich ſchließlich dahin, daß Reinhold zwar den Antrag des Engelchen nicht mit runden Worten abweiſen, aber ſeine Antwort doch ſo ſtellen ſollte, daß ſie ſelbſt die Ablehnung ſich daraus entnehmen könne.

Auch der Bettler war mit dieſem Reſultat zufrieden. Heda, ſchrie er, indem er die beiden Männer faſt mit Gewalt nöthigte, ein Glas Wein mit ihm zu leeren: „hängt alle Männer, die das nicht können!“ Und dann mit allerhand zuſammengewürfelten Stellen aus dem Shakſpeare'ſchen Wintermärchen: „Das iſt ein allerliebſter Kerl“, ſagte er, „er hat Bänder von allen Farben des Regenbogens, ſpitzige Häkeleien, Garn, Wolle, Kammertuch, Leinewand hat er —“

„Fahre wohl!
Der Tag wird trüb' und trüber, du kriegſt wohl
Ein rauhes Wiegenlied —“
„Komm, Page,
Blick' mit dem Himmelsaug' mich an, du Schelm!
Mein Herz! mein Schatz . . . !“

Dreizehntes Kapitel.

Freudenfeuer.

Um der Gedanken Herr zu werden, welche die verſchiedenen Unterredungen des heutigen Tages in ihm aufgeweckt, vielleicht auch um ſich deſto ungeſtörter gewiſſen Träumen hinzugeben, die mit unwiderſtehlicher Gewalt ſein Herz umſtrickten, ging Reinhold nicht unmittelbaren Wegs nach Hauſe zurück, ſondern machte zuvor noch einen Gang ins Freie. Zwar mußte er ſich ſelbſt darüber ſchelten: für arme Leute, wie er war, gibt es kein Spazierengehen, ſelbſt der Genuß dieſer allumgebenden, allgegenwärtigen Natur iſt bei uns zu einem Privilegium geworden für die Wohlhabenden und Vornehmen, welche die Zeit dazu haben. — Weshalb wir uns denn auch nicht wundern und noch weniger es als Roheit verdammen ſollten, wenn bei unſeren ſogenannten niederen Ständen der Sinn für die Natur im Allgemeinen ſo wenig entwickelt iſt: gebt ihnen erſt die Muße, gebt ihnen erſt die Freiheit und Unbekümmertheit der Stimmung, die dazu gehört, und euer Urtheil wird vermuthlich anders ausfallen müſſen. —

Aber der Sommerſonntag lockte gar zu lieblich, der Himmel war ſo blau, die Berge ſo duftig, die Vögel trillerten ſo hell, ſo muthig, Reinhold ſelbſt war das Herz ſo weich, ſo weh, und doch ſo voll ungewiſſer, ſeliger Ahnung, ſein Kopf ſo glühend, ſein Geiſt ſo voll von allerhand wunderſamen, weitgreifenden Projecten und Plänen — nein, er mußte auch einmal zwei Stunden für ſich haben, mußte auch einmal Troſt und Kühlung ſuchen für das fieberhaft erregte Herz am milden, mütterlichen Buſen der Natur!

Die Dämmerung war ſchon längſt hereingebrochen, als er endlich in die väterliche Wohnung zurückkehrte. Der Meiſter war noch nicht wieder heim; Margareth war ebenfalls, gewiſſer häuslicher Beſorgungen halber, über Feld. Nur Konrad war bei der kranken Schwägerin und dem armen geſtörten Großvater zurückgeblieben; er hatte ſich, zum Beweis ſeiner Beſſerung, aus freien Stücken dazu erboten. Mit der Zeit indeſſen war ihm dieſe Geſellſchaft doch ein wenig zu einförmig geworden; gar zu lieblich waren die Fiedeln von drüben, aus der Schenke her, erklungen, gar zu heiß hatte das Geld, das aus der Hand des Herrn Florus in ſeine Taſche geſchlüpft war, ihn darin gebrannt . . .

Und dann, was die Hauptſache war, mußte er ja auch ſeinen Freunden und Bekannten die Neuigkeit erzählen, daß ein Kind unterwegs ſei von der Margareth und dem rothen Konrad, ein leibhaftiges, lebendiges Kind! Man muß wiſſen, welch außerordentlicher Werth gerade von dieſer, der ärmſten Klaſſe der Geſellſchaft, auf Fruchtbarkeit der Ehe gelegt wird, und wie der entgegengeſetzte Fall bei ihnen noch immer als eine Art von Makel gilt, um die Ungeduld zu begreifen, von welcher Konrad brannte, unter ſeinen Wirthshausfreunden eine Neuigkeit zu verbreiten, die ihn ſelbſt im erſten Augenblick ſo tief erſchreckt hatte und die ihn gleichwohl jetzt ſo ſtolz, ſo übermüthig machte.

Kaum alſo, daß Lene ein wenig eingenickt war, hatte Konrad ſich leiſe davongeſchlichen; nur auf fünf Minuten, hatte er dem alten Großvater betheuert, der zu Lenens Häupten ſaß und ihr die Fliegen wehrte. Der Alte hatte ſo altverſtändig genickt und ſo freundlich dazu gelächelt, Alles natürlich ohne den mindeſten Verſtand und Sinn und ohne auch Konrad's Worte im Entfernteſten verſtanden zu haben, daß dieſer ſich im vollen Rechte glaubte, als er die fünf Minuten zu einer Viertel-, einer halben, einer ganzen Stunde ausdehnte . . .

Ja wie hätte er auch anders können? Die Leute waren ja alle ſo höflich, ſo zuvorkommend gegen ihn, es brachte ſichtlich ſolchen angenehmen, faſt reſpectvollen Eindruck hervor, daß er, der geſtern ſo völlig ausgebeutelt geſchienen, heute ſchon wieder ſo flott bei Gelde war, der Wein war ſo beſonders ſchmackhaft heute, die Wendungen des geſtrigen Spiels wurden mit ſo viel Sachkenntniß beſprochen, der lange Karrenſchieber wußte den verhaßten Vagabonden ſo trefflich nachzuahmen, und als Konrad endlich mit der Neuigkeit ſeiner bevorſtehenden Vaterfreude hervorrückte, war der Jubel unter den Genoſſen ſo allgemein und ſelbſt die dicke Wirthin (die ihn ſonſt in der Regel etwas von oben herab behandelte: nämlich weil er ſelten bei Gelde war) ſchüttelte ihm heute ſo theilnehmend, ſo herzhaft die Hand: — daß er ja der gröbſte Menſch von der Welt hätte ſein müſſen, hätte er eine ſo artige, liebenswürdige Geſellſchaft vorzeitig verlaſſen und die gefüllten Gläſer, die ihm von allen Seiten zugebracht wurden, unberührt ablehnen wollen. —

Und ſo befanden ſich denn, als die Dämmerung hereinbrach, die beiden Kranken wiederum, wie in der Nacht zuvor, allein. Lene, welche der Beſuch des Engelchen in eine ganz ungewöhnliche Aufregung verſetzt hatte, warf ſich in unruhigem Schlummer hin und her; ſie träumte ſo laut und ſprach ſo viel wirres, buntes Zeug durch einander, bald mit dem Sandmoll, bald mit ihrem Bruder, bald auch, wie es ſchien, mit der verſtorbenen Frau Wolſton, daß ſelbſt dem Alten des Geredes ein wenig zu viel ward, zumal da nun die Nacht immer ſchwärzer und ſchwärzer hereinbrach. Er konnte, wie wir ſchon früher erzählt haben und wie es bekanntlich bei den meiſten Kranken dieſer Art der Fall iſt, die Dunkelheit nicht ertragen und dachte mit Entſetzen daran, wieder ſolche qualvolle Stunden zu verleben, wie geſtern Nacht.

Wie denn nun drüben, in den Fenſtern des Wirthshauſes, Licht um Licht erglomm, wie die Lampen im Saal ſich entzündeten und bald das ganze Haus mit den hohen, hellen Fenſtern als Ein prächtiger, funkelnder Lichtpalaſt daſtand: ſo erwachte in dem zerſtörten Hirn des Alten das kindiſche Gelüſte, es auch ſo gut zu haben, wie die da drüben, und auch ſolch prächtiges Feuerwerk zu veranſtalten. Leiſe, vorſichtig, vor ſtillem Vergnügen in ſich hineinlachend wie ein Kind, das ſich eine verbotene Freude bereitet, tappte er in die Küche, ſuchte nach Holz, fand keines . . .

Aber hatte nicht der Reinhold da, in der Ecke hinter ſeinem Webeſtuhl, die vielen prächtig weißen Papiere mit den ſeltſamen ſchwarzen Zeichen und Bildern darauf? Und gar erſt die ſauber geſchnitzten Hölzchen und Räderchen, ei, wenn die brannten, das mußte ja eine wahre Pracht ſein? Und der Reinhold iſt ja ſo gut, der hat ihm noch nie ein böſes Wörtchen geſagt, auch nicht das allerkleinſte, der trägt und ſtreichelt ihn immer ſo ſanft, ſo freundlich, wie ſollte der dem alten Großvater die kleine Freude nicht gönnen? Ja vielleicht kommt er gerade ſelbſt noch nach Hauſe, der Reinhold — geſchwind, geſchwind! damit der gute Junge das Feuerchen ſchon in Gang findet und ſich freut über die Ueberraſchung, die der alte närriſche Großvater ihm bereitet hat!

Ganz leiſe alſo, damit nicht etwa die Lene darüber aufwachte und ihm die Ueberraſchung verdürbe, aber auch ganz eilig und immer ſtill in ſich hineinkichernd, trug der Alte ſämmtliche Bücher, Papiere, Zeichnungen, Modelle auf dem

Herd zuſammen, ſchüttete ſie über einander, mit einer Vorſicht und einer Ernſthaftigkeit, als ob es die ſchwierigſte und wichtigſte Unternehmung von der Welt wäre — und klatſchte vor Freuden in die Hände und ſang und tanzte, als die Flamme hoch in die Höhe züngelte und der graue Mann da neben ihm, der Schatten an der Wand, ſich ebenfalls ſo freute über das Feuerchen und ebenfalls ſo in die Höhe ſprang und tanzte, wie er!

Vierzehntes Kapitel.

Enthüllungen.

In dieſem Augenblick kam der junge Meiſtersſohn nach Hauſe; ſo emſig auf dem Heimweg hatte er über ſeine mathematiſchen Probleme, nachgedacht und ſo deutlich ſtanden gewiſſe ſchwierige Löſungen, die er geſtern noch vergeblich geſucht, vor ſeinem Geiſte, daß er kaum die Zeit erwarten konnte, wieder über ſeinen geliebten Büchern zu ſitzen.

Und ſiehe da, dies Alles jetzt, da er eintrat, war Staub und Aſche...

Großvater! war das Einzige, was der entſetzte Jüngling hervorbringen konnte, da er die grauenvolle Zerſtörung erblickte.

Nun? nun? fragte der Großvater, einigermaßen betreten, da er Reinhold's Beſtürzung ſah, aber doch noch immer mit einem gewiſſen innern Behagen über den allerliebſten Streich, den er verübt: biſt du böſe, mein Junge? Nicht böſe ſein auf den alten Großvater! Du hätteſt nur früher kommen ſollen, mein Junge, ach, das war ein Feuerchen! Siehſt du, wie ſo die ſchwarzen Dinger, die Räderchen, ſich anfingen zu drehen von der Hitze — o, ich bin nicht ſo dumm, wie ſie denken, ich verſtehe mich recht gut auf ſolche Räderchen, ja, recht gut, ich will es den Andern blos nicht ſagen — und wie das ſchöne weiße Papier ſo kniſterte, und zuerſt wurde es ganz gelb, und dann wurde es braun, und dann hernach ſtoben die Funken und der ſchöne blaue Feuerdrache ſtreckte ſeine blanke, leuchtende Zunge hindurch — nein, das war prächtig, zu prächtig, mein Junge...!

Reinhold rang die Hände: nur zu gründlich hatte der Alte aufgeräumt, nicht ein Blättchen, nicht ein Spänchen war liegen geblieben, die ganze Frucht ſeiner mühſamſten Stunden vernichtet, die ganze Hoffnung ſeiner Zukunft zerſtört in einem Augenblick!

Freilich war der Schade nicht unerſetzlich. Dieſe Dinge lebten in Reinhold's Kopf und was er einmal gerechnet, einmal gezeichnet und geſchnitzt hatte, das konnte auch wieder von ihm geſchnitzt, gezeichnet und gerechnet werden. Aber woher die Zeit nehmen? und woher vor Allem den Muth? Den Muth — ach, vor wenig Augenblicken noch, ermuntert durch Anna's Zuſpruch und an die Unterredung mit dem Engelchen gedenkend, hatte er deſſen ſo viel gehabt, hatte wieder einmal ſo kühn, ſo hoffnungsvoll in die Zukunft geblickt: mußte jetzt dieſe Zerſtörung ſeiner Lieblingspläne, ausgeführt in thörichtem Spiel, durch die Hand dieſes blöden, kindiſchen Greiſes, mußte ſie ihm jetzt nicht als ein Orakel, ein Fingerzeig des Schickſals erſcheinen, daß er ſich mit dieſen Dingen überhaupt nicht mehr befaſſen ſolle? daß er ſich geduldig fügen ſolle in das Elend ſeines Hauſes und an nichts mehr denken, nichts mehr arbeiten, nichts mehr thun, was ihm Errettung aus dieſem Elend verſprach? Es war ein Gottesgericht, ohne Zweifel, und die Vorſehung ſelbſt hatte den Blödſinn des Alten benutzt, ihm eine Lehre zu geben. Wie hatte er doch geſagt heut früh zum Engelchen? Es wäre ein Leichenhaus hier, hatte er geſagt, und ſie alle wären bereits Geſtorbene — gut: ſo war dies denn der Scheiterhaufen.

Mit mühſam errungener Faſſung, und indem er immer nur mit halber Stimme das ſchmerzlich klagende: Großvater! Großvater!!

wiederholte, führte er den Alten, der ſich über den ſichtbaren Schmerz des Enkels jetzt auch ſeinerſeits zu betrüben anfing und allmälig in lautes Weinen ausbrach, in die Wohnſtube zurück. Lene lag noch immer in unruhigem Halbſchlummer, der Alte kroch wimmernd in ſein gewohntes Winkelchen; kein Wort mehr ward zwiſchen ihnen geſprochen.

Nach einiger Zeit kehrte Anna heim; der Bruder hatte das Herz nicht, ſie von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Auch ging ſie, ermüdet von ihrer Wanderung und verſtimmt uber die Abweſenheit ihres Mannes, bald in ihre Wohnung hinüber.

Erſt als in der ſpäten Mitternachtsſtunde der Meiſter ſelbſt nach Hauſe kam, und Niemand mehr im Hauſe wachte, als nur Sohn und Vater, ſchüttete Reinhold ſeinen Kummer vor dieſem Letztern aus. Denn zu dringend hatte der Vater nach der Urſache ſeiner Betrübniß gefragt und Reinhold ſelbſt hatte zu viel Ehrfurcht vor ihm, als daß er ihn hätte durch eine Lüge täuſchen mögen.

Der Eindruck, welchen Reinhold's Erzählung auf den Vater hervorbrachte, war gewaltig, weit gewaltiger, als Reinhold ſelbſt, bei der ihm nur zu wohl bekannten Abneigung des Meiſters gegen jene Richtung ſeiner Studien, vorausgeſetzt hatte: ſo daß er faſt wieder bedauerte, ihm überhaupt nur von dem Vorgang erzählt und die Laſt des Kummers, welche den Meiſter überdies ſchon niederdrückte, dadurch noch vergrößert zu haben. Lange Zeit ſaß der Vater ſprachlos, das Kinn auf ſeinen Weißdornſtab geſtützt, ihm gegenüber; die Dunkelheit ringsum, die nur ſparſam von dem inzwiſchen emporgeſtiegenen Mond erhellt ward, und die unregelmäßigen, ſtöhnenden Athemzüge der beiden Schlummernden neben ihnen machten dies Schweigen nur noch drückender.

Endlich erhob ſich der Meiſter, legte beide Hände ſanft auf die Stirn des Sohnes — er war ſonſt, bei aller Zärtlichkeit, doch mit Liebkoſungen dieſer Art gegen ſeine Kinder äußerſt ſparſam — und ſagte:

Ja wohl, mein armer, armer Sohn, iſt das ein Fingerzeig des Schickſals! Es iſt die Rache des Himmels, vollzogen durch denſelben Mann und dieſelbe Hand . . .

Hier verſtummte er, trat von Reinhold zurück und ging langſam einige Schritte durch die Dunkelheit auf und ab; es war ſichtbar, daß er mit irgend einem bedeutenden und folgenſchweren Entſchluſſe kämpfte.

Endlich wieder ſtand er ſtill.

Reinhold, ſagte er mit feierlicher Stimme, Reinhold, mein — Sohn, mein Kind, ja wohl mein Kind, das Kind meines Kummers und meiner Schmerzen! Seit Langem kämpfe ich, dir ein Geheimniß mitzutheilen, das ich dir in vielem Betrachte ſchuldig bin, und mit dem ich doch nur ungern deine reine, ſchuldloſe Jugend vergiften möchte. Ich kann dir kein Erbtheil nachlaſſen, und ſo möchte ich dir auch nicht gern dieſen Argwohn, dieſen Haß, dieſe Hölle von Zweifeln zurucklaſſen, die mich quält. Aber es iſt des Himmels Wille ſo, ich ſehe es wohl: dieſe Stunde des Schmerzes hat dich mündig gemacht, mein Sohn, jetzt oder nie ſollſt du mein Geheimniß wiſſen . . .

Trotz der Dunkelheit, die zwiſchen ihnen herrſchte, war es Reinhold doch, als könnte er ſehen, wie das Antlitz des Vaters während dieſer Worte immer bleicher, immer ernſter ward; er konnte das Arbeiten ſeiner Bruſt hören und hörte, wie er, bald zögernd, bald ſtockend, vergeblich nach Athem rang.

Eine unendliche Bangigkeit ergriff die gegen alle äußere Gefahren ſonſt ſo tapfere Seele des jungen Mannes. Wie oft hatte auch ihn der Wunſch beſchlichen, die Geheimniſſe ſeines Vaters zu kennen? Nicht aus Neugier, wahrhaftig nicht, ſondern nur ihm die Laſt derſelben zu erleichtern . . .

Und jetzt dennoch, da er an der Schwelle dieſer Geheimniſſe ſtand, da ſchon auf der Lippe des Vaters das Wort ſchwebte, das ſo viel langjährige, bange Räthſel enthüllen ſollte, wie gern wäre er dem Vater ins Wort gefallen! wie gern hätte er ihn gebeten, ihn mit einer Mitwiſſenſchaft zu verſchonen, vor der es ihn jetzt auf einmal ſchauderte!

Der Meiſter indeſſen war vor die beiden Schlummernden getreten und hatte ſich überzeugt, daß ſie wirklich ſchliefen; auch an die Thür hatte er gefaßt und den Riegel noch einmal angezogen.

Jetzt, mit derſelben langſamen Feierlichkeit, trat er wiederum auf Reinhold zu, zog ihn in die Höhe:

Komm, ſagte er, mein Sohn, in die Kammer, wo wir allein ſind und Niemand uns belauſchen kann; die Stunde iſt da, ich fühle es, das Schickſal vollendet ſich — und wir Menſchen ſind ja doch nur die Sklaven, vielleicht nur die Narren des Schickſals . . .

Er führte den Sohn in die Kammer, in der ihre Bettſtatt aufgeſchlagen ſtand. Sie war von allen Seiten umſchloſſen, ohne Ausgang ins Freie. Nur zu oberſt an der Decke befand ſich ein Fenſter, das auf die Rückſeite des Gebäudes führte, in den kleinen, mit Gerüll aller Art dicht beſetzten Hof; daſſelbe ſtand, wie des Sommers immer, offen und ließ die kühle, erquickliche Nachtluft frei in die dumpfige Kammer ſtrömen.

Der Meiſter ſetzte ſich auf die Schütte von Stroh und trocknem Laub, die ihnen gewöhnlich zum Lager diente; Reinhold, erwartungsvoll, bebend, zu ſeinen Füßen.

Noch immer ſchwieg der Meiſter; es koſtete ihn offenbar einen unermeßlichen Kampf, einen Schleier hinwegzunehmen, den er ſo lange, ſo ſorgſam gehütet. Ja ſchon begann Reinhold wieder leichter zu athmen: denn er glaubte, der Vater ſei von ſeinem Vorſatz zurückgekommen, als der Meiſter endlich folgendergeſtalt anhub:

So wenig du auch ſonſt über deine Herkunft und die Geſchichte deiner Familie weißt, mein Reinhold, ſo wird dir doch dies nicht unbekannt ſein, daß unſere Familie, ſeit Menſchenaltern, ſo weit das Gedächtniß derſelben reicht, immer daſſelbe Gewerbe getrieben hat, das Gewerbe, dem ich den Beinamen des Meiſters verdanke und das erſt uns jetzt, den unglücklichen Verſpäteten, die Nahrung verweigert. Auch daß wir nicht in dieſem Dorfe zu Hauſe ſind, ſondern urſprünglich einige Stunden weiter hinauf im Gebirge lebten, wirſt du wiſſen. Mein Vater, der unglückliche Greis, den du als deinen Großvater liebſt und ehrſt, verdient den Beinamen des Meiſters in noch viel höherem Grade, als ich ſelbſt. Er beſaß nicht nur im reichſten Maße alle jene Fertigkeiten, die ich ihm nur unvollſtändig abgelernt: ſondern er war auch, gleich dir, mein Reinhold, eingeweiht in jene höheren Geheimniſſe der Wiſſenſchaft und der Kunſt, vor denen es mir von jeher gegrauſt hat, ja die ich haſſe mit einem Haß, den du erſt von dieſer Stunde an recht verſtehen wirſt. Das Geſchäft des Webens ging damals noch beſſer als heutzutage. Auch war ich, ohne mich zu rühmen, in Allem, was ſich mit der Hand leiſten läßt, ein flinker und unverdroſſener Arbeiter: ſo daß der Vater, ohne ſeine nächſte Pflicht gerade allzuſehr zu vernachläſſigen, ſich faſt ausſchließlich ſeinen Projecten und Plänen widmen konnte, denſelben, denen auch du, mein Reinhold, zu meinem Schmerz ſo oft ſchon die Ruhe deiner Nächte, das Nachdenken deiner Tage geopfert haſt.

Gleich dir, ſann auch der Vater nach über gewiſſe große künſtliche Maſchinen, welche die Handarbeit unſers Gewerbes immer mehr erſetzen und den Gewinn deſſelben ins Tauſendfache ſteigern ſollten. Die Maſchine, die ihn beſchäftigte und deren Herſtellung, wie er uns von Jahr zu Jahr verſicherte, ihm ganz gewiß nun mit Nächſtem glücken würde, ſollte alles bisher Bekannte überbieten und ganz neue, bis dahin unerhörte Vortheile gewähren.

Allein der Dämon, den Gott in dieſes todte und doch ſo lebendige Räderwerk gebannt hat, und dem du, mein Sohn, wie ich hoffe, durch den heutigen Vorfall auf ewig entriſſen biſt, gewann auch über meinen armen Vater mit jedem Tage immer größere Macht; immer mehr ließ er ſein eigentliches Gewerbe liegen, immer ſchwerer ward es mir, der ich ihm ſeit einigen Jahren die Schwiegertochter ins Haus geführt und ſchon für ein Kind, unſere Margareth, zu ſorgen hatte, auch nur das Nothdürftigſte unſers Unterhaltes zu erwerben. Dazu kamen die ſchweren Kriegszeiten damals, wo Verkehr und Handel faſt ſtille ſtanden; ſelbſt für Erfindungen, wie diejenigen, über denen mein Vater grübelte, hätte dazumal kaum irgend Jemand noch Sinn und Muth gehabt. War es nun die raſtloſe Anſtrengung dieſes Grübelns, war es dies ununterbrochene Rechnen, Denken, Brüten, bei Tag, bei Nacht, oder war es auch die beängſtigende Vorausſicht, daß er, ſelbſt wenn die Erfindung ihm geglückt wäre, doch bei damaligen Zeitläuften Niemand finden würde, der die nöthigen Capitalien zur Ausführung geben würde — genug: die Stimmung unſeres armen Vaters wurde immer düſterer, immer trüber. Ja wenn ich mir jetzt alle Umſtände von damals vergegenwärtige, ſo kann ich mich kaum des Zweifels erwehren, ob er nicht damals ſchon mit den Anfällen jener unglücklichen Krankheit gekämpſt haben ſollte, die ſeinen Geiſt kurz darauf völlig zerſtörte. Bei lichtem Tage war er wie ein Nachtwandler, Niemand von uns ſah er noch an, kaum daß er ſich das Nothdürftigſte gönnte an Trank und Speiſe und Schlaf; unausgeſetzt, ohne Raſt, mit einer Beharrlichkeit und doch einer Unruhe, in der ich jetzt, wie geſagt, die Spuren des beginnenden Wahnſinns erkennen muß, brütete er ewig und ewig nur über ſeiner Maſchine. Schon ſahen Noth und Elend zu allen Ecken in unſer Haus hinein, ſchon wollten wir Anderen, die wir von den Plänen unſers Vaters theils nichts verſtanden, theils nichts erfuhren (denn mit unglaublicher Eiferſucht bewachte er ſie, ſelbſt auch vor mir, dem eignen Sohn), und die wir mithin ſeine Hoffnungen ſo wenig als ſeine Befürchtungen zu würdigen wußten — ſchon, ſage ich, wollten wir Andern im Stillen oft verzweifeln, wenn wir den ſonſt ſo muntern, ſo thätigen Mann jetzt ſo ganz in Trübſinn und ſcheinbare Unthätigkeit verſinken ſahen . . .

Horch, unterbrach an dieſer Stelle der Meiſter ſeine Erzählung, rührte ſich da nichts?

Reinhold ſah hinaus in das Zimmer. Aber der Großvater ſowohl, wie die Tante lagen in feſtem Schlaf.

Es wird der Nachtwind geweſen ſein, ſagte Reinhold, indem er wieder neben dem Vater Platz nahm, der das Fenſter hin und her bewegt.

Funfzehntes Kapitel.

Der Lauſcher.

Endlich, fuhr der Meiſter fort, nach jahrelangem, verzweifeltem Warten und Harren war der Tag erſchienen, wo der Vater mit freudeſtrahlendem Geſicht in unſere Mitte trat und uns die Vollendung ſeines Werks eröffnete. Er war damals, durch die unaufhörliche geiſtige Anſtrengung und die vielen Sorgen, mit denen er täglich zu kämpfen hatte, bereits in einen ſolchen Zuſtand der Aufregung gekommen, daß wir ſelbſt kaum wußten, ob wir ſeinen Worten Glauben ſchenken ſollten, oder ob die Erfindung, mit der er jetzt ins Reine gekommen zu ſein behauptete, am

Ende nicht blos eine Täuſchung war. Denn eine Prüfung ſeiner Berechnungen und Entwürfe, wie ich dir bereits ſagte, geſtattete er Keinem von uns, auch mir nicht, von deſſen Fähigkeit in dieſem Punkt er überhaupt nur ſehr gering dachte, — und ganz gewiß mit Grund, ſetzte der Meiſter beſcheiden hinzu.

Aber dies ſiegreiche Lächeln und dieſe herzinnige, ſelige Freude, mit der er das Blatt, welches ſeine Zeichnungen und Anſchläge umſchloß, vor uns in die Höhe ſtreckte, widerlegte jeden Einwand, vorausgeſetzt, daß wir den Muth gehabt hätten, dergleichen zu erheben. Ihr habt genug jetzt gehungert, ſagte er, nun iſt das Elend am Ende, und wir werden nun alle reiche, reiche Leute.

Auch du, mein Sohn, wandte er ſich zu mir, ſollſt deinen Antheil haben, nicht blos an dem Glück unſerer Familie, ſondern auch an der Arbeit, durch die es gegründet wird; ich weiß, daß dies Letztere dir zum Mindeſten ebenſo lieb iſt wie das Erſtere. Während Ihr noch dachtet — ja geſteht es nur, Ihr Schelme, Ihr habt es gedacht —! Euer Vater wäre am Ende wohl gar nur ein Faſelhans und es könne ſolche Maſchine gar nicht geben, wie die, über der ich brütete, habe ich bereits auch den zweiten, leichtern, doch noch immer nicht ganz leichten Schritt zu unſerm Glücke vorbereitet. Auch er, trotz der ſchlechten Zeiten, iſt mir gelungen. In der fernen Seeſtadt Hamburg habe ich ein Handelshaus aufgetrieben, welches mir meine Erfindung abkaufen und mich auch in Zukunft noch an dem Gewinne derſelben will Antheil nehmen laſſen. Daß die Herren meine Zeichnungen und Pläne vorher einſehen wollen und ſich überzeugen, daß es wirklich ſo iſt, wie ich ihnen geſchrieben, verſteht ſich von ſelbſt und muß ich ſelbſt ſo in der Ordnung finden. Uebrigens iſt die Sache — ſie war ſchwer, wahrhaftig ſehr ſchwer, ſchaltete er mit leuchtenden Augen dazwiſchen, und ich bin oft an mir ſelbſt verzweifelt, ob ich ſie nur glücklich zu Ende bringen würde! Gleichwohl, da ſie jetzt auf dem Papiere ſteht, ſo iſt ſie ſo klar, ſo leicht, ein Kind könnte ſie begreifen, auch du, mein Junge, der du, ſo wacker du ſonſt auch biſt, deinem Vater das doch gewiß nicht nachmachen ſollteſt, was er gemacht hat! Ich zeig' es dir auch nicht, nein, auch dir nicht, mein Sohn: in ſo etwas gibt es keine Verwandtſchaft, wer das wiſſen will, der erfind' es ſich ſelbſt oder gedulde ſich!

Aber es thut auch nichts weiter, ſetzte er begütigend und den früher begonnenen Satz wieder aufnehmend hinzu, du ſollſt doch auch deine Ehre bei der Sache einlegen. Nach Hamburg iſt ein gar weiter Weg, die Kriegszüge, die durch das Land gehen, machen ihn doppelt mühſam und gefährlich, ich alter, kränklicher Mann tauge dazu nicht. Da mußt du für mich eintreten, mein Junge: du biſt jung, wacker zu Fuß, und haſt Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. Da, indem er mir das Papier überreichte, nimm meinen Schatz, mein Alles, ich vertraue ihn dir! Ich weiß, daß du dir eher würdeſt das Leben nehmen laſſen, als ihn. Und auch das weiß ich, daß mein einfaches Verbot hinreicht, dich von jedem vorwitzigen Blick in die Papiere abzuhalten; es ſoll ſie durchaus Niemand ſehen, Niemand, auch du nicht, als blos die Hamburger Herren, die ſie mir abkaufen werden — hörſt du, mein Junge? auch du nicht — ſchwör' es mir! auch du nicht!!

Ich kannte die Eiferſucht meines Vaters und gelobte, was er verlangte. Gut, erwiderte er, du haſt geſchworen; nun geh, mein Junge, du trägſt das Glück und die Zukunft deiner Familie, den Stolz der Kunſt, den Ruhm oder die Verwerfung deines Vaters. Geh, geh, eile dich! Und wenn du dich auch am Ende hinbetteln mußt nach Hamburg: ein Wanderer, in Zeiten wie dieſe, kann auch wohl einmal betteln und zurück laſſen dich die Hamburger Herren mit Extrapoſt fahren, ich ſag's dir voraus, vor lauter Dankbarkeit und Freude —

Wieder horchte der Meiſter hier einige Augenblicke auf. Es muß, ſagte er, ein Gewitter im Anzuge ſein; es iſt mir, als ob ich den Wind in den Bäumen gehen hörte . . .

Auch Reinhold horchte auf. Es wird die Katze geweſen ſein, ſagte er, die auf den Boden klettert.

Du begreifſt, mein Reinhold, erzählte der Meiſter weiter, mit welchem Herzklopfen und doch welcher Bereitwilligkeit ich den Auftrag des geliebten Vaters übernahm. Es war meine erſte Reiſe, die ich antreten ſollte, noch nie war ich aus unſerm engen Gebirg herausgekommen. Mein gutes Weib ging eben mit ihrem zweiten Kinde (hier bekam die Stimme des Meiſters eine eigenthümliche Unſicherheit: doch war Reinhold viel zu geſpannt auf die Fortſetzung der Erzählung, als daß er auf dergleichen hätte Acht haben können) — mit dir, mein Reinhold; ich verließ das Haus ungern. Auch war der Auftrag an ſich ſchwierig und nicht ohne Bedenklichkeit. Allein mit Recht erinnerte der Vater dagegen, daß derſelbe, bei der Lage unſerer Familie, keinen Aufſchub geſtatte, und auch eine ſo wichtige Angelegenheit in fremde Hände oder wohl gar auf die Poſt zu geben, ſei unthunlich, zumal in dieſen Kriegszeiten.

So, fuhr der Meiſter in ſeiner Erzählung fort, machte ich mich denn auf den Weg, mit wenig Geld, du wirſt es mir glauben, aber dafür mit einem Ueberfluß von Muth und Hoffnungen. Das theure Document, das uns Bettler, nach der Verſicherung unſers Vaters, auf einmal zu reichen Leuten machen ſollte, lag, wohl verwahrt, in einer feſt zugeknüpften Mappe auf meiner Bruſt, dicht an meinem Herzen; wer es mir rauben wollte, mußte mir zuerſt das Leben rauben. Doch brauchte ich in dieſer Hinſicht keine Beſorgniß zu hegen, da Niemand die Anweſenheit eines ſolchen Kleinods bei mir vermuthen konnte, eines Kleinods überdies, das nur dem Sachverſtändigen als ſolches gelten konnte, jedem Andern dagegen als eine zufällige, werthloſe Schrift erſcheinen mußte. Auch gehörte ich übrigens meinem Aeußern nach keineswegs zu der Art von Leuten, denen Räuber und Diebe nachzuſtellen pflegen.

Ich übergehe die Schilderung einer Reiſe, von der mir in der That faſt nichts in der Erinnerung übrig geblieben iſt, ſo ſehr hat der endliche entſetzensvolle Ausgang alle anderen Eindrücke derſelben hinweggewiſcht. Schon war ich ſeit geraumer Zeit ins flache Land herabgeſtiegen, ſchon war mein kleines Reiſegeld längſt verzehrt, und ich brachte mich kümmerlich weiter durch das Mitleid guter Menſchen, meine Füße waren wund, ich war herzlich müde und ſehnte mich unausſprechlich ans Ziel meiner Reiſe: als ich eines Abends — es war ein Sonntag wie heut, der Tag wird mir ewig, ewig unvergeßlich ſein — bei ſinkender Dämmerung an ein großes, breites Waſſer gelangte. Das, ſagten mir die Leute, wäre die Elbe, und die Thürme und Wälle dahinter am Horizont, das wäre Hamburg, das glückliche, reiche Hamburg, wo ja nun auch unſer Glück und Reichthum beginnen ſollte . . .

So mächtig wurden die Erinnerungen hier in dem Meiſter, daß er wiederum für einige Augenblicke verſtummte; plötzlich fuhr er auf:

Es ſcheint doch wirklich, ſagte er, ein Gewitter im Anzug zu ſein, immer deutlicher höre ich den Wind draußen, du ſollteſt doch lieber das Fenſter ſchließen, Reinhold.

Aber Reinhold war zu ſehr in Spannung über den Ausgang der Sache, er konnte den Vater nur mit ſtummer Bitte auffordern, in ſeiner Erzählung fortzufahren.

Ich habe, begann der Meiſter demnach von Neuem, viel Noth und Elend erlebt ſeitdem, du weißt es, mein Sohn. Aber wenn ich zehntauſend Jahre alt würde und ſo fluchwürdig übrigens das Andenken dieſer Reiſe mir auch iſt, ſo werde ich doch niemals dies Gefühl von Behaglichkeit und Wohlſein vergeſſen, mit dem ich, an dieſem letzten Abend meiner Reiſe, meine müden Glieder in den Sand am Ufer ſtreckte und auf die Thürme mir gegenüber ſchaute, die mehr und mehr im Abendnebel verſchwammen. Der Strom zu meinen Füßen fluthete majeſtätiſch im Abendgold: ja fluthe nur, fluthe nur, dachte ich, flüſſiges Gold, bald ſchwimme ich auf deinem Rücken heimwärts, und auch unſre arme Hütte alsdann ſoll überfluthet werden von Gold!

Sowohl die Spannung, mit welcher Reinhold zuhörte, als die Aufregung, in welche den Meiſter ſeine eigene Erzählung verſetzte, wurde immer größer, die Pauſen, die er machte, immer häufiger.

Es iſt doch gewiß, ſagte er nach längerem Schweigen, daß uns Niemand hier hören kann? weder der Vater, noch meine Schweſter Lene, noch ſonſt ein Menſch? Denn ich komme nun, o Sohn, an ein Geſtändniß, welches Wunden aufdeckt in meiner Bruſt, die nicht verharſcht ſind, noch jemals verharſchen werden; an ein Geſtändniß komme ich, o Sohn, das mich ſelbſt vielleicht zum Schuldigſten macht in dieſer ganzen unglückſeligen Begebenheit, und das ich nach ſo viel Jahren noch, und ſelbſt vor dir, mein Sohn, nicht ablegen kann, ohne daß jeder Blutstropfen erſtarrt in meinen Adern und ich, in Verzweiflung und Reue, Hand anlegen möchte an mich ſelbſt ...!

Vielleicht! vielleicht! Gott allein ſieht ja das Verborgene! ſetzte er nach einer Pauſe hinzu: Ich will gegen Niemand den Stein aufheben, ſo laut auch jeder Gedanke in meinem Hirn ſich auflehnt gegen den Räuber unſers Glücks; auch du, mein Reinhold, wirſt ihn nicht aufheben gegen mich, wenn ich ſchuldig bin. — Es war, wie ich dir erzählt habe, bereits am ſpäten Abend, und da ich natürlich viel zu arm war, ein eigenes Schiff zu bezahlen, ſo mußte ich mich gedulden bis zum nächſten Morgen, wo wieder die Fähre gehen würde. Da die Nacht mild und ſtille war, ſo beſchloß ich am Ufer im Freien zu übernachten. Ich hatte das ſchon häufig gethan auf meiner Reiſe, und fand diesmal um ſo weniger Bedenken, als ich obenein noch einen Schlafgefährten traf, einen jungen Mann, der ſich mit mir in derſelben Lage befand. Es war ein hübſcher, wohlgewachſener Burſch, ungefähr in demſelben Alter, wie ich, vielleicht auch einige Jahre jünger, mit offnem, friſchem Geſicht und lebhaften, zutraulichen Augen. Redſelig, wie er war, hatte er mir bald ſein ganzes Schickſal und ſeine ganzen Pläne anvertraut. Stiefkind des Glücks gleich mir, ohne Aeltern, ohne Familie, hatte er den Vorſatz gefaßt, nach Amerika auszuwandern. Sein ganzes Gepäck beſtand in einem kleinen Arzneikäſtchen, mit allerhand Flaſchen und Schachteln, Pillen und Pulvern. Er verſtehe zwar, ſagte er mit der ihm eigenthümlichen Offenherzigkeit, auch nicht das Allermindeſte von der Arzneikunſt; da er jedoch gehört habe, daß man damit bei den einfältigen Leuten in Amerika am Beſten fortkomme, ſo habe er ſich für ſein letztes Geld ſo einigen Kram der Art zuſammengekauft. Helfe es nichts, ſo werde es ja wohl auch nichts ſchaden, und wem ſein Tod beſtimmt ſei, der müſſe ja doch ſterben, ſei es mit, ſei es ohne Arzt.

So wenig mir das nun auch gefiel, ſo großes Gefallen hatte ich doch übrigens an der heitern, dreiſten Weiſe meines Kameraden. Er war ſchon weit in der Welt umhergeweſen und hatte tauſenderlei Menſchen und Verhältniſſe kennen gelernt, von denen ich in meinem ſchlichten Sinn kaum eine Ahnung beſaß. Auch in der ſchönen reichen Stadt Hamburg war er bereits geweſen, und wußte mir, da er hörte, daß hier das Ziel meiner Reiſe, mancherlei von ihren Herrlichkeiten zu erzählen. Ich im Gegentheil, ſchüchtern, wie ich von jeher geweſen, hatte große Bangigkeit vor der rieſenhaften, fremden Stadt und dem Geſchäft, das meiner daſelbſt harrte. Um ſo größer war meine Freude, da der neue Freund, als ich ihm den Namen des Handlungshauſes nannte, an das der Auftrag meines Vaters lautete, auch dieſes kannte und mir Straße, Wohnung und Perſönlichkeiten gar deutlich zu ſchildern wußte. Das ſeien gar reiche, große Herren, ſagte er, und ſeit er wiſſe, daß ich mit denen zu thun habe, bekomme er ordentlich Reſpect vor mir; kleine Geſchäfte machten die nicht, das ſei ihm wohl bekannt, und könne er mir daher nur Glück wünſchen, mit ſolchen Leuten in Verbindung zu ſtehen. Wie ſo nun ein Wort das andere gab, ich in der Freude meines Herzens, das Ziel meiner Reiſe ſo dicht vor mir zu ſehen und ſo viel Gutes zu hören von den Leuten, von denen unſer Schickſal jetzt zunächſt abhing und vor denen ich mich bisher im Stillen ſo ſehr gefürchtet hatte . . .

O Reinhold, unterbrach der Meiſter ſich hier ſelbſt, du kennſt mich ſeit ſo viel Jahren, wir haben uns ſo viel Tage und Wochen einander gegenüber geſeſſen am Webſtuhl, jeder bei ſeiner Arbeit — ſag mir, bin ich ein Schwätzer? gehöre ich zu den Leuten, die den Mund nicht zähmen können und ihre Geheimniſſe auf der Zunge tragen?

Reinhold konnte nicht anders, als, der Wahrheit gemäß, das Gegentheil verſichern.

Gut, nahm der Meiſter den Faden ſeiner Erzählung wieder auf, es iſt ſo, ich ſelbſt darf es ſagen: denn ich bin ſo geboren, es liegt einmal in meiner Natur ſo, auch wenn ich ſelbſt anders ſein wollte. Aber bei alledem, ſei es jene Freude meines Herzens, ſei es die Stille der Nacht und das muntre, zutrauliche Weſen meines Reiſegefährten, oder auch ſei es die Fügung Gottes, der dieſes Elend nun einmal über uns beſchloſſen hatte —: die ganze lange Reiſe hindurch war niemals auch nur das leiſeſte Wort über den Zweck meiner Reiſe von meinen Lippen gekommen; oft befragt von den gutmüthigen Leuten, die mir hier und da einen Zehrpfennig reichten, hatte ich mich lieber als Landſtreicher ausſchelten laſſen oder hatte wohl auch zu einer Nothlüge meine Zuflucht genommen, als daß ich nur irgend etwas von dem Schatz verlautete, den ich bei mir trug. Aber jetzt, Reinhold, jetzt — begreifſt du es? ich begreiſe es nicht —! jetzt wurde mir das Herz weich gegen meinen Gefährten. Was konnte es auch ſchaden? Wir waren beide ſo ein Paar arme

Burſche in dieſem Augenblick, kaum noch die paar Schillinge hatten wir zur Ueberfahrt. Er war auf dem Wege nach Amerika; ich wollte ihm mit meiner Erzählung gleichſam ein Unterpfand mitgeben auf ſeine weite, weite Wanderſchaft, daß Gott, wenn man nur ernſtlich ausharrt, am Ende doch noch hilft, und daß kein Elend ſo groß iſt, es findet zuletzt doch noch ſeine Rettung. Er hatte mir von ſeiner Herkunft, ſeinen Abenteuern, ſeinen Plänen erzählt. Ganz ſo offenherzig war ich nun freilich nicht; vielmehr dachte ich meine Sache recht klug zu machen, nannte eine ganz andere Landſchaft, aus der ich käme, ein ganz anderes Dorf, in dem ich zu Hauſe wäre. — Denn mein Vater hatte mich ja ernſtlich verwarnt, Niemand mit meinen wahren Verhältniſſen bekannt zu machen. — Aber gerade die Hauptſache, ach, elender Schwätzer, der ich war, die erzählt' ich ihm doch! Ich erzählte ihm, daß irgendwo von irgend Jemand eine

Maſchine erfunden, ein Geheimniß entdeckt ſei, das ich bei mir trüge, mit dem ich nach Hamburg wollte und das für den, der es zu brauchen verſtehe, ein wahrer Stein der Weiſen werden müſſe. Der junge Menſch nahm meine Nachricht ziemlich gleichgiltig, ja ungläubig hin. Zwar, ſagte er, verſtehe er vom Maſchinenweſen nicht das Mindeſte, ſchon wie ein bloßer Webſtuhl ausſehe, wiſſe er kaum, habe auch wahrhaftig keine Luſt, ſich dahinter zu ſetzen. Aber was ich ihm da erzähle, komme ihm doch ein wenig fabelhaft vor, eine Maſchine mit ſolchen Erfolgen könne er ſich gar nicht denken. Wie wenig Genaueres ich ſelbſt nun auch von der väterlichen Erfindung wußte, ſo hielt ich mich doch verpflichtet, die Ehre meines Vaters gegen ſolche Zweifel zu vertheidigen, und plauderte alſo in meiner Jugendeinfalt Alles, was ich wußte und nicht wußte, bloß aus den gelegentlichen Aeußerungen meines Vaters mir im Stillen zuſammengereimt hatte, ehrlich heraus. Meinem guten Gefährten ſchien es ſehr leid zu thun, daß er mich ſo in Eifer gebracht. Wir wollten die Sache gut ſein laſſen, ſagte er, ich müſſe es ja beſſer verſtehen als er, und ſo wolle er mir ſchon glauben, daß dieſe Erfindung, wohlbenutzt, allerdings eine Quelle des außerordentlichen Reichthums werden könne. Nur das nehme ihn Wunder alsdann, daß wir uns damit an ein Hamburger Haus gewendet, da er vielmehr immer gehört, daß es für dergleichen Unternehmungen nur Ein Land in der Welt gebe: England. In England allein hätten die Leute Geld und Muth und wüßten Erfindungen dieſer Art zu benutzen; dahin hätten wir uns wenden ſollen. Mit großer Herzlichkeit ermahnte er mich, ob ich das Papier mit den Zeichnungen und Anſchlägen auch ja gut verwahrt habe, das ſei, wie er ebenfalls gehört habe und wie es ſich freilich auch denken laſſe, eine Hauptſache bei ſolchen

Dingen, daß ſie geheim blieben in der Hand Eines Unternehmers.

Ueber dieſen Punkt nun konnte ich ihn vollſtändig beruhigen. Ich trug das Document wohlverpackt, wie du gehört haſt, unmittelbar auf der Bruſt, und keinen Morgen war ich aufgeſtanden, hatte keinen Abend mich hingelegt, ohne unvermerkt nach der Stelle zu faſſen, wo es lag; ja wie oft ſelbſt aus dem Schlaf war ich emporgefahren und hatte mich verſichert, daß es noch da war! — Der junge Menſch ſchien an meiner Erzählung ſchließlich viel Freude zu finden; ſo ſei es recht, ſagte er, und er wolle ſich meine Geſchichte zum Troſte dienen laſſen, er werde ja auch irgendwo noch ſein Stückchen Glück finden.

Unter dieſen Erzählungen allmälig (berichtete der Meiſter weiter) war es völlig Nacht geworden. Doch ſchien der Mond hell, wir ſuchten eine Rinde Brod aus der Taſche, ſchöpften

Waſſer dazu aus dem Strom, und da die Nacht ein wenig kühl war und es uns zu fröſteln begann, ſo nahm der Gefährte ein Fläſchchen aus ſeinem Kaſten, es ſei Branntwein, ſagte er, aber vom allerfeinſten, goß davon unter das Waſſer und trank es mir zu auf gutes Glück. Es war ein wohlſchmeckender kräftiger Trank, der neues Leben durch meine Adern goß. Bald darauf legten wir uns in den feuchten Sand, den geſtirnten Himmel über uns; ich gedachte meines Vaters, meiner Frau, meiner Margareth und des zweiten Kindes, das meine Frau unter ihrem Herzen trug, dachte auch an Hamburg, an das Handelshaus, und wie gut es doch ſei, daß ich dieſen wackern Reiſegefährten getroffen. So endlich ſchlief ich ein — —

Licht! Licht!! ſchrie der Meiſter und ſprang entſetzt in die Höhe, indem er mit krampfhaft zitternden Händen ſich das Hemd von der feuchenden Bruſt riß: Licht!! ich kann das nicht ſo im Dunkeln erzählen, es erſtickt mich...!

Beſtürzt fuhr Reinhold in die Höhe, zündete die Kienfackel an.

Endlich hatte der Meiſter Kraft und Ruhe genug gewonnen, ſeine Erzählung fortzuſetzen. Ich entſchlief, ſagte er, und auch im Traum ſetzten die Gedanken, unter denen ich entſchlummert, ſich fort. Da plötzlich war es mir — und wenn in dieſem Augenblick, mein Sohn, ein Engel Gottes mit dem Richtſchwert vor mir ſtände, und ich ſollte ſagen, ob es Wahrheit oder Traum geweſen, was mir begegnete, ich weiß es nicht, ich armer, unglückſeliger Mann —! Aber es war mir, während ich ſchlummerte, als würden die Kleider über meiner Bruſt langſam zuruckgeſchoben, ſiehſt du, Reinhold, ſo — ſo — Eine leiſe, leiſe Hand faßte hin — löſte das Band, an dem die Mappe auf meiner Bruſt hing — nahm ſie fort . . .

Der Meiſter hatte die Augen weit aufgeriſſen bei dieſer Erzählung, die Hände hielt er vor ſich hingeſtreckt, als wolle er etwas Entſetzliches abwehren, ſeine Stimme war hohl, als käme ſie aus dem Grabe —

Ich rang und ſtöhnte und wollte den Schlaf von mir wälzen, der mit entſetzlicher Gewalt, wie Alpdrücken, auf mir lag: aber all meine Glieder waren gebunden, ich wollte ſchreien, vermochte es nicht . . .

So unheimlich war dieſe Erzählung, zumal in dieſer einſamen Mitternachtsſtunde, daß Reinhold dicht an den Vater gerückt war und ihn mit beiden Händen umklammerte —

Wie es weiter mit mir geworden, ſagte der Meiſter, und wie ich wieder in ruhigeren Schlummer gerathen, weiß ich nicht. Als ich endlich erwachte, war mein erſter Griff nach der Bruſt, unter das Hemd — Gottlob, es war nur ein Traum geweſen! da fühlt' ich ja den Schatz noch, feſt und ſicher, wie zuvor! Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, mein Gefährte wuſch ſich Geſicht und Hände im Strom, munteres Leben von Ab- und Zugehenden erfüllte den Strand, der Fährmann ſtieß vom Ufer; nach einer kurzen Stunde war ich mitten im Gewühl von Hamburg.

Leider war im Gedränge des Hafens mein guter Reiſegefährte mir von der Seite gekommen. Ich bedauerte das, weil ich ihm noch meinen Dank ſchuldig war für die liebe Geſellſchaft und für ſo manchen nützlichen, praktiſchen Rath, den er mir ertheilt. Aber immerhin, ſo wußte ich nun doch Straße und Haus meiner Handelsfreunde und hatte ſie auch bald, nach kurzem Suchen, richtig erfragt. Es war ein ſchönes, blankes Haus mit hohen Scheiben und glänzenden Meſſinggriffen an den Thüren. Das Herz wollte mir wieder ganz klein werden, als ich in das hohe, gewölbte Comtoir geführt ward, wo die vielen Pulte ſtanden und die Federn dahinter ſo ämſig kritzelten. Allein ich gedachte des theuren Vaters, wie ſtolz dem das Herz pochen würde, wenn er mich hier ſtehen ſähe, und auch meines wackern Kameraden von geſtern Abend gedachte ich, der ſich ja noch ſo viel größere Dinge in der Welt verſuchen wollte. Wie ich meinen Namen geſagt hatte, und woher ich käme, und daß die Herren wohl ſchon ſelbſt wüßten, was meine Angelegenheit wäre, wurde ich in ein kleines Seitengemach geführt, wo die eigentlichen Principale ſaßen. Es waren ein Paar große wohlgenährte Herren, mit runden glänzenden Geſichtern, die mich verwundert von Kopf bis zu Füßen maßen und meinen ſchlichten Rock, meine zerriſſenen Schuhe und die ſchlechte, abgetragene Kappe halb ſpöttiſch, halb mitleidig betrachteten. Auch nahmen ſie keinen Anſtand, ihren Gedanken ſogar Worte zu geben. Es ſollte mich doch wirklich wundern, ſagte der Eine zum Andern, wenn an der Sache etwas wäre und von dieſen armen bäuriſchen Leuten wäre ein Geheimniß entdeckt worden, an dem unſre beſten Mechaniker ſich bis jetzt noch den Kopf zerbrechen. Indeſſen, wer weiß, man hat der Beiſpiele mehre ...

Laß dir dein eignes Herz ſagen, lieber Reinhold (fuhr der Meiſter fort), was das meine empfand, als ich den Herren das Document wohlverſchloſſen überreichte, als ich das Papier rauſchen hörte, als ich ſah, wie die beiden Herren ſich begierig in den Inhalt vertieften ...

Hier ſchwieg der Meiſter.

Nun? und dieſer Inhalt?! fragte Reinhold athemlos.

Mit entſetzlicher Lache —:

Weißes Papier! rief der Meiſter, leeres, weißes Papier, nichts weiter!!

Reinhold taumelte entſetzt zurück . . .

Ob, ſprach ſein Vater weiter, indem er, in Gedanken vertieft, die glatten, dünnen Haare einzeln durch die Finger gleiten ließ, der Wahnwitz meines Vaters ſchon damals heimlich zum Ausbruch gekommen war, als er ſeine Maſchine erdacht zu haben glaubte, ob das Document, ſchon da er es mir übergab, nichts weiter enthielt als leeres Papier, oder was damit vorgegangen in der letzten Nacht, da jener entſetzliche Traum mich quälte — ich weiß es nicht! wage es nicht zu wiſſen, ſo furchtbarer Argwohn mir auch oft zuraunt, ich wüßte es —! Und ja, ja, ich weiß es ja doch, unterbrach er ſich ſelbſt: o mein armer Kopf — ich werde wahnſinnig, gewiß, ich auch!! —

Die Handelsherren, hub er endlich aufs Neue an, zeigten ſich ſehr beleidigt, wie wir uns unterfangen dürften, ſolch kindiſches Spiel mit ihnen zu treiben. Nur auf mein jammervollſtes Bitten gaben ſie mir ein kärgliches Geſchenk, mit dem ich mich, den Tod im Herzen, in die Heimat aufmachte.

Als ich nach Hauſe kam und dem Vater die leeren Blätter entgegenſtreckte, brach im ſelben Moment der langverhaltene Wahnſinn in ihm aus; meine Frau, vor Schreck, kam zur Unzeit nieder, ſie ſtarb; meine Schweſter Lene krankt ſeitdem — Ich bin zu Ende, mein Sohn, ſagte der Meiſter tonlos.

Eine furchtbare Pauſe! —

Und biſt du wirklich zu Ende, Vater? fragte Reinhold mit derſelben tonloſen Stimme, indem er ſich langſam an ihm emporhob, daß ihre verwilderten Augen ſich begegneten.

Der Meiſter winkte abwehrend mit der Hand.

Du biſt es nicht, Vater, ſchrie Reinhold, dort, dort —! indem er mit der Hand über die Schulter hinweg nach der Richtung des Schloſſes deutete . . .

Dort, wiederholte der Meiſter: du haſt es geſagt, mein Sohn und auch ich, in tauſend jammervollen Kämpfen, habe denſelben Gedanken durchgerungen. Gleich als dieſer Herr Wolſton, wie er ſich jetzt nennt, aus England hierher kam — er wußte ja nicht, ſchaltete der Meiſter ein, daß ich aus dieſer Gegend, ich hatte ihm eine ganz andere angegeben, auch hatten wir in Folge des Unglücks und um dem Gerede der Leute zu entgehen, unſere eigentliche Heimat verlaſſen, Niemand hier wußte Genaueres von uns, und er hatte alſo nicht den geringſten Grund in der Welt, dieſen Ort zu meiden, noch konnte er auf irgend eine Weiſe hinter das wahre Sachverhältniß kommen. Gleich als er zuerſt hierher kam, war ein Etwas in den Zügen dieſes Herrn Wolſton, ein Blick in ſeinen Augen, wenn er lächelte, ein Ton in ſeiner Stimme, wenn er mir ſchmeichelte, daß mich kaltes Grauſen überfiel, ſo oft ich ihn erblickte. Daß er mich nicht ſogleich erkannt hat, darf dich nicht Wunder nehmen: es war eine Nacht, eine einzige, daß wir zuſammen waren, und die acht Jahre dazwiſchen hatten mich aus einem jugendlichen Mann zu dem gebrochenen Greis gemacht, der ich jetzt bin. Und vielleicht auch hat er mich erkannt, ach, er iſt ja ſo ſchlau, ſo klug—!

Lange Zeit, fuhr der Meiſter fort, kämpfte ich den Gedanken nieder, der dennoch immer wieder von Neuem in mir aufſtieg und mir keine Ruhe ließ. Ich mochte ſeine Fabrik nicht betreten, mochte nichts hören von ſeinen Rädern und Maſchinen, nichts ſehen von dieſer ganzen außerordentlichen Thätigkeit, welche das Geſchäft des Herrn Wolſton entfaltete. Denn wennſchon, wie ich dir bereits geſagt habe, meine ganze Kenntniß von dem Project unſers unglücklichen Vaters ſich auf bloße Vermuthungen, bloße Andeutungen beſchränkte, ſo fürchtete ich mich doch vor mir ſelber, ich möchte an irgend etwas, einem Stiftchen, einem Rädchen, eine

Spur derſelben erkennen. Haſt du nicht auch davon gehört, daß Herr Wolſton noch ganz beſonders geheimnißvolle Maſchinen hat und ganz beſonders künſtliche Erfindungen? — Und wenn es ſich nun auch wirklich ſo verhielt und wenn mein Verdacht begründet war, welche Mittel hatte ich, mein Anrecht zu beweiſen? welches Gericht der Welt hätte auf dieſen Grund hin eine Klage angenommen? Was mein Vater mir anvertraut, war ein zuſammengebundenes Stück Papier, vielleicht beſchrieben, vielleicht leer, aber immerhin nur ein Stück Papier. Was dort drüben ſteht, bei Herrn Wolſton, iſt eine Fabrik, die ihre Hunderttauſende werth iſt unter Brüdern. Hat er in jener Nacht am Ufer der Elbe mich wirklich argliſtig betäubt, hat er mir das Geheimniß meines Vaters abgetauſcht und mir ein leeres Blatt dafür an die Stelle gelegt — es iſt ein Betrug geweſen, ein Diebſtahl, ganz gewiß:

aber ſo hat er dieſen Betrug ſo geſchickt zu benutzen verſtanden, ſo hat er das geſtohlene Gut mit ſo viel eignem Fleiß, ſo viel eigner Arbeit ſo hoch zu verwerthen gewußt, daß ich mit meinen armſeligen Anſprüchen dagegen in nichts verſchwinde.

Aber thun wir ihm am Ende doch nicht Unrecht? fragte Reinhold, der, je länger er die Sache bedachte, je unſchlüſſiger ward.

Der Meiſter ſchüttelte bedeutungsvoll den Kopf. Sieh noch einmal nach, ſagte er, ob wirklich Alles ſchläft, ſo will ich dir auch den Reſt meines Geheimniſſes ſagen, und du wirſt mir zugeſtehen müſſen, daß wir ihm nicht Unrecht thun und daß er ſich ſelber verrathen hat.

Lange Zeit, fuhr der Meiſter fort, nachdem Reinhold zurückgekehrt war, kämpfte ich jenen Argwohn nieder. Als aber endlich das Elend unſrer Lage immer drückender ward und als ich namentlich nicht mehr den Schmerz ertragen konnte, meinen armen blödſinnigen Vater in Noth und Mangel verkümmern zu ſehen, während Jener da drüben ſchwelgte von den Früchten ſeines Geiſtes, da, als ich eben eines Tages bei ihm im Cabinete war, nahm ich meinen Muth zuſammen und wagte, nur ganz von ferne, ganz leiſe, auf meinen Argwohn anzuſpielen. Ich ſprach von dem Wahnſinn meines Vaters, von Hamburg, von der Elbe und von jener Nacht an ihrem Ufer . . .

O Reinhold, Reinhold, ſchrie der Meiſter und rang die Hände, da hat er ſich verrathen! In ſolchen Zorn geräth kein Menſch, der unſchuldig iſt! mit dieſem Haß, mit dem er mich von da ab verfolgt, verfolgt kein Menſch ſeinen Nebenmenſchen, der ihn mit nichts Anderem beleidigt hat, als nur mit einem Argwohn, einer Frage nur! Ich zweifle oft ſelbſt wieder, auch ſeitdem noch — ach, ich weiß ja nicht mehr, was ich thue! Aber immer wieder, wenn ich an die Wuth und das Entſetzen denke, das damals ſeine Züge verzerrte, und wenn ich den Haß überlege, mit dem er mich ſeit dieſer Stunde verfolgt, und zu dem kein Grund auf Erden denkbar iſt ohne dieſen, ſo muß ich mich ſelbſt ſchelten, wegen meiner Zweifel, und jede Fiber meines Leibes und jeder Tropfen meines Blutes ſchreien auf: Er iſt es — —!

Laß nun, ſchloß der Meiſter ſeine Erzählung, dieſes Geheimniß begraben ſein zwiſchen mir und dir, den Einzigen, welche darum wiſſen; ich will nicht, daß außer uns ein Menſch noch ahne, was ja bei mir ſelbſt nur Ahnung iſt, wenn auch freilich eine entſetzliche —! oder daß irgend Jemand es benutze zu Anklagen und Erpreſſungen, die in der Sache nichts beſſern und unſerm Namen nur Schande machen könnten. Ich fordere keinen Schwur von dir, ich weiß, daß du mein Geheimniß bewahrſt auch ohne Schwur; denn du biſt ein Mann und biſt viel zu ſtolz, viel zu rechtſchaffen, um das Geheimniß wider meinen Willen zu benutzen. Bei alledem würde ich es ſelbſt dir, mein Reinhold, nicht enthüllt haben — denn es iſt ein jammervolles, verzweifeltes Geheimniß, ein Geheimniß, über das man toll werden kann, nicht wahr?! — wäre nicht auch mir der heutige Vorfall als ein Fingerzeig des Schickſals erſchienen. Es iſt der Fluch jener verhängnißvollen Erfindungen, es iſt der Dämon der Maſchine, der ſchon einmal meinen armen unglücklichen Vater um das Licht ſeines Verſtandes gebracht hat, und durch den auch heut deine Zeichnungen und Entwürfe, von denen du jetzt begreifen wirſt, mein Reinhold, wie ſie mein Herz zerriſſen haben, zum kindiſchen Feuerwerk in die Hände des Blödſinnigen gegeben wurden. — Laß denn damit den Kreislauf des Verhängniſſes vollendet ſein, mein Sohn! Halte dich feſt und treu zu dem

Gewerbe deiner Väter, ja ſtirb auf ihm, wenn es ſein muß, wie der Soldat auf ſeiner Waffe, ſtirb auf ihm, mein Reinhold, wie ich es thue . . . !

Noch immer ſchien es, als wäre der Meiſter nicht ganz zu Ende; er ſtand auf, ſetzte ſich wieder, ſtand wieder auf, trat dicht vor das Lager ſeiner Schweſter, dann vor Reinhold, ſah ihm prüfend in die Augen — aber nein, er war doch wohl zu Ende. Sprachlos, mit ſtummem Händedruck winkte er Reinhold zur Gutenacht; bald empfing Jeden von ihnen das kärgliche Lager.

Aber während ſie noch vergebens den Schlummer ſuchten, der ſie floh, horch, da glitt es leiſe, leiſe über das Dach in die offene Bodenluke, mit ausgezogenen Schuhen die Treppe hinunter, hinein in die Stube, wo ſchon längſt die ſchwarze Margareth in ruhigem Schlummer lag . . .

Es war Konrad, ihr Mann. Im Wirthshaus verſpätet, hatte er ſich vor ſeiner Frau geſchämt an der verſchloſſenen Thür zu pochen, war über den Hofzaun geſtiegen und unvermerkt aufs Dach geklettert, um durch die Bodenluke den Weg ins Haus zu gewinnen.

Da, wie er eben über dem offenen Kammerfenſter hing, hatte er des Meiſters Stimme gehört; mehr Anfangs aus Muthwillen als aus Argliſt hatte er gelauſcht . . .

Und nun floh auch ihn der Schlaf. Dennoch, als er am nächſten Morgen aufſtand, ſich in die Fabrik zu begeben, meinte er im Stillen, die Nacht ſei gleichwohl keine verlorene geweſen . . .

Viertes Buch.

Die guten Werke.

Erſtes Kapitel.

Dichterleben

Wir führen den Leſer raſch über eine Reihe von Wochen hinweg, welche ſeit dem Schluß unſers vorigen Abſchnittes vergangen ſind. Der Sommer, der beim Beginn unſerer Erzählung eben in ſeiner üppigſten Fülle ſtand, hatte ſchon längſt dem Herbſte Platz gemacht, und auch dieſer fing bereits an, vom Winter verdrängt zu werden, ohne daß in den Verhältniſſen, welche uns hier beſchäftigen und die wir in jenen Sommertagen in ſo bedenklicher Verwirrung zurückgelaſſen haben, irgend eine bemerkenswerthe Veränderung ſtattgefunden hätte. Das Schickſal, ſo ſchien es, hatte nach jenen gehäuften Abenteuern und Verwickelungen eine Art von Waffenruhe beſchloſſen, während deren es ſelbſt freilich nicht aufhörte, in geheimnißvoller Stille ſein Rad zu drehen und ſein Meſſer zu ſchleifen.

Auch die drei Gäſte aus der Hauptſtadt, welche ſich damals, an demſelben Tage, oder, genauer zu ſagen, in derſelben Nacht, auf ſo unerwartete und abenteuerliche Weiſe in dem Fabrikdorf zuſammengefunden und durch ihre Erſcheinung, wenn auch freilich aus ſehr verſchiedenen Gründen und in ſehr verſchiedenen Kreiſen, zu ſo mannichfachen Gerüchten, Plänen und Anſchlägen Veranlaſſung gegeben hatten, treffen wir, der vorgerückten Jahreszeit unerachtet, noch an derſelben Stelle wieder.

Von dem Engelchen kann uns dies am wenigſten überraſchen; wir wiſſen, welch peinliches Geſchäft ſie, gegen ihren eigenen Wunſch, an das Haus des Commerzienraths feſſelte.

Schwerer möchte zu ſagen ſein, was die beiden Andern, den Poeten Florus und den angeblichen Maler Schmidt, ſo lange in der winterlichen Einſamkeit zurückhielt, — wenn nicht etwa auch dieſe Frage durch die Anweſenheit des Engelchen erledigt iſt.

Mit beſonderer Behaglichkeit hatte Herr Florus ſich eingerichtet. So ungern er, ſeiner Verſicherung nach, ſich zu der Reiſe überhaupt entſchloſſen hatte und mit ſo viel Widerſpruch und Seufzen er dieſe Gegend betreten, ſo ſchwer fiel es ihm jetzt, wieder davon loszukommen.

Aber freilich iſt die Eitelkeit ein ſehr mächtiges Motiv, für alle Menſchen, ſagt man, wie nun gar erſt für einen Poeten, zumal von der Beſchaffenheit des Herrn Florus. — Die Commerzienräthin, als eine Dame von Bildung und gutem Ton, ließ ſich nicht leicht etwas entgehen, auf zehn Meilen in der Runde, was irgend geeignet war, ihren Salon zu verherrlichen; ihr

Gemahl, der die Poeten, die Maler, die Muſiker allerdings zwar als die überflüſſigſten Menſchen von der Welt, aber zugleich auch als das unvermeidliche Gefolge, den nothwendigen Hofſtaat gleichſam des Reichthums betrachtete, ließ ihr darin, wie überhaupt in allen geſellſchaftlichen Einrichtungen, gern und willig freie Hand.

Kaum daher, daß die Baronin in Erfahrung gebracht, welch berühmter Schriftſteller in ihrer Nachbarſchaft angelangt, als ſie Herrn Florus ſogleich auch mit den ſchmeichelhafteſten Beweiſen ihrer Aufmerkſamkeit überſchüttete; da ſie hörte, daß er einige Zeit in dieſer Gegend zu verweilen gedenke, ſo lud ſie ihn ein, ſeine Wohnung im Schloſſe zu nehmen und ihr Haus in allen Stücken als das ſeinige zu betrachten.

Wir kennen Herrn Florus bereits zur Genüge und wiſſen, daß er mehr Werth auf die kleinen Bequemlichkeiten und Genüſſe des Lebens legte und die Entbehrung derſelben ſchwerer empfand, als man es, wir laſſen dahingeſtellt mit welchem Recht, mit einem poetiſchen Gemüth für vereinbar zu halten pflegt.

Es begreift ſich hiernach, mit welcher Freude er die Einladung der Baronin annahm. Er hatte überhaupt alle Anlage zum Hofpoeten, ſo wenig er ſelbſt ſich darüber auch deutlich war, und ſo bitterböſe er allemal ward, wenn ſeine Freunde ihn halb ſcherzend darauf aufmerkſam machten. In einem ſtattlichen Schloſſe zu wohnen, bei einer gutbeſetzten Tafel, an der Seite einer geiſtreichen und noch immer anmuthigen Frau, die ſich aufs Aeußerſte geſchmeichelt fühlte, nicht nur durch die Artigkeiten, welche Herr Florus ihr gelegentlich ſagte, ſondern noch weit mehr dadurch, daß die Artigkeiten, mit denen ſie ihn überſchüttete, von dem berühmten Mann ſo wohlgefällig aufgenommen wurden — nun ja doch, die Hand aufs Herz, das war ein Leben, völlig nach Herrn Florus' Geſchmack.

Auch kam faſt in allen ſeinen Novellen und Erzählungen ein derartiges Verhältniß vor, das er dann jedesmal mit ſichtbarer Vorliebe des Breiteſten ſchilderte; es iſt, ſagte er im Stillen zu ſich ſelbſt, als er von der dicken Wirthin, zum großen Leidweſen derſelben, Abſchied nahm und das enge Kämmerchen in ihrem Hauſe mit den behaglichen, wohlausgeſtatteten Gaſtzimmern im Schloſſe des Fabrikanten vertauſchte, — es iſt wahrhaftig auch das Wenigſte, was der Menſch verlangen kann, und nur eine ganz billige Ausgleichung des Schickſals, daß man es ſelbſt und in Wirklichkeit auch einmal ſo gut bekommt, wie man es, zur Kurzweil der Leſer, von den Kindern ſeiner Phantaſie ſo oft erzählt und geſchildert hat.

Außerdem aber hatte er noch einen andern Grund, um deſſen willen ihm die Einladung der Baronin gerade in dieſem Augenblicke höchſt willkommen war. Sein Stern in der Hauptſtadt — bei allen Schwächen und Wunderlichkeiten war er doch innerlich eine viel zu klare, viel zu nüchterne Natur, um ſich ſelbſt darüber zu täuſchen — fing ein wenig zu verbleichen an; ein jüngeres Geſchlecht von Poeten war unvermerkt neben ihm aufgewachſen, Poeten, welche ſich, vielleicht nicht zum Vortheil der Kunſt, aber jedenfalls zum Vortheil ihres augenblicklichen Erfolgs, der politiſchen und ſocialen Fragen des Tages bemächtigt hatten und im Vergleich mit denen Herr Florus mit ſeinen zierlichen Taſchenbuchnovellen, ſeinen ſentimentalen Liederchen und hiſtoriſch-romantiſchen Dramen ſich denn allerdings ein wenig altfränkiſch ausnahm.

Auch Herr Florus, bei all ſeiner Gutmüthigkeit, hatte doch nicht blos Eitelkeit, ſondern auch Ehrgeiz. Er hatte den Parnaß der Hauptſtadt ſo lange, ſo ausſchließlich beherrſcht und war ſo allgemein anerkannt als der einzige Dichter von Ruf, welchen die ganze Landſchaft aufzuweiſen hatte, daß er dieſen ſeinen Platz wenigſtens nicht ohne Widerſtand räumen wollte.

Was die jungen Leute können, dachte er, das kann ich auch. Gelbſchnäbel, die ſie ſind! Ich bin länger beim Handwerk und kenne die Kunſtgriffe beſſer als ſie. Der Geſchmack hat ſich verändert, das Publicum iſt von einer neuen Laune ergriffen, weiter nichts; es kommt blos darauf an, ſich in die neue Methode einzuarbeiten. Dergleichen kann dem Beſten begegnen und wir ſelbſt haben es ſchon öfters gehabt in dieſen fünfundzwanzig Jahren, ſeit wir unſere erſten Verſe drucken ließen, und haben uns immer glücklich oben behauptet; wohlan denn, wir werden auch jetzt hinter das Geheimniß kommen.

Es war ſomit in der That ſein voller Ernſt geweſen, als er Herrn von Lehfeldt, bei ihrem erſten ſeltſamen Zuſammentreffen, den Zweck ſeiner Reiſe dahin angegeben hatte, daß er hier das Elend der armen Gebirgsbewohner ſtudiren wolle. Er trug ſich mit dem Plan eines großen, weitſchichtigen Romans, den er ganz auf dem Boden der modernſten politiſchen und ſocialen Zuſtände aufbauen wollte; derſelbe ſollte Alles übertreffen, was in dieſer Art noch erſchienen war, und namentlich ſeine jungen Nebenbuhler auf einmal und gründlich aus dem Felde ſchlagen.

Leider nur, wie in den meiſten menſchlichen Dingen, war auch hier zwiſchen Plan und Ausführung eine weite Kluft: und das Muſenpferd, das jederzeit ſo bereitwillig geweſen war, Herrn Florus in die Gefilde der alten Romantik zu tragen, weigerte ſich dieſelbe zu überſpringen.

Und doch ſtand ſein ganzer literariſcher Ruf dabei auf dem Spiel. Schon lange vor ſeiner Abreiſe von der Hauptſtadt hatte er ſelbſt, verblümt und offen, von dem großen poetiſchen Werke geſprochen, mit dem er zurückkehren werde. Einige dienſtbereite Zeitungen, wie das zu gehen pflegt, hatten ſeine Aeußerungen weiter verbreitet, ſogar mit einem Buchhändler hatte er ſich bereits in Verhandlungen eingelaſſen; der neue ſocial-politiſche Roman des Herrn Florus war eine Thatſache, noch bevor eine Zeile davon niedergeſchrieben war. Und als eben ſolche Thatſache ſtand es auch bei ihm ſelbſt feſt, daß er ſich ohne denſelben nicht in die Hauptſtadt zurückwagen dürfe.

Sei es nun aber, daß die einigermaßen abſtoßenden und widerwärtigen Stoffe, auf welche er ſeine Gedanken jetzt mit aller Anſtrengung gerichtet hielt, der angeborenen Weichheit ſeines Charakters widerſtanden, ſei es, daß ihm, wie den meiſten deutſchen Poeten, der Blick für die Wirklichkeit der Dinge gebrach, oder ſei es endlich, daß er ſich die Sache überhaupt zu leicht vorgeſtellt hatte, und daß in der That noch etwas mehr dazu gehörte als nur eine veränderte Manier — genug, Herr Florus hatte große Noth mit ſeinem Buche. Trotz allen Fleißes, den er darauf verwendete, rückte es nur höchſt langſam vor; nachdem er einige Zeit hindurch an jedem nächſten Morgen regelmäßig wieder verworfen, was er an dem vorigen geſchrieben hatte, hielt er es fürs Beſte, den Gegenſtand überhaupt bis auf Weiteres bei Seite zu legen, und zuvor noch, wie er meinte, einige praktiſche Studien zu machen.

Dazu hatte er denn nun in dem Fabrikdorf überhaupt, namentlich aber in dem Hauſe des Fabrikherren die allervortrefflichſte Gelegenheit.

Auch war er wirklich überall in dem weitläufigen Gebäude zu finden, bald bei den Arbeitern im Maſchinenſaal, bald (und dies Letztere allerdings noch etwas öfter) bei den Arbeiterinnen, bald unten im Comptoir, bald oben auf dem Trockenboden; nach Allem fragte er, Alles ließ er ſich auseinanderſetzen, Alles trug er in ſein Notizbuch.

Auch außerhalb des Schloſſes, zwiſchen den Häuſern des Dorfes wäre er gern umhergeſtrichen. Hier aber hinderte ihn ſeine Blödigkeit und ſein Ungeſchick, mit Leuten niedern Standes zu verkehren. — Am häufigſten war er noch im Hauſe des Meiſters, wo die Bekanntſchaft einmal eingeleitet war und wo ſeine Aufmerkſamkeit ſich zwiſchen der ſchworzen Margareth und dem blödſinnigen Großvater theilte. Zuletzt aber blieb ſie doch an dieſem haften, da derſelbe, wie er behauptete, beiweitem effectreicher und auch weit leichter zu verarbeiten ſei. Alles, was er auf dieſe Weiſe ſah und hörte, war ihm unſäglich neu und wichtig, Allem glaubte er eine poetiſche Seite abgewonnen zu haben, Alles wollte er in ſeinen Roman einſchachteln.

Dennoch konnte er ſich ſelbſt nicht verhehlen, daß dieſer bei alledem mehr und mehr ins

Stocken gerieth. Jeden Morgen ſtand er mit dem feſten Vorſatz auf, nun auch ganz gewiß wieder daranzugehen, jeden Abend bat er bei der Wirthin des Hauſes im Voraus um Entſchuldigung, wenn er etwa morgen nicht rechtzeitig zur Tafel erſcheinen ſollte, aber ſein neuer Roman nehme ihn gar zu ſehr in Anſpruch — und wer regelmäßig, lange vor Mittagszeit, die Hände auf dem Rücken, mit einem höchſt ernſthaften, kritiſchen Geſicht bald dieſen, bald jenen Winkel der Fabrik durchſtöberte, bald wieder wie ein Spion durchs Dorf ſchlich, mit langem Halſe bald hier in eine Thür, dort in ein Fenſter guckend, und überall etwas zu fragen und zu erkundigen und nachzuforſchen hatte, nur daß er die Einleitung dazu niemals recht finden konnte: bis endlich die Zeit zur Tafel glücklich herangekommen war und er wieder zur Seite der Baronin ſaß, dem Engelchen Aug' in Auge, und Anekdoten erzählte und gereimte Trinkſprüche ausbrachte und, in ſeiner drolligen, halb trotzigen Manier, den unendlich Geſchäftigen und Liebenswürdigen ſpielte — nun verſteht ſich, das war kein Anderer als Herr Florus.

Ebenſo ſprach er zu Anfang jeder Woche mit großer Ernſthaftigkeit ſein Bedauern aus, daß dies nun leider die letzte ſein müſſe, wo er die Gaſtfreundſchaft eines ſo angenehmen Hauſes genießen dürfe; aber dieſe Woche werde ſein Roman fertig und da müſſe er nun eiligſt nach Hauſe, ihn drucken zu laſſen — und jedesmal zu Anfang der nächſten Woche hatte ſich noch wieder etwas nachzutragen, zu verändern oder umzuſtellen gefunden, ſo daß er ſeinen Aufenthalt immer wieder verlängern mußte.

Zuletzt hatten beide Theile ſich ſo daran gewöhnt, Herr Florus immer abzureiſen, ſeine Umgebung ihn immer bleiben zu ſehen, daß Niemand mehr etwas Auffälliges darin fand. Und da dieſe Art geſchäftigen Müßiggangs, in welcher er ſich auf dieſe Weiſe erhielt, Herrn Florus außerordentlich zuſagte, und da andererſeits auch ſeine Hausgenoſſen für manche verdrießliche, ja angſtvolle Stunde einen immer heitern, immer mittheilſamen und dienſtfertigen Geſellſchafter an ihm hatten, ſo konnten beide Theile recht wohl damit zufrieden ſein.

Zweites Kapitel.

Das offene Geheimniß.

Ganz anders hatte Herr von Lehfeldt ſein Leben eingerichtet.

Auch ihm hätte die Commerzienräthin gern ihr gaſtliches Haus angeboten. Denn bei der innern Unruhe und Oede, von der ſie ſich ſeit einiger Zeit befallen fühlte, war es ihr ein Bedürfniß, jederzeit ſo viel Menſchen wie möglich um ſich zu verſammeln. Aber eine ſehr natürliche Rückſicht auf die geheimnißvollen Beziehungen des jungen Mannes hatte ſie davon abgehalten.

Doch war er ſo gut wie Herr Florus der

tägliche Gaſt ihres Hauſes und wurde bei jeder Gelegenheit aufs Sorgfältigſte von ihr ausgezeichnet.

Wiewohl er ſelbſt nur wenig Gefallen an dieſem geſelligen Treiben zu finden ſchien. Den größern Theil des Tages ſtreifte er einſam, auf den entlegenſten Pfaden, in Gebirg und Wald umher; ſelbſt die rauhere Jahreszeit, welche eingetreten war, hatte keine Aenderung darin hervorbringen können.

Nicht ſelten verſchwand er ſogar auf Wochen gänzlich, um dann ebenſo unerwartet wieder aufzutauchen, Niemand wußte wohin noch woher. Allein Niemand hätte auch den Muth gehabt, ihn danach zu fragen, ſo ſehr wußte er durch einen einzigen Blick ſeiner großen kalten Augen jede vorwitzige Frage abzuweiſen, noch bevor dieſelbe ausgeſprochen war.

Anfänglich, um ſeine Maske als Maler aufrechtzuhalten, pflegte er bei dieſen Streifzügen ſeine Zeichnenmappe mit ſich zu führen. Allein das war eine vergebliche Mühe. Nirgend, ſelbſt nicht unter den Bewohnern des Dorfs, fand ſein Incognito den geringſten Glauben mehr; überall wußte man oder glaubte doch zu wiſſen, daß dieſer angebliche Maler Schmidt vielmehr ein vornehmer Herr aus der Hauptſtadt, der nur zur Strafe in dieſe entlegene Gegend verwieſen ſei.

Ueber Veranlaſſung und Zuſammenhang dieſes Ereigniſſes gingen die ſeltſamſten Gerüchte. Die meiſten liefen darauf hinaus, ihn als das Opfer einer Hofintrigue darzuſtellen, welche eigentlich gegen den jungen Erbprinzen gerichtet geweſen ſei und der dieſer myſteriöſe Fremdling ſich mit edler Großmuth freiwillig zum Opfer gebracht habe. Ja, einen gewiſſen Winkel in der Schenke gab es, wo allabendlich einige ſehr feine Politiker, den wohlbekannten langen Karrenſchieber an der Spitze, ihren Kopf darauf verwetten wollten, daß dieſer geheimnißvolle Fremdling niemand Geringeres ſei als — der Erbprinz in Perſon!

So abgeſchmackt dieſe Gerüchte nun zum größten Theil auch waren, ſo breiteten ſie ſich dennoch immer weiter aus und fanden auch außerhalb der Schenke immer mehr Glauben.

Ganz beſondern Vorſchub leiſtete ihnen die Wirthin; nicht nur ihre Redſeligkeit, ſondern auch ihr Vortheil führte das ſo mit ſich. Seitdem Herr Florus ihrem Hauſe auf ſo ſchnöde Weiſe den Rücken gewendet, war der Maler deſto höher in ihrer Gunſt geſtiegen; auch ſchmeichelte es ihrer Eitelkeit, eine ſo viel beſprochene Perſon, den Gegenſtand ſo vieler Auslegungen und Vermuthungen, ſchon ſo lange unter ihrem Dache zu beherbergen. Sie ſelbſt zwar wußte über die Herkunft des Fremden nicht einen Buchſtaben mehr, als in ſeinem Paß zu leſen ſtand: und das war und blieb der einfache, geheimnißvolle

„Maler Schmidt“. Aber das hinderte ſie nicht, ihren Gäſten gegenüber, wenn die Rede auf den Fremden kam, jedesmal eine höchſt überlegene, höchſt bedeutungsvolle Miene anzunehmen. Sie ließ Jeden ſeine Meinung vortragen, ſelbſt auch den Karrenſchieber, ohne ein Wort dazwiſchenzuſprechen. Nur zum Schluß: Ihr ſeid Tröpfe, Einer mit dem Andern, pflegte ſie zu ſagen, und patſchte dazu mit der rothen, fleiſchigen Hand dem Karrenſchieber derb zwiſchen die magern Schultern.

Aber der Ausdruck, mit den ſie das ſagte, und dies Schmunzeln, mit dem ſie die Lippen vorſichtig einkniff, gleichſam damit ihr nicht wider Willen ein unvorſichtiges Wort entſchlüpfe, gab deutlich zu verſtehen, daß ſie wohl noch mehr ſagen könne, wenn ſie nur eben mehr ſagen wolle. Auch verſäumte ſie niemals, das Geſpräch gleich danach auf die feine Wäſche und die prächtige Garderobe zu bringen, welche der

Maler ſich habe nachſchicken laſſen, ſowie auf die vielen Briefe und Meldungen aller Art, welche faſt täglich bei ihm ein- und ausgingen.

Der Erfolg natürlich war ganz derjenige, den die Wirthin bezweckte: ſie beſtätigte, was ſie zu leugnen ſchien, und machte ſowohl ihren Gaſt als ſich ſelbſt täglich intereſſanter.

Jedenfalls indeß, wenn dies ein vornehmer Herr war, ſo konnte derſelbe, je nach Gelegenheit, von außerordentlicher Herablaſſung und Leutſeligkeit ſein. In größerer Geſellſchaft zwar, wo er von Mehren zugleich beobachtet ward, gab er nicht leicht jene Zurückhaltung auf, welche in ſeiner ganzen äußern Erſcheinung ausgeprägt lag; das galt ſo gut von den glänzenden Soireen, welche die Baronin um ſich verſammelte, als von den Zechgelagen der Fabrikarbeiter, denen er nicht ſelten beiwohnte. Dagegen wer unter vier Augen mit ihm zuſammentraf, der wußte hernach nicht genug zu rühmen, wie geſprächig und theilnehmend der junge Herr ſich gezeigt. Forſchte man freilich genauer nach, ſo ergab ſich in der Regel, daß er weit weniger ſelbſt geſprochen, als den Andern zum Sprechen veranlaßt hatte. Aber Das iſt es ja eben, was die meiſten Menſchen von einer guten Unterhaltung begehren; während Herr Florus das äußerſte Maß von Umgänglichkeit erreicht zu haben glaubte, indem er die Leute fortwährend unter die Preſſe ſeiner Fragen legte und ſich aufs Genaueſte nach allen Einzelnheiten ihres häuslichen und gewerblichen Lebens erkundigte — was denn in den meiſten Fällen gerade den entgegengeſetzten Effect hervorbrachte —: war Herr von Lehfeldt Meiſter in der Kunſt, den Leuten die Lippen zu öffnen, ohne daß ſie ſelbſt es wußten, und Alles zu erfahren, ohne eine einzige Frage zu thun.

Beſonderes Intereſſe ſchien er in dem Umgang mit dem tollen Heiner zu finden; man ſah ſie nicht ſelten in der Einſamkeit des Waldes neben einander ſitzen, den großen Hund des Malers, mit dem aufmerkſamen, verſtändigen Geſicht zwiſchen ſich, als ob er an den geheimnißvollen Geſprächen, die zwiſchen dem ſeltſamen Paare gepflogen wurden, bedachtſam Antheil nähme. Auch in der Schenke, welche der Wahnwitzige, wie wir wiſſen, nur allzu häufig beſuchte, verfehlte der Fremde nicht leicht, durch ein gemeſſenes Kopfnicken ſeine Bekanntſchaft mit demſelben anzudeuten.

Das Haus des Meiſters dagegen hatte er nach jenem erſten Beſuch in der Sonntagfrühe nicht wieder betreten. Zwar verſorgte er ihn noch immer mit Aufträgen, nicht eben allzureichlich und auch nicht immer ganz regelmäßig, dennoch ſo, daß der Meiſter, bei ſeinem Fleiß und bei dem unermüdlichen Beiſtand, welchen Reinhold ihm leiſtete, das nothdürftigſte Auskommen dabei fand. — Dieſe Beſtellungen, ſowie der ganze Verkehr mit dem Hauſe des Meiſters gingen ſämmtlich durch die Hand der Wirthin, welche ſich, wie man denken kann, nicht wenig darauf zu gute that, einem ſo vornehmen Herrn als Unterhändlerin zu dienen, beſonders ſeitdem ſie ſich überzeugt hatte, daß ihr Verdacht in Betreff der ſchwarzäugigen Margareth vollkommen unbegründet geweſen.

Wie nun aber das Publicum, im Großen und Kleinen, in Städten und Dörfern, in politiſchen und andern Dingen, ſich endlich an Alles gewöhnt und Alles ertragen lernt, ſo gewöhnte man ſich in dem Fabrikdorf allmälig auch an die Anweſenheit des räthſelhaften Fremden und lernte ſeine eigene Neugier ertragen. Der Maler Schmidt, der ſo oft verſchwand und ſo oft wiederkam, von dem Jedermann wußte, daß er kein Maler war, und den doch, um ein Großes, Niemand anders anzureden gewagt hätte, mit dieſen geheimnißvollen Verbindungen, die

Jedermann beſchäftigten und die doch Niemand ergründen konnte, war in Kurzem eine herkömmliche Perſon im Dorfe und gehörte zur Staffage deſſelben — nun ja, ebenſo gut und ebenſo nothwendig, wie der ewig Abſchied nehmende und doch niemals abreiſende Herr Florus zur unentbehrlichen Staffage in dem Salon der Commerzienräthin gehörte.

Drittes Kapitel.

Windſtille.

Auch das Engelchen ſogar ſollte eine einigermaßen ähnliche Erfahrung machen. Unſere Leſer entſinnen ſich, mit wie viel Muth und zugleich mit wie viel Entſagung ausgerüſtet, die junge Dame das väterliche Haus betreten hatte; zum Handeln wie zum Leiden gleich entſchloſſen, hatte ſie ſich, im Bewußtſein ihres guten Rechts und gehoben durch das Gefühl ihrer ſchweſterlichen Zärtlichkeit, auf alle Angriffe des Haſſes, auf jede Art von Anfeindung, Kränkung und Demüthigung gefaßt gemacht.

Aber nur auf Eines nicht: nicht auf die Unthätigkeit, zu welcher ſie ſich durch die Verhältniſſe verurtheilt ſah! nicht auf die Gleichgiltigkeit, mit welcher Herr und Frau Wolſton über den Zweck ihrer Anweſenheit völlig hinwegſahen! nicht darauf, den bitterſten Gram im Herzen, von der ängſtlichſten Sorge gefoltert, gleichwohl äußerlich ſo ruhig, unter ſo nichtigen geſelligen Zerſtreuungen dahinleben, einem Vater, von dem ſie ſich ſo gehaßt wußte, einer Mutter, die ſie ſelbſt ſo wenig achtete, täglich mit ſo gelaſſener Miene entgegentreten zu müſſen, wie dies Alles in der That nun ſchon ſeit Monaten der Fall war! Auf Sturm und Unwetter hatte ſie ſich vorbereitet, dieſe Windſtille dagegen, die ſie hier fand, lähmte die Schwingen ihrer Seele und machte ſie irre an ſich ſelbſt. Tag auf Tag, Woche auf Woche, ja endlich Monat auf Monat verrannen, immer näher rückte die Stunde, welche uber ihr Schickſal entſcheiden mußte — und gleichwohl geſchah nichts, nicht einmal von ihr ſelbſt, daſſelbe zu ändern oder auch nur aufzuhalten.

Die Unterredung, welche ſie am Tage nach ihrer Rückkunft mit Herrn Wolſton gehabt hatte, war und blieb die einzige, welche er ihr über dieſen Gegenſtand verſtattete; alle Verſuche, das Geſpräch noch einmal darauf zurückzulenken, alle Vorſtellungen, alle Bitten, ſelbſt alle ſchriftlichen Annäherungen, wurden von Herrn Wolſton mit derſelben kalten, lächelnden Höflichkeit zurückgewieſen, durch welche er das Herz des jungen Mädchens bereits in jenem erſten Geſpräche ſo tief verwundet hatte.

Vergeblich beugte ſie ihren Stolz ſo weit, die Vermittelung ihrer Stiefmutter, ja endlich ſogar diejenige des Herrn Waller in Anſpruch zu nehmen.

Denn daß das Gerücht nicht zu viel geſagt hatte über den Einfluß, deſſen dieſer Letztere im Hauſe des Commerzienraths ſich erfreute, und daß es von ihm ſelbſt nur eine ſehr erklärliche Zurückhaltung geweſen war, wenn er denſelben bei ihrer erſten Begegnung in Abrede geſtellt, davon hatte das Engelchen ſich längſt überzeugen müſſen. Andererſeits aber hatte ſie bei aller Aufmerkſamkeit auch nichts entdecken können, was den Argwohn ihres Bruders beſtätigt hätte. Im Gegentheil, Herr Waller zeigte ſich fort und fort als derſelbe beſcheidene, reſpectvolle, ja ergebene Mann, als der er ſich ihr in der erſten Stunde vorgeſtellt hatte; ſelbſt der Einblick, welchen Angelica ihm, in der Angſt ihres Herzens, in ihre eigenen Verhältniſſe geſtattet und den er ihr auf die zarteſte Weiſe erleichtert hatte, konnte ihn nicht um die Breite eines Haares aus dieſer ehrerbietig gemeſſenen Stellung herausbringen.

Allein auch dieſe Vermittelungen ſchlugen fehl. Die Commerzienräthin erklärte in kurzen beſtimmten Worten, daß ſie ſich um die Verwandtſchaft ihres Mannes ein für allemal nicht bekümmere; da ihr Gemahl es ſo wolle, und ſo lange derſelbe es ſo wollen werde, ſei Angelica Gaſt ihres Hauſes und dürfe auf jede Pflicht der Gaſtlichkeit zählen, aber auch auf nichts weiter.

Und ebenſo auch Herr Waller, ſo viel Theilnahme er Angelica auch bezeigte und mit ſoviel kluger Behutſamkeit er die ganze Angelegenheit behandelte, ſo konnte auch er ihr dennoch keine andere Antwort überbringen, als die Herr Wolſton ihr bereits mündlich zu wiederholten Malen gegeben hatte: nämlich daß Alles, was ſich über dieſe Sache ſagen laſſe, von ihm geſagt ſei; brauche Angelica noch andern Rath und andern Aufſchluß, ſo möge ſie ſich denſelben von ihrem Advocaten geben laſſen.

Freilich wohl, es war leicht geſagt, von ihrem Advocaten. Aber das vermehrte ja eben das Beängſtigende ihrer Lage, daß auch der Juſtizrath, dem ſie ſich auf Anrathen des Profeſſors noch während ihres Aufenthalts in der Hauptſtadt anvertraut hatte, ſie im Stiche zu laſſen ſchien. — Wir werden binnen Kurzem noch die perſönliche Bekanntſchaft des Juſtizraths machen. Bis dahin genügt die Verſicherung, daß ſowohl ſeine Geſchicklichkeit als ſeine Zuverläſſigkeit über jeden Zweifel erhaben war; in einer faſt funfzigjährigen Praxis als der erſte Advocat der Hauptſtadt anerkannt, ward er überall als ein Muſter von Uneigennützigkeit und Redlichkeit verehrt. Mit dem Engelchen war er überdies im Hauſe ihres Erziehers bereits vor Längerm perſönlich bekannt geworden und hatte das Behagen, das ihr munteres, friſches Weſen ihm erweckte, in ſeiner freundlich derben Weiſe gern und häufig kundgegeben. Auch noch bei ihrer Abreiſe hatte er ihr allen möglichen Schutz und Beiſtand verſprochen und ſie aufgefordert, ihm vom Stande der Dinge jederzeit treuen und ausführlichen Bericht zu geben; es müßte ja, hatte er gemeint, nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn er, der ſo manchem armen Schelm, zum Theil wider Verdienſt und Würdigkeit, von Rad und Galgen geholfen, nicht ſolchem wackern, unſchuldigen Kinde aus den Fallſtricken eines zweideutigen Teſtaments ſollte helfen können.

Und wenn der Juſtizrath nun, nach ſolchen Verheißungen und Zuſicherungen, für Angelica deſſenungeachtet ſchon ſeit Monaten ſo gut wie verſtummt war, wenn er ihre dringendſten Mahnungen, ihre beſorglichſten Anfragen und Bitten nur höchſt ſparſam, mit allgemeinen unſichern Vertröſtungen, ja wohl gar mit Scherzreden beantwortete, für welche das arme geängſtigte Mädchen, ſo wohl dieſelben in der That gemeint ſein mochten, unter dieſen Verhältniſſen doch keinen Sinn mehr hatte, noch haben konnte — woher konnte das kommen, was konnte es bedeuten, als daß auch er, der ſcharfſichtige, erfahrene Rechtsgelehrte, ihre Sache für verloren hielt? als daß auch er, dem die ganze Rüſtkammer vieljähriger Erfahrung zu Gebote ſtand, gleichwohl für Angelica keinen Ausweg mehr ſah, als entweder ſich der ſchmachvollen Bedingung des mütterlichen Teſtaments zu unterwerfen oder aber allen Rechten und Anſprüchen widerſtandlos zu entſagen?

Und wäre es nur dieſes Letztere allein geweſen! So lebhaft das Rechtsgefühl des jungen Mädchens auch war und ſo ſehr jede Fiber ihres Weſens unwillkürlich, inſtinctmäßig ſich auflehnte gegen das Unrecht, das ihr, nach ihrer Anſicht, widerfahren ſollte — nicht weil ſie es war, der es widerfuhr, ſondern überhaupt weil es ein Unrecht war —: ſo hatten dennoch dieſe bangen, peinlichen Monate, die ſie im väterlichen Hauſe verlebte, ohne daß von Allem, um deſſen willen ſie die Schwelle deſſelben überſchritten, ſich auch nur das Mindeſte verwirklichen wollte, ihren Muth allmälig ſo erſchüttert, ihr Herz, von der endloſen, quälenden Sorge, die es lautlos in ſich verſchließen mußte, war ſo müde, ſo mürbe geworden, ſie ſehnte ſich mit ſo inniger, ſo ſchmerzlicher Sehnſucht hinaus aus dieſem ganzen unklaren, unſichern Getreibe: daß ſie ja gern auf jedes Recht und jeden Anſpruch verzichtet hätte, — wäre es eben nur ihr Recht und ihr Anſpruch allein geweſen!

Ja es gab Stunden, wo ſie ſich Vorwürfe darüber machte, das Haus ihres Stiefvaters überhaupt nur betreten und ſich in einen Kampf eingelaſſen zu haben, der für ſie ſchon kein Kampf mehr war, nur noch ein ohnmächtiges, würdeloſes Unterliegen; es kam ihr vor, als ſei ſie herabgeſtiegen unter ſich ſelbſt und habe ſich zur Mitſchuldigen gemacht an den Anſchlägen und Plänen, deren Spuren ſie überall erblickte, und die um ſo ſchwerer auf ihre reine, klare Seele drückten, je weniger ſie ſich dieſelben enträthſeln konnte, dadurch allein ſchon, daß ſie die Gaſtfreundſchaft dieſes Hauſes angenommen und ſich dem geſelligen Verkehr deſſelben angeſchloſſen hatte. Sie erſchrak vor ſich ſelbſt, ſie hätte auffahren mögen und ſich bei den Händen nehmen, nur um ſich zu überzeugen, daß ſie es wirklich war, wenn ihr Blick zufällig in die Spiegel fiel, die in dem prächtigen Salon ihrer Stiefmutter von allen Pfeilern prangten — und ſie ſah ſich in den zierlichen Gewändern, welche die Sitte des Hauſes ihr auferlegte, und ſah ſich wieder und immer wieder dem kalten, höflichen Lächeln ihres Stiefvaters gegenüber und ertappte ſich ſelbſt dabei, wie ſie leere, nichtige Höflichkeiten mit ihm wechſelte! Wie oft beſchloß ſie, all dieſen Flitter von ſich zu ſtreifen und nicht länger eine Heiterkeit zu heucheln, von der ihr Herz doch längſt nichts mehr empfand! wie ſehnte ſie ſich nach Armuth und Niedrigkeit, wie leicht kam es ihr vor, jedem Beſitzthum und jedem Vortheil der Geburt zu entſagen, nur um Wahrheit und Freiheit der Exiſtenz dagegen einzutauſchen! wie oft ſchon, in unwillkürlicher Bewegung, erhob ſie ihren Fuß, den Staub dieſer Teppiche von ſich zu ſchütteln und hinaus zu ſchreiten in die kalte, finſtre, freudloſe Nacht, gleichviel wohin, wenn ſie nur dieſe Unwahrheit und Lüge hinter ſich hatte!

Aber nein, da fiel ihr Blick wieder auf das blaſſe, ſchwermüthige Angeſicht ihres Bruders, das aus der Ecke ſeines Lehnſtuhls ſo kalt, ſo ſtill, ſo ernſt in dieſe prunkvolle Umgebung hineinſtarrte — Angelica ſelbſt war zuſammengeſchaudert, als ſich ihr das Gleichniß zum erſten Male aufgedrängt hatte, allein es half nichts, es kam immer wieder: wie das Antlitz einer Leiche herabſtarrt auf die Pracht des Katafalk, auf welchen man ſie erhöht hat — und das doch in demſelben Augenblick Glanz und Farbe und Freudigkeit gewann, da der Strahl ihres Auges dem ſeinen begegnete!

Denn wie fruchtlos der Aufenthalt im väterlichen Hauſe auch bisher für ihre eigenen Angelegenheiten geweſen war, für Julian war er es nicht geblieben.

Zwar von Dem, was ſie urſprünglich beabſichtigt, war, wie wir bereits wiſſen, auch in Rückſicht auf ihren Bruder nichts zu Stande gekommen; Reinhold's Weigerung, in das Haus des Fabrikherrn zurückzukehren, hatte ihren weitgreifenden Entwürfen und Hoffnungen ein raſches Ende gemacht.

Auch von Leonhard's Wiedereintritt wurde kaum noch geſprochen. Die Unterſuchung gegen denſelben, verſicherte Herr Waller, ſei ſo gut wie geſchloſſen und habe, was er ſelbſt kaum mehr zu hoffen gewagt, die Unſchuld des wackern Mannes ziemlich deutlich ergeben; der Wiedereinführung in ſein Amt ſtehe, aller Wahrſcheinlichkeit nach, kein weſentliches Hinderniß mehr entgegen. Dann, aber auch nur erſt dann, werde es an der Zeit ſein, ihn auch in ſein Verhältniß zu Julian zurückzuführen; es ſei dies eine Rückſicht, welche man nicht nur der Vorſchrift der Behörden, ſondern weit mehr noch der Ehre des Hauſes, ja Leonhard's eigener Ehre ſchuldig ſei.

Julian, wie wir uns entſinnen, hatte die Hoffnungen und Entwürfe des Engelchen niemals getheilt. Die Anweſenheit der geliebten Schweſter allein machte ihn ſchon ſo glücklich und erfüllte ſein Herz mit einem ſo ſchönen, tiefen Frieden, daß er nichts mehr wünſchte, nichts mehr verlangte. Wie eine Blume, aus enger, dumpfiger Zimmerluft in den warmen, lebendigen Sonnenſtrahl getragen, die welken Blätter emporrichtet und Kraft, Duft und Farbe gewinnt, ſo blühte Julian auf, ſobald er mit

Angelica zuſammen war. Es war nichts Krankhaftes, nichts Leidenſchaftliches in dieſer Zärtlichkeit: ein ſchönes, glückliches Genügen, eine geiſtige Geſundheit gleichſam, die ſein tiefſtes Innere gleich einem Wunderquell durchrann. Auch körperlich ſogar ſchien er ein Anderer zu werden, ſobald Angelica ſich ihm näherte; die müde Bruſt athmete freier, das geſenkte Haupt erhob, das matte Auge belebte ſich, wie er nur den Klang ihrer Stimme hörte. Welch ein Feſt war das geweſen, da er zuerſt wieder, auf den Arm der Schweſter gelehnt, in den Garten hinabgeſtiegen war und hatte gemeinſam mit ihr all jene Erinnerungsplätze und Denkmale ihrer Kindheit aufgeſucht, die ihnen Beiden und noch einem Dritten, ach! ſo theuer waren!

Herrn Waller gebührte das Anerkenntniß, daß er dieſen wohlthätigen Einfluß des Engelchen nicht nur erkannte, ſondern auch, ohne Eiferſucht auf ſeine pädagogiſche Autorität, in aller Weiſe unterſtützte. Unmerkbar, ſeit Angelica im Hauſe war, hatte er Julian's Leitung mehr und mehr in ihre Hände übergehen laſſen; er ſelbſt ſchien nur noch die Stelle eines beobachtenden, ja ſchützenden Freundes einzunehmen. Auch Julian ſelbſt blieb das nicht verborgen: aber dankbar dafür konnte er doch nur ſeiner Schweſter ſein, nicht Herrn Waller ....

Viertes Kapitel.

Die Ringe.

Unter dieſen Umſtänden war Julian denn auch durch Reinhold's Weigerung beiweitem nicht ſo überraſcht worden, als Angelica es befürchtet hatte, und als ſie ſelbſt es im erſten Augenblicke geweſen war. Im Gegentheil, hatte er geſagt, er habe ſeinen Freund deshalb nur um ſo lieber. Wenn er ſelbſt auch kaum noch ein Jüngling, ja nur noch ein Knabe ſei, und ſogar keine Hoffnung habe, jemals zum Manne heranzureifen, ſo empfinde er in ſeinem Unverſtande doch ſo lebhaft wie Einer, daß die Ehre das Höchſte des Mannes ſei und daß keine Freundſchaft, keine Zärtlichkeit, kein Mitleid ſelbſt dem Manne jemals ſo über den Kopf wachſen dürfe, daß er darüber ſeine Ehre und ſeine Selbſtändigkeit in Gefahr ſetze. Seine Schweſter habe es gut mit ihm gemeint und er danke ihr dafür herzlich: aber Reinhold habe beſſer gewußt, was ihnen Allen wirklich gut ſei. Was ihm zum Glücke denn noch fehle, ſeitdem er ſeine Schweſter leibhaftig in den Armen habe, dieſe Schweſter, in deren treuem, liebevollem Herzſchlag er zugleich das Herz des Freundes pochen fühle? So glücklich, wie er jemals auf Erden werden könne, ſei er jetzt, glücklicher ſogar, als er jemals zu werden gehofft; ein Tropfen mehr noch in dieſen Becher der Freude würde das Gefäß ſelbſt zerſprengen. Angelica möge Reinhold nur ruhig gewähren laſſen, es ſei ihm ſelbſt keine Entſagung; ſchon längſt habe er ſich ja daran gewöhnt, ſeine Freunde nur aus der Entfernung, nur wie vom Dämmer des Jenſeit her zu lieben, ja ſie ſelbſt müßten, unwiſſend, dem Geiſterrufe ſeines Herzens folgen, und müßten Nachts vor ſein Bette treten, in unbelauſchtem, traulichem Geſchwätz die langen Stunden mit ihm zu verplaudern. Was er noch weiter brauche? und wenn es ja noch einer Verſtändigung zwiſchen Reinhold und ihm bedürfe, welches Herz ihre leiſeſten Gedanken beſſer verſtehe, welcher Mund ſie lieblicher ausſprechen könne als Angelica's? —

Er hatte heimlich drei ganz gleiche Goldreife anfertigen laſſen, mit Locken ſeines Haares; die wollten ſie gemeinſam tragen, er, ſeine Schweſter und Reinhold, und wie ein Jeder von ihnen ſeinen Ring anblickte, würde das Herz des Andern es empfinden, und ſie würden beiſammen ſein, unſichtbar, und ſich verſtehen ohne Worte, ſelbſt dann noch, wenn er ſchon längſt im Grabe läge.

Es war kein leichter Gang geweſen für Angelica, da ſie ſich eines Tages aufmachte, im Auftrage ihres Bruders den Ring an Reinhold zu überreichen: die Erinnerungsgabe eines Lebenden, der ſich ſelbſt bereits unter die Todten zählte, ausgehändigt an einen Freund, der im erſten, freudigſten Augenblick eines langerſehnten Wiederſehens ebenfalls kein anderes Geſtändniß für ſie gehabt hatte, als daß er nur noch ein todter Menſch ſei und daß Glück, Muth, Hoffnung ſeit Langem weit, weit hinter ihm liege ....

Aeußerlich zwar war Reinhold in den letzten Monaten ungleich gefaßter und ruhiger geworden, als Angelica ihn an jenem erſten Sonntagmorgen gefunden hatte; das unſelige Ereigniß, welches den Abend deſſelben Tages für ihn beſchloſſen, hatte eine merkwürdige und tiefgreifende Aenderung in ihm hervorgebracht.

Ueber den Vorfall ſelbſt war kein Wort wieder geſprochen worden, nicht einmal zwiſchen Reinhold und ſeinem Vater; ebenſo wenig über das verhängnißvolle Geheimniß, in welches Reinhold in jener Nacht eingeweiht worden. Den alten Großvater behandelte er mit derſelben ehrerbietigen Ergebenheit wie früher.

Auch zur Wiederherſtellung jener Zeichnungen und Modelle, die ihn ehemals ſo lebhaft beſchäftigt und auf die er ſo kühne Hoffnungen gebaut hatte, machte er nicht den geringſten Verſuch; nicht blos Luſt und Muth, ſondern ſelbſt auch die bloße Erinnerung an dieſe Arbeiten ſchien völlig aus ſeiner Seele ausgelöſcht. Wenn Leonhard oder Anna ihn nach dem Stande derſelben fragten, that er in der Regel ganz fremd, als wüßte er gar nicht mehr, was ſie meinten; wenn ſie lebhafter in ihn drangen, ſo entſchuldigte er ſich theils mit den Beſtellungen des geheimnißvollen Fremden, welche ihn an den Webſtuhl gefeſſelt hielten, theils mit den Verhältniſſen ſeines Hauſes überhaupt.

Und allerdings waren dieſe auch jetzt noch immer traurig genug und wenig geeignet, Arbeiten und Pläne zu befördern, wie diejenigen, zu welchen namentlich die Schweſter des Schulmeiſters ihn antrieb. Die Krankheit der Tante hatte in Beſorgniß erregendem Grade zugenommen. Es iſt früher erzählt worden, in welche unheimliche Aufregung die Kranke, nach der erſten freudigen Begrüßung, durch die Ankunft des Engelchen verſetzt worden war. Dieſe Scenen wiederholten und ſteigerten ſich faſt mit jedem Tage. Es war ein unerklärlicher Widerſpruch in dem Benehmen der Kranken: ſo lange Angelica nicht an ihrem Bette ſaß, wollte ſie vergehen vor Ungeduld und Sehnſucht nach ihr — und wenn ſie nun gegangen kam und wenn ihr melodiſcher Gruß an das Ohr der Kranken ſchlug, was war es dann, was bedeutete es, daß dieſe auf einmal ſo wild in die Höhe fuhr, mit angſtvollen Blicken jetzt das Engelchen zu ſich heranzog, dann wieder weit von ihm rückte, dicht an die ärmliche Wand heran, jetzt ſprechen wollte, jetzt wieder verſtummte und endlich unter bitterlichen Thränen bat, Angelica möge ſie allein laſſen, ſie ſei jetzt nicht im Stande, es ſei noch nicht die Zeit jetzt, mit ihr zu ſprechen?

Und kaum wieder daß Angelica den Rücken gewendet, was wollten dieſe jammervollen Bitten, dieſe ſchmerzlichen Selbſtanklagen, mit denen ſie dieſelbe wieder zurückzurufen ſuchte, um gleich darauf das alte Spiel mit ihr zu beginnen? Ueberall ſonſt, wo Angelica auftrat, verbreitete ſie Heiterkeit und Freude um ſich her; welch Geheimniß lag denn hier zu Grunde, durch welchen ſeltſamen Zuſammenhang geſchah es, daß die Nähe der jungen Dame gerade hier ſo anders wirkte, hier, wo ſie mit ſo viel Ungeduld erwartet, mit ſo viel Freude begrüßt worden war?

Natürlich wurden die Kräfte der Kranken durch dieſe fortwährende peinliche Aufregung aufs Aeußerſte erſchöpft; es war nicht wahrſcheinlich, daß ſie nur den Winter überleben würde.

Aber um das Maß dieſer Widerſprüche voll zu machen: dieſelbe Frau, die ſonſt ſo voll Duldung und Ergebenheit geweſen, über deren Lippe während der ganzen jahrelangen Krankheit kaum je eine Klage gekommen war, wie bangte ſie jetzt vor dem Tode! wie hing ſie, voll verzweifelter Begier, ſich an jede leiſeſte Hoffnung! wie verwirrte ſich, in grauenvollſten Bildern, dieſer ſonſt ſo klare, ſo gottergebene Sinn, ſobald der Gedanke des Todes vor ihre Seele trat!

Der Meiſter litt unſäglich bei dieſen Leiden ſeiner Schweſter. Allein auch ſeine Angſt und Unruhe ſchien noch andere Quellen zu haben, als nur die zunehmende Krankheit der armen Lene. In ſtiller Nacht, wenn der Meiſter den

Sohn längſt in tiefem Schlummer glaubte, hatte Reinhold, wach gehalten durch den Kummer, der auch auf ſeinem Herzen laſtete, den Vater geſehen, wie er aufrecht ſtand am Bette der Kranken und Worte mit ihr tauſchte — von Sarg, Grab, Sterben — Worte, ſo dunkeln, ſo grauenhaften Sinnes, daß Reinhold ſich gern überredet hätte, es wäre Alles nur ein Traum ...

Und dann wieder ein ander Mal, an einem Abend, da der Vater weggegangen war, wie er ſagte, zum Beſuch beim Schulmeiſter — Reinhold hatte ſeinen eigenen Augen nicht getraut: aber dennoch war es ſo, er hatte es zu deutlich geſehen, der Mond ſchien zu hell und ſo vorſichtig die beiden Geſtalten ſich auch in den Schatten der alten Schloßmauer verſteckten, ſo hatte das Auge des jungen Mannes ſie dennoch erkannt: — den Vater in heimlichem, ängſtlichem Zwiegeſpräch mit dem Sandmoll, demſelben

Sandmoll, den er übrigens ſo tief verachtete, der ſich in ſeinem Hauſe nicht mehr durfte ſehen laſſen, ja an dem er faſt ſchon einmal zum Mörder geworden war?! —

Auch auf der andern Seite des Hauſes hatten Kummer und Trübſal ihre Wohnung aufgeſchlagen. Die Beſſerung, welche Konrad in der erſten ſtürmiſchen Aufwallung ſeiner Vaterfreude ſeiner Frau gelobt hatte, war nur von ſehr kurzer Dauer geweſen; noch ungezügelter als früher überließ er ſich ſeinen böſen Neigungen. Die Fabrik beſuchte er wenig mehr; wenn Margareth ihm Vorſtellungen deshalb machte und ihre Beſorgniß ausſprach, er möchte, bei ſolcher Unregelmäßigkeit, die Arbeit in derſelben wohl ganz verlieren, lächelte er verſchmitzt: weshalb ſie ſich denn jetzt auf einmal ſo ſehr für die Fabrik intereſſire? Sie möge nur ganz ruhig ſein, Herr Wolſton werde ſich wohl hüten, ihn wegzujagen; und wenn er die Fabrik gar nicht mehr beſuche, ſo müſſe Herr Wolſton ihn dennoch in Lohn und Brot behalten, dafür ſei er ihr gut, er kenne ſeinen Mann und habe ſeine Mittelchen....

Auch war es allerdings ſeltſam, daß es ihm, trotz dieſer wenigen Arbeit und trotz der wüſten Lebensweiſe, welche er führte, doch niemals an Geld fehlte. Wenigſtens nicht für die Wirthin, die ihn ſeit einiger Zeit zu ihren reſpectabelſten Kunden zählte. Er ſpielte, zechte, ſchwärmte, wie kaum ein Anderer im Dorf. Daß Margareth inzwiſchen zu Hauſe mit der bitterſten Noth zu kämpfen hatte, daran dachte er in ſeinem Leichtſinn nicht; genug, daß er dafür in der Schenke bei ſeinen Spiel- und Trinkgenoſſen in deſto unbeſtrittenerm Anſehen ſtand. Freilich ging auch unter dieſen allerlei ſeltſames Gemunkel über die Quellen, aus denen Konrad ſeinen Aufwand beſtritt, beſonders, da man auch ihn ſeit einigen Monaten in geheimnißvollem Verkehr mit dem alten Sandmoll erblickte.

Konrad hatte an dieſem Gerede großes Behagen; es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit und gab zugleich ſeiner Schadenfreude Nahrung. Ich habe einen Drachen im Schornſtein, rief er, indem er die Würfel klappern ließ und rechts und links die Gläſer vollſchüttete, daß ſie überſtrömten: Das iſt's, ihr Narren, und nun laßt nur meine Margareth erſt mit einem tüchtigen Jungen niederkommen, ich ſag' euch, Das ſoll einen Kindtaufſchmaus geben, im Schloſſe da drüben ſollen ſie es nicht beſſer können!

Wirklich war Dies bei ihm zu einer Art von fixer Idee geworden. War es die rohe, ſinnliche Natur des Mannes, der ſelbſt für die reinſte und edelſte Freude, welche dem menſchlichen Herzen vergönnt iſt, keinen höheren Ausdruck kannte, oder war es ſeine Eitelkeit, welche ſich ſchämte, ein leichtfertig gegebenes Wort wieder zurückzunehmen: kurz, ſeitdem er einmal, halb im Rauſche und gedrängt durch die

Neckereien ſeiner Kameraden, die ganze Geſellſchaft, wie ſie ſich in dem Wirthshauſe zu verſammeln pflegte, zum Taufſchmauſe eingeladen hatte, war er von dieſem Gedanken nicht wieder abzubringen. Im Gegentheil, es war ſein Lieblingsgedanke geworden, den er unermüdlich ausmalte, ſelbſt auch vor Margareth's Ohren, und Das nicht ſelten in Augenblicken, wo das arme Weib Mangel am Nothwendigſten litt.

Margareth hatte es ſich zum Geſetz gemacht, weder ihrem Vater noch ihrem Bruder jemals mit Klagen über ihren Mann beſchwerlich zu fallen. Auch hatte der Meiſter, wenigſtens dem Anſcheine nach, für Alles, was auf der andern Seite des Hauſes vorfiel, kein Auge; ſogar die Großvaterfreude, welche ihm bevorſtand, hatte ihn in kein beſſeres Verhältniß zu Konrad bringen können.

Reinhold freilich entging nichts von Allem. Allein da auch er ſich längſt hatte überzeugen müſſen, daß alle gütlichen Vorſtellungen an ſeinem Schwager verloren waren, ſo konnte die unglückliche Lage ſeiner Schweſter nur dazu dienen, die Laſt ſeiner eigenen zu vermehren.

Und doch, wie ſchon geſagt, ertrug er dies Alles äußerlich mit der vollkommenſten Faſſung; als hätten die entſetzlichen Enthüllungen jener Nacht ihn auf einmal zum Manne gereift, war ſein ganzes Weſen jetzt ſo feſt, ſo ruhig, ſo gleichmüthig geworden, daß Angelica ihre herzliche Freude daran hatte. Ach, es war eine ähnliche Täuſchung wie diejenige, in welcher das arme junge Mädchen ſich in Betreff Julian's erhielt; auch hier ahnte ſie nicht, welcher Abgrund unter dieſer ſcheinbar ſo ruhigen Oberfläche ſich verbarg. Wer mit allen Hoffnungen und allen Wünſchen abgeſchloſſen hat, für den iſt es freilich leicht, gefaßt und gleichmuthig zu erſcheinen. Dies war Reinhold's Fall. Das unglückliche Geheimniß, welches ſein Vater ihm in jener Nacht anvertraut, lag auf ihm mit Felſenwucht; fort und fort, im Innerſten der Seele, arbeiteten ſeine Gedanken daran und vermochten es dennoch nicht zu löſen. Das war es, warum er jetzt ſo ruhig und ſtill erſchien: ganz andere Gedanken hielten ihn gefangen, über ganz andern Dingen, in unheimlicher Stille, brütete ſein Geiſt; er hatte keine Zeit, ſich um das Uebrige zu grämen. Nur mitunter, wenn er am Webſtuhl ſeinem Vater gegenüber ſaß — mechaniſch, von der Arbeit hinweg, irrte ſein Blick hinüber zum Dach des Schloſſes und unwillkürlich, wie gelähmt, fiel ſeine Hand nieder und das muntere Schnurren der Räder verſtummte, daß der Vater verwundert in die Höhe ſah: und nun begegneten ſich die beiden bleichen, kummervollen Geſichter, begegneten ſich in demſelben Schmerz, derſelben ſtummen, fürchterlichen Frage — ja wohl, da ſeufzte er tief auf, da, an dieſem ſchmerzlichen

Zucken des Herzens, an dieſer Glut, die ihm da aus dem Auge blitzte, an dieſer Fauſt, die ſich unwillkürlich ballte, da fühlte er und mußte ſich ſelbſt eingeſtehen, daß ſeine Ruhe nur eine erlogene war, und daß dies dem Anſcheine nach ſo ſchweigſame, ſo ſtille Herz im Gegentheil Dämonen beherbergte, vor denen er ſelbſt ſich entſetzte! —

Aber auch dieſe Dämonen ſchwiegen, ſobald er mit dem Engelchen zuſammen war; die beruhigende Macht ihrer Erſcheinung, die an der kranken Lene auf ſo wunderbare Weiſe verloren ging, übte wenigſtens auf Reinhold noch den ganzen alten Zauber. Mit ſchmerzlicher Ironie gedachte er jetzt ſelbſt der verwegenen Wünſche, die er ehemals vielleicht genährt — ſie waren vorbei, ganz vorbei jetzt — und mit deſto offenerer Seele, von keiner Hoffnung, keiner Furcht mehr bewegt, gab er ſich dem Glück dieſer zauberiſchen Nähe hin. Wie ein Kranker, der mit dem Leben längſt abgeſchloſſen hat, am Morgen vor ſeinem Tode noch einmal den ſchönen warmen Strahl der Sonne trinkt, noch einmal, zum letztenmal, das ſchon halbumflorte Auge an der Pracht der Schöpfung weidet, ſo innig, ſo andächtig und doch zugleich mit ſo ruhiger Entſagung hing Reinhold an der theuren Jugendfreundin. Hätte er noch einen Wunſch, eine Hoffnung genährt, o gewiß, er würde ſich gerettet haben vor dem klaren, milden Glanz dieſer Augen, die ſo ſanft, ſo tief in ſeine Seele ſchienen. Jetzt aber, was hatte er zu fürchten? Er durfte ſo glücklich ſcheinen, weil er in der That ſo tief unglücklich war.

Auch den Ring, welchen Angelica ihm in Julian's Namen überbrachte, nahm er mit derſelben ruhigen, beinahe heitern Faſſung hin. Er hielt das Geſchenk des Freundes wie ein Heiligthum; um kein Aufſehen zu erregen, trug er es auf der Bruſt verborgen, zunächſt am Herzen. Und wenn er Angelica erblickte und ſah den kleinen unſcheinbaren Reif an ihrem Finger und fühlte den Druck des ſeinen auf ſeiner Bruſt, da war es ihm, als wäre er ſelbſt an der Stelle des kranken Julian, ja als lägen ſie Alle, Alle ſchon in der ſtillen, traulichen Gruft, und dieſe drei Seelen, ſo geſchieden durch Schickſalsſchluß und Eigenſinn der Menſchen, dürften frei und ungehindert, in ſeligem Entzücken, ineinanderfließen. —

Unter dieſen Umſtänden konnte denn auch der Verkehr mit dem Hauſe des Meiſters, ſo fleißig Angelica ihn auch erhielt, ihr im Ganzen nur wenig Troſt in ihrer kummervollen Lage gewähren. Nur mit dem einzigen Reinhold war es ihr gelungen, das alte herzliche Einverſtändniß wiederherzuſtellen. Oder wenigſtens glaubte ſie es ſo, und Reinhold ſelbſt, bei der ehrfurchtsvollen Ergebenheit, welche er der jungen Dame zollte, fand eine ſchmerzlich ſüße Befriedigung darin, ſie in dieſem Glauben zu erhalten.

Doch wurde ihm Das bald recht ſchwer gemacht, und zwar von Niemand geringeres als von Angelica ſelbſt. Eines Herzens bedürftig, in das ſie ihre Angſt und ihre Sorgen ausſchütten konnte, hatte ſie mehr als einmal ſchon im Begriff geſtanden, den ganzen Stand ihrer Angelegenheiten an Reinhold zu entdecken und bei ſeinem, wie es ihr ſchien, ſo klaren, ſo feſten, ſo gemäßigten Sinne Rath und Beiſtand zu ſuchen in den mancherlei Zweifeln, von denen ſie ſich hin- und hergeriſſen fühlte.

Allein jedesmal wieder hielt eine ihr ſelbſt unerklärliche Scheu ihr das Wort auf der Lippe zurück; ſo feſt ſie es ſich immer aufs Neue vornahm, ſo unmöglich fiel es ihr dennoch, gegen Reinhold von der ſeltſamen Clauſel des Teſtaments Erwähnung zu thun. Sie zürnte mit ſich ſelbſt deshalb und klagte ſich, in ihrer kindlichen Einfalt, deſſelben Mangels an Vertrauen an, durch den Reinhold ihr beim erſten Wiederſehen ſo viel Kummer bereitet hatte. Aber der Inſtinct des Herzens war mächtiger als ihr noch ſo ernſtlich gemeinter Vorſatz; und wenn ihr Leben von dieſem Worte abgehangen hätte, ſie hätte es dennoch nicht ausſprechen können — zu Jedermann, wenn es ſein mußte, ſelbſt zu Herrn von Lehfeldt — aber nur zu Reinhold nicht!

Reinhold ſeinerſeits hatte viel zu viel Ehrfurcht vor Angelica, als daß er auch nur durch die leiſeſte Frage, die zarteſte Hindeutung hätte an ein Geheimniß rühren mögen, welches, wie er wohl merkte, Angelica abſichtlich vor ihm verbarg. Auch hatte er ſeit jener unſeligen Nacht eine ſehr begründete Scheu vor allen vertraulichen Mittheilungen und Enthüllungen ....

Auf dieſe Weiſe kam denn in das Verhältniß der beiden jungen Leute eine gewiſſe abſichtliche Zurückhaltung, eine Spannung, möchten wir es nennen, wenn nicht auch dieſer Ausdruck ſchon viel zu herb wäre, welche auch den Gleichmuth, den Reinhold äußerlich angenommen, allmälig zu erſchüttern drohte und beſonders dem Engelchen wie eine wirkliche Schuld auf dem Gewiſſen laſtete.

Am allermeiſten aber peinigte ſie das ſeltſam räthſelhafte Benehmen der kranken Lene. Daß die Geheimniſſe, mit denen dieſelbe rang, in genauem Zuſammenhange mit Angelica's eigenem Schickſale ſtanden, Das unterlag für dieſe ſelbſt keinem Zweifel mehr. Aber nur wie den Schlüſſel dazu finden? da der Zuſtand der Kranken kein ernſthafteres Eindringen verſtattete.

Aber gerade dieſe Geheimniſſe, von denen das Engelchen ſich auf Schritt und Tritt umgeben ſah, beſtärkten ſie wiederum in dem Entſchluſſe, das Feld zu behaupten. Es lag ein gewiſſer trotziger Muth in der Natur dieſes jungen Mädchens, der durch die Gefahren, von denen ſie ſich auf allen Seiten umlagert wußte, erſt recht herausgefodert ward. Selbſt von ihrem eigenen, ſo dringenden Intereſſe abgeſehen, fühlte ſie ſich ſchon durch ihren Wahrheitsſinn allein genöthigt, den dunklen, räthſelhaften Mächten in ihrer Umgebung Stand zu halten, ja das eigene Intereſſe verſchwand allmälig gegen das höhere, das unparteiiſche Intereſſe der Wahrheit. Das Teſtament der Mutter, dieſe Ueberzeugung ſtand in ihr feſt, war falſch; ſie durfte nicht nachgeben, durfte nicht vom Platze weichen, nicht blos um ihre eigene Ehre, die Ehre der todten Mutter, nein, um die Ehre der Wahrheit ſelbſt zu retten!

Unzählige Male, in den trüben, bangen Wochen, die auf dieſe Weiſe für ſie dahinſchlichen, gedachte ſie des Traumes, der ſie in der erſten Nacht, die ſie im väterlichen Hauſe zugebracht, ſo gewaltig erſchuttert hatte. Dieſe Beſorgniſſe und Zweifel, die ſie unabläſſig hin- und herwarfen, dieſe Anſchläge, Pläne und Intriguen, die ſie rings um ſich her in geheimnißvoller Thätigkeit wußte, ohne ihnen doch entrinnen zu können — ja wohl, das waren jene Räder und Schrauben, die ihr im Traume immer näher und näher gerückt waren und immer begieriger, immer unvermeidlicher mit eiſernen Armen nach ihr geſchnappt hatten; dieſe einförmigen, unthätigen Wochen, die ſie hier verleben mußte, und die in unmerklichem Verlaufe ſie der entſcheidenden Stunde immer näher und näher führten, da war er ja, jener unabſehbare, endloſe Meeresſtrudel, der ſie damals mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt in ſeine furchtbare Tiefe herabgeſpült hatte! Werden auch die übrigen Scenen jenes entſetzlichen Traumes ſich verwirklichen? die übrigen alle — vielleicht nur bis auf die letzte?!

Fünftes Kapitel.

Die barmherzige Schweſter.

Es iſt das eigentlich Herzerhebende an ſolchen Charakteren wie derjenige, welcher den Mittelpunkt dieſer Erzählung bildet, daß Noth und Misgeſchick ihre Heiterkeit wohl vorübergehend trüben, den feſten, klaren Grund ihres Weſens aber dennoch nicht erſchüttern, geſchweige denn zerſtören kann. Die angeborene Schwungkraft dieſer unverwüſtlich freudigen Gemüther ſchnellt immer und immer wieder in die Höhe; ſelbſt innerlich beängſtigt, haben ſie gleichwohl kein dringenderes Bedürfniß, als wenigſtens nach außen hin noch Troſt und Freude zu verbreiten.

Wir erinnern uns des edlen Vorſatzes, der in Angelica während ihrer erſten Unterredung mit Reinhold ſo raſch und plötzlich aufgeſtiegen war; ſie wollte, wie es früher erzählt iſt, ihren Aufenthalt im Dorfe benutzen, gewiſſe Einrichtungen und Veranſtaltungen zu treffen, durch welche nicht blos der äußerlichen Noth, ſondern ganz beſonders auch dem ſittlichen Elend dieſer Bevölkerung entgegengearbeitet würde.

Ihr nächſter Zweck war dabei geweſen, auf eine würdige und unmerkliche Weiſe die Hand zu bieten zur Linderung jenes Elends, deſſen Anblick ſie im Hauſe des Meiſters ſo ſchmerzlich überraſcht hatte. In naher und natürlicher Anknüpfung an das traurige Ereigniß, welches ſie beim Eintritt in ihre Heimath empfangen, hatte ſie ſich der armen aufſichtloſen Kinder der Fabrikarbeiter annehmen wollen; es ſollte, wenn auch fürs erſte nur in kleinſtem Umfang und mit den beſcheidenſten Mitteln, ein Wartehaus für die verlaſſenen Kleinen geſtiftet werden, bei welchem Reinhold und Leonhard, in Gemeinſchaft mit ihren Schweſtern, die Aufſicht führen ſollten.

Auf dieſen Plan jetzt kam Angelica zurück. Oder beſſer geſagt: ſie hatte ihn, mitten in ihrem eigenen Drangſal, keinen Augenblick aus dem Geſicht verloren. War ſie doch ſelbſt ſolch eine arme Waiſe, ſchutzlos hinausgeworfen, preisgegeben von der ſtiefmütterlichen Laune des Schickſals, vielleicht, wie bald! zertreten unter ſeinem Hufſchlag; es war ihr eine ſüße Befriedigung, ſich, ſolange ſie ſelbſt es noch vermochte, jener unglücklichen Weſen anzunehmen, in denen ſie, wenn auch in anderer Form, die Genoſſen ihres eigenen Schickſals zu ſehen meinte, und für die Milderung ihres Looſes zu ſorgen, zu derſelben Zeit und an derſelben Stelle, wo das Loos für ſie ſelbſt allem Vermuthen nach ſo unglücklich fiel.

Es wird unſern Leſern wunderbar, vielleicht unglaublich erſcheinen, woher dem jungen Mädchen nur der Muth kam, einen ſo kühnen, den Umſtänden nach ſo höchſt ſchwierigen, ja faſt ſchlechthin unmöglichen Plan bei ſich zu nähren.

Und wirklich war es auch ein Wunder anzuſehen, welche Gewalt der Liebreiz des holden Kindes auch in dieſer Angelegenheit über Jeden übte, Jung wie Alt, Vornehm wie Gering, mit dem ſie in Berührung kam, und wie keine Roheit ſo wild, kein Trotz ſo hartnäckig, keine Schlechtigkeit ſo verſtockt war — vor dem Anblick des Engelchen und ſeinem heitern, milden, verſtändigen Zuſpruch mußten Roheit, Trotz und Schlechtigkeit ſich überwunden geben.

Vielleicht, bei der Schilderung, die wir oben von der Erziehung des Engelchen im Hauſe des Profeſſors entworfen haben, ſind einige unſerer Leſer auf den Verdacht gerathen, als ſollten ſie es hier zu thun bekommen mit einem jener philoſophiſchen Frauenzimmer, einer jener demonſtrirenden, theoretiſirenden, politiſirenden Schönheiten, wie unſere neueſte Cultur deren leider ſo viele erzeugt und wie ſie nur allzu oft in unſern Tagen den heimlichen Ueberdruß der Geſellſchaft und bald auch die offene, ſtadtkundige Plage der armen Kreuzträger, ihrer Männer, bilden.

Aber dies wäre ein Irrthum, den wir zu berichtigen eilen. Nicht der unglückliche Drang, den ſocial-politiſchen Blauſtrumpf zu ſpielen, noch weniger gar das coquette Gelüſte, ſich zur künftigen Parlamentsfrau heranzubilden, hatte Angelica dieſer Art von Intereſſen zugeführt; dergleichen Gelüſte lagen dieſer reinen, unverbildeten, echt weiblichen Seele überhaupt unausſprechlich fern. Vielmehr was ſie dazu geführt hatte, war zunächſt und ganz einfach der Vorgang und die Anweiſung ihres Lehrers, des Profeſſors, geweſen.

Wir haben ſchon früher einige Andeutungen gegeben über die freiſinnige, im beſten Sinn humane Richtung, welche der Profeſſor verfolgte. In genauem Zuſammenhange mit dieſer Richtung ſtand es auch, daß er alle Werke der öffentlichen Wohlthätigkeit, alle Fürſorge und Pflege der Armen vornämlich, wenn nicht ausſchließlich in die Hände der Frauen gelegt und dieſe ſelbſt hierzu, als zu einem weſentlichen Theil ihres Berufes, ausdrücklich erzogen und vorbereitet wiſſen wollte. Alles Elend der Zeit, pflegte der Profeſſor zu behaupten, komme von dem Müſſiggang, zu welchem die Mehrzahl unſerer Frauen, wenigſtens in den ſogenannten gebildeten Ständen, erzogen werde und der in vielen Fällen zugleich ein Müſſiggang des Herzens und der Seele ſei. Die Frauen ſeien die wahren, natürlichen Hüterinnen alles Edeln und Göttlichen im Leben; auch die politiſche Gemeinſchaft (und nur dieſer, nicht der kirchlichen, wollte der Profeſſor Recht und Pflicht der Armenpflege zugeſtehen) müſſe ſie als ſolche anerkennen, und zwar hauptſächlich dadurch, daß ſie die Frauen mit der Pflege der Armen, der Wartung der Kranken, der Erziehung der hülfsbedürftigen Jugend, kurzum mit allen jenen Werken der Barmherzigkeit und Bruderliebe, welche der Gemeinde obliegen, gleich wie mit einem bürgerlichen Ehrenamte, förmlich und feierlich betraue. Nur auf dieſe Weiſe erhalte der enge häusliche Kreis, in deſſen ausſchließlicher Begrenzung das moderne Weib ſich nun einmal auf die Dauer nicht mehr wohl fühlen könne, noch wohl fühlen dürfe, ſeine wahrhafte und allein würdige Erweiterung; ja, es werde auf dieſe Art auch denen noch ein Haus gegründet und eine Familie gebildet, die etwa ſelbſt ſo unglücklich wären, kein Haus und keine Familie zu haben. — Mit beredten Worten führte er aus, welchen höhern Werth der Zauder weiblicher Anmuth den Werken der Wohlthätigkeit ſelbſt verleihe, und wie viel glücklichere Erfolge daraus hervorgehen müßten, nicht nur für Diejenigen, welche die Wohlthaten unmittelbar empfingen, ſondern auch für das ganze Gemeindeleben, den Staat, die Geſellſchaft, die Menſchheit ſelbſt. — Der Profeſſor gab zu, daß es noch lange dauern werde, bis der Staat dieſen Beruf der Frauen begreiſe und benutze. Allein weil das Gute niemals zeitig genug geſchehen könne, ſo erzog er die ihm anvertrauten jungen Mädchen einſtweilen ſo, als ob die Zeit, auf welche er hoffte, wirklich bereits gekommen wäre, und als ob der Staat die Frauen in der That ſchon als ſeine geborenen Almoſeniere anerkannt hätte. —

Die Richtigkeit dieſer Grundſätze zu prüfen oder gar die weltgeſchichtlichen Folgen zu erörtern, die ſich nach der Anſicht des Profeſſors daraus ergeben mußten, iſt hier natürlich kein

Raum. Genug, daß Angelica, einmal in dieſe Richtung gebracht, dieſelbe mit all dem Eifer ergriff, und daran feſthielt mit all der Ausdauer, all der Gewiſſenhaftigkeit, all der Luſt am Thun und Handeln, Schaffen und Wirken, welche ihr angeboren war. Sie war überhaupt eine praktiſche, keine theoretiſche Natur; wenn ſie ſich hin und wieder, namentlich in ihren Unterhaltungen mit Herrn von Lehfeldt, in ein Wortgefecht einließ über politiſche oder geſellſchaftliche Fragen, ſo ſollte das nach ihrer eigenen Abſicht eben nur ein Wortgefecht, eine anmuthige Unterhaltung, ein Spiel ſein, mit einem Wort, wie das geſellige Leben deren mit ſich bringt und erfodert. — Weshalb es denn auch ſo leicht war, ſie in dergleichen Geſprächen zu überholen und in Verwirrung zu ſetzen. In größern Kreiſen vermied ſie es ſogar ſtandhaft, ſich in Unterhaltungen dieſer Art überhaupt nur einzulaſſen; es ſei das nicht ſchicklich, meinte ſie, für Frauen.

Dagegen, wo es darauf ankam, dieſe Grundſätze der Humanität, der Wohlthätigkeit und Menſchenliebe, die ſie von ihrem Lehrer empfangen hatte, und auf deren theoretiſche Begründung ſie um ſo lieber verzichtete, je mehr die Autorität des verehrten Lehrers ihr ſelbſt genügte, nun auch praktiſch durchzuführen, wo es darauf ankam, durch Fleiß, Thätigkeit und beſcheidene Unterordnung gleichſam die Probe zu machen auf jene ſocialen Principien, welche ihr Lehrer ſo eifrig verfocht: da konnte Niemand bereiter, Niemand unermüdlicher ſein als Angelica; da konnte Niemand beſſer jene kleinen Künſte der Weiblichkeit, jenes Schmeicheln, Drohen, Nachgeben, Ermuntern in Ausubung bringen, als es alsdann, zur Erreichung ſo edler Zwecke, von ihr geſchah; da endlich war keine Verhandlung ſo mislich, keine Beſorgung ſo mühſam, kein Dienſt ſo unſcheinbar, ſie unterzog ſich allen mit Verſtand und Anmuth, und brachte eben dadurch alle glücklich zu Ende. — Sie müſſe ſich bei Zeiten gewöhnen, pflegte ſie in ſolchen Fällen zu ſagen, der Welt etwas zu nützen, und nebenher auch ſich ſelbſt; Niemand ſei es an der Wiege geſungen, wie noch dereinſt ſein Schickſal ſich wende, und vielleicht wäre es auch für ſie einmal noch ein rechtes Glück, wenn ſie wenigſtens zur Lehrerin oder Krankenpflegerin tauglich befunden würde.

Angelica hatte bei ſolchen Aeußerungen die verhängnißvolle Clauſel im Teſtament ihrer Mutter im Sinne. Das Publicum indeß, das von dieſem Verhältniß natürlich keine Ahnung hatte, faßte dieſe und ähnliche Reden eben nur als wohlberechnete Kundgebungen der Eitelkeit, als eine kleine coquette Schwäche auf, die ihm gerade bei der Millionairstochter ſehr am Platze ſchien, und freute ſich im Stillen, ſomit auch an Angelica jenen kleinen Schatten gefunden zu haben, ohne den die Welt, wie ſie iſt, ſich nun einmal nichts Glänzendes denken mag, und ohne den ſie namentlich eine Erſcheinung gleich dem Engelchen kaum nur würde verziehen haben.

Doch würde alles dies begreiflicherweiſe noch lange nicht hingereicht haben, den Widerſtand des Commerzienraths zu brechen, einen Widerſtand, der in dem ganzen Charakter und der ganzen Stellung deſſelben aufs Allertiefſte begründet lag und der überdies gerade in dieſem Fall, der verhaßten Perſönlichkeit Angelica's gegenüber, doppelt heftig hervortreten mußte — hätten die Abſichten des jungen Mädchens nicht von ſehr verſchiedenen Seiten her ſo unerwartete wie kräftige Unterſtützung gefunden.

Freilich auch aus ſehr verſchiedenen Motiven.

Am Erſten und Lauteſten für Angelica's Plane erklärte ſich die Commerzienräthin. Oder vielmehr ſo hatte Angelica es einzurichten gewußt, daß die ganze Idee bei ihrer Stiefmutter zuerſt entſtanden, von ihr zuerſt ausgeſprochen ſchien; ſogar die Baronin ſelbſt glaubte es nicht anders. — Trotz der Kälte, mit welcher dieſelbe das Engelchen empfangen hatte und mit der ſie es auch fortdauernd behandelte, konnte man doch nicht eigentlich ſagen, daß ſie den Haß ihres Gemahls gegen ihre Stieftochter theilte. Abneigung allerdings hatte auch ſie gegen das Engelchen. Doch war dieſe Abneigung nicht größer, als ſie bei einem verblühenden, alternden Frauenzimmer, von dem Charakter und den Lebensſchickſalen der Baronin, gegen eine jung aufblühende, allbewunderte Schönheit, wie Angelica, nothwendig ſein mußte; es war mehr eine inſtinctmäßige, unwillkürliche Abneigung, als ein bewußter abſichtlicher Haß und daher auch ohne jene Färbung des Ingrimms und der Leidenſchaft, welche das Benehmen des Commerzienraths gegen Angelica, trotz der Mühe, die er ſich deshalb gab, doch nicht jederzeit verbergen konnte, wenigſtens nicht vor Angelica's eigenem Bewußtſein.

Ferner war die Baronin in das geheimnißvolle Teſtament eingeweiht. Und wie nun jedes Frauenzimmer, das verheirathet iſt, an jedem Frauenzimmer, das verheirathet werden ſoll, ein ganz eigenthümliches Intereſſe nimmt, ganz beſonders, wenn es bei dieſer Verheirathung ſelbſt eine Stimme hat oder zu haben glaubt: ſo wurde binnen kurzem auch Angelica für ihre Stiefmutter ein Gegenſtand, wir wagen nicht zu ſagen der Theilnahme, aber doch der Aufmerkſamkeit, vor Allem der Berechnung und der Intrigue.

Dazu kam nun noch, daß die Baronin allmälig in Erfahrung gebracht, in wie wenig ſchmeichelhaftem Ruf, dem Ruf des Stolzes, des Hochmuthes, der Hartherzigkeit (um von Schlimmerm zu ſchweigen), ſie bei der Bevölkerung des Dorfes ſtand, und wie wenig vortheilhaft für ſie die Vergleiche ausfielen, welche man zwiſchen ihr und der erſten, bei all ihren Seltſamkeiten und trotz ihrer unglücklichen Krankheit doch ſo mildherzigen, ſo wohlthätigen Frau Wolſton anſtellte.

An und für ſich zwar würde dieſe Erfahrung die Baronin ziemlich ruhig gelaſſen haben. Denn ſie war in der That, wofür ſie galt, ſtolz, hochmüthig, von hartem, verſchloſſenem Herzen. Was ſo geringe Leute wie die Bewohner des Dorfs über ſie meinen möchten, war ein Gegenſtand, der ſie ſchlechthin nicht kümmerte; es machte ihr mehr Freude und ſelbſt wenn ſie die Wahl gehabt hätte, würde ſie es vorgezogen haben, von ihnen gefürchtet zu ſein, als geliebt.

Allein ſeitdem nun das Engelchen gekommen war und ſeit nun überall, wohin ſie hörte, alle Lippen überfloſſen von der Mildthätigkeit, der Sorgfalt und Anſtelligkeit des jungen Mädchens, da erwachte die Eitelkeit der Dame — Eitelkeit, wohl zu merken, nicht Eiferſucht. Denn um auf Angelica eiferſüchtig zu ſein, dazu war ihr dieſelbe nicht nur viel zu gleichgültig, ſondern auch von ihrer eigenen Ueberlegenheit war ſie dazu viel zu feſt durchdrungen.

Die Baronin ſetzte ſich alſo, wenn wir es ſo nennen dürfen, moraliſch in Poſitur; ſie beſchloß zu zeigen, daß, wenn ſie ſich bisher um Niemand im Dorf gekümmert, Dies eben nur aus Geringſchätzung und nur deshalb geſchehen ſei, weil ſie es ſelbſt ſo gewollt habe, daß aber, ſobald ſie anders wolle, ſie auch ebenſo herablaſſend, ebenſo mildthätig, ebenſo hülfreich ſein könne, wie das junge, unerfahrene Mädchen, das doch endlich nichts hatte und nichts vermochte als das bischen ungeſchickten guten Willen. Wie ganz anders mußten dieſe Dinge ſich geſtalten, wie viel wirkſamer mußte dieſe Wohlthätigkeit, wie viel erfolgreicher dieſe Unterſtützung werden, wenn ſie ſelbſt, die Herrin des Dorfes, mit der bekannten Energie ihres Charakters, der Macht ihres Anſehens, der Fülle ihres Reichthums ſich an die Spitze ſtellte!

Noch einige andere Motive ſpielten mit hinein, Motive von ſo räthſelhafter, ſo geheimnißvoller Natur, daß die Baronin ſie gern vor ſich ſelbſt verborgen hätte: aber nein, gleich Blutflecken, die an ein Verbrechen mahnen und die kein Waſſer und keine Thräne hinwegbringt, drängten ſie ſich immer und immer wieder in den Vorgrund.

Die Ankunſt des Herrn von Lehfeldt hatte die Baronin, wie unſere Leſer bereits aus ihrem erſten Geſpräch mit demſelben und noch deutlicher aus der darauf folgenden Unterredung mit dem Sandmoll gemerkt haben werden, in eine höchſt peinvolle Aufregung verſetzt. So gleichgiltig es ihr war, was das gemeine Volk von ihr dachte und über ſie urtheilte, mit ſo ängſtlicher Vorſicht war ſie von jeher darauf bedacht geweſen, ihren Ruf in der Meinung Derjenigen zu bewahren, die mit ihr von demſelben Range, das heißt alſo Derjenigen, die ſie im Grunde ihres Herzens überall nur als vorhanden anerkannte. Sie konnte ſich ſelbſt nicht verhehlen, daß bei aller Vorſicht ihr dies gleichwohl nicht immer gelungen war, und daß es Zeiten gegeben hatte, wo das heiße Blut und die jugendliche Leidenſchaft mächtiger geweſen als die Vorſicht; es gab Geheimniſſe in ihrem Leben, von ſo banger, ſo peinlicher Beſchaffenheit, daß ſie ſich ſelbſt auf keine andere Weiſe davor hatte retten können als durch Vergeſſenheit.

Aus dieſer war ſie zunächſt durch den Brief des Miniſters, ſodann aber und in noch viel höherm Grade durch die Erſcheinung des Herrn von Lehfeldt aufgeſchreckt worden. Den Brief, ſoweit er auf die Abenteuer ihrer Jugend zurückging, konnte ſie verſchmerzen, ſogar belächeln.

Der Miniſter hatte ganz recht, ſie kannten ſich Beide viel zu genau, als daß ſie nöthig gehabt hätten, ſich vor einander zu verſtellen oder Eines die Indiscretion des Andern zu befürchten.

Aber das Geheimniß, das die Herkunft des Herrn von Lehfeldt bedeckte, und das ſie in ſo bedenklicher Weiſe an gewiſſe Geheimniſſe ihres eigenen Jugendlebens erinnerte, drohte ſie zur Verrätherin zu machen an ſich ſelbſt. Sie fühlte — und fühlte zum erſten mal in ihrem Leben, daß es doch noch etwas Höheres, etwas Heiligeres gebe, als jene kalte äußerliche Rückſicht, jenen glatten geſellſchaftlichen Anſtand, den ſie bis dahin als das wahre Palladium ihres Lebens verehrt hatte. — Kein Menſch iſt ſo verderbt, kein Herz ſo leer gebrannt, daß nicht noch irgendwo ein Funke höherer Empfindung verborgen läge, daß nicht noch irgend ein Moment käme, wo, und wenn es eben nur für den Moment wäre, der urſprüngliche Adel der menſchlichen Natur ſich auch in ihm herſtellte. Für die Commerzienräthin war dieſer Moment gekommen, ſeitdem ſie angefangen hatte, die räthſelhafte Herkunft des jungen Mannes mit den Räthſeln ihres eigenen Lebens in Verbindung zu ſetzen. Warum ſie das gethan, warum ſie, unter ſo viel tauſend Möglichkeiten, gerade an dieſer mit ſo zäher Feſtigkeit feſthielt, dafür wußte ſie ſich ſelbſt keinen völlig ausreichenden Grund anzugeben. Aber eben das Unwillkürliche, Dämoniſche dieſer Ahnungen, die ſo plötzlich in ihr aufgetaucht waren und die ſie ſeitdem nicht wieder von ſich abzuſchütteln vermochte, ließ ihr dieſelben um ſo bedeutungsvoller erſcheinen. Sie fühlte ſich ſeit der Ankunft des Herrn von Lehfeldt mehr und mehr in einen völlig veränderten, faſt traumhaften Zuſtand verſetzt. Fort und fort, ein kleines armes Grab ſtand vor ihren Augen, ein Grab, das ſie nie geſehen hatte, fur das ihr bisher kein

Winkel des Gebirgs verſchwiegen, kein Abgrund tief genug geweſen war — und das ſie nun auf einmal hätte aufgraben mögen in verzweiflungsvoller Neugier mit dieſen ihren eigenen Nägeln! Ein Wort ſchwirrte vor ihren Ohren, unabläſſig, in Schlaf und Wachen, das noch nie von einer menſchlichen Lippe war an ſie gerichtet worden, das ſie nicht zu flüſtern gewagt hatte, ſelbſt nicht in der Stille der Nacht, in der Einſamkeit ihres Zimmers, wo kein Menſch ſie belauſchen konnte, ſo fürchtete ſie ſich vor dem Wort — und von dem es ihr jetzt zuweilen däuchte, als wäre es das ſüßeſte Wort der Welt, und dieſer eine kleine Laut müßte im Stande ſein, alles Lärmen und Treiben der Geſellſchaft, ja ſelbſt ihr Ziſchen und Spötteln zu übertönen, und nie gekannte, unendliche Befriedigung in ein Herz zu gießen, deſſen ſchauerliche Oede ſie jetzt zuerſt — und jetzt mit viel Schauder erkannte!

Wir wollen die Commerzienräthin nicht beſſer machen, als ſie wirklich war. Deshalb dürfen wir nicht verſchweigen, daß auch noch andere ſehr weltliche, ſehr verwerfliche Rückſichten ſich in dieſe Empfindungen miſchten. Julian ging ſeiner Auflöſung mit raſchen Schritten entgegen; darüber konnte wohl die egoiſtiſche Liebe eines Vaters, wie Herr Wolſton, oder die leichtgläubige Zärtlichkeit einer Schweſter, wie Angelica, ſich täuſchen, nicht aber der klare, ſcharfe Blick einer Frau, gleich der Baronin. Das ungeheure Vermögen ihres Gemahls war alsdann ohne natürlichen Erben, es fiel, nach aller vernünftigen Berechnung, ſowie nach der ausdrücklichen Beſtimmung des zwiſchen ihnen errichteten Ehevertrags, nach Herrn Wolſton's Tode ihr zu — und wem nach ihrem eigenen? Die Stimme des Herzens, die nach einem Erben ihres Bluts verlangte, konnte ſie vielleicht wieder zur Ruhe bringen, die Stimme der Habſucht und des Ehrgeizes nicht.

Der Sandmoll, gleich als hätte er gewußt, in welchen innern Kämpfen und Schwankungen ſeine Gebieterin ſich befand, that durch ſeine Nachrichten das Seine, den qualvollen Zuſtand derſelben noch zu vermehren.

Unſere Leſer entſinnen ſich, welcher Auftrag ihm zu Theil geworden. Aber ſo gewandt der verſchmitzte Alte ſich ſonſt in dergleichen Geſchäften zu erweiſen pflegte, ſo unſicher und ungeſchickt zeigte er ſich in dieſem Falle.

An Nachrichten zwar ließ er es der Baronin nicht fehlen, im Gegentheil er überhäufte ſie damit. Nur Schade, daß in der Regel eine der andern widerſprach; die Spur, die er heute entdeckt, hatte ihn morgen bereits im Stich gelaſſen; was er in der einen Stunde als ſicherſte Neuigkeit gemeldet, beeilte er ſich ſelbſt, in der nächſten zu widerrufen. Mit wie viel frommer Emphaſe nicht hatte er der Baronin widerſprochen, als ſie die Echtheit des Todtenſcheins in Zweifel gezogen! Und gleichwohl wenige Tage ſpäter kam er herbeigeſchlurft: es wäre allerdings nicht ganz unmöglich, daß die gnädige Frau doch recht gehabt, er wolle Niemand etwas Böſes nachſagen; aber die Frau im Gebirge, der das bewußte Kind damals übergeben worden, ſcheine in der That nicht ſo ehrlich und zuverläſſig geweſen zu ſein, als er, in der Einfalt ſeines Herzens, geglaubt. Er habe neuerlich allerhand zweideutige Streiche von ihr erfahren, denen zufolge ſie allerdings wohl eine Perſon geweſen, zu welcher man ſich einer derartigen That verſehen könne. Aber leider ſei ſie verſchollen und todt, ganz unzweifelhaft todt, ſchon ſeit funfzehn Jahren; woher alſo etwas Genaueres erfahren?

Und dann gleich darauf kam er wieder geſchlichen: nein, er habe dem Dinge weiter nachgedacht und da ſei er dahintergekommen, daß er der armen todten Frau am Ende doch unrecht gethan. Zwar habe er ſelbſt keinen Begriff davon, wie man einen falſchen Schein ausſtellen könne: allein jedenfalls gehöre mehr Kunſt und mehr Einſicht dazu, als jene bäuriſche Frau gehabt haben könne. Auch wäre ja ihr eigener Vortheil an das Leben des jungen Pfleglings geknüpft geweſen; ob ſich denken laſſe, daß ſie ſelbſt einen Todesfall erdichtet, der ſie um alle Vortheile gebracht, welche ſie von dem Lebenden würde gehabt haben? — Von einem zweiten Kinde zu wiſſen, das ungefähr zu derſelben Zeit unter ähnlichen Umſtänden zur Welt gekommen ſein ſollte, gab er zuweilen zu, andere male wieder wollte er nie etwas davon vernommen haben. Ja es gab Tage, wo er ſich vollkommen unwiſſend ſtellte und überhaupt von gar keinem Kinde, weder einem erſten noch einem zweiten, jemals das Geringſte gehört zu haben behauptete.

Machte die Baronin ihn auf dieſe und ähnliche Widerſprüche aufmerkſam, ſo entſchuldigte er ſich bald mit der Gedächtnißſchwäche, welche ſein Alter und ſeine lange Gefangenſchaft ihm zugezogen, bald auch mit ſeinem Dienſteifer gegen die gnädige Frau, der ihn, bei ſeinem ſchwachen guten Herzen, wohl ab und zu verleite, mehr nach ihren Wünſchen zu ſprechen, oder nach Dem wenigſtens, was er in ſeiner Einfalt für ihre Wünſche halte, als er in Wahrheit verantworten könne. Die gnädige Frau möge deshalb nicht auf ihn zürnen, noch ihm ihren chriſtlichen Beiſtand entziehen; ſo werde er zuletzt wohl noch des Teufels Herr werden, den er gleich allen Menſchen in ſich trage und der ihm denn zuweilen auch, wider Wunſch und Willen, die eigenen Worte im Munde verkehre.

Daß ſeine Gebieterin ihm dabei jede ſeiner Neuigkeiten, die unerheblichſten, unwahrſten nicht ausgenommen, mit baarem Gelde aufwiegen mußte, brauchen wir natürlich gar nicht erſt hinzuzuſetzen. Aber noch mehr als die Habſucht, fühlte die Bosheit des Alten ſich in dieſem Verhältniß befriedigt. Dieſe ſtolze, herrſchſüchtige Frau, war ſie nicht in ſeine ſchmutzige, ſchwielige Hand gegeben, gleich einem Rohr, das er biegen konnte nach ſeinem Willen? Ob dies feurige Auge lächeln oder ſich in Thränen verſchleiern, dieſe fein gewölbte Wange in Scham erglühen oder in Angſt erblaſſen ſollte, hing es nicht ab von einer Miene ſeines garſtigen Angeſichts, einem Hauch nur ſeines unreinen Mundes? Die Nächte dieſer Frau ſelbſt, ob ſie ſich ſchlaflos, verzweifelnd zwiſchen ihren ſeidenen Decken umherwälzen oder ob ein ſchmeichleriſcher Traum ihr Troſt zuflüſtern ſollte — waren nicht auch ihre Nächte in ſeiner Gewalt? Geld iſt ſüß, ganz gewiß: aber noch ſüßer war dem Alten das Bewußtſein dieſer Herrſchaft, die er über ſeine eigene Herrin übte; ſeine ganze niedrige Seele erhob ſich und er mußte lachen vor ſich ſelbſt, wenn er dachte, daß die reichſte, die vornehmſte, die mächtigſte Frau des Dorfes zitterte vor ihm, dem ehemaligen Zuchthäusler!

Was inzwiſchen Herrn von Lehfeldt ſelbſt anbetraf, blieb der Sandmoll ſtandhaft bei der Behauptung, daß derſelbe in der That ſein Sohn. Allein mit ſo viel Eiden und Betheuerungen er dieſe Ausſage auch bekräftigte, ſo kannte die Commerzienräthin ihn doch viel zu wohl und verſtand ſich zu gut auf dieſes unheimliche, boshafte Glitzern der kleinen verſunkenen Augen, auf dies Näſeln, Quäken, Händefalten, als daß nicht bei alledem ein Stachel des Zweifels in ihrem Herzen hätte zurückbleiben ſollen. —

So zwiſchen den verſchiedenartigſten Stimmungen hin- und hergeſchleudert, mit einem Geheimniſſe ringend, deſſen Enthüllung ſie ebenſo ſehr fürchtete als hoffte, ging die Baronin mit einer faſt leidenſchaftlichen Begier auf die Pläne ein, welche Angelica ihr ſo geſchickt, als wären es die ihren, untergeſchoben hatte. — Die Geſinnung, die im Mittelalter Klöſter ſtiftete und Kirchen weihete, nicht blos um Vergebung für begangene Sünden zu erkaufen, ſondern ſelbſt für das Böſe, was man noch erſt zu thun gedachte, für die verbotenen Wünſche, die man noch hegte, glaubte man die Zuſtimmung des Himmels damit erkaufen zu können, iſt keineswegs unter uns ausgeſtorben, wenn ſie ſich auch nicht mehr ſo augenſcheinlich, in ſo großartiger Weiſe äußert. — Auch dem Verfahren der Baronin lag etwas Aehnliches zu Grunde. Trotz der Lockerheit ihres Lebenswandels, und ſo entblößt ſie von allem ernſtern ſittlichen Gehalt auch war, war ſie dennoch von jeher überzeugt geweſen, unter einer ganz beſondern, ganz unmittelbaren göttlichen Führung zu ſtehen; ariſtokratiſch durch und durch, war ſie auch feſt überzeugt, ein beſonderes Lieblingskind der Vorſehung zu ſein. Die Vergehungen und Fehltritte ihrer Jugend, weit entfernt ſie in dieſem

Glauben zu erſchüttern, hatten ſie im Gegentheil erſt recht darin befeſtigt. Wie oft nicht hatte ſie das göttliche Gebot übertreten! welche bedenklichen Geheimniſſe hatte ſie zu verbergen gehabt! wie oft nicht war ſie in der Gefahr geweſen, zu Schanden zu werden vor der Welt! Und jedesmal wieder hatte die Vorſehung ihr herausgeholfen, jedesmal hatte ſie ihr Mittel an die Hand gegeben, ſich dem drohenden Untergange zu entziehen; wo alle Rettung verloren ſchien und kein Ausgang mehr zu ſehen, hatten ſich plötzlich Wege vor ihr eröffnet, die allerdings an ſich eben nicht die löblichſten waren, die zu beſchreiten ſie aber gleichwohl keinen Anſtand nahm, da unzweifelhaft Gott ſelbſt es war, der ſie ihr gewieſen.

Einen ſolchen Weg, wie ehemals den äußern, ſo jetzt den Gefahren und Verlegenheiten ihres eigenen Innern zu entfliehen, erblickte ſie denn nun auch in dieſer Werkthätigkeit, zu welcher ſie durch Angelica's heimliches Anſtiften ermuntert ward. So peinvolle Gegenſtände, wie diejenigen, in welchen die Baronin ſich ſeit Ankunft des räthſelhaften Fremden befand, laſſen überhaupt jede Beſchäftigung, welche den Geiſt nach außen leitet, als willkommene Rettung erſcheinen; um ſich ſelbſt zu entfliehen, thun die Menſchen ſo unendlich viel Böſes, warum nicht, wenn die Gelegenheit es ſo mit ſich führt, auch einmal etwas Gutes? Die Commerzienräthin aber, nach ihrer eigenthümlichen Denkweiſe, ſchmeichelte ſich damit zugleich auch, die Gunſt des Himmels zu erkaufen, ſei es um ihn mit der Vergangenheit auszuſöhnen, ſei es um ihn zu beſtechen für die Zukunft. Dieſe forcirte Wohlthätigkeit, der ſie ſich auf einmal hinzugeben anfing, entriß ſie nicht nur den unbequemen Gedanken des Augenblicks, ſondern ſie fand darin namentlich auch eine troſtreiche Beruhigung wegen des Künftigen; hatte der Himmel ſich ihrer ſo oft erbarmt, als ſie noch eine Sünderin war, in den Verlockungen und Irrthümern der Welt befangen, um wieviel kräftiger mußte er ſich ihrer nicht erſt jetzt annehmen, ſeitdem ſie, nach der buchſtäblichen Verheißung des Evangeliums, die Hungrigen ſpeiſte und die Nackten bekleidete?

Wir brauchen wohl kaum erſt zu erwähnen, daß auch bei dieſer Entſcheidung die Stimme des Herrn Waller, den wir ja recht eigentlich als den geiſtlichen Rath der Baronin kennen, von entſcheidendem Einfluß geweſen war. Dies Verhältniß iſt indeſſen wichtig genug, um damit ein eigenes Capitel zu eröffnen.

Sechstes Kapitel.

Ein Student der Theologie.

Es gibt Charaktere, welche von der Natur ſelbſt beſtimmt ſcheinen, ſich überall, wo ſie mit einander in Berührung kommen, feindſelig entgegenzutreten; ja von einem dunkeln Inſtinct getrieben, ſuchen ſie ſich ſogar gegenſeitig auf, um ſich zu bekämpfen: die einen, weil ihre natürlichen Anlagen in der That in unerträglichem Widerſpruch mit einander ſtehen, die andern im Gegentheil, weil ſie einander zu ähnlich ſind.

Wir laſſen für den Augenblick noch unentſchieden, zu welcher von beiden Gattungen Herr Waller und Herr von Lehfeldt gehörten.

Nur daß eine geheime und grundsätzliche Eiferſucht zwiſchen Beiden beſtand, das konnte Niemand entgehen, der die beiden jungen Männer längere Zeit mit einiger Aufmerkſamkeit beobachtet hatte.

Dieſelbe ſchrieb ſich ſogar ſchon von ihren Studentenjahren her. Als Herr von Lehfeldt die Univerſität bezog (es war eine der kleinern Univerſitäten Mitteldeutſchlands und faſt nur von Angehörigen des eigenen Landes beſucht), hatte Herr Waller bereits im Begriff geſtanden, dieſelbe zu verlaſſen.

Herr Waller war niemals geweſen, was man einen flotten Studenten nennt. Nicht durch ſeine Schuld. Im Gegentheil, das Blut brauſte ihm eben ſo wild durch die Adern, ſein Herz klopfte eben ſo ſtürmiſch, dürſtete eben ſo ſehr nach Jugendluſt und Jugendthorheit, wie irgend Einem; auch waren ſein Muth und die Energie ſeines Willens nicht geringer als ſein Ehrgeiz.

Aber die große Armuth, in der er aufgewachſen war, und die Abhängigkeit von fremder Unterſtützung, in welcher er namentlich als Student lebte, verbunden mit der Rückſicht auf ſeine künftige Stellung als Geiſtlicher, geſtatteten ihm nicht, ſeiner jugendlichen Leidenſchaft zu folgen; von der Natur nichts weniger als zur Entſagung beſtimmt, ſah er ſich gleichwohl vom Schickſal zu täglich neuen Entſagungen verdammt.

Sein erfindſamer Geiſt indeſſen wußte auch dieſen Widerſpruch auszugleichen. Um mehre Jahre älter als die Mehrzahl ſeiner Genoſſen, war er Allen an Kenntniſſen und Reichthum der Bildung, ſo wie namentlich an Selbſtbeherrſchung und zäher Ausdauer des Charakters überlegen; gerade die Abhängigkeit ſeiner äußern Lage hatte ſein Auge frühzeitig für die Eigenthümlichkeiten ſeiner jedesmaligen Umgebung geſchärft und ihn vertraut gemacht mit ihren Einſeitigkeiten und Schwächen.

Je ſeltener nun dieſe Eigenſchaften in ſtudentiſchen Kreiſen, je leichter fiel es Herrn Waller, ſich vermittels ihrer eine Stellung zu gründen, wie ſein Ehrgeiz ſie verlangte. Indem er ſeine geiſtige Ueberlegenheit vorſichtig, mit kluger Berechnung der Verhältniſſe, nicht ſowohl ſelbſt geltend machte, als ſie gelegentlich von Andern zur Geltung bringen ließ, indem er ſich ferner gefliſſentlich ſo weit wie möglich außerhalb des eigentlichen akademiſchen Treibens ſtellte und überall nur der reſignirte, unbetheiligte, über die blos ſtudentiſchen Intereſſen weit hinausgeſchrittene Zuſchauer ſein wollte, gelang es ihm unvermerkt, ſich das allgemeine Vertrauen ſeiner Kameraden und damit ein Anſehen und einen Einfluß zu erwerben, die kaum größer gedacht werden konnten. Ohne ſelbſt förmlich dazu zu treten, wurde er die Seele einer ſtudentiſchen Verbindung, die ſich in vielen Stücken der ehemaligen Burſchenſchaft näherte; nur freilich ohne deren politiſche Färbung.

Es war eine ernſthafte, faſt asketiſche Geſellſchaft; nie ſah man die Mitglieder derſelben auf der Menſur, noch beim lauten, jubelnden Zechgelag; die Verachtung jener burſchikoſen Vergnügungen, auf welche Herr Waller nothgedrungen hatte Verzicht leiſten müſſen, war durch ihn zu einem ausdrücklichen Geſetz der jugendlichen Genoſſenſchaft erhoben worden.

Es war gewiß kein geringer Beweis für das Anſehen, in das er ſich geſetzt hatte, und kann als Maßſtab dienen für die Ueberlegenheit, mit welcher er ſeine Umgebung beherrſchte, daß ſelbſt dieſe Abweichung vom ſtudentiſchen Herkommen ihm nicht blos verziehen ward, ſondern die faſt ehrfurchtsvolle Aufmerkſamkeit, welche man ihm zollte, ſogar noch erhöhte. Gerade die Conſequenz, mit welcher er ſich den Traditionen des Studentenlebens entzog, ohne dabei doch von ſeinen Anſprüchen auf vollſte perſönliche Geltung nur das Mindeſte nachzulaſſen, beſtärkte ſeine Gefährten in der Ueberzeugung, daß ſie es hier mit einer ungemeinen Perſönlichkeit zu thun hätten.

Nur der einzige Herr von Lehfeldt bezeigte keine Luſt, dieſe Ehrfurcht zu theilen. Ehrfurcht lag überhaupt nicht in ſeinem Charakter; der frivole Ton, der in dem Hauſe des Miniſters herrſchte, hatte nur allzu bereiten Anklang in ihm gefunden. Eben ſo ehrgeizig wie Herr Waller, und eben ſo geübt in der Kunſt, ſein innerſtes Denken und Wollen in undurchdringliche Schleier zu hüllen, hatte er ſowohl die Mittel, auf welche Herr Waller ſeine ſtudentiſche Autorität gegründet, als die Zwecke, welche er damit verfolgte, im erſten Augenblicke durchſchaut.

Und zugleich auch im zweiten ſtand der Entſchluß in ihm feſt, dieſe Autorität ſelbſt zu bekämpfen. Der außerordentliche, faſt märchenhafte Glückswechſel, den er ſo frühzeitig erfahren, hatte den natürlichen Uebermuth des jungen Mannes aufs Aeußerſte geſteigert. Nachdem ihm dieſes Seltſamſte einmal gelungen war, nachdem der arme, verſtoßene Bettelknabe, der Genoſſe der Diebe und Falſchmünzer, ſich aus der Nachbarſchaft des Zuchthauſes, das ſchon für ihn geöffnet ſtand, in die Höhe gearbeitet hatte zum Liebling und Pflegeſohn des allmächtigen Miniſters, wovor jetzt hätte er noch ſollen zurückſcheuen? was, nachdem er ſich mit ſo bewundernswerther Leichtigkeit in die Bedingungen ſeines neuen Standes gefunden, hätte er noch ſollen für unerreichbar halten? welche Autorität anerkennen, vor welcher Verlegenheit ſich zurückziehen? Die Zuverſicht, die er in ſich ſelbſt und ſeinen Stern ſetzte und deren letzte Wurzel die unausſprechbarſte Weltverachtung war, trieb ihn vorwärts, wie mit Adlerflügeln, in Ernſt und Spiel, im Großen wie im Kleinen; es ließ ihm keine Ruhe, es war ein wahrhaftes Bedürfniß ſeiner Natur geworden, die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes wie ſeines Glücks in immer neuen Kämpfen zu erproben und einen Wettſtreit einzugehen mit Allem und Jedem, was irgend Bedeutendes in ſeiner Nachbarſchaft auftauchte. Die theologiſche Duckmäuſerei, welcher, wie er behauptete, Herr Waller ſein Anſehen verdankte, widerſtand ihm aufs Tiefſte; je mehr er mit ſeinem angeborenen Scharfſinn herausfühlte, daß es kein ſelbſtändiger, freier Entſchluß, nur leidiger Zwang der Noth war, was die Waller'ſche Asketik hervorgebracht, deſto größeres Vergnügen fand er darin, ſeinerſeits vor den Augen des verſchmachtenden Nebenbuhlers den Becher ſtudentiſcher Luſt bis auf den Grund zu leeren. Mit Geldmitteln reichlich, ſogar überflüſſig verſehen, überdies Meiſter in allen körperlichen Uebungen und eben ſo unüberwindlich auf dem Fechtboden wie hinter der Flaſche, war er bald der Mittelpunkt eines Kreiſes geworden, der ſich in allen Stücken als das offene Gegenſpiel desjenigen kund gab, als deſſen Seele wir Herrn Waller kennen: eben ſo übermüthig und wild, wie jener zurückgezogen und ſchweigſam, in ungezügelter Luſtigkeit die ſtudentiſche Sitte ebenſo weit überbietend, wie jener dahinter zurückblieb. —

Jede Gewalt iſt ſüß, jede wird mit Eiferſucht behauptet, mit Schmerz und Grimm niedergelegt, wäre es ſelbſt nur die eingebildete Gewalt ſtudentiſchen Anſehens. Herr Waller, in der irrthümlichen Meinung, als habe er es hier nur mit dem gewöhnlichen Uebermuth eines neuen Ankömmlings zu thun, hatte Herrn von Lehfeldt anfangs ein wenig mehr von oben herab, mit mehr Ueberhebung und Herbigkeit behandelt, als es ſonſt in ſeiner ſchmiegſamen Weiſe lag und als ihm namentlich in dieſem Falle die Klugheit geboten hätte.

Bald jedoch, und zu ſeiner ſchmerzlichen Beſchämung, hatte er ſich überzeugen müſſen, daß dieſer wüſte, ausgelaſſene Student, dieſer Anführer und Häuptling bei jedem wilden, kecken Unternehmen, ihm an Geiſt, Kenntniſſen und Erfahrung zum Mindeſten ebenbürtig war. Zu ſpät hatte er einlenken wollen; die Verſuche, welche er machte, ſich Herrn von Lehfeldt perſönlich zu nähern und eine freundſchaftliche Verſtändigung mit ihm ins Werk zu ſetzen, lieferten dieſem nur den Beweis, daß ihm nicht mehr ein Nebenbuhler, nur noch ein Beſiegter gegenüber ſtand.

Verſchiedene unangenehme Reibungen, anfangs zwiſchen den beiderſeitigen Anhängern, dann zwiſchen den beiden Parteihäuptern perſönlich, brachten das erſchütterte Anſehen des Herrn Waller völlig zum Sturz. Es war ein Glück für ihn, daß er, wie ſchon erwähnt, im Begriff geſtanden hatte, die Univerſität zu verlaſſen, ſo konnte er die Wahlſtatt wenigſtens unter gutem Vorwande räumen, und ſeine Niederlage wurde um ſo früher vergeſſen. Aber der Stachel derſelben blieb in ſeiner Bruſt zurück und erneuerte ſich, ſo oft er in ſpäterer Zeit mit Herrn von Lehfeldt wieder zuſammentraf.

Und dies war denn allerdings ſehr oft der Fall, da, wie wir bereits wiſſen, Herr Waller als Candidat in derſelben Hauptſtadt lebte, wo Herr von Lehfeldt auch die Bekanntſchaft des Engelchen gemacht hatte. Die Kluft in den Verhältniſſen der beiden jungen Männer war hier natürlich noch weit größer als auf der Univerſität. Herr Waller hatte den jungen Studenten vor Jahren mit dem Anſpruch empfangen, von ihm als Reſpectsperſon behandelt zu werden; jetzt umgekehrt war Herr von Lehfeldt, der ſich immer öffentlicher als der anerkannte Günſtling des Miniſters geberden durfte, für den armen, ſchutzbedürftigen Candidaten eine Reſpectsperſon geworden, und zwar eine ſehr mächtige, ſehr einflußreiche. Der Miniſter ſelbſt (wir erinnern an den Brief, den er an die Commerzienräthin geſchrieben und den wir früher mitgetheilt haben) war der frommen Richtung, welcher Herr Waller ſich angeſchloſſen, keineswegs geneigt. Im Gegentheil, ſie war ihm von Herzen zur Laſt, und gern hätte er ſich ganz von ihr losgemacht. Aber der Fürſt ſelbſt, ſein Herr, hatte ſich in den letzten Jahren mehr und mehr von ihr umſpinnen laſſen; um ſeine eigne Stellung nicht aufs Spiel zu ſetzen, mußte der Miniſter ſich wenigſtens äußerlich in gutem Vernehmen mit ihr zu erhalten ſuchen.

Herr Waller kannte dieſe Verhältniſſe, ja ſeine eigene Zukunft war zum großen Theil mit darauf berechnet. Aber deſto ſchwieriger und peinlicher geſtaltete ſich unter dieſen Umſtänden ſeine Beziehung zum Hauſe des Miniſters, das doch ein Supplicant, wie er, nun einmal nicht vernachläſſigen durfte. Er wußte, daß man ihn eigentlich von Herzen ungern ſah, wußte, daß der Beifall, den er in der Stadt als Kanzelredner fand, im Salon des Miniſters nur von heimlichem Achſelzucken begleitet war, und daß namentlich Herr von Lehfeldt keine Gelegenheit verſäumte, die ganze ätzende Lauge ſeines Witzes über den neuen Johannes, wie er ihn ſpöttiſch zu nennen pflegte, auszuſchütten — wußte das Alles und mußte doch fort und fort den ergebenſten Diener machen vor dem Miniſter und durfte doch mit keinem Blick, keiner Miene die tiefe, ingrimmige Abneigung verrathen, die ihn gegen Herrn von Lehfeldt, dies übermüthige, verwöhnte Kind des Glücks, erfüllte!

Herr von Lehfeldt war nicht boshaft, Herr Waller ſelbſt ihm nicht wichtig genug, als daß er ihm hätte ſollen bei dem Miniſter zu ſchaden ſuchen. Es war vielmehr ein Triumph für ihn, den alten akademiſchen Nebenbuhler gelegentlich unter ſeine ſchützenden Fittige zu nehmen; ſogar an der Berufung des Herrn Waller in die wohldotirte Stelle im Dorfe des Commerzienraths war Herr von Lehfeldt nicht ohne fördernden Antheil geblieben. Aber ſo großmüthig freilich, ſeinen Nebenbuhler die Schonung nicht fühlen zu laſſen, die er ihm erwies, war er nicht; es war eben ein Triumph, den Herr von Lehfeldt feierte, und dem Uebermuth ſeines Weſens entſprach es vollkommen, den Ueberwundenen ſelbſt zum Zeugen deſſelben zu machen.

Siebentes Kapitel.

Die Nebenbuhler.

Und nun denke man ſich dieſe beiden jungen Männer, wie das Schickſal ſie plötzlich wieder auf demſelben entlegenen Fleck Erde, unter demſelben Dache, in demſelben Netz von Intriguen, ja ſetzen wir es nur gleich hinzu — unter dem Strahl deſſelben ſchönen Auges zuſammenführt!

Es war überhaupt nicht wohl denkbar, daß zwei junge Männer ſo lange, ſo nahe in der Nachbarſchaft eines ſo entzückenden Weſens leben konnten, wie das Engelchen, ohne von verzehrender Eiferſucht erfaßt zu werden; was ſtand hier erſt bevor, wo zwei alte Nebenbuhler unter einem ſo flammenden Geſtirn wieder zuſammentrafen? War das Herz des Herrn von Lehfeldt wirklich ſo mit Eis umpanzert, hatte der fromme Geiſtliche ſich wirklich ſo losgemacht von allen weltlichen Leidenſchaften und Wünſchen, war Angelica in ihrer unvergleichlichen Anmuth und Liebenswürdigkeit Beiden wirklich ſo fremd, ſo gleichgiltig, daß die Flamme der Eiferſucht, welche ſeit ſo lange ſchon zwiſchen dieſen beiden Männern glimmte, durch dieſes Zuſammentreffen nicht aufs Neue zur wilden, vernichtenden Flamme angefacht werden mußte?

Herr von Lehfeldt, der auf dieſes Zuſammentreffen ſeit Längerm vorbereitet war und genügende Zeit gehabt hatte, ſein Benehmen gegen Herrn Waller im voraus zu überdenken, hatte ſich mit ziemlicher Leichtigkeit darein gefunden.

Um ſo unvorbereiteter dagegen traf die Begegnung Herrn Waller. Es hatte ihn lange nichts ſo tief, ſo feindſelig berührt, als da er an jenem Sonntag Mittag bei der Rückkehr aus der Kirche in den Speiſeſaal des Commerzienraths getreten war — und das Erſte, was er erblickte, wohlbehaglich in der Mitte zwiſchen Herrn und Frau Wolſton, der ſchönen Angelica gegenüber, war Herr von Lehfeldt geweſen, mit dieſem ſelben klaren Lächeln, dieſer ſelben vornehm kalten Freundlichkeit, die ihn ſchon ſo oft in ſtille Verzweiflung geſetzt hatte.

Herrn von Lehfeldt, wie wir bereits wiſſen, ſtand jeder Ton zu Gebote, den er etwa anzuſchlagen für geeignet hielt. Und ſo war es denn auch nicht ohne tiefe Berechnung, daß er in der erſten einſamen Unterredung, welche er mit Herrn Waller hatte, gerade den längſt verklungenen Ton der Studentenjahre anſchlug. Nachdem er dem Prediger das Allgemeinſte über den Zweck ſeiner Reiſe eröffnet und ihn im Namen des Miniſters angewieſen hatte, wie weit und auf welche Weiſe er denſelben ſeinerſeits zu unterſtützen habe, wandte er ſich ſogleich auf die häuslichen Verhältniſſe im Schloſſe, zu denen Herr Waller ſichtlich in ſo naher Beziehung ſtand.

Nun aber das muß man dir laſſen, ſagte er (denn ſo wenig es übrigens zu den Verhältniſſen paßte, eine ſo beſondere Genugthuung gerade hatte Herr von Lehfeldt darin gefunden, das ſtudentiſche Du zwiſchen ihnen aufrecht zu erhalten, trotz aller demüthigen Einrede, welche die Beſcheidenheit — oder, daß wir das Ding beſſer bei ſeinem Namen nennen: der verletzte Stolz des jungen Geiſtlichen dagegen erhoben hatte) . . . .

Aber das muß man dir laſſen, Pfaff, ſagte er, daß du dich zu betten verſtehſt . . . .

Das Wort Pfaff war der Spitzname, welchen Herr von Lehfeldt ſeinem Nebenbuhler ſchon als Student gegeben; war es die Erinnerung an jene Zeit oder was ſonſt, genug, kein Dolchſtoß hätte dem Ohr des Predigers weher thun können als dieſes Wort Pfaff, ſo breit hingeworfen, aus ſo tiefer Kehle, mit dieſem Anflug unausſprechlichen, geringſchätzigen Mitleids, wie es zwiſchen den feinen Lippen des Herrn von Lehfeldt hervorkam.

Herr Waller faltete die Hände noch graziöſer und neigte das Haupt mit mildem Lächeln noch zierlicher ſeitwärts, als er ſonſt zu thun pflegte.

Ich verſtehe nicht, ſagte er, was mein Gönner meint; die arme, mühſelige Stellung, die ich in dieſem Dorfe einnehme, kann ja doch nur das Mitleid, nicht den Neid meines theuren Freundes erregen.

Neid, wiederholte Herr von Lehfeldt achſelzuckend, nun freilich, davon ſind wir weit entfernt; ſo viel Sünden du ſonſt auch an mir zu beſſern hätteſt, Pfaff, von dieſer einen weiß ich mich frei. Aber laß dies Händefalten und dieſe Johannesmiene, du mußt ja doch wohl wiſſen, daß ich dich kenne, noch von Alters her, und daß die theologiſchen Kunſtſtückchen bei mir nicht verfangen. Du haſt dich gut gebettet, ſage ich: eine bequeme Stelle, ein reicher Patron, zur Herrin eine Betſchweſter, die eben noch hübſch genug iſt, um an Das zu erinnern, was ſie ehedem geweſen — und zu alledem das hübſche kleine Ding von Stieftochter — du haſt ſie wohl ſchon früher gekannt? Ah ja, man kennt deine Schliche, Pfaff: wie ſtehſt du mit ihr? Es wäre keine ſchlechte Partie für ſolchen Hauskaplan, wie du biſt .....

Erröthete Herr Waller jetzt? wurde er zornig? nahm er die Ehre einer Dame in Schutz, der er vor wenig Stunden erſt ſo viel Ergebenheit gelobt hatte? — Nichts von dem Allen: er fixirte Herrn von Lehfeldt einige Augenblicke lang mit gutmüthigem Schmunzeln, hob dann den

Finger zu ſchelmiſcher Drohung in die Höhe und ſagte:

Verrathen, mein beſter Herr von Lehfeldt! ich fürchte ſehr, verrathen! So fragt weder die Neugier, noch die Freundſchaft: ſo, mein Theuerſter, fragt allein die Eiferſucht .....

Herr von Lehfeldt fuhr zornig in die Höhe:

Ich glaube, Pfaff, ſagte er, du haſt dich überſtudirt; ich und ſolch ein Mädchen! Mir ſteht wohl eine andere Zukunft bevor und auf andere Partien bin ich angewieſen als auf eine ſolche Misheirath.

Der Prediger zuckte bedeutungsvoll die Brauen, indem ein ſpöttiſches, faſt hämiſches Lächeln über die geiſtreichen Züge dahinflog. Doch unterdrückte er den Einfall, der ihm auf die Zunge geſtiegen war, und wiederum in ſeine gewöhnlich geiſtlich-weltmänniſche Haltung zurückfallend:

So ſind wir alſo Beide unbetheiligt, ſagte er, und können ohne Eiferſucht und ungeſtört von Liebesgedanken die Geſchäfte verfolgen, die uns obliegen.

Der Inhalt dieſes Geſprächs wiederholte ſich ſeitdem in immer neuen Formen, bald deutlicher, bald verſteckter, noch unzählige male; Jeder von Beiden ſuchte dem Andern zu beweiſen, daß er ſich ganz nothwendig um die Hand Angelica's bewerben und dadurch den Frieden in der Familie, wenn irgend möglich, wiederherſtellen müſſe — und Jeder glaubte gerade darin nur den Beweis zu finden, daß der Andere ſich in der That mit dieſem Gedanken trage. Wie groß auch die Spannung, die zwiſchen den verſchiedenen Gliedern dieſes Kreiſes herrſchte, zwiſchen Niemand war ſie größer als zwiſchen Herrn von Lehfeldt und dem Prediger. Wie zwei gleich geübte, gleich aufmerkſame Schachſpieler, beobachteten ſie ſich gegenſeitig; kein Zug konnte gethan, kein Finger erhoben werden, keine Miene ſich verändern, ohne daß der Andere es ſofort gewahrte. Man mußte ſo völlig unbefangen, von ſo wahrhaft kindlichem Sinne ſein, wie das Engelchen, oder ſo vertieft in die Gebilde ſeiner Phantaſie und ſo blind gegen alles wirklich Vorhandene, wie Herr Florus, um nichts von dieſer Nebenbuhlerſchaft zu merken.

Deſto mehr merkte die Commerzienräthin davon. Wir wiſſen, wie verhaßt derſelben Alles war, was einem öffentlichen Skandale ähnlich ſah. So gleichgiltig ihr das Schickſal ihrer Stieftochter daher auch war, ſo lebhaft wünſchte ſie dennoch, die Kataſtrophe, welche in Folge des mütterlichen Teſtaments bevorſtand, auf dem Wege gütlicher Ausgleichung zu beſeitigen. Eine Heirath, welche ſich die Billigung des Herrn Wolſton verſprechen durfte, war hierzu ohne Zweifel das geeignetſte Mittel, ja ſogar das einzige, das ſich überhaupt erdenken ließ.

Die Baronin glaubte ſich ein Verdienſt zu erwerben, nicht blos um Angelica, ſondern noch viel mehr um ihren Gemahl, ja um die Ehre ihres Hauſes ſelbſt, indem ſie auf dies Mittel hinarbeitete und ſein Gelingen aus allen Kräften zu erleichtern ſuchte. Weit entfernt daher, dem Verkehr der jungen Dame mit den beiden Bewerbern (denn das waren ſie für die Phantaſie der Baronin nun ſchon ganz unzweifelhaft) irgend welche Hinderniſſe in den Weg zu legen, unterſtützte und beförderte ſie denſelben vielmehr auf alle Weiſe.

Mit Beiden, ſagen wir. Denn in der That konnte die Baronin bei ſich ſelbſt noch zu keiner rechten Entſcheidung gelangen, welchem von Beiden ſie den Vorzug geben ſollte. Daß die Ehe mit einem ſo unbedeutenden, ſo eigenſinnigen und verbildeten Dinge, wie das Engelchen, immer und unter allen Umſtänden ein Opfer, und daß daher Keiner beſonderen Grund hatte, ſich ſeines Glückes zu freuen, darüber freilich war ihr ſelbſt nicht der geringſte Zweifel. Aber wurde nicht durch dieſes Opfer zugleich auch die zarteſte und dauerndſte Verbindung mit ihr ſelbſt erkauft? Wenn ſie alſo in Zweifel ſchwebte, wem von Beiden, Herrn von Lehfeldt oder dem Prediger, ſie das Opfer zumuthen ſollte, ſo war es nur deshalb, weil ſie ungewiß war, wem von Beiden ſie den Preis deſſelben am liebſten gönnte.

Es war dies mit eine Veranlaſſung, ihre Ungeduld in Betreff des Geheimniſſes, mit deſſen Enthüllung ſie den Sandmoll beauftragt hatte, noch zu vermehren. War dieſe wunderbare Ahnung, die ſie immer und immer wieder beſchlich, ſo oft ſie Herrn von Lehfeldt erblickte, ein Irrthum, gab es kein anderes Band, durch welches derſelbe ihrem Herzen noch näher angehörte, nun wohl, ſo mochte er wenigſtens ihr Schwiegerſohn werden. Betrog ihre Ahnung ſie dagegen nicht, war ſie ihm wirklich ſchon jetzt und noch viel näher, viel unmittelbarer verwandt, o freilich, da konnte von dieſem Plane keine Rede mehr ſein, da wäre das ja eine Mißheirath für Herrn von Lehfeldt geweſen, und der gute, ſanfte, gottergebene Herr Waller mochte alsdann das Opfer bringen.

So feſt hatte die Commerzienräthin ſich in dieſe Intrigue eingeſponnen, daß ſie ſogar die Gelegenheit ſuchte, nicht nur gegen ihren Gemahl, ſondern ſogar gegen Angelica ſelbſt einige Andeutungen davon fallen zu laſſen.

Aber dieſe Letztere, in ihrem unſchuldsvollen Sinne, verſtand ſie nicht — und Herr Wolſton, indem er den Deckel ſeiner Doſe noch langſamer, noch bedeutungsvoller auf- und niederklappte als gewöhnlich, erwiderte auf all ihre Vorſchläge und Andeutungen nichts als jenes halb gleichgiltige, halb mitleidige Achſelzucken, das ſo oft bei ihm, beſonders in der Unterhaltung mit ſeiner Gemahlin, die Stelle einer ausführlichen Antwort vertreten mußte.

Achtes Kapitel.

Die Warteſchule.

Nach dieſer Auseinanderſetzung werden unſere Leſer jetzt begreifen, von welcher Wichtigkeit das Project, welches Angelica ihrer Stiefmutter in die Hände geſpielt hatte, für die beiden Nebenbuhler wurde, und mit welchem Eifer ſie ſich gegenſeitig bemühten, die Verwirklichung deſſelben zu befördern. War es doch das ſicherſte Mittel, ſich die Dankbarkeit der jungen Dame zu gewinnen und zugleich auch die Baronin ſelbſt zu verbinden; wer es verſtand, die Eitelkeit der Einen zu befriedigen, durfte damit zugleich auch hoffen, dem Herzen der Andern näher zu treten.

Am offenſten und lauteſten ſprach ſich Herr von Lehfeldt zu Gunſten des Planes aus. Wer die übrigen Beziehungen des jungen Mannes kannte oder wer gar in die geheimnißvolle Abſicht ſeiner Sendung eingeweiht geweſen wäre, hätte ſich allerdings darüber verwundern mögen. Angelica dagegen fand es vollkommen in der Ordnung; hatte er ihr nicht mit Hand und Mund gelobt, ſich von ſeinen frühern leichtfertigen Grundſätzen zu bekehren? Hatte er, verſtoßen aus dieſer Welt des leeren, höfiſchen Glanzes, es ſich nicht zur ausdrücklichen Aufgabe geſtellt, ſtatt deſſen auch einmal die Kehrſeite des Lebens kennen zu lernen und dem Elend und der Verwilderung, über die er bisher nur hochmüthig die Achſeln gezuckt oder gar als harter Richter den Stab gebrochen hatte, einmal wirklich Auge in Auge zu ſehen? Es war eine große Freude für Angelica, wenn ſie den jungen Mann jetzt ſo eifrig bemüht ſah, ihren Plan zu unterſtützen und die Schwierigkeiten, welche ſeiner Ausführung entgegentraten, hinwegzuräumen; es ſchien ihr das ein Unterpfand zu ſein für die Aufrichtigkeit jener Umwandlung, welche er ihr gelobt hatte, und ſo beſcheiden ſie ſonſt auch war, ſo konnte ſie ſich doch eines kleinen Stolzes darüber nicht erwehren.

Auch die beſondere Anſtelligkeit und Gewandtheit, mit welcher Herr von Lehfeldt ſich dabei den Grillen der Commerzienräthin fügte, beluſtigte ſie ſehr; indem es ihm dem Anſcheine nach nur darum zu thun war, die Wünſche der eiteln Frau zu erfüllen, ließ er bei alledem doch auf eine für Angelica ſelbſt höchſt deutliche, höchſt ſchmeichelhafte Weiſe hindurchfühlen, daß ihm ſehr wohl bewußt war, wo eigentlich der Urheber dieſes ganzen Projects zu ſuchen und in welchem Kopfe, welchem Herzen daſſelbe entſtanden.

Ganz von ſelbſt und ohne daß Herr von Lehſeldt es irgend geſucht hätte, ja ohne daß Angelica ſelbſt nur eine Ahnung davon hatte, entwickelte ſich auf dieſe Weiſe zwiſchen den beiden jungen Leuten eine Art geheimen Einverſtändniſſes; es wurden, in aller Unſchuld und Heiterkeit, verſteckte Anſpielungen zwiſchen ihnen gegeben und verſtanden, doppelſinnige Reden wurden gewechſelt, Blicke ausgetauſcht — Anſpielungen, Reden, Blicke, welche die Eiferſucht des Herrn Waller ins Unerträgliche ſteigerten!

Aber warum, werden unſere Leſer fragen, ließ Herr Waller ſelbſt ſich dieſe Vortheile entgehen? Herr Waller, der durch ſein Verhältniß zu Julian bereits eine ſo bevorzugte, ſo vertrauliche Stellung zum Engelchen einnahm und der überdies durch ſeinen geiſtlichen Beruf, ſo hätte man meinen ſollen, recht eigentlich darauf angewieſen war, ſo wohlthätige, ſo wahrhaft fromme Abſichten, wie dieſe, zu unterſtützen?

Aber nein, ſo einfach war das Verhältniß, welches Herr Waller zu Angelica's Plänen einnahm, keineswegs. Gerade was ihn ihr hätte nähern ſollen, entfernte ihn von ihr; gerade der durch Stand, Pflicht und Verhältniſſe am meiſten geeignet ſchien, ihr Vorhaben zu unterſtützen, war, wenn auch nur ganz in der Stille, ihr entſchiedenſter und thätigſter Widerſacher.

Wir kennen bereits den Ehrgeiz, der in der Bruſt des jungen Geiſtlichen loderte, und wiſſen, durch welche äußern Lebensbedingungen derſelbe nur immer heftiger angeſchürt worden war. Je weniger ſein perſönlicher Ehrgeiz ſich hervorwagen durfte, deſto bereitwilliger hatte Herr Waller ſich in das Bewußtſein ſeines geiſtlichen Standes verſenkt. Der geiſtliche Hochmuth war der Deckmantel ſeines weltlichen geworden, ſein unbefriedigter perſönlicher Ehrgeiz rettete ſich hinter den Stolz des Prieſters, des auserkorenen, gottbegnadeten. Darum konnte er ſo ſanft, ſo ſchmiegſam, ſo unterwürfig ſcheinen — es kam ja endlich doch Alles ſeinem prieſterlichen Anſehen zu gute; darum war er ſo anſpruchslos im Umgange mit den Vornehmen, ſo herablaſſend, ſo geduldig im Verkehr mit den Niederen — durch Beides, hier wie dort, breitete er ſeine prieſterliche Herrſchaft aus; darum endlich leiſtete er dem Anſcheine nach ſo bereitwillig Verzicht auf allen Glanz und alle Luſt des Irdiſchen — ſo wußte er ja, daß auf dieſem dunkeln Grunde der Glanz ſeines prieſterlichen Anſehens nur deſto heller leuchtete!

Dieſelben Rückſichten walteten auch in dieſem Falle. Gerade als Geiſtlicher war Herr Waller Plänen, wie Angelica ſie hegte und wie jetzt Madame Welſton ſie ſo geräuſchvoll ins Werk zu ſetzen ſtrebte, bei weitem mehr ab- als zugeneigt. Daß die Armen unterſtützt, die Unwiſſenden unterrichtet, die Verwilderten erzogen und gebeſſert wurden, gut, es mochte ſein, und auch dagegen hatte er nichts einzuwenden, daß die Mildthätigkeit der Privatperſonen ſich damit beſchäftigte. Aber nur die Leitung des Ganzen mußte bei ihm, mußte bei der geiſtlichen Macht und Würde bleiben; es war ihm ſehr recht, wenn die Frömmigkeit der Baronin nachgerade auch an guten Werken etwas fruchtbarer zu werden anfing als bisher — aber nur, daß es überall ſein Rath ſein mußte, welcher dieſe Wohlthätigkeit beſtimmte, ſeine Anweiſung, die ſie regelte, ſeine Hände, die ihre Gaben vertheilten.

Herr Waller kannte Angelica's Lehrer, den alten Profeſſor, zu genau und war zu wohl unterrichtet über die Grundſätze, nach denen derſelbe die Erziehung des jungen Mädchens geleitet hatte, um nicht zu wiſſen, daß ſeine Wohlthätigkeit und die Wohlthätigkeit des Engelchen zwei völlig verſchiedene, ja feindſelige Dinge waren. Die eine unterſtützte den Menſchen, um ihn frei zu machen, ſie wollte den

Armen vor Allem von dem Bewußtſein ſeiner Armuth entladen und ihm das Gefühl menſchlicher Würde, menſchlichen Rechtes wiedergeben; nicht ein Almoſen geben, nein, eine Pflicht wollte ſie erfüllen, eine Schuld zurückzahlen, welche ſchon allzu lange war verſäumt worden. Die Wohlthätigkeit des Herrn Waller dagegen ſollte zuerſt und vor allem Uebrigen als eine Gnade empfunden werden, eine Gnade des Himmels, ausgetheilt durch Menſchen, welche er ſelbſt zu dieſem Zwecke auserſehen und bevorzugt hatte; nicht erheben wollte ſie das menſchliche Bewußtſein, nicht den Armen zu eigner Thätigkeit, eigner Anſtrengung ermuntern, nicht ihn aufrichten an dem erhebenden Gefühle, daß doch am Ende er ſelbſt es ſei, dem er ſeine Rettung verdanke — ganz im Gegentheil: dieſe Mildherzigkeit wollte die Herzen der Armen zuvor zerknirſchen, die äußerliche Unterſtützung ſollte erkauft und verdient werden durch die unbedingteſte innerliche Abhängigkeit; es kam weit weniger darauf an, dem Bedürftigen zu helfen, als den Gebeſſerten, Beſſerung Gelobenden, ja ſelbſt nur den Unterwürfigen, Folgſamen zu belohnen. Armuth und Elend zu beſchränken, immerhin, es war etwas: aber das Reich Gottes auszubreiten und die Prieſter als die eigentlichen Statthalter und Lehensträger dieſes Reiches in ihrem Einfluß zu beſtärken, das eigentlich war der Punkt, um den es ſich handelte, und nur darum eigentlich verlohnte es ſich, Werke der Wohlthätigkeit zu verrichten und zu befördern.

Herr Waller hatte ſich keineswegs begnügt, dieſe Grundſätze theoretiſch zu hegen, ſondern gewandt und energiſch, wie er war, hatte er dieſelben auch überall in ſeinem Wirkungskreiſe zur Ausführung zu bringen geſucht. Wir erinnern an die Worte, welche die Diebslore gelegentlich fallen ließ, da wir dieſelbe zuerſt kennen lernten. Drohungen und Bußpredigten auf der einen, Geſchenke und kleine Vertraulichkeiten auf der andern Seite, heute ſchöne fromme Geſangbücher und morgen noch ſchönere warme Strümpfe — urtheile man über den Werth dieſer Mittel, wie man wolle, aber gut berechnet waren ſie, wenigſtens für dieſe Umgebung und für eine Gemeinde, wie Herr Waller ſie hier hatte. Mit ihnen hatte er Zutritt gefunden zu dem harten, verſtockten, in Gräuel und Bosheit aller Art gleichſam verſchütteten Herzen der alten Diebsgefährtin; ihr verdankte er's, daß er vor der unkeuſchen, befleckten Phantaſie dieſes Weibes daſtand, nicht anders denn als ein Heiliger, ein Geſandter Gottes, vor deſſen leiſeſten Winken ſie hinſchmolz wie weiches Wachs — daſſelbe Weib, deſſen harter, verſtockter Charakter ſich weder vom Scharfblick des alten Sandmoll jemals völlig durchſchauen, noch von ſeinen Mißhandlungen hatte beugen laſſen!

Und wie in dieſem Falle, ſo war es ihm noch in unzähligen andern geglückt; es war ein wahres Netz geheimen Einverſtändniſſes und unſcheinbaren, darum nur um ſo wirkſamern Einfluſſes, das Herr Waller über ſeine Gemeinde ausgeſponnen hatte.

Und nun hätte er ſelbſt dieſen Einfluß aufs Spiel ſetzen, hätte wenigſtens die Unbeſchränktheit deſſelben zerſtören ſollen, indem er ein Unternehmen beförderte, wie Angelica es beabſichtigte? Zugeben hätte er ſollen, daß Anſpruchsloſigkeit und unbefangenes menſchliches Mitleid ihn von einer Stelle verdrängten, wo er bisher ſeiner geiſtlichen Herrſchſucht mit ſo viel Geſchicklichkeit und mit ſo ſichtbarem Erfolg eine ſo ſichere Herrſchaft bereitet hatte? Nimmermehr! Herr Waller war und blieb vor Allem Prieſter, Prieſter in dem Sinne, wie wir es ſo eben auseinandergeſetzt haben; ſelbſt die glänzende Flamme der Eiferſucht, ſelbſt die brennende Gluth der

Liebe (wenn ſein Herz ja fähig war, dergleichen zu empfinden) durfte nicht dieſen prieſterlichen Heiligenſchein durchkreuzen, mit welchem er ſein Haupt umwoben.

Sogar daß die Ausführung jener Pläne zunächſt in die Hände der Madame Wolſton übergegangen, konnte ihn nicht völlig beruhigen. Freilich war er auf dieſe Art gewiß, daß von Dem, was Angelica eigentlich beabſichtigte, von dieſer wahrhaft menſchlichen, auf das Menſchliche gerichteten, an das Menſchliche anknüpfenden Wohlthätigkeit, fürs Erſte nur herzlich wenig zur Ausführung kam; ein ſo durchweg eitles, ſelbſtſüchtiges Geſchöpf, wie die Baronin, konnte, das wußte er zum voraus, auch den Dienſt des Erbarmens und des Mitleids nur zu einem Dienſt der Eitelkeit und der eigenen Selbſtſucht machen. Auch unterlag es bei der großen Herrſchaft, welche er ſich über das Gemüth der Madame Wolſton erworben hatte, allerdings keinem Zweifel, daß ſie ihn, wie überall, ſo auch in dieſem Stück als ihren Vertrauten und Rathgeber gebrauchen würde.

Allein erſtlich hatte er ſich ſeit der Ankunft des Herrn von Lehfeldt überzeugen müſſen, daß dieſe Herrſchaft doch noch keineswegs ſo ſicher begründet, noch auch ſo unbeſchränkt war, als er ſelbſt vielleicht geglaubt hatte und daß ſchon jede neue, piquante Erſcheinung genügte, das Herz ſeiner Gönnerin, auf einige Zeit wenigſtens, von ihm abzulenken.

Und zweitens auch kannte er den ungünſtigen Ruf, in welchem Madame Wolſton bei den Dorfbewohnern ſtand, zu genau und ſah daher auch zu deutlich voraus, welchen Widerſtand das an ſich ſo verſtändige, ſo nützliche Unternehmen gleichwohl bei der Bevölkerung finden würde, und zwar dies lediglich deshalb, weil die verhaßte Herrin ſich an die Spitze desſelben ſtellte: als daß es ihn hätte locken ſollen, die Ehre der Unternehmung unter dieſen Umſtänden und in einer ſo misliebigen Geſellſchaft zu theilen. Die Baronin ſollte ſein Werkzeug ſein, und nicht blos ſein, ſondern auch vor den Menſchen ſo erſcheinen, niemals aber umgekehrt; nicht er ſollte unterſtützen, was ſie erdacht, ſondern im Gegentheil, ſie ſollte die Wege wandeln, wiſſentlich und unwiſſentlich, auf welche er ſie gewieſen.

Hätte Herr Waller alſo nur dieſe ſeine nächſten Zwecke ins Auge faſſen wollen, ſo würde er ſich dieſer Warteſchule, mit deren Entwurf die Baronin alle Tage deutlicher und dringlicher hervortrat, haben offen widerſetzen müſſen. Herr Waller jedoch zeichnete ſich vor vielen Andern ſeiner Richtung namentlich auch dadurch aus, daß er eben ſo ſtark, ja noch ſtärker war in der Geduld als im Eifer; nur dadurch beherrſchte er ſeine Umgebung ſo ſicher, daß er ſeiner ſelbſt ſo völlig Meiſter war. Es wäre ihm ein ſehr

Leichtes geweſen, das Vorhaben der Baronin zu vereiteln; er brauchte es blos nicht zu unterſtützen, brauchte blos nicht den Fürſprecher und Vertheidiger deſſelben bei Herrn Wolſton zu machen, ſo war, bei der außerordentlichen Abneigung, welche dieſer dagegen hegte, das Scheitern deſſelben außer Zweifel. Aber Herr von Lehfeldt hatte ſich des Planes einmal angenommen, ſchon war er dadurch in die Rolle des Vertrauten gekommen, bei der Mutter ſowohl wie bei der Tochter — wie hätte Herr Waller dieſer Herausforderung widerſtehen, wie hätte er kurzſichtig genug ſein können, durch ſeinen Widerſpruch oder auch nur durch ſeine Gleichgiltigkeit die Gunſt Beider gleichmäßig aufs Spiel zu ſetzen?

Er unterſtützte denn alſo den Plan der beiden Damen eifrigſt, aber freilich nur ſo weit ſie ihn ſahen, und auch da nur in ſeiner Art. Er ging im Dorfe von Haus zu Haus, notirte uberall mit vielem Geräuſch und einem Aufheben, deſſen es in Wahrheit gar nicht bedurft hätte, die Kinder, welche er für geeignet hielt, in die beabſichtigte Anſtalt aufgenommen zu werden, ermahnte dabei auch die Väter und Mütter, die große Güte der Frau Baronin anzuerkennen und ſich mit Demuth in ihre gottgefälligen Abſichten zu fügen.

Allein in einer ſolchen Weiſe that er dies Alles und ſo geſchickt wußte er dabei ſeine Worte zu ſetzen, daß die Wirkung gerade die entgegengeſetzte ward. Den Kindern malte er aus, Alles freilich in ſanften Worten und mit milder, väterlicher Geberde, welche ſtrenge Zucht ſie ins Künftige genießen würden, und wie nun ein- für allemal keine Rede mehr ſei von dieſen Scherzen und Spielen, dieſen jugendlichen Thorheiten und Streichen, in denen ſie ſich bisher, dem Himmel ſei es geklagt, ſo wohl gefallen; ſondern wie ſie nun, früh von ihren Aeltern abgeholt, den ganzen Tag würden in der engen Stube ſitzen müſſen und beten und ſingen, und wenn nur Einer zum Fenſter hinausblicken wollte, klapp, da ſchlüge gleich die Ruthe darein — Alles natürlich zu ihrer Beſſerung und weil ſie ja ſeinen bisherigen milden Ermahnungen kein Gehör geſchenkt.

Eben ſo ſtellte er auch den Aeltern vor, welch eine Schmach das ſei und wie tief ſie geſunken wären, daß man ihnen jetzt ſogar ihre Kinder wegnehmen müſſe, tiefer noch als der Vogel im Walde und das Thier auf dem Felde, deren jedes doch wenigſtens ſeine Jungen bei ſich habe und ſie pflege und warte, bis daß ſie erwachſen wären. Aber freilich wohl, ſie wären ja auch ſchlimmer als das Thier im Walde; das Gefieder des Raben wäre weiß gegen die Schwärze ihrer verſtockten, ungläubigen Gemüther.

Wie oft, rief er, mit einem Ausdruck, in welchem Zorn und Mitleid mit einander kämpften, habe ich euch nicht ermahnt und gewarnt, o, ihr Unſeligen! wie oft, in Ernſt und Güte, euch nicht den Weg gezeigt, den Weg des Heils, auf welchen der Herr euch führen will durch den Mund ſeiner Geſalbten, ſeiner Prieſter! Aber ihr verſchloſſet eure Ohren und verhärtetet eure Herzen. Nun bricht das Gericht herein — arme Thoren, ich kann euch nicht mehr helfen; nun beugt euch wenigſtens in Demuth und küßt die Ruthe, die euch züchtigt!

Die Wirkung, welche dieſe und ähnliche Reden hervorbrachten, iſt nicht ſchwer zu ermeſſen. Es war überdies ſeit einiger Zeit eine ſeltſam aufgeregte Stimmung im Dorfe. Waren es die gehäuften Abenteuer jener Nacht, da das Engelchen ankam, die noch immer nachwirkten; war es jenes Beiſpiel thätlicher Widerſetzlichkeit, welches der Meiſter damals gegeben hatte und das, zur großen Ueberraſchung der Dorfbewohner, noch immer ungeſtraft geblieben war; waren es vielleicht auch die wunderlichen Gerüchte, welche ſich an die Erſcheinung des Fremden knüpften: genug, die Gemüther waren mehr als je von einer ſeltſamen Aufregung ergriffen, einer Erwartung, einer Spannung auf etwas Außerordentliches, Ungemeines, das ſich begeben ſollte, und von dem doch gleichwohl Niemand zu ſagen wußte, worin es beſtehen oder woher es kommen würde.

Eben ſo wenig ließ ſich auch der Urſprung dieſer Stimmung ſelbſt nachweiſen; ſie ſchien in der Luft zu liegen, mit den dicken, ſchweren Herbſtnebeln ſchien ſie gekommen zu ſein, dieſe allgemeine Gährung und Unzufriedenheit, dieſer Argwohn und Mismuth, von dem ſich Jeder ergriffen fühlte, ohne zu wiſſen, woher er ſtammte und warum er ſich eben jetzt ſo heftig äußerte. Der Winter war ungewöhnlich mild, das Elend ſchien in Folge deſſen geringer, als es ſonſt um dieſe Jahreszeit zu ſein pflegte; gleichwohl, als ob ein Zauberer, ein umgekehrter Rattenfänger von Hameln durch das Land gezogen wäre, waren alle Herzen in höherm Grade als je zuvor mit Groll und Unzufriedenheit erfüllt.

Einzelne Zufälligkeiten trugen noch dazu bei, dieſe üble Stimmung zu erhöhen. Herr Wolſton hatte den Bau eines neuen, großartigen Fabrikgebäudes begonnen; neue, verbeſſerte Maſchinen waren aus England verſchrieben worden. Schon war der Bau unter Dach, die fremden Werkmeiſter, welche die Maſchinen aufſtellen ſollten, waren bereits angekommen; waren dieſelben erſt im Gange, ſo waren damit wiederum ein paar Hundert Menſchenhände entbehrlich geworden, ſo mußte der karge Arbeitslohn aufs Neue herabſinken, ſo mußte das Elend der gedrückten Bevölkerung noch höher ſteigen.

So wenigſtens behaupteten die Dorfbewohner ſelbſt. Möglich, daß ſie irrten; denn wer hätte ſie in Herrn Wolſton's Pläne eingeweiht?

Aber genug, ſie glaubten es ſo, ja ſie gefielen ſich ordentlich in dem Gedanken an die Gefahr und das neue Elend, das ihnen bevorſtehe, ſo ſehr, daß wir Niemand hätten rathen mögen, einen Verſuch der Belehrung mit ihnen anzuſtellen.

Auch gab ſich, die Wahrheit zu ſagen, Niemand dieſe Mühe. Im Gegentheil, einige Lieblingsredner der Schenke hatten ſich ein ordentliches Gewerbe daraus gemacht, ihre Zuhörerſchaft durch immer neue und immer ſchreckhaftere Gerüchte in Unruhe zu ſetzen. Am meiſten excellirte in dieſer Hinſicht der tolle Heiner; die ganze groteske Phantaſie dieſes zerrütteten Kopfes ſchien noch einmal zu erwachen, indem er, mit Farben, die um ſo ſicherer wirkten, je greller ſie gewählt waren, den allgemeinen Nothſtand ausmalte, in welchen das Dorf mit Nächſtem gerathen würde.

Aber es geſchieht euch recht, ſetzte er dann in der Regel mit Hohnlachen hinzu: habt euch das Fleiſch von den Knochen gearbeitet und nun nehmen ſie euch die Knochen obendrein, ſich allerliebſte Spielſachen, Kochlöffelchen und Würfel daraus zu drehen — heda, Würfel her! Würfel!

. . . . dem Narrenkönig
Gehört die Welt . . . .

Vivat der Müſſiggang! und den Teufel auf die armen Schlucker, welche ſich mager arbeiten, damit Andere feiſt werden!

Der Karrenſchieber, der ebenfalls allerhand Verdächtiges über die nächſte Zukunft zu munkeln pflegte, fand in dieſen Reden allemal große Weisheit. Sogar die Wirthin, deren Vortheil allerdings ſehr weſentlich dabei betheiligt war, daß ihre Gäſte zwar arm waren, aber doch nicht allzu arm, machte ein ganz nachdenkliches Geſicht dazu, beſonders wenn der Maler Schmidt dabei ſaß.

Denn ohne daß dieſer ein Wort in das Geſpräch hineingeworfen hätte, lag doch in dieſem leiſen Wiegen des Kopfes, mit welchem er daſſelbe dann wohl begleitete, ſo wie in der haſtigen Art, wie er Glas und Flaſche plötzlich von ſich rückte und in ſich gekehrt, mit kurzem düſtern Gruß, die Gaſtſtube verließ — es lag in dieſem Allen, ſagen wir, ſo viel ſchmerzliche Zuſtimmung, daß es Niemand entgehen konnte, am wenigſten der Wirthin, welche, wie wir wiſſen, die Augen ſtets überall hatte — oder doch zu haben glaubte.

Unter dieſen Umſtänden waren denn die Reden, mit welchen der Prediger die beabſichtigte Warteſchule bei den Leuten zu empfehlen ſuchte, wie Oel ins Feuer gegoſſen. Noch lange bevor zur Ausführung des Plans geſchritten ward, ja zu einer Zeit bereits, da es noch ſehr fraglich war, ob derſelbe nur jemals zur Ausführung kommen würde, befand ſich die geſammte Bevölkerung des Dorfs bereits in der lebhafteſten Widerſetzlichkeit dagegen. Alles, verſicherten die Männer, wollten ſie ſich gefallen laſſen, Hunger und Durſt und Arbeit, daß ſie umfielen; aber nur bei ihren Kindern, da höre der Spaß auf, die ſeien ihr eigen, Niemand (das wollten ſie wenigſtens hoffen) habe ihnen etwas dazu gegeben, und ſo wollten ſie dieſelben auch in Zukunft allein durchbringen. Sie, die Väter, hätten auch nichts gelernt, und wären auch, Gott beſſere es, Tagediebe und Hallunken geweſen von Klein auf. Aber ein vergnügtes Leben ſei es geweſen bei alledem; ihre Kinder ſollten es nicht anders haben als ſie, weder beſſer noch ſchlechter, und wenn ſie ſelbſt in der Hölle braten ſollten, nun gut, ihre Kinder brauchten auch keine Engel zu werden.

Am ungeberdigſten in dieſer Hinſicht zeigte ſich der rothe Konrad; mit Leib und Leben verſchwor er ſich, ehe er ſeinen Jungen dermaleinſt in ein ſolches Sklavenhaus (wie er es nannte) gebe, lieber wolle er ihm mit eigner Hand den Schädel eindrücken.

Es war dies etwas ſpaßhaft eigentlich von ihm, da die Gefahr für ihn jedenfalls noch am weiteſten im Felde war. Indeſſen, das blanke baare Geld, das er, wie wir bereits gehört haben, ſeit einiger Zeit ſehen ließ, ſo wie namentlich die Ausſicht auf den großen Taufſchmaus, den er ſeinen Kameraden verſprochen hatte, ließen ſeine Zuhörer über dergleichen kleine Bedenken hinwegſehen. Ein Kind, deſſen Eintritt in die Welt mit ſolchem Glanz gefeiert werden ſollte, war eine Reſpectsperſon, auch noch bevor es geboren, das verſteht ſich, und es war eine Abſcheulichkeit, ja der Gipfel aller Abſcheulichkeit, ganz gewiß, eine Warteſchule zu errichten, in die möglicherweiſe auch ein ſo ausgezeichnetes Geſchöpf wie das Kind des rothen Konrad gebracht werden ſollte.

Und doch war ja der Zorn der Männer noch wahres Kinderſpiel gegen dieſen Zorn und dieſe Wuth, mit welcher die Frauen, eine wie alle, ſich gegen das beabſichtigte Unternehmen erhoben. Vielleicht, wenn ſie gewußt hätten, daß der Plan dazu urſprünglich beim Engelchen entſtanden, hätten ſie leidenſchaftloſer darüber geurtheilt. So jedoch war ſchon der einzige Umſtand, daß die Commerzienräthin als die Schöpferin dieſes Planes galt, vollkommen hinreichend, alle Weiber zu geſchworenen Feindinnen deſſelben zu machen.

Alle böſen Gerüchte, welche von der Baronin umgingen, alle harten Beſchuldigungen, die jemals gegen ſie erhoben worden, alle Ueberhebungen des Hochmuths und der Eitelkeit, welche ſie ſich jemals hatte zu Schulden kommen laſſen, tauchten aufs Neue hervor. Ob es ihr denn gar zu ſehr leid ſei, fragte man höhniſch, keine eigenen Kinder zu haben, und ob der

Schade ſich denn wirklich in keiner Weiſe gut machen laſſe, daß ſie ſo begierig ſei, Mutterſtelle an Fremden zu vertreten.

Andere erinnerten an das offenkundige Mißverhältniß, in welchem ſich Madame Wolſton zu ihrer Stieftochter befand; ſo möchte ſie doch erſt das Engelchen behandeln, das gute, ſanfte, fromme Engelchen, wie daſſelbe es verdiene, bevor ſie daran denke, andern Leuten eine Mildthätigkeit aufzudrängen, nach welcher Niemand verlange.

Zwei Frauen beſonders zeichneten ſich durch die Heftigkeit ihrer Angriffe aus: erſtlich die Wirthin, welche überhaupt keine Kinder hatte und die überdies, wenn ſie deren gehabt hätte, durch ihren Wohlſtand ſicher genug geweſen wäre, dieſelben in der Warteſchule der Baronin ſehen zu müſſen — und zweitens jene wüſte, unordentliche Mutter, die wir zuerſt mit der Branntweinflaſche in der Hand in der Schenke kennen gelernt haben und deren Kind alsdann unter die Pferde des Wagens gerathen war, welcher Angelica in die Heimat getragen. Gutwillig, ſo verſicherte dieſe, gäbe ſie ihren Jungen nicht, und wenn ſie wüßte, daß er von der Baronin mit Roſinen und Mandeln gefüttert würde; zwei Landjäger wenigſtens müßten kommen, ihn zu holen — und die möchten auch noch ſehen, wie ſie lebendig wieder zum Hauſe hinaus kämen.

Dabei hatte ſie die Linke in die Seite geſtemmt und mit der Rechten focht ſie in der Luft, daß es ſauſte.

Alles jubelte und klatſchte Beifall. Der tolle Heiner aber, das gefüllte Glas hoch über dem Kopfe ſchwingend, ſchritt mit tollem Gelächter auf ſie zu:

Seht da, rief er, eine Römerin: Gebär mir Söhne, ſtolze Römerin . . .!

Und die ſtolze Römerin nahm das Glas, machte die mächtigen Schultern noch weiter, und goß es hinunter — der tolle Heiner ſelbſt hätte es nicht beſſer können.

Neuntes Kapitel.

Mine und Gegenmine.

Aehnliche Mittel, mit ganz ähnlichem Erfolge, wandte Herr Waller auch bei dem Commerzienrath ſelbſt an. Nur freilich mußten die Fäden hier beiweitem feiner geſponnen werden. Der Commerzienrath, bei der Ueberlegenheit ſeines Verſtandes und bei ſeiner verſchloſſenen, einſylbigen Natur, war für fremden Einfluß überhaupt nur ſehr ſchwer zugänglich; ſchon der leiſeſte Verdacht, daß ein Einfluß auf ihn geübt werden ſollte, würde genügt haben, jeden derartigen Verſuch zu vereiteln.

Herr Waller machte darin allerdings eine

Ausnahme, aber auch nur dem Anſcheine nach. Der Fabrikherr, wie früher erzählt worden, liebte es, den jungen Prediger um ſeine Meinung zu befragen; und das keineswegs blos in ſolchen Dingen, welche dem Beruf und der Kenntniß des Predigers zunächſt angehörten, ſondern auch in recht weltlichen, ja ſogar in dieſen am meiſten. In Wahrheit jedoch kam es ihm dabei weit weniger darauf an, die Meinung ſeines Günſtlings zu vernehmen, als vielmehr darauf, ſeine eigene vorgefaßte von ihm beſtätigt zu hören. Er hatte die verwandte Natur in Herrn Waller erkannt, den Entwurf und Anſatz gleichſam zu dem, als was er ſich ſelbſt mit ſo viel ſtolzer Genugthuung fühlte: von nüchternſter Verſtändigkeit, ohne Leidenſchaft, ohne Sentimentalität, mit unerſchütterlicher Conſequenz nur Dasjenige verfolgend, was Herr Wolſton ſein Recht, Herr Waller ſeine Pflicht nannte — und was doch in der That bei Beiden Eins und

Daſſelbe war, nämlich der eigene Vortheil; es war ihm eine eigenthümliche Empfindung, Herrn Waller, ungefähr wie der Meiſter den Schüler, zum Echo ſeiner Entſchließungen zu machen und in der Zuſtimmung, der Bewunderung des jungen Mannes ſich ſelbſt zu ſpiegeln.

Allein dieſer Schüler war der Meiſterſchaft weit näher, als Herr Wolſton es ahnte. Herr Waller durchſchaute ſeine Stellung auch in dieſer Hinſicht vollſtändig; er wußte ſehr wohl, daß in demſelben Augenblick, wo er ſich einen Widerſpruch gegen den Willen ſeines Gönners erlauben würde, dieſer ſelbſt ihn würde fallen laſſen, und daß daher jede Abſicht, die er bei Herrn Wolſton durchzuſetzen gedachte, ſich ſo einkleiden und ſo auftreten mußte, als ob es vielmehr nur Herrn Wolſton's eigene Abſicht wäre. Herr Wolſton war nicht allein zu ſtolz, ſich ſelbſt zu verſtellen: er hielt ſich auch für zu klug, als daß es irgend eine Verſtellung geben könnte, die er nicht ſofort durchſchaute.

Dadurch wurde das Vorhaben des jungen Predigers weſentlich erleichtert.

Es war in einer jener glänzenden Abendgeſellſchaften geweſen, welche die Commerzienräthin um ſich zu verſammeln liebte, wo ſie zuerſt mit ihrem Project gegen ihren Gemahl herausgerückt war. Sie hatte es mit all der Emphaſe gethan und all dem Aufwand von frommen Redensarten, der ihr gelegentlich zu Gebote ſtand und an dem doch, wie wir wiſſen, Niemand weniger Geſchmack fand als ihr eigener Gemahl. Herr Wolſton hatte in ſeiner ſarkaſtiſch ablehnenden Art geantwortet und ſogar noch etwas herber als gewöhnlich, eine etwas peinliche Scene war in Anzug geweſen: als eben noch zu rechter Zeit Herr Waller das Wort ergriffen und den Gegenſtand durch allerhand hiſtoriſche und moraliſche Erläuterungen in das

Gebiet allgemeiner neutraler Betrachtung hinübergeſpielt hatte.

Abſichtlich erging er ſich dabei viel weitläufiger, als ſonſt ſeine Art war. Ein geiſtreicher Mann muß, wenn die Umſtände es erfordern, auch ſchon einmal langweilig ſein können; als Herr Waller ſeinen Vortrag über den Begriff und das Recht der Wohlthätigkeit, über Armenpflege, Warteſchulen, Rettungshäuſer u. ſ. w. endlich ſchloß, fühlte die Geſellſchaft ſich ſo überſättigt von dieſem Gegenſtand, daß wenigſtens für heute Abend Niemand mehr Luſt empfand, ihn wieder aufzunehmen, und auch Herr und Frau Wolſton hatten Zeit gewonnen, in das gewöhnliche vornehme Gleis ihres Umgangstons zurückzukehren.

Als Herr Waller den Commerzienrath dann einige Tage ſpäter allein traf, bat er mit dieſem Gemiſch von Demuth und Zurückhaltung, das ihn ſo vortrefflich kleidete, um Entſchuldigung bei ihm, daß er ihn neulich mit ſo pedantiſchen Auseinanderſetzungen gelangweilt habe.

Sie wiſſen, ſagte er, daß es ſonſt meine Art nicht iſt, den Prediger mit in die Geſellſchaft zu nehmen; wenigſtens gebe ich mir Mühe, dieſe Unart meiner meiſten Amtsbrüder abzulegen, und wenn mir doch noch hier und da etwas theologiſche Schwerfälligkeit anklebt, ſo iſt mir ja in Ihrem Hauſe und Ihrem bildenden Umgang eine Schule eröffnet, in welcher ich dieſe Schwäche mit der Zeit hoffentlich beſiegen werde. Aber vorgeſtern, ich muß es geſtehen, war mir der theologiſche Eifer dennoch über den Kopf gewachſen. Wer kann die edlen Abſichten, welche Ihre Frau Gemahlin hegt, dankbarer anerkennen als ich? Das Elend unter den niedern Volksclaſſen iſt überall groß, auch hier ganz gewiß, und der Gedanke, demſelben entgegenzuwirken, indem man die geiſtige und ſittliche Entwicklung der Jugend zu heben ſucht, darf nicht ganz ohne Weiteres verworfen werden. Ich brauche Ihre Geduld über dieſen Gegenſtand nicht weiter zu ermüden, da Sie ſelbſt ja erſt kürzlich bei einer widerwärtigen Veranlaſſung die Erfahrung erneuert haben, wie verderbt dieſe Volksklaſſen ſind, und wie wenig ſelbſt dieſe einzig richtige, dieſe wahrhaft väterliche Zucht, mit welcher Sie, Herr Commerzienrath, Ihre Untergebenen behandeln, im Stande iſt, alles Anſtößige bei Seite zu räumen .....

Der Prediger deutete damit auf die Unterſuchung hin, welche der Commerzienrath in Betreff der Vorgänge bei Ankunft des Engelchen hatte einleiten laſſen. Es waren dabei jedoch ſo viel verworrene, wüſte Geſchichten zum Vorſchein gekommen, es hatte in dieſem allgemeinen Durcheinander von Trunk, Spiel, Liederlichkeit ſo ſchwer gehalten, nur die einzelnen Thatſachen feſtzuſtellen, daß der Commerzienrath, vielleicht auch noch durch andere Rückſichten bewegen, es vorgezogen hatte, die ganze Angelegenheit auf ſich beruhen zu laſſen.

Der Commerzienrath verſtand die Anſpielung; ſie erfreute ihn eben nicht und winkte er dem Prediger daher mit ziemlich kalter Miene fortzufahren.

Aber ſo ſicher hatte dieſer ſein Ziel im Auge und ſo gewiß war er über den Weg, den er dabei einzuſchlagen hatte, daß ihn ſelbſt die augenblickliche Misſtimmung ſeines Gönners nicht irre machen konnte. Auch kannte er ja die Mittel, dieſelbe zu beſänftigen.

Das iſt das wahre Unglück der Zeit, ſagte er, indem er, nur in etwas wortreicherer Faſſung, einen Gedanken wiederholte, der zu den Lieblingsſätzen des Commerzienraths gehörte und auf den derſelbe, als auf ein wahres Axiom von Weisheit und Lebenswahrheit, ſich nicht wenig zu Gute that —: das iſt das wahre Unglück der Zeit, und daher kommt all dieſe unſelige Verwirrung, an der wir leiden, daß ein Jeder glaubt, es ſei ſchon an dem guten Willen genug, deſſen er ſich bewußt iſt, und Alles, was nur mit guter Abſicht unternommen wird, müſſe darum auch wirklich gut ausfallen. Auch die Abſicht Ihrer Frau Gemahlin, ich wiederhole es, iſt höchſt ehrenwerth; aber die Ausführung — die Nachſicht und Güte, an welche Sie mich gewöhnt haben, gibt mir den Muth, es offen vor Ihnen auszuſprechen — dünkt mich höchſt gefährlich. Ich habe es Ihnen früher ſelbſt nicht glauben wollen, und es iſt dies auch wieder einer von den Punkten, in denen ich Ihrer beſſern Einſicht zu Dank verpflichtet bin: der Menſch iſt nicht geſchaffen durch Güte gelenkt zu werden; er braucht einen ſtarken, eifernden Gott, den er fürchtet, ein ſtrenges Geſetz, das ihn mit Schrecken erfüllt, ein mahnendes Gewiſſen, das ihn ängſtigt und durch dieſe Beängſtigungen belehrt und leitet. Dieſe modernen Verſuche, alle Unebenheiten des Lebens in Güte auszugleichen, ſind höchſt gefährlicher, ja höchſt ſtrafbarer Natur; denn ſie erſchüttern und verderben die ewige Ordnung Gottes. Nicht das Herz mit ſeinen ſchmeichelnden Leidenſchaften und ſeinen warmen, weichen Empfindungen hat Gott uns zur Richtſchnur des Lebens geſetzt: ſondern das ernſte, ſtrenge, unerſchütterliche Geſetz, das er unſerm Gewiſſen eingegraben. Es wäre unziemlich von mir geweſen, ich weiß es, hätte ich der Frau Commerzienräthin offen widerſprechen und ihr nachweiſen wollen, daß dieſe ſogenannten humanen Einrichtungen vielmehr im Gegentheil nur dazu angethan ſind, das Volk noch immer trotziger, immer hochmüthiger und alſo noch immer elender zu machen. Allein ich vermochte auch nicht einen ſchweigenden Zuhörer abzugeben bei ſo viel ſchönen, ſo viel liebenswürdigen Irrthümern, die aber doch immer Irrthümer bleiben; darum bemächtigte ich mich dieſes Gegenſtandes, um ihn wenigſtens durch einige allgemeine Betrachtungen in ein geeigneteres Licht zu rücken ....

Und glauben Sie, fragte der Commerzienrath lächelnd, daß Sie mit all Ihrer theologiſch-hiſtoriſchen Weisheit und all Ihren ſchönen Redensarten von Einrichtung und Zweck der Geſellſchaft meine Frau bekehrt haben? Guter Prediger, meine Frau iſt eine Frau — und dieſe Art von Wohlthun iſt jetzt eine Mode.

Sie ſprechen es richtig aus, fiel der Prediger mit Lebhaftigkeit ein, eine Mode! und einem ſo geiſtreichen Menſchenkenner, wie der Herr Commerzienrath, iſt es auch nicht unbekannt, daß Moden vergänglich ſind, um ſo vergänglicher, je raſcher ſie ſich verbreiten und je weniger Widerſtand ihnen geleiſtet wird. Wo ein ſo ſtarker Arm die Zügel führt, wie hier, da hat es keine Gefahr. Es thut gar nichts, daß das Volk ſeit einiger Zeit immer widerſpänſtiger, immer aufſätziger wird: Sie haben die Macht, dieſen Hochmuth zu brechen, und werden wiſſen, wann die Zeit dazu gekommen iſt. Sie daher mögen es auch ruhig geſchehen laſſen, daß die Kenntniß von Plänen und Projecten, wie Ihre Frau Gemahlin dieſelben nährt, ſich unter den Leuten verbreitet und die Gemüther mit ungewiſſen Hoffnungen, thörichten Erwartungen täglich mehr in Aufregung verſetzt; Ihre Autorität iſt zu anerkannt, Ihre Macht zu feſt, Sie brauchen ſie nicht noch feſter zu gründen. Wäre es anders oder könnte es Ihnen überhaupt darum zu thun ſein, mit Einem Schlage die ganze Nichtigkeit dieſer Theorien zu beweiſen, o wahrhaftig, man könnte ja nichts Beſſeres thun, als ihnen freien Lauf laſſen und ihre Ausführung ſogar befördern! Sie ſind zu nachſichtig, zu zärtlich gegen Ihre Frau Gemahlin; Sie werden ihr dieſe Verlegenheit erſparen, in welche ſie ſich verſetzt ſähe in demſelben Augenblick, wo ſie an die Ausführung ihres Vorhabens ginge. Durch nichts — auch dies habe ich von Ihnen gelernt, mein theurer Gönner — kann ein Irrthum ſo gründlich zerſtört werden als dadurch, daß man ſeine ganze Conſequenz ſich vollſtändig erfüllen läßt. Denke ich mir dieſe Warteſchule, welche Ihrer Frau Gemahlin ſo ſehr am Herzen zu liegen ſcheint, errichtet; denke ich mir die feine, vornehme Frau inmitten dieſer unſaubern Kinder, dieſer keifenden, widerſpänſtigen Mütter; denke ich mir die Enttäuſchung, welche ſich der Leute ſelbſt bemächtigen würde, wenn nun einmal eine ſogenannte humane Einrichtung bei ihnen zu Stande gekommen wäre, und ſiehe da, es wäre nichts, weder für die Gebenden noch für die Empfangenden — und denke ich mir dann zu alledem, wie Sie, Herr Commerzienrath, mit Ihren klaren, verſtändigen Principien und Ihrer auf Lebenserfahrung geſtützten heilſamen Strenge in dies Chaos guter Abſichten und edler Beſtrebungen hineintreten, und wie es da auf einmal dem Verſtockteſten gleich Schuppen von den Augen fallen müßte, wie viel heilſamer Ihre Strenge als all dieſes ohnmächtige humaniſtiſche Getreibe ....

Der Prediger konnte ſeinen Satz nicht vollenden; der Commerzienrath, mit ſeinem behaglichſten Schmunzeln, klopfte ihm auf die Schulter:

Noch, ſagte er, iſt die Noth nicht ſo groß, glaube ich, und ich ſelbſt, wie Sie wiſſen, liebe es nicht, eine Macht zu zeigen, deren Beſitz mir ohnedies gewiß iſt. Aber wenn es einmal ſo käme, ſo iſt das ein Gedanke, den ich ſchon ſelbſt zuweilen genährt habe ...

Von da ab ſetzte der Commerzienrath den Plänen ſeiner Gemahlin beiweitem nicht mehr dieſen ſchroffen, feindſeligen Widerſtand entgegen als früher; es war ihm weniger ein Gegenſtand des Zornes als des Spottes; weshalb er ihn jetzt auch wohl ſelbſt zur Sprache brachte.

Die Baronin, zufrieden, nur wenigſtens ſo weit gekommen zu ſein, ließ ſich die Spöttereien gern gefallen; verſtärkten ſie ihr doch nur den Reiz dieſes Dulderbewußtſeins, in dem ſie ſich überhaupt ſo wohl gefiel und das ſie für ſo manches Mißliche ihrer Ehe hinlänglich entſchädigte.

Unter dieſem Necken und Spotten ließ der Commerzienrath es denn geſchehen, daß allerhand Einrichtungen für die Warteſchule getroffen wurden, als ob dieſelbe wirklich mit Nächſtem eröffnet werden ſollte. Daß es mit ſeiner Einwilligung geſchehe, konnte freilich Niemand ſagen. Aber auch das Gegentheil ließ ſich nicht behaupten; es war eben ein Gemiſch von Ernſt und Scherz, eine halb ſpieleriſche Laune, bei welcher die letzte Entſcheidung noch immer vorbehalten blieb.

Die Commerzienräthin betrieb ihre Anſtalten mit großem Geräuſch; der armen Angelica wollte oft das Herz brechen, wenn ſie an ihren einfachen praktiſchen Plan zurückdachte und nun ſah, wozu Eitelkeit und Selbſtſucht denſelben entſtellten. Es war ein förmliches Comité gebildet worden, bei welchem Herr Florus als Protokollführer ſich beſonders thätig erwies. Die Baronin präſidirte mit großer Würde; Correſpondenzen wurden angeknüpft, Berichte verleſen, kurz, es wiederholte ſich das ganze nichtige Schauſpiel, das Angelica ſchon ehemals bei den vornehmen Frauen der Reſidenz hatte kennen gelernt und von dem ſie ſich ſchon damals mit ſo viel Unluſt abgewendet hatte.

Auch jetzt nahm ſie daher an dieſem Allen keinen perſönlichen Antheil. Das Wenige, was ſie von ihrem urſprünglichen Plane noch retten zu können glaubte, hatte ſie dem Herrn von Lehfeldt anvertraut, deſſen Gewandtheit und Thätigkeit, wie wir ſchon früher gehört haben, ſich auch in dieſem Falle ſo glänzend bewährte.

Herrn von Lehfeldt war es denn auch vorbehalten, die Sache endlich zur Entſcheidung zu bringen und die unumwundene Zuſtimmung des Commerzienraths auszuwirken. Es war Alles in ſoweit vorbereitet, und fehlte nichts mehr als nur noch ein geeignetes Local. Madame Wolſton wollte eines der vielen Nebengebäude dazu benutzt wiſſen, die zu dem alten Kloſterbau gehörten und die meiſt leer, in halber Verfallenheit, ſtanden.

Aber ſei es, daß der Commerzienrath überhaupt bisher nur ſein Spiel getrieben hatte, oder ſei es auch, daß ſein Humor ſich verlor, da er die Sache jetzt ſo nahe an der Ausführung erblickte, mit einem mal, wie die Angelegenheit bis zu dieſem Punkte gediehen war, wollte er überhaupt nichts mehr davon wiſſen;

er weigerte ſich nicht nur, eine geeignete Räumlichkeit anzuweiſen, ſondern erſuchte ſeine Gemahlin auch, mit der gewohnten ſtrengen Miene, denn nun doch endlich von dieſen Thorheiten abzuſtehen.

Und hier war es nun, wo Herr von Lehfeldt ſich, ſo zu ſagen, in die Breſche warf und durch einen unvermutheten kühnen Angriff den Sieg plötzlich auf die Seite ſeiner Verbündeten brachte.

Aber nun, rief er, ſoll unſer vortrefflicher Commerzienrath doch ſehen, daß man mit einer Verſammlung, in welcher ſchöne Damen, fromme Prieſter, berühmte Poeten und prädicatloſe Vagabonden bei einander ſitzen, nicht ungeſtraft ſein Spiel treiben darf! Es fehlt nichts weiter als ein Local? und alles Andere haben Sie uns früher bereits zugeſtanden? O charmant, auch das Local iſt gefunden: die ehemalige Förſterwohnung, rechts an der Heerſtraße, die jetzt ſchon ſeit Jahren leer ſteht, gehört, wie Sie wiſſen, der herzoglichen Kammer; es iſt ein wenig weit dahin, ich geb' es zu: aber dieſe kleine Turnfahrt alle Morgen wird der hoffnungsvollen Jugend erſt recht von Nutzen ſein. Nun alſo denn: ein einziges Wort des Herrn Miniſters an Sereniſſimus, bei dem, wie Sie ebenfalls wiſſen, dergleichen Anſtalten in ganz beſonderem Wohlgefallen ſtehen — und das Haus iſt der Frau Baronin zu Dienſten. Oder irre ich, wendete er ſich leichthin an den Commerzienrath, und ſtände das Gebäude nicht mehr unbenutzt ...?

Der Commerzienrath ſchlug unwillkürlich die Augen zu dem Fragenden empor; Herr von Lehfeldt blickte ihn ebenfalls an, ſo ruhig, mit ſolchem gleichmüthig unbefangenen Lächeln —

Es war eine Secunde nur, daß die Männer ſich anblickten; dann ließ Herr Wolſton ſich nachläſſig in den Armſtuhl zurückſinken.

Nein, ſagte er, ebenfalls mit dem gleichgiltigſten und gutmüthigſten Lächeln, das ſeine harten Züge nur jemals gemildert hatte: für ſo hartherzig ich in dieſem edlen chriſtlichen Kreiſe auch gelte, ſo könnte ich das doch nicht über mein Gewiſſen bringen, die kleinen barfüßigen Teufelchen jeden Tag die Stunde Wegs laufen zu laſſen bis zu dem alten Jägerhauſe. Ich gebe mich gefangen, gnädige Frau; der Vorſchlag unſeres Freundes (und auch dies wieder ſagte er mit einer Betonung, die, ſo unmerklich ſie war, doch von Herrn von Lehfeldt ſehr wohl verſtanden ward) hat meinen Widerſtand erſchüttert; ſprechen Sie mit meinem Baumeiſter, er wird Ihnen einen geeigneten Platz anweiſen, das Kreuz Ihrer Barmherzigkeit aufzupflanzen.

Denken Sie jedoch nicht, meine Gnädige, fuhr er nach einer augenblicklichen Pauſe fort, daß ich deshalb die Waffen ſchon völlig ſtrecke.

Nein, ich habe ritterlich, wie Sie mich ja wohl kennen, nur für gleichen Wind und gleiche Sonne geſorgt; der Kampf ſelbſt ſoll jetzt erſt recht beginnen. Verſuchen Sie denn, wie weit Sie mit Ihren modernen humanen Principien kommen, ich will bei meinen alten vielgeſcholtenen praktiſchen bleiben. Almoſen oder Arbeit, Warteſchule oder Maſchinenſaal — machen wir die Probe, womit man am weiteſten kommt und was die brauchbarſte Generation erzieht! An demſelben Tage, was gilt die Wette? wo Sie, meine Theure, Ihre Warteſchule eröffnen, eröffne ich das neue Fabrikgebäude; Sie werden fromme Lieder ſingen laſſen, werden warme Strümpfe und Brezeln vertheilen, ich werde die Oefen rauchen, die Räder raſſeln, die Maſchinen arbeiten laſſen — wie wäre es, wenn wir beide Feſtlichkeiten vereinigten auf denſelben Tag? Zum Beiſpiel, ſetzte er nachläſſig, mit einem ſpöttiſchen Augenblinzeln gegen Angelica hinzu, auf den Weihnachtsabend. Es iſt ja ſo ein Feſttag, ein Feſttag, wie man zu ſagen pflegt, für Jedermann . . . .

Die Baronin nahm den Vorſchlag mit großer Genugthuung an. Sie beſaß eben ſo viel Neigung als Geſchicklichkeit für allerhand Arrangements und Decorationen, und ſo entwarf ihre geſchäftige Phantaſie denn auch jetzt ſogleich den Plan zu einem doppelten Feſtzuge, mit dem ſie die Eröffnung des neuen Fabrikgebäudes wie der Warteſchule verherrlichen wollte: die Arbeiter mit ihren Aufſehern und Werkzeugen auf der einen, die Wartekinder in feſtlicher Tracht auf der andern Seite, von ihr ſelbſt und dem Prediger geleitet. Es half dem Poeten nichts, daß er, wie gewöhnlich, die große Arbeit ſeines Romans vorſchützte: die Baronin ſprach ihre Erwartung, er werde ſie bei den betreffenden Einrichtungen mit ſeinem künſtleriſchen Geſchmack unterſtützen, namentlich durch einige Liedertexte, welche dabei öffentlich abgeſungen werden ſollten, mit ſo viel Beſtimmtheit aus, daß kein Widerſpruch möglich war.

Auch Herr Waller mußte ſofort in die Hauptſtadt ſchreiben, ein paar junge Seminariſten, von einer durch ihre ſtrenge kirchliche Richtung bekannten Anſtalt, zur Uebernahme der Schule einzuladen — nur verſuchsweiſe, wie er Angelica verſicherte: da ja auf jeden Fall der gute Leonhard binnen Kurzem in ſeine Stelle wieder eintreten müſſe, wo es alsdann Leonhard's Sache ſein werde, das Nähere wegen des Unterrichts und der perſönlichen Beaufſichtigung der Kleinen zu ordnen.

Angelica jedoch, wie wir ſchon vorhin angedeutet haben, war alle Luſt und Freude an ihrem eigenen Werk vergangen, ſeitdem daſſelbe in ſo ganz andere Hände gerathen und dadurch allerdings zu etwas ſo ganz Anderm geworden war. Nicht nur auf ſich ſelbſt war die junge Dame ungehalten, daß ſie dieſe Wendung, in dieſer Umgebung und bei dieſen Verhältniſſen, nicht ſogleich vorausgeſehen, ſondern auch Herrn von Lehfeldt wußte ſie nur wenig Dank für die unvermuthete Art und Weiſe, wie er die Sache zuletzt doch noch bei dem Commerzienrathe durchgeſetzt hatte.

Sie haben einmal, ſagte ſie, das Vorrecht, der Mann des Geheimniſſes zu ſein; ich weiß es und habe mich darein ergeben, in der Hoffnung, daß Sie, reuiger Sünder, wie Sie ſind, ſich auch in dieſem Punkte allmälig beſſern werden, und daß das Geheimniß dieſer Verbannung das letzte, in welches Sie ſich verſtricken. Aber, arge Täuſchung! Sogar mit Herrn Wolſton, wie ich jetzt merke, ſtehen Sie in geheimnißvoller Beziehung — ja, Sie thun es, leugnen Sie nicht! Ich darf keinen Anſpruch machen auf diplomatiſchen Scharfſinn; daß jedoch Ihr Vorſchlag mit dem alten Jägerhauſe nicht ernſt gemeint ſein konnte und daß das Ganze zwiſchen Ihnen und Herrn Wolſton nur eine abgekartete Sache war, ei nun, um das zu merken, dazu iſt der Verſtand eines Frauenzimmers denn allenfalls auch noch hinreichend.

Herr von Lehfeldt küßte der ſchönen Strafpredigerin ehrerbietig die Hand.

Nur bevorzugten Naturen, erwiderte er, gleich Ihnen, iſt es gegeben, das Gute ſtets auch nur durch gute Mittel ins Werk zu ſetzen; wir andern ſundhaften Menſchenkinder müſſen eben ſehen, wie wir zurechtkommen. Und wie dürfen Sie auf die Geheimniſſe ſchelten, ſetzte er in einen leichtern Ton übergehend hinzu, da ja Sie ſelbſt, ſchöne Freundin, das größte Geheimniß dieſes Hauſes ſind, der eigentliche Mittelpunkt für all dieſe Fäden und Anſchlage, die ſich hier im Verborgenen kreuzen? Schütteln Sie das ſchöne Haupt nicht ſo verwundert: Dies zum Wenigſten iſt kein Geheimniß, ich wiederhole nur, was Jedermann weiß und worüber unſer Prediger — meinen Sie nicht? — wohl allenfalls genauern Aufſchluß geben könnte — nämlich wenn die Verſchwiegenheit dieſes würdigen Mannes nicht eben ſo groß wäre wie ſeine Frömmigkeit. Denken Sie nicht, daß dies ein Vorwurf ſein ſoll. Herr Waller ſteht Ihrem Herzen näher, ganz natürlich — wegen Ihres Bruders, meine ich; und ſo muß ich in Geduld abwarten, bis Sie mich etwa würdig finden werden, auch mich in Ihr Vertrauen zu ziehen. Einſtweilen glauben Sie mir, daß Sie keinen treuern und aufmerkſamern Diener haben als mich; wenn ich mit Geheimniſſen umgehe, ſo ſind auch dieſe Geheimniſſe nur zu Ihrem Dienſte. Vertrauen Sie denn nicht mir, aber vertrauen Sie der Zukunft; wo der heitere Stern Ihres Auges ſcheint, da muß auch das dichteſte Gewölk ſich endlich doch verziehen und der Himmel eben ſo klar und rein werden, wie Ihre Seele.

Zehntes Kapitel.

Ein vertraulicher Bericht.

Da dieſe Vertröſtung auf die Zukunft unſern Leſern jedoch vermuthlich etwas zu allgemein gehalten ſein möchte, ſo ſchalten wir hier noch zum Schluß dieſes Abſchnittes das Bruchſtück eines vertraulichen Berichtes ein, welchen Herr von Lehfeldt um dieſe Zeit an ſeinen Gönner, den Miniſter, ſchrieb. Wir haben früher einen Brief des Miniſters an Madame Wolſton mitgetheilt, der mancherlei Einblick in die Vergangenheit der Perſonen verſtattete, mit deren Schickſalen wir uns hier beſchäftigen; ſo wird dieſer Bericht geeignet ſein, uns nicht nur eine

Ueberſicht über die gegenwärtige Lage der Sachen zu gewähren, ſondern auch einen Blick in die Zukunft wird er uns eröffnen und uns auf das zunächſt Bevorſtehende vorbereiten.

Wie recht hatten Sie doch, ſchrieb er, mein theurer, väterlicher Gönner, und wie oft in dieſen Tagen wiederhole ich mir die Lehre, mit welcher Sie mich entließen: nämlich daß der Menſch keinen größern Feind hat als die Furcht, und daß wir uns vor nichts in der Welt fürchten ſollen, als nur vor der Furcht ſelbſt! Auch ich, Sie wiſſen es, übernahm den Auftrag, mit welchem Sie mir ein ſo koſtbares Unterpfand Ihres Vertrauens gegeben haben, gleichwohl nicht ohne geheimes Widerſtreben; nicht nur meinen Kräften mistraute ich, ob ſie einer ſo vielfach verwickelten Aufgabe gewachſen wären, ſondern es hatte mir auch überhaupt etwas Peinigendes, dieſe Gegend wieder zu betreten, an welche ſich ſo düſtere, ſo räthſelhafte Erinnerungen für mich knüpfen. Auch dieſe Räthſel aufzulöſen, habe ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, wennſchon die bekannte Hartnäckigkeit des Alten mir die Arbeit ſehr erſchwert. Allein auch ihn halten wir ja an Fäden, die gar nicht mehr Fäden ſind, ſondern in der That recht dauerhafte, recht handfeſte Ketten. Er ſelbſt hat eine Ahnung davon; ich ſehe ihn Ihrer Vorſchrift gemäß nur ſelten und ſtets ohne Zeugen. Aber es ergötzt mich in tiefſter Seele, wie der alte graue Sünder ſich da unter der Laſt ſeiner Furcht krümmt und windet; wäre es ihm möglich, ich glaube, er ergriffe gern die Flucht vor uns. Daß er das Werkzeug des Commerzienraths, wie in allen andern Dingen, ſo auch in der bewußten Angelegenheit, iſt ohne Zweifel. Der Commerzienrath ſelbſt ſcheint die Sache höher anzuſchlagen, als wir es eigentlich im Sinne haben; auch ſcheint er ſich perſönlich nicht ſo gedeckt zu haben, wie ich es bei ſeiner ſonſtigen unleugbaren Klugheit vermuthete. Als ich ihn vor einigen Tagen, nur ganz ſcherzweiſe, an das Jägerhaus erinnerte, fuhr er innerlich zuſammen: innerlich, ſage ich, denn ſeines Aeußern iſt er allerdings in hohem Grade Meiſter, und man muß ein ſo genaues Studium aus ihm gemacht haben und ſeine verwundbare Seite ſo kennen wie ich, um die Bewegung ſeines Innern überhaupt nur zu bemerken. Auch dieſer ſonſt ſo feſte, ſo beſonnene Mann hat alſo ſeinen Herrn, vor dem er ſich beugt: die Furcht, mit unſerer Zollbehörde in eine etwas unangenehme Berührung zu kommen ....

Zum Ruhme jedoch muß ich ihm nachſagen, daß dies auch die einzige Furcht iſt, die er kennt, und daß er im Gegentheil übrigens durch den verwegenen Muth, mit dem er die Unzufriedenheit ſeiner Untergebenen herausfordert, uns unbewußter Weiſe aufs Glücklichſte in die Hände arbeitet. Auch der Alte hat ſich, freilich ebenfalls ohne es zu wiſſen, in dieſer Hinſicht große Verdienſte um uns erworben, und ich erlaube mir deswegen ihn zum voraus Ihrer Gnade zu empfehlen, wenn endlich die Mine platzen wird und unſer guter alter Schelm zu ſeiner großen Verwunderung, ſtatt zu prellen, vielmehr auf einmal der Geprellte ſein wird. Er iſt wie geſchaffen dazu, Haß und Unzufriedenheit zu verbreiten; ſelbſt eine geduldigere Bevölkerung als die hieſige würde es auf die Dauer nicht ertragen, von einem ſolchen Menſchen gehetzt und geknechtet zu werden. — Das Ereigniß in der Nacht meiner Ankunft, von dem ich Ihnen in meinem erſten Bericht meldete, wirkt noch immer nach. Herr Wolſton wollte eine große Unterſuchung deshalb einleiten; aber die Saat iſt noch nicht reif, und ſo habe ich jenen Vorſatz hintertrieben. Der ſogenannte Meiſter wird von mir, Ihrer Anweiſung gemäß, unterſtützt, nicht eben reichlich, aber doch ſo, daß er das Leben dabei friſtet und daß ſein Trotz gegen den Fabrikherrn ſich friſch erhält.

Hier jedenfalls muß der erſte Schlag fallen; die abergläubiſche Ehrfurcht, mit welcher die Maſſe den Meiſter betrachtet, und dieſe, wie ich glaube, nicht ganz grundloſen Gerüchte von einem intimen Verhältniß, welches früherhin zwiſchen ihm und Herrn Wolſton beſtanden, prädeſtiniren ihn gleichſam, die Breſche für uns zu eröffnen.

Auch jener tolle Candidat, über den Sie bereits mehrmals Meldung von mir erhalten haben, ſowie der Schwiegerſohn des Meiſters, ein nichtsnutziger, verlorener Menſch, voll Faulheit, Eitelkeit und Hochmuth, wirken, ein Jeder in ſeiner Art, vortrefflich für unſere Zwecke. Der Vagabond, mit ſeinem verlumpten poetiſchen Genie und ſeinen wahnwitzig abenteuerlichen Einfällen, iſt von mir völlig zum Apoſtel des Aufruhrs angeworben. Mir perſönlich traut er nicht, das merk' ich wohl: allein die Dinge, die ich ihm erzähle, ſind ſo ſehr nach ſeinem Sinn, und entſprechen ſo völlig ſeiner wüſten Einbildungskraft und den geheimen Wünſchen ſeines ungebändigten Herzens, daß er ſie mit wahrer Wolluſt verbreitet. Auch daß Konrad ihm zum Spion geſetzt iſt, merkt er, wie ich glaube; allein ſo erbittert ihn das nur um ſo mehr und wird im entſcheidenden Moment nur dazu dienen, die Verwicklung zu ſteigern. — Ueberhaupt, wenn unſere verſchiedenartigen Veranſtaltungen und Intriguen auch ſonſt noch keinen directen Vortheil gebracht hätten, ſo haben ſie uns doch den weſentlichen Dienſt erzeigt, die Bevölkerung des Dorfes, durch dieſe geheimnißvollen, abenteuerlichen Beziehungen und Einwirkungen, die ſie überall verſpürt, in eine erwartungsvolle und aufgeregte Stimmung verſetzt zu haben, eine Stimmung, die, wie ein langſam, leiſe gährender Moſt, mit Nothwendigkeit und ſchon ganz aus ſich ſelbſt eine plötzliche Explosion erzeugen muß.

Den größten Dienſt von Allen aber (fuhr das Schreiben fort) **leiſten uns die Frauen.** Eure Excellenz entſinnen ſich des Berichtes, den ich früher über die ſocialiſtiſchen Umtriebe der Miß Angelica abgeſtattet. Es iſt die reine kindliche Einfalt, mit der ſie es thut; ja das Fräulein hat gewiß ſelbſt gar keine Ahnung davon, was dieſe Dinge eigentlich bedeuten. Uns aber iſt ein großer Vortheil daraus erwachſen, beſonders ſeitdem Ihre Frau Couſine, meine hochgeehrte Gönnerin, ſich dieſer Pläne angenommen hat. Sie hatten mich hinlänglich auf den Charakter der Frau Commerzienräthin vorbereitet; ſo hat mich auch dieſe neueſte Wandelung deſſelben nicht überraſchen können.

Ihre Frau Couſine — Eure Excellenz wollen meine Freiheit verzeihen — unterliegt dem allgemeinen Fluch der Sterblichkeit: ſie wird mit jedem Jahre ein Jahr älter. Auch ſcheint Ihr Brief ſie einigermaßen derangirt zu haben; es genügt ihr nicht mehr, blos fromm zu ſein, ſie will auch gute Werke thun. Gute Werke, in der That! Denn wenn ich nicht ein Stümper bin in meinen Berechnungen, ſo wird gerade dieſe Warteſchule, welche Ihre gnädige Couſine im Begriffe iſt einzurichten, und mit der ſie ein ſo chriſtliches Werk zu thun gedenkt — gerade dieſe, ſage ich, wenn nicht alle Berechnungen mich täuſchen, wird uns die geeignetſte Gelegenheit bieten, unſern langgehegten Plan zur Ausführung zu bringen und dieſe geſammte fromme Sippſchaft, die Eurer Excellenz geprüfte Staatsweisheit vom Ohr des Fürſten zu entfernen droht, in ihrer ganzen unbehülflichen Ohnmacht darzuſtellen, den armſeligen Menſchen, den Waller, mit eingerechnet.

Auch die Speculation der Pfaffen iſt in der erſten Anlage allerdings nicht falſch; auch ſie rechnen auf die Furcht. Aber Menſchenfurcht bekanntlich iſt mächtiger denn Gottesfurcht. Die Schrecken des Jenſeit, mit welchem unſere vortrefflichen Pfaffen Seine Durchlaucht ängſtigen, ſind weit; die Schrecken des Aufruhrs, die wir ihm zeigen werden, ſind nahe. Die Partie ſteht in jedem Betracht günſtig für uns, das Pulver iſt ausgeſtreut — ein Wink von Ihnen, gnädigſter Herr, und der Spectakel geht los, ſo lärmend, ſo furchtbar, für Diejenigen nämlich, welche überhaupt Furcht kennen, daß nicht blos Sereniſſimus ſelbſt, ſondern auch ſeine geiſtlichen Rathgeber froh ſein ſollen, ſich unter Ihren Schutz flüchten zu dürfen! Daß es uns ſelbſt an den nöthigen Mitteln nicht fehle, das Feuer, das wir angeſchürt, auch zur rechten Zeit wieder zu löſchen, dafür wird Ihre Weisheit Sorge tragen und vertraue ich in dieſer Hinſicht ganz Ihren Veranſtaltungen. Auch kann es gar nicht ſchaden, wenn die Gluth unſern Nebenbuhlern erſt ein bischen auf die Nägel brennt; ſo wird man die Finger in Zukunft nicht wieder ſo weit ausſtrecken. Ich komme mir vor wie der Commandant eines Branders; geben Sie denn das Zeichen und ſeien Sie um mein eigenes Schickſal unbeſorgt. —

Zuletzt kam noch eine Nachſchrift, die wir unſern Leſern ebenfalls nicht vorenthalten wollen.

Indem ich, ſchloß Herr von Lehfeldt ſeinen Bericht, die letzten Worte noch einmal durchleſe, muß ich der Warnung gedenken, mit welcher Sie ſo gütig waren, Ihren letzten Brief zu ſchließen. Ja wohl, mein väterlicher Gönner, iſt das Feuer eines ſchönen Weiberauges das gefährlichſte, in dem wir ſtehen können; aber wenn es mir jemals möglich wäre, mich über die Ueberlegenheit zu täuſchen, welche Ihr Genius behauptet, das Verhältniß, auf welches Sie hier anſpielen, würde gerade geeignet ſein, meinen Wahn zu zerſtören und mich aufs Neue daran zu erinnern, welch ein Schüler ich bin gegen Ihre Meiſterſchaft! Es wäre Ihnen eben genehm, ſchreiben Sie, wenn ich mir die Beſchwerden dieſes Winterfeldzugs, wie Sie es nennen, durch ein zärtliches Abenteuer verſüßen wollte. Zärtliches Abenteuer — o theuerſter Meiſter, was ſind wir junge Generation doch für ein ſchwerfälliges Geſchlecht, daß wir den Zauber dieſes Wortes gar nicht mehr verſtehen! Wollte ich Ihre gütige Erlaubniß benutzen, es würde der einzige Punkt werden, in dem auch ich mich dem allgemeinen Dämon Furcht ebenfalls unterwerfen müßte — der Furcht nämlich, daß es nicht bei dem zärtlichen Abenteuer bliebe, ſondern daß (o beſchämendes Geſtändniß) eine ganz ernſtliche Leidenſchaft daraus würde...

Und die, wie Eure Excellenz mir oft geſagt haben, iſt ja doch das Hauptſächlichſte, wovor ein Diplomat ſich hüten muß.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Engelchen.

Dritter Theil.

Das Engelchen.

Roman

von

Robert Prutz.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

Inhalt des dritten Theils.

Fünftes Buch.

Der Juſtizrath.

Seite

Erſtes Kapitel. Die Vertrauten 3
Zweites Kapitel. Ein Beichtvater 17
Drittes Kapitel. Die gute Frau 29
Viertes Kapitel. Die Ueberraſchung 43
Fünftes Kapitel. Unterhandlungen 57
Sechstes Kapitel. Die Tiſchnachbarn 89
Siebentes Kapitel. Die Verſuchung 104
Achtes Kapitel. Neue Pläne 126
Neuntes Kapitel. Der Sarg 156
Zehntes Kapitel. Das Verhör 169
Elftes Kapitel. Herr und Diener 195
Zwölftes Kapitel. Zwei Weiber 214

Sechstes Buch.

Sarg und Wiege.

Seite
Erſtes Kapitel. Das Rendezvous 227
Zweites Kapitel. Das Vermächtniß der Mutter 247
Drittes Kapitel. Die Leichenwacht 286
Viertes Kapitel. Der Taufvater 306
Fünftes Kapitel. Vorbereitungen 323
Sechstes Kapitel. Feſtmorgen 343
Siebentes Kapitel. Zwei Bittſteller 354
Achtes Kapitel. Die Bewerber 370
Neuntes Kapitel. Die Begegnung 382
Zehntes Kapitel. Das Kind 388
Elftes Kapitel. Der Leichenkarren 392
Zwölftes Kapitel. Das Feſt 398
Dreizehntes Kapitel. Der Mörder 406
Vierzehntes Kapitel. Gefahr und Rettung.... 419
Funfzehntes Kapitel. Das Gericht 436
Sechszehntes Kapitel. Ein conſequenter Mann 450
Siebzehntes Kapitel. Schluß 457

Fünftes Buch.

Der Juſtizrath.

Erstes Kapitel.

Die Vertrauten.

So war wieder eine Reihe von Wochen ins Land gegangen und das verhängnißvolle Weihnachtsfeſt ſtand dicht vor der Thür.

Angelica befand ſich in einer Aufregung des Gemüths, die ihr jede Geſellſchaft faſt unerträglich machte, nur diejenige ihres Bruders ausgenommen. — Die ungewöhnlich milde Jahreszeit übte auf Julian's Geſundheit den glücklichſten Einfluß. Zwar wurde ſeine Wange mit jedem Tage hohler, ſeine Bläſſe immer abſchreckender, ſeine Stimmung dagegen war friſch und muthvoll, wie ſie es ſeit Langem nicht geweſen.

Beinahe täglich, bald auf Angelica's Arm geſtützt, bald auch allein, machte er kleine Spaziergänge zwiſchen den herbſtlich entblätterten Bäumen des Parks; die feuchte, milde Luft war ſeiner kranken Bruſt eben ſo wohlthätig, als das tiefe Schweigen in der Natur, dieſe feierlich traumhafte Verſunkenheit, welche dieſer Jahreszeit eigenthümlich iſt, ſeinem Gemüth zuſagte.

Auch hatte er in ſo weit gute Tage, als weder der Commerzienrath noch Herr Waller ſich in dieſer Zeit viel um ihn bekümmerten. Herrn Waller ließ die Baronin, deren fromme Eitelkeit in demſelben Grade zunahm, je näher der Tag kam, der ſie befriedigen ſollte, kaum mehr von ihrer Seite: während der Commerzienrath ebenfalls alle Hände voll zu thun hatte, das neue Fabrikgebäude zur Eröffnung in Stand zu ſetzen.

Daſſelbe ſollte nach Julian's Namen benannt, gleichſam unter ſein Patronat geſtellt werden; auch bei den Einweihungsfeierlichkeiten hatte Herr Wolſton ihm eine bevorzugte Rolle zugedacht. Wie wir wiſſen, war Herr Wolſton ſonſt kein Freund von dergleichen Feſtlichkeiten. In dieſem Falle jedoch, wo er es darauf abgeſehen hatte, der thörichten Pinſelei der Weiber, wie er es nannte, die Spitze zu bieten, und wo es zugleich die Verherrlichung ſeines einzigen Sohnes und Erben galt, war ihm nichts prächtig, nichts pomphaft genug. Eine Menge Einladungen waren ausgeſchrieben; ja damit es an nichts fehlte, was bei dergleichen Feſtlichkeiten herkömmlich iſt und zum guten Ton gehört, vielleicht auch um in keinem Stück hinter ſeiner Gemahlin zurückzubleiben, hatte der Commerzienrath dem Herrn Florus ebenfalls keine Ruhe gelaſſen, bis derſelbe ihm zugeſagt, auch dieſe Gelegenheit mit einem Feſtgedichte zu verherrlichen.

Käme es auf mich an, mein beſter Herr Florus, hatte der Commerzienrath dabei hinzugeſetzt, indem er dem Dichter ſo ſtarr über die Brille hinweg in die Augen ſah, daß derſelbe vor Verlegenheit nicht wußte, wohin er die Brille rücken ſollte....

Käme es auf mich an, mein beſter Herr Florus, ich würde Sie gewiß nicht incommodiren. Denn warum? Ich frage nach der Poeſie überhaupt nicht viel, — weit weniger, fügte er mit einem Lächeln hinzu, das vermuthlich verbindlich ſein und die etwas anſtößige Offenherzigkeit dieſes Geſtändniſſes begütigen ſollte, in der That aber ſehr malitiös ausfiel: weit weniger jedenfalls, als nach den Poeten ſelbſt. Indeſſen meine Frau, ſo wie die hochadeligen Gäſte, welche uns beehren werden, ſollen doch ſehen, daß ich, obgleich nur ein ſchlichter Fabrikant, ein bloßer herzloſer Geldmenſch, doch ebenfalls zu leben verſtehe; was meine Frau für ihre ſchmuzigen Bettelkinder veranſtaltet, daran darf es meinem Julian zum Wenigſten nicht fehlen. Schonen Sie ſich alſo nicht, mein beſter Herr Florus, machen Sie das Verschen recht hübſch, recht nett, recht nach dem neueſten Geſchmack. Mein Prediger wird eine Muſik dazu ſetzen und die Chorknaben werden es abſingen; dies iſt neu und wird meiner Frau imponiren, weil es an ihr eigenes Genre ſtreift. Wie geſagt, ſchonen Sie ſich nicht und rechnen Sie — indem er mit ſeinem beliebten Manoeuvre den Deckel der Doſe gegen den Aermel rieb — auf meine vollſte Dankbarkeit.

Kann väterliche Liebe und Fürſorge weiter gehen? Nach den Begriffen des Herrn Wolſton gewiß nicht; er glaubte ſeine ganze Pflicht gegen Julian damit erfüllt zu haben und überließ ihn deſto ungeſtörter dem Umgang mit Angelica.

Allein mit ſo inniger Zärtlichkeit dieſe auch an dem Bruder hing und ſo glücklich es ſie für Augenblicke machte, denſelben jetzt verhältnißmäßig ſo geſund und wohl zu ſehen, ſo war der Kummer, der auf ihrem Herzen laſtete, doch zu groß, die Angſt, die ihr die Seele zuſammenſchnürte, zu mächtig, als daß ſelbſt der Anblick des lächelnden Julian und ſein unbefangenes, heiteres Geplauder ſie auf mehr als nur auf Momente hätte davon befreien können. Der Tag, der auf immer über ihre Zukunft entſcheiden, der — denn welch andern Entſchluß hätte ſie noch faſſen können? — ihre Trennung von dem Hauſe, von der Familie und damit alſo auch von dieſem geliebten Bruder ſelbſt auf immer ausſprechen mußte, ſtand dicht bevor; ſchon wurde er nicht mehr nach Wochen, nur noch nach Tagen gezählt. Der Juſtizrath war ſeit geraumer Zeit völlig verſtummt; Angelica zweifelte nicht, daß es nur deshalb geſchehen, weil er die Unhaltbarkeit ihrer Sache eingeſehen hatte und ſich ganz davon loszumachen wünſchte.

Und doch, ſo viel Reſpect ſie auch vor der gelehrten Einſicht des Juſtizraths hatte, ſo konnte ſie doch bei alledem die Stimme ihres Herzens nicht zum Schweigen bringen, die ihr unablässig, in Schlaf und Wachen, zurief, daß hier ein Spiel mit ihr getrieben werde, ein argliſtiges, ein verbrecheriſches Spiel, ein Spiel mit dem Heiligſten, was es für ſie auf Erden gab und ſelbſt noch über die Erde hinaus: mit ihrer Freiheit, ihrer ſchweſterlichen Liebe und dem geheiligten Andenken ihrer Mutter. Sie mußte, ja ganz gewiß, und ob alle Menſchen ſie verließen, mußte dennoch das Geheimniß zerreißen, das hier obwaltete und deſſen Fäden ſich namentlich auch zur kranken Lene hin erſtreckten.

Das Befinden dieſer Letztern hatte ſich in den jüngſten Wochen wiederum verſchlimmert. Aber in demſelben Grade war auch ihr Benehmen gegen das Engelchen ſeit einiger Zeit ſanfter und gleichmäßiger geworden. Wenn daſſelbe in die niedere Stube hineingeſchritten kam, zwiſchen den klappernden Webſtühlen hindurch, an dem wortkargen Meiſter und dem eben ſo ſchweigſamen Reinhold vorüber, vor ihr Bette, und der Glanz dieſes lieben Antlitzes ging nun klar und ſtill, wie der Mond, über dem armſeligen Lager der Kranken empor: da ſchien es auch, als ob die junge Dame den gewohnten Einfluß wieder gewonnen hatte, die Fluth ihrer Seele legte ſich und ſanft, freundlich, wie am erſten Tage, nickte ſie ihr lächelnd zu und flüſterte:

Bald, nun bald, liebes Engelchen, ich fühl' es, nun iſt die Stunde da, nun ſollſt du bald Alles wiſſen . . . .

Aber weiter durfte Angelica auch nicht in ſie dringen, wenn nicht ſogleich wieder ein heftiger Ausbruch der wildeſten und abenteuerlichſten Phantaſien erfolgen ſollte.

In dieſer Lage der Dinge, da jede Minute, die ungenützt verrann, die Entſcheidung eines ganzen Menſchenlebens mit ſich führte, entſchloß Angelica ſich denn endlich zu einem Schritt, von dem ſie, wie wir wiſſen, bisher eine ſo gerechte wie natürliche Scheu zurückgehalten hatte. Was auch hinter dieſen Räthſeln verborgen lag und welche Pläne Herr Wolſton gegen ſie im Schilde führte: Angelica, das ſchien ihr ſelbſt außer Zweifel, mußte denſelben zuvorzukommen ſuchen; ſie mußte gar nicht erſt abwarten, bis das Teſtament von Herrn Wolſton gegen ſie geltend gemacht ward, ſondern ſie ſelbſt mußte als Klägerin gegen ihn auftreten und vor Allem die Echtheit des mütterlichen Teſtaments, oder zum wenigſten doch die rechtliche Gültigkeit der darin enthaltenen Beſtimmung anfechten.

Von Anfang an war dies ihre Abſicht geweſen; ſie hatte für einige Zeit davon zurückkommen können, ſo lange ſie die Hoffnung hegen durfte, ſich auf gütliche Weiſe mit ihrem Stiefvater zu verſtändigen. Jetzt war hierzu jede Ausſicht verſchwunden, und zugleich hatte der Argwohn, mit welchem ſie das väterliche Haus betreten, in der Zwiſchenzeit ſo mannigfache Nahrung erhalten; jetzt gab es nichts mehr zu überlegen und zu zaudern, das Schwert war ihr gleichſam in die Hand gedrückt, ſie hatte nur die Wahl, ob ſie es gegen ihren Angreifer kehren wollte — oder gegen ſich ſelbſt.

Herr Waller konnte ihr in dieſer Angelegenheit nichts mehr nützen, der Beiſtand, den ſie brauchte, mußte vor Allem ein rechtsverſtändiger ſein. Und ſo, trotz alles Widerſtrebens, lenkte ſich ihr Auge denn immer und immer wieder auf Herrn von Lehfeldt.

Herr von Lehfeldt war Juriſt; wen ſie noch über ihn geſprochen, hatte ſeine Geſchäftskenntniß, ſeinen Scharfblick und ſeine Energie gerühmt. Auch hatte er ihr in den Monaten, die ſie jetzt zum größern Theil gemeinſchaftlich verlebt, ſo viel Proben aufrichtiger und ehrerbietiger Ergebenheit geliefert, daß ſie es in der verzweifelten Lage, in welcher ſie ſich befand, nicht nur als ein Recht, ſondern auch als eine Pflicht der Freundſchaft betrachtete, ſich ihm zu entdecken und ſeinen Rath, ſeinen Beiſtand in Anſpruch zu nehmen. Auch jetzt noch, ſie konnte es ſich nicht verbergen, regte ſich etwas in ihr — es war nicht Mistrauen, nicht Abneigung, o gewiß nicht: dennoch, ſo feſt ihr Entſchluß auch ſtand, Herrn von Lehfeldt in das Geheimniß zu ziehen, ſo wußte ſie doch ſelbſt noch nicht, wie es ihr nur möglich ſein würde, das erſte Wort an ihn von der Lippe zu bringen!

Aber eben ſo feſt ſtand auch noch ein zweiter Entſchluß bei ihr: Herr von Lehfeldt ſollte alsdann nicht der Einzige bleiben, dem ſie ihr Vertrauen in dieſer für ſie ſo hochwichtigen Angelegenheit ſchenken wollte. Es gab noch einen andern, einen ältern Freund, der ihrem Herzen noch theurer war und dem ſie unmöglich ein Recht verweigern durfte, das ſie im Begriffe ſtand, einem Fremden einzuräumen. Und wenn Reinhold auch nie eine Sylbe von Dem erfuhr, was zwiſchen ihr und Herrn von Lehfeldt verhandelt werden ſollte, und wenn er ſelbſt auch keine Ahnung davon hatte, welchen Schritt ſie zu thun im Begriff ſtand — ſie hätte es ſich ſelbſt nicht verzeihen können, ihr Gerechtigkeitsgefühl (ſo wenigſtens nannte ſie es bei ſich ſelbſt) geſtattete ihr nicht, daß Reinhold, der Freund und Gefährte ihrer Jugend, ihrem Vertrauen ferner ſtehen ſollte als eine Bekanntſchaft, die von ſo viel jüngerm Datum war!

Vielleicht kam auch noch etwas Anderes dazu; vielleicht war es auch ein gewiſſer mädchenhafter Inſtinct, der ſie dabei leitete, da allerdings das Vertrauen einer jungen Dame, das ſich gleichzeitig an zwei Freunde wendet, viel unverfänglicher erſcheint und viel geſicherter iſt vor jedem Misbrauch, als wo es Einem allein geſchenkt wird. So unmöglich es ihr ſchien, Herrn von Lehfeldt oder gar erſt Reinhold allein die unſelige Geſchichte des mütterlichen Teſtaments und die wunderliche Bedingung, die ſich für ſie daran knüpfte, zu erzählen, ſo leicht fand ſie ſich in den Gedanken, und ein ſo natürliches Verhältniß ſchien es ihr, dieſe Angelegenheit mit beiden Freunden gemeinſam zu berathen. Verſtand Reinhold auch nichts von dem juriſtiſchen Verhältniß, ſo kannte und achtete ſie doch übrigens ſeinen klaren, natürlichen Verſtand. Auch war er mit allen Verhältniſſen ihres Hauſes ſeit langen Jahren, ja ſo lange beinahe, als ſie ſelber denken konnte, bekannt. Und ſein Herz endlich, das wußte ſie, war rein und treu wie Gold; es gab keins, ſelbſt ihren Bruder nicht ausgenommen, daß es treuer und inniger mit ihr meinte....

Somit war der Entſchluß der jungen Dame denn gefaßt: durch Reinhold wollte ſie Herrn von Lehfeldt um eine Zuſammenkunft bitten laſſen, welcher Reinhold ſelbſt beiwohnen ſollte, und in der die drei Freunde alsdann gemeinſchaftlich die Maßregeln beſprechen wollten, die für den Augenblick zu ergreifen wären.

Zweites Kapitel.

Ein Beichtvater.

Es war in den Nachmittagsſtunden eines trüben, regnigten Tages, als das Engelchen ſich mit dieſem Entſchluß aufmachte, das Haus des Meiſters zu beſuchen. Die Witterung war etwas kälter, als ſie bisher geweſen; ein feiner, dichter Sprühregen ſchlug Angelica'n, indem ſie aus dem Portal des Schloſſes trat, ins Geſicht, ſo daß ſie den Schleier dichter zuſammenzog und ſich feſter in den weichen Mantel wickelte.

So lange und reiflich Angelica ihren Vorſatz auch erwogen hatte und ſo feſt ſie diesmal auch entſchloſſen war, ſo konnte ſie dennoch, da ſie ſich jetzt ſo dicht an der Ausführung ſah, ein gewiſſes Gefühl von Beklemmung nicht unterdrücken. Unwillkürlich, ſtatt geraden Weges auf das Haus des Meiſters zuzugehen, lenkte ihr Fuß ſeitwärts in eine der vielen Gaſſen, die ſich hier durchkreuzen. Sie mußte, ſo überredete ſie ſich ſelbſt, ihre Gedanken zuvor noch einmal ordnen und Wort und Ausdruck zum voraus abwägen. Der Aufſchub, den ſie damit gewann, war außerordentlich gering; allein bei ſo peinlichen Unternehmungen, wie diejenige, welche das Engelchen jetzt vor ſich hatte, iſt Einem auch der geringfügigſte Aufſchub ſchon von großem Werth.

So, ohne auf ihren Weg eben viel zu achten, ſchritt ſie gedankenvoll, lautlos zwiſchen Hecken und Zäunen, über Brücken und Brückchen dahin; die Erinnerung ihrer Kindheit diente ihr inſtinctmäßig zum Führer; auch kam es ihr jetzt nicht darauf an, ob der Umweg, den ſie nahm, etwas größer oder kleiner ausfiel.

Alles ringsum war ſtill und einſam. Der Abend dämmerte bereits; hier und da in einer der niedrigen Hütten flammte ein trübes Licht auf. Kein Menſch war zu ſehen weit und breit.

Aber ja, da gingen doch zwei Geſtalten vor ihr — zwei Geſtalten — ſie hatten ſich des ſchlechten Wetters wegen ebenfalls bis hoch hinauf vermummt ....

Aber wenigſtens die eine derſelben erkannte das ſcharfe Auge des Engelchen dennoch; es war der Prediger Waller. Die andere, in abenteuerlich bettelhaftem Anzuge, einen ſchmuzigen, vielfach geflickten Mantel über Kopf und Schultern gezogen, ſchien eines jener unglücklichen verarmten Weiber zu ſein, wie deren ſo viele in dem Fabrikdorf lebten. An und für ſich betrachtet, hatte das Beieinanderſein dieſer beiden Perſonen nicht das mindeſte Auffällige; es war bekannt, daß Herr Waller den Schatz ſeiner geiſtlichen Tröſtungen bereitwillig auch an den Aermſten im Dorf vertheilte und auch in andern weltlichen Dingen, bei Unglücksfällen und Trübſalen aller Art, vielfach zu Rathe gezogen ward.

Und ſo würde auch das Engelchen nicht den geringſten Anſtoß daran genommen, ja vielleicht kaum darauf gemerkt haben, wenn nicht das Geſpräch, das der Prediger mit ſeiner Begleiterin führte und bei dem Angelica, indem ſie in der engen winkligen Gaſſe mit ihrem leiſen Schritt hinter dem Paare daherwandelte, zur unfreiwilligen Zuhörerin ward, ihre Aufmerkſamkeit allerdings aufs Aeußerſte in Anſpruch genommen hätte.

Das Weib, ohne Zweifel aus Ehrfurcht vor dem geiſtlichen Herrn, hielt ſich zwei ganze Schritte hinter demſelben. Vermuthlich durch dieſen Umſtand genöthigt, erhob der Prediger ſeine Stimme etwas lauter, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war. Auch konnte er es ja unbedenklich thun, da die Straße, wie ſchon erwähnt, im Uebrigen wie ausgeſtorben war.

Hätte Angelica ahnen können, daß es hier ein Geheimniß zu belauſchen gab, ſie würde raſch vorübergegangen ſein. So aber dachte ſie nicht auf tauſend Meilen daran; ganz mechaniſch, indem ſie ihren Weg dahinwandelte, ließ ſie die Töne an ihr Ohr ſchlagen; erſt als ſie gehört hatte, was ſie offenbar nicht hören ſollte, wurde ihr klar, daß es ſich hier um ein Geheimniß handele.

Und alſo hat er Euch wieder geſchlagen, der Unhold? fragte der Prediger in herzlich bedauerlichem Tone.

Die Geſtalt neben ihm, ſtatt aller weitern Antwort, zog die Schultern in die Höhe und ſchüttelte ſich, daß die Fetzen des Mantels wild über ihrem Haupte flatterten.

Und warum hat er Euch wieder geſchlagen? fuhr der Prediger fort: weil Ihr ihn gewarnt hattet vor der Rache Gottes, nicht wahr? und ihn aufgefordert, ſein ſchuldbeladenes Gewiſſen vor dem Ohr des Predigers, dem Geweiheten des Herrn, zu erleichtern?

Das Weib hielt einen Augenblick den Fuß an, mit weit vorgeſtrecktem Kopfe, als ob ſie über das Gehörte erſt nachſinnen müſſe. Dann mit einer Stimme, ſo hohl, ſo klanglos, daß Angelica davor erſchrak, doppelt erſchrak, weil ihr auf einmal eine dunkle Erinnerung aufſtieg, als ob ſie dieſelbe in früherer Zeit ſchon einmal vernommen habe —, mit einer ſolchen hohlen, klangloſen Stimme erwiderte das Weib:

Nein, weil er das Beten nicht leiden kann, ſagt er, und weil ich dem Herrn Prediger ſeine Geheimniſſe verrathe.

Das iſt der Lohn der Gerechten vor dem Herrn, ſagte der Prediger mit Salbung, daß ſie von der Welt verfolgt und gemartert werden. Halt aus, fromme Dulderin, und fahre fort, dem Herrn zu dienen in ſeinem Prieſter: ſo wirſt du Vergebung deiner Sünden empfangen und die Krone des ewigen Lebens, Amen. Den Fleck alſo, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, wo er neulich die Papiere vergraben hat, kennſt du und biſt gewiß ihn wiederzufinden?

Das Weib beſann ſich wieder einige Secunden, dann nickte ſie heftig mit dem Kopf und ſtieß ein höhniſches Gelächter aus.

Ich werde ihn wiederfinden, ſagte ſie, ſo wie es der Herr Prediger befiehlt!

Die Sache, entgegnete Herr Waller, hat noch keine Eile; der Herr iſt langmüthig auch in ſeinem Zorn, und es dauert lange, bevor ſein Arm den Schuldigen ergreift. Aber wenn er ihn ergreift, dann zerſchmettert er ihn auch und ſchleudert ihn hinab in ewige Qual, hörſt du, Weib? in ewige …!

Das Weib ſchüttelte ſich wiederum, aber diesmal offenbar vor Froſt; eine hagere dürre Hand fuhr zwiſchen den Lumpen hervor und haſchte nach dem Rockzipfel des Predigers, ihn an die Lippen zu drücken.

Mit majeſtätiſcher Ruhe wehrte Herr Waller die Zeichen der Unterwürfigkeit ab.

Es iſt gut, Weib, ſagte er: aber es ziemt ſich nicht, wo die Leute es ſehen könnten; Ihr müßt erſt weit frömmer werden und weit kräftigere Beweiſe Eurer Buße geben, bevor es Euch geſtattet iſt, dem Geweiheten Gottes öffentlich den Rock zu küſſen. Aber wie ſteht es mit dem Uebrigen? Seid Ihr noch nicht dahinter, ob dieſer ſogenannte Maler Schmidt wirklich —

Das Weib ließ den Prediger nicht zu Ende reden; ſie warf die Arme in die Luft mit geballten Fäuſten —

Dann wieder ſchüttelte ſie das Haupt: Das iſt der Punkt, ſagte ſie, darüber kann ich nicht hinweg; es iſt zu gräßlich von ihm — zu gräßlich — Aber ich weiß nichts, Herr Prediger, von dieſer Geſchichte nichts, bei meiner Seelen Seligkeit ....

Es wird ſich finden, verſetzte der Prediger in ſtrengem Ton, kommt morgen nach dem Frühgeläute zu mir — nicht aufs Schloß, ins Pfarrhaus mein' ich, durch die Hinterthür, rechts am Brunnen, wo Euch Niemand gewahr wird. Euer Mann iſt nicht zu Hauſe, wie?

Wieder eine Pauſe. Droben, beim gnädigen Herrn, erwiderte das Weib ſodann: o ſie haben jetzt viel zu thun, ich weiß es, der gnädige Herr und der Alte; es iſt ein Gewitter im Anzug, ſeit Langem, ich weiß es —!

Ihre Stimme wurde ganz laut, indem ſie dieſe letzten Worte ſagte, und ganz triumphirend. Der Prediger ſtand ſtill, indem er feierlich ſeine rechte Hand auf die ſchmuzige Schulter des Weibes legte.

Ihr haßt den Alten wohl ſehr? fragte er.

Das Weib zauderte einige Augenblicke. Dann mit einem Ausdruck, vor welchem das Engelchen erbebte:

Wenn Gott und mein Herr Prediger es mir erlauben, erwiderte ſie, — ſehr.

Es war das jedenfalls ein höchſt unchriſtliches Bekenntniß. Aber ſolch milder Seelenhirte konnte Herr Waller zuweilen ſein, daß er es dennoch verzieh.

Das iſt das Vorrecht, ſagte er, welches Gott den Gerechten verliehen hat, daß ſie den Ungerechten haſſen und verfolgen dürfen, und ihr Haß und ihre Verfolgung iſt keine Sünde, ſondern Gott wohlgefälliger als Duft der Brandopfer und liebliches Räucherwerk. Du gehſt nun dorthin? indem er auf das Haus des Meiſters deutete, das in der Dämmerung, kaum mehr erkennbar, vor ihnen lag.

Seine Begleiterin nickte bejahend.

So thu, fuhr der Prediger fort, was der Herr dir aufgetragen hat durch meinen Mund: es ſind verſtockte Herzen in dem Hauſe da, ſuche ſie mürbe zu machen — Gott will uns nicht blos fromm wie Tauben, ſondern auch klug wie Schlangen — Geh! und thu, wie ich dir geheißen!

Mit dieſen Worten ſchlug er ſeinen Mantelkragen noch höher hinauf und verlor ſich mit eiligen Schritten in ein Seitengäßchen.

Angelica, vor Ueberraſchung über das Gehörte und vergebens einem Zuſammenhange darin nachſpürend, war unwillkürlich ſtehen geblieben; ihr Auge wurzelte vor ihr auf dem Boden, als ob ſie da die Löſung des Räthſels finden könnte. Wem gehörte dieſe Stimme, die ihr ſo widerwärtig klang und dennoch ſo bekannt? Wer war dies Weib? In welcher Verbindung ſtand der Prediger mit ihm? Und welcher neue geheimnißvolle Abgrund that ſich hier vor ihren entſetzten Blicken auf?

Drittes Kapitel.

Die gute Frau.

Als ſie das Auge wieder in die Höhe ſchlug, war das Weib verſchwunden. Nur wenige Schritte noch, und ſie ſah ſich am Hauſe des Meiſters.

Hart an der Schwelle trat ihr Margareth entgegen. Dieſelbe war ihrer Entbindung nahe; aber ihr verweintes Auge, ſo wie das ganze gedrückte, abgehärmte Weſen des unglücklichen Weibes verrieth nur allzu deutlich die Bangigkeit, mit welcher ſie dieſer verhängnißvollen und doch ſo heiligen, ſo ſeligen Stunde entgegenging.

Ah unſer Engelchen, ſagte ſie, mit einer Stimme, in der Freude und Verlegenheit mit einander zu kämpfen ſchienen. Wie gut ſind Sie, gnädiges Fräulein, daß Sie noch ſo ſpät und bei dieſem böſen Wetter nach der armen Tante ſehen wollen —

Mein Beſuch, gute Margareth, erwiderte das Engelchen, gilt für diesmal weniger deiner Tante, als deinem Bruder, unſerm Reinhold ....

Er iſt nicht zu Hauſe, ſagte die junge Frau raſch und mit einem Ausdruck, als ob ihr etwas das Herz erleichtert hätte: er iſt zu Leonhard, glaube ich.

Das Engelchen war einen Augenblick unſchlüſſig, ob ſie den Freund dort aufſuchen ſollte. Doch ſcheute ſie ſich theils vor der ſpäten Stunde, theils auch wäre ihr in dieſem Augenblicke, ſie konnte ſich ſelbſt keine Rechenſchaft geben weshalb, die Anweſenheit von Leonhard's Schweſter unbequem geweſen.

Gut, ſagte ſie nach kurzem Bedenken, ſo laß mich bei dir eintreten; ich habe einen Auftrag für Reinhold, der mir wichtig iſt, und den ich ihm aufſchreiben will.

Dem armen Weibe traten die Thränen in die Augen. Konrad liegt in der Stube, er iſt — unpäßlich, ſagte ſie, indem ſie beſchämt vor ſich auf die Erde blickte.

Die Wahrheit war, daß Konrad vor einer Stunde fuchswild, im ſchlimmſten Rauſch, nach Hauſe gekommen war. Der alte Sandmoll, von dem (wie unſere Leſer, in Erinnerung an jenen Auftrag, welchen Herr von Lehfeldt dem Alten bei ihrem Zuſammentreffen unter der Galgenfichte ertheilte, längſt errathen haben) Konrad ſeit einiger Zeit ſeinen Unterhalt bezog, hatte ihm auf einmal und ohne weitere Angabe von Gründen erklärt, daß dieſe Quelle aufgehört habe zu fließen. Konrad, hatte der Alte geſagt, thue mit dem Vagabonden doch nichts als ſpielen und trinken; der müſſe ja eben ſo närriſch ſein, wie der tolle Heiner ſelbſt, der Konrad dafür noch bezahlen wolle. Und mit dem Wochenlohne in der Fabrik ſei es für die nächſte Zeit auch nur ſo ein Ding; Konrad wiſſe wohl ſelbſt, wie nachläſſig er ſeit Monaten in der Fabrik geweſen, und wie viel Strafgelder ihm angeſchrieben. Es gehe ſtark auf Neujahr zu, wo die Kaſſen revidirt und die Bücher in Ordnung gebracht würden. Auch für Konrad ſei jetzt die Zeit der Abrechnung gekommen. Hoffentlich habe er ſeine gute Zeit benutzt und ſich einen hübſchen Pfennig zuſammengeſpart. Sonſt, hatte der Alte hinzugeſetzt, indem er ſein gräulichſtes Geſicht dazu geſchnitten und mit den Fingern geknackt hatte, ſo luſtig, ſo gemüthlich, daß Konrad nicht übel Luſt verſpürte, ihm dafür die Kehle zuſammenzudrücken — ſonſt möchte es wohl nicht ganz gut um ihn ſtehen für die nächſte Zeit; wo der Storch überm Hauſe klappere, da ſei Geld eine doppelt nützliche Sache, das wiſſe man wohl.

Aber eben ſo gut wußte natürlich auch der Alte ſelbſt, daß Konrad in der ganzen Zeit an nichts weniger gedacht hatte, als zu ſparen; es war nur ſeine herkömmliche eingefleiſchte Bosheit, die ihn das ſagen ließ.

Im Gegentheil, Konrad hatte noch Schulden gemacht obendrein, theils bei der Wirthin, die einem ſolchen flotten Gaſt denn ſchon freilich einigen Credit hatte gewähren müſſen, theils auch bei dem langen Karrenſchieber, der in der letzten Zeit, da es mit den Erfindungen und Projecten doch gar nicht mehr gehen wollte, ſich auf die Geldgeſchäfte gelegt hatte und ſeinen Freunden gelegentlich kleine Summen gegen große Zinſen verſchaffte. — Daß der Karrenſchieber dies Geſchäft nicht aus eigenen Mitteln betreiben konnte, war freilich klar genug; auch behauptete die böſe Welt, daß es eigentlich die Wirthin ſei, welche dahinter ſtecke.

Konrad hatte in ſeinem Aerger nichts Beſſeres gewußt, als ſich einen tüchtigen Rauſch dazu zu trinken; dann war er nach Hauſe gegangen, um beide, Rauſch wie Aerger, zuerſt an ſeiner armen Frau auszulaſſen und ſie dann, wenn möglich, zu verſchlafen.

Selbſt der Ehrfurcht gebietende Zuſtand, in welchem Margareth ſich befand, hatte Konrad nicht davon zurückhalten können. Die Zeit, wo er unter Thränen und Gelübden das Kind, das ſie unter ihrem Herzen trug, zum Zeugen ſeiner Beſſerung anrief, war längſt vorüber; nur in der Schenke vor ſeinen Zechbrüdern rühmte er ſich noch und ſtolzirte mit dieſer Vaterſchaft und dem prächtigen Kindtaufſchmaus, den er geben wollte; zu Hauſe, vor den Ohren ſeines unglücklichen Weibes, hatte er ſchon ſeit Langem wieder blos Seufzer, Klagen, Flüche über den Zuwachs von Noth und Elend, welchen das Kind ihnen bringe.

Auch heute wieder hatte er ſie überſchüttet mit einer ſolchen Fluth von Vorwürfen und Verwünſchungen und hatte dazu ſolche entſetzlichen, ſolche abenteuerlichen Drohungen ausgeſtoßen, gegen Margareth, ihren Vater, den Commerzienrath, daß Margareth in der Angſt ihres Herzens es vorgezogen hatte, ſich hinaus zu flüchten auf die kalte Hausflur, um nur dieſen furchtbaren Drohworten zu entgehen.

Da ſaß ſie nun auf der Thürſchwelle, faſt ſchon ſeit einer Stunde; der dichte Regen ſchlug ihr in das feine Angeſicht, ſie fröſtelte über den ganzen Leib, und Thränen, ſchmerzlich bittere Thränen floſſen ihr über die hagern Wangen und vermiſchten ſich im Herniederfließen mit den kalten Regentropfen — Thränen, mit denen ſie Gott bat um ihren Tod und den Tod ihres armen ungeborenen Kindes!

Aber dennoch, als Angelica jetzt in ihre Stube wollte — lieber die rechte Hand hätte ſie ſich abhacken laſſen, als daß ſie ihr die Wahrheit geſagt hätte; ſie blickte beſchämt vor ſich auf die Erde —

Konrad liegt in der Stube, ſagte ſie, er iſt unpäßlich . . . .

So muß ich die Tante alſo doch ſtören, erwiderte Angelica, ich werde in der Stube drüben ein Schreibzeug finden, nicht wahr?

Damit wollte ſie auf die Wohnung des Meiſters zuſchreiten.

Aber Margareth vertrat ihr haſtig den Weg.

Sie können jetzt nicht hinein, gnädiges Fräulein, ſagte ſie, indem ſie in wachſender Verlegenheit Angelica's kleine weiche Hand begütigend zwiſchen die ihren nahm: es iſt ein Beſuch darin — ach Gott, ein widerwärtiger Beſuch, der Sie nur unangenehm berühren würde;

Ihr Auge iſt zu gut, zu ſchön für ſolchen Anblick . . . .

Angelica, halb vor Verwunderung, halb von der jungen Frau gedrängt, war einige Schritte zurückgetreten ins Freie; ſie ſtand, ohne es ſelbſt zu beachten, gerade ſo, daß ihr Auge auf die Fenſter des Meiſters gerichtet war.

In demſelben Augenblick flammte in der Stube deſſelben die Kienfackel auf, die ihm Abends zu ſeiner Arbeit zu leuchten pflegte; ihr ganzes erſtes, grelles Auflodern fiel auf eine Geſtalt, welche hoch aufrecht an Lenens Bett zunächſt dem Fenſter ſtand.

Es war dieſelbe Geſtalt, welche Angelica ſo eben erſt im Geſpräch mit Herrn Waller belauſcht hatte: und in demſelben Augenblick auch und mit derſelben Blitzeshelle, wie die Fackel aufleuchtete, ſchoß es ihr durch den Sinn — es war die Diebslore, die unheimliche Gefährtin des alten Sandmoll, dieſelbe, die mit ihrem todtenkopfähnlichen Antlitz und der abſchreckenden Rohheit ihres Betragens ihr ſchon als Kind ſo viel geſpenſtiges Grauen erregt hatte!

Unwillkürlich, als hätte etwas Unreines ſie berührt, fuhr das Engelchen zuſammen und richtete dann einen langen, fragenden Blick auf Margareth.

Margareth verſtand den Blick wohl; ſie preßte beide Hände gegen das Antlitz, um die gewaltſam hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

O Gott, rief ſie unter Schluchzen, das iſt ja auch, was ich nicht verſtehen kann und was mich beinahe toll macht vor Schmerz und Angſt, daß jetzt ſolche Menſchen wagen dürfen, ihren Fuß über die Schwelle meines Vaters zu ſetzen! O glauben Sie, gnädiges Fräulein, wir ſind ſehr, ſehr unglücklich — hier wie drüben, es ahnt kein Menſch, welchen Jammer dieſes Dach verbirgt!

Es iſt nichts, ſagte Angelica, indem ſie die weinende Frau zu beruhigen ſuchte, das plötzliche Licht hatte mich geblendet; wer auch in euer Haus kommt, Recht und Unſchuld wohnen darin, und das ſind Schätze, die euch Niemand wegtragen kann. Das ſei dein Troſt, gute Margareth ....

Und gleich darauf, mit plötzlichem Einfall, ſetzte ſie hinzu: Aber bin ich nicht eine Thörin, daß ich nach Feder und Papier verlange, da es weit einfacher iſt, ich bitte dich ſelbſt, meinen Auftrag an deinen Bruder zu beſtellen?

Wirklich ſchien es dem Engelchen in dieſem Augenblick, als ob der Schritt, den ſie zu thun im Begriff ſtand und der ſie innerlich noch immer ein wenig beängſtigte, dadurch, daß ſie Margareth's Vermittelung dabei in Anſpruch nahm, noch unverfänglicher, faſt hätte ſie ſagen mögen, noch erlaubter wurde. Sie fuhr alſo fort:

Ich wollte deinen Bruder bitten, einen Auftrag für mich zu übernehmen, an den Herrn Maler Schmidt ....

Hier plötzlich verſtummte ſie. Denn in dieſem Moment erſt fiel ihr ein, daß ſie auf dem beſten Wege war, das Incognito des Herrn von Lehfeldt aufs Spiel zu ſetzen, ein Incognito, um deſſen Bewahrung er ſie ſo dringend gebeten hatte, und das ſie jedenfalls auch einem ſo vertrauten Freunde wie Reinhold nicht ohne Herrn von Lehfeldt's ausdrückliche Bewilligung preisgeben durfte.

Aber war vorhin Angelica beim Anblick der Diebslore zuſammengefahren, ſo hatte jetzt der Name des Malers Schmidt aus dem Munde des Engelchen eine ganz ähnliche Wirkung auf Margareth. Sie trat zwei Schritte zurück, maß Angelica mit befremdeten Blicken von oben bis unten; dann in lang gedehntem Ton und mit einem Ausdruck von Spott, ſo zurückhaltend und doch ſo ſcharf, wie man ihn bei einem Weibe dieſes Standes kaum geſucht hätte:

Ah freilich, ſagte ſie, alſo haben die Leute doch Recht: an den Herrn Maler Schmidt ....

Angelica verſtand nicht, was das ſeltſame Benehmen des jungen Weibes meinte; aber auch ohne es zu verſtehen, fühlte ſie ſich verletzt davon. Wer hat Recht? fragte ſie haſtig.

Verzeihung, gnädiges Fräulein, erwiderte Margareth, noch immer in demſelben befremdlichen Tone: es fuhr mir nur ſo heraus. Mein Bruder iſt ohne Zweifel jeden Augenblick bereit zu jedem Auftrage, mit dem Sie ihn beehren werden. Mit dem Herrn Maler Schmidt jedoch hat er, ſo viel ich weiß, keine Bekanntſchaft, gar keine, gnädiges Fräulein, und hätten Sie das, dächte ich, weit näher, da der Herr Maler Schmidt ja täglich, wie ich höre, im Schloſſe iſt. Der Herr Maler Schmidt iſt überhaupt nur ein oder zwei Mal im Hauſe bei meinem

Vater geweſen, um Arbeit zu beſtellen, ſeitdem nicht wieder —

Aber wenn Sie doch einmal einen Boten an den Herrn Maler Schmidt gebrauchen, unterbrach ſie ſich ſelbſt, hier, wenn ich recht höre, kommt einer; es iſt der ſogenannte tolle Heiner, ein Bischen confus im Kopf, wie Sie wohl wiſſen, gnädiges Fräulein, aber ſonſt eine redliche Seele und der genaueſte Freund, wie ich höre, des Herrn Maler Schmidt.

Viertes Kapitel.

Die Ueberraſchung.

In der That war es der Vagabond, der, mit lauter Stimme ein Lied vor ſich hinſingend, auf das Wirthshaus zuſchritt. Wie er die beiden Geſtalten vor dem Hauſe des Meiſters erblickte, eilte er in haſtigen Sprüngen auf ſie zu.

Er ſchien in ſeiner tollſten Laune zu ſein: „Weißhändig Kind", rief er Margareth an:

ein ſüßes Wort mit dir....
Maskirte Frau'n ſind Roſen unerſchloſſen,
Doch ohne Maske gleich Damaskus Roſen....

Du mußt artig ſein, Heiner, ſagte Margareth: es iſt unſer gnädiges Fräulein, bezeig' ihr deinen Reſpect.

Der Vagabond machte einen abenteuerlichen Kratzfuß:

Wo iſt die ſchöne Majeſtät von Dänemark?

fragte er ſpöttiſch und antwortete ſich ſelbſt ſogleich mit einer andern bekannten Stelle: „Sie ſagen, die Eule war eines Bäckers Tochter — Gott ſegne Euch die Mahlzeit, wir wiſſen wohl, was wir ſind, aber nicht, was wir werden können“ . . . .

Angelica war von der Nähe des Wahnſinnigen und noch mehr von der plötzlichen Umwandlung, welche mit Margareth vorgegangen, von dem Augenblick an, wo die Rede auf den Maler Schmidt gekommen war, ſo in Verwirrung geſetzt, daß ſie kein Wort über die Lippen zu bringen vermochte. Margareth, die ſonſt ſo beſcheidene, ſo ſchüchterne Margareth, führte das Wort ſtatt ihrer.

Das gnädige Fräulein, ſagte ſie, hat einen Auftrag an den Herrn Maler Schmidt . . . .

Der Vagabund grinzte über das ganze Geſicht. Er ſtrich ſich die Haare aus der Stirn, als ob er erſt recht gründlich nachdenken müßte; dann in ſingend plapperndem Tone:

„Dieſer Mann, mein Fräulein“, ſagte er, indem er eine Stelle aus Troilus und Creſſida recitirte, „hat ſich die Eigenthümlichkeit von allerlei Thieren angeeignet: er iſt ſo kühn wie der Löwe, ſo täppiſch wie der Bär, ſo langſam wie der Elephant; ein Mann, in dem die Natur ſo viele Launen gehäuft hat, daß ſeine Tüchtigkeit in Thorheit untergeht, ſeine Thorheit durch Verſtändigkeit gewürzt iſt: Niemand beſitzt eine Tugend, von der er nicht einen Anflug bekommen hätte, noch irgend Jemand eine Unart, von der ihm nicht etwas anklebte ...“

Es war ſchwer zu entſcheiden, ob er von ſich ſprach oder von ſeinem Freunde, dem ſogenannten Maler Schmidt. Und eben ſo unverſtändlich war auch die Anſpielung, mit der er plötzlich ſeine Rede ſchloß:

.... Nur den ich ehre,
Den Klügern, fürcht' ich, nicht den Narren —

rief er: „Heda, meine Kutſche! Gute Nacht, Damen! gute Nacht, ſüße Damen! gute Nacht!" Und dann auf einmal wieder umkehrend:

„Da iſt Raute", ſagte er zu Angelica: „wir können ſie auch Reue, Gnadenkraut nennen, bringt ſie Eurer ſchönen Frau Mutter, der lebendigen meine ich, nicht der todten, ſie ſoll ihre Reue mit einem Abzeichen tragen:

Sie trugen ihn auf der Bahre blos,
  Heynen nonny, nonny hey nonny;
Und manche Thrän' fiel in des Grabes Schoos —
  Fahr' wohl, meine Taube!" ....

Angelica hatte ſich vor Unbehaglichkeit und innerm Grauſen dicht in ihren Mantel gewickelt. Erſt als ſie den Vagabonden hinter der hellerleuchteten Hausthür der Schenke verſchwinden ſah, athmete ſie wieder auf. Sie wollte ein ſtrenges Wort an Margareth richten, durch deren Benehmen ſie ſich tief verletzt fühlte; aber das Herz war ihr zu ſchwer, und die Thränen ſtanden ihr näher als die Worte.

Das iſt ein wüſter Abend, ſagte ſie: Gute Nacht, Margareth; geh hurtig in dein Bett, du biſt krank, glaube ich ....

Damit, den Schleier noch dichter vor das Antlitz ziehend, wendete ſie ſich um und eilte mit beflügelten Schritten an der lärmenden Schenke vorüber in das Schloß zurück.

Hart an der Brücke wartete ihrer noch ein neuer Schrecken. Sie begegnete dem Sandmoll, der hier, die langen Hände auf dem Rücken, auf und nieder wandelte, ſichtlich auf Jemand wartend. Er grüßte ſie reſpectvoll; Angelica'n aber däuchte es, als ob zwiſchen ſeinen Gruß ein hämiſches Kichern klang — ſchnell, ſchnell über die Brücke hin, die Stiegen hinauf — erſt als das Kammermädchen an der Thür ihres Zimmers ihr entgegenleuchtete, fühlte ſie ſich in Sicherheit.

Und doch ſtand ihr ſogleich wieder eine neue Ueberraſchung bevor. Das Kammermädchen übergab ihr ein Billet, das inzwiſchen von Herrn von Lehfeldt für ſie angekommen war. So war das junge Mädchen durch das eben Erlebte in Verwirrung geſetzt, daß ſie im erſten Augenblick dachte, Herr von Lehfeldt könnte ihre Einladung ſchon erhalten haben, und dies nun wäre die Antwort. Flammende Röthe übergoß ſie, da ſie das Briefchen erbrach.

Aber nein, das wäre ja ganz unmöglich geweſen; es waren ja wenige Minuten erſt, ſeit ſie mit Margareth und dem tollen Heiner von ihm geſprochen . . . .

Gleichwohl mußte ſie das Briefchen zwei Mal leſen, bevor ſie ſelbſt erſt wußte, was es enthielt. Die Schuld des Briefchens war das nicht: es war ein in klaren, verbindlichen Ausdrücken abgefaßtes Abſchiedsbriefchen, mit welchem Herr von Lehfeldt, zu einer unvermutheten Reiſe genöthigt, ſich bei ihr empfahl. — Herr von Lehfeldt war ſo oft in dieſer Zeit verreiſt und wieder gekommen, ohne der Geſellſchaft weder vorher noch nachher etwas darüber zu ſagen oder ſelbſt eine neugierige Frage anders als ausweichend zu beantworten, daß Angelica nicht umhin konnte, ſich über dieſe ungewohnte Aufmerkſamkeit zu verwundern. Jedenfalls war die Reiſe des Herrn von Lehfeldt, gerade in dieſem Augenblick, ein neuer, höchſt empfindlicher Schlag für ſie; die ſeltſame Wendung am Schluß, mit welcher er auf eine nahe und auch für Angelica entſcheidende Rückkehr anſpielte, konnte ihr nur wenig Troſt gewähren, ſo dunkel war dieſelbe gehalten.

Auch hatte ſie keine Zeit, jetzt darüber nachzudenken, da bald darauf der Bediente erſchien, der ſie zur Abendtafel ins Zimmer der Commerzienräthin entbot.

Die Geſellſchaft war heute ungewöhnlich klein und ſchweigſam. Herr Waller hatte ſich entſchuldigen laſſen, da amtliche Verrichtungen ihn nöthigten, im Pfarrhauſe zu bleiben. Herr Florus war müde vom Verſemachen; auch hatte er Briefe aus der Hauptſtadt bekommen, die über die wachſende politiſche Aufregung im Lande berichteten und einen baldigen gewaltſamen Ausbruch in Ausſicht ſtellten. Herr Florus, wiewohl eben im beſten Zuge einen politiſch-ſocialen Roman zu ſchreiben, hatte doch vor Allem, was einer politiſchen oder ſocialen Bewegung ähnlich ſah, einen gründlichen Widerwillen. Vielleicht miſchte ſich auch etwas Furcht darein; die Hauptſache indeß blieb für ihn, daß dergleichen Bewegungen, wie er behauptete, den literariſchen Markt verdürben. Alle Welt, pflegte er zu ſagen, möchte Revolutionen wünſchen, er wolle nichts dagegen einwenden, es ſei das eine Geſchmacksſache, über die ſich nicht ſtreiten laſſe; aber nur wenn ein Poet es thäte, ſo wäre das der reine Wahnwitz, der reine Selbſtmord wäre das. In Verſen und Romanen nähme ſich dergleichen allerdings vortrefflich aus; aber das ſei nur eben die Sache, daß in politiſch erregten Zeiten Verſe und Romane von Niemand mehr geleſen würden — und gekauft nun erſt gar nicht.

Auch Herrn von Lehfeldt's plötzliche Abreiſe hatte die Geſellſchaft einigermaßen verſtimmt; beſonders die Baronin, die ſchon mit ziemlicher Entſchiedenheit erklärte, falls Herr von Lehfeldt nicht bis dahin zurückkäme, ſo könne weder von der Eröffnung der Warteſchule, noch auch von Einweihung der neuen Fabrik die Rede ſein; ſo unentbehrlich war ihr, von andern geheimnißvollern Motiven abgeſehen, der feine Anſtand und die vornehme Manier des jungen Fremden bereits geworden, daß ſie es für unmöglich hielt, ohne ihn ihr Haus in gebührendem Glanze zu zeigen.

Herr Wolſton weidete ſich einige Zeit lang an der Schweigſamkeit der kleinen Geſellſchaft, am meiſten an der üblen Laune ſeiner Gemahlin. Dann endlich, einen Brief aus der Taſche ziehend, mit langſamer und nachdrücklicher Stimme:

Tröſten Sie ſich, meine Gnädige, ſagte er, Ihr Cavalier wird Ihnen erſetzt werden; ein neuer Beſuch hat ſich ſo eben angemeldet, zwar nicht ganz ſo jung mehr und vielleicht auch nicht ganz ſo liebenswürdig, wie der Herr Maler Schmidt, aber dennoch, trotz ſeiner Jahre, noch immer ein Mann von gutem Aplomb und dem beſten Humor von der Welt — mein alter Geſchäftsfreund, der Juſtizrath ....

Und indem er das Wort ausſprach, ließ er den Brief nachläſſig vor ſich auf den Tiſch fallen und ſah Angelica, die ſchweigend ihm gegenüber ſaß, mit einem langen, vernichtenden Blicke an.

Alles Blut war dem jungen Mädchen aus dem Herzen gewichen, ſie ſaß da — ſie wußte ſelbſt nicht, war ſie lebend, war ſie todt ....

Die Neuigkeit wurde beſprochen, wie man über dergleichen Dinge zu ſprechen pflegt. Die Baronin drückte ihre Verwunderung aus, daß ein Mann in ſo vorgerücktem Alter ſich noch in ſo ſchlechter Jahreszeit zu einer Reiſe entſchloſſen hätte.

Je nun, meine Beſte, erwiderte der Commerzienrath gleichgiltig: was wird es ſein? Geſchäfte —

Dabei hörte er nicht auf, Angelica mit ſeinen ſtechendſten, höhniſchſten Blicken zu fixiren. Wie er mir ſchreibt, fuhr er fort, will er mich um Rath fragen wegen eines Güterankaufs in der Nähe, zu welchem er Auftrag hat. Es ſcheint noch immer viel überflüſſiges Geld in der Welt zu ſein, und bei den kritiſchen Zeitläufen thun die Leute wohl, es ſicher anzulegen. Der Juſtizrath hat einen ſehr weiten Geſchäftskreis, wer weiß, wer ihm den Auftrag gegeben; ich denke mir, daß vielleicht irgend eine reiche Erbin ....

Hier brach Herr Wolſton plötzlich ab, als ob er es nicht der Mühe werth fände, den Satz zu vollenden, leerte raſch ſein Glas und hob die Tafel, mit einem flüchtigen Compliment gegen das Engelchen, auf.

Dem Engelchen war wie im Traum, die Worte, die ſie ſo eben vernommen hatte, ſummten ihr im Kopf wie Glockenton. Sie würde das Ganze für eine Erfindung des Commerzienraths gehalten haben; aber nein, die Bosheit, die, für ſie allein verſtändlich, in ſeinen Worten gelegen, und dieſer giftige, durchbohrende Blick, mit dem er ſeine Erzählung begleitet hatte, bewieſen ihr nur allzu deutlich, daß es ſich in der That ſo verhielt. Daß der Juſtizrath um ihretwillen komme, das war gewiß; ja ſie durfte nicht zweifeln, daß auch Herr Wolſton ſelbſt über Veranlaſſung und Zweck dieſes Beſuchs völlig im Klaren war. Mehr als jemals ſchwankte ſie zwiſchen Hoffnung und Furcht; hatte ſie dem Juſtizrath vielleicht doch Unrecht gethan? war er inzwiſchen gleichwohl für ſie thätig geweſen? und erſchien er jetzt noch im letzten, äußerſten Moment, ihr Troſt und Rettung zu ſpenden?

Als ſie gleich darauf auf ihr Zimmer ging, durch die langen, ſtillen Corridore dahin, an der Thür ihres Bruders vorüber, ſchien der Strahl ſeiner Lampe durch die Ritzen der Thür, gerade wie in jener erſten Nacht, die ſie unter dem väterlichen Dache zugebracht. Die Erinnerung an damals ſtieg bewältigend auf in dem armen, geängſtigten Mädchen; wie damals, beugte ſie ihre Knie vor der verſchloſſenen Thür und ſandte ein flammendes Gebet gen Himmel, um Schutz für ſich und ihren Bruder.

Dann ſuchte ſie ihr Lager und entſchlief mit demſelben Spruch wie damals: Gott wird es wohl machen. — Aber ihr Schlummer diesmal war ruhig und ſanft und von keinen ſchreckhaften Träumen geſtört.

Fünftes Kapitel.

Unterhandlungen.

Einige Tage ſpäter traf der Juſtizrath denn auch wirklich ein. Derſelbe war damals bereits ein hoher Sechziger, ſein Kopf eisgrau, das Geſicht von tiefen Runzeln durchfurcht. Aber dieſer Kopf ſelbſt ſtand noch ſo feſt im Nacken, die Augen in dieſem Antlitz funkelten ſo keck, die ganze Geſtalt, trotz ihrer ungewöhnlichen Größe und Hagerkeit, trat noch ſo ſtraff, ſo ſicher daher, daß man ihn kaum für einen Funfziger hätte halten mögen. Er glich überhaupt mehr einem Soldaten als einem Rechtsgelehrten; nicht nur ſeine Haltung, ſondern auch ſeine barſche Stimme und dieſe kurze polternde Art, mit der er ſeine Sätze hervorzuſtoßen pflegte, hatten etwas Militairiſches. Seine Collegen in der Hauptſtadt nannten ihn auch nicht anders als den alten Huſaren — hinter ſeinem Rücken natürlich; denn dem alten Herrn dergleichen ins Geſicht zu ſagen, hätte Niemand den Muth gehabt.

Doch war der Beiname wirklich nicht übel gewählt, nicht nur was ſein Aeußeres betraf, ſondern namentlich auch in Anbetracht ſeines übrigen Verhaltens. Im Gegenſatz zu der Mehrzahl ſeiner Amtsgenoſſen war der Juſtizrath ein abgeſagter Feind aller Förmlichkeiten und Weitläufigkeiten; er ging gern gerade auf die Sache los, die herkömmlichen Advocatenkniffe, behauptete er, ſeien längſt verbraucht, und der ſei jetzt der Schlaueſte, der der Ehrlichſte ſei.

Ob das nun freilich wirklich und vollſtändig ſeine Meinung war, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen; Leute, die ihn ſeit Jahren kannten, wollten wiſſen, daß dieſe Geradheit und dies biedermänniſch rauhe Weſen, in welchem der Juſtizrath ſich gefiel, eben auch nur eine andere Art von Schlauheit ſei.

Allein auch unter Denen, welche dieſer Meinung anhingen, war doch Niemand, der die Güte ſeines Herzens und die Zuverläſſigkeit und Tüchtigkeit ſeines Charakters in Zweifel gezogen hätte.

Auch im Hauſe des Commerzienraths befolgte er die gewohnte huſarenmäßige Taktik. Angelica hatte ſich nicht anders vorſtellen können, als daß er ſich natürlich zuerſt mit ihr beſprechen werde; wie viel hatte ſie ihm nicht mitzutheilen! wie viel mehr noch von ihm zu erfragen! Ja auch einen ganzen Vorrath freundſchaftlicher Vorwürfe und Anklagen hatte ſie ſich für ihn zurechtgelegt, die ſie, trotz ſeines Augenblitzens und trotz ſeiner polternden Stimme, bei erſter Gelegenheit an den Mann zu bringen gedachte.

Aber es kam vollkommen anders. Ein flüchtiges: Courage, mein Schatz! das er ihr unter den erſten geräuſchvollen Begrüßungen zuraunte, war Alles, was ſie am Abend ſeiner Ankunft in Betreff ihrer Angelegenheiten von ihm zu hören bekam. Auch am folgenden Morgen wartete ſie vergeblich auf ſeinen Beſuch. Der Juſtizrath wohnte, als Gaſt des Herrn Wolſton, im Schloſſe; es war eine unſäglich peinvolle Lage für das junge Mädchen, den Mann, auf den allein jetzt noch ihre ganze Hoffnung gerichtet war und der ihr Schickſal gleichſam in Händen trug, ſo nahe zu wiſſen, unter demſelben Dach mit ihr, und dabei doch in derſelben Ungewißheit verharren zu müſſen, die nun ſchon ſeit Monaten mit entſetzlicher Schwere auf ihr laſtete. Endlich, im Lauf des Vormittags, ſchickte ſie zu ihm herüber, ihn um eine Unterredung zu erſuchen. Allein ihr Kammermädchen kam unverrichteter Sache wieder: der Herr Juſtizrath ſei bei Herrn Wolſton im Cabinet....

Die beiden Männer hatten anfangs von gleichgiltigen Dingen geſprochen; Herr Wolſton, als hätte er keine Ahnung von der eigentlichen Abſicht ſeines Gaſtes, war die Zuvorkommenheit und Aufmerkſamkeit ſelbſt. Aber plötzlich hatte der Juſtizrath den Gegenſtand verändert.

Sind wir doch, ſagte er, mit Ihrer Erlaubniß, Herr Commerzienrath, ein paar Narren, daß wir uns ſtellen, Einer gegen den Andern, als wüßten wir nicht, was wir von einander wollen, und verbringen die ſchöne Zeit mit unnützem Geſchwätz. Nun ja doch, Sie ſollen den Triumph haben, Sie ſind der Schlaueſte von uns Beiden und der Zurückhaltendſte, es iſt, wie Sie ſich denken: ich komme wegen der kleinen Perſon da, wegen des Engelchen ....

Auch jetzt noch begnügte der Commerzienrath ſich, ſeinen Gaſt mit höflicher Verwunderung anzuſehen.

Hören Sie denn nicht, zum Wetter? Wegen des Engelchen! wiederholte der Juſtizrath, indem er vor Ungeduld vom Seſſel aufſprang.

Herr Wolſton erhob ſich ebenfalls. Ich bin ganz Ohr, ſagte er mit verbindlichem Lächeln, wennſchon ich nicht begreife....

Der Juſtizrath hatte mit langen, dröhnenden Schritten das Cabinet durchmeſſen; dann, dicht vor dem Commerzienrath ſtehen bleibend und ohne viel Umſtände ihm ſeine Hand auf die Schulter legend:

Herr Wolſton, ſagte er, Sie ſind ein geſcheiter Mann, ich weiß das, ein verwünſcht geſcheiter Mann....

Herr Wolſton verneigte ſich ein wenig, anſcheinend um ſich für das Compliment zu bedanken. In der That jedoch benutzte er dies Manoeuvre nur, ſich von der allzu vertraulichen

Annäherung frei zu machen; er trat zwei Schritte zurück, dicht ans Fenſter, und die Hände auf dem Rücken, ſich leicht an das Geſims anlehnend, ſah er dem Juſtizrath mit unerſchütterlicher Ruhe feſt in die funkelnden Augen hinein.

Sie ſind ein geſcheiter Mann, Herr Wolſton, wiederholte der Juſtizrath, und ich, Dank den funfzig Jahren, die ich im Dienſt der Themis zugebracht, bin auch nicht gerade auf den Kopf gefallen; es ſchickt ſich nicht für ein paar Männer, wie wir ſind, Verſteckens mit einander zu ſpielen und Einer dem Andern die Schwäche abzulauern. Ohne Umſchweif alſo, ich bin hier, um mich mit Ihnen wegen Ihrer Tochter zu verſtändigen ....

Herr Wolſton zuckte leicht mit den Achſeln. Wegen meiner Tochter? ſagte er zweifelnd.

Alſo wegen Ihrer Stieftochter, erwiderte der Juſtizrath, wenn Sie das lieber hören: oder eigentlich auch nicht einmal ihretwegen, ſondern blos wegen des dummen Dings da, des Teſtaments. Iſt das wirklich Ihr Ernſt, beſter Mann, dies Teſtament aufrecht zu erhalten? Das Ding iſt ja ſo dumm, ſo dumm ....

Der Juſtizrath konnte ſichtlich keinen Ausdruck finden, der ihm genügt hätte, die Verkehrtheit des Teſtaments zu bezeichnen.

Herr Wolſton verneigte ſich ſehr artig. Einem Manne gegenüber, wie Sie, Herr Juſtizrath, ſagte er, wäre es allerdings Vermeſſenheit von mir, wollte ich mich über das Verſtändige oder Unverſtändige in dem Teſtament meiner verſtorbenen Frau in einen Disput einlaſſen. Auch muß ich geſtehen, daß ich wirklich noch niemals über dieſe Seite des Gegenſtandes nachgegrübelt habe; ein Teſtament, das Teſtament einer Frau, einer Mutter, ſchien mir in meinem unjuriſtiſchen Sinne etwas ſo Ehrwürdiges, ſo über jede Kritik Erhabenes, daß ich noch niemals darauf gekommen bin, es nach dem

Maßſtabe der Klugheit oder Thorheit zu prüfen — vorausgeſetzt, fügte er hinzu, daß das Teſtament in juriſtiſcher Hinſicht giltig und zuläſſig iſt, und darüber natürlicherweiſe muß ich denn Ihnen wiederum wenn nicht das alleinige, doch das erſte Urtheil zugeſtehen. Iſt das Teſtament ungiltig, ich meine, iſt die Clauſel, welche meine verſtorbene Frau geſtellt hat, geſetzlich unzuläſſig — fragen Sie, Herr Juſtizrath, die junge Dame, welche Sie meine Tochter zu nennen belieben, ſelbſt, ob ich nicht der Erſte geweſen bin, der ihr für dieſen Fall zugeredet hat, das Teſtament auf dem Wege des Proceſſes anzugreifen. Wie ich zu merken anfange, iſt Fräulein Angelica meinem Rathe gefolgt; und ich kann, indem ich das Weitere abwarte, ihr vorläufig nur noch Glück wünſchen, daß ihre Sache in ſo vortreffliche Hände gekommen iſt, wie diejenigen meines verehrten Freundes

Proceß! rief der Juſtizrath, ei ja doch, Proceß! Wem ſagen Sie das, Beſter? einem Advocaten, der ſeit funfzig Jahren proceſſirt? Nehmen Sie ſich in Acht, Mann: dieſe Geſchichte iſt gerade ſo angethan, einen Proceß daraus zu drehen, einen Proceß, Mann, deſſen Ende ich nicht erlebe, das weiß ich, aber Sie auch nicht! ja keiner von Allen, die jetzt eine Feder dazu anſetzen würden! Proceß! ei ſeht doch, Proceß! rief der Juſtizrath und ſtampfte eifrig in der Stube auf und nieder: das käme mir eben recht! für ſo etwas bin ich der Mann, es mir ſagen zu laſſen! Oho, mein Herr Commerzienrath, denken Sie nur ja nicht, daß unſere Sache ſchlecht ſteht, weil ich Ihnen zuerſt die Hand ſo freundlich darreichte! Wir ſind auch nicht müſſig geweſen die Zeit über, keineswegs — nehmen Sie ſich in Acht, mein Beſter, einen Proceß zu provociren, den Sie jetzt noch vermeiden können! Wir haben unſere Zeugen, ſag' ich Ihnen, Zeugen und Documente ....

Der Commerzienrath hatte ſich, wie des Geſprächs überdrüſſig, halb von dem Juſtizrath abgewendet und trommelte leiſe, mit feſten Fingern, an die Fenſterſcheibe; wie das Wort Zeugen und Documente ſein Ohr berührte, hielt er plötzlich inne —

Ich glaube, ſagte er, das Frühſtück erwartet uns im Salon; Sie haben ſich warm geredet, mein Theuerſter ....

Ich will mich warm reden, entgegnete der Juſtizrath mit wachſender Heftigkeit: und Sie ſollen auch warm werden, das ſollen Sie. Nichts da jetzt von Frühſtück! und heraus, Mann, aus dieſen Mauslöchern und Fuchsgängen, in denen Sie ſich verbergen! Es iſt kein junger Grünſchnabel, der mit Ihnen ſpricht, kein armes Federfuchſerchen, das einen famoſen Proceß braucht, um ſich ſelbſt in Ruf zu bringen; Sie können mich alſo ruhig anhören und ruhig mit mir verhandeln, wie ein verſtändiger Mann, ohne daß Sie ſich gleich beim erſten Wort bis an die Zähne verſchanzen. Wäre es mir oder meiner Clientin um den Proceß zu thun, ich wäre doch wahrhaftig nicht in Perſon gekommen; ich hätte Ihnen meine Actenſtückchen geſchickt, Actenſtückchen, beſter Mann, ich bin Ihnen gut dafür, im erſten halben Jahr hätten ſie Ihnen ſollen bis an die Decke da oben reichen! Aber glauben Sie einem Manne, der leider alt und grau geworden iſt bei dieſem elenden Handwerk: das Proceſſiren iſt überhaupt ein miſerables Ding; ich thue mir Schaden damit, ich weiß es, aber ein gewonnener Proceß macht mir ſelbſt nicht halb die Freude als ein verſtändiger Vergleich. Sie müſſen ſich vergleichen mit dem jungen Mädchen. Sie ſind ein reicher Mann — nein, machen Sie nicht ſolch zweifelhaftes Geſicht, ein alter Praktikus, wie ich, verſteht das zu tariren — ein ſehr reicher, dem es auf ein paar Tauſende mehr oder weniger nicht ankommt. Verzichten Sie freiwillig auf das Recht, das das Teſtament, giltig oder ungiltig, Ihnen beilegt; laſſen Sie den kleinen Grasaffen heirathen, in acht Tagen oder in acht Jahren, wann und wen ſie will — es iſt überhaupt ein verkehrtes Geſchlecht, die Weiber, und nun gar erſt, wenn ſie heirathen ſollen, oder wollen; ich gratulire Jedem, der ſich mit Heirathsgeſchichten junger Mädchen nicht zu befaſſen braucht. Alſo friſch zu, wälzen Sie die Laſt von ſich ab, da Sie es können! Erklären Sie Angelica Ihrer väterlichen Gewalt entlaſſen und ſetzen Sie ihr ein Vermögen aus, das ſie ſelbſtändig macht und im Verhältniß ſteht zu der Meinung, die man von Ihrem Reichthum hegt, ſo wie zu den Anſprüchen, zu denen Angelica durch Erziehung und Gewohnheit berechtigt iſt. Ich rathe Ihnen nicht als Advocat, wahrhaftig nicht, ich rathe Ihnen als Freund. Sie taugen überhaupt nicht zuſammen, Sie und das junge Mädchen. Ja und wenn Sie ſich noch zehn Mal von mir kehren, ich ſehe Ihnen doch ins Herz hinein und ſag' es Ihnen dennoch: es wird eine Wohlthat ſein für Sie ſelbſt, wenn Sie meinem Rathe folgen. Das junge Mädchen iſt Ihnen zuwider, Sie haſſen ſie . . . .

Haſſen? wiederholte der Commerzienrath, indem er mehr verächtlich als mitleidig die Achſeln zuckte: weshalb ſollte ich ſie haſſen? Sie hat mir ja nichts gethan bis jetzt . . . .

Der Juſtizrath ſtand hinter Herr Wolſton in der Fenſterniſche; Beide ſahen vor ſich herunter in den Garten. Gerade wie der Commerzienrath dieſe letzten Worte hinwarf, welche ſcheinbar ſo günſtig für Angelica lauteten, in der That aber durch den unſäglich geringſchätzigen Ton, mit dem ſie ausgeſprochen wurden, die ganze tiefe Abneigung enthüllten, welche der Commerzienrath gegen ſeine Stieftochter empfand — kam dieſe ſelbſt, Julian am Arme führend, den Baumgang, gerade auf die Fenſter des Commerzienraths zu, herabgeſchritten. Die außerordentlich milde und heitere Witterung, welche auf die letzten Regentage gefolgt war, hatte den Kranken ins Freie gelockt: und Angelica, wiewohl von innerer Unruhe gemartert, hatte auch heute nicht gewagt, ihm die gewohnte Begleitung zu verſagen. Sie trug das edle Antlitz frei, nur von dem ſchwarzen Schleier umſäumt, den ſie um die Locken geknüpft hatte. Die Aufregung des Gemüths, vielleicht auch die Anſtrengung, mit welcher ſie Julian unterſtützte, hatte ihre Wangen noch roſiger gefärbt als ſonſt; ihr Auge ſchwamm in feuchtem Glanz; die verhaltene Wehmuth, die ſich in ihrem Antlitz ſpiegelte, verbunden mit dieſem Ausdrucke von mütterlicher Sorgfalt, womit ſie den kranken Bruder unterſtützte, gab ihrer Schönheit etwas Unwiderſtehliches.

Oder war es vielleicht auch der Gegenſatz in der Erſcheinung ihres Bruders, was ihre Schönheit gerade heute ſo ſtrahlend hervorhob? Das bleiche müde Haupt vornüber geſenkt, die großen matten Augen halb beſchattet von den lang herabhängenden dünnen Haaren, wurde er von Angelica mehr getragen als geführt, ſo dicht lehnte er an ihrer Schulter, ſo feſt hielt er ihren Arm umklammert. Wie ſie langſam dahergeſchritten kamen, in leiſem, traulichem Geſpräch, ſo nahe bei einander und ach, dennoch ſchon durch ſolche tiefe, ſchauerliche Kluft getrennt, das friſche blühende Leben Arm in Arm mit dem bleichen düſtern Tod, zwiſchen dieſen nackten Bäumen hindurch, auf dieſem verwelkten, farbloſen Raſen, unter dem bleichen Strahl dieſer Sonne, die wohl leuchtete, aber nicht wärmte — es war ein Anblick, der jedes Herz aufs Tiefſte erſchüttern mußte!

Auch der Blick der beiden Männer blieb unwillkürlich daran haften; zugleich, wie auf Verabredung, verſtummte ihr Geſpräch. Nicht einmal das Auge zu dem Juſtizrath in die Höhe zu ſchlagen, wagte Herr Wolſton. Dennoch fühlte er, wie der Blick deſſelben ſich langſam, ſchmerzlich auf ihn wendete.

Mein Sohn, ſagte er endlich mit gepreßter Stimme und noch immer ohne in die Höhe zu ſehen, indem er mit der Hand nach der Richtung deutete, in welcher das Paar ſo eben verſchwunden war.

Es lag in dem Ausdruck, mit dem Herr Wolſton dies ſagte, ſo viel Verlegenheit und zugleich ſo viel ſchmerzliche, bebende Angſt, daß der Juſtizrath ſeine Heftigkeit (nämlich wenn er bisher wirklich heftig geweſen war) entwaffnet fühlte. Er drückte dem Commerzienrath die Hand mit mehr Wärme, als man nach ſeiner ſonſtigen barſchen Art, ſo wie bei der mislichen Verhandlung, welche zwiſchen den beiden Männern ſchwebte, hätte erwarten ſollen.

Ah, ſagte er nach einer Pauſe, jetzt begreife ich es, warum Sie die Angelica haſſen: ſie hat Ihnen genug gethan, bei Gott! Ein ſo blühendes Stiefkind, wenn der eigene Sohn —

Wie von einem Blitzſtrahl gerührt, fuhr Herr Wolſton aus ſeiner ſchmerzlichen Verſunkenheit in die Höhe; noch Niemand hatte ſo tief auf den Grund ſeiner Seele geblickt, Niemand das qualvollſte Geheimniß ſeines Herzens ſo ruhig, mit ſo kurzen, nüchternen Worten ausgeſprochen. Er ſtarrte den Juſtizrath lange und forſchend an, ſeine Hand erhob ſich, als wollte er den Händedruck des Andern erwidern, ſeine Lippe zuckte ....

Der Juſtizrath, der dieſe Bewegung entweder wirklich misverſtand, oder vielleicht auch nur ſeine Gründe hatte, ſich ſo zu ſtellen, als ob er ſie misverſtände, fiel ihm ins Wort.

Machen Sie ſich übrigens, ſagte er, um den jungen Menſchen keine Angſt. Wie ich in ſeinem Alter war und noch ein paar Jahre ſpäter, habe ich gerade eben ſo ausgeſehen, und nun ſchauen Sie einmal her (indem er ſich ſtraff hinſtellte und mit dem noch immer muskulöſen Arm durch die Luft focht, daß es ſauſte), was für ein alter grauer Sünder ich noch geworden bin. Sie müſſen den Jungen an die See bringen, die Gebirgsluft taugt nicht für ihn; ich habe dies Alles, wie geſagt, eben ſo durchgemacht in meiner Jugend.

Man konnte Herrn Wolſton ſehr böſe ſein, und hätte ſich doch nicht des Mitleids erwehren können bei dieſem Gemiſch von Furcht und Hoffnung, Leichtgläubigkeit und Zweifel, mit dem er an der Lippe des Juſtizraths hing.

Ich danke Ihnen, Herr Juſtizrath, ſagte er nach einer längern Pauſe, ich danke Ihnen ernſtlich; o wer die Angſt wüßte, die ich um meinen Sohn ausſtehe! Und Sie meinen wirklich, daß die Seeluft ihm zuträglich ſein würde?

Einer ſo aufrichtigen Beſorgniß gegenüber konnte der Juſtizrath es nicht über ſich gewinnen, mit den herkömmlichen, nichtsſagenden Redensarten zu antworten; er that daher, als habe er die letzte Frage überhört und ſagte:

Aber der Vergleich, mein Theuerſter, laſſen Sie uns auf den Vergleich zurückkommen ....

In dem Geſicht des Herrn Wolſton ging eine abſtoßende Umwandlung vor ſich; ſeine Augen, ſo eben noch von tiefem, aufrichtigem Schmerz umſchleiert, funkelten wiederum von dem alten, kalten, verächtlichen Haß — er fuhr mit der Hand über die Stirn:

Sie nennen einen Vergleich, ſagte er, was doch in der That für mich nicht ſchlimmer kommen könnte, wenn ich den Proceß, mit dem

Ihre Güte mich verſchonen will, wirklich bereits verloren hätte. Aber auch noch in anderer Beziehung kommt, wenn Sie mir dieſe Bemerkung geſtatten wollen, Ihr Vorſchlag ein wenig zu früh; ich darf ihn noch gar nicht annehmen, ſelbſt wenn ich wollte, und zwar nicht um meinetwillen, ſondern in dem eignen Intereſſe Ihrer Clientin. Wir haben ja doch noch erſt abzuwarten, ob ſie die Bedingung des mütterlichen Teſtaments nicht erfüllt; es iſt ja doch immerhin möglich, daß noch bis zum Weihnachtsabend Bewerber um ihre Hand auftreten, denen ich, als verſtändiger Mann und ohne die geringſte perſönliche Leidenſchaft für oder gegen die junge Dame, wie ich bin, die Hand derſelben nicht verweigern könnte, noch würde. Durch einen Vergleich, und wenn er für den Augenblick noch ſo vortheilhaft für ſie wäre, würde meine Stieftochter natürlich jedem Anſpruch auf die Zukunft entſagen — und nicht wahr? wenn mein Julian (hier bebte die Stimme des ſonſt ſo feſten, ſo gelaſſenen Mannes, wiewohl es ſchwer zu entſcheiden geweſen wäre, ob vor Schmerz oder vor Groll) — wenn mein Julian etwa vor mir ſtürbe, ſo hätte Fräulein Angelica ja doch wohl den meiſten, ja nach dem Tode meiner Gemahlin den einzigen Anſpruch auf mein Erbe, nicht wahr? Und das ſoll ſie nicht! das ſoll ſie nicht!! rief er in einem plötzlichen Ausbruch wilder Wuth, indem er die Arme wie abwehrend ausbreitete und ein entſetzlicher Fluch ſich zwiſchen ſeinen bebenden Lippen hervorrang ....

Der Juſtizrath blickte ihn voll Ueberraſchung an. Was ſoll ſie nicht? fragte er.

Herr Wolſton hatte ſich ſogleich wieder gefaßt. Ich meine, ſagte er, daß Fräulein Angelica nicht auf ein Recht verzichten ſoll, das ihr möglicherweiſe zuſteht; die Geſchichte mit dieſem Teſtament iſt mir ſelbſt verdrießlich genug, Sie können es mir glauben, und ſo ſehr ich auch übrigens das Geſchwätz der Menſchen verachte, ſo will ich doch nicht, daß auch nur der geringſte Verdacht auf mir haſte, als ob ich einen perſönlichen Vortheil davon hätte oder ſuchte. Nehmen Sie denn meinen Dank für Ihre freundſchaftliche Bemühung, mein Theuerſter! aber laſſen Sie den Dingen den Lauf, den ſie nun einmal nehmen; Sie werden ja, wie ich hoffe, das Weihnachtsfeſt noch mit uns verleben, und werden wir ja alſo im Stande ſein, uns jeden Augenblick, wo es Noth thun ſollte, Ihren Rath und Ihre Vermittelung zu erbitten.

Der Juſtizrath war in Nachdenken verſunken. Endlich hub er an:

Und die junge Dame, meinen Sie, hat alſo wirklich Bewerber?

Sie fragen mich zu viel, mein Verehrungswürdiger, erwiderte der Commerzienrath mit ſeinem kühlſten Lächeln. Meine Frau liebt die

Geſelligkeit, ich ſelbſt, ohne Eitelkeit zu vermelden, bin nicht eiferſüchtig; ſo finden ſich denn wohl von Zeit zu Zeit einige Freunde, die den Damen über die Langeweile dieſes Aufenthalts hinweghelfen. Allein ob darunter Jemand iſt, mit dem Fräulein Angelica in zarter Verbindung ſteht — oder auch umgekehrt, wenn Sie wollen, ſetzte er mit rohem Gelächter hinzu — darüber kann ich Ihnen beim beſten Willen keine Auskunft geben; ich habe, Gott Lob! noch immer Beſſeres zu thun gehabt, als auf dergleichen Dinge zu achten.

Jetzt brach der Juſtizrath mit einem Fluch heraus, der nicht minder kräftig war als vorhin der Fluch des Commerzienraths.

Aber Sie ſollen darauf achten, rief er, es iſt Ihre teufelsmäßige Schuldigkeit, daß Sie darauf achten! Das Kind iſt in Ihrem Hauſe, Mann, in Ihrer väterlichen Gewalt, durch das Teſtament der verſtorbenen Madame Wolſton der Entſcheidung Ihres Willens unterworfen, wie nur je ein Kind ſeinem leiblichen Vater unterworfen geweſen iſt, und Sie wollen nicht darauf achten? Fünf Tage vor dem Termin, wo das Teſtament zur Anwendung kommt, und nicht darauf achten, was?! Aber es iſt auch gar nicht ſo, wie Sie ſagen, ſetzte er etwas beruhigter hinzu, es iſt ja gar nicht möglich, daß ein Mann mit offenen Augen und von der Menſchenkenntniß wie Sie, nicht wiſſen ſollte, was ſich, wie ich auf der Herreiſe erfahren habe, die ganze Nachbarſchaft erzählt, und was zum Theil ſogar bis zu uns in die Hauptſtadt gedrungen iſt ....

Und was iſt bis zu Ihnen in die Hauptſtadt gedrungen, mein Theuerſter? fragte der Commerzienrath, indem er einen leichten Anflug von Gähnen unterdrückte.

Aber gerade dieſe ſo zur Schau getragene Gleichgiltigkeit war für den Juſtizrath, dem bei aller ſcheinbaren Heftigkeit in der That nicht die leiſeſte Bewegung ſeines Gegners entging, Veranlaſſung genug, die eingeſchlagene Spur noch weiter zu verfolgen.

Nun, ſagte er in etwas brüskem Tone, daß Sie ſelbſt in Ihrem Hauſe mehr als einen Bewerber um die Hand Ihrer Stieftochter heranziehen, Sie und Ihre Frau Gemahlin —

Ich? Bewerber? In meinem Hauſe? lachte der Commerzienrath, und diesmal wirklich aus voller Seele.

Ich dächte doch, ich ſpräche deutlich genug, polterte der Alte: Bewerber, ſage ich, um die Hand Ihrer Stieftochter; ſoll ich ſie Ihnen einzeln aufzählen? Da iſt erſtlich Ihr Prediger, der Herr Waller, der ſchon als Candidat den Frauenzimmern in der Reſidenz den Kopf zu verdrehen anfing — und dann zweitens ein junger Künſtler, ein Herr Schmidt, dächte ich, ſagte man mir, ein Maler, oder ſo dergleichen....

Und der Dritte vermuthlich, ſchaltete Herr Wolſton mit Lachen ein, iſt der dicke Poet, der Herr Florus, nicht wahr? So kann ich mir jetzt auf einmal erklären, warum der mit ſeinem Roman niemals fertig wird. Aber in Ernſt zu ſprechen, mein theuerſter Juſtizrath, ſo müſſen Sie doch geſtehen, daß ich der galanteſte Stiefvater bin, den es jemals gegeben hat, da ich Fräulein Angelica ſelbſt eine ſolche Auswahl von Bewerbern zuführe; nehmen Sie ſich nur in Acht, daß Sie nicht am Ende ſelbſt noch als Vierter auf die Liſte kommen, Ihre Reiſe in dieſer Jahreszeit iſt höchſt verdächtig, höchſt verdächtig, mein Vortrefflichſter, und ich fange jetzt ſelbſt an ....

Sie ſagen in Ernſt, brummte der Juſtizrath, und treiben doch Ihre Poſſen mit mir. Laſſen Sie denn einmal mich in Ernſt ſprechen! Wenn nun der Herr Waller oder der fremde Maler, der Herr Schmidt, oder meinetwegen — denn gerechter Gott, die Liebe iſt blind; und ich bin's ja nicht, der ihn heirathen ſoll — der Herr Florus käme und um die Hand Ihrer Tochter anhielte, würden Sie in einem dieſer Herren einen zuläſſigen Bewerber erkennen?

Sie ſprechen von Dingen, entgegnete Herr Wolſton, die nach meiner Kenntniß der Verhältniſſe unmöglich und undenkbar ſind; entſchuldigen Sie alſo, wenn ich Sie ohne Antwort laſſe auf eine Frage, deren Zuläſſigkeit ich überhaupt nicht anerkennen kann.

Aber warum nicht anerkennen, rief der Juſtizrath, da es doch, potz Stern und Wetter, alle Drei zum mindeſten Mannsperſonen ſind?! Heraus aus dem Mauſeloch, ſage ich noch ein Mal, und geben Sie auf meine runde Frage eine runde Antwort: würden Sie einem der drei Herren die Hand Ihrer Stieftochter geben, oder wiſſen Sie ſelbſt Jemand zu bezeichnen, der Ihnen als Schwiegerſohn genehm wäre?

Der Commerzienrath war auf einmal wieder völlig ernſthaft geworden. Sie haben da vorhin, ſagte er, den Maler Schmidt genannt. Beſinne ich mich recht, ſo hat ſich allerdings ein Maler dieſes Namens einige Zeit lang hier aufgehalten, und auch im Salon meiner Frau, wenn ich nicht irre, hat er Zutritt gehabt; kennen Sie den jungen Mann vielleicht näher?

Wie ſoll ich dazu kommen, Ihre Gäſte zu kennen, Mann? rief der Juſtizrath. Ich habe mich mit dem Künſtlervolk nie viel befaßt, und Schmidt, wie Sie ſelbſt wiſſen, iſt ja auch gar kein Name mehr ....

Der Juſtizrath ſagte dies mit einem ſolchen Ausdrucke von Treuherzigkeit, und auch den prüfenden Blick, den Herr Wolſton während deſſen auf ihn richtete, ertrug er mit ſo viel Unbefangenheit, daß derſelbe nicht umhin konnte, ihm Glauben zu ſchenken.

Nehmen wir, ſagte er, indem er ſich mit höflicher Entſchuldigung erhob, das Geſpräch ein andermal wieder auf. Die Frühſtückszeit haben wir verplaudert, und jetzt wird meine Frau uns bald zur Mittagstafel laden laſſen; ich muß zuvor noch einen Augenblick hinüberſehen nach der neuen Fabrik, ſie ſoll Julianshütte heißen, ſetzte er wohlgefällig hinzu, nach meinem Sohne Julian; wir werden ſie am Weihnachtsabend einweihen, und ich freue mich im voraus, Sie, mein wertheſter Herr Juſtizrath, dabei als Ehrengaſt zu begrüßen. Wenn Sie inzwiſchen mit Ihrer Clientin über die bewußte Angelegenheit ſprechen, ſo können Sie — Sie ſehen, mein Theurer, wie bereitwillig ich mich Ihren Rathſchlägen und Wünſchen füge — ihr immerhin die Möglichkeit — Sie wollen meine Worte beachten: die Möglichkeit, ſage ich, nicht mehr — eines Vergleichs, oder wie Sie es ſonſt nennen wollen, in Ausſicht ſtellen. Aber auch dies freilich nur auf einige Bedingungen hin, von denen ich ſelbſt beinahe zweifle, ob ſie dem Fräulein genehm ſein werden: nämlich erſtlich, wenn ſie das Teſtament ihrer Mutter ausdrücklich, durch ſchriftliche Erklärung, als giltig und verbindlich, den ſogenannten Vergleich aber als Dasjenige anerkennt, was er in Wahrheit iſt, einen Act meiner väterlichen Güte, ja faſt darf ich ſagen meines Mitleids; wenn ſie ferner allen weitern künftigen Anſprüchen, ſowohl für ſich ſelbſt, wie für ihre etwanige künftige Deſcendenz, ohne alle Ausnahme, in rechtsgültiger Form entſagt — und wenn ſie ſich endlich verpflichtet, ſo wenig mein Haus, wie überhaupt dieſe ganze Gegend, jemals wieder zu betreten, und auch namentlich jeden Verkehr mit meinem Sohne, ihrem Bruder, abzubrechen. Auf dieſe Bedingungen wäre es möglich (möglich, ich wiederhole es), daß ich von der ſtricten Erfüllung des Teſtaments abſähe und das kleine Capital, das ihr aus dem mütterlichen Nachlaſſe etwa noch zufällt und das, genau genommen, auch jetzt ſchon ein bloßes Geſchenk meines Mitleids iſt, ſogar verdoppelte.

Der Juſtizrath, der den Vorſchlägen des Herrn Wolſton mit großer Aufmerkſamkeit gelauſcht hatte, ſah ihn ingrimmig an.

Ich muß Ihnen noch einmal Ihre eigenen Worte zurückgeben, verſetzte er ſodann: auch der Vergleich, den Sie proponiren, iſt von der Art, daß meine Clientin nicht ſchlimmer wegkommen könnte, ſelbſt wenn ſie den Proceß durch alle Inſtanzen verloren hätte....

Charmant denn, erwiderte Herr Wolſton mit dem behaglichſten Lächeln, indem er die Hand des Juſtizraths vertraulich zwiſchen den ſeinen klopfte: charmant denn, mein Theurer, ſo proceſſiren wir....

Sechstes Kapitel.

Die Tiſchnachbarn.

Das war denn nun alſo eine ziemlich gereizte, faſt feindſelige Unterhaltung geweſen. Dennoch, als die beiden Herren bei der Tafel wieder zuſammentrafen, war ihnen nichts mehr davon anzumerken. Beſonders der Juſtizrath war in der munterſten Laune. Angelica hatte ſich entſchuldigen laſſen; ſie war unwohl. Der wahre Grund ihres Ausbleibens indeſſen war ein ganz anderer; ſie konnte nach Allem, was ſie ſeit dem geſtrigen Abend erlebt und namentlich nachdem ſie den Juſtizrath vorhin in ſcheinbar ſo traulicher Unterhaltung mit Herrn Wolſton geſehen hatte, nicht mehr zweifeln, daß auch der Juſtizrath auf die Seite ihrer Gegner übergetreten, und fühlte ſie ſich unter dieſen Umſtänden nicht ſtark genug, den Anblick des bisher ſo aufrichtig verehrten Mannes zu ertragen. Auch Julian war auf ſeinem Zimmer geblieben.

Um ſo ungenirter konnte der alte Herr ſeiner muthwilligen Laune den Zügel ſchießen laſſen; er erging ſich in ſo viel ſpaßhaften Erinnerungen von ehedem, erzählte ſo viel kleine komiſche Geſchichten und trug auch das Derbe und Verfängliche mit ſo viel gutem Humor und ſo viel liebenswürdiger Schalkheit vor, daß jede andere Frau als die Baronin Nachſicht mit ihm gehabt haben würde. Bei dieſer jedoch war es, ſo zu ſagen, ein geſellſchaftliches Princip, ſich bei erſten Bekanntſchaften allemal möglichſt ſtreng und ſpröde zu zeigen. Auch ſaß ihr Herr Waller gegenüber, eine doppelte Veranlaſſung für ſie, die Hiſtörchen des Juſtizraths recht abgeſchmackt und unſchicklich zu finden und dieſe ihre Meinung ziemlich unverhohlen an den Tag zu legen. Aber auch das erſchütterte die übermüthige Laune des Juſtizraths nicht im mindeſten; je zurückhaltender und einſylbiger die Baronin wurde, je lauter und luſtiger wurde er, je ſtrengere Blicke ſie auf ihn richtete, je munterer hinwieder blitzte er ſie mit ſeinen klaren feurigen Augen an.

Beſonders viele Noth machte ihm Herr Florus, der mit Gewalt aus ihm herauspreſſen wollte, wie es mit der politiſchen Stimmung der Hauptſtadt ſtände, und ob in der That, wie das Gerücht behaupte, für die nächſte Zeit irgend eine Störung der öffentlichen Ruhe zu fürchten ſei. Woher dies politiſche Intereſſe des Poeten ſtammte, wiſſen wir längſt; er war wirklich in den letzten Wochen mit ſeinem Roman einigermaßen vorgerückt und zitterte nun bei dem Gedanken, das Erſcheinen ſeines Buchs könne mit irgend einer politiſchen Kataſtrophe zuſammenfallen und ihm dadurch der gehoffte Effect beeinträchtigt werden.

Der Juſtizrath war eben im Begriff, ein Glas alten Rheinwein hinunterzuſchlürfen. Er ſetzte das Glas vom Munde, ließ es gegen das Licht ſcheinen, führte es dann wieder bedächtig an die Naſe, den Duft zu prüfen.

Ein vortreffliches Weinchen, nicht wahr? fragte er Herrn Florus.

Herr Florus, der in Allem, was Keller und Küche betraf, nicht blos für einen ausgezeichneten Kenner galt, ſondern es auch wirklich war, beeiferte ſich ſogleich mit großer Ernſthaftigkeit, die Geberden des Juſtizraths nachzuahmen. Vortreffliches Weinchen, wiederholte er bekräftigend, indem er das flüſſige Gold langſam hinuntergleiten ließ.

Auch der Juſtizrath hatte ſein Glas geleert;

er ſetzte es ſo hart auf, daß Teller und Flaſchen klirrten und die Frau vom Hauſe aus den peinigenden Gedanken, die ſie mitten unter den Freuden der Tafel beſchlichen hatten, beſtürzt in die Höhe fuhr.

Nun ſo ſoll Sie doch das Wetter regieren, brach der Juſtizrath in komiſchem Zorne los, Sie Verwünſchteſter aller Verſemacher, daß Sie mir ſolch ein gottgeſegnetes Weinchen mit Ihrer vertrackten Politik verderben wollen! Der beſte Wein wird ja zu Eſſig, Geſchmack, Blume, Alles iſt weg, ſo wie nur Einer das leidige Wort Politik in den Mund nimmt. Politik, ei ja doch! unſere heutige Politik! Was fragen Sie mich denn danach? Da, den Schwarzrock da drüben, den fragen Sie (indem er auf Herrn Waller deutete), das ſind die wahren Politiker heutzutage, die rühren den Brei — ich hoffe zu Gott, ſie ſollen ihn auch auseſſen, gelt, mein Herr Paſtor?

Herr Waller, wie er ſich ſo unvermuthet in die Unterhaltung gezogen ſah, hatte unwillkürlich mit einem kurzen, flammenden Blick in die Höhe geſehen. Sogleich indeſſen, wie der Juſtizrath ihn unmittelbar anredete, ſchlug er das Auge wieder nieder und begnügte ſich, mit einem feinen höflichen Lächeln zu erkennen zu geben, wie allerliebſt er den Scherz des alten Herrn finde und wie ſehr er der Mann ſei, auf dergleichen einzugehen.

Der Juſtizrath aber, der nun einmal im Zuge war, fuhr fort:

Die ganze Politik jetzt iſt Spitzbüberei, und nicht einmal reſolute, ehrliche Spitzbüberei, ſondern da behängen ſie ſich noch mit frommen Redensarten, und indem ſie uns die Taſchen leeren und die Rippen zerbrechen, ſtellen ſie ſich noch, als wollten ſie unſer Seelenheil retten. Mein Seelenheil! O ihr Hallunken! In dieſem Glaſe Wein iſt ja mehr Seelenheil und mehr wahres Chriſtenthum als in eurer ganzen frommen Politik oder politiſchen Frömmigkeit, es kommt auf eins heraus. Wenn wir gute Freunde bleiben ſollen, mein beſter Herr Florus, fragen Sie mich nie wieder ein Wort von Politik; von Falſchmünzern, Mordbrennern und Straßenräubern wollen wir uns erzählen, heilloſe Geſchichten, ſage ich Ihnen, Geſchichten, daß man blaß davon werden kann bei hellem Tage — aber nur nichts von unſerer jetzigen Politik! Es kommen da zu Hauſe auch ſo ab und zu Menſchen zu mir, neundrähtige, gleißneriſche Schelme, die wollen mich aushorchen und ſchwatzen mir allerhand Dinge vor, von einer Partei bei Hofe, die der andern Partei bei Hofe in den Haaren liegt, Sereniſſimus contra Erbprinz, Erbprinz contra Sereniſſimus, Pfaffen gegen Bureaukraten, Bureaukraten gegen Pfaffen — ich behandle dieſe Geſellen, den einen wie den andern, jedesmal mit ſolcher unchriſtlichen

Grobheit, daß ſie ſich eiligſt davon machen, weil ich nun ein für allemal mit dieſer ganzen miſerablen Geſchichte nichts zu thun haben will. Partei! ja freilich! wenn ich Richter zwiſchen dieſen Parteien wäre, auf mein Wort, ich würde ſie nicht nur alle beide abweiſen, ſondern alle beide ließe ich ſie — —

Herr Florus, dem, wie uns bekannt iſt, die geſellſchaftlichen Dehors über Alles gingen, ſaß wie auf Nadeln; das Antlitz der Baronin war während der letzten Aeußerungen des Juſtizraths immer ernſter, immer vornehmer geworden. Mit wahrer Verzweiflung blickte der geängſtigte Poet im Kreiſe umher, ob ſich denn Niemand erbarmen und das verhängnißvolle Geſpräch, zu dem er ſo unſchuldigerweiſe Veranlaſſung gegeben, auf einen minder verfänglichen Gegenſtand lenken würde. Aber Herr Waller, den Kopf ſittig vornübergeneigt, ſchien nur mit ſeinem Teller beſchäftigt: während Herr Wolſton, breit hintenübergelehnt, die Zähne ſtochernd, ſichtlich das größte Behagen an dem Zorn ſeiner Gemahlin wie an der Verlegenheit des Poeten hatte.

Endlich faßte ſich Herr Florus ein Herz. Die Couſine Seiner Excellenz des Herrn Miniſters, ſagte er dem Juſtizrath ins Ohr, doch laut genug, daß Alle es hören konnten, indem er voll Ehrfurcht auf die Baronin hinwies.

Nun verſteht ſich, die Couſine des Miniſters, erwiderte der Juſtizrath unerſchüttert mit ganz lauter, derber Stimme: wem ſagen Sie das, Männchen? Als ob wir uns nicht kennten, gnädige Frau? Ei ja doch, Sie Verſifex, die gnädige Frau und ich haben uns gekannt, noch lange bevor Sie ſich die Finger an Ihren erſten Verſen bekleckſten. Stoßen wir an, gnädige Frau: die Vergangenheit ſoll leben!

Mit ſüßſaurer Miene erhob Madame Wolſton ihr Glas. Der Juſtizrath dagegen, als wäre nicht das mindeſte Anſtößige oder Bedenkliche vorgefallen, fuhr fort; ſie nach ſeiner Weiſe zu unterhalten.

Wiſſen Sie, ſagte er, daß ich außer dem Vergnügen, Sie und Ihren Herrn Gemahl zu begrüßen, auch noch einen geſchäftlichen Zweck bei dieſer Reiſe habe? Das heißt nur eine Art von Geſchäft; viel eintragen wird es mir allerdings nicht ....

Die Baronin horchte hoch auf, und ſelbſt Herr Wolſton konnte eine gewiſſe Spannung nicht verbergen.

Es ſind einige zwanzig Jahre her, vielleicht fünfundzwanzig, erläuterte der Juſtizrath, daß ich eine Vormundſchaft zu führen hatte über einen jungen Mann, den Sohn eines alten Univerſitätsfreundes, eines Predigers; der Junge hatte ebenfalls Theologie ſtudirt und war dazumal, wenn ich mich recht beſinne, Hauslehrer bei Ihrer ſeligen Frau Tante, meine Gnädigſte, in deren Hauſe Sie damals lebten; iſt's nicht ſo?

Es wären viele Hauslehrer bei ihrer Tante geweſen, entgegnete die Commerzienräthin, ſie könne ſich auf die einzelnen Perſönlichkeiten unmöglich mehr beſinnen, zumal da es nicht ihr Lehrer geweſen.

Aber auf dieſen beſinnen Sie ſich doch, rief der Juſtizrath, ganz gewiß beſinnen Sie ſich! Es war ein bildſchöner Menſch und auch geſcheidt, nur leider zu geſcheidt für einen Theologen; der arme Tropf konnte das pfäffiſche Leben nicht aushalten, wurde liederlich, verlor endlich den Verſtand ....

Herr Wolſton ſchien ungemeines Intereſſe an der Erzählung des Juſtizraths zu nehmen; er horchte mit großer Aufmerkſamkeit zu, und ſeine Miene, je länger er zuhörte, wurde je ernſthafter.

Bei Madame Wolſton ſchien gerade das

Gegentheil der Fall zu ſein; ſie ſpielte mit Brotkrümchen, gab halbe oder verkehrte Antworten und fing endlich quer über den Tiſch eine ganz abweichende Unterhaltung mit Herrn Waller an.

Aber ſo hören Sie doch, Madame! rief Herr Wolſton mit ſtrenger Miene dazwiſchen.

Ich bin ſogleich zu Ende, verſicherte der Juſtizrath. Der arme Teufel wurde, wie geſagt, toll, ſoll auch übrigens allerhand halb dumme, halb ſchlechte Streiche gemacht haben, und iſt mir endlich, wie das in der Welt ſo geht, völlig aus den Augen gekommen. Jetzt nun, einer gewiſſen Angelegenheit halber —

Erbſchaftsangelegenheit? ſchaltete Herr Wolſton ein, indem er mit ſeltſamen Blicken bald den Juſtizrath, bald ſeine Gemahlin maß.

Nichts von Erbſchaftsangelegenheit, erwiderte der Juſtizrath ruhig: aber doch immerhin eine Angelegenheit, die mir wichtig genug iſt, um

Nachforſchungen nach dem Verſchollenen anzuſtellen; ich dachte, die Frau Baronin könnte mir vielleicht dabei behülflich ſein, ſetzte er gutmüthig hinzu.

Oh, rief Herr Florus, indem er vor Freude in die Hände ſchlug, das trifft ſich ja prächtig, das kann ja gar kein Anderer ſein als der ſogenannte tolle Heiner hier im Dorf ....

Sie ſind wohl ſelbſt nicht recht bei Sinnen, Herr Florus, ſagte die Baronin, indem ſie raſch die Tafel aufhob: ich kenne den Menſchen nicht, deſſen widerwärtigen Namen Sie in unſere Unterhaltung miſchen, mit mehr poetiſcher Licenz, als ich von Ihnen erwartet hätte: aber daß das Subject, von dem Sie ſprechen, niemals in dem Hauſe meiner ſeligen Tante geweſen iſt, das weiß ich, und bedaure ich daher auch, dem Herrn Juſtizrath keine Auskunft geben zu können, wie ſchmeichelhaft mir ſein Vertrauen übrigens auch iſt; die Polizei oder der

Irrenvorſtand wird wohl eine geeignetere Stelle ſein ....

Stolz rauſchte ſie von dannen. Herr Wolſton, mit finſterm Geſicht, zog ſich ebenfalls zurück. Herr Waller, der wieder von dem Ganzen nichts bemerkt hatte, ſetzte ſich an den Flügel und fing an zu phantaſiren.

Herr Florus, in ſchmerzlicher Verlegenheit, rückte die Brille bald rechts, bald links.

Aber um des Himmels willen, beſter Juſtizrath, flüſterte er dem Alten zu, was bringen Sie auch für vertrackte Geſpräche aufs Tapet, und was habe ich ſelbſt nur gemacht, daß die Frau Commerzienräthin mich auf einmal vor aller Welt ſo hart anläßt? So was iſt mir ja nicht paſſirt, ſeit ich ſie kenne!

Der Juſtizrath ſchlug ein Gelächter auf, daß die Wände hallten. Seit Sie ſie kennen! rief er, das iſt der Punkt, Männchen, da liegt es! Ich, Sie haben es heute ſchon einmal gehört, kenne ſie länger — und ſie ſelbſt weiß, daß ich ſie kenne.

Damit ließ er den verdutzten Poeten ſtehen und eilte mit einer Behendigkeit, die man ſeinen Jahren nicht zugetraut hätte, in den andern Flügel des Schloſſes, um jetzt endlich dem Engelchen ſeinen Beſuch zu machen.

Siebentes Kapitel.

Die Verſuchung.

Der Empfang von Seiten der jungen Dame war, wie man ſich leicht vorſtellen kann, höchſt befangen und einſylbig. Der Juſtizrath, in dem jetzt Niemand den übermüthigen, ſchroffen Mann von vorhin wieder erkannt hätte, ſo ſanft und herzlich trat er jetzt auf, und ſo aufrichtige, väterliche Zärtlichkeit leuchtete aus ſeinen Augen, faßte ſie leiſe unters Kinn und richtete das holde Köpfchen mit zartem Druck in die Höhe.

Meine kleine Freundin iſt böſe auf mich, ſagte er; meine kleine Freundin meint, der erſte

Gang des alten polternden Advocaten hätte zu ihr ſein müſſen, und bedenkt nicht, daß zwiſchen ihr und mir kein Streit iſt, und daß überdies ein kluger Feldherr allemal zuerſt das Terrain inſpicirt. Kopf in die Höh', Engelchen, und das Herz auch! Unſere Sachen machen ſich beſſer als ich dachte; Ihr Stiefpapa iſt lange der Menſchenfreſſer nicht, als den Sie ihn mir früher geſchildert haben, und was Ihre gnädige Frau Mutter betrifft, ſo hab' ich da ſchon meine Fädchen, an denen ich ſie halte ....

Wohlwollen und Freundlichkeit waren zu ſehr die Natur des Engelchen, als daß ſie einer ſo herzlichen Anrede gegenüber alle Angſt und Kränkung, die ſie ausgeſtanden, nicht ſogleich hätte vergeſſen ſollen. Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, wie der alte Herr ſie liebkoſte: aber es waren ſchon mehr Thränen des Dankes als des Schmerzes.

Ja, ſagte ſie, ich will es nur geſtehen, ich war recht bös auf Sie, Herr Juſtizrath; ich habe mich ſehr geängſtigt, daß Sie alle die Zeit gar nichts von ſich hören ließen, und als Sie nun gar beinahe vierundzwanzig Stunden mit mir unter einem Dache ſein konnten und hatten kein Wort, keinen Blick für mich, da dachte ich allerdings, das Herz müßte mir brechen vor Betrübniß; es war nicht blos deshalb, daß ich nun ganz verlaſſen, ganz rathlos war, es war noch weit mehr, weil ich fürchtete, Ihre Freundſchaft, Ihre väterliche Liebe verſcherzt zu haben. Nun aber ſind Sie ja da, Sie nennen mich Ihr Engelchen und richten mir den Kopf in die Höhe, wie ehedem; nun will ich auch wieder Ihr verſtändiges, tapferes Kind ſein, und wie es auch komme, Sie ſollen Ehre mit mir einlegen.

Allein dieſer gute Muth hielt nicht lange vor. Der Juſtizrath, noch ganz voll von dem Geſpräch, das er heute früh mit Herrn Wolſton gehabt, ſo wie noch ganz ſtolz über die Vortheile, die er nach ſeiner Meinung über denſelben gewonnen hatte, beeilte ſich, dem Engelchen den Inhalt der Unterredung ausführlich mitzutheilen; er ſetzte ihr die Vortheile des Vergleichs auseinander, über den er unterhandelt hatte, und fügte hinzu, daß es nun von ihrer Seite nur ein klein wenig Klugheit, ein klein wenig Entgegenkommen bedürfen werde, um ihren Stiefvater wirklich zum Abſchluß deſſelben zu bewegen.

In dem Eifer, mit welchem der alte Herr erzählte, hatte er gar nicht bemerkt, wie Angelica mit jedem Worte, das er ſprach, bleicher und bleicher geworden war: bis ſie endlich, mitten unter ſeiner Erzählung, raſch in die Höhe fuhr und weit von ihm zurücktretend, mit emporgehobener Rechte —:

Nie, nie, rief ſie, werd' ich dieſen oder irgend einen andern Vergleich mit Herrn Wolſion eingehen! Mein Recht zu vertheidigen habe ich Sie gebeten, Herr Juſtizrath, nicht einen Vergleich für mich zu ſchließen, bei dem mein Recht mit Füßen getreten wird, ja was ſag' ich? bei dem ich es ſelbſt mit Füßen trete!

In leidenſchaftlicher Erregung ging ſie vor dem Juſtizrath auf und nieder; ihr Antlitz war jetzt von Purpurröthe übergoſſen und feſt und ſicher bohrte ihr Auge in das des Juſtizraths.

Recht! Recht! polterte der Alte: dieſe jungen Weibsbilder gehen mit den Worten um, als wären es Pfeffernüſſe — ſoll ich Ihnen ſagen, mein Schatz, was Ihr Recht iſt? Binnen hier und fünf Tagen dem Commerzienrath über den armſeligen Reſt Ihres mütterlichen Vermögens zu quittiren und dann aus dem Hauſe zu gehen.

Aus dem Hauſe! von der Seite meines Bruders! rief Angelica verächtlich: ſeien Sie unbeſorgt, Herr Juſtizrath, ich bin nur ein

Mädchen, aber ſo lange noch ein Athemzug in meinem Bruder iſt, werde ich nicht gehen!

Sie werden gehen müſſen, Schatz, erwiderte der Juſtizrath mit unerbittlichem Phlegma. Ja, wenn Sie auch allerdings nur ein Mädchen ſind, ſo hätte ich von Ihrem ſonſt ſo klaren Verſtande dennoch erwartet, daß Sie die Lage der Sache beſſer durchſchauen würden. Ich habe mich mit Ihrer Angelegenheit mehr beſchäftigt und mehr darin gearbeitet, als Sie ahnen. Wenn ich Sie ſo lange ohne beſtimmte Antwort gelaſſen, ſo geſchah das nur, weil ich ſelbſt noch ohne die entſcheidende Antwort von andern Orten her war. Und ebenſo jetzt, wenn ich ſiebzigjähriger Mann in ſo ſchlechter Jahreszeit in Perſon hierher komme, ſo geſchieht das ebenfalls nur, weil mit Tinte und Feder, mein gutes Engelchen, in dieſer verlornen Sache nun einmal nichts mehr auszurichten iſt und weil meine ganze Hoffnung für Sie nur noch auf perſönliche Unterhandlungen und Vergleiche geſetzt ſein kann. Es iſt ſehr viel Ungeſundes und Verkehrtes in dieſem Hauſe, und iſt es geweſen ſeit alten Zeiten. Das iſt ſchlimm für Sie, und doch auch wieder gut. Denn was keine Advocatenweisheit ausrichten könnte, das kann hier vielleicht der Blick eines alten ehrlichen Kerls, verſtehen Sie? (indem er ſeine Augen noch gewaltiger blitzen ließ als gewöhnlich): ſo ein Blick, der wie ein Blitz auf die eingeſchlafenen Gewiſſen niederfährt, daß ſie aufflammen lichterloh. Aber bleiben wir bei der Sache, gutes Kind. Ich habe alle Papiere und Schriften gewiſſenhaft durchforſcht, habe alle Umſtände und Thatſachen genau zuſammengeſtellt; ich ſage Ihnen, daß hier gar kein Proceß zu führen iſt. Das Teſtament iſt ſeltſam, iſt abenteuerlich, aber es iſt juriſtiſch nicht anzugreifen —

Das Teſtament iſt falſch! iſt meiner Mutter untergeſchoben, abgezwungen! rief Angelica mit einer Sicherheit, die gleichwohl den alten ergrauten Praktikus nicht aus dem Text bringen konnte.

Möglich, liebes Engelchen, ſagte er, ja, was den letztern Punkt angeht, ſogar höchſt wahrſcheinlich. Aber wir haben keine Spur von Beweisſtücken in der Hand. Ruhmredigkeit, gutes Kind, iſt nicht meine Art, und am Wenigſten gegen Sie möchte ich prunken und groß thun mit Dem, was ich für Sie gethan. Aber Sie nöthigen mich ja dazu, Sie verwetterter kleiner Eigenſinn! Kurz denn: ich habe nach England geſchrieben, ich habe Monate lang durch die geſchickteſten und ſchlaueſten Agenten die ſorgfältigſten Nachforſchungen anſtellen laſſen; ich habe auch viel und mancherlei in Erfahrung gebracht — davon ein ander mal —, aber nur leider nichts, was uns als Beweisſtück gegen Ihren Stiefvater dienen könnte. Der Vergleich, über welchen ich unterhandle, iſt, ich muß es

Ihnen wiederholen, der einzige leidliche Ausweg, den es für Sie gibt; er verhindert wenigſtens den öffentlichen Skandal und ſichert Ihnen für alle Wechſelfälle des Lebens eine ſchickliche und ſorgloſe Exiſtenz.

Ich kann arbeiten! warf Angelica trotzig dazwiſchen.

Sehr gut, wenn Sie es können, entgegnete der Juſtizrath: aber noch weit beſſer, wenn Sie es nicht brauchen. Kein Geld nöthig haben, von ſeiner Arbeit leben — ja freilich, das iſt auch ſo eine Pfeffernuß, mit der ihr jungen Perſonnagen gern euer Spielchen treibt; ich dächte, Sie wären hier eben an dem rechten Ort, um ſich zu überzeugen, daß Arbeit im Gegentheil eine ſehr harte, bittere Nuß iſt, und daß Mancher ſich das Blut unter den Nägeln hervorarbeiten kann, und kann ſein armes Daſein mit alledem doch nicht friſten. Sie haben keine andere Wahl: entweder Sie geben nach —

Nimmermehr! rief das Engelchen.

Oder Sie gehen ins Elend —

Niemals! rief ſie wiederum.

Nun zum Teufel, platzte der Juſtizrath heraus, oder Sie thun dem Teſtament den Willen und heirathen? Wie? pfeift der Wind daher? und iſt es etwa Das, was das gnädige Fräulein wollen? Ich habe auch ſchon ſo ein Vögelchen davon ſingen hören — der dicke Herr Florus? iſt's richtig? Ein wenig paſſirt, der Mann, ein wenig knickbeinig, was man ſo nennt; aber freilich ein Poet, ein berühmter Mann ....

Narrenspoſſen, ſagte das Engelchen, indem ſie, trotz Aufregung und Betrübniß, doch nicht umhin konnte, über die komiſchen Geberden des alten Herrn zu lächeln: die ſchneeweißen, aber gleichwohl noch dichten Haare ſtanden ihm in die Höhe, wie eine Wolke, aus der ſein von Wein und Eifer geröthetes Antlitz mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Verſchmitztheit hervorlauſchte.

Nun, oder den Tellergucker, den Paſtor da, fuhr der Juſtizrath fort, indem er ſeine Augen auf das Engelchen geheftet hielt, mit ſolcher Schärfe und ſo durchdringend, als hätte er es hier mit dem verſtockteſten Inculpaten zu thun.

Pfui doch, ſagte das Engelchen, die jetzt wieder ernſtlich böſe ward ....

Das iſt mir lieb, erwiderte der Juſtizrath, ich habe den Menſchen nur bei Tiſche geſehen; nicht zwei Worte hat er geſprochen die ganze Zeit: aber genug, er gefällt mir nicht und es freut mich, daß wenigſtens dieſer Schwarzrock ſich nicht einbilden darf, das ſpröde Herz des Engelchen gerührt zu haben. Aber wie ſteht es nun mit dem Letzten, dem Dritten ...?

Welchem Dritten? fragte Angelica mechaniſch. Ihre Gedanken waren in der That ſchon weit weg von dieſem unerquicklichen Geſpräch;

ſie war feſter als je entſchloſſen, Herrn von Lehfeldt mit der Führung ihrer Angelegenheit zu beauftragen, und ſann nur noch darüber nach, wie ſie in aller Schnelligkeit den Aufenthalt des unſteten Flüchtlings erforſchen ſollte.

Nun, was ſtellen wir uns! rief der Juſtizrath: den Maler meine ich, den gewiſſe ſchöne Augen hier ſo lange feſtgehalten haben, den Herrn Müller — oder Schulz — oder nein, jetzt hab' ich's, Schmidt ....

Er iſt weder ein Maler, noch heißt er Schmidt, ſagte Angelica verdrießlich und nur halb hinhörend; ſie hatte in dieſem Augenblicke nur noch den einen Wunſch, dieſe ganze fruchtloſe Unterredung ſo bald wie möglich zu endigen. Aber wie ihr die Worte, halb in Gedanken, entſchlüpft waren, mußte ſie erröthen über ſich ſelbſt, theils vor Ueberraſchung, daß ſie das Geheimniß des jungen Mannes zum zweiten Male in Gefahr gebracht, theils auch weil der Juſtizrath gerade in dieſem Augenblick von demſelben Manne ſprach, mit dem ihre Gedanken ſo eben ſo lebhaft beſchäftigt waren.

Dem Falkenblicke des Juſtizraths entging nichts, auch nicht dieſes Erröthen. Kein Maler iſt er? und heißt auch nicht Schmidt? ſagte er mit langgedehntem Tone, indem ein verhaltenes Gelächter den langen, hagern Körper durchſchütterte: ei, ei, und wer iſt es denn, wenn ich fragen darf?

Angelica hatte ſich ſchnell gefaßt. Ein junger Mann, ſagte ſie, den unglückliche Verhältniſſe genöthigt haben, ſich für einige Zeit unter fremdem Namen hierher zu flüchten; ſein wahrer Name und Stand iſt nicht nur mir, ſondern auch Herrn und Madame Wolſten bekannt, und auch Sie, glaube ich, würden ihn von Namen wie von Perſon kennen, wenn es mir geſtattet wäre, das Geheimniß zu enthüllen.

Ah ſo, ein Geheimniß, ſieh mal an, ſpottete der Juſtizrath in immer gedehnterm Tone, und immer deutlicher, wie das Brodeln eines Waſſers, quoll ſein heimliches Gelächter in die Höhe: ein Geheimniß, das iſt ja höchſt romantiſch! Und Herr Wolſton kennt ihn auch, ſagen Sie? Nun, da haben Sie nur Muth, mein Schatz, ſetzte er hinzu und ſtreichelte ihr halb ſchalkhaft, halb gutmüthig die Wangen: Herr Wolſton, wie geſagt, iſt kein Unmenſch, und wenn der geheimnißvolle Herr Schmidt nur halbwegs eine honette Perſonnage, will ich auch ſchon mein Wort für ihn einlegen — ſollſt ihn haben, mein Schätzchen, ſollſt ihn haben!

Aber hier gingen Geduld und Kräfte des jungen Mädchens zu Ende. Laut weinend ſtürzte ſie in die Knie, das ſchamerglühte Antlitz in die Kiſſen des Sophas zu verbergen. Ach, ach, rief ſie, Herr Juſtizrath, das von Ihnen, den ich allzeit verehrt habe als meinen Vater und der Sie mich doch ſollten wahrhaftig beſſer kennen! Haben Sie Dank, Herr Juſtizrath, für Alles, was Sie bisher für mich gethan haben und noch für mich thun wollen: aber ich überzeuge mich freilich zu deutlich, daß unſere Anſichten von dieſer Sache nicht zuſammenpaſſen — durch meine Schuld, ganz gewiß: aber ſo will ich lieber untergehen für meine Thorheit als mich Ihrer Weisheit fügen.

Der alte Herr war durch die plötzlich ausbrechende Heftigkeit der jungen Dame in die äußerſte Verlegenheit geſetzt. Es begegnete ihm wohl öfter, daß er einen Scherz zu weit trieb, ohne es ſelbſt zu merken; aber niemals hatte ihm das ſo leid gethan wie jetzt.

Nun ſo ſchreien Sie doch nicht gleich ſo erbärmlich, ſagte er ärgerlich (dieſe Art von Aergerlichkeit war bei ihm in der That der äußerſte Grad von Selbſtzerknirſchung und Reue, zu dem er es bringen konnte): ich will Sie ja zu Ihrem Glück nicht zwingen, Sie ſollen ja weder heirathen noch ſich vergleichen, wenn Sie nicht wollen. Aber nur das Eine ſagen Sie mir endlich, was Sie denn eigentlich wollen: und wenn nur ein kleiner Gran Menſchenvernunft darin iſt, ſo will ich Ihnen ja dazu beiſtehen, ſelbſt gegen meine eigene beſſere Ueberzeugung, ſo viel ich nur kann.

Das Teſtament als falſch und ungültig angreifen, ſagte Angelica, ſich ſtolz aufrichtend: mich meinem Bruder erhalten, ſo lange ihn Gott mir erhält, und die Ehre meiner Mutter retten, die noch in ihrem fernen, unbekannten Grabe durch ein abſcheuliches Complot bedroht wird!

Der Juſtizrath ſtampfte, die Hände auf dem Rücken, die kleine Stube mehrmals auf und nieder. Endlich blieb er vor dem jungen Mädchen ſtehen; ſeine Stimme war jetzt ganz weich geworden und ſein Auge blickte wie feucht.

Sie ſind ſehr böſe auf mich, Engelchen, ſagte er, und ich mag es zum Theil verdient haben. Aber lieb habe ich Sie doch, viel lieber als Sie denken und ahnen. Ich habe Ihnen vorhin ſchon geſagt, daß ich Nachforſchung in England angeſtellt habe. Es war auch die pure, närriſche, väterliche Zärtlichkeit von mir, daß ich nichts weiter über dieſen Punkt hinzugefügt habe; aber Sie abſcheulicher Eigenſinn zwingen mich ja, und ich bin auch ſolch ein alter, grauer Thor, daß ich Ihnen auch in dieſem Stück nachgebe. Die Ehre Ihrer Mutter —! Gott ſegne Sie dafur, gutes Engelchen, daß Sie das Andenken Ihrer Mutter noch im Grabe ſo lieb haben; es iſt die Pflicht jedes gutgearteten Kindes, jederzeit das Beſte von ſeinen Aeltern zu denken, und verflucht ſoll die Zunge ſein, die einem Kinde aus Vorwitz oder Bosheit den ehrwürdigen Glauben an ſeine Aeltern erſchüttert. Aber nun glauben Sie auch mir, gutes Kind, wenn ich Ihnen ſage: — gerade wenn Sie die Ehre Ihrer Mutter lieb haben, dürfen Sie keinen Proceß gegen Herrn Wolſton anfangen, die Ehre Ihrer Mutter verträgt dieſen Proceß nicht — verſtehen Sie?

Das junge Mädchen ſtarrte ihn mit langſamem Kopfſchütteln verwundert an, nur die bebenden Lippen und das leiſe, fieberiſche Zucken der kleinen Hand verriethen den Sturm, der in ihrem Innern tobte.

Der Juſtizrath drückte ſie ſanft vor ſich nieder in das Sopha; dann auf die Lehne geſtützt, mit verhaltenem, möglichſt gleichgiltigem Tone, ſagte er:

Hier, mein armes Kind, was ich auf die unzweifelhafteſte und zuverläſſigſte Weiſe von dem frühern Schickſal Ihrer Aeltern erfahren habe. — Ihre Mutter, wie Sie wiſſen, war vor der Ehe mit Herrn Wolſton ſchon einmal vermählt, mit dem Manne, dem Sie Ihr Daſein verdanken und deſſen Namen Sie führen. Ihr Vater war ein reicher und angeſehener Kaufmann in London, dabei jung, ſchön, von liebenswürdigen Sitten und Ihrer Mutter mit blinder, abgöttiſcher Leidenſchaft ergeben. Dennoch muß auch er ſeine geheimen Fehler gehabt haben, ich nehme es ſo an, weil es mir ſonſt unbegreiflich wäre, wie das Herz Ihrer Mutter ſich von einem ſo würdigen, ſo liebevollen Manne verirren konnte zu dieſem —

Dem Juſtizrath fiel noch zur rechten Zeit ein, daß der Mann, den er im Sinne hatte, Niemand anders war als der gegenwärtige Stiefvater des Engelchen, und ſo verſchluckte er denn das harte Wort, das ihm ſchon auf der Zunge ſchwebte. Er fuhr fort:

Genug, Ihr jetziger Stiefvater, Herr Wolſton, kam kurze Zeit nach Ihrer Geburt in das Haus Ihres Vaters. Haben meine Gewährsmänner mich recht berichtet, ſo iſt Herr Wolſton damals ſehr weit entfernt geweſen von dem Glanz und dem Reichthum, den er jetzt um ſich entfaltet. Im Gegentheil, ſein erſtes Auftreten in London ſoll ſehr armſelig, faſt bettelhaft geweſen ſein. Durch welche Mittel er ſich ſo weit in die Höhe gebracht, um nur als Gehülfe in das Comptoir Ihres Vaters zu treten, wußte Niemand mehr anzugeben; es ſteht zu vermuthen, daß es irgend welche kaufmänniſche oder induſtrielle Geheimniſſe geweſen ſind, welche ihn, verbunden mit jenem Fleiße und jenem Scharfſinn, der ihm noch heute ſelbſt von ſeinen Gegnern muß zugeſtanden werden, in kurzer Friſt auf die erſte Stelle, zunächſt Ihrem Vater, beförderten. Aber Herr Wolſton war auch noch mehr geworden inzwiſchen als nur der erſte Buchhalter und Geſchäftsführer Ihres Vaters — er war auch der Freund Ihrer Mutter geworden . . . .

Angelica ſaß lautlos; ſie ſah ſtarr vor ſich nieder, während heiße, dichte Thränen über ihre Wange rieſelten.

Ihr Vater, fuhr der Juſtizrath fort, bekümmerte ſich nur wenig um ſein Geſchäft; mit demſelben blinden Vertrauen, mit dem er ſeinem neuen Freunde die Ehre ſeines Hauſes preisgegeben, überließ er ihm auch die ausſchließliche Leitung ſeiner ausgedehnten und verwickelten Angelegenheiten. Auf Herrn Wolſton's Betrieb wurden einige ſehr kühne, in ihrem Erfolge jedoch ſehr glückliche Speculationen gemacht. Das gab die Veranlaſſung zu noch kühnern, noch ausgedehntern, die aber minder glücklich ausfielen, — oder doch ausgefallen ſein müſſen, verbeſſerte der Juſtizrath ſich ſelbſt: denn eines Tages kam Herr Wolſton bleich vor Schrecken in das Cabinet Ihres Vaters, legte Briefe und Berechnungen vor und bewies unwiderſpechlich, daß die Firma bankerott ſei. Eine halbe Stunde ſpäter empfing Ihr Vater einen anonymen Brief, in welchem ihm, und zwar wieder auf die unwiderlegbarſte Weiſe, bewieſen ward, daß auch ſeine häusliche Ehre bankerott, ſchon ſeit langem bankerott — und wiederum nach einer halben Stunde war Ihr Vater todt; er hatte ſich eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen ....

Achtes Kapitel.

Neue Pläne.

Eine lange ſchmerzliche Pauſe! — Angelica ſaß da wie eine Bildſäule; alle Farbe war aus ihrem Angeſicht, aller Athem aus ihrer Bruſt gewichen.

Der Juſtizrath fuhr fort:

Was ich Ihnen bisher erzählt habe, mein gutes Kind, ſind, wie ich Ihnen gleich anfangs ſagte, Thatſachen, durch übereinſtimmendes und unzweideutiges Zeugniß erhärtet. Allein um dieſe Thatſachen ſelbſt im rechten Lichte zu zeigen, muß ich auch einiger Gerüchte Erwähnung thun, die zur Zeit jenes unglücklichen Vorfalls umgingen und deren Andenken ſich bei unſern Gewährsmännern erhalten hat. Kurze Zeit nämlich nach dem beklagenswerthen Ende Ihres Vaters tauchte in wohl unterrichteten kaufmänniſchen Kreiſen die Meinung auf, als ob es mit dem Geſchäft Ihres Vaters keineswegs ſo verzweifelt geſtanden habe, wie ſein damaliger Buchhalter, Herr Wolſton, es ihm in jener verhängnißvollen Stunde dargeſtellt. Ihr Vater, ich wiederhole es Ihnen, hatte ſich um ſein Geſchäft in den letzten Jahren nur wenig gekümmert, es war ihm fremd geworden, beſonders ſeit die neuen, weitgreifenden Speculationen des Herrn Wolſton daſſelbe eben ſo ſehr erweitert als andererſeits auch verwickelt hatten. Auf dieſe Weiſe, wollte man damals wiſſen, ſei es Herrn Wolſton leicht geworden, Ihren Vater mit ſeinen unglücklichen Nachrichten zu überrumpeln und ihm die unvermeidliche Nähe eines Bankerotts vorzuſpiegeln, zu derſelben Zeit, da das Geſchäft in der That vollkommen ſicher und blühend geweſen wäre. Ja das Gerücht ging ſelbſt noch weiter; es behauptete ſogar, daß Herr Wolſton auch der zweiten, noch traurigern Entdeckung nicht ganz fremd geweſen, mit andern Worten — daß er ſelbſt der verborgene Urheber jenes Briefes, durch welchen Ihrem Vater die verletzte Ehre ſeines Hauſes verrathen ward ....

Angelica's Auge flammte hell auf; ſie hatte, gleichſam als müßte ſie irgend etwas haben, ſich daran zu halten, mit beiden Händen den Arm des Juſtizraths umklammert und ſah unbeweglich, ſtarr zu ihm in die Höhe.

Wie viel von dieſen Gerüchten wahr, wie viel erfunden iſt, erzählte der alte Herr weiter, habe ich natürlich jetzt nicht mehr ergründen können; ich habe dieſelben überhaupt nur hier erwähnt, weil ich, einmal ſo weit gebracht, es nun auch für meine Pflicht halte, Ihnen Alles zu ſagen, mein gutes armes Kind, was ich ſelber weiß, und zweitens, weil auch dieſe Gerüchte Ihnen zur Kenntniß des Mannes dienen werden, mit dem wir es hier zu thun haben, ſo wie desjenigen, was Sie, bei Fortſetzung Ihres Eigenſinnes, ſich von ihm und der Wahl ſeiner Mittel verſprechen dürfen. Eine fernere Thatſache iſt es wiederum, daß Herr Wolſton ſogleich nach dem Tode Ihres Vaters das Geſchäft deſſelben übernahm. Ich wage nicht zu entſcheiden, ob er dabei nur die Beſtürzung benutzt hat, in welcher Ihre Mutter nach dem plötzlichen Tode des Gemahls und bei der nahen Ausſicht auf Armuth und Entehrung ſich befand, oder ob ihm dabei vielleicht noch andere intimere Beziehungen behülflich geweſen ſind. So wehe es mir thut, mein gutes Engelchen, Ihr Herz in einem ſo zarten und heiligen Punkte nicht beſſer ſchonen zu können, ſo darf ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß die Wahrſcheinlichkeit für die letztere Annahme ſpricht. Denn ſchon wenige Monate nach dem Tode Ihres ſeligen Vaters, noch vor Ablauf der üblichen Trauerfriſt, war die Witwe Ihres Vaters die Gemahlin des Herrn Wolſton ....

Eine zweite, noch ſchauerlichere Pauſe! —

Es iſt mir, hub der Juſtizrath von Neuem an, der ich Welt und Menſchen leider beſſer kenne als Sie, mein Schatz, nicht unwahrſcheinlich, daß wenigſtens ein Theil jener, Herrn Wolſton ſo ungünſtigen Gerüchte erſt nachträglich entſtanden iſt, zu dem Zwecke lediglich, Ereigniſſe und Thatſachen zu erklären, welche dem Publicum, nach ſeiner Kenntniß der Verhältniſſe, allerdings unbegreiflich und unerklärlich ſein mußten. Genug, daſſelbe Geſchäft, welches in der Sterbeſtunde Ihres Vaters nach der Darſtellung ſeines damaligen erſten Buchhalters bankerott geweſen war, zeigte ſich, ſeitdem dieſer Buchhalter es als Principal und Eigenthümer leitete, nichts weniger als bankerott; im Gegentheil, alle Verbindlichkeiten wurden prompt und pünktlich erfüllt, und bald ſtand das Geſchäft wieder, in finanzieller Hinſicht wenigſtens, ſo geachtet und anſehnlich da, wie ehemals.

Man ſoll, fuhr der Juſtizrath fort, bekanntlich auch gegen den Teufel ſelbſt gerecht ſein: und ſo iſt es immerhin möglich, daß dies Ergebniß in der That nur der ganz unzweifelhaften außerordentlichen Geſchäftskenntniß, dem kaufmänniſchen Genie, kann man ſagen, Ihres Stiefvaters zu verdanken geweſen iſt. Aber wie ſich dies nun auch verhalten mag: den kaufmänniſchen Credit der neuen Firma hatte Ihr Stiefvater allerdings ſehr raſch hergeſtellt und befeſtigt, mit ſeinem eigenen moraliſchen Anſehen dagegen wollte es ihm, wenn ich recht berichtet worden bin, bei alledem nicht ſo gut gelingen. Man reſpectirte den Reichthum, reſpectirte die

Klugheit des neuen Handelsherrn; ſein moraliſcher Charakter dagegen konnte ſich kein Zutrauen erwerben, und trotz ſeines Reichthums und ſeines geſchäftlichen Einfluſſes wurde Herr Wolſton doch in geſellſchaftlicher Hinſicht mehr gemieden als geſucht. Auch der Ruf Ihrer Mutter — es muß nun einmal heut Alles von der Leber herunter, mein gutes Engelchen, und wenn Sie mir böſe darüber werden, ſo denken Sie nur immer, daß Sie mir ſelbſt keine Ruhe eher gelaſſen haben — auch der Ruf Ihrer Mutter, ſage ich, hatte durch alle dieſe Vorgänge aufs Aeußerſte gelitten; der offenkundige Zwieſpalt und das ganze höchſt unglückliche Verhältniß, in welchem ſie in ihrer neuen Ehe lebte, einer Ehe, die, wenigſtens dem allgemeinen Glauben nach, auf ſo unwürdige, ja verbrecheriſche Weiſe, über dem faſt noch dampfenden Blute Ihres unglücklichen Vaters zu Stande gekommen war —! konnte natürlich nicht dazu beitragen, ihn wieder herzuſtellen. Vielleicht war es dies, vielleicht aber auch nur eine gewöhnliche kaufmänniſche Speculation, was Ihren Stiefvater veranlaßte, kurze Zeit nach der mehrerwähnten Kataſtrophe ſein Geſchäft in England aufzulöſen und hierher nach Deutſchland überzuſiedeln. Es war wenige Jahre nach dem Kriege, Induſtrie und Handel lagen bei uns in Deutſchland noch aufs Kläglichſte darnieder; einem unternehmenden Kopf, mit Geſchäftskenntniß und genügenden Capitalien ausgeſtattet, ſtand, vornehmlich in demjenigen Geſchäftskreiſe, welchen Herr Wolſton hier cultivirt, die glänzendſte Laufbahn offen.

Mit welchem Erfolg, ſchloß der Juſtizrath ſeine Erzählung, Ihr Stiefvater dieſelbe eingeſchlagen, wiſſen wir Alle. Sie aber, gute Angelica, wiſſen nunmehr auch, mit welchen unglücklichen und düſtern Begebenheiten Ihr junges Leben frühzeitig verflochten worden iſt; Sie werden namentlich einſehen, daß wir, zu Ihrem eigenen Beſten, wie zur Ehre Ihrer Familie, nichts mehr zu ſcheuen und nichts ſorgfältiger zu vermeiden haben als einen offenen Proceß mit Herrn Wolſton, einen Proceß, der ganz unvermeidlich dieſe und vielleicht ſogar noch ſchlimmere Dinge zur Sprache bringen müßte. Und mit welchem Erfolg? ja nur mit welcher Möglichkeit des Erfolgs? Alles, was ich Ihnen mitgetheilt habe, mein beſter Schatz, ſind theils Thatſachen, theils Gerüchte; die Thatſachen beweiſen nichts gegen Herrn Wolſton und die Gerüchte ſind wir nicht im Stande zu beweiſen. Ich bin perſönlich gar nicht abgeneigt, den Argwohn, mit welchem Sie das Teſtament Ihrer Mutter betrachten, zu theilen; ich glaube ebenfalls, daß hier nicht Alles völlig mit rechten Dingen zugegangen, und daß das Teſtament, wenigſtens in moraliſcher, in ſittlicher Beziehung, kein völlig freiwilliges, völlig gültiges iſt. Ich thue noch mehr; ich geſtehe Ihnen zu, daß der Commerzienrath, abgeſehen von der hinlänglich bekannten Abneigung, welche er gegen Sie hegt, noch ſein ſehr ausreichendes praktiſches Intereſſe daran hat, daß das Teſtament Sie, wie es thut, auf Gnade oder Ungnade in ſeine Hände liefert. Iſt nämlich das Gerücht begründet, hat Herr Wolſton Ihrem ſeligen Vater die Zerrüttung ſeines Geſchäfts nur vorgeſpiegelt und iſt vielmehr ſein Vermögen die eigentliche Grundlage, das wahre Betriebscapital geweſen, mit welchem der Commerzienrath ſeinen gegenwärtigen enormen Reichthum erworben hat: ſo muß ihm, ich geſtehe es Ihnen völlig zu, allerdings recht ſehr daran gelegen ſein, jede Erbtheilung mit Ihnen, die ganz unvermeidlich zu nähern Erörterungen über Urſprung und Herkommen dieſes Reichthums führen müßte, zu vermeiden. Aber das Alles bringt uns nicht vom Fleck. Es ſind Möglichkeiten, zum Proceß aber brauchen wir Wirklichkeiten; nicht das moraliſche Verhältniß unterliegt dem Spruche des Richters, ſondern lediglich das juriſtiſche. Dieſes ungewiſſe, ſeinem Inhalte nach ſo zweideutige, mit der Zärtlichkeit, welche Ihre ſelige Mutter jederzeit für Sie gehegt hat, ſo unvereinbare Teſtament iſt nichtsdeſtoweniger juriſtiſch unangreifbar. Ich habe auch in dieſer Hinſicht die ſorgfältigſten und genaueſten Nachforſchungen anſtellen laſſen; aber alle haben nur dazu gedient, die Ausſagen Ihres Stiefvaters in Betreff des Teſtaments zu beſtätigen. Daß die Unterſchrift echt iſt, von der Hand Ihrer Mutter, lehrt der Augenſchein: und ſelbſt wenn ein Betrug damit vorgefallen, ſo fehlt es uns an allen Beweiſen, nicht nur für den ſtattgefundenen Betrug, ſondern ſelbſt nur für die Möglichkeit deſſelben. Die Zeugen, vor denen es abgefaßt iſt, und durch deren Unterſchrift namentlich erhärtet wird, daß Ihre

Mutter zur Zeit der Abfaſſung ihrer Sinne vollkommen mächtig und in jedem Betracht dispoſitionsfähig geweſen iſt, ſind noch am Leben. Sie gehören allerdings zu den wenigen perſönlichen Freunden, welche Herr Wolſton ſich in England erhalten hat, und genießen, ſowohl in kaufmänniſcher als in geſelliger Beziehung, allerdings nicht des beſten Rufes. Aber das ſind Privatmeinungen; in rechtlicher Beziehung ſtehen ſie völlig untadelhaft da, Niemand darf ſich unterfangen, ihr Zeugniß zu verwerfen oder auch nur anzuzweifeln, aus keinem andern Grunde und auf keinen andern Beweis geſtützt, als blos weil es ihr Zeugniß iſt. Geben Sie mir einen einzigen Beweis, gutes Kind, rief der Juſtizrath, indem er leidenſchaftlich in die Höhe ſprang, nur einen einzigen Zeugen, ein einziges Document — und ich ſetze Ihnen meine Ehre zum Pfand, daß ich Ihnen den Proceß nicht blos führen, ſondern auch gewinnen will! So aber müßte ich ein gewiſſenloſer, elender Rechtsverdreher ſein, wollte ich Ihnen zum Proceſſe rathen. Ihr Stiefvater — **Alles**, was wir von ſeinem Charakter und ſeinen Schickſalen kennen, muß uns gut dafür ſein — würde denſelben nur benutzen, alte, ſchmuzige Geſchichten aus der Vergangenheit heraufzuwühlen und das Herz einer Tochter zu brechen, die er haßt, indem er das Andenken einer Frau preisgäbe, welche er — ich behaupte es, und die Erinnerungen Ihrer eigenen Kindheit, gute Angelica, müſſen ja meine Behauptungen beſtätigen — entweder niemals geliebt hat, oder doch ſehr früh aufgehört hat zu lieben. Und darum muß ich nach allem dieſem einfach wieder zurückkommen auf den Vorſchlag, den ich Ihnen im Beginn unſeres Geſpräches gemacht, ſo ſehr derſelbe Sie auch gekränkt und erbittert hat: Sie müſſen entweder binnen hier und fünf Tagen heirathen, kleiner Trotzkopf, oder müſſen ſich mit Herrn Wolſton zu vergleichen ſuchen; jedes Dritte könnte nur zu Ihrem Verderben ausſchlagen.

Angelica hatte der langen Erzählung des Juſtizraths mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört; ſie war jetzt vollkommen gefaßt und ruhig.

Ich danke Ihnen herzlich, ſagte ſie, mein theuerſter Herr und Freund, für dieſe neuen und vielfachen Beweiſe Ihrer Güte, die Sie mir ſo eben wiederum gegeben haben; ich undankbares Geſchöpf glaubte mich vergeſſen und verlaſſen von Ihnen, während Sie ſich doch in der That ſo viel Mühe um meinetwillen gemacht haben. Von dem, was Sie mir ſo eben mitgetheilt, war mir Einiges bereits bekannt, wenn auch nur durch die dunkeln Erinnerungen meiner Kindheit; Anderes findet in dieſen Erinnerungen wenigſtens ſeine Beſtätigung; ich darf Sie verſichern, daß ich mir niemals ein beſſeres Bild von Herrn Wolſton gemacht habe, als wie er jetzt in Ihren Erzählungen daſteht. Nur in zwei Punkten muß ich mir bei alledem erlauben, Ihnen zu widerſprechen. Und wenn die ganze Welt ſich gegen das Andenken meiner Mutter erhöbe, und wenn Herr Wolſton ſelbſt mit eigenem Munde ſie und ſich für ſchuldig bekennte — mein Herz, das Herz der eigenen Tochter, ſtellt ihr ein anderes Zeugniß aus! Ich bin nur noch ein unerfahrenes Kind, ich wage weder, noch ſehne ich mich danach, mich an Erfahrung und Weltkenntniß mit Ihnen, theuerſter Juſtizrath, zu vergleichen. Auch mag es wahr ſein, was die Leute behaupten, daß die Leidenſchaft blind iſt und unwiderſtehlich zugleich, und daß, einmal von ihrer gewaltigen Hand ergriffen, Niemand beſtimmen kann, wo er ſtille ſtehen, wo er einhalten will. Aber Eines ſollen Sie mir mit all Ihrer Weltkenntniß dennoch nicht erſchüttern: daß ein edles Herz auch nur edle Leidenſchaften hegt. Und das Herz meiner

Mutter war edel! Es war von Kummer erdrückt, von Sorgen zerfleiſcht, zerrüttet, wenn Sie wollen: aber rein und edel — das fühle ich aufs Neue in jedem Augenblick, da ich mir den Ton ihrer Stimme, den Blick ihres Auges ins Gedächtniß zurückrufe — rein und edel war es dennoch! Meine Mutter kann gefehlt, ſie kann geirrt haben; aber von jenem Verbrechen, von jener gemeinen ekelhaften Schuld, die das Gerücht auf das Andenken meiner armen Mutter wälzt, hat niemals auch nur der leiſeſte Schatten auf ihr gehaftet. Ha, rief ſie, indem ſie in die Höhe ſprang, mit einer Geberde, ſo heftig und ſo edel zugleich, als ſtände die Lüge leibhaftig vor ihr, und ſie dürfte nur die Hand erheben, ihr die Maske vom Antlitz zu reißen —: eine Frau, eine Mutter, an der Seite eines Mannes, den ſie ſich auf eine ſolche Art erworben, einem Kinde gegenüber, an deſſen väterlichen Namen ſich ſolche Erinnerungen für ſie knüpften — und ſie hätte mich ſo lieben können, wie ſie es that? hätte dieſe unerſchöpfliche Fülle reiner, mütterlicher Zärtlichkeit für mich gehabt, die ſie hatte? Nein, nein, rief ſie, Juſtizrath, Ihre Rechnung, wie fein auch angelegt, ſtimmt dennoch nicht! Laſſen Sie ſich, Sie weiſer, gelehrter Mann, von einem Frauenzimmer belehren, einem Weibe, welches die Welt nicht kennt, aber das eigene weibliche Herz, das kennt ſie —: meine Mutter hat mich geliebt, hören Sie? in den trübſten, jammervollſten Stunden bin ich, ich es geweſen, bei der ſie Troſt und Beruhigung gefunden, mein kindiſches Lallen, meine Liebkoſungen und Schmeichelworte haben ſie beruhigt und getröſtet in Augenblicken, wo ſich kein Anderer ihr nahen durfte — alter Herr, bei dieſem grauen Haar, das Ihren Scheitel ſo ehrwürdig macht, reden Sie ſelbſt: wäre das möglich geweſen, hätte ſie das vermocht, hätte ſie nur mein Antlitz ſehen, meine Stimme hören können, wenn ſie ſich ſchuldig gewußt?!

Das junge Mädchen, indem ſie dieſe Worte ausrief, wuchs gleichſam vor den Augen des Juſtizraths in die Höhe, ſo ſtolz wurde ihre Miene, ſo majeſtätiſch ihre Haltung. Ihre Gerüchte, rief ſie triumphirend, ſind falſch, Ihre Zeugen lügen — meine Mutter war unglücklich, aber nicht ſchuldig!!

Der Juſtizrath begnügte ſich, ſtatt aller weiteren Antwort auf dieſe leidenſchaftliche und ſchwungvolle Anrede, etwas in den Bart zu brummen von einfältiger Herzlichkeit, thörichter Schwärmerei und jugendlichen Narrenspoſſen.

Doch war Angelica viel zu ſehr erregt, um darauf zu merken; ſie ſtand noch immer ſtolz vor ihm, und preßte die Hand, wie betheuernd, auf das ſtürmiſch klopfende Herz.

Nun, und zweitens? brummte der Juſtizrath endlich: Sie wollten mich ja in zwei Punkten belehren, Sie grüne Weisheit Sie, und ſo viel Logik werden Sie in Ihrem heißen Köpfchen doch hoffentlich noch haben, um zu wiſſen, daß nach der Nummer Eins die Nummer Zwei kommt? Alſo was geben Sie mir weiter zum Beſten?

Ich leugne, erwiderte Angelica ruhig, die Folgerungen, die Sie aus allem Bisherigen ziehen; ja es iſt gerade das Gegentheil, was ich daraus folgere. Statt mich abſchrecken zu laſſen durch die notoriſche Verworfenheit des Mannes, den meine Mutter, ich weiß ſelbſt noch nicht, durch welches Verhängniß gezwungen, ſo unglücklich war zu meinem Stiefvater zu machen, finde ich darin vielmehr die nächſte und dringendſte Aufforderung, gegen ihn aufzutreten. Beſtärkt nicht Alles, was Sie mir ſo eben erzählt haben, die üble Meinung, die ich von Herrn Welſton hege? Iſt der Argwohn, ein Teſtament verfälſcht zu haben, ſo ungerecht gegen einen Mann, den die öffentliche Stimme ſolcher Abſcheulichkeiten zeiht, wie ſie Herr Wolſton gegen meinen Vater begangen haben ſoll? Und mit welcher Stirn wollen Sie, Mann des Rechts, es über ſich gewinnen, dieſes langjährige, dieſes bodenloſe Unrecht ungeſtraft zu laſſen?

Ueble Meinung — Argwohn — öffentliche Stimme, murrte der Juſtizrath: ei zum Kuckuk, ſind das auch Argumente, mit denen ſich ein Proceß führen läßt? und nicht blos führen, ſondern auch gewinnen? Sie ſind ein unverſtändiges, thörichtes Kind, und ich ſchäme mich bald vor mir ſelbſt, daß ich Ihrem Geſchwätz noch ſo geduldig zuhöre. Ein für alle mal denn: ich führe Ihnen dieſen Proceß nicht; wollen Sie proceſſiren, gut, ſo thun Sie ſich wenigſtens nach einem andern Advocaten um.

Damit wollte er, der jetzt ernſtlich böſe geworden war, das Zimmer verlaſſen.

Aber Angelica vertrat ihm den Weg; ſie hob flehend die Hände in die Höhe, ja es fehlte nicht viel, ſo neigte ſie das Knie vor dem alten zürnenden Manne.

Nein, ſagte ſie mit einer ſo weichen, ſo innigen Stimme, daß der Groll des Juſtizraths unmöglich Stand halten konnte: Sie können das nicht thun! Sie werden mich nicht verlaſſen, nicht jetzt! Sie können nicht ſo viel Sorgfalt und Theilnahme an mich verwendet, können nicht dieſe Reiſe hierher gemacht haben, um mich nun ſo rathlos, ſo elend zurückzulaſſen! Schelten Sie das Herz nicht thöricht und ſpotten Sie nicht ſeiner geheimnißvollen Weiſſagung, Sie, der Sie ſelbſt ſo warmen, ſo edlen Herzens ſind!

Und in geflügelter Eile, mit kurzen, eindringlichen Worten, ſtellte ſie ihm noch einmal die ganze Sachlage dar, wie dieſelbe ihr wenigſtens erſchien. Sie hob namentlich den Haß hervor, mit welchem ihr Stiefvater ſie verfolgt hatte von Kindesbeinen an, ſogar noch vor Julian's Geburt, und der ſich ohne ein geheimes verbrecheriſches Motiv überhaupt gar nicht erklären laſſe; ſie ſchilderte ihm die vielfachen Intriguen und Anſchläge, von denen ſie ſich im väterlichen Hauſe umſponnen fühlte; ſie legte namentlich den größten Nachdruck auf das Geſpräch zwiſchen dem Commerzienrath und dem alten Sandmoll, welches ſie in der Nacht ihrer Ankunft belauſcht hatte, ſo wie auf das räthſelhafte Benehmen der kranken Lene, das damit ganz unzweifelhaft in irgend einem unheimlichen, unlautern Zuſammenhange ſtehe.

Sie hatte auch noch die abenteuerliche Begegnung zwiſchen dem Prediger und der Diebslore mit anführen können. Aber ſo ſehr dieſes Ereigniß auch ihre eigene Meinung von Herrn Waller erſchüttert hatte, ſo hielt ſie in ihrer ſtrengen Gewiſſenhaftigkeit ſich dadurch gleichwohl noch nicht berechtigt, auch Andern eine ungünſtige Meinung über den Prediger beizubringen, oder, wo eine ſolche Meinung, wie bei dem Juſtizrath, bereits vorhanden war, dieſelbe ihrerſeits noch zu beſtärken.

Der Juſtizrath hatte anfangs nur mit halbem Ohre zugehört. Wie Angelica jedoch auf die nächtliche Scene zwiſchen dem Commerzienrath und dem alten Falſchmünzer zu ſprechen kam, ließ er die Thürklinke, die er bereits in der Hand hatte, wieder los; als ſie mit ihrer Erzählung von der kranken Lene zu Ende war, ſtand er bereits wieder mitten in der Stube.

Aber da ſieht man es ja, rief er, ich habe es ja immer geſagt: Geſchäfte mit Frauenzimmern zu haben, iſt das unglückſeligſte und miſerabelſte Ding von der Welt, der beſte Kopf wird zu Schanden, ſo wie er ſich auf die Ausſagen und Erzählungen eines Frauenzimmers verlaſſen muß! Ei zum Teufel doch, Sie kleiner verruchter Grasaffe, warum haben Sie mir denn das nicht längſt geſagt? Da haben Sie mir Briefe geſchrieben über Briefe, alle acht Tage einen, und ſo lang, daß, wenn Sie nicht ſolch allerliebſtes Pfötchen ſchrieben und wenn ich alter Thor nun nicht einmal in Sie vernarrt wäre bis über die Ohren, ich hätte ſie mit Fug und Recht gar nicht einmal zu Ende geleſen. Und was ſtand in all den ſchönen Briefen darin? Weibergewäſch, Klagen, Seufzer, Vorwürfe, daß ich dem Herrn Welſton nicht ſchon die Execution ins Haus gelegt — o gehen Sie doch, Sie kleine verwetterte Hexe! Tauſend unnützes Zeug haben Sie mir geſchrieben, und das einzige Vernünftige und Wichtige, was Sie mir hätten ſchreiben ſollen — bauz, da iſt ſie ſtill davon, da hat ſie ein Schloß vor dem Munde, da will es aus dem flinken Federchen nicht heraus! Ihr Advocat? Ei ja doch: eher will ich ja zehn Straßenräuber und Spitzbuben vom Galgen loslügen, als die beſte Sache führen für ſolch ein unverſtändiges, vergeßliches, liebes, leichtſinniges, allerliebſtes Kind!

Angelica verſtand ſich auf die Manier des alten Herrn zu wohl, um nicht zu wiſſen, daß er, wenn er auf dieſe Art fluchte und wetterte, innerlich eben am allervergnügteſten war und den allerbeſten Muth und Willen hatte. Auch mußte ſie ſich jetzt wohl ſelbſt ſagen, daß ſie einige Schelte verdient hatte; es war allerdings unverzeihlich, ja unbegreiflich von ihr geweſen, daß ſie Umſtände, die für die Beurtheilung dieſer Sache ſo wichtig waren und auf die ſie bei ſich ſelbſt auch wirklich ſo hohen Werth legte, gleichwohl bisher in den Verhandlungen mit ihrem Rechtsanwalt ſo völlig außer Acht gelaſſen hatte. Doch war das keineswegs blos, wie der Juſtizrath ihr Schuld gab, aus Leichtſinn oder Vergeßlichkeit geſchehen: ſondern theils hatte ſie einen viel zu hohen Begriff gehabt von der Gelehrſamkeit und der juriſtiſchen Strenge des Juſtizraths, als daß ſie ihm hatte Dinge mittheilen mögen, die ſie ſelbſt doch nur erſt für Vermuthungen halten durfte, noch dazu ziemlich ungewiſſe und unklare, theils auch waren ihr dieſelben zu unheimlich geweſen, um ſie dem Papier anzuvertrauen.

Der Juſtizrath hatte ſich in die Sophaecke geworfen und fuhr ſich eifrigſt mit den zehn ausgeſpreizten Fingern durch die buſchigen weißen Haare; es war dies ſein Lieblingsmanoeuvre, wenn er über etwas recht angeſtrengt nachdachte oder irgend einer Sache recht tief auf den Grund kommen wollte.

Und Sie haben wirklich deutlich gehört, ſagte er, daß das Wort Papiere zwiſchen dem Commerzienrath und jenem alten Gaudieb, von dem Sie ſagen, gefallen iſt?

Papiere, beſtätigte Angelica, die noch irgend wo ſein müßten; er erinnere ſich genau, ſagte

Herr Welſton, daß er ſie noch an etwas Anderm habe ſchreiben ſehen, das er bis jetzt noch nicht gefunden . . . .

Sie! ſie! brummte der Juſtizrath, aber diesmal bei weitem nicht in dem unzufriedenen Ton wie früher: wer iſt das — „Sie“? Es gibt viele „Sie“, mein Schatz; wer mir das beweiſt, daß das „Sie“ Ihre ſelige Frau Mutter iſt, das ſoll mir ein ganzer Kerl ſein, vor dem will ich die Segel ſtreichen!

Doch machte der Juſtizrath dieſen Einwand ſichtlich nur, um Angelica nicht zu allzu raſchen Hoffnungen zu verleiten. Daß er dem eben Gehörten ſelbſt großes Gewicht beimaß, das zeigte ſich am beſten an der ſorgfältigen Art und Weiſe, mit der er ſich nach allen Nebenumſtänden erkundigte und ein völliges Verhör über die betreffenden Vorgänge mit Angelica anſtellte.

Und Sie waren in jener Nacht, ſagte er,

da Sie den Commerzienrath belauſchten, alſo wirklich noch gar nicht zu Bett geweſen? Waren nicht etwa verſchlafen, oder im Traum, oder vielleicht gar nachtwandelnd, was ſehr romantiſch läßt für junge Damen, beſonders bei Proceſſen, und auch an ſich recht intereſſant ſein ſoll? Völlig klar, nüchtern, verſtändig? Sie hatten eine große Alteration vorher gehabt bei Ihrer Einfahrt ins Dorf: ſpukte davon nichts mehr nach im Köpfchen? Kein Fieber? Keine Phantaſien? He?

Angelica mußte lächeln über die Ausführlichkeit und Ernſthaftigkeit, mit welcher der alte Herr ſie examinirte; er ſaß da, ſo nachdenklich und machte ſolch überlegſames prüfendes Geſicht, nicht anders als ein Arzt, der einem recht gefährlichen Kranken an den Puls fühlt. Doch konnte ſie ſeine ſämmtlichen Fragen mit gutem Gewiſſen beſtätigen.

Und Ihre ſelige Frau Mutter, fuhr der Juſtizrath fort, war mit der Perſon, dem Frauenzimmer, Dings da, wie heißt ſie? dem kranken Weibsſtück, wirklich bekannt? vertraut bekannt? ſo daß ſich allenfalls denken läßt, ſie könnte ihr wichtige Briefſchaften oder ſonſtige Geheimniſſe zur Aufbewahrung anvertraut haben?

Auch dies konnte die junge Dame, die ihre Mutter ja als Kind ſo unzählige male an das Bett der kranken Lene begleitet hatte, nur der Wahrheit gemäß beſtätigen.

Hm, hm, ſo, ſo, ei, ei, murrte der Juſtizrath, indem er ſich immer eifriger in den Haaren zauſte — Nun gut, rief er endlich, ſprang empor, nahm das überraſchte Mädchen in die Arme und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die weiße Stirn: — Wenn das Frauenzimmer, die Lene, nicht etwa hyſteriſch iſt, oder mit Viſionen behaftet, oder ſonſt nicht recht bei Sinnen, ſo wollen wir der Sache jetzt ſchon auf den Grund kommen. Machen Sie nur, daß ich ſie ſelbſt zu ſprechen bekomme; wo wohnt ſie? wo ſteckt ſie? Alle Wetter, mein Kind, die Sache hat Eile, wir haben nur noch wenige Tage bis zu Ihrem Geburtstag: auf Sie und Ihre Ausſagen, Schatz, verlaſſe ich mich nun nicht mehr, das iſt nun vorbei: aber verſchaffen Sie mir ein ungeſtörtes verſtändiges Geſpräch mit dem Frauenzimmer, Sie können meinetwegen ſelbſt dabei ſein — noch heute wo möglich, dieſe Stunde noch — und wenn der Fuchs wirklich da im Loche ſitzt, geben Sie Acht, Schatz, ob wir ihn heraus kriegen, wir!

Neuntes Kapitel.

Der Sarg.

So ſchnell ging das nun aber keineswegs. Mit der gefährlichen Reizbarkeit ihrer kranken Freundin nur allzu wohl bekannt, beſtand Angelica darauf, dieſelbe auf den Beſuch des Juſtizraths wenigſtens einigermaßen vorzubereiten. Auch könne ſie es ohne Mitwiſſen und Erlaubniß des Meiſters nicht unternehmen, einen Fremden an das Krankenbett ſeiner Schweſter zu führen.

Der Juſtizrath meinte zwar, das wären unnütze Weitläufigkeiten. Wer Alles in der Welt immer nur ſo zierlich mit Handſchuhen anfaſſen wolle, der werde nicht weit damit kommen; auch pflegten bei Leuten dieſes Standes die Nerven nicht eben gar ſo empfindlich zu ſein. Doch beharrte die junge Dame ſo feſt bei ihrer Anſicht, daß er endlich nachgeben mußte.

Ueber der langen Unterredung, die wir in den letzten Abſchnitten mitgetheilt haben, war der Tag beinahe ſchon verſtrichen; Angelica, die es ſeit der letzten peinlichen Begegnung mit dem Tollen nicht mehr wagte, bei Abendzeit durch das Dorf zu gehen, mußte ihren Beſuch daher bis zum nächſten Morgen verſchieben. Schon von Weitem überraſchte es ſie, daß das Haus des Meiſters heut ſo ſtill daſtand, und daß ſie nichts vernahm von jenem Schnurren der Räder und jenem klappernden Takt des Webſtuhls, der der Nachbarſchaft ſonſt mit ſo viel Regelmäßigkeit den raſtloſen Fleiß des Meiſters und ſeines Sohnes verkündigte.

Indem ſie in das Haus trat, fiel ihr Blick durch die geöffnete Hofthür auf den Meiſter.

Derſelbe war beſchäftigt, einige lange, ſchmale Breter zurecht zu hobeln; andere ähnliche, mit grober, ſchwarzer Farbe angeſtrichen, lehnten zum Trocknen an der Wand. Ein einziger Blick genügte, um Angelica außer Zweifel zu ſetzen, was hier im Entſtehen war — es war ein Sarg, womit der Meiſter ſich beſchäftigte.

Dem Meiſter entging die ſchmerzliche Ueberraſchung nicht, die ſich bei dieſem Anblick in den Zügen des jungen Mädchens malte; mit einem halb tröſtenden, halb bittern Lächeln beeilte er ſich, ſie zu beruhigen.

Sie erſchrecken, ſagte er, gnädiges Fräulein, über die Arbeit, mit der Sie mich beſchäftigt finden? Nicht doch: meine Schweſter iſt wohl, ſo wohl, wie Sie dieſelbe ſeit Monaten kennen — das heißt, ſie lebt noch. Ich aber, da ich wieder einmal keine andere Arbeit für mich finde, wie kann ich die Feiertage, die ich habe, beſſer anwenden, als indem ich mir die Hütte baue, die letzte, die uns endlich Allen gewiß iſt? Ich bin, ſetzte er mit einem entſetzlichen Ausdruck von Hoffnungsloſigkeit und innerer Verzweiflung hinzu, auf dieſe Art doch wenigſtens ſicher, nicht wieder vergeblich zu arbeiten, und da es vermuthlich nur noch wenige Tage dauern wird, daß dies armſelige Dach über Ihrem Haupte mir gehört, ſo muß ich ja doch wohl bei Zeiten darauf bedacht ſein, mir einen andern ſicheren Fleck zu verſchaffen, wo ich mein Haupt hinlegen kann. Und dies — indem er mit ordentlichen Liebesblicken das Bret unter ſeinen Händen betrachtete — dies, gnädiges Fräulein, iſt der ſicherſte, der ruhigſte....

Nämlich mit der plötzlichen Abreiſe des Malers hatten diesmal auch die ſpärlichen Beſtellungen aufgehört, durch welche derſelbe bis dahin das Leben des Meiſters und ſeiner Familie gefriſtet hatte. Es thue ihm ſehr leid, hatte er durch die Wirthin ſagen laſſen: aber die Freunde, in deren Auftrag er bisher beim Meiſter habe arbeiten laſſen, hätten ihren Bedarf nun befriedigt; nicht einmal die Stücke mehr, die der Meiſter auf dem Stuhl habe, könne er ihm abnehmen. Auch ſei die letzte Arbeit bei weitem nicht ſo ausgefallen, wie man erwartet; es fehle dem Meiſter doch eigentlich an Geſchmack, ſeine Muſter ſeien veraltet, ſeine ganze Arbeit nicht mehr in der Mode; ſeine Zeit ſei vorüber, er werde gut thun, ſich um eine Unterkunft in der Fabrik des Commerzienraths zu bemühen. Doch wolle er ihm dieſen Rath allerdings nicht aufdringen: denn da er ja ſo lange ohne ſeine, des Malers, Kundſchaft gelebt, ſo werde er ſich ja wohl auch fernerhin ohne ihn behelfen können, und wünſche er ihm damit wohl zu leben.

War es die Abſicht des Malers geweſen, ſich der Verbindung mit dem Meiſter ſchnell und vollſtändig zu entledigen, ſo hatte er allerdings keinen ſchnellern und ſicherern Weg einſchlagen können. Der Stolz des, wie wir wiſſen, in ſeiner Kunſt ſo höchſt gewiſſenhaften, aber auch höchſt ehrgeizigen Mannes fühlte ſich durch die letztern Wendungen aufs Aeußerſte verletzt, zumal da die dicke Wirthin nicht verfehlte, dieſelben noch des Breiteſten auszuführen und durch eigene Zuthaten noch zu verſchlimmern. Der Maler hätte ihm jetzt das Product ſeines Kunſtfleißes mit baarem Gelde aufwiegen können — ſo ſtolz war der Meiſter und bis zu dieſer krankhaften Empfindlichkeit hatte ſich, unter dem Einfluß ſo vieler trüber Erfahrungen, ſeine natürliche Reizbarkeit geſteigert, daß er ſammt den Seinen hätte können am Verhungern ſein (wie er es denn wirklich war), und er hätte doch nichts mehr, weder mittelbar noch unmittelbar, von dem Maler angenommen! Schon ſeit zwei Tagen befand ſich Reinhold mit den fertigen Stücken auf der Wanderſchaft, um wo möglich einen Käufer dazu zu finden. Aber bei den vielfältigen traurigen Erfahrungen, welche der Meiſter ſelbſt in dieſer Hinſicht bereits gemacht hatte, zweifelte er keinen Augenblick daran, daß auch Reinhold unverrichteter Sache zurückkommen würde.

So ſehr der Meiſter ſich nun auch bemühte, gefaßt, ja gleichgiltig gegen das Engelchen zu erſcheinen, ſo errieth daſſelbe, auch ohne die Einzelheiten des Vorfalls zu wiſſen, dennoch, mit ſeinem natürlichen Scharfſinn und noch mehr mit dem Inſtinct ſeines liebevollen Herzens, auf der Stelle die Noth, in welcher der Meiſter ſich befand. Wäre es Reinhold geweſen, ſie hätte kein Wort hervorbringen können; aber dem Meiſter gegenüber wagte ſie es ſchon eher.

Meiſter, ſagte ſie, indem ſie die kleine Hand vertraulich auf ſeine hagere, gebeugte Schulter legte: Ihr wißt, wie lieb ich Euch habe, nicht meinen eigenen Vater könnte ich mehr verehren als Euch — wenn ein Vater in Noth iſt, an wen muß er ſich da wohl zuerſt wenden als an ſeine Tochter? Und wenn dieſe Tochter auch ſelbſt nur arm iſt und wenig mehr hat als ihren treuen, kindlichen Willen.

Der Meiſter mußte von ſehr fern liegenden, ſehr trüben Gedanken gepeinigt ſein, um die Worte des Engelchen ſo misverſtehen zu können, wie er that. Ach ja wohl, erwiderte er mit verhaltenem Seufzer, das eben iſt es ja: meine Tochter iſt ſehr arm, noch weit ärmer als ich — es iſt meine einzige Tochter, aber ſo weit hat es dieſer elende Menſch, ihr Mann, gebracht, daß ich ja nicht murren wollte und wollte dem Himmel dankbar ſein, wenn es meine Tochter wäre, für die ich dieſe Breter zimmere ....

Angelica ſah ein, daß ſie bei dieſer Stimmung des Meiſters den Gegenſtand, den ſie eben zu berühren im Begriff ſtand, nicht weiter verfolgen durfte; ſie ging daher ohne Weiteres zu der Angelegenheit über, um deren willen ſie gekommen. Den eigentlichen Zweck ſeines Beſuchs zu verrathen, hatte der Juſtizrath ihr aufs Strengſte verboten; es handle ſich, ſollte ſie vorgeben, um den tollen Heiner. Und da derſelbe in der That früher unter der Vormundſchaft des Juſtizraths geſtanden hatte und überdies auch, wie uns bekannt iſt, mit dem Hauſe des Meiſters in vertrautem Umgange ſtand, ſo hatte die Sache eben nichts Unwahrſcheinliches.

Aber kaum daß Angelica nur angehoben hatte von dem fremden, vornehmen Herrn aus der Hauptſtadt, welcher die kranke Lene zu ſprechen wünſchte, als der Meiſter den Hobel hinwarf, ſo heftig, daß das Eiſen klirrend herausſprang; ſeine Zähne knirſchten gegeneinander, und die hohlen matten Augen funkelten in fürchterlicher Gluth —:

Ein vornehmer Herr? knirſchte er, indem

ein heftiges, fieberiſches Zittern ſeinen ganzen Körper durchſchüttelte: ein vornehmer Herr aus der Hauptſtadt? zu meiner armen Schweſter Lene?! . . .

Durch dieſe plötzliche Umwandlung aufs Aeußerſte überraſcht, beeilte Angelica ſich den Namen des Juſtizraths zu nennen. Es iſt ein Ehrenmann wie wenige, ſetzte ſie mit einiger Empfindlichkeit hinzu, und überall, wohin er ſein ſiebzigjähriges Haupt trägt, wird daſſelbe mit Ehrfurcht und Freude begrüßt.

Der Meiſter athmete tief auf. Verzeihung, liebes Fräulein, ſagte er, indem ſein Antlitz ſich zu einem trüben Lächeln erheiterte: das Blut in meinem armen müden Körper rebellirt zuweilen; ich fürchte, es geht mir am Ende auch noch ſo, wie meinem armen Vater oder dem tollen Heiner — Aber was meine Schweſter, ſetzte er mit bitterm Spotte hinzu, noch kurz vor ihrem Ende für eine große Dame wird! die vornehmen Beſuche drängen ſich ja nur ſo vor ihrem Bette....

Und hier erfuhr Angelica denn zu ihrem Erſtaunen, daß vor einigen Tagen ganz unaufgefordert und ganz unvermuthet Herr Prediger Waller einen Beſuch bei der kranken Lene gemacht hatte. Es ſei ihm zu Ohren gekommen, hatte er dem Meiſter geſagt, daß ſeine Schweſter am Sterben: und da ſie zu verſtockt ſeien, das Wort Gottes aufzuſuchen, ſo müſſe daſſelbe, in ſeiner unverſiegbaren Gnadenfülle, ja wohl nur zu ihnen kommen. Was er mit Lenen ſelbſt verhandelt, darüber konnte der Meiſter keine Auskunft geben, da Herr Waller natürlich keine Zeugen bei ſeinem geiſtlichen Beſuch geſtattet und auch Lene ſich ſpäterhin nicht darüber ausgeſprochen hatte. Aber nach einzelnen Andeutungen zu ſchließen, war wenigſtens der Meiſter der Meinung, daß es keineswegs blos ein geiſtlicher Beſuch geweſen....

War es nun dies, oder kam dem Meiſter das Vorgeben mit dem tollen Heiner überhaupt nicht recht glaubhaft vor, genug, auch er wiederum ging auf die Bitte des Engelchen bei weitem nicht mit der Bereitwilligkeit ein, als daſſelbe erwartet hatte.

Sie wiſſen, ſagte er, wie eng wir in dem Hauſe hier — oder doch wenigſtens auf dieſer Seite des Hauſes, verbeſſerte er ſich, aneinander hängen, und daß nichts unternommen wird weder von dem Einen noch von dem Andern, worüber wir uns nicht Alle vorher gemeinſchaftlich berathen haben; es iſt das vielleicht eine ſehr gemeine, ſehr altmodiſche Sitte, aber bei ſo geringen Leuten, wie wir ſind, iſt das nun nicht anders. Sie müſſen mir daher auch geſtatten, nicht nur vorher mit meiner Schweſter Rath zu pflegen, ſondern namentlich auch mit meinem Sohne, dem Reinhold. Ich bin das, ſetzte er mit einem Ausdruck von väterlichem Stolz hinzu, der das blaſſe, hagere Antlitz mit einem ſichtlichen Schein von Freude verklärte, dem Reinhold ſo ſchuldig, der Reinhold iſt ſo brav, er iſt nicht blos mein Sohn, er iſt auch mein Freund, mein Bruder. Ich erwarte ihn heute Abend, ſpäteſtens morgen mit dem Frühesten. Der Gang, den er macht, iſt ja ſo unnütz, ich weiß es zum voraus — und muß der fremde Herr ſich alſo ſchon bis dahin gedulden.

Zehntes Kapitel.

Das Verhör.

So höchſt unwillkommen Angelica auch dieſer neue Aufſchub war, ſo war dieſer Grund doch von der Art, daß ſie ihn reſpectiren mußte. Der Juſtizrath freilich murrte und knurrte entſetzlich; da habe ſie es nun, und das ſei nun die Folge, wenn ſolche junge Schneegänſe klüger ſein wollten als alte erfahrene Männer. Ueberhaupt, wie es wenigſtens dem Engelchen vorkam, hatte ſich ſein Eifer bereits wieder ziemlich abgekühlt; er ſchalt und zankte mit ſich ſelbſt, daß er ſich von der jungen Phantaſtin habe anſtecken laſſen, und noch am folgenden Nachmittag, als Angelica bereits mit ihm auf dem Wege zum Hauſe des Meiſters war, zeigte er nicht übel Luſt, wieder umzukehren.

Was wird es ſein! rief er, der vornehme Prinz, der Weberſohn, wird noch nicht zurück ſein, oder ihre Durchlaucht, die kranke Prinzeſſin, iſt nicht bei Laune, und ſie ſchicken uns mit langer Naſe wieder heim! Nein, wahrhaftig, mein gutes Engelchen, das iſt die Art nicht, mit ſolchen Leuten umzugehen, die muß man ein bischen ſcharf anfaſſen, kurz und ſcharf —

Diesmal jedoch traf die argwöhniſche Vorausſetzung des Juſtizraths nicht ein. Sie fanden im Gegentheil Alles zu ihrem Beſuch eingerichtet und vorbereitet. Der Meiſter ſelbſt hatte das Haus verlaſſen; der blödſinnige Großvater, der ſie unter der Hausthür erwartete, begnügte ſich, ihnen zum Willkommen Kußhändchen zuzuwerfen, wobei beſonders das ſtattliche weiße Haar des Juſtizraths ſeine ganze Bewunderung zu erregen ſchien, um ſich gleich darauf in das Zimmer der ſchwarzen Margareth zurückzuziehen. Schon ſeit zwei Tagen und Nächten war Konrad gar nicht mehr nach Hauſe gekommen; ſelbſt nur die Geſellſchaft des blödſinnigen alten Mannes war für Margareth eine Erquickung in ihrer Todesangſt, um ſo mehr, als er ja der Einzige war, dem ſie dieſelbe klagen durfte — denn er verſtand ſie nicht!

Reinhold allein war bei Lenen gegenwärtig. Er trat dem Juſtizrath mit jenem Anſtand und jener feinen, faſt vornehmen Haltung entgegen, welche die Natur, in ſeltſamer Laune, dieſem Sohne des Elends mitgegeben hatte, und um die mancher Hochgeborene ihn hätte beneiden können.

Das gnädige Fräulein, ſagte er, hat uns ihren Wunſch mitgetheilt, Ihnen, mein Herr, eine Unterredung mit meiner Tante zu verſchaffen. Alles, was das gnädige Fräulein will und wünſcht, iſt für uns Befehl; Sie finden meine Tante bereit, Ihnen jede Auskunft zu geben, die ſie vermag — und die Sie ſelbſt, ſetzte er mit feiner Beziehung hinzu, mit Ihrem Zuſtande werden verträglich finden.

Der Juſtizrath, der ſich unter dem Weberssohn eine ganz andere Erſcheinung vorgeſtellt hatte, maß denſelben von oben bis unten. So, ſo, nun, nun, hat gar nichts zu ſagen, dank' auch ſchön, brummte er, werden ja ſehen....

Auch Angelica hatte inzwiſchen ihr Auge in der engen Stube umherſchweifen laſſen — ſie wußte wohl weshalb: da lag es richtig, in der Ecke, halb unter dem Webſtuhl verborgen, das ſaubre, künſtliche Geſpinnſt, von welchem der Meiſter ihr geſtern erzählt hatte und das nun alſo in der That unverkauft in ſein Haus zurückgekehrt war.

Doch blieb ihr jetzt keine Zeit, weitere Reflexionen darüber anzuſtellen; der Juſtizrath hatte ſich mit raſchen ſtarken Schritten zwiſchen den Webſtühlen hindurchgedrängt und ſtand jetzt dicht vor dem Bett der Kranken. Lene lag gefaßt und ruhig auf ihrem Kiſſen, deſſen blendende Weiße dennoch kaum von der Farbe ihres Antlitzes zu unterſcheiden war; ſie nickte Angelica flüchtig zu und heftete dann das matte, geröthete Auge erwartungsvoll auf den Juſtizrath.

Dieſer war, ſo wenig er es ſich auch ſelbſt geſtehen mochte, durch die ganze ſeltſame Situation ein wenig aus dem Concept gebracht; er hatte erwartet, gemeine, rohe Menſchen zu finden, und ſah nun überall auf den Geſichtern wie in der Umgebung, ſo ärmlich dieſe letztere auch war, eine gewiſſe Bildung, einen gewiſſen Wohlanſtand, daß er bei ſich ſelbſt in Zweifel gerieth, ob die kurze, barſche Anrede, die ihm ſchon auf der Zunge ſchwebte, hier auch wirklich am Orte wäre.

Aber die Kranke ſelbſt kam ihm zuvor. Sie ſind, ſagte ſie, ſich halb aufrichtend, mit leiſer, doch feſter Stimme, der Herr Juſtizrath . . . .?

Habe die Ehre, brummte der Juſtizrath, der es höchſt reſpectwidrig fand, daß dieſe Perſon ſich unterſtand ihn zuerſt anzureden, ſtatt, wie es ſich gehört hätte, ſeine Anrede zu erwarten: und Sie, hör' Sie mal, Frau oder Mamſell, wer iſt denn Sie ſo eigentlich?

Denn ſo feſt hatte der Juſtizrath ſich nun einmal in gewiſſe Formen eingelebt, daß er gar nicht mehr daran dachte, ſie könnten für Andere verletzend ſein; bei aller Humanität, die er wirklich beſaß und übte, würde es ihm doch ſchlechthin unmöglich geweſen ſein, eine Frau dieſes niedern Standes und in dieſer ärmlichen Umgebung anders als mit dieſem geringſchätzigen „Hör' Sie mal“ anzureden.

Angelica war roth geworden bis über die Augen; ſie fürchtete, die harte Anrede des alten

Herrn möchte ihre Freundin verletzt haben, und zugleich ſchämte ſie ſich vor Reinhold, deſſen reizbares Gefühl in Allem, was ſeine Tante betraf, ihr wohl bekannt war, einen ſo unfreundlichen Gaſt ins Haus gebracht zu haben.

Aber Lene ſchien die Worte des Juſtizraths kaum beachtet, wenigſtens nicht verſtanden zu haben.

Ein Juſtizrath, fuhr ſie fort, ihn noch immer mit nachdenklichen Blicken prüfend, das iſt ja wohl ſo etwas wie ein Advocat, ein Rechtsgelehrter, nicht wahr, mein Herr?

Nun zum Geier, rief der Juſtizrath, hell lachend (denn wirklich kam es ihm höchſt poſſierlich vor, daß er, der hierher gekommen war, um zu examiniren, vielmehr examinirt ward), das wird ja nett, die nimmt mich ins Gebet, ſtatt daß ich ſie ausfragen wollte! Dieſe verwünſchten Weiber laſſen doch das Schwatzen nicht und wenn ihnen der leibhaftige Tod ſchon auf der Zunge ſitzt; will Sie etwa Ihr Teſtament machen, Sie da, daß Sie ſo ſehr nach einem Advocaten ſchreit?

Vielleicht etwas der Art, erwiderte Lene: ich habe mich ſchon lange danach geſehnt, einen Herrn vom Gericht zu ſprechen, ich habe ihm etwas anzuvertrauen, ihn nach etwas zu fragen . . . .

Hier hielt ſie inne, indem ihr Auge voll Verlegenheit über Angelica hinſtreifte.

Der Juſtizrath horchte hoch auf, das Herz im Leibe hüpfte ihm vor Freude: kein Zweifel, man kommt ihm ſelbſt auf halbem Wege entgegen, es wird der Winkelzüge und Vorreden gar nicht erſt bedürfen, in fünf Minuten hat er es heraus, ob hier wirklich ein Geheimniß exiſtirt, welches für Angelica von Wichtigkeit iſt, oder nicht.

Den Blick der Kranken hatte er ſogleich verſtanden. Reinhold war gleich zu Anfang des

Geſprächs beſcheidentlich in die Kammer getreten, dieſelbe, welche wir bereits aus jener nächtlichen Scene zwiſchen dem Meiſter und ſeinem Sohne kennen. Ohne lange zu überlegen, faßte der alte Herr Angelica beim Arm, ſchob ſie ebenfalls in die Kammer, zog die Thür heran....

Das Ganze war ſo ſchnell vor ſich gegangen und hatte ſo ſehr ſich gleichſam von ſelbſt gemacht, daß Angelica erſt zur Beſinnung kam, als die Thür hinter ihr zuflog. Der plötzliche Lichtwechſel (das Kämmerchen hatte nur hoch oben ein kleines Fenſter, und überdies brach draußen auch bereits der Abend herein) vermehrte noch ihre Beſtürzung; es dauerte einige Zeit, bevor ſie die Gegenſtände um ſich her unterſcheiden konnte — und das Erſte, was ſie dann erkannte, war dicht neben ihr Reinhold's treues, ernſtes Angeſicht.

Dicht neben ihr, ſagen wir: denn in ſo ehrerbietiger Entfernung der junge Mann ſich auch zu halten ſuchte, ſo war doch der Raum in der Kammer viel zu eng, als daß ſie nicht bei alledem ziemlich nahe bei einander geſtanden hätten. Noch vor wenigen Monaten würde Angelica, bei ihrem kindlichen Sinn und dem wahrhaft ſchweſterlichen Vertrauen, das ſie zu Reinhold hegte, ſich nicht im mindeſten von dieſer Nähe genirt gefühlt haben; wie oft nicht als Kinder hatten ſie in eben dieſer Kammer Verſteckens geſpielt, welche Märchen und Geſchichten hatten ſie ſich hier erzählt, in eben ſolcher Dämmerſtunde und eben ſo abgeſperrt wie heute, während drinnen Angelica's Mutter ihr Herz gegen die kranke Lene ausſchüttete! Aber heute empfand ſie wirklich etwas, es war nicht Verlegenheit, nicht Angſt, nicht Scham, aber ein Gemiſch war es von allem dieſen, ein ſeltſam ſchauerliches und dabei doch ſüßes Gemiſch....

Die Dämmerung im Kämmerchen geſtattete nicht mehr Reinhold's Geſichtszüge deutlich zu unterſcheiden; nur die großen klaren Augen leuchteten ihr wie Sterne entgegen, die braunen Locken, die das ſchöne ernſte Geſicht einfaßten, verſchwammen gleichſam mit der Dämmerung, die ſie umſpielte. Es war dem jungen Mädchen, indem ſie ſchamhaft vor ſich niederblickte, als ob ſie den Athem des jungen Mannes mit warmem, weichem Hauch auf ihrer Stirne fühlte; auch meinte ſie ein Herzpochen zu hören, ſo haſtig, ſo beklommen, und doch dabei ſo laut, ſo ſtürmiſch — war es ihr Herz? war es ſeines?

Sie ſuchte nach einer Anrede, um durch ein Geſpräch das Peinliche dieſer Situation zu erleichtern. Aber vergebens durcheilte ſie den ganzen Vorrath ihrer Gedanken, die Gedanken ſelbſt hielten nicht Stand, es kam ihr Alles ſo klein, ſo abgeſchmackt, ſo unpaſſend vor....

Reinhold ſelbſt befreite ſie aus ihrer Verlegenheit. Sie haben mir, gnädiges Fräulein, ſagte er, vor Kurzem durch meine Schweſter Margareth einen Auftrag zugehen laſſen, an den Maler Schmidt; ich bin erſt geſtern, auf meiner Wanderung, wo ich den Herrn Maler Schmidt zufällig in einem Dorfe, vier Stunden von hier, antraf, ſo glücklich geweſen, denſelben ausrichten zu können ....

Trotz der Dunkelheit war Angelica purpurroth geworden — aber jetzt nicht aus Scham, ſondern aus hellem, lichtem Zorn: von allem Andern hätte er anfangen können zu ſprechen, nur daß er gerade dieſen Gegenſtand zur Sprache brachte, das kränkte, das verletzte ſie, und zwar nicht durch den kalten, feierlichen Ton allein, mit welchem er es that ....

Und was haben Sie ihm ausgerichtet? fragte ſie ſtolz: da ich Ihnen ja noch gar keinen Auftrag gegeben hatte.

Daß das gnädige Fräulein den Herrn Maler Schmidt vor Kurzem gewünſcht hätte zu ſprechen, erwiderte der junge Weber mit ehrerbietigem, doch gemeſſenem Tone. Ich hatte Mühe, ſetzte er nach einer kurzen Pauſe, da Angelica ihn ohne Antwort ließ, hinzu, den Herrn Maler zu erkennen, in ſo vornehmer Geſellſchaft traf ich ihn, und mit einem ſo ganz andern Namen hörte ich ihn anreden; er ging Arm in Arm mit goldbetreßten Offizieren und man nannte ihn Hern von —

Und was antwortete er Ihnen? fiel ihm das Engelchen haſtig in die Rede. Sie wußte kaum mehr, was ſie ſprach, ſo aufgeregt und verlegen war ſie; ja hätte ſie den weißen Kopf des Juſtizraths jetzt nur zwiſchen den Händen gehabt, ſie hätte ihn wollen zauſen, dafür, daß er ſie auf ſo unvorſichtige, unſchickliche Weiſe mit dieſem jungen Manne zuſammengeſperrt!

Er würde ganz gewiß heute oder morgen zurückkommen und dem gnädigen Fräulein ſogleich ſeine Aufwartung machen. Der Herr —

Maler ſchien ſehr erfreut, von dem gnädigen Fräulein zu hören; er bot mir einen Thaler an als Botenlohn ....

Nein, dieſes Geſpräch mußte eine andere Wendung bekommen, um jeden Preis! Angelica ſchwindelte, Beſchämung, Zorn, Unwillen ſtritten ſich in ihrem Herzen, ſie wußte ſelbſt nicht in dieſem Augenblick, wem ſie böſer war, dem Juſtizrath, oder Herrn von Lehfeldt, oder Reinhold — oder auch ſich ſelbſt ....

Eben in dieſem Moment hörten ſie die Stimme des Juſtizraths gewaltig zu ihnen herübertönen. Wand und Thür waren dünn und ſchlecht; auch ſprach der Juſtizrath nach ſeiner Gewohnheit außerordentlich laut und vernehmlich. Was er ſprach, ſetzte Angelica in Erſtaunen, indem es zugleich ihre Verlegenheit noch höher ſteigerte. Er hatte ſeine Zeit vortrefflich benutzt, der alte Prakticus, es ließ ſich nicht leugnen; der Himmel mochte wiſſen, wie er es angefangen —

Aerzte und Advocaten haben ihre eigene Kunſt, die Leute zum Sprechen zu bringen — genug, das Geheimniß, welches Angelica ſo lange beunruhigt hatte, ſchien wenigſtens zur Hälfte enthüllt.

Aber Sie unverſtändiges Weib Sie, ſchrie der Juſtizrath, der nur um ſo heftiger eiferte, je vergnügter er innerlich war: das muß Sie ja doch ſelbſt einſehen, daß ſich das ganz gleich bleibt, heut oder in drei Tagen! Heraus mit dem Wiſch! Wenn die ſelige Madame Wolſton Ihr geſagt hat, Sie ſoll ihrer Tochter das Papier nicht früher geben, als bis ſie mündig wird, ſo iſt das zu verſtehen, wie Alles in der Welt, mit Bedingungen! Mündig iſt, wer verſtändig iſt — davon hat Sie nun wieder keinen Begriff, Sie vertracktes Weib Sie! Fräulein Angelica iſt verſtändig, alſo iſt ſie mündig, und wenn ſie es nicht wäre, ſo bin ich es — da, bah, ſeh' Sie meinen alten grauen Kopf an, ſeh' ich aus wie ein Narr? ſeh' ich aus wie ein Spitzbube? Ich bin Fräulein Angelica's Advocat, ihr Vormund, ihr Vater; wenn Sie Fräulein Angelica wirklich ſo lieb hat, wie Sie ſich ſtellt, und die gute ſelige Frau dazu, ſo mache Sie jetzt nur ſchnell und gebe Sie die Papiere heraus, ohne Umſtände, auf der Stelle, ich ſag's Ihr im Guten!

Aber die ſelige Frau hat ja meinen Eid! ſtöhnte die Kranke mit aller Anſtrengung, deren ſie fähig war.

Wer Teufel heißt aber eine Frau, wie Sie, auch Eide ſchwören, als die Ihr vom Gericht abverlangt werden! rief der Juſtizrath. Und wenn Sie nun vorher noch ſtürbe? und wenn Ihr das Papier geſtohlen wird? Hat Sie es denn nur noch wirklich? Zeig' Sie mal her, wo hat Sie es denn?

Lene murmelte ſo leiſe, daß ihre Antwort in der Kammer nicht zu verſtehen war.

Angelica wagte nicht mehr zu athmen; trotz der Dunkelheit um ſie her, fühlte ſie deutlich, wie Reinhold's erſtaunter, vorwurfsvoller Blick auf ſie gerichtet ſein müßte. Sie konnte ſich nicht freuen über die Entdeckung, welche der Juſtizrath gemacht hatte, konnte überhaupt nichts mehr denken, gar nichts — und doch mußte ſie ſprechen! ſprechen zu Reinhold, gleichviel was, nur damit ſie die Stimme des alten Juſtizraths übertäubte! nur damit Reinhold dieſen barſchen Ton nicht hörte, in welchem der Juſtizrath mit ſeiner Tante verhandelte, nur damit er nicht merkte, daß Angelica ihn ſelbſt hintergangen hatte!

In ſolchen Fällen, wo man ein Geſpräch mit Gewalt in Gang bringen will, iſt man in der Wahl des Stoffs bekanntlich in der Regel nicht ſehr glücklich. Angelica ging es nicht beſſer; um nur irgend etwas zu ſprechen, und weil ſie zugleich eine dunkle Empfindung hatte, als hätte ſie an Reinhold bei alledem etwas gut zu machen, ſagte ſie:

Ich habe da vorhin beim Hereintreten ein ſehr ſchönes Gewebe geſehen; wenn es noch unverkauft iſt, möchte ich Sie erſuchen, es mir zu überlaſſen, ich könnte eben Gebrauch davon machen ....

Aber vergeblich, der Juſtizrath mit ſeiner dröhnenden Stimme ſchnitt ihr die Rede vom Munde ab.

Ich habe es Ihr ja ſchon geſagt, polterte er: nein, die Sache kann nicht warten, auch nicht bis übermorgen, Fräulein Angelica will heirathen, na nu weiß Sie es, das iſt doch ein Punkt, den die Weibsbilder allemal reſpectiren — ja, heirathen — wen? Na das braucht Sie auch wohl zu wiſſen! Einen verkleideten Prinzen — iſt Sie nun zufrieden?

Ah, ſagte Reinhold, indem er jetzt erſt die Anrede des Engelchen beantwortete: ich verſtehe — zur Ausſtattung, gnädiges Fräulein; dazu iſt es aber in der That viel zu gering für Sie....

Und wenn draußen der Tod in ſeiner abſchreckendſten Geſtalt geſtanden hätte, ja tauſendfacher Tod, ſie hätte es nicht länger ausgehalten in dieſer Lage! Haſtig riß ſie die Thüre auf, trat in die Stube —

Sie kam im richtigen Moment; die arme Lene hatte die gewaltſame Anſtrengung, mit der ſie ſich bis dahin aufrecht erhalten, nicht länger zu ertragen vermocht, ihre Sinne ſchwanden, ſie drohte in eine Ohnmacht zu fallen ....

Das iſt ja wörtlich, wie ich geſagt habe, wetterte der Juſtizrath: ein hyſteriſches Weibsbild, verdreht im Kopf, weiß ſelbſt nicht, was ſie will. Der Henker ſoll in ſolche Wirthſchaft ſchlagen! Mit der ganzen Sippſchaft will ich nichts mehr zu thun haben! Mit Ihnen auch nicht, Engelchen, hören Sie wohl? mit Ihnen auch nicht! Sie ſind ſo unvernünftig wie die

Andern, dabei kann man keine Ehre einlegen — ich reiſe noch heute, ja ganz gewiß, noch heute reiſ' ich ab!

Fluchend ſtampfte er zur Thür hinaus; es fehlte nicht viel, ſo wäre er über den alten blödſinnigen Großvater geſtolpert, der beſcheiden auf dem Gange vor der Thüre hockte. Aus Margareth's Stube hörte man wüſtes Schimpfen und Fluchen, das hatte den armen Alten vermuthlich vertrieben; es war Konrad's Stimme, er war alſo doch wenigſtens wieder nach Hauſe gekommen.

Unter Angelica's Bemühungen hatte Lene ſich bald wieder erholt; mit lautem Schluchzen drückte das junge Mädchen die Hand der Freundin an die Lippen, gleichſam als ob ſie um Verzeihung bei ihr bäte, und eilte dann dem Juſtizrath nach. Denn wenn der ſeine Drohung vollführte, wenn er wirklich abreiſte, jetzt, wo die Entſcheidung ſo nahe vor der Thüre ſtand —

ſie wagte den Gedanken nicht auszudenken. Außerdem aber mußte ſie auch dem Unwillen Luft machen, den ſie über die Art und Weiſe empfand, wie der alte Herr das Geſpräch mit der kranken Lene geführt, ſowie namentlich über die ſeltſamen Erfindungen, die er ſich dabei auf ihre, des Engelchen, Koſten erlaubt hatte.

Aber damit kam ſie ſchlecht bei ihm an. Der alte Herr ſpie wirklich Feuer und Flamme; es half ihr nichts, daß ſie ſich noch ſo ſchmeichelnd an ſeinen Arm hing —

Das iſt Alles eins, ein Narrenhaus, rief er, hier wie drüben! Hat man je ſolchen Einfall gehört! Ihre Mutter war auch verrückt, daß Sie es nur wiſſen, Engelchen; gibt ein Papier, ein Document, welches allem Vermuthen nach höchſt entſcheidende Nachrichten für Sie enthält, einem Frauenzimmer in Verwahrung, einem ſchwindſüchtigen Frauenzimmer, das alle Tage ausgehen kann wie ein Licht, und das ebenfalls nicht recht klug iſt im Kopfe! Herr mein Gott, hat man je ſo was Verrücktes ausgeſonnen! Einem honetten Notar mußte Ihre Mutter das geben, bei Gericht mußte ſie es deponiren, da war die Sache in Richtigkeit, und wenn es funfzig Jahre gedauert hätte; — ich habe wohl noch ganz andere Papiere in Verwahrung gehabt, von ganz andern Leuten, ich dächt' es! Aber dieſe Frauenzimmer! Sie machen nichts als Confuſionen, geſund oder krank, todt oder lebendig ....!

Aber nur welch Papier? fragte Angelica, indem ſie vergeblich ſich bemühte, ihn feſtzuhalten.

Je nun, gutes Engelchen, polterte der Juſtizrath: Sie ſind doch aber auch wirklich ein bischen gar zu einfältig, daß Sie das noch nicht gemerkt haben! Die Sache war gar nicht ſo ſchwierig, das Frauenzimmer kam mir von ſelbſt damit entgegen; weiß der Henker, was das bedeuten ſoll, daß ſie ſich zu Ihnen ſo lange geſträubt und ſo wunderlich damit gethan hat. Sie werden ſie wohl nur nicht verſtanden, wohl nach Ihrer gewöhnlichen Art zu viel Umſtände mit ihr gemacht haben. Das arme Weib ſcheint ſich ſehr vor dem Tode zu fürchten, das wird es ſein, und hat wohl gedacht, ſie würde noch hinſterben, bevor ſie das Papier in die rechten Hände gegeben. Sie fragte mich anfangs, ob es kein Geſetz gäbe, welches befiehlt, daß die Leute, wenn ſie todt ſind, auch ordentlich begraben werden. Verdrehter Einfall! Ein Geſetz zum Begraben! Damit muß ſie ſich an die Polizei wenden, die Gute; ſie ſcheint Angſt zu haben, daß ſie nicht nach ihrem Tode umherſpukt, vielleicht hält ſie ſich für einen Wehrwolf oder dergleichen ....

Aber das Papier? wiederholte Angelica dringend, das Papier von meiner Mutter?

Ja, das Papier von Ihrer Mutter, ſpottete der Juſtizrath ihr nach; ein Papier, das Ihre Mutter dem Weibsbild zur Aufbewahrung gegeben hat, und das ſie Ihnen nicht früher ausliefern ſoll als übermorgen, an dem Tage, wo Sie mündig werden.

Ei nun, ſuchte Angelica ihn zu begütigen, das ſind ja nur noch zwei Tage; haben wir uns ſo lange geduldet, ohne alle Ausſicht und Hoffnung, ſo wird ja dieſer kleine Aufſchub ſich wohl auch noch ertragen laſſen ....

Wird er es?! rief der Juſtizrath zornſchäumend: wirklich? wird er es? Ei ſehen Sie doch, was Sie klug ſind! Kleiner Aufſchub! wird ſich ertragen laſſen! Ich habe das Papier nicht geſehen, aber ich kann mir ſo ungefähr denken, was es ſein wird: eine Verwahrung, ich begreife, Ihre Mutter hat das Teſtament nicht freiwilliger Weiſe ſo geſchrieben, eine Nichtigkeitserklärung, ich kann es mir denken, es kommt Alles darauf an, daß wir das Document zum richtigen Tage präſentiren — Aber Sie freilich wiſſen, daß auf zwei Tage mehr oder weniger nichts ankommt! O nun ja, da brauchen Sie mich ja auch gar nicht mehr, da iſt ja Alles in ſchönſter Ordnung! Warum hab' ich alter Eſel mich denn auch für Sie bemüht? Leben Sie recht wohl, gnädigſtes Fräulein — kleiner Aufſchub! Ja freilich, ein junges grünes Frauenzimmer weiß das jetzt beſſer als ein alter grauer Mann — Leben Sie recht wohl! Und wenn Sie noch einen Advocaten brauchen — ich führe keine Proceſſe mehr für Weiber!

Und bevor das Engelchen es noch hatte hindern können, hatte er ihren Arm aus dem ſeinen losgemacht und verſchwand vor ihr in der Dunkelheit. Wieder ſtand ſie allein — ſie hatte in ihrer Aufregung gar nicht Acht gegeben auf den Weg, den ſie gingen. — Aber ja, da glänzen die hellen Fenſter der Schenke, da vor ihr das Lichtchen im Graben iſt das Haus des alten Sandmoll ....

Bei dem Gedanken an den alten Sandmoll ergriff ſie ein Grauſen; ſie fürchtete ſchon wiederum aus irgend einer Ecke ſeine Ungeſtalt hervortauchen zu ſehen, aus irgend einem Winkel ſein abſcheuliches Gurgeln und Kichern zu hören. Sich gewaltſam ermuthigend, wollte ſie ſchon über die Schloßbrücke eilen ....

Als plötzlich ein ſanfter Arm ſie hielt und eine leiſe, wohltönende Stimme ſie anredete.

Elftes Kapitel.

Herr und Diener.

Zur ſelben Stunde, wo der Juſtizrath wegen des Documentes, das ſich in den Händen der kranken Lene befand, in ſo heftigen Zorn gerieth, bildete eben dieſes Document noch an einem andern Orte den Gegenſtand einer Unterhaltung, die minder lärmend, aber darum nicht minder leidenſchaftlich geführt ward.

Es geſchah nicht eben häufig, daß der Commerzienrath ſeinen Inſpector, den alten Sandmoll, in deſſen Behauſung aufſuchte. Doch geſchah es zuweilen. Heute, ſo dicht vor der Einweihung des neuen Fabrikgebäudes, wo es noch ſo mancherlei zu ordnen und einzurichten gab und wo noch ſo viele Aufträge zu ertheilen waren, konnte dieſer Beſuch am wenigſten auffallen.

Wir haben die Oertlichkeit ſchon früher beſchrieben. Wie damals, kniſterte ein mächtiges Feuer in dem alten rieſigen Ofen; wie damals, ſaß die Diebsloore, das Geſangbuch in der Hand, vor dem Feuer und ſummte mit leiſer Stimme die geiſtlichen Melodien vor ſich hin. Es war das, ſo ſehr der Sandmoll ſich auch darüber ärgerte, ein für allemal ihre herkömmliche Abendbeſchäftigung; ſelbſt die Anweſenheit des Fabrikherrn konnte ſie derſelben nicht untreu machen. Ihre großen todten Augen ſtarrten dabei halb über das Buch hinweg, gedankenlos in die Flamme, ihre Kinnlade bewegte ſich mechaniſch auf und nieder; ſelbſt wenn ſie nicht ſo taub geweſen wäre, wie ſie war, hätte man doch in ihrer Gegenwart dreiſt jedes Geheimniß berathen können, ſo verſunken war ſie in ihre Andacht.

Der Commerzienrath, nach ſeinen Geberden zu urtheilen, war ſehr unzufrieden mit dem alten, ſonſt ſo erprobten Diener. Er hatte die eine Hand auf dem Rücken zuſammengeballt, in der andern ſchwenkte er, mit ſtarken Schritten auf- und niedergehend, ſeine Reitgerte; es hatte ganz den Anſchein, als ob er nicht ſehr böſe darüber ſein würde, falls die Peitſche, wie er ſo auf- und abwandelte, einmal unverſehens dem Alten zu nahe kommen ſollte.

Ich glaube, ſagte er, Schurke, du hintergehſt mich — haſt mich ſchon hintergangen? . . .

Der alte Verbrecher ſtand baumſtill, wie er pflegte, in militairiſcher Haltung, was bei ſeinem unglücklichen, verſchrobenen Körperbau ſich doppelt wunderſam ausnahm. Und wie ein wohlabgerichteter Soldat ließ er auch den Commerzienrath nicht aus den Augen, ſondern verfolgte ihn getreulich mit Blicken, bald rechts, bald links ſehend, wie der Commerzienrath ſich wandte.

Selbſt wenn die Spitze der Reitgerte ſich ſeinem Scheitel näherte, zuckte er nicht; nur ſeine Augen traten dann noch weiter zurück, und es konnte für Augenblicke ſcheinen, indem er ſo daſtand, ſtarr, regungslos, mit verhaltenem Athem, als wäre er eine Leiche.

Ich glaube, ſagte der Commerzienrath, Schurke, du hintergehſt mich — haſt mich ſchon hintergangen?

O mein beſter Herr Commerzienrath, röchelte der Alte, wie Sie nur ſo etwas ſagen können von Ihrem treueſten Diener! Ein Herr und ein Diener, die einander ſo lieb ſind, die ſo viel Geheimniſſe mit einander theilen, wie könnten die wohl Einer den Andern hintergehen!

Ich? Geheimniſſe mit dir? Verſuch es, Elender! verſuch es! rief der Commerzienrath: da, da, ich ſelbſt will deine Papiere in alle Welt ſtreuen, damit du ſiehſt, ob ich dich fürchte!

Mit dieſen Worten ſprang er auf den Tiſch zu, der dem Sandmoll als Schreibtiſch diente, und zerrte mit ſtarker Fauſt an dem alten wurmſtichigen Kaſten.

Der gnädige Herr ſuchen meine Papiere? erwiderte der Sandmoll gleichmüthig: der gnädige Herr wiſſen ja, daß ich meine Papiere verbrannt habe, auf Ihren eigenen Befehl, verbrannt alle zuſammen, bis auf das letzte Blättchen ....

Lore hatte gewiß keine Ahnung von der leidenſchaftlichen Wendung, welche das Geſpräch des Commerzienraths mit ihrem Manne zu nehmen im Begriff ſtand; eben, wie der Sandmoll von ſeinen verbrannten Papieren ſprach, hob ſie mit heller, kreiſchender Stimme einen neuen Choral an, indem ſie zu gleicher Zeit die Feuerzange raſſelnd hinter ſich warf.

Der Commerzienrath blickte ſich, unwillig über die Störung, nach ihr um. Sie iſt ſo gar taub, das gute Weib, entſchuldigte der Sandmoll.

Herr Wolſton ging wieder einige Zeit ſchweigend auf und nieder.

Ich frage nichts nach deinen Papieren, ſagte er dann, ich verachte den Verrath, den du an mir üben könnteſt und deſſen erſtes Opfer, du weißt es wohl, du ſelbſt ſein würdeſt; ein einziges Wort von mir, dem reichen, vornehmen, unbeſcholtenen Manne, würde hinreichen, dein ganzes Zeugniß zu nichte zu machen; du biſt in meiner Hand ....

Der Sandmoll duckte ſich, aus Unterwürfigkeit offenbar; allein indem der Commerzienrath ihm den Rücken zuwandte, flammte aus ſeinen kleinen Augenſchlitzen ein ſtechendes grünliches Feuer, das ſah nicht aus wie Unterwürfigkeit.

Wie geſagt, fuhr Herr Wolſton fort, nicht von deinen Papieren iſt die Rede, ſondern von denen, welche da drüben ſein müſſen, im Hauſe des Meiſters, ich weiß es, und die ich haben will, noch heute, dieſe Stunde, dieſen Augenblick! rief er, indem er herriſch auf die Erde ſtampfte: ſeit wie lange, elender Gauner, haſt du verſprochen, ſie mir zu verſchaffen? Und immer ſind es nichts als leere Worte geweſen!

Der Sandmoll blieb unbeweglich. Der gnädige Herr wiſſen, ſagte er, daß ich ſelbſt nicht mehr in das Haus des Meiſters kommen darf, ohne mein armes Leben zu riskiren. Das gute Weib da (indem er auf ſeine Gefährtin deutete) hat nicht ganz das Geſchick, wie ich — es iſt auch nicht zu verlangen, mein Gott, als Frauenzimmer —, aber ſie hat ſich alle Mühe gegeben, und der gnädige Herr, dächte ich, könnte ſchon immer zufrieden ſein mit dem, was er durch ſie erfahren hat.

Nichts hab' ich erfahren, rief der Commerzienrath, ſchlimmer als nichts! zu wenig, um der Sache auf den Grund zu ſehen, und viel zu viel, um ſie jemals aus den Gedanken zu verlieren! Es exiſtirt drüben eine Schrift meiner verſtorbenen Frau ....

Bei der kranken Lene, ſchaltete Sandmoll ein; die Lore hat es aus ihr herausgequetſcht — ein Prachtweib, meine Lore!

Und warum hat ſie mir das Papier nicht längſt gebracht? fuhr Herr Wolſton auf.

Die Lene gibt es nicht, grinzte der Sandmoll: ſeit ſie nicht mehr ſo recht ſicher auf den Beinen iſt, hat ſie es in ihrem Bett liegen, unter dem Kopf, denk' ich mir, und gibt es nicht heraus ....

So muß man es ihr nehmen, rief der Andere heftig, mit Gewalt nehmen!

Der Sandmoll reckte einen ſeiner endloſen Arme aus, ſeiner Freundin damit auf den Kopf zu tippen. Sie ſah verwundert in die Höhe.

Hörſt du nicht? Du ſollſt es ihr wegnehmen, mit Gewalt, der gnädige Herr will es haben, ſagte er.

Lore hatte den Zuruf des Alten verſtanden; ſie ſtarrte Herrn Wolſton an, indem ihr Geſicht ſich zu einem fürchterlichen Grinzen verzerrte, einem Grinzen, das eben ſo gut ihre Zuſtimmung ausdrücken konnte als ihre Zweifel an der Ausführbarkeit ſeines Befehls.

Wollen es ſchon machen, ſagte ſie endlich mit ihrer heiſern, tonloſen Stimme.

Und gleich darauf las ſie im Geſangbuch weiter.

Es kann hier keine Rede mehr ſein von Wollen, fuhr der Commerzienrath barſchen Tons fort: die Sache muß ausgeführt werden, auf der Stelle, oder ich ziehe meine Hand von euch und überliefere euch dem offnen Verderben. Und wer weiß nur, ob es nicht jetzt ſchon zu ſpät iſt! Ich habe das Rennen und Laufen wohl bemerkt, das ſeit einigen Tagen wieder iſt; ich glaube, der alte Rabuliſt iſt heute Nachmittag gar ſelbſt mit hinüber gegangen ....

Vor einer Stunde, mit dem gnädigen Fräulein Tochter, beſtätigte Sandmoll ſchadenfroh.

Gut denn, wiederholte Herr Wolſton, es bleibt bei dem, was ich geſagt habe: entweder ihr ſchafft mir binnen hier und zwei Tagen das Document — oder am dritten Tage geht eine Anzeige gegen dich in die Hauptſtadt, alter Schurke, aus der du dich diesmal gewiß nicht herauslugen ſollſt. Du weißt, was Alles du von alter Zeit her noch auf dem Kerbholz ſtehen haſt, und daß das Zuchthaus jeden Augenblick für dich geöffnet iſt, ſo wie ich oder irgend ein Anderer anklopft.

Der alte Falſchmünzer ſchwieg eine Weile, als ob er mit dem eben Vernommenen vollkommen einverſtanden wäre. Und von wegen der

Soldaten? ſagte er dann, indem er ſah, daß ſein Herr ſich zum Weggehen anſchickte.

Geſchwätz! ſagte Herr Wolſton verächtlich. Aber ſo gleichgiltig er dieſen Ausruf auch hervorbrachte, ſo entging es dem Sandmoll trotz ſeiner verſunkenen Augen doch keineswegs, wie er ſich dabei leicht in die Lippen biß.

Kein Geſchwätz, erwiderte der unerſchütterliche Alte: ich habe Leute geſprochen, die ſie ſelbſt geſehen haben, der ganze jenſeitige Thalgrund iſt voll, ja ſchon bis auf die Höhe ſtehen ſie hinauf, nur noch vier Stunden von hier; es wird Zeit, glaube ich, gnädigſter Herr, daß wir das Jägerhaus räumen.

Herr Wolſton zuckte die Brauen. Was weißt du vom Jägerhaus? ſagte er in hohem Ton. Uebrigens wird es geräumt; dieſe ganze Unternehmung ſoll aufhören, ich habe ſie ſatt und bedarf ihrer nicht mehr. Was die Soldaten anbetrifft, vor denen du dich ſo ſehr zu fürchten ſcheinſt, ſo kann es immerhin ſeine Richtigkeit damit haben; aber dann ſind ſie jedenfalls nicht gegen uns beſtimmt, ſondern für uns, verſtanden? Du bildeſt dir ein, armſeliger Schurke, Alles zu wiſſen, und weißt doch nichts, gar nichts —

Die Sicherheit, mit welcher der Commerzienrath dieſe Behauptung ausſprach, mußte jeden weiteren Einwand abſchneiden. Dienſteifrig ergriff Sandmoll die Lampe, dem gnädigen Herrn die Stufen hinabzuleuchten. Draußen auf dem ſchmalen Hausgange blieb Herr Wolſton ſtehen; er legte dem Alten feierlich die Hand auf die verkrüppelte Schulter und ſah ihn lange mit forſchenden Blicken an.

Du weißt nichts, alter Schurke, ſagte er langſam: aber Einiges doch, nämlich Alles, was es Niederträchtiges und Verworfenes gibt ſeit zwanzig Jahren und auf zwanzig Meilen in der Runde — was iſt das geweſen, ſprich, zwiſchen meiner Frau und dem ſogenannten tollen Heiner?

Sandmoll blickte zu Boden, mit einem Ausdruck, der vermuthlich Verſchämtheit bedeuten ſollte; er blieb die Antwort ſchuldig, bis der Commerzienrath ſeine Frage zum zweiten Male wiederholte. Du brauchſt nicht zu fürchten, ſetzte er hinzu, daß ich dich an meine Frau verrathe, oder dir wegen der Geſchichte zürne, und wenn du ſelbſt dabei geholfen hätteſt: die ganze Sache iſt mir unausſprechlich gleichgiltig, und ich frage eigentlich gar nicht meinetwegen.

Jetzt erſt blickte der Sandmoll wieder in die Höhe — mit einer ſolchen Miene diesmal von Verſchmitztheit und Lüſternheit, daß Herr Wolſton gar keiner weitern Antwort mehr bedurfte.

Es iſt gut, ſagte er kalt, ich habe es voraus gewußt, nicht gerade dies, aber doch Aehnliches, das nicht beſſer iſt; ich hatte meine

Zwecke, daß ich ſie heirathete, ſie war die Couſine des Miniſters und iſt es noch — ich bin mit meiner Ehe zufrieden. Aber nun noch Eins, Sandmoll, und ſag' mir die Wahrheit, ſo lieb dir deine Kehle iſt — iſt der da, du weißt ſchon, der junge Menſch, den ſie aus der Hauptſtadt geſchickt haben . . .?

Mein Sohn! betheuerte der Alte, indem er die runzliche Hand wie ſchwörend auf die Bruſt legte.

Herr Wolſton maß ihn einige Augenblicke mit prüfenden Blicken. Ihr ſeid einander werth, ſagte er dann hohnlachend: Vater und Sohn, der Teufel ſelbſt kann ſie nicht beſſer zuſammenfinden. Gute Nacht, Schurke, und vergiß mir nicht das Document, ich rath' es dir —!

So wie der Sandmoll in das Zimmer zurückgekehrt, war die Reihe des Lachens an ihm. Er ſetzte die Lampe auf die Erde, tanzte, ſo gut dies bei ſeinem ſchweren, ſchlurfenden Tritte möglich war, vor Vergnügen in der Stube umher, warf ſich endlich in den alten ſchmierigen Lehnſtuhl, daß er krachte, und ſtieß dazu ein Gelächter aus, ein Gelächter — ſo lachen die Hyänen und der Schakal, wenn ſie den Duft friſcher Leichen wittern!

Vater und Sohn! rief er, indem er ſich vor Behagen umherwälzte, es iſt ein prachtvoller Einfall, Vater und Sohn! O warte nur, Söhnchen, du ſollſt auch noch vor mir zittern, wie dieſer heut vor mir gezittert hat, ich ſah es recht gut, trotz ſeiner vornehmen Miene! Mit der Reitgerte wedelte er mir unter der Naſe herum? Nur zu, nur zu, wir werden ihm auch unter der Naſe wedeln, mit Papierchen, die er gewiß nicht unter den Spiegel ſtecken ſoll!

Dazu knackte er mit den Fingern und ſchnitt ſo gräuliche Geſichter, daß ſogar die Diebslore ihn verwundert anſtarrte.

Dies brachte ihn denn aus ſeinem Freudentaumel endlich wieder zu ſich; er ſprang auf, rüttelte ſeine Freundin an der Schulter:

Auf, auf, rief er, ans Werk! Der Commerzienrath hat Recht, du mußt das Papier haben, noch heute — aber nicht für ihn, Lore! nicht für ihn, hörſt du?! Du mußt das Papier nehmen, in Güte oder Gewalt, ſogleich, dieſe Stunde — es iſt die Zeit jetzt, wo der Meiſter mich beſuchen will, es ſoll mir ein Plaiſir ſein, ich bin in der Laune jetzt, mir etwas von ihm vorwimmern zu laſſen — Lene wird allein ſein, Niemand wird dich ſehen — aber ſchwör' es mir, nicht für ihn!!

Lore ſah ihn mit ihren matten, faden Blicken gleichgiltig, beinahe mitleidig an.

Wie würd' ich denn, für ihn! ſagte ſie: das kann ſich ja ein Kind doch denken, daß das nicht für ihn ſoll.

Sandmoll ſchien von einem plötzlichen finſtern Gedanken heimgeſucht. Das Weib wird mir zu klug, murmelte er: wenn auch ſie falſch wäre! auch ſie mich betröge! Es iſt faſt zu viel, was ich in die Hand dieſes Weibes lege, ſie ſteckt ſo viel mit dem Pfaffen zuſammen — ah was, tröſtete er ſich, ſie wagt es nicht! und ſelbſt wenn ſie ein Gelüſt dazu hätte, meine Hand iſt ſchwer und iſt ihr noch von neulich her in friſchem Andenken — ſie wagt es nicht!

Lore verſtand von dieſem Selbſtgeſpräch natürlich nicht das Mindeſte; ſie ſah bald auf den Sandmoll, bald vor ſich nieder, mit einer Gelaſſenheit, die durch nichts übertroffen werden konnte. Endlich, wie ſie merkte, daß der Sandmoll wohl fertig wäre:

Aber wenn ich ſie nun nicht allein treffe? fragte ſie.

Ich ſage dir, du triffſt ſie allein, ſtöhnte der Sandmoll: Und wenn du ſie nicht allein triffſt, ſo biſt du ja ein kluges Weib, mein Weib, — du wirſt Mittel finden, die Uebrigen zu entfernen —

Ich gehe ſchon, ſagte das Frauenzimmer, indem es den ſchmuzigen, zerfetzten Mantel um ſich nahm.

Noch unter der Thür lief der Alte ihr nach. So wie du das Papier haſt, flüſterte er, ſo bringſt du es mir — verſtehſt du? keinem Andern als mir — und ſagſt keinem ſterblichen Menſchen ein Wort davon, weder jetzt noch künftig! Du weißt, Lore, wenn du mich böſe machſt....

Lore hatte ihn verſtanden; ſie ſchüttelte die Schultern und nickte bedächtig.

So geh, geh, ſagte der Sandmoll, indem er ſie vorſichtig aus der Thür ſchob: und wenn ſie etwa ſchreien will — ein einziger Druck an der Kehle — ſo — mit dieſen drei Fingern — du kennſt ihn ....

Sorgfältig zog er die Thür hinter ihr zu. Sie aber, noch unten im Graben, blieb ſtehen, wandte ſich um gegen das Haus, ballte die Fauſt, ſpie aus —

Nicht für ihn! ſpottete ſie ihm nach: o ganz gewiß nicht für ihn!! Und was die Schläge anbetrifft, mit denen er mir droht, ſo hat mir der Herr Prediger verſprochen, daß die Hand, die mich ſchlägt, verfaulen ſoll lebendig . . . .

Dieſe Worte leiſe in ſich hineinmurmelnd, zog ſie den Mantel dicht über ſich zuſammen, und lief ſpornſtreichs, quer über den Platz, auf das Haus des Meiſters zu.

Zwölftes Kapitel.

Zwei Weiber.

Nachdem Reinhold ſich überzeugt hatte, daß die Schwäche, welche die Tante befallen, vorüber, hatte er die Kienfackel angezündet und ſich alsdann, da er doch noch immer nicht ganz wegen ihres Befindens beruhigt war, aufgemacht, ſeinen Vater aufzuſuchen. Als Wächter hatte er den Großvater bei ihr zurückgelaſſen.

Einen vortrefflichen Wächter, wie wir bereits wiſſen; auch diesmal war Reinhold noch keine hundert Schritte vom Hauſe, ſo hatte die behagliche Wärme des Zimmers den durchfrorenen Alten auch ſchon richtig in den ſüßeſten Schlummer eingelullt.

Lene lag ruhig, wiewohl wachend im Bett. Sie hielt die Augen nach ihrer Gewohnheit feſt an die Decke geheftet; nur zuweilen, auf Momente, mit ſcheuem Entſetzen, richtete ſie ſie auf das Fenſter gegenüber, als ob trotz der dichtverſchloſſenen Laden ein fremdes Antlitz zu ihr hineinſchauen könnte. Er läßt mich doch nicht, murmelte ſie vor ſich hin, er kommt ganz gewiß noch, er hat es mir mit einem Eidſchwur angedroht, und alles Bitten, alles Flehen meines Bruders wird ſein ſteinernes Herz nicht erweicht haben. Ach, wenn das nicht wäre, wie gern, wie ruhig wollte ich ſterben! Aber wenn ich denke, daß ich nicht einmal nach dem Tode ſoll in meinem Sarge liegen wie andere Menſchen — daß ich kein Grab haben ſoll, auf das mein Reinhold ein Kreuz pflanzen kann und arme, kleine Blumen — ja wenn ich denke....

Sie hatte dieſe letzten Worte, ſich ſelbſt unbewußt, halblaut vor ſich hingeflüſtert —

Du brauchſt es ja nicht zu leiden, du kannſt dich ja loskaufen, Thörin, die du biſt, ſagte plötzlich eine dumpfe, rauhe Stimme neben ihr.

Lene fuhr mit einem leiſen Schrei in die Höhe, ſie erkannte die Stimme ſogleich — es war die Stimme der Diebslore. Leiſe hatte dieſelbe die Thür geöffnet, war mit dem katzenähnlichen Tritt, der ihr eigenthümlich war, an dem Schlafenden vorbeigeſchlichen — was hatte ſie auch von dem Blödſinnigen zu fürchten, ſelbſt wenn er erwachte?— und ſtand nun dicht an Lenens Bette.

Ich habe es dir ſchon oft geſagt, ſagte ſie, du kennſt den Preis; was nützen dir die Papiere? Das junge Mädchen wird dir doch nicht einmal Dank dafür wiſſen, ſie wird dich verlaſſen, wie du ſchon einmal verlaſſen wurdeſt —

Lene ſchüttelte heftig mit dem Kopfe: Wir wollen ihm Geld geben, flüſterte ſie, Alles was wir haben, das ganze Haus ſoll ſein eigen ſein…

Was ſoll ihm die Hütte? ſpottete das fürchterliche Frauenzimmer: er wird bald ſo ſicher ſitzen, ſag' ich dir, daß er kein Haus mehr braucht, weder ein eigenes noch ein fremdes. Das tröſte dich, arme Närrin; ich will dich rächen, dich und mich!

Sie hatte dieſe letzten Worte ſo vor ſich hingemurmelt, daß Lene nichts davon vernommen. Auch waren ihre Gedanken anderwärts beſchäftigt. Und wenn ich es thäte, ſagte ſie, offenbar mehr vor ſich hin als zu ihrem Beſuch — thun könnte, ohne einen Eid zu verletzen und mich der ewigen Verdammniß preiszugeben: ich kenne ihn ja, er hielte ja doch nicht einmal Wort . . . !

Ah, du kennſt ihn wirklich, wie ich merke, ſagte die Alte: ganz gewiß hielte er nicht Wort, und eben darum ſollſt du das Papier mir geben, verſtehſt du, mir? Er ſoll es nie in die Hand bekommen, nie; dem Herrn Prediger will ich es geben, dem guten Herrn Prediger, der neulich bei dir geweſen iſt — o der Herr Prediger iſt ſehr gütig, ſehr mächtig, der kann Alles, was er will! Auch ein ehrliches Grab kann er dir verſchaffen, wenn du ihm gehorſam biſt und gibſt mir das Papier.

Ich habe kein Papier, weiß von keinem Papier, ſtöhnte Lene.

Du weißt von einem Papier, du haſt ein Papier, erwiderte Lene mit fürchterlicher Sicherheit: Hier unter deinem Kopfe haſt du es, hier — ſoll ich hinfühlen? Siehſt du — gerade hier....

Entſetzt richtete Lene ſich in die Höhe: Um der Wunden Jeſu willen, ſtammelte ſie, du biſt ein Weib, du kannſt mir das nicht thun...!

So laut hatte das geängſtigte Weib dabei ihre Stimme erhoben, daß Lore befürchtete, der alte Großvater möchte erwachen, oder es möchte ſonſt Jemand dazu kommen. Sie horchte hoch auf; es war ihr, als hörte ſie ein Geräuſch an der Hofwand —

Aber nein, es war Alles ſtill; nur der wahnwitzige Alte war es geweſen, der im Schlafe ſprach und vor ſich hinlachte....

Was denkſt du denn, daß ich dir thun werde? ſagte ſie kalt, indem ſie immer näher und immer dichter an die Kranke heranrückte, ihren langen knöchernen Arm immer feſter, immer unwiderſteblicher zwiſchen die Kiſſen ſchob: — Freilich bin ich ein Weib, und eben weil ich ein Weib bin und damit du ſiehſt, daß ich dich lieb habe und es gut mit dir meine, will ich dir etwas ſagen, was kein Menſch weiß außer mir und ihm, der es gethan hat. Es iſt zu ſchändlich, zu ſchändlich von ihm, unterbrach ſie leiſe murmelnd ſich ſelbſt: ich kann die arme Thörin nicht ſo hinſterben laſſen, ohne daß ſie es nicht wenigſtens zuletzt noch erfährt — einer Mutter das! einer Mutter!! Ach, ich habe auch einmal ein Kind geboren, ich kannte ſelbſt nicht den Mann, der ſein Vater wäre, es ſtarb in der Geburt — aber genug, ich weiß doch, wie einer Mutter zu Muthe iſt, und kann es nicht dulden, daß er ein ſolches Spiel treibt mit einem Weibe, einer Mutter! Heda, ſchrie ſie Lenen ins Ohr, indem ſie ſich dicht über dieſelbe niederbeugte und ſie jetzt faſt ſchon wie ein willenloſes Kind in ihre Arme geſchloſſen hielt —: horch auf, Püppchen, ich will dir was ſagen, von deinem Herzblatt, deinem Reinhold — es iſt ja doch wohl dein Herzblatt, dein Reinhold, gelt?

Das elende, gemarterte Weib, in Todesangſt ringend, die ſchwere Wucht dieſer eiſernen Arme immer feſter um Bruſt und Nacken fühlend, vermochte nur noch mit einem dumpfen Röcheln zu antworten.

Lore legte das Ohr dicht an ihren Mund Ah ſo, ſagte ſie, das geht ja raſcher, als wir gedacht haben, die Kleine ſtirbt mir ja, glaub' ich, noch unter den Händen ....

Und raſch zufahrend wie ein Tiger, fuhr ſie mit der Linken jetzt unter die Kiſſen, jetzt unter die Decke, durchwühlte das Stroh des ärmlichen Lagers, während ſie mit der Rechten wie mit einem Bleigewicht Lenens kraftloſe Hände zuſammenpreßte —

Erbarmen, Hülfe, Rettung! ſtöhnte die Unglückliche ....

Nur ſtille, mein Mäuschen, nur ruhig, du könnteſt deinem Brüſtchen Schaden thun, höhnte das entmenſchte Weib.

Der Großvater lachte hell auf im Traum; von draußen her ſchienen ſich Tritte dem Hauſe zu nähern.

Nur ſchnell, nur hurtig, mein Mäuschen, fuhr Lore fort, indem ſie, durch die Tritte von draußen beängſtigt, immer heftiger, immer eifriger das Bett durchwühlte — da, jetzt, indem ſie dem faſt ſchon ſtillſtehenden Herzen der armen Kranken zunächſt kam, da fühlte ſie es, das mußte es ſein — ganz deutlich, ein Heft Papiere — das war es!!

Warum denn ſo viel Umſtände machen, mein Täubchen? flüſterte ſie hohnlachend: bin ja ſchon gut, iſt ja ſchon Alles vorüber ....

In demſelben Moment, da Lore das Papier berührte, das ſo lange zunächſt dem Herzen der unglücklichen Lene ſeine Freiſtatt gehabt hatte, war es, als ob Bewußtſein und Leben in die ſchon halb Geſtorbene zurückkehrte; mit einem gellenden Schrei riß ſie ſich in die Höhe, griff mit beiden Händen das Papier, das Lore noch immer mit der Linken feſt und ſicher hielt — einen Augenblick lang zerrten Beide daran —

Was vermochte der Widerſtand der Sterbenden gegen die Uebermacht der furchtbaren Diebin? Ihre Hände ſanken kraftlos zurück —

O, nur ruhig, nicht kratzen, höhnte die Diehin, indem ſie das Papier völlig aus Lenens Händen wand —

Dann ſprang ſie raſch in die Mitte der Stube, riß mit einem kräftigen Griff die Kienfackel von ihrer Stelle, zertrat ſie mit dem Fuß, daß ſofort tiefe Dunkelheit das ganze Zimmer umhüllte, huſchte zur Thür hinaus über die niedrige Hofmauer hinweg ....

So ſtolz war ſie über den gelungenen Streich und ſo viel teufliſche Pläne, Pläne langjähriger, gluhender Rache knüpften ſich für ſie daran, daß ſie, indem ſie ſich jetzt im Sichern wußte und raſch den Weg nach dem Pfarrhauſe einſchlug, nicht unterlaſſen konnte, das Papier triumphirend in die Höhe zu ſtrecken und mit leiſem Gelächter —: Ich hab' es! ich hab' es! jauchzte ſie, aber nicht für ihn, nein, ganz gewiß nicht für ihn!!

Allein bevor noch dies letzte Wort völlig ihrer Lippe entflohen, fühlte ſie ſich von einer rieſigen

Fauſt mit unwiderſtehlicher, übermenſchlicher Gewalt im Nacken erfaßt und mit einem einzigen furchtbaren Druck gegen die Erde geſchleudert; in demſelben Augenblick war ihr das Papier entrungen — Nacht und Entſetzen lagerte ſich auf die Sinne des entſetzten Weibes, und nur noch wie im Traum hörte ſie ſchwere Tritte, die ſich raſch von ihr entfernten. Vergebens ſuchte ſie ſich in die Höhe zu raffen, alle Glieder waren ihr wie zerſchmettert, mit furchtbarem Wuthgebrüll ſchlug ſie die Nägel in die Erde....

Sechſtes Buch.

Sarg und Wiege.

Erstes Kapitel.

Das Rendezvous.

Die Stimme, welche Angelica ſo plötzlich in der Dunkelheit angeredet, hatte Niemanden anders gehört als — Herrn von Lehfeldt.

Ich bin unglücklich, ſagte er, theure Miß, daß Sie nach mir verlangt haben in einer Zeit, wo ich durch eine höchſt verdrießliche Angelegenheit verhindert war, Ihren Befehlen zu folgen. Aber die erſte Nachricht, welche mir der Zufall von Ihnen gebracht, hat hingereicht, mich zu Ihren Füßen zurückzuführen; verfügen Sie ganz über mich, ich werde ſtolz, ich werde glücklich ſein, wozu Sie mich auch machen werden, ob zu Ihrem Sklaven, oder zu Ihrem Ritter.

Bei aller Anmuth, mit welcher der junge Mann dieſe Anrede hervorbrachte, lag doch in ſeinem Ton etwas Gezwungenes, etwas Lauerndes, das jedem Andern, der ein aufmerkſameres Ohr gehabt hätte, als es in dieſem Augenblicke mit Angelica der Fall war, nothwendig hätte auffallen müſſen. Dieſe dagegen war durch den haſtigen und unfreundlichen Abſchied des Juſtizraths zu erſchüttert, die Begegnung ſelbſt kam ihr zu unerwartet, zu willkommen in dieſem Augenblick, als daß ſie auf dergleichen hätte merken ſollen.

Ach in der That, rief ſie, indem ſie ihm herzlich die Hand darreichte, Sie ſendet mir der Himmel! Ich habe mich eines Unrechts gegen Sie anzuklagen, Herr von Lehfeldt, eines Unrechts, das man allemal begeht, wo man blos das Gute, nicht auch das Böſe mit ſeinen

Freunden theilen will und zu ſtolz, vielleicht auch nur zu zaghaft, zu ungeſchickt iſt, ſich ihrem Rath, ihrem Beiſtand anzuvertrauen. Jetzt ſeh' ich, daß der Himmel ſelbſt es ſo haben will; er läßt mich Sie finden, in demſelben Augenblicke, da ich von aller übrigen Welt verlaſſen bin, und da ſelbſt Diejenigen, die ich bisher für meine treueſten, meine aufrichtigſten Freunde hielt, ſich in Zorn und Verkennung von mir kehren.

Die herben, ſpitzigen Worte, welche Reinhold vorhin an ſie gerichtet, brannten noch in der Seele des jungen Mädchens nach und machten ſie entgegenkommender gegen Herrn von Lehfeldt, als ſie es ohne dies geweſen ſein würde.

Ich bin ganz Ohr, erwiderte Herr von Lehfeldt, indem er ihr den Arm bot: aber in das Schloß darf ich Sie nicht begleiten, meine Gnädige, wenigſtens heute nicht, ich bin überhaupt nur Ihretwegen hierher zurückgekommen, ganz allein nur Ihretwegen, und es iſt vielleicht nicht ohne Gefahr für mich, daß ich es gethan habe.

Angelica ſah ihn fragend an.

Ich weiß, was Sie ſagen wollen, fuhr der junge Mann mit Lächeln fort, und habe Ihren Vorwurf verdient. Ja freilich gehe ich noch immer mit Geheimniſſen um: aber mein Wort darauf, dies ſoll das letzte ſein. Und haben Sie denn, meine ſchöne Freundin, nicht auch Ihre Geheimniſſe? Wohlan denn, tauſchen wir Geheimniß um Geheimniß — das heißt, wenn Sie mich deſſen würdig halten, gnädiges Fräulein ....

Herr von Lehfeldt ſagte dieſe letzten Worte wiederum in einem ſo zurückhaltenden, ſo ehrerbietigen Tone, daß jede Beſorgniß über das Eigenthümliche, vielleicht ſogar Unziemliche dieſes Zuſammentreffens verſchwinden mußte, vorausgeſetzt, daß Angelica in ihrer jetzigen Stimmung überhaupt noch Rückſichten dieſer Art genommen hätte. Auch ſah ſie ſelbſt ein, daß ein vertrauliches Geſpräch mit Herrn von Lehfeldt in den Sälen des Schloſſes unmöglich war, wenigſtens jetzt und zu dieſer Stunde; ſie hielt es noch immer für beſſer, ihm ein Geſpräch auf freier Straße zu verſtatten, als ihn etwa insgeheim in ihr Zimmer zu laden. Ueberdies ſchien der Mond hell und die Stunde war noch keineswegs ſo ſpät, daß die Straße ſchon völlig vereinſamt geweſen wäre. Sie ließ ihm alſo gutwillig den Arm, den er ergriffen hatte, und ſchritt, wenn auch nicht ohne innere Befangenheit, an ſeiner Seite dahin, abwärts vom Schloß, in das Dorf hinein.

Auch Herr von Lehfeldt ſchien von einer plötzlichen Befangenheit befallen, oder ſagen wir beſſer, Schüchternheit; er führte Angelica ſo vorſichtig und zeigte in ſeinem ganzen Weſen ein ſolches Gemiſch von Aufregung und Ergebenheit, Beſtürzung und Freude, als könnte er ſich in das Glück, das ihm zu Theil ward, noch gar nicht recht finden.

Indem ſie an eine Seitengaſſe gelangt waren, die am Gehöft des Meiſters entlang ins Innere des Dorfes führte, begegnete ihnen eine finſtere, wüſte Geſtalt, den Kopf lauſchend vornuber gebeugt. Kaum konnte Angelica einen hellen Aufſchrei unterdrücken — es war wiederum der Tolle! Angelica's Knie bebten und ängſtlicher ſchmiegte ſie ſich an ihren Begleiter an, der den Tollen gar nicht zu bemerken ſchien und ſie fragend anblickte, woher dieſe plötzliche Beſorgniß. Auch war dieſelbe wirklich ohne Grund geweſen; der Tolle ſchritt an ihnen voruber, ohne ſie nur eines Blickes zu würdigen.

Waren die beiden jungen Leute gegenſeitig mit ihren eigenen Gedanken ſo ſehr beſchäftigt, oder wollte Herr von Lehfeldt es Angelica abſichtlich überlaſſen, das erſte Wort zu ergreifen, genug, auf die erſte lebhafte Begrüßung war ein deſto tieferes Stillſchweigen gefolgt; nur einzelne abgebrochene Aeußerungen über ziemlich gleichgiltige Gegenſtände verkürzten die lange, einſame Wanderung.

In der That war Angelica unſchlüſſig geworden, ob ſie nicht dennoch Unrecht thäte, Herrn von Lehfeldt allein, ohne Reinhold, in ihr Vertrauen zu ziehen, und ob es nicht geeigneter wäre, ſie ſuchten das Haus des Meiſters auf, um die Angelegenheit daſelbſt ſogleich gründlich zu beſprechen und alle die Misverſtändniſſe zu löſen, die ſich zwiſchen Reinhold und ihr zu entſpinnen drohten. Ohne die Begegnung des Tollen würde ſie ihren Begleiter auch ganz gewiß erſucht haben, beim Meiſter einzutreten; aber dieſe Nachbarſchaft war ihr zu unheimlich, und willig daher ließ ſie ſich weiter führen, ſie wußte ſelbſt nicht wohin.

Plötzlich blieb Herr von Lehfeldt ſtehen. Der

Wind geht ſchärfer als ich dachte, ſagte er, und ich kann es nicht verantworten, theure Miß, Sie dieſer unfreundlichen Witterung noch länger auszuſetzen; auch ſcheint dieſer Spaziergang zu ſo ſpäter Stunde Ihnen doch nicht ganz nach Wunſch zu ſein. Hier, wir ſind am Hauſe Ihres Freundes Leonhard; wenn Sie erlauben, ſo poche ich ihn heraus, und bitte um Einlaß für uns . . . .

Und ſiehe da, bevor das Engelchen noch hatte Ja oder Nein antworten können, ging die Thür auf, und Anna, des Schulmeiſters Schweſter, leuchtete ihnen entgegen. Sie hatte ſich ſorgfältiger gekleidet als gewöhnlich; auch ſchien ſie über die plötzliche Erſcheinung ihrer Freundin nicht im mindeſten verwundert. Das Zimmer war leer und von behaglicher Wärme durchfloſſen; zwei Stühle waren an das Kamin gerückt.

Es war aus allen dieſen Einrichtungen ganz offenbar, daß ſie keineswegs durch bloßen Zufall oder einen bloßen plötzlichen Einfall des Herrn von Lehfeldt hierher kamen: ſondern dieſer Beſuch war ohne Zweifel vorbereitet und ſogar von Anna ſelbſt erwartet worden. Auch hatte Anna etwas ſo ſeltſam Befangenes, Feierliches in ihrem Weſen; ſie vermied es Angelica ins Geſicht zu ſehen, und ihre Stimme war leis und ängſtlich.

Unſchlüſſig blieb Angelica auf der Schwelle des Zimmers ſtehen: Und dein Bruder Leonhard? fragte ſie haſtig; wo iſt Leonhard?

Ich gehe ſchon, ihn zu holen, ſagte Anna, indem ſie die Lampe auf den Tiſch ſetzte und die Thür hinter ſich zuwarf. Erſchöpft ſank Angelica auf den Stuhl. Herr von Lehfeldt blieb in beſcheidener Entfernung vor ihr ſtehen; ſein halb fragender, halb vorwurfsvoller Blick erinnerte ſie an den Zweck, warum ſie ihm eigentlich dieſe Zuſammenkunft gewährt —

Ich bin ein ſehr thörichtes Mädchen, ſagte ſie, indem ſie ſich zu lächeln zwang: und es ſcheint in der That mein Schickſal zu ſein, alle meine Freunde durch meinen Unverſtand von mir zu ſcheuchen. Auch Sie, Herr von Lehfeldt, was müſſen Sie von mir denken? da ich Sie erſt ſelbſt um dieſe Unterredung gebeten habe — und nun, da es Zeit zum Sprechen wäre, verſchließt mir, ich kann es nicht leugnen, eine kindiſche Furcht den Mund ....

Herr von Lehfeldt hatte ſich ihr zwei Schritte genähert. O, rief er, mit einer Leidenſchaft, die um ſo deutlicher in ſeiner Stimme nachzitterte, je mehr er ſelbſt ſie zu verbergen ſuchte: O, theures Fräulein, wenn Sie wüßten, wie ſchön dieſe Furcht ſie kleidet! Zürnen Sie mir nicht, wenn ich in dieſem Augenblicke, wo ſo ernſte, ſo ſchmerzliche Intereſſen Ihre Bruſt bewegen, mich dem Eindruck Ihrer Schönheit nicht entziehen kann; — wer kann auch das Auge in die

Sonne gerichtet halten und würde nicht blind für alles Uebrige?

Er hatte ſich vorn übergebeugt, ihre Hand an die Lippen zu drücken. Aber mit ſo viel Ehrerbietung und ſo viel ritterlichem Anſtand es auch geſchah, ſo zog Angelica ihre Hand doch mit Heftigkeit, wie verletzt, zurück.

Erlauben Sie, ſagte ſie, daß ich meine Erzählung verſchiebe, bis Leonhard kommt. Er iſt ein verſtändiger Mann, mein alter Freund und Lehrer; auch ſeine Meinung wird mir von Nutzen ſein in der verwickelten und traurigen Angelegenheit, welche ich Ihnen anzuvertrauen habe.

Sie haben mir nichts mehr anzuvertrauen, rief Herr von Lehfeldt, ich weiß bereits Alles, Alles, theure Freundin —!

Sie wiſſen? rief Angelica, indem ſie überraſcht in die Höhe fuhr.

Sie haben mich ja ſo oft einen Hexenmeiſter geſcholten, theure Miß, entgegnete der junge

Mann, indem er ſie mit bittender Geberde auf ihren Seſſel zurück nöthigte: was für ein Menſch wäre ich denn, ſechs Monate in Ihrer bezaubernden Nähe gelebt zu haben, und mein Herz hätte mich nicht längſt gelehrt, was ja ſelbſt für die Neugier des Publicums nur noch ein offenes Geheimniß iſt?

Ein offenes Geheimniß? ſtammelte Angelica ....

Gewiß, wiederholte der junge Mann: es iſt nur noch ein offenes Geheimniß, daß ein Teſtament Ihrer verſtorbenen Mutter exiſtirt, durch welches Sie genöthigt werden, ſich bis zum Ablauf Ihres zwanzigſten Jahres, das heißt alſo binnen wenigen Tagen, einen Gemahl unter Zuſtimmung Ihres Herrn Stiefvaters zu wählen....

Angelica erröthete. Nun wahrlich, ſagte ſie, nicht ohne Empfindlichkeit: Sie ſcheinen ſehr genau unterrichtet von meinen Verhältniſſen, Herr von Lehfeldt.

Ganz genau, verſetzte er, ohne ſich durch dieſe Empfindlichkeit irre machen zu laſſen: genauer vielleicht, meine ſchöne Freundin, als Sie ſelbſt. Ich weiß auch, daß im Hauſe des ſogenannten Meiſters eine Schrift exiſtirt von der Hand Ihrer Frau Mutter, durch welche allem Vermuthen nach das ganze, für Sie ſo verhängnißvolle Teſtament entkräftet wird; ich weiß auch, daß Ihr Herr Stiefvater ſich um jeden Preis in den Beſitz dieſes Documentes ſetzen will — weiß, daß auch der Prediger, dieſer gleißneriſche Betrüger, mit ihm im Complote iſt — weiß, daß das Document vielleicht dieſe Nacht noch in ihre Hände fällt ....

Angelica ſchrie laut auf: Um des Himmels willen, welche Spione haben Sie?!

Nur einen einzigen, erwiderte Herr von Lehfeldt mit trübem Lächeln — mein Herz. Aber allerdings bin ich von dieſem beſſer bedient als Ihr gelehrter Freund, der Juſtizrath, von all ſeiner verrotteten Weisheit. Der Juſtizrath hat Ihnen ſeine Dienſte aufgekündigt, er will nichts mehr mit Ihrer Angelegenheit zu thun haben; auch dies, gnädiges Fräulein, hat mein treuer, wachſamer Spion mir berichtet ....

Die junge Dame rückte den Stuhl an die Wand zurück, ſo unheimlich ward es ihr. Und doch wieder, wenn ſie Herrn von Lehfeldt anblickte und ſah dieſe zurückhaltende, demüthige Zärtlichkeit, die aus ſeinem Antlitz leuchtete, und ſah, wie der ſchöne, ſtolze Mann vor ihr ſtand, ſo ergeben, ſo ehrerbietig, ſo hängend an einem Blick ihres Auges, ſo fühlte ſie, wie ihr Vertrauen zu ihm zurückkehrte.

Herr von Lehfeldt fuhr fort:

Ich habe Ihnen geſagt, gnädiges Fräulein, Geheimniß um Geheimniß. Sie überzeugen ſich, daß ich die Ihren weiß, wenigſtens ſo viel davon, wie meine Freundſchaft mich zu wiſſen verpflichtet und meine Ehrfurcht mir geſtattet; darf ich Ihnen auch die meinen anvertrauen? Fürchten Sie nicht, ſetzte er hinzu, indem er bemerkte, wie Angelica unruhig nach der Thür ſchaute: für das Geheimniß, das hier ruht (die Hand aufs Herz preſſend), iſt die Stunde noch nicht gekommen; das darf ſich erſt ans Licht wagen, wenn ich etwas gethan habe, dieſes Glück zu verdienen, erſt wenn Ihr Lächeln mich ermuthigen, Ihr Mund mir zum Voraus Verzeihung gewähren wird! — Sie ſind nicht glücklich, Angelica, und ich bin es auch nicht; Ihnen fehlt nur der äußere Friede, mir mit dem äußern zugleich der innere. O wenn Sie ahnten, Angelica ....

Der junge Mann ſagte dies Alles mit einem ſolchen Ausdruck von Wahrhaftigkeit und tiefſter, innerſter Erregung, das ſonſt ſo kalte Auge ſchwamm in ſo weichem, feuchtem Glanz, um den herben Mund ſpielte ſo aufrichtige, innige Wehmuth — nein, wie es auch war, ſie hatte ihm Unrecht gethan, er konnte nichts Böſes gegen ſie im Schilde führen!

Herr von Lehfeldt, als läge das Herz des jungen Mädchens unter einer Glasſcheibe vor ihm, las deutlich jede Empfindung, die ſie bewegte, und jeden Gedanken, der ihr durch die Seele flog.

Ich bin ſehr unglücklich, wiederholte er: unglücklich, Angelica, weil ich ſchlecht bin — oder doch nicht ſo gut, nicht ſo rein, wie ich ſein müßte, um dich zu verdienen, reines, himmliſches Weſen, rief er, von plötzlicher unwiderſtehlicher Leidenſchaft bewältigt, indem er vor ihr in die Knie ſank und die Hände, wie anbetend, zu ihr emporſtreckte: Sei du meine Beichtigerin, holde, fromme Heilige! Warum halt' ich es noch zurück? Ja, ja — ich liebe dich! habe dich geliebt mit verzehrender tödtlicher Leidenſchaft, von dem erſten Augenblick an, da ich dich erblickte! Was denkſt du, flüſterte er, auf beiden Knien zu ihr heranrutſchend und die Hände immer heftiger, immer ſchmerzlicher zuſammenpreſſend — was denkſt du, daß es geweſen iſt, was mich hierher geführt hat und mich ſo lange in dieſer Oede gehalten? Nicht Oede für mich — Paradies, Himmel, Seligkeit, weil ich die Luft trinken durfte, die du trankſt, meinen Fuß ſetzen durfte, wo du wandelteſt! Angelica, bei allen Mächten des Himmels und der Hölle, ich will jetzt ganz wahr ſein, ganz wahr — zum erſten Mal in meinem Leben! Ich bin nicht vom Hofe verbannt, ich bin nicht hierher verwieſen — es iſt eine ungeheuere, verbrecheriſche Intrigue — eine Intrigue, die von dem Miniſter in der Hauptſtadt ausgeht, meinem unwürdigen Pflegevater, und deren Fäden in dieſem Augenblick noch in meiner Hand ruhen! Sie bedroht euch Alle, Alle, rief er in drohendem Ton, indem er mit trotziger Geberde vom Boden ſprang: Sie auch, Angelica! Ihren

Vater, Ihren Bruder, Ihre Freunde, Alle, Alle!! Zwei mal vierundzwanzig Stunden noch und dieſe friedliche Gegend iſt verwandelt in ein Schlachtgefild, und die armen, elenden Menſchen, für deren Unglück Ihr Herz ſo weich ſchlägt, Angelica, netzen mit ihrem Blute die harte, unfruchtbare Erde! Ein Wort von Ihnen, Angelica, ſchrie er und ſtürzte ſich aufs Neue leidenſchaftlich zu den Füßen des erſtarrten jungen Mädchens: ein Wort von Ihnen, und der Pfeil, der ſchon von der Sehne ſchwirrt, kehrt in den Köcher zurück — ſagen Sie, daß Sie mich lieben, mich lieben wollen, mich lieben werden — o Angelica, ſchluchzte er unter laut vorbrechenden Thränen, in dem anſpruchsloſen bittenden Tone eines Kindes: ich will ja gut werden, Angelica! ich werfe alle dieſe Netze und Intriguen hinter mich und will nichts, nichts mehr, Angelica, als dich! dich ganz allein! nur dich! nur dich, Angelica!!

War Herr von Lehfeldt wahr in dieſem Augenblicke? War es vielleicht ein Moment wie jener, da er in der Mondſcheinnacht die einſame Gebirgsgegend, den Schauplatz ſeiner Kinderjahre, durchſtrich? Oder waren es auch jetzt nur leere Luftblaſen, und ſein Herz empfand auch jetzt nichts von dem, wovon ſein Mund überſtrömte? — Wir wagen nicht, dem Urtheil des Leſers vorzugreifen.

Er hatte ſich leiſe wieder erhoben, ſchlang den Arm um das faſt bewußtloſe Mädchen, und zärtlich zu ihr niedergebeugt, indem ſeine Lippen faſt ſchon die ihren berührten: Willſt du das Wort ſagen, Angelica? flüſterte er, willſt du es ſagen? oder ſoll ich dich mit ſtarkem Arm davontragen auch wider deinen Willen, bis du es ſagen lernſt, meine geliebte, meine köſtliche Beute?

Angelica's Sinne waren längſt geſchwunden; nur noch in ganz ſchwachem Umriß ſah ſie, wie das Angeſicht des jungen leidenſchaftlichen Mannes ſich immer näher, immer dichter an das ihre drängte, fühlte nur noch die heiße, verzehrende Flamme ſeines Athems — wollte aufſpringen, ſchreien — vermochte es nicht mehr . . . .

Aufgemacht! aufgemacht!! donnerte es in demſelben Augenblick an die Thür, mit einem gewaltigen Ruck flog der Riegel zurück — der tolle Heiner, mit triumphirendem Gelächter ein Heft Papiere in die Höhe haltend, hinter ihm Reinhold, ſtanden vor dem überraſchten Paare.

Zweites Kapitel.

Das Vermächtniß der Mutter.

Der tolle Heiner hatte nicht Unrecht, wenn er von ſich ſelbſt zu rühmen pflegte, daß in ſeinem Wahnſinn Methode ſei. Weit aufmerkſamer, als es irgend Jemand ahnte, hatte er das geheimnißvolle Treiben im Fabrikdorf beobachtet und war weit tiefer eingeweiht in die Geheimniſſe des Schloſſes ſowohl als des Weberhauſes, als man es nach ſeinem übrigen tollen Benehmen hätte ſollen für möglich halten. Welche zufälligen Umſtände ihm dabei noch zu gute kamen und ob nicht namentlich ſein Freund, der Maler, indem er ihn für ſich zum Spion benutzen wollte, ihm vielmehr behülflich war, ſich ſelbſt eine deſto genauere Kenntniß der Verhältniſſe zu verſchaffen, darüber war er natürlich der Letzte, Auskunft zu geben. Die in der jüngſten Zeit ſo häufig wiederholten Gänge der Diebslore zum Hauſe des Meiſters hatten ſchon ſeit Längerm ſeine Aufmerkſamkeit erregt; wir haben nicht vergeſſen, welch tief verborgene Neigung ihn an die Tochter des Meiſters, Margareth, das Weib des rothen Konrad, gefeſſelt hielt, und ſo darf es uns auch nicht Wunder nehmen, daß ſeine Beobachtungen ſich vorzugsweiſe dem Hauſe zuwandten, wo Margareth wohnte.

Auch am heutigen Abend hatte er daſſelbe ſeiner Gewohnheit nach umſchlichen; durch einen Spalt im Fenſterladen hatte er den ganzen entſetzlichen Auftritt zwiſchen der kranken Lene und der Diebslore beobachtet. Es war ſeinen zerrütteten Sinnen vielleicht nicht ganz deutlich geweſen, um was es ſich dabei eigentlich handelte; nur daß es eine Sache von Wichtigkeit war, das hatte er wohl gemerkt. Darum hatte er ihr aufgelauert, als ſie den Weg zum Pfarrhauſe einſchlug; ſeine rieſige Fauſt war es geweſen, die das beſtürzte Weib zu Boden geſchlagen, ſeine Hand, die ihr das Document entrungen, mehr aus Schadenfreude eigentlich, weil er den großen Werth ſah, den Lore auf ihre Beute legte, als aus Bosheit oder berechnetem, bewußtem Plan. Seiner Gewohnheit nach, alles Wichtige und Merkwürdige, was ihm begegnete, ſeinem Freunde, dem Schulmeiſter, anzuvertrauen, hatte er ſich mit der ſeltſamen Beute ſogleich nach dem Hirtenhauſe aufgemacht.

Auf dieſem Wege war Reinhold, der ſeinen Vater bei Leonhard ſuchen ging, mit ihm zuſammen getroffen. Auch gegen Reinhold hatte der Tolle ſo leicht kein Geheimniß. Daß die

Schrift aus dem Hauſe des Meiſters, von Reinhold's eigener Tante ſtamme, das hütete er ſich freilich zu geſtehen; nur im Allgemeinen ſagte er, es wäre ein Schatz, den er einer Hexe abgenommen, und der Schulmeiſter, als ein gelehrter Mann, ſolle ihn heben. Eben ſo wenig Umſtände machte er, Reinhold ſeinen Schatz in die Hand zu geben. Bei dem erſten Blick, welchen dieſer auf die Schrift warf, erkannte er ſofort, daß ſie in engliſcher Sprache abgefaßt war. Weiter darin zu leſen, geſtattete ihm ſeine Ehrenhaftigkeit nicht; denn augenblicks, in ſehr natürlicher Gedankenverbindung, ſchloß er daraus, daß dieſelbe irgendwie zu Angelica in Beziehung ſtehen müſſe.

Dieſe Schrift, ſagte er, gehört dem Fräulein Angelica; wir müſſen ſogleich für einen zuverläſſigen Boten ſorgen, der ſie ihr überbringt. Oder getrauſt du dich etwa ſelbſt ſie im Schloſſe aufzuſuchen?

Der Tolle ſprang vor Vergnügen wie ein junges Reh und ſchwenkte die Beine wie Windmühlenflügel. Ahi, ahi, rief er:

Mit Schwür' und Beulen
Sei ganz Athen beſät und ew'ger Ausſatz
Die Ernte: Athem ſtecke Athem an,
Daß ihre Näh' gleich ihrer Freundſchaft ſei,
Gift durch und durch!

Dein Schatz iſt nicht im Schloß, ſetzte er flüſternd hinzu, ich habe deinen Schatz eben geſehen, wie er mit ſeinem Schatz bei Leonhard in das Haus ſchlich —:

Ihr Antlitz weiſſagt Schnee in ihrem Schooße,
Sie ſpreizt ſich tugendlich und dreht ſich weg,
Hört ſie die Luſt nur nennen . . .

Zum Glück für den Tollen hörte Reinhold das letztere Citat nicht mehr, ſeine Gedanken ſchweiften bereits auf eigener, verhängnißvoller Fährte, ein fürchterlicher Argwohn bemächtigte ſich ſeiner — Argwohn?! wie ſo? welches

Recht hatte er zu argwöhnen? ja nur zu fürchten, er, der arme, verachtete Weberſohn?!

Er lief nach dem Hirtenhauſe mit ſolcher Eile, daß der Bettler Mühe hatte ihm nur zu folgen; haſtig pochte er an die Thür, erſt nach längerm Zögern und nicht ohne ſichtbare Verlegenheit wurde von Anna geöffnet — das Uebrige wiſſen wir bereits.

Auch machen wir keinen Verſuch, den wahrhaft tödtlichen Schmerz zu ſchildern, von dem ſich Angelica ergriffen fühlte, da ſie, wie ſchuldlos immer, ſich auf dieſe Weiſe von Reinhold überraſcht ſah. Sie hätte das Ganze gern für einen ſchweren, ſchweren Traum gehalten — aber nein, da ſtand er ja, Reinhold, ihr Jugendfreund, deſſen Urtheil ihr theurer war als Alles, mit dem bleichen vorwurfsvollen Antlitz und den zornbebenden Lippen, das war ja der entſetzliche tolle Heiner, und hier hielt ſie ſelbſt ja eine Schrift, die man ihr in die Hand gepreßt hatte, und hatte ihr Worte dazu geſagt, Worte, die ſie wohl hörte, aber nicht verſtand .....

Leonhard, der in dieſem Augenblick erſt von einem ſpäten Ausgang nach Hauſe kam, machte dem peinlichen Auftritt ein Ende. Du wirſt das gnädige Fräulein bis an das Schloßthor begleiten, ſagte er in ſtrengem Ton zu Anna. — Mechaniſch, ohne Wort und Gruß, ließ die junge Dame ſich fortführen.

Herr von Lehfeldt hatte eine Cigarre aus der Taſche genommen, ſuchte wohlbedächtig nach einem Zipfelchen Papier, kniffte daſſelbe, rauchte die Cigarre langſam mit behaglichen Zügen an. Dann ruhig zwiſchen den Männern hindurchſchreitend:

Ah ſo, ſagte er, indem er mit einem ſpöttiſchen Blick den jungen Weber fixirte: da iſt ja mein Bote von geſtern. Du haſt mehr Glück, Burſch, als du ſelbſt noch weißt: aber wenn du es ſo ſchlecht benutzeſt, wie geſtern den Thaler, den ich dir anbot, ſo wirſt du nicht weit damit kommen.

Einen Buchſenſchuß vom Dorfe erwartete ihn eine Equipage und Diener mit Handpferden; er warf ſich auf ſein Roß, ertheilte den Dienern ſeine Befehle und fort brauſte der Zug durch die nächtliche Stille. —

Suchen wir inzwiſchen die Heldin unſerer Erzählung wieder auf. Mehre Stunden hatte ſie ſprachlos, betäubt, auf ihrem Bett gelegen; ihr ganzes Herz war zerriſſen, ſie ſehnte ſich einzuſchlummern, um nie wieder zu erwachen. Endlich erinnerte ſie ſich der Schrift, die ſo lange der Gegenſtand ihrer ungeduldigen Sehnſucht, ihrer Hoffnung, ihrer Befürchtung geweſen war, und die jetzt ein Chaos von Ereigniſſen, das ſie ſelbſt noch nicht zu enträthſeln vermochte, ihr ſo unvermuthet in die Hand gegeben hatte. Sie erhob ſich, nahm das Heft, küßte es inbrünſtig — ja wohl, das waren die theuren Schriftzüge ihrer Mutter! auf dieſen vergilbten Blättern hatte die geliebte Hand geruht, die jetzt ſo entfernt von ihr in einſamem Grabe moderte! Mit welcher Spannung, welchem Herzpochen würde ſie ſonſt dieſe verhängnißvollen Seiten umgeſchlagen haben! Aber ſo zerknirſcht und ermattet war ſie jetzt, daß ſie mit demſelben Gleichmuth ihr Todesurtheil auseinandergefaltet hätte.

Die erſten Seiten enthielten wenig, was Angelica nicht bereits wußte, theils aus den Erinnerungen ihrer Kindheit, theils aus dem neulichen Bericht des Juſtizraths. — Wenn dieſe Blätter in deine Hände kommen werden, mein theures Kind, hob das Vermächtniß an, werde ich längſt nicht mehr unter den Lebenden ſein. Ich fühle es, der nagende Schmerz in der Bruſt und dieſe entſetzlichen Dämonen, die Dämonen der Reue, der Verzweiflung, welche mein armes Hirn durchwüthen, werden mir nicht geſtatten, die Knoſpe deiner Jugend, die jetzt ſo ſchön, ſo lieblich duftet, ſich zur Blüthe entfalten zu ſehen. Auch ſpricht der Verhaßte, mit deſſen Namen ich mich zu meinem eigenen Elend beladen habe, mehr als jemals davon, mich nach England zurückzuſchaffen. Er hat mich nie geliebt, ich weiß es, ich bin nur die Sproſſe ſeines Glücks, nur das Werkzeug ſeiner Habſucht, der ohnmächtige Gegenſtand ſeiner Rache geweſen; er ſieht mich ſchon längſt tief unter ſeinen Füßen, er verachtet mich und wirft mich weg. Nicht meines Lebens bin ich bei ihm ſicher, keinen Tag: darum muß ich eilen mit dem, was ich dir zu ſagen habe, mein geliebtes, unglückliches Kind, bevor es mir unmöglich gemacht wird. Es iſt ein trauriges, ein jammervolles Bekenntniß, das ich vor dir abzulegen habe, die Mutter vor der Tochter. Du biſt jetzt noch ein Kind; indem ich dies ſchreibe, vor deinem

Bett, bei ſorgſam verhüllter Lampe — denn ſeine Spione umlauern mich ja überall — ahnſt du, begreifſt du noch nicht, welche Schuld auf meinem Haupte laſtet, du lächelſt mir zu im Schlaf, und breiteſt deine kleinen Arme, dieſe lieben Arme, in denen ich allein noch Troſt und Rettung finde vor dem Bewußtſein meines Unglücks, nach mir aus, mich zu umfangen. Wirſt du meinem Andenken noch lächeln, wenn du dieſe Blätter geleſen haſt? wirſt du dem Andenken deiner Mutter das Geſtändniß einer Schuld verzeihen, die nicht blos mein eigenes Leben vergiftet hat, nein, die ihre düſtern Schatten auch noch in deine unſchuldvolle Jugend hinüberwirft?

Ich bin ſehr ſchuldig, mein Kind: aber nicht ſo ſchuldig, nicht in dem Sinne ſchuldig, wie die Welt mich glaubt — glauben muß, weil ja der Mann, der ſich jetzt meinen Gatten nennt, mein erſter, mein furchtbarſter Ankläger geweſen iſt! Was dieſe Blätter auch enthalten werden, und wie viel Unwahrſcheinliches, Unglaubliches du auch vielleicht in ihnen findeſt: glaube dennoch, mein Kind, dem Schwur, den deine Mutter in dieſem Augenblick auf die Stirn ihrer ſchlummernden Tochter leiſtet, dem Schwur, daß ich keinen Buchſtaben darin niederzeichne, der nicht die vollſte und lauterſte Wahrheit enthielte. Ach, wird mein Geſtändniß denn nur jemals in deine Hände gelangen? wirſt du den Tag erleben, wo du reif und verſtändig genug biſt, meine Beichte zu vernehmen? Ja werden dieſe Blätter dich überhaupt nur zu finden wiſſen? und wird dann auch dein Herz noch warm und kindlich genug ſein, deiner unglücklichen Mutter zu verzeihen?

Ich weiß es nicht: und die entſetzliche Strenge, mit der ich bewacht bin, läßt mir ſogar nur wenig Ausſicht, dieſe Blätter vor meinem furchtbaren Zwingherrn zu retten. Dennoch hoffe ich es zu Gott: nicht um meinetwillen — ich habe es nicht verdient, ich habe durch Leichtſinn und Eitelkeit das Leben des Edelſten aller Männer hingeopfert und mich ſelbſt zum Werkzeug des Verruchteſten erniedrigt, der jemals in menſchlicher Geſtalt unter Gottes Himmel gewandelt iſt — aber um deinetwillen hoffe ich es, meine arme, unglückliche Tochter! Deiner Unſchuld wird ſich Gott erbarmen; er wird die Liebe belohnen, mit der du ſo früh ſchon der Troſt und die Stütze deiner verlaſſenen Mutter geweſen biſt; ihm empfehle ich dein Schickſal wie das Schickſal dieſer Blätter. —

Auf dieſen Eingang folgte eine gedrängte Schilderung des Jugendlebens, welches Madame Wolſton im Hauſe ihrer Aeltern geführt; ſie erzählte, wie ſie Angelica's Vater, ihren erſten Gemahl, kennen gelernt, wie er ſich um ſie beworben, wie ſie die glückliche Gattin des ſchönſten, edelſten, beſten Mannes geworden. Mit den lebhafteſten Farben wurde das Glück geſchildert, deſſen ſie an der Seite ihres Gemahls genoſſen; nie habe ein Mann ſeine Frau mehr geliebt, nie ſei einer Gemahlin eine größere Herrſchaft eingeräumt geweſen, als es von ihm geſchehen.

Ach meine Tochter, fuhr das Bekenntniß fort, hätte er mich weniger geliebt, es wäre ihm beſſer geweſen und mir! Ich liebte meinen Mann aufrichtig und innig; aber noch größer als meine Liebe — muß ich es geſtehen? — war meine Eitelkeit auf die Herrſchaft, welche ich über ihn übte. Ich war ſehr ſchön, wenigſtens ſagten die Leute es ſo, und dein Vater wurde nicht müde, es mir jeden Tag und jede Stunde zu wiederholen; es gab nichts, was koſtbar, prächtig, begehrenswerth war, nichts, wonach ich nur den leiſeſten, flüchtigſten Wunſch geäußert hätte, er häufte es Alles zu meinen Füßen. Wäre ich ein wahrhaft rechtſchaffenes

Weib geweſen, ich hätte die Leidenſchaft deines Vaters zu mäßigen oder doch in den richtigen Schranken zu erhalten geſucht; ich hätte nicht zugegeben, daß er ſeine Freunde vernachläſſigte, ſein Geſchäft verſäumte, ſein Vermögen zerſplitterte, nur um mir und meinen ewig wechſelnden Launen zu huldigen. Ich that noch mehr, noch Schlimmeres: ich ſchwelgte in dem Bewußtſein der Herrſchaft, die ich über deinen Vater übte, und ſuchte, in ſinnloſer Verblendung, ihn noch inniger an mich zu feſſeln, indem ich ſeine Eiferſucht erregte. O mein Kind, mein Kind, ich ſtehe hart an der Schwelle des Grabes, und es würde ſich ſchlecht für mich ſchicken, wollte ich dich und auch jetzt noch belügen: aber erinnere dich des Schwurs, den ich dir im Anfang dieſer Blätter geleiſtet habe, und glaube mir denn auch dies: — ich habe die Treue gegen deinen Vater nie verletzt, nie, mit keinem Wort, keinem Gedanken, keinem noch ſo leiſen

Wunſch! Es war ein wahnwitziger Uebermuth des Glücks, der mich auf dieſer verderblichen Bahn fortriß — ich ahnte ja nicht, wohin ſie mich führen und wie bitter ich dieſen Wahn des Glücks durch meinen jetzigen Wahnſinn, die Frucht meines Unglücks, büßen ſollte!

Es wurde weiter erzählt, wie gerade um jene Zeit Herr Wolſton bei Angelica's Vater ins Geſchäft getreten. Herr Wolſton (hieß es in der Schrift) war bereits ſeit Monaten in unſerm Hauſe; gewandt, von ſtattlichem Aeußern und einſchmeichelnden Manieren, hatte er ſich mir gleich anfangs zu nähern geſucht, um ſo mehr als es ihm nicht entgehen konnte, wer eigentlich in dieſem Haushalt die Zügel der Herrſchaft führte. Beinahe täglich machte er mir die Aufwartung in meinem Zimmer, bald in dieſem, bald in jenem, wie er ſich ausdrückte, meine Befehle einzuholen oder mein Urtheil entſcheiden zu laſſen. Dennoch wenn man mich gefragt hätte, wie er nur ausſähe, ich hätte es nicht ſagen können, ſo gleichgiltig war er mir, und als ich auch endlich mit der Zeit ſeine Huldigungen bemerkte, wurde er mir dadurch doch nicht intereſſanter — nur ſpaßhaft.

Dein Vater legte außerordentliches Gewicht auf Herrn Wolſton's Thätigkeit und ſeine geſchäftlichen Kenntniſſe. Zuweilen wenn ich mit ihm von Feſt zu Feſt eilte, von der Oper ins Concert, vom Concert auf den Ball, und mit wahrhaft verbrecheriſchem Leichtſinn die Zeit und die Freigebigkeit deines edeln Vaters brandſchatzte, überfiel mich wohl eine Art von Reue, und ich fing an das Unwürdige und Strafbare meines Treibens zu empfinden. Aber dann beruhigte dein Vater mich ſelbſt; es wäre kein Opfer, das er mir brächte, er brauche ſich jetzt nicht mehr ſo um das Geſchäft zu kümmern, und auch wegen der vielen Ausgaben dürfte ich mir keine Sorgen mehr machen, ſeitdem Herr Wolſton ſeine Handlung leite. Begreifſt du die Verblendung, meine Tochter? Dieſe beruhigenden Verſicherungen deines Vaters kränkten meine Eitelkeit; ich wollte ihm koſten, er ſollte mir Opfer bringen, er ſollte die Zeit, die er mir widmete, die Schätze, die er an mich verſchwendete, mit Gefahr und Sorgen erkaufen, ſo verlangte es die unſinnige Selbſtſucht meiner Liebe. Ich fing an, die Liebe deines Vaters zu bezweifeln; er ſei kühler geworden, fürchtete ich, und beſchloß ſeine Leidenſchaften neu zu entflammen, indem ich ihm zum Schein, o ſo wahr ein Gott lebt, nur zum Schein —! denſelben Mann zum Nebenbuhler gäbe, von dem er mir ja ſelbſt ſo viel Rühmens machte und mit deſſen Namen und Verdienſten er mich ſo häufig langweilte, während ich mit ihm von Tand, Putz, Vergnügen plaudern oder mein Ohr zum hunderttauſendſten Mal an den Schwüren ſeiner Liebe berauſchen wollte. — Ich habe dir gelobt, nichts zu verſchweigen, meine Tochter; alſo ſei auch das Bitterſte geſagt: es war nicht dies allein, es war noch etwas Anderes, viel Schimpflicheres, was meine Wahl bei dieſem unſeligen Verſuch gerade auf Herrn Wolſton lenkte. Erſtlich wollte ich Herrn Wolſton ſelbſt züchtigen für die Anmaßung, mit der er meine Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken geſucht; ich wollte ihm Hoffnungen erwecken, eitle, nichtige Hoffnungen, um ihn dann deſto tiefer, deſto ſchimpflicher zu enttäuſchen. Und zweitens — brauchte ich Geld, viel Geld, mehr Geld ſogar, als ich ſelbſt von der thörichten Liebe meines Mannes zu fordern wagte. Herr Wolſton aber ſtand der Kaſſe meines Mannes vor; er zeigte ſich auch in dieſem Punkt ſtets ſehr galant gegen mich und ſchlug mir nie eine Summe ab, nach der ich, auch ſelbſt ohne Wiſſen meines Mannes, ſchickte. Du erräthſt das Uebrige ....

Dein Vater ſchien kein Auge zu haben für die Auszeichnungen, mit denen ich ſeinen Geſchäftsführer ſeit einiger Zeit beehrte und die bereits in der Geſellſchaft Aufſehen zu erregen anfingen. Auch dies war nur ein Uebermaß ſeiner Liebe, jetzt ſehe ich es ein: damals aber beſtärkte es mich nur immer mehr in meiner furchtbaren Verblendung und reizte mich, das teufliſche Spiel, das ich trieb und zu dem Herr Wolſton ſich nur allzu willig hergab, immer offener, immer ſichtbarer werden zu laſſen. Eiferſucht, dachte ich, gehört zur Liebe, wer nicht eiferſüchtig iſt, liebt nicht — und wollte alſo deinen Vater zur Eiferſucht nöthigen.

So kam jener entſetzliche Morgen, o jener Morgen mein Kind — Todesſchauer durchrieſeln mich, indem ich an das Gericht denke, das mich jenſeit des Grabes erwartet: aber kein Gericht Gottes und keine Höllenqual der Verdammten kann ſo entſetzlich ſein, wie die Erinnerung an dieſen Morgen!

Ermüdet von Tanz und Spiel, träumte ich noch zwiſchen meinen ſeidenen Betten. Da höre ich plötzlich ein Laufen auf den Gängen, Thüren fliegen, Jammergeſchrei wälzt ſich durch die Zimmer — ich ſpringe auf — ſtürze hinaus — hinunter zum Cabinet meines Mannes ....

Da lag er, die Piſtole in der Hand, mit zerſchmettertem Schädel ....

Wie ich wieder zu mir kam, ſtand Herr Wolſton neben mir; er ſah mich an mit einem Lächeln — ach, mein Kind, es war das erſte Mal, daß ich dieſes Lächeln ſah —, aber wie oft ſeitdem habe ich es wieder geſehen, bei Tag, bei Nacht, bis ich wahnſinnig geworden bin über dieſes Lächeln! —

Ihr Haus iſt bankerott, ſagte er, und die böſe Welt — indem er mir einen Brief entgegenſtreckte, der mit dem Blute meines Gatten beſpritzt war — thut mir, wie ich aus dieſem

Schreiben erſehe, die ſehr unverdiente Ehre an, mich für den Gegenſtand Ihrer Gunſt zu halten. Ihr Herr Gemahl war nicht ſtark genug, das Zuſammentreffen zweier ſolcher Nachrichten zu ertragen ....

Frage mich nicht, mein Kind, wie ich die nächſten Monate verlebt habe; frage auch nicht, wie es ſich gemacht hat, und auf welche Weiſe es möglich geworden iſt, was doch nur allzu bald Wirklichkeit war, ſchauderhafte, verbrecheriſche Wirklichkeit! Die menſchlichen Handlungen und Entſchlüſſe werden von einer ſolchen Maſſe kleiner unſcheinbarer Umſtände beſtimmt, und das Ungeheuerſte, das Unglaublichſte ſelbſt wächſt ſo langſam, ſo allmälig empor, daß wir es nicht eher gewahr werden, als bis es in ſeiner ganzen furchtbaren Geſtalt vor uns ſteht. Der Gedanke, mein Leben in Zukunft in Armuth und Entbehrungen hinbringen zu müſſen, war mir ſo entſetzlich, der Eifer, mit welchem

Herr Wolſton ſich der Ordnung meiner Verhältniſſe annahm, ſo groß, daß ich ihm den Preis, den er auf ſeine Bemühungen ſetzte, nicht zu verweigern wagte — den Preis meiner Hand. Was hatte ich auch zu verweigern? Als Witwe deines Vaters war ich verarmt, verachtet, mit Schmach bedeckt; die Ehe mit Herrn Wolſton verſprach nicht nur meinen Wohlſtand, ſie verſprach auch meine Ehre, wenigſtens in den Augen der Welt, wieder herzuſtellen.

Beſonders dieſer letztere Grund entſchied. Herr Wolſton ſetzte ihn mir mit all der furchtbaren Klarheit und Kälte auseinander, unter der ich ſeitdem ſo Unſägliches zu leiden gehabt habe. Es iſt eine Lüge geweſen, ſagte er, durch welche man die Verzweiflung Ihres Mannes auf den Gipfel getrieben hat; wer kann es beſſer wiſſen als wir Beide, Madame? als ich, der ich von dem Glück, welches die Welt mir ſo bereitwillig zuſchreibt, niemals auch nur den leiſeſten Schatten genoſſen? Wir ſind unſchuldig, Madame, unſchuldig zum Bemitleiden, und Ihr Mann iſt für eine Lüge geſtorben. Aber gleichviel, dieſe Lüge wird einmal geglaubt, unſere Unſchuld nicht; für die Welt ſind Sie einmal die treuloſe Gattin, ich der Verführer. Machen wir gute Miene zum ſchlimmen Spiel. Ich will die Schulden und die geſchäftliche Verwirrung Ihres ſeligen Mannes übernehmen, will es übernehmen, Ihnen ein neues Vermögen herzuſtellen und die Zukunft der bedauernswerthen Waiſe da (wobei er auf dich deutete) zu ſichern; ich will es auch auf mich nehmen, Ihre Ehre herzuſtellen. Werden Sie meine Frau; die Welt, die nun doch einmal ſchon das Böſeſte von uns denkt, wird ſich beruhigen, indem ſie ſieht, daß wir das Unrecht, das ſie uns andichtet, doch wenigſtens nach Kräften verſöhnen und in Vergeſſenheit bringen wollen. Und wir ſelbſt, Madame, haben ja den Troſt des guten Gewiſſens . . . .

Ich wurde ſein Weib — nicht aus Liebe, o weiß Gott nicht! und das iſt eben mein zweites unverzeihliches Unrecht. Wie verderbt dieſer Menſch auch war — und noch im Traum damals hatte ich keine Ahnung davon, daß und wie ſehr er es war —: ſo hätte ich doch mehr Ehrfurcht haben ſollen vor der Heiligkeit der Ehe und dem unverjährbaren Recht der Liebe, um ihm die Hand zu reichen, mit dieſem kalten gleichgiltigen Herzen, aus dieſen elenden, feigen Rückſichten, aus denen ich es that.

Herr Wolſton ſelbſt (fuhr die Erzählung fort) wußte das auch recht gut; ſchon in den Flitterwochen unſerer Ehe ſagte er es mir, daß ich ihn nicht liebe, noch er mich, daß wir Beide nur ein Geſchäft mit dieſer Ehe gemacht hätten, und daß es nun unſere Aufgabe ſei, dieſes Geſchäft mit möglichſt gutem Anſtand und mit dem möglichſten Gewinne für uns ſelber durchzuführen. Denke dir, mein Kind, mich, mit dem leidenſchaftlichen, liebeverwöhnten Herzen, an der Seite dieſes kalten, ehernen Mannes! Er ſpottete der Thränen, die ich dem Andenken meines unglücklichen Gatten weinte; er verhöhnte die Liebkoſungen, die ich mir von dir erſchmeichelte, dir, meinem Kinde, um doch nicht ganz verarmt von Zärtlichkeit zu ſein; er ſprach mit Geringſchätzung von dir, er verfolgte, ſchalt, ſchlug dich, blos weil er wußte, daß ich dich liebte und daß er meinem Herzen damit wehe thäte. Ich ſolle mich der Sentimentalität entwöhnen, ſagte er, er habe eine Frau haben wollen, nicht ein Klageweib; wenn ich nichts könnte als weinen und ſeufzen, würde ich am beſten thun, meinem Manne zu folgen. Und ich mußte es mir Alles gefallen laſſen, dies und noch viel Schlimmeres — mußte mir ſagen laſſen, ich hätte ihm ja nachgeſtellt, noch bei Lebzeiten meines Mannes; meine Gefallſucht, meine Eitelkeit habe denſelben ja in den Tod gejagt; er, Gott Lob, habe eine zu feſte Conſtitution und zu geſunde Nerven, um eben ſolch ein Tropf zu ſein wie mein Mann — mußte auch täglich, ſtündlich ſehen, wie ungleich mein zweiter Gemahl dem erſten war: verſteckt und argliſtig, wo dieſer offenherzig und großmüthig bis zur Thorheit, habſüchtig und geizig, wo jener freigebig und ſogar verſchwenderiſch, hart und grauſam, ſtatt der Menſchlichkeit und Güte, welche deinem Vater aus den milden, ſchönen Augen geleuchtet hatte .....

Ich wurde ein ſehr elendes Weib, mein Kind; die fürchterliche Allwiſſenheit meines Mannes, mit der er meine leiſeſten Empfindungen durchſpähte, meine geheimſten Gedanken belauſchte, drückte mich nieder wie einen Wurm, daß ich mich nicht einmal zu krümmen wagte unter ſeiner fürchterlichen Herrſchaft. So ſehr gering hielt er, ſo völlig verachtete er mich, und gab mir dies kund bei jeder Gelegenheit, als ein beſchränktes, eitles, gefallſüchtiges Weib, daß ich mich ſelbſt zu verachten begann. Wie oft ſtand ich im Begriff, durch eine ähnliche That der Verzweiflung, wie dein unglücklicher Vater ſie begangen, mich dieſem Elend zu entreißen!

Aber auch dieſen Gedanken errieth ja der entſetzliche, Alles durchſchauende, Alles erſpähende Mann. Sie fühlen ſich unglücklich bei mir, Madame, ſagte er höhniſch, Sie wollen ſich tödten; als ob Sie wohl den Muth dazu hätten! Tödten Sie ſich doch, erweiſen Sie mir doch den Gefallen! Aber vorher, damit Sie doch wiſſen, weshalb und wofür, erfahren Sie erſt, wie unglücklich Sie eigentlich ſind und an welchen Mann Ihr empfindſames Herzchen gerathen iſt. Sie verachten mich, ich bin ein Unmenſch in Ihren Augen, weil ich nicht tändle und ſchmeichle und nicht der Knecht Ihrer Launen bin, wie mein Vorgänger; wohlan denn, Sie ſollen Grund dazu bekommen .....

Und nun, meine Tochter, mit der ganzen

ehernen Stirn, die allein dieſer Menſch beſitzt, enthüllte er mir alle geheimen Schandthaten und Verbrechen ſeines Lebens; er that ſich groß, er rühmte ſich damit vor mir, weil er ſah, wie mir das Blut dabei in den Adern ſtockte und wie meine Sinne in Verwirrung geriethen vor Scham und ohnmächtigem, ſchmerzlichem Zorn. Sehen Sie her, Madame, ſagte er, ich will Ihnen zeigen, wozu dieſer kalte Verſtand, den Sie ſo ſehr gering ſchätzen, gut iſt im Leben. Sehen Sie dieſe Maſchinen, dieſe bewundernswerthen, die jetzt ſo luſtig für uns arbeiten und mit ihren armſeligen Baumwollenfäden das ſeidene Kleid erſpinnen, in welchem Sie ſich ſo gerne brüſten — ich habe den Plan dazu einem armſeligen deutſchen Tölpel abgeliſtet, einem dummen einfältigen Weber, dem auch das ſogenannte Herz auf der Zunge ſaß; er kannte das Kleinod nicht, das er bei ſich trug, verſtand es nicht zu würdigen und anzuwenden, und daher iſt ihm Recht geſchehen, daß er es an den Klügern verlor. — Sehen Sie ferner den letzten Jahresabſchluß meines Vermögens, ich bin jetzt ſo ziemlich reich, nicht wahr, und der Bankerott Ihres Mannes iſt ſo leidlich gedeckt? Aber dieſer Bankerott, ſage ich Ihnen, hat nie exiſtirt! Ihr Mann war ein Verſchwender, ein Unverſtändiger, der ſein eigenes Geſchäft nicht kannte und nichts anzufangen wußte mit den Mitteln, welche das Glück ihm beſchert. Ich war der Klügere, ich mußte an ſeine Stelle, das ſchöne Geld durfte nicht müſſig, die vortreffliche Conjunctur nicht unbenutzt bleiben —; ich rechnete ihm den Beſtand ſeines Vermögens vor und er war bankerott nach meiner Rechnung . . . . .

Und ſchoß ſich in dieſem Wahn die Kugel durch den Kopf, ſchrie ich in raſender Verzweiflung!

Nein, noch nicht, erwiderte das Ungeheuer ruhig, indem er den blutbeſpritzten Brief aus dem Pulte holte: erſt bekam er noch dies hier, — ſehen Sie ſich die Schriftzüge recht an, Madame — ſie ſind verſtellt, merken Sie wohl? Gut denn: ich ſelbſt habe dieſen Brief geſchrieben! ich ſelbſt war, in einer Perſon, unſer eigener Verleumder und Verräther! — Ich wollte das Vermögen, wollte vor Allem das Geſchäft Ihres Mannes haben, das, in ſeinen Händen das Spielwerk eines Knaben, in meinen Händen eine unbeſiegbare Waffe werden mußte, Reichthum, Macht, Anſehen zu erwerben. Er ſtand mir im Wege, er mußte fort; er kam fort. Aber ſein Tod hätte mir nichts genützt, wenn ich nicht zugleich in den Beſitz ſeines Nachlaſſes kam; darum mußte ich Sie ſo umſtricken und mußte es ſo einrichten, daß Sie es ſich noch zur Ehre ſchätzen mußten, meine Gemahlin zu werden. Auch mußte ich Sie beſtrafen, Madame, für das Spiel, das Sie ſich unterſtanden hatten mit mir zu treiben, indem Sie mir Gefühle heuchelten, die Sie nicht empfanden, und mir Hoffnungen erweckten, die Sie niemals halten wollten. Gut denn, ich habe Sie genöthigt ſie zu halten, ſelbſt gegen Ihren Willen; die Ehe mit mir iſt Ihre Strafe. Entſinnen Sie ſich noch des Vertrags, den ich Sie am Morgen unſerer Hochzeit unterſchreiben ließ? durch den Sie anerkannten, daß das Vermögen Ihres Mannes bis auf einen winzigen Reſt in ſeinem Bankerott verloren worden, und daß Alles, was die Handlung in dieſem Augenblick beſitze, allein mein Eigenthum ſei, dafür, daß ich die Deckung Ihrer Verpflichtungen übernommen? — Nein, Sie entſinnen ſich ſchwerlich, Sie haben das ohne Zweifel eben ſo gedankenlos, voll lauter Sentimentalität und Wehmuth, unterſchrieben, wie Sie Alles zu thun pflegen — laſſen Sie ſich doch ſcheiden, Madame, laſſen Sie ſich doch ſcheiden —: Sie ſind eine Bettlerin, und die kleine Miß Angelica kann Beſen binden ....!

Was ich dir hier ſchreibe, meine Tochter, war keineswegs, wie ich es hier darſtelle, das Ergebniß einer einzigen Unterredung: langſam, wie ein ſickerndes Gift, in tauſend kleinen, tödtlichen Tropfen, flößte er mir allmälig ſeine furchtbaren Enthüllungen ein. Ich raſte, tobte, wollte ihn würgen mit dieſen meinen ſchwachen Händen, drohte mit Anzeige und Gericht — hohnlachend ſchleuderte er mich zurück —

Klagen Sie doch, ja wohl, ſagte er, Madame, eilen Sie doch, klagen Sie doch — haben Sie einen Beweis als meine eigene Ausſage? einen Zeugen als mich ſelbſt? Man wird ſagen, daß Sie toll ſind, Madame, und der Arzt wird Ihnen ein Atteſt ausſtellen, daß Sie ins Irrenhaus müſſen ....

Hier war eine Lücke im Manuſcript; mit

veränderter Tinte und entſtellter Handſchrift folgte es dann weiter:

Seit Monaten habe ich dieſe Schrift unberührt gelaſſen, ich bin krank geweſen — ach, er hat wohl Recht, ich bin ja toll, und wenn er mit dem Irrenhauſe droht, was kann ich entgegnen? Ich muß eilen, dieſe Bekenntniſſe zu Ende zu bringen. Sie ſind unvollſtändig: aber du weißt genug jetzt, meine Tochter, um dir dieſe Verzweiflung zu erklären, von der du ſo oft Zeuge geweſen biſt, weißt genug, um den Mann zu kennen und dich gegen ihn zu ſchützen, der Namen und Gewalt eines Vaters über dich in Anſpruch nimmt. Du biſt mein einziges Kind, ich erkenne kein anderes an. Auch Julian habe ich geboren, ja: aber ich habe ihn geboren aus Umarmungen, bei deren bloßem Andenken mein Blut zu Eis erſtarrt! Julian iſt nicht mein, er iſt nur ſein Sohn; er liebt ihn, wie er dich haßt, du mein armes, unglückliches Kind —

für Julian iſt geſorgt, er braucht keine Mutter. Aber dich, mein Kind, dich will ich ſchützen, dich retten, ſo weit ich es noch vermag! Ich weiß nicht, was Herr Wolſton über mich entſchieden hat: aber eine Entſcheidung hat er getroffen und die Ausführung ſteht nahe bevor, ich merke es an Allem. Ich ſoll ein Teſtament machen, verlangt er, ich ſoll die Unwahrheit und Schande dieſer Ehe durch ein letztes feierliches Document beſtätigen. Was wird er verlangen, daß ich hineinſchreibe? was wird ſein Haß gegen dich meiner willenloſen Feder dictiren? Allein, was es auch ſei: dir, mein Kind, hinterlaſſe ich die Pflicht, die Ehre deiner Mutter und die Ehre der Wahrheit zugleich zu rächen! Es iſt ein gewaltiger, unbeſtechlicher Gott, der jedes Unrecht züchtigt und kein Verbrechen ungeſtraft läßt, wie geheim es ſei; an meinem eigenen furchtbaren Schickſal habe ich es erfahren. Dieſem Gott, meine Tochter, überantworte ich dich und dein Recht! — Und ſomit, im Bewußtſein des allgegenwärtigen und allmächtigen Gottes, und ſo wahr ich an ein ewiges Leben glaube, das aber für mich nur eine Ewigkeit ſein wird voll Qual und Entſetzen, erkläre ich hiermit und will, daß es öffentliche rechtliche Geltung habe vor aller Welt, von dem Augenblick an, da du, meine Tochter, dies mein einziges und allein giltiges, wahrhaftes Teſtament eröffnet haben wirſt — erkläre und ſchwöre hiermit, daß du Angelica, meine einzige Tochter aus meiner erſten Ehe, auch die einzige und alleinige — — —

Wir überlaſſen es der Phantaſie des Leſers, ſich die athemloſe Spannung und Aufmerkſamkeit auszumalen, mit welcher das junge Mädchen, in der einſamen Stille der Nacht, bei tief herabgebrannten Kerzen, bis hierher geleſen hatte. Und nun male man ſich auch das Entſetzen aus, welches ſie befiel, als ſie bis an dieſe Stelle gekommen war, wollte das Blatt umſchlagen —

es war kein Blatt mehr da! gerade das letzte, entſcheidende Blatt fehlte!!

Hatte es immer gefehlt? war ihre unglückliche Mutter vielleicht nie dazu gekommen, die Schrift zu vollenden? Die Blätter waren zerdrückt, zerknittert — war ein Blatt verloren gegangen? lag es vielleicht vor ihr auf der Decke? hier, da, dort, auf dieſem Tiſch, auf jenem Stuhle, auf dem Teppich an der Erde, zwiſchen den Kiſſen ihres Bettes? In lautes jammervolles Wimmern ausbrechend, ſuchte ſie in verzweifelter Haſt die ganze Stube durch; wie eine Wahnſinnige, mit fliegenden Haaren, ergriff ſie das Licht, leuchtete hinaus auf Gänge und Treppen, ſchellte ihrem Kammermädchen, fragte, forſchte . . . .

Vergebens! kein Blatt iſt zu finden! —

Als der ſpäte Morgen mit bleichem Schein in ihr Zimmerchen hereindämmerte, ſaß Angelica noch immer aufrecht über ihren Papieren;

ſie hatte nicht mehr geweint, nicht geſchrien, nichts — ſie war ganz ſtill, ganz ſtill ....

So, zu ſeinem Entſetzen, das ſtiere Auge noch immer auf die Schrift ihrer Mutter gerichtet, fand ſie noch am nächſten Vormittag der Juſtizrath. Der alte Herr hatte die ganze Nacht nicht ſchlafen können, er war dahinter gekommen, daß er es am Ende doch wohl zu arg mit dem Engelchen gemecht; er kam, um Buße zu thun. Aber der Scherz erſtarb ihm auf der Lippe, da er das bleiche, verſtörte Mädchen ſah; nur mit größter Mühe gelang es ihm, den Zuſammenhang von ihr zu erfragen. Auch er ſuchte das ganze Zimmer, das ganze Haus durch, kein Schnittchen Papier, das irgendwo auf Flur oder Treppe lag, blieb unbeſehen. Aber auch er fand keine Spur.

Doch hatte er noch eine Hoffnung, einen Weg wenigſtens, um zu erfahren, ob hier ein Blatt verloren gegangen, oder ob durch irgend einen feindſeligen Zufall das Bekenntniß der Mutter niemals bis zu Ende geſchrieben war: — der tolle Heiner und Reinhold, welche das Document überbracht hatten, mußten darüber Auskunft geben, mußten wenigſtens ſagen können, woher ſie es hatten, um daran weitere Nachforſchungen anzuknüpfen.

Somit rannte der alte Herr auf der Stelle fort, um zunächſt den Sohn des Meiſters aufzuſuchen.

Drittes Kapitel.

Die Leichenwacht.

Allein auch im Hauſe des Meiſters war inzwiſchen eine ſo unerwartete wie ſchmerzliche Kataſtrophe eingetreten.

Von dem Hauſe des Schulmeiſters zurückkommend, war Reinhold dicht unter der Hausthür mit ſeinem Vater, dem Meiſter, zuſammengetroffen. Der Letztere hätte das Zuſammentreffen gern vermieden; er kam — aus der Wohnung des Sandmoll und fürchtete, ſein Sohn hätte die Richtung ſeines Weges bemerkt. Aber die Begebenheit, zu der er ſo eben als ein ſo unerwarteter, unerwünſchter Zeuge hinzugekommen war, hielt noch alle Gedanken des jungen Mannes gefangen: ſodaß er ſelbſt ſeinen Vater nicht früher gewahr ward, als bis er dicht vor ihm ſtand.

Als die beiden Männer in das Haus traten, überraſchte ſie zuerſt das offenſtehende Hofthor. Doch konnte dies leicht vom Winde aufgeriſſen ſein.

Allein ihr Erſtaunen vermehrte ſich, als ſie jetzt die Thür des Zimmers öffneten und ſchwarze, lebloſe Dunkelheit ihnen entgegenſtarrte.

Noch ſtanden ſie zögernd auf der Schwelle, da hörten ſie auch ſchon das Wimmern des Großvaters. Er war erwacht, hatte Alles dunkel und öde um ſich gefunden und hatte ſich in ſeiner Angſt zum Bett der kranken Tochter hingetappt; da lag er nun über ſie gebreitet, ſeinen alten grauen Kopf zwiſchen ihre Kiſſen verſteckt, und wimmerte und beſchwerte ſich, daß es ſo dunkel wäre um ihn her, und die Lene wäre ſo kalt, ſo kalt . . . .

Der Meiſter fühlte ſich von einer furchtbaren Ahnung gepackt, ſeine Haare ſträubten ſich in die Höhe, feurige Räder tanzten durch die Dunkelheit vor ſeinen Augen ....

Endlich brannte die Lampe, mit zitternder Hand leuchtete er über das Bett hin, riß den Alten in die Höhe, daß die Kiſſen zur Erde flogen ....

Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht — es war eine Leiche geweſen, die der Alte umklammert hielt! —

Reinhold wollte ſich mit lauter Klage über die geliebte Todte werfen. Aber der Meiſter hielt ihn zurück: Zeige jetzt, daß du ein Mann biſt, ſagte er, ich brauche eines Mannes Beiſtand.

Sie führten den Alten in die Kammer, ſetzten ein Licht hinein, riegelten die Thür hinter ihm zu. Reinhold konnte keinen Blick von ſeinem Vater abwenden; in dem ganzen Weſen des Meiſters war ein Ernſt und eine Feierlichkeit, noch weit größer als in jener Nacht, da er ihm die verhängnißvolle Geſchichte ſeiner Familie erzählt.

Margareth, ſagte der Meiſter, erfährt dieſe Trauernachricht noch immer zeitig genug. Keine Thräne jetzt, kein Geſchrei! Wir haben andere Pflichten für dieſe Todte zu erfüllen.

Ein feines leinenes Tuch, das Lene ſelbſt ehemals zu dieſem Zweck geſponnen, nahm er aus dem Kaſten, breitete es auf die Erde:

Hilf mir, ſagte er, die theure Leiche hineinlegen ....

In allen dieſen Dingen war eine ſo wunderſame Haſt, etwas ſo ſeltſam Geheimnißvolles, daß Reinhold ſich von bangen Schauern durchrieſelt fühlte. Aber der gewohnte kindliche Gehorſam verſtattete ihm auch jetzt keine Einrede.

Der Meiſter ſchlug das Tuch ſorgfältig über der Leiche zuſammen. Hilf mir jetzt, fuhr er fort, dieſes Stroh und dieſe Kiſſen hinausräumen; es iſt ein anderes Bett, das jetzt an dieſen Fleck gehört.

Bei der Beſtürzung, welche die Männer gefangen hielt, hatte Niemand auf die Unordnung geachtet, in welcher Lene's Bett ſich befand. Oder wenn ſie etwas davon bemerkt, ſo hatten ſie geglaubt, daß es entweder von dem alten Vater oder gar vielleicht durch ſie ſelbſt veranlaßt ſei, in der erſten Angſt, mit der ſie auf das Bette losgeſtürzt waren.

Sie ſchafften Stroh und Bettſtatt hinaus auf den Hof, geräuſchlos, auf den Zehen, Einer den Andern mit Geflüſter zur Vorſicht ermahnend. Reinhold folgte in Allem willenlos; wer die Beiden ſo geſehen hätte, in der Stille der Nacht, bei dem ungewiſſen Flackern der Kienfackel, wie ſie ſich leiſe um die Leiche bemühten, würde nicht anders geglaubt haben, als daß hier der entlegene Schauplatz eines Verbrechens ſei.

In der Ecke des Hofs ſtand der Sarg aufgerichtet, welchen der Meiſter geſtern zuſammengeſchlagen. Ich ahnte es ja, flüſterte er mit furchtbarem Lächeln, daß es ſo kommen würde; es iſt gut, daß ich fleißig geweſen bin bei meiner Arbeit, der fremde Herr iſt noch zur rechten Zeit gekommen ....

Sie trugen die leichte Kiſte geräuſchlos in die Stube. Sie faßten die Leiche bei Haupt und Füßen und legten ſie vorſichtig in den Sarg. Noch ein mal enthüllte der Meiſter das Antlitz der geliebten Schweſter; er war am Kopfende des Sargs niedergekniet, keine Muskel ſeines ſtarren Antlitzes veränderte ſich, nur zwei langſame, ſchwere Thränen tropften auf die kalte Stirn der Entſchlafenen.

Küſſ' ihr noch einmal die Hand, Reinhold, ſagte er; ſie hat dich ſehr geliebt, viel mehr als du weißt. Aber jetzt ſollſt du's wiſſen.

Reinhold, der ſeinem Schmerz nicht länger gebieten konnte, hatte ſich ebenfalls vor der Leiche niedergeworfen und bedeckte die theure Hand mit heißen, ſchmerzlichen Küſſen; das Herz war ihm zu voll, er konnte keine Worte finden für ſeinen Jammer.

Der Meiſter erhob ſich, zog Reinhold mit leiſer Gewalt in die Höhe, deckte den leicht gezimmerten Deckel auf den Sarg; dann ging er hinaus.

Schon nach zwei Minuten kehrte er wieder; ſo leis er auftrat, ſo lag doch in jedem Schritt, den er that, jeder Bewegung, die er machte, eine Energie und Sicherheit, die man ſonſt an dem äußerlich ſo ſchüchternen Manne nicht bemerkte. Er trug — und trotz des väterlichen Verbots hätte Reinhold bei dieſem Anblick faſt laut aufgeſchrien vor Beſtürzung — trug die ſchwere blanke Holzaxt im Arm; als wäre es ein Ehrendegen, ließ er ſie auf den Sargdeckel gleiten, daß das leichte Holz erdröhnte.

Jetzt mögen ſie kommen, ſagte er, ich bin gewaffnet ....

Zwei Stunden oder länger waren ſo vergangen, ohne daß ein Wort zwiſchen den beiden Männern gewechſelt ward. Endlich, wie vom Kirchthurm her die Mitternachtsſtunde ſich ankündigte, fuhr der Meiſter aus ſeinem langen, ſchmerzlichen Nachſinnen in die Höhe. Mitternacht! murmelte er dumpf. Rück' her, mein Sohn, ja wohl nun erſt recht mein Sohn — lege die Hand auf den Sarg und ſchwöre bei der Liebe, welche diejenige, die jetzt darin ſchlummert, zu dir getragen hat, alle Zeit deines Lebens, daß du geheim halten willſt, was ich dir jetzt vertrauen, und willſt erfüllen, was ich von dir verlangen werde.

Stammelnd ſprach Reinhold den Eidſchwur nach.

Der Meiſter begann:

Du erinnerſt dich, mein Reinhold, jener

trauervollen Nacht, da ich dir das unſelige Geheimniß unſerer Familie enthüllte. Ich ſagte dir damals noch nicht Alles, ich verſchwieg gerade, was dich zunächſt angeht; — jetzt iſt es Zeit, jetzt ſoll auch der letzte Schleier zwiſchen uns fallen. Ich erzählte dir, daß, als ich von der unglücklichen Reiſe nach Hamburg zurückkam, ich meine Frau im Kindbett fand und meine Schweſter Lene auf dem Krankenlager. Ich habe dich nicht belogen, meine Frau lag im Kindbett damals, ſie ſtarb ſogar darin: aber das Kind, das ſie zur Welt gebracht hatte, das warſt nicht du, war ein Knäblein, das ſchon wenige Monate nach der Geburt uns wieder entriſſen wurde....

Nicht ich?! ſchrie Reinhold und ſchlug mit dem Kopf auf den Sarg —

Nicht du, wiederholte der Meiſter: Du biſt mein Sohn nicht, Reinhold! der Sohn meiner Liebe wohl, aber nicht meines Leibes. Da, ſieh her — indem er den Jüngling in die Höhe riß, den Sargdeckel zurückwarf und zum zweiten mal das Leichentuch lüftete: — dieſe da war deine Mutter!!

Sie hat dich ſo treu geliebt, fuhr der Meiſter nach einer Pauſe fort, indem ihm die Thränen jetzt dicht von der Wange rieſelten, und hat dir ſo viel Gutes gethan mit ihren ſchwachen Kräften, daß du ihr ja wohl nicht böſe ſein wirſt, daß ſie dich um den holden Mutternamen getäuſcht; es iſt ihr ſchwer genug geworden, glaube mir! Und auch die Schuld wirſt du ihr ja wohl verzeihen, die unglückliche Schuld, welche dir das Daſein gab. Das war das Zweite, mein Reinhold, was deinem armen Großvater den Verſtand vollends zerrüttete: das Scheitern ſeiner Plane hätte er vielleicht noch ertragen, aber die Schande der Tochter, das war's, das gab ihm den Reſt.

Und mein Vater? ſtammelte Reinhold kaum hörbar.

War ein reicher, vornehmer Herr, erwiderte der Meiſter, jung, ſchön, lebensluſtig: er war zum Beſuch in der Gegend geweſen und hatte es eben nur als ein Reiſeplaiſir betrachtet, dieſe arme, unſchuldige Blume zu vernichten ....

Reinhold blickte unwillig in die Höhe.

Nein, entgegnete der Meiſter, ſieh mich nicht ſo unwillig an, ich habe ein Recht ſo zu ſprechen, dein vornehmer Vater hat ſein Vaterrecht verwirkt; er hat ſich nie wieder, nie, um Mutter noch Kind bekümmert.

Und ſein Name? ſtöhnte der junge Mann, du kennſt ihn?

Ich kenne ihn nicht, ſagte der Meiſter kalt, noch weiß ich, ob er lebt oder todt iſt, und was aus ihm geworden. Aber frage nicht nach deinem Vater, ſo lange du noch deiner Mutter ſo ehrwürdige, ſo heilige Pflichten ſchuldig biſt! — Haſt du geſehen, o mein Reinhold, wie dieſe ſonſt ſo fromme, ſo gelaſſene Frau bei dem Gedanken des Todes rang? Haſt du es gemerkt, wie der Wahnſinn ſeine ſengende Hand nach ihr ausſtreckte, wenn ſie ihrer letzten Stunde gedachte? Es war nicht der Tod, was ſie fürchtete, nicht der Tod, mein Reinhold! Denn deine Mutter hat gut und fromm gelebt, und die einzige Schuld, mit welcher ſie in Einfalt und Unwiſſenheit, von einem Elenden umſtrickt, ihr jugendliches Leben befleckte, wird Gott in der Fülle ſeiner Gnade und ſeiner Gerechtigkeit ihr längſt verziehen haben. Aber ſie fürchtete, was nach dem Tode kommt — fürchtete, was dieſe arme, unglückliche Leiche erwartet, wenn du und ich ſie nicht beſchützen....

Du verſtehſt meine Rede nicht, fuhr der Meiſter fort, du denkſt, ich raſe — o nein, mein Reinhold, ich raſe nicht: aber du wirſt es thun, wenn dies ganze grauenhafte Räthſel vor dir aufgedeckt liegt! — Deine Mutter hatte ihren Zuſtand nach Möglichkeit verborgen; Niemand außer unſerer Familie wußte davon als nur ein Einziger — ein Mann, der deine Mutter ehemals ſelbſt mit Liebesanträgen verfolgt, den ſie aber mit Abſcheu von ſich gewieſen hatte, weil Verbrechen und Laſter ſchon damals das göttliche Siegel, das der Herr auf die Stirn des Menſchen gedrückt, verwiſcht hatten und er ſchon damals war, was er noch jetzt iſt, das Entſetzen und die Geißel der Unglücklichen, die in ſeiner Nähe zu leben verdammt ſind —

Dem jungen Manne dämmerte furchtbare Aufklärung: Du ſprichſt vom Sandmoll, rief er....

Ich ſpreche vom Sandmoll, erwiderte der Meiſter. Wie er ja ſchon damals der allgemeine Spürhund und Mitwiſſer aller böſen Heimlichkeiten war, ſo war er auch der Einzige, der um deine Geburt wußte. Und wie es der Fluch alles Böſen iſt, daß es uns immer weiter an böſe Menſchen kettet, ſo bedienten wir uns auch ſeiner Vermittelung, das neugeborene Kind aus dem Hauſe zu ſchaffen, zu einer Frau im Gebirg, bei der du die erſte Pflege genoſſeſt. Erſt als einige Monate ſpäter mein armes Söhnchen ſeiner Mutter folgte, ließen wir dich heimlich zurückkommen; wir verbargen den Tod des Kindes und zogen dich auf, als ob du mein Sohn wäreſt. Kein Menſch weiß es anders bis auf dieſe Stunde, um ſo mehr als wir bald darauf hierher zogen, als nur eben der Sandmoll.

Ah, ſagte Reinhold, indem er ſich mit funkelnden Augen erhob und die ſchwere Axt in der Hand wog: jetzt begreife ich! Daher alſo dieſe höhniſchen Reden, mit denen der alte Verbrecher mich und meine arme Mutter heimzuſuchen pflegte; daher dieſe Todesangſt, in welche ſein Anblick ſie verſetzte; daher dieſe entwürdigende Nachſicht, die du ſelber ihm erwieſeſt, o du theurer, theurer Bruder meiner armen Mutter . . . !

Daher, beſtätigte der Meiſter, und noch von etwas Anderm, ich bin noch immer nicht zu Ende mit dem Wermuthbecher, den ich dir reichen muß, die ſchlimmſte, bitterſte Neige iſt noch zurück. Die Geſetze im Staat, mein Reinhold, ſind nur für die Armen und Elenden gemacht, du weißt es längſt; der Reiche und Vornehme ſpringt keck darüber hin. Wenn ein vornehmes Fräulein zu Fall kommt, ſo iſt es ein intereſſantes Abenteuer, das man verheimlicht und vertuſcht; wenn die Tochter des Armen verführt wird, ſo verfällt nach den weiſen Geſetzen des Landes ihr Leib der Anatomie. Und ob ſie hundert Jahr alt würde, und ob ſie nach ihrem Fall ein Leben führte, wie alle Heiligen zuſammen — ſie iſt einmal in die Liſten eingetragen, der Staat braucht Aerzte, die Aerzte brauchen Leichen und der Leib der Bettlerin, an welchem die Wolluſt des Reichen ſich geſättigt, iſt eben noch gut genug, den Schülern der Wiſſenſchaft zum Studium zu dienen. Nichts kann die ein mal Verfallene vor dem neugierigen Meſſer des Arztes retten, es ſei denn, daß ſie einen Mann fände, der ſie heirathet. Deine Mutter hat keinen Mann gefunden, keinen gewollt — Reinhold, Sohn meiner todten Schweſter, wirſt du es leiden, daß man die Leiche deiner Mutter auf den Schinderkarren legt — denn was iſt es Beſſeres als ein Schinderkarren? — und ſtatt ihren Leib in den heiligen Schooß der Erde zu beſtatten, ſie in die Stadt fährt, damit neugierige Hände ihre keuſchen, ja ganz gewiß ihre keuſchen Glieder betaſten und grauſame Meſſer und Scheeren den Leib zerſtückeln, den wir ſo lange mit Liebe gepflegt und der dich, dich, mein Reinhold, in ſeinem Schooße getragen hat? Wirſt du es dulden?! rief er und preßte die Hand verzweifelnd gegen die Stirn....

Und wer ſollte es wagen? fragte Reinhold.

Der Alles wagt, der alte, ſchmutzige Verbrecher, deſſen Seele ſich labt am Ekelhaften und Entſetzlichen, und der längſt ſchon nach dieſer ſüßeſten Rache ſchmachtet. Nun erſt verſtehſt du die geheimnißvolle Bosheit ſeiner Reden ganz, nun erſt weißt du, was ich ſo lange heimlich mit dieſem Manne verhandelt habe, und wohin unſere armen, dürftigen Erſparniſſe geſchmolzen ſind. Ich wollte ihm den Leib meiner Schweſter abkaufen, ich habe ihm Geld geboten über Geld, ſo viel ich konnte, noch heute Abend, vor wenigen Stunden noch — er hat mich mit Hohnlachen zurückgewieſen und hat das Geſetz vorgeſchützt, das ihn verpflichte!

O ſei ohne Sorgen, theurer Meiſter, ſagte der junge Mann, der plötzlich ſeine ganze Faſſung und Beſonnenheit wiedergewonnen hatte: ich habe auch mein Geſetz, das Geſetz der Ehrfurcht und der Kindesliebe, das Gott mir in die Bruſt geſchrieben hat. Laß ſie ankommen mit ihrem papierenen Geſetz! Eher ſoll dieſe ganze Hütte in Flammen aufgehen und du und ich dazu, ja Dorf und Schloß ſollen ſich eher zum Scheiterhaufen zuſammenwölben über der Leiche meiner Mutter, ehe ich eine unheilige Hand dieſen Sarg berühren laſſe! Das iſt ein ehrliches Stück Eiſen, rief er, indem er die Axt aufs Neue ergriff und ſie mit Inbrunſt an die Lippen drückte: der Erſte, der eine Hand ausſtreckt gegen die Todte, mag ſeinen Schädel in Acht nehmen!

Dem Meiſter funkelten die Augen: So iſt es recht, mein Reinhold, da freut ſich der Geiſt deiner Mutter, wenn er das vernimmt; wir haben als ehrliche und friedliche Menſchen gelebt Zeit unſers Lebens, und keine Noth und kein Elend hat uns auch nur um eines Haares Breite vom Weg der Rechtſchaffenheit entfernt: aber wenn wir jetzt Mörder und Todtſchläger werden, mein Reinhold, ſo werden wir Mörder um Gottes willen....

Dieſe Leiche, verſetzte der junge Mann nach kurzem Beſinnen, muß ſo raſch wie möglich in die Erde geſchafft werden, bevor der Sandmoll noch Zeit hat, ſeinen abſcheulichen Plan ins Werk zu ſetzen. Ich werde in aller Frühe ſelbſt zum Prediger gehen und ihn bitten, daß das Begräbniß beſchleunigt wird; ruht ſie dann erſt in der geweihten Erde des Friedhofs, ſo ſteht ſie unter dem doppelten Schutz, der Kirche wie der Gemeinde, und weder die eine noch die andere werden zugeben, daß man ſie wieder herausreißt aus ihrer Gruft.

Der Meiſter ſchüttelte den Kopf. Der Gedanke iſt wohl gut, ſagte er: aber haſt du auch bedacht, mein armes Kind, daß Begraben Geld koſtet? Die Kirche will ihre Gebühren ....

So muß Geld geſchafft werden, entgegnete Reinhold raſch: wir müſſen Alles zu Geld machen, was wir beſitzen. Hier, hier, rief er, indem er ſich haſtig am Leibe herumfuhr und den Ring, den ſo lange, ſo ſorgſam verborgenen, den Angelica ihm in Julian's Namen überreicht hatte, von der Bruſt hervorholte: dieſer Ring — und der Reſt meiner Bücher — und für das fertige Gewebe wird ſich ja auch wohl noch ein Käufer finden oder doch wenigſtens ein Pfandleiher . . . .

Ja wahrlich, du biſt meiner Lene Sohn, ſagte der Meiſter wohlgefällig, indem er die fieberheiße Wange des Junglings ſtreichelte: ſo wollen wir es machen. Riegle jetzt die Thüre zu und verlöſch die Fackel, damit uns Niemand überraſche; dann laß uns das Haupt auf den Sarg unſerer geliebten Todten lehnen, auf daß der morgende Tag uns bei Kräften finde — und wenn wir nicht ſchlafen können, ſo wollen wir doch wenigſtens träumen . . . .

Viertes Kapitel.

Der Taufvater.

In den caſernenartigen Häuſern unſerer großen Städte geſchieht es wohl häufig, daß der Engel des Todes und der Engel des Lebens ſich zur ſelben Stunde unter demſelben Dache begegnen; unter einem ſo niedrigen Dach, wie das des Meiſters, iſt es ſchon eine Seltenheit, wenn ſie ſich nur ſo nahe kommen, wie es in dieſer Nacht geſchehen war. Während der Meiſter und Reinhold endlich vor Erſchöpfung über dem Sarge der todten Lene einſchlummerten, war drüben auf der andern Seite des Hauſes Margareth's langerwartete Stunde gekommen. Sie hatte ſchon ſeit Längerm für dieſen Fall mit einer Nachbarin Abrede genommen, welche ebenſo arm war wie ſie, aber auch von ebenſo guter und hilfreicher Natur. Um keine Störung im Hauſe zu veranlaſſen und das Befinden der kranken Tante, wie ſie meinte, nicht etwa durch überflüſſige Sorge zu verſchlimmern, hatte ſich dieſelbe ſchon zu Abend bei ihr einfinden müſſen und war die Nacht über bei ihr im Zimmer geblieben. Noch bevor der Tag dämmerte, lag ein geſunder, kräftiger Knabe an der Bruſt der hochbeglückten Mutter.

Konrad, der ſich anfangs ſehr ungehalten gezeigt hatte, auf dieſe Art aus dem Schlafe geſtört zu werden, betrachtete das Kind mit großer Verwunderung von allen Seiten, reichte auch der Wöchnerin die Hand und lobte ſie, daß ſie ſolch braves, tapferes Weib wäre. Im Ganzen genommen aber war die Freude doch nur ſehr lau und Margareth konnte ſich der

Thränen nicht erwehren, wenn ſie an das Entzücken dachte, in welches ihn ihr erſtes verſchämtes Geſtändniß verſetzt hatte, und damit dieſe halb neugierige, halb verdroſſene Miene verglich, mit welcher er das Kind, ſeinen Erſtgeborenen, umkreiſte.

Die Nachbarin dagegen tröſtete ſie: die Männer machten das allemal nicht anders; weil ſie die Kinder nicht kriegten, wüßten ſie ſie auch gar nicht zu ſchätzen; ihr Gottlieb ſei gerade ſo geweſen und jetzt wolle er die Jungens vor Liebe gleich auffreſſen, wenn ſie es nur litte. Sowie der Tag nur an die Fenſter ſchien, ermahnte ſie Konrad ins Wirthshaus zu gehen und etwas Warmes zu nehmen auf den Schrecken; hier zu Hauſe ſei er doch nur im Wege. So iſt das Geſchlecht, ſetzte ſie hinzu: erſt machen ſie ſo was und nachher thun ſie, als ob ſie in Ohnmacht fallen müßten über das, was ſie gemacht haben, und wir armen Weiber ſind es doch ganz allein, die die Plage davon haben.

Es war Konrad noch nicht leicht begegnet, daß er zu Hauſe ordentlich gebeten ward, doch nur die Güte zu haben und ins Wirthshaus zu gehen. Aber ſo neu es ihm war, ſo unbequem fiel es ihm für diesmal — das Kind kam ihm überhaupt ſehr unbequem in dieſem Augenblick, es hätte können ein ander mal kommen, in acht, vierzehn Tagen oder auch in vier Wochen, wenn er wieder bei Gelde war; es wäre doch wirklich eine recht dumme Einrichtung, dachte er bei ſich, indem er langſam vor ſich hin in die Schenke trollte, daß man das nicht auf Beſtellung haben könne, wie man wolle.

Aber das half nun Alles nichts, das Kind war einmal da: und er mußte obenein ein ganz vergnügtes Geſicht machen und ſich ganz fidel ſtellen, als er in die Schenke trat, um ſeinen

Zechbrüdern die glückliche Ankunft ſeines Stammhalters zu verkündigen.

Es war der Tag vor Weihnachten, alſo ſchon ein halber Feſttag, wenigſtens für Leute, welche ſo ungern arbeiteten, wie Konrad's gute Freunde. Auch hatten, wie das zu gehen pflegt, die Feſtlichkeiten, welche auf morgen bevorſtanden und die die Neugier dieſer Bevölkerung in ſo hohem Grade beſchäftigten, eine gewiſſe Zerſtreuung, einen gewiſſen Hang zum Müſſiggang erzeugt, dem Leute dieſes Schlags nur allzu gern nachgeben.

So kam es, daß die Schenke, trotz der frühen Tageszeit, doch bereits ziemlich beſucht war. Man ſprach von Wind und Wetter, von Korn- und Holzpreiſen, am meiſten aber von den Dingen, die man für den morgenden Tag erwartete.

Und ich hab's ein mal geſagt, und ich gebe meinen Jungen doch nicht her, ſchrie das uns wohlbekannte dicke Frauenzimmer: und wenn ſie ihn noch ſo ſchön herausputzen wollen ....

Unſere Leſer entſinnen ſich, daß die Commerzienräthin zur Einweihung ihrer Warteſchule unter Anderm einen großen Feſtzug arrangirt hatte, zu welchem die armen Kleinen ſchon ſeit zwei Tagen gewaſchen und geſcheuert wurden, was die junge Haut halten wollte.

Bah, du gibſt ihn doch, erwiderte der trockene, ſkoptiſche Wirth: ſie geben ſie Alle! Brot ſchmeckt ſüß und im Ganzen genommen könnt ihr doch noch froh ſein, wenn ihr die Rangen eine Weile los werdet. — Der Wirth, wie wir wiſſen, hatte keine Kinder; darum machte es ihm Vergnügen, geringſchätzig von den Kindern der Andern zu ſprechen, ſo kinderlieb er im Grunde war.

Aber hölliſche Angſt haben ſie doch vor uns, meinte der lange Goliath, der uns aus einem frühern Abſchnitt noch in Erinnerung iſt und der ſich mit ſeiner dicken Liebſten ebenfalls bereits eingefunden hatte: mein Schwager iſt geſtern über das Gebirg gekommen, der hat mir's erzählt, der ganze Berg liegt voll Soldaten.

Es thut auch Noth um euch, höhnte der Karrenſchieber — derſelbe hatte ſich ſo eben ein köſtliches neumodiſches Getränk aus ſchwarzem Kaffee, Branntwein und Syrup zuſammengebraut; zum Glück war der Branntwein das Meiſte dabei, ſonſt möchte es ihm ſelbſt wohl kaum geſchmeckt haben — es thut auch wohl Noth um euch! Denkt an damals, wie der Meiſter den Sandmoll zuſammenſchmiß, da rühmtet ihr euch auch Alle und verſchwort euch, der Sandmoll müßte wenigſtens hängen — und was war es hernach? Geht, geht, ihr ſeid auch wohl die Rechten, einen honetten Aufſtand zu machen; ja wenn noch ein Dutzend ſolcher Kerle unter euch wäre, wie hier unſer Toller, der hat noch Courage, der verſteht den Rummel, der muß unſer Hauptmann ſein, wenn's losgeht!

Ja, ja, der Tolle ſoll Hauptmann ſein, wenn's losgeht, ſchrien Alle.

Der Tolle (denn daß auch der im Wirthshauſe nicht fehlte, zu keiner Tageszeit, es ſei Tag oder Nacht, Abend oder Morgen, verſtand ſich von ſelbſt) ſchien ſich durch dieſe Anerkennung ſeiner Verdienſte ſehr geſchmeichelt zu fühlen.

> Auf, ihr, des Volkes Freunde,

rief er, mit den Worten eines Helden, den er ſich in dieſem Augenblick vielleicht ernſthaft zum Vorbild nahm, des John Cade aus Shakſpeare's Heinrich VI.:

> Auf, folgt mir nach,
> 's iſt für die Freiheit, zeigt euch nun als Männer!
> Kein Lord, kein Edelmann ſoll übrig bleiben!
> Schont nur, die in gelappten Schuhen gehn,
> Denn das ſind wackre, wirthſchaftliche Leute,
> Die zu uns überträten, wenn ſie dürften!

Aber wir erſt, warf einer der Fabrikarbeiter dazwiſchen, wir ſollen morgen auch Parade ſtehen, um die verfluchten Maſchinen einzuweihen, die uns nur um ſo ſicherer die Gedärme aus dem Leibe haspeln. Da könnteſt du ein gutes Werk thun, Toller, wenn du die ganze Bude morgen in Brand ſteckteſt.

Es ſind an funfzig Wagen angemeldet für morgen, ſagte die Wirthin wichtig, indem ſie mit dem Schlüſſelbund klapperte: der gnädige Herr kann ſie gar nicht alle unterbringen im Schloſſe, er hat ſchon zu uns geſchickt nach Stallraum und Zimmern.

Wir wollen die Gäſte an die Krippe binden und uns ſelbſt in die Zimmer legen, ſagte der Karrenſchieber; wir ſind lange genug ihre Knechte geweſen, und es wäre wohl Zeit, den Spieß auch einmal umzukehren.

Alles wieherte Beifall.

Mitten in dieſen Tumult trat Konrad. Die

Wirthin brachte ihn herbeigeſchleppt. Sie hatte es ihm gleich auf den Kopf zugeſagt, ſo wie er in die Thür getreten: Konrad, hatte ſie geſagt, das Kind iſt da, du ſiehſt ſo erſchrocken aus und ſo dämlich ....

Konrad kratzte ſich hinter den Ohren; es wäre freilich ſo etwas, meinte er, ein Junge, ein ganz anſtändiger.

Hat er auch ſchon rothe Wolle auf'm Kopf? ſchrie der Karrenſchieber.

Der Witz fand viel Anklang. Nur der tolle Heiner warf plötzlich ſein Glas an die Erde, ſprang über den Tiſch und zur Thür hinaus; man war dergleichen ſeltſames Benehmen zu ſehr von ihm gewohnt, um weiter darauf zu achten.

Aber du biſt auch ein geſcheiter Kerl, fuhr der Karrenſchieber fort, und haſt deine Sache gut eingerichtet, das muß man dir laſſen; macht der das Kind juſt zum heiligen Chriſt, daß wir armen Leute doch auch etwas haben, uns zu freuen, wenn die vornehmen Herrſchaften drüben ſchmauſen und jubeln. Denn du weißt doch noch? den großen Taufſchmaus, zu dem du uns eingeladen haſt, Alle wie wir hier ſind?

Das verſteht ſich, ſchrie Alles durcheinander, das muß morgen ſein, es kann gar keinen beſſern Tag geben!

In der That iſt es in der Gegend, in welcher unſere Erzählung ſpielt, wie überhaupt wohl in den meiſten ländlichen Gegenden Deutſchlands, Sitte, die Kinder unmittelbar am nächſten Kirchtag nach der Geburt zur Taufe zu tragen.

Nun ja doch, verſteht ſich, brummte Konrad, Ihr ſeid eingeladen zu morgen, Alle zuſammen . . . .

Aber ſo wenig zu Hauſe die Vaterfreude, ſo wenig wollte ihm jetzt die Einladung ſo recht von Herzen; Beides aus einem und demſelben Grunde.

Das iſt noch ein Kerl, der zu leben weiß, ſchrie der Karrenſchieber: Heda, Frau Wirthin, marſch in die Küche und die Tiegel nur ſchon immer aufs Feuer geſetzt! Und Er da, Herr Wirth, ans Faß und angezapft, aber das Taufen wollen wir ſchon ſelbſt beſorgen, damit braucht Er ſich nicht zu bemühen! Platz, Platz, meine Jungens; rief er, indem er ſich breit über den Tiſch ſtreckte, das iſt eine Sache, die überlegt ſein will, ſo was kommt Einem nicht alle Tage, da muß der Menſch ſeinen Kopf zuſammennehmen, damit auch Alles hübſch ſeinen richtigen Schick und Anſtand hat. Eſſen iſt auch eine Kunſt, ihr Tölpel, das heißt, was man eigentlich Eſſen nennt, nicht blos ſich vollſtopfen wegen des leidigen Hungers, wie wir es zu thun pflegen. — Womit fangen wir an, rother Konrad? Du biſt Gaſtvater, du haſt zu beſtimmen; ich dächte, ſo etwa ein guter Reisbrei, aber hübſch dick, mit Knödeln....

Ja und Safran daran, ſetzte ein Anderer hinzu.

Meinetwegen, ja, brummte Konrad, indem er ſeine Mütze von einem Ohr zum andern ſchob: Reisſuppe mit Knödeln und Safran daran, ich habe ja nichts dagegen . . . .

Und dann zum Zweiten, dächt' ich, fuhr der Karrenſchieber fort, einen guten Schweinebraten; aber nicht zu fett, ich bitt' es mir aus, es iſt von wegen des Trinkens!

Schweinebraten, wiederholte Konrad mechaniſch —

Aber das Ding wurde ihm doch bald zu kraus; ſeine ganze Vaterſchaft hätte er darum hingegeben, wäre er nur aus dieſer verwünſchten Geſchichte erſt glücklich heraus geweſen. Während die Andern ſtritten und jubelten und die Freigebigkeit des Taufvaters zum voraus leben ließen, ſchlich er verdrießlich an den Wänden entlang und dachte bei ſich, das Alles wäre recht ſchön, aber wenn er nur erſt wüßte, wo das Geld dazu herkommen ſollte. Seine Einladung zurückzunehmen und ſein Unvermögen zu bekennen, das geſtattete ihm ſeine Eitelkeit nicht; — es iſt wohl ſchon mancher vornehme Herr zum Dieb und Spitzbuben geworden, weil er einen Ball nicht hat aufſchieben wollen, zu dem er eingeladen hatte, oder eine Spielpartie ablehnen, die man ihm anbot.

Die Wirthin verſtand ſich viel zu genau auf die Geſichter der Menſchen, um Konrad's innerſte Gedanken nicht herauszuleſen. Sie nahm ihn beiſeite, hinter ihren Verſchlag. Reisſuppe mit Knödeln, ſagte ſie, und Schweinebraten, aber nicht zu fett, o das iſt ein geſundes Eſſen, und ich will euch das beſorgen, beſſer, als ſie es im Schloſſe haben können. Aber nun ſag' mal erſt, Schatz: aus nichts hat Gott die Welt erſchaffen — wie ſteht es denn damit, putt, putt? indem ſie die Geberde des Geldzählens machte.

Eh nu, ſagte Konrad verlegen, wie ſoll es denn damit ſtehen? Allemal gut, Frau Wirthin....

Na da rück mal heraus, mein Sohn, und zwar herzhaft, erwiderte die Wirthin, indem ſie die breiten Arme gemüthlich übereinandergelegte. Denn daß ich die ganze Bande ſoll füttern und nachher werdet ihr noch betrunken und ſchlagt mir Tiſch und Bänke entzwei und ich kann meinem Gelde nachpfeifen, ne, Konrad, für ſo dumm mußt du mich auch nicht halten.

Ich dachte nur, fuhr Konrad immer verlegener fort, weil die Frau Wirthin doch in der letzten Zeit ſo einen hübſchen Dreier Geld an mir verdient hat, und ich doch ſonſt allemal ein prompter Zahler geweſen bin, ſo dacht' ich nur, die Frau Wirthin würde....

Borgen? rief ſie: o je, das iſt neu! ſetzt Kinder in die Welt und ladet ſich das halbe Dorf zu Gevattern ein, und will dann noch borgen! Hört doch, rief ſie über das Gitter zum Saal hinein, was Neues vom Konrad —!

Will Sie wohl ſtille ſein, Sie verwünſchte Trulle, raunte Konrad ihr zu und kniff ſie vor Aerger in den Rücken: ich denke ja nicht daran zu borgen, ich will ja nur erſt Geld einwechſeln....

Mach dir keine unnütze Mühe, mein Sohn, erwiderte die Wirthin gleichmüthig: ich nehme was rund iſt; wenn auch ein beſchnittener Dukaten dabei iſt, mit ſo einem alten Freunde nehmen wir es nicht ſo genau. Aber das ſag' ich dir noch ein mal und danach richte dich: haſt du was zu bezahlen, ſo thu's gleich und auf der Stelle, das lobt Gott und gefällt den Menſchen; friſche Fiſche, gute Fiſche; kein Geld, kein Schmaus....

Konrad ſchob ſich verdrießlich zur Thür hinaus, noch im Weggehen hörte er, wie ſeine morgenden Gäſte ſich ſchon ſtritten, ob lieber

Reisbrei mit Safran oder Reisbrei mit Roſinen —

Hol der Teufel, brummte er vor ſich hin, den verfluchten Einfall, daß ich mir die Sippſchaft auf den Hals geladen! Aber es iſt nun ein mal geſchehen und Wort muß ich halten, und wenn ich mir das Geld dazu ſtehlen ſollte....

Fünftes Kapitel.

Vorbereitungen.

Der Juſtizrath hatte die Wohnung des Meiſters verſchloſſen gefunden; Niemand hatte ihm ſagen können, wo Reinhold ſteckte. Den Vagabonden hatte er zwar endlich gegen Abend in der Schenke aufgetrieben, allein in einem ſolchen Zuſtande von Betrunkenheit, daß es ihm unmöglich geweſen, zu ſeinem Zweck zu kommen.

Nicht beſſer war es ſchon in aller Frühe Herrn Florus ergangen. Nach ſeiner Gewohnheit müſſiggängeriſch im Dorfe umherſtreichend, hatte er denn auch ſogleich die Neuigkeit des Tages, die Entbindung nämlich der ſchwarzen

Margareth, erfahren. Er hatte ſich früher ſcherzweis zum Gevatter bei Margareth angeboten und hielt es nun für ſeine Pflicht, ſich bei den Hausgenoſſen nach dem Befinden der jungen Wöchnerin zu erkundigen. Es war keineswegs bloße Galanterie, auch nicht einmal bloße Menſchenfreundlichkeit geweſen, daß Herr Florus ſich zum Pathen angetragen: er hatte ſein geheimes Plänchen dabei, der gute Herr Florus, wie bei dem Allermeiſten, das er that, nur daß dieſe Plänchen gewöhnlich verunglückten. Er wollte ſeinen Roman gern recht plaſtiſch, recht anſchaulich machen, recht viel bäueriſche Sitten und Gebräuche (die Dorfgeſchichten florirten ja eben) hinein verflechten, und da konnte ihm nichts gelegener kommen als ſo einer ländlichen Taufe perſönlich beizuwohnen. Ich will meinen Dukaten ſchon wieder heraus bekommen, dachte er bei ſich, es hat nichts zu ſagen . . . .

Allein auch Herr Florus hatte Niemand im

Hauſe getroffen als nur den alten irrſinnigen Großvater. Er hockte in einem Winkel des Hofs, zwiſchen allerhand Stroh und Gerülle; aus Strohhalmen und Hölzchen hatte er ſich ein Ding zuſammengebaut, wie ein Grab, und ein zerknittertes weißes Stück Papier darüber breitend, guckte er Herrn Florus ſehr vergnüglich von der Seite an, indem er ihm mit der Hand Stillſchweigen zuwinkte.

Das iſt nun das Leichentuch, flüſterte er, das nun kommt, aber du mußt es nicht weiter ſagen ....

Herr Florus theilte die Gewohnheit ſehr vieler Menſchen (beſonders unter den Schriftſtellern ſoll dieſelbe ſehr verbreitet ſein), daß ſie kein Stück Papier ſehen können, bedruckt oder beſchrieben, ſie müſſen es in die Hand nehmen und müſſen ſehen, was darauf ſteht.

Auch das Stück Papier, das dem Alten zum Spielwerk diente, erregte ſeine Neugier; er nahm es ihm halb gedankenlos aus der Hand, hielt es dicht unter die Brille —

Ein engliſches Exercitium brummte er dann nach flüchtigem Hinblick: das Engliſche war ſeine ſtarke Seite nicht — eine Ueberſetzung vermuthlich aus irgend einem alten vergeſſenen deutſchen Roman; ja, ja, das iſt nun ſchriftſtelleriſche Berühmtheit und ſo gehen wir endlich zu Ende. Aber ich will es doch Spaßes halber dem Engelchen zeigen, es wird ihr Vergnügen machen, weil es doch ihre Mutterſprache iſt.

Damit legte er das Blatt bedächtig in ſein Taſchenbuch und wackelte von dannen.

Allmälig wurde denn nun auch der Tod der armen Lene im Dorfe ruchbar. Reinhold war früh beim Prediger geweſen und hatte um eine möglichſt ſchleunige Beerdigung gebeten, indem er den engen Raum in der väterlichen Wohnung vorſchützte. Aber er war zu keiner glücklichen Stunde zu Herrn Waller gekommen; der ſonſt ſo milde, friedfertige Mann war wie ausgetauſcht geweſen. Mit auffallender Heftigkeit hatte er ſich nach allen, ſelbſt auch den kleinſten Umſtänden des Todesfalls erkundigt; es ſei eine Sünde und Schande vor Gott und den Menſchen, und noch im ewigen Leben würden ſie dafür zu büßen haben, Reinhold und ſein Vater, daß ſie die Lene ohne letzten geiſtlichen Zuſpruch hätten hinüberfahren laſſen. Allein er wiſſe ja ſchon lange, welche verwilderte und gotteslăſterliche Familie das ſei; jetzt wolle er auch nichts mehr mit ihnen zu ſchaffen haben, und überhaupt ſei das Begraben ſolcher Leute, wie die Lene, nicht ſeine Sache, Reinhold müſſe ſich damit an den Küſter wenden.

Der Küſter hatte ein langes ſchwarzes Buch hervorgeholt und hatte ihm, die Hornbrille auf der Naſe, ſehr gründlich vorgerechnet, was ein Begräbniß Nummer eins, Nummer zwei, Nummer drei koſte. Für die Lene ſei natürlich die ſchlechteſte Nummer, Nummer drei, gut genug; aber auch die koſte noch ſo und ſo viel. Und was übrigens die Beſchleunigung des Begräbniſſes betreffe, ſo möge er ſich damit an den Todtengräber wenden.

Der Todtengräber, ein blaſſer, hagerer Teufel, faſt ſo elend und arm wie der Meiſter ſelbſt, war auch ſogleich bereit. Wir haben heuer noch keinen Froſt gehabt, ſagte er, und das Erdreich iſt weich; wenn du mir hilfſt, Reinhold, ſo wollen wir mit der Grube ſchon bald fertig werden, ſehr tief braucht ſie ja für unſereins nicht zu ſein.

Zuvor jedoch müſſe er ihm die Beſcheinigung von der Kirche bringen, daß Gebühren und Abgaben richtig bezahlt worden. Wenn es aber ein Armenbegräbniß ſein ſolle, auf Koſten der Gemeine, ſo müſſe er ſich auf dem Schloß einen Armenzettel unterſchreiben laſſen; die Anmeldungen deshalb würden bei dem Herrn Inſpector gemacht, dem — na, der Herr Inſpector könne die Beinamen zwar nicht leiden, aber unter ſich könnten ſie ihn ja wohl ſo nennen: dem Herrn Sandmoll oder Vater Schlappfuß ....

Auf dieſe Art hatte es denn natürlich nicht ausbleiben können, daß der Todesfall ſich raſch im Dorfe herum geſprochen. Nun erklärte man ſich auch, warum die Wohnung des Meiſters heute ſo ganz verſchloſſen blieb. Die Wenigſten im Dorfe hatten die Verſtorbene gekannt; Niemand nahm an ihrem Tode Antheil. Einige ſeufzten zwar und meinten, wenn ſie nur auch erſt ſo weit wären, die Todten hätten es doch am Beſten: aber im Stillen dachten ſie doch Alle, es würde ſchon noch einmal beſſer werden im Leben, und ſie wollten es alſo immerhin noch eine Weile mit anſehen.

Ueberhaupt war die letzte Nacht nicht glücklich geweſen für Einige; die Diebslore, erzählte man ſich, hätte wollen noch ſpät zum Paſtor gehen, um eine Beſtellung vom Schloſſe auszurichten, da ſei ſie in der Dunkelheit vom Steg gefallen und habe ſich Kopf und Geſicht grauſam zerſchunden. Andere machten ein ſehr ſkeptiſches Geſicht zu dieſer Erzählung; mit dem zerſchlagenen Kopf, meinten ſie, möchte es ſchon ſeine Richtigkeit haben, aber wer weiß, woher die Diebslore ihn hätte; ſo klein und verkrüppelt der Sandmoll wäre, ſo führe er dennoch bekanntlich ein ſehr ſtrenges Hausregiment ....

Diesmal hatten in der That beide Parteien Recht. Als die Diebslore ſich von ihrer Betäubung wieder erholt hatte, war ſie zuerſt in das Pfarrhaus geſchlichen. Der Teufel in Perſon, behauptete ſie, wäre über ſie hergefallen, es hätte einen Donnerſchlag gegeben, daß ſie nur gleich ſo zu Boden geſunken wäre; wo das Papier geblieben, wiſſe ſie nicht. Es kränkte ſie außerordentlich, daß der Herr Prediger, der ihr doch bei andern Gelegenheiten ſelbſt ſo viel vom Teufel vorerzählt hatte, in dieſem Falle nicht das Mindeſte von der Erſcheinung deſſelben hören wollte; ſie würde wohl zu tief ins Glas geſehen haben, oder treibe am Ende gar ein hinterliſtiges Spiel mit ihm. Er hatte einen Knecht mit der Laterne hinausgeſchickt, um auf dem Fleck, wo die Erſcheinung ſtattgefunden haben ſollte, Nachſuchung zu halten. Allein außer der Spur von Tritten, die aber auch leicht von der Lore ſelbſt herrühren konnten, und einigen Fetzen ihres Mantels hatte man nichts gefunden.

Noch weit ungemeſſener war der Zorn, mit welchem der Sandmoll die Elende zurückkommen ſah. Er erklärte ihre ganze Erzählung für Bosheit und Lüge; ſchon ſeit Langem habe er recht wohl gemerkt, daß ſie ihn hintergehe; wenn ſie ihm das Papier nicht wiederſchaffe, möge ſie ſich nur auf ihr letztes Stündlein gefaßt machen. Vor Allem ſollte ſie ihm erklären, wie ſie auf den Weg zum Pfarrhauſe gekommen: und da ſie das denn allerdings nicht konnte, ohne den Argwohn des Alten zu beſtärken, ſo hatte es denn freilich einige für ſie ſehr unangenehme Auftritte gegeben ....

Die ganze Nacht hatte der Alte in Wuth und Groll durchwacht, ſich mit tauſend Plänen, tauſend Befürchtungen herumſchlagend. Erſt als er ins Freie hinaustrat und die Fenſter des Meiſters, hinter denen ſonſt ſchon immer ganz früh das Licht zur Arbeit leuchtete, noch zu ſo ſpäter Stunde verſchloſſen ſah, ging zum erſten Mal wieder ein gewiſſes Behagen durch ſein Herz: er hielt dieſen Umſtand mit dem zuſammen, was Lore ihm von der nächtlichen Scene am Bett der Kranken der Wahrheit gemäß berichtet hatte — und ſofort wußte er auch, daß Lene todt ſei.

Der Satan verläßt die Seinen doch nicht ganz, murmelte er in ſich hinein und eilte raſch ins Haus zurück, ſeine Anſtalten zu treffen. —

Uebrigens, wenn die Schweſter des Meiſters auch viel bekannter im Dorf geweſen wäre, heute hätte man doch keine Zeit gehabt, ſich um ihren Tod zu kümmern, ſo ſehr nahmen die Zurüſtungen zu dem morgenden Doppelfeſt die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Schon rollten Equipage auf Equipage durchs Dorf; eine Menge vornehmer, geputzter Geſtalten drängte ſich, bewundert und beneidet, zwiſchen den gaffenden Dorfbewohnern auf und ab. Vor dem neuen Maſchinengebäude war eine Triumphpforte aus Tannenreiſern errichtet; Fahnen und Wimpel wehten luſtig in der Luft. Unweit davon war die neue Warteſchule; ein Kreuz, ebenfalls mit Inſchriften und Kränzen prunkte über dem Eingange. Es war ein ehemaliger Pferdeſtall des Commerzienraths; aber friſch geweißt und zugerichtet, wie er war, nahm er ſich ganz niedlich aus. Und das bischen Ausdünſtung, meinte die Commerzienräthin, das man bei naſſer Witterung zuweilen noch ſpüre, ſei den Kleinen im Gegentheil ſehr geſund.

Am Prächtigſten jedoch entfalteten ſich die Zurüſtungen im Innern des Schloſſes; alle Säle waren geöffnet, die mehr als fürſtliche Pracht der Einrichtung erregte eben ſo viel Staunen als Gloſſen, welche letztern die Gäſte ſich freilich nur insgeheim ins Ohr raunten oder ſich gelegentlich durch ſtumme Blicke und Winke mittheilten.

Niemand war glücklicher als die Commerzienräthin. Zwar war ihr Liebling, Herr von Lehfeldt, noch nicht zurückgekehrt. Doch hatte ſie einen Brief von ihm, durch welchen er in den beſtimmteſten Ausdrücken verſicherte, daß er morgen zur gehörigen Stunde nicht fehlen werde.

Es hinderte ſie alſo nichts, ihre Eitelkeit in vollen Zügen zu ſättigen; im Anzug einer Nonne, aber mit Blick und Miene einer Königin rauſchte ſie durch die Gemächer.

Herr Florus war ihr treuer Begleiter; von allen Seiten wurde ihm ſo viel Schmeichelhaftes über ſeine Berühmtheit geſagt, und wie das doch gleich zu merken ſei, wo ein Künſtler, ein Dichter die Einrichtung eines Feſtes übernehme, daß auch er in einem Meer von Wonne ſchwamm und vor Händedrücken und Kratzfüßen und Puhſten und Blaſen kaum noch wußte, wo ihm der Kopf ſtand.

Herr Waller bereitete ſich zu den Reden vor, die er morgen zu halten hatte. Angelica war unſichtbar, zum großen Bedauern verſchiedener junger Stutzer, die ſich eigens um ihretwillen herausgemacht hatten. Sie ſei von einer leichten Unpäßlichkeit befallen, ſagte Herr Wolſton, wenn man ihn deshalb befragte: und die Commerzienräthin ſetzte hinzu, es ſei ſo die Art der jungen Dame, ſie fühle ſich vermuthlich in größern Geſellſchaften nicht an ihrem Platze ....

Der Juſtizrath ſaß in einer Sophaecke, trank ab und zu ein Glas Rheinwein und brummte und knurrte übrigens Jeden, der ihn anredete, dermaßen an, daß bald Niemand mehr den Muth dazu hatte.

Am Unglücklichſten in der ganzen glänzenden Geſellſchaft fühlte ſich der arme Julian; der Stern, der ihn ſonſt noch aufrecht erhielt, das Auge ſeine Schweſter, fehlte ihm heut. Die Gäſte wußten, daß Julian der Augapfel des Herrn Wolſton; es wurde daher nie leer um ſeinen Lehnſtuhl, Alles drängte ſich, ihn zu begrüßen, nach ſeinem Befinden zu fragen, ſein Ausſehen zu rühmen, ſein Wachsthum zu bewundern.

Herr Wolſton ſtand dem Lehnſtuhl ſeines Sohnes gegenüber in einer Fenſterniſche. Er ſprach wenig und ließ die Gäſte meiſt nur mit ſeinem bekannten verbindlichen Lächeln die Revue vor ſich paſſiren, indem er jeden einzelnen mit artiger Handbewegung zu ſeinem Sohn hinuberwies. Das Geſchwirre und Getreibe ermudete ihn zuletzt; er ſchloß die Augen, nicht um zu ſchlummern, o nein, nur um gewiſſe finſtere Gedanken deſto ungeſtörter bei ſich zu verarbeiten . . . .

Auf einmal fühlte er ſich leis am Arm gezupft; es war Julian, ſein Sohn.

Ich habe eine Bitte, mein Vater, ſagte er: dieſe Feſtlichkeit ermüdet mich, geſtatten Sie mir, daß ich mich auf mein Zimmer begebe.

Ei wohl, ei wohl, mein Söhnchen, rief der Commerzienrath, indem er ſich beeiferte, die blaſſe Wange ſeines Kindes zu ſtreicheln: du haſt ganz Recht, es iſt ſpät genug, die Leute könnten nun überhaupt auseinandergehen, du mußt dich ſchonen zu morgen, mein Söhnchen —

Auch für morgen, erwiderte Julian, muß ich Sie bitten, mich von der Gegenwart bei dieſen Feſtlichkeiten zu entbinden; ſie ermüden mich nicht blos, ſie widern mich auch an.

Widern Sie an? rief der Commerzienrath gereizt, indem er ſeinen Sohn haſtig hinter die Gardine zog: widern Sie an? Feſtlichkeiten, die Ihnen keine größere Laſt ſein können, als ſie es Ihrem Vater ſind, und denen ich mich gleichwohl unterziehe — um deinetwillen, mein Julian, um dich den Leuten zu zeigen und die Welt wiſſen zu laſſen, daß du mein Alles, mein Einziges biſt, und daß mir nichts zu koſtbar, nichts zu theuer iſt für dich?! Freilich wohl, fuhr er in immer heftigerm Tone fort, ich weiß, woher das kommt, und wer Ihnen dieſe Abneigung in den Kopf geſetzt hat: Ihre Stiefſchweſter — es iſt nur Ihre Stiefſchweſter, vergeſſen Sie das niemals, Julian, und bald wird ſie nur noch eine völlig

Fremde für Sie ſein — hat allerdings wohl weniger Urſache, ſich auf den morgenden Tag zu freuen. Geſtehen Sie es nur, dieſe Weigerung iſt ihr Einfall, von ihr ſind Sie aufgehetzt worden, mir die langgehoffte Freude zu verbittern . . . .

Niemand hat mich aufgehetzt, antwortete Julian kalt, faſt trotzig: aber ich höre, Sie wollen Ihr neues Fabrikgebäude nach meinem Namen benennen; ich haſſe die Fabriken und die Maſchinen, und möchte lieber der Sohn eines Bettlers ſein — —

Der Knabe hielt inne; er fühlte wohl ſelbſt, daß er zu weit gegangen.

Herr Wolſton war leichenblaß geworden. Lieber der Sohn eines Bettlers, flüſterte er kaum hörbar, indem er den Arm des Knaben ſo krampfhaft packte, daß derſelbe faſt aufzucken mußte vor Ueberraſchung und Schmerz — lieber der Sohn eines Bettlers, als mein

Sohn? Sprechen Sie es doch nur aus, Julian, ſprechen Sie nur aus, was man Sie gelehrt hat — o Julian, rief er in raſchem Wechſel der Empfindung, du weißt nicht, du ahnſt nicht, Niemand ahnt es, wie ich dich liebe! Niemand ahnt es, daß du, ja du, die einzige — ſchwache Stelle meines Herzens biſt! Wer mich hier trifft, tödtet mich; tödte nicht deinen Vater, mein Kind . . .!

Er zog den Knaben ſtürmiſch an ſich und drückte heiße Küſſe auf ſeine blaſſe, kranke Stirn.

Julian blieb ſo unbeweglich bei den Liebkoſungen des Vaters wie bei ſeinen Vorwürfen.

Ich darf alſo morgen auf meinem Zimmer bleiben? nahm er das Geſpräch nach einer kurzen Pauſe wieder auf.

Sie werden nicht auf Ihrem Zimmer bleiben, entgegnete der Commerzienrath mit zornbleichen Lippen: Sie werden dem Feſte beiwohnen, Sie werden überhaupt Alles thun, was ich befehle —

Aber meine Geſundheit erlaubt mir nicht — wendete der Knabe ein.

Ihre Geſundheit, entgegnete ſein Vater in hartem, ſcharfem Ton, erlaubt Ihnen täglich, bei jedem Wind und Wetter, mit Ihrer Schweſter durch den Park zu laufen; Ihre Geſundheit hat Ihnen auch erlaubt, ſich halbe Stunden lang auf einem gewiſſen Fleck im Garten zu verweilen, einer albernen ſentimentalen Ueberraſchung halber — ich weiß Alles, wie Sie ſehen; Ihre Geſundheit wird Ihnen auch morgen erlauben, den Befehlen Ihres Vaters zu gehorſamen.

Der Knabe kämpfte mit ſich ſelbſt. Befehlen Sie das nicht, Vater, ſagte er ſodann: laſſen Sie mich auf meinem Zimmer morgen, ich habe eine Ahnung, es thut nicht gut, Vater, ich fühle es — o, ich habe ſo ſchreckliche Träume gehabt — Sie laſſen mich auf meinem Zimmer, mein Vater?!

Der Commerzienrath winkte einem Diener. Mein Sohn, ſagte er, befiehlt auf ſein Zimmer. Und dann zu Julian ſelbſt gewendet:

Sie haben meine Befehle vernommen, Julian; Sie werden morgen zur feſtgeſetzten Stunde erſcheinen; Sie werden Sorgfalt auf Ihren Anzug verwenden und das Geſchmeide anlegen, das ich Ihnen noch kürzlich ſchenkte; Sie werden auch —

Vater —! rief der Knabe, mit einer Bewegung, als wollte er ihm zu Füßen ſinken ....

Nun, wird's? wird's? herrſchte der Commerzienrath den Diener an, der reſpectvoll in einiger Entfernung ſtand — und faßte mit anmuthiger Miene einen alten reichen Geſchäftsfreund aus der Hauptſtadt unter den Arm, der eben vor ihm vorüberſtreifte, um ihn zu dem glänzend beſetzten Buffet zu führen.

Sechstes Kapitel.

Feſtmorgen.

Grüne Weihnachten, weiße Oſtern. Unwillkürlich mußte Angelica an dieſen alten Volksſpruch denken, als ſie am Morgen ihres Geburtstags das Fenſter öffnete und die Luft ihr entgegenſtrömte, ſo warm und mild, wie ſonſt niemals in dieſer Jahreszeit. Die Beziehung lag freilich nahe genug: auch für Angelica war das Glück dieſes Tages nur ein trügeriſches, auch für ſie lag die Zukunft unter weißer, banger Leichendecke. Die junge Dame hatte nun völlig abgeſchloſſen mit allen Wünſchen, Hoffnungen, Plänen; der unerklärbare Umſtand mit dem fehlenden letzten Blatte in der Handſchrift ihrer Mutter, den auch der Juſtizrath durch keine Bemühungen hatte aufhellen können, war in ihren Augen ein deutlicher Beweis, daß Gott ihren Untergang wollte. Und ſo hatte ſie denn beſchloſſen, dem Unvermeidlichen keinen Widerſtand mehr, ſondern nur noch eine heitere, gefaßte Stirn entgegenzutragen.

Auch in dem Tode ihrer Freundin Lene, der ihr im Laufe des geſtrigen Abends bekannt geworden war, erkannte ſie ein ſolches Zeichen des Himmels; es ſollte ſich eben Alles löſen, woran ſie bisher mit Banden der Freundſchaft, des Zutrauens, der Gewöhnung geknüpft geweſen war. Herrn von Lehfeldt's Namen wagte ſie nicht mehr zu denken, ſo verhaßt war er ihr ſeit dem geſtrigen Auftritt geworden; von Reinhold wußte ſie ſich verachtet; der Juſtizrath hatte ſeine Abreiſe auf den nächſten Morgen feſtgeſetzt, da er ja hier ganz unnütz ſei —

und von ihrem Bruder ſollte der heutige Tag ſie auf ewig trennen.

Von ihrem Bruder! — Leiſe hatte ſich die Thüre hinter ihr geöffnet, und ehe ſie es noch merkte, lauſchte Julian's liebes, blaſſes Antlitz ihr freundlich über die Schulter. Es war eine ganz ähnliche Scene, wie am Morgen nach ihrer Ankunft; ganz ähnlich und dennoch wie anders!

Julian kam, der Schweſter ſeinen Glückwunſch darzubringen. Ich ſollte dir im Grunde nichts wünſchen, ſagte er, es iſt die reine Selbſtſucht, wenn ich es thue: denn Alles, was dir Gutes widerfährt, widerfährt ja doch eigentlich nur mir. Du biſt es, von der ich Leben und Wohlſein trinke; wenn ich dich einmal wieder von mir laſſen müßte, da ſchlummerte ich gleich hinüber, ich weiß es. Aber wir bleiben nun immer zuſammen, meine Angelica? immer, nicht wahr? Bis ich ſterbe, ſetzte er mit gelaſſenem

Lächeln hinzu: dann ſollſt du deine Freiheit wieder haben, du ſchöner, lieber Sommervogel; aber ſo lange biſt du meine kleine Gefangene.

Immer! ſchluchzte Angelica; ſie zitterte, indem ſie die Unwahrheit bedachte, die ſie ausſprach: aber wo hätte ſie den Muth hernehmen ſollen, ihrem Bruder die Wahrheit zu geſtehen?

Julian beklagte ſich über die unerträgliche Langeweile, die er bei der geſtrigen Feſtlichkeit empfunden, und die noch viel größere, die ihn für heute erwarte, da Herr Wolſton durch keine Bitten zu bewegen geweſen, ihn davon zu befreien. Sieh nur, ſagte er, mit einem unwilligen Blick auf ſeinen gewählten Anzug, die dumme Pracht, wie ich mich habe putzen müſſen.

Sowie Angelica hörte, daß Julian den Feſtlichkeiten beiwohnen werde, beſchloß ſie ſogleich, ihrem frühern Vorſatze entgegen, ebenfalls dabei zu erſcheinen; es war ja, allem Vermuthen nach, der letzte Liebesdienſt, den ſie ihrem Bruder erweiſen konnte.

Julian klatſchte in die Hände: Und da machen wir vorher noch einen Gang durch den Garten; ſieh, wie mild die Luft iſt, der Himmel freut ſich, daß heute dein Geburtstag iſt, darum ſchickt er dies Frühlingswetter.

Arm in Arm, nach ihrer Gewohnheit, wandelten ſie die ſtillen, öden Gänge dahin. Im Dorf wurden die Glocken geläutet, zum Zeichen, daß das Feſt nun bald beginnen würde, während auf Befehl des Commerzienraths ein Muſikcorps vom Balcon des Schloſſes prächtige Weiſen ſpielte.

Aber wir entfernen uns zu weit vom Schloſſe, man könnte uns ſuchen, erinnerte Angelica, als ihr Bruder ſie immer weiter und weiter drängte, faſt bis an die äußerſte Grenze des Gartens, wo eine wild romantiſche Gebirgslandſchaft mit Felsvorſprüngen und Schluchten ſich anſchloß. Aber Julian gab nicht nach mit Bitten und Treiben: nur ein kleines Stückchen noch, ein ganz kleines Ende, die Luft thue ihm heute ſo ganz beſonders gut, und er müſſe ſich recht ſatt daran trinken, um es nachher in den ſtickigen Sälen aushalten zu können.

Guter Bruder! rief Angelica gerührt, als ſie an eine Ecke des Gartens gekommen waren: es war ihr Lieblingsplatz ſeit alten Zeiten, man genoß von dort aus einer herrlichen Fernſicht auf das Gebirge, und das Engelchen hatte ſich öfters gewünſcht, hier einen Ruheſitz zu haben. Das war das Geburtstagsgeſchenk, das Julian ihr bereitet: er hatte den Platz durch den Gärtner ſorgſam ebnen und mit kleinen Tannenbüſchchen bepflanzen laſſen, die mit ihrem lichten Hoffnungsgrün zwiſchen dem übrigen nackten Geſtrüpp anmuthig hervorleuchteten. Die Felsecke war zu einer Bank zurecht gehauen, über derſelben, als Symbol, drei ineinander verſchlungene Ringe.

Das ſoll nun die Engelsbank heißen, ſagte Julian: ein beſſerer Name als die unſelige Julianshütte, welche mein Vater heute einweihen will. O wie ich mich ängſtige vor dieſen Rädern und Maſchinen!

Die Geſchwiſter hatten ſich auf der Bank niedergelaſſen — Stör' ich? fragte eine Stimme, indem zugleich eine dicke, keuchende Geſtalt den ſteilen Pfad hinaufarbeitete.

Es war Herr Florus, ſchon im ſchönſten Feſtanzuge. Ah, meine charmanten Kinder, rief er, Sie werden ſich erkälten auf dem verdammten Steinſitz, das iſt nichts bei ſolcher Witterung, und am wenigſten für einen Patienten wie Sie, Herr Julian. Uebrigens ſuche ich Sie ſchon ſeit einer halben Stunde durch den ganzen Garten; wer Wetter wird auch ſo weit laufen! Ihr Herr Vater ſchickt mich, Julian;

die Feſtlichkeit wird gleich beginnen, der Feſtzug der Arbeiter iſt ſchon aufgeſtellt und wälzt ſich hin und her und zappelt wie eine Schlange, die im Verſcheiden liegt, ſo beſoffen iſt die Mehrzahl der Kerle ſchon, und von den neuen weißen Kutten, welche die Frau Commerzienräthin für die kleinen Verwahrloſten hat machen laſſen, ſind drei Viertel ſchon beklext. Ich weiß nicht, wie das noch werden ſoll und wie wir mit Ehren beſtehen werden. Ja, was ich ſagen wollte: es iſt ja auch Ihr Geburtstag heut, ſchönes Engelchen; Gott ſegne Sie! Ich habe viel Verſe machen müſſen die Zeit, verdammt viel Verſe, Ihre Frau Mutter iſt reineweg nicht ſatt zu kriegen mit Liedchen: Liedchen beim Einmarſch und Liedchen beim Ausmarſch — Liedchen vor der Predigt und Liedchen nach der Predigt — aber ein Sonett für das ſchöne Wiegenkind, das darf doch nicht fehlen, oho, wozu wär' ich denn ſonſt der Florus! Ich will doch nicht gar fürchten (indem er aus einer Taſche in die andere fuhr), daß ich es habe auf meinem Schreibtiſch liegen laſſen — mein Gott, der Menſch hat heute ſo viel zu thun ....

Endlich fand er ſein Portefeuille, blätterte haſtig darin umher — Aha, da finde ich noch etwas für Sie, rief er: Sehen Sie mal her, was das iſt? Was Vaterländiſches, da, rathen Sie mal, wo ich das gefunden habe —

Damit reichte er ihr das Blatt, das er geſtern Morgen vom Hofe des Meiſters mitgenommen. Ein einziger Blick Angelica's — ſie erkannte die Handſchrift ihrer Mutter — es war das Blatt, das ſie ſo verzweiflungsvoll geſucht hatte!!

Ich muß fort, ſtammelte ſie, indem ſie das Blatt feſt mit beiden Händen an ihren Buſen drückte: augenblicks fort, zurück ins Schloß, lieber Julian, ich habe etwas vergeſſen, Herr

Florus wird die Güte haben, dich zurück zu begleiten ....

Wie ein gehetztes Reh ſprang ſie den Weg zum Schloſſe zurück.

O mit tauſend Vergnügen, iſt mir eine große Ehre, puhſtete der dicke Poet: aber nur diesmal hab' ich unmöglich Zeit, Sie gehen ein wenig langſam, liebſter Julian, und ich, ſehen Sie, ich bin heute ganz unentbehrlich im Schloſſe — ſo zu ſagen, als Feſtordner — richtig, da ſetzen die Poſaunen ſchon ein, nun geht der Spectakel mit Nächſtem los — Herrgott und ich bin noch nicht da — auf Wiederſehen, liebſter Julian! Ich werde Ihnen einen Bedienten mit dem Rollſtuhl ſchicken ....

Es thut nicht Noth, ſagte Julian gutmüthig, ich fühle mich ganz ſtark und wohl und kann das kleine Stückchen Weg ſchon allein zurückgehen.

Nun deſto beſſer, brummte der Poet, indem er mit möglichſter Eile fortſtapelte: bei der Wirthſchaft, die heut im Schloſſe iſt — es iſt der gnädigſte Herr Sohn, allerdings: aber ich weiß doch nicht, ob bei dem Rumor gleich ein Bedienter mit dem Rollſtuhl für ihn dageweſen wäre . . . .

Siebentes Kapitel.

Zwei Bittſteller.

Die Commerzienräthin war noch bei ihrer Toilette beſchäftigt. Sie zögerte dieſelbe ſogar abſichtlich hin, einmal, weil es vornehm iſt, auf ſich warten zu laſſen, und zweitens, weil ſie jeden Augenblick dachte, Herr von Lehfeldt ſollte ſich melden laſſen. Sie hatte geſtern Abend noch einmal ein ausführliches und eindringliches Geſpräch mit dem Sandmoll gehabt. Das Reſultat deſſelben war geweſen, daß ſie jetzt mit allen andern Gedanken und Plänen völlig gebrochen und Herrn von Lehfeldt zum Bräutigam des Engelchen beſtimmt hatte. Denn daß der junge Mann in Angelica verliebt war, verliebt bis über die Ohren, darüber hatte die Baronin ſich denn freilich nicht länger täuſchen können, ſo verdrießlich es ihr in vielem Betracht auch war; ſie beklagte ſeinen ſchlechten Geſchmack, beſchloß aber doch ſeinem Glücke nicht hinderlich zu ſein. Die Sache mußte eilig geordnet werden, jedenfalls noch heut, ſo lange die Feſtſtimmung bei Herrn Wolſton anhielt und ſo lange die Gegenwart ſo vieler fremder Gäſte ihm Rückſichten auferlegte. Man begreift demnach die Ungeduld, mit welcher ſie ihren Schützling erwartete, wennſchon ſeine verzögerte Ankunft ihr andererſeits auch wieder eine Art von Befriedigung gewährte. Denn wenn es ihm wirklich ſo ſehr um das Mädchen zu thun wäre, dachte ſie bei ſich ſelbſt, und nicht vielmehr um das Geld und die reiche Verwandtſchaft, ſo würde er ſchwerlich ſo lange auf ſich warten laſſen.

Das Kammermädchen, das heute füglich zehn Füße und zwanzig Hände hätte haben ſollen ſtatt zwei, meldete einen armen Menſchen, der ſchon ſeit einer Stunde im Vorzimmer warte und ſich durchaus nicht wolle abweiſen laſſen.

Mein Gott, fuhr die Baronin auf, über die Unverſchämtheit! Nicht einmal an einem Tage wie heut hat man Ruhe vor dem Bettelvolk....

Gleich darauf aber, ſich jener Rolle der Samariterin erinnernd, welche ſie einmal übernommen hatte und die ſie gerade an dieſem Tage mit doppelter Sorgfalt ſpielen mußte: Es iſt freilich nicht recht, fuhr ſie mit ſanft klagender Stimme fort, daß die guten Leute Einem nicht einmal das Bischen Zeit laſſen, ſich anzukleiden; ich habe noch ſo viel zu beſorgen. Aber immerhin, Roſaura, damit du dir ein Beiſpiel nimmſt, wie man ſeine eigenen Wünſche aufopfern muß und dem Herrn dienen zu jeder

Stunde: laß ihn herein! Es iſt vielleicht ein armer Mann, der noch ſein Kindlein bei uns anmelden will, oder ſonſt ein chriſtliches Anliegen an uns hat.

Hätte die Baronin während dieſer höchſt ſalbungsvollen Rede die ſtumpfnäſige Roſaura angeſehen, ſie hätte zum wenigſten ſo viel zum voraus gewußt, daß ihre Hoffnung, hier noch einen verſpäteten Zuwachs für ihre Warteſchule zu erhalten, vergeblich war. Da jedoch die Geſichter ihrer Kammerfrauen auch zu den Dingen gehörten, welche für ſie nicht exiſtirten (mit der einzigen Beſchränkung, daß ſie darauf ſah, keine allzu hübſchen zu nehmen), ſo blieb ihr auch das Gemiſch von Spott und Verwunderung unbemerkt, das ſich auf dem Geſicht des jungen Mädchens ſpiegelte.

Und das Kammermädchen war lange nicht die einzige, die ſich verwundert hatte: die ganze Dienerſchaft war in Aufruhr gerathen, das ganze

Schloß, ſo zu ſagen, war in Bewegung gekommen, als Reinhold, der Webersſohn Reinhold über den Schloßhof geſchritten war und ein Geſpräch mit der gnädigen Frau verlangt hatte! Man wußte, wie viel Jahre vergangen, ſeit Reinhold keinen Fuß unter das Portal geſetzt; ja man konnte ihm ordentlich anſehen, wie ſchwer es ihm auch jetzt noch ward und welchen Kampf es ihn koſtete. Ganz ſcheu, mit geſenkten Augen, hatte er ſich zwiſchen der lärmenden Dienerſchaft hindurchgedrängt, ſeine Stimme war ſo leis, daß man ihn zweimal fragen mußte, was er eigentlich wolle. Es war ein Glück für ihn, daß er an die Roſaura gerathen war; eine andere hätte ihn vielleicht unverrichteter Sache wieder weggeſchickt, Roſaura jedoch war ein gutmüthiges Ding, nicht gerade immer und gegen Jedermann, aber doch gegen hübſche junge Männer, gleichviel was für einen Rock ſie trugen, grob oder fein....

Und wirklich war Reinhold dieſer Gang ſchwerer geworden, als irgend etwas noch im Leben. Aber es war ihm keine Wahl geblieben. Vergebens hatten ſie alle ihre kleinen Habſeligkeiten ausgeboten zum Verkaufen, Verborgen, Verpfänden: Niemand bis jetzt hatte ſie annehmen wollen. Auch den Syndmoll hatten ſie vergeblich beſtürmt, vergeblich ſeine Habſucht zu reizen geſucht, indem ſie ihm den Beſitz ihrer ganzen Habe, ihres ganzen Grundſtücks anboten: er war unerbittlich geblieben, ſeine Anzeige war gemacht, und ſchon war im Hauſe des Meiſters die Meldung eingelaufen, daß die Leiche noch Vormittag von dem Anatomiewärter der nahen Kreisſtadt werde abgeholt werden.

So hatte Reinhold ſich denn zu einem letzten, äußerſten Schritte entſchloſſen: er wollte die Commerzienräthin um ihre Vermittelung anſprechen. Sie war eine reiche, eine mächtige Frau, von einflußreichen Verbindungen, ein einziges Wort von ihr mußte genügen, die entſetzliche Vorſchrift des Geſetzes abzuwenden. Auch war ja heute ein Feſttag für ſie, ein lang vorbereiteter; konnte ſie, die im Begriff ſtand, den Lebenden ſo viel Gutes zu erweiſen, konnte ſie es wohl zugeben, daß an der Todten eine ſo furchtbare, ſo unwürdige Rache geübt ward?

Die Baronin betrachtete den jungen Mann nicht ohne Intereſſe; ſie hatte bereits viel über ihn gehört, hatte ihn aber bisher von Perſon nicht geſehen, und war nicht wenig überraſcht, einen ſo hübſchen, ſtattlichen jungen Mann in ihm zu finden.

Allein dieſer erſte angenehme Eindruck verſchwand ſogleich wieder, bevor Reinhold ſein Anliegen noch völlig zu Ende gebracht hatte. Wie doch? fiel die Baronin ihm ins Wort: und mit einer ſo gemeinen, ekelhaften Geſchichte wagen Sie es, das Ohr einer Dame, das Ohr Ihrer Gebieterin zu beleidigen? Man kann von einem

Menſchen Ihrer Herkunft keinen Anſtand verlangen: aber ſo viel Schamgefühl und Sittlichkeit ſollten Sie doch wenigſtens haben, um zu wiſſen, daß man ſolche Dinge nicht vor das Ohr einer Frau bringt!

Ich dachte gerade, weil Sie eine Frau ſind, ſtammelte Reinhold, weil die Natur Ihr Herz weich geſchaffen hat und weil Sie Mitleid haben werden ....

Mitleid mit dem Laſter! rief die Baronin, indem ſie ſich in Poſitur warf: Es iſt weit gekommen, in der That, wenn junge Leute Ihres Alters ſich ſchon berufen halten, den Advocaten der Ausſchweifung und des Laſters zu machen! Ich habe dieſe Frau nie gekannt; aber hätte ich gewußt, mit welchen ſtrafbaren Ausſchweifungen dieſelbe ihr Leben befleckt —

Sie ſprechen von meiner Mutter, gnädige Frau! rief Reinhold ſtolz ....

Ich ſpreche von einer Frau, belehrte ihn die

Baronin, welche niemals hätte Mutter werden ſollen; Ihr ganzes Daſein, junger Mann, iſt ein Verbrechen und Sie thäten beſſer, mit der Schande, die auf Sie vererbt iſt, in Dunkel und Vergeſſenheit zu flüchten, ſtatt daß Sie Ihre unanſtändigen Geſchichten noch weiter tragen und ſittſamen Frauen damit die Schamröthe ins Antlitz treiben. Das Geſetz iſt gerecht, und ich freue mich, daß es doch wenigſtens noch eine Strafe gibt für diejenigen, welche frech genug geweſen ſind, die heiligen Gebote der Scham mit Füßen zu treten. Ein chriſtliches Begräbniß iſt auch eine Gnade des Himmels, die verdient werden muß; eine Frau, wie Ihre Mutter geweſen iſt, hat keinen Anſpruch darauf . . . .

Reinhold wollte etwas erwidern; aber die Baronin griff nach der Klingel:

Ich habe Ihr ſchon oft geſagt, Roſaura, herrſchte ſie das Kammermädchen an, daß Sie nicht alle Art von Geſindel zu mir hereinführen ſoll; ich bin zu weichherzig, man misbraucht meine Güte, und wenn dieſer Menſch ſich nicht auf der Stelle entfernt, ſo ruft Sie nach der Dienerſchaft, er darf mir nie wieder vor die Augen kommen, verſteht Sie wohl? nie! nie!!

Das war nun alſo auf die vollſtändigſte Manier aus der Thüre gewieſen. Und doch hatte Reinhold noch immer von Glück zu ſagen im Vergleich mit einem andern Bittſteller, der kurz zuvor ebenfalls in das Schloß gekommen und den man nicht einmal bis in die Thüre gelaſſen hatte — dem rothen Konrad.

Auch Konrad war vergeblich Tag und Nacht auf- und abgelaufen, es war ihm nicht möglich geweſen, Geld aufzutreiben. Die Braten ſchmorten, die Teller klapperten ſchon, gleich nach dem Einweihungsfeſt ſollte das Kind in der Kirche getauft werden, die Herren Freßpathen leckten bereits alle zehn Finger — aber Konrad kannte die Wirthin und wußte, daß ſie die Frau danach war, nöthigenfalls und trotz aller Vorbereitungen ihm und ſeinen Gäſten die Thüre vor der Naſe zuzuwerfen. Er mußte alſo, mußte Rath ſchaffen, wenn er nicht auf die unerträglichſte Weiſe zum Geſpött ſeiner Kameraden werden wollte.

So vertraute er ſich denn ſeinem Freunde, dem langen Karrenſchieber an. Er that noch mehr: Langer, ſagte er, ich habe ein Geheimniß, das iſt ſeine zehntauſend Thaler unter Brüdern werth; hilf mir es zu Gelde machen ....

Und damit erzählte er ihm in Kürze das Geheimniß des Meiſters, das er in jener Nacht erlauſcht hatte Der Karrenſchieber verhielt ſich ziemlich ungläubig dabei.

Die Geſchichte iſt etwas unklar, ſagte er. Indeſſen einen Verſuch damit machen kannſt du ſchon. Geh dem Commerzienrath nur recht zu Leibe und drohe ihm, du wollteſt die Sache bekannt machen vor der ganzen Welt. Es iſt ein glatter, grauſamer Schurke, es kann ihm gar nichts ſchaden, wenn er einmal etwas Blut laſſen muß. Er wird zäh ſein mit Geld, ich kenne die Art ſolcher reichen Leute. Aber dadurch laß du dich nur nicht abſchrecken, nimm, was du kriegen kannſt, Ringe, Uhren, Doſen, ich will es dir ſchon unter der Hand zu Gelde machen. Und dann nach ein paar Tagen meldeſt du dich wieder und dann immer wieder; iſt's wirklich richtig mit der Geſchichte, ſo biſt du ein Glückskind und brauchſt deine Knochen nicht mehr anzuſtrengen, der Alte ſoll herausrücken, daß es eine Art hat. Jetzt geh du nur dreiſt hinein und verlange geradezu zum Commerzienrath; wenn er dich nicht vorlaſſen will, dann laß nur ſo ein verblümtes Wort fallen, er wird dann ſchon merken, was für ein Landsmann draußen iſt. Ich werde ſo lange am Schloßthor warten; geh — und mach deine Sache klug!

Aber Konrad machte ſie im Gegentheil ſehr dumm. Weil es ihm an Muth zur Unternehmung gebrach, hatte er ſich denſelben in der Branntweinflaſche geſucht; er taumelte ziemlich merklich und auch an ſeiner ſchweren lallenden Zunge hörte man, wo er zum Frühſtück geweſen.

Du? den gnädigen Herrn ſprechen? heute, in dieſer Beſoffenheit? rief der ſchöne Wilhelm, der in glänzender Livree, mit Hirſchfänger und Federhut, im Schloßhof paradirte und von unten herauf mit den fremden Kammerjungfern liebäugelte: nun ſeht mal, das wäre! ſolch ein Branntweinzapf!

Ich kenne ihn, ſagte einer der Stallknechte, der noch nicht Zeit gehabt hatte, ſich in den Sonntagsſtaat zu werfen und mit der Striegel in der Hand dazutrat: das iſt ein verlumpter Kerl, den ſie mit Schimpf und Schande aus der Fabrik gejagt haben, ſeine

Frau liegt in Wochen, die Canaille will betteln, . . .

Oder ſtehlen, rief ein Dritter, es iſt eben die Gelegenheit dazu im Hauſe.

Mach fort, mach fort, ſchrien Alle, oder du kriegſt die Peitſche zu koſten.

Konrad ballte die Fäuſte vor Wuth. Aber ich will den Commerzienrath ſprechen, lallte er.

Herrn Commerzienrath heißt es, du Eſel, rief der ſchöne Wilhelm, indem er ihm einen Fauſtſchlag in den Nacken gab: das wäre noch was, wenn ſolch ein Spitzbube ſich erlauben wollte deſpectirlich von unſerer gnädigen Herrſchaft zu ſprechen.

Der ſchöne Wilhelm hatte nämlich bemerkt, daß der Commerzienrath, aufmerkſam gemacht durch das Geräuſch im Hofe, ans Fenſter getreten war. Der ſchöne Wilhelm gehörte zu den Menſchen, die nicht leicht eine Gelegenheit vorbeigehen laſſen, ſich beliebt zu machen, ſollte es auch auf anderer Leute Koſten ſein.

Herr Spitzbube! brüllte Konrad: ja, ja, da oben ſteht Er, ich ſehe Ihn recht gut — Heda, Herr Spitzbube! geb' Er doch dem Meiſter ſeine Fabrik heraus! Ja, glotz' Er nur her: die ganze Fabrik iſt geſtohlen! geſtohlen!! Denkt Er noch an Hamburg? an die Papiere, die Er geſtohlen hat? Oho, Herr Spitzbube, wir ſind auch nicht auf den Kopf gefallen....!

Weiter konnte Konrad nicht reden — Iſt das ein Rauſch ſchon ſo früh am Tage, hatte der ſchöne Wilhelm geſagt: und damit waren Alle vereint über den rothen Konrad hergefallen und hatten ihn unter Stößen und Prügeln zum Schloßthor hinaus-befördert, mit einer Schnelligkeit, die nichts zu wünſchen übrig ließ.

Herrn Wolſton war oben an ſeinem Fenſter kein Wort entgangen von Allem, was der rothe Konrad ihm zugerufen. Aber er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken: denn ſchon wurde ein neuer Beſuch angemeldet — Herr Prediger Waller.

Achtes Kapitel.

Die Bewerber.

Ah ſieh da, mein Prediger, ſagte Herr Wolſton mit der Faſſung, die ihn nie verließ: Sie ſind doch noch ein Mann, das muß ich ſagen, immer der erſte auf dem Fleck....

Ich habe um Verzeihung zu bitten, erwiderte der Prediger, daß ich Sie zu einer ſo unpaſſenden Stunde, wo Ihre Zeit bereits ſo ſehr in Anſpruch genommen iſt, noch mit einem Beſuch beläſtige. Aber die Veranlaſſung desſelben iſt dringend und wird, wie ich hoffe, meine Dreiſtigkeit entſchuldigen.

Der Commerzienrath deutete ſchweigend auf das Seitencabinet, ſie traten ein und nahmen auf dem kleinen Sopha neben der Thüre Platz.

Es iſt, fuhr der Prediger fort, heute nicht blos ein Feſttag für das Vaterherz meines verehrten Gönners: auch noch für eine andere, Ihnen minder angenehme Perſon bringt dieſer Tag eine mächtige, verhängnißvolle Entſcheidung mit ſich —

Der Commerzienrath runzelte die Brauen. Sie ſprechen von meiner Stieftochter, ſagte er; woher wiſſen Sie —?

Ich weiß, entgegnete Herr Waller feſt.

Kurz denn, kurz denn, ermunterte der Commerzienrath: und wenn Sie etwa als Fürſprecher kommen, ſo erſparen Sie ſich die Mühe, guter Prediger.

Ich komme als Fürſprecher, erwiderte der Prediger, aber in meinem eigenen Auftrage und nur für mich ſelbſt — ich bitte um die Hand Ihrer Tochter.

Der Commerzienrath lehnte ſich hohnlächelnd zurück. Um die Hand meiner Tochter! wiederholte er: Und wiſſen Sie auch, guter Prediger, daß dieſe junge Dame gar nicht meine Tochter iſt und nicht das mindeſte Vermögen hat?

Ich weiß, verſetzte Herr Waller mit Ruhe, daß Fräulein Angelica die Tochter Ihrer verſtorbenen Frau Gemahlin aus deren erſter Ehe iſt und daß ſie dem mütterlichen Teſtament zufolge ihre Anſprüche an das Geſammtvermögen ihres Hauſes nur für den Fall einbüßt, daß ſie nicht bis zum heutigen Tage einen Gemahl gewählt hat, der ſich Ihrer Zuſtimmung erfreut.

Und nun bilden Sie ſich ein, der Mann zu ſein, der ſich meiner Zuſtimmung erfreut? fragte Herr Wolſton, der jetzt auf einmal die Entdeckung machte, daß ſein Prediger doch eigentlich nur ein höchſt abgeſchmackter Menſch ſei.

Ich wage es zu hoffen, antwortete Herr Waller. Ich fühle ſelbſt ſehr wohl, daß dieſe

Anmaßung Sie in Erſtaunen ſetzen muß; aber erlauben Sie mir meiner Bitte einige Erläuterungen hinzuzufügen, welche dieſelbe vielleicht in günſtigerm Lichte erſcheinen laſſen werden.

Ich bin begierig, ſpottete Herr Wolſton.

Sie ſind nicht glücklich geweſen in der Wahl Ihrer Vertrauten, Herr Commerzienrath, fuhr der Prediger fort, ſo langſam, ſo nachdrücklich und dabei doch mit ſo viel Gemüthsruhe, daß es Herrn Wolſton war, als höre er ſich ſelbſt: trotz dieſes Scharfſinnes und dieſer Menſchenkenntniß, die ich ſo oft an Ihnen bewundert, haben einige elende Menſchen Sie zu hintergehen gewußt. Dieſer Maler Schmidt, der ſo lange die Gaſtfreundſchaft Ihres Hauſes genoſſen —

Weiter, rief der Commerzienrath verächtlich, ich kenne ihn, es iſt Herr von Lehfeldt.

Und kennen Sie auch die Abſichten, die ihn hierher geführt? fragte der Prediger.

Ja, er ſoll die aufſäßigen Fabrikarbeiter beobachten; ſo hat man es am grünen Tiſch ausgeheckt — als ob ich den Beiſtand eines ſolchen Laffen erſt nöthig hätte!

Sie ſind nicht vollſtändig berichtet, Herr Commerzienrath, erwiderte Herr Waller: nicht im Zaume halten ſoll er Ihre Fabrikarbeiter, ſondern im Gegentheil zum Aufruhr ſoll er ſie anſtacheln. Dieſer Brief meines ehrwürdigen Gönners, des Oberpredigers, wird Ihnen Aufſchluß über die Einzelheiten geben; es iſt eine großartige Intrigue, welche der Miniſter angelegt hat, um Seine Durchlaucht, den regierenden Fürſten, deſto gewiſſer in die alte Abhängigkeit zurückzuführen....

Reſidenzklatſch, ſagte Herr Wolſton achſelzuckend und ohne den Brief zu öffnen: was geht es mich an?

So geht es Sie vielleicht deſto näher an, fuhr der Andere fort, daß jener alte Inſpector, der ſogenannte Sandmoll —

Bei dieſem Namen fuhr der Commerzienrath in die Höhe. Was iſt's mit ihm? rief er: der alte Schurke betrügt mich, ich hab' es längſt bemerkt . . . .

Sie haben richtig bemerkt, verſetzte der Prediger: und wenn ich auch ſonſt keinen Anſpruch habe auf die Hand Ihrer Fräulein Tochter, ſo bin ich doch im Stande, Ihnen einen Fleck zu zeigen, Herr Commerzienrath, wo der Sandmoll gewiſſe Papiere vergraben hat, welche Sie längſt verbrannt wähnen und deren Veröffentlichung Ihnen, in Anbetracht der hohen Strafen, welche auf jahrelang fortgeſetztem Schmuggelhandel ſtehen, vielleicht ſehr unangenehm ſein dürfte . . . .

Was für Papiere? ſtammelte der Commerzienrath.

Dieſe — ſagte eine dritte Stimme, die plötzlich in dem Nebenzimmer laut ward: Ihre Diener ſind durch das heutige Feſt ſo in Anſpruch genommen, Herr Commerzienrath, und auch

Ihre Thüren gehen ſo leis, Ihre Teppiche ſind ſo weich, daß es nicht an mir gelegen hat, wenn ich ſo ganz unaufgehalten und unbemerkt bis hierher gelangt bin....

Es war Herr von Lehfeldt, der dieſe Worte ſprach; er trug einen kurzen grünen Jagdrock, eine doppelläufige Büchſe über der Schulter, in der Hand hielt er ein Pack Papiere —

Du haſt den Fleck gewußt, Pfaff, ſagte er ſpöttiſch zu Herrn Waller: und ich habe ihn gefunden, unter der Galgenfichte — ah, der Platz war nicht übel gewählt, es kommt ſo leicht kein Menſch dahin....

Herr Wolſton, raſend vor Zorn, wollte ſich auf ihn werfen. Der junge Mann ſchob raſch die Papiere in den Buſen zurück. Zurück! donnerte er —

Und dann die Hand des Commerzienraths ergreifend, führte er ihn an das Fenſter, das eine freie Ausſicht auf die nächſten Berghöhen gewährte. Sehen Sie jene Bayonette dort? fragte er: in dieſem Augenblick iſt das bewußte Forſthaus von Truppen beſetzt....

Ich weiß von nichts, ſtöhnte Herr Wolſton; es war ihm zu Muth wie einem Schlittſchuhläufer, der plötzlich das Eis unter ſich brechen fühlt —: der Sandmoll hat mich betrogen, mich und den Staat; verhaften Sie den Sandmoll!

Der Sandmoll entgeht uns nicht, ſagte Herr von Lehfeldt gleichmüthig: ſeine ſchlechten Füße ſind uns gut dafür, daß er nicht davonläuft. Eine andere Frage iſt es, wie es ſich mit Ihnen geſtalten wird, mein Herr Commerzienrath.

Der Commerzienrath hatte ſeine alte Faſſung wiedergewonnen. Was iſt es im ſchlimmſten Fall? erwiderte er brüsk: die Sache läßt ſich mit Geld abmachen, ich bin reich —

Das weiß ich, fiel ihm Herr von Lehfeldt in die Rede, und darum benutze ich auch dieſen Augenblick, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter anzuhalten — mit oder ohne Teſtament, ſetzte er mit rohem Lachen hinzu, wenn nur mit dem Vermögen.

Und dann gegen den Prediger gewendet, der gleich einer Bildſäule am Fenſter lehnte: Es thut mir leid, Pfaff, daß ich dir ins Gehege komme. Allein ich bin ein ſchlechter Chriſt, weißt du, und halte es mit dem alten Spruch, daß Jeder ſich ſelbſt der Nächſte iſt ....

Elender! ſchrie der Commerzienrath, ſeiner Wuth nicht mehr mächtig, indem er aufs Neue mit erhobener Fauſt auf den Jüngling losging: jetzt erſt durchſchaue ich deine niederträchtigen Ränke! Es iſt ein Complott von dir und der Metze, deiner Mutter, du — Baſtard meines Weibes!!

Die Augen des jungen Mannes blitzten hell auf — Ich danke Ihnen, ſagte er, für dieſe unerwartete Güte, mit der Sie mir meine Mutter nachweiſen; ich habe lange danach geſucht und habe immer die Spur nicht finden können. Wollen Sie vielleicht die Gefälligkeit haben, mir auch meinen Vater anzugeben? Denn nun wird es der alte Sandmoll doch hoffentlich nicht mehr ſein . . . ?

Baſtard eines wahnwitzigen Bettlers!! brüllte Herr Wolſton —

Herr von Lehfeldt verfärbte ſich; aber nur einen Augenblick. Man kann ſich ſeine Väter nicht ausſuchen, ſagte er: jedenfalls bin ich Ihnen ſehr verbunden für den Nachweis und hoffe, daß meine geringe Herkunft Ihnen kein Hinderniß ſein wird, mich zum Eidam und Erben anzunehmen.

Während dieſes ganzen letzten Theils des Geſpräches hatten draußen die Feſtglocken geläutet, die Horniſten blieſen, Böller wurden abgefeuert . . . .

Herr Wolſton ſchwankte zwei mal die Stube auf und ab. Dann ſtand er vor dem jungen Manne ſtill; er preßte einen Augenblick die Hand gegen die Stirn, darauf mit völlig wiedergewonnener Ruhe und Klarheit:

Sie wollen, ſagte er, die unpaſſenden Aeußerungen, zu denen meine Heftigkeit mich ſo eben hingeriſſen, als nicht geſchehen betrachten; auch der ſtärkſte Kopf, wenn er ſo von allen Seiten beſtürmt wird, wie es mir ſeit einigen Tagen begegnet, verliert endlich die Faſſung. Ihr Antrag iſt mir ſo unerwartet gekommen wie Ihre ſonſtigen Mittheilungen; Sie werden unſerm Feſt die Ehre Ihrer Gegenwart ſchenken und nach Tiſche wollen wir das Weitere miteinander erwägen.

Ihrem Feſt die Ehre meiner Gegenwart ſchenken kann ich nicht, antwortete Herr von Lehfeldt, weil meine Geſchäfte mich anderwärts hinrufen. Aber zu Tiſch will ich wieder da ſein, halten Sie mir einen Platz in Ihrer Nähe frei und auch für unſern Freund da, den Prediger, wir ſind alte Univerſitätsfreunde, nicht wahr, Pfaff? und er hat mitunter recht hübſche Einfälle beim Eſſen....

Mit allem Anſtand des vollendeten Weltmannes empfahl er ſich. Herr Wolſton geleitete ihn ebenſo höflich bis an die Thür. Dann zurückkehrend, den Prediger umklammernd:

Prieſter, Prieſter, ſchrie er — haſt du kein Gift?!

Neuntes Kapitel.

Die Begegnung.

Der lange Karrenſchieber hatte, während er draußen auf Konrad wartete, den Lärm im Schloßhof recht gut gehört; da es indeſſen ein für alle mal ſein Grundſatz war, nicht nur für ſeine Perſon jede Prügelei zu vermeiden, ſondern namentlich auch ſich in keine fremde zu miſchen, ſo hatte er ſich bedächtig davon gemacht. Als Konrad, wohl zerprügelt, ins Freie kam, ſuchte er ſeinen Freund vergebens. Die Prügel hatten ſeine Wuth noch vermehrt, zähneknirſchend ging er um das Schloß herum — hätte er nur gleich Stein und Schwefelfaden bei ſich gehabt und wären nur die alten dicken Mauern aus Holz geweſen, ſtatt aus Stein! Er dachte, wie die Wirthin jetzt mit langem Halſe und höhniſchem Blick nach ihm ausſchauen würde, dachte, wie der lange Karrenſchieber es gewiß ſchon ausgeplaudert hatte, daß er keinen Heller im Sack; auch an ſeine Frau dachte er und an das Kind, das in drei Stunden getauft werden ſollte, er wußte noch nicht wovon! Alles, was er dachte, trieb ihm das Blut immer mehr zu Kopfe; wie ein gereiztes Thier im Käfig, lief er um das Schloß herum — er mußte dem Commerzienrath einen Streich ſpielen, mußte ſich rächen für die Mishandlungen, die er empfangen, mußte ſich Geld verſchaffen, Geld! Geld!!

Endlich — hier ging es — hier ſah ihn Niemand, hier war die Gartenmauer niedrig — ein Sprung — er iſt im Park!

Alles um ihn her war ſtill, keine menſchliche

Spur weit und breit. Vom Schloß her tönte ſchallende Muſik. Er knickte vor Wuth die jungen Büſche, die zu beiden Seiten am Wege ſtanden — Blaſt! blaſt! murmelte er, daß euch der Athem ausgeht, ihr Hallunken! Wenn ich ein reicher Mann wäre, wollte ich auch blaſen laſſen; aber ich bin ein Bettler und habe nicht einmal Geld, mein Kind taufen zu laſſen, mein Kind, das ſo gut iſt, wie die Kinder der Reichen, und von demſelben Fleiſch! Verflucht! ſchrie er, warum kann dieſer Spitzbube ſeinem ſchwindſüchtigen Balg ein ſolches Feſt geben — und ich ſoll meinem armen kleinen Rothkopf taufen laſſen, als wäre er hinter dem Zaun geboren?!

Da er mit der Einrichtung des Parkes nicht bekannt war und nur ſo auf geradehin den nächſten Gang verfolgt hatte, der ſich ihm darbot, ſo war er, ohne es zu wiſſen, immer weiter vom Schloß abgekommen. Zu ſpät merkte er ſeinen Irrthum, er ſtand ſtill, um nach dem Schall der Muſik die Richtung zu prüfen, reckte den Kopf in die Höhe, um beſſer zu hören....

Wer war denn das da? auf der Felswand dort über ihm? das junge blaſſe Herrchen, in dem prächtigen Anzug und die blanke goldene Kette prahleriſch über die Weſte gelegt? Ei alletauſend, das war ja der junge Herr, der Sohn des Commerzienraths, mutterſeelen allein —!

Mit zwei Sprüngen war Konrad in ſeiner Nähe; eine entſetzliche Gier befiel ihn, er mußte aufjauchzen wie ein wildes Thier, wie er ſo auf den Knaben losſprang. Heda, junges Herrchen, rief er, ein armer Mann! ſchenken Sie einem armen Manne eine Gabe! Ich habe auch ſo einen jungen Herrn zu Hauſe, nur noch ein bischen kleiner; er möchte auch gern ſolche goldene Kette tragen, junger Herr! Schenken Sie mir die Kette für meinen jungen Herrn ...!

Julian zitterte an allen Gliedern; er war derartige Begegnungen ſo wenig gewöhnt, daß er alle Faſſung verloren hatte. Ich habe hier kein Geld bei mir, ſtammelte er, guter Mann: aber kommt nur mit mir ins Schloß, mein Vater wird Euch geben ....

Ins Schloß? hohnlachte Konrad, zu deinem Vater? damit Eure verfluchten goldbeklecksten Lakaien mich noch einmal durchprügeln? Nein, junger Herr — indem er ſich dichter und dichter zu ihm heran arbeitete, und ſchon die Hand nach der ſchimmernden Kette ſtreckte —: hier heißt's, wie unſere Wirthin ſagt: gleich und auf der Stelle! Was nützt Euch das Kettchen? Aber ich kann meinen Sohn davon taufen laſſen —

Ihr werdet doch nicht —?! ſchrie Julian entſetzt ....

Ganz gewiß werd' ich, ſchöner junger Herr! erwiderte Konrad: ich bin gerade in der Stimmung, ſolchen vornehmen Herrenſchädel zu unterſuchen, wie er inwendig ausſieht ....

Und dabei bückte er ſich, einen Stein vom Wege aufzuheben.

Julian verſuchte zu entfliehen; er rannte, ſo ſchnell ſeine ſchwachen Kräfte erlaubten — glitt — fiel — ſtürzte den ſteilen Abhang hinab, den entſetzlichen fremden Mann immer dicht hinter ſich ....

Zehntes Kapitel.

Das Kind.

Das Kind gefällt mir gar nicht recht, hatte die Nachbarin geſagt, als ſie heute früh von Margareth gegangen war. Margareth hatte im Lauf des geſtrigen Tages die Nachricht von dem Tode ihrer Tante erhalten; der heftige Schreck hatte ihr ein Uebelbefinden zugezogen, welches ſie mit der Milch dem Kinde mitgetheilt hatte.

Die Frau hatte das eigentlich nur ſo im Stillen für ſich hingeſagt. Aber das ſcharfe Ohr der Mutter hatte es doch gehört. Warum gefällt Euch das Kind nicht? fragte ſie: er iſt ja doch ſo hübſch, mein ſüßer Junge . . . .

Man ſoll kleine Kinder nicht hübſch nennen, ſagte die weiſe Frau verdrießlich: die Kinder vertragen es nicht, und deines iſt ſo ſchon ganz weiß am Näschen. Mach', daß es getauft wird; das Taufwaſſer iſt die beſte Arzenei für ſolche Kinder.

Margareth hatte zu wenig Erfahrung, um dieſe doppelſinnige Rede zu verſtehen. Es wird ja auch noch heute Mittag getauft, entgegnete ſie, indem ſie matt in ihre Kiſſen zurückſank: Konrad hat den Prediger ſchon beſtellt, er wollte blos noch erſt Geld einfordern. Daß Ihr mir mein Püppchen nur ja gut einwickelt, wenn Ihr's zur Kirche tragt!

Ei was, das Wetter iſt ſo ſchön, daß es ordentlich eine Schande iſt für Weihnachten, hatte die Nachbarin erwidert. Aber für ſich ſelbſt hatte ſie im Weggehen wiederholt: Das Kind gefällt mir nicht, das werden wir bald wo anders hintragen als in die Kirche ....

Jetzt erwachte Margareth. Das Glockengeläute und der Lärm der Feſtlichkeit hatte ſie erweckt; ſie beugte ſich über das Kind, das in einem reinlichen Korbe zu ihren Füßen ſtand....

In dem Augenblick ſtürmte Konrad herein. Er war kreideweiß im ganzen Geſicht, die kurzen ſtruppigen Haare ſtanden ihm in die Höhe gleich Borſten. Er hatte die Mütze verloren, ſeine Jacke war zerriſſen.

Da, da, rief er, indem er Margareth eine Hand voll kleiner Münze aufs Bett ſchleuderte: da haſt du Geld — nun wollen wir unſer Kind taufen — ſchnell, ſchnell — ich muß gleich wieder weg, mein Freund, der Karrenſchieber, erwartet mich draußen — warum antworteſt du mir nicht? ſchrie er, da Margareth ſprachlos, mit aufgeriſſenen Augen, noch immer auf das Kind zu ihren Füßen ſtarrte. Jetzt riß ſie es empor — löſte die zerriſſenen kleinen Binden — drückte das Köpfchen in fieberhafter Angſt an ihren Buſen —

Unſer Kind iſt todt!! — ſchrie ſie.

Todt!? kreiſchte Konrad, indem er, wie vom Blitz zerſchmettert, am Kopfende ihres Bettes niederſank ....

Als der unglücklichen Mutter das Bewußtſein zurückkehrte, hörte ſie draußen ein dumpfes Gemurmel, dicht vor ihrem Fenſter. Ein hohles Poltern, wie von einem leeren ſchweren Karren, ſchlug an ihr Ohr; ſie hörte Stimmen, auch die Stimme ihres Vaters —

Konrad — ſagte ſie mit matter Stimme; ſie hielt die kleine Leiche noch immer feſt in Händen, das geknickte welke Köpfchen ruhte auf der Bruſt, die es nur ſo kurze Zeit genährt und die ihm dann ſelbſt den Tod gegeben.

Ah, ſie kommen ſchon, mich zu holen!! ſchrie Konrad aufhorchend und ſtürzte wie ein Raſender zur Thür hinaus.

Elftes Kapitel.

Der Leichenkarren.

Das kümmert mich Alles nicht, ſagte der Führer des Karrens: ich habe einmal meinen Schein, der Herr Inſpector hat ihn ſelbſt ausgeſchrieben. Weibliche Leiche, zweiundvierzig Jahre alt, an der Auszehrung geſtorben, unverehelichte Helene Werner, hat außer der Ehe geboren, an die Anatomie der Kreisſtadt abzuliefern . . . .

So iſt es und in dem Hauſe da ſteht die Leiche; mach zu, es ſind fünf Stunden und ſchlechter Weg und das Wetter iſt weich —

Es war die Stimme des Sandmoll, der dieſe Worte vernehmen ließ. Am Feſtzug ſeines

Gebieters hatte er, als eine allzu übel berüchtigte Perſon, ohnedies nicht Theil nehmen dürfen, und ſo konnte er es ſich nicht verſagen, den Becher der Rache bis auf den Grund zu leeren, indem er ſelbſt der Abführung der Leiche beiwohnte. Die Erſcheinung des ſeltſamen Fuhrwerks hatte eine Menge Menſchen herbeigelockt: nämlich ſo viel deren für dies Schauſpiel noch Zeit hatten, da auch der Feſtzug im Schloß ſich ſo eben in Bewegung ſetzen ſollte. In dichtem Kreiſe umſtanden ſie das Fuhrwerk, das armſelig und ſchmuzig war, wie ſein Führer; der Sandmoll hielt ſich vorſichtig in der zweiten Reihe.

Der Meiſter, in ſeinem langen braunen Rock, die Haare ſorgfältig geſcheitelt, lehnte in der Thür ſeiner Hütte; er ſtützte ſich mit dem rechten Arm auf Reinhold, der im Innern der Hausthür ſtand, die blanke Axt in der Hand.

Dies Haus iſt mein Haus, erwiderte der

Meiſter, mit einer Ruhe, welche bange Schauer durch die Herzen aller Hörer goß: dies Haus iſt mein Haus, und die Leiche darinnen iſt die Leiche meiner Schweſter —

Meiner Mutter!! rief Reinhold, indem er einen Schritt vorwärts trat und die Axt gegen den Kärrner ſchwang.

Seiner Mutter! jauchzte das Volk: brav, brav, Reinhold! der wird es ihnen zeigen! das iſt ein Junge, der Haare auf den Zähnen hat, ſo duckmäuſerig er ſonſt auch thut!

Aber was wollen ſie denn mit der Leiche? fragte die ſchwarze Hanne, die mit ihrem Goliath vornan im Gedränge ſtand; ſie waren Beide zu faul geweſen, auch zu neidiſch, um die Herrlichkeit im Schloß mit anzuſehen.

Zerſchneiden, antwortete der Goliath mit ſeiner rieſigen Stimme.

Zerſchneiden! zerſchneiden! brüllte der Chor ihm nach: ah das iſt doch zu niederträchtig von dieſen Vornehmen, daß ſie uns nun auch ſchon unſere Leichen wegholen, um ſie aufzuſchneiden und ſich danach zu kuriren!

Hau zu, Reinhold, ſchrie Einer: wir ſtehen dir bei, Alle zuſammen, wie wir hier ſind!

Wenn man wegen ſo eines kleinen Kindes gleich ſollte auf den Schindanger geſchafft werden, das wäre was Schönes, meinte eine Dirne; man ſah es ihr an, daß ſie Grund hatte zu dieſer Reflexion.

Ja und noch dazu, wenn die Sache ſo lange her iſt, daß kein Menſch mehr davon weiß, rief ein Anderer.

Die Lene hat immer ordentlich gelebt, Niemand hat etwas Böſes von ihr gewußt, ſagte ein Dritter.

Fort, fort mit dem Karren! Hau zu, Reinhold, wir leiden es nicht! ſchrie der Haufe, indem er ſich immer drohender zuſammenſchaarte: Schlagt das Pferd todt! werft den Karren um!

wir brauchen keine Menſchenſchinder mehr im Dorf, der Commerzienrath iſt Menſchenſchinder genug!!

Der Führer des Karrens, der um ſeine Sicherheit beſorgt ward, ſah ſich verdrießlich nach dem Sandmoll um, als der ihm zunächſt vorgeſetzt war. Aber der hatte ſich bereits in den dickſten Haufen verloren.

Nun ſchreit doch nur nicht ſo auf mich los, ihr Leute, ſagte er: ich wäre ja auch lieber was Anderes als Leichenkärrner. Ich habe meinen Befehl und muß gehorchen; wenn es euch aber nicht recht iſt, ſo laßt uns aufs Schloß ziehen und weiter hören.

Ja, ja, jubelte der Haufe: das iſt ein braver Kerl, der iſt von den Unſern; aufs Schloß! aufs Schloß! Laßt uns den Karren gleich mitnehmen: es geht hoch her im Schloß, wir wollen ein Faß Wein darauf laden; wo ſo viel drauf geht, wie heut im Schloſſe, da wird ja für uns armen Leute wohl auch noch ein Fäßchen übrig ſein — oder zwei ....

Der Kärrner lenkte ſein Fuhrwerk um —

Gib mir das Beil, ich will ihn todt ſchlagen, an mir iſt nichts mehr gelegen, flüſterte Konrad, der kreideweiß hinter Reinhold ſtand: der Kerl kommt doch wieder, ich will ihn lieber gleich todt ſchlagen —

Reinhold wandte ſich mit verächtlicher Geberde ab; er hielt ſeinen Schwager für betrunken.

Noch hatte der Zug nicht den Platz vor der Schenke erreicht, als ſchon ein zweites, noch viel größeres, viel wüſteres Menſchengedränge mit noch viel entſetzlichern Verwünſchungen ſich ihm vom Schloſſe her entgegendrängte ...

Zwölftes Kapitel.

Das Feſt.

Nach der Anordnung, welche Herr Wolſton unter dem Beirath des Poeten getroffen, hatte der Zug der Fabrikarbeiter, die Gäſte an der Spitze, ſich zunächſt über den Schloßhof hin in das neue Fabrikgebäude zu begeben; ſo wenig es eigentlich auch dazu paßte, ſo hatte es ſich die Baronin dennoch als Begünſtigung ausgebeten, daß auch ihre Schaar friſchgewaſchener verwahrloſter Kinder ſich daran anſchließen durfte. Das Maſchinenhaus war auch von innen mit Kränzen und Wimpeln decorirt; ein Feſton von Blumen, Julian's Namenszug darſtellend, hing, bis jetzt noch mit einem Schleier bedeckt, in der Mitte. Erſt wenn Alles im Innern des Gebäudes ſich geordnet, ſollte Julian hereingeführt werden. Dieſe Anordnung ging unmittelbar von dem Commerzienrath aus; er wollte ſeinem Liebling theils über das unangenehme Gedränge des Feſtzugs hinweghelfen, theils auch den Schein der Ueberraſchung erhalten. Dann, ſo wie Julian eintrat, ſollte das Feſtlied geſungen, die Inſchrift enthüllt werden; Herr Wolſton wollte eine kurze Anrede halten, durch welche Julian feierlich als Beſitzer und Beſchützer dieſes neuen Werks proclamirt ward; Herr Florus (aber das wußte noch Niemand, ſelbſt der Commerzienrath nicht) wollte ein Gedicht improviſiren, an dem er in der That ſchon ſeit vierzehn Tagen auswendig lernte; gleich darauf ſollten die Maſchinen ſich in Bewegung ſetzen, Herr Wolſton ſelbſt wollte ſeine Gäſte herumführen, ihnen Alles zu zeigen und zu erklären; dann ſollte die Warteſchule durch eine Rede des Predigers eröffnet, dann endlich zu Tiſch gegangen werden.

Der erſte Theil dieſes Programms war genau und pünktlich erfüllt; Herr Wolſton, den man ſich kaum jemals erinnerte friſcher und luſtiger geſehen zu haben, hatte ſeine Gäſte in die neue Fabrik eingeführt. Der Dinge gewärtig, die nun weiter kommen ſollten, unterhielt man ſich in kleinen Gruppen; man bewunderte das ſchöne, helle, luftige Local, ſtaunte auch wohl die ungeheuren Räder und Kolben an, entſetzte ſich gelegentlich über die Gluth, die in den Oefen kniſterte, und den Dampf, der hier und dort aus einer Röhre ziſchte. Einige bemitleideten auch die armen Kleinen, die ſo höchſt unberufener und erzwungener Weiſe dieſer Herrlichkeit beiwohnen mußten, und deren klägliches Anſehen deutlich die Angſt und Langeweile verrieth, welche ſie empfanden. Ihr Zahl war nicht groß. Dennoch hatte man ſie ſo eng zuſammengedrängt, zunächſt den dampfenden Maſchinen, daß die armen kleinen Weſen ſich kaum rühren konnten; die halbwüchſigen Burſche aus der Fabrik traten ſie insgeheim auf die Füße, zauſten ſie bei den Haaren und prügelten ſie, wenn ſie ſchreien wollten.

Das Engelchen war neben den Juſtizrath zu ſtehen gekommen. Oder vielmehr, ſie hatte ſich dieſen Platz mit aller Anſtrengung geſucht. In dem Drängen und Treiben, das in dem Schloſſe herrſchte, war es ihr nicht möglich geweſen, ihn eher ausfindig zu machen; jetzt erſt, wie ſie im Zuge neben ihm dahinſchritt:

Ich habe das Blatt! ſagte ſie heimlich, und eine leiſe, ſchwache Röthe ſtieg auf ihren ſchneeweißen Wangen auf.

Der Juſtizrath ſah ſie von der Seite an: Das Blatt? knurrte er eben ſo heimlich: Na, wenn das nur nicht wieder eine von Ihren

Phantaſien iſt, Schatz! Das wirkliche, leibhaftige Blatt aus der Handſchrift Ihrer Mutter?

Ich habe es, wiederholte Angelica, indem ſie die Hand feſt gegen die Bruſt drückte.

So müſſen wir ſo bald wie möglich ſehen, von dieſer faden Geſchichte loszukommen, raunte der Juſtizrath ihr zu, ich gehe nun nicht wieder von Ihrer Seite, Engelchen, ſonſt machen Sie mir doch wieder dumme Streiche; ſo bald wir können, drücken wir uns von hier und gehen auf Ihr Zimmer. Und haben Sie ſchon geleſen, was darin ſteht? konnte er ſich nicht enthalten hinzuzuſetzen.

Das Engelchen nickte.

Nun? Verwahrung? Proteſt? Nichtigkeitserklärung des officiellen Teſtaments, nicht ſo? flüſterte der Alte vergnüglich.

Das Engelchen nickte wiederum.

Es wird juriſtiſch auch nicht viel helfen, brummte der Andere: aber es iſt doch wenigſtens ein Anfang, man ſieht doch nun wenigſtens einen Boden, auf den man ſich ſtellen kann. Wenn nur erſt dieſe verwünſchte Geſchichte hier zu Ende wäre!

Das war ein Wunſch, der in der Stille von der Mehrzahl der Gäſte getheilt ward; die Pauſe dauerte auch ein wenig gar zu lange. Aber freilich, die Hauptperſon fehlte noch ....

Mein Sohn wird ſich verſpätet haben, ſagte der Commerzienrath, indem er entſchuldigend von Einem zum Andern ging: Sie wiſſen, er iſt nicht ganz wohl, mein guter Sohn, und da kann Einem dergleichen ſchon begegnen, beſonders an einem Tage, der auch für ſein Herz ſo viel Angreifendes und Rührendes hat. Aber ich habe bereits nach ihm geſchickt ....

Die Boten kamen wieder: der junge gnädige Herr ſei nirgend zu finden. Man hatte in ſeinem Zimmer nachgefragt, hatte durch den Garten geſchickt; nirgend eine Spur.

Er kann nicht mehr im Garten ſein, rief Angelica, indem ſie erſchrocken hinzutrat (es war kindiſch von ihr, ſie geſtand es ſich ſelbſt, daß ſie ſo erſchrak: denn es war ja kaum eine Stunde, daß ſie ihn geſund und munter verlaſſen, was ſollte ihm in der Zwiſchenzeit begegnet ſein?): es iſt ſchon eine ganze Zeit her, daß ich mit ihm im Garten geweſen, und er war ſchon auf dem Rückweg, als ich ihn verließ. Herr Florus, Sie wollten ja meinen Bruder begleiten, wo haben Sie ihn verlaſſen?

Der Poet entſchuldigte ſich mit den vielen Geſchäften, die er zu beſorgen gehabt hätte. Der Commerzienrath warf Angelica einen furchtbaren Blick zu: Sie ſind mir verantwortlich für meinen Sohn, knirſchte er . . . .

Allmälig bemächtigte ſich der Verſammlung eine Unruhe, die mit jeder Minute wuchs. Neue Boten wurden ausgeſendet, in dieſe und jene Richtung; Viertelſtunde auf Viertelſtunde verging, zuletzt wagte Niemand mehr nur ſeinen Nachbar anzuſehen. Angelica hatte ſich gleich anfangs fortbegeben wollen, ihren Bruder zu ſuchen; aber Herr Wolſton hatte es nicht geſtattet. Er war noch der Einzige, der bald zu Dieſem, bald zu Jenem trat und ein Geſpräch in Gang zu bringen ſuchte. Allein man ſah bei alledem, wie ihm die hellen Angſttropfen auf der Stirn perlten....

Endlich kam von draußen ein dumpfes Geſchrei: Er iſt gefunden, im Garten! ſie bringen ihn! hieß es.

Sie brachten ihn: blutig, zerſchmettert, todt....

Dreizehntes Kapitel.

Der Mörder.

So wie der Commerzienrath das bleiche, mit Blut befleckte Antlitz ſeines Sohnes erblickt hatte, war er umgeſunken; Niemand zweifelte, daß ihn ein Schlagfluß getroffen. Während ein Theil der Aerzte, die in der Geſellſchaft anweſend waren, dafür ſorgte, daß er auf ſein Zimmer und ins Bett geſchafft ward, waren die Uebrigen um Julian beſchäftigt. Aber es gab hier nichts mehr für die Kunſt der Aerzte zu thun. Eine breite Wunde klaffte über die Stirn, war ſie von einem Fall, Sturz, Schlag, es ließ ſich für den Augenblick noch nicht erkennen; nur daß die Wunde tödtlich geweſen, das war leider gewiß genug.

Angelica, die ganz im Gegenſatz zu Herrn Wolſton mitten in dieſer entſetzlichen Kriſis eine wunderbare Stärke entwickelte, war die Erſte geweſen, die an der Leiche niedergekniet; mit kalter Entſchloſſenheit ſtand ſie den Aerzten bei, reichte ihnen Tücher, Eſſenzen, Inſtrumente, ſelbſt die verſchiedenen Meinungen und Zweifel über die Art des Todes vermochte ſie mit anzuhören. Es wurde von Einigen eine Quetſchung am Hinterkopf bemerkt, die, in Verbindung mit der Stirnwunde, kaum von einer Selbſtverletzung herrühren könne; Andere machten darauf aufmerkſam, daß die Leiche ohne Geld, Uhr oder ſonſtigen Schmuck. Doch wußte ſich Niemand im Augenblick zu beſinnen, ſelbſt Angelica in ihrer Beſtürzung nicht, ob der in ſeiner Kleidung wie in allen übrigen Stücken für gewöhnlich ſo höchſt Einfache heut dergleichen an ſich getragen hatte; es wurde erſt ein Diener entſandt, um in ſeinen Zimmern danach zu ſuchen.

Auf einmal ſchrie Angelica auf: Er iſt ermordet, beraubt!!! . . .

Sie hatte bemerkt, daß der Ring fehlte, der dritte von jenen, welche Julian für die drei Freunde hatte fertigen laſſen, und der, wie ſie wußte, nie, aber auch nie von ſeinem Finger kam.

Der Juſtizrath, der hier ganz auf ſeinem Terrain war, ließ ſich den Ring ſogleich des Näheren beſchreiben. Die Neuigkeit ſprach ſich weiter. Es waren mit der Leiche und in dem Tumult, der durch das Ereigniß hervorgerufen war, eine Menge Menſchen mit in den Saal geſtrömt, auch ſolche, die eigentlich nicht hineingehörten. Unter ihnen der Wirth der Schenke.

So wie derſelbe von einem Ringe hörte, drängte er ſich herzu; er war ſonſt ein beſcheidener, ſchweigſamer, faſt mürriſcher Mann Von was für einem Ring iſt die Rede? fragte er, wie ſah der Ring aus?

Wie dieſer! rief Angelica, indem ſie ihre Hand emporſtreckte.

Der Wirth beſah den kleinen Reif aufmerkſam. Gerade ſolchen Ring, ſagte er ſodann, hat heute Vormittag der Sohn des Meiſters, Reinhold, mit andern Habſeligkeiten bei meiner Frau zum Verkauf oder Verſatz ausgeboten. Er that ſehr dringend damit und war in einer Aufregung, welche mir ſogleich auffiel; deshalb und weil es mir überhaupt nicht lieb iſt, daß meine Frau dergleichen Geſchäfte treibt, unterſagte ich ihr, die Sachen anzunehmen, und Reinhold iſt, ſo viel ich weiß, wieder damit nach Hauſe zurückgegangen.

Man weiß, wie es bei dergleichen Gelegenheiten geht; kaum daß der Wirth zu Ende geſprochen, als ſich ſchon im Saal, wie auch außerhalb das Gerücht verbreitete, Reinhold, der Sohn des Meiſters, habe den Sohn des Commerzienraths erſchlagen. Bei der bekannten Feindſchaft, die zwiſchen den beiderſeitigen Häuſern beſtanden und welche die Phantaſie des Volks ſich ſchon längſt nicht grauſig genug hatte ausmalen können, war die Nachricht wohl noch immer entſetzlich, aber kaum mehr unwahrſcheinlich.

Gewiß, rief die Baronin, die aus einer Ohnmacht in die andere fiel, aber gleichwohl kein Wort verlor von Allem, was um ſie her geſprochen ward: Reinhold iſt der Mörder, und kein Anderer! Der Nichtswürdige war heute früh auch bei mir im Zimmer — er bettelte bei mir —

Heute früh und heute Vormittag, das ſind ja aber gar keine juriſtiſchen Zeiten; Stunde, Minute, Viertelſtunde zum wenigſten, murrte der Juſtizrath: wann war der junge Menſch, der den Ring verſetzen wollte, bei Ihm, Herr Wirth?

Das konnte der, nach Art der meiſten Menſchen, nun im Augenblicke ſo genau nicht angeben. Doch war der Verdacht immer dringend genug, um ſofort gegen Reinhold einzuſchreiten. Der Juſtizrath verordnete das Nöthige, und mehr als die Hälfte der Verſammlung wälzte ſich unter lautem Geſchrei: Mörder! Mörder! der Sohn des Meiſters hat den Sohn des Commerzienraths erſchlagen! in das Dorf hinein.

Dies war der Zug, welcher mit dem andern, der mit dem Leichenkarren angerückt kam, vor der Schenke zuſammenſtieß. Man ſtelle ſich das Getobe, das Zanken, Kreiſchen, Johlen vor, das bei dieſem Zuſammentreffen entſtand. Hurrah! ſchrie der lange Goliath, heut iſt der Satan an allen Ecken los! Juch, Brüder, heut brocken wir etwas ein!

Ob Reinhold ſchuldig oder unſchuldig, wurde unter der Menſchenmaſſe ſehr eifrig beſtritten; die Mehrzahl behauptete ſeine Unſchuld.

Wer weiß, wer den erſchlagen hat, riefen Einige: das iſt eine Familie in dem Schloß, ſo vornehm ſie iſt, der kann man Alles zutrauen, und nun ſoll die Schuld blos wieder auf uns arme gemeine Leute kommen.

Reinhold begriff lange nicht, um was es ſich handelte. Als er endlich den furchtbaren Verdacht erfuhr, der auf ihm laſtete, erklärte er ſich ſogleich mit vollkommener Ruhe bereit, den Abgeſandten des Juſtizraths zu folgen; er hielt ſogar ſelbſt die Hände hin, daß man ſie mit Stricken zuſammenbände, um ihm einen etwaigen Fluchtverſuch zu erſchweren. Nur das Eine ſolle man ihm geloben, daß die Leiche ſeiner Mutter inzwiſchen nicht vom Flecke gerührt würde.

Man verſprach es ihm, und er ließ ſich, nach einem flüchtigen Händedruck gegen ſeinen

Vater, ruhig abführen, von einer ungeheuern Menſchenmenge umtobt, die nun wieder mit ihm in das Fabrikgebäude zurückſtrömte. Der Meiſter hatte während des ganzen Vorganges kein Wort geſprochen. Er hatte die Axt ergriffen, ſo wie Reinhold ſie hingeworfen und hielt ſie noch immer in der Hand ....

Konrad war inzwiſchen drinnen bei ſeiner Frau. Mach' unſer Kind wieder lebendig! ſchrie er, ſich in unbändigem Schmerz auf dem Boden wälzend, oder ich muß dich dazu tödten und mich und die ganze Welt ...!

Margarethe verſtand ihn nicht; ſie glaubte, es wäre der Vaterſchmerz, der aus ihm ſpräche. Eben ſo wenig vermochte ſie ſich den Tumult draußen zu erklären.

Aber der wurde immer größer, es war ein prächtiger Tag heut für die Tagediebe des Dorfes, die merkwürdigen und unglaublichen Nachrichten riſſen gar nicht ab —: das alte Jagdhaus, erzählte man ſich, ſei ſo eben von Soldaten beſetzt, eine ganze Schmugglerwirthſchaft aufgehoben worden, an der Spitze derſelben ſollte Niemand Geringeres ſtehen als der Fabrikherr.

Das ſchlug denn dem Faß vollends den Boden aus. Alſo die reichen Herren ſtehlen auch? rief man: und wenn unſereins nur eines Strohhalms werth nimmt, ſo muß er ins Zuchthaus, und das ſtiehlt und plündert Jahre lang und wird reich und fett dabei?!

Das ſchöne Eſſen, riefen Andere, das wird nun wohl unangerührt bleiben, dem gnädigen Herrn wird wohl der Appetit vergangen ſein; laden wir ſelbſt uns zu Tiſche, damit der Schmaus nicht verdirbt!

Wirklich rollte auch die Mehrzahl der fremden Wagen bereits wieder davon; es war naturlich, daß Jeder den Ort des Schreckens ſo raſch zu verlaſſen ſuchte wie möglich. Allein indem dieſe Wagen ſich gewaltſam einen Weg durch die dichte Volksmaſſe erzwingen wollten, trugen ſie nur noch dazu bei, die Verwirrung zu vergrößern.

Ihr wollt wohl wieder Kinder zu Tode fahren? rief das dicke Weib, deſſen Knaben Reinhold zwiſchen den Pferden hervorgeholt hatte.

Damit war ein neues Loſungswort gefallen. Die Kinder, die Kinder! ſchrie man, rettet die Kinder aus dem Schloſſe, aus der Mörderhöhle!!

Schon flogen Steine, theils gegen die Schloßgebäude, theils gegen das Wirthshaus, theils auch gegen die Wagen der fremden Gäſte. Andere hatten ſich mit Knitteln, Heugabeln, Aexten bewaffnet; die Fabrikarbeiter ſchleppten Eiſenſtücke und Maſchinentheile herbei: Laßt uns die Maſchinen zerſtören! hinweg mit den Maſchinen! ſie ſind an dem ganzen Elend ſchuld!

Nun rührt mich der Schlag, daß ich das

erleben muß, ſagte die dicke Wirthin, indem ſie leichenblaß in die Ecke ſank: die vollkommene, leibhaftige Revolution!

Es war wirklich etwas der Art, und ſie ſelbſt ſollte den erſten Stoß davon empfinden.

Denn die Schenke, wie man ſich leicht denken kann, war das Erſte, wogegen Wuth und Plünderungsſucht der aufgeregten Volksmaſſe ſich entluden. In zwei Minuten waren alle Fenſter derſelben zertrümmert, alle Thüren erbrochen. Die Wirthin hatte ſich in den unterſten Keller gerettet; ſo hart ſie ſonſt auch war, ſo mußte ſie jetzt doch weinen, wenn ſie an das Schickſal ihrer Zimmer, ihrer Möbel, ihrer Vorräthe dachte. — Ein anderer, noch größerer Haufe hatte ſich gegen das Schloß ſelbſt gewendet. An ſeiner Spitze ſtand der tolle Heiner. Er hatte einen rothen Fenſtervorhang um einen Stock gewickelt, und declamirte mit ſchrecklicher Stimme und lautem, wieherndem Hohngelächter, deutſch, engliſch, lateiniſch, Alles durcheinander; je toller er declamirte, je raſender jauchzten ſeine Gefährten. Die Dienerſchaft des Schloſſes, durch das plötzliche Unglück ihrer Herrſchaft entmuthigt, hatte kaum noch Zeit gehabt, den Commerzienrath, der noch immer nicht ins Bewußtſein zurückgekehrt war, in einen bereitſtehenden Wagen zu packen und durch einen Seitenthorweg mit ihm davonzujagen, tief in Gebirg und Wald hinein. Denn gegen ihn hauptſächlich waren die Drohungen der Angreifer gerichtet. Schon klirrten auch die Fenſter des Schloſſes, ſchon war die raſch verrammelte Pforte von einzelnen kühnen Kletterern erſtiegen — als ſich plötzlich vom Eingang des Dorfes her Trommelwirbel vernehmen ließ und eine ſtattliche Abtheilung Soldaten, in dichtem, geſchloſſenem Zuge, auf den Platz vorrückte. An der Seite des Befehlshabers ritt ein Mann im grünen Jagdkleid, die doppelläufige Büchſe überm

Rücken, einen gewaltigen Hund neben ſich; es war Herr von Lehfeldt.

Allein bevor wir die Entwickelung dieſer Kataſtrophe weiter verfolgen, iſt es nöthig, in das Innere des Maſchinenſaals zurückzukehren, an die Leiche Julian's, wo ſich inzwiſchen nicht minder furchtbare und gefahrvolle Ereigniſſe zugetragen hatten.

Vierzehntes Kapitel.

Gefahr und Rettung.

Wir haben erzählt, mit welcher Standhaftigkeit Angelica das ungeheure Schickſal, das über ſie hereingebrochen war, ertrug; erſt als Reinhold, gefeſſelt, unter den Verwünſchungen der Dienerſchaft, hereingeführt ward, brach ſie laut weinend über dem theuern Leichnam zuſammen. Durch welchen Anblick fühlte ſich ihr Herz mehr zerriſſen, durch den Todten hier, oder dort den Lebenden?

Auch Reinhold zeigte ſich durch den Anblick des geliebten, jetzt ſo entſtellten Freundes aufs Tiefſte erſchüttert. Ich ſein Mörder! rief er, indem er die gefeſſelten Hände gen Himmel ſtreckte: ich, der ich ihn geliebt habe, wie einen Bruder, ja der ich ſein Bruder geweſen bin, der ich noch ſeinen Ring auf meinem Herzen trage...!

Wo? fragte der Juſtizrath haſtig.

Erſt jetzt erinnerte der junge Mann ſich, daß er den Ring abgelegt und bei den übrigen noch unverkauft gebliebenen Sachen zurückgelaſſen. Ich irre mich, ſtammelte er, ich habe ihn im Augenblick nicht bei mir....

Und Sie zweifeln noch, daß Sie den Mörder vor ſich haben? ſagte die Baronin triumphirend zum Juſtizrath: Ich will Ihnen noch mehr ſagen, in dieſem Moment, an den Blicken, die ſie ſo eben wechſelten, habe ich es erkannt —: er iſt der Buhle dieſer Dirne hier (indem ſie auf Angelica deutete), es iſt ein Complot zwiſchen dieſen Beiden, Angelica iſt nach ihrem eigenen Eingeſtändniß zuletzt mit Julian im

Garten geweſen; ich beſtehe darauf, daß dieſe Dirne verhaftet wird — ſie iſt die Mörderin ihres Bruders!

Reinhold fuhr wüthend in die Höhe — ach, ſeine Hände waren ja gefeſſelt!

Ob die Baronin ſelbſt an die entſetzliche Beſchuldigung glaubte, die ſie auf das unglückliche Mädchen ſchleuderte? — Wir zweifeln. Aber Julian war todt, Herrn Wolſton hielt ſie für todt, Angelica war die einzige Nebenbuhlerin, die noch übrig blieb; wer will ermeſſen, wohin unter dieſen Umſtänden die Phantaſie eines Weibes ſich verirren konnte, gleich der Baronin?

Reinhold war vor Angelica auf die Knie geſunken. Hören Sie, rief er, hören Sie, weſſen der Wahnſinn uns beſchuldigt? Erheben Sie Ihre Stimme, ſprechen Sie, gnädiges Fräulein, nicht für mich, nur für Sich ſelbſt! ſagen Sie, daß Sie unſchuldig ſind, ſchmettern

Sie mit einem einzigen Blick Ihres treuen Auges die verbrecheriſche Anklage zu Boden — und laſſen Sie Ihr Herz entſcheiden, ob ich ſchuldig bin, ſchuldig ſein kann!

Sie ſind unſchuldig, ſagte Angelica kaum hörbar: aber ich bin ſchuldig, ich hätte meinen Bruder nicht verlaſſen ſollen....

Sie geſteht es ſelbſt ein, ſie hat ſich ſelbſt für ſchuldig bekannt! rief die Baronin, auf welche plötzlich der ganze Haß des Herrn Wolſton ſich vererbt zu haben ſchien: Ich mache Sie noch einmal verantwortlich, Herr Juſtizrath, daß dieſes junge Mädchen verhaftet wird!

So laut ſie es ſchrie, ſo hörte der Juſtizrath doch nur halb danach hin; ein langer hagerer Mann, der ſich ſchon ſeit einiger Zeit in ſeine Nähe gedrängt hatte, flüſterte ihm ins Ohr. Es war der lange Karrenſchieber.

Ich bitte tauſendmal um Verzeihung, Herr Juſtiz, ſagte er, ich bin unſchuldig, ganz wahrhaſtig; ich bin der friedlichſte Menſch auf Erden, fragen Sie jedes Kind, das mich kennt — wenn ich auch mitunter das Maul etwas vornweg habe, ſo mein' ich es doch nicht ſo —

Wird's? ſchnaubte der Juſtizrath ihn ungeduldig an.

Ich bitte tauſendmal um Verzeihung, beſter Herr Juſtiz, fuhr der Andere immer demüthiger fort: aber als guter Bürger — und wenn ich am Ende wohl noch ſelbſt darüber in Strafe kommen ſoll — es iſt ja doch Menſchenpflicht, daß Einer dem Andern beiſteht, und leben will der Menſch ja auch — aus eigenen Kräften und ohne das Geld, das mir die Wirthin dazu hergab, hätte ich es gar nicht betreiben können, ganz wahrhaftig nicht — die Wirthin hat mehr Schuld als ich — und überdies iſt es ja auch ein ganz erlaubtes und anſtändiges Gewerbe. Ich wollte nur ſagen, gnädigſter Herr Juſtiz, ſetzte er eilig hinzu, da er ſah, wie der Juſtizrath bereits nach Leuten winkte, die ihn beim Kragen nehmen ſollten: daß mein guter Freund, der rothe Konrad — das heißt ſo viel als nicht eigentlich mein Freund, nur ſo ein Bekannter — Sie verſtehen ſchon, Herr Juſtiz, er brachte immer viel durch, der Konrad, na ja — er hat mir, fuhr er immer ängſtlicher fort, vor etwa anderthalb Stunden dieſe Sachen in Verſatz gegeben — er ſagte mir, er hätte ſie vom Herrn Commerzienrath geſchenkt gekriegt — nicht ſo eigentlich gutwillig geſchenkt, aber doch geſchenkt . . . .

Damit langte er aus der unergründlichen Rocktaſche Uhr, Kette, Ring hing hervor, die ſofort ſämmtlich als Julian's Eigenthum erkannt wurden. Reinhold's Sache ſchien ſich dadurch günſtiger zu geſtalten. Andere indeſſen machten darauf aufmerkſam, daß Konrad Reinhold's Schwager, und daß alſo eine Gemeinſamkeit des Verbrechens noch keineswegės zu den Unmöglichkeiten gehöre; für keinen Fall dürfe man ihn eher loslaſſen, als bis der wahre Mörder erwiſcht und geſtändig. Der Juſtizrath ſchickte einige geeignete Perſonen, um die Herbeiführung des rothen Konrad zu bewirken.

Wiederum ſchloß ſich ein großer Theil der Verſammlung daran an und der Saal war auf dieſe Art ziemlich entleert, als plötzlich von der Seite, wo die Kinder zuſammengedrängt ſtanden (denn hier hatte ſich noch kein Menſch um die armen Würmer gekümmert), zunächſt den Maſchinen, ein durchdringendes Jammergeſchrei laut ward.

Und wie hätten die Kinder nicht aufſchreien ſollen, da dies ein Anblick war, bei dem dem kühnſten Manne ſelbſt das Blut in den Adern ſtockte?

Es iſt erzählt worden, daß ſeit dem unglücklichen Ereigniß mit Julian die Thüren des Maſchinenſaals für Jedermann offen ſtanden, und daß unzählige Menſchen unbeobachtet aus- und einſtrömten.

Auch der Vater des Meiſters war darunter. Da bei der furchtbaren Entſcheidung, welche der Meiſter jeden Augenblick in ſeinem eigenen Hauſe erwarten mußte, für den blödſinnigen Alten daſelbſt kein Platz war, ſo hatte er ihm ein Stück Brot in die Taſche geſchoben und hatte ihn geheißen, zum Schulmeiſter zu gehen; der Alte machte dergleichen Gänge öfters, und bei der völligen Harmloſigkeit ſeines Wahnſinns hatte es auch wirklich nichts zu ſagen, ſo wenig für ihn als für Andere. Allein draußen angekommen, war er von dem Menſchenſtrom ergriffen worden, der aus allen Straßen und Winkeln des Dorfs zu den Feſtlichkeiten im Schloſſe drängte. Er hatte ſich mit fortſchieben laſſen, anfangs aus Furcht, dann aus Gutmüthigkeit, endlich war er aus eigener Neugier mitgegangen. Die Muſik, die Fahnen, die geputzten Leute, das Alles machte ihm großes Vergnügen. Mit der Zeit war er auch mit in den Maſchinenſaal geſchlüpft; wie er die großen Räder, Stangen, Kolben erblickte, hatte er laut in ſich hineingekichert und in die Hände geklatſcht: Meine Maſchinen, rief er, meine lieben kleinen Maſchinen . . .!

Immer näher, immer dichter hatte er ſich herangeſchlichen, Niemandem war die kleine, geduckte, grauhaarige Figur aufgefallen, zwiſchen den Kindern, denen er vorſichtig Schweigen zuwinkte, hindurch, mitten hinein in das Gewirre der künſtlich verſchlungenen Räder; wer ihn ja dazwiſchen handtiren ſah, wie er dort mit der Hand wohlgefällig über eine Walze ſtrich, hier die Zähne an einem Kammrad befühlte, jetzt vor dem Ofen niederkauerte und Kohlen über Kohlen hineinſchaufelte, hatte höchſtens gedacht, es wäre ein Arbeiter, der zu den Maſchinen gehörte, und er wäre da an ſeinem Platze.

Da auf ein mal geht ein dumpfes, zitterndes Dröhnen durch den weiten Raum; die Räder ſetzen ſich in Bewegung, die Axen ſtöhnen, die Schrauben klappern, erſt langſam, dann ſchneller, immer ſchneller — rieſenhafte Kolben tauchen auf und nieder und ſchmettern dröhnend an einander — ziſchend, pfeifend fährt der Dampf in die Höhe — Flammen ſchlagen, praſſeln, lecken gierig aus den überheizten Oefen — mit Gedankenſchnelle kniſtert die Glut an dem rings aufgehängten Tannenreiſig empor — eine ungeheuere Lohe wälzt ſich vom Hintergrund des Saales her ....

Mitten in der furchtbaren Zerſtörung, auf einer ſchmalen, eiſernen Galerie, welche in etwa doppelter Mannshöhe zwiſchen den Maſchinen hinlief, um von dort aus alle Theile gehörig beobachten und in Gang erhalten zu können, ſtand der blödſinnige Alte; je toller die Räder raſſelten, je höher die Flammen züngelten, deſto lauter jubelte er.

Heida, luſtig, rief er, indem er auf der der ſchmalen Brücke auf und ab tanzte und jetzt mit beiden Händen das leichte eiſerne Geländer erfaßte, als wollte er die ganze Brücke in Trümmer reißen und ſich mit ihr hinabſtürzen in das Chaos unter ihm: — heida, luſtig, dreht euch, meine Rädchen! ich habe meine lieben Rädchen wieder, meine lieben allerliebſten Maſchinen! Aha, ſie dachten, ich wäre verrückt, ſie dachten, meine Maſchinen gingen nicht — ſo recht, blaſt, ſchnauft, ſtöhnt — hopp, hopp, immer munter — willſt du wohl artig ſein, du lange ſchwarze Schlange da, und nicht ſo nach mir ſchnappen? Ich bin dein Meiſter — heida, meine lieben Rädchen, euer Meiſter iſt da!!

Gab das zierlich gearbeitete Gitter ſeinem furchtbaren Rütteln nach oder ſchwang er ſich abſichtlich über daſſelbe hinweg — Ein geller Aufſchrei, Ein Sprung, Ein Fall — und gleich gefräßigen Ungeheuern zerrten, knackten, knirſchten die Räder und Walzen an den Knochen des zerſchmetterten Greiſes.

Niemand ſah, wie er ſtarb; mit fürchterlichem Angſtgeſchrei hatte Alles, was nur im Saale war, ſich dem Ausgange entgegengeſtürzt. Die Baronin war unter den Erſten, welche das Freie gewannen; ihr nach, mit abgeriſſenen Rockſchößen und die Brille hoch über dem Kopfe haltend, Herr Florus. Die kleinen weißgekleideten Kinder quickten, als würden ſie alle geſotten; ſie liefen, fielen, ſtürzten über einander hin, rafften ſich wieder auf....

Der Juſtizrath hatte in raſcher Beſonnenheit eines der großen Fenſter aufgeriſſen. Nur zuerſt mit den Bälgen hinaus! rief er, und raſch fanden ſich hilfreiche Hände, welche die Kleinen von Arm zu Arm zum Fenſter hinaus ins Freie reichten.

Aber jetzt drängte der Reſt der Fabrikar beiter nach; hatten ſie das Räderwerk wirklich nicht mehr zum Stillſtand bringen und die Flamme bewältigen können, oder war es ihnen auch eben genehm, daß die ganze Anlage in Feuer aufging, gleichviel — mit wildem Halloh Alles vor ſich niederwerfend, ſtürzten ſie auf Thüren und Fenſter los: Hinaus! hinaus! ſchrien ſie: rette ſich wer kann! das ganze Gebäude fliegt in die Luft!!

Der Schreckensruf wirkte; ſelbſt der Juſtizrath wurde davon hinweggeriſſen; in wenigen Minuten war der Saal eine Einöde voll Dampf, Flammen, Zerſtörung. Nur zwei lebende Weſen blieben unbeweglich, gleich Bildſäulen, mitten in der allgemeinen, entſetzlichen Flucht — Reinhold und Angelica, die Leiche Julian's zwiſchen ihnen.

Retten Sie ſich, gnädiges Fräulein! rief Reinhold ....

Angelica ſchüttelte ſchmerzlich das Haupt.

Mein Platz iſt hier, ſagte ſie, ich laſſe nicht von dieſer theuren Leiche —

Verzweifelnd ſtreckte Reinhold die gefeſſelten Arme in die Höhe: Schnell, ſchnell, rief er, löſen Sie dieſe Stricke, und ich trage Sie mitſammt der Leiche unſers Freundes ins Freie!

Aber Angelica ſah und hörte nicht mehr.

Schon züngelte die Flamme am Gebälk; die Menſchenmenge vor dem Gebäude hatte ſich weithin zerſtreut, der Platz rings umher war wie leer gefegt, weil Alles eine Exploſion befürchtete; Niemand dachte an die Zurückgebliebenen, Niemand wußte nur, daß überhaupt Jemand zurückgeblieben war ....

Reinhold zerrte mit den Zähnen an dem Knoten, der ſeine Hände zuſammengürtete. Aber er war zu feſt. Er ſtürzte nieder, taſtete Angelica mit den gefeſſelten Händen leiſe ins Geſicht — ſie war kalt und ſtarr, wie die Leiche zu ihren Füßen.

Wieder ſprang er in die Höhe, in kleinem Kreiſe, wie ein Wahnſinniger, umlief er die Gruppe, ſtürzte zur Thür, kehrte wieder um, ſchrie, weinte, raſte ....

Näher und näher leckten die Flammen; ein unerträglicher, erſtickender Rauch wälzte ſich in dicken ſchwarzen Wolken an der Decke hin und ſenkte ſich tiefer und tiefer —

So hilf du, Allmächtiger, flehte Reinhold: du weißt, ob der Tod mir ſchwer wird, der Tod für dieſe, die ich geliebt habe, ſeitdem mein Auge ſie zuerſt geſehen — die ich noch jetzt liebe, liebe mit heißer, verzweiflungsvoller Liebe, auch da ſie längſt einem Andern gehört — rette nur ſie! nur ſie!! und laß mich untergehen, indem ich ſie rette!

Das Gebet hatte ſeine Kräfte verdoppelt; ein letzter gewaltſamer Ruck — die Stricke riſſen — was that es, daß ihm das Fleiſch in Fetzen von den Armen hing? Die zerfetzten Arme waren frei — frei — !!

Mit demſelben Griff faßte er Angelica und die Leiche, nein, ſchon müſſen wir ſagen zwei Leichen — ſchwang Angelica hoch auf ſeine Schulter — die Leiche des Knaben ſchleppte er unter dem andern Arme nach — wenige Schritte — ſie waren gerettet!!

Aber wen hatte er gerettet? zwei Todte? — Er legte Angelica leiſe auf den verwelkten Raſen nieder; die armen Ueberreſte ſeines Freundes bettete er unter eine Trauerweide, die die langen, kahlen Zweige darüber breitete. Dann warf er ſich vor Angelica nieder, rieb ihr die Schläfe, rief ſie leiſe mit den zärtlichſten, ſüßeſten Namen ....

Aus der Ferne brauſte dumpfes Geſchrei, Trommelwirbel, Lärmen, Gebrüll — er hörte nichts, dachte an nichts, flüſterte ihr nur immer die ſüßeſten Liebkoſungen in das ach, ſo feſt verſchloſſene Ohr —

Angelica erwachte; ihr erſter matter Blick fiel in die treuen braunen Augenſterne ihres Freundes — der Gedanke an ihren Traum durchzuckte ſie — das waren die Augen, ja, dieſelben lieben, treuen Augen, die ihr damals im Traume zugelächelt, jetzt erſt erkannte ſie ihren Strahl! —

Mein Retter! mein Retter!! ſtammelte ſie, wie damals im Traum; wohlthätige Thränen, die erſten ſeit Julian's Tode, tropften über ihr ſchönes, bleiches Angeſicht, und in ſeliger Vereinigung, Tod und Leben vergeſſend, hingen die Liebenden ſich in den Armen.

Funfzehntes Kapitel.

Das Gericht.

Das Erſcheinen des Militairs hatte die Maſſe ſtutzig gemacht, unwillkürlich gab ſie Raum, ſo daß die Soldaten ſich in langer, ſchmaler Fronte zwiſchen dem Schloſſe und dem Hauſe des Meiſters aufſtellen konnten.

Sie ſehen, welch feiges Geſindel es iſt, ſagte Herr von Lehfeldt, der neben dem Major, welcher die Abtheilung commandirte, einherritt.

Deſto beſſer für ſie, erwiderte der Major, ein gutmüthiger dicker Herr, indem er den ſchwarzen Schnauzbart ſtrich; er war Soldat durch und durch und hatte ſeinen Muth auf mehr als einem Schlachtfelde erprobt: aber eben deshalb war ihm der Gedanke, dieſe zum größten Theil unbewaffnete, berauſchte Maſſe niedermetzeln zu ſollen, unerträglich ....

Deſto beſſer, ſagte der Major, für ſie und auch für uns, ſo werden wir keine Gewalt anzuwenden brauchen und in Güte mit ihnen fertig werden.

Damit wollte er vorreiten und die Menge, die immer weiter zurückwich, nach ſeiner derbfreundlichen Weiſe anreden. Aber Herr von Lehfeldt fiel ihm in die Zügel.

Halt, ſagte er, dies iſt nicht Ihr Geſchäft, mein Herr Major. Sie wollen ſich an die erhaltene Ordre erinnern, durch welche Sie ſammt Ihrem Detachement zu meiner Verfügung geſtellt ſind, und Angriff wie Unterhandlung allein von meiner Entſcheidung abhängen.

Mit dieſen Worten ſprengte er vor, mitten in den dichten Haufen hinein, der ſich vor der

Wohnung des Meiſters zuſammengeballt hatte: das Roß tanzte, der Hund, ſchweifwedelnd, mit munterm Gebell, hielt ſich dicht an ihn.

Halloh, ihr Spitzbuben! rief er, erkennt ihr mich? Ich weiß die niederträchtigen Complotte, die ihr angeſtiftet habt; heraus mit den Rädelsführern, ſo dürfen die Andern vielleicht auf Pardon hoffen!

Herr von Lehfeldt wußte recht gut, daß es hier keine Rädelsführer gab, oder wenigſtens, wenn es deren gab, ſo war er ſelbſt der ſchlimmſte. Alles blieb ſtill; mit unendlicher Verachtung ließ er den ſtolzen, kalten Blick über die Menge gleiten, dann zu dem Major zurückſprengend:

Laſſen Sie eine halbe Compagnie mit gefälltem Bayonnet vorgehen, ſagte er, das Haus dort vor uns iſt mir längſt bekannt als die Spelunke eines der gefährlichſten Aufwiegler; das Haus ſoll beſetzt, und Alles was darin iſt, gefangen genommen werden.

Der Major gehorchte; die Trommeln wirbelten, Soldaten mit gefälltem Gewehr, in Sturmſchritt, gingen auf das Haus des Meiſters vor ....

Ah, nun wollen ſie doch gewiß die Leiche holen, murmelte das Volk, indem es nach allen Seiten hin ängſtlich auseinander ſtob; dieſe Bevölkerung war zu entnervt, zu feig, ſelbſt ein ſo verſchlagener Kopf, wie Herr von Lehfeldt, konnte keine Rebellen aus ihnen ſchnitzen.

Die Thür des Hauſes ſtand offen; man ſah den Meiſter am Sarge ſeiner Schweſter lehnen, die treue Axt in der Fauſt, regungslos.

Schon hatten die vorderſten der Soldaten die Schwelle erreicht, als Konrad, aus dem Zimmer ſeines Weibes herausſtürzend, im Hausgange ſichtbar ward. Er war ohne Waffen: aber eine ſo entſetzliche Wuth lag auf ſeinem blutleeren Angeſichte, und mit ſo furchtbarem Geſchrei ſchüttelte er die geballten Fäuſte, daß die Soldaten beim Anblick dieſes Mannes, der ſich ihren Bayonneten ſo keck entgegenwarf, unwillkürlich zurückwichen.

Die Axt, die Axt!! rief er, ſprang hinüber zum Meiſter, riß ihm die Axt aus der Hand, ſchwang ſie, feſt auf den vorderſten der Soldaten zielend, in ungeheurem Bogen —

Das Beil ſauſte durch die Luft, weit über ſein Ziel hinaus, wo es unſchädlich zu Boden fiel. Aber auch Konrad fiel zu Boden; der angegriffene Soldat, auf ſeine Rettung bedacht, hatte ihm das Bayonnet in die Bruſt gerannt.

Gut getroffen, röchelte er, ſollſt Dank haben, Kamerad — daß Niemand anders verfolgt wird! Ich bin der Mörder des gnädigen jungen Herrn ... nicht ſein Mörder ... ich wollte ihm blos die ſchöne goldene Uhrkette nehmen ... er floh vor mir ... ſtürzte — ah, Dank, Kamerad, das thut gut — ich bin dennoch ſein Mörder ...!

Das erſte Blut, das bei einem Auflauf fließt, hat bekanntlich eine furchtbare, dämoniſche Gewalt. Konrad war im Dorfe nicht beliebt geweſen; aber wie man ihn ſo dahingeſtreckt ſah im blutbefleckten Hemd und ſah die Zuckungen des Sterbenden, ſo ſtieg ein aus Schmerz und Wuth gemiſchtes, Unheil verkündendes Geheul in die Lüfte. Mord! Mord! ſchrie es von allen Seiten, die Soldaten haben einen Menſchen gemordet!

Die Soldaten, ſelbſt nicht recht wiſſend, was ſie beginnen ſollten, da ſie eigentlich gar keinen Feind vor ſich ſahen, begnügten ſich, den Eingang des Hauſes zu umſtellen. Herr von Lehfeldt, höchſt ungehalten über die Langſamkeit, mit welcher ſeine Befehle ausgeführt wurden, wollte ſo eben heranreiten, ſich nach der Urſache zu erkundigen, als ein wüſter, gellender Triumphruf ſeine Aufmerkſamkeit nach der andern Seite lenkte. Es war der Vagabund, der mit ſeinen Genoſſen von dem Schloſſe dahergeſtürmt kam; ſie hatten ihn auf den Leichenwagen geſtellt, die rothe Fahne über ſeinem Haupte ſchwingend, mit wild flatternden Locken, zog er daher wie ein Triumphator.

So unwiderſtehlich war der Anlauf und ſo wenig war man auf einen Angriff von dieſer Seite vorbereitet, daß die Linie der Soldaten in einem Nu durchbrochen war.

Der wahnſinnige Bettler ſchien nur ein einziges Ziel im Auge zu haben — Herrn von Lehfeldt. Habe ich dich endlich! kreiſchte er: ſeht da, ſeht da:

Du Ungeheur mit Schlangengift genährt,
Aus deſſen falſchen Augen Dolche ſchießen,
Du Baſiliſk, du gelbgefleckte Kröte …

Und mit einem einzigen jähen Satz war er dicht vor Herrn von Lehfeldt's Pferd, rang ſich an ihm in die Höhe und klammerte die ehernen Arme um den Leib des jungen Mannes, mit ſo entſetzlicher Gewalt, daß derſelbe ſich nur mit Mühe im Sattel erhalten konnte.

Die Soldaten hatten es längſt nur mit Misvergnügen bemerkt, daß ihr alter Major ſich mußte von einem Civiliſten commandiren laſſen; Niemand von ihnen machte daher Miene, Herrn von Lehfeldt beizuſpringen. Auch hielt ſie vielleicht die Ueberraſchung gefeſſelt über das Seltſame dieſes Einzelkampfes, der ſich vor ihnen zu entſpinnen im Begriffe ſtand.

Laß die Arme weg, Toller, rief Herr von Lehfeldt, der beim Anblick des Wahnſinnigen alle Farbe, und, wie es ſchien, auch allen Muth verloren hatte: ich mag mit dir nichts zu thun haben, geh weg —!

Aber der Wahnwitzige rang und rüttelte; dann einen Schritt zurückſpringend, den Fahnenſtock ergreifend und auf das Haupt des Jünglings zielend:

Denkſt du noch an die Galgenfichte? rief er: von da ab habe ich's gewußt, daß du ein Verräther wärſt und daß du ſterben würdeſt durch meine Hand!

Nicht durch deine Hand! ſtöhnte der junge Mann; er hatte die Hand auf den Piſtolen am Sattelknopf, aber eine unſichtbare Macht hinderte ihn, ſie hervorzuziehen —: nicht durch deine! du wirſt nicht die Hand erheben gegen mich, noch ich die meine wider dich — die Natur will es nicht haben . . . !!

Natur iſt Alles,
Natur gebietet Raub und Mord und Brand,
Wenn Menſchen leiden,

hohnlachte der Tolle: wo iſt dein Muth geblieben, Söhnchen? denk' an die Galgenfichte, und wie du mich belogen und betrogen haſt ſeitdem!

Ich habe Muth! ſchrie Herr von Lehfeldt; aufs Aeußerſte bedroht, hatte er jetzt die Piſtole aus dem Halfter genommen, die Mündung ſchwebte über dem Kopf des Tollen, aber gleichwohl wagte er nicht loszudrücken: — Ich habe Muth, aber nicht gegen dich! Erinnere dich des ſchönen, ſtolzen Fräuleins im Schloſſe der Edeldame, wo du Hauslehrer warſt, vor zwanzig Jahren — laß den Arm herunter — ich bin dein Sohn!!

Mein Sohn!! ſtammelte der Tolle, indem er zurückſank und mit weit aufgeriſſenen Augen den Jüngling anſtierte: ich habe einen Sohn! mein Sohn!!

Er hielt den Knittel noch immer halb aufrecht: doch ſchwankte er jetzt offenbar, ob er den Hieb führen ſolle. So, der Eine den Stock, der Andere das geladene Piſtol gegeneinander gerichtet, verharrten ſie zwei Secunden; — es war völlig dieſelbe Situation, wie bei ihrem erſten Zuſammentreffen unter der Galgenſichte.

Genire dich nicht, Heiner! hau zu, Heiner! quakte plötzlich eine Stimme aus dem dichteſten Haufen: es iſt dein Junge nicht — ich habe die

Kinder vertauſcht dazumal: das iſt Lenens Sohn, der Sohn der Baronin iſt Reinhold — hau zu!

Es war die Stimme des Sandmoll; er hatte ſich überzeugt, daß doch einmal Alles verloren war, und wollte wenigſtens noch an Herrn von Lehfeldt ſeine Rache befriedigen.

Der Tolle horchte hoch auf, er erkannte die Stimme und kannte auch den Sandmoll ſelbſt zu wohl, um nicht zu wiſſen, daß er in dieſem Augenblicke wenigſtens die Wahrheit ſprach. Lügner! ſtammelte er, Lügner bis zum letzten erbärmlichen Hauch! Will ſich loslügen vom Tode, der feige Wicht —

Stirb, ſchnöder Troer!

Und wieder ſauſte die Keule über dem Haupte des jungen Mannes!

Aber dieſer ſchien einmal feſt entſchloſſen, von ſeiner Waffe keinen Gebrauch zu machen; die Piſtole in der Rechten hoch in die Höhe haltend, ſuchte er mit der Linken den Wahnſinnigen von ſich abzuwehren; das geängſtigte Roß ſchnaufte und bäumte ſich, und man mußte ein ſo gewandter Reiter ſein, wie Herr von Lehfeldt es war, um in einer ſolchen Lage den Sitz nicht zu verlieren.

Aber dies Gezerre muß denn doch endlich einmal ein Ende nehmen, ſagte der Major, dem es wohl auch nicht ganz unlieb geweſen ſein mochte, daß der Herr Regierungscommiſſar ein wenig in der Patſche ſaß —

Allein bevor er noch dazwiſchentreten konnte, hatte Herr von Lehfeldt bereits einen andern, ſo unerwarteten wie entſcheidenden Beiſtand erhalten. Sein großer Hund Strom war durch das Gedränge von ihm abgeſperrt worden; ängſtlich lief er die dichten Reihen auf und ab, Jeden neugierig beſchnobernd, nach ſeinem Herrn ſuchend. Endlich wurde er ihn gewahr; mit gewaltigem Geheul ſprang er zwiſchen den Nächſten hindurch, dem Vagabonden, der eben zum tödtlichen Schlag ausholte, an die Gurgel. Im ſelben Augenblicke ſtieg das Pferd wiehernd vom Boden, die Piſtole in der Hand des Herrn von Lehfeldt entlud ſich — und mit zerſchmettertem Haupt, röchelnd, ſtürzte der Bettler nieder, unter ihm der treue Hund, von derſelben Kugel getödtet.

Noch hatte die Menge ſich von ihrem Entſetzen nicht erholt, als ein lautes, ſchmetterndes Poſthorn mit Alles überbietendem Tone die Dorfſtraße entlang erſchallte. Ein Feldjäger auf ſchweißbedecktem Roß jagte mitten durch das Gedränge; ein Ordonnanzoffizier mit wehendem Federbuſch hielt ſich dicht an ſeiner Seite.

Im Namen des Herzogs, rief der Letztere Herrn von Lehfeldt zu, halten Sie ein —

Ich handle im Namen des Herzogs, erwiderte Herr von Lehfeldt, indem er ſäuberlich Blut und Staub, womit der Kampf mit dem Tollen ihn bedeckt hatte, von ſich abklopfte.

Welches Herzogs? rief der Offizier: geſtern Abend haben Se. Durchlaucht das Zeitliche geſegnet; Sereniſſimus, unſer neuer Regent, hat das Miniſterium entlaſſen, Ihre Miſſion hier iſt zu Ende; Herr Major, Sie ſind verantwortlich für jeden Tropfen Blut, der noch vergoſſen wird ....

Sechszehntes Kapitel.

Ein conſequenter Mann.

Es war ein wahres Glück, daß der Juſtizrath im Schloſſe war; bei der ungeheuren Verwirrung, welche die Familie des Commerzienraths, ja das ganze Dorf betroffen, waren er und Reinhold die Einzigen, welche ihre Beſonnenheit und Ruhe bewahrten. Auch die Baronin hatte, ſobald die Straße frei geworden war, das Schloß verlaſſen; mit ihr Herr Waller. Nachdem der Juſtizrath ſich mit den Offizieren verſtändigt hatte und für die Sicherheit des Schloſſes nichts mehr zu fürchten ſtand, machte er ſich auf, die Spur des Commerzienraths zu verfolgen. Denn dies ſchien ihm für den Augenblick das Wichtigſte. Das Engelchen ließ er unter Reinhold's Schutz zurück, dem beſten, wie er bereits wußte, dem er die junge Dame anvertrauen konnte.

Der Juſtizrath brauchte nicht weit zu reiſen. Schon im nächſten Städtchen, wenige Meilen vom Fabrikdorf, hatte er den Commerzienrath eingeholt. Weniger die Dunkelheit und die Ermüdung der Pferde, als ſein eigener Entſchluß hatten ihn nicht weiter kommen laſſen. In ſeiner Begleitung war Niemand als der ſchöne Wilhelm. Doch hatte dieſer Beſonnenheit genug gehabt, das Nöthigſte an Geld und Garderobe in den Wagen zu werfen.

Dem Juſtizrath, ſo alt er war und ſo manchen ſchweren Gang er ſchon gemacht hatte, pochte das Herz ganz gewaltig, als er die ſchmale Treppe des Gaſthauſes, wo Herr Wolſton übernachtet hatte, hinaufſtieg. Schon manchem Verbrecher hatte er das Todesurtheil vorleſen hören, hatte ſchon manches verſtockte Antlitz ſich in letzter, ohnmächtiger Reue verzerren ſehen: aber vor keinem Anblick hatte er noch dies Grauſen empfunden, als vor dem, der ihm jetzt bevorſtand.

Allein ſeine Beſorgniß war vergeblich geweſen. Herr Wolſton, wiewohl im Geſicht ganz bleich, ja erdfahl, als hätte man ihn aus dem Grabe wieder ausgeſcharrt, mit völlig glanzloſen, ſtieren Augen, ſaß im Uebrigen ganz ruhig und wohlbehalten vor dem Frühſtückstiſch. Freilich war das Frühſtück unberührt, freilich zeigte das ganze, unſäglich verfallene Aeußere des Mannes deutlich genug, daß ſeit vielen Stunden weder Speiſe noch Trank über ſeine Lippen gekommen; aber immerhin, es war doch ein Frühſtückstiſch.

Ich dacht' es mir, daß Sie kommen würden, ſagte Herr Wolſton mit grober, dumpfer

Stimme, indem er ſich bemühte, ein Lächeln auf ſein Angeſicht hervorzulocken: ich habe Sie erwartet, mein Theurer. Es war eine unglückliche Uebereilung meiner Dienerſchaft, daß ſie mich veranlaßte, den Kampfplatz zu verlaſſen. Denn es iſt ein Kampfplatz geweſen, wie ich höre, wie ſteht es? meine Fabriken ſind vernichtet, mein Schloß zerſtört, nicht wahr? Unter uns geſagt, Herr Juſtizrath, es iſt mir Alles ſehr gleichgiltig, unſäglich gleichgiltig ſeit.... ſeit....

Er gerieth in ein convulſiviſches Stammeln; offenbar wollte er den Tod ſeines Sohnes erwähnen, und konnte doch das Wort nicht über die erſterbende Lippe bringen.

Den Juſtizrath ſchauderte. Denken Sie jetzt nicht mehr an Ihre Fabriken und an Ihr Schloß, Mann, rief er, denken Sie an Ihre eigene arme Seele. Es ſind entſetzliche Dinge von Ihnen zu Tage gekommen — Mann, rief er ganz treuherzig: wenn das Alles wahr iſt, was in dieſem Augenblicke gegen Sie vorliegt, ſo ſind Sie der entſetzlichſte Schurke, den die Erde jemals getragen hat!

Das war nun ſehr grob; aber Herr Wolſton bemühte ſich doch noch darüber zu lächeln. Es iſt nichts davon wahr, lallte er, gar nichts, es ſind nichtswürdige Erfindungen meiner Dienerſchaft und der abſcheulichen Frauenzimmer in meinem Hauſe ....

Und die langjährige Zolldefraudation? und der verbrecheriſche Verkehr mit dem Sandmoll? und das erzwungene Teſtament, gegen welches wir den eigenhändigen, ausdrücklichen Proteſt Ihrer ſeligen Frau Gemahlin in Händen haben? ſchnaubte der Juſtizrath: Es iſt vorbei mit dem Lügen, Mann, Ihre Fuchslöcher ſind umgangen ....

Herr Wolſton ſchnappte nach Luft: Erfindungen, Alles Erfindungen, meine gute Frau war wahnſinnig, ich habe die Atteſte.

Es wird ſich zeigen, rief der Juſtizrath trotzig, Sie müſſen mit mir zurück, Mann!

Sie kommen meinem Wunſche zuvor, erwiderte der Commerzienrath: ich habe kein dringenderes Verlangen, als mich gegen die abſcheulichen Beſchuldigungen zu rechtfertigen .... Wilhelm, mein Reiſenéceſſaire .... Sie entſchuldigen, Herr Juſtizrath, ich will mich nur ein wenig umkleiden .... Denn du mein Gott, es iſt ja doch Feſttag heute .... Weihnacht .... es iſt ſchon gut, Wilhelm, ich kann das allein beſorgen, ſieh du nur nach dem Wagen ....

Er ging in die Schlafkammer; ſein Gang war weit feſter und ſicherer geworden als zuvor. Ich laſſe die Thüre auf, Herr Juſtizrath, ſagte er mit blödem Lächeln, damit Sie nicht etwa denken .... ich wollte zum Fenſter hinausſteigen oder Ihnen ſonſt entſchlüpfen ....

Der Juſtizrath hatte ſich in das Sopha geworfen; ein Verbrecher, wie dieſer, war ihm in ſeiner langjährigen Praxis nicht vorgekommen — ein Verbrecher: denn die Beweiſe waren ja zu deutlich, und es war ja gar nicht möglich, daß er ſich rechtfertigen konnte!

Herr Wolſton hielt es der Artigkeit gemäß, ſeinen Gaſt, während er ſich ankleidete, zu unterhalten. Ein ſchlechter Weg hierher, rief er ihm durch die offenſtehende Thüre zu: haben Sie es nicht auch gefunden, Herr Juſtizrath?.... Ich bin gleich fertig.... o je, was man in ſolchen kleinen Gaſthöfen doch mit der Bedienung für eine Noth hat.... und nun iſt der Wilhelm nicht einmal da,.... das Waſſer iſt ja ganz kalt, und ich bin ſo wenig gewöhnt, mich ſelbſt zu raſiren....

Raſiren!? Der Juſtizrath ſprang in die Höhe, ſtürzte in das Cabinet — zu ſpät! Herr Wolſton hatte ſich die Kehle durchgeſchnitten....

Siebzehntes Kapitel.

Schluß.

Wir ſtehen am Schluß unſerer Erzählung. — Konrad's Wunde war tödtlich; doch lebte er noch lange genug, um vor giltigen Zeugen ein vollſtändiges Bekenntniß über Julian's Ende abzulegen. Auch die Beichte des alten Sandmoll war erſchöpfend; nachdem er ſich einmal von allen Seiten rettungslos umgarnt ſah, und nachdem er ſich namentlich hatte überzeugen müſſen, daß die Diebslore ſeit Jahren ſeine geheimſten Gänge ausſpionirt und verrathen hatte, fand er ein ordentliches Vergnügen daran, nun auch Alles, was jemals ſein ſchwarzes Herz belaſtet hatte, zu beichten. Er erreichte ſeinen Zweck damit; auch Lore wurde durch ſeine Geſtändniſſe ſo ſtark compromittirt, daß ſie ebenfalls eingezogen ward. Doch ſollte er dieſe Freude nicht lange genießen; ſchon in den erſten Wochen der Unterſuchung ſtarb er. Kurz vor ſeinem Tode hatte er noch durch unzweifelhafte Zeugniſſe dargethan, daß Reinhold in der That der Sohn der Baronin, Herr von Lehfeldt dagegen der Sohn des Miniſters und der armen, verführten Lene war.

Lore wurde zu lebenswieriger Einſperrung verdammt, der übrige Proceß dagegen niedergeſchlagen, namentlich auch in Betreff der Zolldefraudation, welche Herr Wolſton ſo lange und in ſo großartigem Maßſtabe betrieben. Das war auch wirklich das Klügſte, was geſchehen konnte: denn es zeigte ſich jetzt ziemlich deutlich, daß die Regierung ſelbſt ſeit Langem um den verbotenen Handel gewußt und ſogar unter der

Hand an dem Gewinn deſſelben Antheil genommen. Der neue Regent war, wie neue Regenten ſind: er wollte ſeine Regierung mit Milde und Nachſicht beginnen. Der alte Geheimerath wurde entlaſſen; da er ſein Vermögen ungeſchmälert mit ſich nehmen durfte, ſo konnte er das Unglück allenfalls ertragen. Herrn von Lehfeldt erkannte er als ſeinen Sohn an. Derſelbe verſchwand für längere Zeit, um erſt in den erſten Bewegungen des Jahres Achtundvierzig im ſüdlichen Deutſchland wieder aufzutauchen. Er war damals ſehr radical und betheiligte ſich namentlich lebhaft an der Wiener Revolution. Späterhin machte er einige diplomatiſche Reiſen, und in dem Augenblicke, da wir dieſes ſchreiben (Januar Einundfunfzig), iſt er, wenn wir recht unterrichtet ſind, in Dresden....

Die Baronin hielt ihr Wort: ſie hat Reinhold, ihren Sohn, niemals wiedergeſehn. Der Juſtizrath regulirte einen Vergleich, nach welchem ſie den größern Theil des Wolſton'ſchen Vermögens an Reinhold abtrat. Mit dem Reſte ging ſie, in Waller's Begleitung, nach Italien. Sie ſollen daſelbſt Beide kürzlich zur katholiſchen Religion übergetreten ſein.

Und das Engelchen? und Reinhold? fragen unſere Leſer. Aber nein, ſie fragen nicht: ihr Herz hat ihnen bereits geſagt, was aus Reinhold und dem Engelchen geworden iſt — ein durch Liebe beglücktes, beglückendes Paar. Statt der Wolſton'ſchen Fabriken hat Reinhold die alte zünftige Weberkunſt, wie ſie zu Zeiten ſeines Großvaters getrieben wurde, wieder hergeſtellt; der Meiſter, durch Leonhard unterſtützt, geht den jungen, wackern Anſiedlern, die ſich jetzt um das Schloß her anbauen, mit Rath und Beiſpiel voran. Es gibt keine prächtige Schenke mehr im Dorf, die dicke Wirthin iſt in die Stadt gezogen; aber dafür gibt es auch keine Säufer, keine Spieler, keine Verbrecher mehr; ein neues Geſchlecht voll Arbeitſamkeit, Zucht und Sitte wächſt herauf, das in ſeiner jungen Gutsherrſchaft die Muſter jeder häuslichen und bürgerlichen Tugend verehrt. Herr Florus kommt alle Sommer regelmäßig zum Beſuch ins Schloß, ſein Roman jedoch iſt noch immer nicht fertig. Auch der Juſtizrath ſtellt ſich regelmäßig, wie die Blätter gelb werden, ein. Nur eine einzige Traurige gibt es im Schloß — Margareth. Aber auch ihr Blick erheitert ſich, wenn ſie die holden Kleinen anblickt, welche Reinhold's und Angelica's Knie umſpielen, und deren blondgelockte, ſchelmiſche Köpfchen Bürge dafür ſind, daß der Name, nach welchem unſer Buch ſich nennt, in dieſem Hauſe noch lange nicht ausſterben wird, der Name

„**des Engelchen**“.

[illegible]

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Felix.

Erſter Theil.

Prutz

1

Felix.

Roman

von

Robert Prutz.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des erſten Theils.

Erſtes Buch.

Die Hinterwäldler.

Seite

Erſtes Kapitel. Eine verdrießliche Situation.. 3
Zweites Kapitel. Romantik im Regen........ 17
Drittes Kapitel. Der Club der Wahrhaften... 26
Viertes Kapitel. Pädagogiſche Experimente... 42
Fünftes Kapitel. Graf Flübert............. 52
Sechstes Kapitel. Der Mann der Zukunft.... 63
Siebentes Kapitel. Das Wiederſehen........ 71
Achtes Kapitel. Die Männerfeindin.......... 82
Neuntes Kapitel. Ein junger Mann von Stande 91
Zehntes Kapitel. Die Kataſtrophe........... 102
Elftes Kapitel. Der Clubführer............. 111
Zwölftes Kapitel. Eine bürgerliche Bekanntſchaft 126

Seite
Dreizehntes Kapitel. Die Freunde........... 138
Vierzehntes Kapitel. Der Quellenfinder...... 155
Funfzehntes Kapitel. Die Kneipe........... 166
Sechzehntes Kapitel. Die Jungfernrede...... 176
Siebzehntes Kapitel. Beim Wein........... 193
Achtzehntes Kapitel. Eine Jugenderinnerung.. 208
Neunzehntes Kapitel. Die feindlichen Brüder.. 217
Zwanzigſtes Kapitel. Das Teufelchen........ 227
Einundzwanzigſtes Kapitel. Das Geheimniß.. 235

Zweites Buch.

Der Belagerungszuſtand.

Erſtes Kapitel. Auch ein Ehrgeiziger......... 257
Zweites Kapitel. Der Vermittler............ 268
Drittes Kapitel. Die Perle der Hausmeiſter... 277
Viertes Kapitel. Wozu der Kaiſer von Rußland gut iſt............................ 288
Fünftes Kapitel. Der Fehdebrief............ 302
Sechstes Kapitel. Ein unglücklicher Autor.... 316
Siebentes Kapitel. Die Jugendfreundin...... 329
Achtes Kapitel. Deliberationen.............. 341
Neuntes Kapitel. Der Angriff.............. 353
Zehntes Kapitel. Die Gefahr ſteigt.......... 362

Seite

Elftes Kapitel. Unerwarteter Entſatz......... 378
Zwölftes Kapitel. Der Feind räumt das Feld.. 385
Dreizehntes Kapitel. Das Os academicum... 391
Vierzehntes Kapitel. Der Antrag........... 398
Funfzehntes Kapitel. Käthchen............. 411
Sechzehntes Kapitel. Die Geheimräthin...... 424
Siebzehntes Kapitel. Die Gönnerinnen......, 434
Achtzehntes Kapitel. Zum zweiten Mal...... 453
Neunzehntes Kapitel. Das Zuſammentreffen.. 467

Erſtes Buch.

Die Hinterwäldler.

Erſtes Kapitel.

Eine verdrießliche Situation.

Denke dir, lieber Leſer ......

Denn es iſt eine ſehr einfache Geſchichte, die ich dir hier erzählen will, und du wirſt im Verlauf derſelben wohl ſchon öfter ſo gefällig ſein müſſen, mit der Schwinge deiner Phantaſie den ſchlichten Gang meiner Erzählung zu unterſtützen und zu beleben. Es gibt zwei Gattungen von Erzählungen: die einen, welche die Einbildungskraft ihrer Leſer unwiderſtehlich gefangen nehmen, die ſie gleichſam ins Joch ſchlagen und mit ſich fortreißen, unaufhaltſam, auf Gnade und Ungnade, durch Frohes und Trauriges, [illegible] und Unbekanntes — und dagegen die andern, die ſich ſelbſt vielmehr an die Phantaſie des Leſers anlehnen, die nur wie mit leiſem, ſchüchternem Finger an ſein Herz anpochen, und wenn ſie dort kein Echo finden, ungehört, unverſtanden verklingen. Nur zu dieſer letztern, ſehr beſcheidenen, ſehr untergeordneten Gattung gehört die gegenwärtige Erzählung, und ich habe es für gut gehalten, dir das gleich im Anfang zu ſagen, damit du dich wenigſtens hinterdrein nicht über Täuſchung zu beklagen haſt.

Denke dir denn alſo, lieber Leſer (um gleich mit dem Schwerſten anzufangen), du wärſt dreiundzwanzig Jahre alt; wohl dir, wenn du es biſt, und noch beſſer, wenn dir dieſer Zeitpunkt ſogar erſt noch bevorſteht! Haſt du ihn aber bereits überſchritten, vielleicht ſchon weit überſchritten, und nur ſehnſüchtige Gedanken noch eilen zurück in jene Zeit, wo die Erde noch ſo ſchön, das Leben noch ſo leicht, die Zukunft ſo roſig war — möge dein Schickſal alsdann doch dein Herz noch jung, deine Seele friſch genug erhalten haben, damit du dich in der Erinnerung wenigſtens und ohne Gram, ohne Reue in jene ſchöne Blütenzeit deines Lebens zurückverſetzen kannſt! —

Denke dir ferner, du wärſt Poet. Oder wenn nicht eigentlich Poet, ſo doch wenigſtens ein Stück davon: ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, dem die Muſe vielleicht nicht den vollen Weihekuß gereicht hat (denn ſolcher hat es bekanntlich zu allen Zeiten und bei allen Nationen in Jahrhunderten nur Einige gegeben), aber deſſen Stirn ſie doch wenigſtens im Vorübereilen berührt, dem ſie wenigſtens das heiße Blut, die muntre Laune, den köſtlichen Leichtſinn des Poeten verliehen hat, ohne ihn auch mit den Schmerzen des Dichters und jenem eigenthümlich melancholiſchen Hang, welcher dieſe Lieblingskinder der Götter zuweilen befällt und der noch ſüßer ſein ſoll als die ſüßeſte Luſt, gänzlich zu verſchonen. Ein Poet alſo, mit einem Wort, wie die halben, lahmen Zeiten, in denen wir leben, ihn allenfalls noch erzeugen können, und wie deren, Gott Lob, damit Geſang und Freudigkeit und gutmüthige Thorheit und Lachen, mit Thränen gemiſcht, doch nicht ganz unter den Menſchen ausſterben, noch alle Tage bei uns geboren werden; mit dem einzigen Unterſchiede vielleicht, daß der junge Mann, von dem hier die Rede, ein wenig beſcheidener iſt als die Mehrzahl ſeiner Genoſſen, und ſich ſelbſt, in ehrenhafter Schüchternheit, gar nicht ſo recht für einen Poeten zu halten wagt.

Denke dir weiter, freundlicher Leſer, du hätteſt als ein ſolcher dreiundzwanzigjähriger heißblütiger angehender Dichter mit zwei guten Freunden, von etwa gleichem Alter und einigermaßen ähnlicher Gemüthsbeſchaffenheit, oder die du in deiner jugendlichen Unbefangenheit doch wenigſtens für ähnliche Gemüther hältſt, bis Mitternacht —

Je nun, es iſt eine ſehr unziemliche Vorausſetzung, ich weiß es, und der ehrbare Leſer und die noch viel ehrbarere Leſerin, die ſich mit dieſem Büchlein glücklich in Schlaf leſen wollen, haben alle Urſache, ſich über eine ſolche ſchnöde Zumuthung zu entrüſten. Allein die geſchichtliche Treue, welche das oberſte Geſetz dieſer ſchlichten Erzählung iſt, bringt es nun einmal ſo mit ſich . . . .

Alſo heraus denn mit dem Worte: Du hätteſt, denke dir, lieber Leſer, bis Mitternacht mit zwei guten Geſellen im — Weinhauſe geſeſſen. Und zwar nicht in einem jener eleganten, modiſchen Weinhäuſer, wo zwiſchen ſammetnen Tapeten und ſeidenen Sophas und Bronzeſpiegeln und Alabaſtervaſen, beim Schein prächtig ſtrahlender Gaslampen, zu ſtark gewürzten Speiſen ein noch ſtärker gewäſſerter Wein aus beſcheidenen Achtelgläſern genippt wird: o nein, das Local, in welches ich deiner Phantaſie zumuthe, ſich zu begeben, iſt eins von denen, wofür die plumpe deutſche Sprache leider kein bezeichnenderes Wort hat, als — eine Kneipe! eine enge, kleine, abgelegene Kneipe, mit niedrigen, verräucherten Wänden, ſo eng und klein, daß man gar nicht anders kann, als traulich an einander rücken; mit einem ſchweren eichenen Tiſch in der Mitte, auf dem Salz und Brod und die immer gefüllte Schnupftabaksdoſe in ſchöner Unbefangenheit neben einander ſtehen, und etwa noch einem kleinern in der Ecke am Ofen, mit einem Dutzend Lederſtühlen dazu, ſo alt und ſo wackelbeinig, und dabei doch auch wieder ſo geräumig und ſo weich, daß, wenn du einmal glücklich darauf ſitzeſt, du dich gar nicht entſchließen kannſt, das gefährliche Experiment des Wiederaufſtehens zu machen; mit einer einzigen dünnen Kerze auf dem Tiſch, die ihr trübes

Licht aber in ſo goldhellem, ſo edlem Weine ſpiegelt, daß Niemand mehr auf die kümmerliche Beleuchtung Acht hat, ſondern ſich nur mit Andacht in das grünlich funkelnde Gold des Römers vertieft.

Vielleicht kommt dir die Kneipe jetzt ſchon etwas weniger unanſtändig vor, und du entſchließeſt dich ſchon eher, wohlgeneigter Leſer, die Rolle, die ich dir zugedacht habe, zu übernehmen. Du haſt alſo mit jugendlichen Genoſſen und bei altem Wein bis Mitternacht in ſolchem engen, traulichen Winkelchen geſeſſen; die goldene Fluth hat dir das Blut in den Adern erfriſcht, das Herz iſt dir aufgegangen und tauſend roſige, leuchtende Bilder, Bilder der Vergangenheit wie der Zukunft, ſind heraufgeſtiegen aus dem geöffneten Schacht, die ganze Welt um dich her haſt du vergeſſen und haſt nichts gefühlt und nichts gedacht als Freundſchaft, Wein und Jugend ....

Und nun, aus dieſer ſchönen warmen Lebensfülle, von dem proſaiſchen Ruf des Wächters gemahnt, trittſt du endlich, um dich nach Hauſe zu begeben, hinaus auf die Straße,

wo die Brunnen verſchlafen rauſchen
in der prächtigen Sommernacht — —

Aber nein, was da rauſcht, das ſind keine Brunnen mehr, wenigſtens keine irdiſchen: die Brunnen des Himmels haben ſich erſchloſſen, als wären alle Schleußen da oben aufgezogen, als ob eine neue Sündfluth nicht blos die unzähligen Plakate und Proclamationen hinwegwaſchen ſollte, welche alle Straßenecken der Reſidenz bedecken, ſondern als wollte der Himmel den politiſchen Phraſenhelden des Tages auch zeigen, daß ſeine Waſſerfülle doch noch größer als die ihre.

Denn was ich dir, wenn dies ein kunſtgerechter Roman wäre, wohl füglich gleich zu Anfang hätte ſagen ſollen: unſere Hiſtorie ſpielt in jenem glorreichen Sommer Achtundvierzig, in welchem uns ſo Vieles zu Waſſer, und nicht blos zu Waſſer, ſondern zu noch viel Schlimmerem, zu Blut und Thränen geworden iſt; in einer norddeutſchen Reſidenz, auf deren Namen es weiter gar nicht ankommt, indem bei der allgemeinen Republikaniſirung Deutſchlands, welche demnächſt durch unſere Socialdemokraten bevorſteht, ſowie nur die bewußten zehn Millionen Francs zuſammen ſind, ganz unzweifelhaft auch ſie, um jede Erinnerung an ihre frühere knechtiſche Beſtimmung zu verwiſchen, mit einem neuen volksthümlichern Namen umgetauft — oder vielleicht auch, um der überhandnehmenden Uebervölkerung entgegenzuwirken, dem Erdboden gleich gemacht werden wird. — Es war eine jener regelmäßigen zierlichen Städte, mit jenen breiten, langen Straßen, denen es zwar nicht an Häuſern, Brücken, Denkmälern, wohl aber an Menſchen fehlt, wie fürſtliche Lauen und höfiſche Rückſicht deren in Deutſchland ſo viele geſchaffen haben; es gehörte zu den Seltenheiten, ſelbſt in den aufgeregten Zeiten dieſes Sommers, wenn man um Mitternacht noch einem Menſchen in den Straßen begegnete, und auch die Laternen wurden, aus weiſer nationalökonomiſcher Erſparniß, die Sommermonate hindurch in Ruheſtand verſetzt.

Denke dir denn nun alſo, lieber Leſer, wie du nach einigen fröhlich durchzechten Stunden, glühend von Geſpräch und Wein, hinaustrittſt in die finſtere Nacht, in den endlos ſtrömenden Regen; die Freunde haben ſich raſch entfernt, du aber — denn du biſt ein angehender junger Dichter, lieber Leſer, der noch über keine andern Schätze gebietet, als allein über die Schätze ſeiner Phantaſie, und kannſt daher nirgend anders wohnen als in der äußerſten Vorſtadt, gut eine halbe Stunde vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, in einem großen kaſernenartigen Hauſe, vier Treppen hoch unterm Dache, wo das Lärmen der vielen Hausbewohner und beſonders die Singeſchule, welche die alte penſionirte Opernſängerin mit den großen falſchen Zähnen und dem ſcharlachrothen Turban um den Kopf gerade unter deinem Stübchen hält, dich nicht ſelten in die helle, lichte Verzweiflung ſetzen; du aber, ſo oft du dich auch aufs Gegentheil verſchwörſt, bleibſt dennoch immer wieder wohnen, erſtlich, weil du aus deinem Giebelfenſterchen ein großes, großes Stück Himmel und ſogar ein kleines, kleines Zipfelchen von einem alten Lindenbaume erblickſt, der ſeine ſüßen Frühlingsdüfte zuweilen ſogar bis zu dir hinauffſendet — und zweitens, weil du deiner alten braven Wirthin, der Regiſtratorswitwe, die ſo mütterlich für dich ſorgt, nicht den Schmerz bereiten magſt, auszuziehen, beſonders da es dir mit aller Anſtrengung doch nicht gelingen will, die Rechnung bei ihr jedesmal mit dem Erſten pünktlich auszugleichen.

Du haſt alſo, um nach Hauſe zu gelangen, einen Weg von reichlich einer halben Stunde zu machen, ohne Schirm und Schutz, im leichten dünnen Sommerröckchen, mitten durch den ſtrömenden Regen, in den menſchenleeren, aufgeweichten Gaſſen; von einem Fiaker iſt längſt keine Rede mehr, ſo weit du horchſt, nirgends mehr das Rollen eines Wagens, nicht einmal der Tritt eines Menſchen. Aber ſelbſt wenn in dieſem Augenblick noch irgend ein verſpäteter Droſchkenkutſcher ſein abgetriebenes Pferd an dir vorüberlenkte, ſo würde dir das doch nur wenig nützen. Denn, guter Leſer, um die Reihe der entwürdigenden und unziemlichen Vorausſetzungen, die ich mir gegen dich erlaubt habe, voll zu machen —: du haſt auch ſo eben in unverzeihlichem Leichtſinn, der aber doch jungen Poeten zuweilen begegnen ſoll, und ſogar auch Solchen, die keine Poeten ſind, für ein Paar Flaſchen alten köſtlichen Rheinweins deinen letzten Dukaten ausgegeben, nicht blos den letzten in der Taſche, ſondern auch den letzten, deſſen du überhaupt Herr warſt: ſo daß du nun mit derſelben Gemüthsruhe und mit derſelben Sicherheit durch die verrufenſten Diebswinkel von Paris oder London wandeln könnteſt, wie durch die wohlpolicirten, ſchweigſamen Straßen der Hauptſtadt, völlig wie der bekannte horaziſche Wanderer:

Cantabit vacuus coram latrone viator.

Auch nicht einmal einen Hausſchlüſſel führſt du bei dir: und da dein Hausmann neben andern mehr angenehmen als nützlichen Eigenſchaften ſich auch durch einen wunderſam feſten Schlaf auszeichnet, beſonders wenn der Einlaßbegehrende etwa nicht gelaunt oder auch nicht im Stande ſein ſollte, ihn durch den Silberklang einiger landesüblichen Münzen daraus zu erwecken; ſo haſt du überdies noch die ergötzliche Ausſicht vor dir, in Regen und Unwetter die Nacht über vor der verſchloſſenen Hausthür zu campiren.

Und nun, lieber Leſer, damit wir deine Phantaſie endlich aus ihrem bisherigen Frohndienſte entlaſſen, faſſe das Alles noch einmal recht lebhaft zuſammen: — aus der behaglichen Kneipe, vom muntern Zechtiſch hinaus in Dunkelheit und Regenguß, einſam, einen weiten, kothigen Weg vor ſich, ohne Schirm oder Mantel, ſogar ohne Hausſchlüſſel, und zu alledem keinen Groſchen Geld weder in der Taſche noch im Hauſe — entſcheide ſelbſt, verehrlicher Leſer, ob die Ueberſchrift unſers Kapitels zu viel geſagt hat und ob das nicht wirklich für jeden wohlerzogenen Menſchen eine höchſt verdrießliche Situation iſt, die immerhin verdient, unter die kleinen Leiden des menſchlichen Lebens mit aufgenommen zu werden?

Zweites Kapitel.

Romantik im Regen.

In dieſer unangenehmen und nichts weniger als empfehlenden Lage befand ſich denn nun alſo der junge Mann, den wir hiermit als den Helden unſerer Erzählung bei dem Leſer einführen; vorausgeſetzt nämlich, daß das Wort Held nicht viel zu anmaßend klingt und viel zu große Erwartungen erregt für einen ſo beſcheidenen Menſchen und eine ſo anſpruchsloſe Erzählung. Wir nennen ihn Felix; möge der Name von guter Vorbedeutung ſein, ſowohl für den jungen Mann ſelbſt, als für unſer Büchlein.

Aber Felix, wie unſere Leſer bereits wiſſen, war ein Stück Poet, ja wir können nicht umhin, ihm ſogar noch Schlimmeres nachzuſagen: — er hatte, trotz der vorgeſchrittenen Zeiten und trotz des großen Interdicts, welches bekanntlich bei uns auf alle und jede Romantik gelegt iſt, ſogar auch ſein Stückchen Romantik im Leibe. Ein ordentlicher aufgeklärter Menſch, der das Princip der Verſtändigkeit und Zweckmäßigkeit als das Höchſte im Leben erkannt hat, würde dieſen Platzregen, der unſern jungen Freund in wenig Augenblicken bis auf die Haut durchnäßte, natürlich ſehr unverſtändig und als einen ganz offenbaren Beweis der mangelhaften Weltordnung gefunden haben. Der ſchlechte Weg ferner — denn die Vorſtadt war ungepflaſtert, da das Geld zwar zu einem ſtattlichen Triumphbogen, der den Eingang der Straße ſchmückte, ſo wie zu einigen Obelisken, Statuen und andern derartigen Zieraten ausgereicht hatte, nicht aber zu einem ſo gemeinen und unkünſtleriſchen Dinge wie das Straßenpflaſter — ingleichen die Dunkelheit rings umher würden ihm, beſonders unter dem Einfluß des Sommers Achtundvierzig, genügend geweſen ſein, einige geeignete Anträge wegen ſchlechter Staatsverwaltung und Verſchleuderung der öffentlichen Gelder zu entwerfen, die morgen Vormittag in Placatform die ſtaatsmänniſche Weisheit und Geſinnungstüchtigkeit ihres Urhebers von allen Straßenecken herab verkündigt haben würden. Und endlich und vor Allem würde die entlegene Wohnung und der verdrießliche Umſtand, einen ſo weiten und garſtigen Weg zu Fuße und ohne einen Heller in der Taſche machen zu müſſen, ihm einen neuen Beweis an die Hand gegeben haben für die unerträgliche Ungleichheit der ſocialen Verhältniſſe und die Nothwendigkeit, dieſem Elend durch eine neue und gründliche Revolution ein Ende zu machen.

Felix dagegen, kraft der romantiſchen Miſchung, die in ihm ſteckte, that und dachte von dieſem Allem nichts. Nicht einmal dahin konnte er es bringen, ſich über das ſchlechte Wetter zu ärgern, im Gegentheil, mit wahrer Wolluſt bot er die erhitzte Wange den großen dichten Tropfen dar, die auf ihn niederraſſelten, und ließ den kühlen Nachtwind frei in dem lockigen Haupthaar ſpielen. Es war ziemlich lange heißes, trockenes Wetter geweſen, und den Pflanzen und Bäumen in Feld und Garten kam der Regen höchſt genehm. Wie das in den kleinen Gärten, die ſich an den Häuſern der Vorſtadt hinzogen, ringsum duftete und gleichſam friſch aufathmete! wie der Regen ſelbſt ſo geſund, ſo würzig roch! Felix mußte ſtill ſtehen und Hals und Bruſt entblößen, die erquickliche Regenluft in ſich trinkend. Er konnte es bei der Dunkelheit natürlich nicht erkennen, aber es war ihm, als ob er den dürren Sand vergnüglich rieſeln ſähe, wie die ſchweren Regentropfen aufſchlugen, und ſähe die Blumen ihre verwelkten Häupter aufrichten und Gras und Laub von flüſſigen Diamanten ſchimmern. Um die Scene völlig nach ſeinem Geſchmack zu machen, fing jetzt auch eine Nachtigall an, die irgendwo in ihrem dunkeln Käfig an einem geöffneten Fenſter ſtand, ihre langgezogenen, ſüßklagendem Töne in die Nacht hinauszuſenden, die öde, ſchweigſame Nacht, in der ſie vermuthlich kein Ohr mehr vernahm als das des jungen Dichters. Recht ſo, dachte er bei ſich ſelbſt: ſinge nur, Nachtigall, ſinge! Und du, Regen, ſtröme, wie du willſt: du ſollſt mir meinen Weg doch nicht hindern, und ſelbſt, was mich feindlich und widerwärtig anſieht, ſoll mir endlich doch noch zum Glück gereichen!

Und dazu ſang er abgeriſſene Zeilen von Goethe's Wanderers Sturmlied vor ſich hin, mit ſo lauter Stimme, daß ein dadurch aus dem Schlaf geſchreckter Nachtwächter, in einem unbewußten Rückfall in die vormärzlichen reactionaiven Zeiten, ihn ſchon mit einigen groben Worten dafür anknurren wollte: als er ſich zur rechten Zeit noch auf die glorreichen Fortſchritte beſann, welche die deutſche Freiheit inzwiſchen gemacht hatte, und das: Will Er wohl gleich das Maul halten, Er verfluchter Nachtſchwärmer Er, oder ich ſchleppe ihn auf die Wache? das ihm ſchon auf der branntweinfeuchten Lippe ſchwebte, ſich in eine höchſt anſtändige allgemeine Betrachtung über die Unſicherheit des Wetters und die vermuthliche Dauer des Regens verwandelte.

Der junge Poet beachtete das Eine ſo wenig wie das Andere und ſchritt unbekümmert durch Dunkelheit und Unwetter ſeine Straße fort; das Blut pulſte ihm heut zu froh, ſeine Seele fühlte ſich zu leicht, zu glücklich, zu liebliche Geſtalten gaukelten durch die nächtliche Stille vor ihm einher, als daß ihn irgend etwas aus dieſer erhöhten Stimmung hätte bringen können. Selbſt der misliche Umſtand mit dem fehlenden Schlüſſel und dem harten Schlaf des Hausmeiſters ſammt der leeren Taſche konnte ihm nichts anhaben. Im ſchlimmſten Fall, dachte er, kehre ich zu dem menſchenfreundlichen Nachtwächter zurück, er ſchien eine recht warme und ſichere Ecke zu haben, und unterhalte mich mit ihm, bis wir Beide darüber einſchlafen.

Der wohlweiſe Leſer wird nun freilich meinen, daß das eben keine Kunſt iſt für einen dreiundzwanzigjährigen jungen Thoren, einer vorübergehenden Unbilde des Wetters oder ſogar auch des Schickſals zu trotzen, beſonders wenn derſelbe neben ſeiner Romantik noch einige Flaſchen vortrefflichen alten Rheinweins im Leibe hat.

Und allerdings wollen wir nicht in Abrede ſtellen, daß der edle Saft der Traube wohl nicht ganz ohne Antheil war an dem heitern Muthe, mit welchem Felix das gemeine Waſſer der Wolken von ſich herabrieſeln ließ. Aber der vornehmſte und weſentlichſte Grund ſeiner erhöhten Stimmung lag doch weder im Weine noch in ſeinen romantiſchen Grillen überhaupt: ſondern was ſeine Seele ſo friſch machte, das war ein zufälliges Ereigniß des heutigen Abends, von dem er ſelbſt unwillkürlich zu empfinden glaubte, daß es einen Wendepunkt ſeines Lebens bilden müſſe, ſowie der Nachklang jener innigen und vertrauten Geſpräche, die er, in Veranlaſſung dieſes Ereigniſſes, mit ſeinen Freunden geführt und die ihn eben ſo lange hinter dem gefüllten Kelchglas zurückgehalten hatten.

Nun wird der Leſer neugierig werden und wird Wunders meinen, was das für ein großes Ereigniß geweſen ſein muß. Aber nein, es war in Wahrheit ein ſehr geringfügiges, ſo geringfügig, daß es nur für die erhitzte Phantaſie eines Poeten überhaupt als Ereigniß gelten konnte, und dabei ſo alltäglich und ſo abgedroſchen, beſonders in der Zeit, da unſere Geſchichte ſich begibt, daß ich mich faſt ſchäme, nur damit herauszurücken. Kurz denn: Felix hatte ſeine politiſche Jungfernrede gehalten, und nicht etwa in einem Parlament oder ſonſt einer ſouverainen Volksverſammlung, nein, ſondern ganz einfach in einem höchſt anſtändigen und höchſt loyalen Club.

Aber von dieſem Club muß erſt etwas Näheres erzählt werden.

Drittes Kapitel.

Der Club der Wahrhaften.

Da die Zeit unſerer Erzählung in den Sommer Achtundvierzig fällt, ſo verſteht es ſich auch ganz von ſelbſt, daß es nicht ohne Club darin abgehen kann. Denn welche Stadt, welcher Flecken, welches Dorf hätte nicht damals ſeinen Club gehabt? Die Reſidenz, welche den Schauplatz unſerer Geſchichte bildet, hatte ſich zwar niemals durch politiſches Leben oder politiſche Bildung vor ihren Mitſchweſtern hervorgethan, ſo wenig, wie der Staat, deſſen Mittelpunkt zu ſein ſie die Ehre hatte, durch politiſche Macht oder Einfluß. Selbſt ihre Märztage, welche die gute Stadt natürlich ebenfalls hatte, waren ziemlich unanſehnlich ausgefallen, indem ſie ſich blos auf einige zerſchlagene Fenſterſcheiben im Hauſe eines unbeliebten Miniſters und eine brüderliche Umarmung eines Proletariers beſchränkt hatten, zu welcher Seine Durchlaucht der Herzog, in überfließender landesväterlicher Milde oder, wie bereits einige Stimmen zu ziſcheln anfingen, in unverzeihlicher Schwäche und bejammernswerther Vergeſſenheit ſeiner ihm von Gott verliehenen Regentenpflichten ſich auf offenem Balkon, unter dem Zujauchzen der verſammelten Menge herabgelaſſen.

Das hinderte aber nicht im Mindeſten, daß man hier nicht ſo gut wie anderwärts alle Moden der Jahreszeit mitgemacht hätte; ſchon in Anbetracht ſeiner Stellung als Reſidenzbewohner, die dem übrigen Lande mit gutem Beiſpiel vorangehen mußten, hielt man ſich dazu verpflichtet. Zwar ob man wirklich ſchon eine Barrikade, eine ordentliche und leibhaftige Barrikade beſeſſen, darüber waren die Stimmen getheilt. Die äußerſten Linken behaupteten es, ſie wollten ſie nicht nur geſehen, ſondern auch mit eigenen Füßen darauf geſtanden haben, wenn auch, wodurch die Sache natürlich noch viel heroiſcher wurde, ohne Waffen: während die ſchlechthin Linken zwar zugaben, daß ſie allerdings beinahe ſchon an Barrikaden gedacht hätten, und daß es bei fortgeſetzter Weigerung des Herzogs, das alte Miniſterium zu entlaſſen, auch ganz gewiß noch dazu gekommen ſein würde — die Männer des Centrums und der Rechten dagegen weder von dem einen noch dem andern etwas wiſſen wollten und das Ganze einfach auf einen Düngerhaufen zurückführten, welcher am herzoglichen Stallgebäude aufgeſchichtet liege, ſeit Olims Zeiten, und den, wie ſie giftig hinzuſetzten, auch die ruhmreiche Revolution noch keineswegs fortgeſchafft hätte.

Davon abgeſehen indeß, waren die übrigen Requiſiten des Sommers Achtundvierzig auch in der in Rede ſtehenden Reſidenz in löblicher Vollſtändigkeit beiſammen. Sie hatte ihre Deputirten in Frankfurt, und daneben ihre eigene conſtituirende Verſammlung, die gleich in einer der erſten Sitzungen die Erklärung abgegeben hatte, ſich zwar allerdings allen Beſchlüſſen des deutſchen Parlaments fügen zu wollen, aber wohlgemerkt, nur ſo weit Beſtand und Heil des eigenen Staates es zulaſſen und ſo weit ſie überhaupt im Stande ſein würde, die gedachten Beſchlüſſe mit ihren eigenen Principien zu vereinbaren. Man hatte ferner ſeine Bürgergarde, Beides, zu Fuß wie zu Pferde, ſo wie auch zwei Kanonen, denen es jedoch leider noch an Laffeten und Beſpannung fehlte, zur Begründung einer tüchtigen Bürgerartillerie. Und endlich und vor Allem hatte man ſeine Clubs.

Und zwar dieſe in größter Anzahl und nach den verſchiedenſten Richtungen hin, reactionaire und radicale, ariſtokratiſche und demokratiſche, conſtitutionelle und abſolutiſtiſche, für jedes Geſchlecht und jedes Alter, jeden Standpunkt und jeden Geſchmack. Ja es gab ſogar einige, bei denen man weder Standpunkt noch Geſchmack zu haben brauchte: und ſeltſam genug, waren gerade dieſe die beliebteſten und angeſehenſten.

Ob auch der Club, den wir in der Ueberſchrift dieſes Kapitels genannt haben, der Club der Wahrhaften, mit zu dieſer letztern Gattung gehörte, wagen wir vorläufig nicht zu entſcheiden. Mit ſeinem vollſtändigen Titel hieß er der Club der wahrhaft freien, patriotiſchen und volksthümlich geſinnten Bürger. Seine Fahne war ſchwarz-roth-golden, mit dem kaiſerlichen Reichsadler in der Mitte, der auf ſeinem doppelten Haupte eine rothe Freiheitsmütze trug, in den vier Ecken war das Landeswappen eingeſtickt, klein, aber ſehr niedlich. Die Umſchrift lautete:

Alles für das Volk, Alles durch das Volk! und darunter der Namenszug des regierenden Fürſten.

Bei ſolchen zierlichen Emblemen und einem ſo viel verheißenden Namen war es denn freilich nicht zu verwundern, daß der Club der Wahrhaften, wie er gewöhnlich der Kürze halber genannt ward, von allen Seiten die lebhafteſte Theilnahme fand; man mußte ſchon ein ſchamlos eingefleiſchter Reactionair ſein, um dem Club der Wahrhaften nicht mehr — oder ein ganz ungeſchminkter Schreckensmann, um ihm nicht noch angehören zu können, ſo dehnbar war ſein Programm, ſo weichherzig ſeine ganze Auffaſſung, ſo mild und verſöhnlich endlich ſeine Disciplin.

Es erklärte ſich dies theils aus der Zeit her, wo der Club geſtiftet worden, und wo in dem allgemeinen Meer von Wohlwollen und Glück und Freiheitjubel, welches auf einmal alle Gemüther durchfluthete, die Gegenſätze in der That noch unterſchiedlos durcheinander geſchwommen, theils aus dem allgemeinen Charakter der Stadt und ihrer Bevölkerung. Auch war das recht eigentlich ſeine Beſtimmung geweſen: die Gegenſätze auszugleichen, und aus den verſchiedenen Ständen, ſowie aus den verſchiedenen Anſichten, wenn es deren damals gegeben hätte, eine normale Geſellſchaft, eine Geſellſchaft der Freiheit, des Patriotismus und der politiſchen Aufklärung, Alles in Eintracht und Bruderliebe, zuſammenzuſchweißen.

Ganz gewiß war es nur die bekannte Hartnäckigkeit der niedern Claſſen und der Mangel an Verſtand und Einſicht geweſen, der denſelben beiwohnt, weshalb dieſe Claſſen ſich im Verlauf der Zeit mehr und mehr von dem genannten Club zurückgezogen hatten, ſo daß derſelbe ſich um Mitte Sommers faſt nur noch aus den höheren, oder doch wenigſtens aus den wohlhabenden, den vorzugsweiſe ſogenannten gebildeten Ständen recrutirte.

Vielleicht indeß hatte auch die äußerliche Einrichtung der Verſammlung dazu beigetragen. Dieſelbe war im höchſten Grade glänzend; eines der prächtigſten Geſellſchaftslocale der Hauptſtadt war zu den Sitzungen in Beſchlag genommen. Der Wirth deſſelben, der in Folge der politiſchen Ereigniſſe, ſowie namentlich durch die Abweſenheit des Offiziercorps, das in Schleswig ſtand, den beſten Theil ſeiner Einnahmen verloren hatte, war wenigſtens klug genug, den kärglichen Erſatz, welchen die Verſammlungen der Wahrhaften ihm boten, nicht zu verſchmähen, und ſchwärmte, wiewohl im Grunde ſeines Herzens ein einziges Souper fin, von Gardeoffizieren bei verſchloſſenen Thüren zu Ehren des Corps de Ballet arrangirt, ihm zehn mal mehr werth war als Vaterland, Freiheit und Brüderlichkeit, gleichwohl für ſeine neuen

Gäſte jetzt eben ſo laut, und machte eben ſo viel Rühmens von ihnen, wie früher von den feinen Cavalieren, die ſo exquiſit aßen, ſo ſuperb tranken — und ſo höchſt mittelmäßig bezahlten.

Außerdem erfreute der Club ſich einer Geſchäftsordnung, welche dreiſt jedem Parlamente hätte zur Norm dienen können, ſo ausführlich und vollſtändig war ſie, und eine ſo ſcharfſinnige Caſuiſtik hatte darin alle möglichen Fälle vorausgeſehen. Es war das Werk eines berühmten Rechtsgelehrten, welcher ſich mit unter den Gründern des Clubs befunden hatte, unmittelbar nach Vollendung und Annahme jenes Reglements aber davon zurückgetreten war, theils ſeiner vielen ſonſtigen Geſchäfte halber, theils und hauptſächlich weil das Politiſche ihn eigentlich viel weniger intereſſirte, als das Formal-Juriſtiſche, wofür nun eben durch ſeine Geſchäftsordnung ein für allemal ein feſtes Muſter gegeben war. Es war eine wahre Luſt für den Sachverſtändigen, und namentlich den Herren Geheimen Räthen und überhaupt den höhern Beamten, die unter den Wahrhaften ſehr zahlreich vertreten waren, gereichte es allemal zur höchſten Ergötzung, ſich in die ſo mannigfachen und vorausſichtigen Beſtimmungen dieſes Reglements zu vertiefen; die ſtrenge, in einigen Punkten ſogar übertriebene Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher die formale Seite der Debatte, die Antragſtellung, die Inbetrachtziehung, die Unterſtützung, ferner die zwanzigerlei Weiſen, wie das Wort ergriffen, entzogen, vorbehalten werden konnte, ingleichen die verſchiedenen Arten der Abſtimmung, der perſönlichen, ſachlichen, geſchäftlichen Bemerkungen und unzähliges dem Aehnliches — Alles das, ſagen wir, als eine angenehme Reminiſcenz ihres juriſtiſchen Berufes, verſöhnte die gedachten Herren mit dem einigermaßen bedenklichen politiſchen Handwerk, das ſie, als Beſucher eines Clubs, wenn auch eines völlig geſetzlichen und erlaubten, im Grunde doch betrieben.

Man ſtellte dabei nicht in Abrede, daß vielleicht allerdings gerade dieſe ſubtile und ſcharfſinnige Geſchäftsordnung dazu beigetragen haben möchte, die niedern Claſſen, deren Theilnahme man übrigens ſo lebhaft wünſchte (wenn auch blos deshalb, damit ſie keinem andern gefährlichern Vereine zufallen möchten), von dem Club der Wahrhaften zurückzuſcheuchen. Aber das Recht, wie einer der Vorſitzenden ſehr geiſtreich zu bemerken pflegte, gehe über Alles, und der wahre ideale Ausdruck deſſelben ſei eben die Form: ſo daß es alſo wiederum nur ein neuer Beweis war für die unverbeſſerliche Roheit und Böswilligkeit der mehrgenannten Claſſen, wenn ſie ſich einer ſo nützlichen Uebung ihres Rechtsgefühls entzogen, oder die feinen und ſcharfſinnigen Proceduren des Clubs wohl gar für langweilig erklärten. Bevor es nicht dahin gekommen, pflegte das ſo eben erwähnte Mitglied des Vorſtandes wohl noch hinzuzuſetzen, daß nicht jedes Haus und jede Familie ihr beſtimmtes, durch freie Uebereinkunft aller Mitglieder abgeſchloſſenes Geſchäftsreglement habe und bevor nicht ferner der Bauer hinterm Pfluge die neueſte Proceßordnung ſo gut und noch beſſer auswendig wiſſe, als den Katechismus, eher ſei auch an keine wahrhafte politiſche Bildung des Volkes und mithin auch an keine Freiheit zu denken; — was denn, mit der gehörigen Emphaſe vorgebracht und von einer entſprechenden Armbewegung begleitet, jedesmal den lebhafteſten Beifall der Verſammlung zur Folge hatte.

Auch mußte man derſelben zum Ruhm nachſagen, daß ſie ſich mit edlem Stolz zu faſſen und das immer mehr überhand nehmende Ausſcheiden ihrer niedern „Mitbürger“ zu verſchmerzen wußte. Zwar wurden noch regelmäßig alle vierzehn Tage in der Sonnabendſitzung einige junge Handwerker, ſogar auch Erdarbeiter und Tagelöhner als Ehrenmitglieder eingeführt. Dieſelben wurden eben ſo regelmäßig jedesmal mit einer Ehrenſalve von Händeklatſchen, Anreden und Verbrüderungserklärungen begrüßt und erhielten auch jedesmal einen beſondern Platz zunächſt dem Präſidentenſtuhl eingeräumt. Ja die Aufopferung einiger Mitglieder ging ſo weit, daß ſie dieſe Ehrengäſte, weil ſie bald auf keine andere Weiſe mehr zu haben waren, mit bairiſchem Bier, Weinneigen und andern kleinen Ergötzlichkeiten förmlich erſtanden. Es war dies um ſo ehrenwerther, als es erſtlich ganz heimlich geſchah und auch allgemein als Geheimniß behandelt ward, ſelbſt auch von den Eingeweihten, und als zweitens die Gäſte ſelbſt bei alledem ſo undankbar waren, den Club weder zum zweiten Male zu beſuchen, noch auch ſonſt viel Gutes von ihm zu ſprechen.

Allein das Alles wurde, wie geſagt, von den eigentlichen Stammhaltern und Nutritoren des Clubs, das heißt alſo von den höhern Beamten, den Rentiers, den Kaufleuten, den Literaten bis hinunter zu dem wohlhabendern Kleinen Bürgerſtande, mit Anſtand und Würde verſchmerzt. Im Gegentheil, nachdem dieſe Elemente, die ſich ſo ganz und gar nicht hatten verſchmelzen wollen, nun einmal ausgeſchieden waren, fühlten die Uebrigbleibenden ſich nur um ſo behaglicher und lagen ihrer Bürgerpflicht in Debattiren, Petitioniren und Concludiren mit um ſo größerem Eifer ob. Es war in dem Club allmälig dahin gekommen, daß auf die Abſtimmungen und Beſchlüſſe ſelbſt nicht der allermindeſte Werth mehr gelegt ward, nicht einmal von den eigenen Mitgliedern des Clubs: — dieſes Letztere, nebenher bemerkt, ein Grad der Aufklärung und der Selbſterkenntniß, den wir Uebrigen uns erſt nach unſäglichen Enttäuſchungen und mit viel ſchmerzlichen Opfern und Verluſten haben erkaufen müſſen. Vielmehr das ganze Intereſſe concentrirte ſich, außer auf jene mechaniſche Ordnung, von der wir bereits geſprochen haben, auf die Debatte ſelbſt, die denn in der That meiſtentheils, wenn auch nicht mit eigentlicher Lebhaftigkeit, doch mit um ſo größerem Glanz von vier, fünf Rednern geführt ward, welche hier nachträglich den Beweis lieferten, wie ſehr Unrecht man gethan und welchen Verluſt das Vaterland erlitten, daß man ſie in kein Parlament gewählt. Hatten dieſe Redner ihre Schuldigkeit gethan, waren ſie gewandt, flink, ſchlagfertig in Rede und Gegenrede geweſen, hatten ſie ſich namentlich einige gegenſeitige Piquanterien geſtattet und war mithin das Kapitel der thatſächlichen Berichtigungen und der perſönlichen Bemerkungen recht ausgebeutet worden: ſo betrachtete man das als eine höchſt ausgezeichnete Clubſitzung, und die ehreñwerthen Mitglieder gingen mit dem erhebenden Bewußtſein auseinander, daß doch nirgend ſo gut geſprochen ward (nicht einmal in Frankfurt, ſetzten ſie in der Stille hinzu) und nirgend ſo viel politiſche Bildung an den Tag gelegt, wie in dem Club der „wahrhaft freien, patriotiſchen und volksthümlich geſinnten Bürger“.

Viertes Kapitel.

Pädagogiſche Experimente.

Solcher Abende aber würde der Club nicht viele gehabt, mit andern Worten, er würde trotz ſeiner Einträchtigkeit, ja eben wegen ihrer, ſich den Erbfeind der menſchlichen Geſellſchaft, die Langeweile, keineswegs immer vom Leibe gehalten haben, wären nicht zufällig einige jüngere Leute darin geweſen, welche entweder jung und naiv — oder auch (wir müſſen es vorläufig dahingeſtellt ſein laſſen) alt und klug genug waren, ſich für die Unterhaltung des Clubs zu opfern, und durch unabläſſige Anträge, Berichte und Debatten, ſo wie durch die Leidenſchaftlichkeit oder doch den Schein von Leidenſchaftlichkeit, den ſie dabei annahmen, das ſtockende Blut in Gang zu erhalten.

An der Spitze dieſer jungen Männer und damit, genau genommen, an der Spitze der ganzen Geſellſchaft ſtand Florentin.

Florentin war der entfernte Seitenverwandte eines altadeligen Hauſes, das ſeit Menſchengedenken ſich in den höchſten Stellen der Verwaltung ſowohl als des Heeres befunden und überdies auch durch ſeinen großen Güterbeſitz eines ungemeinen Anſehens im ganzen Lande genoſſen hatte.

Von dieſem Beſitz und dieſem Anſehen war nun freilich auf den entfernten Seitenverwandten blutwenig gekommen. Florentin's Vater, zu ſeiner Zeit einer der gewandteſten und lebensluſtigſten Cavaliere der Hauptſtadt, hatte das kleine Familiengut, das er bereits ſtark verſchuldet überkommen, bald vollends durchgebracht.

Die Mitgift ſeiner jungen Frau, welche aus derſelben Familie ſtammte (er ſelbſt war ein Baron Blotz, während ſie zu der gräflichen Linie der Blotz-Blotz gehörte), hatte binnen Kurzem daſſelbe Schickſal gehabt. Die Frau ſelbſt war vor Gram und Kummer geſtorben; außer der Verſchwendung des Mannes, ſollte auch namentlich ſeine Untreue und die Leichtfertigkeit, mit der er täglich neue Liebesverbindungen einging, ihr das Herz gebrochen haben.

Kurze Zeit nach dem Tode der Frau hatte Florentin's Vater Hauptſtadt und Land verlaſſen. Er war in fremde Kriegsdienſte getreten, hatte ſich dann als Spieler und Abenteurer in den verſchiedenſten Gegenden Europas umhergetrieben und war endlich vor einer Reihe von Jahren in Armuth und Dunkelheit geſtorben.

Florentin, das einzige Kind ſeiner Aeltern, war bei der Familie ſeiner Mutter, den Graſen Blotz-Blotz, zurückgeblieben. Oder nicht eigentlich zurückgeblieben: ſondern da der Vater eines guten Morgens ſpurlos, mit Hinterlaſſung des kaum vierjährigen Knaben, verſchwunden geweſen war, ſo hatten die Großältern freilich, wohl oder übel, keine andere Wahl gehabt, als ſich der jungen Waiſe anzunehmen. Sie thaten es ſehr ungern: denn nicht mit Unrecht ſchrieben ſie Florentin's Vater den vorzeitigen Verluſt ihrer Tochter zu. Und wiewohl ſie noch eine Reihe von Söhnen hatten, ſo war doch ihr Schmerz um den Verluſt der einzigen Tochter, und in Folge deſſen ihr Haß gegen den Schwiegerſohn ſo groß, daß ſie denſelben ſogar auch auf Florentin übertrugen.

Ja nicht einmal gegen das Kind ſelbſt hatten ſie ihrer Abneigung Hehl: ſondern von früh an mußte daſſelbe hören, welch ein Schandfleck ſein Vater für die ſämmtlichen Blotze, Blotz-Blotze und Blotz-Winkelhauſen (es war dies eine dritte Linie, die indeſſen in unſere Geſchichte nicht weiter verflochten iſt) geweſen ſei. Auch bedurfte es von Seiten des Kindes nur der geringſten Unart oder des kleinſten kindiſchen Verſehens, um ſofort einen Zuſatz zu dieſen Vorwürfen hervorzurufen, der denn freilich noch bitterer klang: nämlich daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle, und wenn Florentin ſo fortfahre, ſo werde er gerade ſolch ein nichtsnutziger und verlorener Menſch werden, wie der Baron Blotz, ſein Vater.

Und wirklich hätte auch ein glimpflicherer und minder parteiiſcher Beobachter des Knaben auf eine derartige Befürchtung kommen können. Florentin entwickelte frühzeitig neben einer ſein Alter weit überragenden Verſtandesſchärfe eine eben ſo große Ungeberdigkeit und Leidenſchaftlichkeit des Charakters. Der Jähzorn des Knaben war unbeſchreiblich und brach oft bei den geringſten Veranlaſſungen hervor. Eben ſo groß war ſeine Sinnlichkeit; kein Leckerwerk war vor ſeiner Naſchluſt ſicher. Und da er bei der Abneigung ſeiner Großältern und bei der gänzlichen Abweſenheit eigener Mittel mit Taſchengeld nichts weniger als gut verſehen war, ſo ging er auch ſeinerſeits auf das ſpartaniſche Erziehungsſyſtem, dem er übrigens im Hauſe der Großältern unterworfen war, ein, und ſuchte ſich durch gelegentliche kleine Diebereien in den Beſitz deſſen zu ſetzen, was Güte ihm zu ſchenken weigerte und was zu nehmen die Gewalt ihm mangelte.

Als dieſe und ähnliche, halb thörichte, halb böſe Streiche endlich an den Tag kamen, hatten die Großältern keine Luſt mehr, den, wie ſie behaupteten, durchweg verdorbenen Knaben, der ja von Kopf bis zur Zehe der richtige Sohn ſeines Vaters ſei, bei ſich zu behalten.

Er wurde alſo der väterlichen Verwandtſchaft übergeben, und da es hier bald ganz ebenſo erging, wie bei den Großältern, ſo wanderte Florentin, überall mit Unluſt aufgenommen und überall durch ſeine Unarten und Thorheiten die wenige Gunſt verſcherzend, die ihm etwa noch entgegengekommen wäre, im Zeitraum weniger Jahre die ganze zahlreiche Verwandtſchaft der Blotze, Blotz-Blotze und ſogar der Blotz-Winkelhauſen durch, von einem Vetter zum andern, ohne irgendwo eine dauernde Stätte, geſchweige denn eine Spur älterlicher Liebe und wahrhafter väterlicher Zucht zu finden. Als er ſein zehntes oder elftes Jahr erreicht hatte, wurde er endlich, als ein völlig verwahrloſtes und aufgegebenes Subject, in eine entfernte Provinz, zu einem obſcuren Dorfſchulmeiſter geſchickt, ob dieſer etwa durch die beliebte Kraft des Haſelſtockes das verbogene Bäumchen wieder gerade ziehen könnte. Allein, hatte man ſich in der Wahl des Mannes geirrt, oder war Florentin wirklich nicht mehr zu beſſern, kurzum, auch dieſer Verſuch war nichts weniger als glücklich ausgefallen.

Deſto glücklicher fiel der nächſte aus, den man mit dem jungen Thunichtgut machte. Der Haſelſtock des Schulmeiſters war noch zu weich geweſen für ihn, erſt die harte Ruthe der militairiſchen Disciplin, unter welche man ihn demnächſt ſtellte, vermochte ſein wildes Herz zu bändigen und ſeinen harten Sinn geſchmeidig zu machen. Florentin wurde durch Vermittelung ſeiner Verwandten in ein Cadettenhaus gebracht; die ſtrenge Aufſicht, der er hier unterworfen war, verbunden mjt dem Ehrgeiz und dem Corporationsgeiſt, der ſich bald in hohem Grade in ihm entwickelte, brachte ihn ſchneller, als man es nach ſo viel fruchtloſen Verſuchen hätte für möglich halten ſollen, von ſeinen böſen Angewohnheiten und Neigungen zurück. Ob die Beſſerung ſehr gründlich war, darüber wird uns der Verfolg dieſer Erzählung vermuthlich noch Aufſchluß geben. Genug, daß ſie äußerlich vollſtändig war und Florentin ſowohl durch ſeine regelmäßige und unanſtößige Führung, als ganz beſonders auch durch ſeine Kenntniſſe und die außerordentliche Leichtigkeit, mit der er dieſelben täglich noch vermehrte, in kurzer Zeit für einen der beſten Schüler der ganzen Anſtalt galt. Als er ſieben oder acht Jahre nach ſeiner Verbannung aus dem Familienkreiſe, und jetzt bereits mit den Lieutenantsepaulettes geſchmückt, zum erſten Mal wieder in die Hauptſtadt zurückkehrte, fand der junge Mann, der ſich zugleich auch durch ein höchſt angenehmes Aeußere und beſcheidene, faſt ſchüchterne Manieren empfahl, ſo viel Beifall, beſonders auch in dem Kreiſe ſeiner Anverwandten, daß man ihn gern wieder zu Gnaden aufnahm, und dieſelben Unarten und Fehler, die man in früherer Zeit als Laſter verdammt hatte, jetzt nur noch als Jugendſtreiche belächelte.

Auch waren die Aeltern ſeiner Mutter inzwiſchen geſtorben und in der übrigen Verwandtſchaft war Niemand, der eine ſo beſtimmte Abneigung gegen den Sohn ſeines Vaters gehabt hätte. Im Gegentheil, der jüngere Theil derſelben, der in ihm einen höchſt willkommenen Zuwachs ſah, nahm ihn mit offenen Armen auf und zog mit lobenswerther Freigebigkeit den armen Verwandten zu allen Vergnügungen und Luſtbarkeiten, welche die Hauptſtadt bot und nach denen die heißen Sinne des jungen Mannes um ſo begieriger lechzten, je härter unter der militairiſchen Zwangsruthe, der Druck der Entſagung auf ihm gelaſtet hatte.

Fünftes Kapitel.

Graf Filibert.

Beſonders innig ſchloß ſich Graf Filibert dem jungen Vetter an, trotz der zehn oder zwölf Jahre, welche der Erſtere älter war. Allein dieſe Ungleichheit der Jahre wurde ausgeglichen durch die Uebereinſtimmung, welche zwiſchen den Charakteren ſtattfand.

Es iſt das eigentlich kein Compliment, das wir dem jungen Florentin machen. Denn Graf Filibert ſtand in dem Ruf eines argen Wüſtlings: und leider müſſen wir hinzuſetzen, daß das Gerücht ihm damit kein Unrecht that.

Aber Graf Filibert gehörte auch zu dem

reichſten Zweige der Blotz-Blotz; der Tod beider Aeltern hatte ihn frühzeitig in den Beſitz eines Vermögens geſetzt, das zu den bedeutendſten im Lande gehörte, und von dem nur ein an und für ſich noch immer höchſt anſehnlicher, im Verhältniß zum Ganzen jedoch nur unbeträchtlicher Theil für die einzige Schweſter des Grafen beſtimmt war, die dazumal noch in den Kinderſchuhen ging und ſich überdies auch in einer franzöſiſchen Penſionsanſtalt befand.

Graf Filibert war alſo in jedem Betracht vollkommen unabhängig und jeder ängſtlichen Rückſichtnahme entbunden. Zwar war er in den Staatsdienſt getreten, er hatte Cameralia ſtudirt und ſchwankte noch, ob er ſich dem Verwaltungsfache oder der Diplomatie widmen ſollte. Einſtweilen fungirte er als Referendarius bei einem Obergericht. Aber wie die Welt nun überhaupt iſt, daß ſie dem Reichen und Vornehmen bereitwillig verzeiht oder zum Höchſten als liebenswürdige Schwäche anrechnet, worüber ſie, thut es der Arme und Niedrige, unbarmherzig den Stab bricht, ſo ließen auch Präſidenten und Räthe es immerhin geſchehen, daß Graf Filibert nur dem Namen nach Beamter war, in der That aber ausſchließlich ſeinen Launen und Leidenſchaften lebte.

Dieſer Graf Filibert nun alſo kam dem jungen Florentin mit außerordentlicher Freundlichkeit entgegen. — Die übrige Verwandtſchaft, wenn ſie ſich natürlich auch gegen den Reichſten und Angeſehenſten ihres Stammes kein Wort des Misfallens erlaubte, hatte die Lebensweiſe Filibert's, ſowie die abſonderlichen und excentriſchen Anſichten, zu denen er ſich auch übrigens neigte, doch immerhin mit einiger ſtillen Apprehenſion betrachtet.

Ganz anders Florentin. Eine Erſcheinung wie Graf Filibert entzückte ihn, ſie war das verwirklichte Ideal deſſen, was er ſelbſt gern geweſen wäre, hätte der militairiſche Zwang und der noch viel unwürdigere, viel bitterere der Armuth ihn nicht leider in nur allzu enge Feſſeln geſchmiedet. Filibert's Reichthum und Unabhängigkeit würden ihm ein Gegenſtand des bitterſten Neides geweſen ſein (denn wie hätte bei der Erziehung, welche er genoſſen, Neid der Seele des jungen Mannes unbekannt bleiben können?), hätte nicht wiederum der, wie es ihm ſchien, ſo unendlich weiſe und verſtändige Gebrauch, den Filibert von ſeiner bevorzugten Stellung machte, ihm die vollſte Bewunderung abgenöthigt.

Was ihn aber am allermeiſten verſöhnte, das war die außerordentliche Zuvorkommenheit, mit welcher Filibert ihn, den armen, ſchutzloſen Verwandten, zum Mitgenoſſen ſeiner koſtſpieligen Vergnügungen und Abenteuer machte. Das war nicht blos Freigebigkeit von Seiten des Grafen, im Gegentheil: wie die menſchliche Seele nun einmal ſo wunderſam gemiſcht iſt, daß die ſcheinbar entgegengeſetzteſten und widerſprechendſten Eigenſchaften darin nicht blos neben einander liegen, ſondern ſich ſogar auch wechſelſeitig durchdringen und ergänzen, ſo war auch Graf Filibert bei aller Verſchwendung und allem tollen Aufwand, in dem er ſich wohl gefiel, doch im Grunde des Herzens eher geizig als freigebig zu nennen; zur Verſchwendung, namentlich zur augenfälligen, fehlte es ihm nie an Geld, zum Nützlichen und Nothwendigen ſchon öfters, und ein wirkliches Geſchenk, ein Geſchenk des Wohlwollens, eine Gabe des Mitleids und der Menſchlichkeit gemacht zu haben, hätte er ſich ſelbſt nicht entſinnen können, vorausgeſetzt, daß dergleichen Gedanken und Reflexionen überhaupt für ihn exiſtirt hätten. Auch ſeine Freigebigkeit gegen Florentin hatte ihren Grund weit weniger in wirklicher Zuneigung, als vielmehr in dem Behagen, mit welchem ein bereits einigermaßen erſchöpfter und überſättigter Wüſtling einen jüngern Mann, in dem noch die volle Kraft der Sinnlichkeit tobt, in Genüſſe einweiht und zu Vergnügungen anleitet, die für ihn ſelbſt bereits anfangen, ihren Reiz zu verlieren; es war der Meiſter, der einen Schüler anlernt, und die zweideutige Natur der Wiſſenſchaft, die hier mitgetheilt ward, machte die Sache für ihn nur noch pikanter.

Florentin ſelbſt, bei dem ſcharfen Blick, den er ſich frühzeitig für Verhältniſſe und Menſchen angeeignet hatte, blieb dies Motiv nicht lange verborgen. Es mäßigte in etwas die Dankbarkeit und Verehrung, die er bisher für ſeinen Vetter empfunden — oder richtiger geſagt, es ließ die kaum eingeſchläferte Eiferſucht aufs Neue in ihm aufwachen. Doch hinderte ihn das keineswegs, ſich die Freigebigkeit des Grafen, woher ſie nun auch ſtammte und wie ſie eigentlich gemeint war, bis auf Weiteres ſo viel wie möglich zu Nutzen zu machen. Filibert war, wie ſich das in ſeinen Verhältniſſen von ſelbſt verſtand, ein wenig eitel, nicht unmittelbar auf ſein Geld, wohl aber auf die Macht und die Unabhängigkeit, welche daſſelbe ihm verlieh. Mit großer Geſchicklichkeit kam Florentin dieſer Schwäche ſeines Anverwandten entgegen; er ſchmeichelte ihm, aber ſo fein und mit ſo viel Anmuth, daß es noch für ganz andere Männer als Filibert eine Luſt geweſen wäre, ſich ſo ſchmeicheln zu laſſen.

Auch würden wir den beiden Freunden Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, daß ſie nichts Anderes gethan, als immer nur ſchwärmen und niemals ein ernſtes, verſtändiges Geſpräch geführt oder ſich für keine wichtigern Angelegenheiten intereſſirt hätten. Welche ungewöhnlichen Kenntniſſe Florentin ſich erworben, haben wir bereits erzählt. Filibert's Bildung war nicht ſo vielſeitig und vielleicht noch etwas oberflächlicher als Florentin's. Denn daß deſſen Kenntniſſe gerade ſehr tief gegangen, wollen wir auch nicht behaupten; es war eine Bildung, wie man ſie in unſern öffentlichen Anſtalten und unter den Augen ſtrenger, aufmerkſamer Lehrer, die wiederum ihrerſeits von ſtrengen, aufmerkſamen Obern controllirt werden, zu erwerben pflegt: alſo mehr eine Bildung in die Breite, als in die Tiefe, mehr nach außen berechnet, als fruchtbar für das eigene Innere.

Aber eben in dieſem äußern Glanz der Bildung übertraf Filibert ſeinen jungen Vetter noch beiweitem. So wenig er eigentlich jemals ſtudirt hatte und ſo lückenhaft ſeine Kenntniſſe in der That waren, ſo galt er doch allgemein, trotz ſeines Unfleißes und ſeiner anſtößigen Lebensweiſe, als einer der unterrichtetſten und glänzendſten Köpfe; es war einer von Denen, die zwar nichts arbeiten und auch nie etwas gearbeitet haben, und von denen gleichwohl Jedermann ſagt: ja wenn der Menſch nur arbeiten wollte, der hat das Zeug dazu, der würde etwas leiſten …

Es kam dazu, daß in den verſchiedenen Zweigen des Blotz'ſchen Hauſes, welches, wie vorhin erzählt worden iſt, ſeit Menſchengedenken die wichtigſten Staatsämter verwaltete, ſich eine gewiſſe ſtaatsmänniſche Tradition, eine Tradition, meinen wir, politiſcher Erfahrungen und Kenntniſſe gebildet hatte, die vielleicht an ſich nicht ſehr groß war, aber doch beiweitem Alles, was in dieſer Hinſicht in andern Familien des Landes exiſtirte, übertraf.

Dies war denn nun das eigentliche Erbtheil, welches Florentin von Seiten ſeiner Verwandtſchaft zufiel: an den großen Gütern, den ſchönen Capitalien, den angenehmen Sinecuren erhielt er keinen Antheil, aber von dem geiſtigen Beſitz der Familie, von der politiſchen

Kenntniß und Einſicht, welche hier ebenfalls erblich war, wußte er ſich ſeinen wohlgemeſſenen Antheil zu verſchaffen. Florentin war viel zu ehrgeizig, auch viel zu genußſüchtig und kannte überdies den Soldatenſtand, zumal im Frieden, bereits viel zu genau, als daß die Ausſicht, im vierzigſten Jahre Hauptmann, und vielleicht, wenn das Glück gut war und ſeine Vordermänner gehörig ſtarben, im funfzigſten Major zu werden, ihm hätte genügen können. Seiner Armuth unerachtet, beſchloß er die diplomatiſche Carrière einzuſchlagen. Graf Filibert, der ſich in ſeinem Sinne ſchon als vollendeten Staatsmann betrachtete, und dem es nicht wenig ſchmeichelte, den jungen talentvollen Mann auch in dieſer Hinſicht zu ſeinem Schüler zu machen, ſchenkte dem Plan ſeine Billigung. Durch ſeine Vermittelung erhielt Florentin nicht nur den Abſchied vom Militair, ſondern auch ein Familienſtipendium, durch welches ihm ein mehrjähriger Aufenthalt auf den bedeutendſten Hochſchulen Deutſchlands, ſowie eine längere Reiſe durch England, Frankreich und Italien ermöglicht ward.

Sechstes Kapitel.

Der Mann der Zukunft.

Als Florentin nach Verlauf von mehr als ſechs Jahren zum zweiten Mal in die Hauptſtadt zurückkehrte, fand er den Schauplatz hier ſehr verändert. Graf Filibert hatte, all ſeines Geiſtes und all ſeines Reichthums unerachtet, das unerhörte Unglück gehabt, durch das diplomatiſche Examen zu fallen. Natürlich konnte das nur eine Folge der abſcheulichſten Kabale ſein, und um ſeinen Feinden das Spiel zu verderben und weil man doch nicht gut mit fünfunddreißig Jahren noch Referendarius ſein kann, ſelbſt wenn man Graf und Majoratsherr iſt, ſo war er aus dem Staatsdienſt überhaupt ausgeſchieden und hatte ſich auf die bedeutenden Güter, die er in der Nähe der Hauptſtadt beſaß, zurückgezogen. Hier ſetzte er ſeine frühere Lebensweiſe, wenn möglich in noch vergrößertem Maßſtabe, fort. Zugleich aber fing er jetzt an zur politiſchen Oppoſition überzugehen; er ſchrieb einige Broſchüren, in denen gewiſſe Mängel der Staatsverwaltung nicht ohne Geiſt und mit ſchneidender Schärfe der Darſtellung zur Sprache gebracht wurden. Seine Gegner behaupteten zwar, die Sachen, die er vorgetragen, wären nicht neu, und auch nicht einmal ganz richtig; ja man ging ſo weit, in Zweifel zu ziehen, ob Filibert überhaupt nur wirklich der Verfaſſer. Da dies jedoch genau dieſelben Leute waren, die noch vor wenig Jahren nicht Aufhebens genug von Filibert's außerordentlichen Kenntniſſen und Talenten hatten machen können, ſo fanden ihre Beſchuldigungen beim Publicum natürlich keinen Glauben. Im Gegentheil, ſie trugen nur dazu bei, ihn noch populairer zu machen und den Glauben an ſeine ſtaatsmänniſche Befähigung, für welche überdies der Name Blotz ſchon eine providentielle Bürgſchaft zu enthalten ſchien, nur noch zu vergrößern.

Graf Filibert wußte die Vortheile ſeiner neuen Stellung auszubeuten. Schon früher (und dies namentlich hatten wir im Sinne gehabt, als wir von abſonderlichen Launen und Eigenthümlichkeiten des edeln Grafen ſprachen) hatte er eine in dieſem erlauchten Hauſe ganz ungewöhnliche Geringſchätzung der Standesvorrechte kund gegeben, beſonders ſo weit dieſelben nicht in Steuerexemtionen, Zinsgeldern und ähnlichen angenehmen Nutzungen, ſondern nur in unfruchtbaren perſönlichen Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen beſtanden. Und auch hiervon wollten ſeine Widerſacher behaupten, daß es nur die pure Affectation, im Grunde der Seele gebe es vielmehr keinen hochmüthigern und adelſtolzern Menſchen als den Grafen Filibert; wenn er in ſeinen perſönlichen Manieren, ganz beſonders im Verkehr mit ſeinen Pächtern, Amtleuten und ähnlichen Perſonen allerdings ungewöhnlich herablaſſend und zutraulich ſei, zuweilen ſogar über das Maß des Schicklichen hinaus, ſo hänge das nur mit dem Cynismus der Sitten zuſammen, von dem er ja auch übrigens leider ſo viel Proben gebe.

Graf Filibert indeſſen ließ dieſe Beſchuldigungen mit derſelben Gleichgiltigkeit von ſich abprallen, wie die zuvor erwähnten. Er wurde ſogar in ſeinen Sitten noch intimer, noch bürgerlicher, und brachte es dadurch, in Verbindung mit dem Ruf, den ſeine Broſchüren ihm eingetragen, wirklich in kurzer Zeit dahin, an der Spitze einer gewiſſen, übrigens noch immer ſehr loyalen Oppoſition zu ſtehen, die ſich dazumal auch in dieſem Ländchen entwickelte und an der ſich beſonders die mittlern Stände betheiligten. — Das Einzige, worin er eine Aenderung vornahm, war, daß er allmälig ordentlicher zu werden anfing, oder die Lockerheit ſeiner Sitten doch wenigſtens nicht mehr ſo öffentlich zur Schau trug.

Allein auch hiervon war es noch ungewiß, ob das Urtheil der Leute daran Antheil hatte, oder ein ganz anderer Umſtand. Nämlich ſeine Schweſter, die ſchöne Victoria, die ihren Namen nicht mit Unrecht führte (denn es lag wirklich etwas unwiderſtehlich Sieghaftes in der Erſcheinung dieſer großen prächtigen Geſtalt, mit den rabenſchwarzen Locken und den eben ſo ſchwarzen funkelnden, ſprühenden Augen) . . . .

Seine Schweſter Victoria, ſagen wir, mittlerweile zu einer Dame von ſeltener Schönheit herangeblüht, war in das brüderliche Haus zurückgekehrt, und da wollte es ſich denn freilich nicht ſchicken, den Verkehr, der bisher auf den

Gütern des Grafen ſtattgefunden hatte, fortzuſetzen. — Filibert ſchien ſeine Schweſter außerordentlich zu lieben; das eigentlich Begründete an der Sache war vielleicht, daß er außerordentlich ſtolz war auf ihre Schönheit und zugleich durch das neckiſche, eigenwillige, faſt männliche Weſen, welches der jungen Dame eigenthümlich war, ſich angenehm angeregt und unterhalten fühlte. Regelmäßig mit Anbruch des Winters kehrte er mit ſeiner ſchönen Schweſter in das prächtige Palais, das ihm in der Hauptſtadt gehörte, zurück; trotz der politiſchen Anrüchigkeit, in welcher er ſich ſeit einiger Zeit befand, nahm er alsdann an allen Vergnügungen des Hofes und der übrigen Adelswelt Theil. Und da Graf Filibert noch immer einer der reichſten Männer im Lande war, und da er ferner ſtatt der zweideutigen petits cercles, mit denen er ehemals die ledigen Herren der Hauptſtadt bewirthet hatte, jetzt ſehr anſtändige und dabei ſehr prächtige Feſte gab, bei denen auch verheirathete Damen und wohlanſtändige alte Herren Zutritt hatten, ſo ſah auch die vornehme Geſellſchaft über ſeinen politiſchen Makel hinweg, oder vertagte den Unwillen darüber doch wenigſtens bis zum Sommer, — wo nämlich Filibert wieder auf dem Lande unter ſeinen Pächtern, Förſtern und Predigern wohnte und es keine Fêten mehr im Palais Blotz-Blotz gab.

Nicht ſo ganz gutwillig beruhigten ſich ſeine politiſchen Anhänger und Freunde, wenn ſie ihren liberalen Häuptling, ihren Mann der Zukunft, wie ſie ihn bereits bei der Punſchbowle zu nennen pflegten, allwinterlich in die verpeſtete Hofluft zurückkehren ſahen. Allein auch dieſe wußte er zu beſchwichtigen, indem er ſie theils auf die Nothwendigkeit aufmerkſam machte, die Verbindung mit dem Hofe nicht ganz abzubrechen, und das zwar zu ihren eigenen Gunſten und im Intereſſe der liberalen Partei ſelbſt, deren Sieg ja über kurz oder lang doch gar nicht zu bezweifeln. Und zweitens könne er ſeinen politiſchen Intereſſen doch auch nicht die Wohlfahrt ſeiner Schweſter zum Opfer bringen, für die es doch eine Art geſellſchaftlicher Pflicht ſei, ſich in den herkömmlichen Kreiſen zu zeigen. — Dieſer letztere Grund beſonders wurde reſpectirt, da er die Frauen ſämmtlicher liberalen Pächter, Amtleute und Prediger auf ſeine Seite brachte. Unter dieſen Damen galt es ſogar als eine ausgemachte Sache, daß Graf Filibert blos deshalb noch immer nicht heirathe, weil er zuvor das Schickſal ſeiner Schweſter geſichert haben wollte: während freilich einige kauſtiſche Ehemänner mit einem gewiſſen unnachahmlichen Gelächter die Behauptung aufſtellten, daß das ganz andere Gründe habe . . . . .

Siebentes Kapitel.

Das Wiederſehen.

Während eines dieſer Winteraufenthalte nun war es, daß Florentin mit dem reichen Vetter wieder zuſammentraf. Der junge Mann hatte ſich in der Zwiſchenzeit außerordentlich glücklich entwickelt; er hatte viel geſehen, viel gehört, auch mancherlei ſelbſt erlebt, wiewohl nicht immer das Löblichſte.

Auch hatte er mitten unter den Zerſtreuungen ſeiner Reiſe den eigentlichen Zweck derſelben nie ganz aus dem Auge verloren. Die politiſchen Verhältniſſe der bedeutendſten europäiſchen Staaten waren in der That mit großer Schärfe von ihm aufgefaßt worden; beſonders alles, was die verſchiedenen Verfaſſungen anbetraf, ferner die parlamentariſchen Gebräuche, die perſönlichen Beziehungen und Neigungen der Regenten ſowohl, als der vornehmſten Staatsmänner, und was weiter in dieſes Kapitel gehört, hatte ſich ſeinem vortrefflichen Gedächtniß mit Vollſtändigkeit und Treue eingeprägt. Seiner äußern Erſcheinung nach hatte er ſich zum vollkommenen Weltmann ausgebildet; jene eigenthümliche Steifheit und Schüchternheit des Betragens, die ihm noch vom Cadettenhauſe her angeklebt hatte, war völlig verſchwunden.

Aber freilich mit ihr auch jene Zurückhaltung und Beſcheidenheit, die ihn bei ſeinem erſten Wiederauftreten in der Reſidenz ſo vortheilhaft empfohlen hatte. Florentin war jetzt im geraden Gegenſatz davon vielmehr ein recht anmaßender junger Mann geworden. Niemand, der ſich auch nur flüchtig mit ihm unterhielt, konnte den behenden Witz, die umfaſſenden Kenntniſſe und die übrigen glänzenden Eigenſchaften des jungen Mannes verkennen; aber auch Niemand konnte von dieſen ſeinen Vorzügen überzeugter ſein, als er ſelbſt. In einer andern Umgebung und in größern Verhältniſſen würde dies vielleicht weniger zu Tage getreten ſein. Allein die engen, kleinen Verhältniſſe der Heimath und das bei allem äußerlichen Pomp doch etwas einförmige kleinſtädtiſche Treiben der Hauptſtadt, kamen dem weit gereiſten, an ganz andere Maßſtäbe gewöhnten jungen Manne ſo winzig vor, er fühlte ſich über Alles, was er hier ſah und hörte, ſo weit hinaus, ſo fertig mit Allem, was hier noch ein Gegenſtand des Intereſſes, wohl gar der Ueberlegung und des Schwankens war, daß er ſich im vollſten Rechte glaubte, wenn er die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes bei jeder Veranlaſſung recht fühlbar machte, und die Langeweile, die man ihm erregte, ſeinerſeits durch

Suffiſance und Anmaßung nach Kräften erwiderte.

Auch die Unſicherheit ſeiner äußern Verhältniſſe war nicht ohne Antheil an dieſem Betragen. Die Unterſtützungen, deren er ſich bisher zu erfreuen gehabt, hatten mit ſeiner Rückkehr ihr Ende erreicht — und mit all ſeinen glänzenden Kenntniſſen und trotz ſeines Adels und ſeiner vornehmen Verwandtſchaft wußte Florentin für den Augenblick doch nicht, worauf er ſeine Exiſtenz begründen ſollte. Einen gewöhnlichen Charakter würde dieſe Lage nur um ſo ſchmiegſamer, um ſo entgegenkommender und beſcheidener gemacht haben; ein ſo ſtolzes und widerſpenſtiges Gemüth dagegen, wie Florentin, konnte ſich von dem Drückenden derſelben nur dadurch befreien, daß er im Gegentheil recht anſpruchsvoll, mit einem recht übertriebenen Anſchein von Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit auftrat, und dieſelben Leute, von deren Gunſt oder Ungunſt er ſelbſt doch ſein Schickſal abhängig wußte, recht von oben herab behandelte.

Bei Niemand kam er damit ſchlimmer an, als bei dem ehemals ſo freigebigen, ſo zärtlichen Vetter Filibert. Seitdem Filibert der Mann der Zukunft geworden war, hatte der hohe Glaube, den er von je her in ſeine eigenen ſtaatsmänniſchen Talente geſetzt hatte, ſich für ihn ſelbſt zur unumſtößlichen Ueberzeugung entwickelt; von zahlreichen Anhängern und Freunden als eine Capacität des erſten Ranges geprieſen, hätte er ja doch müſſen ein offenkundiger Thor ſein, hätte er von ſich ſelbſt geringer denken wollen als das Publicum.

Man ermeſſe danach, wie unangenehm Graf Filibert ſich von dem anſpruchvollen Benehmen ſeines jungen Vetters berührt fühlen mußte, dieſes Vetters, den er ſo zu ſagen erſt aus dem Elend gezogen, ja der Alles, was er war und jemals werden konnte, lediglich ihm verdankte —

und der ſich nichtsdeſtoweniger erlaubte, ſeine politiſchen Anſichten zu kritiſiren und ſeinen tiefgedachteſten Sätzen zu widerſprechen! Nein, dieſer junge Mann hatte ſich während ſeiner langen Abweſenheit ſchrecklich verwahrloſt, die Befürchtungen der Großältern waren nur zu gegründet geweſen; hätte Filibert ahnen können, daß ſeine Güte auf einen ſo unfruchtbaren Acker, zwiſchen die Dornen und Diſteln dieſes widerſpenſtigen, rechthaberiſchen Gemüthes fallen würde, er wäre niemals zum Wohlthäter an ihm geworden. Es kam zuletzt ſo weit, daß Graf Filibert in Florentin's Gegenwart alle politiſchen Erörterungen, ſonſt das Lieblingskapitel ſeiner Unterhaltung, ſtandhaft vermied: wofür er jedoch deſto freigebiger war mit allgemeinen Betrachtungen über die Naſeweisheit und Unreife der jetzigen Jugend, die gerade um ſo anmaßlicher auftrete, je weniger ſie wiſſe und — beſitze.

Denn der Beſitz, muß der Leſer wiſſen, und ganz beſonders der Grundbeſitz, ſpielte bei aller Liberalität und Volksthümlichkeit eine große Rolle in dem politiſchen Syſtem des Grafen. Erſt aus dem Beſitz, pflegte er zu behaupten, könne, mit dem wahren Ernſt des Lebens und der männlichen Tüchtigkeit überhaupt, auch der wahre Patriotismus und der eigentliche praktiſche Bürgerſinn hervorgehen. Wie es möglich ſei, ein Land zu lieben, von dem man nichts beſitze? und welche Garantien für die Lauterkeit ſeiner Geſinnungen und den Ernſt ſeiner Abſichten ein Menſch biete, der nichts zu verlieren habe? Damit kehrte die Betrachtung denn regelmäßig zu ihrem Ausgangspunkt zurück, indem der Graf die ganze bittere Lauge ſeines Witzes über die jungen Weltverbeſſerer ergoß, die den Staat nicht blos reformiren wollten – das wolle er auch: ſondern von Grund aus revolutioniren — und die dabei doch nicht einmal wüßten, wovon ſich ſelbſt den nächſten Mittag reſtauriren.

Außerdem aber nahm Graf Filibert jetzt auch Anſtoß an dem lockern Lebenswandel und den allerdings nichts weniger als muſtergiltigen Sitten ſeines jungen Vetters. Es war die bekannte Geſchichte, die ſich ſeit Anbeginn der Welt alle Tage widerholt: nachdem der Becher der Luſt für Filibert ſelbſt ſeinen Wohlgeſchmack verloren hatte, fand er es ganz unbegreiflich, wie Andere noch danach gelüſten konnte; nachdem — wir laſſen es unentſchieden, ob er die Sünde oder die Sünde ihn verlaſſen, wollte ſeine junge Tugend aus der Haut fahren, daß es noch Leute gab, welche das Laſter liebenswürdig und die Liederlichkeit intereſſant fanden.

Und zu dieſen gehörte Florentin denn recht eigentlich. Auch bei ihm war es nicht mehr der erſte leidenſchaftliche Ausbruch einer jugendlich ſinnlichen Natur, ſondern er war, wie er ſich ſelbſt gern zu rühmen pflegte, Roué aus Grundſatz. Aus gewiſſen halbwahren Sätzen und einzelnen einſeitigen Beobachtungen hatte er ſich gebildet, was er ſein Syſtem nannte und wonach er überall zu leben vorgab. Die Summe deſſelben lief in Kürze darauf hinaus, daß das Leben überhaupt ein Poſſenſpiel, daß ferner der Menſch ein von Hauſe aus miſerables, thörichtes Geſchöpf, in welchem das Bischen Engel die große Maſſe Thier doch niemals bewältigen könne, und daß der daher der Klügſte ſei, der das Leben am leichteſten nehme und ſich ſelbſt ſowohl wie Andere mit ſogenannten moraliſchen Anforderungen am meiſten verſchone. — Florentin ſprach das nicht gerade ſo nackt aus, wie es hier geſchieht: er wußte überhaupt vortrefflich zu reden, und ſo ſtutzte er denn auch dieſe ſeine Lebensweisheit mit ſo viel ſcheinbaren Gründen und ſo viel blendenden Sentenzen zurecht, daß ſchon ein aufmerkſames Auge und ein befeſtigtes Urtheil dazu gehörte, den faulen Kern aus dieſer ſchimmernden Umhüllung herauszuerkennen.

Und wo etwa ſeine Worte nicht hingereicht hätten, da mußte die Art, wie er ſprach, ſowie überhaupt das ganze gewinnende Aeußere des jungen Mannes das Uebrige thun. Florentin war ſehr wohl gewachſen, eine ſchlanke, fein gegliederte Geſtalt, die noch vortheilhafter ins Auge gefallen ſein würde, hätte er ſie nicht mit einer Art von Nachläſſigkeit — oder wenn dies Wort ſchon zu viel iſt, von Ermüdung oder Abſpannung getragen. Dazu ein Geſicht, das man hätte ſchön nennen können, wäre nicht den früh gealterten Zügen der übereilte Lebensgenuß und die innere Leere, welche Florentin bei alledem empfand, allzu deutlich aufgeprägt geweſen. Allein auch ſo wie es war, mit den ſcharf geſchnittenen, unruhigen Zügen, der hohen Stirn, unter der eine ſchmale, feine Naſe anmuthig hervorſprang, mit den hellen, wenn ſchon für gewöhnlich halb geſchloſſenen Augen, dem trotzig zuſammengekniffenen Munde, den langen, dünnen, hellblonden Haaren endlich, die das Ganze umfloſſen — auch ſo, ſagen wir, war dies Antlitz noch immer in hohem Grade anziehend, beſonders für die Damen der vornehmen Welt, bei denen bekanntlich eine gewiſſe leiſe Krankhaftigkeit, ein gewiſſes Darüberhinausſein in den meiſten Fällen weit beliebter iſt und für weit ſchöner gilt, als die derbe, rohe Fülle unverkümmerter Geſundheit.

Achtes Kapitel.

Die Männerfeindin.

Unter dieſen Umſtänden konnte das Verhältniß der beiden Vettern nun freilich nicht anders als ziemlich kalt und förmlich ſein. Sie waren ſelten mehr bei einander, ohne daß von der einen oder der andern Seite allerhand Anſpielungen und Stachelreden fielen, die für den Nichteingeweihten vielleicht ganz unverfänglich klangen; aber um ſo beſſer verſtanden die beiden Männer ſich gegenſeitig, und um ſo eifriger waren ſie, Einer den Andern mit gleicher Münze zu bezahlen.

Daß es bei alledem zu keinem offenen Bruche zwiſchen ihnen kam, dafür trugen beide Theile Sorge: Florentin, weil ihm aus dem reichen prunkliebenden Hauſe des gräflichen Vetters doch noch immer mancher kleine Vortheil zufloß und weil er mit ſeinem Ausſchluß aus demſelben auch ſeinen vornehmſten Halt in der Geſellſchaft der Hauptſtadt überhaupt verloren hätte; — und ebenſo Filibert, weil er ſich in der Stille über Florentin's Ueberlegenheit ſelbſt nicht ganz täuſchen konnte, ſo daß es ihm immer noch beſſer ſchien, einen unbequemen und vielleicht ſogar unzuverläſſigen Freund an ihm zu haben, als einen offenkundigen und dann jedenfalls höchſt gefährlichen Feind.

Und endlich trug auch noch eine dritte Perſon dafür Sorge: das war die Schweſter des Grafen, die ſchöne Victoria.

Auch Victoria war nur höchſt ungern aus der glänzenden Hauptſtadt Frankreichs, wo ſie ihre Erziehung genoſſen, in die enge, kleine Heimath zurückgekehrt. Auch ſie fühlte ſich durch die Einförmigkeit der hieſigen Geſellſchaft und die Beſchränktheit dieſer Verhältniſſe aufs Aeußerſte gelangweilt und verdroſſen. Auch ſie endlich theilte Florentin's ſogenanntes Syſtem, wenn auch nur in ſo weit, daß, was Florentin von der geſammten Menſchheit glaubte, von ihr nur auf die eine Hälfte derſelben bezogen ward — auf die Männer.

Denn ſo wenig eigene Erfahrungen Victoria in dieſer Hinſicht auch noch gemacht hatte (und dies ſoll ihr natürlich nur zum Ruhme nachgeſagt ſein), ſo feſt war ſie dennoch überzeugt, daß es keine verderbteren Geſchöpfe gebe, als die Männer. Und zwar alle Männer ohne Ausnahme; ſie wären, behauptete ſie, falſch, grauſam, feig, ihr Anſpruch, das ſtärkere Geſchlecht zu heißen, beruhe nur auf der Unverſchämtheit, mit welcher ſie denſelben ſtellten, ebenſo wie ihre Herrſchaft über das weibliche Geſchlecht nur auf der Roheit der Mittel, welche ſie zu dieſem Zweck in Anwendung brächten.

Dergleichen Anſichten ſind heutzutage bei unſern jungen Damen eben nicht ſelten; ja man kann ſagen, daß es im Leben jeder jungen Dame eine Zeit gibt, wo ſie ſich zu derartigen Anſichten bekennt. Und zwar iſt das eine an ſich höchſt achtbare, höchſt angenehme Zeit: die Zeit der erſten herben Jungfräulichkeit, bevor der Pfeil der Liebe das jugendliche Herz noch geſtreift, bevor die junge Schöne das männliche Geſchlecht noch anders kennen gelernt hat, als nur aus Büchern oder vielleicht gar nur aus den Erzählungen einer Großtante, obenein einer unvermählten. In der Folge, wenn die lieben Weſen erſt ihre eigenen Erfahrungen zu machen anfangen, pflegt dieſer Abſcheu ſich nach und nach herabzuſtimmen: bis er zuletzt ſogar in ſein vollſtändiges Gegentheil umſchlägt, in die enthuſiaſtiſche Bewunderung nämlich, zwar nicht des geſammten männlichen Geſchlechts, aber doch des Einen Auserkorenen, der nun zu billiger Ausgleichung wiederum der vollkommenſte und ausbündigſte Menſch iſt, welchen die Erde trägt. — Es will indeſſen verlauten, daß es auch hiervon wieder Rückfälle gibt: und dieſe ſollen dann allerdings höchſt gefährlich ſein, mitunter unheilbar.

Auch der ſchönen Victoria brauchen wir ihre Verachtung der Männer daher noch nicht eben allzu hoch anzurechnen; ſie iſt noch jung, noch ſchön genug, ſie wird ſich noch beſſern.

Außerdem aber dürfen wir auch nicht vergeſſen, von welcher Beſchaffenheit der einzige Mann war, den ſie bisher kannte — und daß dieſer Mann ihr eigener Bruder, ja faſt ihr Vater war. Junge Mädchen haben bekanntlich außerordentlich ſcharfe Augen: und ſo erkannte auch Victoria bald genug, daß es weder mit der Tugend noch mit der politiſchen Freiſinnigkeit ihres Bruders ſehr weit her war. Hatte Filibert auch, ſeitdem ſeine Schweſter in ſeinem Hauſe war, eine geſittetere Lebensweiſe angenommen, ſo war doch von ſeinen frühern lockern Gewohnheiten noch immer genug zurückgeblieben, an ihm ſelbſt ſowohl als an den Einrichtungen und Gebräuchen ſeines Hauſes, um ein junges Mädchen zu verletzen.

Rechnen wir dazu, daß bei dem bedeutenden Unterſchied der Jahre und der langen Trennung ein eigentliches geſchwiſterliches Verhältniß niemals zwiſchen ihnen ſtattgefunden. Rechnen wir ferner, daß Victoria mit ihrem natürlichen weiblichen Takte ſehr raſch herausfühlte, daß Filibert auch jetzt nicht ſowohl die Schweſter in ihr liebte, als ſich geſchmeichelt fühlte durch das ſchöne Mädchen, das ſeinem Hauſe zur Zierde gereichte. Bringen wir endlich auch dies in Anſchlag, daß Filibert ſich vor ſeiner Schweſter im Ganzen genommen nur ſehr wenig genirte, und daß ſie in ihrem häuslichen Beieinanderleben faſt täglich Gelegenheit hatte zu bemerken, wie geizig dieſer Verſchwender und mit wie viel kleinlicher Genauigkeit dieſe Prachtliebe, mit wie viel Hochmuth und Eitelkeit dieſe Freiſinnigkeit gepaart war — und wir werden es vollkommen begreiflich finden, nicht nur, daß das junge Mädchen ihren Bruder im Grunde des Herzens verachtete, ſondern auch, daß ſie dieſe Verachtung demnächſt auf das ganze Geſchlecht übertrug.

Und das war es nun eben, was ihr an Florentin ſo wohl gefiel und weshalb ſie dieſen ſo gern hatte:— Florentin gab ihr vollkommen Recht, er beſtärkte ſie noch in ihrer Anſicht und bewies ihr aus tauſend Thatſachen und Folgerungen und Schlüſſen, daß die Männer wirklich nichts taugten, und daß ein weibliches Weſen, das etwas auf ſich halte, in Wahrheit gar nichts Beſſeres thun könne, als das ganze abſcheuliche Geſchlecht zu verachten. Die andern Männer, von denen Victoria umſchwärmt ward, weit dichter, weit zudringlicher, als ihr lieb war, ſuchten ihr alle zu gefallen; ſie ſtellten ſich beſſer als ſie waren, und überdeckten mit dem glänzenden Firniß geſellſchaftlicher Sitte und ſchmeichleriſcher Redensarten das Ungeheuer, das doch in ihnen allen ſteckte. Florentin allein geſtand mit lachendem Munde zu, daß auch er nichts tauge; es ſei ſchrecklich im Grunde, er ſehe es ein, aber es ſei nun ſo, und er wolle das Maß ſeiner Sünden wenigſtens nicht noch durch Heuchelei vermehren. Seine ſchöne Couſine ſtehe jetzt noch im erſten Frühroth ihres Lebens, ſie ſehe die Welt noch für ſo gut an, wie ſie ſelber ſei, und richte noch all jene edeln und ſchönen Forderungen an die Menſchheit, die ſie ſelbſt noch mit ſo liebenswürdiger Unbefangenheit erfülle. Er wünſche ſehr, daß es immer ſo bleibe, ſo bleiben könne; allein er wiſſe auch, daß das unmöglich ſei, und daß früher oder ſpäter die Binde der Täuſchung von dem ſchönen flammenden Auge ſeiner Couſine herabſinken müſſe. Dann würde ſie ſich ſeiner erinnern und würde ihm einen Unglauben verzeihen, durch den er ihr edles Herz jetzt vielleicht noch verletze, vielleicht beleidige — und den er doch nicht vor ihr verbergen könne, eben weil er ſie ſo aufrichtig verehre, weit aufrichtiger als es ſich für einen ſo durch und durch verdorbenen Menſchen, wie er, im Grunde ſchicke.

Neuntes Kapitel.

Ein junger Mann von Stande.

Doch bewegte ſich die Unterhaltung keineswegs immer um ſo ernſthafte, ja misliche Gegenſtände. Florentin war ein vortrefflicher Erzähler; ſein mehrjähriger Aufenthalt in den bedeutendſten Hauptſtädten Europas, ſeine Vertrautheit mit den verſchiedenſten Nationen und ihren Verhältniſſen, beſonders auch ſeine genaue Kenntniß der Höfe, wie überhaupt der vornehmen Welt, und die unerſchöpfliche Maſſe von Anekdoten und kleinen pikanten Einzelheiten, welche ſein rieſenhaftes Gedächtniß bewahrte — das Alles bot ſeiner glänzenden Darſtellungsgabe einen ſo fruchtbaren wie anziehenden Stoff. Bei ſolchen Erzählungen konnte Florentin wirklich höchſt liebenswürdig werden, beſonders wenn er recht aufmerkſame Zuhörer fand. Oder noch beſſer, recht aufmerkſame — und nicht blos aufmerkſame, ſondern auch ſchöne und anmuthige Zuhörerinnen; das Gefühl befriedigter Eitelkeit verdrängte dann ganz das Zurückſtoßende, Anmaßliche, das ſonſt in ſeinem Weſen lag: je mehr er gefiel, um ſo beſcheidener wurde er, bis er zuletzt ein ganz anſpruchsloſer und natürlicher Menſch war.

Für die ſchöne Victoria hatten dieſe Erzählungen noch den Vortheil, daß ſie ihr über die Langeweile hinweghalfen, welche ſie übrigens in ſo reichlichem Maße empfand. Der Sommeraufenthalt auf den Gütern ihres Bruders hungerte ſie allemal geiſtig ein wenig aus; ohne eigentlich ſtolz zu ſein, konnte ſie doch die politiſchen Freunde ihres Bruders mit ihren etwas bürgerlichen Manieren nicht recht goutiren. Und auch die vornehme Geſellſchaft der Hauptſtadt, in der ſie ſich des Winters bewegte, litt an Geiſtesreichthum eben keinen Ueberfluß. Dazu hatte Victoria, wie wiederum die Mehrzahl der jungen Mädchen, eine außerordentliche Sehnſucht in die Ferne. Ferne Länder zu beſuchen, fremde Städte zu ſehen, ſchien ihr das beneidenswertheſte Loos; auch hielt ihr Bruder ſie ſeit Längerem mit dem Verſprechen hin, bei nächſter Gelegenheit die ſogenannte große Tour mit ihr zu machen, und namentlich Italien, wohin die Phantaſie der jungen Dame beſonders heftig verlangte, zu beſuchen. Aber war das Verſprechen überhaupt nicht ehrlich gemeint, oder ließ die Unſicherheit der politiſchen Verhältniſſe den Grafen wirklich nicht an eine ſo weite Entfernung denken, genug, die Reiſe wurde von einem Frühjahr zum andern verſchoben, und Victoria meinte vor Ungeduld und Langeweile bald verkommen zu müſſen.

Danach wolle der geneigte Leſer ſich denn ſelbſt ausmalen, mit welcher Theilnahme, ja welcher Begeiſterung die junge Dame an den beredten Lippen ihres Vetters hing und wie dankbar ſie ihm war, daß er ihr dieſe Zauberwelt, nach der ſie ſich ſo ungeſtüm ſehnte, wenigſtens durch ſeine Beſchreibungen enthüllte. Der Glückliche, der das Alles geſehen hatte! der Kluge, der das Alles ſo richtig zu beurtheilen verſtand! der Gütige endlich, der den Schatz ſeiner Erinnerungen ſo bereitwillig vor ihr ausbreitete! Eine ſo heftige Männerfeindin Victoria übrigens auch war, ſo geneigt wurde ſie doch allmälig, zu Gunſten ihres Vetters eine Ausnahme zu machen. Nicht, als ob irgend eine zärtlichere Regung in das Verhältniß der beiden jungen Leute hineingeſpielt hätte — Victoria dachte gar nicht einmal daran, daß dergleichen möglich wäre, ſie wußte ja, wußte aus Florentin's eigenem Munde, daß alle Männer Ungeheuer, und daß er ſelbſt um kein Haar beſſer; wie hätte es ihr denn auch nur im Traum einfallen können, ihn zu lieben? Und was Florentin betraf, ſo gehörte es ebenfalls zu ſeinem Syſtem, daß kein verſtändiger Mann vor ſeinem fünfundvierzigſten, höchſtens vierzigſten Jahre heirathen müſſe; wer es eher thäte, ſei ein Schwachkopf, der gar keines beſſern Schickſals würdig geweſen.

Von Liebe alſo war zwiſchen dem jungen Paare keine Rede. Aber Florentin war intereſſant, ſeine Erzählungen feſſelten, ſeine etwas frivole Philoſophie beſtärkte ſie in ihrem Abſcheu gegen die Männer überhaupt. Auch war ſie ſchadenfroh genug, ſich über den Widerſpruch zu freuen, mit welchem Florentin ihren Bruder zu ärgern pflegte, ſo wie über die ſtille Furcht, die Filibert vor dem übermüthigen Vetter empfand und die ihren Falkenaugen ebenfalls nicht entging.

Und anderntheils war Victoria eines der ſchönſten und liebenswürdigſten Mädchen der Hauptſtadt. Als der Vertraute eines ſolchen Mädchens zu gelten, hat aber faſt noch mehr Reiz, als ihr Geliebter zu ſein, wenigſtens für einen Menſchen wie Florentin, dem jede ernſter gemeinte Huldigung ſchon viel zu unbequem, viel zu anſtrengend geweſen wäre: weshalb er ſich mit ſeinen Liebesabenteuern denn auch meiſt in einer ziemlich untergeordneten Sphäre, bei leichtgläubigen Bürgerstöchtern, gefälligen Schauſpielerinnen, troſtbedürftigen Witwen und Aehnlichen bewegte.

Außerdem aber war Victoria auch die hauptſächlichſte Stütze, die ſein Vernehmen mit Filibert aufrecht erhielt. Wie geſchickt wußte ſie dazwiſchenzuſpringen, wenn die Unterhaltung zwiſchen den beiden Vettern eine allzu bittere Wendung zu nehmen drohte! wie allerliebſt den Launen ihres Bruders zu ſchmeicheln, und welche anmuthige Beredtſamkeit entwickelte ſie, wo es ſich darum handelte, ihn mit dem übermüthigen Vetter wieder auszuſöhnen oder ſeine Thorheiten zu beſchönigen! Gerade weil ſo gar nichts von Liebe in dem Verhältniß war, weder von ihrer noch von ſeiner Seite, konnte Victoria ſo unbefangen mit ihrem Vetter umgehen, wie ſie es that; es war ein Verhältniß, nicht ſowohl zwiſchen Freund und Freundin, als wie zwiſchen zwei jungen Kameraden, von denen der eine zwar der geſetztere und vernünftigere iſt, aber darum doch an den Thorheiten des andern nicht minder ſeine Freude hat. Victoria ſtand ihrem Freunde in allen Fährlichkeiten und Nöthen treulich bei, wie nur ein Kamerad dem andern beiſtehen kann; ſie war die Vertraute ſeiner kleinen Intriguen (wenigſtens ſo weit es Florentin für gut fand, ihr dieſelben mitzutheilen), nahm bei der übrigen Verwandtſchaft ſeine Partei — und beſchwichtigte nach Gelegenheit auch wohl ſeine Gläubiger.

Denn aus den Nöthen und Fährlichkeiten dieſer letztern Art kam der arme Florentin kaum mehr heraus. Es war wirklich ein Wunder, wie er, ohne irgend eine geſicherte oder regelmäßige Einnahme, überhaupt nur noch exiſtirte, zumal da ſeine Exiſtenz, es ließ ſich nicht leugnen, höchſt nobel, höchſt ſtandesgemäß, aber auch höchſt koſtſpielig war. So nachläſſig er ſich auch perſönlich hielt, ſo gewählt und ſorgfältig war er in ſeinem Anzug; kein Stoff war ihm fein, kein Schnitt modern genug; er war der Schrecken aller Handwerker, die für ihn arbeiteten, nicht blos weil er ſie ſehr ſpät, wohl auch gar nicht bezahlte, ſondern am Meiſten, weil er ſie auch obenein noch für ungeſchickte dumme Teufel erklärte, die der Ehre gar nicht werth wären, für ein ſo ausgezeichnetes Subject, wie Baron Florentin von Blotz, zu arbeiten. Und was das

Allerwunderſamſte war: die Leute ſelbſt erkannten dieſe Ehre an, der Reſpect vor Florentin's Geſchmack und ſein Ruf als der erſte Modemann der Hauptſtadt waren ſo groß, daß ſie ſich, wenn auch unter Kopfkratzen und Seufzen, dennoch nicht nur die ſehr mangelhafte Bezahlung, ſondern auch die überflüſſigen Scheltworte gefallen ließen, und nur froh waren, den gnädigen Herrn unter ihren Kunden fortführen zu dürfen.

Verlor indeſſen einmal Einer die Geduld (und allerdings kam auch das zuweilen vor und ſogar in letzterer Zeit immer öfter), nun freilich, dann ſtand die Sache ſchlimm. Außer der ſehr geringfügigen Unterſtützung, welche ihm durch Vermittelung Victoria's aus Filibert's Hauſe zufloß, ſah Florentin ſich auf dasjenige beſchränkt, was er durch Schriftſtellerei gelegentlich erwarb. Er war, anfangs mehr aus Ehrgeiz als aus Betriebſamkeit, und um den

Mann der Zukunft gelegentlich zu ärgern, Correſpondent bei verſchiedenen namhaften Zeitungen des Auslandes geworden; ſein Stil war glänzend, ſein Urtheil ſcharf und ſchneidend, wie in ſeiner mündlichen Unterhaltung, und bei nur etwas größerer Anſtrengung würde es ihm ein Leichtes geweſen ſein, ſich auf dieſem Wege eine ganz leidliche Exiſtenz zu gründen.

Aber Florentin war faul, er ſcheute nicht eigentlich die Arbeit, aber er fand den Müſſiggang ſchön. Arbeiten, ſagte er, wäre ein Merkmal der Unfreiheit: denn die Mehrzahl der Menſchen würde ſich wohl hüten zu arbeiten, wenn ſie nicht eben müßte. Er denke zu nobel, ſein Geiſt ſei zu ſelbſtändig, Literatur und Wiſſenſchaft ſelbſt ihm viel zu heilig, um dieſem Muß zu weichen; wenn er erſt einmal ein reicher Mann geworden (und daß er das werden würde, darüber war ihm wiederum nicht der mindeſte Zweifel, obwohl er ſelbſt das Wie noch nicht anzugeben wußte), dann werde er arbeiten, die Welt ſolle erſtaunen, wie ſehr! Schon lägen ganze bändereiche Werke fertig in ſeinem Kopfe, er warte nur auf die Muße des Glücks, um damit hervorzutreten. Wenn er es jetzt thäte, ſo könnten die Leute ihm vorwerfen, er wolle Geld damit verdienen — und das erlaube ihm ſein Ehrgefühl nicht, das wahrhaftig nicht kleiner ſei, als bei irgend Einem des geſammten Hauſes Blotz, Blotz-Blotz und Blotz-Winkelhauſen!

Zehntes Kapitel.

Die Kataſtrophe.

Bei dieſen Grundſätzen konnten es denn allerdings eben keine Schätze ſein, die Florentin erwarb: und ſeine liebenswürdige Couſine ſah ſich mehr als einmal genöthigt, ſich in ſeine ſtark derangirten Verhältniſſe einzumiſchen.

Um Florentin jedoch nicht in ungünſtigerm Lichte erſcheinen zu laſſen, als er es verdient, müſſen wir dabei bemerken, daß die Aufforderung dazu keineswegs von ihm ſelbſt ausgegangen war, ſondern daß lediglich ein Zufall, verbunden mit dem Intereſſe, welches Victoria für den ſeltſamen Vetter hegte, ihr überhaupt den erſten genauern Einblick in ſeine ökonomiſchen Zuſtände verſchafft hatte. Spielen war zwar nach Florentin's eigener Anſicht eine Dummheit, aber doch noch immer nobler als arbeiten. Und ſo hatte er denn alſo den Verſuch gemacht, ob ihm vielleicht das Spiel behilflich ſein würde, ſeine dürftige Lage zu verbeſſern.

Dies hatte Victoria bemerkt: und da ſie im Gegentheil, in ihrem reinen und edlen Sinne, das Spiel für eins der gefährlichſten und furchtbarſten Laſter hielt, die ſich denken ließen, ſo war ſie mit den herzlichſten und inſtändigſten Vorſtellungen in ihn gedrungen, von dieſem abſcheulichen Vergnügen abzuſtehen.

In Verfolg dieſer Vorſtellungen war es nun weiter zu Erklärungen und Aufſchlüſſen gekommen, welche damit endeten, daß Victoria es ihrem Vetter ein für allemal zur Pflicht machte, ſie ſelbſt als ſeine Glücksgöttin zu betrachten, eine Glücksgöttin, die auch blind ſein würde, aber nur darin, daß ſie niemals nachforſchen wollte, woher das Bedürfniß entſtanden und wohin das Geld käme, und deren Gunſt nicht erſt durch Würfel oder Karten auf die Probe geſetzt zu werden brauchte.

Florentin hatte ſich lange und ernſthaft geſträubt, bevor er das großmüthige Anerbieten ſeiner Couſine annahm. Endlich indeſſen, theils durch die Noth gedrängt, theils und noch mehr durch das Intereſſe geſchmeichelt, welches Victoria's Antrag für ihn verrieth, hatte er ihren Bitten nachgegeben.

Und da es bekanntlich in allen Dingen nur der erſte Schritt iſt, welcher koſtet, und da es auch übrigens zu dem kameradſchaftlichen Verhältniß, das zwiſchen ihnen waltete, ganz vortrefflich paßte, ſo hatte er ſich mit der Zeit gewöhnt, Victoria's Börſe ſo ziemlich als die ſeine zu betrachten.

Graf Filibert hatte von dieſen Vorgängen natürlich keine Ahnung. Er verwunderte ſich zwar in der Stille öfters (und zuweilen auch ſogar laut) über das viele Geld, welches Victoria verbrauche. Da es jedoch die Einkünfte ihres Erbtheils waren, über welche ſie vollkommen ſelbſtändig zu verfügen hatte, ſo mußte er es ſchon bei dieſer Verwunderung bewenden laſſen.

Auch hätte es für Florentin ſelbſt auf der ganzen Welt nichts Unangenehmeres geben können, als wenn Graf Filibert hinter ſein ökonomiſches Geheimniß gekommen wäre. Er wußte, daß der Graf, nach ſeiner Denkweiſe, ihm dies nie würde verziehen haben: und ſo ſichtbar er jetzt auch in der Gunſt ſeines Vetters geſunken war, ja ſo wenig er ſelbſt für den Augenblick danach fragte, ſo hatte er gleichwohl insgeheim die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben, dieſelbe bei Gelegenheit wohl wieder zu gewinnen. Der politiſche Dünkel ſeines Vetters kam ihm höchſt abgeſchmackt, ſeine ſtaatsmänniſche Befähigung höchſt zweifelhaft vor, es war richtig: aber er kannte die Welt auch zu gut und hatte die politiſche Conſtellation zu wohl durchſchaut, um nicht zu wiſſen, daß gerade dergleichen Mittelmäßigkeiten am erſten von dem Strom erfaßt und in die Höhe getragen werden. Der Mann der Zukunft — er war nicht ſparſam mit ſeinen Sarkasmen, wenn Graf Filibert ſich ſo nennen ließ, oder wohl gar ſelbſt auf dieſen ſeinen Beinamen anſpielte: aber bei ſich ſelbſt mußte er gleichwohl zugeſtehen, daß der Name keineswegs ſo ganz ohne Bedeutung ſei und daß es nur einer leichten Wendung des Windes bedürfe, ihn zur Wahrheit zu machen.

Und darum alſo wollte er ſich Filibert's Freundſchaft nicht völlig verſcherzen, oder ſich doch wenigſtens immer die Rückkehr derſelben offen erhalten. Gerade wenn die Eitelkeit ſeines Vetters einmal wirklich befriedigt würde, wenn er in der That einmal das Ruder der Gewalt in die Hände bekommen ſollte, gerade dann, meinte Florentin, müßte auch ſeine eigene Stunde gekommen ſein. Filibert mußte ſeine Schwäche alsdann ſelbſt erkennen, er mußte fühlen, daß er ſeiner neuen Stellung nicht gewachſen ſei, und daß er ſich ohne Rath und Beiſtand eines überlegenen Geiſtes nicht darin erhalten könne. Und wo konnte er dieſen Rath alsdann bequemer finden, von wem dieſen Beiſtand lieber annehmen, als von ihm, ſeinem eigenen Blutsverwandten?

Allein in dieſer Hoffnung ſollte er aufs Bitterſte getäuſcht werden. Die Kataſtrophe, welche Florentin, und mit ihm Alle, die ſich auch nur ein ganz klein wenig auf den politiſchen Horizont verſtanden, ſeit Langem vorausgeſehen, trat wirklich ein; die Märzbewegung des Jahres Achtundvierzig brach los und ergriff, wie ſich von ſelbſt verſteht, auch das Ländchen, in deſſen

Hauptſtadt wir uns befinden. Es iſt ſchon berichtet worden, in welcher zahmen Art die Revolution hier auftrat. Aber auch dieſe wenigen zerbrochenen Fenſterſcheiben und dieſe eine apokryphe Barrikade waren bereits hinlänglich, das bisherige Miniſterium zu ſtürzen und ein neues, „freiſinniges und volksthümliches" an ſeine Stelle zu ſetzen.

Brauchen wir erſt zu ſagen, wer an der Spitze dieſes Miniſteriums ſtand? Niemand anders als der Mann der Zukunft, für den jetzt endlich der Moment der Gegenwart gekommen war. — Wir überheben uns der überflüſſigen Mühe, den Jubel ſeiner Anhänger zu ſchildern, oder auch das höchſt wohltönende, von Freiheit und Geſetzlichkeit ſtrotzende Programm zu wiederholen, mit welchem Filibert, derſelbe Filibert, den man wenige Jahre zuvor durch das diplomatiſche Examen hatte fallen laſſen, ſein hohes Amt antrat; — es war das genau ebenſo, wie es überall damals geweſen iſt und wie es auch Florentin ganz richtig vorausberechnet hatte....

Bis auf den einen, verdrießlichen Umſtand freilich, daß Graf Filibert auch als Miniſter nicht die mindeſten Anſtalten machte, Vetter Florentin in ſeine Freundſchaft wieder aufzunehmen. Im Gegentheil, er wurde noch kälter, noch förmlicher gegen ihn. Die vielen Geſchäfte, mit denen er ſich auf einmal — wir wiſſen nicht, ob wirklich beladen ſah oder beladen ſtellte, ließen ihm überhaupt nur wenig Zeit für die Geſelligkeit übrig. Freilich fand regelmäßig alle Freitag Abend großer Empfang bei dem neuen Miniſterpräſidenten ſtatt: aber dieſe Zuſammenkünfte waren alsdann ſo zahlreich, und Filibert's bisherige Parteigenoſſen, die Stützen und Pfleger ſeiner politiſchen Größe, machten ſich, im Gefühl ihrer Vaterrechte, ſo breit dabei, daß der arme, amt- und einflußloſe Vetter kaum von der Seite angeſehen ward.

Das war nun ein gewaltiger Strich durch die Rechnung, und hätte Florentin ſich noch über irgend etwas ernſtlich ärgern können, in dieſem Falle hätte er es ganz gewiß gethan.

So indeſſen lachte er nur darüber, oder ſtellte ſich wenigſtens ſo, als ob er es thäte. Seine Zeit, tröſtete er ſich bei ſich ſelbſt, werde ſchon ebenfalls noch kommen; der Honigmond der Volksgunſt müßte nur erſt verronnen ſein, das Feuer der Noth der neuen Excellenz nur erſt ein wenig auf den Nägeln brennen, ſo werde ſie ſich wohl auch erinnern, daß ſie einen Vetter Florentin habe, der in ſeinem kleinen Finger mehr politiſchen Verſtand und mehr Kenntniß beſitze, als alle ſeine jetzigen Anhänger, ja Seine Excellenz ſelbſt in ihrem ganzen großen Kopfe!

Und wenn dieſe Noth nicht freiwillig kommen wollte, nun gut, ſo mußte man ein Bischen nachzuhelfen ſuchen, damit ſie käme ....

Elftes Kapitel.

Der Clubführer.

Und damit ſind wir denn glücklich bei dem ſehr ehrenwerthen Club der Wahrhaften wieder angelangt.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß derſelbe einer der erſten war, die in der Hauptſtadt gegründet wurden. Auch Florentin war ihm beigetreten, nicht ſowohl aus eigentlichem politiſchen Intereſſe: — die ganze Bewegung des März kam ihm unſäglich abgeſchmackt vor, und er prophezeite ihr in ſeinen vertraulichen Unterhaltungen mit Victoria ſchon damals einen ganz ſo üblen Gang voraus, als ſie ſeitdem auch wirklich genommen hat — : ſondern nur weil er überhaupt eine Rolle ſpielen wollte, ſollte es auch zunächſt nur eine ziemlich unſcheinbare ſein.

Noch weit lieber freilich wäre er Parlamentsdeputirter geworden. Allein er hatte zu den Parlamenten, die damals zuſammentraten, kein rechtes Zutrauen; er witterte ſehr richtig, daß dieſelben über kurz oder lang nach den verſchiedenſten Seiten hin in ſehr unangenehme Colliſionen kommen müßten, und hatte keine Luſt, ſich für eine Sache zu compromittiren, deren Ausgang ihm ſo außerordentlich unſicher ſchien und von der er für ſich perſönlich keinen rechten reellen Nutzen abſehen konnte.

Auch war es bei dem idealiſtiſchen Taumel, der ſich damals noch aller Gemüther bemächtigt hatte, ſehr unwahrſcheinlich, daß eine ſo nüchterne, ſo durchweg kritiſche Natur, wie Florentin, ſich den Beifall der Wähler erwerben würde: und mit vollem Recht hielt er dafür, daß es viel beſſer ſei für ſeine politiſche Zukunft, gar keinen Verſuch zu machen, als einen vergeblichen.

Dem Club der Wahrhaften aber trat er bei, weil das Programm deſſelben Einen eben zu gar nichts verband, und man ſich als Mitglied deſſelben eben ſo gut nach rechts wie nach links, auf den Berg wie ins Centrum ſetzen, Standrecht erklären oder Guillotinen errichten konnte.

Ueberdies auch war kein anderer Club ſo geeignet, ſeinem Vetter, dem Miniſter, das Paroli zu bieten, das er im Sinne hatte; loyal genug, um trotz ihrer Mitgliedſchaft den perſönlichen Verkehr mit dem Hauſe des Miniſters noch immer aufrecht erhalten zu können, waren die Wahrhaften doch auch wieder viel zu eitel und viel zu ängſtlich um die Volksgunſt beſorgt, um nicht ein ſehr bequemes, ſehr dienſtwilliges Werkzeug für gelegentliche oppoſitionelle Verſuche abzugeben.

In dieſem letztern Punkte gelang Florentin's Plan vollkommen. Niemand in der ganzen Geſellſchaft gab es, der auch nur von fern hätte daran denken können, Florentin die Spitze zu bieten, an Gewandtheit der Rede ſo wenig und Schärfe des Urtheils, als ganz beſonders an politiſcher Erfahrung und der genaueſten Kenntniß aller parlamentariſchen Gebräuche. Man erinnert ſich, daß die Clubs jener Zeit kein größeres Vergnügen und keine wichtigere Aufgabe kannten, als den wirklichen Parlamenten möglichſt getreu nachzuäffen. Wenn irgend wo, ſo war dies im Club der Wahrhaften der Fall: und begreift man daher auch leicht, welchen Einfluß Florentin durch dieſe ſeine Kenntniß in demſelben gewinnen mußte und welche glänzende Rolle ihm dadurch innerhalb des genannten Clubs geſichert war. Hätte hinter dieſem Scherz für Jeden, der des Nachdenkens fähig, nicht ein ſo verhängnißvoller, ſo furchtbarer Ernſt geſtanden, es wäre wahrhaft ergötzlich geweſen, mit anzuſehen, wie Florentin ſeine „wahrhaft freiſinnigen patriotiſch und volksthümlich geſinnten Mitbürger“ lenkte, bald ſo, bald anders, bald graue Reaction, bald rothe Republik, wie es eben in ſeine kleinen Intriguen paßte und ſogar mitunter auch, wie ihn blos die Laune des Augenblicks ſtachelte. Wir wiſſen, wie Florentin überhaupt über die Menſchen dachte: und dieſe wackern Männer und ſchlechten Muſikanten, unter denen er ſich hier bewegte, waren freilich nicht geeignet, ihn von ſeiner Weltverachtung zurückzubringen.

Er ſelbſt war (auch dies iſt bereits geſagt worden) ohne alle eigentliche politiſche Geſinnung; hatte er überhaupt einen beſtimmten Standpunkt, ſo ging derſelbe noch weit über die äußerſte Rechte, wie ſie ſich damals zu zeigen wagte, hinaus, unmittelbar bis zu jenen Junkern und Standesherren, wie ſie ſich ſeitdem mit ſo anerkennenswerther Offenherzigkeit wieder entpuppt haben. Aber ein um ſo größeres Gaudium machte es ihm gerade deshalb, dieſe, im Grunde ihres Herzens alle ſo zahmen, ſo friedlichen Geheimenräthe, Kaufleute und kleinen Bürger gelegentlich zu den gewaltthätigſten und blutdürſtigſten Beſchlüſſen zu verleiten.

Und da der Club der Wahrhaften bekanntlich Alles beſchloß, was ihm durch eine intereſſante Debatte plauſibel gemacht worden war, ſo gelang ihm dieſes Spiel regelmäßig; die guten „Mitbürger“ erſchraken mitunter ſelbſt und faßten mit einer unwillkürlichen Handbewegung nach ihren Köpfen, ob ſie auch noch feſt ſaßen, wenn ſie am nächſten Morgen in der Zeitung gedruckt laſen, was ſie den Abend zuvor unter großem Jubel und mit rührender Einſtimmigkeit beſchloſſen hatten.

Indeſſen das Unglück war dann einmal geſchehen. Und da ſie ſich ſämmtlich ihrer unſträflichen Abſicht bewußt waren, ſo tröſteten ſie ſich nicht nur damit, daß ja doch nichts aus Allem würde, was ſie beſchlöſſen, ſondern machten es auch bei der nächſten Gelegenheit richtig wieder ſo.

Die Allerbedenklichſten endlich beruhigten ſich noch immer damit, daß es ja der eigene Vetter Seiner Excellenz des präſidirenden Herrn Miniſters ſei, der an der Spitze des Clubs ſtehe und alle dieſe wunderſamen Sachen aufs Tapet bringe; wenn ſie dem Herrn Miniſter wirklich unangenehm wären, oder wohl gar, was Gott in Gnaden verhüten wolle, verbrecheriſch, ob Seine Excellenz dann wohl zugeben würden, daß Dero eigener leiblicher Vetter, der ja noch dazu nur ſo eine Art Gnadenbrot an Dero Tafel äße, ſich mit derartigen Dingen befaßte?

Aber nein, dazu war Graf Filibert, wenn auch ſonſt kein politiſches Lumen, denn doch zu klug. Er ließ den Vetter Florentin reden, beantragen und beſchließen, was ihm gefällig war, ſelbſt auch als Florentin anfing, ſich in ſeinen Angriffen immer directer gegen ihn ſelbſt zu richten, ohne die geringſte Notiz davon zu nehmen oder gar einen perſönlichen Unwillen gegen ihn an den Tag zu legen.

Vielmehr behandelte er ihn fort und fort mit derſelben kühlen Höflichkeit, wie bisher, und lud ihn namentlich auch regelmäßig ſowohl zu den offiziellen Abendunterhaltungen ein, als auch zu allen Feſtlichkeiten, die ſich etwa ſonſt im Hauſe ereigneten. Denn das, pflegte er ſeinen Vertrauten, die ihre Bewunderung über dieſe Großherzigkeit nicht verſchweigen konnten, zu expliciren, — das gerade ſei das Kennzeichen eines wahren Staatsmannes, und das nicht gewußt oder doch nicht beachtet zu haben, daran eben wäre das alte Syſtem zu Grunde gegangen, nämlich, daß der Staatsmann eine Oppoſition müſſe vertragen können; wobei er denn jedesmal mit vielſagendem Lächeln das bekannte Bonmot citirte, welches dem ältern Pitt zugeſchrieben wird.

Er für ſeine Perſon (fuhr der Miniſter fort) wolle in dieſen Fehler nicht verfallen. Und wenn gewiſſe Leute, die er nicht näher zu bezeichnen brauche, da ihr Name ja (und auch dieſe Zweideutigkeit war höchſt glücklich gewählt und machte, als das neueſte Witzwort des Herrn Miniſters und eine glänzende Beſtätigung ſeiner ſeltenen Geiſtesgaben, noch denſelben Tag die Runde durch alle Salons der Hauptſtadt bis hinunter in die Bierhäuſer und Branntweinſchenken).....

Alſo er ſagte: wenn auch gewiſſe Leute, die er nicht erſt näher zu bezeichnen brauche, „da ihr Name ja ohnedies in Aller Munde ſei", ihre Pfeile auch immer tiefer in Gift tauchen und immer unverſteckter gegen ſeine Bruſt richten ſollten, ſo werde er ſich darüber nur freuen. Denn immer deutlicher fühle er gerade daran, daß er das Schild des Vaterlandes ſei; auch ſeien das die ſchlechteſten Früchte nicht — und ſo weiter, wie in der Kinderfibel zu leſen ſteht.

Deſto größern Unwillen erregte Florentin's oppoſitionelles Auftreten bei den übrigen Mitgliedern des hochadeligen und ſehr vornehmen Hauſes Blotz. Seitdem Graf Filibert Miniſter geworden, hatten dieſelben ſich aufs Vollſtändigſte mit ihm wieder ausgeſöhnt; es gab jetzt gar keinen beſſern Mann als ihn, und kein noch ſo blödſinniger Vetter und keine noch ſo zähnewackelnde Baſe war jetzt in der ganzen Familie zu finden, die es ihm nicht ſchon als Kind vorausgeſagt hatten, daß Graf Filibert dereinſt noch der Stolz ſeines Hauſes, ja der größte Mann des Jahrhunderts werden würde!

Gegen dieſe ſeine Blutsverwandten ging der Graf dann ſchon etwas deutlicher mit der Sprache heraus. Er nöthigte ſie, wenn ſie ihn in ſeinem Cabinet beſuchten, aufs Sopha, drückte ihnen die Hände, duzte die entfernteſten Seitenverwandten, auf deren Geſicht er ſich früher kaum hatte beſinnen können ....

In einer ſo zahlreichen und weitverzweigten Familie, wie die vereinigten Blotz, Blotz-Blotz und Blotz-Winkelhauſen, könne es ja wohl freilich nicht anders ſein, ſagte er, und kein Menſch könne es anders verlangen, als daß Einige geriethen, Einige (indem ſeine Stimme ſich ſenkte und ſeine Achſeln ſich kaum merkbar hoben) misriethen. Es ſei allerdings einigermaßen unangenehm, daß ein Sprößling dieſer alten und edlen Familie — auf welche, hier im Vertrauen dürfe er es ihnen wohl geſtehen, Niemand ſtolzer ſei und deren Rechte Niemand eifriger wahrnehmen könne, als er — ſich ſo weit herablaſſe (aber bevor er das ſagte, ſah er jedesmal erſt nach, ob auch Niemand an der Thüre horche), — den politiſchen Hanswurſt zu ſpielen, und die unverſtändige, urtheilsloſe Menge durch theils thörichte und unſchickliche, theils ſogar verbrecheriſche Umtriebe noch immer mehr in Aufregung und Verwirrung zu ſetzen. Indeſſen das bringe die politiſche Jahreszeit nun ſo mit ſich —: „Warme Frühjahre, liebſter Vetter, weißt du wohl, bringen allemal viel Ungeziefer hervor: je nun, und wir, dächt' ich, haben einen ziemlich heißen März gehabt — laß nur gut ſein, lieber Vetter, die Temperatur wird ſich ſchon wieder abkühlen, ich bin dir gut dafür....“

Doch was ſollen wir uns bei dieſer Schilderung noch länger verweilen? Graf Filibert war ein richtiger Märzminiſter; damit iſt Alles geſagt.

Nur eine Einzige in der ganzen Verwandtſchaft gab es, die war auch mit Florentin's politiſchem Auftreten einverſtanden; freilich war auch ſie die Einzige, die mit den geheimen Motiven deſſelben vertraut war — Victoria.

Nicht daß Victoria die Freiheit gehaßt hätte. Ihre Seele empfand, bei manchen kleinen Seltſamkeiten und Verſchrobenheiten, welche Erziehung und üble Gewöhnung ihr gleichſam angeſpritzt hatten, groß und edel; ſie war ein Weib, ein reines, großherziges, tugendhaftes Weib — wie hätte ſie anders können, als die Freiheit lieben?

Aber ſie haßte und verachtete, wie ſchon früher erzählt worden iſt, die Männer; ſie konnte ſich nicht denken, daß ein ſo verdorbenes, ſo unwürdiges Geſchlecht berufen und fähig ſei, der Welt die Freiheit zurückzuführen. Auch jetzt wieder war es ihr eine ſchmerzliche Erquickung, dieſe ihre Anſicht von Florentin beſtätigen zu hören. Und wenn er weiter nichts gethan hätte, als ihrem Bruder, dieſem erbärmlichen, unfähigen Achſelträger, Verlegenheiten bereiten, und nichts weiter zu Wege gebracht, als dieſen faden, ohnmächtigen, ſpießbürgerlichen Club der

Wahrhaften durch die Inconſequenz ſeiner Beſchlüſſe immer tiefer in der öffentlichen Meinung herabzuſetzen und immer irrer zu machen an ſich ſelbſt, ſo war ſchon dieſes eine That, für die ſie ihrem Vetter hätte um den Hals fallen können!

Die höchſte Liebe und der höchſte Haß grenzen viel näher zuſammen, als man gewöhnlich meint, und das nicht blos in rein perſönlichen Beziehungen. Auch Victoria liebte die Freiheit ſo heiß, die Idee des Volkes ſchwebte ihr als etwas ſo Großes, ſo Heiliges vor, daß ſie dieſe unwürdigen Vertreter der Freiheit nur verachten, dieſes Volk, wie es wirklich war, nur haſſen konnte! Niemand ahnte von dieſem geheimen Zuſtand ihrer Seele, am wenigſten Florentin; es war ein keuſches Geheimniß, das ſie viel zu hoch hielt, um es der Welt zu zeigen. Ja wer ihre Aeußerungen über die jüngſte Volksbewegung hörte, der mußte ſie im Gegentheil für die allereingefleiſchteſte Reactionairin halten; es gehörte mehr Muth dazu, als die meiſten Männer dazumal hatten, ſo laut über die Ohnmacht und Halbheit derſelben zu ſpotten und ihren baldigen Untergang mit ſo viel beleidigender Sicherheit vorauszuſagen, als es von Filibert's Schweſter geſchah.

Aber Eins entging ihrem ſonſt ſo ſcharfen Verſtande dabei allerdings völlig: ſie bemerkte nicht, daß dieſe poſitive Seite der Liebe und der Begeiſterung, welche in ihr ſelbſt ſo mächtig war, bei Florentin völlig mangelte, und daß hinter all ſeiner geiſtreichen Kritik, all ſeinen fein geſchmiedeten Anſchlägen, all ſeinen witzigen Sarkasmen eigentlich nur der allerplatteſte Egoismus lag.

Oder ſah ſie es vielleicht auch? und achtete blos nicht darauf, weil Florentin ein Mann war — und ſie es von keinem Manne anders erwartete?

Zwölftes Kapitel.

Eine bürgerliche Bekanntſchaft.

Bei alledem indeſſen würde Florentin vermuthlich doch nicht im Stande geweſen ſein, die Zügel des Clubs ſo lange und mit ſo entſchiedenem Glück zu führen, hätte er nicht an den Beſtrebungen eines andern jungen Mannes, den wir Hermann nennen, einen höchſt wirkſamen Beiſtand gefunden.

Freilich waren dieſe Beſtrebungen, ſowohl ihrem eigentlichen Urſprunge wie ihrem Ziele nach, ſehr verſchiedener Natur und Niemand ließ ſich von der Rolle, die er in Florentin's Berechnungen ſpielte, weniger träumen, als Hermann ſelbſt.

Hermann, um es mit einem Worte zu ſagen, war ein aufrichtiger, ehrlicher Schwärmer, ohne Kenntniß der Welt und des wirklichen Lebens; naturwüchſig, von geſunder Derbheit, vielleicht ſogar ein wenig ungeſchlacht, wie ſeine hochaufgeſchoſſene, breitſchulterige Geſtalt, mit dem lebhaften, von Eifer und Aufregung beſtändig gerötheten Antlitz, zu dem die ebenfalls röthlichen, etwas ſtruppigen Haare ſich ſo höchſt ſeltſam ausnahmen, waren auch ſeine Anſichten, ſeine Ideale, Hoffnungen und Pläne.

Hermann hatte Geſchichte ſtudirt; mit warmer, offener Seele hatte er alles Große und Erhabene derſelben in ſich aufgenommen, Rom und Griechenland in ihren glänzendſten republikaniſchen Zeiten ſtanden vor ihm, als die erhabenſten Typen der Menſchheit, und nichts konnte ſeinen Glauben erſchüttern, daß auch das gegenwärtige Geſchlecht zu einem gleich hohen Ziele beſtimmt ſei.

Hermann hatte ſich eigentlich für das akademiſche Lehrfach ausgebildet. Aber theils die Beſchränktheit ſeiner pecuniären Mittel (er war der Sohn einer armen rheiniſchen Winzerfamilie, und nur die außerordentlichen Fähigkeiten, welche er frühzeitig an den Tag gelegt, hatten ihm den Weg zur Univerſität öffnen können), theils und hauptſächlich die vielfachen Vexationen, welche die Behörden ihm entgegengeſetzt, hatten ihn gehindert, ſeinen Plan zur Ausführung zu bringen.

Doch hatte das Alles den friſchen Muth ſeiner Seele nicht brechen können. Gleich Florentin, mit dem er eben dadurch in Bekanntſchaft gerathen war, lebte er als Correſpondent verſchiedener auswärtiger Zeitungen in der Hauptſtadt. Und da er eben ſo fleißig war, als Florentin faul, und Arbeit und Anſtrengung für eine eben ſo große Ehre hielt, als Florentin darin eine Schande erblickte, ſo fand er dabei ſein ganz leidliches Auskommen, beſonders auch, da er in ſeinen Bedürfniſſen höchſt mäßig war — ein einziges ausgenommen, über das wir ſogleich noch berichten werden.

Auch Hermann gehörte zu den früheſten Mitgliedern des Clubs der Wahrhaften. Hätte er nur ſeiner politiſchen Ueberzeugung folgen wollen, ſo hätte er ſich ganz andere Geſinnungsgenoſſen ſuchen oder wenigſtens ſchon längſt wieder von ihnen ausſcheiden müſſen. Aber, wie es im Leben geht, und wie auch der wackerſte Menſch zuweilen geneigt iſt, Rückſichten walten zu laſſen, die zwar an und für ſich höchſt verſtändig und ehrenwerth, aber unter den gegebenen Bedingungen nichts weniger als an ihrem Platze ſind: ſo hatte ſich auch Hermann durch ſeine Pietät gegen jenen Rechtsgelehrten, deſſen wir früher, als des hauptſächlichſten Gründers der Wahrhaften, gedacht haben und dem er in vielfacher Hinſicht zu Dank verpflichtet war, zum Eintritt in den oft genannten Club bewegen laſſen. Als der Kern des Pudels mit der Zeit immer deutlicher zu Tage kam, da hätte Hermann ſeinen Namen zwar gern von der Liſte ausgeſtrichen. Aber das, wie er glaubte, geſtattete ihm wieder die Conſequenz nicht, beſonders nachdem jener Rechtsgelehrte ſelbſt ſich ſo frühzeitig von dem Club zurückgezogen und ſeinen Verfall dadurch zwar nicht veranlaßt, aber doch vielleicht beſchleunigt hatte. Ein ſolches Deſertiren von der Fahne, die man ſelbſt mit aufſtecken helfen, hielt Hermann für ein großes Unrecht: und ſo ſetzte er denn ſeinen Stolz darein, nicht nur bei dem Club auszuharren, ſondern denſelben auch nach Kräften vernünftig — das hieß alſo in ſeinem Sinne möglichſt radical und republikaniſch zu machen.

Nun ſieht der Leſer ſchon ab, auf welche Weiſe Hermann, ohne ſelbſt eine Ahnung davon zu haben, Florentin in die Hand arbeiten mußte. Was Florentin zum Poſſenſpiel diente, war ihm der heiligſte und bitterſte Ernſt; die übertriebenen und zum Theil widerſinnigen Anträge, welche Florentin ſtellte — aber Hermann, der keinen Augenblick daran zweifelte, es komme nur darauf an, ſtehenden Fußes die Republik zu proclamiren, ſo wären ſofort auch die Miltiades und Cimon, die Brutus und Curtius vorhanden, nahm ſie für völlig baare Münze!

Es war ein wunderlicher Anblick, wie die beiden jungen Männer in den Sitzungen des Clubs ſich gegenſeitig anreizten und überboten und wie (ſo ſchien es wenigſtens) keiner von ihnen in Patriotismus und Freiſinnigkeit ſich ſelbſt genug thun konnte. Florentin, mit dieſer vollkommenen Herrſchaft über ſich ſelbſt, die er ſich ſeit Langem zu eigen gemacht hatte, ſo wie bei der ironiſchen Gleichgiltigkeit, die ihn innerlich erfüllte, hatte dabei das beiweitem beſte Theil: während es dem guten ehrlichen Hermann im Uebermaß ſeiner Begeiſterung nicht ſelten begegnete, daß er garſtig über die

Schnur hieb und Verwirrungen anſtiftete, die ſelbſt Florentin ein wenig zu arg wurden, nämlich weil ſie möglicherweiſe ernſthaft werden konnten.

In der Regel jedoch leiſtete Hermann dem Florentin die vortrefflichſten Dienſte; wenn die Geſellſchaft matt war, die Stimmung flau oder die Beſorglichkeit über einige frühere tollkühne Beſchlüſſe allzu laut in den Köpfen der ehrenwerthen Mitbürger nachſummte, ſo brauchte er nur Hermann ins Feuer zu ſchicken. Hermann war kein beſonderer Redner; wenigſtens lange kein ſo gewandter, wie Florentin. Aber er ſprach mit dem Nachdruck der Ueberzeugung; aus dieſen ſich verwickelnden Sätzen, dieſem Stottern, Pruhſten, Stammeln, in das er zuweilen gerieth, und zwar regelmäßig da, wo ihm etwas recht ſehr am Herzen lag, ſprach eine ſolche treue, redliche Geſinnung und ein ſo ungekünſtelter, edler Enthuſiasmus, daß er ſeine

Zuhörer jedesmal zur lauteſten Begeiſterung mit ſich fortriß.

Und das eben war es, was Florentin beabſichtigte; ſeine Eitelkeit mußte hier vor ſeiner Intrigue, der Ehrgeiz des Augenblicks vor der tieferen Berechnung zurückweichen. Auch brauchte das Opfer niemals von Dauer zu ſein. Denn nun, wenn Hermann die Köpfe ſo recht heiß, die Herzen ſo recht verwegen gemacht hatte, dann trat Florentin auf und wies ſeinem ſehr verehrten Mitbürger nicht nur eine Reihe einzelner kleiner Unrichtigkeiten nach, welche er ſich in ſeinem übrigens ſo höchſt geiſtreichen und glänzenden Vortrage zu Schulden kommen laſſen (und in der That waren es ſtets nur höchſt geringfügige Kleinigkeiten, da Hermann ſeinem Freunde an eigentlicher gründlicher Geſchichtskenntniß um ein Anſehnliches überlegen war) —: ſondern er gab der Verſammlung auch anheim, ob ſein ſehr ehrenwerther Freund nicht in dieſem oder jenem Punkte vielleicht doch etwas zu weit gegangen. Zwar was ihn ſelbſt angehe, ſo wiſſe man ja wohl, daß er keine Furcht kenne und daß äußere Vortheile ihn nicht verlocken könnten, davon hätte er ja wohl auch ſchon ſeine Proben gegeben; — eine Wendung, mit welcher er auf ſein geſpanntes Verhältniß zu ſeiner Familie anſpielte und die, ſo wenig ſie auch den hinlänglich bekannten Thatſachen entſprach, doch jedesmal mit größtem Applaus aufgenommen ward.

Aber man müſſe, fuhr er fort, in der Politik doch auch immer an die praktiſche Ausführbarkeit denken, das ſei die Hauptſache in der Politik und dasjenige, wodurch der eigentliche Staatsmann ſich von dem bloßen politiſchen Dilettanten unterſcheide. Und endlich möchte doch auch das wohl in einige Erwägung zu ziehen ſein, daß auf dieſen Bänken auch viele höchſt ausgezeichnete Staatsbeamte, Hausbeſitzer und Familienväter ſäßen, die doch auch gewiſſe Rückſichten zu nehmen hätten. Er wolle nicht ſagen, daß es nicht Fälle gäbe, wo nicht alle Rückſichten bei Seite zu ſetzen wären, und am wenigſten bezweifle er es von dieſer patriotiſchen und erleuchteten Verſammlung, daß ſie, wenn dergleichen Fälle eintreten ſollten, ihren Opfermuth auch durch die That beweiſen würde. Für den Augenblick indeſſen ſchienen ihm die Sachen noch nicht auf dieſem Punkte zu ſtehen ....

Politiſche Praxis — eigentliche Staatsmänner — nicht zu bezweifelnder Opfermuth — wie das den Spießbürgern ſo behaglich einging! und wie der beſchwichtigende Zuſatz, daß die Sachen noch nicht auf dieſem Punkte ſtanden, ſie ſo angenehm ſtreichelte! Und wieder und zum dritten und vierten Mal donnerte ſtürmiſches Händeklatſchen durch den Saal, und ein Mitbürger bot dem andern eine vergnügte Priſe an und ſchwur darauf, ſo einen Menſchen wie den Herrn

Baron Florentin von Blotz hätte es doch noch gar nicht gegeben, wenigſtens in den Jahren nicht und mit Ausſchluß natürlich Seiner Excellenz, des Herrn Miniſters, und es wäre doch jammerſchade, daß ſie ihn nicht wenigſtens nach Frankfurt geſchickt . . . .

Wenn dann die Woge des Beifalls ſich wieder geebnet, pflegte Florentin einen veränderten Antrag zu ſtellen, der in etwas milderer Faſſung ungefähr daſſelbe beſagte, wie das von Hermann urſprünglich Beantragte und auch in dieſer mildern Faſſung noch immer unausführbar und thöricht genug war. Der wurde von der Verſammlung denn allemal mit großer Genugthuung angenommen — und Florentin hatte den dreifachen Vortheil, erſtlich dem Club, den er unſäglich verachtete, wiederum einen Poſſen geſpielt, zweitens, ſeinen Vetter, den Miniſter, aufs Neue geärgert, und endlich drittens den guten ehrlichen Hermann als einen unpraktiſchen Schwärmer compromittirt, ſich ſelbſt aber in der Meinung des Publikums nur um ſo feſter geſtellt zu haben.

Zuweilen war es dem wackern Hermann wohl, als ob hier nicht Alles mit rechten Dingen zugehe und als ob Florentin es am Ende wohl gar nicht ſo meine, wie er ſage. Er nahm ſich dann wohl vor, ſich etwas von Florentin zurückzuziehen oder ihn genauer zu beobachten. Aber dergleichen Vorſätze hafteten in dem von Natur ſo treuherzigen, ſo unbefangenen Gemüth des jungen Mannes nicht lange, und ehe er es ſich ſelbſt verſah, war er in dem alten, vertraulichen Verhältniß mit ihm, — beſonders da auch Felix großes Behagen an dem Umgange des jungen Edelmannes fand.

Dreizehntes Kapitel.

Die Freunde.

Denn auch Felix, eben jener junge Dichter, den wir dem Leſer im Eingang dieſer einfachen Hiſtorie als den eigentlichen Helden derſelben angekündigt haben, gehörte zu Florentin's Bekanntſchaft. Florentin hatte überhaupt einen doppelten Umgangskreis: einen vornehmen, ſo zu ſagen diplomatiſchen, mit dem er hauptſächlich im Hauſe ſeines Vetters Filibert zuſammentraf, und außerdem etwa noch in gewiſſen leichtfertigen Localen der Hauptſtadt, — und einen obſcuren, bürgerlichen, der wiederum von Florentin's ſonſtiger Exiſtenz wenig oder nichts wußte und in welchem Hermann und Felix die erſten Plätze einnahmen.

Felix war, wie unſere Leſer gehört haben, Poet; es würde ihn ſelbſt glücklich gemacht haben, unausſprechlich glücklich, hätte er nichts Anderes zu denken und namentlich nichts Anderes zu ſchreiben gebraucht, als was mit ſeiner eigentlichen Lieblingsneigung, der Dichtkunſt, in nächſter Beziehung ſtand.

Allein den wenigſten Menſchen wird es bekanntlich ſo gut, daß ſie nur ihrem Genius folgen dürfen. Auch Felix, gern oder ungern, hatte ſich entſchließen müſſen, neben der Poeſie, noch andere literariſche Arbeiten zu treiben, auf die er ſelbſt zwar blutwenig Werth legte, die aber doch die nicht ganz zu verachtende Eigenſchaft hatten, daß ſie ihm weit beſſer bezahlt wurden und weit bereitere Abnehmer fanden, als ſeine gelungenſten Verſe. — Felix hatte urſprünglich Philologie ſtudirt; auch in der Geſchichte, der Literaturgeſchichte, der Aeſthetik und anderen verwandten Wiſſenſchaften hatte er ſich hübſche Kenntniſſe erworben. Und da er der ächt romantiſchen Ueberzeugung lebte, daß der Poet in Amt und Brod nothwendig zu Grunde gehe, und daher entſchloſſen war, ſich erſt ſo ſpät wie möglich um ein Amt zu bewerben, ſo war er auf die einfachſte und natürlichſte Art dazu gekommen, ſich ſeinen Unterhalt als Journalſchriftſteller zu ſuchen, alſo ganz derſelbe Beruf, dem auch Florentin und Hermann angehörten.

Die Stadt, in der unſere Erzählung ſich begibt, war nicht groß genug, als daß drei junge Schriftſteller darin längere Zeit hätten nebeneinander leben können, ohne ſich perſönlich kennen zu lernen. Auch waren Hermann ſowohl wie Felix ohne allen Familienanhang oder ſonſtige Bekanntſchaft in der Stadt; ſie lebten, ihre kleinen gelegentlichen Zuſammenkünfte abgerechnet, ſtill für ſich hin, meiſt nur mit ihren Arbeiten und Studien beſchäftigt. Ein ſo weltgewandter Mann, von ſo viel Erfahrung und dieſer ganzen, vornehmen Sicherheit des Weſens, wie Florentin, war daher eine ſo neue wie merkwürdige Erſcheinung für die beiden, höchſt bürgerlich erzogenen Leute.

Am meiſten für Felix. Felix hatte im hohen Grade das idealiſirende, verſchönernde Auge des Poeten, jenes Auge, das uns ſoviel Entzücken bereitet, wenn, in dem Kunſtwerk des Dichters, ſich die Welt ſo lieblich darin ſpiegelt, — und das doch den armen Dichtern ſelbſt in der Wirklichkeit ihres Lebens ſo viel Noth und Kummer veranlaßt, weil es ſie überall ſo irre führt und ſie ſo regelmäßig die Wolke ſtatt der Juno umarmen läßt!

Mit dieſem verſchönernden Auge des Poeten betrachtete Felix auch ſeinen Freund Florentin. Er ſelbſt hatte, trotz mancherlei abenteuerlicher Verwicklung, die ſein junges Leben betroffen, im Ganzen genommen doch nur erſt ſehr wenig erlebt. Namentlich war er auch nur erſt ſehr wenig gereiſt und kannte ſogar vom eigenen deutſchen Vaterlande nur den ziemlich engen Winkel, der von ſeiner thüringiſchen Heimath, der berühmten Stadt Leipzig und der ſehr unberühmten Reſidenz gebildet wird, welche der Schauplatz unſerer Erzählung iſt. Wie mußte ihn da ein Mann von den Lebenserfahrungen Florentin's intereſſiren, wie mußte ſeine Dichterphantaſie ſich entzünden an dieſen prächtigen Bildern des Südens, dieſen Schilderungen von Paris und London und Petersburg, dieſen Erzählungen, Anekdoten und charakteriſtiſchen Zügen, die Florentin ſo gern und mit ſo vieler Meiſterſchaft zum Beſten gab! Florentin, mit Hermann ungefähr gleichalterig, war ſieben oder acht Jahre älter als Felix. Schon dies, verbunden mit den ungewöhnlichen Erfahrungen, die er ſo frühzeitig gemacht hatte, mußte ihm ein bedeutendes Uebergewicht über den Dichter geben. Und ſo hing derſelbe denn auch wirklich mit einer faſt ehrfurchtvollen Ergebenheit an dem jungen Edelmanne und erwies ihm weit mehr Aufmerkſamkeit, ja beinahe muß man ſagen Reſpect, als es ſonſt unter jungen Leuten der Fall zu ſein pflegt.

Und das war unſerm Freunde um ſo höher anzurechnen und war ein um ſo deutlicherer Beweis von der außerordentlichen Gutmüthigkeit ſeiner Natur, als Florentin es im Gegentheil liebte, gerade gegen Felix ſeine rauhe Seite möglichſt herauszukehren. Er war ſonſt im Umgang mit ſeinen bürgerlichen Freunden überhaupt weit anſpruchsloſer und liebenswürdiger, als er ſich im Verkehr mit ſeinen Standesgenoſſen zu zeigen pflegte; wer ihn nur in den Salons des Grafen Filibert geſehen hatte, nach allen Seiten hin Stachelreden ausſchleudernd und Jedermann ſo recht mit Abſicht (wenn dieſes Bild nicht zu unedel iſt) auf ſeine moraliſchen Hühneraugen tretend, der hätte denken müſſen, es wäre geradezu ein anderer Menſch.

Und doch war die Sache ganz folgerichtig und natürlich. In jenen glänzenden Kreiſen der vornehmen Welt fühlte Florentin ſich durch die Ungleichheit ſeines äußeren Schickſals fortwährend gedrückt; er mußte, um das Gleichgewicht herzuſtellen, die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes auf recht herbe Weiſe geltend machen und die hochadeligen Vettern und Baſen auf recht gründliche Weiſe fühlen laſſen, was ſie doch im Grunde für Strohköpfe wären, — während er umgekehrt im Verkehr mit Hermann und Felix auch äußerlich noch immer der Ueberlegene war und ihnen noch immer durch den Glanz ſeiner Kleidung, die Sicherheit ſeiner Manieren, ſowie durch die Leichtigkeit, auch ohne Arbeit doch ſtets bei Kaſſe zu ſein, noch immer zu imponiren wußte.

Nur gegen Felix, wie geſagt, liebte er es eine Ausnahme zu machen. Zunächſt widerſtand ſeinem kritiſchen, nüchternen Sinne ſchon die ganze idealiſtiſche Natur des jungen Dichters. So tief Florentin die Menſchheit verachtete, ſo innig wurde ſie von Felix geliebt; ſo beredt jener war, die durchgängige Erbärmlichkeit und Nichtigkeit alles menſchlichen Strebens zu erweiſen, ſo unerſchütterlich, mit ſo wahrhaft frommer, gläubiger Seele hing dieſer an der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der menſchlichen Natur und von den großen Zielen, welche der Entwicklung der Menſchheit geſetzt ſeien.

Ein zweiter Grund, weshalb Florentin den jungen Dichter gern ein wenig ſchraubte und neckte, war ſchon etwas perſönlicherer Natur. Durch gewiſſe Poeſien, die er in der letztern Zeit in Druck gegeben, hatte Felix ſich einen Ruf in den äſthetiſchen Kreiſen der Hauptſtadt erworben, der freilich Niemand verborgener geblieben war, als dem Poeten ſelbſt — nämlich weil er immer nur auf ſeinem Dachſtübchen oder im Umgang der genannten beiden Freunde lebte und jene vornehmen Zirkel, in denen ſeine Verſe ſoviel Glück machten, noch niemals mit einem Fuß betreten hatte. Das brachten theils ſeine Verhältniſſe im Allgemeinen ſo mit ſich, theils hatte er auch gewiſſe beſondre und allerdings ſehr triftige Gründe, ſich perſönlich ſoviel möglich im Verborgenen zu halten — Gründe, über die der Verlauf unſerer Erzählung den geneigten Leſer noch aufklären wird. —

Auch Florentin's Couſine, die ſchöne Victoria, gehörte zu den Verehrerinnen des jungen, unbekannten Dichters und hatte dieſe ihre Verehrung oft und lebhaft gegen Florentin geäußert. Dichter waren in ihren Augen keine Männer, es waren höher begabte, göttliche Weſen, und mithin frei von dem Bannfluch, den die ſtolze Schöne übrigens auf das geſammte männliche Geſchlecht gelegt hatte.

Nun wäre es für Florentin eine Kleinigkeit geweſen, Victoria'n die Bekanntſchaft des von ihr ſo hoch verehrten Dichters zu verſchaffen. Allein weit gefehlt! Nicht einmal, daß er ihn kenne, nicht einmal, daß Felix in derſelben Stadt mit ihnen lebe, verrieth er ihr — warum? Je nun, ohne im Mindeſten verliebt in ſeine Couſine zu ſein, empfand er doch bei dem Gedanken, es könne ein Andrer ſie vielleicht mehr intereſſiren und ihrer Freundſchaft näher treten als er, ein Gefühl, das von Eiferſucht eben nicht ſehr verſchieden war. — Florentin konnte überhaupt nichts Glänzendes neben ſich dulden; ſelbſt dieſer beſcheidene Lorbeer, der die Stirn des jungen Poeten umblühete, ohne daß er ſelbſt davon wußte, erregte ſeine Misgunſt.

Am Allermeiſten aber ärgerte es ihn, daß Felix, der die Erhebung des März mit all dem Jubel begrüßt hatte, den namentlich ein Dichterherz dabei empfinden mußte, in der jüngſten Zeit angefangen, auch politiſche Artikel zu ſchreiben. Dieſelben erſchienen zwar ohne ſeinen Namen, er gab ſie ſogar in der reinen Begeiſterung ſeines Herzens ganz unentgeltlich in ein gewiſſes Localblatt der Hauptſtadt, ſo daß ſie ihm weder einen Zuwachs an Ruhm, noch auch ſonſt einen äußerlichen Vortheil verſchafften. Aber Florentin wußte wiederum ſehr wohl, wovon Felix, der in ächter Poetenweiſe die Früchte ſeines Geiſtes hinauswarf in die Welt, ohne ſich um ihr Schickſal weiter zu bekümmern, keine Ahnung hatte; er wußte, daß dieſe namenloſen Aufſätze, ſowohl durch den edeln Schwung ihrer Darſtellung als durch die reine, männliche Geſinnung, die aus ihnen hervorleuchtete, große Senſation im Publicum erregt und dem bis dahin ziemlich unerheblichen Blatte auf einmal einen bedeutenden Abſatz verſchafft hatten. Auch der Herausgeber des Blattes ſelbſt hütete ſich unter dieſen Umſtänden wohl, Felix von dem Glück, das ſeine Aufſätze machten, zu unterrichten. Felix hätte dadurch ja auf den Einfall kommen können, Honorar für ſeine Artikel zu verlangen: und ſo feſt der wackre Soſier auch entſchloſſen war, ſich Felix' Mitwirkung ſchlimmſten Falls durch ein recht anſehnliches Honorar zu erhalten, ſo war er doch ein viel zu richtiger Buchhändler, um nicht ſo lange wie möglich umſonſt zu nehmen, was er umſonſt kriegen konnte.

Ja es war ihm höchſt erwünſcht, als Felix ſelbſt ihn aufs Dringendſte ermahnte und es als Bedingung ſeiner Mitarbeiterſchaft erklärte, Niemand mit einer Sylbe zu verrathen, wer eigentlich der Verfaſſer der Artikel ſei. Der Biedermann ſchlug auf dieſe Weiſe zwei Fliegen mit einer Klappe, was in allen kaufmänniſchen Geſchäften und alſo auch im Buchhandel ein außerordentliches Plaiſir ſein ſoll: er konnte ſich gegen Felix ſtellen, als ob ihm an ſeinen Artikeln eigentlich gar nichts gelegen wäre, und als ob er ſie nur aus purer Gefälligkeit, purer Menſchenliebe aufnähme — und denjenigen hinwieder, die mit Ungeſtüm wegen des Verfaſſers dieſer vortrefflichen Aufſätze in ihn drangen, konnte er mit einem gewiſſen vieldeutigen Räuſpern und Augenwinken und Händereiben zu verſtehen geben, daß ſie von einem außerordentlich einflußreichen Manne, einer hohen Perſon, einer europäiſchen Celebrität herrührten, die aber freilich um keinen Preis genannt ſein wolle. Er kenne den Autor ſelbſt nicht einmal, verſicherte er: ſondern nur regelmäßig an dem und dem Tage, mit dem und dem Poſtzeichen, in ſo und ſo viel Verpackungen, die alle wieder verſchiedene Poſtſtempel trügen, liefe das Manuſcript bei ihm ein, das er auch jedesmal nach gemachtem Gebrauch vernichten müſſe — und wie ſich das Märchen weiter ſpann, das der ausgezeichnete Geſchäftsmann den neugierigen Fragern aufband.

Aber weshalb Felix ſelbſt ſo geheim that mit ſeiner Verfaſſerſchaft? Für den Augenblick genügt es nur einen einzigen Grund anzuführen: er that es aus ängſtlicher Rückſicht auf das Urtheil Florentin's, der ihm ein für allemal erklärt hatte, er ſei kein Politiker, es ſei überhaupt ein Unding, wenn ein Poet, das heißt alſo ein phantaſtiſcher, unpraktiſcher Menſch, zugleich Politiker ſein wolle, und auch Felix' übrigen Arbeiten könne es nur Eintrag thun, wenn das Publicum in Erfahrung brächte, daß er der Verfaſſer dieſer abgeſchmackten politiſchen Phantaſien ſei.

Politiſche Artikel, mein Beſter, ſagte er, wenn ſie wirklich packen ſollen, müſſen lediglich mit dem Kopf und unter Umſtänden noch mit der Galle geſchrieben werden; Sie dagegen, ſchreiben Ihre Aufſätze halb mit dem Herzen und halb aus dem Staatslexikon — was kann da Geſcheites herauskommen?

Dieſer letztere Vorwurf war nun zwar ſehr unbegründet; Felix war ſchon viel zu gewiſſenhaft, viel zu ängſtlich, um über etwas zu ſchreiben, das er nicht gründlich verſtanden hätte.

Mit dem erſtern dagegen hatte er allerdings nicht ſo ganz unrecht. Felix nahm überhaupt an Allem, was er ſchrieb, den innigſten gemüthlichen Antheil; nichts floß ihm aus der Feder, das nicht in ſeinem Herzen entſprungen wäre. Auch die politiſchen Aufſätze, welche er ſeit einiger Zeit drucken ließ, waren mehr die Ergießungen eines edlen, gefühlvollen Herzens, das von den Ereigniſſen der Zeit aufs Tiefſte in Furcht und Hoffnung ergriffen war, als eigentlich politiſche Abhandlungen. Felix war ſich dieſer Schwäche, wenn man es ſo nennen will, auch ſelbſt bewußt; er vermied in ſeinen Aufſätzen ſorgſam gewiſſe Specialitäten, zu denen ihm entweder die genauere Kenntniß gefehlt hätte, oder die auch, eben als Specialitäten, ſein auf das Ganze und Große gerichtetes Gemüth nicht zu erwärmen vermochten. War dies ein Fehler (und ganz gewiß war es einer: denn eben um die Specialitäten haben wir Deutſche uns von jeher zu wenig gekümmert und auch im Jahre Achtundvierzig hatten wir uns ſo vertieft in den ſchönen blauen Himmel der Allgemeinheit und der idealen Abſtraction, bis wir denn glücklich wieder über unſere eigenen Füße geſtolpert ſind, und nun daliegen, Gott weiß auf wie lange) . . . .

War dies ein Fehler, ſagen wir, ſo war es der allgemeine Fehler jener Zeit und diente daher nur dazu, Felix' Aufſätzen noch immer mehr Beifall zu verſchaffen.

Aber das gerade wieder ſtachelte Florentin immer mehr an, das furchtbare Meſſer ſeiner Kritik an Felix' Aufſätzen, ſowie überhaupt an der ganzen politiſchen Denk- und Empfindungsweiſe ſeines Freundes anzuſetzen.

Und bei der außerordentlichen Hochachtung, welche Felix vor Florentin's ſcharfem Urtheil und der Ueberlegenheit ſeiner politiſchen Bildung hegte, fiel es dieſem ſelbſt nicht im Mindeſten ein, ſich der Kritik ſeines Freundes zu widerſetzen, oder auch nur ihre vollſtändige Richtigkeit zu bezweifeln. Nur ſeine politiſche Schriftſtellerei ganz einzuſtellen, wie Florentin von ihm verlangte, dazu konnte er ſich doch nicht entſchließen, dazu war ſie eben zu ſehr Sache des Herzens für ihn. Mit gutmüthiger Selbſtverſpottung indeſſen geſtand er ſeinem Freunde zu, daß es eine Thorheit von ihm ſei und ſtimmte mit herzlichem Gelächter mit ein in die Spöttereien und Stichelreden, mit denen Florentin ihn für ſeine Autorſchaft büßen ließ.

* * *

Vierzehntes Kapitel.

Der Quellenfinder.

Bei dieſer Ehrfurcht, welche Felix ſeinem Freunde Florentin zollte, war es demnach ganz natürlich, daß er auch jenen Club der Wahrhaften, in welchem ſein Freund eine ſo angeſehene Rolle ſpielte und an dem auch Hermann ſo lebhaften Antheil nahm, ebenfalls beſuchte.

Doch that er es wirklich weit mehr aus Gefälligkeit gegen ſeine Freunde als aus eigenem Antrieb. Das Clubweſen mit ſeiner unruhigen und doch meiſt ſo leeren Beweglichkeit widerſtand dem in ſich gekehrten, nachdenklichen Weſen des jungen Poeten überhaupt; er war viel zu anſpruchslos, viel zu beſcheiden, ſeine Denkweiſe im Allgemeinen zu ſolid, zu tüchtig, um ſich in dieſem Getreibe, an dem Ehrgeiz, Eitelkeit und hohle Phraſe doch ſo weſentlichen Antheil haben, behaglich fühlen zu können.

Und obenein — wir müſſen es nur verrathen, ſelbſt auf die Gefahr hin, den armen Felix damit völlig in der Gunſt unſrer Leſer zu ſtürzen — war er auch zu ariſtokratiſch dazu. Nicht ariſtokratiſch im gewöhnlichen Sinne: wie hätte der Sohn der Armuth, der von früh auf von ſeiner Hände Arbeit gelebt hatte, dazu kommen können? Aber Felix war Poet, die Harmonie ſeiner künſtleriſchen Natur fühlte ſich verletzt durch die vielen Abgeſchmacktheiten und Widerſinnigkeiten, durch dies Schreien, Zanken, Toben, das von dergleichen Verſammlungen nun einmal untrennbar zu ſein ſcheint, wenigſtens wie dieſelben im Sommer Achtundvierzig ſich bei uns geſtalteten; es kam ihm vor, als ob alle dieſe Leute etwas viel Geſcheiteres thun und dem Vaterlande viel nützlicher werden könnten, wenn ſie einfach ihrem nächſten Beruf oblägen oder ſich in der Stille des Hauſes durch Lectüre und Studium aufzuklären ſuchten, anſtatt hier, mit ſo außerordentlichem Aufwand von Zeit, Kraft und Mitteln, ſo traurig leeres Stroh zu dreſchen.

Denn daß das Meiſte, was hier vorgenommen ward, nur leeres Stroh war, darüber konnte Felix, bei allem Reſpect, den er vor Florentin, ſowie bei aller Freundſchaft, die er für Hermann hatte, ſich gleichwohl nicht täuſchen. Ueberhaupt hatte Florentin, ſeitdem er dem Treiben deſſelben im Club zuſah, ihm angefangen ein wenig unheimlich zu werden. Aehnlich wie Hermann witterte auch er, daß hier wohl nicht Alles ganz in der Ordnung ſei, und daß der große Staatsmann allem Vermuthen nach einen noch weit größeren Schalk in ſich trage.

Allein wenn Hermann zu gutmüthig war, um einen derartigen Verdacht auf die Dauer bei ſich aufkommen zu laſſen, ſo war wiederum Felix viel zu ſehr Poet, um nicht einen ſolchen myſterieuſen, vieldeutigen Charakter erſt recht intereſſant zu finden.

Somit war Felix wohl allerdings ein ſehr regelmäßiger Beſucher des Clubs der Wahrhaften: allein ſeinen Platz mit Regelmäßigkeit ausfüllen war auch das Einzige, was er that. Nicht einmal an den Abſtimmungen pflegte er Theil zu nehmen, und noch viel weniger an den Debatten: ſondern, von Niemand gekannt oder beachtet, pflegte er ganz einſam im hinterſten Winkel des Saales zu ſtehen. Die Lichter flimmerten, die Redner ſtritten, die „Mitbürger" in ihren behaglichen Polſterbänken klatſchten, ziſchten, ſchrieen — während Felix in verſchwiegener Seele fernabſchweifende poetiſche Gedanken brütete und, wenn es zur Abſtimmung kam, in der Regel gar nicht wußte, um was es ſich handelte.

Er hatte wegen dieſer Theilnahmloſigkeit viel auszuſtehen, von Florentin ſowohl, als ganz beſonders auch von Hermann, der in ſeinem Ungeſtüm zuweilen ſo weit ging, ihn darüber geradezu des Mangels an Patriotismus und Freiheitsliebe zu beſchuldigen.

Allein es lag nun einmal ſo in der Natur des jungen Mannes; er that ſogar ſchon mehr und brachte der Freundſchaft ein größeres Opfer, als ſeine Freunde ſelber ahnten, daß er ſich überhaupt nur bei den Sitzungen der Wahrhaften einfand und ſo manchen ſchönen, duftigen Sommerabend in dem heißen, lärmenden Saal vertrauerte.

Ja wir müſſen zweifeln, ob alle ſeine Freundſchaft und Gutmüthigkeit hingereicht haben würde, ihm dieſes Opfer immer von Friſchem wieder aufzuerlegen, hätte es nicht noch einen ganz anderen Magnet gegeben, der ihn zu den Wahrhaften hinzog und ihn für die Langeweile, die er bei ihnen ausſtand, entſchädigte —

Aha, denkt der ſehr ſcharfſinnige Leſer, nun haben wir es, nun endlich kommt es: irgend eine ſchöne, ſchwarzäugige junge Dame, die auf dem Balkon des Saales als Zuhörerin ſitzt, oder am Ende gar — denn wer kann wiſſen, wie weit die Aufklärung der Wahrhaften geht? — perſönlichen Antheil an den Debatten nimmt; eine emancipirte Schönheit, die das Herz des jungen ſchwärmenden Dichters gefangen genommen hat — der Held iſt ſo langweilig bisher, die Geſchichte rückt nicht vom Flecke, es iſt die höchſte Zeit, daß wir wenigſtens eine ordentliche Heldin kriegen ......

Was dieſen letzteren Punkt betrifft, hochgeneigter Leſer, magſt Du wohl Recht haben, und werde ich mich nach Kräften bemühen, das Verſäumte wieder einzubringen. Mit Deinen anderweitigen Vermuthungen dagegen, ſo ſcharfſinnig ſie ſind, biſt Du gleichwohl auf dem Holzwege: keine holde Schöne, o nein, etwas ganz Anderes, viel Proſaiſcheres waffnete unſern Felix mit ſoviel Geduld und Ausdauer — die Ausſicht auf die höchſt vergnügte Kneiperei, die er regelmäßig jeden Abend nach überſtandener Clubſitzung mit ſeinen beiden Freunden hielt.

Denn das war die ſchwache Seite, auf welche wir oben hindeuteten, und die der vortreffliche Hermann, bei all ſeiner ſonſtigen Bedürfnißloſigkeit, nicht überwinden konnte. War er doch am Rhein geboren, der Sohn eines Winzers, hatte doch das duftige Blatt der Rebe ſeine Wiege umkränzt: was Wunder, daß er nicht leben konnte ohne Wein und daß dem übrigens ſo ſparſamen, ſo ordentlichen Manne kein Saft der Traube zu edel, kein Nektar zu koſtbar war?

Hermann hatte ein unübertreffliches Talent darin, den beſten Wein in der ganzen Stadt ausfindig zu machen. Sehr natürlich; was man ſo mit Liebe treibt, darin bringt man es auch leicht zur Meiſterſchaft. Da war kein Hotel ſo prächtig, keine Karte ſo prahleriſch, keine Etikette ſo goldgedruckt, Hermann, ſowie er den Kopf nur ins Haus, die Naſe in das Glas geſteckt hatte, wußte im Augenblick, was daran war und welch unwürdiger Krätzer ſich in den meiſten Fällen hinter dieſer ſchimmernden Außenſeite verſteckte.

Und ebenſo war auch keine Kneipe ſo abgelegen, keine Stube ſo niedrig, keine Flaſche ſo beſtäubt und unanſehnlich, daß er nicht das Kleinod, das ſich etwa durch Zufall in dieſe Verborgenheit zurückgezogen hatte, ſofort entdeckte und für ſich hervorzog. Man erzählt bekanntlich von Leuten, welchen ein eigenthümliches Zucken in den Händen, ein unbeſchreibliches Dehnen und Ziehen in den Gliedern verräth, wo ihr Fuß über eine verborgene Quelle, tief unten im Schooß der Erde, dahinſchreitet. Ein ſolcher Finder war auch Hermann: und daß er ein Weinfinder war, ſtatt eines bloßen Waſſerfinders, ſcheint uns ſein Talent nur noch bedeutender, jedenfalls noch angenehmer zu machen.

So zutraulich und mittheilſam übrigens der wackere Hermann ſich in allen andern Stücken zeigte, ſo geheimnißvoll war er in dieſem. Es war der größte Beweis von Zutrauen, den er einem Freunde geben konnte, wenn er ihn zu einer ſeiner Wunderquellen mitnahm; auch geſchah es niemals, ohne daß er dem Neophyten, wie beim Eintritt in ein Myſterium, die heiligſten Verſicherungen und allerhöchſten Eide abnahm, Ort wie Sorte an Niemand anders zu verrathen. Seine beſten Bekannten ſahen ihn öfters, wenn es ein recht heißer Mittag war, oder auch ein recht duftiger, kühler Abend, durch ganz entlegene Gaſſen huſchen, in ganz niedrige, verfallene Häuschen eintreten, und wenn er nach Verlauf einiger Stunden wieder herauskam — ei, wie glänzte ſeine Wange dann ſo purpurfarbig und wie ſtanden die dichten, hochblonden Haare dann noch einmal ſo keck in die Höhe!

Nur mit Florentin und Felix, als den allerbeſten ſeiner Freunde, machte er auch hierin eine Ausnahme. Florentin legte zwar auf die Freuden des Bechers im Ganzen nur wenig Werth, am Wenigſten, wenn der Becher mit Rheinwein gefüllt war, den im Gegentheil Hermann, als guter Deutſcher, allen übrigen Weinen vorzog; für Florentin mußte es ſpaniſcher oder italieniſcher Wein ſein, etwas recht Scharfes, recht Feuriges, oder auch der leichtfertige Schaum des Champagners. Allein Hermann war in ſolchen Fällen ſo drollig und ſeine Begeiſterung ſo reich an komiſchen Zügen, daß Florentin ſchon um deswillen ſeine Aufforderungen nicht leicht ausſchlug. Nun, und was Felix anbetrifft, ſo ſind ja Gottlob die Zeiten der undurſtigen Sänger, die Zeiten eines Gleim und Aehnlicher, welche die ſchönſten Trinklieder beim Glaſe Waſſer, die feurigſten Liebeslieder ohne Mädchen ſchrieben, — dieſe Zeiten, ſage ich, ſind überſtanden und Du wirſt in dem aufgeklärten Deutſchland des neunzehnten Jahrhunderts nicht leicht einen Poeten finden, lieber Leſer, der nicht auch das Göttergeſchenk der Traube zu ſchätzen wüßte — wenn er nur immer viel davon hätte!

Fünfzehntes Kapitel.

Die Kneipe.

In den letzten Wochen nun hatte Hermann auf den Streifzügen, die er zu dieſem Zweck in den verſchiedenſten Stadttheilen anzuſtellen pflegte, eine Entdeckung gemacht, welche alle früheren weit übertraf und über die er keine geringere Freude empfand, als Pythagoras bei ſeinem berühmten Heureka gefühlt haben mag. Mitten in dem Gewirr von engen kleinen Gaſſen welche den Kern der Stadt bildeten, lag ein Häuschen, ſo unanſehnlich, mit ſo niedrigem Dach, ſo kleinen Fenſterſcheiben, daß man eben ein Talent wie Hermann ſein mußte, um den

Schatz, der hier verſteckt lag, zu ahnen; nicht einmal ein Schild oder auch nur ein dürrer Tannen- oder Fichtenzweig gab dem Uneingeweihten von der eigentlichen Beſtimmung des Hauſes Kunde.

Und zwar auch dies aus einem ſehr zureichenden Grunde. Herr Anton Wachtelhuber nämlich, der gegenwärtige Bewohner des beſagten Häuschens, war noch vor wenigen Jahren einer der erſten Weinwirthe der Hauptſtadt geweſen. Er hielt wirklich vortrefflichen Wein; das Unglück war nur, daß er gerade den vortrefflichſten am liebſten ſelbſt trank und die Mehrzahl ſeiner Gäſte, die es, behauptete er, doch nicht beſſer verſtänden, mit ſehr mittelmäßigen Sorten bewirthete. Es war ein verwandter Charakter, der Herr Wachtelhuber, wie unſer Freund Hermann; auch er mußte Jemand erſt Jahre lang kennen und mußte ſehr genau überzeugt ſein von ſeiner feinen Zunge und von dem, was er den Weinverſtand nannte, eine Seite des menſchlichen Verſtandes, verſicherte er, welche alle übrigen weit übertreffe und ohne die Kepler und Newton nur armſelige Schächer geweſen wären, bevor man zu der Ehre gelangte, von Herrn Wachtelhuber, ſo etwa in der Veſperſtunde, wo ſonſt kein Gaſt im Hauſe war, in den unterſten Keller geführt und hier, nach ſiebenfach verriegelten Thüren, mit einem Weinchen regalirt zu werden — nun ja freilich, den Gäſten, die bei ihm für ihr Geld aßen und tranken, ſetzte Herr Wachtelhuber ſo etwas nicht vor . . . .

Das war nun an ſich recht ſchön und auch, wenn man will, recht poetiſch. Aber vortheilhaft für Herrn Wachtelhuber's Wirthſchaft war es nicht. Die Gäſte verloren ſich einer nach dem andern, das glänzende Local verwaiſte, und bald gab es keine Tageszeit mehr, wo Herr Wachtelhuber durch fremden Beſuch gehindert worden wäre, ſeine einſame Andacht im unterſten

Keller, bei ſiebenfach verriegelter Thüre, zu verrichten.

Herr Wachtelhuber, mit einem Worte, wurde bankerott. — Es iſt von jeher das Schickſal des Genius geweſen, ſich mit der gemeinen Wirklichkeit nicht zurecht finden zu können; auch Herr Wachtelhuber, mit dem Genie des Weinverſtandes, ſollte es nicht beſſer haben. Die bisherige Wohnung in einem der belebteſten Stadttheile mußte geräumt, das glänzende Mobiliar den Gläubigern überlaſſen werden. Ein wahres Glück für Herrn Wachtelhuber war es dabei, daß er von früheren beſſeren Zeiten her wenigſtens noch jenes abgelegene Häuschen beſaß. Daſſelbe hatte früher als Wohnung für ſeine Kellerleute gedient, wie es denn auch im Hintergebäude einen ganz vortrefflichen kühlen Keller hatte.

Jetzt zog Herr Wachtelhuber ſelbſt hinein. In den Keller legte er einige Fäſſer vom allerbeſten, allerköſtlichſten Wein, die er aus dem Schiffbruch ſeines Vermögens gerettet hatte; nicht eben auf die allerehrlichſte Weiſe. Indeſſen bankrottirenden Kaufleuten iſt ja bekanntlich Manches geſtattet, und was Herrn Wachtelhuber perſönlich anbetraf, ſo würde er zweifelsohne lieber ſeine Gläubiger Mann für Mann erdolcht und zuletzt ſich ſelbſt mit eigener Hand den Bauch aufgeſchnitten haben, bevor er dieſe bewußten Fäſſer in die Maſſe gegeben hätte.

In dieſer Zurückgezogenheit wurde Herr Wachtelhuber von Hermann entdeckt. Wirkliche Genies ſind immer bereit, ſich gegenſeitig anzuerkennen; auch Hermann hatte ſchon früher zu Herrn Wachtelhuber's bevorzugten Freunden gehört, zu denen, meinen wir, die in dem unterſten Keller Zutritt hatten, und die ihren Wein in recht unanſehnlichen Flaſchen, mit recht geringfügigen Etiketten vorgeſetzt bekamen, damit nämlich Niemand dahinter kommen ſollte, wieviel beſſeren ſie erhielten, als die übrigen Gäſte. Die Freude des Wiederſehens war auf beiden Seiten ſehr lebhaft. Gerettet hatte Herr Wachtelhuber ſeinen Wein zwar, aber ihn ganz für ſich allein zu behalten, das ging doch nicht an: erſtlich, weil der Menſch zwar ſehr oft ohne Wein leben muß, aber keineswegs bloß von Wein leben kann, — und zweitens, weil er noch für eine Schweſter zu ſorgen hatte, deren Vermögen bei ſeinem Bankerott ebenfalls verloren gegangen war, und die er nun doch unmöglich völlig auf die Straße werfen konnte.

Hauptſächlich auf Zureden dieſer Schweſter entſchloß er ſich denn, Hermann und ſeine Freunde als Gäſte bei ſich aufzunehmen, und ſie, gegen verhältnißmäßig billige Bezahlung, mit ſeinem köſtlichen Nektar zu tränken. Hermann freilich war ein viel zu gründlicher Kenner des Gegenſtandes und hegte viel zu viel Ehrfurcht vor einem wahrhaft ausgezeichneten Wein, als daß er nicht gern den vollen Werth deſſelben und noch darüber bezahlt hätte. Aber das war nun ſo eine Art Ehrenpunkt bei dem Herrn Wachtelhuber. Verkauft hatte er in ſeinen guten Zeiten von dieſem Weinchen nie, nur immer ſelbſt getrunken und allenfalls hie und da ein Fläſchchen an gute Freunde verſchenkt; ſollte er ihn jetzt einmal für Geld weggeben, ſo ſchien ihm die Schmach geringer, der Schmerz erträglicher, wenn er ihn unter ſeinem vollen Werth weggab, er konnte ſich dann doch immer noch damit tröſten, ihn wenigſtens halb verſchenkt zu haben!

Auch hatte Herr Wachtelhuber in ſeinem neuen Local eigentlich gar die Erlaubniß nicht, Gäſte zu ſetzen: und da dachte er wieder, die Uebertretung der Polizeigeſetze wäre kleiner, wenn es nur halbzahlende, halbfreigehaltene Gäſte wären, die er bei ſich bewirthete.

Das Aeußere des Hauſes haben wir bereits geſchildert. Das Innere entſprach ihm: nur daß Alles rein, ordentlich und tüchtig war; der Eſtrich war immer mit friſchem Sande weiß geſtreut, nie war ein Stäubchen auf dem alten gebohnten Tiſche zu ſehen, und die Meſſingknöpfe in den Lederbezügen der alten, hochlehnigen Stühle waren allezeit ſo blank, daß man ſich hätte darin ſpiegeln können.

Aber dafür ſorgte auch die Schweſter des Herrn Wachtelhuber, die zweiundzwanzigjährige wirthſchaftliche Luiſe, ein volles, ſtattliches Mädchen, mit klaren, nußbraunen Augen und einem kleinen Anflug von Bärtchen auf der Oberlippe, das indeß zu den ſchwellenden, kirſchrothen Lippen, den bräunlichen, von geſunder Röthe zart durchſchimmerten Wangen und dem dunkeln welligen Haar ſich nichts weniger als abſchreckend ausnahm.

Es war ein wahres Muſter von Wirthſchaftlichkeit und Häuslichkeit, die Luiſe; ſo bitter der Verluſt ihres Vermögens ſie betroffen, und ſo unwillig ſie überhaupt über die unthätige, nichtsnutzige Lebensweiſe ihres Bruders war, ſo ließ ſie ſich doch nichts davon merken, ſondern arbeitete immer friſchweg, und hielt das kleine Haus und die ärmliche Wirthſchaft im Stande, daß es eine Luſt war. Nun, und Hermann und ſeinen Freunden ſchmeckte der edle Wein darum auch nicht ſchlechter, weil ein ſchönes Mädchen unterdeſſen mit ihrem Nähzeug in der Fenſterniſche ſaß, oder mit ihren zierlichen weißen Händen Fläſchen und Gläſer herbeitrug, das kann der Leſer auch allenfalls ohne uns ſchon denken ....

Bei den Freunden, die ſich regelmäßig nach jeder Clubſitzung in dem Aſyl des Herrn Wachtelhuber zuſammenfanden, wurde daſſelbe nicht anders genannt, als die Hinterwäldlerkneipe; ſich ſelbſt nannten ſie die Hinterwäldler. Der Ausdruck rührte von Florentin her, der damit die entlegene Lage der Kneipe ſowie ihre höchſt ſpärliche äußerliche Einrichtung hatte verſpotten wollen. Auch ließ ſich allerdings nicht leugnen, daß ſie ſo einſam darin waren und ſo abgeſchnitten von allem Verkehr mit der übrigen Welt, als hätten ſie in einem Blockhaus bei den Hinterwäldlern geſeſſen.

Und ſo werden denn auch wir uns inskünftige deſſelben Namens bedienen.

aus dem Kopf, denen er ſich ſonſt während dieſer Stunden hinzugeben pflegte, und ſuchte den Sachen, die eben verhandelt wurden, wohl oder übel, ein wirkliches ernſthaftes Intereſſe abzugewinnen.

Und ſiehe da, der Verſuch gelang weit beſſer, als er ſelbſt es für möglich gehalten hatte. Auf der Tagesordnung der Wahrhaften befand ſich eben ein Antrag, dergleichen damals zu den beliebteſten der Jahreszeit gehörte; es handelte ſich um ein Mistrauensvotum, welches dem frankfurter Deputirten der Hauptſtadt von Seiten des Clubs überſandt werden ſollte. Da wir in ſchuldiger Rückſicht auf die Preßgeſetze mit Namen überhaupt ſehr discret verfahren, ſo halten wir auch hier den Namen des Deputirten zurück und überlaſſen es wiederum dem Scharfſinn der Leſer, denſelben aus den fünfhundertvierunddreißig Berühmtheiten, welche zu ihrer Zeit die Bänke der Paulskirche geſchmückt haben, herauszuſuchen.

Nur ſo viel wollen wir allerdings verrathen, daß es ein wegen ſeiner wiſſenſchaftlichen Verdienſte, ſowie wegen der Energie und Lauterkeit des Charakters, die er in ſehr ſchwierigen Umſtänden bewährt hatte, in ganz Deutſchland hochgefeierter Mann war, den die Reſidenz eben um dieſes ſeines Ruhmes willen erwählt hatte, nicht ſowohl ihm zu Ehren als ſich ſelbſt.

Allein man weiß ja auch noch, wie unglücklich gerade dieſe Art Wahlen in den meiſten Fällen ausgefallen ſind, und wie wenig die Mehrzahl unſerer ältern Berühmtheiten, auf den Stuhl der Senatoren verſetzt, ihrem alten Ruhme entſprochen hat.

Auch dem Club der Wahrhaften war etwas dergleichen aufgedämmert. Sie waren ſehr unzufrieden, die vortrefflichen Wahrhaften; ihr berühmter Deputirter hatte noch keine einzige Rede gehalten — und wozu hatten ſie ihn denn ins Parlament geſchickt, als um, wo möglich, alle Tage dreimal in der Zeitung zu leſen: das ehrenwerthe Mitglied für — und hier folgt nun der Name der Hauptſtadt — erhält das Wort? Er hatte ferner bei der Wahl des Reichsverweſers für den Erzherzog Johann geſtimmt, ohne den Namen Seiner Durchlaucht, des regierenden Herzogs, deſſen Haupt- und Reſidenzſtadt ihn doch erſt ins Parlament geſchickt hatte, auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen, oder ſich wenigſtens bei ſeinen Wählern und ganz beſonders bei dem ſehr angeſehenen und ſehr weiſen Club der Wahrhaften gebührender Weiſe zu entſchuldigen, was ihn denn einer höchſt ſträflichen Neigung zum „Aufgehen“ dringend verdächtig machte.

Es würde viel zu weitläufig werden, wollten wir die übrigen Punkte, welche das Misfallen des oftgenannten Clubs erregt hatten, hier des Weitern aufführen. Genug, daß es deren eine ganze Menge war und alle von ganz ähnlichem Schlage; ein vortrefflicher Stoff für eine ſo geſchickte Hand, wie Florentin's, eine ganz artige Anklage daraus zu kneten. Das Ganze war im Grunde nur ein ſchlechter Witz von ihm, wie überhaupt das Meiſte, was er in dem Club vorbrachte; ſelbſt Hermann, trotz ſeines blinden Eifers, hatte diesmal doch zu viel Ehrfurcht vor dem berühmten Namen und den wiſſenſchaftlichen Verdienſten des in Rede Stehenden, als daß er ſich dazu hergegeben hätte, den Antrag zu ſtellen.

Derſelbe war daher einem Talente dritten Ranges zur Einleitung überlaſſen worden, das ſich durch dieſe Gelegenheit, auch einmal zum Sprechen zu kommen, aufs Aeußerſte geſchmeichelt fühlte. Florentin ſtand gleichſam als Secundant an der Rednerbühne, um je nach Umſtänden entweder hilfreich beizuſpringen, oder aber, wenn die Wahrhaften keine Luſt bezeigen ſollten, auf den allerdings ſehr abgeſchmackten und kindiſchen Antrag einzugehen, das Gefecht gleich im Entſtehen wieder abzubrechen.

Aber da lehre uns Einer die Wahrhaften kennen! Mit beiden Händen, ohne alles Bedenken griffen ſie zu, es hätte der ungemeinen Zurüſtungen, mit denen der Redner dritten Ranges ſeinen Antrag formulirte (ähnlich einem untergeordneten Schauſpieler, der einmal durch Zufall eine halbwegs bedeutende Rolle erhält, und dieſelbe nun auch mit ſolchem Eifer abſpielt und ſolcher Anſtrengung, als ſei er gleich bereit, ſeinen Geiſt darüber aufzugeben) — es hätte, ſage ich, dieſer Zurüſtungen gar nicht erſt bedurft: die Mistrauensvoten waren in der Mode damals, der Club der Wahrhaften hatte noch kein Mistrauensvotum erlaſſen, ergo erließ er jetzt eins.

In dieſem Stadium befanden die Verhandlungen ſich gerade, als Felix ſich vor Langeweile anfing dafür zu intereſſiren. Er horchte hoch auf, als er den Namen des Mannes vernahm, den er mit der aufrichtigſten Anhänglichkeit verehrte, auch ohne ihn jemals in Perſon geſehen zu haben. Allein Scham und Zorn rötheten ſeine Wange, als er weiter den abgeſchmackten Antrag vernahm, um den es ſich handelte, und der gleichwohl, nach dem Beifall zu ſchließen, welcher dem Redner zu Theil ward, alle Ausſicht hatte, von den Wahrhaften zum Beſchluß erhoben zu werden.

Felix hatte noch nie in dem Club geſprochen, überhaupt noch nie öffentlich das Wort ergriffen. Auch jetzt kam es ihm nicht in den Sinn, er rechnete feſt darauf, daß Hermann oder Florentin ſelbſt den thörichten Antragſteller zur Ruhe verweiſen würden.

Erſt wie dies nicht geſchah und wie man unter dem Zujauchzen des Publicums den Antrag ſofort durch Acclamation zur Annahme bringen wollte, da erſt, in einer plötzlichen, unwillkürlichen Aufwallung, entſchloß er ſich; mit wenigen raſchen Schritten hatte er ſich zur Tribune vorgedrängt . . .

Ich bitte ums Wort, rief er heftig, ohne ſich durch Florentin's ſpöttiſch verwunderte Blicke irre machen zu laſſen.

Ein neuer Redner war ſchon ſeit Längerm eine ganz ungewohnte Erſcheinung im Club der Wahrhaften; Alles fuhr von den Bänken in die Höhe, das unbekannte Geſicht zu ſehen.

Der Name! der Name! ſchrie man . . . .

Unſer Mitbürger Felix hat das Wort, ſagte Florentin gravitätiſch, indem ſein Lächeln immer bitterer, immer höhniſcher ward: er ſah, wie Felix beim Anblick der unruhigen Menge, und des öffentlichen Auftretens ungewöhnt, ganz bleich geworden war und ſichtbarlich ſchwankte, ob er das Wort wirklich ergreifen oder ſchnell wieder in der Menge, die ihn bisher verborgen gehalten, verſchwinden ſollte.

Man hatte im Saal den Namen nicht recht verſtanden und begehrte ihn zum zweiten mal.

Unſer Mitbürger Felix! Herr-Felix! ein ausgezeichneter junger Dichter, deſſen Schuld es nicht iſt, daß ſein Name Ihnen nicht ſchon bekannter iſt! wiederholte Florentin mit ſeiner gellenden Stimme, indem er zugleich mit dem Hammer aufklopfte, zum Zeichen, daß Felix jetzt ſeine Rede beginnen möchte.

Aber die Neugier der Verſammlung war noch nicht befriedigt; man wollte auch noch wiſſen, ob Felix für oder gegen den Antrag ſprechen würde.

Florentin fixirte ihn ſpöttiſch. Nun? ſagte er leiſe, was haben wir zu erwarten, Herr Poet?

Gegen! rief Felix, ſo laut und mit einer ſolchen feſten, hallenden Stimme, daß er ſelbſt faſt darüber erſchrak.

Nun wieder Murren der Unzufriedenheit im Saal; man war einmal feſt entſchloſſen, zu probiren, wie das thäte, wenn man ein Mißtrauensvotum abgibt, man wollte die Sache überhaupt gar keiner Erörterung mehr unterworfen wiſſen, und nur dem Umſtand, daß, wie ſchon geſagt, ein neuer Redner in dieſem Club nachgerade ein wahrhafter weißer Rabe war, verdankte Felix es, daß man ihn überhaupt zu Worte kommen ließ.

Er ſprach denn alſo — noch indem er begann und indem ihm ſchon die erſten Worte von der Lippe hüpften, ſchwirrten ihm die Gedanken durcheinander, der Athem ſtockte ihm in der Kehle, eine unwiderſtehliche Luſt befiel ihn, nur wenigſtens die Augen ſchließen zu dürfen, während er ſprach . . . .

Aber nein, dieſe Anwandlung dauerte nur wenige Secunden; wie ſein Auge zufällig auf den Antragſteller fiel, den mehr erwähnten Redner dritten Ranges, der jetzt, hart unter der Rednerbühne, beide Hände in den Hoſentaſchen und die Brille bis beinahe auf die Naſenſpitze vorgerückt, mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Selbſtgenügſamkeit und Siegesgewißheit zu dem homo novus emporſtarrte, der ſo frech war, ſich ſeine erſten Lorbern an ihm verdienen zu wollen, ſo kehrte in demſelben Moment auch Felix' ganze Entrüſtung und mit ihr ſein ganzer beſonnener Muth zurück. Die Natur hatte Felix nicht blos ein höchſt günſtiges Aeußere mitgegeben: eine ebenmäßige, mehr kleine als große, aber feſte und kräftige Geſtalt, einen zierlich geformten Kopf, der mit großer Anmuth dem ſchlanken, dennoch kräftigen Halſe und den wohlgerundeten Schultern angepaßt war, eine offene, hohe Stirn, von einer reichen Fülle dunkelbrauner Locken eingefaßt, ein klares, treues blaues Auge, in das man kaum hineinblicken konnte, ohne ihm gut zu werden, eine gerade und wohlgeformte Naſe, einen friſchen, jugendlichen Mund, von einem Barte eingefaßt, der vielleicht etwas zu üppig, zu wenig geſtutzt war, um den Anforderungen der Mode zu entſprechen, aber dafür, in Verbindung mit der lebhaften und friſchen Farbe der Wangen, dem Ganzen nur einen um ſo größern Ausdruck von Kraft und Männlichkeit gab: — ſondern zu dieſem günſtigen Aeußern hatte die Natur ihm auch noch ein Zweites verliehen, das ein nicht minder glückliches Vorurtheil für ihn erweckte: eine Stimme, eine von jenen halbverſchleierten, von denen man nicht mit Unrecht geſagt hat, es wären braune Stimmen, ſo ſanft, von ſo ſüßem, mildem Wohllaut, daß das Herz jedes Hörers ſich ſchon blos auf dieſe Stimme hin gefangen gab.

Begreiflicherweiſe kann es nicht unſere Abſicht ſein und würde es ſich auch zu dem übrigen leichtfertigen Inhalt dieſes Büchleins ſchlecht paſſen, wollten wir Felix' Rede wiedergeben, oder überhaupt politiſche Digreſſionen und Raiſonnements einſchalten. Auch kam es nach den erſten zwanzig Worten auf den Inhalt ſeiner Rede ſchon gar nicht mehr an; nachdem man ſich im Saal verſtändigt hatte, wer der Redner eigentlich wäre, und daß man hier niemand Geringeres vor ſich habe, als den Verfaſſer jener liebenswürdigen Gedichte, die ſeit einiger Zeit ſo viel Aufſehen erregten, als ferner ſein Aeußeres geprüft und probehaltig befunden war, endlich als man den Wohlklang dieſer Stimme vernommen hatte, die ſich ſo warm und weich den Hörern an die Seele legte — ei nun ohne alle Frage, da war es eine ganz ausgemachte Sache, daß der ſchöne junge Mann, der berühmte Dichter, der Mann mit der melodiſchen Stimme, Recht hatte, vollkommen Recht!

Aber auch wenn aufmerkſamere und urtheilsfähigere Zuhörer in dieſem Saale geweſen wären, ſie würden ſich dem Eindruck ſeiner Rede nicht haben entziehen können, ſo gewaltig rauſchte ſie daher, ſo wahr und natürlich quoll ſie aus der innerſten Tiefe einer lebendigen, männlichen Ueberzeugung. Das war nicht das ungeſtüme, formloſe Stammeln des Enthuſiasmus, das Hermann zum Beſten zu geben pflegte, noch auch die geleckte, blendende Zierlichkeit, die kleinen, wohlzugeſpitzten Witze, die prächtigen gemalten Flammen, mit denen Florentin ſeine Zuhörer entzückte: das war ein künſtleriſcher Geiſt, der die Maſſen der Rede ſofort im Entſtehen ordnete und beherrſchte, das war der Hauch des Dichters, der den einfachen und doch ſo ergreifenden Schmuck dieſer Rede belebte.

Und endlich und vor Allem, wir müſſen es wiederholen, war es die Kraft einer verſtändigen, beſonnenen und ſelbſtbewußten Ueberzeugung, die ſich um ſo ſicherer an dieſen Zuhörern bewährte, je entwöhnter ſie derſelben im Ganzen waren. — In klarer und ruhiger Rede ſetzte Felix die Widerſprüche, welche der Antrag ſelbſt enthielt, auseinander; ſeine Stimme bebte vor Rührung und das Auge wurde ihm feucht, da er von den unſterblichen Verdienſten ſprach, die jener Mann ſich um Wiſſenſchaft und Volk erworben, und von dieſem reichen Ruhmeskranze, mit dem er das Vaterland geſchmückt; mit ſcharfen und eindringlichen Worten züchtigte er die Vermeſſenheit, welche darin lag, einen ſolchen Mann aus ſolchen Gründen vor ein ſolches Forum zu ziehen, ſowie die Geſinnungsloſigkeit, die ſich zu ſolchen Manoeuvren hergab. Als er dann zum Schluß, auf die allgemeinere Seite der Frage übergehend, ein Bild des Jammers und des Elends entwarf, welches unvermeidlich über das geſammte Vaterland kommen müſſe, wenn eine derartige Geſinnung allgemeiner würde, da gewannen Antlitz und Haltung des jungen Mannes wahrhaft den Ausdruck eines Propheten, dieſe Stimme, die anfangs ſo weich, ſo ſüß erklungen, rollte jetzt ſo zürnend, ſo donnergleich, daß ſelbſt die verwaſchenen Herzen der Wahrhaften zuſammenbebten und eine Ahnung ihres Unrechts, auf Augenblicke wenigſtens, dieſe ſo ſelbſtzufriedenen, ſo ewig vergnügten Gemüther durchzitterte!

Kurz zu ſagen: der Sieg, welchen Felix errang, war der vollſtändigſte, der noch jemals in dem Club der Wahrhaften erfochten worden war — und das wollte etwas bedeuten, da, wie wir wiſſen, Einſtimmigkeit zu den vornehmſten Tugenden dieſer ausgezeichneten' Geſellſchaft gehörte. Der Antragſteller konnte gar nicht mehr zu Worte kommen, Florentin ſelbſt, der die Schlacht verloren ſah, verhinderte es. Statt des Mißtrauensvotums beſchloß man, eine Vertrauensadreſſe abzuſenden, mit deren Abfaſſung Felix beauftragt ward, — derſelbe Felix, den vor einer halben Stunde noch Niemand hatte anhören wollen, und der jetzt auf einmal der Löwe des Tages geworden war!

Siebzehntes Kapitel.

Beim Wein.

Es dauerte einige Zeit diesmal, bevor die kleine Geſellſchaft beim Hinterwäldler ſich in diejenige gemüthliche Heiterkeit hineinfinden konnte, die ſonſt in ihrem Kreiſe herrſchte und die unter dieſen Dreien wenigſtens Zweien ſo aufrichtig von Herzen kam.

Hermann befand ſich in unbeſchreiblicher Aufregung, es war eine wahrhafte Umwandlung mit dem ſonſt ſo ſtarken, charakterfeſten Manne vor ſich gegangen; in den Augen ſtanden ihm die hellen Thränen und mit der Rechten ſuchte er fortwährend nach Felix' Hand, ihm dieſelbe zu ſtreicheln und zu drücken.

Und Felix ſelbſt? Ei nun, der hätte ja auch nicht müſſen dreiundzwanzig Jahre alt, hätte nicht müſſen Dichter, noch auch der Triumph, den er ſo eben errungen, der erſte auf dieſem Gebiete ſein, wenn nicht ein hohes Gefühl von Freude, eine edle, ſtolze Genugthuung ihm das Blut hätte ſollen ungeſtümer durch die Adern jagen! Auch er ſprach wenig; mit langen, freudig leuchtenden Blicken ſtarrte er in die goldne Fluth, die vor ihm in grünlichem Kelchglas duftete, ſchlürfte ſie mit langſamen, behaglichen Zügen hinunter, drückte Hermann's Hand ebenfalls innig, nickte der fleißigen Luiſe, die an einem andern Tiſche mit ihrem Nähzeug beſchäftigt war, gutmüthig zu. Dann ſtand er auf, ziſchelte dem Herrn Anton Wachtelhuber, der, zwei geleerte Flaſchen links und eine halb geleerte rechts, nach ſeiner Gewohnheit hinter der Thür im Sorgenſtuhle ſaß, etwas ins Ohr, worauf derſelbe nach einigem Zaudern, den Finger an der Naſe, verſchwand, um erſt nach einer längern Weile zurückzukehren, in den vorſichtig zuſammengekniffenen Fingern jeder Hand eine köſtliche, goldgeſiegelte, mit Spinnennetzen bedeckte Flaſche tragend, ſo leis, ſo vorſichtig, als ob es ein Kind von anderthalb Tagen wäre ....

Freue dich nicht zu früh, guter Anton! halte die Flaſche nicht ſo ſelbſtvergnügt gegen das Licht, und wiege dazu mit dem Kopfe, ſo ehrbar, ſo nachdenklich, daß dein Doppelkinn noch einmal ſo große Falten ſchlägt! Es iſt da Einer unter deinen Gäſten, der iſt eben der Mann dazu, auch den edelſten Nektar in Galle zu verwandeln und den armen Felix um die ganze Freude des heutigen Abends zu bringen!

Florentin kritiſirte die Rede ſeines Freundes; er hatte nachläſſig den einen Arm um die Lehne ſeines Stuhls geſchlungen, beſah ſich während des Sprechens eifrig ſeine Stiefelſpitzen und ſchleuderte ab und zu mit einer raſchen Kopfbewegung die langen dünnen Haare aus der Stirn zurück: zwei Angewohnheiten, die vielleicht nicht zum feinſten Ton gehörten, ihm jedoch ſo zur andern Natur geworden waren, daß er ſelbſt gar nichts mehr davon wußte.

Für Ihren erſten Verſuch, lieber Felix, ſagte er, haben Sie recht hübſch geſprochen, wirklich recht hübſch, recht paſſabel, man kann es nicht anders ſagen; ein wenig pomphaft, ein wenig zu ſehr ans Gefühl gerichtet: aber das eben liebt der Philiſter, und an dem Beifall haben Sie ja gehört, was für Zucker Sie ſeinem Affen gegeben. Aber erlauben Sie mir, lieber Felix, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß dieſe Art von Beredtſamkeit außerordentlich gefährlich iſt — weshalb? weil ſie ſich gar zu leicht abnutzt und überhaupt nicht im Mindeſten politiſch, nicht ein klein Bischen ſtaatsmänniſch iſt.

Sie haben, fuhr er fort, indem er das Glas erhob, das inzwiſchen Herr Wachtelhuber ſelbſt mit großer Vorſicht gefüllt hatte, es jedoch nur flüchtig an die Lippe führte und ſogleich wieder, ohne Herrn Wachtelhuber's lauerndes Geſicht zu beachten, vor ſich niederſetzte — Sie haben heut ein ſehr glückliches Spiel geſpielt, lieber Felix. Aber täuſchen wir uns nicht ſelbſt: auch ein ſehr leichtes. Der Antrag des unglücklichen Maleachi (es war dies der Spitzname, welchen die Hinterwäldler dem Redner dritten Ranges gegeben hatten und über deſſen Bedeutung der geneigte Leſer ſogleich im Klaren ſein wird, ſobald er ſich erinnert, daß Maleachi einer von den ſogenannten kleinen Propheten iſt) . . . .

Der Antrag des unglücklichen Maleachi, ſagte Florentin, war ſo confus und ſo abgeſchmackt, daß ich eigentlich Bedenken getragen hatte, ihn überhaupt nur auf die Tagesordnung zu bringen. Indeſſen, man muß doch probiren, was man dem Spießbürger Alles bieten kann. Auch iſt es ſehr gut ſo, wie es gekommen iſt; wir ſelbſt verdanken dem ſinnloſen Antrage Maleachi's (indem er ſich mit einer unendlich malitiöſen Fratze gegen Felix verneigte und das Glas zum Anklingen erhob) die höchſt ausgezeichnete Maiden-speech unſers geehrten Freundes — und der ſehr ehrenwerthe Deputirte in Frankfurt verdankt ihr ein Vertrauensvotum, das ihm auch aus dem Himmel gefallen kommt, wie die Wachteln den Juden in der Wüſte — ja, ja, mein beſter Herr Wachtelhuber, Sie brauchen mich nicht ſo anzuglotzen, es iſt wahr, ich kann nichts dafür, es iſt eine heilige Geſchichte, ſie ſteht in der Bibel; Sie dürfen nur Ihr Fräulein Schweſter danach fragen, die ſchöne Luiſe, die weiß es ganz gewiß....

Florentin war es nämlich ſehr wohl bekannt, daß Herr Wachtelhuber nichts weniger leiden und ſich über nichts mehr erboßen konnte, als wenn man ſich Anſpielungen auf ſeinen Namen erlaubte.

Aber gerade darum hatte Florentin ſich dieſes Bildes bedient.

Herr Wachtelhuber brummte etwas in den Bart, von Leuten, die das koſtbare Tröpfchen Wein, das ſie tränken, gar nicht werth wären, und die auch ohne ihre Freunde gewiß keinen Zutritt bei ihm finden ſollten, und ſchob ſich auf ſeinen Lehnſtuhl zurück. Luiſe und Hermann wechſelten begütigende Blicke, Florentin ſelbſt aber fuhr fort:

Es verſteht ſich von ſelbſt, lieber Felix, daß Ihr heutiger Triumph Ihnen außerordentlich in den Kopf geſtiegen ſein wird, und daß Sie ſich in Ihren Gedanken ſchon allermindeſtens für einen Mirabeau halten. Sie werden auch dem, was ich Ihnen jetzt ſagen werde, keinen Glauben ſchenken; das ſoll mich indeſſen nicht abhalten, Ihnen meine Meinung mitzutheilen, ſo aufrichtig und ungeſchminkt, wie die Freundſchaft, die ich für Sie hege, es mir gebietet. Entſinnen Sie ſich an das, was ich Ihnen über die publiciſtiſchen Stylübungen geſagt habe, welche Sie ſeit einiger Zeit heimlich in die Welt ſetzen: Sie ſind kein politiſcher Schriftſteller, guter Felix, aber Sie ſind auch kein politiſcher Redner, werden auch nie einer werden . . . .

Und warum nicht, wenn ich fragen darf? fiel Hermann ziemlich heftig ein —

Weil es ſich mit der politiſchen Beredtſamkeit, erwiderte Florentin, gerade entgegengeſetzt verhält, wie mit der übrigen, beſonders der theologiſchen, zu der ich bei Felix allerdings eine gewiſſe Anlage verſpüre. Pectus est, quod disertum facit — lächerlich! ungeheuer lächerlich! Der Politiker hat überhaupt gar kein Pectus, nur ein Caput — verſtehen Sie, lieber Hermann? Caput —!

Hier ergriff er ſein Glas und nippte höchſt bedächtig.

Felix lächelte ihm freundlich zu. Sie ſind, ſagte er, mit Ihrer Beweisführung noch nicht ganz zu Ende, glaube ich? —

Denn auch mit Felix war ſeit Kurzem eine wunderliche Veränderung vor ſich gegangen: ſein Reſpect vor Florentin war lange nicht mehr ſo groß, und er hörte die aus Belehrung und Vorwurf gemiſchten Auseinanderſetzungen deſſelben wirklich mit vieler Gemüthsruhe an.

Für ſo ſcharfe Denker, wie meine Freunde hier, antwortete Florentin in immer gereizterm Tone, ſollte ich es eigentlich ſein; da Sie indeſſen wünſchen, will ich noch Einiges hinzuſetzen. Es kann Niemand politiſcher Redner ſein, der nicht auch politiſcher Denker, mit einem Worte — der nicht Staatsmann iſt. Staatsmann aber wird man nicht in der Dachſtube und nicht hinter den Büchern, und wenn man den ganzen Tag über Hugo Grotius und Pufendorf und Montesquieu und Herrn von Haller ſäße und ſämmtliche Reden des engliſchen Parlaments und das ganze Recueil des Herrn von Martens auswendig lernte — Staatsmann, meine lieben Freunde (indem er jetzt beide Arme über die Stuhllehne hing und ſeine Stiefelſpitzen mit einer Aufmerkſamkeit betrachtete, als ob es die einzigen Stiefelſpitzen der Welt wären) ....

Staatsmann, ſagte Florentin, wird man nur, indem man ſich perſönlich in der politiſchen Welt umthut, indem man die verſchiedenen ſtaatlichen Einrichtungen der Nationen an Ort und Stelle ſtudirt, indem man endlich durch Geburt und Verhältniſſe denjenigen Kreiſen nahe gerückt iſt, in denen nun einmal von Anbeginn der Welt an die Geſchicke der Völker entſchieden worden ſind — und zu deren Entſcheidung ſie auch jetzt wieder kommen werden, wie eifrig das ſouveraine Volk ſich auch mit dem Gegentheil ſchmeichelt!

Mit dieſer letztern Aeußerung war Florentin im Grunde viel weiter herausgegangen, als er es ſelbſt gewollt hatte. Doch Felix war nicht in der Stimmung, dergleichen aufzugreifen.

Sie haben zum Theil ſehr Recht, lieber Florentin, ſagte er, und Niemand kann die erſtere Hälfte von dem, was Sie da ſagen, mehr aus der Seele geſprochen ſein, als mir. Allein ich glaube auch, daß noch nicht Jeder, der ſich für die Angelegenheiten des Vaterlandes intereſſirt und nach beſtem Wiſſen auf die politiſche Aufklärung ſeiner Mitbürger einzuwirken ſucht, darum ſchon Anſpruch macht, ein Staatsmann zu ſein. Ich glaube ſogar, daß dies nur eine allgemeine Bürgerpflicht, deren Erfüllung, weit entfernt, eine Anmaßung zu ſein, vielmehr ein Geſetz iſt für Jeden, der die Aufgabe der gegenwärtigen Zeit überhaupt begreift. Daß man ohne Kopf und Kenntniß zur Erfüllung dieſer Pflicht nicht taugt, das gebe ich Ihnen natürlich ſogleich zu; ob aber das Herz dabei etwas ſo Ueberflüſſiges, wohl gar Schädliches iſt, wie Sie behaupten, ja ob ein Bischen Herz nicht ſogar dem wirklichen praktiſchen Staatsmanne von Nutzen wäre, darüber wollen Sie mir vorläufig noch einige Zweifel geſtatten.

Und mir auch! eine ganze Menge Zweifel! ungeheuer viel Zweifel! ſtotterte Hermann, der inzwiſchen neue Flaſchen commandirt hatte: und wenn Sie es mir nicht geſtatten wollen, ſo zweifle ich auf meine eigene Hand, ja, recht ſehr zweifle ich!

Zweifeln Sie ſo viel Ihnen beliebt und ſo viel Ihre etwas ſchwere Zunge noch herausbringen kann, erwiderte Florentin mit geringſchätzigem Achſelzucken: es iſt natürlich nicht Jedermanns Sache, dergleichen einzuſehen, und ich fühle keinen Beruf in mir, den Apoſtel der Waiſen und Unmündigen zu machen.

Sie führen eine verdammt harte Sprache, Florentin, antwortete Hermann, indem er die Flaſche etwas ſtark vor ſich niederſetzte; nach meiner Anſicht ſollten ſelbſt die genaueſten Freunde ſich dergleichen nicht geſtatten.

Ah, ſagte Florentin höhniſch, meine Beredtſamkeit gefällt Ihnen nicht? Sehr natürlich: es iſt keine Bruſtſtimme, die ich rede —

Nein, aber ein verwünſchtes Falſett, wie ich merke, rief Hermann; o Florentin, ich habe immer ſo gut von Ihnen gedacht, es wäre ja wirklich abſcheulich von Ihnen, wenn Sie ein paar ehrliche Jungen, wie wir ſind, hintergehen könnten ....

Hintergehen? ſpottete Florentin, wer ſpricht von hintergehen? Heißt das hintergehen, wenn ich unſerm Freunde Felix ſage, daß er niemals ein Politiker werden kann, und daß er gut thun wird, ein für allemal ſich auf ſeinen Pegaſus zu beſchränken? Ich dächte, das hieße umgekehrt den Leuten die Wahrheit recht offen ins Geſicht ſagen!

Und wenn Felix ein Staatsmann werden

will, rief Hermann, der ſeinen Zorn nicht mehr bemeiſtern konnte, und Gott ſchenkt ihm Leben und Geſundheit, ſo wird er doch ein Staatsmann! gerade ein Staatsmann! noch ein ganz anderer Staatsmann als Sie — oho, Sie —!

Florentin war einen derartigen Widerſpruch nicht gewohnt; er fing ſich ebenfalls an zu erhitzen.

Und es iſt unverantwortlich von Ihnen, ſage ich, rief er, daß Sie dem armen guten Jungen dergleichen Dinge in den Kopf ſetzen! Felix iſt zum Dichter geboren — zum Dichter, weiter nichts — und mit allem Andern, was er ergreifen oder werden könnte, würde er nur ſeinen Beruf verfehlen!

Pah! Staatsmann und Dichter, als ob das auch ſo unvereinbar wäre, und als ob man die Erſcheinung nicht ſchon gehabt hätte, oft genug! murrte Hermann.

Ja wohl, verſetzte Florentin, man hat ſie gehabt: aber es iſt auch danach geweſen, von Addiſſon an bis auf Goethe und Lamartine....

Ah, warf Felix misbilligend dazwiſchen, Sie wollen doch nichts gegen Goethe ſagen, lieber Florentin?

Aber die beiden Streiter hörten ſchon nicht mehr auf ihn —

Und er ſoll doch Staatsmann werden! ſchrie Hermann.

Nichts da, Dichter ſoll er bleiben! rief Florentin dagegen.

Staatsmann —!

Dichter —!

Achtzehntes Kapitel.

Eine Jugenderinnerung.

So komiſch dieſe Scene auch war und ſo ſehr ſie Felix auch ergötzte, ſo hielt er es doch bei der wachſenden Heftigkeit der beiden Streitenden für zweckmäßig, ihr ein Ende zu machen und die Unterhaltung auf einen andern, minder verfänglichen Gegenſtand zu leiten.

Sie ſind ſehr gütig, meine Freunde, ſagte er, indem er mit dem Glas an der Flaſche läutete, um ſich Gehör zu verſchaffen: ein Zeichen, welches der redliche Herr Wachtelhuber aus alter Gewohnheit ganz anders verſtand: denn über den ungewöhnlichen Durſt ſeiner Gäſte vergnüglich ſchmunzelnd, ſtieg er ſofort in den Keller hinab, neue Vorräthe heraufzubringen....

Sie ſind ſehr gütig, meine Freunde, ſagte Felix, eine ſo lebhafte Theilnahme an meiner wahren Beſtimmung an den Tag zu legen. Aber ſchenken Sie meiner Bitte Gehör und verlaſſen Sie einen Gegenſtand, der (ſetzte er mit komiſcher Geberde hinzu) für meine Eitelkeit ſo viel Verfängliches hat. Reden wir überhaupt von etwas Anderem! Was ſind wir für ſchlechte Hinterwäldler heut, daß wir uns die verwünſchten dummen Clubhiſtorien ſogar bis hierher nachrücken laſſen und uns die unſchätzbare Gottesgabe damit verderben?!

Nun Gott Lob, ſagte Herr Wachtelhuber, der eben mit einer Flaſche zurückkam, die noch ehrwürdiger, noch myſtiſcher ausſah als die früheren: das iſt doch das erſte vernünftige Wort, das ich heut von den Herren höre, und dafür ſollen Sie hier auch ein Tröpfchen haben, mein lieber Herr Felix, von dem Beſten, was mein armes Kellerchen vermag.

Ja, Gott Lob, wiederholte auch Luiſe, indem ſie ſich einen Stuhl in Hermann's Nähe heranzog: mir wurde ſchon ganz bange, als die Herren ſo in Streit geriethen, und ich muß mich nur dazwiſchen ſetzen, damit es nicht von Neuem losgeht.

Und meinen Sie nicht vielmehr, daß Ihre Gegenwart den Streit erſt recht entzünden wird, ſchöne Luiſe? entgegnete Florentin galant, indem er ſeinen Arm um die feſte Taille zu legen ſuchte.

Aber Luiſe zog ihren Stuhl haſtig zurück.

O nicht doch, Herr Baron, ſagte ſie, das wiſſen Sie nun doch wohl, daß ich dergleichen nicht dulde. Ich habe mich ſo müde gearbeitet und ſäße nun gern noch ein halbes Stündchen in Ruhe und hörte dem Geſpräch der Herren zu; wenn Sie mir das nicht verderben wollen, ſo müſſen Sie dergleichen hübſch unterlaſſen.

Es war nicht das erſte Mal, daß das junge Mädchen ſich genöthigt ſah, derartige Warnungen an Florentin zu richten. Hermann warf ihm einen zornigen Blick zu: allein bevor er ſeinem Unwillen noch Luft machen konnte, hatte Felix ſchon wieder das Wort genommen.

Der Streit, meine Freunde, ſagte er, den Sie vorhin ſo gütig waren, über meine eigentliche Beſtimmung zu führen, ob Dichter, ob Politiker, erinnert mich an eine einigermaßen ähnliche Scene, die mir in meinen Knabenjahren paſſirt iſt, und die ich Ihnen, da wir heute doch einmal zu nichts Beſſerem aufgelegt ſcheinen, mit Ihrer Erlaubniß erzählen will. Die Geſchichte wird, wie ich hoffe, Ihren Beifall haben, lieber Florentin, da ſie dazu dienen kann, die Anſicht, welche Sie von meinem wahren Berufe hegen, zu beſtätigen.

Recht ſo, erzähle, lieber Bruder, rief Hermann: aber erſt komm her — das iſt gerade ein Wein, der werth iſt, daß zwei Kerle, wie wir, ſich darin Brüderſchaft trinken — biſt, ſtraf mich Gott, ein honetter Kerl, mit dem Kopf ſowohl wie mit dem Herzen — komm her! auf Du und Du! und der Teufel ſoll mich holen, wenn Du nicht noch einmal ein großer Mann wirſt!

Ja, ja, erzählen Sie, rief auch Luiſe, indem ſie die Arme leicht fröſtelnd unter die Schürze ſteckte und ſich auf dem Stuhl zurechtrückte: es iſt ein Wetter draußen zum Erbarmen, der Regen ſchlägt gegen die Fenſterladen, als ob es Kieſelſteine wären; Sie können in dieſem Wetter unmöglich nach Hauſe.

Ah, bitte recht ſehr, erzählen Sie, ſagte Florentin gedehnt, während er mit ſpöttiſchen Blicken die Gruppe der beiden Smollirenden betrachtete; Florentin war, wie die meiſten guten Erzähler, ein ſehr ſchlechter Hörer, und wollte, nach ſeinem eigenen Ausdruck, lieber drei Tage lang zwölf Stunden arbeiten, als in zwölf Stunden drei Geſchichten hören.

Du biſt ohnedies immer ſo verwünſcht verſchwiegen mit deinen Jugendgeſchichten, ſetzte Hermann hinzu, man ſollte denken, du wärſt vom Himmel gefallen.

Wie Wachteln, ſchaltete Florentin raſch ein.

Allein Herr Wachtelhuber hatte ſo gründliche Studien über die Vortrefflichkeit ſeines Weines angeſtellt, daß er ſo eben ſanft entſchlummert war: ſo daß alſo der Pfeil, der ihm zugedacht war, von ſeinem ſchnarchenden Haupte abprallte.

Ei nicht doch, er hat es ja ſchon oft geſagt, er iſt aus Thüringen, der Herr Felix, wandte Luiſe ein.

Ja wohl, rief Felix, aus Thüringen: und Gott ſegne das Land, das ſo ſchön daliegt mitten im Herzen Deutſchlands und wo es ſo viel der herzigen, wackeren Menſchen gibt! Ich trinke dies Glas Wein auf das Wohlſein meiner Heimath: Thüringen ſoll leben!

Ich habe nirgend in ganz Deutſchland ſo ſchlechte Betten, ſo elendes Eſſen und ſo traurige Oefen gefunden als in Thüringen, murrte Florentin dazwiſchen.

Felix aber begann ſeine Erzählung.

Wenn ich bisher ſo verſchwiegen über meine Jugend geweſen bin, ſagte er, ſo hat das hauptſächlich darin ſeinen Grund, weil ſie ſo höchſt einfach geweſen und weil ſo wenig davon zu erzählen iſt. Mein Vater war ein armer, mittelloſer Schulmeiſter in einem kleinen Städtchen hinter Gotha —

Was Sie ſagen, hinter Gotha? rief Florentin, dem die Erzählung auf einmal intereſſant zu werden ſchien. Ich meine nur, ſetzte er hinzu, wie um ſeine Unterbrechung zu entſchuldigen, weil es eine ſehr angenehme Gegend um Gotha iſt....

Durch welche Schickſale, fuhr Felix fort, mein Vater eigentlich an dieſen Ort und in dieſe Stellung verſchlagen worden, die ſeinem lebhaften und fein gebildeten Geiſte beiweitem nicht entſprach, darüber fehlen mir alle Aufſchlüſſe. Ich vermuthe nur, daß die Liebe zu meiner Mutter, die mir noch deutlich als eine Frau von ungemeiner Schönheit vorſchwebt, ihn aus ſeiner urſprünglichen Laufbahn herausgeriſſen hatte. So weit meine Erinnerung zurückreicht (und wenn ich mich nicht ſelbſt täuſche, ſo reicht ſie wenigſtens bis in mein drittes Jahr zurück), habe ich mich mit Gedanken und Träumen beſchäftigt, von denen ich jetzt nur ſagen kann, es ſind Verſe geweſen — Verſe eines Kindes, das von den Geſetzen der Sprache, den Regeln der Kunſt noch keine Ahnung hat: aber genug, es war etwas Poetiſches darin, es waren Anfänge zu Verſen, gleichſam Embryone kunftiger Gedichte. Kaum daß ich ſchreiben gelernt hatte, als ich auch jedes Stückchen Schiefertafel und jeden Fetzen Papier, deſſen ich nur habhaft werden konnte, mit meinen Verſeleien beſchmierte. Meine gute Mutter empfand darüber große Beſorgniß —

Nämlich, unterbrach Felix ſich ſelbſt, mein Vater — Sie müſſen wiſſen — ich meine....

Aber nein, nein, rief er, indem er plötzlich haſtig aufſprang, es geht doch nicht, ich kann Ihnen dieſe Geſchichte, ſo läppiſch ſie iſt, dennoch nicht erzählen, es würde mich zu weit führen....

Der junge Mann war ans Fenſter getreten, hatte einen Laden aufgeſtoßen und ſteckte das glühende Geſicht in die kühle Regennacht hinaus, gleichſam als ob er es den Uebrigen verbergen müßte.

Alle ſahen ſich überraſcht, beinahe voll Beſtürzung an.

Neunzehntes Kapitel.

Die feindlichen Brüder.

Bin ich doch, ſagte der junge Mann, indem er ſich nach einer längern Pauſe mit ruhig lächelndem Geſicht wieder zur Geſellſchaft zurückwandte, ein rechter Thor, daß ich ſo viel Umſtände mache um ein ſo geringfügiges Geheimniß, das überdies ſo unſchuldiger Natur iſt und für Niemand Werth hat, kaum einmal für mich ſelbſt. Aber ich will nun auch nicht länger zurückhalten mit meinem Vertrauen, auf das Sie durch das brüderliche Wohlwollen, das Sie mir erweiſen, ſo gegründeten Anſpruch haben. Ein Abend, wie der heutige (indem er quer über den Tiſch Florentin die eine, Hermann die andere Hand reichte und auch Luiſen freundlich zunickte) kommt ſo bald nicht wieder, ich fuhle es wohl —

O doch, fiel Florentin ironiſch ein, ſollte das Säftchen des Herrn Wachtelhuber ſchon auf der Neige ſein? Wenn wir wieder ſo viel von dieſem Weine trinken, guter Felix, kriegen wir auch gerade wieder ſolche Stimmung.

Allein Felix wollte ſich aus der erhöhten Stimmung, in welcher er ſeinerſeits ſich befand, nun einmal nicht herausbringen laſſen; darum fuhr er unbeirrt fort:

Es ſollte eine ganz kurze und luſtige Hiſtorie werden, die ich Ihnen zu erzählen gedachte, und nun fürchte ich, wird es eine ziemlich lange und ernſthafte werden —

Florentin ſeufzte und ſuchte mit dem Kopf an der Stuhllehne herum, als ob er irgendwo ein Kopfkiſſen vermißte. Aber auch davon ließ Felix ſich nicht ſtören.

Ich habe Ihnen vorhin geſagt, meine Freunde, erzählte er, daß ich von der Herkunft und den frühern Schickſalen meines Vaters nur ſehr wenig wüßte. Aber eins weiß ich allerdings noch: nämlich daß mein Vater einen etwas ältern Bruder hatte, der, ich habe nie erfahren, ob durch eine Erbſchaft oder durch welche andere glückliche Schickſalsfügung, ſich, in geradem Gegenſatz zu meinem armen Vater, vielmehr in recht wohlhabenden, ja reichlichen Verhältniſſen befand. Derſelbe lebte, wenn ich mich recht beſinne, irgendwo als Profeſſor am Rhein; doch kann ich darin möglicherweiſe auch irren.

So können Sie, ſchaltete Florentin höhniſch dazwiſchen, wenigſtens kein ſehr zärtlicher Neffe, oder der Bruder Ihres Vaters kein ſehr zärtlicher Oheim geweſen ſein. Denn Sie ſcheinen ja blutwenig von dieſer Verwandtſchaft zu wiſſen.

So iſt es, erwiderte der junge Mann, und werden Sie den Grund ſogleich hören.

Mein Vater hatte ebenfalls allerhand poetiſche Anlagen gehabt; ſein Bruder jedoch, der bei dem frühen Tode beider Aeltern väterliche Rechte über ihn übte, hatte niemals etwas davon wiſſen wollen, und hatte meinen Vater von früh auf durch große Strenge zu den eigentlichen Studien ſeines Berufes angehalten. Ich vermuthe, daß mein Vater ihm nicht immer ganz gutwillig gefolgt iſt, und daß dies den erſten Grund zu der Spannung gelegt hat, welche zwiſchen den beiden Brüdern ſtattfand, und die ſich bald durch ein an und für ſich höchſt komiſches Ereigniß in einen offenen Bruch verwandeln ſollte.

So wenig nämlich mein Oheim von den literariſchen Verſuchen meines Vaters wiſſen wollte, ſo hatte er doch ſelbſt dem Drange, als Schriftſteller aufzutreten, nicht widerſtehen können. Vielleicht indeß war es bei ihm auch weniger ſchriftſtelleriſche Eitelkeit als Drang der

Loyalität geweſen. Genug, bei einer gewiſſen feierlichen Veranlaſſung ließ er ein Schriftchen drucken, welches einen Pänegyrikus auf den regierenden Landesherrn enthielt, unter dem barocken Titel: Hans Peter — ſo will ich einmal beiſpielsweiſe den Namen des Landesherrn bezeichnen — im Lichte der Wahrheit. Das Schriftchen muß viel närriſches und wunderliches Zeug enthalten haben, ich ſelbſt habe es niemals zu Geſicht bekommen; — wie das ganze Ereigniß denn überhaupt in meine frühesten Kinderjahre fällt, ja, ich weiß nicht, ob nicht ſogar noch vor meiner Geburt. Es war ohne den Namen des Verfaſſers erſchienen; mein Vater indeſſen, der den Autor nur allzu wohl errieth, konnte dem Kitzel nicht widerſtehen und ſchrieb eine von Witz und Satyre ſprudelnde Gegenſchrift, unter der draſtiſchen Firma: Der Eſel im Dunkeln, eine freundnachbarliche Beleuchtung des kürzlich erſchienenen Büchleins: Hans Peter im Lichte der Wahrheit.

Alle lachten, ſelbſt Florentin.

Ihr Vater ſcheint ein höchſt vergnügter Burſche geweſen zu ſein, ſagte er: aber erlauben Sie mir die Frage, wie Ihre ſehr ergötzliche und lehrreiche Geſchichte mit dem Thema in Zuſammenhang ſteht, von dem wir urſprünglich ausgingen?

Es iſt noch gar nicht die Geſchichte, die ich eigentlich erzählen wollte, entgegnete Felix mit einiger Verlegenheit, nur erſt die Einleitung dazu.

Ja ſo, erwiderte Florentin haſtig, dann geniren Sie ſich ja nicht ....

Und damit fuhr er mit dem Kopf an der Stuhllehne herum, als ob er mit Gewalt noch ein Loch hineinbohren müßte.

Laß dich nicht ſtören, das iſt eine geſunde Geſchichte, und ich finde hier noch eine ganz friſche Flaſche, die mir Freund Wachtelhuber als vorſichtiger Mann unter den Stuhl geſtellt hat, ſagte Hermann, der neben Luiſen ſaß, und mit derſelben philoſophiſchen Ernſthaftigkeit bald in die goldne Fluth des Weins, bald in die braunen Augen ſeiner Nachbarin ſtarrte.

Felix fuhr fort:

Auch das Gegenſchriftchen meines Vaters erſchien ohne deſſen Namen, ſogar ohne Angabe des Druckortes und ohne Jahreszahl. Von dieſem Schriftchen habe ich ein Exemplar in dem Nachlaß meines Vaters gefunden, oder vielmehr daraus entwendet; ich bringe es wohl gelegentlich einmal mit, und da wollen wir, wenn es Ihnen genehm iſt, die Scherze meines Vaters, die für ihn ſo verhängnißvoll werden ſollten, und ſogar auch für mich, belachen und ſeinem Andenken ein Glas von dieſem Weine widmen.

Er fuhr mit der Hand über die Augen.

Sie erzählen verteufelt gut, aber auch verteufelt langſam, erinnerte Florentin.

Ich werde mich ſogleich zu beſſern ſuchen, antwortete Felix. Trotz der ängſtlichen Sorgfalt, mit welcher mein Vater ſeine Autorſchaft zu bewahren geſucht hatte, wurde doch auch er ſofort von ſeinem Bruder als derjenige erkannt, der dieſen ſarkaſtiſchen Eſel auf ihn losgelaſſen. Die Folge davon war ein förmlicher und feierlicher Bruch meines Oheims, der von Stunde an allen und jeden Verkehr mit der Familie meines Vaters aufhob. Und dies, meine Freunde, wollte etwas bedeuten, beſonders für Ihren armen Freund Felix. Denn da mein Oheim, wie ſchon geſagt, vermögend und nicht nur unvermählt war, ſondern auch ſtets unvermählt zu bleiben beſchloſſen hatte, ſo war ich, wiewohl noch der Wiege kaum entwachſen, doch bereits zu ſeinem künftigen Erben beſtimmt. Auch hatte er unſer Haus bis dahin übrigens mit Rath und That reichlich unterſtützt.

Ah, ſpottete Florentin, ſchon wiederum halb im Schlaf, jetzt fängt die Geſchichte allerdings an, tragiſch zu werden.

Nach dem Erſcheinen jenes Büchleins jedoch, erzählte Felix weiter, zog der Oheim ſeine Hand völlig von uns ab; er verbot meinem Vater ihm jemals wieder vor Augen zu kommen oder ihm mit Briefen läſtig zu fallen, ja nicht einmal ſein Name ſollte in unſerm Hauſe genannt werden dürfen. Mein Vater mochte wohl darauf rechnen, der Zorn des Andern würde ſich mit der Zeit wieder legen; er nahm alſo die Sache ziemlich auf die leichte Achſel, und hielt namentlich das letztere Verbot meines Oheims ſo pünktlich, daß ich mich nicht erinnere, denſelben aus dem Munde meines Vaters je anders nennen gehört zu haben, als — der Narr. Leider ſollte aber dieſer Humor meinem armen Vater nichts helfen; allerhand neue Widerwärtigkeiten brachen auf ihn ein, ſeine einförmige und geiſtloſe Beſchäftigung widerte ihn an, auch der Friede mit meiner Mutter mochte durch die Begebenheit mit dem Oheim wohl einigermaßen erſchüttert ſein, vorzüglich durch Zuthun ihrer Mutter, meiner Großmutter, die bei uns im Hauſe lebte und ſich durchaus nicht darüber zufrieden geben konnte, daß ihr einziges Enkelſöhnchen auf ſo ſchnöde Weiſe um die gehoffte Erbſchaft des Oheims gekommen ſein ſollte — die gute Frau! hat ſie damals etwas verſehen, ſo hat ſie es ſeitdem durch die unendliche Liebe und Treue, mit der ſie mich erzogen, mehr als wieder gut gemacht. Genug, eines guten Morgens war mein armer Vater auf und davon. Ein zurückgelaſſener Brief an meine Mutter benachrichtigte dieſelbe, daß er das Elend im Hauſe nicht länger ertragen könne und unter einem andern Himmelsſtrich nach einem beſſern Stückchen Glück für uns ſuchen wolle; ſo wie er es gefunden, werde er uns ſchreiben. Aber er hat niemals wieder geſchrieben ſeit beinahe zwanzig Jahren; er iſt verſchollen und todt!

Zwanzigſtes Kapitel.

Das Teufelchen.

Iſt das nun Geſchichte oder noch Einleitung? fragte Florentin, halb ſchon im Schlaf.

Noch immer Einleitung, lieber Florentin, erwiderte Felix lächelnd: aber wir werden nun bald zu der eigentlichen Geſchichte kommen. Doch muß ich vorher noch ein zweites Hiſtörchen voranſchicken. Mein Vater, der in ſeinem redlichen Eifer kein Mittel unverſucht ließ, unſere ärmliche Lage zu verbeſſern, nahm unter Anderm auch auf Andringen eines entfernten vornehmen Gönners einen misrathenen Knaben zur Beſſerung ins Haus. Es war der Sohn einer alten adeligen Familie in irgend einer auswärtigen Provinz. Den Namen der Familie habe ich vergeſſen, oder noch wahrſcheinlicher, niemals gewußt, indem ich damals erſt ein Kind von zwei oder drei Jahren war; auch auf den Vornamen des Knaben kann ich mich nicht mehr beſinnen. Malen dagegen könnte ich euch, meine Freunde, wie der kleine Unhold ausſah, mit dieſen verſchmitzten Augen, dieſer Bosheit und Gier in den feinen, aber ſo früh ſchon von Unart und Laſter verzerrten Zügen. Ja wahrhaftig, ein Unhold war er für mich, ein wahres Teufelchen! Er mochte wohl immerhin ein acht bis zehn Jahre älter ſein als ich, und doch machte er mich, mich armſeligen kleinen Kerl, der ich kaum noch auf meinen Füßen ſtehen konnte, zum allgemeinen Deckmantel ſeiner Fahrten und Streiche. Da war keine Speiſe im Hauſe, die er nicht benaſchte, kein Obſt im Garten, das er nicht vorzeitig plünderte, keine ſchöne Blume am Stock, die er nicht muthwillig zerpflückte und zertrat — und allemal, wenn es zur Unterſuchung kam, hieß es: das bin nicht ich, das iſt der Felix geweſen.

Florentin war während der letztern Erzählung auf einmal wieder ganz munter geworden; er hielt beide Arme in die Seiten geſtemmt und ſah mit großer Ernſthaftigkeit bald auf ſeine Stiefelſpitzen, bald aufwärts zu dem jungen Dichter.

Das muß ja ein ganz verwünſchter Bube geweſen ſein, ſagte er endlich. Aber was thut's? Sie ſind ſolch ein gutmüthiger Menſch und haben heut ſchon einige Geſundheiten ausgebracht: laſſen wir auch den kleinen Spitzbuben leben, der die Sahne von der Milch gefreſſen und es Ihnen dann in die Schuhe geſchoben hat.

Nein, antwortete Felix lächelnd, der Patron hat es mir zu arg gemacht, dem, wenn ich ihn einmal wieder träfe, brächte ich noch heut einige Naſenſtüber bei, dafür, daß er mich damals ſo arg gepeinigt hat.

Naſenſtüber! murrte Florentin, in ſeinen Stuhl zurückſinkend, das iſt aber auch gar zu grob!

Grob? Ei ja doch: bedenken Sie nur, liebſter Freund, daß der kleine Satan es nicht blos dabei bewenden ließ, mich zu verleumden und anzuſchwärzen, wo er konnte, ſondern, ſo wie wir nur allein waren, kniff, biß, prügelte er mich, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Und damit noch nicht genug, lernte er mich auch noch zu allerhand dummen Streichen an, legte mir dumme oder unanſtändige Antworten in den Mund und neckte und plagte mich, mit einem Wort, auf alle Weiſe. Ein Hauptwitz von ihm beſtand darin, daß er mich gelehrt hatte, auf die bei Kindern ſehr beliebte Frage, was ich dereinſt werden wolle, mit größter Ernſthaftigkeit zu antworten: Schriftſteller. Sie können ſich vorſtellen, meine Freunde, wie verhaßt dieſes Wort nach dem Ereigniß, das zwiſchen den beiden Brüdern ſtattgefunden, im Hauſe meines Vaters geworden war; es hieß recht eigentlich vom Strick ſprechen im Hauſe des Gehängten. Aber das eben war es ohne Zweifel, was der Böſewicht, der auf irgend eine Art von dem Vorfall Kenntniß erhalten haben mochte, gerade beabſichtigte, und weshalb die Schläge, die ich jedesmal für dieſe Antwort erhielt, ihm gewiß nur doppeltes Vergnügen bereiteten.

Florentin wollte ſich vor Lachen ausſchütten; ſo träge er ſonſt war, ſo hüpfte er doch jetzt in der Stube umher und ſchlug vor Vergnügen in die Hände, daß Herr Wachtelhuber darüber aus dem Schlaf auffuhr und ganz verdutzt um ſich ſchaute.

Ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung, rief er, daß ich auch nur einen Augenblick ſo vorſchnell geweſen bin, Ihre Geſchichte langweilig zu finden; nein, nein! ich überzeuge mich jetzt, daß ſie höchſt intereſſant iſt, höchſt intereſſant! —

Und indem er plötzlich ganz dicht vor Felix ſtehen blieb und ihn ſtarr in die Augen ſah:

Aber ſagen Sie einmal, liebſter Felix, wie hieß Ihr Herr Vater denn eigentlich? Ich frage das nur, ſetzte er hinzu, als er ſah, wie Felix über dieſe Frage in Verlegenheit gerieth, um damit zugleich den Namen Ihres Oheims zu erfahren; einen ſolchen raren Schriftſteller, der zu einer ſo vortrefflichen Satyre und zu einer ſo höchſt merkwürdigen Familienhiſtorie Veranlaſſung gegeben, muß man doch billigerweiſe im Gedächtniß behalten.

Nun freilich, wie ſoll er denn ſonſt geheißen haben? Juſt wie mein Vater, ſein Bruder, erwiderte der Poet, dem offenbar daran gelegen war, die eigentliche Hauptfrage ganz zu umgehen.

Wenn es nicht etwa Stiefbrüder geweſen

ſind, Herr Felix, warf Herr Wachtelhuber, der inzwiſchen herangetreten war, dazwiſchen; Herrn Wachtelhuber's nächſtes Intereſſe nach ſeinen Weinen war, die verſchiedenſten Verwandtſchaftsverhältniſſe und ihre Möglichkeiten zu berechnen, ein Studium, mit dem er ſich gern die müßigen Stunden vertrieb und in dem er es wirklich zu einer bemerkenswerthen Virtuoſität gebracht hatte.

Alles lachte, theils über Herrn Wachtelhuber's ſcharfſinnige Bemerkung, theils über Florentin, der noch immer, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, wie ein Beſeſſener in der Stube umherſprang und ſich gar nicht zur Ruhe geben konnte über Felix' köſtliche Geſchichte.

Der hat's weg, ſagte Hermann leiſe, indem er Herrn Wachtelhuber zublinzelte. Er glaubte nämlich, der ſchwere Wein wäre dem jungen Edelmanne in den Kopf geſtiegen, und bedachte nicht, daß derſelbe kaum von ſeinem Glaſe genippt hatte.

Auch Felix konnte ſich des Lachens nicht erwehren.

Erhalten Sie mir nur, ſagte er, dieſe Theilnahme auch für den zweiten Theil meiner Geſchichte, der nun kommt —

So viel Theile Sie wollen, Vortrefflichſter, rief Florentin, ich kann nicht ſatt werden, Ihnen zuzuhören, und wenn Sie bis morgen früh erzählen!

Davon wird's auch nicht mehr weit ſein, ſagte Luiſe leiſe; ein tadelnder Blick ihres Bruders brachte ſie jedoch gleich wieder zum Schweigen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Das Geheimniß.

Nachdem mein armer Vater alſo, ſetzte der junge Dichter ſeine Erzählung fort, auf dieſe Art ſein Haus verlaſſen, kam meine Erziehung ausſchließlich in die Hände meiner Mutter und meiner Großmutter. Sie können ſich keine Vorſtellung davon machen, meine Freunde, mit welcher Aengſtlichkeit ich erzogen und mit welchen entſetzlichen Farben mir namentlich das Schriftſtellerleben ausgemalt ward; keinem gläubigſten Katholiken kann ſein Beichtvater eine ſolche bewegliche Schilderung von den Qualen des Fegefeuers entwerfen, als die beiden Frauen mir von dem Stand des Schriftſtellers entwarfen, alle Tage und bei jeder Gelegenheit, die ſich nur irgend an den Haaren dazu herbeiziehen ließ. Denn ſie hofften wohl noch immer den Groll meines Oheims zu beſänftigen, und ihn, beſonders da der eigentliche Schuldige ja das Feld geräumt hatte, wenigſtens mit mir armem ſchuldloſem Knaben auszuſöhnen. Dieſe Hoffnung war im Grunde ein wenig tollkühn, da, wenn ich mich recht entſinne, ſchon damals die Nachricht bei uns eingegangen war, daß mein Oheim, ſeinem früheren Vorſatz entgegen, ſich verheirathet hatte, ohne Zweifel aus keinem andern Grunde als um uns jeden Gedanken an eine mögliche Erbſchaft zu benehmen.

Allein was hofft nicht eine Mutter und welche Gewalt hat ſie nicht über das Herz ihres Kindes? So ſchwer es mir fiel, und ſolche bitteren Kämpfe es mich auch koſtete, ſo erlangte es meine Mutter doch von mir, daß ich ihr nicht nur gelobte meine Verſeleien einzuſtellen, ſondern es auch wirklich hielt — wiewohl freilich etwas jeſuitiſch: das heißt, ich ſchrieb ſie nicht mehr auf, ſondern begnügte mich, ſie im Kopfe zu behalten.

So nun endlich ſind wir zu der Geſchichte gediehen, die ich Ihnen urſprünglich erzählen wollte. Eines Tages nämlich, ich mochte etwa in demſelben Alter ſein, wie mein kleiner Plagegeiſt, als er zu uns ins Haus kam, hatte ich eine Ausarbeitung für die Schule gemacht; ich weiß das Thema noch heut, es war über den Giftbecher des Sokrates, ein ſehr unpaßliches Thema, nebenher bemerkt, für zehnjährige Knaben. Die Ausarbeitung hatte in der Schule großes Lob erhalten, und voll Freuden eilte ich, ſie meiner Mutter vorzulegen. Dieſe las ſie mit großer Aufmerkſamkeit durch — ich ſehe ſie noch wie heut! Und dann, indem ſie das Heft zuſammenklappte: Nun weiß ich auch, mein

Sohn, ſagte ſie, was du werden mußt, und wozu die Natur dir den innern Beruf gegeben hat.

Denn wie es bei Frauenerziehungen der Fall zu ſein pflegt, ſo war auch für meine Mutter mein künftiger Beruf von früh an ein Gegenſtand unaufhörlicher Beſprechung und der lebhafteſten, änglichſten Beſorgniß. Nur daß ich ſtudiren ſollte, ſtand bei den beiden Frauen feſt, und ſelbſt die völlige Unzulänglichkeit unſrer Mittel konnte ſie von dieſem Plan, der übrigens auch meiner eigenen Neigung vollſtändig entſprach, nicht abbringen; trotz der Verheirathung meines Oheims ſchmeichelten ſie ſich vermuthlich noch immer, wenn dereinſt ein wohlſtudirter Neffe ihm entgegentrete, ſo würde ſein hartes Herz ſich endlich doch wohl noch erweichen, wenigſtens ſoweit, mich bei meinen Studien ſowie bei meinem künftigen Fortkommen zu unterſtützen. Am liebſten verweilte die Phantaſie meiner Erzieherinnen, wie das nun wieder bei Frauen dieſes Standes gewöhnlich iſt, bei dem Gedanken, mich dereinſt als wohlbeſtallten Prediger zu ſehen; wenn ich nebenher auch Philologie ſtudiren ſollte, ſo geſchah das hauptſächlich nur aus Rückſicht auf den Oheim, der, wie bereits erwähnt, als Profeſſor an einer rheiniſchen Lehranſtalt angeſtellt war. Der Prediger ſollte indeſſen immer das Hauptziel bleiben.

Nun alſo da ſieht man es ja, unterbrach Florentin ihn aufs Neue, davon ſtammt auch noch das Paſtorenhafte in Ihren Aufſätzen und Reden.

Möglich, erwiderte Felix ſchalkhaft, aber jedenfalls ſtammt das dann von einer ſehr verborgenen und ſehr unentwickelt gebliebenen Anlage meiner Natur. Denn wie ich ſogleich die Ehre haben werde, Ihnen zu erzählen, lieber Florentin, hatte ich nicht die geringſte Luſt, „auf den Prediger" zu ſtudiren. Meine gute Mutter freilich, gerührt durch die erbaulichen Betrachtungen, zu denen der Tod des Sokrates mich begeiſtert hatte, erblickte eben darin eine neue Beſtätigung ihres Lieblingswunſches. Nun weiß ich ganz gewiß, was du werden mußt, ſagte die Mutter — und dabei ſah ſie mich ſchon im Geiſt im ſchwarzen Talar mit den weißen Bäffchen auf der Kanzel meiner Vaterſtadt ſtehen. Aber ach, die Sache ſollte ganz anders kommen. O, ich auch, liebe Mutter, erwiderte ich. So? weißt du das wirklich? und was denn, mein Herzblättchen? ſagte die Mutter, indem ſie mich zärtlich auf den Schoß zog. Ah, entgegnete ich kecklich, das hab' ich ſchon längſt gewußt — Nun, und? indem ſie mich immer zärtlicher an ſich drückte und mir mit den langen, ſchmalen Fingern durch die Locken ſtrich — Schriftſteller, platzte ich hervor!

Und wenn der Fiſcher in ſein Netz greift, und ſtatt der zierlich plätſchernden Fiſche, die er zu faſſen gedenkt, kneipt plötzlich ein unverſchämter großer Krebs ihn mit ſcharfen Scheeren in die Finger, ſo kann er nicht mehr erſchrecken, meine Freunde, und kann den unerwünſchten Fang nicht erſchrockener von ſich ſchleudern, als meine Mutter mich bei dieſem Worte von ſich ſtieß. Schriftſteller! Weiß auch der Himmel, wie gerade in dieſem Augenblick eben dies in unſerm Hauſe ſo ſchwer verpönte Wort mir auf die Zunge kam, ob es eine unwillkürliche Reminiſcenz an das kleine Teufelchen war, oder ob ſich darin ein wirklicher unwiderſtehlicher Inſtinct meiner Natur kund gab. Die Scene, die darauf folgte, war ſchrecklich, beſonders für meine arme Mutter; dieſelbe kränkelte ſchon ſeit Längerem, und da ſie nun die Entdeckung machen mußte, wie vergeblich alle ihre Anſtrengungen geweſen, das Blut meines Vaters in mir todt zu machen, ſank ſie vollends danieder. Aber nur um ſo hartnäckiger beſtand ich auf dieſer Willensmeinung, die mir ſo unwillkürlich entſchlüpft war;

es war als ob dieſer unvermuthete Ausbruch meine Natur auf einmal zum Bewußtſein ihrer ſelbſt und damit auch zur Feſtigkeit und Willensſtärke gebracht hatte. Erſt nach langen Verhandlungen und nachdem Baſen und Tanten des Hauſes dazu gezogen worden, kam ein Art Vergleich zwiſchen meiner Mutter und mir zu Stande. Sie verzichtete darauf mich zum Theologen zu machen, und wollte es bei der bloßen Philologie bewenden laſſen: wofür ich ihr gelobte, ſo ernſthaft und ehrlich ein zehnjähriger Knabe geloben kann, nöthigenfalls alles andere zu werden, Holzhacker und Kohlenbrenner, nur nicht Schriftſteller. Auch als ſie, nur zwei Jahre ſpäter, ihrer Krankheit erlag, mußte ich noch an ihrem Sterbebett das Gelübde wiederholen; wenn es jemals geſchehe — dies waren ihre letzten Worte —, daß mein Name gedruckt vor einem Buche ſtände, ſo würde ihr Leichnam ſich im Grabe umdrehen.

und ihre Seele keine Ruhe haben im ewigen Leben.

Und nun ſind Sie doch Schriftſteller geworden, unterbrach Luiſe mit tiefer Misbilligung die augenblickliche Pauſe, die hier entſtand.

Bin es geworden! erwiderte Felix mit einem leichten, halb komiſchen Seufzer: meine gute Mutter wird hoffentlich in ihrem Jenſeits klarer ſehen, als es hier der Fall war, und wird mir verzeihen, daß ich das Wort, das ich als unverſtändiger Knabe gegeben, als heranwachſender Mann nicht völlig gehalten habe. Wenn Sie Lateiniſch verſtänden, liebe Freundin, würde ich Ihnen einen Spruch citiren, der nun bald zweitauſend Jahre alt iſt, und in dem es deutlich ausgeſprochen wird, daß alle Anſtrengungen, die Natur des Menſchen auszutreiben, vergeblich ſind. Auch habe ich mein Verſprechen nicht ganz ſo gröblich gebrochen, wie Sie denken; jeder Menſch trägt ſein Stückchen Jeſuit in ſich, und es kommt nur auf Zeit und Gelegenheit an, daß es hervortritt....

Der junge Mann ſchwieg hier, indem er offenbar in Verlegenheit war, den richtigen Uebergang zu dem, was er weiter ſagen wollte, zu finden. Aber Florentin riß ihn aus ſeiner Bedenklichkeit heraus —

Attrappirt! attrappirt! rief er, indem er mit gleichen Füßen raſch in die Höhe ſprang: — Ihre Mutter hat nur verlangt, daß Sie nicht unter Ihrem Namen als Schriftſteller auftreten ſollten — und Felix iſt gar Ihr rechter Name nicht!!

Sie haben es geſagt, entgegnete Felix nach einigem Zögern und indem er ſich vergebens bemühte ſeiner Verwirrung Herr zu werden — und haben damit zugleich ein Geheimniß von meiner Seele genommen, um das außer mir keine lebende Seele weiß und das ſchon oft, beſonders ſeit ich mit Ihnen beiden ſo befreundet ward, recht ſchwer auf meinem Herzen gelaſtet hat; ich weiß, daß Sie es niemals misbrauchen werden — die Ruhe, ja vielleicht das Leben meiner alten Großmutter hängt davon ab — und darum nehme ich Sie ohne Bedenken zu Mitwiſſern deſſelben an. Es iſt ja auch ſo unſchuldig, hat ſich ſo natürlich, ſo recht wie durch Gottes Fügung gemacht! Als ich, noch nicht achtzehn Jahre alt, auf die Univerſität nach Leipzig ging, begleitet von den Ermahnungen und Segenswünſchen meiner Großmutter, der Einzigen, die jetzt noch durch Bande der Liebe und des Blutes an mich gekettet war, hatte ich gewiß die beſten Vorſätze, auch in dieſer Rückſicht. Mit wahrem Feuereifer, um nur dem innern poetiſchen Drange zu entgehen, hatte ich mich auf die alten Sprachen geworfen; ich dichtete noch immer, ſchrieb meine Reime auch nieder, aber kein Menſch bekam ſie zu ſehen, einen einzigen Jugendbekannten ausgenommen, denſelben

Felix, deſſen Namen ich jetzt führe, und der ſich mit aller Wärme ſeines treuen, brüderlichen Herzens für meine jugendlichen Verſuche intereſſirte. Und noch weniger dachte ich daran, je etwas davon zu veröffentlichen.

Allein wer kann gegen das Schickſal? In demſelben Wagen, der uns junge Studenten nach Leipzig brachte (es war damals, in unſerer Gegend wenigſtens, noch die glückliche Zeit der Landkutſchen, drei ganze Tage brauchten wir, um Leipzig zu erreichen, und hatten daher volle Zeit, die Reiſegefährten, die mit uns im Bauche dieſes Walfiſches ſchmachteten, kennen zu lernen . . . . .)

In demſelben Wagen fuhr auch ein langer, dünner, weißröckiger Herr, mit ſemmelblonden Haaren und einer großen Meſſingbrille, die ſein verhungertes Geſicht mehr als halb bedeckte. Aber ſo mager er ſelbſt, ſo dick waren ſeine Taſchen; bei jeder Bewegung rauſchte und kniſterte es in dem weißen Ueberzieher, und ſtreckte und faltete und bauſchte ſich, daß wir anfangs glaubten, er hätte lebendige Meerſchweinchen darin, mit denen er ſich auf der Leipziger Meſſe produciren wolle. Und zur Leipziger Meſſe reiſte er auch allerdings, jedoch nicht als Künſtler, ſondern als etwas noch viel Größeres — als Schriftſteller. Bei den mancherlei Geſprächen, die wir zur Abkürzung der Reiſe mit einander führten, waren wir namentlich auch auf Literatur, Poeſie und ähnliche Gegenſtände gekommen: Gegenſtände alſo, die mir noch immer ungemein am Herzen lagen und über die ich mich um ſo lieber und mit um ſo größerer Lebhaftigkeit mündlich ausließ, als ich ja die Feder niemals führen ſollte und durfte.

Der Herr mit den bauſchenden Taſchen hörte mir mit vieler Theilnahme zu, gab auch ſelbſt manches leidlich Verſtändige zum Geſpräch.

Endlich auf einer der letzten Statjonen vor Leipzig, als die Pferde eben zum ſo und ſo vielten male getränkt wurden, zog er mich geheimnißvoll beiſeite; ich möchte es nur nicht länger leugnen, er hätte es mir längſt angemerkt, und auch mein Landsmann habe es ihm ſo eben insgeheim beſtätigt — ich wäre Schriftſteller, oder doch wenigſtens ein Anſatz dazu, ein Poet, der ſein Licht höchſt thörichter Weiſe unter den Scheffel ſtellte. Nun, da ſei er eben der rechte Mann mir zu helfen: er ſei auch Schriftſteller — Dr. Windelweicher (wobei er mir eine zerknüllte ſchmutzige Karte in die Hand ſchob) — der bekannte Windelweicher, von dem ich bei meiner Kenntniß der neueſten Literatur gewiß ſchon gehört und geleſen hätte. Er ginge jetzt nach Leipzig, um daſelbſt ein neues belletriſtiſches Journal zu gründen: der flatternde Amor; er hätte zwar ſchon ungeheuer viel Manuſcript in Vorrath (indem er die Taſchen entlang ſtreifte, daß es kniſterte und rauſchte wie an einer Elektriſirmaſchine), viel mehr Manuſcript, als er in den nächſten anderthalb Jahren verbrauchen könne. Auch ſei es in dem Programm ſeiner Zeitſchrift ausdrücklich ausgeſprochen, daß nur lauter bekannte Männer zu Mitarbeitern genommen würden, Namenloſe aber gar nicht. Mir ſolle das indeſſen nichts ſchaden, die Anſichten, welche ich geäußert, hätten ihm gefallen, es ſei überhaupt eine Schwäche von ihm, junge Talente zu fördern, ſelbſt auf Koſten ſeines eigenen Ruhms und ſogar ſeines Geldbeutels . . . .

Was ſoll ich, ſchloß Felix ſeine lange Erzählung, Ihre Geduld noch weiter in Anſpruch nehmen, meine Freunde? Ihr Scharfſinn hat ja doch das Fehlende ſchon längſt errathen: daß die Manuſcripte, welche Herr Windelweicher zur Meſſe nach Leipzig führte, alle von ſeiner eigenen Hand waren, daß ſie meiſt unverkauft blieben und daß er im Gegentheil in der äußerſten

Noth war, Mitarbeiter für ſeinen flatternden Amor zu gewinnen, beſonders da dieſer ſchalkhafte Knabe auch ein abgeſagter Feind aller baaren Bezahlung war; daß ich, unerfahren, wie ich war, mich von Herrn Windelweicher bethören ließ, die leeren Spalten ſeines Journals mit unermüdlicher Feder für ihn zu füllen, und endlich, daß mein wackrer Freund Felix, der mich damit auf den ſicherſten Weg zu Anſehen, Reichthum und Ruhm gebracht zu haben glaubte, mir ſeinen Namen dazu hergab. Ich wohnte mit Felix auf einer Stube und hatte Alles gemeinſam mit ihm. Als ich eben im Begriffe ſtand, Leipzig zu verlaſſen, wurde der gute Junge durch eine Liebſchaft mit einer jungen Schauſpielerin veranlaßt, heimlich ins Ausland zu gehen. Um ſein Vorhaben zu erleichtern und zugleich mir ſelbſt mein literariſches Incognito für alle Zeit zu ſichern, tauſchte ich Paß und ſonſtige Papiere mit ihm.

Der Otto Meiſter (denn dies, liebe Freunde, iſt mein eigentlicher Name) ging mit der leichtfertigen Schönen ins Ausland, wo er zu meinem innigen Schmerz bald darauf an einem hitzigen Fieber geſtorben iſt — und der Felix Bergholb ſteht vor Ihnen.

Otto Meiſter! wiederholte Florentin langſam, indem er die Arme behaglich über die Stuhllehne ſchlang und mit den Füßen dazu ſchaukelte: alſo Otto Meiſter . . !

Nein, nein! rief der Poet mit Heftigkeit, ich beſchwöre Sie, meine Freunde, wenn Sie nicht wollen, daß dieſer heitere, ſchöne Abend mir zum Fluche werden ſoll, laſſen Sie dieſen Namen niemals über Ihre Lippen kommen, laſſen Sie ihn begraben ſein, wie denjenigen, der ihn von mir eintauſchte! Selbſt meine alte Großmutter — und dies iſt der einzige Vorwurf, den ich mir bei dem Ganzen mache, und der mich mitunter wohl tief verſtimmt — glaubt nicht anders, als daß Otto Meiſter, ihr Enkelſohn, in die weite Welt gegangen und da geſtorben iſt; die kleinen Unterſtützungen, welche ich ihr zuweilen ſchicke — aber genug davon, unterbrach der junge Poet ſich ſelbſt, der ganze Gegenſtand iſt mir, wie Sie wohl begreifen können, äußerſt fatal. Ueberhaupt iſt es heut das erſte mal, daß ich davon geſprochen habe, und wenn Sie nicht wollen, daß ich es ſofort wieder bereuen ſoll, ſo laſſen Sie dieſe Sache nun abgethan ſein für immer, und laſſen mich ſtets und überall den Felix bleiben, als den Sie mich bisher gekannt haben!

Nun gut, ſie ſoll abgethan ſein, und du ſollſt auch Felix heißen und bleiben, brummte Hermann, den dieſer unerwartete Schluß der Erzählung offenbar ſehr wenig befriedigt hatte: aber weißt du auch, daß es bei alledem ein ſehr dummer Streich iſt, den du da begangen haſt, mein armer Freund, und daß derſelbe dir noch mal ſehr theuer zu ſtehen kommen kann?

Wie ſo? fragte Felix verwundert.

Er meint bei der Polizei, rief Florentin höhniſch dazwiſchen: haben Sie keine Sorge, vortrefflichſter Felix. Bei den außerordentlichen Fortſchritten, welche die Souverainetät des Volkes jetzt bei uns macht, wird es ganz gewiß auch in Kürze als ein Grundrecht jedes Deutſchen feſtgeſtellt werden, ſich ſo viel Namen beizulegen, als er will; ja wenn Sie wünſchen, will ich ſelbſt etwas der Art bei unſerm Club in Anregung bringen.

Die Polizei, erwiderte Felix ruhig, macht mir keine Sorge. Erſtlich iſt die Annahme eines fremden Namens in der literariſchen Welt gar nicht etwas ſo Ungewöhnliches, und die Abſicht, die ich dabei gehabt habe, die unſträflichſte und unverfänglichſte von der Welt. Und zweitens, und was das Allerſicherſte iſt, weiß die Polizei nichts davon und wird auch wohl ſchwerlich Veranlaſſung bekommen, ſich je darum zu kümmern.

In dieſem Tone plauderten die jungen Männer noch einige Zeit fort. Es wurde namentlich die alte Frage, ob Poeſie oder Politik und wie weit beide überhaupt mit einander verträglich ſeien, wieder aufgenommen: wobei ſich beſonders Florentin mit großer Schärfe äußerte und dem armen Felix, zum Dank für das Vertrauen, das er ſeinen Freunden geſchenkt hatte, das allertraurigſte Prognoſtikon ſtellte, — bis ſie endlich die ſpäte Stunde, des böſen Wetters unerachtet, zum Aufbruch ermahnte.

Zweites Buch.

Der Belagerungszuſtand.

Erstes Kapitel.

Auch ein Ehrgeiziger.

Nun weiß der geneigte Leſer denn alſo, woher dieſe Aufregung ſtammte und was das für Gedanken waren, die den heißen Kopf des jungen Dichters erfüllten und ihn ſo unempfindlich machten gegen alle Beſchwerlichkeiten des Weges, auf dem wir ihm zuerſt begegneten. Mehr noch als der Wein hatte die lange, eifrige Erzählung ihm das Blut entzündet; gehoben auf der einen Seite durch die Erinnerung an den Triumph, den er vor wenig Stunden gefeiert, ſowie durch die freundſchaftlichen Ergießungen, denen er ſich mit ſo viel Leidenſchaft hingegeben, fühlte er ſich doch auch andrerſeits wieder von Florentin's unfreundlichen, beinahe hämiſchen Bemerkungen und Vorausſagungen tiefer berührt und mehr verletzt, als er ſich ſelbſt eingeſtehen mochte. Es ging ihm, wie es uns gewöhnlich begegnet, wenn wir uns von dem Flug der Empfindung recht hoch, recht ungeſtüm haben in die Höhe tragen laſſen, und nun plötzlich wieder gewahr werden, daß nur die Seele Flügel hat, nicht auch der Leib: es ſtiegen Zweifel in ihm auf, er haderte mit ſich ſelbſt, ob er denn auch nur wirklich recht gethan habe, ſeiner Empfindung ſo den Zügel ſchießen zu laſſen, und ob es nicht allerdings verſtändiger von ihm geweſen, er hätte geſchwiegen, ſowohl Abends im Club, als jetzt beim Wein. Ja ſogar darüber gerieth er in Zweifel, ob er nicht mit dem Namenstauſch am Ende doch ein Unrecht begangen und ob die Misbilligung, welche der treue, ehrliche Hermann ſo unverhohlen darüber kundgegeben, nicht in der That wohl verdient ſei. Aber je mehr er auf dieſe Weiſe zweifelte, um ſo lebhafter erwachte dann auch wieder ſein Muth und jene beſcheidene, gläubige Zuverſicht in das Schickſal, die ihm eigenthümlich war; je herber Florentin's Prophezeiungen ihm noch in die Ohren klangen, je feſter gelobte er ſich auch ſie zu Schanden zu machen und welchen Weg ſein Geſchick ihn auch führen möge, den Weg des Dichters oder des Politikers, einen jeden mit Ehren zu wandeln.

In ſolche Gedanken und Empfindungen verloren, war der junge Mann trotz Regen und Dunkelheit rüſtig fortgeſchritten, und hatte faſt ſchon ſeine entlegene Wohnung erreicht, als zuerſt das unbehülfliche, langſame Klappern einer Droſchke ihn aus ſeinem Nachdenken emporſchreckte. Das Fuhrwerk kam vom Thore her; plötzlich, dicht in ſeiner Nähe, hielt es ſtill und gleich darauf ſchlug der helle Ton weiblicher Stimmen, abwechſelnd mit einer groben männlichen, mit der ſie ſich in Widerſpruch zu befinden ſchienen, an ſein Ohr. Neugierig, welch Abenteuer ſich hier in ſo ſpäter Nacht noch entwickle, blieb er ſtehen.

Und wer mir meine Liſe beleidigt, der beleidigt auch mich, und wer mich beleidigt, den fahre ich nicht weiter, und überdies bin ich hier dicht an meinem Hauſe, und nun ſollen die Mamſells ausſteigen und ſollen zu Fuße gehen, ja, das ſollen ſie! Denn wer mir meine Liſe beleidigt, der beleidigt mich —

Und nun folgte dieſelbe Satzreihe, die wir ſo eben mitgetheilt haben, in anmuthiger Verſchränkung noch einmal.

Auf dieſe Auslaſſung, hervorgebracht im rauheſten, polterndſten Tone, mit welcher der Droſchkenkutſcher offenbar ſeine Dienſte aufkündigte, antwortete das feine Gekicher einer weiblichen Stimme, während eine dritte, ebenfalls weibliche, doch minder melodiſche, zum Wagenfenſter hinausrief:

He, heda, zu Hilfe, Nachtwächter! Hierher, beſter Nachtwächter ...!

Und dann wieder zu dem Droſchkenkutſcher gewendet:

Na nu, jetzt kommt der Nachtwächter oder gar der Gendarme, nu ſoll Er ſchon ſehen, Er grober Menſch, wie Ihm das bekommen wird, daß Er ſich ſo grob beträgt gegen zwei ſchutzloſe Frauenzimmer, mitten in der Nacht, und bei einem ſolchen Wetter!

Wieder klang das feine Gelächter und die erſtere Stimme, eine Stimme ſo lieblich, ſo klangvoll, daß Felix wie in den Boden gewurzelt ſtand, ließ ſich vernehmen:

Ah meine gute Franziska, was denkſt du auch, ein Gendarme? Seit der glorreichen Erhebung des Volkes gibt es ja keine Gendarmen mehr und wenn ein Dieb nachweiſen kann, daß er Anſpruch auf deutſche Grundrechte hat, ſo iſt der Nachtwächter ja verpflichtet, ihm die Leiter zu halten ....

Der widerſpenſtige Roſſelenker ſchien dieſe Anſicht von der dermaligen Bedeutungsloſigkeit der Gendarmen und Nachtwächter völlig zu theilen.

Und wenn alle Nachtwächter aus dem ganzen Viertel zuſammenkommen, ſagte er mit ingrimmigem Phlegma, und noch eine Compagnie Gendarmen dazu, ſo fahre ich die Mamſell, die ſo ſchlecht über meine Liſe geſprochen hat, auch noch nicht einen Schritt weiter! Die Liſe iſt mir lieber als zehn ſolche hochadelige Mamſellen, und wer meine Liſe ſchimpft, ſchimpft mich ....

Und ſo weiter mit Grazie in infinitum.

Der Leſer hat bereits errathen, wer die Liſe war: es war die hochbeinige, knochendürre, dünngeſchweifte, ſpathbehaftete braune Stute, welcher der Droſchkenkutſcher ſeinen kärglichen Unterhalt verdankte und die eben deshalb und wegen des magnetiſchen Bandes, das ſich zuweilen zwiſchen Menſch und Pferd entſpinnt, in ſeinen Augen das edelſte, köſtlichſte und bravſte Thier war, das jemals mit klappernden Huf über das Straßenpflaſter der Reſidenz dahingeſchleift war.

Nun ſehen Sie wohl, klagte wieder die zweite Stimme, das kommt davon, gnädigſte Comteſſe, daß Sie die Equipage ſo zeitig nach Hauſe ſchickten, und auch nicht einmal Befehl hinterließen, wo der Johann uns treffen könnte. Man wird uns der Reihe nach bei Ihrer ganzen gnädigen Verwandtſchaft ſuchen: denn niemand wird ſich vorſtellen können, daß Sie auf den Gedanken gekommen, den weiten Weg von Ihrem Landhauſe ſo ſpät noch zu Fuß zu gehen. Nun haben wir die Beſcheerung, nun wird dieſer Kannibale uns nöthigen, den

Reſt des Weges vollends zu Fuß zurückzulegen; Sie werden ſich erkälten bei Ihrer zarten Geſundheit, ich ſehe es voraus; Sie werden morgen den Schnupfen haben, Seine Excellenz Ihr gnädigſter Herr Bruder wird ungehalten ſein, und auf wen wird die Schuld von der ganzen Geſchichte kommen, als auf mich Aermſte?

Und darauf wieder zu dem Roſſeführer, der in ſtoiſcher Ruhe auf ſeinem Bocke ſaß, die Arme untergeſchlagen und den Hut in die Augen gedrückt, unempfindlich gegen die kleinen Gießbäche, die von der ſehr defecten Krämpe deſſelben auf ſein Antlitz herniedertropften, aber ebenſo auch gegen die Vorwürfe und Anklagen, mit denen er überſchüttet ward:

Aber iſt denn ſein Pferd aus Marzipan, Er Ungeheuer, daß Er die unſchuldigen Scherzreden meines gnädigen Fräuleins gleich ſo übel nimmt? Denkt Er denn nicht an ſein Reglement? Ja hat Er denn überhaupt keine Ahnung davon, wen er ſo eigentlich fährt, und daß ein einziges Wort von uns hinreichend iſt —

Oho, lachte der Droſchkenkutſcher, Prinzeſſinnen werden es denn doch auch wohl nicht ſein, und was Sie namentlich anbetrifft, Sie Mamſell Naſeweis, ſo habe ich Ihr das gleich beim Einſteigen angemerkt, als Sie da hinter mir her getrippelt kam und gleich ſo rief und commandirte, ich ſolle ſtill halten, Ihr gnädiges Fräulein wolle einſteigen — da merkt' ich es gleich, daß Sie blos ein Kammerbeſen iſt, ein richtiger Kammerbeſen, weiter gar nichts! Und Sie will mir mit dem Reglement drohen? Ich bin ein deutſcher Bürger, ſo gut wie Einer, ich weiß auch, daß wir eine Revolution gehabt haben und daß alle die alten Reglementer und Patenter, mit Verlaub zu ſagen, ein Dreck ſind .....

Machen wir dem Ding ein Ende, ergriff

wieder die erſte der beiden Stimmen das Wort, ſteigen wir aus, der Regen hat ſchon etwas nachgelaſſen; du machſt es mit deinem Gezänk nur noch immer ſchlimmer, Franziska, und da mir überdies dieſe Droſchke kein Schlafwagen zu ſein ſcheint und wir mit der vortrefflichen Liſe doch ſchwerlich vor morgen früh nach Hauſe kommen würden —

Nun ja, ſchrie der Kutſcher, indem er vor Wuth auf dem Bocke hin und herſtrampelte, da geht es ja ſchon wieder los, da wird meine wackre Liſe ja ſchon wieder touchirt! Und für ſolche hochmüthige Bagage ſollte mein armes braves, müdes Thier nur noch einen Fuß anſetzen? Ohne Umſtände, meine Damen, ſteigen Sie aus, ich fahre Sie nicht weiter! Wenn Ihre Füße nur halb ſo ſchnell gehen, wie Ihre Zunge, ſo müſſen Sie ja mit zwei Sprüngen zu Hauſe ſein; meine Liſe iſt hier auch zu Hauſe, gleich dort an der Ecke, in dem großen Hauſe, ſehen

Sie da? Es iſt mir zu ſpät, ich nehme ſo ſpät keine Fahrgäſte mehr an, am wenigſten ſolche, wie Sie ſind. Denn wer meine Liſe beleidigt, der — —

Zweites Kapitel.

Der Vermittler.

Felix hatte keine Luſt, den Refrain noch einmal mit anzuhören; er hielt es überhaupt für Zeit, dieſe Scene zu endigen, da er ja zufälligerweiſe hoffen durfte, der richtige Mann dazu zu ſein.

Aber, Peter Müller, rief er, indem er langſam an das Fuhrwerk heranſchritt, welcher Teufel iſt denn in Euch gefahren, daß Ihr, ſonſt ſolch ein verſtändiger und galanter Mann, ſolch einen heidniſchen Lärm verführt, mitten in der Nacht, und noch dazu gegen ein Paar Damen? O, Peter Müller, ich erkenne Euch ja gar nicht wieder!

Der Droſchkenkutſcher hatte bei der unvermutheten Anrede hoch aufgehorcht. Aber ſogleich brach er in ein vergnügtes Gelächter aus.

Nun, das muß ich ſagen, rief er, indem er ſeine Freude durch einen Kernfluch beſtätigte, dermaßen kräftig, daß Jungfer Franziska ſchon bei ſich überlegte, ob ſie nicht anſtändigerweiſe ohnmächtig darüber werden müſſe —: das muß ich ſagen, mein Herr, das iſt ein Zuſammentreffen! Wo kommen Sie denn noch ſo ſpät her?

Nämlich der Droſchkenkutſcher Peter Müller wohnte mit Felix auf demſelben Hofe: und wie der junge Poet es überhaupt an der Art hatte, ſich mit dergleichen ſogenannten niedern Leuten in gemüthlichen Verkehr zu ſetzen, ſo ſtand er auch mit dieſem ſeinem Mitbewohner auf einem Umgangsfuße, der für ihn ſelbſt viel Humoriſtiſches hatte, und durch den Peter Müller ſich aufs Aeußerſte geſchmeichelt fühlte. Er wußte, welche ehrerbietige Zärtlichkeit Peter Müller ſeiner Liſe widmete; war er doch oft genug, hoch von ſeinem Giebelfenſter herunter, Zeuge der Liebkoſungen geweſen, mit denen er dieſelbe alltäglich beim Reinigen und Füttern überſchüttete. Daran, ſowie an der Stimme, hatte er auch ſogleich erkannt, wen er vor ſich hatte.

Die beiden Männer hatten ſich leicht verſtändigt.

Sie wiſſen, mein Herr, ſagte der Droſchkenkutſcher, ob ich ein Kannibale und Ungeheuer bin, wie die Mamſell da mir vorwirft, oder nicht, und ob es überhaupt in der ganzen Stadt einen gutmüthigern alten Eſel gibt, als mich. Aber nun hören Sie den Fall; Sie ſind ein billiger Mann, mein Herr, und haben ein Herz, nicht blos für die Menſchen, ſondern auch für das liebe Vieh, und namentlich für meine Liſe, Sie werden entſcheiden, ob ich Unrecht habe oder nicht. Dieſe beiden Damen da begegneten mir, eine halbe Stunde vor dem Thore, ich hatte eine Fuhre auf das Dorf gehabt und die arme Liſe war bereits ſo müde, daß ſie kaum noch den leeren Wagen von der Stelle bringen konnte —

Nun, das iſt ja gerade daſſelbe, was mein gnädiges Fräulein auch ſagt, rief das Kammermädchen aus dem Innern des Wagens dazwiſchen —

Du ſollſt ſchweigen, Franziska, ſagte die melodiſche Stimme mit einem unerwarteten Ausdruck von Ernſt und Strenge.

Der Kutſcher aber fuhr fort:

Obwohl es nun ſo ſpät war, daß ich eigentlich nach dem Geſetz gar nicht mehr nöthig hatte, noch Fahrgäſte anzunehmen, ſo verſtand ich mich doch dazu, die beiden Damen den weiten Weg in die Stadt, den ſie verlangten, zurückzufahren. Denn wie Sie ganz richtig geſagt haben, mein beſter Herr, ich bin eigentlich ein ganz galanter Mann, und nur wenn man mir meine — —

Vergeß Er auch nicht hinzuzuſetzen, daß mein gnädiges Fräulein Ihm das Dreifache des Fahrgeldes gegeben hat, rief das Kammermädchen.

Ja, entgegnete Peter Müller kleinlaut, das iſt wahr, das hat ſie; aber meine Liſe ſchimpfen darf ſie darum doch nicht. Und das hat ſie gethan von dem erſten Augenblick an, da ſie in den Wagen geſtiegen. Reden Sie ſelbſt, meine Dame, rief er, indem er ſich mit Mühe auf dem engen Kutſchbock umwandte und durch die zerbrochenen Scheiben in den Wagen hinein perorirte: haben Sie das nicht? haben Sie nicht geſagt, mein Pferd wäre wie die deutſche Revolution, es höbe wohl die Beine, aber käme nicht vom Fleck? Haben Sie nicht geſagt, wie mein Pferd zöge, das wäre gerade als ob man einen deutſchen Freiheitsmann vorgeſpannt hätte, es ſetzte immer an, als ob es galoppiren wolle, und brächte es doch nie weiter als zum Stolpern? Haben Sie nicht geſagt —

Aber, mein Gott, Er unverſtändiger Mann, erwiderte das Kammermädchen, das nun einmal, nach dem bekannten Charakter dieſer Gattung, auf keine Weiſe zum Schweigen zu bringen war: ſieht Er denn nicht, Er unverſtändiger Mann, daß das der reine Scherz geweſen iſt von meinem gnädigen Fräulein, und daß ſeine Liſe es ſich im Gegentheil zur Ehre ſchätzen kann ....

Peter Müller, nahm der junge Dichter das Wort, Ihr habt mich ſelbſt zum Schiedsrichter in dieſer Sache aufgerufen und alſo müßt Ihr Euch nun auch meinem Urtheilsſpruch unterwerfen. Das Wetter iſt nicht angethan, einen langen Proceß zu führen; ich erlaube mir daher, den Damen einen billigen Vergleich zu proponiren: die Damen werden Eurer Liſe eine

Ehrenerklärung geben und Ihr, Peter Müller, werdet ſie ohne Aufenthalt fahren, wohin Euch befohlen iſt.

Und näher an den Kutſchenſchlag herantretend:

Ich bitte um Verzeihung, meine Damen, ſagte er, wenn ein Unbekannter es wagt, Ihnen ſeine Vermittelung aufzudringen. Ich kenne den Mann, der ſich jetzt ſo ungebührlich gegen Sie benimmt; es iſt übrigens die ehrlichſte Haut von der Welt. Aber glauben Sie mir auch, daß, wenn Sie nicht ſo gütig ſind, ihn durch ein freundliches Wort in Betreff ſeines Pferdes zu verſöhnen, keine Macht der Erde im Stande iſt, ihn von der Stelle zu bringen.

Die vornehmere der beiden Damen zauderte. Gern hätte Felix einen Zug des Geſichts, oder wenigſtens die Umriſſe ihrer Geſtalt erhaſcht; aber theils war es zu dunkel dazu, theils auch lehnte die Dame ſich abſichtlich ſo tief wie möglich in die Wagenecke zurück.

Wohlan denn, ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe: ich erkläre hiermit, daß ich vor Herrn Peter Müller's Pferd gerade dieſelbe Hochachtung hege, wie vor Herrn Peter Müller ſelbſt; iſt Herr Peter Müller damit zufrieden? Sonſt werde ich bei Herrn Peter Müller und ſeinem unbekannten Freunde um die Erlaubniß bitten, zu Fuß nach Hauſe zu gehen.

Nein, bei Leibe, das ſollen Sie nicht, rief der glückliche Beſitzer der braunen Liſe, der ſeinen verwundeten Ehrgeiz durch dieſe Erklärung völlig geheilt fühlte; ich bin vollkommen zufrieden damit — ſagen Sie es den Damen nur, mein Herr, daß ich auch kein rachſüchtiger Menſch bin, ſondern im Gegentheil ein Menſch wie ein Kind bin ich, und blos wer mir meine Liſe beleidigt . . . .

Der Reſt des Satzes wurde von dem Raſſeln der Droſchke verſchlungen, die ſich, auf ein leichtes Zungenſchnalzen des Roſſelenkers, allmälig wieder in Bewegung ſetzte und ſchwerfällig den kothigen Weg dahinhumpelte.

Drittes Kapitel.

Die Perle der Hausmeiſter.

Noch beſchäftigt mit dem Abenteuer, in das er ſo unerwarteter und ergötzlicher Weiſe verwickelt worden, ſtand Felix vor ſeinem Hauſe, bevor er ſelbſt es wußte. Erſt jetzt fiel es ihm wieder ein, daß er keinen Schlüſſel bei ſich hatte, weder denjenigen, welcher dieſe Thür unmittelbar geöffnet haben würde, noch auch jenen andern, goldenen oder ſilbernen, der bekanntlich noch ſicherer iſt und dem weder Thüren noch Herzen zu widerſtehen pflegen.

Das war nun allerdings eine ziemlich verdrießliche Lage. Denn auch Herr Jakob Holznagel, wohlbeſtallter Hausmeiſter und Thürſteher, ſtand in dem Ruf, ein ſehr ungefälliger und verſchloſſener Menſch zu ſein, der nur durch Anwendung jenes letztgedachten Schlüſſels zugänglich gemacht werden konnte.

Herr Jakob Holznagel war ſogar noch etwas mehr als blos Hausmeiſter und Thürſteher, das große, palaſtähnliche Gebäude, in deſſen oberſtem Stockwerk Felix ſeine beſcheidene Wohnung hatte, war, wie das in größern Städten zu geſchehen pflegt, auf Speculation erbaut, der eigentliche Beſitzer wohnte in einem ganz andern Stadttheil, und Herr Holznagel, dem die Aufſicht über die Ein- und Auspaſſirenden anvertraut war, hatte zugleich auch alle Rechte und Pflichten eines Vicewirthes zu verſehen. Die Strenge, mit welcher er die letztern übte, wurde nur durch die Würde erreicht, mit der er ſich im Beſitz der erſtern fühlte. Und wenn das ganze große Gebäude vom oberſten Dachziegel bis zum unterſten Kellerraum Herrn Holznagel's eigenſtes Eigenthum geweſen wäre, und wenn er die zwanzig oder dreißig verſchiedenen Parteien, die daſſelbe beherbergte, alle nur um Gotteswillen, aus reiner, uneigennütziger Menſchenliebe bei ſich aufgenommen hätte, er hätte ſich nicht mit größerer Grandezza benehmen, nicht mit mehr Nachdruck und Würde von „unſerm“ Hauſe ſprechen, überhaupt die verſchiedenen Miethbewohner nicht mit größerer Herablaſſung behandeln können, als er that. Das Glück, in einem ſo ſtattlichen Hauſe zu wohnen und einen ſo vortrefflichen Mann, wie Herrn Jakob Holznagel, zum Hausmeiſter zu haben, war nach ſeiner Ueberzeugung ſo groß, daß es auf keine Weiſe verdient oder vergolten, ſondern nur als ein unverdientes Geſchenk des Himmels in Bewunderung und Demuth hingenommen werden konnte.

Dieſe Demuth hatte in den Augen des Herrn

Holznagel ihre ſehr beſtimmte Stufenleiter, eine Stufenleiter, die ſeltſamerweiſe gerade im umgekehrten Verhältniß zu der Größe der Wohlthat ſtand, welche man nach ſeiner Anſicht als Mitbewohner „unſers“ Hauſes empfing. Den vornehmen Herrſchaften, welche den erſten und zweiten Stock des Hauſes inne hatten (oder vielmehr gehabt hatten: denn wie es im Sommer Achtundvierzig faſt überall geſchah, ſo war auch die Hauptſtadt, in welcher unſere Geſchichte ſich zuträgt, von der Mehrzahl der reichen und vornehmen Familien verlaſſen worden, und gerade die prächtigſten und angenehmſten Wohnungen der Stadt blieben unvermiethet), dieſen ſah der ſehr ehrenwerthe Herr Holznagel es allenfalls großmüthig nach, wenn ſie ihn nicht immer mit derjenigen Aufmerkſamkeit behandelten und diejenige freundſchaftliche Notiz von ihm nahmen, die einer ſo ausgezeichneten Perſon doch ganz unzweifelhaft zukam. Mit der Höhe des

Stockwerks dagegen ſtieg auch die Höhe ſeiner Anſprüche. Die penſionirte Hof-Opernſängerin, mit dem hohen rothen Turban und den großen falſchen Zähnen, die den dritten Stock inne hatte, mußte, wiewohl ſie ſich der ganz beſondern Gunſt des Herrn Jakob Holznagel erfreute (ſie unterhielt nämlich, als Inhaberin einer Singſchule für junge Mädchen, einen eigenthümlich lebhaften Verkehr in ihrer Wohnung, der dem eben gedachten Herrn manches angenehme Trinkgeld abwarf), ſchon allemal die Erſte ſein, ihn im Vorübergehen zu grüßen: während die arme Regiſtratorswitwe im vierten Stock, bei welcher Felix zur Miethe wohnte, bereits unter diejenige Kategorie von Leuten gehörte, deren zuvorkommenden Gruß Herr Holznagel, je nach Laune und Stimmung, erwiderte oder auch nicht erwiderte. Von ſolchen Subjecten endlich wie Peter Müller mit ſeiner braunen Liſe, nahm der hochweiſe Herr Hausmeiſter überhaupt keine Notiz mehr, die campirten auf dem Hofe und hatten ihren eigenen Eingang durch den Hinterflügel, der von lauter armen, kleinen Leuten bewohnt war, und ſchon um deswillen von Herrn Holznagel kaum mehr als zu „unſerm“ Hauſe gehörig betrachtet ward.

Einen ſolchen angeſehenen und hochwichtigen Mann nun, wegen eines vergeſſenen Hausſchlüſſels, mitten in der Nacht aus dem Bette bemühen, das war, wie ſich unſere Leſer ſelbſt ſagen müſſen, eine Vermeſſenheit, die mit gar nichts Geringerem als allerwenigſtens einem Viergroſchenſtück gut gemacht werden konnte. Auch konnte Charon nicht ſtrenger auf ſeinen Obolos gehalten haben, als Herr Holznagel darauf hielt, daß kein Verſpäteter durch die Thüre ſchlüpfte, ohne ihm, nebſt einer Fülle demüthiger und ſchmeichleriſcher Entſchuldigungen, ſeinen baaren Tribut gezollt zu haben, beſonders wenn der Ruheſtörer über die Grenzlinie des zweiten Stockwerks hinauswohnte. Ja es ſollte vorgekommen ſein, daß er den kecken Eindringling, der ihm dieſen ſeinen Tribut verweigert, ganz ſachtchen zur halbgeöffneten Thür wieder hinausgeſchoben und trotz Lärmens und Pochens nicht wieder geöffnet hatte.

Die Lage war alſo weit ernſthafter, als es dem geneigten Leſer anfangs vorgekommen ſein wird: ſodaß Felix vielleicht am klügſten gethan hätte, freiwillig auf den Eintritt zu verzichten und ſich bei ſeinem Freunde Peter Müller, der ja in nicht allzu langer Zeit nach Hauſe kommen mußte, ein Unterkommen zu ſuchen.

Zum Glück indeſſen, wie alle liebenswürdigen und wahrhaft menſchlichen Charaktere, hatte auch Herr Jakob Holznagel ſeine kleine Schwäche; das war die Politik. In Herrn Holznagel's Loge wurden Tag für Tag alle Zeitungen und öffentlichen Blätter hineingereicht, die in dem ganzen großen Hauſe gehalten wurden, und die dann von hieraus ihren Curs zu den verſchiedenen Eigenthümern antraten. Zuvor jedoch erhob Herr Holznagel, wie es ihm, als dem wichtigſten Mann des Hauſes, auch ohne Widerſpruch zuſtand, den Zehnten aller politiſchen Neuigkeiten, beſonders da es ihm an Muße dazu niemals fehlte; da kam kein Abendblatt ſo ſpät, keine Morgenzeitung ſo früh, der politiſirende Hausmeiſter las das noch feuchte Blatt von Anfang bis zu Ende ſorgfältig durch. Und ſei es nun, daß Herr Holznagel in ſeiner Jugend ſich der Studien nicht allzu ſehr befleißigt hatte, oder ſei es auch, daß die in ſchwarzes Horn gefaßten Gläſer, die er zu dieſem Behuf auf die ſtattlich gekrümmte Naſe zu klemmen pflegte, trotz ihrer Wagenradgröße der gehörigen Schärfe ermangelten, genug, dieſe Lectüre dauerte meiſtentheils ſehr lange; diejenigen, für welche die Zeitung eigentlich gebracht war, konnten wohl dreimal herunterſchicken und nachfragen laſſen, ob der Zeitungsjunge denn noch nicht dageweſen — bis Herr Holznagel das Blatt nicht bis auf die letzte Zeile geleſen hatte, das täglich wiederkehrende: redigirt von .... gedruckt und verlegt bei ..... nicht ausgeſchloſſen, gab er es nicht heraus, ja er fertigte die ungeduldigen Frager wohl noch obenein brummend ab, wegen der Störung, welche ſie ſich erlaubten.

Dafür jedoch gehörte auch das Juwel aller Hausmeiſter zu jener täglich mehr ausſterbenden Gattung von Leſern, die blindlings Alles glauben, was ſie leſen, und die vor jedem gedruckten Buchſtaben den unbeſchreiblichſten Reſpect haben, lediglich deshalb, weil er gedruckt iſt. Herr Holznagel war allemal genau derjenigen Anſicht, die er zuletzt geleſen; republikaniſch oder monarchiſch, rechts oder links, reactionair oder Centrum, es kam lediglich darauf an, welche Zeitung er zuletzt in Händen gehabt hatte.

Und da nun bekanntlich in dem glorreichen Sommer Achtundvierzig die Zeitungspreſſe ſich überall etwas ins Röthliche neigte, und ſelbſt die gemäßigtſten Blätter, dieſelben, die jetzt nicht laut genug die neue Preßgeſetzgebung bewundern können (denn es müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn dieſe erhöhten Cautionen, dieſe Poſtdebitsentziehungen und Confiscationen nicht ein paar unbequeme Concurrenten todt machen und unſerm Blättchen ein paar neue Abonnenten zuführen ſollten) ....

Da, ſagen wir, die geſammte Tagespreſſe damals etwas ins Röthliche ſchillerte, und ſelbſt die gemäßigtſten Blätter noch immer eine leidlich hochverrätheriſche Sprache führten, ſo erfreute ſich auch Herr Holznagel einer weit revolutionaireren Geſinnung, als man ihm nach ſeiner ſonſtigen perſönlichen Würde und ſeinen übrigen etwas ariſtokratiſchen Neigungen hätte zutrauen mögen. Die Volksſouverainetät war für Herrn

Holznagel eine gar nicht mehr aufzuwerfende Frage, für die deutſche Einheit ſchwärmte er, das Recht der Revolution ſtand ihm auf ſo ſicherm Fundament wie „unſer“ Haus — Alles, wie er es jeden Abend und jeden Morgen aus den Zeitungen herausſtudirte.

Viertes Kapitel.

Wozu der Kaiſer von Rußland gut iſt.

Nur ein einziger dunkler Fleck trübte die roſenfarbene Anſchauung, welche Herr Holznagel demgemäß von der politiſchen Lage Deutſchlands hatte, und in der er ſich ſelbſt nicht durch das leerſtehende erſte und zweite Stockwerk erſchüttern ließ — Leute, die im Stande waren, ein ſolches Haus, mit einem ſolchen Juwel von Hausmeiſter, zu verlaſſen, waren niemals werth geweſen, es zu bewohnen; und wenn die Flamme des Aufruhrs ſchon bis zum Dachfirſt gezüngelt hätte, ſie hätten ſich ja muſſen lieber unter den Trümmern des Hauſes begraben laſſen, als ſolchem Ort und ſolchem Manne den Rücken kehren! Nein, nicht die Revolution, welche die Miethen herabdrückte und die Stadt entvölkerte, fürchtete Herr Holznagel, ſein ſtolzes Herz kannte nur eine Furcht — und das waren die Ruſſen.

Man erinnert ſich, welche bedeutende Rolle die Ruſſenfurcht damals in der öffentlichen Meinung und namentlich auch in der deutſchen Preſſe ſpielte, — eine Furcht, beihergeſagt, die gleichwohl nicht verhindert hat, daß wir den Ruſſen dennoch zum Opfer geworden, zwar nicht ihren Lanzen und Schwertern, aber doch ihren Federn....

Getreues Echo der Zeitungen, wie Herr Holznagel war, würde er alſo ſchon aus dieſem Grunde die Ruſſen haben fürchten müſſen. Doch kam bei ihm noch ein ganz perſönlicher Grund dazu; er war im Jahre Dreizehn, als damaliger wohlbeſtallter Schuſtergeſelle, von einer durchziehenden Koſakenabtheilung aufgegriffen und für kurze Zeit genöthigt worden, ihr als Wegweiſer zu dienen. Es waren nur drei Tage geweſen, die er auf dieſe Weiſe in Geſellſchaft der Ruſſen zugebracht hatte; aber auch dieſe drei Tage mit den unzähligen Kantſchuhieben, die er während derſelben bekommen, ſpielten eine ſo große Rolle in ſeiner Erinnerung, daß er von da ab vor Allem, was Ruſſe hieß, eine unüberwindliche Furcht hegte. Als Freund oder Feind, gleichviel — wenn nur nicht die Ruſſen kommen! hatte Herr Holznagel in ſeiner überlegſamen Weiſe geſagt, als der Spectakel im März zuerſt losging — und: ach Gott, es wäre ſchon Alles recht gut, aber die Ruſſen kommen doch noch ganz gewiß! war auch jetzt wieder der melancholiſche Refrain, welchen er, gleich einer Coda, jeder politiſchen Neuigkeit anhing, die er aus den Zeitungen herausbuchſtabirte, oder ſich ſonſt (denn auch übrigens war Herr Holznagel ſehr neugierig) erzählen ließ.

Auf dieſe ihm wohlbekannte Schwäche des Hausmeiſters gründete Felix ſeine unſchuldige Liſt. Wiewohl nur im vierten Stocke wohnend, und auch das nur als Aftermiether, konnte er dennoch ſchon eher etwas bei Herrn Holznagel wagen. Derſelbe wußte nämlich, daß Herr Felix zu den ſeltſamen und unbegreiflichen Menſchen gehörte, welche ſich die Dinge ausdächten, die nachher gedruckt in der Zeitung zu leſen ſtanden, und hegte daher all jene mit einiger Scheu verbundene Verehrung vor ihm, die dieſer ſchwarzkünſtleriſchen Beſchäftigung gebührte.

Während Felix demnach mit der Linken an der Hausglocke läutete, ſo heftig und ſo anhaltend, als ob die Stadt mindeſtens ſchon an allen vier Ecken brenne, ſenkte er gleichzeitig die Rechte tief in die Weſtentaſche, den gekrümmten Zeigefinger gegen den Daumen gepreßt: in jener anmuthvollen und tröſtenden Haltung alſo, welche man anzunehmen pflegt, wenn man, nach einem höchſt bezeichnenden Provinzialismus, im Begriff ſteht, „den Daumen zu rühren“.

Er mußte ziemlich lange ſo ſtehen, bevor der Herr Holznagel die Herablaſſung hatte, die Thür zu öffnen. Und auch dann öffnete er ſie ſeiner vorſichtigen Gewohnheit gemäß nur halb, bis er mit raſchem Blick und ſorgſam vorgehaltener Leuchte ſowohl das wohlbekannte Antlitz des jungen Poeten, als die verheißungsvolle Stellung, in welcher die Rechte deſſelben ſich befand, erkannt hatte.

Ach, man mußte ein ſehr ſchwarzes Herz haben, oder ſehr leichtfertig ſein, um ſich gegen einen Mann von ſo ehrwürdigem Aeußern, wie Herr Holznagel ſich namentlich in dieſem Augenblick darſtellte, eine ſo ſchnöde Liſt auszuüben, als Felix es in der That beabſichtigte! Auf dem hagern, ſtark ausgeprägten Kopfe mit den dünnen, weißlich geſprenkelten Haaren ſtarrte eine baumwollene Nachtmütze von erklecklicher

Höhe, gleich einem Helm, drohend empor; der ausgefaſerte Zipfel, der ſteif vornüber ſtand, konnte gleichſam den Helmbuſch repräſentiren. Auf der Naſe, deren anſehnliche Beſchaffenheit wir bereits angedeutet haben, und die allemal, wie die Dunkelheit hereinbrach, einen eigenthümlich phosphoreſcirenden Glanz annahm, thronten die ebenfalls ſchon erwähnten ſchwarz gefaßten Augengläſer, ſei es, daß der eifrige Politikus ſo ſpät noch ſeinen Studien obgelegen, ſei es, daß er ſich ſo eben erſt damit gewaffnet hatte, um den verſpäteten Eindringling deſto ſchärfer ins Auge faſſen zu können. Die hagere, faſt knöcherne Geſtalt umſchloß ein enganliegender, hellfarbiger Schlafrock; ſo ängſtlich der würdige Hausmeiſter, der allerdings von einem Joſeph nichts mehr beſaß, als nur die Keuſchheit, ſich auch bemühte, denſelben mit gekrümmten Fingerſpitzen vorn zuſammenzuhalten, ſo konnte er damit doch nicht verhindern, daß nicht wenigſtens der untere Theil eines Beines ſichtbar ward, welchem der niedergetretene unſaubere Pantoffel, in dem es ſteckte, auch eben nicht zur Verſchönerung gereichte. Malt ſich der geneigte Leſer dazu nun noch dieſen mit Neugier, Furcht und Hoffnung gemiſchten Ausdruck von Unwillen und tiefgekränktem Selbſtgefühl aus, der ſich auf Herrn Holznagel's Angeſicht ausſprach, ſo wird er zugeſtehen müſſen, daß die Erſcheinung allerdings in hohem Grade ungewöhnlich und ehrfurchtgebietend war.

Aber mein Gott, Herr Felix, ſind Sie es? ſagte der Hausmeiſter, nachdem er den Störenfried endlich erkannt hatte, in jener langſamen, pathetiſchen Weiſe, in der er jederzeit zu ſprechen pflegte und in der die Würde ſeines Bewußtſeins ſich ſo ſchön verkörperte: Sie machen ja einen Spektakel in „unſerm" Hauſe — —

Allein Felix ließ ihn nicht zu Ende kommen.

Ach mein vortrefflichſter Herr Holznagel, rief er, ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung, es iſt allerdings unverantwortlich von mir, daß ich Ihre koſtbare Nachtruhe auf dieſe Art unterbreche und einen ſolchen Lärm mache vor Ihrem ſonſt ſo ſtillen und wohlgezogenen Hauſe (es war dies Letztere eine Lieblingswendung des alten Thürſtehers, und Felix wußte wohl, welchen Stein im Brett er dadurch bei ihm gewann) — aber wer kann auch bei einer ſolcher Neuigkeit . . . .

Was für eine Neuigkeit? fragte Herr Holznagel mit weit aufgeriſſenen Augen, indem er haſtig die Thür wieder verriegelte.

Nun, mein Gott, erwiderte Felix, immer mit der Hand in der Weſtentaſche: und das ſollte ein Mann, wie Sie, der doch alle Zeitungen durchſtudirt, nicht wiſſen?

Felix war damit an den erſten Treppenabſatz gelangt; er lüpfte die Hand in der Weſte, als wollte er dem Alten ſeinen Obolos reichen und ſich von ihm verabſchieden.

O, wie würde ich denn, ſagte Herr Holznagel, die Hand abwehrend, in einem ſonſt nie gekannten Dienſteifer: Sie denken doch nicht, daß ich Sie werde die Treppe im Dunkeln hinaufſteigen laſſen, mein wertheſter Herr Felix? Aber ſagen Sie doch gefälligſt — ein Mann wie Sie freilich erfährt alles ſo etwas immer zuerſt ....

Wie doch, Herr Holznagel, rief Felix, immer noch in derſelben Haltung, und die Treppenſtufen ſo eilig heraufſteigend, daß Herr Holznagel den Schlafrock nothgedrungen mußte fahren laſſen, um ihm nur folgen zu können: wie doch? ſollten Sie die Zeitungen heute wirklich noch nicht geleſen haben? Oder ſollte gar —

Verſteht ſich, habe ich ſie geleſen, keuchte der Andere ihm nach: alle zuſammen habe ich ſie geleſen, die allerneueſten, ſie waren noch ganz naß, wie ſie kamen, von vorn bis hinten — Sie wiſſen wohl, Herr Felix, wie ich es zu halten pflege: wenn der Menſch einmal lieſt, ſo muß er auch ordentlich leſen — aber ich wüßte mich in der That nicht zu beſinnen, daß irgend etwas ſo Erhebliches —

Nicht darin geſtanden? Nun allerdings, es iſt auch noch diplomatiſches Geheimniß, ich habe es ſo eben erſt aus allerbeſter Quelle, rief Felix — Aber in der That, mein beſter Herr Holznagel, Sie ſind gar zu gütig, ich kann unmöglich zugeben, daß Sie ſich ſo ſehr bemühen....

Und wieder ſtand er ſtill und wiederholte das vorhin beſchriebene Manoeuvre.

Bitte ſehr, ſtammelte der erſchöpfte Hausmeiſter, für meine Freunde iſt mir nichts zu mühſam; wenn Sie nur die Güte haben wollten — ach mein Gott, es werden doch nicht gar — o herje, Herr Felix, ich habe es ja immer geſagt — —

Felix, der bereits die dritte Treppe erklommen hatte, nickte nachdenklich.

Wie hätte das auch einem Politiker, wie Sie ſind, entgehen können, mein allervortrefflichſter Herr Holznagel?! es iſt ganz ſo, ſagte er.

Dem ehrlichen Hausmeiſter fiel der Leuchter faſt aus der Hand. O meine Ahnung, lallte er: es wird Ihnen bekannt ſein, Herr Felix, daß ich einmal drei Tage lang unter den Ruſſen — o das iſt Volk, unterbrach er ſich ſelbſt, dieſe Ruſſen! Das helle lichte Scheidewaſſer haben ſie geſoffen, als ob es Dünnbier wäre, und eine Karbatſche führen ſie! O wenn die kommen, Herr Felix, da bleibt in der ganzen Stadt nicht ein Stein auf dem andern, in „unſerm" Hauſe auch nicht . . . !

Der kleine Vorſaal vor Felix' Wohnung war erreicht: die Rechte unverwandt in derſelben Stellung, zog Felix mit der Linken den Stubenſchlüſſel hervor, ſteckte ihn in das Schlüſſelloch, ſchloß auf —

Herr Holznagel, ſagte er geheimnißvoll, Sie ſind ein Mann von politiſcher Einſicht, Sie wiſſen dergleichen Nachrichten zu würdigen, und auch verſchwiegen ſind Sie, daß man Ihnen ſo etwas anvertrauen kann ....

Wie das Grab, bekräftigte Herr Holznagel, indem er ſich mit dem Leuchter vor die Bruſt ſchlug; mit der andern Hand nämlich war er beſchäftigt, die Nachtmütze, die von dem ſchnellen Treppenſteigen locker geworden war, auf dem kahlen Scheitel wieder zurechtzurücken.

Nun denn, fuhr Felix fort, mit immer geheimnißvollerer, immer gewichtigerer Stimme; die Thür war bereits geöffnet und er ſtand ſchon halb in ſeiner Stube: es iſt eine verbürgte Nachricht, ich habe ſie von Jemand, der erſt vor anderthalb Stunden ſelbſt auf dem Telegraphenbureau war: der Kaiſer von Rußland —

Oh, oh, meine Ahnung, ſtöhnte der geängſtigte Ruſſenfeind, indem er ſich an die Wand lehnte, die nicht weißer ſein konnte als ſein entſetztes Angeſicht —

Der Kaiſer von Rußland — aber Sie werden doch auch wirklich reinen Mund halten, beſter Herr Holznagel?

Herr Holznagel konnte nicht mehr antworten, Neugier, Erwartung, Angſt hatten ſeine Zunge gelähmt; ſo waren ihm die Augen vor Schreck aus dem Kopf gequollen, und ſo fiel aus derſelben Urſache die Habichtsnaſe zuſammen, daß die Augengläſer faſt ſchon von ihrem Sitze herabgeglitten waren.

Der Kaiſer von Rußland ſoll einen Kurier expedirt haben, weiß Gott, einen Kurier — o wir werden Dinge erleben! Dinge erleben, Herr Holznagel!! Nun ſchlafen Sie auch recht wohl, liebſter Herr Holznagel, und haben Sie auch recht ſchönen Dank für Ihre Begleitung —

Damit fiel die Thür ins Schloß. Herr Holznagel, unter dem Gewicht der eben erhaltenen Neuigkeit, und noch bemüht, die Bedeutung derſelben zu ergründen, fand an dem raſchen Abſchied ſeines jungen Freundes nicht das mindeſte Auffällige. Das ſpitze Kinn tief auf die Bruſt geneigt, mit nachſchlürfenden Pantoffeln, ſtieg er die Treppe wieder hinunter; erſt da er in ſeinem Zimmerchen ankam, fiel es ihm ein, daß Herr Felix die Hand zwar fortwährend in der Weſtentaſche gehabt, ſie aber niemals herausgebracht hatte. Doch tröſtete er ſich, theils mit der erhaltenen Neuigkeit, deren tiefere Bedeutung er zwar noch immer nicht ergründen konnte, theils auch damit, daß Felix übrigens ein freigebiger Mann war, der das heut Verſäumte gewiß bei einer andern Gelegenheit wieder einbringen würde

Fünftes Kapitel.

Der Fehdebrief.

Schon indem Felix nach dem Feuerzeug umhertappte, bemerkte er, daß ein Brief auf ſeinem Tiſche lag. Bei dem geringen Verkehr, welchen der junge Dichter nach außen unterhielt, war dies ſchon an und für ſich eine Seltenheit, die ſeine Erwartung rege machen mußte. Außerdem aber gehörte er, vermöge ſeiner dichteriſchen Phantaſie, auch zu jenen Sonderlingsnaturen, für die jedes verſiegelte Blatt, das an ſie gelangt, etwas Dämoniſches hat, und die keinen Brief erbrechen können, ohne eine wahre Folterbank von Hoffnung, Furcht, Erwartung durchzumachen.

Kaum daß daher die Lampe brannte, war auch das Erſte, daß er den Brief ergriff und mit neugierig beſorgten Blicken Format, Aufſchrift und Siegel prüfte. Alles Dreies hatte wenig Ermuthigendes. Das grobe, ſelbſt von einzelnen Flecken nicht verſchonte Papier war nachläſſig zuſammengefaltet, weder zu jenem ſtattlichen Oblong, in welchem ſich amtliche Erlaſſe, ſowie überhaupt die Correſpondenz der Vornehmeren darzuſtellen liebt, noch auch in jener länglichſchmalen, faſt blattähnlichen Geſtalt, in welcher der Freund dem Freunde, die Geliebte dem Geliebten zu ſchreiben pflegt: ſondern von jenem ungeſchickten, unterſetzten, faſt quadratförmigen Aeußern, in dem ſich gewöhnlich die Briefe von Leuten präſentiren, die ſich ſonſt nicht viel mit Schreiben abgeben — Briefe, deren Inhalt auch in der Regel ſo eckig und unliebenswürdig iſt, als ſie ausſehen. Ganz ähnlich war die Schrift, ungleichförmig, unſauber, von orthographiſchen Schnitzern entſtellt; das Siegel befleckſt und ſchlecht ausgedrückt.

Lange Zeit wog Felix das Blatt in der Hand; ein Brief von dieſem wenig empfehlenden Ausſehen konnte unmöglich etwas Angenehmes enthalten — ſollte er ihn ſofort eröffnen? das heißt, ſollte er ſich mit ſeinem ohne Zweifel verdrießlichen Inhalt den Eindruck des heitern Abends vergällen und Nacht und Schlaf verderben? oder ſollte er ihn liegen laſſen bis zum nächſten Morgen?

Nach langem Zaudern entſchloß Felix ſich endlich zum Letztern. Es war ein Entſchluß, der ihn große Anſtrengung koſtete; ſo ſehr er ſich fürchtete, einen Brief zu öffnen, ſo war ihm der verſchloſſene doch noch viel furchtbarer. Heut jedoch erinnerte er ſich der philiſtröſen Weisheit, welche es als ein ſicheres Mittel zur Verlängerung des Lebens aufſtellt, keinen Brief, freudige ſo wenig wie traurige, vor dem Eſſen oder vor Schlafengehen zu erbrechen. An der Verlängerung des Lebens lag ihm zwar wenig — war er ja doch noch jung genug! — deſto mehr dagegen an der ungeſtörten Nacht, nicht ſowohl um ſie zu verſchlummern, als um ſie deſto ſüßer zu verträumen, von Vergangenem und Künftigem, unter Anderm auch von der lieblichen Stimme, die er ſo eben vernommen und zu der ſeine Phantaſie nicht umhin konnte, ſich eine eben ſo liebliche Geſtalt hinzuzudenken.

Daher dieſe großartige Reſignation, mit welcher er den Brief unerbrochen wieder hinlegte und ſein einfaches Lager aufſuchte. Behaglich dehnte er ſich in die Kiſſen — nun kommt, ihr Traumgötter, und ſtreut eure duftigſten Blüthen auf die Stirn eures Dichters, eures Lieblings!

Aber nein, es ging nicht, der verwünſchte Brief ließ ihm keine Ruhe! Er warf ſich von einer Seite auf die andere, ſchloß die Augen gewaltſam, nahm ſich feſt vor, nun auch ganz gewiß nicht mehr an das vertrackte Stück Papier zu denken — umſonſt, es ſtand immer wieder vor ihm in ſeiner ungeſchickten, plumpen Breite, die unregelmäßigen, hin und hertaumelnden Buchſtaben der Adreſſe wurden für ihn zu eben ſo viel Ameiſen, die mit entſetzlicher Behendigkeit an ihm auf- und niederrannten.

Und was kann es denn weiter ſein, doch zum Höchſten ein Mahnbrief oder ſo dergleichen?

Alſo rufend, ſprang er endlich wieder aus dem Bett, der Tag dämmerte eben hinlänglich, um die Schriftzüge allenfalls erkennen zu laſſen; raſch riß er das Blatt von einander, trat dicht ans Fenſter . . . .

Ach, ſein weiſſagendes Herz hatte ihm nur allzu richtig prophezeit! Es war allerdings ein Mahnbrief und noch dazu ein ſehr dringender, ſehr grober; er rührte von Felix' Schneider her, der, um ſeinem Beruf Ehre zu machen, auch den Namen Schneider führte. Der Betrag der Rechnung war äußerſt gering, auch die Rechnung ſelbſt erſt wenige Wochen alt. Aber der Herr Schneider hatte nicht nur ein ſehr großes Geſchäft, ſondern er machte auch noch ein viel größeres Haus, ſeine Equipage wetteiferte mit den glänzendſten der Stadt, und wenn Madame Schneider ihren Platz im erſten Range des Theaters einnahm, ſo war ſie gewiß, durch die Pracht ihrer Toilette manche reiche Kaufmannsfrau und manche Edeldame zu überſtrahlen, von den Geheimräthinnen gar nicht zu ſprechen. Eben ſo glänzend war auch Herrn Schneider's Kundſchaft; er arbeitete faſt ausſchließlich für Offiziere und junge Adelige, ja wenn man ihn hörte, namentlich vor den Märztagen, ſo kam wenigſtens alle vier Wochen ein regierender Fürſt bei ihm vorgefahren, um ſich Maß von ihm nehmen zu laſſen. Für ſolche ordinaire Leute wie Herr Felix arbeitete er eigentlich nur aus Herablaſſung, und dann zweitens, weil ſie noch immer beſſer bezahlten, als ſeine übrige vornehme Kundſchaft. Oder wenn ſie nicht bezahlten, ſo konnte er ſie doch wenigſtens mahnen, mahnen mit all der unverwüſtlichen Grobheit und Zudringlichkeit, die dem übrigens höchſt geſchmeidigen Herrn Schneider, ſolchen armen Schluckern gegenüber, ſo reichlich zu Gebote ſtand.

Durch die Märzereigniſſe war auch Herrn Schneider's Geſchäft, das überhaupt mehr nach Gold ausſah, als einen wirklichen goldenen Boden hatte, weſentlich erſchüttert worden. Seine adeligen Kunden waren theils mit der Armee ins Feld gerückt, theils hatten ſie ſich aus Verdruß über das Vorgefallene aus der Hauptſtadt entfernt; wo Herr Schneider mit gekrümmtem Rücken bei ihnen um Geld anklopfte, kam ihm überall dieſelbe Antwort entgegen —: ja mein beſter Herr Schneider, wenn nur die Revolution nicht geweſen wäre! welcher ehrliche Menſch ſoll jetzt auch Geld haben? Schaffen Sie erſt wieder Ruhe und Ordnung im Lande, und Sie ſollen bezahlt werden bei Heller und Pfennig....

Einigermaßen auffällig war es dabei freilich, daß dieſelben Herrſchaften, welche ihre unbezahlten Rechnungen ſo bereitwillig der Revolution in die Schuhe ſchoben, auch ſchon vor der Revolution ſehr ſchlechte Zahler geweſen waren, von der Gattung derer, welche Herrn Schneider nöthigten, durchſchnittlich alle Preiſe um funfzig Procent höher anzuſetzen, weil er ſchließlich höchſtens bei funfzig Procent bei ihnen zu ſeinem Gelde kam....

Indeſſen um dergleichen Betrachtungen anzuſtellen, war Herr Schneider ſelbſt ein viel zu guter Bürger und viel zu überzeugt, ſowohl von der angeborenen Vortrefflichkeit der höhern Stände als auch von den Greueln der Revolution. Indem er alſo die Ausflüchte ſeiner hochadeligen Kunden vollkommen in der Ordnung fand, hielt er ſich mit deſto größerer Zähigkeit an denen ſchadlos, die ſo unglücklich waren, kein „von" vor ihrem Namen zu führen, und die gleichwohl das Glück genoſſen hatten, mit einem Kleidungsſtück aus Herrn Schneider's weltberühmter Verſchönerungsanſtalt beehrt zu werden.

Zu dieſen gehörte denn auch unſer Freund Felix. Und zwar wurde derſelbe von Herrn Schneider um ſo härter gedrängt, je kleiner ſeine Rechnung war, und als ein je ſoliderer Zahler er ſich bisher im Ganzen gezeigt hatte. Seit Herr Schneider nun gar in Erfahrung gebracht, daß Felix Schriftſteller war, ein Mitglied alſo jener verruchten Kaſte, welche im Verein mit Franzoſen, Polen und Juden bekanntlich die ganze Revolution angeſtiftet und mithin auch die Stockung des Schneider'ſchen Geſchäfts veranlaßt hatte, kannte ſein Ingrimm keine

Grenzen mehr. Unzählige Male in wenig Wochen, zu den mannichfachſten Tageszeiten und durch die verſchiedenſten Boten, hatte Herr Schneider den armen Poeten heimſuchen laſſen; ſeine Verſicherung, ihn von dem erſten Gelde zu befriedigen, das ihm eingehen würde, genügte dem unerbittlichen Verfolger ſo wenig, als die Berufung auf ſeine bisherige Pünktlichkeit. Das wären auch wohl die Zeiten danach, ließ Herr Schneider ihm antworten, daß arme Handwerker, die ſich im Schweiß ihres Angeſichts ernährten (wohlgemerkt, Herr Schneider ließ wenig oder nichts im Hauſe durch eigene Geſellen arbeiten, ſondern faſt Alles bei andern kleinen Meiſtern, die zu arm waren, ein eigenes Geſchäft zu erhalten, und die auch von dem Lohn, welchen Herr Schneider ihnen bewilligte, nur eben den Vortheil hatten, etwas langſamer zu verhungern, als es ohnedies der Fall geweſen ſein würde) —

Das wären jetzt auch wohl die Zeiten dazu, ließ Herr Schneider ihm erwidern, daß arme Handwerker ihr Geld verlieren ſollten an Leute, welche freilich nichts zu verlieren hätten, und die mit ihrer muthwilligen Feder wohl ſo viel Unheil ſtiften könnten, weil ſie nicht wüßten, wie ſauer Arbeit ſchmecke und was Alles ein honetter Bürger an Abgaben, Steuern und Laſten aller Art zu entrichten hätte. Zeitungen ſchreiben und in die Clubs gehen, um die Leute aufzuwiegeln und das Bischen Brot völlig aus der Welt zu bringen, das ſei allerdings leichter. Aber das möge Herr Felix nur gar nicht denken, daß er, der Herr Schneider, der Mann wäre, ſich von ſo etwas einſchüchtern zu laſſen; er hätte für deutſche Bundesfürſten und ſogar für zwei ruſſiſche Prinzen gearbeitet, und kenne keine Menſchenfurcht ....

In demſelben Sinne war auch die gegenwärtige ſchriftliche Auslaſſung des Herrn

Schneider abgefaßt. Felix würde über den närriſchen Stil und die kauderwälſche Schreibart gelacht haben, beſonders da er gleich morgen eine kleine Summe bei ſeinem Buchhändler einzufordern hatte, welche genügend war, ihn für immer von dem läſtigen Mahner zu befreien, — wenn nicht ein Poſtſcript bei dem Briefe befindlich geweſen wäre, welches ihn in eine höchſt unangenehme Verlegenheit ſetzte. Da man bei Herren Ihrer Art, ſchrieb der erfahrene Geſchäftsmann, niemals ſicher iſt, Sie auch wirklich zu Hauſe zu treffen, und da ich nicht Luſt habe, mir wegen der elenden Kleinigkeit, welche Sie mir ſchulden, auch noch die Stiefeln von den Beinen zu rennen, ſo zeige ich Ihnen hiermit an, daß, wenn Sie mich nicht noch im Laufe des heutigen Abends befriedigen, ich morgen mit dem Früheſten zu Ihnen kommen werde, zu einer Zeit, wo ich gewiß bin, Sie noch in den Federn zu finden, während der fleißige

Handwerksmann ſchon längſt ſein mühſames Brot erwirbt, und nicht eher werd' ich aus Ihrem Zimmer gehen, als bis ich zu meinem Gelde gekommen bin: dieſes Alles, ſo wahr ich heiße Ew. Wohlgeboren ganz ergebenſter Schneidermeiſter Schneider.

Wir haben hier abſichtlich die wunderlichen Sprachſchnitzer und Verdrehungen weggelaſſen, von denen dieſe denkwürdige Erklärung wimmelte, und die nur allzu geeignet waren, den Eindruck des Rohen und Widerwärtigen für einen reizbaren Leſer, wie Felix, noch zu vermehren.

Und dennoch würde Felix auch über dieſe Drohung noch gelacht, ja er würde ſie ſchlimmſtenfalls dadurch zu Schanden gemacht haben, daß er in aller Frühe das Haus verlaſſen, hätte er nicht gerade zu morgen früh einen Beſuch erwartet, der ihm ſo lieb, ſo innig lieb war, und den er um keinen Preis der Welt bei der angedrohten Viſite des Herrn Schneider hätte zum Zeugen haben mögen.

Natürlich kann das nichts anders ſein als ein Mädchenbeſuch: und ſo benutzen wir denn die Pauſe, während Felix rathlos durch die Dämmerung auf- und abwandelt, den freundlichen Leſer mit dieſem Beſuche bekannt zu machen.

Sechstes Kapitel.

Ein unglücklicher Autor.

Felix war der Wahrheit nicht ganz treu geblieben, als er ſeinen Freunden, den Hinterwäldlern, erzählte, daß nach dem Tode des eigentlichen Felix Berghold kein Menſch mehr um ſeine wahre Herkunft wiſſe und daß er überhaupt gar keine Verbindung mit ſeiner Heimath mehr habe. Allerdings wußte noch jemand darum; es gab noch ein Herz, das in treuer, verſchwiegener Zärtlichkeit alle ſeine Geheimniſſe, ſeine Hoffnungen und Wünſche, Leiden und Freuden theilte, es gab noch eine Hand, die die Fäden hielt, welche ihn an ſeine Jugendzeit knüpften, und durch die namentlich auch jene Unterſtützungen gingen, die er der alten, verlaſſenen Großmutter in Thüringen zukommen ließ, ſo weit ſeine Kräfte es nur irgend erlaubten und deren zufällige Erwähnung bei den Hinterwäldlern ihn ſelbſt in Verlegenheit geſetzt hatte.

Das war ſeine Jugendgeſpielin, die Katharina, oder, wie ſie ſich am Liebſten nennen hörte, das Käthchen.

Käthchen, fünf oder ſechs Jahre jünger als Felix, war mit ihm aus demſelben Städtchen gebürtig; gleich ihm hatte ein ſeltſam abenteuerliches Schickſal ſie aus der ſtillen thüringſchen Heimath in die große, prächtige Reſidenz verſetzt.

Schon die beiden Väter waren Freunde geweſen. Nicht blos Freunde, ſondern auch Collegen; an derſelben Schule, welcher Felix' Vater vorſtand, war Käthchen's Vater, Herr Meinhart, als zweiter Lehrer angeſtellt geweſen.

Und damit nicht genug, hatten auch verwandte Talente und Neigungen die beiden Männer verbunden. Auch Herr Meinhart ſchriftſtellerte. Oder wenn das zu viel geſagt iſt, ſo arbeitete er doch wenigſtens ſeit Jahren an einem großen, weitſchichtigen Manuſcript, in welchem er mit einem ſeltenen Aufwand juriſtiſcher und hiſtoriſcher Gründe deducirte, daß die bekannte Niederlegung der deutſchen Kaiſerkrone im Jahre Sechs vollkommen ungiltig und unverbindlich geweſen und daß mithin, in nothwendiger Folgerung, das deutſche Reich, mit ſammt ſeinen neun Kurfürſten und dem Reichskammergericht zu Wetzlar ꝛc., noch als durchaus rechtsgiltig exiſtire.

Es war die bloße Frucht eines gelehrten Sonderlings, ohne die geringſte politiſche Beimiſchung, oder überhaupt eine praktiſche Tendenz, dergleichen dem außerordentlich ſchüchternen, in ſich gekehrten Manne vielmehr unausſprechbar ferne lag.

Ja ſo groß war dieſe Schüchternheit, daß er Jahre lang über dem Buche druckſte und ſich immer nicht entſchließen konnte, damit vor die Oeffentlichkeit zu treten. Dieſer Kleinmuth wurde noch geſteigert durch den unglücklichen Ausgang, welchen das ſchriftſtelleriſche Debut ſeines Freundes, mit dem Eſel im Dunkeln, deſſen ſich unſere Leſer entſinnen, für denſelben hatte; er glaubte nun erſt recht, alle Schriftſteller wären von Spionen und Feinden umgeben und ein Buch in Druck geben, oder ſein Haupt auf den Block legen, das wäre ziemlich daſſelbe.

Zuletzt indeſſen war doch auch bei ihm die Eitelkeit, ſich gedruckt zu ſehen, noch größer, als die Furcht. Nachdem er volle vierzehn Jahre lang an ſeinem Werke herumgefeilt und geputzt und ihm, nach ſeiner eigenen Ueberzeugung, einen Grad von Vollkommenheit gegeben hatte, dergleichen noch nie ein ſchriftſtelleriſches Werk beſeſſen, faßte er ſich endlich ein Herz und ſchickte die theure Ausgeburt ſo vieler mühſamer Stunden wohlverpackt an einen Buchhändler der Nachbarſchaft, der, wie er gar nicht zweifelte, es ſich zur ausnehmenden Ehre ſchätzen würde, den unübertrefflichen und tiefgelehrten Tractat „von der Rechtsbeſtändigkeit des weiland deutſchen Reiches, benebſt einem ſonnenklaren Beweiſe, daß“ — u. ſ. w. in Verlag zu nehmen.

Mit welchem Erfolg ſieht der ſcharfſinnige und wohlerfahrene Leſer ſogleich voraus. Das Manuſcript kam nach Verlauf einiger Monate mit einem kühlen Ablehnungsſchreiben zurück; es wanderte zu einem Zweiten, kam wieder zurück, zu einem Dritten, Vierten, Fünften ....

Und endlich kam es gar nicht mehr zurück, vermuthlich weil es bei dem vielen Hin- und Wiederſchicken glücklich verloren gegangen war!

Herr Meinhart jedoch war von dem einzigen und unvergleichlichen Werth ſeines Opus viel zu ſehr durchdrungen, als daß dieſe einfache und gemeine Erklärungsart ſeines Verſchwindens ihm hätte genügen können. Nein, ein ſo ausgezeichnetes Werk, von dieſer Fülle der Gelehrſamkeit und das ſo lange Jahre hindurch die wahre Puppe ſeines Lebens, ſein Augapfel, ſein Alles geweſen war, das konnte unmöglich verloren gehen, wie ein anderes, gemeines Manuſcript, dieſe Grauſamkeit konnte das Schickſal nicht haben, nur Neid und Bosheit der Menſchen konnte ſich bis zu dieſer äußerſten Schändlichkeit verſteigen.

Mit einem Wort: Herr Meinhart hielt ſein Manuſcript nicht für verloren, ſondern für — geſtohlen; irgend ein habſüchtiger Verleger, der ihm die wohlverdienten Früchte ſeines Fleißes entziehen wollte, vielleicht gar ein misgünſtiger, verrätheriſcher College von Schriftſteller, der ſich mit ſeinen Federn ſchmücken, den obſcuren Namen mit ſeinem Scharfſinn, ſeiner Gelehrſamkeit verherlichen wollte, hatte es ihm entwandt! in dieſem Augenblicke vielleicht wurde es gedruckt, ja es war vielleicht ſchon erſchienen, und während er noch vergebliche Nachſtellungen nach dem verſchwundenen Buch anſtellte, war daſſelbe, unter verändertem Titel, bereits das Entzücken des gelehrten Publicums und ſonnte ſich bereits ein Anderer, ein frecher Räuber, in den Strahlen ſeines Ruhmes!

Dieſe Vorausſetzung, wie ſeltſam und abenteuerlich ſie war, wurde doch mit der Zeit bei Herrn Meinhart zu einer vollſtändigen fixen Idee. Herr Meinhart war überhaupt ein ungewöhnlicher, wunderlicher Mann, es mußte in ſeinem ſehr dunkeln und einſamen Daſein Partien geben von geheimnißvoller, räthſelhafter Beſchaffenheit, die ihn ſo in ſich gekehrt, ſo menſchenſcheu gemacht hatten. Das Publicum des Städtchens munkelte von einer unglücklichen Jugendliebe, welche ihn in dieſe trübe Stimmung verſetzt und ihn überhaupt zu dieſem Sonderling gemacht haben ſollte, als der er ſich zeigte. Thatſache war, daß Niemand im Ort Käthchen's Mutter gekannt hatte, und daß Meinhart eines guten Tags von einer Reiſe, deren Ziel Niemand anzugeben wußte, zurückgekehrt war mit dem kaum zweijährigen Kinde, das er ſeitdem als ſeine Tochter bei ſich erzog. Es war die Einzige, die ſein einſames Leben theilte — ach und bald genug auch die Einzige, welche die Schrecken der Armuth und des Wahnſinns mit ihm theilen ſollte!

Denn in Folge der fixen Idee, welche ſich des Herrn Meinhart bemächtigt hatte, kaufte derſelbe von jetzt an alle Bücher auf, die irgend im Betreff der deutſchen Verfaſſung oder der Geſchichte des ehemaligen deutſchen Reichs erſchienen. Ja da man doch unmöglich wiſſen konnte, welches Titels der verrätheriſche Dieb ſich bedient und in welche Form er das geſtohlene Manuſcript vielleicht würde umgeſchmolzen haben, um ſeinen Diebſtahl dadurch um ſo ſicherer zu verbergen, ſo dehnte Herr Meinhart den Kreis ſeiner Einkäufe immer weiter und weiter aus; bald gab es kein hiſtoriſches, politiſches oder ſtaatswirthſchaftliches Werk überhaupt mehr, das er nicht kaufen, nicht leſen, von dem er ſich nicht überzeugen mußte, daß es ſein geſtohlenes Buch nicht ſei!

Ohne Frage wäre es weit einfacher und weit natürlicher geweſen, Herr Meinhart hätte ſich hingeſetzt und das verloren gegangene Werk aus den vorhandenen Studien und Excerpten noch einmal geſchrieben. Aber erſtlich ſchreibt ſich ein Buch, an dem man vierzehn Jahre lang gearbeitet hat, nicht ſo leicht zum zweiten Mal — und zweitens liegt es eben in der Art ſolcher Leute, die mit fixen Ideen behaftet ſind, das Einfache und Natürliche nicht zu thun.

Auch hätte die fieberhaft wahnwitzige Aufregung, in welcher der arme, gepeinigte Autor ſich befand, ihn gar nicht dazu kommen laſſen, ſelbſt wenn er es ſo gewollt hätte. Den ganzen ausgeſchlagenen Tag that er nichts Anderes mehr, als daß er ohne Aufhören, von vorn bis hinten, alle neuen Bücher und Broſchüren durchblätterte, von denen er es irgend für möglich hielt, ſein geſtohlenes Manuſcript könne darin zum Vorſchein kommen; mit krankhafter Gier wartete er auf die wöchentlich ankommenden Bücherpackete, ja durch die Poſt mußte ſein leipziger Buchhändler ihm die Novitäten ſchicken, und ſelbſt das vermochte ſeine Ungeduld noch nicht immer zu zügeln, ſelbſt noch dem Poſtwagen ging er zuweilen ganze Tagereiſen weit entgegen!

Bedenkt man nun, daß dies gerade in die vierziger Jahre fiel, in eine Zeit alſo, wo dergleichen Schriften bereits ballenweiſe auf dem

Büchermarkt erſchienen, und bedenkt man ferner, daß Herr Meinhart ſich ſelbſt dazu verdammt hatte, all dies Zeug und noch hunderterlei anderes, was kaum dazu gehörte, Buchſtabe für Buchſtabe durchzuleſen, ſo wird es Einem vollkommen begreiflich, daß der unglückliche Mann nicht nur alle ſeine übrigen Pflichten mehr und mehr verſäumte, ſondern daß er in kurzer Zeit auch wirklich vollſtändig verrückt ward. Mit keinem Menſchen ſprach er mehr, kein Geſchäft beſorgte er, ſaß nur immer Tag und Nacht, mit leichenblaſſem Geſicht und von. Erwartung flierenden Augen, über den neueſten Schriften; die Bücherballen dehnten ſich in ſeinem Zimmer bis zur Decke, es war kaum ein Platz mehr, wo man treten konnte. Auch ſein ganzes Bischen Einnahme ging dabei verloren. Denn wenn auch die aufgeſtapelten Bücher ab und zu in Maſſe wieder an den Trödler verkauft wurden, ſo bezahlte der doch natürlich in den meiſten

Fällen kaum den Papierwerth; der Verluſt war mithin ungeheuer. Er ging bereits wie ein Bettler; das zerriſſene Gewand, die langen, ſtruppigen Haare, der ungeſchorene Bart, das irre, ſchüchterne Auge, verbunden mit dieſem dumpfen, ängſtlichen Schweigen, das oft in Tagen kaum von einzelnen, abgeriſſenen Seufzern unterbrochen ward, verriethen auf den erſten Blick den Wahnſinnigen.

Natürlich war die Behörde unter dieſen Umſtänden außer Stande, ihn in ſeinem Amte zu laſſen. Allein Herrn Meinhart war das eben recht; er hatte ſich ſchon längſt aus dem kleinen, unliterariſchen Flecken hinweggeſehnt in eine größere Stadt, wo es mehr Buchhandlungen und mehr literariſchen Verkehr gab, und wo er alſo, nach ſeiner Anſicht, deſto eher hoffen konnte, das verlorene Kleinod wieder aufzufinden.

Er war daher mit ſeiner Dienſtentlaſſung ſehr zufrieden, machte den armen Reſt ſeiner Habſeligkeiten vollends zu Gelde und zog damit in dieſelbe Hauptſtadt, wo wir auch unſerm Freunde Felix zuerſt begegnet ſind.

Siebentes Kapitel.

Die Jugendfreundin.

Käthchen, eben zur Jungfrau herangeblüht, begleitete ihn. Es war in dem jungen Mädchen überhaupt eine Hingebung und Treue, ein Dienſteifer und eine Sorgfalt, der keine Mühe zu ſchwer, kein Opfer zu bitter war. Rein und hell, wie ihr lichtbraunes Auge, war auch die Seele des holden Kindes und warm und friſch, wie der Purpur ihrer Wange leuchtete, klopfte auch in ächter, unverbildeter Weiblichkeit ihr junges, unſchuldvolles Herz.

Der Vater ſelbſt behandelte ſie ſehr ungleich, je nachdem ſeine Krankheit zunahm und Laune und Stimmung ſich bei ihm geſtalteten; mitunter von überfließender Zärtlichkeit gegen ſie, hatte er andere Tage wiederum, wo er ſie kaum zu kennen ſchien, ja ſie wohl gar mit harten, unväterlichen Worten anließ, was ſie denn bei ihm wolle, ſie ſei ja doch gar ſeine Tochter nicht, er habe mehr zu thun, als fremde Bettelkinder durchzufüttern.

Wie ſehr dergleichen liebloſe, heftige Aeußerungen nur ein Erzeugniß ſeiner zerrütteten Sinne waren, das zeigte ſich am Beſten aus der tiefen und ſchmerzlichen Reue, welche er jedesmal nach ſolchem Auftritte empfand, und die er dem armen Käthchen durch tauſend Liebkoſungen, tauſend Schmeichelworte an den Tag zu legen ſuchte.

Doch hätte es deren bei Käthchen gar nicht bedurft; ſie wußte ja, daß ihr armer Vater krank war, hatte ſich aus unzähligen qualvollen Verſuchen überzeugt, daß ſeine Krankheit unheilbar — wie hätte ſie ihm denn zürnen können wegen irgend etwas, was er in Folge derſelben that oder ſagte? Die natürliche Sanftmuth und Duldſamkeit des jungen Mädchen hatte ſich bei der fortwährenden Nachgiebigkeit, zu welcher ſie genöthigt war, zu einer wahrhaft engelgleichen Milde und Ruhe ausgebildet: darum ſo engelgleich, weil ſie zugleich mit ſo viel Klarheit des Verſtandes und mit ſo viel Feſtigkeit in Allem, was das praktiſche Leben erforderte, endlich auch mit ſo viel unverwüſtlicher Heiterkeit und Freude verbunden war. Trotz des unendlich herben Schickſals, das auf ihr laſtete, und trotz ſo mancher Thräne, die ihr, von Niemand geſehen, über die Wange träufelte, ſchaute ihr Auge doch ſo gut, ſo fröhlich in die Welt, trug ſie das zierliche Näschen doch ſo keck, ſo ſicher, lachten in den Grübchen der anmuthig gerundeten Wangen doch ſo viel Liebreiz und ſo viel holde Schelmerei, athmete endlich die ganze reizende Geſtalt ſo viel friſche geſunde Lebensluſt, daß Jedermann, der ſie ſah, ſie nothwendig für ein rechtes Kind des Glücks halten mußte!

Aber dieſes vermeintliche Kind des Glückes mußte doch in Wahrheit von früh bis ſpät ſitzen, und mußte ſich in die Laune ſo mancher anſpruchsvollen jungen Dame ſchicken, um mit der Arbeit ſeiner kleinen weißen Hände dem armen, irrſinnigen Vater, ſowie ſich ſelbſt, das Leben' zu friſten. Sowie Käthchen ſich einmal überzeugt hatte, daß die wahnſinnige Leidenſchaft, von welcher Herr Meinhart ergriffen war, auf keine Weiſe mehr zu heilen, und daß derſelbe unbekümmert bis an den Bettelſtab ſinken, ja verhungern würde, nur um ohne Aufhören Bücher auf Bücher kaufen zu können, hatte ſie ſofort auch ihren Entſchluß gefaßt. Er war Vater, ſie Tochter, er krank, ſie geſund, er unfähig zu arbeiten, ſie friſch und rüſtig; es verſtand ſich alſo ganz von ſelbſt und bedurfte für ſie nicht der mindeſten Ueberlegung, daß ſie es war, welche jetzt die Pflicht hatte, durch ihrer Hände Arbeit nicht nur die kleine Wirthſchaft zu erhalten, ſondern ihm auch, ſo viel ſie irgend konnte, die Mittel zu gewähren zur Befriedigung ſeiner unſeligen Leidenſchaft. Freilich glaubte Käthchen ſelbſt an den Diebſtahl des Manuſcriptes nicht, ſie fand es vollkommen natürlich, daß daſſelbe auf irgend eine Art verloren gegangen, ja ſie war ſogar gebildet und geiſtvoll genug, um in der Stille ihres Herzens zu bezweifeln, ob die Welt an der „klaren und unwiderleglichen Deduction, daß das weiland deutſche Reich, wie auch die neun Kurfürſten und das Reichskammergericht zu Wetzlar noch zu Recht beſtehen" in der That viel verloren. Allein — es war ihr Vater; damit hatten alle Ueberlegungen und Zweifel für ſie ein Ende.

Bei den literariſchen Neigungen, welche ihr

Vater hegte, und bei den vielen Büchern, welche täglich in ſein Haus kamen, hatte ſich Käthchen eine Bildung erworben, welche ſie weit über das Niveau einer gewöhnlichen Schulmeiſterstochter erhob; ſie ſprach die bedeutendſten neuern Sprachen, und war mit den vorzüglichſten Schriftſtellern der verſchiedenen Literaturen wohl vertraut. Hatte ſie doch auch einen ſo gar guten Lehrmeiſter gehabt — Felix, oder richtiger geſagt, Otto Meiſter, den Jugendgeſpielen, der Haus an Haus, Garten an Garten mit ihr aufgewachſen war, und der dann auch ſpäter als angehender Student keine ſüßere Freude kannte, als der geliebten Freundin von ſeinen Kenntniſſen mitzutheilen und dieſe Flamme der Dichtung, die ſo heimlich, ſo unerkannt in ſeinem Buſen loderte, ſich wiederſpiegeln zu ſehen in dem reinen, keuſchen Kryſtall ihres Herzens.

Allein deſſen unerachtet zauderte ſie keinen Augenblick, da ſie es für die Exiſtenz ihres Vaters nothwendig erkannte, alle ihre bisherigen Liebhabereien, ihre Bücher, ihre Zeichnungen, ſelbſt ihre Harfe bei Seite zu werfen, und ſtatt deſſen zur Nadel zu greifen, zur beſcheidenen, verachteten Nadel des Nähtermädchens, die aber dennoch mit ihren unzähligen, kleinen, feinen, kunſtvollen Stichen das Brot erwarb für ſie und ihren Vater.

Es war Käthchen auf dieſe Art ſehr erwünſcht geweſen, als Herr Meinhart den Beſchluß gefaßt hatte, den kleinen thüringiſchen Flecken, ihre Heimath, mit dem Aufenthalt in der Reſidenz zu vertauſchen. Wie demüthig und wacker ſie auch war, ſo hatte es doch, ſie konnte es ſich ſelbſt nicht leugnen, etwas Peinigendes für ſie, jetzt ums Brot als Nähtermädchen zu arbeiten, an demſelben Ort und unter denſelben Menſchen, wo ſie ſo lange — nicht zwar ohne Sorge, aber doch ohne eigentliche unmittelbare Noth gelebt hatte. Auch hoffte ſie in der reichen und glänzenden Hauptſtadt weit eher Gelegenheit zu einem leidlichen Erwerb zu finden, eine Hoffnung, die ſie auch nicht täuſchte, indem ſie in der That in kurzer Zeit ſowohl wegen ihrer Geſchicklichkeit und ihres Fleißes, als auch wegen ihrer ſittſamen und liebenswürdigen Manieren Zutritt und Beſchäftigung bei den erſten Familien der Stadt fand. Sie bewohnte mit ihrem Vater eine kleine ärmliche Wohnung in einer abgelegnen Gaſſe der Vorſtadt; von früh bis ſpät ſtrich der Alte in den Bücherläden herum, während ſie mit unverdroſſenem Fleiße arbeitete und erwarb.

Und wenn ihr bei dieſer einförmigen Lebensweiſe und bei der unausgeſetzten, mühſeligen Arbeit, die überdies noch ſo herzlich ſchlecht gelohnt wurde, das arme junge Herz mitunter allerdings ein Bischen ſchwer werden wollte, wenn ſie ſich gar zu einſam, gar zu verlaſſen fühlte unter den fremden Leuten oder bei dem irrſinnigen, ſchweigſamen, oft auch ſo misgelaunten Vater — nun ſo war ja Alles gut und es fehlte ihr nichts mehr an ihrem beſcheidenen, ſtillen Glück, ſeitdem ſie ihren Jugendfreund, den lieben, braven Otto in der Hauptſtadt getroffen hatte ...

Aber nein, er wollte ja jetzt nicht mehr Otto heißen, er nannte ſich ja Felix — immerhin, mochte er ſich doch nennen wie er wollte, wenn er nur noch immer das alte treue Herz, noch immer der redlich kindliche Geſelle war wie ehedem!

Und das war er in der That. Das Gefühl des jungen Mädchens täuſchte ſich darin nicht: er hatte ſie wirklich lieb und verehrte ſie, wie nur immer ein Bruder die Schweſter verehren kann, ja vielleicht (davon aber merkte ſie nichts) noch ein klein wenig mehr. In der einſamen, geheimnißvollen Lage, in die er ſich gebracht hatte, war es ihm eine unendliche Erquickung, doch wenigſtens Ein Herz zu haben, das nicht nur ſeine

Geheimniſſe kannte, ſondern das auch Antheil nahm an ſeinen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen und ſich mit reiner, uneigennütziger Freude freute, wo ihm etwas gelungen zu ſein ſchien. So rein war dies Verhältniß und eine ſo edle kindliche Vertraulichkeit erfüllte die beiden jungen Herzen, daß ſie noch ganz mit derſelben Unbefangenheit mit einander umgingen und noch ganz ſo formlos mit einander verkehrten, mitten in der verderbten, üppigen Hauptſtadt, als ob ſie noch in ihrem kleinen thüringiſchen Flecken wären und die Flucht der Jahre hätte weder ſie zur Jungfrau noch ihn zum Manne gemacht. In Käthchen's Wohnung durfte Felix nicht wohl kommen; bei den vielen fremdartigen Gedanken, welche Herrn Meinhart durch den Kopf gingen, hatte derſelbe das Geſicht des jungen Mannes längſt vergeſſen, und neue Bekanntſchaften zu machen, war ſeine Sache nicht. Im Gegentheil, er floh davor mit all der ängſtlichen

Haſt, welche Irren ſeiner Art eigen zu ſein pflegt.

Doch war die Aushilfe leicht gefunden; in ihrem unſchuldsvollen Sinne, und da ſie Felix von jeher gewohnt war, wie einen Bruder zu betrachten, fand Käthchen nicht das mindeſte Anſtößige darin, Felix in ſeiner Wohnung zu beſuchen.

Auch galt ſie in ſeinem Hauſe wirklich als ſeine Schweſter. Felix hatte es ſo gewünſcht, er wußte ſelbſt nicht warum; vielleicht geſchah es aus denſelben Gründen, weshalb er dieſe ihm ſo werthe Bekanntſchaft auch vor den Hinterwäldlern jederzeit ſtandhaft verleugnete und niemals, zu Hermann ſo wenig, als zu Florentin, Käthchen's Namen auch nur über die Lippen brachte. — Namentlich in der gegenwärtigen ſchönen Jahreszeit beſuchte das junge Mädchen ihn beinahe jeden Morgen, bevor ſie auf ihre Arbeit ging. Sie wandelten dann mit einander ins

Freie, erzählten ſich ihre kleinen Erlebniſſe, ihre Hoffnungen und Pläne, pflückten kleine Blumen, wanden ſie zu Sträußchen, Einer für den Andern, und waren glücklich — nun ja doch, glücklich wie die Kinder, und wie ein gebildetes Frauenzimmer, das drei lebende Sprachen ſprechen konnte, und ein angehender Poet, der ſogar politiſche Aufſätze drucken ließ und Clubs und Volksverſammlungen beſuchte, es eigentlich gar nicht hätten ſein ſollen . . . . .

Achtes Kapitel.

Deliberationen.

Dieſen Beſuch erwartete Felix nun auch heut früh: und ermißt es ſich danach leicht, mit welchem Unwillen die zwangsweiſe Viſite ihn erfüllte, mit welcher Herr Schneider ihm drohte. So unerheblich die Sache an ſich auch war, weit mehr ein Gegenſtand der Erheiterung als der Beſorgniß, und ſo raſch Felix, nämlich noch im Lauf des nächſten Vormittags, dieſelbe auch zu erledigen dachte, ſo wäre es ihm doch, wie ſchon geſagt, unerträglich geweſen, ſich bei einem Auftritt dieſer Art von Käthchen überraſchen zu laſſen.

Freilich war Käthchen ebenfalls arm, ſehr arm, und vertraut mit allen Verlegenheiten und Kümmerniſſen der Armuth. Aber ſelbſt dieſe Armuth wußte das junge Mädchen, Dank der Grazie, welche die Natur ihr mitgegeben, noch mit Anmuth und Würde zu begleiten; wie ſie ſelbſt jederzeit aufs Sauberſte gekleidet war, und wie auch das ſchärfſte Auge nicht im Stande geweſen wäre, in ihrem kleinen dürftigen Haushalt irgend eine Unſauberkeit oder Ungehörigkeit zu entdecken, ſo hielt ſie auch übrigens in allen Dingen auf die ſtrengſte, faſt peinlichſte Ordnung; ſo lieb ihr Freund Felix ihr war, und ſo groß ſie von ſeinem Charakter ſowohl wie von ſeinen Talenten dachte, ſo würde er doch einer ſehr ſcharfen Bußpredigt ſchwerlich entgangen ſein, wenn ſie erfahren, daß er Schulden hatte, Schulden beim — Schneider!

Dieſe ſtrenge Ordnung und Pünktlichkeit in allen ökonomiſchen Dingen war dem wackern

Käthchen um ſo höher anzurechnen, je ſchwerer ihr eigener Vater es ihr machte, dieſelbe aufrecht zu erhalten. Die Ereigniſſe des März hatten den Wahnſinn des Unglücklichen vollends zum Ausbruch gebracht; was vor Jahren nur die müßige Grille eines Gelehrten, das thörichte Hirngeſpinnſt eines Sonderlings geweſen, die Wiederherſtellung der deutſchen Kaiſerkrone, ſiehe da, war es nicht in dieſem Augenblick das öffentliche Stichwort des Tages, die allgemeine Loſung der Parteien? Mit einer Leidenſchaft und Gier, die ſich gar nicht mehr beſchreiben läßt, ſtürzte der Bedauernswerthe auf die Broſchüren und Bücher, die gerade in jenen Monaten in ſo unermeßlicher Anzahl erſchienen, und die alle die Form des neuen deutſchen Reichs zum Gegenſtand hatten; kein Placat war ſo winzig, kein Zeitungsartikel ſo unerheblich, er mußte ſie alle beſitzen, alle leſen, alle prüfen, ob unter den hunderttauſend Ideen, Vorſchlägen und Folgerungen, die dazumal auftauchten, nicht auch irgendwo eine Spur ſeines verloren gegangenen Buches aufdämmerte. Der nüchternſte und verſtändigſte Menſch hätte ja verrückt werden müſſen, wenn er all dieſen Kram, ohne Unterſchied, ohne Auswahl, durch einander las; wie nun gar erſt mußte das auf das zerrüttete Gehirn des armen Kranken wirken! Auf Schritt und Tritt hätte Käthchen ihn bewachen müſſen, wenn ihre übrigen Verhältniſſe das nur geſtattet hätten. Denn der alte Herr ſtahl wie ein Rabe — das heißt zum Glück nur immer ſeine eigenen Sachen oder die ſeiner Tochter: er verkaufte, verſetzte, vertrödelte Alles, was ihm unter die Hände kam, lediglich um ſeiner unſeligen fixen Idee zu genügen.

Und das war denn ein zweiter Grund, weshalb Felix es um jeden Preis vermeiden wollte, ſeine junge Freundin in dies ſein ökonomiſches Geheimniß einzuweihen. Ihre Strafpredigt würde er gern ausgehalten haben, ſehr gern ſogar: denn nie ſah ſie allerliebſter aus, nie funkelte ihr Auge ſo reizend, wölbte die kleine Lippe ſich ſo zierlich, als wenn ſie ein Bischen zürnte — aber nein, es würde ihrem Herzen auch Kummer gemacht, es würde ihre Sorgen vermehrt und neue Laſten auf ihre arme Bruſt gewälzt haben, hätte ſie, zur eigenen Noth, nun auch noch den Freund in Bedrängniß gewußt.

Ja auch eine tiefe Beſchämung würde es geweſen ſein für ſie ſelbſt. So ſchmal Felix' Mittel im Ganzen zugeſchnitten waren, ſo hatte er es doch nicht übers Herz bringen können, der werthen Jugendfreundin nicht ab und zu eine kleine Freude, eine kleine Zerſtreuung zu bereiten in ihrer einförmigen, gedrückten Lebensweiſe. Es waren noch immer ſehr geringfügige Aufmerkſamkeiten, die er ihr erwies: zum Beiſpiel daß er ſie alle Monate wenigſtens ein Mal in das Theater führte, wenn ein Stück von Goethe, Schiller oder

Shakſpeare oder eine Oper von Mozart oder Gluck gegeben ward — oder daß er ſie in der ſchönen Jahreszeit, früh Morgens, wenn noch Niemand ihre holde Einſamkeit ſtörte, auf dem Strom im Kahne fuhr, nach einem nahe gelegenen Dorfe, wo Käthchen mit ihren zierlichen weißen Händen ein ländliches Frühſtück bereitete, ein Frühſtück, das dann unter der duftenden Fliederlaube mundete — Felix hatte noch an keiner Fürſtentafel gegeſſen, hatte auch wenig Ausſicht und noch viel weniger Begierde danach, jemals zu dieſer Ehre zu gelangen: aber davon war er feſt überzeugt, daß es an keines Königs Tafel beſſer ſchmecken konnte, als an dieſem einfachen, ländlichen Tiſch, den das gute Käthchen ihm zugerüſtet hatte.....

Und was dergleichen kleine thörichte Freuden mehr waren. In den Augen der beiden jungen Leute jedoch waren dieſe kleinen thörichten Freuden ſchon außerordentlich groß, um ſo mehr, als ſie dieſelben allein genoſſen, ungekannt und unbemerkt von aller Welt. Gewiß war in dem Umgang des jungen Paares nichts, was die Beobachtung der ganzen Welt hätte zu ſcheuen gehabt; aber jedes Geheimniß bekanntlich hat etwas Süßes, ſchon deshalb blos, weil es Geheimniß iſt.

Dennoch hatte Käthchen ihrem Freunde ſchon öfters Vorſtellungen gemacht, ob dieſe Vergnügungen auch nicht zu koſtſpielig wären, und ob er nicht unrecht thäte, das ſchöne Geld, das ihm doch auch ſo ſauer würde zu erwerben, auf ſo leichtfertige Weiſe für ein ſo unbedeutendes Mädchen, wie ſie, zu vertrödeln. Sogar über die allzu häufigen Geldſendungen, mit denen er die alte Großmutter bedachte, erlaubte ſie ſich ihm zuweilen gelinde Vorhaltungen zu machen. Die Großmutter leide keine Noth, ſie wiſſe es genau, der Ertrag des kleinen Häuschens, welches ihr geblieben, ſei eben hinlänglich, ſie mit der Behaglichkeit, auf welche ihr hohes Alter Anſpruch habe, zu erhalten; was ſie zuletzt nur von Käthchen denken ſolle, wenn ſie, die ſchon ohnehin einen unglücklichen Vater zu unterſtützen hätte, auch der fremden Frau noch ſo viel Geld ſchicke? — Nämlich um Felix' Geheimniß nicht zu verrathen, gingen (wie früher erwähnt) die Summen, mit denen er die treue Pflegerin ſeiner Jugend unterſtützte, durch Käthchen's Hand. Auch hatte dieſelbe für ihren eigenen Kopf, und ohne daß Felix darum wußte, hinzugeſetzt: die Großmama möchte ſich über ihres Enkels angeblichen Tod nur noch nicht ſo ſehr betrüben, es wäre ihr irgendwo ein Gerücht zu Ohren gekommen, als ob Otto Meiſter noch lebte und ganz unvermuthet einmal wieder in der Heimath erſcheinen würde.

Denn der Gedanke, daß die alte Frau ihn als todt beweinen ſollte, der doch Gottlob noch friſch und geſund am Leben war, kam dem ſo redlichen wie liebevollen Herzen des jungen Mädchens denn doch gar zu grauſam vor; ſie erlaubte ſich natürlich nicht, Felix' Pläne zu durchkreuzen, aber eine kleine, verſteckte Andeutung, die ihm nichts ſchaden und der alten Frau doch vielleicht zum Troſt gereichen konnte, hielt ſie, mit ächt weiblicher Schlauheit, für völlig erlaubt. Ach, die Gute wußte nicht, daß Otto's (oder vielmehr wie wir ihn nennen Felix') Großmutter vor Alter faſt ſtumpfſinnig geworden war und ſich über die Nachricht ſeines Todes ſo wenig betrübt hatte, als die Möglichkeit, ihn wiederzuſehen, ihr träges Blut noch in freudige Wallung zu verſetzen vermochte!

Und nach dieſem Allen ſollte Käthchen jetzt erfahren, daß Felix' Umſtände keineswegs ſo behaglich, wie er ſich ihr gegenüber geſtellt hatte? daß er ſelbſt zuweilen in Noth? ja daß er — beſchämend zu ſagen! — Schulden hatte, bedroht und gemahnt wurde, gemahnt von ſeinem — Schneider?!

Nimmermehr! Dieſes Zuſammentreffen mußte verhindert werden, auf welche Art es auch wäre! Allein das Unglück war nur, daß ſich keine Art finden ließ, ſo ſehr Felix ſich auch mit Nachdenken deshalb zermarterte. Hätte er die Kriegserklärung nur noch im Lauf des Nachmittags erhalten, er würde ſogleich Anſtalten getroffen haben, durch einen raſchen Succurs von baarem Gelde der angedrohten Belagerung zu entgehen. Jetzt jedoch, mitten in der Nacht, keinen Heller Geld im Hauſe, was war zu thun? Sollte er, den Beſuch des Herrn Schneider zu vermeiden, früh vor Tage ausgehen? So verfehlte er auch den Beſuch der Freundin und verhinderte aller Wahrſcheinlichkeit nach doch nicht, daß ſie mit Herrn Schneider auf Hausflur oder Treppe zuſammentraf und möglicherweiſe, bei dem Spektakel, den Herr Schneider nach ſeiner groben

Art ganz gewiß erheben würde, dennoch hinter die ganze Beſcheerung kam.

Oder ſollte er ihr entgegengehen? Allein wer ſicherte ihn, daß der furchtbare Belagerer nicht ſchon früher zur Stelle war? wer ſagte ihm gut, daß er Käthchen nicht verfehlte? ja daß er nicht, um Käthchen zu treffen, dem Feind, den er um Alles vermeiden wollte, erſt recht in die Arme lief?

Alſo Gefahr, Noth, Verwirrung auf allen Seiten! Schon war der helle Tag hereingebrochen, ſchon raſſelten einzelne Milchkarren zum Thor hinein, Marktleute gingen laut plaudernd die Straße entlang, indem ſie ſich über den ſchlechten, vom Regen verwüſteten Weg beklagten, oder ihre Vermuthungen über die zu erwartenden Preiſe austauſchten — ah verwünſcht, wenn ihm noch etwas Geſcheites einfallen ſollte, ſo mußte es bald geſchehen, ſonſt kam auch der beſte Rath zu ſpät!

Unmuthig warf er ſich auf ſein Bett; die

Dämmerung in der Kammer ſollte ihm beim Nachdenken behilflich ſein. Unwillkürlich, um ihren Eindruck noch zu verſtärken, ſchloß er die Augen — —

Aber die erſchöpfte Natur war mächtiger als der Vorſatz des jungen Mannes; noch zwei, drei Gedanken ſchlichen langſam, immer langſamer durch ſeinen Kopf, verſchwammen, verdämmerten immer mehr ....

Und wenige Minuten ſpäter liegt Felix in einem ſo geſunden, ſo feſten Schlaf, wie ich ihn dem geneigten Leſer nur immer wünſchen mag, — wenn auch natürlich nicht über dieſem Buche.

Neuntes Kapitel.

Der Angriff.

Als Felix erwachte, war es in Veranlaſſung einer rohen, polternden Stimme, welche ſich auf dem Vorſaal erhoben hatte, ſo laut und plump, mit ſo lärmenden Flüchen, daß auch wohl der feſteſte Schläfer davon hätte aufwachen müſſen. Bevor Felix noch recht zur Beſinnung gekommen war, wußte er ſchon, wem die Stimme angehörte: der Feind war angerückt, die Laufgräben wurden eröffnet — es war die Stimme ſeines Schneiders! Mit lauten Drohungen beſchwerte derſelbe ſich, die Thür noch verſchloſſen gefunden zu haben und auch trotz wiederholten Pochens und

Lärmens ſei ſie ihm nicht geöffnet worden; wenn Herr Felix nicht ſofort öffne, ſo werde er auf der Stelle zum Viertelskommiſſarius gehen, er wolle doch einmal ſehen, ob ein ehrlicher Bürger noch in ſeinem Gewerbe geſchützt werde oder nicht .....

Aber ſo hören Sie doch nur, mein Herr ſchläft ja noch, ließ ſich eine ſanfte, klagende Stimme vernehmen; es war Felix' Wirthin, die Regiſtratorswittwe.

Man ſoll aber nicht ſchlafen, entgegnete Herr Schneider barſch, indem er mit dem ſchweren, vergoldeten Stockknopf aufs Neue gegen die Thür polterte: man ſoll nicht ſchlafen, wenn Leute vor der Thür ſtehen, denen man Geld ſchuldig iſt. Ah ich weiß ſchon, woher dies lange Schlafen kommt! Ich bin ein ganz anderer Mann als der Herr Felix und habe ganz andere Einnahmen und Reſſourcen, und bin doch ſchon auf den Beinen, früh wie der Tag graut ......

Indem Herr Schneider dies ſagte, konnte er ſelbſt einen leichten Anflug von Erröthen nicht unterdrücken; denn in der That ſtand er der Regel nach ſelten vor neun oder zehn Uhr auf und nur die große Bedrängniß, in welcher er ſich in dieſem Augenblick befand, hatte ihn vermocht, ſo früh ſchon dieſen Erecutionszug gegen ſeinen ignoblen Schuldner anzutreten.

Aber freilich, fuhr Herr Schneider in immer wachſendem Pathos fort, wenn man Abends in die Clubs läuft und Nachts in den Weinhäuſern aufſitzt, da kann man freilich nicht aus den Federn kommen, da muß man unſerm Herr Gott den ſchönen Morgen abſtehlen mit Schlafen!

Oh nicht doch, wie Sie nur ſo etwas ſagen können, entgegnete die Wirthin, mein Herr iſt der ordentlichſte und ſauberſte Herr, den es nur gibt in der ganzen Stadt; ſeit zwei und zwanzig Jahren vermiethe ich Zimmer und habe noch keinen ſo ſaubern Herrn gehabt, wie den.

Er iſt ſonſt immer früh auf mit den Lerchen; wenn er heut einmal etwas länger ſchläft, ſo kommt das ganz gewiß nur daher, daß er geſtern zu lange aufgeblieben iſt — über ſeinen Büchern und Schriften, ſetzte ſie raſch hinzu: mein Herr iſt ein Schriftſteller, oh, ein grauſam vortreffliche Schriftſteller, ich habe Verſe von ihm geleſen, Verſe ſag' ich Ihnen, die einen Stein zum Weinen bringen könnten.

Aber das war nur eben Waſſer auf Herrn Schneider's Mühle.

Ja wohl, höhnte er, Schriftſteller, ich weiß es recht gut, und gerade weil er auch einer von der verwünſchten Sorte iſt, will ich nun auch ganz gewiß keine Geduld mehr mit ihm haben! er ſoll mich bezahlen, auf der Stelle, ich gehe nicht vom Flecke eher!

O wenn es weiter nichts iſt, ſagte die alte Dame gleichmüthig, als daß Herr Felix Ihnen Geld ſchuldig iſt —

Nun? wollen Sie etwa für ihn zahlen? baar bezahlen? rief der überraſchte Handwerker. Geniren Sie ſich nicht, nur immer heraus mit dem Beutel, ich nehme Ihr Geld ſo gern wie ſeins!

Die Wirthin ſah ihn lächelnd an. Wenn ich es hätte, ſagte ſie, ganz gewiß. Aber was ich ſagen wollte, war nur das, daß Sie an meinem Herrn Felix einen ſehr ſichern Schuldner haben, der Sie ganz gewiß ehrlich und redlich bezahlt; er iſt mir, ſetzte ſie mit etwas leiſerer Stimme hinzu und offenbar nur in der Abſicht, Herrn Schneider dadurch zu begütigen, auch ſchon mitunter etwas ſchuldig geweſen — Kleinigkeiten natürlich: was kann man einer armen Wittwe, wie ich, anders ſchuldig ſein? — Aber er hat mich jedesmal richtig bezahlt bei Heller und Pfennig, ſobald er nur konnte.

Ja lehren Sie mich doch die Schriftſteller kennen, ſpottete der Andre. Woher denken Sie denn wohl, Madame —

Ah, wenn ich bitten darf, Frau Regiſtratorin, warf die Wirthin etwas beleidigt dazwiſchen; mein Mann ſeliger war Regiſtrator beim —

Na da iſt er auch was Rechtes geweſen, antwortete Herr Schneider mit ſeiner beliebten Brutalität; aber jetzt hören Sie, was ich Ihnen ſagen will: an all dem vermaledeiten Unfug, den wir jetzt erleben, und daß das Gewerbe ſtockt und die Häuſer leer ſtehen und ſo ein Ding, wie baares Geld, gibt es gar nicht mehr in der Welt — an dem Allen iſt Niemand Schuld als die Schriftſteller. Die haben uns das ganze Elend angeſtiftet, auf mein Wort, Frau Regiſtratorin, ich habe es aus einer guten Quelle, von einem vornehmen Manne —

Ei, ei, ſagte die Wirthin kopfſchüttelnd, das kann ich doch kaum glauben; die Juden — das geb' ich Ihnen zu, Herr Schneider, das iſt eine fatale Nation — aber du mein Gott, ſolch unſchuldiges Blut von Schriftſteller, der nichts hat als ſein Bischen Tinte und Papier...

Gerade deshalb, belehrte Herr Schneider ſie eifrig, gerade deshalb, Frau Regiſtratorin! Ich kann Ihnen den Mann nicht nennen, der es mir geſagt hat, aber es iſt ein ſehr vornehmer Mann — ich arbeite eigentlich für lauter ſehr vornehme Leute — lieber Schneider, hat er zu mir geſagt — und indem nahm er ſich eine Priſe aus meiner Doſe, ich führe einen ſehr guten Neſſing, Gottlob — lieber Herr Schneider, hat er geſagt, vor Niemand nehmen Sie ſich ſo in Acht, wie vor den Schriftſtellern, das ſind alles die reinen Spitzbuben. Nun, und wiſſen Sie denn nicht, Frau Regiſtratorin, fuhr er geheimnißvoll fort, indem er ſein gewaltiges Organ zu einem vertraulichen Flüſtern dämpfte — wiſſen Sie denn nicht, daß alle Schriftſteller eigentlich Juden ſind?

die puren beſchnittenen Juden, auf mein Wort?!

Ach du mein Heiland, ſchrie die Wirthin, indem ſie entſetzt die Hände zuſammenſchlug, lauter Juden? und mein vortrefflicher Herr wäre alſo auch ein Jude? Nein, Herr Schneider, Ihr Wort in Ehren, aber das glaube ich nicht, das glaube ich nicht!!

Felix, dem kein Wort von dem ganzen Geſpräch verloren ging, hätte die alte Wirthin trotz ihrer Zahnlücken und Runzeln küſſen mögen für die zärtliche Theilnahme, die ſie für ihn äußerte, ſo ſeltſam die Art dieſer Aeußerung auch war. Schnell hatte er ſich angekleidet; das Abenteuer, das ihm vor wenig Stunden noch ſo ſchrecklich erſchienen war, kam ihm jetzt im Gegentheil äußerſt humoriſtiſch vor und ſtachelte ihn zur übermüthigſten Laune. Er beſchloß ſeine Anweſenheit vor Herrn Schneider hartnäckig zu verleugnen, Käthchen aber, wenn er ſie die Straße daherkommen ſähe, wollte er aus dem Fenſter zuwinken, ihren Beſuch für diesmal zu verſchieben. So mußte der Feind der vergeblichen Blokade doch endlich überdrüſſig werden und den verhängten Belagerungszuſtand aufheben.

Zehntes Kapitel.

Die Gefahr ſteigt.

Allein ſo wohl angelegt dieſer Plan auch war und ſo viel Ergötzendes ſich Felix ſelbſt davon verſprach, ſo ſollte er dennoch nicht zur Ausführung kommen. Dicht über der Thür, welche in das Zimmer des Dichters führte, befand ſich ein kleines Fenſter, um den übrigens dunkeln Vorſaal dadurch zu erhellen; daſſelbe war nur durch eine dünne Gardine leicht verdeckt und gewährte von einer gewiſſen Höhe der Bodenſtiege aus einen ziemlich deutlichen Einblick in Felix' Zimmer.

Herr Schneider, der ganz gegen die ſonſtige

Gewohnheit ſeiner Standesgenoſſen, vielmehr ein ſehr ſtattlicher und wohlgenährter Herr war, hatte das lange Stehen auf dem Vorſaal nicht nach ſeinem Geſchmack gefunden. Da ihn Niemand zum Sitzen nöthigte, und da er gleichwohl feſt entſchloſſen war, das Feld zu behaupten, ſo ſah er ſich nach einem Fleck um, wo er ſeine durch das ungewohnte frühe Aufſtehen ermüdeten Glieder wenigſtens einigermaßen ausruhen konnte. Und dazu ſchien ihm denn nichts geeigneter als die Bodenſtiege, deren Stufen ziemlich hoch waren und alſo ganz bequem zum Sitzen.

Indem er nun, mit der Wirthin debattirend, die Bodentreppe langſam von rückwärts her erſtieg, fiel ſein Auge unwillkürlich auf das Fenſterchen über der Thür; er ſah den Schatten an der Decke gleiten, ſah wie Felix, leiſe auf den Zehen ſchleichend, ſich bald hier, bald dort im Zimmer zu ſchaffen machte —

Was half es ihm nun, daß er ſich ſo geräuſchlos angekleidet, ja daß er ſich faſt die Zunge zerbiſſen hatte, um nicht durch ein plötzlich hervorbrechendes Lachen ſich zu verrathen? Der Vogel war dennoch entdeckt!

Oho, ſtehen die Sachen ſo, ſchrie Herr Schneider, indem er vor Wuth alle fünf Stufen auf einmal herunterſprang: den Schlüſſel her, Frau Wirthin, ſchnell den Schlüſſel! Ah, da ſieht man, was ein Schriftſteller iſt! Man iſt zu Hauſe, man hört mich pochen, aber man findet es angenehm, mich zu foppen — ſchnell, ſchnell den Schlüſſel!

Ich habe keinen Schlüſſel, erwiderte die Wirthin trocken und begab ſich raſch in ihr Zimmerchen zurück; die Geſchichte drohte jetzt etwas verwickelt zu werden und zu beſchämend für ihren Herrn, als daß ſie ihr noch lange beiwohnen mochte. — Der entrüſtete Meiſter inzwiſchen hatte ſeinen Wachtthurm wieder erklommen.

Nun ja, rief er, da ſeh' ich ihn ja deutlich! Nun ſteht er ja am Fenſter — nun geht er in die Stube zurück, aha, und wackelt mit dem Kopfe — und ſchlägt um ſich, als ob er ſich vor Lachen nicht zu faſſen wüßte! Ja lachen Sie nur, Herr Felix, und ſchmeißen ſich — richtig, da ſchmeißt er ſich noch aufs Sopha — o ich werde auch lachen, wenn man Sie in den Schuldthurm führt, ganz gewiß werd' ich lachen, Herr Felix!!

Felix hatte ſeine Partie ergriffen. Die Thür öffnete er nicht, das hatte er ſich nun einmal feſt gelobt; aber raſch einen Tiſch davor rückend, die Gardine hinwegſchiebend und mit ganz vergnügtem Lächeln zum Fenſter hinausnickend:

Ah guten Morgen auch, Herr Schneider, ſagte er, was verſchafft mir denn ſo früh ſchon die Ehre?

Herr Schneider glaubte vor Wuth erſticken zu müſſen; er war ſchon ganz kirſchbraun im Geſicht. Mein Brief, ſtammelte er, mein Brief! Haben Sie denn nicht meinen Brief bekommen?

Ganz gewiß, entgegnete Felix mit einer Ruhe, deren Hoheit dem erhabenen Standpunkt entſprach, den er dabei einnahm — ganz gewiß habe ich das Vergnügen gehabt, Ihre freundſchaftlichen Zeilen zu empfangen; ich gebe mir auch die Ehre, Ihnen darauf zu erwidern, daß Sie bis ſpäteſtens heut Mittag punkt zwölf Uhr im Beſitz Ihrer Forderung ſein werden, die Sie ſelbſt in Ihrem ſehr werthen Schreiben eine erbärmliche zu nennen belieben — muß mir aber zugleich auch die Verſicherung erlauben, daß alle Verſuche, die Sie etwa anſtellen möchten, früher zu Ihrem Gelde zu kommen, vergeblich ſind, und daß Sie namentlich unter keinen Umſtänden Zutritt zu meinem Zimmer finden werden.

So? und warum nicht? Iſt das auch eine

Art, mit einem ehrenwerthen Bürger und Handwerksmeiſter umzugehen, daß man ihn vor der Thür auf der Treppe ſitzen läßt? ſchrie Herr Schneider wüthig.

Weil ich arbeiten will, verſetzte der junge Mann gleichmüthig: wenn Ihnen der Sitz auf der Treppe nicht gefällt, mein vortrefflichſter Herr Schneider, ſo kann ich Ihnen nur den Rath geben, ſich nach Hauſe zu bemühen, wo ich, wie geſagt, punkt zwölf Uhr die Ehre haben werde, Ihnen mit dem Gelde aufzuwarten. Alſo auf Wiederſehen, Herr Schneider — und wenn ich bitten darf, machen Sie doch nicht ſolchen ſcheußlichen Spektakel, ich will, wie Sie hören, arbeiten ....

Allein gerade dieſe Ruhe empörte den unglücklichen Schneider am allermeiſten.

Ei ja doch, ſchrie er, indem er die Treppe bald herunter, bald wieder hinaufſprang und den Stock wie ein Gewehr immer gerade auf das Fenſter gerichtet hielt: arbeiten! man kennt ſchon, was dieſe Herrn Schriftſteller arbeiten nennen! Das werden wohl wieder ſolche Schandſchriften ſein, wie man auszuhecken pflegt, und wie ſie das unglückliche Land ſchon genug in Verwirrung geſetzt und den ehrlichen Mann an den Bettelſtab gebracht haben! Nichts da! ſolche Arbeiten ſollen Sie nicht treiben! nun will ich gerade erſt recht ſpektakeln, damit Sie nicht wieder Schandſchriften aushecken können!

Wie herzlich würde Felix ſich an dieſem neuen ſublimen Einfall ſeines Belagerers ergötzt haben, — wenn nicht eben in dieſem Moment ein flüchtiger Blick, den er zum Fenſter hinauswarf, auch ſeine Ruhe aufs Aeußerſte erſchüttert hätte. Das zierlich weiße Kleid, das da um die Ecke leuchtete, das einfache, hellfarbige Tuch, das morgenhelle, allerliebſte Geſichtchen, das unter dem kleinen Strohhut ſo ſchelmiſch zu ihm emporlächelte — er hätte in die

Erde ſinken mögen vor Scham und Aerger, es war Käthchen, ohne Zweifel — und da, da iſt ſie auch ſchon in die Hausthür verſchwunden und die Warnung, die er ihr zurufen will, kommt zu ſpät!

Wiederum beſtieg Felix ſeine Baſtion, aber diesmal in ängſtlicher Haſt und mit einem ganz ernſthaften, ehrbaren Geſichte.

So nehmen Sie doch endlich Vernunft an, Herr Schneider, rief er ihm mit gedämpfter Stimme zu: Sie hören ja, daß Sie bis Mittag zwölf Uhr Ihr Geld haben ſollen, vielleicht auch ein paar Stunden früher. Aber nun machen Sie auch, daß Sie hier wegkommen; ich muß Ihnen bekennen, daß Ihre Anweſenheit mir äußerſt unbequem fällt.

Fällt ſie Ihnen das? höhnte der unerſchütterliche Gegner: nun ſehen Sie, das freut mich ja recht, da habe ich ja meinen Zweck erreicht: ich will Ihnen auch unbequem fallen, Leuten, die ihre Schulden nicht bezahlen, muß man unbequem fallen, dafür haben ſie Schulden, und damit kommt man zu ſeinem Gelde ....

Aber zum Teufel noch einmal, ſchrie Felix, der jetzt ſeinerſeits ärgerlich zu werden anfing, ſo machen Sie doch einmal, daß Sie fortkommen! Es hilft Ihnen ja doch nichts, ich habe keinen Groſchen im Hauſe — machen Sie fort! Was nützt es Ihnen, einen Menſchen ſo zu quälen? Ich erwarte einen Beſuch, der Sie hier nicht treffen darf — o, Herr Schneider, rief der junge Mann, indem er vor Ungeduld mit dem Fuß auf den Tiſch ſtampfte, wenn Sie jetzt nicht bald gutwillig gehen, geben Sie Acht, ſo werd' ich grob!

Und ich bin es ſchon längſt, entgegnete Herr Schneider; die Reihe, gleichmüthig zu ſein, war jetzt an ihn gekommen—: der Beſuch, den Sie erwarten, kann lange nicht ſo wichtig ſein, als der, der ſchon da iſt, nämlich ich ....

Ich will es aber nicht haben, daß man Sie hier trifft, rief der junge Mann zornig; denn ganz deutlich ſchon hörte er den Sand auf der Treppe unter dem zierlichen Füßchen kniſtern, und hörte ſchon, wie das Kleid im Heraufſteigen rauſchte — ich bezahle Ihnen das Doppelte Ihrer Rechnung heut Mittag punkt zwölf Uhr, wenn Sie ſich jetzt auf der Stelle, ohne ein Wort mehr zu reden, entfernen!

Das war denn nun freilich eine ſehr verführeriſche Lockung für den ehrenwerthen Herrn Schneider. Allein erſtlich war das Doppelte in dieſem Fall möglicherweiſe gerade eben ſo viel, wie das Einfache, nämlich gar nichts — und zweitens war auch ſein Ingrimm zu groß, gerade ſo groß, wie ſeine Neugier, wer dieſer merkwürdige Beſuch wohl ſein möchte, der einen Mann, wie ihn, unter keinen Umſtänden hier antreffen ſollte. Er ſagte daher ruhig: Bezahlen Sie nur erſt, was Sie ſchuldig ſind, ich bin nicht der Mann dazu, mich von Leuten, wie Sie ſind, beſchenken zu laſſen; es iſt doch nur Alles Blutgeld, was Sie haben. Und was Ihren Beſuch anbetrifft, ſo habe ich wohl ganz andere Herrſchaften bei mir empfangen, Fürſten und Prinzen, darunter ſogar zwei ruſſiſche, die ſich bis in Ihre Dachkammer ganz gewiß nicht verirren werden. Aber was wird es ſein, rief er, von einem plötzlichen neuen Gedanken erfaßt: Franzoſen und Juden werden es ſein, verſteht ſich, die Sie erwarten, irgend ein neues hochverrätheriſches Complott — oho, krieg' ich Sie ſo, mein Herr?

Felix hatte voll Wuth den Tiſch weggeräumt; er ſtand im Begriff, die Thür zu öffnen und ſich an dem Belagerer vorbei bis zur Treppe durchzuſchlagen, um Käthchen wenigſtens von da aus noch um ſchleunige Rückkehr erſuchen zu können.

Allein auch mit dieſem Plane kam er zu

ſpät. Käthchen hatte lange genug auf der Treppe gewartet und den ſeltſamen Streit belauſcht, von welchem nur einzelne unverſtändliche Laute bis zu ihr herunterdrangen; jetzt endlich trat ſie um den Treppenpfoſten hervor —

Aha, rief Herr Schneider, mit ein paar Augen, ſo weit aufgeriſſen, als wollten ſie ihm gleich aus dem Kopfe fahren: alſo ſolchen Beſuch erwarten wir, mein Herr Felix? Ja freilich, da iſt man gern ohne Zeugen — eine Mamſell!!

Raſend vor Zorn und Beſchämung, hatte Felix jetzt wirklich die Thür geöffnet.

Elender! ſchrie er, ein Wort noch gegen dieſe Dame, die du nicht werth biſt, mit deinen frechen Augen anzuglotzen, und ich ſchleudere dich die Treppe hinunter und wenn du noch einmal ſo lang und dick wärſt, du elender, grober Geldſack du! Und dann ſich raſch zu dem erſtaunten jungen Mädchen wendend:

Schnell, ſchnell, liebes Käthchen, rief er, Du biſt ſo freundlich, mich ein andermal zu beſuchen, ich habe in dieſem Augenblick keine Zeit!

Aber Herr Schneider konnte ſich noch immer von ſeiner Verwunderung nicht erholen.

Eine Mamſell! rief er ein über das andere Mal, ei, ſeht doch, wie ſchlau! Alſo in die Clubs zu laufen und Nachts in den Weinhäuſern zu liegen und frühmorgens Mamſellenbeſuch anzunehmen, dazu hat man Geld, da iſt man nicht mit Arbeit beſchäftigt; aber wenn ein ehrlicher Handwerker kommt, ein Bürger, der ſeine Laſten und Steuern trägt, und will ſeine ſauer verdiente Arbeit bezahlt haben, da iſt man nicht zu Hauſe, da ſchließt man ſich ein und lacht in die hohle Fauſt — ja guken Sie mich nur groß an, Mamſell: ſolche Mamſellchen, wie Sie ſind, die frühmorgens zu den Herren in die Häuſer gehen, haben wir ſchon mehr geſehen ....

Felix war kreideweiß im ganzen Geſicht geworden.

Liebes Käthchen, ſagte er mit fliegendem Athem, ſei doch ſo gut und tritt ein wenig bei Seite, ich muß dieſen großen Lümmel jetzt wirklich einmal die Treppe herunterwerfen —

Das junge Mädchen, durch den ganzen ihr unverſtändlichen Vorgang aufs Aeußerſte erſchreckt, rang die Hände.

Aber mein Gott, Felix, rief ſie, was will denn dieſer grobe Menſch von dir? und was ſollen dieſe ſpöttiſchen Blicke, mit denen er mich muſtert?

Auch die Wirthin war mittlerweile wieder herausgetreten.

Nein, über dieſen Heidenſpektakel, ſagte ſie; beſter Herr Felix, Sie ſind doch ſonſt ſo ein ordentlicher, ſauberer Herr, wie können Sie denn nur ſolch einen Spektakel anrichten auf meinem reinlichen Vorſaal? Der Herr Holznagel wird gewiß gleich heraufkommen und das könnte mich am Ende noch um das ganze ſchöne Quartierchen bringen, wo Sie doch auch ſo gerne wohnen, liebſter Herr Felix —

Aber Felix ſollte ſeine Ausforderung nicht umſonſt haben ergehen laſſen; wie an Leibesſtärke, war Herr Schneider auch an Courage das wahre Gegenſtück ſeines Namens. Er fing ſchon an ſich die Aermel in die Höhe zu ſtreifen.

Komm an, rief er, komm an, wenn du Courage haſt! Solch ein Bürſchchen von Schriftſteller wagt, einem Bürger und Meiſter Prügel anzubieten! Na warte, du wärſt mir eben ſo ein Biſſen für den nüchternen Magen —!

Fürchte nichts, feinſinniger Leſer, und du, äſthetiſch gebildete Leſerin, deren ganzes ſittſames Herz ſich ſchon empört bei dem Gedanken, der Verfaſſer könne hier ſo verwegen ſein, einen Fauſtkampf einzuſchalten zwiſchen einem Dichter und einem Schneider — es wird nicht dazu kommen! Es iſt nur gerade wie in der hohen Politik, nur drohende Noten werden gewechſelt und die Armeen mobil gemacht; im entſcheidenden Augenblick bleibt der Deus ex machina, der die brummenden Bären zur Ruhe ſtreichelt (oder bringt er ſie mit etwas Anderem zur Ruhe als mit Streicheln?!), nicht aus; dein äſthetiſches Gefühl iſt gerettet, unſer Deus ex machina, Herr Geheimrath Haberland, dirigirendes Mitglied im Miniſterium des Cultus und der Unterrichtsangelegenheiten, ſteht bereits auf der oberſten Treppenſtufe. . . .

Elftes Kapitel.

Unerwarteter Entſatz.

Aber, Herr Schneidermeiſter Schneider, wer wird denn auch am frühen Morgen und in einem fremden Hauſe ſolche unchriſtliche Drohungen ausſtoßen? Ich hätte wirklich beſſer von Ihnen gedacht, Herr Schneidermeiſter Schneider ....

Der Leſer weiß bereits, wem die tiefe Baßſtimme angehört, die ſich auf einmal mit dieſen Worten dicht hinter den Streitenden vernehmen ließ. Alle ſahen ſich überraſcht um. Allein die Schnelligkeit, mit welcher Herr Schneider, ſowie er ſeinen Mann erblickt hatte, die aufgeſchlagenen Aermel wieder niederſtreifte und den

Hut zu demüthigem Gruß vom Kopfe brachte, behielt doch den Preis; hätte er auch Herrn Geheimrath Haberland nicht ſeit Langem von Perſon zu kennen die Ehre gehabt, ſo würde doch das Ordensbändchen, das verrätheriſch zwiſchen dem Oberrock hervorlauſchte, ihm ſofort den tiefſten Reſpect abgenöthigt haben. Auch auf die Regiſtratorwitwe machte der Umſtand, daß ein Herr mit einem Orden, einem wirklichen, landesgiltigen Orden, ſich bis in ihre Dachwohnung verſtieg, einen ſolchen Eindruck, daß ſie vor Ehrfurcht hin- und hertrippelte und mit der Schürze ſich ſelbſt bald über den rechten, bald über den linken Arm fuhr, als wären ihre Hände noch nicht rein genug, für einen ſo ausgezeichneten Gaſt eine Thür zu öffnen; — während Felix und Käthchen den unerwarteten Friedensſtifter zwar mit geringerer Ehrfurcht, aber gewiß nicht mit geringerer Neugier betrachteten.

Benutzen wir den Augenblick, uns mit dem

Manne, der dieſe allgemeine und einſtimmige Senſation hervorbrachte, etwas genauer bekannt zu machen. Stand und Charakter desſelben haben wir bereits verrathen; es bleibt uns alſo nur noch übrig, ſein Aeußeres etwas näher ins Auge zu faſſen.

Wiewohl, aufrichtig geſagt, gerade dies Aeußere die ſchlechteſte Partie an dem Herrn Geheimrath Haberland war; er ſah, wenn man das Einzelne beleuchtete, weit eher einem leidlich wohlhabenden Schuſter ähnlich, als einem Geheimrath. Das ſchwarzbraune, pockengrubige Geſicht mit den buſchigen Augenbrauen, dem kurzgelockten, ſchwarz und weißgeſprenkelten Haar und den ſtark ausgeprägten Kiefern, die ſich unaufhörlich in einer gewiſſen mahlenden oder kauenden Bewegung befanden, konnte auch der nachſichtigſte Beurtheiler nicht wohl zu den Schönheiten rechnen, ſelbſt wenn er über die ſchrecklich verſtümmelten, gleich einzelnen halb verbrannten Paliſſaden in die Höhe ragenden Zähne, ſowie über den ſchwarzen Schnupftabacksfleck hinwegſehen wollte, der ſich beſtändig unter der Naſe befand und hier einen höchſt wirkſamen Contraſt mit dem ſchlechtraſirten bläulichen Barte bildete.

Und doch war das Geſicht, mit der Geſtalt verglichen, noch offenbar im Vortheil. Herr Geheimrath Haberland war von mittlerer Größe, ſtark, breitſchulterig; die unverhältnißmäßige Kürze ſeiner untern Hälfte ſowie die wunderliche Art, wie er beim Gehen mit den geballten Fäuſten, die Daumen aufwärts, mit ſteifen Armen vor ſich in der Luft focht, endlich ſein eigenthümlich ſtampfender, walzender Gang, bei dem er die Beine hahnentrittartig nach rückwärts ſchleuderte, — ließen die etwaigen Vorzüge, welche die Natur ſeiner Geſtalt ertheilt hatte, durchaus zu keiner irgend augenfälligen Geltung kommen.

Auch ſein Anzug, wiewohl vom feinſten Stoff und geſchmackvoll gearbeitet, hatte dennoch ein unerfreulich ſaloppes Anſehen. Er war einer von den Kunden, über welche Meiſter Schneider zu klagen pflegte, daß ſeine beſte Kunſt an ihnen zu Schanden würde: denn wenn er noch ſo gut für ſie arbeite, ſo lernten ſie doch niemals ſich anziehen. — Doch machte der geiſtreiche Kleiderkünſtler dieſe Bemerkung nur immer ganz in der Stille, da Herr Geheimrath Haberland nicht nur ein ſehr vornehmer und ſehr wohlhabender Mann war, ſondern auch, o weißer Rabe! zu alledem noch ein unübertrefflich prompter Zahler. — Selbſt dem Ordensbändchen, das, wie ſchon erwähnt, zwiſchen dem Oberrock (Herr Geheimrath Haberland litt ſehr an Erkältungen und kleidete ſich daher auch mitten im heißeſten Sommer ſtets ausnehmend warm) hervorlauſchte, ſelbſt dieſem ſah man es an, daß der Träger keinen

Werth auf äußeren Zierrath legte und daß er auch dies Ding blos trug, weil es nun einmal im Knopfloch ſaß.

Aber nun das Seltſamſte von Allem: ſo unanſehnlich und beinahe widerwärtig die Erſcheinung war, wenn man ſie im Einzelnen zergliederte, ſo ſtattlich und wohlthuend war doch der Eindruck, den ſie im Ganzen hervorbrachte, beſonders wenn man ſie erſt etwas länger betrachtet und ſich an ihre Seltſamkeiten gewöhnt hatte. War es das klare braune Auge, das ſo treu, ſo wahrhaft biedermänniſch aus dem zerfetzten Antlitz leuchtete, mit einer Lebendigkeit und einem Feuer, das die ergrauenden Haare Lügen ſtrafte; war es die ſtraffe, ſtattliche Art, wie er den Kopf im Nacken trug, und die beinahe ein Bischen zu ſtattlich war — er drückte ihn nämlich ganz gewaltig nach hinten hinüber, ſo daß Hut und Rockkragen in einem ſchwer zu ſchlichtenden Streit miteinander lagen —; oder endlich war es die Gutmüthigkeit und das ehrenfeſte, brave Weſen überhaupt, das ſich in allen ſeinen Mienen kund gab, verbunden mit dieſem tiefen, ſonoren Klang ſeiner Stimme: genug, je länger man den häßlichen alten Herrn betrachtete, je hübſcher fand man ihn und je leichter konnte man ſich entſchließen, ihn lieb zu haben. Dazu athmeten alle ſeine Aeußerungen, Worte ſowohl wie Geſten, eine ſo eigne feierliche Ruhe, eine ſolche würdevolle Bedeutſamkeit, die doch nirgend etwas Aufdringliches oder Anmaßendes hatte, daß das Ganze, wie geſagt, einen höchſt ſtattlichen, faſt angenehmen Eindruck machte.

Zwölftes Kapitel.

Der Feind räumt das Feld.

Dies alſo der Mann, deſſen plötzliche Erſcheinung in dem Streit, der ſich auf dem Vorſaal des Dichters zu entwickeln im Begriffe ſtand, völlig dieſelbe Wirkung that, wie die Erſcheinung der Götter in der antiken Tragödie. Herr Schneider war auf einmal ſchmiegſam geworden wie ein Ohrwürmchen; blos einen Bückling über den andern machend, ſuchte er vergebens nach einer Entſchuldigung ſeines ungeberdigen Betragens.

Als Herr Geheimrath Haberland aber ſich nun weiter zu der Wirthin wandte, mit der

Frage: ob hier nicht ein gewiſſer Herr Felix wohne, dem er, der Geheimrath Haberland, ſeinen Beſuch zu machen wünſche: ſo kannte die Hochachtung, die ſich auf einmal des eben noch ſo entrüſteten Handwerkers bemächtigte, keine Grenzen mehr, ja ſie dehnte ſich ſogar im Augenblick auch auf denſelben jungen Mann aus, mit dem er es vor Kurzem noch ſo übel im Sinne gehabt hatte. Herr Geheimrath Haberland, dirigirendes Mitglied im Miniſterium des Cultus und der Unterrichtsangelegenheiten, Inhaber eines Ordens, ingleichen eines höchſt anſehnlichen Vermögens, guter Kunde, prompter Zahler — und beſucht einen Menſchen wie den Herrn Felix! und ſteigt in früher Morgenſtunde vier Treppen hoch unters Dach, um einen anrüchigen Schriftſteller aufzuſuchen! Nein in der That, diesmal mußte Herrn Schneider's anerkannter Scharfſinn ihn verlaſſen haben, er hatte den Herrn Felix ganz offenbar verkannt, dies konnte kein Jude, kein Schriftſteller ſein — oder wenn ein Schriftſteller, nun dann wenigſtens einer von den zahmen, die nebenher noch eine kleine heimliche Anſtellung bei der Polizei zu haben pflegten, und die jetzt leider, in dieſen betrübten Zeiten, nur noch ganz in der Stille zu wirken wagten!

Indem er daher Herrn Felix in aller Behendigkeit zuraunte, er möchte doch ja nicht böſe auf ihn ſein, das Ganze hätte ja nur ein Spaß ſein ſollen, die Kleinigkeit, um die es ſich handele, hätte ja bei einem ſo ausgezeichneten jungen Manne, wie Herr Felix, gar nichts zu ſagen, und mit tauſend Vergnügen ſtände er ihm zu Dienſten, ſo oft er nur befehle — und indem er ferner gegen den Geheimrath eine Reihe unverſtändlicher, mit demüthigen Ah's und Oh's reichlich durchſpickter Entſchuldigungen hervorſtammelte, hielt Herr Schneider es fürs Räthlichſte, ſeinen Rückzug anzutreten.

Auch Käthchen wollte ſich ſchweigend entfernen. Felix jedoch, der den einigermaßen verwunderten Blick, mit welchem der Geheimrath das junge Mädchen maß, ſehr wohl verſtand, und ihr eine möglichſt ſchleunige Ehrenerklärung ſchuldig zu ſein glaubte, wollte ſie eben mit der uns bereits bekannten Nothlüge: meine Schweſter, vorſtellen — als der Geheimrath das junge Mädchen zum Glück ſelbſt noch erkannte und dem Poeten dadurch eine neue peinliche Beſchämung erſparte.

Ah, ſagte er, indem ein würdevolles Lächeln über ſein Antlitz glitt, das iſt ja das brave Käthchen, das ab und zu für meine Frau arbeitet und von dem mir immer ſo viel Gutes geſagt worden iſt. Ich gratulire Ihnen, Herr Felix, zu dieſer Bekanntſchaft; eine Verwandte, wie ich vermuthe? Denn das iſt eine brave junge Dame, das Käthchen, und Jedermann kann es ſich zur Ehre rechnen, von ihr gekannt zu ſein.

Auch Käthchen, die in ihrer Angſt und Beſtürzung bisher weder rechte Augen noch Ohren mehr gehabt hatte, erinnerte ſich jetzt erſt, den alten Herrn zuweilen bei der Geheimräthin Haberland, bei der ſie allerdings auf Arbeit ging, geſehen zu haben; daß es ihr Mann wäre, hatte ſie freilich nicht gewußt.

Felix, höchſt geſchmeichelt durch das Lob, welches ſeiner Freundin zu Theil ward, beeilte ſich, die Vermuthung des Geheimraths zu beſtätigen.

Allerdings, ſagte er, wennſchon nicht ohne einige Verlegenheit: denn das klare, lichte Auge des Geheimraths hatte etwas ſo Treuherziges und dabei doch ſo Durchdringendes, daß es, ſo lange der Strahl dieſes Auges auf Einem ruhte, faſt unmöglich war, auch nur die unſchuldigſte Nothlüge hervorzubringen —: allerdings eine junge Verwandte von mir, eine Landsmännin . . . .

Wir ſehen uns wohl morgen wieder, lieber Felix, meine Zeit iſt jetzt um, ich muß auf die Arbeit. Adieu, Frau Regiſtratorin — ich habe die Ehre, mich dem Herrn Geheimrath zu empfehlen.

Mit dieſen Worten und einem zierlichen Knix nach allen Seiten, huſchte Käthchen von dannen. Auch die Wirthin zog ſich mit drei tiefen Reverenzen und einem letzten ſtaunenden Blick auf das Ordensbändchen im Knopfloch in ihre Wohnung zurück.

Felix aber, auf die offenſtehende Thür deutend, führte den unerwarteten Gaſt in ſeine Behauſung ein.

Dreizehntes Kapitel.

Das Os academicum.

Nachdem Herr Geheimrath Haberland das kleine, aber ſaubere und wohlgeordnete Zimmerchen mit prüfenden Blicken gemuſtert, und ſich namentlich mit Wohlgefallen bei einer Reihe lateiniſcher und griechiſcher Claſſiker verweilt hatte, welche auf Felix' Arbeitstiſch ſtanden, und deren verbrauchter Einband den Beweis lieferte, daß ſie dieſen Platz nicht blos als Zierrath einnahmen, ließ er ſich würdevoll in der Sophaecke nieder.

Sie erlauben, ſagte er zu dem ihm erwartungsvoll gegenüberſitzenden Felix, daß ich mich wieder bedecke; es iſt etwas kühl hier im Zimmer, die hohen Treppen haben mich erhitzt und ich bin leider ſehr zu Erkältungen geneigt.

Felix, der freilich eine andere Einleitung des Geſprächs erwartet hatte, erſuchte den Geheimrath, ganz nach ſeiner Bequemlichkeit zu handeln.

Erſt nachdem dies beſeitigt und der Geheimrath verſchiedene Male mit der flachen Hand unter dem Kinn hinweggefahren war, wobei die Stoppeln des Bartes ordentlich einen kratzenden Laut von ſich gaben, rückte er dem Zweck ſeines Beſuchs allmälig etwas näher.

Ich habe das Vergnügen, ſagte er, Herrn Felix vor mir zu ſehen?

Felix begnügte ſich mit einer bejahenden Verneigung.

Herr Felix, Schriftſteller?

Auch dies konnte Felix nur mit einer Verbeugung erwidern; er kam nachgerade auf den

Gedanken, der alte Herr wäre ein ziemlich langweiliger Beſuch, und es wäre viel beſſer, wenn er gegangen, das gute Käthchen aber geblieben wäre.

Mitglied des Clubs der Wahrhaften? fuhr der Geheimrath fort.

Wenigſtens beſuche ich ihn ziemlich regelmäßig, erwiderte der junge Mann.

Und haben geſtern eine Rede darin gehalten, rief der Geheimrath, indem er plötzlich Feuer und Flamme ward und mit den geballten Fäuſten um ſich ſchlug, daß Felix ſeinen Stuhl ganz ſacht um zwei Schritte zurückſchob; eine Rede, Herr Felix — nun, die Rede ſoll Gott Ihnen lohnen! Wiſſen Sie, Herr Felix? Ich bin ein alter, wunderlicher Mann, der in vielen Stücken nicht mehr in die Welt paßt, beſonders wie dieſelbe ſeit einigen Monaten geworden iſt — Nein, mein Herr, halten Sie mich für keinen Reactionair, bei Leibe nicht! Mein

Herz ſchlägt warm und lebendig für alles Große und Edle, welches der Bewegung dieſer Zeit bei vielem Tollen und Verkehrten zu Grunde liegt; wenn die Freiheit der Nation nur durch den Tod ſolcher veralteten, hinter der Entwickelung zurückgebliebenen Individuen, wie ich bin, erkauft werden kann, gut, ich will mir den Kopf gern abſchlagen laſſen. Aber ich habe es kein Hehl, Herr Felix: ich bin eine durchweg monarchiſche Natur, ich kann nichts dafür, meine Erziehung und meine Schickſale haben mich ſo werden laſſen, und ich bin zu alt dazu, mich jetzt noch zu ändern; ich liebe die Freiheit, ich verehre die Rechte des Volks, aber ich will auch ein ſtarkes Königthum, will einen Fürſten, den ich ebenfalls ehren und lieben kann, will mit einem Worte Maß, Ordnung, Verſtand in der Bewegung. Und darum eben — denn ich will Ihnen nur ſagen, daß ich auch zu den Wahrhaften gehöre: wiewohl nicht eigentlich gern, all dies Clubweſen, dies Parteimachen, Schreien Zanken und Streiten misfällt mir; es ſoll das im Mindeſten keine Beleidigung ſein für die Andersdenkenden, ganz gewiß nicht — Duldſamkeit und Milde gegen jede ehrliche und honette Anſicht ſind überhaupt die Deviſe, die ich führe ....

Herr Geheimrath Haberland hatte, wenn er in Feuer gerieth oder überhaupt einen längern Vortrag hielt, was ihm bei der Gründlichkeit ſeiner Darſtellung ſehr leicht begegnete, eine eigenthümliche Manier zu ſprechen. Er ſetzte nämlich mit ſeiner vollen, kräftigen Baßſtimme ganz richtig an, ſteigerte dieſelbe jedoch, je weiter er ſprach und je länger die Periode ſich dehnte, immer höher und höher, bis er zuletzt beim ſchneidendſten Falſett angekommen war: worauf er dann mit einer mehr merkwürdigen als wohllautenden Modulation in den urſprünglichen Baß wieder zurückfiel, und die letzten Worte des Satzes oder vielleicht auch nur das allerletzte mit kurzem, gleichſam bellendem Ton hervorſchnellte. Dieſe ganze Weiſe des Vortrags und beſonders das letzterwähnte Manoeuvre findet man nirgend häufiger als bei akademiſchen Lehrern, welche damit die Aufmerkſamkeit ihrer Zuhörer in gehöriger Spannung erhalten wollen. Und wirklich läßt ſich nicht leugnen, daß der unerwartete Kanonenſchlag am Ende des Satzes mitunter von großer Wirkung iſt, und eine ganze Bank eingenickter Zuhörer mit einem Mal wieder in Bewegung bringen kann. — Auch unſerm Freunde Felix fiel der eigenthümliche Vortrag des alten Herren auf. Aber theils waren ſeine Gedanken überhaupt zu weit entfernt (nämlich bei ſeiner ſchönen Freundin), theils, daß wir es dem Leſer nur geſtehen, war er auch als Student ein zu ſchlechter Collegienbeſucher geweſen, um Grund und Zuſammenhang dieſer Erſcheinung zu begreifen. Die weitſchichtigen Digreſſionen, in welche der Geheimrath ſich verwickelte, erregten ſeine Beſorgniß — dieſer Beſuch ſchien nicht nur ſehr langweilig zu ſein, ſondern auch ſehr lange verweilen zu wollen — und mit aller möglichen Beſcheidenheit verſuchte er daher, dem Geheimrath den verlorengegangenen Faden ſeiner Rede wieder in die Hände zu ſpielen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Antrag.

Sie ſind außerordentlich gütig, ſagte er, mit ſo viel Nachſicht von einer Rede zu urtheilen, die nur ein zufälliger Erguß war, und der ich ſelbſt nicht den mindeſten Werth beilegen kann. Das Reden iſt überhaupt nicht mein Fach —

Ich weiß, ich weiß, fiel der Geheimrath ihm ins Wort, Sie ſind Schriftſteller — offen geſagt, Herr Felix: ich wollte, Sie wären etwas Beſſeres. Ein Schriftſteller kann je nach den Umſtänden etwas ſehr Ausgezeichnetes und etwas ſehr Klägliches ſein, — nein, nein, ſehen Sie das für keinen Zweifel an Ihren perſönlichen Talenten an, ich ſpreche vielmehr aus eigener Erfahrung ....

Der Herr Geheimrath ſchien hier mehr geſagt zu haben, als er eigentlich willens geweſen war. Er friſchte den Tabacksfleck unter der Naſe kräftig auf, bot auch Felix die Doſe und fuhr dann fort:

Was Ihre ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen betrifft, Herr Felix, ſo kann ich darüber zwar nicht völlig aus eigener Kenntniß urtheilen: theils fehlt mir für die Belletriſtica die Zeit, theils auch der Geſchmack. Wenn es lateiniſche und griechiſche Poeten wären, ei nun freilich — ich ſehe da zu meiner Freude auch einen Horatius auf Ihrem Schreibtiſch liegen — edidit Bothe — keine beſondere Ausgabe, Herr Felix! werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen eine beſſere Ausgabe zu ſchenken — die neue, von Orellius — geſchmackvolle Auswahl, hübſche Anordnung, Druck und Papier prächtig ....

Ich habe mich urſprünglich der Philologie gewidmet, ſagte Felix lächelnd.

Haben Sie!? rief der Geheimrath; nun ſehen Sie, das iſt ja prächtig, da hab' ich Sie gleich noch einmal ſo lieb! Ein junger Menſch, welcher Philologie ſtudirt hat, kann niemals zu Grunde gehen; das claſſiſche Alterthum iſt ſo zu ſagen eine Amme, deren Brüſte niemals verſiegen, und nicht ganz unverwerflich dürfte die Meinung Einiger ſein, welche die Verwilderung der jetzigen Zeiten von der Vernachläſſigung herleiten, welche die claſſiſchen Studien bei uns erfahren haben. — Aber laſſen Sie mich zu meinem Gegenſtand zurückkehren. Ich kann, ſage ich, über die Gedichte, welche unter Ihrem Namen erſchienen ſind, Herr Felix, nicht vollſtändig urtheilen, weil ich zu ſehr Laie bin in dieſem Fache. Aber meine Frau — Sie werden meine Frau kennen lernen, Herr Felix; ich weiß, daß der gute Ton es erfordert, von ſeiner eigenen

Frau nicht zu ſprechen, weder Gutes noch Böſes, und ſie ſelbſt würde ſehr ungehalten werden, wenn ſie hörte, was ich zu ſagen im Begriffe bin. In dieſem Punkte jedoch müſſen Sie mir ſchon geſtatten, bei meiner alten ſchlichten, bürgerlichen Sitte zu bleiben, indem ich Sie verſichere, daß Sie in meiner Frau eine Dame kennen lernen werden von außerordentlicher Beleſenheit in der neuern und neueſten Literatur und einem höchſt gebildeten poetiſchen Geſchmacke — eine Dame, Herr Felix, wie ein Poet ſie ſich nur zum Umgang wünſchen kann!

Der gute Geheimrath, in ſeiner ehelichen Glückſeligkeit, hatte ſeine Stimme während des letzten Satzes zu einer ſolchen Höhe geſteigert und ſtieß nun die Schlußworte ſo bombenähnlich, mit einer ſolchen Gewalt hervor, daß Felix unwillkürlich zuſammenfuhr. Wenn er dann aber in das gutmüthige braune Auge ſah und ſah dieſen Ausdruck von Herzlichkeit und patriarchaliſcher Würde, der das häßliche Antlitz verſchönerte, ſo mußte er ſich ſelbſt ſchelten über das halb ſpöttiſche Lächeln, das um ſeine Mundwinkel aufgeblitzt war.

Meine Frau alſo, die ſich auf dergleichen Dinge verſteht, fuhr der Geheimrath fort, hat mich verſichert, daß Ihre Gedichte recht angenehme und liebliche Proben eines glücklichen poetiſchen Talentes enthalten. Was dagegen Ihre wiſſenſchaftlichen Elaborationen angeht, ſo habe ich von denen auch perſönlich Kenntniß genommen und kann nicht umhin, Ihnen, namentlich auch in Anbetracht Ihrer Jugend, meine ganze hoffnungsreichſte Anerkennung dafür auszuſprechen. Am Meiſten haben die politiſchen Abhandlungen oder Zeitungsartikel, welche Sie ſeit einiger Zeit in der „Deutſchen Morgenröthe“ abdrucken laſſen — ja ſchütteln Sie den Kopf nur nicht ſo heftig, mein junger Freund! Ich achte Ihre Beſcheidenheit, die ſelbſt auf das monstrari digito et dicier hic est verzichtet ....

Ich verſichere Sie, ſtammelte Felix erröthend, daß Sie vollſtändig im Irrthum ſind, Herr Geheimrath —

Im Irrthum? Nun, ſo müßte doch wenigſtens Ihr Buchhändler auch im Irrthum ſein, entgegnete der Geheimrath mit triumphirendem Schmunzeln: denn der hat mir ja ſelbſt Ihren Namen genannt, mein junger Freund ....

Wie durfte er ſich unterſtehen —! rief Felix voll Entrüſtung, nicht bedenkend, daß er damit ſein Geheimniß allerdings preisgab.

Wenn man, belehrte der alte Herr ihn mit hoher Würde, indem er eifrig Taback unter die Naſe rieb, im Namen Seiner Excellenz, des Herrn Miniſterpräſidenten, durch den Mund des Geheimraths und dirigirenden Mitglieds im Miniſterium des Cultus und der Schulangelegenheiten, Doctor philosophiae Haberland, nach der Wahrheit eines Namens gefragt wird, ſo wird man ſich wohl ſchon unterſtehen dürfen, denke ich, dieſelbe auch zu ſagen. Ihre Aufſätze, fuhr er in ſeinem frühern gütigen Tone fort, hatten ſchon ſeit Längerem Seiner Excellenz, wie namentlich auch meine Aufmerkſamkeit erregt. Ich will damit durchaus nicht ſagen (ſetzte er mit eigenthümlichem Nachdruck hinzu), daß ich überall und in allen Stücken das Glück habe, mit Seiner Excellenz, als dem gegenwärtigen Chef der Verwaltung, einerlei Meinung zu ſein; ich bin ein loyaler Unterthan, ich thue meine Pflicht, und da Sereniſſimus einmal befohlen haben, daß Herr Graf Filibert Blotz-Blotz dem Miniſterium präſidiren ſoll, ſo gehorche ich ihm in Allem, wo es meines Amtes iſt. Ich halte dieſe Verwahrung für nöthig und habe dieſelbe auch dem Herrn Grafen ſelbſt abgegeben, weil Seine Excellenz einige perſönliche Eigenſchaften beſitzen, welche ich nicht vertreten möchte — und weil ich überhaupt, platzte er im allerſchneidendſten Discant heraus, ohne ausdrücklichen Befehl Sereniſſimi niemals einen Menſchen als meinen Chef anerkennen würde, der ja nicht einmal ein ordentliches Examen gemacht hat — pah!!

Mit dieſem Ausruf ſchleuderte er den Kopf noch weiter rückwärts, als er ihn ohnedies ſchon zu tragen pflegte, kniff die Lippen feſt zuſammen und glitzerte Felix mit den vergnügten braunen Augen höchſt bedeutungsvoll an.

Erſt nach einer kleinen Pauſe fuhr er fort: Gleich als ich geſtern Abend Ihre oratiunculam hörte, erkannte ich, daß der Redner und der Verfaſſer jener Aufſätze eine und dieſelbe Perſon ſein müßten; es war dieſelbe copia verborum, derſelbe fervor animi, dieſelbe candide, männliche und patriotiſche Geſinnung. Der Zufall wollte, daß ich noch denſelben Abend mit dem Herausgeber der „Deutſchen Morgenröthe" in Geſellſchaft zuſammentraf. Ich hatte ſchon früher mehrmals im Auftrag Seiner Excellenz ihn erſucht, uns den Verfaſſer jener Elaborata namhaft zu machen; geſtern aber, nach Anhörung Ihrer Rede, ſagte ich es ihm auf den Kopf zu, daß Sie und Niemand anders der Autor wären. Da wagte er nicht mehr zu leugnen, gab mir Ihre Adreſſe — und ſo bin ich nun hier, mein werthgeſchätzter Herr Felix, Ihnen erſtlich meinen aufrichtigen perſönlichen Dank zu ſagen für den Genuß, den Sie mir bereitet haben, und Sie demnächſt im Namen Seiner Excellenz aufzufordern, Hochdenſelben im Lauf der nächſten Tage Ihre Aufwartung zu machen, indem Seine Excellenz den Wunſch hegen, Sie perſönlich kennen zu lernen.

Felix traute ſeinen Ohren nicht; was hatte er, der völlig unbekannte, namenloſe Schriftſteller, mit dem Miniſterpräſidenten zu ſchaffen? und welcher Zweck, da bloße perſönliche Neugier hier doch unmöglich im Spiel ſein konnte, lag dieſer unerwarteten Einladung zu Grunde? Nahm das Schickſal etwa den Handſchuh, den er ihm geſtern halb ſpielend hingeworfen, jetzt in Ernſt auf? Sollte der ſcherzhafte Streit, welchen ſeine Freunde geſtern bei dem Hinterwäldler über ſeine politiſche oder poetiſche Befähigung geführt hatten, noch etwas mehr werden als blos ein Scherz?

Der Geheimrath errieth zum Theil die Bewegungen, welche in der Bruſt des jungen Mannes vorgingen.

Ich begreife, ſagte er, das Erſtaunen und ſogar das Zaudern, welches Sie bei meinem Antrag überfällt; es iſt mir ein neuer Beweis von Ihrer Beſcheidenheit ſowohl als von dem Ernſt Ihrer Geſinnung. Aber geſtatten Sie mir, Sie zu erinnern, mein junger Freund, erſtens, daß dies eine Zeit iſt, wo Niemand ſich und ſeine Fähigkeiten, wie groß oder klein dieſelben ſein mögen, dem Vaterlande, der res publica im Sinne der Römer, zu entziehen, daß vielmehr Jeder, an den in dieſer Zeit ein Ruf ergeht, wie auch immer, denſelben als eine Fügung des Himmels aufnehmen und befolgen ſoll. Ich erlaube mir, Sie zweitens darauf aufmerkſam zu machen, daß quisquis fortunae suae faber, Jedermann ſeines Glückes Schmied, und daß es nicht wohlgethan iſt, aus bloßer, wenn ich ſo ſagen darf, poetiſcher Grille Anknüpfungen und Verbindungen von der Hand zu weiſen, welche möglicherweiſe von den wichtigſten Folgen ſein und zu den erfreulichſten Reſultaten führen können. Ich ſelbſt, wenn es hier darauf ankäme, könnte mich Ihnen als ein lebendiges Beiſpiel darſtellen, was oft aus kleinen Anfängen ſich für bedeutende Folgen entwickeln, und wie die Geſchicke, im Großen wie im Kleinen, volentem ducunt, nolentem trahunt. Und endlich drittens wollen Sie mir glauben, daß der Beſuch, zu dem ich Sie auffordere, nicht das mindeſte Verfängliche oder Verbindliche weder für Ihre politiſchen Principien noch für Ihre augenblickliche perſönliche Stellung haben ſoll, und daß überhaupt eine Sache, zu welcher der Geheimrath Haberland Sie auffordert, immer nur eine Ehrenſache ſein kann . . . .

Kurzum, der alte Herr drang ſo lebhaft in unſern jungen Freund, und für dieſen ſelbſt hatte das eigenthümliche Zuſammentreffen dieſes Antrags mit den Ereigniſſen und Geſprächen des geſtrigen Abends ſoviel Anziehendes, daß er ihm zuſagte, die Sache wenigſtens in nähere Erwägung ziehen, heute Mittag aber beim Geheimrath Haberland ſpeiſen zu wollen, wo ſie die Sache dann noch genauer beſprechen könnten.

Sie werden mich mit meiner Frau ganz allein treffen, Herr Felix, ſagte der Geheimrath beim Abſchied; wir führen eine ganz einfache Haushaltung, und daher bitte ich auch — im Oberrock, im Oberrock, mein beſter Herr Felix...

Funfzehntes Kapitel.

Käthchen.

Nachdem der Geheimerath ſich entfernt, empfand auch Felix, um ſich von den ſeltſamen Ereigniſſen dieſes Morgens zu erholen, das lebhafte Bedürfniß, ſich ein wenig im Freien zu ergehen. Wie groß war ſeine Freude, als er, zufällig um eine Straßenecke biegend, Käthchen begegnete!

Aber das nenne ich ein Glück, ſich ſo zu begegnen, rief er: woher kommſt Du? und haſt Du Deine Arbeit heut ſo zeitig beendet?

Das gnädige Fräulein, antwortete das junge Mädchen, zu welchem ich beſtellt war, um gewiſſe

Stickereien aufzuzeichnen, iſt unwohl und hat mich auf einen andern Tag beſtellt. Ich wollte auch, ſetzte ſie halb launig, halb ſeufzend hinzu, ſie wäre lieber geſund geblieben; ſie kann freilich meine Arbeit eher entbehren, als ich — ihr Geld. Mein Vater iſt wieder gar zu ſchlimm, Felix!

Erſt jetzt bemerkte Felix die verweinten Augen und das ganze aufgeregte Aeußere ſeiner Freundin.

Um des Himmels willen, rief er, was haſt Du? was quält Dich?

Nein, rief die Freundin, bevor von mir und meinen Schickſalen die Rede ſein kann, laß uns erſt von Deinen Abenteuern ſprechen; ich bitte Dich, Felix, welch ein abſcheulicher Auftritt war das heute früh! Ich habe mir das erſt nachher ſo zuſammengereimt — Du haſt Schulden, geſteh es nur, Felix, Du biſt gemahnt worden — o pfui Schulden! und haſt öfters ſo viel Geld verthan für mich und entziehſt

Dir das Nöthigſte, um es der alten Großmama zu ſchicken! Guter Felix, wer wird auch Schulden machen!?

Felix, der auf dieſe Strafpredigt ſchon gefaßt geweſen war, rechtfertigte ſich ſo gut er konnte.

Es iſt ein unverſchämter plumper Geſelle, dieſer Herr Schneider, ſagte er, der die Spitzbuben frei ausgehen läßt, weil er nämlich ſelber einer iſt, und die ehrlichen Leute plagt, die einmal augenblicklich in Verlegenheit ſind. Ich bin eben auf dem Wege zum Buchhändler, um mir Geld zu holen; in zwei Stunden iſt die ganze Geſchichte abgemacht. Da haſt Du nun mein ganzes Sündenbekenntniß, beſtes Käthchen! Nun aber erzähle auch Du mir, was Dir begegnet iſt, und wovon deine lieben Augen ſo roth ſind, die lieben Augen, die mich noch heute früh von der Straße herauf ſo freundlich anlächelten?

Ach, das iſt gar nichts, verſicherte Käthchen

— erzählte aber doch gleich darauf, daß ſie, als ſie von der kranken Dame nach Hauſe gekommen, ihren Vater in der hellen lichten Raſerei gefunden. Derſelbe bilde ſich ein, nichts Geringeres zu ſein als — Kaiſer von Deutſchland, und zwar der echte, alte, legitime, als welcher er nun in der höchſten Furcht lebe, das Frankfurter Parlament möchte einen neuen demokratiſchen Kaiſer wählen, wodurch es dann zwiſchen ihm und dem Uſurpator ganz unvermeidlich zum Bürgerkrieg in Deutſchland kommen müßte. Seine Angſt und Aufregung darüber war unbeſchreiblich, ſo daß Käthchen ſich eilends aufgemacht hatte, einen beruhigenden Trank, welchen der Arzt für ähnliche Fälle verordnet hatte, bereiten zu laſſen. Auf dieſem Gang von [illegible] Apotheke her traf ſie mit ihrem Freund zuſammen.

Trotz des aufrichtigen Antheils, welchen Felix an dem Kummer ſeiner Freundin nahm, hatte er bei dieſer Erzählung doch einige Mühe ernſthaft zu bleiben.

Das Unglück wird nicht ſo groß ſein, beruhigte er das junge Mädchen, Deutſchland hat ſchon öfters zwei Kaiſer gehabt und hat doch auch immer ſo nothdürftig zuſammengehalten, noch dieſe beiden werden es hoffentlich nicht in Stücke reißen. Aber laß doch ſehen, wie ſolch ein Beruhigungstrank, mit dem man eine kaiſerliche Phantaſie wieder zur Vernunft bringt, ausſieht?

Damit faßte er ſpielend in das Arbeitskörbchen des Mädchens — Käthchen ſträubte ſich: aber das veranlaßte den jungen Mann nur um ſo mehr das Papier, das er im Korb erfaßt hatte, nicht wieder loszulaſſen.

Ei ſieh doch, rief er ſcherzend, indem er es in die Höhe hielt, wohl gar ein Liebesbrief, den das junge Fräulein ſo eifrig zu verbergen ſucht?

Käthchen war blutroth —

Aber Felix, rief ſie, bedenke doch die Menſchen! Du ſollſt das nicht ſehen, Felix....!

Aber Felix hatte ſchon geſehen: es war — und wiederum, theurer Leſer, muß ich Dich um Verzeihung bitten, daß ich Deine wohlberechtigtſten Erwartungen jedesmal auf ſo ſchnöde Weiſe täuſche und Dir, wo Du etwas recht Intereſſantes und Erhabenes zu finden gedenkſt, immer nur etwas ganz Gewöhnliches und Geringfügiges unterſchiebe: — es war nichts mehr und nichts weniger als — ein Leihhauszettel!!

Wirklich? rief Felix lachend aus, nachdem er das Document erkannt hatte: meine liebenswürdige Freundin weiß ſo vortrefflich gegen das Schuldenmachen zu eifern und trägt ſelbſt die Leihhauszettel mit ſich im Korb herum?

Aber kaum daß ihm dieſer Scherz von der Lippe war, als er ihn ſchon wieder bereuete. Denn Käthchen nahm die Sache offenbar viel ſchwerer, als er erwartet hatte.

Da ſiehſt Du nun, guter Felix, ſagte ſie, indem ſie ſich vergeblich bemühte, ihre Thränen zu unterdrücken, was für Geſchichten mein armer Vater in ſeiner unglücklichen Verworrenheit anrichtet! Kaum daß ich heute früh von Hauſe bin, hat er einen Jungen aus der Nachbarſchaft gerufen, und hat ihn ins Leihamt geſchickt — mit der allerliebſten goldenen Spange, weißt Du noch? die Du mir einmal zu Weihnachten ſchenkteſt, alles blos um ſich die vertrackten Bücher damit zu kaufen, die ihn noch ganz desperat machen werden. Ich hatte ſie ſo lieb meine gute Spange, es war das einzige kleine Schmuckſächelchen, das ich beſaß! Aber es iſt nicht deshalb, ſetzte ſie ſogleich hinzu, und auch Du, weiß ich, würdeſt mir dieſe unwürdige Benutzung Deines Geſchenkes verzeihen: nur darüber bin ich unglücklich, daß mein Vater überhaupt dergleichen Dinge treibt — und weil ich allerdings auch noch nicht abſehe, wie ich die liebe Spange ſo bald wieder einlöſen ſoll. Es iſt mir ein unerträglich garſtiger Gedanke, rief ſie, das Geſchenk Deiner Hand in den ſchmutzigen Fingern eines Pfandleihers zu wiſſen!

Felix tröſtete ſie, ſo gut er vermochte.

Was dieſen Zettel anbetrifft, ſagte er, ſo bleibt derſelbe nun in meinem Verwahrſam; die Summe, die ich zu erheben im Begriffe ſtehe, reicht eben hin, ſowohl Herrn Schneider zu befriedigen, als auch Deinen kleinen Schmuck wieder auszulöſen — Du willſt nicht, Käthchen? Wäre das wohl auch recht gegen Deinen Freund, Deinen Bruder? Deinen alten Otto, den nur Du noch als Otto kennſt, und der für alle übrigen Leute nur Felix iſt?

Das junge Mädchen lächelte durch Thränen.

Du hätteſt Dir auch, ſagte ſie, einen beſſern Namen ausſuchen ſollen, wenn es einmal mit dem ächten und eigentlichen nicht mehr ging; Felix, wie Du mir geſagt haſt, heißt glücklich

— nun und an Deinem Glück, mein armer Junge, haſt Du, wie es mir ſcheinen will, auch eben nicht ſchwer zu tragen ....

Oho, rief Felix, der Name wirkt ſchon! —

Und damit erzählte er ihr eiligſt von der Veranlaſſung, welche den Geheimrath zu ihm geführt, ſowie von dem überraſchenden Antrag, den ihm derſelbe gemacht hatte. Die Freude des jungen Mädchens war aufrichtig.

Ich habe es Dir ja immer prophezeit, ſagte ſie, Du wirſt ganz gewiß noch ein großer Mann, Felix; mach Dich nur ja recht niedlich und ſpiele ja den Liebenswürdigen, wenn Du heut zu Tiſche gehſt, die Frau Geheimeräthin liebt das, ſie iſt, ſo viel ich davon verſtehe, eine ſehr geſcheite und gebildete Dame, die aber auch ein ſehr ſcharfes Auge hat, und wenn nur die allerkleinſte Falte in Deinem Halskragen iſt, oder das kleinſte ſchwarze Pünktchen auf Deiner Weſte, ſo ſieht ſie es gewiß, und gibt Dir's bei der erſten Gelegenheit zu verſtehen, daß ſie es geſehen hat. O ſie iſt eine ſehr kluge Frau die Geheimeräthin: aber was man ſo eigentlich nennt zur Freundin, möcht' ich ſie doch nicht —

Bei Euch Männern, ſetzte ſie begütigend hinzu, iſt das etwas ganz Anderes, ich weiß es; ja ich glaube ſogar, daß die Frau Geheimeräthin für Männer eine außerordentlich gute Freundin iſt .....

Unter dieſem und ähnlichem Geplauder hatten ſie Käthchen's Wohnung erreicht; Felix, der trotz alles Bittens und Zuredens nicht dazu zu bewegen war, den Pfandſchein wieder herauszugeben, verabſchiedete ſich von dem jungen Mädchen, indem er verſprach, ſie den folgenden Abend gegen Sonnenuntergang in derſelben Gegend zu erwarten, wo ſie ſich heute getroffen hatten.

Schon hatte er ihr den Rücken gewandt, als Käthchen ihm noch einmal nachgelaufen kam.

Beinahe, rief ſie, hätt' ich das Wichtigſte vergeſſen; ſieh nur, guter Felix, was für eine ſchmeichelhafte Aufforderung ich hier bekommen habe! Bald wirſt Du nicht mehr der Einzige ſein, der ſich durch Geſang ſein Brot verdient, wenn auch ich nur ſingen kann, was andere klügere Leute mir vorgeſchrieben haben, während Dein Geſang urſprünglich, in ſchöner Freiheit, aus der lebendigen Fülle Deines Herzens quillt.

Mit dieſen Worten reichte ſie ihm einen Brief, den ſie bis dahin im Buſentuch verborgen getragen. Er kam von der ehemaligen Hofopernſängerin, welche mit Felix in einem Hauſe wohnte, und deren wir, mit ihrem rothen Turban und ihren großen falſchen Zähnen, ſchon mehrmals Erwähnung gethan haben. Sie habe, ſchrieb ſie, Käthchen's Stimme zuweilen belauſcht, wenn ſie bei den Beſuchen bei ihrem Bruder (ihrem Bruder war unterſtrichen) ſo luſtig durch das Haus geträllert ſei; Käthchen habe eine vortreffliche Stimme, der nichts als die Ausbildung mangele, und Schreiberin dieſes, Madame Nardini, ehemalige berühmte Hofopernſängerin, wie auch noch gegenwärtig Vorſteherin eines ebenfalls ſehr berühmten Geſanginſtitutes für junge Damen, werde ſich ein beſonderes Vergnügen daraus machen, den rohen Diamant dieſer Stimme zu ſchleifen — und zwar gratis, natürlich.

War es nun die auffällige und übertriebene Höflichkeit dieſes Briefes, oder war es der Strich unter dem „ihrem Bruder,“ der ihm nicht ganz zufällig erſchien, gleichviel, Felix gab dem jungem Mädchen den Brief trocken zurück, ohne ein Wort darauf zu ſagen.

Und doch hatte Käthchen ſo ſicher auf eine Antwort gerechnet. Dem Vater, ſagte ſie, indem ſie den Brief mit fragendem Blick zurücknahm, darf ich natürlich mit ſo etwas jetzt nicht kommen; was meinſt Du dazu, Felix?

Daß Madame Nardini eine Närrin iſt, und daß Du für dergleichen Närrinnen keine Zeit haſt, verſetzte der junge Mann verdrießlich.

Aber gleich darauf, als hätte es ihm leid gethan, ſeine Freundin ſo kurz abgefertigt zu haben:

Laß den Brief einſtweilen unbeantwortet, ſagte er, ich werde mich erſt gelegentlich näher nach der Dame erkundigen und danach kannſt Du ja noch immer thun und laſſen, was Du willſt.

Damit endlich ſchieden ſie.

Sechzehntes Kapitel.

Die Geheimeräthin.

Das Geſchäft mit dem Buchhändler war raſch erledigt, ebenſo raſch die Rechnung bei Herrn Schneider, der ſich noch in tauſend Entſchuldigungen und Freundſchaftsverſicherungen ergoß und das Geld erſt gar nicht annehmen wollte, bezahlt; den verpfändeten Schmuck ſeiner Freundin auszulöſen, mußte er dagegen bis auf den Abend verſchieben, da inzwiſchen die Stunde gekommen war, wo er vom Geheimrath zu Tiſch erwartet wurde.

Der Warnung des jungen Mädchens eingedenk, machte er ſeine Toilette möglichſt ſorgfältig und begab ſich dann mit nicht geringer Spannung auf die ganz neue Situation, die ihn als Günſtling eines einflußreichen Mannes und einer geiſtreichen Verehrerin ſeiner Verſe erwartete, in die Wohnung des Geheimeraths.

Der alte Herr war noch auf ſeinem Bureau beſchäftigt, weshalb Felix denn einſtweilen in das Zimmer der Geheimeräthin geführt ward.

Frau Geheimeräthin Haberland ſtand in jenem ungewiſſen Alter, über welches auch verheirathete Frauen, beſonders wenn ſie keine Kinder als lebendige Kalender und gleichſam wandelnde Taufſcheine neben ſich haben, nicht gern Auskunft zu geben pflegen; ihr ſchwarzes, dünnanliegendes Haar war ſchon leicht ergraut, die Farbe verblichen, von der ganzen ungewöhnlich ſchlanken Geſtalt nur noch Hand und Fuß, die ſie aber eben deshalb auch ſehr ſchicklich zu präſentiren wußte, von untadeliger Schönheit. Wer ſie ſo ſah mit der hohen, geraden Stirn, der leicht gekrümmten Naſe, den ſchmalen bleichen Lippen, dem ſcharf hervorſpringenden Kinn, dem lebhaften, faſt ſtechenden Blick der dunkeln Augen, war überzeugt, daß er hier die nicht ganz unglücklich erhaltenen Reſte einer ehemaligen bedeutenden Schönheit vor ſich hatte.

Wogegen freilich diejenigen, die ſie wirklich noch in ihrer Jugend gekannt hatten, verſicherten, daß ſie jederzeit ebenſo ausgeſehen; das etwas ergrauete Haar abgerechnet, wäre ſie weder älter noch jünger, weder hübſcher noch häßlicher geworden.

Was aber in dem Geſicht der Dame am Meiſten auffiel, und wodurch ſie beim erſten Anblick wirklich Manchen beſtach, das war eine gewiſſe halb ſpöttiſche, halb leidende Miene, welche ſie ſich angenommen hatte, gleichſam als ob ſie im Grunde viel zu gut, viel zu edel für dieſe Welt ſei, und als ob es eine bloße mitleidvolle, ſchonende Herablaſſung von ihr wäre, daß ſie überhaupt noch auf dieſer ſchlechten Erde, unter dieſen kleinen, dürftigen Menſchenſeelen wandelte.

Wie geſagt, auf den erſten Anblick hatte dieſe Miene etwas höchſt Pikantes, um nicht zu ſagen Anziehendes. Wenn man dagegen das Glück ihrer Bekanntſchaft länger genoß und ſich dabei überzeugte, daß dieſe Miene unabänderlich ſtehend war, und daß dieſer entſagende Zug um den Mund, dieſer bedeutungsvolle Auf- und Niederſchlag der Augen völlig derſelbe blieb, auch bei den geringfügigſten Dingen und während der weltlichſten Unterhaltungen, ſogar auch bei ſogenannten Klatſchgeſprächen, zu denen die Frau Geheimeräthin ſich mit beſonderer Vorliebe herabließ — nun ja freilich, ſo verlor ſich dieſe Wirkung und ſelbſt dieſer vornehme Anſtand und dieſe noble Haltung, durch welche die Dame ſich auszeichnete, vermochte ihn nicht wieder herzuſtellen.

Wenn es übrigens richtig war, was Käthchen ihrem Freunde erzählt hatte, und die Frau Geheimeräthin legte wirklich ſoviel Werth auf eine geſchmackvolle tadelfreie Toilette, ſo hatte dazu allerdings Niemand mehr Grund als ſie. Denn ganz unſtreitig war ſie eine Meiſterin dieſer Kunſt. Sich ihrer Aeußerlichkeit, mit allen ihren kleinen Schwächen und Mängeln, vollkommen bewußt, hatte ſie einen unübertrefflichen Takt darin, nichts an ſich zu tragen oder überhaupt nur in ihre Nähe zu bringen, was mit ihrer Geſtalt, ihrer Farbe, ihrer Haltung und ſo weiter auch nur im leiſeſten Widerſpruch geſtanden hätte: ſondern Kleider, Bänder, Tücher bis auf den Ueberzug ihrer Möbel und die Tapete ihres Zimmers hinunter — oder hinauf, wie man will — war nach Stoff, Schnitt, Farbe, Alles in vollkommenſter Uebereinſtimmung zu ihrer Eigenthümlichkeit ausgewählt. Farblos, wie ſie war, trug ſie eben ſo farbloſe, meiſt graue

Gewänder, deren einfacher Schnitt und dünner Faltenwurf ſehr gut paßte zu der ſchlanken, beinahe hagern Geſtalt; auf den ſchon etwas geſprenkelten Scheiteln ſaß, auch ſelbſt bei den feſtlichſten Veranlaſſungen und in den glänzendſten Geſellſchaften, immer ein ſo einfaches, anſpruchsloſes, faſt klöſterliches Häubchen, daß eben dieſe Einfachheit imponirte und wer die Schönheit der Frau nicht mehr bewundern konnte, doch wenigſtens ihren feinen Geſchmack noch anerkennen mußte.

Dieſe etwas überlegte, nicht völlig natürliche Einfachheit, verbunden mit einem höchſt angenehmen Anſtrich von Wohlwollen, das leider nur immer gegen den Einen ſo lebhaft war, wie gegen den Andern, athmete auch ihr übriges Weſen. Sie war in der That nicht ungebildet, beſaß einen Verſtand, der dem ſcharfen und ſtechenden Blick ihrer Augen entſprach, und hatte übrigens Vieles und Mancherlei ſowohl geleſen als ſelbſt erlebt. Doch machte die eigenthümliche Zurückhaltung, mit der ſie ſprach, und die außerordentliche Beſcheidenheit, mit der ſie immer ihre eigene Unwiſſenheit bevorwortete und um Entſchuldigung bat, daß ſie, wiewohl eine ſimple, ungelehrte Frau, doch ſo anſpruchsvoll wäre über dergleichen Gegenſtände, als etwa ein neues Buch oder einen jung auftretender Schriftſteller oder dergleichen mitzuſprechen — es machte dies, ſagen wir, daß man ſie allgemein noch für weit ſcharfſinniger und weit gebildeter hielt, als ſie in Wahrheit war.

Wir haben vorhin den Punkt der Erlebniſſe berührt, und unſre Leſer werden vielleicht neugierig ſein, etwas Näheres darüber zu erfahren. Leider können wir dieſe Neugier fürs erſte noch nicht befriedigen. Allerdings gingen unter ihren nähern Bekannten mancherlei ſeltſame Gerüchte über ſehr auffällige und unglückliche Abenteuer, welche ſie in ihrer früheren Zeit erlebt haben ſollte. Sie ſollte ſchon einmal, aber ſehr unglücklich verheirathet geweſen ſein, ſo unglücklich, daß — man wußte nicht recht, ob ihr Mann ihr, oder ſie ihm fortgelaufen war. Genug, die Ehe ſollte nach kurzer Dauer und einer Menge widerwärtiger und ſcandalöſer Auftritte auf richterlichem Wege geſchieden worden ſein.

Doch waren das Alles eben nur Gerüchte. Der Geheimerath hatte ſeine Gemahlin vom Rhein, wo er vor ſeiner Berufung ins Miniſterium lebte, nach der Hauptſtadt, welche ſie vor Jahren als junges Mädchen verlaſſen hatte, zurückgebracht; die Epoche, die dazwiſchen lag, lag eben im Dunkeln, und auch der Geheimerath ſelbſt, bei der tiefen und aufrichtigen Verehrung, welche er ſeiner Gemahlin zollte, ließ niemals auch nur die leiſeſte Andeutung darüber fallen. Kannte er die frühere Geſchichte ſeiner Frau? kannte er ſie nicht? Niemand wußte es. Was dagegen Jedermann ſah und wußte, das war, daß er ſie mit außerordentlicher Zärtlichkeit, ja man durfte ſagen, mit einer Art von Ritterlichkeit liebte, die man nirgend weniger geſucht hätte, als gerade bei ihm.

Ob die Zärtlichkeit auf Seiten der Frau eben ſo ſtark war? Die Anſichten darüber waren ſehr getheilt. Doch ſchien Eines feſtzuſtehen: nämlich daß das vornehm kühle Weſen, durch welches die Geheimeräthin ſich auszeichnete, und das in den Augen ihres, für jede Art von Würde und Vornehmheit ungemein zugänglichen Mannes gewiß nicht die letzte ihrer Tugenden war, ſie überhaupt unfähig machte für jede tiefere Leidenſchaft und jede wärmere, zärtliche Empfindung. — Mit einem Wort: es war eine verſtändige, klare, kühle Ehe, die Ehe des Herrn Geheimerath Haberland und ſeiner Gattin, ohne Sommerhitze, welche auch zu dem vorgerückten Alter der beiden Ehegatten gar nicht mehr gepaßt haben würde, aber auch ohne Gewitter; eine

Ehe, in deren ruhigem, ebenem Gange der Geheimrath ſich aufrichtig glücklich fühlte, und die der Geheimräthin das für einen Charakter ihrer Art auch nicht zu verachtende Glück ließ, ſich zu Zeiten als recht — unglückliche Frau zu fühlen!

Damit war denn beiden Theilen aufs Beſte geholfen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Gönnerinnen.

Auch auf Felix verfehlte die lebhafte aus Herausforderung und Zurückhaltung gemiſchte Weiſe der Geheimeräthin ihren Eindruck nicht. Es war, wie wir wiſſen, überhaupt das erſtemal, daß er in einem ſogenannten vornehmen Hauſe, bei einer Dame der feineren Geſellſchaft Zutritt fand; ſchon dieſe Harmonie der äußeren Einrichtung, auf welche die Geheimeräthin ſich ſo meiſterhaft verſtand, dieſe blaßgelbe Tapete, dieſe halbherabgelaſſenen Vorhänge, die das Zimmer mit einer höchſt angenehmen Dämmerung erfüllten, dieſe unzähligen kleinen Nippesſachen, die überall durch das ganze Gemach zerſtreut ſtanden und gerade in ihrer ſcheinbaren Unordnung die kunſtſinnige Hand einer Frau verriethen, endlich dieſe weichen, warmen Teppiche, über welche der Fuß unhörbar, unfühlbar dahinſchritt — dies Alles, ſo herkömmlich es in der großen Welt ſein mag, war für unſern Dichter doch eine völlig neue Erſcheinung und gab ihm ein Gefühl des Wohlſeins und der Behaglichkeit, das er lange nicht empfunden hatte.

Und als ob die Dame in ſeinem Innern geleſen hätte, war auch ihr perſönliches Benehmen gegen ihn von der Art, daß jene Empfindung dadurch nur noch vermehrt werden konnte. Felix, wie wir nicht erſt zu ſagen brauchen, befand ſich in ziemlicher Verlegenheit. Zwar beherrſchte ſein geſunder natürlicher Takt die geſellſchaftlichen Formen weit beſſer, als es gar Manchem gelingt, der aus dieſen Formen ſogar ein eigenes Studium macht, und als er ſelbſt es ſich zutraute. Aber eben dies mangelnde Zutrauen zu ſich ſelbſt, dieſe Furcht, in irgend etwas zu fehlen oder zu verſtoßen, dies eben war die Quelle ſeiner Verlegenheit — einer Verlegenheit, um deretwillen ihm freilich Niemand böſe ſein konnte: denn in der That kleidete ſie ihn allerliebſt, dieſe Verlegenheit ....

Die Geheimräthin half ihm mit großer Anmuth darüber hinweg; die Schmeichelei, mit welcher ſie ihn beim Eintritt empfing, und die ſeinem poetiſchen Talente galt, ſchien aus ſo aufrichtigem Herzen zu kommen, und war von einem ſolchen Ausdruck freundſchaftlicher, beinahe mütterliche Theilnahme begleitet, daß man noch viel befangener, viel ſchüchterner hätte ſein können, als Felix war, und man hätte doch Vertrauen haben müſſen zu dieſem herzlichen, wohlwollenden Ton.

Das habe ich mir nun längſt gewünſcht, ſagte die Geheimräthin, indem ſie ihn neben ſich auf die kleine niedrige Ottomane lud, die in einer Ecke des Gemachs zwiſchen Epheulauben und Blumentiſchen ſtand: Das habe ich mir nun längſt gewünſcht, Ihre Bekanntſchaft zu machen, Herr Felix — und doch auch gefürchtet.

Bei der außerordentlichen Nachſicht, verſetzte der Dichter, mit welcher Sie meine jugendlichen Verſuche beurtheilen, finde ich dieſe Furcht nicht nur ſehr erklärlich, ſondern auch vollkommen gerechtfertigt; ja ich bekenne Ihnen frei, daß ſie in dieſem Augenblick auf mich ſelbſt übergeht. Wir Dichter (wenn ich mich nämlich überhaupt dazu zählen darf) thäten vielleicht überhaupt wohl, uns ſtets in der Verborgenheit zu halten und niemals aus dem poetiſchen Nimbus, den die Muſe um uns verbreitet, die arme proſaiſche Perſon hervortreten zu laſſen. Aber die Güte Ihres Herrn Gemahls war zu groß, zu überraſchend für mich; um ſo viel unverdientes Wohlwollen nicht undankbar zurückzuſtoßen, mußte ich es ſchon wagen, durch mein perſönliches Erſcheinen an der Nachſicht einzubüßen, welche Sie dem Unbekannten bisher gezollt.

Die Geheimräthin erhob raſch das Haupt, das ſie, während Felix ſprach, unverrückt zur Erde geſenkt hatte: Nein, ſagte ſie mit Entſchiedenheit, ſo habe ich es nicht gemeint! Der Poet, habe ich mir ſagen laſſen, iſt nirgend wahrer als in ſeinen Verſen, wer das Gedicht kennt, kennt auch den Dichter, wie er wirklich iſt; wo der perſönliche Eindruck dem poetiſchen nicht ſofort zu entſprechen ſcheint, da iſt es eben nur unſre Schuld, da iſt unſer Blick nur zu ſtumpf, unſer Gefühl nur zu ungeſchickt, da ſollen wir, auch ohne zu ſehen, dennoch glauben an das, was ſich uns in dem Gedicht bereits ſo ſichtbarlich enthüllt hat. Meine Furcht war gerade die umgekehrte; ich weiß, daß ich nur eine ſehr beſchränkte Frau bin, Herr Felix, es hat mir in derjenigen Zeit, wo das weibliche Herz am empfänglichſten iſt für jeden edlern Eindruck, an der nöthigen Anleitung und Bildung gefehlt — und mein Mann (dies ſagte ſie mit einem leichten, kaum hörbaren Seufzer), ſo vortrefflich er iſt, wirklich ein ganz vortrefflicher Mann, Herr Felix —! iſt doch durch ſeine praktiſchen Beſchäftigungen dem Genuß ſowohl wie der Kenntniß der Kunſt zu ſehr entfremdet worden, um mir jetzt noch mit Anleitung und Lehre zu dienen. Ich muß fürchten, daß mein Beifall, aus ſo aufrichtigem Herzen er kommt, Ihnen gleichwohl ſehr beſchwerlich, meine Bewunderung, ſo wahrhaft ſie iſt, ſehr läſtig fällt — nämlich weil es der Beifall und die Bewunderung einer langweiligen, ungebildeten, unverſtändigen Frau iſt....

Hier gerieth der junge Dichter denn immer tiefer in Verlegenheit, beſonders da die Geheimräthin ihn dazu mit ſo großen, feſten Augen und einer ſo klaren, ſichern Miene anſah, als ob ſie gerade das Gegentheil von dem geſagt hätte, was ſie ſagte.

Doch zog er ſich noch ſo leidlich heraus; er ſprach von der Allverſtändlichkeit der Poeſie, zu deren erhabenſten Vorzügen auch dies gehöre, daß ſie auch unbewußter Weiſe genoſſen werden könne, und auch ohne Studium, ohne Vorbereitung zugänglich ſei für jedes Herz —

Weil ſie jedes Herzens kundig iſt! fiel ihm die Geheimräthin ins Wort: Es iſt keine Frage der Neugier, Herr Felix, gewiß nicht; aber wo, um des Himmels willen, ſagen Sie mir, haben Sie, zumal bei Ihrem jugendlichen Alter, das weibliche Herz ſo kennen gelernt und ſo ſtudirt, wie Ihre Verſe es verrathen? Ah, Herr Felix, ich bin eine alte Frau, wie Sie ſehen; aus den bloßen **Büchern** — ſo einfach ich bin, kann ich mir das doch wohl ſagen — lernt man dergleichen nicht ....

Und damit erinnerte ſie ihn an einen Cyclus von Gedichten, den er vor Kurzem hatte erſcheinen laſſen, und in welchem die wechſelnden Empfindungen eines weiblichen Herzens, als beglückte und als verlaſſene Geliebte, als Braut, Gattin, Mutter, allerdings nicht ohne Wahrheit und Kraft ausgedrückt waren.

Felix wurde roth bis über die Stirn; er wußte ſelbſt nicht warum, aber genug, die Frage, ſo zierlich ſie herauskam, ärgerte ihn ein wenig.

Sie kennen, gnädigſte Frau, ſagte er nach einer kleinen Weile, die berühmte Frage, welche Cardinal Eſte an den Meiſter Ludwig richtete. In der Frage liegt zugleich die Antwort: wir Poeten ſind eben ein abſonderliches, hirnverbranntes Geſchlecht, in denen die Natur allerhand Fragmente und Entwürfe, Bruchſtücke und Skizzen zuſammenwirft, wandelnde Rumpelkammern gleichſam von allerhand wunderlichen Empfindungen, Anſichten, Leidenſchaften, welche die übrige Welt bereits abgetragen hat, oder wenigſtens nicht zum täglichen Gebrauch anſtändig und bequem findet. Bringen wir nun einmal ſolch ein altes Stück Hausrath wieder auf den Markt, ſo fallen Jedem ſogleich die alten Zeiten ein, wo er ſelbſt Aehnliches beſeſſen, und auch die alten Sympathien erwachen, mit denen er es einſt beſeſſen; man hält uns für Glocken — und die wahre tönende Glocke iſt doch allein das eigene Herz des Leſers, dem wir höchſtens zuweilen als Klöppel dienen ....

Ein ſehr anmuthiges Bild, erwiderte die Geheimräthin etwas gereizt, und ich danke Ihnen für die Nachſicht, mit welcher Sie mich auf das Unpaſſende meiner Frage aufmerkſam machen, dadurch, daß Sie dieſelbe mit einem Gemeinplatz umgehen. Aber die Frage iſt auch gar nicht in mir entſtanden, ich kenne meine Schwäche zu gut und weiß, daß ein ſo beſchränkter Geiſt, wie der meine, keinen Anſpruch darauf hat, in die geheimnißvolle Werkſtatt eines Dichterherzens zu ſchauen; es iſt die Frage einer Freundin — einer Freundin, Herr Felix, die gerade ſo jung iſt, wie ich alt, ſo ſchön, wie ich verblüht, ſo geiſtreich, wie ich einfach und ohne Urtheil — und in der Sie bei alledem keine minder aufrichtige und warme Verehrerin Ihres Talentes beſitzen als in mir.

Wieder folgte eine kleine Pauſe, da der junge Mann ſich in der That zu ungeſchickt fühlte, der Wendung, welche das Geſpräch immer mehr und mehr annahm, zu folgen.

Ich hätte niemals gedacht, ſagte er endlich, daß meine unbedeutenden Verſe überhaupt ſo viele Leſerinnen fänden; das bischen Gelungene, das etwa noch bisher darin geweſen iſt, wird, fürchte ich, mir für die Folge auch noch verloren gehen: denn ſeit ich weiß, wie viel ſchöne Augen mich prüfen, wie viel zarte Herzen über mir zu Gericht ſitzen, werden Befangenheit und Scham die ſchwachen Anſätze meines Talentes völlig erſticken.

Die Geheimräthin ſtand haſtig auf und ſchob eine der Gardinen zurück, ſo daß es ganz deutlich ward, welche bekümmerte, leidende und dennoch ergebene Miene ſie in dieſem Augenblick machte.

O ich ſehe, ſagte ſie, in einem Ton, der mit dieſer Miene in völliger Uebereinſtimmung ſtand, ich habe heut einmal wieder meinen ungeſchickten Tag, und ich bedaure Sie wirklich, daß mein Gemahl ſo lange auf ſich warten läßt —

Der Poet beeilte ſich zu verſichern, daß ihm keine Geſellſchaft in der Welt intereſſanter und angenehmer ſein könnte.

Nein, nicht ſo, erwiderte die Dame, mit Complimenten dieſer Art machen Sie die Sache ja nur noch ſchlimmer! Geſtehen Sie es nur offen, Sie langweilen ſich in meiner Geſellſchaft, Sie fertigen mich ab mit dieſen unbeſtimmten, allgemeinen Antworten, weil Sie ſich ermüdet fühlen von der Bewunderung einer Frau, die vielleicht eine leidliche Leſerin iſt, aber — ich habe es Ihnen ja ſelbſt vorausgeſagt! eine ſehr einförmige und ungeſchickte Geſellſchafterin. Oder wie? glauben Sie etwa gar, daß ich mir mit dem, was ich ſo eben von meiner Freundin ſagte, erlaubt hätte, eine Neckerei mit Ihnen zu treiben? Ihr halb ungläubiges, halb empfindliches Geſicht, Herr Felix, deutet faſt auf dergleichen hin ....

Und nun erging ſie ſich in einer Schilderung Victoria's (denn dies war die Freundin, welche die Geheimräthin im Sinne hatte), ſo ausführlich, in ſo lebhaften Farben, ſtellte die Wirkung, welche die Verſe des jungen Poeten auf dieſelbe gemacht hätten, als ſo bedeutend, ſo ungewöhnlich dar, daß Felix eben kein Poet hätte ſein müſſen, wenn ſein Herz von dieſem glänzenden Gemälde hätte unberührt bleiben ſollen, ganz beſonders, da die Geheimräthin, bei all dieſem Farbenreichthum, zugleich den Schleier eines höchſt lockenden Geheimniſſes darüber zu breiten wußte. Vergebens bat Felix, der ſich jetzt auf einmal ganz gut in den Ton der Geheimräthin hineinfand, um den Namen der Freundin —

Nein, nein, rief ſie, der Name bleibt mein Geheimniß! Sie ſollen ſie kennen lernen, ganz gewiß, Herr Felix, ich ſelbſt will Sie mit ihr bekannt machen — in den Jahren, in denen ich bin, braucht man auch die Schönheit und den überlegenen Geiſt ſeiner Freundinnen nicht mehr zu fürchten, ich bin an Entſagungen gewöhnt und weiß, daß, wie ich bin, mein vortrefflicher Mann ſich dennoch an mir genügen läßt — Sie ſollen ſie kennen lernen: aber Ihr Herz alsdann ſoll errathen, welche es iſt — ich meine, ſetzte ſie in ſcheinbarer Verwirrung hinzu, Ihr.... Poetenherz, Ihr.... Dichterauge — mein Gott, Sie müſſen ſchon Nachſicht mit mir haben, Herr Felix, es geht mir oft ſo, daß ich das richtige Wort nicht finden kann für die Dinge, welche ich ſagen will....

Es war recht gut für Felix, daß das Geſpräch hier unterbrochen ward: denn ſeine Neugier war wirklich aufs Aeußerſte geſteigert, während die Geheimräthin doch feſt entſchloſſen war, dieſelbe gegenwärtig nicht zu befriedigen. Auch war die Unterbrechung von der Art, daß ſie ſeinen Gedanken plötzlich wieder eine ganz andere Richtung gab. Auf ein leiſes, kaum hörbares Pochen nämlich wurde die Thür geöffnet, ſo raſch, daß die Geheimräthin kaum noch Zeit gehabt hatte, ihr „Herein“ zu rufen — und wer trat ein? Käthchen!

Dieſelbe wurde, wie früher erzählt worden, häufig im Hauſe der Geheimräthin beſchäftigt. Neugierig, zu ſehen, wie ihr Freund Felix ſich in dieſer vornehmen Geſellſchaft ausnehmen möchte, hatte ſie eine Arbeit, mit welcher die Geheimräthin ſie vor Kurzem beauftragt, zum Vorwand genommen, perſönlich vor ihr zu erſcheinen: und da ſie ſo oft im Hauſe verkehrte und vom Hausherrn wie von der Hausfrau ſtets mit großer Freundlichkeit behandelt ward, ſo hatte die Dienerſchaft kein Bedenken gefunden, ſie unangemeldet vorzulaſſen.

Felix fuhr im erſten Augenblick zuſammen, nicht anders wahrhaftig, als wäre plötzlich ein wichtiges und gefährliches Geheimniß im Begriff, verrathen zu werden. Das junge Mädchen dagegen nickte ihm ganz leiſe mit ihren großen, ſchelmiſchen Augen zu, und brachte dann, ohne die geringſte Notiz von ihm zu nehmen, der Geheimräthin, die ihr bis an die Thür entgegengegangen war, ihr Anliegen vor. Die Sache war raſch erledigt, und Käthchen, nur noch einmal mit unmerkbarem Blick und einem mühſam verhaltenen Lächeln den Freund ſtreifend, der aber auch gar zu feierlich ausſah in dem ſchwarzen Frack und der weißen Cravatte und gar zu ehrbar daſaß unter der Epheulaube, empfahl ſich mit zierlichen Verbeugungen.

Ein Nähtermädchen, ein armes, gutes Kind, das zuweilen für mich arbeitet, wandte ſich die Geheimräthin entſchuldigend zu Felix. Der aber war jetzt auf ſolchem Gipfel der Verlegenheit, es kam ihm ſo unrecht, ſo beſchämend vor, ſeine Freundin verleugnet zu haben, während er doch zugleich ſehr wohl fühlte, daß dies jetzt nicht der Moment ſei, die Bekanntſchaft einzugeſtehen — daß er nichts weiter vorbringen konnte als eine ſtumme, gleichgiltige Verbeugung. Das Geſpräch ſtockte von da ab, und alle Gewandtheit ſeiner Wirthin war nicht im Stande, es wieder in den frühern lebhaften und beziehungsreichen Gang zu bringen.

Endlich kam auch der Geheimrath; man ging zu Tiſch, und bei der herzlich biedern Weiſe des alten Herrn kehrte die Unterhaltung bald wieder zu völliger Unbefangenheit zurück. Er befragte Felix mit großer Ernſthaftigkeit nach ſeinen Studien, ſeinen Lebensabſichten und Plänen, und rückte demnächſt auch damit hervor, was er ſelbſt und der Miniſter mit ihm beabſichtigten.

Ich habe Ihnen bereits geſtanden, ſagte der alte Herr, indem er, von Geſpräch und Wein belebt, die Worte noch viel ſeltſamer modulirte, jetzt eins ganz leis und lang hervordehnte, um dann wieder das nächſte ganz kurz und laut herauszuſtoßen — ich habe Ihnen bereits geſtanden, mein guter Herr Felix, daß ich für meine Perſon von der Schriftſtellerei nicht viel halten kann: ſie iſt, ſo zu ſagen, eine vox media, eine syllaba anceps, bei der es immer erſt darauf ankommt, wo ſie ſteht und wie ſie genommen wird. Allein die Zeiten ſelbſt ſind jetzt in ſo unſeliger Schwankung, und je leichter das Boot, deſto glücklicher bekanntlich fährt es durch die empörten Wellen. Mein Chef, des Herrn Miniſters Excellenz, ſind auf Ihr ſchriftſtelleriſches Talent aufmerkſam geworden, ſie wünſchen daſſelbe zu benutzen — nicht für ſich, bei Leibe nicht, und Niemand würde ſich weniger als Unterhändler dazu hergeben, als ich! — aber für die Sache der Freiheit und des Geſetzes, für die Aufklärung des Volkes, für die Berichtigung jener Vorurtheile, welche die Maſſe, wie es ſcheint, um ſo leichter gefangen nehmen, je thörichter ſie ſelber ſind....

Kurz zu ſagen: man trug ſich mit dem Gedanken, ein Blatt zu gründen, welches, wenn auch äußerlich von dem Miniſterium völlig unabhängig, doch im Ganzen und Großen jene Prinzipien vertreten ſollte, zu denen Graf Filibert ſich bis jetzt noch öffentlich bekannte. Unſere Leſer wollen nicht vergeſſen, daß Graf Filibert dazumal noch ein Märzminiſter war, und daß auch ſein miniſterielles Programm noch immer mit jenen erhabenen Worten prunkte, deren bloßer Klang in der Märzerhebung ſo berauſchend auf die Nation gewirkt hatte. Es lag daher in dem Antrag ſelbſt durchaus nichts Anſtößiges oder Unehrenhaftes, und Felix konnte ihn jeden Augenblick annehmen, ohne ſeinen Ueberzeugungen das Mindeſte zu vergeben, oder ſich bei Anderen auch nur den Schein davon zuzuziehen.

Deſſenungeachtet, und wie ſehr ſeine Phantaſie auch durch die Vorgänge dieſer beiden letzten Tage entzündet war, vermochte Felix doch ein geheimes Widerſtreben gegen den Vorſchlag nicht zu unterdrücken; weit entfernt, ihn ſofort anzunehmen, war das Einzige, wozu er ſich verſtand, daß er ſich bereit erklärte, ſich am nächſten Vormittag durch Geheimrath Haberland dem Miniſter ſelbſt vorſtellen zu laſſen.

Und bei der nächſten Gelegenheit dann ſtelle ich Sie meiner Freundin vor, ſetzte die Geheimräthin mit vielſagendem Lächeln hinzu.

Achtzehntes Kapitel.

Zum zweiten Mal.

Der Abend war ſchon ziemlich weit vorgerückt, als Felix ſich endlich auf den Weg machte, das Kleinod ſeiner Freundin auszulöſen.

Er war ihn ſchon öfters für ſich ſelbſt gewandelt, dieſen Weg zu dem ehrlichen Herrn Samſon Abelsberger, der ein gar ſo gefälliger Mann war und die entbehrlichen Koſtbarkeiten, Uhren, Ringe, Kleidungsſtücke und ſonſtige Werthſachen junger Studenten, Offiziere und anderer leichtſinniger oder bedrängter Leute ſo bereitwillig gegen geringe Vergütung in ſichern Verwahrſam nahm.

Aber wie Felix nun war, ſo hatte er ſich einer gewiſſen innern Befangenheit, einer gewiſſen Scham vor ſich ſelber dabei niemals erwehren können; und auch heut ſogar, da er dieſen Weg nicht für ſich ſelbſt machte, und in einer Abſicht, die gewiß nichts weniger als ſträflich war, wartete er doch vorſätzlich die ſpätere Abendſtunde ab und drückte ſich vorſichtig an den Häuſern hin, bevor er Herrn Samſon Abelsberger ſeinen Beſuch abſtattete.

Und das war nun, die Wahrheit zu geſtehen, höchſt thöricht und ein neuer handgreiflicher Beweis von der phantaſtiſchen Verſchrobenheit, welche in allen praktiſchen Beziehungen das Hirn des jungen Mannes erfüllte.

Denn (und auch unſern Leſern ſei dies zum Troſt geſagt, die, nachdem ſie in dieſem Buche bereits ſo viele unebenbürtige Bekanntſchaften gemacht haben, gewiß auch nicht eben erfreut ſein werden, nun noch gar das Innere eines

Leihhauſes kennen zu lernen) — das Haus des Herrn Abelsberger war ein Haus von ſehr ſtattlichem und ſelbſt zierlichem Aeußern, mit großen hellen Fenſtern, lichten und geräumigen Treppen, mitten in einer ſaubern und lebhaften Straße gelegen; es wohnten allerhand ehrliche und angeſehene Leute und wurden eine Menge verſchiedener Gewerbe darin getrieben, ſo daß du ganz ungeſcheut unter die hohe Einfahrt treten oder durch die buntgetünchten Corridore dahin gehen konnteſt, kein Menſch errieth, wen du eigentlich in dieſem Hauſe beſuchteſt. Erſt wenn man an einer gewiſſen Thür des zweiten Stockwerks ſchellte, wenn die Thür ſich geräuſchlos geöffnet hatte, um dicht hinter dem Eingetretenen eben ſo geräuſchlos wieder ins Schloß zu fallen — —

Nun ja? was war es dann weiter? Dann ſtand man wieder erſt auf einem Vorſaal, welcher durch eine Reihe rings herumlaufender Thüren, ſämmtlich mit mattgeſchliffenem Glaſe verſehen, nur eben ſpärlich genug erhellt ward, daß nicht Einer den Andern umlief, von wirklichem Sehen und Erkennen konnte gar keine Rede ſein. Die Thüren ſelbſt führten alle in ein und dasſelbe weitläufige, unſaubere Gemach, an denſelben langen, ſchmalen Tiſch, hinter welchem Herr Samſon Abelsberger in der ganzen Liebenswürdigkeit ſeiner kleinen unterſetzten Geſtalt, mit dem Mohrenhaar, das gerade auf der Stirn in kurzen Büſcheln ſtand, und dem kleinen Goldreif im Ohrläppchen, zwiſchen Büchern, Papieren und einem Chaos aller möglichen Gegenſtände thronte. Die Eingänge ſelbſt waren durch hölzerne Niſchen eingefaßt; dieſelben bildeten gewiſſermaßen eine Fortſetzung der Thürbekleidung und machten es ſchlechterdings unmöglich, daß die Eintretenden einander gewahr werden konnten. Herr Samſon Abelsberger that ſich nicht wenig zu Gute auf dieſe Einrichtung ſeines Locals, die, wie er behauptete, einem pariſer Vorbild nachgeahmt war. Und Thatſache war es allerdings, daß dieſelbe auch beim Publicum großen Beifall fand, und daß, wenn Herr Samſon Abelsberger eins der größten Geſchäfte in der Stadt machte, er dies wenigſtens zu zwei Dritteln ſeinem dunkeln Vorſaal, den geſchliffenen Fenſterſcheiben und den bequemen hölzernen Thürniſchen zu danken hatte.

Auch unſer Felix alſo, wenn er nicht eben ein **Phantaſt** geweſen wäre, hätte ganz ruhig geraden Wegs das Haus betreten können. So jedoch hing er in ſeinem Geiſt allerhand melancholiſchen und wunderlichen Vorſtellungen nach; er überlegte bei ſich ſelbſt, wie Unzählige, mit wie verſchiedenen Empfindungen, voll Noth und Kümmerniß die Einen, voll Leichtſinn und Uebermuth die Andern, dieſe Schwelle zu betreten pflegten, wie viel Thränen hier gefloſſen, wie viel andere getrocknet, um bald darauf in neue, noch ſchmerzlichere wieder auszubrechen, wie viel Verbrechen hier vermieden und wie viel mehr noch und ſchwerere hier begangen und vorbereitet würden — und wie Herr Samſon Abelsberger bei alledem immer runder und runder ward, und wie ihm Niemand widerſprechen durfte, wenn er ſich ſelbſt als einen der nützlichſten Bürger der Hauptſtadt rühmte ....

Unter dieſen und ähnlichen Gedanken kreuzte Felix verſchiedene Male an dem Hauſe vorüber, bog dort um eine Ecke, ſchlug hier eine Seitengaſſe ein — bis er plötzlich in einer nahe gelegenen Straße auf ſeinen Freund Florentin ſtieß.

Gern hätte er den Freund ſogleich angeredet und ihm das Abenteuer mit dem Geheimrath, das auf ſo ſeltſame Weiſe die Unterhaltung des geſtrigen Abends wieder aufzunehmen und fortzuſpinnen ſchien, mitgetheilt. Aber theils hatte ſein Geſchäft Eile, theils war auch Florentin ſelbſt nicht allein: ein Herr, von demſelben Nationaltypus, eben ſo krauswollig, mit eben ſolch goldenem Ring im Ohr, und nur noch ein klein wenig ſtärker als Herr Samſon Abelsberger, ging ihm zur Seite, ſo dicht, daß es Felix ſofort auffiel und er darüber den Dritten gar nicht bemerkte, der, ein Papier unterm Arm und die gefalteten Hände auf dem Rücken, etwa dreißig Schritte hinter dem Paare ging — ein Mann, der die bekannte Amtstracht immerhin dreiſt ablegen konnte, da ja zwiſchen den buſchigen Augenbrauen, um die lange, krumme, gleichſam zuhackende Kupfernaſe, ſowie in ſeinem ganzen übrigen Aeußern der — Executor oder Gerichtshäſcher ohnedies deutlich zu leſen ſtand.

Aber vielleicht täuſchte das Aeußere des Mannes doch? und dieſe Aufmerkſamkeit, mit welcher er Schritt vor Schritt, in immer gleichmäßiger Entfernung, kein Auge von Florentin abwandte, war nur eine zufällige und hatte für Florentin ſelbſt nicht die mindeſte Bedeutung? Wenigſtens nach der Unbefangenheit, mit welcher der junge Edelmann ſich mit ſeinem Nachbar unterhielt, ſowie nach der Heiterkeit, womit er Felix ſchon von Weitem anrief, konnte man es gar nicht anders glauben.

Ah charmant, rief er lachenden Mundes unſerm Dichter entgegen, da kommt ein Mann, der ſich auf dieſe Dinge verſteht, das iſt ein Poet, der muß von Amtswegen wiſſen, wann die Sonne auf- und niedergeht, der kann unſern Streit gleich entſcheiden. Nicht wahr, Felix? fuhr er fort, wir haben wenigſtens noch eine halbe Stunde bis Sonnenuntergang? Und dieſer würdige Herr, indem er ſeinen Begleiter derb auf die Schulter ſchlug, behauptet, die Sonne wäre bereits im Untergehen und er dürfe keinen Augenblick verſäumen, mich an einen gewiſſen Ort zu führen, welchen ſeine Freundſchaft für mich ausfindig gemacht hat, und von wo aus Sonnenauf- wie Untergang ſich höchſt eigenthümlich ausnehmen ſoll . . . .

Der Begleiter nahm vor Felix ehrerbietig den Hut ab, fuhr mit den geſpreizten Fingern durch das wollige Haar, huſtete einige Male, blinzelte nach der Sonne — Eine halbe Stunde, will ſagen dreißig Minuten, Herr Baron, ſollen Sie noch haben, ſagte er; wenn aber bis dahin Ihre Sonne noch nicht aufgegangen iſt, ſo werde ich Sie allerdings erſuchen müſſen, mir oder vielmehr dem Schatten, der hinter Ihnen wandelt, an einen zur Obſervation des Himmels ſehr wenig geeigneten Ort zu folgen . . . .

Pah! dreißig Minuten? höhnte Florentin: nicht funfzehn, mein beſter Herr Amſchell Levi! Sehen Sie die Droſchke dort an der Straßenecke? Bevor funfzehn Minuten vergehen, wird die Droſchke auf uns zugefahren kommen, Sie werden meinen Arm feſthalten, natürlich: aber wenigſtens die Hand werden Sie mir freigeben, ich werde ſie in das Wagenfenſter hineinreichen und werde, wie ein Prophet Ihres alten Bundes, die Sonne, nach der Sie ſich ſehnen, die goldne Sonne aufgehen laſſen über Ihrem ungläubigen Haupte!

Felix konnte das Verſtändniß dieſer Scherzreden nicht gleich finden; überdies wurde er durch den Sonnenuntergang daran erinnert, daß um dieſe Zeit das Geſchäft des Herrn Samſon Abelsberger geſchloſſen zu werden pflegte. Er beurlaubte ſich daher raſch mit kurzem Gruß und ſtand wenige Minuten ſpäter in einer der vorhin beſchriebenen Niſchen.

Allein ſo laut er mit dem Geld auch klimperte und ſo ſehr er zur Eile trieb, Herr Samſon Abelsberger hatte in dieſem Augenblick doch keine Zeit für ihn. Derſelbe war bereits in ein Geſchäft verwickelt, welches ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

Ganz gewiß iſt dieſer Schmuck fünfhundert

Thaler werth, und hier, Demoiſelle, liegen die Scheine auch bereits aufgezählt. Aber unſer Reglement iſt ſehr ſtreng, ich darf an keine unbekannte Perſon borgen, am wenigſten ſo bedeutende Summen und auf ſo werthvolle Gegenſtände....

Dieſe Worte, von Herrn Abelsberger mit ſeiner gewohnten breiten, quäkenden Stimme in die Niſche zunächſt neben Felix hineingeſprochen, ſchienen daſelbſt großes Misbehagen zu erregen.

Aber Sie hören ja, mein Herr, die Sache hat Eile! Es ſoll morgen mit dem Früheſten Jemand bei Ihnen erſcheinen, der ſich als Eigenthümer dieſer Juwelen legitimiren wird; für heut handelt es ſich nur um das Geld Oder ſehe ich etwa aus wie eine Betrügerin?

Felix horchte hoch auf: ſo haſtig dieſe Worte geſprochen wurden und in ſo leiſem, flüſterndem Ton, ſo war es ihm gleichwohl, als hätte er dieſe Stimme ſchon einmal vernommen, dieſe melodiſche, klangvolle Stimme....

Sie ſehen aus, erwiderte Herr Abelsberger gleichmüthig, wie eine höchſt elegante und vornehme Demoiſelle. Aber wenn Sie auch noch ſo elegant und vornehm ausſehen, ſo muß ich doch darauf beſtehen, daß Sie mir Ihren Namen nennen oder mir ſonſt einen Nachweis über Ihre Perſönlichkeit geben.

Meinen Namen! rief die Stimme jetzt lauter, offenbar im Zorn: und was hat denn mein Name mit dieſer Angelegenheit zu thun? Ich verpfände ja nicht meinen Namen bei Ihnen, ſondern meine Juwelen!

Ich kenne mein Reglement, verſetzte Herr Abelsberger, indem er das buntgeſtreifte Hemd zwiſchen der Halsbinde hervorzog: wenn Sie mir Ihren Namen nicht ſagen wollen, Demoiſelle, und auch keine Papiere beibringen, ſo ſtellen Sie mir wenigſtens einen Bürgen, führen Sie mir irgend einen Bekannten von ſich her, den ich auch kenne und der mir ſagt: ich kenne die Dame, Herr Abelsberger, die Dame iſt gut, Sie haben nichts zu riskiren, Herr Abelsberger ....

O um Gotteswillen, einen Bekannten?! rief die Stimme nebenan —

Aber ſchon hatte Felix ſie erkannt: es war derſelbe volle ſilbertönige Klang, derſelbe vornehme, faſt herausfordernde Ton, der ihm bei dem geſtrigen nächtlichen Abenteuer aus der Droſchke des guten Peter Müller entgegengeklungen war —

Ich kenne die Dame, Herr Abelsberger! ich ſage gut für die Dame, das Geſchäft iſt gut, und Sie haben nichts zu riskiren, Herr Abelsberger! rief er.

Herr Abelsberger drehte ſich bei dem bekannten Ton vergnügt um und nickte wohlbehaglich dem alten Kunden; es hätte ihm ja ſelbſt den allergrößten Schmerz gemacht, hätte er auf das vortheilhafte Geſchäft verzichten müſſen.

Ah, ſagte er, wenn Sie ſich verbürgen, da iſt es freilich etwas Anderes, da iſt die Sache in Ordnung, und ich brauche blos in den Schein zu ſetzen: Eigenthümerin unbekannt, aber legitimirt durch Zeugniß des mir wohlbekannten Herrn — Nein, ſeinen Namen brauchen Sie nun auch nicht zu wiſſen, Demoiſelle, unterbrach er ſich ſelbſt mit pfiffigem Schmunzeln, eine Hand wäſcht die andere — hier iſt der Schein und hier iſt das Geld — und wenn Sie noch mehr ſolche Steinchen verſetzen wollen, entziehen Sie mir die Ehre nicht....

Auch Felix' Geſchäft war in wenigen Minuten geordnet. Allein ſo ſehr er ſich auch eilte, ſo konnte er doch weder im Haus noch auf der Straße von der Unbekannten, mit der er auf ſo wunderſame Weiſe zum zweiten Mal zuſammengetroffen war, irgend eine Spur mehr entdecken. Auch von Florentin und ſeinen Begleitern war nichts mehr zu ſehen; eben ſo wenig von der Droſchke, die vor Kurzem noch an der Straßenecke gehalten hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Das Zuſammentreffen.

Als Felix im Lauf des nächſten Vormittags mit dem Geheimrath beim Miniſter erſchien, war derſelbe eben von einer Maſſe wichtiger Staatsgeſchäfte in Anſpruch genommen. Das heißt, er mußte drei, vier Clubdeputationen bei ſich empfangen, mußte ein Placat entwerfen, durch welches die Freunde der Freiheit vor Reaction, die Freunde der Ordnung vor Anarchie beruhigt werden ſollten, mußte ſich vorbereiten auf einige höchſt grimmige Interpellationen, die er demnächſt in der Kammer zu erwarten hatte, mußte nebenher auch daran denken, Sereniſſimo, der in neueſter Zeit wieder ſehr an der üblichen fürchterlichen Langeweile litt, einige geſellige Aufheiterungen zu bewirken — und was dergleichen wichtige und ſchwerlaſtende Regierungsſorgen mehr waren.

Unter dieſen Umſtänden hatte er denn auch für Felix nur wenige Minuten, während deren er jedoch nicht verſäumte, den ganzen Reichthum miniſterieller Herablaſſung und Liebenswürdigkeit zu entfalten.

Ich bedaure unendlich, ſagte er, daß meine Zeit mir heut nicht geſtattet, mich in dem Maße mit Ihnen zu beſchäftigen, wie ich ſelbſt es wünſche; es würde mir das eine große Erleichterung ſein von dieſer Laſt, die auf meinem Schultern ruht, und der, Ihnen darf ich es geſtehen, mein allzu weiches, allzu poetiſches Herz nicht gewachſen iſt. Da treten die Menſchen nun gegen mich auf, beſchuldigen mich des Ehrgeizes, beneiden, verläſtern, verfolgen mich — ah wahrhaftig, Herr Felix, wiſſen Sie, was das höchſte Ziel meines Ehrgeizes iſt? Zurückzutreten von dieſer

Stelle, auf die nur meine Hingebung für Vaterland und Freiheit mich geführt hat, und wieder auf der armen Hufe Landes, die mir ja hoffentlich bleiben wird, mit eigenen Händen mein bischen Kohl bauen zu dürfen.

Ja ganz gewiß hatte Graf Filibert Grund, ſein allzu poetiſches Herz zu rühmen, wenigſtens an poetiſcher Licenz konnte er es dreiſt mit jedem Dichter vom Fach aufnehmen: die arme Hufe Landes, von der er ſo wehmüthig ſprach, beſtand bekanntermaßen aus einem Complex von mindeſtens ſieben Rittergütern, und wenn der Herr Graf in Zukunft Kohl mit eigenen Händen erziehen wollte, ſo erzogen einſtweilen ſeine Gärtner noch in fürſtlich ausgeſtatteten Gewächshäuſern Ananas, Piſang und andere koſtbare Früchte ....

Unſer Ländchen, fuhr er fort, iſt nicht groß, unſer Reichthum an Talenten nicht bedeutend genug, um eine ſo ſeltene Begabung, wie die

Ihre, für das Gemeinwohl unbenutzt zu laſſen. Mein verehrter Freund (indem er dem alten Haberland verbindlich die Hand drückte), dem ich mit ſo vielem Andern auch Ihre werthe Bekanntſchaft verdanke, wird die Güte haben, Ihnen die Gedanken, die wir in Betreff Ihrer künftigen Verwendung haben, darzulegen, und dagegen auch Ihre Wünſche und Vorſchläge in Empfang zu nehmen. Es iſt bisher zu wenig bei uns für Kunſt und Wiſſenſchaft geſchehen, wie in andern Stücken, ſo werde ich mich auch hier bemühen, das von meinen Vorgängern Verſäumte wieder gutzumachen, und ſoll es mich innig freuen, Herr Felix, wenn Sie es ſind, der die erſten Früchte davon ärntet. Ich empfange regelmäßig jeden Dienſtag Abend; es wird mir ſehr angenehm ſein, Sie recht oft in meinem Hauſe zu ſehen, und werden wir da hoffentlich bald näher bekannt werden. Für heut will ich Ihnen wenigſtens noch zu einer Bekanntſchaft verhelfen, die Sie für die Eile, mit welcher ich die heutige Unterhaltung leider abbrechen muß, mehr als hinlänglich entſchädigen wird: meine Schweſter Victoria, die meinem Hausweſen vorſteht, und die ich in allen Stücken als die eigentliche Herrin des Hauſes zu betrachten bitte, iſt ebenfalls eine Verehrerin Ihres Talentes, und hat den Wunſch geäußert, Sie kennen zu lernen — darf ich bitten?

Felix, den ſchon die Bekanntſchaft des Grafen wenig erbaut hatte, ſo überaus freundlich und zuvorkommend derſelbe ſich auch gab, verſpürte innerlich wenig Luſt, die Schweſter dieſes Bruders kennen zu lernen. Doch war hier natürlich keine Weigerung am Orte, und folgte er dem Grafen daher mechaniſch durch eine Reihe prachtvoller, mit mehr Ueppigkeit als Geſchmack ausgeſtatteter Zimmer, bis ſie endlich an einem höchſt zierlichen Boudoir anlangten.

Der Graf ſteckte vorſichtig den Kopf zwiſchen den ſeidenen Vorhängen, welche den Eingang bedeckten, hindurch — Darf ich ſtören, meine Theuerſte? lispelte er.

Und gleich darauf Felix in das Gemach ziehend, das von Sonnenglanz, Gold und Kryſtallen funkelte, dermaßen, daß Felix die Augen zu Boden ſchlagen mußte:

Meine Schweſter Victoria — Herr Schriftſteller Felix, ſagte er vorſtellend.

Sehr angenehm, erwiderte eine Stimme —

Felix, wie von Flügeln der Begeiſterung emporgeriſſen, fuhr in die Höhe — es war dieſelbe Stimme, die er bereits zweimal vernommen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Felix.

Roman

von

Robert Prutz.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

Felix.

Zweiter Theil.

Felix.

Roman

von

Robert Prutz.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des zweiten Theils.

Drittes Buch.

Die Verſuchung.

Seite
Erſtes Kapitel. Das Gartenhaus 3
Zweites Kapitel. Beim Billard 10
Drittes Kapitel. Der Liebende 23
Viertes Kapitel. Victoria 33
Fünftes Kapitel. Neueſtes Briefmuſter 46
Sechſtes Kapitel. Eine erſte Unterhaltung 56
Siebentes Kapitel. Wer hat nun Recht? 75
Achtes Kapitel. Clubgeſchichten 90
Neuntes Kapitel. Ein Eheherr, wie er ſein ſoll 100
Zehntes Kapitel. Geſtändniſſe 112
Elftes Kapitel. Die Recognoscirung 119
Zwölftes Kapitel. Die Singeſchule 126

Seite

Dreizehntes Kapitel. Der Lauf der Welt 140

Vierzehntes Kapitel. Sorgen und Zweifel 148

Funfzehntes Kapitel. Höherer Schutz 160

Sechzehntes Kapitel. Die Störung 169

Siebzehntes Kapitel. Man rückt deutlicher heraus 179

Achtzehntes Kapitel. Die Leimruthe 186

Neunzehntes Kapitel. Der Freund in der Noth 193

Viertes Buch.

Die Löſung.

Erſtes Kapitel. Das Marterbänkchen 201

Zweites Kapitel. Wieder eine alte Bekanntſchaft 215

Drittes Kapitel. Das Geſchäft 223

Viertes Kapitel. Neſtor's Weisheit 238

Fünftes Kapitel. Heinrich der Löwe 245

Sechſtes Kapitel. Die Vorleſung 255

Siebentes Kapitel. Die Vertraute 262

Achtes Kapitel. Die praktiſche Bühne 275

Neuntes Kapitel. Der Bruch 284

Zehntes Kapitel. Das Geſtändniß 293

Elftes Kapitel. Der Giftbecher 300

Zwölftes Kapitel. Der Himmel fällt ein 312

Seite
Dreizehntes Kapitel. Der Brief 318
Vierzehntes Kapitel. Der Gefangene 323
Funfzehntes Kapitel. Im Kerker 327
Sechzehntes Kapitel. Hausſuchungen 335
Siebzehntes Kapitel. Schluß 341

Drittes Buch.

Die Verſuchung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Das Gartenhaus.

Wie im Anfang dieſer einfachen und wahrhaften Hiſtorie, ſo, geneigter Leſer, muß ich dich auch jetzt wieder um deine Unterſtützung bitten, indem du dich den Schwingen deiner eigenen Einbildungskraft anvertrauſt. Nur ſechs Wochen ſind vergangen ſeit jener unerwarteten Begegnung, mit welcher der erſte Band dieſer Erzählung ſchloß: aber ſchon dieſe wenigen Wochen ſind hinreichend geweſen, den ganzen Stand der Dinge zu verändern, und namentlich in zwei Herzen, an denen du vielleicht nachgerade angefangen haſt, einigen Antheil zu nehmen, einen

Umſchwung hervorzubringen, den nur Diejenigen wahrhaft begreifen können, die einmal an ſich ſelbſt etwas Aehnliches erfahren haben.

Und von ganzem Herzen, lieber Leſer, wünſche ich dir, daß du zu dieſen gehören mögeſt. —

Verſetze dich denn alſo in deinen Gedanken aus der ſchwülen, dumpfigen Stadt, wo die Sonne zwiſchen den gleich Soldaten aufmarſchirten Häuſerreihen mit unerträglicher Heftigkeit brennt, hinaus auf das ſtille, kühle, ſchattige Land. Es iſt in jener heißeſten Zeit des Jahres, kurz vor dem Uebergang zum Herbſt, wo der Sommer noch einmal ſeine ganze, volle Kraft entfaltet: einem ſchönen, heißblütigen Weibe ähnlich, welches ſich der Grenze der Jugend nahe fühlt, und nun noch einmal, bevor ſie auf ewig Abſchied nimmt von Schönheit, Glück und Liebe, das ganze verzehrende Feuer ihrer Seele ausſtrömt in einer ungeheuren glühenden Leidenſchaft. Wie die Augen da ſo ſiegreich, ſo gebieteriſch leuchten! wie um dieſe ſehnſüchtig ſchwellenden Lippen ein Duft fliegt, ſo heiß, ſo verſengend, ſo ſinnbethörend, wie die heißeſte Gluth der Mittagsſonne! wie das ganze Weſen noch einmal aufgeht, aufflammt, hinſchmilzt in unſagbarer, unzähmbarer Leidenſchaft! Du fliehſt, lieber Leſer, den Brand des Sommers — fliehe auch dieſe Weiber! verbirg dich, rette dich vor den Pfeilen dieſer Leidenſchaft, deren Wunden ach, ſo ſüß ſind, und doch ſo gewiſſes Verderben bringen! Es iſt wahr, nur wenn ein ſolches Weib dich einmal geliebt hat, nur wenn du, berauſchten, entzückten Geiſtes, in der Sonnenhöhe dieſer Leidenſchaft geſtanden, dann erſt weißt du völlig, was Liebe, was Leidenſchaft iſt. Aber es gibt ein Glück auch in der Liebe, ſo groß im Genuß und ſo fürchterlich im Verluſt, daß es dir beſſer iſt, du lernſt es niemals kennen; es gibt einen Becher der Leidenſchaft — es iſt der ſüßeſte, den du berühren kannſt: dennoch ſchütze dich Gott, daß du ihn nie berührſt — denn du mußt elend werden, ſowie du ihn geleert. — Es iſt Phaeton, den die Sonne, mit welcher er dahinſtürmt, vernichtet: aber nicht blos du ſelbſt ſtürzeſt aus Himmels Höhen, o nein, noch viel entſetzlicher — auch deine Sonne ſtürzt mit dir, über dir — und verſinkt auf ewig in Nacht und Sumpf....

Wie wohlthätig dagegen iſt der Schatten dieſer Bäume! welche geſunde Kühle lagert auf dieſen zierlich eingefaßten Raſenplätzen, in deren Mitte ſich duftende Blumengruppen erheben! Du wandelſt leiſen Trittes durch die verſchwiegenen Gänge auf das Gartenhaus zu, das ſich in der Mitte des kleinen Parks erhebt. Es iſt ein einſtöckiges Gebäude von einfach edler Bauart; die großen, bis auf den Fußboden herabgehenden Fenſter geben ein Gefühl des Freien, Geräumigen, Luftigen, das ſchon beim bloßen

Anblick höchſt wohlthuend wirkt. Rings um das Haus ſind Blumentöpfe aufgeſtellt; Epheu und andere Schlinggewächſe ranken ſich an den Säulen empor, welche die Eingangshalle ſchmücken.

In der Halle ſelbſt, da, wo der Blick am ungehindertſten zwiſchen den Baumgruppen des Gartens hindurch auf die umgebende Landſchaft ſchweift, um ein zierliches, rohrgeflochtenes Tiſchchen ſtehen drei Stühle. Den mittelſten hat eine Dame eingenommen, die wir trotz des einfachen, weit in das Geſicht geſchobenen Strohhutes ſofort erkennen: dieſe hagere, vornehme Geſtalt, mit den lebhaften Augen und den ſcharfgeſchnittenen Zügen, in dieſem enganſchließenden grauen Oberrock, kann nur der Geheimräthin Haberland gehören.

Und ebenſo auch der eigenthümlich ſcharfe, beinahe lauernde Ausdruck, mit welchem ſie — etwa auf das Buch lauſcht, das ſie in Händen hat, und das allerdings dem Anſcheine nach ihre ganze Aufmerkſamkeit beſchäftigt? O nein: man braucht noch kein ſehr genauer Menſchenkenner zu ſein, um es doch Augenblicks herauszufühlen, daß dieſe Aufmerkſamkeit nur ſcheinbar iſt und daß, während die Augen unbeweglich auf den Lettern haften, die Gedanken in der That ganz wo anders ſind ....

Die Geheimräthin iſt hier noch vor Kurzem nicht allein geweſen; ein Umſchlagetuch von ſo hellen, leuchtenden Farben, wie die würdige Dame nie zu tragen pflegt, eine halb fertige Stickerei, die unbeachtet an der Erde liegt, endlich auf dem Tiſchchen ein Herrenhut und ein auseinandergeblättertes Manuſcript verrathen deutlich, daß hier der Geſellſchaft noch mehr geweſen.

Und wie raſch, in welcher lieblich eiligen Flucht dieſe Geſellſchaft den Platz verlaſſen haben muß! Der dritte Stuhl iſt zur Erde geſchleudert, wie wenn ihn Jemand haſtig hinter ſich zurückgeſchoben; der zierliche, buntfarbige Sand, mit welchem der Platz beſtreut iſt, trägt die Eindrücke zahlreicher, flüchtiger Tritte; du ſiehſt die abgeriſſenen Blumen, die hier und da zerſtreut liegen, halb vollendete Kränze, Sträußchen, die, bevor ſie noch fertig gebunden, ein muthwilliger Finger ſchon wieder gelöſt hat — o wahrhaftig, du mußt lächeln, und dein Fuß hält ein, auch nur dieſe verwelkten Blumen zu zertreten: denn Alles, was du hier ſiehſt, erinnert dich, wie du ſelbſt vor Jahren, in Jugendſeligkeit, in ſolcher ſchönen, duftigen Gartenſtille mit einem geliebten Weſen getändelt haſt, und haſt dich gehaſcht und mit Blumen geworfen . . .

Still! ſtill! Wer das wirklich einmal beſeſſen hat, der bewahrt es ſtumm, deſſen Lippe verräth nichts davon: denn er iſt entweder zu glücklich dazu — oder auch zu tief unglücklich.

Zweites Kapitel.

Beim Billard.

Die Frau Geheimräthin Haberland war, wie wir wiſſen, eine ſehr gebildete Dame und namentlich eine ſehr eifrige Leſerin. Wenn ſie desſenungeachtet in dieſem Augenblick nur mit halber Aufmerkſamkeit bei dem Buche iſt, ſo dürfen wir ihr daraus keinen Vorwurf machen. Denn dicht hinter ihr, aus dem geöffneten Billardſaal, der zunächſt an die Vorhalle ſtößt, klappern nicht blos die Kugeln ſo munter, ſondern auch ein ſo liebliches Gelächter tönt daraus hervor; zwei jugendlich helle, wohllautende Stimmen necken, ſtreiten, überbieten ſich in ſo reizender Heiterkeit, daß man neunzig Jahr ſein könnte und der eingefleiſchteſte Bücherwurm der Welt, und dies holde Geſchwätz zöge Einen dennoch von dem Buche ab, auch von dem allergelehrteſten und allerintereſſanteſten.

Schleichen denn auch wir uns näher, einen Blick in die offenſtehende Thür zu werfen.

In der Mitte des Saals, deſſen Wände mit Statuetten und Gipsbildern auf buntfarbigem Grunde verziert ſind, ſteht das Billard. Um das Billard herum, leicht wie von Flügeln getragen, kreiſt die lieblichſte Frauengeſtalt; in den mannichfach wechſelnden Stellungen, wie ſie ſich jetzt über die grüne Tafel hinbeugt, jetzt mit ſicherm Arm zum Stoß ausholt, nun zurückſchnellt und mit rückwärts geworfenem Haupt den eilenden Ball verfolgt, entfaltet ſich eine Fülle von Anmuth und Liebreiz, eine Gewandtheit, Kraft, Sicherheit, welche in jeder dieſer Stellungen werth wäre, vom Meißel des Bildhauch verewigt zu werden. Das ſchwarze brennende Auge leuchtet von Siegesfreude, die geröthete Wange glüht von Luſt und Heiterkeit; über Alles lieblich aber iſt es, wenn bei einem Fehlſtoß des Gegners der zierlich ſchwellende Mund ſich öffnet, daß die elfenbeinen Zähne ſichtbar werden und das anmuthigſte, ſchadenfroheſte Gelächter bricht wie eine aufgelöſte Perlenſchnur zwiſchen den purpurnen Lippen hervor.

Die junge Dame, in welcher der ſcharfſinnige Leſer ſogleich die Schweſter des Miniſters, Gräfin Victoria, erkennt, hat Urſache zu dieſem Gelächter, es läßt ſich nicht leugnen; ihr Gegenpart ſpielt herzlich ſchlecht, ich glaube, er ſieht beim Zielen mehr nach den ſchönen Augen ſeiner Mitſpielerin, als nach dem Ball, den er machen will; wie unruhig die weißen Kugeln auf dem Tuche dahinſliegen, ſein Herz, glaube ich, wird noch viel ungeſtümer hin- und hergeſchleudert.

Aber wie Sie heut auch ſpielen! ruft die junge Dame. Ich glaube, Sie wollen mich ſchonen: und von Allem, was man mir anthun kann, wiſſen Sie, iſt mir gerade das das Verhaßteſte. Da — fuhr ſie auf, indem ſie mit dem kleinen Fuß unwillig auf den Boden ſtampfte, zugleich aber ſich auch nicht enthalten konnte, vor Triumph und Schadenfreude hell aufzulachen — da laſſen Sie auch gar noch den Ball aus, den doch kein Menſch auslaſſen konnte — und nun mach' ich dieſen (indem die ſchlanke Geſtalt ſich ſchlangengleich über das Billard hinlehnte und ohne zu zielen, mit einem einzigen raſchen Stoß, die Kugel ins Loch ſchleuderte) — und nun iſt es Partie, und Sie haben wiederum verloren!

Damit ſchwenkte ſie ſich im Halbkreis auf der Fußſpitze, ſetzte das Queue in die Ecke und ſtrich aufathmend mit der ſchmalen weißen Hand die dunkeln Locken aus der glühenden Stirn.

Sie haben Recht, gnädiges Fräulein, ich bin ein ungeſchickter Spieler, erwiderte der junge Mann, indem er gedankenvoll eine Kugel gegen die andere klappen ließ: aber nicht blos heute bin ich es, ſondern immer, und nicht blos auf dem Billard, ſondern überall, überall, meine Gnädige, in Allem, was ich beginne, ich fühle es ſelbſt recht wohl....

Die junge Dame zuckte die Achſeln und ſuchte ſpöttiſch auszuſehen. Aber ſo viel Mühe ſie ſich darum gab, ſo gelang es ihr doch nicht ganz, und das Lächeln, mit dem ſie den ungeſchickten Gegner betrachtete, wurde je länger, je milder, je wohlwollender.

Ah, ſagte ſie, Sie haben es alſo darauf angelegt, mich böſe zu machen; Sie wiſſen recht wohl, daß es gerade dieſer ſentimentale, unmännliche Ton iſt, den ich am meiſten haſſe, und daß, wenn ich Ihnen verſtattet habe, mir zuweilen Geſellſchaft zu leiſten, dies hauptſächlich deshalb geſchehen iſt, weil Sie mir anders ſchienen, einfacher, natürlicher, geſunder, als die Uebrigen. Aber ich ſehe nun ſchon, Sie taugen auch nichts, Alle, Alle taugt Ihr nichts, wie Ihr da ſeid — elendes Geſchlecht! und wir ſelbſt noch viel elender als Ihr, daß wir Euch haſſen, Euch verabſcheuen und Euch bei alledem noch vor Augen dulden! Bilden Sie ſich auch gar nicht ein, fuhr ſie fort, daß es wahr iſt, was ich ſo eben geſagt habe — in Eurer Geſellſchaft lernt man ja nichts als Täuſchen und Betrügen: ich habe Sie niemals für etwas mehr gehalten, als die Uebrigen, Sie ſind mir niemals friſcher, geſunder, natürlicher erſchienen — Sie ſpielten gut Billard, da, das war das Ganze: und da Sie nun auch dies Talent verloren zu haben ſcheinen ....

So bin ich entlaſſen und die gnädige Gräfin wird kein Billard mehr ſpielen, bis ſie einen andern würdigern Partner gefunden hat?

Auch der junge Mann verſuchte zu lächeln, als er dies ſagte. Aber es gelang ihm ebenfalls ſchlecht, ſeine Stimme zitterte und eine dunkle Wolke des Unmuths und der Eiferſucht flog über die freie, edle Stirn.

Victoria prüfte ihn einige Augenblicke mit neckiſchem Ernſt. Dann ſagte ſie:

Warten Sie nur wenigſtens noch eine Stunde oder zwei, bis Peter Müller mit ſeiner Liſe kommt, Sie abzuholen; der Weg iſt weit, und unſere Geheimräthin mit ihren ſchwachen Nerven bringen Sie in der Hitze doch nicht bis in die Stadt. Ach, ſetzte ſie gleich darauf mit komiſchem Seufzer hinzu: der böſe Peter Müller! der iſt zuletzt doch nur an Allem ſchuld.

Und woran iſt er ſchuld? bat der junge Mann leiſe; er hatte die Kugeln, mit denen er bis dahin geſpielt, jetzt bei Seite gelegt, und trat, die rechte Hand über die linke geſchlagen, das treue, ausdrucksvolle Auge feſt auf ſeine ſchöne Freundin gerichtet, um einige Schritte vorwärts.

Victoria ſah ihn ſtolz an; einen Moment lang ſchien es, als wolle ſie jetzt ernſtlich böſe werden. Dann wieder in frohes Gelächter ausbrechend, ſchüttelte ſie das ſchöne ſtolze Haupt, daß die langen ſchwarzen Locken tanzend die weiße Schläfe umkräuſelten.

Daß ich, ſtatt bei meiner Freundin im Garten zu ſitzen und verſtändige Reden zu führen, als zum Beiſpiel über die Verderbtheit der Welt und die Schlechtigkeit der Männer und das gewiſſe Elend, das uns arme Frauenzimmer im Leben erwartet, hier mit Ihnen die Zeit beim Billard tödte — was ſich ja überdies für ein junges, wohlerzogenes Mädchen eigentlich gar nicht ſchickt.

Dies Letztere ſagte ſie in einem parodiſchen Ton, mit einem Ausdruck von Schalkhaftigkeit und Laune, der ſie gar erſt unwiderſtehlich machte.

Unwiderſtehlich – Niemand empfand das tiefer als der junge Mann; all ſeine Pulſe zitterten, ſein Herz pochte hörbar — nur jetzt, jetzt ihr dürfen zu Füßen ſinken, nur den Saum ihres Gewandes küſſen, ihr ſagen, ſagen — —

Aber nein, er kannte ſie, er wußte, daß ſie ſo hoch über ihm ſtand, ſo himmelhoch, daß jedes Geſtändniß ſeiner Leidenſchaft ihn nur zum Geſpötte machen konnte vor ihm ſelbſt. Es war der ſüßeſte und zugleich peinlichſte Augenblick ſeines Lebens; Millionen Jahre lang hätte er ſo ſtehen können, verſunken in das Anſchauen dieſer berauſchenden, entzückenden Erſcheinung, mit dieſem zweiſchneidigen Dolch der Liebe und des Abſcheus, der Furcht und der Hoffnung, des Suchens und des Meidens im Herzen — und flehte doch im Stillen zu Gott und allen Heiligen, daß die Geheimräthin hereintreten und der ſüßen Marter dieſes Augenblicks ein Ende machen möchte!

Zuletzt konnte er der Verſuchung doch nicht völlig widerſtehen.

Daß Sie nur Ihre Zeit tödten, gnädigſtes Fräulein, nahm er mit gepreßter Stimme das Wort, das möchte wohl Ihr kleinſtes Vergehen ſein. Aber, der Sonne gleich, die mit ihrem heißen, verzehrenden Strahl dieſelben Blumen vertrocknet, die ſie ſelbſt erſt aufgeſchloſſen hat, tödten Sie auch noch Andere —

Und wen, wenn es beliebt? fragte Victoria gleichgiltig; ſie hatte dabei die Spitze des Queues ſenkrecht auf den ſchmalen, edel gewölbten Rücken der Hand geſetzt, und bemühte ſich mit großer Ernſthaftigkeit den ſchlanken Stab auf dieſe Weiſe zu balanciren. So vertieſt war ſie in dies Spielwerk, daß ſie nicht einmal die Augen davon in die Höhe ſchlug, indem ſie im gleichgiltigſten, kühlſten Tone fragte:

Und wen, wenn es beliebt?

Der junge Mann preßte die Hand feſt gegen die Bruſt. Enden wir, gnädiges Fräulein, ſagte er, mit mehr Ernſt und Nachdruck, als es nach dem bisherigen ſpielenden Ton der Unterhaltung eigentlich in der Ordnung zu ſein ſchien; hat mein ſchlechtes Spiel Sie bereits gelangweilt, ſo ſoll meine ſchlechte Unterhaltung Ihre Langeweile nicht noch vermehren. Sie haben Ihren Wunſch zu erkennen gegeben, von meiner Geſellſchaft befreit zu ſein; der arme Peter Müller ſoll die Schuld, deren Sie ihn anklagen, nicht noch vergrößern, ich bin gewohnt zu Fuße zu gehen —

Aber in dieſer Hitze? und ohne die Geheimräthin, die auf Ihre Begleitung rechnet? erinnerte die Gräfin gleichmüthig, indem ſie noch immer beſchäftigt war, das Queue im Gleichgewicht zu erhalten.

Es kann nirgend heißer ſein, als in dieſem Saal. Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein, und vergeſſen Sie mit meinem Andenken zugleich den Ueberdruß, den ich Ihnen bereitet habe ....

Ohne in die Höhe zu ſehen, merkte Victoria doch recht wohl, daß der junge Mann jetzt in der That entſchloſſen war, ſich zu entfernen; es waren in der kurzen Bekanntſchaft, die ſie mit einander hatten, dergleichen Scenen ſchon öfters zwiſchen ihnen geweſen, ſchon mehr als einmal hatte ſie den Freund gehen geheißen, er mehr als einmal im Begriff geſtanden, ihrem Befehle zu folgen —

Aber mit dieſer gepreßten Stimme, mit dieſem Ausdruck hoffnungsloſeſter Entſchloſſenheit hatte er es noch niemals gethan. Durch die langen ſeidenen Wimpern ſeitwärts in die Höhe blinzelnd, ließ ſie das anmuthigſte, verſöhnendſte Lächeln über das eben noch ſo gleichgiltige, ja ſtrenge Antlitz gleiten.

Aber wenn man Billardqueues auf der Hand balanciren will, muß man dabei nicht auf die

Seite ſehen. Der Stab gerieth in Schwanken, fiel, drohte im Fallen Victoria's Stirn zu berühren —

Raſch ſprang der junge Mann dazwiſchen, fing den fallenden Stab auf, hielt mit dem andern Arm die junge Dame, die ebenfalls unwillkürlich in Schwanken gerathen war — ihre Arme berührten, ihre Locken ſtreiften ſich — einen Moment nur, ja den Tauſendtheil eines Momentes — Wange lag an Wange, Mund an Mund —

Und gerade in dieſem Tauſendtheil eines Momentes trat die Geheimräthin in den Billardſaal. Aber Victoria! aber Felix!! rief ſie....

Drittes Kapitel.

Der Liebende.

Victoria! Felix! —

Mit dieſem Ausruf der Ueberraſchung iſt das Geheimniß des Gartenhauſes verrathen, und bleibt nur noch die höchſt proſaiſche, aber auch — nicht wahr, liebe Leſerin? — höchſt intereſſante Frage zu erörtern übrig, wie ſich das denn nur Alles ſo gemacht hat, und noch dazu ſo ſchnell.

Zwar was Felix anbetrifft, ſo kann dieſe Frage wohl eigentlich nicht gut erhoben werden: bringt Feuer und Pulver, bringt ein ſchönes Weib und ein Poetenherz zuſammen —!

Wie dem geneigten Leſer früher erzählt iſt, war

Felix mit der vornehmen Welt bis dahin durchaus unbekannt geweſen; von einfach ſchlichtem Sinne, ohne Neid, ohne Eitelkeit, ein wahrhaft bürgerliches Herz, hatte er ihre Bekanntſchaft weder geſucht noch auch die mangelnde vermißt.

Allein das hinderte nicht, daß, als dieſe Welt der Pracht und des Glanzes ſich nun wirklich und auf ſo unerwartete Weiſe vor ihm eröffnete, ſein Herz aufs Mächtigſte davon ergriffen ward. Mochte ſeine Denkungsart noch ſo bürgerlich ſein, mochte ihn in ſeiner beſcheidenen Armuth niemals auch nur der entfernteſte Wunſch, die leiſeſte Sehnſucht nach Glanz, Reichthum, vornehmen Verbindungen beſchlichen haben — Felix war Künſtler! Nicht Glanz und Reichthum als ſolche vermochten ihn zu locken: aber um ſo lebhafter wirkte das Aeſthetiſche, das jeder vornehmen und glänzenden Erſcheinung eigen iſt, auf die leicht empfängliche Phantaſie des Künſtlers. Er haßte ſeine Armuth auch jetzt noch nicht, beklagte ſie nicht, ja hätte ſie vielleicht nicht einmal vertauſchen mögen, und wenn das Schickſal ihm den Tauſch angeboten hätte. Aber ſich nicht entzückt zu fühlen von der anmuthigen Leichtigkeit dieſer Umgangsformen, ſich nicht zu berauſchen an dieſem Duft von Vornehmheit und Ueppigkeit, der über dem Leben dieſer bevorzugten Perſonen ausgebreitet lag, nicht (um Alles zu ſagen) in dieſen Perſonen ſelbſt, mit ihrer leichten mühloſen Exiſtenz, mit dem Harmoniſchen, Wohlgeordneten ihrer ganzen Erſcheinung, Weſen einer höheren Gattung zu erblicken, leicht wandelnde Göttergeſtalten, in deren Adern kein gemeines Blut fließt und die, von allen Qualen und aller Laſt gemeiner Nothdurft entbunden, allein das Schöne zum Mittelpunkt ihres Daſeins machen dürfen — dies Alles nicht zu fühlen und zu erblicken und in dieſem Gefühl ſich nicht ſelber zu verlieren, wenn auch nur für Augenblicke, dies vermochte er dem ſtürmiſchen Herzen freilich nicht zu verwehren!

Am wenigſten, wenn wir bedenken, in welcher anmuthvollen und allerdings bezaubernden Verkörperung ihm dieſe neue vornehme Welt entgegentrat — in der Geſtalt Victoria's. Victoria hatte neben manchen Fehlern und Schwächen einer vornehmen Dame, neben Stolz, Laune, Eigenſinn, auch alle jene glänzenden Eigenſchaften, welche zwar nicht immer die nothwendige Folge einer bevorzugten äußern Lebensſtellung ſind, ſich aber doch ohne dieſelbe nur ſchwer und niemals in dieſer Ungetrübtheit erringen laſſen. Sie war freien, ſtarken, unerſchrockenen Geiſtes; ſie betrachtete Menſchen und Dinge von einem geiſtig erhöhten, faſt ſouverainen Standpunkte herab, ohne Rückſicht auf das Kleine und Gemeine, ohne Nachgiebigkeit und Schwäche gegen das Vorurtheil der Welt.

Demgemäß war auch ihre Unterhaltung. Mit derſelben Sicherheit, mit der ſie ihre Umgebung geiſtig beherrſchte, beherrſchte ſie auch die verſchiedenartigen Gebiete der Bildung und des Wiſſens, ſo weit wenigſtens, wie dieſelben in den Umkreis der ſogenannten guten Geſellſchaft hineinragen, ja wir müſſen ſagen, hineinragen dürfen. Mit derſelben Keckheit und derſelben ſieghaften Ueberlegenheit, mit welcher ſie die Menſchen um ſich her bald anzog, bald zurückſtieß, je nach ihrer wechſelnden Laune, ſprang ſie auch in geiſtreich glänzendem Geſpräch von einem Gegenſtand zum andern, zeigte für Alles Verſtändniß, für Alles Empfindung, und eilte doch, als wäre ſie zu ſtolz, zu ſchön, um ſich an irgend etwas ganz hinzugeben, über Alles unaufhaltſam dahin; dieſelbe Gluth, die aus den prachtvollen dunkeln Augen leuchtete, dieſelbe Ueberfülle von Geiſt, Leben, Wärme, die ihre ganze üppige Geſtalt durchfluthete, belebte auch jedes ihrer Worte und umgab auch ihre geiſtige Erſcheinung mit jener unwiderſtehlichen, jener zündenden Atmoſphäre, die ihre körperliche Geſtalt umfloß und in der alle Herzen unwillkürlich dahinſchmolzen.

Bei ſeinem innerlich ſo einfachen Lebensgange hatte Felix bisher auch nur ſehr wenig Weiber kennen gelernt; die Liebesempfindungen, die er in ſeinen Liedern und Gedichten niedergelegt hatte, waren mehr allgemeine poetiſche Stimmungen, mehr Vorahnungen einer künftigen Leidenſchaft, als eine unmittelbar gegenwärtige Leidenſchaft ſelbſt geweſen. Er kannte eigentlich nur ein einziges weibliches Weſen bisher — Käthchen. Und dieſe mit ihrer treuinnigen Natur, ihrem einfach redlichen Weſen, war ihm ſelbſt viel zu ähnlich, das Verhältniß zwiſchen den beiden jungen Leuten, von der Kindheit ererbt, durch gemeinſame jugendliche Erinnerung geheiligt, ein viel zu geſchwiſterliches, als daß dabei von einer eigentlichen Leidenſchaft hätte die Rede ſein können. So weit Felix zurückdachte, hatte er von jeher in demſelben Verhältniß reiner, herzlicher Zuneigung zu Käthchen geſtanden; daſſelbe bildete gleichſam ein Stück ſeines Lebens ſelbſt, eines von den wenigen Beſitzthümern, deren er ſich rühmen durfte, und die er eben um deshalb um ſo werther, um ſo heiliger hielt.

Aber wie wir um dasjenige, was uns als ſicheres, zweifelloſes Beſitzthum zugehört, nicht mehr bangen und ſorgen, ja wie wir nicht einmal mehr nachdenken darüber, ſondern den Beſitz ſelbſt, als ein allgegenwärtiges, allgewiſſes Glück, ohne Reflexion, ſtill auf uns wirken laſſen: ſo machte auch Felix ſich über ſein Verhältniß zu Käthchen keine Gedanken weiter, ſondern nahm es als eine ſchöne Mitgabe ſeines Lebens mit ſtiller Dankbarkeit fröhlich hin.

Geſchah es ja einmal, daß er über das Verhältniß nachdachte (und in der That geſchah es zuweilen: nämlich jedesmal da, wo daſſelbe in Gefahr ſtand, einem Dritten bekannt zu werden: in welchem Falle ſich Felix denn regelmäßig in ſeiner ſonſtigen Unbefangenheit erſchüttert fühlte), ſo glaubte er bei redlichſter Prüfung weder in ſich ſelbſt noch in dem jungen Mädchen etwas Anderes zu finden, als eben nur die reinſte, aufrichtigſte Freundſchaft. Freundſchaft, nicht Liebe; — Liebe dünkte ihn ein zu zweifelhaftes Gut, ein Gut, das mit zu vielen Schmerzen errungen, zu vielen Gefahren erkämpft werden mußte, als daß er ſeine Freundin denſelben ausſetzen mochte; eine Perle von unſchätzbarem Werthe, ganz gewiß, aber die aus der Tiefe des Herzens nur durch Stürme heraufgefördert werden konnte, mit denen er den ſtillen, klaren Spiegel dieſes Verhältniſſes niemals trüben, die wahrhaft unſchuldvolle Seele ſeiner Freundin niemals in Verwirrung ſetzen wollte.

Oder wenn es ja Liebe ſein ſollte, nun gut, ſo ließ er es höchſtens als eine poetiſche Liebe gelten, eine Liebe, die, weit über alle irdiſchen Wünſche und Berechnungen erhaben, ihre Nahrung nur aus der reinſten, edelſten Empfindung ſog, und nur (ſo überredete er ſich ſelbſt) die Beſtimmung hatte, ihm gleichſam als poetiſche Schwinge zu dienen, eine ideale Heimath für den übrigens Heimathloſen zu bereiten, während ſie mit ihrem dichteriſchen Widerſchein zugleich auch die arme, freudloſe Exiſtenz ſeiner Freundin verklärte.

Ob Käthchen ſelbſt ebenſo empfand? ſtets nur ebenſo empfunden hatte? — Käthchen's Herz ſchlummerte überhaupt noch, ihre Seele befand ſich noch in jenem Zuſtande bewußtloſer, in ſich verſchloſſener Mädchenhaftigkeit, deren körperlicher Ausdruck dem jung heranreifenden Mädchen ſolche rührende Unbeholfenheit verleiht. Auch ſtand Felix in ihren Gedanken viel zu hoch über ihr; er, der Poet, das Genie, der

Mann, deſſen Name dereinſt noch ganz gewiß die Welt erfüllen wird, und ſie, die arme Namenloſe, zu ewiger Entſagung an die Galeere der Werkeltagsarbeit Geſchmiedete — wer war ſie, wie hätte ſie es auch nur im Traume wagen dürfen, das Auge zu ihm zu erheben? Genügſam, wie ſie überhaupt war, empfand ihr Herz auch an dieſem Verhältniß ein ſtilles, friedliches Genügen, über deſſen enge, und dabei ſo heilige, ſo keuſche Grenze ſie mit keinem Gedanken hinüberſchweifte.

Und dennoch ſchlummre nicht zu feſt, wiege dich nicht zu tief ein in den Frieden deiner Träume, arme, unſchuldvolle Seele! Ein Blitz iſt in das Herz deines Freundes gefahren — nimm dich in Acht, daß du nicht aufwachſt an ſeinem grellen Schein und daß ſein wilder Strahl nicht auch das deine zu Staub und Aſche brennt!

Viertes Kapitel.

Victoria.

Aber wenn wir auch begreifen, daß das Herz des jungen Dichters, in die Nähe dieſer Sonne gebracht, ſich nothwendig entzünden mußte: wie war es möglich, durch welches Wunder geſchah es, daß auch Victoria's ſtolzer Sinn auf einmal ſich der Allgewalt der Liebe unterwarf? Die glänzendſte Erſcheinung in den vornehmen Kreiſen der Hauptſtadt, reich, ſtolz, von hochfahrendem und herriſchem Sinn, umſchmeichelt von unzähligen Bewerbern, die ſie alle nur mit derſelben kühlen Verachtung behandelte — wie kam ſie dazu, von ihrer Strenge nachzulaſſen gegenüber dieſem unſcheinbaren, ungewandten jungen Manne, deſſen Bekanntſchaft ſie erſt vor ſo Kurzem gemacht hatte? Wodurch war er ihr ſo intereſſant geworden, der junge träumeriſche Poet, mit dem weichen, bildſamen Herzen, ihr, der geiſtesſcharfen, der unerbittlichen Männerfeindin?

Aber vielleicht hatte gerade dieſer letztere Punkt zu Felix' Gunſten entſchieden; vielleicht, wenn ſie die Männer nicht ſo eifrig gehaßt (oder doch zu haſſen geglaubt), hätte ſie dieſen beſtimmten einzelnen Mann weniger leicht lieben gelernt.

Es iſt ſchon früher geſagt worden, wie es eigentlich mit Victoria's Männerfeindſchaft ſtand. Dieſelbe gründete ſich theils auf die unwürdige Erfahrung, die ſie an ihrem Bruder Filibert hatte machen müſſen und der auch die übrigen Bekanntſchaften dieſer vornehmen Kreiſe nur zu ſehr entſprachen, theils aber und in noch viel höherem Grade war es ein romantiſches Vorurtheil, eine Laune, eine Caprice, dergleichen junge Mädchen von Geiſt und Leidenſchaft nicht ſelten befällt, und die hier um ſo heftiger auftrat, eine je größere Liebbedürftigkeit, ein je größeres Talent der Hingabe und der Zuneigung ſich hinter dieſer ſpröden Außenſeite verbarg. Victoria verachtete die Männer ſo ſehr, weil ſie nicht hoch genug denken konnte von dem Manne, dem es einmal beſchieden ſein würde, ihr Herz in Liebe zu rühren. Die herbe Jungfräulichkeit dieſer trotzigkecken Natur fand gewiſſermaßen einen Schutz darin, Anſprüche an den dereinſtigen Erkorenen zu richten, welche faſt unmöglich waren zu erfüllen; ſo konnte ſie das Männergeſchlecht, wie es war, um ſo gründlicher verachten und fühlte ſich ſelbſt in ihrer Freiheit um ſo geſicherter. Je tiefer ſie dieſen Grund der Liebe, aus welchem ihr Haß entwuchs, vor ſich ſelbſt verbarg, je bereitwilliger gab ſie ſich auch dieſem Haſſe hin, je eifriger war ſie, ſich ſelbſt ſowohl von der Berechtigung als von der innerſten Aufrichtigkeit deſſelben zu überreden.

Für ſo gewaltſam geſteigerte Naturen bedarf es dann oft nur eines ſehr geringfügigen Anlaſſes, um plötzlich aus einem Extrem in das andere zu fallen; das geiſtreiche Spiel der Laune, das ſie mit ſich ſelbſt treiben, iſt ſo fein gewoben, ſo luſtig, daß ſchon der leiſeſte Zufall es zerreißen kann.

Dieſer Zufall, oder ſagen wir lieber, dieſe Schickung, in der doch zuletzt nur Victoria's eigenes widerſpruchsvolles Gemüth ſich ſpiegelte, hatte an ihre Thür gepocht an jenem Morgen und in jenem Augenblick, als ihr Bruder Filibert den jungen Dichter bei ihr einführte. — Allerdings hatte die Geheimräthin es in der Art, daß die Mehrzahl der Dinge in ihrem Munde, auch ohne eigentliche Entſtellung oder Lüge, doch eine gewiſſe andere Färbung, ein gewiſſes erhöhtes Colorit gewannen, wodurch ſie bedeutender erſchienen, oder doch wenigſtens intereſſanter, pikanter, als ſie im Grunde waren. In dieſem Falle jedoch hatte ſie ſich ziemlich nah bei der Wahrheit gehalten: Victoria kannte und liebte die Poeſien unſers jungen Freundes in der That ſchon ſeit Längerem, die Natürlichkeit und Friſche ſeiner Empfindung, das Anſpruchsloſe, Einfache, das in ſeinen Dichtungen nicht minder ausgedrückt lag als in ſeiner Perſönlichkeit, hatte ihr wohlgethan, beſonders wenn ſie damit die Unwahrheit und Coquetterie bei der Mehrzahl der übrigen Modedichter verglich. In der gemachten, unwahren Welt, welche ſie rings umgab, und der ſie ſelbſt bereits viel tiefer angehörte, als ſie wußte und ahnte, waren Felix' Lieder ſeit Längerem der einzige Ton der Wahrheit, der einzige Laut geweſen, in welchem die Stimme des Herzens und der Natur für ſie noch hörbar ward.

So war ſie denn wirklich in hohem Grade auf Felix' Bekanntſchaft geſpannt geweſen. Noch am Abend deſſelben Tages, da Felix bei der Geheimräthin zu Tiſch geweſen, hatte Letztere, nach Weiberart, nichts Eiligeres zu thun gehabt, als ihre junge Freundin von der neugemachten Bekanntſchaft in Kenntniß zu ſetzen, und um Erlaubniß gebeten, dieſelbe auch bei ihr einführen zu dürfen. Bereitwillig hatte Victoria die Erlaubniß ertheilt, weniger aus Theilnahme für die Perſon des Mannes, deſſen Verſe ſie ſchon ſo oft erfreut hatten, als aus Neugier, ja vielleicht ſogar aus einem noch frivoleren Motiv —: ſie hatte der berühmten Dichter und Schriftſteller ſchon eine ziemliche Anzahl kennen gelernt und hatte bei den meiſten gefunden, daß es ein Vortheil für den Dichter iſt, ungekannt, gleich der Nachtigall im Buſch, zu ſingen:

mit dem Unterſchiede freilich, daß das ſchlichte braune Kleid der Nachtigall höchſtens durch ſeine Einfachheit verletzen kann — und unſere jungen Dichter im Gegentheil ſuchen gern in möglichſt bunten Farben zu ſchillern ....

Felix' Bekanntſchaft, hoffte ſie, ſollte dieſe Erfahrung aufs Neue bekräftigen; ja ſie freute ſich ordentlich ſchon darauf, von dem geiſtigen Reſpect, welchen Felix' Poeſien ihr eingeflößt hatten, befreit zu werden durch ſeine perſönliche Bekanntſchaft. Die überaus günſtige Schilderung, welche die Geheimräthin ihr von dem jungen Manne entwarf, konnte ſie dabei nicht im Mindeſten irre machen; ſie durchſchaute ihre Freundin überhaupt viel genauer, als dieſe (die ſich ſelbſt zwar für einen Ausbund von Menſchenkenntniß hielt, allen Uebrigen jedoch nur ſehr wenig davon zugeſtand, beſonders wo es ſie ſelbſt betraf) für möglich hielt, und wußte namentlich ſehr wohl, was von der Emphaſe zu halten, in welche die Geheimräthin faſt regelmäßig von jeder neuen Bekanntſchaft verſetzt ward. Er wird eitel ſein, dachte ſie, und anmaßend, wie der und der (— der Leſer entſchuldigt, wenn wir hier keinen Namen nennen, an Auswahl eitler und anmaßender Schriftſteller fehlt es ja nicht, und mag ſich daher Jeder denjenigen suppliren, der ihm eben der nächſte iſt); er wird von nichts ſprechen, als von Büchern, und zwar am liebſten von ſeinen Büchern, wie Jener; er wird ein Pedant ſein, ein literariſcher Emporkömmling, und dabei den Weltmann ſpielen wollen, und mit ſeinen vornehmen Bekanntſchaften prahlen, und ſich lächerlich machen durch ſeine Manieren, die er nicht einmal nachahmen kann, nur carrikiren, wie jener Dritte; er wird, mit einem Worte, kein Mann ſein, kein Poet, ein Künſtler, aber bei alledem vielleicht kein Mann, und mein Haß und meine Verachtung des ganzen unwürdigen Geſchlechts werden an ihm nur eine neue Beſtätigung finden!

Wäre der Plan ihrer Freundin zur Ausführung gekommen und hätte Victoria den jungen Dichter durch ihre Vermittelung kennen gelernt, vielleicht, es iſt möglich, wahrſcheinlich ſogar, ſie hätte ſich ſo vorbereitet, ſo gleichſam auf die Lauer gelegt nach allen ſeinen etwaigen Schwächen und Thorheiten, daß die Bekanntſchaft höchſt kühl an ihr vorübergegangen wäre.

Allein wie wir wiſſen, blieb ihr dazu keine Zeit; theils um ſich den jungen Mann auf verbindliche Weiſe vom Halſe zu ſchaffen, theils auch, weil er es liebte, den zärtlichen Bruder zu ſpielen, beſonders wo es noch andere Leute ſahen, als nur ſeine Schweſter ſelbſt, hatte Filibert unſern Freund ohne alle Vorbereitung bei der Gräfin eingeführt. Als Filibert ſo ganz unerwartet den Namen des Dichters in die Thüre rief, hatte ſie unwillkürlich in die Höhe geblickt mit dem Wohlwollen und der Theilnahme, welche ihr natürlich waren, und die ſie leider nur allzu oft durch Trotz und Laune gewaltſam unterdrückte. Schnell hatte ſie ſich faſſen wollen, — nämlich was ſie faſſen nannte: ſie hatte den gewohnten Ausdruck von Stolz und Geringſchätzung, mit dem ſie allen Männern gegenüberzutreten pflegte, in ihre Mienen legen wollen....

Zu ſpät! Sie bemerkt den Eindruck, den ſchon der bloße Klang ihrer Stimme auf den jungen Dichter hervorbringt, hört in demſelben Augengenblick auch ſeine Stimme — hört, und erkennt ſie!

Ein Romanſchreiber, der ſich gleich dem Verfaſſer der vorliegenden Geſchichte kein höheres Ziel geſetzt hat, als dem Leſer die Langeweile hinwegzuplaudern, darf ja wohl mitunter ſchon ein wenig aus der Schule ſchwatzen; ſelbſt die verborgenſten Geheimniſſe eines jungen Mädchenherzens zu verrathen, iſt ihm zuweilen nicht nur geſtattet, ſondern wird auch ſogar zur Pflicht für ihn.

Und ſo ſei es denn auch hier nur geſtanden, was freilich Gräfin Victoria ſelbſt ſich noch lange nicht geſtanden hatte, noch geſtanden haben würde um irgend einen Preis der Welt: — das wiederholte Abenteuer der beiden letzten Abende war auch an ihr nicht ohne ſeltſam aufregenden Eindruck vorübergegangen. Auch ihrem Ohr klang ſie noch immer nach, leiſe mahnend wie ein ungewiſſes Räthſel, dieſe ſo wohllautende, ſo liebliche Stimme, die ſie zweimal unter ſo abenteuerlichen, beängſtigenden Umſtänden vernommen hatte; auch ihrer Phantaſie konnte ſie bei aller Anſtrengung nicht unterſagen, ſich das Bild des Mannes auszumalen, der zweimal auf ſo ſeltſame Weiſe, ungeſehen, unerkannt, als Vermittler für ſie aufgetreten war.

Und beide Male in welch mislicher, peinlicher Lage! einer Lage, die — ſie konnte es ſich nicht verhehlen — ſie beide Male ſelbſt verſchuldet hatte! Mit ſo viel Behagen ſie in dem Auftritt mit dem Droſchkenkutſcher ihrem Uebermuthe hatte den Zügel ſchießen laſſen, und mit ſo viel Lachen ſie noch jetzt an den wunderlichen Ehrgeiz des närriſchen Mannes zurückdachte, ſo war ſie doch auch andererſeits viel zu klaren und ſcharfen Geiſtes, ja ſogar bei aller Verſchrobenheit im Einzelnen von zu viel richtigem, natürlichem Gefühl, um nicht das Unpaſſende, das in dieſen und ähnlichen Auftritten lag, insgeheim recht wohl zu empfinden; es verletzte ihren Stolz unausſprechlich, ſich einem fremden Manne in ſo thörichter Weiſe gezeigt zu haben. Aber daß dieſe Scene zugleich im Dunkeln vorgefallen war, daß ſie den Mann, vor dem ſie innerlich erröthet war, nicht einmal kannte, nicht gekannt war, gekannt ſein konnte von ihm, daß Zufall und Laune hier ein Abenteuer geſponnen hatten, deſſen Fäden ganz von ſelbſt über das Gewöhnliche hinausgingen, in jene Sphäre des Barocken, Wunderlichen, das für die junge Dame überhaupt ſo viel Anziehendes hatte, — dies wiederum gab dem ganzen Vorfall einen außerordentlichen Reiz für ſie und ſchmolz ihren Unwillen in eine echt weibliche Regung, nämlich in Neugier und Erwartung hin.

Fünftes Kapitel.

Neueſtes Briefmuſter.

Und in wie viel höherem Grade trat dies Alles nun erſt bei dem zweiten Abenteuer, jenem im Hauſe des Herrn Abelsberger, ein! Der geneigte Leſer hat längſt errathen, in welcher Veranlaſſung und durch welche ſeltſamen Verwickelungen beſtimmt, der Fuß dieſer vornehmen, glänzenden Dame ſich in das unſaubere Cabinet des Pfandjuden verirrt hatte; er hat nicht vergeſſen, welche Gewalt Florentin über die geiſtreich excentriſche Couſine gewonnen, und mit welcher Unbefangenheit (Unverſchämtheit wäre vielleicht noch richtiger geſagt) er dieſe Gewalt auch zu ſeinem eigenſten perſönlichen Vortheil ausbeutete. Herr Amſchel Levi war ein höchſt gefälliger Mann, jungen, reichen Männern, oder ſolchen, die wenigſtens dafür gehalten wurden, ſogenannte trockene Wechſel, Wechſel auf ihren eigenen Namen, zu zwanzig, nach Umſtänden wohl auch zu dreißig, vierzig, funfzig Procent zu discontiren; er that es, wie er allemal verſicherte, rein aus Menſchenliebe, weil nichts über einen fidelen jungen Herrn ginge, weil der Menſch die flüchtige Jugend genießen müſſe, und das bischen Geld, nun ja, du lieber Gott, das bischen Geld müſſe doch auch umgeſetzt werden . . . .

Aber dieſer ſo höchſt freundliche und leutſelige Herr Amſchel Levi verwandelte ſich in einen wahren Tiger, ſobald ein ſolches Papierchen verfiel und dem unglücklichen Ausſteller entweder der Wille oder die Möglichkeit fehlte, daſſelbe einzulöſen. Da war es mit der Menſchenliebe und dem Genuß der Jugend nichts mehr, da gab es lauter nichtswürdige junge Verſchwender, die einen armen ehrlichen Mann um den mühſam erſparten Heller, den Nothheller für die eigene Zukunft, brachten. Je tiefer die Sonne eines ſolchen Verfalltages ſank, je höher ſtieg Herrn Amſchel Levi's Zorn; nicht der eigene Schatten konnte dem unglücklichen Schuldner treuer nachfolgen, als er es in ſolchem Falle that. Und nicht einmal dieſer eine Schatten war ihm genug, ſondern er geſellte ſich ſofort auch noch einen zweiten hinzu — den Executor.

Wir haben Florentin am Schluß des vorigen Bandes mit dieſem Doppelſchweif geſehen. Erfahrener in den Dingen dieſer Welt, als der Dichter Felix, hat der aufmerkſame Leſer den Zuſammenhang ſogleich errathen. Florentin, deſſen ganze ökonomiſche Thätigkeit, den Geſetzen politiſcher Finanzkunſt gemäß, nur darin beſtand, zu borgen, um zu bezahlen, und zu bezahlen, um zu borgen, war dem mehrgenannten Herrn Levi ein kleines unſcheinbares Wechſelchen von fünfhundert Thalern ſchuldig geworden. Aufs Aeußerſte gedrängt, hatte er ſich auch diesmal wieder der freigebigen Couſine entdeckt.

In einer Epoche allgemeiner Calamität indeſſen, wie der Sommer Achtundvierzig, hatte es auch wohl ſchon reichern, in der Verwaltung ihres Vermögens unabhängigeren Leuten, als Victoria war, begegnen können, für den Augenblick nicht über fünfhundert Thaler Herr zu ſein. Filibert hatte ſich kurz zuvor erſt ziemlich ſcharf über ihre vermeintlichen Verſchwendungen geäußert; er hatte ja keine Ahnung davon, wer aus Victoria's Taſche mitlebte, und welcher Abgrund den größern Theil ihrer Einkünfte verſchlang. Auch war er im Augenblick nicht zu ſprechen, andere Hilfe eben ſo wenig abzureichen.

Und doch duldete die Sache keinen Aufſchub, jede Minute war entſcheidend! Nur mit Mühe hatte Florentin ſich von ſeiner unwillkommenen Begleitung ſo weit losgemacht, um durch einige raſch hingeworfene Zeilen noch einmal Victoria's Beiſtand in Anſpruch zu nehmen — Zeilen, welche den ganzen Menſchen und das ganze Verhältniß aufs Deutlichſte charakteriſirten. Nicht ſeinen Leichtſinn klagte er darin an, gelobte nicht, ſeiner unſinnigen Verſchwendung Einhalt zu thun, o nein: mit bitterem, weltverachtendem Spott machte er ſich luſtig über ſich ſelbſt ſowohl wie über ſeine Freundin, daß er untergehen ſolle um elender fünfhundert Thaler willen! Nur fünfhundert Thaler, ſchrieb er, ſchöne Couſine, — eine Summe, die Vetter Filibert, wenn auch mit innerm Herzkrümmen, doch äußerlich lächelnd, für irgend welche patriotiſche Zwecke beiſteuert, die Niemand gleichgiltiger, Niemand verhaßter ſind, als ihm, blos um der leidigen Eitelkeit willen und um dem tollen Haufen Sand in die Augen zu ſtreuen; eine Summe, die der Club der Wahrhaften bei einem einzigen Zweckeſſen verthut, Proclamationen und Placate noch ungerechnet; eine Summe, die Sie ſelbſt, ſchöne Couſine, vielleicht drei- und viermal in jedem Ohrring tragen, oder am Arm, am Finger, an der Buſenſchleife, wenn Sie ſich zu einer jener Geſellſchaften ſchmücken, die Ihnen ſelbſt ſo unerträglich ſind — nicht mehr als fünfhundert Thaler: aber doch genug für mich, um mir eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen und Sie des einzigen Freundes zu berauben, mit dem Sie zuweilen noch über die Thorheit der Welt und das poſſenhafte Elend der Menſchen lachen konnten! Lachen Sie, lachen Sie auch jetzt, liebe Couſine, und überhören Sie dabei den Schuß, der um eines ſo erbärmlichen Grundes willen ein Ende macht, dem Leben Ihres Florentin.

Nicht in allen Fällen mag dies die richtige

Manier ſein, Jemand anzuborgen; indeß einem Charakter gegenüber, wie Victoria, war ſie es allerdings. Florentin verſchwendete nur, Victoria dagegen verachtete das Geld; auch der elendeſte, verworfenſte Menſch, für den ſie nicht das mindeſte Intereſſe hatte, dünkte ſie doch noch immer viel mehr werth, als eine noch ſo große Geldſumme. Und nun um einer ſo kleinen, erbärmlichen Summe halber ſollte Florentin zu Grunde gehen? zu Grunde gehen, nicht weil er innerlich fertig und zu Ende war, ſondern blos des äußerlichen einfältigen Zufalls halber, daß ſie eben nicht bei Kaſſe und ihr Bruder Filibert nicht zu Hauſe und keine andere Hilfe in der Nähe war? Nicht den Allerfremdeſten, wie geſagt, wenn ſie von ſeinem Schickſal erfahren, hätte ſie deshalb untergehen laſſen, am allerwenigſten aber dieſen Florentin, der ſo wenig ihr Freund war wie ihr Geliebter, den ſie nicht achtete, nicht ehrte, deſſen Geiſt ſie zuweilen bewunderte, aber nur um deſto öfter ſein Herz zu verabſcheuen — und der ihr dennoch bei alledem unentbehrlich war! Florentin, mit dieſer Parrheſie der Schlechtigkeit, dieſer völlig ungeſchminkten, unverſtellten, ſelbſtzufriedenen Verworfenheit, an nichts glaubend, nichts heilig haltend, auf nichts mehr hoffend, bildete gleichſam die dunkle Folie, auf deren ſchwarzem Grunde der Männerhaß der jungen Dame ſich deſto kräftiger abheben konnte; er durfte ihr nicht verloren gehen, ſie hielt ihn ſich, faſt wie die Spartaner ihren Kindern die trunkenen Heloten hielten, nämlich um an dem verhaßten Anblick einen deſto tiefern Abſcheu vor dem Laſter zu gewinnen. — Uebersdies waren auch dergleichen raſche Entſchlüſſe und abenteuerliche Unternehmungen ganz nach dem Geſchmack der jungen Dame. Florentin, der in den Gegenſtänden ſeiner Unterhaltung niemals ſehr wähleriſch war, genug, wenn ſie nur pikant erſchienen, hatte der ſchönen Couſine ſchon öfters von dem Herrn Abelsberger, der übrigens auch ein ganz ſtadtkundiger Mann war, erzählt, ihr auch im Vorüberfahren das Haus, wo er ſelbſt ſchon ſo manches Geſchäftchen gemacht hatte, gezeigt. Die Erinnerung daven blitzte in dem jungen Fräulein wieder auf, als ſie Florentin's verzweifelten Brief erhielt und ſich vergebens den ſchönen heißen Kopf zermarterte um Hilfe für den unglücklichen Vetter. Einmal gedacht, war der Plan auch ſogleich gefaßt; ſie warf ihre Mantille über, riß ſchnell ein koſtbares Armband aus der Chatulle, ließ ſich in einer Droſchke bis an die Straßenecke fahren, wo Florentin mit ſeiner unwillkommenen Begleitung ihrer harrte, gab ihm ein tröſtendes Zeichen, ſtieg aus, ſchlich zu Fuß, wenn auch mit wankenden Knien, in das ſtattliche Gebäude des Herrn Abelsberger....

Das Uebrige, und namentlich die Verlegenheit, in welche ſie bei ihrem unbedachten Vorhaben gerieth, ſowie die Art und Weiſe, wie ſie durch Felix daraus errettet ward, haben wir bereits oben geſchildert.

Sechstes Kapitel.

Eine erſte Unterhaltung.

Was wir dagegen nicht geſchildert haben und auch zu ſchildern verzichten müſſen, das iſt die unerträgliche Verwirrung, Angſt, Scham, welche Victoria während jenes peinlichen Auftrittes empfand, und die ſogar nur noch vermehrt ward durch die ſo völlig unerwartete, unverſtändliche Hilfe, welche ihr von einem Unbekannten, Unſichtbaren zu Theil ward. Auch Victoria's Ohr war nicht minder ſcharf als das des jungen Dichters; auch ſie erkannte ſofort in der Bürgſchaft, die hier auf ſo räthſelhafte Weiſe für ſie übernommen ward, dieſelbe Stimme wieder, welche ſie bereits den Abend zuvor vernommen, und die ſeitdem noch immer nicht völlig aus ihrem Gedächtniß gewichen war. Während ihr Auge ſich vor Scham und Beſtürzung verdunkelte, hätte ſie gleichwohl die dünne Holzwand, die ſie von dem Unbekannten trennte, mit ihren Blicken durchbohren mögen, nur um das Antlitz des Mannes kennen zu lernen, den das Schickſal auf ſo ſeltſame Weiſe zum zweiten Mal in vierundzwanzig Stunden mit ihr zuſammenführte! nur um den Mund zu ſehen, dem dieſe Stimme angehörte — dieſe Stimme, die ſo lieblich klang, und die ſich wiederum, dicht in ihrer Nähe, zu ihrem Schutz, ihrer Rettung erhob! Wer war nur dieſer geheimnißvolle Fremde? welcher Zufall, welche Abſicht kreuzte ſeinen Pfad mit dem ihren? Kannte er ihre Beziehungen zu Florentin? hatte er ſie vielleicht in das Haus hier hineinſchlüpfen ſehen? war er ihr vorſätzlich gefolgt? Sie, nach ihrer eigenen Vorſtellung bisher, ſo frei, ſo unabhängig, ſo von Niemand beaufſichtigt, als nur von ſich ſelbſt, an welchen geheimnißvollen Fäden wurde ſie unwiſſentlich gehalten, welche verborgenen Mächte drängten ſich, unſichtbar, mit furchtbarer Allgegenwärtigkeit, in ihr Leben?! —

Ahne der Leſer ſelbſt hiernach, was Victoria empfand und welch Gemiſch der widerſtreitendſten Empfindungen ihre Bruſt durchzuckte, als Filibert ihr den jungen Poeten vorſtellte und ſie bei dem erſten Worte, das er ſprach, den Unbekannten der beiden letzten Abende in ihm erkannte. Kein Zweifel, daß auch er ſie erkannt hatte: kein Wort, keine Miene verrieth es, und doch wußte ſie es, wußte es ganz deutlich, ganz gewiß, — und hätte ihm, ihrer erſten Empfindung folgend, einen Dolch ins Herz ſtoßen mögen, dafür, daß er ſie erkannte!

Bei uns zu Lande jedoch hat man die Dolche bekanntlich nicht gleich ſo zur Hand, was auch in den meiſten Fällen recht gut iſt. Auch in dieſem war es ſo; auf den erſten zornigen Schreck folgte bei Victoria ein tiefes Gefühl des Dankes, da ſie die ehrerbietige Zurückhaltung bemerkte, mit welcher der junge Fremde jede, auch die allerleiſeſte Hindeutung auf das Vorgefallene vermied. Und weiter auf die Dankbarkeit folgte eine Empfindung, die nicht gerade Intereſſe, nicht Theilnahme war, aber allerdings ziemlich nahe daran ſtreifte: der Wunſch, dieſen vom Schickſal ihr auf ſo ſeltſame Weiſe zugeführten Mann näher kennen zu lernen und die Motive zu erforſchen, welche ihn, mit oder ohne Wiſſen, in dieſe wunderlichen Berührungen mit ihr gebracht hatten.

Und wenn ſie ſich nun ferner zum Bewußtſein brachte, daß der Mann, der ihr hier gegenüberſtand, derſelbe Dichter war, deſſen Verſe bisher ſo mächtig zu ihrem Herzen geſprochen, und deſſen perſönliche Bekanntſchaft ſie gleichwohl mit ſo viel frivoler Neugier entgegengeſehen hatte, derſelbe Dichter, den ſie ſich bereits zum Voraus ausgemalt als ein Zerrbild von Anmaßung und Eitelkeit — und ſah nun dies beſcheidene, natürliche Weſen, dieſe anſpruchsloſe, männliche Gemeſſenheit und Ruhe — und erinnerte ſich zu dem Allen an die furchtbare Abhängigkeit, in welche ſie durch den Vorfall des geſtrigen Abends zu dieſem Manne gerathen, ſowie an das furchtbare Geheimniß, welches, hinlänglich, ſie allen möglichen Misdeutungen preiszugeben und ihren Ruf auf ewig zu vernichten, in ſeinen Händen ruhte — o in der That, ſo ſchwindelten ihr die Sinne, und dies ſonſt ſo ſtolze, übermüthige, herrſchaftgewöhnte Herz fühlte ſich ſchwach, klein, zaghaft vor dieſem fremden Manne!

Man muß dergleichen ſelbſt einmal erlebt haben, muß Zeuge geweſen ſein von dieſem plötzlichen Hinſchmelzen eines bis dahin ſo ſtarken, trotzigen Charakters, um ſich einen Begriff zu machen von der unendlichen Lieblichkeit, die mit dieſer Umwandlung verbunden iſt, und von dieſem ganz neuen, gleichſam verklärenden Lichte, in welchem Victoria's Schönheit ſich unter dieſen Umſtänden darſtellte. Starke Gemüther haben ihre Tugenden und ihre Reize ſo gut wie weiche; aber das ſtarke Gemüth, das in Hingabe ſchmilzt, iſt unwiderſtehlich, und das größte, das entzückendſte Schauſpiel, das Erde und Himmel gewähren können.

Graf Filibert, herzlich froh, den Poeten bei Seite geſchafft zu haben, hatte ſich nach wenig Augenblicken zurückgezogen; die beiden jungen Leute waren allein. Trotz der Geiſtesgegenwart, welche die Gräfin in ſo hohem Grade beſaß und die ſie faſt nie verließ, war ſie doch in außerordentlicher Verlegenheit, auch nur eine ganz gewöhnliche Unterhaltung mit ihrer neuen Bekanntſchaft anzuknüpfen; ſollte ſie merken laſſen, daß ſie ihn erkannte? ſollte ſie es frei geſtehen? den Zuſammenhang des geſtrigen Abenteuers frei darlegen? An Florentin hatte ſie nichts zu achten, nichts zu ſchonen: und zuletzt war dies ja auch ein junger Mann, ein Schriftſteller, ein Dichter, der wohl ſchwerlich ſelbſt ein Rigoriſt wirthſchaftlicher Sparſamkeit und Ordnung war. Allein wie ihm die Beziehung erklären, in der ſie zu Florentin ſtand, und von der ſie jetzt auf einmal ſelbſt fühlte, daß es eine unpaſſende, ihrer unwürdige Beziehung war? — Mit wahrer Sehnſucht lauerte ſie darauf, Felix ſollte durch irgend eine unpaßliche, anmaßliche Aeußerung den guten Eindruck, den er gegen ihren eigenen Willen auf ſie gemacht hatte, zerſtören; ſowie ſie nur erſt ſicher war, daß ſie auch ihn verachten durfte, daß auch er, trotz ſeiner ſchönen Verſe, trotz ſeines männlich beſcheidenen Anſtandes und trotz dieſer ſchönen, ſüßen Stimme, doch keine Ausnahme machte von dem übrigen Geſchlecht, ſo war auch ihr ſelbſt nichts mehr an ſeiner

Achtung gelegen! ſo mochte auch er von ihr denken, was ihm beliebte — er war ihr gleichgiltig alsdann, herzlich gleichgiltig!

Aber dieſen Gefallen that ihr Felix nicht. Im Gegentheil, auch in der Unterhaltung, die er anknüpfte, und die ſich in ſehr natürlicher Anlehnung an die Veranlaſſung, welche ihn in das Haus des Grafen geführt hatte, auf die politiſchen Zuſtände der Nation erſtreckte, dieſe allgemeinſte und nächſtgelegene Unterhaltung jener Tage, die dazumal durch alle Stände ging und die herkömmlichen Fragen nach dem Wetter und dem Wohlbefinden abgelöſt hatte — auch in dieſer Unterhaltung, ſagen wir, zeigte Felix ſo viel Beſonnenheit und ſo viel geſundes, richtiges Urtheil, daß Victoria's innere Verwirrung nur noch immer höher ſtieg. Sich dieſer Verwirrung zu entreißen und ihren alten trotzigen Humor wieder zu finden, warf ſie in das Geſpräch einige jener halbwahren, blendenden Sentenzen, welche ſie ſo ſehr liebte, und um derentwillen ſie in ihrer vornehmen Umgebung als ein Ausbund von Witz, Verſtand und geiſtiger Ueberlegenheit angeſtaunt war. Sie beſpöttelte die Erhebung des März als eine ungeſchickte, planloſe Farce, ſprach ihre ganze Verachtung aus über den Charakter einer Nation, welche zur Freiheit ſo ungeſchickt ſei, wie die deutſche, und ſtellte die Wiederkehr der alten, dann nur um ſo feſter begründeten, ja unumſtößlich gewordenen Zwingherrſchaft als die traurige, aber jedenfalls unvermeidliche und wohlverdiente Perſpective unſerer Zukunft dar. — In dergleichen, auf die Spitze geſtellten, halbwahren Sätzen war ſie durch Florentin jederzeit aufs Eifrigſte unterſtützt worden; entſprachen ſie doch in ihrer troſtlos nihiliſtiſchen Auffaſſung der jammervollen Leere ſeines eigenen Buſens. Und auch ihre übrige ariſtokratiſche Umgebung hatte dergleichen nur allzu gern gehört; war ſie auch über Ausgangspunkt und Weg nicht einverſtanden, ſo gefiel ihr doch das Ziel, bei welchem die junge Dame ankam, deſto beſſer.

Ganz anders Felix. Er vertheidigte das gegenwärtige Geſchlecht nicht, leugnete nichts von den Thorheiten und Widerſinnigkeiten, mit denen man die erhabene Sache der Freiheit befleckt hatte, noch auch ſuchte er die politiſche Ungeſchicklichkeit der Nation zu beſchönigen. Aber deſto lebhafter deutete er auch auf die Größe der Aufgabe hin und auf die geſchichtliche und göttliche Nothwendigkeit ihrer endlichen Löſung; das gegenwärtige Geſchlecht gab er preis, aber nur um ſo kräftiger die große weltgeſchichtliche Stellung des deutſchen Volkes überhaupt hervorzuheben und den Glauben an ſeine Zukunft, an die Zukunft der Menſchheit im Ganzen um ſo eifriger zu vertheidigen.

Und ſelbſt auch die Irrthümer und Vergehen der lebenden Generation ſuchte er noch aus geſchichtlich nothwendigen Gründen zu entſchuldigen.

Es wird Ihnen ſehr wunderbar vorkommen, gnädiges Fräulein, ſagte er, und Sie werden mich dafür in Ihren Gedanken ebenfalls zu dem großen Haufen der Halben und Schwachen werfen, aus dem Munde eines Mannes, der nun einmal für ein Stück Poet paſſirt, ſtatt Worte der Leidenſchaft und des Zornes vielmehr Worte der Beſchwichtigung und der Sanftmuth zu vernehmen. Aber erinnern Sie ſich, meine Gnädige, an die jahrhundertlange Arbeit, die wir an unſere literariſche Ausbildung gewendet; erinnern Sie ſich, aus welchen armſeligen Anfängen, in welcher Reihenfolge kleinſter, kümmerlichſter Verſuche der Baum unſerer Wiſſenſchaft, die Blüthe unſerer Dichtung ſich entwickelt hat; gedenken Sie jener Zeiten, wo die deutſche Nation geiſtig ſo geſpalten war, daß eine gemeinſame Erhebung zu gleicher wiſſenſchaftlicher oder künſtleriſcher Arbeit unmöglich ſchien, wo der gehäſſigſte Aberglaube für Religion, die inhaltloſeſte Gelehrſamkeit für Wiſſenſchaft, die elendeſte Versmacherei für Dichtkunſt galt, ja wo ſelbſt das letzte, äußerſte Band, das uns noch zuſammenhielt, unſere Sprache, in Gefahr ſtand, völlig zerbröckelt und ausgelöſcht zu werden. Welchen Götzen damals hat man Altäre gebaut, welche Irrthümer als Wahrheit, welche Schwächen als Tugenden gefeiert! Und doch hat das Alles das endliche Gedeihen unſerer geiſtigen Blüthe nicht zurückhalten können; durch alle Irrthümer und Thorheiten der verſchiedenen Geſchlechter dahin, unaufgehalten durch die Eitelkeit der Einen, den Neid der Andern, iſt das Geſtirn deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt dennoch emporgeſtiegen.

Und wie nun, fuhr der junge Dichter fort, indem ſein treues, braves Auge von Begeiſterung und Zuverſicht leuchtete, wollen Sie von der Freiheit geringer denken als von der Kunſt? Dieſelbe allmälige, zögernde und doch zuletzt ſo göttlich gewiſſe Wirkung, welche die Wiſſenſchaft gehabt hat, wollen Sie der Freiheit nicht zugeſtehen? Ah, meine Gnädige, ich bin Poet, oder halte mich dafür — das heißt wahrhaftig, für nichts mehr davon, als dieſe armen zerriſſenen Zeiten hervorbringen können: aber bei aller Ehrfurcht vor der Kunſt, die mir natürlich iſt, und bei aller Inbrunſt, in der mein Herz für die Dichtung ſchlägt, bekenne ich Ihnen doch, daß es nicht nur Zeiten gibt, wo die Wirklichkeit unendlich über dem Kunſtwerk, die That über dem Buch, der Bürger über dem Künſtler ſteht, ſondern ich behaupte auch, daß unſere Zeit eine ſolche iſt, ja daß ſie überall iſt, wo eine Nation anfängt, ſich ihrer wahren Beſtimmung bewußt zu werden, und wo die unſelig verſchobenen Kräfte des Geiſtes in ihr natürliches und geſetzliches Gleichgewicht wieder eintreten. Ich ſehe Ihnen an, rief er, da Victoria's ſchöne Lippe auch bei dieſen Worten noch zuckte, wiewohl jetzt ſchon mehr ſchmerzlich als ſpöttiſch — ich ſehe Ihnen an, welchen Einwurf Sie mir machen wollen! Die Gaben der Natur, meinen Sie, ſind verſchieden ausgetheilt, und ebenſo auch die Gaben der Geſchichte; Königin im Gebiet des Geiſtes, iſt die deutſche Nation auf dem Gebiete der Praxis, dem Gebiet des politiſchen Lebens ewig nur zur Sklavin beſtimmt. O über dieſe klägliche Sophiſtenweisheit! Ich darf das ſagen, gnädiges Fräulein, weil dieſer Gedanke ja nicht in Ihnen entſtanden iſt; es iſt einer von jenen Gemeinplätzen, die wie Alterweiberſommer durch das Land ziehen und auch den Reinlichſten unverſehens anfliegen. Aber fragen Sie ſich ſelbſt, ob Sie ſich einen Poeten, einen Künſtler denken können, groß oder klein, gut oder ſchlecht, gleichviel, und ſein Talent entſpräche nicht ſeinem Charakter, und der Mann, der in ſeinen Verſen wahr, tapfer, edelmüthig iſt, zeigte ſich Ihnen durch ſeine Handlungen als ein feiger, gewiſſenloſer Lügner — würden Sie ihn nun auch noch für einen Künſtler, einen Dichter gelten laſſen?!

Der Gräfin trat bei dieſen Worten, die allerdings den Umſtänden nach ſehr unpaſſend gewählt waren und uns einen neuen Beweis davon geben können, daß Felix ſich auf den geſellſchaftlichen Ton nur ſchlecht verſtand, das Blut bis in die Schläfe; in der Begeiſterung jedoch, in welcher der Dichter ſich befand, ließ er ſich auch dadurch nicht ſtören, ſondern fuhr mit immer innigerm Ausdrucke fort:

Und was wir von den einzelnen Menſchen nicht zugeben dürfen, das, meine ich, ſollten wir uns auch hüten, von ganzen Nationen, dieſen eigentlichſten, unmittelbarſten Werken der

Gottheit, zu glauben. Ja zugeſtanden ſelbſt, daß es einem einzelnen Menſchen in unſeliger Verblendung gelänge, das Göttliche in ſich ſo ganz todt zu machen, daß er ſtatt der unmittelbaren, natürlichen Wahrheit und dieſer vollen, ungetheilten Selbſtempfindung, die Gott einem Jeden in die Bruſt gepflanzt hat, nur noch als eine wandelnde Lüge umherwankte, ſo wird das immer nur eine einzelne Verirrung ſein, die unmöglich jemals ein ganzes Volk, eine ganze Nation durch die ganze Dauer ihres geſchichtlichen Daſeins erfaſſen kann. Darum ſprechen Sie der deutſchen Nation den Beruf zu Freiheit ab, erklären Sie uns für die Proletarier der Weltgeſchichte, die vom Schickſal ſelbſt dazu verdammt ſind, ewig heimathlos im Reiche der Freiheit zu bleiben: ſo zerreißen Sie mit demſelben Ausſpruch auch dieſen Kranz der Wiſſenſchaft und Kunſt, der die wundgetretenen Schläfe unſers Vaterlandes noch tröſtend, verheißend umſchattet! ſo ſtürzen Sie auch die Götterbilder unſerer Dichter und Denker um und erklären unſere ganze Vergangenheit, unſere Gegenwart, unſere Zukunft für elendes, ruchloſes Barbarenthum! Denn nur der Barbar vermag als Knecht zu leben, und wer als Knecht leben kann, iſt Barbar. Ich ehre die Unerſchrockenheit, gnädiges Fräulein, mit der Sie den herkömmlichen Vorurtheilen zu Leibe gehen, ſowie den Muth, mit welchem Sie ſich über die ſchwankende Tagesmeinung zu erheben ſuchen: aber die urewige Gerechtigkeit der Geſchichte zu leugnen, alles Erhabene, Große, Heilige aus dem Leben auszulöſchen, an der Brandfackel der Verzweiflung die ganze Welt zu entzünden, blos um, ein anderer Heroſtrat, an dem entſetzlichen Schauſpiel dieſer allgemeinen Verwüſtung die Ueberlegenheit des eigenen Geiſtes zu ſättigen — nein, dazu haben Sie den Muth nicht, dürfen ihn nicht haben, gnädiges Fräulein ....

Denn dazu, ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu, ſind Sie zu ſchön, zu gut —

Ich danke Ihnen für das Compliment, ſagte Victoria mit erzwungenem Spott: aber wenn ich eitel genug bin, die erſte Hälfte deſſelben für baare Münze zu nehmen, wer garantirt Ihnen ſelbſt, daß Sie mit der zweiten Recht haben? Ein ſchönes Geſicht kann auch ein ſchlechtes Herz verbergen ....

Gott verbürgt es mir, ſagte der junge Mann, der gefliſſentlich die letzten Worte ſeiner ſchönen Gegnerin überhörte: Gott, das Gute, das überall in der Welt verbreitet liegt, und das ſelbſt aus ſeiner eigenen Entzweiung, die wir alsdann das Böſe nennen, ſich immer wieder zuſammenfinden muß. Ein ungeſchickter Menſch und ohne geſellige Erfahrung, wie ich bin, habe ich in dieſer halben Stunde gewiß ſchon ſehr viel Unpaſſendes geſprochen und Ihre Güte ſehr gemisbraucht. Aber da ich doch wohl kaum mehr auf Ihre Verzeihung rechnen darf, ſo erlauben Sie mir, daß ich das Maß meiner Unbeſcheidenheit voll mache, indem ich Sie bitte: glauben Sie an Gott — das heißt, glauben Sie an das Gute, glauben Sie an die unverwerfliche Erhabenheit der menſchlichen Natur! Das allein ſind die wahren Gottesleugner, die an den Menſchen nicht glauben; Sie, ſo jung, ſo ſchön, ſo ausgeſtattet mit allen Vollkommenheiten unſerer Natur, ſelbſt ein ſo faßbarer Auszug des Göttlichen in uns — wie wollten gerade Sie dieſem troſtloſen Unglauben verfallen?!

Siebentes Kapitel.

Wer hat nun Recht?

Dieſer erſten Unterhaltung folgte bald eine zweite, eine dritte; nicht lange und der beſcheidene Dichter Felix war der tägliche Geſellſchafter der ſchönen, ſtolzen, glänzenden Gräfin Victoria von Blotz-Blotz. Welche äußern Zufälligkeiten dieſem raſchen Fortgang der Bekanntſchaft außerdem noch zu Statten kamen, und wodurch es geſchah, daß Felix Tag für Tag ohne den geringſten Anſtoß oder die leiſeſte Zudringlichkeit das Haus des Miniſters beſuchen konnte, werden wir ſogleich noch erzählen. —

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Unterhaltungen nicht alle den hohen Schwung nahmen und ſich nicht auf die Dauer um ſo ideale Gegenſtände bewegten, wie die erſte; wir ſelbſt haben bereits in jener Unterhaltung am Billard eine Probe gegeben, zu welchem anmuthreichen Spiel von Laune, Schalkheit, abſichtlichem Misverſtändniß dieſelbe mitunter auch herabſinken konnte, — nämlich wenn dies herabſinken heißt.

Aber geiſtig bewegt, anregend, friſch, voll ſprühenden Lebens waren ſie alle. Victoria gehörte zu jenen wunderſam gemiſchten Weſen, welche noch in ihren Launen und Unarten entzückender ſind, als die Mehrzahl der Uebrigen in ihren Verdienſten und Tugenden; ſie konnte zuweilen ſehr eigenſinnig, ſehr boshaft, ſogar ein wenig falſch ſein, aber auch ihr Eigenſinn bezauberte, ihre Bosheit entzückte noch, ihre Falſchheit ſelbſt war ein Schwert, das man ſich noch mit Lächeln in den Buſen bohrte.

Ihr Benehmen gegen Felix war ſehr ungleich. Während ſie heut die innigſte, achtungsvollſte Theilnahme deutlich erkennen ließ, verfolgte ſie ihn vielleicht morgen ſchon mit den bitterſten Stachelreden; jetzt bereit, die ganze Fülle ihres Geiſtes in irgend eine lehrreiche Unterſuchung mit Ernſthaftigkeit zu verſenken, war ſie in der nächſten Viertelſtunde nur noch ein muthwilliges Kind, das für nichts Sinn hatte als für Scherz, Spiel, Zerſtreuung, und die gewichtigſten Dinge mit den verwegenſten Poſſen kreuzte. Dieſelbe Seele, die eben noch ſolchen kräftigen, idealen Aufſchwung nahm, die eben noch ſo heiß erglühete bei den erhabenen Ideen der Wahrheit, der Freiheit, des Rechts, gaukelte im nächſten Moment, einem Irrlicht gleich, wohlgefällig zwiſchen den eitelſten, leerſten Sophismen umher; daſſelbe Herz, das in dieſer Minute von der innigſten Sympathie für den jungen Dichter ergriffen war und nicht nur mit ihm, ſondern auch für ihn zu ſchlagen ſchien, lag in der nächſten wiederum wie durch eine endloſe Kluft von ihm geſchieden!

Felix ſelbſt lebte unter dieſen Umſtänden in einem wunderſam traumhaften Zuſtande. Er war nicht blos von bürgerlicher Einfachheit, ſondern auch von ſehr bürgerlicher Gewiſſenhaftigkeit. Neuling in der Liebe, fühlte er gleichwohl, daß hier eine Flamme aufloderte, die ſeinem Herzen, ja nach den ſtrengen Begriffen, welche er in dieſem Punkte hatte, ſogar ſeiner Ehre gefährlich werden konnte. War dies nur ein Spiel, was die junge Dame mit ihm trieb, wie durfte er ſelbſt ſich zu dieſem Spiele hergeben? und war es mehr als ein Spiel, ſollte, konnte mehr werden, war er es dann nicht wiederum ſeiner Mannesehre, der Ehre ſeiner Dame ſelber ſchuldig, der Gefahr im Entſtehen auszuweichen und eine Nähe zu fliehen, die, ſo wie anders, nur verderblich für ihn, für Victoria ſelber werden mußte?

Armer Felix! Du ſinneſt und härmſt dich, wandelſt, ſpät Abends aus dem verſchwiegenen Gartenhauſe zurückgekehrt, die Nacht hindurch ruhelos in ſchweren, geiſtigen Kämpfen in deinem Zimmerchen auf und ab, faſſeſt Pläne, thuſt dir ſelber Gelübde — und doch, wie die Stunde kommt, und wie du das Haus des Grafen betrittſt, und wie du Victoria's Stimme hörſt — armer Felix! wo ſind deine Pläne, deine Gelübde, deine Kämpfe? Tadelt den Dichter nicht, der an der Falſchheit eines ſchönen Weibes zu Grunde geht: dafür eben iſt er ein Dichter, ſein Herz empfindet die Schönheit lebhafter als die Uebrigen, ſeine Nerven ſind empfänglicher, ſein Blut heißer, ſeine Leidenſchaften gewaltiger; bemitleidet ihn — und bemitleidet auch die falſche, verrätheriſche Schönheit, die ihn zu ihrem Opfer auserkoren! —

Was ſeine innern Zweifel noch vermehrte, das war das ſehr ungleiche Urtheil, das ſeine

Freunde, die Hinterwäldler, über ſein neu entſtehendes Verhältniß zum Hauſe des Miniſters fällten. Bei der natürlichen Offenheit ſeines Charakters hätte er ihnen unter allen Umſtänden kein Geheimniß daraus gemacht, am wenigſten aber konnte er es nach jenem Geſpräche thun, das am Abend nach ſeiner Jungfernrede ſtattgefunden, und das ihm jetzt mehr als jemals, in einem wahrhaft dämoniſchen Zuſammenhang, als eine unmittelbare Vorahnung ſeines Schickſals erſchien. Für den Augenblick zwar hatte er noch nichts mitzutheilen, als nur den Beſuch des alten Geheimraths, die Vorſtellung beim Miniſter und die noch ziemlich inhaltleeren, ungewiſſen Zuſicherungen, welche ihm bei dieſer Gelegenheit gemacht worden waren.

Allein auch dies Wenige war ſchon hinreichend, einen ſehr erheblichen Zwieſpalt unter den Freunden hervorzurufen. Wobei ſeltſamerweiſe die Rollen gerade umgekehrt vertheilt waren, als Felix nach ſeiner Kenntniß der Charaktere es für möglich gehalten hatte. Florentin, an dem ihm bei all ſeiner Unbefangenheit und Beſcheidenheit, ſowie bei allem Reſpect, den er den geiſtigen Eigenſchaften des jungen Edelmannes zollte, doch gewiſſe bedenkliche Seiten, Seiten der Eiferſucht, der Misgunſt, des Neides aufzugehen anfingen — gerade dieſer misgünſtige, eiferſüchtige Florentin nahm an den glänzenden Ausſichten des jungen Dichters den lebhafteſten und herzlichſten Antheil; dieſen letzteren natürlich nur in ſo weit, als der Begriff der Herzlichkeit mit einem Charakter von Florentin's Beſchaffenheit überhaupt vereinbar war.

Ich nehme nichts von dem zurück, ſagte er, lieber Felix, was ich Ihnen neulich des Abends über Ihre eigentliche Beſtimmung geäußert habe; noch jetzt glaube ich feſt, daß Sie zu Allem in der Welt taugen, nur nicht zum Staatsmann — warum? Weil die idealen Auffaſſungen eines

Poeten nichts vermögen über die Praxis der Dinge. Aber das hindert nicht im Mindeſten, daß ich Ihnen nicht von Herzen Glück wünſchen ſollte zu der Laufbahn, die ſich Ihnen ſo unerwartet eröffnet und die, wenn Sie nur hübſch eilig auf derſelben vorgehen, Sie möglicherweiſe zu einem ganz paſſablen Ziele führen kann. Der Menſch muß überhaupt Alles mitnehmen, was ſich ihm im Leben bietet, das iſt die Hauptſache; der Spaß dieſes Daſeins iſt meiſt ſo trocken, daß wir keine Gelegenheit verſäumen dürfen, uns daſſelbe durch Abwechſelung und Abenteuer aller Art ein wenig ſchmackhafter zu machen. Nur, wie geſagt, Zeit dürfen Sie dabei nicht verlieren. Mein Vetter Filibert (es war merkwürdig zu ſehen, welch ein Ausdruck unausſprechlicher Geringſchätzung ſich bei dieſen Worten auf das blaſſe, geiſtreiche Antlitz lagerte) iſt auch kein Staatsmann, ſo wenig wie Sie ſelbſt, guter Felix, trotz der erfolgreichen

Oppoſition, die er als Mann der Zukunft durchgeführt hat, und trotz dieſes Portefeuille, in deſſen Beſitz er ſich gegenwärtig ſo glücklich fühlt; höchſtens ein politiſcher Dilettant, und was die für ein Ende nehmen, dafür iſt geſorgt. Für den Augenblick indeſſen ſchadet das nichts; gerade für ſolche Verhältniſſe, wie Sie einzugehen im Begriffe ſtehen, ſind dergleichen dilettirende Staatsmänner am allergeeignetſten. Jeder Menſch ſucht das ihm ſelbſt Gleichartige auf, und während der Bureaukrat den tüchtigen Arbeiter, der Soldatenminiſter die unbedingt gehorſame, ſchweigende Maſchine befördert und beſchützt, ſind Sie mit Ihrer weichen, träumeriſchen Seele, Ihren unbeſtimmten, hochfliegenden Ideen und der duftigen Herrlichkeit Ihrer Rede für einen Dilettanten wie Vetter Filibert gerade der rechte Mann. Der Bureaukrat würde Sie als einen unbrauchbaren, unpraktiſchen Menſchen ins Vorzimmer verweiſen, der alte Militair Sie vielleicht als unruhigen Kopf krumm ſchließen laſſen; — bei Vetter Filibert, wenn Sie es geſchickt anfangen, können Sie ſich in kurzer Zeit ſo feſt ſetzen, daß ſelbſt die Bureaukratie und die Soldatenherrſchaft, der wir ganz unvermeidlich wieder entgegengehen, Sie in Ihrem Otio cum dignitate wird unbehelligt laſſen müſſen.

Ich verſtehe nicht ganz, was Sie meinen, lieber Florentin, erwiderte der Dichter, durch dieſe letztern Aeußerungen einigermaßen gekränkt; aber ſo viel merk' ich denn freilich, daß Sie mich im Verdacht haben, als könnte irgend welcher Eigennutz meine Entſchließungen mit beſtimmen, und da darf ich Sie verſichern —

Eigennutz! rief Florentin mit einer höchſt komiſchen Geberde, indem er die blanklackirten Stiefelſpitzen muſterte: wie würde ich mir erlauben, in dem Hauſe eines ſo uneigennützigen Mannes, wie der Herr Anton Wachtelhuber, der ſeinen beſten Wein bekanntlich ja zur Hälfte weggibt, von Eigennutz zu reden! Ich weiß, welchen abgeſchmackten Haß man auf dies arme Wörtchen Eigennutz geworfen hat: und wenn ich dieſe Anſicht allerdings auch nicht theilen kann, ſo bin ich doch viel zu tief von dem Bewußtſein meiner eigenen Schwächen durchdrungen, um nicht auch die Vorurtheile meiner Nebenmenſchen zu ſchonen. Iſt es ſo recht, Fräulein Luiſe? wandte er ſich mit ſpöttiſcher Höflichkeit an die Schweſter des Weinhändlers, die auf dem gewohnten Plätzchen in der Fenſterecke ſaß und dem Geſpräch mit ſichtlicher Theilnahme folgte —

Das junge Mädchen begnügte ſich, ihm einen langen ernſten Blick zuzuwerfen, worauf der Edelmann fortfuhr:

Ich für meine Perſon würde denn allerdings keinen Eigennutz darin ſehen, oder doch mindeſtens nur einen ganz erlaubten, ganz rechtmäßigen, wenn Sie dieſe Gelegenheit benutzten, ſich ein kleines Sort für die Zukunft zu gründen, ſo etwa als Bibliothekar, als Profeſſor, oder was ſonſt von derartigen Stellungen Ihrer Neigung und Ihren Kenntniſſen zuſagt. Da ich jedoch, wie ich an den langen Geſichtern rings um mich her bemerke, mit dieſer meiner weltlichen Anſicht in dem hier verſammelten überaus moraliſchen Kreiſe kein Glück mache, ſo beſchränke ich meinen Rath einfach darauf: benutzen Sie wenigſtens dieſe Gelegenheit, Zuſtände und Menſchen kennen zu lernen, denen Sie ohnedies wohl kaum jemals wieder ſo nahe treten dürften und die ja doch ſchon in poetiſcher Rückſicht für Sie von Intereſſe ſein müſſen. Einige Knauſerei in der Bewirthung abgerechnet, die indeſſen zu tief liegt und von zu viel äußerem Pomp überdeckt wird, als daß ſie einem Naturkinde, wie Sie, ſo leicht anſtößig werden könnte, iſt das Haus meines Vetters ein ganz angenehmes Haus; Sie werden mancherlei unterhaltende Geſellſchaft daſelbſt finden und allerhand Experimente anſtellen können, wenn nicht geradezu in politiſcher, doch wenigſtens in ſocialer Hinſicht ....

Hier konnte Hermann, der ſich ſchon lange vergeblich bemüht hatte, ſeinen Zorn zu beſchwichtigen, indem er haſtig ein Glas Wein nach dem andern hinabgoß, ſeinen Unmuth nicht länger bemeiſtern.

Es iſt natürlich, rief er, der bloße Scherz von Ihnen und die reine muthwillige Rechthaberei, was Sie da zu unſerm Freunde äußern. Aber eben weil es unſer Freund iſt, finde ich dieſen Scherz nicht ganz angemeſſen; die Sache iſt wohl ernſt genug, um mit Ernſt und Wahrheit behandelt zu werden. Du weißt, mein Junge, fuhr er zu Felix gewendet fort, wie lieb ich Dich habe und wie groß ich von Deinen Talenten denke. Und ob die ſtaatsmänniſche Erfahrung des Herrn von Blotz Dich zehnmal einen Idealiſten ſchilt, glückſelig dennoch der Tag, wo der Idealismus wiederum das Steuer unſerer Geſchicke in die Hände nehmen wird! Dummes und Gemeines kann auch die Proſa thun und hat es auch reichlich gethan zu allen Zeiten; aber etwas Honettes und Tüchtiges iſt ohne den Idealismus der Poeten noch niemals geſchehen, auch nicht in der Politik. Darum habe ich Dir ſchon neulich geſagt, Du ſollſt die Praxis des Lebens nicht ſcheuen, ſollſt das Pfund, das Gott Dir verliehen, nicht blos zwiſchen den Büchern und in die Bücher vergraben. Daſſelbe ſag' ich Dir noch jetzt, aber zugleich auch, mein Felix, ſag' ich Dir, daß dieſer Weg, den Du jetzt zu betreten im Begriffe ſtehſt, der richtige nicht iſt, und wenn er noch geebneter wäre und noch blumengeſchmückter! Nur was der Menſch durch Arbeit erringt, das iſt wirklich ſein: und wenn Dir in dieſem Augenblick eine Krone auf den Kopf fiele, und wenn Du mit dieſer Krone das Glück des Menſchengeſchlechtes machen könnteſt, ſo müßteſt Du der honette Kerl dazu ſein, ſie gar nicht anzunehmen. Werde Politiker, werde Staatsmann, werde Miniſter, wenn Du kannſt, ja Präſident der Republik, ich gönne es Dir, und glaube, da nothwendig wieder einmal die Zeit kommen muß, wo Verſtand, Rechtſchaffenheit und edler Wille genügend ſind, die Welt zu regieren, daß Du das Zeug dazu haſt. Aber was Du auch wirſt, werde es immer nur aus eigner Kraft! geh' keine Hintertreppen! ſtütz' Dich auf keine Gunſt der Miniſter, ſtütz' Dich allein auf das, was Alles iſt, Alles hat, Alles kann, das Volk!

Achtes Kapitel.

Clubgeſchichten.

Zum Beiſpiel, ſchaltete Florentin ein, indem er nachläſſig die Arme über die Stuhllehne zurückſchlug, auf den Club der Wahrhaften ....

Dieſe Einſchaltung war viel malitiöſer, als ſie ſich dem Wortlaut nach anhörte. Auf den großen Triumph, welchen Felix vor Kurzem in dem genannten Club errungen, und der, wie wir uns entſinnen Niemand mehr überraſcht hatte als ihn ſelbſt hatte er gleich darauf auch den Wankelmuth und die Unzuverläſſigkeit erfahren ſollen, welche von derartigen Verſammlungen nun einmal unzertrennlich ſind. Jener

Redner dritten Ranges, welcher von dem Poeten auf ſo ſchmähliche Weiſe aus dem Sattel gehoben worden war, hatte einen der nächſten Abende, wo Felix durch die ſich neu anknüpfende Bekanntſchaft mit dem Hauſe des Miniſters am Beſuch des Clubs verhindert war, benutzt, einige formelle Bedenken gegen die Rechtsgiltigkeit des neulichen Beſchluſſes zu erheben. Wir wiſſen, daß der ſehr ehrenwerthen Geſellſchaft der Wahrhaften nichts erwünſchter war, als dergleichen formelle Streitigkeiten. Und da nun auch die Meiſten ſich bereits angefangen hatten der Begeiſterung zu ſchämen, welche ſie neulich empfunden, und da es doch bedenklich ſchien, ob Felix nicht ein verkappter Reactionair und ob jener Beſchluß nicht den ohnedies ſchon höchſt zweideutigen Liberalismus der Wahrhaften neuerdings dem Spotte ſeiner Gegner bloßſtellen würde, ſo ergriff man mit großer Begier die Veranlaſſung, über die ganze Angelegenheit —

zur Tagesordnung überzugehen; auch dies eines der beliebteſten Manoeuvres im Club der Wahrhaften, mit welchem die meiſten ſeiner Haupt- und Staats-Actionen ihre ſchließliche Erledigung fanden. Freilich wäre es für Florentin ein Leichtes geweſen, durch ſein perſönliches Anſehen ſowohl, wie in ſeiner Eigenſchaft als Vorſitzender, ſich des abweſenden Felix anzunehmen und den einmal gefaßten Beſchluß aufrecht zu erhalten. Allein auch ohne weitere Auseinanderſetzung wird der geneigte Leſer uns glauben, daß er ſeine guten Gründe hatte, dies nicht zu thun. Hermann, der es verſuchte, machte die Sache nach ſeiner derb zugreifenden, fahrigen Manier nur noch ſchlimmer; in ſehr gerechtem, aber auch ſehr unklugem Unwillen über die Charakterloſigkeit der Verſammlung, ſagte er derſelben eine ſolche Maſſe Sottiſen, daß ſie jetzt erſt recht Grund zu haben glaubte, ihren Enthuſiasmus für Felix herabzuſtimmen und den früher gefaßten Beſchluß, der in der That nur dieſem Enthuſiasmus ſeinen Urſprung verdankte, wieder aufzuheben. Sogar dem Redner dritten Ranges gelang es in dieſer Stimmung einen erklecklichen Sieg über Hermann davonzutragen, womit der Gerechtigkeit denn nach allen Seiten hin genügt war. —

Felix war beiweitem nicht eitel genug, ſich über dieſe Wendung der Dinge eigentlich zu kränken. Aber ganz gleichgiltig ließ ſie ihn dennoch nicht; er ſchämte ſich nicht über die Niederlage, welche man ihm hinterrücks beigebracht, ſondern nur darüber, daß er ſolch ein Thor geweſen, einer derartigen Verſammlung die innerſten Geheimniſſe ſeines Herzens, ſeine edelſten Wünſche, glühendſten Hoffnungen preiszugeben. Sein Stolz gebot ihm freilich, ſich gerade nach dieſem Vorfall den Sitzungen des Clubs nicht völlig zu entziehen. Doch beſuchte er ſie mit jeder Woche ſpärlicher und hielt ſich auch dann ganz in derſelben Verborgenheit, wie zuvor. Ja ſogar nur den Club nennen zu hören, war ihm peinlich.

Dies eben wußte Florentin, und darauf war der Pfeil gerichtet, den er gegen unſern Freund abdrückte, indem er ihm den Club der Wahrhaften als Grundlage ſeiner künftigen politiſchen Wirkſamkeit empfahl.

Hermann nahm den hingeworfenen Handſchuh mit gewohnter Leidenſchaftlichkeit auf.

Nein, nicht auf den Club der Wahrhaften, rief er, noch auf irgend einen andern Club! Clubs, mein Herr Baron von Blotz, ſind gut für ſolche praktiſchen Talente, wie das Ihre; Idealiſten, wie Sie unſern Freund zu nennen belieben, ſollten ſich immer nur an das Allgemeine, an das Volk im Ganzen und Großen halten. —

Freilich, wiederholte Florentin mit demſelben unerſchütterlichen Sarkasmus: Luftſchiffer müſſen in der Luft fahren, das iſt ganz in der Ordnung ....

Und Maulwürfe in der Erde graben, rief Hermann mit wachſender Heftigkeit: jeder Menſch und jedes Thier hat ſein Element, Sie haben ganz recht, Herr Baron, in welches er gehört — —

Und unſer Element hier iſt der Wein, ſagte Herr Anton Wachtelhuber, indem er auf ſtilles Zuwinken der Schweſter, welche dieſem Streit um jeden Preis gern ein Ende machen wollte, eine neue Flaſche nebſt friſchen Gläſern auf den Tiſch ſtellte: ich bin ſonſt ein ſchweigſamer Mann, wie Sie wiſſen, meine Herren, und pflege die Unterhaltungen nur durch ein unwillkürliches und bewußtloſes Schnarchen zu ſtören, für welches ich Sie auch oft genug um Verzeihung bitte. Diesmal aber müſſen Sie mir ſchon erlauben, daß ich mich geradezu hineinmiſche: der Wein hier (indem er den goldenen Nektar in die Gläſer verlen ließ) hat es an der Eigenſchaft, daß er Streit und Zank unter den Trinkern nicht vertragen kann; es iſt ein Friedensweinchen, aus dem geſegneten Jahre Elf, wo nach langem Zwieſpalt die Waffen wenigſtens in Deutſchland ruhten und blos das künftige Elend in Geſtalt des Kometen vom Himmel drohte. Dieſe Blume iſt zu fein, dieſes Feuer zu mild, das kann die ſchwere Luft politiſcher Dispüte nicht vertragen — Angeſtoßen, meine Herren, auf was Sie wollen, mir iſt Alles gleich, ich bin ein Menſch ohne alles Vorurtheil. Aber wenn es Ihnen gleich iſt, und da ich nur noch funfzig Flaſchen von dieſem auf dem Lager habe, ſo dächte ich, wir ließen den Kometen von Anno Elf leben! Der Komet von Anno Elf, meine Herren, und daß recht bald wieder ſo einer kommt!

Damit blinzelte er vergnügt zu ſeiner Schweſter hinüber, ob er ſeine Sache ſo gut gemacht; er hatte dem armen Frauenzimmer ſo viel Elend und Kümmerniß bereitet, daß es ihm ſelbſt eine wahre Erquickung war, wenn er ihr auch einmal in etwas zu Gefallen leben konnte. Aber nur freilich viel Anſtrengung durfte es ihn nicht koſten....

Diesmal wurde ſein Zweck erreicht; die jungen Leute beſänftigten ſich, und das Geſpräch, wenn es auch noch bei demſelben mislichen Gegenſtand verharrte, wurde doch von allen Seiten mit der wünſchenswerthen Ruhe und Zurückhaltung geführt. Hermann und Felix verſtändigten ſich, daß vor allen Dingen erſt abzuwarten ſei, welche Anerbietungen der Miniſter dem jungen Dichter machen und welche beſtimmten, ausgeſprochenen Zwecke er ihm vorſchlagen würde. Daß Felix dieſelben dann erſt genau prüfen würde und ſich zu nichts hergeben, was nicht mit der ſtrengſten Ehre ſowohl, als mit ſeinen hinlänglich bekannten Principien vereinbar wäre, darüber hegte Hermann ſelbſt nicht den mindeſten

Zweifel. — Florentin verhielt ſich zu dem Allen ſchweigend; er machte ſogar keine ſpöttiſchen Geſichter mehr, ſondern ſah ganz ernſthaft und gleichgiltig darein.

Nach der leidigen Gewohnheit der Hinterwäldler war es wiederum ziemlich ſpät geworden, als die jungen Männer endlich aufbrachen. Schon unter der Hausthür, kehrte ſich Florentin plötzlich noch einmal nach Felix um.

Haben Sie auch ſchon die Bekanntſchaft meiner Couſine Victoria gemacht? fragte er.

Die Frage war ſo direct, daß ſich ihr unmöglich ausweichen ließ. Aber Luiſe, die den Gäſten zum Hinausgehen leuchtete, kam ihm zu Hilfe.

Gräfin Victoria, ſagte ſie in einem ſeltſam bezüglichen Tone, iſt eine außerordentlich ſchöne Dame....

Wiſſen Sie das auch, mein ſchönes Kind? rief Florentin in ſeiner beliebten brüsken Manier: wo haben Sie denn meine Couſine geſehen, wenn ich fragen darf?

Neulich des Abends an der Ecke der Breitenſtraße, wo Sie, Herr Baron, in Begleitung zweier Herren auf und abgingen, und dann an eine Droſchke herantraten, in welcher ich Ihre gnädige Couſine zu erkennen glaubte, erwiderte das junge Mädchen ruhig.

Florentin biß ſich in die Lippen —

Gute Nacht! —

Gute Nacht! —

Die Hausthür flog zu und die drei Freunde entfernten ſich ſchweigend jeder nach ſeiner Wohnung.

Neuntes Kapitel.

Ein Eheherr, wie er ſein ſoll.

Florentin's verfängliche Frage zu beantworten, darüber alſo war Felix diesmal noch glücklich hinausgekommen; die Nothlüge, die ihm ſchon auf der Lippe ſchwebte, blieb für ein anderes Mal aufgeſpart. Aber außer Florentin gab es noch Jemand, der zwar weder fragte noch forſchte und den doch nur mit der kleinſten Nothlüge zu täuſchen Felix ſelbſt nicht den Muth beſaß: das war ſeine Freundin, das Käthchen.

Es iſt ſchon mehrfach geſagt worden, welchen außerordentlichen Antheil ſie an dem Schickſal ihres Jugendfreundes nahm, und mit welcher

Spannung ſie namentlich die neueſte, dem Anſcheine nach ſo günſtige Entwicklung deſſelben verfolgte. Aber auch wenn es noch nicht geſagt wäre, müßte der Leſer es doch ſchon aus jenem Geſchäft erkannt haben, das ſie ſich an dem Tage, da Felix zuerſt beim Geheimrath ſpeiſte, in dem Hauſe deſſelben machte, in keiner andern Abſicht, als nur um zu ſehen, wie ihr Freund und Liebling ſich in dieſer vornehmen Umgebung ausnehme. Ganz ſtattlich, das wußte ſie zum Voraus: aber dies Wiſſen genügte ihr nicht, ſie mußte ihn auch ſehen, mußte ihm heimlich zulächeln, ſie, das kleine, unbeachtete Nähtermädchen, dem gefeierten Poeten, dicht unter den Augen ſeiner geiſtreichen, vornehmen Gönnerin, mußte es — nun ja, weil er eben ihr Freund und Liebling war!

Und doch ſollte dieſe kleine unſchuldige Liſt ihr eine recht verdrießliche Scene herbeiführen. So unbefangen die Geheimräthin ſich geſtellt hatte, ſo war ihr doch weder der eigenthümliche Blick des jungen Mädchens, noch das unwillkürliche Zuſammenfahren ihres neuen Günſtlings entgangen. An und für ſich würde ſie vielleicht weiter keinen Werth darauf gelegt haben; ein hübſches rundes Geſichtchen mit ein Paar ſchelmiſchen Augen, wie Käthchen's, und ein ſtattlicher geputzter junger Mann, du lieber Himmel, ſind das nicht zwei Pole, zwiſchen denen ein gewiſſes elektriſches Fluidum ſich ganz von ſelbſt und ohne alle weitere Vorbereitung entwickelt? Die Geheimräthin dachte in dieſen Dingen innerlich weit milder, als ſie es öffentlich auszuſprechen pflegte; hatte ſie auch ſelbſt auf das Glück der Liebe verzichten und ſich in die Proſa einer nüchtern verſtändigen Ehe finden müſſen, ſo verſtand ſie doch wenigſtens noch die Leidenſchaft Anderer und hatte Nachſicht, Mitleid wenigſtens mit einem Spiel, von deſſen Süßigkeiten ſie leider ſelbſt ſchon ſeit Langem ausgeſchloſſen war. Hätte Felix eine Liebelei mit dem hübſchen ſchelmiſchen Nähtermädchen gehabt, und hätte er nur Kühnheit genug beſeſſen, Frau Geheimräthin Haberland zur Vertrauten dieſer Liebelei zu machen — die Rolle der Vertrauten hatte für dieſe Dame ſo viel Anziehendes, daß ſie ihm vermuthlich darüber ſelbſt die Liebelei würde verziehen haben; ſie würde ſich in der Stille ſcandaliſirt haben über den ſchlechten Geſchmack, der bis zu einem Nähtermädchen herabſteigen konnte, würde aber übrigens ein Auge zugedrückt und ſich damit getröſtet haben, daß die Männer eben alle nicht beſſer, wenigſtens ſo lange nicht, als ſie ſelbſt noch jung und liebenswürdig ſind.

Allein ein ſo unerwarteter wie zufälliger Umſtand ſollte dieſe naive Auffaſſung völlig trüben. Herr Geheimrath Haberland war, wie ſich von einem ſo exacten Beamten ganz von ſelbſt verſtand, ein überaus verſchwiegener Mann. Er ſelbſt that ſich auf dieſe ſeine Verſchwiegenheit nicht wenig zu Gute; ja er nahm keinen Anſtand, die Verſchwiegenheit für das eigentliche Kennzeichen, den Gradmeſſer gleichſam eines wahrhaft männlichen Charakters zu erklären. — Schade nur, daß der würdige Mann dabei ein Einziges außer Acht ließ: nämlich daß die Frau zwar das „andere Ich“ des Mannes, aber doch nur immer erſt das andere. Im gewöhnlichen Lauf der Dinge war er wirklich von außerordentlicher Verſchwiegenheit; er hätte ſich können wie der heilige Laurentius auf einem Roſte braten, oder wie Sanct Nepomuk ins Waſſer werfen laſſen, bevor er ein anvertrautes Geheimniß verrathen hätte, — blos ausgenommen ſeiner Frau. Dieſe gehörte, nach ſeiner redlichen Auffaſſung der Ehe, ſo ſehr zu ihm ſelbſt, und bildete ſo ſehr einen Theil ſeines eignen Weſens, daß es ihm nicht im Traume einfiel, ſeine übrigens ſo unerſchütterliche Verſchwiegenheit auch bis auf ſie auszudehnen. — Fragen freilich durfte ihn auch die Geheimräthin nach nichts, ſelbſt nicht nach der geringfügigſten Kleinigkeit; es wäre das ſicherſte Mittel geweſen, ihn wirklich vollſtändig verſchwiegen zu machen. Auch war er weit davon entfernt, ihr Alles, was er erfuhr, oder was ihm am Herzen lag, ſofort und ohne Zaudern mitzutheilen, keineswegs! War es eine Schwäche des vortrefflichen Mannes, daß er ſeiner Gemahlin nichts verſchweigen konnte, ſo unterlag er dieſer Schwäche doch nicht ohne Kampf; es dauerte regelmäßig zwei, drei Tage, ja bei ganz beſonders wichtigen Geheimniſſen auch wohl eine ganze Woche, bevor ſich das Siegel ſeiner Lippen löſte, und auch dann that er es jedesmal nur mit der außerordentlichſten Feierlichkeit unter Beſchwörungen und Verwarnungen, als ob dies wirklich das erſte und allereinzigſte Mal wäre, daß er ſeiner Frau etwas anvertraute.

Die Geheimräthin, welche ſeine Eigenthümlichkeit kannte, hütete ſich wohl, ihn durch vorwitzige Fragen oder Aufmunterungen darin irre zu machen. Sie merkte zwar ſehr deutlich jedesmal, wenn wiederum ein neues Geheimniß in Anzug war; es war dann eine gewiſſe Unruhe, eine gewiſſe queckſilberne Beweglichkeit in dem ſonſt ſo feierlichen, gemeſſenen Manne, die Knospe der Vertraulichkeit rang ſo ſichtlich darnach, ſich aufzuſchließen, es gab da ſo ein eigenthümliches Spitzen, Dehnen, Schnalzen der Lippen, ein Huſten und Räuſpern, ein Anſetzen und Wiederzurücknehmen, daß es ſie oft in der Stille beluſtigte. Wehe ihr aber auch, wenn die Frucht endlich reif war, und ſie dieſelbe nicht mit all der Andacht und der Verwunderung entgegennahm, die der Geheimrath für dieſe äußerſten Beweiſe ſeines Vertrauens von ihr verlangte! Es war dies der einzige Punkt, in welchem der übrigens ſo muſterhafte Ehemann nicht nur höchſt empfindlich, ſondern auch alsdann höchſt ungerecht und unleidlich werden konnte. —

Dies verheißungsvolle Blitzen und Zwinkern hatte auch jetzt wieder um den Mund des alten Herrn geſpielt, genau ſeit dem Morgen, da er Felix ſeinen erſten Beſuch gemacht hatte. Die Geheimräthin hatte das natürlich nur auf dasjenige bezogen, was er etwa über den jungen Mann im Allgemeinen in Erfahrung gebracht; daß dieſes Wetterleuchten zunahm, ſowie die Rede ſich etwa zufällig auf Käthchen wandte, war ihr entgangen.

Endlich nach zwei oder drei Tagen brach er los. Es war beim Nachmittagskaffee, das Schläfchen war gehalten, die Zeitung geleſen und überhaupt jener Zuſtand behaglichſter, friedfertigſter Abſpannung eingetreten, in dem auch die eiſernſten Herzen ſich zu erweichen pflegen.

Siehſt Du, mein Schatz, ſagte der Geheimrath, nachdem er ſorgfältig an der Thür nachgeſehen, ob ſie auch völlig unbelauſcht: Du willſt mir das immer nicht glauben, wenn ich ſage, die ſtillen Waſſer ſind die tiefſten, und kein Herz iſt ſo einfach, zumal kein Weiberherz, es hat doch ſeine verborgenen Winkel....

Guter Geheimrath, hätteſt Du doch in dieſem Augenblick weniger tief nachgedacht über das, was Du zu ſagen im Begriffe ſtandeſt, und dafür genauer auf das Antlitz Deiner Gemahlin geachtet! Du hätteſt da ein Lächeln entdecken können, ein ſehr leiſes, ſehr verrätheriſches und zugleich ſehr ſchmerzliches Lächeln....

Aber der Geheimrath merkte nichts, wie er all die Jahre ihrer Ehe nichts gemerkt hatte, und fuhr unbekümmert fort:

Das Käthchen, das Kind — ſollteſt Du es für möglich halten? Nun, ich ſage nicht, daß ſie etwas Böſes gethan hat, oder auch nur etwas Böſes gedacht — dazu ſind ihre Augen zu gut, wahrhaftig, viel zu gute Augen hat ſie dazu! Aber hätteſt Du es für möglich gehalten? Treffe ich das kleine Ding da vorgeſtern früh bei dem Felix, dem Poeten — ein recht talentvoller junger Mann, ein recht braver junger Mann, der Felix; auch zweifle ich, wie geſagt, nicht im Mindeſten daran, daß Alles vollkommen in Ehren und Züchten zugegangen. Aber lieb iſt es mir, offen geſtanden, doch nicht, und zwar um des jungen Mannes ſelbſt willen; Verhältniſſe dieſer Art in ſo jungen Jahren und bei dieſer Unſicherheit der äußern Lage taugen nun einmal nicht, ſchlechthin nicht, mein Schatz! Das vortrefflichſte Talent, der edelſte Charakter gehen dabei zu Grunde, auf mein Wort, ich habe das erfahren, o wie erfahren . . . !

Der Geheimrath ſchien bei dieſen Worten in ſehr ſchmerzliche Erinnerungen verſunken. Gleich darauf indeſſen erheiterte er ſich wieder, indem er mit Lachen ſagte:

Und mir einreden zu wollen, es wäre ſeine Schweſter! Als ob ich nicht wüßte, daß er Felix Berghold heißt, und ſie Käthchen Meinhart! O dieſe jungen Leute ſind doch wirklich ein wenig gar zu einfältig!

Man kann ſich denken, wie die Geheimräthin bei dieſer Entdeckung die Ohren ſpitzte; es war nicht mehr bloße weibliche Neugier, die Neuigkeit hatte auch noch ein anderes Intereſſe für ſie, noch ein anderes Project war in Gefahr, dadurch gekreuzt zu werden, über das wir binnen Kurzem noch ins Klare kommen werden ....

Von dieſem Intereſſe geſtachelt, nahm ſie das junge Mädchen bereits am nächſten Tage förmlich ins Gebet. Käthchen, ihrer vollkommenſten Unſchuld bewußt, fand nicht die geringſte Veranlaſſung, irgend etwas zu leugnen oder zu verbergen.

Wir ſind Landsleute, ſagte ſie, Jugendgeſpielen, ſoweit ich zurückdenken kann; hat er mich ſeine Schweſter genannt, ſo hat er mir nur den Namen gegeben, auf den ich durch meine innige, treue Anhänglichkeit an ihn in der That Anſpruch habe, wie er ſich durch die innige, wahrhaft brüderliche Sorgfalt, die er mir in allen Stücken widmet, ſeit Langem Recht und Namen eines Bruders erworben hat. Wir ſind Bruder und Schweſter, ja; gemeinſames Glück, gemeinſame Leiden haben uns dazu gemacht, und kein Wechſel des Schickſals und kein Spott der Menſchen wird dies edle Band zwiſchen uns zerreißen!

Es ſoll auch nicht zerriſſen werden, erwiderte die Geheimräthin gleichmüthig. Aber nun ſorgen Sie auch dafür, mein gutes Käthchen, daß es in der That niemals mehr wird, als nur ein geſchwiſterliches Band. Der junge Mann hat eine Zukunft, ſag' ich Ihnen; Sie ſehen doch wohl ſelbſt ein, Käthchen, daß Sie bei Ihren Verhältniſſen und Ihrer Bildung nicht die Perſon ſind, ſich wie ein Bleigewicht an den Flug dieſes Genius zu hängen?

Zehntes Kapitel.

Geſtändniſſe.

„Der junge Mann hat eine Zukunft, und das ſehen Sie doch ſelbſt ein, daß Sie bei Ihren Verhältniſſen und Ihrer Bildung nicht die Perſon ſind, ſich wie ein Bleigewicht an den Flug dieſes Genius zu hängen?“ — Wie ein Dolch waren dieſe Worte, geſprochen mit der vornehmſten, kälteſten Miene, deren die Geheimräthin fähig war, in Käthchen's Seele gedrungen. Ganz gewiß ſah ſie das ein, ſo ſehr, daß ſie ſelbſt noch nie daran gedacht hatte, es könnte anders ſein; ſie wußte, o ganz gewiß wußte ſie, daß ſie nur ein armes, unbedeutendes Mädchen war, das nicht den mindeſten Anſpruch an Felix' Zukunft hatte. Aber eben weil ſie das ſo ſehr wußte, weil ſie in kindlicher Demuth ſich ihm ſo tief untergeordnet fühlte, weil ſie die Nähe des theuren Jugendfreundes als das unverdiente und ach! doch faſt ſchon unentbehrliche Glück ihres Lebens empfand: darum eben empfand ſie es auch doppelt ſchmerzlich, auf ſo rohe, unfreundliche Weiſe daran erinnert zu werden. War es nicht genug, daß ſie ſelbſt ſich tauſendmal geſagt hatte, ſie könnten und dürften einander nicht mehr ſein als Bruder und Schweſter? mußte auch noch ein fremder Mund dies innerſte Geheimniß ihres Daſeins ausſchreien und ſie verwarnen und bedrohen um etwas, was ſchon längſt der freie Entſchluß ihres Herzens, die eigene Wahl ihrer Liebe war?

Und doch war noch ein Zweites, das that ihr faſt noch weher als dieſe Aeußerung: nämlich, daß die Geheimräthin ihr aufs Strengſte verboten hatte, von dieſem ganzen Geſpräch an Felix etwas mitzutheilen. Sie war freilich vom erſten Augenblick an ziemlich entſchloſſen, dies Verbot nicht zu halten; ſo lange ſie zurückdenken konnte, hatte ſie kein Geheimniß vor Felix gehabt, wenigſtens keins, worüber ſie ſich ſelbſt im Klaren war — wie hätte ſie denn jetzt, gerade jetzt, wo er ihr ſolch unbegrenztes Vertrauen erwieſen und ſie zur Mitwiſſerin ſeines wichtigſten Geheimniſſes (des Namentauſches) gemacht hatte, dieſes ſein Vertrauen auf ſo unwürdige Weiſe hintergehen können? Aber ſchon daß man ihr dergleichen zutrauen, daß eine Frau den Verſuch machen konnte, ihre unbedingte Treue und Hingebung gegen den werthen Freund zu erſchüttern und ſie in — ſie konnte ſich ſelbſt nicht erklären, welche Geheimniſſe und Intriguen gegen ihn zu verflechten, ſchon dies kränkte ſie und goß heißen Zorn durch ihre jugendlichen Adern.

Aber wie das menſchliche Herz nun einmal ſo ſeltſam iſt! Als ſie einige Tage ſpäter mit Felix wieder zuſammentraf (es war wiederum auf ſeinem Stübchen in der Morgenſtunde), hatte ſie eigentlich nichts feſter im Sinne gehabt, als ihm ſogleich den ganzen Vorgang mit der Geheimräthin zu erzählen und ihn vor der, wie ſie meinte, unredlichen und hinterliſtigen Frau zn warnen. Wie ſie nun jedoch wirklich davon anheben wollte, ſiehe da, da fehlte ihr im Augenblick das rechte Wort. Das ging ihr öfter ſo und zwar gerade bei dem, was ihr am Allermeiſten am Herzen lag; ich bin nur ſo einfältig, tröſtete ſie ſich ſelbſt, wenn ich nur erſt länger bei ihm bin, und ſein gutes Geſicht mich wieder zutraulich gemacht hat, wird mir die richtige Wendung ſchon einfallen.

Und an Zutrauen ließ der junge Mann es allerdings nicht fehlen. Sein Herz war eben voll bis zum Zerſpringen von dem gewaltigen Eindruck, welchen die Bekanntſchaft der Gräfin Victoria auf ihn gemacht hatte; mit den lebhafteſten Farben ſchilderte er ihre Schönheit, ihren Witz, ihre Kenntniſſe, den Adel ihres Benehmens, den Glanz ihrer Unterhaltung. Auch ſogar, daß ſie nicht ganz ohne Intereſſe für ihn zu ſein ſcheine, ließ er durchblicken, zwar nur ganz ſo leiſe, ſo ganz verſchämt nur, wie er es ſich ſelbſt geſtand. Keinem Andern würde er dies gethan haben, nicht einmal dem biederherzigen Hermann: — aber vor ſeinem Käthchen, wie hätte er können vor der ein Geheimniß machen aus irgend etwas, das er empfand?!

Es war ein rechtes Glück, daß Felix ſo vertieft war in ſeine eigene Erzählung: ſo ſah er doch wenigſtens nicht, wie das arme Kind während deſſen mehr und mehr erblaßte, wie die ſchelmiſchen Augen ganz matt, ganz dunkel wurden, wie die kleinen fleißigen Händchen ſich unwillkürlich falteten, und das ſonſt ſo muntere, kecke Köpfchen ſich neigte, gleich einer Blume, welche der Nachthauch getödtet hat ....

Dennoch, als ihr Freund ſeine Erzählung endlich vollendet hatte, ſtand ſie wieder ganz aufrecht, mit ganz friſchem Antlitz und ganz klaren, leuchtenden Augen da.

Das muß ja eine prächtige Dame ſein, ſagte ſie, wie ſchade, daß ich ſie nicht kenne, und wie angenehm für Dich, mein Felix, daß Du ſie kennen gelernt haſt! Ja ſolche Bekanntſchaft hat Dir bis jetzt gefehlt; gib Acht, wie die die Funken Deines Geiſtes herauslocken, wie Dein Talent ſich in dieſer anregenden Nähe beleben und erfriſchen wird! So ſchön, ſo reich, ſo gebildet, und wenn ſie dazu auch noch treu und wahr empfinden kann — o wie ſchade, Felix, daß ſie eine Gräfin iſt, das wäre ja bei Gott ein Weib für Dich —

Was Du da ſchwatzeſt, rief Felix unwillig:

Ihr Frauenzimmer habt doch nichts in Gedanken, als nur immer gleich Verloben und Heirathen! Nicht auf tauſend Meilen hat meine Seele an ſo etwas gedacht, es iſt eine intereſſante Bekanntſchaft, weiter nichts —

Aber trotz des völlig ernſthaften Tones, mit dem dieſe Verſicherung herauskam, vermochte Käthchen doch nicht die alte Unbefangenheit wieder zu gewinnen. Ihrem Freunde den Vorfall mit der Geheimräthin zu entdecken, wäre ihr unter dieſen Umſtänden geradezu unmöglich geweſen; ja ſie mußte ſich Gewalt anthun, Felix nur über ihre übrigen Angelegenheiten Rede und Antwort zu ſtehen.

Elftes Kapitel.

Die Recognoſcirung.

Darunter war das Erſte die Angelegenheit wegen der Singeſchule. Der geneigte Leſer entſinnt ſich des Briefes, welchen Signora Nardini, penſionirte fürſtliche Hofopernſängerin, wie auch Mitbewohnerin von Felix' Hauſe, an das junge Nähtermädchen gerichtet hatte, ingleichen auch des Verſprechens, welches Felix in dieſer Hinſicht übernommen.

Um demſelben mit möglichſter Gewiſſenhaftigkeit nachzukommen, hatte es ihm das Zweckmäßigſte geſchienen, perſönliche Nachforſchungen über Charakter, Ruf und Stellung der genannten Dame anzuſtellen. Als die nächſte und bequemſte Quelle dazu betrachtete er ſeinen ausgezeichneten Freund, den Hausmeiſter; wer konnte mit den Verhältniſſen der einzelnen Hausbewohner vertrauter, wer von ihrem Ruf und ihrem moraliſchen Werthe beſſer unterrichtet ſein, als dieſe Perle der Thürſteher, der allwiſſende, Alles erſpähende Herr Jakob Holznagel? Wegen des neulich vergeſſenen Trinkgeldes hatte Felix ihn bereits auf ſo gründliche wie glaubhafte Weiſe beruhigt und ihrer Freundſchaft dadurch einen neuen, ſehr weſentlichen Anhalt gegeben; die vornehmen Beſuche und Meldungen, die er ſeit einiger Zeit empfing und die ſchon die Regiſtratorswittwe in lautes Entzücken verſetzten, konnten noch weniger auf einen Mann von Herrn Holznagel's Charakter ohne Wirkung geblieben ſein; Felix durfte darauf rechnen, von ihm völlig als Freund behandelt und mit durchaus zuverläſſiger Auskunft verſehen zu werden.

Ob die Madame Nardini eine honette Frau iſt? wiederholte der Hausmeiſter mit jenem Ausdruck von Majeſtät und Würde, der ihn vor allen andern ſeines Standes auszeichnete, indem er das halbgeleſene Zeitungsblatt vor ſich niederlegte und mit der Linken die ſchwarz eingefaßten Wagenräder (ſeine Brillengläſer meinen wir) weit in die Stirne zurückſchob: — ich habe die Ehre, Ihnen zu erwidern, mein Herr Felix, daß, wenn Jemand anders, als Sie, den ich von Tag zu Tag mehr als einen charmanten jungen Mann kennen lerne, voll politiſcher Einſicht, dieſe oder eine ähnliche Frage an mich richtete, ich darin eine höchſt freventliche Beleidigung erblicken würde. In dem Hauſe, welchem ich, Jakob Holznagel, als Hausmeiſter vorſtehe, wohnen überhaupt allemal nur honette Leute; es iſt ganz einerlei, ob es dies Haus iſt oder jenes, von einem Stockwerk oder ſieben, ein Eckhaus oder ein Seitengebäude, in der Stadt oder in der Vorſtadt, genug, wo Jakob Holznagel Hausmeiſter iſt, da iſt allemal ein honettes Haus, und kann die Frage, ob es ein honettes Haus iſt, und ob die Leute, welche darin wohnen, honett ſind, gar nicht aufgeworfen werden. Was nun ſpeciell die Madame Nardini anbetrifft, fuhr er fort, nachdem er für einen Augenblick die Brillengläſer wieder heruntergeklappt und Felix einige Secunden lang ſtarr damit angeblickt hatte — ſo kann ich Ihnen nur das ſagen, daß Madame Nardini eine Frau iſt von durchaus loyalem und achtunggebietendem Charakter; ſie hält drei Zeitungen, welche faſt regelmäßig in meiner Loge vergeſſen werden, zwei deutſche, die ich leſe, und eine franzöſiſche, die ich leider nicht leſen kann, aber ebenfalls behalte. Es iſt wahr, Madame Nardini empfängt viel Beſuch, außerordentlich viel Beſuch, aber es iſt lauter ehrenwerther und honetter Beſuch, der die Verdienſte, die ich um das Haus habe, zu würdigen verſteht, und ſelten an meiner Loge vorüberſchreitet, ohne mir einen klingenden Beweis ſeiner Achtung mitzutheilen — Laſſen Sie nur gut ſein, es hat nichts zu ſagen, unterbrach der Hausmeiſter ſich hier ſelbſt, indem er ſah, wie Felix bei dieſen Worten lächelte: in politiſch aufgeregten Zeiten kann eine derartige Vergeſſenheit auch dem Beſten arriviren, und abgeſehen davon, daß Ihre Freigebigkeit mich ſeitdem hinlänglich entſchädigt hat, war auch die Neuigkeit, die Sie mir damals mittheilten, ſchon unter Brüdern eine Gefälligkeit werth. Ich weiß zwar eigentlich nicht mehr ſo ganz genau, was es war: aber nur von den — Gott ſei bei uns — den Ruſſen, von denen war es etwas, das weiß ich noch, und daß ich die ganze Nacht darauf nicht habe ſchlafen können ....

Und dann auf einmal, als ob er ſich in eine ganz entgegengeſetzte Gedankenreihe verloren hätte:

Aber was wollen Sie denn eigentlich von der Madame Nardini? fragte er mit einem unendlich pfiffigen Geſicht, indem er den Deckel der Schnupftabacksdoſe hin- und herſchraubte, daß er quiekte wie ein junges Ferkelchen — was wollen denn Sie eigentlich von der Madame Nardini, mein guter Herr Felix?

Ich? in der Welt nichts, erwiderte Felix zerſtreut: es iſt nur wegen eines jungen Mädchens ....

Herr Jakob Holznagel hatte die Doſe endlich wirklich geöffnet; die langen, runzeligen Finger tief in das ſchwarze Pulver verſenkend, und die gewaltigen Naſenlöcher eifrigſt damit anfüllend, indem er zugleich mit größter Ernſthaftigkeit vor ſich niederblickte, erwiderte er:

Wegen eines jungen Mädchens? —

Hier verſtummte er, wühlte dann noch einmal in dem Taback, ſchnupfte, huſtete, wiſchte ſich die Thränen aus den Augen —

Ja ſo, fuhr er dann fort, da ſind Sie bei der Madame Nardini gerade vor der allerrichtigſten Schmiede, da kann ich Ihnen gar keinen beſſern Rath geben, als — bemühen Sie ſich ſelbſt zu ihr, Herr Felix . . . .

Zwölftes Kapitel.

Die Singeſchule.

Felix befolgte den Rath; er ließ ſich bei Madame Nardini melden. Wir kennen bereits den rothen Turban, ſowie die großen falſchen Zähne, mit denen ſie ihn holdſelig anlächelte.

Schon längſt, ſagte ſie, indem ſie den jungen Mann neben ſich auf die etwas verſchoſſene Ottomane lud, mit einer Handbewegung, die ehemals, da dieſe Hand jung geweſen, beim Schein der Theaterlampen, ſich ſehr graziös ausgenommen haben mochte, jetzt aber weder zum Ort noch zur Perſon mehr recht paſſen wollte — ſchon längſt hat es mich verlangt, die Bekanntſchaft eines ſo ausgezeichneten jungen Mannes zu machen. Es iſt nicht recht von Ihnen, Herr Felix, in der That nicht recht, daß Sie immer ſo ſtolz an der Thür einer Hausgenoſſin vorübergegangen ſind, die doch auch gewiſſermaßen eine Kunſtgenoſſin iſt — ich meine gewiſſermaßen, in einigem Betracht, Sänger und Dichter — o Dio! wie ſagt doch der ſo ſchön, der da, Ihr Landsmann? Ich habe den ſchlimmen Fehler, dieſe barbariſchen Namen nicht behalten zu können — aha, jetzt hab' ichs: drum ſoll der Dichter mit — ach nein, es war doch etwas Anderes, mille pardons, ich habe mich geirrt ....

Es iſt dabei noch zu bemerken, daß dies Alles in dem widerwärtigſten Dialekt, einem Gemengſel von Deutſch, Italieniſch, Franzöſiſch geſprochen ward, mit deſſen genauerer Wiederholung wir den Leſer um deshalb verſchonen, weil es in der That gar zu geſchmacklos und widerwärtig klang. — Felix, durch dieſen Eingang nur wenig erbaut, entſchuldigte ſich ziemlich kühl.

Sie ſind ſehr gütig, Madame, ſagte er, aber wie konnte ich nur vorausſetzen, daß Sie wüßten —

Daß Sie ein berühmter Poet ſind? ein ausgezeichneter Dichter? ein Mann von dem allerungeheuerſten Ruf? — kreiſchte die Signora, indem ſie ſich in einer Art von Entzückung ſo heftig hintenüberwarf, daß Felix nicht nur für den rothen Turban, ſondern auch für die Sophalehne fürchtete: o mein Himmel, Sie denken auch gar zu gering von mir, gar zu gering! Ich darf Sie verſichern, daß ich ſeit vier Tagen kaum etwas Anderes gehört habe, als Ihren Namen —

Seit vier Tagen? fragte Felix verwundert: wie komme ich zu der Ehre, gerade ſeit vier Tagen der Gegenſtand Ihrer Aufmerkſamkeit zu ſein?

Die Sängerin hatte hier offenbar etwas geſagt, was ſie eigentlich nicht ſagen wollte; ſie biß ſich in die Lippen, oder vielmehr, ſie machte den Verſuch dazu. Denn da ihre Lippen viel zu ſchmal und die hervorſtehenden falſchen Zähne viel zu groß waren, ſo gelang es ihr nicht völlig und mußte ſie es daher bei einer höchſt komiſchen Gebärde, mitten inne zwiſchen Gähnen und Beißen, bewenden laſſen — Doch wußte ſie ſich noch gut genug aus der Verlegenheit zu helfen.

Sagte ich Tagen? Ah nun ſehen Sie, wie ſchwer es unſereins fällt, dieſe barbariſche Sprache zu erlernen — Monate meinte ich, vier Monate, gerade ſeit ſo lange ich die Ehre habe, mit Ihnen in einem Hauſe zu wohnen — ach freilich, freilich, ſetzte ſie mit einem tiefen Seufzer hinzu, während die mit Ringen dichtbeſetzten Finger mit einem Medaillon tändelten, welches in Thalergröße an dem hagern Buſen herniederhing: es gibt Zeiten, wo Monate uns zu Tagen werden, und andere, wo Tage uns wie Monate erſcheinen! Ahi la bellezza di gioventù!

So poetiſch dieſer Stoßſeufzer auch gemeint war, ſo fand unſer Dichter doch keine Veranlaſſung, weiter darauf einzugehen; vielmehr wandte er ſich jetzt unmittelbar zu dem Gegenſtande, welcher ihn hierher geführt. Er ſtellte ſich als ein naher Verwandter des jungen Mädchens dar, welchem Madame Nardini jenes ſo höchſt zuvorkommende Anerbieten gemacht. Aber gerade in dieſer Eigenſchaft als Anverwandter halte er ſich auch verpflichtet, nähere Rückſprache deshalb mit der Dame zu nehmen und ſich über Veranlaſſung wie Zweck des Anerbietens aufzuklären.

Veranlaſſung? Grund? Motiv? kreiſchte die Sängerin in einem Paroxysmus, der alles Bisherige weit hinter ſich ließ: ah mein Herr Felix, was denken Sie von mir? wofür halten Sie mich? Sie ſind hier in der Wohnung einer redlichen Frau, einer Frau, die in ihrer Blüthezeit vor Kaiſern und Königen geſungen hat, und hat Medaillons und Armbänder von ihnen erhalten und einmal ſogar ein brillantenes Diadem, das war von einem apanagirten Prinzen, der aber nämlich eine recht hübſche Apanage hatte . . .

Nur mit Mühe und nicht ohne mannichfache Erinnerungen und Winke von Seiten des jungen Mannes fand Madame Nardini ſich aus dieſen ihren Jugenderinnerungen wieder zurecht. Von den Brettern geſchieden, aber darum noch nicht aus dem Reiche der Kunſt ſelbſt, ſagte ſie, ſei es der einzige Troſt, der ihr geblieben, junge hoffnungsvolle Talente, die aber der gehörigen Pflege ermangelten, ausfindig zu machen, und ſo viel es in ihren Kräften ſtehe, zu entwickeln und auszubilden. Ich will mich (fuhr ſie fort) dabei keiner Uneigennützigkeit rühmen, welche meinem Herzen ſehr wohlthun würde, die mir aber leider von den Umſtänden nicht verſtattet wird:

ich bilde das Gold der Stimmen und nehme dafür das gemünzte Gold meiner Schülerinnen....

Das natürlichſte und richtigſte Verhältniß von der Welt, um deſſenwillen Ihnen Niemand einen Vorwurf machen kann, entgegnete Felix. Aber gerade dies iſt einer von den Punkten, über welche ich mich mit Ihnen zu verſtändigen wünſche: — meine Anverwandte iſt arm, ganz arm, ſie lebt von ihrer Hände Arbeit, und ſo ſehr es mich freuen würde, das muſikaliſche Talent, das ſie ohne Zweifel beſitzt, ausgebildet zu ſehen, und ſo ſehnlich ſie ſelbſt das wünſcht, ſo — unter den Verhältniſſen, in denen ſie lebt, und da ich ſelbſt — beim beſten Willen —

So meinen Sie, iſt die junge Dame nicht in der Lage, den Muſikunterricht zu bezahlen? nahm Madame Nardini den Faden der Rede auf, da Felix hier verlegen verſtummte: aber wer hat denn auch geſagt, daß ſie meinen Unterricht bezahlen ſoll? O ihr Götter, welch eine

Welt! Muß man darum, weil man Einiges um Geld zu thun genöthigt iſt, nichts mehr ohne Geld thun? weil man in einigen Stücken rechnen muß, nur immer der Berechnung, niemals mehr dem Herzen folgen? Ach mein Herr, Sie ſind noch ſo jung — welche traurige Erfahrungen müſſen Sie gemacht haben, daß Sie die Welt ſchon ſo anſehen?

Das war denn nun freilich nicht die Art, den jungen Poeten aus ſeiner Verlegenheit herauszubringen; er ſtammelte Entſchuldigung über Entſchuldigung, und war froh, als die Dame wiederum das Geſpräch an ſich nahm, um ihm in zuſammenhängender Rede das Verhältniß auseinanderzuſetzen, das ſie mit Käthchen einzugehen wünſchte. Zahlende Schülerinnen,. verſicherte ſie, ſeien allerdings eine Nothwendigkeit für ſie. Aber gerade dieſe könne ſie ſich nicht ausſuchen, ſondern müſſe die Anmeldungen nehmen, wie ſie kämen —

Sie können ſich nicht vorſtellen, Herr Felix, was für eine Noth man mitunter mit dieſen vornehmen Damen hat, die keinen Ton beſitzen, weder in der Stimme, noch im Ohr, und die doch mit Gewalt zu Sängerinnen werden wollen — nicht eigentlich zu Sängerinnen: aber doch ſo weit verlangen ſie gebracht zu werden, daß ſie eine Romanze am Clavier ſingen, und wenn von der neueſten Arie die Rede iſt, ſich mit einem zimperlichen: ei nun, ſo ein klein wenig kann ich davon auch, ſich hinter das Notenblatt ſetzen können....

Da ſei es nun ihre größte Freude und das wahre Labſal ihres Herzens, ſich neben dieſem Frohndienſt einige mittelloſe, aber talentvolle Schülerinnen zu halten, denen ſie ihren Unterricht unentgeltlich ertheilte, und welche ſie dafür durch ihr Talent, ihren Eifer, ihre Fortſchritte entſchädigten. Für eine ſolche Stelle habe ſie auch Käthchen erleſen; Käthchen habe eine vortreffliche Stimme und ſei von der Natur zur Sängerin beſtimmt, das habe ſie nicht nur dem Stimmchen ſelbſt angemerkt, wenn das gute Kind ſo fröhlich durch das Haus geträllert käme, ſondern auch ihrem ganzen übrigen Benehmen, ihrer Geſtalt, ihrem Geſicht, ihren Bewegungen merke ſie das an. Natürlich ſei ſie weit davon entfernt, Käthchen überreden oder ſie durch den Geſangunterricht von anderen nothwendigeren Beſchäftigungen abhalten zu wollen. Sie ſei faſt immer zu Hauſe, Käthchen möchte zu ihr herankommen, wann es ihr bequem ſei, es ſollten gar keine ſtrengen Lectionen ſein, ſondern nur ein Verſuch, welchen Käthchen abbrechen könne, ſowie es ihr gefällig, oder ſowie Felix, der ja doch eine Art väterlichen Rechtes über ſie zu üben ſcheine, es für angemeſſen erachte.

Und da Felix auch jetzt noch immer zu zaudern ſchien, ſo ſetzte ſie hinzu:

Damit Sie denn Alles wiſſen, Herr Felix — ich handle nicht völlig, oder wenigſtens nicht ganz allein, aus freiem Antrieb. Käthchen hat ſeit Langem einen Gönner in einer der erſten Familien der Stadt, einen alten, würdigen Herrn, der ſich für ihre Ausbildung intereſſirt und der mir auch insgeheim den Wunſch zu erkennen gegeben hat, daß ich ſie unter meine Schülerinnen aufnehmen möchte ....

Ah nun freilich gewann die Sache ein ganz anderes Anſehen, das konnte ſelbſtverſtändlich Niemand anders ſein als der gute alte Herr, der Geheimrath, in deſſen Hauſe Käthchen ja ſeit Langem wie ein eigenes Kind behandelt ward und der ſich ja auch gegen ihn ſo väterlich benommen hatte....

Damit waren alſo Felix' Einwendungen erſchöpft. Indem er ſich in der Stille vorbehielt, dem wackern Geheimrath bei der nächſten Gelegenheit ſeinen Dank abzuſtatten, ſprach er denſelben auch gegen Madame Nardini aus, und erklärte ihr Anerbieten in Käthchen's Namen für angenommen. Es wurde noch verabredet, an welchen Tagen und zu welcher Stunde Käthchen ſich zunächſt einfinden und daß er ſelbſt ſie bei Madame Nardini einführen ſollte.

Ich hoffe überhaupt, ſagte die Sängerin, Sie von jetzt ab häufiger bei mir zu ſehen, Herr Felix. Ich lebe einfach und ſchlicht, wie es einer armen Künſtlerin zukommt: aber doch verſammeln ſich zuweilen recht muntere Kreiſe bei mir, Poeten, Künſtler, Schauſpieler, Alles, was der Genius, wenn auch nur von weitem, berührt und ein klein wenig über das Gewöhnliche emporgehoben hat — auch recht hübſche Mädchengeſichter können Sie zuweilen bei mir ſehen, Herr Felix, ſetzte ſie mit einem eigenthümlich lauernden Blicke hinzu ....

Allein Felix' Aufmerkſamkeit war in dieſem Augenblick gerade von etwas Anderem in Anſpruch genommen; indem er ſich zum Abſchied erhoben hatte und gedankenlos noch einmal das buntgeſchmückte, mit allerhand Putz- und Nippesſachen überladene Zimmer muſterte, fiel ihm ein Billet ins Auge, das dicht vor ihm auf dem Tiſche lag und in deſſen Aufſchrift er ſofort (denn er ſelbſt hatte noch Tags zuvor eine eigenhändige Einladung zum Mittageſſen von ihm bekommen) die Hand des Miniſters erkannte.

Madame Nardini hatte die Richtung ſeines Auges genau verfolgt. Sie kennen die Handſchrift? fragte ſie gleichgiltig, indem ſie das Briefchen in die Höhe hielt und es ihm halb hinreichte, gleichſam als ob er es leſen ſollte: natürlich, ich weiß, Sie ſind der Liebling des Miniſters und ſtehen in genauem Verkehr mit ſeinem Hauſe — ach, der böſe Mann! Er will mir die Penſion, die ich bisher vom Hofe genoß, auf die Hälfte herabſetzen, die Zeiten wären ſo ſchlecht, es ginge nicht an, daß ausgediente Sängerinnen Penſionen bekämen, während das arbeitende Volk verhungere — er mag wohl

Recht haben, der böſe Mann, und jedenfalls iſt es ſehr liebenswürdig von ihm, daß er mir die bittere Pille durch ein höchſt artiges, eigenhändiges Schreiben zu verſüßen ſucht.

Felix fand begreiflicherweiſe nicht die geringſte Veranlaſſung, dieſe Auslegung zu bezweifeln; er empfahl ſich — und bemerkte auch das infernaliſche Lächeln nicht, mit welchem Madame Nardini die Thür hinter ihm verriegelte

Dreizehntes Kapitel.

Der Lauf der Welt.

Unter andern Umſtänden würde Käthchen durch die Ausſicht auf den Geſangunterricht ſehr erfreut worden ſein; mehr als ſie ſich ſelbſt geſtehen mochte, ſehnte ſie ſich aus dem Druck ihrer armſeligen Verhältniſſe heraus nach etwas Höherem, Geiſtigem, woran ſie ihre Seele emporrichten und wodurch ſie zugleich beweiſen konnte, daß ſie ihres Freundes nicht ganz unwerth. In der ſchmerzlichen Stimmung jedoch, in welcher ſie ſich in dieſem Augenblicke befand, hatte ſie auch an dieſer Ausſicht nur eine halbe Freude. Und auch die halbe wurde ihr noch verdorben durch den Zuſatz, mit welchem Felix ſeine Nachricht begleitete.

Ich werde Dich (ſagte er) nun morgen bei Madame Nardini einführen, und auch in Zukunft, ſo weit meine Zeit es irgend erlaubt und Deine Lehrerin es für paſſend finden wird, dem Unterricht beiwohnen. Wir haben jetzt alſo einen Ort, wo wir uns anſtändiger und ſchicklicher Weiſe ſehen können — Du weißt, mein theures Käthchen, wie glücklich Deine Beſuche mich jederzeit gemacht haben, und daß es keine Geſellſchaft auf Erden gibt, die mir lieber wäre als Du. Aber ich muß Dir auch frei bekennen, daß wir bei unſerm Verkehr bisher wohl etwas unbefangener zu Werke gegangen ſind, und weniger Rückſicht auf Welt und Menſchen genommen haben, als wir es uns ſelbſt ſchuldig geweſen wären. So lange uns Niemand kannte, ſo lange wir, wie zwei Tropfen im Meer, ungekannt, unbemerkt inmitten dieſer fremden Bevölkerung umherſchwammen, ſo lange mochte das gehen. Jetzt indeß, da ich anfange, in allerhand Bekanntſchaften und Verbindungen zu gerathen, und da auch Du dieſen Verkehr mit der Madame Nardini eingehſt, wo Du ganz unvermeidlich auch noch andere junge Mädchen kennen lernen wirſt, jetzt, wenn mein Gefühl des Richtigen und Schicklichen mich nicht ganz täuſcht, müſſen wir dem ſtillen Glück, das wir bisher genoſſen, entſagen und uns in die Formen einer Welt fügen, in die wir nun einmal eingetreten ſind. Ich kann Dir nicht beſchreiben, wie peinlich es mir neulich war, als der rohe Menſch, der Schneider, Dich bei mir auf dem Flure traf —

Und der Geheimrath, ſetzte Käthchen kopfſchüttelnd hinzu; für ihr Leben gern hätte ſie dieſe Gelegenheit benutzt, ihrem Freunde das Geſpräch mit der Geheimräthin mitzutheilen....

Daß Dich der Geheimrath bei mir getroffen, fiel ihr Felix in die Rede, hat gerade am allerwenigſten zu ſagen; er iſt ein durch und durch würdiger Mann, von der reinſten, edelſten Denkungsart, und Dir, mein gutes Käthchen, ohne daß Du es weißt, wie ein Vater zugethan ....

Felix ſchwankte hier, ob er Käthchen nicht entdecken ſollte, wer ihr eigentlich den Geſangunterricht bei der Madame Nardini vermittelt hätte. Da es jedoch bei ihm ſelbſt ja nur erſt eine Vermuthung war und da er, auch angenommen, daß die Vermuthung richtig (was ihm freilich ganz zweifellos ſchien), doch immer nicht wiſſen konnte, ob die Entdeckung dem Geheimrath ſelbſt angenehm, ſo ſtand er nach kurzem Bedenken von dieſem Vorhaben wieder ab.

Genug, ſagte er, liebes Käthchen, wir müſſen, ſo ſchmerzlich es uns iſt, unſerm Umgang einige Beſchränkung auferlegen. Ich hoffe Dich nach wie vor zu ſehen, nur nicht mehr, wie jetzt, auf meinem Zimmer, und nicht ohne alle Zeugen. Was ich damit opfere, mein Käthchen, weißt Du — ach, dieſe ſeligen Spaziergänge in der ſchönen Morgeneinſamkeit an Deiner lieben Seite, wer erſetzt mir dies? Aber ich bin es Deinem Rufe ſchuldig . . . .

Käthchen beugte ſich nieder, die Hand ihres Freundes zu küſſen, ſo unerwartet und mit ſolcher Heftigkeit, daß er außer Stande war, es zu verhindern.

Wie gut Du biſt, ſagte ſie mit erſtickter Stimme, und wie beſorgt um mich . . . . !

Beſtürzt zog Felix ſie in die Höhe, dicht an ſich, daß die zarte, runde Stirn, mit den krauſen braunen Löckchen, dicht bis an ſeine Lippen reichte. Wie gern hätte er die Lippen darauf gepreßt! wie gern mit einem innigen, herzlichen Kuß die wahrhaft andächtige Zuneigung beſiegelt, die er für die Freundin empfand, und deren er ſich ſelbſt niemals bewußter geweſen als in dieſem Augenblick! Aber nein, dieſe Stirn war zu keuſch, zu edel, er wagte es nicht, vermochte es nicht —

Nur ganz leiſe legte er ſeine Hand auf ihre Stirn und richtete mit der andern das kleine, runde, roſig angehauchte Kinn in die Höhe.

Du biſt mein gutes Käthchen, ſagte er, und ich bin Dein treuer Bruder Felix, und ſo ſoll es unter uns bleiben allezeit ....

Schweigend gingen die Beiden die Treppe herunter; Herr Holznagel, der bei jedem Tritt auf der Treppe eiligſt mit dem Kopf aus der Loge fuhr, zog ihn ſogleich wieder zurück — theils kannte er das junge Pärchen ja hinlänglich, theils wollte er auch ein gewiſſes unbeſchreibliches Lächeln verbergen, das bei dem Anblick deſſelben über ſeine ehrfurchtgebietenden Züge dahinglitt. — Erſt als ſie auf der Straße angekommen waren, und Käthchen, die eben wieder bei der Geheimräthin zu thun hatte, ſich zum Abſchied rüſtete, nahm Felix das Wort noch einmal.

Es iſt doch ein rechter Jammer eigentlich, ſagte er, daß Dein armer Vater ſo krank iſt und keinen Dritten um ſich duldet; wenn das nicht wäre, und ich dürfte Dich in Deinem Hauſe beſuchen, welche glückliche Stunden könnten wir zuſammen verleben!

Guter Felix! ſagte das Mädchen gerührt, ſetzte jedoch gleich darauf mit ernſterer Stimme hinzu: Aber das iſt nun ſo und läßt ſich von uns nicht ändern; mein armer Vater iſt kränker als jemals, und jedes neue Geſicht, das unerwartet oder ungerufen zu ihm in die Stube träte, könnte ſeine Krankheit zum furchtbarſten Ausbruch ſteigern. Ich bin nun einmal ein armes, unglückliches Mädchen — mache Dir weiter keine Gedanken darüber, und laß Dich durch mich von nichts abhalten und in nichts ſtören, was Du ſonſt zu Deinem Wohle für nöthig hältſt.

Noch ein flüchtiger, faſt kalter Händedruck von Seiten des jungen Mädchens — und ſie eilte dahin. Felix blickte ihr lange nach, ihr trübes Schickſal ging ihm zu Herzen, und doch ſah er keine Möglichkeit, wie daſſelbe zu ändern wäre.

Vierzehntes Kapitel.

Sorgen und Zweifel.

Am wenigſten jetzt, wo ſein eigenes Schickſal, trotz der günſtigen Ausſichten, die ſich ihm eröffnet, noch ungewiß auf ihm laſtete. Ja gerade dieſe Ungewißheit war die Laſt. Es war etwas Aehnliches wie die bekannte Geſchichte von Johann dem muntern Seifenſieder. Wie harmlos war Felix geweſen, mit wie heiterm Muthe hatte er in die Zukunft geſehen, da dieſe Zukunft noch gleich einem unbeſchriebenen Blatte vor ihm lag — und wie viel Sorgen machte, mit wie viel Plänen, Zweifeln, Entwürfen quälte er ſich jetzt, ſeit ihm das Kleinod miniſterieller

Gunſt und vornehmer Protectionen zugefallen war!

Felix (wir müſſen es immer wiederholen) war ein Neuling in der großen Welt; er wußte nicht, daß für dieſe ſogenannten Vornehmen die Sprache geſchaffen iſt, ihre Gedanken mehr zu verbergen als zu entſchleiern, und daß eine directe Frage, eine unumwundene Antwort in dieſen bevorzugten Zirkeln geradezu als ein Verſtoß gegen die gute Sitte gelten würde. Der Geheimrath theilte dieſe Art von Vornehmheit zwar nicht; dagegen wurde er wiederum durch ſeine hochpreisliche Amtsverſchwiegenheit gehindert, Felix irgend welche genauere Mittheilungen über dasjenige zu machen, was der Miniſter eigentlich mit ihm beabſichtigte. Sie ſind Seiner Excellenz empfohlen, Seine Excellenz intereſſiren ſich lebhaft für Sie, Seine Excellenz wünſchen Sie auf eine Ihren Talenten und Ihren Neigungen entſprechende Weiſe zum Wohl des Vaterlandes und zur Unterſtützung der guten Sache zu beſchäftigen — —

Nun ja doch, das hörte ſich Alles ganz vortrefflich an, und war auch ganz gewiß, da es aus dem Munde des Geheimraths kam, ſehr gut und aufrichtig gemeint. Aber auch die beſten Verſprechungen ſind doch immer nur erſt Verſprechungen: und ſo wenig man, nach dem bekannten Shakſpeare'ſchen Ausſpruch, Kapaune mit Luft füttern kann, ſo wenig kann man, und wenn man auch zehnmal ein Dichter wäre, auf bloße Verſprechungen eine Zukunft gründen.

Mehr aber als dergleichen halbe, ungewiſſe Verſprechungen war auch aus dem Miniſter ſelbſt nicht herauszubringen, wenigſtens nicht von einem jungen Manne, der ſo wenig Welterfahrenheit und ſo viel natürliche Beſcheidenheit beſaß, wie Felix, und ſich ſo ſchlecht darauf verſtand, durch Schmeicheleien, Winke und Andeutungen die ſchweigſame Lippe eines Gönners zu löſen. Graf Filibert war gegen ihn fortdauernd die Liebenswürdigkeit ſelbſt; er überhäufte ihn mit Einladungen und Auszeichnungen jeder Art, und ließ es an nichts fehlen, was die Hoffnungen des jungen Mannes hätte aufrecht erhalten und ermuthigen können.

Ausgenommen nur an Einem: nämlich an irgend einer beſtimmten, klaren Willensäußerung. Zwar wenn Felix alle Umſtände zuſammenhielt und die einzelnen gelegentlichen Worte, welche bald der Geheimrath, bald der Miniſter ſelbſt fallen ließ, unter einander in Beziehung brachte, ſo ſtellte ſich allerdings ein gewiſſer Plan heraus, den man mit ihm hatte. Aber leider war auch dieſer Plan alsdann von der Art, daß er Felix ſehr wenig zuſagte. Es ſtand mit der Regierungspreſſe des Herzogthums, in welchem wir uns befinden, wie es überall in Deutſchland mit der Regierungspreſſe ſteht und geſtanden hat: ſie war nicht nur ganz unfähigen, ſondern zum Theil auch Perſonen von notoriſcher Unwürdigkeit anvertraut, welche durch ihr unverſtändiges, nach Gelegenheit auch wohl gar niederträchtiges Geſchreibſel der Regierung weit mehr ſchadeten als nutzten, und ihr ſtatt Freunde Feinde, wenigſtens Spötter erweckten.

Dieſem Unweſen ſchien Graf Filibert ein Ende machen zu wollen: ob aus eigener Einſicht in die Unwürdigkeit deſſelben und aus Erkenntniß des Nachtheils, welcher der Regierung daraus erwuchs, oder ob nur aus äſthetiſchem Intereſſe im Allgemeinen, vermochte Felix nicht zu unterſcheiden. Genug, aus mancherlei Andeutungen ging hervor, daß der Miniſter ſich mit dem Plane trug, die Regierungspreſſe (wie es damals mit einem ſehr beliebten Ausdruck hieß) neu zu organiſiren, und daß er dabei zweitens ſein Augenmerk auf Felix gerichtet hatte.

Nun war Felix allerdings mit Leib und Seele Schriftſteller; weit entfernt von der hochmüthigen Beſcheidenheit einiger ſeiner Collegen, welche den Stand des Schriftſtellers nicht laut genug in der öffentlichen Meinung herabſetzen, nicht laut genug das Elend dieſer allerneueſten Proletarier ſchildern zu können glauben, erblickte er in ſeinem Beruf als Schriftſteller vielmehr eine hohe, heilige Miſſion, welche ihm zu Theil geworden, und der er anhing mit allen innerſten und beſten Kräften ſeiner Seele. Er begriff nicht, wie ſo viele junge Schriftſteller heutzutage ihr Talent, ihre Thätigkeit nur benutzen können, um ſich eine Brücke in den Staatsdienſt zu bauen, begriff nicht dieſen Ehrgeiz, der ſo ungeduldig war, die ehrenhafte Unabhängigkeit des Schriftſtellers mit der oft ſo peinlichen Abhängigkeit des Staatsdieners zu vertauſchen. Wem Gott das Talent des Dichters, des Schriftſtellers gegeben, dem, meinte er, ſei damit ein Schatz verliehen, weit größer und weit fruchtbarer als Alles, was durch äußere Ehrenſtellen, Auszeichnungen und Reichthümer erworben oder verliehen werden kann. Er war ſtolz, ſehr ſtolz, dieſer beſcheidene Herr Felix: ſtolz auf das Siegel der Gottheit, welches er, wenn auch in noch ſo ſchwachem Abdruck, auf ſeiner Stirne fühlte, und das er mit keinem Adelsbrief und keinem noch ſo glänzenden Ernennungspatent vertauſchen mochte!

Andererſeits verkannte er indeß auch nicht, daß der bloße Dienſt der Feder nicht genügte, und daß, zumal in Zeiten, wie die gegenwärtigen, jeder wahrhafte Mann auch die Pflicht hatte, unmittelbar mit ſeiner vollen Perſönlichkeit einzuſtehen — ein Punkt, über den wir uns hier nicht weiter auszulaſſen brauchen, da er ſchon in dem erſten Geſpräch, das wir aus der Verſammlung der Hinterwäldler mittheilten, ſeine hinlängliche Beleuchtung gefunden hat.

Allein bei alledem, ſo hoch er vom Beruf des Schriftſtellers dachte, und ſo willens er auch war, ſich dem Dienſt des Vaterlandes, wenn es ſein mußte, auch praktiſch zu widmen: Regierungsſchriftſteller, beſoldeter Redacteur einer Regierungspreſſe — nein, das war doch eine Zuſammenſtellung, vor der ſein ganzer Stolz, ſeine ganze bürgerliche Gewiſſenhaftigkeit ſich empörte!

Und ſelbſt wenn er im Stande geweſen wäre, ſich, im Bewußtſein einer edeln, reinen Abſicht, über die äußerliche Gehäſſigkeit einer derartigen Stellung hinwegzuſetzen, wer bürgte ihm dafür, daß ſeine Abſichten und die Abſichten der Regierung auch überall dieſelben waren, dieſelben blieben, bleiben konnten, auch bei den mannichfachen Umſchwüngen, welche die öffentlichen Verhältniſſe noch nehmen mußten und die ja ſchlechthin unberechenbar waren? Wie wenig kannte er den Grafen! und wie wenig ſagte dies Wenige, das er kannte, ihm zu! Wie ungleich ferner waren die Urtheile, welche das Publicum über den Miniſter fällte! Ein Mann von der langjährigen

Kenntniß ſeines Charakters und dabei von der tiefen politiſchen Einſicht, wie Florentin, wie geringſchätzig urtheilte er von dem eigenen Vetter! wie öffentlich zieh er ihn der Unzuverläſſigkeit, ja der offenbaren Falſchheit!

Und was am allerſchwerſten bei ihm ins Gewicht fiel — mit welcher geheimen Abneigung ſprach ſelbſt der Geheimrath von dem Miniſter, ſeinem Chef!

Auch die außerordentlich heftige Abneigung, welche Hermann gegen ſeine Verbindung mit dem Miniſter kund gegeben, war nicht ohne Einfluß auf die hin- und herſchwankende Stimmung unſeres Freundes geblieben. Er konnte nicht in Abrede ſtellen, daß Hermann überhaupt eine ſchroffe Natur war, die gern alle Dinge auf die Spitze ſtellte, und der es bei aller Ehrlichkeit und allem löblichen Willen doch durchaus an der nöthigen Ruhe gebrach, dergleichen Verhältniſſe richtig zu würdigen. Aber auf der andern Seite war auch in dieſem Eifer des Freundes wieder etwas, ein gewiſſer nobler, männlicher Inſtinct, dem ſein Herz unwillkürlich beiſtimmen mußte. Selbſt die verwunderten Augen, mit denen Herrn Wachtelhuber's Schweſter, die verſtändige Luiſe, ihn betrachtet hatte, als er von der neueingegangenen Verbindung mit dem Grafen erzählte, fielen ihm ein, ſo oft er an dieſe Angelegenheit dachte — und wie ſie ihm einfielen, war es ihm, als ob er vor der bloßen Erinnerung dieſer Augen die ſeinen müßte zu Boden ſchlagen.

Daß der junge Mann unter dieſen Umſtänden zu keiner feſten Entſchließung kam, und daß er, ſo oft er ſich auch ſchon das Gegentheil vorgeſetzt hatte, dennoch wieder täglich das Haus des Miniſters beſuchte, wird den geneigten Leſer nicht Wunder nehmen, da er ja den Magnet kennt, welcher dieſe Anziehungskraft übte: die Aufwartung beim Miniſter war nur der Vorwand, der eigentliche Gegenſtand ſeiner Beſuche war Victoria. Und wie hätte es anders ſein können, da ihr ſelbſt ja dieſe Beſuche offenbar erwünſcht, wenigſtens nicht zuwider waren? Beinahe täglich hatte ſie ein kleines Geſchäft für Felix, das ihn immer und immer wieder in ihre Nähe zog; bald handelte es ſich um ein Buch, das er ihr verſchaffen, bald um ein Gedicht, das er ihr abſchreiben, bald um eine literariſche oder politiſche Neuigkeit, über die er ihr Auskunft verſchaffen ſollte. Ueber das, was Graf Filibert eigentlich mit ihm beabſichtigte, wurde zwiſchen dem jungen Paare nicht geſprochen, ſie vermieden überhaupt den Gedanken an die Zukunft — und ebenſo auch die Erinnerung an die Vergangenheit. Nur die nächtliche Scene mit dem Droſchkenkutſcher hatte Victoria ſelbſt einmal bei einer zufälligen Veranlaſſung auf neckiſche Weiſe zur Sprache gebracht: und die überaus beſcheidene und rückſichtsvolle Weiſe, mit welcher

Felix ſich dabei benommen, hatte das Intereſſe, das ſie dem jungen Manne zollte, nur noch vermehrt. Ueber das Abenteuer im Hauſe des Herrn Abelsberger dagegen wurde von beiden Seiten das allertiefſte Stillſchweigen beobachtet, kein Wort, kein Zeichen deutete darauf hin, daß irgend jemals etwas dieſer Art zwiſchen ihnen vorgefallen. Dieſe Schonung, die ſich ſogar nicht mehr als Schonung gab, nein, die die ganze Sache wegwiſchte, auslöſchte, als hätte ſie niemals exiſtirt, rührte die Gräfin ganz beſonders; ohne daß Felix ſelbſt, der auch dabei nur der natürlichen Eingebung ſeines Charakters folgte, davon nur eine Ahnung hatte, war dies eine der vornehmſten Feſſeln, welche das ſtolze, ſpröde Herz der jungen Männerfeindin an ihn knüpfte.

Funfzehntes Kapitel.

Höherer Schutz.

Und dennoch, trotz dieſes mannichfachen und vielverflochtenen Gewebes von Intereſſe, Neigung und Zärtlichkeit, das ſich zwiſchen dem jungen Paar anknüpfte, kann es gleichwohl fraglich erſcheinen, ob daſſelbe ſich ſeiner Leidenſchaft ſo ungehindert überlaſſen hätte, wenn eben dieſe Leidenſchaft nicht eine ſo einflußreiche wie theilnehmende Beſchützerin gefunden hätte.

Und das war wiederum Frau Geheimräthin Haberland.

Die Geheimräthin, wie wir wiſſen, fühlte ſich ſelbſt höchſt unglücklich; ſo ſchwärmte ſie denn auch für alle unglücklichen Liebſchaften, oder ſolche, die es nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge zu werden verſprachen. Glück war in ihren Augen nur überhaupt etwas Gemeines, nur gleichſam das Commisbrot des Schickſals, das nur untergeordnete Naturen zu ſättigen vermochte; wer auf höhere Geltung Anſpruch machte, der mußte auch den Schmerz, die Entſagung, das Unglück als die wahre Beſtimmung des Menſchen erkennen, den verdünnten Luftkreis, ſo zu ſagen, in dem nur eben diejenigen ſich erhalten konnten, die von der Natur mit geiſtigen Schwingen ausgeſtattet waren. Das gehörte ja eben mit zu dem Elend ihres häuslichen Daſeins, daß der alte Geheimrath für dieſe poetiſche Auffaſſung des Schmerzes, dieſe ſüße Nachtſeite des Lebens, wie ſie es gern bezeichnete, ſo ganz ohne Empfindung war! daß er in derber Behaglichkeit ſich ſo glücklich fühlte in ſeiner Ehe, ſeinem Hausſtand, ſeinen amtlichen Beziehungen, und ſogar den wirklichen Verdrießlichkeiten, die auch ihm wie jedem Sterblichen hier und da begegneten, ſtets eine ſo gefaßte, gleichmüthige Stirn entgegenhielt! Ja wenn er ſich nur wenigſtens noch über ſie ſelbſt, ſeine Gemahlin, geärgert, wenn ihre Kälte ihn verdroſſen, ihre Sentimentalität ihn ungeduldig gemacht hätte, wenn er nur auf irgend eine Art zu erkennen gegeben, daß ihm irgend etwas fehle, er etwas vermiſſe, ſie hätte ſich ja noch darein finden, noch wenigſtens einiges Mitleid mit ihm haben wollen. Aber nein, dies unerſchütterliche, maſſive Glücksbewußtſein, das war nicht auszuhalten, dabei mußte eine rechtſchaffene Frau von zarter Empfindung und höherer Seelenſtimmung geradezu verzweifeln!

Im Anfang ihrer Ehe hatte auch der Geheimrath ſeinen Gegenſtand der Kümmerniß und des Schmerzes gehabt: das war die Kinderloſigkeit der Ehe. Aber auch darein hatte der unerſchütterliche Barbar ſich nur allzu bald gefunden. Er ſei, hatte er gemeint, im Grunde ſchon viel zu alt, um hoffen zu dürfen, ſeine Kinder dereinſt erwachſen und erzogen zu ſehen, auch ſei es mit den Kindern überhaupt ein wahres Glücksrad, in welchem die Nieten gerade ſo häufig wären, wie in allen übrigen Lotterien; den meiſten Eltern wäre beſſer, ſie hätten gar keine Kinder, und auch er wäre wohl ein rechter Thor, daß er mit dem Schickſal um etwas hadere, was im Gegentheil nur zu ſeinem Beſten wäre.

Bei Geſprächen dieſer Art war die Geheimräthin jedesmal ganz leichenblaß geworden, ja einige Male war ſie ſogar einer völligen Ohnmacht nahe geweſen: was denn den Geheimrath, als einen durchaus galanten und einſichtsvollen Ehemann, erſt recht veranlaßte, dieſen Gegenſtand ein für allemal bei Seite zu legen.

Ob übrigens dieſe Empfindſamkeit der Geheimräthin bloße ſentimentale Verſchrobenheit war, oder ob wirklich ein geheimer, furchtbarer Schmerz in ihrem Daſein nachzitterte — gedulde dich, lieber Leſer, wenn es Zeit iſt, werden wir hoffentlich noch dahinterkommen. —

Außer für das Unglück und die unglücklichen Liebſchaften im Allgemeinen ſchwärmte die Dame aber auch noch ganz beſonders für die Mesaillancen. Sehr natürlich: da ſie ja im Grunde ihres Herzens feſt überzeugt war, durch ihre Ehe mit dem Geheimrath doch nur eine Mesaillance eingegangen zu ſein. Daß ſie zu der Zeit, als der Geheimrath ſie kennen lernte, ein armes, über die Blüthe der erſten Jugend längſt hinausgerücktes Edelfräulein war — oder vielleicht auch eine arme Wittwe, vielleicht gar eine geſchiedene Frau, die nur ihren Mädchennamen wieder angenommen hatte (denn über dieſen Punkt gingen, wie ſchon erwähnt, allerhand dunkle Gerüchte, und wenn auch der Geheimrath ſelbſt ohne Zweifel genauer darüber unterrichtet war, ſo war er doch wahrhaftig der Mann nicht, dieſe Dinge ins Publicum zu bringen), daß ihr Ruf nicht völlig fleckenlos, ihre Zukunft ausſichtslos, der Geheimrath dagegen ein Mann von unbeſcholtenem Anſehen, von beträchtlichem Vermögen und einer einflußreichen amtlichen ſowohl wie geſelligen Stellung war: das Alles hatte allerdings ſeine Richtigkeit, aber nur in der Auffaſſung der Geheimräthin änderte es nicht das Mindeſte. Sie war doch immer von Adel, er nur ein Bürgerlicher, der ſich mühſam aus unbedeutenden Verhältniſſen zu ſeiner jetzigen Stellung emporgearbeitet hatte; ſie nicht mehr jung, aber er doch noch immer zwanzig Jahre älter als ſie; ſie die zartfühlende, leichtbeſchwingte Seele, er die plumpe, hausbackene Proſa — nun, Gott Lob! da war die Mesaillance ja fertig, und das Unglück, deſſen die Geheimräthin zu ihrem Daſein bedurfte, ſo nöthig wie der Luft zum Athmen und des Lichtes zum Sehen, war da!

Und endlich, was wir nach allem Vorhergehenden wohl kaum erſt zu ſagen brauchen, ſteckte in der Geheimräthin jener leiſe, ſich ſelbſt unbewußte Trieb von — das Wort iſt leider ein wenig grob, aber wir haben im Augenblick kein beſſeres — von Gelegenheitsmacherei, die in den meiſten Frauen dieſes Alters ſteckt, beſonders wenn ſie ohne eigene Kinder, vorzüglich ohne Töchter ſind. —

Nehmen wir nun dazu noch ihr äſthetiſches Intereſſe, ſowie ihre Abhängigkeit von aller vornehmen Geſellſchaft — und in der That war ſie weit eitler darauf und ſah einen viel edlern Beruf darin, die Freundin und Vertraute der Gräfin Blotz-Blotz zu ſein, als die Gemahlin des Geheimrath Haberland —: ſo muß es uns vollkommen begreiflich ſein, wie ſie dazu kam, das leidenſchaftliche Verhältniß, das ſich zwiſchen der Gräfin und dem jungen Dichter zu entwickeln begann, unter ihren ganz beſonderen Schutz zu nehmen. Sie erzählte Felix von Victoria, Victoria'n von Felix, was der Eine uber den Andern geſagt hätte, wie er ſich für ihn intereſſire, welchen Antheil er an ihm nehme; ſie rühmte Victoria'n den Verſtand, die Beſcheidenheit, die glänzenden Talente des jungen Dichters, rühmte ihm die Schönheit, den Geiſt, ſowie den trotz mancher Seltſamkeiten innerlich ſo höchſt edlen, großartigen Charakter ihrer Freundin; ſie veranſtaltete endlich alle nur mögliche Gelegenheiten, wo die beiden jungen Leute ſich ſprechen konnten, unter keinem andern Schutz und vor keinem ſtrengern Zeugen, als dem ſehr nachſichtigen Schutz ihrer Augen. –

Was die Frau Geheimräthin mit alledem beabſichtigte? Ach, das Unſchuldigſte von der Welt: dieſe Liebſchaft hatte keine Ausſicht auf Erfolg, nicht einmal eine Mesaillance zwiſchen der hochgeborenen, reichen Gräfin, der Schweſter des adelſtolzen Filibert, und dem armen, mittelloſen Poeten ließ ſich denken, es war das reine poetiſche Unglück als ſolches — wie hätte ſie dazu ihre Hand nicht bieten ſollen?!

Sechzehntes Kapitel.

Die Störung.

So gab die Geheimräthin denn auch namentlich die Ehrenwache ab bei den Beſuchen, welche Felix ſeit einiger Zeit beinahe täglich auf dem Landhaus, das Victoria's Lieblingsaufenthalt bildete, und wo ſie in der That vollkommen ungeſtört waren, abſtattete; — ſo hatte ſie es auch heut gar nicht zu bemerken geſchienen, als das junge Paar ſich von der kaum begonnenen Lectüre erhob, ſich im Garten hin und wieder haſchte, zuletzt ſich in den Billardſaal verlor; — ſo trat ſie auch in dieſem ſo höchſt kritiſchen Moment herein, um die beiden Liebenden von einer ſehr unerwünſchten Störung zu benachrichtigen, die ihnen bevorſtand:

„Aber Victoria! aber Felix!!“

Die Fortſchritte, welche die beiden Liebenden in der kurzen Zeit gemacht, waren ſogar nach dem Dafürhalten der Geheimräthin ſo reißend, die Gruppe, in der ſie dieſelben überraſchte, ſo unerwartet geweſen, daß ſie bei all ihrer ſonſtigen Nachſicht und Discretion ſich dieſes halb verwunderten, halb beklagenden Ausrufs nicht hatte enthalten können.

Felix ſtand von Schamröthe übergoſſen; noch immer hielt er die Hand ſeiner Freundin feſt in der ſeinen, gleich als ob es ſich darum handelte, ſie vor irgend einem Ungemach zu ſchützen oder eine drohende Gefahr von ihr abzuwenden.

Victoria machte ihre Hand langſam, gleichgiltig los, mit ruhig fragenden Blicken erſt den jungen Dichter, dann die Freundin meſſend.

Und was beliebt, wenn ich fragen darf? fragte ſie die Geheimräthin.

War dieſer die Scene von vorhin überraſchend gewesen, ſo war es dieſer Gleichmuth doch noch viel mehr; ſtatt in Verwirrung zu ſetzen, gerieth ſie jetzt ſelbſt darein.

Ich wollte die Herrſchaften nur benachrichtigen, ſtammelte ſie, daß ein Beſuch kommt: Ihr Vetter Florentin, Comteſſe ....

Immerhin, erwiderte Victoria, noch immer mit derſelben Ruhe, trat vor einen der großen Pfeilerſpiegel, ordnete Haar und Kleid, legte dann ihren Arm in den der Geheimräthin und ſchritt ſo, ohne den beſtürzten Dichter noch eines Blickes weiter zu würdigen, dem Vetter entgegen. —

Florentin war von der heiterſten Laune von der Welt; mit großer Zuvorkommenheit begrüßte er ſowohl die beiden Damen, als ſeinen Freund, den Dichter.

Ich habe das Leben verwirkt, ich weiß es, rief er, daß ich mich ohne beſondere Erlaubniß eingedrängt habe in den geweihten Kreis, wo die Göttin dieſes Hauſes, die neue männerhaſſende Artemis unſerer Tage, weilt, und wo keinem ſterblichen Manne der Zutritt geſtattet wird — auf Sie findet das keine Anwendung, ſchaltete er, zu Felix gewendet, ein, Sie ſind kein ſterblicher Mann, Sie ſind ein Dichter, und die haben, wie wir ſchon aus Schiller wiſſen, das Vorrecht, die Wohnungen der Götter zu theilen ....

Und dann wieder zu ſeiner Couſine: Nicht wahr? er iſt ein recht gutmüthiges Thierchen, unſer kleiner Dichter? eine brave, kindliche Seele, ſo recht gemacht für die Einſamkeit eines Landaufenthaltes? Aber beſſer Billardſpielen könnte er; ich fürchte, Felix, meine ſchöne Couſine wird Ihnen zuletzt noch vorgeben müſſen —

Dies Alles wurde von Florentin in einem

ſo drolligen, unbefangenen Tone vorgebracht, ja ſelbſt die ſonſt ſo ſcharfen, geiſtreichen Augen ſahen dazu ſo treuherzig, ſo kindlich aus, daß kein Menſch es ihm übel nehmen oder irgend einen Argwohn daraus ſchöpfen konnte.

Auch ging die kleine Geſellſchaft ſogleich auf den von ihm eingeſchlagenen Ton ein. Man begab ſich in den Garten zurück, Victoria rief nach Erfriſchungen; Tagesneuigkeiten wurden beſprochen, kleine Scherzreden gewechſelt, und das Alles mit ſo guter Manier, daß es mit der Zeit ſogar Felix gelang, ſeiner innern Aufregung Herr zu werden und in denſelben Ton mit einzuſtimmen. — Erſt nach einiger Zeit hob Victoria wieder an:

Aber Sie ſind uns noch immer Auskunft ſchuldig, lieber Vetter, welchem glücklichen Zufall wir denn eigentlich die Ehre verdanken — oder, wenn ich in Ihrer Sprache weiter ſprechen ſoll: was Sie ſo kühn gemacht hat, dieſen geweihten Bezirk auch ohne meine Erlaubniß zu betreten?

Nun? und das können Sie noch fragen? rief Florentin: was Geringeres kann es ſein, das Einem den Muth gibt, gegen die Satzungen der Götter zu freveln, als nur ein Befehl, ein unabwendbarer, unentrinnbarer, des Götterkönigs ſelbſt? Es iſt ein echt tragiſcher Conflict, ſchöne Couſine, und wenn ich darin untergehe, ſo gehe ich wenigſtens (mit einer muthwilligen Verneigung gegen die Geheimräthin, deren ſentimentale Schwäche ihm natürlich längſt bekannt war) ſchön unter —

Auf dem Lande iſt man nicht aufgelegt, Räthſel zu rathen, guter Vetter, das iſt zu anſtrengend für dieſen idylliſchen Aufenthalt, verſetzte Victoria mit leichtem Gähnen: ſprechen Sie deutlich; Ihr ganzer mythologiſcher Apparat ſcheint mir, wenn Sie erlauben, etwas roccoco....

Es iſt das natürlichſte Geheimniß von der

Welt, entgegnete Florentin, indem er die rings umher verſtreuten Blumen mit großer Ernſthaftigkeit eine nach der andern auflas und ſie zu Victoria's Füßen, recht zwiſchen ihr und dem Dichter, zuſammenhäufte: — Sie, ſchöne Couſine, ſind Diana, die Herzenlöſende, Ihr Herr Bruder aber, mein ſehr edler Vetter, als regierender Miniſter dieſes Landes, kann natürlich gar nichts Geringeres ſein als Zeus Kronion, der Herrſchende. Und da, wie Sie nicht nur wiſſen, ſondern wie Sie es auch in Ihrer Güte ſelbſt vermittelt haben, ich neuerdings wieder bei unſerm Göttervater zu Gnaden angenommen bin, ſo kann es Sie auch nicht überraſchen, wenn ich mich Ihnen als Götterboten Hermes darſtelle ....

Sie müſſen bald wieder auf Reiſen gehen, Vetter, Ihr Geſchmack kann die Luft hier zu Lande nicht vertragen, er verwirft ſich wirklich zuſehends —

Aber trotz dieſer herben Abfertigung hatte Florentin in der Sache doch nicht ſo ganz unrecht. Es hatte wirklich ſeit einigen Wochen eine Art von Wiederannäherung zwiſchen Filibert und ihm ſtattgefunden. Wie dieſelbe ſich ſo eigentlich gemacht hatte und wie weit ſie ſich erſtreckte, wußte freilich Niemand zu ſagen. Möglich, daß es wirklich die Frucht von Victoria's Bemühungen war; möglich auch, daß der von Florentin längſt verheißene Moment eingetreten war und Graf Filibert, deſſen Würde allerdings täglich mehr zur bloßen Bürde ward, den Beiſtand des gewandten Vetters in der That nicht länger entbehren konnte: genug, Florentin wurde ſeit einiger Zeit von Filibert wieder zu allerhand kleinen Verrichtungen verwendet, ohne daß das Verhältniß ſelbſt darum eigentlich ein innigeres oder auch nur unbefangeneres geworden wäre.

Ein Auftrag dieſer Art hatte ihn denn auch jetzt in das Gartenhaus hinausgeführt. Die Gunſt, welche Felix von ſeiner Couſine erwieſen ward, war ihm längſt kein Geheimniß mehr. Doch ſah er, nach ſeiner eigenen Verſicherung, darin von beiden Seiten nur ein ganz natürliches und unverfängliches Verhältniß. Er hatte einen Auftrag des Grafen an Felix auszurichten, und hatte ihn, wie er ganz unbefangen erklärte, nirgends mit größerer Sicherheit ſuchen können, als in dem Gartenhaus der Couſine.

Es thut mir ſehr leid, lieber Felix, ſagte er, Sie dieſer angenehmen Geſellſchaft entziehen zu müſſen. Aber es iſt ein altes Sprüchwort, daß Herrendienſt vor Gottesdienſt geht: und da Sie nun einmal entſchloſſen ſind, aus dem Götterdienſt der Muſe in den Herrendienſt der Politik zu treten, ſo müſſen Sie ſich auch ſchon in die Unbequemlichkeiten fügen, welche damit verbunden ſind.

Die beiden Herren rüſteten ſich alſo zum

Aufbruch. Noch im Weggehen flüſterte die Geheimräthin dem Dichter zu: Nehmen Sie ſich in Acht vor Florentin, er meint es nicht redlich, und kommen Sie morgen in aller Frühe zu mir, ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen ....

Siebzehntes Kapitel.

Man rückt deutlicher heraus.

Was doch Mistrauen für ein Laſter iſt! und wie doch die ſcharfſinnigſten Menſchen auf eine falſche Fährte gerathen, ſobald ſie einmal gegeneinander einen Argwohn oder Vorurtheil gefaßt haben! dachte Felix bei ſich ſelbſt, indem er mit dem Freunde dahinſchritt.

Und er hatte Grund ſo zu denken; der Auftrag, welchen Florentin von dem Miniſter an ihn auszurichten hatte, war keineswegs die einzige Veranlaſſung, welche denſelben hierher geführt: ſondern es hatte ſich noch eine andere Beziehung zwiſchen den beiden jungen Männern angeknüpft, von welcher Niemand außer ihnen Beiden wußte, und rückſichtlich deren Florentin in der That im Begriffe ſtand, dem Poeten einen höchſt weſentlichen Dienſt zu leiſten.

Das Geſchäft, hub der junge Edelmann an, nachdem ſie das Gartenhaus ein ziemliches Stück Wegs hinter ſich hatten, iſt ſo weit in Ordnung, es fehlt nichts mehr als Ihre Unterſchrift, lieber Felix, und eben damit Sie dieſe geben und dadurch die ganze Sache zum Abſchluß bringen, habe ich Sie abgeholt.

Ich weiß in Wahrheit nicht, mein theurer Florentin, erwiderte der junge Dichter, indem er wiederum wie ein Mädchen erröthete, womit ich dieſen hohen Grad von Freundſchaft verdient habe, den Sie für mich beweiſen. Die Sache iſt mir unendlich peinlich bei alledem, Sie können es mir glauben, und wenn nicht einerſeits der Geheimrath geſtern in ſo beſtimmten Ausdrücken zu mir geſprochen hätte, und wenn nicht andererſeits Sie ſelbſt, lieber Florentin, mir mit ſo viel Aufmunterung entgegengekommen wären, ich würde wahrhaftig niemals wagen — —

Ah bah, Lapperei, entgegnete der Edelmann, machen Sie doch nicht ſo viel Aufhebens von einer Geſchichte, die das gar nicht verdient. Es gibt nichts Einfacheres als das, und wenn Sie nicht bisher als ſo ein wahres Siebenmonatskind in die Welt hineingelebt hätten, Sie müßten ja in dergleichen ſchon längſt bewandert ſein. Ich, ſehen Sie, wie ich hier bin, bin nun aus dergleichen Hiſtorien ſchon ſeit Jahren nicht mehr herausgekommen — und befinde mich doch, wie Sie ebenfalls ſehen, ganz geſund und wohl dabei. Wozu wären die Schulden auch, wenn ſie nicht gemacht werden ſollten? Es iſt doch beſſer auf einem Fleck ein ordentliches Stück Geld aufborgen, als ſich der Wiederholung ſolcher Scenen ausſetzen, wie diejenige mit dem unverſchämten Menſchen, dem Herrn Schneider, von der Sie mir neulich erzählten. Und das noch dazu in Ihrem Falle, wo man ganz gewiß iſt, in kürzeſter Friſt höchſt erkleckliche Summen zu erheben. Vetter Filibert hat mich noch vor einer halben Stunde wiederum verſichert, daß ein höchſt anſtändiger Gehalt für Sie ausgeworfen wird, ſelbſt wenn Sie gar keine perſönlichen Verpflichtungen dafür übernehmen ſollten, blos um den Reſpect zu bezeugen, den er für Kunſt und Wiſſenſchaft empfindet. Nun? habe ich jetzt noch ſo unrecht mit dem, was ich Ihnen kürzlich über die dilettirenden Staatsmänner ſagte? Man kann ſich keine beſſern Kerle wünſchen als dieſe Dilettanten — nämlich wenn man ein poetiſches Genie iſt, wie Sie, lieber Felix....

Aber bevor wir Eins über dem Andern vergeſſen, fuhr er fort: Sie haben wohl ſchon gemerkt, daß der Miniſter es ſehr gern ſehen würde, wenn Sie ſich entſchließen könnten, die

Redaction der neuen Zeitſchrift, deren Gründung von ihm projectirt wird, zu übernehmen. Jetzt hat ſich auch bereits ein Buchhändler dazu gemeldet: ein Anfänger, wie ich höre, aber ein Mann, der ſich wohl Wind hat unter die Naſe gehen laſſen, und der ſich, nebenher geſagt, der ſehr lebhaften Protection Seiner Excellenz erfreut — Nein, nein! lieber Freund, laſſen Sie mich zu Ende reden! Ich bin allerdings beauftragt, Sie morgen mit dem gedachten Buchhändler zuſammenzuführen. Aber Sie ſelbſt vergeben ſich dadurch nicht das Geringſte, noch gehen Sie irgend eine Art von Verbindlichkeit ein. Mein Vetter hat überhaupt den Gedanken eines eigentlichen Regierungsblattes wieder fallen laſſen — einigermaßen auf mein Zureden, ich darf es Ihnen wohl geſtehen, lieber Felix, da dergleichen Unternehmungen doch ſchon allemal in der Geburt verkrüppeln, und es mir überdies wahrhaft leid thun würde, ein ſo ausgezeichnetes Talent, wie das Ihre, in eine derartige ſchiefe Stellung gebracht zu ſehen. Sie werden alſo, wie geſagt, vollkommen freie Hand haben, zum Unterhandeln ſowohl wie zum Beſchließen; werden Sie mit dem Buchhändler einig und kommt das Blatt zu Stande, ſo wird es völlig Ihr Blatt ſein, nach Ihrem Programm, mit Ihren Principien und Tendenzen. Kommt es nicht zu Stande, nun, ſo ſind Sie bloßer Staatspenſionair, was ja auch keine ſo üble Stellung iſt und dem Ruf unſers Ländchens jedenfalls zum Vortheil gereichen wird ....

Felix hatte dieſem Allen mit lebhaftem innern Widerſtreben zugehört.

Da müßte ich doch ganz gewiß erſt ein ganz anderes Talent ſein und weit bedeutendere Dinge geſchrieben haben, erwiderte er endlich, wenn dieſe Ihre letztere Anſicht Platz greifen ſollte. Nein, Florentin, und wenn Sie mich für noch ſo phantaſtiſch halten — Geld zu nehmen, das ich mit nichts verdient habe, für das ich nichts leiſte, thue, ſchaffe, widerſtrebt meiner Natur. Und darum, und weil es mit dieſer Zeitung doch in der That noch ſehr weit im Felde zu ſein ſcheint, iſt es doch wohl beſſer, ich trete von dem bewußten Geſchäft zurück, ſo lange es noch Zeit iſt; meine Dankbarkeit für Ihr freundliches Erbieten wird dadurch um nichts kleiner.

Achtzehntes Kapitel.

Die Leimruthe.

Ein ſtarker Glaube wahrhaftig, dergleichen ſonſt in Iſrael nicht mehr gefunden wird, entgegnete Florentin nach einigem Bedenken. Indeſſen da Ihr Gewiſſen nun einmal ſo zart iſt, ſo gereicht es mir zum Vergnügen, daſſelbe auch über dieſen Punkt beruhigen zu können. Mein Vetter hat noch ein zweites Anliegen an Sie, deſſen Erfüllung Sie nicht das Mindeſte koſtet und gleichwohl alle Ihre Bedenken heben wird. Wie Sie vielleicht wiſſen, ſteht in einigen Wochen der Geburtstag Seiner Durchlaucht des Herzogs bevor. Wie Sie und ich über dieſe Dinge denken, brauchen wir uns nicht erſt zu ſagen; zum conſtitutionellen Firlefanz indeſſen, wie Sie ebenfalls wiſſen, gehört es recht eigentlich, dergleichen Veranlaſſungen feſtlich zu celebriren. Unterlaſſen darf dies alſo auch in dieſem Jahre nicht werden. Gleichwohl hat die Sache, bei der bekannten Stimmung des Publicums, ihre weſentlichen Schwierigkeiten — ſolche Schwierigkeiten, daß Sie ſich nicht wundern dürfen, wenn ſogar der Miniſterpräſident ſelbſt ſich damit beſchäftigt. Ich komme augenblicklich zum Schluß, lieber Felix! — In frühern Jahren wurde dieſe Feſtlichkeit gemeiniglich mit einer neuen Oper oder einem Ballet abſolvirt, den obligaten Prolog, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit eingerechnet. Damit iſt es denn nun natürlich dies Jahr nichts. Der Geburtstag muß diesmal auf eine ganz neue, ganz unerhörte Weiſe gefeiert werden, nämlich dadurch, daß er eigentlich gar nicht gefeiert wird — ah zum Kuckuck, lachen Sie nicht zu früh! Ich meine, die Feier muß blos ſymboliſch ſein, nicht der einzelne empiriſche Regent muß gefeiert werden, ſondern die Idee des Fürſten überhaupt — und nicht einmal dieſe, ſondern noch allgemeiner die Idee des Volkes, des Vaterlandes, der Freiheit, welche ja zuletzt, nach der beliebten Fiction unſerer Conſtitutionellen, in dem Fürſten ihre Verkörperung findet —

Und nun meinen Sie, unterbrach ihn Felix, der ſeine Ungeduld nicht länger bemeiſtern konnte, ich ſoll Ihnen einen Prolog ſchreiben, ſo eine declamirende Germania etwa, mit ſchwarz-roth-goldenen Drapperien, oder einen Genius der Freiheit in fleiſchfarbenen Tricots, der zum Schluß ein bengaliſches Feuer anzündet? — Schönen Dank, mein Theuerſter! Und wenn ich damit alle Schätze der Welt erwerben könnte, ſo wäre das keine Aufgabe für mich ....

O über das unglückliche heiße Blut, das

dieſe Poeten haben, ſeufzte Florentin. Sie ſind ein vortrefflicher Menſch, Felix: aber daß Sie Einen nie ordentlich zu Ende reden laſſen, ſondern immer gleich mit Ihren abenteuerlichen Vermuthungen und Auslegungen dazwiſchengefahren kommen, das iſt ein großer Fehler von Ihnen. Wer ſpricht denn von einer Germania oder einem fleiſchfarbenen Genius? Und wie können Sie mir zutrauen, mir, der ich gerade Ihre poetiſche Begabung ſo hoch ſchätze, daß ich Ihnen einen derartigen Antrag machen würde? Nein, das Feſtſtück braucht gar nicht erſt geſchrieben zu werden: es iſt ſchon da, Sie ſelbſt haben es ſchon geſchrieben — Ihr Heinrich der Löwe, lieber Felix ....

Bei dieſem Namen ging ein ſehr behagliches Lächeln über das Antlitz des jungen Dichters. Es war dies ein Stück, das er vor einigen Jahren verfaßt hatte, und das er ſelbſt, trotz des ſehr beſcheidenen Urtheils, das er übrigens über ſeine eigenen Arbeiten fällte, doch nicht gerade zu dem Schlechteſten rechnete, was neuerdings für die Bühne geſchrieben war. Nichtsdeſtoweniger, wie das, Dank den Einrichtungen unſerer Bühne, mit den erſten dramatiſchen Productionen junger Dichter zu gehen pflegt, waren alle ſeine Bemühungen, das Stück auf die Bretter zu bringen, vergeblich geweſen. Ein jeder Vater liebt ſein Kind — und wo iſt ein Kind des Leibes, das dem Herzen näher ſteht, als einem Dichter die Kinder ſeines Geiſtes? Der Gedanke, ſein Stück nun endlich doch noch vor das Publicum zu bringen, hatte außerordentlich viel Verlockendes für ihn —

Ja freilich, ſagte er, das wäre etwas Anderes, davon ließe ſich ſchon eher ſprechen. Zu einem Feſtſtück iſt mein Heinrich der Löwe freilich nicht geſchrieben. Aber wenn der Miniſter einmal die Abſicht hat, von der Sie ſagen, und wenn man wirklich willens iſt, jene Geburtstagsfeier vielmehr zu einer Feier des Volkes, des Vaterlandes, der Freiheit, ja nur zu einer Feier der Poeſie überhaupt zu machen, ſo möchte mein Stück allerdings ſo wohl geeignet dazu ſein, wie manches andere ....

Nun ſehen Sie, rief Florentin, das heißt denn doch endlich einmal vernünftig geſprochen. Einige kleine Veränderungen, in einzelnen Wendungen und Ausdrücken, meine ich, würden, wenn ich mich recht entſinne — denn, wie Sie wiſſen, iſt es ſchon einige Zeit her, daß Sie ſo gütig waren, uns Ihr Stück vorzuleſen — allerdings wohl nöthig ſein. Aber das iſt ja überall der Fall, wo ein Stück zur Aufführung kommt, und Schiller und Goethe ſelbſt haben ſich das müſſen gefallen laſſen, und müſſen es ſich noch gefallen laſſen bis auf dieſe Stunde ....

Verſteht ſich, bekräftigte der Dichter: und überdies auch iſt der Regiſſeur der hieſigen Bühne, wie ich gehört habe, ein recht verſtändiger und einſichtiger Mann, der Einem nichts Unbilliges zumuthen wird.

Neunzehntes Kapitel.

Der Freund in der Noth.

Unter dieſen Geſprächen waren die beiden Freunde vor einem kleinen dunkeln Hauſe in einer engen, ſchmutzigen Nebengaſſe angelangt. An der Thür deſſelben war ein Schild befeſtigt, das vor Alter und Schmutz faſt unleſerlich geworden war; erſt wenn man ſehr genau hinſah, konnte man die Inſchrift deſſelben entziffern: Amſchel Levi, Banquier . . . .

Und da iſt es denn nun allerdings wohl die höchſte Zeit, den geneigten Leſer mit dem Freundſchaftsdienſt bekannt zu machen, welchen Florentin im Begriffe ſtand dem jungen Dichter zu leiſten. Das lebhafte geſellige Treiben, in welches derſelbe im Hauſe des Miniſters und namentlich durch den faſt ununterbrochenen Umgang mit Victoria gerathen war, hatte ihn außer Stand geſetzt, ſeinen literariſchen Arbeiten mit dem gewohnten Fleiße obzuliegen. Die allgemeine Geldnoth jener Epoche, die ſich namentlich auch auf den Buchhandel erſtreckte, kam dazu. Zahlungen, auf die er mit Gewißheit gerechnet hatte, waren ausgeblieben, Unternehmungen, die er früher abgeſchloſſen, in Anbetracht der mislichen Zeitumſtände, rückgängig geworden. Felix befand ſich in der dringendſten Geldverlegenheit: und das gerade zu einer Zeit, wo der vornehme Umgang, in den er ſo plötzlich gerathen war, ihn zu einer Maſſe ungewohnter und unerwarteter Ausgaben nöthigte.

Florentin, der für derartige Situationen ein außerordentlich ſcharfes Auge beſaß, hatte die geheime Noth des Freundes wohl gemerkt. Geld beſaß er ſelbſt nicht —

Aber was ich habe, lieber Felix, hatte er eines Tages zu ihm geſagt, nachdem er ihn durch dringendes Zureden zum Eingeſtändniß ſeiner Lage genöthigt hatte — was ich habe, lieber Felix, will ich mit Ihnen theilen: meinen Credit.

Und wirklich war dieſer Credit in dieſem Augenblick wieder hergeſtellter, als ſeit Langem; Herr Amſchel Levi hatte ſehr wohl bemerkt, wer in der bewußten Droſchke ſaß und aus welcher ſchönen Hand jene fünfhundert Thaler noch in der letzten Minute gekommen waren. Was für Gedanken der alte Wucherer ſich über den Zuſammenhang der Geſchichte gemacht hatte, darauf kam es gar nicht an; ein junger Mann, welcher Damenbekanntſchaften hat, die ihn mit fünfhundert Thalern auslöſen, iſt allemal ein höchſt reſpectabler junger Mann, auf den man dreiſt das Doppelte und Dreifache wagen darf. Darum hatte er Herrn von Blotz auch mit höchſt zufriedenem Schmunzeln eingeladen, ſich ſeiner doch ja wieder zu bedienen, ſo oft ihm gefällig —

Und wenn Sie mir einen guten Freund von Ihrer Bekanntſchaft zuführen können und von ſo noblem Charakter, wie Sie ſelbſt, Herr Baron, ſo werde ich Ihnen ſehr dankbar dafür ſein, hatte er hinzugeſetzt.

Jetzt nahm Florentin ihn beim Wort, indem er ihm ſeinen Freund, den Dichter, zuführte.

Ich wünſche zwanzig Napoleons, ſagte er, über welche man Ihnen dreißig verſchreiben wird, für einen jungen Mann meiner Bekanntſchaft, einen ausgezeichneten jungen Mann, der die allerbrillanteſten Ausſichten hat und in Kürze die allerbedeutendſte Rolle ſpielen wird — Nun, Ihnen, Herr Amſchel, darf ich es ja wohl ſagen: es iſt der Günſtling meines Vetters, des Miniſters; wenn Sie in Zukunft beim Miniſter etwas nachzuſuchen haben — Ihr Glück iſt gemacht, lieber Amſchel, Sie brauchen ſich nur dreiſt auf dieſen jungen Mann zu berufen.

Jetzt war er mit dem Freunde da, das Geſchäft abzuſchließen. Sie haben nichts weiter zu thun, unterrichtete er Felix, der in all dergleichen Angelegenheiten von einer wahrhaft kindlichen Unkenntniß war, als Ihren Namen unter ein Stück Papier zu ſetzen, einen ſogenannten Wechſel, durch welchen Sie ſich verpflichten, in Zeit von vier oder ſechs oder acht Wochen — der Jude iſt gutmüthig und prolongirt dann ſchon — die Summe von dreißig Napoleons zurückzuzahlen. Sie werden etwas weniger empfangen als dreißig: aber das bringt das Geſchäft nun einmal ſo mit ſich ....

Felix, der Erfahrung ſeines Freundes blindlings vertrauend, ließ ſich Alles geſagt ſein, und folgte in allen Stücken wie ein Kind. Der Wechſel war unterſchrieben, das Gold eingeſtrichen, Herr Amſchel Levi unter tauſend Bücklingen hatte ſich zu Gnaden empfohlen —

Apropos, ſagte Florentin, da ſie wieder auf der Straße waren und Felix ſich mit herzlichem Dank von ihm verabſchieden wollte: welchen Namen haben Sie denn eigentlich unter den Wechſel geſetzt?

Nun, welchen andern denn, erwiderte der Dichter, als den ich führe? Felix Bergholb, das verſteht ſich ja doch ganz von ſelbſt?

So iſt es, erwiderte Florentin. Nun leben Sie recht wohl, lieber Felix, und verbrauchen Sie das Geld mit Geſundheit. Morgen holen Sie mich ab, damit wir zuſammen zum Buchhändler gehen ....

Viertes Buch.

Die Löſung.

Erstes Kapitel.

Das Marterbänkchen.

Die Scene iſt im Cabinet der Geheimräthin; die Gardinen ſind noch tiefer herabgelaſſen, das Aeußere der Dame ſelbſt noch reſignirter, noch nonnenhafter als gewöhnlich. Auf dem Seſſel vor ihr ſitzt Felix — er ſäße auch lieber auf dem Armenſünderſtühlchen! Denn kein Schwert des Henkers kann ſo ſcharf, keine Schrauben und Stangen der Folterknechte können ſo durchdringend ſein, als dieſer Apparat von Nachforſchungen, Erkundigungen und Fragen, welchen ſeine Gönnerin hier gegen ihn zur Anwendung bringt.

Alſo Sie können doch nicht leugnen, ſagt ſie jetzt, mit einer Stimme, ſo ſanft, ſo leis wie einer ſterbenden Dulderin, dazu aber mit Blicken, ſo ſcharf und ſiegreich, wie nur ein Inquirent macht, dem es endlich gelungen iſt, einen hartnäckig verſtockten Sünder zum Geſtändniß zu bringen — alſo Sie können doch nicht leugnen, daß Sie Victoria lieben?

Sie fühlen gewiß ſelbſt, verehrteſte Frau, erwiderte Felix nach einigem Zaudern (denn bei all ſeiner Gutmüthigkeit wurde es ihm mit dieſer Art moraliſcher Tortur denn doch nachgerade etwas zu viel), daß meine Stimmung unmöglich von der Art, noch auch dies hier die richtige Gelegenheit iſt, Ihnen eine Frage zu beantworten, die ich bis zu dieſem Augenblick noch niemals mir ſelber vorgelegt habe. Wenn Sie aber mein Geſtändniß haben wollen, daß Victoria's Schönheit mich entzückt, ihr Geiſt mich bezaubert, ihre Liebenswürdigkeit mich hingeriſſen hat, daß ich — rief er, indem er in plötzlicher Begeiſterung vom Seſſel ſprang — um es mit einem Worte zu ſagen, nichts denke, nichts empfinde, als Victoria, daß der glänzende Stern ihres Auges an meinem armen öden Lebenshimmel aufgegangen iſt wie ein flammender, verzehrender Komet, daß ich die Zeit nicht mehr kenne, wo ich ſie nicht gekannt habe, noch mir eine Zeit denken kann, wo ich ſie nicht mehr kennen werde — —

O genug, genug, unterbrach die Geheimräthin ihn, mit der Hand abwehrend: Sie haben meine Frage ſchon ſehr gründlich beantwortet, es braucht da gar keiner näheren Erklärung mehr — Ah freilich, ſie iſt ſchön, unendlich ſchön dieſe Zeit der erſten, glühenden Leidenſchaft, und glückſelig jedes Herz, das wenigſtens einmal von ihren ſchmerzlichen Entzückungen durchzittert ward! Wie elend man dann hinterdrein auch wird, man weiß doch wenigſtens, wofür es geſchieht, hat doch wenigſtens ein ſtilles Heiligthum des Schmerzes und der Trauer, in das man ſich flüchten kann vor dem Andrang der gemeinen Wirklichkeit ....

Die Geheimräthin ſagte dieſe letzten Worte mit tieferem Ausdruck und wahrhafterer Empfindung, als ſie ſonſt für gewöhnlich zuwege zu bringen vermochte. Auch dauerte es einige Minuten, bevor ſie, ſich aus ihrem ſchmerzlichen Nachſinnen ermunternd, alſo fortfahren konnte:

Aber nun, mein junger Freund, geſtatten Sie mir noch eine zweite Frage und beantworten Sie dieſelbe eben ſo ehrlich, wie Sie es ſo eben, wenn auch eigentlich wider Ihren Willen, mit der erſten gethan haben; denken Sie, ich wäre Ihre Mutter — o Gott! rief ſie, indem helle Thränen über die magern, blaſſen Wangen perlten, das Mutterglück iſt mir ja verſagt geblieben, und ich muß mich an Fremde wenden, um ſogar nur Mutterſchmerzen, Mutterſorgen zu haben ....!

Felix' Verlegenheit wurde durch dieſe unerwartete Gefühlsergießung nicht eben kleiner.

Fragen Sie, gnädigſte Frau, ſagte er, mit ſo viel Ehrerbietung und Aufrichtigkeit als ihm möglich — und ich werde Ihnen antworten, ſo gewiſſenhaft und ehrlich, als ob Sie in der That meine Mutter wären.

Die Geheimräthin preßte das feine Tuch gegen die Augen, ſtrich mit der Linken die wenigen, ſpärlichen Härchen, die aus dem enganſchließenden Morgenhäubchen hervorſahen, zurück, dann ſetzte ſie den Bohrer ihrer Rede von Neuem an: Sie lieben meine Freundin alſo — aber haben Sie ſich auch wohl ſchon jemals geprüft, wohin dieſe Liebe führen kann, führen muß? Sie ſelbſt ſowohl wie Victoria'n? Haben Sie ſich darüber ſchon je geprüft?

Guter Leſer, ich kann es Dir nicht verſchweigen — Felix machte zu dieſer Frage ein entſetzlich einfältiges Geſicht; für einen dreiundzwanzigjährigen Poeten, der bis dahin lediglich dem romantiſchen Drang ſeines Herzens gefolgt, war ſie allerdings auch etwas verfänglich.

Sein Verſtummen befriedigte die Geheimräthin gerade ſo ſehr, wie vorhin ſeine begeiſterungsvolle Rede.

Ah, rief ſie, mit einem tiefen Seufzer, ſo ſeid Ihr Männer alle! Und es ſind ſogar noch die Beſſern von Euch, die nur wenigſtens ſo ſind. Setzt das ganze Lebensglück eines armen ſchuldloſen Weibes auf die Karte Eures Leichſinns, vergiftet mit dem ſüßen Gift der Leidenſchaft unſer unſchuldvolles Daſein, reißt uns heraus mit den Adlerflügeln Eurer Liebe aus der ſtillen, ſeligen Verborgenheit unſerer Mädchenjahre — und das Ende von dem Allen? Verderben, Trennung, Untergang! Denken Sie nicht, fuhr ſie in etwas gemäßigterem Tone fort, daß das Vorwürfe für Sie ſein ſollen, Felix: ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß es immer noch die Beſſeren, die Geiſtigbegabteren Ihres Geſchlechtes ſind, die wenigſtens noch dazu fähig und zum Mindeſten noch darin eine qualvolle Befriedigung finden! Der Menſch iſt überhaupt nicht zum Glück geboren, wenigſtens kein edler Menſch — ja wohl, jetzt lächeln Sie: aber werden Sie erſt ſo alt wie ich, erleben Sie erſt die Stürme, die in der Tiefe meines Buſens begraben ſind, und Sie werden anders darüber urtheilen lernen. Darüber alſo zürne ich Ihnen nicht, daß Sie meine Freundin durch Ihre Leidenſchaft unglücklich machen werden: beſſer unglücklich mit Poeſie, Liebe, Leidenſchaft, als glücklich in der elenden proſaiſchen Wohlbehaglichkeit der Philiſter! Aber nur das verlange ich von Ihnen, und darin ergeht meine mütterliche Warnung an Sie, daß Sie ſich ſelbſt nicht darüber täuſchen, weder ſich noch Victoria'n, daß Sie nothwendig unglücklich werden müſſen — unglücklich alle Beide ....

Trotz der leidenſchaftlichen Erregung, in welcher unſer Poet ſich befand, wollte dieſe Theorie des Unglücks, als die eigentliche Beſtimmung des Menſchen, ihm doch nicht völlig in den Kopf.

Ich bin noch mit mir ſelbſt nicht im Klaren darüber, ſagte er, ob ich es wagen darf, dieſe Gefühle der Bewunderung und des Entzückens, welche Ihre Freundin mir erregt hat, mit dem ſo edeln, ſo heiligen Namen der Liebe zu benennen. Noch weit weniger weiß ich, ob Gräfin Victoria nur den leiſeſten Schatten meiner Empfindung erwidert oder theilt; ich bin ſogar überzeugt, daß dies nicht der Fall iſt, nicht ſein kann, weil ich ein viel zu unbedeutender Menſch bin für eine ſo außerordentliche Erſcheinung, und weil mir Alles abgeht, was die Zuneigung eines ſo erhabenen Weſens, ich ſage gar nicht verdienen, aber doch wenigſtens entſchuldigen, doch wenigſtens begreiflich machen könnte. Allein, wie ſich dies nun auch verhalte, eins, gnädige Frau, weiß ich gewiß: nämlich daß, wenn dies Liebe iſt, daß ſie uns dann auch glücklich machen wird, unendlich glücklich ....

Ah, erwiderte die Geheimräthin, durch dieſen Widerſpruch gereizt, Sie denken wohl, Gräfin Victoria ſoll Sie heirathen —?

Aber wenn Felix' Widerſpruch die Geheimräthin nur gereizt hatte, ſo fühlte er ſich jetzt durch dieſe Aeußerung derſelben wirklich beleidigt. Er ſtand auf, ſchob den Stuhl zurück:

Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, gnädigſte Frau, daß ich mir ſelbſt über all dieſe Fragen, welche Sie ſo überaus gütig ſind an mich zu richten, noch keine Rechenſchaft gegeben habe; es iſt das jedenfalls ſehr unrecht von mir geweſen — ſehr unmännlich (ſetzte er mit bewegter Stimme hinzu), wie ich mich jetzt überzeuge, und ich danke Ihnen, daß Ihr Zuruf mich aufſchreckt aus einem

Traume, der unendlich ſüß war, aber auch unendlich — leichtfertig. Laſſen Sie ſich an der Verſicherung genügen, daß ich in Zukunft bedächtiger zu Werke gehen, und die Schönheit, die mich zur Anbetung zwingt, wenigſtens mehr aus — der Entfernung anbeten will: und verſchonen Sie mich nun übrigens mit Fragen, die meinem Herzen, ich darf es Ihnen verſichern, außerordentlich ſchmerzlich ſind.

Aber wenn ſie das wirklich waren, ſo hatte die Geheimräthin ihm ja eben das Beſte erzeigt, was nach ihrem Dafürhalten einem Menſchen überhaupt widerfahren konnte. Dieſer Schmetterling zappelte zu angenehm, der durfte nicht ſobald von der marternden Nadel entlaſſen werden....

Nicht ſo raſch, mein Freund, ſagte ſie, nicht ſo übereilt. Ich will jetzt mit keinen weitern Fragen in Sie dringen: aber verſprechen Sie dafür auch mir, daß Sie in dieſer Sache keinen weitern Schritt thun wollen, weder vorwärts noch rückwärts, bis ich mit meiner Freundin geſprochen und deren Willen erforſcht habe.

Felix konnte dies leicht verſprechen; die mancherlei Arbeiten und Geſchäfte, die ihm für die nächſte Zeit bevorſtanden, ließen ihm doch keine Hoffnung, Victoria ſo bald in derſelben Ungeſtörtheit wiederzuſehen, wie es bisher der Fall geweſen. Auch ſcheute er ſich nach dem geſtrigen Auftritt einigermaßen vor der erſten Wiederbegegnung ....

Wenn er jedoch gehofft hatte, damit nun aus dem Inquiſitorium der Geheimräthin entlaſſen zu ſein, ſo hatte er die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Ich habe Ihnen zwar verſprochen, ſagte dieſelbe, indem ſie ihm die Hand zum Abſchiedskuß reichte, Sie fürs Erſte mit fernern Fragen zu verſchonen; eine Frage indeſſen müſſen Sie mir doch noch geſtatten — was iſt das zwiſchen Ihnen und dem Käthchen Meinhart geweſen, dem Nähtermädchen?

Von Allem, womit Frau Geheimräthin Haberland während dieſer ganzen Unterredung den geheimen Unwillen des Poeten gereizt hatte, war ihm doch nichts ſo empfindlich geweſen, als dieſe Frage; er beſann ſich einige Zeit lang, ob er überhaupt nur darauf antworten ſollte. Dann mit kühlem und ernſthaftem Tone:

Es iſt, erwiderte er, zwiſchen mir und der jungen Dame, welche es Ihnen beliebt in dieſer etwas befremdlichen Zuſammenſtellung zu nennen, nichts geweſen, Frau Geheimräthin, was nicht in eben dieſem Augenblick noch wäre: Käthchen Meinhart iſt die theuerſte, die einzige Geſpielin meiner Jugend, ein reines, edles, vortreffliches Mädchen, das ich von ganzer Seele hochachte und verehre, und für deſſen Lebensglück mir keine Art von Anſtrengung oder Opfer zu ſchwer werden wird. Denn ſie verdient das reinſte, ſchönſte Glück.

Sehr edel gedacht, antwortete die Geheimräthin, wennſchon der Ton, mit dem ſie es ſagte, ihren Worten ſelbſt nicht ganz zu entſprechen ſchien: Aber glauben Sie nicht auch, daß es beſſer ſein wird, Victoria'n einſtweilen von dieſer Bekanntſchaft nichts zu ſagen?

Ich kann, entgegnete der Dichter ruhig, unmöglich von Gräfin Victoria geringer denken, als das arme, unſcheinbare Nähtermädchen ſich mir gezeigt hat: ich habe Käthchen kein Geheimniß aus meinen Empfindungen für Victoria gemacht, und glaube daher auch nicht, daß Victoria ſelbſt — —

Kein Geheimniß!? rief die Geheimräthin, der ſolche Naivetät vermuthlich noch nicht vorgekommen war, und was ſagte Käthchen dazu?

Sie pries mich glücklich, entgegnete Felix ſtolz, daß ich mich einer ſolchen Bekanntſchaft rühmen dürfte, und rief den Segen des Himmels herab auf mich und ſie!

Auf dieſe energiſche Erklärung fand die Geheimräthin denn nichts mehr zu erwidern; mit ceremoniellem Kopfnicken wurde Felix entlaſſen.

Aber kaum daß die Thür hinter ihm zugefallen war —

Und ſie werden doch unglücklich, alle Beide! rief ſie, indem ſie behaglich die Hände in einander rieb . . . .

Zweites Kapitel.

Wieder eine alte Bekanntſchaft.

Sie müſſen ſich auf einen ziemlich närriſchen Kauz gefaßt machen, ſagte Florentin zu Felix, da ſie Beide auf dem Wege zum Buchhändler waren. Der Mann iſt, wenn ich recht gehört habe, früher ſelbſt Schriftſteller geweſen, dann Schauſpieler, dann Director einer umherziehenden Schauſpielertruppe, dann Bankhalter, dann politiſcher Emiſſair, und vielleicht noch Schlimmeres; durch ſeine Verheirathung mit einer eben ſo bekannten als berüchtigten Sängerin, von der ihn zu ſeinem Glück der Tod nach kurzer Zeit wieder befreit hat, zu einigem Vermögen gelangt, iſt er jetzt im Begriff ein Verlagsgeſchäft zu errichten. — Wobei ich indeß noch keineswegs behaupten will, ſetzte er hinzu, daß er damit ſeine frühern *Beſchäftigungen nun* auch wirklich ſämmtlich quittirt hat, und nicht noch eine oder die andere als freie Kunſt fortſetzt.

Felix konnte nicht umhin, ſein Erſtaunen darüber auszudrücken, wie ein Mann von dem Rang und der Stellung des Miniſters ſich mit einem derartigen Subject einlaſſen könnte; ja er zeigte ſich perſönlich gekränkt, daß man nur den Verſuch machte, ihn mit einer Perſon dieſer Art in Berührung zu bringen.

Sie ſind und bleiben doch ein unverbeſſerliches Kind, entgegnete Florentin. Mein Vetter taugt allerdings nicht zum Regieren, allein ſo viel weiß oder fühlt er denn doch, daß ſich mit der bloßen Tugend und Ehrlichkeit nicht regieren läßt. Gerade ſolche Subjecte, wie das in Rede ſtehende, ſind für den praktiſchen

Staatsmann unentbehrlich, und ich mache meinem Vetter im Gegentheil den Vorwurf, ſie noch viel zu wenig zu benutzen; ſo etwas iſt überall in der Welt herum geweſen, hat ſeine Naſe in alle Winkel geſteckt, alle ſchmutzige Wäſche durchſtöbert, ſelbſt mit allen Hunden gehetzt, kennt es auch die ſchwachen Stellen der Uebrigen und kommt, was eine große Hauptſache iſt, niemals in den Fall, zu gut von den Menſchen zu denken. Und rechnen Sie denn das für nichts, lieber Felix, daß man ein ſolches Subject benutzen kann, wie man will, zu jeder Art von Verrichtung, zu der Menſch und — Vieh ſich brauchen läßt, und wenn man ihn nicht mehr brauchen will, nun gut, ſo gibt man ihm einen Tritt und läßt ihn laufen, oder kriegt ihn auch wohl gar noch nachträglich bei den Ohren?

Dieſe Grundſätze praktiſcher Staatskunſt, welche der junge Edelmann mit großer Behaglichkeit noch des Breitern entwickelte, waren jedoch zu wenig nach Felix' Geſchmack, als daß er ſehr darauf gemerkt hätte.

Um ſo größer war ſein Erſtaunen, da ſie endlich an Ort und Stelle angelangt waren — und wer trat ihnen entgegen? Niemand anders als Herr Windelweicher! der leibhaftige Herr Windelweicher, der ehemalige Redacteur des Flatternden Amor! derſelbe, der mit Felix in der Landkutſche geſeſſen, als er, noch als Otto Meiſter, auf die Univerſität nach Leipzig gezogen war, und der ihn dann kurz darauf als Felix Berghold in die Literatur eingeführt hatte!

Freilich ſah Herr Windelweicher jetzt keineswegs mehr ſo verhungert aus, wie dazumal. Im Gegentheil, er hatte ſich ein ganz ſtattliches Bäuchlein angemäſtet, und auch das ehemals ſo hagere Antlitz war jetzt ordentlich mit ſchwammigem, breit zerfloſſenem Fett gepolſtert, ohne dadurch gerade an Schönheit oder Ausdruck gewonnen zu haben. Statt des langen weißen Surtout mit den raſchelnden Taſchen, in dem er ehemals geſteckt, wie ein welkes Schotenkörnchen in der Schale, umfloß ihn jetzt ein ſehr feiner ſammetner Schlafrock; auch die Meſſingbrille hatte einer andern mit goldner Einfaſſung Platz gemacht.

Uebrigens jedoch waren Haltung, Ausdruck und Gebärden noch ganz dieſelben; die lange ſpitze Naſe ſah noch immer mit derſelben unverſchämten Neugier in die Welt hinein, noch immer fuhren die großen dürren Hände, an denen jetzt freilich Ring um Ring prahlte, unruhig an allen Taſchen auf und nieder, als ob er noch immer unerſetzliche Manuſcriptenſchätze zu bewachen hätte, — und auch die heiſere, ſchrille Stimme war noch ganz dieſelbe.

Aber mein Gott, Herr Windelweicher! rief Felix in der erſten Ueberraſchung —

Windelweicher? qu'est ce que cela? wie heißt

Windelweicher? Das iſt ein antediluvianiſcher Name, den ich längſt mit dem Namen meiner ſeligen Gattin, der berühmten, leider Todes verblichenen Trillerfuß vertauſcht habe, entgegnete Herr Windelweicher mit großer Ruhe, indem er den jungen Mann wie einen völlig Fremden mit herabgezogenen Augenlidern und rückwärts geworfenem Kopf lang anſtarrte.

Florentin wollte ſich vor Lachen ausſchütten. O, rief er, das iſt ja die köſtlichſte Geſchichte, die ich ſeit Langem erlebt habe! Man ſieht doch gleich, was Poeten ſind, denen paſſirt immer Alles anders, als uns übrigen Menſchenkindern.

Endlich dämmerte es auch Herrn Trillerfuß. Ei wahrhaftig! kreiſchte er, indem er den Poeten heftig an ſeine Bruſt riß und die ſchlechtraſirten Wangen zwei-, dreimal rechts und links an Felix' Antlitz ſcheuerte, eine ſehr beliebte Abbreviatur bekanntlich des hier und da in

Deutſchland noch üblichen Männerkuſſes —: das iſt ja mein junger Freund, mein Schützling, mein kleiner Gehilfe vom Flatternden Amor, wie heißt er doch nur gleich? O — Ot — Otto —

Felix Berghold, berichtigte unſer Freund, der jetzt auf einmal zu merken anfing, daß die Erneuerung dieſer alten Bekanntſchaft auch wohl ihre ſehr bedenklichen Seiten für ihn haben könnte.

Ja ja, ganz recht, Felix Berghold, das war Ihr Schriftſtellername — o ich entſinne mich noch wie heute, wie verſchämt Sie anfangs waren, und wie Sie gar nicht daran wollten, etwas drucken zu laſſen, faſt mit Gewalt mußte ich Ihnen die erſten Manuſcripte wegnehmen, entgegnete der Andere: Felix Berghold, ja ja, iſt ein recht bekannter Name geworden ſeitdem, wirklich, ich gratulire, ein ganz niedlicher Name für einen jungen Mann Ihres Alters — Aber eigentlich, dächt' ich, hätten Sie doch ganz anders — —?

Laſſen wir das jetzt, meine Herren, fiel Florentin ihm in die Rede, und kommen wir zu dem Geſchäft, um deſſenwillen Herr Felix die Güte gehabt hat, ſich hierher zu bemühen.

Drittes Kapitel.

Das Geſchäft.

Allein wie zärtlich der ehemalige Journaliſt ſich auch der alten Bekanntſchaft mit Felix erinnert hatte, auf ſeine Auffaſſung des Geſchäftes, das jetzt zwiſchen Beiden verhandelt werden ſollte, hatte dieſe alte Freundſchaft dennoch nicht den mindeſten Einfluß. Er hatte Mühe, den jungen Dichter, der ſeine Anſichten über das neuzubegründende Journal mit all der Lebhaftigkeit und Offenheit entwickelte, welche ihm eigenthümlich waren, nur überhaupt zu Ende zu hören. Je begeiſterter Felix von der großen Aufgabe der Literatur, von Unabhängigkeit der Preſſe, Heilighaltung der öffentlichen Meinung und ähnlichen Dingen ſprach, deſto ungeduldiger fuhr Herr Trillerfuß ſich am Leibe umher, zuckte die Achſeln, warf den Kopf bald ſo, bald anders, tauſchte ſpöttiſche Blicke mit Florentin —

Aber mein beſter Herr Felix, unterbrach er ihn endlich, das iſt ja Alles ganz wahr und ganz vortrefflich, und in das Programm unſerer Zeitſchrift, ich meine die Ankündigung, die für das Publicum beſtimmt iſt, muß das Alles auch hinein, das verſteht ſich, und meinetwegen mit noch dickern Farben, als Sie es hier auftragen — viel hilft viel, und wie man den Leuten pfeift, ſo tanzen ſie. Aber wir ſind ja nicht das Publicum, was ſollen dieſe vortrefflichen Redensarten unter uns? Unter uns handelt es ſich ja ganz einfach um ein Geſchäft, vergeſſen Sie nicht, Herr Felix, ein Geſchäft — und Geſchäftsleute, das iſt die Grundlage alles ſoliden Verkehrs, müſſen ehrlich ſein gegen einander.

Und meinen Sie etwa, ich wäre nicht ehrlich? verſetzte Felix gereizt.

Florentin ſuchte durch einige vermittelnde Worte bei Zeiten einzulenken. Allein der Exredacteur des Flatternden Amor konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, die praktiſche Einſicht, welche er ſeitdem gewonnen und die das eigentliche Betriebscapital ſeines jetzigen Lebens bildete, recht nachdrücklich, vielleicht ſogar mit einiger Uebertreibung zu entfalten.

Gut, ich glaube Ihnen, ſagte er, daß Sie ehrlich ſind; aber ſo erlauben Sie mir ebenfalls, ehrlich zu ſein. Wie ich ſo jung war, wie Sie, Herr Felix, und auch wohl noch einige Jahre ſpäter, habe ich vielleicht eben ſo gedacht, will ſagen, bin ich eben ſolch ein Phantaſt geweſen, wie Sie. Seitdem jedoch hat mich das Leben in die Schule genommen, und ich habe einſehen gelernt, daß man mit all dieſen edlen Empfindungen und all dieſen idealen Principien nicht einen

Hund vom Ofen lockt, am wenigſten aber eine Zeitung auf die Beine bringt. Gott, wenn ich denke, mit welchen Illuſionen ich mich ebenfalls trug, als ich meinen Flatternden Amor gründete! Es waren genau dieſelben Stichworte, die ich jetzt von Ihnen hören muß, mein Guter, und müſſen Sie mich daher ſchon entſchuldigen, wenn mir dieſelben ſeitdem etwas überdrüſſig geworden ſind. Würde der Literatur — ach du mein Himmel! ohne die Bürde eines gefüllten Geldſackes iſt es mit dieſer Würde nichts: und wer jene hat, kann dieſe entbehren. Worin beſteht denn die Würde der Literatur? worin äußert ſich das Verdienſt eines Buches? Die Literatur iſt dazu da, das Publicum zu unterhalten, und eben dadurch die höchſt anſehnlichen Betriebscapitalien, welche von Buchhändlern, Buchdruckern und ſogar auch von den Schriftſtellern hineingeſteckt werden (denn Sie werden mir zugeben, daß auch die Zeit des Schriftſtellers ein Capital iſt, welches verzinſt werden muß), mit möglichſt großem Vortheil umzuſetzen. Ein verdienſtvolles Buch aber iſt, woran viel verdient wird, das lehrt ſchon der Sprachgebrauch. Wie, womit, wodurch das Geld verdient wird, iſt einerlei, genug, wenn das Geld nur im Kaſten klingt und die Seele des Verlegers ſich durch dieſen angenehmen Klang aus dem Fegefeuer der Erwartung und Beſorgniß befreit fühlt. Fragen Sie die ſämmtlichen Koryphäen des Buchhandels und nicht etwa des deutſchen allein, ſondern fragen Sie nach, wo irgend ein Buch gedruckt wird — ob nicht Jeder eben ſo gern ein Kochbuch, einen Briefſteller, einen praktiſchen Rathgeber vor bei und nach verlegt, als die ſchwungvollſten Gedichte, die vortrefflichſten Dramen, die tiefſinnigſten Gelehrtenwerke, vorausgeſetzt nur, daß bei dem einen ſo viel verdient wird wie bei dem andern.

Und da es nun eine Thatſache iſt, fuhr der angehende Verleger fort, eine Thatſache der Handelsbücher und der Meßabſchlüſſe, die Sie mir durch keine noch ſo wohllautenden Phraſen wegdemonſtriren können, daß Kochbücher, Briefſteller und Rathgeber ſich beſſer verkaufen und mehr Gewinn abwerfen, als alle Claſſiker Deutſchlands zuſammengenommen, ſo iſt es auch ganz natürlich, daß wir die erſtern nicht nur eben ſo gern, ſondern ſogar entſchieden lieber verlegen als die letztern. Ja Ihr hochmüthigen Dichter und Gelehrten, die Ihr Euch ſo viel dünkt mit Eurem gebildeten Geſchmack, Eurer profunden Wiſſenſchaft und Euren berühmten Namen, was denkt Ihr denn wohl, wovon Ihr eigentlich in der Literatur lebt, und wodurch es allein dem Verleger möglich gemacht wird, Euch zu drucken und zu bezahlen? Gerade dieſer, wie Ihr es nennt, Wegwurf der Literatur, dieſe namenloſen, raſch vergeſſenen Bücher, von denen kein Journal ſpricht und die ſelbſt der hungrigſte Recenſent unaufgeſchnitten bei Seite ſchiebt — gerade ſie ſind es, von denen Ihr Eure Einkünfte bezieht! Von dem Schweiß dieſer Proletarier werden die Capitalien geſammelt, aus denen Ihr Eure Sinecuren bezieht, aus ihrem zerfallenden Löſchpapier wird Euer Velin zuſammengeſtampft; damit Ihr in Maroquin und Goldſchnitt einherſtolziren könnt, müſſen ſie verſchämt in blauem Packpapier durch die Welt wandern!

Florentin fand dieſe Darſtellung höchſt ergötzlich.

Sie werden unſerm Freunde auf dieſe Art noch beweiſen, ſagte er, daß er ein eingefleiſchter Ariſtokrat iſt, während er ſich doch in ſeinem Herzen für einen richtigen Demokraten hält, einen blauen mindeſtens, und ich ſchlage ſogar vor, ihn in Anbetracht ſeiner außerordentlichen Liebenswürdigkeit zum himmelblauen zu befördern.

Gewiß iſt er ein Ariſtokrat, rief der erfahrene Mann, ein ganz abſcheulicher Ariſtokrat! Beſſer ſein zu wollen, als die andern Menſchen, Recht, Tugend, Wahrheit zur Richtſchnur ſeines Lebens zu machen, während wir Andern ſchon froh ſind, wenn wir uns nur als Lumpe, der Eine etwas mehr, der Andere etwas weniger, redlich durch die Welt ſchlagen, iſt das nicht ein ganz verfluchter Ariſtokratismus? ein ganz verfluchter Ariſtokratismus, ſein Brot immer nur von dem ſauber gedeckten Tiſch der Tugend eſſen zu wollen, während man doch Gott danken ſoll, wenn ſich in den Pfützen des Laſters noch immer Krumen genug finden, uns zu nähren? Nein, nein, Sie ſind ein Phantaſt, guter Felix, und da Sie jetzt willens ſind, in das praktiſche Leben zu treten, und da Sie Gönner und Freunde gefunden haben, die Ihnen den Weg dazu bahnen wollen, ſo müſſen Sie nun auch anfangen, vernünftig zu werden.

Felix kämpfte lange Zeit, ob er auf dieſe ihm ſo tief widerſtehenden Anſichten überhaupt noch etwas erwidern ſollte. Endlich überwand er ſeinen Ekel.

Bei der bewunderswürdigen Einſtimmigkeit, welche ſowohl in Betreff der Literatur im Allgemeinen, wie namentlich auch in Betreff unſers Zeitungsprojectes zwiſchen den beiden Herren zu herrſchen ſcheint (ſagte er), und da ich ferner auch nicht anders annehmen kann, als daß auch des Herrn Miniſters Excellenz dieſe Uebereinſtimmung theilt, ſo wäre es allerdings ſehr thöricht von mir, wollte ich hier noch den allergeringſten Verſuch machen, die Anſicht der Minorität, in der ich mich befinde, zur Geltung zu bringen. Indem wir alſo die geſchäftliche Frage zwiſchen uns ganz fallen laſſen, Herr Windelweicher, oder wie Sie ſich jetzt ſonſt zu nennen belieben, — und zwar fallen laſſen, ſetzte er mit ſtarker Stimme hinzu, für alle Zeit, ſo will ich

Sie nur darauf aufmerkſam machen, daß Sie zur Zeit, wo wir uns kennen lernten, im Anfang unſerer Leipziger Bekanntſchaft, ganz dieſelben Anſichten äußerten, wie jetzt ich — äußerten, ſage ich: da ich allerdings nach Ihren jetzigen Erklärungen nicht mehr zu entſcheiden wage, wie viel ſchon damals von dieſen Ihren Aeußerungen wirklich in Ihrem Innern lebte —

Und was ſoll damit bewieſen werden, mein Guter? fiel Herr Trillerfuß ihm mit leichtem Achſelzucken in die Rede: Ich habe Ihnen das ja ſelbſt ſchon zugeſtanden....

Daß meine gegenwärtigen Anſichten, verſetzte Felix, wie thöricht und unpraktiſch ſie auch ſein mögen, doch keineswegs ſo ganz beiſpiellos und unerhört ſein können, als Sie es jetzt darzuſtellen belieben.

Auch das zugegeben, rief der Andere, ſo muß ich meine Frage immer noch wiederholen: was wird dadurch bewieſen? Damals, mein guter

Herr Felix, war ich Schriftſteller, jetzt bin ich Buchhändler, und Schriftſteller und Buchhändler ſehen die Literatur von ſehr verſchiedenen Standpunkten an; damals war ich Theoretiker, jetzt bin ich Praktiker, und erſt die Praxis, wie Sie wohl ſelbſt wiſſen, entſcheidet über die Giltigkeit einer Theorie; damals, um Ihnen Alles zu ſagen, war ich arm, blutarm, und jetzt, Dank meiner Sparſamkeit und meiner guten ſeligen Frau, beſitze ich ein kleines beſcheidenes Capital, deſſen Erhaltung und Vermehrung ich als eine heilige Pflicht gegen die theure Verblichene betrachte — nun, und ſehen Sie: Bettler und Capitaliſt, das iſt wiederum eine Verſchiedenheit der Standpunkte, noch größer als zwiſchen Schriftſteller und Verleger ....

Felix hatte den Hut ergriffen und wollte ſich empfehlen, als Florentin noch einmal das Wort ergriff. Die Herren haben nicht recht gethan, ſagte er, ſich gleich zu Anfang in dieſe Principienfrage zu vertiefen. Principienfragen ſind überhaupt ein Gegenſtand, den man ſo viel wie möglich vermeiden muß, und der ja auch in der That mit der Praxis der Dinge nicht das Mindeſte zu thun hat. Wie Herr Trillerfuß als erfahrener Mann über Stellung und Bedeutung der Literatur denkt, wie dagegen unſer poetiſcher Freund hier über dieſe Dinge urtheilt, was kommt darauf an, wenn das literariſche Unternehmen, zu welchem Sie beide ſich vereinigen wollen, nur jedem von Ihnen den Nutzen bringt, den er ſich wünſcht und den er für den wahren Nutzen hält — Ihnen, Herr Trillerfuß, Geld, unſerm Freunde Felix Ruhm, Ehre, Einfluß? Ich für meine Perſon kenne die Verhältniſſe der Literatur und des Buchhandels zu wenig, um ein entſcheidendes Urtheil darüber zu haben. Das indeſſen ſcheint mir allerdings unzweifelhaft, daß von einer Solidarität der Grundſätze und Anſichten zwiſchen

Verleger und Schriftſteller ſo wenig die Rede ſein kann, als ich danach frage, ob der Lederbereiter in Paris, der mir dieſen Handſchuh zugerichtet hat, Monarchiſt oder Republikaner, Orleaniſt oder Legitimiſt. Wäre es anders, lieber Felix, ſo müßten Sie ja nicht nur den Fanatismus vertheidigen, mit welchem die Elite unſerer Reaction blos noch Fleiſch eſſen und Wein trinken will, die ebenfalls von reactionairen Händen geſchlachtet und gekeltert ſind: ſondern Sie müßten conſequenterweiſe auch behaupten, daß ein Schiller nur immer einen Schiller, ein Goethe einen Goethe zum Verleger haben dürfte, daß Kant und Hegel ſich hätten müſſen ſelber drucken, und ſofort. Brechen wir denn alſo ein Geſpräch ab, das Sie beide in dieſem Augenblick nur noch immer mehr erbittern und am Ende wohl noch gar, ſetzte er mit ſpöttiſchem Lächeln hinzu, Ihre ſchöne Jugendfreundſchaft in Gefahr bringen könnte. Die Frage iſt ganz einfach, ob Herr Trillerfuß das Blatt in Verlag nehmen will, welches Herr Felix zu ſchreiben beabſichtigt —

Ich beabſichtige gar keins mehr zu ſchreiben, gar keins! rief Felix heftig.

Bitte, unterbrechen Sie mich nicht, verſetzte Florentin ruhig: was Sie thun oder laſſen werden, liegt allerdings lediglich in Ihrer Hand, und trotz der Freundſchaft, welche Sie ſo gütig ſind, mir zu ſchenken, werde ich mir niemals erlauben, irgend einen Einfluß auf Sie ausüben zu wollen. Unter allen Umſtänden jedoch ſcheint es mir nicht am Orte, dergleichen wichtige und weitgreifende Entſchließungen ſtehenden Fußes oder wohl gar in der Hitze des Augenblicks zu faſſen. Erlauben Sie mir denn alſo meinen Satz zu vollenden. Die ganze Frage, um die es ſich handelt, iſt, ob Herrn Trillerfuß Ihr Blatt gefällt, lieber Felix, und ob Sie Gefallen finden an den anderweitigen Bedingungen und Propoſitionen, welche Herr Trillerfuß Ihnen als erfahrener Geſchäftsmann zu machen für gut finden wird. Die mündliche Verhandlung über dieſen Gegenſtand fortzuſetzen, ſcheint mir bei der Stimmung, in der Sie ſich beiderſeits in dieſem Augenblick befinden, nicht ganz wohlgethan. Schreiben Sie ein Jeder ſeine Vorſchläge und Anſichten auf und theilen Sie die betreffenden Schriftſtücke einander mit — wobei Sie aber immer wieder nicht vergeſſen dürfen, daß auch mein Vetter Filibert, oder wie ich in dieſem Fall wohl richtiger ſage, Seine Excellenz der Miniſter, ebenfalls noch ein Wort in dieſe Sache hineinzureden hat.

Viertes Kapitel.

Neſtor's Weisheit

Wiewohl der Streit denn auf dieſe Weiſe äußerlich wieder ſo leidlich vermittelt war, ſtand es bei Felix dennoch unerſchütterlich feſt, ſich weder mit dem ehemaligen Redacteur des Flatternden Amor weiter einzulaſſen, noch auch überhaupt die ihm vom Miniſter zugedachte Redaction zu übernehmen. Der Geheimrath, dem er ſeine Abneigung offen eingeſtand, beſtärkte ihn ſogar noch darin, wenn auch freilich ſeine bekannte Loyalität ſowie die vielgeprieſene Amtsverſchwiegenheit ihm nicht geſtatteten, völlig mit der Sprache herauszugehen.

Sie erinnern ſich, mein liebſter Herr Felix, ſagte er, daß ich bei aller Hochachtung vor Ihrem Talent, und bei aller perſönlichen Zuneigung, die ich für Sie empfinde, Ihnen doch gleich bei unſerer erſten Bekanntſchaft kein Geheimniß daraus gemacht habe, wie ich es eigentlich nur bedauern kann, daß ein ſo begabter junger Mann, und der auch ſo viel angenehme Kenntniſſe hat, ſtatt eines ordentlichen Lebensberufes ſich in die immerhin bedenkliche Laufbahn eines deutſchen Schriftſtellers verirrt hat. Ja wenn der Schriftſteller bei uns ſtände, wie bei unſern Nachbarn in England oder Frankreich! Da wird das Talent noch wirklich geachtet, da iſt die Schriftſtellerei noch wirklich eine ars liberalis, an welcher, wie im antiken Staate, nur Männer von freier, edler Denkungsart und unabhängiger Lebensſtellung Theil nehmen ....

Was dieſe Berufung auf England und Frankreich betraf, ſo hätte Felix dieſelbe allerdings ſehr leicht durch das Beiſpiel eines Chatterton und unzähliger Anderer zu nichte machen können: wie der gute alte Herr denn in der That weit beſſer bewandert war in Griechenland oder Rom als bei unſern Nachbarn jenſeit des Rheins oder des Kanals. Aber Alles, was er ſagte, athmete eine ſolche reine väterliche Gutmüthigkeit, und dazu war es auch ſo ſchwer, ſich zwiſchen die einzelnen Kanonenſchläge ſeiner Rede mit einer Entgegnung einzudrängen, daß Felix gern auf jeden Widerſpruch verzichtete.

Ich bin, fuhr der Geheimrath fort, wie Sie mich hoffentlich ſchon kennen werden, mein junger Freund, keiner, der der aura popularis, dem Ziſchen oder Wiehern der Pnyx nachläuft, und eben ſo wenig ein Freund leerer Complimente. Mit derſelben Offenheit daher, mit der ich Sie verſichere, daß ich mich aufrichtig und herzlich für Sie intereſſire und mich lebhaft freuen werde, wenn ich dazu beitragen kann, Ihre Zukunft zu ſichern, ſo kann ich Ihnen doch auch nicht verhehlen, daß es mir das Liebſte wäre, wenn Sie dieſen Wink des Schickſals benutzten, die Bahn des Schriftſtellers überhaupt zu verlaſſen. Ich meine, verbeſſerte er ſich raſch, indem er bemerkte, wie Felix bei dieſen Worten beharrlich den Kopf ſchüttelte, nicht einmal die Schriftſtellerei ſelbſt: dichten Sie, ſchreiben Sie, junger Freund, in Gottes Namen, was die Muſe Ihnen eingibt, und wozu das Herz Sie treibt. Aber nur nicht Ihren Lebensberuf machen Sie daraus, wenigſtens nicht Ihren äußerlichen! nicht Ihre bürgerliche Stellung ſuchen Sie auf die Schriftſtellerei und auf dieſe allein zu begründen! Bei Ihren mannichfachen und gründlichen Kenntniſſen kann es Ihnen ja gar nicht fehlen; fangen Sie klein an, Talent, Fleiß und Glück werden weiter helfen. Seine Excellenz der Herr Miniſter ſind — ich darf es unbedenklich wiederholen, da er Sie ja ſelbſt ſo oft davon verſichert hat — in dieſem Augenblick noch höchſt günſtig für Sie geſtimmt; benutzen Sie dieſe günſtige Stimmung, oder wenn Sie (was ich Ihnen gar nicht verdenken würde, im Gegentheil, es wird meine Hochachtung gegen Sie nur noch vermehren) ſich dazu perſönlich nicht geeignet fühlten, ſo geſtatten Sie wenigſtens mir, ein paſſendes Wort für Sie einzulegen. Es ſind gerade im Augenblick verſchiedene kleine Stellen offen — nun ja doch, wir ſind alle Anfänger geweſen, und ein ſo brav denkender junger Mann, wie Sie, wird auch vor kleinen Entbehrungen und Einſchränkungen nicht zurückbeben — die äußerſt paſſend für Sie wären, hier wie außerhalb — zum Beiſpiel, ſagte er nachſinnend, indem er das Kinn gegen die Hand rieb, da iſt die Bibliothekarſtelle bei der Kriegsſchule, trägt freilich nur vierhundert Thaler, iſt aber auch nur wenig zu thun dabei und bietet einem angehenden jungen Gelehrten eine unſchätzbare Gelegenheit, ſich durch häusliche Studien weiter fortzubilden ....

Oder wiſſen Sie was? rief er plötzlich: werden Sie Lehrer! Sie haben eine gute Stimme und ein freundliches mildes Auge, Sie paſſen ganz gewiß zum Lehrer, es gibt kein Kind, das nicht dieſer Stimme und dieſem Auge folgen ſollte! Der Lehrerſtand, Herr Felix, iſt der erſte Stand in der Welt; als Poet ſelbſt, was ſind Sie denn eigentlich als Lehrer, Prophet, vates? Kein Amt iſt zu hoch, keine Verrichtung zu ſchwierig, zu der die Beſchäftigung als Lehrer nicht eine würdige und nützliche Vorbereitung wäre; nicht Jeder kann Lehrer, aber aus jedem Lehrer kann Alles werden. Ich darf das ſagen, knirſchte er, mein Herr Felix, da ich ſelbſt in dieſem Punkt einige Erfahrungen gemacht habe ....

So dankbar Felix auch die gute Meinung

des alten Herrn erkannte, ſo fühlte er ſich doch vorläufig noch keineswegs geneigt, auf die Vorſchläge deſſelben einzugehen. Nur daß auch der Geheimrath ihm von dem Zeitungsunternehmen abrieth, gereichte ihm zu großer Befriedigung. Er beſchloß, die Sache zwar äußerlich noch einige Zeit ſo hingehen zu laſſen, bis der Exredacteur ihm ſeine Propoſitionen und Bedingungen einreichen würde. Dann aber wollte er dem Miniſter offen erklären, daß er ſich für die ihm zugedachte Beſtimmung nicht tauglich fühle und an keinem Project dieſer Art Theil nehmen könne.

Fünftes Kapitel.

Heinrich der Löwe.

Das war alſo der zweite von Felix' Plänen und Erwartungen, der ihm gleichſam unter der Hand zerrann, noch lange bevor er irgend eine greifbare, faßliche Geſtalt gewonnen. Das Erſte war der Club der Wahrhaften geweſen, in welchem er wenigſtens einige Augenblicke lang einen Boden ehrenhafter praktiſcher Wirkſamkeit gefunden zu haben meinte, und den er gleich darauf in ſeiner ganzen, vollen Nichtigkeit hatte erkennen müſſen. Nun ging auch die Ausſicht, durch ein größeres journaliſtiſches Organ auf die öffentliche Meinung wirken zu dürfen, denſelben Weg; werden die beiden Hauptpfeiler, an welche das ſchwanke Gebäude ſeiner Träume ſich anlehnt, die Gunſt des Miniſters, die Liebe Victoria's, werden ſie feſter ſtehen?

Um ſo inniger jedoch ſchloß er ſelbſt ſich inzwiſchen an diejenige Ausſicht, die ihm zunächſt bevorſtand und die ihn, ſeines Bedünkens, für alle bisherigen Enttäuſchungen reichlich entſchädigte: die Ausſicht auf Aufführung ſeines Stückes. Man muß den bittern Schmerz eines jungen Dichters empfunden haben, der ſich mit den Erſtlingswerken ſeiner Muſe, dieſen Werken, die er mit ſo viel Innigkeit, ſo viel Keuſchheit erzogen hat, überall gleichgiltig zurückgewieſen ſieht, muß empfunden haben, wie ſchwer das thut, nicht für die Anerkennung, o nein, ſelbſt nur für die Belehrung, den Tadel, den man erwartet hat, von allen Seiten blos hochmüthige Ablehnung zu erfahren, — um auch dies wahrhaft väterliche Entzücken zu begreifen, mit welchem Felix jetzt die ſchon halb vergelbten Blätter hervornahm, ſie einer letzten prüfenden Durchſicht zu unterwerfen.

Denn ſchon in den nächſten Tagen ſollte in dem Hauſe des Miniſters ſelbſt vor einer glänzenden Geſellſchaft, die ausdrücklich zu dieſem Zwecke eingeladen war, eine Vorleſung ſeines Stückes ſtattfinden. Felix, der in ſeiner gutmüthigen Beſcheidenheit es ſich ſchon zum großen Glück gerechnet hatte, wenn Hermann oder Florentin ihm hie und da einmal eine halbe Stunde ſchenkten, ſeine poetiſchen Verſuche anzuhören, konnte ſich kaum zurechtfinden in die Auszeichnung, welche ihm bevorſtand.

Und doch war es eigentlich etwas ganz Anderes, als die Vorleſung ſelbſt, was ihn dabei in Entzücken verſetzte: es war der Gedanke, daß dieſelbe in Victoria's Gegenwart, vor ihren Ohren, unter dem leuchtenden Strahl ihres Auges ſtattfinden würde, daß wie zu den Zeiten der alten Turniere ſie es ſein ſollte, die Dame ſeines Herzens, aus deren Hand er Lohn und Kranz empfing!

Nämlich wenn es überhaupt einen Kranz zu empfangen gab. Derſelbe Gedanke, der ihn in Entzücken verſetzte, lähmte auch in andern Augenblicken wiederum ſeinen Muth und verſenkte ihn in Zweifel und Beſorgniß. Er kannte die ſchwachen Seiten ſeines Stückes ſehr wohl; es war, wie in den meiſten dramatiſchen Verſuchen der Gegenwart, mehr Form als Inhalt, mehr lyriſches Beiwerk als eigentlicher dramatiſcher Kern, mehr Darſtellung als Handlung darin. Nach der allgemeinen Krankheit ſeiner Zeit hatte er weit weniger darauf hingearbeitet, den geſchichtlichen Stoff in ſeiner unmittelbaren charakteriſtiſchen Bedeutſamkeit zu erfaſſen, als er ihn vielmehr zu einer Chablone benutzt hatte, die Empfindungen und Anſichten ſeiner Zeit, ſeine Hoffnungen, Wünſche, Befürchtungen hineinzuziehen. Wiewohl kaum zwei Jahre ſeit Abfaſſung des Stückes verfloſſen waren, ſo hatten doch ſchon dieſe zwei Jahre, und namentlich die Erfahrungen der letzten, politiſch bewegten Monate, unſern Poeten ſo weit gereift, daß er das Irrthümliche dieſer Richtung vollkommen einſah und gern, wenn es möglich geweſen wäre, alle Spuren derſelben aus ſeinem Stück herausgebracht hätte.

Wirklich machte er einen Verſuch dazu. Aber wie es allemal weit leichter iſt, ein ganz neues Werk zu ſchreiben, als einem ſchon vorhandenen, abgeſchloſſenen einen neuen, veränderten Geiſt einzuhauchen, ſo mußte auch dieſer Verſuch erfolglos bleiben. Mit ſo großer Freude er die Blätter anfangs wieder hervorgeſucht hatte, mit ſo viel Niedergeſchlagenheit legte er ſie, als der Tag der Vorleſung endlich gekommen war, wieder zuſammen. Wäre es jetzt noch möglich geweſen, er wäre von dem ganzen Vorhaben am liebſten freiwillig zurückgetreten: nicht, weil er eine öffentliche Niederlage fürchtete, oder weil ſeine Eitelkeit den Gedanken einer vielleicht nur froſtigen Aufnahme nicht ertragen konnte, o nein, ſondern lediglich, weil er das Stück nicht gut genug fand, um damit vor Victoria gleichſam in die Schranken zu treten.

Wie gern hätte er es noch einmal dem vorbereitenden Urtheil ſeiner Freunde unterworfen! Allein zu Florentin hatte er ſelbſt kein rechtes Herz mehr, und Hermann zeigte ſeit einiger Zeit eine Kälte des Betragens gegen ihn, die ihm die ſonſt ſo angenehmen Stunden beim Hinterwäldler zu einer wahrhaften Pein machten.

Am liebſten hätte er ſich Käthchen's Rath erholt. Bei aller Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit des äußern Auftretens beſaß das junge Mädchen nicht nur, wie ſchon früher geſagt worden, eine ungewöhnliche Bildung, ſondern auch einen ſeltenen Grad von Geſchmack und poetiſcher Empfänglichkeit; inſtinktmäßig, ohne langes Brüten und Grübeln traf und fühlte ſie jedesmal das Richtige und ließ ſich auch über das Verfehlte durch keinen äußern Glanz und Schimmer täuſchen. Hatte Felix, ſo weit irgend in ſeinen Kräften ſtand, ihre äußere Lage zu erleichtern und das einförmig öde Leben des jungen Mädchens durch unſchuldige kleine Freuden und Erheiterungen zu erleichtern geſucht, ſo war ihm unzählige Mal von ihr noch viel Größeres zu Theil geworden: Berichtigung des eigenen Urtheils, Aufklärung und Ermuthigung, wo er zweifelte, Beſtärkung, wo er auf dem richtigen Wege war, Abmahnung und Warnung, wo er im Begriff ſtand, ſich auf einen Irrweg zu verlieren. O dieſe ſeligen Maienmorgen, wo er ihr draußen im Freien, am Rande eines Baches, oder unter dem erſten, knospenden Blüthenbaum, zu ihren Füßen gelagert, die neueſten Schöpfungen vorgeleſen und in dem Auge der Freundin, in ihrem Lächeln, ihrem Zunicken, ihrem Stutzen ſein Urtheil gefunden hatte! Seine ganze Seele ſchmolz hin in Bewunderung vor Victoria, er verehrte ihren Geiſt, ſtaunte ihren Geſchmack, ihren Scharfſinn, ihre Kenntniſſe an — aber dies Zutrauen, mit dem er Käthchen die innerſten Gedanken ſeiner Seele eröffnet, nein, das konnte er zu der ſtolzen, prächtigen Erſcheinung Victoria's nicht faſſen. Käthchen hätte er unbekümmert Alles mitgetheilt, auch das Flüchtigſte, was er geſchrieben, und hätte ihr Schelten mit derſelben Freude hingenommen wie ihren Beifall; für die Schweſter Filibert's war ihm nichts gut genug, er ſehnte ſich nach ihrem Beifall, und fürchtete doch noch weit mehr ihr Misfallen zu erregen ....

Aber jene traulichen Stunden mit Käthchen waren nun vorüber, er ſelbſt hatte dafür geſorgt, daß ſie vorüber waren. Aus reinſter Abſicht, ohne Zweifel; noch jetzt, ſo ſchmerzlich er

Käthchen's vertraute Beſuche entbehrte, konnte, mußte er ſich doch ſelbſt ſagen, nur das Röthige und Richtige gethan zu haben. Allein ſeine Sehnſucht zu tröſten, vermochte dieſe Betrachtung dennoch nicht. —

Und eben ſo wenig genügten dazu die ſehr flüchtigen und vielfach geſtörten Zuſammenkünfte, welche er mit ihr in der Wohnung der Madame Nardini hatte. Je öfter er die alte Dame ſah, deſto weniger wollte ſie ihm behagen. Er konnte ſelbſt nicht herausgrübeln, woran es eigentlich lag: denn ſie war unverändert freundlich und artig, und auch Käthchen konnte nicht genug Rühmens machen von der großen Zuvorkommenheit, mit welcher ſie von ihr behandelt ward. Aber bei alledem war etwas, was ihm gleichſam die Kehle zuſchnürte, ſowie er Käthchen bei der Nardini traf. Vermuthlich lag es daran, daß er bisher gewohnt geweſen war, ſeine Freundin faſt immer allein, ohne Zeugen zu ſprechen: während jetzt regelmäßig nicht nur Madame Nardini, ſondern in den meiſten Fällen auch noch andere ihrer Bekannten zugegen waren, theils Schülerinnen von ihr, theils allerhand Schöngeiſter, Schauſpieler, alte und junge Kunſtkenner, die ſich bei ihr zu verſammeln pflegten.

Dieſe Störung, bei der es zwiſchen Käthchen und ihm zu gar keiner rechten Vertraulichkeit mehr kommen konnte, war ihm in Kurzem ſo zur Laſt geworden, daß er bald gar nicht mehr zur Nardini ging — und mithin auch ſeine Freundin faſt gar nicht mehr zu ſprechen bekam.

Auch in die Vorleſung ſeines Stückes mußte er daher gehen, ohne ſie vorher geſprochen und ſich durch einen Blick in ihr treues braunes Auge Muth und Sicherheit geholt zu haben.

Sechstes Kapitel.

Die Vorleſung.

Felix' Beſorgniſſe waren ohne Grund geweſen. Die Vorleſung fiel im Gegentheil äußerſt glücklich, ja glänzend aus. Es war das erſte Mal, daß der junge Dichter öffentlich als Günſtling des Miniſters, ſogar von dieſem ſelbſt, aufgeführt ward: und man mußte es Graf Filibert laſſen, daß er nichts verſäumt hatte, dieſe Vorſtellung ſo empfehlend und günſtig zu machen wie nur möglich. Alles war verſammelt, was die Hauptſtadt nur irgend an Notabilitäten, ſei es des Ranges, des Reichthums, der Bildung beſaß; die vornehmſten Beamten, die würdigſten Gelehrten, die glänzendſten, üppigſten Weiber und freilich auch die im Stillen eiferſüchtigſten und misgünſtigſten Collegen des jungen Dichters, ſo viel die Hauptſtadt ihrer beſaß, waren verſammelt, ſich ſeinen Heinrich den Löwen gefallen zu laſſen.

Denn daß er ihnen gefallen würde, gefallen mußte, das war nach dem günſtigen Vorurtheil, welches Seine Excellenz über das Stück geäußert, ſowie nach der celebren Beſtimmung, welche ihm zugedacht war, ganz außer Zweifel. Man weiß ja, wie es bei dergleichen Gelegenheiten zugeht; auch die Geſellſchaft dieſer Stadt machte keine Ausnahme von der Regel. Während die eine Hälfte der Verſammlung einander im Stillen zuſeufzte über die Langeweile, die ihrer harrte, und mit ſtummen Schaudern berechnete, wie lange es wohl noch dauern könnte bis zum Souper, hielt die andere ihren ehrfurchtsvollen Blick feſt auf das Antlitz des Miniſters geheftet und ahmte in demuthvoller Ergebenheit jede Miene des Beifalls, jedes Augenverdrehen und Mundſpitzen nach, mit welchem Seine Excellenz ihre hohe Befriedigung kund gaben. Beide Theile jedoch, die Zufriedenen ſowohl wie die Gelangweilten, die Zweifler wie die Gläubigen, konnten, ſowie ſie gefragt wurden, nicht Worte genug finden, die Vortrefflichkeit des Stückes, ſowie ganz beſonders den feinen Takt zu preiſen, mit welchem der Herr Miniſter dies Kunſtwerk ſammt ſeinem Verfaſſer ausfindig gemacht.

Felix ſelbſt bemerkte von dieſem Allen wenig oder nichts. Der Regiſſeur des Theaters, der zugleich der Heldenſpieler deſſelben war und mithin einen ganz unweigerlichen Anſpruch auf die Hauptrolle des Stückes hatte, ein Mann von unermüdlichen Lungen und gutem Vortrag, dem nur leider ein kleiner Anflug von oberſächſiſchem Dialekt hinderlich war, hatte unſerm Freunde die Mühe des Vorleſens abgenommen, ſo daß derſelbe ſich ganz ungehindert in das Anſchauen des einzigen Gegenſtandes vertiefen konnte, der hier überhaupt nur für ihn vorhanden war — Victoriens.

Seit der verhängnißvollen und doch ſo ſeligen Scene im Billardſaal hatte er ſeine Freundin zwar ſchon einigemale wieder geſehen: aber jedesmal hatte ſie es ſo einzurichten gewußt, daß ſich irgend ein Dritter dazu gefunden hatte; mit dem glühendſten Drang im Herzen, ſich wegen jener Scene mit ihr zu verſtändigen, ja ſeine Verbannung, wenn er doch verbannt ſein ſollte, wenigſtens von ihren Lippen zu empfangen, hatte er während der ganzen Zeit keine Möglichkeit gefunden, ihr auch nur die leiſeſte Andeutung davon zu geben. Sie behandelte ihn nicht kühl, nicht zurückſtoßend, zeigte keine Scham, keinen Zorn — nur daß ſie, wie geſagt, jedes Alleinſein mit ihm vermied. Aber dafür, wenn er ihr mit irgend einem langweiligen Dritten kalt und förmlich gegenüber ſaß und verkehrte Antworten gab auf Fragen, welche er gar nicht vernommen hatte — o dann, mitten in ihrer lebhafteſten, glänzendſten Rede, welche Blicke ſtreiften ihn, welche ſengenden, welche unſagbaren Blicke! Blicke, die er nicht zu erwiedern, zu denen er nicht aufzuſchauen wagte, und die er dennoch fühlte, bis tief in das Innerſte ſeiner Seele hinein, wie ſie Flammen gleich über ſeine Stirne flogen!

Heut zum erſtenmal wieder vermied Victoria ſeine Nähe nicht; in der glänzendſten Garderobe, mit Gold und Edelſteinen faſt bis zur Ueberladung geſchmückt, einen prachtvollen wehenden Reiherbuſch in den üppig dunkeln Locken, die wahre Königin des Feſtes — nein, nicht des Feſtes, ſondern eine Königin überhaupt — war ſie ihm ſogleich bei ſeinem Eintritt entgegengegangen, hatte ſeinen Arm angenommen und ihn dem Kreiſe ihrer nächſten Bekannten ſelbſt vorgeſtellt.

Herr Felix, hatte ſie geſagt, mit dem ſüßeſten, weichſten Laut, deſſen ihre glockenhelle Stimme fähig war: ein Dichter — aber wahrhaft ein Dichter, wenn mein Herz irgend etwas von Kunſt und Poeſie zu empfinden weiß — und der ganz beſondere Freund unſers Hauſes.

Man mag ſich vorſtellen, welche Senſation dieſe ganz ungewohnte Auszeichnung hervorgebracht hatte; ſelbſt Florentin, der ſich ſonſt doch ſo vortrefflich darauf verſtand, jeder innern Erregung, Haß, Zorn, Eiferſucht, durch irgend einen Sarkasmus Herr zu werden, war diesmal vor Ueberraſchung verſtummt, und hatte ſich begnügen müſſen, ſeinen feinen pariſer Handſchuh mitten durchzureißen.

Und doch wie klein war dieſe Senſation, wie unerheblich dieſer Neid, gegen die Fülle von Seligkeit, welche dieſer Vorgang über unſern

Dichter ausgegoſſen hatte! Jetzt erſt wagte er es wieder, an die Scene im Billardſaal zu denken; ihr Auge hatte ſich wieder mit offener Herzlichkeit auf ihn gerichtet, ſeine Hand hatte die ihre wiederum berühren dürfen, der Bann war von ihm genommen, und ein unabſehbares, unausdenkbares Paradies von Glück und Seligkeit lag vor ſeinen entzückten Blicken!

Siebentes Kapitel.

Die Vertraute.

Allein wie groß erſt würde ſein Entzücken geweſen ſein, hätte er eine Ahnung davon gehabt, was eigentlich dieſe Umwandlung in dem Weſen ſeiner Freundin hervorgebracht. Es war die Folge eines Geſprächs, welches dieſelbe wenige Stunden zuvor mit der Geheimräthin gehabt hatte. Schon lange hatte die Geheimräthin darauf gebrannt, die ſchöne Gräfin in ein ähnliches Kreuzfeuer von Fragen, Vermuthungen und Vorwürfen zu nehmen, als worin ihr neulich der arme Felix hatte ſtehen müſſen. Aber Felix war ein ſehr geduldiger Mann, Victoria ein ſehr ungeduldiges Mädchen, Felix ſehr beſcheiden und unterwürfig, Victoria ſehr launiſch und hochfahrend; den gutmüthigen Poeten hatte ſie ohne Weiteres vor ihr Tribunal vorfordern mögen, zu dem Geſpräch mit der Gräfin Blotz-Blotz mußten Gelegenheit, Zeit und Stimmung abgewartet werden.

Alles Dreies hatte ſich am Vormittag dieſes Tages vereint gefunden, bei einem zufälligen Beſuch, welchen die Geheimräthin ihrer Freundin gemacht hatte. Oder da wir dem Leſer ja nichts zu verbergen brauchen — der Beſuch war keineswegs ſo zufällig geweſen, als die Geheimräthin ſich den Anſchein gab. Aus der Einladung, welche ſie ebenfalls erhalten, wußte ſie bereits, daß am heutigen Abend die Vorleſung von Felix' Stück ſtattfinden ſollte: und ganz richtig berechnete ſie, daß, wenn Victoria überhaupt etwas für den jungen Dichter fühlte, ſie gerade heut, in Erwartung dieſes für Felix ſo entſcheidenden Abends, in ganz beſonderer Erregung und von ganz beſonders weicher, mittheilſamer Stimmung ſein mußte.

Und ſo war es denn auch wirklich. Die Geheimräthin hatte von ganz gleichgiltigen Dingen angefangen, von der neuen Robe, welche Victoria heut anlegen wollte, von dem guten Ruf, den ihr Bruder ſich durch Feſtlichkeiten, wie die eben bevorſtehende, beim Publicum oder doch wenigſtens bei den Zeitungsſchreibern bereiten würde — und wenige Minuten ſpäter befanden ſie ſich in der vertraulichſten, eindringlichſten Unterhaltung über Felix und ſein Verhältniß zur Gräfin.

Victoria leugnete nichts, beſchönigte nichts —

Er hat mich geküßt neulich, ſagte ſie, Sie müſſen es wohl ſelbſt gemerkt haben . . . .

Die Geheimräthin antwortete mit einem Augenaufſchlag und einem Händefalten, das ebenſo gut ihr Entſetzen ausdrücken konnte über die

Verwegenheit, welche der Poet ſich herausgenommen, und über die Sorgloſigkeit, mit welcher Victoria dies Geſtändniß ablegte, als ihr freundſchaftliches Mitgefühl für das Liebesglück, das ihrer jungen Freundin zu Theil geworden. Dann aber konnte ſie ihrer Natur nicht länger Zwang anthun, ſondern mußte auch an Victoria dieſelbe Frage richten, mit der ſie den Poeten in ſo üble Verlegenheit gebracht hatte:

Aber haben Sie ſich wohl ſchon geprüft, theure Freundin, wohin dieſe Liebe Sie führen wird, führen muß? Sie ſelbſt ſowohl wie Felix?

Nun ſtand es mit Victoria'n in dieſem Punkte genau ebenſo, wie mit Felix: ſie hatte ſich ebenfalls noch nicht im Mindeſten darüber geprüft, wie denn Selbſtprüfung überhaupt nicht ihre Sache war. In dem Augenblick jedoch, wo die Geheimräthin mit ihrer ganzen herkömmlichen Emphaſe dieſe Frage an ſie richtete, war ſie auch ſogleich mit der Antwort fertig.

Nun, erwiderte ſie ſtolz, was ſoll daraus werden? Das verſteht ſich ja ganz von ſelbſt: wir heirathen uns ....

Heirathen — gute Victoria?!

Mehr vermochte die Geheimräthin vor Beſtürzung nicht herauszubringen; es wäre das zwar eine Mesaillance geweſen, ſo gut ſich dieſelbe nur immer wünſchen ließ: aber dieſer Ausgang war der Geheimräthin doch noch immer viel zu gemein und zu proſaiſch, abgeſehen von den äußerlichen Schwierigkeiten, welche ihnen entgegenſtanden.

Haben Sie dann etwa gedacht, ich wollte als Nonne ſterben? fragte Victoria ſtreng, indem ſie raſch aufſtand und, die Hände auf dem Rücken, vor ihr im Zimmer auf- und niederwandelte: Wenn ich nicht irre, ſind Sie ſogar ſchon zum zweiten Mal verheirathet, und ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie beide Male Ihrem Herzen und Ihrer Neigung gefolgt ſind; ſo werde ich ja doch wohl wenigſtens einmal das Recht dazu haben?

Freilich haben Sie das Recht dazu, liebe Victoria, erwiderte die Geheimräthin demüthig, und Niemand wird Ihnen daſſelbe ſtreitig machen, am wenigſten ich, die ich ja nur im Glück meiner Freundin lebe, und nur in ihm Entſchädigung finde für das düſtere Loos, das mir ſelbſt gefallen. Aber dennoch glaube ich nicht, daß Sie den Mann Ihrer Wahl ſo weit unter ſich ſuchen dürfen —

Unter mir! rief Victoria beleidigt: ei ja doch, unter mir! Wem ich die Ehre meiner Wahl erweiſe, Frau Geheimräthin, der ſteht nicht mehr unter mir, der ſteht mir gleich; ſo gut wie von dem erſten Augenblick an, da ich Sie zu meiner Freundin genommen, ich für Sie nicht mehr Gräfin Blotz-Blotz, Sie für mich nicht mehr die bürgerliche Geheimräthin Haberland geweſen ſind, ſondern wir ſind eben beide nur Freundinnen, eben ſo gut —

Mein Mann iſt Rath zweiter Klaſſe, fiel die Geheimräthin ihr piquirt ins Wort, indem ſie jetzt ebenfalls aufſtand — was zwar allerdings keinen Grafenrang verleiht, aber doch mindeſtens hof- und tafelfähig macht. Im Uebrigen, liebe Victoria, haben Sie ganz recht, daß es auf dieſe Unterſchiede gar nicht ankommt, in der Freundſchaft ſo wenig wie in der Liebe. Aber blos in der Ehe, liebe Victoria, in der Ehe, da iſt es etwas Anderes!

Ich bewundere den Scharfſinn, mit welchem Sie zwiſchen Ehe und Liebe unterſcheiden, und fange, nachdem Sie ſich mir ſo lange als die Märtyrerin dargeſtellt, jetzt vielmehr an, Ihren Mann für den eigentlichen Märtyrer Ihrer Ehe zu halten.

Dieſe Worte wurden mit einem ſo ſcharfen, wegwerfenden Accent geſagt, daß ſelbſt der gelbliche Teint der Geheimräthin ſich darüber ins Weißliche verfärbte. Doch hielt ſie tapfer an ſich.

Sie haben mich, ſagte ſie, ſo eben noch Ihre Freundin genannt, liebe Victoria, und ſo werden Sie es bei ruhiger Ueberlegung auch gewiß nur natürlich finden, wenn ich in Beſorgniß gerathe über einen Plan, den Sie mit ſo viel Leichtigkeit aufſtellen, als ob er das einfachſte und geläufigſte Ding von der Welt wäre, und der doch ganz unvermeidlich, wenn Sie darauf beharren ſollten, die peinlichſten und unſeligſten Zerwürfniſſe für Sie herbeiführen müßte.

Zerwürfniſſe? mit wem?

Zunächſt mit Ihrer Familie, verſetzte die Geheimräthin ausweichend.

Ich bin mündig, und ſelbſtſtändige Herrin meines Vermögens! Wenn ich meinem Bruder bisher die Verwaltung deſſelben überlaſſen, ſo iſt es mein Wille ſo geweſen; von der Stunde an, wo ich dieſelbe zurückfordere, muß ſie mir zu Theil werden.

Aber das Urtheil Ihrer Verwandten —
Bindet mich nicht!
Das Urtheil der Welt —
Verachte ich!

Die Geheimräthin war mit ihren Einwürfen für den Augenblick zu Ende oder wollte es wenigſtens ſein. In dieſem letztern Sinne nahm Victoria das Stillſchweigen auf, in welches ſie nach dieſer Antwort verfiel, und das allerdings etwas Gezwungenes, Abſichtliches hatte. Sie ſtellte ſich dicht vor ſie, maß ſie mit durchdringenden Blicken von oben herab:

Sie ſagten, das Zerwürfniß mit meiner Familie würde das nächſte ſein; welche fernern ſtehen mir denn nach Ihrer Meinung noch bevor?

Das Zerwürfniß mit ſich ſelbſt, erwiderte die Geheimräthin mit feſter Stimme.

Victoria ſtutzte. Die Geheimräthin, die das für ein gutes Zeichen nahm, ſetzte ihre Ermahnungen fort:

Sie haben mich vorhin in etwas bitterer Weiſe daran erinnert, liebe Victoria, daß ich ſchon früher einmal eine Ehe geſchloſſen; Ihre Vermuthung, daß ich dabei nur dem Triebe meines Herzens gefolgt, trifft auf dieſe erſte Ehe allerdings vollkommen zu. Aber wenn Sie wüßten, Victoria, wie unglücklich gerade dieſe Ehe geworden und welch entſetzliches Ende ſie genommen — ein Ende, deſſen Erinnerung ich gewaltſam aus meinen Gedanken habe verbannen müſſen, weil ich ja ſonſt wahnſinnig darüber geworden wäre — ach, unterbrach ſie ſich ſelbſt, in helle Thränen ausbrechend, Sie ahnen freilich nicht, warum ich Sie ſo lieb habe, und weshalb die Freundſchaft mit Ihnen, gerade mit Ihnen, Victoria, mir ſo theuer iſt . . . . !

Die junge Gräfin war überhaupt keine Freundin von ſentimentalen Bekenntniſſen, und am Wenigſten war ſie jetzt in der Laune, dergleichen mit anzuhören.

Verſchieben wir, ſagte ſie, die Fortſetzung dieſes Geſprächs auf morgen, ich werde bis morgen Mittag mit meinem Bruder geſprochen haben, und hoffe dann Nachmittag Sie auf dem Gartenhauſe zu ſehen, um Ihnen — meinen Bräutigam vorzuſtellen.

Lange Pauſe. Dann hob die Geheimräthin aufs Neue an:

Sie werden mit Ihrem Bruder ſprechen, charmant; aber geſtatten Sie mir die allerdings etwas unbeſcheidene Frage, ob Sie denn auch bereits mit Felix geſprochen haben?

Victoria ſah ſie groß an: Mit Felix? Wie meinen Sie das?

Wie es allein gemeint ſein kann: weil zum Heirathen zwei gehören, liebe Victoria, ſelbſt auch zum Heirathen aus Liebe und auch zu einer Misheirath zwiſchen Rang, Macht, Reichthum und Armuth, Elend, Unbedeutendheit, wie Sie dieſelbe zu ſchließen im Begriffe ſtehen ....

Sie urtheilen über Ihren Günſtling mit einem Male ſehr anders als bisher, warf Victoria mit bitterem Lächeln dazwiſchen. Doch wollen Sie meine Beſchränktheit entſchuldigen, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich den Sinn Ihrer Frage noch immer nicht völlig gefaßt habe.

Nun mein Gott, platzte die Geheimräthin los, ich meine, ob Sie denn auch ſchon gewiß ſind, daß Felix Sie heirathen will?!

Mit einem lauten Schrei ſank Victoria in die Ottomane nieder. Er hat mich ja geküßt, ſtammelte ſie, er muß mich ja heirathen, er wäre ja ein Ehrloſer ſonſt, den ich ermorden müßte....

Die Geheimräthin hatte in der Stille nicht übel Luſt gehabt, hier die Geſchichte mit Käthchen, die ihr noch immer nicht ſo ganz klar vorkam, anzuknüpfen. Allein die heftige Erſchütterung, in welche ihre Freundin ſchon bei dem bloßen Gedanken gerieth, Felix' Bewerbung könnte nicht vollkommen ernſthaft geweſen ſein, nahm ihr den Muth dazu. Sie begnügte ſich daher mit einem ſtummen, halb mitleidigen, halb ſpöttiſchen Lächeln und empfahl ſich, um auch ihrerſeits ihre Vorbereitungen zu dem heutigen Abend zu treffen.

Achtes Kapitel.

Die praktiſche Bühne.

Wie geſagt, hätte Felix eine Ahnung von dem Inhalt dieſes Geſprächs gehabt, ſo wie von dem Entſchluß, zu welchem Victoria im Verlauf deſſelben gekommen war, ſeine Aufregung wäre ohne Zweifel noch viel größer geweſen.

Doch war dieſelbe auch jetzt ſchon groß genug; nur mit halbem Ohr hörte er auf die Vorleſung des eigenen Stückes, und mit halbem Ohr auf die Lobeserhebungen und Schmeicheleien, mit denen er dafür von allen Seiten überſchüttet ward. — Victoria's Auge lächelte ihm zu, ihre Fingerſpitzen hatten ſeine Hand gedrückt — was galt ihm noch alle Ehre und aller Ruhm der Welt? Gab es irgend etwas, was ihm die Wonne dieſes Augenblickes trübte, ſo war es, daß Käthchen, ſein gutes Käthchen, ihn nicht theilen könnte — oder noch genauer (wiewohl er ſelbſt dieſe Genauigkeit in der Zergliederung ſeiner Empfindungen nicht beſaß), daß er, ſo viel Mühe er ſich auch darum gab und ſo ſehr er ſich danach ſehnte, doch in dieſem Augenblick nicht mit der Unbefangenheit und der Innigkeit an Käthchen zu denken vermochte, wie er es ſonſt zu thun pflegte.

In dieſer Aufregung hatte er denn auch keine Aufmerkſamkeit für die ganz eigenthümliche Art, mit welcher Graf Filibert gewiſſe Stellen ſeines Stückes aufnahm. Und zwar waren es gerade diejenigen Stellen, auf welche Felix ſelbſt den meiſten Werth legte: nicht wegen ihrer dramatiſchen Bedeutung — ſie waren eher als Fehler im dramatiſchen Organismus zu betrachten — ſondern weil ſie ihm ſo ganz aus dem Herzen gekommen waren und ſo ganz ſeine innerſte, heiligſte Empfindung enthielten; gewiſſe lyriſche Stellen alſo, in denen der Ruhm des Vaterlandes, der Preis der Freiheit, das Erhabene und Große eines kühnen patriotiſchen Strebens mit kräftigen Worten geprieſen ward. Oder auch andere, in welchen die Zerriſſenheit des Vaterlandes, die Feigheit und Schwäche der Fürſten, die Verworfenheit und Unfähigkeit ihrer Diener nicht minder nachdrücklich beklagt und gezüchtigt wurde.

Dergleichen Stellen erregten in dieſem Kreiſe begreiflicherweiſe allemal eine gewiſſe ſtumme Verwunderung, es flog jedesmal, wo eine derartige kräftige Tirade gegen Fürſtenknechte und Volksunterdrückung anhob, ein ſogenannter Engel durch die Verſammlung, und ſelbſt die gewaltige Bruſtſtimme des Heldenſpielers ging darüber einige Male in ein ganz leiſes, verſchämtes Röcheln über — bis der Miniſter denn eben ſo regelmäßig durch den außerordentlichen Beifall, mit welchem er gerade dieſe Stellen begleitete, das Signal gab zu einer ähnlichen allgemeinen Bewunderung. Daß der Miniſter ſich dann aber jedesmal, wenn die Beifallsſalve verhallt war, mit graziöſem Lächeln zu dem Vorleſer hinüberneigte und ihm ganz laut, daß es Alle hören konnten, zurief: Das nun natürlich kommt bei der Aufführung weg — worauf er ſich jedesmal majeſtätiſch im ganzen Kreiſe umſah, davon ſah und hörte der gute Felix nichts. Der Abend ging für ihn zu Ende in ungeſtörter, traumhafter Seligkeit, und noch als er in ſein ſtilles Zimmerchen gekommen war, ſpann der milde Gott des Schlummers die wachen Träume mildherzig fort. Victoria hatte ihm zum Abſchied keine Hand gereicht, aber ihm dafür einen Blick zugeworfen —! Dieſer Blick leuchtete ihm fort durch Schlaf und Traum; noch als er ſpät am folgenden Morgen erwachte und die helle Sonne auf ſein Lager ſchien, glaubte er, es wäre der Schimmer dieſes Blickes. —

Allein bekanntlich iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, am wenigſten der Baum unſers Glücks; der Baum des Unglücks ſenkt ſeine Wurzeln oft ſo tief, ſo mächtig, daß unſer Herz ſelbſt darüber zerſpaltet, das Glück iſt von minder kräftigem Wachsthum ....

Ich werde mir morgen früh die Freiheit nehmen, Ihnen meine Aufwartung zu machen, hatte der Heldenſpieler beim Abſchied geſagt: da gehen wir das Stück denn zuſammen durch und verſtändigen uns über die kleinen Abänderungen und Umſtellungen, welche die praktiſche Bühne nun einmal nöthig macht.

Dieſer Beſuch nun alſo kam; aber mit ihm kam auch die Enttäuſchung. Herr mein Himmel, wie war das Stück zuſammengeſtrichen! Das war nicht mehr Heinrich der Löwe, das war Hiob mit tauſend Wundenmalen und Schwären überſät. Alle die bedeutungsvollſten Stellen, alle jene Aufrufe an Freiheit, Volk, Vaterland waren herausgeſtrichen; das Blut aus dem Leibe war dem Stücke gezapft, Felix erkannte ſein eigenes Machwerk nicht wieder.

Aber damit noch nicht genug; eine Seele austreiben iſt nur ein geringes Kunſtſtück, das wußte der Regiſſeur und Heldenſpieler ſelbſt ſehr wohl, eine neue wieder einſetzen, das iſt die Kunſt!

Und dieſe hatte er redlich geübt. Oder wenn nicht redlich, ſo doch wenigſtens ſehr eifrig. Genau ſo viel Verſe er ausgeſtrichen, ſo viel hatte er auch aus eigener Macht wieder zugeſetzt: Verſe, deren Kunſtwerth und ſonſtige Angemeſſenheit im Zuſammenhange des Stückes zweifelhaft ſein mochte, deren Loyalität aber auch der eingefleiſchteſte Monarchiſt anerkennen mußte. An vielen Stellen hatte es ſich der würdige Mann auch noch viel leichter gemacht: er hatte Felix' Verſe der Hauptſache nach ſtehen laſſen, und nur einfach ſtatt Volk Fürſt, ſtatt Freiheit Treue, ſtatt Fürſtenknechte Volksaufwiegler, Königthum ſtatt Vaterland, für Recht und Ehre Glück und Liebe geſetzt — und was dergleichen unſchuldige Veränderungen mehr waren.

Raubt einer Löwin ihr Junges, aber ſchneidet nicht einem Dichter, einem jungen, patriotiſchen Dichter auf dieſe Art das Herz aus dem Leibe! Felix, anfangs vor Erſtaunen ſprachlos, gerieth bald darauf in den unbändigſten Zorn; er hielt es nicht für möglich (und daran mochte er ſo unrecht nicht haben), daß dieſe Aenderungen in der kurzen Zeit von geſtern zu heut veranſtaltet waren; man hatte ſie ſchon früher, als er dem Regiſſeur das Manuſcript zuerſt zur Durchſicht überreicht, in daſſelbe eingeſchwärzt oder ſich doch dazu vorbereitet, und die ganze glänzende Vorleſung von geſtern Abend war eine nichtswürdige Komödie geweſen.

Aber war Felix' Zorn groß, ſo war doch die Kaltblütigkeit des Regiſſeurs noch viel größer. Das ſteht nicht in meinem Stück, ſchrie Felix —

Nein: aber es muß hinein, weil die praktiſche Bühne es ſo erfordert ....

Das habe ich nicht im Traume ſagen wollen, das ſchlägt meiner Ueberzeugung ins Angeſicht —

Aber es paßt vortrefflich zu der Gelegenheit, und die praktiſche Bühne erfordert es ....

Ich laſſe mich eher köpfen, als daß ich dieſe Verſtümmelung meines Stücks zugebe; aus einem Stück der Freiheit und der Vaterlandsliebe machen Sie ein Stück der Knechtſchaft und der höfiſchen Schmeichelei —

Ich mache nichts weiter daraus, als ein Stück der praktiſchen Bühne; wenn die Herren

Autoren ihre Stücke aufgeführt ſehen wollen, ſo müſſen ſie ſich auch den Bedingungen der praktiſchen Bühne unterwerfen ....

Kurz zu ſagen: der Poet und der Regiſſeur geriethen dermaßen aneinander, daß Felix ihm nicht nur voll Wuth ſein Manuſcript entriß, ſondern auch ihn ſelbſt, nicht auf die höflichſte Weiſe eben, zur Thür hinaus complimentirte.

Das war denn vielleicht nicht ſehr bühnengerecht, aber doch jedenfalls ſehr praktiſch ....

Neuntes Kapitel.

Der Bruch.

In eben dieſem Zorn machte Felix ſich auch ſofort auf, den Miniſter ſelbſt zur Rede zu ſtellen. In der Stimmung, in welcher er ſich jetzt befand, war es ihm außer Zweifel, daß der Miniſter ſelbſt mit unter der Decke ſteckte; es war ihm eine ordentliche Wohlthat, eine Veranlaſſung zu haben, bei der er den ſtillen Groll, den er ſchon längſt gegen Filibert empfand, ganz offen auszuſchütten und mit ſelbſtändiger Hand ein Verhältniß zerreißen konnte, das er mehr und mehr als ein unwürdiges, verderbliches erkannte. Freilich zuckte ihm dabei auch Victoria's Bild gleich einem glühenden Stahl durch die Seele. Aber mannhaft die Zähne aufeinanderbeißend: es iſt ein Traum geweſen, dachte er, wie das Uebrige Alles — und einen Ehrloſen dürfte, einen Ehrloſen könnte ſie ja doch ſelbſt nicht lieben!

Am Hauſe des Geheimraths vorbeikommend, trat er bei demſelben ein; wie groß ſeine Aufregung, wollte er doch keinen Schritt thun ohne Zuſtimmung dieſes Mannes, der ſich ihm ſo vollſtändig als Ehrenmann gezeigt und dabei alle die Zeit hindurch ſo zärtlich, ſo wahrhaft väterlich gegen ihn geweſen. Zwar hatte der Geheimrath der geſtrigen Vorleſung nicht beigewohnt, wie er ſich überhaupt um alles Schöngeiſtige nur wenig bekümmerte. Doch war Felix überzeugt, daß der klare Verſtand und das unverfälſchte natürliche Gefühl des würdigen Mannes ſofort das Richtige treffen würde.

Aber leider fand Felix ihn nicht zu Hauſe.

Auch die Geheimräthin, die an einer heftigen Migräne darniederlag, war unſichtbar.

Alſo mußte er nur ſeinem eigenen Rathe vertrauen. Und er konnte es mit Leichtigkeit, da ſeine Meinung durchaus beſtimmt und abgeſchloſſen war. Florentin, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er die prächtige Treppe im Palais des Grafen in die Höhe ſtieg, hat dennoch Recht gehabt, ich tauge für die politiſche Praxis nicht, ſei es, daß ich zu einfältig bin — oder dieſe Praxis ſelbſt zu ſchlecht.

Wider Erwarten wurde er ſogleich auf die erſte Meldung beim Miniſter vorgelaſſen. Graf Filibert liebte es ſonſt, die Leute möglichſt lange bei ſich antichambriren zu laſſen, auch wenn es nicht nöthig war; durch nichts kam er ſo zum Bewußtſein ſeiner Miniſterwürde, als durch das recht dicht gefüllte Vorzimmer, weshalb er ſich denn auch dieſen Genuß ſo oft und ſo lang verſchaffte, als es irgend anging.

Aber heut mit Felix machte er eine Ausnahme. Nicht vielleicht zum Vortheil des jungen Mannes: denn vermuthlich, wenn derſelbe die gehörige Zeit im Vorzimmer hätte warten müſſen, würde ſeine Hitze ſich gelegt haben.

So jedoch loderte die Gluth ſeines Zorns noch ungeſchwächt, als er zu Filibert ins Zimmer trat; ja ſie gewann ſogar noch neue Nahrung, als er das ſchmeichleriſch verbindliche Lächeln erblickte, mit welchem Filibert ihm entgegentrat. So lächeln dieſe Elenden, rief er in der Stille ſich ſelbſt zu, während ſie ihrem Nächſten — ja was ſpreche ich vom Nächſten? während ſie der Ehre, der Freiheit, dem Volke ſelbſt den Dolch in den Buſen bohren!

Der Bitterkeit dieſes Gedankens entſprach die Heftigkeit ſeiner Rede. Auch war es ihm beim Eintritt ins Zimmer vorgekommen, als ob in demſelben Moment Florentin raſch zur entgegengeſetzten Thür hinaushuſchte, und das trug begreiflicherweiſe nur dazu bei, ſeine Aufregung noch zu vermehren; — was hatte dieſer Menſch, gegen den immer und immer wieder nur ein allzu gerechtes Mistrauen in ihm aufwachte, gerade in dieſem Augenblick an dieſer Stelle zu ſuchen? Das Zuſammentreffen konnte ſehr zufällig, ſehr natürlich ſein, ganz gewiß: aber in einer Stimmung, wie Felix' gegenwärtige, zieht man die gewaltſamen und unnatürlichen Erklärungen den einfachen und natürlichen bei Weitem vor. So lange Filibert Miniſter war (und er hatte in dieſer Zeit doch ſchon recht unangenehme Auftritte gehabt mit Arbeiter-, Club- und andern Deputationen), entſann er ſich nicht, zwiſchen den ſeidenen Wänden ſeines Cabinets jemals ſolche Sprache vernommen zu haben, wie der ſchüchterne, ſchweigſame Poet ſie jetzt auf einmal gegen ihn führte. Er hätte vielleicht ableugnen können, von den Aenderungen zu wiſſen, welche der Heldenſpieler mit dem Stücke vorgenommen: aber theils war er dazu zu ſtolz, theils hatte er auch ſeine ſehr beſtimmten Gründe, die ihm den ſofortigen und unwiederherſtellbaren Bruch mit Felix höchſt wünſchenswerth machten. Das ganze Verhältniß mit dem jungen Dichter war ein flüchtiger Einfall geweſen, eine geniale Anwandlung, wie Miniſter dergleichen mitunter haben und wie ſie namentlich bei unſern Märzminiſtern epidemiſch geweſen ſind.

So kam der Bruch denn zu Stande, ſo glatt und rund, daß kein Heilkünſtler der Erde ihn hätte wieder zuſammenleimen können. Felix ſtand vor dem Miniſter wie ſein zürnendes Gewiſſen; ſeine ganze Halbheit hielt er ihm vor, ſein zweideutiges, unentſchloſſenes Weſen, ſeine doppelſinnigen Reden, und wie er daſſelbe Volk, das er fortwährend mit Redensarten und Schmeicheleien zu ködern ſuche, zur ſelben Zeit hinterrücks umgarne und knechte. Der Zorn macht nicht blos hitzig, ſondern zuweilen auch ſcharfſichtig; wie Schuppen war es Felix in den wenigen Stunden von den Augen gefallen, und er begriff ſich jetzt ſelber kaum, wie er nur jemals hatte daran denken können, auf die Gunſt eines Mannes, wie Graf Filibert, ſeine Zukunft zu bauen. Auch die Geſchichte mit dem Herrn Windelweicher oder Trillerfuß brachte er zur Sprache, und ebenfalls nicht auf die glimpflichſte Weiſe.

Allerdings, ſagte er, ich überzeuge mich, ſind Subjecte dieſer Art die richtigen Werkzeuge für eine Politik und eine Moral, wie Eure Excellenz ſie verfolgen; ich kann nur den Fehlgriff bedauern, den Eurer Excellenz ſonſt ſo ſichere Hand gethan, indem Sie auch in mir einen ähnlichen Menſchen hervorzuziehen gedachten: einen Menſchen, der für Brot, Gunſt, Auszeichnung Recht, Ehre und Ueberzeugung verkauft, und über dem hohen Glück, der officielle Poſſenreißer des Hofes ſein zu dürfen, ſeine Mannes-, ſeine Künſtlerwürde mit Füßen tritt. Verzeihen mir Eure Excellenz den Irrthum — ich will ihn Ihnen ebenfalls zu verzeihen ſuchen . . . .

Hatte Graf Filibert ſeinen Beruf zum Diplomaten noch nie gezeigt, ſo that er es doch gewiß in dieſer Viertelſtunde. Während der ganzen heftigen Philippika, welche der Poet gegen ihn losdonnerte, ſo laut, daß die Bedienten im Vorzimmer beſorgt zu werden anfingen, kam das verbindlichſte, gütigſte Lächeln nicht von ſeinem Geſichte.

Habe ich Sie recht verſtanden, ſagte er endlich, indem er Felix, der ſich ſchon zum Abſchied erhoben hatte, mit verbindlicher Handbewegung zum Wiederniederſetzen nöthigte — habe ich Sie recht verſtanden, Herr Felix, ſo ſind Sie hergekommen, um Abſchied von mir zu nehmen. Ich bedaure, den Umgang eines ſo talentvollen jungen Mannes ſo raſch wieder einbüßen zu müſſen. Indeſſen, da Sie Ihres Willens natürlich eben ſo freier Herr ſind, wie ich des meinen (und bei dieſen Worten erhob er ſich und warf ſich in die eigentliche miniſterielle Poſitur), und da ich in der Welt keine Verbindlichkeit wüßte, welche ich zu Ihnen oder Sie zu mir hätten, ſo ſteht Ihrem Vorhaben nicht das Mindeſte entgegen und wünſche ich demgemäß recht wohl zu leben . . . .

Zehntes Kapitel.

Das Geſtändniß.

Nicht wahr? das heißt doch miniſterielle Haltung? Aber wenn du erſt weißt, lieber Leſer, was ſich kaum eine Stunde zuvor in demſelben Zimmer zugetragen, wirſt du es nicht mehr miniſterielle, geradezu ſpartaniſche Haltung wirſt du es nennen ....

Denn eine Stunde zuvor war Victoria bei ihrem Bruder erſchienen und hatte ihm angezeigt, daß ſie willens ſei, den Poeten Felix zu heirathen.

In dieſem Augenblick war Filibert noch kein Spartaner geweſen. Er war bleich vor Schreck in den ſammetnen Armſtuhl geſunken — vor Schreck nämlich, daß Victoria, ſeine liebe Schweſter Victoria verrückt geworden wäre!

Die höchſt ruhige und beſtimmte Weiſe jedoch, mit welcher ſie ihren Willen demnächſt auseinanderſetzte, bewies ihm nur allzu bald, daß er zu dieſer Befürchtung zwar keinen Grund hatte, aber nur deſto mehr zu einer andern, die nach ſeinem Gefühl noch weit unerträglicher, weit furchtbarer war.

Bemühe Dich nicht mit Widerſpruch, lieber Bruder, hatte Victoria ihm zum Schluß ihres kurzen Beſuches geſagt: ich bin, wie Du ſelbſt am beſten weißt, mündig, Herrin meines Vermögens und nur von meinen eigenen Entſchlüſſen abhängig. Die Ehe wird Dir unangenehm ſein, ich begreife es. Aber finde Dich darein, in vierzehn Tagen wird unſere Hochzeit ſein; ich hoffe, daß Du bis dahin ein freundlicheres Geſicht für mich gefunden haben wirſt . . .

Ein freundlicheres Geſicht fand Filibert nun zwar für den Augenblick nicht, wohl aber etwas Anderes, was weit mehr Werth für ihn hatte: guten Rath und raſche Hilfe. -

Florentin ſoll kommen, im Augenblick!

Florentin, der wohl irgend dergleichen geahnt haben mochte, wartete bereits im Vorzimmer. Seit Längerem ſchon war das Verhältniß zwiſchen ſeiner ſchönen Couſine und dem jungen Dichter ein Gegenſtand ſeiner geheimen Beobachtungen geweſen; ſogar Filibert war ſchon von ihm darauf aufmerkſam gemacht worden. Bei der bekannten Männerfeindſchaft ſeiner Schweſter indeſſen, ſowie bei dem felſenfeſten Zutrauen, das er in die Rechtmäßigkeit aller Empfindungen des erlauchten Blotz-Blotz'ſchen Blutes ſetzte, hatte derſelbe ihm keinen Glauben ſchenken wollen.

Jetzt nun hatte er den Glauben, wie man zu ſagen pflegt, in die Hand bekommen — Das iſt eine Teufelsgeſchichte, Vetterchen, flüſterte er Florentin halb athemlos zu, indem er ihn mit ungewohnter Zärtlichkeit umarmte und ihn dann dicht neben ſich in die Cauſeuſe zog: da weiß ich mir nicht aus noch ein, was fangen wir nur an mit dem verwetterten Mädchen? Sie iſt ſo eigenſinnig, ſo erſtaunt eigenſinnig, ich überzeuge mich nun wohl, es iſt etwas verſäumt worden bei ihrer Erziehung, ich bin zu gütig, zu nachgiebig gegen ſie geweſen; wenn ſie jetzt merkt, daß ich ihr Widerſtand leiſten will, ſo ſetzt ſie ihren Willen erſt recht durch, blos um mich zu ärgern — Du weißt noch gar nicht, Vetterchen, wie heftig ſie iſt . . . !

Fangen Sie zunächſt mit dem Poeten an, was ich Ihnen ſagen werde, lieber Vetter, erwiderte Florentin gleichmüthig, und legen Sie mir dann kein Hinderniß in den Weg bei dem, was ich mit der Couſine anfangen werde, ſo iſt die ganze Geſchichte in zwei Stunden beigelegt.

Wenn Du das durchſetzeſt, Vetterchen —

Keine Verſprechungen! Jede gute That trägt ihren Lohn bekanntlich in ſich ſelbſt; auch ich, lieber Vetter, ſeien Sie unbeſorgt, werde meine guten Thaten ſo einzurichten wiſſen, daß ich nicht leer dabei ausgehe ....

Er theilte ihm das Hauptſächlichſte ſeines Planes mit. Vergnügt rieb Filibert die Hände.

So iſt es charmant! rief er, ſo geht es! Ah Du biſt doch ein Schlaukopf, Florentin, ich habe Dir unrecht gethan, wir müſſen wieder gute Freunde werden, gelt? Siehſt Du, ich kann Dir nicht ſagen, was mir die Geſchichte unangenehm iſt, gerade heut — Nämlich, Du mußt wiſſen, Florentin — und damit Du Dich überzeugſt, daß ich gänz wieder der Alte zu Dir bin — aber daß Du reinen Mund hältſt, Junge! Wir kennen einander Beide und wiſſen, daß man Niemand hinter dem Ofen ſucht, der nicht ſelbſt dahinter geſteckt hat. Doch iſt darum noch nicht nöthig, daß gleich Jedermann davon erfährt; jeder Menſch hat ſeine Schwäche, und ich habe mich des Frauenzimmers, der Victoria wegen ſchon genug in Acht genommen. Es ſchmeckt auch wirklich noch einmal ſo ſüß, ſo in der Heimlichkeit — und gerade auf heut Abend, ſag' ich Dir, Junge, hatte ich einen allerliebſten Biſſen, noch ganz jung, ganz unſchuldig —

Von der Nardini, ſagte Florentin kopfnickend; er hatte bis dahin ganz theilnahmlos dageſeſſen und immer nur ſeine Stiefelſpitzen angeſtarrt.

Du weißt — ?

Denkſt Du denn, entgegnete Florentin, der es jetzt allmälig an der Zeit fand, den hochgebietenden Vetter ebenfalls zu dutzen, daß Du der Einzige biſt, den die Nardini bedient? Die hat noch ganz andere Kunden, und nur der Eſel, der Felix, iſt ſo dumm geweſen und hat nichts davon gemerkt; ich wollte aus der Haut fahren vor Lachen, als der alte Schuft, der Holznagel, mir erzählte, wie Felix ſelbſt ſein Schätzchen zur Nardini gebracht. Denn das iſt Dir doch bekannt, Vetter, daß Du dem armen Teufel, dem Poeten, im Gehege jagſt?

Freilich iſt es, entgegnete Filibert kleinlaut, ſetzte jedoch gleich darauf entrüſtet hinzu: und da unterſteht dieſer Schuft ſich noch, die Augen zu meiner Schweſter emporzuſchlagen, einer Gräfin, einer Blotz-Blotz, der namenloſe Lump!

Laſſen Sie mir nur freie Hand, Vetter, tröſtete Florentin, und ſorgen Sie für raſche Ausführung der Befehle, die ich hier bereits ſkizzirt habe; ich verſpreche Ihnen, daß Sie nicht nur an Felix gerächt werden, ſondern auch Ihre Avantüre mit dem kleinen Nähtermädchen ſoll ihren ungeſtörten Fortgang haben ....

Elftes Kapitel.

Der Giftbecher.

Aus dem Cabinet des Miniſters begab Florentin ſich in den andern Flügel des Schloſſes zu ſeiner Couſine. Auch hier wurde er ſogleich vorgelaſſen. — Victoria war, wie es bei ſo excentriſchen Naturen ſtets der Fall iſt, in ihrem Innern keineswegs mehr ſo feſt und ſicher, wie ſie ſich noch vor wenig Augenblicken geſtellt hatte; Trotz, Eigenſinn und die Luſt zum Seltſamen und Unerhörten hatten an ihrem raſchen Entſchluß zum Mindeſten eben ſo viel Antheil gehabt, als wirkliche Leidenſchaft. Sie ſelbſt mochte davon wohl eine dunkle Ahnung haben;

um ſich zu befeſtigen in ihrem eigenen Entſchluß und dieſe Stimme des Zweifels und der Bangigkeit zu übertäuben, die ſich in ruhigern Momenten in ihr erhob, ſuchte ſie gefliſſentlich nach Zeugen, deren Mitwiſſenſchaft ſie bei ihrem Entſchluß erhalten, ſuchte nach Menſchen, deren ſpöttiſcher Widerſpruch ihren Zorn entflammen und eben dadurch ihre Standhaftigkeit erhöhen ſollte.

Wiewohl ſie nicht einmal erwarten durfte, Florentin unter dieſen Spöttern zu finden. Sie wußte, daß er ſelbſt niemals auf ihre Liebe Anſpruch gemacht, und hielt ihn überdies für Felix' Freund; ſie war ſomit überzeugt, daß er ihren Entſchluß billigen würde, und wollte ihn bitten, Felix ſofort zu ihr zu ſenden.

Denn vergeblich hatte ſie ſelbſt ihr Kammermädchen bereits zweimal in die Wohnung ihres Freundes geſchickt; beide Male war er nicht zu Hauſe geweſen, und ſeine Wirthin, die alte Regiſtratorswittwe, hatte keine weitere Auskunft geben können, als daß er die Wohnung ſchon vor geraumer Zeit nach einem heftigen Wortwechſel mit einem fremden Herrn verlaſſen und ſeitdem noch nicht wieder zurückgekommen.

Victoria empfing den Vetter mit der gewohnten Freundlichkeit, die durch ihre ſchlecht verhehlte leidenſchaftliche Erregung ſogar noch einen beſonders pikanten Zuſatz erhielt. Sie werden eine Neuigkeit von mir zu hören bekommen, lieber Vetter, ſagte ſie —

Habe ſchon zu hören bekommen, ſchöne Couſine, fiel Florentin geſchmeidig ein, und komme, Ihnen meinen unterthänigſten Glückwunſch abzuſtatten . . . .

Victoria blickte ihn zweifelnd an; bei aller Geſchmeidigkeit lag in dieſem Tone doch wieder ſo viel verhaltene Bosheit, daß ſie ihm unmöglich trauen konnte.

Sie müſſen ſehr gute Quellen haben, erwiderte ſie endlich, daß Sie ſo bald hinter meine Neuigkeiten kommen, ſogar hinter meine intimſten —

Sehr gute Quellen, ſchöne Couſine. Und zum Beweis dafür erlauben Sie mir, daß auch ich Ihnen mit einigen Neuigkeiten aufwarte. — Sie wollen dem Dichter Felix Ihre Hand reichen? Beneidenswerther Dichter! Aber ſo erlauben Sie mir, Ihnen vorher zu ſagen, — und da ich (indem er ihr ein geöffnetes Portefeuille überreichte) nicht verlangen kann, daß Sie mir dergleichen Dinge aufs bloße Wort glauben ſollen, ſo haben Sie die Güte, gleichzeitig dieſe Papiere und Notizen anzuſehen —

In Charakteren, wie die junge Gräfin, liegen die Gegenſätze allemal dicht bei einander. Auch jetzt erbleichte ſie, ihre Hand zitterte, ihr Auge verdunkelte ſich, indem ſie das Portefeuille erfaßte —

Erlauben Sie mir alſo, hob Florentin aufs Neue an, Ihnen zu ſagen, daß dieſer Dichter Felix nicht mehr und nicht weniger iſt als ein ehrloſer Abenteurer —

Vetter!! ſchrie Victoria.

Ich wäge genau jedes Wort, und die Beweisſtücke, gnädige Couſine, ſind in Ihren Händen, verſicherte Florentin. Der Dichter Felix iſt ein ehrloſer Abenteurer, der ſich hier ſeit Jahren mit betrüglich erſchlichenen Papieren, unter falſchem Namen aufhält —

Victoria hatte nur einen Blick in das Portefeuille geworfen, dann hatte ſie es fallen laſſen, ſie ſchwankte zum Seſſel . . . .

Allein ſo galant Florentin ſonſt gegen ſie zu ſein pflegte, ſo rührte er doch diesmal weder Hand noch Fuß.

Mit betrüglich erſchlichenen Papieren, unter falſchem Namen, wiederholte er — ich weiß das, und Niemand kann das beſſer wiſſen als ich, weil zufälligerweiſe ich ſelbſt in eigenſter Perſon in dem Hauſe ſeines Vaters erzogen worden bin und eben dieſen Muſje Felix, wie er ſich jetzt nennt, zum Spielkameraden gehabt habe. Sein eigentlicher Name iſt Otto Meiſter; er iſt der Sohn eines armen verdorbenen Schullehrers in jenem thüringiſchen Städtchen, wo ich einige Zeit als Knabe Buße thun mußte, und von dem ich Ihnen wohl ſchon bei anderer Gelegenheit erzählt habe. Außer mir iſt dieſe ſeine Herkunft auch dem Buchhändler bekannt, den Sie in letzterer Zeit einige Male bei Ihrem Herrn Bruder geſehen haben; gleich mir, iſt derſelbe im Stande, ſeine Ausſage zu beeidigen.

Eben dieſer Herr Felix aber, fuhr Florentin fort, ohne einen Blick weiter auf das faſt lebloſe Mädchen zu richten, hat ſich auch in höchſt läppiſche, höchſt ſchmutzige politiſche Intriguen eingelaſſen. Er ſteckt mit einem alten, halb wahnſinnigen Unruheſtifter zuſammen, der ſchon früher wegen ähnlicher Umtriebe von ſeinem Amt entfernt werden mußte; derſelbe hat ſich in den Kopf geſetzt, oder noch wahrſcheinlicher ſich durch Felix in den Kopf ſetzen laſſen, er wäre zum deutſchen Kaiſer beſtimmt, in Folge deſſen der Alte nun Kurhüte, Reichsfreiherrnwürden und weiß der Himmel was Alles noch ertheilt, natürlich nur an leichtgläubige Leute, deren ſich in dieſen politiſch-erregten Zeiten ſo viele finden, und die ſeine Freigebigkeit gewiß nicht unerwiedert laſſen werden.

Sollte meine ſchöne Couſine geneigt ſein, berichtete er nach einer kleinen Pauſe weiter, dieſe und einige ähnliche Hiſtorien für bloße poetiſche Grillen zu halten, ſo kann ich mit einigen anderen Geſchichtchen aufwarten, die ſchon etwas mehr Realität in Anſpruch nehmen. Beſagter alter Schwachkopf hat eine recht niedliche, wohlgewachſene Tochter — dieſelbe iſt, mit Reſpect zu ſagen, die Maitreſſe Ihres Herrn Bräutigams. Herr Geheimrath Haberland, ein durchaus ehrenhafter und glaubwürdiger Mann, wie Sie wiſſen, hat die Perſon ſchon Morgens ſechs Uhr bei Ihrem Bräutigam auf der Stube betroffen. Daſſelbe kann mein Schneider, daſſelbe der Portier des Hauſes, ſowie ſämmtliche Hausgenoſſen bezeugen ....

Nur noch an dem dumpfen Stöhnen, das ſich ihrem Buſen entrang, war zu merken, daß Victoria überhaupt noch lebte. Aber Florentin kannte kein Mitleid; zu lang hatte er an dieſem Trank gebraut, zu ſehr ſich auf den Augenblick gefreut, wo er ihn ihr reichen würde — kein Tropfen jetzt durfte zurückbleiben!

Darum fuhr er fort:

Natürlich, wenn man im Begriff ſteht, ſich zu verheirathen, ſo ſucht man ſeine Maitreſſe bei Seite zu bringen. Auch Ihr liebenswürdiger Bräutigam hat dieſe weltmänniſche Einſicht gehabt; das Mittel, auf welches er dabei verfallen, iſt originell und neu, und macht ſeinem Dichtergeiſt Ehre — er hat ſeine Maitreſſe, da er ihrer überdrüſſig geworden, eigenhändig zur Madame Nardini gebracht, einer bekannten Kupplerin hieſiger Stadt, von der eine gewiſſe Excellenz, die wir nicht näher zu bezeichnen brauchen, die junge verlaſſene Schönheit noch heut Abend überliefert erhalten wird ....

Kein Laut! kein Zucken mehr! Victoria hat ſich auf den Knien emporgerichtet, ſtreckt den zitternden Oberleib gegen Florentin, mit weit zurückgebogenem Haupt, als müßte ſie das Gift ſeiner Worte in heißen Zügen einſaugen —!

Sollte dies Alles, ſchloß Florentin ſeine Erzählung, meiner ſchönen Couſine noch nicht genug ſein, ſo habe ich das Vergnügen (indem er ein neues Papier aus der Taſche zog), ihr hier noch die wortgetreue Abſchrift eines falſchen Wechſelchens zu überreichen, welchen Ihr verehrungswürdiger Bräutigam vor einigen Wochen dem Juden Amſchel Levi ausgeſtellt hat — die Summe iſt eine Läpperei, und iſt es eigentlich recht grauſam von dem Juden, der das Papierchen bereits in dieſem Augenblick an das Gericht ausgeliefert hat, um einer ſolchen Kleinigkeit willen einen ſo ausgezeichneten Mann zu Staupenſchlag und Pranger zu bringen....

Staupenſchlag und Pranger?! ſchrie Victoria, indem ſie jetzt gleich einer Raſenden in die Höhe ſprang: o zehntauſend Dolche für den Niederträchtigen, der mich ſo getäuſcht hat! Gehen Sie, gehen Sie, bringen Sie mir ſein Blut — ich bin entehrt, Vetter, entehrt, ich darf die Sonne Gottes nicht wieder anſchauen — der Niederträchtige hat mich geküßt!!

Ah, ſagte Florentin ſarkaſtiſch, während ſein für gewöhnlich ſo mattes und erloſchenes Auge vor Begier zu leuchten anfing, das iſt freilich entſetzlich, liebe Couſine! Indeſſen wer weiß, es gibt ja ſo viel gutmüthige Männer, und am

Ende fände ſich doch noch einer, der den Schleier der Ehe über Ihre Schande wirſt —

Victoria war ihrer Sinne nicht mehr mächtig. Meine Hand an Jeden, rief ſie, der mich an dieſem Elenden racht!

So iſt dieſe ſchöne Hand mein! ſagte Florentin raſch, indem er auf ſie zutrat und die Hand der Willenloſen an die Lippen drückte: ich räche Sie, die Verhaftsbefehle ſind bereits ausgefertigt —

Mit gläſernen Augen ſtarrte Victoria ihn an —

Ja, meine Hand gehört Ihnen, Vetter! ſagte ſie tonlos; aber verſtehen Sie mich recht: unter der Bedingung, daß wir morgen mit dem Früheſten getraut werden, und daß ich Sie unmittelbar nach der Trauung verlaſſe, um Sie niemals wieder zu ſehen ..... Ich werde ..... ins Ausland gehen ..... nach Italien, nach Spanien, ſtammelte ſie, die Hälfte meines Vermögens wird Ihnen bleiben ....

Eine grauſame Theilung, ſagte Florentin mit bitterſüßem Lächeln: doch nehme ich die Bedingung an, und auch Vetter Filibert wird ſie, glaube ich, ratificiren — Vetter oder Schwager, das kommt nun in Zukunft auf eins hinaus ....

Zwölftes Kapitel.

Der Himmel fällt ein.

Noch immer war Felix nicht nach Hauſe zuruckgekehrt. Die alte Wirthin erwartete ihn mit großer Ungeduld; noch niemals hatte ſich während ſeiner Abweſenheit ſo viel Seltſames und Unerklärliches ereignet als diesmal. Kurze Zeit, nachdem er das Haus verlaſſen, war erſt das Kammermädchen der Gräfin gekommen und hatte höchſt dringlich nach ihm gefragt, und zwar zu wiederholten Malen. Dann ein Geſchrei unten in den Zimmern der Nardini, Käthchen ohne Tuch und Hut kommt mit lautem Jammer heraufgeſtürzt, ſtürzt, da ſie Felix nicht trifft, eben ſo die Treppe wieder hinunter, zum Hauſe hinaus, über die Straße dahin —

Und jetzt nun erſt die beiden höchſt verdächtig ausſehenden Männer da, die ſchon ſeit anderthalb Stunden vor Felix' Stubenthür warten und weder weggehen noch auch der Wirthin erlauben wollen, daß ſie nach ihm ausſchickt! In ihrer Noth hat die alte Frau ſich Raths erholen wollen bei dem Herrn Jakob Holznagel, dem Hausmeiſter. Allein Herr Holznagel hat ihr die Thür ſeiner Loge vor der Naſe zugeworfen: der ſogenannte Herr Felix ſei eine unmoraliſche Perſon, die ſogenannte Schweſter ſei eine unmoraliſche Perſon, und ſie ſelbſt, die ſogenannte Regiſtratorswittwe, weil ſie einen Aftermiether habe, zu welchem die Gerichtsdiener auf die Stube kämen, werde wohl ebenfalls eine unmoraliſche Perſon ſein ....

Gerichtsdiener! Gerichtsdiener bei ihrem Aftermiether, auf den ſie immer ſo große Stücke gehalten! Noch lange Zeit nachher begriff die alte Frau nicht, wie ſie es damals möglich gemacht, daß ſie nicht auf der Stelle der Schlag gerührt. Aber wenn Felix nicht bald kommt, und dieſe entſetzlichen Männer, dieſe Gerichtsdiener, bleiben etwa gar die Nacht auf ihrem kleinen reinlichen Flur, ſo iſt ſie doch geliefert und der Schlag rührt ſie unausbleiblich ....

Alſo wo ſteckt er denn, der Felix?!

Nach der heftigen Scene mit dem Miniſter war Felix, um friſche Luft zu ſchöpfen und das empörte Blut wieder in Ruhe zu bringen, einige Zeit müßig durch die Straßen auf- und abgewandelt. Dann, um doch irgend wie auf andere Gedanken zu kommen, war er in ein Kafehaus getreten, hatte drittehalb Stunden über einer Zeitung vom vorgeſtrigen Tage gebrütet, ſo daß der Kellner ſchon mehrmals glaubte, er wäre eingeſchlafen, und ihn durch vorſätzliches Löffelklappern, Huſten und ähnliche künſtliche Operationen zu erwecken ſuchte — und hatte am Ende doch nicht eine Silbe gewußt von Allem, was in der Zeitung ſtand.

Jetzt endlich war er auf dem Wege nach Hauſe, als ihm ein Wagen entgegenkam, den er ſchon von Weitem an dem ungleichen Geklapper der Räder wie an dem ſchleichenden Fußtritt des Pferdes als Peter Müller's famoſe Droſchke erkannte. Seit dem nächtlichen Abenteuer hatte Peter Müller's Verehrung vor Felix noch ſehr zugenommen, beſonders da er ihn ſeitdem zu wiederholten Malen, theils allein, theils mit Frau Geheimräthin Haberland, zu dem Gartenhauſe des Miniſters hinausgefahren hatte, demſelben Gartenhauſe, von wo aus damals die muthwillige Dame eingeſtiegen war, gegen welche Peter Müller, ohne Felix' Zuthun, ſich beinahe ſo ordnungswidrig vergangen hätte.

Auch diesmal hielt Peter Müller ſtill, ſowie er den jungen Herrn anſichtig ward. Doch geſchah es diesmal nicht mit dem jovialen Geſicht, wie ſonſt. Im Gegentheil, er ſah recht betrübt aus, der Herr Peter Müller, als er den Schritt der braunen Liſe hemmte (was freilich keine Herkuleskräfte erforderte), und ein Briefchen aus der Manteltaſche ziehend, ihn alſo anrief:

Ah wie gut, Herr Felix, daß ich Sie endlich treffe! Die halbe Stadt bin ich nach Ihnen durchgefahren — Gott, was Sie geſucht worden ſind von der hübſchen, lieben Mamſell, die ich einigemal oben bei Ihnen am Fenſter geſehen habe und mit der ich Sie ſonſt wohl ab und zu vors Thor gefahren! Das arme Kind! wie ſie zitterte und weinte und die lieben kleinen Händchen rang! Es muß ihr gewiß ein rechtes Unglück begegnet ſein — da leſen Sie nur ſelbſt, dieſes Briefchen hat ſie mir gegeben und mir aufgetragen, es Ihnen zu überreichen, aber nicht eher, als bis ich heute Abend nach Hauſe käme. Allein das arme Kind war gar zu ſehr in Angſt — nehmen Sie nur immer, Herr Felix, ich kann mir gar nicht anders denken, als daß da ein großes Unglück geſchehen ſein muß — verhüt' es Gott!

Felix riß das Papier heftig auseinander, die Lettern tanzten ihm vor den Augen —

Laß mich ſo lange in Deine Droſchke ſteigen, Peter Müller, ſagte er, mir iſt nicht ganz wohl, und hier ſo auf offener Straße zu leſen, das könnte Aufſehen machen ....

Schwankenden Fußes ſtieg er in den Wagen, fiel in die Kiſſen, hielt ſich den Brief dicht vor die von Thränen überflutheten Augen —

— Und wohin befehlen Sie, daß ich fahre? fragte Peter Müller.

Keine Antwort! Wie er den Brief geleſen — nicht geleſen, verſchlungen, war er mit dem Kopf gegen das Wagenfenſter geſunken, daß es klirrend in Stücke brach, der Brief entfiel ſeiner Hand ....

Dreizehntes Kapitel.

Der Brief.

Heben wir das Blatt denn auf und ſehen, welche Nachricht das iſt, die unſern Freund in dieſe tödtliche Beſtürzung verſetzt.

Der Brief iſt in der That von Käthchen's Hand.

Und wenn alle Engel aus dem Himmel ſtiegen (ſchreibt ſie), und wenn Gott ſelbſt herniedergekommen wäre, mir das vorauszuſagen, was ich nun leider nicht mehr bezweifeln kann, ich hätte es dennoch nicht geglaubt. Ach, wie mein Kopf ſo wüſt iſt! und wie meine Hand zittert, indem ich dieſe Zeilen an Dich richte, Dich! Dich!! für den ich keinen Namen mehr habe! Ich ſchäme mich, daß ich an Dich ſchreibe, ſchäme mich meiner ganzen Vergangenheit, ſchäme mich unſrer beider — und ſchreibe dieſe Zeilen auch nur, damit Du weißt, daß ich Dir noch ſterbend vergeben habe. O Felix, Felix, womit hatte ich das um Dich verdient? Ja, ich habe Dich geliebt, glühend geliebt — erſt jetzt fühle ich es, da ich Dich verloren habe auf ewig — ich Dich?! O ich habe Dich ja nie beſeſſen noch beſitzen wollen — nein: da Du Dich ſelbſt verloren haſt, armer, armer Felix! Wenn meine Liebe Dir zur Laſt war, dieſe Liebe, die ich mir ſelbſt noch nie geſtanden, warum mußteſt Du Dich auf dieſe Art von mir befreien wollen? warum mich auf dieſe Art ſtrafen für meine thörichte und doch, weiß Gott, ſo reine, ſo uneigennützige Neigung? Wenn Du die Gräfin liebteſt, wenn mein armes Leben Dir im Wege ſtand zu Deinem Glück, warum ſagteſt Du nicht:

geh hin, Käthchen, tödte Dich — ich wäre ja ins Waſſer geſprungen auf den leiſeſten Wink von Dir, und hätte es mit Lächeln gethan, wie ich es jetzt thue mit Verzweiflung!!

Du haſt mich dem Grafen Filibert verkauft, dem Miniſter, die Nardini ſelbſt hat es mir geſtanden; dieſe Singeſtunde war nur der Vorwand, mit dem Du mich in ihre Hände zu ſpielen geſucht haſt. Die halbe Stadt hat es gewußt, welch ein ſchändliches Gewerbe die Nardini treibt, ſelbſt bis auf den Thürſteher des Hauſes herab — und mich, Dein Käthchen, Deine Schweſter, haſt Du, Du ſelbſt, Felix, in dieſe Wohnung der Sünde und des Laſters eingeführt! Das vergebe Dir Gott — und auch ich will ſuchen Dir zu vergeben, in dem Augenblick, da ich ſterbe — aber eher nicht, Felix, eher nicht!!

Nachdem die Nardini mir ihren ſchändlichen Plan enthüllt, bin ich heraufgeſtürzt zu Dir, ich wollte Dich bitten, daß Du mich tödteteſt;

ich habe Dich nicht zu Hauſe getroffen. Ich bin zum Palaſt der Gräfin gerannt, ob ich Dich vielleicht fände: da iſt mir ihr Kammermädchen begegnet und hat mir geſagt, daß ſie Dich auch ſchon zweimal vergeblich geſucht hätte, ihre junge Herrſchaft wäre gar zu verliebt in Dich, ſie könne nicht mehr leben ohne Dich, und wolle Dich heirathen, es möge werden wie es wolle....

Ich bin zur Geheimräthin gerannt — ſie lag krank und war nicht zu ſprechen; ich bin zu meinem Vater gerannt — er raſt und ſchlägt in hellem Wahnſinn Kiſten und Kaſten entzwei; er behauptet, ich wäre gar ſeine Tochter nicht und ſolle ihm nie wieder vor Augen kommen. Oben auf das Dachkämmerchen habe ich mich geflüchtet, dieſe Zeilen an Dich zu ſchreiben, ich weiß noch nicht, wie ſie in Deine Hände kommen ſollen: aber haben mußt Du ſie — denn nun renne ich, wohin der Weg mir allein noch offen bleibt — in den Tod ....

Gott ſchütze Dich! Gott ſegne Dich, Felix! Ach wie mir das Herz weh thut! Der Tod iſt ſo ſchrecklich und ich bin noch ſo jung und hätte noch ſo gern gelebt!! Aber nein, nein, es geht nicht, ſeit Du mir das gethan haſt, Felix, iſt meines Bleibens nicht mehr auf der Erde; vom Vater verſtoßen, verrathen und verkauft von Dir, wohin ſollt' ich?! Ich muß ja fort, fort, Felix — ach armes Käthchen! armer Felix!!

Vierzehntes Kapitel.

Der Gefangene.

Und wo hat ſie Dir dieſen Brief gegeben? fragte Felix den Droſchkenkutſcher, da er endlich wieder zum Bewußtſein kam.

Ich begegnete ihr draußen vor dem Thore, rechter Hand, wo der Weg nach dem Fluſſe geht; ich hatte eben ein Paar Herren zum Baden hinausgefahren und ließ meine Liſe ſo ſachtchen zurückſchlendern. Denn meine Liſe, wiſſen Sie, Herr Felix —

Und wenn Deine Liſe jetzt den letzten Athem aushaucht, ſchrie Felix, ſo mußt Du mich Augenblicks in vollem Galopp zu der Stelle am

Fluſſe fahren, wo Du die Unglückliche verlaſſen haſt!

Seine Liſe lag Peter Müller ſehr am Herzen: aber ein Menſch in Noth ging ihm doch noch näher.

Er peitſchte das Pferd, daß es dahinrannte wie wild, in weniger als einer Viertelſtunde waren ſie am Ufer. Keine Spur weit und breit! Nur ein roſafarbenes Bändchen fand Felix auf der Wieſe, das dünkte ihn, als hätte er es vor Kurzem noch an Käthchen geſehen. Aber wie unſicher war dies Kennzeichen, und wie leicht konnte er ſich täuſchen. Bis in die ſinkende Nacht hinein ſuchte, ging, ſchrie er, bei allen Leuten, die ihm begegneten, fragte er nach — umſonſt!

Es war ſchon ganz finſterer Abend, als er in die Stadt zurückfuhr vor die elende Hütte des alten Meinhart. Die Thür war verſchloſſen, kein Licht im ganzen Hauſe; er ſchrie, pochte, lärmte, bis zuletzt ein altes Weib in der Nachbarſchaft aus dem Fenſter guckte —

Wo der alte Meinhart iſt? der alte Spitzbube? Der hat ja falſches Geld gemacht, glaube ich, oder ſo dergleichen; den haben ſie abgeſchleppt heut Abend, mit Sang und Klang, und wer ihm noch lange nachfragt, der mag ſich nur in Acht nehmen, daß es ihn nicht ebenſo geht....

Endlich nach Mitternacht, nachdem er noch zu Fuß die halbe Stadt durchſchweift und mehr als einmal ſchon im Begriff geſtanden hatte, ſeinem unſeligen Leben ein Ende zu machen, langte er vor ſeiner Wohnung an. Die Hausthür war weit geöffnet, Licht und Leben auf allen Gängen und Treppen.

Ohne darauf zu achten, wankte er die Treppen in die Höhe; vor ſeinem Zimmerchen angelangt, hört er die Wirthin laut aufkreiſchen — er ſieht in die Höhe, fühlt ſich von zwei fremden Männern barſch angepackt —

Ah ſo? kommt der Vogel endlich zu Neſt? — höhnte der Eine, während der Andere mit grobem Gelächter hinzuſetzte: Was ſolche Kerle doch bei all ihrer Klugheit auch wieder dumm ſind! ſtiftet da Verſchwörungen an und macht falſche Wechſel und kommt nachher ganz fidel nach Hauſe, als wäre nichts geſchehen!

Funfzehntes Kapitel.

Im Kerker.

Als nach entſetzlich qualvollen Stunden die Sonne über Felix aufging, ſchien ſie über einen gefangnen Mann. Nur mühſam konnte ihr goldner Strahl durch das vergitterte Fenſter dringen, zu welchem Felix von ſeinem Strohlager aus in dumpfer Verzweiflung emporſtarrte.

Das Klirren der Riegel weckte ihn aus ſeiner jammervollen Verſunkenheit; die Thür ging auf, und vom Kerkermeiſter begleitet, trat Hermann ein —

Hermann!!

So wie Felix den Freund erblickte, ſchoß es ihm wie eine Ahnung durch das Herz, daß er von ihr kommen müſſe, von ihr, die er nicht mehr unter den Lebenden dachte! Das bleiche, kummervolle Antlitz des Freundes ſchien ſeine traurige Ahnung zu beſtätigen.

Du kommſt von ihr, rief er, ſie iſt todt!?

Ich komme von ihr, entgegnete Hermann ernſt, ſie iſt nicht todt, ſie lebt. Aber, o Felix, was haſt Du an ihr gethan! Ihr wäre ja beſſer, ſie lebte nicht, und ich ſelbſt weiß nicht, ob ich den Zufall ſegnen oder beklagen ſoll, der mich und Luiſen zu ihrer Rettung herbeikommen ließ, gerade in dem Augenblick, da die Unglückliche im Begriff ſtand, ſich in den Strom zu ſtürzen....

Luiſe, ſetzte der Freund hinzu, iſt ſeit geſtern meine Braut, ich habe von einem Bruder meiner verſtorbenen Mutter ein kleines Capital geerbt, welches hinreicht, unſern Haushalt zu begründen — ach, ſo ſehr ich Luiſen liebe und ſo glücklich der Gedanke an die Vereinigung mit ihr mich macht, ſo gäbe ich ja doch Alles gern hin und wollte auf Alles verzichten, wenn ich nur Dich, Armer, Elender, und Deine Ehre, Deine Tugend damit wieder herſtellen könnte!

Sie lebt! ſie lebt!! ſtammelte Felix, o nun wird ja auch Alles wieder gut!

Was ſoll, was kann noch wieder gut werden, Unglücklicher, rief Hermann, nachdem Du ſo an der Geliebten, an Deinen Freunden, an Dir ſelbſt gehandelt? O Felix, mit Dir iſt ein Stern verſunken, auf den hatte ich ſo ſchöne Hoffnungen geſetzt — wie ſoll ich je wieder an Talent und Geiſt und Tugend glauben, nachdem Du uns ſo getäuſcht?!

Wie denn? ich Euch getäuſcht? bin ich verrückt? iſt Alles dies nur ein wüſter Traum? was habe ich denn gethan, um Gottes willen, daß Du mich ſo verabſcheueſt? Dieſer Kerker, dieſe Riegel, was bedeuten ſie? Ein armes, unerfahrenes, hilfloſes Mädchen wie Käthchen mochte ſich von dem wahnwitzigen Märchen der Nardini täuſchen laſſen: aber Du, ein Mann, mein Freund, wie könnteſt Du ihm Glauben ſchenken?! Oder wenn es dies nicht iſt, wohlan, ſprich, rede, ich beſchwöre Dich, was iſt es dann, was mich hieher gebracht? und welcher andern, aber nicht minder fabelhaften Verbrechen zeiht man mich?!

— Das ſollen Sie ſogleich erfahren, ſagte die Stimme eines Dritten, der inzwiſchen unbemerkt zu der Gruppe herangetreten war, ſobald nur erſt Herr Hermann die Güte gehabt haben wird, uns allein zu laſſen ....

Es war Florentin.

Bei ſeinem Anblick fuhr Felix in die Höhe, wie von einer giftigen Schlange gebiſſen; eine furchtbare Ahnung dämmerte ihm, das ganze nichtswürdige Spiel, dem er ſich ſo lange ſo arglos preisgegeben, ſtand mit Einem Schlage deutlich vor ſeiner Seele. Elender! rief er, ich erkenne Dich! von Dir geht dieſe ganze abſcheuliche Intrigue aus —!

Erkennen Sie mich? höhnte Florentin, der jetzt mit ihm allein war: das iſt mir lieb, in der That, auch iſt unſere Bekanntſchaft alt genug dazu — erkennen Sie mich wirklich, Sie lieber kleiner Otto Meiſter? erkennen Sie Ihr Teufelchen?! das fidele kleine Teufelchen, das Sie für ſeine harmloſen Witze ſo gern nasſtübern wollten?! Nasſtübern Sie nun doch, Sie Vortrefflichſter aller Poeten, Sie großes ſtaatsmänniſches Genie, nasſtübern Sie doch ...!

Ich bin von jeher, fuhr er fort, da Felix ihn in ſprachloſem Entſetzen anſtarrte, Ihr ſehr zärtlicher Freund geweſen, entſinnen Sie ſich noch? Es waren allemal meine Lieblinge, dieſe zarten gleisneriſchen Seelchen, die ſich ſo Großes wiſſen auf ihre Reinheit und ihren idealen Schwung und mit ſtolzer Beſcheidenheit ſo vornehm herabſehen auf uns andere arme Menſchenkinder; zuckrige Jungen aus Milch und Blut, die ſich einbilden, Alles müſſe ihnen gelingen, was ſie beginnen, und dieſe elende Welt, dieſe Welt aus Blut und Koth und Aſche, müßte zu lauter Wohlgeruch und Himmelsmanna werden, ſobald ſie ſich herablaſſen, ihre göttlichen Händchen daran zu legen — ei ja doch, Poet, ich denke, Dir iſt Dein Idealismus eingetränkt, gründlich eingetränkt und die Welt wird einige Zeit Ruhe haben vor Deinen Beglückungsverſuchen! Aber den deutlichſten Beweis meiner Freundſchaft geb' ich Ihnen doch jetzt durch dieſen Beſuch: — vor einer halben Stunde erſt bin ich mit Gräfin Victoria getraut worden, und ſchon jetzt reiß' ich mich von der Seite des angebeteten jungen Weibes, um Ihnen mein Beileid abzuſtatten, und Ihnen zugleich einige Grüße zu überbringen von unſerm alten Freunde, dem Amſchel Levi — Närriſcher Kerl, der Amſchel Levi! nennt das einen falſchen Wechſel und ſchlägt

Lärm vor Gericht, wenn Jemand, der eigentlich Otto-Meiſter heißt, ihm einen Wechſel ausſtellt auf den Namen Felix Bergholt . . . .!

Den übrigen Inhalt der Unterredung übergehen wir; es iſt, nach dem Vorhergehenden, nicht mehr nöthig, das Gewebe von Lüge und Wahrheit auszumalen, das Florentin vor dem Unglücklichen entrollte, und deſſen Zweck dahin ging, ihn zu ſofortiger heimlicher Flucht zu bewegen.

Wir haben Mitleid, ſagte er, mein Vetter ſowohl als ich, mit Ihren Verbrechen, die noch weit mehr — Dummheiten geweſen ſind als Verbrechen. Unterſchreiben Sie dieſen Revers, durch den Sie ſich verpflichten, niemals wieder nach Deutſchland zurückzukommen, noch je etwas über den ganzen Vorfall zu verlauten, ſo bin ich bevollmächtigt, Sie heimlich aus dieſem Kerker zu führen und Ihnen eine Summe einzuhändigen, welche hinreichen wird, Sie über den

Ocean zu ſchaffen; Sie müſſen ja doch hinlänglich eingeſehen haben, daß Sie für die hieſigen Verhältniſſe nicht paſſen, vielleicht iſt die neue Welt Ihrem idealen Treiben günſtiger....

Diesmal indeß war Florentin's Beredtſamkeit lange nicht mächtig genug; im Bewußtſein ſeiner Unſchuld ließ Felix alle Vorſchläge und Drohungen von ſich abprallen.

Und daran that er Recht, wie ſogleich das folgende Kapitel beweiſen wird.

Sechzehntes Kapitel.

Hausſuchungen.

In ihrer Verzweiflung über dieſes jammervolle Ende eines Miethsherrn, den ſie jederzeit ſo wahrhaft mütterlich geliebt, hatte die Regiſtratorswittwe ſich früh am Morgen ein Herz gefaßt und war zum Herrn Geheimrath Haberland gelaufen, ihm ihre Noth zu klagen.

Sie hatte ihn jedoch nicht mehr zu Hauſe getroffen, da er ſchon vor einer halben Stunde zu Käthchen gerufen worden war, die einſtweilen im Wachtelhuber'ſchen Hauſe eine Zuflucht gefunden hatte. — Die verſtändige Ruhe des würdigen Mannes verleugnete ſich auch in dieſer beängſtigenden Kataſtrophe nicht; er ließ ſich von

Allem möglichſt genau unterrichten, ſuchte Käthchen zu tröſten, ſo gut es gehen wollte, und eilte dann in ihre Wohnung, um daſelbſt nach den Rechten zu ſehen.

Zu gleichem Zweck begab er ſich kurz darauf auch in Felix' Wohnung. An beiden Orten fand er die Beamten des Gerichts beſchäftigt, die geringfügigen Habſeligkeiten zu unterſuchen, und namentlich alle Briefſchaften, Papiere und Documente zu durchſtöbern. Dem hochgeſtellten Beamten, Rath zweiter Klaſſe, Director im Miniſterium, konnte die augenblickliche Einſicht in dieſelben natürlich nicht verweigert werden.

Und da fand er denn ſehr ſeltſame, ſehr unerwartete Dinge. Zuerſt unter den Büchern des alten Meinhart, tief zu unterſt verpackt, ein Papier, aus welchem auf unwiderlegbare Weiſe, durch Taufſchein und andere rechtsgiltige Documente hervorging, daß das vermeintliche Käthchen Meinhart in Wahrheit die Tochter des Baron von Blotz, Florentin's Vater, und der jetzigen — Frau Geheimräthin Haberland. Als junges unerfahrenes Mädchen hatte die Geheimräthin den noch immer intereſſanten Abenteurer in einem ſüddeutſchen Bade kennen gelernt und war von ihm zu einer heimlichen Ehe beredet worden. Aber die Ehe wurde höchſt unglücklich. Der Baron, durch falſche Gerüchte, wie ſie in Badeorten ſo häufig ſind, getäuſcht, hatte in der Meinung geſtanden, eine ſehr reiche Partie zu machen; durch eine raffinirt grauſame Behandlung ließ er die Unglückliche ſeinen Irrthum und — ihren eigenen Leichtſinn entgelten. Nach wenigen Jahren ſah ſie ſich auf das Schnödeſte von ihm verlaſſen; ſogar ihr kaum zweijähriges Kind hatte er, vermuthlich um ſie deſto tiefer zu kränken, mit ſich genommen. Unter vielfach verändertem Namen umherziehend, war er mit dem Kinde endlich in die Gegend von Dresden gekommen, wo er, von einer plötzlichen Abzehrung befallen, elend endete. Auch das arme Kind, ohne Vater, ohne Mutter, wäre verloren geweſen, hätte nicht ein früherer, eben ſo zartſinniger als großmüthiger Verehrer ihrer Mutter ſich der unglücklichen Waiſe angenommen. Das war eben Meinhart, der ſie als Hauslehrer in einer adeligen Familie kennen gelernt und eine ſchwärmeriſche Neigung für ſie gefaßt hatte. Mit Geringſchätzung zurückgewieſen, hatte er wenigſtens das Kind, von deſſen Exiſtenz er durch einen Zufall unterrichtet worden, erhalten und retten wollen; die verloren geglaubte Tochter ſeiner früheren Geliebten war von ihm als ſein Kind erzogen worden.

Ah, ſagte der Geheimrath kopfſchüttelnd, nachdem er dieſe Documente durchgeleſen: daß ſie ſchon einmal verheirathet geweſen, das habe ich freilich gewußt. Aber daß ſie auch ein Töchterchen gehabt hat, ein liebes kleines Töchterchen, das hätte ſie mir doch ſagen ſollen — ich habe mich ſo nach einem Kinde geſehnt, und das Käthchen iſt ſolch ein gutes, frommes Kind....

Faſt noch ſeltſamer war die Entdeckung, die ihm in Felix' Wohnung bevorſtand. Das Erſte, was ihm hier in die Hände fiel, war ein Exemplar des — Eſel im Dunkeln; das Zweite einige alte Briefe und Papiere, aus denen ſich ergab, was wir längſt wiſſen, nämlich daß Felix Bergholb eigentlich Otto Meiſter hieß....

Mit feuchtem Auge und dankbar gen Himmel gerichteten Blicken gab er beide Documente in die Hände der Beamten zurück. Wohl hatte er Grund zu ſchmerzlich frohen Thränen: Otto Meiſter war ſein Neffe, der einzige Sohn ſeines unglücklichen Stiefbruders, mit dem er ſich um eben dieſes Eſels im Dunkeln willen auf den Tod entzweit, — ein Zwiſt, den er ſchon ſo oft bereut hatte, und den das Schickſal nun faſt am Ende ſeines Lebens ihm noch verſtattete wieder gut zu machen!

Meiſter — Meiſter — Otto Meiſter? murmelte der kleine buckelige Actuarius, der die Papiere ebenfalls neugierig durchſchnüffelte: liegt nicht ſchon ſeit fünf Jahren ein kleines Erbtheil, ſo ein hunderter ſechzehn, glaub' ich, für einen Otto Meiſter bei uns im Depoſitum, nachgelaſſen von einem weiland Schullehrer Meiſter aus Thüringen, der vor einer Reihe von Jahren in Amerika verſtorben und dies Geld ſeinem Sohne teſtamentariſch vermacht hat?

Der buckelige Actuarius hatte ganz Recht, es war wirklich das Erbtheil von Felix' Vater, das in Folge des Namenstauſches ſo lange vergeblich auf ſeinen Erbnehmer gewartet hatte. Aber bei der Fülle von Glück und Segen, die nun auf die eben noch ſo Unglücklichen herniederſtrömte, was wollten die „hunderter ſechzehn" noch ſagen?

Siebzehntes Kapitel.

Schluß.

Es hieße, nachdem wir ſo lange die Geduld des Leſers gemisbraucht haben, zu guter Letzt auch noch ſeinen Scharfſinn beleidigen, wollten wir ihm noch des Breitern auseinanderſetzen, wie dieſe Geſchichte nunmehr zu Ende geht. Nicht einmal von dem Geſpräch unter vier Augen brauchen wir ihm zu ſagen, das der Geheimrath noch an demſelben Abend mit dem Miniſter hatte und in dem er an Heftigkeit faſt das geſtrige Auftreten ſeines Neffen erreichte. Zwei Stunden ſpäter war Felix freigegeben, der Amſchel Levi'ſche Wechſel vom Geheimrath bezahlt — Florentin aber, mit einem Paß nach Rußland verſehen, fuhr zu dem entgegengeſetzten Thor hinaus, durch welches zwölf Stunden früher ſeine Gemahlin die Stadt verlaſſen hatte; ſeine Schweſter, von deren Exiſtenz er auf ſo unvermuthete Weiſe erſt jetzt die erſte Nachricht bekommen, hatte er zu ſehen abgelehnt.

Ein zweites Geſpräch unter vier Augen hatte der Geheimrath mit ſeiner Gemahlin. Auch von ihm genügt es nur das Reſultat mitzutheilen: nämlich daß die Geheimräthin fortan Jeden, der es nur hören mochte, verſicherte, ihr Mann wäre, trotz manchen kleinen Wunderlichkeiten in Worten und Geberden, dennoch der großherzigſte, edelſte und bravſte Mann, den die Erde jemals getragen, und ihre Ehe die beſte, die ſie ſich auf dieſer unvollkommenen Welt nur denken könne.

Wenige Wochen darauf nahm der Geheimrath ſeinen Abſchied, die Novemberkataſtrophe fand ihn bereits nicht mehr im Amt, und hatte er daher auch nicht nöthig, zu Filibert's Entlaſſung vom Miniſterium, die um dieſe Zeit erfolgte, zu klagen oder zu jubeln — von welchem Letztern man übrigens mehr hörte als von dem Erſteren. Er iſt an den Rhein zurückgekehrt, wo er ehedem als Profeſſor lebte. Auf dem reizenden Gütchen, das er hier bewohnt, leben Felix und Käthchen als glückliches Ehepaar. Die Geheimräthin ſchaukelt bereits ein Enkelkind auf dem Schooße und fängt an, an das Glück der Menſchen zu glauben. Die alte Großmutter in Thüringen iſt geſtorben, eben ſo Käthchen's Pflegevater; für Beide war der Tod eine Wohlfahrt. Madame Nardini hat ihre vollſtändige Penſion wieder erhalten, dieſelbe ſcheint ſogar erhöht zu ſein; wenigſtens iſt Madame Nardini aus dem dritten Stock allmälig in den erſten heruntergezogen und auch ihre Singeſchule ſteht in wachſender Blüthe, zur großen Genugthuung des Herrn

Jakob Holznagel, der „ſein Haus“ noch immer für das reſpectabelſte der Welt hält und auch in allen andern Stücken noch ganz derſelbe iſt, ausgenommen ſeine Abneigung gegen die Ruſſen, die er entweder wirklich nicht mehr empfindet oder doch nicht mehr zu äußern wagt. Das Regierungsblatt, das ſchon Graf Filibert projectirte, iſt unter ſeinem Nachfolger glücklich zu Stande gekommen; Verleger und Redacteur in Einer Perſon iſt Herr Trillerfuß oder wie er ſich jetzt, vielleicht durch Felix' Misgeſchick gewarnt, wieder nennt: Windelweicher. Herr Windelweicher iſt eine ſehr einflußreiche und ſehr geachtete Perſon geworden; man ſieht ihn täglich im Vorzimmer des Miniſters, wo er nie lange zu antichambriren braucht. Unter ſeinen genauern Freunden, deren er unter dieſen Umſtänden natürlich ſehr viele zählt, geht das Gerücht, daß er ſich nächſtens mit Madame Nardini verehelichen wird.

Felix ſelbſt iſt von ſeinen politiſchen Irrfahrten mit erneuerter Innigkeit zur Poeſie zurückgekehrt; er hat einſehen gelernt, daß es verſchiedene Wege gibt, ſeinem Volk und ſeiner Zeit zu dienen und daß nicht Jeder, dem der Gedanke der Freiheit die Bruſt höher ſchwellt, darum auch ſchon zum praktiſchen Staatsmann berufen iſt. Aber dieſem Gedanken der Freiheit ſelbſt iſt er unverbrüchlich treu geblieben, im Leben ſowohl wie in ſeinen Poeſien, mit denen er ſich mehr und mehr dem Leben ſelbſt anzuſchließen ſtrebt. Als wir zuletzt von ihm vernahmen, ſtand er im Begriff einige Schriften herauszugeben, die ſeinem Namen neuen Glanz verleihen werden, und in denen ſogar ſein Oheim und Schwiegerpapa, der Geheimrath, etwas „von dem göttlichen Thau der kaſtaliſchen Quelle“ zu ſpüren verſichert. Doch hat er nebenher auch ſeine wiſſenſchaftlichen Studien wieder aufgenommen, und geht damit um, ſich an der nahgelegenen rheiniſchen Hochſchule als akademiſcher Lehrer niederzulaſſen: ein Lebensberuf, in welchem Hermann, als Luiſens glücklicher Gatte, ihm bereits vorangegangen, während Herr Anton Wachtelhuber ſich als Weinmäkler ebenfalls am Rhein niedergelaſſen und ſich in kurzer Zeit durch ſeine feine Zunge und ſeinen unvergleichlichen „Weinverſtand“ zwar nicht viel Geld und Gut, aber doch eine höchſt achtbare Reputation erworben hat. — Von Victoria hört man ſeit Langem nichts mehr. Florentin, der ſich mit dem halben Heirathsgut nicht begnügt, ſondern gern das Ganze in ſeine Hände bekommen möchte, iſt darüber mit Filibert in Zwiſt gerathen, der wiederum auf ſeinen Gütern lebt und die Hoffnung, noch einmal wieder der Mann der Zukunft zu werden, noch keineswegs aufgegeben hat. Da Florentin indeß binnen Kurzem als ruſſiſcher Diplomat nach Deutſchland zurückkehren wird, ſo wird dies den beiden Vettern und Schwägern hoffentlich Gelegenheit geben, ſich zu verſtändigen. — Der Club der Wahrhaften endlich iſt ſo verſchollen, daß man nicht einmal mehr ſeinen Namen nennen hört; auch findet ſich Niemand mehr in der ganzen Stadt, der ihm jemals angehört haben will....

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Felix.

Roman

von

Robert Prutz.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

Die

Schwägerin.

Von

Robert Prutz.

Die

Schwägerin.

Novelle

von

Robert Prutz.

Deſſau.
Verlag von Moritz Katz.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Schwägerin.

I.

Es war in den erſten Nachmittagsſtunden eines heißen Junitages. Die Sonne, von wolkenloſem Himmel, brannte mit unwiderſtehlicher Gewalt; wenn man, mit blinzelndem Auge, über die langgeſtreckten grünenden Felder dahinblickte, war es Einem, als ob man die Hitze ordentlich ſehen könnte, ſo gleichſam hing ſie in der Luft.

Selbſt in dem kleinen, ſchattigen Garten des Rentſchreibers, der, mit ſeinen friſchen Raſenplätzen und den knoſpenden Roſenbüſchen in der Mitte, ſonſt einen ſo erquicklichen Aufenthalt bot, gab es in dieſem Augenblick nur noch einen kühlen Fleck: das war die Hollunderlaube in der Ecke des Gartens, ſchräg über dem Hauſe. So eng war die bewachſen und ſo dicht hingen die duftigen Blüthenbüſchel hernieder, daß die Sonne ſich hier vergebens einen Eingang ſuchte. Auch der Röhrbrunnen, welcher dicht daneben aus der Umfaſſungsmauer des Gartens hervorrieſelte, verbreitete duftige Kühle; ſchon ſein bloßes Plätſchern zu hören, war ein Labſal gegen die Hitze dieſes Tages. — So hatte der Rentſchreiber ſelbſt mit eigner Hand das Plätzchen geordnet und eingerichtet; es war ſeine Lieblingsſtelle und auch jetzt wieder hatte er ſich zu kurzer Mittagsruhe dorthin zurückgezogen.

Schon zweimal hatte die Frau des Rentſchreibers den Weg von dem kleinen, niedrigen, aber in friſchem Anſtrich luſtig glitzernden Hauſe zur Laube zurückgelegt: ein kurzer Weg, gewiß — aber dennoch bei dieſer Hitze beſchwerlich zu wandeln. Einen breitrandigen Strohhut, mit bunten, leuchtenden Bändern, hatte ſie auf die langen blonden Locken gedrückt; die ganze ſchlanke, faſt zerbrechliche Geſtalt, im beſcheidenen weißen Hauskleid, wie ſie, leicht vorn übergeneigt, mit kaum merkbaren Schritten, über den Raſen dahinglitt, ſchien wie eine Blume des Gartens, die ihr Haupt ermüdet vor der Sonne ſenkte.

Aber beide Male hatte ſie ihren Mann noch ſchlummernd gefunden; mit erhobenem Finger die beiden Knaben bedrohend, welche, unbekümmert um die Mittagshitze, auf dem offenen Söller des Hauſes ihr Spiel trieben, war ſie jedesmal leiſe wieder umgekehrt.

Jetzt kam ſie zum dritten Male. Denn die Sache hatte wirklich Eile: der Briefbote, der alle acht Tage nur einmal das abgelegene Dorf beſuchte, war ſoeben dageweſen und hatte mit dem gewohnten Zeitungspaket auch einige Briefe überbracht, die ſchon durch die Aufſchrift als eilig bezeichnet waren.

Der Rentſchreiber, ſei es um die Hitze abzuwehren, ſei es um ſich gegen die Bienen und Käferchen zu ſchützen, die, vom duftigen Hollunder herbeigelockt, ſich unter dem Laubdach tummelten, hatte ſich, wie man es zum Mittagsſchlummer wohl zu thun pflegt, ein weißes Tuch über das Antlitz gebreitet. Seine Frau ſtänd dicht vor ihm. Das Papier in ihrer Hand, der Sand unter ihrem Füßchen kniſterte, mit leiſer Stimme rief ſie den Namen ihres Mannes. Aber ſo feſt war ſein Schlaf, daß er dennoch nicht erwachte; nicht einmal ſeine Athemzüge hörte ſie gehen.

Die dumpfe Stille ringsumher, das dämmernde Zwielicht der Laube, vielleicht auch der betäubende Duft der Blüthe, Alles zuſammengenommen, verſetzte die junge Frau, wie ſie wartend, lauſchend vor dem ſchlummernden

Manne ſtand, auf einmal in eine wunderlich erregte Stimmung, dergleichen wohl auch andere Frauen zuweilen, und ſelbſt noch aus geringfügigeren Urſachen, befällt. Das weiße Tuch auf dem Antlitz ihres Mannes, rief ihr, in ſeltſamer Ideenverbindung, das Bild ihres verſtorbenen Vaters vor die Seele, den ſie als Leiche, mit eben ſolchem Tuche zugedeckt, geſehen hatte; der Gedanke: und wenn dein Mann nun todt wäre! packte ſie auf einmal ſo heftig, daß ſie erzitterte, und, mit geſchloſſenen Augen, ſich gegen die Laube lehnen mußte.

Aber in demſelben Augenblick fühlte ſie ſich auch bereits von den Armen ihres Mannes umfangen, und fühlte ſeinen Kuß auf ihrer Lippe.

Böſer Mann! ſagte ſie ſchwer aufathmend....

Aber weiter wagte ſie nichts hinzuzuſetzen. Denn ſie wußte, daß ihrem Manne nichts unangenehmer war, als dieſe Reizbarkeit, von der ſie ſich eben wieder hatte beſchleichen laſſen, und aus der ihnen beiden ſchon manche Sorge erwachſen war.

Ich ſchlief nicht mehr, ſagte der Rentſchreiber: ich blinzelte durch das Tuch und ſah Dich recht wohl, wie Du den Gang dahergeſchritten kamſt. Aber was war Dir, daß Du auf einmal ſo zuſammenfuhrſt?

Das garſtige Tuch, ſagte die junge Frau, indem ſie mit zärtlicher Hand dem Mann über die Stirne fuhr: ich kann es nicht leiden, daß Einer mit verdecktem Antlitz ſchläft, es ſieht mir immer ſo aus — ſo — ach guter Mann, rief ſie, in Thränen ausbrechend, ich kann meinen Vater nicht vergeſſen, wie er in der ſchwarzen Lade ſtand, oben in unſerm Giebelſtübchen, und Du deckteſt ihm das weiße Tuch über die lieben, lieben, nun auf ewig geſchloßnen Augen! Verzeih, es iſt unrecht, ich weiß es: aber wie ich Dich ſah unter dem garſtigen weißen Tuch, dachte ich, wie es nur ſein müßte, wenn Du einmal geſtorben wärſt — und ich fühlte, theurer Mann, daß ich da auch nicht mehr leben könnte!

Sterben, ſagte der Rentſchreiber, mit klarem Lächeln, indem er aufwärts zu den Knaben deutete, die eben mit hellem Gelächter einem Federchen nachliefen, das vor ihnen dahingaukelte: hört ſich das an wie Sterben? Nein, meine Amalie: leben wollen wir, erſt recht leben jetzt, und uns des Lebens und unſerer Zukunft freuen! Siehſt Du, mein Schatz, fuhr er fort, indem er die zarte Geſtalt neben ſich auf die Gartenbank zog: als ich da vorhin aus dieſem Hauſe trat, das ich uns als Zuflucht vor dem Unglück gegründet, ein Wetterdach gleichſam, die beſſern Tage abzuwarten, die uns doch nicht lange mehr ausbleiben können; als ich durch dieſen Garten wandelte, aus dem jede Blume und jeder Strauch mir zuzurufen ſchien: du haſt uns gepflanzt, wir ſind dein; als ich in dieſe

Laube trat, zu der ich den erſten Spatenſtich einſt mit ſchwerem, finſterm Herzen gethan, und die mich nun ſo freundlich, ſo dankbar umblüht; als ich mit einem Blick dieſes ganze kleine Eigenthum umſchloß, welches, wie klein immer, mir dennoch unſchätzbar iſt als Unterpfand des größeren, prächtigeren, das uns erwartet und in das ich Dich einführen will als meine Königin — ſiehſt Du, mein theures Weib, da überkam mich eine ſolche Selbſtgewißheit, ſolch ein fröhlicher Muth in die Zukunft erfaßte mich, daß mich nun auch nichts mehr, nichts erſchüttern ſoll in meinen Hoffnungen! Laß die Philoſophen reden, was ſie wollen, Amalie: nur was der Menſch hat, das iſt er auch. — Wir haben trübe Zeiten durchgemacht, meine Amalie, ſehr trübe. . . .

Und die Dich getroffen haben um meinetwillen, ſagte die junge Frau.

Zum Theil auch um Deinetwillen, erwiederte der Mann, es iſt wahr: aber wem verdanke ich dafür auch die Kraft, meinem feindlichen Schickſal zu widerſtehen? wer hat meinem unſteten Geiſt die Sammlung, meiner zerſplitternden Kraft die Ausdauer gegeben? Das verdanke ich Dir, meine Theure, und Deiner Liebe — eine beſſere Mitgift, bei Gott, als wenn Du mir die Schätze meines Vaters verdoppelt zugebracht hätteſt!

Aber was hat es Dich gekoſtet bei alledem, wandte die junge Frau ein. Meinſt Du, daß ich nicht recht gut fühle, wie ſchwer es Dir wird, in dieſer Lage auszuharren? und welche Erniedrigung es iſt für einen Geiſt, gleich Deinem, durch dieſen täglichen Knechtsdienſt auf der Schreibſtube die Nothdurft des Lebens für Dich und die Deinen zu erringen? O gewiß, ſagte ſie, und ihre Wange röthete, ihre Stimme erhob ſich, als ob ihr Jemand widerſprochen hätte und ſie müßte eilen dieſen Widerſpruch zu beſeitigen: wenn es mir auch Niemand an=

merkt und wenn Du ſelbſt es auch nie erfuhrſt, ſo fühle ich das doch ſehr wohl! fühle doch ſehr wohl, daß Dein Leben ein fortdauerndes Opfer iſt, das Du mir bringſt, fühle, daß ich des Opfers nicht werth bin, mit aller meiner Liebe nicht, und daß, über kurz oder lang, die Stunde kommen muß, welche Dich enttäuſcht! O Mann, Mann! rief ſie, und ſank mit leidenſchaftlicher Bewegung in die Knie vor ihm: nur das Eine verſprich mir — ſag mir, wenn Du mich nicht mehr liebſt! ſag mir, wenn Dein Herz ſich endlich abwendet von mir, und Dein Auge, jetzt noch von Liebe, ja vielleicht nur noch von Mitleid verblendet, ſehend wird gegen meine Fehler! Oder nein, nein, fuhr ſie in immer größerer Erregung fort, Du ſollſt es mir gar nicht erſt ſagen — ich ſelbſt will es Dir anmerken, ein Wink, ein Blick Deines Auges wird genügend ſein, mich über mein Schickſal zu unterrichten! Ich werde dann gehen — ſei unbeſorgt: ganz ſtill, ganz leis, ſo weit meine Füße mich tragen, kein Menſch ſoll wiſſen, wo ich geblieben bin, Niemand einen Laut der Klage von mir vernehmen....

Welch thörichtes Geſpräch! ſagte der Rentſchreiber, indem er aufſtand und die umklammernden Arme leiſe von ſich löſte: Du weißt, Liebe, daß dergleichen nicht nach meinem Geſchmacke iſt. Es gibt Dinge, die ſchlimm genug ſind, wenn ſie einmal eintreten, und deren Bild man ſich daher hüten ſoll, vorzeitig heraufzubeſchwören. Sterben und aufhören zu lieben, was ja auch nur eine andere Art von Sterben iſt, gehören mit dazu. Auch ſchadeſt Du Deiner Geſundheit damit, und Dein grilliger Mann, weißt Du, kann ſo wenig die kränkelnden Leiber leiden, als die kränkelnden Herzen. Was habt Ihr Weiber anders zu thun, als wozu Gott Euch geſchaffen — zu lieben? Liebe Du denn Deinen Mann und Deine Knaben — und die Sorge für die Zukunft laß mir.

II.

Die Frau, nach Frauenart, hatte während dieſer kleinen Gardinenpredigt eine weit abſchweifende Gedankenreihe raſch durchlaufen.

Aber es iſt ja gar noch nicht einmal unſer Eigenthum, ſagte ſie, auf Haus und Garten deutend, Dein Bruder hat uns ja die Kapitalien vorgeſtreckt, und wenn er ſie einmal zurückfordern ſollte, wie dann? Ich glaube, Ihr habt nicht einmal wegen des Zinſes eine beſtimmte Abkunft getroffen?

Das war eine böſe Saite in dem Gemüth ihres Mannes, welche die Rentſchreiberin nicht hätte berühren ſollen.

Mir vorgeſtreckt? rief er, mit einer Leidenſchaftlichkeit, welche mit der ruhigen Klarheit, die er bis dahin beobachtet hatte, in bemerkenswerthem Widerſpruche ſtand: mir vorgeſtreckt? und zurückerſtatten?! Ah, gute Frau, wie oft habe ich Dich gebeten, nicht an Dinge zu rühren, welche Deinem Kreiſe fern liegen, und nach meinem Willen, ewig fern liegen ſollen! Läßt man ſich auch vorſtrecken, was Einem, nach göttlichem und menſchlichem Rechte, ſelbſt gehört? brauchen wir auch zu verzinſen und zurückzuerſtatten, was in Wahrheit vielmehr unſer gutes Eigenthum iſt? Mein Bruder iſt nur Verwalter, nicht Herr eines Vermögens, welches mir mit keinem kleinern Rechte gehört, als ihm das ſeine. Ich habe wahrhaftig keinen Grund den Lobredner meines Bruders zu machen: aber ich würde ihm Unrecht thun bei alledem, wollte ich behaupten, daß er ſelbſt das Verhältniß jemals im Ernſt anders betrachtet hat. Freilich iſt er ein grilliger Menſch mein Bruder; man muß nur immer ſeine Jahre in Anſchlag bringen und die lange üble Gewöhnung. Und auch das leugne ich nicht, daß es auch ſo noch ein verſchrobenes und unwürdiges Verhältniß iſt, das geordnet werden muß, ſobald wie möglich. Allein auch dies laß meine Sorge ſein — Ihr guten Weiberchen, ſetzte der Rentſchreiber begütigend, in halb ſpaßhaftem Tone hinzu, ſeid nie ungeſchickter, als wenn Ihr recht geſchickt und weiſe zu ſein vermeint. Sei doch nur thöricht, gute Amalie: mit Deiner Einfalt und Thorheit haſt Du mein Herz gefangen genommen, halt es feſt damit — und gib das Uebrige dem Himmel und Deinem Manne anheim.

Die Frau, ein wenig verlegen über die wiederholte Zurechtweiſung, welche ihr widerfuhr, wünſchte das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu lenken.

Und da ſchwatzen wir, ſagte ſie, und vergeſſen Zeitungen und Briefe, welche der Bote, während Du ſchlummerteſt, gebracht hat; es ſind eilige dabei und der Bote entſchuldigte ſich bereits, daß er ſie ſo lange liegen laſſen. Ach, fuhr ſie fort, indem ſie mit neckiſcher Geberde einen der großen Zeitungsbogen entfaltete, daß ihr kleines, blaſſes Geſichtchen, wie in einer Wolke, dahinter verſank: wenn ich noch denke, wie das war in der erſten Zeit unſerer Ehe, wenn der Briefbote kam! wie Du da brannteſt auf die Zeitungen, und welch ſtrenger Blick mir über das Blatt geflogen kam, wenn ich den gelehrten Herrn in ſeiner Lektüre zu unterbrechen wagte! Und jetzt ſitzeſt Du und plauderſt mit Deiner einfältigen kleinen Frau und es fällt Dir auch nicht einmal mehr ein, das garſtige Löſchpapier in die Hand zu nehmen. Ich ſehe es ein, Du haſt mich mit Recht geſcholten, guter Mann: nachdem mir dieſe Eroberung geglückt, wie kann ich nun an der Feſtigkeit meiner Herrſchaft überhaupt noch zweifeln?! —

Es gibt unter Eheleuten, ſelbſt den beſten, Zeiten und Stimmungen, wo Alles, auch das unſchuldigſte und beſtgemeinte Wort des Einen, verdrießlich auf den Andern wirkt. Ganz beſonders iſt dies der Fall, wo von einem früheren Verdruſſe her in dem halbverſöhnten, halb grollenden Herzen noch ein kleiner Reſt zurückgeblieben iſt, eine leiſe Säure gleichſam, die Alles, was mit ihr in Berührung kommt, raſch durchdringt.

In dieſer Stimmung jetzt befand ſich der Rentſchreiber. — Die Zeit, in welcher unſere Geſchichte ſpielt, fällt in jene erwartungsvolle, bei aller äußerlichen Ruhe innerlich dennoch ſo bewegte und unruhige Epoche, welche dem Ausbruche der letzten Revolution zuvorging. Das Herannahen derſelben war ſchon damals unverkennbar; es lag gleichſam in der Luft, und Jeder, wie wenig er ſich auch ſonſt auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten verſtand, fühlte dennoch inſtinktmäßig, daß ein gewaltiger Umſchwung ſich näherte. Es war damals, wo das deutſche Publikum aus der Lethargie erwachte, welche es ſo lange gefangen gehalten hatte; es war damals, wo unſere Zeitungen, trotz der Bevormundung, unter welcher ſie ſchmachteten, dennoch Anſtalt machten, der urſprünglichen Aufgabe der Preſſe einigermaßen nachzukommen, und wo demgemäß auch das Intereſſe des Publikums ſich ihnen in immer höherem Grade zuzuwenden anfing.

Aber wie ſeltſam nun! Der Rentſchreiber, in früheren Jahren, bevor ſein Schickſal ihn in dies abgelegene Dorf geworfen, hatte zu den eifrigſten, ja leidenſchaftlichſten Politikern gehört; mit unermüdlicher Geduld hatte er ſich, Tag für Tag, durch den Wuſt der damaligen deutſchen Zeitungspreſſe hindurchgearbeitet; es ſei ihm unmöglich, hatte man ihn damals oft verſichern hören, ſich nur zu Tiſche zu ſetzen, bevor er nicht die neueſten Zeitungen durchflogen.

Das war, wie geſagt, früher geweſen, wo im Grunde nichts paſſirte, und wo daher auch Georg (ſo nennen wir den Rentſchreiber) mit ſeiner politiſchen Theilnahme ziemlich vereinſamt ſtand. Jetzt dagegen, wo dieſes Intereſſe ſich mit Rieſenſchritten verbreitet hatte, ja wo es kaum mehr einen Bauer in der Schenke gab, der nicht Abends beim Biere mit dem erſten Griff nach dem Kruge, aber mit dem zweiten ganz gewiß nach der Zeitung faßte, jetzt, im Lauf der Jahre, hatte die Einſamkeit ſeines gegenwärtigen Aufenthaltes, die Einförmigkeit ſeiner Lebensweiſe, die ganze peinliche Enge ſeiner Verhältniſſe den Rentſchreiber unvermerkt ſo umſponnen und ſo heruntergebracht, daß er ſich um die öffentlichen Angelegenheiten nur noch ſehr oberflächlich bekümmerte und ſeine Frau allerdings ſchon keinen Grund mehr hatte ſich über den Eifer, mit welchem er ſeiner Zeitungslektüre oblag, zu beſchweren. Es war mehr noch verjährte Gewohnheit, als wirkliches Intereſſe, daß er ſich die Zeitungen nichtsdeſtoweniger noch immer ins Haus bringen ließ. Aber während er noch zu Anfang ſeines hieſigen Aufenthaltes oft ganz ernſtlich in Verzweiflung geweſen war über die klägliche Poſtverbindung, in welcher das Dörfchen ſtand, wennſchon kaum eine Tagereiſe von der Reſidenz entlegen, und über die unleidliche Langſamkeit, mit welcher die Blätter ihm zukamen: ſo blieben dieſelben jetzt oft Tagelang unberührt oder wurden, nach halber, flüchtiger Einſicht, beiſeite geworfen.

Die Rentſchreiberin, ſo ſehr ſie im Herzen auch das ſchöne Geld bedauerte, das nun ſo unnütz für dieſe kaum geleſenen Blätter verthan ward, beſonders da ſie wußte, wie ſchwer es ihrem Manne fiel, nur immer das Nöthigſte aufzubringen, hatte nichtsdeſtoweniger ihre ſtille Freude an dieſer Veränderung, ſie betrachtete, wie die Mehrzahl unſerer Frauen bis zum Jahre acht und vierzig, das Zeitungsleſen überhaupt als eine bloße üble Angewöhnung der Männer, die Zeit aber, welche ihr Mann darauf verwandte, als einen Raub, der an ihr begangen ward. Der Rentſchreiber wußte das; er wußte auch und machte ſich ſelbſt im Stillen Vorwürfe darüber, daß dieſe abnehmende Theilnahme an den öffentlichen Zuſtänden kein günſtiges Zeichen war für ſeine geiſtige Friſche und daß er, der ſich ſo gern damit ſchmeichelte, die Verhältniſſe zu beherrſchen, in dieſem Punkte wenigſtens auf dem beſten Wege war, ſich von ihnen beherrſchen zu laſſen . . .

Und endlich wußte er auch, daß ſeine Frau ſelbſt, indem ſie, nach ächter deutſcher Art, nur Sinn hatte für die kleine Welt ihres Hauſes und alles darüber Hinausliegende als ſtörend, ja wohl gar als ungeziemend ablehnte oder doch abzulehnen die Miene machte, ſelbſt nicht ohne Antheil an dieſer Veränderung daran war.

Allein um ſo weniger, in der Stimmung, in welcher der Rentſchreiber ſich in dieſem Augenblick befand, war er geneigt, ſich von ihr vorrücken zu laſſen, und wäre es auch nur im Scherz geweſen, was er ſich ſelbſt nur mit Beſchämung eingeſtand. Ohne daher ein Wort zu erwiedern, mit ziemlich trockner Miene, nahm er ſeiner Frau das Blatt aus der Hand, und vertiefte ſich alsbald in eine Lektüre, anhaltender und eifriger, als er dieſelbe ſeit Langem getrieben hatte.

III.

Die Frau Rentſchreiberin, die im Stillen wohl ſo ungefähr merkte, was mit ihrem Manne vorging, verhielt ſich eine Zeitlang ſtill, wie ein Mäuschen; ſie ſtrich die Falten am Kleid, geſtikulirte heimlich mit den Knaben, zählte endlich vor Langerweile die Scheiben am Wohnhaus .... Zuletzt indeß konnte ſie doch nicht länger zurückhalten: Die Briefe liebes Männchen, erinnerte ſie, ſie haben Eile!

Der Rentſchreiber machte eine abwehrende Bewegung und las ämſig weiter.

Die arme Frau litt große Qual. Sie war von Mutter Natur gerade mit ſo viel Neugier verſehen, als einer redlichen Frau zukommt, wenn ſchon die Eigenheiten ihres Mannes ihr nur ſelten geſtatteten, dieſer Neugier freies Spiel zu gönnen. Bei dem einförmigen Leben, welches die jungen Eheleute führten, und bei der abgelegenen Gegend, fern von der großen Straße, in der ſie wohnten, war ſchon jeder Brief an ſich, der in das Haus kam, ein Ereigniß.

Und nun dieſe, wie die Frau Rentſchreiberin mit raſchem Blick erlauſcht hatte, indem ſie dieſelben dem Boten abnahm, kamen aus der Hauptſtadt! der Stadt, wo jener Bruder ihres Mannes lebte, deſſen unſere Leſer bereits haben erwähnen hören, und dem, durch eine wunderliche Verkettung der Umſtände, ein ſo ungemeiner Einfluß auf das Schickſal dieſer beiden Leute zuſtand! Ja damit noch nicht genug: es befand ſich auch ein Brief darunter, deſſen Aufſchrift von fremder Hand geſchrieben war — und die Hand, das hatte die Rentſchreiberin mit dem erſten halben Blick geſehen, war eine weibliche . . .

Wer von unſern Leſern und ganz beſonders wer von unſern Leſerinnen wollte unter dieſen Umſtänden die Neugier der Rentſchreiberin nicht höchſt erklärlich, ſogar höchſt gerechtfertigt finden?

Der Mann las mit verzweifelter Aufmerkſamkeit. Es ging ihm im Stillen nicht viel anders als ſeiner Frau: er war ebenfalls viel neugieriger auf den Inhalt der Briefe als auf die Zeitungen, die zufälliger Weiſe gerade diesmal nur wenig Hervorſtechendes boten. Aber ſeiner männlichen Würde glaubte er es ſchuldig zu ſein, dieſe Neugier zu verbergen; auch war es zugleich eine kleine Rache, die er an ſeiner Frau nahm.

Endlich wollte die Zeitung doch auch gar nichts mehr hergeben; er benutzte einen Augenblick, da Amalie vor die Laube getreten war, raſch die Briefe zu eröffnen. . . .

Die Rentſchreiberin, die aus purer Langerweile mit großer Aemſigkeit das Erdreich um die jungen Roſenſtöcke auflockerte, hörte deutlich, wie das Siegel kniſterte und das Papier im Entfalten rauſchte. Aber jetzt wieder hielt ſie es ihrer Würde für entſprechend, nicht das geringſte Zeichen von Neugier, ja nur von Theilnahme zu erkennen zu geben; ſie putzte und ſäuberte an den Roſenſtöcken ruhig weiter und wühlte mit den zarten Fingerchen in dem fetten ſchwarzen Boden, als müßte es ſo ſein . . .

Ach, in dieſem Augenblick, zwiſchen Schmollen und Scherzen, war das Schickſal über dieſe beiden Herzen hereingebrochen!

Als Amalie nach einer kleinen Pauſe wieder in die Laube trat, hielt der Rentſchreiber die Briefe feſt in der krampfhaft geballten Fauſt, die Zeitung, zerknittert, lag unter ſeinem Fuß. — Zu den Eigenheiten des Rentſchreibers, deren unſere Leſer bereits einige kennen gelernt haben, gehörte ganz beſonders auch dies, daß er jede heftigere Gemüthsbewegung, und darum auch jedes Ereigniß, welches eine ſolche bei ihm hervorrief, zumal wenn es ein widerwärtiges und unerwünſchtes war, mit einer faſt ängſtlichen Sorgfalt vor ſeiner Umgebung verbarg, ſogar auch vor ſeiner Frau.

Es hing das mit den Ideen zuſammen, welche er ſich einerſeits von männlicher Selbſtſtändigkeit, andererſeits vom Beruf und Weſen der Frauen gemacht hatte. Die Frauen, pflegte er zu ſagen (und ſchon aus dem Geſpräch, das wir oben mitgetheilt, wird der Leſer dieſe Anſicht heraus erkannt haben), ſeien nur ein ſchönes Spielwerk, die Blüthe der Schöpfung allerdings, aber auch ewig nur ihre Blüthe; wie ſie beſtimmt ſeien, das Daſein des Mannes zu erheitern und zu verſchönern, ſo die Pflicht des Mannes ſei es, Alles von ihnen entfernt zu halten, was ihre Heiterkeit und Schönheit trüben könne; ja nicht einmal ahnen durften ſie, daß es überhaupt dergleichen gebe. Es konnte ihn allemal ein wenig reizen, wenn Amalie dagegen behauptete, rechten Eheleuten müſſe im Gegentheil Alles gemeinſam ſein, auch die Sorge und der Kummer; das ſei die rechte Liebe noch lange nicht, weder die das Gute, noch auch die das Schlimme zu theilen weigere. Geradezu verdrießlich aber wurde er, wenn ſie ihn darauf aufmerkſam machte, wie er, bei aller Mühe, die er ſich deshalb gab, dennoch nicht im Stande ſei, ſeinen eigenen Grundſatz überall aufrecht zu erhalten: ſondern wie er, ſei es nach Stunden, ſei es mitunter erſt nach Tagen, ihr das Vorgefallene ja doch zuletzt allemal mittheile und wie ſie daher zu der Noth ſelbſt nur noch die zweite habe, ſich zum Voraus abzuängſtigen und mit trüben Vermuthungen heimlich zu bekümmern, oft mehr, als die Sache ſelbſt verdiene. Das ſei, pflegte der Rentſchreiber zu erwiedern, nur die elende Schwäche und Weichlichkeit, zu welcher dieſe Beſchränktheit der Verhältniſſe, in denen ſie ſchmachteten, ihn heruntergebracht; nur ſein Mangel an Thatkraft, ſeine Verkehrtheit, ja ſeine allzugroße, thörichte Liebe zu Amalien trage die Schuld, und es ſei nicht wohlgethan, am Wenigſten von ſeiner Frau ſelbſt, die Qualen und Kämpfe, die er ohnedies ſchon empfinde, noch durch derartige Vorſtellungen zu vermehren.

Auf dieſe Art hatte ſich zwiſchen den beiden Eheleuten, ſo innig lieb ſie ſich gegenſeitig auch hatten und ſo warm ihre Herzen für einander ſchlugen, dennoch, und zwar gerade bei den wichtigſten Ereigniſſen ihres Lebens, eine Art des Verkehrs gebildet, die nothwendig für jeden Dritten den Schein der Kälte und Entfremdung hätte an ſich tragen müſſen. Was immer den Rentſchreiber Widerwärtiges betraf (und es war deſſen nicht wenig), Großes wie Kleines, trug er in der Regel Tage lang einſam mit ſich herum;

ſeine Frau erfuhr kein Wort davon — kein Wort . . .

Aber natürlich, wie hätte ſie ihren Mann lieben können, und die Liebe hätte ihr Auge nicht längſt ſo geſchärft gehabt, daß ſie die Lage ſeines Gemüths nicht auch ohne Wort dennoch jedesmal erkannt und verſtanden hätte? Allein auch für ſie war es eine ſtillſchweigende Uebereinkunft, ſich in ſolchen Fällen zu ſtellen, als merkte ſie nichts. Ja ihr Mann verlangte im Gegentheil, daß ſie gerade dann am Heiterſten ſein, gerade dann ſich am Unbefangenſten geben ſollte, wenn ſie die Wolke des Kummers am Deutlichſten auf ſeiner Stirne brüten ſah: bis dann gewöhnlich nach einiger Zeit, wenn die Verdrießlichkeit überwunden oder doch verſchmerzt war, und mitunter noch früher, die Rinde ſeines Herzens ſich löſte, und er ſeine Frau in ein Geheimniß zog, deſſen Daſein ſie ihm freilich längſt abgemerkt hatte. —

Georg ſelbſt konnte nicht leugnen, daß er dann allemal eine große Erleichterung verſpürte und daß die beſten Gedanken, einen drohenden Unfall abzuwenden oder Erſatz für einen geſchehenen zu finden, ihm allemal erſt dann kamen, wenn er ſeine Zurückhaltung überwunden und ſeine Frau zur Mitwiſſerin ſeiner Sorgen gemacht hatte. Aber ſo feſt war dieſe Gewohnheit (wenn es überhaupt noch eine Gewohnheit war) bei ihm eingewurzelt, und ſo tief reichte der Urſprung derſelben in ſeine früheſte Erziehung zurück, daß er ihrer gleichwohl nicht Herr zu werden vermochte.

Auch jetzt wieder, mit dem erſten Blick, den die junge Frau auf das Antlitz des Rentſchreibers fallen ließ, erkannte ſie deutlich, daß dieſe Briefe, auf deren Inhalt ſie mit ſo viel kindlicher Neugier gewartet, eine unheilvolle Nachricht gebracht hatten. Es wäre ſchwer geweſen zu ſagen, woran ſie es merkte. Denn der Rentſchreiber im Gegentheil zeigte ſich äußerſt geſprächig; mit gleichgiltigſter Miene nahm er die Zeitung von der Erde, legte ſie zu den Briefſchaften, klopfte den Staub heraus, faltete ſie bald ſo, bald anders, ſteckte ſie endlich in die Taſche, und erzählte dabei, was er ſonſt ſehr ſelten zu thun pflegte, allerhand unerhebliche Neuigkeiten, die er ſoeben in den Zeitungen geleſen. Aber das Herz ſeiner Frau vermochte er dennoch nicht zu täuſchen.

Die Angelegenheit, welche den Rentſchreiber beſchäftigte, mußte ſehr verdrießlicher Natur ſein. Denn mehr und mehr allmälig verſtummte er, ſeine Züge wurden ernſter: bis er endlich in ein tiefes Stillſchweigen verſank, das Amalie nicht zu ſtören wagte.

Auf einmal fuhr er in die Höhe, wiſchte mit der Hand über die Stirn: Ich muß noch ins Holz gehen, ſagte er.

Die Knaben, die ſich während deſſen herunter in den Garten gemacht hatten zu ihren Aeltern, ſprangen jauchzend nach Hut und Stock; ſie wußten, daß der Vater nicht leicht einen Spazirgang machte ohne ſie.

Aber mit kalter, faſt unfreundlicher Miene wies er ſie diesmal zurück. — Amalien, die voll peinlicher Angſt auf die kleinſten Bewegungen ihres Mannes achtete, ſchnürte es das Herz zuſammen; ſoeben noch, wie muthig, wie ſelbſtgewiß hatte ſie ihn geſehen — und jetzt, welche Verwirrung, welche Sorge, welche Muthloſigkeit fühlte ſie heraus aus dieſem ſcheinbar ſo gleichgiltigen Blick ſeines Auges, dieſer ſo mühſam erzwungenen Feſtigkeit ſeiner Stimme! Der Himmel über ihnen ſo blau, die ganze Natur ringsum ſo friedlich — welches Unwetter wiederum ſtieg an dem Horizonte ihres Lebens auf? welches feindſelige Schickſal aufs Neue drohte den kaum gewonnenen Frieden ihres Daſeins zu erſchüttern?

Schon in der Hausthür wandte Georg ſich noch einmal um.

Du mußt die Giebelſtube in Ordnung bringen, ſagte er, wir werden Gäſte haben.

Und damit, eine Melodie pfeifend, die aber bei alledem nicht recht zwiſchen den Zähnen hervorwollte, ging er die heiße, ſandige Straße entlang auf das Gehölz zu, das ſich in einiger Entfernung vom Dorfe hinzog, und das, mit ſeiner lautloſen Einſamkeit, des Rentſchreibers gewöhnliche Zuflucht war, wenn er, fern von allen Menſchen, nur mit ſich ſelbſt und ſeinen Sorgen zu Rathe gehen wollte.

IV.

Benutzen wir die Zeit, während Georg auf ſeinem einſamen Spazirgange iſt, uns über die Jugendgeſchichte deſſelben zu unterrichten. —

Wer vor zehn oder zwanzig Jahren in die Reſidenz kam, dem wurde, unter andern Merkwürdigkeiten der Hauptſtadt, ganz gewiß auch der alte Präſident von Werdenfels gezeigt.

Oder eigentlich nicht der Präſident ſelbſt, denn der ließ ſich im Publikum niemals ſehen: ſondern nur die alte gebrechliche Kutſche, mit den dicht verhangenen Fenſtern, die magern, halb blinden Gäule, die mürriſche, unſaubre Dienerſchaft, mit denen der Präſident, ſeines hohen Ranges und ſeines außerordentlichen Reichthums unerachtet, durch die Straßen der Hauptſtadt zu fahren pflegte.

Deſto mehr jedoch gab es im Publikum von ihm zu hören. Herr von Werdenfels war eine Erſcheinung, wie es deren dazumal an den kleineren deutſchen Höfen nicht ſelten gab. Von geringer und dunkler Herkunft, arm, ohne Anhang und Verbindungen, hatte er ſich im Lauf der Jahre ebenſoſehr durch ſeinen Fleiß und die Behendigkeit ſeines Talentes, als durch die immer bereite Fügſamkeit ſeines Charakters zum erſten Beamten des Fürſtenthums, zugleich zum reichſten Manne der Hauptſtadt emporgeſchwungen. Zuerſt als Kammerdiener in die Dienſte des damaligen Erbprinzen getreten und durch nichts empfohlen, als durch ſein einnehmendes jugendliches Aeußere, ſeine exemplariſche Verſchwiegenheit und die gute Handſchrift, welche er ſchrieb, war er demſelben mit der Zeit ſo werth geworden, daß er, von Stufe zu Stufe aufrückend und alle Nebenbuhler verdrängend, allmälig das ganze Vertrauen des Fürſten und damit den unbedingteſten Einfluß auf die Angelegenheiten des kleinen Landes gewonnen hatte. Rang, Reichthum, Anſehen, Alles war dem erklärten Günſtling des Fürſten, im Lauf einer langen Lebensbahn, in reichſtem Maße zugeflogen. — Oder wo es ihm nicht zugeflogen war, nun gut, da hatte Herr von Werdenfels vortrefflich verſtanden, es aufzuſuchen; es brauchte nur die Hälfte wahr zu ſein, von dem, was man ſich im Publikum von den Mitteln und Wegen erzählte, durch welche Herr von Werdenfels zu ſeinem Glück gelangt, ſo waren dieſelben ſchon unſauber genug.

Auch hatte der Präſident ſelbſt deſſen kein Hehl. Es war ein Grundſatz von ihm, daß alle Menſchen von Natur ſchlecht und das ganze menſchliche Leben nur ein Gewebe ſei von gegenſeitigen Bevortheilungen, Täuſchungen und Niederträchtigkeiten: wobei er mit cyniſcher Offenherzigkeit hinzuzuſetzen pflegte, daß er ſelbſt und ſein eigenes Schickſal auch keine Ausnahme von dieſer allgemeinen Regel bilde. Nur die Klugheit — und man mußte den alten, damals ſchon faſt achtzigjährigen Mann ſehen, indem er dieſe ſeine Lebensmaximen entwickelte, wie ſeine kleinen funkelnden Augen da in Wolluſt zwinkerten, wie ſeine heiſere Stimme dabei noch heiſerer, noch röchelnder ward, und wie er behaglich mit der Zunge dazu ſchnalzte, gleich als ob er Burgunder tränke, was, nebenher geſagt, die einzige Schwachheit dieſer Art war an dem übrigens vollkommen kaltſinnigen, vollkommen leidenſchaftloſen Manne . . . .

Nur die Klugheit, pflegte er zu ſagen, ſei der herrſchende Gott des Lebens, nur der Eigennutz die allgemeine Grundlage alles menſchlichen Treibens. Was ſich ſo gewöhnlich Tugend, Aufopferung, Liebe nenne, das ſei nur die bloße Dummheit, die ſich mit ſchönklingenden Namen über ſich ſelbſt und ihre eigene Unfähigkeit zu täuſchen ſuche; nur wer zu ungeſchickt ſei, um ſchlecht zu ſein, der mache recht eigentlich aus der Noth eine Tugend und ſpiele den Edelſinnigen.

Mit ſolchen Principien vertrug es ſich denn auch ganz gut, daß der Präſident, trotz ſeiner großen Strenge in Allem, was den unweigerlichſten Gehorſam, die genaueſte Pünktlichkeit im Dienſt betraf, den Beamten doch übrigens im Punkt der Ehrlichkeit und Unbeſtechlichkeit gern durch die Finger ſah. Ja es konnte ihn ſichtlich freuen und ſchmeichelte ihm, ungefähr wie ein Lehrer ſich geſchmeichelt fühlt durch die Anſtelligkeit ſeiner Schüler, wenn er von einem ſeiner Beamten hörte, daß derſelbe ſich, wie der Kunſtausdruck lautete, etwas Erkleckliches „gemacht“.

Und freilich, was blieb den Leuten auch übrig? Die Abgaben in dem kleinen Ländchen waren aufs Aeußerſte geſteigert und genügten doch lange nicht, den unſinnigen Luxus des Hofes, der es in Pracht und Verſchwendung gern den größten gleichgethan hätte, zu beſtreiten. Für die Gehalte der Beamten blieb dabei noch lange nicht das Nothdürftigſte; ſo freigebig mit Orden, Titeln, Ehrenzeichen, ſo ſparſam war dieſe Regierung mit Geld.

Aber dafür war auch jede Anſtellung in dem kleinen Umfang dieſes Fürſtenthumes ein offener Freibrief auf alle mögliche Erpreſſung und widerrechtliche Bereicherung; die Bürger ſelbſt hatten ſich ſo daran gewöhnt, daß ſie gar nichts Auffälliges mehr daran fanden und bei jedem Verkehr, den ſie mit den öffentlichen Beamten hatten, gleich die Extrageſchenke und Erpreſſungen als herkömmliche Ausgaben mit in Rechnung brachten.

Doch wozu dies Gemälde noch weiter ausführen? da ja ſchwerlich Einer unter unſern Leſern iſt, dem nicht ſogleich, aus eigener Kenntniß, dieſes oder jenes deutſche Ländchen einfiele, wo ein Präſident von Werdenfels vollkommen an ſeiner Stelle geweſen wäre…

V.

Aber dieſelben Grundſätze brachte Herr von Werdenfels nun auch im Innern ſeines Hauſes, im Umgang mit ſeiner Familie zur Anwendung. Er war, in dem langen Zeitraum von vollen dreißig Jahren, zwei Mal verheirathet geweſen. Von beiden Frauen hatte der Tod ihn geſchieden; jede von ihnen hatte ihm einen Sohn hinterlaſſen.

Die erſte Frau des Präſidenten war, nach einem ziemlich allgemein verbreiteten und überaus glaubhaften Gerücht, eine abgedankte Geliebte des damaligen Erbprinzen geweſen. Wenigſtens der Präſident ſelbſt, wo er auf die

Geſchichte ſeiner Jugend zu ſprechen kam, pflegte ſich mit verſchmitztem Lächeln in Andeutungen zu ergehen, welche dem erwähnten Gerücht zum Mindeſten nicht widerſprachen.

Als endlich, nachdem die ſilberne Hochzeit längſt gefeiert war, der Tod dieſe Ehe löſte, welche (unſere Leſer werden keinen weiteren Beweis dafür verlangen) eine glückliche zum Wenigſten nicht geweſen, ſchritt der Präſident, wiewohl damals bereits ein ſtarker Funfziger, ganz unvermuthet und noch bevor die übliche Trauerzeit abgelaufen, zu einer zweiten.

Auch diesmal wieder traf ſeine Wahl eine Dame von nichts weniger als tadelloſem Ruf. Es war ein Fräulein aus einer der erſten Familien des Nachbarlandes. Nicht mehr in erſter Jugend, auch nicht durch Schönheit ausgezeichnet, aber heißblütig, lebensluſtig hatte ſie an dem benachbarten Hofe bereits allerhand wenig empfehlende Abenteuer gehabt. Und da es ihr auch an Luſt zu neuen ſichtlich nicht mangelte, welchen beſſern Deckmantel konnte ſie dafür finden, als Rang und Namen des allmächtigen Präſidenten?

Allein auch die Wahl des Präſidenten erklärt ſich vollkommen, wenn wir hinzuſetzen, daß die Dame ſehr reich — und unbeſchränkte Herrin über ihren Reichthum war.

Auch aus dieſer zweiten Ehe erwuchs ein Sohn, eben jener Georg, den wir in den erſten Abſchnitten unſerer Erzählung auf dem entlegenen Dorf, in der glanzloſen Stellung eines Rentſchreibers, kennen gelernt haben.

Doch hatte die Geburt dieſes Sohnes der Mutter ſelbſt das Leben gekoſtet; ſie hinterließ den Präſidenten, der in Teſtamenten, Erbverträgen und ähnlichen Dokumenten ein wahrer Meiſter war, als einzigen Erben ihrer Schätze.

So ſah ſich der Präſident alſo als Vater zweier Söhne, welche — ein gewiß ſeltener Fall —

durch ein volles Menſchenalter von einander geſchieden waren, und zwiſchen denen daher jene zarten Beziehungen gemeinſamer Entwicklung, gemeinſamer Jugendfreuden, Jugendleiden niemals ſtatt gehabt hatten.

Aber Eines war ihnen allerdings gemeinſam: die Erziehung des Vaters. Dieſelbe war nach eben jenen Grundſätzen eingerichtet, über die wir oben berichtet haben: nach den Grundſätzen alſo von der unbedingten Verworfenheit der menſchlichen Natur, von der uneingeſchränkten Herrſchaft des Eigennutzes, als der alleinigen Wurzel alles menſchlichen Handelns, und endlich von der völligen Nichtigkeit alles Glaubens, aller Liebe, mit einem Wort, aller edlen und heiligen Empfindungen. — Dieſelbe peinliche Strenge in allen äußerlichen Pflichterfüllungen, welche er gegen ſeine Beamten befolgte, zeigte Herr von Werdenfels auch in der Erziehung ſeiner Söhne; mit derſelben Gleichgiltigkeit, ja derſelben hämiſchen Freude, mit welcher er die moraliſche Nichtswürdigkeit ſeiner Untergebenen nicht bloß duldete, ſondern faſt ſogar ermunterte, ertrug er es auch, wo er die Keime des Eigennutzes, der Selbſtſucht und Hinterliſt ſich in den zarten Gemüthern ſeiner Kinder entwickeln ſah. Alles, was ſonſt den Kreis der Familie heiligt und verſchönt: gegenſeitige Unbefangenheit, Vertraulichkeit und Liebe — aus dem Hauſe des Präſidenten war es verbannt; all jene kleinen und doch ſo ſüßen, ſo unſchätzbaren Zeichen der Anhänglichkeit und Hingebung, welche ſonſt das Herz eines Vaters beſeligen — in den Augen des Herrn von Werdenfels waren ſie nichts als Heuchelei und Thorheit; jene Schäkereien und Spiele, wie ſie ſonſt wohl zwiſchen Aeltern und Kindern ſtattfinden, jenes liebevolle Eingehen der Großen auf die Gedanken und Vorſtellungen der Kleinen, jenes halb ernſthafte, halb drollige Emporſtreben der Heranwachſenden zu dem Ideenkreiſe der Erwachſenen — Herr von Werdenfels erklärte es einfach für elende Verweichlichung und Zeitverſchwendung. Mit demſelben Eifer und derſelben Ausdauer, mit welcher andere Aeltern die Flamme der Zärtlichkeit in den jungen Herzen ihrer Kinder zu erwecken ſuchen, war der Präſident bemüht, jeden Anſatz zarterer Empfindung durch rauhe Strenge, und wo die Strenge nicht ausreichte, durch Spott und Bitterkeit zu unterdrücken. Alles in ſeinem Hauſe ging ſeinen genauen, bureaumäßig vorgeſchriebenen Gang, Eſſen, Trinken, Schlafen, Fahren und Reiten, Arbeiten und Erholen, Sprechen und Schweigen, Alles, bis auf die Minute hin, hatte ſeine vorausbeſtimmte Zeit und Stunde: bloß für die Vertraulichkeit des Familienlebens, für das zwangloſe Geplauder eines Vaters mit ſeinen Kindern gab es keine. — Wie geizig im Uebrigen, ließ Herr von Werdenfels es der Erziehung ſeiner Söhne doch an nichts fehlen, was irgend durch Geld geleiſtet und erworben werden kann; nur freilich von dem höchſten, dem eigentlichſten Schatz der Erziehung, dem Schatz der Liebe, bekamen ſie nie auch nur das kleinſte Almoſen zu ſehen. —

Der Präſident, wenn er bei gutem Humor war, pflegte das wohl ſeine ſpartaniſche Erziehung zu nennen. Das Schickſal, pflegte er zu ſagen, habe recht gut gewußt, was es damit gewollt, daß es ihm nur Söhne gegeben, nicht Töchter. Männer wolle er erziehen, nicht Weiber; reich, groß, glücklich ſollten ſeine Söhne werden, das Leben beherrſchen durch Verſtand, Schlauigkeit und Liſt, nicht als ſentimentale Tugendhelden ſich in den Bettlermantel der Moral einhüllen und durch unzeitige Großmuth und Weichlichkeit eine Lebensſtellung verſcherzen, einen Reichthum zerſplittern, die er ihnen mit ſo viel Anſtrengung bereitet.

Bei dem älteſten Sohne hatten dieſe Grundſätze, wie widerſprechend ſie der menſchlichen Natur auch ſein mochten, überraſchenden Anklang gefunden. Er war wirklich ganz der kalte, ſchlaue, berechnende Mann, ohne Gefühl, ohne Leidenſchaft geworden, den der Vater in ihm zu ſehen wünſchte; dieſelbe Gewandtheit in allen geſchäftlichen Dingen, dieſelbe Fügſamkeit bei derſelben Starrheit, dieſelbe Zurückhaltung von aller Empfindung oder gar Gefühlsergießung, dieſelbe Verachtung des menſchlichen Geſchlechts.

Da Ewald (ſo hieß der älteſte Sohn des Präſidenten) ſeinem Vater dabei auch äußerlich in einem faſt unheimlichen Grade ähnelte, nicht bloß in Geſtalt und Angeſicht, ſondern auch in Stimme, Haltung und Geberde, ja ſelbſt in der Tracht, allen Anforderungen der Mode zum Trotz, pflegte er das Vorbild ſeines Vaters zu kopiren —: ſo wurde er im Publikum frühzeitig als „der junge Präſident“ bezeichnet.

Erſt ſcherzweiſe, ſpäterhin in Ernſt. Denn Herr von Werdenfels hätte ja nicht müſſen Herr von Werdenfels ſein, wenn er den unbegrenzten Einfluß, welchen er auf die Angelegenheiten des Landes übte, nicht zunächſt und vor allem Andern zu Gunſten ſeiner Familie benutzt hätte. Schon mit dreißig Jahren, gerade als ſein Bruder Georg ihm geboren ward, war Ewald von Werdenfels geheimer Rath; wenige Jahre ſpäter, ebenfalls mit dem Titel eines Präſidenten, bekam er die Anwartſchaft, dereinſt auch der amtliche Nachfolger eines Vaters zu werden, als deſſen würdiger Sohn er ſich allerdings in allen Stücken ſo ſehr bewies.

Aber deſſen ungeachtet, wer Ewald von Werdenfels genauer gekannt hätte (nur freilich, daß es bei der Beſchaffenheit dieſes Charakters Niemand gab noch geben konnte, der ihn genauer kannte, ſelbſt den alten Präſidenten, ſeinen Vater, nicht ausgenommen), dem hätte ein gewiſſer weſentlicher Unterſchied zwiſchen Beiden dennoch nicht entgehen können. — Bei dem Alten war die Verachtung der Menſchen, die Geringſchätzung alles Edlern und Höhern, mit einem Wort, die Verworfenheit der eigenen Natur in der That Grundſatz und Ueberzeugung; bei dem Sohne war dieſelbe nur angelernt. Wie der Alte war, hatte ihn die Erfahrung eines langen, viel verſchlungenen Lebens, der Umgang mit unzähligen Menſchen, die er alle nur von der ſchlechten Seite kennen gelernt, weil er ſie immer nur von hier aus genommen, wirklich gemacht; was der Sohn war, war er nur aus Reſpekt vor dem Vater, den er in allen Stücken als das Muſterbild menſchlicher Einſicht und Weisheit betrachtete, und weil dieſer ihn ſo hatte haben wollen. Was jener durch Natur und Schickſal, war dieſer nur durch Ueberlieferung und Gehorſam; der urſprüngliche Charakter des Alten kehrte im Sohne nur als künſtliche Nachahmung wieder. Es gab in Ewald, wie tief verſteckt und wie wenig ſein Vater ſelbſt es ahnte, allerdings noch etwas wie ein Herz — oder wenn nicht ein Herz, doch wenigſtens Leidenſchaft, Begier und ſinnliches Verlangen! Nur daß die Abhängigkeit von ſeinem Vater ihm nicht geſtattete, demſelben Raum zu geben; ja nicht einmal ins Klare ließ ſie ihn darüber kommen vor ſich ſelbſt. Was der Alte frech zur Schau trug, ſuchte der Sohn noch ängſtlich zu bemänteln; worauf jener ſtolz war, darüber empfand dieſer doch wenigſtens noch einen Anflug von Scham.

Damit, allem Vermuthen nach, hing es denn auch zuſammen, daß Ewald von Werdenfels von den zahlreichen Partien, welche ſein Vater ihm vorſchlug, und die allerdings alle einigermaßen nach dem Maßſtab ſeiner eigenen Ehen bemeſſen waren, auf keine einzige einging; er erklärte überhaupt unvermählt bleiben zu wollen.

Und da der Alte im innerſten Grunde ſeiner Seele das Heirathen in der That auch nur für eine Art von Schwäche hielt, wenn auch unter Umſtänden eine recht angenehme, ſo ließ er ſich den Vorſatz ſeines Sohnes gefallen.

Beſonders war dies der Fall, nachdem derſelbe in Georg einen Bruder bekommen hatte; war doch nun, wenn Ewald unvermählt blieb, um ſo mehr Ausſicht vorhanden, das ſchöne große Vermögen ungetheilt beiſammen zu erhalten. — Bei Ewald war der eigentliche Grund wohl der, daß keine von den Partien, welche ſein Vater ihm vorſchlug, ſeiner ſinnlichen Leidenſchaft entſprach und er ſich auch über gewiſſe Vorurtheile nicht ſo öffentlich wegſetzen mochte, wie ſein Vater es gethan hatte:

wennſchon, wie geſagt, er ſelbſt über dieſen Punkt ſchwerlich mit ſich im Klaren war.

Selbſt das Publikum der Reſidenz ſpürte, trotz der übrigen ſprichwörtlichen Aehnlichkeit, einen gewiſſen Unterſchied zwiſchen Vater und Sohn; es bezeichnete denſelben, nach ſeiner Art, damit, daß der Sohn nicht ganz das „Genie“ ſeines Vaters habe.

Und in gewiſſem Sinne war das allerdings richtig genug . . . .

VI.

Zu ganz verſchiedenem Reſultat dagegen hatten dieſelben Grundſätze bei der Erziehung des zweiten Sohnes geführt. War es der gewöhnliche Eigenſinn eines jüngſten Kindes, oder war es das warme Blut der Mutter, das in ſeinen Adern rollte, genug, von früh an bewies Georg gegen die Art und Weiſe ſeines Vaters die entſchiedenſte Widerſetzlichkeit. Ohne irgend bösartig zu ſein, im Gegentheil, bei dem empfänglichſten, weichſten Herzen, fand der Knabe doch ein wahres Gefallen daran, den Unwillen ſeines Vaters zu reizen und ſeinen Befehlen zu trotzen.

Freilich, wer genauer hinſah, dem konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß es nur das unbefriedigte Bedürfniß der Liebe, nur der unwiderſtehliche Drang nach Mittheilung, Bewegung, Leben war, was ſich in dieſer ſtürmiſchen Weiſe des Knaben äußerte. — Der alte Herr von Werdenfels hatte ſich von Allem, was er die Schwachheiten der Aelternliebe nannte, gründlich frei gemacht; ſelbſt der bethörende Reiz, der ſonſt für jeden bejahrteren Mann darin liegt, noch ein Kind ſeines Blutes auf ſeinen Knieen ſchaukeln zu dürfen, hatte über den eiſernen Willen des Präſidenten keine Gewalt. War, mit vollkommen denſelben Grundſätzen, die Erziehung des älteren Sohnes nicht durchaus glücklich abgelaufen? war, ganz unter derſelben Zucht, mit derſelben Strenge, derſelben Ablehnung alles deſſen, was Vertraulichkeit, Liebe, Zärtlichkeit hieß, Ewald von Werdenfels nicht ganz der Mann geworden, wie ſein Vater ihn wünſchte? Wie alſo um dieſes kleinen zudringlichen Spätlings willen, durch ſeine Liebkoſungen, ſeine Thränen beſtochen, hätte der Alte ſollen ein Syſtem ändern, das ſich ſchon einmal, nach ſeinem Dafürhalten wenigſtens, ſo glänzend bewährt hatte und das überdies viel zu tief mit ſeiner ganzen Art und Weiſe verwachſen war, als daß er es jemals hätte ändern können? Aendern?! O nicht einmal im Traume hätte dieſer Gedanke ihm kommen können! Georg's Liebkoſungen hießen Zudringlichkeiten, ſeine kindlichen Scherze Albernheiten, ſein Trübſinn, wenn er ſich mit denſelben zurückgewieſen ſah, Trotz, ſeine Empfindlichkeit Bosheit; es ſei eine richtige böſe Natur, ſagte der alte Präſident, die aber noch nicht verſtehe, ihre böſen Eigenſchaften zu ihrem Vortheil zu verwenden und die daher durch verdoppelte Strenge erſt müſſe klug gemacht werden. —

Erwägen unſre Leſer nun die wahrhaft klöſterliche Einſamkeit, die, beſonders nach dem

Tode von Georg's Mutter, übrigens im Hauſe des Präſidenten herrſchte; erwägen ſie, daß auch Georg's Bruder, ganz abgeſehen von der ungeheuren Kluft der Jahre, nur ein verwäſſerter Abdruck ſeines Vaters war, und ebenſo unbrüderlich in ſeinem Benehmen wie jener unväterlich; ſtellen ſie ſich in Gedanken weiter vor die altmodiſchen, öden, finſtern Räume, den pedantiſchen Ernſt dieſer Lehrer, die murrigen, knurrigen Geſichter dieſer ergrauten Dienſtleute, zwiſchen denen Georg emporwuchs, bis hinunter zu jenem halb Dutzend altersſahmer, keifender, biſſiger Möpschen, welche den düſtern Vorſaal beſetzt hielten und denen der Präſident, nach einer bekannten Erſcheinung, alle die Liebe und alle die Vertraulichkeit zuwandte, die er dem menſchlichen Geſchlecht entzog —: ſo wird ihnen eine Ahnung aufdämmern von der unendlich einſamen, freudloſen Jugend, welche Georg, bei allem äußern Glanze und trotz der blendenden

Zukunft, die ihn, als den Erben ſo außerordentlicher Reichthümer, erwartete, im Hauſe ſeines Vaters zu verleben hatte.

Aber ſie werden zugleich auch begreifen, wie Georg bei dieſer Lage der Dinge, keineswegs (wie geſagt) aus böſer Anlage, ſondern lediglich aus Widerſpruch gegen den Zwang ſeiner Umgebung, mehr und mehr verwilderte. Unbefriedigt von der Oede des häuslichen Lebens, ſuchte er frühzeitig die rauſchenden Vergnügungen der Welt; für ſeine Treue und Anhänglichkeit hatte er nirgend Sinn und Anklang gefunden, — ſo jagte er mit wilder Haſt dem flüchtigen Anblick nach: ſo daß er in Kurzem wirklich war, wofür ſei Vater ihn allzufrüh ſchon erklärt hatte: ein wilder, ausſchweifender, kaum mehr zu bändigender Geſelle. Die Gluth dieſes jungen Herzens, ihrer natürlichen Nahrung beraubt, war emporgeſchlagen zu unſteter, verderblicher Flamme; da er nichts hatte, was er lieben und ehren durfte, nichts zu pflegen, nichts zu bauen, ſo fing er an zu vernichten und zu zerſtören. Vergebens verſuchte der alte Präſident alle Mittel der Gewaltſamkeit und Strenge: — die Erziehung am milden Zügel der Liebe zu leiten, hatte er ſelbſt verſchmäht — und für das eiſerne Gebiß des Zwanges, das er ihm jetzt auflegen wollte, war Georg bereits zu ſelbſtändig geworden.

Selbſt der Bruder, wenn er ſich auch aller unmittelbaren Einmiſchung zwiſchen Georg und dem Vater enthielt, trug doch — durch ſeine bloße Exiſtenz ſchon, ſeinen bloßen Anblick möchten wir ſagen, nicht wenig dazu bei, das Verhältniß noch zu verſchlimmern.

Und zwar das auf beiden Seiten. Der Alte fragte ſich ſelbſt mit ingrimmiger Verwunderung, warum denn Ewald ſo gut gerathen, und warum nur dieſer Zweitgeborne ſo widerſpenſtig, ſo wild und zügellos; Georg dagegen, mit dem klaren Blick der Jugend, erkannte deutlich dies elende Zerrbild, zu welchem die menſchliche Natur in ſeinem Bruder verkümmert war, eine entſetzliche Angſt befiel ihn und ſpornte ſeinen Trotz, ebenſo werden zu können, unter der Leitung dieſes Vaters, ſo kalt, ſo berechnet, ſo herz- und fühllos, wie dieſer Bruder!

So tiefliegende und ſo unaufhörlich von allen Seiten genährte Mißverhältniſſe brachen denn endlich, als Georg von der Akademie zurückkehrte, zu offnem, unheilbarem Zwieſpalt aus. Nach dem Willen ſeines Vaters hatte er ſich zum praktiſchen Juriſten, am Liebſten zum Sachwalter ausbilden ſollen; wo ein Advokat zu Grunde gehe, meinte der Alte, da müſſe das Ende der Welt nahe ſein. Georg aber, ſtatt deſſen, hatte ſich faſt ausſchließlich mit theoretiſchen Studien beſchäftigt, am Meiſten mit Geſchichte und Politik; es war, als ob ſein leidenſchaftlicher, unſteter Sinn, wie er ſich in die

Verhältniſſe der Staaten und Völker vertiefte und die großen Geſetze geſchichtlicher Entwicklung aufzufinden ſtrebte, ſelbſt an Beſonnenheit und geſetzlicher, männlicher Haltung gewann. Sein akademiſches Leben ſelbſt freilich war leichtfertig und wild genug geweſen: und mehr als einmal hatte es, zur großen Entrüſtung des alten Präſidenten bedeutender Summen bedurft, ihn aus den Verwicklungen, in welche ſein Leichtſinn ihn geſtürzt hatte, zu befreien. — Jetzt ſchwankte er bei ſich ſelbſt, ob er — wunderliche Wahl! Diplomat werden ſollte oder Profeſſor; zu dem Einen zog ihn ſeine Luſt am Glanz und Luxus des Lebens, zu dem Andern die wiſſenſchaftliche Neigung und das lebendige geiſtige Intereſſe, das ſich, mitten unter den Zerſtreuungen ſeiner akademiſchen Jahre, dennoch in ihm entwickelt hatte.

Allein weder vom Einen noch vom Andern wollte ſein Vater etwas hören. Diplomaten und Profeſſoren, behauptete er, wären Hungerleider alle beide; die Einen hungerten mit, die Andern ohne Anſtand, die Einen gälten für klug — und würden doch ewig dupirt, die Andern für weiſe — und wären doch ungeſchickter und einfältiger als die Kinder. Sein Sohn ſei ihm zu Beidem zu gut; für den Profeſſor wär' es ihm leid um den Adel, für den Diplomaten um das Geld, reiche Bürgerliche möchten an die Univerſität, arme Adelige an den Hof gehen — er habe ſeine Söhne weiter gebracht, als daß ſie nöthig hätten, ihre Karriere mit ſo etwas anzufangen . . .

Georg, aus Unmuth über die Zerſtörung ſeiner Pläne, ſtürzte ſich aufs Neue und mit verdoppelter Gier in den Strudel der Vergnügungen; auf der Akademie an Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit gewöhnt, verſpürte er nicht die mindeſte Neigung, ſich nachträglich der Bevormundung ſeines Vaters zu unterwerfen. Ebenſo wenig jedoch wollte dieſer auf ſeine Autorität verzichten. Eine Kataſtrophe trat ein, Georg, nach einem leidenſchaftlichen Auftritt, verließ das älterliche Haus, verließ Stadt und Land und ſchwärmte eine Reihe von Jahren in wüſten, abenteuerlichen Irrfahrten umher. —

Der Alte ſchien ſich wenig darum zu betrüben. Er hatte ſeine Hand völlig von Georg abgezogen; er habe nur einen Sohn, ſagte er, wenn man ihn nach ſeinen Kindern fragte, allein der ſei auch ſo gut gerathen, daß es ihm wäre, als habe er zwölf, und er käme ſich in ſeinen alten Tagen wie ein wahrer gottbegnadeter Erzvater vor. — Denn auch in religiöſer Hinſicht ſpielte der alte Präſident gern den Frivolen.

Allein auch ohne das wäre Georg ſchon für ſich ſelbſt viel zu erbittert, viel zu ſtolz, viel zu unbändig geweſen, um irgend eine Unterſtützung von Seiten ſeines Vaters anzunehmen; ein glänzender Kopf, wie er war, und bei den mannigfachen Kenntniſſen, die er ſich trotz alledem erworben hatte, benutzte er beides, ſich bald ſo, bald anders durchs Leben zu ſchlagen. —

Oft freilich ſchlecht genug. Denn er arbeitete nicht leicht früher als er mußte, und auch dann borgte er noch lieber als er arbeitete; es gab Zeiten, wo der Bettler an der Straße ein Krösus gegen ihn war — denn der hatte doch wenigſtens keine Schulden! Aber der Leichtſinn der Jugend, von dem er eine ſo bedeutende Doſis bekommen hatte, half ihm auch über ſolche augenblickliche Calamitäten hinweg. Gegen ſeinen Vater hatte er alle Ehrfurcht verlernt. Der Alte, hörte man ihn öfters ſagen, könne doch nicht ewig leben; er komme ſich ſelbſt vor, wie ein Wechſel, der auch nur ein unſcheinbares, oft zerknittertes, oft beſchmutztes Papier ſei, das von einer Hand in die andre wandere: aber wenn der Verfalltag gekommen, ſiehe da, ſo werde das ſchlechte Stück Papier mit einem Male zu einem Haufen ſchönen, blanken, baaren Geldes! Sein Verfalltag ſei der Sterbetag ſeines Vaters; es ſei traurig, allerdings, daß er, der Sohn, in dieſer Art von dem bevorſtehenden Tode ſeines Vaters ſpreche — aber nur weſſen die Schuld ſei? und ob ſein Vater ihn ſelbſt jemals eine andere Sprache gelehrt, je eine andre nur geglaubt, ja nur geduldet haben würde, als dieſe Sprache der Selbſtſucht und des Eigennutzes?

VII.

Auf einem dieſer abenteuernden Züge war es, daß Georg unter Anderm auch in das Dorf kam, wo wir ihn zuerſt kennen gelernt haben. Denn er hielt ſich gern, ſoweit möglich, in der Nähe der Hauptſtadt, wo ſein Vater lebte: und dieſes Dorf lag wiederum verſteckt genug, um ihm zugleich die Verborgenheit zu gewähren, an welcher ihm übrigens gelegen war.

Zu jener Zeit war Amalien's Vater Schulmeiſter im Dorf: ein Greis, ehrwürdig von außen wie innen, eine wahrhaft patriarchaliſche Erſcheinung, der Stolz ſeiner Gemeinde und der Abgott ſeines einzigen Kindes.

Georg befand ſich eben damals in äußerſt mißlicher Lage. Verſchmähte der Stolz des alten Präſidenten es auch, offenkundig gegen den abtrünnigen Sohn einzuſchreiten, ſo war das Anſehn des allmächtigen Miniſters doch ohnedies groß und ſeine Rachſucht bekannt genug, als daß nicht Jedermann eine billige Scheu hätte tragen ſollen, einen Sohn zu unterſtützen, oder überhaupt nur in Verkehr mit ihm zu treten, der in ſo offenkundiger Feindſchaft mit einem ſolchem Vater lebte.

Georg ſelbſt hatte ſich, wie man es zu nennen pflegt, die erſten Hörner abgelaufen; er kam allmälig in die Jahre, wo er das Unſtäte ſeiner Lebensweiſe, das ihm bis dahin nur zur Ergötzung gedient hatte, vielmehr als eine Laſt empfand. Er mochte es ſich ſelbſt nicht eingeſtehen, aber der Fall war es dennoch: von Abenteuern geſättigt, ſehnte er ſich allmälig nach Ordnung und Ruhe. — Georg war in das Stadium getreten, das bei Naturen dieſer Art bald früher, bald ſpäter eintritt, nur ganz ausbleibt es niemals: das Stadium der Sentimentalität. Der Trotz und die Wildheit, darin er ſich ſo lange umgetummelt und die ſeinem Herzen keineswegs natürlich geweſen waren, hatten ſich mit dem mangelnden Widerſtande gleichſam erſchöpft; der eigentliche Grundton ſeines Weſens, die liebebedürftige, anlehnende Natur, trat mit Macht wieder hervor, ja um ſo mächtiger, je mehr ſie bis dahin gewaltſam unterdrückt geweſen war.

Unter dieſen Umſtänden war es, daß Georg den Patriarchen des Dorfs, den Schulmeiſter, und ſeine Tochter Amalie kennen lernte. Mit Entzücken ſah er in dieſem einfachen, engen Hausſtande die ſüßeſten Traumbilder ſeiner Jugend verwirklicht: einen Vater, der mit milder Freundlichkeit auf jede Aeußerung des kindlichen Herzens einzugehen verſtand, ja der trotz ſeiner hohen Jahre und trotz dieſer ſchneeweißen Locken, welche ſeinen Scheitel zierten, es noch keineswegs verlernt hatte, in Ernſt und Scherz, Arbeit und Spiel, Kind zu ſein mit Kindern; eine Tochter ferner, die vielmehr Freundin und Vertraute des Vaters zu ſein ſchien, als nur ſeine Tochter, deren Seele vor dem väterlichen Blick aufgeſchlagen lag, wie ein offnes Buch — eine junge Roſenknoſpe, die der Reif des Argwohns, der Froſt des Mißtrauens noch niemals, auch nur von Weitem berührt hatte; ein Familienleben endlich, das, trotz ſeiner Enge und Einförmigkeit, ihm ein wahres Eden zu ſein ſchien von Genuß und Glück und Freude, ſo ſichtbarlich waltete hier der Genius der Häuslichkeit, ſo ſtiller, ſchöner Friede ſchwebte über dieſem niedern Dach!

Mit der ganzen inbrünſtigen Heftigkeit ſeiner Natur ſchloß Georg ſich dieſer neuen Bekanntſchaft an. Als abenteuernder Fremder war er in das Dorf gekommen, nur zu kurzem, zufälligem Aufenthalt; aber bald war es ihm ſelbſt, als hätte er hier erſt ſeine wahre Heimath gefunden. Wie viel Stürme des Lebens bereits hatten den kaum fünf und zwanzigjährigen geſchüttelt, wie viel finſtere Leidenſchaften ſeinen Buſen durchtobt! wie viel eitlen Genüſſen, wie viel Glanz und Thorheit war er nachgejagt, um ſich endlich ſelbſt, überſättigt, davon abzukehren! mit wie heißer Begier ſah er der Zukunft entgegen, bloß weil ſie ihm in noch reicherm Maß eben jene Genüſſe bringen ſollte, deren Nichtigkeit er bereits einzuſehen begann....!

Und doch, wer ihn jetzt ſitzen ſah unter der Linde vor dem Schulhaus, Amalien gegenüber, zur Seite des Patriarchen, in traulichem Geplauder — oder in der Schulſtube ſelbſt, wie er den Dienſt des Alten verſah, und das Gekreiſch der muthwilligen Dorfjugend und das ermüdende

A B C der Fibelſchützen ihm zu Zeiten intereſſanter vorkam, als die größten Begebenheiten der Politik und die neueſten Entdeckungen in Kunſt und Wiſſenſchaft —: wahrhaftig, ſo hätte man ja ſchwören mögen, daß Georg für dieſe Verhältniſſe geboren, und daß das unmöglich derſelbe Mann ſei, der ſo viel Abenteuer beſtanden, ſo viel wilde Streiche verübt hatte, derſelbe, auf den eine Erbſchaft von mehr als zwei Tonnen Goldes lauerte!

Aber auch in dem kleinen Hausſtand des Schulmeiſters brachte Georg's Erſcheinung einen ſo mächtigen wie angenehmen Eindruck hervor. Der Alte, den der fortwährende Umgang mit der Jugend, welchen ſein Beruf mit ſich führte, mit eben ſo viel Scharfblick als Duldſamkeit für alle Eigenthümlichkeiten der menſchlichen Natur verſehen hatte, erkannte zu angenehmſter Ueberraſchung unter den Schlacken, welche das wüſte

Treiben der letzten Jahre in Georg's Seele aufgehäuft hatte, den Kern eines gefühlvollen, für alles Zarte, Edle, Schöne, empfänglichſten Herzens.

Sein ſchulmeiſterlicher Stolz (wenn wir eine ſo edle Sache mit einem ſo zweideutigen Namen bezeichnen dürfen) erwachte. Wie viel trotzige Knaben nicht in den ſechzig Jahren, die er als Schulmeiſter wirkte, hatte er durch Nachſicht und Liebe gebändigt! in wie viel harten, verſchloſſenen Herzen nicht durch die Hingebung und Duldſamkeit, die er ihnen bewies, den Keim des Edlern und Beſſern wieder aufgeweckt! Die verzweifeltſten Kuren in dieſer Hinſicht waren ihm gelungen, und das bei ganz rohen, ganz ungebildeten Charakteren; es hatte einen unwiderſtehlichen Reiz für ihn, ſeine pädagogiſche Kunſt auch einmal an einer Erſcheinung zu bethätigen, wie dieſer vornehme verlorene Sohn.

Unmerklich alſo, indem er ihn ſcheinbar nur immer ſich ſelbſt beſtimmen, nur immer von ſeinem eigenen Entſchluß abhängen ließ, gewann der erfahrene Greis einen faſt unbeſchränkten Einfluß auf das verwilderte Gemüth des jungen Mannes; was Anfangs nur Reiz der Neuheit, ja vielleicht nur die Folge einer augenblicklichen Erſchlaffung geweſen war, ſein Gefallen am ſtillen, ordentlichen Leben, ſein Fleiß, ſeine Stetigkeit, ſeine Rückkehr von allen wüſten und abenteuerlichen Plänen, wurde durch die Bemühungen des Alten zu einer klaren, bewußten Einſicht, einer neuen und feſten Grundlage des Charakters erhoben. Wenn Georg, in vertraulicher Anrede, den Alten als Vater zu grüßen pflegte, ſo war das in der That mehr als eine bloße gemüthliche Redensart: hatte der leibliche Vater durch die Verkehrtheit ſeiner Grundſätze ihn in die Gefahr geiſtigen und ſittlichen Todes gebracht, ſo war dieſer unſcheinbare Dorfſchulmeiſter ihm in Wahrheit ein zweiter Vater geworden, durch den er zu neuem, edlerm Leben wiedergeboren und der urſprünglichen Vortrefflichkeit ſeiner Natur zurückgegeben ward.

VIII.

Und vielleicht, wer weiß? verknüpfte ſich mit dieſer Anrede noch ein anderer, geheimnißvoller — aber eben in dieſem Geheimniß um ſo anmuthigerer Sinn. Für den Alten war Georg nur eine Erſcheinung geweſen, welche, bei aller Eigenthümlichkeit, doch nur gewiſſe Erfahrungen ſeines Lebens, wenn auch in unendlich vergrößertem Maßſtab, wiederholte. Für die Tochter dagegen, in der Einförmigkeit ihres bisherigen Lebens, war er eine völlig neue, eine wahrhaft überwältigende Erſcheinung. Noch niemals war Amalie aus den Grenzen ihres heimathlichen Dorfes herausgekommen, ſelbſt die Hauptſtadt des kleinen Landes mit ihrer höfiſchen Pracht und Herrlichkeit, wennſchon nur wenige Meilen entfernt, lag für ſie bereits in nebelhafter Ferne, gleich einem andern Welttheil. — Ganz eben ſo ſtand es auch mit ihren Gedanken, Wünſchen, Träumen; auch ſie hatten ſich immer nur in den engen Schranken des väterlichen Hauſes bewegt, auch mit ihnen war ſie niemals hinausgeſchritten über dieſen engen, ſtillen, heiligen Kreis, mit welchem die Liebe ihres Vaters ſie umgeben.

Und nun auf einmal in dieſen engen, ländlichen Kreis trat ein Weltkind, wie Georg! und nun auf einmal dieſer einförmige, kleine Hausſtand erweiterte ſich durch die Erſcheinung dieſes Flüchtlings, der ſo viel Länder bereiſt, ſo viel Städte geſehen, ſo viel Abenteuer beſtanden, in ſo viel ſeltſamen und ungewöhnlichen Verhältniſſen ſich umgetummelt hatte! — Georg beſaß in hohem Grade jene Kunſt, welche ſanguiniſchen Naturen eigen zu ſein pflegt, und die wir die Kunſt nachträglicher Selbſttäuſchung, die Retouchirkunſt gleichſam der eigenen Vergangenheit nennen möchten. So wenig ſolche Naturen im entſcheidenden Augenblick ſelbſt dem Drang der Verhältniſſe oder dem Sturm der eigenen Leidenſchaft zu widerſtehen vermögen, ſo ſehr ſie alſo in der That ein Spielball ſind in den Händen des Schickſals: ſo geſchickt hinterdrein iſt ihre Phantaſie, das Fragmentariſche ihrer Erlebniſſe zu ergänzen, Uebergänge aufzufinden, Motive zu entdecken, mit einem Wort, ein unregelmäßiges, zerfahrenes, nur vom Zufall beſtimmtes Leben nachträglich zu einem Kunſtwerk von Zuſammenhang, Plan und Uebereinſtimmung zu erheben. — Man würde dieſen Charakteren ſehr unrecht thun, wollte man ſie der abſichtlichen Entſtellung oder überhaupt nur einer bewußten Unwahrheit beſchuldigen: ſie meinen das vollkommen ehrlich und ſehen, bis an ihr kühles

Ende, die Dinge nun ein für allemal wirklich ſo, wie ſie ſich gewöhnt haben, dieſelben darzuſtellen; die Beſonnenheit, die ihnen im Augenblick der That gemangelt hat, kommt gleichſam nachträglich, eine umgekehrte Ueberlegſamkeit, welche, da ſie die Thatſachen nun einmal nicht mehr ändern kann, ſich wenigſtens bemüht, dieſelben ins richtigſte und beſte Verhältniß zu einander zu rücken, und die geheime Vernunft, welche allen menſchlichen Dingen inne wohnt, herauszukehren.

So auch Georg. Wer ihn hörte, wie er Amalien von den Abenteuern und Irrfahrten ſeiner Jugend erzählte, wer Zeuge war, wie er vor ihrem keuſchen, mädchenhaften Blick das Gemälde ſeiner Irrthümer entrollte, mit ſo zarter, ſo vorſichtiger Hand, daß auch das keuſcheſte Auge nichts darin finden konnte, was es erſchreckt hätte; wer es erlebte, wie er mit den bunten, farbenreichen Erinnerungen ſeiner Flüchtlingsjahre, gleich wie mit prachtvoll kunſtreichen Teppichen die armen, kahlen Wände des Schulhauſes bekleidete, und, eine männliche Scheheraſade, den Faden ſeiner Zaubermärchen in immer neuen, immer anmuthigeren Verwicklungen fortſpann — nun ja, den konnte es auch unmöglich Wunder nehmen, wenn er ſah, wie das Auge des Mädchens an den Lippen des Redners hing, und wenn Georg bald der einzige Gegenſtand war, der ihre Phantaſie erfüllte.

Brauchen wir noch weiter erſt zu ſagen, welchen Verlauf dieſes Verhältniß nahm? Hat es doch von Beginn der Welt nur einen gegeben, den es nehmen konnte. Bevor Georg noch für möglich gehalten, daß er, der ſo viel flammendern Augen ſiegreich Stand gehalten, Gefahr laufen könne von den ſanften, ſchmachtenden Blicken einer armen Dorfſchönheit, war er in der bläulichen Tiefe dieſer Blicke ſchon verſunken bis über den Kopf; bevor Amalie nur noch wußte, daß ſie überhaupt ein Herz zu verſchenken habe, hatte ſie das ihre ſchon längſt verloren.

Der alte Schulmeiſter war der Mann nicht — weder, dem dergleichen entging, noch der geneigt war, bei einem Verhältniß dieſer Art den üblichen Komödienvater zu ſpielen.

Aber auch den Tyrannen zu ſpielen und durch unzeitige Strenge die Flamme der jungen Leidenſchaft nur noch lebhafter anzufachen, war nicht ſeine Art. Bei einem zufälligen Spazirgang in eben jenes Wäldchen, das ſeitdem Georg's Zufluchtsort blieb für alle ernſten und dringenden Berathungen mit ſich ſelbſt, wußte der Alte ihm mit ſo ergreifenden Farben die Gefahr zu ſchildern, mit welcher die Leidenſchaft des jungen Paares eben jenen häuslichen Frieden, jene Ruhe und Heiligkeit des kleinen, ſtillen Herdes bedrohte, welche ihn ſelbſt ſo lebhaft entzückt hatte: daß Georg, zum erſten Mal vielleicht in ſeinem Leben, wirklich ernſthaft und ehrlich in ſich ging, und die Frage ſeiner Zukunft mit reifer, männlicher Beſonnenheit prüfte.

Wie ernſt die Prüfung geweſen, verriethen ſchon ſeine nächſten Schritte. Ohne Abſchied von Amalien verließ er das Dorf und kehrte unter fremdem Namen in die Hauptſtadt zurück, die er ſo lange gemieden. Es war ſeine Abſicht, ſich mit ſeinem Vater zu verſöhnen. Die Zeit, hoffte er, ſollte den harten Sinn des alten Mannes ebenfalls erweicht haben. Es würde möglich ſein, überredete er ſich ſelbſt, in ein leidliches Verhältniß mit dem Vater zu treten und die wenigen Jahre, welche demſelben, nach menſchlicher Berechnung, noch gegönnt ſein konnten, wenigſtens in äußerlicher Eintracht mit ihm zu verleben. — Welche weiteren Hoffnungen und Pläne ſich an dieſe nächſten knüpften und welche Rolle ſein Verhältniß zu Amalien darin ſpielte, errathen unſere Leſer leicht, wenn auch Georg ſelbſt wohl kaum ganz im Klaren darüber war.

Allein wie hatte er auch glauben können, die überall thätigen Aufpaſſer des Präſidenten zu täuſchen! — Als er, unter dem angenommenen Namen, um eine Audienz bei ſeinem Vater nachſuchte, wurde ihm dieſelbe nicht nur verweigert, ſondern noch denſelben Mittag erhielt er den amtlichen Befehl, die Stadt zu verlaſſen.

Auch ſein Bruder Ewald, an den er ſich jetzt wandte, weigerte ſich, ihn zu ſehen; ſtatt der gewünſchten Unterredung erhielt er einen Brief von ihm, bei dem, als er ihn öffnete, Georg unwillkürlich an jenen bekannten Franz Moor'ſchen denken mußte. . . .

Aber nein, Georg hatte ſich getäuſcht! Der Brief war, wie Ewald ausdrücklich vorausſchickte, im Auftrag des Vaters geſchrieben. Nach Allem, was zwiſchen ihnen vorgefallen, müſſe ſich Georg ſelbſt ſagen, daß ein dauerndes häusliches Zuſammenleben zwiſchen ihm und dem Vater nicht mehr möglich ſei; von früh auf habe Georg ſich der Art und Weiſe, wie Jener ſein Leben habe lenken wollen, widerſetzt und ſein Schickſal nach eigenem Maße zugeſchnitten. Dabei nun möge er auch ferner bleiben. Von Ausſöhnung und dergleichen Narrenspoſſen könne keine Rede ſein: der Vater ſei ihm niemals weder gut noch böſe geweſen, kenne derartige Schwachheiten beſchränkter oder eitler Naturen überhaupt nicht. Er werde Georg nichts in den Weg legen, nur in derſelben Stadt mit ihm könne er ihn nicht dulden, ſchon ſeines amtlichen Anſehns wegen nicht. Wo er ſich ſo lange gefallen, dahin möge er denn auch jetzt zurückkehren; wie jeder Menſch, ſei auch er vollkommen ſein eigner, freier Herr, und zu allem Ueberfluß wolle ihn der Vater hiermit noch dafür erklären. — Von ſeiner Seite ſetzte Ewald hinzu, daß die Spannung zwiſchen Georg und dem Vater ihn allerdings ſehr unglücklich mache; er glaube gern, daß ſein Bruder Reue empfinde und gern in das väterliche Haus zurückgekehrt wäre: aber er möchte die hohen Jahre des Alten bedenken und ſeine Beſſerung zuerſt und vor Allem darin zeigen, daß er den erhaltenen Befehlen gehorche; dann wolle Ewald, wenn es die Gelegenheit einmal ſo mit ſich brächte, ihm auch immer ein rechter guter, vorſorglicher Bruder ſein. —

In der That kehrte Georg, den das direkte und unzweideutige Zugeſtändniß ſeiner Freiheit für alles Herbe und Schmerzliche entſchädigte, das der Brief ſonſt enthielt, ohne Weigerung in ſein kleines, ſtilles Dorf zurück. Er theilte dem Alten die Schritte mit, welche er gethan, er zeigte ihm den Brief ſeines Bruders, und daß, wenn je ein Menſch Grund gehabt hatte, ſich als frei, ſelbſtändig und Herr ſeines Schickſals zu betrachten, dies jetzt bei ihm der Fall war. Von ſeiner Leidenſchaft zu Amalien ſprach er nicht mehr, oder doch wenigſtens mit ſo viel ehrfurchtsvoller Zurückhaltung, mit ſo viel wahrhaft männlicher Entſagung, daß der Alte nichts dagegen einzuwenden fand. Da er jetzt, ſagte Georg, mit ſeiner Vergangenheit in jedem Betracht völlig abgeſchloſſen habe und ſich ein für allemal auf eigne Füße geſtellt fühlte, ſo ſei es nunmehr ſeine Abſicht, ſich in geordneter bürgerlicher Thätigkeit ein neues Schickſal zu gründen, wie klein und unſcheinbar daſſelbe auch ſein möge. Er bat Amaliens Vater, ihm dabei mit ſeinem Rath, ja mit ſeiner Obhut behilflich zu ſein; keine Arbeit ſolle ihm zu ſchwer, kein Erwerb zu gering ſein, wenn er ihm nur das Bewußtſein ſeiner Unabhängigkeit und damit Ruhe des Herzens gäbe.

Der Schulmeiſter, wir haben es ſchon geſagt, war ein leidenſchaftlicher Pädagog — wie hätte er ſich dieſem neuen Experiment entziehen können? Der Zufall wollte, daß eben damals die Stelle eines Rentſchreibers im Dorfe erledigt war; ein reicher auswärtiger Edelmann, welchem das Dorf zugehörte, hatte dieſelbe zu vergeben. Dem Einfluß des Schulmeiſters gelang es, die Wahl auf ſeinen jungen Schützling zu leiten. Daß der alte Präſident einen Verſuch gemacht, es zu hindern, davon verlautete nichts. Georg betrachtete das als ein gutes Zeichen und ſchloß daraus, daß ſein Vater wirklich ein gewiſſes neutrales Verhältniß zwiſchen ihnen herſtellen wolle. Wiewohl die Sache vielleicht auch ganz anders zuſammenhing: nämlich ſo, daß der Präſident entweder auf jenen fremden Edelmann ohne Einfluß war, oder auch daß das Glück eines Rentſchreibers auf dieſem entlegnen Dorfe ihm zu kläglich erſchien, ja gerade Strafe genug, um ſeinen Sohn darin zu ſtören.

Denn eng und ſchmal war die Stelle freilich; Georg, der bei aller Noth und allen Entbehrungen, denen er während der letzten Jahre zuweilen ausgeſetzt geweſen war, die weiſe

Kunſt der Mäßigkeit doch noch immer nicht völlig erworben hatte, mußte gleichſam von vorne an zu leben lernen.

Daß er das aber gern lernte, wie können wir daran zweifeln, da wir jenes Geſtirn kennen, das ihn an dieſe Stelle gefeſſelt hielt?

Eilen wir denn raſch über die nächſten Jahre hinweg. So trefflich wußte Georg ſich, wenigſtens dem äußeren Anſcheine nach, in ſeine neue Lage zu ſchicken, ſo ſtetig und fleißig zeigte er ſich nicht nur in den Obliegenheiten ſeines Amtes, ſondern mit ſo vielem Eifer nahm er auch ſeine frühern Studien wieder auf, ſo treu ausharrend zeigte er ſich in ſeiner Neigung zu Amalien, mit ſo viel Banden endlich ſüßeſter Gewöhnung wuchs er den beiden, Vater wie Tochter, ans Herz: daß der Schulmeiſter, als Georg endlich nach langer, bittrer Prüfungszeit in beſter Form um die Hand ſeiner Tochter bei ihm anhielt, nicht mehr den Muth beſaß, ihm dieſelbe zu verweigern.

Auch dem alten Präſidenten hatte Georg ſeine beabſichtigte Vermählung pflichtſchuldig angezeigt und um ſeine Einwilligung gebeten. Aber der Alte hatte weder Einſpruch gethan noch überhaupt geantwortet. — Daß Georg ſich in ſeinem jungen Glücke nicht ſehr dadurch geſtört fühlte, werden unſere Leſer leicht glauben; — gerade zwei Jahre, nachdem er zuerſt das Haus des Schulmeiſters betreten, genau auf denſelben Tag, ſchloß Georg Amalien als Gattin in die Arme.

IX.

Unter allen Sorgen, welche ein Herz zermartern, einen Geiſt zerbröckeln können, gibt es keine ſchmerzlichern als — Nahrungsſorgen. Wir hören deutlich, wie unſere Leſer aufſchreien über die Trivialität dieſes Ausſpruchs; das Bischen tägliche Brod, was das ſei, gegen die Schmerzen der Liebe, die Qualen der Eiferſucht, ja nur gegen den Stachel des unbefriedigten Ehrgeizes?!

Ja wohl, Ihr ſchönen Seelen, das ſagt Ihr, die Ihr ſatt ſeid! die Ihr nicht zu ſorgen habt um die Blöße Eures Leibes, denen niemals die Nothdurft ihren unerbittlichen Stachel in die Seiten ſtößt!

Aber tretet herein in die Hütte des Elends, werft einen Blick auf jene Unzähligen, welche der Himmel verdammt hat, ſtets das Morgen dem Heute abzuringen; ſeht, wie dieſen Unglücklichen, welche geſchmiedet ſind an die Galeere ewig neuer, ewig fruchtloſer Arbeit — ſeht, wie ihnen nicht nur die Blüthe der Geſundheit ſchwindet, die Kraft der Arme erlahmt, das Feuer des Auges erliſcht, ſondern auch die Blüthe ihres Geiſtes iſt gebrochen, auch die Kraft ihrer Seele ward gelähmt, auch das Feuer ihrer Empfindungen verliſcht, daß ſie umherſchleichen, ohne Muth, ohne Hoffnung, ja ohne Wunſch zuletzt, keiner edlern Begeiſterung, keiner aufflammenden Leidenſchaft mehr fähig, arme nackte, ſeelenloſe Schatten, aus denen alle Freudigkeit des Lebens gewichen iſt und die das ſo ſchöne, ſo reiche menſchliche Daſein nur noch als einen Fluch empfinden....

Tretet weiter in die verſchwiegene Zelle derer, welche um ſo ärmer ſind, je weniger ſie es ſcheinen dürfen; lernt ſie kennen jene zahlloſen Familien, welche dem Abgrund des Elends noch nicht verfallen ſind, noch nicht offenkundig als Bettler gelten, aber fortwährend am Rande deſſelben ſchweben, fortwährend in der Gefahr ſtehen, es zu werden; ſeht, wenn Ihr den Muth habt, in das trockne, brennende Auge dieſes kleinen Handwerkers, der ſein Elend nicht einmal geſtehen darf, um den kläglichen Reſt ſeiner Kundſchaft nicht völlig zu verlieren; hört, wenn Euer Ohr nicht abgeſtumpft iſt gegen ſolche Töne, die heimlichen Seufzer dieſes Beamten, der ſein kleines ererbtes Kapital und zwanzigjährigen Fleiß und Arbeit und Kenntniſſe daran geſetzt hat, um endlich mit einer Stelle abgefunden zu werden, die kaum den Einzelnen ernähren würde, geſchweige denn ſeine Frau und dieſe Schaar von Kindern, die, ihm ſelbſt zur Verzweiflung, mit jedem Jahre zahlreicher heranwächſt — und der doch bei alledem den Zorn ſeiner Obern aufs Aeußerſte auf ſich laden würde, wollte er ſeinen Rock nicht ganz ſo ſauber tragen, ſein Geſicht nicht in ganz ſo freundliche Falten legen, nicht alle hergebrachten Aeußerlichkeiten des Lebens ganz ſo befolgen, wie die Amtsehre und der bürgerliche Anſtand es verlangt...

Steigt endlich hinauf in die ſtille Erkerſtube des Gelehrten, in die Dachſtube des Dichters; fragt dieſe niedern Wände, welche ein Menſchenalter ſpäter eine bewundernde Nachwelt vielleicht als Reliquien verehrt, wie viel qualvollſte Seufzer ſie vernommen um die gemeine Sorge des Daſeins; ſucht nach in dieſen Büchern, welche den Stolz der Wiſſenſchaft, dieſen Gedichten, welche das Entzücken des

Publikums bilden, wie viel ungeſehene Thränen der Armuth der Verfaſſer, da er ſie niederſchrieb, geweint hat zwiſchen dieſe glatten, ſaubern Blätter, die Euch ſo behaglich zwiſchen den Fingern ruhen; rechnet aus, wenn Ihr es vermöchtet, wie oft dieſer einfache weiße Tiſch, von dem Ihr nach Jahrzehnten gar nicht begreifen könnt, wie ein ſo ausgezeichneter Mann ſo unſterbliche Werke an einem ſo elenden Tiſch hat ſchreiben können, ja der vielleicht, wenn das Glück gut iſt, dereinſt ſplitterweis an reiſende Engländer verkauft wird, um größere Summen, als der Beſitzer, da er noch lebte, gemeiniglich beiſammen geſehen hat — rechnet aus, ſage ich, wie oft auf dieſem Tiſche das Brod gefehlt hat, den ſterblichen Leib des unſterblichen Poeten zu nähren ....

Thut das, ich bitte Euch darum, Ihr zarten, empfindſamen Seelen, die Ihr uns gern einbilden möchtet, der zarte roſenfarbene

Ichor der Götter fließe durch Eure Adern und Eſſen und Trinken ſei nur eine ganz gemeine Verrichtung, die bei einem gebildeten Menſchen gar nicht in Anſchlag zu bringen — thut es: und dann, wenn Ihr noch den Muth habt, zuckt die Achſeln oder ſchüttelt mißbilligend den Kopf über den Elenden, welcher zu Grunde geht, weil ihm nichts weiter fehlt, als nur — das tägliche Brod!

Auch Georg ſollten ähnliche Erfahrungen nicht erſpart bleiben. Von der Liebe bekanntlich iſt ſchlecht leben; mit ſoviel Muth er ſich auch gegen die Sorgen des Lebens gewappnet hatte und ſo bereitwillig er ſich auch allen Beſchränkungen ſeiner neuen Lage zu unterwerfen ſuchte, ſo konnte es doch nicht ausbleiben, daß mit dem wachſenden Hausſtand nicht auch die Sorgen ſich täglich vergrößerten und ihm mitunter wohl über den Kopf zu wachſen drohten. Jetzt erſt wurde er gewahr, wie viel

Nothwendiges zum Leben gehörte, und wie viel Ueberflüſſiges ihm bei alledem noch unentbehrlich war. Es gab Dinge (wir wollen beiſpielsweiſe wieder an die Zeitungen erinnern), von denen man allerdings nicht ſagen konnte, daß ſie hätten ſchlechthin ſein müſſen: aber Georg, wie er nun einmal gewöhnt war, hätte doch ohne ſie nicht leben mögen und zermarterte ſich lieber in peinlichſten Sorgen, als daß er ſich ſo kurz geſtreckt hätte, wie ſeine Decke nun einmal war.

Das Schlimmſte dabei war, daß ſowohl Amalie als ſein alter Schwiegervater, indem ſie beide von früh auf an die beſchränkteſte Lage gewöhnt, gleichſam mit der Armuth aufgewachſen waren, in den meiſten Fällen gar keine rechte Empfindung hatten von den Entſagungen, welche Georg ſich auferlegen mußte, und von den Kämpfen, die er deshalb beſtand. Das Meiſte von dem, deſſen Mangel ihn bereits in ſtille Verzweiflung brachte, kannten ſie gar nicht oder wußten es doch nicht zu ſchätzen; auch ſeine Klagen und Mühen waren ihnen daher zumeiſt ganz unverſtändlich.

Und freilich iſt es wahr: arm zu ſein, wie ſchwer an ſich, iſt doch vergleichsweiſe noch immer ein erträgliches Schickſal gegen das andre, arm geworden zu ſein. Keinen größeren Prüfſtein für die Stärke des Charakters gibt es, und wenig andere Schickſalsproben werden von der Mehrzahl der Menſchen ſchwerer überſtanden, als das allmälige Verſinken aus Reichthum, Wohlhabenheit, Sorgloſigkeit der äußeren Lage in Noth, Armuth und Elend. Ganz beſonders ſchwer iſt dieſer Uebergang, wenn er nicht die Folge einer plötzlichen, gewaltſamen Kataſtrophe, eines außerordentlichen, gewaltſam hereinbrechenden Schickſals iſt: ſondern wenn das Elend ſich langſam, unmerklich, mit kaum ſichtbaren Schritten, aber doch wie ſchnell! bei uns einſchleicht. Den Waſſerguß, der plötzlich über uns herniederbrauſt, ſchütteln wir muthig, ja vielleicht mit Lachen ab; aber die kalte, feuchte Hand, die mit leiſen Fingerſpitzen langſam im Dunkeln über unſer Antlitz fährt, erregt auch dem Muthigſten ein Grauen. Der plötzliche Sturz aus Reichthum und Ehre in Armuth und Verachtung (denn wie die Welt nun einmal iſt, ſind ja dieſe beiden untrennbar zuſammengekoppelt) kann ſogar noch etwas Erhebendes haben, und iſt in den meiſten Fällen wenigſtens des Mitleids gewiß. Aber dieſe heimliche, langſame Gewöhnung an das Elend iſt nur erbärmlich und hat nichts, was die Seele mit neuer Spannkraft belebt.

Auch Georg hatte niemals vermocht, ſich von den Traditionen ſeiner reichen, vornehmen Herkunft völlig frei zu machen. Im Gegentheil, je enger und ſorgenvoller ſeine Lage ward, um ſo lebhafter wachten dieſelben wieder in ihm auf; gleich dem Verſchmachtenden in der Wüſte, dem in demſelben Augenblick, da er den grauenvollen Tod der Verdurſtung ſtirbt, die zum letzten Mal aufflackernde Phantaſie plätſchernde Springbrunnen, rieſelnde Ströme, ſaftige Früchte, perlende Becher Weins vormalt, ſo auch Georg, je näher die Sorge um das tägliche Brod ihm jetzt auf den Leib rückte, und je härter ſein Kampf um die Nothwendigkeiten des Daſeins ward, je mehr verlor er ſich in die Vorſtellungen jenes Reichthums, zu dem er urſprünglich geboren war, und von dem es ihm jetzt mit jedem Tage mehr ſchien, als könne, als dürfe er nicht auf ihn verzichten.

Auch kam eine gewiſſe ſehr natürliche Abſpannung dazu. So lange er um Amalien's Beſitz gerungen, hatte dieſer ihm das Höchſte, einzig Wünſchenswerthe geſchienen. Das Höchſte war er ihm auch noch: aber die nüchterne Proſa des Lebens überzeugte ihn, daß, um dieſen Beſitz wirklich zu genießen und wahrhaft froh an ihm zu werden, noch manches andere kleinere Beſitzthum ebenfalls von nöthen. —

Schon alſo wieder hörte man ihn ſein altes Gleichniß gebrauchen von dem ſchlechten Stück Papier, das am Verfalltag ſich in Haufen Goldes verwandele; ſchon wieder ertappte er ſich ſelbſt dabei, wie er die Lebensjahre ſeines Vaters berechnete, und die Zeit abmaß, wo der Todte ihm den vollen Genuß jener Schätze würde zugeſtehen müſſen, deren kleinſten Antheil ihm der Lebende ſo hartnäckig verweigerte; ſchon liebte er es, in vertraulichen Stunden ſeiner Frau das behagliche, reiche Leben auszumalen, mit dem er ſie dann für alle Beſchränkungen ihrer jetzigen Lage entſchädigen wolle; ſchon, wenn ſein Aelteſter geſprungen kam und ihn um ein Spielwerk, ein Buch, mitunter wohl ſehr proſaiſcher Weiſe auch um ein paar Schuhe bat, zu welchem die Mutter das Geld ihm verweigert hatte, nämlich weil ſie es ſelbſt nicht beſaß — konnte es ihm wohl begegnen, daß er halb ärgerlich und halb voll humoriſtiſchen Uebermuths ausrief: Sei nur ruhig, mein kleiner Millionärs, Du ſollſt ſchon noch kriegen! . . .

Unſere Leſer ſind vielleicht geneigt, ſehr gering zu denken von Georg wegen dieſes Wankelmuthes und dieſer Abhängigkeit von den äußeren Verhältniſſen, die er damit an den Tag legte. Aber es iſt ja auch kein Romanheld, den wir hier ſchildern wollen: nur ein armes, kleines Stück Menſchenleben, nur ein unſcheinbarer, halbvergeſſener Winkel des menſchlichen Herzens iſt es, was unſre kleine Erzählung, ſo gut oder ſo ſchlecht wir vermögen, ſchildern ſoll. —

Auch iſt noch Eines dabei in Anſchlag zu bringen, was Georg in der That zur Entſchuldigung dienen mochte: ſich ſelbſt unbewußt und trotz des häufigen Widerſpruchs, den er damit erfuhr, übertrug er die Anſchauung des Lebens, die er ſelbſt hatte, und die Eindrücke, welche ſeine gegenwärtige, kümmerliche Lage in ihm ſelbſt hervorbrachte, auf ſeine Umgebung. Amalie und der alte Schulmeiſter, meinte er, müßten das Kümmerliche dieſer Verhältniſſe ebenſo lebhaft und ebenſo ſchmerzlich empfinden, als er ſelbſt; ja es fehlte nicht viel, ſo war jedes Loch in der Jacke ſeiner Knaben und jeder zufällige kindiſche Wunſch, den ſie ausſprachen und den er ihnen nicht ſofort erfüllen konnte, für ihn wie eine Anklage und ein Vorwurf.

Schwerer möchte es für Georg gehalten haben, einen anderen Vorwurf von ſich abzulehnen: nämlich warum er keinen ernſtern Gebrauch machte von den Talenten und Kenntniſſen, die er doch unbeſtreitbar hatte, und ſich ſo wenig Mühe gab, eine andere, ſorgloſere, ſeinen Wünſchen, ja ſeiner geiſtigen Bildung entſprechendere Stellung zu erringen: ſondern nein, ohne Widerſtand, ſelbſt ohne den Verſuch dazu, in bloßer paſſiver Fügſamkeit, als wäre dies Dorf die Welt und ſeine Rentſchreiberſtelle der einzige Platz, den er darin einnehmen könne, harrte er in ſeiner Dunkelheit und Armuth aus, ſo ſchwer ſie ihm ſelbſt, ja gerade ihm, auch fiel!

Aber auch dies erklärt (— erklärt, ſagen wir: nicht rechtfertigt) ſich aus dem eben Berührten hinlänglich. Georg, bei aller Energie im Einzelnen, war doch — oder war wenigſtens bis jetzt noch keine eigentlich männliche, thätige Natur; mehr trotzig als tapfer, beſaß er nur erſt den Muth des Leidens, nicht den höheren des Handelns und der That. Daß der Anſchmiegſamkeit ſeines Weſens in der Jugend ſo wenig Raum gegeben, mußte er jetzt büßen im Alter: denn ſo machte ſie ſich jetzt nur um ſo mächtiger und ſehr zur Unzeit geltend. Ohne ſie, wie hätte er ſich überhaupt nur jemals in die Enge dieſer Verhältniſſe begeben? wie hätte er ſich, die Leidenſchaft zu Amalien im Buſen, nicht lieber noch einmal in die Welt geſtürzt und hätte, durch Arbeit und Anſtrengung, ihren Beſitz dem Schickſal abgerungen, ſtatt daß er ihn jetzt nur durch Entſagung und Aufopferung erkauft hatte?

Ganz ähnlich ging es ihm auch jetzt: warum ſollte er ſich noch anſtrengen, dachte er, um eine verhältnißmäßig doch immer nur kleine, ungewiſſe Verbeſſerung ſeiner Lage, da ihm ja binnen ganz Kurzem die allergrößte, allerbedeutendſte Verbeſſerung ohnedies gewiß war? Lieber doch die paar Jahre, paar Monate ſich noch kümmerlich hinbeholfen und dann das Glück, auf einmal, mit vollen Zügen und ungebrochener Kraft, genoſſen! — Georg war wie Einer, der ſich in den Kopf geſetzt hat, das große Loos zu gewinnen und darüber nun, da der Treffer ja alle Tage richtig herauskommen kann, Arbeit und Gewerbe gleich lieber ganz an den Nagel hängt. Nur daß Georg's Berechnungen allerdings einigermaßen verſtändiger und ſichrer waren als die eines deſperaten Lottoſpielers; ob auch moraliſch viel beſſer, wollen wir nicht behaupten. — Selbſt jene Studien, die er ehemals mit ſoviel Eifer und Luſt betrieben, verloren ihren Reiz für ihn. Mitten unter den Tollheiten ſeines Studentenlebens, hatte doch immer noch jedes ernſtere politiſche Geſpräch, jede ſtaatswiſſenſchaftliche Streitfrage einen unwiderſtehlichen Reiz für ihn gehabt und ihn gleichſam zu ſich ſelbſt zurückgebracht. Jetzt dagegen, in der ſtillen, kümmerlichen Einſamkeit ſeines neuen Lebens, wollte er auch davon nichts mehr wiſſen: oder wenigſtens er ſprach nicht mehr gern davon. Auch hier wieder tröſtete er ſich mit einer Theorie, die, ſo falſch ſie auch war, ihn doch ſehr weiſe und richtig dünkte, weil ſie nämlich ſeiner Schwäche ſchmeichelte und ſie ſogar mit dem Nimbus der Tugend umkleidete. Was der Menſch einmal ſei, behauptete er, müſſe er auch recht ſein; für einen armen Rentſchreiber, der nun einmal verdammt ſei, über langweiligen Tabellen, Rechnungen und Anſchlägen zu brüten, ſchicke es ſich nicht, beiher noch den Gelehrten zu ſpielen; wenn er erſt mal wieder in beſſrer Lage, wolle er auch ſeine Studien wieder vornehmen, jetzt ſei das ein Luxus, der zu ſeiner übrigen Armuth nicht paſſe.

Indem Georg alſo ſeine augenblickliche Lage durchweg nur als einen Zwiſchenzuſtand betrachtete, an den gar kein rechter Ernſt zu verwenden ſei; indem er das Bild der behaglichen glänzenden, in jeder Hinſicht genußreichen und glücklichen Zukunft, welche ihn nach dem Tode des Vaters erwartete, unausgeſetzt vor Augen hatte; indem er nicht müde ward, von dem Glückswechſel zu ſprechen, der ihnen Allen alsdann bevorſtehe, und mit deſſen Bildern er, mit mehr väterlicher Zärtlichkeit, als Weisheit, namentlich auch den märchenluſtigen Sinn ſeiner Kinder ergötzte: ſo war das von Georg's Seite nicht bloß Schwäche und Eitelkeit, ſondern viel mehr noch war es das Bemühen, ſich gleichſam zu entſchuldigen vor ſich ſelbſt ſowohl, wie vor ſeiner Umgebung, ganz beſonders vor ſeiner jungen Frau, daß er ihr kein beſſeres Schickſal bieten konnte; mit der Zukunft ſuchte er ſich und ſie zu tröſten, da die Gegenwart für Beide ſo viel Mißliches hatte. Auch der Mangel an eigentlicher Vertraulichkeit, deſſen wir bereits früher erwähnt haben und der ſich aus dem Gange ſeiner Erziehung allerdings genügend erklärte, that dabei das Seine, ſowie jener eigenthümliche Begriff von Galanterie, den er aus ſeinem frühern abenteuerlichen Leben mit in den Eheſtand gebracht hatte und der ihm ſogar ſeiner Frau gegenüber nicht leicht geſtattete, irgend eine ernſte, wohl gar ſchmerzliche Saite anzurühren. Je ernſter ſich das Leben für ihn ſelbſt geſtaltete, je roſenfarbener ſollte es denen erſcheinen, die er liebte. Er war, ſo zu ſagen, das Gegenſtück zu dem bekannten Vogel Strauß: wie der den Kopf verſteckt, um die Gefahr nicht zu ſehen, ſo ſollten alle Anderen die Augen vor ihr ſchließen, er allein wollte der einzig Sehende, einzig Duldende ſein. —

Auf dieſem Wege, dem allmäligſten und natürlichſten von der Welt, geſchah es denn, daß für die ganze Familie des Rentſchreibers der Tod des alten Präſidenten das große entſcheidende Ereigniß ward, auf welches Jeder im Stillen lauerte, und auf das der ganze Zuſchnitt ihres Lebens berechnet war.

Es war gleichſam nur ein Interim, das ſie gegenwärtig lebten, nur ein Warteposten, auf den das Schickſal ſie geſtellt hatte; das eigentliche Leben ſollte erſt beginnen, wenn es für den alten Herrn von Werdenfels aufgehört hätte. —

Der Einzige, der ſich von dieſem Rauſch der Erwartung jederzeit frei hielt, war, wie unſere Leſer es nicht anders werden erwartet haben, Amalien's Vater. Auch nahm Georg ſich in Acht, ſeinem gewöhnlichen Gedankengange in Gegenwart des Alten Worte zu geben; er wußte, wie ſtreng derſelbe in dieſem Punkte dachte, und daß kein anderes Beſitzthum in ſeinen Augen Werth hatte, als nur das Einer durch Fleiß und Entſagung ſich ſelbſt erworben. Aber die Laſt der Jahre drückte den Patriarchen allmälig nieder; er fing an, ein wenig ſchwach zu werden, ſein Einfluß in Haus und Schule war nicht mehr derſelbe.

Auch bei Amalien war es mehr Fügſamſamkeit in den Willen ihres Mannes, als eigenes Behagen, womit ſie ſeinen Erzählungen von der Zukunft horchte; in allen Stücken maßvoll, beſcheiden, eine durchweg einfache, kindliche Natur, machte ihr der Gedanke großen Reichthums im Grunde mehr Furcht als Freude. Auch konnte ſie, in ihrem geſunden weiblichen Takt, das Zurückſtoßende, das in dieſem Lauern auf den Tod eines Andern lag, und nun gar eines Vaters! nie völlig überwinden.

Amalie hatte darüber manchen halb ernſtlichen, ſpaßhaften Zwiſt mit Georg, der ſich ordentlich ereifern konnte, wenn er ſie ſo gleichgiltig ſah bei allen Herrlichkeiten, welche er vor ihrer Phantaſie aufrollte. Ei ja doch, Du Fiſchblut, ſagte er dann wohl: Du haſt nur noch nie gekoſtet, wie viel beſſer es unter Umſtänden thut, mit vier Pferden zu fahren, als auf zwei Beinen zu gehen! Laß nur die bewußten zwei Augen erſt geſchloſſen ſein — und Du wirſt ſchon dahinter kommen, wie viel leichter es iſt, eine reiche Frau von Werdenfels zu ſein, als eine arme Frau Rentſchreiberin.

X.

Nun denn, ſie ſchloſſen ſich endlich! Faſt neunzigjährig und bis in dies ungewöhnlich hohe Alter faſt noch im vollen Beſitz ſeiner geiſtigen wie körperlichen Kräfte, wurde der alte Präſident plötzlich durch einen Schlagfluß dahingerafft ....

Aber nur die Aenderung ſeines Schickſals, auf welche Georg mit ſo viel Sicherheit gerechnet hatte, erfolgte darum noch keineswegs.

Es begegnet Einem, in den verſchiedenſten Lebensverhältniſſen, nicht ſelten, daß man ſich zermartert mit den fernliegendſten Gedanken, alle, auch die ſeltſamſten Möglichkeiten berechnet und erſchöpft — und nur das Zunächſtliegende, das Allerwahrſcheinlichſte ſieht und berechnet man nicht. — Auch Georg war der Gedanke, aus dem Teſtament ſeines Vaters ausgeſchloſſen werden zu können, niemals gekommen. Ja wenn noch andere Erben vorhanden geweſen wären außer ſeinem Bruder! Oder wenn dieſer ſelbſt noch Familie gehabt hätte! So aber, wenn dies ganze große Vermögen, das der Alte mit ſo viel Anſtrengung geſammelt und das ſo ſehr die einzige Wolluſt ſeines Lebens gebildet hatte, nicht binnen wenigen Jahren der Familie überhaupt verloren gehen ſollte, ſo blieb ja gar keine andere Beſtimmung übrig. — Auch wenn Georg in dieſer Hinſicht jemals Beſorgniſſe gehabt hätte, ſo wäre ja die halbe Verſöhnung, welche ſeitdem zwiſchen ihm und dem Vater ſtattgefunden, vollkommen geeignet geweſen, dieſelben zu zerſtreuen.

Aber all dieſe Berechnungen wurden jetzt auf einmal zu Schanden. In einem ausführlichen, mit aller möglichen juriſtiſchen Vorſicht abgefaßten, allen nur erdenkbaren Beſchränkungen, Klauſeln und Finten gleichſam ummauerten, durchaus unangreifbaren Teſtament, hatte der Alte ſeinen Sohn Ewald zum einzigen und ausſchließlichen Erben ſeiner Reichthümer eingeſetzt. Für Georg fand ſich nur ein karger Pflichttheil ausgeſetzt: und durch eine gleich darauf folgende genaue Berechnung aller derjenigen Ausgaben, welche der Alte in früheren Zeiten für Georg geleiſtet, bei Gelegenheiten, wie Georg's Wildheit deren dazumal nur allzuviele herbeigeführt, wurde der Beweis geliefert, daß der Betrag jenes Pflichttheils ſchon längſt erreicht und Georg mit jedem Anſpruch an das väterliche Vermögen abgefunden ſei.

Wie unerwartet dieſe Entdeckung für den Rentſchreiber auch war, und wie ſehr dadurch mit einem Male all ſeine kühnen Hoffnungen über den Haufen geſtürzt wurden, ſo machte dieſelbe doch bei Weitem nicht den Eindruck auf ihn, den man erwarten möchte. Er hatte, wie früher erzählt, mit ſeinem Bruder Ewald, wenn auch nie in einem eigentlich brüderlichen — das war bei Ewald's Natur nun einmal unmöglich — doch einem leidlichen neutralen, jedenfalls keinem feindſeligen Verhältniß geſtanden. Warmherzig, wie er ſelbſt war, und die Menſchen immer nur nach dem Maßſtab ſeiner eigenen Empfindung beurtheilend, zweifelte er keinen Augenblick, daß Ewald, aller anderen Verwandten entbehrend und ſchon durch ſeinen eigenen Antheil ſowie durch ſeine amtliche Einnahme mit überflüſſigem, für ihn ganz unbrauchbarem Reichthum ausgeſtattet, nicht aus freien Stücken die Ungerechtigkeit des väterlichen Teſtamentes gut machen und ihm den Mitgenuß eines Vermögens einräumen ſollte, das ja doch nach Ewald's Tode ganz an Georg fallen mußte. Ja es kam ihm nicht unwahrſcheinlich vor, daß der Vater ſelbſt, bei Abfaſſung des Teſtamentes, von einem ähnlichen Gedanken geleitet worden. Denn trotz Ewald's Kinderloſigkeit und wiewohl daher bei den vorgerückten Jahren, in denen dieſer ſelbſt ſich bereits befand, das geſammte Vermögen in kurzer Zeit, ſei es an Georg ſelbſt, ſei es an deſſen Kinder heimfallen mußte: ſo fand ſich in dem übrigens ſo ſorgſam gearbeiteten Dokumente doch keine leiſeſte Beſtimmung vor, wie es nach Ewald's Ableben mit dem Nachlaß des Alten gehalten werden ſollte. Vergeßlichkeit, dafür bürgte der Charakter des alten Herrn, konnte das nicht ſein: und ſo ſchien es Georg denn ganz außer Zweifel, daß ſein Ausſchluß aus dem Teſtament von Seiten ſeines Vaters ſelbſt nur ein Akt ſcheinbarer Konſequenz, nur eine Drohung, ja ſchlimmſten Falls nur eine Vorſichtsmaßregel hatte ſein ſollen; von ſeinem Bruder und von Georg's Benehmen in Zukunſt ſollte es abhängen, wann und in welchem Maße die urſprünglichen Rechte ihm wieder eingeräumt würden.

Und wie hätte Georg das Verhältniß anders auffaſſen können, da auch derjenige, auf deſſen Entſcheidung hier Alles ankam, ſein Bruder ſelbſt, es ebenſo betrachtete? — Gleich nach dem Tode des Vaters hatte Georg ſich in die Hauptſtadt zu ſeinem Bruder begeben. Er fand ihn außerordentlich zerknirſcht und hinfällig; mit dem Tode des Vaters, verſicherte Ewald, ſei der ganze Halt ſeines Lebens zuſammengebrochen. Es ſei möglich, ja ihn ſelbſt wandle zuweilen eine Ahnung an, als ob nicht Alles im Hauſe des Vaters ſo geweſen, wie es hätte ſein ſollen, und daß er ſelbſt, Ewald, durch die Eigenthümlichkeiten des Alten und ſeine bekannten ſtrengen Grundſätze um manchen Genuß des Lebens getäuſcht worden ſei. Aber ſo habe er ſich nun einmal an die Weiſe ſeines

Vaters ſo gewöhnt gehabt, ſo ganz ſei er, wenn auch nicht immer ohne geheimes Widerſtreben, aufgegangen in die Anſchauungen und Grundſätze des alten Präſidenten: daß keine ſechsjährige Waiſe ſich vereinſamter, hilfloſer fühlen könne, am Sarge des Vaters, als es jetzt ihm, dem Sechzigjährigen, begegne. — Was die Erbſchaft anbetreffe, ſo verſtehe es ſich allerdings von ſelbſt und er glaube in der That ebenfalls nur die geheime Abſicht des Verſtorbenen damit zu erfüllen, daß Georg in den unverkümmerten Genuß ſeines Antheils geſetzt werde. Nur möge Georg ihm einige Zeit gönnen, es ſei ein gar großes Vermögen, und gar verwickelte Verhältniſſe ſeien dabei zu berückſichtigen; Georg, der ſo lange das Glück der Armuth genoſſen (und indem er dies „Glück der Armuth“ ausſprach, lächelte Ewald ſo ſanft, ſo weichherzig, mit ſo frommem Aufſchlag der Augen, daß man recht deutlich ſehen konnte, wie ſehr dieſer Ausdruck ihm von Herzen kam), habe keinen Begriff davon, welche eine Laſt das ſei mit ſo vielem Gelde, und wie viel Schreiberei, Verdrießlichkeit und Aerger mit dem Antritt und der Auseinanderſetzung einer ſolchen Erbſchaft verbunden wäre.

Georg alſo, mußte ſich fürs Erſte gedulden. Dieſe Geduld fiel ihm einigermaßen ſchwer, er konnte es ſich ſelbſt nicht verhehlen; doch noch ſchwerer fiel es ihm, ſeine Frau in die einigermaßen veränderte Lage der Dinge einzuweihen und Erwartungen zu vertagen, die er ſelbſt erſt, und ſo fliſſentlich, erregt hatte. Gleichſam mit vollen Segeln hatte er gehofft das Schiff ſeines Lebens aus den Fluthen und Stürmen, welche es bisher geſchaukelt, einzulenken in den Hafen des Reichthums und des Glücks — und nun dicht vor dieſem Hafen tauchten noch ſo verdrießliche Untiefen auf, wurde ihm durch widrige Winde die friſche, fröhliche Fahrt ſo garſtig verkümmert!

Zwar daß ſein Bruder es aufrichtig mit ihm meine, und daß es wirklich ſeine Abſicht ſei, ihn durch ſofortige freiwillige Theilung für die Härte des väterlichen Willens zu entſchädigen, daran zweifelte er nicht im Mindeſten. Aber ſchon das war ihm verdrießlich, daß die Pedanterie und Langſamkeit ſeines Bruders ihm gleichſam den erſten friſchen Hauch von der Blüthe ſeines Glücks abſtreifen durfte; je näher der Tag des endlichen Glückswechſels gekommen ſchien, je unerträglicher dünkten ihm die Entſagungen, denen er ſich ſo lange, und doch immer nur wie ſchmerzlich! gefügt hatte, je ungeduldiger ward er, ſich erlöſt zu ſehen von einer Beſchäftigung und aus Verhältniſſen, die er im tiefſten Grunde ſeines Herzens immer nur als eine bloße Prüfung, eine bloße Uebergangszeit betrachtet hatte.

Wiewohl allmälig, wer mit einem minder ſanguiniſchen Temperament begabt geweſen wäre, auch an Ewald ſelbſt und der Redlichkeit ſeiner Verſprechungen hätte müſſen zweifelhaft werden. Wie oft Georg auch mündlich und ſchriftlich bei ihm anpochte, mit wie mancherlei Wendungen er ihn an ſeine Zuſage erinnerte, immer fand Ewald neue Schwierigkeiten, neue Verwicklungen, welche ihn verhinderten, die Sache zum Abſchluß zu bringen. Nur mit großer Mühe hatte Georg ihn bewogen, ihm ein kleines Kapital vorzuſchießen, das er zum Ausbau ſeines Hauſes und zu jenen kleinen Gartenanlagen benutzte, von denen wir im Eingange unſerer Erzählung geſprochen haben. Nach Georg's Abſicht ſollte dies kleine Anweſen zum Ruheſitz ſeines Schwiegervaters dienen, der mit jedem Jahre hinfälliger ward und ſchon nicht mehr im Stande war, ſein Amt zu verwalten. Aber ausdrücklich hatte Ewald in dem darüber aufgenommenen

Dokumente dies Darlehn als ſolches bezeichnen laſſen; ja was Georg nicht einmal ſeiner Frau zu geſtehen wagte, aus Zorn und Scham — er mußte es ſogar, wie jedes andere Kapital, an ſeinen Bruder verzinſen. . . .

Ewald, wenn ſein Bruder ihn darüber zu Rede ſetzte, hatte die vortrefflichſten Gründe von der Welt. Es ſei das, ſagte er, ein Geldgeſchäft, und in dergleichen dürfe von der ſtrengſten Ordnung nicht abgewichen werden, weder unter Freunden noch Verwandten, ja ſelbſt unter leiblichen Brüdern nicht; es komme ja endlich doch Alles Georg ſelbſt zu Gute und nicht Vorwürfe ſolle er ihm deshalb machen, ſondern dankbar ſein für dieſe Sorgfalt und Strenge, mit der er ihm ſein eigenes Vermögen verwalte und vergrößere.

XI.

Allmälig indeß rückte Ewald mit ſeinen Plänen deutlicher hervor. Georg, ſagte er, habe in den Verhältniſſen, in denen er bisdahin gelebt, unmöglich lernen können mit ſo bedeutenden Summen umzugehen; der plötzliche Uebergang aus drückender Bedürftigkeit in überſtrömenden Reichthum würde ihm nur verderblich werden. Allerdings ſei es ſeine Abſicht, nicht nur die Erbſchaft des Vaters mit ihm zu theilen, ſondern wo er auch für den Fall ſeines Todes, der ja doch auch ganz nahe bevorſtehe, einen anderen, näheren, lieberen Erben habe als ihn? Aber erſt, das ſei er dem Andenken ſeines Vaters, das ſei er Georg ſelbſt und namentlich deſſen Kindern ſchuldig, müſſe er die Ueberzeugung gewinnen, daß Georg wirklich und auf die Dauer von den Thorheiten ſeiner Jugend zurückgekehrt ſei. Nur ein, zwei, drei Jahre noch, nämlich wenn er ſelbſt ſo lange lebe, was ihm nicht wahrſcheinlich ſei, möge Georg in ſeiner jetzigen Lage ausharren; der Einzige, der den Vortheil habe, wäre ja er ſelbſt. Es ſei ja ſeine eigene Wahl geweſen, als er allen anderen glänzendern Ausſichten entſagt; und ſich auf jenes Dorf zurückgezogen auch habe er ſich ja ſo lange ſo glücklich darin gefühlt, habe die hübſche Frau, die allerliebſten Kinder, und nun gar noch das prächtige Häuschen. — Nein in der That, Georg wiſſe, wie die meiſten Menſchen, nur ſelbſt nicht, was ihm gut ſei; ja wenn es auf Ewald ſelbſt ankäme und ſeine Verhältniſſe es erlaubten, ſo würde er gern mit ihm tauſchen . . . .

Mit einem Worte: Ewald, auf den mit ſo viel anderen Eigenſchaften auch die Habſucht ſeines Vaters in reichſtem Maße übergegangen war, wollte ſich, ſo lange er lebte, von dem Geſammtbeſitz des Vermögens nicht trennen. Das Geld als ſolches, wiewohl er ſelbſt nicht den mindeſten perſönlichen Genuß davon hatte, war ihm zu ſehr ans Herz gewachſen; er konnte den Gedanken nicht ertragen, auch nur einen Theil deſſelben in andere Hände übergehen, vielleicht gar in dieſen anderen Händen zerfließen zu ſehen.

So hielt er ſeinen Bruder denn mit immer neuen Vorwänden und Vertröſtungen von Jahr zu Jahr hin. Schon war Amalien's Vater darüber hingeſtorben, ſchon hatte es zu wiederholten Malen den Anſchein gewonnen, als würde Ewald ſelbſt ſeinem Alter und ſeiner Gebrechlichkeit erliegen. Aber jedesmal wieder hatte er ſich erholt; ging das ſo fort, ſo war es leicht möglich, daß Ewald ebenfalls ein Neunziger wurde, und daß, wenn Georg endlich in den Beſitz ſeiner Erbſchaft trat, er gleichfalls ein alter, abgelebter Mann war, ermüdet und zerbrochen durch den fortwährenden Kampf mit den kleinen Sorgen des Lebens und außer Stande, die behaglichere Lage zu genießen, die ſich ihm ſo ſpät erſt eröffnete. —

Unſere Leſer erlaſſen uns die Hölle von Unruhe, Erwartung, Täuſchung zu ſchildern, in welcher der Rentſchreiber ſich während dieſer Zeit befand. Wie oft jetzt ſehnte er ſich wirklich als der arme Mann geboren zu ſein, der er im Augenblick war! wie verwünſchte er dieſe Ausſicht auf Glanz, Reichthum und Wohlleben, die ihm ſo lange vorgeſchwebt, die er auch in dieſem Augenblicke noch vor ſich hatte, und die doch jedesmal, wenn er ſich ihr näherte, gleich einem tückiſchen Nebel ihm unter den Händen zerrann! Jetzt erſt mußte er ſich mit Schrecken vor ſich ſelber überzeugen, wie wenig dieſe Schule der Entbehrungen, die er ſo lange durchgemacht, ihm in Wahrheit genügt, und wie tief im Gegentheil die Gewöhnung des Reichthums in ihm wurzelte. Ja, er hatte ſich ehemals glücklich gefühlt bei alledem — aber nur weil er feſt darauf gerechnet hatte, bald am Ende dieſer Prüfungen zu ſein; er war ſtolz darauf geweſen, ſelbſt das Wenige, was er war, durch eigene Kraft geworden zu ſein — aber nur, weil er die feſte Ueberzeugung hegte, in dieſer Beſchränkung nicht immer zu bleiben; er hatte ſich vermeſſen zu Zeiten, ſeines eignen Glückes Schmied zu ſein und alle Gunſt des Schickſals entbehren zu können — aber nur weil es ihm nicht im Traume eingefallen war, daß das Schickſal ihn wirklich beim Worte nehmen würde!

Dazu kam noch, daß er ſich, nach den uns bereits bekannten Principien, für verpflichtet hielt, ſeine Frau über den eigentlichen Stand der Dinge ſo viel wie möglich im Unklaren zu laſſen. Während es ihm ſchon längſt zur vollſten Gewißheit geworden war, daß, ſo lange ſein Bruder lebte, an eine Herausgabe ſeines Erbtheils nicht zu denken war, ſo ſehr gab er ſich doch ſeiner Frau gegenüber den Anſchein, als ſei das Ganze nur eine zufällige Verwicklung, ein Mißverſtändniß zum Höchſten, das ſich mit Nächſtem aufklären müſſe, und als würden die längſt verheißenen Schätze mit jedem nächſten Morgen ganz gewiß ins Haus geregnet kommen.

Georg meinte es gut mit dieſer Täuſchung, ganz gewiß: und wie ſein Charakter einmal war, und wie wir denſelben bisher kennen gelernt haben, konnte er ſogar nicht anders. Allein gut that er damit bei alledem nicht. Auch das ruhige Gleichgewicht, in welchem ſonſt der klare, gemeſſene Geiſt ſeiner Frau ſich erhalten, wurde durch dieſe ewig erneuerten, ewig getäuſchten Hoffnungen, dieſe ſich kreuzenden Verſprechungen, dieſe Heimlichkeiten und Doppelreden, mit denen ihr Mann ſichtbarlich umging, ebenfalls geſtört und erſchüttert. Indem ſie täglich ſehen mußte, welchen außerordentlichen Werth Georg auf dieſe Angelegenheit legte und wie ſehr dieſelbe bei ihm alle anderen Gedanken und Empfindungen verſchlang, ſo war es vollkommen natürlich, daß auch ſie allmälig, die Unbefangenheit und Sicherheit ihres Weſens verlor und gleichfalls mit ſorgender Seele über den Bildern der Zukunft brütete. Wo war das Traumbild ihres jugendlichen Glückes doch geblieben? wo war ſie doch hin, jene Zeit, da Georg ſich noch ſo glücklich zu fühlen ſchien unter dieſem niederen Dache, in der Enge dieſes kleinen, dürftigen Hausſtandes? Ach, ſie konnte es ſich ſelbſt nicht mehr verbergen: ſchon damals hatte er nur glücklich zu ſein geſchienen und auch dieſen Schein jetzt hatte er abgeworfen! Sich ſelbſt betrachtete ſie als die Quelle ſeines Unglücks; ohne dieſe Ehe, klagte ſie ſich ſelber an, würde Georg entweder eine vollſtändige Ausſöhnung mit dem Vater gelungen ſein, oder aber, bei ſeinem glänzenden Talente, ſeinen reichen Kenntniſſen, hätte es ihm nicht fehlen können ſich anderwärts, auf einem geeignetern Schauplatze, ein beſſeres Schickſal zu begründen. Wie jede rechtſchaffene Frau, hatte Amalie ſowohl vor den geiſtigen Fähigkeiten als vor der Charakterſtärke ihres Mannes die unbedingteſte Ehrfurcht; Niemand in ihren Augen gab es, der Alles ſo gründlich verſtand, alle Dinge ſo trefflich einzurichten wußte, als er. Unbewußter Weiſe daher arbeitete ſie den Selbſttäuſchungen, in denen ihr Mann ſich zu wiegen liebte, nur noch in die Hand; wie er ihr die Dinge darſtellte, ſo waren ſie — und all jene übereilten Zuſagen, jene

Vorſpiegelungen und Täuſchungen, zu denen er ſich, halb aus Scham, halb aus Zärtlichkeit, hinreißen ließ, fanden, wenigſtens ſo lange er ſprach, an ihr die gläubigſte Hörerin.

Inzwiſchen, wie der Menſch ſich an Vieles gewöhnt, ſo auch gewöhnten der Rentſchreiber und ſeine Frau ſich allmälig an das Beängſtigende dieſer Lage. Aehnlich wie früher auf den Tod ſeines Vaters, fing Georg jetzt an auf den Tod ſeines Bruders zu rechnen. Eine Kluft von vollen dreißig Jahren lag zwiſchen ihnen beiden — nun ſo hätte es ja müſſen eine ganz ausgeſuchte Laune des Schickſals ſein, wenn nicht der friſche, geſunde, kräftige Mann, in Mitte der Dreißiger, den bald ſiebzigjährigen, gebrechlichen, auch geiſtig niedergedrückten und ohnmächtigen Alten hätte überleben ſollen! — Und ſelbſt den ſchlimmſten Fall angenommen, ſo war ja doch, da es ſeinem Bruder ſelbſt an anderen Erben gebrach, wenigſtens Georg's Kindern der endliche Heimfall jenes außerordentlichen Vermögens gewiß.

Zwiſchen den Brüdern ſelbſt fand äußerlich das beſte Vernehmen ſtatt. Georg, ſo fruchtlos wiederholter Mahnungen überdrüſſig und um nicht den Anſchein der Zudringlichkeit zu haben, kam ſelten, ja niemals in die Stadt. Dagegen kam Ewald regelmäßig in der ſchönen Jahreszeit auf einige Wochen in das Haus ſeines Bruders. Die Landluft, ſagte er, und der Anblick von Georg's häuslichem Glücke thäten ihm gar zu wohl, und da er ja doch ſchon mit einem Fuß im Grabe ſtände und nächſtens ganz hinunterſteigen würde, ſo dürfe er ſich dieſen Genuß nicht allzu ſparſam zumeſſen. Auch müſſe er ja ſehen, was ſeine künftigen Erben machten, Georg's Knaben, die kleinen Millionäre, wie er ſie nun ebenfalls ſcherzweiſe nannte. . . .

Georg ließ das gut ſein und bewirthete ſeinen Bruder jedesmal mit der Gaſtlichkeit, welche ihm natürlich war und von der auch alle Noth und Kümmerniß ihn nicht hatten entwöhnen können, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſeine Verhältniſſe dadurch noch mehr zu zerrütten. Im Stillen zwar wußte er recht gut, daß Ewald vielmehr kam, um nachzuſehen, ob auch ſein Geld auf dem Hauſe noch ſicher ſtände, und bei Gelegenheit die Zinſen einzukaſſiren. . . .

XII.

All dieſe Verwicklungen ſeines Schickſals hatte der Rentſchreiber noch einmal an ſeinem Geiſt vorüber gehen laſſen, als er endlich, da ſchon die Dämmerung hereinbrach, von ſeinem einſamen Spazirgang zurückkehrte.

Die Frau hatte mit dem einfachen Nachteſſen auf ihn gewartet. Aber er ſchob den Teller zurück, indem er ein leichtes Unwohlſein vorſchützte.

Amalie, die ſehr wohl merkte, daß die finſtere Stimmung noch immer nicht von ihm gewichen, machte ihm gutmüthig den Vorſchlag, ein Glas von dem Weine zu trinken, den ſie noch von der letzten Anweſenheit ſeines Bruders her im Keller liegen hatten, und der ihm noch neulich, bei einer ähnlichen Veranlaſſung, ſo wohl gethan.

Aber mit ziemlich ſcharfer Betonung wieß Georg die Einladung zurück. Es ſei, meinte er, jetzt nicht die Zeit, Wein zu trinken....

Die Knaben, die in einer Ecke des dämmerigen Zimmers ihren lauten Handel hatten, kamen, ſowie ſie die Stimme des Vaters vernahmen, mit munterm Geſchrei geſprungen. Es war eine wichtige Streitfrage, die ſie ſeiner Entſcheidung vorzulegen hatten. Wenn ſie erſt in der Stadt wären, hatte der Kleinſte behauptet (dies nämlich war der euphemiſtiſche Ausdruck, mit welchem in der Familie des Rentſchreibers von dem dereinſtigen Antritt der Erbſchaft — das heißt alſo von dem bevorſtehenden Tode Ewald's geſprochen ward, und der ſich, wenn auch unverſtanden, auch auf die Kinder fortgepflanzt hatte)....

Alſo der Kleinſte hatte behauptet, wenn ſie erſt in der Stadt wären, wo ja jeder von ihnen, wie der Vater verſprochen, ſein eigenes Pferdchen bekommen ſollte, da wolle er am liebſten ein Schimmelchen haben: ein Schimmelchen mit recht langen Mähnen und einem recht krauſen Schwanze, das ſei doch das Allerſchönſte, was es auf Erden gäbe. Alfred dagegen, der Aeltere, hatte gemeint, ein Schimmel ſei nur ein gemeines Thier, ein Räppchen dagegen, mit einer rothen Decke und goldenen Litzen daran, das ſei das Wahre....

Mit dieſer wichtigen Streitfrage kamen ſie denn nun zum Vater geſprungen; der ſollte entſcheiden, was das Schönſte wäre, und was jeder von ihnen haben ſolle, Rappe oder Schimmel. Die kleinen Stimmchen wetteiferten mit einander, jeder ſuchte den andern zu überbieten in Anpreiſung ſeines Lieblings, hier weiß, dort ſchwarz — ſie waren allerliebſt anzuſehen, die muntern, friſchen Kindergeſichtchen, wie ſie vor Luſt und Eifer ſtrahlten, und wie die Händchen dazu fochten, und die kleinen Beine hoben ſich und ſtampften, als ob ſie ſchon leibhaftig zu Roſſe ſäßen. . . .

Ein allerliebſter Anblick — und wie oft nicht, in ſchmerzlich ſeligem Entzücken, hatte der Vater ähnliche Scenen belauſcht und ſelbſt, voll kindiſchen Behagens, Antheil daran genommen! Aber heut fuhr er ſie barſch an: eines armen Mannes Kinder wären ſie, für die es weder Schimmel gäbe noch Rappen; ſie wären alt genug nach gerade, zu unterſcheiden, was man in Ernſt zu ihnen ſage und was in Scherz; ſtatt ſich dergleichen thörichte Dinge in den Kopf zu ſetzen, würden ſie klüger thun zu arbeiten und zu lernen. Denn das ſei ihr Schickſal doch einmal, gleich ihrem Vater, ihr

Brod eſſen zu müſſen, im Schweiß ihres Angeſichts: und glücklich genug, wenn ſie es dann nur noch immer fänden. —

Unwirſch, wie er einmal war, und froh eine Veranlaſſung zu finden, bei der er ſein inneres Mißbehagen ausſchütten konnte, ließ er ſich, indem ein Wort das andere gab, die Bücher und Schreibtafeln der Kleinen reichen; ſonſt ſehr nachſichtig in ſeinen Forderungen an die Kinder, und immer geneigt in dieſer Hinſicht der Mutter, welche nach peinlicher Frauenweiſe, die Kinder immer zum Lernen drängte und mahnte, gerade wenn ſie im beſten Spiel waren, einigermaßen das Widerſpiel zu halten — fand er heute auf einmal an den Arbeiten der Knaben ſo viel auszuſetzen, er fand ihre Schrift ſo eckig, ihre Ziffern ſo krumm, ihre Hefte ſo unſauber, daß die Kinder, wohlabgekanzelt, das helle Waſſer in den Augen, ins Bette ſchlichen.

Der Rentſchreiber fand ſich jetzt mit ſeiner

Frau allein; eine drückende Stille herrſchte zwiſchen Beiden. Aus dieſem kleinen Auftritt mit den Kindern, wie geringfügig, ja thöricht derſelbe auch war, hatte Amalie nur allzudeutlich erkannt, wie tief die Verſtimmung ihres Mannes ſein mußte. Denn ſo ungleich zu Zeiten ſein Benehmen auch übrigens, ſo bewahrte er doch gegen die Kinder faſt immer dieſelbe unverwüſtliche Heiterkeit; es hatte oft ſchon Amalien ſelbſt faſt eiferſüchtig gemacht, daß in demſelben Augenblick, da ihre zärtlichſten Mienen, ihre ſanfteſten Worte nicht im Stande geweſen waren die Stirn ihres Mannes zu glätten, ein einziger Blick in das Antlitz der Kleinen genügt hatte, ihm ſeine volle Heiterkeit wieder zu geben.

Der Rentſchreiber, wie es in ſolchen Fällen ſeine Gewohnheit war, ging langſam, die Hände auf dem Rücken, in der Stube auf und nieder. Amalie hatte die Lampe weggerückt, und nur der Mond, der eben am Horizont emporſtieg, durchfloß mit mildem Silberſchein das enge Gemach. Der armen Frau war unendlich weh zu Sinn; eine unausſprechliche Bangigkeit quälte ſie, und doch mußte ſie ſich ſtellen, als ob ſie froh und unbekümmert wäre. . . .

Plötzlich blieb der Rentſchreiber vor ihr ſtehen. Haſt Du das Zimmer zurecht gemacht? fragte er.

Es gab nichts Natürlicheres und Einfacheres als dieſe Frage. Auch bemühte ſich der Rentſchreiber ſichtlich, ſie ganz unverfänglich, mit möglichſt gleichgiltigem Ton, hervorzubringen. Aber doch in dem Klang der Stimme lag eine Befangenheit — oder wenn es vielleicht beſſer paßt, eine Gereiztheit, eine Spannung, welche dem ſcharfen Ohr der Liebe nicht entgehen konnte.

Die Rentſchreiberin war eine vortreffliche Hausfrau; wer ſie auf wirthſchaftliche Dinge brachte, war damit im Stande ſie, auf Augenblicke wenigſtens, den ſchwerſten Kummer vergeſſen zu machen.

Es ſei alles in Ordnung, antwortete ſie, das Zimmer gelüftet, die Vorhänge vom Bett zurückgeſchlagen. . . .

Es müſſen zwei Betten hinein, ſagte Georg nachdrücklich, indem er ſeinen Spazirgang in der Stube wieder antrat.

Die Rentſchreiberin konnte einen leiſen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken. Da ihr Mann jedoch nicht weiter darauf einging, faßte ſie ſich ein Herz und fuhr fort:

Das wird dann das erſte mal, ſagte ſie, daß zwei Betten in dem Giebelſtübchen ſtehen; wenn der Raum nur nicht zu eng wird. . . .

Pah, lachte Georg bitter, für junge Eheleute iſt ſo leicht kein Raum zu eng. —

Amalie hätte gern weiter gefragt: aber die Ueberraſchung verſchloß ihr den Mund.

Der Mond war hinter eine Wolke getreten, ſo daß es im Zimmer faſt ganz dunkel geworden war. Plötzlich fühlte Amalie die Hand ihres Mannes auf ihrer Schulter; er preßte ſeine Stirn an die ihre, Aug' in Auge, und es war ihr, als ob Thränen aus dem ſeinen perlten. . . .

Glaubſt Du, Amalie, ſagte er mit tiefer, faſt klangloſer Stimme, daß ich als ehrlicher Mann aus allen Kräften für Dich und die Kinder gethan habe, was ich vermocht? haſt Du geſehen wie mein Haar grau zu werden anfängt vor ewiger Sorge? ja wie meine Heiterkeit zerſtört iſt, wie mein Geiſt verfällt, mein Witz erlahmt, haſt Du es gemerkt?

Das beſtürzte Weib wußte nicht, was antworten; ſie hob nur beide Hände bittend in die Höhe und ſtrich ihm durch die langen, wirren Locken, ſo leiſe, ſo ſanft, als ob es ein Kind wäre, das ſie beſchwichtigen wollte. . . .

Nun wohl, ſagte der Rentſchreiber: und bei alledem bin ich nicht im Stande, das Joch unſerer Armuth zu brechen! und bei alledem bin ich beſtimmt, meine beſten Pläne ſcheitern, meine ſicherſten Hoffnungen zu Grunde gehen zu ſehen! Wir ſind arme Leute, Amalie, ganz arme und haben ſelbſt die Hoffnung verloren, je aus dieſer Armuth herauszukommen; nicht einmal das Dach über unſerm Haupte, du weißt es, gehört uns, ich bin ein Lügner geweſen, ein erbärmlicher, geſchwätziger Lügner, da ich Dir und den Kindern von dem Glanz unſerer Zukunft erzählte — und das Schickſal ſäumt nicht, Dir meine Lüge aufzudecken. Es iſt gut, fuhr er fort, daß es dunkel iſt im Zimmer: ſo ſiehſt Du die Schamröthe nicht, die auf meine Stirne ſteigt, indem ich Dir erzähle, was ich doch nicht länger verſchweigen darf — denn ſchon morgen kommen ſie ja —! und die eben ſo ſehr mir ſelbſt gilt, als dem elenden Thoren, meinem

Bruder! Ich durfte keinen Wein trinken, Amalie, da Du mir ihn anboteſt — aus manchen Gründen, und auch darum nicht, weil Du ja ſonſt hätteſt glauben müſſen, es wäre eine Erfindung des Weins, was ich Dir ſagen werde. . . .

Georg, ſeine Aufregung zu bewältigen, trat zurück und ging noch einmal mit ſtarken Schritten durch das Zimmer.

Dann wieder, über Amalien's Stuhl lehnend und mit ihrem Kragenband ſpielend, ſo gelaſſen und mit ſo ruhiger Stimme, als wäre es irgend eine zufällige Neuigkeit, die er ihr mittheilte:

Wir werden doppelten Beſuch haben morgen, liebe Amalie, ſagte er: nicht bloß Dein Schwager beſucht uns, ſondern auch meine Schwägerin. . . .

Amalie erſchrak: ſie konnte keinen Sinn finden in dieſen Worten, und gerieth in Beſorgniß, ob ihr Mann vielleicht im Fieber ſpräche. . . .

Georg verſtand ihre Geberde.

Ah, ſagte er: nicht ich bin im Fieber, mein Bruder, mein alter fünf und ſechzigjähriger Bruder iſt es, im hellen Liebesfieber! Er hat geheirathet, Amalie, allen Gleichniſſen und Sprichwörtern zum Trotz, eine junge, zwanzigjährige Schöne; ſein und unſer ganzes Vermögen hat er ihr als Morgengabe zu Füßen gelegt — wir ſind und bleiben Bettler, Amalie, und nicht bloß wir, ſondern auch unſre armen, luſtigen Knaben!

Es dauerte einige Zeit, bevor es dem Rentſchreiber gelang, ſeine Frau zu verſtändigen. Aber die Sache war in der That ſo: unter den Briefen, welche er heute Mittag empfangen, war ein eigenhändiges Schreiben ſeines Bruders ſowohl, wie ſeiner neuen Schwägerin geweſen, die ihm das Geſchehene ſelbſt anzeigten.

XIII.

Der Brief ſeines Bruders war in ziemlich kläglichem Ton gehalten. Man merkte ihm deutlich an, wie ſchwer er dem Schreiber geworden, und daß dieſer ſelbſt ſowohl von dem Lächerlichen, das in dieſer ſo plötzlichen, ſo ungleichen Ehe lag, als von dem Unrecht, das er damit ſeinem Bruder anzuthun im Begriff ſtand, ein ziemlich klares Bewußtſein hatte.

Nach einem langen Eingang, in welchem er ſeine gewöhnlichen Klagen über das Drückende des Reichthums und welch ein läſtiges Geſchäft das ſei, große Vermögen zu verwalten, in allerhand Modulationen wiederholte, kam er endlich auf einen großen Prozeß zu ſprechen, der ſchon ſeit einer Reihe von Monaten über einen bedeutenden, ja vielleicht den bedeutendſten Theil der väterlichen Erbſchaft geſchwebt habe. Der Vater habe, einige Jahre vor ſeinem Tode noch, gewiſſe Güter angekauft, welche zur Zeit des Ankaufs unter vormundſchaftlicher Verwaltung geſtanden; dieſelben ſeien ſehr herabgekommen, auch ſtark verſchuldet geweſen und der allerdings ſehr niedrige Preis, welchen der Alte dafür gezahlt, habe deshalb vollkommen angemeſſen geſchienen. — Welch ein vortrefflicher Geſchäftsmann der Vater geweſen, brauche er, Georg, nicht erſt zu ſagen. Allein auch der beſte Geſchäftsmann zuweilen habe ſeine ſchwachen Stunden. Es würde zwecklos ſein, wenn er dem Bruder die Einzelheiten des Vorgangs hier darlegen wollte. Genug, es ſeien in dem Verkauf damals und der vormundſchaftlichen Beſtätigung deſſelben Verſehen mit untergelaufen, Formen ſeien verletzt, vielleicht ſogar, es wäre möglich, Rechte gekränkt worden, welche von der damaligen Mündel jetzt, da dieſelbe herangewachſen, gegen ihn, als den Erben des alten Präſidenten, geltend gemacht würden. Er ſelbſt, wenn er auch ſeinen Vater natürlich lange nicht erreiche, ſchmeichle ſich gleichwohl kein ganz ſchlechter Juriſt zu ſein; auch habe er die beſten Advokaten, nah und fern, befragt. Aber alle hätten darin eingeſtimmt, daß der Ausgang des Prozeſſes ſehr mißlich und daß, wenn irgend ein Vergleich zu ermöglichen ſtände, dies jedenfalls die beſte Art für ihn ſein würde, die Sache zu Ende zu bringen.

Da nun, fuhr Ewald in ſeinem Briefe fort, ſein Herz den Gedanken nicht ertragen könne, ein Beſitzthum wieder herauszugeben, deſſen Erwerb dem Vater ſo viele Freude gemacht, oder auch nur durch Verluſt des Prozeſſes gleichſam die juriſtiſche Ehre des Verſtorbenen, ja vielleicht, bei den beſondern Umſtänden des Handels, noch mehr als bloß ſeine juriſtiſche Ehre, noch nach ſeinem Tode preiszugeben: ſo habe, anfangs natürlich nur ganz verſuchsweiſe, nur ganz im Spaß, ein wohlmeinender Freund in ſeinem Namen, wiewohl ohne eigentlichen Auftrag von ihm, der jungen Gegnerin den Vorſchlag gemacht, die Sache durch eine Heirath mit ihm zu vermitteln. Und zu ſeiner großen Ueberraſchung, er könne es ſelbſt nicht anders ſagen, habe die junge Dame den Vorſchlag angenommen. Die Ehepakten ſeien unterſiegelt, der Beſitz der ſtreitigen Güter wenigſtens der Form nach gerettet, in wenigen Tagen werde ſeine Hochzeit ſein, und den Tag darauf gedenke er dem Bruder die junge, wenn ſein altes Auge ihn nicht täuſche, höchſt liebenswürdige Schwägerin vorzuſtellen.

Den Reſt des Briefes nahm eine weitläuftige Auseinanderſetzung ein, durch welche Ewald zu erweiſen ſuchte, daß ſeine Ehe mit Sidonie (dieſen Namen führte die junge Neuvermählte) nichts Geringeres als ein Opfer ſei, welches er dem Andenken des Vaters und dem Wohl des eigenen Bruders bringe. Freilich, er könne es nicht leugnen, mit den Beſtimmungen über ſeinen einſtigen Nachlaß hätten nun allerdings wohl einige Veränderungen vorgehen müſſen; Georg, ſo wenig Geſchäftsmann er auch ſei, [redacted] das doch ſelbſt einſehen und darum nichts Ungleiches weder von ihm noch von der Schwägerin denken. Auch habe er ja die hübſche, behagliche Stelle und das allerliebſte wohnliche Häuschen — und endlich, wenn alle Stränge reißen ſollten, ſo ſei er ja ein Menſch von ſo viel Talenten und ſo viel Kenntniſſen, daß, wenn er nur ernſtlich wolle, es ihm ſo wenig wie den Seinen jemals fehlen könne. Ueberhaupt mache Geld nicht glücklich, ſein Bruder wiſſe, wie er über dieſen Punkt denke. Aber habe er ſelbſt darüber jemals noch in Zweifel ſein können, ſo hätte ihn jetzt wenigſtens das Beiſpiel der jungen Dame widerlegen müſſen, welche ſich entſchloſſen habe, ſeine Frau zu werden. In beſchränkter, faſt dürftiger Lage aufgewachſen, ſei dieſelbe nichts deſtoweniger ſo fein gebildet, von ſo blühender Schönheit, ſo heiteren Sinnes, wie nicht viele noch ſo reiche Mädchen wären; es ſei, mit einem Wort, eine ſo ganz allerliebſte, ſüße, küßliche Erſcheinung, daß ſich ihm unwillkürlich die Lippen ſpitzten, wenn er nur an ſie dächte. . . .

Und was dergleichen Aeußerungen ſchlecht verhehlter Verliebtheit noch mehr waren.

Sidonie ſelbſt mußte dieſen Brief ihres Bräutigams geleſen haben, theilweiſe wenigſtens, das war zwiſchen den Zeilen ihres eigenen deutlich zu merken: Beweis genug für die Herrſchaft, welche ſie über ihren greiſen Liebhaber bereits gewonnen hatte.

Sie wolle, ſchrieb ſie, demjenigen, was ihr Bräutigam geſchrieben, nichts hinzufügen. Georg kenne ſeinen Bruder; aber ſie freue ſich der Ausſicht, daß er auch ſie ſelbſt werde kennen lernen. Bis dahin möchten er ſowohl wie ſeine Frau (deren ſie in ihrem Briefe mit einer Freundlichkeit gedachte, welche für Amalien, die an die Umgangsformen der vornehmen Welt nicht gewöhnt war, ſogar etwas Affektirtes, um nicht zu ſagen etwas Herablaſſendes hatte) ihr Urtheil über ſie zurückhalten. Daß daſſelbe zunächſt kein freundliches ſein könne, fühle ſie ſelbſt ſehr wohl; die Ehe eines zwanzigjährigen armen Fräulein mit einem faſt ſiebzigjährigen ſteinreichen Manne, geſchloſſen unter Umſtänden, wie es bei ihnen der Fall ſei, könne unmöglich eine gute Meinung erwecken, am allerwenigſten für das Mädchen. Daß ſie das fühle, ja daß ſie es ſelbſt ausſpreche, und dabei doch handle wie ſie handle, möge den theuren Verwandten, in deren Kreis ſie jetzt eintrete, einſtweilen als Verſicherung dienen, daß ſie ihrer Freundſchaft, ihrer Verzeihung, vielleicht ſogar ihres Mitleids nicht unwerth ſei. — Zum Schluß erkundigte ſie ſich mit großer Theilnahme nach Georg's Knaben und verſprach ihnen eine gute Tante, Georg ſelbſt eine treue Schwägerin, ſeiner Frau aber eine ſchweſterliche Freundin zu ſein. —

Dieſe beiden Briefe hatten in jenem Umſchlag gelegen, der, von weiblicher Hand überſchrieben, zuerſt Amalien's Neugier rege gemacht hatte.

Beide jedoch erhielten ihre richtige Ergänzung erſt durch einen dritten, den Georg gleichzeitig von einem Jugendfreunde erhalten hatte, welcher als Beamter in der Hauptſtadt lebte und von früh auf mit den Verhältniſſen ſeines Hauſes vertraut war. Freilich enthielt dieſer Brief nur den Nachklang deſſen, was in den Kreiſen der ſogenannten vornehmen Geſellſchaft über dieſe ſkandalöſe Ehe des alten, abgelebten Mannes mit der jugendlichen Sidonie verlautete. Aber eben das war lehrreich genug.

Sidonie, ſchrieb der Freund, iſt eine Kokette, dein Bruder das Opfer ihrer Gefallſucht und Intrigue. Daß er das einzige wäre! Wir alle gönnen es dem alten Narren von Herzen, von der leichtfertigen Schönen genasführt und geplündert zu werden. Was fällt ihm auch ein, zu heirathen, ihm, der weit beſſer thäte, ſeinen Sarg zu beſtellen? Aber daß auch Du, theurer Freund, und die Intereſſen Deiner Familie der ſchlauen Schönen zum Opfer fallen, das ſchmerzt mich. Zwar wird über den Ehevertrag, welchen Sidonie mit dem Alten abgeſchloſſen, das tiefſte Stillſchweigen bewahrt. Allein, lieber Freund, wir, die wir wiſſen, wie zweideutig in der That die Rechtsanſprüche waren, welche Sidonie an die bewußten Güter erhob, und daß dieſer ganz vermeintliche Prozeß nicht viel mehr waren, als eine ſchlau angelegte Intrigue den Alten zu kirren — wir können nicht anders vermuthen, als daß ſie einen ungemeinen Preis, den Preis des ganzen glänzenden Vermögens, auf ihre kleine marmorweiße Hand geſetzt haben wird. Ja in einigen Zirkeln hörte ich geſtern bereits für gewiß verſichern, daß Dein Bruder genöthigt geweſen, ihr für den Fall ſeines Todes, der freilich bald genug eintreten wird, ſeine ganze Habe, Kapitalien, Häuſer, Güter, Alles, ohne Ausnahme, zu verſchreiben. Unmittelbar nach der Trauung wird das junge Paar, wie üblich, eine Reiſe antreten; wohin, weiß weder ich noch ſonſt Jemand. Eile, wenn Du kannſt, ſofort hieher; vielleicht iſt es Dir möglich, noch einen Vorbehalt zu Deinen Gunſten zu erwirken. Wiewohl Du, fürchte ich, unter allen Umſtänden zu ſpät kommſt: denn der Schooß dieſer Danae, guter Junge, iſt unerſättlich. . . .

Was dieſem letzteren Rath anbetraf, ſo war er, von allem Anderen abgeſehen, gar nicht mehr ausführbar: die Briefe, wie es auf dieſer Poſtſtraße nur allzuoft begegnete, waren einige Tage liegen geblieben; in dem Augenblick, da Georg ſie erhielt, war Sidonie bereits Frau von Werdenfels.

Und ſo blieb Georg denn nichts übrig, als die Tücke des Schickſals anzuklagen, das ihn nun einmal, was dieſe väterliche Erbſchaft betraf, zu ewiger Tantalusqual verdammt zu haben ſchien.

XIV.

Dies die Neuigkeiten, welche Georg ſeiner Gattin mittheilte; man mußte ihm zugeſtehen, daß er Grund gehabt hatte, bei Empfang derſelben einigermaßen zerſchmettert zu ſein.

Ganz anders wirkten ſie auf Amalien. Ihr klarer, einfacher Sinn konnte ſich in dieſe krauſen Verhältniſſe nicht finden; mit großer Hartnäckigkeit kam ſie immer und immer wieder auf zwei, drei Punkte zurück, die ihr unbegreiflich und eben deshalb genügend ſchienen, die Wahrheit, — oder wenn nicht die Wahrheit, doch wenigſtens die Giltigkeit des ganzen Vorganges zu bezweifeln.

Wenn, ſagte ſie, Dein verſtorbener Vater jene Güter mit Unrecht beſeſſen hat, und Dein

Bruder ſelbſt ſieht dies Unrecht ein, warum gibt er ſie dem jungen Mädchen nicht zurück? warum, ein Unrecht gut zu machen, begeht er ein doppeltes? eines an dem jungen Mädchen ſelbſt, das er zu dieſer entwürdigenden Ehe nöthigt, und ein zweites an uns, mein Georg, und unſeren Kindern, deren Recht und Anſprüche er ſo leichtfertig verſchenkt?

Oder nehme ich an, fuhr ſie fort, Dein Freund hat Recht, und die Schönheit und Argliſt des jungen Fräulein haben Deinen Bruder umſponnen, daß er, ſeiner grauen Haare vergeſſend, die Lächerlichkeit einer ſolchen Ehe auf ſich nimmt — nun, es kommt dergleichen öfters vor, bei Vornehmen ſo gut, wie bei uns auf dem Dorfe, und wir ſind nicht Deines Bruders Richter. Aber eben weil er Herr ſeiner Handlungen iſt — warum geſteht er ſeine Leidenſchaft nicht offen ein? warum beſchränkt er ſich nicht, nur mit ſeinem eigenen Vermögen die

Gunſt ſeiner Angebeteten zu erkaufen? Wie oft nicht hat er Dir die Theilung der Erbſchaft verſprochen! Noch neulich verſicherteſt Du mich, ſie ſei ſchon lange im Werk, und noch vor Ende des Sommers würdet Ihr ſie zum Abſchluß bringen — warum theilt er denn nicht wenigſtens jetzt? warum ſagt er nicht: hier, dies, mein Bruder, für Dich, dies für Sidonien? Das Vermögen, wie Du mir oft geſagt haſt, iſt ja groß genug, mag er doch lieben und heirathen wen er will: aber wie kommen wir, ja wie (rief ſie, indem ſie gleich einer verwundeten Löwin in die Höhe ſprang) wie kommen meine armen Kinder dazu, mit ihrem Erbtheil die Gemahlin Deines Bruders auszuſtatten?! —

Was ihr aber am Allerwenigſten in den Kopf wollte, das war, wie eine ſolche Dame (und ſie ſprach dies Wort Dame mit ſo ſpitzen Lippen, ſo ſcharfer Betonung — ei ja doch, wer hätte gedacht, daß der einfachen, ſtillen

Frau Rentſchreiberin ſolche Betonung zu Gebote ſtände!) den Muth haben könne, Verwandten unter die Augen zu treten, denen ſie, durch dieſe bloße Verwandtſchaft ſelbſt, ſo ſchweres Unrecht gethan, und den Fuß über eine Schwelle zu ſetzen, von der ſie für lange Zeit, vielleicht für immer, Hoffnung, Heiterkeit und Freude hinweggeſcheucht.

Unſere Knaben, rief ſie, läßt ſie grüßen? unſere Knaben, welche ſie zu Bettlern gemacht? Eine gute Schwägerin will ſie Dir ſein, Dir, deſſen glücklichſte Hoffnungen, deſſen heiligſte Rechte ſie zerſtört? meine Freundin will ſie werden, meine?!

O lieber Mann, fuhr ſie in wachſender Heftigkeit fort, ich weiß recht gut, daß ich ein einfältiges, thörichtes Weib bin, viel zu gering, viel zu unerfahren für Dich. Nur daß ich blindlings Deinen leiſeſten Winken gehorche, ja Deine Befehle ableſe von Deinen Lippen, noch bevor ſie ausgeſprochen ſind, kann mir einiges Recht geben — nicht auf Deine Liebe, theurer Mann, die verdiene ich nicht, die ſchenkſt Du mir bloß und machſt mich ſelig durch Dein Geſchenk —: wohl aber ein Recht darauf, daß ich Dich lieben darf. Siehſt Du, Mann, ich will Alles thun, was Du befiehlſt, ich will Holz hacken, Erde graben, betteln, ſtehlen will ich für Dich: aber dieſe Frau als Schweſter begrüßen, das kann ich nicht! das mußt Du nicht von mir verlangen! Welch eine Frau! welch eine Frau! rief ſie ein über das andere Mal: Alles könnte ich ihr vergeben — Denn, unterbrach ſie ſich ſelbſt, theurer Mann, auch die bitterſte Armuth wird mir noch Seligkeit ſein an Deiner Seite, ja wenn ich ehrlich ſein darf: es iſt mir ordentlich ein Stein vom Herzen, wenn es nichts wird mit dieſer Erbſchaft und dieſen Reichthümern, die mich immer mehr geängſtigt haben als gefreut. Ich bin ja ſo glücklich in unſerer Armuth, ja ich bin ſchon jetzt reicher, als ich es jemals zu werden dachte: dieſes kleine Haus, dieſer trauliche Garten, den Du mit eigenen Händen ſo zierlich gepflanzt und geordnet haſt — wie iſt das Alles ſo lieb! ſo ſchön! keine Königin hat es beſſer! Aber Haus und Garten will ich ja gern mit dem Rücken anſehen, ich will unſere Kinder an die Hand nehmen und ſie betteln lehren für Dich, ich will arbeiten Tag' und Nächte — o, ich bin eine fleißige Frau, es ſoll Dir an nichts fehlen —! Aber nur das thu mir nicht an, Geliebteſter, daß Du in Verkehr trittſt mit dieſem Weibe! nur ſo erniedrige Dich nicht, daß Du noch weiter verhandelſt mit dieſem — unbrüderlichen Bruder! Wenn er morgen kommt mit ſeiner Schönen, da! gib ihm das Haus! es iſt ohne dies ja ſein — und mir, rief ſie, in ſtrömende Thränen ausbrechend, mir iſt es ja doch entheiligt, wenn ich denke, daß an der Stelle, wo die Leiche meines Vaters ſtand, nun ein ſolches Ehebett aufgeſchlagen werden ſoll . . .!

Dem Zorne eines Frauenzimmers iſt bekanntlich ſchwer Einhalt zu thun; beſonders wenn es eine Frau iſt, deren Natur ſich eigentlich zu Sanftmuth und Stille neigt, und bei der daher ſchon immer außerordentliche Ereigniſſe dazu gehören, die klare Fluth ihrer Seele in Wallung zu bringen. Am Allerſchwerſten aber iſt es, wenn, wie hier, in den Zorn einer ſolchen Frau die Mutterliebe mit heiliger Flamme hineinſchlägt.

Auch Georg bemühte ſich lange Zeit vergeblich, den Unwillen ſeiner Frau zu beſänftigen; ſelbſt der Scherz, den er zu dieſem Zweck verſuchte, that keine Wirkung.

Aber wie Du ungerecht biſt, Du Gute, ſagte er, unſerer Schwägerin die Schuld dieſes Beſuches aufzubürden! Kennſt Du denn meinen Bruder ſo wenig? Und wenn er ſeinem jungen Schatz alle Schätze der Erde und alle Sterne des Himmels verſchrieben hätte — freigebig, mein gutes Kind, darauf will ich wetten, hat die Liebe ihn noch lange nicht gemacht; ſein Geld, über deſſen Beſitz er ſo kläglich thut — wir kennen dieſe Maske ja und durchſchauen ſie! liegt ihm ohne Zweifel noch eben ſo ſehr am Herzen, wie ſonſt. Nun? begreifſt Du jetzt, kleine Löwin, warum die Reiſe des jungen Paares ſich gerade hieher lenken muß? Eine Hochzeitreiſe muß gemacht werden, das verſteht ſich, ſchon des Ridiküls halber können ſie in der Stadt nicht bleiben — Aber da iſt es ja das Allernächſte, das Allerbilligſte, der gute Bruder beehrt unſer niedriges Dach! Denk an ſeine ländlichen Erholungsreiſen, beſte Amalie, ich habe über dieſen Punkt nie mit Dir ſprechen mögen, weil es doch immer mein Bruder iſt: allein ich glaube, wir verſtehen uns.

Aber wie geſagt, ſo viel Mühe Georg ſich auch gab, ſeine Frau zu beſänftigen und ſie einer ruhigern Betrachtung der Dinge zugänglich zu machen, ſo wenig wollte ihm das gelingen. Sie blieb dabei, daß Ewald's Vermählung, unter dieſen Umſtänden und auf dieſe Bedingungen hin, ein — nun ja, ſie wolle es nur frei herausſagen: ein Diebſtahl ſei, den er an ſeinem Bruder begehe, Sidonien's Beſuch aber eine Schamloſigkeit, deren keine Frau von irgend einigem Zartgefühl ſich ſchuldig machen würde; Georg's Ehre erfordere es, den Beſuch entweder abzuweiſen, oder ſelbſt ſein Haus zu verlaſſen.

Endlich, über dem vielen fruchtloſen Zureden, wurde Georg ſelbſt unwillig. Es war mancherlei, was ihn an dieſen Aeußerungen ſeiner Frau verdroß.

Zuerſt nämlich kränkte es ihn, daß ſie bei dem ganzen Ereigniß (wie ihm wenigſtens vorkam) ſo wenig Sorge um ſeine Perſon bezeugte, ja daß ſie nicht übel geneigt war, den Verluſt der Erbſchaft, der ihn doch ſo zu Boden ſchmetterte, mehr als ein Glück als ein Unglück zu betrachten — oder daß, wenn ſie ihn überhaupt beklagte, es doch nur um ihrer Knaben, nicht um ſeinetwillen geſchah. Er würde es ihr nachgeſehen haben, hätte ſie ſich die Locken zerrauft um all dieſe getäuſchten Hoffnungen; dieſe Gleichgiltigkeit jedoch verletzte ihn.

Betteln, mein gutes Kind, ſagte er mit ziemlich trocknem Tone, iſt leicht geſagt: und was arbeiten heißt, nun, ich dächte, ich wüßte es allenfalls. Eines aber, meine liebe Amalie, weißt Du nicht: Du weißt nicht und haſt mit meinem Willen niemals wiſſen ſollen, was Sorge heißt; weißt nicht, was es heißt, die Nächte durch ſchlaflos liegen und dem dämmernden Tage entgegenzittern, weil wir noch nicht wiſſen, woher dieſes Tages Nothdurft nehmen. Siehſt Du, mein Kind, da wir nun doch einmal auf dieſen Punkt gekommen ſind: ich weiß es!

ich habe manche Nacht, während Du ruhig an meiner Seite ſchlummerteſt und auch mich ſchlafend wähnteſt, in ſtummer Verzweiflung gerungen mit den Sorgen, die über mir zuſammenſchlugen. Daß das wieder losgehen, das ſo bleiben ſoll Zeit meines Lebens, daß ich ſelbſt nicht hoffen darf unſere armen Knaben zu einem glücklicheren Looſe zu erziehen — das, gute Amalie, iſt es, was mir das Herz zuſammenſchnürt. Laß doch, rief er und ſtampfte unwillkürlich mit dem Fuße, die Reichen und Weiſen reden, was ſie mögen: es iſt ein Elend, arm zu ſein — und ich bin dieſes Elends ſatt!

Aber es hat uns doch noch niemals gefehlt, wir ſind doch noch immer ſatt geworden, erwiederte Amalie und ſah ihn mit klaren Augen an; ſie dachte in dieſem Augenblick ganz gewiß, etwas recht Geſcheidtes, recht Verbindliches für ihren Mann geſagt zu haben.

Georg zuckte mit den Achſeln. Satt, ſagte er: nun ja, es iſt auch was Rechtes; mir, gute Seele, hat Manches gefehlt, das glaube Du . . . .

Mir nicht, verſicherte Amalie beharrlich: ich habe Dir ſchon geſagt, daß ich gar kein beſſeres Schickſal verlange.

Weil Du es nicht gewohnt biſt, ſagte der Mann, gereizt durch die Beharrlichkeit, mit welcher Amalie ſich ſeiner Meinung widerſetzte.

Wohl mir, entgegnete Amalie raſch, wenn es ſo iſt, und Segen dafür meinem alten Vater in die Gruft! Es thut, ſo viel ich mit meinem unverſtändigen Sinne bemerken kann, den wenigſten Leuten gut, an Reichthum gewöhnt zu ſein. . .

Amalie ſagte das in voller Unbefangenheit. Aber Georg fand einen Vorwurf darin, er biß ſich in die Lippen und wandte ſich unwillig ab.

Doch war dies noch lange nicht das Einzige, was ihn an dieſem Auftritt verdroß. Er ſelbſt, in der Stille des Waldes, hatte ſich in ganz ähnlichen Vorwürfen gegen ſeinen Bruder und die neue Schwägerin ergangen wie jetzt ſeine Frau; mit ganz derſelben Gehäſſigkeit hatte er in ſeinen Gedanken den Stab über ſie gebrochen. Aber es iſt eine alte Sache, daß uns von Andern ſehr leicht verletzt, was wir uns ſelbſt ſehr gern zugeſtehen. — Als Georg in der heftigen Rede ſeiner Frau, ſo zu ſagen, das Echo ſeiner eigenen Gedanken hörte, erſchrak er über ſich ſelbſt, wie es ihm nur möglich geweſen, dergleichen gehäſſige, in ihrem Urſprung ſchwerlich ganz lautere Dinge zu denken. Und wie die Mehrzahl der Menſchen es in dergleichen Fällen macht, wandte er ſeinen Zorn nicht gegen ſich ſelbſt, ſondern gegen ſein armes Weib.

Es iſt nicht recht von Dir, Amalie, ſagte er im Ton ernſter Zurechtweiſung, daß Du dergleichen Urtheile fällſt über eine junge Dame, welche Du nicht kennſt und die, bis jetzt wenigſtens, noch kein anderes Unrecht gegen Dich begangen hat, als daß ſie eine Ehe geſchloſſen, welche Dir mißfällt. Und warum mißfällt ſie Dir? Weil ſie Deine Intereſſen kreuzt! Du haſt es ſelbſt geſagt, mein Bruder ſei Herr ſeiner Thaten und hätte in Gottes Namen heirathen können, wenn er nur nicht unſer Erbtheil mit darein gegeben. Aber iſt Sidonie nicht auch Herrin ihrer Thaten? wiſſen wir, welche Gründe ſie für dieſen Schritt gehabt hat? ja können wir nur ahnen, welche Kämpfe er ſie ſelbſt gekoſtet und welches Opfer welchen heiligen Pflichten ſie ſelbſt damit bringt? Mein Freund ſchreibt zwar, ſie wäre eine Kokette, und dieſe ganze Heirath, ſogar der ganze Prozeß nur eine fein angelegte Intrigue. Es kann ſein, daß er Recht hat: wiewohl es mir nicht wahrſcheinlich iſt, und ich, leider Gottes, eine zu hohe Meinung von der — Schlauigkeit meines Bruders habe, als daß er ſo leicht in eine ſo plumpe Falle hätte gehen ſollen. Aber ebenſo möglich iſt es auch, daß das Ganze nur ein Stadtgeklätſche; Du in Deinem ſtillen Dorf, meine gute Amalie, kennſt die große Welt nicht, und kannſt Dir nicht vorſtellen, mit welchem Heißhunger dieſe ſogenannte gute Geſellſchaft über ein Ereigniß herfällt, wie dieſe Heirath. Für jeden Fall, bis auf Weiteres, ſteht Brief gegen Brief. Und da kann ich Dir nun nicht verhehlen, daß der Brief meiner Schwägerin, ſtatt den Argwohn zu beſtärken, mir ſogar ein günſtiges Vorurtheil für ſie erweckt. Wie zurückhaltend dieſe Sprache iſt und doch wie herzlich! mit wie viel Freimuth ſie das Unpaſſende dieſer Ehe anerkennt, und mit wie viel ſchmerzlicher Entſagung ſie doch zugleich darüber hingeht! Nein wahrhaftig, Amalie, das iſt kein gewöhnliches Weib. Schon dieſe Schriftzüge, ſieh nur her, wie keck, wie ſicher, von welch ſchönen Verhältniſſen! Ich freue mich auf die Bekanntſchaft meiner Schwägerin .....

Amalie ſah ihren Mann groß an. Nun in der That, ſagte ſie, das fehlte noch, daß Du Dich in Deine Schwägerin wohl gar noch verliebſt?

Es hatte von Amalien's Seite ein Scherz ſein ſollen, oder wenigſtens etwas dem Aehnliches. Aber ſei es, daß der Ton, mit dem ſie ihn vorbrachte, nicht glücklich gewählt war, ſei es, daß ſich Georg nicht in der Stimmung befand, auf Scherze dieſer Art einzugehen, gleichviel, die Aeußerung ſeiner Frau verletzte ihn aufs Tiefſte.

Thörin, ſagte er kurz, nahm die Lampe, die Amalie inzwiſchen wieder hereingebracht hatte, und ſich zum Weggehen wendend:

Es iſt mir zu ſchwül in der Kammer, ſagte er, ich werde heut in der Arbeitsſtube ſchlafen. Auch will ich Dir Zeit laſſen, Amalie, Deine

Sinne zu ſammeln und das Unrecht einzuſehen, zu dem Deine Leidenſchaft Dich hinreißt. Morgen, erwarte ich, wirſt Du vernünftiger ſein. Du wirſt das Zimmer in Ordnung bringen, wie ich Dir geſagt habe, und auch in Deinem Geſicht den Ausdruck, in Deiner Stimme den Ton finden, mit welchem ich, ein für allemal, die Frau empfangen haben will, welche den Namen meiner Schwägerin trägt.

Damit, ohne Gutenachtgruß, verließ er das Zimmer. Amalie eilte ihm nach . . . . .

Aber ſchon war die Thür ins Schloß gefallen; auf der Schwelle blieb das erſchrockene Weib ſtehen.

Sie iſt noch nicht einmal im Hauſe, murmelte ſie, und ſchon ſtreut ſie die Saat der Zwietracht zwiſchen Deinen Mann und Dich! Arme Amalie, Dein Glück ging heut zu Grabe . . .

Sie wankte in die Kammer der Kleinen,

die ruhig, ſorglos in ſüßeſtem Schlummer lagen; über ihre Bettchen gebeugt, in Thränen, blieb ſie ſitzen, bis die Kühle des dämmernden Morgens ſie auf ihr einſames Lager ſcheuchte.

XV.

Der nächſte Morgen war trüb und regneriſch; ein Gewitter, das über Nacht emporgeſtiegen war und das nicht recht zum Ausbruch hatte kommen können, laſtete, wie Alpdrücken, über der Flur.

Auch im Hauſe des Rentſchreibers war die Stimmung ſchwül und gewitterhaft. Amalie, nach kurzer, verſpäteter Ruhe, hatte alle Hände voll zu thun, ihre häuslichen Einrichtungen zu treffen.

Georg, der ſich von den Erlebniſſen des geſtrigen Tages, beſonders von jener unglücklichen nächtlichen Scene mit ſeiner Frau erſchöpft fühlte, wie von einem böſen Traum, hätte ſich gern mit ihr ausgeſöhnt; er machte ſich, während Amalie räumte und einrichtete, allerhand kleine Gewerbe bei ihr, beſtellte dieſes, fragte nach jenem, Alles in der Abſicht, die Schatten des geſtrigen Abends zu verwiſchen und das alte herzliche Einverſtändniß wieder herzuſtellen. Denn theils machte er ſich ſelbſt Vorwürfe wegen der Heftigkeit, zu welcher auch er ſich geſtern hatte hinreißen laſſen, theils und ganz beſonders war ihm der Gedanke unerträglich, die Schwägerin, von deren Scharfblick und Weltkenntniß er im Voraus überzeugt war, könne ihnen die Spuren einer häuslichen Scene anmerken.

Aber wer kennt nicht unſere Weiber? Unrecht zu behalten bei einem häuslichen Streit, können ſie zur Noth ertragen, wenigſtens die vorzüglicheren von ihnen; aber wo ſie merken, daß man ihnen Recht gibt — nein, da verdreht ſich auch der Beſten das Köpfchen. — Auch Amalie lehnte die freundliche Annäherung ihres Mannes ziemlich wortkarg ab; nicht eigentlich unfreundlich, aber doch ſo, daß die Ausſöhnung, nach welcher Georg ſich ſehnte, darüber nicht zu Stande kam.

Freilich konnte er ſich unmöglich mehr darnach ſehnen, als Amalie ſelbſt, deren Herz überhaupt nicht zum Schmollen geſchaffen war; wo ſie es dennoch verſuchte, da war es, außer der allgemeinen weiblichen Schwäche, vielmehr eine Art Nachahmung jener Zurückgezogenheit und Abgeſchloſſenheit, in welcher Georg ſich zuweilen gefiel. Jeden Augenblick ſtand Amalie im Begriff, ſich ihrem Gatten an die Bruſt zu werfen. Aber immer fürchtete ſie, es wäre noch nicht der rechte Moment dazu gekommen, und ſchob es daher immer wieder auf: — ſowie er wieder ins Zimmer kommt — das nächſte Mal, daß er mich wieder anredet. —

Plötzlich hörten ſie das Poſthorn die Dorfſtraße entlang ſchmettern.

In aller Geſchwindigkeit jetzt wollte ſie ſich mit ihrem Manne verſtändigen, ſie breitete die Arme und lächelte ihn an mit ihrem ſüßeſten Lächeln —

Aber in demſelben Augenblick kamen die Kinder dazwiſchen, die Magd ſtürzte herein, es entſtand ein Durcheinanderlaufen, Rennen, Rufen, Fragen; kaum daß die beiden Eheleute noch Zeit hatten, ſtumm einander die Hände zu drücken, als auch der ſchwerbepackte Reiſewagen bereits vor der Hausthür ſtand. —

Ja freilich war das ein wunderliches Paar, das da herausſtieg, und der Spott der Reſidenzbewohner war nur allzu gerechtfertigt! — Ewald, gebrechlicher denn je, mit ſchneeweißem, vornüberhangendem Haupte, das er ſich vergebens bemühte, aufrecht im Nacken zu tragen, mit einem Gange, deſſen Unſicherheit um ſo auffälliger ward, je feſter er ſcheinen ſollte, in Blick und Mienen den Ausdruck einer unſäglichen Verlegenheit. . . .

Und neben ihm Sidonie, ſtrahlend in Schönheit und Jugendfriſche; eine hohe, ſtolze Geſtalt von junoniſcher Fülle, das lockenumwallte Haupt leicht hintenübergeworfen; mit großen, ſtolzen, ſchwarzen Augen, die wie Sterne leuchteten und wie Kohlen brannten; um die ſchwellenden Lippen jenen Zug von Vornehmheit, der in der That im Blute zu liegen ſcheint und der hier um ſo unwiderſtehlicher wirkte, von je lieblicherer Grazie er gemildert ward; raſch, feſt, ſicher in allen Bewegungen, in der Tracht einfach, aber von ausgeſuchteſtem Geſchmack: eine wahrhaft fürſtliche Erſcheinung!

Georg, indem er ſeiner Schwägerin aus dem Wagen half und die holde Geſtalt ſich, freundlich grüßend, auf ſeinen Arm lehnte, erſchrak ordentlich vor ſo viel Glanz und Schönheit. Es war lange her, daß er ſolche ſiegreiche Blicke geſehen, dieſen Duft der Vornehmheit, der Sidonien's ganze Geſtalt umfloß, geathmet hatte; er ſtieg ihm zu Kopf, wie der Duft eines langentbehrten feurigen Weines....

Amalie, ihre Kinder an der Hand, war an der Thür ſtehen geblieben; blaß, übernächtig, mit verweinten Augen, in der unſcheinbaren Haustracht, welche ſie, aus einer Art weiblichen Eigenſinnes, gerade heut beibehalten hatte, ſtand ſie allerdings in auffälligem Gegenſatz zu der glänzenden Erſcheinung, die ſich vor ihr entwickelte. Selbſt Georg, unwillkürlich, indem er die beiden Frauen einander vorſtellte und jetzt erſt gewahr ward, wie angegriffen und hinfällig Amalie ausſah, zuckte zuſammen, als hätte ein plötzlicher Schmerz ihn berührt. — Auch trugen die halb mißtrauiſchen, halb verwunderten Blicke, mit welchen Amalie ihre Schwägerin betrachtete, ſowie die linkiſche Kälte, mit welcher ſie den herzlichen Gruß derſelben mehr ablehnte als erwiederte, nicht eben dazu bei, den Vergleich günſtiger für ſie zu ſtellen. Amalie fühlte ihre eigene Befangenheit — und das machte ſie nur noch befangener; ſie wußte und fühlte, daß Georg ſie in dieſem Augenblick im Stillen belauerte und daß dieſe Kälte ihres Weſens ihm ein Stich ins Herz war — aber nur um ſo weniger konnte ſie derſelben Meiſter werden.

Die Gäſte betraten das Haus; die Kutſche ward abgepackt, um demnächſt mitſammt der Dienerſchaft in der Schenke des Dorfes untergebracht zu werden. Ewald, von der Reiſe angegriffen, konnte vor Hüſteln und Stöhnen nur wenig zu Worte kommen. Sidonie dagegen, mit dem Takt der großen Welt, hatte bald das anmuthigſte Geſpräch in Gang gebracht. Wennſchon ihre Mienen eine gewiſſe

Verwunderung, ein gewiſſes mitleidiges Erſtaunen über das kleine Haus, die engen niedrigen Zimmer, die ganze unſcheinbare, faſt dürftige Einrichtung nicht ganz verbergen konnte, wenigſtens vor dem nicht, der darin zu leſen verſtand (und bei Georg war dies der Fall): — ſo floß ihr Mund doch über von den lebhafteſten und anmuthigſten Verſicherungen, wie allerliebſt, wie reizend ſie dieſe Einrichtung finde und wie ſehr ſie ſich freue, einige Zeit in ſo lieblicher Stille in der Geſellſchaft ſo werther Angehörigen zu leben. Bevor Amalie noch ſelbſt recht wußte, wie es zugegangen, hatte die junge Frau ſie unter den Arm gefaßt und hüpfte mit ihr, ſchnellfüßig wie ein Reh, Trepp' auf, Trepp' nieder, ließ ſich jede Kammer und jedes Winkelchen zeigen und verſicherte wieder ein um das andere Mal, ſo vortreffliche Einrichtungen habe ſie noch nirgend geſehen, und ihre Schwägerin, das merke ſie ſchon, ſei eine ganz exemplariſche Hausfrau, bei der wolle ſie auch hübſch fleißig in die Schule gehen.

Amalie, die, bei allem Mangel an Welt und aller Unerfahrenheit, doch mit geſundem, natürlichem Ohr die leere Förmlichkeit in den meiſten dieſer Verſicherungen heraus hörte, fühlte ſich in ihrem weiblichen Stolz aufs Aeußerſte gekränkt. Ohne Zweifel war es ein allerliebſtes wohnliches Häuschen und ganz gewiß, das mochte Amalie immer ſich ſelbſt geſtehen, war ſie eine brave, vorſorgliche Hausfrau: aber nur aus dieſem Munde wollte ſie das nicht hören! nur in dieſem Tone wollte ſie weder ſich noch was irgend ihr gehörte, beloben laſſen!

Je freundlicher daher die neue Schwägerin war, je ernſter und ablehnender ward Amalie. Sie zürnte in ihrem Herzen mächtig über die Zudringlichkeit der vornehmen Dame, die ſich doch wohl denken könne, daß eine arme Rentſchreibersfrau bei Empfang ſolcher Gäſte mehr zu thun habe und Anderes zu beſorgen, als ihre Gäſte müßig durchs Haus zu führen. Ja ſelbſt auf ihren Mann war ſie ärgerlich, daß er ſie mit Sidonien ſo allein ließ; er müßte doch wiſſen, dachte ſie, was geſtern Abend vorgefallen und welche Herzensqual das für ſie wäre, ſich mit dieſem Frauenzimmer zu führen ....

XVI.

Doch war auch die Unterhaltung, in welcher Georg ſich mittlerweile befand, eben keine angenehme. Kaum daß Ewald ſich mit ſeinem Bruder allein ſah, als er ihn auch, unter Huſten und Stottern, mit Fragen gleichſam anpackte, wie er ſeinen Brief aufgenommen, was er von dieſer ganzen Heirath denke und ganz vornämlich, wie Sidonie ihm gefalle. Es war in allen dieſen Fragen ſolch ein widerwärtiges Gemiſch von Eitelkeit und Verlegenheit, von Anmaßung und Furcht, Ewald ſpielte die Rolle des armen, bedrängten Märtyrers, des unſchuldigen, ehrlichen Mannes, der aus bloßer

Liebe zum Frieden, aus bloßem Gerechtigkeitsſinne ſich zu einem Schritt entſchloſſen, der ihm ſelbſt ſo ſchwer geworden und deſſen Thorheit er ſelbſt ſo deutlich empfinde, mit ſo viel Meiſterſchaft — von dem Verluſt, welcher ſeinem Bruder dadurch zu erwachſen drohe, ſprach er mit ſo viel ſcheinheiligem Bedauern, ſo viel gewundenen, unbeſtimmten, zweideutigen Redensarten — und endlich zu dem Allen zuckten durch dies Geſpräch ſo viel bleiche Funken ohnmächtiger Lüſternheit, greiſenhafter Verliebtheit —: daß es Georg ſchwer fiel, ihm überhaupt nur Stand zu halten.

Sei überzeugt, theuerſter Bruder, ſagte Ewald, daß ich mich lange und gewiſſenhaft geprüft, bevor ich mich zu dieſem (ich ſehe es ja ſelbſt ein) einigermaßen auffälligen und ſeltſamen Schritt entſchloſſen habe. Aber ſiehſt Du, theurer Bruder, ſo wenig es mir gegeben iſt, meine Empfindungen auf der Zunge zu tragen und dem Gefühl meines Herzens durch Worte Luft zu machen, ſo warm empfinde ich doch, habe ich ſtets empfunden — beſonders für Dich, mein Bruder. Ach du lieber Gott, wir ſind ja alleſammt elende Menſchen, und Schickſal und Erziehung beſtimmen uns in einem Grade, daß wir oft uns ſelbſt kaum wieder erkennen. Hätte ich allein geſtanden — ich bin ein armer, abgelebter Mann, wie lange will ich's noch machen? Zwei, drei Jahre zum höchſten — nun, ich habe immer nüchtern und ordentlich gelebt, wir ſind von geſundem Stamme, unſer ſeliger Vater kam auch hoch an die neunzig, laß es alſo auch zehn, funfzehn, ich will ſagen zwanzig Jahre werden, für mich hätte ich ja immer genug gehabt, ich brauche wenig, kann nichts vertragen — du lieber Himmel, ich rede das nur ſo hin: wenn ich mich ernſtlich betrachte, nicht wahr? mein Ausſehen iſt doch ſchon recht ſchlecht, ich mache es wohl ſchwerlich ſo lange, wie der Papa?

Ja, ja, fuhr er fort, nachdem Georg ihn durch einige nichtsſagende Complimente über ſein Ausſehn beruhigt hatte, meine Sidonie ſagt das auch — ach, welch ein Frauenzimmer, mein Bruder! welch ein Frauenzimmer, meine Sidonie! Nicht wahr, ſie iſt ſchön, ſehr ſchön? Du biſt Kenner von dergleichen, Bruder — ah Schelm, ich weiß noch recht gut, was für ein Vogel Du geweſen biſt: was meinſt Du? was hältſt Du von ihr? der Wuchs, die Haltung, die Augen, wie? habe ich gut gewählt, Bruder? Es wäre ja auch eine wahre Sünde, wollte man aus dem Leben gehen und hätte die ſchönſten Schöpfungen Gottes ungekoſtet gelaſſen. . . .

Aber was ich ſagen wollte, unterbrach er ſich ſelbſt: meinetwegen hätte ich die Güter immer herausgeben mögen; es wäre auch gar zu erbärmlich geweſen, hätte ſolch ſchönes junges Blut ſein bischen Leben und Jugendfriſche in Armuth und Dürftigkeit vertrauern ſollen. Nein, ſieh ſie Dir nur an, Bruder: Sidonie iſt beſtimmt, reich zu ſein! ſieh dieſe Augen, die funkeln wie Gold und Edelſtein, und nur auf Gold und Edelſtein dürfen ſie ruhen . . .!

Ganz recht, ganz recht, fuhr er fort, da Georg ihn erinnerte, daß er ſchon wieder von den eigentlichen Ziel ſeiner Rede abzuſchweifen ſcheine: ach, mein alter Kopf wird ſo ſchwach, ich weiß mitunter ſchon gar nicht mehr, was ich rede, und beim Schreiben, ſiehſt Du, da ſchimmern mir die Buchſtaben nur ſo vor den Augen, wenn Sidonie mir nicht beiſtände, ich könnte bald gar keinen Brief mehr ſchreiben; bloß Zahlen, die ſind noch das Einzige, die kann ich noch gut behalten. Sidonie ſagt, ich müßte mir eine Brille anſchaffen, ſie könne die

Brillen gut leiden, ſagt ſie, es gäbe ſo etwas von Ueberlegenheit, von diplomatiſchem Air — Du glaubſt gar nicht, Bruder, was ſie für ein gutes Geſchöpf iſt, ſo luſtig, ſo kindlich, meine Sidonie! die wird den Abend meines Lebens erheitern! . . .

Georg, außer Stande, dieſe Faſeleien länger mit anzuhören, ergriff jetzt ſelbſtändig die Leitung des Geſprächs. Er erinnerte den Bruder mit beſcheidenen, aber gemeſſenen Worten an die vielfachen und ausdrücklichen Zuſicherungen, welche Ewald ihn in Betreff der väterlichen Erbſchaft gemacht, und daß er ſelbſt es jederzeit für ſeine dringende Pflicht anerkannt habe, die Unbill des Teſtaments an ihm und den Seinen zu vergüten. Er ſchloß mit der direkten Frage, wie es in dieſer Hinſicht ſtände, und was Ewald bei ſeiner Verheirathung gethan habe, die Anſprüche des Bruders ſicher zu ſtellen.

Ewald wand ſich unter dem Gewicht dieſer Fragen und Vorſtellungen, wie ein Wurm; hätte Georg die Stimmung dazu gehabt und wäre es nicht eben ſein Bruder geweſen, er hätte laut auflachen müſſen über die Mühe, welche der Alte ſich gab, das Geſpräch auf einen anderen Gegenſtand zu lenken, wie er bald lächelte, bald ſeufzte, bald die Hände faltete und mit ſtummer Verſicherung die Augen gen Himmel ſchlug, bald wieder ans Bein fuhr, wo er ſeit ein paar Tagen ſolch ein unangenehmes Stechen habe, und mit einer langen Krankheitsgeſchichte Georg den Faden des Geſprächs vom Munde zu ſchneiden drohte . . .

Was ich gethan habe Deine Anſprüche zu ſichern, Undankbarer? rief er endlich: Aber meine ganze Heirath mit Sidonien iſt ja nur ein Opfer, das ich, nächſt der Ehre unſeres Vaters, Dir und den Deinen gebracht habe! Ich für meine Perſon, ich habe es Dir bereits geſagt, brauche von dem ganzen Vermögen keinen Heller; ich bin kein Genie, wie Du, ich habe meine Lebensbahn ordentlich und redlich gemacht, mein Amt — nun, die Zeiten ſind nicht wie ſonſt, und die verwünſchten Freiheitsſchwindler beſchneiden Einem das Brod, wo ſie können: aber ſoviel, mich anſtändig zu begraben, wenn ich ſterbe, hätte man noch immer bei mir finden ſollen. Allein aus Dir, Bruder, was wäre aus Dir geworden? Du biſt ein beneidenswerther Menſch, es iſt wahr, in Deiner ſtillen traulichen Lage. Aber wenn ich nun geſtorben wäre, bevor dieſer Prozeß entſchieden — Sidonie iſt ein kluges Frauenzimmer, darauf verlaß Du Dich, und daß ſie ſofort, bis zu ausgetragener Sache, Beſchlag hätte legen laſſen auf meinen Nachlaß, das wäre nun gleich das Allererſte und allerdings auch das Allerrichtigſte geweſen —: Du hätteſt ja gar nicht die Mittel gehabt, Bruder, den

Prozeß fortzuführen, nicht zu reden davon, daß Du Dich auf dergleichen Dinge überhaupt gar nicht verſtehſt. Nun iſt Alles auf den gütlichſten Weg gebracht, nun, wenn ich dereinſt die Augen zuthue, haſt Du Dich bloß mit Sidonien abzufinden — und das iſt ein Engelsherz, ſag' ich Dir, ein pures Engelsherz!

Und dabei, wie oft Georg auch von Neuem anhub, und wie beſtimmt er auch ſeine Fragen ſtellte, blieb der Alte; es war unmöglich, ihm irgend eine runde, klare Antwort abzunöthigen.

XVII.

Von ſoviel fruchtloſen Anſtrengungen erſchöpft und das Herz voll Grimm über dieſe unerſchütterliche Doppelzüngigkeit ſeines Bruders, begab Georg ſich in den Garten, um für einige Augenblicke Luft zu ſchöpfen und ſein empörtes Blut zur Ruhe zu bringen. — Der Himmel inzwiſchen hatte ſich aufgeklärt, die Luft war warm und lind und von jener belebenden Leichtigkeit, wie ſie nach Gewittern zu ſein pflegt.

Allein auch im Garten fand Georg die Einſamkeit nicht, die er ſuchte: die Erſte, die ihm entgegentrat, war — Sidonie.

Denn auch dieſe war der unfruchtbaren Unterhaltung mit Amalien endlich überdrüſſig geworden; die Kälte und Abneigung, welche dieſelbe ihr entgegentrug, war ſo merklich geworden, daß Sidonie mit Vergnügen eine zufällige Wendung des Geſprächs benutzt hatte, ſich ein Geſchäft im Garten und damit von einer Geſellſchaft frei zu machen, der ſie ſo ſichtlich unwillkommen war.

Georg gerieth in einige Verlegenheit, als er ſich Sidonien gegenüber ſah; gerade jetzt, mit dieſem aufgeregten, erbitterten Herzen, hätte er es gern vermieden, mit der ſchönen Widerſacherin zuſammen zu treffen. Denn wie ſein Bruder ſich ihm ſo eben gezeigt, ſo mußte ja nothwendig auch Sidonie ihn kennen — und welch eine Frau alsdann war das (er konnte ſich nicht enthalten, dieſe Wendung Amalien's, vom geſtrigen Abend in Gedanken zu wiederholen), die ſich hatte entſchließen können, einem ſolchen Manne die Hand zu reichen! um ſeines Reichthums willen ſich zu verkaufen an einen ſolchen altersſchwachen Gecken!

Georg ſuchte Sidonien auszuweichen; aber der Raum war zu klein. Auch hatte ſie ſelbſt ihn bereits geſehen. Mit Lebhaftigkeit auf ihn zueilend:

Gottlob, rief ſie, daß ich Sie endlich allein treffe, lieber Schwager! Ich kann nicht ruhig werden unter Ihrem Dach, ja es kommt mir vor, als ob ich nicht in Ihr Haus gehörte, bevor ich mich mit Ihnen verſtändigt. Sie haben meinen Brief geleſen, und haben ſo eben Ihren Bruder geſprochen? Was ſagen, was denken Sie von unſrer Ehe?

Sidonie, indem ſie dieſe Frage that, war in ſichtbarer Aufregung; ihre Wangen glühten und die ſtolz gewölbten Lippen zuckten, wie von innerm Schmerz, während das unruhige Wogen ihres Buſens und ein gewiſſes leiſes

Zittern der Stimme ſchließen ließ, wie tief ſie ſelbſt, bei aller ſcheinbaren Entſchiedenheit, das Verwunderliche ihrer Frage ſowie überhaupt das Peinliche dieſes ganzen Zuſammentreffens dennoch fühlte.

Georg's Verlegenheit nahm zu, wie er Sidonien's merkte; ſo lange hatte er außerhalb der großen Welt gelebt und ſo fremd fürchtete er den Sitten derſelben geworden zu ſein, daß er ſchon um deßwillen einige Befangenheit vor der ſtolzen, glänzenden Erſcheinung ſeiner Schwägerin empfand. Auch hatte der Umſtand, daß er Sidonien hier ſo allein, ohne Amalien's Begleitung traf, ihn ſehr natürlich auf die Vermuthung geführt, daß etwas Verdrießliches zwiſchen den beiden Frauen vorgefallen: und der Groll und Aerger darüber brachte ſeine Gedanken noch mehr in Verwirrung.

Mit einer leichten Wendung daher, durch

welche er der Schönheit ſeiner Schwägerin ſeine Huldigung darbrachte, ſuchte er ſich der mißlichen Auseinanderſetzung, auf welche Sidonie hinlenkte, zu entziehen.

Aber die lebhafte Frau durchſchaute ſeine Abſicht.

Nein, rief ſie, ſo iſt das nicht gemeint, Schwager! Das Schickſal hat es einmal gewollt, daß ich in den Kreis Ihrer Familie eintreten ſoll: und ſo, dächt' ich, hätten wir als gute Verwandte wohl etwas Beſſeres zu thun, als die erſten Stunden unſrer Bekanntſchaft mit leeren Komplimenten zu vertändeln. Sie kennen mich nicht: aber ich kenne Sie genug, daß mir an Ihrem Urtheil gelegen. Raſch denn, rief ſie, indem ſie die zierliche Hand unter ſeinen Arm ſchob und ihn zwiſchen den knospenden Roſenbüſchen dahinführte, ſie ſelbſt eine volle, duftige Roſe: benutzen wir die Viertelſtunde, die uns vergönnt iſt. Mein Mann (und ein eigenthümliches wildes Lächeln durchzuckte die edlen Züge, indem ſie das Wort Mann ausſprach) befindet ſich zu dieſer Stunde unter den Händen ſeines Kammerdieners — und Ihre gute Frau . . .

Es überraſcht mich, ſagte Georg, Sie ohne die Begleitung meiner Frau zu finden; ich will nicht fürchten, daß meine Frau die Pflichten der Wirthin gegen Sie verſäumt hat? Sie iſt, ſetzte er entſchuldigend hinzu, indem er zugleich fühlte, wie das Blut ihm ins Angeſicht ſtieg, ein einfaches Landkind, das noch niemals einer ſo vornehmen Dame gegenübergeſtanden, und Sie werden daher Nachſicht mit ihr haben müſſen.

Ihre Frau, erwiederte Sidonie, indem ſie den Glanz ihrer ſchwarzen Augen unbeweglich auf der jungen Roſenknospe heften ließ, die ſie in der Hand trug: iſt eine gute, vortreffliche Frau und ich hoffe, ſie ſoll meine recht herzliche Freundin werden, ja ſie iſt es jetzt ſchon — Ach Georg, wie preiſe ich Sie glücklich um dieſen Schatz! und welch eine Seligkeit muß das ſein, um eine ſolche Ehe, die, gleich der Ihren, nur durch das Band der Herzen geſchloſſen iſt! Aber wir reden jetzt nicht von Ihrer Frau, ſondern von mir ſelbſt laſſen Sie mich ſprechen. Nicht wahr? Sie verachten mich? Sie finden es unbegreiflich, wie ein junges Mädchen ſich ſolch einem alten Manne konnte antrauen laſſen? Sie haſſen die Fremde, welche ſich ſo plötzlich, ſo ungebeten in den traulichen Kreis Ihres Hauſes drängt?

Georg ſuchte vergebens nach einer paſſenden Antwort.

Laſſen Sie mich, ſagte er endlich, Ihnen Ihre eigenen Worte zurückgeben, liebe Schwägerin: wie glücklich preiſe ich meinen Bruder um dieſen Schatz! und welch ein Glück muß das ſein, um eine Ehe, welche — denn ich zweifle keinen Augenblick, daß das auch bei Ihnen der Fall iſt — allein durch das Band der Herzen geſchloſſen iſt!

Sidonie ließ ſeinen Arm los und trat einige Schritte zurück.

Nein, ſagte ſie mit bebender Stimme, indem zwei große Thränen gleich Perlen, auf dem ſammtnen Grund ihrer Augen hervortraten: das habe ich nicht erwartet von Ihnen, Schwager, und habe es nicht verdient. Die Welt mag mich verdammen, aber wenigſtens bei meinen Anverwandten hoffte ich einige Nachſicht, einige Entſchuldigung zu finden. Ich bitte, unterbrechen Sie mich jetzt nicht, fuhr ſie fort, da Georg, über die Wirkung ſeiner eigenen Worte beſtürzt, eine Entſchuldigung hervorſtammelte: ich ſelbſt war es, von der der Gedanke dieſer Reiſe zu Ihnen ausging, es trieb mich, diejenigen, welche mir fortan nach meinem Manne die Nächſten ſein ſollen, kennen zu lernen, und Ihnen mein Herz zu zeigen, wie es iſt — ach, ich merke ja doch ſchon, rief ſie, und ließ die ſchönen Augen, wie mit ſchmerzlichen Bedauern, über Haus und Garten ſchweifen, daß meines Bleibens auch hier nicht ſein darf! So will wenigſtens ich die Schuld nicht tragen, wenn ich auch von hier wieder ungekannt und unverſtanden ſcheiden muß.

Georg hatte ehrerbietig ihren Arm gefaßt; der edle, leidenſchaftliche Schwung, der ſich in Sidonien's Weſen offenbarte, hatte ſein Herz unwillkürlich mit Bewunderung erfüllt.

Sprechen Sie, Schwägerin, ſagte er, und ſo wenig, wie ich Ihnen leugnen will: ja, es iſt wahr, Ihre Ehe mit meinem Bruder iſt uns unbegreiflich und erfüllt mich mit einem Vorurtheil wider Sie; ſo wahr verſpreche ich Ihnen, Ihre Worte aufmerkſam und unbefangen zu hören und mein Urtheil, wenn es mir möglich iſt, darnach zu berichtigen.

Damit hatte er ſie an die Hollunderlaube geführt, die jetzt, in der friſchen, geſunden Kühle des Tages, doppelt balſamiſchen Duft ausſtreute.

Sidonie nahm Platz; Georg, die Augen zu Boden geheftet (denn ſchon hielt er es nicht mehr für rathſam, ſie zu der gefährlichen Nachbarin emporzuſchlagen) lehnte am Eingang der Laube.

XVIII.

Es würde ein vergebliches Bemühen ſein, hob Sidonie an, wenn ich Sie bereden wollte, theurer Schwager, daß ich für Ihren Bruder noch irgend etwas Anderes empfinde als nur die Achtung, die ich ſeinem Alter, die Ehrfurcht, die ich dem Namen meines Gatten ſchuldig bin, — es ſei denn etwa noch (ſetzte ſie mit bitterm Lächeln hinzu) die Dankbarkeit, auf welche der Gründer meines Glückes Anſpruch hat. Aber ſo wenig iſt es auch meine Abſicht, Sie zu täuſchen, im Gegentheil, ſo ſehr iſt es mein Wunſch, daß Wahrheit und nichts als Wahrheit zwiſchen uns herrſche, daß ich auch nicht einmal den Verſuche mache, Sie davon zu überreden. Nein, die Stimme der Welt hat Recht, und Ihr Bruder ſelbſt hat es Ihnen ja in ſeinem neulichen Briefe ſo gründlich auseinander geſetzt: es iſt nur das Geld geweſen, das zwiſchen uns entſchieden.

Hören Sie weiter, fuhr ſie fort, als Georg bei dieſen Worten ſie, nicht ohne ſpöttiſchen Ausdruck, fixirte: das Geld, ich wiederhole es Ihnen, hat zwiſchen uns entſchieden. Aber Ihr Bruder war reich, blieb reich, ſelbſt wenn er die Güter herausgab, um welche die Argliſt Ihres verſtorbenen Vaters unſere Familie auf ſo ſchmähliche Weiſe getäuſcht hatte — und ich war arm; Ihrem Bruder, in dem Prozeß, der zwiſchen uns ſchwebte, ſtanden alle Mittel der Erfahrung, der Macht und des Einfluſſes zu Gebote — und ich war eine rathloſe Waiſe, nur der ſpekulirenden Habgier der Advokaten und den Einflüſterungen ſelbſtſüchtiger Freunde preisgegeben; für Ihren Bruder gab es noch unzählige Mittel und Auswege — für mich nur den einen: dieſe Heirath.

Ich kann den Gedanken der Armuth nicht ertragen, ſagte ſie, indem ſie aufſtand und, das Haupt ſtolz aufgerichtet, hinaustrat vor die Laube; es war, als ob eine Königin geſchritten käme....

Ich kann den Gedanken der Armuth nicht ertragen, Georg, das iſt's, und nun, wenn Sie wollen, verdammen Sie mich! Sie werden, Sie müſſen es, ganz gewiß! Denn Sie ſind ein Mann; in der Kraft Ihres Willens, in Ihrem Geiſt, Ihren Kenntniſſen haben Sie die Macht, der Armuth zu trotzen und Sich den Platz in der Welt zu erkämpfen, welchen das Schickſal Ihnen verweigerte. Ich weiß, Georg, zu wem ich ſpreche; ich weiß, daß, als Ihnen die Wahl ſtand zwiſchen ehrloſer Unterwerfung unter den Willen Ihres Vaters und freier männlicher Selbſtbeſtimmung, Sie keinen Augenblick gezaudert haben und haben die arme, aber ehrenvolle Freiheit der goldenen Abhängigkeit vorgezogen. . . .

Georg konnte ſich bei dieſen Worten einer gewiſſen Befangenheit nicht erwehren. Es war dies die Art, wie er ſelbſt ſein Schickſal darzuſtellen liebte, ſich ſelbſt und Amalien pflegte er damit zu überreden; als ihm dieſelbe aber jetzt aus fremdem Munde entgegenkam, fühlte er ſich wie von Scham überflogen.

Ich verehre, ich bewundere das, fuhr ſeine Schwägerin fort, mit einem ſo ſanften, ſo lieblichen Schmelz der Stimme, daß Georg voll Entzücken aufhorchte. Hätten Sie mich empfangen können in einem Palaſt, mit einem Gefolge goldſtrotzender Diener, es wäre mir nicht halb ſo lieb, halb ſo ehrwürdig geweſen, als dieſe edle Beſchränkung, welche Sie umgibt und in welcher Sie — ich weiß es durch den Mund Ihres Bruders — ſich ſo glücklich fühlen. Sie alſo, Georg, können mich nur verdammen. Aber nun, wenn Sie es vermögen, verſetzen Sie ſich in die Lage eines Mädchens, das zu den Anſprüchen, welche Rang, Geſellſchaft und Gewöhnung ihr geben, keine Mittel ſieht, dieſen Anſprüchen zu genügen, ja für das, nach einem kurzen Frühling vielleicht voll Luſt, Glanz und Schmeichelei, die Welt doch endlich kein anderes Loos aufſpart als — ein altes Fräulein zu werden, und an fremder Leute Tafel das Gnadenbrod alter Fräulein zu eſſen.

Sehen Sie, Georg, (indem ſie aufs Neue ſeinen Arm nahm, den er ihr jetzt bereitwillig reichte, und mit ihm den Roſengang hinunterwandelte) ſo jung ich bin, ich habe ſchon Manches erfahren und bei der eigenthümlichen Schwerfälligkeit, welche die Natur meinem Geiſte verliehen und vermöge deſſen ich das Meiſte auch ſchwerer empfinde als Andere, hat das Erlebte frühzeitig tiefe Narben in meine Seele gegraben. Mein Vater war ſehr reich, Sie werden von ihm gehört haben; er war der erſte Jäger, der erſte Trinker, und leider auch der erſte Spieler der Reſidenz. Die erſten Jahre meiner Jugend verliefen mir, ähnlich wie Ihnen, Georg (denn Ihr Bruder muß mir oft von Ihnen erzählen), in Reichthum und Fülle. Aber bald genug ſollte ich, eben wie Sie, auch die Schreken der Armuth kennen lernen. Acht Jahre war ich alt, als mein Vater ſtarb. Der Bankerot, den er bis dahin künſtlich, unter tauſend Vorwänden, zurückgehalten, brach aus; geſtern noch von allem Glanz, aller Ueppigkeit der vornehmſten Geſellſchaft umfloſſen, war meine arme Mutter, war ich mit ihr über Nacht zur Bettlerin geworden. Damals, bei der Verwirrung, welche nun über unſere Verhältniſſe hereinbrach, war es, wo Ihr Vater jenen liſtiſtigen Güterkauf durchſetzte — laſſen wir das, Georg, es könnte Ihrem Herzen nur wehe thun. . . .

Georg, durch die Aehnlichkeit in Sidonien's Schickſal aufs Wunderſamſte überraſcht, hing mit bewundernder Spannung an ihren Worten. . . .

In dem Augenblick zeigte ſich Amalie in der Gartenthür; das Mittagsessen war angerichtet und ſie kam Sidonien dazu einzuladen.

Wir werden geſtört, ſagte Sidonie raſch, auf ein andermal denn den Reſt meiner Beichte. Nur eins geſtatten Sie mir noch hinzuzuſetzen: ich weiß — oder wenigſtens ich ahne, welche Veränderung Ihr eigenes Schickſal, Georg, durch meine Heirath erleidet und welchen Eingriff in Ihre Rechte ich, wenn auch unwiſſentlich, begangen. Sie ſind ein Mann, Sie ſind ſtolz und unabhängig und können das verſchmerzen — oder richtiger geſagt, es hat Sie nie geſchmerzt. Aber dennoch, ſollten Sie je in den Fall kommen, die Unterſtützung einer Freundin, einer Schweſter zu bedürfen: ich bin Ihre Schweſter, Georg....

Georg, der Sidonien's Erzählung bis dahin mit ſo viel wachſendem Antheil gelauſcht hatte, war es bei dieſer Wendung plötzlich, als ob er mit kaltem Waſſer begoſſen würde: ſo unerwartet kam dieſelbe, und ſo plump, ſo zudringlich, ſo unweiblich erſchien ſie ihm. Schon hatte er eine ziemlich ſcharfe Entgegnung auf der Zunge, als eben jetzt Amalie dazwiſchen trat.

Die gute Frau, weil ſie wohl ſelbſt fühlte, daß ſie vorhin, in dem Geſpräch mit Sidonien, zu weit gegangen und gewiſſermaßen etwas gegen ſie gut zu machen habe, hatte ſich jetzt in ihren beſten Staat geworfen; Spitzen, Bänder, Schleifen hatte ſie hervorgeſucht, die Georg ihr, wiewohl ſie faſt niemals Gebrauch von dergleichen machte, bei verſchiedenen Gelegenheiten im Lauf der Jahre geſchenkt hatte — und die nun, wie man ſich leicht denken kann, ein etwas verwunderliches Enſemble bildeten. Dazu, als wirthliche Hausfrau, war ſie in der Küche vor dem Feuerherd beſchäftigt geweſen; ihre zarte Haut war unſchön geröthet, an Kleid und Haube trug ſie die Spuren ihrer wirthſchaftlichen Thätigkeit.

Zwar eine freundliche Miene pflegt dergleichen kleine Aeußerlichkeiten leicht zu vergüten; das herzliche Lächeln, mit dem die Hausfrau ihre Gäſte zu Tiſche ladet, läßt das zerdrückte Kleid, die verſchobene Haube gern vergeſſen.

Aber nur leider Amalien, in dieſem Augenblick, fehlte es auch an dieſem freundlichen Geſicht. Sie hatte Sidonien im ganze Hauſe geſucht — und jetzt fand ſie dieſelbe, wie ſie Arm in Arm mit ihrem Manne luſtwandelte! Eine Frau, die ihren Mann wahrhaft liebt, iſt nothwendig auch allemal ein wenig eiferſüchtig: und Amalie, an dieſem Zuſammenzucken ihres Herzens, fühlte jetzt, wie ſie ihren Mann liebte.

Der Leſer ſtellt ſich leicht vor, wie kalt und verlegen unter dieſen Umſtänden das Zuſammentreffen der Gruppe war. Sidonie, noch aufgeregt von ihrer Erzählung, ging ſchweigend vor Amalien hin, auf das Haus zu; Georg, ebenfalls ſchweigend, von den widerſtreitendſten Empfindungen gepeinigt, wandelte zögernd hinterdrein.

XIX.

In ſolchen verlegenen Situationen, wie die eben geſchilderte, iſt es ein wahres Glück für die Erwachſenen, wenn ſich — Kinder in der Geſellſchaft befinden; mit ihrer Unbefangenheit und Harmloſigkeit bilden dieſelben den erwünſchteſten Ableiter für die Verſtimmung und Befangenheit der Großen. Man kann es ziemlich als eine allgemeine Regel gelten laſſen: mit um ſo größerer Freundlichkeit, ja Zuvorkommenheit eine Geſellſchaft ſich mit den Kindern beſchäftigt, welche zufällig in ihr anweſend ſind, je gefliſſentlicher ſie die Kleinen zu Erzählungen und Scherzen ermuntert, je mehr iſt ſie ſelbſt um den Stoff ihrer Unterhaltung in Verlegenheit und je unfreundlicher im Stillen ſieht es aus in den Herzen der Erwachſenen.

Ein Glück iſt es dann noch, wenn die Kleinen, welche auf dieſe Art zum Deckmantel der Großen und ihrer Zerwürfniſſe dienen müſſen, ſo wohl geartet und von ſo anmuthigen Eigenſchaften ſind, wie es bei den Knaben des Rentſchreibers der Fall war. Es waren in Wahrheit ein Paar prächtige Jungen, alle beide, drollig, keck, in voller Natürlichkeit und doch frühzeitig an die Regeln der guten Sitte gewöhnt. Während der langen Mittagstafel (denn Ewald war ein Gutſchmecker, wenigſtens an fremden Tafeln) waren ſie es hauptſächlich, welche die Koſten der Unterhaltung tragen mußten.

Am Meiſten beſchäftigte ſich Sidonie mit ihnen: ſei es, daß ſie am Meiſten in ihrem Herzen zu verbergen hatte, ſei es, daß ſie wirklich das meiſte Gefallen an ihnen fand. Sie ſelbſt hatte keine Geſchwiſter gehabt und war es daher ſo ziemlich das erſte Mal, daß ſie mit heranwachſenden Kindern in ſo vertrauliche, familienhafte Berührung kam. Auch hat es bekanntlich für alle jungverheiratheten Frauen einen inſtinktmäßigen, geheimnißvollen Reiz, ſich mit Kindern abzugeben. . . .

Sidonie war entzückend in dem Verkehr mit den Knaben; was ſie ihnen für Geſchichtchen zu erzählen, was für ſpaßhafte Fragen zu ſtellen, was für allerliebſte Figürchen, mit bebenden Fingern, aus dem weichen Brot zu drehen wußte! Je ſchweigſamer die übrige Geſellſchaft, je heiterer wurde Sidonie mit den Kindern; das Kichern, Jubeln und Necken nahm kein Ende.

Georg, für den das Gelächter ſeiner Knaben in den meiſten Fällen eine unwiderſtehliche Muſik war, ſchloß ſich dieſem anmuthigen Verkehr allmälig an. Auch trug er in ſeinem Herzen noch Reue über die Ungerechtigkeit, die er ſich geſtern gegen die Kleinen hatte zu Schulden kommen laſſen; darum wollte er heut doppelt freundlich und herzlich gegen ſie ſein.

Amalien dagegen, in ihrem wirthſchaftlichen Eifer, waren die Kinder bald hier bald dort in die Quere gekommen; bald hatte ſie den Kleinen in der Speiſekammer betroffen, bald hatte der Große in einen Topf geguckt, der ihm verboten war; den ganzen Tag hatte ſie mit den kleinen Geſellen ſchelten und zanken müſſen, und ſchmollte nun mit ihnen.

Nebenher auch, ſo wenig ſie ſelbſt es ſich geſtand, erregte Sidonien's Freundlichkeit mit den Kindern ihr eine Art von Eiferſucht; dieſes Frauenzimmer, in dem ſie nun einmal die Störerin ihres häuslichen Glückes haßte, ſollte mit nichts in Berührung kommen, was ſie liebte.

Abſichtlich daher nahm ſie an den Scherzen der Kinder keinen Antheil, ja ſie fertigte ſie kürzer ab und ertheilte ihnen ſtrengere Weiſungen, recht mitten in ihren Jubel hinein, als es ſonſt ihre Art war: bloß um Sidonien das Widerſpiel zu halten, und ſich ſelbſt, wie ſie meinte, das Anſehen der Hausfrau zu bewahren.

Der Rentſchreiber, der gerade in Betreff der Knaben außerordentlich empfindlich war, gerieth durch das Betragen ſeiner Frau in immer tiefere Verſtimmung. Mehr als einmal war er im Begriff, unbekümmert um die Anweſenheit der Gäſte, mit einem harten Wort dazwiſchen zu fahren: und ganz gewiß wäre es auch geſchehen, hätte nicht Sidonie, die mit ihrem natürlichen Scharfblick auch dies Verhältniß ſogleich durchſchaute, durch geſteigerte Luſtigkeit und immer neue Scherze die Gefahr glücklich abgewendet.

Endlich wurde dieſe peinliche Tafel aufgehoben, und der Rentſchreiber, dem die Erbitterung ordentlich in der Kehle brannte, eilte ſofort Amalien nach in die Küche, um ihr ernſte

Vorſtellungen zu machen über ihr, wie es ihm vorkam, ſo ganz unkluges und ungehöriges Betragen.

Da er ſie in der Küche nicht fand, ging er in den Garten, ſie zu ſuchen: und wiederum die Erſte, die ihm hier begegnete, war — Sidonie.

Auch jetzt wieder bei ihrem Anblick zuckte er zuſammen: aber nicht aus Ueberraſchung diesmal oder Verlegenheit, ſondern indem er ſich an die letzten Worte erinnerte, welche Sidonie in der Laube geſprochen und die ſeinen männlichen Stolz ſo tief verletzt hatten, aus wirklichem Unwillen. Zugleich aber fühlte er auch, daß durch die Scene bei Tiſch, ſeiner Frau gegenüber, ein geheimes Einverſtändniß zwiſchen ihnen beiden entſtanden war; aus Rückſicht für Amalien glaubte er ſich ſo unbefangen ſtellen zu müſſen, wie möglich, und darum trat er der Schwägerin mit heiterer Miene entgegen.

Ich habe Sie erwartet, ſagte die Schwägerin: mein Mann ſchläft jetzt, und Ihre Frau iſt eine viel zu gute Wirthin, um jetzt Zeit für uns zu haben; ich werde meine Erzählung ungeſtört zu Ende bringen können. — Aber eine Frage erſt, lieber Schwager, ſetzte ſie, als ob ein plötzlicher Einfall ihre Gedanken gekreuzt hätte, hinzu: wie lange iſt es, daß Sie Ihre Frau vor der Hochzeit gekannt haben? und halten Sie es überhaupt für nöthig zum Glück einer Ehe, daß man ſich längere Zeit zuvor gekannt hat? beſonders wenn die Ehe in manchem Betracht etwas Ungleiches hat? Zum Beiſpiel, was Vermögen oder Bildung anbetrifft?

Das Unerwartete dieſer Frage ließ Georg einige Augenblicke verſtummen. Was den allgemeinen Theil Ihrer Frage betrifft, Frau Schwägerin, ſagte er ſtolz und ſah Sidonie feſt an: ſo hab' ich mir niemals die Mühe gegeben, über fremde Ehen zu grübeln; Amalien aber hab' ich volle zwei Jahre gekannt und — geliebt, bevor ich es wagte, ihr meine Hand zu bieten.

Zwei Jahre, wiederholte Sidonie nachdenklich —: kommen Sie, lieber Schwager, und hören Sie meine Geſtändniſſe zu Ende.

Ich habe Ihnen, ſagte ſie, nachdem ſie wiederum in der Laube Platz genommen, erzählt, durch welche plötzliche Kataſtrophe unſer häuslicher Wohlſtand vernichtet ward, und wie ich in jungen Jahren mich ſammt meiner Mutter dem bitterſten Elend preisgegeben ſah. Ach Georg, wenn Sie meine Mutter gekannt hätten! Es war eine vortreffliche Frau, ſanft, mild, gütig, und doch welterfahren und klug wie Wenige. Sie hatte die verſchwenderiſche Lebensweiſe meines Vaters nie getheilt, ſogar im Gegentheil ſie oft in der Stille bejammert. Wohl aber, die Tochter eines angeſehenen und trefflichen Hauſes, war auch ſie an eine gewiſſe Fülle des Lebens, einen gewiſſen ſorgloſen Zuſtand gewöhnt; ſie war, möchte ich es nennen, als eine vornehme Natur, — vornehm, im edelſten Sinne — geboren, und konnte nur unter Bedingungen leben, welche dieſer natürlichen Anlage entſprachen. Und jetzt, wie arm, wie ſorgenvoll war ihre Lage geworden! Denn auch ihr väterliches Vermögen war im allgemeinen Sturz unſeres Hauſes zu Grunde gegangen; wir waren arm geworden, ſehr arm, Georg. . . .

Nach einer kleinen Pauſe fuhr Sidonie fort:

Und wenn ich ein Königreich damit erwerben könnte, ſo möchte ich nie wieder den Anblick erleben, den ich damals, täglich, ſtündlich, vor Augen hatte: meine Mutter hinwelkend in Noth und Entbehrung, verlaſſen von ihren ehemaligen Freunden, hinſterbend an gebrochenem Herzen! Ich ſehe noch den furchtbaren Ernſt ihrer Züge, höre noch den beſchwörenden Ton ihrer Stimme, mit dem ſie mir ſagte: ich ſterbe, Kind, mit Nächſtem, und hinterlaſſe dich, arm, ſchutzlos, in einer Welt des Scheins, in welcher nur diejenigen Geltung haben, die ſich durch Reichthum und Anſehen geltend machen. Sei klug, meine Tochter, die Welt verlangt es — ſei klug! wahre dein Herz! höre nicht auf die Stimme der Leidenſchaft, ſondern glaube deiner armen, verarmten Mutter: wer einmal in einem Stande und mit Anſprüchen geboren iſt, wie wir, der bedarf, um glücklich zu ſein, der Sicherheit ſeiner äußeren Stellung; der muß nicht in Angſt und Sorge ſein dürfen um die tägliche Nothdurft, der muß haben, wohin er ſein Haupt legen kann! Du biſt jung, fuhr ſie fort, meine Sidonie, du ſiehſt die Welt noch im Roſenlicht deiner Phantaſie, hältſt ſie noch für ſo gut, wie du ſelbſt biſt, das Leben für ſo leicht, wie dein eigenes Blut noch hüpft — höre auf die Warnungen deiner Mutter! laß dich nie von dem raſchen Herzen verführen, für ein ideales, weſenloſes Glück, ein Glück wie jenes, von dem die Dichter ſingen, die ruhige, verſtändige Sicherheit des Lebens preiszugeben! Stirb, wenn es ſein muß, vor Hunger: aber ſtirb dann wenigſtens allein! aber reiche nie einem Mann die Hand, deſſen äußere Verhältniſſe nicht von der Art ſind, daß ſie deinem Stande, deinen Gewohnheiten, deinen Bedürfniſſen entſprechen und dich jeder kleinlichen Sorge des Lebens überheben! Reiche ſie keinem jungen Brauſekopf, keinem leidenſchaftlichen Schwärmer, der dein Glück vernichten könnte, wie dein Vater das unſere vernichtet hat: ſondern wo ein reifer Mann, von Rang, Reichthum und Anſehen, dir ſeine Hand bietet, da ſtoße dich nicht an ſeinem grauen Haar, ſondern bedenke wohl, daß es nichts Vergänglicheres gibt auf Erden, als die Jugend, und daß ſchon jede Ehe an ſich Verpflichtungen genug mit ſich bringt, um das Leben einer verſtändigen und ſorgſamen Frau würdig auszufüllen und ihr diejenige innere Befriedigung zu geben, welche aus dem Bewußtſein dieſer Pflichterfüllung hervorgeht.

Es iſt nicht meine Sache, ſagte Sidonie weiter, da ſie in den Zügen ihres Schwagers einen leiſen Widerſpruch bemerkte, dieſe Grundſätze meiner Mutter zu vertheidigen. Möglich, daß ſie einſeitig, ja falſch waren — genug, es ſind die Grundſätze, in denen ich erzogen ward. Auch würden Sie ſehr irren, lieber Schwager, wenn Sie glauben wollten, daß ich denſelben wirklich Gehör geſchenkt: wo fänden Sie überhaupt ein junges heranwachſendes Mädchen, ein Mädchen, in deſſen ahnungsvollem Herzen das Räthſel der Liebe als das Höchſte, Heiligſte ſchlummert, das es in Erd' und Himmel gibt — und bei dem ſolch mütterlicher Rathſchlag Eingang fände?! Im Gegentheil, es gehörte alle Ehrfurcht dazu, welche ich meiner Mutter zollte, um ihr nicht zu widerſprechen. Aber unfähig zum Widerſpruch und doch eben ſo wenig im

Stande, ihren Worten Glauben zu ſchenken und mein Herz an dieſe kalten Klugheitsregeln zu gewöhnen, gelobte ich mir ſelbſt, demſelben überhaupt niemals eine Stimme zu erlauben und von den Ausſichten, welche meine Mutter mir eröffnet hatte, nur die Eine, die allerfinſterſte zu wählen — ſterben als armes Mädchen! Sie werden mich ſpaßhaft finden, Georg, und ich ſelbſt fühle ſehr wohl, wie wunderlich ſich dies Gelübde meiner Jugend ausnimmt, heut, am dritten Tage meiner Ehe: allein da ich Ihnen einmal ſo viel gebeichtet habe, warum nicht auch dies? Ich gelobte mir überhaupt niemals zu heirathen, weder arm noch reich, weder der Klugheit meiner Mutter wollt' ich folgen noch der Stimme meines Herzens . . . .

In der That konnte Georg hier ein leiſes Lächeln nicht unterdrücken.

Ja lächeln Sie nur, rief Sidonie, indem

ihr lieblicher Mund ſich ebenfalls ſchalkhaft verzog: wir ſind nun leider ſo, daß wir für unſere beſten Vorſätze hinterdrein nur noch ein Lächeln haben, ich ſelbſt lächle mit, ſehen Sie — aber wahr bleibt es dennoch, wie ſehr ich meinem Gelübde ſeitdem auch untreu geworden bin — Sie wiſſen noch gar nicht, wie ſehr . . . .

Meine Mutter, fuhr ſie wieder in ernſterm Tone fort, ſtarb bald darauf; einige entfernte Seitenverwandte, den mein bischen Jugend und das glatte Geſicht hier dauerten, brachten mich, um mir ein Sort zu bereiten, wie ſie ſagten, an den Hof. Ach Schwager, das iſt auch eine Stellung, von der ſich ſagen ließe, ein armes Fräulein bei Hofe! . . .

Doch davon ein ander Mal. Tauſend Mal war ich im Begriff unter der Laſt der Kränkungen zu unterliegen, welche mir hier, abſichtlich und unabſichtlich, ja oft ſogar in der beſten Abſicht, bereitet wurden; tauſend Mal ſtand ich auf dem Sprunge, in heimlicher Flucht eine ſo unwürdige, ſo unerträgliche Stellung zu verlaſſen und mich durch die Arbeit meiner Hände, wie kümmerlich immer, durchs Leben zu ſchlagen. Lächeln Sie, ja jetzt lächeln Sie noch einmal, guter Georg! Denn das allerdings iſt Lachens werth, wie leicht der Muth der Jugend es ſich vorſtellt, ſeines Glückes Schmid zu werden: aber Thränen iſt es werth, wie ſchwer, wie unmöglich das fällt für die Allermeiſten! Sie Georg — ich habe es Ihnen ſchon heute früh geſagt — können das nicht begreifen: denn Sie ſind ein Mann, und die Welt ſteht Ihnen offen. Mit uns armen Weibern aber iſt es etwas Anderes. Ein armes Fräulein von Adel, jung, hübſch vielleicht und doch bei alledem ohne Geld, iſt das elendeſte Geſchöpf, das die Erde trägt; nirgend für ſie gibt es eine Stellung. Was ſoll ſie werden? Gouvernante? Aber wer nimmt eine adlige Gouvernante! Geſellſchafterin? Aber die dürfen nicht hübſch ſein! Es bleibt wirklich nichts übrig für dieſe armen verwahrloſten Kreaturen als — Hoffräulein zu werden bei einem kleinen winzigen Hofe, wie der da drüben: und was das heißt, habe ich erfahren.

Meine Erzählung ermüdet Sie, fuhr ſie fort, und überdies könnte Ihre Frau uns vermiſſen. Laſſen Sie mich denn zum Schluſſe eilen; es iſt wenig noch, was Sie ſich nicht bereits ſelbſt ſagen und zuſammenſetzen könnten. Dieſelben Seitenverwandten, welche mich an den Hof gebracht, ſtöberten auch die Dokumente hervor, aus denen ſich mein Anſpruch an den Nachlaß Ihres Vaters herleiten ſollte; ich vermuthe, die guten Vettern wollten ſich bezahlt machen für die Mühe die ſie ſich mit mir gegeben. Ich kam in Prozeß mit Ihrem Bruder — gerechter Gott, was habe ich ausgeſtanden!

Es überläuft mich noch kalt, wie die Advokaten mir in den Ohren lagen, hier einer mit dieſem, dort einer mit jenem Rathſchlag, und jeder behauptete, ſeiner ſei der beſte! Ich höre noch die Vorwürfe meiner Vettern, wie ſie mich bedrohten und mich ſchalten, als das nichtsnutzigſte und undankbarſte Geſchöpf, wenn ich den Prozeß verlieren würde! — Da kam der Antrag Ihres Bruders. Nun, ich bin jetzt ſeine Frau, und es ſchickt ſich alſo nicht mehr für mich, von dem Entſetzen und den Thränen zu ſprechen, mit welchen ich denſelben zuerſt aufnahm. Aber das wollen Sie mir glauben, Georg: ich habe auch ein Herz, ein Herz, bei Gott! das der Welt voll Leidenſchaft entgegenklopft, das auch ſeine Träume, ſeine Thorheiten — o was für kindiſche Thorheiten hat und das ſich daher nicht ohne Sträuben darein finden konnte, ſeine ganze Befriedigung fortan nur in gemeſſener Achtung, in kalter

Pflichterfüllung zu finden. Es iſt gut jetzt, ich bin nun Ewald's Frau — und ich werde meine Pflichten erfüllen ...

Die ſchöne Frau, deren Züge unter der eifrigen Erzählung ſich immer mehr belebt hatten, ſchwieg hier einige Sekunden und preßte, als hätte ſie noch etwas zurückzuhalten, die ſchlanken, ſchmalen Finger gegen die ſchwellenden Lippen ....

Georg benutzte dieſe Pauſe, einige Worte eineinzuſchieben.

Ich habe Ihnen, ſagte er, zu Anfang Ihrer Erzählung verſprochen, Ihnen ein aufmerkſamer und unparteiiſcher Zuhörer zu ſein und Ihnen zum Schluß meine Meinung mit derſelben Offenheit zu ſagen, mit welcher Sie mir den Gang Ihres Lebens dargelegt. Laſſen Sie Sich nicht davon irre machen, theure Sidonie, wenn ich jetzt dennoch verſtumme; es geſchieht nur, weil es mir an Worten fehlt, die Empfindungen auszudrücken, welche Ihre Erzählung in mir erweckt hat. Sie ſagten heute früh, Sie wollten meine Schweſter ſein, Sidonie; Sie ſagten es — ich bekenne es Ihnen jetzt offen, in einem Zuſammenhange damals, der mich tief verletzte. Jetzt antworte ich Ihnen, Sidonie: ich will Ihr Bruder ſein . . . . .

Von Rührung überwältigt, preßte er ihre Hand an die Lippen. Sidonie duldete es mit Anmuth. Dann aufſpringend, mit lebhaftem Ausdruck:

Ich danke Ihnen, rief ſie, daß Sie auch dies zwiſchen uns zur Sprache bringen! Ich habe wohl gemerkt, daß meine Worte ſie verletzt, es iſt ein wunder Punkt, ich gebe es Ihnen zu: aber es ſoll eben, denke ich, nichts im Unklaren bleiben zwiſchen uns. Ihr Bruder hat mir erzählt, was ich freilich ohnedies durch das Gerücht ſchon wußte, daß Sie in Zwieſpalt mit Ihrem Vater gelebt haben und daß in Folge deſſen Ewald's Vermögen einen Zuwachs erhalten hat durch Summen, welche, nach dem ordentlichen Gang der Dinge, Ihnen zufallen mußten. Die Güte Ihres Bruders hat mich zur Mitbeſitzerin eines Vermögens gemacht ....

Georg, je weiter Sidonie ſprach, hatte ſich mit ſcherzhaftem Sträuben beide Hände vor die Ohren gehalten.

Nein, nein, rief er, weiter nicht, theuerſte Schwägerin, von dieſem Thema! Entweihen Sie nicht die Heiligkeit dieſer Stunde, in der ich mir eine Freundin, eine Schweſter gewonnen habe, durch ſo profane Gegenſtände! Ein ander Mal, ein ander Mal, ich beſchwöre Sie — Sie ſehen ja, ſetzte er mit einem ſeltſam lauernden Blick hinzu, welche vortreffliche Wirthſchafterin ich an meiner Frau habe, und ſo kann ich Sie in Wahrheit verſichern, es fehlt mir an nichts, nichts, liebe Schwägerin ....

Dies Letztere, ſagte Sidonie mit unbefangenſter Miene, hat mir Ihr Bruder auch geſagt: er pries Ihre Genügſamkeit, wiewohl er auch wieder unzufrieden mit Ihnen war, daß Sie in ſo beſchränkter Lage ſo beharrlich ausdauerten, und es ſo ganz von der Hand gewieſen, die Erbſchaft mit ihm zu theilen ....

Georg traute kaum ſeinen Ohren. Doch war er nicht in der Stimmung jetzt, ſich über die unverſchämte Falſchheit ſeines Bruders zu ärgern.

Mein Bruder iſt zu Zeiten ein ſpaßhafter Mann, ſagte er trocken, wir wollen ein ander Mal genauer von der Sache reden ....

Damit nahm er den Arm ſeiner Schwägerin und führte ſie zur Geſellſchaft zurück.

XX.

Als ſie zur Geſellſchaft zurückkamen, hatte dieſelbe einen unerwarteten Zuwachs erhalten. Ein junger Edelmann aus der Nachbarſchaft, Theobald, der ſich als ein weitläufiger Vetter Sidonien's vorſtellte und der eben, durch Zufall, wie er ſagte, das Dorf paſſirte, hatte, auf die Nachricht von Sidonien's Anweſenheit hin, die Gelegenheit ergriffen, die Bekanntſchaft der liebenswürdigen Couſine zu erneuen und ihr ſeinen Glückwunſch zur Vermählung abzuſtatten.

Theobald hatte früher als Offizier beim Leibregiment des Herzogs in der Hauptſtadt geſtanden; erſt ſeit ganz Kurzem hatte er ſich zur Bewirthſchaftung ſeines tief verſchuldeten Gutes aufs Land zurückgezogen. Er war ganz, wie man ſich einen Gardeoffizier vorzuſtellen pflegt, wiewohl mehr von der liebenswürdigen, oder doch wenigſtens der erträglichen, ja der ergötzlichen Sorte: ein regelmäßiges, jugendfriſches Geſicht, das ſeinen Ausdruck allerdings mehr von dem zierlich gepflegten Knebelbart, als von den zwar ſchönen, aber einigermaßen nichtsſagenden hellblauen Augen empfing; dazu ſorgfältig gepflegte blonde Locken von wirklich ſeltener Schönheit, lebhafte, faſt derbe Farben, endlich eine hohe, kräftige Geſtalt, die er mit Gewandtheit und Anmuth geltend zu machen wußte.

Auch ſeinen geiſtigen Gaben nach ſchien Theobald ein richtiger Gardeoffizier: und auch hier wieder von der beſſern Sorte. Ohne eigentliche wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, hatte er ſich gleichwohl den Firniß einer gewiſſen vornehmen

Bildung vollkommen angeeignet; redſelig, faſt plauderhaft und um die Auswahl ſeiner Stoffe niemals verlegen, wußte er jedem Dinge, was man ſo nennt, ſeine intereſſante oder doch amüſante Seite abzugewinnen. Sein Witz war oft platt, aber ſtets gutmüthig; ſeine Scherze ſelten fein, aber ſie kamen immer natürlich heraus und ſo, daß man ihnen das Behagen anmerkte, das er ſelbſt dabei empfand. Rechnen wir dazu, daß Theobald ein unvergleichlicher Tänzer, ein trefflicher Reiter, ein nicht ganz übler Jäger, ein generöſer Spieler, ein unverwüſtlicher Trinker, endlich, wie man ſich ins Ohr raunte, ein höchſt beſcheidener und diskreter Liebhaber war: — ſo begreift es ſich leicht, daß er lange Zeit der erklärte Liebling in den vornehmen Kreiſen der Hauptſtadt geweſen. Und noch jetzt, wo immer er an den gaſtlichen Tafeln der Landjunker, Amtleute oder Prediger erſchien, (denn darin unterſchied Theobald ſich von ſeinen Standesgenoſſen allerdings auf merkliche Weiſe, daß er nicht im Geringſten Adelſtolz hatte, und mit derſelben Unbefangenheit mit Bürgerlichen verkehrte wie mit Adeligen, vorausgeſetzt nur, daß es gut zu trinken gab, und die Geſellſchaft hübſch fidel war) — da, von Alt und Jung, Männern und Frauen, wurde ihm unbeſtritten die Palme der Liebenswürdigkeit zugeſtanden.

Auch in dem kleinen Kreiſe des Rentſchreibers war er bald ſo bekannt, als wäre er ein alter Freund des Hauſes; er ließ die Knaben auf dem Knie reiten, erzählte der Hausfrau von den Herrlichkeiten ſeiner ehemaligen Garniſon, wisperte dem Präſidenten, der dergleichen ſeit einiger Zeit außerordentlich liebte, kleine obſcöne Geſchichtchen ins Ohr, fragte den Rentſchreiber nach politiſchen und ökonomiſchen Neuigkeiten — und ſprach bei alledem nicht bloß ſelbſt der Flaſche tapfer zu, ſondern ermunterte auch, als ob er der Wirth wäre, die beiden Andern zum Trinken.

Nur gegen diejenige, der ſein Beſuch eigentlich galt, gegen Sidonien, war ſein Betragen das wenigſt zuvorkommende: zwar immer höflich und ſogar reſpektvoll, aber auch nicht ein Titelchen mehr.

Und wer hätte ihm das verdenken mögen, da Sidonie auch ihrerſeits ſich ziemlich kühl gegen ihn verhielt und bei ſeinen beſten Schwänken und Geſchichten oft ſogar ein leiſes Gähnen nicht verbergen konnte? — Auch war es, wie ſich aus der Unterhaltung ergab, in der That eine ſehr weitläufige Verwandtſchaft welche Theobald geltend gemacht hatte; ſogar die Bekanntſchaft war erſt ſechs Monate alt — und zwei Monate bereits hatte Theobald der Reſidenz Valet geſagt.

Nichtsdeſtoweniger, bei der befangenen Stimmung, welche den Tag über auf den verſchiedenen Gliedern dieſer kleinen Geſellſchaft gelaſtet hatte, war Theobald's Erſcheinen für Alle eine wahre Erleichterung. Selbſt der Rentſchreiber, ſo ſehr er ſich innerlich von Theobald's Geplauder gelangweilt fühlte, war doch froh, daß er ſich wenigſtens um die Koſten der Unterhaltung nicht mehr zu bemühen hatte; ſo konnte er deſto ungeſtörter den Gedanken und Empfindungen nachhängen, welche Sidonien's Erzählung und ihr ganzes wunderſames Auftreten in ihm erweckt hatten.

Eine wahrhaft dankbare und zufriedene Zuhörerin dagegen fand Theobald an Amalien. Wer Frauen in ihrem häuslichen Treiben zu beobachten Gelegenheit hatte, beſonders Frauen von Amalien's Verhältniſſen, der wird auch bemerkt haben, wie die Stimmung ſolcher Frauen allemal gegen Ende des Tages, wie die wirthſchaftlichen Sorgen in den Hintergrund treten, freier, heitrer, gemüthlicher wird, und wie ſelbſt die Verſtimmung, in welcher ſie ſich den Tag über vielleicht befinden, ſich mit dem ſinkenden Abend zu verlieren pflegt: während umgekehrt Männer von Georg's Beſchaffenheit ihre beſte Laune in der Regel des Morgens haben und gegen Abend hin leicht reizbar und grillig werden. —

Auch die Rentſchreiberin, da ſie den erſten Tag dieſes gefürchteten Beſuches nun bald glücklich überſtanden ſah, athmete gleichſam auf; die Hoffnung, nun bald wieder mit ihrem Georg ein vertrautes Wort ſprechen und all jene Wolken des Mißverſtändniſſes und der Verſtimmung, die ſich zwiſchen ihnen aufgethürmt hatten, hinwegräumen zu können, ſtimmte ſie mild, ja beinahe fröhlich. Sie meinte, nach ihrem beſcheidenen Sinne, Alles recht gut und wohl gemacht zu haben, und freute ſich, daß ihr Mann das anerkennen würde.

In dieſer Stimmung hörte ſie den luſtigen Erzählungen des neuen Vetters (denn als ſolchen hatte Theobald mit der ihm eigenthümlichen vertraulichen Lebhaftigkeit ſich ſogleich auch in der Familie des Rentſchreibers eingeführt) mit wahrem Behagen zu. Sie hatte überhaupt viel Sinn für eine gewiſſe — wie ſollen wir gleich ſagen? anſpruchsloſe, gleichſam bürgerliche Gattung des Scherzes, mehr für das Spaßhafte, als das eigentlich Witzige, für das ſie, wie die meiſten Frauen, ſogar im Gegentheil, zu Georg's ſtillem Verdruß, ziemlich unempfänglich war. Was an Theobald's Erzählungen etwa anſtößig hätte ſein können, verſtand ſie in ihrem reinen, kindlichen Sinne nicht. Auch gibt es einen gewiſſen Zuſtand der Abſpannung und inneren Zerſtreuung, wo man ſich amüſiren will um jeden Preis: und unvermerkt, aus dem abſichtlichen und erzwungenen Amüſement, geräth man in ein wahrhaftes und natürliches. — In dieſem innerlich abgeſpannten, zerſtreuten Zuſtande befand ſich Amalie.

Die natürliche Folge davon war, daß Theobald ſich mit ſeinen Erzählungen immer ausſchließlicher an Amalien zu wenden anfing. Die übrige Geſellſchaft ſpielte nur noch eine ſtumme Rolle; die Kinder waren zu Bett gebracht, Ewald im Stillen wünſchte, er wäre es auch, Sidonie ſaß am Fenſter und blickte träumeriſch nach der Richtung der Hollunderlaube hin...

Georg, der zu viel gegen ſeine Frau auf dem Herzen hatte, als daß nicht Alles und Jedes, was immer ſie jetzt beginnen mochte, ſeine Verſtimmung geſteigert hätte, benutzte die Gelegenheit, da ein häusliches Geſchäft ſie aus der Stube trieb, ihr nachzugehen. Haſtig trat er ſie an:

Welch ein Unſtern, flüſterte er, hat dieſen ledernen Geſellen in unſere Mitte geführt! und wie in der Welt iſt es Dir nur möglich, Amalie, dieſe faden Erzählungen zu belachen?

Amalie, die ihrem Mann ſolch warmes Herz voll Verſöhnlichkeit und Liebe entgegengetragen, fühlte ſich durch dieſe harte Anrede aufs Tiefſte verletzt.

Nun, ſagte ſie, indem ſie ſich raſch von ihm los machte und der Küche zueilte, ſo geiſtreich wie Deine Schwägerin iſt er freilich nicht: aber dafür werde ich mich auch nicht durch den Garten mit ihm führen . . .

Damit verſchwand ſie. Der Rentſchreiber, ſeiner Verſtimmung Herr zu werden, lenkte ſeine Schritte mechaniſch ins Freie, zu der Hollunderlaube; er brach einen blühenden Zweig davon, dann langſam zurückwandelnd, drückte er denſelben gedankenlos an die Lippen . . .

In demſelben Augenblick paſſirte er das Fenſter, an welchem Sidonie ſaß; ihre Blicke begegneten ſich — beſtürzt, als hätte er ſich ſelbſt auf etwas Unerlaubtem ertappt, ſchleuderte Georg den duftenden Zweig weit von ſich über die Hecke.

XXI.

Im Zimmer inzwiſchen waren die Lampen angezündet und der Theekeſſel ſummte behaglich. Theobald, der die Pauſe, welche durch Amalien's Entfernung entſtanden war irgendwie hatte ausfüllen müſſen, war mit dem Präſidenten in eine politiſche Controverſe gerathen.

Nämlich wenn man politiſche Controverſe nennen will, wo zwei Leute, im Uebrigen völlig derſelben Meinung, nur darin von einander abweichen, wie ſie die Andersdenkenden am Kräftigſten verwünſchen — und nicht bloß verwünſchen, nein, ausrotten ſollen mit Stumpf und Stiel.

Es war damals eben, wie wir im Eingang unſrer Geſchichte berichtet haben, jene Zeit der Aufregung und Erwartung, welche dem großen Umſturz des Jahres acht und vierzig vorherging und wo die Politik zuerſt wieder anfing das tägliche Geſpräch für Jedermann zu bilden. Der vereinigte Landtag in Preußen war eben zuſammengetreten, und hatte durch ſeine erſten energiſchen Erklärungen eben ſo viel Hoffnung und Erwartung bei den Einen, als Zorn und Unwillen bei den Andern erweckt. Wohin das ganze Ereigniß führen und welche Folge es für Preußen, Deutſchland, ja Europa haben würde, wußte noch Niemand; nur daß es ein Ereigniß von höchſter Bedeutung und daß, früher oder ſpäter, zum Guten oder Schlimmen, die wichtigſten Folgen ſich daran anſchließen müßten, das fühlte Jeder.

Der Präſident, wie ſich das nach ſeiner Vergangenheit und ſeiner perſönlichen Stellung gar nicht anders erwarten ließ, war ein erbitterter Gegner der neuaufſteigenden Bewegung: ſo gebrechlich im Uebrigen, ſo viel Kraft und Feuer, ja ſogar eine gewiſſe ſalbungsvolle Beredſamkeit entwickelte er dennoch, wo es ſich darum handelte, die Verwegenheit dieſer Stände zu züchtigen und zugleich die Blindheit einer Regierung anzuklagen, welche, behauptete er, durch die Unſicherheit ihrer Haltung und ihr leichtſertiges Liebäugeln mit den verderblichen Ideen des Liberalismus noch ganz Deutſchland in das tiefſte Elend ſtürzen würde.

Theobald ſtimmte ihm darin von Herzen bei. An und für ſich zwar, das bekannte er ſelbſt mit großer Unbefangenheit, intereſſirte er ſich für Politik nicht im Mindeſten, verſtand auch nichts davon, ja mochte nichts davon verſtehen. Das überlaſſe er Klügern, wie zum Beiſpiel da drüben der ſchönen Couſine, die jetzt aber ganz in Naturbetrachtungen verſunken ſcheine . . .

Deſto tiefer dagegen wurzelten bei ihm, als ehemaligem Soldaten, die Begriffe der Subordination: und dieſe, behauptete er, würden durch das Auftreten des Landtags aufs Allergräulichſte verletzt. Was das für eine Art ſei mit dieſem Raiſonniren und Proteſtiren! Lauter Eitelkeit ſei das, mit ſchönen Reden vor dem Volke zu kokettiren und bei Gelegenheit wohl gar einen guten Poſten zu erhaſchen, weiter nichts. Der Fürſt ſei da zu befehlen, der Unterthan zu gehorchen, das ſei ſo klar wie das Ein mal Eins. Wo das Volk mit hineinſprechen wolle in die Regierung, das ſei ihm gerade, als wenn die Soldaten in der Schwadron mit kommandiren wollten. Na, das hätte ſich Einer unterſtehen ſollen, er hätte ihn wollen zur Vernunft bringen! Und ſo müſſe es der König von Preußen nur auch machen:

wer raiſonnire, marſch ins Loch geſteckt, und drei Tage krumm geſchloſſen, da werde ſich der Uebermuth ſchon geben.

Nämlich, ſetzte er hinzu, indem er ſeine großen hellblauen Augen ſehr vergnügt im Kreiſe herumlaufen ließ, um ſie endlich auf Sidonien ausruhen zu laſſen, wobei er den blonden Schnauzbart noch einmal ſo zierlich lockte, das ſei ſeine Meinung ſo, und wer es beſſer verſtehe, möge ihn berichtigen, er wäre ein gelehriger Menſch und kenne ſeine eignen Schwächen recht gut . . .

Georg, der nun einmal feſt entſchloſſen war, die vorige Unterhaltung nicht wieder aufkommen zu laſſen und namentlich Theobald's ausſchließlichen Verkehr mit Amalien nicht wieder zuzugeben, nicht aus Eiferſucht, bei Leibe nicht: aber es ärgerte ihn, daß Amalie an Dingen Gefallen fand, die ihm ſelbſt ſo unbeſchreiblich trivial vorkamen! — Georg nahm den Faden des Geſprächs mit großer Lebhaftigkeit auf; er vertheidigte den Landtag, rühmte ſeinen Muth, pries ſeinen Patriotismus, bewunderte die politiſche Bildung, welche derſelbe, verhältnißmäßig und in einzelnen ſeiner Mitglieder wenigſtens, ſo unerwartet und auf ſo glänzende Weiſe entfaltete.

Auch Sidonie, wie die Unterhaltung lebhafter ward, fing an daran Antheil zu nehmen. Hatte Georg bereits die Partie des Landtags ergriffen, ſo ſchwärmte Sidonie mit allem Feuer ihrer jungen leidenſchaftlichen Seele für denſelben. Die Redner des Landtags waren in ihren Augen lauter Lafayette's und Mirabeau's; nie in der Welt, nach ihrer Verſicherung, hatte es ſo viel Beredſamkeit, ſo viel Tapferkeit und ſtaatsmänniſche Weisheit gegeben, als in dieſem Augenblick im weißen Saale bei einander ſaß. Der Sieg der liberalen Ideen, behauptete ſie, ſei jetzt ein für alle Mal entſchieden, das preußiſche Kabinet könne nicht länger widerſtehen;

auf friedlichſtem Wege ſei die gewaltigſte Umwälzung der neuern Geſchichte vollendet, Preußen, Deutſchland, Europa auf ewige Zeiten für die Sache der Freiheit und des Fortſchritts gewonnen.

Das war denn nun wieder etwas viel behauptet und bei Weitem mehr, als Georg zugeſtehen mochte. Es iſt ſchon früher erzählt worden, mit wie großer Aufmerkſamkeit er in früheren Jahren den Gang der politiſchen Ereigniſſe verfolgt und welch ernſtes Studium er auf der Akademie bereits aus der Geſchichte ſeiner Zeit gemacht hatte. War dieſe Theilnahme auch in den letzten Jahren unter dem Druck ſeiner Lebensweiſe und bei den täglichen kleinen Sorgen, mit denen er zu kämpfen hatte, einigermaßen in den Hintergrund getreten, ſo war doch eine Veranlaſſung wie dieſe vollkommen hinreichend, ihm ſein ganzes altes Intereſſe, ſeine ganze alte Begeiſterung für die großen Fragen des öffentlichen Lebens wieder zu geben. An Kenntniß und Beredſamkeit war er ſeinem Bruder ſowohl wie Sidonien's Vetter unendlich überlegen. Auch ließ er beide heut Abend recht abſichtlich glänzen, theils um ſich für die Langeweile zu entſchädigen, die er bis dahin ausgeſtanden hatte, theils auch, weil es ihm Vergnügen machte, Theobald recht ſichtlich vor Sidonien's Augen auf den Sand zu ſetzen.

Und endlich hatte auch das einen unwiderſtehlichen Reiz für ihn, durch den Widerſpruch, den er auch gegen Sidonien's maßloſe Bewunderung erhob, dieſe ſelbſt in immer lebhaftere Stimmung zu verſetzen, ihr gleichſam immer hellere Funken des Geiſtes zu entlocken — und dabei doch ſeinerſeits all die Ruhe und Mäßigung zu bewahren, mit welcher dergleichen Geſpräche, ſollen ſie nicht in ein wüſtes Durcheinander verſchiedenartigſter Behauptungen, Ausrufungen und Verſicherungen ausarten, geführt ſein wollen. Georg war im Stillen unzufrieden, nicht bloß mit ſeiner Frau, nicht bloß mit ſeinem Bruder und dieſem neugebacknen Vetter, ſondern auch mit ſich ſelbſt; es kam ihm vor, als ob er es in ſeinen bisherigen Geſprächen mit Sidonien an der rechten Selbſtändigkeit, der rechten Männlichkeit hätte fehlen laſſen. Und darum mit Begier ergriff er dieſe Veranlaſſung, die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes wie ſeines Charakters fühlen zu laſſen.

Indem er daher die entgegenſtehenden Meinungen vom geſchichtlichen Standpunkte aus zuſammenfaßte, entwarf er, in fließendem Vortrage, ein ſo umfaſſendes und ſo erſchöpfendes Gemälde, der gegenwärtigen politiſchen Lage, daß die Einwendungen von der einen wie von der andern Seite unwillkürlich verſtummten und Alle, ſelbſt Theobald, dem ſchon dieſe fließende Beredſamkeit imponirte, ihm aufmerkſam zuhorchten. Mit ſeinem Spott geißelte er die verrotteten Anſichten, wie Ewald und der junge Edelmann ſie ausgeſprochen. Er wies nach, wie dieſe Subordination allenfalls gut ſei eine Kompagnie Soldaten in Ordnung zu halten, wie aber der Staat ein viel zu künſtliches, viel zu köſtliches Ding, um ſich durch einen ſo geiſtloſen Mechanismus regieren zu laſſen. Durch wohlgewählte praktiſche Beiſpiele nöthigte er ſelbſt ſeinen Gegnern das Zugeſtändniß ab, daß eine ſo unbedingte, unweigerliche fürſtliche Allmacht, wie ſie dieſelbe verlangten, in der That nirgend, auch in den abſoluteſten Staaten nicht exiſtire, noch jemals exiſtirt habe: ſondern daß auch die dem Anſcheine nach unbedingteſte Gewaltherrſchaft ſich immer noch auf den, wenn auch unbewußten, vor ſich ſelbſt verſchleierten Willen des Volkes ſtütze und ihn zu ihrer Vorausſetzung habe. Das Volk über dieſen ſeinen eigenen Willen aufzuklären den Willen ſelbſt zu läutern und die politiſchen Einrichtungen mit der politiſchen Bildung des Volks in Einklang zu bringen, ſei die Aufgabe des wahren Staatsmannes; wer ſie löſe, löſe zugleich das Räthſel der Revolution und ſichere der Entwicklung jenen ſtätigen, vernunftgemäßen Gang, der allerdings jederzeit aufs Aeußerſte zu wünſchen ſei.

Aber freilich, ſetzte er hinzu, ſuche man dergleichen Staatsmänner in dieſem Augenblick, ſowohl in Preußen, wie anderwärts vergeblich; die Ausſaat ſei verſäumt worden ſeit Menſchenaltern, und ſo dürfe man ſich nicht wundern, wenn jetzt auch die Frucht ausbleibe. Den guten Willen geſtand er dem vereinigten Landtage zu, und die geſchichtliche Bedeutung ebenfalls. Aber nur der Mann, der mit ſtarker Hand das Ruder der Geſchichte zu ergreifen und durch die ſittliche Größe ſeines Charakters nicht minder als ſeine politiſche Einſicht und den Muth und die Kraft ſeines Handelns die Welt aus ihrer jetzigen Verwirrung zu löſen wiſſe, ſei auch dort, ſei, wie geſagt, überhaupt nirgend jetzt zu finden. Die Epoche unſrer großen Männer ſei entweder vorüber oder noch nicht gekommen; was zunächſt entſcheide, würden allein die Maſſen ſein — die Maſſen, mit ihrer Unwiſſenheit, ihrem Unverſtand, ihrer blinden oft unreinen Leidenſchaft. Im grellſten Widerſpruch mit Sidonien, die ſchon die roſenfarbenſte Zukunft über Europa lächeln ſah, prophezeite Georg vielmehr Jahre, Jahrhunderte vielleicht, des Umſturzes und der Verwüſtung; das ganze lebende Geſchlecht erſt, mit Kindern und Kindeskindern, müſſe hinweggeräumt, der Boden gleichſam bis ins Innerſte aufgeriſſen und umgewälzt ſein, bevor der Samen einer neuen Zeit darin haften und jenes künftige beſſere Geſchlecht entſtehen könne, welches zur Leidenſchaft die Beharrlichkeit, zum Verlangen die Kraft, zum Wollen die Einſicht, zur Freiheit die Beſchränkung mitbringen würde — und nur einem ſolchen, behauptete er, ſei der Kranz der Freiheit wirklich aufgeſpart. —

Ich ſelbſt, ſetzte er hinzu, muß auch fort, ich tauge ebenfalls nichts, ich fühle es recht gut . . .

Als Georg endlich, mit gerötheter Wange und leuchtenden Blicken (es ging ihm nämlich mit derlei Geſprächen, wie gewiſſen Trinkern mit dem Wein: erſt während er ſprach, entzündete ſich bei ihm das rechte Intereſſe für den Gegenſtand, dann aber, wie an einer Zündſchnur, flammte auch Gedanke an Gedanke auf), ſeinen Vortrag geendet hatte, herrſchte noch einige Zeit in der Geſellſchaft jenes Schweigen, welches allemal bei ſolchen Gelegenheiten zu entſtehen pflegt. Sidonie, die, während Georg ſprach, ihren Sitz am Fenſter verlaſſen und ſich dicht neben Georg, hinter den Stuhl ſeiner Frau geſtellt hatte, fiel Amalien um den Hals.

Wie glücklich, flüſterte ſie, indem ſie einen leiſen Kuß auf Amalien's Stirn hauchte, wie glücklich, theuerſte Freundin, ſind Sie, daß Sie einen ſolchen Mann haben!

Sidonie hatte dieſe Worte ſehr leiſe geſprochen, kaum daß Amalie, deren Gedanken freilich ganz wo anders waren, ſie verſtand —; aber doch ſo leiſe nicht, daß nicht der Rentſchreiber ſie vernommen hätte.

Theobald war der Erſte, der ſich von dem durchaus ungewöhnlichen und bedeutenden Eindruck erholte. Er that es mit einem jener Gemeinplätze, die ihm jeden Augenblick zu Gebote ſtanden, und die er wirklich mit ſo viel guter Art vorbrachte, daß die Hörer ſelbſt in der Regel erſt nachher dahinter kamen, daß ſie dergleichen wohl ſchon einige Male gehört, vielleicht gar von Theobald ſelbſt. — Je nun, ſagte er, das iſt Alles recht gut, Herr Vetter, und ich bewundere die Behendigkeit, mit der Sie das, ſo zu ſagen, aus dem Aermel ſchütteln; ich könnte das nicht, auf Ehre, was wahr iſt, muß wahr bleiben, und ich bin doch ſonſt auch nicht auf den Mund gefallen, dächt' ich. Aber, wertheſter Herr Vetter, die erſten Gedanken ſind nicht immer die beſten, und in der Politik nun wohl gar nicht — wie? habe ich Recht, Herr Präſident? rief er zu Ewald hinüber, der ſich von dem Erſtaunen über die Rede ſeines Bruders gerade hinlänglich erholt hatte, um ſich jetzt nachträglich gründlich darüber zu ärgern.

Der Präſident nickte — wiewohl er das eigentlich immer that, oder doch wenigſtens ſein Kopf. — Ich meine, Herr Vetter, fuhr Theobald, durch dieſe Zuſtimmung ermuthigt und ohne Sidonien's Verlegenheit zu beachten, fort, daß dies Dinge ſind, die ſich doch wohl nicht ſo ganz auf den erſten Anlauf entſcheiden laſſen. Man kann recht hübſch darüber ſprechen, ei ja, und der Herr Vetter haben vortrefflich darüber geſprochen: aber die Praxis, ich will ſagen die Erfahrung, wie? Bei allem Reſpekt vor Ihrem Talent und Ihrer Kenntniß, mein beſter Herr Rentſchreiber, kann ich mir doch eigentlich nicht denken, daß Sie, in Ihrer übrigens höchſt ehrenwerthen Stellung und in der Zurückgezogenheit von der großen Welt, in welcher Sie leben, wirklich eine ganz richtige Anſicht von dieſen Dingen haben können; dazu gehört denn doch etwas mehr und eine etwas längere Zeit, mein beſter Herr Vetter....

Georg lächelte geringſchätzig; wäre er in ſeiner gewöhnlichen kaltblütigen Stimmung geweſen, würde er das Geſchwätz des Edelmanns vermuthlich ganz ohne Antwort gelaſſen haben. So aber, in der Erregung, in welcher er ſich noch befand:

Wenn es das erſte Mal heut wäre, Herr von Theobald, ſagte er trocken, daß ich mich mit dieſen Gegenſtänden beſchäftige, ſo möchten

Sie Recht haben. Ich habe indeß die Ehre Sie zu verſichern, daß ich meine Anſichten über dieſe Punkte ſchon vor einer Reihe von Jahren ins Klare gebracht habe, ſchon — nun ja, vor wie lange? unterbrach er ſich ſelbſt mit nachläſſigem Tone: ſchon vor zehn, funfzehn Jahren zum Wenigſten, zu derſelben Zeit, Herr von Theobald, da Sie — in das Kadettenhaus kamen . . .

Gerade ſo lange, ſetzte er mit verbindlicherer Wendung hinzu, (denn er ſah, wie Sidonie bei ſeinen Worten immer unruhiger geworden war und mit ängſtlichen Blicken bald ihn, bald Theobald beobachtete) wie Sie, wertheſter Vetter, Ihre militäriſche, treibe ich meine politiſche Liebhaberei. Ja auf die Gefahr hin, das Lob zu verſcherzen, das Sie ſo gütig waren meiner Beredſamkeit zu zollen, muß ich bekennen, daß die flüchtigen Gedanken, die ich hier ſo eben Ihrer freundſchaftlichen Prüfung unterwarf, nur ein kurzer Auszug, nur die leitenden Ideen ſind aus einer kleinen Abhandlung allgemeinern politiſchen Inhalts, die ich ſchon vor Jahren niedergeſchrieben, natürlich nur ganz zu meiner eigenen Belehrung und die noch irgendwo unter meinen Papieren ſtecken muß . . .

O leſen Sie, leſen Sie, Schwager, rief Sidonie.

Theobald hatte im erſten Augenblick ſichtlich Luſt gehabt, etwas Heftiges zu erwiedern; Sidonien's Blicke jedoch hatten ihn raſch zur Beſonnenheit zurückgebracht. Jetzt hielt auch er es fürs Beſte, durch einige freundſchaftliche Komplimente ebenfalls ſein Verlangen nach der Lektüre zu äußern.

Georg zauderte. Er wußte genau, wo das Heft lag, noch vor einigen Tagen war es ihm durch Zufall in die Hand gerathen; dieſe Theilnahme, die er in Sidonien's Blicken las, ja ſelbſt dieſer kleine Triumph, den er über Theobald davon trug, war ihm etwas ſo Neues, ſo

Ungewohntes, daß er wirklich ſchon auf dem Sprunge ſtand, das Heft herunter zu holen.

Amalie, die von Allem, was ſo eben verhandelt worden, wenig oder nichts verſtanden, und die ſich daher herzlich ermüdet davon fühlte, ſah mit ſtillem Schrecken nach der Uhr. Meinſt Du nicht, lieber Mann, ſagte ſie mit gedehnter Stimme, daß es doch etwas zu ſpät werden möchte für heut? Der gute Schwager, denk' ich, wird müde ſein, und der Kammerdiener wartet ſchon ſeit einer Stunde....

Der Präſident warf Amalien einen dankbaren Blick zu.

Gut denn, auf ein andermal, ſagte Georg, mit gleichgiltiger Stimme: nämlich wenn der Geſellſchaft überhaupt etwas daran gelegen ſein ſollte. — Aber innerlich grollte er ſeiner Frau, daß ſie ſo wenig Theilnahme für ſeine Arbeit bezeigte.

Die Geſellſchaft brach auf. Theobald hatte große Eile; ſein Pferd, ſagte er, ſtehe in der Schenke und noch heute Nacht wolle er nach Hauſe zurückreiten. Amalie, nach den Begriffen von Gaſtlichkeit, welche ſie hatte, bedauerte, daß ihr Haus leider zu klein ſei und zu übel eingerichtet, um dem Herrn Vetter das Nachtlager anzubieten.

Theobald dankte und verſprach recht bald wieder zu kommen.

Der Präſident ließ ſich vom Kammerdiener in das Schlafgemach führen; Sidonie bat um die Erlaubniß noch einige Zeit im Wohnzimmer bleiben zu dürfen. Sie öffnete den Flügel, ein altes, einigermaßen defektes Inſtrument, das noch aus dem Nachlaß des alten Schulmeiſters ſtammte, dem ſie aber gleichwohl, mit gewandtem und kräftigem Anſchlag, wohlklingende, volltönende Akkorde zu entlocken wußte. Es ſei dies, meinte ſie, das beſte Mittel, ihre aufgeregten Nerven zu beruhigen.

Seltſame Perſon das, murmelte die Rentſchreiberin vor ſich hin, indem ſie ihrem Mann die Lampe in die Schlafkammer vorantrug: fängt da an bei Nachtzeit zu ſpielen auf dem alten klimprigen Kaſten, und ſollte doch denken, daß andere Leute ihre Arbeit gethan haben und müde ſind; an das arme Wurm aber von Mann, der da oben jeden Ton hören kann, denkt ſie nun erſt gar nicht. . . .

Georg, der ſich vorgenommen hatte, ſeiner Frau beim Zubettegehen eine recht tüchtige Gardinenpredigt zu halten und dann die Verſöhnung wieder herzuſtellen, hatte nach dieſer Aeußerung keinen Muth mehr dazu; er drückte ſich ſchweigend in die Kiſſen, ſchloß die Augen und ließ Sidonien's Spiel durch die nächtliche Stille tief in ſeine Seele dringen.

XXII.

Es war ſchon hoch am Tage, als der Rentſchreiber erwachte; ſeine Frau hatte ſchon längſt auf leiſen Zehen das Zimmer verlaſſen, um nach der Wirthſchaft zu ſehen.

Einigermaßen wüſt im Kopf durch den geiſtigen Rauſch, dem er ſich geſtern ausgeſetzt hatte, öffnete Georg das Fenſter und blickte auf die Dorfſtraße hinunter. Aber alle tauſend, wen ſah er? Herrn von Theobald, der geſtern mit ſeiner Heimkehr ſo viel Eile gehabt hatte, in lebhaftem Geſpräch mit Amalien unter der Hausthür ſtehend!

Theobald blickte in die Höhe und grüßte vertraulich. Da haben wir die Geſchichte! rief er: Mein Brauner hat ſich bei dem ſchlechten Futter in der elenden Kneipe verfangen, es war unmöglich wegzukommen, bleiben in der erbärmlichen Wirthſchaft, in den niedrigen, ſchwülen Stuben, unter der Laſt dieſer Betten, konnt' ich auch nicht: da entſchloß ich mich raſch — ein ſchöner Soldat, der das nicht könnte! ſchwang mich über Ihre Gartenmauer, gerade wie es zwölf ſchlug, und habe da in Ihrer Laube geſchlafen — köſtlich, ſag' ich Ihnen, Herr Vetter, ja ich möchte wetten, Sie in Ihrem Bett haben nicht halb ſo gut geſchlafen als ich in meiner Laube. Aber nun habe ich der Frau Muhme auch ſchon geſagt: das Malheur mit dem Gaul, das iſt dafür geweſen, daß ich geſtern ſolche Eile hatte, nun will ich auch hier bleiben, ſo lange Sie mich haben wollen, und jedenfalls ſo lange der Präſident noch hier iſt.

Mag der Verwalter ſehen, wie er fertig wird; ein Winkelchen für mich wird ſich ſchon finden, nicht wahr, Frau Muhme? und wenn's auf der Diele iſt — oder laſſen Sie mir nur die Laube, ich verlange nie ein beſſeres Lager, ſetzte er mit einem allerliebſten Ausdruck, halb gutmüthig, halb leichtfertig hinzu: kann der Menſch doch einmal nirgend beſſer ſein, qu'au sein de sa famille, nicht wahr, Vetterchen?

Und ſo fand ſich denn um den Frühſtücktiſch, der diesmal im Garten aufgeſchlagen ward, dieſelbe Geſellſchaft zuſammen, wie geſtern. Sidonie ſah ein wenig bleich und angegriffen aus; ſowie ſie den Schwager erblickte, mahnte ſie ihn um die verſprochene Vorleſung.

Theobald würzte den Frühſtücktiſch mit ſeinen beliebten Erzählungen und Schwänken. Doch hielt er heut beſſere Auswahl darunter: wie ſein Benehmen überhaupt, ſei es, daß es wirklich ſo war, ſei es, daß man ſich allmälig mehr daran gewöhnte, heut bei Weitem geſetzter und angenehmer erſchien. —

Auch gegen Sidonie war er viel verbindlicher als geſtern, ja mitunter, wie es dem Rentſchreiber vorkommen wollte, ſogar zu verbindlich; er führte ſich einige Male mit ihr, reichte ihr Blumen, ſprach ihr heimlich ins Ohr ...

Ich bewundere und beneide, ſagte der Rentſchreiber zu Sidonien, indem ſie zufällig einen Augenblick allein nebeneinander ſtanden, die gute Laune Ihres Herrn Vetters; er ſcheint Glück damit zu machen bei den Damen ...

Was wollen Sie? antwortete Sidonie im unbefangenſten Ton: Er hat als Offizier bei unſerer Garde geſtanden, da hat er ſich freilich Manches aneignen müſſen, was Ihnen, dem ernſten, ſtrengen Gelehrten, mißfällt. Sogar mir, als ich ihn zuerſt vor einigen Monaten kennen lernte, ging es nicht anders. Aber ich habe mich überzeugt ſeitdem: es iſt wirklich ein guter Junge. Nur daß er noch immer ein Bischen zu viel ſpricht, im Schweigen iſt er viel hübſcher — ſehen Sie nur, wie hübſch!

Georg verbeugte ſich mit ſarkaſtiſcher Unterwürfigkeit. Sie intereſſiren ſich ſehr für den Vetter? fragte er.

Sehr, bekräftigte Sidonie, indem ſie Georg lange und beinahe forſchend anſah, ohne jedoch im Mindeſten dabei aus ihrer Ruhe zu kommen: es iſt ein rechter Jammer, daß der arme Junge ſo viel Schulden und nicht immer die beſten Rathgeber gehabt hat; wenn der einmal eine ordentliche, verſtändige Frau bekommt, die ihn zu lenken weiß, wird er der beſte Mann von der Welt. —

Indem die Geſellſchaft nun weiter in einzelnen Gruppen im Garten auf und niederwandelte, kam der Rentſchreiber gelegentlich auch neben Theobald zu gehen. Der junge Edelmann hing ſich in ſeinen Arm und zog ihn mit großer Heimlichkeit auf die Seite. In Ernſt, ſagte er, ſind Sie eiferſüchtig, Herr Vetter? Es iſt ein allerliebſtes Weibchen, Ihre Frau, ich muß es ſagen: und ein Narr, wie ich bin, habe ich einmal die Schwäche, jedem ſchönen Weiberauge nachzurennen. Aber es hat nichts zu ſagen, auf Ehre, betheuerte er.

So poſſierlich kam dieſe Betheuerung ſeiner Unſchädlichkeit heraus, daß ſelbſt Georg ihm nicht länger böſe ſein konnte.

Geniren Sie ſich gar nicht, Herr von Theobald, ſagte er, meine Frau und ich wiſſen ſchon, wie das gemeint iſt. Ueberdies bin ich auch nicht im achten Jahre verheirathet, um zu guter letzt noch eiferſüchtig zu werden. Sind hier Augen, welche Sie im Banne halten, ſo können es natürlich nur die Augen meiner ſchönen Schwägerin ſein. —

Nicht wahr? erwiederte Theobald, das ſind Augen! Gucken Sie nur nicht zu tief hinein, ich bitte mir's aus, Herr Vetter! Denn unter uns geſagt: Sidonie iſt kokett, ſcheußlich kokett — aber ein Engel! Ich möchte nicht Ihr Bruder ſein, guter Vetter, ſetzte er mit verſchmitztem Geſicht hinzu: und doch wieder wüßte ich auch nichts lieber zu ſein als er — verſtanden? Ach, wir Männer taugen alleſammt nichts und die Weiber noch weniger!

Sidonie inzwiſchen hatte Alles zur Vorleſung eingerichtet; der Tiſch war in die Laube gerückt, ein Lehnſtuhl für den Präſidenten und ein Fußkiſſen für ſeine gichtbrüchigen Beine herbeigeholt, ja ſelbſt Amalien hatte ſie, halb ſpaßhaft, halb gewaltſam, das große Schlüſſelbund von der Seite genommen, es klappere gar zu ſehr. . . .

Nun, mit ihrem verbindlichſten Lächeln, trat ſie an Georg und bat ihn, die verſprochene Vorleſung zum Beſten zu geben.

In der That hatte Georg das Heft ſchon

in der Stille herausgenommen und zu ſich geſteckt. Er hatte zu viel guten Ton, um ſich lange bitten zu laſſen; bald ſaß der kleine Kreis aufmerkſam um ihn gereiht.

Wiewohl wirklich aufmerkſam war nur Sidonie. Der Präſident im Stillen haderte mit ſeinem Zipperlein und beklagte zugleich das Elend, in Georg, zu allem Uebrigen, was er der Familie bereits angethan, nun gar auch noch ſolch einen verruchten Demokraten zu entdecken. Theobald ließ ſeine ſchönen großen Augen, wie Schmetterlinge um eine Blume, um die Rentſchreiberin ſchweifen: und wenn dieſe nichts davon merkte, ſo kam das unter Anderm auch deshalb, weil ihre Gedanken überhaupt nicht bei der Geſellſchaft waren, ſondern weit ab in der Küche, wo die Magd ihr inzwiſchen gewiß Alles verbrodelte und verdarb . . .

Es gehört durchaus nicht in den Plan unſerer Geſchichte, Georg's politiſches Syſtem, oder irgend ein politiſches Syſtem der Welt hier einzuflechten. Wir übergehen deshalb den Inhalt der Vorleſung und erwähnen nur, daß die Abfaſſung des Aufſatzes in jene Zeit fiel, da Georg ſich zuerſt um Amalien ernſtlich beworben und da alle Kräfte ſeiner Seele gleichſam in ſchönſter Blüthe geſtanden hatten; den Enthuſiasmus dieſer Zeit, die volle, ſchöne Sicherheit, welche ſein Herz damals belebt hatte, ſpiegelte ſich auch in dieſem Aufſatz wieder.

Sidonie, von der Neuheit und Tiefe der Gedanken ſowohl, als von der glänzenden Ausführung, war aufs Tiefſte ergriffen.

Und mit dieſem Geiſt, rief ſie, als Georg vollendet hatte, und nahm ihm das Heft haſtig aus der Hand: ſitzen Sie in dieſem elenden Dorfe? Und dieſen Schatz von Talent und Kenntniſſen entziehen Sie dem Vaterlande, um ihn ungenützt in dieſer Einſamkeit verderben zu laſſen?! Nein, Schwager, das iſt nicht recht, das dulde ich nicht, ich bin böſe auf Sie! Sie müſſen weg von hier, hinaus in die Welt — was das verkehrte Geſchichten ſind, rief ſie mit komiſchem Pathos: da quälen ſich nun Hunderte ab und drängen und ſtoßen ſich und machen großen Lärm von ihrer Nichtigkeit, und hier iſt Einer, zu deſſen Füßen wir gern alle ſitzen, von dem wir alle gern Rath und Belehrung annehmen würden — und der läßt nichts von ſich hören! und der verſchmäht es, ſich uns mitzutheilen! Rentſchreiber auf dieſem Dorfe?! Wahrhaftig, lieber Ewald, Du mußt verzeihen, aber Dein Bruder könnte beſſer Miniſter ſein, als Ihr alle.

Der Präſident hüſtelte verlegen. Paradox, aber geiſtreich wie immer, meinte Theobald ...

Sie beurtheilen meinen Verſuch zu nachſichtig, liebe Schwägerin, ſagte Georg mit einem Erröthen, das ihm vortrefflich ſtand, weil es der Ausdruck wirklicher innerer Beſcheidenheit und zugleich freudiger, aufrichtiger Ueberraſchung war: es war das erſte Mal, daß er von dem ſüßen Becher ſchriftſtelleriſchen Ruhmes nippte und er fühlte ordentlich, wie ſein Blut davon in Wallung kam.

Gut, rief Sidonie, wollen Sie mir kein Urtheil zutrauen, ſo ſoll das Publikum urtheilen! Dieſe Schrift gebe ich nicht wieder heraus, ſie muß gedruckt werden...

Es war ſeit langer Zeit Georg's eigener ſtiller Wunſch geweſen, als Schriftſteller aufzutreten. Aber da es ihm an aller literariſchen Verbindung mangelte, noch mehr aus jener Schwäche und Unthätigkeit, die wir bereits an ihm kennen, hatte er den Gedanken als ein bloßes Geſchöpf ſeiner Eitelkeit nie recht bei ſich aufkommen laſſen.

Wenn Sie das zu Wege bringen könnten, liebe Schwägerin, ſagte er zögernd, es würde mich ſelbſt freuen, durch die Stimme der Kritik über meine Irrthümer belehrt zu werden. Aber von einem ganz unbekannten Autor und unerheblich wie der Verſuch iſt . . . —

In acht Tagen ſoll es gedruckt ſein, rief Sidonie triumphirend: da, meine Hand zum Pfand! Ich kenne einen Redakteur, den ich durch dieſen Aufſatz glücklich mache: denn er muß ſeiner Zeitung Hunderte von Abonnenten zuführen, es iſt lange nichts ſo Eingreifendes, ſo Schlagendes geſchrieben worden. Oder nein, nein, verbeſſerte ſie ſich ſelbſt, es muß als eigenes Buch erſcheinen, es iſt viel zu gut, um ſich zwiſchen die leere Spreu unſerer Zeitungen zu verlieren. Laſſen Sie mich nur machen, in acht Tagen iſt der Herr Schriftſteller fertig, auf Velin, wie Einer, ſetzte ſie ſchalkhaft hinzu.

Amalie lachte laut auf. Alle ſahen ſie verwundert an.

Mein Mann ein Schriftſteller, ſagte ſie, es kommt mir zu poſſirlich vor. Nein, Georg, das iſt nichts für Dich, die Frau Schwägerin neckt Dich nur....

Und warum, wenn ich fragen darf? ſagte Sidonie in vornehmer Haltung.

Georg war blutroth geworden, halb vor Empfindlichkeit, halb vor Beſchämung. Ich ſagte es ihnen ſchon geſtern, ſprach er mit unſichrer Stimme dazwiſchen, meine Frau iſt ein Dorfkind, die Herrſchaften müſſen ſie entſchuldigen.

Amalie, in ihrem weiblichen Stolz verletzt, fühlte zu feſten Boden unter ihren Füßen, um ſich ſo ohne Weiteres abführen zu laſſen.

Wenn es einer Entſchuldigung bedarf, ſagte ſie, daß ich auf dem Dorfe geboren bin und nicht in der Stadt, ſo werden Sie allerdings ſo gütig ſein müſſen, mich zu entſchuldigen; bisher lebte ich in dem Wahn, mein Mann habe dieſe Entſchuldigung übernommen von dem Tage an, da er ſich entſchloß, mir ſeine Hand zu reichen. Was meine

Verwunderung betrifft, Dich, lieber Georg, auf einmal als Schriftſteller zu ſehen, ſo wirſt Du Dich an das erinnern, was Du mir ſelbſt zum Oeſtern über Schriftſtellerei und Schriftſtellerleben geſagt haſt, und daß Du lieber (es ſind Deine eigenen Worte, lieber Mann, und ich bitte die Geſellſchaft um Verzeihung, wenn ſie etwa nach dem Dorfe klingen ſollten) Holz hacken wollteſt als Bücher ſchreiben. Daher meine Ueberraſchung; ich für mich, ſetzte ſie hinzu, indem ſie aufſtand und ſich, mit gemeſſener Verneigung, von der Geſellſchaft empfahl, habe von dieſen Dingen keinen Verſtand, ich bin, wie Du geſagt haſt, nur ein Dorfkind ...

Der Fuchs und die Traube! ſpottete Theobald, indem er Georg mit dem Finger drohte: Aber dieſer Fuchs ſcheint mir zu Zeiten auch ein Bär zu ſein, ein ſchrecklicher Brummbär, und ich ſchlage vor, die Damen diktiren ihm als Strafe, daß er uns heute Abend im Mondſchein etwas tanzen muß, meine ſchöne Couſine wird die Muſik dazu machen, wie geſtern Abend. . . .

Allein vergebens, ſeine Scherze wollten keinen Anklang finden, Georg ſelbſt fühlte, daß er Amalien Unrecht gethan; in einiger Verſtimmung löſte die ganze kleine Geſellſchaft ſich auf.

XXIII.

So verlegen und ſchweigſam die geſtrige Mittagstafel geweſen war, ſo laut und luſtig war die heutige. Theobald, der einmal über das andere verſicherte, was der Rentſchreiber für einen vortrefflichen Wein hätte, — ein bischen leicht, aber gerade ſo liebe er ihn, — und wie ſo ganz heimiſch er ſich hier fühle, führte den Vorſitz und ließ es weder an der Ermunterung zum Trinken noch am eigenen guten Beiſpiel fehlen. Ohne Wein, ſagte er, iſt die beſte Geſellſchaft noch nicht einmal eine gute, und die ſchlechteſte noch immer erträglich. Nicht als ob ich ein Trinker wäre, Frau Rentſchreiberin:

fragen Sie da drüben meine Frau Couſine, die kennt mich....

Ich Sie kennen?! rief Sidonie mit ſpaßhafter Verwunderung: Kaum ſechs Monate ſind es, daß wir unſere Vetterſchaft überhaupt erſt entdeckt haben — wie ſoll ich Sie kennen, vorausgeſetzt, Vetter, daß Sie überhaupt der Gegenſtand wären, mit dem die Neugier einer Dame ſich beſchäftigt?

Nun, erwiederte Theobald gleichmüthig, daß ich ein guter Menſch bin, das wiſſen Sie doch, ſchöne Couſine, wenn ich auch lange nicht ſo gelehrt bin, wie der Herr Vetter: und guten Menſchen geht beim Wein allemal das Herz auf. Es leben die guten Menſchen!

Sidonie lachte. Ach Vetter, rief ſie, da ſind Sie auch was Rechtes, wenn Sie bloß gut ſind! Aber ich fürchte, Sie ſind auch das nicht einmal, ſondern ein wilder, unordentlicher Menſch ſind Sie und unſere gute Amalie, wenn ſie von Ihnen wüßte, was ich ſelbſt ſchon in dieſen ſechs Monaten weiß, würde wohl kaum ſo ruhig neben Ihnen ſitzen mögen. Aber dennoch, es ſei, ich nehme Ihren Trinkſpruch auf: es leben alle guten Menſchen, die hier bei einander ſind, und daß wir alle noch oft, recht oft in ſo traulichem Kreiſe zuſammenſitzen!

Alle? fragte Theobald leis, indem er ein Brodkügelchen zwiſchen den Fingern ſchnellte; der Präſident war eben in ein Spargelgericht vertieft und Theobald wußte, daß er ihn nicht hören konnte.

Alle! antwortete Sidonie und hielt Theobald's muthwillige, faſt leichtfertige Blicke geduldig, mit ſanftem Kopfſchütteln, aus.

Georg entging von Allem kein Wort; er ſann und ſann über die wunderbare, widerſpruchsvolle und doch für ihn ſo bewältigende Erſcheinung dieſer Sidonie, und unvermerkt, im Sinnen und Grübeln, ſprach er dem Glaſe fleißiger zu, als er ſonſt gewohnt war.

Sidonie ließ aus dem Flaſchenfutter ihres Gemahls einige Flaſchen alten Ungarwein bringen; der neue Schriftſteller, ſagte ſie, müſſe leben. Man ſtieß an, lachte und ſcherzte, ja ſo gut war die Stimmung, daß ſelbſt der Vorfall mit Amalien auf luſtige Weiſe zur Sprache gebracht und ausgeglichen werden konnte.

Ich will es nur geſtehen, ſagte Amalie, die ebenfalls vom Wein genippt hatte, warum der Gedanke, mein Mann ſollte auf einmal ein Bücherſchreiber werden, mir vorhin ſo lächerlich war. Mein Vater hatte aus dem Nachlaß ſeiner Aeltern einen Vorrath alter vergelbter Knaſter, Predigtbücher, Reiſebeſchreibungen, Geſchichtsbücher, alles von Olims Zeiten; er ſelbſt ſah ſie längſt nicht mehr an. Ich, als Kind, durfte damit ſpielen: denn vorn, gleich hinter dem ſchweinsledern Einband, waren ſchöne, feine Kupferſtiche, prächtige alte Herren, mit langen ſpitzen Naſen, Ringkragen und hohen gekräuſelten Perücken; ich hatte dergleichen noch niemals geſehen und betrachtete ſie immer mit großem Reſpekt. Wenn ich meinen Vater nun fragte, wer das wäre: das ſind die Herren Autoren, mein Kind, ſagte er, die gelehrten Männer, welche dieſe Bücher verfertigten. Von da an — ich bin ja ein Dorfkind, wie Sie wiſſen, und brauche mich daher meiner Einfalt nicht zu ſchämen — konnte ich mir einen Schriftſteller nicht anders denken, als mit langer Naſe, Ringkragen und gekräuſelter Perücke; es hat lange gedauert und ich war ſchon ein ziemlich erwachſenes Mädchen, bevor ich dieſe kindiſche Vorſtellung los werden konnte.

Und wie man nun, fuhr die Rentſchreiberin mit leichtem Erröthen fort, indem ſie den Tropfen Wein, der noch im Glaſe war, voll komiſchen Zornes gegen ihren Mann hinſpritzte, nicht immer Herr iſt ſeiner Gedanken, und die allerſchnurrigſten Sachen kommen Einem zuweilen in den Sinn, wo ſie am Allerunpaſſendſten ſind, ſo trat mir auch heut, als ich hörte, mein Mann wolle — oder, verbeſſerte ſie ſich, ſolle Schriftſteller werden, jene Jugendthorheit wieder vor die Seele und ich mußte lachen, indem ich mir vorſtellte, daß mein Mann nun auch zu den Schriftſtellern mit ſteifem Kragen und Puderlocken gehören ſollte.

Theobald lachte überlaut; ſo etwas Herrliches, verſicherte er, habe er noch nie gehört, wenn das Schreiben nur nicht ſo verwünſcht ſchwer wäre, wolle er auch gleich eine Geſchichte daraus machen, eine Dorfgeſchichte, wie ſie jetzt Mode wären....

Auch Georg lächelte. Und doch wäre es ihm lieber geweſen, Amalie hätte ihre Geſchichte für ſich behalten; ſie kam ihm, in dieſem Augenblick und Sidonien gegenüber, ein wenig albern vor. Das Ausſpritzen des Weinglaſes aber konnte er nun gar nicht vergeben; er war in dergleichen Dingen höchſt peinlich.

Wirklich, als die Gäſte ſich zurückgezogen hatten und Amalie allein mit ihm im Zimmer war, hub er gleich von dieſem Gegenſtand an zu ſprechen.

Ich verlange nicht, liebe Frau, ſagte er, daß Du die Sitte der feinen Welt haben ſollſt: denn woher ſollte ſie Dir kommen? Auch brauchſt Du ſie nicht einmal, da, wenn dieſer Beſuch vorüber iſt, ja die alte hungrige Einſamkeit doch wieder bei uns einkehrt. Aber das könnte ich von meiner Frau wohl verlangen und dazu biſt Du von Deinem ſeligen Vater gewiß angehalten, daß Du nicht durch dergleichen Uebereilungen, wie da vorhin mit dem Weinglas, die allergewöhnlichste gute Sitte verletzeſt, zumal in Gegenwart eines jungen Mannes, der ſelbſt nicht von den Feinſten zu ſein ſcheint …

Man kann denken, wie dieſe Zurechtweiſung auf Amalien wirkte; kaum, und mit welcher Mühe! hatte ſie ſich wieder ein wenig emporgerüttelt — und nun wieder wurde ſie von ihrem eigenen Manne ſo niedergeſchlagen!

Ich ſehe wohl, ſagte ſie, daß ich nicht mehr im Stande bin Dir irgend etwas recht zu machen; Du hätteſt ſollen eine Frau heirathen, wie Sidonie, das wäre Dir beſſer geweſen.

Georg war in Weinlaune. Vielleicht, ſagte er gleichgiltig, Du kannſt recht haben ...

Nun, erwiederte die Rentſchreiberin raſch, wer weiß, wie es noch kommt. Dein Bruder iſt alt genug und ich, das weißt Du, werde Deinem Glück niemals im Wege ſtehn.

Wie es geſagt war, erſchrak ſie ſelbſt darüber; aber es war nun einmal heraus.

Auch hatte ſie die Beruhigung, daß Georg ihre leichtfertige Rede wohl kaum vernommen hatte. Denn noch bevor ſie zu Ende geſprochen, hatte er das Zimmer verlaſſen und war auf ſeine Arbeitsſtube gegangen.

Er ſaß da einige Zeit über ſeinen Tabellen und Rechnungen. Denn in Folge der Störungen, die er in den letzten Tagen erlebt, war Manches liegen geblieben und der Rentſchreiber ſah voraus, daß er wohl nächſtens einige Nächte würde daranſetzen müſſen, mit den Rückſtänden ins Reine zu kommen. Plötzlich hörte er auf der Treppe ein Rennen und Laufen, Thüren wurden zugeſchlagen....

Gleich darauf pochte es leiſe an ſeine Thür, er öffnete und — Sidonie, im Reiſeanzug, ſtand vor ihm.

Es ſoll uns, ſagte ſie mit trübem Lächeln, auf Erden nun einmal keine reine und ungeſtörte Freude zu Theil werden, auch dieſer Beſuch, der mir ſo viel Annehmlichkeiten verſprach, geht raſcher zu Ende, als wir dachten. Mein Mann iſt von einem ſo heftigen Unwohlſein befallen, daß er darauf dringt in die Stadt und zu ſeinen Aerzten zurückzukehren. Ich, fuhr ſie mit kaum merklichem Achſelzucken fort, gehorche natürlich; ich habe, als ich Ihrem Bruder meine Hand reichte, zum Voraus gewußt, daß meine Beſtimmung doch nur Entſagen und Gehorchen ſein würde. Haben Sie Dank, theurer Schwager, für alles Freundliche, das Sie mir erwieſen; es iſt mir Beſſeres unter Ihrem Dach widerfahren und ich habe Lieberes darunter gefunden, als Sie ſelbſt wohl wiſſen. Aber nun in aller Eile noch zwei Dinge, guter Schwager. Ihr Manuſcript nehme ich mit, es muß gedruckt werden, wie ich geſagt habe, und Sie ſelbſt, ſchon in den nächſten Tagen, müſſen zu uns kommen, den Druck zu überwachen und die Herausgabe zu leiten. Es iſt Alles ſchon geordnet, fuhr ſie fort, da Georg einigen Widerſpruch verſuchte, Theobald iſt ein intimer Freund Ihres Gutsherrn, er wird an ihn ſchreiben, Ihnen Urlaub auszuwirken und übernimmt es auch, Ihnen einſtweilen einen Hilfsarbeiter zu ſtellen. Ihr Zimmer in unſerm Hauſe werden Sie bereit finden, ich werde mich bemühen, ſetzte ſie mit eigenthümlich feinem Ausdruck hinzu, Ihnen eine eben ſo freundliche Wirthin zu ſein, als Ihre Frau uns geweſen iſt.

Georg ſtotterte eine Entſchuldigung hervor. —

Was denken Sie von mir, Schwager, erwiderte Sidonie ruhig: ich meine es aufrichtig wie ich es ſage. Ja Ihre Frau eben iſt es, die meine zweite Bitte angeht. Die Abreiſe drängt, lieber Schwager, und wir haben nicht Zeit mehr, viele Komplimente und Vorreden zu machen. Ich frage alſo nicht weiter, (obſchon ich bekenne, lieber Schwager, daß es mir im höchſten Grade intereſſant ſein würde, dies zu wiſſen, und das nicht etwa aus Neugier, wahrhaftig nicht, ſondern aus wirklichem — Intereſſe) ich frage nicht weiter, wie Ihre Bekanntſchaft mit Amalien ſich gemacht hat und wie Sie überhaupt zu dieſer Ehe gekommen ſind. Die Liebe iſt blind, ich weiß es — oder habe doch davon gehört. Nein, wäre jetzt überhaupt noch Zeit zum Fragen und Verwundern, ſo würde ich Ihnen allerdings meine Verwunderung ausdrücken, aber bloß darüber, wie es Ihnen möglich geweſen und wie Sie es in Einklang bringen wollen mit Ihren Pflichten, theurer Schwager, daß Sie — Sie entſchuldigen meine Offenherzigkeit — ſo wenig gethan haben, dieſen Edelſtein, der ohne Zweifel in Amalien verborgen liegt, zu ſchleifen und Ihre Frau auch in geiſtiger Hinſicht zu Sich heraufzuheben. Sehen Sie, lieber Schwager, gerade das würde für mich einen unausſprechlichen Reiz gehabt haben. Ich kann mir nichts Schöneres, nichts Anmuthigeres denken, als ein geliebtes Weſen aus ſeiner Einfalt und Beſchränktheit allmälig zur

Höhe der eigenen Bildung emporziehen; den ſüßeſten Reiz meines Lebens würde ich in einem ſolchen pädagogiſchen Experimente finden, das, wo nur gegenſeitige Neigung vorhanden iſt, ja auch jedesmal nothwendig gelingen muß. Auch bei Amalien. Sie iſt noch jung genug, hat viel natürlichen Verſtand, und hängt an Ihnen mit rührender Zärtlichkeit — vertrauen Sie ſie mir! kommen Sie nicht bloß ſelbſt, ſondern ſchicken Sie mir zu Zeiten auch Ihre Frau herüber! Die Hauptſtadt bietet denn doch ſo manche Gelegenheit ſich zu bilden und ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Auch denke ich unſer Haus zum Sammelplatz der gebildetſten Geſellſchaft zu machen; Dichter, Künſtler, Gelehrte, denk' ich um mich zu verſammeln, Männer, mit einem Wort, mein theurer Schwager, wie Sie. Nämlich, ſetzte ſie mit ſchalkhaftem Seufzer hinzu, wenn ſich dergleichen in unſerm armen Städtchen finden ließen und wir uns nicht ſchon begnügen müßten mit — nun ja doch, mit einem Vetter Theobald ....

Die Dienerſchaft kam und meldete, daß der Wagen zur Abfahrt bereit ſei. Kaum daß Georg Zeit fand, ſeiner Schwägerin ſeine Beſtürzung über die raſche Trennung und zugleich ſeinen Dank auszuſprechen für die gütigen Anerbietungen, die ſie ihm gemacht; das kleine Werkchen gedruckt zu ſehen, habe allerdings einen großen Werth für ihn, und werde er ihrer Einladung in den nächſten Tagen folgen.

Der Abſchied von Ewald war noch froſtiger als die Begrüßung geweſen war. Erſt jetzt bei der Abreiſe fiel es dem Rentſchreiber recht aufs Herz, daß er in dem, was ihm eigentlich das Wichtigſte geweſen, in dem Vermögenspunkt zu ſo gar keinem Reſultat mit Ewald gekommen. Auch war der Zuſtand des Präſidenten wirklich von der Art, daß er keine langen Auseinanderſetzungen mehr geſtattete; er wimmerte und ſtöhnte und drängte mit wahrhaft tödtlicher Angſt zur Abreiſe.

Endlich mit Tüchern und Heben war er in den Wagen geladen; Theobald, deſſen Pferd auf einmal wieder ganz geſund geworden, ſaß hoch zu Roß und ließ es in den prächtigſten Sprüngen vor den Frauenzimmern Parade machen; er wollte den Wagen des Präſidenten bis auf die nächſte Station begleiten, für den Fall, daß ſich das Befinden des alten Herrn noch verſchlimmern und ſeine Couſine noch eines außerordentlichen Beiſtandes bedürfen ſollte.

Sidonie umarmte Amalien, die in der Stille ihres Herzens recht erfreut war, daß dieſer Beſuch ſo raſch zu Ende ging; ſie küßte ſie auf die Stirn und hing ihr ein prächtiges Halsband um, mit der Bitte, es als Andenken an ihre neue Schweſter zu behalten.

Aber mit vieler Gewandtheit machte Amalie ſich los und reichte ihr das Kleinod zurück.

Mein Vater, ſagte ſie, hat mich gelehrt und von meinem guten Manne bin ich darin geſtärkt worden, keine Geſchenke anzunehmen, die ich nicht erwiedern kann. Unter Verwandten ſcheint mir das am Allernöthigſten; entſchuldigen Sie mich daher, Frau Schweſter, und ſein Sie verſichert, daß Ihre Freundſchaft mir theurer iſt als alle Andenken und Kleinodien der Welt.

Der Präſident ſchalt und trieb, Sidonie mußte in den Wagen; bevor ſie noch Zeit gehabt hatte, Georg einen letzten Abſchied zuzuwinken, zogen die Pferde an und der Wagen rollte davon.

Georg ſah ihm nach, ſo lange er die wirbelnden Staubwolken erkennen konnte. Da fahren ſie hin, ſagte er halblaut; er hatte ſich allein geglaubt.

Aber plötzlich hörte er Amalien's Stimme hinter ſich:

Ja, ſagte ſie, da fährt ſie hin, und nimmt Dein Herz und meinen Frieden mit ſich — nicht wahr? Du reiſeſt doch recht bald nach, lieber Mann?

XXIV.

Trotz der Vermuthung, welche Amalie ſelbſt mit dieſer letzteren Frage aufgeſtellt hatte, war ſie doch nicht wenig überraſcht, als ihr Mann ſie an einem der nächſten Tage ganz trocken und allen Ernſtes verſicherte, daß er in der That im Begriff ſei, in die Hauptſtadt zu reiſen. Theobald hatte Wort gehalten, ein unbeſchränkter Urlaub des Gutsherrn war eingetroffen und auch ein Hilfsarbeiter, der Georg's Stelle einſtweilen verſehen ſollte, hatte ſich angemeldet; die Beſoldung deſſelben hatte Sidonie angewieſen, auf das Honorar, wie ſie in einem kurzen und in ſichtbarer Eile geſchriebenen Briefchen hinzuſetzte, welches der Buchhändler für Georg's Manuſcript gezahlt habe. Den Schluß machte die wiederholte und dringende Einladung ſeinen Beſuch zu beſchleunigen; nicht nur der Druck ſeines Buchs erwarte ihn, ſondern auch manches Andre noch habe ſie mit ihm zu verhandeln, was ſie keinem geſchriebenen Blättchen anvertrauen könne. — Der Brief war durch einen Reitknecht Theobald's überbracht worden, darum hatte der Rentſchreiber ihn ſo raſch erhalten.

Wir verzichten darauf, den Schmerz und die Beſtürzung des geängſtigten Weibes zu ſchildern, da ſie Georg's Reiſe wirklich vor ſich gehen ſah. Es war, ganz kurze Geſchäftsreiſen zu ſeinem Gutsherrn abgerechnet, das erſte Mal ſeit einer Reihe von Jahren, daß Georg ſie verließ, das erſte Mal ſeit dem Tode ſeines Vaters, daß er die Hauptſtadt wiederbeſuchte. Wie verändert die Umſtände damals und jetzt! Als ſie damals ſein Reiſezeug zuſammengeſuchte hatte, war es geſchehen unter verführeriſchen Bildern des Reichthums und der behaglichen Fülle, die er ſeiner Familie von dort mit zu bringen gedachte. Jetzt, was war aus alledem geworden? Ach, von ihrer häuslichen Lage war ſchon keine Rede mehr bei Georg, jene Gefahr, mit welcher die Ehe ſeines Bruders ihre und ihrer Kinder Zukunft bedrohte und die ihn noch vor wenig Tagen ſo außer ſich geſetzt hatte, war, wie es ſchien, vollkommen aus ſeiner Erinnerung geſchwunden, und nur Sidonie, dieſe von ihm zuerſt ſo gefürchtete, ſo gehaßte Sidonie war jetzt der Magnet, der ihn von hinnen zog! —

Georg ſelbſt wollte das freilich auf keine Weiſe zugeſtehen. Ohne daß es zu einer eigentlichen Ausſöhnung zwiſchen den beiden Eheleuten gekommen, war er doch in den letzten Tagen ſeit Sidonien's Abreiſe ungewöhnlich weich und gutmüthig gegen ſeine Frau geweſen. Auch jetzt, ſuchte er ſie aus allen Kräften zu beruhigen, und ihr das völlig Unbegründete ihres Argwohn's darzuſtellen. Es handle ſich für ihn, verſicherte er, in der That um nichts weiter, als ſein Buch; gerade bei der mißlichen Wendung, welche ſein Schickſal neuerdings durch Ewald's Heirath genommen, ſei es von äußerſter Wichtigkeit für ihn, ſich einen neuen Erwerbszweig zu eröffnen, ja er müſſe ſich ſelbſt tadeln, daß er ſchon ſo lange damit geſäumt. Es ſei ganz richtig, was die Schwägerin geſagt, daß er auf dem Dorf hier zu Grunde gehe, und Amalie ſelbſt habe ja oft unter Thränen und Selbſtanklagen dieſelbe Befürchtung ausgeſprochen. Nun ſei eine Gelegenheit da, dem Elend ein Ende zu machen und in ein würdigeres, thätigeres Leben einzutreten — oder wenigſtens die Möglichkeit dazu biete ſich; ob er es verantworten könne, nicht nur vor ſich ſelbſt, ſondern vor Amalien und ſeinen eigenen Kindern, wenn er dieſelbe eigenſinnig von der Hand ſtoßen wolle?

Und ferner, ſagte er, wolle und müſſe er jetzt auch wegen der Erbſchaft mit ſeinem Bruder ins Klare kommen, auf welche Weiſe es auch ſei. Von dem bewußten Briefe ſeines Freundes, den er jetzt ſchlechthin für müßiges Stadtgeklätſch erklärte, ſcheine dies allerdings wahr zu ſein, daß Ewald das ganze Vermögen, Georg's eigenen Antheil eingerechnet, an Sidonien verſchrieben. Ewald könne es unmöglich lange mehr machen; um ſo nöthiger ſei es für ihn, ſich in gutem Vernehmen mit der Schwägerin zu erhalten, da von dieſer doch endlich der Ausgang dieſer langen verdrießlichen Geſchichte abhängen würde.

Nein, rief Amalie, gerade das iſt es, was mich mit ſo traurigen Befürchtungen erfüllt, ja was — ich ſage es frei heraus! mir faſt dies ehrwürdige, heilige Bild zerſtört, als welches Du in meinem Herzen lebſt! Der Gedanke iſt mir unerträglich, ich kann es nicht dulden, daß Du, mein ſtolzer, mein unvergleichlicher, mein Mann! dieſem Weibe den Hof machſt und Dich herabwürdigſt zu ihrem Knecht und Schmeichler. Iſt es denn wirklich ſolch Elend arm zu ſein? fällt es Dir wirklich ſo ſchwer, mit einem kühnen männlichen Entſchluß dieſer ganzen tückiſchen Ausſicht zu entſagen und ihr den erſchlichenen Reichthum vor die Füße zu werfen, wie ich ihr jenes Halsband zurückgab, mit dem die Liſtige mich zu ködern gedachte? Reiſe nicht geliebter Mann, oder ja, reiſe, reiſe — aber mit mir, mit Deinen Kindern! laß uns fliehen, ſo weit der Himmel blau iſt, es wird für einen Mann, wie Du biſt, ſich doch irgendwo ein Stück Brod noch finden laſſen!

Georg konnte ſich ſelbſt nicht verbergen, daß in dieſen Vorwürfen ſeiner Frau ungemein viel Wahres und Richtiges lag. Aber zu tief ſchon war er in das Zaubernetz gerathen, mit welchem

Sidonie, ohne daß ſie vielleicht ſelbſt es ahnte, ihn umſponnen. Auch die Autoreitelkeit that das Ihre; der Entſchluß zur Reiſe war unerſchütterlich.

XXV.

An einem trüben, umwölkten Morgen nahm Georg Abſchied von Amalien und den Kindern; in höchſtens fünf bis ſechs Tagen verſprach er wieder bei ihnen zurück zu ſein. Amalie, ihre Kinder umklammernd, ſchüttelte ſchmerzlich das Haupt dazu . . .

Theobald, der ſich in Gefälligkeiten gegen den neuen Vetter erſchöpfte, hatte ihm durch denſelben Reitknecht, welcher Sidonien's Brief überbracht hatte, eines ſeiner Pferde (wenigſtens ſagte der Reitknecht, daß das Pferd dem Herrn von Theobald gehöre) zum Zweck der Reiſe zur Verfügung ſtellen laſſen. Es war ein muntres

Thier, das ſcharf austrabte; trotz des ſchlechten Weges ſah der Reiſende, noch bevor der Abend ſich neigte, die Thürme der Reſidenz vor ſich emporſteigen.

Auch ihm, wie er durch die bekannten Straßen ritt und hie und da aus der durcheinander eilenden Menge ein altes bekanntes Geſicht auftauchte, war ſeltſam, traumhaft zu Muthe; er konnte den Gedanken an Amalien und die Kinder nicht los werden, und wünſchte jetzt ſelbſt, ſein Geſchäft wäre erſt beendet.

Wie Sidonie verſprochen, war in dem Hauſe ſeines Bruders Alles zu ſeinem Empfange vorbereitet. Die Dienerſchaft, in prächtigen neuen Röcken, empfing ihn, als Angehörigen des Hauſes mit tiefen Reverenzen; die ganze Einrichtung war neu und prachtvoll, und Georg, indem er die breite, mit koſtbaren Teppichen belegte Treppe emporſtieg, konnte ſich eines ſtillen Lächelns nicht erwehren, indem er bedachte, was ſolche Heirath doch aus den Menſchen mache und wie der arme, geizige Ewald ſich im Stillen entſetzt haben mochte bei all dieſer Pracht und dieſen Ausgaben, zu welchen die junge Frau ihn nöthigte.

Er ließ ſich bei ſeiner Schwägerin melden. Aber nicht dieſe ſelbſt empfing ihn, ſondern — Theobald.

Nun denn zum zweiten Mal willkommen! rief der junge Edelmann: was meinen Sie nun, Herr Vetter? Nicht wahr? überall und nirgend, wie es einem ehmaligen Offizier von der erſten Schwadron, Regiment Herzog-Huſaren, zukommt? Aber es war ein wahres Glück, ſag' ich Ihnen, fuhr er fort, indem er den Rentſchreiber neben ſich in den ſchwellenden Divan nöthigte, mit einer Unbefangenheit, welche deutlich bewies, daß er auch hier ſchon wieder zu Hauſe war: ein wahres Glück war es, daß ich jenen Abend den Wagen noch begleitete: Ihre arme

Schwägerin allein hätte den Alten nicht lebendig nach Hauſe gebracht! Seitdem liegt er auf der Naſe — ich fürchte ſehr, nächſtens legen ſie ihm etwas auf die Naſe, einen ganz gehörigen Sargdeckel nämlich. Es iſt Ihr Bruder, ſetzte er begütigend hinzu, als er ſah, wie Georg die Stirn runzelte: und Sie wiſſen auch ſchon, daß ich lange nicht Alles ſo meine, wie ich es ſage. Aber du lieber Gott, er iſt fünf und ſechzig Jahre und hätte nicht mehr heirathen ſollen. Nicht als ob ich ein Intereſſe dabei hätte — aber meine Couſine, die hat Glück, wie? Dreizehn Tage verheirathet, und ſchon kann ſie daran gehen, die Begräbnißkuchen zu backen, umgekehrt wie in dem Ding da, wie heißt es doch? Othello oder Hamlet — es iſt gut, daß Sidonie mich nicht hört, die iſt immer grimmig ungehalten und ſchilt auf mich, wenn mir ſo ein Blunder entfährt. — Aber beim beſten Willen, wer kann das Zeug alles behalten? Im Uebrigen bleibt es bei dem, was ich Ihnen gleich geſagt habe: es iſt ein Mordweib, meine Couſine, und wer ſich an die hält, der iſt geborgen. Das gibt eine Wittwe — wäſſert Ihnen nicht ſelbſt ordentlich der Mund, Sie Ehemann? Sie müſſen es Ihrem Bruder ja am Beſten nachrechnen können, lieber Vetter . . .

Sidonie wurde erſt am andern Morgen ſichtbar und auch da nur auf Augenblicke. Das Geſchäft mit dem Buchhändler, ſagte ſie, iſt abgemacht, hier iſt der Kontrakt; ich gratulire, wiewohl weniger Ihnen, als dem Publikum.

Ueber das Befinden ihres Mannes äußerte ſie wenig. Sie habe ihre Kraft überſchätzt, ſagte ſie, es ſei ihr nicht möglich den täglichen Anblick dieſes Kranken auszuhalten. Auch ſeine Stimmung ſei von ſo übler Beſchaffenheit, daß er Niemand um ſich dulde als die gewöhnte Dienerſchaft; ſie lebe meiſt einſam in ihrem Zimmer und nur gegen Abend fahre ſie ein wenig ins Freie, wo der gute Theobald, deſſen

Anſtelligkeit und Sorgfalt ſie nicht genug rühmen konnte, ſie gewöhnlich begleite. Wenn auch der Schwager gelegentlich von der Partie ſein wolle, ſo werde ihr das doppelt erfreulich ſein.

Georg konnte nicht umhin ihr, wenn auch noch ſo leiſe, ſeine Verwunderung darüber anzudeuten, wie ſie einem jungen Mann, wie Theobald, noch dazu unter den jetzigen Umſtänden, ſo viel Gewalt in ihrem Hausweſen einräumen möge.

Aber war es Abſicht oder war es wirklicher Mißverſtand, genug, ſie nahm ſeine Worte ganz anders auf als er ſie gemeint hatte. Finden Sie das auch, lieber Schwager? ſagte ſie: nun ja, ich habe es ihm auch ſchon geſagt, und auch meinem Mann habe ich ein Zettelchen deshalb in die Krankenſtube geſchickt; es iſt ein unverbeſſerlicher Herumtreiber, dieſer Theobald, er ſollte hübſch auf ſeinem Gute ſitzen, wenn man noch ſein nennen könnte, wovon ihm kein Ziegel auf dem Dache mehr gehört, und nach der Heuernte ſehen und der Schafſchur und was ſonſt um dieſe Jahreszeit auf dem Lande zu thun iſt. Aber was will ich machen? Er iſt ein gar zu gutes Gemüth, der Theobald, mit all ſeinen Thorheiten, ein vortrefflicher Menſch, ein wahres Kind; geradezu durchs Feuer ginge er für ſeine Freunde.

Ueberhaupt erſchien es Georg, als ob Sidonie in dieſer prachtvollen, üppigen Umgebung eine ganz andere wäre als damals an der Roſenhecke und in der ſtillen, ſchattigen Fliederlaube — und er konnte ſich Anfangs ſogar eines gewiſſen Mißbehagens nicht erwehren. Bald indeß machte ihr Liebreiz ſeine alte Macht wider ihn geltend; er überzeugte ſich, oder glaubte ſich doch zu überzeugen, daß dieſe fürſtliche Umgebung ihr erſt recht entſprechend war und daß der Glanz ihrer Schönheit nur um ſo herrlicher ſtrahlte, in je glänzenderer Umgebung er ſich ſpiegelte.

Er wünſchte ſeinen Bruder zu ſehen, ward jedoch von Tag zu Tag damit vertröſtet; er werde nächſtens wieder auf den Beinen ſein, ließ Ewald ihm ſagen, jetzt hätten die Aerzte ihm jeden Beſuch unterſagt. — Der wahre Grund war der, daß Ewald fürchtete, Georg wäre gekommen um die Geldangelegenheit ins Klare zu bringen: und dazu hatte er, aus triftigen Gründen, ein für alle Mal keine Luſt.

Georg hatte die Abſicht gehabt, namentlich auch jenen Jugendfreund aufzuſuchen, der ihm den Brief über ſeines Bruders Heirath geſchrieben. Aber ſchon auf dem Wege, kehrte er wieder um. Wer weiß, dachte er, am Ende bildet der Menſch ſich ein, ich bin gekommen, weil mein Bruder allem Anſcheine nach am Tode liegt, und will mir mit Gewalt noch einen Theil der Erbſchaft erſchnappen; er iſt ſo klatſchhaft der gute Freund, und wenn es ſich auch zum Theil wirklich ſo verhält, ſo möchte ich doch nicht, daß dergleichen von mir in den Mund der Leute käme.

Nach Hauſe ſchrieb er, daß ſeine Frau allerdings Recht gehabt habe, als ſie zu ſeinem Verſprechen, in wenigen Tagen wieder zu ihr zurück zu ſein, den Kopf geſchüttelt. Aber da er nun einmal gereiſt, ſo wolle er doch auch nicht umkehren, ohne den Zweck ſeiner Reiſe erreicht zu haben. Und dazu, wie Amalie ſelbſt einſehen werde, müſſe er nothwendig die Wendung abwarten, welche die Krankheit ſeines Bruders nehmen werde. Auch der Drucker halte ihn noch immer mit Verſprechungen hin, es werde erſt ein neues Papier erwartet, und da es gut ſei, wenn ſein erſter Eintritt in die Literatur auch äußerlich mit allem Anſtand geſchehe, ſo müſſe er ſich ſchon darein fügen. Zugleich überſchickte er ihr die ganze, für ſeine Verhältniſſe nicht unbeträchtliche Summe, welche der Buchhändler ihm ausgezahlt. — Der Brief war unter mancherlei Zerſtreuungen und Unterbrechungen geſchrieben worden. Als Georg ihn wieder durchlas, kam er ihm ſelbſt ein wenig kalt und trocken vor.

Doch hatte er keine Zeit mehr es zu ändern; er begnügte ſich eine kurze Nachſchrift hinzuzufügen, voll Verſicherungen ſeiner Liebe, ganz im alten herzlichen Ton, wodurch aber die übrige Trockenheit des Briefes nur um ſo fühlbarer war.

Dann trug er ihn ſelbſt zur Poſt. Ein Bischen weinen, dachte er, wird ſie doch einmal, ſo wie ſo, ſchon weil ich länger ausbleibe als ſie erwartet hat. Aber an dem Gelde ſieht ſie doch wenigſtens, daß ich meine Zeit hier nicht unnütz verliere — und da ſie eine wirthliche Frau iſt und gern aufs Nöthigſte ſieht, ſo wird ſie das wenigſtens erheitern.

XXVI.

Es dauerte lange, bevor der Rentſchreiber eine Antwort bekam. Weit länger als er ſelbſt, deſſen Sehnſucht nach Amalien zu Zeiten unwiderſtehlich war, erwartet hatte. Er machte öfters den Verſuch, ſeine Sehnſucht dadurch zu beſchwichtigen, daß er das Geſpräch mit Sidonien (mit Theobald von ihr zu ſprechen, vermied er) auf Amalien brachte. Aber, wie er es auch anfing, die Geſpräche wollten ihn nie recht befriedigen; ehe er ſelbſt noch wußte wie, und ohne daß Sidonie ſeine Frau im Geringſten angegriffen hätte, im Gegentheil, ſie machte ihre eifrigſte Lobrednerin — ertappte er ſich dabei, Amalien zu vertheidigen, ihre geringe Bildung, ihren Mangel an Welt und feinem Ton zu entſchuldigen, und das Glück, das er bei alledem durch ſie genieße, mit mehr lebhaften als herzlichen Betheuerungen zu bekräftigen. Der Schluß dieſer Unterhaltungen war in der Regel der, daß man auf das Kapitel der Ehen im Allgemeinen zu ſprechen kam, wie wenig wahrhaft glückliche Eheleute es überhaupt gebe und wie wohl jeder vernünftige Menſch thue, ſich bei Zeiten in dieſem Punkte zu reſigniren: wobei namentlich Sidonie mit einer gewiſſen Heftigkeit den Gedanken auszuführen pflegte, daß Gleichheit der Bildung gar keine unumgängliche Bedingung des ehelichen Glückes wäre; wenn beide Theile nur jung, verträglich und von heiterm Sinne wären und einander aufrichtig gefielen, ſo ſei das ja eben die beſte Liebe und gleiche alles Uebrige nothwendig aus.

Wie geſagt, dieſer Verlauf der Unterhaltung war ganz natürlich und unabſichtlich — und doch ärgerte Georg ſich jedes Mal hinterdrein über ſich ſelbſt, daß er ſie nicht anders geleitet; beſonders beunruhigte es ihn, daß Sidonie (denn was ſonſt war ihre Abſicht dabei?) ihn ſo gefliſſentlich zu tröſten ſuchte über etwas, worüber er ſich bei ihr doch noch niemals beklagt hatte, ja was er ſich ſelbſt kaum einzugeſtehen wagte. Sind dir denn, dachte er oft, die Mißhelligkeiten deiner Ehe mit Amalien auf die Stirn geſchrieben, daß gleich Jeder ſie dir anmerkt?

Endlich kam eine Antwort von Amalien. Die ganze alte innige Zärtlichkeit flammte in Georg wieder auf, als er die Züge der geliebten Hand erblickte; er preßte den Brief an die Lippen und gelobte ſich ſelbſt, Amalien ganz, ganz der Alte zu ſein. . . .

Aber es fehlte viel, daß der Inhalt des Briefes ihn ebenſo befriedigt hätte. Briefe ſchreiben war überhaupt Amalien's ſtarke Seite nicht; die Gedanken, behauptete ſie, verwirrten ſich ihr und ſtänden ſtille, ſobald ſie dieſelben aufs Papier bringen wollte. — Der Brief war in großer Eile, unter dem Zudrang allerhand häuslicher Geſchäfte, geſchrieben. Die Gründe ſeines längern Ausbleibens, ſchrieb ſie, ſehe ſie ein, und habe es der Entſchuldigung deswegen gar nicht erſt bedurft; warum ihr Mann ſie ſo verwöhnen wolle? Des überſandten Geldes erwähnte ſie gar nicht und eben ſo wenig ihres eigenen Befindens. Nur von den Kindern ſchrieb ſie ausführlich; auch hatte der Aelteſte ſelbſt ein paar Zeilen unten an den Rand des Blattes gekritzelt.

Noch kämpfte Georg mit dem gemiſchten Eindruck, welchen Amalien's Brief in ihm hervorbrachte, als heftig die Thür aufgeriſſen ward und Theobald hereinſtürzte. Eilen Sie, rief er, Ihre Schwägerin zu tröſten, in dieſem Augenblick iſt Ihr Bruder entſchlummert.

Georg fuhr mit beiden Händen gegen die

Stirn — warum erſchrak er ſo heftig über ein Ereigniß, über deſſen nahen Eintritt er ſich ſelbſt ſchon ſeit Längerem nicht mehr getäuſcht hatte?

Er fand Sidonien gefaßt und würdig; ſie verſchmähte es, eine Trauer zu heucheln, an welche unter dieſen Umſtänden doch Niemand hätte glauben können. Sie ging Georg zwei Schritte entgegen, und faßte mit Innigkeit ſeine beiden Hände. Wenn es je, ſagte ſie, zwei Herzen gegeben hat, die ſich auch ohne Worte verſtanden, ſo ſind es die unſern in dieſem Augenblick. Der Todte hat uns Beiden weh gethan — Friede ſeiner Aſche! und laſſen Sie uns durch unſre innige, herzliche Freundſchaft ſein Andenken verſöhnen. Ich ſtehe jetzt in einer ſchwierigen Stellung, verlaſſen und allein, und rechne ſehr auf Sie, lieber Schwager.

Georg war ſo ergriffen und verwirrt, daß er nichts zu erwiedern vermochte und nur die

Hand, die ſie willig in der ſeinen ruhen ließ, mit heißen Küſſen überdeckte.

Theobald war bei dieſer Scene nicht gegenwärtig; er war um den Verſtorbenen beſchäftigt und ließ ſich überhaupt in den nächſten Tagen, bis zu Ewald's Begräbniß, für welches er alle Anſtalten und Einrichtungen traf, nur wenig ſehen.

Unmittelbar nach der Beerdigung trat der Rentſchreiber ſeine Rückreiſe an; es ſchien ihm unpaſſend, in der jetzigen Lage noch in dem Hauſe ſeiner Schwägerin zu verweilen. Theobald wollte ihn begleiten. Sidonie ſelbſt ſprach davon, die Stadt ebenfalls auf einige Zeit zu verlaſſen.

Das iſt nun der zweite Abſchied, ſagte ſie, als Georg ſich empfahl, den wir von einander nehmen. Es iſt ein verdrießliches Ding um das Abſchiednehmen, und nie fühlt man es deutlicher, als wenn man eben Einen zum letzten Abſchied hinausgetragen hat. Können Sie es denn nicht einrichten, lieber Schwager, daß wir in Zukunft bei einander leben? Wir haben ja noch ſo viel und ſo Wichtiges mit einander in Ordnung zu bringen; wir haben einander zu Bruder und Schweſter gelobt, erinnern Sie ſich noch, an jenem erſten Nachmittag in Ihrem Garten? Wir halten einander Wort, ich hoffe es.

Georg's Rückreiſe hatte wenig Erfreuliches. Er hatte feſt auf Theobald's Begleitung gerechnet; bei den unheimlichen Gedanken, von denen er ſich gequält fühlte, mußte ihm überhaupt jede Begleitung willkommen ſein. Allein noch im letzten Augenblick wurde der junge Mann durch ein unerwartetes Geſchäft zurückgehalten: und Georg, das Herz voll trüber Ahnungen, über die er ſich gleichwohl ſelbſt keine Rechenſchaft geben konnte, mußte den Rückweg allein antreten.

Und ſie hatten ihn nicht völlig getäuſcht, dieſe Ahnungen. Er traf Amalien krank. Es war zwar nur ein leichtes Unwohlſein, von dem ſie ſich in wenig Tagen erholte: aber der Eintritt in ſein Haus war ihm doch dadurch verbittert.

Ueberhaupt wollte es ihm gar nicht mehr recht gefallen in ſeinem Hauſe. Wie Sidonie bei ihrem erſten Auftreten durch ihre vornehme Haltung, den Geiſt und Witz ihres Geſpräches längſt verklungene Erinnerungen in ihm auferweckt hatte, an jene große Welt, in welcher auch er ſich ehemals bewegt: ſo hatten jetzt der Aufenthalt in ihrem Hauſe, die behagliche, reiche Umgebung, der ganze vornehme Schliff des ſtädtiſchen Lebens das Gemälde jener Zukunft, mit der er ſelbſt ſich ſo lange getragen, aufs Lebhafteſte wieder in ihm aufgefriſcht. Auch daß es mit dem Druck ſeines Buches keinen rechten Fortgang nahm, verdroß ihn. Er war grämlich, in ſich gekehrt; die Arbeit widerte ihn an. Amalie hatte die Goldſtücke, welche er ihr überſandt, unberührt zurückgeliefert: und er benutzte dieſelben jetzt, den Hilfsarbeiter, welcher ſeine Stelle ſo lange verſehen, dauernd in Dienſt zu nehmen.

Ein Brief, den er kurz nach ſeiner Rückkehr von Sidonien erhielt, vermehrte noch ſeine Unruhe. Die vielen und läſtigen Geſchäfte, welche mit der Uebernahme der Erbſchaft verknüpft waren, hatte es ihr unmöglich gemacht, die beabſichtigte Reiſe anzutreten. Wie das Teſtament des Bruders eigentlich lautete (und geöffnet mußte es doch ſchon längſt ſein) wußte Georg noch immer nicht; Sidonie ſchrieb nichts davon, und eine ſo begreifliche wie ehrenwerthe Scheu hielt ihn ab, ſich darnach zu erkundigen. — Auch Sidonie beklagte ſich in ihrem Briefe über die öden, einſamen Tage, welche ſie verlebe; ſelbſt der Zuſpruch des guten Theobald fehle ihr, da derſelbe in eigenen Angelegenheiten eine längere Reiſe habe antreten müſſen. Dringend bat ſie, Georg möchte recht bald wieder zu ihr herüber kommen. Amalien einzuladen wage ſie nicht, da die Gerichte in ihrem Hauſe viel Unruhe machten und von jenen Plänen und Träumen, die ſie ehemals für Amalien gehegt, jetzt, bei den ſo ganz veränderten Umſtänden, ja doch nichts mehr wahr werden könne.

Schon am Ende der nächſten Woche kam ein zweiter Brief der jungen Wittwe, der die Einladung noch dringender wiederholte. Die gerichtlichen Geſchäfte gingen allmälig ihrer Löſung entgegen, Georg wiſſe, welche zarten, ihrem Herzen heiligen Fragen noch zwiſchen ihnen ſchwebten. Allem Vermuthen nach würde ſie, ſobald die Trauerzeit verlaufen, nicht nur die Stadt, ſondern auch Deutſchland überhaupt verlaſſen, um unter Italiens Himmel den Frieden zu ſuchen, der ihr hier, in der kleinſtädtiſchen Umgebung dieſer Reſidenz, verſagt ſei. — Es ſei dringend nöthig, daß jene Fragen zuvor zwiſchen ihnen erledigt würden; ſowohl Georg's als ihre eigene Zukunft hingen davon ab.

Da zu dieſem Briefe der Schwägerin nun auch noch ein Schreiben des Buchhändlers kam, der ebenfalls Georg's ſchleunige Herüberkunft erheiſchte, ſo entſchloß er ſich denn, kaum vierzehn Tage, nachdem er zurückgekehrt, zum zweiten Mal in die Reſidenz zu reiſen. Seine Frau hatte diesmal weder Klage noch Widerſpruch; ſie hütete das Bett, als er abreiſte, und reichte ihm, mit ſtummem Gruß, nur die kleine abgezehrte Hand zum Abſchied.

XXVII.

Um allen Rückſichten des Anſtands zu genügen, trat Georg diesmal in einem Gaſthof ab. Sein erſter Gang war — zum Buchhändler, mit dem er ſein Geſchäft raſch in Ordnung brachte. Erſt nach langem, peinlichen Zaudern, am dritten oder vierten Tage, ging er zu Sidonien.

Er fand ſie in großer Aufregung; die Trauerkleider hatte ſie bereits abgelegt. Das iſt eine elende Lüge, ſagte ſie, die ich zu ſtolz bin mitzumachen. Mag die Welt doch über mich urtheilen, wie ſie will! Sie wird bald noch mehr Veranlaſſung haben, mich zu verdammen, meinen Sie nicht, Georg?

Sidonien's Schönheit, nach den Wolken des Kummers, welche über ſie hingegangen, war nur deſto glänzender und prächtiger wieder emporgeſtiegen; es war eine Fülle von Gluth, Leben, Leidenſchaft in dieſer jungfräulichen Wittwe, daß ſelbſt ein ſtärkerer Charakter als Georg ihr nicht hätte Stand halten können.

Das Vermögen Ihres verſtorbenen Bruders, hub ſie an, als ſie in dem traulichen, mit allem ſüßeſten Reiz des Luxus ausgeſtatteten Gemach ihm gegenüber ſaß — die Blumen, die ringsumher aufgeſtellt waren, dufteten betäubend; fremde, buntgefiederte Vögel, in metallnen Ringen ſich ſchaukelnd, girrten dazwiſchen; die ſeidenen Vorhänge waren herabgelaſſen; die dunklen ſammtenen Tapeten, die ſchwellenden Teppiche, welche den Fußboden bedeckten, ſtanden in wunderſamer Harmonie mit dem wollüſtigen Dämmer, welcher das ganze Gemach erfüllte. Sidonie ſelbſt, den vollen nackten Arm auf ein graues Aktenſtück geſtützt und mit der prächtigen weißen Hand die dunklen Locken von der Stirn ſtreichend, ſchien wie die Prieſterin eines Tempels, in welchem unſagbare Myſterien gefeiert wurden...

Das Vermögen Ihres verſtorbenen Bruders, hub ſie an, iſt weit bedeutender, als wir Alle gedacht haben. Die Güter, welche Ihr Vater meiner Familie entwand, haben zum Wenigſten guten Zins getragen. Es iſt noch nicht lange her, Georg, da erzählt' ich Ihnen, welche Lehren meine Mutter mir gegeben und wie tief in meine junge Bruſt ſie den Grundſatz zu prägen geſucht, daß man nicht glücklich ſein könne ohne Geld. Sie waren ſo gütig damals, meine Erzählung ohne Widerſpruch anzuhören, ſo thöricht, ſo unglaublich ſie Ihnen erſcheinen mußte. Ja nicht einmal Ihre Miene damals ſpiegelte die Verachtung, der ich mir ſelber verfallen ſchien, als ich jene Erinnerungen in mir erweckte und mir zugleich ſagen mußte: es iſt geſchehen, du haſt die Grundſätze der Mutter befolgt! Unſere Religion hat keine Prieſter, denen man Beichte thun kann. Aber wenn ich eines Prieſters bedurfte für meine Irrungen, wo damals konnte ich einen beſſern finden, als Sie, Georg, der Sie dieſelben Kämpfe, in denen ich noch ſchwankte, ſiegreich beſtanden haben und deſſen eigenes Leben der Beweis iſt, daß man zum Glücke des Geldes nicht bedarf? —

Ich bin jetzt reich, fuhr Sidonie fort, indem ſie mit verächtlicher Bewegung das Aktenſtück von ſich wegſchob: und bin freie Herrin meines Reichthums. Aber tiefer als je empfinde ich es, eben in dieſem Augenblick, daß Reichthum allein nicht beglückt und daß das Herz ſeine unverjährbaren, unwiderſtehlichen Rechte hat. Georg, ich beichte Ihnen zum zweiten Male — verſtehen

Sie, was ich meine? Ich glaube, ich habe es Ihnen ſchon einmal geſagt, es iſt ein trivialer Spruch, und ich wiederholte ihn damals nur, wie ich ihn von Andern gehört: die Liebe iſt blind — werden Sie mir verzeihen, Georg, wenn auch meine Liebe blind iſt, ganz blind? wenn ich der Meinung der Welt meine Verachtung kühn entgegenſchleudere, wie ich es bereits mit Ablegung der lügneriſchen Trauer gethan, und meinem Herzen frei folge, ſo ſehr mein Verſtand mir davon abräth und wie viel Bande nüchterner Rückſicht darüber auch gelöſt werden müſſen? Aber habe ich meinem Herzen nicht ſchon einmal Zwang gethan? Warum ſoll ich nicht jetzt endlich das Recht haben ihm zu folgen? und warum damals hätt' ich es bezwungen, wenn nicht um ihm jetzt folgen zu können? Ich liebe, Georg! liebe, wo ich meine Liebe ſelbſt nicht rechtfertigen kann vor meiner Vernunft. Ich habe gekämpft dagegen, o — wie gekämpft!

Verbannt habe ich meinen Geliebten aus meiner Nähe und muß ihn dennoch wieder zurückrufen. Rathen Sie mir, Georg: ſoll ich meinem Herzen folgen? ſoll ich, da die Jugend noch blüht und das Leben ſchäumt, unbekümmert mich meiner Liebe in die Arme werfen und das junge Glück genießen mit offnen, warmen Sinnen? Oder ſoll ich lügen und heucheln wie die Anderen?

Es braucht keiner weiteren Erklärung, ſetzte ſie erſchöpft hinzu: Sie haben mich verſtanden, ſchon am zweiten Morgen im Garten, ich fühlte es, haben Sie mich verſtanden — was entſcheiden Sie? Von Ihnen will ich mein Urtheil empfangen; Sie ſind ein guter, edler, reiner Menſch, ohne Argliſt und Eigennutz, wie ich noch keinen Zweiten kennen gelernt, Ihrem Urtheil unterwerfe ich mich.

Sie ſtand auf, zog die Vorhänge zurück, daß der helle Tag ins Zimmer fiel.

Georg's Sinne taumelten. Mit verzehrendem

Hauch ſtieg der fremdländiſche Duft der Blumen in ſein Hirn; die geliebte Geſtalt, mit den feſten, edlen Umriſſen, wie ſie ſich in der hellen Umgebung des Fenſters abmalte, ſchien ſo ſchön, ſo unwiderſtehlich ſchön —

Folgen Sie, ſagte er, Ihrem Herzen . . .

Er wußte nicht, brach das ſeine vor Schmerz, oder floß es über in Seligkeit, da er das ausſprach.

Ich danke Ihnen, ſagte Sidonie, indem ſie vom Fenſter zurücktrat und die helle klare Sonne ihres Antlitzes wieder über ihm aufgehn ließ: und nun an das Wichtigſte, von Ihrem nächſten Schickſal mein Freund. Sie waren nicht glücklich bisher, Georg, konnten nicht glücklich ſein nach dem, was Sie mir ſagten — ich habe ja, fügte ſie mit unnachahmlichen Lächeln hinzu, Ihr eigenes Geſtändniß: indem Sie mir verzeihen, haben Sie ausgeſprochen, daß Sie ſelbſt nicht glücklich ſind und daß auch Ihre Lage einer Veränderung bedarf. Wie dieſe Aenderung ins Werk zu ſetzen, überlaſſe ich Ihrer Einſicht und Ihrer Billigkeit; ich weiß, daß Sie alle Verhältniſſe, welche Schonung verdienen, ſchonen werden — kein Wort mehr davon! Sie allein ſollen die ganze Entſcheidung haben, und jeder Vorſchlag, welchen Sie mir machen werden, ſoll mir willkommen ſein. — Was macht Ihre gute Frau?

Wir brechen hier den Bericht ab über ein Geſpräch, das in der That nicht weiter geführt ward. Denn Georg war unfähig dazu; erſt als er auf der Straße war und die gemeine Wirklichkeit des Tages in hundert kleinen Erſcheinungen zu ſich herandrängen fühlte, kam er zu ſich ſelbſt zurück.

Da er in den Gaſthof kam, fand er einen Brief von Amalien, der in der That zu keiner unpaſſendern Stunde hätte kommen können. Derſelbe enthielt eine lange Reihe ſchmerzlicher Klagen; zwar von ihrer Krankheit war ſie wieder geneſen, aber der Stellvertreter, welchen Georg ſich angenommen, hatte allerhand Verwirrung und Unfug angerichtet. Amalie bat, Georg möchte, wenn es irgend möglich, des Baldigſten zurückkehren: nicht, wie ſie hinzuſetzte, ihretwegen, darauf habe ſie verzichtet, aber aus Rückſicht auf ſeine amtliche Stellung.

Die gute Amalie! Was lag ihm jetzt noch an ſeiner amtlichen Stellung? Noch mit ganz andern Verhältniſſen dachte er zu brechen . . .

Seine Anweſenheit in der Hauptſtadt, ſchrieb er ihr zurück, ſei in dieſem Augenblick unerläßlich, ſie möge ſehen, wie ſie mit Allem zurechtkomme. Geld habe er ihr zurückgelaſſen und ſo ſei das Nöthigſte beſorgt. — Nicht einmal nach ſeinen Kindern fragte er.

XXVIII.

Wir übergehen einen Zeitraum von einigen Wochen, während welcher Georg ununterbrochen in der Hauptſtadt blieb. Täglich ſah er Sidonien, täglich wurden Geſpräche geführt in demſelben zurückhaltenden und doch ſo viel ſagenden Tone, über welchen wir vorhin berichtet haben; täglich war er Zeuge, wie das Weſen der ſchönen Wittwe ſich mehr und mehr auflöſte in Ungeduld und Sehnſucht...

An ſein Buch dachte er kaum mehr. Als die Exemplare ihm ſauber geheftet, fertig ins Haus kamen, warf er ſie gleichgiltig in die

Ecke; wie hätte er ſie jetzt noch anſehn mögen? Nur daß Sidonie ihm auch dazu verholfen, war das Einzige, was er bei dem Anblick ſeines Buches empfand; wie es im Publikum aufgenommen, wie es beurtheilt würde, das lag ſchon längſt viele tauſend Meilen hinter ihm.

Endlich trieb Sidonie ihn ſelbſt zur Rückkehr. Ich ſehe ſchon, ſagte ſie, Sie kommen hier doch nicht zu dem entſcheidenden Entſchluß, der uns ſo nöthig thut. Reiſen Sie nach Hauſe, ſprechen Sie mit Amalien, die natürlich die erſte Stimme mit dabei hat, und dann kommen Sie wieder und bringen Sie mir Ihre Entſcheidung.

Georg entſchloß ſich zur Rückreiſe; es war ihm, als ob er vom Leben ſelbſt Abſchied nähme. —

Er hatte ſich frühzeitig von Sidonie empfohlen. Von Sehnſucht und Langeweile geplagt, brachte er den letzten Abend an der Wirthstafel zu. Plötzlich hört er ſich angerufen — es war derſelbe Freund, deſſen Brief ihm die erſte Meldung von Sidonien gebracht.

Bei ſeinem Anblick zuckte Georg unwillkürlich zuſammen; es war der gemüthlichſte, unſchuldigſte Menſch von der Welt, der Freund, aber in dieſem Augenblick haßte ihn Georg. —

Nun, rief der Freund, ſieht man Dich endlich? Das muß ich ſagen, vier Wochen in der Hauptſtadt, zu zwei verſchiedenen Malen, und noch nicht einmal bei mir geweſen? Aber freilich, man weiß, was Dich hält. . .

Georg ſpielte verlegen mit der Gabel. Ich habe eine kleine Schrift drucken laſſen, ſagte er.

Ah freilich, erwiederte der Freund, Du denkſt auch wohl, wir Leute in der Reſidenz ſind von geſtern! Nun, iſt die Sache richtig? Ich wußte gar nicht, daß Deine erſte Frau geſtorben: denn das iſt ſie ja doch wohl?

Ich verſtehe in der That nicht, ſtammelte Georg . . .

Er hatte dieſe Dinge ſeit vier Wochen ſo oft bedacht, bei Tag, bei Nacht, im Wachen, im Traum, hatte ſich Alles ausgemalt, was die Leute fragen und ſagen könnten — und nun die erſte Frage, die wirklich an ihn gethan ward, machte ihn dennoch verlegen!

Nun mein Gott, fuhr der Freund fort, wie Du Dich ſtellſt! Als ob nicht die ganze Stadt wüßte, daß Du Deine Schwägerin heirathest, die reiche Wittwe! Es iſt ein vortrefflicher Fang, ich muß es ſagen, und gratulire von Herzen. . . .

Und wer hat es Dir geſagt? fragte der Rentſchreiber.

Ei nun, der es am Beſten wiſſen muß: ihr eigner Vetter, Theobald.

Und ſeit wann, fragte der Rentſchreiber verwundert weiter, iſt Theobald denn hier? Er iſt ja auf Reiſen, denke ich. . . .

Aber ſeit geſtern zurückgekehrt, erwiederte der Freund. Du wärſt verliebt, ſagte Theobald, bis über die Ohren in Deine ſchöne Schwägerin. . .

Ein Gewitter, welches Georg auf der Reiſe überfiel, verhinderte ihn, ſein Haus noch an demſelben Abend zu erreichen. Es war eben Mittag, als er ankam, und ſeine Ankunft war ſichtlich unerwartet.

Nur die Kinder ſaßen bei Tiſch; Kiſten und Kaſten waren geöffnet, Amalie räumte allerhand Hausrath zuſammen. Beſchäftigt mit dieſer Arbeit, hatte ſie den Hufſchlag von Georg's Pferd überhört; ſie ſah ihren Mann erſt, als er bereits mitten vor ihr in der Stube ſtand. Mit trübem Lächeln blickte ſie von den Kaſten in die Höhe; ſie reichte ihm auch jetzt wieder keine Hand, nur mit dem Kopf nickte ſie, mit dem ſchönen bleichen Kopf, der ſo krank, ſo elend ausſah. . .

Und was bedeutet dies? fragte Georg, indem er auf die umherliegenden Sachen deutete; es war das Bischen Hausrath, Wäſche, Kleider, das Amalie ihm in die Ehe mitgebracht hatte.

Ich räume mein bischen Sachen zuſammen, erwiederte Amalie mit tonloſer Stimme: denn da wir uns ja doch nun müſſen ſcheiden laſſen. . .

Georg fiel ein Stein vom Herzen.

Du haſt es geſagt! rief er: nicht ich bin es geweſen, der es ausgeſprochen, ſondern Du ſelbſt!

Das verſprach ich Dir ja immer, antwortete das leidende Weib.

Gut, wir ſind zu Ende, rief Georg, es iſt das Beſte ſo für uns und unſre Kinder. . .

Wer behält die Kinder, fragte Amalie?

Ich, ſagte der Rentſchreiber trotzig.

Aber beſuchen dürfen ſie mich doch zuweilen?

antwortete Amalie: nämlich wenn ich ſelbſt erſt weiß, wo ſie mich zu ſuchen haben.

Keine Sentimentalitäten mehr! herrſchte Georg: eine Frau, die ihre Ehe ſo löſen kann, hat niemals ihren Mann, eine Mutter die ihre Kinder ſo ohne Widerſtreben verläßt, niemals ihre Kinder geliebt! Schriftlich werde ich Dir meine letzte Weiſung geben. —

Zwei ganze Tage blieb der Rentſchreiber einſam auf ſeinem Zimmer; nur die Magd, die ihm das Eſſen brachte, durfte ihn ſehen. Auch machte Amalie keinen Verſuch ſich ihm zu nähern.

Am dritten Morgen ließ er ſich das Pferd vorführen. Er hatte immer gedacht, es müßte noch ein Bote kommen von Sidonien; nun ließ ihm die Ungeduld keine Ruhe mehr.

Er trat in Amalien's Zimmer. Es war noch ganz früh am Morgen. Aber doch fand er ſie wachend, aufrecht; ſie war gar nicht zu Bette geweſen.

Hier, ſagte er, indem er ihr ein großes verſiegeltes Schreiben übergab, meine letzten Beſtimmungen. — Oder nicht Beſtimmungen, nur Vorſchläge; ich erwarte Deine Meinung. Habe Dank für die Liebe, die Du mir ſo lange gezollt. Aber wir haben nie zuſammen gepaßt, Du ſelbſt warſt die Erſte, die es ausſprach, zu einer Zeit ſchon, da ich noch keine Ahnung davon hatte; iſt die unheilvolle Saat nun aufgegangen, ſo verurtheile Du ſelbſt Dich, daß Du ſie geſtreut. Meine Kinder — er trat ans Bett, und ſtrömende Thränen rannen aus ſeinem ſonſt ſo trocknen Auge auf die ſchlummernden Kleinen nieder — es ſind auch die Deinen, Du biſt ihnen immer eine liebevolle Mutter geweſen, ſie ſollen bei Dir bleiben, bis ſie ſelbſt entſcheiden können, wem ſie folgen wollen, dem Vater oder der

Mutter. Für Deine Zukunft iſt geſorgt; lebe glücklich. . . .

Er reichte ihr abgewandten Antlitzes die Hand, Amalie war in die Knie geſunken, ſie küßte ſeine Hand unter Thränen. . . .

Sie wollte etwas ſagen: aber es kam kein Ton aus der Kehle.

Georg legte noch einmal ſeine Hand auf ihre Stirn: Fort — fort! rief er. . . .

Sein Pferd ſtand geſattelt vor der Thür; mit muthigem Huf ſchlug es in das feuchte Erdreich. Fort! fort! wiederholte er, indem er ſich keck in den Sattel ſchwang, und ſtieß dem muthigen Thier die Sporen in die Seiten, daß das Blut hell aufſpritzte. . . .

XXIX.

Kaum eine Viertelſtunde ſpäter kam das Pferd, ſattellos, reiterlos, zerfetzt, die Dorfgaſſe zurückgeſprengt. Amalie, als ſie es daherſtürmen ſah, ſchrie laut auf...

Bald darauf brachte man Georg getragen. In übermüthigem Ritt hatte er die Kraft des edlen Thieres allzuſehr herausgefordert; es hatte Zaum und Zeug geſprengt und den tollkühnen Reiter, gerade an der gefährlichſten Biegung des Wegs, herabgeſchleudert. Georg's Haupt war mit Blut überſtrömt, ſeine Augen geſchloſſen, das Antlitz bleich wie eines Todten; in der Bruſt klaffte eine breite, tiefe Wunde.

Der Arzt, der nach einigen Stunden herbeikam, erklärte den Zuſtand des Verwundeten für höchſt bedenklich. Zwar die Verwundung an ſich ſelbſt ſei nicht ſo gefährlich, und würde bei Georg's ſonſtiger kräftiger Geſundheit nur wenig zu ſagen haben; aber die Nervenaufregung, in welcher der Kranke ſich befinde, laſſe das Traurigſte befürchten.

Nur zu bald ſchienen die ungünſtigen Vorausſagungen des Arztes ſich zu beſtätigen. Georg war in ein Fieber verfallen, welches ſeinem Leben in jedem Augenblick ein Ende zu machen drohte. Amalie, als wäre nichts zwiſchen ihnen vorgefallen, wachte Tag und Nacht an ſeinem Bette.

Aber der Kranke erkannte weder ſie mehr, noch ſonſt Jemand. In wilden Phantaſien redete er ſie an, als ob ſie ſeine Schwägerin wäre; glühende Liebesbetheurungen wechſelten mit Verwünſchungen und Flüchen; bald, wenn ſie kühlende Binden um ſeine verwundete Stirn legte, küßte er ihre Hände und rühmte mit flüſternder Stimme, wie gut ſie wäre; bald voll Abſcheu ſtieß er ſie von ſich, ihre Augen, ſchrie er, wären Kohlen, die ſein Herz verſengten, geſchmolzenes Gold, nicht Blut flöſſe in ſeinen Adern und verſengte ſeine Knochen....

Sie thäten beſſer, gute Frau, ſagte der Arzt am dritten Abend, dieſes Bette zu verlaſſen, es iſt kein Krankenbett mehr, nur noch ein Sterbebett. Wenn die Natur nicht ein Wunder thut — und allerdings es gibt ſolche Wunder, welche unſre ganze armſelige Weisheit beſchämen, und wie ſehr, theure Frau, wünſche ich Ihnen, daß ein ſolches Wunder hier einträte —! ſo ſind Sie mit dem dämmernden Morgen Wittwe.

Wittwe —! Aber ſie war es ja ſchon längſt.

Der Arzt, um ihr den Anblick des letzten Todeskampfes zu erſparen, hatte dem Kranken ein weißes Tuch über das verwundete Haupt gebreitet. Amalie, indem ſie es ſah, ſchauderte zuſammen: ſie gedachte jenes Mittagsſchlummers in der Fliederlaube — wie hatte er ſie verlacht! und nun war ihre Ahnung dennoch zur Wahrheit, zu welcher entſetzlichen Wahrheit geworden!

Die Kinder ſchliefen in der Nebenkammer, nicht ahnend, daß in eben dieſem Augenblick gewürfelt ward um das Leben ihres Vaters, der ſchon nicht mehr ihr Vater war. Von dem Thurm der Dorfkirche klang in ernſten Schlägen die Mitternacht, Amalie horchte ängſtlich. . . .

Aber ſchon hörte ſie keinen Athemzug mehr.

Von ſiedender Angſt übergoſſen, ſtürzt ſie in die Kammer, reißt ihre Kinder aus dem Bett, nackt, im Hemdchen, wie ſie ſind, trägt ſie vor das Sterbelager des Vaters. . . .

Mitten in der Stube knieete die arme Frau, mit jedem Arm eines ihrer Kinder umſchlingend;

ihr Gewand hatte ſich gelöſt, frei floſſen die langen blonden Locken um die hagere Schulter, mit der Stirn ſchlug ſie auf den harten Rand des Bettes. . . .

Allmächtiger, flehte ſie, Allerbarmender, der Du den Jammer der Waiſen hörſt und das Gebet der Wittwen hat ſeine Stätte bei Dir: laß ihn leben, der mein Leben iſt, auch jetzt noch, ſeit er einer Anderen gehört — ich will ihn ja nicht für mich behalten, ich war ſeiner ja niemals werth, er hatte Recht, und ich ſelbſt bin es geweſen, die zuerſt unſre Ehe löſte! Wie verdiente ich dieſen Mann? und wie Unrecht that ich, dieſes edle, glänzende Geſtirn an meine niedrige, trübe Bahn zu feſſeln? Es muß Einer ſterben von uns beiden, ich fühle es wohl, wenn wir nicht beide ſterben ſollen des gräßlichſten innern Todes, er wie ich! Denn er liebt mich ja noch immer, ich weiß es! und könnte ſein bleicher Mund reden in dieſem Augenblick, er ſelbſt würde es beſtätigen! — So nimm mich ſtatt ſeiner — ich will nichts mehr von ihm, ich trete ihn ab an jene ſtolze ſchöne Frau, die ſeiner würdiger iſt als ich, und an deren Seite er nicht mehr wird nöthig haben in elendem Sklavendienſt zu verkümmern — fordere mich, fordere mich, Herr! und laß ihn leben, den Geliebten, einzig Geliebten!

Die Kinder, von der nächtlichen Kühle und der jammernden Stimme der Mutter erweckt, fingen leiſe an zu wimmern. . . .

In dieſem Augenblick fühlte Amalie eine feuchte warme Hand an ihrer todeskalten Stirn; entſetzt fuhr ſie in die Höhe. —

Ihr Mann hatte das Tuch vom Antlitz genommen und ſaß aufrecht, mit klaren, großen Augen, im Bett. Gott, ſagte er mit matter, aber liebevoller Stimme, hat Dein Gebet erhört; mein Bewußtſein iſt zurückgekehrt, das

Fieber iſt von mir gewichen, auch jenes, welches mich für eine Frau entzündete, die zu ſchön, zu reich iſt, um gut zu ſein, ſo gut wie Du, meine Amalie, ja wahrhaft ewig meine!

Er ſank erſchöpft in die Kiſſen zurück; aber der klare, heitre Ausdruck ſeiner Züge bewies, daß Geneſung, mit wohlthätiger Schwinge, ihn angefächelt hatte.

Leiſe ward die Thür hinter Amalien geöffnet: es war der Arzt, welcher ſich mit eignen Augen überzeugen wollte, wie die Natur den letzten entſcheidenden Kampf gekämpft.

Er faßte den Puls des Kranken, und ſah ihm lange in das große, klare Auge.

Gott ſegne Sie, theure Frau, ſagte er dann: Sie haben Ihren Mann wieder. . . .

Schon nach wenig Tagen war Georg aus dem Bette. Er hatte eine eigene Unruhe, aufzukommen; kaum daß er dazu im Stande war, diktirte er bei verſchloſſenen Thüren ſeiner Frau einen Brief in die Feder, den er ſodann, mit matter Hand, ſelbſt unterzeichnete.

Eine Stunde ſpäter ritt ein Bote mit dem Brief in die Stadt. Aber noch denſelben Abend kehrte er wieder: auf der Hälfte des Wegs hatte er einen Boten getroffen mit einem Brief von Sidonien; beide hatten ihre Briefſchaften ausgetauſcht und ſo kam er früher wieder, als irgend Jemand ihn erwartet hatte.

Sidonien's Brief war in dem Augenblick ihrer Abreiſe von der Hauptſtadt geſchrieben. Sie zögern allzulange, theurer Schwager, ſchrieb ſie, mir diejenigen Bedingungen zu eröffnen, nach denen wir die Erbſchaft Ihres verſtorbenen Bruders theilen wollen. Verzeihen Sie, wenn die Ungeduld eines liebenden Herzens, das doch einmal entſchloſſen iſt, ſeiner Leidenſchaft zu leben, unbekümmert um das thörichte Urtheil der Geſellſchaft, nicht bis zu Ihrem Entſchluß einen Schritt aufſchieben will, den es gebieteriſch verlangt und den Sie ſelbſt, theurer Schwager, gebilligt haben. Daß Theobald es iſt, dem mein Herz gehört und ſchon damals gehörte, als ich — nicht ganz zufällig, jetzt ſei es Ihnen geſtanden — mit ihm in Ihrem Hauſe zuſammentraf, iſt für Sie längſt kein Geheimniß mehr. Ja wie hätt' ich überhaupt nur jemals Ihrem verſtorbenen Bruder meine Hand reichen mögen, hätte nicht Theobald's Bild, Hoffnung winkend, in meinem Herzen geſtanden? Ich weiß Alles, was ſich gegen dieſe Leidenſchaft einwenden läßt — auch ſind es noch lange nicht zwei Jahre, daß ich ihn kenne — aber genug, ich liebe ihn, habe ihn kennen gelernt als einen, bei aller Verſchiedenheit unſerer geiſtigen Richtung, mir treuergebenen, braven, wackern Mann — und habe obendrein, Ihre Erlaubniß, theurer Schwager. Mein Anwalt hat eine Vollmacht, mit deren Inhalt Sie hoffentlich einverſtanden ſein werden.

Gehen Ihre Wünſche weiter, ſo ſprechen Sie auch das mit Unbefangenheit aus; weder ich noch Theobald (der ſich Ihnen und Ihrer guten Frau herzlich empfiehlt, und Sie um Verzeihung bittet für die kleinen Täuſchungen, die er ſich mit Ihnen beiden erlaubt) wollen mehr beſitzen, als uns nach dem ſtrengſten Recht gebührt. Schon ſteht der Wagen vor der Thür; aus Neapel hoffentlich erhalten Sie unſer nächſtes Schreiben.

XXX.

Ob Sidonie ſeinen letzten, von Amalien's Hand geſchriebenen Brief noch erhalten oder nicht, hat Georg niemals erfahren. Aber auch die Vollmacht, welche ſie bei ihrem Anwalt niedergelegt, iſt bis jetzt unbenutzt geblieben — und wird es auch künftig bleiben.

Sidonie hatte ſich über den Werth, welchen ſie Georg's Schrift beilegte, nicht getäuſcht; dieſelbe machte in der That großes Aufſehn und wurde von gewichtigen Stimmen mit dem ehrendſten Beifall aufgenommen. Georg, der überhaupt erſt unter dem Irrſal dieſer letzten Ereigniſſe zum Manne herangereiſt war, ließ ſich das zur Ermunterung gereichen; mit voller Kraft jetzt und neugeſtähltem Geiſt kehrte er zu den ſo lange verſäumten Studien zurück. Er verkaufte ſein kleines Anweſen im Dorfe; der Reſt, welcher ihm übrig blieb, nachdem er das auf dem Hauſe laſtende Kapital an den Bevollmächtigten ſeiner Schwägerin zurückgezahlt, gewährte ihm die Muße, ein größeres geſchichtliches Werk auszuarbeiten, welches kurz darauf ſeine Berufung als Lehrer der Staatswiſſenſchaft an einer unſerer angeſehenſten Hochſchulen zur Folge hatte.

Hier lebt unſer Freund. Seine neue Stellung gewährt ihm, neben einer beſcheidenen, aber ſichern äußeren Lage, unſchätzbare geiſtige Anregungen und Genüſſe. Er hat einſehen gelernt, daß nicht Geld und Gut glücklich machen, und daß auch nicht das der wahre Muth des Lebens iſt, der ſich nur im Ausharren und Abwarten zeigt: ſondern nur der in Wahrheit beherrſcht das Leben, der zugleich auch die Kraft der That, den Muth des Handelns beſitzt; nur diejenigen Schätze machen glücklich, die wir uns ſelbſt, in immer neuer Arbeit, in Kopf und Bruſt geſammelt haben. — In dieſem Augenblick ſitzt Georg in einem deutſchen Parlament; er iſt einer der Wenigen daſelbſt, die auch jetzt noch ihre Stimme für vernunftgemäße Freiheit und die heiligen Rechte des Volkes zu erheben wagen. — Seine Ehe mit Amalien verläuft in ungetrübtem, innigſtem Glück. Auch hier hat er einſehen gelernt, daß die Frauen allerdings mehr ſind als bloß ein ſchönes Spiel, und daß die wahre Liebe Alles theilt, auch jede Sorge und jeden Schmerz; durch zartes Entgegenkommen iſt es ihm gelungen, auch Amalien in den Geiſt ſeiner Intereſſen einzuführen; ſie iſt nicht mehr bloß die wirthliche Hausfrau, ſondern auch ſeine geiſtigen Genüſſe und Freuden, Kämpfe und Leiden werden von ihr getheilt;

jetzt erſt, ſie ſelbſt fühlt es mit Entzücken, iſt ſie wahrhaft ſeine Frau. Auch die Knaben wachſen luſtig heran, und eifern in Muth und Beharrlichkeit dem edlen Beiſpiel ihres Vaters nach. —

Sidonien's Ehe mit Theobald iſt nicht ſo glücklich geworden, als ſie ſelbſt erwartet hatte. Schon ſeit Längerem iſt dieſelbe durch richterlichen Spruch getrennt. Sidonie ſoll einen bedeutenden Theil ihres Vermögens daran gewandt haben, ihre Freiheit zurückzuerhalten. Noch immer iſt ſie in Italien; ganz kürzlich jedoch ſchrieb ſie ihrem Schwager, daß ſie im Begriff ſei, eine Reiſe nach Paläſtina anzutreten...

Druck von Moritz Katz in Deſſau.

Li

Neue Schriſten.

Zur deutſchen
teratur- und Kulturgeſchichte.

Von

Robert Prutz.

Erſter Band.

Halle,
G. Schwetſchke'ſcher Verlag.
1854.

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

MONTAGNAIS.

Vorwort.

Die beiden vorliegenden Bände ſchließen ſich ſowohl äußerlich wie innerlich der im Jahre 1847 erſchienenen Sammlung meiner „Kleinen Schriften“ an; ich hoffe, daß demjenigen Theil des Publikums, der jene erſte Sammlung mit Wohlwollen aufnahm, auch dieſe Fortſetzung nicht ganz unwillkommen ſein wird. Freilich nimmt die Geſchichte unſerer Literatur und Kunſt in der Neigung des Publikums nicht mehr jene ausſchließliche Stelle ein, wie es noch vor einigen Jahren der Fall war; die Naturwiſſenſchaften, als die eigentliche herrſchende Wiſſenſchaft des Tages, haben ſie zum Theil eingeholt, zum Theil ſogar verdrängt. Wer inzwiſchen den bisherigen Gang unſerer Literatur und Kunſt mit Aufmerkſamkeit verfolgt und richtig verſtanden hat, der weiß auch, daß dieſe Verbreitung, deren die naturwiſſenſchaftlichen Studien ſich in dieſem Augenblick bei uns erfreuen, etwas für die Geſammtentwicklung des deutſchen Geiſtes, in der Wiſſenſchaft ſowohl wie in der Kunſt, in der Literatur wie in der Politik, höchſt Nöthiges und Erſprießliches iſt. Ein Publikum, das in der Natur einigermaßen zu Hauſe iſt, wird auch von ſeinen Dichtern mehr Naturwahrheit verlangen und mehr Beobachtung des wirklichen Lebens, als bei der Mehrzahl unſerer Poeten bisher zu finden war; wer einmal angefangen hat, den ſinnlichen Erſcheinungen der natürlichen Welt auf den Grund zu gehen, der wird auch in der geiſtigen Welt, in der Welt des Schönen und des Wahren, ſich nicht allzulange mehr mit Illuſionen und Traumbildern begnügen. Weit entfernt alſo, ſich von den Triumphen der Naturwiſſenſchaft entmuthigen und einſchüchtern zu laſſen, hat die Literaturgeſchichte ſie vielmehr als einen Bundesgenoſſen zu betrachten, mit dem ſie das Feld gern theilt, ohne ſich darum der eigenen Arbeit zu begeben. Auch haben ja, recht verſtanden, alle Wiſſenſchaften nur ein und daſſelbe Ziel: nämlich das

Volk zu bilden und jenen großen Gedanken allgemeiner Freiheit und Sittlichkeit, an deſſen Verwirklichung die Menſchheit in ihren verſchiedenſten Formen arbeitet, immer mehr zum Bewußtſein und damit auch zu ſeiner eigenen Erfüllung zu bringen. —

Gleich der früheren Sammlung, enthält auch dieſe eine Anzahl von Aufſätzen, welche ſchon früher, namentlich in dem von mir herausgegebenen „Deutſchen Muſeum“ abgedruckt waren. Doch habe ich dieſelben faſt ohne Ausnahme dermaßen erweitert und umgearbeitet, daß ſie füglich für neue Arbeiten gelten dürfen.

Halle.
Sommer 1854.

R. P.

Inhalt des erſten Bandes.

Der deutſche Journalismus, ſeine Vergangenheit, ſeine Wirkſamkeit und Aufgabe für die Gegenwart . . . . S. 1 — 103
Die Muſenalmanache und Taſchenbücher in Deutſchland . . . . — 105 — 166
Das Volkslied in Deutſchland . . . . . . — 167 — 202
Schiller's Lotte [illegible] . . . . — 203 — 240
Dichter und Modedichter . . . . — 241 — 296
Ein deutſches Künſtlerleben [illegible] . . . . — 297 — 342
Der ſterbende Ariſtophanes . . . . — 343 — 376

* * *

Der deutſche Journalismus,
ſeine Vergangenheit, ſeine Wirkſamkeit
und
Aufgabe für die Gegenwart.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Daß auch die Bücher ihre Schickſale haben, iſt ein alter Spruch; keiner Art von Schriften aber fällt dies Schickſal trauriger als den Zeitungen und Journalen, vorausgeſetzt daß man dieſelben überhaupt noch unter die Bücher rechnen und ſie nicht etwa in eine eigene literariſche Proletarierkaſte, eine eigene Gattung literariſcher Eintagsfliegen verweiſen will. Journale und Zeitungen ſind die wahren Modeſchönheiten der Literatur; am Tage ihres Erſcheinens, ſo lange ſie neu ſind, mit Begier verſchlungen, verfallen ſie unmittelbar darauf der tiefſten und ſchmählichſten Vergeſſenheit; es giebt, glaube ich, kein bedrucktes Papier, an dem der Wechſel alles Irdiſchen ſich ſo deutlich, ſo grob kund giebt als an dem Schickſal dieſer Blätter. Mit wie viel Spannung wird ein Zeitungsblatt oft erwartet! welche Freude, welche Trauer, welche Aufregung verbreitet es! Der Rentier, dem es den Stand der Papiere verkündigen ſoll, der Politiker, der auf die Beſtätigung einer intereſſanten Nachricht harrt, der Dichter, deſſen Nachruhm zunächſt auf dieſen papiernen Blättern wächſt, der Schauſpieler, deſſen ganze Unſterblichkeit hier aufgeſpeichert wird und für den die Stimme der Zeitung in den meiſten Fällen die Stimme des Weltgerichts iſt — mit welcher Spannung ſehen ſie der Erſcheinung des Blattes entgegen, mit welcher Haſt fallen ſie her über den noch feuchten Bogen, wie ziehen ſie ſich in eine Ecke zurück, um ſich ungeſtört in ſeinen Inhalt vertiefen zu können — und wie gleichgiltig werfen ſie wenige Tage, wenige Stunden ſpäter das Blatt bei Seite, von dem ſie noch vor Kurzem die ganze Entſcheidung ihres Schickſals erwarteten, ja das ſie nicht gegen alle Weisheit der Welt und alle tiefſten Schätze der Gelehrſamkeit vertauſcht hätten! Selbſt der Eifer des Sammlers, die Neugier des Curioſitätenkrämers erkaltet, wo von alten Zeitungen und Journalen die Rede iſt; wir beſitzen zahlreiche und intereſſante Sammlungen von alten Trinkgefäßen, alten Schuhen und ähnlichen Dingen, nach einer einigermaßen vollſtändigen und ſyſtematiſchen Sammlung der wichtigſten Zeitungen und Journale jedoch ſieht man ſich in ganz Deutſchland vergeblich um.

Mit Recht, ſetzt hier vielleicht der Leſer hinzu: da der deutſche Journalismus anerkanntermaßen die ſchwache Seite unſerer Literatur iſt. Es iſt dem Deutſchen, dieſem Chineſen Europa's, mit der Zeitungspreſſe ergangen, wie mit verſchiedenen anderen Dingen noch: zu erfinden hat er ſie gewußt, aber nicht anzuwenden. Kein Zweig der deutſchen Literatur iſt anerkanntermaßen ſo unfruchtbar und der Nation der Denker und Dichter ſo wenig würdig als dieſer; auch wurzelt keiner ſo oberflächlich und iſt allen Spielen des Zufalls ſo ausgeſetzt wie er. Was hatte man nicht prophezeit und gerühmt von der deutſchen Tagespreſſe, wie ſie ſich entwickeln und welche Fortſchritte ſie machen würde, ſobald nur erſt der Hemmſchuh der Cenſur von ihr genommen wäre! welche Fülle des Wachsthums, welchen Duft, welche Farbenpracht prophezeite man der kränkelnden Pflanze, ſobald nur erſt die Sonne der Freiheit auf ſie herabſtrahlen würde!

Nun denn, die Cenſur iſt abgeſchafft und ſo viel Freiheit ein verſtändiger Mann braucht ſeine Meinung auf ſchickliche Weiſe zu äußern, ſoviel (fährt man fort) beſitzen wir immer noch oder wenigſtens nicht viel weniger. Aber was iſt die Folge geweſen? Von den eigentlichen Zeitungen, den politiſchen Tages- und Neuigkeitsblättern wollen wir gar nicht ſprechen; ſie empfangen ihren Inhalt unmittelbar von der Zeit, und wenn die Zeit langweilig und confus iſt, können wir freilich nicht verlangen, daß die Zeitungen kurzweilig und klar ſein ſollen. Aber faſſen wir auch die eigentliche Journaliſtik ins

Auge, die belletriſtiſche ſowohl wie die wiſſenſchaftliche, alſo dasjenige Gebiet, das bisher noch verhältnißmäßig von den beſten Kräften angebaut ward und noch die anſehnlichſten Namen aufzuweiſen hatte — was iſt auch aus ihm geworden? geworden in eben der Zeit und in Folge derſelben Begebenheit, von der man umgekehrt die größte Blüthe unſerer Journaliſtik verkündigte, auf die man uns vertröſtete, wenn wir über die Dürftigkeit der deutſchen Zeitſchriften klagten, ja die man wohl mit deshalb erſehnte und heraufbeſchwor, weil ſie uns nebſt andern guten Dingen namentlich auch eine gediegenere, intereſſantere und fruchtbarere Tagespreſſe bringen ſollte?!

Und nun iſt es damit genau ebenſo gegangen, wie mit dem Meiſten, was man von der Revolution erwartete und prophezeite: die guten Dinge, die ſie bringen ſollte, ſind ausgeblieben und dafür hat ſie manches Leidliche zerſtört, das wir vordem beſaßen und deſſen Beſitz, ſelbſt mit allen Mängeln und Fehlern, uns ſchon durch die Macht der Gewöhnung behaglich und angenehm geworden war. Sehen wir doch nur hin, wie der Sturm von Achtundvierzig gerade auf dem Felde der deutſchen Journaliſtik gewüthet hat! Von jenen zahlreichen Unterhaltungsblättern, welche, als die Producte einer ausſchließlich belletriſtiſchen, von dem Leben und ſeiner Wirklichkeit abgewandten Bildung, das

Gebiet der deutſchen Journaliſtik ſeit Menſchenaltern überwucherten, wie viele haben ſich gerettet? Kaum ein oder zwei! Jene kritiſchen Stimmen und Stimmchen, die ehemals in faſt ſprichwörtlich gewordener Menge faſt aus jedem Winkel Deutſchlands hervortönten, jede natürlich mit dem Anſpruch, die wahre pythiſche Stimme zu ſein und die ganze Nation um ihren Dreifuß zu verſammeln, was iſt aus ihnen geworden? Verſtummt ſind ſie und verſchollen und Niemand bemerkt einmal die Stille, die dadurch entſtanden. Nur die eigentlichen ſtrengen Fachjournale, die techniſche Journaliſtik, wie man ſie nennen möchte, diejenigen Blätter, welche auf das unmittelbare praktiſche Bedürfniß der einzelnen Wiſſenſchaften berechnet ſind, haben ſich aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet: wogegen — bedenkliches Zeichen einer Zeit, welche, in der gewaltigen Zerklüftung ihres politiſchen Lebens, allerdings mehr und mehr im Begriffe ſteht, die ewig wahren, ewig unerläßlichen Satzungen der Humanität zu verlernen! — die journaliſtiſchen Repräſentanten allgemeiner menſchlicher Bildung, die eigentlich humane Journaliſtik, beinahe völlig verſchwunden ſind. —

Es iſt etwas Wahres in dieſen Anklagen und Vorwürfen, beſonders was die augenblickliche Geſtalt unſerer Journaliſtik anbetrifft. Dennoch würde man ſehr fehlgreifen, wenn man dieſe Mängel und Gebrechen nur der Unfähigkeit oder vielleicht gar (wovon es freilich auch Beiſpiele giebt und zwar ſehr gewichtige) dem böſen Willen derjenigen zuſchreiben wollte, in deren Händen die deutſche Journaliſtik ſich zunächſt befindet; man würde ſehr fehlgreifen, wenn man, verſtimmt über dieſe Mängel und Gebrechen, die ungemeine Wichtigkeit der deutſchen Journaliſtik verkennen und die Thatſache in Abrede ſtellen wollte, daß ſie noch immer, gut oder ſchlecht, groß oder klein, wie ſie nun iſt, einen außerordentlich wichtigen Factor unſers ſocialen und wiſſenſchaftlichen Lebens bildet und die Eigenthümlichkeit deſſelben mit einer Genauigkeit und Treue abſpiegelt, wie kein anderer Zweig der Literatur.

Und endlich würde man auch darin ſehr fehlgreifen, wenn man aus Mißſtimmung über den augenblicklichen Zuſtand unſerer Journaliſtik ganz und gar an ihr verzweifeln und die große Aufgabe, zu welcher ſie berufen iſt, ungelöſt bei Seite werfen wollte. Dem ungebildeten Beobachter mag die Journaliſtik einer beſtimmten Epoche allerdings nur ein Haufen alten Papiers ſein; derjenige dagegen, der den Zuſammenhang der literariſchen und nationalen Entwickelung ſchärfer ins Auge gefaßt und ſich mit den Bedingungen beider genauer bekannt gemacht hat, der weiß auch, daß auch die Geſchichte des Journalismus, wie zufällig dieſelbe ſcheint und wie abhängig ſie in der That iſt von andern, größeren Entwickelungen, die ſich in ihr nur wiederſpiegeln, gleichwohl ihre beſtimmten, nachweisbaren Geſetze hat: Geſetze, die nicht nur an ſich von Intereſſe ſind, ſondern über die ſich aufzuklären auch gerade in dieſem Augenblick von Wichtigkeit iſt, wo unſere Journalismus ſich allerdings in einer ebenſo wichtigen wie gefährlichen Kriſis befindet.

Auch dieſe Kriſis iſt nicht die erſte, die er zu beſtehen hat; es iſt nicht das erſte Mal in der Entwickelung unſerer Journaliſtik, daß ein Zweig derſelben, der bis dahin in der reichſten, üppigſten Blüthe geſtanden, plötzlich abſtirbt; nicht das erſte Mal, daß die Fluth der journaliſtiſchen Literatur, die bis dahin mit munterer, ja überſchäumender Welle gefloſſen, plötzlich verſiegt, um erſt nach einiger Zeit, aber nun an einer ganz andern Stelle und in einem ganz andern Bette wieder hervorzubrechen. Im Gegentheil, gerade in der deutſchen Journaliſtik kehren dieſe Kriſen mit einer unverkennbaren Regelmäßigkeit wieder; wenn nicht immer in denſelben Zeitabſchnitten, doch jedesmal unter denſelben gleichartigen Verhältniſſen, zieht der Strom unſerer Journaliſtik, nachdem er eine Zeit lang in unzähligen Fachjournalen aus einander gelaufen, ſich wieder in wenig einzelne zuſammenfaſſende, centraliſirende Organe zuſammen, es tritt ein ſcheinbarer Stillſtand ein, ein Moment der Sammlung, der Beſinnung — und erſt wenn dieſer überwunden iſt, dann aber auch mit erhöhtem und gereinigtem Inhalt, vertheilt der Strom ſich wiederum in die verſchiedenſten Gebiete der Wiſſenſchaft und Literatur. — Es iſt eine regelmäßige Fluth und Ebbe, Ausdehnung und Zuſammenziehung; immer in gewiſſen Zeiträumen fallen die Blätter vom Baume unſerer Journaliſtik ab, ſeine Productionskraft erliſcht dem Anſcheine nach, in der That aber ſammelt ſie ſich nur zu einem neuen, fruchtbaren Triebe, der ihn dann auch in kurzer Zeit wiederum mit neuem, friſchem Grün umkleidet.

Und zwar treten dieſe Kataſtrophen in unſerer Journaliſtik regelmäßig überall da ein, wo im Leben unſerer Nation ſelbſt ein neues Princip zum Durchbruch kommt, eine neue höhere Phaſe ſich eröffnet; wie jedes neue Geſchlecht ſeine Dichter hervorbringt, gute oder ſchlimme, ſo will auch jede neue Richtung ihre neue Journaliſtik haben, eine Journaliſtik, welche die auseinanderfließende, zerſtreute Maſſe unter dem neuen Princip zuſammenfaßt und eben dadurch den Durchbruch dieſer neuen Richtung und ihre Ausbreitung über die geſammte Literatur, das geſammte Leben vorbereitet. —

Werfen wir, um dies hiſtoriſche Geſetz beſſer zu verſtehen, zunächſt einen flüchtigen Blick auf die Entſtehung unſeres Journalismus überhaupt. Bekanntlich, wie die Preſſe ſelbſt, iſt auch die Zeitungspreſſe eine deutſche Erfindung; nicht nur jene Relationen und fliegenden Blätter, welche bald nach Erfindung der Buchdruckerkunſt, und jedenfalls noch vor Ablauf des fünfzehnten Jahrhunderts benutzt wurden, die Kunde einzelner merkwürdiger Begebenheiten zu verbreiten, ſondern auch die periodiſche Wiederkehr ſolcher Mittheilungen, die eigentlichen Zeitungen alſo, haben ihren Urſprung in Deutſchland genommen, dieſe letzteren mit der noch jetzt erſcheinenden Frankfurter Poſtzeitung, von der im Jahre 1615 das erſte Blatt ausgegeben ward.

Allein wie vorhin ſchon bemerkt: auch mit dieſer Erfindung ging es dem Deutſchen, wie mit ſo vielen anderen, die er gemacht: erſt wenn die heimiſche Erfindung als etwas Neues, Fremdes vom Auslande zurückkehrt, pflegen wir ihre Bedeutung zu erkennen, und auch da in der Regel erſt nach langem Streiten und mit ſchlecht verhehlter Unluſt; auch die Zeitungspreſſe zu erfinden, hatten wir gewußt, ſie zu benutzen aber mußten wir erſt von Andern lernen. —

Namentlich auch in der Anwendung der Zeitungspreſſe auf Gegenſtände der Literatur ſowie der Wiſſenſchaft im Allgemeinen ſind uns die Fremden als Muſter vorangegangen. Eben ſo unzweifelhaft wie das Zeitungsweſen ſelbſt eine deutſche Erfindung, eben ſo unzweifelhaft iſt es auch, daß das Journal des Sçavans, das zum erſten Male zu Paris am 5. Januar 1665 ausgegeben ward und das bekanntermaßen ebenfalls noch bis auf dieſe Stunde exiſtirt, der erſte Anfang der wiſſenſchaftlichen Journaliſtik, die Mutter gleichſam aller jener gelehrten Zeitſchriften iſt, die bald darauf, in unüberſehbarer Folge, bei den verſchiedenen Nationen Europa's entſtanden und den ganzen Welttheil, in bis dahin ungeahnter, unerhörter Weiſe, wie mit einem Netz wiſſenſchaftlicher Betriebſamkeit und gemeinſamen wiſſenſchaftlichen Lebens umkleideten.

Denn gleich dieſer erſte Verſuch, der auf dem Gebiet wiſſenſchaftlicher Journaliſtik überhaupt gemacht ward, zeigt jenes centraliſirende, zuſammenfaſſende Element, deſſen wir in der Einleitung gedachten, in höchſt bemerkenswerther Weiſe. Ja eben dieſe Centraliſation war der eigentliche Schwerpunkt, der eigentlich wahre Gewinn und Fortſchritt dieſer neuen Erfindung überhaupt.

Das Journal des Sçavans, in ſeiner erſten Geſtalt, hatte mit dem, was wir uns jetzt unter einer gelehrten Zeitſchrift denken, nur eine ziemlich äußerliche Aehnlichkeit. Während, nach unſeren heutigen Begriffen, die Kritik das eigentliche Weſen gelehrter Journaliſtik iſt, ſpielt dieſelbe in dem Journal des Sçavans nur eine ſehr beiläufige, ſehr untergeordnete Rolle, und auch dieſe hat ihr, bei Licht beſehen, mehr die Macht der

Verhältniſſe, als der Wille der erſten Herausgeber ſelbſt eröffnet. Vielmehr der erſte und eigentliche Zweck der gedachten Zeitſchrift ſollte ſein, ein Verzeichniß der vorzüglichſten Bücher zu geben, welche in Europa erſcheinen würden. Und zwar wollte man ſich nicht auf die Titel allein beſchränken, ſondern auch von ihrem Inhalt ſollte ein kurzer Auszug gegeben werden. Demnächſt ſollte ſie Elogien und Lebensläufe verſtorbener Gelehrter bringen, nebſt Verzeichniſſen ihrer Schriften; ferner Nachrichten von intereſſanten Entdeckungen auf dem Gebiete der Mathematik, der Naturgeſchichte, der Chemie und überhaupt jener phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, welche, als die Vorläufer und zum großen Theil auch die Quellen der ſpäteren philoſophiſchen und theologiſchen Aufklärung, das Liebligsſtudium jenes Zeitalters bildeten; endlich allerhand Curioſitäten und Neuigkeiten aus der gelehrten Welt im Allgemeinen.

Das Journal des Sçavans glich ſomit weit mehr dem, was wir heutzutage mit dem Namen Repertorium oder Archiv bezeichnen: es war ein Neuigkeitsbote für die Republik der Wiſſenſchaften, ein öffentlicher Briefwechſel, in welchem die Gelehrten Europa's ihre Erfahrungen und Entdeckungen mit einander austauſchten, und bei dem auf das übrige, das nicht gelehrte Publikum keine Rückſicht genommen ward. Allerdings finden in den erſten Bänden des Journal des Sçavans ſich einige wenige Aufſätze, in denen auch die ſchöne Literatur, insbeſondere die franzöſiſche Poeſie, die eben damals, im Zeitalter der Corneille, Racine, Boileau, in ihrer höchſten Blüthe ſtand, beſprochen wird. Doch geſchah das immer nur ausnahmsweiſe, und ſelbſt dieſe Ausnahmen, weil ſie etwas ganz Unebenbürtiges betrafen, erregten bei der übrigen gelehrten Sippſchaft ſoviel Anſtoß, daß die Herausgeber ſich ſehr bald genöthigt ſahen, davon abzuſtehen.

Allein auch in dieſer Beſchränkung auf die bloße eigentliche Gelehrtenwelt war das Journal des Sçavans noch immer eine außerordentliche, für die Entwickelung der europäiſchen Wiſſenſchaft wahrhaft Epoche machende Erſcheinung, eben dadurch nämlich, weil ſie das erſte centraliſirende Organ war, das erſte, welches einen Mittelpunkt für die geſammte europäiſche Wiſſenſchaft und damit dieſe Wiſſenſchaft ſelbſt erſchuf, die bis dahin noch gar nicht Wiſſenſchaft, nur erſt äußerliche Kenntniß geweſen war. Es war das Zeitalter damals der Polyhiſtorie, der gelehrten Vielwiſſerei, wo ein wüſtes Durcheinander der verſchiedenartigſten Notizen, Namen, Jahreszahlen das eigentliche lebendige Wiſſen erſetzen ſollte. Aber um ſo nöthiger, um ſo vortheilhafter war gerade unter dieſen Umſtänden eine Einrichtung, wie jene gelehrte Zeitſchrift, die denn doch wenigſtens den äußerlichen Ueberblick des ungeheuren Feldes erleichterte und die Möglichkeit einer Geſammtanſchauung, wenn auch zunächſt nur formaler Weiſe, nachwies.

Darum ſehen wir denn auch das Journal des Sçavans ſofort bei allen gebildeten Nationen Europa's nachgeahmt: noch in demſelben Jahre wurden in England die Philosophical Transactions gegründet, wenige Jahre ſpäter (1668) in Rom das Giornale de' Letterati, denen endlich im Jahre 1682 die Leipziger Acta Eruditorum, als das erſte gelehrte Journal Deutſchlands, folgten.

Auch die Acta Eruditorum ſind genau nach dem Muſter des Journal des Sçavans entworfen. Auch ſie ſollten ſich eigentlich nur auf Auszüge und Berichte beſchränken; die Herausgeber verwahren ſich ausdrücklich dagegen, irgend jemand „carbone notiren“, das iſt etwa, ins ſchwarze Regiſter tragen zu wollen. Wenn daher Kritik und kritiſche Streitigkeiten in der Folge dennoch einen großen Raum des Blattes einnehmen, ſo iſt das auch hier nur durch die Macht der Dinge und gegen die Abſicht der Herausgeber ſelbſt geſchehen. — Auch in den Acta Eruditorum ferner, wie in ihrem Pariſer Vorbild, nehmen die phyſikaliſchen, mathematiſchen und mediciniſchen Wiſſenſchaften die erſte Stelle ein;

auch in ihnen iſt für die ſogenannte ſchöne Literatur, zumal die vaterländiſche, kein Raum; wo ja einmal ein Poet beſprochen wird, da iſt es regelmäßig ein lateiniſcher, am Liebſten einer jener holländiſchen Latiniſten, die eben damals durch die Reinheit ihrer Sprache, den Klang ihres Numerus, ſowie durch dies ganze zierliche Moſaik, in welchem ſie die antike Poeſie nachbildeten, die Bewunderung und Freude der damaligen Gelehrtenwelt waren.

Aber Ein weſentlicher Unterſchied fand dennoch ſtatt, nur daß derſelbe zum Nachtheil des deutſchen Unternehmens ausſchlug. Franzoſen, Engländer, Italiener hatten auch für ihre gelehrte Journaliſtik immerhin doch ihre Mutterſprache in Anwendung gebracht, es war der großen Maſſe doch wenigſtens die äußere Möglichkeit erhalten worden, den Verhandlungen ihrer Gelehrten zu folgen. In Deutſchland dagegen, bei der unermeßlichen Kluft, welche gerade hier zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben lag, hatte die erſtere noch nicht einmal Deutſch ſprechen gelernt; wie ehedem die Prieſter, ſo hatten jetzt die Gelehrten ihre eigene, dem profanen Haufen unverſtändliche Sprache; ſie mit der Mutterſprache zu vertauſchen, galt in den Augen der Gelehrten für keine geringere Ketzerei, als die erſte deutſche Meſſe in den Augen der Geiſtlichen geweſen war.

Man weiß, welche außerordentliche Bewegung es in der deutſchen Gelehrtenwelt hervorbrachte und welche gewaltigen, für die Entwickelung unſers geſammten geiſtigen Lebens ſo höchſt folgereichen Kämpfe ſich entſpannen, als gleichwohl einige Jahre ſpäter dieſe Ketzerei wirklich gewagt ward: Chriſtian Thomaſius, der Erſte bekanntlich, der von einem deutſchen Katheder herab deutſchen Studenten deutſche Vorträge hielt, ſchrieb auch das erſte Journal in deutſcher Sprache.

Zwar wenn wir den Begriff des gelehrten Journals nur von den Muſtern entnehmen wollen, die bisher in Frankreich, England, Deutſchland ꝛc. dafür exiſtirten, ſo kann man in Zweifel ſein, ob man die „Scherz- und Ernſthaften, Vernünftigen und Einfältigen Gedanken über allerhand Luſtige und nützliche Bücher und Fragen“, mit denen Thomaſius im Jahre 1688 zuerſt auftrat, überhaupt noch zur gelehrten Journaliſtik rechnen darf, oder ob dieſelben nicht vielmehr einer neuen, mittleren Gattung beizuzählen ſind, einer Gattung, welche bis dahin nur allein durch die Nouvelles de la Republique des lettres des Peter Bayle (1684) vertreten war. Jene ältere, die eigentlich gelehrte Journaliſtik, hatte, wie ſo eben dargethan worden, ſich die Univerſalität des Inhalts zum Ziel geſetzt; mit einzigem Ausſchluß der ſchönen Wiſſenſchaften, die ja aber dazumal noch gar nicht für Wiſſenſchaft galten, wollten ſie eine vollſtändige Ueberſicht geben über die geſammte Thätigkeit des damaligen gelehrten Europa. Von dieſer äußerlichen Vollſtändigkeit ſieht Thomaſius, dieſer principielle, bewußte Gegner aller Pedanterie und Buchſtabengelahrtheit, von vorn herein und freiwillig ab; der bloß äußerlichen, bloß mechaniſchen Centraliſation des Journal des Sçavans und der Acta Eruditorum ſetzt er die innerliche, die wahrhafte Centraliſation, die Centraliſation auf ein beſtimmtes Princip, eine beſtimmte Idee entgegen — und das iſt die Idee der Aufklärung, der geiſtigen Befreiung, als deren erſten Vorkämpfer auf deutſchem Boden wir Thomaſius überhaupt zu verehren haben. Mit derſelben Unerſchrockenheit und demſelben friſchen, frohen Muthe, mit dem er übrigens unter der ſogenannten Wiſſenſchaft ſeiner Zeit aufräumte und neun Zehntel von dem, was ſeine gelehrten Kollegen andachtsvoll als Kleinodien der Wiſſenſchaft verehrten, als todten Ballaſt über Bord warf, verzichtete er auch in ſeinem journaliſtiſchen Unternehmen darauf, die ganze todte Spreu der damaligen Literatur aufzuſpeichern, indem er im Gegentheil (der Erſte in Deutſchland!) aus dem ungeheuren Vorrath nur ſolche Bücher wählte und nur an ſolche Erſcheinungen anknüpfte, die ihm, ſei es durch Zuſtimmung, ſei es durch Bekämpfung, zur Auseinanderſetzung ſeiner leitenden Ideen dienen mochten.

Hieraus, indem Thomaſius ſtatt der äußern, bibliographiſchen, die innere, die Einheit eines Princips zum Mittelpunkt ſeiner Zeitſchrift machte, ergab ſich nun auch ferner die durchweg kritiſche, polemiſche, ja revolutionäre Haltung ſeines Blattes. Die ſtreng gelehrte Journaliſtik, ohne geiſtigen Inhalt, ohne leitende Idee, hatte der Kritik leichtlich entbehren können; Thomaſius dagegen, für den ja dieſe ganze Form der Journaliſtik nur eine Waffe mehr war in dem großen geiſtigen Kampfe, den er führte, ſtellte ſeine Zeitſchrift ganz und ausſchließlich nur auf die Kritik. Sind die Acta Eruditorum der Anfang unſerer gelehrten Journaliſtik überhaupt, ſo bilden doch erſt die Thomaſius'ſchen Zeitſchriften, die eben genannten „Scherz- und ernſthaften Gedanken" an der Spitze, den Anfang unſerer kritiſchen Journaliſtik; in den Acta hatten wir nur erſt referiren gelernt, kritiſiren lernten wir zuerſt durch Thomaſius. —

Ebenſo aber wie die bisher verſchmähte Kritik, nimmt Thomaſius auch noch ein anderes Element in die Journaliſtik auf, deſſen die bisherigen Zeitſchriften ſich ebenfalls mit handwerksmäßiger Vornehmheit überhoben hatten: das belletriſtiſche. Wie er die chaotiſche Maſſe der damaligen Gelehrſamkeit auf gewiſſe leitende, maßgebende Ideen centraliſirt, ebenſo und in derſelben Idee der Aufklärung und der geiſtigen Freiheit centraliſirt und verſöhnt er auch die beiden bisher ſo fern liegenden, durch einen ſo tiefen Abgrund geſchiedenen Welten der Wiſſenſchaft und der Kunſt, des Gelehrten und des Schönen. Die alte Journaliſtik (wir haben es ſo eben angeführt) kümmerte ſich um Poeten überhaupt nicht, es ſei denn höchſtens um lateiniſche, ſowie überhaupt um ſolche, welche genau in der Sprache und nach dem Muſter der Alten dichteten. Thomaſius dagegen, mit jener Uebertreibung, welche bei derartigen hiſtoriſchen Gegenſätzen niemals ausbleibt noch ausbleiben kann, hat nicht übel Luſt, die Alten ſchlechtweg für überflüſſig zu erklären. Mit derſelben Einſeitigkeit, mit der ſeine Gegner immer und immer nur auf das Muſter der Alten zurückweiſen und ſich kein Heil denken können, als nur bei und mit ihnen, ſteht Thomaſius auf Seiten der modernen Kunſt; ſechs Vergile, verſichert er, wären ihm nicht ſo lieb, als Ein Lohenſtein oder Hoffmannswaldau, Ariſtoteles, der Abgott der damaligen Schulgelahrtheit, wird von ihm zum Helden eines frivolen Romans benutzt, ja er geſteht offen ſeine Zweifel, ob Huetius nicht ganz Recht gehabt und ob es nicht am Ende wirklich das Beſte ſei, die alten heidniſchen Poeten und Philoſophen geradezu ins Feuer zu werfen!

Bei ſolchen Anſichten darf es uns denn auch nicht überraſchen, daß er in den „Scherz- und ernſthaften Gedanken“ nicht nur mit Vorliebe moderne Poeten, dieſe Parias der damaligen Journaliſtik, ja ſelbſt — entſetzliche Verwegenheit! moderne Romane beſpricht: ſondern auch das erklärt ſich nunmehr, wie er dazu kommen konnte, die poetiſche, die belletriſtiſche Form als ſolche unmittelbar in ſein Journal aufzunehmen. Die ganze mehrgenannte Zeitſchrift des Thomaſius iſt, wie alle diejenigen wiſſen, welche das allerdings ſeltene Buch in Händen gehabt, oder auch nur Luden's kleine, noch immer höchſt brauchbare Schrift über Thomaſius(1805) geleſen haben, in die Form einer Novelle eingekleidet: womit denn alſo jene Verſchmelzung und Verſöhnung des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen, gelehrten und poetiſchen Elementes, deren wir oben gedacht haben, auch äußerlich aufs Beſtimmteſte, ſo zu ſagen Handgreiflichſte dargelegt war. —

Es würde uns natürlich weit hinausführen nicht nur über die Grenzen, ſondern auch über den Zweck dieſes Aufſatzes, wollten wir Thomaſius' journaliſtiſche Thätigkeit hier im Einzelnen des Weiteren verfolgen. Wir begnügen uns daher, hier nur die Thatſache feſtzuſtellen, daß der ungeſchlachte Widerſtand ſeiner Gegner, beſonders und am Meiſten die heimtückiſche Polemik der Theologen, den vortrefflichen Mann ſelbſt einigermaßen von der Bahn herabdrängte, die er mit den „Scherz- und ernſthaften Gedanken“, ganz vornämlich mit den ſechs erſten Heften derſelben, betreten hatte, hinunter in jene bange, ſchwüle Atmoſphäre, in jene perſönlichen Verfolgungen, Zänkereien und Fehden, mit denen der Alp der Theologie ſo lang auf dem deutſchen Leben gelaſtet hat — und deren Nachwehen wir ja bis zu dieſer Stunde noch nicht völlig losgeworden ſind. Hat Thomaſius ſich auch dieſe Gegner niemals über den Kopf wachſen laſſen, geiſtig ſo wenig wie äußerlich, ſo haben ſie doch die jugendliche Friſche und dieſen heitern, überſprudelnden Humor, mit dem er die „Scherz- und ernſthaften Gedanken" eröffnete, vielfach verbittert und geſtört. Thomaſius' eigene ſpätere journaliſtiſche Unternehmungen, wie zahlreich ſie ſind und wie viel Bedeutendes ſich darunter befindet, namentlich für das ſpecielle Fach der Rechts- und Staatswiſſenſchaften, reichen doch bei Weitem nicht wieder an jenen Anfang: zwei volle Menſchenalter erſt mußten vergehen, bevor Thomaſius' Arbeit von einem ebenbürtigen Geiſte wieder aufgenommen ward — wir meinen, bevor Leſſing als das zweite bahnbrechende Geſtirn am Himmel der deutſchen Journaliſtik aufging.

Aber auch ſo war die Wirkung, welche Thomaſius in der Entwickelung unſerer Journaliſtik hervorbrachte, noch immer unermeßlich. Die Geſchichte vom Ei des Columbus wiederholt ſich noch überall und alle Tage. Kaum daß Thomaſius gezeigt hatte, wie auch in deutſcher Sprache Journale geſchrieben werden könnten, als überall, in allen Winkeln Deutſchlands deutſche Zeitſchriften erſchienen; kaum daß er den Anfang gemacht hatte, auf die von den älteren Journalen angeſtrebte Univerſalität zu verzichten und die erdrückende Maſſe der literariſchen Erſcheinungen nach gewiſſen geiſtigen Geſichtspunkten zu ordnen, ſo fanden ſich ſofort auch dafür unzählige Nachahmer; kaum endlich, daß er die froſtige Neutralität der Acta Eruditorum gebrochen und die Kritik als den eigentlichen Kern, den wahren Lebenspunkt der damaligen Journaliſtik dargeſtellt hatte, als auch der deutſche Parnaß zu wimmeln begann von kritiſchen Journalen: ſo daß es bald keine noch ſo entlegene Provinz, keine noch ſo kleine Univerſität, ja bald keinen Buchhändler mehr gab, die nicht ebenfalls ihr kritiſches Blättchen drucken ließen.

Freilich machten auch dieſe Nachahmer das bekannte Witzwort, mit welchem ſchon der alte Horaz dieſe ganze Gattung ein für allemal gebrandmarkt hat (Servum imitatorum pecus), nicht zu Schanden. Statt der bei aller Buntſcheckigkeit, welche als das allgemeine Erbtheil der Zeit auch ihr anhaftet, dennoch ſo lebensvollen, ſo gedrungenen, ſo mannhaften Sprache des Thomaſius iſt das Deutſch, das ſeine journaliſtiſchen Nachahmer ſchreiben, in den meiſten Fällen das kläglichſte, kraftloſeſte Gemengſel, das man ſich denken kann; ſtatt des ſchönen, edlen Eifers, der großartigen ſittlichen Begeiſterung, welche Thomaſius die Feder des Zeitungsſchreibers in die Hand gegeben, ſind neunzig Hundertheile dieſer ſpäteren Journaliſtik nur Ausgeburten handwerksmäßiger Berechnung; endlich was die Hauptſache iſt, ſtatt jener geiſtigen Geſichtspunkte, nach denen Thomaſius die Maſſe der literariſchen Erſcheinungen ordnete und beherrſchte, begnügen ſeine Nachahmer ſich mit Aufſtellung äußerlicher, mechaniſcher Unterſchiede.

Es iſt die gelehrte Fachjournaliſtik, die ſeine Nachahmer einführen. Das erſte Beiſpiel derſelben war zwar ſchon vor Thomaſius gegeben, und zwar wiederum in Frankreich, wo ſchon im Jahre 1680 ein Journal Ecclésiastique angekündigt ward und ſchon mindeſtens 1684 eine juriſtiſche Zeitſchrift, das Journal du Palais, wirklich erſchien. Aber erſt mit dem neuen Leben, welches Thomaſius überhaupt in die deutſche Wiſſenſchaft gebracht, erſt mit dieſem Streit und Widerſtreit, der ſich durch ſein Auftreten in allen Gebieten des deutſchen Geiſtes entzündet hatte, war die deutſche Literatur im Stande, dieſes Beiſpiel aufzunehmen.

So entwickelt ſich denn nun mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts jene gelehrte Fachjournaliſtik, wie dieſelbe, in den mannigfachſten Formen, noch bis auf den heutigen Tag bei uns exiſtirt. Die Strömung des deutſchen Geiſtes, von Thomaſius auf einen Augenblick wenigſtens zuſammengefaßt und concentrirt, ergießt ſich ſofort wieder in unzähligen, unüberſehbaren Rinnſalen in alle Gebiete des damaligen Wiſſens, überall hin, wenn auch in verwäſſerter Form, jenen Gedanken geiſtiger Aufklärung und Befreiung tragend, den Thomaſius zuerſt wieder in Deutſchland ausgeſprochen. — Den Anfang machte, die auch noch fernerhin den größten Raum darin einnehmen ſollte, die Theologie: beides nothwendige Conſequenzen derjenigen Stellung, welche dieſe Wiſſenſchaft, damals wie ſpäter, zum deutſchen Leben überhaupt einnahm. Aber auch die andern Disciplinen ſchloſſen ſich in raſcher Folge an; juriſtiſche, mediciniſche Zeitſchriften drängten ſich; auch das Lieblingsſtudium der Zeit, die gelehrte Vielwiſſerei, der Antiquitäten- und Notizenkram, benutzte gern dieſe Gelegenheit, ſeine Koſtbarkeiten, in kleinen handlichen Gaben, vor dem verwunderten Publikum auszukramen. Bald gab es auch hier keine Wiſſenſchaft, wie unentwickelt, keine Kenntniß, wie todt und unerheblich an ſich, die nicht ihre beſonderen Journale gehabt hätte; nicht blos Gebetbücher und Predigtſammlungen gab man in Form von Zeitſchriften heraus, ſondern ſelbſt Eſelsbrücken für die liebe Jugend, lateiniſche Schulbücher mit deutſcher Ueberſetzung daneben, wurden als Journale ausgegeben.

Nur ein einziges Fach blieb auch jetzt noch ohne Vertretung: das Fach der nationalen Poeſie, ſowie überhaupt der ſchönen Künſte. Den Grund davon haben wir ſchon oben angedeutet: die deutſche Wiſſenſchaft zog in dieſen Specialjournalen gleichſam ihre Käſten und Fächer auf, Poeſie und Kunſt waren nicht darin — wie hätten ſie alſo heraus kommen können? Sogar um völlig gerecht zu ſein, müſſen wir hinzuſetzen, daß Poeſie und Kunſt dazumal nicht bloß im Bewußtſein der deutſchen Wiſſenſchaft nicht exiſtirten, ſondern daß ſie auch überhaupt im damaligen Deutſchland nicht vorhanden waren. Was damals, auf dieſer Grenzſcheide des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, überhaupt noch Poetiſches hervorgebracht ward, das gehörte entweder auch äußerlich jener ungebildeten Maſſe an, jenem Pöbel, wie man ihn nannte, um welchen die Gelehrſamkeit ein für allemal ſich nicht bekümmerte: oder aber, wo die Poeſie in gebildeter, kunſtmäßiger Form auftrat, da war ſie ſelbſt auch wieder ein Stück Gelehrſamkeit, eine lateiniſche, vielleicht auch, im günſtigen Falle, eine holländiſche, italieniſche, franzöſiſche Poeſie, eine Poeſie mit einem Worte, die nur zufällig in deutſcher Sprache geſchrieben war und die daher auch mit gutem Grund von der journaliſtiſchen Kritik überſehen ward, wie es ja auch wohl noch heutigen Tags bei uns mit bloßen Ueberſetzungen zu geſchehen pflegt. Erſt wie, ebenfalls in Folge jener Anregungen, welche mit Thomaſius in das deutſche Leben gekommen waren und als deren wichtigſte Parallele wir die gemüthlich religiöſe Bewegung der Pietiſten zu betrachten haben — erſt wie damit, ſage ich, auch die deutſche Kunſt zu neuem Leben zu erwachen anfing, erſt wie ſie, ſtatt nur mit Nachhall des Fremden das Ohr der Gelehrten zu kitzeln, ſelbſtändig, in edler Fülle, ſich zu einem unmittelbaren Ausdruck des Lebens ſelbſt erweiterte, erſt ſeitdem der prächtig flammende Komet der Günther'ſchen Dichtung, dieſe erſte eigentliche moderne Dichtung, die überhaupt in Deutſchland vernommen ward, vor den überraſchten, verwirrten Blicken der Nation in die Höhe geſtiegen war: da erſt öffnen ſich die Schranken unſerer Journaliſtik auch der Kunſt, da erſt geſellen ſich zu den gelehrten Zeitſchriften belletriſtiſche — nun aber auch in ſo dichter Maſſe, daß es nicht lange währt, und daſſelbe Uebergewicht, das bis dahin bei der kritiſch-wiſſenſchaftlichen gelegen, geht über auf die poetiſch-belletriſtiſche Seite. —

Allein bevor es dahin kommen konnte, war noch eine neue Vermittelung nöthig. Auch aus den flüchtigen Andeutungen, die wir bisher gegeben haben, wird es dem Leſer klar geworden ſein, daß auch der deutſchredende, nach Fächern und Klaſſen eingetheilte Journalismus, wie wir ihn ſich nach Thomaſius entwickeln ſahen, noch immer kein eigentlich populärer Journalismus war: ſondern wie tief der Ton auch in der Mehrzahl dieſer Zeitſchriften herabgeſtimmt ward und wie viel Triviales, nicht blos Gemeinverſtändliches, ſondern geradehin Gemeines darin mit unterlief — der eigentliche Grundton blieb doch noch immer die Gelehrſamkeit. Die Leſer, an welche dieſe Journaliſtik ſich richtete, waren der Hauptſache nach noch immer Gelehrte, oder wenigſtens ſolche, die es gern geweſen wären und vielleicht noch einmal zu werden hofften; es fehlte noch an einem Uebergang, einer mittleren Stufe zwiſchen jenem ausſchließlich gelehrten Bewußtſein, wie es ſich in der Journaliſtik aus dem Anfang des Jahrhunderts ausſpricht, und jenem belletriſtiſchen, das ſich in der zweiten Hälfte deſſelben entwickelt: eine bürgerliche Journaliſtik, wie wir ſie nennen möchten, in der Mitte ſtehend zwiſchen der Ariſtokratie der Wiſſenſchaft auf der einen, der Ariſtokratie der Kunſt auf der andern Seite, und eben dadurch den Uebergang und die Ausſöhnung bildend zwiſchen beiden.

Auch zu dieſer neuen Entwickelung mußte uns die Anregung wieder erſt von außen kommen. Wie der kritiſch-wiſſenſchaftliche Journalismus ſich nach dem Muſter der Franzoſen bildet, ſo werden wir zu jener mittlern bürgerlichen Journaliſtik durch das Beiſpiel der Engländer angeleitet. Die ſogenannten Moraliſchen Wochenſchriften, welche im erſten Jahrzehent des achtzehnten Jahrhunderts in England auftauchen, bilden den erſten Ausgangspunkt dieſer gemiſchten Journaliſtik, aus der ſich dann allmählig wieder die ſpecifiſch belletriſtiſche, die eigentlich künſtleriſche Journaliſtik als beſondere Gattung herauszieht.

Allerdings hatten ſchon faſt zwei Menſchenalter früher die Franzoſen auch in dieſer Hinſicht einen höchſt bemerkenswerthen Anfang gemacht; nämlich in dem Mercure Galant des Jean Donneau de Viſé vom Jahr 1672. Allein dieſes Journal, auf das wir ſpäterhin beim Wieland'ſchen Merkur nochmals zurückkommen werden, war unter ſo eigenthümlichen Bedingungen entſtanden und trug die Farbe ſeiner beſondern höfiſchen Umgebung ſo entſchieden an ſich, daß daſſelbe vorläufig und außerhalb Frankreich noch keine Nachahmung finden konnte.

Deſto glücklicher dagegen paßten jene engliſchen Unternehmungen ſich dem Bedürfniß der deutſchen Entwickelung an, äußerlich ſowohl wie innerlich. Was den letzteren, den inneren Zuſammenhang beider Erſcheinungen, ſowie überhaupt den tieferen geiſtigen Urſprung jener engliſchen Blätter ſelbſt betrifft, ſo müſſen wir uns hier mit einer flüchtigen Erinnerung begnügen, erſtlich an den ungeheuren Einfluß, welchen die kirchliche Umwälzung auf beide Nationen, Engländer wie Deutſche, geübt hatte und die eigenthümliche religiöſe oder doch wenigſtens theologiſche Färbung, die in Folge deſſen in Leben und Sitten beider gekommen war. Zweitens aber erinnern wir an die ſtarke und eigenthümliche Ausprägung, welche durch die politiſchen Kämpfe, deren Stammſitz England im Lauf des Jahrhunderts geweſen war, das bürgerliche Element gerade hier erhalten hatte — und die ſo bedeutend war, daß ſelbſt der frivole franzöſiſche Modeton, welchen Karl der Zweite aus ſeinem franzöſiſchen Exil auch in die engliſche Literatur mit hinübergebracht hatte, ſich hier ſehr bald zu einer gewiſſen bürgerlichen Nüchternheit und (wenn auch nur äußerlichen) Wohlanſtändigkeit herabſtimmen mußte.

Auch die beiden Schriftſteller, denen England, und mit England die geſammte europäiſche Literatur, die erſten Moraliſchen Wochenſchriften verdankt, Richard Steele und Joſeph Addiſon (von denen der letztere bei uns hauptſächlich nur noch durch ſein Trauerſpiel Kato bekannt iſt), gehören jener franzöſiſchen Schule an, die ſich in den letzten Decennien des ſiebzehnten Jahrhunderts in England angeſiedelt und mit ihren raſchen, vom Hof begünſtigten Erfolgen nicht nur den königsmörderiſchen Milton, ſondern auch den „ſüßeſten William“ in Vergeſſenheit gebracht hatte. Im Jahre 1709 hatte Steele die erſten Blätter ſeines „Plauderers“ (the tatler) erſcheinen laſſen; Addiſon, damals auf dem Gipfel ſeines ſchriftſtelleriſchen Ruhmes, angelockt durch die Neuheit der Erſcheinung, ſowie durch die ungemein glückliche Wendung, welche dieſelbe zu nehmen verſprach, hatte ſich ihm angeſchloſſen. Der Erfolg ihrer Vereinigung war außerordentlich; die Zeitſchriften, welche die beiden Autoren unter mannichfach wechſelndem Titel herausgaben, bald als Zuſchauer (the spectator, bis 1713), bald als Aufſeher (the guardian 1714) und verſchiedenen anderen, die faſt ſämmtlich wörtlich in die deutſche Literatur übergegangen ſind, erreichten nicht nur den für jene Zeit ungeheuren Abſatz von zwanzigtauſend Exemplaren, ſondern brachten auch eine völlige Revolution hervor, ſowohl in der engliſchen Sprache, deren moderne Proſa aus dieſen Zeitſchriften datirt, als in der Anſchauung und der Stellung des engliſchen Publikums ſelbſt.

Denn indem dieſe Zeitſchriften Alles zur Sprache brachten, was in der damaligen, ſei es höfiſchen, ſei es literariſchen, ſei es geſelligen Welt Bemerkenswerthes und Intereſſantes vorging, indem ſie ferner dieſe Vorfälle ſelbſt mit Betrachtungen und Auslegungen begleiteten, welche der Denkungsart der bürgerlichen Maſſe genehm waren und ihre Sympathien erregten, indem ſie endlich dies Alles in einer Form und einer Sprache thaten, welche dieſer Maſſe nicht nur durchweg verſtändlich, ſondern auch zugleich ergötzlich und unterhaltend war: ſo erweiterten ſie dadurch die Grenzen des literariſchen Intereſſes um ein Unermeßliches und zogen völlig neue, völlig unberührte Schichten der Geſellſchaft hinein — Schichten voll geſunden, praktiſch bürgerlichen Sinnes; der Begriff eines gebildeten Publikums ſelbſt, wie wir ihn gegenwärtig hegen, iſt erſt mit und an dieſen engliſchen Wochenſchriften entſtanden. Sogar weit über die eigentliche Journaliſtik hinaus, in die wichtigſten und fruchtbarſten Regionen der modernen Dichtung ſelbſt, haben dieſelben ihre Wirkung erſtreckt: weder der engliſche Familienroman, dieſer Vater des modernen Romans überhaupt, noch ſelbſt das Familiendrama, die empfindſame Komödie der Diderot und Leſſing, hätten ohne jene Wochenſchriften jemals das Licht der Welt erblickt. Jener, der Familienroman, ſchließt ſich ſowohl der Zeit (gerade ein Menſchenalter liegt zwiſchen dem tatler und Richardſon's Pamela, 1740), als der Form, als endlich der geiſtigen wie ſittlichen Anſchauung den moraliſchen Wochenſchriften aufs Allerengſte an; er iſt die zur Kunſtform erhobene, die gleichſam in ſich conſolidirte, zur poetiſchen Einheit gebrachte Moraliſche Wochenſchrift: während wiederum das Familiendrama, nach Stoff wie Behandlung, nur der dialogiſirte, der auf das Theater gebrachte Familienroman iſt.

Doch auch dieſe Andeutung weiter zu verfolgen, müſſen wir hier verzichten, und wenden wir uns vielmehr nach Deutſchland zurück.

Hier wurde die neue Literaturform mit ganz ungemeinem Eifer aufgenommen: wobei es uns höchſt charakteriſtiſch däucht, daß gerade diejenigen Gegenden Deutſchlands, welche die neue Gattung am Eifrigſten und Glücklichſten cultivirten, republikaniſch waren und ſolche, in denen von Uralters her das bürgerliche Element, mit bürgerlicher Tüchtigkeit, bürgerlicher Sitte und bürgerlichem Reichthum, vorherrſchend geweſen war: Hamburg und die Schweiz. — Schon vier Jahre nachdem der Steele'ſche tatler erſchienen (1713), wurde in Hamburg die erſte deutſche Wochenſchrift ausgegeben: Der Vernünftler; ebendaſelbſt erſchien elf Jahre ſpäter (1724) der bekannte Hamburgiſche Patriot, in welchem der Charakter der Wochenſchrift, wie dieſelbe ſich in Deutſchland zuerſt geſtaltete, am Reinſten und Urſprünglichſten dargeſtellt iſt.

Denn allerdings, wenn die deutſchen Nachahmungen ſich auch im Ganzen möglichſt nah an ihre engliſchen

Vorbilder zu halten ſuchten, ſo machte doch die Verſchiedenheit der Verhältniſſe, der politiſchen beſonders und der geſelligen, manche Abänderung nöthig. Es fehlte in Deutſchland jene Einheit des nationalen Lebens, welche England damals ſchon längſt errungen hatte; es fehlte jener Hintergrund der großen, volk- und geldreichen, nicht wie in Frankreich Alles beherrſchenden, Alles erdrückenden, wohl aber alle Strömungen nationaler Thätigkeit in ſich aufnehmenden Hauptſtadt, jener Mittelpunkt, mit einem Worte, zu welchem London damals bereits für England geworden war; es fehlte demgemäß auch die eigentliche tonangebende Geſellſchaft, es fehlte vor Allem das politiſche Intereſſe, das auch in die Spalten der engliſchen Wochenſchriften mit hineinſpielte und das wahrlich nicht der geringſte Hebel geweſen war zu den ſo raſchen, ſo ungemeinen Erfolgen, welche dieſelben errungen. — Die deutſchen Wochenſchriften, ſelbſt in einer Stadt wie Hamburg, mußten immer nur Lokalblätter bleiben, nur einzelne Städte, höchſtens einzelne Landſchaften, concentrirten ſich in ihnen. Aber deſto kräftiger gerade war dieſe Concentration, deſto energiſcher, deſto vollſtändiger ſpiegelte das beſchränkte, dennoch in dieſer Beſchränktheit ſo wohlmeinende, ſo ehrenhafte, ſittlich tüchtige Bewußtſein dieſer kleinen bürgerlichen Kreiſe ſich darin ab. —

Auch war der Erſatz für das mangelnde politiſche Intereſſe bald gefunden. Wie England damals beſchäftigt war, das Fundament des freien Staats, den Grund ſeiner politiſchen Macht und Größe zu legen, ſo rang Deutſchland nach der freien Kunſt, ſo war es die Blüthe der Poeſie und Schönheit, zu welcher der Keim unſerer Geſchichte damals die erſten ſchüchternen Knospen anſetzte. Wie in die engliſchen Wochenſchriften alſo das politiſche, ſo ſpielte in unſere deutſchen, in immer raſcherer Zunahme, das belletriſtiſche Intereſſe hinein. Aus den Wochenblättern des Steele und Addiſon entwickelten ſich die gewaltigen politiſchen Parteiblätter der Engländer; ganz ebenſo entwickelten aus unſern Moraliſchen Wochenſchriften ſich jene literariſchen Fehden, jene poetiſchen und kritiſchen Streitigkeiten, welche die Mitte des Jahrhunderts bei uns bezeichnen und aus denen endlich die ideelle Einheit der Nation, die Einheit in Literatur, Kunſt und Bildung hervorging, dieſe einzige, leider Gottes, die wir bis jetzt noch haben.

Die Anfänge waren auch hier ziemlich untergeordneter und unſcheinbarer Natur. Indem man, zunächſt vom moraliſchen, ja faſt noch vom theologiſchen Standpunkte ausgehend, mit andern moraliſchen Fragen auch das Nützliche oder Schädliche, Verbotene oder Erlaubte gewiſſer Luſtbarkeiten und Zerſtreuungen erörterte, indem man ſich darüber ausließ, ob es geſtattet ſei, weltliche Gedichte, Romane und ähnliche Schriften zu leſen, die Oper zu beſuchen und dergleichen mehr, kam man unvermerkt auf Gedichte, Romane, Opern und ähnliche Dinge überhaupt zu ſprechen; indem man die Wirkung beurtheilen wollte, welche dieſelben auf Leſer und Zuſchauer hervorbringen müßten, kam man dazu, die Mittel ſelbſt zu prüfen, durch welche dieſe Wirkungen hervorgebracht wurden, und gewiſſe Regeln aufzuſtellen, nach welchen wiederum dieſe Mittel anzuwenden wären. Die moraliſche Zuläſſigkeit der Kunſt hatte man unterſuchen wollen — und gerieth in Unterſuchungen über das Weſen der Kunſt ſelbſt; von der Moral war man ausgegangen — und langte an bei der Aeſthetik.

Man verſtehe uns recht. Wir behaupten nicht, daß dies der einzige Weg geweſen, auf welchem die deutſche Literatur damals zur belletriſtiſchen Kritik und überhaupt zur Theorie der Kunſt gekommen. Vielmehr da, wie wir ſo eben erſt bemerkten, die Nation damals überhaupt beſchäftigt war, eine neue lebendige Kunſt praktiſch herzuſtellen, ſo lag es auch ganz nahe und war für uns, als ein modernes Volk, ſogar ganz unvermeidbar, daß wir gleichzeitig mit dieſer Praxis auch nach der theoretiſchen Einſicht rangen und mit der Produktion ſogleich auch die Kritik zu vereinigen ſtrebten. Was wir hier behaupten, iſt nur, daß auch die Moraliſchen Wochenſchriften dieſem allgemeinen geſchichtlichen Drange zum Werkzeug, ſogar zu einem weſentlichen Werkzeug gedient haben, und daß dieſe unvermeidbare, dieſer hiſtoriſch nothwendige Uebergang der Moral zur Aeſthetik unter Anderem auch auf die von uns angegebene Weiſe zu Stande gekommen iſt: eine Behauptung, von deren Richtigkeit ſich ſofort Jeder überzeugen wird, der die alten vergilbten Bände unſerer Moraliſchen Wochenſchriften einmal ſelbſt in die Hand nimmt.

Wie wir nun als Muſter für die urſprüngliche, die ſpecifiſch-moraliſche, ſtreng bürgerliche Haltung unſerer Wochenſchriften den Hamburger Patrioten anführten, ſo ſind für jenen Uebergang von der moraliſchen Betrachtung zur belletriſtiſchen Kritik hauptſächlich die ſchweizer Zeitſchriften von Wichtigkeit. Die Bodmer'ſchen Discourſe der Maler vom Jahre 1721, die ſpäterhin als Maler der Sitten (1729) fortgeſetzt wurden, eröffnen den Reigen. Das Nächſte ſodann ſind die Gottſched'ſchen Journale, von denen das früheſte, und das noch am Meiſten den urſprünglichen Charakter der Moraliſchen Wochenſchriften einhält, die Vernünftigen Tadlerinnen, bereits im Jahre 1725 erſchien.

In den eben genannten Zeitſchriften war es denn auch, wo die erſten Reibungen zwiſchen Gottſched und den Schweizern ſtatt fanden. Wie und durch welche Zufälligkeiten (denn in der That haben mehr Zufälligkeiten als Principien dabei mitgewirkt) dieſelben ſich weiter entwickelten zu jener berühmten Fehde, welche zwar keine einzige kritiſche Streitfrage wirklich zur Entſcheidung gebracht hat, wohl aber die ganze Nation mit kritiſchem Intereſſe entzündete, ſowie über die Stelle, welche die beiderſeitigen Wochenſchriften in dieſer Fehde ſpielten — darüber, ſowie über alle ſonſtigen Einzelheiten, welche dieſe ſo höchſt wichtige, höchſt folgereiche Phaſe unſerer journaliſtiſchen Entwickelung betreffen, müſſen wir den Leſer auf die Literaturgeſchichte ſelbſt verweiſen. Nur um einen äußerlichen Begriff zu geben, in wie ungeheurem Maße mit dieſem neu auftauchenden belletriſtiſchen Intereſſe das Intereſſe an den Wochenſchriften ſelbſt ſich vermehrte und welche ungemeine Fruchtbarkeit ſich in Folge deſſen nun auch wieder auf dieſem Gebiet unſerer Journaliſtik entwickelte, wollen wir hier anführen, daß Gottſched, als er im Jahre 1761 im elften Band ſeines Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit ein Verzeichniß der deutſchen Wochenſchriften zuſammenzuſtellen verſuchte, dieſelben bereits nach Hunderten zählen konnte.

Dieſe ganze faſt unüberſehbare Maſſe zerlegt ſich nun aber hauptſächlich in zwei Gruppen, je nachdem nämlich das kritiſch-raiſonnirende oder das poetiſch-productive Element in ihnen vorwiegt. Denn nicht lange bleibt man bei der bloßen theoretiſchen Erörterung ſtehen. Vielmehr, wie es ja überhaupt im Charakter dieſer Gattung lag, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden (utile dulci — ein Wahlſpruch, den ſodann wieder der Familienroman von der Wochenſchrift entlehnt): ſo fing man bald auch an, ſelbſtändige poetiſche Productionen, zuerſt Schilderungen, dann Fabeln, dann Gedichte überhaupt, darin aufzunehmen. Auch hiemit war England bereits vorangegangen, hauptſächlich in dem Gentlemans magazine (ſeit 1731), demſelben, das als eine der geachtetſten engliſchen Zeitſchriften ebenfalls noch, wie einige früher genannte Journale, bis auf dieſe Stunde exiſtirt. — Als eine dritte Gruppe würde man dann allenfalls noch diejenigen Wochenſchriften anfügen können, in denen beide Elemente, das kritiſche und das productive, ſich gleichmäßig die Wage hielten. Dazu würden dann namentlich die bekannten Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes gehören, ſowohl die urſprünglichen Gottſched-Schwabe'ſchen oder Leipziger (1741—45), als die ſogenannten Neuen oder Bremer Beiträge (1745—48), welche die jüngere, ſich von Gottſched allmälig befreiende Generation als Oppoſitionsblatt gegen jene errichtete, und in deren letztem Bande namentlich auch

Klopſtock mit den erſten Geſängen des Meſſias vor der Nation auftrat.

Indem jedoch auf dieſe Weiſe die Production allmälig die Kritik überwucherte und verdrängte, und indem auch außerhalb der Wochenſchriften jene neuen und bis dahin unerhörten Schöpfungen der deutſchen Kunſt, die Schöpfungen eines Klopſtock, Kleiſt, Geßner ꝛc. ganz neue Principien der äſthetiſchen Auffaſſung und ganz neue Grundſätze der Beurtheilung nöthig machten: ſo ward es eben dadurch auch weiter nöthig, daß auch die Kritik ihrerſeits ſich wiederum concentrirte und eigene, ausdrückliche Organe für ſich herzuſtellen ſuchte. So lange die Poeſie nur eine Dienerin, zum höchſten eine Begleiterin der Moral geweſen war, hatte die Kritik ganz wohl mit ihr in derſelben Wochenſchrift zuſammenwohnen mögen; jetzt, ſeitdem die Poeſie ſich von dieſer Bahn mehr und mehr losmachte, ja ſeit ſie anfing, der Nationalausdruck des deutſchen Lebens zu werden, mußte auch die theoretiſche Auffaſſung der Poeſie, die belletriſtiſche Kritik, ſich auf eigene Füße zu ſtellen ſuchen.

So zieht denn alſo, genau zu derſelben Zeit, da das ſogenannte goldene Zeitalter unſerer Dichtung beginnt, in den fünfziger Jahren, die Kritik ſich aus den Wochenſchriften allmälig wieder heraus und gründet ſich eigene, ſelbſtändige Organe. Dieſe Organe verwirklichen in gewiſſem Sinne die früheſte Idee des Thomaſius, indem ſie erſtlich, wenn auch von wiſſenſchaftlicher, ja gelehrter Grundlage ausgehend, dennoch ihre Leſer nicht unter dem gelehrten, ſondern vielmehr im großen Publikum ſuchen; indem ſie zweitens das belletriſtiſche, künſtleriſche Intereſſe in die erſte Reihe ſtellen; und endlich drittens, indem ſie ſelbſt in ihrer eignen künſtleriſch gereinigten und geſchmackvollen Form ſich der vorgeſchrittenen Production ebenbürtig zu erweiſen ſtreben. Wir haben ſchon oben den Mann genannt, an deſſen Namen dieſe Glanzepoche unſrer kritiſchen Journaliſtik ſich knüpft: Leſſing. Auch von den Journalen, welche hier hauptſächlich in Betracht kommen, genügt es, nur die Namen zu nennen, da dieſelben noch jetzt im Andenken jedes Gebildeten leben: die Leipziger Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte ſeit 1757, die Berliner Briefe die neueſte Literatur betreffend (1759—63), endlich, als Abſchluß und Sammlung dieſer ganzen Richtung, die Allgemeine Deutſche Bibliothek (ſeit 1765).

Mit dieſer letzteren liegt dann freilich das Gebiet der belletriſtiſchen oder auch nur der künſtleriſchen Kritik (die Leipziger Bibliothek, in ihren erſten Jahrgängen wenigſtens, beſchäftigte ſich noch vorzugsweiſe mit Kunſtgegenſtänden) ſchon weit hinter uns. Die populäre Kritik, von und neben der Poeſie großgezogen, hat ſich hier völlig von ihr befreit; wie ſie ſich zuerſt äußerlich ſelbſtändig gemacht hat, ſo jetzt, in überſchwellendem Selbſtbewußtſein, fühlt ſie ſich als die eigentliche Herrin der Literatur und ladet jetzt nicht mehr blos die Poeſie, nein Alles, was es überhaupt von menſchlichem Wiſſen und Können giebt, vor ein und daſſelbe Forum, das eigentlich populäre, das Forum des geſunden Menſchenverſtandes. Die Allgemeine deutſche Bibliothek iſt die erſte deutſche Zeitſchrift, welche ſich die kritiſche Beſprechung aller Fächer und aller in allen Fächern erſchienenen Bücher vorſetzt; ſie iſt die Mutter jener Literaturzeitungen, welche ſeitdem faſt ein volles Jahrhundert hindurch in Deutſchland geherrſcht haben und deren letzte verwelkte Blätter erſt in den Stürmen dieſer jüngſten Jahre zerflattert ſind. In der Univerſalität ihrer Aufgabe iſt ſie gewiſſermaßen die Wiederholung der Acta Eruditorum, während ſie zugleich in ihrem durch und durch kritiſchen Charakter der entſchiedenſte Gegenſatz derſelben iſt und die vollſtändige Ueberwindung jenes bloß äußerlichen, mechaniſchen Standpunktes darſtellt. — Alle dieſe genannten Zeitſchriften (zu denen, wenn es hier überall auf äußerliche Vollſtändigkeit ankäme, noch eine Menge anderer gleichzeitiger hinzuzufügen ſein würden, wie namentlich die Klotziſchen Zeitſchriften, in denen ſofort auch die Kehrſeite der Kritik, die ſchmutzige, käuflich ſelbſtſüchtige Recenſentenclique ſich darſtellt) fallen mit ihrer Gründung, wie der Leſer bemerkt haben wird, in die zehn Jahre von Mitte der fünfziger bis Mitte der ſechziger Jahre. Ihre Dauer zwar reicht weit über dieſe Epoche hinaus, zum Theil, wie bei der Leipziger und Berliner Bibliothek, bis in die Anfänge unſers Jahrhunderts. Ihre eigentliche Bedeutung und Wirkſamkeit jedoch erſtreckt ſich kaum weiter, als bis gegen Ende der ſiebziger, höchſtens der achtziger Jahre: ſo daß wir alſo die zwanzig Jahre (um runde Zahlen zu nehmen) von 1755 — 75 in ähnlicher Weiſe als die Morgenröthe unſerer kritiſchen Journaliſtik betrachten dürfen, wie die zwanzig Jahre von 1735 — 55 als die früheſte Morgenröthe unſerer Dichtung zu gelten pflegen.

Aber auch dieſe Dichtung ſelbſt hatte mittlerweile, und zum Theil eben in Anlehnung an jene Fortſchritte der Kritik, ſich ebenfalls fortentwickelt; eine ähnliche Gruppe bedeutender und Epoche machender Talente, wie ſie namentlich am Schluß der vierziger Jahre aufgetreten waren, umſtand jetzt die Schwelle der ſiebziger. Dieſe alle aber, ſowie überhaupt die ſchöne Literatur dieſer Zeit, mochten nur ungern auf jene unmittelbarſte, jene täglich wiederkehrende Einwirkung auf das Publikum verzichten, welche durch die journaliſtiſche Form ermöglicht wird.

Und endlich war auch im Publikum eine ganze ähnliche Entwicklung vor ſich gegangen. Auch hier, in der Maſſe der Leſenden, hatte ſich, parallel mit der populär-kritiſchen Richtung, eine ebenſo populäre künſtleriſche entfaltet: die ſpecifiſch belletriſtiſche, wie wir ſie zum Unterſchied der ſpäteren äſthetiſchen bezeichnen wollen und deren Eigenthümlichkeit wir am Kürzeſten und hoffentlich auch am Schlagendſten dahin angeben, daß wir ſie als den ungeſchulten geſunden Menſchenverſtand, die Empirie der Aufklärung auf dem Gebiete der Kunſt bezeichnen.

Gleichwohl war kein Journal mehr vorhanden, welches zur Befriedigung dieſes doppelten Bedürfniſſes hätte dienen können. Die Wochenſchriften namentlich waren ſeit der Spaltung, welche zwiſchen Kritik und Production ſtattgefunden hatte, mit außerordentlicher Schnelle in den allerkläglichſten Verfall gerathen. Freilich exiſtirten ihrer noch immer eine ganze Legion. Doch waren ſie ohne allen Werth und Bedeutung, der eigentliche Wegwurf der damaligen Journaliſtik, als welcher ſie uns ſchon gegen Ende der funfziger Jahre geſchildert werden, beſonders von den Literaturbriefen. Und auch die Kalender und Almanache, die man um eben dieſe Zeit von Frankreich nach Deutſchland verpflanzte, wollten dem Bedürfniß nicht genügen.

Es handelte ſich alſo darum, eine neue journaliſtiſche Form zu finden, welche daſſelbe für die productive Journaliſtik leiſtete, was die Allgemeine Deutſche Bibliothek für die kritiſche Journaliſtik geleiſtet hatte: eine Form, in welcher, wie in jener die Acta Eruditorum, ſo hier die früheren Moraliſchen Wochenſchriften gleichſam wiedergeboren, dem neuen belletriſtiſchen Bewußtſein der Zeit angepaßt würden; die poetiſche Production, oder allgemeiner geſagt, das belletriſtiſche Element mußte ſich jetzt ebenſo zu concentriren ſuchen, wie zwanzig Jahre zuvor die Kritik ſich concentrirt hatte.

Und wie ferner in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek die neue populäre Kritik ſich, weit über das urſprüngliche wahlverwandte belletriſtiſche Gebiet hinaus, vielmehr alle Gebiete des Wiſſens unterworfen hatte, ſo ſtand nun auch der Belletriſtik ſelbſt eine ähnliche Erweiterung bevor; wie früher der populär-kritiſche, ſo hatte jetzt auch der populär-belletriſtiſche Geſchmack alle übrigen Felder menſchlichen Wiſſens und Könnens durchdrungen.

So namentlich und zuerſt die Geſchichte. Angeregt theils durch die unmittelbaren politiſchen Ereigniſſe der Zeit, hauptſächlich durch Friedrich den Großen und den Glanz, den er zuerſt wieder über Deutſchland verbreitete, theils auch in Folge jener philologiſch-hiſtoriſchen Studien, welche das nothwendige Gegengewicht gegen die einſeitig ſchöngeiſtige Entwicklung bildeten und als deren vornehmſten Sitz in jener Zeit wir uns Göttingen zu denken haben, hatte ſich, ſeit Mitte des Jahrhunderts etwa, auch ein gewiſſer geſchichtlicher Sinn in der Nation entwickelt, eine gewiſſe Theilnahme an praktiſch-politiſchen Dingen, die zum Theil noch ſehr nach der Lampe des Gelehrten roch, dennoch aber die erſten Keime einer heranwachſenden politiſchen Bildung in ſich verbarg.

Auch dieſe Richtung wieder verſchaffte ſich ſofort ihren journaliſtiſchen Ausdruck, zuerſt in Büſchings Magazin für die Hiſtorie und Geographie (1767), ſpäterhin, in großartigſter Weiſe, mit fortwährender unmittelbarſter praktiſcher Beziehung, in dem berühmten Schlözerſchen Briefwechſel (zuerſt 1775 als fliegende Blätter, ſeit 1776 unter dem Titel Neuer Briefwechſel als regelmäßiges Journal, ſpäter, ſeit 1782, als Staatsanzeiger fortgeſetzt). „Dieſer Letztere war zu ſeiner Zeit ſolche Macht in Deutſchland, daß bekanntlich ſelbſt Maria Thereſia bald ungeduldig, bald ängſtlich nachzufragen pflegte: ob noch kein Schlözer wieder da ſei? —

Aehnlich ging es mit den Naturwiſſenſchaften, ähnlich ganz beſonders mit dem Studium der Alten. Alle dieſe und eine Menge verwandter Disciplinen hatten an der Entwicklung der Literatur, die inzwiſchen vor ſich gegangen war, näheren oder fernern Antheil genommen; alle hatten einſehen gelernt, daß dieſes gemiſchte Publikum, dieſe große, nicht gelehrte, aber lernbegierige, theilnehmende Maſſe, welche ſich zuerſt an den Moraliſchen Wochenſchriften herangebildet hatte, unendlich mehr werth ſei, als jene Hand voll Gelehrter, die den Leſerkreis der eigentlichen Fachjournale bildete, und daß keine Kenntniß ſo ausſchließend, keine Wiſſenſchaft ſo hochgelehrt, ſie mußte, um ſich ſelbſt lebendig zu erhalten, dem Geſchmack des Tages nachgeben und ſich ein Weniges annehmen von jener belletriſtiſchen Cultur, die in dieſem Augenblick die wahre Cultur der Zeit war.

Wer nun aber dieſe verſchiedenen, bis jetzt noch zerſtreuten Elemente der Zeit zu Einem Journal zuſammenzufaſſen verſtand, einem Journal, deſſen eigentliche Baſis natürlich eben die belletriſtiſche Bildung bleiben mußte, der mußte damit auch nothwendig einen außerordentlichen Einfluß auf die Zeit ſelbſt gewinnen und zugleich eine ganz neue, an Umfang und Wirkſamkeit alle früheren weit übertreffende Epoche unſerer Journaliſtik eröffnen.

Wo die Geſchichte derartige bedeutende Probleme ſtellt, da finden ſich auch allemal, und in den meiſten Fällen weit weniger aus Einſicht, als aus Inſtinkt, Männer, welche die Löſung derſelben verſuchen. Auch dieſes neue großartige centraliſirende Journal, das nun ſchon nicht mehr blos Kritik und Production, ſondern auch Kunſt und Wiſſenſchaft, Natur und Geſchichte, Rechts- und Staatswiſſenſchaft, kurzum den ganzen Umfang der damaligen ſo außerordentlich erweiterten Bildung zuſammenfaſſen ſollte, und zwar (wir wiederholen es) zuſammenfaſſen auf der Grundlage des herrſchenden belletriſtiſchen Geſchmacks, wurde beinahe gleichzeitig von zwei Orten aus unternommen, von zwei höchſt verſchiedenen Männern, in weſentlich verſchiedener Weiſe — und doch, wenn wir billig urtheilen wollen, beide Male ſo, daß es den Unternehmern zu höchſter Ehre, unſerer Literatur aber zu dauerndem Nutzen gereichte.

Die erſte dieſer Zeitſchriften war der Wieland'ſche Merkur (1773). Zwar, wer Wieland genauer kennt, nicht blos aus jenem kleinen Theil ſeiner Schriften, der allenfalls noch heutzutage geleſen wird, ſondern namentlich auch aus den verſchiedenen Briefſammlungen, die von ihm gedruckt ſind, der weiß auch, daß in Betreff ſeiner perſönlichen Eigenſchaften niemand weniger geeignet war, die Redaction eines Blattes zu führen, und noch dazu eines Blattes von dieſem Umfang, dieſer Mannichfaltigkeit der Aufgaben, als der völlig princip- und haltungsloſe, von Allem gereizte, durch Alles enthuſiasmirte, ewig hin- und herſchwankende Wieland — dieſer Wieland, der von der horaziſchen tranquillitas animi, die er in ſeinen Verſen ſo zierlich beſang, im eignen Leben ſo blutwenig bewies, der weichherzigſte, eitelſte aller Dichter, der zwar wohl den Tadel mit Reſignation und Klugheit über ſich ergehen laſſen konnte, der jedoch niemals vermochte einem Lobe zu widerſtehen, auch nicht aus dem unbedeutendſten, dem ſchmutzigſten Munde!

Andererſeits indeß war auch gerade Wieland wieder der Allergeeignetſte, ja der geſchichtlich Berufene. Auch in der Aeſthetik ohne Conſequenz und Strenge der Grundſätze, auch hier mehr inſtinktmäßigen Eingebungen eines laxen, aber geſunden, naturwüchſigen Talentes folgend, als bewußten, ſtetigen Principien, ſtellt Wieland ſich als der eigentliche poetiſche Vertreter des populären belletriſtiſchen Geſchmackes dar, wie wir denſelben ſoeben definirt haben. Er iſt der eigentliche Dichter der Aufklärung, im guten und ſchlimmen Sinne, der poetiſche Pendant Nicolai's, mit dem er deshalb auch immer perſönlich im beſten Vernehmen ſteht; zur ſelben Zeit noch, als er für Goethe ſchwärmt und ihn fußfällig anbetet als die „göttlichſte Kreatur“, zieht eine ſtille, unbewußte Wahlverwandtſchaft ihn immer wieder zu dem Berliner Kritiker hin. Auch wollen wir mit dieſem Vergleich gar keinen Tadel ausſprechen, im Gegentheil, ein Lob, ſogar ein recht warmes, indem Nicolai nach unſerm Dafürhalten bei all ſeiner Einſeitigkeit doch in der That ein höchſt bedeutender, um die Entwicklung unſrer Literatur höchſt verdienter Mann war, den es wohl endlich an der Zeit wäre von der einſeitigen und für uns geradezu thörichten Gehäſſigkeit, die noch immer auf ſeinem Andenken laſtet, zu befreien. —

In ſeinem ſchwäbiſchen Reichsſtädtchen hatte Wieland lange Zeit in großer Einſamkeit, fern von allen literariſchen Verbindungen, gelebt; auch als Schriftſteller war er von der Journaliſtik nicht immer zum Beſten behandelt worden. Als er nun (1769) von Biberach nach Erfurt, von Erfurt nach Weimar kam, recht in die Nachbarſchaft jener großartigen literariſchen Induſtrie, die dazumal beſonders in Leipzig und Halle getrieben ward; als er, zu ſeiner innigſten Freude und zugleich mit beſtem, aufrichtigſtem Gewiſſen, ſich ſelbſt geſtehen durfte, mit ſeinen Komiſchen Erzählungen, ſeiner Muſarion, ſeinem Agathon u. ſ. w. den Geſchmack der Nation getroffen zu haben, wie kein Anderer; als er ſich jetzt auch perſönlich von allen Seiten aufs Zuvorkommendſte begrüßt und als ein Haupt der Literatur anerkannt ſah: ſo tauchte allmählig ein Plan in ihm auf, den er ſchon früher gelegentlich in ſeiner Einſamkeit genährt hatte — der Plan zu eben jener großen, die geſammte Bildung der Zeit auf dem Niveau der Belletriſtik zuſammenfaſſenden Zeitſchrift, dergleichen wir oben im Allgemeinen charakteriſirt haben. Wieland war dazumal, in der Zeit zwiſchen Klopſtock und Goethe, ohne Widerſpruch einer der geleſenſten, ja vielleicht geradezu der geleſenſte Autor in Deutſchland. Beſonders in der vornehmern Geſellſchaft, die ſich damals hauptſächlich noch von franzöſiſcher Lectüre nährte, war er beinahe der einzige deutſche Poet, welcher überhaupt Zutritt hatte. So namentlich in Wien, wo er, ſeitdem ein Franzoſe, der Marquis von Boufflers, ihn zuerſt gleichſam für das Wiener Publikum entdeckt hatte, der allgemeine Abgott der vornehmen Kreiſe war. Es lag nahe, von den Vortheilen dieſer Stellung Gebrauch zu machen, und da die öffentliche Meinung ihn nun einmal zum Herren und Meiſter des Tages erhoben hatte, ſich auch in der Tagesliteratur als Herren und Meiſter zu erweiſen.

Dazu geſellte ſich noch ein äußerliches Motiv, ein Motiv, das dem guten Merkur leider ſein ganzes langes Leben hindurch nur allzuſehr anzumerken geweſen iſt und das wir, ſo frivol es beim erſten Anblick auch erſcheint, dennoch auch an dieſer Stelle nicht ganz unberührt laſſen dürfen, da es mit einer weſentlichen und durchgreifenden Richtung der Zeit in nächſter Verbindung ſteht: das ökonomiſche Motiv. Es war die Zeit damals, wo die deutſche Literatur, im Bewußtſein ihrer innern Kraft und Fülle, auch nach äußerlicher Selbſtändigkeit rang und ſich namentlich auch von der Obherrſchaft der Buchhändler zu befreien ſtrebte; das Pränumerantenweſen oder -Unweſen, das dazumal von den Schriftſtellern getrieben ward, die Verſuche eines Leſſing und Anderer, ſich auf eigene Hand als Buchhändler zu etabliren, und vieles Aehnliche gehen ſämmtlich aus dieſem Beſtreben hervor und finden in ihm ihre Erklärung.

Auch Friedrich Jacobi, um jene Zeit mit Wieland innigſt befreundet, hatte Letzterem den Vorſchlag gethan, eine eigene Verlagshandlung, zunächſt natürlich für ihre eigenen Schriften, zu begründen. Das nun zwar hatte Wieland, gewarnt durch den ungünſtigen Ausgang des bekannten Leſſing'ſchen Unternehmens in Hamburg, abgelehnt. Aber indem die Freunde dadurch überhaupt auf den Gedanken buchhändleriſcher Unternehmungen gekommen waren, ſo war auch jenes Journalproject wieder in Erwägung gezogen worden; man beſchloß, zwar nicht ein völliges Verlagsgeſchäft, aber wenigſtens dieſe Zeitſchrift zu gründen und zwar auf eigene Koſten, als eigenen Verlagsartikel. Die Verbindung mit Jacobi löſte ſich gleich Anfangs und die ganze Laſt, nicht nur der geiſtigen Leitung, ſondern auch des weitverzweigten, höchſt mühſamen geſchäftlichen Betriebes, der Verkehr mit Papierhändlern, Druckern, Buchbindern, bis hinunter zum Verpacken der Ballen, fiel auf Wieland allein; erſt im Verlauf der Zeit gewann er dafür an Bertuch, dem bekannten Stifter des Weimar'ſchen Induſtrie-Comptoir's, einen geſchickten und thätigen Beiſtand.

Nun begreift es ſich leicht, wie ſehr erſtlich durch dieſe Laſt mechaniſcher, ſo ganz unpoetiſcher, unkünſtleriſcher Geſchäfte der heitere Muth des Herausgebers zu Zeiten verſtimmt und das ganze Geſchäft ihm verleidet werden mußte. Zweitens aber, wie Wieland denn (und auch das wieder ſoll ihm zu vollſter Ehre geſagt ſein) ein richtiger deutſcher Hausvater war, bedacht, das Seine zuſammenzuhalten und ſeiner zahlreichen Familie nicht nur jederzeit das Nöthige, ſondern auch noch ein Weniges darüber zu verſchaffen, ſo war es auch ziemlich natürlich, daß er ſeinen Gewinn am Merkur ſo groß wie möglich zu machen, folgerecht alſo auch das Journal ſo billig herzuſtellen ſuchte wie möglich, ſelbſt auf die Gefahr hin, dem innern Werthe deſſelben damit Abbruch zu thun. Man muß es in den ſchon erwähnten Briefwechſeln nachleſen, wie kläglich Wieland ſich im Geldpunkt geberdet, wie er marktet und handelt um den Gulden, ja wie er gleich Anfangs Mitarbeiter engagirt (z. B. den bekannten Gießner Schmidt) von ſo verrufenem Namen, daß, wie er ſelbſt ſagt, „der bloße Soupçon, ſie wären Mitarbeiter am Merkur, hinreichend wäre, das Unternehmen in Grund zu bohren“, und die er gleichwohl heimlicher Weiſe, unter fremder Chiffre, mitarbeiten läßt, — bloß weil ſie es hübſch billig machen!

Schon in ſeiner erſten Ankündigung hatte Wieland ausdrücklich die Dilettanten zur Theilnahme mit eingeladen. Es war auch dies eine allgemeine Richtung der Zeit, welche namentlich der Journalismus ſehr ſchwer zu empfinden hatte; wie in der Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes Jeder, der nur ſeine geraden fünf Sinne hatte, auch ohne Weiteres als Philoſoph galt, ſo ſollte auch in dieſer populären Belletriſtik Jeder, den das Gelüſt anwandelte, ohne Weiteres theilnehmen dürfen an der Literatur. Wie es keine Laien in der Philoſophie mehr geben ſollte, ſo auch keine Laien mehr in der Kunſt; auch hier ſollte das empiriſche Belieben ohne Weiteres berechtigt und befähigt ſein; wer dachte, war auch Philoſoph, wer Verſe machte, Poet. — Im Merkur nimmt dieſe Dilettantenarbeit (die beiläufig geſagt ſehr billig war, nämlich gratis) mit jedem Jahre mehr Raum ein, ſo daß ſie die Künſtlerarbeit zuletzt faſt ganz daraus verdrängte, trotz Wieland's eigener ungemeiner Fruchtbarkeit, der bekanntlich ſeine poetiſchen Sachen vom Jahre 1773 ab ſämmtlich zuerſt im Merkur abdrucken ließ.

Den Titel und die äußere Einrichtung ſeines Blattes entlehnte Wieland vom Mercure de France, demſelben, der hundert Jahre früher (1672) als Mercure Galant von Jean Donneau de Vizé gegründet worden war und der erſt im Jahre 1818, als das bändereichſte aller Journale (die ganze Reihenfolge beträgt faſt achtzehnhundert Bände), zu Grabe gegangen iſt. — Der Mercure Galant, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, war die eigentliche poetiſche Hofzeitung Ludwigs XIV. De Vizé († 1710) ſelbſt war eine Art Hofhiſtoriograph des Königs; er wohnte im k. Schloß und war der tägliche Zeuge aller jener prächtigen Feſte, jener Luſtbarkeiten und Abenteuer, welche den Hof dieſes Fürſten zum glänzendſten und eigentlich tonangebenden von Europa machten. Auch ſein Journal hatte zunächſt keinen andern Zweck, als die Herrlichkeit dieſes Hoflebens poetiſch zu feiern und die kleinen geiſtreichen Einfälle, die Witzworte, Epigramme, Liederchen zu ſammeln, welche in dieſer Geſellſchaft zu Tage kamen. Erſt ſpäterhin, im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts, erweiterte er ſich zu dem, was wir heutzutage unter einem belletriſtiſchen Journal überhaupt begreifen.

Es war nun gewiß nicht bloßer Zufall, auch nicht bloße literargeſchichtliche Kenntniß, ſondern vielmehr ein inſtinktmäßiger Zug ſeiner Natur war es, daß Wieland ſich gerade dieſes Vorbild erwählte. Oder war Wieland nicht ſelbſt eine Art Hofpoet, wenn auch in ſehr gereinigter, ſehr veredelter Geſtalt? Hatte er nicht den Goldenen Spiegel geſchrieben? War er nicht darauf hin Prinzenerzieher geworden? Galt er nicht ganz allgemein als der erklärte Günſtling der Herzogin Amalie? War er endlich nicht, wie wir ſchon vorhin andeuteten, der Lieblingsdichter gerade der Vornehmen und Reichen im Lande? — Auch dieſer höfiſche Zug durchdringt den Wieland'ſchen Merkur tiefer, als es dem Blatte ſelbſt gut geweſen iſt. Nächſt dem ökonomiſchen Intereſſe, das wir vorhin beſprachen, hat dem Merkur gewiß nichts ſo viel Schaden gethan und ihn nichts ſo herabgezogen von der Höhe des Geſchmacks, auf der Wieland ſich doch practiſch bewegte, als dieſe unglückliche Fügſamkeit des Herausgebers gegen Alles, was vornehm, reich, adelig war. Da waren keine Verſe ſo lahm, kein Räſonnement ſo ſeicht und es kam etwa von einem öſterreichiſchen Edelmanne her, ſo wurde es aufgenommen; kein Buch ſo fade, aber es hatte einen hochadeligen Verfaſſer, ſo mußte es zum wenigſten mit Glaçehandſchuhen angefaßt werden.

Wie denn überhaupt die Kritik bei Weitem die ſchwächſte Seite des Merkur bildete. Zwar war Wieland auch hierbei von dem ſehr richtigen Grundſatz ausgegangen, unbekümmert um die äußerliche Vollſtändigkeit, nur ſolche Schriften zur Anzeige zu bringen, welche die Aufmerkſamkeit des Publikums in der That verdienten. Allein inconſequent und von tauſend Rückſichten und Zufälligkeiten beherrſcht, wie er war, vermochte er auch dieſem ſeinen eigenen Grundſatz nicht treu zu bleiben. Ja es iſt geradezu ſpaßhaft, wie bald und in wie hohem Grade er davon wieder abwich; ſchon im ſiebenten Bande des Merkur z. B. finden wir, neben Lenz' Hofmeiſter, Lavaters Vermiſchten Schriften, Heinſe's Laidion, Klopſtock's Gelehrten-Republik auch ein neu erfundenes „Rauchtabacks-Klyſtir-Inſtrument" angezeigt! — Da er ſelbſt theils vielleicht die Mühe ſcheute, theils ſich auch wohl ſeiner Untauglichkeit zum Recenſenten bewußt war, ſo gab er, einzelne beſonders wichtige Fälle ausgenommen, den kritiſchen Artikel meiſt in Entrepriſe. So den belletriſtiſchen an den ſchon früher erwähnten Gießner Schmidt, den hiſtoriſchen an den Vielſchreiber Meuſel; ſo andere an Andere. Auch Merk in Darmſtadt gehörte zu ſeinen fleißigſten und dieſer jedenfalls zu ſeinen vorzüglichſten Mitarbeitern, wie überhaupt, ſo namentlich auch im kritiſchen Fache. — Wieland's reizbare, ungleiche Natur führte es jedoch mit ſich, daß er ſich mit Niemand auf die Dauer vertragen konnte. Wie daher ſein unmittelbarer perſönlicher Umgang ein fortwährender Wechſel von Freundſchaft und Feindſchaft, Bewunderung und Abſcheu, ein fortwährendes Zanken und ſich wieder Vertragen iſt, ſo hielt er, vielleicht nur den einzigen Merk ausgenommen, auch mit ſeinen kritiſchen Gehilfen ſelten lange Frieden; er hofmeiſterte ſie, dankte ab, wechſelte und änderte, wie neue Launen und Verbindungen ihm aufſtießen. Wieland war, wie in ſeiner Poeſie, ſo auch in der Kritik nur ein Eklektiker, allerdings von gebildetem Geſchmack und offenen, geſunden Sinnen: aber auch der gebildetſte Eklekticismus kann den Mangel wahrer Principien nicht erſetzen. Wie er ſelbſt in ſeinem perſönlichen Verhalten, ſo irrt und ſchwankt auch ſein Merkur zwiſchen allen möglichen Parteien umher; von ſämmtlichen literariſchen Richtungen, die in den faſt vierzig Jahren ſeiner Exiſtenz auftauchten, vom erſten Auftreten Goethe's an, der ihn eben dieſer Principloſigkeit halber den „Saumerkur" ſchalt und gleichwohl doch ſelbſt zu Zeiten an dieſem „Saumerkur" Antheil nahm, bis zu Schiller, der ihm im Jahre 1789 wieder auf die Beine helfen ſollte, und weiter von Schiller bis zu den Schlegel's (denn, ſo unglaublich es klingt, ſo haben doch auch dieſe am Merkur mitgearbeitet, in den neunziger Jahren), iſt nicht eine einzige, gegen die der Merkur ſich nicht Anfangs polemiſch erklärt, die er demnächſt nicht ſelbſt zur Mitarbeiterin angenommen — und mit der er ſich ſchließlich nicht wieder verfeindet hätte. Es iſt daher auch nicht möglich, einen beſtimmten Mitarbeiterkreis des Merkur zu bezeichnen, es müßten denn etwa die Dilettanten ſein; der Merkur war eben der große Papierkorb der damaligen Literatur und es geſchah ihm daher auch ganz recht, als er ſchließlich (ſeit 1796) einem Manne in die Hände fiel, wie — Böttiger!

Gleichwohl, trotz dieſer und vieler ähnlichen Gebrechen, war doch der Gedanke, der dem Wieland'ſchen Unternehmen zu Grunde lag, an ſich ſo richtig und zeitgemäß, daß daſſelbe nicht nur von dem lebhafteſten Beifall des Publikums empfangen ward, ſondern ſich denſelben auch geraume Zeit hindurch erhielt. Gleich auf die erſte Ankündigung hin war eine Auflage von drittehalbtauſenden Exemplaren erſchöpft und ſelbſt eine zweite fand, trotz verſchiedener Nachdrücke, noch reichlichen Abſatz.

Wie und in welchen Stadien er von dieſer Höhe wieder herabſank, ja wie ſelbſt der energiſche Verſuch, welchen Wieland gegen Ende der achtziger Jahre zur Wiederaufnahme ſeines Blattes machte, indem er Schiller zum Mitredacteur annahm, ohne den gewünſchten Erfolg blieb; wie das Blatt dann ferner zur Zeit der franzöſiſchen Revolution ſich mit Vorliebe auf das Feld politiſcher Betrachtung warf, freilich auch hier ohne beſonderes Glück, und wie es dann endlich unter Böttiger's Leitung langſam, mühſelig einſchlummerte (1810) —

dies und Anderes muß einer ausführlichern Geſchichte des deutſchen Journalismus vorbehalten bleiben. Für jetzt eilen wir, zunächſt einen flüchtigen Blick zu werfen auf jenes zweite große Journal, das faſt gleichzeitig mit Wieland's Merkur entſtand und das wir in mehrfacher Hinſicht als ſeine Ergänzung betrachten dürfen: das Deutſche Muſeum.

In dem Wieland'ſchen Merkur, wie wir denſelben ſo eben geſchildert haben, überwog, zum Guten wie Böſen, der Poet; im Deutſchen Muſeum dagegen tritt, wenn auch noch immer auf der allgemeinen belletriſtiſchen Grundlage der Zeit, doch das hiſtoriſch-politiſche, überhaupt das reale Element mehr in den Vordergrund. Der Merkur ging von dem Muſenſitz Weimar aus; das Deutſche Muſeum hatte ſeinen Sitz in Hannover und Kaſſel, das heißt alſo in der nächſten Nachbarſchaft Göttingens, als der eigentlich hiſtoriſchen, der realen Univerſität der Zeit.

Auch die Perſönlichkeit der Herausgeber ſteht damit in genaueſter Uebereinſtimmung: Boie, der bekannte Mittelpunkt des Göttinger Dichterbundes, ein Mann von milder, billiger Denkungsart und feinem, wenn auch etwas nüchternem Geſchmack, der ſein Redactionstalent bereits am Göttinger Muſenalmanach bethätigt hatte — und Dohm, der ſpätere Diplomat und Geſchichtsſchreiber Friedrich des Großen, der dazumal als Lehrer am Carolinum in Kaſſel lebte. Beſonders durch dieſen letztern wurde das hiſtoriſch-politiſche Element in den Vordergrund geſchoben, nicht eben, wie wir aus ſeinen eigenen halb ſcherzhaften Klagen ſchließen mögen, zur Befriedigung des größeren Leſerkreiſes, deſſen Sinn ſich noch immer zumeiſt der Belletriſtik zuneigte, wohl aber zum entſchiedenſten Gewinn des Blattes ſelbſt, das auch rückſichtlich ſeiner politiſchen Haltung zu den freiſinnigſten, achtbarſten und conſequenteſten, nicht nur ſeiner Zeit, ſondern der deutſchen Journaliſtik überhaupt gehört.

Dieſe conſequente männliche Haltung, in welcher der perſönliche Charakter ſeiner Herausgeber ſich abſpiegelt, unterſcheidet es nun namentlich von dem hin- und herſchwankenden, principloſen Wieland'ſchen Merkur, zu dem es überhaupt, wenn nicht nach der Abſicht der Herausgeber ſelbſt, doch nach der allgemeinen Auffaſſung des Publikums, eine Art von Oppoſitionsblatt bildete. Unſere Leſer entſinnen ſich aus der allgemeinen Geſchichte unſerer Literatur, welch tiefer Gegenſatz zwiſchen Wieland und jenem jungen Göttinger Kreiſe, den bewundernden Schülern Klopſtock's, waltete. Dieſer Gegenſatz geht auch durch die beiden Journale, nur daß Wieland theils zu unſtet, theils zu ſchüchtern, Boie aber zu friedlichen Geiſtes war und ein zu entſchiedener Gegner aller literariſchen Fehden, um denſelben beſonders herauszukehren. Ueberhaupt iſt die Kritik im Deutſchen Muſeum nur ſehr ſpärlich vertreten; jene regelmäßigen kritiſchen Ueberſichten, dergleichen der Merkur gab, werden hier vergebens geſucht.

Deſto entſchiedener dagegen ſpricht der erwähnte Gegenſatz ſich in dem Mitarbeiterkreiſe des Deutſchen Muſeums aus. Derſelbe iſt weit feſter, weit ſtändiger, als bei dem Merkur. Außer einigen Göttinger Gelehrten, wie Lichtenberg, Feder, Käſtner ꝛc. und den Mitgliedern des ehemaligen Göttinger Dichterbundes, namentlich Voß, Bürger, vor Allem Stolberg, rekrutirte daſſelbe ſich hauptſächlich aus dem jüngeren genialen Anwuchs, jenen Stürmern und Drängern, aus deren unklaren Nebeln ſich bekanntlich die Sonne der Goethe'ſchen Dichtung hervorrang; eben jene ſtarken Geiſter, gegen die der rationaliſtiſche, nach Berliner Aufklärung ſchmeckende Merkur ſich zum mindeſten ſkeptiſch verhielt, ein Lenz, Wagner, Sprickmann ꝛc. gehören theils zu den fleißigſten Mitarbeitern des Blattes, theils werden ſie von ihm geprieſen und anerkannt. Doch wußte Boie's milde, männliche Beſonnenheit, die ja ſelbſt die jungen Recken des Göttinger Dichterbundes im Zaum gehalten, auch hier jede Maßloſigkeit und Ausſchweifung zu hintertreiben. —

Ein beſonderes charakteriſtiſches Element ferner iſt die patriotiſche Färbung des Blattes. Wie es von Deutſchland den Namen entlehnte, auch hierin der Gegenſatz des Wieland'ſchen Blattes, das ſich nach einer franzöſiſchen Zeitſchrift taufte, ſo wird es auch von ihm ſelbſt als einer ſeiner vornehmſten Zwecke ausgeſprochen, „die Deutſchen mit ſich ſelbſt bekannter und auf ihre eigenen National-Angelegenheiten aufmerkſam zu machen"; es will „zur Nachahmung der aufgeklärteſten Nationen Europa's auffordern, die ihre Einrichtungen dem freien Urtheil des Pubikums vorlegen und davon ſchon ſo manchen Vorheil gehabt haben." Deutſchland daher und deutſche Zuſtände, deutſche Sprache, deutſche ältere Literatur bilden den eigentlichen Mittelpunkt des Blattes; für das letztere Fach namentlich, in welchem Eſchenburg, Anton und Andere thätig waren, iſt es noch heutzutage eine Fundgrube, die niemand ohne Nutzen aufſuchen wird. Auch Reiſeberichte aus Deutſchland, Schilderungen deutſcher Städte und Gegenden bilden einen weſentlichen Theil ſeines Inhalts; es iſt das ſpätere Correſpondenzenweſen, das ſich in dieſen Reiſeberichten wie auch in den Briefen aus Paris, London (von Lichtenberg) ꝛc. zuerſt und in höchſt achtbarer Weiſe entfaltet.

Um alſo die obige Parallele noch einmal aufzunehmen: der Merkur, darf man ſagen, war süd-, das Deutſche Muſeum norddeutſch; jener öſterreichiſch, dieſes preußiſch. Oder auch: der Merkur war das abſtracte, kosmopolitiſche, das Deutſche Muſeum das nationale, patriotiſche Blatt.

Bei ſo viel Verſchiedenheit trafen beide Blätter dennoch leider in Einem Punkte zuſammen: in dem Ueberwuchern des Dilettantismus. Dohm hatte ſich gleich nach den erſten Jahren von dem Unternehmen zurückgezogen; Boie, ebenfalls von anderen Pflichten in Anſpruch genommen, vermochte die Redaction nicht immer mit der Strenge zu leiten, die doch übrigens in ſeinen Grundſätzen lag. Zwar jene literariſchen Vetterſchaften, jene Rückſichten und Convenienzen, denen Wieland die Ehre ſeines Blattes nicht ſelten bloßſtellte, übten auf den charakterfeſten, ehrlichen Boie keinen Einfluß. Aber die Noth, die leidige Manuſcriptnoth, an welcher, wie wir ſogleich ſehen werden, noch viel großartigere Unternehmungen zu Grunde gehen ſollten, zwang ihn mehr und mehr von ſeiner Strenge nachzulaſſen. Schon im dritten Jahrgang mußte er ſich im Deutſchen Muſeum ſelbſt von Stolberg tröſten laſſen, wie jener ſeeländiſche Bauer über das viele Unkraut, das zwiſchen den Aehren aufgeſchoſſen: „giebt's nicht ſo viel im Korn, ſo giebt es doch gutes Futter für's Vieh." —

Mit der Zeit verdrängte das Unkraut den Weizen denn auch wirklich. Streitigkeiten mit der (Leipziger)

Cenſur auf der einen, dem Verleger auf der andern Seite verleideten Boie das Unternehmen völlig; nachdem ein mit großem Muth und vortrefflichen Kräften unternommener Anlauf zur Erneuerung des Blattes (Neues Deutſche Muſeum, 1791 — 1792) das gehoffte Reſultat ebenfalls nicht gehabt hatte, ließ er es freiwillig eingehen, auch in dieſem Stück männlichern Geiſtes als Wieland, der, wie wir erzählt haben, ſeinen Merkur bei lebendigem Leibe langſam abſterben ließ. —

Dieſe beiden Blätter nun, der Wieland'ſche Merkur und das Deutſche Muſeum, als die eigentlich charakteriſtiſchen und zeitgemäßen, geben ſofort wieder das Signal zu einer unendlichen Menge von Wiederholungen und Nachahmungen. Dem Gegenſatz gemäß, den wir ſchon an den beiden Muſtern ſelbſt nachgewieſen haben, zertheilen ſich dieſelben in zwei große Gruppen. Auf der einen, der Wieland'ſchen Seite, ſtehen die vorzugsweiſe belletriſtiſchen, poetiſchen, von der Jacobiſchen Iris an (1774 — 76) bis zu dem Ganymed, der von 1781 — 94 unter Kotzebues Namen erſchien; auch die ganze Theaterjournaliſtik lehnt ſich auf dieſe Seite. Es iſt, wie wir wohl kaum erſt hinzuzuſetzen brauchen, nicht eben die Lichtſeite unſerer Journaliſtik. Der raſche Verfall, der den Merkur ſelbſt ereilt hatte, wiederholt ſich auch an dieſen ſeinen Nachahmern; bald ſpielt die belletriſtiſche Journaliſtik der achtziger und neunziger Jahre dieſelbe klägliche abgelebte Rolle, wie die Moraliſchen Wochenſchriften in den funfziger und ſechziger Jahren.

Weit glücklichern Fortgang hatten diejenigen Journale, die ſich das Boie'ſche Muſeum zum Muſter genommen. Solche ſind namentlich das Lichtenberg-Forſter'ſche Magazin (ſeit 1780), die Berliner Monatsſchrift (ſeit 1783), das Gockingk'ſche Journal von und für Deutſchland (ſeit 1784), die zahlreichen Archenholz'ſchen Journale ꝛc. Auch dieſe Blätter im Einzelnen zu charakteriſiren, muß der Specialgeſchichte der Journaliſtik vorbehalten bleiben; für unſern Zweck genügt es ebenfalls wieder, ihr geiſtiges Herkommen nur im Allgemeinen angedeutet und den gemeinſamen Boden bezeichnet zu haben, in welchem ſie wurzeln. —

Faſſen wir hiernach noch einmal das Charakteriſtiſche dieſer letzten Epoche zuſammen. Die productive Belletriſtik, in Gefahr von der Kritik überholt und verdrängt zu werden, concentrirt ſich; ſie zieht, um an Maſſe zu gewinnen, die praktiſchen Gebiete der Naturwiſſenſchaft, der Geſchichte, ſogar auch der Politik zu ſich heran; ſie ſucht ferner die bisherige Scheidewand zwiſchen Autor und Leſer aufzuheben und ſich in den allergenaueſten Verkehr mit dem Publikum zu ſetzen, dadurch daß ſie die Leſer geradehin zu Schriftſtellern emancipirt. Und endlich thut ſie dies Alles auf der Grundlage des ſpecifiſch-belletriſtiſchen Geſchmacks, in welchem wir das äſthetiſche Seitenſtück zu der Aufklärung des geſunden Menſchenverſtandes erkannt haben.

Keine Frage, daß dieſe Entwicklungsſtufe eine für ihre Zeit höchſt fruchtbare und wichtige war und daß wir daher dieſen ſpecifiſch-belletriſtiſchen Journalismus, mit ſeinen allmäligen Erweiterungen und Uebergriffen, als eine höchſt bedeutende Erſcheinung anzuerkennen haben. Aber daß die Halbheit, die ihm zu Grunde lag, ihm ſelbſt doch endlich verderblich werden mußte und daß er ſich daher, trotz ſeines ungeheueren Umfangs und trotz der Mannigfaltigkeit ſeiner Nüancen, auf die Dauer dennoch nicht halten konnte, das liegt ebenfalls auf der Hand und werden es auch unſere Leſer bereits aus dem Schickſal ſeiner beiden Hauptrepräſentanten zur Genüge erkannt haben.

Vielmehr, um den richtigen Gedanken, der hier allerdings zu Grunde lag, wirklich mit Conſequenz und Bewußtſein auszuführen, dazu mußte erſt eine feſtere, zuverläſſigere Baſis geſchaffen, mußten ſtrengere Regeln beobachtet werden, als der bloße belletriſtiſche Geſchmack darbieten konnte. Dann war es auch bei Weitem nicht genug, daß, wie in der Mehrzahl dieſer Journale geſchah, Belletriſtik und Wiſſenſchaft bloß buntſcheckig neben einander geſtellt wurden, ſondern dieſe beiden Elemente mußten wirklich innerlich mit einander verſchmolzen — das heißt, das Schöne mußte mit wiſſenſchaftlichem, das Wiſſenſchaftliche mit ſchönem Sinne betrieben werden. Endlich aber war es auch unerläßlich, daß die gelockerte Scheidewand zwiſchen Autor und Leſer wieder hergeſtellt und der ſo fruchtbare wie unreife Dilettantismus wieder zum Tempel hinausgejagt ward.

Oder, um es mit zwei Worten zu bezeichnen, welche Jeder, der mit der in Rede ſtehenden Entwicklung unſerer Literatur auch nur oberflächlich vertraut iſt, ſich ohne Mühe deuten kann: wie der bloße geſunde Menſchenverſtand zum philoſophiſchen, ſo mußte auch die principloſe Belletriſtik zum äſthetiſchen Bewußtſein, der laxe populäre Geſchmack zum ſtrengen claſſiſchen erhoben werden.

Den erſten Theil dieſer Forderung hatte die Kantiſche Philoſophie gelöſt. Ihr erſtes journaliſtiſches Organ und überhaupt die erſte, in ſtrengerm Sinne philoſophiſch-kritiſche Zeitſchrift unſerer Literatur iſt die Allgemeine Literatur-Zeitung, die von Schütz, Hufeland, Bertuch ꝛc. im Jahre 1784 zu Jena gegründet ward und die ſich dann im Jahre 1804 in die Jenaiſche und Halliſche Literatur-Zeitung ſpaltete; beide haben ihre lange und ruhmreiche Laufbahn bekanntlich erſt in der allerjüngſten Zeit beſchloſſen.

Die zweite Hälfte der Aufgabe wurde — wir dürfen nicht ſagen wirklich gelöſt, aber doch wenigſtens in ihrer künftigen Löſung angedeutet und vorbereitet durch jenes Journal, in und an welchem nicht nur die Namen, ſondern, zu unſchätzbarem Gewinn unſerer geſammten Literatur, auch die geiſtigen Kräfte unſerer beiden größten Dichter, Goethe's und Schiller's, zuſammenwuchſen und deren Andenken daher mit Recht jedem Gebildeten noch jetzt verehrungswerth iſt: die Schillerſchen Horen (1795—97). Die Horen verhalten ſich zur Allgemeinen Literatur-Zeitung genau, wie der Wieland'ſche Merkur zur Allgemeinen Deutſchen Bibliothek; ſie ſelbſt ſind (oder ſollten doch wenigſtens ſein) die klaſſiſche, auf dem Boden des abgeklärten philoſophiſchen wie äſthetiſchen Bewußtſeins vollzogene Wiedergeburt deſſelben centraliſirenden, zuſammenfaſſenden Gedankens, welcher Wieland einſt bei der Stiftung ſeines Merkur vorgeſchwebt hatte.

Und ſo ſehen wir denn bei Gründung der Horen, gewiß nicht mit Abſicht, wohl aber mit jenem geſchichtlichen Inſtinct, der eben die Mitgift aller bedeutenden Naturen iſt, ausdrücklich alle diejenigen Fehler vermieden, an denen die Wieland'ſche Zeitſchrift geſcheitert war. Statt der ökonomiſchen Berechnung, welcher der Merkur einen guten Theil ſeines Daſeins verdankte, hier die reinſte, idealſte Hingabe an die Sache ſelbſt; ſtatt der kleinlichen Knauſerei, mit welcher Wieland ſeine Mitarbeiter, ſo zu ſagen, unter den Mindeſtfordernden ausſuchte, hier eine faſt verſchwenderiſche Freigebigkeit; ſtatt der Buntſcheckigkeit, mit welcher Wieland die Spalten ſeines Merkur auf gut Glück zuſammenſetzte, hier, wenigſtens nach dem urſprünglichen Plan des Unternehmens, die vorſorglichſte, ja peinlichſte Auswahl; ſtatt der Leichtfertigkeit, mit welcher Wieland Jedem die Pforte öffnet, der nur irgend Luſt dazu hat, hier eine rigoriſtiſche, faſt fanatiſche Strenge. Dieſer letztere Punkt beſonders war von großer Wichtigkeit; er war unerläßlich, wenn wir jemals wieder aus der ſeichten Mittelmäßigkeit befreit werden und eine wirkliche claſſiſche Literatur erhalten ſollten. Der Wieland'ſche Dilettantenſtandpunkt wird daher in den Horen nicht nur vollſtändig, ſondern auch bewußter Weiſe überwunden; die noch in anderm Betracht ſo merkwürdige und charakteriſtiſche Goethe'ſche Epiſtel, welche die Horen eröffnet und die ſich ausdrücklich über das Unweſen beſchwert:

„Jetzt da jeglicher lieſt und viele Leſer das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, ſelbſt die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit ſeltener Fertigkeit
pfropfen" . . .

kann ganz beſonders in dieſer Beziehung als Glaubensbekentniß der Horen gelten. —

Aus Schiller's Leben iſt es unſern Leſern erinnerlich, wie frühzeitig derſelbe ſich mit der periodiſchen Preſſe beſchäftigt hatte und mit wie zäher Vorliebe er, trotz aller Fehlgriffe und aller Enttäuſchungen, die auch ihm dabei nicht erſpart blieben, immer und immer wieder dahin zurückkehrte, von jener Tobolsker Anthologie an, die er 1781, kaum aus der Karlsſchule entlaſſen, veranſtaltet, bis zu den Horen und dem Muſenalmanach. Man entſinnt ſich namentlich auch jener Ankündigung der Rheiniſchen Thalia (von 1784) und der Begeiſterung, mit welcher der Verbannte, Heimatloſe, „losgeſprochen von allen Geſchäften, über jede Rückſicht hinweggeſetzt, ein Bürger des Univerſums, der jedes Menſchengeſicht in ſeine Familie aufnimmt“, ſich damals dem Publikum, „das ihm jetzt Alles iſt, ſein Studium, ſein Souverain, ſein Vertrauter“, in die Arme wirft. — Trotz dieſes begeiſterten Anfangs hatte die Thalia jedoch keinen rechten Fortgang gehabt. Es verhielt ſich damit ähnlich, wie ſpäter mit den Horen: Schillers Aufgabe war größer, höhere Ziele waren dieſem erhabenen Geiſte geſteckt, als daß er ſich der Redaction einer einzelnen Zeitſchrift jemals hätte ſo hingeben und ihr die ungetheilte Sorgfalt widmen können, die man doch jedem Geſchäfte widmen muß, das wirklich gedeihen ſoll. Auch fehlte es der Thalia, innerlich wie äußerlich, an einem beſtimmten, abgegrenzten Boden; halb Theaterjournal, halb wiſſenſchaftliche Zeitſchrift, ſchwankte ſie zwiſchen beiden Gebieten unſtet hin und her, indem ſie ihre ziemlich dürftige Exiſtenz weniger von ihrem innern, ſehr ungleichen Werthe als von Schiller's beliebtem Namen friſtete.

Dennoch war die journaliſtiſche Neigung bei Schiller ſelbſt unverkümmert geblieben. Ja ſie hatte ſich während ſeiner philoſophiſchen Epoche in jener Zurückgezogenheit und Stille, in der ſeine Muſe zur claſſiſchen Schönheit heranreifte, nur noch geſteigert. Aus dieſer Stille heraustretend, wie er es in der Mitte der neunziger Jahre zu thun im Begriffe war, mußte ihm doppelt daran liegen, ein Organ zu ſeiner Verfügung zu haben, das ihm für die neuen, großartigen Ideen, mit denen er vor das Publikum zu treten gedachte, eine unmittelbare, regelmäßig wiederkehrende Einwirkung auf daſſelbe geſtattete. Aus dem Briefwechſel mit Körner vom Jahre vier und neunzig erſehen wir, wie lebhaft Schillern ſchon damals der Gedanke an eine neue, alles Bisherige weit überragende, mit einem Wort, eine claſſiſche Zeitſchrift beſchäftigte. Der Freund ſchlug ihm vor, die Thalia, die noch immer, wenn auch von Schiller ſelbſt ſtark vernachläſſigt, fortvegetirte, dazu zu benutzen. Schiller jedoch, eingedenk des alten Spruches, daß man nicht neuen Wein auf alte Schläuche füllen ſoll, und auch wohl durch die vergeblichen Reſtaurationsverſuche des Merkur und des Deutſchen Muſeum gewarnt, zog es vor, mit dem Buchhändler Cotta, den er bei der Reiſe in die Heimath (1793—94) kennen gelernt hatte, ein völlig neues und allerdings koloſſales Unternehmen zu begründen.

Mit dem Buchhändler Cotta, ſagen wir — und dabei iſt es uns in der That ein wahrhaftes inneres Bedürfniß geweſen, hier wenigſtens den Namen Cotta's einzuflechten. Denn dieſen, wie Goethe ihn einmal rühmt, „Mann von ſtrebender Denkart und unternehmender Handlungsweiſe, der gleichwohl ſo viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, ſo viel Klarheit und Beharrlichkeit hat, daß er eine ſeltene Erſcheinung iſt“, gebührt an der Herſtellung der Horen, dieſes Kleinods unſrer journaliſtiſchen Literatur, der allernächſte und allerwichtigſte Antheil. Mit einem Muthe, der unter den damaligen Zeitläuften doppelt bewundernswerth war, ging er auf Schiller's Gedanken ein. Man kam überein, ein Journal zu gründen, welches durch die Großartigkeit ſeiner äußern Anlage ſowohl wie durch die Claſſicität ſeines Inhaltes nicht nur alles Bisherige übertreffen, ſondern auch alle Nebenbuhler (wie man ſich ſchmeichelte) verdrängen ſollte.

„Würde man (heißt es in der Privatankündigung der Horen, die nur an die Mitarbeiter verſendet wurde) die Kräfte aller hiehergehörigen Journale zuſammenzählen, ſo würde ſich eine Anzahl entdecken laſſen, welche hinreichend wäre, auch die koſtbarſte Unternehmung im Gang zu erhalten. Dieſe ganze Anzahl nun ſteht derjenigen Zeitſchrift zu Gebote, die alle die Vortheile in ſich vereinigt, wodurch jene Schriften im Einzelnen beſtehen . . . Jeder Schriftſteller von Verdienſt hat in der leſenden Welt ſeinen eigenen Kreis, und ſelbſt der am meiſten geleſene hat nur einen Kreis in derſelben... Treten nun die vorzüglichſten Schriftſteller der Nation in eine literariſche Aſſociation zuſammen, ſo vereinigen ſie eben dadurch das vorher getheilt geweſene Publikum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze leſende Welt zu ſeinem Publikum haben.“

Hienach waren dem Mitarbeiterkreis denn allerdings ſehr enge Grenzen geſteckt. Nur ſechs und zwanzig Namen ſind es im Ganzen, welche im Programm der Zeitſchrift aufgeführt werden. Aber dafür ſind unter dieſen ſechs und zwanzig auch kaum ein oder zwei (Dalberg zum Beiſpiel, der ſpätere Fürſtprimas, war ein ſolcher, wie Schiller in ſeinen Briefen an Körner ſelbſt bekennt), von denen ſich hätte ſagen laſſen, daß ſie ihren Platz mit Unrecht einnähmen; bei Weitem die meiſten zählten zu den erſten und anerkannteſten oder doch zu den hoffnungsreichſten Geiſtern der Nation: Herder, Jacobi, Fichte, die Humboldts, Hufeland, Schütz, vor Allem und auf den das Meiſte ankam — Goethe.

Goethe ſelbſt lebte dazumal, nach der Rückkehr aus Italien, bekanntlich geiſtig ziemlich einſam, faſt verwaiſt. Die ſelige, oft tolle Trunkenheit der Jugend war verrauſcht, die Jugendfreunde waren theils zerſtreut, theils hatten ſie ſich in Mißverſtändniß von ihm abgewendet; auf dem Gipfel ſeiner geiſtigen Entwickelung angelangt, ſah der große Genius ſich einſam, verlaſſen und eine beſcheidene, halb ſchmerzliche, halb ironiſche Entſagung hatte ſich angeſiedelt in dem Herzen, das einſt in titaniſchem Uebermuth ſo allverlangend, allumfaſſend pochte —:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen,
Da ich dich kenne, bin ich faſt allein“....

Schiller war der Erſte, der die Hoheit des Goethe'ſchen Genius, in ſeiner neuen, claſſiſchen Phaſe, begriff; weil er ſelbſt ſo ehrlich, ſo aufrichtig, mit allen Kräften ſeiner Seele nach jener claſſiſchen Vollendung rang, jener unverwüſtlichen Wahrheits- und Schönheitsliebe, deren Siegel die Natur Goethe'n auf die olympiſche Stirn gedrückt, darum eben ging dieſer Grundzug des Goethe'ſchen Weſens ihm zuerſt und am Tiefſten auf. Dieſes gemeinſame Streben nach dem Höchſten und Heiligſten der Kunſt iſt der wahre Grundton der Goethe-Schillerſchen Freundſchaft; gleich zwei Liebenden, unverſtanden von der Welt, leben ſie in einer Sphäre, hoch über dem gemeinen Lauf der Dinge, nur dem Gott in ihrem Buſen dienend. Es iſt wahrhaft herrlich zu ſehen, welch eine neue, friſche Jugendkraft den alternden Goethe überkommt, von dem Augenblick an, da er in Schiller den Gleichſtrebenden erkennt, ja wie die Hoheit des eigenen Weſens, die vor ihm ſelbſt oftmals verdunkelte, ihm nun um ſo heller aus dem Freunde entgegenſtrahlt — und wie andererſeits Schillers ganzes Weſen erſtarkt und aufblüht in ſchöner keuſcher Befriedigung, da er ſich anerkannt ſieht als ebenbürtig und zum Freunde aufgenommen von demſelben Manne, in dem er ſeit Langem ſchon die reinſte, glücklichſte Entfaltung unſerer Kunſt bewundert hatte. — Man darf behaupten, daß, wenn die Horen auch kein anderes Verdienſt und keine andere Bedeutung hätten, als nur dieſe Freundſchaft zwiſchen Schiller und Goethe vermittelt und den erſten Boden ihrer gemeinſamen Wirkſamkeit dargeboten zu haben, ſo würden ſie ſchon deshalb unvergeßlich, ein Ehrfurcht gebietendes Denkmal in der Geſchichte unſerer Literatur daſtehen. Wie Goethe's Herz im Umgang mit dem jüngeren Freund erwarmt, wie er, durch Schiller's Anregungen gelockt, ſich der lang verlaſſenen Muſe wieder zukehrt, und wie jetzt erſt, ſeit der Bekanntſchaft mit Schiller, auch der Baum der Goethe'ſchen Kunſt ſeine reifſten und köſtlichſten Früchte trägt: ſo nimmt er namentlich auch an der neuen Zeitſchrift den lebhafteſten, thätigſten Antheil. Ja er hat es ſpäterhin ſelbſt ausdrücklich anerkannt, daß ohne die Horen (und den Muſenalmanach) eine Reihe ſeiner beſten Productionen gar nicht entſtanden ſein würde.

Jene Begeiſterung freilich und jenes Vertrauen in das Publikum, mit welchem Schiller auch dies Unternehmen wieder eröffnete, dürfen wir bei Goethe nicht ſuchen. Goethe kannte das Publikum ſeiner — oder müſſen wir ſagen aller Zeiten?! zu genau, um noch viel Gutes von ihm zu denken; wo er es nicht geradezu verachtete, da ironiſirte er es. Dieſe Ironie übertrug er auch in ſeine Theilnahme an den Horen. Jene kleinen Künſte, die uns in der geheimen Geſchichte dieſes Journals ſo unangenehm überraſchen, dieſe abſichtlichen Myſtificationen des Publikums, dieſes Verheimlichen der Namen, dieſes Raffen und Schleudern der Beiträge, dieſe Leichtfertigkeit in Anwendung unwürdiger Mittel, durch die man den Abſatz der Zeitſchrift zu befördern hoffte, gehen hauptſächlich von Goethe aus. Schon zu Anfang des zweiten Jahrgangs ſchrieb derſelbe an Schiller, ſie wollten ihren Gang nur ruhig fortgehen, unbekümmert um das

Publikum, ſie wußten ja, was ſie geben könnten, und wen ſie vor ſich hätten: „Ich kenne das Poſſenpiel des Autorweſens ſchon zwanzig Jahre in- und auswendig, es muß nur fortgeſpielt werden, weiter iſt da nichts zu ſagen.“ —

Allein hier hören wir, wie die Ungeduld unſerer Leſer uns unterbricht; war (fragen ſie) die Anlage dieſer Zeitſchrift wirklich ſo vortrefflich, hatten wirklich ſo ausgezeichnete Kräfte ſich zu dieſem claſſiſchen Unternehmen vereinigt, traf daſſelbe den Gedanken der Zeit in der That ſo richtig — wie denn war es möglich, wie konnte es geſchehen, daß die Horen ihre Exiſtenz dennoch kaum bis ins dritte Jahr bringen konnten? wie haben wir es uns zu erklären, daß weder Schiller's Begeiſterung noch Goethe's praktiſche Erfahrung genügend waren, ihnen auch nur den zehnten, den zwölften Theil der Dauer zu ſichern, deren ſich das leichtfertige, triviale Product der Wieland'ſchen Betriebſamkeit zu erfreuen hatte?

Zwar die allgemeine Tradition, die von den Horen noch heutzutage umgeht, iſt mit dieſer Frage ſehr raſch fertig; das Publikum dazumal, ſagt man, habe Goethe und Schiller im Stich gelaſſen. Wenn man den Satz umkehren wollte und behaupten, Goethe und Schiller hätten das Publikum in Stich gelaſſen, ſo wollen wir nicht ſagen, daß dies nun richtig wäre: aber wenigſtens falſcher als das Erſtere wäre es auch nicht. Das Publikum hat den Horen gegenüber in der That Alles geleiſtet, was man billiger Weiſe von ihm erwarten durfte. Gleich beim Beginn des Unternehmens, auf den bloßen Namen Schillers hin, hatten ſich, wie noch jetzt die Subſcriptionsliſten beweiſen, welche dem erſten Bande beigedruckt ſind, an achtzehnhundert Abnehmer gefunden; wir zweifeln ſtark, ob jemals wieder in Deutſchland eine äſthetiſche Zeitſchrift, ja nur eine Zeitſchrift überhaupt mit einer ſolchen Anzahl begonnen hat. — Es mag richtig ſein, daß dieſelbe ſich ſchon im zweiten Jahre ſtark vermindert hatte: wiewohl der Abſatz auch im dritten Jahre noch immer ſo beträchtlich war, daß Cotta bereit war, das Unternehmen fortzuſetzen. Allein ebenſo richtig iſt es auch, daß die Zeitſchrift ſelbſt dem Publikum auf die Dauer nicht leiſtete, was ſie ihm verheißen und was ſie nach Schillers eigenen Abſichten hatte ſein ſollen.

Das iſt von unſerer Seite keine Anklage, es iſt nur eine einfache Wiederholung deſſen, was Schiller ſelbſt in ſeinen eigenen Briefen mehrfach ausgeſprochen hat.

Ja wir dürfen noch weiter gehen, wir dürfen behaupten, daß Schiller ſeine Abſicht gar nicht erreichen konnte: nämlich darum nicht, weil dieſelbe für die Maſſe der Nation, die leſende wie ſchreibende, überhaupt noch zu früh kam, und weil jener erhabene claſſiſche Standpunkt, welchen die Horen einnehmen ſollten, damals überhaupt nur erſt für Schiller und Goethe und wenige ihrer allernächſten Freunde vorhanden war. Da lag das eigentliche Grundübel: weit weniger an Leſern fehlte es den Horen als an Mitarbeitern; derſelbe Manuſcriptmangel, der Wieland und Boie ruinirt hatte, trat von Anfang des Unternehmens an auch Schiller als ſchlimmſtes Hinderniß entgegen. Gleich beim erſten Stück mußte er ſeinem Körner ein klägliches: Herr, hilf mir, oder ich verſinke! zurufen. In welcher Lage das Blatt ſich in der Folge zu befinden pflegte, dafür können uns folgende Zeilen als Beiſpiel dienen, die Schiller bei Redaction des neunten Heftes an Goethe ſchrieb und die wir auch ihrer übrigen höchſt liebenswürdigen Naivetät halber gern mittheilen. Ich erinnere mich, ſchreibt er, wie ich einmal vor ſieben Jahren in Weimar ſaß, und mir alles Geld bis auf etwa zwei Groſchen Porto ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen. In dieſer Extremität denken Sie ſich meine angenehme Beſtürzung, als mir eine längſt vergeſſene Schuld der Literaturzeitung an demſelben Tage überſendet wurde. Das war in der That Gottes Finger, und das iſt auch Ihre heutige Miſſion. Ich wußte in der That nicht, was ich Cotta'n, der Manuſcript für das neunte Stück nöthig hat, heute ſenden ſollte. Sie, als ein wahrer Himmelsbote, ſenden nur zwar etwa einen halben Bogen, aber doch genug, um mit dem Apollo einen ganzen daraus zu machen.“

Natürlich wurde das je länger je ſchlimmer. Je mehr Schiller ſelbſt ſich der poetiſchen Production wieder zuwandte, je läſtiger fiel ihm die Sorge der Redaction und je unluſtiger trieb er ſie; bald war er zufrieden, wenn er nur eine Novelle aus dem Franzöſiſchen überſetzt bekam, oder wenn Eliſe von der Recke ihm einige Verſe anbot. —

Nächſt der Kälte des Publikums beſchuldigt man auch den Neid der übrigen Journaliſtik, zum Sturz der Horen beigetragen zu haben. Auch das mit Unrecht. In jener Privatankündigung, aus der wir vorhin ein Bruchſtück mitgetheilt haben und die natürlich auch den Unbetheiligten kein Geheimniß bleiben konnte, hatten die Horen es ziemlich deutlich als ihre Abſicht ausgeſprochen, alle übrigen Zeitſchriften entbehrlich zu machen; da darf es denn freilich nicht Wunder nehmen, wenn dieſe ihrerſeits ein wenig ſcheel auf die neue Collegin ſahen. Auch ſelbſt an directen Angriffen (wir erinnern Beiſpielsweiſe an die „kritiſche Waſchfrau“, mit welcher Schiller in ſeinen Briefen über die äſthetiſche Erziehung ꝛc. die Nicolaiſche Bibliothek und ähnliche Inſtitute regalirte, ſowie an Goethe's „Literariſchen Sansculottismus“, gleich im erſten Bande) hatten die

Horen es nicht fehlen laſſen; blieb auch die eigentliche unmittelbare Kritik grundſätzlich ausgeſchloſſen, ſo zeigten ſie ſich deſto munterer in derartigen gelegentlichen Seitenhieben. Daß dergleichen nun nicht ohne Erwiederung bleiben konnte, und daß dieſe Erwiederung zum Theil ſehr heftig, zum Theil ſehr plump ausfiel, verſtand ſich von ſelbſt. Und ſo hatte Schiller denn allerdings, ganz abgeſehen auch von jener principiellen Kluft, welche zwiſchen den Horen und der übrigen gleichzeitigen Journaliſtik lag, hinreichenden Grund, die Horen eine „Ecclesia militans“ zu nennen, gegen welche aus allen Himmelsgegenden der Journaliſtik „Fußvölker und ſchwere Cavallerie“ anrückten. Nur haben Plänkeleien und Kämpfe dieſer Art einem Blatte noch niemals geſchadet, im Gegentheil, wie die Geſchichte manches journaliſtiſchen Klopffechters aus alten und neuen Zeiten beweiſt und wie es auch Goethe ganz richtig fühlte, als er die Angriffe ihrer Gegner vielmehr zum Nutzen der Horen ſelbſt auszubeuten rieth: ſie nützen ſogar.

Viel richtiger ſchon hört es ſich an, wenn, wie ebenfalls häufig geſchieht, der geringe äußerliche Erfolg, welchen die Horen im Ganzen gehabt haben, ihrer beſondern politiſchen Haltung zugeſchrieben wird. Oder beſſer geſagt, ihrer unpolitiſchen. Denn bekanntlich wollten die Horen dem Leſer „zu einer Zeit, wo das nahe Geräuſch des Kriegs das Vaterland ängſtigt, wo der Kampf politiſcher Meinungen und Intereſſen dieſen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneut, und nur allzuoft Muſen und Grazien daraus verſcheucht, Rettung bieten vor dieſem allverfolgenden Dämon der Staatskritik“; ſie rühmten von ſich ſelbſt, daß ſie ſich „Stillſchweigen auferlegt über das Thema des Tags“ und „durch etwas Anderes zu gefallen ſuchten, als durch was jetzt Alles gefällt“; aus dem „beſchränkten Intereſſe der Gegenwart und ihrer einengenden, unterjochenden Spannung“ wollten ſie die Gemüther wieder zu dem erheben, „was erhaben iſt über allen Einfluß der Zeiten, das rein Menſchliche, und die politiſch getheilte Welt wieder vereinigen unter der Fahne der Wahrheit und der Schönheit“. —

Nun wohl, ſagt man, nach dieſen Sätzen, welche der geſammten Stimmung des Zeitalters ſo keck den Handſchuh hinwerfen, kann es da befremden, daß die Zeit ſelbſt ſich von dieſem Blatte abgewendet? Die Horen erklärten von vornherein, kein Intereſſe zu haben für dasjenige, was im Augenblick ihres Erſcheinens alle Herzen erfüllte, was alle Geiſter beſchäftigte, wovon Jeder tagtäglich ſprach, ſchrieb, las — was war natürlicher, was gerechter, als daß das Publikum auch kein Intereſſe gefaßt hat für ſie?

Was dieſen letzteren Punkt anbetrifft, ſo iſt derſelbe zum Theil ſchon im Obigen berichtigt worden. Aber auch im Uebrigen ſtellt ſich für den, der von den Horen noch etwas mehr lieſt als blos die Anzeige, die Sache beträchtlich anders. Es iſt richtig und wer es ſonſt noch nicht wüßte, könnte ſich gerade aus den Briefen überzeugen, die Schiller in den erſten Heften der Horen abdrucken ließ, den berühmten Briefen „über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen“, daß Schiller ſo wenig wie Goethe politiſches Intereſſe in dem Sinne unſerer Tage hatten. Die Zeit dilettantiſcher Literaturkenntniß, wo das als ein Vorwurf, eine Anklage gegen die beiden Heroen des deutſchen Geiſtes gelten konnte, iſt Gottlob vorüber: oder wenigſtens, wo ein beſchränkter Parteieifer dergleichen Anklagen jetzt noch erhebt, da iſt es eben ein Parteimanöver und Jedermann weiß, was er davon zu halten hat. Jedem hiſtoriſchen Menſchen iſt von der Geſchichte ſelbſt ſeine Aufgabe geſtellt und in dieſer Aufgabe zugleich ſeine Schranke. Goethe's und Schillers geſchichtliche Aufgabe aber war es, die äſthetiſche Entwicklung der Nation zu vollenden und jenes Ideal des Kunſtſchönen zu verwirklichen, nach welchem die Nation ſeit dem zweiten Drittel des Jahrhunderts gerungen hatte und das von Schiller ſelbſt als „die Vorhalle zur Freiheit“ bezeichnet wird. Wer ihnen die Ausdauer und Treue, mit der ſie ſich dieſer ihrer geſchichtlichen Aufgabe hingegeben, zum Verbrechen rechnen will, ſtellt damit ſeiner eignen Treue und Hingebung an die Idee, welche ihn erfüllt, ein höchſt bedenkliches Zeugniß aus.

Das Princip der beiden Dichter alſo, der Grundgedanke gleichſam ihrer geſchichtlichen Stellung wird in der Ankündigung der Horen ganz richtig ausgeſprochen, und hat es mit dem Ausſchluß der Politik in ſo weit ſeine vollkommene Richtigkeit. Aber auch nur in ſo weit. Denn was nun die Durchführung im Einzelnen betrifft, ſo würde man außerordentlich irren, wenn man ſich vorſtellen wollte, als ob in den Horen nun wirklich und buchſtäblich kein einziges politiſches Wort, keine einzige politiſche Anſpielung vorkommt. Im Gegentheil, die Horen, in ihren erſten Bänden wenigſtens, die aber bei Beurtheilung des Blattes hauptſächlich, ſogar ausſchließlich in Betracht kommen, ſind gerade mit ſo viel politiſcher Zuthat verſehen, es ſpielt gerade ſo viel von den Zeitbegebenheiten hinein, als ſich mit der künſtleriſchen Haltung des Blattes nur irgend verträgt, und jedenfalls genug, um auch das politiſch erregte Publikum der neunziger Jahre in Theilnahme und Spannung zu erhalten. Wir nehmen Beiſpielsweiſe gleich das erſte Heft in die Hand und müſſen da gleich Anfangs auf die ſchon einmal erwähnte Goethe'ſche Epiſtel verweiſen, welche die Zeitſchrift eröffnet und deren tiefere politiſche Beziehung wohl ſchwerlich von Jemand verkannt werden wird. Gleich darauf folgen die Schiller'ſchen Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, in denen die Beziehungen der Kunſt zum Staat, der Schönheit zur Freiheit ſo eindringlich und mit den allernächſten Beziehungen auf die politiſchen Zuſtände der Gegenwart erörtert werden. — Und endlich werden in demſelben erſten Heft noch Goethe's Unterhaltungen der Ausgewanderten eröffnet, deren Hauptfaden bekanntlich durch und durch politiſch iſt. Schiller war darüber auch ſelbſt vollſtändig im Klaren. „Mein Debüt in den Horen, ſchreibt er über die eben erwähnten Briefe an Goethe, iſt zum wenigſten keine Captatio benevolentiae beim Publikum . . . . . Ich habe über den politiſchen Jammer noch nie eine Feder angeſetzt, und was ich in dieſen Briefen ſagte, geſchah blos, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu ſagen. Aber ich glaube, daß das Bekenntniß, das ich davon ablege, nicht ganz überflüſſig iſt.“ Und kurz darauf, in Betreff der Unterhaltungen: „Weil ich mich in meiner Annonce an das Publikum auf meine Keuſchheit in politiſchen Dingen berufen werde, ſo gebe ich Ihnen zu bedenken, ob an dem, was Sie dem geheimen Rath in den Mund legen, eine Partei des Publikums, und nicht die am wenigſten zahlreiche, nicht vielen Anſtoß nehmen würde. Obgleich hier nicht der Autor, ſondern ein Interlocutor ſpricht, ſo iſt das Gewicht doch auf ſeiner Seite, und wir haben uns mehr vor dem, was ſcheint, als was iſt, in Acht zu nehmen.“ —

Auch traten trotz der Abänderungen, welche Goethe in Folge dieſer Warnung vornahm, Schiller's Befürchtungen nur allzubald ein; die Horen wurden nicht blos von kritiſcher, ſondern ebenſo ſehr auch von politiſcher Seite her lebhaft angegriffen: ſo daß es alſo mit jener vollſtändigen politiſchen Farbloſigkeit und Naivetät, welche die gewöhnliche Meinung ihnen zuſchreibt, in der That nicht weit her iſt.

Nicht hierin alſo haben wir die Gründe ihres raſchen Untergangs zu ſuchen: ſondern lediglich in den beiden Punkten, die wir bereits oben als ſolche bezeichnet haben. Schiller und Goethe hatten Größeres zu thun, als ihre Kraft in der Redaction einer Zeitſchrift zu erſchöpfen. Bei Erſterem namentlich läßt es ſich in den Briefen an Goethe und Körner ſehr deutlich verfolgen, wie ihm mit dem wiederkehrenden poetiſchen Schöpfungstrieb die journaliſtiſche Arbeit mehr und mehr zur Laſt wird und wie erſt der Muſen-Almanach, dann die aufſteigenden dramatiſchen Pläne die Horen in den Hintergrund drängen. Zweitens aber (um auch dies hier noch einmal zu wiederholen) war auch jenes philoſophiſch-äſthetiſche Bewußtſein, welches die Grundlage und den Mittelpunkt der Horen bildete, überhaupt noch zu ſelten im damaligen Deutſchland, es feierte (ſo zu ſagen) ſo eben in Schiller und Goethe ſelbſt erſt ſeine eigene Geneſis — wie hätte es alſo anderwärts zu finden ſein ſollen? und wo hätten mithin die Horen Mitarbeiter, wo Leſer genug finden ſollen, welche dieſes Bewußtſein theilten?

Die Horen ſind demnach nur Fragment geblieben: ein Torſo, bei dem der Künſtler den Meißel weggeworfen, bevor er noch ſein eigenes Werk vollendet. Aber auch in dieſer fragmentariſchen, unfertigen Geſtalt ſind ſie von unſchätzbarer Bedeutung, wie für unſere Literatur überhaupt, ſo namentlich für die Entwicklung unſerer Journaliſtik. Es iſt, dem Inhalt wie der Form nach, das Höchſte noch immer, wozu der deutſche Journalismus es gebracht hat; wie noch heutzutage unſere Aeſthetik die Goethe-Schillerſchen Principien wohl in ſtrengere, wiſſenſchaftlichere Formeln bringen, dieſe Principien ſelbſt aber nur beſtätigen kann, wie unſere Poeſie ſelbſt, ſo ſehr mit dem erweiterten hiſtoriſchen Bewußtſein der Umfang derſelben und damit ihre Aufgabe ſich erweitert haben mag, doch immer und immer wieder an der claſſiſchen Weiſe Schiller's und Goethe's anknüpfen muß, ja wie es überhaupt in Allem was Poeſie, Literatur, Kunſt betrifft, auch noch für uns kein Heil giebt und keine Zukunft, außer bei Schiller und Goethe: ſo muß auch jeder neue journaliſtiſche Verſuch, der die allgemeine Bildung der Zeit centraliſiren will, bei dem Muſter der Horen wiederanknüpfen.

Auch iſt dies bisher in der That, wiſſentlich und unwiſſentlich, ſo geſchehen. Gleich das Nächſte, was in der Geſchichte unſerer Journaliſtik nach den Horen zu erwähnen wäre, wenn eine ſolche vollſtändige Geſchichte hier überhaupt in unſerer Abſicht läge oder liegen könnte, die journaliſtiſchen Verſuche der Romantiker, ſchließen ſich dem von Schiller aufgeſtellten Muſter aufs Engſte an. Beſonders ſichtbar wird dies an dem Athenäum, mit welchem die Romantiker auch äußerlich die Erbſchaft der Horen anzutreten ſuchten. Daſſelbe erſchien 1798, unmittelbar nach dem Aufhören der Schiller'ſchen Zeitſchrift. Es iſt dieſe Erſcheinung von doppeltem Intereſſe, wenn man ſich erinnert, wie ſehr im Uebrigen die Romantiker ſich Schillern überlegen glaubten und wie gefliſſentlich ſie die Polemik gegen ihn, dieſen ſchon damals ſo höchſt populären Dichter, als ein Mittel benutzten, ſich ſelbſt, wenn auch nicht beliebt, doch wenigſtens bekannt zu machen. Gleichwohl, was die journaliſtiſche Thätigkeit anbetrifft, wiſſen ſie ebenfalls keinen andern Weg zu wandeln, als den die Schiller'ſchen Horen angebahnt.

Aber wie es ubrigens das Schickſal der Romantiker geweſen iſt, durch einſeitige und verkehrte Anwendung der claſſiſchen Principien dieſe ſelbſt um ihre Wahrheit zu bringen, wie ſie die harmoniſche Abgeſchloſſenheit der ſchönen Perſönlichkeit zu quietiſtiſcher Indifferenz, die Selbſtgewißheit des äſthetiſchen Bewußtſeins zur hochmüthigen Verachtung der Welt und ihrer Wirklichkeit verderben und entſtellen, wie ſie aus der Kunſt einen Geheimdienſt, aus der Poeſie und ihrem Verſtändniß ein Privilegium weniger bevorzugter ariſtokratiſcher Perſönlichkeiten machen: ſo ſind es auch in dieſem Falle weit mehr die Mängel der Horen geweſen als ihre Vorzüge, was die Journaliſtik der Romantiker aufgefaßt und fortgeſetzt hat. Die äſthetiſche Strenge artet bei ihnen aus zum äſthetiſirenden Hochmuth; die Sprödigkeit gegen die poſitiven Gebiete der Wiſſenſchaft und des Lebens, welche ſich bereits in den Horen bemerklich macht, wird hier zur literariſchen Ausſchließlichkeit; der kleine Kreis des Schiller'ſchen Journals, der dieſem ſelbſt nur durch die Noth aufgedrungen war, zieht ſich bei den Romantikern noch enger zuſammen zur bewußten, abſichtlichen Koterie; die zweideutigen Mittel endlich, zu denen Schiller und Goethe ſich zuweilen herabließen, niemals zwar um ihrer Perſen, ſondern ſtets nur um ihrer Principien willen, für welche ſie, einem ſo verwöhnten, ſo verdorbenen Publikum gegenüber, auch ſelbſt dieſe Mittel nicht ſcheuen zu dürfen glaubten, — werden von den Romantikern zu einem völligen Syſtem der Intrigue und der Verſtellung ausgebildet, einem Syſtem, das, wie erwähnt, ſchon dreißig Jahre früher von Klotz und ſeinen Genoſſen vorbereitet war, das aber ſeine wahre Ausbildung erſt durch die Romantiker erhalten hat.

Dadurch erklärt es ſich denn freilich, daß nicht nur die eigenen journaliſtiſchen Verſuche der Romantiker verhältnißmäßig nur ſehr geringen Fortgang hatten, ſondern daß auch unſere ganze Journaliſtik, wenigſtens was das äſthetiſche, das ſpecifiſch-literariſche Gebiet derſelben anbetrifft, mit ihnen wiederum einen Rückſchritt macht, weit hinter die Stellung, welche ſie mit den Horen ſchon einmal errungen hatte. Gegen dieſen äſthetiſchen Fanatismus der Romantiker ſchien der populäre belletriſtiſche Geſchmack von ehedem wieder völlig in ſeinem Recht; die Uebertreibung, mit welcher hier in einer angeblich ganz neuen, ganz unerhörten Weiſe der oft einſeitige, oft grillenhafte Geſchmack einer kleinen Schule dem ganzen großen Publikum aufgezwungen werden ſollte, diente naturgemäß nur dazu, die alte triviale Journaliſtik zu befeſtigen. Es ging den Romantikern in der Journaliſtik, wie es ihnen überall in unſerer Literatur gegangen iſt: einen ganz neuen, goldigen Tag der Poeſie verſprachen ſie heraufzuführen — und waren doch ſelbſt nur ein Irrlicht, das ſeinen Glanz von der Dunkelheit borgte, die es umgab; Schiller und Goethe wollten ſie übertreffen — und verſtanden die Literatur nicht einmal auf der Stufe feſtzuhalten, welche ſie durch dieſe Beiden erreicht hatte. —

Weit fruchtbarer, als auf dieſem nächſtgelegenen künſtleriſchen Gebiete, zeigte die Einwirkung der Horen ſich in der wiſſenſchaftlichen und kritiſchen Journaliſtik. Aus der Goethe-Schiller'ſchen Epoche datirt bekanntlich jene geſchmackvollere, äſthetiſche Behandlung der Wiſſenſchaften, welche weſentlich dazu beigetragen hat, nicht nur die Wiſſenſchaft ſelbſt zu beleben, ſondern ganz beſonders auch ihr Publikum zu erweitern und ihre Einwirkung auf die Maſſen zu vermehren. Was in dieſer Hinſicht namentlich für die Geſchichte von Schiller ſelbſt geleiſtet worden iſt, hat Jeder in Erinnerung; ebenſo die beſonderen Verdienſte der Romantiker um die Literaturgeſchichte. Auch die Naturwiſſenſchaften mögen hier wohl eine Stelle finden; die ſo ungemein raſche und glückliche Verbreitung derſelben iſt gewiß nicht wenig befördert worden durch den äſthetiſchen Geſchmack und die künſtleriſche Auffaſſung, mit welcher dieſelben ſeit Anfang des Jahrhunderts, nach Goethes Vorgang, von einer glänzenden Reihe hervorragender und fruchtbarer Geiſter behandelt worden. Dabei können wir uns nicht verſagen, wenigſtens hinzudeuten auf die wahrhaft erhebende Combination des Schickſals, welche darin liegt, daß derſelbe Mann, der noch mit eignen Augen den erſten Aufgang unſerer claſſiſchen Epoche erblickte, ja der noch perſönlich Schiller's Mitarbeiter an den Horen geweſen, uns noch in dieſen unſeren jüngſten Tagen in ſeinem Kosmos das Muſter claſſiſch-ſchöner Naturwiſſenſchaft hat geben dürfen und daß dies claſſiſch-ſchöne Werk bei uns hat zum Volksbuch werden können. —

Der thätigſte und bequemſte Vermittler auf dieſen verſchiedenen Gebieten war wiederum der Journalismus. Nachdem die Welt des Geiſtes unter Schiller und Goethe einmal unter dem Begriff des Schönen zuſammengefaßt worden, wird dieſer Begriff nun ſeinerſeits in einer Reihe ſpecieller, namentlich journaliſtiſcher Arbeiten durch die verſchiedenen Gebiete des Geiſtes hindurchgeführt; unſere Journaliſtik, in den Horen überhaupt zur claſſiſch-ſchönen concentrirt, breitet ſich nach dieſem Durchgang aufs Neue in unzähligen Strömen aus und trägt überallhin das Bedürfniß der ſchönen Form und die Forderungen des künſtleriſchen Geſchmacks als ein neues charakteriſtiſches Merkmal mit ſich. Die Fachjournaliſtik hat auf dieſe Art bei uns in den letzten Decennien nicht nur einen außerordentlichen Reichthum, ſondern auch ein ganz neues Leben und eine neue, tief eingreifende Bedeutung gewonnen; nicht auf dem äſthetiſchen Gebiet, ſondern auf den zerſtreuten Gebieten der einzelnen wiſſenſchaftlichen Disciplinen hat die Journaliſtik des neunzehnten Jahrhunderts ihre weſentlichſten Fortſchritte gemacht und ihre beſten Lorbeeren erworben.

Sogar jenes Gebiet, welches die Horen ſelbſt kaum zu ſtreifen wagten, das eigentlich politiſche, hat ſich dem Einfluſſe dieſes geläuterten, dieſes claſſiſchen Geſchmacks, der mit ihnen zuerſt in unſrer Journaliſtik zum Durchbruch kommt, nicht entziehen können; die Cotta'ſche Allgemeine Zeitung, welche auch der Zeit nach in dieſelbe Epoche mit den Horen fällt, hat mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch dieſe claſſiſche Bildung auf dem Gebiete der politiſchen Journaliſtik repräſentirt, mit ſo viel Ausdauer und ſo viel Glück, wie dies in Deutſchland, bei der bekannten Beſchaffenheit unſerer öffentlichen Verhältniſſe, nur irgend möglich. Ja damit nicht genug, hat ſie, wie wir gern und dankbar hinzufügen, durch die kritiſchen und literargeſchichtlichen Artikel ihrer Beilagen auch für die allgemeine, die äſthetiſch-kritiſche Journaliſtik ein Muſter aufgeſtellt, dem ſich nur wenig Anderes — und nicht aus der deutſchen Journaliſtik allein — an die Seite ſtellen darf. —

Aber die Geſchichte kennt keinen Stillſtand. Das alte Sprüchwort von dem Beſſeren, das des Guten Feind, paßt wenigſtens auf die Entwicklungen des Völkerlebens nicht, auf die praktiſchen ſo wenig wie auf die theoretiſchen, da hier im Gegentheil das Gute ſtets das Beſſere, das Große das Größere unmittelbar in ſich trägt und in jeder reifenden Frucht ſofort auch der Keim einer neuen, höheren Schöpfung gelegen iſt. Die Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts, welche weſentlich auf die Schönheit gerichtet war, iſt vollendet, ſo ſehr vollendet, daß Manche ſogar zweifeln, ob uns ſpäter Geborenen noch irgend etwas auf dieſem Felde übrig geblieben als eine ſpärliche Nachleſe und ob nicht namentlich in der Poeſie ein für allemal das Höchſte erreicht iſt, was dem deutſchen Genius überhaupt möglich.

Laſſen wir dieſe Streitfrage hier unerörtert, ſo muß doch jedenfalls zugeſtanden werden, und auch der ſcheelſüchtigſte Beurtheiler der Gegenwart vermag nicht abzuleugnen, daß jenes äſthetiſche Bewußtſein, auf deſſen Höhe Schiller und Goethe noch vor zwei Menſchenaltern ſo einſam ſtanden und ſo unbegriffen, ſeitdem als das allgemeine, das wahre Einheitsbewußtſein die ganze Nation durchdrungen hat und daß jener klaſſiſche Geſchmack, den unſere beiden großen Dichter zunächſt nur auf dem Gebiete der Poeſie zur Herrſchaft zu bringen ſuchten, jetzt bildend, verſchönernd die geſammte Wiſſenſchaft, die geſammte Literatur beherrſcht. Das Schöne iſt bei uns populär geworden; wie zur Zeit des Wieland'ſchen Merkur alle Wiſſenſchaften den Drang fühlten, ſich der Belletriſtik anzunähern, ſo iſt bei uns jetzt das äſthetiſche Bewußtſein die unmittelbare Grundlage alles wiſſenſchaftlichen, alles gebildeten Bewußtſeins überhaupt geworden.

[Damit jedoch iſt nur erſt die eine Hälfte der Aufgabe gelöſt, die jedem Volke geſetzt iſt, das auf die Ehre einer weltgeſchichtlichen Stellung Anſpruch macht. Es läßt ſich nicht eindringlich genug wiederholen: wie der einzelne gebildete Menſch nicht blos in der Praxis lebt und nicht blos in der Theorie, ſondern wie erſt aus der Vermiſchung und Durchdringung beider die wahre Bildung hervorgeht, ſo ſind auch die Völker beidlebige Geſchöpfe, indem ſie zum heitern Dienſt der Kunſt auch die ernſte und zuweilen rauhe Arbeit politiſcher Größe hinzufügen müſſen und umgekehrt. Freiheit und Schönheit ſind ſelbſt nur Offenbarungen eines und deſſelben göttlichen Inhalts; ſo müſſen auch die Völker das Schwert mit der Palme umwinden und müſſen auch den friedlichen Werken der Kunſt in einem freien und vernünftigen Staatsleben den einzig möglichen und dauerhaften Boden ſichern.

Wie weit wir Deutſche auch für den Augenblick noch von dieſem Ziele entfernt ſein mögen, die Ueberzeugung, daß dies das wahre Ziel iſt und daß die deutſche Poeſie und die deutſche Wiſſenſchaft ſich nur erhalten, erheben, erweitern können, wenn ſich auch das deutſche Staatsleben verjüngt und kräftigt, durchdringt mehr und mehr alle Schichten unſeres Volkes. Schon hat das äſthetiſche Bewußtſein aufgehört, das ausſchließliche Bewußtſein der Zeit zu ſein; ſchon iſt die ideelle Einheit in Literatur und Kunſt nicht mehr die einzige, welche der Sehnſucht der Nation genügt. Die Weiſſagung der Schiller'ſchen Briefe fängt an ſich zu verwirklichen: der Beſitz der Schönheit hat das Bedürfniß der Freiheit erzeugt, unſere äſthetiſche Entwicklung iſt abgeſchloſſen fürs Erſte und eine neue, großartigere thut ſich vor uns auf; wie das achtzehnte Jahrhundert um die freie Kunſt, ſo ringt das neunzehnte um den freien Staat.

Volle zwei Menſchenalter, ja faſt ein Jahrhundert hindurch haben wir um die Schönheit gekämpft; unendliche Opfer ſind ihr gebracht worden, die Talente ganzer Generationen haben in Unklarheit und Ohnmacht verkümmern müſſen, bevor der Kranz der Schönheit die

BAYERISCHE STAATS-

Stirn unſeres Volkes zieren konnte; zwiſchen Günther und Goethe, welche Kämpfe, welche Schlachtfelder, welche Leichen! Und doch war der Sieg erſt da erreicht, als das Schönheitsbewußtſein die Maſſen ergriff, als es nicht mehr blos das Monopol einzelner bevorzugter Geiſter war, ſich nicht mehr blos in einzelnen klaſſiſchen Kunſtwerken offenbarte, ſondern als es zum Gemeingut aller Gebildeten geworden und von Jedermann gefordert, verſtanden und genoſſen ward.

Genau denſelben Weg muß auch die Entwickelung des Freiheitbewußtſeins nehmen; auch die Freiheit wird nicht eher Einkehr bei uns halten, bevor nicht politiſche Kenntniß und politiſche Einſicht aufgehört haben ein Monopol der Staatsmänner zu ſein, ſondern vielmehr in breiten Strömungen die ganze Maſſe des Volks durchfließen, beleben und befruchten.

Auch dies neue Ziel, das uns geſetzt iſt, wird ſeine Opfer fordern, gleich der Schönheit, und ſogar noch viel größere; wir haben die Erfahrung bereits gemacht, daß die Kämpfe auf dieſem Gebiet nicht immer blos geiſtige bleiben, um das edelſte Ziel nicht immer blos mit edlen Waffen geſtritten wird.

Allein nur um ſo nöthiger iſt es unter dieſen Umſtänden, daß das Bewußtſein dieſer neuen weltgeſchichtlichen Epoche, in die wir getreten ſind, in jeder

Weiſe feſtgehalten, ausgebreitet und verlebendigt wird, namentlich und ganz beſonders auch dadurch, daß Wiſſenſchaft und Kunſt, als die bisherigen Träger des deutſchen Lebens, ſich jetzt auch mit dem neuen Element zu durchdringen und zu verſöhnen ſuchen. Es iſt nothwendig, daß auch der Journalismus, dieſe populärſte und zugänglichſte Form der Literatur, noch einmal ſeine alte centraliſirende Kraft bewähre und die zerſtreuten, ermatteten, zerbrochenen Geiſter, ſo weit jetzt immer möglich iſt, verſammele auf demſelben Boden des politiſchen, des patriotiſchen Bewußtſeins zu demſelben gemeinſamen Prieſterdienſt, dem Dienſt der Kunſt und des Staats, der Freiheit zugleich mit der Schönheit.

Auch zu dieſer Vereinigung liegen bereits nicht unbeträchtliche Anfänge vor, wenn dieſelben auch zunächſt nur von ziemlich äußerlicher, mechaniſcher Beſchaffenheit waren. Während das Wenige, was uns von ausſchließlich äſthetiſchen Journalen übrig geblieben, durch Hinzunahme politiſcher Elemente, einerlei ob das nun politiſche Correſpondenzen oder Charakteriſtiken politiſcher Perſönlichkeiten ꝛc. waren, ſich der politiſchen Stimmung des Zeitalters zu bequemen und den Leſern intereſſanter zu machen ſuchte, haben andererſeits auch unſere politiſchen Zeitungen, indem ſie ſich faſt ohne Ausnahme, die größten wie die kleinſten, ſogenannte Feuilletons oder

Beiblätter äſthetiſchen und kritiſchen Inhalts zulegten, einen nicht unerheblichen Uebergriff in das Gebiet des bisherigen Journalismus gethan. Der Erfolg hat ſich für ſie erklärt; während die äſthetiſche und wiſſenſchaftliche Journaliſtik, ſofern die letztere nicht bloße Fachjournaliſtik iſt, trotz aller Aufnahme politiſcher Elemente doch mehr und mehr dahinſiecht, gewinnen umgekehrt die Feuilletons unſerer politiſchen Zeitungen immer mehr an Bedeutung. Namentlich hat die äſthetiſche Kritik, der hier eine weit raſchere Veröffentlichung und eine weit größere Verbreitung ſicher iſt, als in den eigentlichen kritiſchen Wochenſchriften, ſich beinahe ganz auf dieſes Gebiet zurückgezogen, wenn auch, wie wir noch an einer andern Stelle dieſes Buches ausführlicher nachweiſen werden, nicht zu ihrem Vortheil.

Das iſt nun etwas, aber noch bei Weitem nicht genug. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Reihenfolge, in welcher der deutſche Journalismus ſich bisher entwickelt hat. Jede neue Richtung der Zeit führt, wie wir ſahen, auch eine neue journaliſtiſche Epoche mit ſich; es entſtehen neue Zeitſchriften, deren Charakteriſtiſches eben darin liegt, daß ſie die geſammte Bildung der Zeit auf dem Boden der neuen Weltanſchauung centraliſiren, um dieſelbe demnächſt in tauſend und aber tauſend kleineren Bächen und Strömungen in die einzelnen Wiſſenſchaften hinüberzuleiten, woraus ſich dann jedesmal ein neuer, geiſtig erweiterter und erhöhter Fachjournalismus entwickelt. So löſt den blos aufſpeichernden polyhiſtoriſchen Journalismus der älteſten Zeit der kritiſch-gelehrte des Thomaſius, den kritiſch-gelehrten des Thomaſius der moraliſch-belletriſtiſche der Wochenſchriften, den moraliſch-belletriſtiſchen der Wochenſchriften der philoſophiſch-äſthetiſche Journalismus unſerer klaſſiſche Epoche ab. Jede dieſer neuen Phaſen erzeugt und erobert ſich auch ein neues Publikum, mit jeder Erweiterung des Journalismus iſt auch eine Erweiterung der Leſewelt verbunden. Von den lateiniſch geſchriebenen Acta Eruditorum, die nur für Gelehrte beſtimmt und nur Gelehrten verſtändlich waren, zu den Moraliſchen Wochenſchriften, die ihr Publikum beſonders unter den Frauen ſuchten, in ſolchem Maße, daß ſie ſich ſogar mit Vorliebe nach etwas Frauenzimmerlichem betitelten (wie z. B. die Gelehrten Tadlerinnen, die Plauderinnen, die Matrone u. ſ. w.) — und wiederum von dieſen zur äſthetiſchen Journaliſtik, die Männern und Frauen, Gelehrten und Ungelehrten gleich verſtändlich und gleich angenehm ſein wollte, welche Kluft! aber auch welche Zunahme, welche Erweiterungen, welcher Fortſchritt!

In derſelben Weiſe muß nun auch jetzt vorgeſchritten werden. Es giebt keinen andern Boden für ein geſundes Staatsleben als das Volk, das ganze, ungetheilte

Volk: und darum muß nun auch der Journalismus ſich immer mehr dem Volke zuneigen. Laſſen wir der klaſſiſchen Epoche unſerer Literatur den Ruhm und Glanz ihrer äſthetiſch-philoſophiſchen Zeitſchriften und begreifen wir, daß für uns jetzt die Zeit der patriotiſch-populären, der politiſch-volksthümlichen Journaliſtik gekommen iſt. Wie dieſelbe ſich im Einzelnen zu geſtalten haben wird und wie namentlich die wiſſenſchaftlichen Disciplinen ſich werden einrichten müſſen, um dieſen erweiterten Bedürfniſſen der Zeit zu entſprechen, das werden wir erſt aus der Praxis lernen, beſonders auch aus ihren Fehlgriffen. Aber wie der Weltgeiſt nie in Verlegenheit iſt, im Großen ſo wenig wie im Kleinen, für das, was einmal mit Nothwendigkeit geſchehen muß, ſich auch die richtigen Organe zu erzeugen, ſo werden auch unſere Schriftſteller allmälig lernen, fürs Volk zu ſchreiben und auch unſer Buchhandel wird Mittel und Wege finden, ſeine journaliſtiſchen Unternehmungen im Volke ſelbſt auszubreiten. Bis jetzt ſind es, in einem Zuſammenhange, der eben ſo deutlich wie nothwendig iſt, hauptſächlich erſt die Naturwiſſenſchaften geweſen, welche dieſen neuen Weg betreten haben. Aber auch die übrigen Disciplinen werden allmälig folgen, auch die Belletriſtik und ſelbſt auch die Kritik. Auf dieſem unermeßlich erweiterten Schauplatz, in dieſer neuen, volksthümlichen Thätigkeit wird dann auch der deutſche Journalismus ſelbſt neue Kraft und neues Leben gewinnen; er wird mit Bewußtſein und Abſicht werden, wozu die Natur der Dinge ihn von jeher beſtimmt hat, und was er in der That auch jederzeit, ſelbſt in den ſeltſamſten Verkleidungen, geweſen iſt — ein Hauptbeförderungsmittel nationaler Wohlfahrt und Bildung, ein unentbehrlicher, unzerbrechlicher Bauſtein der Freiheit.

№5

Die
Muſenalmanache und Taſchenbücher
in
Deutſchland.

Zu den üblen Eigenſchaften, die man dem lebenden Geſchlechte nachſagt, vielleicht mit etwas mehr Offenherzigkeit und Eifer als dem pädagogiſchen Zweck dieſer Ausſtellungen zuträglich iſt, gehört namentlich auch der Mangel an ernſthafter, männlicher Ausdauer; wir ſind, behauptet man, nicht mehr ſo kühl, ſo ſchwerfällig wie ſonſt, wir werden leichter in Bewegung geſetzt als zur Zeit unſrer Großväter, aber dafür ſoll unſer Feuer auch ſehr raſch verlodern, unſere Bewegung auch von ſehr kurzem Athem ſein. Wie weit dies ſeine Richtigkeit in politiſchen Dingen hat und ob das Schickſal der Nation wirklich eine andere Richtung genommen, wenn ſie ſelbſt gegenüber den Ereigniſſen der letzten Jahre mehr Ausdauer und Standhaftigkeit beſeſſen, bleibe hier unerörtert. Aber in der Literatur wenigſtens iſt Flatterhaftigkeit und Neuerungsſucht unſer Fehler nicht. Im Gegentheil, wir beſitzen hier in manchen Stücken eine Conſequenz und haben Gewöhnungen von einer ſolchen zähen

Beharrlichkeit, daß ſie dadurch faſt zu Fehlern werden. Wer hat ſich, um nur an Allbekanntes zu erinnern, nicht ſchon ſelbſt darauf ertappt, wie ſchwer es ihm als richtigem Deutſchen wird, die gewohnte Zeitung abzuſchaffen, wie ſchlecht ſie auch ſei und wie viel gediegenere Blätter der Fortſchritt der Literatur uns bieten mag? Wer kennt nicht jene Schriftſteller, wer namentlich nicht jene Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die nur darum noch immer ein dankbares Publikum finden, weil ſie mit dieſem Publikum ſelbſt aufgewachſen ſind und weil wir uns gar keine rechte Exiſtenz mehr denken können, wenn jener Schriftſteller aufgehört hätte zu ſchreiben oder jener Schauſpieler trotz ſeinen grauen Haaren den Karl Moor oder Max Piccolomini nicht mehr ſpielen wollte?

Eine ſolche hartnäckige Gewohnheit friſtet auch unſern Muſenalmanachen und Taſchenbüchern noch immer das Daſein, oder wenigſtens einen Schein des Daſeins, obwohl ſchon längſt kein Einſichtiger ſich darüber täuſchen kann und ſelbſt der Inſtinkt der Maſſen es dunkel empfindet, daß dieſelben ſchon längſt aufgehört haben ein wirkliches Bedürfniß unſerer Bildung und ein wirkliches lebensfähiges, lebenzeugendes Element unſerer Literatur zu ſein. — Betrachten wir zuerſt die Muſenalmanache.

Volle vier und achtzig Jahre ſind es her, ſeitdem der erſte deutſche Muſenalmanach für das Jahr 1770 erſchien, und zwar an einem Orte, den, wenn wir recht unterrichtet ſind, die Muſen, wenigſtens die dichtenden Muſen, ſeitdem ſehr gründlich verlaſſen haben, in Göttingen, — und alle die vier und achtzig Jahre her, was ein richtiger gebildeter Deutſcher iſt, hat nicht leben noch ſterben können und glaubt nicht leben und ſterben zu können bis auf dieſe Stunde, ohne daß er regelmäßig alle Jahre ſeinen Muſenalmanach hat! Schreibt Heldengedichte, Romane, Trauerſpiele, gießt einen ganzen Nilſtrom von poetiſcher Fruchtbarkeit über Deutſchland aus — es iſt doch Alles nichts, ſo lange der Muſenalmanach fehlt; was dem Berliner die „kühle Blonde" oder dem Rheinländer das „Schöppchen", das iſt dem äſthetiſchen Deutſchen im Allgemeinen der Muſenalmanach: das Eine, das nichts verdirbt, wo und wie es auch ſei, und ohne das nichts gut iſt, wo es fehlt. „Iſt kein Dalberg da?" wurde ehedem bei der Krönung der deutſchen Kaiſer vor dem erſten Ritterſchlage durch Heroldsmund gefragt; „Iſt kein Muſenalmanach da?" fragen unſere äſthetiſchen Jünglinge und Jungfrauen, ſobald das Jahr ſich zu Ende neigt und mit den länger werdenden Abenden der geräuſchloſe Wettkampf der Literatur um die Gunſt der Leſewelt beginnt — das ganze Krönungsfeſt wäre unvollſtändig geweſen ohne einen Dalberg, die ganze deutſche Literatur wäre unvollſtändig, vereinſamt, geſchändet ohne jährlichen Muſenalmanach!

Aber leider hört die Aehnlichkeit hiermit auch auf. Unſer Publikum fragt wohl ängſtlich nach dem neueſten Muſenalmanach, es klagt und zürnt wohl über den Verfall der vaterländiſchen Literatur, ſowie über die leidige Unfruchtbarkeit der modernen Poeten, wenn der „liebe Wohlbekannte“ einmal auszubleiben droht: aber damit iſt ſeine Theilnahme auch erſchöpft! Es läßt die jungen poetiſchen Dalberge, die es erſt ſelbſt ſo eifrig aufgeboten, ruhig vor ſich knieen, es macht keine Miene ſie zu Rittern zu erheben, keine Miene, den erſt ſo heiß begehrten, ſo ſchmerzlich vermißten Almanach nun auch wirklich zu leſen, geſchweige denn gar zu kaufen! Schon dieſer auf den erſten Anblick allerdings ſehr äußerliche Umſtand, daß, wie wir uns oft und aus guter Quelle haben verſichern laſſen, bereits ſeit einer langen Reihe von Jahren von allen buchhändleriſchen Geſchäften, welche in Deutſchland unternommen werden können, der Verlag des Muſenalmanachs und ähnlicher Sammlungen bei weitem das mißlichſte und undankbarſte iſt —, hätte nach unſerm Dafürhalten die wohlmeinenden und aufopfernden Männer, welche ſich noch immer der Herausgabe eines deutſchen Muſenalmanachs unterziehen, darauf aufmerkſam machen und zu einigem ſtillen Nachdenken bei ſich ſelbſt veranlaſſen ſollen, ob ſie ihre Mühe nicht in der That an einen ſchlechthin undankbaren, an einen (möchten wir behaupten) unmöglichen Gegenſtand verſchwenden, und ob es nicht beſſer von ihnen gethan wäre, ſie ließen das Inſtitut der Muſenalmache, dieſes völlig altersſchwache, lebensmüde Inſtitut, endlich einmal zu Grunde gehen, als daß ſie — mit mehr Gutmüthigkeit, fürchten wir, als Einſicht — ſich ſelbſt und die Poeten und den Buchhandel immer wieder für eine Laune des Publikums ſacrificiren, die doch ſich ſelbſt ſchon ſeit Langem nur noch als eine Laune zu erkennen giebt.

Die Zeit der Muſenalmanache, um es offen heraus zu ſagen, iſt in unſerer Literatur vorüber; möglich, daß ſie unter veränderten Umſtänden einmal wiederkehrt: aber jetzt wenigſtens — dies behaupten wir mit Entſchiedenheit — iſt ſie nicht und iſt ſchon ſeit Längerem nicht mehr.

Was iſt überhaupt Zweck und Aufgabe eines Muſenalmanachs? und was hat dieſer ganzen Gattung das Daſein gegeben?

Das erſte Buch dieſer Art, das überhaupt erſchien, der Pariſer Almanac des Muses vom Jahre 1765, giebt davon eine ſehr deutliche Anſchauung. Derſelbe hatte die Beſtimmung, die während des letzten Jahres in Zeitſchriften und ſonſt erſchienenen kleinen Dichtungen zu ſammeln, beſonders von jener leichten, mehr geſelligen als poetiſchen Gattung, welche die Franzoſen ſelbſt mit dem charakteriſtiſchen Namen der poésies fugitives zu bezeichnen pflegen. Weit entfernt alſo, wie es jetzt und ſchon ſeit Langem die Regel iſt, ausſchließlich neue und bis dahin noch ungedruckte Sachen dem Publikum darzubieten und alljährlich eine neue Dichtergeneration in die Oeffentlichkeit zu führen, war der Muſenalmanach in ſeiner erſten und urſprünglichen Form vielmehr nur ein poetiſcher Jahresabſchluß, eine Scheuer gleichſam, in welche der hie und da zerſtreute neueſte Ertrag des Jahres zuſammen getragen ward.

Auch der erſte deutſche Muſenalmanach, der bereits erwähnte Göttinger vom Jahre ſiebzig, der bekanntlich von Boie und Gotter herausgegeben ward, geht noch ganz von demſelben Standpunkt aus. Auch in Deutſchland, verſichern die Herausgeber in der Vorrede, kämen jährlich viele gute einzelne Gedichte heraus, die oft nicht ſo bekannt würden als ſie es verdienten; andere verlören ſich in Bücher, wo man ſie nicht ſuchte. Hier habe man nun einen Verſuch machen wollen, einige derſelben zu ſammeln und habe anfangs gedacht, ſie höchſtens mit einigen neuen Stücken zu vermehren. „Der Rath und Beifall einiger gewichtiger Kenner“ jedoch habe die Herausgeber aufgemuntert und ihnen Beiträge verſchafft, „die ſie

Beiträge verſchafft, „die ſie nicht ſtolz genug waren zu erwarten. Wir haben das Glück, manches Stück ſelbſt von einigen Lieblingen der deutſchen Muſe zuerſt bekannt zu machen.“

Was damals Ausnahme und Neuerung, wurde nun bekanntlich im Lauf der Jahre zur Gewohnheit, ja zum Geſetz; unſere Muſenalmanache begnügten ſich ſehr bald nicht mehr, die bereits veröffentlichten Gedichte des letzten Jahres zu ſammeln oder allenfalls durch einige zufällig erhaltene neue zu vermehren, nein, ſie brachten ausſchließlich und lediglich Neues, ſie pochten bei den Dichtern ſelbſt an, ſie ſchlugen die Wünſchelruthe der Redactionsbriefe in die Schreibtiſche und Tagebücher unſerer Poeten ein und förderten neue, bis dahin noch unbekannte Schätze der vaterländiſchen Dichtung zu Tage. Dieſes iſt die eigentliche und hauptſächliche Bedeutung unſerer Muſenalmanache, daß ſie die Vermittler abgaben zwiſchen der Leſewelt und den heranwachſenden Dichtern: eine poetiſche Meſſe gleichſam, wo Poet und Publikum mit einander bekannt wurden, eine Muſterſammlung und Auswahl des Beſten, was im Laufe des Jahres in den ſtillen Werkſtätten unſerer Dichter producirt war.

Dabei ſind jedoch zwei Umſtände wohl ins Auge zu faſſen: erſtlich daß die Production damals in der That noch keinen andern oder doch wenigſtens keinen ſo bequemen, ſo angemeſſenen Weg, vor die Oeffentlichkeit zu gelangen, hatte, als eben durch die Muſenalmanache — und daß zweitens das Publikum an dieſer Production ſelbſt noch ein aufrichtiges und lebhaftes Intereſſe nahm.

Und das iſt denn auch das Princip, das man bei der Herausgabe dieſer Sammlungen jederzeit hätte feſthalten ſollen und das, ſo zu ſagen, den eigentlichen Rechtsgrund ihrer Exiſtenz bildet. Muſenalmanache gehören nur in Zeiten und eignen ſich nur für Zuſtände der Literatur, wo es einmal dem einzelnen, bis dahin vielleicht noch unbekannten Dichter an Gelegenheit mangelt, die kleinen Erzeugniſſe ſeiner Muſe, wie Tag und Stimmung ſie bringen, öffentlich zu produciren — und wo andererſeits das Publikum an ſeiner Literatur und zwar ſpeciell an ſeiner Poeſie, vornämlich der lyriſchen, oder aber an beſtimmten neuen Richtungen derſelben, noch ſo viel väterliche Freude hat, um ſich auch für ihre vereinzelten Sprößlinge und das allmälige und ſchrittweiſe Heranwachſen derſelben zu intereſſiren.

An beſtimmten neuen Richtungen — haben wir hinzugeſetzt und haben damit zugleich ausgeſprochen, wie es möglich ward, daß das Inſtitut der Muſenalmanache auch ſpäterhin noch, nachdem unſere Literatur jenen Kinderſchuhen längſt entwachſen war und nachdem eine zahlreiche und vielgeleſene belletriſtiſche Journaliſtik unſeren jungen Dichtern ihre Spalten eröffnet hatte, dennoch, für gewiſſe Zeiten wenigſtens, zu neuem Anſehen und neuem Einfluß auf die Geſammtheit unſerer Literatur gelangen konnte. Sogar wir gehen noch weiter: jede neue und wirklich Epoche machende Richtung unſerer Poeſie, und hier wiederum vornämlich der lyriſchen oder lyriſch-epiſchen Poeſie, behaupten wir, hat auch jedesmal ihren eigenen neuen Muſenalmanach begründet und dadurch dem Inſtitute ſelbſt zu einem neuen, wenn auch immerhin nur vorübergehenden Anſehen verholfen.

So nimmt wenige Jahre, nachdem der erſte deutſche Muſenalmanach überhaupt gegründet iſt, die heißblütige, ſentimentale Jugend des Göttinger Dichterbundes denſelben in ihre Hände, macht ihn zum Organ ihrer leidenſchaftlichen, zwiſchen Klopſtock'ſcher Erhabenheit und Bürger'ſcher Naivetät ſchwankenden und gerade durch dieſe doppelte Beziehung höchſt zeitgemäßen Dichtung und erreicht damit, vielfacher Concurrenz unerachtet, einen ſolchen Erfolg, daß der Abſatz der Exemplare nach Tauſenden gezählt ward und daß Johann Heinrich Voß, als damaliger Herausgeber, allen Ernſtes daran denken durfte, auf den Ertrag ſeines Muſenalmanachs hin zu heirathen — eine Notiz, die gewiß nicht verfehlen wird, in den geehrten Herausgebern unſerer dermaligen Muſenalmanache ein gewiſſes aus Wehmuth und Erſtaunen gemiſchtes Gefühl hervorzurufen.

Selbſt Gegenden unſeres Vaterlandes, in denen damals von literariſchen oder poetiſchen Intereſſen noch überaus wenig zu ſpüren war, gründeten in jener Zeit eigene Muſenalmanache, ungefähr wie es jetzt der inſtinktmäßige Drang und Trieb jeder noch ſo kleinen Stadt iſt, ihre eigene politiſche Zeitung zu haben. Für dieſe war der Muſenalmanach eben der erſte Keim, das erſte Auge gleichſam, das die beginnende äſthetiſche Bewegung anſetzte. Urſache und Wirkung gingen dabei Hand in Hand und ergänzten ſich gegenſeitig: weil es junge Dichter gab, entſtand ein Muſenalmanach und weil es einen Muſenalmanach gab, fanden ſich junge Dichter. So entſtand in Wien, das damals (und vielleicht nicht blos damals) in Betreff ſeiner geiſtigen Kultur hinter dem übrigen Deutſchland außerordentlich weit zurück ſtand und wo ſelbſt der Gottſched'ſche Geſchmack noch eine verwegene Neuerung war, während man an Rhein und Elbe ſchon für Klopſtock, Wieland, Goethe ſchwärmte, zu Ende der ſiebziger Jahre, ein eigener „Wieneriſcher Muſenalmanach“ (1777—1779, ſpäter als „Wiener Muſenalmanach“ mit geringen Unterbrechungen von 1781—1803 von Ratſchky, Blumauer u. A. fortgeſetzt); ſo giebt in Schwaben, das damals ebenfalls noch für das wahre deutſche Böotien galt und von dem noch Niemand dazumal ahnte, daß es dereinſt eine der fruchtbarſten Geburtsſtätten deutſcher Poeſie und Wiſſenſchaft werden ſollte — ebenſo, ſage ich, giebt in dieſem bäotiſchen Schwaben der Magiſter Stäudlin, ein Bruder des berühmten Theologen, ein nicht unerhebliches, aber cyniſches und unſtätes Genie, ſeine „Schwäbiſche Blumenleſe" (1782—87), in der Folge fortgeſetzt als „Poetiſche Blumenleſe" (1792—93), heraus; ſo weiß auch der Regimentsmedicus Friedrich Schiller in Stuttgart ſeine und ſeiner Freunde poetiſche Verſuche nicht beſſer an den Mann zu bringen, als daß er der Stäudlin'ſchen „Blumenleſe" eine „Anthologie auf das Jahr 1782" an die Seite ſetzt, die trotz dieſes gelehrten Titels und trotz der ſibiriſchen Firma (das Buch war angeblich zu Tobolsk erſchienen und „meinem Principal dem Tode dedicirt") doch in der That nicht mehr noch weniger war als ein Muſenalmanach.

Auch ſollte dieſer erſte Schiller'ſche Muſenalmanach nur gleichſam ein Symbol und Vorläufer deſſen ſein, was der Herausgeber deſſelben faſt ein halbes Menſchenalter ſpäter für eben dieſe Gattung zum zweitenmale leiſtete. Auch als Schiller im Jahre 1795, in der vollen Blüthe ſeiner männlichen Kraft und der ganzen unverkümmerten Reife ſeines Talents, die Gründung eines neuen Muſenalmanachs unternahm, war auch das wiederum weder Laune noch Zufall, ſondern eine tiefinnerliche geſchichtliche Nöthigung. Es iſt dies jener berühmte Schiller'ſche Muſenalmanach, der nicht nur ſofort in ſeinem zweiten Jahrgange das revolutionäre Sprühfeuer der Xenien in die Welt ſchleuderte, ſondern dem wir auch die Goethe-Schillerſche Balladenpoeſie, dieſe köſtlichſten Edelſteine unſerer Dichtung im Allgemeinen, zu verdanken haben: alſo in jeder Hinſicht eine der denkwürdigſten und fruchtbarſten Offenbarungen jener neuen klaſſiſchen Dichtweiſe, zu welcher Schiller und Goethe ſich dazumal heraufgearbeitet hatten.

Der Schiller'ſche Muſenalmanach, deſſen Abſatz ſich ebenfalls wieder auf mehre Tauſende erſtreckte, während die Voß-Bürger'ſchen Unternehmungen ſchon längſt nur noch vegetirten, geht in dieſer Beziehung Hand in Hand mit den Horen, welche gleichzeitig erſchienen und zu denen der Muſenalmanach gleichſam den praktiſchen Commentar lieferte. Was in den Horen vorzugsweiſe theoretiſch erörtert ward, jene neue Anſichten alſo über das Weſen und die Aufgabe der Kunſt, welche Schiller in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, in den Abhandlungen über naive und ſentimentale Poeſie ꝛc. hier zuerſt aufſtellte und durch die er ſo entſcheidend eingewirkt hat auf die geſammte Entwickelung unſerer Kunſt, ſo unverſtändlich ſie damals auch der Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen klangen, fanden in dem Schiller'ſchen Muſenalmanach ſo zu ſagen ihre poetiſche Illuſtration; beide zuſammen ſchufen das neue Publikum, deſſen unſere beiden großen Dichter in ihrer neuen künſtleriſchen Geſtalt bedurften, und halfen jenes äſthetiſch-klaſſiſche Bewußtſein bilden, deſſen erſtes Auftreten in den bereits genannten Xenien ſo tumultuariſch, ſo kriegeriſch ausgefallen war — und das doch jetzt ſchon längſt in das allgemeine Bewußtſein übergegangen iſt.

Bei der wichtigen Stellung, welche der Schillerſche Muſenalmanach ſomit in der Entwickelung unſerer Literatur einnimmt, wird es dem Leſer hoffentlich nicht unerwünſcht ſein, hier etwas Näheres von den einzelnen Jahrgängen deſſelben, ſeinem Inhalt, ſeinen Mitarbeitern ꝛc. zu erfahren, beſonders da auch dieſer Almanach, das allgemeine Schickſal dieſer Literaturgattung theilend, bereits zu den Seltenheiten unſerer Literatur gehört und nur noch in wenigen Bibliotheken vollſtändig angetroffen wird. Ueber die äußerliche Veranlaſſung, welche Schiller zur Uebernahme der Redaction veranlaßte, hat Hoffmeiſter (im dritten Bande ſeines bekannten Werkes über Schiller's Leben, Geiſtesentwickelung und Werke) bereits das Richtige angemerkt. Nämlich am 8. Juni 1794 war Bürger geſtorben, zum Theil mit an dem Schmerz, den die Schiller'ſche Recenſion ſeiner

Gedichte dem unglücklichen Manne bereitet hatte — und ſchon im September deſſelben Jahres ſtand in Schiller der Entſchluß feſt, einen Muſenalmanach herauszugeben. Man darf demnach wohl kaum bezweifeln, daß Bürger's Tod und das damit verbundene Eingehen des Bürger'ſchen Almanachs Schiller den erſten Anſtoß zu ſeinem Unternehmen gegeben, das ſich ſomit äußerlich genommen als eine Fortſetzung des Bürger'ſchen Almanachs darſtellt und alſo in directer Linie auf den Göttinger Muſenalmanach von 1770, als den allgemeinen Ausgangspunkt dieſer ganzen Gattung in Deutſchland, zurückführt. Seltſame Schickſalsfügung, durch welche Schiller der Erbe Bürgers, der wüſte Sturm und Drang der Göttinger Jugend der directe Vorläufer des Goethe-Schiller'ſchen Klaſſicismus wurde!

Auch über die Motive, die Schiller dabei leiteten, iſt uns einiger Aufſchluß erhalten. Dieſelben waren gewiß nicht ſo oberflächlich, noch ſo äußerlicher Natur, wie er ſelbſt in einem Briefe vom 20. October 1794 an Goethe zu verſtehen giebt. „Mir iſt, ſchreibt er da, die Entrepriſe dem Geſchäfte nach eine ſehr unbedeutende Vermehrung der Laſt, aber für meinen ökonomiſchen Zweck deſto glücklicher, weil ich ſie auch bei meiner ſchwächlichen Geſundheit fortführen und dabei meine Unabhängigkeit ſichern kann." Tiefer und darum auch richtiger ſcheint Goethe das Verhältniß aufgefaßt zu haben in einer Stelle, die in den Tages- und Jahresheften enthalten iſt. „Es ſollte, heißt es darin, eine poetiſche Sammlung ſein, die jener meiſt proſaiſchen in den Horen vortheilhaft zur Seite ſtehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen ſeiner Landsleute günſtig, die guten ſtrebſamen Köpfe neigten ihm zu.“

Die Wahrheit zu ſagen, iſt jedoch von dieſen letztern wenigſtens in dem erſten Almanach, den Schiller herausgab, dem für 1796, noch nicht viel zu ſpüren, oder der Kreis der activen Poeten müßte damals außerordentlich klein geweſen ſein. Neben einigen Chiffern, hinter denen ſich freilich zum Theil Männer wie Herder verbergen, finden wir zunächſt eine Anzahl ſchwäbiſcher Landsleute, die gewiß ſchon damals ſehr wackere Landsleute, als Dichter aber doch nur erſt wenig oder gar nicht bekannt waren. So Conz, Schillers ehemaligen Lehrer, mit einer „Abendphantaſie nach einem ſchwülen Sommertage“ und einem „Hain der Eumeniden“, die beide ſtark an das Muſter der von Schiller eben damals mit Lebhaftigkeit empfohlenen Matthiſſon'ſchen Poeſie erinnern; ferner den bekannten Epigrammatiker Haug mit verſchiedenen Kleinigkeiten; Hölderlin, damals noch Student in Jena, mit einem „Gott der Jugend“, der ebenfalls noch ſtark nach Matthiſſon'ſchem Muſter ſchmeckt; Neuffer, der ſich ſpäterhin als Idyllendichter ſowie als Ueberſetzer des Virgil bekannt gemacht. Auch Reinwald, Schiller's Schwager, Woltmann, der berühmte Hiſtoriker, damals Schiller's College zu Jena, ſowie die liebliche Sophie Mereau, die ſpätere Gemahlin Clemens Brentano's, haben ſich mit einigen Beiträgen eingefunden; ebenſo Auguſt Wilhelm Schlegel, damals Hauslehrer in Amſterdam und von Schiller ausdrücklich eingeladen. Auch der alte Pfeffel war mit einer kurzen Fabel in ſeiner bekannten behäbigen Manier zugelaſſen worden. Nennen wir dazu noch Koſegarten, deſſen bekanntes Lied an die Sterne, das damals von empfindſamen Jünglingen und Jungfrauen viel geſungen ward, ſich hier nebſt andern zum erſtenmal abgedruckt findet; ferner den bekannten Komiker Langbein, damals in Dresden und — ein Beweis für den Dichterruhm, deſſen er ſich zu jener Zeit erfreute — ebenfalls ausdrücklich von Schiller aufgefordert (ſiehe Briefwechſel mit Körner III, 274), ſowie Karl Auguſt Lappe, der noch dreißig Jahre ſpäter mit ſeiner „Hütte in Pütte“ eine ſo aufdringliche, halb ſpaßhafte, halb tragiſche Rolle ſpielen ſollte — ſo dürfte der Kreis der Mitarbeiter damit ſo ziemlich erſchöpft ſein.

Doch haben wir allerdings noch einen unerwähnt gelaſſen und zwar einen ſolchen, der allein eine ganze Generation von Dichtern erſetzen konnte: Goethe. Wir finden von Goethe in dieſem erſten Almanach die Nähe des Geliebten, den Beſuch (Meine Liebſte wollte ich heut beſchleichen), das herrlich ſchöne Meeresſtille und glückliche Fahrt, Kophtiſche Lieder, Antwort bei einem geſellſchaftlichen Fragenſpiel, Prolog zu dem Schauſpiel Alte und Neue Zeit, bei der Wiedereröffnung des Weimarſchen Stadttheaters 1794; endlich die Venezianiſchen Epigramme, in einer eigenen Abtheilung am Schluß des Büchleins, jedoch ohne den Namen des Dichters.

Bei weitem die reichlichſten Beiträge hatte endlich Schiller ſelbſt geliefert. Bei der großen Zahl derſelben würde es hier zu viel Raum wegnehmen, wollten wir dieſelben einzeln anführen. Doch intereſſirt es vielleicht den Leſer, zu erfahren, daß die Macht des Geſanges den Almanach eröffnet, während die Stanzen an den Leſer (Die Muſe ſchweigt; mit jungfräulichen Wangen) den Schluß machen, ſowie daß der Tanz, Pegaſus im Joche (oder wie er hier heißt: Pegaſus in der Dienſtbarkeit), die Ideale und die Würde der Frauen, lauter Gedichte alſo, die ſeitdem ein allgemeines und unvergängliches Eigenthum der deutſchen Nation geworden, hier zum erſtenmale vor das Publikum getreten ſind.

Doch hatte die Herausgabe dieſes erſten Almanachs Schillern manche Noth gemacht. Der Buchhändler, welchem er den Verlag deſſelben anvertraut, war nicht ganz zuverläſſig geweſen. Auch erſchien der Almanach weit ſpäter als üblich war, erſt im Januar 1796, und auch die Ausſtattung, wennſchon immer ein Fortſchritt im Vergleich mit derjenigen, an die man durch den Voß'ſchen und Bürger'ſchen Almanach gewöhnt war, fand vor den Augen Schiller's und ſeiner Freunde wenig Gnade.

Dieſer Umſtand, im Verein mit der innigen Geſchäftsverbindung, in die Schiller ſeit dem Beſuch in Schwaben und der Herausgabe der Horen mit Cotta getreten war, veranlaßte ihn denn, den nächſten Almanach im Cotta'ſchen Verlage erſcheinen zu laſſen. Und wie das Buch dadurch äußerlich an ſtattlichem Anſehen und buchhändleriſcher Verbreitung gewann, ſo that auch Schiller mit ſeinen Freunden redlich das Seinige, den innern Werth des Almanachs zu erhöhen und ihm ein immer größeres Publikum zuzuführen. Es iſt dies der berühmte Jahrgang von 1797, der in ſeiner zweiten Hälfte die Goethe-Schiller'ſchen Xenien brachte.

Ueber dieſe Xenien ſelbſt ſind ſeit Jahren, beſonders aber in letzter Zeit, ſo viel gründliche Unterſuchungen angeſtellt und ſo viel Erläuterungen gegeben worden, daß es unnöthig iſt, uns hier noch ausdrücklich dabei zu verweilen. Auch haben wir den weſentlichſten Geſichtspunkt ſchon vorhin angedeutet: die Xenien ſind das Gewitter, welches die Luft reinigt, damit die Sonne der claſſiſchen

Kunſt demnächſt in ihrer vollen Schönheit frei und ungehindert emporſteigen kann; ſie ſind eine tabula rasa, welche in der Literatur der Zeitgenoſſen gemacht wird, um Raum zu gewinnen für die neuen großartigen Schöpfungen, die bereits im Anzuge; ein literariſcher Terrorismus, ähnlich jenem politiſchen, der kurz zuvor an den Ufern der Seine geübt worden war, nur freilich mit dem ſehr weſentlichen Unterſchiede, daß dort Köpfe, hier höchſtens Lorbeerkränze fielen und daß, während die furchtbare Arbeit der Guillotine Freiheit und Sittlichkeit doch nicht hatte wieder herſtellen können, dieſe literariſche Metzelei allerdings nur der Vorläufer eines geläuterten und gediegenern Kunſtgeſchmacks war.

Dieſer polemiſche Theil, von dem man weiß, welch ungeheures Aufſehen er in ganz Deutſchland machte und welche Fluth geiſtloſer Erwiderungen er hervorrief, überwog denn in dem Almanach ſo ſehr, daß der übrige poſitive Inhalt dagegen faſt ein wenig mager ausſieht. Der Kreis der Mitarbeiter hat ſich nur wenig erweitert; für Hölderlin, der diesmal ausgeblieben, ſind Matthiſſon und Steigenteſch, derſelbe, der ſich ſpäterhin durch einige gelungene dramatiſche und novelliſtiſche Arbeiten vortheilhaft bekannt gemacht, neu hinzugetreten. Die eigentlichen Pfeiler des Almanachs jedoch ſind auch diesmal, die Xenien ganz bei Seite geſetzt, Schil ler und Goethe ſelbſt, mit wenigen, aber meiſterhaften Arbeiten. Von letzterem treffen wir hier neben einer Anzahl epigrammatiſcher Kleinigkeiten, die größtentheils dem urſprünglichen Entwurf der Xenien angehören, die herrliche Idylle Alexis und Dora an der Spitze des Buches, ſo wie die ſchalkhaften Muſen und Grazien in der Mark, die ebenfalls, wenn nicht der Form, ſo doch dem Geiſte nach der Xenienepoche angehören. Im Uebrigen verſchärft der Stachel dieſes Gedichtes ſich noch und auch der Umſtand, daß es gerade im Schiller'ſchen Muſenalmanach erſchien, gewinnt an Bedeutung, wenn man die bisher nur wenig bekannte Thatſache berückſichtigt, daß es gegen einen directen Concurrenten dieſes Almanachs gerichtet iſt: „Kalender der Muſen und Grazien" war der Titel eines Muſenalmanachs, den der bekannte „Werneucher Schmidt" zu derſelben Zeit (1795 und 1796) erſcheinen ließ, als Fortſetzung eines von ihm ſchon früher (1793—96) in Gemeinſchaft mit E. C. Bindemann herausgegebenen „Neuen Berliniſchen Muſenalmanachs", der ſelbſt wieder eine Fortſetzung das von K. H. Jördens, dem bekannten Literarhiſtoriker, begründeten „Berliniſchen Muſenalmanachs" für 1791 und 1792 bildete.

Auch Schiller's Beiträge ſind der Mehrzahl nach epigrammatiſcher Natur, darunter die hübſch gewandte

Fabel vom Fuchs und dem Kranich, hier mit dem ausdrücklichen, ſpäter weggelaſſenen Zuſatz: An F. Nicolai. Von größeren Gedichten hatte auch er nur fünf beigeſteuert: aber dieſe fünf waren das Mädchen aus der Fremde, Pompeji und Herculanum, die Klage der Ceres, die Geſchlechter und der Beſuch, in der ſpätern Ausgabe der Gedichte als „Dithyrambe“ überſchrieben. — Aus den übrigen Beiträgen heben wir Koſegarten's ſehr ſchwülſtiges, dennoch zu ſeiner Zeit viel bewundertes Gedicht an Arkona hervor, ſowie den Pygmalion von Auguſt Wilhelm Schlegel, der mit deſſelben Dichters Arion (den wir ſogleich noch in einem nachfolgenden Jahrgange antreffen werden) noch jetzt wohl als das eigentliche Prachtſtück Schlegel'ſcher Dichtkunſt gerühmt zu werden pflegt.

Mit um ſo großartigern Schöpfungen tritt die Goethe-Schiller'ſche Poeſie uns im folgenden Jahrgang, dem von 1798, entgegen. Die beiden Dichter hatten, wie es in ihren Briefen aus dieſer Zeit vielfältig ausgeſprochen wird, ſelbſt die Nothwendigkeit gefühlt, auf den verwegenen Angriff der Xenien nun um ſo tüchtigere poſitive Leiſtungen folgen zu laſſen: das beſte Mittel jedenfalls, das Geſchrei der Angegriffenen zu beſchwichtigen und das Publikum vollſtändig auf die Seite der Xeniendichter herüberzuziehen. So war denn auf das Xenienjahr das Balladenjahr gefolgt; ſeine Frucht iſt es, die uns in dem Almanach von 1798 vorliegt. Wir finden hier alle jene unvergleichlichen Dichtungen, die ſeitdem als die herrlichſten Perlen im Diadem der deutſchen Dichtkunſt ſtrahlen und die jeder Deutſche, ja überhaupt Jeder, der auf literariſche Bildung Anſpruch macht, ſeitdem in dankbarem Gedächtniß trägt. Alſo namentlich von Goethe den Zauberlehrling, die Braut von Corinth, den Gott und die Bajadere, ferner den Neuen Pauſanias, den Schatzgräber, Legende (Als noch verkannt und ſehr gering), an Mignon, Erinnerung, Abſchied ꝛc. Von Schiller traten der Ring des Polykrates, der Handſchuh, Ritter Toggenburg, die Kraniche des Ibykus, der Gang nach dem Eiſenhammer hier zuerſt ans Licht. Ebenſo das Reiterlied aus dem Wallenſtein, die Worte des Glaubens, die Todtenklage, das Geheimniß ꝛc.; das Gedicht an Emma (Weit in nebelgrauer Ferne) ſteht hier als Elegie an Emma und mit einem bloßen S. bezeichnet. — Auch der Kreis der Mitarbeiter hat in dieſem Jahrgang einige vortheilhafte Veränderungen und Erweiterungen erfahren; der ſchwülſtige Koſegarten und der platte Langbein ſind entfernt, dafür Wilhelm von Humboldt (mit einer Ueberſetzung aus dem Pindar), Friederike Brun ꝛc. neu hinzugetreten. Hölderlin hat ſeinen berühmten Hymnus an den Aether beigeſteuert;

doch iſt derſelbe nicht mit ſeinem Namen, ſondern mit einem bloßen D. bezeichnet. — Auch dieſem Jahrgang widerfuhr, gleich dem Xenienalmanach, die Ehre einer zweiten Auflage: Beweis genug, daß das Publikum jener Zeit nicht blos für den Lärm der Polemik, ſondern auch für die gediegenen Leiſtungen poſitiver Kunſt und Schönheit empfänglich war, und daß, wenn ihm hier die edelſte Blüthe deutſcher Kunſt geboten wurde, es auch wenigſtens fühlte, was es damit erhielt.

Ueberhaupt bildet dieſer Jahrgang für 1798 den eigentlichen Höhepunkt des Schiller'ſchen Muſenalmanachs. Je weiter Schiller mit dem Wallenſtein vorrückte und je mehr Luſt und Muth er dadurch wieder zu größeren dramatiſchen Arbeiten gewann, je mehr zog er ſich von allen Unternehmungen, die ſeine Zeit nur zu zerſplittern und ihn dieſem ſeinem eigentlichen Lebenszweck abwendig zu machen drohten, und damit alſo auch von den kleinern lyriſchen Erzeugniſſen zurück. Schon hatte er, halb aus Ueberdruß, halb weil es ihm an den richtigen Mitarbeitern fehlte, die Horen aufgegeben und bald ſollte auch der Muſenalmanach demſelben Schickſal anheimfallen.

In dem Jahrgange für 1799 erblicken wir allerdings noch den belebenden Wiederſchein des Balladenjahres. Goethe hat ſeinen Edelknaben und die Müllerin (mit dem Beiſatz alt engliſch), der Junggeſelle und der Mühlbach (alt deutſch), der Müllerin Verrath (alt franzöſiſch), die Reue (alt ſpaniſch) nebſt dem Blümlein Wunderſchön beigeſteuert; ferner die treffliche Elegie Euphroſyne, die Metamorphoſe der Pflanzen, Amyntas ꝛc. Drei Gedichte von ihm, nämlich die Muſageten, Sängerwürde (Unter dieſen Lorbeerbüſchen), an meine Lieder (Verfließet, viel geliebte Lieder) ſtehen unter dem Namen Juſtus Ammann verzeichnet. Schiller lieferte das Glück, den Kampf mit dem Drachen, die Bürgſchaft, Bürgerlied (jetzt das eleuſiniſche Feſt), des Mädchens Klage, Poeſie des Lebens und den Prolog zu Wallenſteins Lager. Von neu hinzugetretenen Dichtern fallt insbeſonders Ludwig Tieck auf, mit einer Reihe kleiner melodiſcher Lieder, theils in bekanntem minneſingerlichen, theils in einem antikiſirenden Geſchmack, den er ſpäterhin beſonders noch in den Reiſegedichten aus Italien cultivirte.

Der Jahrgang von 1800 (der vorletzte, welcher erſchienen, und der letzte, den wir aus eigener Anſicht kennen) zeigt uns Schiller bereits ganz in ſeine dramatiſchen Arbeiten verloren. Wir finden von ihm nur den Spruch des Konfucius, Erwartung, und das Lied von der Glocke, das den Schluß des Jahrgangs bildet. Goethe fehlt gänzlich, ebenſo Schlegel; dagegen iſt zu Koſegartens ſchwülſtigem Alexanderlfeſt (bekanntlich nach Dryden bearbeitet, welche Angabe hier jedoch fehlt) zurückgegriffen.

Den größten Theil des Almanachs füllen Die Schweſtern von Lesbos von Amalie von Imhof, ſpäter vermählte von Helvig: ein anmuthiges Gedicht, dem man ſeinen Platz ſchon gönnen mag und das ſich auch ſpäter im Andenken der Literatur erhalten hat, das aber doch wohl ſchwerlich in ſeiner ganzen Breite hier zum Abdruck gekommen wäre, hätte es Schillern nicht an Material gemangelt — oder richtiger geſagt, an Zeit und Luſt daſſelbe herbeizuſchaffen, zu ſichten und zuſammenzuſtellen. Auch der Briefwechſel Schiller's mit Körner, dieſer getreueſte und vollſtändigſte Kommentar ſeines damaligen Lebens, läßt die allmählige Abnahme, welche der Muſenalmanach im Intereſſe ſeines Herausgebers erlitt, ſehr deutlich erkennen; während die erſten Jahrgänge deſſelben ein Hauptthema des Briefwechſels bilden (insbeſondere lieferte Körner auf Schiller's und Goethe's Wunſch ausführliche Recenſionen der einzelnen Jahrgänge; dieſelben finden ſich im dritten und vierten Bande des Briefwechſels abgedruckt und ſind noch jetzt zur Charakteriſtik des damaligen Geſchmacks von Wichtigkeit), tritt ungefähr vom Jahre 1798 ab der Almanach auch hier mehr und mehr in den Hintergrund, bis er endlich gänzlich daraus verſchwindet. —

Das Unternehmen, welches Schiller, zu höheren Dingen beſtimmt, um dieſe Zeit aufgab, ging mit der übrigen Erbſchaft unſerer beiden großen Klaſſiker in die Hände der Romantiker über.

Oder wenigſtens ſuchten ſie ſich derſelben zu bemächtigen. Als Schiller die Horen aufgab, ließen die Schlegel alsbald ihr Athenäum erſcheinen; ebenſo ließen ſie auch dem Muſenalmanach Schiller's und Goethe's einen Muſenalmanach der Romantiker folgen. Doch gelang es ihnen auch hier nicht, ein dauerndes und allgemein anerkanntes Reſultat zu erzielen; vielmehr ziehen die Verſuche der Romantiker auf dieſem Gebiet in immer wiederholten Anſätzen und Bruchſtücken ſich durch das ganze erſte Decennium des neuen Jahrhunderts hin, ohne jene ſtetige Folge, welche der Voß-Bürger'ſche und zuletzt noch der Schiller'ſche Almanach erreicht hatten. Außer dem ſogenannten Grünen Almanach vom Jahre vier von Varnhagen und Chamiſſo, zu dem auch Schelling, Fouqué, W. von Schütz und andere angehende Koryphäen der Romantik beitrugen, haben wir von den Schlegeln ſelbſt, zum Theil unter Mitwirkung von Ludwig Tieck, einen „Muſenalmanach für 1802" (von Auguſt Wilhelm); ferner ein „Poetiſches Taſchenbuch für 1805 und 1806" (von Friedrich Schlegel), ſowie noch mehres Untergeordnete derſelben Art: bis endlich Juſtinus Kerner mit dem „Poetiſchen Almanach für 1812“, der höchſt bezeichnender Weiſe auch den Doppeltitel: Romantiſche Dichtungen von Fouqué ꝛc. führt, den Beſchluß dieſer Richtung macht.

Daß dieſe Almanachsliteratur der Romantiker im Ganzen genommen nur eine ſehr geringe Verbreitung gewonnen hat und daß keine der genannten Sammlungen dem Abſatz des Voß'ſchen oder Schiller'ſchen Almanachs auch nur vorübergehend nahe gekommen, iſt richtig. Allein in dieſem Falle rührte das weniger davon her, daß ſie Muſenalmanache, als daß ſie Muſenalmanache der Romantiker waren. Die Romantik hatte dazumal nur erſt ſehr geringen Boden im Publikum; es waren weit mehr erſt die Kritiker, überhaupt die Literaten ſelbſt, die ſich um ſie kümmerten, als die Maſſe des Volks. Auch iſt gerade die Lyrik, die doch immer den Hauptbeſtandtheil jedes Muſenalmanachs bilden muß, von jeher die ſchwache Seite der Romantik geweſen, die ihren wahren Triumph vielmehr erſt in der Novelle, namentlich in der Tendenznovelle feierte. —

Und hier wird nun der geeignetſte Ort ſein, den Uebergang zu jener zweiten Gattung zu machen, deren Betrachtung dieſer Aufſatz beſtimmt iſt, zu den Taſchenbüchern. Keineswegs auf das poetiſche Gebiet beſchränkt, vielmehr über alle Felder der Wiſſenſchaft und ſelbſt der empiriſchen Kenntniß ſich verbreitend, haben die Taſchenbücher in den Geſammtorganismus unſerer Literatur zwar in ſehr breiter Ausdehnung, aber doch bei Weitem nicht ſo tief eingegriffen, wie die Muſenalmanache. Haben wir in letzteren jedesmal einen neuen Entwickelungskeim, einen jugendlichen Trieb und Anſatz unſerer Poeſie ſelbſt erkannt oder wurden ſie uns wenigſtens nur da von Intereſſe, wo ein ſolcher jugendlicher Trieb ſich in ihnen offenbarte: ſo liegt das Charakteriſtiſche der Taſchenbücher umgekehrt darin, daß ſie eine vorhandene Bildung und längſt anerkannte populäre Richtungen der Literatur auf breiteſter Grundlage zuſammenfaſſen und dem Publikum zu bequemſtem, gleichſam häuslichem Genuß darbieten. Man könnte das auch ſo ausdrücken, daß der Muſenalmanach, wo er überhaupt noch eine Bedeutung hat, ſtets nach vorwärts gerichtet iſt, in die Zukunft, das Taſchenbuch dagegen rückwärts, in die Vergangenheit; jener iſt Ausſaat, dieſes Ernte; jener Stern des Aufgangs, dieſer behaglich wärmende, nährende Mittagsſonne. — Es wird hiernach gerechtfertigt ſein, wenn wir uns überdie Literatur der Taſchenbücher, entſprechend ihrer geringeren Wichtigkeit, auch nur in kürzerem Maße verbreiten und nur die allgemeinſten Umriſſe eines Gemäldes ziehen, daß, wenn es vollſtändig ſein ſollte, ſich auf die Geſchichte faſt aller Wiſſenſchaften und Künſte ſeit Ausgang des vorigen Jahrhunderts, wo dieſe Form beſonders populär wurde, erſtrecken müßte.

Selbſt den Stammbaum dieſer Literaturgattung dürfen wir nicht allzuweit verfolgen, da wir ſonſt Gefahr laufen, uns in Regionen zu verirren, welche der Mehrzahl unſerer Leſer denn doch zu entfernt und zu unfruchtbar ſein möchten. Die erſten Anfänge unſerer Taſchenbuchsliteratur nämlich haben wir unzweifelhaft in den Kalendern zu erkennen, wie ſie unmittelbar nach Erfindung der Buchdruckerkunſt (gleich das zweitälteſte aller bekannten Druckwerke iſt ein Kalender) in Umlauf kamen. Freilich waren dieſe früheſten Kalender noch nicht periodiſch, das heißt, ſie kehrten noch nicht, wie wir es jetzt gewohnt ſind, mit jedem neuen Jahr aufs Neue wieder, ſondern ſie waren zuerſt mehrjährig, in der Art unſerer ſogenannten immerwährenden Kalender. Allein auch dies periodiſche Moment fand ſich ſehr bald, ſchon im Laufe des 16. Jahrhunderts hinzu, während die Gattung ſelbſt durch die hiſtoriſchen oder Zeitungskalender, die ſogenannten Poſtreuter, eine ſehr weſentliche Erweiterung gewann.

Doch hielt dies Alles ſich Jahrhunderte lang nur in den niedrigſten Schichten der Literatur, bis in das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts, wo die belletriſtiſche Richtung, die ſich inzwiſchen bei uns entwickelt hatte, auch dieſer Gattung ſich bemächtigte. Daß dieſelbe jedoch keineswegs auf das belletriſtiſche Gebiet beſchränkt blieb, ſondern ſich auch auf die meiſten Wiſſenſchaften, ja ſelbſt auf eine Menge techniſcher Kenntniſſe ausdehnte, haben wir ſchon vorhin bemerkt. Es hängt dies genau zuſammen mit der populären Richtung, welche die Wiſſenſchaft ſelbſt ſeit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, ſeitdem gleichſam das Feuer der Schönheit und der Zauber einer künſtleriſch veredelten Form das ſtarre Erz der Gelehrſamkeit geſchmolzen hatte, auch bei uns einſchlugen. Da war die Form des Kalenders, des Jahrbuchs eben die geeignetſte Form, wiſſenſchaftliche Kenntniß und Bildung in die Kreiſe der Familien, auf die Putztiſche unſrer Damen, die Büreaus unſerer Staatsmänner zu verbreiten; der blühende Stil, die bilderreiche Sprache, die bequeme Auswahl, die das Allzutrockne entfernte, und wo das nicht ausreichen wollte, das zierliche Format, die Küpferchen, der ſeidene Einband waren eben ſo viel Mittel, die ſtrenge Wiſſenſchaft dem Publikum angenehm und erfreulich zu machen und ihr den Zutritt in das Innere unſerer Häuſer zu erleichtern. Und warum hätte die Wiſſenſchaft ſich dieſer äußern Mittel auch nicht bedienen ſollen, da dieſelben ja ſtark genug geweſen ſind, noch ein Paar Menſchenalter ſpäter die unbedeutendſte und oberflächlichſte Belletriſtik über Waſſer zu halten?

Welche geſunde und gediegene Koſt aber, wenigſtens theilweiſe, dem Publikum in dieſer leichtfertigen Form des Taſchenbuchs dazumal geboten wurde, das wird der Leſer ſofort erkennen, wenn wir ihn an einige berühmte und einflußreiche Erſcheinungen erinnern, die theils ſelbſt, theils in ihrer Nachwirkung, noch bis auf unſere Tage dauern und ſo lange dauern werden, als es überhaupt eine deutſche Literatur giebt. So von Schiller ſelbſt die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, die zuerſt als Hiſtoriſcher Kalender für Damen auf die Jahre 1791 — 93 erſchien und Schillers Popularität auch als Proſaiker begründete. Auch ſeine Jungfrau von Orleans (1803) erſchien zuerſt als Taſchenbuch und erreichte in dieſer Form ſofort einen Abſatz, der weit in die Tauſende ging und ſchon im nächſten Jahr eine neue Auflage nöthig machte. — Ein anderes berühmtes Taſchenbuch jener Zeit war der Hirſchfeld'ſche Gartenkalender (1782—98), dem unter Anderm auch die Ehre einer Schiller'ſchen Recenſion widerfuhr. Einer langen Dauer und großer Verbreitung erfreute ſich ferner das Taſchenbuch der Reiſen von E. A. W. von Zimmermann, den man ſich jedoch hüten muß, mit dem Göttinger Zimmermann, dem famoſen Ritter Nicolai'ſchen, Knigge'ſchen und Bahrdt'ſchen Andenkens zu verwechſeln. Dieſer Eberhard Auguſt Wilhelm von Zimmermann, geboren 1742, war Lehrer der Mathematik und Phyſik am Karolinum zu Braunſchweig, wo er im Jahre 1815 geſtorben iſt. Unter ſeinen zahlreichen geographiſchen und ſtatiſtiſchen Schriften verdient das ſchon genannte Taſchenbuch der Reiſen (das übrigens keine Sammelſchrift, ſondern vollſtändig von Zimmermann allein geſchrieben war) noch heut ein ehrendes Andenken; daſſelbe erſchien von 1802 — 1818 und trug durch ſeine höchſt lebendigen, farbenreichen Schilderungen der außereuropäiſchen Welt nicht wenig bei zu dem Aufſchwung, welchen Erd- und Völkerkunde ſeitdem genommen.

Von hiſtoriſchen Taſchenbüchern nennen wir ferner das von Friedrich Buchholz, dem bekannten Berliner Vielſchreiber und geiſtreichen, aber unruhigen und flüchtigen Kopf; wir haben von ihm eine Staatsgeſchichte Europas als Taſchenbuch für 1805 bis 10, nebſt einer Fortſetzung, die 1814 begann und die Geſchichte der europäiſchen Staaten ſeit dem Frieden von Wien bis Ausgang der zwanziger Jahre umfaßt. Aehnliche Verſuche, doch mit geringerem Glück, wurden dann im Lauf der dreißiger Jahre bis in die vierziger hinein von Wolfgang Menzel, Ernſt Münch und Guſtav Bacherer gemacht.

Dieſe Taſchenbücher hatten ſich ſämmtlich die Behandlung der Zeitgeſchichte zur Aufgabe geſtellt. Von größerem Werth und längerer Dauer ſind zwei andere Unternehmungen geworden, welche mehr den urſprünglichen Charakter des Sammelwerks beibehalten und ſich vorzugsweiſe, wenn nicht ausſchließlich, mit der Geſchichte der Vergangenheit beſchäftigen. Das eine iſt das Hormayr'ſche Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte, gegründet im Jahr 1811, das andere, noch bekanntere das Hiſtoriſche Taſchenbuch, herausgegeben von Friedrich von Raumer, von dem kürzlich der fünf und zwanzigſte Jahrgang erſchien; beide werden noch bis auf dieſe Stunde fortgeſetzt und erfreuen ſich einer ungeſchwächten Theilnahme bei den Schriftſtellern ſowohl wie beim Publikum. — Auch das Literarhiſtoriſche Taſchenbuch, das der Verfaſſer dieſes Werkes ſelbſt in den Jahren 1843 bis 48 herausgab, wird es bei dieſer Gelegenheit wohl erlaubt ſein in Erinnerung zu bringen; daſſelbe zählte unter ſeinen Mitarbeitern Namen wie Hoffmann v. Fallersleben, Karl Roſenkranz, Friedrich Viſcher, Karl Hagen, Danzel ꝛc. und verſuchte einen ähnlichen Mittelpunkt für das Fach der literargeſchichtlichen Monographie zu bilden, wie das Raumer'ſche für das politiſche und zum Theil auch das kunſtgeſchichtliche Fach darbietet.

Doch giebt es, wie wir ſchon vorhin erinnerten, überhaupt keine Wiſſenſchaft und ſelbſt keine techniſche Kenntniß und kein Gewerbe, für das nicht irgend wann und wo die Form des Taſchenbuchs beliebt worden wäre; wir hatten und haben zum Theil noch Taſchenbücher für Aerzte, für Botaniker, für Jäger, für Gärtner, für Handwerker und Künſtler aller Art. Das allgemeine Princip, auf welchem alle dieſe Unternehmungen beruhen, nämlich das Princip des Sammelns, des Sichgehenlaſſens auf dem Terrain gewiſſer anerkannter und verbreiteter Anſichten, iſt ſchon oben angegeben worden; ſtatt alſo dieſe ganze breite Maſſe hier des Weitern zu verfolgen, beſchränken wir uns darauf, nur die belletriſtiſchen oder poetiſchen Taſchenbücher, als diejenigen, die ſich ohne Vergleich der größten Verbreitung erfreuten und auch mit dem bisher betrachteten Stoff im nächſten Zuſammenhange ſtehen, noch etwas genauer ins Auge zu faſſen.

Als das erſte unſerer belletriſtiſchen Taſchenbücher wird gemeiniglich das Taſchenbuch für Dichter und Dichterfreunde angeführt, das zu Leipzig von 1773 bis 1780 erſchien. Allein mit Unrecht, da dies Taſchenbuch vielmehr ein Muſenalmanach iſt, ganz von derſelben Beſchaffenheit und Einrichtung wie der Leipziger Almanach der deutſchen Muſen (1770 — 1781), mit dem es auch denſelben Herausgeber hatte: nämlich den bekannten Chriſtian Heinrich Schmid, den ſogenanten Gießner oder Theorien-Schmid, von dem Goethe in Dichtung und Wahrheit einiges Ergötzliche erzählt und der einer der unvermeidlichſten Vielſchreiber jener Epoche war.

Eben ſo wenig darf die Iris hierher gezogen werden, welche Johann Georg Jacobi, der Bruder des Philoſophen, in den Jahren 1774 — 76 herausgab und die unter ihren Mitarbeitern außer Friedrich Jacobi, Heinſe ꝛc. auch Goethe zählte, deſſen Erwin und Elmire hier zuerſt abgedruckt ward. Auch die Iris iſt kein Taſchenbuch, ſondern ein Journal, noch genauer eine Monatsſchrift, was damals noch die einzige gebräuchliche Form für belletriſtiſche oder wiſſenſchaftliche Zeitſchriften war.

Und ſo dürfte denn wohl kaum ein rein belletriſtiſches Taſchenbuch bei uns gefunden werden vor dem Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, das zuerſt 1790 ans Licht trat und zwar in Leipzig, wie es denn auch fortwährend den Charakter einer gewiſſen ſächſiſchen Gemüthlichkeit (den es ja auch ſchon im Titel ausſpricht) beibehalten hat: jenen Charakter, um es deutlicher zu machen, der im vorigen Jahrhundert einen Chriſtian Felix Weiße mit ſeinem Kinderfreund und ſeiner Leipziger Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, im neunzehnten einen Friedrich Kind und Theodor Hell geſchaffen hat. Das Buch wurde anfänglich von Wilhelm Gottlieb Becker redigirt, der auch ſchon früher (1795 — 1800) ein Taſchenbuch für Gartenfreunde, als Fortſetzung des Hirſchfeldſchen, herausgegeben hatte, und auch auf antiquariſchem Gebiet durch ſein Auguſteum bekannt geworden iſt. Nach Becker übernahm Friedrich Kind die Redaction, die 1821 auf Amadeus Wendt überging, den wir auch noch unter den Herausgebern des Muſenalmanachs wieder finden werden; 1827 gerieth ſie in die Hände des Hofrath Philippi, eines übelberufenen Vielſchreibers, der das Unternehmen denn auch mit dem Jahre 1829 glücklich zu Grabe trug. Doch hatte ſich ſeit dem Jahre 1819, noch eine zweite Fortſetzung abgezweigt, die unter Friedrich Kind's Redaction verblieb.

Der nächſte und anſehnlichſte Concurrent des Taſchenbuchs zum geſelligen Vergnügen war das Cotta'ſche Taſchenbuch für Damen, das mehr als dreißig Jahre hindurch, von 1798 bis 1831 erſchien. Zwar fallen dazwiſchen noch einige Taſchenbücher von dem ſchon genannten Johann Georg Jacobi, wie das Taſchenbuch von J. G. Jacobi und ſeinen Freunden (1795—99; der Jahrgang 1797 fehlt). Doch waren dieſelben meiſt nur von kurzer Dauer, ebenſo wie ſein Ueberflüſſiges Taſchenbuch (1800—1802), ſeine Iris, ein Taſchenbuch (1803—1813) ꝛc. Das Taſchenbuch für Damen dagegen erfreute ſich nicht nur, wie ſchon erwähnt, einer ungemein langen Dauer, ſondern es erhielt auch durch ſeine Mitarbeiter einen Werth, der es noch jetzt dem Literarhiſtoriker intereſſant macht. Insbeſondere waren Goethe, deſſen kleinere Erzählungen hier nicht nur zuerſt erſchienen, ſondern zum Theil ausdrücklich in Veranlaſſung dieſes Taſchenbuchs geſchrieben wurden, ferner Schiller, Herder, in ſpäterer Zeit auch Jean Paul, thätige Mitarbeiter. Daneben zeichnete ſich das „Taſchenbuch, der Liebe und Freundſchaft gewidmet“ aus; es erſchien zu Frankfurt a. M. 1801—1836, vom Jahre 1814 ab von Stephan Schütze redigirt, und hatte ſeine eigentliche Glanzepoche zur Zeit der Hoffmann'ſchen Novelliſtik, die hier durch das Fräulein von Scudery, den Meiſter Martin und ſeine Geſellen und einige andere von Hoffmann's beſten Leiſtungen vertreten war.

Auch die Romantiker machten ſchon damals einige ſchwache Verſuche, ſich gleichfalls in dieſer populären Form beim Publikum einzuführen. Doch wollte weder Franz Horn's Luna (1804—5), noch Leo von Seckendorf's Prometheus (1819) nebſt einigem Aehnlichen gedeihen. Erſt als die Romantik ſich aus der „Mondbeglänzten Zaubernacht“ des Märchens zurückzog in die Säle der vornehmen Geſellſchaft, zu äſthetiſchen und religiöſen Betrachtungen, zur Bearbeitung mittelalterlich hiſtoriſcher Stoffe, mit einem Wort zu jener Novelle, wie ſie durch Tieck geſchaffen ward und wie dann ſofort zahlreiche Nachahmer ſie weiter verbreiteten — da erſt und erſt in dieſer abgeſchwächten Form gelang es den Romantikern, einen feſten Platz in der Gunſt des Publikums zu gewinnen und wiederum war es die Form des

1 0

Taſchenbuchs, in der ſie dieſe Gunſt nun ausbeuteten und genoſſen. Da es kaum möglich ſein oder doch ein viel größeres Detail erfordern würde, als es mit dem Zweck dieſes Buches vereinbar iſt, ſpecifiſche Unterſchiede an den einzelnen Unternehmungen dieſer Art zu erkennen, ſie ſich vielmehr ſammt und ſonders aufs Aeußerſte ähnlich ſehen und ſammt und ſonders Kinder der Concurrenz ſind, ſo begnügen wir uns hier, nur die vorzüglichſten derſelben namhaft zu machen. Auch iſt es ja noch gar nicht ſo lange her, daß dieſer Nachwuchs der Romantik in Aller Händen war; der Leſer wird ſeine Lieblinge noch im Gedächtniß haben und mag ſie ſich ſelbſt herausſuchen.

An die Spitze ſtellen wir dabei die Brockhaus'ſche Urania, nicht blos weil ſie ſchon 1810 erſchien und erſt in den Stürmen von 1848 untergegangen iſt, ſondern weil ſie auch entſchieden das Beſte und Werthvollſte dieſer ganzen Unterhaltungsliteratur gebracht hat; wir erinnern ſtatt aller weiteren Anführungen nur an Ernſt Schulze's Bezauberte Roſe, die als Preisgedicht für die Urania entſtand (1819); ferner an die Tieckſchen Novellen, die faſt ohne Ausnahme zuerſt in der Urania, einige auch in einem eigenen Tieckſchen Novellenkranz (1836 — 1840) erſchienen, ſowie aus neueſter Zeit an die Auerbachſchen Erzählungen, mit denen die letzten Jahrgänge der Urania ſich ſchmückten.

Der Urania zunächſt ſtellen wir das Frauentaſchenbuch, das als eine unmittelbare Frucht der patriotiſchen Begeiſterung und der deutſchthümelnden Richtung, wie dieſelbe ſich während der Freiheitskriege ausgebildet hatte, im Jahre 1815 entſtand und bis nach der Julirevolution (1831), theils von Fouqué, theils von Rückert, theils auch von Georg Döring, dem Novelliſten, herausgegeben ward.

Aehnlicher Richtung war die Cornelia, Taſchenbuch für deutſche Frauen, von dem wackern Alois Schreiber im Jahre 1816 gegründet; es iſt eines der wenigen Taſchenbücher, die ſelbſt die Kataſtrophe von 1848 überſtanden haben.

Bei der eigentlich ſtoffhungrigen Leſewelt dagegen, bei jener meinen wir, die auf äſthetiſche Form und künſtleriſche Intention wenig, aber Alles auf ſpannenden Inhalt und eine tüchtige Erſchütterung der Nerven giebt, ſtanden hauptſächlich Taſchenbücher in Gunſt, wie die Penelope, die 1811 von Theodor Hell gegründet ward und ſich ebenfalls bis jetzt erhalten hat; ferner das Rheiniſche Taſchenbuch (von Adrian ſeit 1810; wird gleichfalls noch fortgeſetzt), die Orphea (1824 — 31) u. ſ. w. Hier war der eigentliche Tummelplatz der van der Velde, Tromlitz, Weisflog und anderer belletriſtiſcher Tagesſchriftſteller, die mit rüſtig breitem Pinſel für das rohe Ergötzen des großen Publikums arbeiteten und denen ſich leider auch ein

Talent zugeſellte, das wohl zu Höherem berufen geweſen wäre: Karl Spindler, deſſen „Vielliebchen" (ſeit 1836) gleichfalls zu den geleſenſten Taſchenbüchern der Zeit gehörte. Denſelben Charakter tragen auch die zahlreichen öſterreichiſchen Taſchenbücher, die erſt recht aufblühten, als es im übrigen Deutſchland mit den Taſchenbüchern ſchon wieder auf die Neige ging: Aglaja (1815—33), Aurora (ſeit 1824) und viele Andere. Einen etwas höhern Schwung nahm die Minerva, Taſchenbuch für Damen (1809—33), in der ſich beſonders der Dresdner Böttiger als Aeſthetiker und Kunſterklärer vernehmen ließ; auch die Kupfer zur Penelope, Scenen aus Schillers Werken nach Zeichnungen von Ramberg darſtellend, der überhaupt der eigentliche deutſche Taſchenbuchszeichner war, ſtanden lange Jahre in hohem Anſehen.

Und doch mußte Alles, was wir bisher angeführt haben, die Segel ſtreichen, als einer der letzten und äußerſten Sprößlinge der Romantik, ihr eigentliches Zerrbild, in welchem die ganze ſittliche Hohlheit und Frivolität dieſer Richtung zu Tage kam, der Verfaſſer der Mimili, K. G. S. Heun, genannt H. Clauren, ſeine ebenſo fruchtbare wie leichtfertige Feder auch dieſer Gattung zuwandte: das Clauren'ſche Vergißmeinnicht, das zuerſt für das Jahr 1818, ein Jahr nach der Mimili, erſchien und mit deſſen Namen allein eine ganze Literaturepoche, ja ein ganzer Abſchnitt des deutſchen Sittenlebens charakteriſirt iſt, erlangte eine Verbreitung und wurde vom Publikum, hoch und niedrig, jung und alt, mit einem Heißhunger verſchlungen, wie er den edelſten Meiſterwerken unſerer Literatur nur ſelten zu Theil geworden.

Das iſt denn aber auch, wie der Gipfel, ſo zugleich der Wendepunkt dieſer ganzen Taſchenbuchsliteratur; wie es einmal dahingekommen, daß ſelbſt Clauren ſeine Zugkraft verliert und daß ſogar das Vergißmeinnicht aufhört, ſeine Abnehmer nach Tauſenden zu zählen, da iſt das ein ſicheres Zeichen, daß auch dieſe ganze Literatur ihrem Untergange nicht mehr ferne iſt.

Auch ohne die Ereigniſſe von Achtundvierzig alſo, die ihn allerdings beſchleunigt haben, würde dieſer Untergang eingetreten ſein; ja ſchon ſeit Anfang der vierziger Jahre geſellen ſich zu dem negativen Anzeichen, das wir ſo eben berührten, gewiſſe poſitive Merkmale, die auf einen bevorſtehenden Umſchwung in dieſem Gebiete hindeuten. Und zwar nimmt höchſt intereſſanter Weiſe dieſer Umſchwung genau wieder dieſelbe Form an, in welcher der früheſte Keim der Taſchenbuchsliteratur ſich überhaupt gezeigt hatte: nämlich die Form des Kalenders. Seit Ende der dreißiger, Anfang der vierziger Jahre ſtellen ſich bei uns jene illuſtrirten Volkskalender ein, die ſeitdem zu einer ſo ungeheuren Maſſe angewachſen ſind und ſich gegenſeitig eine Concurrenz bereiten, gegen die ſelbſt die Concurrenz der Taſchenbücher, zur Zeit ihrer höchſten Blüthe, zurücktreten muß. Dieſe Volkskalender ſind die wahren Taſchenbücher der neuern Zeit; der Holzſchnitt hat bei ihnen den Stahlſtich, ein einfaches Blatt Papier den goldenen Schnitt und den ſeidenen Einband verdrängt. Dafür ſind aber zu der einſeitigen Belletriſtik Naturwiſſenſchaft, Geſchichte, Länder- und Völkerkunde, Geſchichte des Handels und der Induſtrie ꝛc. hinzugetreten: und wenn ehedem die Verleger der Taſchenbücher Noth hatten, die Modebelletriſten der Zeit an ihre Unternehmungen zu feſſeln, ſo ſehen wir jetzt die namhafteſten Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft es ſchon nicht mehr unter ihrer Würde halten, im Gegentheil, ſie wetteifern, die Volkskalender mit Beiträgen ihrer Feder auszuſtatten und dem Volke den Schatz ihrer Kenntniſſe, den Glanz ihres Namens zur Verfügung zu ſtellen.

Doch würde eine nähere Betrachtung dieſer Volkskalender- und was mit ihnen zuſammenhängt mehr in eine Geſchichte der eigentlichſten Volksliteratur gehören: und wenden wir uns ſomit von hier wieder zurück zu den Muſenalmanachen, die wir zu Anfang der zwanziger Jahre verließen, zu einer alſo Zeit, wo die eben beſprochene Taſchenbuchsnovelliſtik ſo recht in der vollſten Blüthe ſtand und die geſammte poetiſche Literatur der Deutſchen beherrſchte.

Ja nicht blos beherrſchte, ſondern, wenn wir dabei an Poeſie im engeren Sinne denken, beinah völlig verdrängte und erſtickte. Es iſt wiederum eine intereſſante und charakteriſtiſche Thatſache, daß zu der Zeit, da die Novelle ihren Triumph feierte, die Lyrik in Deutſchland beinahe völlig zurücktrat und ſelbſt die einzelnen ausgezeichneten Dichter, die in dieſem Gebiete damals unter uns auftraten, ein Uhland, ein Platen, nur geringe Aufmerkſamkeit erregten und nur mäßigen Beifall fanden.

Was ſpeciell die Muſenalmanache betrifft, ſo hören dieſelben in dieſer Zeit ſo gut wie vollſtändig auf; in den ganzen zehn Jahren von 1820 bis 1830 iſt nicht Ein Muſenalmanach in Deutſchland erſchienen, ausgenommen drei Jahrgänge eines ſchon 1817 zu Hamburg von R. D. Hinſche unter dem Namen Winfried gegründeten „Nordiſchen Muſenalmanach", der aber ſchon 1823 wieder zur Ruhe ging und auch übrigens ohne alle Bedeutung iſt. An ihre Stelle treten die Taſchenbücher, die nun für eine kurze Zeit eine ähnliche Verbreitung und Bedeutung gewinnen, wie der Voß-Bürger'ſche und der Schiller'ſche Almanach für die Literatur der ſiebziger und neunziger Jahre.

Mit dem Jahre dreißig, das überhaupt, wie man weiß, für unſere politiſche wie literariſche Entwickelung von ſo entſcheidendem Einfluß wurde, tritt auch hiegegen wieder eine Reaction ein: die Zeitſtimmung, angeregt durch den Ernſt der politiſchen Situation, verlangt auch in der Literatur wieder nach einer ernſtern, gediegeneren, männlicheren Koſt, die Poeſie ſelbſt rafft ſich aus der romantiſchen Verſchwommenheit empor, nimmt ſich zuſammen zu ernſteren, ſtrengeren Formen, ſetzt ſich noch einmal höhere, heiligere Ziele als die bloße Unterhaltung der allerordinärſten Leſewelt.

Als Organ dieſer ſtrengeren, dieſer, wenn auch zum Theil noch in romantiſcher Form, doch gegen das romantiſche Princip der Frivolität und der abſtrakten, weſenloſen Ironie ankämpfenden Richtung ſtellt ſich der Leipziger „Deutſche Muſen-Almanach“ dar. Im Jahre dreißig von Amadeus Wendt ziemlich principlos, aus der bloßen dilettantiſchen Kunſtliebhaberei heraus gegründet, geht er nur drei Jahre ſpäter über in die Hände von Chamiſſo und Guſtav Schwab, wo er denn ſofort den oben angedeuteten Charakter gewinnt. Wir glauben dieſen Charakter ſelbſt in der Kürze nicht beſſer bezeichnen zu können, als indem wir ihn einen pädagogiſchen nennen; aus der Verwilderung der Romantik ſollte die Literatur aufs Neue zu Ernſt und Sittlichkeit herangezogen, die Dichter ſollten der romantiſchen Formloſigkeiten und Koketterien entwöhnt, endlich das Publikum ſelbſt noch einmal für den einfachen und doch ſo köſtlichen, ſo lebensvollen Reiz wahrhafter Poeſie, gegenüber den Flittern romantiſcher Afterkunſt, gewonnen werden. Man hätte berühmtere Dichter, man hätte großartigere, umfaſſendere Geiſter an die Spitze des neuen Unternehmens ſtellen können, ohne Zweifel, als Chamiſſo und Schwab waren: aber gewiß Niemand, der ſich eben dieſes pädagogiſchen Theils der Aufgabe bewußter geweſen wäre, Niemand, der ſich ihr mit größerem Ernſt, größerer Liebe, größerer Keuſchheit hingegeben hätte, als es von dieſen beiden Männern geſchehen iſt.

Der Segen, den ſie auf dieſe Art in unſerer Literatur geſtiftet haben, iſt unermeßlich und hoffentlich auch unvergänglich. Chamiſſo's Ehrfurcht gebietende Perſönlichkeit, verbunden mit dem immer leutſeligen, immer hilfreichen Weſen des vortrefflichen Schwab, veranlaßte die jungen Dichter unwillkürlich ſich zuſammenzunehmen; es war nicht blos ein äſthetiſches, es war zugleich ein ſittliches Band, man wollte nicht blos ſeine Verſe vors Publikum bringen, man wollte ſich auch die Theilnahme, den Rath, die Freundſchaft von Männern wie Schwab und Chamiſſo erwerben: während andererſeits die hohe und ungetheilte Achtung, in welcher die beiden Herausgeber beim Publikum ſtanden, auch dieſes mit einem gewiſſen Reſpect vor einer Unternehmung erfüllte, die ſo beliebte, ſo makelloſe Namen an der Spitze trug. Mitten in einer profalſchen, von den widerſprechendſten Richtungen wild durchkreuzten Zeit, derſelben Zeit, wo von anderer Seite her Cameraderie und Cliquenweſen ganz offenkundig zum Hebel der modernen Literatur gemacht wurden, war in dem Chamiſſo-Schwab'ſchen Muſenalmanach der Kunſt eine Stätte gegründet, von der alle unlautern und eigennützigen Abſichten ſich entfernt halten mußten und wo die Kunſt ſelbſt, in erhabenem Ernſt, als einzige Gebieterin thronte. Wir erinnern an den ergreifenden Warnungsruf, den Chamiſſo ſelbſt in einem der letzten von ihm beſorgten Almanache an die jungen Dichter ſeiner Zeit ergehen ließ, ſein Teſtament gleichſam, mit dem er Abſchied nahm von der Jugend, der er bis dahin als Führer und Rathgeber gedient, und das gewiß Jedem, der ſich damals davon getroffen fühlte, unvergeßlich geblieben iſt:

> Ihr jüngern Sangbegabten, ſammelt Euch
> Um mich, ich rechne mit dem Leben ab,
> So ſcheint es: laßt mich einmal noch zu Euch
> Aus vollem Herzen reden; hört mich an:
> Des Sehers und des Sängers Gaben ſind
> Von Gott und heilig; ehrt den Gott in Euch,
> Fröhnt nicht mit Heiligem dem Weltlichen;
> Buhlt mit der Lyra nicht um ſchnöden Lorbeer
> Und nicht um ſchnödes Gold!

Frei ſchallt aus freier Bruſt das deutſche Lied,
Von keinem Ludwig wird es ausgeſät;
Frei wie der Vogel ſei der deutſche Sänger,
Und mag er vogelfrei auch ſein, ihn ſchützt
Der Gott, der ihn zum Liebling ſich erwählt,
Ihn lohnt der Ton, der aus der Kehle dringt!
— — — Nie entwürdigt
Zum ſchnöden Handwerk werde der Geſang;
Ernähret euch von ehrlichem Erwerb
In eures Angeſichtes Schweiß: dem Tage
Gehöre ſeine Plage: ſpaltet Holz,
Karrt Steine, wenn die Noth es von euch heiſcht;
Wann aber ſchlägt die Abendfeierſtunde
Und in des Himmels Räumen ſich entzündet
Das Licht der Sterne, dann, Geweihte, ſchüttelt
Von euch die Sorgen, frei erhebt das Haupt
Und frei belebt die heil'ge Nacht mit Tönen,
Ruft in den Schlafenden die Träume wach,
Die Träume jener Welt, die in euch lebt; —
Das Reich der Dichter iſt das Reich der Wahrheit,
Schließt auf das Heiligthum, es werde Licht!

Solche Zurufe gingen nicht verloren, wenigſtens nicht völlig. Hat der Chamiſſo'ſche Almanach auch keinen Schiller oder Goethe erzogen (was, nebenher geſagt, auch eine ganz abſurde Zumuthung wäre), ſo hat er doch weſentlich beigetragen zur Erziehung jenes vielleicht nur ſehr mittelmäßigen, ſehr unbedeutenden, aber in dieſer Unbedeutendheit zum Wenigſten geſunden, friſchen, ehrlichen Dichtergeſchlechtes, das den deutſchen Parnaß unſerer Tage bewohnt und das durch ſeinen guten Willen und ſeine beſcheidene Unterordnung uns einigermaßen zur Nachſicht ſtimmt gegen die Unzulänglichkeit ſeiner poetiſchen Kräfte. Wir begnügen uns an dieſer Stelle nur Einen aus dieſer Generation namhaft zu machen, einen Dichter, der bei aller Einſeitigkeit ſeines Talents und bei Allem, was die Kritik an ihm auszuſetzen haben mag, dennoch ein ganz unwiderlegbarer Beweis iſt für die Fortſchritte, welche die Poeſie der dreißiger Jahre im Vergleich zu der unmittelbar vorhergehenden Epoche gemacht hatte und der ſich uns dabei zugleich als ein recht eigentlicher Zögling des Chamiſſo'ſchen Almanachs darſtellt: Freiligrath. Es iſt, wie geſagt, leicht, die Schwächen der Freiligrath'ſchen Muſe nachzuweiſen und auch das iſt richtig, daß der Standpunkt, den der Dichter der „Wüſtenlieder“ bei ſeinem erſten Auftreten, ſowie in der ganzen erſten Hälfte ſeiner poetiſchen Laufbahn einnahm, von der fortſchreitenden Entwickelung ſchon längſt wieder überwunden und beſeitigt iſt. Allein man verſetze ſich andererſeits nur in die Mitte der dreißiger Jahre, man erinnere ſich, was bis dahin als die eigentliche Poeſie des Tages gegolten und mit welchen troſtloſen Waſſergüſſen die Hippokrene der Houwald und Hell und Kind und Genoſſen die damalige deutſche

Poeſie überſchwemmt hatte — und man wird die Revolution begreifen, welche die ſo ganz entgegengeſetzte Freiligrath'ſche Dichtweiſe, mit ihrer markigen Gedrungenheit, mit dieſer brennenden Pracht ihrer Farben, dieſer tönenden Gewalt ihrer Reime, dieſer ganzen Wildheit und Fremdartigkeit ihrer Erſcheinung in dem Geſchmack jener Zeit hervorbringen mußte, ſowie den außerordentlichen Fortſchritt, die wahrhafte Befreiung und Erfriſchung, die darin für die Geſammtheit unſerer Literatur enthalten war.

Die jüngſten Verſuche, die in dieſer Richtung noch gemacht ſind, übergehen wir; weder der Ruge-Echtermeyer'ſche Almanach (1840 und 41), der eigentlich nur merkwürdig iſt durch die humoriſtiſche Unbefangenheit, mit der hier ein durchaus unpoetiſcher Kopf, der kritiſche Knecht Ruprecht aller Dichter und Dichterlinge, ſich an die Spitze eines Muſenalmanachs wagte, noch die jüngſten Experimente von Gruppe und Schad ꝛc. können auf hiſtoriſche Bedeutung Anſpruch machen, indem ihnen ſämmtlich jene Grundlage eines neuen poetiſchen Princips, eines neuen poetiſchen Geſchlechtes mangelt. Aus denſelben Gründen gehen wir auch an den Verſuchen vorüber, welche zuerſt Nicolaus Lenau (Frühlings-Almanach, 1835 und 36), ſowie nachher Eduard Mörike (Jahrbuch ſchwäbiſcher Novelliſten und Dichter, 1836), Freiligrath (Rheiniſches Jahrbuch, 1840 und 41) und Andere machten, die Form des Muſenalmanachs mit derjenigen des Taſchenbuchs zu verſchmelzen und dadurch beiden neue Kraft und neues Intereſſe einzuhauchen. Allein zwei Schwächlinge zuſammen geben noch immer nicht Einen geſunden Menſchen und ſo mußten auch dieſe Experimente, trotz der vorzüglichen Kräfte, die ſie zum Theil anſtellten, und trotz der berühmten Namen, von denen ſie getragen wurden, dennoch erfolglos bleiben. —

Ueberhaupt dürften wir nunmehr ein geeignetes Material beiſammen haben, um die Frage nach dem Werth oder Unwerth der Almanache und Taſchenbücher und was die nächſte Zukunft beider Gattungen ſein wird, unparteiiſch und leidenſchaftslos zu entſcheiden. Die Zeit der belletriſtiſchen Taſchenbücher iſt mit der Herrſchaft des belletriſtiſchen Geſchmackes ſelbſt vorüber; was davon noch exiſtirt, kann vielleicht ſeinen Todeskampf noch verlängern, aber ſterben muß es doch. Dagegen werden die wiſſenſchaftlichen Taſchenbücher, als eine bequeme und beliebte Form zur Populariſirung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, ſich noch lange Zeit erhalten und dem Weſen nach immer wieder auftauchen. Die Volkskalender endlich und was mit ihnen zuſammenhängt, haben von allen Literaturgattungen die allergrößte Zukunft vor ſich, ja die ganze Literatur, behaupten wir, ſo weit ſie nicht ſtreng wiſſenſchaftlich iſt, wird früher oder ſpäter denſelben Weg einſchlagen müſſen, der hier angebahnt liegt und von dem nur zu wünſchen bleibt, daß der Packwagen der Induſtrie ihn nicht allzuſehr ausfahre.

Nicht ſo einfach iſt die Frage wegen der Muſenalmanache. Daß wir kein prinzipieller Gegner derſelben ſind und daß wir uns keineswegs blind machen gegen die namhaften Verdienſte, welche dieſelben ſich zu wiederholten Malen, unter beſtimmten geſchichtlichen Bedingungen, um die Förderung unſerer Poeſie erworben haben, davon wird der Leſer ſich aus allem Vorſtehenden überzeugt haben. Aber nur das leugnen wir (um unſere urſprüngliche Behauptung hier wieder aufzunehmen) allerdings, daß dieſe Bedingungen auch jetzt noch vorhanden ſind; wir leugnen, daß bei der gegenwärtigen Lage unſerer Literatur und bei den unendlich höheren, unendlich großartigeren Aufgaben, welche derſelben gegenwärtig geſtellt ſind, das Forterſcheinen des Muſenalmanachs noch irgend welche Bedeutung hat. Wir behaupten ſogar im Gegentheil, daß daſſelbe ſchädlich wirkt, indem es nur dazu dient, bei Dichtern wie Leſern ein in äſthetiſcher wie ſittlicher Hinſicht höchſt nachtheiliges Dilettantenthum zu erhalten und auszubreiten; alle die Gründe, die das Inſtitut der Muſenalmanache früherhin für unſere Literatur wünſchenswerth und nöthig machten, ſind weggefallen und nur der eine armſelige Grund der Tradition, der Gewöhnung, des ſentimentalen: es wäre doch ſchade, wenn wir keinen Muſenalmanach mehr hätten — iſt geblieben. Daß die Zahl unſerer belletriſtiſchen Journale ſich in den letzten Jahren außerordentlich vermindert hat, geben wir zu; aber doch immer nicht in dem Grade, glauben wir, daß unſere jungen Lyriker nicht noch hinlängliche Gelegenheit hätten, die Erſtlingskinder ihrer Muſe vor dem Publikum aufzuführen — und ganz gewiß nicht in dem Maße, wie das Intereſſe des Publikums ſelbſt für die lyriſche Poeſie im Allgemeinen abgenommen hat.

Denn dies iſt der eigentliche und entſcheidende Punkt! Dieſe neue Kunſtrichtung der dreißiger Jahre, von der wir oben ſprachen und in deren Verlaufe wir noch jetzt ſtehen, dieſe Kunſtrichtung alſo, welche, im Gegenſatz zu der abſtracten Poeſie der romantiſchen Epoche, vornämlich auf die Wirklichkeit des Lebens und ſeine poetiſche Durchdringung gerichtet iſt, hat zwar ihren Anfang in der Lyrik genommen, allein ſie iſt keineswegs in dieſem Gebiete ſtehen geblieben. Im Gegentheil, gerade wegen ihres praktiſchen Inhalts iſt ſie dieſem engen Gebiete längſt entwachſen und hat ſich in den höhern Gattungen der Poeſie, im Epos, im Drama, im

Roman, den eigentlichen Tummelplatz ihrer Thätigkeit erſchloſſen. Es iſt ganz richtig, was auch ſchon von anderer Seite ausgeſprochen worden, ſo herb es klingt und ſo bitterböſe Geſichter unſere jungen Verskünſtler dazu machen: wer nichts weiter iſt als blos Lyriker, weſſen poetiſche Begabung nicht weiter reicht, als nur die Empfindungen des eigenen Innern auszuſprechen oder allenfalls eine alte Volksſage in hübſche glatte Verſe zu bringen, wem die eigentlich geſtaltende Welt der Dichtkunſt, die Welt des Romans, des Drama's, ein Buch mit ſieben Siegeln iſt, an welches zu rühren er nicht den Muth, nicht einmal den Drang beſitzt — der mag immerhin ein ſehr liebenswürdiger Menſch, ein ſehr anmuthiger Sänger ſein, aber auf wirkliche literargeſchichtliche Bedeutung, auf eine dauernde und eingreifende Stellung zur Literatur unſeres Volkes hat er nur ſehr geringen Anſpruch. —

Auch fühlt das Publikum ſelbſt dies Verhältniß ziemlich deutlich heraus. Wo ſind die Zeiten geblieben, da ein einziges kurzes Gedicht hinreichend war dem angehenden Poeten die Aufmerkſamkeit des Publikums zuzuwenden? ja da ein einziges mit Beifall aufgenommenes Gedicht genügte, einen literariſchen Ruf zu gründen? Das Publikum hält heutzutage von den einzelnen Gedichten überhaupt nicht viel; ſei es natürliche Dickhäutigkeit oder augenblickliche Erſchöpfung oder auch Folge unſerer verdrießlichen politiſchen Lage, die allerdings vollkommen geeignet iſt die Geſchmacksnerven kein wenig abzuſtumpfen — genug, das Publikum läßt jetzt die geſchmackvollſten, die lieblichſten, die wohlgelungenſten Gedichte, ſo lange ſie ihm nur einzeln geboten werden, von ſich abprallen wie Waſſertropfen von einem Regenmantel, es fühlt ſie gar nicht! Das Publikum hält es mit dem Froſch in Goethe's Fauſt:

„Denn wenn ich judiciren ſoll,
So will ich auch das Maul recht voll.“

Eine Sammlung von leidlichem Umfang, mit beſtimmtem Charakter und ausgeprägter Phyſiognomie, iſt das Wenigſte heutzutage, was es ſelbſt auch von dem lyriſchen Dichter verlangt. Sehr mit Recht: da es bei der gegenwärtigen Lage unſerer Literatur und ihrem Verhältniß zur Geſammtheit unſeres Nationallebens überall weit weniger auf die einzelne literariſche Production als auf die literariſche Perſönlichkeit ankommt, auf den Charakter, auf das ethiſche Element, das jetzt und künftig von dem äſthetiſchen nicht mehr geſchieden werden darf.

Dies, wie geſagt, iſt das Wenigſte, was unſer Publikum verlangt. Aber auch ſelbſt gegen derartige größere und charakteriſtiſche Sammlungen verhält es ſich im Ganzen genommen äußerſt ſpröde. Aus Mangel an

Poeſie, behaupten Einige; wir möchten im Gegentheil ſagen, aus recht aufrichtigem, recht lebhaftem poetiſchen Bedürfniß! Das Publikum will ſich ſelbſt, in der ganzen Mannigfaltigkeit ſeiner praktiſchen Erſcheinung, mit ſeinen Freuden und Schmerzen, ſeinen Hoffnungen und Befürchtungen, ſeinen Laſtern und Thorheiten, in der Dichtung wiederfinden; nicht mehr blos das enge menſchliche Herz mit ſeinen perſönlichen Leidenſchaften, nein, die ganze Welt der Wirklichkeit mit all ihren Widerſprüchen und Ungereimtheiten ſoll die Fackel des Poeten erleuchten und eben dadurch zu höherer Einheit verklären. Dazu reicht natürlich die bloße Lyrik nicht mehr aus; darum hat dieſelbe auch keinen Anſpruch mehr, für die berufene Dichtart unſerer Zeit zu gelten.

Vielleicht zwar iſt man geneigt, uns jene zwanzigſten und dreißigſten Auflagen entgegenzuhalten, deren gewiſſe Lyriker unſerer Tage ſich bei alledem erfreuen. Allein erſtlich gehören dieſe Lyriker mit den Wurzeln ihres Daſeins und ſomit auch ihrer literariſchen Erfolge faſt ohne Ausnahme einer früheren Epoche an; es ſind nur gleichſam die Zinſen eines bereits zur Tradition gewordenen Ruhmes, den ſie damit erheben. Sodann aber möchte es auch wohl der Mühe verlohnen, einmal die Kreiſe ins Auge zu faſſen, durch deren Theilnahme dieſer ungewöhnliche Abſatz ermöglicht wird, und zu prüfen, wie weit das eigentliche wahrhafte Volk, die Maſſe der Nation, nicht blos eine einzelne politiſche oder ſociale oder vielleicht gar religiöſe Coterie, ſich darin repräſentirt findet. Und endlich würde von dieſen außerordentlichen Erfolgen wohl auch noch das in Abzug zu bringen ſein, was Papiermüller, Buchdrucker und Buchbinder dazu liefern; träten dieſe Poeten nicht in ſo verwünſcht niedlichem Gewande auf, ſchlüpften ſie Einem nicht ſo ſauber in die Taſche, gebt Acht, ob ſie ſo raſch den „Weg zum Herzen der Nation“ gefunden hätten! —

Wir nannten vorhin den Chamiſſo-Schwab'ſchen Muſenalmanach ein pädagogiſches Mittel zur Erziehung der damaligen Literatur; eine eben ſolche pädagogiſche Nothwendigkeit iſt es gegenwärtig, keinen Muſenalmanach mehr erſcheinen zu laſſen. Das Publikum ſoll ſich nicht nur der gedankenloſen Tradition, es ſoll ſich auch der äſthetiſchen Näſcherei entwöhnen; es ſoll aufhören, Bücher, welche es ſelbſt erſt mit großem Geſchrei verlangt hat, hinterdrein, wenn ſie da ſind, kaum mit halbem Intereſſe anzublättern, um die kaum angeblätterten ſofort wieder mit einer andern Neuigkeit zu vertauſchen, der es nicht beſſer ergeht; es ſoll ſich auch ſeinerſeits wieder bewußt werden, daß die Kunſt ein erhabenes, ein heiliges Ding iſt, das auch von Seiten des Publikums eine ernſte und nachhaltige Hingabe erfordert. Vor Allem aber ſollen unſere heranwachſenden Poeten zu der Erkenntniß gelangen, daß bei der Ausbildung, welche unſere gegenwärtige Literatur erlangt hat, mit dem bloßen lyriſchen Talent noch wenig oder gar nichts gethan iſt; ſie ſollen frühzeitig lernen ſich zu größeren Productionen zuſammenzufaſſen und die Aufgabe des Poeten da zu ſuchen, wo ſie in Wirklichkeit liegt, nämlich in der künſtleriſchen Bewältigung des wirklichen Lebens; ſie ſollen es ſich auch namentlich geſagt ſein laſſen, daß nur derjenige auf eine glückliche Ernte hoffen darf, der auch die Mühe der Ausſaat nicht geſcheut und daß, wer ſich zu früh auf den Markt der Oeffentlichkeit wagt, höchſtens ſich ſelbſt anzuklagen hat, wenn er mit leeren Händen davon zurückkommt. Bäume, die zu früh zum Blühen kommen, bringen meiſt nur verkrüppelte und ungeſunde Früchte. Das Talent, die angeborene Mitgift der Natur iſt etwas, ohne Frage, ſogar unter Umſtänden ſehr viel. Aber ſeinen eigentlichen Werth erhält das Talent doch erſt durch ſeinen Inhalt und dieſen Inhalt vermag allein das Leben zu erzeugen. Wer noch nichts erlebt hat, wer noch nicht Mann an Mann mit der Wirklichkeit gerungen, der ſoll auch noch nicht dichten. Oder wenigſtens ſoll er es nur in der Stille ſeines Kämmerleins thun, nicht die Theilnahme ſeines

Volkes damit behelligen. Der bloßen Nachahmer, der blos angebildeten Talente, Dichter ſo zu ſagen vom zweiten Aufguß, die ihre Poeſie wieder nur von einem anderen vorhandenen Poeten ableiten, haben wir genug; was unſerer Literatur noth thut und wem es allein vergönnt ſein wird, die Preiſe der Zukunft zu gewinnen, jene Preiſe, auf die wir Lebenden in richtiger Erkenntniß unſerer Schwäche längſt verzichtet haben, das iſt die urſprüngliche, die keuſch zuſammengehaltene Kraft, das iſt der Genius, den die Muſe mit um ſo größerer Inbrunſt in ihre Arme aufnehmen wird, je weniger er ſich von dem Alltagsdienſt der Literatur hat abnutzen laſſen. —

Hinweg denn alſo mit dieſen Muſenalmanachen, die, wahrend ſie auf unwürdige Weiſe von den Broſamen der fertigen Celebritäten zehren, unſern angehenden Dichtern im Gegentheil nur zur Veranlaſſung dienen, ſich vorzeitig zu zerſtreuen und zu zerſplittern! Hinweg mit dieſen bedeutungsloſen Reſten einer längſt vergangenen Epoche, an denen nur die gedankenloſe Liebhaberei unſerer Dilettanten ſich noch kitzelt und die nur dazu beitragen, das Publikum in ſeiner Zerſtreutheit und ſeiner Gleichgültigkeit gegen die wahre Aufgabe der Poeſie zu beſtärken! Hinweg mit dieſen Treibhäuſern, in denen Renomméen gezogen werden, von denen ſchon nach ſechs Monaten kein Menſch mehr weiß und die bei alledem doch gerade lange genug währen, um aus unbefangenen, harmloſen jungen Leuten mißvergnügte, mit Gott, der Welt und ſich ſelbſt zerfallene Dichterlinge zu machen! Sehe man doch nur einmal die Muſenalmanache, die ſo etwa in den letzten zehn Jahren erſchienen ſind, an: von Allem, was ſie gebracht haben, ſind reichlich neun Zehntel nicht werth geweſen, daß ſie überhaupt gedruckt wurden, bloßer Ballaſt, den die Redacteure in der Angſt ihres Herzens in Druck gegeben haben, weil ſie nichts Beſſeres hatten und damit das Buch doch den gehörigen Umfang bekäme; von dem übrig bleibenden Zehntel hätten wiederum neun Zehntel ebenſo gut ungedruckt bleiben können, die Welt hätte auch gerade nichts daran verloren — und höchſtens der hundertſte Theil hat unſerer Literatur zu einem wirklichen Gewinn gereicht. Dieſer Cultus der Mittelmäßigkeit, ja geradezu der poetiſchen Armſeligkeit muß aufhören; er hat der Nation ſchon zu viel Schaden gethan, ſchon zu viel Kräfte verdorben, die auf anderen Gebieten nützlich und mit Ehre, ſich ſelbſt und Anderen zur Freude, hätten wirken können.

Darum noch einmal, hinweg mit den Muſenalmanachen!

Das Volkslied in Deutſchland.

Das Volk hat immer Zeit zu warten: denn ſeine Zeit kommt immer. Keine Bewegung in der Geſchichte giebt es, wie ariſtokratiſch ihr ſcheinbarer Ausgangspunkt auch ſein mag, und ebenſo auch keine Richtung der Literatur, ja ſelbſt nicht der Wiſſenſchaft, die nicht endlich beim Volke anlangte, vom Volke Nahrung und Leben ſchöpfte, durch das Volk erſt ihre eigentliche Wahrheit und Wirkſamkeit erhielte; da iſt kein Schacht ſo tief, keine Kluft ſo groß, kein Geſtein ſo ſpröde, der Geiſt des Volkes findet doch Mittel und Wege ſich hindurchzuarbeiten, und ſollte es zum Theil auch in den wunderlichſten Formen und in den unerwartetſten, widerſpruchsvollſten Erſcheinungen geſchehen.

Unter die ſeltſamſten Erſcheinungen dieſer Art, mitten in unſerer an Seltſamkeiten und Widerſprüchen ſo überreichen Zeit, zählen wir auch die außerordentliche Aufmerkſamkeit, welche neuerdings wieder, in einer Literatur, die ſcheinbar mit ſo ganz anderen Dingen beſchäftigt war, dem Volksliede gezollt wird, dem einheimiſchen ſowohl wie dem fremden.

Und das nicht blos von Seiten der gelehrten Forſcher oder weniger vereinzelter Kunſtliebhaber, ſondern auch von der großen Maſſe des Publikums. Es ſteht dieſe Erſcheinung, auf den erſten Anblick wenigſtens, ſo ſehr in Widerſpruch mit demjenigen, was ſich ſonſt als Geiſt der Zeit kund giebt, ſowie mit der Richtung, welche die Literatur der Gegenwart bis dahin verfolgt hatte, daß es ſchon aus dieſem Grunde nicht ohne Intereſſe ſein wird, einige Augenblicke dabei zu verweilen und den Gründen derſelben nachzugehen.

Welcher Art die eben gedachte Richtung unſerer modernen Literatur war, weiß Jedermann. Je mehr unſere Dichtung unter den Händen der Romantiker dem wirklichen Leben und ſeinem Bedürfniß war entfremdet worden, mit um ſo größerem Ungeſtüm drängte ſie ſich ihm ſeit ungefähr der Mitte der dreißiger Jahre wiederum entgegen. Die Literatur wollte gut machen, was ſie verſäumt; hatte ſie ſich die letzten Decennien hindurch das Anſehen gegeben, der Nation das praktiſche Leben zu erſetzen, ja hatte ſie ſich in thörichter Selbſtüberſchätzung an die Stelle des Nationallebens ſelber gedrängt, ſo machte ſie den Forderungen der Wirklichkeit jetzt ebenſo bereitwillig wieder Platz. Die Kunſt ſelbſt zog ſich zurück, ſie vergaß, auf Augenblicke wenigſtens, die ihr zuſtehenden unveräußerlichen Rechte des Schönen, um dem Zeitgemäßen, dem Nützlichen deſto freieren Spielraum zu gewähren. In die Literatur flüchteten ſich die großen Gegenſätze, die unter der ſcheinbar ſo ruhigen Oberfläche unſeres damaligen geſelligen wie politiſchen Lebens verborgen lagen und denen es hier theils an der Freiheit, theils aber auch an der Kraft und Entſchloſſenheit gebrach, hervorzutreten; von unſeren Schriftſtellern, unſeren Poeten wurden jene Schlachten zum Voraus geſchlagen, die ein halbes Menſchenalter ſpäter die Welt mit Blut und Verwirrung und Untergang erfüllen ſollten.

Mit einem Wort: was die Literatur der Romantiker zu wenig gethan hatte, das that die Literatur der dreißiger und vierziger Jahre zu viel; ſie begnügte ſich nicht mehr, der tönende Mund der Zeit zu ſein, nein, ſie machte ſich zur Dienerin, zur Schmeichlerin ihrer unmittelbarſten Bedürfniſſe; die Kunſt galt wenig oder nichts, aber alles die Tendenz, die unmittelbare, hausbackene, praktiſche Tendenz!

Und jetzt nun, da der ſo gefliſſentlich, mit ſo viel Verwegenheit und Ausdauer vorbereitete Kampf wirklich ausgebrochen iſt, da jene politiſchen und ſocialen Fragen, mit deren Beleuchtung und Verallgemeinerung die

Literatur ſich ſo viel Mühe gegeben, jetzt wirklich in ihrer praktiſchen Löſung begriffen ſind, da die Feuersbrunſt, zu welcher unſere Poeten das Holz ſo dienſteifrig herbeigetragen, nun in der That in gewaltiger Lohe gen Himmel ſchlagt — welche Stellung zu dieſen nicht mehr blos poetiſchen, nicht blos imaginären Kämpfen der Gegenwart nimmt die Literatur jetzt ein? Sie hat eine Menge von Stichwörtern in die Zeit geworfen, die unſere politiſchen Acteurs, große wie kleine, noch jetzt confus machen, eine Menge von Aufgaben geſtellt, an denen unſere angehenden Staatsmänner ſich noch auf lange hinaus die Zähne lahm beißen werden — was thut ſie ſelbſt, uns aus dieſem Nothſtand herauszuhelfen? Welchen Antheil nimmt die Poeſie noch an den Kämpfen, den Leiden der Gegenwart? Wo iſt der Balſam, den ſie in unſere Wunden, wo das Licht des Troſtes, der Hoffnung, das ſie in die Nacht unſerer Verzweiflung gießt?

Nun, man braucht nur an den erſten, den beſten Büchertiſch zu treten, um die Antwort davon abzuleſen: lauter allerliebſte Büchelchen für die Nipptiſche unſerer Damen! lauter Gold und Seide und ſüßlächelnde Stahlſtich-Geſichterchen, ſo ſüß, daß einem ernſthaften Menſchen oft recht bitter dabei zu Muthe wird! Unſere Literatur iſt lange nicht ſo niedlich, ſo zierlich geweſen, als gerade in dieſen Zeiten, wo die Fauſt der Gewalt ſo roh, ſo täppiſch zwiſchen unſere edelſten Hoffnungen hineingeſchlagen hat; ſelbſt die verrufene Taſchenbuchsliteratur der zwanziger Jahre iſt noch eine wahre Literatur der Folianten und des gelehrten Tiefſinns gegen die kokett ſentimentale Leichtfertigkeit, deren unſere Poeten nach der Mode ſich in neueſter Zeit wiederum befleißigen.

Wir beſcheiden uns gern, daß es noch immer einige ernſthafte und würdige Ausnahmen von der allgemeinen Verwilderung giebt und ebenſo auch, daß dieſe Verwilderung ſelbſt nicht ſowohl die einzeln ſtehende und willkürliche Verirrung der Literatur ſelber, als vielmehr die nothwendige Folge iſt jenes großen und allgemeinen Umſchwungs, der mit dem Herbſt achtundvierzig bei uns eingetreten iſt und dem ſelbſt wiederum die hiſtoriſche Nothwendigkeit nicht wohl beſtritten werden kann. Allein das kann uns nicht hindern, die Thatſache als ſolche feſtzuſtellen — eine Thatſache, nach unſerem Dafürhalten, die auch auf unſere nächſte Zukunft noch ein höchſt verhängnißvolles Licht fallen läßt. Ein Menſch kann ſchlecht ſein, ſehr ſchlecht: aber er wird nie ganz ſchlecht ſein, ſo lange wenigſtens ſeine Phantaſie noch im Stande iſt, zum Reinen und Würdigen ſich zu erheben, ſo lange ihn noch, und ſollte es nur auf Momente ſein, eine Sehnſucht nach dem Höheren, Beſſeren beſchleicht, ſo lange er wenigſtens noch vor dem Namen der Tugend einige Ehrfurcht empfindet. Die Phantaſie eines Zeitalters, ſein beſſeres, idealiſches Theil, iſt ſeine Poeſie; auch ein Volk kann vor vielen falſchen Götzen knien, auch eine Nation kann ſich zu Zeiten ſo weit vergeſſen, ihr Heil in der Knechtſchaft ſtatt in der Freiheit, in der ſatten Schande ſtatt im ruhmvollen Untergange zu ſuchen — aber wehe ihrer Zukunft, wenn auch ihre Poeſie anfängt, die erhabenen Namen der Freiheit und des Vaterlandes zu verlernen und auch der Mund ihrer Dichter nur noch Schweigen für die Wahrheit, für die Lüge des Tages aber Feſtgedichte, Siegeslieder und Dankeshymnen hat!

Gehört nun die jetzt ſo gefliſſentlich betriebene Erneuerung und Verbreitung des Volksliedes vielleicht derſelben reactionären Strömung an? Volkslieder zu ſammeln war eine Lieblingsbeſchäftigung unſerer Romantik — iſt mit den übrigen Revenants unſerer romantiſchen Epoche vielleicht auch das Volkslied wieder aus ſeiner Gruft geſtiegen, um den Lebenden Luft und Boden zu verkümmern? Das ſind nicht mehr die fliegenden Blätter „gedruckt in dieſem Jahr“, das ſind jetzt zum großen Theil ebenfalls höchſt zierlich ausgeſtattete Bücher, mit Goldſchnitt, in ſeidenem Deckel, ganz wie die neueſte Mode es verlangt — iſt, in dieſer Zeit der allgemeinen

Verderbniß und Entſittlichung, auch die Unſchuld vom Lande liederlich geworden? iſt auch das Volkslied herabgeſunken zu einem bloßen Gegenſtande buchhändleriſcher Speculation, einem bloßen kaufmänniſchen Köder für den verzärtelten Geſchmack des Publikums?

Oder haben wir darin vielleicht im Gegentheil ein Heilmittel zu erkennen, das die krankgewordene Zeit ſich ſelber reicht? Iſt es der Vorbote, vielleicht ſogar ſchon die Vorbereitung zu einer neuen poetiſchen wie ſittlichen Erhebung, was die vergeſſenen Lieder des Volks plötzlich zu einem Gegenſtande allgemeiner Aufmerkſamkeit, allgemeiner Vorliebe gemacht und ihnen, die bis dahin nur im Bücherwinkel des Gelehrten oder in der unſaubern Taſche des Handwerksburſchen einen kümmerlichen Zufluchtsort fanden, plötzlich die goldenen Säle unſerer Vornehmen, die Moſchusduftenden Boudoirs unſerer Damen geöffnet hat?

Wir wenden uns, um die genügende Antwort auf dieſe Fragen zu erhalten, dahin, wo dieſelbe allein gegeben werden kann, an die Geſchichte; wir unterſuchen die Beſchaffenheit der Zeiten, in denen das Volkslied ſchon früher bei uns, mittelbar oder unmittelbar, zur Geltung gekommen; wir prüfen, unter welchen Umſtänden und in welcher Veranlaſſung es geſchehen und welche

Wirkungen das Volkslied damals auf die Geſammtheit unſerer Literatur ausgeübt hat.

Doch dürfen wir auch dabei wieder nicht mit allzuviel gelehrter Genauigkeit verfahren; wir würden ſonſt Gefahr laufen, unſere Leſer in die erſten nebelhaften Anfänge unſerer Literatur zu verlocken, in jenes ſo ungewiſſe wie unfruchtbare Gebiet, auf welchem ſelbſt der Fuß des Kenners ſich nur mit Mühe zurechtfindet und das auch ſeiner angeſtrengteſten Forſchung nur eine ſehr kärgliche Ausbeute gewährt. Es genügt für unſeren Zweck darauf hinzuweiſen, daß die erſte Form, in der die deutſche Literatur uns überhaupt entgegentritt, oder richtiger geſagt, durch die wir von der Exiſtenz einer deutſchen Literatur überhaupt erfahren, die Form des Volksliedes iſt. Volkslieder waren jene Schlacht- und Kriegsgeſänge, von denen wir bei Tacitus dunkle Erwähnung finden; Volkslieder jene hiſtoriſchen Geſänge, durch welche die alten Germanen das Andenken des Armin und anderer Stammeshelden feierten; Volkslieder endlich jene Thierſage, in der das urſprüngliche Wald- und Naturleben unſerer älteſten Vorfahren ſich auf ſo wunderſame Weiſe wiederſpiegelt und deren tiefſinnig ſymboliſche Weisheit noch von ſo viel ſpäteren Jahrhunderten nicht hat erſchöpft werden können. — Doch iſt die Notiz von der Exiſtenz dieſer Lieder in der That auch

Alles, was wir von ihnen wiſſen und beſitzen. Ja nicht einmal von ihrer Exiſtenz wiſſen wir, ſondern nur von ihrem Untergange. Das erſte Schauſpiel, welches die Literatur unſeres Volkes uns bietet, iſt der Kampf, welchen eine fremde, aufgedrungene Bildung, gegen die urſprüngliche, volksthümliche führt. Das Chriſtenthum, geſtützt auf die kümmerlichen Reſte, die es ſelbſt von der römiſchen Bildung übrig gelaſſen, vermochte in der altgermaniſchen Volksthümlichkeit, mit ihrer rohen Naturkraft und ihrem heidniſch ſtarren Trotze, nur einen Feind zu erblicken, welchen es aller Orten angreifen, aus jeder Poſition verdrängen, aus jedem Schlupfwinkel aufſtöbern mußte. Nirgends ruhen die Wurzeln einer Volksthümlichkeit ſo tief und ſo feſt, als in der Sprache eines Volkes und ſeiner Poeſie. Daher bildete auch die Sprache der alten Germanen und ihre Poeſie die hauptſächlichſten Punkte, gegen welche die neue römiſch-chriſtliche Bildung ihre Angriffe richtete. Was die Sprache anbetraf, ſo war ihre Ausrottung freilich etwas Unmögliches. Man konnte ſie auf alle Weiſe aus dem öffentlichen Verkehr verdrängen, man konnte die lateiniſche zur Hof- und Gerichtsſprache erheben, aber der römiſch gebildete Prieſter ſelbſt bedurfte der Volksſprache, um ſein Bekehrungswerk durchzuſetzen; mitten zwiſchen den lateiniſchen Formeln und Geſängen des kirchlichen Ritus mußte ein Platz übrig bleiben für das geſprochene, das Allen verſtändliche, das deutſche Wort; dieſelbe Kirche, die das germaniſche Weſen auf der einen Seite mit Feuer und Schwert unerbittlich verfolgte, mußte ihm auf der andern wieder zur Freiſtatt dienen.

Deſto heftiger erging die Verfolgungsſucht der Kirche ſich gegen die volksthümliche, oder was für jetzt noch gleichbedeutend war, die heidniſche Poeſie. Die alten Volkslieder wurden verpönt und verſchrieen als Zauberlieder; die alten trotzigen Helden der Volksſage ſollten den demüthig hinſchmachtenden Geſtalten der chriſtlichen Legende, den Märtyrern und Heiligen weichen; ſtatt der Luſt an Gefahr und Kampf und Krieg, welche die alten Lieder feierten, ſollte Gehorſam, Demuth, Entſagung die Herzen der Männer erfüllen. Noch jetzt liegt eine ganze Reihe von Concilienbeſchlüſſen und königlichen Verordnungen vor, deren zum Theil grauſame Beſtimmungen den Beweis liefern für die Energie und Hartnäckigkeit, mit welcher die chriſtliche Geiſtlichkeit in dieſem Kampfe verfuhr. Die deutſche Poeſie iſt unter dem Scheermeſſer der Cenſur geboren; ja daſſelbe hat kaum zu einer andern Zeit auf dem Haupte dieſes jungen Simſon mit ſolcher Schwere geruht, als da die Hand der Geiſtlichen den ſpröden, ungebärdigen Sohn der Wälder zum lateiniſch plärrenden Kirchenknecht umzuſchaffen ſuchte. — Der Verſuch gelang, wenigſtens ſo weit er die Literatur betraf; die Reſte der alten heidniſchen Poeſie verſchwanden vor dem inquiſitoriſchen Fanatismus der Kirche; ſie flüchteten, ſie verbargen ſich in einzelne geheimnißvolle Wendungen, einzelne Namen und Sprichwörter, aus denen ſie den gelehrten Forſcher unſerer Tage nur zuweilen noch anblicken, wie den Wüſtenreiſenden das ſtarre, lebloſe Auge einer zertrümmerten Sphinx.

Man kennt den Verlauf, den unſere mittelalterliche Literatur nimmt, und der in genaueſter Uebereinſtimmung ſteht mit den Epochen, in denen die deutſche Geſchichte ſich übrigens entwickelt. Der Herrſchaft, welche in der erſten Hälfte des Mittelalters die Geiſtlichkeit über das Leben unſerer Nation ausübt, entſpricht die ausſchließlich geiſtliche oder doch geiſtlich gefärbte Literatur der erſten Jahrhunderte. Auf die Geiſtlichen ſodann folgen, als die eigentliche Blüthe des Mittelalters, ſie ſelbſt gleichſam ein weltlicher Mönchsorden, die Ritter; die ritterlichſte Epoche unſerer Geſchichte, die Zeit der Hohenſtaufen mit ihren Heerzügen, ihren Kriegen und Siegen iſt zugleich die Blüthezeit unſerer ritterlichen Dichtung, wie ſie ſelbſt wiederum das Höchſte iſt, was unſerer mittelalterlichen Poeſie zu erreichen vergönnt war. Wodurch aber iſt ſie das? Weil in ihr, der ritterlichen

Dichtung, die Elemente des alten Volksgeſangs wieder aufwachen; weil ſie hier wieder Geſtalt und Form gewinnen, die alten mythiſchen Helden der Vorzeit, die Siegfried, Dietrich, Etzel; weil die ritterlichen Sänger ſelbſt aus den Prunkgemächern ihrer Burgen herabſteigen und unter und mit dem Volk die Weiſen des Volks erlernen. So lange hatte das Gold des Volksgeſanges ſich verborgen, ähnlich jenem Nibelungenſchatze, dem die Woge des Rheins gleichzeitig zum Sarg und zum Schutze dient; jetzt aber, in dieſer Maienzeit, dieſer eigentlichen ſang- und klangreichen Feſtepoche unſeres mittelalterlichen Lebens, ſteigt auch ſie wieder aus der Nacht der Vergeſſenheit empor, ſie giebt den Dichtern große Stoffe, lehrt ſie den Ton treffen, der die Herzen des Volks entzündet, erweitert die Literatur einer einzelnen Kaſte zur Literatur der Nation. —

Auf den Trümmern unſerer königlichen Herrſchaft und ſeines getreueſten Vorkämpfers, des Ritterthums, ſiedelt ſich bekanntlich der Bienenfleiß unſerer Bürger an; auf die großen mittelalterlichen Kriegshelden folgen die großen mittelalterlichen Kauf- und Handelsherren, die friedlichen Helden von Nürnberg, Augsburg, Köln, die allerdings, wie das Beiſpiel der Hanſa beweiſt, nach Gelegenheit und wo ihr Intereſſe es erforderte, auch recht kriegeriſch auftreten konnten. Mit dieſer Hegemonie des politiſchen Lebens geht auch die Hegemonie der Dichtkunſt in die Hände unſerer Bürger über; auf die Epopöen und Liebeslieder unſerer ritterlichen Dichter folgen die Reimchroniken und Verskünſteleien, die derben Schwänke und Späße unſerer bürgerlichen Meiſterſänger.

Damit hatte denn der Stufengang unſeres mittelalterlichen Lebens ſich vollendet; die ſtändiſche Gliederung, die dem Mittelalter ebenſo nothwendig und natürlich, wie ihre grillenhafte Nachahmung für die Gegenwart unpaſſend und verderblich iſt, war damit durchgeführt bis zum Aeußerſten und ein neuer, ein gleichſam brachgelegter Boden harrte des großartigen Ereigniſſes, das ſchon am Horizonte unſerer Zukunft dämmerte und mit dem eine neue Epoche nicht blos der deutſchen, ſondern der Weltgeſchichte überhaupt beginnen ſollte.

Dieſes Ereigniß war die Reformation. In ihr zum erſten Male ſchmolz die ganze Nation zu Einer Maſſe, in Einem Intereſſe zuſammen: freilich nur um ſich gleich darauf um ſo tiefer, ſogar nach der Meinung Einiger für immer und unheilbar zu trennen. Die Reformation iſt das erſte Ereigniß unſerer Geſchichte, das ſich nicht mehr an einen einzelnen Stand, eine einzelne Kaſte, ſondern an die Nation im Ganzen wendet; der Begriff einer deutſchen Nation ſelbſt wird erſt unter den Stürmen der Reformationszeit wach. Die ſämmtlichen bisherigen Träger des deutſchen Lebens mußten ſich erſt ausgelebt, mußten erſt mit ihrer Aſche das Feld gedüngt haben, aus dem die neue deutſche Geſchichte emporblühen ſollte, dieſe Geſchichte, in deren erſter unvollkommenſter Hälfte wir in dieſem Augenblick ſelbſt noch ſtehen, bevor das Volk als ſolches den Schauplatz betreten durfte.

Wie verhielt es ſich nun aber mit der Literatur? Jede Zeit braucht ſo gut wie ihre Helden auch ihre Dichter, ſie kann zu den Thaten des Schwertes auch die Thaten des Wortes nicht entbehren — welche poetiſchen Formen waren bereit, den geiſtigen Inhalt dieſer neuen Zeit aufzunehmen? wo waren die Dichter, die Künſtler, die ſich ihr zu Verkündern, zu Prieſtern, zu Propheten darboten? Mit der politiſchen Geltung der bisherigen mittelalterlichen Kreiſe war auch die poetiſche Bedeutung, die poetiſche Fähigkeit derſelben untergegangen, auch hier war reiner Tiſch gemacht — wer wagt es alſo die Lücke auszufüllen? wo iſt der Dichter, wo das Lied, das dem nahenden Tage der Reformation gleich dem Morgenſtern voranwandelt und deſſen wohlthätiger Glanz auch in der Mittagshitze des geſchichtlichen Kampfes nicht verbleichen wird?

Das Volkslied iſt es! Wie nach Zerbröckelung und Auflöſung der bisherigen bevorrechteten Stände das Volk ſelbſt, in ſeiner nationalen Geſammtheit, den Boden der

Geſchichte betritt, ſo fällt auch die Dichtung, nach Auflöſung und Zerbröckelung der bisherigen literariſchen Kreiſe, in die Hände des Volks als Geſammtheit zurück. Das Volkslied iſt die eigentliche Poeſie des Reformationszeitalters; in ihm kommen alle jene männlichen und tapfern, jene zarten und innigen Empfindungen zu Worte, für welche der Meiſtergeſang in ſeiner handwerksmäßigen Verknöcherung weder Ohr noch Auge beſaß; gleich der Lerche bald im Blau des Himmels ſchwebend, bald zwiſchen Feldern und Gärten niſtend, ſieht und verſteht es die großen Ereigniſſe der Geſchichte, es ſieht und feiert die Heldenkämpfe der Schweizer und der Dithmarſen — und ſieht auch den verſtohlenen Kuß des Liebenden, belauſcht die Thräne des Einſamen, miſcht ſich in den Jubel der Becher, ſchmettert hell auf im bacchiſchen Jubel der Tanzenden. Ja was bedarf es noch weiterer Beiſpiele, da ein einziges genügt? Das proteſtantiſche Kirchenlied, dieſe echt deutſche Schöpfung, der keine andere Nation etwas Aehnliches zur Seite zu ſetzen hat, und in der ſo viel edelſtes Blut unſeres Stammes fließt, iſt, poetiſch wie muſikaliſch, weſentlich aus der Wurzel unſeres Volksliedes gewachſen. Der Löwe zeugt nur Ein Junges; ſo hat auch die Reformation nur Eine poetiſche Gattung ausgebildet, aber dieſe auch zur Meiſterſchaft — das Volkslied.

Aber die Reformation ſelbſt ſcheiterte bekanntlich, lange bevor ſie ihre Aufgabe erfüllt, ſogar bevor ſie ſich derſelben nur völlig bewußt geworden; noch wir in unſerm vorgeſchrittenen neunzehnten Jahrhundert haben nichts Größeres noch Dringenderes zu thun, als die Arbeit der Reformation wieder aufzunehmen und ſie ihrem endlichen Ziele zuzuführen. Wie die Reformation verkümmert und verdirbt, verkümmert und verdirbt mit ihr auch das nationale Leben — und mit dem Leben auch die Literatur. Nur Luther's Fehler vererben ſich, nicht ſeine Tugenden. Statt des Einen Biſchofs zu Rom, den die Proteſtanten nicht mehr anerkennen, erzeugen ſie ganze Heerſchaaren proteſtantiſcher Biſchöfe, die jede Dorfkirche zu einem Stuhl Petri machen und ihren berühmten Collegen zu Rom an Herrſchſucht, Eigenſinn und Dünkel oft noch übertreffen; ſtatt jener gebildeten und freiſinnigen Gelehrten des Reformationszeitalters, jenen wahrhaften Humaniſten, in denen nicht blos der Buchſtabe, ſondern auch der Geiſt des Alterthums wieder lebendig geworden war und die eben dadurch ſo weſentlich zum Ausbruch der Reformation ſelbſt beigetragen hatten, wächſt in unſern Schulen und Hörſälen ein dickköpfiges, pedantiſches Geſchlecht auf, das wiederum nur Pedanten und Dickköpfe erziehen kann und deſſen groben Sinnen das Geheimniß griechiſcher Schönheit ewig unerforſcht bleibt; ſtatt der nationalen Einheit, welche das Auftreten der Reformation begleitet, ſcheidet die Nation ſich tiefer und ſchroffer denn je, die Spaltung des mittelalterlichen Lebens wiederholt ſich noch einmal und Gelehrte, Hofherren und Philiſter traveſtiren den Kreislauf, der ſich in den Gelehrten, den Ritter und Bürgern des Mittelalters ſo nothwendig wie natürlich geſtaltet hatte.

Auch dieſer neue Kreislauf wird von der Literatur mit durchgemacht; der mittelalterlichen Poeſie der Geiſtlichen, der Ritter und Meiſterſänger tritt vom Ausgang des ſechszehnten bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Poeſie der Gelehrten, der Hofdichter und Philiſter an die Seite. Für die belebenden Wirkungen des Volksliedes iſt unter dieſen Umſtänden natürlich ebenfalls kein Raum mehr; ebenſo jählings wie die Reformation abreißt, ebenſo plötzlich verſtummt auch der Volksgeſang, wie die Reformation einerſeits in Pfaffenthum, andererſeits in Pedantismus verläuft, ſo artet auch das Volkslied einerſeits in theologiſche Bänkelſängerei aus und wird andererſeits verſchüttet und begraben in dem Bücherſtaub, den die neue gelehrte Dichtung, die Dichtung der Opitz, Gryphius, Lohenſtein um ſich her aufwühlt und mit dem ſie das Auge der Nation verfinſtert. Es iſt intereſſant zu ſehen, wie das Volkslied ſich zur Wehr ſetzt gegen ſeine gelehrten Widerſacher, bei denen dies als oberſter Grundſatz feſtſteht, daß das ſogenannte Volk nur Pöbel iſt und daß wer nicht Latein und Griechiſch verſteht, auch keinen Vers machen kann. Zwar von dem allgemeinen Verfall des nationalen Lebens kann auch das Volkslied ſich nicht ausſchließen; es kann keine neuen Quellen der Dichtung ſpringen laſſen, wo der Strom des volksthümlichen Lebens ſelber verſiegt iſt; es kann ſogar nicht hindern, daß es ſelbſt abgeſchmackt, roh und läppiſch wird, genau ſo roh, abgeſchmackt und läppiſch, wie die Nation im Ganzen geworden war. Aber es greift den Feind auf ſeinem eigenen Gebiete an; kann das volksthümliche Lied die gelehrten Dichter nicht zwingen, ſeine Sprache zu reden, wohlan, ſo bindet es ſich ſelbſt ein gelehrtes Mäntelchen um, ſetzt den Doctorhut auf und verbrämt ſich mit lateiniſchen Titeln und Redensarten!

Wir meinen damit erſtlich jene ſogenannten Geſellſchaftslieder, die ſich, als eine eigene Gattung des Volksliedes, eine Miſch- und Zwittergattung zwiſchen dem Volksliede und der gelehrt conventionellen Dichtung, ſeit Mitte des ſechszehnten, beſonders aber im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts entwickeln und über die uns ſeit Hoffmann von Fallersleben's Sammlung (Leipzig 1844) ein ſo bequemer Ueberblick verſtattet iſt. Zweitens und ganz vornämlich aber meinen wir die Sammlungen von Volksliedern, die nun, je mehr das Volkslied ſelbſt aus dem Leben wieder zurücktritt, um ſo eifriger betrieben werden und die in ſehr bedeutender Anzahl von ungefähr der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts bis in den Anfang des ſiebzehnten reichen: alſo genau bis in die Zeit, wo der Sieg der neuen gelehrten Dichtung durch Opitz vollendet und entſchieden wird. Anfänglich überwiegt in dieſen Sammlungen das muſikaliſche Element; mit der Zeit jedoch gewinnt das literargeſchichtlich gelehrte, das eigentliche Sammlerintereſſe, das bekanntlich kaum zu einer andern Zeit ſo in Blüthe ſtand wie damals, die Oberhand.

Die erſte dieſer Sammlungen waren die Friſchen Liedlein von Forſter, die 1540 in fünf Bänden zu Nürnberg erſchienen und allen Anzeichen nach einer großen Verbreitung, als ein eigentliches Haus- und Familienbuch jener Zeit, genoſſen. Einzelne Lieder und Liederkreiſe waren ſogar noch früher geſammelt, oder in Werke verwandten Inhalts gelegentlich eingeſchalten worden. So giebt namentlich die ſogenannte Limburger Chronik (aus dem 14. Jahrhundert) verſchiedene Liederanfänge, wie ſie damals vorzugsweiſe im Munde des Volkes waren, und auch in Spangenberg's Sächſiſcher Chronik (1594) ſowie in der Meißniſchen Berg- und Landchronik des Petrus Albinus (1590) finden ſich ähnliche Ueberlieferungen. Ein Büchlein, Gaſſenhawerlein betitelt, erſchien 1535 zu Frankfurt, ebendaſelbſt auch eine Anzahl Reuterliedlein; eine Sammlung Bergkreyen gab Erasmus Rotenbacher 1551 zu Nürnberg heraus ꝛc. Auch Sammlungen allgemeinen Inhalts gleich der Forſter'ſchen werden um ſo häufiger, je mehr wir uns dem Ausgang des ſechszehnten Jahrhunderts nähern; auf Forſter folgen 1570 Chriſtian Hollardi Neuwe Geiſtliche und weltliche Liedlein, ſowie einige Jahre ſpäter (1574) Alexander Stendals Fröliche deutſche Lieder. In demſelben Jahre erſchien der erſte Band von Jacob Regnardt's Kurzweiligen Liedern, der ſchon 1579 neuaufgelegt werden mußte und dem 1588 noch ein zweiter folgte. 1583 gab Nicolaus Roſthius zu Frankfurt Fröliche neuwe deutſche Geſänge heraus, als Vorläufer ähnlicher Sammlungen, die er ſpäter an verſchiedenen Orten erſcheinen ließ. In demſelben Frankfurt trat ſchon im nächſten Jahre (1584) ein Liederbüchlein ans Licht, „darin begriffen ſind zweihundert zweiundſechszig allerhand ſchöner weltlicher Lieder“ — und noch vieles Aehnliche in faſt ununterbrochener Folge bis in das erſte Drittel des ſiebzehnten Jahrhunderts, wo die alsdann eintretende gelehrte Dichtung dieſen Beſtrebungen ein Ende machte oder ſie doch mehr auf antiquariſches Gebiet hinlenkte.

Doch unterbrechen wir hier dieſe Titelangaben, die überdies weder auf Genauigkeit noch Vollſtändigkeit Anſpruch machen, ſondern nur als Probe der damaligen Thätigkeit dienen ſollen, um einem Einwande zu begegnen, der dem Leſer vermuthlich ſchon lange auf der Zunge ſchwebt: nämlich was alle dieſe Sammlungen genützt und wozu ſie gedient haben, da ſie doch weder das Volkslied ſelbſt lebendig erhalten, noch die tyranniſche Alleinherrſchaft der gelehrten Poeſie haben verhindern können.

Auf Schritt und Tritt nachweiſen, was ſie genützt, können wir freilich nicht. Wenn man dagegen erwägt, daß dieſe Sammlungen auf Menſchenalter hin (denn man war damals noch ſehr mäßig in Bücherkaufen, ſchon ein Vorrath von wenigen Bänden galt als ein Schatz, der vom Vater auf Sohn und Enkel vererbte) einen weſentlichen Beſtandtheil unſerer Familienlektüre bildeten; daß ſie das weltliche Seitenſtück waren zu dem geiſtlichen Geſangbuch, das mit Bibel und Kalender in keinem bürgerlichen Haushalt jener Tage fehlte; daß ſie als Leſeübung der Kinder, als Zeitvertreib der Jünglinge, als verſtohlenes Ergötzen der Jungfrauen, als Erholung endlich der Männer und Würze ihrer geſelligen Zuſammenkünfte dienten: ſo iſt man vielleicht geneigt, den Werth derſelben etwas höher anzuſchlagen. Wir unſerntheils nehmen keinen Anſtand, der Exiſtenz dieſer Sammlungen nicht nur die einzelnen Anklänge an das Volksthümliche und wirklich Poetiſche zuzuſchreiben, denen wir, wie ſparſam immer, bei Opitz und ſeinen Zeitgenoſſen begegnen, ſondern wir ſind auch überzeugt, daß die wenigen wahrhaften Poeten dieſer Epoche, ein Flemming, ein Simon Dach, vor Allem aber ein Joh. Chriſt. Günther, ſich vornämlich an dieſen Sammlungen herangebildet und in dem Umgang mit ihnen jene Sprache des Herzens und der unmittelbaren Empfindung erlernt haben, die bei ihnen, wenn nicht überall und immer, doch wenigſtens zuweilen, die angelernten Phraſen der Gelehrſamkeit durchbricht und die aus der übrigen Welt ſchon ſeit Langem verſchwunden war. Durften wir das Volkslied in jener Verborgenheit, in welcher es in der erſten Hälfte des Mittelalters während der Herrſchaft der geiſtlichen Dichtung ſich erhielt, mit dem Nibelungenhort vergleichen, über den die Woge des Rheins ihr flüſſiges Gold dahinwälzt: ſo erinnert das Volkslied, eingefangen gleichſam und unter Schloß und Riegel gehalten von den gelehrten Sammlern dieſer Zeit, uns an ein anderes Bild der deutſchen Sage, das auch bereits von einem allverehrten und berühmten Dichter unſerer Tage in ähnlichem Sinne gedeutet worden iſt — es iſt Dornröschen im gläſernen Sarge, die des Befreiers, des Erretters, des Bräutigams harrt.

Und wohlan denn, der Bräutigam kommt! In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beginnt ein zweiter Akt unſerer modernen Geſchichte; die unduldſame, Buchſtabengläubige Religion der Theologen muß das Feld räumen vor der Religion der Humanität, die ihre ſiegreichen Fahnen in immer weitern und weitern Kreiſen entfaltet; die bloße Gelehrſamkeit zerbricht wie eine todte Schaale und der Adler der deutſchen Wiſſenſchaft prüft muthig den jungen Flügel; von Winkelmann und Heyne gedeutet, wird das Geheimniß der antiken Schönheit noch einmal wieder lebendig unter uns; die neue deutſche Poeſie ſchlägt die Augen auf — Goethe wird geboren.

Und ſiehe da, in demſelben Moment erwacht auch das Volkslied wieder und tritt hervor aus der unrühmlichen Verborgenheit, in der es ſo lange begraben lag. Aus demſelben England, das uns in Shakeſpeare das poetiſche Evangelium der neuen Zeit (die Wieland'ſche Ueberſetzung deſſelben erſchien ſeit 1762) zugeſchickt hatte, erhalten wir auch die Percy'ſche Balladenſammlung (Reliquies of ancient Poetry, 1765); dieſelben ſiebenziger Jahre, die den Götz und den Werther und Lenore und Nathan entſtehen ſehen, ſehen auch die erſte Sammlung von Volksliedern wieder ans Tageslicht treten; derſelbe Herder, der Goethe den Homer und den Shakeſpeare verſtehen lehrt, weckt auch durch ſeine Volkslieder (1778 und 79; der Titel „Stimmen der

Völker“ iſt erſt ſpäter und ſtammt erſt aus der Geſammtausgabe der Herder'ſchen Werke von 1807) Geſchmack und Verſtändniß der Zeit für die Schönheiten des Volksgeſanges.

Es wäre eine völlig nutzloſe Mühe und hieße an der Bildung unſerer Leſer zweifeln, wollten wir hier noch erſt im Einzelnen nachweiſen, was jene Zeit der Wiedererweckung des Volksgeſanges verdankt und welche ungemein wichtige Rolle derſelbe in der Entwicklung unſerer claſſiſchen Dichtung ſpielt. Iſt doch dieſe claſſiſche Dichtung ſelbſt nur darum die claſſiſche, weil ſich in ihr mit der gebildetſten, ſtrengſten Form der lebendigſte volksthümliche Inhalt, die größte Cultur mit der größten Einfalt verband — oder wie wir es auch ausdrücken können: weil in ihr Griechenland und Deutſchland zuſammentrafen und aufgingen zu einer höheren Einheit. Weder Homer mit all ſeiner anmuthvollen Naivetät, noch Shakeſpeare mit all ſeiner furchtbaren Erhabenheit hätten dazu allein ausgelangt, wenn nicht auch der Genius des Volksliedes an der Wiege der neuen Kunſt geſtanden, wenn nicht namentlich Goethe ſein Ohr an dem leichten Fluß dieſer Lieder, ſein Herz an der Wahrheit, der Wärme und Treuherzigkeit ihrer Empfindungen gebildet hätte. Wie Goethe überhaupt der eigentliche claſſiſche Repräſentant, der wahre Menſch und Dichter dieſer Epoche iſt, ſo wird auch der Einfluß des Volksliedes bei ihnen am ſichtbarſten. Man weiß, daß er es nicht verſchmäht hat, ſelbſt ganze vorhandene Volkslieder unter ſeine Gedichte aufzunehmen und mit dem Stempel ſeines Namens zu verherrlichen. Und ebenſo iſt es auch Allen im Gedächtniß, mit welcher Lebhaftigkeit er ſich noch in ſpäten Jahren für die verſchiedenartigſten Sammlungen von Volksliedern intereſſirte und welchen beredten Fürſprecher und liebevollen Interpreten dieſelben, von Des Knaben Wunderhorn an bis auf Fauriel's Neugriechiſche Volkslieder und die Sammlung der Frau Talvj an ihm beſaßen.

Dergleichen Sammlungen erſchienen nun, ſeitdem das Percy'ſche Werk in England, ſo wie das Herder'ſche bei uns das Signal dazu gegeben, in außerordentlicher Anzahl, namentlich auch in Deutſchland. — Selbſt die Gegner dieſer neuen volksthümlichen Richtung mußten wider Willen und Abſicht noch zur Verbreitung derſelben beitragen. So gab der bekannte Nicolai, der ſtets ſehr wohlmeinende, aber in ſeinem Urtheil nicht immer ganz unbefangene, noch in der Wahl ſeiner Mittel ganz glückliche Wortführer der Berliner Aufklärung ſeinen „Feynen kleynen Almanach Vol ſchönerr echter liblicherr Volkslieder“ (Berlin 1777—1778) eigentlich als Spottſchrift heraus, um die ihm lächerlich dünkenden Beſtrebungen der jungen Schule damit zu perſiffliren. Doch beſchränkt die Perſifflage ſich in der

That nur auf die karrikirte Orthographie, ſowie auf einzelne höhniſche Randbemerkungen, während die geſammelten Lieder ſelbſt ganz brauchbar ſind und zum Theil noch von heutigen Forſchern verglichen werden. Beſondere Sorgfalt für Sammlung und Mittheilung älterer Lieder zeigten das Deutſche Muſeum von Boie und Dohm, das wir in einer früheren Abhandlung dieſes Buches ausführlicher beſprochen haben, ſowie in ſpäterer Zeit, in den erſten Jahren des laufenden Jahrhunderts, die verſchiedenen dahin einſchlagenden Unternehmungen von Büſching, von der Hagen, Docen und Anderen.

Doch mußte dies Alles zurücktreten gegen den Eifer, mit welchem die Romantiker, deren Stern eben damals im erſten morgenlichen Glanze ſtrahlte, ſich der literariſchen Pflege der Volkslieder annahmen; das bekannte Werk von Achim von Arnim und Clemens Brentano, Des Knaben Wunderhorn, das in den Jahren 1806—1808 zu Heidelberg erſchien, hat in dieſer Hinſicht Epoche gemacht, beſonders auch durch die enthuſiaſtiſche Anzeige, welche Goethe in der Jenaiſchen Literatur-Zeitung davon erſcheinen ließ. Leider nur waren die Romantiker nicht blos ſehr eifrige, ſondern auch ſehr flüchtige, ſehr eigenwillige, ja geradezu unzuverläſſige Sammler; die Texte des Wunderhorns entbehren nicht nur durchgängig aller kritiſchen Treue und Genauigkeit, ſondern es findet ſich auch unter der Firma alter Volkslieder ein guter Theil von Gedichten darin, die, ganz oder theilweiſe, niemand Geringeres zum Verfaſſer haben als — die Herausgeber und ihre romantiſchen Freunde ſelbſt!

Dergleichen Willkürlichkeiten (um es mit dem gelindeſten Namen zu belegen) haben denn freilich mit der wachſenden Ausbildung der deutſchen Alterthumswiſſenſchaft und nachdem ſo gründliche Forſcher wie Hoffmann von Fallersleben, Uhland, der verſtorbene Soltau u. A. ihren Fleiß dem Volksliede zugewendet, aufhören müſſen. Doch warten wir noch immer vergeblich auf die umfaſſende Sammlung, welche das bisher Gewonnene zu einem, wenn auch nur vorläufigen Abſchluß bringen und einen leidlich geordneten Ueberblick der vorhandenen Schätze gewähren möchte. Was Erlach in dieſer Hinſicht in ſeinem großen fünfbändigen Werke (Mannheim 1834—1837) geliefert hat, iſt dem größern Theile nach nur eine ſehr unvollſtändige und übereilte Compilation. Selbſt die ſo lange und mit ſo großer Sehnſucht erwartete Uhland'ſche Sammlung (ſeit 1844) hat, in den beiden Theilen wenigſtens, die bis jetzt vorliegen, die Hoffnungen, die man darauf geſetzt hatte, nicht ganz erfüllt. Es iſt eine höchſt ſchätzbare, durch den Reichthum ihrer Quellen und die gewiſſenhafte Benutzung derſelben für den Literarhiſtoriker unentbehrliche Sammlung, das abſchließende Werk jedoch, das man ſich davon verſprochen hatte, iſt es ebenfalls noch nicht; auch fehlt noch der geſchichtliche Commentar, der den Hauptvorzug des Buches bilden und Geſchmack wie Gelehrſamkeit des Herausgebers ohne Zweifel ins hellſte Licht ſtellen wird.

Ja es kann ſogar die Frage entſtehen, ob zu jenem abſchließenden Werke die Zeit überhaupt ſchon gekommen und ob es nicht beſſer gethan iſt, ſich auch jetzt noch immer nur auf einzelne locale Sammlungen oder auch auf einzelne Gattungen von Volksliedern, überhaupt auf beſtimmte monographiſche Geſichtspunkte zu beſchränken. Wenigſtens gehört das Beſte, was auf dieſem Gebiet in den letzten Jahren überhaupt erſchienen iſt, dieſen letztern Gattungen an; ſo Hoffmann von Fallerslebens Schleſiſche Volkslieder (Leipzig 1842), ſo die Sammlungen von Soltau (1836) und Körner (1840), die ſich ausſchließlich auf hiſtoriſche Lieder, Körner ſogar nur auf Lieder des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts beſchränken; ſo das vortreffliche Werk von Kretſchmar und Zuccalmaglio: Deutſche Volkslieder mit ihren Originalweiſen, Berlin 1847, bei dem es indeß weniger auf die Texte als auf die Melodieen abgeſehen war, wozu ſich neuerdings als das vorausſichtlich beſte und vollſtändigſte von allen der „Deutſche Liederhort“ von Ludwig Erk (Berlin 1853) geſellt.

Die meiſten dieſer Werke erſchienen im Lauf der dreißiger bis vierziger Jahre und fanden im Ganzen genommen beim Publikum — dem Publikum ſagen wir, nicht den Gelehrten — nur eine ziemlich laue Aufnahme. Selbſt das Uhland'ſche Werk, das doch ſchon vor ſeinem Erſcheinen (und mit Recht) als ein Nationalwerk angekündigt war, ſcheint nicht weit gedrungen zu ſein; wir zweifeln ſtark, daß von je hundert Beſitzern der Uhland'ſchen Gedichte auch nur ein einziger die Uhland'ſchen Volkslieder — wir ſagen gar nicht gekauft, o nein, nur einmal in Händen gehabt hat. Wie kommt es denn alſo — um die Frage wieder aufzunehmen, von der wir urſprünglich ausgingen — daß dieſe Verbreitung des Volksliedes ſich nach der Revolution von achtundvierzig ſo plötzlich, ſo ſichtbar vergrößert hat? Wie geht es zu, wodurch erklärt es ſich, daß eine Gattung von Büchern, die vor Kurzem noch den Fleiß des Gelehrten wie den Muth des Verlegers ſo wenig lohnte, jetzt auf einmal ein Gegenſtand buchhändleriſcher Speculation geworden, ja daß ſie auf dem beſten Wege iſt, ein Modeartikel der Zeit zu werden? Iſt das, wir wiederholen unſere Frage, Reaction? iſt es Zufall? oder was iſt es ſonſt?

Nein, es iſt nicht Reaction, noch Zufall, noch auch die bloße Laune eines glücklich ſpeculirenden Buchhändlers, ſondern indem wir den Gang betrachten, den die

Litteratur des Volksliedes bisher bei uns genommen, ſowie die Einwirkungen, welche daſſelbe zu wiederholten Malen und in ſo bedeutenden geſchichtlichen Momenten auf die Geſammtentwickelung unſerer Kunſt geäußert hat, ſo kann uns kein Zweifel darüber bleiben, daß auch jetzt wieder ein ſolcher kritiſcher Moment bei uns eingetreten iſt und daß das Volkslied, das bereits zweimal zum Heiland unſerer Poeſie geworden, es auch zum drittenmale werden will. Was dieſer Heiland in dieſem Augenblicke uns ſoll? Er ſoll zuerſt und vor Allem den Fluch der Tendenz von uns nehmen, der Tendenz, die nicht tief innen im Kunſtwerk ſteckt, nicht mit ihm im ſelben Moment empfangen und geboren iſt, wie die Seele mit dem Leib, ſondern ihm blos äußerlich angehängt und aufgeklebt iſt. Auch das Volkslied iſt nicht ohne Tendenz, das weiß Jeder, der auch nur einmal die allerleichtfertigſte Sammlung zwiſchen den Fingern gehabt hat; ſogar es hat gute Wege, daß unter all der politiſchen Lyrik unſerer letzten Jahre ſich auch nur ein ſo bitteres, ſo eingefleiſchtes Tendenzlied befände, als etwa das Sempachlied (von 1386) mit dem übermüthig ſchadenfrohen Refrain: „de ſie ſind ze tod erſchlagen", oder das Spottlied „des von Iſenhofen" gegen die Eidgenoſſen, das zuerſt von Rochholz in ſeiner verdienſtlichen „Eidgenoſſiſchen Liederchronik" (1835) mitgetheilt ward.

Aber dieſe Tendenz des Volksliedes iſt, wenigſtens in den beſſeren von ihnen, künſtleriſch verarbeitet; es iſt bei aller Tendenz noch immer wieder eine gewiſſe poetiſche Naivetät, ein gewiſſer freier und unabhängiger Humor darin, durch den der Dichter die Rechte der Kunſt wahrnimmt, ſo wenig er auch vielleicht auf ſchulgerechte Weiſe von denſelben oder überhaupt nur von der Exiſtenz einer Kunſt zu ſagen gewußt hätte.

Das Volkslied ſoll uns ferner befreien von der vielen unnöthigen und unpoetiſchen Gelehrſamkeit, die unſere moderne Lyrik mit ſich ſchleppt und durch die ſie wirklich einige Wahlverwandtſchaft zeigt mit den Erzeugniſſen der Opitz und Lohenſtein. Der Poet ſoll es nicht mehr für nöthig halten, uns in jedem Liede, das er anſtimmt, ſofort ſein geſammtes politiſches und philoſophiſches Glaubensbekenntniß, und was er von der Erſchaffung der Welt hält und von der Freihandelsfrage und dem Guano und dem directen oder indirecten Wahlrecht und ſo weiter — darzulegen; er ſoll auch nicht mehr mit jedem einzelnen Liede, das die Muſe ihm beſcheert, ſchnurſtracks in die Unſterblichkeit laufen und über Nacht ein großer Dichter Deutſchlands werden wollen: ſondern er ſoll wieder lernen, harmlos und unbefangen zu dichten, ſich und Anderen zur Freude, nicht weil er ſo will, ſondern weil er ſo muß, wie die Lerche im Feld und ihre Schweſter in der Literatur, das Volkslied, ſingen. Ja wohl ſingen — und ſo ſollen unſere Poeten auch das ſich wieder merken und ſollen durch das Beiſpiel des Volksliedes auch wieder zu der Einſicht gelangen, daß das Lied zuerſt und vor Allem dazu da iſt, geſungen zu werden; ſie ſollen die Stelzen einer unmuſikaliſchen Rhetorik von ſich werfen und den Muth haben, wieder ſo zu ſingen, aber auch wirklich zu ſingen, einfach, natürlich und wahr, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt.

Und endlich ſoll und wird auch das Publikum von den Volksliedern lernen, die einfache, aber geſunde Koſt der künſtlich überwürzten Speiſe vorzuziehen; es ſoll und wird den Unterſchied merken, der zwiſchen dieſer ächten, wahren Volksthümlichkeit liegt und jener theatraliſch aufgeſtutzten, künſtlich nachgemachten, mit der unſere Poeten und Dorfgeſchichtsfabrikanten vom jüngſten Datum uns zu täuſchen vermeinen; es ſoll und wird dahinter kommen, daß der poetiſche Genuß eben im Genuß, in der Hingabe beſteht, nicht blos in der Kritik, und daß auch nur ein unbefangenes und unverbildetes Publikum unbefangene und unverbildete Dichter zu erzeugen im Stande iſt. Uns Allen, wie wir da ſind, Publikum wie Dichtern und Leſern wie Schriftſtellern, thut nichts ſo noth, als aus der Uebercultur unſerer verſchrobenen und verzwickten Zuſtände zur Einfachheit und Wahrheit der Natur zurückzukehren. Dazu aber wird unter Anderem auch dieſer ſo plötzlich erwachte Geſchmack am Volksliede das Seine beitragen, und können wir denſelben daher nur mit herzlicher Freude als ein hoffnungsreiches und tröſtendes Zeichen der Zeit begrüßen; hier, Ihr jungen Dichter der Zeit, in dieſer Einfachheit und Natürlichkeit, dieſer Wahrheit und Innigkeit, hier liegt der Weg, den Ihr wandeln, hier das Beiſpiel, dem Ihr folgen müßt! da macht Eure Studien, da wählt Eure Muſter — und der Kranz des Sieges wird Euch nicht immer verſagt bleiben, auch wenn keine beifallstrunkene Menge ihn Euch ſofort beim erſten Anlauf entgegengetragen bringt!

D May '77

№ 1

Schiller's Lotte.

Schiller's Lotte? wird der Leſer verwundert fragen, indem er die Ueberſchrift dieſes Aufſatzes erblickt: Schiller's Lotte? Nimmermehr, das muß ein Druckfehler ſein! Von einer Werther'ſchen Lotte wiſſen wir wohl und auch eine Charlotte von Stein kennen wir, der Deutſchland den Dichter der Iphigenie und des Taſſo verdankt. Aber von einer Schiller'ſchen Lotte haben wir noch niemals vernommen; iſt es etwa Charlotte von Lengefeld, Schiller's Gemahlin, die hier gemeint wird, ſo können wir nicht umhin, dieſe vertrauliche, faſt leichtfertige Bezeichnung für die edle Gattin des edelſten Dichters ein wenig unpaſſend zu finden.

Nein, beruhigt Euch, Ihr zarten Seelen, die Ihr Euch Schiller zum Götzen Eurer eigenen Sentimentalität und Schwäche gemacht habt und die Ihr jedesmal erſchreckt bis in den Tod und an aller Poeſie und aller Idealität verzweifeln möchtet, wenn man Euch nachweiſt, daß der vermeintliche Seraph mit dem Lilienſtengel auch nur ein

Menſch geweſen, ein großer, ungeſtümer, heißblütiger Menſch, mit Begierden und Schwächen und Irrthümern wie unſer einer, aber mit größerer ſittlicherer Kraft, ſie zu beherrſchen und mit der unſchätzbaren Gabe des Dichters, auch aus den Irrthümern und Fehlgriffen ſeines Lebens noch das reine Gold der Poeſie auszuſcheiden — beruhigt Euch! es iſt kein Druckfehler und auch nicht Schiller's vortreffliche Gattin iſt es, die wir mit reſpectwidrigem Namen bezeichnen: es iſt nur eine Geliebte Schiller's, nichts weiter.....

Aber auch von Schiller's Geliebten will man im Publikum nichts wiſſen. So groß iſt der Nimbus, mit dem eine falſche Verehrung die erhabene, gerade durch ihre Menſchlichkeit ſo erhabene Geſtalt dieſes Dichters umgeben und in ſolchem Grade hat man ſich gewöhnt, den Idealiſmus der Schiller'ſchen Dichtung auf ſein eigenes Leben zu übertragen, daß man den Gedanken unerträglich findet, Schiller könne in leidenſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden und ſich mit ſittlichen Kämpfen herumgeſchlagen haben gleich Andern, Dichtern und Nichtdichtern; ſelbſt die Neugier, die ſonſt ſo geſchäftig iſt, die Privatgeheimniſſe unſerer großen Männer zu erſpähen, tritt ehrfurchtsvoll zurück, wo ſie Schiller's Namen erblickt — für ſie iſt hier nichts zu finden, dieſer Dichter war viel zu rein, viel zu ätheriſch, um ſelbſt der Klatſchſucht einigen Stoff zu bieten.

Nun würde es ſehr erfreulich ſein, wenn Neugier und Klatſchſucht ſich um unſere großen Männer überhaupt nicht bekümmerten. Aber daß auch die Geſchichtsforſchung mit ſehr wenigen Ausnahmen ſich dieſer falſchen Sentimentalität ebenfalls angeſchloſſen hat, mit der das große Publikum Schiller's Leben betrachtet, das dünkt uns ſehr unrecht und ſehr nachtheilig für das Verſtändniß ſeines Lebens ſowohl, als ſeiner Werke, die man ebenfalls in dieſen allgemeinen blauen Dämmer hineingezogen hat.

Denn auf dieſe Art iſt es geſchehen, daß das Leben unſeres populärſten und geliebteſten Dichters trotz dem bändereichen Werke, welche man darüber geſchrieben, doch in manchen nicht unweſentlichen Partien noch ſo gut wie unbekannt iſt und von der Mehrzahl des Publikums noch immer in einem ganz falſchen, abſtracten Lichte geſehen wird. Die meiſten Biographen, welche Schiller bisher gehabt hat, ſind nicht Biographen, ſondern Lobredner geweſen; ſtatt uns die Erſcheinung Schiller's hiſtoriſch zu erklären und nachzuweiſen, welche Elemente des Zeitalters in ihm zuſammentreten und welchen Ernſt der Arbeit und welche ſittliche Kraft er ſelbſt anwendet, um aus dieſen zum Theil ſehr unklaren, ſehr widerſpruchsvollen Elementen den Schiller herauszuarbeiten, den wir jetzt Alle verehren und lieben — ſetzt man ihn auf ein Fußgeſtell, das über die Wolken ragt, gießt ihm ſtatt warmen menſchlichen Blutes einen unſagbaren göttlichen Ichor in die Adern und macht ihn ſomit zu einem bloßen Gegenſtande ohnmächtiger Bewunderung, da er uns doch vielmehr, in menſchliche Nähe gerückt, als ein Muſter der Nachahmung und Nacheiferung dienen ſollte. Der Menſch hat doch endlich kein größeres Beiſpiel und keine tiefere Quelle der Erkenntniß als — den Menſchen; es kann unmöglich gute Früchte tragen, wenn man gerade die größten Geiſter und die erhabenſten Charakter aus dieſem menſchlichen Verbande herauszunehmen und ſie zu einer Art von Göttern oder Halbgöttern zu machen ſucht, zu deren Füßen wir nur anbeten und opfern können. Im Gegentheil, auch in dem großen Menſchen laßt uns vor Allem noch immer den Menſchen ſehen! zerreißt die trügeriſchen Nebel, mit denen eine falſche Huldigung die Zierden unſeres Geſchlechts umwob! laßt uns Zeuge ſein von den Kämpfen, den Entſagungen, durch welche dieſe großen Menſchen der angeborenen Schwäche Herr wurden und ſeid gewiß, daß ihr damit am Beſten geſorgt habt für ihren Ruhm ſowohl, als für unſere eigene Zukunft! Wie prächtig ſind die Geſchichten von den Arbeiten des Herkules, welche Theilnahme erwecken ſie uns, mit welch flammendem Antlitz horcht ihnen der Knabe — und wie langweilig dagegen iſt die Geſchichte von ſeiner Apotheſe, wo er nun nichts mehr zu thun hat, als ewig Nektar zu trinken und ſich von der goldfingerigen Hebe anlächeln zu laſſen!]

Und doch liegt, was namentlich die Verhältniſſe Schiller's zu einzelnen Frauen angeht, der Gleichgültigkeit des Publikums, die zuweilen auch wohl geradewegs in Ungläubigkeit übergeht, ein Inſtinkt zu Grunde, den wir nicht ganz unrichtig ſchelten dürfen. Schiller war in der That mehr der Mann der Freundſchaft als der Liebe; was für Goethe die zahlreichen zärtlichen Verhältniſſe, in denen der Dichter des Werther und des Clavigo ſtand, ſelbſt bis in ſein Greiſenalter hinein, das ſind für Schiller, entſprechend dem energiſchen Charakter dieſes Dichters, die verſchiedenen Männerfreundſchaften, die ihn durch die verſchiedenen Epochen ſeines Lebens und ſeiner geiſtigen und ſittlichen Entwickelung begleiten. Schiller iſt nicht umſonſt der Dichter der Freundſchaft, es iſt nicht Zufall, daß gerade in ſeiner Seele jener Marquis Poſa entſtanden iſt, der ſeitdem das allgemeine Muſterbild ſchwärmeriſcher Freundſchaft und Anhänglichkeit geblieben: ſtatt der zierlichen Frauengeſichter, die Goethe's Leben gleich wie mit einem blühenden Roſenkranz umwinden, ſtatt dieſer Gretchen, Aennchen, Friederiken, Lili's und ſo weiter, die ſeinen Namen wie Perlen einen Diamanten einfaſſen, ſchauen in Schiller's Leben die ernſten Männerangeſichter eines Anton Streicher, eines

Körner, eines Wilhelm von Humboldt, endlich Goethe's eigenes olympiſches Antlitz hernieder. Goethe, der Lieblingsdichter der Männer, iſt vorzugsweiſe durch Frauen, Schiller, das Ideal des weiblichen Geſchmacks, vorzugsweiſe durch Männer gebildet; Goethe's Schule waren die Schmerzen und Wonnen der Liebe, Schiller iſt, gleich einem Zögling der Paläſtra, unter Männern groß geworden.

Das iſt, wie geſagt, im Allgemeinen ſehr richtig und erklärt die geringe Theilnahme, die wir an Schiller's zärtlichen Beziehungen nehmen. Allein ganz gefehlt haben dieſe zärtlichen Beziehungen keineswegs, noch laſſen Schiller's Dichtungen ſich richtig würdigen und nach ihrem hiſtoriſchen Urſprunge verſtehen, ohne daß wir auch dieſe Partie ſeines Lebens mit Aufmerkſamkeit zu durchforſchen ſuchen. Vielmehr hat auch an Schiller der Zauber der Weiblichkeit ſich bewährt, auch ſeine Seele iſt von ihren früheſten Schlacken durch eine edle keuſche Liebe gereinigt, auch ſein Herz von der Allmacht einer ſtarken innigen Leidenſchaft zu neuem, höherem Leben erweckt worden.

Man hat bisher, einige unklare und ſelbſt hiſtoriſch nicht ganz ſicher geſtellte Jugendneigungen ausgenommen, hauptſächlich nur den Einfluß gekannt, welchen Charlotte von Lengefeld, ſeine Gemahlin, und ihre Schweſter, die edle Caroline von Wolzogen, auf den Dichter geübt.

Auch von uns ſoll dieſer Einfluß nicht unterſchätzt werden; er iſt von den bedeutendſten und wohlthätigſten Folgen für Schiller geweſen und ſichert beiden Frauen ein dankbares und ehrendes Andenken für alle Zeiten. Aber von entſcheidenderm Einfluß auf die Entwickelung des Dichters iſt doch noch eine andere Frau geweſen — und das iſt eben Schiller's Lotte.

Daß dieſe Frau erſt ſo ſpät in die Schillerliteratur eintritt, iſt weder ihre Schuld, noch die Schuld der Literaturgeſchichte, ſondern lediglich die Schuld gewiſſer Umſtände, welche die genauere Kenntniß von den Lebensumſtänden dieſer Frau der Oeffentlichkeit bisher entzogen haben. // Der Name Charlotte von Kalb war den Freunden unſerer Literatur allerdings ſeit Langem bekannt, theils aus Schiller's Leben ſelbſt, in dem ſie bisher jedoch nur eine flüchtige und untergeordnete Rolle ſpielte, theils aus den zahlreichen Briefwechſeln und Memoiren, welche die Weimariſche Glanzepoche zum Gegenſtande haben. Allein ſo bekannt der Name, ſo wenig wußte man bisher von den perſönlichen Verhältniſſen und den Lebensſchickſalen der ausgezeichneten Frau; ja der Mehrzahl unſerer Leſer wird es vermuthlich wie ein Märchen bedünken, wenn ſie hören, daß Frau von Kalb, die Freundin Goethe's, Schiller's, Herder's, Jean Paul's ꝛc., noch unſere eigene Zeitgenoſſin geweſen und erſt vor wenigen Jahren, im Mai 1843, als die Letzte jenes unvergleichlichen Kreiſes, dahingeſchieden iſt. Erſt kurze Zeit vor ihrem Tode hat ſie ſelbſt noch ihre Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen begonnen; dieſelben ſind mit andern von ihr nachgelaſſenen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen von ihrer Tochter, welche als Hofdame der verſtorbenen Prinzeſſin Wilhelm von Preußen in Berlin lebt, vor einigen Jahren in Druck gegeben worden: Charlotte, Berlin 1851.

Das Buch war jedoch nur als Manuſcript für die Freunde der Verewigten beſtimmt und hat demnach auch nur eine geringe Verbreitung erhalten. Erſt ganz neuerdings hat ein junger Berliner Gelehrter, deſſen Name auch ſonſt ſchon vortheilhaft bekannt, Herr Dr. Ernſt Köpke, einen Auszug daraus für das größere Publikum veröffentlicht. Seine Abſicht dabei iſt, nach ſeinen eigenen Worten, dahin gegangen, „mit dem, was er ſagen konnte und ſagen durfte, ſowie mit Hilfe deſſen, was ihm aus der Hinterlaſſenſchaft der Verewigten zur freien Benutzung dargeboten war, die Beziehungen darzuſtellen, in denen dieſelbe zu den Heroen unſerer Literatur geſtanden.“ So verdienſtlich ſeine Arbeit indeß auch iſt, ſo läßt ſie doch einige der wichtigſten Partien im Leben Charlottens völlig unberührt, ſo daß die nachſtehende zuſammenfaſſende und ergänzende Darſtellung unſeren Leſern hoffentlich nicht unwillkommen ſein wird.

Charlotte Marſchalk von Oſtheim wurde am 17. Juni 1761 zu Waltershauſen im Grabfeld geboren, aus einer alten und wohlbegüterten Familie, welche der fränkiſchen reichsunmittelbaren Ritterſchaft angehörte. Ihre Jugend, die ſie ziemlich einſam, theils auf dem väterlichen Schloſſe, theils bei Verwandten in Franken und Thüringen verlebte, war durch eine Reihe unerwarteter Verluſte und Unfälle getrübt; in raſcher Folge verlor ſie nicht nur beide Aeltern, ſondern auch einen zärtlich geliebten Bruder und eine eben erſt verheirathete Schweſter, nebſt anderen nahen Verwandten. Durch dieſe traurigen Schickſale wurde die eigenthümliche, faſt krankhafte Spannung des Geiſtes, in der ſie ſich ſchon als Kind befunden hatte und an der auch die zeitweilige Nähe katholiſcher Umgebungen gewiß nicht ohne Antheil geblieben war, immer mehr geſteigert; ſie hatte Ahnungen und Viſionen, die zum Theil von heftigen Erſchütterungen des Körpers begleitet waren.

Beſonders aber ſetzte ſich der Gedanke bei ihr feſt, daß ſie vom Schickſal auserſehen ſei, einſam, heimathlos, von Allen verlaſſen, durchs Leben zu gehen; die liebloſen Worte, mit denen die auf einen Knaben hoffende Großmutter, eine Freiin von Stein, ſie bei der Geburt empfangen hatte: du ſollteſt nicht da ſein! — ſchienen ihr gleichſam den Wahlſpruch abzugeben für ihr geſammtes ſpäteres Leben. Tiefer und tiefer flüchtete ſie ſich daher in ſich ſelbſt; je reicher das Daſein war, das ſie in ihrem eigenen Innern, in Träumen und Phantaſien führte, je verſchloſſener wurde ſie für die Außenwelt und je geringer war die Aufmerkſamkeit, welche ſie derſelben widmete.

Daß ein Gemüth von dieſer Beſchaffenheit namentlich auch für die Poeſie eine ungewöhnliche Empfänglichkeit beſitzen mußte, begreift ſich leicht. Schon Hermes' lederne Reiſe der Sophie von Memel nach Sachſen ſowie die Richardſon'ſchen Romane hatten ſie auf das Lebhafteſte angeſprochen. Aber in ſchwärmeriſches Entzücken gerieth ſie, als ſie durch eine Verwandte der Familie mit den eben damals erſchienenen Räubern von Schiller bekannt wurde. Der gewaltige Schwung dieſer Dichtung entſprach ganz jenen phantaſtiſchen Idealen, die ſie ſich in der Stille ihrer mädchenhaften Bruſt gebildet hatte; hier fand ſie jene ſtarken und ſchrankenloſen Empfindungen wieder, denen ſie ſelbſt ſich um ſo inniger hingegeben hatte, je allgemeiner und gegenſtandloſer dieſelben bei ihr noch waren. Für das Uebertriebene und Verzerrte der einzelnen Figuren fehlte ihr, unbekannt mit Welt und Leben, wie ſie war, der Maßſtab; es genügte ihr, in ſtarken und mächtigen Tönen hier ausgeſprochen zu finden, was ihre eigene jugendliche Bruſt bisher nur in leiſen, ſehnſuchtsvollen Ahnungen durchzittert hatte.

Vielleicht indeß war es auch ſchon damals etwas mehr als blos poetiſches Intereſſe, was ſie für die Räuber empfand; vielleicht miſchte ſich in die äſthetiſche Theilnahme am Kunſtwerk ſchon damals eine gewiſſe perſönliche für den Verfaſſer deſſelben. Jene Verwandte nämlich, durch welche ſie die Räuber zuerſt in die Hände bekommen, war Niemand Geringeres als Frau von Wolzogen zu Bauerbach, die bekannte Wohlthäterin und Beſchützerin des flüchtigen Schiller und ſelbſt einige Zeit hindurch der Gegenſtand ſeiner leidenſchaftlichen Huldigungen. Charlotte lebte damals am Hofe zu Meiningen, Schiller unter dem Namen Ritter in ihrer Nähe in Bauerbach. Charlotte war in das Geheimniß des Flüchtlings eingeweiht; auch geſehen hatten ſie ſich in dieſer Zeit gegenſeitig, ohne jedoch damals in nähere Berührung mit einander zu kommen. Wer fühlt nicht, wie ſehr dieſe geheimnißvolle Nähe des Dichters und die ganze eigenthümliche Lage, in der er ſich damals befand, die Phantaſie des jungen Mädchens beſchäftigen und eine Art andachtsvoller Zärtlichkeit für ihn erwecken mußte? So genial und ſo unglücklich, ſo berühmt und ſo verborgen — welches jungfräuliche Herz hätte der Gewalt dieſes Contraſtes widerſtehen können? Die Heimatloſe ſchwärmte für den Heimathloſen, die Unglückliche für den Unglücklichen; es giebt keine natürlichere und einfachere Entſtehung eines zärtlichen Verhältniſſes als dieſe.

Aber auch Schiller'n war ihre Erſcheinung damals ſchon aufgefallen; wenigſtens ſpricht ſich in dieſem Sinne ein Brief aus, den er dazumal (1783) an Frau von Wolzogen richtete und der charakteriſtiſch iſt für den emphatiſchen und überſchwenglichen Stil, der Schiller in jener Zeit zur Gewohnheit geworden war. Er hatte Charlotten in Geſellſchaft ihrer gleich näher zu erwähnenden älteren Schweſter Eleonore bei Frau von Wolzogen und deren Tochter von fern erblickt und ſchreibt nun folgendermaßen an die mütterliche Freundin: „O ſehe ich ſie die Traurende, — ein Trauerflor ſchmückt höher noch die Grazien. — Drei ſind es ja — und eine noch — wie nenne ich ſie? — Pſyche! von ihnen ſo erſehnt. Heut hab' ich ja in Wieland erſt geleſen, wie Pſyche, von den drei Grazien erfleht, nun fürder wandeln will in ihren Reihen."

Bald indeß ſollte die unerbittliche Wirklichkeit der Dinge Charlotten aus dieſen Phantaſien und Träumen emporſchleudern. Ihre ältere Schweſter Leonore hatte ſich im Jahre 1782 mit dem Präſidenten von Kalb vermählt, demſelben, der als Kammerjunker Goethe'n nach Weimar geführt und ihm dann wenige Jahre ſpäter ſeinen Platz als Kammerpräſident hatte überlaſſen müſſen. Es war eine Convenienzheirath geweſen, bei welcher der Präſident von Kalb, deſſen Vermögensverhältniſſe ſchon damals ſtark zerrüttet waren, wohl hauptſächlich nur die reiche Erbſchaft ſeiner jungen Frau im Auge gehabt hatte.

Und eine Convenienzheirath war es auch, zu welcher er, ohne Zweifel aus denſelben Motiven, ſeine Schwägerin Charlotte überredete: nämlich mit ſeinem eigenen Bruder, Heinrich von Kalb, der als Officier in der franzöſiſchen Armee diente, mit derſelben in Amerika gefochten hatte und als Günſtling des Herzogs von Zweibrücken galt, des nachmaligen Königs Max von Baiern. Herr von Kalb wird in den mitgetheilten Briefſragmenten und ſonſt als ein ehrenwerther und gewandter Mann geſchildert. Von jener inneren Uebereinſtimmung indeſſen, welche allein die glückliche Grundlage einer wahren Ehe bilden kann, war zwiſchen den beiden Eheleuten wohl keine Spur: Charlotte wußte, daß weder er noch ſie ihren Herzen, ſondern beide nur der leidigen äußeren Rückſicht gefolgt waren, und auch Herrn von Kalb, dem lebensluſtigen, abenteuernden Officier, konnte es nicht wohl zugemuthet werden, ſich durch mädchenhafte Phantaſien und Sentimentalitäten zum Herzen ſeiner jungen Frau hindurchzuarbeiten.

Durch ſeine Dienſtverhältniſſe wurde Herr von Kalb im Elſaß feſtgehalten; Charlotte begleitete ihn (Mai 1784). Allein wenn die Ehe ſchon ohne innere Uebereinſtimmung geſchloſſen war, ſo ließ nun auch das unruhige Garniſonleben mit ſeinem derben Ton und ſeinem häufigen Ortswechſel kein rechtes Gefühl der Häuslichkeit in der jungen Frau aufkommen; ſie war und blieb einmal die Heimathloſe und ſelbſt die Ehe ſollte dieſes ihr Schickſal nicht mehr ändern. Für ihre geiſtige Ausbildung freilich war dieſer häufige Wechſel ſehr anregend; ſie lernte dadurch eine Menge Menſchen und Verhältniſſe kennen und legte auf dieſe Weiſe den Grund zu jener geſellſchaftlichen Gewandtheit und Würde, durch die ſie ſich in ihren ſpätern Jahren, namentlich während ihres weimariſchen Aufenthaltes, auszeichnete. Auch war es auf einem dieſer Hin- und Herzüge, zu Mannheim, im Sommer 1784, daß ſie zuerſt die genauere perſönliche Bekanntſchaft Schiller's machte. Dieſelbe gereichte beiden Theilen zu lebhafter Befriedigung; Frau von Kalb, in ihrer innerlichen Vereinſamung, fühlte ſich gehoben und geehrt durch den Umgang eines Mannes, zu deſſen geiſtiger Ueberlegenheit ſie bis dahin nur bewundernd emporgeblickt hatte, während hinwiederum Schiller, in ſeinem damaligen wüſten Gähren und Drängen, den veredelnden Einfluß einer reinen weiblichen Natur um ſo wohlthätiger empfinden mußte.

Der erſten Bekanntſchaft ſollte bald ein längeres und ungeſtörtes Beieinanderleben folgen. Es war dazumal noch nicht Sitte, wenigſtens nicht in der franzöſiſchen Armee, daß ein Officier ſeine Frau auf die Dauer im Garniſonorte bei ſich hatte. Herr von Kalb brachte Charlotten daher nach Mannheim, während er ſelbſt zu ſeinem Regiment zurückkehrte und nur ab und zu beſuchsweiſe in Mannheim erſchien.

In dieſer Zeit nun war Schiller, der damals bekanntlich als Theaterdichter der Dalberg'ſchen Bühne ebenfalls in Mannheim lebte, der vertrauteſte Umgang, der beſchützende Freund und Rathgeber der vereinſamten Frau. Es war, bei aller Verſchiedenheit der Perſonen wie der Umgebungen, ein ähnliches Verhältniß, wie acht Jahre früher zwiſchen Goethe und Frau von Stein; was dieſe dem Dichter des Götz und Werther, daſſelbe wurde dem Dichter der Räuber Frau von Kalb. In der reinen Atmoſphäre ihres Umgangs läuterte die verzehrende Flamme ſeines Genius ſich zu milder Gluth; an ihr zuerſt ging ihm, dem Zögling der Soldatenſchule und der Kaſerne, der Begriff weiblicher Anmuth und Würde auf; durch ſie lernte er ſeine Leidenſchaften zähmen und das Recht fremder Perſönlichkeit und fremder Verhältniſſe anerkennen.

Leider ſind uns die genaueren Documente dieſes Umgangs nicht aufbewahrt. Frau von Kalb hat, in ſpäterer augenblicklicher Verſtimmung, die ſämmtlichen Briefe Schiller's aus dieſer Epoche bis zu ſeiner Vermählung den Flammen übergeben. Wir können daher auch nicht beurtheilen, wie viel Leidenſchaft ſich von beiden Seiten in das Verhältniß gemiſcht und welcher Kämpfe es bedurft hat, die ſittliche Reinheit deſſelben zu bewahren. Welcher glühenden Leidenſchaft Schiller damals fähig, ja wie ſein ganzes damaliges Denken und Fühlen nur Eine toſende Leidenſchaft war, das wiſſen wir aus den kurz zuvor entſtandenen Gedichten an Laura. Daß aber auch Frau von Kalb ihn damals noch durch etwas mehr entzückt hat, als blos durch jene „affectloſe Ruhe,“ jene „Beherrſchung der innerſten Bewegung,“ die er in ſpätern Jahren an ihr rühmte, das dürfen wir theils aus der ganzen Lage der Dinge, theils aber auch aus einem ähnlichen Verhältniſſe ſchließen, welches Frau von Kalb noch zwölf Jahre ſpäter anknüpfte und deſſen wir ſogleich noch ausführlicher gedenken werden. Die vollſtändigſte ſittliche Reinheit des Verhältniſſes ſelbſt jedoch ſteht bei alledem feſt, ſo ſchwer es unſerer modernen Skepſis auch fällt, daran zu glauben, und ſo geneigt wir ſind, die Frivolität unſerer heutigen begeiſterungs- und glaubensloſen Tage auch in jene Zeiten zu übertragen. Verhältniſſe dieſer Art, von dieſer Innigkeit und dabei von dieſer Reinheit, ſo hingebend und doch ſo entſagend, würden uns heutzutage als ein Märchen vorkommen; ſie waren nur möglich in einer Zeit und ſind als eine Eigenthümlichkeit derſelben zu betrachten, wo die Flamme poetiſcher Begeiſterung, die reine keuſche Flamme der Kunſt gleichſam die ganze Nation durchfloß und alle Seelen in eine edle Spannung verſetzte; man durfte ſo leidenſchaftlich empfinden, weil man ſo ſchön empfand.

Schiller war damals mit den Anfängen des Don Carlos beſchäftigt. Es iſt kein Zweifel, daß die großartige ſittliche Läuterung, welche ſich in dieſem Stücke kund giebt, verglichen mit den früheren des Dichters, ſowie der ganze erhabene Idealismus deſſelben, durch den es für jenes Zeitalter von ſo außerordentlicher Wirkung wurde, weſentlich aus dem damaligen Umgang des Dichters mit der Frau von Kalb herſtammt. Namentlich im Charakter der Eliſabeth hat man gewiſſe perſönliche Anklänge an Frau von Kalb finden wollen und gewiß nicht mit Unrecht. Wir ſind ſogar geneigt, die Parallele noch weiter auszudehnen: das ganze Verhältniß zwiſchen Carlos und Poſa ſelbſt trägt etwas von der Farbe desjenigen, das dazumal zwiſchen Schiller und der Frau von Kalb beſtand; die überſchwenglich leidenſchaftliche Freundſchaft, die den Prinzen und den Marquis verbindet und die wenigſtens für die erſte Hälfte der Tragödie den eigentlichen Lebenspunkt derſelben bildet, verliert etwas von ihrer Unbegreiflichkeit, wenn wir ſie als das poetiſche Spiegelbild jener platoniſchen Entzückungen betrachten, in denen der Dichter ſelbſt damals an der Seite ſeiner geiſtreichen Freundin ſchwelgte.

Bekanntlich jedoch entſprachen die übrigen Verhältniſſe, in denen Schiller in Mannheim lebte, der Höhe dieſes Umgangs nur ſehr wenig, ſowohl in geſelliger wie in ſittlicher Hinſicht; wir dürfen annehmen, daß es nicht nur mit Zuſtimmung ſeiner Freundin, ſondern wohl auch auf ihren ausdrücklichen Betrieb geſchah, vielleicht mit ſtillem Hinblick auf eine ſpätere Wiedervereinigung in Franken oder Thüringen, als Schiller im Frühjahr 1785 die Einladung Körner's und ſeiner Freunde annahm und ſich von Mannheim nach Leipzig begab.

Im Umgang mit dieſer Körner'ſchen Familie, die er dann weiter nach Dresden begleitete, wurde nun jene ſittliche Läuterung fortgeſetzt und vollendet, welche Frau von Kalb begonnen hatte. Mit der Freundin blieb er in lebhaftem Briefwechſel; daß uns leider kein Blatt davon erhalten iſt, haben wir ſchon oben bemerkt.

Zwei Jahre ſpäter, im Frühling 1787, trafen die Liebenden ſich in Weimar wieder. Schon im Spätherbſt

1785, alſo kurz nach Schiller's Weggang von Mannheim, ſcheint eine Art zeitweiliger und gütlicher Trennung zwiſchen Charlotte und ihrem Gemahl ſtattgefunden zu haben; wenigſtens verließ Frau von Kalb Mitte 1786 die Pfalz, „nicht gefeſſelt, nicht zurückblickend," während ihr Gemahl in ſeine franzöſiſche Garniſon zurückging. Frau von Kalb bezog ein Landgut ihres Schwagers in der goldnen Aue; von hier traf ſie, wie eben erwähnt, im Anfang des nächſtfolgenden Jahres mit Schiller in Weimar zuſammen. Auch hier war der Umgang mit Charlotten für den Dichter von großem Nutzen; ſie vergalt ihm jetzt jene praktiſchen Dienſte, die er ihr früher in Mannheim erwieſen hatte, begleitete ihn auf ſeinen Spaziergängen, ſorgte für ſeine häusliche Einrichtung und machte ihn mit Perſonen und Zuſtänden des weimariſchen Kreiſes, ſowie mit den Umgangsformeln der höhern Geſellſchaft, in die er jetzt eintrat, bekannt. Auch war das Verhältniß zwiſchen beiden, nach der damaligen laxen Sitte, in der Geſellſchaft vollkommen anerkannt. Schiller brachte nicht nur den größten Theil des Tages bei Frau von Kalb zu, ſondern auch in der Geſellſchaft hatte er regelmäßig ſeinen Platz bei ihr. Selbſt von der Herzogin Mutter wurden ſie gemeinſchaftlich nach Tiefurt geladen, wie zwei Perſonen, die nun einmal zu einander gehören.

Nichts deſto weniger ſcheint Schiller damals von dem Verhältniß ſchon nicht mehr ſo ganz befriedigt geweſen zu ſein wie früher. Es liegt in der Natur des männlichen Geiſtes, daß er, der unermüdlich fortſtrebende, nicht nur raſch von Stufe zu Stufe eilt, ſondern daß er auch nicht immer Zeit hat, die Denkmäler und Ueberreſte früherer Entwickelungsſtufen ſorgfältig zu hegen und zu pflegen: während umgekehrt das Weib, ſeiner Eigenthümlichkeit gemäß, den einmal liebgewonnenen Standpunkt gern ſo lange wie möglich behauptet und ihn ſelbſt dann noch mit der Phantaſie feſtzuhalten ſtrebt, wenn er ſelbſt, in der allgemeinen Flucht der Zeit, ſchon lange und unwiederbringlich verrauſcht iſt. Es läßt ſich ſogar denken, daß gerade die Hartnäckigkeit — oder daß wir ein edleres Wort wählen, die Treue, mit der Charlotte auch jetzt noch an der Art und Weiſe des früheren Verhältniſſes feſthielt, Schillern, der ſich demſelben entwachſen fühlte, wenigſtens in manchen Momenten gereizt und verdroſſen haben mag — wiederum etwas ganz Aehnliches, wie wir es auch in dem Umgang zwiſchen Goethe und Frau von Stein bemerken.

Aeußere Mißverſtändniſſe und Störungen, darunter namentlich die Wiedervereinigung Charlottens mit ihrem Manne, der ſich jetzt ebenfalls in Weimar wieder einfand, ſcheinen noch dazu beigetragen zu haben, das Verhältniß allmälig herabzuſtimmen, beſonders ſeit Schiller's Verlobung mit Charlotte von Lengefeld. Doch blieben beide jederzeit mit einander in freundlichem Vernehmen. Wie Schiller noch wenige Jahre vor ſeinem Tode über den Einfluß dachte, welchen Frau von Kalb auf ihn ausgeübt, dafür finden wir die Zeugniſſe in verſchiedenen Briefen Schiller's an die Freundin aus dieſer Zeit, die alle die wärmſte und dankbarſte Hochachtung athmen. Aber auch für Frau von Kalb blieb, trotz Grab und Tod und eigener mannigfacher Verwickelung, die Freundſchaftsepoche für Schiller der eigentliche Silberblick ihres Lebens, an dem noch die hochbetagte Greiſin ſich mit andachtsvoller Rührung begeiſterte.

Und in der That, ſie bedurfte ſolcher Tröſtungen, da ihr ferneres Leben ſich unerwartet trüb geſtaltete. Zwar nahm ſie in der weimariſchen Geſellſchaft, vermöge ihrer Bildung und der Anmuth ihres Betragens, eine höchſt geachtete und einflußreiche Stellung ein. Mit Herder und Wieland war ſie genau befreundet; von Goethe theilt der Herausgeber des oben genannten Büchleins eine Reihe von Briefen mit, welche das Intereſſe beweiſen, das auch er der ausgezeichneten Frau ſchenkte. Beſondere Freude verſchaffte ihr auch der Umgang mit dem geiſtreich ſchwärmeriſchen Hölderlin, der durch Schiller's Vermittlung als Erzieher ihres Sohnes in ihr Haus gekommen war; mit mütterlicher Sorgfalt nahm ſie ſich des ungeſtümen jungen Mannes an, und gewährte ihm, auch nachdem er ihr Haus verlaſſen, und zu einer Zeit, da ihre eigene äußere Lage ſchon ziemlich beſchränkt geweſen zu ſein ſcheint, die Mittel zu ſeiner weiteren Ausbildung.

Dennoch konnte dies reiche geiſtige Leben, in welchem ſie ſich bewegte, ihr keine genügende Entſchädigung bieten für die Oede ihres häuslichen Daſeins, der ſich denn bald auch der Verfall ihrer ökonomiſchen Lage hinzugeſellte. Ihr Schwager, der Präſident, zerſplitterte das Vermögen der Familie in allerhand unglücklichen Verſuchen und Speculationen; ihr eigener Mann, der in Folge der Revolution den franzöſiſchen Dienſt hatte verlaſſen müſſen, ſcheint ihn dabei einigermaßen unterſtützt zu haben. Es war vermuthlich in dieſer Zeit, daß ſie ſich mit Abfaſſung einiger Romane oder romanähnlicher Schriften, deren geſchichtliche Grundlage ihre Freundſchaft mit Schiller bildet, zu tröſten und geiſtig aufzurichten ſuchte. Von geringem ſchriftſtelleriſchen Werthe, zeigen dieſelben doch überall das Arbeiten und Ringen eines ungewöhnlichen Geiſtes, der ſich in ſeiner nächſten Umgebung „heimathlos“ fühlt und der deshalb nur um ſo inniger nach geiſtiger, nach poetiſcher Befriedigung ſtrebt, ſelbſt auf die Gefahr hin, die Reinheit dieſes Strebens von der Welt mißkannt und verachtet zu ſehen.

Aber noch weit deutlicher als in dieſen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen zeigt ſich dies Streben in dem von uns ſchon angedeuteten Verhältniß zu Jean Paul, das in die Mitte der neunziger Jahre fällt. Es iſt uns in der That nicht recht begreiflich, wie der mehrgenannte Herausgeber, deſſen Fleiß und Sorgfalt wir übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, dieſes Verhältniß hat ſo ganz und gar mit Stillſchweigen übergehen können; hatte er, blos auf Charlottens eigene, bis zum Jahre 1790 reichende Aufzeichnungen beſchränkt, keine Kenntniß davon? oder gehörte dies Verhältniß mit zu den Dingen, die er, „nicht ſagen konnte und durfte?“ Der Charakteriſtik unſerer Heldin würde jedenfalls der weſentlichſte Abbruch geſchehen, wollten wir an dieſer denkwürdigen Epoche ihres Lebens, die uns in vieler Hinſicht zugleich als Schlüſſel für das Frühere dienen kann, mit Stillſchweigen vorübergehen. Denn gerade das Verhältniß zu Jean Paul läßt uns die genaueſten Blicke thun in die gährende, wogende Tiefe dieſes ungewöhnlichen Charakters; es läßt uns ahnen, was ſie ſo viele Jahre früher für Schiller geweſen und welche gewaltige Kraft der Sittlichkeit dieſer Frau innewohnen mußte, um dieſe Gluth der Leidenſchaft zu zügeln, die gleichzeitig in ihrem Buſen loderte.

Das Genauere des Verhältniſſes, belegt mit den beiderſeitigen Briefen, findet ſich in Spazier's bekanntem fünfbändigen Leben Jean Paul Friedrich Richter's (Leipzig 1833). Daß Spazier dabei eine Verwechslung begegnet iſt, indem er nämlich Charlotte von Kalb für die Gemahlin des Präſidenten hält, thut natürlich nichts zur Sache, noch kann dadurch die Glaubwürdigkeit der mitgetheilten Briefe und Ueberlieferungen geſchwächt werden. Wir erfahren daraus, daß Frau von Kalb ſich Jean Paul zuerſt im Frühjahr 1796 durch einen Brief genähert hatte, in welchem ſie ihm ihre und ihrer Freunde Bewunderung ausſprach; dieſer Brief findet ſich abgedruckt a. a. O. III. 226. und lautet in der Hauptſache folgendermaßen: „In den letzten Monaten wurden hier Ihre Schriften bekannt. Sie erregten Aufmerkſamkeit, und Vielen waren ſie eine ſehr willkommene Erſcheinung. Mir gaben ſie die angenehmſte Unterhaltung, und die ſchönſten Stunden der Vergangenheit verdanke ich dieſer Lectüre, bei der ich gern verweilte; und in dieſem Gedankentraume ſchwanden die Bildungen Ihrer Phantaſie, gleich lieblichen Phantomen aus dem Geiſterreiche, meiner Seele vorüber. Oft ward ich durch den Reiz und Reichthum Ihrer Ideen ſo innig beglückt! Dankbar ergriff ich die Feder. Aber wie unbedeutend wäre dies Zeichen von einer Unbekannten geweſen! Alſo unterſagte ich mir, an Sie zu ſchreiben, bis in einer glücklichen Stunde ich Ihr Lob von Männern hörte, die Sie längſt kennen und verehren. Dann ward der Vorſatz von Neuem in mir rege. Jetzt iſt es nicht mehr die einſame Blume der Bewunderung, die ich Ihnen überſende: ſondern der unverwelkliche Kranz, welchen Beifall und Achtung von Wieland und Herder Ihnen wand. . . . Vor einigen Tagen laſen wir in Geſellſchaft das Programm vom Rector Freudel (Freudel's Klaglibell). Sonſt wirken Satyren, auf mich wenigſtens, beſchränkend. Mit kaltem Sinn ſchwingen die Meiſten ihre Geiſel willkührlich, oder der gereizte Affect bewaffnet ein Vorurtheil gegen das andere — Ihrem Blicke hingegen hat ſich ein weiter Horizont eröffnet; Ihr Herz achtet jedes Glück der Empfindung, jede Blume der Phantaſie. Es iſt eine helle Fackel, mit der Sie die Thorheiten und Unarten beleuchten, und Scherz, Gefühl und Hoffnung folgen ſtets dieſem Lichte Ihres Geiſtes . . . . . Leben Sie wohl, beglückt durch die Freuden der Natur, erhöht durch die Größe der Kunſt, und machen Sie uns mit Idealen bekannt, die den Dichter ehren und den Leſer veredeln werden!“ —

Auch was Spazier über die Wirkung berichtet, welche dieſer Brief auf Jean Paul hervorbrachte, iſt zu charakteriſtiſch, um hier nicht ebenfalls eine Stelle zu finden. „Als hätte ihn“, ſagt er, „plötzlich ein elektriſcher

Schlag berührt, vollendete der Dichter ſogleich nach Empfang dieſes Briefes, nachdem er den ganzen Winter über, ſeit der Ausarbeitung des erſten Theils pauſirt, den zweiten und dritten Band (der „Frucht- und Dornenſtücke“) bis zum Schluß und führte ſelbſt die Scenen zwiſchen Natalie und Siebenkäs in der Phantaſie aus, ſowie die auf dem Kirchhofe über Lenettens Grabe.“ Auch von einem zweiten Brief derſelben Dame weis Spazier zu erzählen, ſowie von einigen kritiſchen Ausſtellungen, welche dieſelbe am Siebenkäs gemacht und die Jean Paul ſelbſt in ſolchem Grade richtig befunden, daß er ſpäter ſogar mit dem Gedanken umgegangen, eine eigene Fortſetzung des Siebenkäs im Sinne jenes Briefes zu ſchreiben.

Bald darauf, im Juni deſſelben Jahres, kam Jean Paul ſelbſt nach Weimar; ſein erſter Gang war zur Frau von Kalb. Ein Brief von ihm an Otto (ebendaſ. IV. 18) ſchildert den erſten Eindruck: „Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich noch keine ſah, und eine große Seele. Sie ſpricht gerade ſo, wie Herder in den Briefen über Humanität ſchreibt. Sie iſt ſtark, voll, auch das Geſicht... Drei Viertheil Zeit brachte ſie mit Lachen hin (deſſen Hälfte aber nur Schwäche iſt), und ein Viertheil mit Ernſt, wobei ſie die großen, faſt ganz zugeſunkenen Augenlieder himmliſch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechſelsweiſe verhüllen und entblößen. . . „Sie ſind ein ſonderbarer Menſch!“ — das ſagte ſie mir dreißigmal. . . . Ach! hier ſind Weiber!“ — Auch in Betreff des Eindrucks, den Jean Paul auf Charlotten hervorbrachte, iſt uns eine Stelle ihres Briefwechſels aufbewahrt, a. a. O. S. 50: „Sei wie Minerva klug, und glücklich wie Apoll! — Lächle nicht — Du lächelſt zu ſchön! — Die Töne, die Dein Gemüth ohne Worte giebt, ſind ſüßer wie Harmonikaklang. — Ich will ſtill ſein, — ſtill.“ — —

Schon aus dieſem letztern Brieffragmente läßt ſich ſchließen, wie ungeſtüm und leidenſchaftlich das Verhältniß wurde. Noch deutlicher thut es der Name, welchen Jean Paul ſeiner neugewonnenen Freundin beilegte: die Titanide. In ihr nämlich glaubte er das hohe, kräftige weibliche Weſen gefunden zu haben, das er für ſeinen eben damals im Entſtehen begriffenen Titan ſuchte: ihr poetiſches Abbild ſollte eine der erſten Stellen darin einnehmen.

Aber auch das perſönliche Verhältniß war außerordentlich glühend und innig, glühender namentlich als diejenigen ſich denken können, die Charlotte von Kalb etwa nur aus dem Köpkeſchen Buche kennen gelernt haben. Schon in ihrem erſten Briefe fließt das leidenſchaftliche Du ein, das allerdings zu Zeiten auch zwiſchen ihr und Schiller in Gebrauch geweſen war. Bei einem ſpätern Wiederſehen in Weimar aber, 1798, bot ſie ſich Jean Paul, wie dieſer ſelbſt wiederum an Otto ſchreibt, geradezu zur Frau an. Schon nach drei Monaten ſollte ihre Hochzeit ſein; ſie wollte ſich von Heinrich von Kalb ſcheiden laſſen (ein Schritt, beiläufig bemerkt, den Schiller während ſeines Rudolſtädter Aufenthaltes, kurz vor ſeiner Verlobung mit der Lengefeld, vergeblich von ihr verlangt hatte) und rechnete dabei auf Vermittelung ihres Schwagers, des Präſidenten, ſowie ihrer übrigen Verwandten. Dem geſchiedenen Manne hatte ſie auch bereits wieder eine neue Frau, eine in Weimar lebende reiche Engländerin, zugedacht; von beiden erwartete man, daß ſie das Arrangement annehmen würden. Auch dieſen Brief wollen wir ausführlich mittheilen; er iſt datirt aus Weimar vom 28. December 1798 und lautet:

„Durch meinen bisherigen Nachſommer wehen jetzt die Leidenſchaften! Jene Frau, — künftig heiße ſie die Titanide, weil ich dem Zufall nicht traue, — die von Weimar nach Hof zuerſt an mich ſchrieb, die ich Dir bei meinem erſten Hierſein als eine Titanide mahlte, mit der ich, wie Du weißt, einmal eine Scene hatte, wo ich wie in Leipzig im Pulvermagazin Tabak rauchte, dieſe iſt ſeit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heirathen. — Kurz nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war, — er achtet ſie tief, und höher als die Berlepſch, und küßte ſie ſogar im Feuer neben ſeiner Frau; und als der Wiederſchein dieſer Altagsflamme auf mich fiel, ſagte ſie es mir geradezu. — Im Lenz! im Lenz! — — Mit drei Worten — o, ich ſagte der hohen heißen Seele einige Tage darauf: Nein! Und da ich eine Größe, Gluth, Beredtſamkeit hörte wie nie: ſo beſtand ich darauf, daß ſie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun wollte. Denn ſie glaubt, ihre Schweſter und deren Mann, der Präſident, und ihre Verwandten würden Alles thun. Ach, im März wäre Alles vorbei, nämlich die Hochzeit! — Ich habe endlich Feſtigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz ſchuldlos — ich ſehe die hohe geniale Liebe, die ich Dir hier nicht mit dieſem ſchwarzen Waſſer-mahlen kann — aber es paſſet nicht zu meinen Träumen! — Wild bin ich ordentlich. — Siehe! gerade um dieſe Zeit 97, gerade da ich Herminen mahlte, und jetzt, da ich in den gedruckten Briefen an Dich im Jänner mein künftiges Leben und Lieben wieder mahlen will: da kehret dieſer Sturm zurück! Sonderbar ſetzt ſich das Schickſal an meinen Schreibtiſch und tunkt ein! Ich machte in Leipzig einige Briefe an Dich voraus fertig, wo mein Landgütlein Mittelſpitz oder Spitz vorkam — ſieh! und meine Heirath! —

Noch ſonderbarer werd' ich zu höheren Zwecken erzogen, die länger ſtehen ſollen als mein Glück und mein Grab — — ich meine, ich kann Dir nicht ſagen, mit welcher ernſten Berechnung auf meinen Titan das Geſchick mich durch alle Feuerproben in und außer mir, durch Weimar und durch gewiſſe Weiber, führt. — Jetzt kann ich ihn machen, indeß ich früher manchen Fehler leichter dargeſtellt und begangen, als geſehen hätte. Ach! ich ſuche im ausgeleerten Leben außer der liebenden allväterlichen, mein Zodiß palingeneſirenden, Ruhe auch nichts weiter, als ein Inſtrument zu ſein in der Hand des Verhängniſſes, es werfe mich dann weg in die ſtille Höhle, wenn es mich gebraucht. — Jene Berlepſch'ſchen Verhältniſſe banden meine Augen und Hände zu, und ich verſäumte vielleicht ein Herz, das mein gehörte. Soll ich immer ſo ſpielen und hoffen, und ausſchlagen, und verfehlen? — Solche Weiber, wie Beide, verblenden gegen jede ſtillere weibliche Luna.“

Merkwürdiger Weiſe jedoch, wie man ſchon zum Theil dieſem Brief anmerken kann, zeigte Jean Paul von Anfang an keine rechte Luſt auf das Project einzugehen, ſo zärtlich und bewundernd er auch übrigens von ihr ſchreibt und obſchon auch bei ihm wieder Momente des Schwankens eintreten. „Hier ſind Sitten im Spiel“, äußert er im Februar 1799 in einem Briefe an ſeinen

Freund Otto, „die ich Dir nur mündlich klar machen kann . . . Die glühenden Briefe werden Dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Entſagen ohne Chikane wiederholen konnte. Müßte ich ihr freilich auf einmal den Namen einer Geliebten anſagen — leider weis ich keinen! — ſo thäte ſich ein Fegfeuer auf.“ — Und dagegen einige Wochen früher (pag. 117): „Sie hat drei große Rittergüter und wird, wenn die Prozeſſe geendet ſind, wie ſie ſagt, reicher als eine Herzogin. Im Frühling begleitete ich ſie auf das ſchönſte und habe Alles . . .“

Wir fügen dieſen Briefſtellen noch einige andere bei, welche uns zur Charakteriſtik des ganzen Verhältniſſes unerläßlich ſcheinen, beſonders deshalb, weil ſie dazu dienen werden, etwaige vorſchnelle Urtheile, die man auf Grund der eben mitgetheilten vielleicht fällen möchte, zu berichtigen. Die erſte iſt einer Antwort Charlottens entnommen; dieſelbe iſt datirt vom October 1796 und bezieht ſich auf ein beliebtes Motiv der Poeten, von dem ſoeben auch Jean Paul Gebrauch gemacht hatte. „Das Ködern mit dem Verführen!“ ſchreibt ſie, „Ach, ich bitte, verſchonen Sie die armen Dinger und ängſtigen Sie ihr Herz und ihr Gewiſſen nicht noch mehr! Die Natur iſt ſchon genug geſteinigt. Ich ändere mich nie in meiner Denkart über dieſen Gegenſtand. Ich verſtehe dieſe Tugend nicht, und kann um ihretwillen Keinen ſelig ſprechen. Die Religion hier auf Erden iſt nichts anderes, als die Entwickelung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unſer Weſen erhalten hat. Keinen Zwang ſoll das Geſchöpf dulden, aber auch keine ungerechte Reſignation. Immer laſſe der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft ſich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menſchheit ihren Willen; aber die Menſchheit und unſer Geſchlecht iſt elend und jämmerlich! Alle unſere Geſetze ſind Folgen der elendeſten Armſeligkeit und Bedürfniſſe, und ſelten der Klugheit. Liebe bedurfte keines Geſetzes. Die Natur will, daß wir Mütter werden ſollen; — vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, Euer Geſchlecht fortpflanzen! Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt — ſonſt ginge die Welt unter. Und was ſind unſere ſtillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? — Ich ſage mit Goethe, und mehr als Goethe: unter Millionen iſt nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut beſtiehlt." —

Und dagegen folgende Aeußerung Jean Paul's vom Januar 1799; es iſt, wie wir ausdrücklich bemerken, derſelbe Brief, in dem von den drei großen Gütern und dem fürſtlichen Reichthum die Rede: „Nein! es giebt nichts Heiligeres und Erhabeneres, als ihre Liebe! Sie iſt weniger ſinnlich als irgend ein Mädchen; man halte nur ihre äſthetiſche Philoſophie über die Unſchuld der Sinnlichkeit nicht für die Neigung zur letztern . . . . Sie ſoll immer froher durch mich werden, denn ich mauere, hoff' ich, einige aus dem Altar ihrer Liebe zu ihrer Familie gefallene Steine wieder ein.“

Schließlich aber noch ein Urtheil des kalten, nüchternen Menſchenkenners Otto: „Deine K.“, ſchreibt er unmittelbar nach Jean Paul's erſtem Beſuch in Weimar, „ſteht durch die Zeddel, die Du mir von ihr geſchickt haſt, ganz vor mir da, und doch könnte ich ſie mir, ihrer Perſon nach, nicht vorſtellen. Sie kommt mir jetzt ganz anders, als nach ihrem erſten oder zweiten Briefe vor: eigener, ſtärker, feſter, kräftiger, als ein ſinnliches und geiſtiges harmoniſches Ganzes, als etwas großes Weibliches, — und ich möchte zittern und mich fürchten, wenn dieſe überſchwengliche Kraft ſich ausſchließend auf die eine oder die andere, auf die irdiſche oder himmliſche Seite, auf die ſinnliche oder geiſtige, auch nur auf Augenblicke, hinlenkt. Es iſt eine entſchiedene Neigung in ihr, ihre Stärke, wo ſie ſie auch hinwendet, durch Grundſätze geltend und rechtmäßig zu machen. Sie iſt, wie Du ſagſt, Woldemariſch; aber Gnade Gott ihrem Manne, wenn er kein Woldemar iſt! Nicht um ſeines Glücks, ſondern um der Fortdauer ihrer Achtung willen!“ —

Wie Jean Paul dieſer Warnung eingedenk war, haben wir oben bereits geſehen; Scheidung wie Ehe unterblieben. Es war natürlich, daß ein ſo übermäßig angeſpanntes, zum Theil ſogar geſchraubtes Verhältniß auf die Dauer keinen Beſtand haben konnte. Doch muß es uns wiederum ein Beweis ſein für den hohen ſittlichen Kern, der in Charlottens Seele lag, daß es auch mit Jean Paul zu keinem eigentlichen Bruche kam, ſondern daß auch dies leidenſchaftlich ungeſtüme Verhältniß allmälig zu ruhiger Freundſchaft abklang, ohne daß Charlotte das Geringſte einbüßte von der Achtung eines Mannes, um deſſen willen ſie ſich hatte wollen ſcheiden laſſen und der ihre Hand verſchmäht hatte. —

Endlich im Jahre 1804 gab der Tod Heinrich von Kalb's Charlotten ihre Freiheit zurück. Sie ging jetzt nach Berlin, hauptſächlich durch die Freundſchaft mit Fichte bewogen, dem ſie ſchon während ſeines Jenaiſchen Aufenthaltes nahe getreten war. Auch andere bedeutende Geiſter zogen ſie hier in ihren Umgang; ſo beſonders Wilhelm v. Humboldt.

Doch war ihr auch noch manches Weh aufgeſpart; ſchon ſeit langem an den Augen leidend, erblindete ſie im Jahre 1820 völlig. Ihre Wohnung hatte ſie im Königlichen Schloſſe nehmen dürfen, und hier ließ ſie nun vor ihrem innern Geſichte die Vergangenheit vorübergehen, ohne darum die rege Theilnahme für die Gegenwart aufzugeben. Erſt nach Goethe's Tode ging ſie daran, ihre Denkwürdigkeiten in die Feder zu dictiren. Ihre Seele hatte ſich aus den leidenſchaftlichen Stürmen der Jugend zu göttlichem Frieden durchgekämpft: „wie eine Pythia (ſagt der Herausgeber des Denkmals) ſaß ſie da, und ſpendete die Räthſel der Weisheit, tiefen Sinnes voll für den, der ſie löſen mochte und konnte. Ihr Stil hat einen orakelhaften Ton, der aber der einzig natürliche Ausdruck ſein mußte für eine Frau, die ſich an der Grenze des Lebens fühlte, und nur in einzelnen Worten die Geſchichte ihrer Vergangenheit und Jugend fixiren wollte und einer fremden Hand in die Feder dictirte.“

Daß ſie erſt im Mai 1843 ſtarb, haben wir bereits im Eingang dieſes Aufſatzes erwähnt. Ihr Andenken aber wieder herzuſtellen und lebendig zu erhalten, nicht nur bei ihren perſönlichen Freunden und Verehrern, ſondern auch in der Geſchichte unſerer Literatur, ſcheint uns eine dringende Pflicht; nicht nur die wichtige Rolle, welche ſie in Schiller's Leben ſpielt, ſondern auch die Tiefe ihres eigenen Charakters, ſowie das culturhiſtoriſche Intereſſe, das ſich in ihrer Erſcheinung ausſpricht, berechtigen ſie dazu. Nur wo ſolche Weiber, von dieſem Feuer und dieſer Reinheit, ſo glühend und doch ſo keuſch, ſo ſtark und kühn und dennoch ſo hingebend, die Erziehung des Genius übernahmen, da nur konnten auch jene großen Männer gedeihen, deren Namen das Ende des vorigen Jahrhunderts verklären; wir lernen Leben und Werke derſelben erſt recht verſtehen, indem wir die Muſen kennen lernen, welche ſie begeiſterten. Heutzutage werden weder ſolche Werke mehr geſchrieben, noch, ſcheint es, ſolche Weiber geboren; aber vielleicht beides nur, weil die richtigen Männer dazu fehlen . . .

[illegible]

Dichter und Modedichter.

Die Klage über die Verſchlechterung der Poeſie und die zunehmende Armuth an dichteriſchen Talenten iſt uralt, vielleicht ſo alt als die Poeſie ſelbſt. Auch in Deutſchland iſt ſie zu den verſchiedenſten Zeiten und von den verſchiedenſten Lippen laut geworden, von jenen ritterlichen Sängern des Mittealters an, die gleichzeitig mit dem Verfall von Zucht und Sitte auch den Verfall der Kunſt beklagten, bis zu Klopſtock und Wieland, der bekanntlich ſchon im Anfang des laufenden Jahrhunderts von einem Abendroth, einem Niedergang unſerer ſchönen Literatur glaubte ſprechen zu dürfen, hinunter zu jenen Jeremiaden und Vorwürfen, die heutzutage aus allen Ecken und Enden erſchallen und alle darin übereinſtimmen, daß die Blüthe unſerer Dichtung vorüber iſt und daß die Poeten von heut, oder die ſich dafür auszugeben wagen, durch die Bank nur ohnmächtige, kraftloſe Geſellen.

Nun iſt es zwar keineswegs unſere Abſicht, hier eine Lanze zu brechen für die Vortrefflichkeit unſerer heutigen Poeſie. Aber daran erinnern müſſen wir doch, daß die Poeſie der Gegenwart, wie tief man ſie ſchätze, immerhin diejenige Poeſie iſt, in der die Zeit nun einmal den ihr gemäßen Ausdruck findet und daß mithin alſo, wenn dieſe Poeſie wirklich nichts taugt, es mit der Zeit ſelber vermuthlich nicht viel anders beſtellt iſt.

Mit anderen Worten: eine jede Zeit erzeugt ihre Dichter, ſo gut oder ſo ſchlecht, wie ſie eben vermag und wie ſie ſelber iſt. Das ſollten wir ſowohl bei der Beurtheilung einer poetiſchen Epoche wie bei der Abſchätzung einzelner Werke nie aus dem Auge laſſen; nicht blos leidenſchaftloſer würde dieſe, wie wir ſie wohl nennen dürfen, culturgeſchichtliche Betrachtungsweiſe unſer Urtheil machen, ſondern auch fruchtbarer als die üblichen äſthetiſchen Theorieen jemals werden können. Selbſt der unerheblichſte Reimſchmid, der nie einen eigenen Gedanken gehabt, ſondern ſtets nur fremde Eindrücke verarbeitet hat, iſt, von dieſem Standpunkt aus angeſehen, noch immer nicht unerheblich genug, um uns nicht, wenn auch ohne ſein eigenes Wiſſen und Wollen, einzelne Züge des Zeitalters vor Augen zu führen, in welchem er lebt oder dem er ſeine Bildung verdankt, ſelbſt wenn es auch nur die Schattenſeiten dieſes Zeitalters wären, nur ſeine

Schwäche, ſeine Thorheit, ſeine ſittlichen oder äſthetiſchen Verirrungen.

Und ebenſo iſt auch andererſeits kein Genius ſo urſprünglich, kein Talent ſo hochgeboren, daß die allgemeinen Gebrechen ſeiner Zeit nicht auch ihm anhaften ſollten; auch in dem reinſten, dem köſtlichſten Wein, den der Künſtler uns reicht, gährt noch immer die Hefe ſeiner Zeit und ihrer Fehler.

Man darf ſogar behaupten, daß gerade die Energie, mit welcher ſie die Einſeitigkeiten und Mängel ihres Zeitalters zur Darſtellung bringen und gleichſam poetiſch fixiren, ein Vorzug und Freibrief bedeutender künſtleriſcher Naturen iſt, die eben in dieſer Unmittelbarkeit, mit der ſie die allgemeine Krankheit als eine eigene, perſönliche durchkämpfen, die Kraft ihres Talentes ſo wie ihren Anſpruch auf geſchichtliche Größe bewähren. Sogar die Fälle ſind nicht ſelten, wo die Zeit ſich ihrer Irrthümer ſelbſt erſt bewußt wird, nachdem ihr dieſelben im Spiegel des Dichters, als etwas Fremdes und doch innerlichſt Verwandtes, entgegen getreten ſind; wie man vom Baſilisk erzählt, daß er über ſeinen eigenen Anblick erſtarrt, ſo wird die Zeit im Gegentheil erſt recht lebendig und kommt zum Bewußtſein über ſich ſelbſt, indem ihr aus dem Kunſtwerk des Dichters die eigene Ungeſtalt entgegenſpringt. Der Dichter gleicht in dieſen Fällen dem Wunderthäter der Sage: aus Steinen macht er Brod, aus der Krankheit Geſundheit und Leben; an der Quelle, die ſein Zauberſtab dem unfruchtbaren Geſtein entſpringen ließ, wäſcht die Zeit ihr bethörtes Auge rein, trinkt Belehrung, Kraft und Jugendfriſche und ſtärkt ſich zu neuen, glücklicheren Thaten.

Das ſind dann jene epochemachenden, jene unvergänglichen Dichtungen, die gleich Grenzſteinen in die fernſte Zukunft hinüberragen und die, ſelbſt wenn ſie in äſthetiſcher Hinſicht einem verändertem Geſchmacke nicht mehr genügen können, doch noch immer das lebhafteſte culturhiſtoriſche Intereſſe auf ſich ziehen. Nämlich deshalb, weil ſie uns nicht blos die Entwickelungsmomente eines einzelnen Dichterlebens vergegenwärtigen, ſondern weil in dieſem einzelnen Leben mit all ſeiner Thorheit, ſeiner Verwirrung und Schuld zugleich das Leben des Jahrhunderts pochte; weil die Qualen, mit denen hier der einzelne Dichter rang, die Zweifel, mit denen er kämpfte, die Irrthümer, denen er unterlag, zugleich die Qualen, die Irrthümer und Kämpfe ſeiner Epoche waren; weil er, mit einem verwegenen, aber gewiß nicht mißbräuchlichen Bilde zu ſprechen, ſich hingegeben hat in dieſen ſeinem Kunſtwerk als der Meſſias ſeiner Zeit, um durch ſein einzelnes Leiden die Erlöſung Aller zu erkaufen. — In dieſer Art brachte die „Generalbeichte", welche Goethe im Werther über ſich ſelbſt ablegte, zugleich die langverhaltene Krankheit ſeiner Zeit zum Ausbruch und führte ſie eben durch dieſen Ausbruch ihrer Heilung entgegen; ſo ſchüttete Schiller in ſeinen Jugendgedichten nicht blos ſeine eigene Roheit und Unklarheit aus, ſondern er zeigte damit auch ſeiner ganzen Zeit den Weg, ſich von dieſen unklaren Elementen zu befreien und zu jener klaſſiſchen Höhe emporzuwachſen, auf der er dann wiederum als Bannerträger ſteht.

Allein es iſt ein Unterſchied, die Einſeitigkeiten und Irrthümer ſeiner Zeit mit künſtleriſcher Kraft verarbeiten — oder aber ihnen gefliſſentlich ſchmeicheln und zur Vergeltung dafür ſich auch von ihnen wiederum ſchmeicheln laſſen; es iſt ein Unterſchied, den Krankheitsſtoff ſeines Zeitalters energiſch im Kunſtwerk herausarbeiten, daß es aller Welt auf einmal wie Schuppen von den Augen fällt und Jeder ſich frei fühlt in der Befreiung, zu der der einzelne Dichter ſich empor gerungen — oder aber wie ein Schmarotzergewächs ſich einniſten auf dem kranken Leibe der Zeit und den Höfling und Liebediener ihrer Verirrungen machen; ein Unterſchied endlich iſt es, den Irrthum der Zeit durchmachen und ihn dann im Kunſtwerk von ſich abwerfen, wie der Schmetterling ſeine Verpuppung — oder aber ein für allemal in demſelben beharren und ewig nur dieſe eine Saite ſpielen, gleichviel wie falſch auch ihre Stimmung ſei. Das Eine begegnet auch dem wahrhaften Dichter und ſogar nur ihm; das Andere erzeugt den Modedichter, der von der Krankheit und Schwäche ſeiner Zeitgenoſſen lebt, wie die Fliege von der Fäulniß und dem deshalb auch nur die Dauer der Eintagsfliege beſchieden iſt. Jener erhebt die Zeit und beſſert ſie; dieſer, durch die feile Nachgiebigkeit gegen ihre Schwäche, die noch feilere Schlauigkeit, mit der er auf dieſe Schwäche ſelbſt ſpeculirt, bringt ſie nur noch tiefer herab. Jener kann möglicher Weiſe eine Zeitlang von ſeinen Genoſſen überſehen werden und erſt, wie ſie zum Bewußtſein ihrer ſelbſt und ihrer eigenen Verirrungen gelangen, gelangen ſie auch zur Einſicht in ſein Verdienſt; dieſer wird eine Zeitlang der Abgott ſeiner Zeitgenoſſen ſein — warum? Ei nun nichts natürlicher als das: weil es ihre eigenen, wohlaufgeputzten Fehler ſind, vor denen ſie knieen; weil die Puppe, die er ihnen zum Spielen hinreicht, behangt iſt mit den Fetzen ihrer eigenen Thorheit; weil der Weihrauch, den ſie dem Modedichter ſtreuen, ihnen ſelbſt am lieblichſten in die eigene Naſe duftet!

Das währt dann ſeine Zeit, bis ein neuer Götze den alten verdrängt; dann nichts mehr von Weihrauch! dann nichts mehr von Kniebeugung! Der alte Götze wird in die Polterkammer geworfen, ja man lacht ſich ſelber aus, daß man ſich hat können ſo gröblich täuſchen laſſen und dieſes plumpe Stück Holz jemals für etwas anders gehalten hat als es iſt. —]

Machen wir hievon die Anwendung auf zwei Dichter, welche die Aufmerkſamkeit des Publikums neuerdings in ungewöhnlichem Grade auf ſich gezogen und ſogar bei einem Theil deſſelben einen Enthuſiasmus erzeugt haben, wie er ehedem kaum den anerkannteſten Meiſterwerken der Literatur zu Theil geworden und wie man ihn in dieſen unſeren nüchternen Tagen kaum mehr für möglich hielt: C. F. Scherenberg, der Verfaſſer von „Waterloo" und „Leuthen", und Oskar von Redwitz, der vielgenannte Verfaſſer der „Amaranth." Beide gleichen ſich darin, daß ſie ihre Laufbahn nach den Kränzen des Ruhmes in ungewöhnlich kurzer Zeit zurückgelegt haben; beide haben keine eigentlichen Lehrjahre durchgemacht, ſondern wie ſie nun einmal ſind, ſo ſind ſie gleich fix und fertig aus dem Haupte der Zeit hervorgeſprungen; beide endlich ſind nicht, wie es ſonſt der Gang in Deutſchland zu ſein pflegt, von der Kritik beim Publikum eingeführt und empfohlen worden, ſondern das Publikum hat ihnen ſeine Gunſt ſelbſtändig und ohne Zuthun der Kritik geſchenkt. Ja umgekehrt, erſt der Beifall, mit welchem die Leſewelt ſie krönte, hat die Kritik genöthigt, ebenfalls Notiz von ihnen zu nehmen — und noch jetzt zeigt dieſelbe im Ganzen mehr Luſt, das Urtheil des Publikums zu verwerfen oder doch wenigſtens ſehr zu beſchränken, als es zu beſtätigen.

Zwar was dieſe Selbſtändigkeit des Publikums anbetrifft, ſo läßt ſich an und für ſich nicht viel Begründetes dagegen einwenden. Wir bekennen im Gegentheil offen, daß ſie den beiden genannten Dichtern in unſeren Augen ſogar zur Empfehlung gereicht und uns jedenfalls ein beſſeres Vorurtheil für ſie erweckt hat, als wenn die Kritik ſich rühmen durfte, dieſen jetzt ſo luſtig grünenden Lorbeer gepflanzt zu haben. Die Kritik hat gut klagen über Verwilderung des Publikums und daß Niemand mehr geneigt iſt, auf ihre Stimmen zu hören, die Verfaſſer ſo wenig als die Leſer. Sie vergißt dabei, wie oft ſie die Schriftſteller über ſich ſelbſt getäuſcht, das Publikum irre geführt und hier wie dort Anſprüche hervorgerufen und Erwartungen rege gemacht hat, die nachher nicht erfüllt werden konnten; ſie vergißt namentlich, wie viel falſche Könige der Poeſie ſie ausgerufen, wie oft ſie in die Trompete geſtoßen und dem Publikum ſo zu ſagen den Dolch auf die Bruſt geſetzt hat —: hier iſt ein Dichter, hier iſt ein Talent, ſo etwas iſt ſeit Menſchengedenken nicht dageweſen! hier fallet nieder und betet an!

Und was war es hinterdrein? Ein literariſches Mißverſtändniß, ein Windei, das die Kritik ſelbſt gleich darauf mit Hohnlachen zertrümmerte. Wenn das Publikum dieſer gewaltſamen Octroyirungen endlich überdrüſſig geworden, wenn es ſich entſchloſſen hat, ſeinen eigenen Augen mehr zu vertrauen als den Einflüſterungen einer Kritik, deren Unparteilichkeit nicht größer als ihre Conſequenz — was läßt ſich dagegen ſagen? und wer will dem Publikum daraus in Ernſt den Vorwurf der Verwilderung machen? Das Publikum kann irren, aber die Kritik auch; thörichte Streiche werden begangen, hier wie dort, aber es iſt ein billiges Verlangen, daß ein Jeder wenigſtens ſeine eigenen zu begehen wünſcht.

Wir überſchätzen alſo, wie man ſieht, den Inſtinkt des Publikums nicht, wir geſtehen ihm das Recht der Thatſache zu, aber die Thatſache ſelbſt muß der Kritik unterworfen bleiben. Daß Scherenberg und Redwitz in verhältnißmäßig ſo kurzer Zeit eine ſo außerordentliche Theilnahme bei ihren Zeitgenoſſen gefunden haben, daß alle Berühmtheiten der früheren Jahre vor ihrem neu aufgehenden Glanz, und ob es nur für den Augenblick wäre, in den Schatten getreten ſind; daß die „Amaranth“ ihre Auflagen bereits nach Dutzenden zählt und daß „Waterloo“ und „Leuthen“ als Bettelbriefe benutzt werden können für vagabondirende Rhetoren — das iſt uns allerdings noch kein Beweis für die äſthetiſche Vortrefflichkeit dieſer Gedichte, bei Leibe nicht! Aber es iſt uns ein Beweis dafür, daß dieſelben dem Geſchmack der Zeitgenoſſen in einem ganz beſonderen Grade entſprechen, in einem ganz beſondern ſympathetiſchen Zuſammenhange mit der Stimmung des Zeitalters ſtehen müſſen. Ob dieſer Geſchmack nun ein guter oder ein ſchlechter, ob die Stimmung, in welcher ſie wurzeln, eine geſunde oder eine krankhafte, ob es die Tugenden des Zeitalters ſind, die ſich in dieſen Dichtern wiederſpiegeln, oder nur ſeine Fehler, und wenn ſeine Fehler, ob dieſelben alsdann bei ihnen eine wirkliche künſtleriſche Verarbeitung und damit ihre äſthetiſche Heilung gefunden haben, oder ob ſie ihnen nur als Flitter und Lockſpeiſe dienen, ihre eigene Nichtigkeit damit zu verdecken — mit einem Worte, ob wir es hier mit Dichtern zu thun haben oder nur mit Modedichtern, das iſt die Frage.

Ueber Scherenberg's Herkunft und perſönliche Schickſale iſt in letzten Jahren viel geſchrieben worden, aber mehr von Solchen, denen es dabei nur um einen pikanten Stoff, der eben in Mode, als von Solchen, die wirklich etwas Neues und Zuverläſſiges mitzutheilen hatten. Daher kommt es, daß die Entwickelung dieſes Dichters, ſo weit ſie von ſeinen äußerlichen Erlebniſſen beſtimmt worden (und bei welchem wahrhaften Dichter fände dieſe Beſtimmung nicht ſtatt?), uns bei alledem noch ziemlich unbekannt iſt.

Und nicht blos die Spärlichkeit der Quellen haben wir zu bedauern, ſondern die Mehrzahl derſelben iſt auch obenein noch von ſehr trüber und unzuverläſſiger Beſchaffenheit. Bei dem Furor der Loyalität, der die Scherenberg'ſchen Dichtungen im Laufe der Zeit als ſein eigentliches Territorium, ſeine poetiſche Domaine gleichſam in Beſitz genommen hat, iſt das frühere Leben des Dichters mit ſo viel abenteuerlichen Gerüchten ausgeſchmückt worden, die Mythe iſt ſo thätig geweſen, die Lücken der hiſtoriſchen Ueberlieferung auszufüllen, ja ſelbſt ſein alltägliches perſönliches Behaben in Haus und Garten, auf der Straße und im Salon iſt von der literariſchen Klatſchſucht ſo entſtellt und mit ſolchem wunderlichen Dämmer umgeben worden, daß man das Meiſte davon nur mit großer Vorſicht benutzen darf. Es ſcheint unglaublich, iſt aber doch ſo, daß in der Mitte unſers aufgeklärten Jahrhunderts, mitten in dem ſcharfſichtigen, ſkeptiſchen Berlin ein Schriftſteller leben kann, allgekannt und allbewundert, der in den Schilderungen der Zeitgenoſſen mehr einer Hoffmann'ſchen Novellenfigur ähnlich ſieht, als einem Menſchen unſerer Tage. Daß Scherenberg auch in Hinſicht auf die Praxis des Lebens eine Sonderlingsnatur, iſt richtig; aber dies Sonderlingshafte bleibt noch, wenn wir auch die Hälfte von dem wegſtreichen, womit theils die Phantaſie ſeiner Verehrer und Beſchützer, theils die Speculation gewiſſer Tagesſcribenten ihn ausſtaffirt hat. Das Hauptſächlichſte, was die Probe der Kritik aushalten kann und was zugleich für Scherenberg's poetiſche Würdigung von Intereſſe, dürfte etwa Folgendes ſein.

Chriſtian Friedrich Scherenberg iſt 1798 in Pommern geboren. Den größeren Theil ſeiner Jugend brachte er in Swinemünde zu, einem Hafenort von wenig tauſend Seelen, der nur gewiſſe Monate im Jahre durch den Verkehr zahlreicher fremder Schiffe ſowie neuerdings durch die Schaaren der Badebeſucher belebt wird. Die Gegend iſt öde und dürftig; ſelbſt das Meer, von ſteinernen Molen wie von langen gigantiſchen Armen eingefaßt, treibt meiſtentheils nur zahme Wellen gegen den flachen, kahlen Strand und zeigt ſich nur ſelten in jener Erhabenheit, die das Herz des Dichters erweckt und ſelbſt dem gewöhnlichen Strandbewohner einen gewiſſen Zug von Poeſie, ein gewiſſes Gefühl für das Großartige und Dämoniſche verleiht. Auch die Bauart des Städtchens ſelbſt iſt von holländiſcher Regelmäßigkeit und Nüchternheit, wie es einer Stadt geziemt, die erſt um Mitte des vorigen Jahrhunderts auf Königlichen Befehl entſtand.

Scherenberg's Vater war Kaufmann; demſelben Stande wurde auch der Sohn beſtimmt. Aber ſehr gegen ſeine Neigung, wie es ſcheint; nach verſchiedenen verunglückten Experimenten als Schreiber bei einem Advocaten, als Gymnaſiaſt ꝛc. entlief er dem älterlichen Hauſe und begab ſich, hauptſächlich von einer blinden Theaterleidenſchaft fortgeriſſen, nach Berlin.

Scherenberg war damals neunzehn Jahre alt, alſo in dem leidenſchaftlichſten und empfänglichſten Lebensalter; man darf vermuthen und gewiſſe Spuren in ſeinen Dichtungen zeigen deutlich darauf hin, daß er den ſchäumenden Becher jugendlicher Luſt und jugendlichen Irrthums dazumal wenigſtens nicht von ſich gewieſen.

Auch glühte und pochte ja ſchon das Poetenherz, das zaghaft verlangende, unſtat flatternde, im Genuß verſchmachtende, in ſeiner Bruſt. Er hatte einige Stücke geſchrieben; der damalige Intendant der Königlichen Bühne, welchem er ſie übergeben, der kunſtſinnige und humane Graf Brühl, der Zögling Goethe's, verwies ihn damit an den bekannten Schauſpieler Pius Alexander Wolff, der ſich ebenfalls rühmen durfte, ein Schüler Goethe's zu ſein. Auch war Wolff nicht blos Schauſpieler, ſondern ebenfalls Dichter. War es deshalb, daß er ſeinen jungen Schutzbefohlenen zu einem ähnlichen Doppeltalent erziehen wollte oder weshalb ſonſt, genug, er gab Scherenberg den ſeltenen, im Munde eines Schauſpielers doppelt ſeltenen Rath, gleichfalls Schauſpieler zu werden.

Scherenberg befolgte den Rath; er ging nach Magdeburg und wurde Mitglied der dortigen Hoſtoskyſchen Schauſpielergeſellſchaft, einer der beſſeren unter den Wandertruppen jener Zeit. Ueber den Erfolg, mit dem er es that, iſt nichts bekannt geworden. Sehr bedeutend jedoch ſcheint derſelbe, der Wolffſchen Empfehlung unerachtet, nicht geweſen zu ſein. Wenigſtens wandte der junge Künſtler der Bühne ſchon nach wenigen Jahren den Rücken, verheirathete ſich und nahm eine Stelle als Schreiber oder dergleichen bei dem Conſiſtorium in Magdeburg an.

Allein nur kurze Zeit und auch dieſe Laufbahn ſagte ihm nicht mehr zu. Die Gebundenheit des Bureaudienſtes, wo Alles auf Stunde und Minute geregelt iſt, widerſtand ſeiner launiſchen Natur; er nahm ſeinen Abſchied, angeblich, um ihn nicht unfreiwillig zu erhalten.

Kurze Zeit darauf finden wir ihn wieder in einer Thätigkeit, die man von einem werdenden Dichter hätte am Wenigſten erwarten ſollen und die für das feinere Gefühl ſogar etwas nicht ganz Unbedenkliches hat. Nämlich als Generalbevollmächtigten der ſogenannten weſtfäliſchen Donatairs, das iſt der ehemaligen Günſtlinge und Creaturen Napoleons, die von ihm mit Beſitzungen, beſonders im damaligen Königreich Weſtfalen, beſchenkt worden waren. Zwar waren dieſelben durch den Sturz Napoleons zumeiſt verloren gegangen, in einem rieſenhaften Prozeß jedoch gegen den Fiskus der verſchiedenen dabei betheiligten deutſchen Staaten ſuchten die unrechtmäßigen Beſitzer ihre Beute wiederzuerlangen oder doch wenigſtens eine entſprechende Entſchädigung davonzutragen. Eine ſeltſame Vorbereitung, in der That, für den künftigen Sänger der Freiheitskriege, dieſes Advocatenamt für die Raubvögel der Napoleon'ſchen Gewaltherrſchaft! Es iſt gut, daß die meiſten jener alten Degenknöpfe, die ſich jetzt für „Waterloo“ und „Ligny“ enthuſiasmiren zu müſſen glauben, von dieſer Lebensepoche des Dichters wohl keine Kenntniß haben; ihr Enthuſiasmus, der ſo durchaus pathologiſcher Natur iſt, dürfte dadurch merklich erſchüttert werden.

Für den Dichter ſelbſt inzwiſchen war dieſe Epoche vortheilhaft genug, wenigſtens für ſein äußeres, ökonomiſches Schickſal. Nachdem er, der bis dahin ſo Raſtloſe, Wetterwendiſche, volle zehn Jahre in dieſer Thätigkeit ausgehalten, ſah er ſich im Stande, mit Hinzunahme einer mäßigen Erbſchaft, die ihm inzwiſchen zugefallen, ſich als Rentier und Hausbeſitzer von den Geſchäften zurückzuziehen.

Doch ſollte das Haus erſt gebaut werden, und zwar ein großes, umfangreiches Haus, wie es ſonſt wohl ſpeculative Miethsherren, aber nicht deutſche Dichter zu bauen pflegen. Wie viel an der Erzählung wahr, Scherenberg ſei, um den projectirten Hausbau deſto beſſer controliren zu können, bei den einzelnen Handwerkern, wie Maurern, Tiſchlern ꝛc. zuvor ſelbſt in die Lehre gegangen, laſſen wir dahingeſtellt; iſt ſie wirklich begründet, ſo würde ſie nach unſerer Anſicht nur beweiſen, daß es mit der Lebenskenntniß und practiſchen Gewandtheit, die er angeblich im Dienſt jener Donatairs erlangt haben ſollte, doch nicht ſehr weit hergeweſen ſein kann.

Allein wie ſich dies nun verhalte, genug, der ganze Hausbau ſchlug zu Scherenbergs Unheil aus; ein verrätheriſcher Freund, wird hinzugeſetzt, betrog ihn um den Reſt ſeines Vermögens — und der Dichter ſah ſich, aber jetzt als gereifter Mann und mit der Sorge um Frau und Kinder belaſtet, aufs neue derſelben Bedrängniß anheimgegeben und denſelben Stürmen, die den Morgen ſeines Lebens verdüſtert hatten.

Doch gerade dieſe Stürme rüttelten die poetiſche Kraft, die ſo lange geſchlummert, aufs neue in ihm auf. Wir haben in der deutſchen Literatur der Beiſpiele mehr, daß ein poetiſches Talent ſich erſt bei vorgerückten Jahren, erſt nachdem der Mittag des Lebens überſchritten iſt, entwickelt oder doch zum erſtenmal öffentlich zeigt und bewährt. Das bekannteſte und eigenthümlichſte Beiſpiel dieſer Art iſt Müllner, der Dichter der „Schuld“, der ebenfalls ſchon den Vierzigern nahe war, als ſein Name zum erſtenmal in der deutſchen Literatur genannt ward. Allen dieſen Spätlingen der Poeſie ſind beſtimmte Eigenſchaften gemein, unter denen eine gewiſſe Herbigkeit des Charakters, ein gewiſſes finſteres, moroſes Weſen, eine gewiſſe krankhafte Neigung zum Barocken und Grillenhaften ſich am bemerkbarſten macht. Müllner hatte für dieſe ſeine krankhaften Neigungen den Abzugskanal der journaliſtiſchen Kritik, und es iſt noch jetzt im Gedächtniß der Menſchen, mit welcher Bereitwilligkeit und welcher Schadenfreude er ſich deſſelben bediente. Bei Scherenberg, dem dieſer Ausweg fehlte und deſſen theoretiſche Bildung überhaupt nur ſehr lückenhaft und willkürlich zu ſein ſcheint, mußte das krankhafte Element deſto tiefer in ſeine Poeſie ſelbſt eindringen und hier jene Auswüchſe und Verkehrtheiten, jene Launen und Geſchmackloſigkeiten erzeugen, an denen ſeine Werke leider ſo reich ſind, ſogar auch ſeine beſten, und über die wir uns im Folgenden noch näher erklären werden.

Wie es dem Dichter gelang, der Stürme endlich Herr zu werden und ſich jenen neuen, geſicherten Boden der Exiſtenz zu erringen, deſſen er ſich gegenwärtig i Berlin erfreut, übergehen wir, theils weil es auch darüber an verbürgten Nachrichten mangelt, theils weil da Wenige, was davon verbürgt iſt, durch Zeitungen un Journale längſt zu Aller Kenntniß gekommen. Wi wenden uns ſtatt deſſen nunmehr den Scherenbergiſche Werken ſelbſt zu, die uns nach dieſer, wenn auch ſeh ſkizzenhaften Darlegung ſeines Lebensganges ſchon etwa minder fremdartig anſehen werden.

Und zwar zuerſt ſeinen vermiſchten „Gedichten“ denſelben, die 1850 in zweiter Auflage erſchienen ſind So viel uns bekannt, waren ſie das Erſte, womit Scherenberg vor dem Publikum auftrat. Doch blieben ſie be dieſem erſten Erſcheinen ſo gut wie unbekannt und auc noch jetzt, in der Blüthezeit des Scherenberg'ſchen Ruhmes, da, wenigſtens nach der Anzeige des Verlegers funfzehnhundert Exemplare des „Leuthen“ in wenige Tagen blos in der einen Stadt Berlin abgeſetzt worden iſt ihre Verbreitung eine verhältnißmäßig ſehr geringfügige Ja viele von denen, die jetzt in „Waterloo“ und „Leuthen“ das Höchſte bewundern, was die deutſche Poeſie jemals geleiſtet hat, mögen nicht einmal von der Exiſtenz dieſer Sammlung wiſſen.

Und doch liegt der ganze Dichter, wie er ſich ſpäter gezeigt hat, bereits deutlich in ihr vorgebildet, ſo gar noch reiner, noch unverfälſchter als in ſeinen ſpäteren Veröffentlichungen; darum wird es auch zweckmäßig ſein, unſere Betrachtung mit ihr zu eröffnen.

Das Erſte, was wir aus dieſen Gedichten erkennen, iſt, daß ihr Verfaſſer kein Jüngling mehr ſein kann: und daß dieſe Ahnung in der That begründet iſt, haben wir ſchon erwähnt. Sogar über die Jugend der Empfindungen iſt dieſer Poet hinaus; nicht blos ſein eigenes Antlitz, auch das Antlitz ſeiner Muſe zeigt Runzeln, Runzeln der Erfahrung, Runzeln des Mißmuths, der Sorge, der Verbitterung. Mag von den oben erwähnten Gerüchten nun viel oder wenig begründet ſein: daß der Lebensgang des Dichters allerdings ein verwickelter und abenteuerlicher geweſen ſein muß, daß das Schickſal ihn nicht auf ſanften Armen getragen, daß er ſchon mehr als einmal an dem Grabe ſeiner liebſten Hoffnungen geſtanden, mehr als einmal der Vernichtung ins Angeſicht geblickt hat, das iſt auf jeder Seite dieſes Büchleins zu leſen. Es iſt kein Weltſchmerz darin, keine abſtracte Verzweiflung, aber eine ernſte, finſtere Reſignation. Das iſt kein Jüngling, der mit ſchwellendem Segel hinausfährt auf die Höhe des Lebens, das iſt ein Mann mit gebleichtem Haar, dem Sturm und Schiffbruch zwar nicht den Muth zerſchlagen haben: aber ſie haben den Farbenſchmuck abgeſtreift von den Flügeln ſeiner Poeſie, er weiß, daß das Leben ein wildes Thier, das den Wehrloſen mit unbarmherzigem Zahne ſchüttelt und gegen das man ſich nur mit Trotz und Entſchloſſenheit zur Wehre ſetzen kann:

„Spurlos iſt der Ocean,
Ueberall und nirgends Bahn;
Kalt ſchlägt die Welle, kalt und leer,
Ans volle, warme Herz heran;
Wohin du lugſt — ein Strich — nichts mehr.
Kalt mein Junge, iſt der Ocean!
Einſam iſt die See. . . .

Ich bin geweſen zu Land und See,
Aus iſt mein Spiel und Tanz — Ade!
Die Eltern ſind verdorben,
An ihrem Sohn verſtorben
Und Kreuz und Gras darüber,
Und Alles iſt hinüber!
Verwüſtet mein Leib, verſtürmt mein Sinn,
Nichts drinnen, nichts draußen: wo ſoll ich hin? —
O wie mich's gereut! o wie mich's gereut!
Ich habe verlungert die ganze Zeit
Und nichts errungen als Herzeleid,
Ich hab nicht gelebt — wie ſoll ich ſterben?
Am Wege, am Wege muß ich verderben! . . .

Wenn ſie kommen und mich graben,
Lieben Freunde, in mein Grab hinein,
Will nicht ſchöne Blumen haben,
Goldſchrift nicht und kalten Stein.

Nur recht tief laßt mich begraben,
Hört Ihr? Nur recht tief hinein:
Tief da ſoll man Ruhe haben,
Und ich möcht' 'mal ruhig ſein."

Auch die harmloſe Geſchwätzigkeit der Jugend hat dieſer Mann längſt abgethan, ſeine Worte wiegen ſchwer, er zählt ſie ſich ſelber zu; wo er mit einem abgebrochenen Vers, einem halben Ausruf, einem Gedankenſtrich fertig werden kann — thut nichts, wenn der Satz darüber auch confus und unverſtändlich wird, er ſchreibt ja ſo nur für ſich und dieſe Hieroglyphen und halben Andeutungen bieten dem einſamen Grübler hinlänglichen Stoff, ſeine phantaſtiſchen Einfälle daran weiter zu ſpinnen. Eine Sonderlingsnatur durch und durch, ſchroff, eckig und ungeſchickt; wo er ſentimal ſein will (und er will es öfter als man es mit ſeiner ſonſtigen Natur verträglich halten ſollte,) fällt er leicht in das Triviale und Unbedeutende, während er dagegen eine krankhafte Neigung, aber allerdings auch ein ungemeines Talent hat für alles Barocke, Verzwickte, Abſonderliche: ein Poet, wie prädeſtinirt für den Knittelvers, den er ohne Zweifel erfunden hätte, wäre er nicht ſchon vor ihm da geweſen; das andere Kunſtſtück, vorhandene landesübliche Versmaße zu Knittelverſen zu verunſtalten, iſt ihm in der Folge nur allzugut gelungen. —

Aber gerade ein Dichter von dieſem ſchroffen, eckigen Charakter mußte dem Geſchmack der Zeit zuſagen, und wäre es zunächſt auch nur durch den Reiz des Contraſtes geweſen. Wer ſchon einmal darüber nachgedacht hat, wie es wohl zugeht, daß das Waſſer, das unſchuldige klare Waſſer, für uns zum Univerſalheilmittel geworden, oder wie (um im Gebiete der Kunſt zu bleiben) Jenny Lind, dieſe Waſſerkur des Virtuoſenthums, zur gefeierteſten Künſtlerin der Zeit werden konnte, der wird auch die Unwiderſtehlichkeit des Contraſtes begreifen. Auf ſolchen Rauſch gehörte eine ſolche Ernüchterung; wir hatten uns ſo müde gehört an all den wohlſtudirten Trillern und Läufen unſerer ſchulmäßigen Poeten, die Ohren thaten uns ſo weh von lauter Wohllaut, daß wir ordentlich lüſtern waren auch mal wieder einen naturwüchſig kräftigen Mißlaut zu vernehmen; ſo überdrüſſig waren wir der feinen Herren in Glacéhandſchuhen und Frack, daß dieſer vierſchrötige, derb auftretende Dichter, wie er mit ſeinem Knotenſtock und ſeinen nagelbeſchlagenen Stiefeln ſo trotzig daherſchreitet und überall anſtößt mit den geſpreizten Ellenbogen, uns als eine höchſt intereſſante, höchſt bemerkenswerthe Figur erſchien.

Doch war dieſer Contraſt keineswegs das einzige Bindemittel zwiſchen unſerm Dichter und dem Publikum; es gab auch noch andere, poſitivere Zuſammenhänge zwiſchen beiden. Unſere Zeit, ebenſo ſchiffbrüchig und ebenſo enttäuſcht, wenn auch weniger mannhaft und ausdauernd wie Scherenberg, hat kein Intereſſe, ja kein Verſtändniß mehr für die Harmonie eines durchgebildeten und vollſtändigen Kunſtwerks; ſelbſt fragmentariſch, liebt ſie auch in Poeſie und Kunſt vornämlich das Abgeriſſene, Bruchſtückweiſe; die friedliche Klarheit und Fülle eines Goethe'ſchen Charakters, vorausgeſetzt, daß ein ſolcher Charakter bei uns überhaupt möglich wäre, würde uns mehr beängſtigen als erfreuen, wir wollen ruckweiſe zuſammenfahren in kurzen und ſtarken Emotionen — Emotionen, die uns ſchütteln, wie das Glas Branntwein den ungewohnten Trinker: es wärmt ihn, indem es ihm zugleich vor Schmerz die Thränen in die Augen treibt — Emotionen, zu denen wir Zeit haben, wir Futter fürs Pulver, die wir jeden Augenblick darauf gefaßt ſein müſſen, mit der ganzen Bagage in die Luft zu fliegen!

Keinem andern Dichter iſt dies Fragmentariſche, Abgeriſſene, Bruchſtückweiſe unſerer Tage ſo zur eigenſten Natur geworden wie Scherenberg; es bildet, wenn nicht die hauptſächlichſte, ſo doch jedenfalls die augenfälligſte ſeiner Eigenſchaften. Die höchſte Poeſie grenzt bei ihm jeden Augenblick an die kläglichſte Proſa, es iſt ein fortwährendes Herausfallen aus dem Himmel des Ideals in die nackte dürftige Wirklichkeit — nicht aus ironiſcher

Abſichtlichkeit wie bei Heine, ſondern weil ſeine Natur es ſo mit ſich bringt, weil ſeine Flügel ihn nicht weiter tragen oder vielleicht auch weil er es verſchmäht hat zu lernen, wie er ſie beſſer gebrauchen ſoll: der wahre Vogel Strauß der Poeſie, der jeden Augenblick den gewaltigſten Anlauf nimmt, als wollte er geradewegs in den Himmel ſteigen — und doch gleich darauf wieder wie ein trabendes Pferd in der Ebene dahin ſchießt. Selbſt die eigenthümliche Bilderfülle unſeres Dichters, um derenwillen er vom Publikum ſo ſehr bewundert wird, während ſie in unſern Augen nur das verhängnißvolle Merkmal einer inneren Krankheit iſt, gehört hierher. Die poetiſche Anſchauung ſoll den ganzen Stoff des Gedichtes, bis in das kleinſte Aederchen hinein durchdringen, ausfüllen, beleben, nicht blos hier und da, klumpenweiſe, zu einzelnen ſchillernden Kryſtallen anſchießen. Bei Scherenberg iſt dies aber der Fall; ſeine Muſe iſt kurzathmig, ſie reicht nicht aus oder hält es nicht der Mühe werth, ein ganzes Kunſtwerk herzuſtellen, es genügt ihr an den ſchönen, den blendenden Einzelheiten, die ſie ebenfalls mit mehr Freigebigkeit als Umſicht ausſtreut: — eine richtige Verſchwenderin, die zwar zu jeder Luxusausgabe Geld hat, aber für die unabweisbaren Bedürfniſſe des täglichen Lebens, da hapert es. Auch auf die einzelnen Bilder und Gleichniſſe ſelbſt trifft dies zu. Wir verkennen gewiß nicht, daß ſich unter der außerordentlichen Maſſe derſelben viele intereſſante, manche vortreffliche, einige bewundernswerthe und wahrhaft claſſiſche befinden; die „wunden Krieger“ in dem Gedichte Ligny (um dies hier ſchon voraus zu nehmen),

„Die ſich der Tod beiſeit gelegt auf morgen“ (S. 25.)

oder die Vorpoſten der feindlichen Heere, die ſich im Beginn der Schlacht einander nähern,

„Stoßfechtern gleich,
Die erſt mit ihres Degens Spitze ſpielen,
Eh' ſie ins Leben führen ihren Stoß“ (ebendaſ. S. 10.)

— das ſind Wendungen von einer Urſprünglichkeit und Anſchaulichkeit, einer Neuheit und Tiefe, wie wir ſie bei keinem zweiten modernen Dichter finden.

Was dagegen die Mehrzahl der Scherenberg'ſchen Bilder anbetrifft, ſo halten dieſelben die Prüfung der Kritik, ja ſchon die einfache Prüfung der Logik nicht aus; bald fehlt es an der Conſequenz und Richtigkeit des Gedankens, bald am Geſchmack, in vielen Fällen auch an Beidem. Sehr natürlich: da der Poet viel zu ungeduldig, viel zu fragmentariſch, viel zu erpicht iſt auf die blendenden Einzelheiten, um auch nur ein kurzes Bild oder Gleichniß mit voller Schärfe durchzudenken oder äſthetiſch zuſammenzuhalten. Es iſt die alte Geſchichte von dem Horaziſchen Weibe mit Pferdehals und

Fiſchſchwanz: Doppelgeburten von Erhabenheit und Trivialität, verkümmerte Epigramme, die an ſich recht hübſch angelegt ſind, nur Schade, daß die Pointe fehlt.

Dieſes Epigrammatiſche bildet überhaupt einen weſentlichen Zug im Charakter des Dichters; ſowohl die eigenthümliche Herbigkeit und Schärfe ſeines ſittlichen Charakters, als das Unvollendete und Bruchſtückweiſe ſeiner künſtleriſchen Bildung mußte ihn mit Nothwendigkeit dazu führen. Es fehlt bei ihm an jeder umfangreicheren poetiſchen Vertiefung, der Grund iſt überall flach und nüchtern, namentlich auch in den ſpäteren epiſchen Gedichten, die, bei Licht beſehen und ihrem eigentlichen Kerne nach, bloße proſaiſche Referate ſind, roher anekdotiſcher Stoff, ohne künſtleriſche Durchdringung und Vermittlung. Aber aus dieſem flachen, proſaiſchen Grunde ſtarren dann wieder gelegentlich ſolche ſcharfe epigrammatiſche Stacheln in die Höhe, ſolche kurze, jähe Schlaglichter, in einzelnen poetiſchen Bildern, Vergleichen, Kernſprüchen, zucken über dieſe einförmige Ebene, daß das Publikum, in deſſen Natur es liegt, ſtets über dem Einzelnen das Ganze zu vergeſſen, regelmäßig von einem Entzücken, einem Erſtaunen in das andere geräth.

Denn wie kurz, nach unſerem obigen Gleichniß, der Athem des Dichters auch iſt, die Geduld des Publikums von heute iſt doch noch kürzer; derjenige Poet, der, wie Scherenberg, ihm die meiſten und kleinſten pikanten Biſſen vorſetzt, auf den man am Sicherſten mit halbem Ohre, alle fünf Minuten einmal, hinhorchen kann und kommt doch in der Hauptſache nicht aus dem Zuſammenhang und hört doch allemal, ſo wie man aufmerkt, etwas Intereſſantes und Wirkſames, das aber ebenfalls wieder kein langes Nachdenken erfordert, ſondern raſch und blendend vorüberfliegt, wie die Leuchtkugel eines Feuerwerkers — ein ſolcher Poet mußte ganz nothwendig ein Lieblingsdichter unſers Publikums werden.

Aber hätten wir die Schilderung unſeres Dichters damit nun erſchöpft?

Nimmermehr! Denn bei allen dieſen Gebrechen und Einſeitigkeiten verlangt gleichwohl die Gerechtigkeit das Zugeſtändniß, daß er ein Dichter iſt, ein wahrer, ächter Dichter; Gott hat ihm den Blick des Poeten gegeben, jenen weitſchauenden und tiefdringenden Blick, dem das Innere aller Dinge offen liegt und der auch in der niedrigſten und flüchtigſten Erſcheinung, im welkenden Grashalm, im zirpenden Vogel, im Duft, den der Abendwind dahinträgt, den unvergänglichen göttlichen Inhalt gewahrt. Daß dieſer Spiegel des Dichterauges getrübt, ja daß er zerſchlagen iſt dergeſtalt, daß uns nun ſtatt des natürlichen Anblicks nicht ſelten eine widerwärtige Fratze aus den zerſtreuten Scherben entgegenſpringt — wer wagt es, darüber zu richten? wer wagt zu entſcheiden, was hier die Schuld des Dichters iſt und was die Schuld ſeines Schickſals? Vor Allem aber, wer wagt zu läugnen, daß wir es hier mit einer allgemeinen Krankheit der Zeit zu thun haben und daß gerade dies entſtellte, zerſplitterte Bild uns den vollſten Anblick unſeres eigenen Selbſt darbietet? Leſet einzelne Gedichte, wie den köſtlichen „Frühlingsgruß“:

Frühling, Wir von Gottes Gnaden
König aller grünen Maien,
Aller Blüthen, aller Saaten,
Aller Vögelmelodeien,
Unſern Lieben und Getreuen
  Unſern landesväterlichen Gruß zuvor.

Aus iſt's mit dem Reich des Todten!
Und durch alle Unſre Staaten
Senden wir die goldnen Boten,
In den Allerhöchſten Gnaden
Unſre Völker einzuladen:
  Offen weit iſt unſer Thor,

. . . .

Alle Unſre Völker kamen,
Alle Stände, die entboten
In des Königs Lenzes Namen —

Menſch, nur du bleibſt bei den Todten?
Kennſt du nicht mehr unſre Boten?
Will kein Frühling in dich ein?

Wir, der Fürſt der grünen Staaten,
Laden ſelbſt zum Gaſt dich ein
Unſrer Blumen, unſrer Mai'n,
Bring ein gaſtlich Herz herein,
Königlich ſollſt du bewirthet ſein . . . .

— oder den Oſtermorgen oder auch die Kindergedichte und überzeugt Euch, welcher Harmonie dies zerriſſene Gemüth wenigſtens für Augenblicke fähig und welche Einfalt und Liebebedürftigkeit ihm urſprünglich innewohnt! Selbſt die leichtfließende, melodiſche Sprache des Dichters hat die Natur ihm keineswegs ſo völlig verſagt, wie man aus dem barbariſchen Kauderwelſch ſchließen möchte, dieſer unſeligen Miſchſprache ſchwülſtigſter Erhabenheit und ordinärſter Spießbürgerlichkeit, die er mitunter und in den ſpäteren Gedichten ſogar gewöhnlich zu ſprechen für gut befindet. Wir verweiſen in dieſer Hinſicht wiederum auf den „König Mai" ſowie auch auf einzelne Stellen jener ſpäteren Gedichte, die ſich an Wohllaut und Gediegenheit des Ausdrucks dem Beſten an die Seite ſtellen, was unſere Sprache überhaupt zu leiſten im Stande iſt: während er allerdings in andern wieder ein ganzes entfeſſeltes Tollhaus wahnwitziger Bilder, unmöglicher Vergleiche, ſinnloſer Sprachwendungen auf uns los läßt.

Allein ſo glänzend ein Theil dieſer Eigenſchaften auch war und ſo ſehr der andere auch dem eigenen Ungeſchmack und der Unreiſe des Publikums entſprach, ſo war es dieſem begreiflicher Weiſe doch viel zu unbequem, ſich dieſelben aus der faſt halbfingerſtarken Gedichtſammlung eines bis dahin völlig unbekannten Autors zuſammenzuleſen; Scherenberg blieb, wie geſagt, ſo gut wie unbekannt, bis er mit ſeinen „Heldengedichten aus der preußiſchen Geſchichte“ auftrat.

Auch darüber, wie er gerade zur Wahl dieſes Stoffes gekommen, fehlt es uns an genauerem Aufſchluß. Doch ſcheint uns dieſelbe in der eigenen Natur des Dichters bereits hinlänglich motivirt. Einen ſo ſchroffen, ſtrengen, ſoldatiſch knappen Geiſt mußte das ſchroffe, knappe, ſoldatiſch Zugeknöpfte des ſpecifiſchen Preußenthums ganz beſonders anmuthen; dieſe alten grimmigen Haudegen, dieſe Feinde des Worts und der gedrehten Complimente, die die Welt in der Tiefe ihres Herzens ſo gründlich verachteten und in dieſer Weltverachtung ſo reſolut darein ſchlugen — richtig, das waren die entſprechenden Helden für dieſen Dichter, der das Leben ſelbſt nur immer wie eine Campagne betrachtet hatte und nun mit der vollen Moroſität eines ausgedienten alten

Soldaten auf die naſeweiſe, vielſchwatzende, wenig handelnde Gegenwart herunterſah.

Schon in den Vermiſchten Gedichten wird uns zu wiederholten Malen Blüchers Heldengeſtalt vorgeführt in ſeiner bekannten, kurz angebundenen, kernigen Weiſe; auch haben wir die größern vaterländiſchen Gedichte allen Anzeichen nach nur als verſpätete Ausführung frühgefaßter Pläne zu betrachten. — Das Erſte, was der Dichter davon veröffentlichte, war das Gedicht Ligny. Daſſelbe iſt in vieler Hinſicht das beſte unter Scherenberg's größeren Werken: nämlich weil es ſich am meiſten in den Schranken der bloßen Erzählung hält, weil es die wenigſten Anſprüche macht, als ein wirkliches Epos zu gelten.

Denn mit den Forderungen des epiſchen Kunſtwerks darf man, wie wir ſchon vorhin andeuteten, allerdings ſo wenig an dies als an irgend ein anderes Product der Scherenberg'ſchen Muſe herantreten. Dazu iſt dieſe Muſe ſelbſt viel zu ungeduldig, viel zu grillig. Schon ein wirkliches Kunſtwerk, ein wirkliches epiſches Gedicht mit Plan, Verſchürzung, Löſung auf den Webſtuhl zu nehmen, welche langathmige, welche thörichte Arbeit! Dieſe ganze ideal heroiſche Welt, ohne welche kein Epos möglich iſt, ein antikes ſo wenig als ein modernes, welche Zurüſtungen erfordert das, welche Conſequenz des Gedankens, welche Beſchränkung der Phantaſie, welche Ausdauer der Arbeit! Nein, da machen wir es uns bequemer: wir nehmen den nackten, rohen Stoff, wie er in jedem Geſchichtsbuch zu leſen iſt, ſchlagen vielleicht noch ein paar alte Jahrgänge der Preußiſchen Militärzeitung nach — und nun ziehen wir die Schleuſen unſerer raſtlos ſprudelnden Phantaſie auf und laſſen den ganzen wirbelnden Strom unſerer Rhetorik los und die allerſeltſamſten Bilder und die allerabenteuerlichſten Gedankenverbindungen — giebt's auch kein Epos, ei nun, ſo giebt's doch ein „vaterländiſches Gedicht“; giebt's auch kein Kunſtwerk, ſo giebt es doch immerhin etwas, worin mehr Kraft iſt und mehr poetiſches Talent als in zwei Dutzend ſogenannter Kunſtwerke der modernen Poeſie — mögen ſie doch nachher vor Verwunderung aus der Haut fahren, dieſe Federfuchſer der Aeſthetik! „Wär' ich beſonnen, hieß' ich nicht der Tell;“ wär' ich künſtleriſch durchgebildet, gleichförmig, gemäßigt, nicht eigenſinnig, nicht fratzenhaft, wie wäre ich denn der Scherenberg!

Mit dieſem Letztern haben wir auf die bedenklichſte Seite in der Erſcheinung unſeres Dichters hingedeutet: ſeine Werke, wie ſie der Reihe nach in abſteigender Linie erſchienen ſind, eines immer fratzenhafter, immer formloſer und abenteuerlicher als das andere, drängen uns die Vermuthung auf, daß er über ſich ſelbſt keineswegs mehr ſo unbefangen iſt als zu Anfang; er iſt, fürchten wir, in eine ſelbſtbewußte Manier gerathen, eine Manier, die mit ihrer eigenen Roheit und Formloſigkeit coquettirt, wie andere Leute coquettiren mit ihrer Anmuth und Zierlichkeit. Es giebt auch eine Art von Eitelkeit, die ſich etwas zu gute darauf thut, recht grob und ungeſchlacht zu ſein; Herr Scherenberg, fürchten wir, iſt auf dem nächſten Wege eine Karrikatur ſeiner ſelbſt zu werden — und das wäre in dieſem Falle doppelt ſchlimm, da er ſchon von Hauſe aus einer Karrikatur ſo ziemlich gleich ſah.

Schon mit dem Waterloo (zuerſt 1850) beginnt dieſer Abfall. Das Gedicht iſt urſprünglich nur eine Erweiterung des Ligny, das auch als Theil darin aufgenommen iſt. Die Sprache iſt hier noch verrenkter geworden und noch willkürlicher als in dem urſprünglichen Gedicht, der Schwulſt der Bilder und Gleichniſſe noch gehäufter, die einzelnen Anklänge von Einfalt und Natur noch ſparſamer. Wir begreifen vollkommen, wie gerade dies Gedicht ein Lieblingsſtück unſerer vagirenden Declamirkünſtler hat werden können. Dieſe Leute nehmen gern den Mund ſo voll als möglich — viel, denken ſie, hilft viel — und da iſt nun dies Waterloo ein wahres Vorrathshaus, eine wahre Rüſtkammer der ſpitzfindigſten Antitheſen, der prächtigſten Redewendungen, der ungeheuerlichſten Vergleiche, der blendendſten Schilderungen, der verwickeltſten Perioden — ſo recht ein gefundenes Freſſen, eine rechte Sammlung von Paradeſtücken für einen vagirenden Redekünſtler, während allerdings ein gewöhnlicher Mund Gefahr läuft, die Zunge daran zu zerbrechen. Man verlangt auch hier Belege? Hier ſind ſie, ungeſucht und ungeordnet, wie faſt jede Seite des Buches ſie darbietet:

(pag. 6.)

Und „Vive l'Empereur!“ antwortet,
In Stahl bis an die Zähne, überm Helm
Den Aar, auf ihrem Marsfeld Gallia,
Entgegen haltend dem vierſchneidigen Schwert
Der alten Jungfrau ihren Schild mit ſeinem
Verſteinernden Gorgenhaupt, weit ſchattend
Vom Alpenſaum bis zu den Pyrenäen,
Vom Mittelmeere bis zum Ocean

(pag. 25.)

„Wir haben Schläg' gekriegt“ — ſpricht Blücher, der
Verſchollene und wieder ſich Gefund'ne
Zu ſeinen Preußen, wie Magnet und Stahl —

(pag. 32.)

Schwarz Rock und Herz, zur Hand die ſcharfe Büchſe,
Auf großem Schlacht-Anſtand auf kaiſerlich
Hochwild ſieht ruh- und theilnahmslos der Jäger
Der wilden Jagd vom alten Welfen-Volk,
Dem Volk Heinrich des Löwen, und zählt lauernd
Ab die Minuten bis zur Schlacht . . . .

(pag. 48.)

Doch elaſtiſch federt
Das Adler-Volk ſich aus der Löwentatze,
Schlägt ſchwunges auseinander raſſelnd ſeine
Geſchmeidgen Flügel —

(pag. 67.)

Da iſt kein Halten mehr —
Und ein „Zurück“ gar kein Begriff —

(pag. 71.)

„Bald!“
Antworten ſeine Adler abendgoldig,
Und trauerüberflort wie Trümmer-Echo,
Nachleuchtend untergehenden Sonnen, prächtig
Noch ihres Lebens Pracht im Untergang.

Welche Sätze, welche Sprache, welche Vergleiche! Das iſt nicht mehr der heitere Strom der epiſchen Dichtung, das iſt ein wüſtes Brauſen und Plätſchern, ein Gurgeln, Poltern, Schnauben, wie Waſſer, das aus einer jählings umgekehrten Flaſche hervorſprudelt und in der Haſt des Sprudelns ſich ſelbſt den Weg verſperrt!

Und doch war es gerade dies Gedicht, das dem Verfaſſer die enthuſiaſtiſche Verehrung des Publikums oder doch eines bedeutenden Theils deſſelben erwarb. Zwar im Grunde nicht das Gedicht ſelbſt — die Poeſie ſoll ja noch erſt erfunden werden, die blos durch ihren poetiſchen Gehalt auf die Nerven jener tapfern Krieger einwirken könnte, aus deren Mitte der Enthuſiasmus für Scherenberg hauptſächlich hervorgegangen iſt und aus denen derſelbe ſich bis heute vornämlich rekrutirt —: ſondern mehr als das Gedicht ſelbſt wirkte die zufällige Combination der Zeitumſtände, unter der es erſchien. Herold des preußiſchen Waffenruhms, den Glanz der preußiſchen Geſchichte, ganz beſonders aber die Tapferkeit der preußiſchen Armee ſo laut und mit ſo vollen Backen preiſend, daß ſelbſt der Ehrgeiz eines ſeit Anno funfzehn zur Dispoſition geſtellten Hauptmanns daran zur Genüge haben mußte — erſchien es zu einer Zeit, da die öffentliche Meinung übrigens auf Preußen nichts weniger als gut zu ſprechen war und da namentlich die Armee noch ziemlich allgemein mit den ungünſtigſten Blikken betrachtet ward. Scherenberg wurde der Troubadour der preußiſchen Armee, der Blondel des Treubunds, der damals noch von den böſen Demokraten einigermaßen niedergehalten ward und ſein frommes Werk für Gott, König und Vaterland nur erſt in aller Stille betreiben durfte. Scherenberg wurde es, ohne daß er ſelbſt ſich nach dieſer Ehre lüſtern gezeigt, ja ohne daß man ihn gefragt hatte, ob er es auch ſein wollte; es war die Zeit der Octroyirungen damals und ſo octroyirte man auch Scherenberg die Ehre, der Dichter des ſpecifiſchen Preußenthums zu ſein.

Wie Scherenberg dieſe Ehre aufgenommen? Was ſeine perſönlichen Beziehungen anbetrifft, ſo fehlt es uns darüber wiederum an der genaueren Kenntniß. Aber ſeine Muſe wenigſtens — und zu nicht geringem Ruhm ſoll ihm das angerechnet werden in einer Zeit, wo noch weit größere Männer ſich mit viel Kleinerem haben beſtechen laſſen — iſt unberührt davon geblieben. Es iſt ein trauriges Schickſal, ohne Frage, und die poetiſchen Sünden, welche Scherenberg ſo vielfach begangen, konnten nicht wohl ſtrenger gezüchtigt werden vom Schickſal, als Leib- und Magendichter des Treubunds dienen zu müſſen und auf Miniſterialverordnung vor allen Knaben- und Töchterſchulen des Landes von herumziehenden Emiſſären des Vereins für Gott, König und Vaterland declamirt zu werden. Aber Scherenberg hat dieſer beklagenswerthen Ehre wenigſtens nicht nachgetrachtet, ſie iſt ihm zugefallen — nun ja, wie der Menſch ein Bein bricht, wie Einem ein Ziegel auf den Kopf fällt oder ſonſt ein Unglück paſſirt; Scherenberg iſt darum zu beklagen, aber nicht zu verdammen.

Auch muß zugegeben werden, daß jene ſoldatiſchen Sympathien ſich nicht ohne Grund gerade auf Scherenberg geworfen haben, nicht ohne Grund gerade der Dichter des Waterloo und Ligny zum ſpecifiſchen Dichter des Preußenthums proclamirt worden iſt. Freilich liegt der Zuſammenhang zu tief und iſt zu ſubtiler Natur, als daß wir in der Maſſe ſeiner Verehrer ſelbſt ein Bewußtſein darüber vorausſetzen dürften. Wir erblicken dieſen tiefern Zuſammenhang nicht blos in der ſchon berührten Wahl des Stoffes, noch in der ſoldatiſch knappen Haltung, welche dem Dichter ſelber eigen, ſondern noch vielmehr darin, daß ſeine Poeſie und die Ereigniſſe der Revolution in Preußen beide denſelben Gang genommen und zu demſelben Reſultat geführt haben, nämlich zur Verherrlichung des Soldatenthums: ſo daß Scherenberg auch in dieſer Hinſicht der eigentliche poetiſche Vertreter dieſer Epoche iſt. Aus allen Erſchütterungen, welche Preußen ſeit der Nacht des 18. März durchgemacht, iſt endlich nur das Soldatenthum, daſſelbe Soldatenthum, welches jene Märznacht für immer vernichtet zu haben meinte, hervorgegangen und zwar in verſtärkter und befeſtigter Geſtalt. Alles Andere iſt unfertig geblieben, hat ſich aufgelöſt in Dunſt und Rauch, quält ſich in nichtigem Scheindaſein mühſam hin: nur das Soldatenthum, ſchlagfertig, ſelbſtgewiß, von keiner Spaltung, keinem Zweifel berührt, hat ſich als der eigentliche Kern des Staates bewährt. — Was daraus für Preußens übrige Stellung folgert und ob es für ſeine Zukunft ein Glück geweſen ſein wird oder ein Unglück, daß es ſo gekommen, das kümmert uns hier nicht; genug daß aus dem Chaos der preußiſchen Revolution das Soldatenthum ſich zuerſt wieder erhob und einen Pfeiler bildete, an dem der übrige Staat ſich aufrichten konnte. Sogar nicht Preußen allein, ſondern auch dem ganzen deutſchen Vaterlande hat das preußiſche Soldatenthum dieſen Dienſt geleiſtet, inſofern durch ſeine energiſche und ſichere Hilfe Deutſchland wenigſtens vor jener kindiſch furchtbaren Anarchie gerettet ward, mit welcher die Aufſtände in Baden und der Pfalz im Mai 1849 uns bedrohten. Wie das preußiſche Soldatenthum ſich damals gewappnet, ſiegesmuthig erhob und mit ehernem Tritt Alles zu Boden ſtampfte, was ſich ihm entgegenſtellen wollte, ſo ringt auch aus der umdüſterten, zerrütteten Seele des Dichters daſſelbe preußiſche Soldatenthum, verkörpert in den Heldengeſtalten Friedrichs des Großen und Blücher's, ſich als der letzte, hellſte Stern hervor, die Wogen glätten, das Chaos ordnet ſich — der Dichter hat ſeinen Helden und mit ihm den Schwerpunkt ſeines künſtleriſchen Daſeins gefunden.

Freilich hat das nicht hindern können, daß die nächſtfolgenden Gedichte Scherenberg's, ſoweit dieſelben im Druck vorliegen und alſo von uns beurtheilt werden können, immer geſchmackloſer geworden ſind und ſich immer tiefer in jene Sonderlingslaunen und Seltſamkeiten verrannt haben, die ſchon oben von uns geſchildert wurden. In ganz vorzüglichem Maße gilt dies von dem Schlachtgedichte Leuthen, das im Sommer 1852 erſchien. Hier finden ſich die uns bereits bekannten Fehler zu einer kaum mehr zu ertragenden Höhe geſteigert; der völlige Mangel jeder künſtleriſchen Compoſition, das Willkürliche und Verworrene der Anordnung im Ganzen wie im Einzelnen, die tolle Verhöhnung aller Denk-, Sprach- und Reimgeſetze, von der das Gedicht wimmelt, macht es geradezu unmöglich, irgend welche Freude zu haben an den einzelnen gelungenen, ja prächtigen Stellen, an denen es auch hier wiederum nicht mangelt..

Allein ſo verfehlt danach das Ganze des Gedichts auch iſt, Eines muß man bei alledem auch ihm zugeſtehen: von treubündleriſchen Tendenzen, von Schweifwedeln vor der Macht, von kleinlichem Lobhudeln der augenblicklichen Größen — nein, Gottlob, davon iſt auch in dieſem Leuthen keine Spur, ſo nah auch gerade hier die Gelegenheit lag. Das Gedicht iſt in politiſcher Hinſicht ſo völlig objectiv, ſo hiſtoriſch rein gehalten, als hätte es nie ein Jahr Achtundvierzig oder auch eine Zuſammenkunft in Olmütz gegeben und als hätte nie ein Großmeiſter des Treubundes mit dem andern in Prozeß gelegen. Dieſe politiſche Keuſchheit des Gedichts ſtimmt uns ſogar nachſichtig gegen ſeine äſthetiſchen Gebrechen. Wir überzeugen uns daraus, daß Scherenberg freilich kein Epoche machender, kein weltbefreiender Dichter iſt, keiner von jenen, welche die Krankheit ihrer Zeit theilen, aber nur um ſie deſto kräftiger abzuſchütteln; wir wiſſen im Gegentheil, daß dieſe allgemeine Krankheit der Zeit, die Krankheit der Zerriſſenheit, der Ungeduld, des Eigenſinnes auch auf ſeinem Talente liegt, einem giftigen Mehlthau gleich, der ihm die beſte Kraft ausſaugt und ſeine Früchte verkümmert, noch bevor ſie völlig gereift ſind. Aber der Thorheit und Einſeitigkeit des Zeitalters vorſätzlich ſchmeicheln — aber ſich abſichtlich hergeben zum poetiſchen Schildträger einer beſchränkten, halb kindiſchen, halb verbrecheriſchen Parteilichkeit und ſeinen Ruhm gleich einem Schwamme großziehen in dem Sumpf politiſcher Gemeinheit und Erniedrigung — aber (mit einem Wort) vom Dichter, als welcher Gott ihn werden ließ, ſich ſelbſt degradiren zum bloßen Modedichter, dem Modedichter des ſpecifiſchen Preußenthums — nein, dazu hält der Dichter von Waterloo und Leuthen ſich noch immer zu gut, dazu ſteckt zu viel in ihm vom ächten, wirklichen Dichter!

Mit dieſem Satz haben wir denn auch gleich unſer Urtheil geſprochen über den berühmten Rivalen unſeres preußiſchen Dichters, Herrn Oskar von Redwitz, der ebenſo der Modedichter der Damen iſt, wie Scherenberg der Männer und ebenſo das katholiſche Süddeutſchland repräſentirt, wie Scherenberg das proteſtantiſche Preußenthum. Von Redwitz' Lebensſchickſalen iſt bis jetzt noch nicht viel zu ſagen. Im Jahr 1823 zu Lichtenau in der Nähe von Ansbach geboren, auf verſchiedenen pfälzer Gymnaſien erzogen, ſeit 1841 Student in München und Erlangen, dann Rechtscandidat in Speyer und Kaiſerslautern, ſeit dem Mai 1851 glücklicher Gatte ſeiner erſten Liebe und gleich darauf als Profeſſor der Aeſthetik und deutſchen Literatur an die Univerſität zu Wien berufen, von welcher Stelle er ſich jedoch nach kürzeſter Zeit wieder beurlaubt hat — hat er eben noch nichts erlebt und nichts erfahren, was ſich in ſeiner Poeſie wiederſpiegeln und ihr den Inhalt eines Selbſterlebten, Selbſterduldeten verleihen könnte.

Aber in der That kommt es auch Herrn von Redwitz gar nicht darauf an; ja er ſelbſt würde zweifelsohne eine Poeſie, die ihren Stoff aus dem eigenen Leben des Dichters entnehmen wollte, als eine weltliche, unchriſtliche, götzendieneriſche verabſcheuen. Seine Poeſie will überhaupt mit dieſer Welt nichts zu thun haben; ſein ausgeſprochener Zweck iſt, die Dichtung wieder zu Gott hinzuleiten, ſie mit dem Göttlichen, Ewigen wieder auszuſöhnen.

Wir wollen gar nicht ſprechen von der mangelnden Einſicht in das Weſen und die Natur aller Kunſt, welche ſich in dieſer Abſicht kundgiebt und die für einen Profeſſor der Aeſthetik allerdings etwas Bedenkliches hat: gleich als ob nicht jede Kunſt ſchon an ſich ſelbſt eine Darſtellung des Göttlichen wäre und als ob nicht das Kunſtwerk überhaupt nur dadurch zu Stande kommt, daß Göttliches und Menſchliches, Sinnliches und Geiſtiges ſich mit einander durchdringt und verſöhnt. Selbſt den Standpunkt des Herrn von Redwitz zugegeben, hat doch die Kritik längſt, ſowohl an der Compoſition der Amaranth im Ganzen, als an hundert Einzelheiten derſelben nachgewieſen, wie hohl dies Machwerk und in welcher wunderlichen Selbſttäuſchung das Publikum ſich befindet, wenn es in dieſem Gedicht eine beſondere Verherrlichung der Kirche, wohl gar eine entſchiedene Niederlage der (wirklichen oder vermeintlichen) Gegner der Kirche erblickt. Diejenige Kirche, welche allein im Stande wäre — ich ſage nicht den rebelliſchen Geiſt der Zeit zu beſiegen, aber doch wenigſtens ſich in einen Kampf mit demſelben einzulaſſen, dieſe trotzige, ſtreitbare, weltbefehdende Kirche iſt den ſchüchternen Sinnen des Herrn von Redwitz noch niemals im Traume aufgegangen; ſeine Kirche iſt ein gutes blondes Frauenzimmer, eine kleine vergnügliche Unſchuld vom Lande, nicht ohne Koketterie und

Selbſtgefälligkeit, die wohl gelegentlich in Journalen allerlei ungewaſchenes Zeug von Freigeiſterei und Pantheismus und Hegelthum geleſen hat und das nun in ihrer Einfalt ebenſo ungewaſchen zu widerlegen ſucht. Herr von Redwitz iſt einer jener dünnleibigen, kernloſen Geſellen, durch welche die jedesmalige Farbe ihrer Umgebung richtig hindurch ſcheint, ohne eigenen Inhalt und ohne angeborene oder ſelbſtändige Kraft; er würde mit Klopſtock in Oden „gemacht“, mit Wieland getändelt, mit Jean Paul geſchwärmt haben, ja wir wollen nicht einmal gut dafür ſagen, daß, wäre ſeine Jugend zehn Jahre früher gefallen, er nicht vielleicht auch mit Herwegh Kreuze aus der Erde geriſſen oder mit dem Nachtwächter Aufruhr und Empörung durchs Land getutet hätte.

Denn wie der Charakter der Scherenbergſchen Poeſie gedrungene, kraftvolle Männlichkeit, deren Ueberfülle ſogar häufig in Eigenſinn und Formloſigkeit ausartet, ſo iſt dagegen der Charakter der Redwitz'ſchen Poeſie Hohlheit und Schwächlichkeit, verbunden mit demſelben Aufwand großtönender, aber wenig bedeutender Worte. Redwitz iſt in dieſer Hinſicht gerade ſo charakteriſtiſch für die jüngſte Phaſe der ſüddeutſchen Bewegung, wie wir in Scherenberg den Repräſentanten der neueſten preußiſchen Entwicklung anerkennen mußten. Es iſt wahrlich nicht unſere Abſicht, alte Wunden aufzureißen, beſonders da in dieſem Fall die Verwundeten zugleich auch die Beſiegten ſind, noch möchten wir behaupten, daß dieſer weſentlich ſoldatiſche Ausgang, welchen die preußiſche Revolution genommen, etwas ſehr Beneidenswerthes oder Muſtergiltiges wäre. Aber nachdem zahlreiche Stimmen aus den verſchiedenſten Lagern und unter den verſchiedenſten Umſtänden ſich in demſelben Sinne geäußert haben, wird es ja wohl auch an dieſer Stelle ausgeſprochen werden dürfen, daß die letzte politiſche Bewegung Süddeutſchlands mit außerordentlich viel unreinen Elementen verſetzt war und daß namentlich Eitelkeit, Hohlheit und leeres Phraſenthum eine übermäßig große Rolle darin geſpielt haben. Eben dieſe Elemente, nur nach der anderen Seite hingewendet, ſpiegeln ſich nun auch in der Redwitz'ſchen Dichtweiſe wieder; der rohe Soldatentrotz in Scherenberg und die ſüßlich fromme Phraſe bei Redwitz ſind beide gleich charakteriſtiſch, nicht blos für die einzelnen Dichter, ſondern auch für ihre locale und geiſtige Umgebung.

Und das iſt nun der eigentliche Grund, weshalb jede unparteiiſche und wahrhafte Kritik den Stab brechen muß über Herrn von Redwitz und ſeine Beſtrebungen, ſowie über die gedankenloſe Maſſe, welche denſelben ihren Beifall ſchenkt.

Wir haben gar nichts dagegen, im Gegentheil, wir finden es vollkommen in der Ordnung, daß die gegenwärtige Reaction ihre Dichter hat, ebenſo gut wie die Oppoſition von vor zehn Jahren und die Revolution von achtundvierzig deren gehabt haben. Es iſt auch gar nicht wahr, was man noch vor Kurzem auf allen Gaſſen hören mußte, nämlich daß nur die ſiegende Freiheit poetiſch, nicht auch die untergehende, gegen ihren Untergang ankämpfende Gewaltherrſchaft. Ueber allem Trümmerwerk ſchwebt ein gewiſſer poetiſcher Duft, am meiſten über dem, das noch mit dem Schein des Lebens und der Geſundheit täuſcht. Verfallene Fenſterbogen, wie romantiſch, wie maleriſch! Aber nun ſchlingt noch ſaftgrünen, ſtrotzenden Epheu um die zerbröckelnden Pfeiler, laßt aus den Lücken und Löchern des zerfallenden Mauerwerks die Gluth wilder Roſen hervorlauſchen — welch eine Pracht! und wo wäre ein junges Herz, das bei dieſem Anblick nicht in Entzücken gerathen und Stein und Bein ſchwören wird, dieſer Trümmerhaufe wäre zwanzigmal mehr werth und auch viel wohnlicher und angenehmer, als das comfortabelſte Haus in der Stadt?!

Ein junges Herz, ſagen wir. Denn es iſt ein charakteriſtiſcher Zug gerade der Jugend, des aufwachſenden, des werdenden Geſchlechtes, dem die Zukunft gehört, daß es ſo leicht von dem Reiz des Untergehenden, des Trümmerhaften gefangen genommen wird, ſo gern für das Vergangene, das Zerfallende ſchwärmt. Es iſt als ob der ideale Sinn der Jugend damit für eine Ausgleichung ſorgen wollte; auch ſtellt der ihr natürliche Eigenſinn und Widerſpruchsgeiſt ſich gern in Oppoſition mit dem Genius des Zeitalters: ſie liebt, was die Andern haſſen, verfolgt, was ſie beſchützen, beſchützt, was Jene verfolgen. Es klingt ſeltſam und Viele werden es nicht glauben wollen, wer jedoch Gelegenheit hatte, praktiſch und in weiterem Umkreis mit der gegenwärtigen Jugend zu verkehren, dem kann kein Zweifel darüber bleiben: die dermalige Jugend, wenigſtens die Jugend der ſogenannten gebildeten Stände, iſt weſentlich reactionär; ſie iſt reactionär, nicht blos weil die lieben Aeltern und die verehrungswürdigen Vorgeſetzten es ſo wünſchen und weil, wie die Dinge im Augenblick bei uns ſtehen, nur der Weg der Reaction durch die Annehmlichkeiten der Stipendien, der Freitiſche, der außerordentlichen Unterſtützungen hindurchleitet durch alle Gefahren der Prüfung zum ſichern Amt und Brod — nein, ſie iſt es auch aus eigenem, natürlichem Triebe, ſie iſt es, weil ſie die Reaction für poetiſch hält, für romantiſcher, idealer, ritterlicher, als dieſe triviale Freiheit, dieſe leidige proſaiſche Demokratie, zu der ſich ſchon Schneider und Schuſter bekennen, wenn auch für den Augenblick nur ganz in der Stille, und bei der ſo gar nichts Apartes mehr zu holen iſt!

Wenn nun dieſe reactionäre Jugend ſich auch poetiſch vernehmen zu laſſen wünſcht, ſo iſt das wiederum etwas, was ganz in der Ordnung und wogegen man ebenfalls billiger Weiſe nichts einwenden kann; die Poeſie iſt ſo wenig Monopol der demokratiſchen als der abſolutiſtiſchen Partei, weder der Frömmler noch der Freigeiſter, ſie iſt nur Monopol — des Dichters!

Denn das iſt der Punkt, auf den es ankommt, und das verlangen wir von den Troubadours der Reaction ſowohl, als von den Sängern der Freiheit, daß ſie wirklich Dichter ſind. Pietiſtiſche Bänkelſängerei iſt um kein Haar beſſer als atheiſtiſche und umgekehrt; weder das Kreuz noch die phrygiſche Mütze können ſchlechte Verſe zu guten, dünne Gedanken zu kräftigen, alte Ladenhüter zu poetiſchen Neuigkeiten machen.

Und ebenſo verlangen wir auch, daß es dem Dichter mit der Partei, zu deren poetiſchem Vertreter er ſich berufen hält, Ernſt iſt und daß er von dieſem Ernſt ſeiner Ueberzeugung uns ſelbſt zu überzeugen weiß; wir mögen es nicht dulden, daß der Poet den bloßen Commis Voyageur, die bloße gereimte Reclame einer Partei abgiebt, gleichviel ob dieſelbe roth oder weiß oder ſchwarzweiß iſt: ſondern ſein poetiſches Bekenntniß ſoll Fleiſch von ſeinem Fleiſche und Blut von ſeinem Blute ſein.

Bei Herrn von Redwitz iſt nun, wie die Kritik namentlich an der Amaranth hinlänglich nachgewieſen hat, ſo wenig von ſittlichem wie von künſtleriſchem Ernſte zu ſpüren. Der ſittliche Ernſt, der die Bekehrung, die Züchtigung der verirrten Welt als ſeine Miſſion auf ſich nimmt, würde auftreten mit flammendem Zorn, mit ſtrafender Hoheit, mit Worten, die gleich Pfeilen träfen, nicht mit dieſer geleckten Trivialität, die alle Gedanken und Einfälle des Herrn von Redwitz auszeichnet; der künſtleriſche würde es vor Allem auch mit dem eignen Kunſtwerk ernſter nehmen und ſich nicht dieſe Lockerheit der Form, dieſe Redſeligkeit und Breite der Darſtellung, dieſe innern Widerſprüche und Unmöglichkeiten der Compoſition zu Schulden kommen laſſen. Herr von Redwitz iſt viel zu niedlich, viel zu verliebt in ſich ſelbſt, um uns wirklich als der berufene Dichter der Reaction zu gelten; nicht ihr Kämpfer iſt er, nur ihr Randalirfuchs, der in ſeinem etwas grünen Bewußtſein ſich unendlich ſtolz und glücklich fühlt über die hohen Stiefel und das Kollet mit Schnüren und den klirrenden Sarras, mit dem er dem momentanen Siegeszug der Reaction zur Seite gehen darf.] Zeige man uns doch in der ganzen dickleibigen Amaranth nur einen einzigen neuen Gedanken, eine einzige Stelle voll Kraft und Leidenſchaft, ja nur von Fanatismus! eine einzige, von der auch ein religiöſer oder politiſcher Gegner des Herrn von Redwitz ſich erſchüttert, ja nur berührt, nur angeregt fühlen könnte! Geſchwätz der Eitelkeit von hinten bis vorn, dünne Gedanken in langiſchweifiger, lahmer Ausführung, Alles breiweich, ohne Nerv und Kraft — ein Glauren in Verſen und mit geſchornem Kopf!

Möglich, daß Herr von Redwitz bei Abfaſſung der Amaranth noch naiv geweſen und nur dem allgemeinen dumpfen Drange ſeiner abhängigen, nachahmeriſchen Natur gefolgt iſt; wir ſelbſt glauben, wir wünſchen es, da das Gegentheil dieſes bereits in äſthetiſcher Hinſicht ſo nichtige und reizloſe Gedicht noch obenein in ſittlicher zu einer höchſt widerwärtigen Erſcheinung machen würde. Denn in der That wird jede Schönthuerei um ſo widerwärtiger, je geheiligter die Mittel, die ſie in Bewegung ſetzt: ein Freudenmädchen, das mit geſchminkten Wangen und entblößten Schultern die Vorübergehenden anlockt, erregt uns nicht halb den Abſcheu als ein Poet, der Gott und Chriſtus und alle Heiligen in Bewegung ſetzt — wozu? Um ein Buch hervorzubringen, welches „geht!“

Daß Herr von Redwitz dieſe Naivetät aber wenigſtens jetzt nicht mehr beſitzt, daß dieſer junge Poet mit dem glattgeſtrichenen Haar und dem ſchwärmeriſchen Augenaufſchlag ein ſehr ſchlauer Rattenfänger von Hameln iſt, der ſehr wohl weiß, daß man die Pfeifen ſchneiden ſoll, ſo lange man im Rohre ſitzt, das beweiſt nicht nur Alles, was er nach der Amaranth veröffentlicht hat, ſondern auch die kokette Art beweiſt das, mit der er kürzlich erſt auf einer großen Rundreiſe durch Deutſchland ſeine Perſon der Verehrung höchſter und allerhöchſter Bewunderer ausgeſtellt und zwiſchen Tiſchrücken und Schlüſſeldrehen die Rolle des gottbegeiſterten Dichters, der eine ganze fünfactige Sigelinde aus dem Kopf herſagt, zum Beſten gegeben hat. Es iſt richtig, daß auch die liberale Partei vor Jahren in ganz ähnlicher Weiſe geſündigt und durch ähnliche Oſtentationen eine ähnliche Eitelkeit an den Tag gelegt hat; Redwitz' Aufenthalt in Berlin und Dresden iſt nur das richtige und hiſtoriſch unerläßliche Paroli zu der berühmten Reiſe Herwegh's vom Jahre zweiundvierzig. Aber Eitelkeit bleibt Eitelkeit und auch die liberale Partei hat die ihrige ſchwer genug büßen müſſen; hätte man damals nicht ſo viel geſchmauſt und gejubelt, wer weiß, ob man hinterdrein Urſache gehabt hätte, ſo viel zu ſeufzen und zu jammern. Das ſollten auch unſre heutigen Belſazars bei ihren Feſten ſich geſagt ſein laſſen.

Am allermeiſten aber beweiſen es die lyriſchen Gedichte, die Herr von Redwitz vor etwa zwei Jahren herausgegeben hat. Für einen leidlich unbefangenen, natürlichen Menſchen wäre es reinweg unmöglich den einmal angeſchlagenen Ton, noch dazu einen ſo abſtracten und unnatürlichen, ſo gewaltſam feſtzuhalten und mit dieſer mechaniſchen Anſtrengung immer wieder vorzubringen, wie es in dieſer Sammlung vom Verfaſſer der Amaranth geſchieht. Frömmigkeit iſt ein herrliches Ding und auch der Dichter, wenn er ſein Herz davon ergriffen fühlt, ſoll ſich des frommen Liedes nicht ſchämen. Wer ſich jedoch ſo viel weiß mit dieſer ſeiner Frömmigkeit, wie Herr von Redwitz, wer uns dermaßen immer wieder ins Gedächtniß ruft, daß „ſein Saitenſpiel am Kreuze ſchwebt“, daß „mitten in der armen und kalten Welt ſein Herz reich und liebewarm iſt,“ daß „er hoch, hoch in der Rechten die Leier trägt, während die Linke muß knechten den Wogenſchlag“; wer ſelbſt in dem einfachſten und natürlichſten Verhältniß, in dem Verhältniß zur Geliebten, keinen einzigen Laut der Wahrheit und Natur mehr finden kann, ſondern wie es ehemals, in der Zeit unſerer pedantiſch gelehrten Poeſie, kein Liebesgedicht mehr gab, in welchem nicht Venus und Amor und der ganze heidniſche Parnaß mitſpielte, ſo kann auch Herr von Redwitz weder die rothen Lippen ſeiner Braut, noch ihr braunes Auge, noch die weiße Haut ihres Angeſichts loben, ohne dabei wie vor dem Allerheiligſten auf die Knie zu fallen und Gott in fromm ſentimentalen Redensarten zu preiſen und ihm zu danken für dies Wunder der Schöpfung; wer (mit einem Wort) den natürlichen Menſchen in ſich ſelbſt ſo völlig todt gemacht und ſich, ſeine Kunſt und ſeine Liebe dermaßen zu einem bloßen Vehikel allerhand unbedeutender frömmelnder Gemeinplätze herabgeſetzt hat — nun ganz gewiß, der iſt als Poet auch nur ein Phraſenmacher und wird auch das gewöhnliche Ende der Phraſenmacher erleben.

Aber dieſe Phraſe, wendet man uns ein, wird doch geleſen? ſie findet doch Anklang beim Publikum? Amaranth hat doch die achtzehnte oder zwanzigſte Auflage erlebt und auch um die lyriſchen Gedichte, verſichert der Buchhändler, reißt man ſich?

Ganz gewiß reißt man ſich darum: aber hat man ſich, müſſen wir wiederum fragen, um die liberale Phraſe zu Anfang der vierziger Jahre nicht ebenfalls geriſſen? Dieſer Dichter hat die Witterung der Zeit und das iſt ein Glück für ihn, da er ohne dieſelbe gar nichts ſein würde. Wie vor zehn Jahren Oppoſition, Freiheit und Tyrannenmord, ſo iſt jetzt Reaction und Loyalität und Rechtgläubigkeit an der Tagesordnung — bei wem? Je nun beim Publikum, das in Meinungen und Grundſätzen ſo gut ſeine Moden hat, wie in Röcken und Hauben, beſonders wenn es ſonſt unbeſchäftigt und dabei ſo erſchöpft und abgeſpannt iſt, wie gegenwärtig. Es kann dem Beſten begegnen, wir haben es ſo eben erſt an Scherenberg's Beiſpiel geſehen, auf dieſe Art und durch ein zufälliges Zuſammentreffen der Umſtände einmal Modedichter zu werden. Aber wenn wirklich etwas vom Dichter in ihm iſt, ſo wird er ſich bei dieſer momentanen Auszeichnung (nämlich wenn es eine Auszeichnung wäre) nicht beruhigen, er wird ſich weiter zu entwickeln und die irrende Zeit über ſich ſelbſt zu erheben ſuchen. Herr von Redwitz dagegen fühlt ſich in ſeiner Rolle als Modedichter erſt recht behaglich, er tritt den Irrthum des Publikums erſt noch recht breit, ſtimmt erſt recht die Melodie an, die den Marſpaſſen unſerer Zeit gefällt; der See will ſein Opfer haben und Herr von Redwitz fühlt ſich als der richtige Mann dazu. — Was iſt da weiter zu ſagen? Man nimmt billigerweiſe an, daß Jeder ſich ſelbſt am Beſten kennt und weiß wozu er gut iſt. Um Herrn Scherenberg wäre es ſchade, wenn er nichts weiter als Modedichter der Neuen Preußiſchen würde — denn in ihm ſtecken wenigſtens die Anfänge, wenigſtens die Trümmer eines ächten Dichters; Herr von Redwitz mag in Gottesnamen noch einige Zeit Modedichter bleiben — an ihm geht weiter nichts verloren. D [illegible] '51

Ein deutſches Künſtlerleben.

Sich aus engen, widerſtrebenden Verhältniſſen mühſam herausarbeiten; das Ideal in der Bruſt mit tauſend Aufopferungen, tauſend Kämpfen gegen den rohen Widerſpruch der Wirklichkeit vertheidigen; immer getäuſcht, gleichwohl immer wieder hoffen; auf Glück und Ruhe des Lebens verzichten um eines Traumbildes willen, über das die Menſchen ſpotten und das man ſelbſt mit nichts zu rechtfertigen weiß, als mit der heißen Sehnſucht danach; endlich wenn der ſo lang umflorte Horizont ſich eben zu lichten beginnt, eben der erſte Sonnenſtrahl der Erfüllung auf die ſo lange, ſo ſchmerzlich gehoffte Knoſpe fällt, mitten aus der Fülle der Entwürfe, Hoffnungen, Pläne hinweggerafft werden von einem plötzlichen, vorzeitigen Tode — nun ja doch, das iſt ſo ſehr ſeit Uralters das allgemeine Loos der Künſtler geweſen und alljährlich, in allen Ländern Europa's welken ſolcher Opfer ſo viele, ſo lautlos, ſo ungeſehen dahin, daß es uns kaum noch überraſcht, wenn wir gelegentlich von einem neuen erfahren. Der Neid der Götter iſt nun einmal unſterblich, wie ſie ſelbſt, und trifft diejenigen am Härteſten, welche in den Augen der Welt am Meiſten für ihre Lieblinge gelten; man muß an der Tafel der Götter geſeſſen, muß von ihrem Nektar gekoſtet, ihre Geheimniſſe belauſcht haben, um deſto ſicherer von ihrem Zorne ereilt zu werden. Als ein Glück und Vorzug vor vielen Tauſenden muß es alsdann noch betrachtet werden, wenn wenigſtens einzelne Werke übrig bleiben, die von dem Wollen und Streben des plötzlich dahin Gerafften zum Mindeſten andeutende Kunde geben, dürftige Fragmente nur, verglichen mit der Welt von Schönheit und Größe, die in der Bruſt des Geſtorbenen verborgen lag und die nun mit ihm begraben iſt auf ewig, aber doch genügend, um ihn nicht ganz, nicht völlig ſterben zu laſſen!

Ein ſolches Künſtlerleben, mitten aus dem Strom der Gegenwart und von allen Kämpfen derſelben berührt, wird ſich uns auf den nachſtehenden Blättern entfalten.

Johann Georg Müller wurde im Jahre 1822 in dem Dorfe Mosnang im Canton St. Gallen geboren, das ſechſte von vierzehn Kindern. Der Vater, dazumal Gaſtwirth zur Krone in Mosnang und ein ziemlich vermögender Mann, auch vielfach in öffentlichen Aemtern, eine Zeitlang ſogar als Mitglied des großen

Rathes beſchäftigt, zeichnete ſich durch die Energie und praktiſche Tüchtigkeit ſeines Weſens, ſowie durch einen gewiſſen poetiſchen Humor aus; eine durchweg geſunde, freudige Natur, voll Lebensluſt und Friſche, wußte er ſich auch in Vers und Reim nicht ungeſchickt auszudrücken. Daneben eine Mutter, ebenſo mild und freundlich von Charakter, als anmuthig in ihrer äußern Erſcheinung; mit der innigſten Frömmigkeit (ſie wie die geſammte Familie waren katholiſch) verband ſie nicht nur eine ununterbrochene, gleichwohl geräuſchloſe Thätigkeit, ſondern auch jeder reinen Freude und jedem edleren Lebensgenuß hatte ſie ihr Herz in ländlicher Einfalt offen gehalten.

Ernſt Förſter in München, der vortreffliche Kunſtkenner und Forſcher, dem ſeine Gelehrſamkeit und Scharfſichtigkeit doch nicht das Herz, ſein vielbewegtes Wanderleben nicht den Sinn für häusliche Freude und Innigkeit hat abſtumpfen können, iſt mit jener Pietät und jener Freude am Tüchtigen, Kernhaften, die ihn überhaupt charakteriſirt, auch als Gedenkredner unſers Müller aufgetreten und hat ihm in einem eigenen ſehr leſenswerthen und anmuthigen Buche (St. Gallen 1851), das uns auch bei dieſer Schilderung als Grundlage dient, das wohlverdiente Denkmal geſetzt. In dieſem Buche giebt Förſter uns, auf zuverläſſige Quellen geſtützt, auch ein anſchauliches Gemälde des häuslichen Kreiſes, in welchem unſer Freund emporwuchs, und der früheſten Einflüſſe, die ihm von hier aus zu Theil wurden. Daſſelbe macht einen höchſt angenehmen, wahrhaft wohlthuenden Eindruck; wir begreifen, wie in einem ſolchen Hauſe, ſo voll alter Zucht und Sitte, und dabei doch ſo voll Bewegung, Heiterkeit und Friſche, ein poetiſches Gemüth reichliche Nahrung finden mußte, und überzeugen uns aufs Neue, daß aller ſonſtige Segen des Lebens nichts iſt ohne den Segen der Familie und daß ſelbſt die glücklichſte Frucht des Talentes nur da vollſtändig und in ihrer ganzen Pracht aufgeht, wo Sonnenſchein und Regen eines ächten, innigen Familienlebens den Boden des Herzens vorher gelockert haben.

Nur glaube man nicht, daß, nach Art ſogenannter gebildeter Familien, in denen Süßlichkeit für häusliche Zärtlichkeit, gegenſeitige Schönthuerei für Liebe gilt, der Hauskreis des ehrſamen Schweizer Gaſtwirths den Knaben verhätſchelte und ihm ſtatt geſunder derber Koſt nur moraliſches Zuckerwerk darbot. Im Gegentheil, bei aller Innigkeit und Liebe ging durch dieſes Haus doch auch ein ſehr derber, friſcher Geiſt; wo vierzehn Kinder ſatt zu machen und zu Zucht und Ordnung anzuhalten ſind, da kann dem Einzelnen nicht allzuviel zu gute gethan werden, am Wenigſten, wenn der Vater ein

Schweizer Bauer iſt. Darum iſt auch nicht blos zu der poetiſchen Innigkeit und Wärme, welche Müller auszeichnete, ſondern auch zu der Feſtigkeit des Charakters und dem treuen männlichen Ausharren, das er ſpäterhin in künſtleriſcher Hinſicht bewies, ſelbſt auch unter den ſchwierigſten Umſtänden, ohne Zweifel ſchon hier der erſte und fruchtbarſte Grund gelegt worden. —

Für Kinder iſt es ferner ein großes Glück, wenn ihre Umgebung nicht gar zu alltäglich iſt, wenn die Beſonderheit einer grandioſen Natur oder eines ungewöhnlichen Charakters, die kindliche Phantaſie feſſelnd, zum Nachdenken anregend, in die Einförmigkeit des häuslichen Kreiſes hineinragt.

Beides war unſerm Freunde im reichſten Maße zu Theil geworden. Er wuchs unter landſchaftlichen Eindrücken auf, die ſeine Seele frühzeitig für das Erhabene und Anmuthige erſchließen mußten. Daneben treffen wir auch in ſeiner nächſten häuslichen Umgebung einzelne Geſtalten, die ein unverkennbares poetiſches Gepräge tragen und ohne Weiteres als vortreffliche, in ſich abgeſchloſſene Genrebilder gelten können. So namentlich der eigentliche Stammvater der Familie, der Urgroßvater des Künſtlers, der als armer Knecht um geringen Lohn bei einem Weinſäumer diente und Schmalz für ihn einſammeln mußte. Wie er einmal rußiges Schmalz nach Hauſe bringt, jagt ſein Herr ihn voll Unwillen aus dem Dienſt, indem er ihn nöthigt, die verdorbene Waare als Löhnung anzunehmen. Auf dieſe Weiſe, wohl oder übel, ſelbſt zum Schmalzhändler geworden, nimmt er ſich des Geſchäfts mit Kraft und Umſicht an; ſeine Anſtrengungen werden belohnt, der arme, weggejagte Knecht gründet den Wohlſtand der ganzen ſpätern Familie. — Ein prächtiges Bild iſt es, wie dieſer Ahnherr des Hauſes, in hohem Alter, ſchon des Augenlichts, nicht aber ſeines frohen Sinnes beraubt, vor dem Weinglas hinter dem Tiſche ſitzt und umgeben von Kindern und Kindeskindern einmal über das andere ausruft: „Sikerlent, mir is wohler weder em Bonaparte!“ —

Inzwiſchen hatten allerhand Zerwürfniſſe mit der Gemeinde, welche auf die Verbeſſerungspläne des weitſehenden, thätigen Mannes nicht immer ſo eingehen wollte, wie er es wünſchte, den Vater veranlaßt, im Lauf der Jahre von Mosnang nach Wyl überzuſiedeln. Zu dem Gaſthof und dem Schmalzhandel, der auch von ihm getreulich fortgeführt ward, war jetzt noch ein ausgedehntes Fabrikgeſchäft hinzugekommen, in welchem denn allmälig auch die Söhne ihre Stelle finden ſollten. Auch Georg: er ſollte Färber werden. Aber wie auf die übrigen Söhne, ſo hatte das poetiſche Talent des Vaters ſich auch auf Georg vererbt, und zwar auf ihn vorzugsweiſe. Er weigerte ſich, Färber zu werden; Dichter werden, meinte er, das ſtehe ihm beſſer an. — —

Das war nun des Vaters Meinung freilich nicht. Aber auch viel zu verſtändig, um ihn zu einem verhaßten Beruf zu zwingen, brachte er den Knaben, das Weitere der Zukunft überlaſſend, zur allgemeinen höheren Ausbildung in die Kantonſchule nach St. Gallen, wo namentlich der durch ſeine literarhiſtoriſchen Sammlungen bekannte Heinrich Kurz von Einfluß auf das leicht empfängliche, dichteriſche Gemüth des Knaben geweſen ſein ſoll.

Im fünfzehnten Jahre aus dieſer Schule entnommen, ſollte Georg ſich nunmehr für einen Lebensberuf entſcheiden. Oder vielmehr der Vater, der das wohl nach altväteriſcher, altſchweizeriſcher Sitte für ſeine Pflicht halten mochte, hatte ſich bereits entſchieden für ihn, diesmal jedoch glücklicher und mehr im Geiſt des Knaben ſelbſt.

Nichts bekanntlich iſt anſteckender, als die Luſt am Bauen. Auch Georgs Vater war, vornämlich in Folge ſeines Umzugs, zu allerhand Bauten genöthigt geweſen, darunter zum Theil recht umfangreiche und ſchwierige. Andere noch beträchtlichere wurden gerade damals in der Nachbarſchaft ausgeführt; auch von neuen Straßenanlagen und Aehnlichem, was einem Baumeiſter gute Ausſichten in die Zukunft eröffnete, war mehrfach die Rede. Dies Alles nach ſeiner umſichtigen Art ins Auge faſſend und berechnend, war Herr Müller eines guten Tags nach St. Gallen gegangen und hatte ſeinen Georg als Baulehrling bei dem damaligen Staatsarchitekten Herrn Kubli angemeldet. Erſt nachdem dieſe Sache geordnet und abgemacht, erfuhr Georg ſelbſt davon. Daß der Vater jedoch bei aller ſcheinbaren Willkürlichkeit dieſes Verfahrens damit in der That nur ins Werk geſetzt hatte, worauf die ſtille, ſich ſelbſt noch unbewußte Neigung des Knaben hinzielte, das beweiſt der Jubel, mit welchem derſelbe die Nachricht ſeiner neuen Beſtimmung aufnahm; das ſei ja auch Dichtkunſt, rief er!

Allerdings, wie Alles, worin eine künſtleriſche Thätigkeit ſich äußert, iſt auch das geheimnißvolle Schaffen und Walten des Baumeiſters mit Lineal und Zirkel, mit Holz und Stein ebenfalls Poeſie — und zwar in dieſem Fall diejenige, zu welcher der junge Mann vorzugsweiſe und ſogar ausſchließlich beſtimmt war.

Wir haben es nämlich, um dies gleich hier vorauszunehmen, in Müller mit einem beidlebigen Künſtler zu thun: er iſt Baumeiſter und zugleich auch Poet. Es iſt eben der poetiſchen Begabung gedacht worden, welche gleich einer Familientradition in dem Hauſe ſeiner Eltern waltete, und von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbte. Auch unſer Johann Georg war bei dieſem Erbe nicht verkürzt worden; auch ihm floß Vers und Reim leicht von der Lippe und rundete ſich mühlos zu kleinen anmuthvollen Bildern ſeines innern Lebens. Der Herausgeber ſeines Nachlaſſes hat ſich ſogar veranlaßt geſehen, einen Theil dieſer Gedichte zu veröffentlichen — und ſo viel Recht vor die Oeffentlichkeit zu treten, wie die meiſten dieſer Millionen Verſe, die jährlich in Deutſchland gedruckt werden, haben ſie allerdings auch. Dennoch glauben wir nicht, daß es wohl gethan wäre, wollte man Müller unter dem Geſichtspunkt des Dichters betrachten. Er iſt Dichter, o ja: aber nur wie jeder Künſtler es iſt. Und ſo iſt er auch da am Meiſten Dichter, wo er ſich am kräftigſten als Künſtler fühlt: das iſt alſo in der Baukunſt. Daß ihm außerdem noch das Talent zu Theil geworden, ſeine poetiſchen Stimmungen auch gelegentlich durch Vers und Reim auszudrücken, was, wenn man will, eine beſondere Gunſt des Schickſals, an der er und ſeine nächſten Freunde ſich immerhin erfreuen mochten. Aber das Bild des Künſtlers, glauben wir, wäre im Bewußtſein des Publikums noch reiner, noch machtvoller hervorgetreten, wenn dieſe Verſe ihm erſpart worden wären. Man ſoll jeden Menſchen nur nach dem beurtheilen, worin er ſeine Eigenthümlichkeit hat, worin ſein eigentlicher Beruf, der wahre Kern ſeines Weſens ruht. Und das war bei Müller entſchieden die Kunſt, nicht die Poeſie. Jene Verſe und Reime waren nur Poeſie fürs Haus, Erholung der Nebenſtunden, Tagebuchspoeſie; ſeine wirkliche Poeſie reimte er nicht, die zeichnete und baute er. Nehmt Müller'n ſeine Gedichte und Lieder — und er bleibt noch immer, was er iſt; nehmt ihm dagegen ſeine Riſſe, ſeine Pläne, ſeine Bauwerke — und er iſt nicht mehr dieſer Johann Georg Müller, in dem die deutſche Kunſt der Neuzeit eine ihrer edelſten Knospen trieb und deſſen vorzeitigen Tod wir um ſo tiefer beklagen, je inniger wir von der Größe und Friſche ſeines Talents durchdrungen ſind.

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung, die es jedoch nur ſcheinbar iſt, zu Müller's Aufenthalt in St. Gallen zurück.

Kubli, der ſeine Studien in München, ſpäterhin in Rom und Neapel gemacht, auch Sicilien und Griechenland beſucht hatte, war ein vortrefflicher Lehrer. Ernſt, gründlich, allem blos Scheinbaren und Nichtigen abhold, führte er ſeinen jungen Schüler, deſſen ungewöhnliche Gaben er bald erkannt hatte, nicht nur in die Theorie ſeiner Kunſt ein, ſondern er ließ ihn auch praktiſch Hand anlegen, überall wo die Gelegenheit ſich zeigte, theils bei eigenen, theils bei fremden Bauten. —

Aber auch ſchon dieſer früheſte Morgen ſeines Künſtlerlebens ſollte für Müller nicht ohne Schatten bleiben — einen jener Schatten, welche die Natur in ihrem unerbittlichen Gange zuweilen auf unſere reinſten Freuden, unſere glücklichſten Momente fallen läßt und die das Gemüth deshalb nicht weniger umdüſtern, weil der Verſtand uns ſagt, daß ſie eben im Gange der Natur liegen. Die Mutter des jungen Künſtler ſtarb. Wir haben vorhin die Innigkeit und Wärme des Müller'ſchen Familienlebens geſchildert und auf die zarten Wurzeln hingedeutet, die ſich von da aus in die Seele des angehenden Künſtlers rankten; der Leſer wird darnach begreifen, wie ſchwer dieſer Schlag denſelben traf, beſonders da es der erſte Schmerz war, der ſein junges Herz berührte. Auch ſcheint er ihn niemals gänzlich überwunden zu haben; namentlich ſtehen die Ahnungen ſeines eigenen frühen Todes, die ſich von da ab in ſeinen Verſen zu äußern anfangen, ohne Zweifel in naher Berührung damit.

Zu Ende neun und dreißig, mit ſiebzehn Jahren, kam Georg nach München, um hier ſeine Studien in größerem Maßſtabe fortzuſetzen. Nicht jedoch auf die Akademie brachte der praktiſche und vorſichtige Vater ihn, ſondern zu dem tüchtigen Meiſter Ziebland, bei dem ihm in jeder Hinſicht die beſte Aufnahme geſichert war. Der gewaltige Eindruck, welchen die Prachtbauten Münchens auf den jungen Künſtler machten, wird uns nach ſeinen eigenen Briefen lebhaft und treu geſchildert. Dabei iſt es gewiß kein geringer Beweis für die Eigenthümlichkeit und Gediegenheit ſeines Genius, daß er bereits in ſo frühen Jahren, und ſelbſt dieſem mächtigen Eindruck gegenüber, ſich ſeine geiſtige Freiheit und Unabhängigkeit gleichwohl bewahrte. Der einigermaßen willkürliche und zuſammengewürfelte Geſchmack der Münchner Bauten, namentlich der byzantiniſche Stil, welchem die Mehrzahl derſelben angehört, verdarb ihm den Eindruck der Größe. Er könne ſich, ſchrieb er ſchon damals, mit dieſem Stil ohnehin nicht befreunden, „weil er den Genius unſerer Zeit nicht darin ausgeprägt finde." Weit entfernt daher, ſich einer blinden Nachahmung dieſer oder jener Schule hinzugeben, beſchloß er vielmehr, jene rein künſtleriſchen Ideen und Anſichten, welche er in Kubli's Schule erlernt, „ſtill und unvergeſſen als ein Kleinod zu bewahren, eben ſo bereitwillig und gläubig die Lehren ſeines neuen Meiſters in ſich aufzunehmen — und nachher ſich ſeinem eigenen Gemüthe zu überlaſſen."

Die Eigenthümlichkeit der Ziebland'ſchen Schule kam dieſem Selbſtändigkeitstrieb, der ſich in dem jungen Künſtler regte, auf höchſt glückliche Weiſe entgegen. Ernſt Förſter, der das Münchner Kunſtleben zum Theil unter ſeinen eigenen Augen hat entſtehen ſehen und es mit eben ſo viel Scharfblick als Unparteilichkeit zu beurtheilen weiß, hat uns eine Schilderung von Ziebland's künſtleriſchem Charakter gegeben, die nicht günſtiger ſein kann und uns aufs neue den praktiſchen Blick bewundern läßt, mit dem der Vater den jungen Kunſtzögling gerade in die Zucht dieſes Mannes gebracht. „Von dem Gedanken ausgehend, ſagt Förſter, daß Zeit und Volk, nicht Architekten den Bauſtil machen, beſchränkt Ziebland ſich darauf, gegebene Aufgaben mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit zu löſen. Seinen Schülern ſchreibt er nicht dieſen oder jenen Stil vor, ja er empfiehlt nicht einmal einen; er weiſt ſie für ihre Pläne vor Allem auf Bedürfniſſe und Bedingungen des aufgegebenen Baues hin und läßt die Formen aus dieſen, aus Denkweiſe, Sitte und Gebrauch des Volks, dem man als Künſtler dient, und aus der Geſchmacksrichtung des Schülers bilden."

Das iſt denn allerdings nicht die übliche Treibhausmethode, bei der es nur darauf abgeſehen iſt, möglichſt ſchnell möglichſt zahlreiche Schüler als möglichſt laute Herolde des eigenen Ruhmes zu erziehen; aber ganz gewiß die richtige, wo es ſich darum handelt, Wahrheit und Selbſtändigkeit des Talentes zur Grundlage der Kunſt, dieſe ſelbſt aber nicht zu einem bloßen Luxus fürſtlicher Laune, ſondern zu einem wirklichen Organ der

Zeit, einem Element des nationalen Lebens zu erheben.

Leider hörte Müller ſchon nach drei Viertel Jahren auf, Ziebland's Schüler zu ſein, indem dieſer theils ſeiner ſchwankenden Geſundheit halber, theils wegen Ueberladung mit Geſchäften ſich veranlaßt ſah, ſeine Schüler überhaupt zu entlaſſen. Müller arbeitete und ſtudirte nun ſelbſtändig; doch blieb der verehrte Lehrer ihm auch dabei noch als treuer Freund und Rathgeber zur Seite.

In dieſer Zeit, mit neunzehn Jahren, wagte Müller auch zuerſt öffentlich als Künſtler aufzutreten. Von der Stadt Mühlhauſen im Elſaß war eine Concurrenz ausgeſchrieben worden für den Bau einer proteſtantiſchen Kirche. Die Pläne, welche Müller einſchickte, gelangten freilich nicht zur Ausführung. Doch gehörten ſie zu den wenigen, welche ihrer Vortrefflichkeit halber dem Miniſterium zu Paris überſandt wurden; auch wurde ihm ſpäterhin die Erlaubniß, dieſelben copiren zu dürfen, für eine verhältnißmäßig nicht unbeträchtliche Summe abgekauft.

Gegen Ende ein und vierzig kehrte der junge Baumeiſter ins Vaterland zurück. Und hier wird nun der geeignetſte Ort ſein, einige Betrachtungen einzuſchalten über die Stellung der Baukunſt, zunächſt im Allgemeinen; ſpäter werden wir auch noch Veranlaſſung haben ihres Verhältniſſes zur Gegenwart insbeſondere zu gedenken.

Nämlich von allen Künſtlern hat es gerade für den Architekten die meiſten Schwierigkeiten, ſich auf der reinen Kunſthöhe zu erhalten. Gerade ihm, wegen der Eigenthümlichkeit ſeiner Beſchäftigung und der vielen äußerlichen Vorausſetzungen, welche ſie erfordert, tritt die Verſuchung, entweder dem gemeinen Handwerk zu verfallen, oder aber der Laune und Willkür einzelner Gönner ſich anzuſchmiegen, am Nächſten; gerade für ihn wird es, wenn er ſich zugleich als Künſtler frei erhalten will, am Schwerſten,–ſich eine bürgerliche Stellung zu gründen. Der Maler braucht nichts als Leinwand, Pinſel und Pallette, der Muſiker executirt ſeine Compoſition im Nothfall ſelbſt, und auch der Poet, wenn er ſo unglücklich iſt, keinen Buchdrucker zu finden, findet doch wohl immer noch ein Ohr, das, gern oder ungern, auf ſeine Verſe hört. Wie ganz anders der Architekt! Da müſſen große Capitalien bereit ſein, Bedürfniß und Laune müſſen ſich fügen, zahlloſe Hände müſſen in Bewegung geſetzt werden, damit ſeine Idee in die Wirklichkeit treten kann. Freilich hat die Schöpfung des Architekten alsdann auch ein größeres Publikum, eine größere Dauer, als irgend eine andere Kunſtſchöpfung;

Geſchlechter auf Geſchlechter wandeln daran vorüber und freuen ſich des gelungenen Kunſtwerks, das nach Jahrhunderten, Jahrtauſenden vielleicht noch ebenſo deutlich, ebenſo verſtändlich zum Herzen des Beſchauers redet als in der erſten Stunde. — Aber das erhöht zunächſt nur den Zwieſpalt in der Bruſt des Künſtlers; gerade ein ſo köſtlicher Nachruhm wird um ſo ſchwerer entbehrt, um ſo leichter iſt es, ihn zu verſcherzen. —

Das Bewußtſein dieſes Zwieſpalts laſtete auch auf unſerm Freunde, zumal da bürgerliche Selbſtändigkeit und Sicherheit der äußern Lage, nach den Begriffen, welche er im älterlichen Hauſe gewonnen, ihm als die nothwendige Vorausſetzung jeder tüchtigen, wahrhaft männlichen Exiſtenz überhaupt erſcheinen mußten. Viele werden das philiſterhaft finden; ja es wird nicht an einzelnen erleuchteten Kunſtjüngern fehlen, in zerriſſenem Rock und Schlappſchuhen, die bei dieſer Stelle die bierſeligen Augen gen Himmel kehren und Zeter rufen über den Spießbürger, den Barbaren, den Apoſtaten der Kunſt, der außer der ambroſiſchen Speiſe ſeiner Göttin auch noch an die irdiſche Nahrung ſeines Leibes denkt und nicht blos ein tüchtiger Künſtler, ſondern auch ein guter Bürger und ordentlicher Hausvater zu werden beabſichtigt. Nun geben wir allerdings zu, daß es Künſtlernaturen wegen ihrer größeren Reizbarkeit und wegen der Unkenntniß der Welt, in der ſie gewöhnlich erzogen werden, doppelt ſchwer fällt, ſich mit den Bedürfniſſen des bürgerlichen Lebens zurecht zu finden und Haus und Wirthſchaft in derſelben Ordnung zu erhalten wie Werkſtatt oder Schreibtiſch. Allein da wir noch nie geſehen haben, daß Ungebundenheit der Sitten und häusliche Bedrängniß einen Künſtler gemacht haben, wohl aber zahlreiche Beiſpiele kennen, wo die glücklichſte Naturgabe und der edelſte künſtleriſche Wille an Ungebundenheit der Sitten und häuslicher Bedrängniß zu Grunde gegangen iſt: ſo meinen wir, daß unſerm Freunde vielmehr Glück zu wünſchen ſei, daß die Gewöhnung ſeines väterlichen Hauſes ihm auch dieſen Ordnungsſinn und dieſe Achtung für die Forderungen des bürgerlichen Lebens mitgegeben. —

So ſehen wir ihn denn zunächſt nach Baſel gehen, um Arbeit zu ſuchen, bereit, eine jede einigermaßen genügende anzunehmen. Er zeichnete damals unter Anderm für einen Baſeler Zimmermeiſter Holzconſtructionen in großer Anzahl; ja in der ſchwermüthigen und gedrückten Stimmung, in welche der Widerſpruch zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, zwiſchen dem, was er wollte, und dem, was für ihn erreichbar ſchien, ihn mehr und mehr verſetzte, gerieth er ſogar auf den Gedanken, ſelbſt noch das Zimmerhandwerk zu erlernen. Es iſt rührend zu leſen, welche Anſtrengungen er machte, damals und ſpäter, ſich aus dieſer quälenden Halbheit zu befreien, wie er Pläne und Zeichnungen einſendet, bald hierhin, bald dorthin, immer in der Hoffnung, endlich einmal den Mäcen zu finden, der ihm die Gelegenheit zu freier Kunſtſchöpfung eröffnen wird — rührend beſonders auch deshalb, wenn wir bedenken, wie Unzählige dieſes Schickſal mit ihm theilen und wie viele Ideale und Hoffnungen junger ſtrebſamer Künſtlerſeelen in den Mappen und auf den Schreibtiſchen unſerer Großen vermodern, — gerade ſo unangeſehen und ſo vergeſſen, wie die Zeichnungen zu einer proteſtantiſchen Baſilika, welche Müller dem Könige von Preußen während deſſen Anweſenheit in Neufchatel überreichte und die von dem kunſtſinnigen Monarchen, dem es in Neufchatel an Zeit fehlte, ſie anzuſehen, zu einem „völlig ungewiſſen“ Schickſal mit nach Berlin genommen wurden — einem ſehr ungewiſſen, in der That, da Müller, ſo viel aus dem Ernſt Förſterſchen Buche zu erſehen, nie wieder etwas davon vernommen hat. —

Mitten in dieſer trüben Zeit kam ihm die Aufforderung, einen jungen Baſeler Patrizier nach Italien zu begleiten, vielleicht ſogar noch weiter, nach Griechenland und Aegypten. Es braucht nicht erſt geſagt zu werden, mit welchem Entzücken Müller dieſe Aufforderung annahm; er ſollte Italien ſehen, dieſes wahre verlorene

Paradies der Kunſt, zu dem es daher auch jeden Künſtler hinzieht, unwiderſtehlich, mit Liebesbanden, der einzige Boden, auf dem der Künſtler, zumal der bildende, ſich zu entwickeln vermag. Der ſchon mehrfach genannte Herausgeber des Nachlaſſes hat uns eine Anzahl von Briefen und Brieffragmenten aus dieſer Epoche aufbewahrt, welche dies Entzücken aufs Lebendigſte, in anmuthig naiver Weiſe ausſprechen. Zugleich aber enthalten ſie auch in Hinſicht auf ſeine Kunſt eine Reihe von Bemerkungen, in denen wir ebenſo ſehr die reife Einſicht des Künſtlers, als namentlich die unverwüſtliche, unbeſtechliche Geſundheit ſeines Urtheils bewundern müſſen. „Carrara, ſchreibt er einmal, hat ein kleines Theater im griechiſchen Stil, daran man beobachten kann, wie ſo ganz unzertrennlich Marmor und griechiſche Formen ſind. Woher nähme deutſcher Mauerbewurf, Gips und Sandſtein den Reichthum der Reflexe von einem Glied auf das andere, die Durchſichtigkeit der Perlenſchnüre und Cannelirungen, den Glanz der glatten Quadern! Und wir quälen mit unſern Nachahmungen den Genius der griechiſchen Kunſt im Grabe, während der Deutſche ſeine Stimme vergeblich in die Wolken ſchickt.“ — Auch entwickelte ſich in Müller ſchon damals jene Anſicht von der eigentlichen Aufgabe und Beſtimmung ſeiner Kunſt, der er ſpäterhin, bis an ſeinen vorzeitigen Tod, mit ſo edler

Treue anhing, und in der wir in der That das tiefſte Geheimniß der Baukunſt, ja jeder Kunſt erkennen. Er ſelbſt hat dieſelbe einige Jahre ſpäter bei einer andern Gelegenheit in kurzen, aber erſchöpfenden Worten alſo ausgeſprochen: „Schlage ſorglos und ohne vorgefaßte Meinung von Schönheit und Compoſition einzig den Weg ein, den dir dein Material angiebt, und beachte mit Verſtand, daß du es dazu erhielteſt, dein Bedürfniß zu befriedigen und das Klima deines Landes zu genießen oder abzuwehren; dein Bedürfniß gebe dir die Compoſition, das Material die Form, das Klima den geiſtigen Ausdruck, und in Vereinigung von allen dreien wirſt du die Ornamentik finden, die du nach deinen Mitteln von der beſcheidenſten bis zur glänzendſten Kunſt heranbildeſt.“ —

Wie geſagt, mit den nöthigen Umänderungen, welche jeder Nachdenkende leicht finden wird, iſt in dieſen Worten die Grundregel aller und jeder Kunſt ausgeſprochen, ſelbſt auch der Poeſie. Denn es iſt die Grundregel der Wahrheit, der Natur und Selbſterfüllung, und dieſe iſt für alle Künſte gleich verbindlich.

Von entſcheidender Wirkung für den jungen Künſtler wurde aber der Aufenthalt in Florenz. Denn hier zuerſt ſah er jenen florentiner Dom, deſſen Bild ſeitdem nicht wieder aus ſeiner Seele wich, ja deſſen Vollendung er in jugendlicher Begeiſterung ſich ſelbſt zur Auf-Aufgabe ſeines Lebens ſetzte.

Der Dom von Florenz, begonnen 1298 nach den Plänen des Arnolfo di Colli und beendigt 1421 mit der rieſigen Kuppel Brunellesco's, iſt bekanntlich, was die Façade anbetrifft, unvollendet. Giotto der Maler, welchem 1332 die Fortführung des Baues zugefallen war, hatte dieſelbe nicht nur nach ſeiner Zeichnung begonnen, ſondern auch einen Glockenthurm in demſelben Stil hinzugefügt. Dieſer Thurm iſt vollendet; die Façade dagegen ward unterbrochen, nachdem faſt drei Abtheilungen derſelben ausgeführt waren. Endlich dritthalbhundert Jahre ſpäter, 1588, wurde ſie auf Befehl des Großherzogs Franz völlig herabgeworfen, um einer neuen im damaligen Geſchmacke Platz zu machen. Allein auch dieſer Plan, und diesmal glücklicherweiſe, kam nicht zur Ausführung; etwas dem Aehnliches, was ſpäterhin auf die Wand gemalt worden, wurde durch Regen und Sonnenſchein bald wieder verwiſcht; drei runde Oeffnungen und darunter drei Eingänge nach jedem der drei Schiffe ſind, nächſt der Form des überhöhten Mittelſchiffes, noch gegenwärtig das Einzige, was an der kahlen Stirnſeite des herrlichen Bauwerks zu ſehen iſt.

Dieſe leere, öde Fläche nun mit lebendig ſproſſendem Bauwerk zu erfüllen, einem Bauwerk, das dem Dom nicht blos äußerlich, willkürlich angeklebt wäre, ſondern das ſich aus ihm ſelbſt und der Idee ſeiner Totalität mit Nothwendigkeit entwickelte — dies verwegene Project, verwegen nach innen wie nach außen, bemächtigte ſich des jungen Künſtlers in dem Grade und ſchlug ſo tiefe Wurzeln in ſeiner Seele, daß er fort und fort und unter allen Umſtänden, aus der erhabenen Umgebung Roms wie aus der reizenden Einſamkeit von Albano, immer und immer wieder dazu zurückkehrte. Wie er dieſe Aufgabe nach vielfachen Verſuchen, im Verlauf mehrer Jahre, endlich gelöſt, darauf im Einzelnen einzugehen, müſſen wir uns hier, wo Zeichnungen und Pläne fehlen, verſagen. Es genüge in dieſer Hinſicht, nur das kurze Endurtheil unſeres oft citirten Gewährsmannes zu wiederholen, des competenteſten ohne Zweifel, auf den wir uns berufen könnten. Nach ihm betrat Müller in dieſem Entwurf „einen den heutigen Architekten ganz unbekannten, wenigſtens vor ihm ganz vernachläſſigten Weg und hat auch auf demſelben bis jetzt keinen berechtigten Nachfolger gefunden, wie Viele auch ſtaunend ſtehen geblieben vor den Werken, zu denen er führt.“ —

Aber wie nun dieſen Entwurf verwirklichen? wie dieſe kühnen Linien, dieſe Fülle der Zierrathen und Bildwerke von dem ſtummen Papier hinüberzaubern an das freie Licht des Tages, in Stein und Marmor, wo ſie allverſtändlich, allbewundert reden werden noch zu den entfernteſten Geſchlechtern? —

Der Moment ſchien günſtiger, als ſich erwarten ließ. Es war die Zeit, wo die mit Eifer begonnene Fortführung des Kölner Doms das ganze kunſtſinnige Europa in Bewegung geſetzt hatte; man weiß, wie außer dem Kunſtſinn auch die nationalen Intereſſen dabei betheiligt waren. — In ähnlichem Doppelſinn war auch in Florenz die Wiederherſtellung und Vollendung der Domfaçade allen Ernſtes zur Sprache gekommen. Der Cavaliere Mattas war bereits beſchäftigt, eine neue Façade zu entwerfen; „man wollte wenigſtens die Kräfte kennen lernen, welche der Gegenwart für die Ausführung eines ſo großartigen Unternehmens zu Gebote ſtehen würden.“

Dieſe Stimmung benutzend, wandte Müller ſich an den großherzoglichen Hof, in der Hoffnung, ſeine Plane hier zur Annahme zu bringen, oder doch wenigſtens ein lebhafteres Intereſſe für dieſelben zu erwecken. — Wie es ihm dabei erging, hat er ſelbſt in einer Stelle ſeines Tagebuchs geſchildert; die Stelle iſt ſo charakteriſtiſch, ſowohl für derartige höfiſche Verhältniſſe überhaupt, als namentlich für den hohen, freudigen Enthuſiasmus des Künſtlers ſelbſt, daß wir ſie hier wörtlich einfügen wollen. „Als ich vor Brunellesco's hohen Fenſterbogen im Pallaſt Pitti dem Kanzler die Pläne erklärte, ward der Himmel dunkel . . . . Dies iſt der letzte Plan, ſagte ich, und wie ich glaube der beſte, den ich erfand. In dem Augenblick fuhr ein Blitz vom Himmel und übergoß das Blatt in meiner Hand mit Gluth; — der Kanzler nahm eine Priſe“. . . .

Was weiter folgt, brauchen wir kaum erſt zu ſagen. Nachdem der junge Künſtler lange Zeit vergeblich auf Antwort aus dem Palaſte geharrt hat, meldet er ſich endlich wiederum beim Kanzler; derſelbe empfängt ihn aber nur, um ihm mit verbindlicher Manier ſeine Zeichnungen zurückzugeben. „Ich nahm ſie zurück, ſchreibt Müller, wie der Jüngling ein verſchmähtes Herz, in welchem er reinſte Liebe trug; ich konnte es nicht glauben, daß man eine ſo ſchuldloſe, beſcheidene Bitte jahrelanger Mühſal — ſo ſtumm abſchlagen konnte. Doch war es ſo — “

Inzwiſchen wollen wir gleich hier hinzuſetzen, daß Müller nichts deſto weniger die Hoffnung, ſeine Entwürfe noch einmal ausgeführt zu ſehen, keineswegs aufgab. Noch Anfang acht und vierzig, von Wien aus, richtete er eine (übrigens nicht abgeſandte) Ode an den Großherzog von Toscana, in welcher er, in geſchickter Anknüpfung an die damaligen Zeitverhältniſſe, den Ausbau des florentiner Doms gleichſam als den Schlußſtein, das ſichtbare Denkmal jener politiſchen Erneuerung darſtellt, welcher, wie es den Anſchein hatte, Italien und mit ihm Toscana damals entgegenging. —

Mit dem Herbſt vier und vierzig war Müller von Italien geſchieden. Er lebte nun wieder in der Heimath, theils durch allerhand Familienleid, theils und am Meiſten durch die Wiederkehr jener künſtleriſchen Unbefriedigtheit beunruhigt und verdüſtert. In dieſe Zeit fallen verſchiedene neue größere Pläne, darunter namentlich ein höchſt umfangreicher Entwurf zu einem ſchweizeriſchen Nationaldenkmal, zu welchem, freilich ohne an die Ausführung zu denken, ein kunſtſinniger Schweizer Patriot die vaterländiſchen Architekten aufgerufen hatte. Es war dies der Stadtrath Ziegler zu Winterthur, ein um die ſchweizeriſche Kunſt hochverdienter Mann, an welchem von jetzt an auch unſer Müller einen ſo ſorgſamen wie feinſinnigen Beſchützer fand. Einen anderen Gönner gewann er ſich an dem Verwaltungsrath Bernet-Sulzberger in St. Gallen; durch ſeine Vermittlung beſonders geſchah es, daß die Pläne, welche Müller zur Wiederherſtellung der dortigen Laurenzkirche gemacht, zur Ausführung angenommen wurden.

Dieſe ſelbſt jedoch, wie es bei dergleichen größeren Unternehmungen zu gehen pflegt, zögerte ſich noch längere Zeit hin. Müller benutzte dieſelbe, ſeinen alten Meiſter Ziebland in München wieder aufzuſuchen. Dieſer zweite

Aufenthalt in München, wie kurz er war, blieb dennoch für Müller's künſtleriſche Entwicklung wiederum nicht ohne mannichfache Anregung. Das beweiſen namentlich die zum Theil ſehr ſcharfen Urtheile, welche er, mitunter auch in poetiſcher Form, über einige der jüngſten Münchner Bauwerke in ſeinen Tagebüchern niederlegte.

Aber auch noch in anderer Hinſicht wurde dieſer Aufenthalt für ihn von Wichtigkeit, und zwar von entſcheidender: er ſtellte ſeine in großen, ausführlichen Zeichnungen niedergelegten Entwürfe zur Vollendung des florentiniſchen Domes auf dem Münchner Kunſtverein aus, und gewann ſich dadurch die Freundſchaft, ja die Bewunderung ſeines ſpäteren Biographen. Hingeriſſen, wie Herr Förſter ſelbſt ſagt, von der Klarheit, Schönheit und Vollkommenheit des Planes, hielt auch er die Ausführung deſſelben nicht nur für möglich, ſondern ſogar für nothwendig („was ich, wie er hinzuſetzt, auch noch thue, da ich mir nicht vorſtellen kann, daß ein ſo geſund organiſirter Gedanke ungeboren ſterben ſoll“), und beſchloß daher, zunächſt durch die Preſſe dafür wirkſam zu ſein.

In dieſem Zuſammenhange erhielt nun auch der Herausgeber der Bauzeitung, Ludwig Förſter in Wien, Nachricht von den Müller'ſchen Entwürfen. Unermüdlich thätig und nach allen Seiten hin wachſam für die Intereſſen ſeiner Kunſt, wie dieſer vortreffliche Mann iſt, forderte er Müller auf, ſelbſt eine Abhandlung über ſeine Pläne zu ſchreiben, die er in ſeiner Zeitſchrift abdrucken und mit den erforderlichen Zeichnungen begleiten wollte. Müller, der damals bereits wieder in die Schweiz zurückgekehrt war, um ſich an den dortigen Eiſenbahnbauten zu betheiligen, nahm die Einladung mit Freude an; eine ausführliche, nicht nur für Müller's eigene Pläne, ſondern auch für die Geſchichte des Doms und damit der italiäniſchen Kunſt ſelbſt höchſt intereſſante Abhandlung, die ſich auch im Anhang des Förſter'ſchen Denkmals wiederholt findet, ging nach Wien.

Bald darauf folgte der Künſtler ſelbſt. Auch dies iſt ein Zug in dieſem „Deutſchen Künſtlerleben“, der wohl zum Nachdenken anregen mag, und von dem wir nur wünſchen, daß er nicht ohne Nachfolge bleibe: — zwei Privatmänner, Ernſt Förſter in München und Ludwig Förſter in Wien, ohne Mittel und ohne andern Einfluß, als den ihre Kenntniß und künſtleriſche Einſicht ihnen giebt, eröffnen dem jungen Künſtler die Bahn, zu welcher er den Zutritt vergeblich von der Gunſt der Großen erhofft hat; deſſen Pläne anzuſehen die Fürſten keine Zeit hatten, über deſſen thörichte Begeiſterung die Hofleute die Achſeln zuckten — aber der einfache treue Sinn ſeiner Kunſtgenoſſen erkennt und verſteht den Genius in ihm! aber ihr brüderlicher Beiſtand wird ihm zur kräftigſten Stütze, erhebt, trägt, hält ihn zu einer Zeit, da Zweifel und Niedergeſchlagenheit ihn ſchon zu erdrücken drohen! Und unſere Künſtler zweifeln noch, wo ſie den eigentlichen Schwerpunkt ihrer Wirkſamkeit zu ſuchen haben? Seid einig, entſchlagt euch der kleinlichen Eiferſucht, trachtet mit reinem keuſchen Sinne zuerſt und allein nach dem, was Eure Kunſt erheiſcht — und die Gunſt der Großen wird Euch entbehrlich werden!

Durch das Bekanntwerden ſeines Domprojects war Müller die freundlichſte Aufnahme in Wien vorbereitet. Bevor wir jedoch von dieſem letzten Abſchnitt ſeines Lebens das Nähere erzählen, ſei hier noch eines Zwiſchenſpiels gedacht, das, ſo häßlich es iſt, doch nicht mit Stillſchweigen übergangen werden darf, weil es eine Pflicht der Literatur iſt, die Barbarei und Willkür, zu welcher die Mehrzahl der Behörden im Verkehr mit Künſtlern ſich immer noch berechtigt hält, öffentlich zu brandmarken. Der Magiſtrat der Stadt Brüſſel hatte einen Concurs ausgeſchrieben für den Entwurf eines bedeckten Marktes, welcher in Brüſſel errichtet werden ſollte. Auch an dieſem Concurs nahm Müller Antheil (Herbſt 1847); ſein Entwurf, ohne eine der vorgeſchriebenen materiellen Bedingungen zu beeinträchtigen, war von lieblich poetiſchem Geiſt durchhaucht, ein Muſter geſchmackvoller Pracht, wie ſie in einer Stadt gleich Brüſſel am Orte ſchien.

Vergebens indeſſen wartete er ſelbſt nur auf die erbetene Beſcheinigung über den richtigen Empfang der Sendung; eine gelegentliche Notiz in einer Brüſſeler Zeitſchrift, in welcher das Entzücken geſchildert ward, mit dem Müller's Entwurf überall, von Laien wie Sachverſtändigen, aufgenommen worden, war das Einzige, was er ſieben Monate hindurch über das Schickſal ſeiner Arbeit erfuhr.

Endlich, nach faſt dreiviertel Jahren und nachdem er ſchon die Vermittelung des dortigen ſchweizeriſchen Conſuls in Anſpruch genommen, erhielt er einen belobigenden Brief des Brüſſeler Gemeinderathes, nebſt einer ſilbernen Medaille, dieſe letztere jedoch ohne alle Beziehung auf den ſtattgehabten Concurs und ſchon vor Längerem für eine ganz andere Gelegenheit geprägt. Dieſe alte ſilberne Medaille muthete man dem Künſtler zu als Ehrenpreis für ſeinen Entwurf anzunehmen! Alle Beſchwerden, welche Müller gegen dies unwürdige Verfahren erhob, zum Theil ſelbſt durch die öſterreichiſche Geſandtſchaft, blieben ohne Erfolg. Müller, den die Angelegenheit außerordentlich kränkte und erbitterte, iſt darüber hingeſtorben, ohne Genugthuung; ja die Brüſſeler Behörde nur einfach zur Herausgabe der durchaus widerrechtlich feſtgehaltenen Zeichnungen zu bringen, iſt den Angehörigen des Künſtlers erſt geraume Zeit nach ſeinem Tode gelungen. —

Suchen wir unſern Freund denn nunmehr in Wien auf, wohin er in den letzten Wochen des Jahres ſieben und vierzig gegangen war. Alſo zu keiner ſehr günſtigen Zeit; das Ungewitter, das wenige Monate ſpäter losbrechen und auch den alten Kaiſerſtaat bis in die Wurzeln erſchüttern ſollte, lag damals ſchon ſehr deutlich in der Luft und verbreitete auch über dem ſo naiven, ſo lebensluſtigen Wien bereits eine ſchwüle, unheimliche Atmoſphäre; man tanzte noch, o ja: aber man hatte auch ſchon längſt das Bewußtſein, daß man, nach dem alten Gleichniß, auf einem Vulkane tanzte., 1854!

Noch hatte der junge Künſtler kaum Zeit gewonnen, ſich in die Eigenthümlichkeiten der öſterreichiſchen Hauptſtadt einzuleben, als der Vulkan losbrach; mit welcher zerſchmetterten Gewalt und zugleich doch mit welchen prächtigen Feuergarben und unter welchem Frohlocken der Zuſchauer, iſt noch in Jedermanns Gedächtniß. Müller, beinah noch fremd, ſcheel angeſehen als Fremder von denen, die einen möglichen Nebenbuhler in ihm witterten, befand ſich in einer außerordentlich ſchwierigen Lage. Kunſtwerke hatte er aufbauen wollen — und kam zu einem allgemeinen Zuſammenſturz; Mauern hatte er gründet und feſte Zinnen errichten wollen — und ſiehe da, ein gewaltiger Orkan, Erdbeben gleich, ſtürzte das ganze politiſche Bauwerk in Trümmer und löſte die Grundfeſten einer Geſellſchaft, welche der Kurzblick ihrer Meiſter und Herren für unerſchütterlich gehalten.

Und hier ſei es uns denn verſtattet, jene zweite Betrachtung einzuſchalten, auf die wir ſchon oben hindeuteten, nämlich über das Verhältniß unſerer Künſtler zu den politiſchen Kämpfen und Leiden der Gegenwart.

Es walten im Publikum ſehr verſchiedene Anſichten über dies Verhältniß. Während die Einen von dem Künſtler verlangen, daß er ſich um politiſche Fragen überhaupt nicht kümmern und dem Treiben der Oeffentlichkeit keinen Einfluß auf die Schöpfungen ſeines Genius verſtatten ſoll, ſtellen im Gegentheil Andere die Forderung an ihn, daß er dieſe Kämpfe und Leiden im Kunſtwerk ſelbſt wiederſpiegele, daß er mit dem Strahl der Schönheit die Nebel des Irrthums und der Leidenſchaft verkläre, die ſchwankenden Geſtalten befeſtige und auf dieſe Weiſe ſeine Zeitgenoſſen nicht blos äſthetiſch ergötze, ſondern auch ihr politiſcher Lehrer und Befreier werde.

Haben wir die Strömung des öffentlichen Urtheils richtig verfolgt, ſo hat die letztere Anſicht gegenwärtig das Uebergewicht, wenigſtens was Muſik und bildende Kunſt betrifft. Dem Dichter erläßt man das politiſche Element gern, ja man würde ihm die Anweſenheit desſelben vielleicht kaum verzeihen, außer etwa wo er als Herold und Lobredner desjenigen politiſchen Syſtemes auftritt, das gerade im Augenblick am Ruder ſitzt. Doch ſcheint uns das bei den Meiſten weniger aus Begeiſterung für die politiſche Keuſchheit und Unbeflecktheit der Poeſie zu geſchehen, als weil ſie durch das Gegentheil ſich ſelbſt bei den Machthabern zu compromittiren fürchten. Aber ein freiſinniges Gemälde, eine revolutionäre Muſik, eine Statue des Spartacus, wie er die Kette bricht, ein Bauwerk in alterthümlich ſtrengem Stil, das mit der Illuſion einer nationalen Kunſtrichtung ſchmeichelt — ei ja, das iſt etwas Anderes, daran kann man ſich kitzeln, ohne daß der Gensdarm es merkt!

Daher denn ſolche Stimmen, wie ſie jetzt ſo vielfach an unſere Künſtler gerichtet werden. Unſere Künſtler, ſagt man, machen es wie weiland unſere romantiſchen Dichter: ſie äſthetiſiren zu viel und leben zu wenig; ſie bauen ſich ein behagliches Neſt hoch oben im einſamen Baumgipfel und kümmern ſich zu wenig um die Erde mit ihren Leiden und Freuden, ihren Kämpfen und Irrthümern; ſie liegen zu viel auf dem Rücken und ſtarren hinauf in den blauen Himmel oder horchen dem Singſang der Vögel, oder ſtreiten ſich unter einander über Farbenmiſchung und Contrapunkt und antikes oder modernes Coſtüm, gothiſchen oder byzantiniſchen Stil, ſtatt die Geſchichte ihrer Zeit zu ſtudiren und das Leben der Völker nach künſtleriſchen Motiven zu durchforſchen.

Wer, fahren dieſe Ankläger fort, würde ſich für einen Dichter zu halten wagen, und hätte nichts weiter gelernt und nichts Größeres ſtudirt, als das Langkurz, Kurzlang der Metrik, oder Sonne und Wonne zu reimen?

Aber unſere Maler, unſere Muſiker, unſere Bildhauer und Baumeiſter ſind in dieſem Falle! Sie halten ihr Studium für abgeſchloſſen mit dem, was ſich vor der Staffelei, in der Muſikſchule, vor dem Marmorblock oder auf der Bauakademie erlernen läßt; Geſchichte und Philoſophie dagegen, dieſe einzigen Schlüſſel zum Verſtändniß der Welt und des Lebens, halten ſie für überflüſſig, wenn nicht gar für verderblich. Dafür aber ſtehen ſie nun auch ſo fremd in der Welt und vergebens forſchen wir in dieſen mannichfachen Kunſtbeſtrebungen nach einem Funken wirklichen Lebens. Dieſe blaſſen Heiligen mit den langausgeſtreckten, dünnen Leibern, dieſe endloſen ſpielenden Kinder und trinkenden Bauern, dieſe Kätzchen mit dem Zwirnknäuel, dieſe abſchiednehmenden

Liebespaare, von denen unſere Maler nicht loskommen können — um des Himmelswillen, ſind ſie nicht eben ſo abgeſchmackt und Roccocco, wie die verliebten Arien unſerer Componiſten, die nackten Göttergeſtalten unſerer Bildhauer oder die Phantaſiebauten unſerer Architekten, in denen alle Zeitrichtungen ſich kreuzen und alle Geſchmacke durcheinanderquirlen, nur von der Richtung der Gegenwart und von nationalem, volksthümlichem Geſchmack iſt nichts darin zu ſpüren?! Wir haben das Alles ſeit Jahren zum Ueberdruß geſehen, gehört und angeſtaunt und Ihr ſelbſt, verſtellt Euch nicht! habt es Euch bereits zum Ueberdruß gemalt, gemeißelt, gebaut und componirt, es macht Euch keinen Spaß mehr und uns noch weniger. Nein, wenn wir Eure Gemälde loben, Eure Opern beklatſchen, Eure Bau- und Bildwerke bewundern ſollen, ſo müſſen wir in Farbe, in Ton und Stein den Hauch der Zeit ſpüren, Eurer wie unſerer Meiſterin! ſo müßt Ihr Euch um das Verſtändniß der Gegenwart bemühen und ſie zum Inhalt Eurer Productionen machen! Das Ziel der Gegenwart aber iſt der Staat, die Geſchichte; ſo malt uns denn reactionäre oder liberale Geſchichte, gleichviel, aber malt uns nur Geſchichte! ſo verlaßt den kalten Olymp und bevölkert unſere einförmigen Straßen und Plätze mit den großen Männern unſerer Geſchichte, einerlei ob Könige oder Dichter, ob

Feldherren oder Gelehrte! ſo erweitert die enge Bühne und laßt uns ſelbſt aus dem Pomp der Oper, aus dem Lärmen Eurer Poſaunen und Tamtams etwas von dem Geiſt der Geſchichte heraushören! ſo ſündigt ſo viel Ihr mögt gegen Vitruv und Palladio, aber ſchafft nur endlich einmal Bauwerke, die ein eignes nationales Gepräge tragen und nicht bald bei der Antike, bald beim Mittelalter betteln gehen! —

Auch hier wieder müſſen wir es der Beurtheilung und auch vielleicht dem perſönlichen Geſchmack des Leſers überlaſſen, was er von dieſen Forderungen halten und wie viel Wahres oder Falſches, Richtiges oder Uebertriebenes er darin finden will; es iſt nicht der Zweck dieſer Darſtellung, die Streitfrage zwiſchen Kunſt und Gegenwart theoretiſch zu löſen, ſondern wir wollen nur an einem praktiſchen Beiſpiel zeigen, wie ſchroff dieſer Gegenſatz iſt und wie tief er durch die edelſten und beſten Herzen ſchneidet. —

Und für unſern Freund in ſeiner ſpeciellen Eigenſchaft als Baukünſtler kamen noch ganz beſondere Schwierigkeiten dazu, welche das Peinliche ſeiner Lage noch erhöhten. Iſt der Baukünſtler ſchon immer abhängig von fremdem Auftrag und Bedürfniß, ja iſt es ſchon immer ein ſeltenes Glück, wo ſich eine Gelegenheit zu einem großen öffentlichen Bauwerk findet, von großen und allgemeinen

Zwecken, die der Würde der Kunſt angemeſſen ſind und dem Künſtler Raum geben zur Entfaltung ſeines Talentes: ſo mußten dieſe Schwierigkeiten ſich in Zeiten der Unruhe und des Bürgerkrieges, wie ſie jetzt über Deutſchland hereinbrachen, noch außerordentlich vermehren. Keine Kunſtübung bedarf ſo ſehr eines ungetrübten politiſchen Horizontes, als gerade die Baukunſt: keine Muſe ſieht ſich in Zeiten der Unruhe und des öffentlichen Mißtrauens raſcher verlaſſen und ängſtlicher gemieden, als die Muſe des Architekten. Wo man Barrikaden baut, iſt es mit den übrigen Bauten zu Ende; man ſtellt wohl noch Handlanger an, giebt den Maurern zu thun, ſetzt Axt und Hobel in Bewegung, aber nur aus Furcht, die hungrige Maſſe zu beſchäftigen, nicht aus Kunſtſinn; nur das grollende Meer der Volkswuth ſoll beſchwichtigt, nicht der reine Dienſt der Kunſt gefördert, nicht ein Denkmal für künftige Zeiten errichtet werden.

Ferner aber mußten auch jene nationalen Forderungen, die man neuerdings an die Kunſt und ganz beſonders an die Baukunſt richtet, unter den politiſchen Ereigniſſen jener Tage eine ganz beſonderes dringende Geſtalt annehmen, zumal für einen Künſtler, der es mit ſeiner Kunſt ſo ernſt meinte und auch über den nationalen Beruf derſelben ſo tief nachgedacht hatte wie Müller. Nationalität war ja recht eigentlich das Feldgeſchrei jener

Tage; wie hätte man ſie der Kunſt erlaſſen können? Wir wollten volksthümliche Geſetze haben, volksthümliche Miniſterien, volksthümliche Fürſten; wie hätte das Ideal eines volksthümlichen Bauſtils nicht gerade jetzt mit verdoppelter Gewalt in der Seele des Künſtlers aufſteigen ſollen? Ganz gewiß, es waren trübe Tage, die der junge Künſtler in der unruhvollen Hauptſtadt zwiſchen Volkstumulten und Reactionsgerüchten verlebte. Unruhe von außen, Unruhe von innen; dort ein gährender Volksgeiſt, der nach neuen Formen ringt, die er nicht finden, hier ein gährender Künſtlergeiſt, der ſich mit der künſtleriſchen Verklärung einer Volksthümlichkeit abarbeitet, die er doch in Staat und Leben noch nirgend entdecken kann.

Und ſolcher gährenden Künſtlergeiſter gab es damals viele. Wir begreifen jetzt, warum gerade unter den Künſtlern, die ſonſt als reactionär verſchrieen werden, die Opfer der Revolution ſo zahlreich geweſen, und weshalb gerade von ihnen ſich ſo viele Kopfüber mit dämoniſcher Haſt in den Abgrund des Bürgerkriegs geſtürzt haben: ſie wollten den Widerſpruch los ſein, der ſie beängſtigte, dem Geſpenſt der Politik, das ſie ſchon ſo lange verfolgte und deſſen bloße Nähe ihre hellſten Farben matt, ihre lieblichſten Töne ſtumm, ihre beſten Einfälle unbedeutend machte, wollten ſie Mann gegen Mann in die

Augen ſehen, ſie wollten wenigſtens ſterben für dieſes Volk und dieſe Freiheit, von der ſie ſo viel hörten, und der ihre Kunſt doch auf keine Weiſe beizukommen vermochte. Behüte uns der Himmel, daß wir Gift träufeln in die Wunden dieſer edlen Kämpfer oder Diſteln pflanzen auf ihre frühen, kummervollen Gräber! Aber das ſcheint uns nur der Wahrheit gemäß und dem wirklichen Gang der Dinge entſprechend, daß die politiſchen Opfer, welche die Revolution aus der Künſtlerwelt gefordert, nicht blos als Opfer der Politik, ſondern eben ſo ſehr auch als die Opfer künſtleriſcher Entzweiung und Zerriſſenheit betrachtet werden.

Und gerade in dieſer Zeit der äußerſten Entzweiung und Zerriſſenheit iſt es nun, wo die künſtleriſche Natur unſeres Freundes ſich am glänzendſten und tüchtigſten bewährt; gerade aus dem Drangſal dieſer Verhältniſſe, die der Kunſt ſcheinbar ſo ungünſtig waren und in denen ſo viele ſeiner Genoſſen hilflos untergingen, ſollte ihm, dem treu Ausharrenden, kühn Zugreifenden, die Blüthe der Erfüllung reifen. — Schweizer von Geburt, und alſo ſchon durch die patriotiſchen Erinnerungen ſeiner Heimath an den Gedanken politiſcher Freiheit und Unabhängigkeit gewöhnt, freute er ſich der friſcheren Bewegung, welche damals auch das deutſche Leben erfaßt zu haben ſchien, und ſchloß ſich ihr mit vollem, hoffnungsreichen Herzen an; er ließ den Kopf nicht hängen, er winſelte und pinſelte nicht, wie es damals von ſo vielen ſeiner Collegen geſchah, über die Barbarei und den Untergang der Kunſt, der nun hereinbrechen müſſe. Ebenſo wenig aber hielt er es auch mit denen unter ſeinen Genoſſen, welche damals ihre Kunſt als etwas für dieſe große Zeit zu Kleines, zu Untergeordnetes überhaupt bei Seite warfen, und mit gleichen Beinen aus der Stille des Ateliers hineinſprangen in die Politik: gleich als ob die Politik nicht auch eine Kunſt wäre, welche erlernt ſein will, und als ob nicht auch hier der Preis nur demjenigen zu Theil würde, der eine ernſte Arbeit und ein wirkliches, eingehendes Studium daran geſetzt hat! — Müller blieb eben auch in der gewaltigen Aufregung dieſer Zeit, wozu er ſich von der Natur beſtimmt fühlte und was zu ſein ihm durch nichts anders hätte erſetzt werden können: er blieb Künſtler. In dieſer Zeit, wo, wie es den Anſchein hatte, alle Feſſeln geſprengt wurden, auch diejenigen zu ſprengen, in denen eine einſeitige und kurzſichtige Staatsverwaltung ſeine Kunſt bisher gehalten, von dieſem goldenen Regen der Freiheit, der auf einmal in ſo verſchwenderiſcher Fülle auf unſer Volk herabgeſturzt kam, auch der Kunſt ihr gebührendes Theil zuzuwenden, auch ihr jene Unabhängigkeit und Selbſtbeſtimmung zu ſichern, welche damals das allgemeine Feldgeſchrei des Tages war — hierin und hierin allein erkannte er die Pflicht, die in jenem Augenblick jedem wahrhaften Künſtler oblag —

Die Altlerchenfelder Vorſtadt hatte eben damals die Erbauung einer neuen Kirche beſchloſſen, zu welcher die anſehnliche Summe von faſt dreihunderttauſend Gulden ausgeſetzt war; der Bau ſollte in dem ſogenannten Renaiſſanceſtil ausgeführt werden. Müller, der es, wie wir wiſſen, als die eigentlichſte Aufgabe ſeiner Kunſt betrachtete, die inhaltloſen, unlebendigen Muſter der Vergangenheit zu beſeitigen und einen eigenthümlichen, dem nationalen Charakter entſprechenden Bauſtil herzuſtellen, konnte nicht ohne Schmerz, ja ohne Grimm daran denken, daß eine im Ganzen ſo ſeltene Gelegenheit und eine ſo bedeutende Summe wiederum für die wahre Kunſt verloren gehen ſollte. In einer Plenarverhandlung des Architektenvereins (und man erinnere ſich wohl, welches Gewicht damals allem Vereinsweſen beigelegt ward; wiewohl erſt wenige Jahre dazwiſchen liegen, thut dieſe Erinnerung doch ſchon ſehr noth) unterwarf er das Bauproject einer ſo ſcharfen wie gründlichen Beurtheilung. Er wies nach, daß ſeit Urzeiten jedes Volk, namentlich und ganz beſonders aber jede Religion ihren eigenen beſtimmten Bauſtil habe und haben müſſe; er deckte die Verirrung auf, welche darin liege, daß man chriſtliche Kirchen nach dem Muſter griechiſcher und römiſcher Tempel erbaue; er ſchilderte die geſchichtlichen und localen Zuſtände, unter denen der ſogenannte Renaiſſanceſtil entſtanden und bewies, daß derſelbe, als der eigentliche wahre Jeſuitenſtil, nicht nur für die neue, ſich verjüngende Zeit unpaſſend, ſondern daß er auch an ſich nicht im Stande ſei, etwas wahrhaft Großes, Würdiges, am allerwenigſten aber einen chriſtlichen Kirchenbau zu ſchaffen.

Der Eindruck, den Müller's Vortrag auf die Verſammlung machte, war außerordentlich; der Vortrag wurde auf Koſten des Vereins gedruckt, Müller ſelbſt aber aufgefordert, die Schrift an das damalige Miniſterium der öffentlichen Arbeiten einzureichen. Wir müſſen uns wiederum an die ſo ganz ungewöhnlichen Zuſtände jener Zeit erinnern, um den Erfolg zu begreifen, den dieſer Schritt hatte. Müllers Anträge fanden das vollſtändigſte Gehör. Die Einrichtung eines freien und allgemeinen Concurſes für alle öffentlichen monumentalen Gebäude, auf welche er in einer zweiten Eingabe angetragen, an der ſich nicht nur der geſammte Architektenverein, ſondern auch der Präſident und die Profeſſoren der Akademie betheiligt hatten, wurde bewilligt; der bereits begonnene Bau der Altlerchenſelder Kirche ſelbſt wurde eingeſtellt und ein Concurs zur Einreichung neuer Pläne ausgeſchrieben.

Mit der Nachricht dieſer Erfolge wurde Müller überraſcht, als er (Auguſt 1848) von einer kleinen Erholungsreiſe nach Wien zurückkehrte; nur acht Tage waren ihm noch übrig, um ſelbſt an der Preisbewerbung Theil zu nehmen. Trotz dieſer Kürze der Zeit und trotz des geſchwächten Zuſtandes, in welchem ſeine Geſundheit ſich damals bereits befand, brachte er den vollſtändigen Plan mit Grundriß, Aufriſſen, Durchſchnitten und Koſtenberechnungen glücklich zu Stande. Er hatte ſich dabei hauptſächlich an das Muſter der italiäniſchen Kirchenbauten aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gehalten, ſo jedoch, daß (wie Ernſt Förſter bemerkt) überall und namentlich im Geſammteindruck ſeines Entwurfes der ganz neue Impuls, den er ſeiner Kunſt zu geben im Begriff ſtand, und die friſche Schöpferkraft ſeines Genius herauszufinden iſt.

Es war das erſte Mal bei dieſem Concurſe, daß das nach ſeinen Vorſchlägen zuſammengeſetzte Schiedsgericht vom Miniſterium zu öffentlicher Sitzung zuſammenberufen ward. Der Preis wurde, wie nicht anders zu erwarten ſtand, dem Müller'ſchen Entwurf zu Theil; nach ihm ſollte die Kirche erbaut, der Bau ſelbſt zu unmittelbarer Leitung in Müller's Hände gegeben werden. Auch dieſe Entſcheidung beſtätigte das Miniſterium, das ihm überdies wenige Monate ſpäter (Januar 49) die neuerrichtete Profeſſur der Baukunſt an der Kaiſerlichen Ingenieurakademie übertrug.

So hatte Müller's Schickſal auf einmal eine ſo raſche wie glückliche Wendung erhalten; ein würdiges Feld künſtleriſcher Thätigkeit lag vor ihm eröffnet, das Ziel, nach dem er ſo lange, ſo ſehnſuchtvoll gerungen, war erreicht.

Aber mit ihm auch das Ziel ſeines Lebens; in demſelben Augenblick, da die Ideale ſeines Herzens ſich endlich zu verwirklichen anfingen, ſollte dieſes Herz ſelbſt ſtille ſtehen für ewig. Eine auszehrende Krankheit, mit der Müller ſchon ſeit Längerem zu kämpfen gehabt, entwickelte ſich plötzlich in ihrer ganzen zerſtörenden Heftigkeit; weder die Kunſt des Arztes, noch die liebevollſte Pflege ſeiner Anverwandten und Freunde vermochten den Beklagenswerthen zu retten; am Morgen des zweiten Mai 1849 ſtarb Müller, noch nicht volle ſieben und zwanzig Jahre alt.

Wer jetzt nach Wien kommt, und durch die Vorſtadt Lerchenfeld geht, gelangt bald an einen Platz, wo mächtige Gerüſte in die Höhe ragen und halb vollendete Mauern, rieſenhafte Pfeiler, mächtige Fenſterbögen mit kunſtreichen Geſimſen dazwiſchen emporſteigen; zahlloſe Hände regen ſich, die Krahne ſtöhnen, Meißel und Kelle wetteifern. Wenn du aber die Werkleute nach dem Namen des Baumeiſters fragſt, ſo weiſen ſie auf ein Grab, das zwiſchen Gärten und Büſchen verſteckt liegt. Aber die Mauern wachſen doch, die Wölbungen ſteigen und nicht allzulange mehr, ſo wird das ſchlanke Zwillingspaar der Thürme wie grüßend herniederblicken auf den einſamen Hügel in ſeiner Nachbarſchaft.

Dieſe Wiener Vorſtadtkirche, nebſt der in St. Gallen, an deren Ausführung ebenfalls bereits gearbeitet wird, werden alsdann die einzigen ſichtbaren Denkmäler ſein von dem reichen, edlen Streben, das hier ſo frühzeitig ſein Ziel gefunden hat. Ein anderes Denkmal, und zwar ein nicht minder erhebendes, nicht minder lebensvolles hat der Künſtler ſich im Herzen aller derer geſtiftet, die ihm nahe ſtanden oder denen auch nur nachträglich geſtattet iſt, einen Blick in die ſtille Werkſtatt ſeiner Pläne, ſeiner Hoffnungen und Wünſche zu werfen. Möge von dieſem freundlichen, dieſem tröſtenden Eindruck auch etwas in dieſe Blätter übergegangen ſein!

[illegible]

Der ſterbende Ariſtophanes.

Was ein halbwahres und auch nur halbverſtandenes Stich- und Schlagwort, im günſtigen Moment ins Publikum geſchleudert, daſelbſt für nachtheilige Wirkungen hervorbringen und welche tief greifende Verwirrung der unſeligſten Art daraus erwachſen kann, das haben, ſo weit es politiſche Verhältniſſe und Fragen anbetrifft, die letztverwichenen Jahre mehr als hinlänglich gezeigt. Der Menſch, und keineswegs blos der ungebildete, hat nun einmal einen Trieb, ſich mit gewiſſen halb fertigen, ihm ſelbſt erſt halb klaren und darum läſtigen Fragen in der Art abzufinden, daß er an ihre Stelle ein Gleichniß oder Zeichen ſetzt, das zwar keineswegs vollſtändig, ja wohl in manchen Fällen nur ſehr wenig oder auch gar nicht paßt, dafür aber den weſentlichen Vortheil bietet, der Phantaſie als ein Ganzes, in ſich Fertiges und Abgeſchloſſenes vorzuſchweben. Der beſſer Geſinnte tröſtet ſich dabei, daß es eben nur ein Gleichniß ſein ſoll, ein Symbol, das ihn ſelbſt nur um ſo mehr anfeuern wird, das halb Fertige zu vollenden, das Irrthümliche zu berichtigen, gleichſam jene noch fehlende Hälfte, welche die Phantaſie ihm zum Voraus ſchon bewilligt hat, durch Arbeit und Anſtrengung nachzuholen.

Aber auch bei ihm wird ſich das Stichwort in vielen Fällen allmälig ſo feſt einleben, auch ſeine Phantaſie wird ſich ſo daran gewöhnen, daß er die ſymboliſche Beſchaffenheit deſſelben nach und nach vergißt und über kurz oder lang als Wahrheit nimmt und zwar als vollſtändige Wahrheit, was ihm ſelbſt urſprünglich nur ein Sporn ſein ſollte, die Wahrheit zu erringen. Es iſt damit wie mit jenem „vorgegeſſnen Brod“, von dem der Dichter ſpricht; wo das einmal auf den Tiſch gekommen, wo man ſich einmal daran gewöhnt hat, den Augenblick nicht als Frucht der Vergangenheit, ſondern als Vorſchuß zukünftiger Arbeit zu genießen, da ſind Elend und Untergang immer dicht vor der Thür, das Brod wird verzehrt, die Zukunft rückt heran, die Arbeit aber bleibt ungethan oder wird mit Unluſt und Widerwillen und darum auch ohne den richtigen Erfolg gethan.

Was aber ſelbſt den beſſer Denkenden und tiefer Gebildeten leicht wie eine beſtrickende Macht beſchleicht, dem ſtürzt der minder Gebildete, der Leichtſinnige und Rohe, der wohl gar noch von unlautern Abſichten erfüllt iſt, ſich mit Begier entgegen. Gerade je unklarer ein Stichwort, je weiter es ſich von der Wahrheit entfernt, je größer iſt die Gewalt, die es über die Maſſen übt; laßt Euer Licht nur auf einen einzigen Punkt des Gegenſtandes fallen, noch dazu einen ſehr untergeordneten, ſehr unerheblichen Punkt, den man vielleicht eben deshalb bis dahin kaum noch gewahr wurde, aber das Licht ſei nur recht grell, die Beleuchtung recht lebhaft — und gebt Acht, wie die geblendete Menge aufjauchzen wird und wird Stein und Bein ſchwören, jetzt erſt fange ſie an, das Ding überhaupt zu ſehen und jetzt ſolle ihr auch Niemand mehr ein X für ein U machen! Das iſt die berauſchende, die wahrhaft dämoniſche Kraft ſolcher Stich- und Schlagwörter, daß ſie, einſeitig wie ſie ſind, nichts deſto weniger den ganzen Menſchen in Beſchlag nehmen: als ob die mangelnde Wahrheit nachträglich hineinwachſen ſolle und müſſe, werden ſie nicht ſelten die Veranlaſſung, daß dasjenige, was ſie als geſchehen vorgeben oder als nothwendig fordern, nun wirklich geſchieht und wirklich als Nothwendigkeit allgemein verlangt, gefordert und erſtritten wird. Gewöhnlich erſt nachdem dies geſchehen, tritt der Moment des Rückſchlags ein, wo es wie im Auerbach'ſchen Keller heißt: „Irrthum, laß los der Augen Band“ — und da ſehen die armen Geſellen dann auf einmal ſchmerzlich entnüchtert, daß ſie, ſtatt

Früchte vom Weinſtock des Lebens zu ſchneiden, das Meſſer nur gegen ſich ſelbſt gekehrt und in ihr eigenes Fleiſch gewüthet haben.

Davon, wie geſagt, haben die politiſchen Ereigniſſe und Zuſtände der letztverwichenen Jahre uns eben ſo zahlreiche wie beklagenswerthe Beiſpiele geliefert, und auch jetzt noch fehlt es nicht daran, wenn die Schlagworte ſelbſt auch nicht mehr auf offenem Markt, beim Weben der Heckerhüte und der rothen Fahnen ausgerufen, ſondern nur noch fein ſittiglich in ehrbaren Conventikeln und Brüderſchaften ins Ohr geflüſtert oder wohl auch gar mit einem majeſtätiſchen L. S. zur Seite von oben herab nicht blos als unzweifelhafte Wahrheit, ſondern auch als unverbrüchliche Richtſchnur verkündet werden.

Doch würde man ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß dieſer dämoniſche Einfluß der Schlag- und Stichworte ſich nur auf das Gebiet der Politik beſchränkt. Auch die Literatur, auch die Aeſthetik haben ihre derartigen Loſungen, die in vielen Fällen nicht minder zufällig entſtehen, nicht minder anſpruchsvoll auftreten, nicht minder verderblich wirken. Weder die ſtrenge Wiſſenſchaft, noch die Kunſt ſind davon ausgenommen: die Philoſophen ſo gut wie die Poeten, die Kritiker ſo gut wie die Aeſthetiker haben ihre beſtimmten Symbole, ihre Stich- und Loſungsworte, denen ſie folgen, ja für die ſie ſich und das Publikum fanatiſiren, genau in demſelben Maße, je einſeitiger und oberflächlicher ſie ſind. Die Zahl dieſer Irrlichter iſt ſogar auf dem Gebiet der Literatur noch weit beträchtlicher als auf dem Gebiete der Politik, ſei es, weil die Bewegung auf dem erſteren noch immer verhältnißmäßig freier iſt, oder ſei es auch weil das Publikum hier bei weitem kleiner und zerſplitterter iſt, ſo daß hier alſo jeder neue Ruf auf ſeinen Wiederhall, jeder Prieſter auf ſeine Gemeine rechnen darf, wie klein dieſelbe auch ſei und wie abgeſchmackt die Lehre, die er vorträgt.

Darum ſehen wir denn auch von Jahr zu Jahr, und zuweilen in noch kürzeren Zeiträumen, faſt auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft, in Philoſophie, Theologie, Medicin, am häufigſten und regelmäßigſten aber in der ſogenannten ſchönen Literatur derartige Stich- und Schlagworte auftauchen, mit deren Wahrheit es in den meiſten Fällen ſehr mißlich beſtellt iſt und von denen das Publikum, genau wie der Haufe des politiſchen Marktes, ebenfalls nur verlangt, daß ſie hübſch blendend, hübſch auffallend ſind, und mit recht ſonorem, recht bedeutungsvollem Klang in das Ohr fallen. Die meiſten Stich- und Schlagworte, die in der Geſchichte hinterdrein eine große Rolle geſpielt haben, verdanken ihren Urſprung bekanntlich dem Zufall oder der augenblicklichen

Aeußerung eines Einzelnen, der damit nichts weniger dachte als einen hiſtoriſchen Ausſpruch zu thun; viele ſind Scherz-, manche ſogar Schimpf- und Ekelnamen geweſen, bis die geſchmähte Partei mit der Zeit zur ſiegreichen und der Schimpf- zum Ehrennamen wurde. Eben ſo zufälligen Urſprungs ſind häufig auch die Schlag- und Stichworte, welche die Literatur in Bewegung ſetzen; auch hier wird nicht ſelten ein gelegentliches Scherzwort aufgerafft, um in aller Eile zum hiſtoriſchen geſtempelt und als gültige Münze der Nachwelt überliefert zu werden. Es wäre noch eine intereſſante und durchaus neue Aufgabe für einen Literarhiſtoriker, der aber allerdings zugleich auch in hohem Grade Culturhiſtoriker ſein müßte, dieſe verſchiedenen Aeußerungen durch den Lauf der Jahrhunderte auf den verſchiedenen Gebieten unſerer Wiſſenſchaft und Kunſt zu verfolgen, ihren Urſprung nachzuweiſen, ihre Ausdehnung abzugrenzen und endlich uns auch über die Wirkungen aufzuklären, die ſie auf den weiteren Gang unſerer Wiſſenſchaft und Kunſt, ſowie auf Entwicklung und Leiſtungen der Einzelnen gehabt haben, im Guten ſowohl wie im Böſen.

Das Letztere freilich würde auch hier vermuthlich überwiegen, und ſogar noch in höherm Grade als auf den Feldern der Politik und des öffentlichen Lebens. Denn hier, wo zuletzt doch immer die Thatſachen herrſchen, kann ein Wort, eine Redensart ſich zwar lange, aber doch nicht immer behaupten; auch für die ſchönſte Phraſe, das ſchwungvollſte Stichwort kommt immer einmal die Zeit, wo es die Probe der Thatſachen zu beſtehen hat — und wenn dieſe Probe dann unglücklich ausfällt, dann Adieu Phraſe und Phraſenhelden, dann werden ſie in den Winkel geworfen zum alten Eiſen, die eine mit den andern, und Niemand kümmert ſich mehr um ſie.

Anders in der Literatur. Die Literatur iſt zwar keinesweges, wird aber doch vom Publikum und ſogar von vielen Literaten ſelbſt für ein lediglich theoretiſches Ding gehalten; es fehlen hier jene thatſächlichen Proben, welche die politiſche Entwicklung mit ſich führt, oder wenn ſie da ſind, ſo werden ſie doch vom Publikum in dieſer ihrer kritiſchen Eigenſchaft nicht erkannt. Daher kommt es, daß leere oder einſeitige Bezeichnungen, veraltete und irrthümliche Traditionen, Parteinamen und Parteianſichten ſich nirgend ſo ungeſtört forterben und eines ſo allgemeinen Anſehens genießen, als in der Literatur. Die Thatſachen ſind unerbittlich, Magen und Geldbeutel des Volks, als die beiden eigentlichen Pole, zwiſchen denen doch endlich alle Politik ſich bewegt, ſind ſehr ungeſtüme Mahner, die früher oder ſpäter jede Illuſion zerſtören und jeden Namen vernich-

1854.

ten, der eben nichts mehr als ein Name geweſen. Das Papier dagegen iſt geduldig, der Fleiß unſerer Gelehrten groß und noch größer ihr Reſpect vor Allem, was Schwarz auf Weiß überliefert worden; auf einen Zweifler kommen immer zehn Gläubige und auch der Zweifler ſteht in den meiſten Fällen noch nicht im Dienſte der Wahrheit, ſondern nur eines andern Irrthums. Es wäre eine zweite und ebenfalls höchſt intereſſante Aufgabe für einen Literarhiſtoriker, einmal alle die angeblichen Berühmtheiten aufzuzeichnen und die falſchen Urtheile zuſammenzutragen, die ſich in unſerer Literaturgeſchichte forterben, aus keinem andern Grunde, als weil ſie einmal darin ſind und weil zu irgend einer Zeit ein Schlag- und Stichwort, deſſen Beziehung vielleicht längſt vergeſſen iſt, die Veranlaſſung dazu gegeben hat; eine große Zahl von Namen, die noch immer ein Literarhiſtoriker dem andern auf Treu und Glauben nachſchreibt, nebſt einer Menge von Anſichten und Urtheilen, die ebenſo ſtereotyp ſind wie Namen und Jahreszahlen, würde damit ein für allemal verſchwinden. Aber dieſe Arbeit wäre ſehr mühſam und würde ſich fürs Erſte immer nur auf Einzelnheiten erſtrecken können. Und dabei würde dann erſt abgewartet werden müſſen, ob und in wie weit die Geſammtgeſchichte unſerer Literatur davon Gebrauch machen will.

Dies vorausgeſchickt, wird es nun auch nicht mehr als Uebertreibung oder gar als bloße Grille erſcheinen, wenn wir behaupten, daß die Stich- und Schlagwörter in Literatur und Wiſſenſchaft ſogar noch gefährlicher ſind und noch verderblicher, als in der Politik, aus dem Grunde nämlich, weil ihre Einſeitigkeit ſchwerer erkannt und berichtigt, die endliche Berichtigung ſelbſt aber minder bekannt und verbreitet wird. Ueberhaupt wird, nach unſerm Dafürhalten, jenen Verirrungen des Geſchmacks und jenen falſchen äſthetiſchen Gewohnungen, wie ſie allerdings jederzeit im Publikum verbreitet ſind und gleichſam zu den Privilegien deſſelben gehören, im Ganzen genommen noch viel zu wenig Werth beigelegt. Freilich, wenn der äſthetiſche Irrthum wirklich nichts weiter wäre als das, ſo wäre nicht ſo gar viel daran gelegen und könnte es immerhin Jedem als Privatſache überlaſſen bleiben, was er ſchön finden will und was nicht; guter Geſchmack iſt auch eine Kunſt, die gelernt ſein will wie alle übrigen und dürfen daher von ſolchen, welche ſie nicht gelernt haben, auch die gelegentlichen Aeußerungen eines ſchlechten und verkehrten Geſchmacks uns in der That nicht allzuſehr überraſchen und verſtimmen.

Aber der Geſchmack hat außer ſeiner äſthetiſchen auch noch ſeine ſittliche Seite und dieſe wiegt für Alle gleich ſchwer. In äſthetiſcher Hinſicht mag es gleichgültig oder doch wenigſtens unerheblich ſein, das Publikum begeiſtert ſich für einen guten oder einen ſchlechten Schriftſteller, es findet ſein Gefallen am Schönen und Richtigen oder am Häßlichen und Abgeſchmackten — das Schöne, ſagt man uns, bricht ſich endlich doch Bahn und was der Kurzblick der Zeitgenoſſen verkennt, wird dafür deſto heller in den Jahrbüchern der Geſchichte ſtrahlen.

Möglich, daß es ſo iſt oder doch wenigſtens in vielen Fällen ſo iſt: denn daß es nicht immer ſo iſt und daß es auch Talente und Verdienſte giebt, die durch die Ungunſt oder die mangelnde Einſicht der Zeitgenoſſen ſchon im Keime erſtickt werden und ſich daher niemals zu dem entwickeln, was eigentlich in ihnen gelegen und wozu ſie unter glücklichern Umſtänden befähigt geweſen wären — das wird ebenfalls Niemand, der den Weltlauf kennt, in Abrede ſtellen. Aber ebenſo wenig läßt ſich auch läugnen, daß Alles, woran der Menſch ſein Herz hängt und dem er ſeine Aufmerkſamkeit, ſeine Neigung, ſeine Begeiſterung zuwendet, ihn ſelbſt auch ſittlich beſtimmt, mag das nun eine Geliebte ſein, der er ſich hingiebt, oder eine politiſche Partei, der er ſich widmet, oder endlich ein Dichter, den er verehrt, ein Buch, das er lieſt, ein Kunſtwerk, für das er ſich begeiſtert. Wer ſeinen äſthetiſchen Geſchmack roh und unaufgeklärt läßt, der wird auch in allen übrigen Stücken mit der Gefahr der Roheit zu kämpfen haben; wer ſich in der Literatur gewöhnt, dem Kleinen und Schwachen zu huldigen, der wird ſich auch übrigens den Sinn für das Große und Erhabene nicht lange lebendig zu erhalten vermögen; wer ſich in ſeinen künſtleriſchen Anſichten abhängig macht von fremden Urtheilen und jeder Mode folgt und an jedes Stichwort glaubt, blos weil es das Stichwort der Mode iſt, von deſſen Selbſtändigkeit und ſittlicher Feſtigkeit darf man ſich auch übrigens nicht viel verſprechen. Wäre den Regierungen, wie ſie jetzt der Mehrzahl nach ſind, nicht beſſer gedient mit weichen und nachgiebigen als mit ſtarken und männlichen Charakteren und nahme die Erziehung der Nation zu Freiheit und ſittlicher Tüchtigkeit überhaupt noch eine Stelle in dem Mechanismus unſeres dermaligen Staatslebens ein: ſo ließe ſich wohl behaupten, daß es ſogar eine Pflicht des Staates, die äſthetiſche Erziehung ſeiner Angehörigen zu beaufſichtigen und den Geſchmack des Publikums unter ſeine Obhut zu nehmen. Natürlich nicht durch Verbote des Schlechten und Niedrigen — Verbote gehören ſich immer nur in Polizeiſachen, in geiſtigen ſind ſie ebenſo fruchtlos wie thöricht — wohl aber dadurch, daß der Staat als ſolcher das Schöne beförderte, das Edle und Große belohnte, das Gute und Tüchtige krönte. Vor allem aber und wenn er ſelbſt ſich nicht geiſtig ſtark genug fühlt, um ſich auf dies Gebiet des Geiſtes zu begeben und auch hier das Banner voran zu tragen, das ihm gebührt, ſo ſollte er es ſich doch wenigſtens angelegen ſein laſſen, ein richtiges geſchichtliches Verſtändniß der Literatur, beſonders der eigenen Nationalliteratur, nach Möglichkeit zu befördern, um dadurch dem Geſchmack des Publikums allmälig mehr Selbſtbewußtſein und Stetigkeit zu geben. Die Literaturgeſchichte, die auf der Mehrzahl unſerer Erziehungsanſtalten nur immer noch als eine Art von Luxus, ein fünftes Rad am Wagen gilt, das den Wagen nicht fördert, ſondern hemmt — dieſe vornehm über die Achſel angeſehene, kaum erſt geduldete Literaturgeſchichte wäre in der That nicht nur vollkommen geeignet, ein höchſt zweckmäßiges und fruchtbares Element der nationalen Erziehung abzugeben, ſondern ſie iſt ſogar in Verbindung mit der politiſchen Geſchichte des Vaterlandes die erſte und nothwendigſte Grundlage, auf der alle nationale Erziehung überhaupt gegründet werden muß. Und das nicht etwa blos wegen ihrer äſthetiſchen, ſondern ganz hauptſächlich wegen ihrer ſittlichen Beziehungen und wegen des heilſamen Einfluſſes, den ſie durch Aufklärung des literariſchen Urtheils und Veredlung des äſthetiſchen Geſchmacks auch auf die ſittlichen Eigenſchaften des Menſchen, auf ſeine Wahrheitsliebe, ſeinen Ernſt, ſeine Reinigkeit und Keuſchheit übt. —

Aber damit die Einleitung dem Aufſatze ſelbſt doch nicht gar zu ſehr über den Kopf wächſt — nach ſo vielen Gründen und bei dem gefährlichen Einfluß, den ſomit auch literariſche Stich- und Schlagwörter zu üben vermögen, wird man hoffentlich auch nichts Ungehöriges darin finden, wenn wir in der Reihe dieſer Abhandlungen über Deutſchlands Vor- und Rückſchritte auch ein Stichwort beleuchten, das ſeit einigen Jahren in unſerer Literatur aufgekommen. Daſſelbe bezieht ſich auf einen Schriftſteller, deſſen augenblickliche perſönliche Lage allerdings von der Art iſt, daß ſie mehr in die Stille des Krankenzimmers als in die Oeffentlichkeit der Literatur gehört. Doch zählt er ſelbſt noch immer zahlreiche, zum Theil leidenſchaftliche perſönliche Verehrer; auch gehört ſein Name für alle Zeiten der Geſchichte unſrer Poeſie als Eigenthum an. — Wir meinen das Stichwort von dem „ſterbenden Ariſtophanes“, das wir dieſen Seiten als Ueberſchrift vorangeſetzt haben und das bekanntlich, echt oder falſch, paſſend oder unpaſſend, wie es ſei, zu Ehren Heinrich Heine's geprägt iſt.

Irren wir nicht, ſo wurde daſſelbe zuerſt von Adolf Stahr im zweiten Band ſeiner „Zwei Monate in Paris“ gebraucht. In der That trägt es ganz jenen überſchwänglichen Charakter, der die Ausſprüche dieſes liebenswürdigen, mehr enthuſiaſtiſchen als kritiſchen Beurtheilers auszeichnet, verbunden mit einem Nachklang jener klaſſiſchen Studien, denen derſelbe ſich ehemals widmete. Sollte das Wort aber auch nicht von Adolf Stahr ſelbſt erfunden ſein, ſo iſt es doch jedenfalls zuerſt und vornämlich durch ihn in Umlauf geſetzt worden und haben wir daher wohl ein Recht, ihm die Vaterſchaft deſſelben zuzuſchreiben.

Oder nein: die eigentliche Vaterſchaft gehört Heine ſelbſt. Denn bekanntlich hatte derſelbe am Schluß ſeines „Wintermärchen“, das im Jahr vier und vierzig, recht in der Blüthezeit der politiſchen Dichtung und der politiſchen — Unzufriedenheit erſchien, ſich ſelbſt, wenn nicht unmittelbar als Ariſtophanes, doch wenigſtens als Sohn des großen Komöden proklamirt:

„Mein Herz iſt liebend wie das Licht,
Und rein und keuſch wie das Feuer;
Die edelſten Grazien haben geſtimmt
Die Saiten meiner Leier.

Es iſt dieſelbe Leier, die einſt
Mein Vater ließ ertönen,
Der ſelige Herr Ariſtophanes,
Der Liebling der Kamönen.

Es iſt die Leier, worauf er einſt
Den Paiſteteros beſungen,
Der um die Baſileia gefreit,
Mit ihr ſich emporgeſchwungen.“

Konnte ein aufmerkſamer und begeiſterter Freund hiernach weniger thun, als den vom Dichter ſelbſt aufgebrachten Vergleich weiter ausführen? Der Sohn wurde zum Vater, der Nachahmer (vorausgeſetzt immer, daß der ganze Vergleich paſſend war) zum Original avancirt. Auch war ja Ariſtophanes von Alters her als der „ungezogene Liebling der Grazien“ anerkannt — nun, und daß auch Heinrich Heine ein Liebling der Grazien, ſtand ja ebenſo feſt und war ja ebenſo unzweifelhaft, als daß er zuweilen auch ungezogen ſein konnte, ſehr ungezogen .....

Und dieſer Dichter nun, dieſer unverwüſtliche Spötter mit den nie welkenden Roſen im Haar, dem ewigen Lächeln um den Mund, dieſer verkörperte Uebermuth, dieſer Inbegriff von Allem, was deutſcher Witz und franzöſiſche Zierlichkeit und engliſche Skepſis und altklaſſiſche Geiſtesklarheit jemals zu Stande gebracht — ſiehe da, mitten in dem fremden, lärmenden Paris, verbannt aus dem Vaterlande, das er ſo bitter verhöhnt und dem er doch ſo viel unvergängliche Kränze gewunden, lag er im Sterben; ein furchtbar qualvolles Siechthum hielt ihn gefeſſelt, ſeine Tage waren gezählt, es war kein Krankenbett mehr, nur ein langes, jammervolles Sterbebett!

Aber mitten in dieſen Qualen, im Angeſicht dieſes Todes, der nur ſo lange zu zögern ſchien, um ſeine Schreckniſſe deſto vollſtändiger zu entfalten, hatte dieſer unverwüſtliche Geiſt gleichwohl ſeine ganze alte ſieghafte Kraft bewahrt; dieſe Hand, die ſchon lange die Feder nicht mehr führen konnte, ſchnitzte noch Pfeile, ſo bunt, ſo kitzelnd, daß ſelbſt Diejenigen, die davon getroffen wurden, ſich des Lächelns nicht enthalten konnten; dies Auge, deſſen Lider ſchon halb geſunken waren, ſchoß noch Blitze, Blitze der Kraft, des Witzes, der Schönheit, die hell über ganz Deutſchland leuchteten. Von demſelben Schmerzenslager aus, auf das der Kummer der Freunde, das Mitleid der Gegner ihn hingeſtreckt ſah, gleich einem edlen, langgehetzten Wilde, das dem Grimm der Verfolger nur entgangen iſt, um endlich an innerer Verſchmachtung zu ſterben — rüſtete er ſich, ein Buch ausgeben zu laſſen, von dem er ſelbſt geſagt haben ſollte, „er thue ſich Schaden, daß er dieſe Gedichte drucken laſſe: denn ſie würden ſein Buch der Lieder in Vergeſſenheit bringen." Ließ ein pikanterer, ein großartigerer Contraſt als dieſer ſich denken? Und welche paſſendere Huldigung gab es für eine ſo ungewöhnliche Geiſtesſtärke, als dieſen Ehrennamen des „ſterbenden Ariſtophanes," den man gleichſam über das Bett des Dulders heftete? Ja, ſo wie Heinrich Heine, mit dieſen Scherzen auf der erbleichenden Lippe, dieſem kecken Humor in dem halb erloſchenen Auge, unter dieſem Beifallsgeſchrei des Volkes — ſo mußte auch jener alte Dichter hinübergegangen ſein, in dem wir ein- für allemal das Höchſte verehren, was komiſche Kraft und Witz und genialſter Uebermuth hervorbringen können. Der „ſterbende Ariſtophanes“ wurde ein Stich- und Schlagwort, das Einem aus allen Ecken und Enden der Literatur entgegentönte; nicht mehr von Heine wurde geſprochen, ſondern nur noch vom „ſterbenden Ariſtophanes.“ Selbſt daß dieſer hartgeſottene Heine, dieſe Incarnation von Allem, was Frivolität und Witz und ſelbſt ein gewiſſer Anhauch von Fanatismus in neuerer Zeit gegen das Chriſtenthum hervorzubringen vermochte — ſelbſt daß er in der Vorrede ſeines Romancero (im Spätherbſt 1851) ſich plötzlich als Chriſt gebärdete, und zwar als ein ſehr gläubiger, ſehr eifriger Chriſt, der daſſelbe etwas unſaubere Gefäß, das er ſo oft über den „Chriſtengott“ geleert, jetzt den Philoſophen und Spöttern über die Köpfe goß — ſelbſt das konnte die Bewunderung ſeiner Freunde nicht erſchüttern, noch dem Gerede vom „ſterbenden Ariſtophanes“ ein Ende machen. Das neueſte Werk des berühmten Dichters enthielt (ſelbſt ſeine Freunde konnten ſich darüber nicht täuſchen) der Schwachheiten noch mehre: warum denn nicht auch dieſe? Auch Ariſtophanes war nur ein Menſch geweſen, kein Gott; auch ihm hatte der Schmerz der Todesſtunde bei alledem wol einige Seufzer abgerungen. Wenn dieſe Seufzer ſich nun bei Heine an den bis dahin ſo arg gelaſterten Chriſtengott richteten, wenn er nicht blos dem Unglauben, ſondern überhaupt allem Denken über göttliche Dinge den Scheidebrief gab und ſich, ſelbſt zum Kinde geworden durch die Uebermacht der Krankheit, einem völlig naiven Kinderglauben in die Arme warf — was war daran ſo ſehr zu verwundern? Der Menſch iſt einmal ſchwach und auch die Sonne, wie man weiß, hat ihre Flecken. Auch war Heinrich Heine ja ein ſolcher notoriſcher Schalk, daß es wohl erlaubt war, trotz der armen Sündermiene, die er angenommen und trotz des Ernſtes, mit dem er ſelbſt ſeine Bekehrung verſicherte, noch immer einige Schalkhaftigkeit dahinter zu vermuthen: ſtille Waſſer ſind tief und vielleicht war Heinrich Heine niemals muthwilliger und niemals ſchadenfroher als jetzt, da er ſich ſo recht ſtill, ſo recht bekehrt anſtellte. —

Seitdem ſind wiederum einige Jahre ins Land gelaufen, der Romancero iſt nach einem kurzen, für den Verfaſſer im Ganzen genommen nicht ſehr ſchmeichelhaften Eclat ſo ziemlich in Vergeſſenheit gerathen; wenigſtens ſpricht man ſchon längſt nicht mehr von ihm und auch die vorhin erwähnte Weiſſagung des Dichters ſcheint ſich noch keineswegs beſtätigt zu haben. Heine ſelbſt iſt noch immer krank; nur in ſeiner Gläubigkeit ſoll er ſich befeſtigt und zugenommen haben. Das Gerede von dem „ſterbenden Ariſtophanes“ aber währt noch immer fort;

kein Reiſebrief aus Paris wird gedruckt, ohne daß die Redensart ihre Rolle darin ſpielte, kein Beſuch bei dem kranken Dichter geſchildert, ohne daß wir gleich einer unvermeidlichen Arzenei auch dies epitheton ornans dabei entgegennehmen müßten. Ja es iſt die ſicherſte Ausſicht vorhanden, daß daſſelbe auch in die Literaturgeſchichte ſelbſt eindringen und noch von ſpäteren Schriftſtellern umhergehetzt werden wird: ein Erfolg, der für den Witz des erſten Erfinders vielleicht ſehr ſchmeichelhaft iſt, ſeinem Wahrheitsſinn aber doch unmöglich angenehm ſein kann.

Prüfen wir denn den Anſpruch auf geſchichtliche Wahrheit und Dauer, der dem beliebten Stichwort in der That zuſteht; machen wir uns klar, was es eigentlich ſagen will; unterſuchen wir ſeine geſchichtliche Berechtigung, indem wir in flüchtigem Umriß die beiden Männer einander gegenüber ſtellen, die es in ſo innige Verbindung bringt. Alle Gleichniſſe bekanntlich hinken; darum ſoll man es auch mit einem derartigen Witzwort allzugenau nicht nehmen. Wo ſich dagegen findet, daß der Vergleich die wirkliche Beſchaffenheit der Dinge völlig auf den Kopf ſtellt, wo er, um eine Aehnlichkeit aufzufinden, die ganze Erſcheinung vorher zur Fratze verzerren und aus Schwarz Weiß, aus Groß Klein, aus Wahrheit Lüge machen muß und umgekehrt — nun allerdings, da wird es Pflicht, wenigſtens aufmerkſam darauf zu machen, daß es in der That nur ein Witzwort iſt, ein zufälliger perſönlicher Einfall, dem kein Zutritt in die Geſchichte der Literatur verſtattet werden darf und den auch das Publikum ſich hüten ſollte, ernſthafter Weiſe nachzuſprechen. —

Was Heine iſt, was unſere Literatur ihm verdankt und was er ſelbſt andererſeits an ihr verſchuldet hat, darüber kann unter denjenigen, die mit dem Entwickelungsgang unſerer Literatur überhaupt bekannt ſind, wohl überall kein Zweifel mehr herrſchen. Heine hat nicht nur einer ganzen bedeutenden Epoche unſerer Literatur, ſondern unſerer geiſtigen Entwickelung überhaupt hat er den Stempel ſeines Genius aufgedrückt. Wie es eine Zeit gab — und ſie liegt in Wahrheit noch nicht allzulange hinter uns — wo auf dem geſammten deutſchen Parnaß nichts vernommen ward, als das Echo ſeiner Dichtweiſe, ſo wächſt auch noch heutigen Tages kein junger Mann, ſogar kein Mädchen von nur einiger literariſcher Bildung und Empfänglichkeit in Deutſchland heran, das nicht ſeine Zeit hatte, wo es für Heine ſchwärmt und ihn für den größten hält von allen Dichtern, welche die Erde jemals getragen. Ja damit nicht genug: jedes bedeutendere Buch geht bekanntlich auch in den Leſer ſelbſt über und erzeugt hier, bis in die zweite und dritte Generation hinein, dieſelbe Stimmung und dieſelben Kämpfe, dieſelben Irrthümer und dieſelben Leiden, in denen der Dichter ſelbſt gerungen.

So auch Heine's „Buch der Lieder.“ Nicht nur ihre Zeit hat unſere Jugend bis auf dieſe Stunde, wo ſie für Heine ſchwärmt, ſondern auch in dem Entwickelungsgange jedes lebhafter fühlenden jungen Menſchen liegt noch jetzt eine Epoche, wo er ſelbſt Heiniſch denkt, fühlt und empfindet. Was der Werther für die enthuſiaſtiſche, heißblütige Jugend der ſiebziger und achtziger Jahre, das iſt Heine's „Buch der Lieder“ für die kränkliche, blaſirte, und doch ſo ſehnſüchtige, ſo unruhvolle Jugend unſerer Tage; man konnte damals kein Mann werden, ohne mit Werther im blauen Frack und gelber Weſte gegangen zu ſein — und man kann es auch heute nicht, ohne mit Heine auf den Brocken gereiſt zu ſein und am Nordſeeſtrande gelegen und für Napoleon den Großen geſchwärmt und Florentiniſche Nächte durchſchwelgt und endlich über das Alles und noch verſchiedenes Andere ſeinen richtigen Katzenjammer bekommen zu haben. Ein allgemeiner und unvermeidlicher Krankheitsſtoff der Zeit hat ſich in der Heine'ſchen Dichtung mit ſo gewaltiger Energie, mit ſo hinreißender künſtleriſcher Plaſtik fixirt, daß wir Alle, die wir denſelben Stoff noch mehr oder minder in uns tragen, wie unter dem Banne dieſes außerordentlichen Genius ſtehen. Ja ſo groß iſt ſeine Gewalt und ſo unwiderſtehlich ſein Zauber, daß wir uns ihm ſelbſt da nicht entziehen können, wo die gereiftere Einſicht uns ſagt, daß hinter dieſem üppig ſchwellenden Fleiſch doch nur die Verweſung lauert, oder wo wir zu begreifen anfangen, daß dies unwiderſtehliche, dies unnennbare Lächeln, gemiſcht aus allem Süßeſten und Bitterſten der Erde, doch nur Grimmaſſe der Agonie, dieſer funkelnde, ſprühende Witz doch nur der Phosphorglanz der Fäulniß iſt.

Heine iſt der letzte und denkwürdigſte Ausläufer der Romantik, und deren Bedeutung wiederum liegt, im Gegenſatz zu der von allgemeinen Ideen, den Ideen der Freiheit und der Sittlichkeit getragenen Epoche unſerer klaſſiſchen Dichter und Denker, in dem verderblichen Cultus, den ſie der Subjectivität, nicht der ſittlich erfüllten, ſondern der abſtracten, inhaltloſen Subjectivität mit allen ihren Launen und Schwächen, Schrullen und Wunderlichkeiten eröffnete. Daher die Inhaltloſigkeit der Romantik ſelbſt; daher ihre Abneigung vor den ethiſchen Mächten der Geſchichte, ihre Flucht vor der Wirklichkeit, ihr Verhätſcheln aller kleinen perſönlichen Gelüſte und Leidenſchaften, ihre Hingabe an den Katholicismus, der ihr die Sünden vergab, und an die Reaction, die ihr die Schulden bezahlte; daher ihre Apoſtaſien, ihr Fanatismus, ihre Verketzerungen. An Talenten hat es der Romantik wahrhaftig nicht gefehlt; es wäre ein geradewegs kindiſcher Irrthum, wenn man behaupten wollte, die nächſten Nachfolger von Goethe und Schiller hätten den nächſten Vorgängern derſelben an Talent nachgeſtanden oder wären von geringerer Kenntniß oder geringerer Bildung geweſen, da ſie doch in der That den Meiſten von ihnen in allen dieſen Punkten bei Weitem vorangehen. Wenn die Romantik trotz dieſes Reichthums an Talenten und Kenntniſſen, ſowie trotz des Eifers, mit dem ſie ſelbſt ſich der Literatur hingab, gleichwohl nicht einmal auf dem Gebiete der Literatur etwas Dauerndes und in ſich Abgeſchloſſenes geſchaffen, ja wenn ſie mit aller Anſtrengung nicht einmal einen Schatten hat herbeiführen können von dem, wozu in der Epoche zunächſt vor Goethe und Schiller denn doch wenigſtens der Samen geſtreut ward: ſo liegt dies eben in dem Mangel an ſittlichem Gehalt und ſittlicher Größe, an welchem ſie krankt, und weil es ihr überall, ſelbſt auch in der Pflege der Kunſt, nur um Befriedigung kleiner perſönlicher Gelüſte, niemals um die großen ethiſchen Zwecke der Menſchheit zu thun geweſen iſt. Aus Unwahrheit und Willkür hervorgegangen, mußte die Romantik, trotz ihrer feinen äſthetiſchen Bildung und trotz des Fleißes, mit dem ſie die erſten Muſter des Geſchmacks aller Zeiten und aller Nationen ſtudirte, doch zuletzt nur bei Ungeſchmack und Formloſigkeit anlangen; ſelbſt ohne Inhalt, ein hohler weſenloſer

Schatten, war ihr auch kein anderes Ziel geſetzt, als das Ziel der Selbſtvernichtung.

In dieſes letzte und äußerſte Stadium, das Stadium der Selbſtvernichtung, ward die Romantik nun durch Heine eingeführt. Von allen Gelüſten und Leidenſchaften, allen Ahnungen und Träumen, allem Hoffen und Sehnen iſt ihr hier nichts mehr übrig geblieben als nur die nackte, nüchterne Enttäuſchung. Die Welt iſt nur noch einzige große Lüge, je bunter, je verlogener; ſo baut ſie der Poet ſich denn alle Tage aufs neue auf, um ſie immer wieder aufs neue zu zerſchlagen und ſich über die Verzerrung zu freuen, in der ſein eignes Antlitz ihm aus den Splittern und Scherben entgegengrinſt.

Poſitiv und wahrhaft aber in dieſer ungeheuren und allgemeinen Lüge, in der es nichts Feſtes, nichts Dauerndes, nichts Heiliges, weder Sittlichkeit, noch Vaterland, noch Freiheit, weder Haß noch Liebe, weder Schmerz noch Luſt mehr giebt, ſondern nur noch die Wolluſt der Selbſtverhöhnung und Selbſtzerſtörung, die neben ihrer Wolluſt doch auch zugleich ihre Qual und Pein empfindet und dabei die eine wie die andere gleichmäßig verachtet — poſitiv und wahrhaft iſt bei Heine nur das außerordentliche Talent, das dieſe Lüge plaſtiſch zu geſtalten und ſie dadurch ſogar zu einer gewiſſen, wenn auch nur augenblicklichen äſthetiſchen Verſöhnung zu bringen weiß.

Wem von uns ſind nicht ſchon im täglichen Leben hier und da Menſchen aufgeſtoßen, welche, nach ihren einzelnen ſittlichen Eigenſchaften beurtheilt, uns nur Abneigung und Widerwillen erwecken konnten? Aber ein gewiſſer cyniſcher Humor, ein gewiſſer Humor der Selbſtverſpottung, der dieſen Fallſtaffsnaturen beigemiſcht iſt und durch den ſie ſich jeden Augenblick über ihre eigene Schlechtigkeit erheben, wenn auch nur um gleich darauf wieder deſto tiefer hineinzuplumpſen, läßt uns zu dieſer moraliſchen Zergliederung gar nicht erſt kommen und macht erträglich, ſogar ergötzlich, was ohne ihn widerwärtig und abſchreckend wäre.

Im alleräußerſten Grade findet dies bei Heine ſtatt. Es iſt ein Meduſenantlitz, das uns aus ſeinen Verſen anblickt, ohne Zweifel: aber auch die Kunſt der Alten bereits verſtand es, das Antlitz der Meduſe ſo zu bilden und Anmuth und Schrecken, Liebreiz und Abſcheu ſo darin zu vereinigen, daß wir ſchaudern im Hinblick und wieder hinblicken und immer wieder, um noch einmal ſo ſüß zu ſchaudern!

Man ſieht hieraus, wie hoch wir das perſönliche Talent des Dichters anſchlagen und wie bereit wir ſind, demſelben unſere Huldigung darzubringen. Selbſt auch von ſeiner Schuld und ſeinen Irrthümern wollen wir die größere Hälfte der Zeit in Rechnung ſtellen, deren nur allzugetreuer Sohn er iſt: nämlich jener Zeit der Reſtauration, die auf die kurze traumhafte Begeiſterung der Freiheitkriege folgte und in ihrer katzenjämmerlichen Ohnmacht und Abſpannung denn freilich keine geſunden, thatkräftigen Söhne zu erzeugen vermochte.

Aber nur dieſe Schuld ſelbſt ſoll man nicht abläugnen; man ſoll nicht Heine, den Dichter der Frivolität und Lüge, zu einem Heros der Wahrheit und Freiheit machen; nicht Ernſt und Andacht ſoll man für einen Dichter zu erwecken ſuchen, für den Ernſt und Andacht jederzeit nur leere, thörigte Klänge geweſen ſind!

Und das thut man, indem man ihn als den „ſterbenden Ariſtophanes“ präconiſirt. Es kann nicht unſere Abſicht ſein, hier ein vollſtändiges oder auch nur einigermaßen vollſtändiges Bild des großen attiſchen Komöden zu geben. Auch ſind die charakteriſtiſchen Züge deſſelben ſo ſtark ausgeprägt und drängen ſich ſelbſt dem flüchtigſten Beſchauer mit ſolcher Deutlichkeit auf, daß wenige Worte über dieſen Gegenſtand hier genügen werden. Trotz ſeines poetiſchen Uebermuthes und trotz der Maßloſigkeit ſeiner Scherze, von denen überdies noch ein guter Theil auf den allgemeinen Geſchmack (oder auch Ungeſchmack) ſeiner Zeit abgerechnet werden muß, war Ariſtophanes eine der ſittlich erhabenſten und ſtrengſten Naturen, von denen das geſammte

Alterthum uns Kunde giebt. Weit entfernt den Neuerer zu ſpielen und, wie Heine es liebt, ſich und ſeine Zuhörer mit dem Phantaſiebild der Revolution (deren „Tambour“ Heine ja bekanntlich ſein will) zu kitzeln, war Ariſtophanes im Gegentheil ein Eiferer für alte Zucht und Sitte, gegenüber den Meinungen und Ausſchweifungen eines verweichlichten, durch ſeine Verweichlichung verderbten Zeitalters; erſt die grandioſe Keuſchheit, die ihn innerlichſt erfüllt, giebt ihm das Recht, ſo grandios cyniſch zu ſein, wie er zuweilen iſt.

Die Unflätereien und Zoten finden wir nun freilich bei Heine wieder, mehr als zur Genüge, aber nur nichts von innerer Keuſchheit; das weiß ohne Zweifel Niemand beſſer als Heine ſelbſt, der auch ganz gewiß keinen Anſpruch darauf macht und in der Stille ſeines Herzens über dieſe und ähnliche pathetiſche, ja ſentimentale Lobredner ſich ohne Zweifel am allerboshafteſten ergötzt. Ariſtophanes iſt nackt wie die Natur und hat ſeine natürliche Freude an dem Nackten; es iſt noch etwas in ihm, dem bacchiſchen Dichter, von jenem bacchiſchen Uebermuth, der den Phallus als Symbol der überſchwenglichen Naturkraft verehrte und mit Blumen bekränzt, jauchzend vor ſich her trug. Heine dagegen iſt nur ein Flaneur, wie ſie ſich auf den Boulevards von Paris zu Hunderten umhertreiben und zu Hunderten den

Loretten und Dames aux Camelias nachſtreichen; er iſt Kenner der „rechten Sorten", die er „geſucht in allen Landen" und deren Vorzüge denn doch endlich nur in einem etwas feſteren Fleiſch beſtehen und einer noch größeren Schamloſigkeit, als ſie ſonſt bei dieſer Gilde anzutreffen.

Ariſtophanes glaubte ferner an die alten Götter — Heine hat ſich etwas ſpät zum „Chriſtengott" bekehrt und muß uns daher ſchon entſchuldigen, wenn wir dieſer Bekehrung keinen übermäßig großen Werth beilegen. Ariſtophanes geißelte die moderne, ſtaatsverderberiſche Kunſt der Sophiſten, denen er ſelbſt den Sokrates um ſeiner ſprachlichen Dialektik willen beizählte — wo aber iſt je ein größerer Sophiſt geweſen und wer hat der Dialektik mehr ſtyliſtiſchen Flitter abgeborgt als der Dichter des Wintermärchen? Ariſtophanes war auch ein Verehrer und Vertheidiger der alten Muſik, die neuen künſtlichen Tonweiſen, die mit Trillern und Schnörkeln das Ohr des Volkes verweichlichten, waren ihm verhaßt und dienten ihm zum Gegenſtand endloſen Spottes. Heine dagegen, wer weiß es nicht? löſt mit revolutionärem Behagen ſelbſt die alten Geſetze der Rhythmik auf, er mißhandelt Vers und Reim, vermengt alle Gattungen und Stylarten und ſucht auch in der Sprache nur einen widerſtandloſen Stoff für ſeine Einfälle und Capricen. Ariſtophanes, der beredte Bewunderer der alten Marathonkämpfer, hing über Alles innig am Vaterlande, er kannte nichts Größeres, nichts Schöneres als dies Athen, das die Götter ſo ſichtlich zu ihrem Lieblingsſitze erkoren. Und Heine? Nun ja doch, er hat einen recht hübſchen Cultus für Napoleon den Großen gegründet, noch lange vor Napoleon dem Dritten, zu einer Zeit, da die Wunden, die jener erſte Napoleon dem deutſchen Vaterlande geſchlagen, noch ſehr friſch bluteten; er hat die rothen Höschen der franzöſiſchen Soldaten ſehr niedlich beſchrieben und wenn ihn ja einmal die Sehnſucht nach dem deutſchen Vaterlande beſchleichen will, ſo weiß er ſich doch bald genug in den Armen einer „franzöſiſchen Frau“ von den „deutſchen Sorgen“ zu erholen.

Aber ſelbſt auch in blos künſtleriſcher Hinſicht iſt der Vergleich ſo abſurd wie möglich. Während Heine in richtiger Erkenntniß deſſen, wozu die Natur ihn befähigt, niemals auch nur den Verſuch gemacht hat zu einer größeren künſtleriſchen Conception (denn die drei Trauerſpiele, die er vor dreißig Jahren als berliner Student herausgab, ſind nicht nur überhaupt höchſt ſchwach, ſondern insbeſondere auch höchſt formlos), ſo gehören im Gegentheil die Komödien des Ariſtophanes ihrer ganzen inneren wie äußeren Anlage nach zu dem Kunſtvollſten, was in der Poeſie überhaupt jemals erſchaffen worden iſt, eine wahrhaft Schwindel erregende Architektonik, die wir Neueren Mühe haben uns ſelbſt nur im Grundriß zu vergegenwärtigen.

Doch ſehr wahrſcheinlich wußten auch Heine's neueſte Lobredner dies Alles ganz wohl und dieſe und ähnliche Uebertreibungen ſollten nur eine Courtoiſie gegen den kranken Dichter ſein: nachdem Heine nicht nur bei der deutſchen Kritik, ſondern auch beim deutſchen Publikum, das dem deutſchen Dichter, dem Freiheitsſänger die Penſion aus der Taſche Louis Philippe's doch nicht ſo ganz und gar vergeſſen konnte, längere Zeit hindurch in einen gewiſſen Mißkredit gerathen war, wollte man, ſcheint es, das Verſäumte durch einen kühnen Coup wieder gut machen, und da ihm leider ſonſt keine Hülfe geboten werden konnte, wollte man wenigſtens ſein Schmerzenslager noch mit Blumen des Lobes und der Bewunderung überſtreuen. Bei Gelegenheit des Romancero wurde dieſe Abſicht ſogar von einigen eifrigen Vertretern unſerer journaliſtiſchen Kritik ganz unverholen an den Tag gelegt: es wurde der Kritik und wird ihr noch bis auf dieſe Stunde ſo zu ſagen als eine Pflicht des Mitleids und der Menſchlichkeit ins Gewiſſen geſchoben, ſäuberlich umzugehen mit dem ſchwer kranken Verfaſſer und die letzten Tage des ſterbenden Dichters lieber durch ein bischen zu viel Lob zu verſüßen als ihm durch Tadel, wie begründet er ſei, wehe zu thun.

Dergleichen Anmuthungen wären überall höchſt bedenklich; die Wahrheit iſt gegen Geſunde und Kranke, gegen Lebende und Sterbende ſtets nur eine und dieſelbe; eine aufrichtige und ehrenhafte Kritik aber hat es ſtets nur mit der Wahrheit zu thun. In erhöhtem Grade iſt dies bei Heine der Fall; ihm gegenüber, einem hiſtoriſch ſo ausgeprägten, ſo fertigen und anerkannten Charakter, werden dieſe Anmuthungen geradewegs zur Thorheit, ja zur Beleidigung für den Dichter ſelbſt. Was Heine iſt und was er hat ſein können, das wiſſen wir alle längſt; ſeine Unſterblichkeit iſt, wie geſagt, zu anerkannt und zu wohl begründet, ſeine ganze Erſcheinung zu feſt verwachſen mit der geſammten Entwickelung unſeres modernen Lebens, als daß er nöthig hätte, ſeinen Ruhm noch bei Lebzeiten durch künſtliche Mittel auffriſchen, ſich noch bei Lebzeiten durch plärrende Chorknaben wie einen Heiligen beräuchern und Wechſel auf die Zukunft unter falſcher Firma ausſtellen zu laſſen.

Und darum glauben wir denn auch mit dieſem Einſpruch gegen ein Stichwort, das auf einer Unwahrheit beruht, nicht dem wohlverdienten Ruhme des Dichters zu nahe getreten zu ſein: ſondern nur die Wahrheit meinen wir gerettet und die Ehre der Geſchichte vertheidigt zu haben, indem wir ſchließlich den Wunſch und die Hoffnung ausſprechen, daß Heine noch recht lange und in Geſundheit leben, der „ſterbende Ariſtophanes“ dagegen für immer abgeſchafft und begraben ſein möge.

Gebauer-Schwetſchke'ſche Buchdruckerei in Halle

Neue Schriften.

Zur deutſchen
Literatur- und Kulturgeſchichte.

Von

Robert Prutz.

Zweiter Band.

Halle,
G. Schwetſchke'ſcher Verlag.
1854.

Inhalt des zweiten Bandes.

Deutſchlands Einheit und die deutſche Literatur S. 1 — 62
Deutſche Flüchtlinge . . . . — 63 — 94
Guſtav Kombſt . . . . — 95 — 128
Guſtav Julius . . . . — 129 — 170
Epos und Drama in der deutſchen Literatur der Gegenwart . . . . — 171 — 220
Dichter und Schauſpieler. . . . . — 221 — 294

* * *

Deutſchlands Einheit

und

die deutſche Literatur.

Die deutſche Einheit iſt neuerdings ſehr in Mißcredit gekommen, und zwar nicht blos bei den Cabinetten und ihren Diplomaten, ſondern auch beim Publikum ſelbſt. Nachdem man ſich ſo lange und ſtets mit vergeblichen Hoffnungen getragen und über dem glänzenden, aber wie es ſcheint unerreichbaren Ideal das minder glänzende, aber doch vielleicht erreichbare Ziel verfehlt hat, iſt man es überhaupt müde geworden ſich mit dieſer Angelegenheit zu beſchaftigen. Ja man hört nicht einmal gern mehr davon ſprechen; die Verbote und Drohungen, welche die deutſchen Regierungen in alter und neuer Zeit gegen die Zeichen und Symbole deutſcher Einheit erließen, ſind in dieſem Augenblick vollkommen antiquirt und überflüſſig geworden, da ohnedies Niemand mehr Verlangen nach ihnen trägt oder ihnen irgend eine Bedeutung beilegt, eine Verehrung widmet, einen Glauben, eine Hoffnung an ſie knüpft. Im Hauſe des Gehängten ſoll man nicht vom Stricke ſprechen; ſo ſpreche man denn auch dem Deutſchen nicht mehr von deutſcher Einheit. Selbſt wo ſich praktiſch gewiſſe Anfänge der Einheit entwickeln oder auch fortentwickeln, wie auf dem materiellen Gebiet der Zoll- und Handelsverhältniſſe, der Geſetzgebung ꝛc., will der Deutſche von heut die Früchte derſelben zwar genießen: aber daran, daß ihm hier in der That, wenn auch in unſcheinbarſter Form, die Knospen einer beginnenden deutſchen Einheit entgegenſchwellen, daran mag er bei alledem nicht gern erinnert ſein. Die dermalige deutſche Generation fühlt ſich erſchöpft durch die Experimente, die im Namen der deutſchen Einheit mit ihr gemacht worden ſind, von Diplomaten und Gelehrten, von Volksvertretern und Volksverführern, in Konferenzen, Parlamenten und Bürgerkämpfen, am grünen Tiſch, auf der Rednerbühne und auf dem Schlachtfelde; ſie hat zu ſchwer für dieſe Experimente büßen und das Material dazu zu ſehr aus ihrem eigenen Felle liefern müſſen, um nicht ein für allemal damit abgeſchloſſen zu haben. Am Ende, ſieht ſie ein, hat der alte Metternich doch nicht ſo Unrecht gehabt und Deutſchland iſt wirklich nur ein „geographiſcher Begriff.“ Wenn ſich innerhalb dieſes „geographiſchen Begriffs“ nun hübſch ruhig wohnen und eſſen und trinken und bequem Handel treiben und vielleicht ſogar mit nicht allzugroßer Paßſcheererei von einem Ende zum andern reiſen läßt — welcher vernünftige Deutſche (und die Deutſchen werden ja alle ſo vernünftig geboren) ſollte daran nicht völlig zur Genüge haben und ſollte im Beſitz dieſer poſitiven, handgreiflichen Güter ſich nicht gern aller utopiſchen Hoffnungen und Träume entſchlagen?

Welche Wirkungen dieſe veränderte Stimmung des Publikums auf die übrigen Gebiete des deutſchen Lebens haben wird, bleibe dahin geſtellt. Auf unſere Literatur aber und namentlich auf unſere Poeſie muß die Wirkung nicht unbeträchtlich ſein. Indem der Deutſche dem Traumbild ſeiner Einheit den Rücken wendet, indem er ein für allemal nichts mehr wiſſen will von Kaiſer und Reich und jenem Barbaroſſa, um deſſen Haupt noch immer die Raben fliegen und deſſen Bart ſchon dreimal um den Tiſch gewachſen iſt — reißt er der Mehrzahl unſerer Poeten ein Stück Boden unter den Füßen weg, das zwar, genauer beſehen, gar kein wirklicher, zuverläſſiger Boden war, ſondern nur Wolkendunſt und Morgennebel, auf dem unſre Poeten jedoch ſich ſo feſt angeſiedelt hatten, daß ſie den Verluſt nur ſehr ſchwer ertragen werden. Der Wunderbau des Schwalbenneſtes beſteht, mit dem Augenglas betrachtet, auch nur aus allerhand werthloſem Wegwurf, aus Strohhalmen, Haaren, Federn: aber wenn du der Schwalbe dieſen werthloſen Bau zerſtört haſt, ſo iſt ſie doch heimatlos geworden und ſtößt doch in verzweifeltem Suchen das Köpfchen gegen die Mauer, bis ſie ſtirbt!

Wird es der deutſchen Poeſie vielleicht ebenſo ergehen? Wird auch ſie verſtummen oder wird ſie doch wenigſtens das patriotiſche Gebiet gänzlich verlaſſen müſſen, ſeit das Publikum aufgehört hat an ihre Barbaroſſa's zu glauben und für die verſunkene Krone des deutſchen Reichs zu ſchwärmen? Werden unſere Dichter den erhabenen Urwald der vaterländiſchen Geſchichte gänzlich vermeiden, ſich lediglich, wie es im Augenblick geſchieht, auf die offene grüne Wieſe jugendlicher Romantik zu Gänſeblümchen und Vergißmeinnicht flüchten müſſen, ſeit es ihnen nicht mehr vergönnt iſt, die erhabenen, aber leider zu luftigen Bilder künftiger deutſcher Einheit heraufzubeſchwören?

Oder giebt es vielleicht im Gegentheil für die Poeſie noch andere und ſogar noch lebenskräftigere Geſtalten, in denen ſie die Zukunft Deutſchlands wiederſpiegeln kann: Geſtalten, die dem materialiſtiſchen Sinne der Gegenwart näher ſtehen und verſtändlicher ſind und die darum der poetiſchen Fülle und Wahrheit doch nicht entbehren?

Ueberſchauen wir, um dieſe Frage, deren Wichtigkeit für die nächſte Geſtaltung unſerer Poeſie Niemand in Abrede ſtellen wird, ein wenig gründlicher beurtheilen zu können, den Weg, den die Idee der deutſchen Einheit in unſerer Literatur bisher genommen, ſowie die Wirkungen, die in wechſelſeitigem Verkehr die eine auf die andere geäußert hat. Wir werden dabei weder an große poetiſche Kunſtwerke, noch an große politiſche Thaten kommen, wohl aber werden wir dabei eine Reihe der intereſſanteſten und entſcheidendſten Momente in der Entwicklungsgeſchichte des deutſchen Geiſtes an uns vorüber gehen laſſen. Ja man darf dreiſt behaupten, daß die deutſche Literatur die wahre Wiege des deutſchen Einheitsgedankens geweſen iſt und daß die geringen Anfänge von Ausführung und Verwirklichung, welche derſelbe bis auf dieſe Stunde überhaupt erfahren, vorzugsweiſe durch Vermitelung der Literatur gemacht worden ſind. —

Sehen wir ab von einzelnen gelegentlichen Klagen der mittelalterlichen Minne- und Meiſterſänger, die überdies mehr nur die materiellen Nachtheile augenblicklicher Spaltung und Verwirrung im Reich betreffen, ſo taucht der erſte Gedanke einer deutſchen Einheit, die nicht blos auf dem Papier ſtehen, ſondern die Nation innerlich erfüllen und zu weltgeſchichtlichen Thaten begeiſtern ſoll, im Zeitalter der Reformation auf. Ulrich von Hutten, dieſer edelſte Vorkämpfer der neuen Zeit und ihrer Ideen, ſuchte auch der Idee der deutſchen Einheit einen ebenſo verſtändlichen als mächtigen Ausdruck zu geben.

Aber die Woge der Zeit verſchlang ſie raſch wieder, wie ſie kaum aufgetaucht war; es ſollte dem Gedanken eines einigen und mächtigen Deutſchlands nicht beſſer ergehen, wie ſeinem Verkünder, dem Flüchtling von Ufnau ſelbſt — er wurde geächtet, verfolgt, vernichtet und Jahrhunderte erſt waren nöthig, um mit dem Andenken jenes edelſten deutſchen Märtyrers auch ihn wieder in dem Bewußtſein der Menſchen zu erneuern.

Und auch dieſe Erneuerung fand Anfangs nur in ſehr beſcheidener, um nicht zu ſagen ſchüchterner Form ſtatt. Von den Großen der Erde zurückgeſtoßen, von ſeinen Freunden verlaſſen, geſcheitert und verunglückt in ſeinen praktiſchen Entwürfen, hatte Ulrich von Hutten für ſeine deutſchthümelnde Agitation (wenn dieſer zweideutige Ausdruck verſtattet iſt für eine ſo ernſte und tüchtige Sache, wie Hutten dieſelbe vertrat) endlich nur das Mittel der Literatur übrig behalten. Nachdem ſeine gelehrten Staatsſchriften und Deductionen ohne Erfolg, ſeine rhetoriſchen Prachtſtücke ohne Wiederklang geblieben waren, hatte er ſich mit volksthümlichem Wort und Reim an die Maſſe der Nation gewendet und in fliegenden Blättern und Liedern und populären Scherzſpielen ſeine Propaganda für Deutſchland fortgeſetzt. Es hat etwas unendlich Rührendes und gehört zu den ſchönſten und ergreifendſten Momenten unſerer Literaturgeſchichte überhaupt, wie dieſer gelehrte Ritter, ſo hochberühmt unter den lateiniſchen Verskünſtlern ſeiner Zeit, nicht achtend des Lorbeers, den der Kaiſer ſelbſt ihm auf die Stirn gedrückt hatte, plötzlich klaſſiſchen Stil und gelehrte Bildung und dieſen ganzen Schatz der Wiſſenſchaft, den er ſich ſo mühevoll errungen, bei Seite wirft und die vom Wohllaut Latiums verwöhnte Lippe zwingt, deutſche Verſe und deutſche Reime zu ſtammeln. Sie ſind, auf der Wage der Poeſie gewogen, der Mehrzahl nach herzlich hölzern, die Hutten'ſchen Lieder und Epiſteln, durch die er die Nation zur Theilnahme für ſeine Ideen und Pläne aufzuſtacheln ſuchte, und erheben ſich in äſthetiſcher Hinſicht nur ſehr wenig über die Reimereien der gleichzeitigen bürgerlichen und geiſtlichen Dichter. Allein wer ihre kulturhiſtoriſche Bedeutung ins Auge faßt und ſich zugleich das Opfer vergegenwärtigt, welches Hutten ſelbſt damit brachte, nämlich das Opfer einer bevorzugten, anmuthvollen, feinſinnigen Bildung, dem müſſen ſie unendlich ehrwürdig und wichtig erſcheinen. Namentlich für unſere Zeit enthalten ſie eine große und verhängnißvolle Lehre, deren Nichtachtung ſich bereits auf das Allerempfindlichſte an uns gerächt hat. Hätte die deutſche Gelehrſamkeit von Anno Acht und vierzig ſich auf die Bedürfniſſe des Volks, und nicht blos auf ſeine Bedürfniſſe, auch auf ſeinen Geſchmack, ſeine Neigungen, ſelbſt ſeine Vorurtheile ſo bereitwillig eingelaſſen, wie es Hutten in den letzten Jahren ſeines Lebens that, wären wir eben ſo bereit geweſen, den Flitter der Bildung (denn nur von dieſem iſt die Rede, nicht von ihrem Kern) für einige Zeit bei Seite zu legen und die wohlgerundete, tief durchdachte, der Maſſe jedoch unverſtändliche, zum Theil ſogar anſtößige Beredſamkeit der Schule mit der ſchmuckloſen, mitunter auch etwas ungeſchickten Sprache des Volks zu vertauſchen — wer will die Möglichkeit leugnen, daß unſere jüngſte Bewegung eine ganz andere Richtung genommen, zu ganz andern Reſultaten geführt hätte?!

Inzwiſchen blieb das Samenkorn, das Hutten in unſere Literatur gelegt, nicht ohne Frucht, wenn dieſelbe auch erſt langſam, erſt nach Jahrhunderten aufging. In die Literatur hatte Hutten jene Ideen eines einigen und ſtarken Deutſchlands geflüchtet, für welche die Wirklichkeit ihm keinen Raum und kein Verſtändniß bot — und ſo iſt es denn auch die Literatur, in der dieſe Idee zuerſt wieder nach Jahrhunderte langer Vergeſſenheit lebendig wird.

Allerdings hatte auch gerade auf der Literatur der Druck der Fremdherrſchaft am Allerempfindlichſten gelaſtet; gerade in ihr war die Erſtarrung und Verdumpfung, welche ſich nach den erſten unvollkommnen Anfängen der Reformation des deutſchen Lebens bemeiſtert hatte, am allerſichtbarſten geworden. Auf dem ganzen Entwickelungsgange unſerer Literatur giebt es bekanntlich keine ödere und troſtloſere Strecke als die anderthalb Jahrhunderte von der Mitte des ſechzehnten bis in den Anfang des achtzehnten. Wie von einem heimtückiſchen Froſt befallen, waren alle jene geiſtigen Keime, welche die Reformation ſo eben erſt ins Leben gerufen hatte, in kürzeſter Friſt wieder verkümmert und abgeſtorben. Während die Theologie zum zweitenmal zu einem gemüthloſen, unwahren Dogmatismus zuſammenſchrumpfte, war der Staat einem Abſolutismus anheim gefallen, der die frühere naive Gewaltherrſchaft an Härte bei Weitem übertraf und auf den Völkern mit um ſo größerer Schwere laſtete, jemehr er ſelbſt ſich ſeiner göttlichen Herkunft bewußt war. Selbſt die koſtlichen Quellen des Alterhums, dieſe wahren Brüſte, an denen die Reformation emporgewachſen, werden verſchüttet und getrübt; der edle, geiſtesfreie Humanismus der Reformationszeit erſtarrt zu einem geiſt- und herzloſen Pedantismus; aus den „Lehrern Deutſchlands“ (magistri Germaniae, bekanntlich der ehrende Beiname der erſten deutſchen Humaniſten, wie eines Rudolf Agricola, eines Conrad Celtes, Johann Reuchlin ꝛc.) werden kurzſichtige, geiſtesarme Schulmeiſter, die den Katechismus an die Stelle der Alten, den Stock an die Stelle des lebendigen Beiſpiels ſetzen. Die Literatur endlich erlahmt, ſtirbt ab, zerbröckelt, ſelbſt bis auf das Material der Sprache hin, die beſonders ſeit Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts durch fremden Miſchmaſch dermaßen verunſtaltet und entwürdigt wird, daß es einige Zeit hindurch ſcheint, als ſollte mit deutſchem Geiſt und deutſcher Bildung auch die deutſche Sprache ausgerottet werden.

Allein ein ewiges Geſetz geſchichtlicher Entwicklung führt es mit ſich, daß jedesmal da, wo das Uebel am größten und gefährlichſten iſt, auch das Mittel zur Heilung auftritt. Weder Geſchichte noch Natur kennen ein Aufhören und Untergehen, nur immer ein Wiederaufleben zu neuen, höheren Formen; darum iſt auch gerade da, wo die Noth am größten, immer die Hilfe am nächſten, gerade „aus dem Riß geſprengter Särge“ muß die Freiheit ihre Fahnen am Siegreichſten ſchwingen. — Gerade weil die deutſche Sprache des ſiebzehnten Jahrhunderts ſo verunſtaltet und entwürdigt war, mehr ein Kauderwelſch, in welchem alle Zungen der Erde ſich kreuzten, als eine Sprache, ſo bietet ſie auch den Punkt dar, an den die erſten nationalen Beſtrebungen ſich wieder anknüpfen und wo das Gefühl deutſcher Volksthümlichkeit und deutſcher Zuſammengehörigkeit zuerſt wieder erwacht. Die Sprachgeſellſchaften des ſiebzehnten Jahrhunderts, ein Palmenorden in Weimar und Cöthen (1617), eine

Deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft (1643), ein Blumenorden zu Nürnberg (1644) ꝛc. mögen in ihren poetiſchen Leiſtungen ganz ſo geſchmacklos, in ihren ſprachlichen ganz ſo kleinlich und pedantiſch geweſen ſein, als die gewöhnliche Meinung es ſich vorſtellt — den Ruhm wird man ihnen doch immerhin laſſen müſſen, daß ſie ein lebhaftes Gefühl für den Werth und die Würde einer unbefleckten und unverfälſchten deutſchen Mutterſprache beſeſſen haben, und ob ihre Formen auch noch zehnmal kindiſcher, ihr Geiſt noch zehnmal höfiſcher geweſen, als es in der That der Fall. Es war noch lange nicht genug, daß nur erſt der Klang des Wortes den Deutſchen daran erinnerte, welches Blut urſprünglich in ſeinen Adern fließe und mit wie fremdartigen, wie feindſeligen Elementen er daſſelbe vermiſcht hatte: aber es war doch wenigſtens etwas. Sehen wir nicht täglich an unſern Kindern, wie das Bemühen richtig und fehlerlos zu ſprechen, ſie auch zu richtigem und fehlerfreiem Denken nöthigt? Sehen wir nicht, wie die Sorgfalt, mit der ſie über ihrem ſprachlichen Ausdruck wachen, ſie allmälig auch in andern Stücken ſorgfältig und achtſam macht, und eine Reife und Gediegenheit des Weſens befördert, die ſie ohnedies vielleicht noch lange nicht erreicht hätten? Auch das deutſche Volk, nachdem es erſt einmal in der Sprache wieder angefangen hatte, auf ſeine nationale Eigenthümlichkeit zu horchen, mußte allmälig Bedacht darauf nehmen, dieſelbe auch noch in andern Stükken zur Geltung zu bringen; war uns nur erſt einmal wieder bewußt geworden, welches Band der Einheit wir in unſrer Sprache beſaßen, ſo mußten Gefühl und Bedürfniß dieſer Einheit bald auch noch in andern Regionen lebendig werden.

Und ſo ſehen wir denn in der That, wie das Wort auch hier Fleiſch wird und neues, fruchtbares Leben erzeugt. Auf Ludwig von Anhalt, den Protector des Palmenordens, folgt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der deutſche Tapferkeit und deutſche Staatskunſt noch raſcher zu allgemeinem Anſehen bringt, als der Palmenorden die deutſche Literatur; Philipp von Zeſen will nur die fremden Wörter aus der deutſchen Sprache vertreiben, die Schlacht von Fehrbellin aber vertreibt auch die fremden Schwerter von der deutſchen Erde und purificirt, ſo zu ſagen, den deutſchen Boden; Pegnitzſchäfer und Deutſche Genoſſen zerbrechen ſich noch die Köpfe, wie ſie Einheit und Reinheit der deutſchen Sprache herſtellen wollen, und ſiehe da, kaum funfzig Jahre ſpäter macht Leibniß ſchon ſeinen kühnen Entwurf, ſelbſt die Spaltung der Religion zu beſeitigen und dadurch eine Einheit Deutſchlands vorzubereiten, vollſtändiger und gründlicher als ſie noch in dieſem Augenblick unſere enragirteſten Deutſchthümler zu träumen wagen.

Auch noch ein anderer Name iſt hier zu nennen, der freilich beim großen Publikum nicht beſonders gut angeſchrieben ſteht: Gottſched. Ein beinahe tragiſches Verhängniß hat es mit ſich geführt, daß von dieſem Manne, deſſen Einfluß auf die deutſche Literatur für gewiſſe Epochen des vorigen Jahrhunderts gar nicht groß genug gedacht werden kann, nur die Schwächen und Schattenſeiten im Gedächtniß geblieben ſind, während das Gute, das er beabſichtigt, das Löbliche, das er geleiſtet hat, dem Andenken des Publikums vollſtändig entſchwunden iſt und nur höchſtens hie und da von einzelnen Fachgelehrten mehr mit Achſelzucken zugeſtanden, als mit gebührendem Nachdruck hervorgehoben wird. Ja ſelbſt ſeine Verdienſte und Tugenden haben in dem Bilde, welches dem Publikum von ihm gemeinhin vorſchwebt, ſich in ebenſo viel Fehler und Schwächen verwandelt; ſeine Betriebſamkeit heißt Eigennutz, ſeine Ausdauer Trotz, ſein Fleiß Pedanterei.

Nun wollen wir keineswegs behaupten, daß dies Schickſal ganz unverdient; der Inſtinkt der Maſſe kommt damit, wie es zuweilen geſchieht, bei einem ganz richtigen Ziele an, wenn auch der Weg, auf welchem daſſelbe erreicht wird, keineswegs überall zu billigen iſt.

Gottſched's gelehrter Nachruhm muß die Zeche bezahlen für die ſittlichen Fehler, die er verſchuldet hat; bis auf den heutigen Tag noch hat man immer nur den Gottſched im Gedächtniß, der allenfalls ſeinen Zeitgenoſſen läſtig und gefährlich ſein konnte, nur den Gottſched, der Klopſtock verſpottete und Herrn von Schönaich krönte, nicht aber den überlegſamen, weitkundigen Autor, der der deutſchen Literatur zuerſt, per fas et nefas, die Aufmerkſamkeit der Großen zuwandte, nicht den ſcharfſinnigen Theoretiker, den aufmerkſamen Schüler Wolffs, der die öden Steppen der Literatur und Sprache zuerſt wieder wiſſenſchaftlich und doch zugleich in populärer Form anbaute, nicht den unermüdlichen Sammler, der ſeine Thätigkeit faſt auf alle Gebiete der damaligen deutſchen Literaturgeſchichte ausdehnte und ſie auf einigen derſelben ſo nützlich und ſo ergiebig machte, daß wir noch bis auf dieſe Stunde nichts Beſſeres darin haben, als was von Gottſched geleiſtet iſt.

Und unter dieſen Leiſtungen iſt nun eine von ſolcher nationalen Bedeutung und auch in politiſcher Hinſicht von ſo unzweifelhaftem Werthe, daß wir ſie hier nothwendig zur Sprache bringen müſſen. Selbſt die mißgünſtigſte Kritik wird Gottſched niemals das Verdienſt abſprechen können, daß er es geweſen, dem der Begriff einer deutſchen Literatur als ſolcher, nämlich als eines allgemeinen, einheitlichen Organismus, zuerſt aufgegangen und der ihn ſofort mit groſer Geſchicklichkeit verbreitet und zu Anſchauung und Geltung gebracht hat. Bis auf Gottſched hatten wir wohl verſchiedene Literaturrichtungen in Deutſchland gehabt, aber keine deutſche Literatur ſelbſt. Die allgemeine Entzweiung des nationalen Lebens, in der wir uns befanden, hatte ſich auch in der Entwicklung unſrer Poeſie ſowie in dem Geſchmack des Publikums kund gegeben: wir hatten wohl eine ſchleſiſche, ſächſiſche, öſtreichiſche Poeſie, aber noch keine deutſche; von ober- und niederdeutſchen Schriftſtellern wußten wir, ſelbſt von ober- und niederſächſiſchen, aber nicht von deutſchen. Sowohl in der Literatur wie in der Politik giebt es gewiſſe Zuſtände, welche die ſtarke Hand eines Gewaltherrſchers unentbehrlich machen. Die Gewaltherrſchaft ſelbſt wird dadurch nicht ſüßer für den, der ſie empfindet, das verſteht ſich, noch auch edler für den, der ſie ausübt: aber wie ja edle Früchte zuweilen auch auf ungeſundem Boden wachſen, ſo kann auch die Frucht der politiſchen und literariſchen Zukunft zuweilen nur von dem ſpröden Holz des Despotismus geerntet werden.

Das paßt nun auch auf Gottſched und ſeine Zeit, unter welchem letztern Ausdruck wir hier, beiläufig bemerkt, immer nur die erſten zwölf bis funfzehn Jahre ſeiner Leipziger Thätigkeit verſtehen, alſo nur etwa bis zur Mitte der dreißiger; was darnach folgt, war eben nicht mehr Gottſcheds Zeit, das war die Zeit einer neuen, glücklicheren Generation und daß er ſich dieſer Einſicht verſchloß, das eben bildet ſeine geſchichtliche Schuld.

Für die Zeit dagegen, die wir ſo eben angegeben, hatte Gottſched in der That einigen Grund, ſich als Schöpfer und Meiſter der deutſchen Literatur zu betrachten. Als geborener Preuße nach Sachſen verſchlagen, umgeben von Neid und Eiferſucht der Landes- und Stadtkinder, hatte er die beſte Gelegenheit gehabt, ſich von dem engherzigen Provinzialismus, der damals noch die deutſche Literatur und Wiſſenſchaft beherrſchte, frei zu machen und ſeinen Geiſt auf das Ideal einer allgemeinen deutſchen Bildung zu richten und einer allgemeinen deutſchen Literatur, in der alle Beſonderheiten der einzelnen Stämme und Landſchaften vor derſelben unerbittlichen Regel verſchwinden mußten. Gottſcheds Anmaßung nach unten war eben ſo zeitgemäß und vortheilhaft für die fernere Entwicklung unſerer Literatur, als ſeine Fügſamkeit nach oben; durch dieſe gewann er die Gunſt der Großen, ohne die dazumal in Deutſchland nichts Mode werden konnte (und darum handelte es ſich in dieſem Augenblicke ja eben, den franzöſiſchen Modegeſchmack zu verdrängen und den Geſchmack für die vaterländiſche Literatur dafür einzuführen), durch jene brach er den provinzialen Dünkel der einzelnen Schriftſteller und jagte ihnen einen heilſamen Schrecken vor dem Anſehen der Kritik ein.

Denn wie die deutſche Literatur, ſo verdankt auch die deutſche Kritik, wenigſtens inſoweit dieſelbe ſich mit der ſchönen Literatur beſchäftigt, ihr Daſein dem vielgeſcholtenen Gottſched. Seine kritiſch-moraliſchen Wochenſchriften, ſo langweilig und geſchmacklos ſie uns jetzt auch erſcheinen, gaben doch in der That den erſten Tummelplatz her, auf dem die deutſche Kritik ihre früheſten Turniere hielt; durch ſie wurde eine Theilnahme an literariſchen Dingen geſchaffen, die ſich bald durch alle Klaſſen der gebildeten Geſellſchaft erſtreckte, und in Betreff deren man nur darüber zweifelhaft ſein kann, ob ſie nicht im Laufe der Zeit im Gegentheil zu groß geworden und die übrigen Intereſſen zu ſehr verſchlungen hat. — Man weiß, was die Gottſched-Schweizeriſchen Kämpfe, ſowie ſpäterhin die kritiſchen Schriften und Streitigkeiten eines Leſſing, Nicolai, Herder ꝛc. für die Entwicklung des deutſchen Geiſtes geworden ſind und wie die vielfach getheilte, ſchmählich zerſplitterte Nation gerade in dem literariſchen Intereſſe, das dieſe Kämpfe entzündete, zuerſt wieder zuſammenwuchs. Aber dieſe Kämpfe ſelbſt wären unmöglich geweſen, noch hätte das Intereſſe daran jemals dieſe Ausdehnung gewinnen können, wenn nicht jene früheſten Gottſched'ſchen Journale den Boden dafür bereitet hätten, oder wenn er überhaupt nicht der Mann dafür geweſen wäre, auf dasjenige, was er nun einmal that und trieb, auch jedesmal die volle Aufmerkſamkeit des Publikums hinzulenken, ſollte es auch in neunzig von hundert Fällen nur aus perſönlicher Eitelkeit geſchehen ſein.

Eben ſo irrthümlich ſtellt man ſich in der Regel auch Gottſcheds Verhältniß zum Auslande vor, namentlich zu den Franzoſen. Auch hier iſt es immer noch eine ganz verbreitete Anſicht, als wäre er ein bloßer handwerksmäßiger Schmeichler und Speichellecker des Auslands geweſen und hätte, halb aus Unwiſſenheit, halb aus Eigennutz, die Ehre der deutſchen Literatur an die Fremden verkauft.

Allein ſo verbreitet dieſe Anſicht, ſo irrthumlich iſt ſie auch. Nicht von Weitem kommt es uns in den Sinn, jeden einzelnen Schritt zu rechtfertigen, den Gottſched in Beziehung auf die franzöſiſchen Berühmtheiten ſeiner Zeit gethan oder unterlaſſen hat, noch wollen wir in Abrede ſtellen, daß perſönliche Eitelkeit und Mißgunſt, daß Anmaßung, Herrſchſucht und Intrigue dabei vielfach im Spiele geweſen ſind. Wenn er jedoch einige Zeit hindurch die deutſche Literatur in der That in die Schule der Franzoſen ſchickt, wenn er namentlich dem franzöſiſchen Drama Thür und Thor gar nicht weit genug öffnen zu können meint, und mit faſt ſpaßhaftem Eifer alle Federn in ſeiner Umgebung in Bewegung ſetzt, um nur immer neue Zufuhr von der Seine nach Deutſchland herüber zu ſchaffen — ſo geſchah das erſtlich in Beziehung auf eine Literatur, welche der damaligen deutſchen ſowohl an Reichthum und Tiefe der Gedanken wie an Schärfe und Zierlichkeit des Ausdrucks ganz unermeßlich überlegen war, beſonders in derjenigen Gattung, für die Gottſched das Muſter der Franzoſen am lauteſten und dringendſten empfahl. Man kann ſehr gering und ſogar ſehr ungerecht denken von den Zierden des damaligen franzöſiſchen Parnaſſes, einem Corneille, einem Racine, einem Boileau, einem Quinault ꝛc. Aber ſo ungerecht, dieſe franzöſiſchen Dichter einem Happel, Henrici, Poſtel, ja ſelbſt einem Drollinger, Triller, König und andern deutſchen Poeten jener Epoche gleichzuſtellen, wird doch ganz gewiß Niemand ſein mögen.

Und zweitens ſollte dieſe Nachahmung der Franzoſen auch nach Gottſched's eigener Abſicht nur eine gewiſſe Zeit und nur ſo lange dauern, wie er ſelbſt ſie zum Vortheil unſrer Literatur nöthig hielt; ſie war ihm niemals Zweck, immer nur Mittel. Er ſelbſt ſprach dies ſehr nachdrücklich, wenn auch zum Theil in barocker Form aus. So z. B. in der Vorrede zum erſten Theil ſeiner „Deutſchen Schaubühne“ (von 1742), wo er Deutſchlands „neueſte Dichter“ mit ausdrücklichen Worten wegen ihres Fleißes belobt, wie über ein gut vollbrachtes Penſum, und von der franzöſiſchen Dienſtbarkeit gleichſam frei ſpricht; ſeitdem die deutſchen Poeten ſo gute Muſter vor Augen hätten (nämlich wie ihnen durch Gottſched geboten worden), da könnte ihr Geſchmack ſich ſchon ſo bilden, daß ſie keiner fremden Hülfe weiter bedürften, und ſei es daher jetzt nicht mehr nöthig, unſere Schaubühne mit Ueberſetzungen zu überhäufen.

Nun kann man gegen dieſe Schlußfolge allerdings einige wohlbegründete Zweifel erheben, beſonders wenn man die Muſter der Gottſched'ſchen Schaubühne ſelber kennt und weiß, wie mangelhaft dieſelben zum Theil noch waren. Man kann es auch ſehr thöricht finden und ſehr ſpaßhaft, wenn er in einer andern ungefähr gleichzeitigen Stelle („Kritiſche Dichtkunſt“ vom Jahre 1741) nicht nur den Theuerdank und Froſchmäusler, ſondern auch „Hohenberg's Habsburgiſchen Ottobert und geraubte Proſerpina und Poſtel's ſächſiſchen Wittekind“ mit „Marino, Arioſt, Chapelain, St. Amand und Milton“ vergleicht und ſie wenigſtens „nicht ſchlechter“ findet als dieſe. Aber dem Zuſatz, den er ſofort an dieſen Vergleich anknüpft, nämlich daß „man ſich nur über die ſklaviſche Hochachtung des Ausländiſchen erheben müſſe, die uns Deutſchen bisher mehr geſchadet als genützt“, ſowie überhaupt dem patriotiſchen Selbſtgefühl, das ſich in dieſen und ähnlichen Aeußerungen kund giebt, wird kein

Billigdenkender ſeine aufrichtige Hochachtung verſagen. Ja wo die Ehre der deutſchen Literatur ihm verletzt ſchien, konnte der ſonſt gegen das Ausland ſo devote und zuvorkommende Mann nach Umſtänden auch ſehr grob werden; ein franzöſiſcher Schriftſteller jener Zeit, der die Fähigkeit der Deutſchen, in der ſchönen Literatur etwas Eigenes und Selbſtändiges hervorzubringen, in Zweifel gezogen hatte, mußte ſich friſchweg einen „frechen Ausländer“ ſchimpfen laſſen und auch ſonſt ließ er keine Gelegenheit vorüber, die „Galluli“, die für Geld ſchreibenden, hungrigen Franzoſen zu ſtriegeln.

Das Alles beweiſt denn wohl hinlänglich, wie verkehrt die gewöhnliche Anſicht, welche Gottſched zu einem blinden Anhänger und Verehrer der Franzoſen, zu einem unbedingten Sendboten und Propheten des franzöſiſchen Geſchmacks macht, nicht weil dieſer franzöſiſche Geſchmack für uns Deutſche damals wirklich ein Fortſchritt, ſondern nur weil es der franzöſiſche war. Gottſched ſteht in dieſer Hinſicht ähnlich wie Thomaſius, der berühmte Schöpfer der halliſchen Univerſität, mit dem man überhaupt einige Luſt ſpüren könnte, ihn zu vergleichen, wenn nicht zwiſchen den ſittlichen Eigenſchaften beider Männer eine zu große, für Gottſched zu nachtheilige Kluft wäre.

Und dies mag denn hier über dieſen merkwürdigen Mann genug ſein, wenn es nicht vielleicht ſogar ſchon zu viel iſt, wenigſtens im Verhältniß zu dem übrigen Umfang unſerer Betrachtung. Aber wenn der Geſchichte nur allzuhäufig die dornenvolle Aufgabe zu Theil wird, erborgten Ruhm zu zerſtören und vielbewunderte Größen in ihrer urſprünglichen Richtigkeit bloßzuſtellen, ſo darf der Hiſtoriker ja wohl auch auf Nachſicht rechnen, wenn er mit Vorliebe da verweilt, wo ihm die eben ſo ſeltene wie wohlthuende Gelegenheit wird, vergeſſenes Verdienſt wieder herzuſtellen und die Lichtſeiten einer Erſcheinung hervorzukehren, die man ſich gewöhnt hat, immer nur im finſterſten Schwarz zu erblicken.

Auch iſt die Entwicklung, welche unſre Literatur demnächſt nimmt, ſo bekannt und ſteht ſo feſt in der öffentlichen Meinung, daß wir uns dabei auf das Allgemeinſte beſchränken können. Es genügt, Namen zu nennen, wie Klopſtock, Kleiſt, Leſſing, Herder und unzählige Andere, um ſofort in jedem Leſer ein deutliches Bild des Aufſchwungs hervorzurufen, den unſere Literatur unmittelbar nach Gottſched nimmt und durch den ſie nun zwei volle Menſchenalter hindurch der eigentliche Mittelpunkt unſers nationalen Lebens wird. Gottſched ſtirbt in Geringſchätzung und Vergeſſenheit, das Ziel aber, das ihm vorgeſchwebt, iſt erreicht: eine deutſche Literatur, ebenbürtig den übrigen Literaturen der gebildeten Völker Europas, iſt herangewachſen, ſie lebt nicht mehr blos in Büchern und Journalen, nein, ſie lebt auch im Herzen des Volkes ſelbſt und erſetzt ihm jenes politiſche Selbſtgefühl und jene nationale Einheit, für die in den damaligen Verhältniſſen Deutſchlands leider kein Raum iſt. Selbſt die Kluft der religiöſen Spaltung wird von der Literatur überwuchert; Katholiken und Proteſtanten, Lutheriſche und Reformirte, Juden und Chriſten (man denke an Mendelsſohn!) finden ſich in der Literatur als in dem wahren Brennpunkt des damaligen Einheitsbewußtſeins zuſammen. Wir haben noch keine Nationalhelden oder ſind wenigſtens noch nicht einig über ſie — dafür aber haben wir Nationaldichter und verehren und lieben ſie mit derſelben Begeiſterung; wir haben noch keine Nationalgeſchichte — dafür aber haben wir eine Nationalliteratur und freuen uns ihrer Schätze und rufen mit gerechtem Stolz die Nationen Europas heraus, wer von ihnen mit uns ſich vergleichen könne!

Beſonders lebhaft iſt dieſer patriotiſche Stolz und dies Einheitsbewußtſein bekanntlich in Klopſtock und ſeiner Schule; nicht nur verdanken wir demſelben einzelne Klopſtock'ſche Oden, die für alle Zeit als Kleinodien unſerer Poeſie werden anerkannt bleiben, ſondern auch die ganze Klopſtock'ſche Odendichtung ſelbſt verdankt dieſer Richtung ihren edelſten Schwung und ihre friſcheſten, leuchtendſten Farben.

Doch ſollte eben dieſes geſteigerte Nationalgefühl Klopſtock und ſeine Anhänger andererſeits auch auf einen Abweg führen, der zunächſt zwar nur dem guten Geſchmack gefährlich wurde, in der Folge aber ſich auch als ein verderblicher Abweg für unſer Nationalgefühl ſelbſt zu erkennen gab.

Wir meinen die Klopſtock'ſche Bardenpoeſie. Getrieben von dem an und für ſich höchſt lobenswerthen Drange, die deutſche Poeſie in jeder Hinſicht auf eigne Füße zu ſtellen und ſie mit dem Mark der vaterländiſchen Geſchichte zu nähren, verfiel Klopſtock in einen doppelten Irrthum. Erſtens nämlich ſuchte er dieſe nationale Selbſtändigkeit in allerhand kleinlichen und geſchmackloſen Aeußerlichkeiten, namentlich in einer vermeintlichen deutſchen Mythologie, die jedoch in dieſer Form niemals exiſtirt hatte und ſomit, als ein durchaus willkürliches, in ſich ſelbſt unklares und unvernünftiges Product antiquariſcher Laune, Herzen und Köpfe der Leſer ſo gut wie der Dichter nur mit ſchattenhaften Gebilden, mit hohlem Bombaſt und Prunk erfüllte.

Zum Zweiten aber und noch beträchtlicher irrte Kloppſtock darin, daß er die hiſtoriſchen Quellen der Poeſie nicht da aufſuchte, wo dieſelben in Wahrheit ſprudelten, das heißt alſo in der lebendigen Gegenwart, namentlich und ganz beſonders in den Thaten und Kämpfen, mit denen Friedrich der Große damals den Erdkreis erfüllte und durch die das verachtete, vergeſſene Deutſchland mit Einem Male an Einem Flecke wenigſtens zu kriegeriſchem Ruhm und politiſcher Geltung gelangte. Statt deſſen flüchteten Klopſtock und ſein Anhang ſich vielmehr in eine fabelhafte Vergangenheit, in eine Urgeſchichte der deutſchen Nation, die nicht viel beſſer war, wenigſtens nicht viel klarer und zuverläſſiger, als jene poetiſche deutſche Mythologie, die er uns wohl oder übel octroyirt hatte. Auch Hutten hatte wohl gelegentlich an den alten Arminius erinnert; doch war es von ihm eben nur gelegentlich geſchehen, nur als ein Beiſpiel unter mehren, die er mit demſelben und zum Theil mit noch größerm Nachdruck hervorhob. Für Klopſtock dagegen ſchien von der ganzen deutſchen Geſchichte nichts mehr übrig geblieben zu ſein als Herrmann mit ſeiner blonden Thusnelda — und allenfalls nach Heinrich der Vogler, der Sachſe, den er aus provinzieller Eitelkeit ebenſo auf Koſten Karls des Großen erhob, wie unter ſeinen Zeitgenoſſen Joſeph den Zweiten auf Koſten Friedrichs des Einzigen. Alles Uebrige verſchwand ihm oder trat doch in Schatten gegen dieſe erſten, ungewiſſen Anfänge unſrer vaterländiſchen Geſchichte; auf ſie, die doch im Grunde ſo unfruchtbar ſind und gerade der für den Künſtler ſo unentbehrlichen Plaſtik ſo ſehr ermangeln, wurde der ganze Eifer der Poeten, der ganze Enthuſiasmus der Jugend, der ganze Stolz des Patrioten hingelenkt.

Dieſe unklaren, fabelhaften Regionen erwählte denn nun auch das deutſche Einheitsbewußtſein ſich zum Lieblingsſitz; was Friedrich der Große, was Roßbach, was Leuthen! Wir hatten Hermann und das Feld von Idiſtaviſus, das waren uns Moſes und die Propheten und nun brauchten wir weiter nichts, als dieſen mythiſchen Beſitz, um davon in alle Ewigkeit zu zehren und uns allzeit als große und einige Nation dabei zu fühlen.

Brauchen wir erſt noch zu ſagen, wohin dieſe Richtung nothwendig führen mußte, und welche Verirrungen der ſpätern Zeit darin deutlich vorgebildet liegen? Wie Klopſtock perſönlich, in ſeiner excluſiven, dictatoriſch kunſtrichterlichen Haltung, in ſeiner Vorliebe für Weiberumgebung und kleine bewundernde Zirkel, als ein Vorläufer betrachtet werden muß zu der geſellig-poetiſchen Stellung, welche ſodann die Romantik des neunzehnten Jahrhunderts bei uns einnimmt: ſo erblicken wir auch in ſeinen poetiſch-politiſchen Genoſſen die unzweideutigen Anfänge der ſpäteren politiſchen Romantik, insbeſondere ſo weit dieſelbe ſich mit dem Gedanken der deutſchen Einheit, mit der einſeitigen Verehrung des deutſchen Mittelalters und Aehnlichem beſchäftigt.

Namentlich der ſogenannte Göttinger Dichterbund, als die eigentliche Phalanx des Klopſtock'ſchen Ruhmes,

ſtellt ſich uns als ein eben ſo intereſſantes wie deutliches **Vorbild der ſpäteren** Burſchenſchaft, dieſer edelſten **Blüthe unſrer politiſchen** Romantik, dar. Es iſt genau derſelbe **patriotiſche Enthuſiasmus**, daſſelbe Entzücken bei **Allem, was** die **Vergangenheit** der **deutſchen** Geſchichte groß, **ehrwürdig** und ruhmvoll macht, dieſelbe Begeiſterung für **Freiheit** und **Vaterland**, derſelbe „Männerſtolz **vor Fürſtenthronen.“** Selbſt der ſittliche Rigorismus unſrer ſpätern **Burſchenſchaft** fehlt nicht; was unſern Burſchenſchaftern **von Anno** Neunzehn der frivole, unſittliche, unpatriotiſche Kotzebue iſt, das iſt den jungen Göttinger **Brauſeköpfen** Wieland, der fauniſche Widerpart der **ſeraphiſchen Dichtung** Klopſtock's, der Schmeichler der **Vornehmen**, der Bewunderer und Nachahmer der **Fremden. Freilich** ließen die Göttinger Dichter es dabei bewenden, **Wieland** nur im Bildniß zu verbrennen und ſeine Schriften nur zu Fidibus zu verbrauchen. Allein auch der Mordſtahl, zu dem Karl Sand greift, war ja, wie gegenwärtig zur Genüge herausgeſtellt iſt, nur das Product eines vereinzelten krankhaften Gehirns und darf keineswegs der **Burſchenſchaft** als ſolcher zugeſchrieben werden.

[illegible]

Doch dürfen wir auch die Kehrſeite der **Münze nicht verheimlichen. Es iſt** derſelbe Enthuſiasmus und dieſelbe **edle Begeiſterung, hier** wie dort, allerdings: aber **auch dieſelbe Unklarheit**, daſſelbe müßige Schwelgen in nur halb verſtandenen Anſpielungen und Bildern, dieſelbe Unkenntniß der Welt, verbunden mit derſelben Ueberſchätzung der eigenen Kraft; endlich dieſelbe Maßloſigkeit des Ausdrucks und dieſelbe himmelſtürmeriſche, dabei doch innerlich hohle Beredſamkeit. Man hat ſie auch von äſthetiſcher Seite hart verdammt, die Lieder und Reden unſerer Burſchenſchafter, die ſich ſo ingrimmig geberden und mit den Köpfen, namentlich den gekrönten, ſo unſanft umgehen, während die Verfaſſer der Mehrzahl nach hinterdrein die ſolideſten und ruhigſten Burger wurden. Allein das prophetiſche Geſicht, das z. B. Friedrich Stolberg, bekanntlich ebenfalls ein Genoſſe des Göttinger Bundes, in ſeinem „Freiheitsgeſang aus dem zwanzigſten Jahrhundert“ von dem Rhein entwirft, wie der „Tyrannen Flucht“ die Wellen des Stromes hemmt, die ſich färben von

„Der Tyrannen Blut,
Der Tyrannen Knechte Blut,
Der Tyrannen Blut!
Der Tyrannen Blut!
Der Tyrannen Blut!“

— das, dachte ich, wäre auch nicht bitter. Und von dergleichen grauſigem Schwulſt findet ſich noch mehr und noch Stärkeres, und nicht blos bei den Göttinger Dichtern, ſondern auch bei den übrigen Dichtern der Zeit, zum Theil ſehr zahmen, wie Claudius, Pfeffel, Gleim u. A.

Ja damit gar keine Aehnlichkeit zwiſchen dieſer und der Klopſtock'ſchen und der ſpäteren Romantik fehle, ſo begegnen wir auch hier ſchon jenen Apoſtaten, deren die Romantik des neunzehnten Jahrhunderts dann eine ſo klägliche Menge erzeugt. Dieſelben Stolberge, die während ihrer Göttinger Epoche und als Klopſtock's Schüler den Mund, wie wir ſo eben gehört haben, nicht voll genug nehmen und Freiheit und Vaterland nicht ſtürmiſch genug preiſen können, fallen dann hinterher von den Principien ihrer Jugend oder was ſie ſelbſt in jugendlicher Naivetät dafür gehalten hatten, auf die eclatanteſte Weiſe ab und eröffnen damit jene lange Reihe von Ueberläufern und Abtrünnigen, an denen das Lager der deutſchen Freiheit und Einheit ſo reich iſt, und deren Zahl beſonders in der jüngſten Zeit ſo zugenommen hat, daß ſie dreiſt verkehrte Welt ſpielen und ſich ſelbſt als die ehrlichen Leute, die ehrlichen Leute aber als Spitzbuben ausgeben dürfen. —

Während aber ſo der Gedanke der deutſchen Einheit, dieſes Produkt der deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft, in den Köpfen unſerer Dichter und Schriftſteller rumorte, hatten die politiſchen Begebenheiten außerhalb Deutſchland eine Wendung genommen, die auch auf Deutſchland ſelbſt nicht ohne die lebhafteſte Einwirkung bleiben konnte. Nordamerika hatte ſich losgeriſſen; Frankreich, ſo lange der Muſterſtaat Europa's in geſelliger und literariſcher Hinſicht, lag in den erſten Wehen der Revolution. Die Wirkung davon auf Deutſchland war, wie geſagt, lebhaft, aber bei Weitem anders, als man zunächſt hätte erwarten ſollen, inſofern nämlich der Gedanke der deutſchen Einheit durch den Anblick dieſer Staatsumwälzungen und die dadurch hervorgerufene Vergrößerung des politiſchen Intereſſes keineswegs geſtärkt und befördert ward, ſondern im Gegentheil, die erſte Wirkung war ſogar eine abſchwächende und hemmende.

Unſre Teutonen um jeden Preis freilich, wo deren noch übrig ſind, werden nicht in Verlegenheit ſein, dieſes Phänomen zu erklären, da ſieht man, werden ſie ſagen, die entſittlichenden Einflüſſe der Revolution und das böſe Beiſpiel dieſer Franzoſen, von denen noch nie etwas Gutes gekommen iſt und die auch die deutſche Staatsentwicklung ſtets nur gehemmt und beeinträchtigt haben.

Wir laſſen dieſe Vorwürfe an ihrem Orte und bemerken dagegen nur, daß, wenn die erſte Regung des wiedererwachenden politiſchen Bewußtſeins ſich bei uns nicht für, ſondern gegen die deutſche Einheit wandte, daran keineswegs die Franzoſen Schuld waren und auch nicht einmal die Revolution als ſolche, ſondern lediglich der elende und ohnmächtige Zuſtand, in welchem die deutſche Einheit ſich bis dahin der Welt präſentirt hatte. Das deutſche Reich des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, das deutſche Reich mit ſeinem Kaiſer, deſſen Einnahme von Seiten des Reichs ſich auf dreißigtauſend und etliche Gulden belief; mit ſeinem Regensburger Reichstag, der noch nie in der Welt das Geringſte ausgerichtet, wohl aber die nöthigſten und dringendſten Angelegenheiten jederzeit verſchleppt und vertrödelt hatte; mit ſeinem Kammergericht zu Wetzlar, wo die Akten häuſerhoch lagen und Prozeſſe, die durch vier Menſchenalter reichten, die Regel bildeten; mit ſeiner Reichsarmee, deren Namen man ſeit dem Tage von Roßbach nicht mehr nennen konnte, ohne Gelächter zu erregen — dieſes ganze wurmſtichige, ohnmächtige, lebensunfähige deutſche Reich, der Spott nicht blos derer, die ihm angehörten, ſondern ſelbſt auch derer, die es regierten — nun in der That, ſollte das etwa eine große volksthümliche Begeiſterung erzeugen? Das alte mächtige England mußte ein Stück ſeines Beſitzes herausgeben, dreimal ſo groß wie ganz Deutſchland, die alte Monarchie Ludwigs XIV. ſank in Trümmer — und den Deutſchen hätte man zumuthen wollen, ſich für dieſe Rumpelkammer des alten Reichs zu intereſſiren und bei ihr einen Halt- und Stützpunkt gegen die Stürme der Zeit zu ſuchen?

Im Gegentheil, wer die deutſche Einheit liebte, ja wer ſelbſt nur ihr Schattenbild im Herzen trug, der mußte gerade um der Einheit willen diejenige Form der Einheit bekämpfen, welche Deutſchland zur Stunde hatte und die in Wahrheit nur das Gegentheil aller Einheit, nur die ſyſtematiſirte Verwirrung und Auflöſung war. Hält man dies feſt, wie es feſt gehalten werden muß, ſo wird man auch geneigt ſein, über die Beſtrebungen unſerer politiſchen Literatur, die in den ſiebziger und achtziger Jahren laut werden, und die ſämmtlich die Auflöſung des alten Reichsverbandes in Vorſchlag bringen, als das einzige Mittel, dem deutſchen Volk zu politiſcher Wohlfahrt und Größe zu verhelfen — man wird, ſage ich, geneigt ſein, auch über dieſe Beſtrebungen etwas kaltblütiger zu urtheilen und ſelbſt jener unglücklichſte Märtyrer unſrer allgemeinen politiſchen Unreife, der aus Vaterlandsliebe zum Vaterlandsverräther ward, ſelbſt Georg Forſter wird alsdann auf ein milderes Urtheil rechnen dürfen.

Jenes völlige Preisgeben freilich, welches dem deutſchen Reich alsdann zu Anfang des Jahrhunderts von ſeinem eigenen Oberhaupt widerfährt, hatte Niemand von dieſen Schriftſtellern beantragt noch gerathen. Vielmehr hatten auch die weitgehendſten und zu ihrer Zeit anſtößigſten Vorſchläge, wie z. B. die von Wekhrlin (in ſeinem „Grauen

Ungeheuer“ und ſonſt) ſich immer nur darauf beſchränkt, zwar die Abſchaffung der Kaiſerwürde, als eines nichtigen und bedeutungsloſen Prunkes, zu empfehlen, dafür aber andere, den Bedürfniſſen der Zeit beſſer entſprechende Formen der Vereinigung in Vorſchlag zu bringen.

Das hatte man nun verſäumt, ſo lange vielleicht noch die Möglichkeit dazu geweſen wäre, gerade wie unzähliger Mahnungen ungeachtet auch der Bundestag vor dem Jahre Achtundvierzig verſäumt hatte, ſich auf zweckmäßige Weiſe zu reconſtruiren, bis denn die Schrecken der Revolution über den Bundestag und über ganz Deutſchland hereinbrachen.

Aber welch ein Zephyr war dieſe Revolution bei alledem noch, verglichen mit dem Orkan, der Deutſchland ſeit den neunziger Jahren von Weſten her erfaßte und es mehr denn zwanzig Jahre hindurch, erdbebenähnlich, zuſammenrüttelte! Man hat hoffentlich noch nicht vergeſſen, wie es damals in Deutſchland ausſah: ſeine ſchönſten und fruchtbarſten Landſchaften, ſeine edelſten und kräftigſten Stämme waren der Fremdherrſchaft verfallen; franzöſiſche Marſchälle regierten als deutſche Fürſten, während von den deutſchen Fürſten ſelbſt auch nicht Einer an ſeinem eigenen Hofe ſicher war vor fremder Spionerie oder Gewaltthätigkeit. Es war die Wiederholung deſſen, was wir im ſiebzehnten Jahrhundert in der Literatur erlebt hatten: wie damals die Sprache, ſo kam jetzt der Beſtand des Volkes ſelbſt in Frage; dieſelben Franzoſen, die damals unſere Literatur beherrſchten, beherrſchten jetzt auch unſer öffentliches Leben; dieſelbe Feilheit und Nichtswürdigkeit, die damals nach fremden Lorbern geizte, kroch auch jetzt ſchweifwedelnd vor dem Thron des Eroberers und küßte den Staub von ſeinen Schuhen.

Allein auch hier wieder bewährt ſich jenes große hiſtoriſche Geſetz, deſſen wir ſchon oben gedachten: gerade aus dieſer tiefſten Nacht der Schande und Selbſterniedrigung geht der Gedanke der deutſchen Einheit am hellſten und glänzendſten hervor.

Und zwar iſt es wiederum die Literatur, in der er zuerſt lebendig wird und von wo aus er ſich durch das übrige Leben der Nation verbreitet. Daß wir keine Bewunderer und Freunde ſind jener mittelalterlichen Sympathien, welche die Romantik ſo angelegentlich verbreitete, haben wir vorhin ſchon ausgeſprochen. Doch ſoll und darf uns dies nicht verhindern, die Bedeutung anzuerkennen, welche das Wiederaufleben unſerer mittelalterlichen Literatur für jene Zeit hat, ſelbſt auch in politiſcher Hinſicht. Wie der flüchtige Hutten, allverlaſſen, allvertrieben, ſchiffbrüchig treibend auf den Trümmern ſeiner edelſten Entwürfe, ſich an den Buſen des Volkes flüchtet und in der Sprache des Volks Troſt und Kräftigung und neue Waffen findet: ſo flüchtet auch der Genius unſeres Volkes ſelbſt aus Irrthum und Schuld und Schickſalsſchlägen ſich in ſeine eigene Vergangenheit zurück, er gräbt die Wurzeln ſeiner Geſchichte auf und entdeckt unter ihnen Quellen neuer Kraft und neuen Lebens. Die Romantik hat viel geſündigt am deutſchen Volk, aber ſie hat auch viel gut gemacht; und hätte ſie uns nichts weiter hinterlaſſen, als nur die deutſche Sprachforſchung und Alterthumswiſſenſchaft (denn bekanntlich hat ſie auch zu dieſer, wie überhaupt zur Erweiterung und Belebung unſerer literargeſchichtlichen Studien, den weſentlichſten Anſtoß gegeben), ſo wäre dies allein ſchon genugend, ihren Schuldbrief zu zerreißen.

Wenigſtens ſoweit derſelbe die Literatur betrifft. Nur dem überwundenen Feinde darf man verzeihen; ſo werden auch die politiſchen Irrthümer der Romantik erſt dann auf Nachſicht rechnen dürfen, wenn ſie ſelbſt aufgehört haben werden, uns den Stachel in die Seiten zu ſetzen und unſer beſtes Blut gleich Vampyren auszuſaugen. —

Und ein Vampyr war nun auch jene mittelalterliche Begeiſterung und jener Enthuſiasmus für die Herrlichkeit des alten deutſchen Reichs, welchen die Romantik in den Herzen unſerer Jugend entzündete und der namentlich in der Gründung der deutſchen Burſchenſchaft Geſtalt und Ausdruck gewann. Behüte uns der Himmel, daß wir irgend einem Volke Frivolität oder Gleichgültigkeit predigen wollen gegen ſeine Vergangenheit, ſelbſt wenn dieſelbe weniger ruhmvoll wäre und weniger erhabene Geſtalten aufzuzeigen hätte als z. B. die Epoche der Hohenſtaufen bei uns. Von jedem wohlgeſitteten Menſchen verlangen wir, daß er das Andenken ſeiner Aeltern und Voraltern werth hält, ihre Verdienſte preiſt, ihre Schwächen verſchleiert; ja wir ſetzen dieſe Pietät ohne Weiteres voraus in tauſend kleinen Gewöhnungen und Rückſichten des geſelligen Lebens — was ſollten wir denn halten von einem Volke, das die erſte und natürlichſte aller Pflichten vernachläſſigen und gleich dem häßlichen Vogel, dem Wiedehopf, ſein eigenes Neſt verunzieren wollte?

Aber ſo weit allerdings darf der Enthuſiasmus für die Vergangenheit bei keinem Volke gehen, daß es darüber die Pflichten und Bedürfniſſe der Gegenwart vergißt; ſo tief dürfen wir uns niemals einſpinnen in den Zauber ehemaliger Größe und Herrlichkeit, daß wir darüber den Blick verlieren für die offenen Schäden an dieſem unſerm gegenwärtigen, lebendigen Leibe; ſo darf der Glanz großer hiſtoriſcher Epochen, ſo die Bewunderung einzelner alter, bedeutender und ruhmreicher Inſtitutionen unſeren Verſtand niemals gefangen nehmen, daß wir dieſe Epochen und Inſtitutionen ohne Weiteres in die gegenwärtige Zeit übertragen und unter ganz veränderten Umſtänden wiederholen wollen, blos und allein weil ſie alt ſind.

Dies aber allen Ernſtes gewollt zu haben, iſt ein Vorwurf, der ſich von unſerer burſchenſchaftlichen Romantik auf keine Weiſe wegräumen läßt, und den die ehemaligen Mitglieder derſelben, ſo weit ſie ſich überhaupt noch am geiſtigen Leben erhalten haben, ſchwerlich in Abrede ſtellen werden. Sage man nicht, es ſei das eine bloße und unſchädliche Spielerei geweſen. Strafbar freilich in dem Sinne, wie die Herren von Kamptz und Tzſchoppe ſie fanden, war ſie nicht; was dieſe verfolgten, war nur das Schreckbild ihres eigenen böſen Gewiſſens und die ſtille Anerkennung, die ſie ſelbſt der unbefriedigten Sehnſucht des Volkes in der Tiefe ihres Herzens nicht verſagen konnten. Aber ſchuldlos können wir auch eine Spielerei nicht finden, die Tauſende von edlen, begeiſterungsluſtigen Jünglingen Jahrelang in nichtige Illuſionen einwiegt, ihre Thatkraft durch hohle Träumereien abſchwächt, ſie an der unbefangenen Kenntniß der Gegenwart hindert, Einzelne von ihnen zu thörichter Anmaßung und Selbſtüberſchätzung verleitet, bei der Mehrzahl aber nach kurzem Aufflackern nichts zurückläßt, als jenes armſelige Phlegma, das uns heut aus allen Ecken entgegenqualmt und das in dieſer

Zeit allgemeiner Entnüchterung und Abſpannung wohl gar noch den Anſpruch erhebt, die wahre Panacee des Jahrhunderts zu ſein!

Auch haben wir dieſen Irrthum ſchwer genug büßen müſſen. Die Tauſende jugendlicher Herzen, die in Gefängniß und Flucht und Zurückſetzung theils gebrochen, theils gealtert, ſind furchtbar genug: furchtbar genug jene unzähligen ausgebrannten Geiſter, die mit dem romantiſchen Jugendrauſch ſich ein für allemal abgefunden zu haben wähnen mit Freiheit und Vaterland und jeder edleren, idealiſtiſchen Empfindung überhaupt. Aber was ſind ſie gegen das Elend, welches das Geſammtvaterland in Folge dieſer Irrthümer überkommen hat? Was will der Untergang dieſer Einzelnen ſagen gegen die Verluſte, die vielleicht unwiederherſtellbaren, die ganz Deutſchland darüber erlitten?

Man klagt gewöhnlich nur die Diplomaten an, daß die erhabene Begeiſterung der Freiheitskriege ſo kläglich zu Ende gegangen und daß dieſe Zeit großartigſten Aufſchwungs für das Volk ſelbſt und namentlich für die politiſche Einigung deſſelben nur ein ſo winziges Reſultat gewährt hat. Was hat es, fragt man, den Deutſchen genützt, daß ſie ſo einmüthig — einmüthig zum Theil ſogar gegen den Willen ihrer Führer und Fürſten — in den Tod gingen und die neugewonnene Einheit, die Einheit der

Gefahren und des Schlachtfeldes, mit ihrem Blute beſiegelten, da der Friede ſie doch wieder auseinander riß? Was hat ſie genutzt, dieſe Gluth der Begeiſterung, die ſo einträchtiglich, ſo himmelhoch aus Aller Herzen emporſchlug, da ſie doch nicht im Stande geweſen iſt, den Ring der deutſchen Einheit feſter zu ſchmelzen?

Wir wollen die Diplomaten nicht entſchuldigen; ihre Federn ſind zahlreicher und gewandter als die unſeren und außerdem iſt ein richtiger Diplomat auch ein viel zu hartgeſottenes Geſchöpf, als daß ſolche Anklagen ihn nicht ziemlich kühl laſſen oder ihm wohl gar noch zum Pläſir gereichen ſollten. Aber ganz verhehlt darf doch der Antheil nicht werden, den auch die Stimmung des Volkes ſelbſt an dem damaligen Scheitern einer feſtern deutſchen Einheit gehabt hat. Die eine Hälfte der Nation war zur Zeit des Wiener Congreſſes gegen den Gedanken der Einheit überhaupt noch gleichgültig; die andere, verlockt von romantiſchen Erinnerungen, vermochte dieſe Einheit nicht anders als in der Wiederherſtellung eines deutſchen Kaiſerthums zu ſehen. Nun und daß dieſe Form in Deutſchland unmöglich iſt, wenigſtens ſo lange uns Gott nicht einen Mann erweckt, der Alexander, Friedrich und Napoleon zugleich wäre, das hat die Erfahrung der jüngſten Jahre denn wohl zur Genüge bewieſen.

Aber auch daß die Diplomaten nicht wenigſtens etwas Beſſeres zu Stande gebracht als den Staatenbund in ſeiner gegenwärtigen loſen und unorganiſchen Form, dürfen wir ihnen nicht allzuſchwer anrechnen. Wir wollen uns gar nicht auf die Erfahrungen der neueſten Zeit berufen, wo das Volk ja einige Zeit das Heft in Händen gehabt hat, und zwar ſo vollſtändig, wie ſich nur immer denken und wünſchen ließ, und wo wir nach einem unendlichen Aufwand von Zeit und Kraft und edelſtem Willen doch wieder nur beim Staatenbund, genau in derſelben lockern und ohnmächtigen Form wie ehemals, angelangt ſind. Wohl aber wollen wir darauf hinweiſen, und Alle, die jene Zeit entweder ſelbſt noch mit Bewußtſein durchlebt oder ſich nachträglich aus den ſeitdem veröffentlichten Memoiren und Briefwechſeln genauer darüber unterrichtet haben, werden es uns beſtätigen — nämlich daß die öffentliche Meinung über die demnächſtige Geſtaltung Deutſchlands dazumal ebenſo unklar geweſen und ebenſo voll innerer Widerſprüche wie ſpäter und daß mithin, für welches Project man ſich auch in Wien entſchieden und welchen Weg man auch eingeſchlagen hätte, doch ſchließlich keiner davon die Nation würde befriedigt haben. Noch jetzt, wenn wir die verſchiedenartigen Entwürfe durchleſen, die damals geſtellt wurden, theils von officieller Seite, theils von Seiten der Literatur — die Hand aufs Herz, iſt wohl

nur Einer darunter, ſelbſt die Wilhelm von Humboldt'ſchen Reichskreiſe nicht ausgenommen, dem wir unſere Zuſtimmung ertheilen oder von dem wir behaupten möchten, daß wir beſſer dabei gefahren wären als bei Staatenbund und Bundestag? Andere aber deshalb mit Vorwürfen zu überhäufen, daß ſie nicht ſchon vor vierzig Jahren gewußt haben, was wir ſelbſt heutigen Tags auch noch nicht wiſſen, ſcheint uns weder billig noch verſtändig. —
[illegible] [illegible] [illegible] 1848

Nach dem Wiener Congreß wiederholt der Kreisgang ſich nun aufs Neue; wieder flüchtet der Gedanke der deutſchen Einheit, dem die Wirklichkeit keine Exiſtenz gegönnt hat, ſich in die Literatur und macht von hier aus, in unabläſſiger Wiederkehr und unter den verſchiedenartigſten Formen, die ausgedehnteſten Eroberungen im Publikum. Die deutſche Einheit wird ein Axiom, ein Lehrſatz der deutſchen Bildung, den namentlich kein Poet und kein Künſtler mehr in Zweifel zu ziehen wagt; es iſt die ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung für Jeden, der von Deutſchlands Zukunft reden oder die politiſchen Bedürfniſſe des Volkes erörtern will. Selbſt durch den Spott, den einzelne mehr vorwitzige als tiefe Geiſter über dieſen Gedanken ausſchütten, leuchtet noch etwas wie Schmerz oder Sehnſucht hervor; es iſt mehr Witz der Verzweiflung als Witz des Uebermuthes.

Allein was man ſich ſo eigentlich bei dieſem Gedanken denken ſollte, oder welche Geſtalt er annehmen, in welche Bahn er gebracht werden müßte, um ſich zu verwirklichen, das wußte man noch immer nicht; es war eben nur eine Einheit in abstracto, die Einheit als ſolche, unbekümmert um Raum und Zeit. Selbſt jene mittelalterliche Form, in welcher man ſich dieſelbe bis dahin vorzugsweiſe gedacht hatte, fing an zu verblaſſen und in den Hintergrund zu treten; man ſprach und ſchrieb noch immer viel von deutſcher Einheit, aber nur noch ſehr wenig von einem deutſchen Kaiſer. Sehr natürlich: da auch jene romantiſche Literatur, unter deren Einfluß ſich dieſe Vorſtellung hauptſächlich verbreitet hatte, damals bereits theils in Abnahme war, theils wenigſtens die Form dermaßen gewandelt hatte, daß nur der kleinere Theil ſie noch erkannte.

Und wie hätte die Literatur der Romantiker nicht ſollen in Abnahme gerathen, da es ja der Literatur im Ganzen damals nicht beſſer ging? Es iſt eine alte und bis zum Ueberdruß vernommene Klage, daß die klaſſiſche Epoche unſerer Literatur nur von ſo kurzer Dauer geweſen und daß mit der Fähigkeit unſerer Dichter auch die Theilnahme unſeres Publikums ſo jählings abgenommen hat. Dieſe Klagen mögen ſehr wohl gemeint ſein und aus recht äſthetiſchen und patriotiſchen Herzen kommen; die Einſicht jedoch in das Weſen geſchichtlicher Entwicklung, welche ſich darin ausſpricht, iſt nur gering. Auch die Blüthe einer Literatur iſt nichts Zufälliges, noch kann ſie nach Willkür erhalten oder erneuert werden; der angeſtrengteſte Eifer der Poeten, die theilnehmendſte Hingabe des Publikums ſind ohnmächtig, wenn die Geſchichte einmal ihren Spruch gefällt hat.

Dieſer Spruch der Geſchichte aber lautet dahin, daß die ſogenannte Blüthezeit einer Literatur nur immer da eintritt und nur da möglich iſt, wo eine beſtimmte Weltanſchauung ihren Gipfel erreicht, ein beſtimmtes Volk unter beſtimmten localen Bedingungen aufs Aeußerſte und Vollſtändigſte durchdrungen hat. Da, auf ihrer letzten, reifſten Stufe, im äußerſten Moment ihres Abſchluſſes, geht dieſe Weltanſchauung dann auch in die Poeſie über und erreicht hier, eben weil ſie ſo ganz reif, ſo ganz vollendet und in ſich abgeſchloſſen iſt, auch jenen vollendeten Ausdruck, den wir als den klaſſiſchen zu bezeichnen pflegen und deſſen Eigenthümlichkeit eben darin beſteht, daß Weſen und Erſcheinung, Form und Inhalt ſich hier vollſtändig decken und völlig ineinander aufgehen. Es iſt die äußerſte, höchſte Verklärung einer weltgeſchichtlichen Idee, dieſe Verklärung in der Schönheit; wie die Raupe ſich zum Schmetterling entpuppt, ſo iſt auch dies farbenreiche Gewand der Kunſt die höchſte und letzte Geſtalt, in welcher die weltgeſchichtlichen Ideen auftreten.

Aber der Schmetterling iſt auch ſprichwörtlich durch die Kürze ſeines Daſeins. Die Weltgeſchichte ſteht nie ſtill; jede Höhe, die ſie errungen, iſt ihr nur eine Stufe zum weitern Fortſchritt. Darum kann auch die ſogenannte klaſſiſche Epoche einer Literatur niemals von Dauer ſein; es wäre daſſelbe, als wenn man eine nie welkende Blüthe, einen ewigen Frühling, das heißt einen Stillſtand der Natur verlangen wollte.

Vielmehr wo ein ſolcher Gipfel erreicht iſt, da ſehen wir die Geſchichte auch ſofort wieder zu neuen Entwickelungen den Anlauf nehmen. Dieſelben treten ihrer Natur nach zuerſt in unfertiger, unreifer Geſtalt auf; erſt wie ſie allmählig wachſen und ſich ausdehnen, gehen ſie auch in die Kunſt über. Aber auch ihre künſtleriſche Erſcheinung iſt anfänglich nur unvollkommen und unreif; der Mund der Kunſt kann das richtige Wort für den Inhalt der neuen Zeit noch nicht finden, ſie ſtammelt gleichſam noch, lallt, ſtottert und müht ſich ab in unzulänglichen Verſuchen. Kurzſichtige reden dann von einem Verfall der Literatur; bei lebensfähigen Nationen dagegen iſt es vielmehr der Anſatz zu einer neuen Literatur, die ſich erſt neue Formen, neue Anſchauungen, neue Organe ſchaffen muß, die aber, wenn anders die Lebenskraft des Volkes ſelbſt ausreicht, die Idee zur Reiſe zu bringen, ~~auch~~ unzweifelhaft einer neuen klaſſiſchen Epoche entgegengeht. —

So hatte auch bei uns Deutſchen die Idee der ſchönen Perſönlichkeit, die unſer achtzehntes Jahrhundert erfüllt, mit Ende dieſes Jahrhunders ſich vollendet und ausgelebt; Goethe und Schiller, namentlich der erſtere, ſind die klaſſiſchen Repräſentanten dieſer Entwickelung, die eben mit dieſem klaſſiſchen Ausdruck ein für allemal beendet und abgeſchloſſen iſt. Der Menſch des neunzehnten Jahrhunderts ſoll die bloße Perſönlichkeit überwinden; er ſoll aus ſich heraustreten, ſoll ſich ſelbſt erſt wiederfinden, zu ſeinem eigentlichen Bewußtſein, ſeinem eigentlichen Daſein gelangen in der Totalität des Staats und der Geſchichte. Das praktiſche Intereſſe verdrängt das äſthetiſche; nicht mehr die Literatur, ſondern der Staat und die bürgerliche Geſellſchaft, mit ihren unentbehrlichen praktiſchen Vorausſetzungen, mit Handel, Gewerbe ꝛc. bilden die wahre hiſtoriſche Aufgabe unſerer Zeit. — Auch dieſe Epoche, wir zweifeln nicht, wird dereinſt ebenfalls ihre poetiſche Verklärung finden und eine neue klaſſiſche Poeſie erzeugen, eine Poeſie der Wirklichkeit, des Kampfes, der Arbeit, wie jene klaſſiſche Poeſie der neunziger Jahre eine Poeſie des Idealismus, des Selbſtgenuſſes und der ſchönen Beſchaulichkeit war. Ja die Anfänge dazu ſind zum Theil ſchon gemacht und nur ein blödes Auge kann den Kern verkennen wegen der unanſehnlichen Schale, in welcher derſelbe zur Zeit noch auftritt; in unſern politiſchen Dramen, unſern ſocialen Novellen und Gedichten liegen die Anfänge dazu bereits vorhanden, und es wird nur darauf ankommen, daß Deutſchland frei und mächtig, der deutſche Handel reich und blühend, das deutſche Gewerbleben fruchtbar und glücklich wird, um auch dieſe Poeſie der Wirklichkeit einer neuen und klaſſiſchen Epoche entgegen zu führen.

Das muß denn nun der Zukunft überlaſſen bleiben. Worauf es uns hier ankam, war nur den Nachweis zu liefern, daß es thöricht iſt, eine beſtimmte Zeit des Rückſchritts anzuklagen und gering zu denken von einer beſtimmten Nation, aus keinem andern Grunde, als weil die Poeſie bei ihr aufgehört hat der Hauptträger des nationalen Lebens zu ſein und weil andere proſaiſchere, aber auch praktiſchere Mächte an ihre Stelle getreten ſind. Es kann dies ſogar umgekehrt unter Umſtänden ein ganz entſchiedener Fortſchritt der nationalen Entwickelung ſein — und von unſern gegenwärtigen deutſchen Zuſtänden möchten wir das allen Ernſtes behaupten.

Und ſo wird ja auch hoffentlich der Gedanke der deutſchen Einheit ſelbſt nichts dadurch an ſeinem Werthe verloren haben, daß er im Lauf der zwanziger Jahre allmahlig aus dem poetiſchen und literariſchen Gebiet, deſſen Grenzen ſich, wie geſagt, überhaupt von jetzt an enger zuſammenziehen, übergeht in das Gebiet der praktiſchen, oder wie Andere lieber ſagen, der materiellen Intereſſen. Freilich ſind Zollregiſter und Mauthabſchlüſſe minder intereſſant zu leſen als Romanzen vom Kaiſer Rothbart oder poetiſche Klagen um die geſunkene Herrlichkeit des alten deutſchen Reichs; ein Geſchlecht, das die deutſche Einheit bisher immer nur im Theaterſchmuck geſehen, im langwallenden Kaiſermantel, Lautenſchlagende Jünglinge zur Seite, mußte ſich freilich ein wenig überraſcht fühlen, als ſie dieſelbe plötzlich im Waarenlager des Kaufmanns, zwiſchen Kafeſäcken und Tabacksballen, oder in der niedrigen Stube des deutſchen Handwerkers wieder erkennen ſollte. Und doch iſt der preußiſch-deutſche Zollverein, den wir hier im Sinne haben, ein beſſerer Grundſtein künftiger deutſcher Einheit und ein zuverläſſigerer Schritt zu ihrer Erlangung, als alle Wartburgsfeiern und alle Hambacher Feſte mit einander. Der Zollverein iſt neuerdings hart angegriffen worden, von politiſcher ſowohl als von nationalökonomiſcher Seite, und hat ſeine Exiſtenz nur mühſam und, wie es ſcheint, nicht ohne Einbuße des öffentlichen Vertrauens gegen die beiderſeitigen Angriffe behauptet. Auf die politiſchen Angriffe vermögen wir gar keinen

Werth zu legen, weil ſie notoriſch von einer Seite gekommen ſind, wo man ein für allemal von deutſcher Einheit nichts wiſſen will noch darf. Aber auch das nationalökonomiſche Princip des Vereins, ob es ſchutzzöllneriſch oder freihändleriſch, falſch oder richtig iſt, kümmert uns an dieſer Stelle nicht, da wir es hier lediglich mit der Thatſache zu thun haben, daß der Zollverein auf einem unleugbar wichtigen Gebiet, dem Gebiet der kaufmänniſchen und gewerblichen Intereſſen, eine Menge von Schranken und Spaltungen niedergeworfen und eine Einheit herbeigeführt hat, von der wir in Deutſchland früher nicht einmal eine annähernde Vorſtellung beſaßen. Auch die Allgemeine deutſche Wechſelordnung, die Poſt- und Telegraphen-Conventionen, ſowie die ganze Maſſe unſerer wiſſenſchaftlichen und gewerblichen Vereine und Verſammlungen, als da ſind die Verſammlungen der Forſt- und Landwirthe, der Aerzte, der Geſchichts- und Sprachforſcher, der Lehrer, der Gärtner ꝛc., ingleichen die großen Induſtrie-Ausſtellungen, die ſeit einiger Zeit auch bei uns in Deutſchland ſtattfinden, endlich und vor Allem die deutſchen Eiſenbahnen, gehören hierher. Gern würden wir auch die Militairconventionen dazu rechnen, welche in jüngſter Zeit zwiſchen Preußen und einigen kleinen deutſchen Staaten abgeſchloſſen wurden, ſowie die ſeit 1843 eingeführten

Bundesinſpektionen und Manöver, wenn nicht die einen in Folge politiſcher Eiferſucht größtentheils wieder aufgehoben und vereitelt wären, die andern aber ſich in ein Dunkel hüllten, das kein genaueres Urtheil über ihren Werth und ihre nationale Bedeutung zuläßt.

Dieſe Einheit iſt denn nun freilich, wie geſagt, ſehr unpoetiſch; auch gehen ihre Früchte etwas langſamer auf, als etwa ein Lied gedichtet, gedruckt und verbreitet wird. Dafür ſind ſie aber auch nicht bloße ſchöne Illuſionen, ſondern an ſeinem ſteigenden Wohlſtand merkt ſie der Kaufmann, der Gewerbtreibende an ſeinem geſteigerten Abſatz, der Gelehrte an der Erweiterung der Ideen, die ihm aus dem erweiterten perſönlichen Umgang zuſtrömt, der Reiſende an der Leichtigkeit ſeiner Beförderung — und ſo auf allen übrigen Gebieten unſeres praktiſchen Lebens. Der Gedanke der Einheit (mit Einem Wort) iſt aus der poetiſchen Abſtraction herausgetreten ins Leben; er wird Geld, wird Abſatz, wird Wiſſenſchaft; er tritt an Kreiſe heran, denen er bis dahin vollkommen fremd geblieben war und verbreitet die Ueberzeugung von ſeiner Nothwendigkeit und Nützlichkeit durch Mittel, die Jedermann verſtändlich, und nicht blos verſtändlich, ſondern auch angenehm und erſprießlich ſind.

Wundere ſich Niemand, daß wir dabei die große Kataſtrophe des Jahres Achtundvierzig mit ihren ſo anſpruchsvollen und doch ſo fruchtloſen Experimenten ganz übergangen haben. Es iſt nicht der Zweck dieſes Buches, alte Wunden aufzureißen und Klagen oder gar Vorwürfe zu erneuern, die zum Vortheil Aller beſſer der Vergeſſenheit übergeben werden; im Gegentheil, das Buch will aufklären, will verſtändigen und verſöhnen. Auch iſt die Stellung, welche das gedachte Jahr in der Entwickelung der deutſchen Einheit einnimmt, nach dem bisher Mitgetheilten ſehr einfach und leicht zu überſehen. Die Idee der deutſchen Einheit war im Lauf der dreißig Jahre ſeit den Befreiungskriegen in das allgemeine Bewußtſein übergegangen; ſehr natürlich daher, daß auch ſofort bei Ausbruch der Bewegung ſie es war, die ſich an die Spitze ſtellte, und in der alle übrigen Fragen gleichſam zuſammenliefen.

Soweit war die Entwickelung alſo ganz berechtigt und nothwendig; ja man braucht noch lange kein Prophet zu ſein und kann ſich von dem Wahn politiſcher Allwiſſenheit ſehr frei halten, um doch mit Beſtimmtheit voraus zu ſagen, daß jede neue Bewegung, ſelbſt auch die allerfriedlichſte, die Deutſchland in Zukunft wieder ergreifen ſollte, nothwendig denſelben Ausgangspunkt nehmen und auf daſſelbe Ziel hinarbeiten wird.

Aber nicht blos an die Spitze der Bewegung trat die Idee der deutſchen Einheit, ſondern ſie that es auch genau in derſelben romantiſch-mittelalterlichen Form, welche ſie während der Fremdherrſchaft angenommen und die ſich dann vorzugsweiſe in unſerer Burſchenſchaft ausgebildet hatte. Und das war denn die unberechtigte Seite der Bewegung, die geſchichtliche Schuld, durch welche ſie mit Recht dem Untergange verfallen iſt.

Auch hatte das Publikum darüber einen ſehr richtigen Inſtinkt. Jetzt, wo die Herzen wieder ſo kühl, die Köpfe ſo nüchtern, ach nur zu nüchtern geworden ſind, jetzt geſteht man ſich wohl ſelbſt, welche Befremdung der erſte Entwurf der ſogenannten Vertrauensmänner, gleich im April Achtundvierzig, erregte, wo die Idee des deutſchen Kaiſerthums ſich ſchon deutlich an die Spitze geſtellt fand — ſelbſt denjenigen erregte, deren Stammeseitelkeit ſich hätte davon geſchmeichelt fühlen ſollen oder die doch wenigſtens keine Gefahr liefen, durch das neue Kaiſerthum an Macht oder Anſehen einzubüßen. Es dauerte, wie man ſich entſinnen wird, einige Zeit, bevor das Publikum (um vom Volke gar nicht zu ſprechen) ſich mit dem Gedanken befreundete, und auch dann war es noch, wie der Erfolg bewieſen hat, nur eine ſehr kühle Freundſchaft, mehr eine Tochter der Noth, ein Pis-Aller, als ein wirklicher Zug des Herzens, den der Verſtand und die praktiſche Einſicht gebilligt hätten.

Auch hier wiederum ſind wir ſehr weit entfernt, Anklagen oder Vorwürfe zu erheben gegen die Männer, von denen jener Entwurf ausgegangen, und die denn auch ſpäter das Meiſte gethan haben, ihn zu halten und zu fördern. Die Uneigennützigkeit und patriotiſche Abſicht dieſer Männer iſt über jeden Argwohn erhaben; wären alle Fragen der damaligen Zeit mit dieſer Gewiſſenhaftigkeit, dieſer Hingebung und dieſer zähen Ausdauer behandelt worden, wahrlich, der Schiffbruch, den wir erlitten, hätte wenigſtens ein nicht ſo allgemeiner, nicht ſo rettungsloſer werden können.

Aber die Wolke wird darum doch nicht zur Juno, wenn man ſie auch mit noch ſo viel Inbrunſt und Treue umarmt; wer in den Wind ſäet, dem nutzt weder die Güte der Ausſaat, noch die Geſchicklichkeit der Hand, mit der er ſäet. Das mittelalterliche Kaiſerthum, das man wiederherzuſtellen gedachte, nicht nur gegen oder doch gewiß ohne die Sympathien und Neigungen der Nation, ſondern auch im offenbarſten Widerſpruch mit der thatſächlichen Lage Deutſchlands ſowohl wie des ganzen übrigen Europa — dieſes Kaiſerthum, ſo ſehr es unſeren romantiſchen Reminiscenzen ſchmeichelte, war doch nur ein Wolkenbild, eine Truggeſtalt, die niemals zum Daſein gelangen konnte, noch jemals gelangen wird. Es war das letzte poetiſche Aufleuchten einer Idee, welche die Jugend jener Männer verklärt hatte und die ſie nun ſtolz waren, mit ergrauenden Haaren und gebeugtem Nacken dennoch ins Leben zu führen. Das Schickſal hat dieſer Idee das Schönſte und Höchſte vergönnt, was ihr nur immer zu Theil werden konnte — einen tragiſchen Untergang; ſtatt an ihrer eigenen Schwäche klanglos zu verkümmern, iſt ſie wenigſtens einen wackeren Soldatentod auf freiem Felde, unter den Händen ihrer Feinde geſtorben und hat den Ruf ehrlichen Wollens und redlicher Abſicht nachgelaſſen. Das mag diejenigen tröſten, welche an ihre Verwirklichung die Arbeit und Hoffnung ihres Lebens geſetzt hatten. Auch für ein Dunſtgebild mit Aufopferung und Tapferkeit zu ſtreiten, iſt mit dem Begriff der Ehre ſehr wohl verträglich; ſo haben ſie denn wenigſtens ihre Ehre gerettet — das iſt unendlich mehr, als manche Andere aus jener Zeit ſich rühmen können.

Aber weil nun dieſes Dunſtgebild zerronnen, ſollen wir darum auch an der Sache ſelbſt verzweifeln? Weil die Schale zerbrach, ſollen wir darum auch den Kern auf die Gaſſe werfen? Weil das deutſche Kaiſerthum nicht zu Stande kam, noch nach menſchlicher Einſicht jemals zu Stande kommen wird, ſollen wir darum auch an der deutſchen Einheit ſelbſt verzagen und verzweifeln? Sollen namentlich die Dichter, dieſe eigentlichen Stimmen und Zungen des Volks, aufhören der Nation das Ziel ihrer Zukunft vorzuhalten und ihr Muth und Begeiſterung einzuflößen für den ſchweren Kampf, der, wie vor jedes edlere Ziel, ſo auch vor dieſes gelegt iſt?

Ach, die Meiſten haben es ſchon gethan; ſie thun ſogar noch mehr, ſie ſchämen ſich ihrer ehemaligen Leidenſchaft als einer Thorheit, vielleicht gar eines Verbrechens, und ſuchen vor der Welt und vor ſich ſelbſt zu verheimlichen, daß ſie jemals ſo ſchwach geweſen. Wir haben die deutſche Einheit zu Anfang dieſer Blätter die eigentliche Jugendliebe der deutſchen Nation genannt. Gut denn, ſo theilt ſie auch das Schickſal, das den Jugendliebſchaften in der Regel zu Theil wird: das Schickſal, verſpottet, verleugnet, vergeſſen zu werden. Die Liebe iſt in Grimm, die Wehmuth in Hohn, die Sehnſucht in Schadenfreude, der Schmerz in Selbſtverſpottung umgeſchlagen. Redet dem heutigen deutſchen Publikum von der Türkei, redet ihm von China, redet ihm von allen Dingen der Welt: es wird zuhören, ſich wenigſtens ſo anſtellen, als ob es zuhörte — aber redet ihm von deutſcher Einheit und es hält ſich die Ohren zu und läuft weg, rückwärts blinzelnd, ob auch kein Gensdarm oder Schutzmann hinter ihm!

Und doch iſt das kein ritterlicher Geiſt und kein Ehrenmann, der der Liebe ſeiner Jugend, und ob ſich Berge und Meere zwiſchen ſie und ihn gethürmt haben und ob er ſie ſelbſt hätte als einen Irrthum erkennen müſſen, nicht ſtets ein ehrerbietiges und dankbares Andenken bewahrt. Dies Gekeife und Geziſche, das ſich jetzt von allen Seiten erhebt, wo nur der Name der deutſchen Einheit genannt wird, ſtellt den ſittlichen Eigenſchaften derjenigen, von denen es ausgeht, ein ſehr ſchlechtes Zeugniß aus und ſollte am Wenigſten von oben herab als Loyalität und Patriotismus befördert werden; denn es kann nur die Frucht eines kleinen und niedrigen Herzens ſein. Nicht blos „die Stätte, die ein guter Menſch betrat, iſt geweiht für alle Zeiten“: ſondern noch viel mehr iſt es jeder Gedanke, der irgend einmal Tauſende von Herzen in edler, reiner Freude entzündet und ihnen Muth und Begeiſterung geſpendet hat, ſelbſt auch wenn er veraltet, ja wenn er auf einem Trugſchluß beruhen ſollte.

Was aber die deutſche Einheit betrifft, ſo erſtreckt der Trugſchluß, wie wir geſehen haben, ſich nur auf die beſtimmte Form, in welcher man dieſelbe, befangen in poetiſchen Reminiscenzen, zu verfolgen und darſtellen zu müſſen glaubte; der Gedanke ſelbſt iſt ein urewiger, ſchlechthin berechtigter, unvertilgbarer; alle

Richtungen des deutſchen Lebens laufen in ihm als ihrer nothwendigen Spitze zuſammen; er iſt der richtige göttliche Idealismus, der über all unſerem Thun und Denken ſchwebt und ohne den wir ſofort, politiſch wie geiſtig, zu Heloten herabſinken würden. Denn was iſt die Einheit einer Nation anders als das Selbſtgefühl ihrer Individualiat? und was wäre demnach eine Nation, die auf ihre Einheit verzichtete? Der einzelne Menſch, der ſich ſelbſt aufgiebt, wird ein Nichtswürdiger; eine Nation, die daſſelbe thun wollte, würde auch daſſelbe werden.

Allein was nützt, fragt man uns, der bloße Idealismus, wie ſchön er ſei, wenn er das Leben niemals durchdringen und erfüllen ſoll? Was nützt es, uns das Feſthalten an der Idee der deutſchen Einheit zur Pflicht zu machen, wenn man uns doch ſelber keine Mittel und Wege anzugeben, keine Form zu bezeichnen weiß, wie dieſelbe ſich jemals verwirklichen ſoll?

Die Mittel und Wege ſind angegeben, noch mehr ſogar, ſie ſind ſchon betreten; es ſind eben jene materiellen Vereinigungen, deren wir oben gedachten, und deren Zahl und Bedeutung von Jahr zu Jahr zunehmen wird, weil ſie auf dem praktiſchen Bedürfniß der Nation beruhen und weil auch ihr Nutzen von dem praktiſchen Verſtande der Maſſe eingeſehen wird. Laßt dieſe Mittel und Wege denn nur weiter wirken, gewöhnt Euch nur, in ihnen noch mehr als blos die nächſte praktiſche Befriedigung eines materiellen Bedürfniſſes zu ſehen, lernt ſie begreifen als die vielleicht etwas ſchwerfälligen, aber darum auch um ſo feſteren Grundſteine unſerer nationalen Einheit — und wenn die Zeit gekommen, wird aus den erfüllten Bedingungen des Weſens ſich die Form von ſelbſt in organiſcher Nothwendigkeit ergeben. Selbſt die lange Perſpective, die uns damit geſteckt wird, könnte nur Thoren oder Selbſtſüchtige ſchrecken. Kaum hundert Jahre ſind es in dieſem Augenblick, daß der Gedanke der deutſchen Einheit zuerſt wieder emportauchte, wir haben geſehen, in welchen vereinzelten, ſchüchternen, gleichſam vor ſich ſelbſt verſteckten Anfängen — und wie iſt er in dieſen hundert Jahren, Jahren des Widerſtands, der Unruhe, der Zerrüttung, wie iſt er bei alledem gewachſen! welche Eroberungen hat er gemacht, welche praktiſchen Fortſchritte ſind ihm gelungen! Der flüchtigſte Blick auf die Karte oder auch ein Blick auf jenes Eiſennetz, das Deutſchland in dieſem Augenblick von Königsberg bis an den Bodenſee, von Hamburg bis Trieſt verbindet, iſt hinreichend, die Wahrheit dieſes Ausrufs zu beſtätigen. Und nun erſt die ſtille, die Revolution der Geiſter! Wer wußte vor hundert Jahren von deutſcher Einheit? und wer wüßte jetzt nicht davon? Es iſt damit, wie es im Wort der Bibel heißt: Selbſt aus dem Munde der Spötter hat ſie ſich ihr Lob bereitet.

Damit iſt denn auch die Frage gelöſt, von welcher unſere Betrachtung ausging und die zugleich das eigentliche Ziel derſelben bildete: nämlich wie die deutſche Poeſie ſich ins Künftige zu dem Gedanken der deutſchen Einheit wird zu verhalten haben. Wir wollen nicht mehr viel von deutſcher Einheit ſprechen, ganz gut — aber wir wollen deſto mehr dafür thun; wir wollen das Auge nicht mehr ſehnſüchtig in die Ferne gerichtet halten, aber wir wollen dafür die Steine, die uns im Wege liegen, deſto aufmerkſamer prüfen und deſto ſorgfältiger hinwegräumen. Auch die deutſche Poeſie muß ſich, wie wir vorhin ſchon andeuteten, entſchließen, ein wenig poſitiver, um nicht zu ſagen, materialiſtiſcher zu werden; wie die politiſche Lyrik unſerer politiſchen Sturm- und Drangjahre ſich zu Roman und Drama fortzuentwickeln ſucht, ſo muß ſich unſere Poeſie überhaupt bekannter machen mit der Wirklichkeit unſerer öffentlichen und häuslichen Zuſtände, ſie muß das Leben der verſchiedenen Kreiſe ſchildern, wie es iſt, ſie muß ihrer eigenen Weisheit ein wenig entſagen und muß dafür deſto hingebender werden an dasjenige, was ſie im Volke vorfindet. Statt der mittelalterlichen Herrlichkeit, die Ihr doch nie wieder aus dem Grabe erweckt, oder ſtatt verwegener Luſtſchlöſſer der Zukunft, die Ihr doch nie in die Wirklichkeit überzuführen vermögt — ſchildert uns denn, Ihr Poeten, das Land und das Volk wie es iſt! Führt uns an kundiger Hand durch die verſchiedenen Landſchaften unſeres Vaterlandes, zeigt uns die Fremdartigkeit der Sitten, die Spaltung der Meinungen, den Widerſtand der Intereſſen, und wie doch durch dies Alles hindurch ein unwiderſtehlicher und unverwüſtlicher Drang nach Einheit und Verſöhnung durch alle edleren Herzen geht! Enthüllt die Wunden, welche unſere Zwietracht und unſer Mangel an Thatkraft uns geſchlagen, durch eigene nicht minder als durch fremde Hand: aber zeigt auch, welche Heilmittel ſchon jetzt in der angeborenen Natur des Volkes und in dem Zwang jener praktiſchen Verhältniſſe liegen, um die Ihr Euch bisher ſo wenig bekümmern zu dürfen glaubtet — warum? je nun, weil Ihr Poeten wart! Die Zeit dieſer abſtracten, inhaltloſen Poeſie, der ſchönen Redensarten und Luftbilder ſei nun auch in Deutſchland vorüber; auch die Poeſie höre auf nur immer zu jubeln oder zu drohen, zu jauchzen oder zu klagen und lege mit Hand an zu dem allgemeinen Neubau unſeres Vaterlandes, deſſen erſte Bedingung iſt, daß wir uns ſelbſt kennen und verſtehen lernen.

Gelingt das oder wird wenigſtens der redliche Anfang dazu gemacht, ſo wird unſere Poeſie von ihrem politiſchen Einfluß und ihrer patriotiſchen Haltung nicht nur nichts einbüßen, ſondern ſie wird ſelbſt an äſthetiſchem Werth dadurch gewinnen. Denn ſie wird auf dieſe Weiſe aus einer Poeſie des Nebelns und Schwebelns eine Poeſie der Wirklichkeit, aus einer Poeſie der Jünglinge und Weiber eine Poeſie der Männer werden.

Deutſche Flüchtlinge.

Der heimathloſe Mann war den alten Deutſchen ein „elender“ Mann. Die geliebte Heimath mit dem Rucken anſehen, als Fluchtling das bittere Brod der Fremde eſſen und endlich ſein mudes Gebein in einem fremden Boden verbergen müſſen, ſchien ihnen ſo ſehr der Inbegriff alles menſchlichen Leidens, daß ſie das Wort Elend, das urſprünglich nur die Fremde und das Leben in der Fremde bedeutet hatte, auf jede äußerſte Noth und jenen Zuſtand allgemeiner Verlaſſenheit und Hülfloſigkeit übertrugen, wo den Unglücklichen ſelbſt die Hoffnung verläßt; die deutſche Sprache hat noch bis zur Stunde kein herberes, kräftigeres Wort, den äußerſten Gipfel des Unglücks, ſei daſſelbe ein perſönliches, ſei es ein allgemeines, zu bezeichnen, als im „Elend“ — das heißt alſo urſprünglich, in der Verbannung leben.

Was unſere Altvordern, mit dieſer heißen Liebe zum Vaterland, mit dieſem tiefen, ſchmerzlichen Abſcheu vor dem Leben in der Fremde, das in ihren Augen gar kein Leben mehr war — was ſie wohl dazu ſagen möchten, wenn ſie die Tauſende und aber Tauſende von Flüchtlingen erblicken könnten, welche Deutſchland heutzutage Jahr ein Jahr aus über alle Theile der Erde ausſtreut und von denen ſogar die Wenigſten nur den Wunſch oder die Abſicht hegen, jemals wieder ins Vaterland zurückzukehren?!

Denn nothwendig müſſen wir dem deutſchen Flüchtlinge der Gegenwart nicht blos diejenigen beizählen, die durch politiſche oder andere von ihnen unabhängige Motive zur Flucht aus dem Vaterlande genöthigt werden, ſondern auch diejenigen gehören dazu, die daſſelbe freiwillig verlaſſen — nämlich wenn es freiwillig heißt, die Schrecken der Verarmung hinter ſich und die Möglichkeit einer neuen, glücklichern Exiſtenz jenſeit des Oceans vor ſich zu haben. Der größere Theil unſerer Auswanderer iſt ſogar noch viel mehr auf der Flucht und verläßt das Vaterland noch weit gezwungener als diejenigen, die durch eine raſche Flucht blos dem Kerker oder vielleicht gar dem Schaffot entziehen wollen; es iſt leichter, ohne Zweifel, ſein Haupt dem Ueberwinder darbieten, der unſerm Schmerz und unſerer Schmach vielleicht mit Einem Streich ein Ende macht, als alltäglich, allnächtlich das Geſpenſt des Hungers hinter ſich haben und in Arbeitsloſigkeit und Mangel langſam zu Tode fröſteln.

Immerhin aber, mag er nun die Heimath aus dem einen oder dem andern Motive verlaſſen haben, ſo gehört der deutſche Flüchtling in dieſem Augenblick unſtreitig bereits in allen Theilen der Welt zu den gekannteſten und verbreitetſten Erſcheinungen. Von den öden Steppen und Eisfeldern des nördlichen Amerika, in denen nur der Jäger ein kläglich gefahrvolles Daſein zu friſten vermag, bis zur glühenden Sonne Auſtraliens, von dem unfruchtbaren Sand der afrikaniſchen Wüſte bis zu den goldhaltigen Felſen von Californien oder dem üppigen Boden von Oſtindien, giebt es bald keine Scholle Erde mehr, die nicht der Schweiß eines deutſchen Flüchtlings getränkt und urbar gemacht hätte. Selbſt wenn wir uns nur auf die eigentlichen politiſchen Flüchtlinge beſchränken, ſo iſt auch ihre Zahl zu einer Höhe angewachſen und hat eine Ausdehnung erreicht, von der wir früher, wenigſtens in Deutſchland keine Ahnung hatten. Der deutſche Flüchtling mit ſeiner harten, rauhen Sprache, ſeinem verwilderten Aeußern, ſeiner ehrenhaften Bereitwilligkeit zu jeder Arbeit, aber leider auch mit ſeiner lauten Verachtung des Vaterlands, ſeiner Geringſchätzung heimiſcher Sitte und ſeiner Uneinigkeit unter einander, iſt ſo gut bekannt in der alten und neuen Welt und gehört ebenſo zu den ſtehenden Figuren der Gegenwart, wie der franzöſiſche Emigrant zu Ende des vorigen Jahrhunderts, oder der polniſche Flüchtling zu Anfang der dreißiger Jahre. Selbſt in die Literatur fängt er bereits an überzugehen, wie es zu gewiſſen Zeiten mit jenen der Fall war; die flüchtigen franzöſiſchen Marquis, die in den Romanen aus dem erſten Viertel des laufenden Jahrhunderts eine ſo große Rolle ſpielen, mußten ihren Platz zuerſt den verbannten Polen räumen, die durch ihre Schönheit, ihre Ritterlichkeit, ihr Unglück allein ſchon hinreichend waren, eine Geſchichte intereſſant, ein Stück unterhaltend zu machen — und auf ſie nun folgen in Dramen und Romanen die deutſchen Flüchtlinge; die die Polizei verjagt hat, läßt die Poeſie wieder ein.

Und doch würde es trotz dieſer poetiſchen Verklärung ein verwegenes Unternehmen ſein, wenn Jemand behaupten wollte, daß dieſe große Zahl von Flüchtlingen ein Glück für Deutſchland oder ein Zeichen ſeines geiſtigen und leiblichen Wohlſtands ſei. Im Gegentheil wird es ſtets nur als ein Symptom tief innerlicher Zerrüttung gelten dürfen, wenn ein Staat und ein Volk nicht mehr im Stande iſt, die verſchiedenen Elemente, die ſich in ihm ſelbſt auf geſchichtlichem Wege entwickelt haben, friedlich bei einander zu beherbergen und in gegenſeitiger Einwirkung mit einander auszugleichen; es wird immer ein trübes Zeichen für die Zukunft eines ſolchen Volkes ſein, wenn (wie es jetzt bei uns der Fall iſt) gerade den Vertretern dieſer Zukunft, ſeinen jüngſten, feurigſten Köpfen, nur die Wahl bleibt zwiſchen Kerker oder Flucht in die Fremde.

Allerdings giebt es Staatsweiſe, welche in der wachſenden Anzahl unſerer Flüchtlinge allen Ernſtes einen Gewinn für den Staat erblicken und ſich jedesmal ſchadenfroh die Hände reiben, wenn wieder Einer, überdrüſſig des heimiſchen Elends, in das Elend der Verbannung gegangen iſt. An jedem Flüchtling, meinen dieſe Vortrefflichen, wird doch wenigſtens der Strick geſpart: gleich einem wohlthätigen Aderlaß, meinen ſie, befreien unſere Flüchtlinge uns von einer Menge unreifer, zum Theil wohl auch unlauterer Elemente, die dem Vaterlande mit der Zeit noch höchſt gefährlich hätten werden können und es zum Theil wohl auch ſchon geworden ſind. Ueberhaupt, folgern ſie weiter, wer der Heimath den Rücken wendet, oder wer einmal ſo weit gekommen, daß er ihn derſelben wenden muß, an dem geht auch der Heimath ſelbſt nichts mehr verloren. Nur die Feigen fliehen; was ein rechter Mann iſt, und mag es immerhin ein Revolutionär ſein, der hält es mit Danton, der auch das Vaterland nicht an den Schuhen wegtragen konnte und darum ebenfalls lieber das Leben opferte als die Heimath. Weit entfernt alſo, durch die zunehmende Flucht unſerer Jugend etwas einzubüßen, hat Deutſchland nach der Anſicht dieſer Leute nur einen Gewinn davon, indem die

Zurückbleibenden dadurch um ſo gediegener, um ſo tüchtiger werden; nur der leichte Schaum explodirt und geht in die Luft, während der reife, milde Wein im Gefäß zurückbleibt.

Gleichwohl iſt dieſe Anſicht ſo verkehrt und wird auch durch die Selbſtgefälligkeit, mit welcher man ſie verträgt, nur ſo wenig gebeſſert, daß gewiß Niemand von unſern Leſern hier eine ernſtliche Widerlegung derſelben erwartet. Auch iſt es überhaupt nicht der Zweck dieſes Aufſatzes, ſich über die Lage unſerer gegenwärtigen Flüchtlinge zu verbreiten, die verſchiedenartigen Motive zu prüfen, welche ſie aus der Heimath getrieben, die Anhänglichkeit zu vergleichen, die ſie derſelben auch noch aus der Fremde her bewahren, und darnach die Hoffnungen abzumeſſen, welche Deutſchland auch noch auf dieſe ſeine ärmſten, ſeine wahrhaft „elenden“ Söhne ſetzen darf. So intereſſant eine ſolche Ueberſicht auch ſein würde, ſo iſt doch theils der Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen, theils würde ſie nicht zu dem übrigen Charakter dieſes Buches paſſen, das ſich ſeinem Plane gemäß auf das Gebiet der Literatur- und Kunſtgeſchichte zu beſchränken hat und auch von politiſchen Zuſtänden und Ereigniſſen nur in ſoweit Kenntniß nimmt, als dieſelben ſich in jenen wiederſpiegeln.

Und ſo geht denn die Abſicht dieſer Blätter nur dahin, den Einfluß zu beleuchten, welchen das Flüchtlingsleben in alter und neuer Zeit auf unſere Literatur ausgeübt hat. Denn auch unſere Literatur hat ihre Flüchtlinge; mag die Anzahl der „Elenden" ſich auch neuerdings in Folge unſerer politiſchen Kämpfe allerdings außerordentlich vermehrt haben, ſo ſind dieſe politiſchen Kämpfe ſelbſt doch keineswegs der Anfang unſeres Flüchtlingsweſens, noch ſind ſie die alleinige Veranlaſſung, welche zu den verſchiedenſten Zeiten die Blüthe der deutſchen Jugend ins Exil getrieben. Jede Zeit hat, wie ihre Helden, ſo auch ihre Märtyrer; jede neue Bahn der Entwickelung, die ſich im Leben eines Volkes öffnet, führt zunächſt über Leichen, und ſollten es auch nur gebrochene Herzen, nur ermattete und zu Tode gehetzte Geiſter ſein. Wie jetzt unſere politiſchen Flüchtlinge, ſo haben wir in früheren Abſchnitten unſerer Entwickelung, wo Wiſſenſchaft und Poeſie den Inhalt des deutſchen Lebens bildeten, auch unſere wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Flüchtlinge gehabt. Die lange Reihe derſelben mit ihren wechſelnden Schickſalen, ihren Leiden und Kämpfen würde allein genügend ſein ein Buch damit zu füllen; hier wollen wir nur einige der glänzendſten Namen herausgreifen und nur die allgemeinſten Epochen abgrenzen, die ſich auch hier wieder, innerlich wie äußerlich, unterſcheiden laſſen.

Es ſind beſonders drei Elemente, welche das moderne Leben unſeres Volkes erfüllen und ſeine Entwickelung beſtimmen: die Theologie, die Poeſie und die Politik, entſprechend den drei großen Factoren alles nationalen Lebens überhaupt, der Religion, der Kunſt und dem Staate. Jedes dieſer Elemente hat bei uns eine Zeitlang ausſchließlich geherrſcht und die geſammte Kraft der Nation, ihr Denken und Trachten, ihr Thun und Handeln an ſich gezogen; wir unterſcheiden in der Geſchichte des deutſchen Geiſtes deutlich ein theologiſches, ein äſthetiſches und ein politiſches Zeitalter. Natürlich iſt das nicht ſo zu verſtehen, als ob ein Element das andere jedesmal vollſtändig ausgeſchloſſen hätte und als ob z. B. während unſerer theologiſchen Epoche Poeſie und Politik bei uns gar nicht vorhanden geweſen wären; ſondern nur davon iſt die Rede, daß jedesmal eines dieſer Elemente als herrſchendes Geſtirn am Himmel ſteht, während die beiden andern theils im Auf-, theils im Niedergang begriffen ſind.

Und zwar erſtreckt unſere vorzugsweiſe theologiſche Epoche ſich von der Reformation bis gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts; das achtzehnte Jahrhundert iſt das vorzugsweiſe äſthetiſche Jahrhundert, während wir mit dem neunzehnten vielmehr in das Geſtirn der Politik und der ſtaatlichen Bewegung eingetreten ſind. Jede dieſer drei Epochen hat ihre Kämpfe, ihre Niederlagen und ihre Siege;

auf allen drei Gebieten treten Alter und Jugend, praktiſcher Beſitz und idealiſtiſches Verlangen ſich ſchroff und feindſelig gegenüber; auf allen dreien iſt auch Blut vergoſſen und ſind auch Menſchen ins „Elend“ getrieben worden.

An der Spitze dieſer Flüchtlinge ſteht derſelbe Mann, der uns ſchon zu Anfang unſeres vorhergehenden Aufſatzes beſchäftigte und dem man überhaupt überall in den Anfängen unſerer modernen Geſchichte begegnet, wie dem Achill in dem Kampf um Ilion — er ſelbſt die wahre Achillesgeſtalt in dem großen Epos unſerer Reformationsgeſchichte, jung, ſchön, tapfer wie Achilles, und ebenſo trotzig und ebenſo dem Untergange geweiht.

Es iſt natürlich Niemand anders als Ulrich von Hutten, von dem wir reden; Gelehrter, Dichter, Staatsmann, vereinigt er gleichſam in ſeiner Einen Perſon die dreifachen Elemente unſerer modernen Geſchichte überhaupt und ſtellt ſich damit als der eigentliche Vorläufer, die eigentliche jugendliche Heldengeſtalt derſelben dar. — Auch die Reihe unſerer berühmten Flüchtlinge wird durch ihn eröffnet, und zwar ſind es alle drei Gebiete gleichzeitig, Theologie, Poeſie, Politik, die ihn von ſich ausſtoßen und endlich als Flüchtling über die Grenze jagen. Seine gelehrten lateiniſchen Reden, ſeine Dialogen und Spottſchriften hatten ihn den theologiſchen Obſcuranten ſeiner Zeit ebenſo furchtbar gemacht und ebenſo verhaßt, wie die poetiſchen fliegenden Blätter, die Lieder und Geſprächſpiele, die er für Franz von Sickingen und die politiſche Reform des deutſchen Reichs ausgehen ließ, ihm die Verfolgung der politiſchen Machthaber zuzogen. In ſeiner Jugend hatte Hutten, wie es eben die Art der Jugend iſt, aus freier Wahl ein unſtet abenteuerliches Leben geführt; zu wiederholten Malen war er über die Alpen geſtiegen, hatte die Feder mit dem Schwert vertauſcht und umgekehrt, und hatte, gleich Odyſſeus, „vieler Menſchen Städte geſehn und Sitten gelernet“. In der Mitte des Lebens angelangt, mußte er dieſe Irrfahrten der Jugend nun noch ein Mal wiederholen: aber jetzt nicht aus freiem Antrieb, ſondern genöthigt und hinausgeſtoßen durch die rohe Gewalt der Fauſt. In der Fremde, hauptſächlich in Italien, hatte er ſich jene Gewalt der Sprache und jene Meiſterſchaft der Form angeeignet, durch die er ſpäter als Schriftſteller ſo gewaltig und wirkſam wurde; hier hatte er auch jenen Haß gegen die „Curtiſanen“ und die Pfaffen eingeſogen, der ihn dann zu einem ſo wirkſamen Mitſtreiter der Reformation machte: hier endlich, im Studium der Alten und mit empörtem Geiſt die politiſchen Mängel des deutſchen Lebens überdenkend, hatte er jene Erhabenheit der Geſinnung gewonnen und den Grund zu jenen politiſchen Plänen gelegt, womit er hinterdrein vor die überraſchte Nation trat.

Aber Hutten kam zu früh damit, und ſo mußten dieſelben Eigenſchaften, die ihn zu einer andern Zeit und in einem andern, thatkräftigern und einheitlichern Volke zum Befreier und Wiederherſteller ſeiner Nation gemacht haben würden, ihm jetzt nur den Weg in das „Elend“ öffnen; der als luſtiger Abenteurer begonnen, endet als geächteter Flüchtling. Man kennt die rührende Geſchichte ſeiner Irrfahrten, wie er nach Sickingens Untergange (1522) ſich nach der Schweiz flüchtet, derſelben Schweiz, die dann noch Jahrhunderte ſpäter unzähligen ſeiner Schickſalsgenoſſen als erwünſchenſte Zuflucht dienen ſollte; wie er aber auch hier, angeblich durch Erasmus' zweideutiges und hinterliſtiges Verfahren, die kaum gewonnene Freiſtätte wieder verliert und nun hülflos, wie ein gejagtes Wild, von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken irrt, bis er endlich auf der kleinen Inſel Uffenau im Zürcher See das Einzige findet, was der vielgequälte und gebrochene Mann noch ſucht und braucht — ein Grab. — Hutten iſt nicht nur das wahre Muſterbild eines deutſchen Revolutionärs, in ſeinen Tugenden ſowohl wie in ſeinen Fehlern: großherzig, tapfer, ohne eine Spur von Eigennutz oder Selbſtſucht, voll der edelſten und reinſten Zwecke, aber auch unpraktiſch, leichtgläubig und niemals dem Zweck die Mittel anpaſſend — ſondern er iſt auch ganz vornehmlich das rechte Vorbild der deutſchen Flüchtlinge, die ihn deshalb, von da an wo ſein Gedächtniß überhaupt wieder aus dem Strom der Zeiten emportaucht, auch ſtets mit beſonderer Liebe gefeiert und gleichſam zu ihrem Schutzpatron erhoben haben; als Flüchtling in der Schweiz faßte Ernſt Münch den Plan zu ſeiner Geſammtausgabe der Huttenſchen Werke, und als Flüchtling in der Schweiz ſchrieb auch Georg Herwegh ſein berühmtes Gedicht zu Huttens Ehre. —

Mit Hutten und den Bauernkriegen ſcheidet das politiſche Element dann überhaupt aus der Reformation aus, wenigſtens inſoweit daſſelbe ein volksthümliches war und die Freiheit des Volks zum Ziele hatte; was von Politik in der Reformation von da ab noch übrig blieb oder was ſie an politiſchen Vortheilen noch zur Folge hatte, das beuteten lediglich die deutſchen Fürſten aus, deren Souveränetät bekanntermaßen weſentlich von der Reformation herſtammt. Für die Maſſe des Volks und ſelbſt auch für die Literatur war die Reformation nur noch ein theologiſches Ereigniß, und ſo treten denn conſequenter Weiſe die Theologen jetzt auch an die Spitze der deutſchen Wiſſenſchaft und Kunſt.

Mit dem Zeitalter der Theologen aber kommt auch ſofort das Zeitalter der theologiſchen Flüchtlinge. In ihrer Fortentwickelung gehemmt und aufs neue zu einem bloßen Buchſtabenwerk erniedrigt, hatte die Reformation ſich bekanntlich ganz ebenſo, wie die Anfänge der chriſtlichen Kirche ſelbſt, in eine Menge von Secten und Coterien zerſpalten; Formeln hatte man erfunden und Lehrſätze aufgeſtellt, auf deren ſclaviſche Befolgung mit der größten Strenge gehalten, deren Uebertretung oder Nichtbeachtung mit der äußerſten Härte verfolgt und beſtraft ward. Statt durch den großen Gegenſatz der katholiſchen Kirche, die gerade in der nächſten Zeit nach der Reformation den gewaltigſten Aufſchwung nimmt und die größten Triumphe feiert, ſich ſelbſt zu compactem Zuſammenhalten und unverbrüchlicher Einheit anſpornen zu laſſen, zerſplittert die neue Kirche vielmehr in eine Menge kleiner einzelner Kirchen, die ſich gegenſeitig aufs bitterſte anfeinden und verfolgen; einem richtigen Lutheraner des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts war der Katholik, ja der Türke nicht halb ſo verhaßt als der Reformirte, und umgekehrt. Man redet heutzutage unter uns nur immer von der Inquiſition und den Glaubensgerichten der katholiſchen Kirche: allein man vergißt dabei, daß auch die evangeliſche Kirche ihre ſehr zahlreichen, ſehr eifrigen Glaubenstribunale gehabt hat, und zwar genau ebenſo viele wie es evangeliſche Kanzeln, evangeliſche Geiſtliche und evangeliſche Kirchenvorſtände gab. Die Executionen dieſer Glaubenstribunale ſind nicht ſo großartig und treten nicht mit dieſem blutigen Pomp auf, wie die

Autodafe's der katholiſchen Kirche, obwohl auch bei ihnen bekanntlich der Henker nicht ſelten blutige Arbeit hatte und Scheiterhaufen und Blutgerüſte auch in der Geſchichte der Evangeliſchen nicht fehlen. Aber was ihnen an Großartigkeit abgeht, das erſetzen ſie durch die Maſſe; die ganze innere Geſchichte der evangeliſchen Kirche in Deutſchland von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis weit in die Mitte des achtzehnten hinein iſt angefüllt durch gegenſeitige Anklagen und Verketzerungen, durch Verfolgungen der Prediger ſowohl unter einander wie von Seiten der Gemeinden, durch Amtsentſetzungen, Verbannungen und Aechtungen. Dieſer evangeliſche Prieſterſtand, den wir uns ſo gern als den eigentlichen Friedensſtand denken, war dazumal ein ſehr unruhiger und ſehr gefahrvoller Stand; auf allen Straßen, zu allen Thoren hinaus ſah man die flüchtigen Diener des Evangeliums ziehen, bald durch die Kriegshorden der Katholiken, bald durch innere Unruhen der Gemeinden, bald durch einen Machtſpruch ihrer weltlichen Gebieter, bald auch durch ihren eigenen Starrſinn und Widerſpruchsgeiſt verjagt. Einzelne berühmte Fälle dieſer Art aufzuſtellen, müſſen wir der Kirchengeſchichte überlaſſen, indem wir hier nur an Einen Mann erinnern, der zugleich als evangeliſcher Liederdichter eine der erſten Stellen einnimmt und den wir ebenfalls noch in hohen Jahren am Stecken des Flüchtlings erblicken, zu einer Zeit, die ſich ſchon für verhältnißmäßig aufgeklärt und duldſam hielt, und unter einem Regenten, der übrigens mit Recht als ein Muſter politiſcher Einſicht und Klugheit geprieſen ward: Paul Gerhard, in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, unter dem Scepter Friedrich Wilhelm des Großen.

Doch müſſen wir hier, um Mißverſtändniſſe zu verhüten, ſogleich noch eine Bemerkung einſchalten. Wir ſprachen vorhin davon, wie außerordentlich die Zahl deutſcher Flüchtlinge zugenommen und daß bald kein Fleck der Erde mehr ſein wird, wohin ſie nicht den Segen ihrer Arbeit zugleich mit der Laſt ihres Elends tragen. Aber nur in Einem Lande ſind ſie jetzt nicht mehr zu finden, wo ſie ehedem ſehr häufig waren, ja wo ſie Jahrhunderte hindurch beinahe ausſchließlich gefunden wurden: und das iſt in Deutſchland ſelbſt. Der Mangel an einheitlicher Verwaltung, an welchem das deutſche Reich litt, ſowie die Vielherrſchaft, unter welcher der deutſche Boden zerſtückelt war, führte für unſere Flüchtlinge wenigſtens den Vortheil mit ſich, daß ſie ihren Wanderſtab in der Regel nicht allzuweit zu ſetzen brauchten. Es gab der Herren gar viele in Deutſchland, und ſo viel Herren ſo viel Grenzen; man brauchte häufig nur zu den Thoren der Stadt hinauszugehen, um auch dem Arm ſeiner Verfolger entrückt zu ſein. Die deutſchen Flüchtlinge der älteren Zeit verlaſſen daher in den meiſten Fällen Deutſchland gar nicht, ſie flüchten ſich nur aus einer deutſchen Landſchaft, oft nur aus einer Stadt in die andere — hatten wir überhaupt keine deutſche Einheit damals, ſo hatten wir dafür auch keine Polizeieinheit; auch waren jene Transporte und Auslieferungen, die heutzutage ein ſo bedeutendes Kapitel des internationalen Staatsrechts bilden, damals zum größten Theile noch gar nicht erfunden. Im Gegentheil, Fürſten und Obrigkeiten liebten es damals noch, ſich in gegenſeitigem Schach zu erhalten, indem ſie Einer die Flüchtlinge des Andern bei ſich aufnahmen, ihnen Obdach, Unterhalt und Anſtellung gewährten und ihnen die Fortſetzung ihrer Wirkſamkeit erleichterten; in einer Zeit, wo der Staat überhaupt nur als ein Product der Gewalt aufgefaßt ward und daher auch die Staatskunſt nur eine Lehre war, ſich gegenſeitig möglichſt viel Abbruch und Schabernack zu thun, waren eben alle Mittel willkommen, die möglicherweiſe zu dieſem Zwecke dienen konnten — alſo auch der Haß und das Elend der Flüchtlinge. Die äußere Lage derſelben war dadurch allerdings für ſie vortheilhafter als heutigen Tages; aber daß ſie darum das Elend der Verbannung minder lebhaft empfunden hätten, darf man doch nicht glauben. Der Geſichtskreis der damaligen Welt war überhaupt noch enger, beſchränkter;

was den durch Eiſenbahn und Dampfwagen verwöhnten Kindern der Gegenwart kaum mehr das Vaterland, ja kaum mehr der Welttheil iſt, das war den einfachern Menſchen von damals die Vaterſtadt; es war ihnen ebenſo ſchmerzhaft und vielleicht noch ſchmerzhafter, jenſeits des Stroms zu wohnen und vom andern Ufer herüber die Thürme der Vaterſtadt winken zu ſehen, die ihr Fuß nicht mehr betreten ſollte, als es den Flüchtlingen von heute iſt, jenſeits des Oceans zu wohnen und den Wolken nachzuſtarren, die über die Steppe jagen, oſtwärts nach Europa zu. Nur auf dieſe Weiſe erklärt ſich die häufige Anwendung der Verbannungsſtrafe, die uns im ältern Recht, beſonders im ältern Städterecht begegnet und die dem Betroffenen gewiß nicht minder hart erſchien und ſeine Exiſtenz nicht weniger bedrohte, weil das Weichbild der Stadt vielleicht nur wenige Stunden, vielleicht nur wenige Minuten im Umkreis hatte.

Ebenſo zerſtückelt aber, wie das politiſche Gebiet, war auch das kirchliche und ſogar noch mehr, da häufig die verſchiedenſten Bekenntniſſe unter Einem Scepter lebten. Auch die Flucht der Geiſtlichen brauchte ſomit in den meiſten Fällen nicht weit zu gehen; bei der großen Anzahl der damaligen Sekten, ſowie bei dem theologiſchen Eifer, der damals ſelbſt die Maſſe des Volks durchdrang, trafen ſie gewöhnlich ſehr bald auf Gegenden und Kreiſe, die ſie als Martyrer erkannten und es ſich zur Ehre ſchätzten, ihnen einen neuen Herd und eine neue Wirkungsſtätte zu bereiten. Immer aber bleibt es ein charakteriſtiſcher Zug jener Zeit, deſſen ſittliche Bedeutung man wohl noch nicht genügend erkannt und gewürdigt hat, daß die damaligen Diener der Kirche jederzeit wie ein Soldat in der Schlachtreihe ſtanden, jeden Augenblick gewärtig, von ihrem Schickſal ereilt und von Allem, was ihnen werth war, von Haus und Hof, von Kanzel und Gemeinde hinweggeriſſen zu werden. Irren wir nicht, ſo erklärt ſich damit ein großer Theil jenes außerordentlichen moraliſchen Anſehens, in welchem die evangeliſche Geiſtlichkeit damals bei ihren Gemeinden ſtand. Ja ſogar auf den Eifer und den Fanatismus der Geiſtlichen ſelbſt wird dadurch zum Theil ein milderes Licht geworfen: dieſe ſtanden doch wenigſtens noch mit ihrer Perſon für ihren Glauben, ſelbſt für ihre Grillen ein und hatten doch alſo etwas, worauf ſie allenfalls ſtolz ſein durften.

Auch Paul Gerhard iſt nun, wie die neuere Kritik nachgewieſen hat, nicht ganz der lammfromme Dulder geweſen, als den man ſich ihn früher vorzuſtellen liebte. Auch die anmuthige Erzählung von Urſprung und Veranlaſſung des berühmten „Befiehl du deine Wege“, ſowie von dem unmittelbaren Erfolg, den daſſelbe für den Dichter gehabt haben ſoll, hat ſich bekanntlich vor der Kritik nicht behaupten können und darf nur noch als ein angenehmer Mythus betrachtet werden. Doch hört das Lied darum nicht auf ein Kleinod der deutſchen Poeſie zu ſein und auch Paul Gerhard im Ganzen verliert dadurch nichts an ſeinem wohlverdienten Ruf als ein feſter, männlicher Charakter und unerſchrockener Verfechter ſeiner Ueberzeugung; der Flüchtlingsſtab der deutſchen Prediger erhält gleichſam ſeine Weihe, indem er kurz vor Ausgang unſerer vorzugsweiſe theologiſchen Epoche noch einmal von einer ſo keuſchen, ſo männlichen Hand ergriffen wird. —

Wir haben bisher nur von der Theologie geſprochen, ohne auf die übrigen wiſſenſchaftlichen Disciplinen Rückſicht zu nehmen. Und allerdings führte die Theologie damals das unbeſtrittene Principat der deutſchen Wiſſenſchaft; nur ſoweit die Theologie es für gut befand, durfte damals die Wiſſenſchaft überhaupt ihre Fahnen tragen, der eifrigſte Forſcher, der kühnſte Denker mußte den Flug ſeines Geiſtes hemmen, ſobald die Theologie ihm die Weiſung dazu ertheilte.

Das war nicht blos in Deutſchland ſo, ſondern in ganz Europa, in der katholiſchen ſo gut wie in der evangeliſchen Kirche. Ja die erſtere übte, wie es denn freilich in ihrem Begriffe liegt, ihre Oberherrſchaft auch hier wieder mit noch größerer Strenge und einer noch augenfälligeren Grauſamkeit; der Scheiterhaufen eines Giordano Bruno, der Kerker eines Vanini, der Widerruf eines Galilei bieten dafür ebenſo belehrende wie furchtbare Exempel. Die evangeliſche Kirche war nicht weniger verfolgungsſüchtig, aber minder gewaltthätig; ſie begnügte ſich auch hier wieder in den meiſten Fällen, dem ungläubigen Gelehrten, der ihre Ruthe nicht mit dem Gehorſam küſſen und ſich ihrer Richtſchnur nicht mit dem Reſpect fügen wollte, den ſie verlangte, den Stecken des Flüchtlings in die Hand zu drücken und die weltliche Wiſſenſchaft in daſſelbe Exil zu treiben, das ſie ſelbſt ſchon ſo vielfach erprobt.

Der berühmteſte und glücklichſte dieſer wiſſenſchaftlichen Flüchtlinge iſt Chriſtian Thomaſius. Seine Flucht von Leipzig nach Berlin und Halle im Mai 1689 iſt die eigentliche Hedſchra der modernen deutſchen Wiſſenſchaft; mit ihm geht das Principat der deutſchen Bildung von Kurſachſen auf Kurbrandenburg über, der Exprofeſſor von Leipzig, den der Haß der dortigen Theologen zur heimlichen Flucht gezwungen, wird der Stifter der Univerſität Halle, die Wiſſenſchaft ſchüttelt mit kräftigem Ruck das Joch der Orthodoxie von ſich und fängt an ſich auf eigene Füße zu ſtellen.

Damit haben wir uns dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts genähert, wo nun die Kunſt und namentlich die Poeſie zur Lebensaufgabe der deutſchen Poeſie wird, in demſelben Umfang und faſt auch mit derſelben Ausſchließlichkeit, wie es vorher die Theologie geweſen. Auch der Reigen unſerer modernen Dichter eröffnet ſich wiederum mit einem Flüchtling: Johann Chriſtian Günther (1695 bis 1723) iſt der erſte Vorläufer unſerer modernen Poeſie. Unter dem zerriſſenen Rock dieſes verlumpten, verlorenen Studenten lebt zum erſten Mal wieder das Herz eines Dichters; die Poeſie iſt ihm nicht blos, wie ſeinen gelehrten Collegen, eine Sache des Verſtandes und der äußeren Bildung, ſondern mit unaufhaltſamer Gewalt ſtrömt ſie bei ihm aus den Grunde eines empfindungsreichen, leidenſchaftlichen Herzens. Günther iſt der erſte Poet unſerer modernen Literatur, deſſen Gedichte zugleich ſein Leben ſind; die Schönheit, die er mit ſtammelnder Zunge zu verkünden ſtrebt, hat zugleich ſein Blut entzündet, er dichtet nicht blos Trink- und Liebeslieder, er liebt und trinkt auch — und auch der Jammer ſeiner Bußgedichte und die Verzweiflung ſeiner Sterbelieder ſtrömt aus der dunkelſten Tiefe eines zerknirſchten, zerbrochenen Herzens.

Für einen ſolchen Poeten hatte die damalige Welt, die Welt der Convenienz, der abſtracten hohlen Form, naturlich keinen Raum: und ſo ſehen wir auch Gunther, halb durch abenteuerliche Neigung, halb durch Zwang der Armuth und gehetzt durch die Erinnyen des Vaterfluchs, raſtlos von einem Ort zum andern eilen, bis er endlich, mit noch nicht achtundzwanzig Jahren, den einſamen, unbeweinten Tod des Fluchtlings ſtirbt. Freilich geht ſeine Flucht nur von Schleſien bis Sachſen: aber dieſer enge Schauplatz gewinnt eine außerordentliche Ausdehnung, wenn wir uns erinnern, daß Schleſien und Sachſen damals die beiden Pole der deutſchen Dichtung bildeten, das Eine das auf-, das Andere das niedergehende Geſtirn, gerade wie es in politiſcher Hinſicht mit Kurſachſen und Brandenburg war. Mit Gunther's Flucht von Schleſien nach Sachſen geht gewiſſermaßen die deutſche Poeſie von den Ufern der Oder an die Ufer der Elbe, Saale, Pleiße, in die Hande der Brockes und Gottſched, der Klopſtock und Leſſing uber. —

Von der Mitte des Jahrhunderts an machen ſich allmalig neben und mit den äſthetiſchen auch die politiſchen Intereſſen bemerkbar; zuerſt Friedrich der Große, dann die Joſephiniſchen Reformen, dann der amerikaniſche Krieg bilden eine Stufenfolge, an deren Ausgang dann endlich die franzöſiſche Revolution mit ihrem Weltintereſſe und Weltumſturz ſteht. Auch die Aeſthetik fängt an von der Politik berührt zu werden und ſo treffen wir hier bereits auf einzelne Flüchtlingsgeſtalten, die uns das zwieſpältige Element der Zeit in prägnanter Weiſe vor Augen führen. Am prägnanteſten zwei, in denen die poetiſche Zerfloſſenheit Günther's und die politiſche Oppoſition der ſpäteren Zeit gleichſam zuſammenfließt: Friedrich Chriſtian Daniel Schubart, berühmt durch ſein vieljähriges Kerkerleben auf dem Hohenasperg, und Wilhelm Ludwig Wekhrlin, geſtorben 1792 zu Anſpach, in dem Augenblick, da er den Anmarſch der franzöſiſchen Republikaner erwartete. Beide richteten ihre politiſche Thätigkeit weniger auf die allgemeinen Angelegenheiten der Nation als auf gewiſſe kleine locale Intereſſen, die ſie zum Theil mit großem Talent, ſtets aber mit großer Heftigkeit ausfochten und für die ſie in beiden Fällen durch den kleinlichen Haß ihrer Gegner aufs Empfindliche büßen mußten. Schubart und Wekhrlin ſind die erſten politiſchen Märtyrer unſerer Literatur, oder doch wenigſtens die Erſten, die beim Publikum als ſolche bekannt wurden und die ſich durch ihre Kämpfe und Leiden, verſchuldete wie unverſchuldete, eine Berühmtheit des Namens verſchafften, die groß genug war, wenn auch nicht beſonders reinlich. Auch ihre unfreiwilligen Wanderungen gingen, wie ehedem die Wanderungen unſerer Geiſtlichen, nur von Stadt zu Stadt, von Landſchaft zu Landſchaft; warf der wohlweiſe Magiſtrat der einen freien Reichsſtadt ſie zum Thore hinaus, ſo ſetzten ſie ſich ihm in der nächſtgelegenen ſo dicht auf die Naſe, daß der Spectakel nur um ſo größer wurde. Wäre nicht in Schubart's Leben das furchtbare Nachſpiel der Hohenasperger Gefangenſchaft und würde bei Wekhrlin der Gemeinheit und Rohheit nicht endlich doch zuviel, ſo könnte man ſie die komiſch idylliſchen Vorläufer unſerer ſpäteren politiſchen Flüchtlinge nennen, die freilich zumeiſt um bedeutendere Sachen ſtritten, dafür aber auch ihren Flug weit über die Grenzen des Vaterlandes, nicht blos der Vaterſtadt, hinweg richten mußten.

Bevor wir jedoch die verſchiedenen Phaſen auch auf dieſem letzten Gebiete flüchtig charakteriſiren, ſei es uns geſtattet, hier noch den Namen desjenigen Mannes einzuſchalten, durch den das poetiſche Flüchtlingsthum, wie es ſich mit Johann Chriſtian Günther entwickelt hatte, ſeine letzte und großartigſte Verklärung fand. Und das iſt kein geringerer Name als Friedrich Schiller. Wer noch heut ohne Weiteres den Stab bricht über unſere deutſchen Flüchtlinge und den ſo höchſt moraliſch tönenden, dennoch kaum halbwahren Satz ausſpricht, daß ein Menſch nichts taugt, der nicht lieber in der Heimath Knechtſchaft und Noth aller Art erträgt, als daß er in der Fremde groß und glücklich wird — der wolle ſich erinnern, daß auch Friedrich Schiller, dieſer reinſte und edelſte von allen Dichtern, einmal das Brod des Flüchtlings gegeſſen und den Stab der Verbannung getragen hat. Friedrich Schiller, wie er auf der Flucht von Stuttgart im Sachſenhäuſer Walde kurz vor Frankfurt an der Landſtraße zuſammenbricht, erſchöpft, ohne Geld, ohne Ausſichten, niemand als ſeinen treuen Andreas Streicher zur Seite — oder wie er dann beim Eintritt in die reiche lärmende Handelsſtadt hinabſtarrt über das Geländer der Brücke in den trüben gelben Main und, nach den Worten ſeiner ſpäteren Lady Milford, bei ſich abmißt, was wohl tiefer ſei, das Waſſer da unten oder ſein Elend — das ſind zwei Bilder, die Niemand vergeſſen ſollte, der ſich ſelbſt etwa für einen deutſchen Dichter hält und die wir mit ganz beſonderer Freude an dem Fußgeſtell einer Schillerſäule ſehen würden. Nur wo in einem Dichterherzen zugleich ſoviel edelſter Männerſtolz pochte, nur wo die Freiheit ſeiner Kunſt einem dreiundzwanzigjährigen, im Druck des furchtbarſten Militärdespotismus erzogenen jungen Manne ſo viel galt und ſo heilig war, daß er ihr ohne Bedenken Vaterland und Familie und Zukunft opferte, nur da konnte ſo Herrliches gedeihen und ſo Großes ausgeführt werden, wie es durch Schiller geſchehen iſt.

Auch die lange Schattenreihe unſerer politiſchen Flüchtlinge wird durch eine erhabene, ehrfurchtgebietende Geſtalt eröffnet: Georg Forſter. Zwar war derſelbe im ſtrengſten Wortverſtande kein Flüchtling, indem er ſich bekanntlich freiwillig nach Paris begab, um den Anſchluß von Mainz an Frankreich zu betreiben. Ebenſo bekannt aber iſt es auch, daß Mainz in der Zwiſchenzeit von den Deutſchen zurückerobert ward und daß Forſter ſich von da an als ein Geächteter, Preisgegebener vom Vaterlande ausgeſchloſſen ſah. Auch die Gründe ſeines Todes ſind bekannt: gleich Hutten ſtirbt auch Forſter an innerer Zerriſſenheit, aber nicht blos um die Geſchicke des Vaterlands, ſondern noch weit mehr um die Geſchicke der Freiheit ſelbſt, deren Fahnen er allzugläubig gefolgt war und die er nun mit Entſetzen aus einer Göttin zu einem Buhlweib werden ſah.

Derſelbe Zwieſpalt zwiſchen Freiheit und Vaterland, in welchem Forſter untergeht, laſtet nun auch fernerhin auf den politiſchen Flüchtlingen des neunzehnten Jahrhunderts als ihr eigenſtes dämoniſches Verhängniß. Männer, wie Ernſt Moritz Arndt, der vor den Schergen Napoleons bis nach Schweden und Rußland flüchtet und mitten aus dieſer winterlichen Fremde heraus durch ſeine Schriften und Lieder das Feuer des Patriotismus in den Herzen ſeiner Landsleute wieder anzündet, waren von dieſem Dämon allerdings frei. Allein dieſe flohen auch nur vor der Gewalt eines fremden Eroberers, ihr Exil war ebenſo einzig wie die Umſtände, unter denen es erfolgte, und dürfen wir dieſelben daher derjenigen Gattung von Flüchtlingen, die uns hier beſchäftigen, nicht wohl beizählen.

Der Zug dieſer politiſchen Flüchtlinge beginnt vielmehr erſt mit dem Wartburgfeſt, der Auflöſung der Burſchenſchaft und den Demagogenriechereien, die nun von Berlin und Mainz aus in Gang geſetzt werden und in kürzeſter Zeit ein eiſernes Netz über ganz Deutſchland, ſelbſt über die Nachbarländer ausſpannen. Frankreich war damals, unter der Herrſchaft der Reſtauration, theils ganz verſchloſſen, theils nicht ſicher genug, England den Meiſten zu entlegen und zu koſtſpielig. So ging die Hauptſtrömung denn vorzugsweiſe nach der Schweiz, angelockt durch die romantiſchen Traditionen derſelben von Wilhelm Tell und der alten ſchweizer Freiheit, ſowie von der Unſchuld der ſchweizer Sitten: Traditionen, die auch auf die poetiſchen Verſuche der Flüchtlinge (wie z. B. auf die Gedichte von Auguſt Follen) und alſo mittelbar auch auf die deutſche Poeſie ſelbſt lebhaft einwirkten. Und allerdings paßten dieſelben auch vortrefflich zu den Kaiſerbildern und den ſonſtigen romantiſchen Illuſionen, mit denen die deutſche Jugend ſich damals trug, beſonders die poetiſche.

Nach der Julirevolution wird Frankreich das vornehmſte Ziel unſerer Flüchtlinge und auch davon machen ſich ſofort gewiſſe literariſche Folgen und Einflüſſe fühlbar. Die ſchweizer Einfalt wird ſammt der mittelalterlichen Romantik verdrängt durch franzöſiſche Weltkenntniß, franzöſiſchen Witz und leider auch durch franzöſiſche Frivolität. Ludwig Börne und Heinrich Heine ſind die Hauptrepräſentanten dieſer Richtung; der alte Kampf zwiſchen Freiheit und Vaterland berührt ſie nur noch wenig, ſie kommen ſchon mit der Ueberzeugung nach Frankreich hin, daß am Vaterlande im Ganzen nur wenig gelegen, ja daß das Vaterland ſelbſt nur eine Schranke und daß der wahrhaft gebildete Menſch überall da zu Hauſe iſt, wo er nur Bildung und Freiheit findet. Der deutſchen Literatur werden aus dem Lager der Flüchtlinge, alſo namentlich aus Frankreich, eine Menge neuer und bedeutender Ideen zugeführt, die in der Literatur ſowohl wie im Publikum eine außerordentliche Gährung verbreiten. Doch ſind die Wege, auf denen dieſelben überliefert werden, ſelten ganz rein und daher iſt auch die Wirkung im Ganzen mehr verwirrend und betäubend geweſen, als aufklärend und reinigend.

Seit der jüngſten Revolution endlich iſt auch das Aſyl in Frankreich für die Meiſten wieder verloren gegangen und die Schaar der deutſchen Flüchtlinge, zu Legionen angeſchwellt, iſt, wie wir im Eingang ſagten, ausgeſtrömt über die ganze Welt. Alle Stände, alle Beſchäftigungen, ſelbſt alle Kunſtgattungen ſind darunter vertreten; neben dem Philoſophen Ruge ſteht der Dichter Kinkel, neben dem Baumeiſter Semper der Muſiker Wagner, der Componiſt des Tannhäuſer und des Lohengrin; kein Gebiet des deutſchen Lebens oder der deutſchen Kunſt iſt verſchont worden von dem gewaltigen Sturm und faſt überall ſind es die hoffnungsvollſten Knoſpen und die edelſten Blüthen geweſen, welche er abgeſchüttelt. Was wird dem deutſchen Vaterlande, was wird namentlich der deutſchen Kunſt und Wiſſenſchaft aus ihrer Mitte erwachſen? Mit welchen Gaſtgeſchenken werden ſie ſich bei der einſtigen Rückkehr löſen für die lange Entfremdung und die Schuld, die auch ihnen anhaftet? Ja wann und unter welchen Umſtänden wird dieſe Rückkehr überhaupt nur erfolgen und erfolgen können?

Das ſind Fragen, auf die es in dieſem Augenblick noch keine Antwort giebt. Aber wie ſie ſich auch entſcheide — mögen auch die deutſchen Flüchtlinge der Gegenwart niemals vergeſſen, daß Namen, wie Hutten, Thomaſius, Schiller, auf ihrer Liſte prangen! mögen ſie unter fremdem Himmel feſt an deutſcher Geſinnung und deutſchem Geiſte halten! mögen ſie für das Ausland ebenſo viele Apoſtel deutſcher Bildung und deutſcher Sitte werden und mögen ſie uns dafür dereinſt aus der Fremde mitbringen, was uns noch mangelt — nämlich Kraft und Muth, durch Erfahrung erprobt, durch Beſonnenheit geläutert, und einen Freiheitsſinn, der das Geſetz als das Höchſte über ſich erkennt!

1. März 41

18 ;

Guſtav Kombſt.

Der Name, den wir an die Spitze dieſer Blätter geſtellt haben, wird Vielen unſerer Leſer vollkommen unbekannt ſein, beſonders dem jüngern Theil derſelben. Einige werden ſich zwar erinnern, ihn früher einmal gehört zu haben: allein die Fluth der Ereigniſſe, die ſeitdem ſo wild geſchäumt hat, iſt darüber hingegangen und ſie können ſich nicht mehr entſinnen, wem er eigentlich angehört und welche Begebenheiten mit ihm verknüpft ſind. Noch Andere endlich werden eine deutliche und klare Erinnerung davon haben: aber ſie werden ſie fliehen wie etwas Peinliches, mit dem ſie vor ſich ſelbſt nicht zurecht kommen konnen.

Vor zwanzig Jahren war das anders; Guſtav Kombſt gehörte damals zu den bekannteſten Namen der deutſchen Politik — nämlich ſoweit zu jener Zeit von einer deutſchen Politik überhaupt die Rede ſein konnte. Und nicht blos zu den bekannteſten Namen gehörte er, ſondern auch zu den gefürchtetſten. Während das Publikum halb neugierig, halb ſchadenfroh auf Alles hinhorchte, was mit dieſem Namen in Verbindung ſtand, war er das Schreckbild der Regierungen; die mächtigſten Throne Deutſchlands meinten zu ſchwanken, ſo lange Guſtav Kombſt in Freiheit war; Steckbriefe wurden hinter dem Flüchtigen erlaſſen, eigene Unterhändler wurden ausgeſandt, ihn einzuholen und zur Umkehr zu überreden; die geſammte Diplomatie, hohe und niedere, wurde in Bewegung geſetzt, ſeine Schritte zu belauern und wo es ihm irgend gelang ſich eine Freiſtätte zu verſchaffen, da waren auch ſofort die deutſchen Regierungen mit Ausweiſungsgeſuchen und Drohungen bei der Hand, ihn weiter und weiter zu hetzen.

Woher dieſer Haß! Kombſt gehörte, wie unſere Leſer aus dem Obigen bereits gemerkt haben werden, zu den zahlreichen Flüchtlingen, welche Deutſchland zu Anfang der dreißiger Jahre aus politiſchen Gründen verließen und deren wir im vorigen Aufſatz flüchtig erwähnten; was hatte er begangen, welche fürchterlichen und ſtrafwürdigen Erinnerungen knüpften ſich an ſeinen Namen, daß ſelbſt das Exil, in dem er lebte, weder die Furcht ſeiner Gegner zu verringern, noch ihren Haß zu befriedigen vermochte? Hatte er vielleicht an einem jener bewaffneten Aufſtände Theil genommen, welche damals wie Wetterleuchten hinter dem Gewitter im Geleit der Julirevolution durch Deutſchland gezogen waren? Stand er an der Spitze einer jener Verſchwörungen, mit deren Schattenbildern die Furcht der Regierungen ſo lange geſpielt hatte, bis die Geſpenſter endlich in Fleiſch und Blut überzugehen drohten? War er mit einem Wort einer jener verbrannten Köpfe, einer jener Revolutionäre vom Handwerk, welche ſich damals einbildeten, mit einer Handvoll Studenten oder einer Rudel fanatiſcher Bauern die Geſchicke Deutſchlands entſcheiden und ein neues Zeitalter der Freiheit und Gerechtigkeit heraufführen zu können?

Nichts von dem Allen! Kombſts Verbrechen waren weit unſcheinbarerer Art: er war nur ein mißliebiger Schriftſteller und wurde als ſolcher verfolgt. Auch das war zu jener Zeit kein ungewöhnliches Schickſal mehr in Deutſchland; ſchon hatten Börne und Heine dem Vaterlande den Rücken gewendet, aus keiner andern Urſache, als weil ſie nicht Luſt hatten die freie Laune des Schriftſtellers mit den Qualen des Kerkers zu büßen; Wirth und Siebenpfeiffer waren blos durch die Feder zu gefürchteten Revolutionärs geworden und bei dem außerordentlichen Argwohn, mit welchem die Preſſe damals belauert wurde, konnte es ſelbſt dem Gemäßigteſten unſchwer begegnen, ins ſchwarze Buch der Aufrührer und Volksverführer eingetragen zu werden.

Allein mit Kombſt's Schriftſtellerei hatte es noch ein ganz eigenes Bewenden; das Schriftchen, durch das er auf einmal zum offenbaren Hochverräther geworden ſein ſollte, war gar nicht einmal von ihm ſelbſt geſchrieben: es waren

Aktenſtücke, offizielle Aktenſtücke, hervorgegangen aus der Feder derſelben Staatsmänner, welche ihn jetzt mit Steckbriefen verfolgen ließen. Nicht alſo der Autor wurde verfolgt — der ſaß vor wie nach in Würden und Ehren und lenkte das Ruder des Staats mit allmächtiger oder doch für allmächtig gehaltener Hand; auch nicht der Inhalt — es waren die Beſchlüſſe der Regierungen ſelbſt, es waren ihre eigenen Gedanken und Rathſchläge über den Weg, welchen die deutſche Politik einſchlagen müſſe, und die konnten doch unmöglich ſtraffällig ſein, wenigſtens nicht vor ihrem eignen Forum — ſondern lediglich die Herausgabe war es, durch welche Kombſt ſich ſchuldig gemacht und den Zorn der Regierungen auf ſich gezogen hatte. Die Aechtheit der Aktenſtücke zu bezweifeln, fiel Niemand ein; hätte es aber Jemand thun wollen, ſo würde gerade der Eifer, mit welchem man Kombſt verfolgte, ihn widerlegt haben. Eben ſo wenig wagte man die Grundſätze abzuleugnen, welche in den Aktenſtücken ausgeſprochen wurden; wie hätte man es auch können, da ja Alles, was die deutſchen Regierungen gethan hatten und noch thaten, in genaueſter Uebereinſtimmung damit ſtand und von tauſend bereitwilligen Federn als die wahre, ächte Staatsweisheit geprieſen ward? Aber die Herausgabe war nichts deſtoweniger ein Verbrechen und der Verwegene, der ſich unterfangen hatte, den Schleier dieſes Geheimniſſes zu lüften, mußte nichtsdeſtoweniger von Land zu Land gejagt werden.

Es gab noch andere Stimmen, Stimmen ſehr achtbarer Männer, deren Freiſinnigkeit und Patriotismus keinem Zweifel unterlag; ſie freuten ſich der Veröffentlichung, aber den Weg, auf welchem dieſelbe erreicht worden war, vermochten ſie doch nicht zu billigen; ſie erkannten den hohen Werth der Aktenſtücke an, aber dem, durch den ſie ans Licht gelangt waren, vermochten ſie doch kein Wort der Anerkennung zu gönnen. Um es kurz zu ſagen: nicht die Herausgabe der Aktenſtücke war Kombſt's eigentliches Verbrechen, ſondern die Art und Weiſe, wie er dazu gekommen — nämlich durch Diebſtahl.

Diebſtahl — ein furchtbares Wort! Und doch verſicherten Alle, die Kombſt jemals gekannt, daß er ein durchaus edler und ehrenhafter Menſch! Und doch trug jedes Wort, das er äußerte, ſowie jede ſeiner Handlungen, bis auf jene eine unerklärliche, den unverkennbaren Stempel des Ehrenhaften und Tüchtigen! Ein Ehrenmann und doch ein Dieb — welch ein Widerſpruch!

Betrachten wir, um denſelben zu löſen und das Andenken eines ebenſo edlen wie unglücklichen Mannes in der ihm gebührenden Weiſe wiederherzuſtellen, das Leben dieſes Flüchtlings ein wenig genauer. Wir haben dabei den Vortheil, uns einer ſehr reichlich fließenden Quelle bedienen zu können: nämlich Kombſt's eigener Aufzeichnungen. Dieſelben wurden kurze Zeit nach ſeinem Tode, zu Anfang des Jahres Acht und vierzig, unter dem Titel „Erinnerungen aus meinem Leben“ veröffentlicht und ſind leider lange nicht ſo bekannt geworden, wie ſie wohl verdient hatten. Zum Theil lag dies an der Zeit ihres Erſcheinens, zum Theil aber auch an ihrem Inhalt ſelbſt. Der geringe Theil des Publikums, der damals überhaupt noch von Kombſt wußte, hatte ſich ein Bild von ihm gemacht, dem das Buch nun auf keine Weiſe entſprach. Man kannte nur Kombſt den Flüchtling, den Geächteten, den Feind der Kabinette; zu einer Zeit, wo der Reſpekt vor der offiziellen Staatsweisheit im Publikum noch ziemlich groß war, hatte er es als einer der Erſten gewagt, ihr die Maske zu lüften, und die Hohlheit, die ſich darunter verbarg, an den Tag zu bringen. Hatte er das ſchon bei Lebzeiten gethan und hatte er dafür ſein ganzes zeitliches Wohlſein auf das Spiel geſetzt, was ließ ſich nun nicht erſt von dem Nachlaß des Verſtorbenen erwarten! Welche pikanten Geheimniſſe, welche ſcandalöſen Enthüllungen mußten darin enthalten ſein! Die Stimme, die ſchon bei Lebzeiten unſeren Diplomaten ſo furchtbar ins Ohr geklungen, mit welcher Donnergewalt mußte ſie ſich nicht erſt jetzt, gleichſam von jenſeits des Grabes her erheben!

Aber von alledem enthalten dieſe „Erinnerungen“ nichts: es iſt ein ernſtes, ſtilles Buch, das ſich weder an die Neugier, noch an die Schadenfreude, ſondern einzig an das Mitgefühl des Leſers wendet. Unſere jungen Dichter rühmen ſich nicht ſelten, ihre Erſtlingsverſe, jene Verſe, in denen ſie ihre Gymnaſiaſtenliebſchaft feiern und die ſie ſelbſt wenig Jahre ſpäter gern wieder verleugnen möchten, „mit ihrem Herzblut“ geſchrieben zu haben. Darf dieſe ſchwer mißbrauchte Redensart überhaupt noch auf ein ſchriftſtelleriſches Produkt angewendet werden, ſo iſt ſie bei den Kombſt'ſchen „Erinnerungen“ allerdings am richtigen Ort. Er begann ſie, nach ſeinem eignen Eingeſtändniß (und bei einem Manne von Kombſt's ernſtem, faſt herben Charakter haben ſolche Geſtändniſſe ihren Werth), „in Zeiten tiefſter perſönlicher Bedrängniß, zu einer Zeit, da er ſich ſo überſchwenglich elend und unglücklich fühlte, wie er niemals geglaubt hatte werden zu können.“ In ſolchen Momenten, ſagt er, habe die Erforſchung ſeines Innern und ein Rückblick auf ſein Leben und ſeinen Bildungsgang ihm einigen Troſt gegeben. Indem er ſich Vergangenheit und Gegenwart klar vor die Seele gerufen, habe er die nöthige Kraft gewonnen, in eine traurige, dunkle Zukunft zu ſehen. Es ſeien Geſpräche geweſen, die er mit ſich ſelbſt geführt und bei denen es ihm geſchienen, als ſpräche er mit einem Freunde, der ihm fehlte. Nachdem er dieſe Aufzeichnungen einige Zeit fortgeführt, habe er ſie wieder durchgeleſen und in ihrer Unterhaltung neuen Troſt gefunden. Seine Geſundheit, die einige Zeit gelitten hatte, hob ſich wieder, ſein Geiſt ward friſcher, lebendiger, zuverſichtsvoller als je zuvor. „Ich hatte nun geſehen", ſagt er wörtlich, „wieviel der Menſch zu tragen vermöge und ich war ſicher geworden, nie zu verzweifeln."

Ein ſolches Buch, ſo ohne alle Rückſichten auf das Publikum geſchrieben, lediglich aus innerm Drang, zum Troſt der eignen tiefbekümmerten Seele — ein Buch, bei dem der Verfaſſer weder auf das Bravoklatſchen der künftigen Leſewelt noch auf das Kritzeln der Recenſentenfedern, ſondern allein auf die Schwingungen des eignen Herzens gelauſcht hat — ein ſolches Buch verdient gewiß, daß wir ihm vollen und ungetheilten Glauben ſchenken. Es giebt Menſchen, allerdings, die ſich ſelbſt belügen, theils abſichtlich, theils ohne es zu wiſſen, und dieſe Lüge mit ſich führen in die Einſamkeit, ja ſelbſt bis an die Schwelle des Grabes; daß aber Kombſt zu dieſen unglücklichen Doppelnaturen nicht gehört, das wird die nachfolgende Skizze ſeines Lebens, zu der wir uns nun wenden, auch dem Schwergläubigſten beweiſen.

Guſtav Kombſt wurde in der Nähe von Berlin im Jahre 1806, einige Wochen nach der Schlacht bei

Jena geboren. Die Verhältniſſe der Familie waren nichts weniger als glänzend. Der Vater war Soldat, „eine edle, kecke Reiternatur.“ Beim Rückzug von Jena mit dem Blücherſchen Corps war er ſchwer verwundet worden. Auch an den Kriegen von 13—15 nahm er lebhaften Antheil; er kämpfte bei Leipzig, zog mit in Paris ein und überſtand den heißen Tag von Waterloo. Kurz darauf verließ er den Kriegsdienſt, um eine Anſtellung als Subalternbeamter anzunehmen, Anfangs in der Provinz Sachſen, dann in Stettin, wo Kombſt auch ſeine Gymnaſialſtudien abſolvirte. Doch hatte der Ton im älterlichen Hauſe bei alledem noch immer etwas Militairiſches behalten; die Erinnerungen an die Freiheitskriege bildeten in Worten und Werken die eigentliche Grundlage dieſes Familienlebens. Von der Beute, welche bei Waterloo in Napoleons Reiſewagen gefunden worden, hatte der alte Huſar allerhand Andenken mitgebracht, Ketten, Ringe, geſchnittene Steine; eine Anzahl von Kupferſtichen, welche das Kombſt'ſche Wohnzimmer ſchmückten, hatte ehemals die Wände in Malmaiſon verziert; ebendaher, vom Bette der Kaiſerin, ſtammte ein Stück ſchöner grüner Seidenfranzen, welche anfangs als Familienmerkwürdigkeit ſorgfältig aufbewahrt, ſpäter aber von Kombſt's jüngſten Schweſtern an ihren Mänteln getragen wurden.

Dieſer Umgebung entſprachen auch die übrigen Eindrücke, unter denen der Knabe emporwuchs; der Vater war nicht blos tapferer Soldat, ſondern auch glühender Patriot, wenn auch freilich nur in jenem ſpecifiſch preußiſchen Sinne, der damals noch allein als Patriotismus galt; die wiederhergeſtellte Größe Preußens, die Tapferkeit ſeiner Krieger, der Ruhm, den ſie auf ſo vielen Schlachtfeldern erſtritten, bildeten den nie erſchöpften Gegenſtand ſeiner häuslichen Unterhaltungen.

Solche Unterhaltungen aber, ſo angemeſſen dem jugendlichen Sinne, der ein natürliches Behagen an Krieg und kriegeriſchen Gefahren findet, pflegen keine Revolutionäre groß zu ziehen. Im Gegentheil, ſo tief waren dieſe Jugendeindrücke und mit ſolcher Innigkeit wurden ſie von dem Knaben aufgenommen, daß ſelbſt der Mann, trotz aller trüben Erfahrungen und trotz der bittern Feindſchaft, in die er zur preußiſchen Regierung gerathen war, ſich doch von einem gewiſſen edlen und gerechtfertigten Preußenſtolz niemals frei machen konnte noch wollte; weit entfernt in eine Geringſchätzung einzuſtimmen, die einige Zeit hindurch faſt Mode geworden war, trug er die Ereigniſſe von Anno dreizehn jederzeit, wie er ſelbſt ſagt, „mit Flammenzügen in der Seele eingeſchrieben“ und zählte ſie dem Größten und Höchſten bei, von dem die Weltgeſchichte Kunde hat. Ja mitten im Elend ſeines Flüchtlingslebens, gehetzt und verfolgt von preußiſchen Steckbriefen, hörte er niemals auf, an Preußens hohe Beſtimmung für Deutſchland zu glauben und in ihm den Hort der deutſchen Zukunft zu ſehen, vorausgeſetzt, daß Deutſchland überhaupt noch auf eine Zukunft hoffen durfte.

Auch übrigens hatte die Natur ihn nicht zum Revolutionär angelegt. Er ſelbſt bezeichnete noch in ſpäteren Jahren ſeine phyſiſche Naturanlage als „unzweifelhaft ariſtokratiſch“: ein ſtarker geſunder Körper, mit ſtarken Trieben, die Befriedigung heiſchen; ein gemiſchtes Temperament, in welchem das ſanguiniſch-choleriſche vorherrſche; alle Sinne ſcharf, mit Ausnahme des Geſichts; im Ganzen aufs Herrſchen und Genießen angewieſen. Dagegen ſein Verſtand klar, ſeine Gedanken geordnet, faſt immer Herr ſeiner Gefühle, ſtets ſeiner Neigungen Meiſter (mit Ausnahme der Liebe), die Triebe unſchädlich machend ſo viel wie möglich. Dem Wechſel abgeneigt in Perſonen, Zuſtänden, Wohnung, Kleidern, ſei er regelmäßig peinlich in der Hausordnung, in allen Geſchäften, Beſprechungen ꝛc. Er rühmt ſich ferner ſeines ſtarken Bauſinnes und daß er Einrichtungen begründen möchte und Gebäude errichten helfen, die gleich den ägyptiſchen Bauwerken tauſendjährige Dauer hätten. Selbſt die revolutionären Tendenzen ſeines ſpäteren Lebens ſuchte er aus dieſen urſprünglich ariſtokratiſchen Neigungen abzuleiten. „Ich glaube“, ſagt er einmal, „ich bin nur ein Revolutionär meines Triebes für Ordnung wegen, in Folge meines Bauſinns, meines Rechtsſinns, der Alles gleich und billig haben will.“ Auf ſeine ehrliche Abkunft und ſeine geſunden Glieder war er ſo ſtolz wie nur immer ein Edelmann auf ſeinen Stammbaum ſein kann; er pries es als ein Glück, daß er „von einem edlen kräftigen Schlage abſtamme und daß die Urſprünge ſeiner Familie nach beiden Seiten hin ſich in Stämme des deutſchen Volkes verlieren, welche Freiheit und Unabhängigkeit ſtets für die größten Güter gehalten haben.“

Doch war ſein Ariſtokratismus nicht immer (daß wir ſo ſagen) ſo aufgeklärter, ſo demokratiſcher Färbung; derſelbe konnte im Gegentheil zu gewiſſen Zeiten auch eine recht beſchränkte, faſt kindiſche Form annehmen. Schon als Kind trug er ſich mit einem Familiengeheimniß, ähnlich demjenigen, welches Goethe in ſeinen Knabenjahren ſoviel zu ſchaffen machte: nämlich von dem hohen Stand und dem Reichthum ſeiner Vorfahren, daß der Name, welchen ſein Vater führe, nicht der wahre Familienname, von großen Gütern, die der Familie rechtlich zukämen und dergleichen mehr. Kombſt, indem er dieſe Jugendthorheit berichtet, geſteht ſelbſt ein, daß darin

„für den ſtrebſamen Knaben ein Sporn gelegen, dereinſt die ihm von Rechtswegen zukommende höhere Stellung wenn möglich zu erreichen.“ In Veranlaſſung ihrer habe er ſich zeitig gewöhnt, „ſich als den Gleichen von höher Geſtellten zu betrachten“: und dieſes Sichgleichfühlen mit den Erſten ſei bei ihm im Laufe der Zeit die Grundlage ſeiner demokratiſchen Beſtrebungen geworden, die durch den Verſtand aus dieſer Gefühlsrichtung ſich herausbildeten; er verdanke dem Mythus von ſeiner vornehmen Abkunft ein gutes Theil Selbſtgefühl und Würde im Benehmen mit den Höchſten zu einer Zeit, da ſein Verſtand und ſeine demokratiſchen Ideen noch weniger entwickelt geweſen. — Auch begleitete dieſe Jugendthorheit ihn noch weit über die Knabenjahre. Sogar nachdem er ihre Grundloſigkeit bereits eingeſehen, fiel es ihm ſchwer ſich ganz davon frei zu machen; ſelbſt noch während ſeines Aufenthalts am Frankfurter Bundestage ließ er ſich dadurch zu gewiſſen Schritten verleiten, welche, wie wir ſogleich ſehen werden, nicht ganz ohne Antheil an der ſchließlichen Kataſtrophe blieben.

Auf der Univerſität, welche er zu Oſtern 1825 bezog, mußte dieſer patriotiſche Hintergrund des Vaterhauſes denn allerdings einigermaßen verblaſſen. Kombſt ſtudirte Jurisprudenz und zwar der Reihe nach in Berlin, München und Jena. An den beiden erſtern Orten waren ſeine Verbindungen mehr literariſch-äſthetiſcher Natur. Namentlich gründete er in Berlin mit einigen Landsleuten, zu denen auch Franz Kugler und Droyſen gehörten, einen literariſchen Zirkel, in welchem „fremde und eigene Producte vorgeleſen und beſprochen, Pläne für literariſche Arbeiten und fernere Studien entworfen" und ähnliche harmloſe Unterhaltungen gepflogen wurden. In München, das damals in der erſten Blüthe ſeines Ruhmes ſtand, wurde er beſonders von der bildenden Kunſt angezogen. Doch konnte das äſthetiſche Element ihn niemals recht befriedigen; es fehlte ihm dazu theils an Productivität, theils war auch ſein ganzer Charakter dazu zu ernſt, um nicht zu ſagen zu ſchwerfällig angelegt.

In die Politik wurde er erſt in Jena eingeweiht. Zwar war die Glanzzeit der deutſchen Burſchenſchaft damals (1827) bereits vorüber. Doch hatte ſich in Jena noch ein geſunder Stamm hoffnungsvoller, ſtrebſamer Jünglinge erhalten, die über den nächſten wiſſenſchaftlichen Beruf hinaus ſich auch für die öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes auszubilden ſuchten. Kombſt ſchloß ſich ihnen mit Begeiſterung an, ohne jedoch auch dabei jene Nüchternheit aufzugeben und jenen praktiſchen Mäßigkeitsſinn, der ihm nun einmal im Blute lag. Bei allen Verhandlungen, die in der Burſchenſchaft ſtattfanden, ſtellte Kombſt ſich regelmäßig zur gemäßigten

Partei; Alles, was an das Extrem anſtreifte, in politiſcher ſowohl wie in ſittlicher Hinſicht, widerſtand ihm und wurde von ihm in Scherz und Ernſt bekämpft. Es wäre ein großer Irrthum, wollte man etwa glauben, Kombſt habe in der Jenaer Burſchenſchaft den Grund gelegt zu ſeinem ſpäteren politiſchen Auftreten; die Anregungen, die er daſelbſt empfangen, ſind gewiß nicht über das Allgemeinſte hinausgegangen. Ueberhaupt dachte er über die Wichtigkeit ſtudentiſcher Verbindungen ſtets nur ſehr gemäßigt; er mochte „keinen Staat im Staate“ dulden, und ſo tief er übrigens die Poeſie der Studentenjahre empfand, ſo erblickte er doch in dem, „was man jetzt Studentenfreiheit nennt, nur eine wilde Zügelloſigkeit in kindiſchen und verächtlichen Exceſſen, die keinem Theile zur Ehre gereicht.“

Bedürfte es hienach noch eines Beweiſes, daß Kombſt nicht als politiſcher Brauſekopf, geſchweige denn als Verſchwörer und Hochverräther von der Univerſität gekommen, ſo hat die Geſchichte ſeiner nächſtfolgenden Jahre denſelben aufs Vollſtändigſte geliefert. Nach Stettin zurückgekehrt, widmete er ſich ſeiner juriſtiſchen Ausbildung mit Anſtrengung und Ausdauer. Daneben ſtudirte er eifrigſt Geſchichte ſowie neuere Sprachen; beſonders in den letzteren erwarb er ſich eine ungemeine Fertigkeit. Zu welchem Zwecke, ſollte kurz darauf klar werden.

Es war nämlich im Jahre 1831 und die Julirevolution hatte ſoeben erſt wieder die Politik in den Vordergrund des allgemeinen Intereſſe geſchoben, als Kombſt's Freunde plötzlich durch die Nachricht überraſcht wurden, daß derſelbe im Begriff ſei, die Jurisprudenz zu verlaſſen und zur Diplomatie überzugehen. Mit Empfehlungen an den damaligen Miniſter des Auswärtigen Grafen Bernſtorff verſehen, ſowie an deſſen wahrſcheinlichen Nachfolger, den bekannten Ancillon, der das Miniſterium auch in der That gleich darauf übernahm, war er von beiden mit Wohlwollen empfangen worden. Einer Probearbeit „über das Lebensprincip der germaniſchen Staaten“, in der er „nach Hegel'ſchen Anſichten den Conſtitutionalismus aus den urſprünglichen Rechtsbegriffen der germaniſchen Nation entwickelt hatte“, war reichlicher Beifall zu Theil geworden. Einen noch günſtigern Eindruck hatte ſeine Eingabe ſelbſt gemacht; dieſelbe war nämlich in nicht weniger als ſieben Sprachen abgefaßt, was für einen angehenden Diplomaten allerdings eine glänzende Empfehlung war. Kombſt ſelbſt zwar bezeichnet dieſe Sprachfertigkeit in ſeinen „Erinnerungen“ nur als einen „preußiſchen Pfiff,“ doch hat er ſpäterhin während ſeines Aufenthalts in Frankreich und England zur Genüge bewieſen, daß er in der That ein ſeltenes Sprachtalent hatte. Genug, Ancillon verfügte ſeine Anſtellung; eine Ausſicht zur Geſandtſchaft nach Conſtantinopel zukommen zerſchlug ſich und wurde er ſtatt deſſen als Secretair zur Bundestagsgeſandtſchaft nach Frankfurt am Main geſchickt.

Verſchwiegen darf dabei nicht werden, daß Kombſt's perſönliche Freunde dieſen überraſchenden Schritt damals lediglich als eine Frucht ſeines Ehrgeizes, vielleicht gar ſeiner Eitelkeit auslegten. Und in der That iſt es nicht unmöglich, daß hier der Keim einer erſten Schuld gelegt ward. Kombſt war von gewinnendem Aeußerem; auch ſeine Manieren empfahlen ihn; ſeiner ungewöhnlichen Sprachkenntniß haben wir bereits gedacht. Daß ein ſolcher Mann, in der erſten friſchen Jugendkraft, hochſtrebend wie wir ihn kennen, einen Drang empfindet, die gewöhnliche Beamtenlaufbahn mit ihrer kleinlichen Proſa hinter ſich zu laſſen und ſich in höher gelegenen und glänzenderen Regionen zu verſuchen, iſt ſehr natürlich; ſchon das Wageſtück, ſich als Burgerlicher in eine Laufbahn einzudrängen, die für gewöhnlich nur den Günſtlingen der Geburt und des Glücks offen ſteht, mußte den natürlichen Uebermuth des Jünglings entzünden. Auch iſt es möglich und nach dem Nachfolgenden ſogar wahrſcheinlich, daß noch ein anderes Motiv mitgewirkt hat: nämlich jener Mythus von der vornehmen Herkunft ſeiner Familie und von den Reichthümern, die ihr rechtmäßiger Weiſe gebührten. Die entzündete Phantaſie des jungen Mannes betrachtete es vielleicht nur als eine billige Ausgleichung für die Beeinträchtigungen, welche das Schickſal ihm auferlegt, auch jetzt noch in dieſelbe Laufbahn einzutreten, die, wenn Alles nach Recht und Ordnung zugegangen wäre, ohne Zweifel als die nächſte und natürlichſte vor ihm gelegen hätte; ja vielleicht dachte er ſich auf dieſem Wege durch Fleiß und Anſtrengung wieder zu erringen, um was das Schickſal ihn ungerechter Weiſe gebracht. Man kann über dieſe Motive verſchiedener Meinung ſein; aber etwas Unehrenhaftes und Unredliches wird niemand darin nachzuweiſen vermögen.

Kombſt ſelbſt führt in ſeinen „Erinnerungen“ noch einen andern Grund an und die Gerechtigkeit verlangt, daß wir ihn ebenfalls hören, wiewohl es kaum wahrſcheinlich iſt, daß derſelbe dem jungen Manne ſchon damals vollſtändig klar geweſen; vielmehr ſcheint er uns in einem ſehr natürlichen Irrthum eine ſpätere Einſicht in jene frühere Epoche zurückdatirt zu haben. Er verſichert nämlich „von Jugend auf die größte Neigung, ja wenn man will eine innere Beſtimmung zu einer öffentlichen Laufbahn gefühlt zu haben. In monarchiſchen Staaten ohne Volksvertretung könne dieſelbe nur in der Diplomatie angeſtrebt werden“; und ſo ſei dies denn der Grund geweſen, weshalb er ſich zu dieſem Fach hinzugedrängt.

Wie ſich dies nun auch verhalte — der Erfolg war jedenfalls anders als Kombſt erwartet hatte. Die Vertretung der preußiſchen Regierung beim deutſchen Bundestage war zu jener Zeit in den Händen des Herrn von Nagler. Das Publikum, das damals überhaupt noch im Zuſtand politiſcher Unſchuld lebte, kannte Herrn von Nagler nur als den Reformator des preußiſchen Poſtweſens; die Verbeſſerungen, welche er hier hervorgebracht oder die doch wenigſtens unter ſeinem Namen vor ſich gegangen, waren ſo groß und ſo glänzend, daß er ſich einer gewiſſen Popularität beim Publikum erfreute, beſonders bei den Gewerbtreibenden, die von der Beſchleunigung des Verkehrs den nächſten und handgreiflichſten Vortheil zogen. Aus den Memoiren des Ritter von Lanz hat man Herrn von Nagler ſeitdem von anderer und minder günſtiger Seite kennen gelernt. Vieles in den Lang'ſchen Berichten mag übertrieben ſein; daß Herr von Nagler aber ein gehäſſiger und peinlicher Vorgeſetzter war, ein Bureaukrat vom Kopf bis zur Zehe, der ſein größtes Behagen daran fand, ſeine Untergebenen zu knechten und zu peinigen, das iſt auch aus andern unverdächtigen Quellen wohl bekannt; ja der Miniſter Ancillon ſelbſt hielt es für nöthig Kombſt verſteckter Weiſe vor ihm zu warnen.

Allein dieſer Warnung ungeachtet ſtellte das Verhältniß ſich von vorn herein höchſt ungünſtig. Kombſt, der auf eine intereſſante, den Geiſt erhebende und erweiternde Beſchäftigung gerechnet hatte, ſah ſich voll Unwillen mit allerhand kleinlichen Plackereien überladen. Auch war er ſeinem Vorgeſetzten an eigentlicher wiſſenſchaftlicher Bildung gewiß weit überlegen; er ſah ihm frühzeitig in die Karten und wurde da Manches gewahr, wovor ſein geſunder Sinn ſich entſetzte. Eine beſondere Veranlaſſung zum Unfrieden gab aber jener mehrfach erwähnte Familienmythus. Kombſt hatte ſich zwar, wie er ſelbſt ſagt, bereits überzeugt, daß Manches davon ungegründet oder doch falſch aufgefaßt ſei; nichtsdeſtoweniger konnte er der Verſuchung nicht widerſtehen, ſeine neuen Frankfurter Verhältniſſe dazu zu benutzen, genauere Erkundigungen über ſeine Abkunft aus dem Reichsheroldamt, ſowie aus den Reichsarchiven zu Wien einzuziehen. Herr von Nagler, „der alte Geſchlechter nicht liebte," gab ſich zwar anfangs den Anſchein, als ſei er geneigt die Bemühungen ſeines Secretairs zu unterſtützen; in der That jedoch hintertrieb er ſie und legte alle möglichen Hinderniſſe in den Weg, ſo daß ſie ohne Reſultat blieben.

Dergleichen Zerwürfniſſe gab es noch mehre und noch ſchlimmere; ſchon hatte Kombſt zu wiederholten Malen in Berlin um ſeine Abberufung gebeten, als plötzlich ein neuer heftiger Auftritt, zu dem jedoch nicht Kombſt ſelbſt, ſondern eine Beleidigung die Veranlaſſung gab, „welche einem achtungsvollen Manne von Seiten des Günſtlings des Geſandten widerfahren", die Sache zum vollſtändigen Bruche trieb. Einige Wochen ſpäter, nachdem er ſeinen Abſchied von der preußiſchen Regierung erhalten, nöthigte Beſorgniß um ſeine perſönliche Sicherheit ihn zur Flucht. Unter dem Vorwand einer Jagdparthie verließ er Frankfurt; bald war die Schweizer Grenze, die allgemeine Zuflucht der damaligen deutſchen Flüchtlinge, erreicht.

Bis dahin war der Hergang der Sache noch ſehr einfach; Kombſt mochte das Scheitern ſeiner Pläne beklagen: aber noch lag kein Makel auf ſeinem Namen und auch die Rückkehr ins Vaterland war ihm noch keineswegs abgeſchnitten.

Ein einziger Umſtand veränderte die Sachlage mit einem Schlage. Kombſt war nicht allein gegangen; während der Zeit ſeiner Anſtellung bei der preußiſchen Geſandtſchaft und vermöge ihrer hatte er Gelegenheit gefunden von gewiſſen geheimen, der Regierung überaus wichtigen diplomatiſchen Papieren Abſchrift zu nehmen. Wozu und in welcher Abſicht er es gethan, wird von Kombſt ſelbſt nirgend geſagt; in den „Erinnerungen" heißt es nur: „Kombſt hatte Abſchrift von gewiſſen Actenſtücken genommen, wozu er alles Recht hatte." Worin dieſes Recht beſtanden, und ob es noch ein anderes geweſen als das (wirkliche oder vermeintliche) Recht der Nothwehr, das Recht des getäuſchten und unterdrückten Volks gegen ſeine Zwingherren, das überall, in jeder Form und durch jeden Einzelnen zur Geltung gebracht werden darf, wird nicht geſagt. Genug, jene Abſchriften hatten ihn begleitet einige Zeit darauf, von Straßburg aus, und nachdem die preußiſche Regierung ihn ſteckbrieflich „wegen Entwendung von Documenten“ verfolgt hatte, erfolgte ihre Veröffentlichung es ſind dies die berühmten „Authentiſchen Actenſtücke“, die ſeitdem öfters wiederholt, zuerſt auf authentiſche und unwiderlegbare Weiſe das unſelige Gewebe aufdeckten, in welches Deutſchland damals durch fremde Liſt wie durch eigene Schwäche eingeſchnürt war.

Die politiſche Wichtigkeit dieſer Veröffentlichung verkennen wir keinen Augenblick. Auch hatte Kombſt vollkommen Recht, wenn er noch ſpäterhin behauptete, „daß in Frankreich und England keine Regierung vor dieſen Documenten hätte beſtehen können.“ Nur mit dem Zuſatz: „Aber freilich, die Deutſchen ſind weder Engländer noch Franzoſen und Bruder Michel iſt in Allem langſam, ſelbſt im Verſtändniß und der Anwendung des Einfachſten“ hat er nicht ganz Recht: denn jene „Actenſtücke“ haben wirklich in höchſt durchgreifender Weiſe gewirkt und eine Umwandelung des öffentlichen Bewußtſeins hervorgerufen, ohne die Vieles von den ſpäteren Ereigniſſen — Ereigniſſen, die ja auch nicht für ewig verloren ſein werden — nicht zu Stande gekommen wäre.

Aber bei alledem können wir doch das Geſtändniß nicht zurückhalten, daß Kombſt nach unſerer Ueberzeugung mit der Entwendung jener Actenſtücke allerdings ein Unrecht begangen: ein Unrecht, das vielleicht im höheren Intereſſe nöthig war, das aber doch immerhin für den, der es perſönlich begeht, ein Unrecht bleibt. Es iſt dies die eigentliche tragiſche Schuld in Kombſt's Leben; auch hat er ſelbſt ſie als ſolche empfunden. Der Ehrenhaftigkeit, die er ſich bei alledem bewahrte, entſpricht es, daß er in ſeinen „Erinnerungen“ keinen Verſuch macht ſeine That zu beſchönigen. Er nennt ſie „eine That, die er mit vollem Bewußtſein gethan und die ihn niemals gereuen werde, obwohl er vielleicht zur Zeit der That ſelbſt ihren Eindruck und ihre Wirkung überſchätzt habe.“ An einer andern Stelle bezeichnet er ſie ſchlechthin als eine „Entwendung“ und ſetzt nur hinzu, „daß ſie weit mehr ein politiſches als ein gemeines Vergehen.“ Das mag ſein: nur eine Erleichterung der Schuld vermögen wir auch darin nicht zu erblicken, weil wir uns ein für allemal nicht zu überzeugen vermögen, daß Freiheit und Patriotismus einen Freibrief ausſtellen können zu Handlungen, welche durch das allgemeine ſittliche Gefühl, das Gefühl des Rechts und der Ehre verboten ſind. Dieſe Anſicht, wir wiſſen es wohl, wird von Vielen als altfränkiſch und thöricht verlacht werden: jene Unverbeſſerlichen, die trotz unzähliger Erfahrungen noch immer nicht gelernt haben, daß durch Dolchſtöße und Piſtolenſchüſſe die Freiheit der Nationen nicht begründet wird, und daß die Guillotine zwar ein leidlich bequemes, aber doch nur ſehr unzulängliches Mittel iſt politiſche Reformen durchzuſetzen, können natürlich auch in einer Entwendung, wenn ſie nur politiſch vortheilhaft iſt, nichts Verbotenes ſehen. Allein mit dieſer Partei iſt auch ein für allemal keine Verſtändigung möglich; nur davon mag ſie ſich überzeugt halten, daß Kombſt niemals zu ihr gehört hat, ſelbſt nicht in dem Augenblick, wo er ihr am nächſten zu ſtehen ſchien.

Auch giebt es noch eine andere Seite, von der Kombſt's Unternehmen allerdings ein etwas milderes Urtheil in Anſpruch nehmen darf. Wie wir über die deutſchen Flüchtlinge und ihre Stellung zur Geſchichte denken, darüber haben wir uns im vorgehenden Aufſatz ausführlich ausgeſprochen; hoffentlich wird es uns danach geſtattet ſein, auch auf eine Schattenſeite des Flüchtlingslebens aufmerkſam zu machen. Daß wir damit gegen die Flüchtlinge ſelbſt keinen Vorwurf erheben wollen, brauchen wir gewiß nicht erſt zu ſagen; wer in dieſem Augenblick im Stande wäre ein verdammendes Urtheil über die deutſchen Flüchtlinge auszuſprechen, der würde auch den

Stab brechen über deutſche Ehre und deutſche Mannhaftigkeit, von denen ein guter Theil, ja vielleicht der beſſere mit ihnen in die Ferne gezogen iſt.

Aber Thatſache bleibt es immer und richtig iſt die Bemerkung doch, daß dies langjährige Flüchtlingsleben, dieſer Mangel alles deſſen was das Leben angenehm, behaglich und lieblich macht, dieſes Gelöſtſein von allen zarteren Banden der Familie, der Sitte und der heimathlichen Gewöhnung in der Mehrzahl dieſer edelen Märtyrer, ſelbſt in den von Haus aus tüchtigſten und feinſtorganiſirten, einen gewiſſen — wie ſollen wir ſagen? welchen Ausdruck gebrauchen? da der Ehrfurcht, welche wir dem Unglück unſerer Verbannten widmen, jeder Ausdruck zu hart erſcheint, ſelbſt auch der vorſichtigſte — nun denn: ein gewiſſer Cynismus entwickelt ſich in ihnen, nicht blos ein äußerlicher, ſondern auch ein äſthetiſcher, ein ſittlicher, der ſelbſt die edelſten Gemüther wie mit einem leichten Roſt anhaucht und die feine Grenze des Schönen, des Schicklichen, des Wohlanſtändigen (um von dem Erlaubten nicht zu reden) — ich will nicht ſagen ihren Augen entrückt, aber doch weniger bemerklich macht; ſie überſchreiten die Grenze nicht eigentlich, es iſt nur daß ſie dieſelbe nicht überall erblicken. Es iſt im Weſentlichen derſelbe Ton, der ſich überall entwickelt, wo junge Männer und überhaupt Männer allein ohne den veredelnden Umgang von Frauen und ohne den ſichern Boden der Familie mit einander verkehren müſſen: eine Art Kaſernenton, in dieſem Fall aber noch geſteigert und verſchärft durch die äußere Noth, in der die Mehrzahl, ſowie durch den Gram und Kummer, der in Allen lebt.

Auch Kombſt war beides im reichlichſten Maaße zubeſchieden; ſein ganzes Leben, von der Flucht in die Schweiz bis zu ſeinem Tode, iſt nur eine einzige Kette von Mühſalen und Widerwärtigkeiten. Für wenige iſt der Kelch des Flüchtlingslebens ſo bitter geweſen wie für ihn; hat er eine Schuld begangen, nun ganz gewiß, der ſtrengſte Sittenrichter kann ſich zufrieden geben, ſo hat er ſie reichlich, überreichlich gebüßt. Es liegt wie ein Fluch auf Allem, was er beginnt; die beſten Pläne mißglücken ihm; Alles, was er angreift, führt nur immer in neues und tieferes Elend. Ein edle und ſeltne Kraft, die durch den Kampf mit unzähligen Widerwärtigkeiten nur noch immer reiner und mächtiger wird, muß ſich endlich doch ungenutzt im Sande verlieren; der dunkle Strich, der ſein Leben plötzlich zum unerwarteten Abſchluß bringt, iſt eine Erleichterung für ihn, wie für uns; wir athmen tief auf und danken dem Schickſal, daß es für ſoviel Elend doch wenigſtens ein Ende, für den müde gehetzten Mann doch wenigſtens eine Freiſtatt des Todes giebt.

Der Inhalt dieſer Tragödie iſt mit wenig Worten erzählt. Kombſt verſuchte ſich in der Schweiz zunächſt als Journaliſt zu ernähren; in Bern und Baſel wurden ihm einige Zeitungsredactionen übertragen. Allein die Selbſtändigkeit ſeines Geiſtes vertrug ſich nicht mit den blinden Parteianforderungen, welche an ihn gerichtet wurden; auch hielt er, wie wir ſchon wiſſen, von der bloßen literariſchen Thätigkeit nur wenig und konnte keine Befriedigung darin finden. Das bekannte „Portfolio,“ an dem er lebhaften Antheil nahm, ſowie einige Broſchüren ähnlichen Inhalts ſind für die Zeitgeſchichte von höchſter Wichtigkeit und werden ſein Andenken noch lange überleben. Doch überſchätzte Kombſt ihre Bedeutung niemals, noch täuſchte er ſich darüber, daß dieſe Art der Schriftſtellerei doch immer nur zu jenen Dienſten gehört, die man ſich gefallen läßt, ohne darum den Diener ſelbſt zu achten.

Inzwiſchen ließ der Haß der Regierungen ihm keine Ruhe. Aus der Schweiz vertrieben, mußte er nach Frankreich flüchten; aber auch hier durfte er nicht raſten, bis ihm endlich die gaſtfreundliche Küſte Englands eine Zuflucht bot. Für kurze Zeit gewann es hier den Anſchein, als ob das Schickſal ſich mit ihm verſöhnen wollte. Er ließ ſich in Edinburg als Lehrer der deutſchen Sprache nieder; ſeine Kenntniſſe, verbunden mit ſeinem geſetzten und würdigen Weſen, verſchafften ihm einen kleinen Kreis theilnehmender Freunde; ſein Horizont ſchien ſich aufzuhellen.

Allein ſchon war ein ſchweres Gewitter im Anzuge, das ſchwerſte, das ihn überhaupt noch treffen konnte. Von einem tiefen Gefühl für häusliches Glück und häusliche Ordnung getrieben, hatte er ſich noch während des Aufenthalts in Paris mit einer jungen Dame vermählt, einer Deutſchen, welche nach Paris gekommen war, um ſich in der Muſik auszubilden. Mit unzulänglichen Mitteln verſehen und ohne Kenntniß des Pariſer Lebens, war ſie bald in die tiefſte Armuth gerathen; wenige Tage, bevor Kombſt ſie kennen lernte, hatte Helene (unter dieſem Namen wird ſie in den „Erinnerungen“ aufgeführt) ſich ihr ſchönes Haar abſchneiden müſſen, um mit den paar Francs, die ſie dafür löſte, ihr Leben zu friſten. Dennoch wurde die Ehe mit gutem Muthe angetreten; beide hatten die Bitterkeit des Lebens erfahren und verlangten nur noch wenig von der Zukunft.

Aber vergebens, die Dämonen, die Kombſt's Haupt umſchwebten, ergriffen auch ſein Weib. Nach Jahren voll vergeblicher Liebe und verlorenem guten Willen wurde Helene wahnſinnig; keine Kunſt des Arztes, keine noch ſo zärtliche Pflege des Gatten vermochte ihr zerrüttetes Gehirn wieder herzuſtellen. Die Scenen, welche Kombſt aus dieſer Epoche eigentlich mehr andeutet als ſchildert, gehören zu dem Furchtbarſten, was je eine Feder geſchrieben hat; es ſind Scenen darunter, ſo entſetzlich und dabei ſo großartig, wie kein Dichter ſie jemals erfunden hat.

Auch dieſes Unglück ertrug Kombſt mit männlichem Muthe; er mochte wohl fühlen, daß der Fluch auf ſeinem Haupte nicht ganz unverſchuldet war. Daneben hatte die genauere Kenntniß des engliſchen Lebens auch ſeine politiſchen Anſichten weſentlich geläutert und gereinigt. Das rein Idealiſtiſche und Subjektive, ſagt er von ſich ſelbſt, indem er ſeinen Aufenthalt in Großbritannien und den Einfluß deſſelben auf ſeine geiſtige Entwickelung beſpricht, ſei er in Großbritannien ganz los geworden. Er habe mehr und mehr gelernt, daß es auch eine „Diagonale geiſtiger Kräfte", ja von widerſtrebenden Umſtänden gebe und daß es weiſer ſei, ſoviel zu nehmen als unter Umſtänden ſich erwerben oder erringen laſſe, als das Erreichbare von der Hand zu weiſen, weil es nicht das Höchſte und Beſte und vor Allem nicht das ſei, was wir im Sinne hatten. Toleranter, fährt er fort, ſei er ebenfalls geworden, und nicht Unmögliches nach abſtractem Maßſtabe verlangend; kein Zelot mehr, noch gewöhnlicher Enthuſiaſt, noch den Apoſtel unaufgefordert machend; aber voll Wärme für alles Gute und Edle und unerſchrockner Kämpfer und Vertheidiger, „wo es wirklich gilt."

Ach, als es auch bei uns endlich dahin gekommen war, daß es „wirklich galt“, da war Kombſt ſchon nicht mehr unter den Lebenden. Auf der Ueberfahrt von Schottland nach Norwegen, im Herbſt 1846, verſchwand er von dem Schiffe, mitten in der Fahrt, ohne daß weder der Kapitain des Fahrzeugs, noch die Matroſen, noch irgend ſonſt jemand die mindeſte Auskunft über ſein Verbleiben geben konnten. Er muß über Bord geſtürzt und ertrunken ſein, ohne Zweifel; doch hat Niemand den unglücklichen Sturz geſehen oder gehört, noch weiß man die Stätte im Ocean, die ihn verbirgt.

Noch kurz zuvor hatte er die folgenden Worte geſchrieben; ſie bilden den Schlußſtein ſeiner „Erinnerungen“ und ſind überhaupt die letzten, welche die Freunde in der Heimath von ihm vernommen haben:

„Das Höchſte, was ich nun noch wünſchen könnte, wäre, daß mir Gelegenheit gegeben würde, meinen Geiſt auch in Thaten auszuprägen, die für alle Betheiligten förderlich und erſprießlich und meinem eigenen Bewußtſein genugthuend wären. Dieſes aber (ſetzt er ſogleich in großartiger Ergebung hinzu) iſt vielleicht mehr als ein Menſch wünſchen darf, dem ſchon ſo Vieles und Unverhofftes gewährt worden und der vollkommen zufrieden iſt, ſein Leben in beſcheidener Dunkelheit zu Ende zu führen, ſtets im Bewußtſein ſeiner Mannes- und Menſchenwürde.“

Die Gelegenheit kam: aber nicht mehr für ihn. Es iſt eine intereſſante Frage, deren, ſo müßig ſie iſt, die Freunde und Verehrer des Dahingeſchiedenen ſich dennoch nicht erwehren können: nämlich welche Partei Kombſt, falls er den Umſchwung des Jahres Achtundvierzig noch erlebt hätte, ergriffen und welche Rolle er in unſerer damaligen Bewegung geſpielt haben würde. Es hält ſchwer, bei Beantwortung dieſer Frage, in ſoweit eine Antwort überhaupt darauf möglich iſt, bei den wirklich vorhandenen Daten getreulich ſtehen zu bleiben und nicht unwillkürlich unſre eigene perſönliche Anſicht unterzulegen. Daß Kombſt, wie ſo viele damals von den alten Freiheitsmännern, da endlich aus der Wolke, die ſie ſo lange umarmt, die Göttin ſelbſt herniederzuſteigen ſchien, Kehrt gemacht und ſich hinter den Rock der Gewalt geflüchtet hätte vor dem unerwarteten, dem rieſenhaften Bilde der Freiheit — das glauben wir von Kombſt nicht; das konnte wohl deutſchen Profeſſoren und Kammerrednern geſchehen, aber nicht einem Manne, der gleich ihm geſchaukelt war und ſo zu ſagen ſeefeſt gemacht von der Fluth des Lebens.

Aber eben ſowenig halten wir es für möglich, daß er ſich zu jener äußerſten Linken geſellt haben würde, die das Revolutioniren als ein Handwerk betrieb oder vielleicht auch als eine Beluſtigung, ja die das Volk nicht gründlicher glaubte befreien zu können, als indem ſie es zugleich von ſeiner Geſchichte, ſeiner Sitte, ſeinem Vaterland, mit einem Wort von Allem zu befreien ſuchte, was das Daſein eines Volkes erſt groß und fruchtbar und weltgeſchichtlich macht. Kombſt, wenn wir ſein Weſen irgend richtig verſtanden haben, würde weder dieſer noch jener, er würde einer dritten künftigen Partei angehört haben, einer Partei, die damals noch zu ſchwach war, ſich zu behaupten, die aber darum nicht minder berechtigt iſt, mag ſie für den Augenblick auch von beiden Seiten verfolgt und abgeleugnet werden: der Partei, meine ich, jener geſetzlichen Freiheit, freien Geſetzlichkeit, nach deren Spur wir uns jetzt vergeblich umſehen und zu der vielleicht erſt nach Jahrzehnten oder noch wahrſcheinlicher nach Jahrhunderten von den Reſten, die von der deutſchen Nation dann etwa noch übrig ſind, wenig vereinzelte Trümmer ſich zuſammenfinden werden!

Und ſo iſt Kombſt dem Vaterlande zweimal verloren gegangen: das erſte Mal, da bureaukratiſche Beſchränktheit und eigener Jugendübermuth ihn über das Maß hinaustrieben, das er ſelbſt in ſeinen reiferen Jahren ſo heilig hielt — und das andere Mal, da der Tod ihn zur unzeitigen Stunde auf geheimnißvolle Weiſe entführte. Wir haben in Deutſchland der Männer nicht viele, in denen der Keim des edelſten und reinſten Bürgerthums ſo tief wurzelte wie in ihm —

„ . . . . . Patroklus liegt begraben
Und Therſites kehrt zurück.“

Guſtav Julius.

Es war im Sommer 1851; ſeit Monaten waren wir gewohnt in den Zeitungscorreſpondenzen aus London kaum noch von etwas Anderem zu leſen, als immer nur von den Wundern des Kryſtallpalaſtes, von dem Glanz und Reichthum, der ſich daſelbſt zuſammendrängte, von der ganzen überſchwänglichen Lebensfülle, die gerade in jenem Sommer mächtiger denn je die Hauptſtadt der europäiſchen Welt durchfluthete.

Da konnte die Mehrzahl der Leſer denn freilich leicht hinwegſehen über eine Notiz, die eines Morgens mitten zwiſchen dieſen prunkenden Berichten ſtand und durch welche die Phantaſie weit abgeführt ward aus dieſer Fülle von Glanz und Pracht und Leben an ein ſtilles, ſchmuckloſes Grab, das Grab eines Verbannten, der in Zorn und Haß von ſeinem Vaterlande geſchieden war, und der gleichwohl, trotz aller Schuld und alles Irrthums, in welche er verfallen, durch die Beharrlichkeit ſeines Strebens, ſowie durch die liebenswürdigen Eigenſchaften ſeines Privatcharakters wenigſtens ſoviel verdient hat, daß die deutſche

Literatur, für die er ſelbſt mit nicht gemeinem Talente bis an das Ende ſeines Lebens thätig war, ſelbſt da noch, als er für alles Uebrige die Theilnahme längſt verloren zu haben ſchien, ihm ein Blatt der Erinnerung, ein Wort der Verſöhnung widmet.

Es war, nach der Schilderung der Zeitungen, ein trüber Regenmorgen, als Guſtav Julius von den deutſchen Flüchtlingen in London begraben ward; der Geiſtliche, der ſeinen Spruch über dem Sarge ablas, wurde durch das Unwetter genöthigt, dabei in eine Art von Schilderhaus zu treten, das ſich in der Nähe befand — Symbol des Lebens, das hier zu ſo frühem, ſo reſultatloſem Schluß gelangen ſollte! Trüb und regneriſch, wie der Morgen ſeiner Beſtattung, war auch das Leben unſeres flüchtigen Landsmannes geweſen; auch er, der urſprüngliche Theolog, war von den Unbilden des Schickſals in eine ihm fremde kriegeriſche Poſition gedrängt worden, in welcher ſein Zuruf faſt ungehört, unbeachtet verhallte. — Man hätte erwarten ſollen, daß aus der Mitte derjenigen, welche ſich ſelbſt, ſo lange er lebte, als Julius' nächſte Freunde und Genoſſen zu verkündigen liebten, eine Stimme zu ſeinem Andenken, ja mehr noch, zu ſeiner Rechtfertigung, wenigſtens zu ſeiner Entſchuldigung, ſich erheben würde. Allein auch dieſe Stimme blieb aus; ſelbſt der kriegeriſche Gruß, den die Kameraden ſonſt über das Grab des geſchiedenen Freundes zu entſenden pflegen, ſelbſt dies arme Wölkchen Rauch, das ſonſt, Symbol der Vergänglichkeit, der entflohenen Seele nachzuflattern ſcheint, blieb ihm verſagt — ein charakteriſtiſches Anzeichen, wie es mit der Partei ſelbſt, welcher Julius angehörte, beſtellt iſt und was von ihrem Eifer und ihrer gegenſeitigen Anhänglichkeit zu halten. Aber freilich, wem ſogar die Lebendigen nichts ſind, als bloße Steine im Rechenbrett, was ſoll der ſich viel um die Todten bekümmern?! Der äußerſte Abſolutismus und der äußerſte Radicalismus ſehen ſich, wie in vielen andern Stücken, auch darin gleich, daß ſie das Individuum für nichts achten und jeden Augenblick bereit ſind ganze Reihen von Exiſtenz aufzuopfern, einerlei, wenn nur ihr Syſtem dadurch zum Siege kommt oder beim Siege erhalten wird.

Und doch bedarf Julius einer ſolchen rechtfertigenden und verſöhnenden Nachrede recht ſehr, ſelbſt auch bei ſeinen eigenen Parteigenoſſen. So rein ſein Andenken in perſönlicher Hinſicht iſt und ſo unzweifelhaft die Zuverläſſigkeit und Treue ſeines Charakters allen denjenigen ſein muß, die ihm irgend im Privatverkehr einmal näher getreten, ſo war doch ſein öffentliches Leben ſo wunderſam gemiſcht, es fielen aus dem düſtern, ſturmbewölkten Horizont, der ſich über ihm und uns Allen wölbte, ſo viel trübe, zweideutige Schatten darauf, daß ſelbſt ſeine Parteigenoſſen oftmals geneigt waren den Stab über ihn zu brechen. Ja dem größern Publikum war er beinahe nur durch dieſe raſchen, überraſchen Wandlungen ſeines öffentlichen Charakters bekannt geweſen; es vergaß ihn, ſeitdem dergleichen aufgehört hatte, etwas Seltenes oder Auffälliges bei uns zu ſein. —

Wenn wir nun hier an die leergebliebene Stelle treten, nicht um das Andenken des Dahingeſchiedenen zu feiern, nicht einmal um es zu rechtfertigen, nein, nur um ſeine Erſcheinung zu erklären, ſo fühlen wir uns dazu gedrängt theils durch die Erinnerung an die perſönliche Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit, welche Julius inne wohnte und die wohl um ſo mehr Anſpruch hat auf ein öffentliches Anerkenntniß, gerade jetzt nach ſeinem Tode, je häufiger ſie an dem Lebenden verkannt ward, theils und hauptſächlich aber drängt uns dazu die Pflicht der Gerechtigkeit — der Gerechtigkeit, die es nicht zugeben mag, daß eine Perſönlichkeit blos deshalb verdammt und verworfen wird, weil der allgemeine Irrthum der Zeit, die allgemeine ſchmerzliche Krankheit, an der wir Alle leiden, ja die wir Alle einander mittheilen, an ihm etwa ſichtbarer geworden iſt als an den Uebrigen. Lehrt uns doch eine eindringendere Geſchichtsbetrachtung auch unſere ſogenannten großen Männer nur als die Producte ihrer Zeit, ihre Talente, ihre Tugenden, ihre großen geſchichtlichen Thaten nur als die Talente, die Tugenden, die Thaten ihrer ganzen Epoche begreifen, die in ihnen gleichſam culminirt, durch ſie, an ihnen zur Offenbarung kommt. Es ſcheint uns nicht mehr als billig, daß derſelbe Maßſtab auch an die Verirrungen und Fehlgriffe der Einzelnen gelegt werde, namentlich ſoweit dieſelben das öffentliche Leben betreffen. Möge dem Glücklichen, in dem die Vorzüge eines Zeitalters ſich offenbaren, dieſes ſein Glück als Ruhm gerechnet werden! Aber den Stein werfen auf den Unglücklichen, in deſſen Verkrüppelungen und offnen Wunden die geheimen Schäden des ganzen Geſchlechts zu Tage kommen, zwar in dem großen Manne den Heroen bewundern, nicht aber das Opfer bemitleiden in dem kleinen, verunglückten, verkümmerten — nein, das ſcheint uns weder verſtändig, noch gerecht, noch mit der höheren geſchichtlichen Wahrheit vereinbar. In der Hitze des Kampfes, wo der Irrthum der Zeit, unſer eigener Irrthum, uns in Fleiſch und Bein verkörpert gegenüberſteht, da mag es erlaubt ſein, ſich dieſer höheren Wahrheit zu entſchlagen; — im Kampfe hat man eben keine Zeit zur Unparteilichkeit, noch iſt das Schlachtfeld der Ort ſie zu üben. Um ſo dringender dagegen wird dieſe Pflicht da, wo aller Kampf aufgehört hat und aller Widerſtand —

an der Schwelle des Grabes, in das wir auch den Gegner nicht ohne Zoll der Rührung verſenken ſollen. —

Auch darf Julius' Leben, ſo unſcheinbar und ereignißlos es iſt, doch in vieler Hinſicht als typiſch gelten für einen großen Theil des heutigen Geſchlechts, und zwar gerade den ſtrebſamſten, den talentvollſten Theil; ſo ärmlich dieſer Rahmen, ſo fleckig dies Glas — das Bild, das uns daraus anſieht, ſpiegelt in ſeinen herben, verkümmerten Zügen uns nur ein Siechthum wieder, an welchem der geſammte Leib unſerer Zeit krankt und das gewiſſermaßen zu den Entwickelungskrankheiten derſelben gehört, jenen Krankheiten, die ſehr läſtig, zum Theil ſehr gefährlich ſind und die doch Niemand erlaſſen werden, ſogar nicht einmal erlaſſen werden dürfen ohne Gefahr für die ſpätere Geſundheit und Kräftigkeit des Organismus. Die nachfolgende einfache Erzählung ſeines Lebens wird dieſen Satz, wie wir hoffen, erläutern und beſtätigen.

Guſtav Julius wurde ums Jahr fünfzehn in Berlin aus einer urſprünglich jüdiſchen Familie geboren, die jedoch, wenn wir recht unterrichtet ſind, bald nach ſeiner Geburt oder wenigſtens noch während ſeiner Knabenjahre zum Chriſtenthum übertrat.

Welche Umſtände den heranwachſenden Jüngling veranlaßt, ſich dem Studium der Theologie zu widmen, iſt uns nicht bekannt. Aber jedenfalls war mit dieſer Wahl der Würfel über Julius' künftiges Schickſal geworfen. Es iſt natürlich hier nicht der Ort, des Näheren auf den Einfluß einzugehen, welchen die moderne Theologie, wie ſie ſich in den letzten zwanzig, dreißig Jahren bei uns geſtaltet, auf unſer nationales Leben überhaupt, namentlich aber auf die ſtudirende Jugend ausgeübt hat. Nur im Allgemeinen mag hier das Bekenntniß ſtehen, daß wir unſererſeits an eine (auch nur wiſſenſchaftliche) Erneuerung der Theologie nicht zu glauben vermögen, ſo lange nicht das kirchliche Gemeindeleben ſelbſt auf andere, naturgemäßere, und darum dauerhaftere, lebenskräftigere Saulen geſtellt iſt. Nur die Politik, dies A und O unſerer Tage, hält auch hier die Schlüſſel zu löſen und zu binden; ohne Freiheit und Selbſtändigkeit der Gemeinde auch keine Selbſtändigkeit des religiöſen Lebens, keine Freiheit und Fruchtbarkeit der theologiſchen Forſchung. Alles, was zu dieſem Zweck von der Theologie gethan und verſucht wird, ſcheint uns von geringer Erheblichkeit; die Theologie bemuht ſich vergebens, den Brunnen auszuſchöpfen, ſie kann das Waſſer nur immer trüber machen, ihr Senkblei reicht nicht ſo weit; nicht der Theolog, ſondern lediglich der Politiker iſt berufen, den Stein von der Thür der neuen Zeit zu wälzen. —

Und überdies würde die neue Theologie, welche ſich alsdann entwickeln wird, vermuthlich nichts Geringeres ſein, als die Auflöſung der Theologie überhaupt.

Es iſt jammervoll zu denken, wie viel friſche Kräfte ſich inzwiſchen an der unlösbaren, unmöglichen Aufgabe vergeblich abmühen und welch ungeheures Kapital von Talent, Fleiß, Kenntniß, von Jugendmuth und Luſt und Friſche der Nation alljährlich darüber verloren geht. Die Klage iſt alt und faſt trivial geworden: aber bei jedem noch ſo flüchtigen Blick in die Hörſäle unſerer Univerſitäten, in die engen, dumpfigen Stübchen unſerer Kandidaten, die ärmlichen, öden, ach in der Regel auch ſo geiſtesöden Studirzimmer unſerer Geiſtlichen drängt ſie ſich aufs Neue auf —

„Opfer fallen hier,
Zwar nicht Lamm und Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört!“

Gemeiniglich denkt man dabei nur an diejenigen, deren Geiſt zu ſchwach iſt, die Wucht des Gedankens zu ertragen und die daher, ad servitium parati, nicht ſchnell, nicht blind genug in das Joch des Pietismus rennen können. Aber die Gefahren der Skepſis ſind für die Mehrzahl unſerer angehenden Theologen nicht minder groß. Ja man darf behaupten, daß an den Kopfhängern im Ganzen genommen weit weniger verloren geht, als an denen, die ſich in die Irrgänge theologiſchen Zweifels wagen — und doch nur ſelten ganz unbeſchädigt herauskommen. Man erzählt von Leuten, die ſich aus irgend einer ungeheuren, entſetzenvollen Gefahr zwar glücklich gerettet haben: aber ſo mächtig iſt der grauſige Eindruck in ihnen geblieben, daß ſie ihrer Rettung niemals froh werden: ſondern mit verſtörten Zügen, bleich, angſtvoll umherwankend, gejagt gleichſam von den Geſpenſtern ihrer Furcht, welken ſie einem frühzeitigen, armſeligen Ende rettungslos entgegen. — Auch der Minotaurus der modernen Theologie ſcheint eine derartige dämoniſche Kraft zu beſitzen; es muß etwas Verglaſendes in ſeinen Augen, etwas Verſengendes in ſeinem Athem liegen, das ſelbſt dem, der ſich ihm entrungen hat, heimlich am Marke zehrt und die Freudigkeit und Friſche ſeines Geiſtes verdirbt. — Es wäre leicht, ſehr berühmte Beiſpiele hierfür anzuführen; wir begnügen uns auf jene Gruppe junger Berliner Theologen hinzuweiſen, welche ſich ſelbſt rühmen, die Theologie vernichtet zu haben, und denen doch auf jeden Schritt und Tritt, den ſie thun, der Theolog, der abſtracte, dogmenſelige, die Wirklichkeit der Welt und des Lebens negirende Theolog, allemal richtig in den Nacken ſchlägt! Ob man von der Welt abſtrahirt aus Religioſität oder aus Irreligioſität, das Reſultat bleibt ſo ziemlich daſſelbe; ob Fanatismus von rechts oder links Einem das Blut in die Augen treibt, daß man nicht mehr um ſich ſehen kann und nur noch mit den Geſpenſtern ſeiner Einbildung ficht, der Unterſchied ſcheint uns ſo erheblich nicht; Götzendienſt bleibt Götzendienſt und einem Götzen die Wahrheit ſeiner Empfindungen, die freie, naturgemäße Bewegung des Herzens, den Sinn für das Wahre, Schöne, Sittliche zum Opfer bringen, iſt etwas Klägliches, gleichviel ob dieſer Götze auf den ſymboliſchen Büchern thront oder auf den Offenbarungen der Charlottenburger „Kritik“. —

Auch Julius glaubte in ſpäteren Jahren die Theologie, die er ſeitdem ſelbſt mit ſo viel Erbitterung bekämpft hatte, unermeßlich weit hinter ſich geworfen zu haben. Und doch iſt die Wahrheit, daß er ſie im Gegentheil in ſich ſelbſt niemals völlig überwunden hat, gerade ſo wenig wie etwa Arnold Ruge die ſentimentale Romantik und die Burſchenſchafterei, die er doch nie müde ward, zu Tode zu hetzen. Wer den Schlüſſel zu Julius’ ganzem ſpäteren Auftreten finden will, der kann auf die theologiſchen Studien, denen unſer Freund ſich anfänglich widmete und in denen er ſeine eigentlichen Lehrjahre durchmachte, gar nicht Gewicht genug legen; von hier und nur von hier aus iſt der Hauptirrthum ſeines Lebens zu erklären, jener Fanatismus der Abſtraction nämlich, jene Luſt am Darüberhinausſein, jener Nihilismus, mit einem Worte, der ihm mit den übrigen Anhängern der Bauer'ſchen Richtung gemeinſam war und der ja auch bei Bauer ſelbſt, ſo ſehr derſelbe ſich natürlich bei dieſer Zumuthung entſetzen würde, echt theologiſcher Herkunft iſt. — Nachdem dieſe jungen Männer einmal die Inhaltloſigkeit der modernen Theologie erkannt hatten, dieſer Theologie, die ſie anfangs mit ſoviel Eifer, theils zuſtimmend, theils bekämpfend, zu ihrer Lebensaufgabe gemacht und vor der ſie nun plötzlich ſtanden wie Don Quixote vor den Windmühlen: ſo gelangten ſie in naheliegender Folgerung weiterhin dazu, überhaupt jeden Inhalt und jede Weſenheit zu negiren. Zu Sophiſten erzogen in der Schule unſerer modernen Theologie und namentlich in dem vergeblichen Kampf mit ihr, hatten ſie die Sophiſtik ſelbſt lieb gewonnen; in dieſen abſtracten Evolutionen des theologiſchen Begriffs, wie in einer Art geiſtiger Equilibriſtik, fanden ſie das ausſchließliche und letzte Behagen ihres übrigens ſo völlig verödeten, von allem Inhalt, aller Begeiſterung, allem Glauben ſo ganz verlaſſenen Lebens. Sie verwechſelten die Theologie mit der Religion, und nicht blos mit einer beſtimmten, ſyſtematiſirten, ſondern auch mit der Religion überhaupt:

das heißt mit dem ſittlichen Glauben, der unbedingten, enthuſiaſtiſchen Hingabe an ein für wahr erkanntes Princip. Von jener mochten ſie ſich frei machen, ſie mochten ſie bekämpfen, immerhin: aber daß ſie auch dieſe andere eigentliche Religion, die Religion des Herzens, des Idealismus und der daraus hervorgehenden begeiſterten, männlichen That — daß ſie auch dieſe als alte verlegene Waare in die Rumpelkammer der Tradition warfen, das war ihr ſchlimmſtes, ihr unſühnbares Unrecht, nicht blos gegen das Vaterland, das von ihren zum Theil glänzenden Talenten wohl beſſere Früchte erwarten durfte, ſondern namentlich auch gegen ſich ſelbſt. Denn ſie ſelbſt ſind darüber alt, welk und überflüſſig geworden vor der Zeit.

Aber freilich war ja die ganze Zeit, in der ſie emporwuchſen, ebenfalls eine irreligiöſe im höheren, menſchlichen Sinne: nämlich eine begeiſterungsloſe, nüchterne, proſaiſche Zeit, eine Zeit, wo das Recht des Herzens, das unveräußerliche, als ſentimentale Grille verſpottet ward und wo der höchſte Enthuſiasmus, den man verſtattete, ein Enthuſiasmus des Denkens war; darf es uns Wunder nehmen, wenn auf ſolchem Boden ſolche Früchte reiften? —

Auch Julius hatte bereits als Candidat faſt in allen Kirchen der Hauptſtadt gepredigt, als er ſich endlich ſeines unheilbaren Bruches mit der Theologie bewußt ward. Er machte einen Verſuch ſich in die Aeſthetik zu retten. Aber da Julius wohl Schärfe des Geiſtes, Behendigkeit des Urtheils und Fleiß und Ausdauer und Kenntniß beſaß, aber nicht den leiſeſten Schwung der Phantaſie, nicht den kleinſten Tropfen künſtleriſchen Blutes, ſo konnte dieſer Verſuch natürlich nur ſehr unfruchtbar bleiben. Im Uebrigen ſteht Julius auch mit dieſem Mangel an künſtleriſchem Sinn und Schwung keineswegs allein; derſelbe iſt vielmehr ebenfalls ein allgemeines Merkmal jener ganzen Generation. Es iſt etwas Mönchiſches in ihr, ſo weltlich ſie ſich ſtellt; nicht blos das Herz, auch die Sinne, die empfänglichen, lebensfriſchen Sinne, ſind ihr vertrocknet. Schönheit!? Ei ja doch, es iſt eine Illuſion, eine romantiſche Reminiscenz, nichts weiter, Kunſt und Poeſie aber ſind anonyme, halb theologiſche Dinge, die ſich der vernünftigen kritiſchen Berechnung entziehen, daher wohl gut als Spielzeug für Kinder, aber keine Beſchäftigung für Männer, kein Object für denkende, kritiſche Köpfe. Sonſt hat, beſonders in Deutſchland, jede bedeutendere wiſſenſchaftliche Richtung regelmäßig auch ihre Poeten; nur die neueſte berliner Kritik macht eine höchſt bemerkenswerthe Ausnahme davon. Wo in dieſem Kreiſe ja noch poetiſche Talente aufgetaucht ſind, da haben ſie ſich allemal aufs Schleunigſte von ihm losgemacht; ja ſie haben ihre poetiſche Thätigkeit in der Regel damit eröffnet, ihre ehemalige Genoſſenſchaft ſelbſt zu bekämpfen.

Und wie hätte das auch anders ſein können? In der kalten ſchneeigen Atmoſphäre der abſoluten Kritik gedeihen keine Singvögel mehr; der Poet — nun ja, er iſt ein Romantiker von Haus aus, er braucht etwas Feſtes, Poſitives, woran er ſein Herz hängt, er muß die Welt lieben, ſo toll, ſo närriſch wie ſie iſt, während es umgekehrt den Triumph der „Kritik“ bildet, alles Vorhandene aufzulöſen und die abſolute Nichtigkeit aller menſchlichen und göttlichen Dinge zu erweiſen. Der Anſtand erlaubt es nicht, hier die draſtiſche Ausdrucksweiſe zu wiederholen, in welcher das Haupt dieſer Schule ſelbſt (wenn man nämlich von einer Schule ſprechen darf, wo Jeder den Haſelſtock führt und regelmäßig Einer dem Andern bei den Ohren nimmt) dieſes ſein Dogma von der Vanitas Vanitatum Vanitas zu formuliren liebt. Doch giebt es ja Punkte, in denen ganz unverſehens die allergrößten Geiſter mit den allertrivialſten zuſammentreffen — und dieſer gehört dazu.

Aber kehren wir zu Julius zurück. Durch die Theilnahme verſchiedener hochgeſtellter Gönner, beſonders aber durch Unterſtützung der Berliner Akademie, die ſeinen Scharfſinn und ſeinen Fleiß reſpectirte, war es ihm gelungen, ſich ein Reiſeſtipendium für Italien zu verſchaffen, um daſelbſt Studien zur Kunſtgeſchichte zu machen. Doch iſt von den Ergebniſſen dieſer Studien, ſo viel wir wiſſen, nie etwas öffentlich bekannt geworden. Auch ſcheint Julius ſeinen Irrthum in Kurzem ſelbſt eingeſehen zu haben, indem er bald nach ſeiner Rückkehr aus Italien im Jahre vierzig die Kunſt mit der Politik, die Aeſthetik mit der Staatswiſſenſchaft vertauſchte.

Im Hinblick auf Julius' ſpätere Entwickelung, liegt es nun ſehr nahe, Alles, was er jemals unternommen, der äußeren Berechnung, der Erwägung des perſönlichen Vortheils zuzuſchreiben. Dennoch, glauben wir, würde man ihm ſehr Unrecht thun, wenn man auch in dieſem ſeinem allerdings ziemlich raſchen und unvermittelten Uebergange zur Politik lediglich eine Speculation auf das Zeitgemäße (es war, wie geſagt, um das Jahr vierzig) erblicken wollte. Viel richtiger, dünkt uns, ſehen wir darin einen inſtinctmäßigen Trieb ſeiner Natur, ſich mit einem werthvollen poſitiven Inhalt zu erfüllen; er wollte um jeden Preis die Abſtraction los ſein, die ihn ſelbſt innerlich beängſtigte, indem er ſie übte. Darum ſtürzte er ſich aus Theologie und Kunſtgeſchichte kopfüber in die Praxis des Staats, nämlich ſoweit das einem deutſchen Gelehrten zu jener Zeit möglich — das heißt, er wurde Zeitungsſchreiber. Der Uebelſtand dabei war auch nur hier wieder, daß er ſelbſt bereits zu ausgehöhlt war vom falſchen theologiſirenden Radicalismus, zu angefreſſen bereits von dem ätzenden Gift der abſtracten Negation, als daß er noch irgend einen poſitiven, geſchichtlichen Inhalt wirklich und auf die Dauer hätte annehmen können. Auch die Politik verflüchtigte ſich für Julius (und bekanntlich nicht für Julius allein) zu einer Reihe abſtracter Lehrſätze, die um nichts weniger doctrinär, um nichts weniger unfruchtbar waren, weil ſie dem allervorgeſchrittenſten Standpunkt angehörten; auch Staatswiſſenſchaft und Geſchichte, deren Studium er ſich jetzt mit der gewohnten Energie hingab, vermochten nicht mehr ſein Herz zu erwärmen, aus dem einfachen Grunde, weil er, der in allen Privatbeziehungen und namentlich im Verhältniß zu ſeinen Freunden und ſeiner Familie ein ſo redliches, theilnehmendes, aufopferungsfähiges Herz zu erkennen gab, es doch ganz offenbar für eine Erniedrigung ſeiner ſelbſt, eine knabenhafte Thorheit gehalten hatte, dem Publikum gegenüber, ſei es in literariſchen, ſei es in politiſchen Angelegenheiten, ſolch ein irrationales, kindiſches Ding zu zeigen, wie ein Herz . . . .

Julius trat mit der Brockhaus'ſchen Buchhandlung in Leipzig in Verbindung und übernahm, an Jahren noch ſehr jung, die Redaction der damaligen Leipziger Allgemeinen Zeitung. Bei ſeiner Anſtelligkeit und den vielen jugendfriſchen Kräften, welche er dem Blatte zuführte, brachte er daſſelbe mit großer Schnelligkeit in die Höhe. Allein mit noch größerer zog er ihm auch das Verbot in Preußen zu (Ende zweiundvierzig), welches erſt durch ſeinen Rücktritt von der Redaction und den Namenswechſel der Zeitung rückgängig gemacht ward. —

Einem unſtäten Literatenleben anheim gefallen, das er jedoch mit einer eigenthümlichen, faſt pedantiſchen Sauberkeit zu umkleiden wußte, betheiligte er ſich nun an den verſchiedentlichen Unternehmungen, mit welchen Otto Wigand dazumal die Lücke der Halle'ſchen Jahrbücher, die bekanntlich um dieſelbe Zeit ebenfalls der preußiſchen Regierung zum Opfer gefallen waren, auszufüllen ſuchte, mehr freilich materiell als geiſtig; weshalb dieſe Unternehmungen denn auch ſämmtlich ohne Erfolg blieben.

1844 ſehen wir Julius ein neues Gebiet literariſcher Thätigkeit beſchreiten, zu dem, hätte man meinen ſollen, ſeine Vorſtudien als Theolog ſowohl wie als Publiciſt ihn ganz beſonders befähigten: er fing an ſeine Geſchichte der Jeſuiten herauszugeben. Doch iſt dieſelbe, als Geſchichtswerk betrachtet, höchſt unerheblich geblieben. Daß die Flüchtigkeit, mit der er, von der Nothdurft des Augenblicks gedrängt, arbeiten mußte, einen Theil der Schuld trägt, verſteht ſich von ſelbſt; den größern Theil jedoch trug ſeine Unfahigkeit, uberhaupt poſitive Dinge als ſolche aufzufaſſen und den Thatſachen der Geſchichte, ohne Vorurtheil und ohne doctrinäre Ueberhebung, die ihnen gebuhrende Geltung zuzugeſtehen. Nur als Moment ſeiner eigenen geiſtigen Entwickelung iſt die Geſchichte der Jeſuiten allerdings von Wichtigkeit, nämlich inſofern er hier zum erſtem Mal Gelegenheit erhielt, an einem großern und allgemein intereſſanten Gegenſtande jene Kritik der abſoluten Standpunktloſigkeit, des völlig indifferenten, völlig blaſirten Nihilismus zur Anwendung zu bringen, die ihm als einzige Frucht ſeiner theologiſchen Studien übrig geblieben war, und die ihn jetzt, auf einen Stoff, wie die Jeſuiten angewandt, nicht nur bei den Liberalen, mit denen er bis dahin wenigſtens noch äußerlich in gutem Vernehmen geſtanden hatte, ſondern auch bei allen denjenigen der radicalen Partei, die ſich in der Abſtraction noch nicht bis zur Bewunderung der Jeſuiten emporgeſchwungen hatten, in großen und nicht unverdienten Mißcredit brachte. —

Etwa um dieſelbe Zeit beendigte er auch die Lebensbeſchreibung Sylveſter Jordan's, ein ziemlich umfaſſendes Werk, welches von Trinks begonnen war. Julius ſetzte es während der Krankheit und nach dem Tode des urſprünglichen Autors nach deſſen Plane fort, wiewohl er in der That weder mit dieſem Plan, noch mit der ganzen, in liberalem Geiſt gehaltenen Auffaſſung Jordan's einverſtanden war. Auch dies iſt wiederum höchſt charakteriſtiſch für Julius und kann mit vielem Andern als Beweis dienen, wie nahe dieſe Standpunktloſigkeit, in ihrer abſoluten Indifferenz gegen alle und jede poſitive Beſtimmung, auch die Sittlichkeit nicht ausgeſchloſſen, unter Umſtänden an die nackte Unwahrheit und Verſtellung anſtreift und wie leicht ſelbſt edlere Naturen, dergleichen Julius unſtreitig eine war, ſich davon zu Unwürdigem verleiten laſſen können. Der gewöhnlichſte Schriftſteller, der nicht zum offenkundigen Handlanger herabgeſunken, würde Bedenken tragen, ſich an einem Buche zu betheiligen, das ſeinen Grundſätzen zuwiderläuft, oder ſeine Feder einer Anſchauungsweiſe zu leihen, die er ſelbſt nicht billigt. Julius theilte dieſe Bedenken nicht — warum? Ei nun, weil es ja überhaupt nur eine „Schranke“ iſt, an Grundſätze und Principien zu glauben, weil es ja auf ein thörichtes Buch mehr oder weniger nicht ankommt, weil ja doch, nach dem bekannten Wort des Mephiſtopheles, Alles, was beſteht, nur werth iſt, daß es zu Grunde gehe!

Auch die Redaction der Grenzboten führte er damals auf kurze Zeit, während einer Reiſe Kuranda's. Doch bildete der Bauer'ſche Radicalismus, mit welchem er ſich unter Anderen in einer größern Beſprechung von Karl

Beck's Liedern „vom armen Manne“ über die Tageskritik vermachte, zu der ſonſtigen Haltung dieſes Blattes einen wunderlichen und für diejenigen, die nicht mit den nähern Umſtänden bekannt waren, faſt unerklärlichen Contraſt.

Doch waren dies Alles zuletzt nur noch literariſche Verirrungen. Bedenklicher geſtaltete die Sache ſich, als Julius im Lauf des Jahres ſechsundvierzig auch das induſtrielle Gebiet betrat und hier in ſeinen Unterhandlungen mit der preußiſchen Regierung dieſelbe ironiſche Indifferenz bezeigte, wie in den literariſchen Productionen der letzten Jahre. Er, der Radicale, der Terroriſt, der ſich namentlich noch in ſeiner Vertheidigung der Leipziger Allgemeinen Zeitung der preußiſchen Regierung ganz perſönlich gegenüber geſtellt, hatte ſich jetzt, kaum drei Jahre ſpäter, von eben dieſer Regierung zwei Privilegien zu verſchaffen gewußt, die ihm allerdings in materieller Hinſicht die Möglichkeit eines glänzenden Erfolgs darboten, von denen aber ſchon jedes einzelne für ſich betrachtet, vollkommen hinreichend war, ihn bei ſeinen bisherigen Parteigenoſſen um den letzten Reſt von Achtung und Zutrauen zu bringen. Zu derſelben Zeit, da die Regierung im Uebrigen höchſt ungehalten auf die Preſſe war und jede neue Erweiterung derſelben mit Argwohn und Unluſt betrachtete, erhielt Julius, Guſtav Julius, der ehemalige Redacteur der Leipziger Allgemeinen, nicht nur das Privilegium zu einer in Berlin zu begründenden großen Zeitung, ſowie zu einem damit verbundenen großartigen Leſeinſtitut: ſondern es wurde ihm auch auf Verwendung des damaligen Miniſters Rother, deſſen Gunſt er ſich durch eine ſophiſtiſche Vertheidigung der preußiſchen Seehandlung erworben hatte, zur Herſtellung beider Unternehmungen eine Summe von baaren zwanzigtauſend Thalern aus Staatsmitteln vorgeſchoſſen!

Und doch war auch das noch keine Beſtechung, wie man vielfach geglaubt hat, wenigſtens nicht auf Julius' Seite. Die preußiſche Regierung freilich hatte den doppelten Vortheil dabei, erſtlich, einen der bedeutendſten Vertreter des Radicalismus moraliſch deplacirt, und zweitens ſich einen höchſtgewandten Mitkämpfer gewonnen zu haben gegen jenen vulgären Liberalismus, der ihr dazumal mit jedem Tage unbequemer fiel und den ſie nicht ingrimmiger haſſen und fürchten konnte, als Julius ihn verachtete. Bei Julius ſelbſt dagegen war es nur ein Ausfluß der mehrbeſprochenen nihiliſtiſchen Richtung; die preußiſche Regierung war ihm ſo gleichgultig, wie ihre Gegner, die Liberalen, ihm verächtlich erſchienen, die eine ekelte ihn ebenſo ſehr an wie die andere, er hätte ſo gern den Untergang jener, wie die Niederlage dieſer geſehen — es war die Neutralität der Blaſirtheit, des innern, ohnmächtigen Ekels, der ſich für nichts mehr zu erwärmen vermag, in Liebe ſo wenig wie in Haß. Aber die Regierung exiſtirte doch noch wenigſtens, ſie war doch eine Macht, wenn auch nur eine thatſächliche, äußerliche, ſie bot ihm wenigſtens die Möglichkeit, ſich mit ſchadenfrohem Behagen an dieſen gemüthlichen Schwätzern, dieſen Liberalen zu reiben. Und alſo hielt er ſich zu der Regierung . . . .

Und dann kam noch etwas Anderes dazu, das überhaupt bei der Beurtheilung dieſes Mannes nie außer Acht gelaſſen werden darf und wodurch er ebenfalls typiſch iſt für eine Menge unſerer Zeitgenoſſen, ja wir dürfen auch hier wieder ſagen, für unſer geſammtes Zeitalter. Nämlich bei einem unabläſſigen, ruheloſen praktiſchen Triebe war Julius gleichwohl von äußerſtem praktiſchen Ungeſchick. Das ſieht aus wie ein Widerſpruch, iſt es auch: aber nur ein ſolcher, wie die Natur — oder ſagen wir lieber, die Unnatur unſerer Verhältniſſe? — ihn tagtäglich zuſammenſchmiedet. Es iſt ganz daſſelbe Verhältniß, wie wir es auf anderen Gebieten bei jedem Schritt gewahr werden, namentlich auf dem äſthetiſchen; wer kennt nicht jene innerlichen Poeten, denen bei lebhafteſter poetiſcher Neigung nichts fehlt, um wirklich Poeten zu ſein, als nur leider das poetiſche Talent? Oder jene verunglückten Maler, welche uns die herrlichſten Beſchreibungen liefern von dem, was ſie malen wollen, und deren Pinſel doch nur immer Schmierereien hervorbringt?

Ganz ebenſo hatte auch Julius den praktiſchen Trieb, aber ihm mangelte das praktiſche Talent; die induſtrielle Gewandtheit, die er gleich ſeinen Stammgenoſſen ſchon mit dem väterlichen Blute ererbt hatte, trat bei ihm in Widerſpruch mit der träumeriſchen, unpraktiſchen Natur des deutſchen Gelehrten, des Theologen, des Schriftſtellers. Seine Projecte waren, von Seiten der Nutzbarkeit betrachtet, allemal vortrefflich, aber er ſelbſt hatte kein Geſchick ſie auszuführen; erfinden konnte ſein Witz, allein zum Vollbringen war er ſelbſt viel zu ſehr von der allgemeinen Hamletsnatur unſeres Volkes angeſteckt; wie in ſeinem Aeußern das brennende orientaliſche Auge mit dem weichgeformten, gutmüthigen Munde und der ſchlaffen, in ſich gebeugten Haltung, ſo ſtand auch in ſeinem Innern der jüdiſche Witz und das ererbte Raffinement in Widerſpruch mit der germaniſchen Beſchaulichkeit und der Paſſivität einer blos theoretiſchen, blos gelehrten Natur. Es iſt uns, bei dem eminenten Scharfſinn, der Julius auszeichnete und den er mit derſelben Schonungsloſigkeit wie gegen Andere auch wohl gegen ſich ſelbſt anwandte, nicht unwahrſcheinlich, daß er ſelbſt ſich dieſes Widerſpruches bewußt geweſen. Aber nur um ſo leichter mochte er ſich den Einflüſterungen und Projecten ſeines praktiſchen

Damon hingeben — wußte er ja doch ſelbſt, wie weit es bei ihm von da noch war bis zur wirklichen That!

Und ſo kam er denn mit der Zeit allerdings weiter, viel weiter, als er ſelbſt gewollt hatte . . . .

Sei es nun alſo dieſer unlautere Urſprung, der ſich an den Unternehmungen ſelbſt rächte, ſei es auch das eben beſprochene praktiſche Ungeſchick: genug, weder das neue Blatt, noch das Leſecabinet, die beide den gemeinſchaftlichen Namen der Zeitungshalle führten, wollten recht in Flor kommen. An äußerlichen Reizmitteln zwar hatte Julius es nicht fehlen laſſen, beſonders bei dem Leſekabinet. Wer daſſelbe in ſeiner erſten Einrichtung geſehen (denn freilich währte dieſer Glanz nicht lange, die reichen Vergoldungen, die mit mehr Verſchwendung als Geſchmack überall vertheilt waren, auch wohin ſie offenbar nicht gehörten, erblindeten, die rothen Sammetbezüge der Polſterſtühle wurden fadenſcheinig, die großen Spiegel verſchwanden einer nach dem andern, und ſelbſt von der langen Reihe von Gemächern, welche anfangs geöffnet war, wurde bald dies, bald jenes Kabinet zu andern Zwecken abgeſchloſſen), der wird auch zugeſtehen, daß die Berliner Zeitungshalle das prächtigſte Local dieſer Art war, welches Deutſchland jemals beſeſſen hat; ſelbſt für beſondere Damenzimmer, in denen eine Louiſe Aſton und ähnliche Freundinnen des Bauerſchen Kreiſes der Politik obliegen mochten, hatte man Sorge getragen. Auch der Reichthum an periodiſchen Schriften entſprach ebenſo ſehr dem geſteigerten politiſchen Intereſſe, das damals in Berlin herrſchte, als auch der Oſtentation, mit welcher das ganze Unternehmen von Julius (oder vielleicht auch nur von Julius' Gönnern) eingerichtet ward; er war größer als irgendwo in Deutſchland, weder die Hamburger Börſenhalle, noch der juridiſch-politiſche Leſeverein in Wien, noch das Leipziger Muſeum, das damals noch in Blüthe ſtand, konnten ſich in dieſer Hinſicht mit der Berliner Zeitungshalle meſſen. Zur Bedienung hatte Julius, ohne Zweifel auch hier einem Wink von oben folgend, meiſt ehemalige preußiſche Unterofficiere angeworben; dieſelbe war ungemein zahlreich und von militäriſcher Promptheit. Julius ſelbſt, von der Zeitungsredaction in Anſpruch genommen, wurde in den Leſezimmern nur äußerſt ſelten geſehen. Kam er aber einmal hinein, ſo bildete ſeine kleine ſchmächtige Geſtalt, mit den ſanften freundlichen Mienen und den unſicheren, faſt ſchüchternen Geberden, einen intereſſanten Gegenſatz zu den martialiſchen Geſtalten ſeiner Bedienſteten, die in unerſchütterlichem Ernſt, feierliches Amtsbewußtſein in den wohlgenährten Unterofficiersgeſichtern, daherſchritten. Die Ironie, die in dem ganzen Verhältniß lag, trat Einem in dieſem Gegenſatz gleichſam leibhaftig entgegen, und hätte wohl komiſch wirken können, — hätte der Gegenſatz ſelbſt nicht zugleich auch ſeine ſo ſehr ernſthafte, ſo traurige Seite gehabt. —

Im Ganzen wäre nun der Pomp dieſer erſten Einrichtung wohl geeignet geweſen, dem Berliner, der bekanntlich ſehr zugänglich iſt für äußeren Glanz und von nichts ſo leicht gefaßt wird als von einem gewiſſen mit Eleganz verbundenen Charlatanismus, aus ſeinen mit Zeitungen überfüllten Conditoreien hinweg zu locken. Allein es fehlten die Mittel, die Einrichtung auf dem grandioſen Fuß, auf welchem ſie begonnen war, zu erhalten. Wie ſchon angedeutet, gewährte ſie in ihrem raſchen Verfall bald einen ſehr trübſeligen Anblick; bevor noch ein Jahr ins Land gelaufen, waren, einzelne neugierige Fremde und ein Dutzend Zeitungscorreſpondenten ausgenommen, die ſpeciellen Anhänger der Julius'ſchen Standpunktloſigkeit beinahe die Einzigen, die noch in dieſen ehedem ſo prächtigen Räumen verkehrten. Für das Berliner Publikum war die Berliner Zeitungshalle beſtimmt geweſen; zum Hauptquartier einer ſehr vereinzelten, ſehr untergeordneten Coterie wurde ſie.

Auch die Zeitung ſelbſt wollte auf keinen grünen Zweig kommen; auch hier fehlte es an den Mitteln, namentlich an den erforderlichen Arbeitskräften, das ungeheure Material, welches in der Zeitungsmaſſe des

Leſeinſtitute ſteckte, nach Art eines großartigen Repertoriums regelmäßig zu verarbeiten, wie dies doch wohl urſprünglich im Plan gelegen hatte.

Auch noch Anderes kam dazu, das Publikum zu verſtimmen. Das Intereſſe, welches der Miniſter Rother an dem Blatte nahm, war bekannt; man hatte geglaubt, daß er daſſelbe benutzen würde, die handelspolitiſchen Principien der damaligen preußiſchen Regierung zur Geltung zu bringen, ſo daß das Blatt, wenn nicht in eigentlich politiſcher, doch wenigſtens in nationalökonomiſcher Hinſicht eine gewiſſe officielle Bedeutung erhalten würde. Allein auch dieſe Erwartung täuſchte. Die Zeitungshalle begnügte ſich, den Liberalismus in bekannter „kritiſcher“ Weiſe zu perſiffliren und ſich dadurch dem Abſolutismus angenehm zu machen, ohne ihm direct dienſtbar zu werden; das Blatt war weder officiell noch liberal, weder politiſch noch handelspolitiſch — es war blos negativ gegen Alles, was die Zeit übrigens in Bewegung ſetzte. — Um indeß die Erwartungen, welche beim erſten Erſcheinen des Blattes in der That ſehr hochgeſpannt geweſen waren, doch endlich durch irgend etwas zu rechtfertigen, vielleicht auch nur aus einer nahe liegenden und an ſich ganz richtigen Speculation für den äußeren Abſatz des Blattes, trug Julius Sorge, daß gewiſſe locale Angelegenheiten, die gleichſam unter den Augen der Redaction vor ſich gingen, in der Zeitungshalle mit großer Ausführlichkeit und größerem ſtyliſtiſchen Geſchick beſprochen wurden, als es bis dahin noch in den Berliner Zeitungen Mode geweſen war; ſo namentlich die Sitzungen der Stadtverordneten und der Polenprozeß, der das Berliner Publicum damals ſo ungemein beſchäftigte.

Daneben jedoch wurde über die liberalen Zeitbeſtrebungen fort und fort in höhniſcher Weiſe protokollariſch Buch geführt, und dadurch das Intereſſe, welches jene Localberichte erweckten, zum größeren Theil wieder aufgehoben. Denn das Berliner Publikum in ſeiner Mehrheit war damals in der That liberal; ein neues Blatt, welches beim Publikum Eingang finden wollte, mußte ſich nothwendig mit dem Liberalismus in Einvernehmen ſetzen. Es brauchte ſich darum noch nicht blind zu machen gegen ſeine Schwächen und Einſeitigkeiten, es mochte ihn kritiſiren, immerhin: aber ſo mußte dieſe Kritik wenigſtens nicht in dem geringſchätzigen, wegwerfenden Tone geſchehen, wie es in der Zeitungshalle der Fall war. Auch hätte man ſich vor Allem auf dem Liberalismus und ſeine Intereſſen erſt wirklich einlaſſen müſſen, nicht aber mit zwei oder drei kritiſchen Machtſprüchen, zwei oder drei philoſophiſch klingenden Floskeln den ganzen Liberalismus für einen überwundenen, verkommenen Standpunkt erklären, und nun friſch darauf loswirthſchaften ins Unfaßbare und Nichtige! —

Der Abſatz des Blattes blieb unter dieſen Umſtänden begreiflicherweiſe ſehr gering; er würde noch geringer geweſen ſein, namentlich auch von Seiten des handeltreibenden Publikums, hätte nicht Miniſter Rother noch immer für den Protector des Blattes gegolten und hätte nicht außerdem die milde, conciliante Perſönlichkeit des Herausgebers Manchen wieder verſöhnt, der ſich von der Haltung des Blattes ſelbſt verſtimmt und abgeſtoßen fühlte.

So waren beide Unternehmungen ihrem Untergang bereits ziemlich nahe, als endlich die Märzrevolution in Preußen losbrach. Die außerordentliche Steigerung, welche das politiſche Intereſſe ſeit den Pariſer Februarereigniſſen erfahren, hatte auch den verödeten Räumen der Julius'ſchen Leſeanſtalt eine neue Fluth von Beſuchern zugeführt. Man weiß ja noch, wenn auch nur aus dunkler, traumhafter Erinnerung, wie es damals überall in ähnlichen Kreiſen in Deutſchland zuging; Einer riß dem Andern die neueſten Zeitungen aus der Hand, Tiſche und Stühle wurden erſtiegen, um die Neuigkeiten des Tages der ungeduldigen Maſſe zu verkünden, vom Vorleſen kam es zum Debattiren, vom Debattiren zum Demonſtriren, das heißt zum Entwerfen von Adreſſen, Proteſten, Aufrufen . . . .

Ganz ebenſo erging es auch in der Zeitungshalle; aus einer halbverödeten Leſeanſtalt wurde dieſelbe plötzlich und ohne Julius perſönliches Zuthun, lediglich durch die Umſtände, die ja ſchon Größeres vollbracht haben, zum Feldlager der beginnenden Berliner Bewegung. Hier hielten die gebildeteren Volksführer ihre vorbereitenden Zuſammenkünfte, hier wurden die Adreſſen und Petitionen berathen, mit denen man ſodann draußen im Thiergarten, bei den abendlichen Zuſammenkünften unter den Zelten, die Maſſen in Bewegung zu ſetzen ſuchte. Daß dieſe Bewegung noch immer außerordentlich zahm, die Zwecke der Führer, wenigſtens ſoweit ſie damit hervorzutreten für gut befunden, noch immer ſehr beſcheiden waren, brauchen wir nicht erſt zu ſagen; die herrſchende Koterie in der Zeitungshalle war noch immer die Bauer'ſche — nun, und daß dieſe den Barrikaden keine Mitkämpfer liefert, ſondern blos Kritiker, welche nachträglich die Achſeln zucken über die gutmüthigen Schwachköpfe, welche ſo unphiloſophiſch geweſen und ſo wenig vom wahren Geiſt der Geſchichte verſtanden haben, ſich auf den Barrikaden zu exponiren, das wiſſen wir ja zur Genüge. . . . .

Gleichwohl war ſchon dieſe ſehr beſcheidene Thätigkeit hinreichend, die Zeitungshalle in den Augen der Behörde zu einem höchſt mißliebigen und gefährlichen Local, dem wahren Herd, wie ſie glaubte, der hereinbrechenden Revolution zu machen. Aus der Geſchichte des Berliner Märzkampfes iſt es bekannt, wie das Gebäude der Zeitungshalle der Gegenſtand einer beſondern militäriſchen Expedition wurde; einige von den untern Dienſtleuten der Julius'ſchen Anſtalt kamen dabei ſogar ums Leben. Schlimm für die armen Dienſtleute, aber vortheilhaft für die Anſtalt! Denn in den Augen des ſiegestrunkenen Berliner Publikums war die Zeitungshalle nun auf einmal zum Rang eines höchſt merkwürdigen hiſtoriſchen Denkmals gelangt; das Gefecht an der Ecke der Zeitungshalle repräſentirte gleichſam den Baſtillenſturm im Berliner Revolutionsdrama und Hunderte von Neugierigen ſtrömten in den nächſten Tagen daſelbſt zuſammen, um die Spuren der Kugeln an Thüren und Fenſtern, ſo wie die Blutlachen auf Flur und Treppen zu ſehen und in dem Bewußtſein des großen Sieges zu ſchwelgen, der, wie ſie wähnten, auf dieſen traurigen Spuren dahergeſchritten war.

Aber wenn es nur ebenſo leicht geweſen wäre, auch der papiernen Zeitungshalle eine geſchichtliche Stellung zu verſchaffen! Mit der bisherigen ironiſchen Indifferenz, das fühlte Julius' Scharfſinn ſehr wohl heraus, ging es unter dieſen Umſtänden nicht mehr; ſo beſtimmt auftretenden Thatſachen gegenüber mußte man ebenfalls eine beſtimmte, ausgeſprochene Stellung einnehmen. Aber nur welche? Sich der ſiegreichen Partei anſchließen? Nimmermehr! Was in dieſen Märztagen geſiegt hatte, oder was ſich wenigſtens den Sieg zuſchrieb, war ja derſelbe bornirte, verkommene Liberalismus, auf den die Zeitungshalle bis dahin ſo vornehm herabgeblickt hatte; wie hätte ſie ſich jetzt mit ihm verbinden, wie ſeinen Sieg nur anerkennen dürfen? Die Zeitungshalle mußte die Ehre, die ſie ſo lange in Anſpruch genommen, die Ehre des völligen Darüberhinausſeins über Alles, wofür die einfältige Maſſe ſich noch begeiſterte, auch jetzt noch zu behaupten ſuchen; auch jetzt noch mußte ſie dem dummen Haufen der Liberalen beweiſen, wie unendlich ſie ihm überlegen und daß er im Grunde gar keinen Begriff gehabt von dem, wofür er ſelbſt in den Kampf gegangen!

So, in der Verwirrung des Augenblicks, und weil er doch um jeden Preis eine beſtimmte Poſition ergreifen mußte, rückte Julius plötzlich mit ſeinem allerneueſten Standpunkt hervor, indem er ganz unvorbereitet und ohne irgend eine hervortretende äußerliche Veranlaſſung den „Bruch des Volks“, das auf den Barrikaden gekämpft, das heißt, „des Proletariats“ mit der „Bourgeoiſie“ proclamirte. Es würde uns hier viel zu weit ablenken von unſerm Gegenſtande, in eine Erörterung, die in dieſem Augenblick kaum noch zu führen iſt, wollten wir hier unterſuchen, in wie weit ein ſolcher Bruch — oder wenigſtens die Möglichkeit, das dunkle, inſtinctmäßige Gefühl dieſes Bruches — wirklich in der Berliner Märzbewegung gelegen, und in wie weit daher die plötzliche Wendung der Zeitungshalle wirklich im geſchichtlichen Rechte war. Auch wie viel davon Julius ſelbſt angehörte, oder wie weit er dabei fremden Einflüſſen nachgab, vermögen wir nicht zu beſtimmen. Aber das wiſſen wir gewiß, und das wird Jeder, der Julius nur einigermaßen näher gekannt hat und dabei eines aufrichtigen und unparteiiſchen Urtheils fähig iſt, uns beſtätigen, daß für die Freuden der ſocialen Republik und jene Herrſchaft des Proletariats, auf welche die Zeitungshalle von da ab, wenn auch nur ziemlich verſteckter Weiſe, hinarbeitete, Niemand weniger geeignet war, als der zartſinnige, feinfühlende, ja träumeriſche, und dabei doch ſo thätige, ſo bienenfleißige Julius.

Das zeigten auch ſchon die allernächſten Folgen. Einen Standpunkt hatte der Redacteur der Zeitungshalle nun freilich, aber es war ein ſchiefer Standpunkt für ihn, mit dem er es Niemand zu Dank machen konnte, nicht einmal denen, die man für ſeine nächſten und natürlichſten Parteigenoſſen hätte halten ſollen. — Daß die Berliner Bourgeoiſie, darunter namentlich der Handelsſtand, der das Julius'ſche Blatt bis dahin noch am meiſten unterſtützt hatte, ſich über dieſe unerwartete Wendung deſſelben aufs Aeußerſte entrüſtet fühlte, war ganz in der Ordnung; daß man ſich auf der Börſe das Wort gab, die Zeitungshalle nicht mehr zu leſen, daß man ihre Abonnenten auf der Straße mit Bitten und Drohungen anfiel, ſie aufzugeben, daß endlich bewaffnete Bürger ſelbſt in Julius' Wohnung drangen, um ihm perſönlich zu Leibe zu gehen — das Alles war freilich ſehr wenig in der Ordnung, aber begreiflich bleibt es für den, der Perſonen und Verhältniſſe jener Zeit gekannt hat, immerhin. Ließ doch ſogar eines der hervorragendſten Mitglieder des Bauer'ſchen Kreiſes ſelbſt, Herr Ludwig Buhl, derſelbe, dem wir den „entnervenden Montesquieu“ verdanken, dazumal ein Manifeſt an die Straßenecken Berlins ankleben, worin er decretirte, daß Berlin für den Bruch des Proletariats mit der Bourgeoiſie „noch nicht reif“ und daß dieſer Bruch von ſeinem Freunde Julius „zu früh“ proclamirt ſei!

Und dieſe Buhl'ſche Erklärung ſtand nicht allein; außer der Bourgeoiſie, zog auch der größere Theil der radicalen Partei ſich von Julius zurück. Julius that alles Mögliche, ſich ihre Freundſchaft wieder zu gewinnen. In dem Leichenzug der Märzhelden war er mit einer Fahne zu ſehen, welche die Inſchrift trug: Die freie Preſſe. Auch erſchien er in jenen Tagen nie anders auf der Straße, als mit einer Muskete bewaffnet, verſtörten Ausſehens, als müßte jeden Augenblick ein neuer Kampf entbrennen. Seiner Zeitung aber hatte er das Mottogegeben: Alles für das Volk, Alles durch das Volk! ...

„Alles vergebens!“ wäre richtiger geweſen. Denn ſei es die Erinnerung an die zweideutige Vergangenheit der Zeitungshalle, ſei es (und dies Letztere iſt uns nach unſerer Kenntniß der Perſönlichkeiten das Wahrſcheinlichere), daß die damaligen Führer des Berliner Radicalismus die angeborne Weichheit und Milde des Julius'ſchen Charakters durchſchauten, ſowie die ihm natürliche Ehrenhaftigkeit, die wohl vorübergehend durch äußere Umſtände verdunkelt, niemals aber ganz in ihm ausgelöſcht werden konnte und die denn freilich zu ihren Abſichten nur ſehr wenig gepaßt hätte — genug, die von Julius ſo ſehnſüchtig angeſtrebte Allianz mit den Radicalen wollte in keiner Weiſe glücken. Vergeblich ließ er in einer der erſten Sitzungen des politiſchen Clubs denſelben förmlich um ſeinen Beiſtand für die Zeitungshalle erſuchen; ſelbſt Arnold Ruge, wiewohl von früheren Zeiten her mit Julius befreundet, (er ging damals, beiläufig geſagt, bereits ſelbſt mit dem Plane ſeiner „Reform“ um) erklärte ſich dagegen, wie er denn auch noch im Herbſt deſſelben Jahres in Breslau, wo er ſich gleichzeitig mit Julius befand, um für ſeine „Reform“ zu wirken, denſelben aufs Heftigſte angegriffen und die Zeitungshalle wegen ihrer dem Abſolutismus geleiſteten

Dienſte mit beliebter Ruge'ſcher Offenheit als ein „nichtswürdiges“ Blatt dargeſtellt haben ſoll.

Damit war aber das Schickſal der Zeitungshalle entſchieden. Aus eignen Mitteln beſtehen konnte ſie noch nicht, Julius ſelbſt war ohne alles Vermögen, das von der Regierung dargeliehene Kapital längſt verbraucht; die Partei, auf deren Geldbeutel ſie ſich bisher geſtützt hatte, die Partei des alten Regime war nicht mehr, die ſiegreiche Bourgeoiſie verachtete ſie, von den „Männern der Zukunft“, den Radicalen, wurde ſie verachtet — was blieb übrig?!

Zu ſterben, weiter nichts. Der Todeskampf war zäh und bitter; ſchien es doch faſt undenkbar, daß die Revolution, die ſo manches andere, weit unbedeutendere Blatt zu ephemerem Daſein in die Höhe hob, nur für ſie ſo ganz unergiebig bleiben ſollte. Aber bekanntlich verſtand die Revolution ſich ſelber nicht zu helfen; wie ſollte ſie es Anderen? Der November mit ſeinem Belagerungszuſtand und ſeinen Ausnahmegeſetzen verdrängte die Zeitungshalle nach Neuſtadt-Eberswalde, wo ſie unter der Redaction des Dr. Wolf noch längere Zeit erſchien, aber völlig unbeachtet. Ebenſo unbeachtet ging ſie endlich, entſinnen wir uns recht, im Frühjahr neunundvierzig zu Grabe. Das gleichnamige Leſeinſtitut war ſchon früher geſchloſſen worden. Julius ſelbſt, auf deſſen ge ſtige wie körperliche Stimmung alle dieſe Begebenheiten den unglücklichſten Einfluß geübt hatten und der ſchon damals nur noch ein gebrochener, ein hinſterbender Mann war, wurde wegen wiederholter Preßvergehen ſeit Längerem ſteckbrieflich verfolgt; über die Reſte ſeiner Unternehmungen wurde der Concurs eröffnet. —

Viele Monate hindurch war Julius' Aufenthalt unbekannt, bis er endlich in dem allgemeinen Aſyl der europäiſchen Flüchtlinge, in London, wieder auftauchte. Von eigentlichen politiſchen Umtrieben hat er ſich hier, wenn wir recht unterrichtet ſind, möglichſt fern gehalten; er war nun einmal, wie ſeine Berliner Erlebniſſe hinlänglich gezeigt hatten, zum öffentlichen Charakter nicht geſchaffen, und jedes Bemühen, denſelben fortzuſpielen, hätte nur neue Niederlagen herbeiführen können, ſowohl für ihn ſelbſt, als für die Sache, welcher es gegolten hätte.

Deſto glücklicher dagegen entfalteten ſich hier in der Einſamkeit ſeines Flüchtlingslebens alle jene liebenswerthen und vortrefflichen Eigenſchaften, welche ſeinen Privatcharakter ſo vortheilhaft auszeichneten und die ihn ſeiner Familie ſowie ſeinen näheren Freunden mit Recht ſo theuer machten. Mit unermüdlichem Fleiß arbeitete er von London aus an zahlreichen Correſpondenzen für verſchiedene deutſche Zeitungen, ſowie an mehren größeren Werken, von denen namentlich eine Arbeit über

Sir Robert Peel ſich faſt vollendet in ſeinem Nachlaß vorgefunden haben ſoll. Die Herausgabe derſelben wurde gleich nach ſeinem Tode als nah bevorſtehend angekündigt, iſt jedoch bis jetzt nicht erfolgt und darf nun wohl überhaupt nicht mehr erwartet werden. Ebenſo iſt es einer Auswahl ſeiner Correſpondenzen ergangen, von der ebenfalls die Rede war. Dieſelben waren, wie ſchon erwähnt, ſehr zahlreich und behandelten nicht ſelten verhältnißmäßig geringfügige Dinge mit ermüdender Genauigkeit; ſo unter Anderm den Haynau'ſchen Vorfall, über den er reichlich einige Bände zuſammengeſchrieben. — Im Ganzen jedoch haben wir wohl keinen Grund, den unterlaſſenen Abdruck ſeiner nachgelaſſenen Schriften und namentlich ſeiner Correſpondenzen zu beklagen, ſelbſt wenn auch eine geſchickte und wohlwollende Hand ſich gefunden, die das Unbedeutende ausgeſchieden und die einzelnen Bruchſtücke zu einem harmoniſchen und leidlich vollſtändigen Gemälde zuſammengefaßt hätte. Denn getreu bis zum letzten Augenblick jenem Syſtem der abſoluten Abſtraction, das ſich auch an ihm ſo verhängnißvoll offenbart hatte, machte er es zur Hauptaufgabe ſeiner Berichte, die nah bevorſtehende unvermeidliche Auflöſung des gegenwärtigen engliſchen Staates zu verkünden. Den offenkundigen Thatſachen gegenüber gewiß ein ſehr thörichtes Bemühen; aber auch in dieſer Thorheit noch wie viel Charakteriſtiſches, wie viel ächt Deutſches! Ein armer deutſcher Flüchtling, ein verkümmernder Gelehrter, ſchwindſüchtig, mit dem Tode ringend, mitten in dem Glanz, dem Lärmen, der Lebensfülle der engliſchen Hauptſtadt, überall wohin er blickt, wohin er hört, den rieſigen Spuren der engliſchen Weltherrſchaft begegnend — und giebt es doch nicht auf und wird es doch nicht müde, Tag für Tag den Untergang dieſer machtvollen, rieſenhaften Wirklichkeit zu prophezeien! und wird es nicht müde, von dieſen trübſeligen Prophezeiungen im Schweiße ſeines Angeſichts ſich und ſeinen zwei Schweſtern das kümmerliche Daſein zu friſten — Alles, weil es ſein Syſtem ſo verlangt!

Ja wohl, ſein Syſtem! Und das ſei denn der verſöhnende Epilog, mit dem wir dieſe flüchtige Skizze ſchließen. Denken wir uns Julius mit ſeinen unleugbar großen Talenten, ſeinen mannichfachen und gründlichen Kenntniſſen, endlich mit der Liebenswürdigkeit und Biederkeit ſeines Charakters, aber aufgewachſen in der Weſenloſigkeit unſerer öffentlichen Zuſtände, von früh an geſchult zum deutſchen Gelehrten, mit allen Kräften des Geiſtes ſich abmühend für eine Wiſſenſchaft, die im Grund gar keine Wiſſenſchaft mehr iſt und die, wie ſie ſich auch anſtellt, das Leben dennoch nie erreicht, weil ſie nicht aus ihm ſelbſt hervorgegangen iſt, es nicht ſelbſt in ihrem eigenen Schooße trägt — denken wir ihn uns ſtatt deſſen als Bürger des Landes geboren, das jetzt nur ſeine Gebeine deckt; denken wir ihn uns hineinverſetzt aus der trübſeligen Oede des deutſchen Gelehrtenlebens, aus der Paſſivität und Indifferenz unſerer öffentlichen Zuſtände in die compacte Fülle des engliſchen Lebens; genährt ſtatt mit den philoſophiſchen Abſtractionen der deutſchen Bildung mit dem derben Fleiſch der engliſchen Zuſtände; ſtatt abgehetzt, ermüdet, gekauft zuletzt von einer Regierung, die ihn benutzte ohne ihn zu achten und der er diente ohne eine Spur von Hingebung für ſie zu empfinden, vielmehr getragen von der ſtarken, ſtützenden Gemeinſchaft eines wahrhaften öffentlichen, wahrhaft volksthümlichen Lebens — o wahrhaftig, auch dieſer Fanatiker der Abſtraction wäre ein Anderer geworden, auch dieſem an ſich ſo edlen Erz wären nicht ſoviel verderbliche Schlacken beigemiſcht geweſen!

So tritt hier, wie überall bei uns, zu dem perſönlichen Schmerz der noch viel größere über die Elendigkeit unſerer vaterländiſchen Zuſtände; die Klage, die wir dem ſo früh, ſo traurig Hingeſchiedenen nachrufen, wird zur Anklage — aber nicht ſowohl gegen ihn, als gegen uns ſelbſt kehrt ſie ſich, die wir auch in den Trümmern dieſes einzelnen Daſeins nur unſere allgemeine, unentwirrbare Verſchuldung zu erkennen haben.

Epos und Drama

in der deutſchen Literatur der Gegenwart.

Das Jahr achtundvierzig hat es bekanntlich Niemandem zu Dank gemacht, weder den Conſtitutionellen, noch den Demokraten, den Gemäßigten ſo wenig als den Radicalen, ja nicht einmal denjenigen, die doch augenſcheinlich den reellſten und dauerhafteſten Vortheil davon gehabt haben, den Reactionären.

Auch unſere Aeſthetiker wiſſen dem armen Jahre nicht Böſes genug nachzuſagen. Zwar daß ſein eherner Fußtritt ſtörend zwiſchen die Kreiſe trat, hinter welche unſere Kunſt ſich ſo behaglich zurückgezogen hatte, daß die Muſen ſich flüchteten, ihre Lieder verſtummten vor dem drohenden Schlachtlärm, mit welchem das Jahr achtundvierzig dahergebrauſt kam, dies zur Noth mochten auch unſere Aeſthetiker ſich gefallen laſſen.

Denn unter uns geſagt, ſie fingen bereits an ſich einigermaßen zu langweilen. Die beſte Geſellſchaft hört auf die beſte zu ſein, wenn man ſie immer hat. Auch unſere Aeſthetiker verſicherten wohl noch, wie glücklich ſie wären, einer Nation anzugehören von ſo feinem künſtleriſchen Geſchmack, von ſo ausgezeichneter äſthetiſcher Bildung, wie die deutſche. Aber dieſe Verſicherungen klangen immer kühler, immer förmlicher; ſie lächelten ihren Dichtern noch Beifall zu — aber dies Lächeln ſelbſt ward immer mühſamer und ſah ſich immer mehr wie ein verſtecktes Gähnen an.

Wer konnte es ihnen verdenken? Die Luft in dieſen abgeſchloſſenen Kreiſen war in der That ein wenig gar zu ſtickig, die Ausſicht ein wenig gar zu beſchränkt geworden; es konnte nicht ſchaden, im Gegentheil, es war eine Wohlthat für die Kunſt ſelbſt, wenn ſie von dieſer Bühne, welche ſie bisher nur allzu ausſchließlich beherrſcht hatte, für einige Zeit zurücktreten, ſo zu ſagen in die Ferien gehen und andern Helden, andern Hanswürſten die Sorge für die Unterhaltung des Publikums überlaſſen durfte. Auch der reichſte Mann, wenn er immer nur ausgiebt, nie einnimmt, muß zuletzt Bankerott werden; wie nun gar erſt, wer nicht einmal ein reicher Mann iſt?

In dieſem Falle befand ſich die deutſche Literatur. Sie hatte das Menſchenmögliche geleiſtet, durch eine künſtliche generatio aequivoca (und bekanntlich wird dieſe am leichteſten dargeſtellt, indem man welke Blätter mit abgeſtandenem Waſſer übergießt) Literatur aus Literatur, Bücher aus Büchern zu produciren. Auf die Dauer indeß konnten dieſe Künſte doch nicht ausreichen; neues Blut mußte in den Körper unſerer Literatur geleitet, neuer Samen ausgeſtreut werden, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß wir darüber für einige Zeit der gewohnten Früchte entbehren ſollten.

In ſoweit alſo kam die Unterbrechung des Jahres achtundvierzig unſeren Aeſthetikern ſogar ganz erwünſcht. Sie ſelbſt, ſo loyaler Natur ſie bekanntlich auch ſind, hatten doch im Stillen auch ſchon ihre revolutionären Hoffnungen gehegt und auf den allgemeinen Umſturz, der endlich in jenen Märztagen erfolgte, halb zaghaft, halb ſchadenfroh ſpeculirt. Die deutſche Literatur leidet an gewiſſen Gebrechen, welche auch ihre einſeitigſten und eifrigſten Bewunderer nicht leugnen können; bei aller Tiefe und Erhabenheit der Ideen, bei aller Glätte und Vollendung der Form, fehlt es ihr doch an der eigentlichen künſtleriſchen Plaſtik. Gewiß ſind wir entfernt, gering zu denken von der deutſchen Literatur; auch würden wir ja damit unſerer Nation eine der wenigen Trophäen nehmen, die ſie ſich erſtritten und auf die ſie Grund hat ſtolz zu ſein. Aber wenn wir die deutſche Literatur vorurtheilsfrei mit denen der übrigen modernen Nationen vergleichen, ſo müſſen wir zugeſtehen, daß wir bisher doch nur erſt im lyriſchen Gedicht den Kranz errungen haben, ſowie in gewiſſen uns eigenthümlichen poetiſch-ſpeculativen Werken, alſo immer erſt in der Poeſie der Empfindung, der Reflexion, der Innerlichkeit, während der höhere Preis, die Palme des Epos, der Kranz des Dramas, der deutſchen Dichtung bisher noch verſagt blieb.

Faſſen wir zunächſt das epiſche Gedicht ins Auge. Klopſtock's Meſſias (um uns auf die anerkannten Größen unſerer Literatur, unſere eigentlichen Klaſſiker zu beſchränken) iſt ohne Frage ein Werk, das zu allen Zeiten mit Achtung genannt und noch von den ſpäteſten Forſchern mit Eifer ſtudirt werden wird. Aber es iſt doch nur der letzte Abſchluß einer gelehrt theologiſchen Dichtung, deren geſchichtliche Nothwendigkeit zwar ebenſo unbeſtritten bleiben ſoll wie ihr geſchichtliches Verdienſt, die aber doch auf zu viel conventionellen Vorausſetzungen beruht und mit zu viel theologiſchem Ballaſt verſetzt iſt, um in einer Zeit, welche den ausſchließlich oder auch nur vorzugsweiſe theologiſchen Charakter abgelegt hat, noch das frühere Intereſſe finden zu können. Auch fehlen dem Klopſtock'ſchen Gedicht die großen menſchlichen Leidenſchaften und Schickſale, ſowie jener nationale Boden, ohne den ein wahrhaftes volksthümliches Epos, ein Epos, das nicht blos in den Bücherrepoſitorien unſerer Liebhaber prangt, ſondern wirklich im Bewußtſein des Volkes lebt, ſchlechthin undenkbar iſt; es iſt nicht blos zu theologiſch, ſondern überhaupt zu abſtract, zu unſinnlich, um das poetiſche Bedürfniß der Nation auf die Dauer zu befriedigen. Auch ſind gerade ſeine gelungenſten Partien wiederum mehr lyriſcher als epiſcher Natur und auch ſie tragen in ihrer ſeraphiſchen Ueberſchwänglichkeit zu ſehr die Farbe der Zeit, in der ſie entſtanden, um noch jetzt einen vollſtändigen und ungeſtörten Genuß zu bieten.

Aehnliches, wenn auch in anderer Weiſe, gilt von Wieland, Klopſtock's großem Antipoden. Auch er hat in ſeinen romantiſchen Dichtungen viel Anmuthiges und Treffliches geleiſtet; ſeine Komiſchen Erzählungen ſprühen zum Theil von Witz, die Form gaukelt mit unnachahmbarer Lieblichkeit dahin. Und was den Oberon anbetrifft, ſo wird das Wort, mit welchem Goethe einſt das kaum vollendete Werk willkommen hieß, nämlich daß, ſo lange Gold Gold, Poeſie Poeſie bleibt, auch der Oberon als eine Perle der Dichtung anerkannt bleiben werde, ſich ohne Zweifel noch bei den fernſten Geſchlechtern beſtätigen.

Allein ſo gern wir dieſe Vorzüge anerkennen und ſo wenig wir überhaupt die Geringſchätzung billigen, mit der auch die heutige Aeſthetik, wenigſtens in dieſem Stück noch die getreue Nachtreterin der Romantiker, Wieland und die Wieland'ſche Poeſie bei Seite zu ſchieben pflegt, ſo darf auf der anderen Seite doch auch nicht verſchwiegen werden, daß dies eigenthümliche Gemiſch von Reflexion und Frivolität, dieſe lachende Weisheit, in der Weltmann und Philiſter ſich in Wieland begegnen, endlich dieſe Abhängigkeit von fremden Muſtern, die bei dem Dichter des Oberon ſogar noch viel größer iſt und ſich viel weiter erſtreckt als man im Publikum gewöhnlich meint — es darf, ſagen wir, auf der andern Seite auch nicht verſchwiegen werden, daß dieſe charakteriſtiſchen Eigenſchaften des liebenswürdigen und reichbegabten Dichters nicht blos mit den Grundbedingungen einer wirklichen epiſchen Weltanſchauung in ſehr lebhaftem Widerſpruche ſtehen, ſondern auch dem veränderten Geſchmack der Zeit und ihren Bedürfniſſen ſagen ſie ebenfalls nur noch ſehr wenig zu. Auch ſind ſelbſt die vorzüglichſten unter den Wieland'ſchen Dichtungen nicht ſowohl epiſche Gedichte als nur poetiſche Erzählungen: eine ſehr alte und vollkommen berechtigte Gattung, die namentlich im Mittelalter, ſei es als altdeutſcher Schwank, ſei es als franzöſiſches Fabliau, ſei es als italieniſches Rittergedicht, in hohem Grade beliebt war und zahlreiche treffliche Werke hervorgebracht hat, immer aber doch nur eine untergeordnete, eine Zwittergattung bleibt und niemals den Platz des eigentlichen epiſchen Gedichts ausfüllen kann.

Wenn das aber nicht einmal Wieland vermochte, um wie viel weniger konnten es alsdann ſeine Schüler und Nachahmer, mochten dieſelben nun, wie Alxinger, der Dichter des Bliomberis, das phantaſtiſch-lüſterne Element der Wieland'ſchen Dichtung fortſetzen und ſteigern, oder mochten ſie, wie Friedrich Müller, der Verſaſſer des Richard Löwenherz und ähnlicher erzählender Gedichte, umgekehrt das verſtändig nüchterne, das philiſtröſe Element, ſogar bis zur entſchiedenſten Trockenheit vorwalten laſſen.

Auch die romantiſche Schule, ſo ſehr ſie ſich übrigens der Wieland'ſchen Muſe überlegen fühlte, hat doch nichts hervorgebracht, was Wieland's erzählende Dichtungen erreicht, geſchweige denn übertroffen oder überhaupt näher an das Ziel der epiſchen Dichtung herangereicht hätte. Wegen ihrer Nebelhaftigkeit und Formloſigkeit war ſogar die romantiſche Schule am allerwenigſten befähigt ſich ihre Lorbeeren auf dieſem Gebiete zu erwerben; die wenigen Verſuche, die ſie überhaupt in dieſer Hinſicht gemacht hat, wie z. B. Fouqué's Corona oder Ernſt Schulze's erzählende Dichtungen, liefern dafür einen ſehr deutlichen Beweis. Die nachromantiſche Literatur aber (die freilich noch immer viel romantiſcher war als ſie ſelbſt eingeſtand oder ahnte), die jungdeutſche und die kritiſch-philoſophiſche Literatur der dreißiger und vierziger Jahre, ſtellte auch ſolche Verſuche nicht mehr an; durchweg tendenziös, überall nur auf die nächſten und unmittelbarſten praktiſchen Zwecke gerichtet, hätte ſie ja ſchon den bloßen Vorſatz, ein epiſches Gedicht zu ſchreiben, ein Gedicht ohne Reflexion und ohne Tendenz, voll Objectivität und heiterer, klarer

Ruhe, höchſt philiſterhaft finden müſſen, wenn nicht vielleicht ſogar höchſt reactionär.

Und ſo blieb dieſe Lücke unausgefüllt; welche Eroberungen und Fortſchritte unſere Literatur ſonſt auch machte, hier ließ der Stillſtand, ſogar der Rückſchritt ſich nicht in Abrede ſtellen. Auch gaben unſere Aeſthetiker ſelbſt ſich gar keine Mühe darum; nicht zufrieden, das Verhältniß als thatſächlich anzuerkennen, waren ſie auch ſofort mit Gründen bei der Hand, die daſſelbe nicht blos erklärten, ſondern ſogar rechtfertigten und vertheidigten. Lücke oder nicht, ſagten ſie: ein Volk, das nicht handelt, das ſein Leben thatlos verſchlummert, wie kann das eine Dichtung haben voll Handlung, Leben und Bewegung? Wir ſelbſt ſind längſt keine Helden mehr, woher ſollten uns die Heldengedichte kommen?! Es war wahrhaft zum ſtehenden Artikel der vormärzlichen Kritik geworden, und auf alle mögliche Art bewies man uns, daß wir Deutſche überhaupt kein Epos haben könnten, nämlich weil wir noch keine Revolution gehabt. Das praktiſche Leben, ſagte man uns, müſſe erſt neuerdings in Fluß gerathen, der Baum der Freiheit erſt Knospen treiben, ſo werde auch die Blüthe unſerer Dichtung ſich in neuer und ungeahnter Herrlichkeit entfalten. Die Revolution, dieſer allgemeine Meſſias der damaligen Zeit, ſollte auch die deutſche Literatur aus ihrem Todesſchlummer erwecken; wollt ihr große Dichter, hieß es, intereſſante Theaterſtücke, klaſſiſche Romane? Sehr wohl, ſo wartet bis die Revolution kommt — oder noch beſſer, helft ſelber, daß ſie kommt!

Und das nun eben iſt der Punkt, gegen den die Klagen und Vorwürfe unſerer Aeſthetiker ſich kehren. Es iſt genau derſelbe Vorwurf, der auch von unſern Politikern erhoben wird: nämlich daß das Jahr achtundvierzig ihre Erwartungen getäuſcht, daß es nicht Wort gehalten habe in dem, was es verſprochen, oder richtiger, was ſie ſelber ſich von ihm verſprochen. Wohl doch, ſagen ſie, nun haben wir ja eine Revolution gehabt, nicht blos eine deutſche, ſondern ſogar eine europäiſche, und nicht blos eine Revolution, ſondern auch noch ein Paar Dutzend Contrerevolutionen in den Kauf; der Strom des deutſchen Lebens iſt aufgewühlt worden, tief genug, daß ſelbſt der unterſte ſchmutzigſte Bodenſatz davon zu Tage gekommen, der Baum unſerer Freiheit hat zwar noch keine Knospen getrieben, iſt aber doch ſchon ſehr zierlich verſchnitten und abgeraupt worden — wo bleiben die Früchte der Poeſie, auf welche wir gehofft? wo bleibt dieſe neue Kunſt, die dem Umſchwung unſeres öffentlichen Lebens folgen ſollte, ſo unfehlbar, ſo dicht auf der Ferſe, wie der Tag dem Morgen? Wir horchen umher im deutſchen Dichterwald, und ſiehe da, es iſt daſſelbe Gezirpe wie ehedem und ſogar noch unbedeutender, noch kindiſcher. Wer die Modeproducte unſerer neueſten Poeten lieſt, namentlich jene halb lyriſchen, halb epiſchen Gedichte, jene Märchen und Phantaſien, die jetzt ſo beliebt ſind und in denen alles Mögliche zu Worte kommt, Wald und Baum, und Bach und Blume, und die Fliege an der Wand und der Floh im Strumpf, aber nur nicht der Menſch und nicht die Gegenwart, in der wir leben — wahrlich, wer ſollte es da noch für möglich halten, daß vor kaum fünf Jahren die allerwildeſte, allermaßloſeſte Bewegung das deutſche Leben geſchüttelt hat und aufgewühlt bis zum Grund? In dieſen Dichtern des Tages, die ſo ſüß, ſo zierlich, ſo gottergeben ſind, in dieſen Predigern in Verſen, deren tiefſinnigſter und verwegenſter Gedanke noch lange nicht den Horizont einer Mädchenpenſion überſchreitet — wer vermöchte in ihnen dieſelbe Generation zu erkennen, die noch vor kurzem auf den Barrikaden ſtand, ſei es in Wirklichkeit, ſei es mit der Feder, und möchte ſie nicht vielmehr für die entnervten, altersſchwachen Söhne eines langjährigen, verweichlichenden Friedens halten?

Es giebt Ausnahmen, allerdings: aber ſelbſt auch in dem Beſten, was unſere jungen Dichter liefern, finden wir zwar viel zarte Empfindung, viel edles Sentiment, doch nur wenig Kraft der Plaſtik, nur wenig Handlung und unmittelbares ſchöpferiſches Leben. Die nachmärzliche Poeſie, wie ſie ſich allmählig aus ihrem Verſteck wieder hervorwagt, iſt nur die verdünnte, abgeſchwächte Fortſetzung der alten Romantik; um dieſe Mondſcheindichter, dieſe blaſſen, frommen, kreuzſchlagenden Geſtalten zu Tage zu fördern, oder auch dieſe phraſentönenden Rothmützen mit ihrem Theaterdonner, der kein Kind mehr erſchreckt, wie ſie jetzt aus allen Winkeln wieder hervorkriechen, dazu, beim Himmel, hätte es keiner Revolution bedurft.

Und da ſchließen unſere Aeſthetiker denn nun gewöhnlich damit, nicht nur die Revolution zu verwünſchen, welche ſie ſo ſchmählich zum Beſten gehabt: ſondern auch mit unſerer ganzen modernen Dichtung ware es, behaupten ſie, zu Ende. Ein Kranker, den ſelbſt ein ſolches Draſtikum, wie dieſes Jahr achtundvierzig, nicht wieder hat zu Kräften bringen können, iſt überhaupt nicht mehr zu retten — ein Kreuz auf ſein Grab! und nun ein für allemal nichts mehr von moderner deutſcher Dichtung! —

Wir glauben, die Sache ſteht ſo ganz verzweifelt noch nicht. Je edler bekanntlich ein Samen, je langſamer und ſchwerer geht er auf; vielleicht iſt auch das Jahr achtundvierzig in politiſcher ſowohl wie in äſthetiſcher Hinſicht ein ſolches Samenkorn geweſen, an deſſen Gedeihen wir nicht verzweifeln wollen, auch wenn wir ſeine Frucht nicht ſofort mit Augen ſehen, mit Händen greifen können. An dieſer Stelle haben wir es nur mit der Literatur zu thun. Der Anblick bietet wenig Tröſtliches, es iſt wahr. Die Lyrik, längſt abgeſpielte Melodieen in unerquicklicher Wiederholung vor ſich hindudelnd, reducirt auf den trivialſten Ausdruck der allergemeinſten und abgetragenſten Empfindungen und dabei noch Wunder denkend, was ſie Neues und Großartiges leiſtet — aber als ob dies auch die Zeit wäre, wo ein poetiſches Gemüth ſich in ſich ſelbſt vertiefen kann! als ob es irgendwo ein Ereigniß, eine Ausſicht, ja nur eine Hoffnung gäbe, an der das Gemüth des Poeten ſich aufrichten, aus der es neue Begeiſterung, neuen Muth, neue Fülle der Empfindung ſaugen könnte!

Eine Zeit der Verſuche und Anläufe, wie die unſere nun einmal in politiſcher und ſocialer Hinſicht ganz unzweifelhaft iſt, kann auch in der Literatur unmöglich mehr als bloße Verſuche und Anläufe leiſten; ja es wird ſchon immer einige Anerkennung verdienen, wenn die Literatur nur wenigſtens nicht in dieſelbe Erſchlaffung verſinkt, die ſich des politiſchen Lebens bemeiſtert hat und ſich nicht gleich dieſem einer völligen Unthätigkeit ergiebt.

Nun aber iſt es, ganz abgeſehen von dem äſthetiſchen Werth der einzelnen Productionen, eine Thatſache, die jeder Blick in den Meßkatalog beſtätigt, daß in Deutſchland ſeit langem nicht ſo viel Romane und vielleicht noch niemals ſo viel erzählende Gedichte gedruckt worden ſind, wie in dieſem Augenblick. Faſſen wir denn die Bedeutung dieſer beiden Gattungen ein wenig näher ins Auge.

Wir nannten das erzählende Gedicht vorhin eine Zwittergattung; ganz daſſelbe wird bekanntlich auch dem Romane nachgeſagt. Doch ſetzten wir auch ſogleich hinzu, daß das erzählende Gedicht bei alledem eine vollkommen berechtigte Gattung; derſelbe Vorbehalt wird auch hinſichtlich des Romans zu machen ſein. Beide ſind weſentlich moderne Gattungen; das Alterthum kennt ſie entweder gar nicht oder doch erſt von da an, wo ſeine eigene Kraft bereits gebrochen und der Uebergang in ein neues Zeitalter bereits angebahnt iſt. Das Alterthum kennt in der erzählenden Gattung nur das wirkliche epiſche Gedicht; erſt wie die Selbſtauflöſung der klaſſiſchen Welt beginnt, löſt ſich aus dem epiſchen Gedicht, vermuthlich unter Zuthun orientaliſcher oder ſonſtiger fremdartiger Elemente, einerſeits Roman und Märchen, andererſeits das erzählende Gedicht ab, für welche letztere Gattnng (die Anfänge des griechiſchen Romans bei Heliodor, Achilles Tatius ꝛc. ſind hinlänglich bekannt) wir nur an das Gedicht des angeblichen Muſäus von Hero und Leander, als an ein berühmtes und weitverbreitetes Beiſpiel, erinnern wollen.

Dieſe Uebergangsproducte, wie unerheblich der Mehrzahl nach an poetiſchem Werthe, ſind doch höchſt wichtig als Momente der fortſchreitenden Entwicklung; ſie leiten die klaſſiſche Zeit über in die moderne, die nun in Roman und erzählendem Gedicht ihren nächſten, eigentlichſten Ausdruck findet. Beide ſind ihrer Natur nach epiſodiſch; beide wurzeln theils unmittelbar in der Wirklichkeit des täglichen Lebens, theils ſchaffen ſie ſich eine eigene willkürlich phantaſtiſche Welt, die ſie bald andächtig bewundern, bald ironiſch wieder auflöſen; beide endlich ſind an keinen beſtimmten Ort, keine beſtimmte Zeit noch irgend andere nationale Vorausſetzungen gebunden, ſondern wie nach dem Zuſammenſturz der antiken Welt in unüberſehbarer Fluth Völker und Sprachen ſich miſchen, ſo miſchen auch in dieſer modernen Gattung des Romans und der erzählenden Dichtung ſich alle möglichen Zeiten, Völker, Umgebungen — und ſogar noch einige unmögliche dazu.

Welch ein Unterſchied in dieſen phantaſtiſchen Sagenkreiſe, aus denen die erzählenden Dichtungen des Mittelalters ihre Stoffe vorzugsweiſe entnehmen, gegen die einfach ſtrenge, die knappgeſchloſſene Haltung des antiken Epos! Und dieſer Unterſchied ſelbſt wie charakteriſtiſch, wie nothwendig! Die unendlich einfachere Welt des Alterthums konnte ſich allerdings mit der einfachen Form des epiſchen Gedichts begnügen; wie der Menſch der alten Welt ausſchließlich in und mit der Natur lebte, ohne Kenntniß des Fremden, aber auch ohne Sehnſucht danach, gleich einer Pflanze wurzelnd in dem Boden, in den er einmal geſetzt war und den er gleich den Göttern ſeiner Heimath auch überall hin mit ſich nahm, ſo baute ſich auch ſein epiſches Gedicht unabänderlich aus demſelben mythologiſchen Kreiſe, auf demſelben heroiſchen Boden, unter demſelben nationalen Geſichtspunkt, in derſelben ſtreng geſchloſſenen Kunſtform auf, ohne ihn deshalb zu ermüden oder auch nur weniger zu entzucken.

Nämlich ſo lange er ſelbſt noch derſelbe war. Sowie dagegen jener ſchon erwähnte Uebergang in die moderne Zeit beginnt, wie die alten Götterbilder zuſammenſtürzen, die alten Sagen verhallen, die alten Sitten in Vergeſſenheit gerathen, erliſcht ſofort auch die Kraft der epiſchen Dichtung; Alexander von Macedonien konnte wohl noch die Gedichte Homers in goldenem Käſtchen mit ſich führen, aber er ſelbſt, dieſer Eroberer Indiens, der den helleniſchen Geiſt vernichtete, indem er ihn über die Welt verbreitete — er ſelbſt konnte für ſeine Thaten keinen Homer unter den Griechen finden, er mußte ſich gedulden, bis neue Völker in neuen barbariſchen Zungen ihn zum Mittelpunkt ihrer phantaſtiſchen Erzählungen erhoben.

Die antike Welt war gewiß unendlich ſchöner als die moderne, aber ebenſo gewiß iſt die moderne unendlich reicher. Wir wollen gar nicht ſprechen von dieſen neuen Ländern, Völkern, Ereigniſſen, welche ſeitdem aufgetaucht ſind: ſchon die innere Welt allein, die Welt der Empfindungen und Gedanken, welchen unermeßlichen Zuwachs hat ſie gewonnen in Vergleich mit dem naiven, bewußtloſen Leben der alten Welt! Für dieſen unermeßlich erweiterten Reichthum genügte die ſtrenge, knappe Form des epiſchen Kunſtwerks nicht mehr, hier mußten neue Formen gefunden werden und neue Gattungen, weit genug und auch von hinlänglicher Dehnbarkeit, um den neuen, gährenden Inhalt aufzunehmen. Dieſe Gattungen waren vornehmlich das erzählende Gedicht und der Roman: beide vom Zügel der Kunſt noch eben genug gehalten, um uns den Eindruck des Kunſtwerks zu machen, aber beide auch locker und dehnbar genug, um ſich jedem noch ſo abenteuerlichen Stoff und ſelbſt jeder Liebhaberei oder Laune des Dichters anzuſchmiegen. Wie beide innerlich ſowohl wie äußerlich aufs Engſte verbunden ſind, ſo gehen ſie auch in der Mehrzahl der mittelalterlichen Literaturen völlig ungeſchieden neben und durch einander: der Roman wird ſo gut in Verſen geſchrieben wie das erzählende Gedicht, das ſeinerſeits wiederum nur ein Schwank, eine Novelle oder auch wohl ein ganzer Novellencyclus in Verſen iſt. Erſt wie ſich auch in den modernen Sprachen allmählig eine kunſtmäßige Proſa ausbildet, fangen beide Gattungen an auch äußerlich aus einander zu gehen. In Deutſchland, wo ſich die kunſtmäßige Proſa bekanntlich erſt ſehr ſpät, man darf ſagen, erſt ſeit der Reformation entwickelt hat, iſt dieſe Trennung verhältnißmäßig am ſpäteſten eingetreten; noch die Schwänke des Hans Sachs, was ſind ſie im Grunde weiter als Novellen und Anekdoten, in einer Sprache geſchrieben, die noch keinen Boccaccio gehabt hatte und für die daher Vers und Reim noch ein unvermeidlicher Nothbehelf war? Sehr intereſſant iſt dabei, daß ungefähr zu derſelben Zeit, wo Hans Sachs ſeine gereimten Schwänke ſchrieb, die großen erzählenden Gedichte des Mittelalters in Proſa umgeſetzt und zu Volksromanen verarbeitet wurden: gleichſam als ob durch dieſen gegenſeitigen Austauſch der Gattungen die urſprüngliche Verwandtſchaft derſelben noch einmal recht glänzend an den Tag gelegt werden ſollte. Ja ſelbſt bis in die neueſte Zeit hinein reicht dieſe Vermiſchung: Thümmel ſchrieb ſeine „Wilhelmine, ein komiſches Gedicht“ in Proſa, während erzählende Gedichte, wie Byron's Don Juan oder Puſchkin's Eugen Onägin ganz mit demſelben Recht Romane in Verſen heißen dürfen. —

Was aber bedeutet nun, um auf unſere eigentliche Frage zurück zu kommen, der ſo außerordentlich lebhafte Anbau dieſer beiden Gattungen gerade im gegenwärtigen Augenblick? Er bedeutet, wenn wir recht ſehen, daß die deutſche Poeſie den Drang empfindet, ſich den Zuſtänden der Wirklichkeit mehr anzuſchließen, als es bisher der Fall war, und ſich dabei doch zugleich die volle Freiheit der Phantaſie und jene ungetrübte, heitere Laune des Poeten, die ihr in dem tendenziöſen Streben der jüngſten Zeit verloren gegangen war, wiederzuerobern. Aus dem einen Beſtreben geht der Roman hervor, dieſes treueſte Spiegelbild unſres modernen Lebens, aus dem andern jene erzählenden Dichtungen, welche ſich Arabesken gleich auf dem dunkeln Grunde der Gegenwart emporranken, und denen, bei außerordentlich viel Schwachherzigem und Kindiſchem, das mitunterläuft, doch immerhin das zugeſtanden werden muß, daß ſie die Poeſie populär machen helfen und das Gefühl für das Schöne wieder aufwecken in Regionen, die demſelben unter dem Druck des Tages und der politiſchen Verſtimmung der Zeit längſt abgeſtorben waren.

Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, wollen wir beide willkommen heißen; ja es ſoll nichts ſchaden, wenn vielleicht für die nächſte Zeit unſere Romane noch immer proſaiſcher, unſere erzählenden Dichtungen noch immer phantaſtiſcher und ſpielender werden — es iſt eine Schule, die unſere Poeten eben durchmachen und in der ſie ſich eben ſo ſehr wieder an die Freiheit der Phantaſie wie an die genauere Beobachtung des wirklichen Lebens gewöhnen müſſen.

Das wahre Ziel freilich wird nicht eher erreicht werden, als bis die beiden Richtungen, die ſich jetzt noch getrennt entwickeln, wieder in eine dritte, höhere zuſammenlaufen. Der Roman muß das erzählende Gedicht, das erzählende Gedicht muß den Roman in ſich aufnehmen. Erſteres würde den Roman von den proſaiſchen Tendenzen, die ihm größtentheils noch anhaften, befreien und ihn, ohne daß er darum der Wirklichkeit untreu würde, in jenes heitere Gebiet der Phantaſie und des ſchönen Spiels erheben, das auch dem Roman keineswegs verſchloſſen iſt und auf dem ſich auch in der That das Meiſterſtück dieſer ganzen Gattung bewegt, der tiefſinnigſte und großartigſte Roman aller Zeiten, der zugleich auch der heiterſte und ergötzlichſte iſt und auf den das vielgebrauchte und noch öfters mißbrauchte Wort von dem Roman als Epos der modernen Zeit ſeine volle Anwendung findet — der Don Quixote des Cervantes.

Ebenſo aber würde es auch dem erzählenden Gedichte ein namhafter Gewinn ſein, wenn daſſelbe ſich allmählig entſchließen könnte, die phantaſtiſche Welt, in der es ſich bis jetzt noch vorzugsweiſe tummelt, zu verlaſſen und ſich gleich dem Roman in die Wirklichkeit der nationalen Zuſtände einzugewöhnen. Es wäre dies ein Weg, wie das erzählende Gedicht ſich vielleicht ſogar mit der Zeit zum wirklichen epiſchen Gedichte fortentwickeln könnte, wenn daſſelbe allerdings, unſeren heutigen ſocialen und politiſchen Zuſtänden gemäß, zunächſt auch nur als komiſches oder ſatiriſches

Epos auftreten würde. Auch haben die vorzüglichſten Produkte dieſer Gattung, die vorhin ſchon genannten Gedichte von Byron, Puſchkin ꝛc., denſelben, wiſſend oder unwiſſend, in der That bereits eingeſchlagen. In der deutſchen Literatur fehlen uns ſolche Verſuche noch oder wo ſie ja gemacht worden, ſind ſie in Trivialität und Unſauberkeit ſtecken geblieben. Nur eine einzige Ausnahme iſt uns bekannt: der „Hans von Katzenſingen“ von Reinhold Solger, den das „Deutſche Taſchenbuch“ vor einer Reihe von Jahren veröffentlichte. Das Gedicht iſt leider Fragment geblieben; es iſt ſogar kaum über den erſten Anfang hinaus gekommen. Allein auch in dieſer unfertigen Geſtalt iſt es eins der bedeutendſten Producte unſerer geſammten modernen Literatur und ſollte billiger Weiſe nicht ſo vergeſſen ſein, wie es leider den Anſchein hat. — —

Während unſere neueſte Literatur auf dieſe Art für Roman und erzählendes Gedicht eine faſt beiſpielloſe Thätigkeit entfaltet, ſteht das Drama im Gegentheil ſo gut wie verödet — daſſelbe Drama, auf welches noch vor wenigen Jahren insbeſondere die jüngeren Kräfte unſerer Literatur mit ſo viel Geräuſch wie Eifer hinarbeiteten, ja das ſie, möchte man ſagen, nicht blos der Ungunſt der Kritik und der Kälte des Publikums, ſondern zum Theil auch ihrem eigenen Talent abtrotzten.

Wie befremdlich für den erſten Anblick, iſt gleichwohl auch dieſe Erſcheinung ſehr leicht zu erklären. Schon ganz äußerlich genommen, macht der außerordentliche Rückſchlag, welchen die öffentlichen Verhältniſſe in Deutſchland ſeit dem Jahre achtundvierzig erlitten haben, ſowie die tiefe Abſpannung und Verdroſſenheit, in welche in Folge deſſen das Publikum verſunken iſt, ſich für keine andere Gattung der literariſchen Production in einem ſolchen Grade geltend, wie gerade für das Drama.

Wir ſetzen dabei als ſelbſtverſtändlich voraus, was ja auch hoffentlich heutzutage auf keinen Widerſpruch mehr ſtoßen wird: nämlich daß das Drama zuerſt und vor allen Dingen ein Stück iſt, kein Buch, daß es nicht ſowohl für Leſer geſchrieben wird als für Zuſchauer, und daß es daher auch ſein wahres und volles Daſein erſt in dem Augenblick erhält, wo es vor der verſammelten Menge leibhaftig in Scene geht. Aber gerade dieſe verſammelte Menge, wie abgeſpannt, wie unluſtig, wie zwieträchtig und durch dies Alles wie unfähig iſt ſie heutigen Tages, ein Kunſtwerk noch mit unbefangenen Sinnen aufzunehmen und auf ſich einwirken zu laſſen! Wohl gehen wir wieder ins Theater, unſere Schauſpielhäuſer ſind gefüllter als ſeit Langem, die Intendanten lachen ins Fäuſtchen, weil trotz des elendeſten Repertoires und bei den mangelhafteſten Darſtellungen die Maſſe doch Abend für Abend von einem ſchaubegierigen Publikum belagert iſt, und ſollte es nur jenes fremde Publikum ſein, das jetzt Dank den Eiſenbahnen, in unſern größern Städten zahlreicher iſt denn je; ganze Colonien neuer Bühnen entſtehen, wohin man ſchaut, die Conceſſionen fliegen nur ſo in die Luft, gleich den gebratenen Tauben, ohne darum freilich eben ſo nahrhaft zu ſein; ja bald wird im lieben Vaterlande kein Glas Bier mehr getrunken und kein Butterbrod mehr verzehrt werden, wenigſtens nicht zur Sommerszeit, ohne obligaten dramatiſchen Genuß ....

Aber iſt auch wirklich ein Genuß dabei, ganz abgeſehen ſelbſt von dem künſtleriſchen Werth oder Unwerth der einzelnen Productionen? Schwingt, wenn auch Muſen und Grazien entflohen ſind, wenigſtens noch der Gott der Freude ſeinen Stab über unſern Schauſpielhäuſern? Und wenn es leider nur allzurichtig iſt, daß die Mehrzahl ihrer Beſucher keinen Kunſtgenuß, keine poetiſche Erhebung, ſondern nur noch die allerbanalſte Zerſtreuung und Aufheiterung ſucht, wird ihnen wenigſtens dieſe noch zu Theil?

Nein, auch nicht einmal dieſe: denn mit uns geht auch unſere Verſtimmung, mit uns der Schmerz, die Scham über dieſen jähen Zuſammenſturz unſerer Hoffnungen und Wünſche, mit uns die bange Sorge vor der Zukunft, mit uns endlich der verborgene, ohnmachtige und darum nur um ſo tiefere, ſo ingrimmigere Haß, der argwöhniſch in den Geſichtszügen des Nachbars lauſcht und hier pfeift, dort klatſcht, nicht um das Kunſtwerk zu richten, ſondern um ſich an dem politiſchen Gegner zu reiben, an den er auf keine andere, handgreiflichere Weiſe mehr herankommen kann! Mit dem einzelnen Leſer kann der Poet ſich allenfalls noch zurecht finden; einſam hinter das Buch gebannt, muß er ihm ja wohl Rede ſtehen, muß ſich ihm zu eigen geben, wenn auch nur auf wenige Stunden, wenn auch nur ſo lange er das Buch in der Hand hält, und muß über den Schöpfungen des Poeten die arme, graue, troſtloſe Wirklichkeit vergeſſen. Wo ihrer aber mehre zuſammenkommen, da ſchwebt auch ſofort über Allen jene Wolke des Mißmuths und der Verſtimmung, die mit ihrem kalten, fröſtelnden Hauch alle Verhältniſſe der Gegenwart durchdringt; da macht ſofort Einer den Wächter des Andern und das Beſte, das der Dichter gedacht, und das Edelſte, das er empfunden, Gutes wie Schlechtes, Gelungenes wie Mißlungenes, es iſt Alles doch nur Futter für denſelben kleinlichen Parteihaß. —

Wir haben nie jener romantiſchen Anſicht gehuldigt, nach welcher der Dichter aus unendlich beſſerem Thon geknetet ſein ſoll, als die übrigen Menſchenkinder und haben daher auch in dem Hochmuth, mit welchem gewiſſe Poeten vom reinſten Waſſer auf das Publikum, auf dieſe nach ihrer Meinung ſo blöde, ſo thörichte, ſo unverſtändige Maſſe herabſehen, jederzeit nur einen Beweis ihrer eigenen Kurzſichtigkeit erblicken können: wie die wahre Poeſie erſt aus der Unmittelbarkeit des Lebens hervorgeht, ſo wird und lebt auch der wahre Dichter erſt in und mit ſeinen Zeitgenoſſen, die mit all ihren Schwächen, ihren Irrthümern und Thorheiten doch immer nur die andere, ergänzende Hälfte ſeiner eigenen Dichtung bilden. Wenn ſich aber die Dichter unſerer Tage zu gut halten, vor ein Publikum herabzuſteigen, wie dasjenige, welches in dieſem Augenblick unſere Schauſpielhäuſer bevölkert, wenn ſie zu ſtolz, zu ehrgeizig, zu verliebt in ihre eigenen Schöpfungen ſind, dieſelben dem Urtheil dieſer Verſammlungen auszuſetzen, einem Urtheil, das ja doch ſchon allemal fertig iſt, lange bevor noch der Vorhang aufgezogen, und auf das alles Andere eher einwirkt, als das zu beurtheilende Stück ſelbſt — wahrlich, ſo können wir unſere Dichter darum nicht tadeln, im Gegentheil, wir können uns nur freuen, daß ſie einen ſo richtigen Begriff haben von der Selbſtändigkeit und Würde ihrer Kunſt. Mit der literariſchen Kälte konnten ſie ringen, gegen den äſthetiſchen Ungeſchmack durften ſie ankämpfen, immerhin, und ſelbſt mit der Schärfe und der Probehaltigkeit der Waffen mochte es in dieſem Fall nicht allzugenau genommen werden; gegen die politiſche Verkümmerung dagegen, in welcher das Publikum ſich gegenwärtig befindet, ſowie gegen die ſittliche Lauheit, die ſchon das Aeußerſte gethan glaubt, was ſie vermag, wenn ſie es etwa noch zur Selbſtverachtung bringt — dagegen iſt der Poet waffenlos und er thut nicht blos klug, ſondern auch Recht thut er, wenn er ſich in den Kampf mit ihr gar nicht erſt einläßt.

Beſonders wenn man dazu noch die Beſchaffenheit der Herolde in Betracht zieht, welche in dieſem Augenblick wieder die Schranken bewachen und Wappen und Helmzier des Einlaßbegehrenden prüfen. Es iſt eine alte Klage in Deutſchland, und Schiller iſt weder der Erſte, noch Immermann der Letzte geweſen, der ſie erhoben, daß gerade diejenigen, welche am Erſten und Nächſten berufen wären, die Entwicklung des nationalen Drama's zu befördern, die Vorſtände unſerer Bühnen, im Gegentheil das Allermeiſte thun, ſie durch Beides, durch Unterlaſſungen ſowohl wie durch Begehungen, zu hemmen und Fleiß und Eifer der Poeten zu erſticken. Hatte jene junge dramatiſche Generation, die vor zehn, funfzehn Jahren bei uns auftauchte, um kurz darauf ebenſo ſchnell wieder zu verſchwinden, und von der nun wohl nachgerade die Betheiligten ſelbſt eingeſtehen werden, daß der vielverheißene Meſſias des deutſchen Drama's noch nicht darunter geweſen iſt — hätte ſie, ſagen wir, auch kein weiteres Verdienſt, als nur dies, daß ſie den althergebrachten Widerſtand unſerer Intendanzen einigermaßen erſchüttert und wenigſtens einzelne Lücken gebrochen hat in jene Mauer des Hochmuths und der Gleichgültigkeit, mit welcher dieſelben ſich gegen die Production der jüngeren vaterländiſchen Dichter zu umgeben liebten: ſo wäre ſelbſt dies ſchon ein Verdienſt, das vielleicht nicht der Aeſthetiker, jedenfalls aber der Culturhiſtoriker anzuerkennen hat.

Wie in ſo viel anderen und wichtigeren Dingen indeß ſind wir auch hiermit glücklich wieder am alten Flecke angelangt; mit der übrigen Büreaukratie hat auch der büreaukratiſche Hochmuth unſerer Hoftheaterintendanzen ſich reſtaurirt, ſo gründlich reſtaurirt, daß man ſchon kein Bedenken mehr trägt, die Leitung der erſten und wichtigſten Bühne Deutſchlands nur noch als Geſchäft zu betrachten und nicht mehr Kunſtſinn, Geſchmack und praktiſches Verſtändniß, ſondern nur noch ein paſſables Verwaltungstalent ſowie die glückliche Gabe guter Kaſſenabſchlüſſe dabei in Anſchlag bringt.

Wende man uns nicht ein, daß dagegen auch einige andere, kaum minder bedeutende Bühnen der Leitung hochgebildeter und kunſtverſtändiger literariſcher Perſönlichkeiten übergeben ſind. Den guten Willen erkennen wir bereitwillig an, ſowohl denjenigen, welcher die Berufung dieſer Männer zuwege gebracht hat, als den, welchen die Berufenen ſelbſt nach Maßgabe der Verhältniſſe darlegen. Aber daß dieſe Verhältniſſe nicht doch zuletzt mächtiger ſein ſollten, unendlich mächtiger, als der beſte Wille, und daß auch der gebildetſte und kunſtverſtändigſte Theaterintendant ſeine vortrefflichen Abſichten für Entfaltung und Belebung der dramatiſchen Kunſt niemals vollſtändig durchſetzen kann, ſo lange er noch den Polizeiminiſter und das Hofmarſchallamt und die Laune dieſer Kammerdame oder die Liebhaberei jenes Prinzen über ſich hat, ſo lange, mit einem Wort, die dramatiſche Kunſt der höfiſchen Leitung nicht überhaupt entnommen und einer nicht blos kunſtverſtändigen, ſondern auch unabhängigen, auch nationalen Führung übergeben iſt — dies Alles dünkt uns für den, der überhaupt ſehen will, ſo klar und ſo einleuchtend, daß keine noch ſo glänzenden Verſuche in Wien oder München uns darin irre machen können.

Und dieſer Willkür, die danach alſo wiederum den Zügel unſerer Bühnenwelt lenkt, ſollten unſere Dichter ſich unterwerfen? und wieder ſollten ſie betteln gehen bei den Kammerherren und Kammerdienern und ſollten mit der Loupe polizeilichen Argwohns das innerſte Gewebe ihrer Schöpfungen durchmuſtern laſſen — weshalb? Nun ja doch, um ein Stück, nach dem Niemand fragt, vor ein Publikum zu bringen, das ſich blos ins Theater flüchtet, weil es vor innerer Oede und Leerheit nicht mehr weiß wohin, und das, welchen Spiegel du ihm auch vorhältſt, in Allem und Jedem doch immer nur ſein eigenes verdroſſenes, griesgrämiges Angeſicht erblickt!

Nach der glücklichen Vertreibung der politiſchen Gelüſte, die das große Kind Deutſchland in jenen Märztagen anwandelten, iſt eben Alles bei uns wieder Polizeianſtalt geworden, auch die Bühne. So thun unſere jungen Dichter denn auch ganz Recht daran und können wir es nur billigen, daß ſie dieſelbe der Mehrzahl nach denjenigen überlaſſen, deren äſthetiſcher wie ſittlicher Bildung es entſpricht, die Kunſt als ein Polizeimittel, zur Erweckung loyaler, ingleichen auch zur Verhöhnung und Ausrottung etwa noch exiſtirender revolutionärer Geſinnungen zu verwenden. Die letzten drei oder vier Jahre haben ſchon eine ganz artige Dramatik dieſer Art entſtehen ſehen, und wenn der Wind, wozu Gott ja helfen wird, ſo fortweht, ſo werden wir noch manches Niedliche in dieſem Genre erleben. Für jene kleinen Nadelſtiche aber, mit denen man der Polizeiaufſicht unſerer

Bühnenvorſtände allenfalls noch durchſchlüpfen könnte, wird der wahre Poet ſich ebenfalls zu ſtolz fühlen; er wird zu ſtolz, zu züchtig ſein, ein Publikum zu kitzeln, das ſich in keine wahre Leidenſchaft mehr verſetzen läßt, oder Aetzpulver in eine Wunde zu ſtreuen, die er ſo wenig heilen kann, als er ſie aufdecken darf.

Wir könnten ſolcher äußerlichen Gründe (die aber freilich, wie der Leſer wohl merken wird, keineswegs ſo äußerlich ſind, wie ſie ausſehen) noch mehr anführen; wir könnten namentlich an den Zuſtand erinnern, in welchem die darſtellende Kunſt ſich bei uns befindet, und bei dem es allerdings ſein Bedenkliches hat, Rollen zu ſchreiben, die zu ihrer Darſtellung noch etwas mehr erfordern, als das herkömmliche Pathos unſerer ſogenannten Heldenſpieler oder das geſchminkte Lächeln und den zierlich wattirten Buſen unſerer erſten Liebhaberinnen; wir könnten auf die Verſchwendung hinweiſen, mit welcher Oper und Ballet bei uns ausgeſtattet werden und die ſich in tollem Wetteifer ſogar noch von Tag zu Tag ſteigert, ohne Rückſicht darauf, daß die „augenblickliche Unzulänglichkeit der Staatsmittel" für viele andere und bei weitem wichtigere Anforderungen den ſtehenden Refrain bilden muß — während kein Mantel zu ſchäbig, kein Helm zu roſtig, kein Goldpapier zu fleckig iſt, die Helden Shakeſpeare's oder Schiller's damit zu kleiden:

gleichſam als wollte man auch auf dieſe Art noch das Publikum ſo recht mit der Naſe darauf ſtoßen, um wie viel lieblicher nicht blos, ſondern auch um wie viel loyaler, um wie viel angeſehener Muſik und Tanzkunſt ſind, als die Aſchenbrödel, die nie zufriedene, immer aufregende, immer revolutionäre Poeſie . . . .

Doch verlaſſen wir dieſen Gegenſtand, um die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer noch mit wenigen Worten auf einen andern Punkt hinzulenken, der, wenn wir nicht irren, bisher noch nicht völlig in das gebührende Licht gerückt worden iſt und der uns doch für die ganze Stellung der dramatiſchen Dichtung zur Gegenwart bei weitem der entſcheidenſte dünkt. Wir haben bisher nur von den äußeren Schwierigkeiten geſprochen, mit welchen das Drama der Gegenwart bei uns zu kämpfen hat; aber wie wäre es denn, wenn es für eine Zeit, wie die unſere, auch eine innere Unmöglichkeit wäre, ein wirkliches Drama zu ſchaffen?

Daß das Drama überhaupt die höchſte Kunſtform iſt, darüber iſt die Aeſthetik ſeit Langem einig; ſelbſt auch in das große Publikum iſt ein gewiſſes inſtinktartiges Gefühl davon gedrungen, ſo daß wir uns bei dem Nachweis dieſes Satzes nicht erſt aufzuhalten brauchen. Dieſer höchſten und vollendetſten Form aber kann, in nothwendigem Zuſammenhange, nur eine Zeit und ein

Geſchlecht mächtig werden, das zuvor auch ſeines eigenen Inhalts mächtig iſt; nur dem vollendeten Inhalt gebührt die vollendete Form. Wie der einzelne Dichter ſeiner Ideen erſt vollkommen Herr ſein, wie ſie ſich erſt in ihm zu harmoniſcher Fülle abgeklärt und beruhigt haben müſſen, bevor er ſie als poetiſche Geſtalten von ſich ablöſen und zu eigenem künſtleriſchen Daſein erwecken kann: ſo muß auch der treibenden Genius einer Zeit ſich erſt vollkommen abgeklärt, muß ſich erſt im praktiſchen Leben des Volks erfüllt und verkörpert haben, bevor er durch den Mund des Dichters auch den höchſten künſtleriſchen Ausdruck gewinnen kann, der überhaupt zu Gebote ſteht.

Fragen wir bei der allgemeinen Lehrmeiſterin, der Geſchichte, an, zu welchen Zeiten die dramatiſche Kunſt bei den verſchiedenen Völkern in der höchſten Blüthe geſtanden, unter welchen politiſchen und geſelligen Verhältniſſen ſie ihre reifſten Früchte entwickelt hat. In Zeiten der Unruhe und des Krieges etwa? in Zeiten nationalen Drängens und Strebens? Ganz im Gegentheil: in Zeiten, daß wir es ſo ausdrücken, der Sättigung und des Wohlbehagens, in ſolchen Zeiten, wo eine beſtimmte geiſtige Richtung im Leben des Volks zu voller, widerſtandsloſer Herrſchaft durchgedrungen war, und nun in ſchönem Behagen ſich ihres Sieges und ihrer Machtentfaltung freute. Gute Dramen werden nicht von Jünglingen geſchrieben und nicht von Greiſen, ſondern allein von Männern; auch im Leben der Völker iſt es jedesmal die Epoche der männlichen Reiſe geweſen, wo, als die letzte und edelſte Frucht, die der Baum ihrer künſtleriſchen Entwicklung überhaupt zu zeitigen vermochte, zu den übrigen Schätzen, die ſie bereits erworben hatten, endlich auch der Schatz des nationalen Drama ſich hinzugeſellte. So iſt es mit dem griechiſchen Drama geweſen, ſo mit Shakeſpeare, in dem das volle ſinnliche Wohlbehagen, die volle ungetrübte Lebensfülle des alten Englands zu Tage kommt, ſo mit Calderon und Lope, zu deren Zeiten die ſpaniſche Weltherrſchaft zwar bereits gebrochen war, das mittelalterlich katholiſche Bewußtſein aber, in jener beſtimmten Farbung, welche es in Spanien angenommen, daſelbſt noch in vollſter, glänzendſter Entfaltung ſtand; ſo mit den franzöſiſchen Tragikern, deren pomphaft blendende Geſtalten eben nur an dem Hofe jenes Ludwig des Vierzehnten möglich waren, in welchem das monarchiſche Selbſtgefühl ſeine prächtigſte, von ganz Europa bewunderte, von ganz Europa nachgeahmte Verkörperung feierte; ſo in gewiſſem Sinne ſogar bei uns, wo das Goethe-Schiller'ſche Drama den Sieg der ſchönen Individualität, auf die bekanntlich das ganze achtzehnte Jahrhundert bei uns gerichtet war, gerade in ſoweit ausdrückt, wie dieſelbe ihrer eigenen Natur nach des dramatiſchen Ausdrucks überhaupt fähig iſt. — Alle dieſe Epochen, wie verſchiedenartig an ſich, haben doch dies gemeinſam, daß die einmal eingeſchlagene Richtung des Jahrhunderts in ihnen zur vollen und widerſtandloſen Geltung kam; das Jahrhundert feierte gewiſſermaßen in ihnen ſeinen Sieg und der künſtleriſche Preis dieſes Sieges war das Drama.

Brauchen wir hiernach noch erſt auszuführen, wie wenig unſere gegenwärtige Zeit geeignet, ja wie wenig ſie überhaupt nur fähig iſt, ein wahres dramatiſches Kunſtwerk zu erzeugen? Das Drama iſt die am meiſten plaſtiſche Schöpfung, welche der Poeſie überhaupt vergönnt iſt; wie wäre es denn möglich, wie läßt es ſich nur erwarten, nur fordern, daß eine in ſich ſo zerfahrene, zerflatternde, um ihren eigenen Inhalt noch ſo ringende Zeit wie die unſrige, ſich zu dieſer äußerſten Plaſtik des dramatiſchen Kunſtwerks zuſammenfaſſen könnte? Wir ſelbſt verſchwinden uns zu Schemen, ein thatloſes, grübelndes Geſchlecht, deſſen äußerſtes politiſches Heldenthum ſich bis zu der zweideutigen Anſtrengung des paſſiven Widerſtandes erhebt: woher denn ſollten wir die Kraft, woher den Muth nehmen zu einer Dichtungsart, deren ganzes Weſen die Handlung iſt, die Handlung, die ſich durch leibhafte, lebendige Geſtalten verkörpert und vollzieht?

Nein: wir in unſeren jetzigen Zuſtänden werden allenfalls Lyriker erzeugen, die unſern Schmerz und unſere Sehnſucht, unſern Zorn und unſern Groll in die Welt hineinſingen; wir werden Spott- und Stachelgedichte ſchreiben, uns aus unſerer Verſunkenheit aufzuſchrecken oder auch uns luſtig zu machen über unſer eigenes Elend; wir werden mit der Romantik des erzählenden Gedichts uns zu täuſchen ſuchen über die nackte Proſa unſerer Zuſtände; wir werden vor Allem in der epiſodiſchen Form des Romans ein bequemes Gefäß finden für den ſo vielfach auseinandergehenden, ſich ſo vielfach durchkreuzenden Inhalt unſerer Zeit — aber auf das Drama müſſen wir einſtweilen verzichten. Wir haben daſſelbe ſo eben den Siegespreis genannt, den eine Nation ſich ſelbſt zuerkennt, welche ihres eigenen Inhalts mächtig geworden iſt und ihn zu ſchöner, freier Wirklichkeit lebendig entfaltet hat; Siegespreiſe aber werden ihrer Natur nach nur an Sieger ausgetheilt, nicht an Kämpfer — und daß unſere ganze gegenwärtige Zeit nur eine Zeit des Kampfes iſt, wer wagt es zu leugnen? Glücklich genug, wenn dieſer Kampf nur wenigſtens dermaleinſt zum Siege führt und wenn die Niederlagen, die wir uns täglich ſelbſt beibringen, nicht zuletzt noch mit unſerer Selbſtvernichtung endigen! Dem glücklicheren Geſchlecht, das dieſen Sieg erlebt, werden alsdann auch die dramatiſchen

Dichter nicht fehlen — und auch von den Hoftheaterintendanzen wird daſſelbe vermuthlich nichts mehr zu leiden haben. —

Ganz gut, entgegnet man uns, das iſt für die Zukunft: aber was wird einſtweilen aus der Gegenwart? Es iſt leicht, ein anderer König Herodes, mit einem einzigen großen Bluturtheil dem geſammten dramatiſchen Anwuchs das Leben abſprechen: aber hört dieſer Anwuchs ſelbſt darum auf? Es mag immerhin ſein und du ſollſt Recht haben, daß das gelungene Drama erſt unſeren Enkeln vorbehalten bleibt: wie ſieht es einſtweilen mit den Verſuchen aus, ſowohl mit jenen, welche die letzten zehn und funfzehn Jahre hervorgebracht haben, als mit denjenigen, die noch alle Tage zur Welt kommen, was immer die Kritik ihnen von der Rechtloſigkeit ihres Daſeins vordemonſtriren mag?

Sie hören darum nicht auf, Gottlob, und ſollen es auch nicht; das wäre eine thörichte Kritik, die ſich anmaßen wollte, die poetiſche Production einer Zeit zu meiſtern und das Was, Wann und Wie derſelben vorzuſchreiben, während doch die wahre Aufgabe der Kritik vielmehr darin liegt, der Production nachzugehen und ſie in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange zu begreifen. — Was darnach die vormärzlichen Producte unſerer jüngeren Dramatiker anbetrifft, ſo werden ſie, wie die ganze Literatur jenes Zeitraums überhaupt, um zu ihrer richtigen Würdigung zu gelangen, vielmehr aus allgemeinem politiſchen und ſocialen, als allein aus äſthetiſchem Standpunkt beurtheilt werden müſſen. Der bekannte Ausſpruch, den Goethe über Byron's Gedichte fällte, gilt auch von unſerer geſammte Literatur von Anfang der dreißiger bis zu Ende der vierziger Jahre: verhaltene Parlamentsreden. Es iſt Oppoſitionsliteratur durch und durch, ſo zwar, daß der Hauptaccent auf der Oppoſition liegt, und daß es nur die Schuld unſerer anderweitigen öffentlichen Verhältniſſe war, wenn dieſe Oppoſition zunächſt und gerade als Literatur zur Erſcheinung kam.

Am meiſten gilt dies von den dramatiſchen Verſuchen jener Epoche. Die Literatur war anerkannt die einzige öffentliche Macht jener Zeit, ſie war der einzige Herold des Volks, während ihre Stimme hinwieder auch die einzige war, die in das Ohr des Volkes drang — was war natürlicher bei dieſer Lage der Dinge, als daß ſie ſich auch in unmittelbaren perſönlichen Verkehr mit der Maſſe des Volks zu ſetzen ſtrebte und daſſelbe da aufſuchte, wo es als wirkliche lebendige Maſſe gegenwärtig war, in den Schauſpielhäuſern? Wir hatten keine politiſchen Tribünen, ſo legten wir, der ſtummen Zeitungsartikel überdrüſſig, unſere nichtgehaltenen Reden den Helden unſerer Stücke in den Mund; wir hatten keine Volksverſammlungen — ſo machten wir unſere Theater dazu.

Um Einem das Surrogat zu verleiden, giebt es bekanntlich kein beſſeres Mittel, als das Original; wer echten Mokka getrunken, dem wird Cichorie freilich nicht mehr ſchmecken. Mit anderen Worten: nachdem wir echte, wirkliche Tribünen gehabt und echte, wirkliche Parlamentsreden gehört haben, vielleicht von Beiden ſogar etwas mehr als eben nöthig geweſen wäre, können wir die nachgemachten des Theaters nicht nur entbehren, ſondern (und das wollen ſich namentlich diejenigen unſerer jüngſten Poeten geſagt ſein laſſen, die ohne Rückſicht auf die veränderte Lage der Dinge noch immer mit der prächtig klingenden Rhetorik aus dem Anfang der vierziger Jahre zu Felde ziehen, und ſich dann gar nicht genug wundern können, wenn dieſe ehemals ſo kräftigen Mittel jetzt gar nicht mehr verfangen wollen) — ſie ſind uns ſogar widerwärtig geworden. Wie man ja auch ſonſt wohl in Kriegszeiten die Theater und andere öffentliche Gebäude zu Magazinen, Lazarethen und was dem ähnlich iſt, benutzt, ſo hatte der gährende politiſche Drang jener Jahre, da er anders entweder überhaupt nicht oder nicht ſo wirkſam zu Worte kommen konnte, ſich auch der Bühne bemächtigt. Aber mit dem Nothſtand erliſcht auch das Recht der Noth; wenn unſere Nation endlich einmal wieder aus ihrem gegenwärtigen politiſchen Winterſchlaf erwacht, ſo wird ſie andere, zweckentſprechendere Organe ihres politiſchen Lebens zu finden, oder nöthigenfalls ſich zu ſchaffen wiſſen, als die Verſe unſerer Dichter und die freiheitſtrotzenden Tiraden unſerer Bühnenhelden. — Es war auch ganz brav von der Poeſie überhaupt ſowie von den damaligen Dramatikern insbeſondere, daß ſie, als dazumal die Noth an den Mann ging, friſch mit zufaßten und ſich ohne langes äſthetiſches Bedenken in die Schaar der politiſchen Kämpfer mit einreiheten. Jetzt jedoch iſt dieſer Kampf zwar nicht beendet, wohl aber in ein Stadium getreten, wo er mit anderen, zweckdienlicheren Waffen geführt werden muß. Die Kunſt ſoll ſich nicht vom Leben zurückziehen — wie könnte ſie es auch, ohne den ganzen eigentlichen Boden ihres Daſeins einzubüßen? Aber ſie darf, ſie ſoll ſich wieder Selbſtzweck ſein, der Poet und ſpeciell der Dramatiker ſoll nicht mehr ſein äſthetiſches Gewiſſen mit politiſchen Gründen beruhigen, er ſoll uns nicht mehr ſtatt dramatiſcher Perſonen politiſche Masken, nicht mehr Rhetorik ſtatt Dialog, nicht mehr das ſubjective Pathos des Publiciſten ſtatt der Objectivität des Dramatikers geben. —

Auch noch in anderer Hinſicht hat die Zeit trotz alledem und alledem Fortſchritte gemacht, die auch unſerem künftigen Drama zu Gute kommen werden und auf die ſchon jetzt alle diejenigen, die ſich mit dramatiſchen Verſuchen beſchäftigen, wohl achten ſollten. Der blendenden, dennoch inhaltloſen Phraſe überdrüſſig, mit Theorien, Abſtractionen, Idealen geſättigt zum Zerſpringen, und zugleich auf eine höchſt empfindliche praktiſche Weiſe belehrt, daß alle ſchöne Bildung und alle edlen Vorſätze nichts helfen, wo der Charakter, als das eigentlich Männliche, eigentlich Entſcheidende, fehlt, verlangen wir fortan auch von unſerer Literatur erſtens ein größeres ſtoffliches Intereſſe, einen bedeutendern realen Inhalt, und zweitens eine genauere und lebensfähigere Charakteriſtik als bisher. Es iſt dies, wenn wir nicht irren, ebenfalls ein Grund zu jenem überraſchenden Aufſchwung, den der Roman in jüngſter Zeit bei uns genommen und von dem wir in der erſten Hälfte dieſes Aufſatzes ſprachen. Auch in der Literatur wollen wir jetzt zuerſt und vor allem Uebrigen einen tüchtigen, derben Stoff, wollen Charaktere und lebendige, ſpannende Intereſſen: eine Forderung, die im Roman noch verhältnißmäßig am leichteſten und vollſtändigſten befriedigt werden kann.

Auch dieſen Wink, wie geſagt, ſollten die angehenden Dramatiker der Gegenwart ſich nicht entgehen laſſen. Die Bedeutung dieſer letzteren aber, und damit das Recht ihrer Exiſtenz, finden wir überhaupt darin, daß bei aller Kunſt zugleich eine gewiſſe Technik iſt, eine Technik, welche, wo ſie nicht durch Tradition erhalten wird, leicht ganz und gar verloren geht und die dann ſpäterhin, wenn einmal die Zeit zur Wiederherſtellung der Kunſt gekommen iſt, erſt unter mancherlei Irrthum und Verluſt wieder gelernt, ja wohl gar erſt wieder erfunden werden muß, wie es z. B. mit der Glasmalerei in unſeren Tagen der Fall geweſen iſt. —

Wem das, wenigſtens in der Anwendung auf die Kunſt der Dichtung, übertrieben däucht, der erinnere ſich doch nur (worauf wir vielleicht ſchon oben hätten aufmerkſam machen ſollen), wie die Kunſt der Erzählung, der einfachen, naiven Erzählung, bei uns Deutſchen während der letzten Decennien, unter dem Uebergewicht der Reflexion und der ſpeculativen Intereſſen, beinahe völlig verloren gegangen war; er erinnere ſich der — ſehr wohl begründeten — Klagen unſerer Damen und anderer unbefangener, nur auf die Unterhaltung gerichteter Leſer, daß doch gar nichts eigentlich Intereſſantes, Packendes mehr geſchrieben würde; er forſche den Gründen nach, welchen ein ſo rohes, in geiſtiger Hinſicht ſo völlig unzulängliches Talent, wie z. B. Spindler, die außerordentlichen Erfolge verdankt, die er unleugbar gehabt hat und die ihm in einiger Hinſicht, namentlich eben in techniſcher, allerdings als Verdienſte angerechnet werden dürfen; er überzeuge ſich endlich aus dem Entwicklungsgange, welchen die Hervorragendſten und Bedeutendſten unſerer gegenwärtigen Erzähler genommen haben, wie ſchwer es denſelben geworden iſt, ſich aus dem abſtracten, farbloſen Raiſonnement, aus der Sprache der Kritik und der Reflexion heraus in den Ton der einfachen, ſchlichten, aber lebendigen, naturwahren Erzählung zurückzufinden und welch einen weiten und mühſeligen Weg, einen Weg voll Irrthümer und Fehltritte, es gekoſtet hat, bevor z. B. Auerbach oder Gutzkow ſich von Spinoza und Maha-Guru zu den Dorfgeſchichten und den Rittern vom Geiſte zurechtgefunden.

In keiner andern poetiſchen Gattung nun bietet dieſe Technik größere Schwierigkeiten, in keiner geht ſie leichter verloren und wird ſchwerer vom Einzelnen wiedergewonnen, als gerade im Drama, deſſen Gelingen (wir ſprechen, wie ſich von ſelbſt verſteht, immer vom Drama der Bühne, nicht der Bücher) weſentlich an das Geheimniß der Technik geknüpft iſt. Dieſem Geheimniß nachzuſpüren, es, wenn möglich, wieder zu entdecken (denn in Schiller auf der einen, in Iffland und Kotzebue auf der andern Seite haben wir es in der That ſchon einmal beſeſſen oder ſind ihm doch wenigſtens ſehr nahe geweſen) und damit den Dichtern jener künftigen glücklicheren Epoche eine immerhin untergeordnete, immerhin mechaniſche, dennoch unentbehrliche Arbeit zu erſparen —

darin zunächſt erblicken wir die beſcheidene, gleichwohl höchſt erſprießliche und dankbare Aufgabe, welche die Dramatiker der Gegenwart oder wie wir ſie nun ſonſt noch nennen wollen, ſich zunächſt zu ſtellen haben.

Daß dergleichen in der That möglich iſt, daß in dieſen techniſchen Dingen ſich wirklich eine derartige Tradition bilden, ſich wirklich durch die beſcheidene, aber redliche Arbeit des einen Geſchlechts Irrthum und vergebliche Anſtrengung des ſpäteren erſparen läßt, dafür bietet die franzöſiſche Bühne mit ihrer feſtgeſchloſſenen Technik und ihrer faſt handwerksmäßigen Ueberlieferung ein eben ſo glänzendes als denkwürdiges Beiſpiel. Jede Arbeit kann den Arbeiter ehren, es kommt nur darauf an, daß ſie recht getrieben wird. Mag auch, wie die Dinge bei uns liegen, das Lob eines guten Theaterſtücks bei weitem noch nicht das höchſte ſein, was ſich dem gelungenen dramatiſchen Kunſtwerk nachſagen läßt, und mag es auf der andern Seite auch allerdings, wie ſchon angedeutet, in dieſem Augenblick für einen leidlich honetten Mann ſeine ſehr triftigen Bedenken haben, ein Stück zur Aufführung einzureichen: ſo wird es, in Ermangelung des Beſſeren, doch ſchon immer etwas ſein, wenn wir nur wenigſtens brauchbare Theaterſtücke ſchreiben lernen und ſollten unſere angehenden Dramatiker daher auf dieſen Punkt ein ganz vorzügliches Augenmerk richten.

Da nun aber tritt, in höchſt intereſſantem Widerſpruch, ein anderes Beſtreben dazwiſchen, das an und für ſich gleichfalls vollkommen löblich und richtig iſt und deſſen Ausgangspunkt auch ganz in derſelben Sphäre liegt. Wir haben vorhin ſelbſt darauf aufmerkſam gemacht, wie ſehr es dem größeren Theil der vormärzlichen Dramatik an ſchärferer und eigentlich lebensfähiger Charakteriſtik gemangelt hat; es iſt auch bereits hinzugeſetzt worden, daß nach dem Umſchwung, welchen unſer öffentliches Leben ſeitdem erfahren, dieſer Mangel ſchlechthin unerträglich geworden und daß alſo hier vor Allem auf Abhülfe gedacht werden muß.

Auch iſt dieſer Umſtand von unſeren neueſten Dramatikern in der That nicht unbemerkt geblieben; faſt ſämmtliche Verſuche derſelben, die in den letzteren Jahren aufgetaucht ſind, zeigen ein höchſt anerkennenswerthes Beſtreben nach dramatiſcher Charakteriſtik und ſind in dieſer Hinſicht einem guten Theil ihrer Vorgänger, darunter ſelbſt ſolchen, die zu ihrer Zeit ſehr gefeiert wurden, weit vorzuziehen.

Aber auch wenn er dichtet und wenn er Theaterſtücke ſchreibt, hat der Deutſche noch immer viel Aehnlichkeit mit dem klaſſiſchen betrunkenen Bauer weiland Doctor Martin Luthers, der regelmäßig, wenn er mit Mühe auf der einen Seite ſeines Rößleins emporgeklettert war, von der andern wieder herabpurzelte. Den Mangel an Charakteriſtik legen unſere neueſten dramatiſchen Verſuche mehr und mehr ab, aber ſie fallen dafür in einen andern kaum minder gefährlichen Irrthum: nämlich in den Irrthum einer outrirten, künſtlich forcirten, darum unwahren, unkünſtleriſchen Charakteriſtik. Hatten wir ſonſt Dramen, in denen es vor lauter „ſchöner Sprache", vor lauter geiſtreichen oder pikanten Sentenzen und glänzenden Abgängen zu gar keiner wirklichen Charakteriſtik kam, und die daher auch, trotz jener Sentenzen und trotz dieſer Abgänge, ja trotz des augenblicklichen Beifalls, den ſie ſich ſogar von den Brettern herab erwarben, dennoch für die praktiſche Bühne ſo gut wie nicht vorhanden waren: ſo bietet dagegen die neueſte Phaſe unſerer dramatiſchen Entwicklung uns den Anblick von Stücken dar, in denen die Charakteriſtik bis zur Carrikatur getrieben wird, Stücke, die überhaupt nur vorhanden zu ſein ſcheinen, um gewiſſe pſychologiſche Probleme, auf die der Poet ſich in krankhaftem Gelüſt nun einmal verſeſſen hat, wohl oder übel und unbekümmert um das Ganze der dramatiſchen Compoſition, zu löſen und die denn auf dieſe Art ebenſo unausführbar werden und der Praxis des Theaters ebenſo verloren gehen, wie jene früheren. Wir geben zu, daß ein Poet, der Charaktere übertreibt und forcirt, noch immer mehr Hoffnungen erweckt, als jener, bei dem es überhaupt zu keiner Charakteriſtik kommt; Fehler des Reichthums ſind allemal minder hoffnungslos und laſſen ſich leichter verbeſſern als Fehler der Armuth. Aber nur ein ganzes Drama, daß aus Charakteriſtik und Handlung oder vielleicht noch beſſer geſagt: aus handelnden Charakteren, charakteriſtiſcher Handlung beſtehen ſoll, zur bloßen Folie eines pſychologiſchen Zerrbildes, zum bloßen Experiment für ein krankhaft übertriebenes Gelüſte des Poeten zu machen — das dünkt uns denn allerdings auch ein Fehler, und zwar ein ſolcher, mit dem auch das reichſte Talent und die glücklichſte Begabung unmöglich auf die Dauer beſtehen kann.

Und doch liegt auch dieſem Irrthum wieder etwas Anderes und Größeres zu Grunde als blos die mangelnde Einſicht oder die Laune der einzelnen Dichter: nämlich ein Gebrechen der Gegenwart ſelbſt. Jede Zeit ſucht in der ihr eigenthümlichen Poeſie mit Vorliebe dasjenige darzuſtellen, was ihr ſelbſt noch fehlt, wonach ſie ringt und arbeitet, ohne es doch ſchon erreichen zu können; nicht blos für die einzelnen Poeten, auch für ganze Völker, ganze geſchichtliche Epochen iſt die äſthetiſche Verkörperung ihres Ideals der Hauptanſtoß und das vornehmſte Thema der Poeſie.

Nun aber fehlt es nach den traurigen Erfahrungen der letzten Jahre unſerer Zeit und unſerem Volke an nichts ſo ſehr als an gediegenen, männlichen Charakteren; die Scheere der Büreaukratie, der Zwang der Polizeiherrſchaft, unter dem wir ſo lange geſtanden, hat alle Geiſter ſo zurecht geſtutzt und dermaßen auf daſſelbe Niveau der Schwäche und Unbedeutendheit herabgedrückt, daß nicht nur die Kraft, ſondern ſelbſt auch der Muth der Beſonderheit gebrochen iſt. Einzelne Beiſpiele hier anzuführen, wäre überflüſſig; jedes Blatt aus der Geſchichte unſerer jüngſten Vergangenheit liefert deren zu Dutzenden; nicht an der Unreife des Volks noch an der Liſt der Gegner, oder doch wenigſtens nicht blos an ihr, ſondern hauptſachlich daran iſt die Erhebung Deutſchlands zu Grunde gegangen, daß der Maſſe die Führer, dem richtigen Moment die richtigen Männer, der großen Zeit die großen Charaktere gemangelt haben.

Das Bewußtſein von dieſer Lage der Dinge hat allmählich die ganze Nation durchdrungen; es iſt eine Weisheit, die auf den Gaſſen gepredigt wird — wie hätte ſie der Poeſie verborgen bleiben können? Im Gegentheil, bevor noch die Maſſe eine Ahnung davon hatte, war die Poeſie, kraft ihres göttlichen Inſtincts, vor dem die Geheimniſſe des Volkerlebens da liegen wie ein aufgeſchlagenes Buch, ſchon längſt im Klaren darüber: nur daß ſie ihrer Natur gemäß ihre Einſicht nicht in Lehrſätzen und Reflexionen ausſprach, ſondern in Productionen und plaſtiſchen Schöpfungen. Die Poeſie will gut machen, was das Leben verſäumt hat, ſie will dem Volke zeigen, was ihm noth thut — dürfen wir den Stab über ſie brechen, wenn ſie in dieſem löblichen Eifer ihre Striche mitunter ein wenig zu ſtark zieht, ihre Farben etwas zu derb aufträgt? Der Mangel an gediegenen und kräftigen Charakteren in der Wirklichkeit erklärt die überſchwenglichen und fratzenhaften Charaktere in den Werken unſerer jüngſten Dramatiker; wäre das Leben nicht ſo arm an jenen, würde die Poeſie nicht ſo reich ſein an dieſen; erſt wenn das Leben die richtigen Männer zeugt, werden auch die Dichter das richtige Maß finden für die Schöpfungen ihrer Phantaſie und ein in ſich ſelbſt befriedigtes, harmoniſches und glückliches Zeitalter wird ſich wiederſpiegeln in einer neuen vollkommenen und klaſſiſchen Dichtung.

Arbeite denn, wer die eine wünſcht, daß das andere nicht allzulange ausbleibt; am wenigſten aber zürne man den Dichtern, wenn ſie bis dahin nur Fragmente und Verſuche liefern und es ſich lieber bequem machen in der breiten, epiſodiſchen Form des Romans und des erzählenden Gedichts als daß ſie um den Preis des Dramas vergebliche Kämpfe wagen.

O [illegible]

Dichter und Schauſpieler.

Das Verhältniß der Schriftſteller und Künſtler zum Publikum iſt in Deutſchland noch immer etwas eigenthümlicher Art; ſind auch die Zeiten längſt vorüber, wo man ſich einen deutſchen Poeten nicht wohl anders vorſtellen konnte, als mit abgeſchabtem Rock oder wo „Schauſpieler, Muſikanten und andere Vagabonden“ für eine ganz natürliche und richtige Zuſammenſtellung galten, ſo fehlt doch noch immer viel, daß das deutſche Publikum zu ſeinen Schriftſtellern und Künſtlern, ſelbſt auch den beliebteſten, jenes intime, faſt zärtliche Verhältniß einnähme und ihnen jene ausdauernde Theilnahme widmete, wie es in einigen andern Ländern, ganz beſonders in Frankreich der Fall iſt. Der gute Magen, den die Kirche hat, iſt ſprichwörtlich geworden; aber auch der weltliche Papſt, das Publikum, das ſich ebenſo infallibel hält und ſich den Pantoffel ebenſo gern küſſen läßt, wie der Papſt zu Rom, erfreut ſich ebenfalls eines außerordentlich geſegneten Appetits, beſonders bei uns in Deutſchland, wo es

Bücher und Komödien, Dichter und Schauſpieler, Staatsmänner und Generale, Revolutionen und Parlamente, Alles mit derſelben Gemächlichkeit hinunterſchlingt und das Verſchlungene ſofort und in den meiſten Fällen für immer vergißt. Es wird nicht gerade fett davon, das deutſche Publikum, aber dafür, wie es ſolchen Vieleſſern zu gehen pflegt, deſto träger; es gewöhnt ſich ordentlich daran, Alles nur als gute Beute ſeines Heißhungers zu betrachten, in einem ſolchen Grade, daß es ihm zuletzt, wie dem Vogel Strauß, einerlei iſt, ob es wirkliche geſunde Nahrung oder glühende Kohlen und Steine verſchlingt.

Und das iſt denn eine von den Schattenſeiten, welche der Gleichgültigkeit des deutſchen Publikums gegen ſeine Dichter und Künſtler anhaften. Denn an und für ſich ſelbſt möchten wir dieſe Gleichgültigkeit noch keineswegs tadeln; ſtarke Charaktere und energiſche Talente werden ſich davon jedenfalls mehr anſpornen als niederdrücken und entmuthigen laſſen. Die Lage unſerer Literatur aber, und ebenſo auch die geſammte Lage unſeres öffentlichen Lebens, iſt von der Art, daß wir in der That nur ſtarke Charaktere und energiſche Talente gebrauchen und nur ihnen den Zutritt auf den Kampfplatz eröffnen können; weſſen Haut nicht hart genug iſt, um Schwielen und Wunden zu vertragen, wer die Stirn nicht der heißen Arbeit des Tages bieten kann, ohne daß ſie ihm jeden Augenblick von einem Lüftchen des Beifalls gefühlt wird, wer nicht zur Noth auf alle äußerliche Anerkennung verzichten und ſich nur mit dem Bewußtſein der Pflicht begnügen kann — der taugt für die heutige Weltlage überhaupt nicht und wird gut thun, ſein verzärteltes Antlitz nicht über den Kreis der Weiber und Weiberknechte hinaus zu tragen. Die Geſchichte unſerer ſogenannten Modedichter und Lieblinge des Publikums iſt wie in vielen anderen, ſo auch in dieſer Beziehung äußerſt lehrreich; gleich den Wunderkindern, die auch in der Regel die miſerabelſten Männer geben, dauert auch der Ruhm dieſer jugendlichen „Lieblinge der Nation“ meiſtentheils nur ſehr kurze Zeit, um dann deſto raſcher, deſto kläglicher zuſammen zu ſchrumpfen, und endlich in gänzlicher Vergeſſenheit zu enden.

In ſo weit alſo konnte man die Kälte und Gleichgültigkeit unſeres Publikums ſich ſchon gefallen laſſen; ſie iſt gleichſam ein kaltes Bad, das die Nerven ſtärkt und die Kraft der Glieder erhöht, während die jähe Hitze eines allzu raſchen Erfolgs der Entwicklung des Talents ebenſo ſchädlich iſt wie die ſchwüle Luft der Schmeichelei und der Verhätſchelung. Aber nur ſo weit freilich, daß ſie in offenbare Theilnahmloſigkeit, in offenbare Undankbarkeit ausartet, ſoweit ſollte die Sprödigkeit unſeres Publikums niemals gehen, am wenigſten gegen diejenigen, die ihm ein langes arbeitreiches Leben gewidmet haben und die es ſelbſt Jahrelang durch ſeinen Beifall, ſeine Bewunderung ausgezeichnet. Zieht Euch immerhin den Regenmantel der Gleichgültigkeit um die Schultern — das Meiſte, was unſere Hipokrene heut zu Tage noch ſpendet, iſt in der That nicht mehr werth, als daß man es kalt und ſtill an ſich herunter gleiten läßt. Aber wenn Männer von Euch ſcheiden, denen Ihr viele Jahre hindurch, ſelbſt noch bis zum Augenblick ihres Todes, Kränze gewunden und Lorbeeren geſpendet habt, dann ſollte der finſtere Schooß des Grabes wenigſtens nicht mit dem Manne zugleich auch das Andenken verſchlingen, es ſollte wenigſtens noch eine Spur, noch ein Hauch übrig bleiben von jenen Freuden, welche ſeine Thätigkeit Euch geboten, ſo wie von jenem Beifall, mit dem ihr ſelbſt ihn, ſo lange er lebte, gefeiert. Es wäre das nicht blos eine Pflicht der Pietät gegen den Dahingegangenen, es iſt auch eine Pflicht der Ehre, welche eine Nation gegen ſich ſelber hat und von der ſie ſich ſelbſt dann nicht freiſprechen ſollte, wenn ein veränderter Geſchmack die Leiſtungen der Verſtorbenen vielleicht nicht mehr ſo hoch anſchlagen kann als es früher geſchehen iſt oder wenn ſie ſelbſt nachträglich in minder günſtigem Lichte erſcheinen ſollten, als es früher der Fall geweſen.

An dieſer Pietät aber und dieſer Conſequenz gegen ſich ſelber und ſeinen eigenen Geſchmack läßt der Deutſche es noch immer ganz außerordentlich fehlen; trotz der veredelten geſelligen Sitte und trotz der verbeſſerten Geſetzgebung iſt noch immer etwas in ihm, das an die ehemalige Geringſchätzung der Dichter und Künſtler erinnert; ſo raſch der Deutſche unſerer Tage auch iſt, junge Berühmtheiten zu extemporiren, ja ein ſolches Gelüſte er darnach hat, ſich immer neue Götzen zu ſchaffen, blos damit er etwas habe, wovor er ſich in den Staub werfe, ſo langſam iſt er, bewährtes Verdienſt anzuerkennen und in dem gebührenden Andenken zu erhalten.

Doch darf man allerdings auch hievon die Schuld nicht dem Publikum allein beimeſſen. Auch das Verhältniß unſerer Dichter und Künſtler zum Publikum würde beſſer, ihre Wirkſamkeit lebendiger, ihr Andenken dauernder ſein, wenn unſere Literatur und Kunſt im Allgemeinen nicht noch viel zu abſtract wäre, nicht noch immer viel zu einſiedleriſch für ſich zu leben ſuchte und ſich zu wenig um die Wirklichkeit des nationalen Lebens und ſeine nächſten und natürlichſten Intereſſen kümmerte. Eine Literatur, die größtentheils nur von Schriftſtellern für Schriftſteller geſchrieben wird, hat ebenſo wenig Anſpruch auf nationale Theilnahme, wie eine Kunſt, die ihre Aufgabe für gelöſt hält, wenn ſie den akademiſchen Kanon getreulich inne hält und von Kunſtkritikern und Kunſtmäcenen gelobt und geprieſen wird. Das deutſche Publikum iſt ſpröde, ja: aber pflegt die Gunſt einer ſpröden Schönen nicht am allereifrigſten geſucht zu werden? Spröde oder nicht, kalt oder warm, einerlei — das Volk iſt nun einmal der einzig mögliche, einzig fruchtbare Boden für alle künſtleriſchen Leiſtungen, die noch etwas mehr als bloße Dilettantenverſuche ſein wollen: wie die ritterlichen Sänger des Mittelalters darum nicht aufhörten ihre Damen zu feiern, wenn ihnen auch niemals ein Strahl ihres Auges, ein Lächeln ihres Mundes zu Theil ward, ſo ſollen auch Dichter und Künſtler nicht aufhören, bei Allem, was ſie dichten und denken, immer die Nation und das nationale Leben im Auge zu behalten; ſollte auch ihr eigener perſönlicher Ruhm keine Frucht davon haben, ſo kommt es doch ganz gewiß über kurz oder lang als ein unbekanntes, namenloſes Scherflein dem Volke ſelbſt zu Gute.

Und ſo liegt die Schuld denn alſo unzweifelhaft auf beiden Seiten und nur davon kann das Publikum bei uns nicht freigeſprochen werden, daß es die Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Literatur, die in den meiſten Fällen nur allzu gerechtfertigt iſt, zuweilen auch auf ſolche Perſonen und auf ſolche Fälle überträgt, wo dieſelbe zur offenen Undankbarkeit und Rohheit wird.

Oder wie anders will man es nennen als Undankbarkeit, wenn das Publikum einen Dichter dahin ſcheiden ſieht, der es reichliche dreißig Jahre hindurch mit den Gaben ſeiner Phantaſie und ſeines Witzes unterhalten, der mehr Stücke geſchrieben und die deutſche Bühne vollſtändiger beherrſcht hat als es ſeit Kotzebue's Tode von irgend einem deutſchen Schriftſteller geſchehen — und weder das Publikum noch die Literatur, weder die Bühne noch die Kritik hat für den Dahingeſchiedenen ein Wort des Dankes und der Anerkennung, ja ſelbſt nur des ruhigen geſchichtlichen Urtheils? Was anderes iſt es als Rohheit, wenn unmittelbar vor unſern Augen, von einem dunkeln Geſchick ergriffen, ein Schauſpieler dahin geht, mitten in der Blüthe ſeiner Jahre, in der vollſten, friſcheſten Kraft ſeines Talentes, der uns unzählige Male gerührt und erheitert hat, den wir, ſo lange er unter uns weilte, unzählige Male als einen der erſten deutſchen Schauſpieler prieſen, auf den wir ſtolz waren als auf einen der wenigen Ueberreſte edlerer deutſcher Bühnenkunſt — und der nun doch in ſeinem frühzeitigen Grabe ebenſo unbeachtet ſchlummert und ebenſo unverſtanden, als wäre er ein namenloſer Anfänger geweſen?

Am 13. Januar 1849 ſtarb Jean Baptiſte Baiſon, ohne Widerſpruch eines der bedeutendſten Talente und einer der ſtrebſamſten Geiſter, welche die deutſche Bühne jemals beſeſſen; fünf Jahre ſind ſeitdem verfloſſen und noch iſt ein flüchtiger Lebensabriß, herausgegeben von einem ungenannten Standesgenoſſen des Verſtorbenen, das einzige Denkmal, das die Literatur, an deren Entwicklungen er ſo lebhaften, ſo raſtloſen Antheil nahm, ihm errichtet hat — und noch hat es in dem großen, reichen, glänzenden Hamburg erſt einer ehemalige Schülerin des Dahingeſchiedenen, einer Tänzerin (Lucile Grahn) bedurft, um nur wenigſtens die Stätte zu bezeichnen, wo der Liebling des Hamburger Publikums, der letzte Director jenes Hamburger Stadttheaters, das man nicht nennen kann, ohne dabei ſofort an Leſſing, Eckhoff und Schröder zu denken, ſeinen letzten Schlummer ſchläft!

Zwei Jahre ſpäter, ein hochbejahrter, gleichwohl noch ungebrochener Greis, ſtirbt zu Berlin Ernſt Benjamin Salomon Raupach, der Verfaſſer von faſt Einhundert und zwanzig Stücken, welche beinahe ohne Ausnahme ſämmtlich über die Berliner und der Mehrzahl nach auch über die übrigen Bühnen Deutſchlands, große wie kleine, gegangen; ein Dichter, über deſſen poetiſche Eigenſchaften und Leiſtungen man vielleicht ſehr verſchieden urtheilen kann, der aber jedenfalls, ſei es nun zum Vortheil, ſei es zum Nachtheil unſerer dramatiſchen Literatur, derſelben für längere Zeit den Stempel ſeines Geiſtes aufgedruckt und mehr Rollen geſchaffen und mehr Schauſpieler groß gezogen hat als irgend ein Schriftſteller ſeit Kotzebue's Zeiten; dabei ein Mann von eigenthümlich energiſchem Charakter, der ſeine perſönliche Würde mit derſelben Entſchiedenheit auf den Parquets der Vornehmen und Großen, wie auf den noch ſchlüpfrigern Brettern des Theaters zu behaupten wußte. Drei Jahre ſind ſeitdem vergangen und einige Zeitungsartikel und Journalcorreſpondenzen abgerechnet, welche ſeinen Tod als Neuigkeit brachten, hat ſich auch über ſeinem Grabe noch kein anderes literariſches Denkmal erhoben, als eine kurze biographiſche Skizze, welche die Wittwe des Verſtorbenen herausgegeben hat und die ihren Urſprung natürlich mehr dem Herzen der Gattin und Freundin als einer parteiloſen hiſtoriſchen Würdigung verdankt.

Wenn wir uns nun hier anſchicken, dieſe Verſäumniß nachzuholen, ſo geſchieht es mehr, um auf die Lücke aufmerkſam zu machen, welche unſere jüngſte Literatur- und Kunſtgeſchichte auf dieſem Punkt noch darbietet, als um ſie hier ſelber auszufüllen. Was uns aber am Meiſten dazu beſtimmt, das iſt der ſeltſame Gegenſatz, der zwiſchen dem alten Dichter und dem jungen Schauſpieler hindurchgeht und der in ſeinem tiefſten Grunde doch auf einer ebenſo wunderſamen Aehnlichkeit Beider beruht. Beide ſtanden, der Eine als Bühnenkünſtler, der Andere als Bühnendichter, dem Publikum näher und lernten die Eigenthümlichkeiten deſſelben genauer kennen, als unſere Schriftſteller und Künſtler es ſonſt zu thun pflegen; Beide verbanden mit einer großen und energiſchen Leidenſchaftlichkeit, die darum bei Raupach nicht geringer war, weil er ſie weniger häufig zu Tage treten ließ, als der heißblütige, brauſeköpfige Schauſpieler, eine ungewöhnliche Gabe der Reflexion, einen großen praktiſchen Verſtand und ein wahrhaft verhängnißvolles Talent, auf die Schwächen ihrer Umgebung, am Meiſten aber des Publikums ſelbſt zu ſpeculiren; Beide wollten das deutſche Publikum aufrütteln aus ſeiner Gleichgültigkeit, Beide waren ehrgeizig, Beide dürſtete nach Erfolgen — und Beide gingen darüber zu Grunde.

Und zwar Beide auf dieſelbe Weiſe: der Dichter gab, um äußerlich zu triumphiren, ſein edleres poetiſches Theil dahin; der Schauſpieler, zum Schauſpielunternehmer geworden und in ungünſtiger Zeit mit der Laſt eines verwickelten und umfangreichen Geſchäfts beladen, opferte ebenfalls, wenn auch mit blutendem Herzen, die Kunſt, um nur den Beifall des Publikums und damit das Geſchäft zu erhalten.

Aber das Schickſal war gnädiger gegen den jungen Schauſpieler als gegen den alten Dichter: es ließ Raupach über den Trümmern ſeines Ruhms alt und grau werden, aber es riß den Schauſpieler mitten in der Kraft ſeiner Mannsjahre durch einen plötzlichen Tod jählings vom Schauplatz; Raupach ſtarb an Altersſchwäche, ein verdrießlicher laudator temporis acti, der ſich ſelbſt und ſeine Zeit überlebt hatte — Baiſon ſtarb an gebrochenem Herzen. Wer wird nicht unter ähnlichen Umſtänden das Schickſal des letztern vorziehen? —

Ernſt Benjamin Salomon Raupach wurde in Schleſien, in der Gegend von Liegnitz geboren (1784). Alſo in einer Landſchaft, wo deutſche Reim- und Verskunſt, nachdem ſie vor Jahrhunderten einmal von hier aus einen Eroberungszug durch ganz Deutſchland gehalten hatte, eine allgemeine populäre Fertigkeit geblieben war und noch bis auf dieſe Stunde geblieben iſt. Noch bis auf dieſe Stunde iſt Schleſien das wahre gelobte Land der Gelegenheitspoeſie; wo der Norddeutſche ſich mit einem zierlichen Compliment, der Süddeutſche mit einem kurzen herzigen Gruß oder nach Gelegenheit mit einem Fluch behilft, bei Verlobungen und Hochzeiten, bei Kindtaufen und Todesfällen, bei Feuersbrünſten und Waſſersnöthen, zieht der Schleſier regelmäßig die Schleuſen ſeiner Dichtung auf und widmet dem Ereigniß einige paſſende oder unpaſſende Verſe, nicht ſelten von ſo altväteriſchem Zuſchnitt und in ſo ſteifen Alexandrinern, daß man ihnen die Herkunft von Opitz und Genoſſen noch deutlich anſieht. Es giebt oder gab doch noch vor Kurzem Localblättchen in Schleſien, in denen die gereimten Glückwünſche und Beileidsbezeugungen beinahe die einzigen Inſerate bildeten; aller übrige Verkehr ſtand ſtill oder war unerheblich, nur in der Reimſchmiede gab es immer vollauf zu thun.

Seltſam genug indeſſen ſcheint der junge Raupach von dieſem ſchleſiſchen Erbtheil nur wenig mit bekommen zu haben; wenigſtens haben wir in den Ueberlieferungen, die wir ſeiner Wittwe verdanken und deren wir ſchon oben erwähnten, von kindiſchen Versſpielen und Jugendgedichten, wie ſie ſich ſonſt wol in der Entwicklungsgeſchichte angehender Dichter zu zeigen pflegen, nichts gefunden. Ueberhaupt ſcheint ſeine Kindheit ungewöhnlich ernſt, beinahe finſter geweſen zu ſein. Sein Vater war Prediger, ein ernſter Mann von ſtrenger Sitte, der den Knaben in harter Zucht hielt und ihm ſelbſt die gewöhnlichen Zerſtreuungen und Spiele der Jugend im Kreiſe der Altersgenoſſen unterſagte. Sein einziger Bruder war elf Jahre älter als er, mithin auch mehr ein Lehrer und Zuchtmeiſter für ihn als ein Geſpiele; die vier Schweſtern aber, die er außerdem hatte und von denen drei jünger waren als er, ſcheinen eben ſo wenig Einfluß auf ſein früh verſchloſſenes Gemüth geäußert zu haben als die Mutter, von der wir beinahe nur erfahren, daß ſie arm und dürftig war.

Kaum nämlich daß der Knabe ſein zehntes Jahr erreicht hatte, ſtarb der Vater, die Familie in jener Bedrängniß zurücklaſſend, die für deutſche Predigerhäuſer, gewiß nicht zur Ehre unſeres Volks, noch zum Vortheil ſeiner ſittlichen Ausbildung, faſt ſprichwörtlich geworden iſt. Der ältere Bruder Fritz, der zur Zeit dieſes Verluſtes gerade in Halle ſtudirte, entſchloß ſich raſch und ging auf den Rath franzöſiſcher Emigranten nach Rußland, um daſelbſt als Erzieher nicht nur ſein eignes Fortkommen zu finden, ſondern auch die Mittel zur Unterſtützung ſeiner Familie, insbeſondere zur Erziehung ſeiner Geſchwiſter zu gewinnen. Ernſt Benjamin kam inzwiſchen auf das Gymnaſium nach Liegnitz, wo er ſolchen Fleiß zeigte und ſich ſo raſch entwickelte, daß er ſchon mit dreizehn Jahren in der erſten Klaſſe ſaß und ein Jahr ſpäter ſogar öffentlich als Schulredner auftreten durfte. Von einer beſondern Lebhaftigkeit der Phantaſie jedoch oder auch nur von eigentlicher Jugendlichkeit ſcheint er auch in dieſer Zeit nicht viel beſeſſen zu haben; ein Brief von ihm an den Bruder Fritz in Rußland, der aus dieſer Zeit aufbewahrt iſt, läßt ihn vielmehr als einen zwar frühreifen, aber auch ſtark altklugen Knaben erkennen. Doch ſoll er damals auf den einſamen Spaziergängen, die ſeine einzige Erholung bildeten, ſich bereits „Romane und Erzählungen“ erſonnen haben, „die mehr oder weniger ſchon die dramatiſche Form annahmen.“

Im Frühjahr 1801 begab Raupach ſich nach Halle, um daſelbſt drei Jahre hindurch nach dem Beiſpiel von Vater und Bruder Theologie zu ſtudiren. Ueber ſein Leben auf der Univerſität beſitzen wir wiederum nur einige Briefe von ihm an den Bruder, dem es inzwiſchen in Petersburg als Erzieher und Lehrer dermaßen geglückt war, daß er ernſtlich daran denken durfte, Ernſt Benjamin nach Rußland nachkommen zu laſſen und ihm einen Theil ſeiner einträglichen Praxis abzutreten. Auch dieſe Briefe wieder zeigen uns einen merkwürdig verſchloſſenen und überlegten Charakter: der Zwang der Noth, der ewig auf ihm gelegen, die Menge kleiner Entbehrungen und Rückſichtnahmen, zu denen er durch die Beſchränktheit ſeiner Lage genöthigt geweſen, hatte ihn innerlich immer ſchroffer und herber gemacht, während er gleichzeitig durch eine gewiſſe abſichtliche Unfügſamkeit und Rauheit ſeines äußerlichen Weſens ſeine Unabhängigkeit gleichſam wieder herzuſtellen und die Ungunſt des Schickſals wenigſtens vor ſeinem eignen Bewußtſein auszugleichen ſuchte. Dabei fehlte es ihm keineswegs an der nöthigen Klarheit des Verſtandes, das Gefährliche dieſes Entwicklungsganges ſelbſt einzuſehen. Doch war die einſeitige Verſtandesbildung und dieſer Trotz gegen alle natürlichen Empfindungen, in dem er ſich wohl fühlte, über ihn ſelbſt ſchon zu mächtig geworden, als daß er ſelbſt in ſolchen Momenten mehr als ein bloßes müßiges Bedauern gehabt hätte, daß es gerade ſo und nicht anders. „Ich hatte,“ ſchreibt er im Herbſt 1803 an ſeinen Bruder, „ohnſtreitig ein gutes Herz, ich fühlte tief und heftig, und hatte für jedes Unglück, auch für das allerentfernteſte, Thränen des Mitleides, und auch den Muth zu helfen, ſelbſt wenn es über meine Kräfte ging. Ich würde dir mehrere Beiſpiele davon erzählen, doch zu was hülfe das. Hätte ich nur einen Freund gefunden, der mit mir gleich gedacht, der dieſe Gefühle in mir genährt hätte, ſo würde ſich das Kindiſche, was noch dabei war, losgewickelt haben, und die dafür eintretende Feſtigkeit des reiferen Alters hätte mich gewiß zu einem wahren Menſchen gemacht. Allein der fehlte mir; ich ward mit dieſen meinen Geſinnungen verlacht und zum Geſpött. . . . Dieſe und ähnliche Vorfälle ſtießen mich zurück, ich ward verſchloſſen und in mich gekehrt; ich fing an mich dieſer menſchlichen Empfindung zu ſchämen. . . . So begann ich dann allmählig mich für beſſer, als Andere zu halten, und die Verachtung, die ich gegen manche hegte, breitete ſich nach und nach auf mehrere und faſt alle meines Alters aus. Ich gab mir nie Mühe, mich ihnen zu nähern und mir ihre Liebe zu erwerben; daher habe ich bis auf den heutigen Tag nie einen wahren Freund gehabt und auch nie die Kunſt erlernt, mir welche zu erwerben . . . . Die Achtung der Menſchen weiß ich mir wol zu verſchaffen, aber niemals ihre Liebe. Mich liebte Niemand, ich liebte Niemanden — lieben muß der Menſch — ich liebte mich alſo ſelbſt. . . . Um nicht immer ausgelacht zu werden, affectirte ich ein rohes, unempfindliches rauhes Weſen, das ich in der That gar nicht hatte, wovon mir aber manches nach und nach anhing. Aus dieſer und meiner Eigenliebe floß ein ungemeiner Starrſinn und der unbegrenzte Ehrgeiz, der mich ſtets antrieb, mich höher zu arbeiten als Andere, damit ich einen Grund mehr hätte, die zu verachten, die ich ſchon verachtete. Die einzig gute Folge davon war, ein wirklich anhaltender Fleiß . . . . Liebe zu den Wiſſenſchaften hatte ich eigentlich wohl nicht . . . . mein Ehrgeiz hieß ſie auch alle betreiben, die in meine Sphäre gehörten. . . .“

In der That, iſt es nicht das ganze ſpätere Bild des Bühnendichters Raupach, das ſich in dieſem Geſtändniß des angehenden Studenten enthüllt? Iſt es nicht ganz derſelbe Starrſinn, mit dem er hier aus Verachtung ſeiner Umgebung ſich ſelbſt, wie ſpäter aus Verachtung des Publikums ſeine Muſe knechtete? Man fühlt ſich verſucht, die Schlußworte des obigen Satzes zu parodiren: „Liebe zur Poeſie hatte er eigentlich wohl nicht . . . . aber ſein Ehrgeiz hieß ihn Alles betreiben, was einmal in die Sphäre eines Poeten gehörte.“

Derſelbe Brief erwähnt auch noch einer „Epoche zügelloſen Studentenlebens,“ in welche er gleich beim Eintritt auf die Univerſität verfallen: „in dem Cirkel: wo er nun lebte, war durch Fleiß und Kenntniß keine Ehre mehr zu erwerben, wohl aber auf einem andern Weg.“ Doch fehlt es an charakteriſtiſchen Einzelheiten über dieſes „ſchlechte Leben,“ das ſich denn auch über das gewöhnliche rohe Burſchenleben, wie es dazumal noch auf unſern Univerſitäten heimiſch war, nicht viel erhoben zu haben ſcheint. Darum blieb es auch für die geiſtige Entwicklung des Dichters ebenſo unfruchtbar, wie das Studium Voltaire's und Rouſſeau's, das er dazumal eifrig betrieb, aber wie es ſcheint, ebenfalls weniger aus innerm Drange, als aus äußerer Berechnung, um ſich nämlich in der franzöſiſchen Sprache, die dazumal noch viel unentbehrlicher war als heute, möglichſt zu befeſtigen.

Dem Petersburger Bruder freilich und den Abſichten, die er mit und für Ernſt Benjamin hegte, ſagte dieſe

Freundloſigkeit und Menſchenverachtung eben ſo wenig zu, als das wüſte Studentenleben, in das er theilweiſe gerathen war. Die Briefe des welterfahrnen Mannes ſind eine fortlaufende Epiſtel über den Text, daß der Menſch ſich in die Welt fügen und der Welt gefallen muß, um ſelbſt in der Welt vorwärts zu kommen. „Du haſt ſtudirt“ ſchreibt er ihm einmal, „du mußt dich alſo zu den Patriziern rechnen; dein Anſtand, dein Herze, deine Handlungen müſſen das Gepräge des Edlen tragen .... das ſchleſiſche Herumbeißen und das halliſche Herumprügeln gehört für den Plebejer. Du willſt hier dein Glück machen und du kannſt es, aber nur als Mann, nicht als Student. ....“

Und ein ander Mal: „Biſt Du ein preußiſcher Groſchen, ſo giltſt Du freilich nur in Schleſien, ein holländiſcher Dukaten aber gilt auch hier.“

Solche Rathſchläge und Vorſtellungen waren gewiß recht praktiſch: aber nur für den eigenſinnig eckigen Raupach paßten ſie nicht. Zwar folgte er der Einladung des Bruders nach Rußland (1804), wo er Anfangs mit ihm gemeinſchaftlich in Petersburg lebte, bis Ernſt Benjamin vortheilhaften Anerbietungen nach Moskau folgte. Doch hatte der Bruder nur wenig Urſache mit ihm zufrieden zu ſein; mußte er auch ſeine Kenntniſſe achten, beſonders in der Geſchichte, aus der er ſich mit der Zeit ein Lieblingsſtudium gebildet hatte, ſo ärgerte ihn doch die mangelnde Schmiegſamkeit der Sitten, ſo wie die abſichtliche Verſchloſſenheit und Kälte, in welcher der jüngere Bruder ſich noch immer gefiel und die ihm aus dem Munde des Aeltern mehr als einmal ein unwilliges: „Vous êtes un animal“ zuzog.

Daß dieſe Herbigkeit der Sitten jedoch kein bloßes äußeres Ungeſchick war, und daß auch hinter der Verſchloſſenheit ſeines Charakters ſich nur eine langſam prüfende, ihre Zwecke ſehr klar erkennende und unaufhaltſam verfolgende Berechnung verbarg, das zeigten die raſchen und glücklichen Fortſchritte, die er bei alledem in ſeiner Hofmeiſtercarriere machte. Nach kurzem Aufenthalt im Hauſe eines reichen, aber ungebildeten Ruſſen, der den größten Theil des Jahres auf einem Gute faſt 40 deutſche Meilen hinter Moskau zubrachte und dem er lediglich durch die Schroffheit ſeines Charakters imponirte, finden wir ihn zu Anfang des Jahres 1807 in Petersburg im Hauſe einer vornehmen Dame wieder, deren jüngſter Sohn, der ſpätere Vicegouverneur in Moskau, ſeiner Erziehung anvertraut war. Seine Stellung in dieſem reichen und angeſehenen Hauſe war nicht nur ſo einträglich, daß er dem Bruder, der inzwiſchen nach Schleſien zurückgekehrt war, jetzt ſogar ſeinen Beiſtand anbieten konnte, ſondern er durfte ſich auch in einem Briefe an eben denſelben „der unumſchränkten Freiheit rühmen.“

die er in einem Hauſe genoß, „wo ihn Alles von der Frau bis zum letzten Bedienten fürchtete.“ Allerdings „gab es auch Stunden der Verſtimmung und der Sehnſucht nach dem Vaterlande, wo“ (und wer möchte auch nicht hierin wieder eine Vorahnung jener Sentimentalität erkennen, die hinterdrein in ſeinen Trauerſpielen oft auf ſo ſeltſame Weiſe explodirte?) „der Ton ſeiner Flöte ihn melancholiſch machte und im Stande war, ihm Thränen hervorzulocken.“ Allein das hinderte ihn nicht, ruhig in Rußland auszuharren — warum? Sehr einfach: weil er in Rußland Geld verdiente und weil er entſchloſſen war „nicht leer zurückzukehren wie er geſchieden.“

Das iſt nun an ſich wieder ein ſehr praktiſcher Entſchluß und beweiſt, daß Raupach bei aller Schroffheit und Herbigkeit ſeines Weſens doch in gewiſſen Dingen dem Weltlauf ſein Recht ſehr wohl einräumen konnte. Auch war er ja von Anfang an in keiner andern Abſicht und aus keinem andern Intereſſe nach Rußland gegangen, als nur, wie der Amerikaner ſagt, to make money; ſeine ganze Exiſtenz in Rußland war nur ein Dienſt am Altar der Nothdurft, ihr zu Liebe hatte er den trotzigen Sinn bezähmt und hatte Heimath und Studium verlaſſen — wer will ihn tadeln, daß er den beſchwerlichen Weg wenigſtens nicht umſonſt gemacht haben, wenigſtens nicht ohne klingenden Lohn aus ſeiner Dienſtbarkeit zurückkehren wollte?

Aber im Munde eines angehenden Dichters ſind dieſe Reflexionen und Berechnungen allerdings ein wenig auffällig. Und ein angehender Dichter war Raupach jetzt; — ſchon in den Jahren 1807 und 1808 hatte er ſeine erſten Dichtungen, Timoleon, die Gründung Moskaus und andere geſchrieben: während im Sommer 1811 ſchon jene Fürſten Chawansky vollendet waren, die dann einige Jahre ſpäter ſeinen Dichterruhm in Deutſchland ausbreiten ſollten. Aber auch dieſe und andere poetiſche Arbeiten hielt Raupach ſtill bei ſich verſchloſſen, ohne für jetzt an ihre Veröffentlichung zu denken. Dagegen verfolgte er mit Aufmerkſamkeit, ſoviel es ihm von dieſer Entfernung aus möglich war, die Strömung des öffentlichen Geſchmacks in Deutſchland; er wußte, daß über kurz oder lang doch die Zeit kommen mußte, wo er ins Vaterland zurückkehren würde, und ſo war es gut, für jeden möglichen Fall bei Zeiten das Fahrwaſſer zu prüfen und auf die Richtung des Windes zu merken.

In der That jedoch ſollte dieſe Rückkehr ſich ziemlich lange hinzögern. Im Jahre 1814 verließ Raupach das Haus ſeiner Gönnerin, um in Petersburg Privatunterricht in Sprachen und Geſchichte zu geben; da ſeine

Schüler und Schülerinnen den erſten Häuſern der Reſidenz angehörten, ſo war dieſer Unterricht nicht nur ſehr einträglich, ſondern auch eine Menge anſehnlicher Verbindungen wurde Raupach dadurch eröffnet. Zwei Jahre ſpäter wurde er bei der Petersburger Univerſität als Ordinarius der philoſophiſchen Fakultät, bald darauf als Profeſſor der allgemeinen Weltgeſchichte und der deutſchen Literatur angeſtellt. Zu derſelben Zeit verheirathete er ſich mit einer jungen Schweizerin Cäcilie von Wildermeth, die als Erzieherin in dem Hauſe einer ruſſiſchen Fürſtin lebte und dieſe Stellung auch als Raupach's Gattin beibehielt. Doch war die Ehe nur von kurzer Dauer; ſchon zu Ende des Jahres 1817 verlor er die Gattin ſammt dem von ihr gebornen Sohne, worauf er zur Ausfüllung ſeiner Einſamkeit den Unterricht der jungen Fürſtin, den ſeine Gattin bis dahin geleitet hatte, übernahm.

Welche Ereigniſſe endlich Raupach's Weggang aus Rußland herbeigeführt, iſt ſelbſt ſeiner zweiten Gattin, deren Mittheilungen wir im Vorſtehenden gefolgt ſind, nicht völlig bekannt geworden. Doch ſcheinen politiſche Verdächtigungen dabei nicht ganz außer dem Spiel geblieben zu ſein. Wie man denn überhaupt irren würde, wollte man glauben, Raupach ſei damals oder ſpäter ein Bewunderer der ruſſiſchen Politik quand même geweſen; nicht nur einzelne ſeiner Stücke, wie Iſidor und Olga, die Fürſten Chawansky ꝛc. laſſen das Gegentheil wenigſtens errathen, ſondern er ſelbſt ſoll ſich auch in ſpätern Jahren in vertrauten Kreiſen nicht ſelten mit großer Entſchiedenheit in demſelben Sinne geäußert haben.

Genug, im Spätherbſt 1822 verließ er Rußland, brachte den Winter in Italien zu, und kehrte im folgenden Frühjahr nach Deutſchland zurück, wo nun ſein erſter Schritt war, ſeine Entlaſſung aus ruſſiſchen Dienſten nachzuſuchen.

Nachdem er dieſe mit dem ſchon bisher geführten Titel und Rang eines Kaiſerlichen Hofraths erhalten, handelte es ſich für ihn nun weiter darum, wo er ſeinen Aufenthalt nehmen — das hieß in ſeinem Sinne, über welcher Stadt und welchem Lande er die Sonne ſeines Ruhms ſollte aufgehen laſſen. Denn daß nur Niemand denke, hier kehrt ein bloßer penſionirter Kaiſerlich Ruſſiſcher Hofrath ins Vaterland zurück, ein ehemaliger Hofmeiſter, der ſich durch Stundengeben ein kleines bequemes Vermögen geſammelt hat — o nein, hier war weit mehr als dies: dieſer ehemalige Hofmeiſter führte nicht blos ruſſiſche Rubel und Banknoten, er führte auch einen ganzen deutſchen Parnaß in ſeinen Koffern mit ſich — vor dem habt Reſpect! wo der einzieht, da zieht mit ihm auch eine neue Aera der Literatur ins Land!

Bei einem jüngern Manne wäre das eine bloße leere Großſprecherei geweſen. Aber Raupach, der gereifte, welterfahrene Mann, ſprach es auch gar nicht aus: er dachte es nur in aller Stille und gelobte ſich ſelbſt, nicht eher nachzulaſſen, als bis er die ſtillen Gedanken zur offenkundigen Wahrheit gemacht. Die deutſche Poeſie zählt (wie ſchon an einer früheren Stelle dieſes Buches erwähnt wurde) verſchiedene Beiſpiele von Dichtern, die erſt in vorgerückten Jahren ſich der Poeſie zugewendet haben, oder doch zuerſt als Dichter vor dem Publikum aufgetreten ſind. Aber von allen iſt keins ſo merkwürdig und bietet ſo überraſchende Erſcheinungen von Conſequenz und Ueberlegung dar, wie es bei Raupach der Fall iſt. Mit derſelben zähen Geduld, mit der er in Rußland ausharrt, bei einer Beſchäftigung, die ihm eigentlich zuwider iſt, in einer Geſellſchaft, die er eigentlich verachtet — thut Alles nichts, jetzt heißt es nicht ſich amüſiren, jetzt heißt es Geld ſchaffen, von dem man hinterdrein mit Behaglichkeit leben kann: ganz ebenſo ſammelt er in aller Stille poetiſche Schätze, ſchreibt Stück auf Stück, macht Entwurf auf Entwurf, Alles für die Zeit, wo er endlich damit vor das deutſche Publikum treten wird, nicht anders als ein reicher Mann in der Hungersnoth, und wird jeden Geſchmack des Publikums mit vollen Händen befriedigen. Die ſpätere Fruchtbarkeit Raupach's verliert dadurch etwas von ihrem Auffallenden und

Anſtößigen, indem ohne Zweifel angenommen werden darf, daß ein großer Theil dieſer Stücke, die er dann ſpäterhin nur ſo aus dem Aermel zu ſchütteln ſchien, ſchon in früherer Zeit geſchrieben wurde: ſo daß alſo die Nichtachtung der Kunſt und das Arbeiten auf Beſtellung (pro Act funfzig Thaler) bei ihm doch nicht ganz ſo groß war, als es den Anſchein hatte.

Aber auch das ſeltſam Anſpruchsvolle erklärt ſich daraus, mit dem Raupach, deſſen Manieren, wie wir wiſſen, ſchon ohnedies nicht die verbindlichſten waren, bei ſeiner Rückkehr nach Deutſchland perſönlich auftrat. Der Erfolg der poetiſchen Arbeiten, die er bis dahin hatte drucken laſſen, berechtigte ihn zu dieſem Verſuche noch keineswegs; weder der Timoleon, der 1814 zu Petersburg, noch die Fürſten Chawanſky, die Erdennacht, die Gefeſſelten und Anderes, was ſeit 1818 in Leipzig im Druck erſchienen war, hatte bis dahin ein beſonderes Aufſehen gemacht. Aber das war ja auch erſt der Anfang, Raupach ſondirte damit noch erſt das Terrain — in ſich ſelbſt fühlte er ſchon die ganze trotzige Energie, die ganze nüchterne Berechnung, wie einſt auf die ruſſiſche Geſellſchaft, ſo nun auf das deutſche Publikum angewendet; wie hätte er ſich da ſeines Sieges nicht ſicher fühlen ſollen?

Es ſind uns aus dieſer Zeit zwei Anekdoten aufbewahrt, beide aus zuverläſſiger Quelle und beide für unſern Dichter überaus charakteriſtiſch. Aus Italien zurückgekehrt, begab Raupach ſich nach Weimar, in der Abſicht, daſelbſt ſeinen Aufenthalt zu nehmen. Und welcher andere Ort in Deutſchland hätte auch für den nahenden Meſſias der Deutſchen Bühne geeigneter ſein können als dieſer alte klaſſiſche Dichterſitz? Aber Goethe, der eben damals (1823) im Zenith ſeines perſönlichen Anſehens ſtand, nahm den verſteckten großen Mann nicht mit derjenigen Zuvorkommenheit auf, welche derſelbe von ihm erwartet hatte. Raupach (wir laſſen die Wittwe ſprechen, die man doch gewiß für einen wohlgeneigten Zeugen halten darf) war zu Goethe „in der vollen Kraft des Geiſtes gekommen, im Bewußtſein des Wollens und Könnens;“ er hatte auf einen „wechſelſeitigen Tauſch der Gedanken gerechnet“, ſowie auf „Belehrung über die auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft in Deutſchland ihm noch unbekannten Verhältniſſe“. Allein er ward „von dem Miniſter-Goethe vornehm, höflich-kalt und wortkarg empfangen“ — und das „ertrug Raupach ſelbſt von Goethe nicht“. So geneigt er geweſen war, ſich in dem „deutſchen Ferrara“ anzuſiedeln und ſo viel Günſtiges ihm der Ort übrigens bot, ſo war doch dieſe eine Begegnung hinreichend, ſeinen ganzen Plan zu zerſtören: er kehrte Weimar den Rücken und begab ſich nach Berlin.

Beinahe noch charakteriſtiſcher iſt ein Vorfall aus derſelben Zeit, den Holtei im vierten Bande ſeiner „Vierzig Jahre“ erzählt; wir bedienen uns ſeiner eignen Worte. „Einer Bekanntſchaft“, ſagt er, „habe ich noch zu gedenken, die ich damals machte und die mir doppelt merkwürdig iſt, weil ſich an die erſten Worte, mit denen ſie begann, eine für den Theaterſchriftſteller bedeutende Betrachtung knüpft. Raupach, von dem ich mehrere bereits im Druck erſchienene, aber auf keiner Bühne gegebenen, vielleicht auch nicht darſtellbare, Dichtungen kannte, fand ſich in Berlin ein, um dieſen Aufenthaltsort mit ſeinem bisherigen, mit Petersburg, zu vertauſchen. Ich wurde ihm durch Hitzig vorgeſtellt, und da ich ihm, mit meiner ſorgloſen Treuherzigkeit, als ſchleſiſchen Landsmann entgegenging, fand ich mich durch ſein zurückhaltendes, faſt kaltes Benehmen ein wenig erſchreckt. Er kam eben aus dem Theater, wo er das (leider auf allen deutſchen Bühnen beliebte) Stück: „Der Bräutigam aus Mexiko“ mit angeſehen hatte. Ich war ein großer Gegner dieſes und aller übriger Kinder Claurenſcher Muſe . . . . Ich fand ſeine Stücke abſcheulich, nach meiner Anſicht; eine Anſicht, die ich bei meinen heutigen Geſinnungen von der Sache um Vieles milder ausſprechen würde, die ich aber damals, im Geſpräch mit Raupach, ſo ſchroff als möglich kund gab, ihn bedauernd, daß er gerade eine ſolche Komödie zuerſt mit anſehen müſſen. Raupach nahm eine Priſe und erwiderte: „Nun ich weiß nicht! Mir war dies Stück und der Beifall, den es erwirbt, ſehr lehrreich. Ich bin hierher gekommen, um den Weg kennen zu lernen, den ich einſchlagen ſoll, um auf das deutſche Theater Einfluß zu gewinnen. So lang ich in Petersburg lebte, war das nicht möglich. Bei Allem, was dem Publikum behagt, muß man im Stande ſein, die Gründe aufzufinden, warum dies geſchieht? Und iſt man erſt darüber klar, ſo gewinnt man auch die Mittel, das nämliche Ziel zu erreichen, wenngleich auf anderem Wege!““

„Dieſe mit Feſtigkeit und vollkommener Ruhe geſprochenen Worte (ſetzt Holtei hinzu) frappirten mich ſehr. Aber ſie erhielten für mich erſt ihre ganze Bedeutung, als derjenige, welcher ſie ausgeſprochen, ſich bald nachher der deutſchen Bühne von Berlin aus bemächtigte, und ſie durch die Kraft ſeines Wollens länger als ein Jahrzehend beherrſchte.“

Und in der That, wer könnte in dieſer Aeußerung den ſpäteren Berliner Hoftheaterdichter verkennen, der ſeine Stücke nach der Elle lieferte, ſoviel Ellen Hohenſtaufen, ſoviel Ellen Cromwell, heut in Jamben, morgen in

Proſa, heut heroiſch klaſſiſch, morgen melodramatiſch volksthümlich, hier eine Wahnſinnsſcene, dort ein Frauenzimmer in Hoſen, Alles, wie der Markt es eben verlangte und wie Publikum und Intendanz es haben wollten?

Aber auch dabei wieder muß man nicht nur die Energie anerkennen, mit welcher Raupach das einmal geſteckte Ziel verfolgte, ſondern auch die feine Witterung müſſen wir bewundern, mit der er Zeit und Ort für ſein Unternehmen auszuwählen verſtand. Dieſe Raupach'ſche Dramatik, ein bloßes Product des berechnenden Verſtandes wie ſie iſt, ohne Schwung, aber ſehr pathetiſch, ohne Leidenſchaft, aber ſehr lehrhaft und ſehr wohl gezogen, wäre zu jeder andern Zeit unmöglich geweſen, ausgenommen in dieſer Reſtaurationsepoche, in welche ſie wirklich fiel und deren doctrinäre Dürre und Armſeligkeit ſie genau mit ſo viel poetiſchem Flitter bekleidete wie nöthig war, damit dieſelbe ſich vor ſich ſelbſt doch nicht gar zu ſehr langweilte.

Und ebenſo gab es in ganz Deutſchland auch keinen günſtigern Ort dazu, als das damalige Berlin mit ſeiner militairiſchen Nüchternheit, ſeinem herzloſen Büreaukratismus, der ſich doch ſo gelehrt, ſo tiefſinnig vorkam, und ſeinem ſchwungloſen, kaſernenhaften Abſolutismus, der dabei doch ſo mild, ſo väterlich erſcheinen wollte. Rechnet man dazu ferner die eigenthümliche Unfruchtbarkeit, die das berliner Leben auf dem Felde der Poeſie auszeichnet, damals wie jetzt, im Vergleich mit der Raupachſchen kaninchenmäßigen Produktivität, die unter dieſen Umſtänden noch weit wunderbarer erſcheinen mußte, ſowie das Bedürfniß einer Bühne, deren großartige Mittel in künſtleriſcher ſowohl wie in ſceniſcher Hinſicht denn doch wenigſtens Beſchäftigung und Anwendung verlangten, auch wenn dieſelbe nicht immer die würdigſte ſein ſollte: ſo wird man aufhören, ſich über die Vollſtändigkeit zu verwundern, mit der Raupach ſeine Abſichten in Berlin durchſetzte, indem er ſich im Zeitraum weniger Jahre zum Liebling des Berliner Publikums, zum Dictator der Königlichen Bühne, ja ſelbſt zum Günſtling eines Hofes machte, der damals nur ſehr wenig literariſches Intereſſe zeigte. Zum perſönlichen Ruhme muß es ihm dabei nachgeſagt werden, daß, ſo abhängig er auch innerlich vom Publikum war und mit ſo kalter Berechnung erauf die wohlbekannten Schwächen deſſelben ſpeculirte, er ſich in ſeinem perſönlichen Auftreten in Berlin doch ebenſo ſchroff und ebenſo ſelbſtändig erhielt, wie er es in Moskau und Petersburg gethan; ſowohl im Verkehr mit dem Theater, wie auch im Umgang mit den Großen des Hofes, blieb er derſelbe ſchroffe, unzugängliche Murrkopf mit den kurzen ſarkaſtiſchen Aeußerungen, als den wir ihn ſchon in den früheſten Jahren kennen gelernt haben.

Und war er denn ſelbſt dem Publikum gegenüber viel anders? Er hatte die Schwächen deſſelben ſtudirt, er hatte ihnen geſchmeichelt, hatte ſie gehätſchelt und gepflegt — aber nur ſo lange, bis er des Publikums ſicher war. Nachdem er in der öffentlichen Gunſt einmal feſt ſaß, nachdem er Hof und Geſellſchaft für ſich gewonnen, nachdem er namentlich und ganz beſonders die künſtleriſchen Kräfte der Bühne für die eigenthümliche Art ſeiner Stücke ſo zugerichtet und ſo gewöhnt hatte, daß ſie zu allem Anderen ſo gut wie untauglich geworden waren und aus dem Banne dieſer hohlen Raupach'ſchen Rhetorik gar nicht mehr herauskommen konnten — ſeitdem und alſobald kehrte er auch den Spieß um; aus dem Schmeichler wurde ein Herr, aus dem Diener ein Tyrann. Wir zweifeln, ob es in der ganzen deutſchen Theatergeſchichte noch einen zweiten Fall giebt, der ſich auch nur von Weitem vergleichen ließe mit der Knechtung und der Abhängigkeit, in welcher Raupach, nachdem er einmal ans Ruder gelangt war, das Berliner Publikum und die Berliner Bühnenkünſtler erhielt. Man täuſcht ſich gewöhnlich auswärts ſehr über die Dauer des Beifalls, welcher Raupach vom Berliner Publikum gezollt ward. Seine wirkliche Blüthezeit, das heißt die Zeit, wo das Publikum ſich für ſeine Stücke wirklich enthuſiasmirte oder ſie doch mit Beifall und Behagen aufnahm, hat nicht viel länger gedauert als bis Ende der Zwanziger, höchſtens Anfang der Dreißiger: alſo genau nur ſo lange wie die Reſtaurationsepoche ſelbſt, die bekanntlich mit der Julirevolution moraliſch zu Grunde ging und deren letzter dramatiſcher Leibpoet Raupach ebenſo iſt, wie Müllner, Houwald und Grillparzer ihre erſten waren. Schon zu Anfang der Dreißiger, als Raupach noch ſehr vergnügt den endloſen Flachs ſeiner Hohenſtaufen-Spindel abſpann, hatte das Publikum (und zum Theil ſogar die Schauſpieler) ihn bereits herzlich überdrüſſig; man ſehnte ſich ſehr nach etwas Neuem, Friſchem, und die gehäuften Niederlagen, welche Raupach ſchon ſeit dem Jahre vier oder fünf und dreißig an der Königlichen Bühne erlitt, als da waren Themiſto, Prinz und Bäuerin, Boris Godunow ꝛc. erregten ſchon damals viel heimliche Schadenfreude. — Raupach wußte das; er wußte auch, daß die Kritik ihn überhaupt nur ſehr gering achtete; ja noch in der lebhafteſten Epoche ſeiner theatraliſchen Wirkſamkeit mußte er es erleben, daß die Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, ein Blatt, das damals bekanntlich faſt officielles Anſehen hatte, eine wahrhaft vernichtende Kritik ſeiner dramatiſchen Dichtungen (von Roetſcher) brachten.

Allein was fragte Raupach nach der Kritik? Gerade ſoviel wie nach dem Murren des Publikums. Ein Sieg freute, eine Niederlage kümmerte ihn nicht; hatte ein Stück von ihm nicht gefallen, ſo nahm er es mit kaltblütigſter Ruhe zurück; es war eben ein Geſchäft, das er betrieb, und bei einem Geſchäft, das verſteht ſich von ſelbſt, können nicht alle Speculationen glücken. Auch war ihm ja die Hauptſpeculation ſo vollſtändig gelungen, daß einzelne Niederlagen daran nichts mehr ändern noch verderben konnten; ein vortheilhafter Contract ſicherte ihm auf eine Reihe von Jahren die Aufführung aller Stücke, die irgend aus ſeiner Feder hervorgehen würden, zu einem Honorarſatze, der im Vergleich zu dem ſonſt üblichen nicht blos ſehr anſtändig, ſondern ſogar glänzend genannt werden mußte, und mit Rückſicht auf den es ſich denn freilich erklärt, warum Raupach eine Zeit lang nichts als ſechsactige Tragödien ſchrieb — jeder Act waren fünfzig Thaler mehr.

Erſt mit Anfang der vierziger Jahre, wo denn nun freilich eine ganz neue Zeitrichtung und auch ein ganz neuer poetiſcher Geſchmack zur Herrſchaft gekommen war, endete dieſe wunderſame Gewaltherrſchaft. Sein Rücktritt war unbeklagt, zum Theil ſogar von Ziſchen begleitet, wie der Rücktritt von Tyrannen zu ſein pflegt; mit jener Undankbarkeit, die wir im Eingang dieſes Aufſatzes charakteriſirt haben, vergaß das Publikum die Dienſte, welche der Dichter ihm in früheren Jahren geleiſtet und hatte nur noch ein Gedächtniß für ſeine Schwächen.

Seitdem lebte er in grilliger Zurückgezogenheit auf wenigen Umgang beſchränkt, ſeine Verachtung des Publikums, der Bühne, ja der Kunſt ſelbſt laut und unumwunden äußernd. Die Ereigniſſe von Achtundvierzig erſchütterten ihn außerordentlich; ſowohl ſeine geſelligen Verbindungen als die vieljährigen Dienſte, die er der Reſtauration geleiſtet, hatten ihn zu einer Art von hausbackner Loyalität gebracht, die durch den ſcheinbar ſo plötzlichen Hereinbruch der Revolution ſich aufs empfindlichſte verletzt fühlte. Er ſuchte einen Anhaltspunkt, indem er ſich, vier und ſechszig Jahre alt, mit einer berliner Schauſpielerin vermählte, die er ſeit faſt zwanzig Jahren kannte und ſchätzte und die ihm denn auch den Abend ſeines Lebens nach Möglichkeit erheitert hat. Selbſt zu neuen dramatiſchen Arbeiten (der Kegelſpieler, der Dolch) fühlte er ſich begeiſtert; dieſelben ſollten der ſiegenden Reaction zur Stütze dienen, erregten jedoch in Wahrheit, als traurige Produkte der Altersſchwäche, nur das Hohnlachen der Gegner und das noch kränkendere Achſelzucken der alten Freunde.

Und ſo iſt er endlich zu Anfang des Jahres 1852 heimgegangen, vom Publikum unbeklagt, faſt unbeachtet, und wiewohl ſein äußeres Leben glücklicher geweſen iſt und reicher an Erfolgen, als das der meiſten deutſchen

Dichter, beſonders der Theaterdichter — er hatte doch wie Schlemihl ſeinen Schatten verloren; wer wagt zu behaupten, daß er glücklich geweſen?! — —

Derſelbe Ausruf wie an dieſem ſpäten, drängt ſich uns auch an Jean Baptiſte Baiſon's nur allzufrühzeitigem Grabe auf. Auch Baiſon's Leben ging aus ärmlichem, freudloſem Dunkel hervor; ſelbſt der wohlthätige Halt der Familie, wie er dem jungen Raupach doch noch immerhin zu Theil geworden war, blieb ihm verſagt. Jean Baptiſte Baiſon wurde am 24. October 1812 in Hattersheim bei Mainz geboren. Kurz darauf wurde das Haus ſeiner Aeltern durch die Ruſſen, welche bei der Verfolgung der Franzoſen auch nach Hattersheim gekommen waren, in Brand geſteckt; ſein Vater, der nach Angabe unſerer früher erwähnten Quelle der Sohn wohlhabender franzöſiſcher Emigranten war, kam dadurch um alles das Seinige. Er mußte Hattersheim verlaſſen und ſchätzte ſich glücklich, in Mainz eine kleine Stelle bei der Polizei zu erhalten, durch die er ſein Leben nothdürftig friſtete.

Baiſon's Kindheit war unter dieſen Umſtänden höchſt traurig. Sein Vater war nicht blos arm, er war auch roh und gewaltthätig. Die Mutter war durch häufige Mißhandlungen bereits abgeſtumpft und gleichgultig geworden; um ſo ſchutzloſer waren die Kinder der Wildheit des Vaters Preis gegeben, der ſie oft um der geringfügigſten Urſache willen den grauſamſten Züchtigungen unterwarf.

Doch konnte weder Armuth noch Mißhandlung die friſche Jugendkraft brechen, die in Jean Baptiſte ſchäumte. Noch in reiferen Jahren zeichnete Baiſon ſich nicht nur durch ſeine hohe ſchlanke Geſtalt, ſeine ſcharfgeſchnittenen geiſtreichen Züge und den leuchtenden Glanz ſeines dunkeln, faſt ſtechenden Auges, ſondern auch durch die ſeltene Geſchmeidigkeit ſeiner Glieder aus, die ſeinem ganzen Auftreten, ſowohl auf der Bühne wie im gewöhnlichen Leben, eine eigenthümliche Elaſticität verlieh. Zu dieſer Geſchmeidigkeit hatte er den Grund ſchon in ſeinen früheſten Knabenjahren gelegt; in allen körperlichen Uebungen wohlerfahren, ein ebenſo gewandter wie unerſchrockener Ringer, der verwegenſte Kletterer weit und breit, war er der Anführer aller tollen und übermüthigen Streiche, die in dem ganzen Stadtviertel verübt wurden. Der ungenannte Biograph theilt in dieſer Beziehung einige Züge mit, die wohl werth ſind auch hier aufbewahrt zu werden. „Von zwei Meſſerklingen verfertigte er ſich Schlittſchuhe, auf denen er mit ſeltener Gewandtheit zu laufen verſtand; mit der Schlüſſelbüchſe übte er ſich im Schießen und brachte es ſo weit, daß er das Schwarze auf funfzig Schritte traf.“ Vor Allem aber wird ſeine verwegene, faſt beiſpielloſe Fertigkeit im Schwimmen gerühmt. „Mit gebundenen Händen und Füßen", erzählt ſein Biograph, „ließ er ſich in den Rhein werfen, ſchwamm auch wohl unter kleinen Fahrzeugen durch und ging endlich eine Wette ein, daß er daſſelbe Wagſtück auch mit einem Dampfſchiff ausführen würde". Das Bild, das uns davon erhalten, iſt gar poetiſch und anmuthig: mit einer Weidenkrone geſchmückt, ſchwamm er luſtig auf ein großes Dampfſchiff zu, welches vollen Laufes den Rhein herunter kam, tauchte dichte vor demſelben unter und erſchien glücklich wieder auf der andern Seite, zum großen Jubel der Paſſagiere des Schiffes, welche den kühnen Schwimmer ſchon verloren geglaubt hatten. Ein anderes Mal war er gegen das Verbot ſeines Vaters ins Waſſer gegangen und befand ſich mitten im Strom, als er dieſen plötzlich über die Brücke kommen ſah. Voll Schrecken, wohl wiſſend, welches Schickſal ihn zu Hauſe erwartete, tauchte er ſich tief unter und ſchwamm eine weite Strecke unter dem Waſſer hin; als er wieder an die Oberfläche kam, befand er ſich jenſeits der Schiffsmühlen, die auf dem Rheine liegen — ohne es ſelbſt zu wiſſen, war er unter denſelben hinweggeſchwommen. —

Für einen Knaben von ſo feurigem Temperament war es denn freilich eine ſchwere Aufgabe, da er ſich plötzlich den Wiſſenſchaften widmen ſollte. Und nicht blos den Wiſſenſchaften ſchlechthin, ſondern der entſagungsreichſten und demüthigſten aller Wiſſenſchaften, nämlich dem geiſtlichen Studium. Die Familie war katholiſch; bei der großen Armuth derſelben, glaubte der Vater für die Zukunft ſeines Sohnes nicht beſſer ſorgen zu können, als indem er ihn zum Prieſter beſtimmte, womit die unentgeltliche Aufnahme auf das Gymnaſium verbunden war. Was das junge brauſende Herz bei dem Gedanken empfand, dereinſt unter der Prieſterkutte der Welt und ihren Freuden abſterben zu müſſen, davon iſt uns nichts aufbewahrt. Die wiſſenſchaftlichen Studien jedoch, mit denen er den Anfang ſeiner Laufbahn zu machen hatte, zogen ihn, wie ſein Biograph verſichert, aufs lebhafteſte an, ſo daß er mit wahrem Feuereifer über ſeinen Büchern lag und bald die Mehrzahl ſeiner Mitſchuler überflügelt hatte. Auch zeigte er noch in ſpäteren Jahren ein lebhaftes Intereſſe für wiſſenſchaftliche Bildung jeder Art, in einem Grade, wie man es bei ſeinen Standesgenoſſen nur in den allerſeltenſten Fällen findet.

Aber wie hätte ein ſo regſamer, ſo ungeſtümer Geiſt, mit dieſen phantaſtiſchen Neigungen und Trieben, wohl dem Zauber entgehen können, den die Bühne erfahrungsmäßig auf jede, ſelbſt die kälteſte jugendliche Natur ausübt? Das Mainzer Theater ſtand damals gerade unter der Direction von Haacke und gehörte bei weitem zu den beſſeren Bühnen dieſes Ranges; einzelne ausgezeichnete Talente, die ſpäterhin die deutſche Bühne mit ihrem Ruhm erfüllten, wie Theodor Döring, gehörten ihr an und verliehen den Darſtellungen einen ungewöhnlichen Reiz.

Auch Baiſon wurde davon ergriffen. Der Zwang im Seminar, in das er jetzt nach zurückgelegten Schulſtudien eingetreten war, verbunden mit der Roheit und Noth im älterlichen Hauſe auf der einen und auf der andern Seite der blendende Zauber der Theaterwelt mit ihrer Ungebundenheit und ihren luſtigen Abenteuern, verſetzten ſein junges Herz in einen Kampf, welchem er nur allzubald erlag. Ohne daß die nähere Veranlaſſung uns erhalten wäre, verließ er im Februar 1831 heimlich das Seminar und begab ſich nach Straßburg, in der Abſicht, der Fremdenlegion, die ſich in jener Zeit daſelbſt zuſammen fand, beizutreten. Allein der Anblick dieſer zerlumpten, halb verhungerten Geſtalten war dem neunzehnjährigen Jüngling denn doch zu abſchreckend; auch war es ihm weit weniger um den Kriegsdienſt, als um die Freiheit zu thun geweſen, und da er dieſe nun hatte, wem hätte er ſie anders opfern können, als der ſtillen Geliebten ſeines Herzens, dem geheimen Gegenſtande ſeiner kühnſten Wünſche, der Muſe des Theaters?

So finden wir ihn alſo wenige Wochen nach ſeiner Flucht im März 1831 bereits bei einer jener „Schmieren", wie man dergleichen umherziehende Geſellſchaften der niedrigſten Gattung in der Handwerksſprache zu nennen pflegt und wie ſie den garſtigen und übelklingenden Namen der Regel nach nur allzu ſehr verdienen. Man muß in Baiſon's eigenem Tagebuche aus dieſer Zeit, das durch einen glücklichen Zufall erhalten iſt und das der Herausgeber des mehrgenannten Denkmals vollſtändig mitgetheilt hat — man muß, ſage ich, in dieſen fragmentariſchen Selbſtbekenntniſſen, die aber alle den Stempel der lauterſten Wahrheit und Einfachheit an ſich tragen, nachleſen, mit welchen Entbehrungen der angehende Künſtler damals gerungen und durch welche Dornen des Unglücks, welche Sümpfe der Gemeinheit er ſich hat zu ſeinem Ziele hindurch arbeiten müſſen. Um denjenigen unſerer Leſer, welche mit dieſer Nachtſeite des Künſtlerlebens unbekannt ſind, wenigſtens einen flüchtigen Blick auf dieſelbe zu verſchaffen, wollen wir einige dieſer Tagebuchblätter hier einſchalten; den Zuſammenhang wird ſich der Leſer ohne Mühe ergänzen.

Unterm 27. October 1831, nach ſeinem erſten Beſuch bei der Kammerhuber'ſchen Geſellſchaft, die ihm nach dem Bankerott ſeines früheren Prinzipals, eines Herrn Weinſchrötter, ein willkommenes Aſyl bot, ſchreibt er: „Ich ging zur Clique, um zu ſehen, wie es ausſieht. Der Director trägt ſelbſt die Zettel und pappt ſie an;

die erſte Liebhaberin ſingt Abends im Wirthshaus und ihr Vater geht mit dem Teller herum und ſammelt. Ich verblüffte ſie Alle mit einander. Lauter arme Kerls!“

Und am folgenden Tage: „Heute wurde aufgeführt: Der Schutzgeiſt; ich mußte darin Otto, den deutſchen Kaiſer, ſpielen; bekam die Rolle erſt Mittag zwei Uhr und Abends ſollte die Vorſtellung ſein. Ich ſpielte ihn. Auf meinen Theil fielen 29 Kr. Otto! Otto! 29 Kr.!“

„Donnerstag, den 3ten. Geſtern Abend ging ich in ein Bierhaus; da kam ein Gendarm und forderte mir meinen Paß ab. Ich gab ihn, allein er war abgelaufen … und deshalb nahm er mich feſt und ſteckte mich ein. Ich mußte die ganze Nacht im Loch ſtecken bleiben, und Morgens um 7 Uhr kam der Kerl und holte mich ab nach Weilheim aufs Landgericht — Hölle! Um $2^1/_2$ Uhr kamen wir an; ich parlirte furchtbar und erhielt hierauf viſirt nach Murnau.“

„Montag den 15ten. Heute wurde aufgeführt: Der Schinderhannes. Ich verarbeitete Görgel (Liebhaber). Die Darſtellung gefiel ſehr. Dann folgte der Nachtwächter — ego den Zeiſig, Prüller Wachtel. Wenig gewußt. Dann folgt Salomon's Urtheil, ich Eliphal. Die Vorſtellung gelang im Ganzen. Der Theil erhielt 21 Kr.“

„Freitag, den 19. Heute die Räuber auf Maria Kulm. Ich fiel gänzlich durch, doch war es gut für Weilheim, und dann bekam ich ſehr ſchlecht ſouflirt. Gewitterkeil! 7 Kr. auf den Theil. Dank Ihnen, das iſt noch nicht auf einen Zahn!“

„Mittwoch, den 11ten December. So eben erfahre ich, daß wir nicht ſpielen dürfen, wegen 50 Fl. Schulden. Schöner Kredit! o elende Schmiere! Ich werde mich gewiß ſchieben. — Wir durften ſpielen; die Wirthin hatte ſich erweichen laſſen. Die Vorſtellung fiel gänzlich durch; auf den Theil 4 Kr.“

Noch früher ſchreibt er einmal aus der Gegend von St. Gallen, wo er mit der Bande eines Hrn. Deny umherzog: „Ich logire hier bei einer Frau, die hat den Teufel im Leib; ſo eben hat ſie mir angekündigt, daß ich nichts mehr zu eſſen bekommen würde. Nun Glück zu! ich werde doch leben! Vor mir liegt ein Stückchen Brot, und ein Schoppen Waſſer ſteht dabei; ein herrliches Nachteſſen! guten Appetit!“

Bei einem ſolchen Leben wird man es begreifen, wenn ſelbſt den enthuſiaſtiſchen Kunſtjünger mitunter eine gewiſſe Kleinherzigkeit befiel und der Wunſch in ihm lebendig ward, er möchte dieſe verhängnißvollen Bretter niemals betreten haben. „Einen guten Morgen!“ ſchreibt er den Tag nach dem eben erwähnten frugalen Abendeſſen: „Dieſen Mittag aß ich für vier Kreuzer Brot und trank einen Schoppen Bier dazu, und das war gut — o wäre ich doch nach Polen gegangen! Es liegt mir nichts mehr an meinem Leben — Schauſpieler bin ich nicht — viel glaube ich nie zu werden — o hätte ich ein Handwerk gelernt und wäre ein roher Kerl geblieben — da wäre mir beſſer. Welch ein Leben beim Theater als Anfänger, und gar bei ſolch einem! Für's Souflieren habe ich mich nicht engagiren laſſen; drum will ich machen, daß ich wegkomme. Noch nicht einmal ſatt zu freſſen! . . . . Dieſen Abend wird der Dorfbarbier aufgeführt. — Ich wollte ich wäre nie Schauſpieler geworden!“ —

Aber noch ſchlimmer als Froſt, Hunger und Verlaſſenheit, war die Gemeinheit der Geſinnung, die bei dieſen kläglichen Unternehmungen herrſchte und Angeſichts deren von künſtleriſchen Zwecken und künſtleriſcher Begeiſterung gar keine Rede mehr ſein konnte. In der Schauſpielkunſt iſt mehr Handwerksmäßiges als in allen übrigen Künſten; darum iſt ſie auch mehr als alle übrigen der Gefahr ausgeſetzt, zum bloßen Handwerk herabgewürdigt zu werden. Alle übrigen Künſtler zahlen nur mit ihren Ideen, nur mit der Arbeit ihres Geiſtes und ihres Talents: der Schauſpieler zahlt zugleich mit ſeiner Perſon. Das erhöht den Reiz des Schauſpielerlebens gewiß ganz außerordentlich und macht den Triumph eines Theaterabends gewiß zu einer der großartigſten und gewaltigſten Erregungen, deren der Menſch fähig iſt. Aber es liegt eben dadurch auch wiederum die Gefahr ſehr nahe, die perſönlichen Zwecke und Rückſichten zu den hauptſächlichen, wenn nicht gar zu den einzigen zu machen und die Kunſt nicht blos wie ein Handwerk, ſondern auch wie ein Schmarotzer, und wenn die Zeiten für das Schmarotzen zu ſchlecht ſind, wie ein Bettler zu treiben.

Ueberhaupt aber giebt es keine zweite Kunſt, die ein ſolches Aufgeben der Perſönlichkeit verlangt und dabei doch die Perſönlichkeit fortwährend ſo herausfordert, wie die Schauſpielkunſt. Nicht blos, wie wir in der Einleitung ſagten, die Zeiten ſind vorüber, wo man ſich Dichter und Künſtler nur als zerlumpte Vagabonden denken konnte, ſondern auch daran glaubt man nicht mehr — und glaubt mit Recht nicht mehr daran — daß ein Genie auch nothwendig liederlich ſein und die Geſetze der Sitte und der bürgerlichen Ordnung mit Füßen treten muß. Aber für den Schauſpieler hat dieſe alte Tradition allerdings noch eine gewiſſe Wahrheit, eine verhängnißvolle. Was weiß der Blinde von der Farbe? und wie will der Schauſpieler die unermeßliche Tonleiter der Leidenſchaften zur Darſtellung bringen, zur leibhaften, handgreiflichen Darſtellung, wenn er ſie nicht ſelbſt leibhaftig durchgemacht hat? Wie will er den Trunkenbold, den Spieler, den Wüſtling darſtellen, wenn er nicht ſelbſt wenigſtens mit Trunkenbolden, mit Spielern, mit Wüſtlingen in Verkehr geſtanden hat? Man ſteht aber mit dieſer Gattung von Leuten nicht in Verkehr, ohne den Dämonen, von denen ſie beherrſcht ſind, nicht auch für ſeine eigene Perſon wenigſtens einige Opfer zu bringen. Die Schauſpielkunſt ſoll ſo wenig ein Freibrief für Liederlichkeit und Ausſchweifung ſein, wie irgend eine andere Kunſt: aber eine gewiſſe dunkle Region voll ſittlicher Gefahren und Kämpfe liegt allerdings in der Laufbahn jedes Schauſpielers und glücklich derjenige, der dieſe Kämpfe wenigſtens ſo beſteht, daß die Narben davon nicht Zeitlebens ſichtbar bleiben!

Eine andere merkwürdige Erſcheinung, welche faſt ohne Ausnahme in der Geſchichte aller Schauſpieler wiederkehrt, die in der Folge etwas Ausgezeichnetes und Ungemeines geleiſtet haben, beſteht darin, daß ihr Talent ſich ſehr langſam, faſt ſchwerfällig entwickelt; dieſelben Künſtler, die ſpäterhin das Entzücken des Publikums und den Stolz der Bühne bildeten, haben gewöhnlich Jahre hindurch für vollſtändig ungeſchickte und unbefähigte Subjecte gegolten. Einer der erſten Künſtler, deren ſich das deutſche Theater in dieſem Augenblick erfreut, der ſchon genannte Theodor Döring, hat uns ſelbſt zu wiederholten Malen mit lachendem Munde erzählt, wie der Director nach ſeinem erſten Auftreten nahe daran geweſen, ihn mit tauſend Flüchen von den Brettern herunter zu werfen. Ebenſo iſt es von Ludwig Devrient bekannt, daß auch er, der ſpäterhin die tiefſten Schätze dramatiſcher Darſtellungskunſt entfalten ſollte, Jahrelang für einen der hölzernſten Geſellen galt, welche jemals die Bühne betreten. Daſſelbe iſt uns von Seydelmann, daſſelbe von unzähligen Anderen überliefert, die während ihrer Lehrjahre bald der Spott, bald das Mitleid ihrer Kollegen waren, um ſich dann auf einmal, oft in Folge einer ganz äußerlichen, ganz zufälligen Veranlaſſung, in einer Kraft und einem Glanze zu entfalten, die ihnen noch wenige Stunden zuvor ſelbſt ihr intimſter Freund nicht zugetraut hätte.

Aber auch dies erklärt ſich durch das viele Handwerksmäßige, Mechaniſche, das gerade mit der Kunſt des Schauſpielers verbunden iſt. Gerade je tiefer eine Natur angelegt iſt, je innerlicher ſie arbeitet, je ernſter ſie es mit ihrer geiſtigen Aufgabe nimmt, je ſchwerer wird es ihr fallen, dieſe vielen kleinen und doch ſo unentbehrlichen, ſo wichtigen Aeußerlichkeiten zu beachten, je ängſtlicher wird das Bewußtſein dieſer Schwierigkeit ſie machen, je häufiger wird der Darſteller ſich dadurch die Wirkung ſeiner beſten Abſichten und Einfälle verderben — bis dann endlich ein glücklicher Moment, vielleicht ein Moment innerer Angſt und Deſperation, das Gängelband der Reflexion zerbricht und den Künſtler plötzlich auf eigene Füße ſtellt.

So darf es uns denn nicht Wunder nehmen, daß auch Baiſon (oder wie er ſich in den erſten Jahren ſeiner Künſtlerlaufbahn nannte, vielleicht im Bewußtſein jenes heitern Muthes und jener Lebensfreudigkeit, die ſeine Knabenjahre verklärt hatte, der Schauſpieler Frühling) nur ſehr langſame Fortſchritte machte und bei den „Schmieren", mit denen er heut hier, morgen dort, bald am Rhein, bald in der Schweiz, bald in Baiern, Sachſen ꝛc. umherzog, im Allgemeinen nur als ein höchſt unbedeutendes Subject bekannt ward. Noch im Frühjahr 1833 begegnete es ihm in Halle, daß die damalige Demoiſelle Reimann, ſpätere Frau Düringer, eine geſchätzte Künſtlerin, ſich als Jungfrau von Orleans aufzutreten weigerte, ſo lange Baiſon neben ihr den König ſpielte; mitten in der Probe wandte ſie ſich plötzlich von ihrem Mitſpieler ab und rief dem Director zu: mit dieſem Eſel kann ich nicht ſpielen! „Der Director (erzählt der Biograph weiter), ein roher und ungebildeter Mann, dabei ängſtlich bemüht, ſich dem nutzenbringenden Gaſte angenehm zu machen, fuhr mit Heftigkeit auf Baiſon los, nahm ihm die Rolle ab und ſchrie ihm zu: Sie ſind entlaſſen, Sie Eſel! . . . ."

Die unmittelbare Folge dieſes ſchmachvollen Auftritts, mitten vor allen Collegen, war ein heftiger Blutſturz, der den bis dahin ſo kräftigen jungen Manne dem Tode nahe brachte. Einſam, von jeder menſchlichen Hülfe verlaſſen, lag er mehre Tage in der Dachkammer eines elenden Wirthshauſes; ein Aufwärter, dem er, um ſich wenigſtens ein paar Groſchen zu verſchaffen, ſeine Pfeife zum Verkauf übergab, nahm die Pfeife und ließ ſich nicht wieder ſehen. Wer will die Bitterkeit der Empfindung ermeſſen, die damals die Seele des jungen Künſtlers erfüllt, und wer will den Stein wider ihn aufheben, wenn von ſolchen unſeligen Erfahrungen noch für ſpätere Zeiten ein Roſt übrig geblieben, der das reine Metall zuweilen mit einem gewiſſem Anhauch zu verdunkeln drohte?

Und doch ſollte das alte Sprüchwort von der Hülfe, die gerade da am Nächſten, wo die Noth am größten, ſich auch diesmal bewähren. Jene Bühne von Lauchſtädt, welche Goethe einſt errichtet und Schiller durch die edelſten Producte ſeines Geiſtes eingeweiht hatte, war um dieſe Zeit ebenfalls einem richtigen „Schmieren-Führer“ anheim gefallen, für deſſen künſtleriſche Anforderungen ſelbſt der ſo ſchmählich von den Brettern gewieſene Baiſon noch immer nicht zu ſchlecht war. Und ſiehe da, die ſeltſame Wahl belohnte ſich; ſei es, daß die Kataſtrophe in Halle ſeine ganze Energie emporgerüttelt, ſei es, daß die körperliche Krankheit zugleich eine geiſtige Kriſis befördert hatte, genug, der bis dahin ſo vielfach Verſpottete, dem nichts hatte glücken, nichts hatte zutreffen wollen, zeigte ſich plötzlich als ein bemerkenswerthes Talent. In Kurzem war Baiſon der Günſtling des Publikums, die Stütze und der Mittelpunkt der Geſellſchaft.

Nur war leider dieſer perſönliche Beifall, welchen Baiſon erwarb, noch immer nicht im Stande die leere Kaſſe des Unternehmers zu füllen; die „Schmiere“ ging, wie gewöhnlich, in Bankerott und Elend aus einander, und wiederum ſah der junge Künſtler ſich einem unſteten Wanderleben in die Arme geſchleudert.

Wiewohl ihn daſſelbe jetzt doch allmählig auf etwas beſſere, anſtändigere Stationen führte. Noch im Herbſt 1833 ſpielte er bei dem bekannten Kunſtenthuſiaſten, dem Grafen Hahn, der damals die Direction in Magdeburg führte. Von Magdeburg kam er nach einem vergeblichem Verſuch, ein Engagement bei dem „alten Schmidt“ in Hamburg zu finden, nach Danzig, wo das ganze Kunſtleben nun ſchon einen höheren Anſtrich gewann. Baiſon ſelbſt ſpielte hier bereits den Hamlet, eine Rolle, die ſeiner eigenthümlich grübelnden, ſelbſtquäleriſchen Natur mit am beſten zuſagte und die in manchem Betracht den Gipfel ſeiner Kunſtleiſtungen bildete. Auch führte er hier bereits die Regie und legte dadurch den Grund zu jener techniſchen Bühnenkenntniß, die ihn ſpäter in ſo hohem Grade auszeichnete und durch die er ſelbſt auf unſere jüngſte dramatiſche Literatur nicht ohne weſentlichen Einfluß geblieben iſt.

Bald jedoch gerieth er auch hier wieder mit dem rohen und ungebildeten Director in allerhand Zerwürfniſſe, welche ihn beſtimmten, Danzig nach kaum einjährigem Aufenthalt heimlich zu verlaſſen und ſich zum zweitenmal auf Gnade oder Ungnade — das heißt auf Gefallen oder Nichtgefallen, wovon die Gültigkeit des zum voraus abgeſchloſſenen Contractes abhängig ſein ſollte — jenem Hamburg zuzuwenden, das ihn ſchon einmal ſo gewaltig angelockt hatte und das von da ab der eigentliche Mittelpunkt und leider auch das Grab ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit werden ſollte.

Hamburg genoß damals, in Mitte der dreißiger Jahre, noch eines außerordentlichen theatraliſchen Ruhmes. Waren auch die großen Schröder'ſchen Zeiten, wo die Hamburger Bühne die erſte Deutſchlands geweſen und Shakſpeare und Goethe von Hamburg aus ihren Weg über die deutſchen Theater angetreten hatten — waren dieſe großartigen und unvergeßlichen Zeiten auch längſt vorüber, ſo hatte die einſichtsvolle und energiſche Leitung von Schmidt und Lebrun der Hamburger Bühne doch noch immer den Ruhm erhalten, eine der thätigſten und ſolideſten von ganz Deutſchland zu ſein. Namentlich die ſtrenge Zucht des alten Schmidt, in dem noch die Tradition jener Schröder'ſchen Epoche lebte, hatte das Hamburger Stadttheater damals zur wahren hohen Schule der deutſchen Schauſpielkunſt gemacht; hier hatte ſo eben Emil Devrient die friſcheſte Blüthe ſeines anmuthsvollen und liebenswürdigen Talentes entfaltet, hier leuchtete zu derſelben Zeit Dörings glänzendes Geſtirn, hier ſollte nun auch Baiſon die entſcheidende Probe ablegen.

Dieſelbe fiel ſo glücklich aus, wie ſein brennendſter Ehrgeiz es nur immer hatte wünſchen können. Gleich nach ſeiner erſten Rolle (Hamlet) wurde er nicht nur vom alten Schmidt, ſondern auch von der Kritik für würdig befunden, in jenen ausgezeichneten Künſtlerreigen einzutreten, der damals die Hamburger Bühne verſchönte; vor Kurzem noch überglücklich mit der Gunſt des obſcuren Lauchſtädter Publikums beehrt zu werden, ſah er ſich von ſeinem erſten Auftreten an als Liebling des ſchwerbefriedigten, durch die größeſten Meiſter verwöhnten Hamburger Publikums. Hatte vorhin das Unglück ihn geſtählt, welche Schwingen mußte erſt dieſer über die Maßen glückliche Erfolg ſeiner Seele verleihen! wie mußte Alles, was von Talent, Kraft und künſtleriſchem Humor in ihm keimte, wie mußte es emporwachſen und ſich zur fröhlichſten Blüthe entfalten an dieſem wohlthätigen Sonnenſtrahl des Glücks!

Auch verſichern ſtimmfähige und vorurtheilsfreie Beurtheiler, welche Gelegenheit hatten, Baiſon damals und in ſpätern Jahren zu ſehen, daß er allerdings ſpäter in manchen Einzelnheiten bedeutender und reifer geweſen: dafür aber habe auf jener erſten Hamburger Epoche ein Schmelz und eine Friſche gelegen, gleichſam ein Thau des Glücks, ſich wiederſpiegelnd in übermüthiger Farbenpracht, wie es dem Künſtler ſelbſt in ſeinen reifſten Jahren nicht wieder vergönnt geweſen.

Und hier möchte zur Vervollſtändigung unſeres Lebensbildes wohl der Ort ſein, einiges Nähere über die eigenthümliche Art der Baiſon'ſchen Darſtellung einzuſchalten. Dieſelbe unterſchied ſich von dem, was wir ſonſt von unſern „erſten Liebhabern" zu ſehen gewohnt ſind, ſehr weſentlich; ja ohne Baiſon's Talent zu nahe zu treten und obwohl er, als ein in jeder Hinſicht reichbegabter und hochgebildeter Schauſpieler, auch in eigentlichen Liebhaber- und Heldenrollen noch immer Vortreffliches leiſtete, ſo darf man doch behaupten, daß blos ſentimentale, blos leidenſchaftliche Rollen, wie die ſogenannten „erſten Liebhaber" meiſtens ſind, ihm weniger zuſagten. Dazu hatte die ernſte Schule, die er als Künſtler zurücklegen mußte, ſeine Unbefangenheit zu ſehr gebrochen, die Fülle ſeines Herzens zu ſehr erkältet, ſeine kindliche Hingabe an die Welt zu ſehr enttäuſcht; dieſer Kopf hatte zu hart, zu peinlich denken, dieſes Auge die geheime Miſere ſeiner Umgebung zu ſcharf durchſpähen müſſen, als daß er nicht etwas eingebüßt hätte von jener Naivetät, jener Unmittelbarkeit und Friſche, durch welche Rollen der bezeichneten Art ihren hauptſächlichſten Reiz erhalten.

Und ſo befand Baiſon ſich auf ſeinem eigentlichen Gebiete vielmehr in ſolchen Rollen, in denen der Gedankeninhalt die Empfindung überwiegt oder ihr doch eine weſentliche Färbung verleiht. Je tiefer, je ſkeptiſcher dieſer Gedankeninhalt, je verwegener die Reflexion am Abgrund der Selbſtvernichtung taumelte, je größer die Lebendigkeit, je unwiderſtehlicher der Erfolg, mit dem Baiſon ſie zur Darſtellung brachte. Baiſon war der eigentliche Darſteller jener Zerriſſenheit und ſittlichen Entzweiung, wie ſie übrigens durch die damalige deutſche Literatur geht, und wie auch die erſten und bedeutendſten dramatiſchen Verſuche derſelben ſie uns repräſentirten. Gutzkow namentlich hat für die Helden ſeiner früheren Dramen keinen vollendetern, der Idee des Dichters entſprechendern Darſteller gehabt, als Baiſon; auch werden wir ſogleich noch von dem Verhältniß zu ſprechen haben, das ſich zwiſchen dem Dichter des Werner und unſerm Künſtler perſönlich anknüpfte.

Am allergroßartigſten aber zeigte das Talent dieſes Darſtellers ſich in ſolchen Rollen, wo die Tiefe der Reflexion und die Schärfe des Skepticismus ſich wie ein zweiſchneidiges Schwert gleichzeitig gegen ſich ſelbſt und gegen die Umgebung wendet. Dieſer Künſtler hatte in den dornigen Anfängen ſeiner Laufbahn nicht nur das Publikum verachten gelernt: er hatte auch in das Treiben der Künſtler, ja in ſeine eigene Bruſt hatte er Blicke gethan, die ihn mit Unwillen und Verachtung erfüllten. „Die Welt“, ſchreibt er noch kurz vor ſeinem Tode an einen Freund, „iſt von andern Dingen bewegt und läßt ſich nicht mehr durch das naive Kunſtleben erbauen; nur die flüchtigen Stunden von ſechs bis neun Uhr Abends ſchenkt ſie dem Dichter und Künſtler zu ihrer eigenen Erholung und Ergötzung, über dieſe Zeit hinaus verfallen beide der Vergeſſenheit, und nur die angezündeten Lampen rufen zu neuem kurzen Leben.... Welche Anſtrengungen werden um ein bischen Lob gemacht, wie viele Beſuche abgeſtattet, wahre Eiertänze ausgeführt, wie viele Gänge und Wege, wie viele Flaſchen Champagner und wie viele Geldrollen ſpendirt, um nur der lieben Eitelkeit zu dienen! Ich geſtehe Ihnen, daß dieſe traurige Außenſeite der Kunſt mir ſchon oft einen äußeren Zweifel an dem inneren Werth derſelben beigebracht und mich Tage lang verſtimmt hat, ſo daß ich unfähig war ihr zu dienen.“ —

Allein was mehr? Die Schminke gehört einmal zum Schauſpieler und auch dieſe moraliſche darf ihm nicht erlaſſen werden. Alſo nur immer friſch hineingegriffen in den allgemeinen Farbentopf der Eitelkeit! nur immer die Augenbraunen geſchwärzt und ein hyſteriſches Roth auf die Wangen gepinſelt! Die Welt will es nun einmal nicht anders — und ich ſelbſt rette meine Freiheit, indem ich meine Ketten wenigſtens innerlich verachte!

Aus dieſen und ähnlichen Stimmungen, die wir dem Leſer aus triftigen Gründen überlaſſen müſſen ſich ſelbſt im Einzelnen weiter auszumalen und deren Ausmalung auch Niemand Mühe machen wird, der irgend einmal einen Blick hinter die Couliſſen geworfen oder auch nur in vorübergehendem Verkehr mit Schauſpielern geſtanden hat — aus dieſen und ähnlichen Stimmungen, ſage ich, ging jener großartige, weltverachtende Humor hervor, durch den der Künſtler einzelnen ſeiner Rollen einen wahrhaft dämoniſchen Reiz verlieh. Wer Baiſon als Stephan Forſter in den Gebrüder Forſter, von Karl Töpfer nach dem Engliſchen gearbeitet, geſehen hat, der wird nicht nur verſtehen was wir meinen, ſondern er kann ſich auch rühmen, in den erſten Zweidritteln dieſer Rolle, wie Baiſon ſie ſpielte, etwas von dem Großartigſten geſehen zu haben, das die Bühne jemals geleiſtet. Auch den Gutzkow'ſchen Uriel Acoſta ſtattete er mit einzelnen dieſer gewaltigen Töne aus; ebenſo den Coriolan von Shakspeare, ſowie (um in ein ganz entgegengeſetztes Gebiet zu ſtreifen) den Lumpenſammler von Felix Pyat, eine an ſich ziemlich fratzenhafte Rolle, die aber durch Baiſon (zu deſſen letzten Rollen ſie überdies gehörte) eine wahrhaft hinreißende Wahrheit und Lebendigkeit gewann. Selbſt dem gewöhnlichen Theaterpublikum, ja der Eiferſucht, um nicht zu ſagen dem Neide ſeiner Collegen, entging dieſe Eigenthümlichkeit des Baiſon'ſchen Talentes nicht; er ſpiele, meinten ſie, alle Mal in ſolchen Rollen am beſten, wo er ſeine Umgebung recht herunter machen und maltraitiren, alſo den Eingebungen ſeines ſtarren und herrſchſüchtigen Charakters recht folgen könne. Hätte man geſagt: er ſpielt in ſolchen Rollen am beſten, wo er die Ueberlegenheit ſeiner ſouverainen, weltverachtenden Natur am Freieſten zur Geltung bringen kann, ſo hätte man damit ſchon eher das Richtige getroffen. Und doch hätte auch dabei noch ein wichtiger Zuſatz gefehlt: nämlich daß dieſe ſouveraine Weltverachtung ſich auch zugleich gegen ſich ſelber kehrte, ja daß dieſer Humor ſich nur darum ſo wild geberdete und nur darum ſo grauſam gegen ſeine Umgebung war, weil der Künſtler ſelbſt ſich ſo tief unglücklich fühlte.

Denn unglücklich war Baiſon, trotz des glänzenden Fortgangs, den ſeine künſtleriſche Thätigkeit in Hamburg nahm und obwohl er auf den zahlreichen Gaſtſpielen, die er im Lauf der nächſten Jahre auf den Hoftheatern in Wien, Berlin, Dresden ꝛc. veranſtaltete, Beifall, Ruhm und Geld die Fülle einärndete. Er war unglücklich, weil der Zwieſpalt ſeiner Kunſt ihn ängſtigte; auf der einen Seite, welche Erhabenheit, welche Abſtraction von allem blos Subjectiven — und auf der andern Seite welche Dürftigkeit, welche Abhängigkeit von den kleinſten perſönlichen Mitteln, Stimmungen und Zwecken!

Auch, ſeine äußere Zukunft ängſtigte den ſeit einigen Jahren verheiratheten und mit Kindern geſegneten Mann. Zwar waren ſeine Einnahmen reichlich und der in der Schule der Armuth und Entbehrung Erzogene, an deſſen Wiege Noth und Jammer mit ſo abſchreckendem Antlitz geſtanden, hielt ſie als guter Hausvater vorſichtig zuſammen. Aber ſein Körper war durch die raſtloſen Anſtrengungen, erſchüttert und angegriffen; wer ſicherte ihn für den Fall langwieriger Krankheit oder frühzeitiger Unfähigkeit? wer ſicherte Frau und Kinder für den Fall ſeines plötzlichen Todes? Selbſt dieſe Gunſt des Publikums, die ihn jetzt ſo hoch erhob und ſeinen

Pfad ſo behaglich ebnete — hatte er nicht an hundert und aber hundert Beiſpielen geſehen, wie wankelmüthig, wie vergänglich auch ſie? Seines Eifers und ſeiner Kunſtliebe war er gewiß: aber ſelbſt wenn die Gunſt des Schickſals ihm die körperliche Kraft erhielt — wer ſicherte ihm die Gunſt des Publikums? Der Geſchmack wechſelt in Deutſchland ſo raſch, iſt ſo launenhaft, beſonders beim Theater; das ſpröde Publikum, das ſich einmal hat zu ungewöhnlicher Wärme hinreißen laſſen, kommt ſo leicht zu ironiſcher Beſinnung über ſich ſelbſt und ſpottet der Begeiſterung, in der es ſich ſo eben erſt glücklich fühlte — wer ſteht ihm gut dafür, daß dieſer Umſchlag der Stimmung nicht auch ihn ereilt? daß nicht auch er in wenigen Jahren ſchon herabgeſunken ſein wird zu dem kläglichſten, Gott- und Weltverlaſſenſten Dinge, das es auf Erden giebt — nämlich ein alter armer vergeſſener Schauſpieler zu ſein? Ach, man kennt ſie im Publikum noch immer zu wenig, die Sorgen, die auf einem Künſtlerdaſein ruhen, das durch ſeine natürliche Beſchaffenheit den gewöhnlichen Stützen des bürgerlichen Verkehrs entrückt iſt und an das der bürgerliche Verkehr ſeine Anſprüche doch ebenſo gut macht wie an alle übrigen; man weiß oder bedenkt noch immer viel zu wenig, unter welchem Thau ſchmerzlicher, angſtvoller Thränen der Lorbeer des Künſtlers in den meiſten Fällen groß wächſt und was ſein Herz verſchließt, vielleicht in demſelben Augenblick, da Ihr die Friſche, die Heiterkeit, die Unbefangenheit ſeines Talentes bewundert! Molière, der auf den Brettern ſterbend zuſammenbricht, während das Publikum ſich an der Naturwahrheit ſeines „Eingebildeten Kranken“ ergötzt, iſt noch immer das eigentliche Symbol der Kunſt — und wird es vermuthlich auch noch lange bleiben. ...

Die Verhältniſſe unſrer deutſchen Stadttheater ſind alle ſehr prekärer Natur, ſelbſt auch die bedeutendſten nicht ausgenommen; ſtatt ihre Bühnen zu unterſtützen und der Kunſt in ihren Mauern eine würdige Thätigkeit zu ſichern, machen die meiſten unſerer Städte das Theater ſogar noch zu einer Erwerbsquelle, ſei es unmittelbar, ſei es durch Actiengeſellſchaften und ähnliche Vereine. Jedenfalls ſind die Stadttheater ſchon wegen der wechſelnden Directionen, ſowie überhaupt wegen der Unſicherheit ihres eigenen Beſtandes, nicht in der Lage ihren Mitgliedern eine dauernde Exiſtenz zu ſichern; das Talent wird ausgebeutet, ſo lange es ergiebig iſt oder ſo lange es dem Publikum gefällt, und dann — ſechswöchentliche Kündigung und glückliche Reiſe, meine Herren!

Das iſt der Hauptgrund jenes Uebergewichtes, welches die Hoftheater, als ſtändige, dem Zufall möglichſt enthobene Anſtalten, bei uns in Anſpruch nehmen und gegen das ſelbſt die geiſtigen Vortheile, welche die Stadttheater durch ihre größere Unabhängigkeit, ihre größere Friſche und Regſamkeit durchſchnittlich darbieten, zurücktreten müſſen; nicht blos, wie das Publikum gewöhnlich glaubt, die größeren Mittel der Hoftheater begründen daſſelbe, ſondern vielmehr die größere Sicherheit und Zuverläſſigkeit dieſer Mittel. Darum können unſere Stadttheater für das hervorragende Talent, das eben deshalb berechtigt iſt, auch vom Leben eine hervorragende Stellung zu verlangen, immer nur einen Durchgangspunkt bilden; das letzte Ziel des Künſtlers, wohin alle Gedanken ſich richten, alle Berechnungen ſich wenden, muß immer das „Engagement“ bei einer „Hofbühne“ bleiben, weil nämlich nur die Hofbühnen „lebenslängliche“ Engagements haben. Mag es immer ſein, daß der büreaukratiſche Schlendrian, der bei der Mehrzahl unſerer Hoftheater herrſcht, den Künſtler über kurz oder lang moraliſch todt macht; mag es ſein, daß viele unſerer Hofſchauſpieler nur noch Beamte, nicht mehr Künſtler ſind und daß die unaufhörlichen kleinlichen Rückſichten, die beſchränkte Auswahl des Repertoires, die übermäßige Pflege des äußeren Prunks und Sinnenkitzels, wie das Alles bei unſeren Hoftheatern zu Hauſe iſt, endlich auch das reichſte Talent ſtumpf, den feurigſten Geiſt ſchlaff und träge macht — das „lebenslängliche Engagement“ und die geſicherten Penſionen müſſen für Alles entſchädigen. — Ob ſich freilich nicht durch eine verbeſſerte Einrichtung unſerer Stadttheater dieſer Mangel wenigſtens zum größern Theil beſeitigen ließe, ob nicht namentlich durch das ſehr einfache Mittel, wenn verſchiedene benachbarte Städte, ja ganze Landſchaften zuſammen treten würden, um mit vereinten Kräften eine gemeinſame Provinzialbühne zu gründen, der Hauptpunkt der Frage ſchon gelöſt wäre, das ſteht auf einem andern Blatte. — Doch würde uns die Erörterung dieſes Punktes hier jedenfalls zu weit führen und kehren wir alſo zu unſerm Freunde zurück.

Auch für dieſen konnte der Aufenthalt in Hamburg ſomit nur ein Durchgangspunkt ſein, ſo glänzend und vortheilhaft derſelbe allerdings auch war; auch er mußte ſuchen an eines jener Hoftheater zu gelangen, die nun einmal das Monopol beſitzen, eine künſtleriſche Exiſtenz auf die Dauer ſicher zu ſtellen. Sein Abgang von Hamburg im Herbſt ſieben und dreißig, ſowie die ſchon erwähnten wiederholten Gaſtſpiele in Wien, Berlin, Dresden, Stuttgart ꝛc. gingen weſentlich aus dieſer Abſicht hervor.

Aber unſere Hoftheater ſind eben Hofinſtitute; ſelbſtſtändige, männliche, ſogar vielleicht etwas eigenwillige Charaktere kann man bei Hofe nicht gebrauchen, beim Theater ſo wenig wie anderwärts. Baiſon war in ſeinen Bemühungen nicht glücklich; als Gaſtſpieler auf den erſten Hofbühnen Deutſchlands willkommen und gefeiert, fand er doch die Thür verſchloſſen, ſobald es ſich um ein dauerndes Engagement handelte. Und als es ihm endlich gelungen war, ein ſolches in Dresden zu erhalten (1838), ſo war daſſelbe mit ſo vielen Mißſtänden verbunden oder ſtellte ſich doch wenigſtens Baiſon's ungeduldigem und ſtürmiſchem Sinne ſo dar, daß er nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als den kaum geſchloſſenen Vertrag wieder zu löſen. Er ging nach Hamburg zurück, von Hamburg nach Frankfurt und wiederum von Frankfurt nach Hamburg; überall als Künſtler aufs Schmeichelhafteſte aufgenommen und von der dauernden Gunſt des Publikums getragen, fühlte er ſich doch verzehrt von der inneren Raſtloſigkeit ſeines künſtleriſchen Strebens, ſowie von der Unzufriedenheit mit ſeiner äußern Lage. Was er auch leiſtete, ihm ſelbſt war es noch immer nicht genug; was er auch ärndete, ihn ſelbſt befriedigte es noch immer nicht. Vor ſeiner Phantaſie ſtand eine Wirkſamkeit, wie ſie ehedem Eckhoff, Schröder und andere Heroen der deutſchen Bühne gehabt; Wiederherſteller der ganzen deutſchen Theaters wollte er werden, er fühlte die Kraft dazu in ſich — warum verſagte das Schickſal ihm die Gelegenheit? warum beförderte es ſo viel ſchwächere, unbedeutendere Subjecte in geſicherte und einflußreiche Stellungen und ließ nur ihn unausgeſetzt auf der Woge des Zufalls treiben?

So verſuchte er es denn mit der Literatur; da die Hoftheater ſich ſpröde verſchließen, da kein fürſtlicher Mäcen ſich finden will, wohlan, thun wir uns mit den jungen Schriftſtellern zuſammen. Sie ſind in einigermaßen ähnlicher Lage; auch von ihren dramatiſchen Verſuchen wollen dieſe Hoftheater, die ja auch den äſthetiſchen Geſchmack des Publikums beſtimmen, nichts wiſſen, auch ſie werden kühl über die Achſel angeſehen von Denjenigen deren Beruf es im Gegentheil mit ſich bringen ſollte, die jungen Keime der Literatur zu ſchützen und zu pflegen — thun wir uns zuſammen! Der Dichter giebt den modernen, zeitgemäßen Stoff, die ſchöne, künſtleriſche Form, den intereſſanten und beliebten Namen; der Schauſpieler ſteuert ſeine praktiſche Erfahrung, ſeine Kenntniß der Bühne und ihrer Bedingungen, endlich die Schöpfermacht ſeines Talentes bei — es müßte ja nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn dieſe Allianz nicht endlich doch noch triumphiren ſollte!

Daß dies das einzige Motiv geweſen, weshalb Baiſon die Verbindung mit der jüngern dramatiſchen Literatur ſo eifrig ſuchte, oder daß daſſelbe ihm ſo völlig klar geweſen, wie wir es hier darſtellen, fällt uns allerdings nicht ein zu behaupten. Wir ſelbſt haben ſchon oben auf noch andere, geiſtigere Zuſammenhänge zwiſchen Baiſon und der modernen Literatur hingedeutet. Auch braucht man ſich die Lage dieſer Literatur ſelbſt nur einigermaßen zu vergegenwärtigen, ſowie andererſeits den Ueberdruß, den es dem ſtrebſamen Schauſpieler nothwendig erregen muß, immer und immer die alten Rollen zu ſpielen, dieſe Rollen, die nun ſchon ſeit fünfzig und ſechszig Jahren die ſtehenden Artikel der deutſchen Theaterwelt bilden, die Jeder ſchon von dieſem oder jenem großen Schauſpieler geſehen hat und mit denen ſich daher eine friſche, unbefangene Wirkung im Grunde gar nicht mehr erzielen läßt — um Baiſon's faſt leidenſchaftliche Annäherung an die jüngere Literatur vollkommen begreiflich zu finden. Daß aber das angegebene Motiv ebenfalls mitgewirkt hat, das glauben wir allerdings und das werden uns auch Alle beſtätigen, die mit Baiſon damals in einen näheren Verkehr getreten ſind.

Am lebhafteſten und fruchtbarſten war dieſer Verkehr mit Gutzkow, der zu derſelben Zeit wie Baiſon in Hamburg und Frankfurt lebte und eben damals ſeine praktiſche Thätigkeit für die Bühne eröffnete. Auch der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, der ungefähr um die nämliche Zeit ſeine erſten dramatiſchen Schnitzer machte, hat ſich Baiſon für vielfache praktiſche Rathſchläge und Fingerzeige, mit denen derſelbe ihn dabei unterſtützte, dankbar zu bekennen. Späterhin war es beſonders Rudolf Gottſchall, deſſen ſchönes und fruchtbares Talent Baiſon in liebevolle Pflege nahm. — Ob ſein Einfluß dabei unter allen Umſtänden vortheilhaft war und ob die Poeſie und die Wahrheit der Charaktere nicht zuweilen verlor, was die Stücke durch ſeine Rathſchläge an ſceniſcher Wirkung gewannen, darüber enthalten wir uns des Urtheils. Im Allgemeinen liebte Baiſon, wie alle Schauſpieler, die ſtarken Effecte, ſelbſt auch wenn dieſe Stärke mehr ſcheinbar als wirklich war. Und auch eine andere Schwäche der meiſten Schauſpieler theilte er, nämlich daß er ſeine eigene Rolle nicht leicht glänzend, die ſeiner Mitſpielenden nicht leicht dürftig genug bekommen konnte. Uns iſt in dieſer Hinſicht beſonders eine Bearbeitung der Hebbel'ſchen Maria Magdalena erinnerlich, die er im Sommer ſiebenundvierzig auf die Hamburger Bühne brachte; da war dem Leonhard kein Wort geſtrichen, während der für die Handlung ſo ungemein wichtige Sekretair zum Schattenhaften, ja zum Unverſtändlichen zuſammengezogen war — weshalb? Ei nun: den Leonhard, den edlen, aufopfernden Charakter, ſpielte Baiſon ſelbſt, den künſtleriſch wichtigen, aber pathologiſch unangenehmen Sekretair ließ er durch den „zweiten Liebhaber“ ſpielen!

Nun iſt es freilich wieder ſehr leicht über ſolche Schwächen den Stab zu brechen und ſie ohne Weiteres als Eitelkeit und Rollenſucht zu verdammen. Allein man erinnere ſich an dasjenige, was wir oben über das unvermeidliche Hervortreten der Perſönlichkeit beim Schauſpieler geſagt haben und man wird ſich verſucht fühlen, ſein Urtheil ein wenig zu beſchränken und zu mildern. —

Wir kommen jetzt an den verhängnißvollſten und letzten Act in Baiſon's Künſtlerleben, an einen Schritt, mit dem er ſelbſt den eigentlichen ſichern Boden ſeines künſtleriſchen Ruhmes ſowohl wie ſeines bürgerlichen Wohlſtandes zu legen gedachte und der ihn in beiden Beziehungen aufs Bitterſte enttäuſchte — einen Schritt, den ſelbſt jener öfters erwähnte Biograph nicht umhin kann als das „tragiſche Unrecht“ in Baiſon's Leben zu bezeichnen, „welches er mit ſeinem Untergang büßen mußte.“ — Das Hamburger Stadttheater, das ſeit Schmidt's Tode ebenfalls mehr und mehr zu einer bloßen kaufmänniſchen Speculation geworden war, vielleicht auch, nach dem Maßſtabe des modernen Hamburger Lebens, nicht viel mehr ſein konnte, ſtand (Anfang 1846) aufs Neue zur Verpachtung. Wie das in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt und zwar um ſo lebhafter, je größer die Stadt und um ſo beträchtlicher daher auch die Concurrenz, ſo war auch dieſe Verpachtung der Gegenſtand vielfacher Kabalen und Intriguen; in und außer dem Theater wurde bald für dieſen bald für jenen Bewerber Partei gemacht, eine Menge unlauterer, unkünſtleriſcher Leidenſchaften wurden entfeſſelt, und Publikum und Kunſt auf alle

Weiſe herabgezogen und ausgebeutet. Ueber die einzelnen Stadien dieſes Kampfes hier zu berichten, wäre völlig gegen den Charakter dieſes Aufſatzes; genug, ein Bewerber trug endlich den Preis davon oder ſchien doch Derjenige zu ſein, der ihn demnächſt davon tragen würde, von dem es zum Voraus bekannt war und der es auch ſelbſt niemals in Abrede ſtellte, daß bei ihm von ſogenannten höheren Zwecken und künſtleriſchen Abſichten keine Rede, ſondern daß er das Theater lediglich als eine Geſchäftsſache betrachte, bei der es nur darauf ankomme, die Intereſſen der Betheiligten möglichſt gleichmäßig zu wahren, alſo den Einen möglichſt zu amüſiren, dem Anderen die Kaſſe möglichſt zu füllen — c'est tout!

Und mit dieſem Manne (gegen deſſen kaufmänniſche Tüchtigkeit wir damit natürlich ebenſo wenig geſagt haben wollen, wie gegen ſeine geſchäftliche Gewandtheit und ſeine perſönliche Redlichkeit) — mit dieſem Manne ließ Baiſon ſich verleiten oder verleitete ſich auch wohl ſelbſt, gemeinſame Sache zu machen. Schon daß er aus der verhältnißmäßig reinen und idealen Sphäre des darſtellenden Künſtlers heraustreten und ſich in die Sorgen und Verdrießlichkeiten einer Theaterleitung verwickeln wollte, konnte Diejenigen, die Baiſon's Talent lieb hatten, nicht ohne Beſorgniß laſſen, beſonders wenn ſie dabei ſeinen heftigen, leicht verſtimmbaren Charakter in Anſchlag brachten. Aber als ob es noch nicht genug geweſen wäre an der Gefahr, in welche er ſich damit ſtürzte, ſo that er dieſen Schritt obenein noch in Gemeinſchaft mit einem Manne, deſſen völlig abweichende Natur ihm, dem ſcharfſichtigen Menſchenkenner, unmöglich unbekannt ſein konnte.

Und ebenſo mußte er auch das Hamburger Publikum und die Verhältniſſe des dortigen Theaters kennen; er mußte wiſſen und wußte, wie die Folge zeigte, in der That auch nur zu gut, daß das Hamburger Publikum ebenſo abgeſtumpft iſt und ebenſo überſättigt wie eins in Deutſchland, und daß an dem großen Ruf, deſſen die Hamburger Bühne ſo lange genoß, wenigſtens der gebildete Theil deſſelben (ſchon Schröder rühmte „ſeine Galerie“) ſehr unſchuldig war; er mußte ſich ſagen, daß von dem Momente an, wo er als Director, als Speculant an die Spitze dieſer Bühne trat, jenes ideale Moment, auf das er bis dahin ſo enthuſiaſtiſchen Werth gelegt hatte, nothwendig nur noch den zweiten Rang einnehmen, ja daß nur allzubald Fälle kommen würden und kommen müßten, wo er daſſelbe völlig opfern würde.

In der That hat Baiſon ſich dieſes Alles ohne Zweifel geſagt; ſein ſcharfer Verſtand, ſeine genaue Kenntniß des Lebens ließen darüber gar keinen Irrthum zu. Nicht daß er den Schritt dennoch that, machen wir ihm zum Vorwurf — war es doch nachgerade ein Schritt der Nothwendigkeit geworden; nachdem alle Verſuche, bei einem Hoftheater zu dauernder Verſorgung zu gelangen, geſcheitert waren, blieb ihm vielleicht nichts Anderes übrig; er durfte vielleicht nicht erſt abwarten, bis ein Anderer an die Spitze des Hamburger Theaters treten und ihn auch dieſes Schauplatzes berauben würde.

Darüber alſo kein Vorwurf, keine Klage. Was wir aber recht ſehr beklagen und worin wir, übereinſtimmend mit ſeinem Biographen, allerdings eine tragiſche Schuld erblicken, das iſt, daß er dieſen Conflict von vornherein nicht ehrlich bekannte, daß er vor ſich ſelbſt und vor dem Publikum, ſogar vor ſeinen Kunſtgenoſſen, welche doch am erſten die wahre Lage der Dinge durchſchauen mußten, den Schein zu bewahren ſuchte, als ob ſeine Unternehmung wirklich und lediglich aus künſtleriſchen Motiven hervorgegangen wäre, und als ob er wirklich in Allem, was er als Theaterdirector that und nicht that, ernſtlich nur ſeiner Begeiſterung für das „Schröderſche Kunſtinſtitut" folgte. Das hat Baiſon, gewiß ſehr gegen ſeinen Willen, aber doch kaum ohne ſein Wiſſen, zu Halbheiten und Zweideutigkeiten verleitet, über die der Verfaſſer dieſes Aufſatzes um ſo lieber hinwegeilt, als er davon zum Theil perſönlich betroffen worden. Die Baiſon-Maurice'ſche Theaterunternehmung vom Frühjahr 1847 war von vornherein eine Unmöglichkeit; trotz der glänzenden Ankündigungen, die ihr vorausgingen und wiewohl Baiſon dem Publikum wie der Kunſt eine Neugeburt der geſammten deutſchen Bühne davon verſprach, war ſie ihrem innerſten Kerne nach doch nur eine Speculation wie alle andern; ja der Umſtand, daß ſie noch mehr zu ſein vorgab, mußte ihren unglücklichen Ausgang nur beſchleunigen.

Ueber dieſen Ausgang ſelbſt könnte der Verfaſſer hier mit aller Unparteilichkeit berichten, wenn es auf dieſen einzelnen Bericht noch überhaupt ankommen könnte; die Stelle, die ihm ſelbſt in dem erneuten Organismus dieſer Bühne zugedacht war und in der er allerdings, jung, wie er damals war, der deutſchen Kunſt etwas zu nützen gehofft hatte, legte er, zur Erkenntniß des Gegentheils gekommen, ſchon nach den erſten ſechs Wochen nieder, und auch während dieſer wenigen Wochen war ſeine Wirkſamkeit ſo beſchränkt, ja ſo gleich Null, daß er gewiß guten Grund hat, ſich als vollkommen neutral in dieſer Angelegenheit zu betrachten. Doch iſt das innere Motiv des Untergangs ſchon im Obigen genügend dargelegt; die Einzelheiten würden auch hier nur wieder in einen Sumpf von kleinen perſönlichen Geſchichtchen und Klatſchereien führen, in die wir uns ein Mal nicht begeben mögen.

Und doch meinte es das Schickſal noch immer gut mit dem unglücklichen Künſtler; es erſparte wenigſtens ihm und ſeiner Unternehmung die Qual eines langſamen, allmäligen Hinſiechens. Das Jahr Achtundvierzig, wie verhängnißvoll übrigens für das deutſche Theater, hatte doch wenigſtens für Baiſon das Gute, daß er den Mantel der Kunſt und der idealen Intereſſen, mit denen er ſeine Anſtalt noch immer zu drapiren verſuchte, jetzt vollſtändig fallen laſſen konnte; in den Stürmen dieſes Jahres war es ſchon immer genug, wenn Einer ſein Theaterſchiff nur überhaupt noch flott erhielt, nach dem Wie wurde da nicht mehr gefragt. . . . .

Aber die Kraft des Künſtlers hatte ſich in ſo langen, ſo fruchtloſen Kämpfen erſchöpft; das unruhvolle Herz, ſo lange von Sehnſucht und Ehrgeiz und Ungeduld geſchwellt, und nun in ſeiner Sehnſucht, ſeiner Ungeduld ſeinem Ehrgeiz ſo bitter enttäuſcht, verweigerte den Dienſt. Schon ſeit dem Sommer Achtundvierzig hatte Baiſon nicht mehr aufgehört zu kränkeln; ein typhöſes Fieber riß ihn in den erſten Wochen des neuen Jahres raſch dahin. Am 13. Januar hauchte er ſeinen letzten Athem aus: kaum ſechs und dreißig Jahre alt, viel zu früh für die Kunſt und vielleicht ſelbſt für die Zukunft der deutſchen Poeſie — aber doch noch immer zu ſpät für ſein eigenes Glück. . . .

* * *

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Verlags-Catalog

des

G. Schwetſchke'ſchen Verlages

in Halle.

1854. 1. September.

Germar, E. F., Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün im Saalkreise. In lithograph. Tafeln dargestellt und beschrieben. 8 Lieferungen.

Auch unter dem Titel:

Petrificata stratorum lithanthracum Wettini et Lobejuni in Circulo Salae reperta. Fasc. I—VIII. gr. Fol. 1844—1853. Complet n. 10 Thl.

Hinrichs, H. F. W., Politiſche Vorleſungen. Unſer Zeitalter und wie es geworden, nach ſeinen politiſchen, kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Zuſtänden mit beſonderem Bezuge auf Deutſchland und namentlich Preußen. In öffentlichen Vorträgen an der Univerſität zu Halle dargeſtellt. 2 Bände. gr. 8. 1843. geh. n. 3 Thl. 20 Sgr.

— Ferienſchriften. Pfingſten 1844. Die Preußiſche Petitionsfrage nach provinzialſtändiſchem und conſtitutionellem Geſichtspunkte. gr. 8. geh. n. 15 Sgr.

— — Oſtern 1845. Die Deutſche Verfaſſungsfrage. Darſtellung und Kritik der Carlsbader Verhandlungen über die Interpretation des Artikel 13 der Bundesakte. gr. 8. geh. n. 15 Sgr.

— Trier-Ronge-Schneidemühl in ſtaats- und bundesrechtlicher Hinſicht. 1e, 2e, 3e, 4e und 5e Auflage. gr. 8. 1845. geh. n. $2^1/_2$ Sgr.

— Trutz-Rom- und -Jeſuiten. Ein Gedenkblatt für römiſch- und deutſch-katholiſche Chriſten. gr. 8. 1845. geh. n. 10 Sgr.

Kalender der Natur. I. Jahrg. Von Dr. Otto Ule und Dr. Karl Müller, Herausgebern der Zeitſchrift „Die Natur“. Mit Illuſtrationen von Albert Grell. Schmal 4. 1853. geh. n. 1 Thl.

Krause, Dr. **J. H.,** Angeiologie. Die Gefässe der alten Völker, insbesondere der Griechen und Römer, aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums in philologischer, archaeologischer und technischer Beziehung dargestellt und durch 164 Figuren erläutert. Mit 6 lith. Tafeln. gr. 8. 1854. geh. 2 Thl. 15 Sgr.

Kultur, die, der Gewerbe und des Landbaues. Zeitſchrift für Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher und geſchichtlicher Kenntniß der Gewerbe und der Landwirthſchaft unter allen Ständen. Herausg. von Dr. Jul. Schadeberg. Mit xylograph. Illuſtrationen unter der Redaction von Alb. Grell. Jahrg. 1854. 1s Quartal. gr. 4. geh. n. 25 Sgr.

Müller, Dr. **K.,** Deutschlands Moose oder Anleitung zur Kenntniss der Laubmoose Deutschlands, der Schweiz, der Niederlande und Dänemarks. Für Anfänger sowohl wie für Forscher bearbeitet. Mit Abbildungen. gr. 8. 1853. geh. n. 2 Thl.

Natur, die. Zeitung zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniß und Naturanſchauung für Leſer aller Stände. Herausgegeben von Dr. Ule und Dr. Karl Müller, in Verbindung mit E. A. Roßmäßler und andern Freunden. Mit xylogr. Illuſtrationen. Jahrg. 1852. gr. 4. geh. n. 3 Thl. 10 Sgr.

— Jahrgang 1853. gr. 4. geh. n. 3 Thl. 10 Sgr.

— Jahrgang 1854. 1s Semeſter. gr. 4. geh. n. 1 Thl. 20 Sgr.

Wird fortgeſetzt. — Wöchentlich erſcheint eine Nummer. — Auf 6 Ex. in Jahresrechnung das 7te frei.

Prutz, Robert, Neue Schriften. Zur deutſchen Literatur- und Kulturgeſchichte. 2 Bde. 8. 1854.
geh. n. 2 Thl. 24 Sgr.

Schadeberg, Dr. **Jul.,** Skizzen über den Kulturzuſtand des Regierungsbezirks Merſeburg. Erſte Abtheilung. (Beſonderer Abdruck aus der Halliſchen Zeitung im Schwetſchke'ſchen Verlage v. 17. Dec. 1851 bis 16. Juli 1852.) gr. 8. 1852.
geh. n. 20 Sgr.

— **Gewerbs-Geometrie.** Anleitung zum Selbſtunterricht für alte und junge Gewerbtreibende. Mit 17 lithogr. Tafeln. gr. 8. 1853.
geh. n. 15 Sgr.

— **Die Silos.** Für Gemeinden, gewerbliche Korporationen, Vereine, große Fabriken und große Landgüter. Ein durch die Erfahrung bewährtes Mittel, den Arbeitern und Armen wohlfeiles Brod in theurer Zeit ohne Geldopfer zu verſchaffen. Zweite vermehrte Ausgabe. Mit Abbildungen. gr. 8. 1854.
geh. n. 15 Sgr.

Uhlich, Preußiſche Religionsfreiheit im Jahre 1851. Zunächſt dem preußiſchen Richterſtande gewidmet. gr. 8. 1851.
geh. 3¾ Sgr.

Zimmermann, Dr. **W.,** Schulgrammatik der Engliſchen Sprache. Ein Lehrbuch in zwei Lehrgängen für Real-, höhere Töchterſchulen und den Privatunterricht. Erſter Lehrgang. Zweite verbeſſerte Auflage. gr. 8. 1854. (Erſte Auflage. 1853.)
geh. n. 24 Sgr.

— Zweiter Lehrgang. gr. 8. 1854. geh. n. 28 Sgr.

Auf 10 in Jahresrechnung abgeſetzte Exemplare das 11. frei.

Schriften von **Guſtav Schwetſchke.**

(Im **G. Schwetſchke'ſchen** Verlage.)

Acta manualia des Teufels in Sachen Schleswig-Holſtein. 8. 1850 geb. 3¾ Sgr.

Aennchen von Tharau. Drama in zwei Aufzügen. Mit zwei Muſikbeilagen. 12. 1852. geb. 12 Sgr.

Ausſtellung meiſt originaler Druckſchriften zur Erläuterung der Reformationsgeſchichte, mit beſonderem Bezug auf die Deutſche und Halliſche Kirchenverbeſſerung. Veranſtaltet zur 300jährigen evangeliſchen Jubelfeier der Stadt Halle. (Herausgegeben von Dr. Ed. Förſtemann und Dr. G. Schwetſchke.) gr. 8. 1841. geſ. n. 10 Sgr.

Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Meß-Jahrbücher des deutſchen Buchhandels vom Erſcheinen des erſten Meß-Kataloges bis zur Gründung des erſten Buchhändler-Vereins, 1564—1764. Mit einer Einleitung von G. Schwetſchke und 3 Tafeln Facſimile's. Folio. 1850. Velinp. cart. 15 Thl. Ord. Pap. cart. 9 Thl.

Lucilii ab Uva (Gust. Schwetschke). Carmen de Ratione malefica (i. e. Von der Hexe Ratio) e scriniis pio-diplomaticis erutum versione theotisca adnotationibusque instructum. 4 maj. (Mit Firma: Bernhard Tauchnitz in Leipzig.) 1846. gef. n. 3 Sgr.

— Der Oberon von Sansſouci. Ein tragi-komiſches Heldengedicht. Mit Commentar. 1e, 2e und 3e Auflage. 16. (Mit Firma: Herm. Kirchner in Leipzig.) 1847. geb. 6 Sgr.

Medicina mentis oder ſächſiſch-hannoverſcher Grundriß der Logik. Ein Leitfaden zum Selbſtſtudium und zum Unterricht auf höheren Lehranſtalten. gr. 8. 1849. 2te Aufl. 1850. geſ. 1½ Sgr.

Schwetſchke, G., M. Eckſtein von Hall und vier andere, in Dreyhaupt's Chronik unerwähnt gebliebne Halliſche Schriftſteller des 15. u. 16. Jahrhunderts. Ein Sendſchreiben an Dr. F. A. Eckſtein. 8. 1842. geſ. 1½ Sgr.

— Schneidemüller-Lied. Mit ſechs Begleitſtücken. Dritter, mit einer Compoſition des Schneidemüller-Liedes für vier Männerſtimmen vermehrter Abdruck. gr. 8. 1845. geſ. n. 2½ Sgr.

— Byzantiniſches Blatt. gr. 8. 1845. geh. 3 Sgr.

— Gedichte eines proteſtantiſchen Freundes. Altes u. Neues. Mit einem Oeſt-Weſtlichen Divan. 16. (Mit Firma: Herm. Kirchner in Leipzig.) 1847. Elegant geb. n. 24 Sgr.

— Proteſt-Brief an Se. Excellenz den Herrn Miniſter Eichhorn. Von einem proteſtantiſchen Kirchen-Vorſteher. gr. 8. 1847. (Mit Firma: H. Kirchner in Leipzig.) geſ. 1½ Sgr.

— Zwei Worte hiſtoriſch an die Herren Miniſter v. Manteuffel und v. d. Heydt. 8. 1850. geſ. 1 Sgr.

— Hallische Steinmetzzeichen. Eine Maurerische Festschrift. Mit 1 Taf. Abbild. gr. 4. 1852. geh. n. 5 Sgr.

Spenſer, Edm., Fünf Geſänge der Feenkönigin. In freier metriſcher Uebertragung von Dr. G. Schwetſchke. 8. 1854. cart. n. 16 Sgr.

Tacitus' Germania. Nach einem bisher nicht verglichenen Codex überſetzt von dem Herausgeber einer lateiniſchen Briefſammlung. 1e, 2e und 3e Aufl. 8. 1849. geh. 6 Sgr.

Zeugniſſe, zwei öffentliche, aus Halle für ein vernunftgläubiges Chriſtenthum und den Paſtor Wislicenus. (Mit Firma: J. Helbig in Altenburg.) gr. 8. 1845. geh. 3 Sgr.

Schriften von Guſtav Schwetſchke.

(In fremdem Verlage.)

Schwetschke, Car. Gust., De Donato Minoris fragmento Halis nuper reperto excursus. 4 maj. Halle (jezt Berlin), Gebauerſche Buchh. 1839. gef. n. 10 Sgr.

— Vorakademiſche Buchdruckergeſchichte der Stadt Halle. Eine Feſtſchrift. Mit einem Anhange: I. Ehrenrettung des ſächſiſchen Merſeburg, als des Druckortes „Marsipolis" und „Merßberg" von 1473, und mithin als der älteſten norddeutſchen Druckſtätte. II. Supplementariſches zu Hain, Ebert, Schaab und Wetter. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Schmal gr. 4. Halle (j. Berlin), Gebauerſche Buchh. 1840. Cart. n. 2 Thl. 20 Sgr.

Luthers Newe Zeitung vom Rein 1542. Eine Flugſchrift Luthers gegen das Heiligthum des Cardinals Albrecht. Wiederaufgefunden und herausg. von Guſt. Schwetſchke. gr. 8. Halle (j. Berlin), Gebauerſche Buchh. 1841. geh. n. 10 Sgr.

Schwetſchke, Dr. **G.,** Paläographiſcher Nachweis der Unächtheit der Kölner Freimaurer-Urkunde vom J. 1535. Mit 3 Facſimile's. Beſonderer, mit der Abhandlung Papillon's über die Conſonanten J und V verm. Abdruck aus den neuen Mittheilungen des Thüringiſch-Sächſiſchen Alterthums-Vereins. gr. 8. Halle (j. Berlin), Gebauerſche Buchh. 1843. geh. 7½ Sgr.

(Schwarz, C., Dr. Rupp's Ausſchließung aus dem Guſtav-Adolf-Verein.) Nebſt einem Schlußwort von Guſt. Schwetſchke. gr. 8. Halle, Knapp. 1846. geh. n. 5 Sgr.

Novae epistolae obscurorum virorum ex Francofurto Moenano ad D. Arnoldum Rugium philosophum rubrum nec non abstractissimum datae. Ed. I—VIII. 8. Francofurti ad Moenum. 1849. gef. 3 Sgr.

(Commissions-Artikel bei H. L. Brönner.)

Allgemeine Monatsſchrift für Literatur. Herausgegeben von Dr. L. Roſs und Dr. G. Schwetſchke. Jahrgang 1850. 4. Halle (j. Braunſchweig), C. A. Schwetſchke und Sohn. n. 8 Thl.

(Im Märzhefte, Erſte Hälfte, der Aufſatz: Die Rubrik „Bücher-Inſpection“ im Archive des Römers zu Frankfurt. Von G. Schwetſchke.)

Gebauer-Schwetſchke'ſche Buchdruckerei in Halle.

Der Muſikantenthurm.

Erſter Theil.

Der
Musikantenthurm.

Roman in fünf Büchern

von

Robert Prutz.

„In doloribus pinxit.“
Friedrich Wilhelm I. von Preussen.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Frau Charlotte Wellmann in Stettin.

Schon längſt, meine theure Freundin, war es mein Wunſch, einer meiner Schriften Ihren Namen vorzuſetzen und dadurch der mehr als dreißigjährigen Freundſchaft, die mich mit Ihnen und Ihrem Hauſe verbindet und die für mein ganzes inneres Leben ſo einflußreich geworden iſt, ein öffentliches Denkmal zu ſtiften. Vor drei Jahren, als ich den „Felix“ ſchrieb, ſollte dieſer Ihnen meinen Gruß bringen; das leichte luſtige Buch, das ſich wie eine bunte Arabeske um die Leiden und Thorheiten unſerer letzten Jahre zu ſchlingen ſucht, ſchien dem heitern, gefaßten Sinne zu entſprechen, mit welchem Sie das Leben tragen und ſeine Schmerzen und Täuſchungen zwar nicht vergeſſen, aber doch verklären.

Allein gerade wie die letzten Bogen des „Felix“ die Preſſe verließen, ſtarb Ihr Mann, der treffliche Albert Wellmann, gekannt und geſchätzt von den Freunden der Wiſſenſchaft wegen ſeiner gründlichen und geſchmackvollen literargeſchichtlichen und äſthetiſchen Unterſuchungen, mir ſelbſt aber noch weit mehr — nämlich der nächſte und theuerſte meiner Freunde und Lehrer, der mich von Jugend an geleitet hat und dem ich Alles ſchuldig bin, was mir jemals gelungen oder mir wenigſtens den Antheil, die Nachſicht der Guten erweckt hat: ein Charakter, ſo rein, ſo mild, dabei ſo feſt und ſo genährt und erfüllt mit dem Beſten aller Völker und Zeiten, die er ſorgſam mit ſtets neuem Genuß durchforſchte, daß keine noch ſo langwierige Krankheit, kein noch ſo ſchmerzliches körperliches Leiden ihm die Klarheit des Geiſtes trüben oder ſeinen Muth erſchüttern konnte: unvergeßlich allen Denen, die jemals des Glücksgenoſſen, an ſein vieljähriges Leidensbett heranzutreten, ein erhabenes Zeugniß von der Macht geiſtiger und ſittlicher Hoheit, ein tröſtendes Beiſpiel, daß es für den wahrhaft gebildeten, den in ſich vollendeten

Menſchen kein noch ſo ſchweres Schickſal gibt, das er nicht zu überwinden und zu verſöhnen wüßte.

Im Angeſicht dieſes Verluſtes, mit dem auch für mich eins der edelſten Bänder zerriſſen war, die mich an meine Vaterſtadt knüpften, mußte das ſchalkhafte Buch ſich denn freilich zurückziehen. Jetzt komme ich mit einem neuen; ich hätte gewünſcht, daß es etwas weniger düſter ausgefallen wäre. Aber Sie wiſſen auch wol, liebe Freundin, daß die Poeten ſich ihre Stoffe nur ſcheinbar wählen und daß das Leben ihnen gibt, was die Phantaſie verarbeitet. Auch haben Sie vielleicht einmal im berliner Schloſſe oder in Charlottenburg etwas von den Gemälden geſehen (wenn ſie dieſen Namen verdienten), mit denen Friedrich Wilhelm I., der Vater des großen Fritz, ſich in den Schmerzen der Gicht unterhielt; von ihnen iſt das Motto entlehnt, das ich dieſem Buche vorgeſetzt: „In doloribus pinxit —

unter Schmerzen gemalt." Der größte Theil meines Romans, liebe Freundin, iſt im Krankenzimmer zwar nicht entſtanden, aber doch ausgeführt worden, Luft und Sonne und Alles, was das Herz des Dichters erfreut und anregt, hat nur von weitem auf dieſe Blätter geſchienen. Möge ihnen das zur Entſchuldigung gereichen für einige Fehler, die ich bei glücklicherer Muße vielleicht hätte vermeiden können; — es werden andere und ſchlimmere darin ſein, denen ich beim beſten Willen doch nicht gewachſen war.

Vielleicht aber fragen Sie mich, warum ich es unter dieſen Umſtänden nicht vorgezogen habe, das Buch beiſeite zu legen für beſſere Zeiten. Darüber ließe ſich Manches ſagen, liebe Freundin; ich führe nur Eins an: wenn der Keim einmal in der Knoſpe ſchwillt, ſo will er auch heraus, gleichviel ob bei Sonnenſchein oder Regen. Auch iſt gerade für mich, unter ermüdenden und aufreibenden Berufsarbeiten, die Beſchäftigung mit der Poeſie ein Troſt, dem ich in trüben Tagen am wenigſten entſagen mag.

Und ſo gehe das Buch denn hin unter dem Schirm Ihres Namens und treffe auf Herzen, die ſeine Fehler verzeihen und ſeinen tiefern Sinn verſtehen. Mit Ihnen aber, theure Freundin, und Ihrem Hauſe ſei das Glück; — um die Fortdauer Ihrer Freundſchaft bitte ich nicht erſt, da ich weiß, daß ſie unverlierbar und unerſchütterlich iſt.

Halle, im Januar 1855.

R. P.

Inhalt des erſten Theils.

Erſtes Buch.

Im Thurm.

Seite

Erſtes Capitel. Eine gefallene Größe........ 3
Zweites Capitel. Der Thurm.............. 18
Drittes Capitel. Stillleben................ 42
Viertes Capitel. Die zerbrochene Fenſterſcheibe. 59
Fünftes Capitel. Flora.................... 80
Sechstes Capitel. Ein zärtlicher Vater....... 94
Siebentes Capitel. Jugenderinnerungen....... 117
Achtes Capitel. Die fremden Bettler......... 143
Neuntes Capitel. Die Rettung.............. 163
Zehntes Capitel. Der Kampf an den Schiffen. 185
Elftes Capitel. Ein alter Freund........... 196

Zweites Buch.

Familiengeſchichten.

Erſtes Capitel. Das alte Haus............ 221
Zweites Capitel. Wie man ein vornehmer Mann wird und bleibt........................ 230

Seite
Drittes Capitel. Die ſchönen Schweſtern..... 240
Viertes Capitel. Liebesgeſchichten............ 256
Fünftes Capitel. Schwere Stunden.......... 275
Sechstes Capitel. Die Hochzeit.............. 284
Siebentes Capitel. Was darauf folgte....... 296

Erſtes Buch.

Im Thurm.

Erstes Capitel.

Eine gefallene Größe.

Ein guter Titel, der Muſikantenthurm, nicht wahr? Das muß eine luſtige Geſchichte geben, denkt ihr, und ſeht ihn im Geiſte ſchon vor euch, den Patriarchen des Städtchens, voller Runzeln und Narben, aber bei alledem noch immer eine ſtattliche, wohlgerundete Figur. Das Fußgeſtell, vermuthlich weil es ſeine ſchwächſte Partie iſt, hat er vorſichtig in zwei große, grüne Pelzſtiefel von Epheu und wildem Wein geſteckt; auf dem Haupt, das Sturm und Wetter zerzauſt haben, trägt er ein kleines, breternes Nothdach, ein wenig ſchief, wie alte Herren ſich die Mütze zu rücken pflegen, wenn ſie luſtig werden. Und luſtig iſt dieſer alte Herr über die Maßen, man ſollte es gar nicht für möglich halten, daß in einem alten, verrotteten Thurm, einem Ding aus Steinen und Balken, ſoviel Leben und Heiterkeit ſtecken könnte; den ganzen Tag, ohne Aufhören, hallt er wider von den lieblichſten Melodien, von allen Erkern und Sollern, aus allen Fenſtern und Thüren girren und ſeufzen Flöten und Geigen, ſchmettern die Hörner, raſſeln die Pauken, untermiſcht mit Gläſerklang und luſtigen Liedern. Das kommt Alles, meint ihr, von dem alten Muſikmeiſter, der den Thurm bewohnt und der beinahe ſo alt iſt, wie er ſelbſt: eine geheimnißvolle Figur, auch ein bischen übergeſchnappt zu Zeiten, ſo à la Hoffmann, aber übrigens der prächtigſte Kerl von der Welt, mit einem Heiligenſchein von krauſen, weißen Haaren, kleinen blinzelnden Aeuglein und einer Naſe, gegen die Rubin und Karfunkel ordentlich blaß ausſehen. Natürlich lebt der alte, geheimnißvolle Patron nicht allein in dem Thurm, er hat eine, zwei, drei ſchöne Töchter bei ſich, alle mit Stimmen wie die Nachtigallen; die eine ſpielt die Harfe, die andere ſchlägt die Zither, und die dritte und jüngſte, die alſo auch am meiſten modernes Blut in ſich hat, excellirt auf dem Klavier. Ebenſo natürlich iſt es, daß auch die drei ſchönen Töchter nicht allein ſein wollen, ſie haben ſich einen, zwei, drei Liebhaber zugelegt, ebenfalls lauter Virtuoſen verſteht ſich, die ihre Liebe mehr durch Läufer und Triller, als durch geſprochene Worte kundgeben. Das böſe Princip, das bekanntlich in keinem Romane fehlen darf, kann etwa durch eine ehemalige Primadonna vertreten ſein, eine blutdürſtige Italienerin mit gelber Haut und dicken, falſchen, ſchwarzen Locken — oder durch einen kleinen, buckligen Kapellmeiſter, der das Unglück hat immer falſche Quinten zu greifen und eine große grüne Brille trägt, was mehr nützlich als kleidſam iſt. Wenn die nun Alle in dem alten Thurme zuſammenkommen und ihre verſchiedentlichen Leidenſchaften und Empfindungen muſikaliſch auslaſſen, ſo gibt das ein Concert, als ob die ganze Welt Kirmes hätte. Die Nachbarn aber ſind daran ſchon gewöhnt; ſie wandeln in der Kühle des Abends auf und nieder, Männer und Frauen, oder ſchwimmen in zierlich bewimpelten Booten den Strom entlang, der die Mauern des alten Thurms beſpült, und horchen den muntern Klängen, die weithin über das vom Abendgold verklärte Waſſer ſchweben.

Vortrefflich phantaſirt, geneigter Leſer: der Uebelſtand iſt nur, daß es Phantaſien ſind und weiter nichts. Es iſt eine ernſte und düſtere Geſchichte, die auf dieſen Blättern erzählt werden ſoll; das Gebäude, von dem ſie den Namen führt, verhält ſich zu dem freundlichen Bilde, das dir vor der Seele ſchwebt, wie die Nacht zum Tage; ſtatt Luſt und Freude haben hier Furcht und Sorge, Haß und Neid, Armuth und Elend ihre Wohnung aufgeſchlagen; Klagen und Seufzer, Drohungen und Flüche, zuweilen auch, um dir gleich das Schlimmſte zu verrathen, der näſelnde Geſang eines alten Mütterchens, das ſeinen dünnen Kaffee durch ein geiſtliches Lied verbeſſern zu können glaubt, ſind ſo ziemlich die einzige Muſik, die hier für gewöhnlich vernommen wird. Es iſt nämlich dieſer Muſikantenthurm nicht mehr noch weniger als —

Aber nein, dieſer Gegenſtand iſt doch wol zu wichtig und greift zu tief in unſere Geſchichte ein, um ihn ſo nebenher abzumachen; ich will euch die Sache hübſch ordentlich und der Reihe nach erzählen.

Wir befinden uns in einer Gegend des nordweſtlichen Deutſchland, die wegen ihrer Unfruchtbarkeit und Unfreundlichkeit verrufen iſt; eine weite, öde Fläche, aus der nur einzelne Anſiedelungen hervorragen, wie Oaſen aus der Wüſte, dehnt ſich in troſtloſer Einförmigkeit, ſo weit das Auge reicht. Vor Zeiten war ſie mit dichten Kieferwaldungen bedeckt; unſer ökonomiſches Jahrhundert jedoch hat dieſelben heruntergeſchlagen, und der unfruchtbare gelbe Sand, in dem nicht einmal ein Grashalm wurzelt, ſtarrt jetzt frei und nackt zutage. Wo er aufhört, nehmen große, weite Torfſtrecken ihren Anfang; zwiſchen dem kurzen, braunen Graſe, das ſie bedeckt, ſickert das Waſſer hervor. Ein Labyrinth von Gräben und Kanälen, eingefaßt von hohen braunen Torfwänden, die ſich endlos hindehnen wie die Mauern einer verlaſſenen Stadt, durchſchneidet ſie; einzelne verkrüppelte Weiden, die aus dem ſchwarzen Waſſer der Kanäle eine ſpärliche Nahrung ſaugen, vollenden das Gepräge von Armſeligkeit und Verlaſſenheit, das der ganzen Gegend aufgedrückt iſt. Selbſt die Landſtraße, die ſich bald mühſam durch den tiefen Sand hindurcharbeitet, bald auf ſchlechten Brücken und Knüppeldämmen über Sümpfe und Gräben dahinſetzt, macht einen weiten Bogen, gleich als wollte ſie der Langeweile dieſer Landſchaft ſo weit wie möglich aus dem Wege gehen.

Auch die Stadt, die ſich im Mittelpunkt derſelben erhebt, trägt nur wenig zu ihrer Verſchönerung bei. Es iſt eine Provinzialſtadt zweiten Ranges, in jenem charakterloſen, kaſernenhaften Stil erbaut, wie er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Mode wurde. Ehedem war das anders geweſen. Die Lage der Stadt, mitten in Sand und Moor, auf Meilen in der Runde der einzige größere Ort, hatte ihr in alten Zeiten, da man von Kunſtſtraßen und Eiſenbahnen noch nichts wußte, ſogar zum Vortheil gereicht; die Frachtfuhrleute, die den Verkehr der nicht allzu entfernten Küſte mit dem Innern des Landes vermittelten und die bei den ſchlechten Wegen froh ſein mußten, wenigſtens einen Fleck zu erreichen, wo es Stellmacher und Schmiede und Pferde zum Vorſpann gab, hatten hier von altersher eine Hauptſtation gemacht, wodurch der Stadt Manches an Nahrung und Wohlſtand zugeführt ward. Damals lag ſie mit feſten Mauern und Thürmen wie eine Inſel im Meere; die Schlagbäume und Gatterthore, mit denen ſie ſich nach damaliger Sitte nach allen Seiten hin abſperrte, ſelbſt mitten im Frieden, öffneten ſich nicht umſonſt, und auch von Pflaſtergeld und Stättegeld und den übrigen Abgaben, mit denen die Barbarei vergangener Jahrhunderte Handel und Verkehr in Feſſeln ſchlug, hatte die Stadt keine unbeträchtlichen Einnahmen. Als dann, theils in Folge von Gebietsveränderungen, die in der Nachbarſchaft vor ſich gingen, theils auch wegen der größern Vortheile, die ihnen anderwärts geboten wurden, Handel und Wandel eine andere Richtung einſchlugen, ſank der Flor der Stadt raſch zuſammen. In frühern Jahrhunderten hatte mancher raubgierige Ritter und ſelbſt wol auch der Landesherr ſich den Kopf vergeblich an den feſten Mauern wundgerannt; jetzt ſchätzte ſie es für ein großes Glück, als ſie durch Erbſchaft an die Seitenlinie eines größern regierenden Hauſes fiel und von dieſer, wegen der Mishelligkeit, in der die fürſtlichen Vettern miteinander lebten, für einige Zeit zur Reſidenz erwählt ward.

Damals begannen jene Veränderungen im Aeußern der Stadt, von der ſie noch heute Kunde gab und in der nur Diejenigen eine Verbeſſerung ſehen konnten, die in Lineal und Richtmaß die einzigen Regeln der Schönheit erblickten. Die krummen Straßen wurden geradegelegt, die Gräben verſchüttet, Mauern und

Thürme abgebrochen. Sogar die Heiligkeit der Kirchen wurde nicht verſchont; die alten ſchiefergedeckten Thürme, die gleich Nadeln in die Höhe ragten und in der flachen Gegend die Nähe der Stadt auf Meilen verkündigten, wurden abgetragen und ſtatt ihrer niedrige Kuppeln erbaut, mit prächtigen Portalen und Heiligenbildern aus Sandſtein mit vergoldeten Kreuzen und Heiligenſcheinen. Auf ähnliche Weiſe verfuhr man mit den Wohnungen der Bürger; die alten ehrwürdigen Giebelhäuſer wurden eingeriſſen und an ihrer Stelle wuchſen neue aus dem Boden, regimenterweis, eins gleich dem andern, wie Soldaten in der Linie, zwar nur von Holz, aber ſo künſtlich zurechtgetüncht und mit ſolchen römiſchen Pilaſtern und Blumengehängen und poſaunenblaſenden Engeln aus Gyps bekleidet, daß es wirklich ausſah als wäre es etwas, beſonders von weitem, und die guten Bürger ſich gar nicht faſſen konnten über das Verſailles oder Manheim, zu dem ihre alte räucherige Stadt ſich auf einmal entpuppt hatte. Selbſt in der Umgegend wurden ſchwache Verſuche gemacht, franzöſiſche Gärten mit Gewächs- und Luſthäuſern und was ſonſt zum ländlichen Schmuck einer Hofhaltung gehört, anzulegen: ſtundenweit wurde der Wald weggehauen, um einen winzigen Theil der gewonnenen Sandfläche mit Taxuswänden und künſtlich verſchnittenen Linden zu bepflanzen. Ja einige verwegene Geiſter, die der Bauluſt des neuen Gebieters ſchmeichelten, ſprachen ſchon davon, das ſchwarze Waſſer der Gräben und Sümpfe zu ſammeln und durch künſtliche Druckwerke als Springbrunnen in die Höhe zu treiben.

Aber auch dieſe Herrlichkeit brach zuſammen, bevor ſie ſich noch recht entfaltet hatte. Die regierende Linie ſtarb aus, und die ſchmollenden Vettern hatten nichts Eiligeres zu thun, als das halbfertige Verſailles der Sümpfe und Einöden zu verlaſſen und ſich in die Hauptſtadt zu begeben, wo man ſie als Herrſcher des Landes erwartete. Die angefangenen Bauten wurden noch ehrenhalber einige Zeit fortgeführt, dann kamen ſie ins Stocken und wurden endlich zu andern Zwecken verkauft, oder auch auf den Abbruch verſchenkt. Die Gartenanlagen in der Nähe brauchte man nicht erſt zu zerſtören: die waren ſchon von ſelbſt wieder eingegangen. Kurzum, in wenigen Jahren war die ganze ehemalige Reſidenz herabgeſunken zu einer dürftigen Landſtadt, und den verdutzten Bürgern blieb nichts von dem Traum ihrer Größe als die gekappten Kirchthürme und die langweiligen geraden Straßen, in denen nun das Gras wuchs und zahme Taubenſchwärme ſich gaſtlich niederließen. Nicht einmal die Poſaunenengel hielten Stich; ſie fielen ſtückweiſe ab mitſammt den Pilaſtern und Blumenkränzen, und da die verarmten Hauseigenthümer weder Luſt noch Mittel hatten ſie wiederherſtellen zu laſſen, ſondern ſich mit allerlei Flickwerk behalfen, ſo gab das der Mehrzahl der Häuſer ein ſehr verwunderliches, aber nichts weniger als geſchmackvolles oder wohnliches Anſehen.

Zwar ſuchte die Regierung die Stadt nach Möglichkeit zu entſchädigen, indem man einige höhere Behörden daſelbſt beließ und andere dahinverlegte. Aber ſo fleißig auch die Herren Beamten umherliefen mit den Acten unter dem Arm, das Gras in den Straßen konnten ſie doch nicht niedertreten, und auch das konnten ſie den Bürgern nicht abgewöhnen, daß ſie in der Stille auf ſie ſchalten als auf Hungerleider und Habenichtſe, die ſich in Gottes Namen den Magen an der Sonne wärmten, wenn nur das Gold auf dem Rock hübſch blank ſchien. Auch bei den Beamten und ihren Familien war die Stadt nicht beliebt, obwol das Leben billig und die Geſelligkeit lebhaft war; ſogar ein Theater wurde, mit einem Zuſchuß der Regierung, unterhalten. Allein nichtsdeſtoweniger hieß ſie das Sibirien des Staats; unter allen Beamten, die hierherverſetzt wurden, hoch und niedrig, war kaum Einer, der nicht im Augenblick ſeines Anzugs ſchon wieder an die Zeit gedacht hätte, wo er in andere, minder entlegene und einſame Gegenden zurückverſetzt würde.

Mit Einem Wort: es war ein verdrießliches, langweiliges Neſt; der Sommer war hier noch einmal ſo ſchwül, der Winter noch einmal ſo kalt als anderwärts; ein ordentliches geſundes Lachen war eine Seltenheit in der ganzen Stadt; die Bürger, wenn ſie Abends beim Biere ſaßen, das gerade ſo ſchaal war und ſo abgeſtanden wie das ganze hieſige Leben, blieſen Einer dem Andern die Tabackswolken ſchweigend ins Geſicht oder flüſterten mit halber Stimme — denn ſie fürchteten die Polizei —

von den guten alten Zeiten und daß es doch viel beſſer geweſen wäre für die Stadt, ſie wäre niemals eine Reſidenz geworden und hätte niemals einen apanagirten Prinzen in ihren Mauern geſehen.

Zweites Capitel.

Der Thurm.

Nur ein einziger Ueberreſt des Mittelalters war dieſer allgemeinen und nun doch ſo ünfruchtbaren Verwüſtung entgangen: das war eben der Thurm, nach dem unſere Geſchichte ſich betitelt. Er hatte früher ein Stück der Befeſtigung gebildet: halb auf dem äußern Stadtwall, halb in dem Feſtungsgraben wurzelnd, der an dieſer Stelle offengeblieben war und mit ſeinen grünen Binſen und einigen zahmen Enten, die darauf umherplätſcherten, eine unerwartete Abwechſelung hervorbrachte, ragte er ſchwarz und finſter in die Höhe. Er mochte ſich wol ziemlich einſam fühlen, der arme Geſell, mitten in ſeiner modernen Umgebung; ſelbſt zwiſchen das Mauerwerk, das einen zwar geräumigen, aber düſtern Hof umſchloß und das ebenfalls noch aus der alten Zeit ſtammte, hatten ſich neue Wände und Giebelchen hineingeflickt, gleich Schwalbenneſtern und auch beinahe ebenſo klein und vollſtändig ſo unſauber wie ſie. Von der Stadt war der Thurm nebſt Zubehör durch eine hohe Mauer abgeſondert; halbverfallene Schießſcharten und andere Spuren zeigten deutlich, daß ſie früher ebenfalls zur Befeſtigung der Stadt gehört hatte. Auch auf dieſer innern Seite war ein Stück Wall ſtehen geblieben; ein ſchmaler, gewölbter Gang, der ſich ſchräg hindurchzog, diente jetzt als Eingang in den Hof. Für die Jugend des Orts war es ein eigenes Vergnügen, durch die alte, knarrende Gitterthür, die denſelben für gewöhnlich verſchloſſen hielt, hineinzulauſchen in das Innere der Ruine, wo Alles ſo ſtill, ſo geheimnißvoll und vor allem ſo ganz anders war wie in der übrigen Stadt. Der Gipfel aller kindlichen Luſtbarkeit aber war es, mit bebenden Fingern die alte Haſenpfote zu erfaſſen, die neben dem Eingang herabhing und als Glockenzug diente, zu hören, wie die alte Glocke durch die Wölbung brummte, die klappernden Schlüſſel und die ſchlurrenden Tritte zu hören, mit denen die Schließerin gegangen kam, und bei alledem jeden Augenblick gewärtig ſein zu müſſen, ergriffen und wegen des kindiſchen Frevels abgeſtraft zu werden — es war ein Entzücken, dem kein anderes gleichkam, und ſchon manche Schulſtunde war verſäumt worden und manche künftige Zierde der Gelehrſamkeit hatte auf Erbſen knien müſſen, weil ſie dieſer Lockung nicht hatte widerſtehen können. Selbſt bei vorgerücktern Jahren blieb dieſer Eindruck; war es doch das einzige Stückchen Romantik, das einzige Stückchen Mittelalter weit und breit. Der Lehrer auf dem Katheder, wenn er an das Mittelalter und ſeine finſtern Schrecken kam, und wie die Menſchen damals doch ſo dumm und elend geweſen, citirte als Beiſpiel regelmäßig den Muſikantenthurm dahinten am Stadtgraben, und auch die jungen Schönen, die heimlich unter der Schürze, damit die Mutter es nicht ſehen ſollte, „Udo den Schrecklichen“ oder „Die Teufelsruine im Böhmerwald“ oder ähnliche ebenſo wahre als ſchauderhafte Geſchichten laſen, hatten in ihrer Phantaſie nur einen einzigen Schauplatz, der ſich für ſo ſchreckliche Begebenheiten eignete, und das war wiederum der alte Muſikantenthurm dahinten am Stadtgraben.

Glaube indeſſen Niemand, daß es Reſpect vor dieſer Romantik geweſen, weshalb man den Thurm hatte ſtehen laſſen. Das Jahrhundert, in welches die kurze Glanzepoche des Städtchens fiel, kannte die Romantik noch nicht einmal dem Namen nach, und auch der Muſikantenthurm hätte ganz gewiß das Schickſal ſeiner Brüder getheilt, hätte ihn nicht die Beſtimmung geſchützt, der er ſeit alten Zeiten diente. Er war nämlich das Stifts- und Armenhaus der Stadt; auch Obdach- und Heimatloſe, an denen die ältere Zeit ſo reich war, wurden hier untergebracht. Man findet dergleichen Gebäude ziemlich regelmäßig faſt in jeder Stadt jenes Landſtrichs, und zwar ſind es gewöhnlich alte, halbverfallene Thürme oder andere wüſte Plätze, die dazu benutzt werden. Auch der Name iſt in verſchiedenen Städten verſchieden; ſie heißen Elendshöfe — wobei aber weniger an das Elend zu denken iſt, das darinnen niſtet, als daran, daß unſern Altvordern überhaupt jeder fremde heimatloſe Mann ein Elender war —, Gottesthürme, Bettelthürme und dergleichen. Wie unſer Thurm zu ſeinem luſtigen Namen gekommen, darüber ließ ſich nichts Gewiſſes mehr ermitteln. Vielleicht hatten in alten Zeiten die Stadtpfeifer von hier aus den Einzug vornehmer Fremden und ähnliche feſtliche Ereigniſſe begrüßt; vielleicht ſtammte er aus jener Zeit, da Bettler, Studenten und Muſikanten in dieſelbe Kategorie geſetzt wurden, oder vielleicht war es auch eine jener Ironien, an denen der Volkswitz ſo reich iſt und die häufig ſo bitter ausfallen.

Allein ſelbſt dieſe fromme Beſtimmung würde den Thurm vermuthlich nicht geſchützt haben, wenn nicht noch einige andere Umſtände dazugekommen wären. Der Fonds, aus dem die Anſtalt verwaltet wurde, gehörte zum größten Theil verſchiedenen alten Stiftungen an, die ausdrücklich auf dieſen Namen und dieſen Ort gegründet waren und deren Verbindlichkeit zweifelhaft wurde, ſobald jene ſich änderten. Dazu kam, daß Stadt und Regierung gleiche Scheu vor einem Neubau trugen, oder eigentlich nicht ſowol vor dem Neubau, den namentlich die letztere aus Verwaltungsgründen dringend wünſchte, als vor den Koſten, welche derſelbe nothwendig verurſachte und die keiner von beiden zu tragen Luſt hatte. Wäre es möglich geweſen, die Actenſtöße, die im Lauf der Jahre ſchon darüber zuſammengeſchrieben waren, in haltbare Mauerſteine zu verwandeln, es hätte ſich ſchon ein ganz niedliches Gebäude davon errichten laſſen. Da dies aber nicht wohl ausführbar war, ſo, blieb es einſtweilen beim Schreiben; immer neue Commiſſionen wurden ernannt, immer neue Vorſchläge gemacht und verworfen, die Acten wuchſen, der Thurm aber blieb ſtehen wie er war.

Oder nein, er blieb nicht ſtehen wie er war, der unerſättliche Zahn der Zeit bewährte ſeine Macht auch an ihm, er nagte hier ein Stückchen weg und da ein Stückchen, Mauern fielen ein und Dächer ſanken zuſammen; wenn das Mittelalter wirklich ſo ausgeſehen, wie ſein Repräſentant, der Thurm, ſo war es allerdings eine etwas ſchäbige Zeit geweſen, und der Mann auf dem Katheder hatte ganz Recht ſich darüber luſtig zu machen. Man hatte wol hier und da nachgeflickt, ganze neue Partien waren, wie ſchon erwähnt, zwiſchen die alten Mauern hineingebaut worden: aber auch das war mit ſolcher Unluſt geſchehen und mit ſolcher ausſchließlichen Rückſicht auf möglichſte Billigkeit, daß die Haltbarkeit des Ganzen dadurch eher vermindert war als vermehrt. Einige alte Spitalfrauen, die ſich, den Statuten der Anſtalt gemäß, durch ein kleines Capital auf Zeitlebens in den Thurm eingekauft und damit natürlich ein unbeſtreitbares Recht erlangt hatten, alle Dinge in, auf, vor und unter demſelben gründlichſt zu bekritteln, von der Windfahne oben auf dem Thurme angefangen, deren Kreiſchen ſie Nachts im Schlafe ſtörte, bis zu den Kellern in der Erde, die allerdings zuweilen voll Waſſer ſtanden und in denen, behaupteten ſie, die Erbſen dumpfig wurden, die ſie hinterdrein als Spitalſuppe eſſen mußten — eben dieſe ſcharfſinnigen und wohlerfahrenen Frauen, ſage ich, die alle Ziegel auf dem Dache gezählt hatten und auch ganz genau wußten, wie viel Butter und Schmalz und Fleiſch und Eier die Hausmutter beiſeite brachte und welche ſteinreiche Frau ſie dabei werden mußte — eben dieſelben behaupteten auch, in ihren Stuben und Kammern zuweilen ein Schwanken und Beben zu verſpuren, als ob ſie draußen über die Torfwieſen gingen; wenn einmal über Nacht ein tüchtiger Sturm käme, behaupteten ſie, ſo einer, wie Anno damals, als die alten guten Kirchthürme abgebrochen wurden, von denen ihre Großmütter zu erzählen pflegten, ſo möchte man, ſagten ſie, am andern Morgen nur zuſehen, man würde, ſagten ſie, vom Muſikantenthurm nichts mehr finden und von ihnen auch nicht, als blos noch ein bischen zerſchlagene Knochen, ſagten ſie, und rückten dabei an der Hornbrille und griffen noch einmal ſo tief in die Doſe als gewöhnlich . . .

Wäre der Fall wirklich eingetreten, ich glaube nicht, daß die Regierung ſehr untröſtlich darüber geweſen wäre, und die Väter der Stadt auch nicht. Der Thurm, wie er da war, war beiden Theilen zur Laſt, am meiſten aber der Stadt, die nichts davon hatte als Aerger und Unkoſten und tauſend andere Unannehmlichkeiten. Die Stellen für heruntergekommene Bürger und Bürgersfrauen, die urſprünglich dabei beſtanden, hatten ſich mit der Zeit ſo vermindert und waren auch an Vortheilen und Annehmlichkeiten ſo beſchnitten worden, daß ſie keinen großen Werth mehr hatten, beſonders wenn man dagegen das Geſindel in Anſchlag brachte, das ſich infolge der Leichtigkeit, mit der es im Muſikantenthurm ein Unterkommen fand, in die Stadt zog, ſowie die Trägheit und Verwilderung, die infolge deſſen unter die Einwohner im Allgemeinen kam. Ja wenn die Bürger recht ehrlich gegen ſich ſelbſt ſein wollten, ſo mußten ſie ſich bekennen, daß es, abgeſehen von den juriſtiſchen Bedenken, die ſich an die Uebertragung ſo vieler großen und kleinen Stiftungen, Vermächtniſſe und Legate knüpften, im Grunde nur die liebe Eitelkeit war, weshalb ſie ſo eifrig auf Conſervirung des alten Muſikantenthurms beſtanden. Es gingen freilich noch allerhand Gerüchte von Heimfällen und möglichen Erbſchaften, die der Thurm oder richtiger geſagt die Stadt dereinſt für ihn zu erwarten hätte. Doch waren das nur Alteweibergeſchichten, von denen Niemand zu ſagen wußte, wie es ſich eigentlich damit verhielt, und gerade Die am wenigſten, die am lauteſten davon ſprachen. Das war der eigentliche Grund: die Stadt hatte ihre ſchönen ſpitzen Kirchthürme opfern, hatte ihre Mauern und Thürme einreißen und ihre alten feſten Giebelhäuſer in luftige Baracken verwandeln müſſen, ohne etwas davon zu haben — ſo wollte ſie ſich nun doch wenigſtens dieſen Thurm erhalten, das Einzige, was ſie noch an ihre beſſern Zeiten erinnerte und woran man aus der Entfernung doch wenigſtens merkte, daß hier eine Stadt lag.

Die Regierung ließ der Sache ſcheinbar ihren Lauf. Aber auch nur ſcheinbar; in der Stille wirkte ſie mit allen Mitteln, die ihr zugebote ſtanden, darauf hin, ihren Zweck doch noch zu erreichen, ſollte es allenfalls auch auf einem Umwege ſein. Man ſpottet ſonſt viel über die Bureaukratie, wie unfruchtbar ſie ſei und wie wenig ſie auszurichten wiſſe. Wo es ſich darum handelt, etwas zu ſchaffen und ins Werk zu ſetzen, da mag das ſchon ſeine Richtigkeit haben; wo die Aufgabe ſich aber nur darauf beſchränkt, etwas zu verhindern und ins Stocken zu bringen, da beſitzt ſie eine wunderbare Behendigkeit. Sie hielt es mit dem Affen in der Fabel: wenn der Käſe aufgegeſſen, iſt der Proceß von ſelbſt zu Ende. Die Wirthſchaft im Muſikantenthum war zum Theil gräulich; man ließ ſie abſichtlich immer gräulicher werden, bis endlich ein Punkt erreicht ſein würde, wo der Karren ſich feſtgefahren und wo die Einmiſchung der Regierung, welche die Stadt bis dahin ſo eiferſüchtig abgelehnt hatte, als eine wahre Wohlthat erſcheinen mußte. Schon jetzt hatte die Regierung es erlangt, daß die Aufſicht der Anſtalt, die eigentlich der Stadt gebührt hätte, in ihre Hände gegeben ward; einige geringfügige Vorſchüſſe, die ſie während der Kriegsjahre geleiſtet hatte und die nun auf einmal mit aller Strenge eingetrieben werden ſollten, gaben ihr einen erwünſchten Vorwand, ihr

Aufſichtsrecht immer weiter auszudehnen und immer tiefer in die Verwaltung der Anſtalt einzugreifen.

Zum Theil war dies auch wirklich nothwendig; unter den mittelalterlichen Beſtimmungen, nach denen der Muſikantenthurm urſprünglich errichtet war, befanden ſich einige, die nicht blos mit einer verſtändigen Armenpflege, ſondern auch mit dem Staatszweck im Allgemeinen geradezu unverträglich waren. Schon die Vereinigung von Bürgerſpital, Armenhaus und Zufluchtsort für Vagabonden und Heimatloſe unter einem und demſelben Dach hatte Schwierigkeiten, die ſich vernünftigerweiſe gar nicht überwinden ließen; wer einem Zweck wirklich genugthun wollte, mußte dem andern unvermeidlich zunahe treten. Die Wahl der Regierung war bald getroffen; nachdem ſie ihre Hände einmal in der Verwaltung hatte, wußte ſie dieſelbe auch in kurzer Zeit ſo koſtſpielig zu machen und ſo verwickelt, daß man mit ziemlicher Sicherheit den Augenblick berechnen konnte, wo die Stadt ſelbſt in Unterthänigkeit bitten würde, ihr die ganze unbequeme Geſchichte vom Halſe zu nehmen. Namentlich ſeitdem der regierende Fürſt zur Herrſchaft gekommen war, wurde dieſe Politik mit großem Geſchick und dabei mit ſolcher Heimlichkeit betrieben, daß ſelbſt Diejenigen, die ihr als Werkzeug dienten, nichts davon merkten, um was es ſich eigentlich handelte und wozu ſie benutzt wurden. Der regierende Herr neigte ſich nämlich zu den Frommen im Lande; er wünſchte aus dem alten Muſikantenthurm ein Rettungshaus in neuchriſtlichem Stil zu machen, wo nicht blos die Hungrigen geſpeiſt und die Nackten gekleidet, ſondern auch die ſchadhaft gewordenen Seelen durch fleißiges Beten und Kaſteien ausgebeſſert und für das göttliche Strafgericht vorbereitet würden. Dabei ſollte dieſe Frömmigkeit aber, wie das ſo zu gehen pflegt, auch nicht viel koſten; man wollte den Himmel gern durch gute Werke erwerben, aber die guten Werke ſollten möglichſt billig ſein, und die übrigen Ausgaben für Soldaten und Maitreſſen und Ballet und Oper und Jagden und Reiſen möglichſt wenig derangiren.

Und dazu war der Muſikantenthurm gerade recht. Schon ſeine abgeſchiedene Lage, in dem ärmſten Winkel des Landes, fern von den Verführungen der Welt und auch gerade weit genug, um das fürſtliche Auge nicht durch den perſönlichen Anblick des Elends zu beläſtigen, diente ihm zur Empfehlung. Und auch darüber waren die Herren am grünen Tiſch in der Stille längſt einverſtanden, daß auch die Fonds der Stiftung bei beſſerer Verwaltung und wenn das richtige Finanzgenie dahinterkäme, gar nicht ſo unbeträchtlich wären, wie es jetzt den Anſchein hatte. Für jeden Fall war es ein hübſcher Zuſchuß;

wer aber ein Ding, das nicht einmal unmittelbar für ihn ſelbſt iſt, durch bloßes Warten für die Hälfte des Preiſes haben kann, der müßte ja ein ausgemachter Thor ſein, wenn er den ganzen dafür zahlen wollte.

Einſtweilen alſo wirthſchaftete man luſtig weiter; wenn Unachtſamkeit nach innen und außen, falſche Wahl der Beamten und ungeſchickte, wol auch unredliche Verwendung der Gelder die Anſtalt ruiniren konnten, ſo ſtand mit nächſtem kein Stein mehr auf dem andern. Ein beſonders beliebtes Manöver war es dabei, daß man allerhand Perſonen in den Thurm aufnahm und an den Vortheilen der Stiftung theilnehmen ließ, die rechtlicherweiſe gar nicht dahingehört hätten; allen Herumtreibern und mehr oder weniger verdächtigen Perſonen aus der Umgegend, die zur eigentlichen Unterſuchung noch keine Veranlaſſung boten und die man doch mittlerweile gern im Auge behalten wollte, wurden hier mit einer Gaſtfreundſchaft aufgenommen, die mancher armen, aber ehrlichen Witfrau, die ſchon ſeit Jahren vergeblich um Aufnahme in das Stift petitionirte, die Thränen in die Augen trieb. Die wenigen unbeſcholtenen Bewohner des Thurms waren über dieſe Genoſſenſchaft natürlich höchſt unzufrieden; beſonders jene alten würdigen Frauen, deren wir ſchon einmal erwähnt haben, mit den geſteiften Ringelhauben und den großen gefütterten Taſchen unter dem blauen Kattunrock, ſchrien Zeter und verſicherten, wenn ſie das vor Jahren gewußt hätten, daß ſie hier mit Bettlern und Spitzbuben zuſammen ſein ſollten, nicht mit zehn Pferden hätte man ſie in den Thurm gekriegt.

Aber Das war es gerade, was die heimlichen Leiter der Angelegenheit wünſchten; je mehr Denen, welche ein Recht hatten hier zu ſein, der Aufenthalt verleidet ward, je freiern

Spielraum gewann man für die Veränderungen und Neuerungen, welche man beabſichtigte. Auch hielt es bei dem bekannten Charakter des Publicums, das alle mal Das am liebſten glaubt, was ihm am häufigſten wiederholt wird, nicht ſchwer, die Sache ſo zu drehen, daß die ganze Schuld auf den Magiſtrat und die Aelteſten der Bürgerſchaft fiel. Die Regierung hatte ja den beſten Willen, ſie wollte der Stadt die ganze Laſt abnehmen, eine ganz neue Anſtalt ſollte herkommen, die größte des Landes, mit Directoren und Inſpectoren und Paſtoren, an denen Allen ein ſchöner Groſchen zu verdienen war, von Bäckern und Schneidern und Schuhmachern und allen übrigen Gewerken; Se. Hoheit ſelbſt intereſſirten ſich lebhaft für die Angelegenheit, man munkelte ſogar von einem höchſt eigenhändigen Riß, den höchſtdieſelben entworfen haben ſollten, Alles im gothiſchen Stil und ſo, daß der Muſikantenthurm dabei ſeine Stelle behalten konnte — aber woran lag es, daß nichts daraus wurde? An Niemand anders als an dem Magiſtrat und den Vorſtehern der Bürgerſchaft. Natürlich, ſie waren ja im Recht, ſie hatten ja ihre Pergamente und Stiftungsbriefe; auch waren ſie bekannt als Rationaliſten und Ungläubige, die fromme Abſicht Sr. Hoheit mußte ihnen natürlich ein Dorn im Auge ſein, Thurm und Stadt und Bürgerſchaft ließen ſie in ihrem ketzeriſchen Dünkel ja eher zugrunde gehen, als daß ſie ſich beugten vor dem Herrn und duldeten, daß die Stätte des Unglaubens und der Unlauterkeit gemacht würde zu einer Stätte der Zerknirſchung und der Buße, ohne die kein Friede zu finden iſt, weder im Himmel noch auf Erden. — Schon aus dieſem Umſtande erkennt der geneigte Leſer, in welcher Zeit ungefähr unſere Geſchichte ſpielt: nämlich zu Anfang der vierziger Jahre. Hätte ſie ſich nach dem Jahre Achtundvierzig zugetragen, ſo würde man die armen Rathsherren natürlich auch als Demokraten und rothe Republikaner verſchrien haben. Allein dieſe Kategorien waren damals noch nicht erfunden oder doch noch nicht ſo im Schwange wie jetzt, und mußte man ſich alſo mit dem Vorwurf des Unglaubens und der Gottloſigkeit begnügen.

Wo aber auch dieſe Argumente nicht verfingen (und die Wahrheit zu ſagen, verfingen ſie bei ſehr Wenigen: in dieſem flachen Lande hat der Myſticismus nie recht Wurzel faſſen wollen; auch ſtanden die armen Schelme ſchon bei Lebzeiten zu viel aus, um ſich vor Dem, was nach dem Tode kommt, noch beſonders zu fürchten), da hatte man noch andere praktiſchere in Bereitſchaft. Es war nicht Alles mit dem Thurm wie es ſein ſollte, ganz gewiß nicht: aber wer trug die Schuld als Diejenigen, die ihn ſeit Jahrhunderten verwaltet hatten? Die ſchönen Aecker draußen in der fetten Niederung waren verkauft und verpfändet, die Waldungen abgeholzt, die Capitalien und Zinſen, welche fromme Seelen vor Alters hierhergeſtiftet, waren zuſammengeſchmolzen, zerſplittert, verloren; wenn die Regierung nicht ihre milde Hand öffnete, konnte der Thurm gar nicht mehr beſtehen — aber auch daran, wer trug die Schuld? Natürlich nur Diejenigen, in deren Händen ſich das Alles von uraltersher befunden hatte: und das war bekanntlich Niemand anders als die Stadt ſelbſt. Auch an der Verpflegung und Wartung im Innern der Anſtalt gab es viele gerechte Ausſtellungen zu machen, allerdings; die Erbſen waren zuweilen dumpfig, es ließ ſich nicht leugnen, und auch dafür, daß der Thurm ſeinen Bewohnern nicht mit nächſtem über den Kopf zuſammenſtürzte, konnte die Regierung verſtändigerweiſe keine Garantie übernehmen. Aber was wollte ſie machen? Die Flügel waren ihr beſchnitten, ihre Mittel reichten nicht weiter; ja wenn ſie freie Hand hätte und könnte Alles einrichten wie ſie wollte, da ſollte es freilich anders werden, da müßte es einen Tag um den andern Fleiſchbrühe geben und des Sonntags Reis mit Pflaumen und an Sr. Durchlaucht Geburtstag ein Pfund Schweinebraten und ein Achtel Rothwein für Jeden, auch friſchen Schnupftaback in die Doſen, damit ſie doch auch wüßten, daß ſie Menſchen wären, und ſich des Glücks bewußt würden, unter einem ſo milden und erhabenen Scepter zu leben.

Was dieſe und ähnliche Redensarten für Wirkung thaten, brauchen wir natürlich nicht erſt zu ſagen. Und da nun auch die Gegenpartei es an Erwiderungen und Aufhetzungen nicht fehlen ließ, ſo gab das in dem Städtchen und noch mehr in dem Thurme ſelbſt zuweilen eine ganz wunderbare Stimmung; wenn es ſich um Entdeckung eines neuen Welttheils oder um Gründung einer neuen Dynaſtie gehandelt hätte, ich glaube, es hätte nicht halb ſoviel Geſchrei gegeben, noch hätte die Stimmung raſcher und plötzlicher wechſeln können als in dieſem Fall.

Dies alſo die Lage der Dinge, unter der, dies der Schauplatz, auf dem unſere Geſchichte ſich eröffnet; lernen wir nun auch die Acteurs allmälig kennen.

Drittes Capitel.

Stillleben.

Es iſt ein Tag in der erſten Hälfte des September, aber heiß und drückend wie ein Julitag; obwol die Sonne ſich ſchon ſeit geraumer Zeit hinter die Wolken verkrochen hat, die dumpf und ſchwer mit gelblichem Schein herniederhängen, brütet doch eine wahrhaft ſengende Hitze über den öden, ſtillen Straßen. Wir machen von dem Recht des Dichters Gebrauch und betreten den uns bereits bekannten Gang, der von der Straße aus in das Innere des Thurms führt, ohne die verhängnißvolle Haſenpfote berührt zu haben. Eine erquickliche

Kühle weht uns aus der hohen Wölbung entgegen; aber um ſo empfindlicher, als wollte ſie uns den Athem verſengen, fällt uns die Hitze an, die auf dem wüſten, von hohen Mauern eingeſchloſſenen Hofe herrſcht.

Auch hat ſie alles Leben verſcheucht; die kleinen niedrigen Fenſter ſind zum Schutz gegen die Hitze mit Bretern verſetzt oder mit Betttüchern verhangen, da Gardinen hier ein Luxus ſind, den ſich höchſtens die Hausmutter verſtattet, und auch dieſe nicht ohne allgemeines Kopfſchütteln der übrigen Bevölkerung. Kein Laut wird gehört weit und breit. Eine alte rothhaarige Katze ſchleicht verdroſſen mit geſenktem Schwanz über den Platz; unter einem alten Birnbaum, der einen Winkel des Gemäuers beſchattet, bleibt ſie einige Augenblicke ſtehen; ſie ſieht hinauf und ſtößt einen leiſen, gleichſam fragenden Schrei aus, während ſie mit dem Schweif kaum merklich in dem Sande wühlt. Die Katze iſt offenbar in Zweifel, ob der angenehme Schatten im Innern des Laubdachs die Anſtrengung verlohnt, welche dazu gehört, den Baum zu erklettern, noch dazu bei einer Hitze wie die heutige. Endlich hat ſie ſich entſchieden, ſie macht den Buckel krumm, zieht die Füße ein, und mit emporgehobenem Schwanze, als ob eine Meute Hunde hinter ihr wäre, ſchießt ſie den knorrigen Stamm hinauf. Aber keine halbe Minute, und pruſtend und mauzend kommt ſie wieder heruntergeflogen und ſchießt durch ein Loch in der Mauer, mit ſolcher Haſt, als ob die Erde ſie verſchlungen hätte.

Machen wir die Runde durch den Hof. Die meiſten Fenſter, wie geſagt, ſind verhangen und verſetzt: aber hier iſt eins, das iſt ſo blank polirt, und der kleine Scherben mit Hauslaub, der da in der Fenſterecke ſteht, ſieht uns ſo vertraulich an, daß wir der Einladung nicht widerſtehen können; wir rücken das bunte Tuch, das als Vorhang dient, ein wenig beiſeite und werfen einen Blick in das Innere. Auf einem alten gebrechlichen Schemel, zunächſt dem Fenſter, ſitzt eine Frau in ärmlicher, aber reinlicher Kleidung. Auch das Gemach ſelbſt, in das wir blicken, wiewol nur aus vier nackten weißgetünchten Wänden beſtehend, zwiſchen denen der rothe Ziegelboden grell hervorſticht, trägt gewiſſe unſagbare und doch ſchwer zu verkennende Spuren einer ordnenden weiblichen Hand. Der dürftige Hausrath, der in ein paar alten Kiſten, einem Tiſch mit drei Beinen und einigen halbzerbrochenen Stühlen beſteht, iſt mit einem gewiſſen Sinn für Symmetrie und Schicklichkeit geordnet. Im Hintergrunde der Kammer, neben einem kleinen Handkarren, der nach den Kiſſen zu urtheilen, mit denen er bepackt iſt, zugleich als Kinderwiege dient, ſteht eine ärmliche Bettſtatt; tief in die vielfach geflickten, aber reinlichen Kiſſen gewühlt, ſchläft ein Mann darauf. Sein Geſicht können wir nicht ſehen, weil er es mit einem buntgewürfelten Tuche zugedeckt hat. Aber das geſunde Schnarchen, das er hören läßt, ſowie die Behendigkeit, mit der er ſich von Zeit zu Zeit auf die andere Seite wirft, als könne er noch immer die Stelle nicht finden, die ihm bequem genug iſt, beweiſen hinlänglich, daß es kein Kranker iſt, ſondern nur Einer, der ſeinen Vormittag nicht beſſer anzuwenden weiß, als daß er ihn verſchläft. Jedesmal wenn der Mann ſich rührt, fährt die Frau ängſtlich zuſammen; alles Blut weicht dann aus dem Antlitz, das ohnedies ſchon bleich genug iſt und auch von keinem Glanz der Jugend mehr verklärt wird, und mit ängſtlich ſuchenden Blicken lauſcht ſie, ob der Schläfer erwachen wird. Aber nein, er hat nur das rechte Bein, das ihm im Schlafe herabgerutſcht war und ſich auf der harten Bettkante drückte, in die richtige Lage gebracht und ſchnarcht nun behaglich weiter. Sowie die Frau darüber beruhigt iſt, kehrt ſie zu ihrem Nähzeug zurück; nur einen einzigen prüfenden Blick wirft ſie auf den leeren Wagen, und wieder fliegt die Nadel in der flinken Hand, als gelte es heute noch ein unabſehbares Tagewerk zu vollenden. Der Schweiß perlt ihr auf der Stirn und rinnt in leiſen Tropfen in den Furchen abwärts, welche Kummer und Zeit, und zwar jener noch mehr als dieſe, in das bleiche Antlitz eingezeichnet haben, ohne daß es ihnen gelungen wäre, die Spuren ehemaliger großer Schönheit ganz daraus zu verwiſchen. Die Augen, wiewol jetzt von tiefen Rändern eingefaßt, haben noch immer einen eigenthümlichen ſüßen Schmelz; die ganze Geſtalt, wie ſie da vorn übergeneigt über ihrem Nähzeug ſitzt, zeigt uns ſo edle Umriſſe und einen ſolchen Adel der

Bewegung, daß wir uns verwundert fragen, wie ſie zwiſchen dieſe niedrige Umgebung kommt.

Aber laſſen wir den Mann ſchnarchen und die Frau bei ihrer Arbeit und wenden wir unſere Schritte ein wenig weiter, bis unter den alten Birnbaum, von dem die Katze vorhin ſo ſchleunig die Flucht ergriff. Wir brauchen hier nicht erſt durch das Fenſter zu ſehen, das auch überdies von den Zweigen des Baums verdeckt iſt: die Thür iſt hier nur halb angelehnt, wir öffnen ſie und treffen auf ein zweites Stillleben, das noch unerwarteter iſt und noch maleriſcher als dasjenige, welches wir ſoeben betrachteten.

Es iſt ein altes niedriges Gewölbe, in welches wir eintreten, vielleicht eine ehemalige Wachtſtube oder ſonſt zu einem ähnlichen Zweck beſtimmt; der hintere Theil iſt zuſammengeſtürzt und läßt nicht nur den grauen Himmel und den alten grünen Birnbaum frei hineinſchauen, ſondern geſtattet auch über Schutt und Trümmer hinweg einen Blick in die Landſchaft zu werfen.

Nämlich wenn man das Landſchaft nennen will, dieſes Stückchen von dem ehemaligen Feſtungsgraben, wo die Waſſerlinſen ſo dicht ſtehen, daß die Enten kaum hindurchfinden können. Darüber hinaus ſieht man in das Innere der Stadt; doch trägt der Blick nicht weit, da hinter einem wüſten verwilderten Garten — wenn dieſer Name nicht zu ſtolz iſt für einige halb zugewachſene Fliedergänge, ein halbes Dutzend zertretener Rabatten und einen Apollo aus Sandſtein, der ſchon ſeit funfzig Jahren mit dem Stumpf des rechten Arms auf eine Lyra weiſt, die aber ebenfalls nicht mehr da iſt — ein großes palaſtähnliches, aber ebenfalls vom Zahn der Zeit hart mitgenommenes Gebäude die Ausſicht verſchließt.

Für einen Liebhaber von ſchönen Perſpectiven iſt das nun freilich blutwenig. Und doch muß der junge Mann, der ſich in dieſen einſamſten Winkel des Thurms geflüchtet hat, ſo ein Stück Maler ſein oder wenigſtens Einer, der gern einmal ein Maler werden möchte. Eine alte Steinplatte, auf ein paar rohen Blöcken zurechtgerückt, dient ihm als Tiſch; ein altes Arzneiglas mit Tinte, einige geſchnittene Federn und verſchiedene ſauber geſchriebene Papiere zeigen deutlich, womit der junge Mann ſich ſoeben noch beſchäftigt hat. Aber es hat ihn nicht lange dabei gelaſſen, der kleine Geſellſchafter, der da neben ihm auf der Erde huckt, war auf keine andere Art zur Ruhe zu bringen, der junge Mann mußte ein Stückchen Kohle nehmen und ſiehe da, mit freien ſichern Zügen zeichnet er allerhand Figuren und Bilder vor ihm auf den Boden.

Betrachten wir uns das Paar noch etwas

genauer. Der junge Mann ſteht im erſten Jünglingsalter; die Wange, die von Geſundheit ſchwillt, iſt noch vom erſten jugendlichen Flaum umſäumt. Dichte braune Locken faſſen ein offenes, freundliches Angeſicht ein, aus dem zwei große braune Augen uns treuherzig anſehen. Es iſt kein Geſicht, das die Herzen im Fluge erobert, aber es wird ihm auch Niemand gram ſein können, beſonders wenn es ſich ihm mit ſo viel Zärtlichkeit zuneigt und ſolchem treuen, herzlichen Behagen, wie in dieſem Augenblick zu dem kleinen Gefährten neben ihm. Welch ein Widerſpruch! Und wie war es möglich, daß die Natur, die ewig gerechte, die Jenen ſo freigebig ausſtattete, mit ſo viel Glanz und Geſundheit der Jugend, dieſes arme Kind ſo gänzlich vernachläſſigen konnte? Es war ein armes kleines verhuzeltes Weſen, nicht eigentlich lahm, auch nicht verwachſen: und doch hatte Jeder, der es zum erſten male ſah, darauf ſchwören mögen, es müßte zum wenigſten einen Höcker vorn und zwei im Rücken haben. So winzig der Körper war, kaum von der Größe eines dreijährigen Kindes, ſo vermochten die kleinen ſchwachen Beinchen ihn doch kaum zu tragen; die fleiſchloſen Aermchen hingen matt am Leibe herunter, die Händchen, ſo klein ſie waren, hatten ordentliche Runzeln und vermochten nur ſelten zu halten, was ſie faſſen wollten. Und auf dieſem armen verſchrumpften Leibe denkt euch nun ein Geſicht, ein Kindergeſicht, und doch ſo alt, ſo lebensmüde — ein Mann von ſiebzig Jahren hätte ſo ausſehen können und Niemand würde ihn wegen ſeines guten Ausſehens becomplimentirt haben. Es mochte wol eine ſchwere Aufgabe ſein, dieſes arme kranke Kind zu pflegen und ihm die Zeit, ach die ewig lange Zeit zu vertreiben. Denn obwol es das achte Jahr bereits überſchritten hatte, ſprach es doch wenig oder nichts, man konnte nicht recht dahinterkommen, ob deshalb, weil es nicht konnte oder weil es nicht wollte, und auch zu den gewöhnlichen Spielen ſeines Alters fehlte es ihm gleich ſehr an Kraft wie an Neigung.

Aber der junge Mann verſtand ſich darauf, das arme trübſinnige Kind zu hätſcheln und ein flüchtiges Lächeln auf ſeine bleichen Wangen hervorzurufen — keine Frau, ſelbſt die eigene Mutter nicht, hätte es beſſer gekonnt. „Siehſt du da“, ſagte er, indem er mit dem Stückchen Kohle zwiſchen den Fingern auf dem Boden dahinfuhr, „das iſt nun der kleine Bernhard, mein lieber kleiner Neffe Bernhard, das iſt nun nicht mehr ſolch krankes Hühnchen wie früher, das iſt nun ein ganz ſtarker großer Mann geworden, mit einem Bart“ — indem er raſch zwei dicke Kleſſe in die kleine Fratze hineinwarf, die ſeine kunſtfertige Hand entſtehen ließ — „wie ein Grenadier, und einem Bauche, ſo dick, und einem Geldſack, der iſt noch dicker als der Bauch. Und mit dem Geldſack, he kleiner Bernhard? was thun wir mit dem Geldſack, he?"

Das Kind ſah ihm mit den ernſten ſtarren Augen ganz altklug ins Geſicht; es ſchien allen Ernſtes zu überlegen, was mit dem Geldſack, der ſich in der That ſehr ſtattlich ausnahm und beinahe ſo groß war wie der Kopf des Kindes, wol anzufangen wäre. Der Andere fuhr fort: „Richtig", ſagte er, als ob er die ſtumme Sprache des Kindes verſtanden hätte, „du rufſt Onkel Hermann! Onkel Hermann, wo biſt du? Aha, da kommt er" — indem er raſch eine zweite Figur hinzufügte, welche, wenn auch in ſpaßhaft entſtellten Umriſſen, ſein eigenes Bild darſtellte — „da iſt er ſchon. Aber, o weh, Onkel Hermann, wie ſiehſt du aus? Wie ein Bettler ſieht der Onkel Hermann aus, er hat wollen nach dem ſchönen, ſchönen Lande Italien reiſen, wo die vielen großen Bilder zu ſehen ſind, und da iſt er unter die Räuber gefallen und die haben ihm wollen den Kopf abſchneiden."

Das Kind, das mit größter Aufmerkſamkeit, aber auch mit unerſchütterlicher Ernſthaftigkeit dem Spiele folgte, verrieth bei dem Gedanken, Onkel Hermann könne irgendeinen Schaden genommen haben, eine ſichtliche Unruhe; es ließ das Köpfchen auf die Bruſt hängen, ſchloß die Augen und machte mit den kleinen welken Fingern eine abwehrende Bewegung, als möge es nun nichts mehr ſehen noch hören.

Der junge Mann beeilte ſich es zu beruhigen. „Es hat nichts zu ſagen", rief er, „Hermann hat ſich ſeiner Haut gewehrt, er weiß, daß du den großen Geldſack haſt, und ſiehſt du, da bringt er dir ſchon dein Pferd

— ha, welch ein Pferd! wie das hinten ausſchlägt und wie Schwanz und Mähne ihm fliegen! Aber Bernhard iſt jetzt ein ſtarker Mann, er ſitzt auf — und wohin reitet der gute Bernhard nun? und wem bringt er ſein Geld? Wie? Du weißt es nicht? O ganz gewiß weißt du es . . . .“

Und damit warf er einige Striche hin, in denen ſelbſt ein verwöhnteres Auge als das des kleinen Bernhard eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Profil jener Frau nicht verkennen konnte, die wir vorhin am Fenſter über ihrem Nähzeug belauſcht haben.

Der Kleine, für den es vermuthlicherweiſe nicht das erſte mal war, daß dieſes Spiel mit ihm vorgenommen ward, und der in der Stille wol ziemlich genau wußte, was nun eben an der Reihe war, erkannte die flüchtigen Striche ſofort; er machte einen Verſuch, die Hände ineinanderzuſchlagen, und rief mit leiſer, faſt tonloſer Stimme: „der Mutter!“

„Richtig, der Mutter“, bekräftigte Hermann — und dann, wie wenn ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf geſchoſſen wäre, nach einer kleinen Pauſe fortfahrend: „Und dem Vater geben wir nichts?“

Das Kind blickte ſcheu nach der Thür; dann ſah es mit unerſchütterlicher Miene kerzengerade vor ſich nieder.

Der junge Mann fuhr mit der Hand durch die Locken; ein Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt. „Das Kind“, ſagte er leiſe, „ſoll nun dumm' ſein und hat doch mehr Verſtand wie mancher Große.“ Und dann wieder mit lauter Stimme: „Verſteht ſich“, ſagte er, „ſeinem Vater gibt der gute Bernhard auch etwas — damit der gute Vater Wein trinken kann“, rief er mit bitterm Lachen und warf das Stückchen Kohle weit hinter ſich, „und Braten eſſen und ſchlafen am hellen Mittag, während die arme Mutter ſich die Augen aus dem Kopfe näht und Onkel Hermann mit Gewalt zum Lump und Tagedieb gemacht wird!“

Viertes Capitel.

Die zerbrochene Fenſterſcheibe.

Bis zu dieſer bedenklichen Wendung war das anfangs ſo harmloſe Kinderſpiel gediehen, als es plötzlich auch von außen eine unerwartete Störung erfahren ſollte. In dem alten Birnbaum am Fenſter begann es zu raſcheln, gleich darauf klirrte es in den Scheiben und mit den ſprühenden Glasſplittern flog eine ſaftige Birne zwiſchen die Gruppe, dicht an Hermann's Kopf vorbei, ſodaß ihm die Stirn faſt von der weichen Schale geſtreift ward. Man hätte im erſten Augenblick vielleicht glauben können, der Wind, der ſich ſeit einigen Minuten erhoben hatte und den Staub in wirbelnden Wolken hoch über die Mauer führte, habe die überreife Frucht heruntergeſchüttelt. Aber dazu war der Wurf zu richtig gezielt; in ſchlauer Berechnung war er erſt auf den Tiſch aufgeſchlagen, hart am Tintenfaß vorbei, ſodaß die Federn weit umher zerſtreut waren, und war dann weiter gegen Hermann's Kopf ricochetirt.

Der Kleine blieb bei dieſer unerwarteten Störung ſo ehrbar wie vorher; an dieſem Kinderherzen, ſei es aus angeborener Stumpfheit, ſei es aus andern noch unerforſchten Gründen, ſchienen Schmerz wie Freude ihre Kraft verloren zu haben. Onkel Hermann dagegen war voll Unwillen in die Höhe geſprungen; mit raſchem Blick überſah er nicht nur die Gefahr, in der ſeine Schriften geſchwebt hatten, ſondern — wir müſſen es geſtehen, auf die Gefahr hin, geneigter Leſer, daß du der kaum gemachten Bekanntſchaft deine Gunſt ſofort wieder entziehſt — auch die Scheibe ärgerte ihn, die muthwillig zerſplitterte. Es war eine ganz gemeine Scheibe, von blindem grünem Glaſe, in Blei gekittet, ſo klein und ärmlich, wie ſie ein Glaſer nur jemals eingeſpannt hat — und doch ärgerte ſie ihn und brennende Schamröthe übergoß ihn von der Stirn bis zum Kinn. Wir, geneigter Leſer, die wir, wenn wir luſtig ſind, das halbgeleerte Champagnerglas hinter uns in den Spiegel werfen, oder die wir einen Preis ausſetzen auf das erſte Geſchirr, das unſer Jüngſtes, die liebe kleine Maus, die in dem Sammetjäckchen und dem Atlashütchen mit der Feder ſo allerliebſt ausſieht, reinweg wie ein Zuckerpüppchen, mit ihren kleinen runden Sammetfäuſtchen höchſt eigenhändig zerbrechen wird — wir verſtehen das freilich nicht, wie ein zwanzigjähriger Burſche ſich grämen kann und kann roth werden wie eine Jungfer wegen einer zerbrochenen Fenſterſcheibe. Aber in einem

Armenhauſe, noch dazu wo man blos geduldet iſt als Fremder und wo Aller Augen ohnedies ſchon mit Unwillen auf den unwillkommenen Eindringling gerichtet ſind, da iſt eine zerbrochene Fenſterſcheibe möglicherweiſe ein ſehr wichtiges und ſehr unangenehmes Ding ....

Und daß es diesmal wirklich ſo war, davon ſollte der junge Mann ſogleich die ausreichendſte Erfahrung machen. In Wien und Berlin geht man an einem brennenden Hauſe vorüber und ſchlägt kaum die Augen danach auf; auf dem ſtillen Hofe des Muſikantenthurms war eine zerbrochene Scheibe ſchon ein ſehr bemerkenswerthes Ereigniß. Kein Stein, in einen Ameiſenhaufen geworfen, kann eine größere Wirkung hervorbringen als das Klirren dieſer Scheibe; von allen Fenſtern wurden Läden und Tücher weggeriſſen und zehn lange Hälſe auf einmal fuhren heraus und drehten die Köpfe und nickten einander zu und horchten, in welchem Winkel das Unglück geſchehen ſei. Dann gab es ein Rufen und Fragen, die alten knöchernen Hände fochten in der Luft wie Telegraphen; gleich darauf ſchlugen Thüren auf und zu, Schlappantoffeln, Holzpantoffeln, alle erdenklichen Arten von Pantoffeln, an großen ſchweren Füßen, kamen geſchlurft, geſchleift, geklappert, von Treppen und Gängen, bis endlich eine Schar alter Weiber auf dem Hofe zuſammen war, ein wahrer Chor der Eumeniden, zwar nicht ganz ſo feierlich, aber ein gut Stück furchtbarer.

Hätte Hermann die Flucht ergreifen wollen, er hätte es ſchon nicht mehr gekonnt, auch wenn er das Kind hätte allein laſſen wollen. Mit einem Inſtinct, der Einen freilich nicht Wunder nehmen konnte, wenn man die vielen langen ſpitzen Naſen ſah, die alle erwartungsvoll umherſpürten, war die rächende Schar ſofort auf die halbgeöffnete Thür losgeſegelt, die Tapferſten drangen hinein — aber war es der junge blühende Mann, oder war es das arme bleiche Kind zu ſeinen Füßen, genug, ſie kehrten, nachdem ſie den Schaden mit prüfendem Auge gemuſtert, Eine nach der Andern wieder um und begnügten ſich, vor der Thür ein Spalier zu bilden, das kein Winkelried durchbrochen hätte. Es war ein eigenthümlicher Anblick, die alten runzeligen Geſichter draußen in der grellen Beleuchtung des heranziehenden Gewitters und das blühende Jünglingsgeſicht drinnen, übergoſſen von Scham und Zorn . . . .

Hermann war in der größten Verlegenheit; auch hätte ich Den ſehen mögen, der es einem ſolchen Tribunal gegenüber nicht geweſen wäre. Er brauchte einige Augenblicke ſich zu ſammeln; noch als er zu ſprechen anhub, bebte ihm die Stimme; es wäre ihm in dieſem Augenblick offenbar lieber geweſen auf eine Batterie loszumarſchiren, als ſich vor dieſer Heerſchar alter Spittelfrauen wegen einer zerbrochenen Fenſterſcheibe rechtfertigen zu müſſen. „Ich bitte tauſend mal um Entſchuldigung“, ſagte er, „wenn ich irgendetwas gethan habe, was gegen die Hausordnung verſtößt; ſoviel ich weiß, ſtand dieſer Winkel bisher unbenutzt, und ſo glaubte ich, hier mit meiner Arbeit Niemand im Wege zu ſein.“

Ein dumpfes Gemurmel, halb beifällig, halb tadelnd, lief durch die Reihen ſeiner Gegnerinnen. Endlich ſagte die Vorderſte, eine kleine runde Frau, die lange nicht ſo grimmig ausſah wie ſie that; ſie trug eine Jacke aus geblümtem Camelot mit eigenthümlich geformten Schößen, weshalb ihre Nachbarinnen ſie ſchlechtweg „die Nachtjacke“ zu nennen pflegten; mit ihrem eigentlichen Namen hieß ſie Frau Meier und galt für eine gute Frau, die nur den Fehler hatte, etwas hitzköpfig zu ſein. Dieſe alſo ſagte:

„Hier zu arbeiten, Muſje, wird Ihm Niemand verwehren; aber arbeiten und Fenſter entzweiſchlagen war wenigſtens zu meiner Zeit zweierlei.“

Nach dieſen mit großem Nachdruck geſprochenen Worten warf ſie den Kopf hintenüber und ſah die Frau Gevatterinnen der Reihe nach an; die Frau Gevatterinnen, obwol Stimmeneinigkeit ſonſt ein ſeltenes Ding unter ihnen war, nickten ihr ſämmtlich zu und warfen ebenfalls die Köpfe hintenüber.

„Die zerbrochene Scheibe“, erwiderte Hermann, dem inzwiſchen der Humor wiedergekommen war — und ich glaube, ſelbſt der kleine verdroſſene Bernhard hätte lachen müſſen, wenn er dieſe Reihe von hintenübergeworfenen Köpfen geſehen hätte; das that er aber nicht, ſondern ſowie die Thür aufgegangen war, hatte er ſich mit dem Geſicht zur Wand gekehrt und betrachtete dieſelbe mit ſolcher Genauigkeit, als müßte er irgendeine verborgene Inſchrift darin ausfindig machen — . . .

„Die zerbrochene Fenſterſcheibe“, ſagte Hermann, „kann Sie nicht mehr erſchreckt haben als mich ſelbſt; ich ſaß ruhig und plauderte mit dem Kinde hier, das“, ſetzte er mit einem neuen Erröthen hinzu, „wie Sie wol wiſſen, ein wenig ſchwächlich iſt und daher mehr gepflegt werden muß wie ein Anderer, als auf einmal die Scheibe zuſammenbrach; ich vermuthe, daß der Wind ſie zerſchlagen hat.“

Soviel Wahrſcheinliches dieſe Vermuthung auch hatte, ſowenig Anklang fand ſie bei dem Tribunal. Eine lange dürre Geſtalt ergriff das Wort; hätte ſie einen rothen Mantel umgehabt und einen Cardinalshut auf dem ſpitzen Scheitel, ſie hätte einen vortrefflichen Großinquiſitor abgegeben. Es war die Frau Schmähling, die gefürchtetſte Zunge im ganzen Stift; während ſie ſprach, hielt ſie den Zeigefinger ſpitz vor ſich hin, als wollte ſie dem Inquiſiten das Herz damit gleich durch und durch rennen. Doch war ihre Naſe noch viel ſpitzer. „Der Wind“, ſagte ſie mit einer Stimme, die das Allerſpitzeſte an ihr war, „ſchlägt die Fenſter nicht ſo ohne weiteres entzwei; was wird es ſein? Der junge Herr wird Ball geſpielt haben mit dem kleinen Wurm — eine ſchöne Beſchäftigung für einen großen ſtarken Menſchen von zwanzig Jahren, Ball zu ſpielen mit einem kranken Kinde!“

„Er wird ſich haben eine Birne langen wollen“, ſagte eine Dritte, „da liegt ſie noch, und dabei iſt er heruntergepurzelt und hat die Scheibe zerbrochen; ach Gott, wir kennen das Alles . . . .“

Es war die Frau Melzer, die ſo ſprach, die weiſeſte Frau im ganzen Thurm, nämlich nach ihrer Meinung, mit der ſie jedoch in dieſem Betracht ſehr vereinzelt ſtand. In Hermann ſtieg der Zorn auf: „Wenn der Wind keine Scheiben zerſchlägt“, ſagte er, „ſo hat es doch der Birnbaum gethan, den der Wind in Bewegung geſetzt hat; ich habe dieſe Birne nicht gepflückt und mache noch jetzt keine Anſprüche darauf.“ Damit ergriff er die Frucht, die hier ſo offenbar zum Apfel der Eris zu werden drohte, und warf ſie mit verächtlicher Handbewegung weit hinter ſich in den Teich, wo ſie laut aufplumpſend verſank.

Aber hatte ſeine Sache ſchon vorher ſchlecht geſtanden, ſo war ſie nun völlig verloren. Wo war dieſe Birne gewachſen? An einem Baum, der auf Grund und Boden des Muſikantenthurms ſtand, der ſelbſt ein Eigenthum des Muſikantenthurms bildete und an dem alſo die reſpectabeln Bürgerinnen, die den Muſikantenthurm mit ihrer Anweſenheit beehrten, ein unzweifelhaftes Anrecht hatten. Auch die abgefallene Birne war ein Bruchtheil dieſes Eigenthums; wie durfte denn dieſer junge Menſch, dieſer Herumtreiber, der gar nicht in den Muſikantenthurm gehörte, ſondern demſelben nur auf widerrechtliche Weiſe aufgenöthigt war — wie durfte er es wagen, ſich an einem Eigenthum des Muſikantenthurms zu vergreifen und daſſelbe vor den Augen der rechtmäßigen Beſitzerinnen muthwillig zu vernichten? Ein unwilliges Gemurmel durchlief die ganze Verſammlung; ſelbſt „die Nachtjacke“, die doch in Wahrheit noch die Gutmüthigſte war, drehte ſich entrüſtet um und ballte die runden Fäuſte gegen den alten Birnbaum, als wollte ſie ihm Vorwürfe darüber machen, daß er ſo ſtill und ſtumm daſtehen könne, während die Frucht ſeines Leibes, ſozuſagen ſein Fleiſch und Blut, ja das Fleiſch und Blut des geſammten Muſikantenthurms auf ſolche Weiſe beleidigt wurde. Die lange dürre Frau Schmähling aber rief triumphirend, indem ſie den ſpitzen Finger noch einmal ſo weit vor ſich hinſtreckte: „Was kann man von ſolcher Sorte auch anders erwarten! Was einmal hinter dem Zaun geboren iſt, bleibt ein Lump, und wenn das Geſicht auch noch ſo glatt iſt.“

„Wir müſſen uns bei dem Herrn Regierungsrath beſchweren“, ſagte eine Andere, „es iſt nicht mehr auszuhalten, wie es jetzt hier zugeht; da werden Fenſter eingeſchlagen, Birnen abgerupft, Fußböden beſchmiert, das Oberſte wird zu unterſt gekehrt, und das Alles von dieſen verwünſchten fremden Herumtreibern, die ſich blos hierherbringen laſſen, um uns das bischen liebe Gut vor dem Munde wegzufreſſen.“

„Richtig“, ſagte eine Dritte, „und unterdeſſen hecken ſie doch nur neue Spitzbubenſtreiche aus. Wozu iſt der Thurm da? Alten ehrſamen Frauen und verdienten Bürgern ein geſegnetes Alter zu bereiten — und wozu wird er benutzt? Man kann es nicht ſagen, weil man ſich ſchämt, das Wort in den Mund zu nehmen.“

„Geh du mit deinem Herrn Regierungsrath“, rief eine Vierte dazwiſchen, „der kümmert ſich um uns gerade ſo viel wie der Teufel ums Beten. Nein, nein, das ganze Unglück iſt, daß der Herr Lux verreiſt iſt; ſolange der Herr Lux verreiſt iſt, iſt auch keine Ordnung im Hauſe.“

Die Sprecherin konnte nicht vollenden; eine derbe knochige Hand klopfte ſie zwiſchen die Schultern, während eine ebenſo derbe rauhe Stimme dazu ſprach: „Nur ruhig, Schätzchen, er kommt morgen wieder, der Herr Lux, wenn du es denn doch ſo gar nöthig haſt mit ihm zu ſprechen; einſtweilen aber bin ich da, die Frau Lux — was gibt es hier? und wer hat hier etwas zu klagen?“

Alle hatten ſich beſtürzt umgeſehen — richtig, es war die Frau Lux, die Hausmutter der

Anſtalt, die Herrin und Königin des Thurms, obwol ſie ihre Herrſchaft mehr de facto als de jure beſaß. Sie war nämlich eine Tochter der Frau Schernberg, welche eigentlich zu dieſem Poſten ernannt war und ihn auch in frühern Jahren mit Fleiß und Eifer verſehen hatte. Wie aber bekanntlich Alles in der Welt vergänglich iſt, ſo war auch Frau Schernberg infolge der ſiebzig oder fünfundſiebzig Jahre, die ſie zählte, allmälig ein wenig hinfällig geworden, und da hatte es ſich denn ganz von ſelbſt gemacht, daß die Frau Lux, die überdies beinahe von Kindesbeinen an im Thurm gelebt hatte und in alle Verhältniſſe deſſelben aufs genaueſte eingeweiht war, als ihre Anverwandte, ſich des Regiments mehr und mehr bemeiſtert hatte, ſodaß, als die Frau Schernberg endlich geradezu ſchwachſinnig und zu jedem Geſchäft untauglich geworden war, es ihr Niemand mehr ſtreitig zu machen wagte.

Es war alſo, ſozuſagen, ein Mitregent

geweſen, der den urſprünglichen Herrſcher verdrängt hatte; das kommt, wie man weiß, öfters vor und geht nicht einmal immer ſo glücklich aus wie hier. Denn was man auch gegen die Berechtigung der Frau Lux einwenden konnte, ihre Fähigkeit für den Poſten wagten ſelbſt ihre Gegner nicht in Zweifel zu ziehen. Es war eine kleine raſche Frau, mit kleinen grünlichen Augen, die wie Pfeile in allen Winkeln umherſchoſſen; ihre Stimme, hart und rauh, ſtand in ſeltſamem Widerſpruch mit ihrer übrigen Erſcheinung und hätte eher für einen Corporal der Garde gepaßt als für die kleine winzige Frau. Und doch lag gerade in dieſer Stimme der ganze Charakter der Frau Lux. Es war eine harte, ſtrenge Frau, die ihrem Nächſten gerade kein Leid zufügte, aber mit unerbittlicher Strenge darauf hielt, daß Alles „nach den Rechten" zuginge, wie ſie es nannte. Und da nun zu der Zeit, da unſere Geſchichte ſich eröffnet, der Rechtsboden des Thurms, wie wir wiſſen, bereits ſtark durchlöchert war, ſo läßt ſich leicht abnehmen, welche Ausdehnung dieſer Rechtsbegriff je nach der Gelegenheit unter ihren Händen gewann. Eine vortreffliche Stütze hatte ſie dabei an ihrem Manne, dem Herrn Lux. Derſelbe machte ſeinem Namen Ehre; er war Schreiber beim Gericht und hatte ſich die kleinen Kniffe der juriſtiſchen Praxis, ihre Finten und Schleichwege gerade ſo zu eigen gemacht, wie dergleichen Leute es zu thun pflegen. Es war ein anſehnlicher Mann, der Herr Lux, von feinen Manieren bei wenig Worten. Aber gerade dies Letztere erhöhte den Reſpect, in dem er bei ſeinem Publicum ſtand; wenn er mit dem Wenigen, was er ſprach, den Nagel ſchon jedesmal ſo richtig auf den Kopf traf, was mußte der Mann erſt ſein, wenn ſeine ſchweigſame Zunge ſich einmal löſte! Bei den Schönen des Thurms galt er allgemein für ein wahres Orakel; es gab nichts, was Herr Lux nicht wußte, und zwar beſſer als alle übrigen Sterblichen; in Allem, was er that und nicht that, lag eine ſo übermenſchliche Schlauigkeit, daß ein Anderer drei Tage zu denken hatte, um und um, blos bis er dahinterkam, wie ſchlau der Herr Lux wieder geweſen. Auch daß er in den Thurm geheirathet hatte, war gewiß nicht ohne Abſicht geſchehen; das kleine magere Frauenzimmer hatte ihn nicht locken können, dazu war der Herr Lux viel zu ſchlau; o nein, der hatte gewußt, wie das mit der alten Frau Schernberg werden mußte und daß er ſich über kurz oder lang warm und weich in den ſchönen fetten Poſten hineinſetzen würde. — Der Frau Lux fiel die Bewunderung ihres Mannes bisweilen ſehr unbequem; war es Eiferſucht oder was ſonſt, genug, ſie konnte nicht leiden, daß man ihren Mann zu ſehr lobte oder gar ſeine Autorität über ihre eigene ſtellte.

Daher auch der freundſchaftliche Schlag zwiſchen die Schultern und dieſer herbe, drohende Ton, mit dem ſie die Frau Schmähling fragte: „Was gibt es hier? Und wer hat hier etwas zu klagen?“

Der Fall wurde vorgetragen, nicht gerade in der Kürze, was auch, wo zehn alte Weiber durcheinanderſprechen, ein unbilliges Verlangen wäre. Aber endlich gelang es doch, und mit ſchadenfroher Neugier erwartete man den Ausſpruch, der den zweifachen Verbrecher, Fenſter- und Birnenverwüſter, zerſchmettern ſollte. Allein man täuſchte ſich; ſei es, daß Frau Lux es ihrer Autorität für zuträglicher hielt, gerade das Gegentheil von Dem zu thun, was die Andern erwarteten, oder ſei es, daß der Gegenſtand ihr wirklich zu unerheblich war: ſie beſchränkte ſich darauf, einen flüchtigen Blick auf den Miſſethäter zu werfen, und ſagte dann, die Achſeln zuckend, im Weggehen: „Es iſt noch der Beſte von der Geſellſchaft, und ihr, wenn ihr vernünftige Frauen wäret, ſolltet um ein altes Stück Glas gar nicht ſolch ein Aufheben machen; mit oder ohne Scheibe, in den alten Winkel ſchneit und regnet es ja doch, ohne daß ein Hahn danach kräht. Ihr ſolltet lieber", ſetzte ſie hinzu, indem ſie auf den ſchwarzen Gewitterhimmel deutete, „nach euern eigenen Fenſtern ſehen, wir kriegen ein Unwetter, glaube ich, und wenn es da einen Schaden gibt, ſo müßt ihr ihn bezahlen."

Damit ging ſie und ließ ein ſehr unzufriedenes Auditorium zurück. „Richtig", ſagte die weiſe Frau Melzer, „wir ſollen bezahlen und das fremde Bettelpack trägt den Thurm ſtückweiſe davon." Frau Schmähling aber richtete den ſpitzen Finger gen Himmel wie einen Blitzableiter: „Das ſollte die Regierung wiſſen", eiferte ſie, „bei der Regierung muß Jeder die Fenſterſcheiben bezahlen, die er zerſchlägt, und nur was Gott thut, das iſt wohlgethan."

Unter dieſen und ähnlichen Aeußerungen verlief ſich der Haufen, das Schurren und Klappen der Pantoffeln wurde ſchwächer und ſchwächer, und bald herrſchte auf dem Hofe wiederum daſſelbe düſtere Schweigen wie zuvor.

Fünftes Capitel.

Flora.

Unſer junger Freund indeſſen ſollte noch nicht zur Ruhe kommen; eine neue Ueberraſchung ſtand ihm bevor, wenn auch diesmal von lieblicherer Beſchaffenheit. Während er ſich nach dem Kleinen umwendete, der noch immer ſtill und verdroſſen in ſeiner Ecke ſaß, rauſchte und kniſterte es über ihm in den Zweigen, welche der alte Birnbaum über das offene Dach des Kämmerchens ſtreckte. Zwei zierliche Füßchen in weißen Zwickelſtrümpfen tauchten aus dem grünen Blättermeer hervor, ein zierliches Figürchen, etwas phantaſtiſch, aber nicht ohne Geſchmack gekleidet, folgte nach, zwei weiße Arme hingen ſich um Hermann's Schultern und ein Geſichtchen lachte ihn an, ſo ſchelmiſch und ſo übermüthig, wie das Geſicht eines funfzehnjährigen Mädchens nur immer ſein kann. Das junge Mädchen lachte und ſchüttelte den Kopf vor Vergnügen, daß die langen, ſchwarzen Locken ſie wie Schlangen umtanzten; endlich gewann ſie Athem zum Sprechen. „O, o", rief ſie, „das war prächtig! Wie er daſtand, der arme Sünder! Und die lange dürre Frau Schmähling mit ihrem Blitzableiter!"

Dabei ſtellte ſie ſich auf die Zehen, reckte den Hals in die Höhe und bohrte mit dem zarten, weißen Finger in die Luft, genau wie die Frau Schmähling. Hermann ſelbſt, der ſich mit ziemlich ernſter Geberde aus der Umarmung losgemacht hatte, konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren; dann aber ſagte er:

„Dachte ich es mir doch gleich, daß du

wieder dahinterſteckteſt, du wilde Katze! Wann wirſt du denn endlich einmal aufhören, deine wilden Streiche zu treiben und dich und Andere in Verlegenheit zu ſetzen?“

Das junge Mädchen brach aufs neue in lautes Gelächter aus. „Ich bitte dich“, rief ſie, „ſprich mir nicht von Katzen! Die alte rothhaarige Mietze, die hier im Hofe herumläuft, wollte vorhin zu mir auf den Baum ſteigen, da habe ich ihr ein Geſicht gemacht, daß ſie vor Schrecken herunterpurzelte, ich muß noch darüber lachen, wenn ich daran denke.“

„Und was haſt du auf dem Baume gethan?“ fragte Hermann noch immer mit Präceptormiene, „wenn du nicht ſelbſt eine kleine Katze wärſt?“

„Geſchlafen habe ich“, erwiderte die Kleine. „Es war mir drinnen zu heiß in der Kammer, und der Alte iſt auch nicht zu Hauſe, da langweilte ich mich und ſtieg in den Baum, weil es da hübſch kühl iſt, und ſah die grünen Blätterſchatten auf meinem weißen Röckchen tanzen, bis ich darüber einſchlief. Und wie ich wieder aufwachte —"

„O, ich weiß", fiel Hermann ihr ins Wort, „wie du aufwachteſt, da warfſt du die Birne nach mir. . . ."

„Mitten durchs Fenſter", bekräftigte das junge Mädchen treuherzig, „es war ein Schuß, daß mir das Herz im Leibe lachte, und hätteſt du den Kopf nicht gerade ein bischen ſeitwärts gebogen, hätteſt du gleich merken ſollen, was für ein Saft dieſes Jahr in den Dingern ſteckt. Ich habe mich aber auch recht ſatt daran gegeſſen", ſetzte ſie hinzu und ſtrich ſich voll Behagen die Schürze, während ſie mit den Füßchen einen Tänzerpas machte; „wenn der Herr Lux wiederkommt und will die Birnen abnehmen, wird er ſich wundern, wo ſie geblieben ſind; er wird dann denken, die Katze hat ſie geholt...."

Und wieder kam dieſer Gedanke der Kleinen ſo komiſch vor, daß ſie ſich in ein herzliches Gelächter ergoß. Aber Hermann war mit ſeiner Predigt noch nicht zu Ende. „Und fiel dir denn nicht ein, du böſes Kind“, ſagte er, „was für einen Verdruß du mir damit bereiten konnteſt? Sieh her, ein Haarbreit weiter und du hätteſt die Tintenflaſche zerſchmettert, daß meine ganze Arbeit verloren geweſen wäre.“

„Es wäre wol auch ein rechter Schade geweſen“, ſagte das Mädchen trotzig; „ſeit du mir keinen Liebesbrief ſchreiben willſt, frage ich nach deiner ganzen Schreiberei nicht mehr. Es iſt wol wieder für die Frau Räthin drüben in dem alten Palais? Da will ich es nur lieber noch nachträglich zerreißen“, fuhr ſie fort, da Hermann ihre Frage mit einem gleichgültigen Kopfnicken bejahte; „wenn du mir keine Liebesbriefe mehr ſchreiben willſt, brauchſt du auch nicht für Andere Verſe und ſonſtige Narrenspoſſen abzuſchreiben."

„Aber ich mache dieſe Abſchriften für Geld", ſagte Hermann lächelnd, „um doch etwas Nützliches zu thun, und weil ich den Müßiggang nicht ertragen kann, in dem ich hier lebe."

„Male die alten Weiber ab", rief das Kind, „du willſt ja doch wol ein Maler ſein, nicht wahr? Herrgott, was für Geſichter! Junge, ich ſage dir, wenn mal eine Zeit kommt, wo ich ebenſo ausſehe, ich hänge mich an meinen eigenen Haaren auf, ganz gewiß", rief ſie, „das thue ich", indem ſie wie zur Probe die breiten ſchwarzen Flechten, die ſich durch die raſche Bewegung vom Hinterkopfe gelöſt hatten, um den weißen Nacken ſchlang.

„Und du haſt dies Alles mit angehört?" fragte Hermann, „und das Gewiſſen hat dir nicht geſchlagen?"

„Sehr", rief das Mädchen, und machte ihr ſpaßhafteſtes Geſicht dazu, „ſo ſehr, daß ich beinahe darüber vom Baume gefallen wäre! Ich wollte nur, ich könnte ſolche Fratzen malen wie du, es ſollte ein Bild werden zum Entzücken. Du ſtandeſt da, ſage ich dir, wie Joſeph vor der Potiphar; das kleine Ungeheuer, der Bernhard, ſah ordentlich geſcheidt gegen dich aus." Und dann mit raſchem Schwung ſich auf die Steintafel ſetzend und ihrem Freunde feſt in die Augen ſehend: „Wie lange", ſagte ſie mit einer Stimme, die auf einmal ganz ernſthaft geworden war, „denkſt du denn überhaupt hier noch die Kindermagd zu machen und dich aushunzen zu laſſen von jedem alten Weibe, dem etwa der Kaffeetopf übergelaufen iſt? Ich ſage dir, Junge, ich kenne das Leben hier im Thurme: Steine klopfen iſt nichts dagegen, und wenn es nicht um den Alten wäre, der ohne mein bischen Singen nicht leben kann, ich wäre ſchon längſt auf- und davongegangen, wiewol ich nur ein Mädchen bin und kein Mannsbild wie du.“

Aber um dieſe und ähnliche Aeußerungen zu verſtehen, welche die redſelige Kleine uns noch zum beſten geben wird, iſt es wol an der Zeit, daß wir den Leſer näher mit ihr bekannt machen. Es war Flora, die Tochter des Geigenfritz, eines alten heruntergekommenen Muſikanten, der ſich jahrelang bei großen und kleinen Bühnen umhergetrieben hatte, ohne irgendwo eine dauernde Exiſtenz zu finden. Durch ſeine Schuld höchſt wahrſcheinlich, da er dem Wein und andern Spirituoſen allerdings mehr ergeben war als billig. Die Glanzepoche ſeines bewegten Lebens war geweſen, als eine zu ihrer Zeit berühmte Sängerin, vermuthlich in einer jener bizarren Launen, an denen berühmte Frauen zuweilen leiden, ſich herabließ, ihn zum Manne zu nehmen. Aus dieſer Ehe ſtammte Flora, und auch den wilden Humor und das theatraliſch-phantaſtiſche Weſen hatte ſie von ihrer Mutter geerbt.

Inzwiſchen war der kurzen Glanzepoche eine deſto tiefere Nacht gefolgt. Flora's Geburt hatte ihrer Mutter die Stimme gekoſtet; auf Ueberfluß und Wohlleben folgten lange, bange Monate der Einſchränkung und Sorge, bis endlich der nackte Mangel an die Thür pochte. Es pochte auch noch Jemand anders daran, nämlich der Tod, der Flora's Mutter von allen Sorgen um die Zukunft erlöſte. Der Witwer fiel nun in ſeine frühere leichtfertige Lebensart zurück. Er zog mit dem Kinde von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; die Geige, auf der er es bei etwas mehr Fleiß und Nüchternheit wol zu etwas Bedeutendem hätte bringen können, mußte auf Jahrmärkten und Dorfkirmſen das Brot für Vater und Kind herbeiſchaffen. Die Kleine war ihm dabei mitunter ſehr zur Laſt; doch wußte er ſich zu helfen, indem er ſie allerhand Tänze und Lieder lehrte und frühzeitig eine kleine Schauſpielerin aus ihr machte. Auch mußte ſie mit dem Teller im Kreiſe umhergehen, und das kleine, feine Geſichtchen mit den prächtigen Locken und den ſchelmiſchen Augen ſchmolz Manchem das Herz, daß er tiefer in die Taſche griff als er eigentlich gewollt hatte. — Mit den Jahren nahm die Unterſtützung, welche Flora auf dieſe Weiſe ihrem Vater gewährte, noch bedeutend zu, beſonders ſeitdem ihr Organ ſich zum prächtigſten ſeelenvollſten Sopran entwickelte; es waren wahre Glockentöne, von einer Fülle und Tiefe, die zu dem übrigen kindiſchen Weſen des Mädchens gar nicht recht paſſen wollten. Sie pflegte ſich deshalb auch wol ſelbſt ſcherzhafterweiſe mit der Frau Lux zu vergleichen, die auch nur ſo ein kleines Perſönchen ſei und eine Stimme dazu habe wie ein Löwe; wobei ſie freilich recht gut wußte, daß und welch ein Unterſchied in den Stimmen war. Leider war der Alte dazumal durch Trunk und unregelmäßiges Leben bereits ſo weit heruntergekommen, daß er wenig oder nichts für die Ausbildung ihres Talents that; es war ein Glück für ihn und die Kleine, als er gelegentlich als Vagabond aufgegriffen und nach der uns bekannten Praxis in den Muſikantenthurm geſteckt ward. So hatten die Beiden doch wenigſtens Dach und Fach und brauchten ſich nicht länger auf den Landſtraßen umherzutreiben. Im Uebrigen ſetzte der Alte ſeine gewohnte Lebensweiſe nach Möglichkeit fort; er wußte tauſend Liſten, ſich mit Branntwein zu verſehen, weit über das Deputat, und da er im Ganzen ein harmloſer und gutmüthiger Burſche war, der für Jeden ein Scherzwort und einen Schluck in Bereitſchaft hatte, ſo wurde ihm gern durch die Finger geſehen. Dafür fügte er ſich auch ſeinerſeits in die Wünſche ſeiner Nachbarinnen, indem er die feierliche

Stille des Muſikantenthurms durch kein profanes Geigenſpiel ſtörte. Nur Abends, nach hereingebrochener Dunkelheit, ſchob er das ſchlechtbeſaitete Inſtrument in den unergründlichen Rockſchoos, wo ſich außerdem noch ein ganzes Raritätencabinet von leeren und halbleeren Schnapsfläſchen, Kolophoniumſtücken, abgeknuſperten Brotrinden, zerbrochenen Schlüſſeln u. dergl. m. befand, nahm ſeine Tochter Flora an den Arm und zog mit ihr in den armſeligen Gaſthäuſern und Kneipen des Städtchens umher; war auch kein Gaſt darin, nun gut, ſo war er ſelbſt einer, und der Durſt, den er mitbrachte, konnte zur Noth für zwei gelten.

Flora waren trotz ihres ſonſtigen muthwilligen Temperaments dieſe abendlichen Gänge ſehr zur Laſt. Gegen etwaige Zudringlichkeiten zwar war ſie durch ihre Keckheit geſchützt; aber der Tabacksdampf in den kleinen, niedrigen Kneipen, das Geſchrei der Gäſte, das Klappern der

Gläſer und dieſer nichtswürdige, ſchale, ſaure Trank, mit dem man ſie wol noch gar zu tractiren meinte, waren ihr zuwider. Auch hatte ſie die wenigen Lieder, die ſie dabei vorzutragen pflegte und die der Alte gar zierlich mit der Geige begleitete, alle ſchon ſo oft geſungen, daß ſie ſelbſt die Freude daran verloren hatte. Ueberhaupt langweilte das arme Kind ſich ſehr, draußen wie zu Hauſe; die alten, ernſten Frauen waren eine ſchlechte Geſellſchaft für den überſprudelnden Geiſt der muntern Kleinen, die niemals an Ordnung und Häuslichkeit gewöhnt war und daher auch gegen die Hausordnung des Thurms Tag für Tag tauſend Verſtöße beging, für die ſie dann jedesmal mit großem Schelten und Poltern abgeſtraft wurde.

Unter dieſen Umſtänden war es ein ganz unverhofftes Glück für ſie, als infolge von Ereigniſſen, die wir ſogleich noch werden kennen lernen, der junge Hermann ihr Hausgenoſſe ward. War er auch viel ernſthafter und geſetzter als Flora, ſo war er doch wenigſtens jung und ſah auch nicht ſo runzelig und verknöchert aus und roch auch nicht ſo nach Branntwein, wie die alten Hexen und ihr Vater. Er zankte mitunter auch, allerdings, aber ſein Zanken war ſanft und freundlich und die guten, braunen Augen ſahen ſie dabei ſo väterlich an, daß ſie zuletzt doch immer nachgeben und verſtändig werden mußte. Nur einen einzigen Punkt gab es zwiſchen den Freunden, über den ſie ſich niemals vereinigen konnten: das war die Gutmüthigkeit oder, wie ſie es nannte, die Thorheit, mit der Hermann ſich mit ſeinem kleinen kranken Neffen trug und plackte, und auch ſonſt gegen Jedermann dienſtwillig und hülfreich war. Wir haben bereits gehört, wie ſie ihn auch heute wieder darüber zur Rede ſtellte; das Geſpräch ſetzte ſich noch eine Weile in dem angeſchlagenen Tone fort.

Sechstes Capitel.

Ein zärtlicher Vater.

„Du mußt nicht immer wieder nach denſelben Dingen fragen", ſagte Hermann, „die man dir ſchon hundert mal geſagt hat: ich bleibe nicht hier, ich bleibe blos bei meiner Schweſter; wo meine Schweſter iſt, will ich auch ſein . . ."

„Warum?" fragte Flora gebieteriſch und ſtützte den kleinen zierlichen Kopf ins Händchen. „Ich weiß nicht, wie das iſt, Bruder oder Schweſter zu haben, ich bin immer allein geweſen bei meinem Alten und habe mich mitunter herzlich gelangweilt. Aber das weiß ich doch, hätte meine Schweſter einen ſolchen garſtigen Mann und ſolch einen kleinen Zwiebelkönig von Kind, ich höbe die Füße auf und liefe davon, ſo weit ſie mich tragen wollten!"

Hermann überhörte abſichtlich, was die Kleine über ſeinen armen Neffen äußerte; nur um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, ſagte er: „Du findeſt meinen Schwager garſtig, und doch nennen ihn alle Leute einen ſchönen Mann. Auch war er ja ehemals ein Stück Künſtler, wie du", ſetzte er mit Lächeln hinzu.

„Dein Schwager", erwiderte Flora, „iſt ein garſtiger Mann, weil er ſeine Frau ſchlecht behandelt; geſtern Mittag wieder, als du vor dem Thorwege warſt — o, ich habe es wol gehört, ſo leiſe deine Schweſter auch in ihre Schürze weinte!"

„Still! ſtill!" rief Hermann, während die Adern ihm vor Zorn anſchwollen und die Hand ſich ihm unwillkürlich ballte, „kein Wort weiter! Es iſt ſchon entſetzlich genug, wenn Dergleichen geſchieht; wenn das nun auch noch gar unter die Leute kommt und die alten Weiber weiſen mit Fingern auf meine arme Schweſter, nicht blos wegen ihrer Armuth, ſondern auch weil — —“ Der junge Mann verſtummte; erſt nach einer Pauſe fuhr er mit gepreßter Stimme fort: „So müßte ich ja weiß Gott wahr machen, was du ſagſt, und müßte in die weite Welt gehen — aber vorher....“

Er knirſchte mit den Zähnen aneinander; ſein ſonſt ſo friedliches Auge ſprühte Funken des Zorns und ſchien Jemand zu ſuchen, den es durchbohren könnte. Flora, die nur den erſten Theil des Satzes gehört hatte, fiel ihm eifrig ins Wort: „Das ſollſt du ja eben, du ſollſt fortlaufen — und mich mitnehmen“, ſetzte ſie leiſe, zwiſchen Weinen und Lachen, hinzu.

Mittlerweile hatten die Wolken, die den Himmel bezogen, angefangen ſich zu entladen; ein heftiger Donnerſchlag, dem raſch ein zweiter und dritter folgten, machte den alten Thurm in ſeinen Grundveſten erbeben, und gleich darauf ſchlug der Regen praſſelnd durch die Lücken des Dachs. „Komm hier in die Ecke, daß du nicht naß wirſt“, ſagte Hermann, „ich will dir den Bernhard auf den Schoos geben, das Wetter iſt zu heftig, wir müſſen es hier abwarten. . . .“

Während dieſer Worte hatte er ſich nach dem Kleinen umgeſehen, den er in ſeinem Winkel eingeſchlafen wähnte. Aber nein, er war nicht mehr auf dem Fleck — und hier nicht — und da auch nicht —

In demſelben Augenblick ſtürzte auch bereits eine angſtbleiche, athemloſe Frau zur offenen Thür herein. Wir haben ſie ſchon zwei mal geſehen, einmal in der Wirklichkeit und einmal im Bilde; aber in dieſem Augenblick iſt ſie von Angſt ſo entſtellt, daß man ſie kaum wiedererkennt. Ihr Kleid troff vom Regen die dünnen, braunen Haare, die vor kurzem noch ſo ſauber geſcheitelt waren, hingen wirr um die Schläfe. „Wo iſt der Bernhard?“ rief ſie, „wo haſt du den Bernhard, Bruder? Sein Vater iſt aufgewacht, und du kennſt ihn, wie zornig er jedesmal iſt, wenn er den Kleinen nicht an ſeinem Bette findet. . . .“

Hermann ließ die Augen von einem Winkel zum andern ſchweifen. „Er war im Augenblick noch da“, ſagte er mit unſicherer Stimme, „ich habe ihm Figuren gemalt, um ihn ruhig zu halten, und begreife nicht —“

„Ah“, ſagte die Frau mit ſchmerzlichem Tone, „gibſt du ſo Acht auf deinen armen kleinen Neffen? Du haſt wol freilich nicht Zeit gehabt“, ſetzte ſie mit einem Seitenblick auf Flora hinzu, welche dieſe Gelegenheit benutzte, ſich ſacht aus der Thür zu drücken; draußen angekommen nahm ſie das Röckchen vorſichtig über den Kopf und trippelte mit den weißen

Zwickelſtrümpfchen ſo zierlich durch das aufgeweichte Erdreich, als ob ſie auf dem Parquet eines Ballſaals dahinhüpfte.

„So hilf mir jetzt wenigſtens ihn ſuchen“, fuhr die geängſtete Frau fort. „Das arme Kind! in dem ſtrömenden Regen! Ach, und du kennſt den Zorn ſeines Vaters!“

„Er ſoll dir kein Haar krümmen“, ſagte Hermann mit feſter Stimme, indem er dicht auf ſeine Schweſter zutrat, „hörſt du? kein Haar! Was aber den Kleinen anbetrifft, ſo brauchen wir uns nicht um ihn zu ängſtigen, er kann nicht weit kommen, der arme Schelm. ...“

„Es iſt auch nur, weil ſein Vater gleich ſo böſe wird“, erwiderte die Frau. „Gott, der das arme Kind ſo hinfällig geſchaffen, wird ſeine Hände ausbreiten, daß ihm kein Schade geſchieht.“

Sie waren während dieſes Geſprächs in den Hof getreten, ohne auf den Regen zu achten, der wie aus Mulden niederſtürzte. Aber auch hier war von dem Kinde keine Spur. „Herrgott im Himmel“, rief die Frau plötzlich, indem ihr Blick durch die geöffnete Thür über das alte Gemäuer weg auf das Schilf des Stadtgrabens fiel, „Hermann, wenn du das Kind haſt ins Waſſer fallen laſſen . . .!“

Sie ſtürzten Beide zurück und beugten ſich weit über das trübe, grüne Gewäſſer. Aber auch hier war nichts von dem Vermißten zu ſpüren; die großen, ſchweren Regentropfen fielen auf das Waſſer, daß es klatſchte, die Meerlinſen lagen feſt und ſtill, wie der Raſen über einem Grabe.

Eine barſche, polternde Stimme ſcheuchte ſie empor. Es war der Vater des kleinen Bernhard. Auch ihn haben wir bereits geſehen, damals, als er ſchnarchend auf dem Bette lag. Jetzt, da er aufgerichtet vor uns ſteht, bemerken wir die ſtraffe, kräftige Figur des zierlich gebauten Mannes; in dem bärtigen Geſicht liegen Trotz und Wildheit ausgeprägt, während die kleinen, ſchwarzen Augen von Liſt und Muthwillen leuchten. Das dichte, ſchwarze Haar iſt ſchon leicht ergraut, obſchon der Mann, nach dem übrigen Anſehen zu urtheilen, die Grenze der Dreißiger noch nicht überſchritten haben kann. Der linke Arm hing ſchlaff herunter; über die Stirn zog ſich eine breite, rothe Narbe. Auf der ganzen Erſcheinung lag ein Ausdruck von Hohn und Uebermuth, verbunden mit läſſiger Behaglichkeit, der den vortheilhaften Eindruck, welchen das ſcharfgeſchnittene, kecke Geſicht erregte, bald wieder zerſtörte.

„Nun?“ rief er, „ihr wollt ihn wol ſchon gar aus dem Teiche herausfiſchen? Verwünſchtes Geſindel Alle miteinander! Ah, wenn ich meine beiden Arme hätte!“

Mit dieſem frommen Wunſche, der nach der Geberde, die ihn begleitete, nicht ſchwer zu deuten war, wandte der Mann ſich wieder nach dem Hofe zu, und vorſichtig unter der Thür ſtehen bleibend, damit der Regen ihm ja nicht die Friſur verdürbe, die mit auffallender Sorgfalt gemacht war und an die kokette Art erinnerte, wie Schauſpieler außerhalb des Theaters, oder Offiziere in Civil ſich zu tragen pflegen, pfiff er durch die Zähne, daß es gellte, und rief dazu mit dröhnender Stimme:

„Heda, alter Mann, wo ſteckſt du? Auf der Stelle kommſt du hervor, alter Mann, oder ich breche dir die Knochen zuſammen, ſoviel du ihrer in deinem armſeligen Leibe haſt!“

„Alter Mann“ war nämlich der Lieblingsname, mit dem dieſer zärtliche Vater ſeinen Sohn zu rufen pflegte. Und es ließ ſich nicht leugnen, er paßte vortrefflich zu dem armen kleinen verhuzelten Weſen, mit dem welken verkümmerten Angeſicht. Aus dem Munde des eigenen Vaters freilich hatte dieſer Ausdruck etwas Befremdendes, gerade weil er ſo entſetzlich paſſend war. Aber du lieber Himmel, wir Menſchen ſind ſo verſchieden, Jeder hat ſeine eigene Art zu lieben und zu haſſen — warum ſoll er auch nicht ſeine eigenen Wörter zum Liebkoſen haben?

„Sprich nicht ſo ſündhaft, Mann“, ſagte die Frau, indem ſie die Hände rang, „das arme Kind iſt ſchon elend genug, wenn du das auch noch ſchlagen wollteſt —“

„Und wer iſt daran ſchuld?“ erwiderte der Mann mit ſolchem Hohn, daß die Oberlippe ſich ordentlich zurückzog und die kleinen blendend weißen Zähne ſichtbar wurden. „Wer hat das Kind ſo elend zur Welt gebracht? Freilich, freilich, es iſt ja nur mein Sohn, der Muſje Hermann, der ſchöne Herr Bruder, das iſt ein Kerlchen, der iſt zuſammengerührt aus Milch und Blut, die Weiberſeele die — was hat Er hier herumzuſtehen und zu horchen?“

fuhr er den jungen Menſchen an, der dieſe Wendung des Geſprächs wol ſchon längſt erwartet hatte. Die beiden Schwäger lebten, ſeit ſie ſich kannten, in dem böſeſten Verhältniß; faſt kein Tag verging, ohne daß Hermann mit Schmähworten und Drohungen überſchüttet wurde, denen er ſchon ſeit langem nur noch ein geringſchätziges Stillſchweigen entgegenſetzte.

Auch diesmal hielt er es nicht für angemeſſen, ſich in lange Erörterungen einzulaſſen; mit kurzen kalten Worten wiederholte er dem Schwager, was er ſoeben erſt der Schweſter mitgetheilt: nämlich, daß das Kind bis vor wenigen Augenblicken unter ſeiner Obhut geweſen und daß ihm unmöglich etwas Schlimmes zugeſtoßen ſein könne.

Allein der beſorgte Vater, der bei alledem nicht die geringſten Anſtalten machte, ſeinen „alten Mann“ zu ſuchen, ſondern im Gegentheil durch ſein wüſtes Zanken und Toben auch noch die Andern davon abhielt, ſchien für jeden Troſt unzugänglich. „Was hat Er mit meinem Herzblatt zu ſchaffen?“ rief er, „wir brauchen keine Kindermagd, am wenigſten eine ſolche vornehme, die ſich in Büchern überſtudirt hat und nun vor Hochmuth nicht weiß wohin! Das Kind ſoll an meinem Bette ſein, wenn ich ſchlafe; wieviel Tauſend mal habe ich das befohlen? Bei euch Andern bin ich ja doch nur verrathen und verkauft, es iſt das einzige Weſen, das mich lieb hat und das werth iſt, daß ich es wieder lieb habe ....“

Ueber dieſen letztern Punkt wird der geneigte Leſer ſich ſeine Gedanken vielleicht ſchon gemacht haben; was dagegen den erſtern anbetrifft, ſo müſſen wir zugeſtehen, daß er auf einer Selbſttäuſchung beruhte, dergleichen ſich bei Aeltern und Erziehern gar nicht ſo ſelten findet und jedenfals häufiger als man denkt. Der kleine arme Bernhard hatte nur Furcht vor dem Vater, keine Liebe; ſein großer buſchiger Bart, die blitzenden Augen, die polternde Stimme, die rauhe Art ſeiner Scherze — das Alles erfüllte ſein kleines Herz mit Furcht; das Kind war nie ſtiller und hinfälliger, als wenn es bei ſeinem Vater war. Der aber hielt das für Ergebenheit und Liebe und prahlte laut mit ſeiner vortrefflichen Kinderzucht, und es wäre gar nicht wahr, daß der Bernhard, der kleine alte Mann, ſo zurückgeblieben ſei für ſeine Jahre, die Sache wäre nur, daß die Andern nicht mit ihm umzugehen wüßten und keine Art hatten, mit ihm zu ſprechen. Auch diesmal wieder ergoß er ſich in Vorwürfen wider ſeine Mutter. „Das Kind iſt ſchwach", höhnte er, „es iſt ein erbärmliches Kind, man glaubt nicht, daß man es groß kriegt — o freilich, freilich, darum läßt man es auch im Gewitterregen herumlaufen, vielleicht iſt ja ein Blitz vom Himmel ſo gefällig und ſchlägt es auf den kleinen dummen Kopf, und dann ſind wir die Laſt und die Scham auf einmal los. — Ja die Scham", wiederholte er triumphirend, da die Frau eine leiſe abwehrende Bewegung machte, „ich weiß recht gut, daß du dich des Kindes ſchämſt, weil es mein Kind iſt und nicht ſo glatt und roth wie der Musje — Bruder; darum haßt du es und wünſcheſt ihm den Tod, ich weiß es recht gut ...."

„Ich wünſche Niemandem den Tod", ſagte die Frau, die während des ganzen Vorgangs mit geſenktem Haupte daſtand, „als mir ſelbſt. Aber erlaubſt du mir jetzt vielleicht, daß ich das Kind ſuchen gehe?"

Der Mann, den die Unterwürfigkeit der Frau nur noch immer mehr erbitterte, erhob mit einem ſchrecklichen Fluche die Fauſt. Hermann ſprang dazwiſchen; die beiden Männer ſahen ſich eine Weile drohend an. Endlich ſagte Hermann mit halblauter Stimme, als ob die Schweſter nichts davon hören ſollte, und einem Ausdruck von Hohn und Groll, den man dem offenen Geſicht kaum zugetraut hätte:

„Geberdet Euch doch nicht ſo närriſch, Schwager; wo wird er denn weiter ſein? Er wird zu der ſchönen Dame gegangen ſein, bei der ſein Vater Tage und Nächte zubringt; er wird auch wiſſen wollen, wie das Wildpret ſchmeckt und der ſüße Wein — Alte Damen ſind ja wol zuweilen ſehr mitleidig, Schwager? Nun ich hoffe, er wird eine gute Aufnahme gefunden haben, ſchon um ſeines Vaters willen; ſeine Großmutter wenigſtens könnte ſie ja wol ſein . . .?“

Während er ſo ſprach, hielt er die Hand feſt auf des Mannes Schulter gelegt; die andere hatte er trotzig in die Seite geſtemmt. Es mußte ein ſchrecklicher Sinn in ſeinen Worten liegen; die Frau ſchrie laut auf, der Mann aber brach in eine gellende Lache aus: „Und wenn es ſo wäre“, rief er ſchadenfroh, „bin ich Ihm Rechenſchaft ſchuldig? Da“, indem er auf die Frau wies, „da ſteht die Einzige, die ſich beklagen könnte, wenn es ſo wäre — frage Er ſie doch, ob ſie Rechenſchaft von mir verlangt oder nicht? Ihr ſteckt ja ſonſt immer zuſammen und ſinnt, wie ihr mir eine Naſe drehen wollt. Aber ich weiß im voraus, ſie iſt eine gute Frau, ſie verlangt keine — keine, nicht wahr? Und wenn ich mir zehn Geliebte halte, alte und junge, ſie hat nichts dagegen einzuwenden, wie?“

„Nichts“, erwiderte die Frau kaum hörbar.

Der Mann ſchien befriedigt, aber nur zum Theil. „Es iſt gut ſoweit“, ſagte er zu der Frau, „du wirſt nie vergeſſen, wer du biſt und wer ich bin — nie! Damit aber dieſer kluge Herr“, fuhr er gegen Hermann gewendet fort, „ſich für ein andermal hütet, ſeine Naſe in Dinge zu ſtecken, die ihn nichts angehen, ſo will ich doch —“

„Rühre mich nicht an“, ſchrie Hermann, „oder es geht nicht gut mit uns! Es iſt genug, du grober, fauler Wicht, daß du deine unreine Hand gegen meine unglückliche Schweſter aufzuheben wagſt — rühre mich nicht an! oder du ſollſt merken, daß ich kein Knabe mehr bin!“

„Seine arme Schweſter!“ hohnlachte der Mann. „Aber warte nur, Bürſchchen, du denkſt, weil mir der Arm noch ein wenig ſteif iſt — einem ſolchen Wiedehopf, wie du biſt, den Hals umzudrehen, habe ich noch gerade an einer Hand genug. . . .“

Natürlich hatte dieſer ganze Vorgang ſich nicht ſo leiſe zutragen können, um nicht in dem übrigen Gebäude gehört zu werden; es war ein ereignißreicher Tag heute für die alten Weiber, und er wird gewiß dereinſt roth angeſtrichen ſtehen in der Chronik des Muſikantenthurms: erſt die zerbrochene Fenſterſcheibe, dann das Gewitter und nun noch das Familiendrama, es war Alles, was der Menſch zu ſeiner Unterhaltung verlangen konnte. Aus allen Fenſtern ſteckten ſie die Köpfe und horchten mit geſpitzten Ohren; in den Hof hinunterzugehen und ſich in den Streit zu miſchen, hatte jedoch Niemand Luſt, weil Jeder die Wildheit des fremden Mannes fürchtete. Selbſt Frau Lux blieb vorſichtig unter der Thür ſtehen: „Das Pack iſt nicht werth“, murmelte ſie, „daß man um ſeinetwillen die Schuhe naß macht; ſie ſollten Gott danken, wenn der Bernhard wirklich ins Waſſer gefallen wäre. Denn im Grunde iſt es ja doch nur eine Misgeburt, und eine anſtändige Frau muß ſich ſchämen, ſo was mitanzuſehen. . . .“

In dieſem Augenblick kam Flora eine der vielen Stiegen herunter, die den Muſikantenthurm für den Uneingeweihten zu einem wahren Labyrinth machten; das vermißte Kind friſch und wohlbehalten in den Armen tragend, ſprang ſie behend durch den Regen und ſtand gleich darauf zwiſchen den Streitenden. „Was das für Menſchen ſind!“ rief ſie, „reißen einander die Köpfe ab und denken darüber nicht an Das, was das Nöthigſte iſt! Da“, fuhr ſie fort, indem ſie den Kleinen, der beim Anblick des Vaters gleich noch einmal ſo alt ausſah wie gewöhnlich, vorſichtig auf den Boden ſetzte, „da habt Ihr Euern alten Mann, ſchöner Herr Ulrich; ein andermal aber thut mir den Gefallen und reißt den Mund nicht ſo auf; es ſieht abſcheulich aus, und außerdem wißt Ihr auch, ich bin dem Geigenfritz ſeine Tochter, meine muſikaliſchen Ohren können das nicht vertragen. . . .“

Alle Drei ſtürmten mit Fragen auf ſie ein, wo ſie den Kleinen gefunden. „O“, ſagte ſie,

„das iſt die ſpaßhafteſte Geſchichte von der Welt. Ich hatte mit dem Hermann ein wenig geplaudert, der alte Mann (ſie wußte, daß die häufige Wiederholung dieſes Ausdrucks dem thörichten Vater ſchmeichelte) hat ſich dabei gelangweilt, er iſt ſachtchen hinausgekrochen; wie er an die Stiege gekommen, wird er wol gedacht haben: na wartet, ihr ſagt immer, ich habe ſchwache Beine und kann nicht ordentlich laufen; nun will ich euch es mal zeigen. Damit iſt er die Treppe hinaufgekrochen, den Gang entlang, bis er eine Thür offen gefunden — war es nicht ſo, alter Mann?“ ſagte ſie, indem ſie ſich niederhockte, das verdutzte Kind zu ſtreicheln; gleich darauf aber machte ſie ihm eine Fratze hinter dem Rücken und ſchlug in die Hände und wollte ſich todtlachen.

„Aber wo haben Sie das Kind nur endlich gefunden?“ fragte die Mutter; „wir ſind Ihnen ſehr vielen Dank ſchuldig. . . .“

„O, das iſt es ja eben, worüber ich lache“, erwiderte Flora. „Es ſah auch gar zu poſſirlich aus: zu der alten Frau Schernberg war er hineingekrochen, der Frau Lux ihrer Mutter, wiſſen Sie, mit der es nicht ſo ganz richtig im Kopfe iſt. Die alte Frau ſaß in ihrem Lehnſtuhl, ſie iſt ſchon ganz eisgrau im Geſicht — o Gott, was iſt das für ein Elend, wenn der Menſch alt wird! Der Kleine aber ſaß auf der Bank zu ihren Füßen; die Alte hatte ihre knöcherne Hand auf ſeinen Kopf gelegt; ſo ſaßen ſie ganz ſtill und ſahen einander an, der alte Mann und die alte Frau — war das nicht zum Todtlachen, wie? Es iſt ein galantes Kerlchen, der alte Mann, er gibt Damenviſiten — aber freilich, es liegt im Blut“, ſetzte ſie mit einem leichtfertigen Seitenblick auf Bernhard's Vater hinzu.

Aber der hatte jetzt keine Zeit auf ihre Stachelreden zu hören; er herzte und drückte den Kleinen — nämlich in ſeiner Art, das heißt ſo, daß gerade ſolch ein ernſthaftes und ſtumpfſinniges Kind dazu gehörte, um nicht laut aufzuſchreien. Er zog es bei der Naſe, rieb ihm den Bart ins Geſicht und ließ es Schönmachen wie einen jungen Pudel. „Ich habe es ja immer geſagt“, rief er, „mein alter Mann iſt das allerklügſte Kind von der Welt, man hat nur nicht die richtige Liebe zu ihm und darum weiß man nicht mit ihm umzugehen. In dem Kerl ſteckt etwas, wenn ich den ſo vor ein Jahrer funfzehn gehabt hätte, als ich ſelbſt noch ein flinker Kerl war, aus dem hätte ich einen Bajazzo gemacht, juſt mit dem alten Geſicht, das er hat, das paßt gerade am beſten dazu — na warte nur“, tröſtete er ſich ſelbſt, „was nicht iſt, kann noch werden, es ſpinnt ſich noch Manches an, wovon die Klugwiſſer nichts merken; aber meinen alten Mann verlaſſe ich nicht, wie es auch kommt, im ganzen Leben nicht. . . .“

Mittlerweile hatte der Regen aufgehört, der glückliche Vater befahl ſeiner Frau, das Kind hübſch vorſichtig in die Stube zu tragen; er ſelbſt ging, ein Schelmenlied durch die Zähne brummend und die etwas derangirte Friſur zurechtſtreichend, voran. Das Schauſpiel war zu Ende, die Zuſchauer verzogen ſich nur halb befriedigt, und zum zweiten male kehrte die gewohnte Stille wieder.

Siebentes Capitel.

Jugenderinnerungen.

Hermann und Flora waren allein zurückgeblieben. Zwiſchen Beiden herrſchte anfangs ein verlegenes Schweigen. Hermann kramte in ſeinen Papieren, ſuchte die Glasſplitter zuſammen, die noch von der zerbrochenen Scheibe umherlagen, und that einige Zeit hindurch, als ob er die Anweſenheit des jungen Mädchens gar nicht bemerkte. Flora begleitete alle ſeine Bewegungen mit feſtem Blick; doch ſagte ſie ebenfalls kein Wort. Endlich brach Jener das Schweigen. „Du biſt“, ſagte er, „doch im Grunde ein gutes Kind, und ich danke dir, daß du dir um den armen kleinen Schelm ſoviel Mühe gegeben haſt. Aber du ſiehſt nun, wie gefährlich es iſt, wenn man die Zeit verplaudert, ſtatt zu arbeiten", ſetzte er zwiſchen Scherz und Ernſt hinzu und fuhr ihr mit der Hand leiſe, gleichſam um ſeine Worte noch freundlicher damit zu machen, über den welligen Scheitel.

Flora ſtieß ſeine Hand zurück; ſie ſetzte ſich auf einen Stein, mit dem Rücken nach ihrem Freunde, die verſchränkten Arme in die durchnäßte Schürze wickelnd. „Ich ſehe nun", ſagte ſie trotzig, „daß du nicht beſſer biſt als die Uebrigen; erſt ein Duckmäuſer, der ſich auf der Naſe ſpielen läßt von Jedem, der Luſt hat, und dann auf einmal wieder wie Fett und Feuer. Sie kriegen dich unter, armer Junge, auf mein Wort, mit all deiner Gelehrſamkeit und deinen ſchönen Künſten; du wirſt gerade ſo ein wilder grober Mann werden wie dein Schwager, ſo ſtill du auch thuſt, und wenn du einmal eine

Frau haſt, wirſt du ſie knuffen und puffen wie er. Ich ſehe ſchon", fuhr ſie mit komiſchem Pathos fort, „die Männer ſind alle gleich ſchlecht, und ich werde wol als alte Jungfer ſterben müſſen."

Hermann lächelte. „Und was iſt dir denn in die Krone gefahren", fragte er, „daß du ſo bös mit mir thuſt? Ich habe dir ja nichts zu Leide gethan. . . ."

Die Kleine blickte trotzig vor ſich hin. Endlich ſprang ſie auf; ihr Geſicht war wieder ganz heiter und klar geworden und nur die Augen funkelten heller als gewöhnlich. „Weil du Andere lieber haſt als mich, das iſt's! Deine Schweſter haſt du lieber als mich, den armen blaſſen Molch, den Bernhard, haſt du lieber als mich, alle Welt haſt du lieber als mich — ſprich ehrlich", rief ſie und faßte ihn bei den Schultern, daß ihre Augen feſt in ſeine trafen, „die vornehme Dame, die Frau Räthin, die dir die ſchönen Sachen abzuſchreiben gibt — haſt du ſie nicht auch lieber als mich?"

„Du biſt ein Kind", ſagte Hermann halb abwehrend, halb begütigend.

„Ja, das bin ich", rief ſie, „und der Bernhard iſt auch ein Kind und noch dazu ein ſehr garſtiges; aber ich glaube, wenn ich verloren ginge, du wärſt nicht halb ſo in Sorgen um mich wie um das kleine Ungeheuer. O, in der That", rief ſie, „ich werde mir Jemand anders ſuchen müſſen, an dem ich meine Liebe verſchwende — unſere Freundſchaft hat ein Ende, mein Herr, damit Sie es wiſſen!"

Es war in dieſen Aeußerungen ein ſolches Gemiſch von Wahrheit und theatraliſcher Uebertreibung, daß es ſchwerfiel zu entſcheiden, welche gerade die Oberhand hatte. Hermann hatte ſolche Scenen ſchon öfters mit ihr durchgemacht und liebte ſie nicht. „Wir wollen ein andermal davon weiter ſprechen", ſagte er trocken, „jetzt will ich meine Arbeit da wegtragen; auf Wiederſehen, meine kleine Feindin.“

Aber das Mädchen ließ ihn nicht fort. „Nein“, rief ſie, indem ſie ihn neben ſich niederpreßte, „du biſt mir noch von vorhin eine Antwort ſchuldig, du ſollſt mir noch erſt ſagen, warum du deine Schweſter lieber haſt als mich und was ſie dir angethan hat, daß du ihr die Freiheit deiner Jugend, deine Mannesehre und Alles opferſt. Was? du willſt ein Mann ſein und läufſt deiner Schweſter nach wie ein Kind hinter der Schürze der Mutter?!“

„Weil ſie mir auch wie eine Mutter iſt“, erwiderte der junge Mann nach einer kleinen Pauſe mit Rührung, „und weil, ſoweit meine Erinnerungen reichen, ihr bleiches Angeſicht die Sonne geweſen iſt, die mir Wohlſein und Kraft und Freude zugeſchienen. Glaube mir, liebe Flora: und wenn ich mir jetzt die Glieder ſtückweiſe vom Leibe reißen ließe für meine

Schweſter, es wäre noch immer nicht genug für die Dankbarkeit, die ich für ſie empfinde, noch für die Opfer, die ſie mir gebracht hat.“

Die Kleine warf das Näschen in die Höhe. „Pah“, meinte ſie, „ſo gefährlich wird die Sache wol auch nicht ſein. Deine Schweſter ſcheint mir mit all ihrem ſtummen Weſen doch auch nur eine ſehr ſchlichte Frau zu ſein; von der haſt du die gelehrten Dinge, die dir im Kopfe ſtecken, denn doch gewiß nicht gelernt.“

„Nein“, erwiderte Hermann, „von ihr ſelber nicht, aber von guten Menſchen, deren Theilnahme ſie für mich erweckt, und vermittels der Opfer, die ſie zu dem Zwecke gebracht hat.“

„Ah, ich beſinne mich“, ſagte Flora, „das war mit dem alten Prediger, von dem du mir früher erzählt haſt! Bitte, erzähle mir das noch einmal, es war eine hübſche Geſchichte, es kam ſo etwas von grünen Wieſen darin vor, auf denen man frei umherhüpfen durfte, und ſchattigen Büſchen, aus denen die Nachtigall ſang — ob ich wol noch weiß wie eine Nachtigall ſingt?“ fragte ſie ſich ſelbſt und ſchüttelte den Kopf vor Verwunderung.

„Wenn du ſo viel behalten haſt“, verſetzte der junge Mann, „ſo hätteſt du auch das Uebrige nicht vergeſſen ſollen, das ich dir zu derſelben Zeit erzählt habe: nämlich daß es das kleine Erbtheil meiner Schweſter war, was ich damals aufſtudirt habe — und nun doch ohne Nutzen“, ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Wie ſah der Herr Prediger aus?“ fragte Flora. „Hatte er auch eine Frau Predigerin? Oder war es draußen bei den Katholiſchen, wo die geiſtlichen Herren nicht heirathen dürfen, die armen Tröpfe?“

Schon aber hatte das goldene Netz der Jugenderinnerungen unſern Freund dermaßen umſponnen, daß das Seltſame, um nicht zu ſagen

Unſchickliche, das in der Frage des jungen Mädchens lag, ihm völlig entging. Er hatte die Hand unter das Kinn geſtützt; die treuherzigen braunen Augen ſtarrten weit in die Ferne, als ob ſie irgendein liebes Bild heraufbeſchwören wollten. „Ich fürchte ſehr“, ſagte er, „meine arme Flora, bei allen den Kreuz- und Querzügen, zu denen dein Schickſal dich ſo früh verurtheilte, haſt du doch nie ein Antlitz geſehen, ſo ehrwürdig und von dieſem erhabenen Ausdruck wie das Geſicht meines guten alten Predigers. So müſſen die Apoſtel ausgeſehen haben, die das Wort der Liebe zuerſt auf Erden verkündeten, ſo mild und doch ſo ernſt, ſo ſanft und doch ſo feurig, und ſo müſſen ſie geweſen ſein, ſo kindlich bei ſoviel Stärke, ſo geduldig und ſo voll Eifers wie er es war. Er hatte die Laſt des Lebens auch kennen gelernt, er wußte, wie den Armen und Bedrängten, den Hülfloſen und Schwachen zumuthe iſt; darum wußte er ſie zu tröſten und aufzurichten. Es war eine kleine ſchlechte Stelle, auf der er lebte; aber ſeine Genügſamkeit und die weiſe Vorſicht, mit der er Alles anzuordnen und einzurichten wußte, ließen auch bei den ſchmalen Mitteln noch immer eine Art von Ueberfluß. Er hatte viele Kinder gehabt, aber ſie waren ihm alle geſtorben und die Frau auch. . . .“

„Und nun nahm er fremde Kinder zu ſich?“ ſchaltete Flora ein, indem ſie ein leiſes Gähnen unterdrückte.

„Er war der berühmteſte Erzieher weit und breit“, erwiderte Hermann, „den verſtockteſten Buben ging das Herz auf, wenn er in ſeiner milden, aber dabei doch ſo feſten Art mit ihnen verkehrte. Auch brachten ihm viele reiche und vornehme Leute ihre Kinder zur Erziehung, er aber zog es vor, ſich mit den Kindern der Armen und Niedrigen zu umgeben, die ihm ſeine viele Mühe nur dürftig vergelten konnten; für die Reichen, meinte er, ſei ohnedies geſorgt, aber das Herz der Armen müſſe frühzeitig mit Liebe gepflegt werden, wenn es ſich nicht ganz verſchließen und verhärten ſolle.“

„Hatteſt du denn keine Aeltern mehr, die für dich ſorgten?“ fragte Flora.

„Meine Aeltern ſind beide frühzeitig geſtorben“, fuhr Hermann fort, „ich habe ſie nie gekannt; meine Schweſter, die beinahe achtzehn Jahre älter iſt als ich, iſt mir von jeher Vater und Mutter geweſen. Während ſie ſich ſelbſt in dem benachbarten Städtchen mühſam von ihrer Hände Arbeit ernährte, übergab ſie dem Prediger das kleine Erbtheil, das uns die Aeltern hinterlaſſen hatten und das wol gering genug ſein mochte, damit er mich zu einem verſtändigen und geſchickten Menſchen heranbilde. Ich ſah ſie nur ſelten und auch dann immer nur verſtohlenerweiſe; doch kam ſie niemals ohne mir irgendeine kleine Gabe mitzubringen, oder mir ſonſt eine Freude zu bereiten. Das gefiel dem Kinde, und mit Sehnſucht wartete ich, bis ſie wieder einmal gelaufen kam, in der Dämmerung des Abends, oder auch ganz früh des Morgens, und mich ans Herz drückte und mit Liebkoſungen überſchüttete. Sie war damals noch jung und fein, der Gram hatte noch keine Furchen in ihr Antlitz gezogen und auch ihr Auge leuchtete noch, beſonders wenn es mich erblickte. Wie ich allmälig heranwuchs, lernte ich dieſen Schatz der Liebe immer beſſer verſtehen, und wenn ich mich ſonſt auf die kleinen Leckereien und die Spielſachen gefreut hatte, die ſie mir mitbrachte, ſo freute ich mich jetzt noch weit mehr auf ihre Umarmungen, ihre Geſpräche und den Antheil, den ſie an meinen kleinen Studien nahm. Auch hielt der Herr Prediger, der ſich doch gewiß auf die Herzen der Menſchen verſtand, ſie ſehr hoch; jedesmal, wenn ſie kam, vertiefte er ſich mit ihr in eifrige Geſpräche, von denen Niemand etwas hören durfte, und wenn ſie voneinander ſchieden, legte der ehrwürdige Greis ihr jedesmal die Hand auf die Stirn, als ob er ſie ſegnen wolle. «Du haſt da eine Schweſter», ſagte er dann wol zu mir, wenn wir Beide, die Hand über die Augen gelegt, ihr nachſahen, wie ſie mit geſchürztem Rock, die Schuhe in der Hand, den ſteinigen Weg in die Stadt zurückließ — «du haſt da», ſagte er, «mein Sohn, eine Schweſter, wenn ſie die eigene Mutter wäre, könnte ſie nicht mehr für dich thun; darum mußt du ſie auch ehren Zeit deines Lebens wie eine Mutter und ihr gehorſam ſein in allen Stücken.» Sie war wol damals ſchon recht arm, ihre Kleidung war dürftig und abgeriſſen, und die andern Knaben neckten mich zuweilen über den ſeltſamen Beſuch, den ich aus der Stadt erhielt."

„Es mag eine ſchöne Horde geweſen ſein", warf Flora dazwiſchen. „Aber wart ihr denn lauter Knaben? Wenn ich mich recht beſinne, haſt du mir früher auch von einem Mädchen erzählt, das der Prediger ebenfalls zur Erziehung bei ſich hatte — wie hieß ſie doch nur gleich? Es war beinahe wie mein eigener Name ......“

Hätte Hermann den liſtigen Blick geſehen, mit dem die Kleine dieſe anſcheinend ſo unverfängliche Frage begleitete, er hätte das Geſpräch vermuthlich abgebrochen. Aber ſein Geiſt weilte noch immer in fernen Zeiten. „Die theure Klara“, rief er, „ſie war der zweite Stern meines Jugendlebens! Sie ſtammte aus einer vornehmen Familie der Nachbarſchaft, die aber durch Unglücksfälle aller Art ſeit Jahren heruntergekommen war. Ihr Schickſal glich dem meinen, ſie hatte ebenfalls beide Aeltern durch den Tod verloren und hatte nur noch eine

Großmutter, die wol auch in keinen beſonders glänzenden Verhältniſſen lebte. Vielleicht deshalb und auch wol wegen allerhand Familienzwiſt und traurigen dunkeln Geſchichten, von denen man flüſterte, hatte der Prediger ſie zu ſich genommen. Er hielt ſie wie ſein eigenes Kind — doch ſo hielt er uns ja Alle. Er nannte ſie ſcherzweiſe unſer kleines Hausmütterchen, und das war ſie auch wirklich, trotz ihrer großen Jugend; von früh bis ſpät auf den Beinen, immer geſchäftig und dabei doch ſo ſtill, daß Niemand ihre Anweſenheit merkte, ſorgte ſie für uns Alle und wußte Jedem etwas Angenehmes zu erweiſen."

„War das Hausmütterchen auch hübſch?" fragte Flora mit halber Stimme.

„Ich habe damals wol nicht Acht darauf gegeben", erwiderte Hermann lächelnd: „aber wenn ich jetzt an ſie denke, ſo ſteht ſie vor mir wie eine Mairoſe im Morgenthau."

„Was ſolch ein Maler gleich für ſchöne Gleichniſſe hat", bemerkte Flora ſpitzig. „Und ſteht ſie oft vor dir, die ſchöne Mairoſe?"

„Immer", ſagte Hermann, mit ſolchem Ernſt in Ton und Blick, daß die Kleine nichts darauf zu erwidern wagte. Erſt nach einer Weile hob ſie wieder an: „Und wo iſt das ſchöne Kind denn geblieben?"

„Sie blieb noch bei dem Prediger zurück, als ich fort mußte", entgegnete Hermann.

„Und warum mußteſt du fort?" forſchte die kleine Neugier weiter.

„Weil mein Schwager es ſo haben wollte."

Das Mädchen ſchüttelte mit dem Kopfe. „Wenn deine Schweſter wirklich ſolch ein Muſter von Vollkommenheit iſt, wie du ſie ſchilderſt", ſagte ſie, „ſo iſt es mir unbegreiflich, wie ſie hat einen ſolchen wüſten Geſellen heirathen können wie den ſchönen Ulrich; allzu jung ſcheint ſie mir damals auch nicht mehr geweſen zu ſein, da hätte ſie wol mehr Verſtand haben ſollen ....“

„Gewiß“, rief Hermann leidenſchaftlich, „hätte ſie ihn haben ſollen; es iſt dies der einzige Punkt, in dem ich meine Schweſter nicht verſtehe, und du ſagſt ganz recht, daß es unbegreiflich iſt, wie dieſes reine, edle Weſen ſich an dieſen niedrigen Menſchen verlieren konnte!“

„Und hat ſie dich niemals darüber aufgeklärt? Du biſt denn doch jetzt nachgerade alt genug, um über ſolche Dinge mitzuſprechen“, fragte die Kleine.

Hermann blickte finſter vor ſich nieder. „Sie iſt lange verheirathet geweſen, ohne daß ich etwas davon wußte“, ſagte er; „ich vermuthe ſogar, daß ſie ſich kurze Zeit danach verheirathet hat, da ſie mich zum Prediger brachte. Doch wußte und ahnte ich, wie geſagt, nichts davon, und auch der Prediger ließ nie ein Wort darüber fallen. Nun ſtelle dir mein Entſetzen vor, als eines Tags dieſer Unhold, mit dem frechen Geſicht und den widerlichen Geberden, wie du ihn kennſt, in unſere ſtille Pfarrwohnung dringt, ſich als meinen Schwager ausweiſt und kraft deſſen ſowie wegen anderer Gründe, die man nicht für nöthig hielt mir mitzutheilen, mich zurückfodert! Zwar an mir ſelbſt lag ihm wenig, das hat er hinterdrein reichlich bewieſen, es müßte denn ſein, daß ihm noch Jemand gefehlt hätte, den er quälen und martern konnte. Die Hauptſache war wol, daß er auf irgendeine Weiſe Kenntniß von dem Gelde erhalten, das meine Schweſter für mich an den Prediger übergeben und das er vermuthlich für weit bedeutender hielt, als es jemals geweſen. Genug, nach einem heftigen Zwiegeſpräch mit dem alten Prediger, wobei ich die rauhe grobe Stimme meines Schwagers weit durch die verſchloſſenen Thüren hörte, wurde ich in das Zimmer gerufen. Mein ehrwürdiger Erzieher ſtand vor einem Tiſch, bedeckt mit Papieren und Rechnungen; er ſah ganz blaß aus und die Hand, in der er ein kleines Beutelchen mit Geld hielt, zitterte; nur ſeine Stimme war feſt und klar wie immer. «Wir müſſen uns trennen, mein Sohn», ſagte er zu mir, «dieſer Mann, der Mann deiner Schweſter, der nächſte und einzige Anverwandte, den du haſt, fodert dich zurück; deine Schweſter ſelbſt hat ihre Einwilligung gegeben. Hier», fuhr er fort, indem er auf die Papiere deutete, «ſind die Rechnungen, die ich ſeit Jahren für dich geführt; ich glaube, ſie werden ſtimmen. Und hier», indem er den Inhalt des Beutelchens meinem Schwager in die dargeſtreckte Hand ſchüttete, «hier iſt das Geld, das Ihre Frau vor zehn Jahren für den jungen Menſchen eingezahlt hat, mitſammt den Sparpfennigen, die ſie ſich ſeitdem vom Munde abgedarbt und die ich alle ſorgfältig aufbewahrt habe; ſehen Sie nur nach, mein Herr, es muß

Alles ſtimmen bei Hellern und Pfennigen.» Mein Schwager, der die Rede des Geiſtlichen mit höhniſchem Lächeln begleitet hatte, ließ das Geld in der hohlen Hand klirren: «Bemühen Sie ſich nicht, geiſtlicher Herr», ſagte er höhniſch, «ich verſtehe mich auf den Krimskrams nicht beſonders, und wenn ich nur Moſes und die Propheten habe, ſo iſt mir alles Uebrige einerlei.» Mein Erzieher fuhr fort: «Es ſtände mir natürlich zu, die Summen in Abrechnung zu bringen, die ich alle die Jahre her auf den Hermann verwendet habe. Auch ich bin nur ein ſchlechter Rechner (wobei ein feines Lächeln über ſeine ehrwürdigen Züge flog), doch ſo viel, mein Herr, ſehen wir wol Beide ein, daß die kleine Summe, die Sie da in der Hand haben, durch zehnjährige Pflege und Erziehungskoſten drei-, vier-, ja zehnfach aufgezehrt ſein müßte. Deine gute Schweſter» — indem er ſich wieder zu mir wandte, der ich bei alledem ſtumm vor

Beſtürzung und Trauer ſtand — «hatte das Geld zu meiner Entſchädigung beſtimmt; ſie machte ſich oft viel Kopfbrechen, die arme Frau, daß es nicht dazu ausreichen würde. Ich ſelbſt, wie du weißt, bin nur ein armer Mann; aber der Himmel behüte mich, daß ich mich an dieſem Gelde vergreife. Ich hatte ihm in meinen Gedanken eine andere Beſtimmung gegeben; es ſollte dein Erbtheil ſein, mein Sohn, wenn ich einmal raſch davongerufen würde — du haſt etwas gelernt, und dein Zeichnentalent verdient, daß es ausgebildet wird — Künſtler brauchen Geld, wie ich mir habe ſagen laſſen, und dies ſollte ein kleiner Anfang für dich ſein — gut, es hat nicht ſein ſollen, oder wenigſtens nicht auf die Weiſe wie ich gedacht. Dein Schwager iſt nun dein Vater und Gebieter, er wird auch dein Geld verwalten, er wird eingedenk ſein was da geſchrieben ſteht von dem Schweiß der Witwen und Waiſen ....» Bei dieſen Worten ließ mein Schwager ein langgedehntes Pfeifen hören. «Geiſtlicher Herr», ſagte er, «Sie machen verzweifelt lang; dieſes Geld», indem er auf ſeine Taſche ſchlug, «iſt meiner Frau Geld und alſo mein Geld, und was ich nun künftig mit dem Jungen anfange, iſt ebenfalls meine Sache. Marſch, ſchnüre Er ſein Bündel, Musje, und dann nehmen wir die Beine in die Hände!»"

Flora hatte der langen Erzählung mit mehr Aufmerkſamkeit zugehört, als ihrem unruhigen Geiſte ſonſt eigen war. „Wo das Geld geblieben iſt", ſagte ſie, „kann ich mir ſchon denken, dein Schwager wird es durch die Gurgel gejagt haben, ich kenne das von meinem Alten. . . ."

Hermann nickte beſtätigend. „Aber der Abſchied", fragte das junge Mädchen, „der war wol herzbrechend? Beſonders von deiner Mairoſe, wie?"

Hermann fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Es thut nicht gut“, ſagte er, „von ſolchen Dingen zu reden, ſie ſind wie die Sterne bei Tage, ſie ſind wol noch da, aber Niemand ſieht ſie, und nur in der einſamen Nacht, da leuchten ſie und gießen Balſam in das wunde Herz.“

Flora biß ſich in die Lippen — wir wagen nicht zu entſcheiden, ob vor Aerger oder weil die Sentimentalität des Freundes ihr ein wenig ſpaßhaft vorkam. „Und haſt du niemals wieder von ihr gehört?“ fragte ſie dann. „Und auch nicht von deinem alten Prediger? Du kannſt ja ſo ſchöne Briefe ſchreiben — nicht wahr? Du haſt wol recht oft an ſie geſchrieben?“

„Ein einzig mal wollte ich dem Prediger ſchreiben“, erwiderte Hermann, „damals, als ich mich zuerſt überzeugte, daß mein Schwager mich abſichtlich verderben und verlumpen läßt. Herr Gott, was habe ich für Auftritte mit ihm gehabt! Zu jeder Arbeit war ich bereit, jedes Handwerk wollte ich ergreifen, Maurer, Tiſchler, Tagelöhner wollte ich werden: aber nein, mein Schwager litt es nicht und leidet es nicht bis auf dieſe Stunde, ich ſoll gerade eben ſolch ein Tagedieb und Wüſtling werden wie er — es iſt, glaube ich, Dasjenige, wovon er weiß, daß er meiner Schweſter das Herz am ſicherſten damit bricht, darum thut er es. Dies und auch die Mishandlungen, denen meine unglückliche Schweſter ausgeſetzt war und denen ich vergebens zu wehren ſuchte, wollte ich meinem theuern Erzieher damals melden und ihn um Rath und Beiſtand bitten. Aber meine Schweſter erfuhr von dem Briefe, ſie fiel mir um den Hals und beſchwor mich, ihn zu vernichten und überhaupt nie, nie einem Menſchen von unſerm Elend zu ſagen. Ach, es iſt bekannt genug ſeitdem geworden! Damals", fuhr er fort, „war es auch, wo ich ihr ſchwur, ſie niemals zu verlaſſen — bis ſie mich einſt ſelbſt von ſich ſchicken würde, und auch dann, bei dem Gott über uns, verlaſſe ich ſie noch nicht!"

„Und da ſeid ihr nun Alle die Zeit ſo im Lande umhergelungert?" fragte Flora, „gerade ſo wie ich mit meinem alten Geigenfritz! Es iſt mühſam, das Leben, aber doch immer noch beſſer als hier in dem verwünſchten Thurm."

„Was willſt du mehr?" entgegnete Hermann mit bitterm Spott. „Wir haben hier wenigſtens ein Bund Stroh, auf dem wir liegen, und die Spitalſuppe, um davon ſatt zu werden, während mein Schwager den vornehmen Mann ſpielt und ſeine faulen Glieder pflegt."

„Ja", ſagte Flora, indem ſie aufſtand und ſich das Kleid zurechtſchüttelte, „inſofern muß man doch ſagen, daß dein Schwager euch gut geführt hat; es war ein verwünſcht guter Einfall von ihm, der alten reichen Dame die durchgehenden Pferde aufzuhalten — daß ſie ſich deshalb in ihn verlieben würde, konnte er freilich nicht wiſſen, und Ehre macht es ihm auch nicht, aber für euch iſt es nun doch ein Glück....“

Hermann war blutroth geworden, er wollte ihr etwas entgegnen; in demſelben Augenblick aber läutete die Mittagsglocke. „Es iſt Zeit“, ſagte er, „wir müſſen gehen....“

„Das iſt mir die ſchwerſte Stunde vom ganzen Tage“, verſetzte Flora ſeufzend. „Mit all den alten Weibern eſſen zu müſſen — ich begreife nicht, wie du, der du ein Maler ſein willſt, nur einen Biſſen hinunterwürgen kannſt vor dieſen Geſichtern.“

„Ach“, meinte Hermann, „das iſt noch nicht das Schlimmſte: aber geſunde Arme haben und das Bettelbrot ſo öffentlich eſſen müſſen, das iſt es.“

Damit traten ſie in den Hof, wo auf den Ruf der Glocke aus allen Thüren und Pforten ſchon die verſchiedenartigſten Geſtalten geſchritten kamen; ſie nahmen ihre Richtung alle nach dem großen wüſten Gewölbe, links vom Eingang, das als Küche und zugleich als Speiſeſaal diente. Hermann und Flora ſchloſſen ſich dem Zuge an, die Eine unter tauſend Narrenspoſſen, der Andere mit nachdenklichen, beinahe zögernden Schritten.

Achtes Capitel.

Die fremden Bettler.

Wir laſſen die Bewohner des Thurms bei ihrer ärmlichen Mahlzeit und benutzen die Pauſe, den Leſer über einige Verhältniſſe aufzuklären, die im Vorigen nur erſt andeutungsweiſe erwähnt wurden und deren Kenntniß ihm zum Verſtändniß des Folgenden nöthig iſt. Der Mann, den wir unter dem Namen des ſchönen Ulrich kennen gelernt, hieß mit ſeinem vollſtändigen Namen Ulrich Schwarz; ſeine Kameraden nannten ihn den ſchönen Ulrich oder wol auch den ſtarken Ulrich, da er ſich in frühern Jahren durch eine rieſige Körperkraft ausgezeichnet hatte. Doch hörte der eitle Mann den erſtern Namen lieber, beſonders aus Frauenmund. Er war von niedriger und dunkler Herkunft; nur in ganz ſchwachen Umriſſen erinnerte er ſich, als Kind in einem Städtchen am Rhein gelebt zu haben, deſſen Name ihm aber längſt entfallen war, bei einer alten Frau, die wol vermuthlich ſeine Mutter geweſen. Die Frau konnte nicht ſo arm geweſen ſein wie ſie ſich hielt; Ulrich erinnerte ſich, ſie zuweilen geſehen zu haben, wie ſie in einem Topf mit harten Thalern wühlte, wo dann das Klimpern und Klappern der Münzen ſeinen kindiſchen Ohren eine höchſt angenehme Muſik geweſen war, nach der er ſich in ſpätern Jahren noch oft zurückſehnte. Wie er von der alten Frau weggekommen, ob er mit einem der Regimenter, die bei den damaligen Kriegszügen häufig durchmarſchirten, davongelaufen war, oder ob irgendeine plündernde Bande — das

Städtchen lag dem Kriegsſchauplatz nahe und wurde zu wiederholten malen durch Brand und Plünderung verwüſtet — ihn gegen ſeinen Willen mitgenommen, wußte er nicht; genug, er zog lange Zeit mit allerhand abenteuerlichem Volk im Lande umher, bis er endlich im Oeſtreichiſchen ergriffen und unter die Soldaten geſteckt ward.

Aber der Soldat in Friedenszeiten — und dieſe waren inzwiſchen eingetreten — iſt ein geplagtes Thier. Der ſtrenge Dienſt, verbunden mit dem dürftigen knappen Leben, ſagte dem jungen Herumſtreicher wenig zu; nachdem er zu verſchiedenen malen harte Strafen ausgehalten hatte, deſertirte er und ging aufs neue abenteuernd in die Welt. Im Ungariſchen kam er zu einer Seiltänzerbande, und da er einen ſtarken und geſchmeidigen Körper hatte und auch von gefälligem Aeußern war, ſo fand er ſich mit ſeinem neuen Handwerk bald zurecht. Er zog nun als ſtarker Mann mit Kraftkunſtſtücken, Tellerwerfen, Feuereſſen und ähnlichen nichtsnutzigen Künſten im Lande umher, bis ein unglücklicher Sturz, den er einſt dabei that, ihn für dieſe Beſchäftigung untauglich machte. Er quälte ſich noch einige Zeit mit der wunden Bruſt hin, ſeine Kameraden aber, die an ſeiner Wiederherſtellung verzweifelten und ihn nicht, wie ſie ſagten, für den Todtengräber füttern wollten, verließen ihn heimlich, gerade da er, von einem heftigen Blutſturz befallen, auf der Landſtraße zuſammengebrochen war.

Es war wiederum in der Nähe des Rhein, wo dieſes Unglück ihn ereilte, und allem Vermuthen nach hätte er elend zugrunde gehen müſſen, wenn nicht ein Frauenzimmer, das eben des Wegs kam, ſich ſeiner erbarmt hätte. Sie führte den mit Blut übergoſſenen Mann in das armſelige Häuschen, das ihr in der Vorſtadt des benachbarten Städtchens gehörte, brachte ihn auf ein reinliches Lager und wartete und pflegte ihn wie der Samariter in der Bibel. Das Frauenzimmer war nicht mehr jung; ſie ſtand wol ſchon hoch in den Zwanzigern, ſodaß von ihrem Antlitz die erſte Blüte längſt abgeſtreift war. Auch hatte der ſchöne Ulrich während ſeiner Künſtlerlaufbahn, wie er es zu nennen pflegte, allerhand Liebſchaften gehabt, ſelbſt auch mit vornehmen Frauen, deren Gunſt ihm denn noch mancherlei andere Vortheile gewährt hatte. Aber trotz alledem rührte die Sorgſamkeit ſeiner Pflegerin ihn ſo, die Obhut einer weiblichen Hand, der ſtille gleichmäßige Gang eines geordneten häuslichen Lebens that dem verwilderten Manne ſo wohl, daß Gertrud Miller — dies war der Name ſeiner Pflegerin — unvermerkt ſein Herz gewann. Er glaubte ſelbſt anfangs, mit der wiederkehrenden Geſundheit würde die Leidenſchaft wol verfliegen: aber nein, ſie blieb und wuchs ſogar mit der Zeit dermaßen, daß er Gertrud allen Ernſtes um ihre Hand anſprach. Möglich, daß ihn auch noch andere Rückſichten dabei beſtimmten; Gertrud Miller war arm, aber fleißig, ſie war die beſte Nähterin in der Stadt, und das kleine ſaubere Zimmer, mit den weißen Gardinen und dem Zeiſig im Bauerchen, lag immer angefüllt mit allerhand Stoffen, die ſie vorſchneiden und zurichten ſollte. Auch war das Häuschen zwar klein, aber doch immer ein Häuschen; der ſchöne Ulrich hatte das Wanderleben ſattbekommen und dachte es ſich ganz behaglich, ſein Leben auf einem ruhigen Fleck als ſolider Hausvater zu beſchließen. Doch hatte er große Noth, bevor er Gertrud ſeinen Wünſchen geneigt machte; ſie erklärte ihm ganz offen, daß ſie keine Zärtlichkeit für ihn habe und überhaupt nicht heirathen wolle; ſollte ſie ſich gleichwol überreden laſſen, ſo werde es nur geſchehen, um nicht ſo ganz allein in der Welt zu ſtehen und einen Schirm und Anhalt für ihren jüngern Bruder zu haben, den zwar für jetzt ein Prediger in der Nachbarſchaft aus Mitleiden zu ſich genommen: allein der alte Mann ſei ſterblich, und was dann?

Der ſchöne Ulrich, der ſich inzwiſchen wieder ganz erholt hatte, ſtrich ſich ſtatt aller weitern Antwort den Bart, ſchielte nach dem Spiegelchen über der Thür und meinte, wenn ſie ſonſt weiter kein Hinderniß habe, das mit der Zärtlichkeit werde ſich ſchon finden, dafür ſei er gut. Und auch übrigens wußte er ihr Alles höchſt plauſibel und angenehm zu machen; ſie ſollte ihr Schneiderhandwerk fortſetzen, er wollte einen Kramhandel dazu anlegen, und mit der Freude des Milchmädchens malte er ihr aus, wie reich ſie dabei werden müßten. Am meiſten aber wirkte er auf das Herz des mitleidigen Frauenzimmers dadurch, daß er ihr vorſtellte, wie wild und läſterlich er bisjetzt gelebt habe und wieviel beſſer er durch ſie und in ihrer Nähe geworden; wenn ſie ihm jetzt ihre Hand verweigere, ſo heiße das, ihn mit Gewalt in den alten Sündenpfuhl zurückſtoßen, und möge ſie dann alles das Böſe verantworten, was er ganz gewiß noch verüben würde.

Dieſe Logik iſt vielleicht ſehr ſchwach, doch verſichern erfahrene Weiberkenner, daß ihr nur Wenige widerſtehen können — und darunter ſelbſt gebildetere und ſcharfſinnigere Frauen als Gertrud Miller. Auch dieſe vermochte es nicht; bevor vier Wochen ins Land liefen, war aus dem kleinen blaſſen Nähtermädchen eine kleine blaſſe Frau Schwarz geworden. Ulrich's Freude war anfangs grenzenlos; er ſtolzirte mit dem feinen Geſichtchen am Arm auf allen Straßen umher, lobte und rühmte ſein Glück vor den Leuten und knüpfte zahlloſe Bekanntſchaften unter den jungen Männern und Burſchen des Orts an, was ihm, wie er ſagte, bei ſeinem Handelsgeſchäft, das er nun nächſtens anfangen wollte, von großem Vortheil ſein würde. Damals ſchlug er ſeiner jungen Frau auch noch vor, ihren kleinen Bruder, ſeinen Schwager, doch wenigſtens einmal zum Beſuche in die Stadt kommen zu laſſen. Allein Gertrud lehnte das jedesmal mit großer Heftigkeit ab; das Kind habe es beſſer draußen; ſpäter einmal, übers Jahr, wenn der Erntekranz wieder eingebracht werde, wollten ſie ihn Beide gemeinſchaftlich beſuchen, jetzt würde es den Knaben nur in ſeinen Arbeiten, ſie ſelbſt in ihren Einrichtungen ſtören. Da das Geſpräch ſeiner Frau nicht angenehm zu ſein ſchien, ſo ließ Ulrich es fallen; auch war es nur ein vorübergehender Einfall von ihm geweſen.

Als dann aber der nächſte Erntekranz

wirklich geſlochten ward, ach, da war aus dem Brautkranz der armen jungen Frau ſchon längſt das letzte Blütchen verweht, und von gemeinſamen Beſuchen und Luſtpartien war zwiſchen den beiden Gatten längſt keine Rede mehr. So raſch dieſes Ehedrama begonnen, ſo raſch hatte es ſich auch entwickelt. Das bischen Geld, das Gertrud ihrem Manne zur Anlage des vielbeſprochenen Kramhandels eingehändigt hatte, war zwar ausgegeben worden, aber von dem Kramhandel ſelbſt war nichts zu erblicken. Ulrich war eben in ſeine alten Gewohnheiten zurückverfallen; Uebermuth und Langeweile hatten ihn in die Kneipen des Orts geführt, gute Kameraden waren raſch gefunden und ebenſo raſch waren Gertrud's ſauer erworbene Sparpfennige bei Würfelſpiel und vollen Flaſchen zerronnen. Gertrud beging die Unvorſichtigkeit, ihm harte Vorwürfe darüber zu machen. Dadurch wurde das Uebel nur ärger, Scham und

Ueberdruß trieben den Mann ganze Tage lang vom Hauſe; bald kam es dahin, daß Gertrud ihn nur noch ſah, wenn er mit Ungeſtüm Geld von ihr foderte oder ihren kleinen Hausrath abholte, um ihn ſtückweiſe zu verſetzen und zu vertrödeln.

Selbſt die Geburt eines Kindes, des kleinen Bernhard, konnte der ſchwerzerrütteten Ehe keine neue Feſtigkeit mehr verleihen. Auch war das Kind ſelbſt ſo ſchwach und elend, daß mehr Gram als Freude dabei war. Zwar hielt Ulrich ſich ſeitdem etwas mehr zu Hauſe; aber zum Arbeiten war er auch jetzt nicht zu bringen, und ſeine höchſte Anſtrengung beſtand darin, mit dem Kinde zu ſpielen und ihm allerhand Kunſtſtückchen und Narrenspoſſen vorzumachen. Natürlich kam die Wirthſchaft des Ehepaars unter dieſen Umſtänden aufs äußerſte herunter; mit allem ihrem Fleiß und allen ihren Nachtwachen war Gertrud doch nicht im Stande, das kranke Kind und den verſchwenderiſchen Mann mit durchzubringen, beſonders da ſie ſelbſt ſeit ihrem Wochenbett viel kränkelte und ſich gar nicht ſo recht wieder erholen wollte. Auch ſchadete ihr der ſchlechte Ruf ihres Mannes, ihre Kunden zogen ſich einer nach dem andern von ihr zurück; bald mußte ſie es erleben, daß ihnen das Häuschen über dem Kopf verſteigert ward und ſie ſich dem öffentlichen Elend preisgegeben ſahen.

Und doch war der Becher des Elends, den ſie öffentlich trank, noch nicht der bitterſte. Es mußte unter dem finſtern Schleier dieſes Ehelebens noch andere und ſchrecklichere Geheimniſſe geben, die die unglückliche Frau noch ſchmerzlicher brannten und ihr Herz noch tiefer verwundeten als Armuth und Schande; es mußte da irgendein dunkler Fleck in ihrem ſonſt ſo reinen und anſpruchloſen Leben ſein, der ſie in die Gewalt dieſes Mannes gab und ſie zur Sklavin ſeiner Leidenſchaften und Launen machte. Denn wie hätte ſie dieſelben ſonſt ſo widerſtandlos ertragen? wie würde ſie ſonſt ſo ängſtlich, mit dieſer ſcheuen Unterwürfigkeit an ſeinem Auge gehangen und ihm jedes noch ſo tolle Begehren und jeden noch ſo plumpen Vorwurf gleichſam von den Lippen abgelauſcht haben? Was es eigentlich war, wußte Niemand; doch mußte es in irgendeinem Zuſammenhange mit Gertrud's Bruder ſtehen, der bei dieſer Gelegenheit zuerſt wieder auftauchte. Vielleicht war es des Geldes wegen, das Gertrud für ihn beiſeite gebracht hatte und das, wie wir ſchon jetzt verrathen dürfen, keineswegs ein Erbtheil von den Aeltern war, von denen überhaupt Niemand wußte, ſondern Heller um Heller von Gertrud erworben. Auch noch nach ihrer Verheirathung, da die Ehe ſchon ganz unglücklich geworden, hatte ſie den Bruder noch immer heimlich beſucht und ihm kleine Geſchenke und Gaben mitgebracht. Vermuthlich war Ulrich dahintergekommen, und da war es denn für den verſchwenderiſchen und habgierigen Mann vollkommen natürlich, daß er ſich von ſeiner Frau aufs gröblichſte hintergangen und betrogen glaubte.

Was ſich an dieſe Entdeckung weiter knüpfte, den Auftritt im Pfarrhauſe und wie Ulrich ſeinen Schwager mit ſich nahm, wiſſen wir bereits. Das kleine Capital, das er dabei erbeutete, diente ihm nur dazu, ſein altes wüſtes Leben fortzuſetzen. Endlich miſchte die Polizei ſich darein. Man fand (was man zwar hätte längſt wiſſen können), daß Ulrich's Papiere nicht in Ordnung waren und ihm kein Heimatsrecht im Orte gewährten. Auch hatte er ſich mit allerhand verrufenem Geſindel eingelaſſen und zwar auf eine Art, die ihn ſelbſt verdächtig machte; es ſchien mehr ein Act der Milde als der Strenge, als man ihm den Rath ertheilte, ſich anderswo umzuſehen, da man ihn hier nicht länger brauchen könne.

So ſah ſich denn Ulrich nach Verlauf von ungefähr acht Jahren zum zweiten male als Vagabonden: aber diesmal nicht allein, ſondern ihn begleiteten eine kränkliche Frau, ein verkrüppeltes Kind und ein Schwager, von dem er behauptete, er ſei überſtudirt und zu nichts in der Welt zu gebrauchen.

Nun war dies Letztere zwar keineswegs der Fall, und auch an Bereitwilligkeit und gutem Willen ließ Hermann es nicht fehlen. Allein mit einem unerklärlichen Eigenſinn trat Ulrich jedesmal dazwiſchen, wo es ſich darum handelte, den jungen Mann ein Handwerk oder ſonſt eine ehrliche Nahrung ergreifen zu laſſen; es ſchien wirklich, als ob er dem Widerwillen, den er gegen ſeine Frau hegte, keine beſſere Befriedigung geben könne, als indem er ihr den wohlgebildeten, talentvollen und kenntnißreichen Bruder zum elenden Müßiggänger herabwürdigte. Beſonders der erſtere Umſtand, das friſche blühende Ausſehen des jungen Mannes, erbitterte ihn aufs äußerſte, da er nicht unterlaſſen konnte, das kranke, elende Anſehen ſeines eigenen Kindes damit zu vergleichen. Er haßte Hermann, nicht blos weil er tüchtiger und verſtändiger war als er ſelbſt, ſondern am meiſten deshalb, weil er hübſcher und kräftiger war, als ſein „alter Mann“ jemals werden konnte. Während er ihn an jeder geregelten und nützlichen Thätigkeit verhinderte, verwandte er ihn abſichtlich zu den niedrigſten und unwürdigſten Dienſten. Wenn ſie auf der Landſtraße einherzogen, mußte er neben dem Wagen laufen und betteln; auch mußte er den Karren ziehen, auf dem der kleine Bernhard gebettet lag. Unzählige male ſtand Hermann im Begriff, ſich dieſer unwürdigen Knechtſchaft durch die Flucht zu entziehen. Allein das Gelübde, das er ſeiner Schweſter gethan, ſowie der Gedanke, daß ſie dann völlig verlaſſen wäre, hielten ihn immer wieder zurück. Vielleicht hätte es ein Mittel gegeben ihn mit dem Schwager auszuſöhnen: nämlich wenn er ſich hätte entſchließen können, deſſen altes Handwerk zu ergreifen und ihm jene Kraft- und Kunſtſtücke abzulernen, welche Ulrich jetzt bei ſeiner geſchwächten Geſundheit nicht mehr ausführen konnte. Allein gerade dagegen weigerte das Ehrgefühl des jungen Mannes ſich aufs allerentſchiedenſte; er wollte lieber betteln, erklärte er, denn als Gaukler ſein Brot verdienen. Der Schwager höhnte ihn zwar, ob denn ein Maler, wie er doch gern werden wollte, nicht auch eine Art von Gaukler ſei, der mit ſeinem bischen Farbe und Firniß den Leuten die Augen verblende; ja die ganze Gelehrſamkeit und das Bücherwerk, das Hermann bei dem Prediger betrieben, ſei doch am Ende auch nur Gaukelei, und wenn der Menſch todt ſei, habe Alles ein Ende. Allein in dieſem Punkt blieb Hermann unbeweglich, und auch die Schweſter konnte ihm nur beiſtimmen.

Im Uebrigen ſchien es mitunter, als ob Ulrich bei ſeinen Hin- und Herzügen irgendeinen geheimen Plan verfolge. Er kehrte mitunter zwei, drei mal an denſelben Ort zurück, wo er dann regelmäßig allerhand geheime Gänge und Beſprechungen hatte. Gertrud war dabei jedesmal in der größten Aufregung; Hermann hörte, wie ſie ihren Mann fußfällig beſchwor, dieſes geheimnißvolle Treiben einzuſtellen. Er kam auf einen furchtbaren Verdacht: war der Genoſſe der Diebe und Landſtreicher vielleicht ſelbſt ſchon ein Dieb geworden? Und brach zu der Schande der Armuth nun auch noch die größere, die Schande des Verbrechens, über ſie herein?

Sein Verdacht ſtieg, als in der Geſellſchaft ſeines Schwagers allerhand fremde, wüſte Geſtalten auftauchten, Männer und Frauen, denen man nichts Gutes zutrauen konnte. Hermann und Gertrud wurden gewöhnlich hinausgeſchickt, wenn ein ſolcher Beſuch ſich einſtellte. Auch verſchwand Ulrich ſelbſt zuweilen auf Tage und Wochen, und wenn er wiederkehrte, führte er nicht blos Geld bei ſich, ſondern auch allerhand Sachen, die man früher nicht an ihm geſehen, von größerm und geringerm Werth, und die er dann hier und dort für einen Spottpreis verzettelte.

Auch Gertrud konnte dieſes Treiben unmöglich unbemerkt bleiben. Doch war der Gegenſtand ſo furchtbar und dabei auch wieder ſo dunkel, daß keins von den Geſchwiſtern das Geſpräch darauf zu bringen wagte. Doch fiel Beiden ein ſchwerer Stein vom Herzen, als Ulrich jene Gegenden plötzlich verließ und eine andere Richtung einſchlug, die ihn dann nach mancherlei Fährlichkeiten in jene Einöde und die Nähe jener Stadt führte, die wir zu Anfang unſerer Erzählung beſchrieben haben.

Neuntes Capitel.

Die Rettung.

Doch ſollte der heimatloſen Familie gerade auf dieſem unfruchtbaren Boden ein unerwartetes Glück erblühen — nämlich wenn es ein Glück war. Die kleine Karavane zog in der brennenden Sonnenhitze den ſtaubigen Weg daher; eine zierliche Equipage rollte ihnen von der Stadt her entgegen. Die jungen muthigen, noch nicht ganz eingefahrenen Pferde ſcheuten vor dem Leinwanddach des Handkarrens; ſchnaubend und um ſich ſchlagend ſprangen ſie ſeitwärts; der Kutſcher verlor die Zügel, und es war die höchſte Gefahr, daß der Wagen von dem hohen Damm hinunter in den Moraſt geſchleudert wurde.

Andern in der Noth beiſpringen war ſonſt nicht die Eigenſchaft, die Ulrich Schwarz auszeichnete. Diesmal jedoch riß der Anblick der ſtampfenden Roſſe, des ſinkenden Wagens und vielleicht auch eine Art von Hohn gegen den hülfloſen Kutſcher, einen unerfahrenen Burſchen, der trotz ſeiner Livrée höchſt kümmerlich ausſah und nur jammernd die Hände rang, ihn dermaßen hin, daß das ganze Bewußtſein der alten Kraft und Gelenkigkeit in ihm erwachte; er warf ſich zwiſchen die Pferde, riß ſie mit gewaltigem Ruck nieder und rief Hermann zu, die ſchnaubenden Roſſe zu halten. Er ſelbſt ſprang hinter den Wagen, deſſen eine Seite ſchon im Graben hing, ſtemmte die Schulter gegen das Rad und hielt den ſinkenden mit aller Gewalt zurück. Vergebens! die zitternden Pferde vermochten nicht anzuziehen, der Wagen glitt mit den Hinterrädern vollſtändig hinunter und riß Ulrich mit ſich. Doch war die Gewalt des Sturzes gebrochen, das Vordertheil des Wagens ſtand feſt, der Kutſcher, der inzwiſchen auch wieder zur Beſinnung gekommen war, ſprang vom Bock und öffnete den Schlag, um ſeine Herrſchaft herauszuheben.

Es war eine ältliche Dame, die in dem Wagen ſaß; während die ſchweren Stoffe, in die ſie gekleidet war, ihren vornehmen Stand verriethen, bewies die ernſte gemeſſene Haltung, die ſie bei dem ganzen Vorgang beobachtet hatte, ihren feſten und beſonnenen Charakter. Auch nachdem ſie die ſichere Landſtraße unter ſich fühlte, verzog ſie keine Miene. „Tölpel“ war das Einzige, was ſie ſagte, indem der Kutſcher ſie niederſetzte. Auch der Anblick ihres Retters, der von Blut und Schmuz bedeckt zwiſchen den Rädern lag, erregte ihr keine beſondere Senſation. Sie befahl dem Kutſcher ihn aufzuheben, ſah nach den Pferden, klopfte ſie mit feſter Hand auf den dampfenden Nacken und zog die Börſe, um der beſtürzten Frau ein Almoſen zu reichen.

Doch war dieſe Faſſung wol nur eine erzwungene. Denn kaum daß Hermann ihre Frage nach dem Namen ihres Retters beantwortet hatte, als ſie von einem plötzlichen Schwindel ergriffen in Ohnmacht ſank. Der Kutſcher reichte einige Kiſſen aus dem Wagen, von denen Hermann und Gertrud ein Lager bereiteten; die beiden Bewußtloſen wurden nebeneinandergelegt. Der „alte Mann“, der von dem Lärmen aufgewacht war, ſaß aufrecht unter ſeinem Plandach und betrachtete den ganzen Vorgang mit ſeiner gewohnten Ernſthaftigkeit.

Es dauerte lange, bevor die Ohnmächtigen wieder zu ſich kamen; Hermann, der ſie mit raſch geſchöpftem Waſſer beſprengte, verzweifelte ſchon daran, ſie zum Bewußtſein zurückzubringen, und der Kutſcher ſtand bereits im Begriff, auf einem der abgeſträngten Pferde in die Stadt zurückzureiten, um ärztliche Hülfe zu holen. Da richtete die Dame ſich empor; ſie hatte den Hut abgeſtreift und blickte mit den ernſten edeln Zügen forſchend um ſich. Ein Blick auf ihre Umgebung brachte ſie zum vollen Bewußtſein ihrer Lage; ſie winkte Hermann zu ſich heran und fragte ihn noch zwei, drei mal mit flüſternder Stimme nach dem Namen des Verwundeten. Nachdem Hermann die Antwort wiederholt hatte, verſank ſie aufs neue in ein minutenlanges Schweigen; mit ſtarren Augen ſah ſie auf den blutbedeckten Körper neben ſich, das Kinn bebte ihr wie von unterdrückten Krämpfen. Dann winkte ſie, daß man ſie in die Höhe richte. „Iſt er todt?“ fragte ſie, indem die Zähne hörbar gegeneinanderſchlugen.

Gertrud, die ſich inzwiſchen mit dem Verwundeten beſchäftigt hatte, verſicherte, daß er laut- und deutlich athme; er verſuchte ſogar die Augen aufzuſchlagen, woran ihn jedoch das von der Stirn ſtrömende Blut verhinderte.

Die alte Dame ſah ſich im Kreiſe um, ganz langſam, mit gläſernen Augen; ihre Gedanken waren offenbar von der Erſchütterung noch ganz benommen. Plötzlich brach ſie in heftiges Weinen aus, kniete neben dem Verwundeten nieder und half Gertrud die blutige Schläfe waſchen. Das Alles ging zwar langſam genug, aber doch weit raſcher vor ſich, als es hier erzählt werden kann. Der Kutſcher, ein junges Blut, ſetzte vor Verlegenheit den Hut bald auf, bald ab, und gab deutlich zu verſtehen, daß er ſeine Gebieterin noch niemals in einer ſolchen Aufregung erblickt.

Endlich ſchien die Dame ihren Entſchluß gefaßt zu haben. Sie befahl, den Verwundeten, der noch immer nicht ganz zum Bewußtſein gekommen war, neben ſich in den Wagen zu ſetzen und langſam in die Stadt zurückzufahren; um ſeine Begleiter ſchien ſie ſich nicht zu kümmern, und erſt auf Hermann's beſcheidene Einſprache erlaubte ſie denſelben, dem Wagen langſam zu folgen; ſie werde für ihre einſtweilige Unterkunft Sorge tragen. Ueberhaupt war es merkwürdig, wie die Dame, je mehr ihre Aufregung ſich legte, in die kalte Vornehmheit, die ihren Geſichtszügen aufgeprägt lag, zurückverfiel; die Frau ihres Retters würdigte ſie keines Blicks, und als Hermann im Geſpräch zufällig des kleinen Bernhard erwähnte, betrachtete ſie denſelben mit unverhehltem Abſcheu.

So ſetzte der Zug ſich langſam in Bewegung. Doch hatte Hermann noch vorher von dem Kutſcher Stand und Namen der fremden Dame erfahren: es war eine Baronin von Schwarzenfeld, die reichſte Frau, wie der Burſche halb treuherzig, halb prahleriſch verſicherte, im ganzen Ort. Dorthin alſo lenkte ſich der Zug; bei dem geringen Verkehr, der auf den Straßen der Stadt herrſchte, war kein beſonderes Aufſehen davon zu fürchten. Auch erreichten ſie ohne Störung die Wohnung der Baronin; es war daſſelbe alte finſtere Palais, das wir vorhin vom Muſikantenthurm aus betrachtet haben.

Man fuhr durch eine Hinterthür in den Hof; Bediente kamen gelaufen, der Kranke wurde vom Wagen gehoben und die breiten oden Treppen hinaufgeſchafft. Um ſeine Begleiter, die mit ihrem Handwagen in größter Verlegenheit in dem alten dunkeln Thorweg ſtanden, bekümmerte ſich Niemand. Erſt nach einiger Zeit erſchien ein Diener, der ſie mit ziemlich hochfahrendem Ton bedeutete, die gnädige Frau wolle den Verwundeten bis auf Weiteres in ihrer Wohnung behalten, da der fernere Transport ihm nach dem Ausſpruch des Arztes gefährlich werden könne. Als Gertrud darauf vorſtellte, daß ſie fremd in dem Orte ſei und ohne alle Mittel, wurde ihr geantwortet, daß man auch dafür Sorge tragen würde, nur müßten ſie ſich noch etwas gedulden.

Gleich darauf kam ein zweiter Diener gelaufen und foderte Hermann den Paß oder die ſonſtigen Papiere ab, welche ſie bei ſich führten. Hermann konnte nur entgegnen, daß, wenn dergleichen Papiere überhaupt exiſtirten, der Verwundete ſie bei ſich haben müſſe. Doch mußte er den Namen Ulrich Schwarz noch einmal mit großen Buchſtaben auf ein dargereichtes Papier ſchreiben; nach ſeinem Namen oder der Frau Herkunft fragte Niemand.

Es war ſchon dämmerig und ſogar der kleine Bernhard fing ſchon an einige Zeichen der Ungeduld von ſich zu geben, als endlich ein neuer Bote der gnädigen Frau erſchien. Es war ein langer hagerer Mann, in einem Rock mit auffallend kurzen Aermeln, aus denen die knochigen Handgelenke weit hervorſtanden, und einer ſchmuzigen weißen Binde um den Hals, in die er das Kinn mit großer Gravität hineinpreßte; auch hatte er die eigenthümliche Gewohnheit, bei jedem dritten Worte, das er ſprach, mit dem Rücken der linken Hand gegen die Naſenſpitze zu reiben, was ihm ein ganz beſonderes Anſehen von Tiefſinnigkeit und Nachdenken gab – mit Einem Wort: es war Herr Lux. Die Baronin theilte die günſtige Meinung von ſeiner Klugheit; auch ging er ihrem Sohn, dem Regierungsrath, den wir im nächſten Abſchnitt werden näher kennen lernen, bei verſchiedenen amtlichen Geſchäften zur Hand und war überhaupt das Factotum des Schwarzenfeld'ſchen Hauſes. Er fragte die Fremden mit großer Ausführlichkeit nach Namen und Herkommen, uberzeugte ſich noch einmal, daß ſie wirklich weder Paß noch Geld bei ſich führten, und geleitete ſie dann durch allerhand einſame Gaſſen, bis ſie vor einer hohen finſtern Mauer ankamen; eine Glocke wurde gezogen, ein Gitter öffnete ſich — und der Muſikantenthurm hatte einige Gäſte mehr.

Daß dieſelben von dem ältern Theil ſeiner Bewohner nicht beſonders freundlich angeſehen wurden, kann man nach Dem, was wir über den Thurm und ſeine Geſchichte bereits wiſſen, wol denken. Diesmal aber kamen noch ganz beſondere Gründe hinzu, welche die Erbitterung ſteigerten. An der Baronin von Schwarzenfeld ſollte ſich wieder einmal recht zeigen, wie mislich es iſt, die Leute nach ihrem Aeußern zu beurtheilen. Das Aeußere der Baronin — wir haben es bereits kennen gelernt — war ernſt und kalt; auch galt ſie, wol eben deshalb, ziemlich allgemein für eine kalte herzloſe Frau; ſelbſt im eigenen Hauſe — ſie war ſeit langen Jahren verwitwet und hatte den einzigen, bereits verheiratheten Sohn bei ſich — lebte ſie, wie man wiſſen wollte, in Unfrieden. Und nun ſiehe da, dieſe kalte, als herzlos verſchriene Frau bewies gegen ihren Lebensretter, den armen zerlumpten Landſtreicher, eine Dankbarkeit, die weit über das Maß des Ueblichen hinausging.

Ja wie Einige meinten, ſogar über das Maß des Schicklichen. Obſchon die Verwundung des Fremden, wie ſich bei genauer Prüfung herausſtellte, gar nicht ſo gefährlich war, ſo duldete die Baronin doch nicht, daß der Kranke zu ſeinen Angehörigen zurücktransportirt wurde; ſie hatte ihm ein Lager zunächſt an ihren Zimmern aufſchlagen laſſen und pflegte ihn mit einer Sorgſamkeit und einer Ausdauer, die gar nicht übertroffen werden konnte. Selbſt als Ulrich ſchon längſt wieder aus dem Bette war, beſtand ſie darauf, ihn noch in ihrer Nähe zu behalten; es könne ein Rückfall eintreten, der ſein Leben aufs neue in Gefahr ſetze.

Der Rückfall trat nicht ein, im Gegentheil wurde Ulrich bei der ungewohnten guten Koſt ganz glatt und rund; auch die Narbe an der Stirn ſtand ihm gar nicht übel, und was den gequetſchten Arm betraf, ſo meinte der Arzt, daß die kleine Schwäche ſich wol bald verlieren würde. So mußte die Baronin denn dem Uebermaß ihrer Dankbarkeit wol endlich ein Ziel ſetzen. Doch that ſie es nur inſoweit, daß ſie darein willigte, ihn ebenfalls im Muſikantenthurm unterzubringen. Im Uebrigen mußte Ulrich noch täglich ihr Gaſt ſein; ſie unterhielt ſich ſtundenlang mit ihm, fuhr mit ihm auf ihren nahegelegenen Landſitz und bewies in allen Stücken eine Dankbarkeit, wie ſie vermuthlich, ſolange Wagen umgeworfen und alte Damen gerettet worden, nicht vorgekommen war.

Doch beſchränkte dieſe Dankbarkeit ſich, wohlgemerkt, nur auf Ulrich's Perſon; von den Uebrigen war keine Rede. Selbſt die Geſchenke, mit denen ſie ihren Retter überſchüttete, bewachte ſie mit einer gewiſſen Eiferſucht, daß nichts davon ſeiner Familie zugute kam: eine Furcht, die bei Ulrich's wohlbekanntem Charakter allerdings ziemlich überflüſſig war.

Lag bei dieſem Verfahren wirklich eine Abneigung gegen Ulrich's Familie zugrunde, ſo wurde dieſelbe wenigſtens von den Angehörigen der Baronin reichlich erwidert; die Baronin wollte nichts von Ulrich's Familie wiſſen und ihre eigene Familie nichts von Ulrich. Wir werden die Verhältniſſe des Schwarzenfeld'ſchen Hauſes im nächſten Buche genauer kennen lernen; für den Augenblick genügt es zu wiſſen, daß die Baronin mit ihrem Sohn, dem Regierungsrath, und ſeiner jungen Gemahlin in der That in keinem guten Einvernehmen lebte. Daher kam es denn auch wol, daß der Sohn für den Retter ſeiner Mutter lange nicht die Theilnahme zeigte, die man hätte erwarten ſollen. Im Gegentheil, je leidenſchaftlicher der Dank der Mutter, je kühler war die Stimmung des Sohns; das Einzige, was er ihr zugeſtand, war, daß er den fortgeſetzten Aufenthalt im Muſikantenthurm, über den er als Commiſſarius der Regierung die Aufſicht führte (oder vielmehr führen ſollte: denn in Wahrheit war er ſchon ſeit Jahren mit keinem Fuß in den Thurm gekommen), geſtattete, und auch dies that er nur, weil die Baronin die Abſicht zu erkennen gab, im Fall der Weigerung den Ulrich Schwarz wieder gänzlich zu ſich ins Haus zu nehmen.

Wie unbehaglich für die Fremden unter dieſen Umſtänden der Aufenthalt im Thurm war, kann man ſich leicht vorſtellen. Ulrich merkte wenig oder nichts davon; den größten Theil des Tags verbrachte er bei ſeiner Gönnerin, und kamen ihm ja einmal einzelne ſpitze Bemerkungen zu Ohren, ſo war er gerade der Mann dazu, ſich mehr darüber zu freuen als zu ärgern. Deſto Härteres hatten Gertrud und Hermann zu erdulden. Es iſt nicht wahr, daß die Armen einander weniger beneiden als die Reichen; vielmehr umgekehrt, je kleiner die Portion iſt, die zur Vertheilung kommt, je ängſtlicher wird jeder Biſſen überwacht. Zwar ſuchten Beide ſich ſo nützlich zu machen wie möglich; Gertrud half bei der Wäſche, und Hermann, der die Aufſicht des Schwagers jetzt weniger zu fürchten brauchte, hatte ſich durch Herrn Lux einige Beſchäftigung als Abſchreiber verſchafft. Doch reichte das Alles nicht hin, den Zorn ihrer Neider zu beſänftigen; der ganze Muſikantenthurm ging ſeinem Ruin entgegen, kein Menſch konnte mehr ſatt und froh darin werden, ſolange der Aufenthalt dieſer Fremden dauerte. Selbſt der arme kleine Knabe entging den allgemeinen

Stachelreden und Verdächtigungen nicht; Bettelbrot, meinten die alten Frauen, auf ſeine Stummheit und ſein verdroſſenes Weſen anſpielend, mache die Kinder ſonſt gelehrig zum Sprechen, an dieſem Wechſelbalg aber ſcheine auch das verloren.

Auch noch andere, noch ſchmählichere Gerüchte tauchten auf, und zwar nicht blos in dem Muſikantenthurm. Die Stadt hätte ſogar größer, die Klatſchſucht des Publicums kleiner ſein dürfen, als beide waren, und die excentriſche Art und Weiſe, wie Frau von Schwarzenfeld, ſonſt eine ſo nüchterne, kühle Frau, ihre Dankbarkeit an den Tag legte, wäre doch nicht ohne üble Auslegung geblieben. Alte, längſtbegrabene Geſchichten, Geſchichten, die dreißig Jahre und länger her waren, tauchten wieder auf, man flüſterte von der lockern Jugend der Dame, von der unglücklichen Ehe, die ſie geführt, nachdem ſie ſich ihrem Manne erſt aus Verliebtheit ſozuſagen an den Hals geworfen, und fand es mit ſchadenfrohem Lächeln ganz in der Ordnung, daß ein Feuer dieſer Art auch nach dreißig Jahren wieder einmal aus der Aſche ſchlage. Und wer wußte denn, was in der Zwiſchenzeit paſſirt? Wer wußte, was die häufigen Reiſen bedeutet hatten, die ſie in frühern Jahren gemacht, und zwar immer allein, nur von einer einzigen Kammerfrau begleitet? Nun fing man auch an zu begreifen, warum ſie mit ihrer eigenen Familie von jeher ſo wenig harmonirt hatte. Ihre Schweſter, mit der zuſammen ſie vor bald vierzig Jahren die gefeierte Schönheit der Stadt geweſen war und die ſich an demſelben Tage wie ſie verheirathet, hatte bald darauf jeden Umgang mit ihr abgebrochen; wie ſie mit ihrem Sohn ſtand, haben wir bereits erwähnt; auch mit der Schwiegertochter, einer feinen Frau von Verſtand und ſeltener Bildung, hatte ſich kein Verhältniß anknüpfen wollen. Der Einzige von der Familie, der jederzeit im beſten Einvernehmen mit der Baronin ſtand, war der Präſident von Steinfurt, ihr Vetter und ungefähr im gleichen Alter mit ihr; auch den anſtößigen Umgang mit Ulrich ignorirte er. Aber obwol er Präſident und als ſolcher die erſte Perſon des Orts war, ſtand er doch in keinem beſondern Rufe; er galt für intrigant und hinterliſtig, zu jeder Bosheit geſchickt, ſodaß der vertraute Umgang mit ihm das Vorurtheil gegen die Baronin eher verſtärkte als verminderte.

Freilich hatten alle dieſe Dinge, wie das in der Welt ſo zu ſein pflegt, ihre zwei Seiten; kohlſchwarz von der einen, ſahen ſie ſich von der andern ganz weiß und unſchuldig an. Die Schweſter der Baronin hatte ſich in ein entferntes Land verheirathet; ihre ganze Familie war verſchollen und verdorben, ſie ſelbſt vermuthlich längſt todt; da hatte es denn freilich ſeine Schwierigkeiten, im Verkehr miteinander zu bleiben. Der Regierungsrath von Schwarzenfeld, ihr Sohn, war in jungen Jahren ein lockerer Patron geweſen, der der allzu nachſichtigen Mutter viel Noth gemacht hatte; war er auch jetzt bei vorgerücktem Alter unter das Kreuz der Ehe gekrochen, ſo galt er doch noch immer als ein ſchroffer, gewaltthätiger Mann. Auch von ſeinen Finanzen ſprach man nicht das Beſte; ſein Amt aber verſah er mit ſolcher Nachläſſigkeit, daß der ganze Einfluß des Präſidenten dazu gehörte, um ein öffentliches Aergerniß zu verhüten. Die Schwiegertochter war eine gute liebe Frau, nur ein wenig ſentimental und verſchroben; auch hatte ſich ihr Vater wenige Tage nach der Hochzeit als Bankrottirer das Leben genommen, nun und daß eine ſolche Schwiegertochter auch nicht gerade ein Glück iſt, das mußte man doch bei alledem auch einräumen. Was endlich den alten Präſidenten anbetraf, ſo behauptete man allerdings, daß er das immer bereite Werkzeug der Regierung für jede zweideutige und unrechtmäßige Handlung ſei. Allein das betraf doch zuletzt nur ſein Amt; im geſelligen Verkehr dagegen war er ein ganz harmloſer alter Junggeſelle, der gern gut aß und trank, beſonders wenn er es nicht zu erwidern brauchte. Der genaue Verkehr, den die Baronin mit ihm unterhielt, erklärte ſich außer durch die nahe Verwandtſchaft und die gemeinſam verlebte Jugend auch noch dadurch, daß der Präſident ihr in der Verwaltung ihres ſehr anſehnlichen Vermögens beiſtand, und zwar, wie man allgemein verſicherte, mit ſolchem Glück, daß daſſelbe ſich im Lauf der Jahre mehr als verdoppelt hatte.

So wogten die Meinungen hin und wider; das Reſultat aber, in dem ſich alle Thee- und Kaffeeviſiten der Stadt ſchließlich vereinigten, blieb doch immer, daß die Baronin von Schwarzenfeld eine ſittenloſe Perſon, die ſich noch in ihren alten Tagen einen ehemaligen Seiltänzer zum Liebhaber genommen habe.“

Zehntes Capitel.

Der Kampf an den Schiffen.

Die Mahlzeit im Muſikantenthurm war beendet; für unſere Freunde war ſie ſo einförmig und traurig geweſen wie gewöhnlich. Flora und ihren alten Vater ausgenommen, rückten die Uebrigen regelmäßig ſo weit als möglich von ihnen weg, als könnten ſie durch ihre Nähe angeſteckt werden. Auch wurden ſie jederzeit am kärglichſten bedacht, und ſelbſt Frau Lux, welche, auf einem erhöhten Platz am Herde ſtehend, mit einer gewaltigen Kelle bewaffnet die Speiſen austheilte, hielt es mit ihrer Gerechtigkeitsliebe ganz vereinbar, den armen Verlaſſenen höhniſche Anſpielungen und Vorwürfe als Zukoſt zu geben.

Aber das Bitterſte ſollte der Nachtiſch ſein, der ſie heute erwartete.

Auf die Gunſt der Baronin geſtützt und um die Zukunft unbekümmert, fand Ulrich zuweilen eine wahre Freude daran, den Neid und Zorn der Thurmbewohner so recht zum Ausbruch zu bringen. So auch heute. Er ſelbſt nahm an dieſen dürftigen Mahlzeiten natürlich keinen Theil, für ihn ſtand der Koch der Baronin ſchon ſeit dem frühen Morgen und briet und kochte und backte, und mit Ungeduld zählte Ulrich bereits die Minuten, bis die ſpäte Mittagſtunde, welche bei ſeiner Gönnerin eingeführt war, ihn zum ſeltſamſten tête-à-tête mit ihr wieder zuſammenführen würde. War ſie wirklich in ihn verliebt? Bei aller Eitelkeit und trotz der frivolen Erfahrungen, welche Ulrich in frühern Jahren in dieſer Hinſicht gemacht hatte, konnte er doch ſelbſt nicht recht ins Klare darüber kommen. Zuweilen, wenn er die langen zärtlichen Blicke ſah, mit denen die Baronin ihn betrachtete, beſonders wenn ſie ſich von ihm unbemerkt glaubte, konnte er nicht umhin es zu glauben. Wenn er aber dann wieder die übrige Haltung der Dame bedachte, die außer ihrer Vornehmheit auch noch etwas ſo Ruhiges, Würdevolles hatte, das gar keinen böſen Gedanken aufkommen ließ, ſo mußte er ſich ſelbſt wegen ſeines thörichten Einfalls ſchelten. Auch verließ ihn bei ihr ganz ſeine ſonſtige Unverſchämtheit; er war verlegen und linkiſch, und erſt wenn er die hohen Flügelthüren hinter ſich hatte, gewann er ſeinen gewöhnlichen dreiſten Humor wieder. Dann wechſelte er wol mit der Dienerſchaft leichtfertige Blicke oder ließ halbe Worte fallen, welche dann, von Mund zu Mund weitergetragen und entſtellt, den Ruf der Baronin aufs äußerſte gefährdeten. Die größte Noth machte ihm die Unterhaltung mit der vornehmen fremden Frau. Auch saßen sie zuweilen stundenlang, sie auf dem Canapee, er auf dem Sessel vor ihr, den kleinen runden Tisch mit Wein und Leckereien zwischen sich, die aber nur für den Gast da waren, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Ulrich stand in solchen Stunden große Pein aus; er durchlief dann in Gedanken alle tollen Streiche seiner frühern Jahre; er konnte sich dann ordentlich danach zurücksehnen, ja mitten in Wohlleben und Fülle überkam ihn ein Gefühl, als ob es doch unterhaltender wäre, mit guten Kameraden im Wirthshaus zu sitzen oder auf der Haide umherzuschweifen, als hier die alten Tapeten mit den großen grämlichen Ahnenbildern anzustarren. Oder er ließ das Auge auch in der Stille von einem Geräth des Zimmers zum andern schweifen, von dem großen krystallenen Kronleuchter, der sich in seiner Verhüllung von

Silbergaze ganz geſpenſterhaft ausnahm, zu den ſchöngeſchnitzten Lehnſtühlen mit den weichen ſammetnen Kiſſen, hinunter auf den prächtigen großblumigen Teppich, der jeden Fußtritt unhörbar machte, und von da wieder auf die funkelnden Kryſtallflaſchen und das Silberzeug auf dem Tiſchchen zwiſchen ihnen — und taxirte dabei ſo vor ſich hin, was das Alles wol werth ſein möchte, und daß die Baronin doch eine ſchwerreiche Perſon ſein müſſe, die ihm zuletzt doch noch gewiß ein ganz extraordinäres Präſent machen würde zur Belohnung ſeiner edeln That, ſo etwa ein Haus in der Stadt oder ſonſt eine ſichere Rente, für deren Flüſſigmachung er dann ſchon ſorgen wolle.

Denn auch das gehörte zu den Abſonderlichkeiten der alten Dame, daß ſie über die Abſichten, die ſie mit Ulrich hatte, niemals auch nur die kleinſte Andeutung machte. Danach zu fragen wagte er nicht; denn ſo leichtfertig er zu dritten Perſonen that und ſo gern er mit der Gunſt der Baronin renommirte, ſoviel Reſpect hatte er doch, ſolange ſie gegenwärtig war. Insbeſondere fürchtete er ihre wechſelnden Launen; während ſie den einen Tag die Güte und Herablaſſung, ja die Zärtlichkeit ſelbſt war, konnte ſie ihm am nächſten ihre Wohlthaten mit einer ſolchen kalten herriſchen Miene reichen, daß ſogar ſeine ziemlich derbe Haut ſich davon durchdrungen fühlte. Ein Glück war es dabei noch, daß ſie dieſe Launen immer nur unter vier Augen an ihm ausließ; ſobald ein Dritter zugegen, war ſie gleich wieder die dankbare und wohlwollende Gönnerin.

Ebenſo ungleichartig war die Baronin auch in der Unterhaltung. Auf die ſtummen, langweiligen Stunden, die wir ſoeben geſchildert haben, folgten andere, wo ſie nicht müde ward, ihn über die kleinſten Umſtände ſeiner Vergangenheit auszufragen, beſonders über ſeine

Kindheit, für die ſie ein ganz merkwürdiges Intereſſe zeigte. Für Ulrich war dies wieder eine große Verlegenheit; von ſeinem ſpätern Leben war das Wenigſte mittheilbar, von ſeinen Kinderjahren aber wußte er ſelbſt wenig oder nichts. Doch half er ſich wie es ging; wo er nicht weiter wußte, da ſchwieg er entweder oder erfand etwas, wovon er glaubte, daß es ſeiner Gönnerin eben angenehm ſei. Summa: es war eine alte wunderliche Dame, und Ulrich dachte oft bei ſich, daß die Weiber doch alle ihren Sparren hätten, jung oder alt, vornehm oder gering, irgendwo fehlte es ihnen immer. Umſomehr beſchloß er, gute Miene zum böſen Spiel zu machen und das Eiſen zu ſchmieden, ſolange es warm war.

Dieſen und ähnlichen Gedanken hing er auch eben jetzt wieder nach, als die alten Mütterchen ſammt den übrigen Gäſten des Thurms nach beendeter Mahlzeit quer über den Hof aus dem

Speiſeſaal zurückkamen. Sie trippelten Alle geſchäftig daher, den reingewaſchenen Löffel in der einen und kleine ärmliche Deckeltöpfe mit den Ueberreſten der Mahlzeit in der andern Hand. Der Geigenfritz, eine dicke, ſchwammige Figur, mit einem rothen Branntweingeſicht, ging mit der langen dürren Frau Schmähling an der Spitze des Zugs; Gertrud mit Hermann und dem Kleinen bildeten den Schluß. Ulrich ſtand, die Hände in den Hoſen, mit geſpreizten Beinen in der Thür ſeiner Wohnung und ließ mit ſpottiſchem Lächeln Paar um Paar, wie zur Muſterung, an ſich vorbeiziehen; er wog ſich ſelbſtgefällig in den Hüften und ſchnalzte mit der Zunge, als ob er zum voraus die Leckerbiſſen ſpürte, die ihm nächſtens darübergleiten ſollten.

Trotz dieſes herausfodernden Betragens hätten die Uebrigen ihn wol unbemerkt gelaſſen, da ſie ihn Alle mehr oder weniger fürchteten.

Der Geigenfritz aber, mit dem es ſchon nicht mehr ganz richtig unter der Krone war und der überdies den ehemaligen Künſtler, alſo einen Collegen in Ulrich verehrte, mußte nothwendig ein kleines Geſpräch mit ihm anknüpfen. „Das hieß gegeſſen!" rief er mit jener Art zudringlicher Luſtigkeit, wie der halbe Rauſch ſie zu erzeugen pflegt: „Das hieß gegeſſen, Herr College!" und dabei patſchte er ſich mit der großen rothen Hand vor die grüne Mancheſterweſte, daß die Branntweinflaſche, die er darin verſteckt trug, beinahe herausgefallen wäre: „Es iſt ein Jammer, Herr College, daß Sie nicht mitgegeſſen haben; ſolche Bohnenſuppe mit Klößen, wie die Frau Lux kocht, gibt es in der ganzen Stadt nicht mehr!"

Ulrich lächelte höhniſch. „Glaub's ſchon", ſagte er, „einem Jeden ſchmeckt, was ihm paßt."

Das war ein Pfeil, den Frau Schmähling unmöglich unerwidert laſſen konnte; ſie beſchloß ſofort einen zweiten abzudrücken und zwar einen mit Widerhaken. „O“, ſagte ſie mit ſo lauter Stimme, daß es über den ganzen Hof gehört werden konnte, „der Herr Schwarz ißt nicht mit uns, dem ſind wir viel zu gering, für den werden andere Vögel gebraten — nur ſchade, daß ſie ein wenig alt ſind. . . .“

Damit blickte ſie triumphirend um ſich und hielt den Finger in die Höhe, ſo hoch und ſo kerzengerade, wie der Tambourmajor den Stock, wenn die übrige Muſik einfallen ſoll.

Und ſie fiel ein. Die kleine hitzige Frau Meier brach aus dem Gliede, ſtellte ſich Ulrich gegenüber, ſtemmte beide Arme unter und rief: „Ehrliche Leute werden auch ſatt von einer ehrlichen Bohnenſuppe, Spitzbuben und Großmäulern aber werden die Paſteten, mit denen ſie ſich füttern laſſen, ſchon noch im Halſe ſtecken bleiben.“

Die Bahn war gebrochen, und ſo regnete

es bald von allen Seiten Schimpfworte und Verwünſchungen. „War das Moorwaſſer, in dem ſie den Kerl gefunden haben, etwa beſſer als unſere Suppe?“ ſagte die weiſe Frau Melzer. „Man ſieht's ja ſeinem Kinde an“, ſetzte eine Andere hinzu, „wobei das aufgewachſen iſt.“ Gertrud wollte vor Scham in die Erde ſinken; Hermann hatte Noth ſie zu beſchwichtigen.

„Nun, nun“, ſagte Ulrich hämiſch, „ihr braucht euch nicht um eure Suppe zu ängſtigen, ihr guten Frauen, es nimmt ſie euch Keiner, meinen Hund, den Karrenzieher, habe ich ja abgeſchafft. . . .“

Mit dieſem letzten groben Trumpf kehrte er ihnen hohnlachend den Rücken. Die arme Gertrud hatte den Reſt auszubaden; über ſie fielen Alle her; wären Worte Schwerter, man hätte ihre Stücke von der Erde aufleſen können.

Elftes Capitel.

Ein alter Freund.

Eine Stunde ſpäter ging Ulrich im ſtattlichen blauen Rock, den die Baronin für ihn hatte machen laſſen, wohlfriſirt und gebürſtet zum Thorweg hinaus. Er befand ſich in der roſenfarbenſten Laune, der Zank mit den Weibern hatte ihm Appetit gemacht. „Es iſt doch ein ander Ding“, dachte er, „bei einer gnädigen Frau am Tiſche eſſen als mit dieſem Geſindel; es hat mir immer geſchwant, daß es noch einmal ſo mit mir kommen müßte.“

Eben wollte er in das Haus der Baronin einbiegen, als er eine ſchwere Hand auf ſeiner

Schulter fühlte. Unwillig, wer ſich hier ſolche Vertraulichkeit mit ihm herausnehme, ſah er ſich um und erblickte einen alten Freund, den er aber, die Wahrheit zu ſagen, in dieſem Augenblick lieber zehn Klafter unter dem Erdboden gewußt hätte als hier neben ſich auf dem Straßenpflaſter. Es war der ſogenannte Zundelheinrich, eine jener verdächtigen Geſtalten, mit denen Ulrich auf ſeinen Wanderungen verkehrt hatte. Seinen Namen führte er theils von einem kleinen Hauſirkram mit Schwamm und Zündhölzchen, den er betrieb, theils davon, daß er vor Jahren einmal in eine große Unterſuchung wegen Brandſtiftung verwickelt geweſen war, jedoch ohne daß man ihn hätte zur Beſtrafung bringen können. Auch ſeinen Hauſirkram betrieb er wol nur, um andere, vielleicht einträglichere, aber minder ehrenhafte Geſchäfte darunter zu verbergen; Hausfrauen und Köchinnen, bei denen er mit ſeinen Waaren vorſprach, wollten bemerkt haben, daß hinterdrein immer etwas fehle, bald ein ſilberner Löffel, bald ein Tuch, bald irgendein anderer Gegenſtand, der ſich leicht und ohne Aufſehen beſeitigen ließ. Doch verſchmähte er auch größere Unternehmungen nicht; namentlich liebte er es, an den Thüren der Poſthäuſer und Gaſthöfe herumzulungern, wo es dann im Gedränge der ab- und zureiſenden Fremden manche gute Beute für ihn gab. Zundelheinrich ſtammte aus demſelben Orte, wo Ulrich ſich verheirathet hatte;, unter den Bekanntſchaften, welche der Letztere daſelbſt angeknüpft, war er eine der erſten und vertrauteſten geweſen. Auch ſpäterhin kreuzten ſich ihre Lebenswege noch häufig; namentlich hatten ſie erſt vor wenigen Monaten, kurz zuvor als Ulrich ſich in dieſe Gegend wandte, viel miteinander zu verhandeln gehabt. Es war eine wilde, wüſte Erſcheinung, von koloſſalem Körperbau; indem er Ulrich von rückwärts her auf die

Schulter klopfte, ragte er mit dem ſchwarzen buſchigen Haupt faſt um zwei Kopflängen über ihn empor.

„Nun?“ ſagte er, nachdem Beide ſich eine Weile ſchweigend angeſehen, „habe ich mich in den zwei Monaten ſo verändert oder du, daß wir uns nicht mehr kennen?“

„Kennen wol“, erwiderte Ulrich, „aber —“ Er verſchluckte den Nachſatz.

„Aber es wäre dir lieber“, ergänzte der Andere ſeine Rede, „wir kennten uns nicht, wie? Daß du nur ein Duckmäuſer biſt mit all deinen großen Worten, das habe ich immer gewußt: aber für ſo ſchlecht, einen alten Freund zu verleugnen, der manchen Biſſen mit dir getheilt und dir manchen Vortheil zugewendet hat, für ſo ſchlecht hätte ich dich doch nicht gehalten. . . .“

„Wer ſpricht von Verleugnen“, brummte Ulrich. „Es iſt nur daß — Aber wo kommſt du her“, unterbrach er ſich ſelbſt, „und welcher Teufel hat dich juſt hierhergeweht?“

„Es iſt dir wol ſehr genirlich“, ſpottete der Große, „ich habe ſchon gehört von dem famoſen Coup, den du gemacht haſt — nun Glück zu, wenn du bei den Weibern dein Glück nicht machteſt, bei Männern thuſt du es ſo nimmermehr. . . .“

„Laß die abgeſchmackten Reden“, verſetzte Ulrich, „und ſage mir, was du willſt — aber hübſch kurz“, ſetzte er halblaut hinzu, „denn ich habe Eile.“

„Als ob Unſereins auch immer ſo ſeinen beſtimmten Willen hätte“, lachte Zundelheinrich. „Ich dächte, du könnteſt das wiſſen, ſchwarzer Ulrich; man macht es wie die Fiſcher beim ſtillen Waſſer, man läßt ſich treiben und wartet, bis Einem was ins Netz kommt.“

„Nur nicht hier, wenn ich bitten darf“, fiel Ulrich ihm haſtig ins Wort. „Es wird verſucht ſcharf aufgepaßt in dem Neſt hier; es ſollte mir leidthun, wenn du dich hier in Ungelegenheiten brächteſt, aber helfen könnte ich dir diesmal nicht."

„Oho", ſpottete der Andere, „nur nicht ſo vornehm auf einmal! Ich weiß doch noch recht gut die Zeiten, wo der ſchwarze Ulrich froh war, wenn der Zundelheinrich, der liebe, brave, charmante Zundelheinrich, der Donnerskerl mit den langen Fingern und der hölliſchen Courage, ihm ein Geſchäftchen zuwies. Aber ſei außer Sorge", fuhr er fort, „es iſt diesmal etwas ganz Unſchuldiges, was ich vorhabe, und da ſollſt du mir helfen."

Ulrich ſchmunzelte. „Nun ſo mach raſch", ſagte er, „die guten Werke kommen mir nicht ſo häufig, daß ich lange damit warten könnte; leg los!"

„Etwa hier auf der Straße?" erwiderte Zundelheinrich. „Ich glaube gar, der ſchlechte

Kerl hat noch nicht einmal daran gedacht, daß man einem alten Freunde, den man zum erſten male wiederſieht, doch hübſch etwas Naſſes vorſetzt; meine Kehle iſt rauh wie eine Bürſte."

„Ich kann dich hier in keine Kneipe führen", verſetzte Ulrich verlegen, „und nach Hauſe nehmen kann ich dich gar nicht; wenn du von mir gehört haſt, wirſt du auch wol wiſſen, wo ich —"

„Ja, ja", fiel Zundelheinrich ihm mit großem Lachen ins Wort, „ich weiß, ſie haben dich auf Penſion geſetzt wegen deiner großen Meriten. Aber fürchte nichts, ich will dir keine Ungelegenheiten machen; dein Weib, die blaſſe Närrin, ſieht mich ohnedies nicht gern; der Wirth im «Grünen Ochſen», draußen in der Vorſtadt, iſt ein alter Bekannter von mir; er iſt ein ſicherer Mann, der gern lebt und leben läßt."

„Komm hier weg", ſagte Ulrich, der wohl

merkte, daß dieſes Geſpräch noch nicht ſobald zu Ende gehen würde, und ſeine Gründe hatte, die Bekanntſchaft mit dem Zundelheinrich möglichſt zu verheimlichen, „hier gehen Menſchen aus und ein, die uns nicht zu ſehen brauchen, wir wollen da an der Mauer entlang gehen, da ſind wir wie in der Kirche — da du ja nämlich doch ſo ein gottgefälliges Werk vorhaſt. . . .“

„Schämſt dich wol, dich mit mir ſehen zu laſſen?“ fragte Zundelheinrich ſpitzig. „Und was der Stutzer für einen feinen Rock anhat! Ja, ja, die Weiber, ich hab' es immer geſagt, wer die hat, der kann die Hände in den Schoos legen. Nun ich hoffe“, ſetzte er mit väterlichem Ton hinzu, „du nimmſt die Gelegenheit wahr und das tüchtig; iſt es denn nur wirklich andem, daß die Alte ſich in dich verliebt hat?“

„Es ſcheint faſt ſo“, ſagte Ulrich, indem er das Tuch am Aermel vorſichtig gegen die

Sonne ſtrich, ob ſich auch ja nicht ein Fäſerchen darangeſetzt hatte. „Aber du wollteſt ja erzählen. . . .“

„Die Sache iſt dieſe“, ſagte Zundelheinrich. „Du erinnerſt dich noch an die kleine blaue Reiſetaſche, die ich dir damals brachte, es war das letzte mal, als wir uns ſprachen, die dicke rothe Hanne war auch noch dabei —“

Ulrich ſtutzte. Dann ſagte er trocken: „Ich erinnere mich an gar nichts, und überhaupt bitte ich dich, erzähle mir deine Geſchichten und nicht meine. . . .“

Zundelheinrich wollte ſich vor Lachen ausſchütten. „Als ob er vor dem Polizeimeiſter ſtände!“ rief er. „Aber es iſt ganz klug von ihm, ſo bleibt er in der Uebung, und zuletzt verſtehen wir Beide uns ja doch. Alſo die Reiſetaſche“, fuhr er fort, „an die du dich nicht erinnerſt und die du vermuthlich auch niemals geſehen haſt, war blau mit eingewirkten

Blumen; das Schloß daran war ſo feſt, daß wir es eigens mit dem Hammer zerſchlagen mußten; die rothe Hanne lachte noch und meinte, das müſſe ein ausländiſches Schloß ſein, in Deutſchland machten ſie ſo was nicht. Und nachher fluchte ſie erbärmlich: denn was war darin? Nun? Was war darin? Ein neuſilberner Raſirſpiegel war darin, Kämme, Bürſten, Meſſer, ein ſeidenes Nachthalstuch, das die rothe Hanne ſich ſofort um den Kopf band; es verlohnte auch gerade noch, daß man für ſo was das Zuchthaus mit Abſchied und Willkomm riskirt."

Ulrich hatte die Erzählung mit einem Schmunzeln begleitet, das immer ſtärker wurde und ſehr deutlich zeigte, daß ihm die Geſchichte doch wol nicht ſo unbekannt war wie er that. „Und war wirklich gar nichts weiter in dem ganzen Dinge?" fragte er wohlgefällig.

„Nun kommen wir an den Punkt", erwiderte

Zundelheinrich. „Ja, eine kleine abgegriffene Brieftaſche war darin —“

„Vermuthlich mit Treſorſcheinen“, ſpottete Ulrich.

„Nein“, ſchrie der Andere, der jetzt ernſtlich böſe wurde, „mit engliſchem Pflaſter und Nadel und Zwirn und einem kleinern ſtählernen Ding, von dem die rothe Hanne ſagte, daß die vornehmen Leute ſich die Nägel damit abpolirten....“

„Das iſt wenig für die Mühe“, meinte Ulrich gleichgültig.

„Sehr wenig“, ſchrie Zundelheinrich erboſt; „von dir aber iſt es der Undankbarkeit ſehr viel, daß du dich jetzt ſtellſt als wüßteſt du von der ganzen Geſchichte nichts und willſt mir die Brieftaſche wol noch ganz und gar ableugnen? Denn du und kein Anderer hat ſie an ſich genommen, beſinne dich nur! Sie hatte eine alte rothe ſaffiane Schale, mit einem in Gold gedruckten Wappen oder ſo was Aehnlichem darauf; wir neckten dich noch, als du das Ding einſtecteſt, und meinten, nun hielteſt du dich gewiß für einen Edelmann. . . .“

Ulrich war plötzlich ganz bleich geworden; er faßte den Kameraden haſtig beim Arm. „Was iſt's mit der Brieftaſche?“ fragte er ängſtlich. „Es kann ſein, daß ich einmal ſo ein verwünſchtes Ding in Händen gehabt habe; es iſt doch keine Unterſuchung im Werk oder ſo Dergleichen, was einen ehrlichen Menſchen in Verlegenheit bringen kann?“

„Aha“, ſpottete Zundelheinrich, „nun kann er pfeifen! Aber ſag mir nur erſt, ob du das Ding noch haſt oder wo es geblieben iſt?“

„Keine Spur!“ betheuerte Ulrich, indem er die Hand auf die Bruſt legte. „Ich kann dir zuſchwören, daß ich das verwünſchte Ding längſt nicht mehr beſitze und auch nicht daran gedacht habe, bis auf dieſen Augenblick; was alſo darauf ankommt, kannſt du ganz ruhig ſein, dadurch wird nichts verrathen, das modert längſt ich weiß nicht an welchem Ort. . . .“

„Aber das iſt ja eben der Teufel!“ ſchrie Jener und ſtieß den Freund von ſich, daß er taumelte: „Du mußt die Brieftaſche wiederſchaffen um jeden Preis! Unſer ganzes Glück hängt daran, oder wenigſtens das meine, da du, wie es ſcheint, ſchon weich genug gebettet biſt. Da, ſieh her“, fuhr er fort, indem er ein zerknülltes Zeitungsblatt aus der Taſche holte, „Unſereins lieſt ſo was nicht, da iſt mir der Wiſch erſt vier Wochen danach in die Hände gefallen, und ſeitdem ſuche ich dich an allen Ecken und Enden. Es iſt ein vornehmer amerikaniſcher Herr geweſen, dem ich das Gepäck erleichtert habe, der Kerl iſt quer im Kopf, wie alle das Volk, und Geld muß er haben wie Heu – da ſieh her, zweihundert Thaler Belohnung werden geboten, wer den Reiſeſack oder auch nur die Brieftaſche wiederbringt — es iſt Alles ganz genau beſchrieben: Inhalt für jeden Dritten werthlos, nur Familienandenken des Beſitzers — und hier iſt das hamburger Haus, bei dem man ſich damit melden und das Geld erheben ſoll. . . .“

„Nun, wenn es weiter nichts iſt“, meinte Ulrich beruhigt, „das läßt ſich noch ertragen; denke, ein Anderer hätte es gefunden, und wer weiß auch, ob das Ganze nicht eine Falle iſt, um den Thäter des Diebſtahls herauszubekommen.“

„Ja“, entgegnete Jener, „das kannſt du ſagen, du haſt dich ins Trockene retirirt, für dich ſind zweihundert Thaler jetzt nichts. Aber für mich und die rothe Hanne wären ſie viel, ſehr viel, beſonders wenn man ſie ſo ehrlich verdient. Wir ſind die Art Leben ſatt“, fuhr er in Eifer fort, „wir wollen uns heirathen, die rothe Hanne und ich, und wollen zuſammen nach Amerika gehen; da wäre das mit der

Brieftaſche eben ein ſchöner Anfang. Und wenn du nun ſo nichtswürdig wärſt und ſtritteſt ſie uns ab oder ſchnappteſt uns die Belohnung wol gar heimlich vor dem Munde weg — —“ Er ſchwieg; auch machte die geballte Fauſt jeden weitern Zuſatz entbehrlich.

Ulrich drehte noch immer das Zeitungsblatt in der Hand. „Höre“, ſagte er, „die Amerikaner mögen närriſche Kerle ſein: aber ſo närriſch, für eine alte Brieftaſche mit etwas Pflaſter und Zwirn zweihundert Thaler zu bieten, da müßte ja Einer dummer ſein als — es läßt ſich gar nicht ausſprechen, wie dumm da Einer ſein müßte; das Ding hat ſeinen Haken, nimm dich in Acht!“

„Aber dieſe Nation iſt nun ſo“, eiferte Zundelheinrich, „ſie finden das Geld auf den Straßen, und da werfen ſie es ebenſo wieder weg. Und weißt du denn, was in der Brieftaſche doch noch geſteckt haben mag? Die rothe

Hanne meint, wir hätten den Abend in der Eile vielleicht nur nicht recht zugeſehen, ſie könnte ja wol ein geheimes Fach gehabt haben mit Wechſeln und Papieren."

„Richtig", neckte Ulrich, „warum nicht lieber gar mit Banknoten? Da gäbſt du die Gottſeligkeit doch wol auf und behielteſt die ganze Geſchichte gleich ſelbſt, he? Aber ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, ich meine, ſo wahr ich meine Finger noch nie an fremdes Gut gelegt habe —"

„Ah was", brummte Zundelheinrich, „das iſt ein dummer Schwur, der Hehler iſt nicht beſſer als der Stehler, damit darfſt du dich bei mir nicht weißbrennen wollen. . . ."

„Es ſoll auf den Schwur nicht ankommen", begütigte Jener. „Aber das kann ich dir ſagen, daß ich keine Ahnung habe, wo das Ding geblieben iſt. Ich will indeſſen nachſehen, wenn es ſich unter meinen paar Lumpen findet —

ah verflucht“, unterbrach er ſich ſelbſt auf einmal und ſtampfte zornig mit dem Fuß, „jetzt fällt mir erſt ein, daß ja all das bischen Zeug, das ich auf dem Leibe hatte, bei der Baronin geblieben iſt! Du mußt wiſſen, Bruder, es war ein gefährliches Stück Arbeit, ſie haben mich ganz voll Blut und wie einen Todten hereingetragen —“

„So mußt du ſehen, daß du dein Zeug wieder herauskriegſt, ſolche vornehmen Leute werden ſich doch an deinen paar Sachen nicht bereichern wollen?“ erwiderte Zundelheinrich.

„Richtig, da kennſt du meine Gnädige“, prahlte Ulrich, „das iſt eine Frau, bei der iſt Alles aufs feinſte, die wird die alten blutigen Lappen auch wol aufgehoben haben; da ſieh her, wie hübſch neu ſie mich gekleidet hat.“

Zundelheinrich rieb ſich verdrießlich die Stirn. „Das iſt eine verwetterte Geſchichte“, murrte er. „Sollen wir da ſolch eine ſchöne Ausſicht haben, endlich einmal aufs Trockene zu kommen, und ſchwabs, da wird Einem der Biſſen richtig wieder vor dem Munde weggeriſſen. Nun, verſucht muß die Sache jedenfalls werden; frage nur deine Alte, du kannſt ihr ja irgendeinen Schwindel vormachen — oder weißt du was? du ſagſt es ihr gleich auf den Kopf zu, da verräth ſie ſich am erſten und rückt heraus. ...“

Ulrich blies die Backen auf. „Das iſt nur ſo geredet, wie du es verſtehſt“, ſagte er; „wenn ſie das Büchlein in Saffianband hat, wird ſie es mir gewiß nicht verweigern — ſie müßte es denn“, ſetzte er grinſend hinzu, „von Zärtlichkeitswegen behalten wollen, als Andenken oder ſo etwas. Komm übermorgen Abend wieder auf dieſen Fleck, da ſollſt du Beſcheid haben....“

„Warum nicht morgen, warum nicht heute Abend? Du ſcheinſt mir ja eben auf dem Wege?“ forſchte Zundelheinrich argwöhniſch.

„Ja, mein Schatz“, antwortete Ulrich, „das geht mit vornehmen Leuten nicht ſo raſch, da will ſo was gedreht und eingefädelt ſein —" Und wirklich überlief ihn auch ſchon ein kleiner Schauer der Verlegenheit bei dem Gedanken, wie er der ernſten vornehmen Frau mit dieſer intricaten Angelegenheit kommen ſollte. „Der verwünſchte Amerikaner!" brummte er, ſich den Kopf kratzend, „er hätte ſich wol auch können etwas Anderes ſtehlen laſſen als gerade das dumme Ding. . . ."

„Du mußt deiner Alten nur was Tüchtiges zuſammenlügen", ermunterte ihn Jener.

„Ei ja", brummte Ulrich, „Lügen iſt ſchon gut, aber es hat auch ſeine Grenzen; zuletzt lügt man ſich doch einmal feſt und dann iſt das Elend da. Nun, wir wollen ſehen, bleib du nur in deinem „Grünen Ochſen" bis übermorgen Abend — und daß du mir keine dummen Streiche hier machſt, hörſt du? Und daß wir uns kennen, brauchſt du auch nicht zu ſagen —"

Unter dieſen Geſprächen waren ſie wieder bis ans Haus der Baronin gelangt. „Mach nun ſchnell um die Ecke“, ſagte Ulrich, „je weniger man uns hier zuſammenſieht, deſto beſſer iſt es für uns Beide.“

Die Freunde trennten ſich. Ulrich blieb noch eine Weile unter dem Thorweg ſtehen, bis der letzte Rockzipfel des Andern verſchwunden war. „Führt mir das Unglück den Kerl über den Hals“, dachte er bei ſich, „gerade jetzt, wo ich alle die alten ſchmierigen Geſchichten hinter mir zu haben glaubte. Wenn mich nur wenigſtens Niemand mit ihm geſehen hat!“ Damit ſtieg er kopfſchüttelnd die Treppe hinauf. — —

Seine Befürchtung war nur allzu gegründet: es hatte ihn allerdings Jemand geſehen und zwar Einer, der auf dieſe Bekanntſchaft ſchon längſt ein ſorgenvolles Auge hatte. Wenige Augenblicke, nachdem Ulrich die Treppe hinaufgegangen, trat Hermann hinter den breiten Pfeilern des Portals hervor. Er hatte die Abſchriften, welche er für die Regierungsräthin gefertigt, abliefern wollen; wir erinnern uns, daß ſie in demſelben Hauſe mit der Baronin, ihrer Schwiegermutter, wohnte. Im Begriff, in das Haus zu treten, hatte er ſeinen Schwager mit dem fremden Mann daherkommen ſehen; die breite rieſige Geſtalt des Zundelheinrich war unverkennbar. Um jede Begegnung mit dem Schwager zu vermeiden, beſonders an dieſem Fleck, war Hermann ſchnell hinter eine der großen Sandſteinſäulen getreten; Ulrich und Zundelheinrich verweilten noch einige Augenblicke an der Thür, und ſo hatte er volle Muße gehabt, das wilde, von Narben durchfurchte Angeſicht des fremden Vagabonden zu betrachten. Was ſie miteinander verhandelten, konnte er zwar nicht verſtehen; doch genügte auch die bloße Thatſache, daß der Verkehr mit Zundelheinrich wiederangeknüpft war, ihn mit der lebhafteſten Beſorgniß zu erfullen. „Alſo auch hier“, murmelte er, indem er jetzt ebenfalls in das Haus trat — die Baronin und ihr Sohn bewohnten die zwei entgegengeſetzten Seiten des Hauſes, ſodaß er alſo eine Begegnung mit dem Schwager nicht mehr zu fürchten hatte — „Alſo auch hier! Arme Schweſter und armer Hermann, wenn es endlich zu Dem kommt, was ſich doch vor Gott und Menſchen bald nicht mehr wird vermeiden laſſen!“

Damit bog er in den Corridor ein, der zu den Zimmern der Regierungsräthin führte; er klingelte an der verſchloſſenen Vorthür und die Regierungsräthin ſelbſt öffnete ihm.

Zweites Buch.

Familiengeſchichten.

Erſtes Capitel.

Das alte Haus.

An dem alten palaſtähnlichen Gebäude, welches die Baronin von Schwarzenfeld bewohnte und das als Erbgut an ſie gekommen war, konnte man die wechſelnden Schickſale, welche die Stadt in den letzten hundert oder hundertundfunfzig Jahren erlitten, wie in einer Chronik verfolgen. Der Anfang dazu war in der Zeit gemacht worden, kurz nachdem die prinzliche Hofhaltung hierherverlegt war; es ſollte als Wohnung des Fürſten dienen, und mit großen Koſten hatte man aus weiter Entfernung die mächtigen Sandſteinquadern kommen laſſen, aus denen es aufgerichtet ward. Auch in der Anlage des Gebäudes war nichts geſpart, an Portalen und Eingängen, an Höfen und Treppen, Gängen und Verbindungswegen, was den Bedürfniſſen einer fürſtlichen Haushaltung angemeſſen und zweckdienlich iſt. Der Haupteingang war mit Säulen geſchmückt, vor denen die Weisheit, die Tugend und einige ähnliche Embleme, alle natürlich im Geſchmack der Zeit, mit dicken Locken und koloſſalen Fleiſchpartien, auf hohen, durch Ketten miteinander verbundenen Poſtamenten ſtanden. Durch das Portal trat man zunächſt in eine gewölbte Halle, von der aus die breiten ſteinernen Treppen, ebenfalls von Säulen getragen und mit muſicirenden Engeln verziert, zu beiden Seiten emporliefen. Auch das erſte Stockwerk zeigte, wenn auch nur theilweiſe, noch dieſelbe großartige und reiche Anlage; breite, mit Stein gepflaſterte Corridore führten durch mächtige Flügelthüren in die hohen, geräumigen, aber wegen ihrer großen Tiefe und der Dicke der Pfeiler nur ſchlecht erleuchteten Zimmer. Die Decken waren mit Stuck verziert; ebenſo die mächtigen Kamine, die jedoch meiſt vermauert und durch moderne eiſerne Oefen erſetzt waren.

Ueberhaupt zeigte das Haus eine ſeltſame Miſchung von alter Pracht und moderner Eleganz, und nur an die Bequemlichkeit ſchien weder bei der einen noch bei der andern recht gedacht. Für den Gebrauch einer fürſtlichen Familie berechnet, waren die Räume für jeden Andern viel zu weitläufig; der Verkehr zwiſchen den einzelnen Theilen des Gebäudes war unbequem und umſtändlich; auch herrſchte auf den weiten Gängen, die ſich vielfach kreuzten, ein ewiger Zugwind, beſonders da das Ganze nur halb fertig war und einzelne Theile noch jetzt unter demſelben Nothdach und hinter derſelben bretернen Verſchalung ſtanden, womit man ſie vor langen Jahren geſchützt hatte, als der Bau plötzlich ins Stocken gerathen war.

Es war nämlich damit gegangen wie mit dem ganzen Umbau der Stadt; die prinzliche Linie war zur Regierung gekommen und hatte den Ort verlaſſen, bevor das Palais, das bei den mäßigen Mitteln auch nur mäßig gefördert werden konnte, fertig geworden war. So nagte denn derſelbe Verfall, der die übrige Stadt zur modernen Ruine machte, auch an ſeinen mächtigen Mauern. Zwar verhütete das ſolidere Material, aus dem dieſelben errichtet waren, daß der Verfall hier ſo raſch vor ſich ging wie an den leichtergebauten Bürgerhäuſern. Doch war er immer ſichtbar genug; der Sandſtein, der für das feuchte Klima ſchlecht geeignet war, hatte nicht nur zahlloſe Riſſe und Narben bekommen, ſondern er zeigte auch jene tiefgraue, faſt ſchwärzliche Färbung, der man die Feuchtigkeit und den Moder ſozuſagen ſchon anriecht und die ſelbſt den Glanz des Sonnenlichts verſchluckt, ohne heller oder freundlicher davon zu werden. Die Verzierungen waren größtentheils verwittert; die Tugend hatte keine Naſe, die Gerechtigkeit keine Arme mehr; nur die Ketten zwiſchen den Fußgeſtellen, obſchon mit Roſt bedeckt, waren unverſehrt geblieben und ärgerten mit ihren ſpitzen Stacheln die Gaſſenjungen, die ſich darauf ſchaukeln wollten, noch ganz ebenſo, wie ſie dieſelben vor hundert Jahren geärgert hatten.

Allein noch häßlicher als dieſe Verfallenheit war das Halbfertige des Gebäudes. Nur die eine Hälfte des erſten Stockwerks war nach dem urſprünglichen Plan aus- und durchgeführt. Von der andern Hälfte hatten erſt die nackten Außenmauern geſtanden, als der Bau plötzlich eingeſtellt wurde. Da hatte man ſich denn geholfen, wie man eben gekonnt hatte; die großen palaſtähnlichen Fenſteröffnungen waren vermauert worden bis auf dasjenige Maß, das bei gewöhnlichen Bürgerhäuſern üblich, und auch dies hatte man nicht immer gleichmäßig innegehalten; ein Fenſter war groß, eins klein, eins hoch und ſchmal, eins breit und niedrig; einige waren, um Raum zu Zwiſchenwänden und andern Einrichtungen zu gewinnen, auch wol ganz vermauert, was dieſer Seite des Gebaudes ein höchſt triſtes und wunderliches Anſehen gab. Hier und da ragte auch eine eiſerne Eſſe, die man der Bequemlichkeit halber gleich nach der Straße hinausgeführt hatte, aus dem Gemäuer heraus; breite ſchwarze Streifen zeigten die Richtung, welche der Rauch zu nehmen pflegte.

Im Innern des Gebäudes ſah es nicht viel tröſtlicher aus. Die Decken auf Gängen und Treppen waren zum Theil eingeſtürzt; an den Wänden der letztern ſickerte die Feuchtigkeit herunter und machte die Stufen ſchlüpfrig, ſoweit ſie nicht mit Teppichen bedeckt waren. Die Vorhalle war urſprünglich mit Frescogemälden verziert geweſen; die Feuchtigkeit in dem dumpfen Gewölbe hatte den Kalk aber größtentheils abgelöſt, und es war halb grauſig, halb lächerlich zu ſehen, wie hier ein einzelnes rothes Gewand, ein halbes Angeſicht oder ein in der Luft ſchwebender Arm von der zerbröckelnden Wand herniederſtarrte. Wo die zweite Hälfte des Stockwerks begann, hörten die breiten Gänge und Vorſäle plötzlich auf, und an ihre Stelle trat ein Gewirr von ſchmalen dunkeln Kammern und Buchten, alle aus Holz leicht zuſammengeſchlagen und nur oberflächlich vom Maurer betüncht. Auch die Zimmer waren hier niedriger, und ſtatt der ſchönen hohen Flügelthüren behalf man ſich mit winzigen Eingängen, die bald hier, bald da, wie die Gelegenheit es eben erfoderte, ohne Plan und Regelmäßigkeit angebracht waren.

Das zweite Stockwerk war überhaupt noch nicht angefangen, als die Kataſtrophe eintrat. Man hatte ſich daher begnügt, nur ein leichtes Fachwerk aufzuſetzen, das zu Geſindekammern, Vorrathsböden und ähnlichen häuslichen Zwecken benutzt ward. Das Dach war gegen die Gewohnheit der Gegend flach und leicht; man hatte vermuthlich an den Koſten ſparen wollen. — Der Hof war von maſſiven Stallungen und Remiſen eingeſchloſſen. Des verwilderten Gartens, der ſich daran anſchloß, mit der Ausſicht auf den Muſikantenthurm, haben wir bereits gedacht. Wir haben noch hinzuzufügen, daß ſich neben dem verſtümmelten Apoll, ohne Zeigefinger und ohne Lyra, ein gemauertes Baſſin befand, in welchem nach dem urſprünglichen Plan des Erbauers ein Waſſerſtrahl ſpielen ſollte. Allein den Regen abgerechnet, der vom Himmel hineinfiel, hatte es nie einen Tropfen Waſſer geſehen, und auch der reichte nur gerade hin, um einer alten ehrwürdigen Krötenfamilie, die ſeit Menſchengedenken zwiſchen den Steinen niſtete, den Aufenthalt eben angenehm und zuträglich zu machen.

Zweites Capitel.

Wie man ein vornehmer Mann wird und bleibt.

Seltſam und ungleich, wie das Anſehen des Gebäudes, war auch ſeine Geſchichte. Nachdem die prinzliche Hofhaltung die Stadt verlaſſen, ſtand es lange Jahre völlig vereinſamt und vergeſſen, bis es endlich einem ehemaligen Günſtling des Prinzen, dem frühern Kammerdirector von Werther, zum Geſchenk gemacht ward. Viele meinten damals, ein ſolches Geſchenk ſei mehr Laſt als Gnade: denn ein vornehmer Mann, wie der Kammerdirector, könne doch unmöglich in dem halbfertigen Hauſe wohnen, während die Inſtandſetzung deſſelben große Summen erfodere, welche der als ſparſam bekannte und überdies kinderloſe Mann ſchwerlich Luſt haben würde aufzuwenden. Ja man wollte wiſſen, daß dies die eigentliche Abſicht bei dem Geſchenk geweſen; es war mehr ein Geſchenk des Haſſes geweſen als der Gnade, der koſtſpielige Ausbau ſollte den Kammerdirector ruiniren, ſodaß er darüber zum armen Manne würde.

Indeſſen, wenn ſolche geheimen Abſichten wirklich vorhanden geweſen waren, ſo machte der Kammerdirector ſie gründlich zuſchanden. Er bezog das Haus wie es daſtand, ließ wüſt was wüſt war, und richtete ſich dafür in dem fertigen Theile, der auch für ihn vollkommen ausreichte, mit ſoviel Behaglichkeit ein und ſogar mit ſoviel Luxus — Alles nach Maßſtab der damaligen Zeit — daß man wohl merkte, der Mann ſei doch nicht ſo knauſerig wie man gedacht. Und da er, wie zur Beſtätigung dieſer guten Meinung, nicht lange danach auch anfing, zahlreiche und glänzende Geſellſchaften bei ſich zu ſehen, ſo war der Ruf des Hauſes bald wiederhergeſtellt; man aß vortrefflich, trank noch beſſer, ſcherzte mit den Damen, ſpielte hohe Spiele, lachte über die ſaftigen Scherze des Wirths, und hatte darüber natürlich keine Zeit, die eingefallenen Plafonds der Gänge und Vorſäle, die düſtern Treppen und das Rumpelwerk zu bemerken, das den andern Flügel des Hauſes entſtellte. Viele verſicherten ſogar, ſie würden ſich ohne dieſes nicht halb ſo behaglich bei dem alten Kammerdirector fühlen; gerade der Widerſpruch zwiſchen Wohnlichkeit und Verfall, zwiſchen Pracht und Verwilderung, mache den Aufenthalt in dem alten Hauſe ſo angenehm; habe man den wüſten Eingang einmal hinter ſich, ſo kämen Einem die hohen ſchöndecorirten Zimmer mit den weichen Teppichen und den alten ſchweren Tapeten noch einmal ſo heimlich und behaglich vor. Und endlich — was die Hauptſache ſei — der Kammerdirector habe doch ſein ſchönes blankes Geld behalten; für wen er wol habe bauen ſollen, als höchſtens für lachende Erben?

Ueberhaupt galt der alte Herr für einen durchtriebenen Schalk; wer dem eine Naſe drehen wollte, der mußte früh aufſtehen. Auch war ſeine Laufbahn merkwürdig genug und zeigte jedenfalls von eigenthümlichen Talenten. Trotz Reichthum und Wappen, war er urſprünglich eines Bauern Sohn; Andere behaupteten ſogar, ſein Vater ſei Viehhirt geweſen, und zwar auf demſelben, allerdings ſehr verſchuldeten Gute, deſſen einzige Tochter und Erbin der Sohn des Viehhirten ſpäter als Gemahlin heimführte. Thatſache war, daß er, ein junger hübſcher Burſche von achtzehn Jahren, als Lakai zu dem Prinzen gekommen war, der damals noch ſeine Reſidenz in der Stadt hatte.

Ueber die Dienſte, durch welche er ſich bei ſeinem Herrn ſo beliebt gemacht hatte, gingen verſchiedene, zum Theil ſehr unſaubere Gerüchte. Genug, als der Prinz an das Regiment kam, wurde der ehemalige Lakai, der inzwiſchen ſchon die Würde eines Oberkammerdieners erlangt hatte, in die Hauptſtadt mitgenommen: und hier ſtieg er nun von Stufe zu Stufe, mit ſolcher Schnelligkeit, daß er bereits als angehender Dreißiger nobilitirt, decorirt und zum Director der zahlreichen Chatoullengüter ernannt war. Ueber die Art und Weiſe, wie er dieſen letztern Poſten verwaltete, wurde Manches gemunkelt; jedenfalls wurde er ſelbſt zum reichen Mann dabei, und das ſchien auch die Abſicht ſeines fürſtlichen Gebieters zu ſein, der beide Augen feſt zudrückte und alle Vorſtellungen und Zuflüſterungen, die ihm in Betreff ſeines Kammerdirectors gemacht wurden, ein für alle mal zurückwies. Mit ſeiner Gemahlin hatte der neue Herr von Werther, wie geſagt, nur ein ſtarkverſchuldetes Gut erheirathet. Doch wußte ſein praktiſches Genie daſſelbe bald ſo zu verbeſſern und in Stand zu ſetzen, daß er es nach wenigen Jahren mit großem Vortheil verkaufte und dafür andere größere Güter erſtand, mit denen er dann in ähnlicher Weiſe verfuhr.

Die Ehe ſelbſt war wol nicht beſonders glücklich, worunter indeſſen Niemand litt, da ſie ohne Kinder blieb und weder Mann noch Frau das Bedürfniß einer glücklichen Häuslichkeit verſpürten. Die Frau war ſehr ahnenſtolz; nur die äußerſte Noth, verbunden mit dem ausdrücklichen Wunſch des Fürſten, hatte ſie veranlaſſen können, dem Sohne des Viehhirten ihre Hand zu reichen. Auch rückte ſie ihrem Gemahl das Opfer, das ſie ihm damit gebracht hatte, häufig vor, ſelbſt in Gegenwart dritter Perſonen, die dann alle mal Gelegenheit hatten, das kalte Blut und den eigenthümlichen

Humor des Kammerdirectors zu bewundern. Denn mit jenem ſardoniſchen Lächeln, das ihm überhaupt eigen war und ſein ſonſt wohlgebildetes Geſicht ſeltſam verunſtaltete, ſtimmte er den Vorwürfen ſeiner Gemahlin jedesmal bei; es ſei unverantwortlich von ihm, allerdings, daß er das arme, verlaſſene Landfräulein zu einer reichen vornehmen Frau gemacht; ob ſie die lieben Vettern denn nicht einmal wieder beſuchen wolle auf ihren verfallenen Schlöſſern, wo der Wind mit den Mäuſen um die Wette pfiffe, und ſich am Anblick der großmächtigen Stammbäume und der Küchen ohne Feuer erfreuen?

Der letztere Vorwurf war nur allzu begründet; die Verwandtſchaft der Frau war weitläufig und vom älteſten Adel, aber blutarm. Der Kammerdirector hatte alle Hände voll zu thun und bedurfte ſeines ganzen ſehr ausgedehnten Einfluſſes, die hungrigen Vettern in fremden Dienſten, vornehmlich als Offiziere, unterzubringen und ſich dadurch von der Laſt ihrer Unterſtützung zu befreien. Denn das gehörte zu der Politik des ſeltſamen Mannes und war mit ein Hauptgrund des ehelichen Unfriedens: er duldete Niemand von der Familie ſeiner Frau in der Nähe; mußte er helfen, gut, ſo half er: aber nur unter der Bedingung, daß ihm die Ehre der perſönlichen Bekanntſchaft erſpart blieb.

Endlich löſte der Tod das eheliche Zerwürfniß; die Frau ſtarb, und bald darauf erfolgte noch ein zweiter Todesfall, durch den die Verhältniſſe des Kammerdirectors noch weit weſentlicher verändert wurden.

Nämlich der Tod des regierenden Fürſten. Der Günſtling des abtretenden Fürſten wird nie der Günſtling des Nachfolgers werden; in dieſem Fall erwartete man im Publicum ſogar eine Kataſtrophe, durch welche, wenn ſie wirklich eintrat, das raſchaufgeblühte Glück des kühnen Emporkömmlings zerſchmolzen ſein wurde wie Schnee an der Sonne. Allein Herr von Werther kam allen derartigen Eventualitäten zuvor; er legte ſofort ſeine ſämmtlichen Aemter und Würden nieder, überlieferte eine beträchtliche Summe, die der Verſtorbene ihm angeblich in Verwahrung gegeben hatte und von der außer ihm Niemand wußte, in die Hände des Nachfolgers, und bat um die Erlaubniß, ſich vom Hofe zurückziehen zu dürfen. Der neue Regent nahm dieſen Entſchluß ſehr gnädig auf; Herr von Werther behielt ſeinen Adel, ſeine Titel und Orden und erhielt ſogar als Zeichen der fürſtlichen Gunſt jenes alte halbfertige Palais zum Geſchenk, das wir vorhin geſchildert haben. Es waren das gleich zwei Fliegen mit Einer Klappe: das alte Schloß hatte einen Herrn, der es wenigſtens vor dem weitern Verfall ſchützen mußte, und nebenher wußte man den geſtürzten Günſtling an einem ſichern Fleck, wo er hübſch weit von der Hauptſtadt war und man von ſeinen Intriguen und Machinationen nichts zu fürchten hatte. — Er ſelbſt war ein viel zu guter Hofmann, um ſich irgendeinen Verdruß anmerken zu laſſen; auch hatte er ſein Schäfchen im Trockenen. So machte er denn noch erſt eine große Reiſe durch Europa, auf der ihn jedoch hauptſächlich nur die Wirths- und Freudenhäuſer intereſſirten, und zog ſich dann, vielleicht ein wenig gerupft, aber in der Hauptſache unbeſchädigt, in die Einſamkeit ſeines neuen Beſitzthums zurück.

Drittes Capitel.

Die ſchönen Schweſtern.

Doch ſollte daſſelbe bald aufhören einſam zu ſein. Gleich als ob er zeigen wollte, daß ihm die eigentlichen Schwungfedern doch noch geblieben, entfaltete der Kammerdirector, der bisjetzt als knauſerig und ungeſellig verrufen war, in dem alten wüſten Hauſe eine Geſelligkeit, die daſſelbe bald zum erſten der Stadt machte. Sehr ausgewählt freilich war dieſe Geſelligkeit nicht. Trotz ſeines langen Hoflebens und trotz ſeiner Reiſen hatte der Kammerdirector merkwürdig rauhe, grobe Manieren, beſonders gegen ſeine Gäſte. Es war unglaublich, was er ihnen mitunter für Dinge ſagte; Reichthum, Rang und Schlauigkeit konnten ihr Uebergewicht auf keine ſchroffere und demüthigendere Weiſe geltend machen als es von dem alten Kammerdirector geſchah. Er war der eigentliche Tyrann der Geſellſchaft; was ihm einfiel, mußte geſchehen, wen er auszeichnete, deſſen Glück war gemacht, wem er den Rücken kehrte, der war auch ſofort von allen Seiten verlaſſen. Selbſt die ſchönſten und feinſten Frauen hatten für ihn jederzeit ein ganz beſonders anmuthiges Lächeln in Bereitſchaft, obwol der alte Faun ſeine groben Manieren gerade im Umgang mit Frauen am deutlichſten herauskehrte; das größte Vergnügen war ihm, junge Mädchen ſchamroth zu machen, und wo ſolch ein unſauberer Witz gezündet hatte, da rieb er alle mal die Hände ſo behaglich und ſtieß ſolch vergnügtes heiſeres Lachen aus, als ob ihm das größte Glück des Lebens paſſirt wäre. Allein was mehr? Der

Kammerdirector war reich, ſehr reich, ſein Tiſch gut, ſehr gut, und in dem langweiligen Neſte mußte man ja Gott danken, daß es überhaupt noch ſolch gaſtfreies Haus gab. Auch wußte Niemand, wer ihn beerben würde; das machte ihn noch ein gut Stück intereſſanter.

Mit der Zeit indeſſen fing den Kammerdirector ſeine eigene Gaſtfreiheit zu langweilen an; es waren immer dieſelben Geſichter, immer dieſelben Geſpräche, und ſogar die Equivoquen und Witze waren allmälig abgebraucht. Der Kammerdirector war, wie wir wiſſen, ein ſchlauer Mann, der jedes Verhältniß leicht und ſicher durchſchaute; er überzeugte ſich, daß in ſeine Geſellſchaft ein neues Blut kommen müſſe. Auch kam er nachgerade in die Jahre, und trotz ſeiner herculiſchen Geſundheit blieben die Beſchwerden des Alters doch nicht völlig aus; er brauchte Jemand, der die Honneurs des Hauſes für ihn machte und die Geſellſchaft unterhielt und anregte, wenn er ſelbſt ſich verdroſſen und abgeſpannt fühlte.

Nun lebte zwar in derſelben Stadt ein Vetter von ihm, ein weitläufiger Verwandter ſeiner verſtorbenen Frau; er ſelbſt hatte keine Verwandte. Der junge Mann, der ſich dem Staatsdienſt widmete, arbeitete bei dem dortigen Gericht, und da der Kammerdirector ſeinen amtlichen Einfluß längſt verloren hatte und keine Vettern mehr ſchicken konnte, wie und wohin er wollte, ſo hatte er ſich die Anweſenheit des jungen Mannes ſchon müſſen gefallen laſſen. Auch war es ein anſpruchloſer, ſtiller junger Menſch, der dem alten Herrn mit ſo viel Ergebenheit entgegengekommen war und ſo viel praktiſches Geſchick bezeigte — das Einzige, wovor der Kammerdirector eine gewiſſe Achtung hatte — daß er ihn zu allerhand kleinen Dienſten benutzte und ihm auch den Zutritt in ſeine Geſellſchaften verſtattete. Und auch hier war der junge Mann ganz an ſeinem Fleck; wo eine Gruppe zuſammentrat, ging er aus dem Wege, und wo Einer alleinſtand, knüpfte er ein Geſpräch mit ihm an; war die Geſellſchaft luſtig, ſo ſchwieg er und lächelte nur ganz beſcheiden, beſonders bei den Späßen des Kammerdirectors; war ſie aber flau und verdroſſen, ſo wußte er mit ſeiner leiſen dünnen Stimme ſolche allerliebſte Fragen zu ſtellen und Antworten hervorzulocken, daß bald wieder die heiterſte Unterhaltung im Gange war.

Inſoweit wäre der junge Vetter — es iſt derſelbe, den wir als Präſidenten von Steinfurt bereits nennen gehört haben — alſo ſchon ganz geeignet geweſen, den alten Kammerdirector bei der Geſellſchaft zu vertreten und die Pflichten des Wirths wahrzunehmen. Allein der gute junge Menſch hatte bei alledem einen großen Fehler: er war eine Mannsperſon — und der Kammerdirector ein viel zu alter Praktikus, um nicht zu wiſſen, daß ein Haus erſt dann wahrhaft angenehm wird, wenn weibliche Anmuth es verwaltet. Zu einer zweiten Ehe zu ſchreiten war er nicht blos zu alt, ſondern auch viel zu klug; er wollte ein hübſches Geſicht im Hauſe haben, wie er ſeidene Tapeten, bronzene Uhren und chineſiſche Pagoden hatte: zur beſſern Decorirung ſeiner Zimmer und ohne daß daraus irgendein Anſpruch an ſein Herz oder überhaupt an ſeine Theilnahme abgeleitet werden konnte.

Da war es denn eine höchſt vergnügte Stunde, als ihm eines Tags einfiel — (wiewol er ſich, die Wahrheit zu ſagen, nur einbildete, daß es ihm einfiel: der junge ſtille Vetter hatte ſo lange gebohrt und gewinkt und nahegelegt und zu verſtehen gegeben, daß es ihm wol einfallen mußte) — es war, ſage ich, eine höchſt vergnügte Stunde für den alten Herrn, als ihm eines Tags einfiel, daß ja noch ein paar Großnichten ſeiner verſtorbenen Frau lebten, ein paar blutjunge, aber, wie er aus ſicherer Quelle wußte, bildhübſche Mädchen, ebenfalls ein paar Fräulein von Steinfurt und gerade ſo arm und abhängig wie die ganze Steinfurt'ſche Familie. Er beſchloß ſie zu ſich kommen zu laſſen, Eine nach der Andern, und welche ihm dann am beſten gefallen würde, die wollte er behalten. In der nächſten ſchlafloſen Nacht aber — er litt gerade am Zipperlein und hätte ſeine Gäſte, durch die er ſich zu dem verwünſchten Rheinwein verleiten laſſen, am liebſten einzeln aufgehängt — überlegte er es ſich, welche Eiferſucht und welche Intriguen das zwiſchen den beiden jungen Mädchen geben müßte, wenn er ſie beide zugleich kommen ließe; er malte ſich lebhaft aus, welchen Spaß er davon haben müßte und wie die kleinen ſchmucken Aeffinnen ihm um den Bart gehen und ſich niedlich machen würden, Jede in der Hoffnung, die Auserwählte zu ſein. Auch waren ſie Waiſen und hatten, den jungen Vetter ausgenommen, keinen Anhang weiter; er brauchte nicht zu fürchten, ſich das Haus voll hungriger Verwandtſchaft zu ziehen, ſelbſt wenn er die Mädchen alle beide behielt.

Und ſo kam es denn auch wirklich. Ulrike und Klara von Steinfurt waren Beide ſo ſchön und ſo liebreizend, daß es in der That ſchwerfiel, zwiſchen ihnen zu wählen, und der alte Herr, da er es ja ſo haben konnte, jedenfalls am beſten that, beide Perlen, ſo ſtrahlend von Glanz und Schönheit, in die dunkle Faſſung ſeines alten düſtern Hauſes einzurahmen.

Gleichwol war ihre Schönheit von ſehr verſchiedener Art. Ulrike, die Aeltere, war groß und ſchlank gebaut; ihre ſchwarzen Augen brannten wie Kohlen, um den feinen gewölbten Mund ſpielten Muthwillen und Heiterkeit; die üppigen Formen leuchteten von Geſundheit und Friſche.

Mit Einem Wort: es war eine ſtolze, herausfodernde Schönheit, und ſtolz und herausfodernd war auch ihr Benehmen, ſelbſt gegen den alten Oheim, wie ſie den Kammerdirector nannten. Doch war mit dieſem Stolz zugleich ſo viel Liebreiz verbunden und eine ſolche unwiderſtehliche herzbeſtrickende Anmuth, daß der alte Sünder ſein größtes Behagen daran hatte und den ſchnippiſchen Reden der jungen ſtolzen Schönen mit einer Geduld und einer Willfährigkeit lauſchte, die ſich zwar nur immer auf höchſt gleichgültige und geringe Gegenſtände, ein neues Kleid, einen Ball oder Dergleichen erſtreckte, aber doch dem ganzen Verkehr einen höchſt heitern und liebenswürdigen Anſtrich gab.

Von ganz anderer Gattung war die Schönheit der jüngern Schweſter, Klara; was Ulrike im Sturm eroberte, das gewann ſie durch ſtille überredende Sanftmuth. Auch waren ihre feuchten blauen Augen, zu denen das Gold der langen blonden Locken ſo vortrefflich ſtand, nicht minder ſchön und auch nicht minder verführeriſch als die ſchwarzen Sonnen der Schweſter. Sie ſprach weniger und war überhaupt zurückhaltender als Ulrike; dafür war aber Alles, was Klara that und ſagte, von einem ſtillen, ſehnſüchtigen Zauber umgoſſen, der ſich auch neben Ulrike's glanzvoller Erſcheinung ſiegreich behauptete. Selbſt der alte Oheim, wenn er ſich mit Ulriken müdegeneckt und gelacht hatte, erholte ſich gern an der ſanften Stimme und dem ſchmachtenden, träumeriſchen Weſen der Schweſter.

Mit zwei ſolchen jungen Schönheiten an der Spitze wurde das Haus des Kammerdirectors denn natürlich bald ein ganz anderes; die Geſellſchaften wurden belebter, man ſaß nicht mehr ſo lange beim Spiel, die Anekdoten waren witziger (ob anſtändiger, verſchweigt die Geſchichte), und ſelbſt der Champagner war als ob er beſſer ſchäumte und brodelte. Die ältern Damen aus der Stadt, die bis dahin den Vorſitz in den Salons des Kammerdirectors geführt hatten, machten zwar anfangs eine etwas ſaure Miene, als ſie ſich von den ſchönen Eindringlingen ſo auf einmal entthront ſahen. Allein theils war der Kammerdirector nicht der Mann, auf ſo etwas zu achten, theils war der Liebreiz der beiden jungen Mädchen wirklich ſo groß und ſo unwiderſtehlich, daß ſelbſt die Nebenbuhlerinnen ſich davon ergriffen fühlten. — Die Männerwelt war natürlich ganz weg; war eine Einladung zum Kammerdirector ſchon immer eine Auszeichnung geweſen, ſo riß man ſich jetzt förmlich darum, blos um das Glück zu haben, in der Nähe der ſchönen Schweſtern zu ſein und vielleicht ein Wort, einen Blick, ein Kopfneigen von ihnen zu erhaſchen. Denn ſowenig der alte Herr ſelbſt in Geſellſchaften ging, ſondern er verſammelte ſeine Bekannten immer nur bei ſich, ſowenig erlaubte er auch den beiden Nichten andere Häuſer zu beſuchen. Er hatte ſie eben für ſich kommen laſſen, der alte Schlaukopf; ihm zur Augenweide leuchteten dieſe Wangen, ſtrahlten dieſe Augen, rauſchten dieſe ſeidenen Gewänder und glänzte dieſes Geſchmeide, womit er ſie freigebig beſchenkte; wer ſie bewundern wollte, mußte es wenigſtens unter ſeinen Augen thun und dafür ſo unterhaltend ſein und ſo kurzweilig, wie nur irgend in ſeinen Kräften ſtand.

Vielleicht erwartet man, daß der junge Vetter ſich dieſe Gelegenheit zunutze gemacht und bei den ſchönen Couſinen Hahn im Korbe geſpielt haben wird. Aber nein, dazu war der viel zu beſcheiden und wußte viel zu ſehr, welche Stellung ihm im Hauſe des Kammerdirectors gebührte. Er ſtand wol hinter ihrem Stuhl, hielt ihnen Tuch und Schleier, aber immer nur, wenn kein Anderer auf dieſe Auszeichnung Anſpruch machte, was ſich denn ſelten genug ereignete. Auch erlaubte er ſich wol, wenn ſie allein waren, ihnen dieſen oder jenen Wink zu geben, dieſe oder jene geſellſchaftlichen Verhältniſſe betreffend, am meiſten über den alten Oheim und ſeine Eigenheiten, die Keiner ſo gründlich ſtudirt hatte und ſo gut zu nehmen wußte wie der kleine unanſehnliche Rechtspraktikant. „Wir ſtehen hier", pflegte er in ſolchen vertraulichen Stunden zu ſagen, „wir ſtehen hier, meine theuern Couſinen, auf einem höchſt gefährlichen Boden; unſer alter Oheim, der würdige Mann, iſt unergründlich wie die See; nehmen wir uns in Acht, daß wir nicht eines ſchönen Tags hineinplumpen und uns wie der erwachte Schläfer im dünnen Kattunröckchen bei Kartoffeln und Buttermilch und Buttermilch und Kartoffeln wiederfinden." — „Nein, nein, nur nicht das!" rief dann die lebhafte Ulrike:

„lieber ſterben als wieder in die alte Armuth und Noth verſinken, wo der Menſch nicht aus der Angſt herauskommt und ſich ordentlich beſinnen muß, ob er ſeine Rinde Brot heute eſſen ſoll oder morgen!“ Und auch die ſanfte Klara erklärte mit großem Nachdruck, daß ſie ſich allerdings ſehr unglücklich fühlen würde, falls ſie jemals wieder in ihre frühere Dürftigkeit zurückkehren ſollte; die plumpen Späße des Onkels ſeien ihr zwar ſehr verdrießlich, allein um den Preis wolle ſie gern noch Schlimmeres erdulden. Die beiden jungen Mädchen hatten eben frühzeitig kennen gelernt, was das heißt, mit einem alten Namen und vornehmen Anſprüchen doch nur auf das Mitleid fremder Leute angewieſen zu ſein; hier bezahlten ſie wenigſtens, was ſie empfingen — bezahlten es durch ihren Liebreiz und den Zauber, den ſie auf den alten Oheim übten und den ſie ſich daher auch unter allen Umſtänden bewahren mußten.

Der junge beſcheidene Vetter pflegte dann wol noch hinzuzufügen, in einem Tone, von dem ſich nicht ſagen ließ, ob er Ernſt war oder Scherz: „Sie können denken, meine ſchönen Couſinen, wie mir das Herz blutet, daß unter dieſer Schar von Anbetern, die Sie an Ihren Triumphwagen ſchmieden, ich allein mit nüchternem Kopf und kaltem Herzen daſtehen ſoll. Allein Kälte und Nüchternheit — laſſen Sie es ſich geſagt ſein, ſchöne Couſinen, und beſonders Sie, reizende Ulrike, in Ihrem ſchönen, liebenswürdigen Uebermuth — Kälte und Nüchternheit ſind das Hauptſächlichſte, was wir auf dieſem Boden brauchen, wenn wir nicht unvermuthet fallen wollen, und zwar fallen, ohne wiederaufzuſtehen. Was man hier am heißeſten wünſcht, dagegen muß man ſich am gleichgültigſten ſtellen; der Oheim iſt alt, ſein Vermögen groß, Erben hat er nicht — mehr brauche ich ſo ſcharfſinnigen Damen, wie meine ſchönen

Couſinen ſind, nicht zu ſagen. Ich ſelbſt", fuhr er fort, indem er ſich mit der Hand durch die dünnen blonden Haare ſtrich und die Augen auf die Fußſpitzen heftete, „habe jedem Anſpruch auf Glück entſagt, ich will mich nur ſonnen im Glück meiner ſchönen Couſinen; auch dem Glück, um Ihre Gunſt zu ringen, habe ich entſagt und werde reichlich belohnt ſein, wenn Sie mir nur zuweilen die Rolle des Freundes, des Rathgebers verſtatten — eine undankbare, eine klägliche Rolle, ich weiß es, aber doch diejenige, meine ſchönen Couſinen, bei der wir alle Drei am beſten fahren."

Die ſchönen Couſinen lachten dann zwar gewöhnlich und meinten, ſie trügen nach der Zärtlichkeit des klugen Vetters auch noch gar kein Verlangen; in der Stille aber geſtanden ſie ſich, daß er doch wol Recht habe und daß er überhaupt viel klüger ſei, als man dem kleinen blaſſen Männchen anſehe.

Viertes Capitel.

Liebesgeſchichten.

Und wirklich hatte es ſeine Gefahren, den ſchönen Schweſtern den Hof zu machen; war es ſchon nicht leicht, im Feuer ihrer Blicke zu ſtehen, ſo war es noch viel ſchwerer, den Argusaugen zu entgehen, mit welchen der alte Kammerdirector ſie bewachte. Daß ſie Anbeter hatten und zahlreiche Anbeter, war ihm ſchon ganz recht; es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit und ergötzte zugleich ſeine Schadenfreude. Denn ſowie einer der Anbeter nur von weitem Miene machte, das Verhältniß etwas ernſthafter zu nehmen und wol gar ſogenannte ſolide Abſichten merken zu laſſen, ſo trat der alte Herr ſofort wie mit einem zweiſchneidigen Schwerte dazwiſchen. Es war gerade umgekehrt, wie wol ſonſt in der Welt: eine Liebelei, die zu nichts führte, ließ er paſſiren, aber eine ernſte und ehrliche Leidenſchaft war ihm ein Gräuel. Die Peſt auf den Ernſt und die Ehrlichkeit! Sollte er die jungen Mädchen darum in ſein Haus genommen und herausſtaffirt haben wie die Puppen, daß nun ein Anderer käme und ſie ihm vor der Naſe wegfiſchte? Er mußte ſich mit dem Anblick der ſüßen Frucht begnügen, und ein Anderer ſollte ſie brechen? Nimmermehr! Gegen die Courmacher konnte er Nachſicht haben, die kamen und gingen: aber die Heirathscandidaten, die fanden keine Gnade. Die achtbarſten jungen Männer der Stadt, mit den beſten Ab- und Ausſichten, knurrte er an und biß ſie weg mit ſchnöden Redensarten, ſowie er merkte, daß ſich da möglicherweiſe etwas mehr anſpinnen kenne als eine vorübergehende Bekanntſchaft. Die beiden jungen Schönen ſollten ihn unterhalten, ihn pflegen und warten, aber nicht heirathen und uberhaupt für Niemand anders da ſein als für ihn; er hatte ſie aus Armuth und Dunkelheit hervorgehoben, gab ihnen Wohnung und Koſt, ſchöne Kleider und köſtliches Geſchmeide, veranſtaltete Bälle und Feten, wo ſie tanzen konnten und ſich die Cour machen laſſen nach Herzensluſt — aber dafür waren ſie nun auch ſein Eigenthum mit Leib und Seele, und wehe Dem, der es ihm antaſten wollte! Hatte der ſtille beſcheidene Vetter ſchon früher ſein Wohlgefallen erregt, ſo erwarb er ſich jetzt durch die verſtändige Zurückhaltung, die er gegen die jungen Mädchen beobachtete, ſeine ungetheilte Achtung. Das war doch noch ein Menſch, trotz ſeiner Jugend, der verſtand zu leben und wußte, was ſich für jeden Stand und jedes Verhältniß ſchickt; es wäre gut geweſen, die andern jungen Springinsfelde hätten es ebenſo gemacht, ſo hätte der alte Herr ſeinen Burgunder mit mehr Ruhe trinken können.

Die Folgen dieſes wunderlichen Verhältniſſes konnten natürlich nicht lange ausbleiben; wo man immer nur Courmacher haben will, da bleiben die Heirathscandidaten bald von ſelbſt weg. Die beiden Schweſtern waren noch immer die gefeierten Schönheiten der Stadt, aber ſie wurden auch niemals mehr; die Männerwelt tanzte und lachte, neckte und intriguirte mit ihnen, aber damit war es auch zu Ende; ohne Koketten zu ſein oder wenigſtens ohne es ſein zu wollen, kamen ſie doch in den allgemeinen Ruf der Koketterie — und das war es eben, was der alte Egoiſt beabſichtigt hatte. — Die Mädchen ſelbſt waren, wie wir gehört haben, jung und ſchön; ſie genoſſen den Augenblick und machten ſich wegen der Zukunft keine Gedanken. Erſt da ihr Herz anfing mitzuſprechen, fanden ſie die Politik des Oheims ebenſo unbequem wie abſcheulich.

Und die Herzen ſprachen ſehr bald und ſehr laut. Wiewol die Stadt ſchon damals in keinem beſondern Rufe ſtand, war ſie doch zu jener Zeit noch nicht halb ſo langweilig wie ſpäter. Namentlich hatte ſie damals noch ein Huſarenregiment in Garniſon; die jungen flotten Offiziere deſſelben ſpielten, wie man ſich leicht denken kann, die erſte Rolle in der Geſellſchaft. Auch bei dem alten Kammerdirector gingen ſie aus und ein; Huſarenoffiziere machen ſich in der Regel mit ſoliden Abſichten nicht viel zu ſchaffen, und ſo waren ſie denn eben die richtige Geſellſchaft für die Abſichten des alten Herrn.

Allein wer kann für Unglück? Gerade zu jener Zeit fügte es das Schickſal, daß ſich unter dem Offiziercorps des Regiments zwei junge Männer befanden, die zu den ſonſtigen Requiſiten eines ordentlichen Huſarenoffiziers, als da ſind: zwei feurige Augen, ein lockiger Schnurrbart, viel Verwegenheit und noch weit mehr Schulden, auch die ſeltene und unerhörte Eigenſchaft hatten, treu und aufrichtig zu lieben. Und zwar fügte das Schickſal es weiter, daß ihre Liebe ſich auf die beiden ſchönen Schweſtern richtete und daß auch dieſe nicht ungerührt davon blieben. Die Art und Weiſe, wie das geſchah, war höchſt merkwürdig und ein neuer Beweis dafür, daß die entgegengeſetzteſten Naturen ſich gerade am heftigſten anziehen. Die ſtolze, hochfahrende Ulrike wurde von den ſchmachtenden Blicken gerührt, mit denen Hugo von Schwarzenfeld ſie verfolgte, ein treues deutſches Blut, das für einen Huſaren beinahe zu treu und ehrlich war, während die ſanfte, ſchmachtende Klara ihr Herz an einen jungen feurigen Franzoſen verlor, Hippolyt von Froideville, der beim Ausbruch der Revolution emigrirt und in fremde Dienſte getreten war. Beide hatten außer ihrem Ueberfluß an Liebe nur noch einen großen Mangel an Geld; an Heirathen war alſo ohne Einwilligung des Oheims nicht zu denken, und daß dieſe nicht zu erlangen ſtand, das wußten die jungen Mädchen zur Genüge. Es half alſo nichts, als auf den Tod des Alten zu warten und auf das Erbtheil, das er den Nichten vermuthlich hinterlaſſen würde. Denn obſchon er über dieſen Punkt niemals auch nur die leiſeſte Andeutung fallen ließ, ſo ſtand doch nicht anzunehmen, daß er die jungen Mädchen, die ſo lange in ſeinem Hauſe gelebt und zu ſeiner Unterhaltung beigetragen hatten, ganz leer ausgehen laſſen und ihnen nicht wenigſtens einen Theil ſeines beträchtlichen Vermögens zuwenden würde.

Der gute beſcheidene Vetter, der inzwiſchen zum unbeſoldeten Aſſeſſor emporgerückt war, wurde der Vertraute der beiden Liebespaare. Auch in dieſe höchſt ſchwierige Rolle fand er ſich ohne Neid und mit gutem Anſtand. Er beſtärkte die Liebenden in ihrem Vorſatz, die Zeit walten zu laſſen, und warnte ſie aufs inſtändigſte, den Oheim ja nicht mit Bitten und Vorſtellungen zu bedrängen, die unter den obwaltenden Umſtänden doch keinen Erfolg haben könnten und ſie nur des heimlichen Glücks berauben würden, das ihnen jetzt noch vergönnt ſei.

Die Liebenden folgten dem guten Rath; ſie genoſſen das heimliche Glück mit vollen, durſtigen Zügen und ſtellten ſich dabei vor der Welt ſo fremd und kalt, daß Niemand ein genaueres Verhältniß ahnte. Bei der Mehrzahl unſerer jungen Offiziere wäre das vermuthlich ein ſehr gewagtes Experiment geweſen; die offenbare Kälte würde der heimlichen Zärtlichkeit wol bald verderblich geworden ſein. Dieſe Beiden aber liebten ſo treu und innig, von denen war kein Verrath zu befürchten. Namentlich hielt Ulrike ihren Hugo wie mit Zauberbanden; ſein weicher, milder Sinn wurde von ihrem ſtarken, faſt männlichen Geiſte vollſtändig beherrſcht, ſie konnte mit ihm machen, was ſie wollte; ſelbſt in die Heimlichkeit des Verhältniſſes, die ſeinem offenen, ehrenhaften Sinne anfangs ſehr widerſtanden, hatte er ſich um ihretwillen gefügt. Auch that der treue Vetter Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, das peinliche Verhältniß zu erleichtern; er verſchaffte den Liebenden häufige geheime Zuſammenkünfte, beſchwatzte den Oheim zu kleinen Luſtpartien und Reiſen, während deren ſie ſich ungeſtört ſehen konnten, und wo ja ein Verdacht lautward, wußte er ihn jedesmal abzulenken. Ja ſeine Ergebenheit gegen Ulriken, die ohne Vergleich die heftigere und leidenſchaftlichere war, ging ſo weit, daß er ſogar den Zorn des Oheims riskirte und ſich eine zeitlang ſelbſt als ihr Verehrer geberdete, blos damit ihr Verhältniß zu Hugo von Schwarzenfeld deſto unbemerkter bliebe.

Dennoch iſt es ein altes Sprüchwort, daß ſich wol Feuer und Rauch verbergen laſſen, aber Liebe nicht. Im Lauf der Jahre — denn wirklich vergingen drei, vier Jahre, ohne daß eine Aenderung in den geſchilderten Verhältniſſen eintrat — ließen die Liebenden die gewohnte Vorſicht allmälig fallen. Selbſt Ulrike, die doch ſonſt bei aller Lebhaftigkeit des Geiſtes eine außerordentliche Scheu vor dem Gerede der Leute trug, weniger vielleicht aus wirklicher mädchenhafter Scham, als weil ihr Stolz es ſo verlangte, ließ die Binde allmälig ein wenig ſinken, ſelbſt auch vor den Argusaugen des Oheims.

Und das konnte ſie auch ganz dreiſt thun. Alles in der Welt verliert mit der Länge der Zeit ſeinen Reiz, beſonders wenn man ſelbſt alt iſt. Auch der Kammerdirector legte auf die Geſellſchaft der jungen ſchönen Nichten nicht mehr den Werth, wie er anfangs gethan hatte;

er war nicht blos alt — das war er ſchon lange — ſondern er fing auch an ſich alt zu fühlen. Er war allmälig in das Stadium gekommen, wo der Menſch Ruhe haben will und weiter nichts; die Beine wollten nicht mehr fort, das Gehör war ſchwach geworden; er ſaß am liebſten einſam im Lehnſtuhl und dachte nach über den ſeltſamen Gang ſeines Lebens, und wie von Allen, die er ehemals gekannt, er doch der Einzige ſei, der noch übriggeblieben. Auf wie lange? Es war ein ſchauerlicher Gedanke — alſo weg damit, er ſtörte ihm die Ruhe, und die war, wie geſagt, das Einzige, was er noch verlangte. Selbſt die beiden jungen Schönen mit ihren geſellſchaftlichen Anſprüchen und Gewöhnungen fielen ihm zur Laſt. Auch war er ihrer Geſichter überdrüſſig, ihre Wangen waren noch ſo friſch, ihre Augen noch ſo leuchtend wie ſonſt: aber ſie langweilten ihn, wie ſeine ſeidenen Tapeten, ſeine bronzenen Uhren und ſeine chineſiſchen Pagoden ihn ebenfalls langweilten. Er hätte ſie aus dem Hauſe thun können, ohne Umſtände, wie er jene abreißen ließ und dieſe in den Plunder warf, ganz gewiß. Aber du lieber Gott, man iſt doch auch ein Menſch, man hat ſich gewöhnt; auch iſt man alt geworden, man will Ruhe und ſcheut die Thränen und Klagen, das Kopfſchütteln und Verwundern. Er wollte ſie aus dem Hauſe geben, ja; aber mit Anſtand: ſie ſollten heirathen, er war ihrer ſatt und beneidete Niemand mehr um ihren Beſitz.

Ob der alte Herr wirklich mehr geſehen hatte als er ſich merken ließ, oder ob irgend Jemand, vielleicht gar der gute Vetter, ihm einen Wink gegeben — genug, eines guten Tags ließ er die ſchönen Schweſtern vor ſich kommen, redete ihnen ganz väterlich zu: er würde alt und ſchwach, ſein Haus ſei kein Aufenthalt mehr für junge lebensluſtige Mädchen, auch ſei es billig, daß er, nachdem ſie ihm ſo manches Jahr ihrer Jugend gewidmet, auch auf ihre Zukunft Bedacht nehme — wie es mit ihrem Herzen ſtehe? ob ſie nicht heirathen wollten? und ob ſich vielleicht in der Stille ſchon irgend ſo etwas eingefädelt habe?

Die ſchönen Schweſtern fielen anfangs aus den Wolken; ſie glaubten nichts anders, als daß ihnen eine Falle gelegt werden ſolle, und leugneten daher in ihrer Beſtürzung Alles und Jedes. So mußte der Alte ſich denn entſchließen, noch weiter herauszugehen. Es war gewiß wunderlich, daß derſelbe Mann, der ihnen bis dahin ſo ängſtlich jede Gelegenheit zur Heirath abgeſchnitten hatte, ihnen jetzt den Bräutigam ſozuſagen auf dem Präſentirteller entgegenbringen mußte. Allein das geht nun ſo. Der alte Herr rückte ſich im Stuhl zurecht, ließ ſich das kranke Bein noch etwas weicher legen und ſagte dann geradezu: es wären da unter den

Offizieren, die in ſein Haus kämen, ein gewiſſer Hugo von Schwarzenfeld und Hippolyt von Froideville, ein paar recht wackere gute Männer, auch recht nett von Anſehen, zwar vorläufig noch ohne Vermögen, doch werde ſich das vielleicht machen laſſen....

Bis hierher war der alte Herr gekommen, als die jungen Schönen, die ſich wol nachgerade überzeugten, daß es wirklich ſein Ernſt ſei, ſich nicht länger halten konnten; ſie fielen ihm zu Füßen, bedeckten ſeine Hände mit Küſſen und Thränen und geſtanden, Eine der Andern ins Wort fallend und immer wieder weinend und küſſend, das ſüße Geheimniß ihrer Liebe und ihrer Leiden. Die Freude, die ſie über den Entſchluß des Oheims äußerten, war ſo ungeſtüm, beſonders bei Ulriken, daß es dem Alten faſt wieder leid ward. Daß ſie ſich nicht grämen würden, ihn zu verlaſſen, hatte er ſich zwar gedacht, dieſes Uebermaß des Entzückens aber, namentlich bei der älteſten Schweſter, alſo gerade bei Der, die ihm in der Stille immer die Liebſte geweſen, hatte doch gar zu wenig Schmeichelhaftes für ihn.

Inzwiſchen war er ſchon zu weit gegangen, um noch zurückzukönnen; während er die jungen Mädchen ins Gebet nahm, hatte der gute Vetter die beiden Liebhaber citiren müſſen; ganz verdutzt traten ſie ein, die Umarmungen und Küſſe ihrer Schönen entdeckten ihnen ſogleich, was vorgefallen, und wenn ja noch ein Zweifel geblieben, ſo mußten die ſaftigen Scherze und Anſpielungen, mit denen der alte Herr den Auftritt begleitete, die letzte Spur deſſelben beſeitigen.

Demnächſt wurden die nöthigen Aeußerlichkeiten beſprochen und feſtgeſetzt. Die beiden Offiziere ſollten den Abſchied nehmen, was auch den Wünſchen der jungen Mädchen entſprach und in wenig Tagen bewerkſtelligt wurde.

Hugo, zu deſſen geſetztem Weſen der Alte viel Zutrauen zeigte, ſollte ein kleines Gut in Pachtung nehmen, das Herr von Werther in der Nähe der Stadt beſaß; es ſei zwar nicht der beſte Boden, indeſſen ein paar junge kräftige Leute könnten ſich ſchon darauf fortbringen, beſonders wenn der Storch nicht zu bald und nicht zu häufig käme — eine Aeußerung, über welche die ſanfte Klara nur lächelte, während die kecke Ulrike ganz ſchamroth und verlegen darüber wurde. — Nachdem nun ſo für Hugo und ſeine Schöne geſorgt war, rückte auch der junge Franzoſe mit ſeinen Anliegen und Wünſchen hervor. Durch den Tod eines Oheims war ihm ein kleines Fabrikweſen an der holländiſchen Grenze zugefallen. Er hatte bisher Bedenken getragen, die Erbſchaft anzutreten, theils weil es ihm an der nöthigen Sachkenntniß, theils und beſonders weil es ihm an den nöthigen Capitalien gemangelt hatte. Da jetzt die

Möglichkeit gegeben war, den letztern Fehler zu verbeſſern, ſo hoffte der junge Mann, der den ganzen Unternehmungsgeiſt und das ganze leichte Blut ſeines Volks beſaß, auch der erſtern Schwierigkeit Herr zu werden. Nach Frankreich zurückzukehren trug er keine Luſt; die Welt, ſagte er, ſcheine im Augenblick zwar auf den Degen geſtellt, aber mit der Zeit werde es ſchon klar werden, daß Induſtrie und Handel die eigentlichen Mächte, welche die Erde beherrſchten. Er ſei zwar ein franzöſiſcher Emigrant, doch wiſſe er ſehr wohl, daß ein fetter Fabrikherr beſſer als ein hungriger Edelmann; er habe die Revolution in ſeinem Vaterlande nicht hindern können, ſo wolle er doch wenigſtens von ihr lernen, was des Lernens werth. Mit ſtrömenden Worten wußte er zu ſchildern, welchen Fleiß er entwickeln und welche Schätze er erwerben wolle: und da dies Alles aus der Seele des Kammerdirectors geſprochen war, der ſich ja ebenfalls von klein auf in die Höhe gearbeitet hatte, ſo fand derſelbe ſich auch nicht abgeneigt, Hippolyt mit dem mäßigen Capital zu unterſtützen, deſſen dieſer für den Anfang bedurfte.

Im Lauf der Wochen, welche zur Ordnung dieſer Verhältniſſe noch nöthig waren und die der Ungeduld der Liebenden viel zu lang däuchten, bekam der Alte freilich noch verſchiedene Rückfälle. Erſt jetzt, wo er ſich von einem, wenn auch verhältnißmäßig nur ſehr geringen Theile ſeines Beſitzthums trennen ſollte, merkte er ſelbſt, wie feſt ihm daſſelbe ans Herz gewachſen. Auch kamen allerhand Müßiggänger und Neugierige, ihre Gratulationen anzubringen, wobei ſie denn nach Art ſolcher Leute jedesmal aufs lebhafteſte verſicherten, längſt gewußt zu haben, daß es ſo und nicht anders kommen müſſe. Die guten lieben Leutchen ſeien auch gar ſo verliebt ineinander geweſen und hätten ihrer Neigung ſo wenig Hehl gehabt, daß man die Verlobung im Grunde ſchon längſt erwartet habe; wenn der vortreffliche alte Herr, dieſer ſcharfſichtige Kenner der Menſchen und zugleich der liebenswürdigſte und gütigſte aller Onkel, ſich ſo lange geſtellt habe, als ob er nichts davon merke, ſo ſei das wol eben nur geſchehen, um die Treue der Liebenden zu prüfen und ihre Standhaftigkeit um ſo herrlicher zu belohnen. Einige warnten dann wol noch ſchalkhafterweiſe vor allzu langem Brautſtande und gratulirten, daß Alles ſo glücklich abgelaufen; vier ſolche junge Herzen, ſo voll Sehnſucht und Ungeſtüm, das ſei ein gewagtes Ding, und der Kammerdirector könne von Glück ſagen, daß Alles noch ſo glücklich abgelaufen. . . .

Fünftes Capitel.

Schwere Stunden.

Der alte Herr hörte dieſe Reden, die ihm alle mit größter Anſtrengung ins Ohr trompetet wurden, damit ihm ja keine Sylbe davon entgehe, ſcheinbar mit der tiefſten Ruhe an. Innerlich aber war er voll Gift und Groll; ſeine ganze alte Leidenſchaftlichkeit, ſeine Lebensluſt, ſein Neid, ſein Argwohn ſchlugen noch einmal in hellen Flammen empor. Sollten die leichtfertigen Mädchen ihn wirklich an der Naſe geführt haben? Steckte der Vetter mit im Complot? Und hatte der Kammerdirector, indem er recht ſelbſtändig und recht ſchlau zu handeln gedachte, vielleicht nur die Karten aufgedeckt, welche Jene heimlich gemiſcht und vorbereitet?

Ja ſo häßlich es zu ſagen iſt: auch die Liebkoſungen, in denen ſich die Brautpaare jetzt frei und öffentlich, auch in ſeiner Gegenwart, ergingen, ärgerten den alten Sünder; dieſelben Geſichter, die er vor kurzem noch zu ſeinem alten Porzellan geworfen, kamen ihm auf einmal wieder ganz begehrungswürdig vor; er ſchalt und zankte mit ſich ſelbſt, daß er ſeine Zeit nicht beſſer benutzt und nun wie ein verſchwenderiſcher Thor ein Kleinod aus den Händen gebe, auf welches ihm doch der erſte und nächſte Anſpruch gebührt hätte. Wir mögen und dürfen die Bilder und Vorſtellungen nicht enthüllen, mit denen der alte neidiſche Thor ſich marterte: aber ſie waren fürchterlicher Art und verſetzten ihn zuweilen in einen Zuſtand, daß er kaum von ſeinen Sinnen wußte.

Ein andermal wieder, wenn das empörte Blut ſich beſänftigt hatte, gedachte er ſeines Alters und des Todes, der ihm näher und näher rückte. Er fühlte ſich verlaſſen und einſam; ſo ſehr er ſich nach Ruhe ſehnte, ſo grauſte ihm doch auch wieder vor der lautloſen Stille, die ſein altes düſteres Haus nun bald wieder erfüllen würde. Der Gäſte war er überdrüſſig, und wer würde wol auch zu dem alten kränklichen Greiſe kommen, wenn die beiden glatten Geſichter erſt aus dem Hauſe? Bezahlte Hände ſollten ihm die Augen zudrücken, nichts ſollte von ihm übrigbleiben, als vielleicht ein Stein mit einer erlogenen Inſchrift. . . .

Ja, doch, etwas noch — ſein Geld, ſein vieles ſchönes Geld, ſeine Häuſer und Güter, ſeine Pretioſen und Documente. Es war eine abſcheuliche Einrichtung von der Natur, daß er ſie nicht mitnehmen konnte; am liebſten hätte er Alles in einen großen weiten Sarg gepackt, hätte ſich ſelber dazugelegt und wäre mit Hohnlachen geſtorben. Aber das ging nun einmal nicht an, irgend Einer mußte Erbe ſein — irgend Einer, es ſagt ſich leicht: aber wer ſoll dieſer Eine ſein? Wird er nicht, ſowie er nur eine Ahnung von ſeinem Glück bekommt, lauern und warten auf den Tod des alten müden Mannes, der zu nichts mehr nütze iſt, an nichts mehr Freude hat und daher weit beſſer thäte; er packte ſich? Wird er nicht beten um ſeinen Tod? Wird er nicht, wenn der Alte krank wird und der Tod ihm auf der Zunge ſitzt, an ſein Lager heranſchleichen und ihm unter heuchleriſchen Liebkoſungen das Kiſſen unter dem Kopfe wegziehen, um ſeinen letzten Athemzug zu beſchleunigen? Er hätte ſich vielleicht noch wieder erholen können, der alte Mann, er wäre wieder beſſer geworden — aber nein, der ungeduldige Erbe zieht ihm das Kiſſen unter dem Kopfe weg und er muß ſterben, ſterben bevor ſeine Zeit abgelaufen, und Alles dahinten laſſen, woran ſein Herz gehangen hat.

In frühern Jahren, wenn er darüber nachſann, was endlich aus ſeinen Reichthümern werden ſolle, hatte er ſich wol mit dem Gedanken getragen, eine wohlthätige Stiftung davon zu gründen. Nicht aus Barmherzigkeit, auch nicht aus Reue: ſo etwas kannte er nicht. Aber der Gedanke kitzelte ihn, was das nach ſeinem Tode für Aufſehen machen und wie die Leute ſich verwundern würden und ihm noch Abbitte thun im Grabe, wenn er, der Zeit ſeines Lebens für einen kalten hartherzigen Mann gegolten, nun auf einmal als ein großartiger Wohlthäter der Armen daſtehen würde. Namentlich hatte er daran gedacht, den Muſikantenthurm zu ſeinem Erben einzuſetzen; er ſah das Gebäude täglich aus ſeinen Fenſtern und vertrieb ſich manche einſame Stunde damit, daß er ſich das Elend ausmalte, das ſich in dieſen Räumen angeſiedelt.

Allein ſeitdem er ſelbſt alt und krank geworden, kam ihm der Gedanke, ſein ſchönes blankes Geld an alte kranke Leute zu vermachen, höchſt abgeſchmackt vor. Die alten runzeligen Weiber, über die er ſich ſo oft geärgert und noch öfters gelacht, die Vagabonden und Tagediebe, die nichts gelernt hatten und ſich nicht in die Höhe gearbeitet wie er — die ſollten erben, denen ſollte es wohlgehen, beſſer als ſie es je gewohnt geweſen — und er, der all dieſes Geld im Schweiß ſeines Angeſichts mit Schinden und Placken und Lügen und Trügen zuſammengebracht, er ſollte im Grabe liegen und faulen?! Ein aberwitziger Gedanke!

Der Vetter — es war ein Vorſchlag; davon durchbringen würde der nichts, dafür war er gut. Aber er würde es auch nicht zu gebrauchen wiſſen, wie es gebraucht werden mußte; was ſollte dem kleinen ſchüchternen Männchen das viele Geld? Er würde es weder durch kühne Speculationen vermehren, noch würde er es gebrauchen, um Andere zu knechten und niederzuhalten; er würde es vielleicht auf kleine ſichere Zinſen geben, das Allerweltsmännchen, und die kleinen ſichern Zinſen an die Armen vertheilen und ſelbſt dabei Hunger leiden und Waſſer trinken. Weg mit ihm! Ein kleines ſtilles Legat iſt für dieſen kleinen ſtillen Narren gut genug; er kann nicht mehr brauchen und ſoll auch nicht mehr haben.

Und ſo blieb denn Niemand übrig als die ſchönen Schweſtern. Auch dazu entſchloß er ſich nicht gern; ſie waren doch am Ende nur falſche Schlangen und hatten ihr Spiel mit ihm getrieben. Aber die Männer — es ſchienen tüchtige brauchbare Männer zu ſein, voll Fleiß und Unternehmungsluſt. Und dann kriegten ſie vielleicht auch Kinder — unſchuldige ſanfte Kinder, die noch von nichts Böſem wiſſen und noch über den alten Großonkel weinen, der immer ſo freundlich zu ihnen war und ſolche ſüßen Zuckerplätzchen hatte, wenn er dann auf dem hohen ſteilen Paradebett liegt mit der weißen ſpitzen Naſe — Kinder, vielleicht Söhne, die ſeinen Namen fortführen können....

Und damit wieder brach die alte Gier hervor, fürchterlicher denn je. Kinder! Knaben! Kinder! Welch ein Klang in dem Worte lag! Und welche himmliſchen, unſinnigen, ſcheußlichen Bilder es ihm erweckte!!

So quälte er ſich bis zu der Hochzeit, die für beide Paare gemeinſchaftlich gefeiert werden ſollte, raſtlos hin. Er war unſaglich reizbar in dieſer Zeit. Die jungen Paare in ihrem Glück merkten wenig davon: aber der Vetter, der die geſchäftlichen Verhandlungen und Auseinanderſetzungen mit dem Alten übernommen, hatte ſchwere Stunden. Nur ganz von fern wagte er einmal an die Nützlichkeit eines Teſtaments zu erinnern: denn wie wir ſoeben gehört haben, hatte der alte, ſonſt ſo geſchäftskundige und pünktliche Herr ſich noch immer nicht entſchließen können, ſeinen letzten Willen aufzuſetzen. Aber der Blick, den er dem Vetter darüber zuwarf, war ſo furchtbar, daß derſelbe alle Courage verlor, je wieder auf den Gegenſtand zurückzukommen. Wenigſtens ſagte er ſo zu den ſchönen Couſinen, die jedoch in ihrem Liebesglück keine Zeit hatten, ſich um ſolche „profanen Dinge zu bekümmern.

Aber ſo unfreundlich die Erinnerung auch aufgenommen worden, ſo blieb ſie doch nicht ohne Erfolg: der Hochzeittag kam heran — und noch am Morgen deſſelben machte der Kammerdirector ſein Teſtament.

Sechstes Capitel.

Die Hochzeit.

Die Hochzeitfeier war glänzend und prächtig. Noch einmal hatte der alte Herr, der damit auf immer von der Geſellſchaft Abſchied nehmen wollte, die gewohnten Gäſte ſeines Hauſes verſammelt; die köſtlichſten Leckerbiſſen dufteten, der Wein floß in Strömen, die Bedienten keuchten, die Trompeter des Regiments, die ihren ehemaligen Vorgeſetzten noch eine letzte Ehre erweiſen wollten, blieſen, daß ihnen die Backen zu zerſpringen drohten.

Aber bei alledem wollte die feſtliche Stimmung lange nicht recht in Gang kommen. Schon der große Saal in der Hinterfronte des

Gebäudes, in welchem das Mahl gefeiert ward, hatte etwas Düſteres, das ſelbſt durch die zahlreich brennenden Kerzen nicht ganz verſcheucht werden konnte. Auch hatte man einen Theil der Vorhänge zu ſchließen vergeſſen, und der Muſikantenthurm mit ſeiner finſtern unheimlichen Miene ſchaute ernſthaft, faſt drohend, in die feſtliche Verſammlung. Ulrike war während der Trauung, die, nach damaligem Gebrauch, im Hauſe ſtattgefunden, ſo ergriffen geweſen, daß ſie in Ohnmacht geſunken. Die anweſenden Frauen meinten zwar, das gehöre ſich ſo, und ſie hätten es zu ihrer Zeit nicht anders gemacht. Allein das bleiche entſtellte Antlitz der ſonſt ſo reizenden Braut zeigte hinlänglich, daß dieſes Unwohlſein mehr als eine bloße Ceremonie geweſen. Auch der Bräutigam ſah ernſt und verdüſtert aus; man wollte ſogar bemerken, daß er ſehr einſylbig und lange nicht ſo zärtlich gegen ſeine Braut ſei, wie es ſich für einen Bräutigam am Hochzeittage ſchicke. Hippolyt und Klara ſahen zwar heiterer aus und ſchienen ihres Glücks mit Innigkeit zu genießen; doch war ihre Abreiſe noch auf denſelben Abend feſtgeſetzt, was ihnen denn natürlich auch eine gewiſſe zerſtreute und gedrückte Gemüthsſtimmung gab. — Auch der Vetter machte ein ungewöhnlich ernſtes, nachdenkliches Geſicht. Man hatte gehofft, er werde die Pauſen mit Trinkſprüchen und gereimten Reden ausfüllen, wie er ſonſt wol that, wenn Niemand anders ſich dazu hergeben wollte. Statt deſſen hatte er den Ehrenplatz an Ulrike's Seite verlaſſen und ſich ganz unten zu dem juriſtiſchen Hausfreund des Kammerdirectors geſetzt, einem alten Schmerbauch mit Doppelkinn und kleinen verſchmitzten Augen, der nur ſogenannten rothen Dicken trank, einen jetzt aus der Mode gekommenen ſchweren ſüßen Wein, der ſtark gefärbt iſt und blaue Ränder um die Lippen macht.

Der Vetter, der ſonſt ſtets die Mäßigkeit ſelbſt war, quälte ſich das dicke klebrige Zeug mit Gewalt hinein, er hoffte den Notar zum Sprechen zu bringen: denn es war derſelbe, mit dem der Kammerdirector heute früh das Teſtament gemacht. Aber da kannte er den alten Schwamm ſchlecht; es war leichter einen Stein zum Sprechen zu bringen, als dem ein Geheimniß zu entlocken. Der Vetter hatte gehofft, der Wein ſolle ihm die Zunge löſen: allein auch darin hatte er ſich verrechnet. „Das iſt erſt die vierte, Herr Aſſeſſor“, ſagte der Schmerbauch, indem er eine neue Flaſche entkorkte, „und achte trinke ich ohne aufzuſtehen — das heißt aber blos immer rothen Dicken. . . .“

Und ſo würde das feſtliche Mahl denn vermuthlich ziemlich eintönig und triſt verlaufen ſein, wäre nicht der Wirth, ſozuſagen der Hochzeitvater, in einer ſo roſenfarbenen, ſo über die Maßen luſtigen Stimmung geweſen, daß die

Gäſte mit der Zeit nothwendig davon angeſteckt werden mußten. Er war, was er ſonſt ſelten that, in großer Gala, mit all ſeinen Kreuzen und Sternen, mit dem Degen an der Seite; nur die großen grauen Filzſtiefel, die er der Gicht halber tragen mußte, ſahen zu den weißen Unausſprechlichen, in die er ſeine langen dürren Beine geſteckt hatte, ein wenig ſeltſam aus. Aber das vergaß ſich, wenn man den Mann ſprechen hörte. Dieſe Einfälle! dieſe Witze! und dieſes geſunde dröhnende Gelächter! Die Abfaſſung des Teſtaments war natürlich kein Geheimniß geblieben; die Gäſte flüſterten ſich zu, da zeige ſich wieder einmal, was man ſo oft höre, nämlich daß es kein beſſeres Mittel gebe ſein Leben zu verlängern, als ſein Teſtament zu machen. Einige alte Hausfreunde, die ſich in beſonderer Gunſt glaubten, erlaubten ſich ſogar auf den etwaigen Inhalt des verhängnißvollen Documents anzuſpielen; man nickte den beiden Brautpaaren zu, ſtieß die Gläſer zuſammen und ließ in artigem Doppelſinn „die künftigen Erben“ leben. Der Commandeur des Regiments, ein alter fideler Haudegen, der für Zwei aß und für Sechs trank, wollte ſogar dem Prediger, der mit ſeinen Päffchen ganz ehrwürdig danebenſaß und Macronen und überzuckerte Mandeln in die Taſche ſchob, mit aller Gewalt eine Wette aufdringen um einen Korb Champagner, wo der Storch zuerſt kommen und was er bringen würde, Junge oder Mädchen. Der Kammerdirector, der den Wettenden gegenüberſaß, wollte ſich vor Lachen ausſchütten: „Das verſteht ſich“, wieherte er, indem er vor Vergnügen das Tellertuch wie einen Strick zuſammendrehte: „entweder die Jungens von Denen (wobei er auf die beiden Brautpaare deutete) oder die Weiber von drüben!“ Und dabei zeigte er über die Schulter weg nach dem Fenſter hinter ſich, von wo man gerade die Ausſicht auf den Muſikantenthurm hatte. — Die Umſitzenden, die gewohnt waren, jede Aeußerung ihres Wirths zu bewundern, auch wenn ſie dieſelbe nicht verſtanden, fielen jauchzend ein, und nur der Vetter, der die kleinen ſpitzen Ohren überall hatte, wurde blaß und kritzelte in tiefem Nachſinnen mit dem Meſſer auf dem Teller.

Beinahe aber hätte ein an ſich höchſt unbedeutendes Ereigniß, das die Stimmung des Feſtes erſt recht erhöhen ſollte, dieſelbe auf einmal zum Schweigen gebracht. Gegen Ende der Mahlzeit, als der Champagner bereits kreiſte, trat auf einmal eine rieſenhafte Wickelfrau ein, mit Cornette und Mäntelchen, wie ſie in jener Gegend zu gehen pflegten; auf jedem Arme trug ſie ein koloſſales Kind in Wickeln und Windeln, mit einem ungeheuern Breilöffel im Munde; ein nürnberger Pfeifchen, das auf geſchickte Weiſe zwiſchen den Kiſſen verborgen war, ahmte das Quäken eines neugeborenen Kindes täuſchend nach. Jedermann erkannte ſogleich den jungen Hausarzt, dem ein ſolcher Scherz ſchon geſtattet war, beſonders da er zu den vertrauteſten Freunden des Herrn von Schwarzenfeld zählte. Der Verkleidete legte die Kinder oder vielmehr die Kiſſen, aus denen ſie zurechtgeſtopft waren, zu Füßen der beiden Bräute und wollte eben eine ſpaßhafte Rede in Knittelverſen anheben — als Ulrike mit einem gellenden Schrei zum zweiten male in Ohnmacht fiel. Der junge Arzt, aufs äußerſte erſchrocken, warf ſogleich ſeine Verhüllung ab und leiſtete den erfoderlichen Beiſtand. Doch mußte ſie fortgeführt werden und erſchien den ganzen Abend nicht wieder bei Tafel. Auch Herr von Schwarzenfeld, nach einem heftigen Wortwechſel mit dem Freunde, der freilich eine ſolche Wirkung ſeines Scherzes nicht für möglich gehalten, verließ den Saal. — Klara zeigte auch bei dieſer Gelegenheit wieder, daß ſie trotz ihres zartern Anſehens doch im Grunde weit ſtärkere Nerven hatte als die Schweſter; ſie nahm den Scherz des jungen Arztes ganz anmuthig auf und ruhte nicht eher, als bis er ſeine Knittelversrede noch nachträglich zum beſten gegeben.

Der Kammerdirector konnte ſich über die von Ulriken veranlaßte Störung gar nicht zufriedengeben; er kenne die jetzigen Weiber nicht mehr, rief er laut über den Tiſch, wenn die ſchon in Ohnmacht fallen wollen, wenn ſie ein Wickelkind ſähen, was da erſt werden ſolle, wenn ſie eins kriegten! Der Regimentscommandeur ſtimmte dieſem Ausrufe bei, die Generation werde mit jedem Jahre ſchlechter; auch an den Pferden ſei es zu merken, die zur Remonte kämen; ſie wären reichlich eine Fauſt kleiner als vor Dieſem. Der Paſtor aber, der einen harten Kampf mit der zweiten Flaſche Burgunder kampfte und ſchon ein wenig am Schlucken litt, meinte, das käme von der Erbſünde; er peroriꝛte unter Trinken und Schlucken noch fort, als die Gäſte ſich ſchon erhoben, um Hippolyt und ſeiner Braut das Geleit zu geben.

Denn der ſchwerbepackte Reiſewagen ſtand vor der Thür, der Poſtillon blies, die Pferde ſcharrten; noch ein Umarmen, ein Winken, und fort flog das glückliche Paar. Die Gäſte empfahlen ſich theils, theils kehrten ſie an die Tafel zurück; der Paſtor war noch gar nicht aufgeſtanden. Die Damen hatten ſich zurückgezogen, und ein wüſtes Bacchanal begann. Der Schlimmſte von Allen war der Kammerdirector, er ſchrie und tobte vor Vergnügen und ſetzte einen Preis darauf, wer vor Mitternacht von ſeinem Platz aufſtände, das ſei kein ordentlicher Mann, mit dem rede er niemals wieder ein Wort. Dazu hatte ſich ihm die Perücke verſchoben, daß der kahle, nackte Schädel hervorſah; ſeine Augen waren von vielem

Trinken ganz entzündet; da er die Beine ſtillhalten mußte, focht er deſto eifriger mit den Armen. Der Prediger verſuchte ihm zu beweiſen, daß jeder Menſch ſterblich ſei und daß daher auch jedes Ding einmal ein Ende nehmen müſſe. Allein der Kammerdirector wollte nichts davon hören; das ſei auch nur ſo eine nichtswürdige Erfindung von den Pfaffen, ſchrie er, und wenn er das von dem Paſtor vorausgewußt hätte, daß der auch ſo Einer ſei, würde er ſich wol gehütet haben, ſeinen guten Burgunder an ihm zu verſchwenden; Landwein, der ſei gut für Solche. . . .

Endlich ſchlich Einer nach dem Andern fort; der Saal mit den herabgebrannten Kerzen, den halbleeren Flaſchen und übergeſchütteten Gläſern bot einen wüſten Anblick. Zuletzt blieb der Kammerdirector ganz allein ſitzen; er trank Champagner aus großen Paßgläſern, und wie er eins geleert hatte, warf er es hinter ſich auf die Erde. Dazu ſtieß er Flüche aus, vor denen ſelbſt die Bedienten ſich entſetzten; erſt ſpät nach Mitternacht ſchafften ſie den Bewußtloſen auf ſein Lager.

Siebentes Capitel.

Was darauf folgte.

Herr von Schwarzenfeld verbrachte eine ſchlechte Hochzeitnacht. Ulrike war infolge des unzeitigen Scherzes ernſtlich erkrankt, ſelbſt den kurzen Weg auf das nahgelegene Landgut, wo das junge Paar ſeine Honigwochen verbringen wollte, hatte ſie nicht zurücklegen können. Hugo campirte die Nacht in einem entlegenen Kämmerchen auf einem alten harten Feldbett; erſt gegen Morgen von unruhigem Schlafe befallen, wurde er nach kurzer Zeit durch ein ängſtliches Pochen wiederaufgeſchreckt. Sein erſter Gedanke war natürlich an die junge Frau, und das angſtentſtellte Antlitz des Dieners, das ihm durch die geöffnete Thür entgegenſtarrte, beſtärkte ihn in ſeinen finſtern Vermuthungen. Und doch waren ſie unbegründet; nicht Ulrike war die gefährliche Kranke, ſondern der Oheim ſelbſt; ein Schlagfluß hatte ihn über Nacht getroffen, der beſtürzte Diener konnte den Zuſtand nicht beängſtigend genug ſchildern.

Hugo warf raſch die Kleider über und eilte an das Lager des Kranken. Das war denn freilich ein kläglicher Anblick. Die ganze obere Hälfte des Körpers war gelähmt, auch die Zunge ſchien mit davon ergriffen; wenigſtens machte der Kranke vergebliche Anſtrengungen, irgendwelche vernehmliche Töne hervorzubringen, es gab nur ein dumpfes Knurren, Pruhſten, Ziſchen. Mitunter ſogar verſagte ihm die Zunge gänzlich, und es war ein furchtbarer Anblick, wie die hagern Kinnbacken krampfhaft aneinanderſchlugen und die ſteifen Lippen ſich anſtreng ten, ohne daß ein Laut hervorkam. Die Augen ſtanden ihm dabei weit aus dem Kopfe, es blieb ungewiß, ob infolge der Krankheit oder als Nachwehen der geſtrigen wüſten Schwelgerei. Mit den drei letzten Fingern der linken Hand, die ihm allein noch beweglich geblieben waren, kratzte und ſcharrte er in tödtlicher Angſt auf der Bettdecke umher; der übrige Körper war wie todt, ſelbſt vom Puls war nur wenig zu ſpüren.

Der herbeigerufene Arzt, der ſich kaum noch über das Unglück beruhigt, das er ſelbſt geſtern angerichtet, gab nur geringe Hoffnung. Er zuckte die Achſeln, verſchrieb etwas, geſtand ſeinem Freunde aber ganz offen, daß er es kaum für möglich halte, der Kranke werde den nächſten Morgen erleben. Die übrigen Aerzte der Stadt, die ebenfalls herbeigerufen wurden, beſtätigten den Ausſpruch. Der Vetter, der natürlich auch nicht ausgeblieben war, ſchickte in aller Stille zu dem alten Rechtsfreund, mit dem der Oheim geſtern das Teſtament aufgenommen. Allein der ſchlief noch ſeinen rothen Dicken aus und hatte ſich jede Störung nachdrücklichſt verbeten.

Für Hugo, der ſich einen ſolchen Anfang ſeiner Ehe wol freilich nicht gedacht hatte, war es unter dieſen Umſtänden eine große Erleichterung, daß wenigſtens Ulrike im Laufe des Tags ſich ſo weit hergeſtellt fühlte, daß ſie aufſtehen und die Aufſicht über die Pflege des Kranken übernehmen konnte. Viel Pflege ſchien der zwar überhaupt nicht mehr nöthig zu haben; auf die Angſt und Aufregung am Morgen war eine tiefe Abſpannung gefolgt, er lag anſcheinend in tiefem Schlaf, und der junge Arzt, der mit Anbruch der Nacht Hugo und Ulrike fortſchickte und die Wache am Bett perſönlich übernahm, meinte, der alte Herr würde wol damit ſo ſacht hinüberſchlummern.

Allein der Morgen kam und noch einer und noch viele, ſehr viele Morgen kamen, und der Alte lebte noch immer. Es war ein ſehr klägliches Leben, ganz gewiß. Die Lähmung der Zunge wurde nur theilweiſe gehoben, ſodaß die Sprache ſehr ſchwer und unverſtändlich blieb; auch die Arme blieben ſteif und ſelbſt den Kopf konnte er nur mit Anſtrengung bewegen. Aber immerhin, er lebte doch noch, und für einen Mann, dem der Gedanke des Todes ſo furchtbar, war das viel, ſehr viel, ja Alles. Auch war es bewundernswerth, welche Willenskraft der Kranke noch immer beſaß. Mit derſelben Zähigkeit, mit welcher der herculiſche Körper dem Tode widerſtand, raffte auch der Geiſt ſich wieder empor; konnte er die widerſtrebenden Glieder nicht zur alten Botmäßigkeit zurückführen, ſo lernte er ſie doch wenigſtens entbehren. Er lag feſt, aber er lag geduldig, keine Klage kam über ſeine Lippen; mit den drei Fingern der linken Hand hatte er gelernt den Löffel zum Munde zu führen, und er aß gut und viel. Sein Bett hatte er ſich mit einer Bequemlichkeit einrichten laſſen wie einen Schlafwagen; alle Morgen mußte der Kammerdiener ihm die wohlfriſirte Perücke aufſetzen, mußte die ſteifen Arme durch einen ſeidenen Schlafrock zwängen, und dann lag er da, beſchaute ſich Kupfer und Karten, beſonders auch einen alten Plan des Muſikantenthurms, der vor Jahren einmal erſchienen war, bei einem der vielen Projecte, die zu ſeinem Ausbau gemacht wurden, und erwartete in aller Gemächlichkeit die Viſiten, die an ſeinem Bette erſcheinen würden und deren er niemals genug bekommen konnte. Die ganze alte Luſt zur Geſelligkeit war in dem hinſterbenden Greiſe wiederaufgewacht; von ſeinem Bette aus verfolgte er alle Neuigkeiten und Geheimniſſe der ganzen Stadt; die klatſchhafteſten Beſuche waren ihm jederzeit die liebſten. Sogar die Luſt zu Obſcönitäten und Unarten hatte er noch nicht verloren; gewiſſe alte Junggeſellen, mit breiten ſaftigen Lippen und kleinen zugekniffenen Augen, die keine Schürze unbetaſtet ließen und als lebendige Chronique scandaleuse der ganzen Provinz umherwandelten, ließ er ſtundenlang an ſeinem Bette ſitzen und mit den leckerſten Weinen bewirthen, blos damit ſie ihm unſaubere Hiſtörchen erzählten. Auch die junge Frau hatte viel von ſeinen cyniſchen Gewohnheiten zu leiden; mit unausſtehlicher Zudringlichkeit forſchte er nach den geheimſten Partien ihres Ehelebens und konnte ſich namentlich nicht darüber zufriedengeben, daß noch keine der beiden Schweſtern, weder Ulrike noch Klara, Hoffnung auf Nachkommenſchaft gewährte. Der Frau von Schwarzenfeld waren dieſe Geſpräche natürlich im höchſten Grade zuwider, ſie kam jedesmal ganz aufgelöſt und in Thränen wieder und brauchte längere Zeit ſich zu beruhigen.

Was Herrn von Schwarzenfeld anbetraf, ſo lebte derſelbe meiſtentheils draußen auf dem Gute, deſſen Bewirthſchaftung er übernommen hatte und das ſeine Zeit denn freilich ſehr in Anſpruch nahm. Auch bot der Aufenthalt im Hauſe des Kammerdirectors wenig Erfreuliches; es war ein harter Schlag für den jungen Ehemann, ſtatt der glücklichen Häuslichkeit, auf die er gehofft hatte, ein unruhiges Doppelleben führen zu müſſen, bald draußen, bald in der Stadt, und an keinem Ort ſo recht zu Hauſe. Es gab darüber manche verdrießliche Stunde zwiſchen dem jungen Paar; ein ſo ausſichtloſes und dabei ſo widriges Krankenbett, behauptete Hugo, ſei nicht der paſſende Ort für ſeine Frau, noch habe er darum geheirathet, damit ſeine Frau eine Beguine werde; ſie habe ihre Pflicht gegen den alten Oheim erfüllt und mehr als erfüllt; ſie möge ihn nun fremden Händen überlaſſen und ſich ganz Dem widmen, der ihr fortan der Einzige und Nächſte auf Erden ſein müſſe.

Aber dem widerrieth der Vetter jedesmal mit großer Heftigkeit. Der Oheim, meinte er, habe eine Natur wie ein Elefant, man könne gar nicht wiſſen, wie lange der es noch machen würde; ob Hugo wol bedacht habe, daß er ſich mit ſeiner und ſeiner Frau ganzen Exiſtenz in den Händen des Oheims befinde, ſogar in noch höherm Grade als Hippolyt, der doch wenigſtens ein kleines baares Capital ausbezahlt bekommen? Hugo ſei des Oheims Pachter, nichts mehr; nicht einmal eine beſtimmte Pachtzeit ſei zwiſchen ihnen feſtgeſetzt, der Oheim könne ihn fortſchicken wann es ihm beliebe, und was dann? Auch tröſteten ſie ſich wol des Teſtaments, das er noch am Morgen des Hochzeittags, dem letzten geſunden Morgen, den er erlebt, aufgeſetzt habe? Allein den alten verſchwiegenen Juriſten ausgenommen, wiſſe ja Niemand, was in dem Teſtament enthalten; einem wunderlichen Manne wie dem Oheim ſei alles Mögliche zuzutrauen. Und geſetzt auch, das Teſtament laute günſtig für die beiden ſchönen Schweſtern — denn er für ſeine Perſon mache keine Anſprüche, er habe wenig Bedürfniſſe und hoffe auch nächſtens in eine Rathsſtelle einzurücken — ob Hugo denn nicht wiſſe, daß Teſtamente widerruflich wären? Gerade ſolche langwierigen Kranken, die dem Tode jahrelang ins Angeſicht ſehen, kämen mitunter auf ſeltſame Launen; er kenne einen alten waſſerſüchtigen Schuſter, der in ſechs Jahren ſchon ſechzehn mal angezapft ſei und dabei ſechzehn verſchiedene Teſtamente gemacht habe, obſchon der ganze Plunder, den er zu vererben laſſe, vielleicht keine ſechzig Thaler werth ſei. Zu dem Onkel kämen jetzt allerhand Leute, er wäre neugierig und argwöhniſch, wie leicht ſich da ein Erbſchleicher einniſten und die jungen Paare um ihre ganze Hoffnung bringen könne. Darum, ſchloß er, möchten ſie den Kranken ja nicht aus den Augen laſſen; je mehr ſich Ulrike mit ihm beſchäftige und je unentbehrlicher ſie ſich ihm mache, deſto beſſer ſei es. Hugo ſei durch die Geſchäfte auf dem Gute, er ſelbſt durch ſeine amtlichen Arbeiten entſchuldigt und weil er auch für ſolchen lebhaften Patienten ein viel zu ſtiller, langweiliger Beſuch ſei; Ulrike dagegen habe freie Zeit, ſie habe ja noch nicht einmal für Kinder zu ſorgen; was der Onkel wol denken ſolle, wenn ſie ihn verlaſſen und bezahlter Hülfe preisgeben wollte.

Ulrike trat dieſen Ausführungen ſtets mit großer Lebhaftigkeit bei. „Wozu", ſagte ſie, „hätte ich mich wol jahrelang kaſteit und wozu" (indem ſie ſich zu Hugo wandte) „hätten wir Beide wol unſer Glück jahrelang verborgen und verſchoben, wollten wir nun, im letzten Augenblick, die Geduld verlieren und die ſchwererrungene Hoffnung leichtſinnig aufs Spiel ſetzen? Uns lieben und arm ſein, das konnten wir ſchon vor Jahren; wäre das meine Abſicht geweſen, warum ließ ich mich nicht von dir entführen, damals als du mich ſo ſehr darum drängteſt? Aber ich haſſe die Armuth ünd du ſollſt ſie auch haſſen; wir wollen reich ſein und werden es ſein durch das Erbtheil des Oheims, wenn wir nur die Geduld nicht verlieren und ihn nicht mit Abſicht beleidigen. Baue du dein Feld in Gottes Namen, ich bleibe hier; der Anblick des Oheims und ſeine frechen Reden ſind mir unerträglich, er iſt ein Scheuſal, ganz gewiß: aber wenn er auch noch lange lebt, ſo kann er doch nicht ewig leben, und endlich einmal muß die Stunde der Befreiung ſchlagen. Dann", rief ſie, indem ſie die Arme heftig um den Nacken des geliebten Mannes ſchlug, „dann wollen wir glücklich ſein! Dann ſoll alles Unglück, alles Finſtere und Böſe ſoll ausgelöſcht ſein! Dann wollen wir reiſen, weite Reiſen machen und nie wieder zurückkehren nach dieſem unſeligen Neſt . . . .!“

„Und was wird dann aus mir?“ fragte der Vetter mit ſeinem beſcheidenſten Lächeln, indem er die Uhrkette zwiſchen den Fingern drehte.

„Sie werden dann der Verwalter unſerer Schätze“, erwiderte Ulrike mit komiſchem Pathos: „nicht wahr, Hugo? Es iſt doch eine ehrliche Haut, der Vetter; ich fürchte, wenn wir ihn nicht hätten, würden wir manchen dummen Streich mehr machen. . . .“

„Oder auch manchen weniger gemacht haben“, murmelte Hugo, indem er ein Geſpräch fallen ließ, das doch zu keinem Reſultat führen konnte und das er abbrach, ohne ſich für widerlegt zu halten. Ueberhaupt war mit dem ſonſt ſo lebensmuthigen, friſchen Manne ſeit einiger Zeit eine unverkennbare Veränderung vorgegangen; er war düſter und zerſtreut, und ſelbſt gegen Ulrike zeigte er eine gewiſſe argwöhniſche Spannung. Vielleicht waren es die ungewohnten Geſchäftsſorgen und die Störungen der Ehe, die ihm im Kopfe lagen; vielleicht aber nahm es auch mit Hugo und Ulrike denſelben Gang, den ſchon ſo manches zärtliche Bündniß genommen hatte: aus einem glühenden Liebespaar wurde ein kaltes verdroſſenes Ehepaar.

Auch in dieſem Betracht ſchienen Klara und Hippolyt ein glücklicheres Loos gezogen zu haben. Schon die Entfernung und daß ſie nicht nöthig hatten, die Launen des kranken Oheims zu ertragen, war ein großer Vortheil. Auch ſchienen ſie ſich deſſen wohl bewußt; alle ihre Briefe athmeten Freude und Heiterkeit; Hippolyt's Unternehmungen ſchienen zu gedeihen, und um das Glück vollſtändig zu machen, konnte Klara der Schweſter vor Ablauf des zweiten Jahres ein ſüßes Geheimniß anvertrauen, daſſelbe, nach dem der alte Kammerdirector ſich bisher mit ſoviel Ungeduld und Schadenfreude erkundigt hatte.

Wäre die Nachricht einige Wochen eher gekommen, ſo hätte ſie vielleicht den Neid des jungen Paares erregen können. Allein ſeit kurzem erfreute Ulrike ſich derſelben ſüßen Hoffnungen, denen ihre Schweſter entgegenging. Der Kammerdirector nahm die Kunde, die man ſeinen neugierigen Fragen nicht wohl verbergen konnte, mit einer Freude auf, die beinahe rührend geweſen wäre, hätte ſie ſich nur nicht, wie faſt Alles bei dieſem wunderlichen Manne, ſo ſehr unangenehm und ungeberdig geäußert; er kreiſchte ordentlich vor Vergnügen und verfiel gleich darauf in ein Gelächter, das ihn zu erſticken drohte.

Auch fand man ihn wirklich am nächſten Morgen todt im Bette.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Muſikantenthurm.

Zweiter Theil.

Der
Musikantenthurm.

Roman in fünf Büchern

von

Robert Prutz.

„In doloribus pinxit."
Friedrich Wilhelm I. von Preussen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des zweiten Theils.

Zweites Buch.

Familiengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Seite

Achtes Capitel. Das Teſtament 3
Neuntes Capitel. Die Entſcheidung 20
Zehntes Capitel. Gerüchte 35
Elftes Capitel. Verſchiedene Wege 44
Zwölftes Capitel. Ein zweites Geſchlecht 58
Dreizehntes Capitel. Witwentrauer 71
Vierzehntes Capitel. Rudolf 87
Funfzehntes Capitel. Erziehungsreſultate 110
Sechzehntes Capitel. Die Schwiegertochter 140
Siebzehntes Capitel. Ein Leben auf vornehmem Fuß. 165

Drittes Buch.

Das Wiederſehen.

Erſtes Capitel. Kleine Leiden 179
Zweites Capitel. Selbſtbekenntniſſe 194
Drittes Capitel. Die Verſuchung 208

Seite
Viertes Capitel. Der Hausfreund........... 221
Fünftes Capitel. Beim Frühſtück............ 236
Sechstes Capitel. Die Geſchwiſter........... 250
Siebentes Capitel. Der Schreiber........... 261
Achtes Capitel. Ein tête-à-tête............ 274
Neuntes Capitel. Fortſetzung.............. 283
Zehntes Capitel. Die Begegnung............ 295
Elftes Capitel. Eine arme Verwandte........ 308
Zwölftes Capitel. Ein vergnügter Abend..... 318
Dreizehntes Capitel. Der Geigenfritz........ 331
Vierzehntes Capitel. Nachtgeſpräche......... 350
Funfzehntes Capitel. Die Brieftaſche........ 363

Zweites Buch.

Familiengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Achtes Capitel.

Das Teſtament.

Der erſte Weg, den der Vetter machte, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß der Alte diesmal wirklich und unzweifelhaft geſtorben, war wiederum zu dem alten ſchmeerbauchigen Advocaten. Doch kehrte er ziemlich abgekühlt von ihm zurück; nach einer ſchriftlichen Verfügung, welche der Verſtorbene in die Hände des Rechtsfreundes niedergelegt, ſollte das gerichtlich deponirte Teſtament erſt volle ſechs Monate nach ſeinem Tode eröffnet werden. Die Verwaltung des Vermögens ſollte mittlerweile durch den Vetter geſchehen. Doch ſollte er den Erben, die das

Teſtament beſtimmen würde, genaue Rechnung ablegen. Das Hausweſen ſollte mittlerweile in dem Stande erhalten werden, wie es ſich in dem Augenblick des Todes befunden; auch könnte Ulrike mit ihrem Manne einſtweilen in dem Hauſe wohnen bleiben. Dem Vetter ſelbſt wurde für ſeine Mühwaltung eine kleine Vergütung ausgeſetzt. An den Pachtſchilling, den Hugo von dem Gute, ſowie an die Zinſen, die Hippolyt von dem dargeliehenen Capital zu entrichten hatte, wurde ausdrücklich erinnert; ſie ſollten regelmäßig eingetrieben und mit den übrigen Einnahmen, die inzwiſchen einlaufen mußten, gerichtlich niedergelegt werden.

Sechs Monate! Es war eine harte Prüfung, wo es ſich darum handelte, zu wiſſen, ob man ſo und ſo viel Hunderttauſend Thaler ſein nennen oder ein armſeliger Pachter bleiben ſollte, oder ein kleiner Fabrikant, der mit fremdem Gelde ſpeculirte. Der Vetter beſonders zeigte eine faſt fieberhafte Ungeduld, was gewiß ein großes Zeichen ſeiner Anhänglichkeit an die beiden ſchönen Couſinen war, da für ihn jedenfalls weit weniger auf dem Spiele ſtand als für ſie. Auch Hippolyt, dem man die ſeltſame Verfügung ſogleich gemeldet, war ſehr ungehalten darüber; er wollte nur die Niederkunft ſeiner Frau abwarten, um ſich dann zur Eröffnung des Teſtaments perſönlich einzufinden. Ulrike dagegen hatte den beſten Muth; die Beſtimmung wegen des Hauſes ſchien ihr ein ſicheres Unterpfand, daß ihre Hoffnungen nicht getäuſcht werden ſollten; alles Uebrige, namentlich auch die peinliche Anordnung wegen der Gelder, ſchob ſie auf die Sonderlingsnatur des Verſtorbenen, die ja hinlänglich bekannt ſei. Hugo verhielt ſich am gleichgültigſten; freilich ſchien auch ihm mit dem Tode des Alten ein großer Stein vom Herzen gefallen, aber nur weil er jetzt doch endlich hoffen durfte, ſeine

Frau wirklich und dauernd zu beſitzen. Vorläufig blieb ſie allerdings noch in der Stadt, wie ſie ſagte, aus Rückſicht für ihren Zuſtand. In der That aber rechnete ſie wol darauf, das kleine ſchlechtgelegene Gut überhaupt nicht zu beziehen; ihr Sinn ſtand in die Ferne gerichtet, und mit wahrer Ungeduld harrte ſie ihrer Niederkunft, die nur wenige Wochen ſpäter fiel als die Eröffnung des Teſtaments, welche letztere ſie, wie geſagt, mit großer Gemüthsruhe erwartete.

Sechs Monate, wenn ſie Einem bevorſtehen, ſind eine lange Zeit: aber endlich vergehen ſie doch. Auch dieſe thaten es, wenn auch freilich nicht ohne in einem Theil der Familie, mit deren Schickſalen wir uns hier beſchäftigen, eben ſo unerwartete wie traurige Veränderungen hervorzubringen. Hippolyt, der ſich wol in ſeinem neuen Beruf zu ſehr angeſtrengt haben mochte, verfiel in ein hitziges Fieber, das ihn in wenigen Tagen hinwegraffte. Klara's Schmerz war herzzerreißend; man fürchtete längere Zeit ebenfalls für ihr Leben; ein halbes Wunder war es, daß wenigſtens das Kind, von dem ſie wenige Wochen ſpäter entbunden wurde, glücklich und unverſehrt zur Welt kam. Es war ein wohlgebildetes, munteres Kind, ein kleines Mädchen, in deſſen zarten, feinen Zügen die unglückliche Mutter mit Verzweiflung und Entzücken das Bild ihres verlorenen Gatten wiederfand. — Natürlich hatte die bevorſtehende Oeffnung des Teſtaments unter dieſen Umſtänden für Klara ſehr an Intereſſe verloren; auf empfindliche Weiſe wurde ſie wieder daran erinnert, als ſie, nach Ueberwindung des erſten Schmerzes, die Lage ihrer Verhältniſſe prüfte und ſich da mit Schrecken überzeugte, wie ſehr das Unternehmen durch den plötzlichen Tod des Gebieters gelitten und welche bedeutenden Opfer noch nöthig ſein würden, um es nur in Gang zu erhalten. Nun, das Teſtament des Onkels mußte das ja Alles ordnen; hatte ſie auch den Geliebten ſelbſt nicht erhalten können, ſein Werk mindeſtens, an dem er mit ſolchem Eifer gehangen und von dem er ſich ſoviel ſchöne Früchte verſprochen hatte, ſollte nicht verloren gehen. Die junge Witwe fühlte auf einmal einen Unternehmungsgeiſt in ſich, von dem ſie ſelbſt früher nichts geahnt; galt es doch dem Andenken ihres Mannes. Gern hätte ſie der Eröffnung des Teſtaments in Perſon beigewohnt, beſonders auch um ſich bei dieſer Gelegenheit in den Armen der Schweſter, deren Briefe ihr ſchon ſeit längerm gar nicht mehr recht gefielen, ausweinen zu können. Allein die Pflichten gegen das neugeborene Kind nöthigten ſie, von dieſem Wunſche abzuſtehen.

Auch ſteht die Zeit ja nie ſtill, ob wir lachen oder weinen. Auch der verhängnißvolle Termin rückte näher und näher. Und jetzt endlich war er da. Das Teſtament wurde eröffnet; es war ein ſeltſames Stück Arbeit, dergleichen die älteſten Juriſten ſich nicht erinnerten und wie es nur eben in dem Kopf eines ſo ganz ſeltſamen, abſonderlichen Mannes hatte entſtehen können.

In einem langen und wohlſtiliſirten Eingang beklagte der Teſtator die Härte des Schickſals, das ihm Erben ſeines Namens und ſeines Bluts verweigert haben. Freilich könne er ſich nicht ſolcher hohen Abſtammung rühmen wie ſeine in Gott ruhende Gemahlin, Eleonore Friederike geborene Freiin von Steinkopf, Tochter des weiland frühern Herrn von, zu und auf Steinkopf, der aber leider ſehr weit von Steinkopf, nämlich im Spital zu Paris, wohin er als Spieler gegangen, geſtorben ſei und dem er hiermit ebenfalls eine fröhliche Urſtänd wünſchen wolle. Was ihn, Teſtator, betreffe, ſo ſei er allerdings nur eines Viehhirten Sohn, die Leute hätten mit ihren Vermuthungen ganz

Recht gehabt und ſei es recht freundlich von ihnen geweſen und wolle er ſich noch hiermit bei Allen beſtens dafür bedankt haben, daß ſie trotz ſeiner geringen Herkunft jederzeit ſo vertraulich mit ihm umgegangen und ſich ſeinen Wein und Braten ſo ungenirt ſchmecken laſſen. Was er hinterlaſſen, ſei die Frucht ſeines Schweißes und ſeiner Mühen; er habe Glück gehabt im Leben, allerdings: aber er ſei dem Glück auch redlich nachgelaufen und habe manchen Fußtritt in Demuth hingenommen. Er habe viel und lange darüber nachgedacht, wem er ſein Vermögen nach ſeinem Tode zuwenden ſolle. Geld und Gut ſei ein gar ſchönes Ding, aber die Wenigſten wüßten damit umzugehen; bald knauſerten, bald verſchwendeten ſie, und wenn er ſelbſt früher an der erſtern Schwäche gelitten, ſo habe er ſich doch in der letztern und glücklichern Hälfte ſeines Lebens überzeugt, daß ein weiſer Lebensgenuß (ſelbſt der vorleſende Actuar mußte bei dieſer Stelle ein gelindes Lächeln unterdrücken: wenn das weiſer Lebensgenuß war, was der alte Sünder getrieben, gerechter Gott, was mußte dann der unweiſe ſein?!) den Beſitz von Geld und Gut erſt wahrhaft adle. Eine andere Verwendung von Geld und Gut, die ebenfalls recht empfehlenswerth, aber vielleicht noch ſchwieriger ſei, beſtehe darin, daß man Arme und Dürftige damit unterſtütze und nähre. Doch gebe es leider viele Betrüger und Unwürdige darunter, die durch Unterſtützung nur ſchlechter würden, und habe er ſich deshalb auch Zeit ſeines Lebens, um ja nicht durch falſch angebrachte Almoſen zu ſündigen, dieſen Genuß der Wohlthätigkeit verſagt. Je älter er geworden, je mehr habe auch ſeine Ungewißheit zugenommen; viele weiſe und fromme Männer habe er um ihre Meinung befragt, was beſſer ſei, Almoſen geben oder ſelbſt genießen: aber Keiner habe ihm rechte Antwort gegeben, ſelbſt auch der Hauptpaſtor nicht, der doch übrigens ein gelehrter und erleuchteter Herr ſei und ſich namentlich auf die Zubereitung von gefüllten Gänſelebern verſtehe, wie kein Zweiter im Ort. Jetzt, in ſeinem hohen Alter und da der Tod ihn möglicherweiſe jeden Augenblick ereilen könne, ſtelle er die Entſcheidung Gott (mit Fracturbuchſtaben geſchrieben) anheim; er habe bei Lebzeiten manches vergnügte Glücksſpiel getrieben und im Ganzen ſeine Rechnung dabei gefunden, ſo halte er es denn auch jetzt für das Geeignetſte, ſich des fruchtloſen Nachgrübelns zu entſchlagen und aus ſeinem Teſtament ebenfalls eine Art Glücksſpiel zu machen, das der Herr der Heerſcharen (wie oben) denn ſchon nach ſeiner Weisheit entſcheiden werde. Sei es Gott wohlgefälliger, Gold und Gut zu genießen und ſich und Andern einen luſtigen Tag davon zu machen, ganz wohl, er habe es ſelbſt ſo gehalten und wolle es auch Denen, die nach ihm kämen, nicht misgönnen;

ſei es aber beſſer gethan, ſein Geld an Arme und Kranke zu verwenden — auch gut, er ſchlage die Karten wie ein unparteiiſcher Croupier nach beiden Seiten und Gott möge nun entſcheiden, wie ſie fallen ſollten.

Nach dieſer ſeltſamen und unerhörten Einleitung begann denn das eigentliche Teſtament. Zuerſt kam eine Reihe von Legaten; ſie waren nicht beträchtlich und boten auch ſonſt nichts Bemerkenswerthes dar. Die meiſten betrafen ſeine ehemalige Dienerſchaft; beſonders ſein alter Kammerdiener, der ihn vor dreißig Jahren auf ſeiner großen Reiſe begleitet hatte und ſeitdem das Gnadenbrot in ſeinem Hauſe aß, war reichlich bedacht. Auch des Vetters hatte er nicht vergeſſen; doch war die Summe nur mäßig, knapp die Hälfte von Dem, was der alte Kammerdiener erhielt. Der Vetter, ſchrieb er dazu, ſei ein kluger und beſcheidener Mann, der werde es ſchon zu etwas bringen. Auch vermachte er ihm außer dem baaren Gelde noch die große altmodiſche Brillantnadel, die er als Geſchenk ſeines verſtorbenen Fürſten in täglichem Gebrauch gehabt hatte.

Dann erſt folgten die Beſtimmungen über den Hauptſtock des Vermögens, der nicht ganz ſo beträchtlich war, wie man ſich im Publicum vorgeſtellt hatte, aber doch noch immer ein ſchönes Beſitzthum bildete. Zum Univerſalerben deſſelben wurde der erſte Knabe ernannt, der aus einer der beiden am Tage der Teſtamentserrichtung geſchloſſenen Ehen zwiſchen Hugo und Ulriken auf der einen und Hippolyt und Klara auf der andern Seite erwachſen würde. Die Mutter dieſes Knaben ſollte den vollen Nießbrauch des Vermögens haben bis an ihren Tod; dem glücklichen Vater aber wurde ein Capital von fünftauſend Thalern ausgeſetzt, über die er ſofort nach der Geburt des Kindes die freie Verfügung haben ſollte, gleichſam als

Prämie für die glückliche Vaterſchaft. Auch bemerkte der Teſtator ausdrücklich, daß, ſeitdem man in neuerer Zeit angefangen, Prämien auszuſetzen auf die Erzeugung beſonders guter Pferde, Rinder und Schafe, er in der That nicht einzuſehen vermöge, warum auf Erzielung eines tüchtigen Jungen nicht ebenfalls eine Prämie geſetzt werden ſolle, und hoffe er im Gegentheil von dem bekannten Nacheiferungstrieb ſeiner würdigen Mitbürger, daß ſie ſeinem Beiſpiel recht bald nachfolgen würden; ja ſelbſt Sereniſſimus den regierenden Herrn (derſelbe war nämlich kinderlos) erlaube er ſich auf ſeinen für die Nationalökonomie nicht unwichtigen Vorſchlag, von dem ſich in kurzer Zeit große Erfolge erhoffen ließen, aufmerkſam zu machen. Ebenſo erging das Teſtament ſich weitläufig darüber, weshalb der Teſtator nur auf Knaben Bedacht nehme und etwaige Töchter für gar nichts rechne. Doch war dieſer Paſſus ſo ſaftig, daß der vorleſende Actuar um Erlaubniß bitten mußte, einige Stellen zu überſchlagen: was denn auch, nachdem ſämmtliche Räthe und ſogar der mitanweſende jüngſte Referendarius die Naſen in das Concept geſteckt und die anſtößigen Stellen beäugelt hatten, in Gnaden zugeſtanden ward.

Sollten, fuhr das Teſtament hiernach fort, wider alles Erwarten und wider alle Regeln der Wahrſcheinlichkeitsrechnung, beide Schweſtern an demſelben Tage, in derſelben Stunde, zu derſelben Minute entbunden werden und zwar beide von Knaben, ſo ſollte das Vermögen zu gleichen Hälften unter ſie vertheilt werden. Für einen noch complicirtern Fall, wenn nämlich eine der beiden Schweſtern, bei übrigens gleichen Verhältniſſen, Zwillingsknaben zur Welt bringen ſollte, war in der Art Vorſorge getragen worden, daß dieſe dann zwei Drittel erben, die andere aber ſich mit dem letzten

Drittel begnügen ſolle. Würden dagegen beide Ehen in einem beſtimmten angegebenen Zeitraum ohne männliche Nachkommenſchaft bleiben, ſo ſollten beide Couſinen nichts weiter erben, als was ihre Männer ſchon jetzt, theils durch die billige Pachtung, theils durch das dargeliehene Geld, empfangen hätten. Mittlerweile aber und bis dahin, daß dieſer Termin verſtrichen ſein würde, ſollten die Zinſen und Gefälle pünktlich und regelmäßig entrichtet und gleich allen übrigen Einnahmen zum Capital geſchlagen werden, mit Ausnahme einer mäßigen Rente, welche die Schweſtern ſo lange beziehen ſollten, bis die Bedingung des Teſtaments entweder von der einen oder andern gelöſt, oder aber die feſtgeſtellte Friſt überhaupt verſtrichen wäre. Wäre dies Letztere eingetreten, das heißt alſo: wären die erſten Kinder Töchter geweſen oder wären die Ehen während einer beſtimmten Reihe von Jahren (es waren mit anerkennenswerther Liberalität vierzehn Jahre feſtgeſetzt und daran eine artige Anſpielung an die bekannte Geſchichte von dem Jakob und der Rahel angeſchloſſen) überhaupt ohne Nachkommenſchaft geblieben, ſo ſollte alsdann der Muſikantenthurm definitiver und unwiderruflicher Erbe ſein: wobei der Erblaſſer den alten Weibern, die alsdann darin ſein würden, vieles Vergnügen wünſchte und die Hoffnung ausſprach, daß ſie ſich zu ihrer Zeit beſſer aufgeführt und ihren Männern mehr Ehre gemacht haben würden, als es bei Eintritt dieſer Eventualität mit den beiden ſchönen Schweſtern der Fall geweſen ſein müßte. — Mit der Aufrechterhaltung und Durchführung dieſes Teſtaments wurden der alte dicke Rechtsgelehrte, der Freund des rothen Dicken, und der jedesmalige Commiſſarius des Muſikantenthurms betraut, wofur ſie jährlich ein Faß Wein aus dem Keller des Kammerdirectors beziehen ſollten, ſo lange, bis die Sache auf die eine oder die andere Weiſe entſchieden ſein würde. Sollte einer der beiden Beauftragten vorher mit Tode abgehen, oder durch Krankheit behindert werden, ſo ſollte der andere das Recht haben, ſich einen neuen Collegen nach Gutdünken zu wählen. Doch mußte derſelbe aus der Zahl der am Orte angeſtellten Juriſten entnommen ſein.

Neuntes Capitel.

Die Entſcheidung.

Das war nun ein Teſtament, ſo ſeltſam und abgeſchmackt, wie es nur je eins gegeben hatte. Doch ließ ſich nichts dagegen einwenden; alle juriſtiſchen Formen waren mit größter Vorſicht beachtet, Stempel, Siegel, Unterſchriften, Alles war in beſter Ordnung. Nähere Verwandte, die ein gegründeteres Erbrecht gehabt und ſich über Beeinträchtigung hätten beklagen können, waren nicht vorhanden, und auch der Einfall, den ein pietiſtiſcher Prediger der Stadt äußerte, nämlich das Teſtament müſſe als contra bonos mores laufend von Staatswegen aufgehoben und der Muſikantenthurm ohne weiters zum Erben eingeſetzt werden, konnte den Rechtsverſtändigen nur ein mitleidiges Achſelzucken abnöthigen. Pſychologiſch war das Document höchſt intereſſant; der ganze alte Faun, wie er leibte und lebte, mit ſeinen plumpen Späßen, ſeiner Schalkheit und Hinterliſt ſowie mit ſeiner tiefen Verachtung alles Deſſen, was die Menſchen ſonſt für heilig und ſchicklich erachten, lag darin ausgedrückt. Auch die Grauſamkeit, mit der er die jungen Leute einem ungewiſſen Schickſale preisgab und die ſüßeſte Luſt des Lebens, die Aelternluſt, mit den peinlichſten Erwartungen trübte, war ganz im Charakter des alten ehernen Böſewichts. Nun begriff man freilich, warum er ſich ſo oft und ſo angelegentlich nach den Hoffnungen der jungen Eheleute erkundigt und ebenſo auch, warum er den Riß des Muſikantenthurms zuweilen ſo ernſthaft betrachtet hatte. Selbſt das Gelächter, an dem er geſtorben, begriff ſich jetzt: er war vor Vergnugen geſtorben über die Verwickelung, die entſtehen mußte, ſeitdem die beiden jungen Frauen gleichzeitig der heiligen Mutterhoffnung entgegengingen.

Freilich, was die arme Klara anbetraf, ſo war die Verwickelung bereits gelöſt und zwar auf eine für ſie höchſt nachtheilige Weiſe. Sie hatte, wie wir wiſſen, eine Tochter geboren; damit hatte ſie alle Anſprüche an das Vermögen des Oheims eingebüßt. Ulrike's Stunde ſtand noch bevor; es war höchſt peinlich für eine junge Frau, ihr erſtes Wochenbett auf eine ſolche Art zum Gegenſtand der öffentlichen Neugier gemacht zu ſehen. Auch verlangte der entrüſtete Hugo allen Ernſtes, daß ſie dem thörichten Teſtament freiwillig entſage; Ehre ſei ja doch nicht dabei zu holen, und wo keine Ehre, da ſei auch kein Segen. Allein dem widerſetzte Ulrike ſich heftig, und auch der Vetter, den das unerwartete Ereigniß im erſten Augenblick ganz niedergeſchmettert hatte, machte darauf aufmerkſam, daß dies eine Angelegenheit ſei, an der die ganze Familie betheiligt, und daß es Hugo ſchon im Intereſſe des zu erwartenden Kindes nicht zuſtehe, das mögliche Glück deſſelben von ſich zu ſtoßen. Es ſei ja doch noch immer möglich, daß Ulrike ihn mit einem Söhnchen erfreue, die Wahrſcheinlichkeit dafür ſei gerade ſo groß wie die Wahrſcheinlichkeit dagegen; ſchenke der Himmel wirklich einen Knaben, ſo falle das ganze große Vermögen an Ulriken und verſchaffe ihr unter Anderm auch die Möglichkeit, die arme getäuſchte Schweſter — denn von ſich ſelbſt wolle er gar nicht reden — zu entſchädigen. — Hugo gab wie gewöhnlich nach. Doch ſah man deutlich, wie ſchwer es ihm ward; er hatte eine lange heftige Unterredung mit Ulriken, bei der er ſogar, wie es dem Vetter ſchien, viel zu wenig

Rückſicht auf ihren Zuſtand nahm. Danach begab er ſich auf das Gut und erklärte, nicht eher wieder zur Stadt kommen zu wollen, als bis die verhängnißvolle Stunde vorüber.

Ein glücklicher Zufall, der der armen geängſteten Frau zu einer rechten Erleichterung diente, war es bei alledem noch, daß der Vetter kurz zuvor zum Commiſſarius beim Muſikantenthurm ernannt worden war; ſo war von den beiden Aufpaſſern, die ihr durch das Teſtament geſetzt waren, doch wenigſtens der eine ein naheſtehender und befreundeter Mann, von dem ſie alle die Schonung erwarten durfte, die ihrem weiblichen Gefühl gebührte. Denn der dicke Rechtsgelehrte nahm die Sache außerordentlich ceremoniös und ſtreng; die Teſtamentsexecutoren, behauptete er, müßten bei der Entbindung zugegen ſein, um die Rechte des Muſikantenthurms wahrzunehmen und jede mögliche Täuſchung zu verhindern. Frau von Schwarzenfeld ſah ihm zwar bei dieſer Aeußerung ſtarr ins Geſicht und erklärte mit der vornehmſten Miene, die ihr zugebote ſtand, ſie verſtehe gar nicht, was der Herr Advocat meine. Allein an vornehme Mienen kehrte der Mann ſich nicht, und es bedurfte des Vetters ganze Beredtſamkeit, bis ſein College wenigſtens ſo viel einräumte, daß die Teſtamentsexecutoren nur im Nebenzimmer zu ſein und nur gleich nach erfolgter Geburt ein von der Wehmutter eidlich zu erhärtendes Protokoll aufzunehmen brauchten. Dabei beruhigte er ſich endlich, beſonders da der Vetter ihn erinnerte und mit verſchiedenen illuſtren Beiſpielen belegte, daß es ja bei fürſtlichen Entbindungen genau ebenſo gehalten werde, und auch bei verſchiedenen berühmten Erbſchaftsproceſſen der neuern Zeit, wo ähnliche Intereſſen auf dem Spiel geſtanden, habe man daſſelbe Verfahren innegehalten.

Die böſe Welt freilich behauptete, daß dem dicken Advocaten gar nicht ſoviel daran gelegen ſei, nach dem Rechten zu ſehen, als daran, der Erſte zu ſein, der die große Neuigkeit erfahren würde. Er war ſehr neugierig, der dicke Advocat — gerade ſo neugierig wie verſchwiegen. Doch war er Erſteres nicht allein, ſondern die ganze Stadt theilte ſeine Erwartung. Die Aufregung war allgemein; überall, wohin man hörte, bei Hohen und Niedrigen, bildete das Teſtament des alten Kammerdirectors und die bevorſtehende Entbindung der Frau von Schwarzenfeld das allgemeine Geſpräch. Hohe Wetten auf Knaben oder Mädchen wurden eingegangen; von den alten Frauen des Muſikantenthurms erzählte man ſich ſogar, daß ſie eigene Bittgänge anſtellten und Gelübde errichteten, damit der Himmel die Sache nach ihrem Wunſche lenke. Kein fürſtliches Wochenbett, das über den Beſtand ganzer Dynaſtien entſcheidet, kann jemals mit größerer Spannung erwartet worden ſein als das Wochenbett der Frau von Schwarzenfeld; war es die Abſicht des alten Cynikers geweſen, noch zuguterletzt einen rechten tüchtigen Skandal zuwege zu bringen, ſo war dieſelbe ihm vollſtändig gelungen.

Die Spannung zu ſteigern, mußte auch noch wenige Tage vor dem erwarteten Zeitpunkt der dicke Rechtsgelehrte erkranken, ſodaß es aller Wahrſcheinlichkeit nach zu der im Teſtament vorgeſehenen Nachwahl kommen mußte. Er hatte Abends zuvor noch einmal mit ſeinem Collegen, dem Aſſeſſor, alle Formalitäten des bevorſtehenden wichtigen Acts durchgeſprochen; vermuthlich hatte er dabei dem rothen Dicken ein wenig gar zu ſtark zugeſprochen oder war ihm auch die ſtrasburger Paſtete nicht bekommen, die ſie dabei verzehrten, genug, er hatte einen heftigen Kolikanfall bekommen, und wenn es auch nichts Lebensgefährliches war, ſo ließ ſich doch mit Sicherheit vorausſehen, daß der

Würfel gefallen und über das Vermögen des Kammerdirectors entſchieden ſein würde, bevor er das Bett verlaſſen konnte. — War Alles begründet, was die Fama der Stadt damals erzählt, ſo hatten die ſoliden Kenntniſſe und der liebenswürdige Charakter des kleinen beſcheidenen Vetters noch niemals ſo viel Anerkennung gefunden, beſonders bei ſeinen Collegen am Gericht, als in jenen Tagen, da derſelbe in der Lage war, aus ihrer Mitte einen zweiten Teſtamentsvollſtrecker an Stelle des erkrankten Advocaten zu erwählen. Sogar von einem Beſtechungsverſuch wurde geſprochen, halb Scherz, halb Ernſt, den eine Geheime Juſtizräthin, eine leidlich conſervirte runde Frau, zu Gunſten ihres Mannes bei ihm gemacht haben ſollte. Allein wohin hatte die gute Frau dabei gedacht?! Ein ſo reiner, edler Charakter wie der Vetter war für Schmeicheleien wie Beſtechungen gleich unzugänglich. Es wäre ihm weit lieber, verſicherte er, mit der ganzen Geſchichte nichts zu thun zu haben; er ſelbſt ſei in Verlegenheit und wiſſe nicht, welchen Ausgang er der Sache wünſchen ſolle. Seine Couſine und ihre zukünftige Familie liege ihm am Herzen, allerdings; allein Herr von Schwarzenfeld ſei ein guter Landwirth, der ſich auch ohnedies wol durchbringen würde, und die Armen der Stadt brauchten es am Ende doch noch nöthiger. Er ſelbſt habe früher gar nicht gewußt, welch Elend das ſei, erſt ſeit er das Commiſſariat bei dem Muſikantenthurm führe, komme er ein wenig dahinter. Das Beſte bei der Sache, fuhr er fort, ſei nur dies, daß menſchliche Einwirkung nichts dabei vermöge; was kommen ſolle, werde kommen; ein Juriſt dürfe kein Herz haben, und auch in dieſem Falle werde er ſeine ganze Thätigkeit darauf beſchränken, die vorgeſchriebenen Formeln und Clauſeln genau zu erfüllen.

Man kann ſich denken, wie ſehr dieſe und ähnliche Aeußerungen dazu beitrugen, die Achtung, die man dem Charakter des kleinen ſtillen Vetters zollte, zu erhöhen. Doch ſchlug die gute Meinung auf einmal beträchtlich um, als man erfuhr, welche Wahl er getroffen. Er hatte ſich nämlich zum Collegen den allerjüngſten Referendarius vom Gericht genommen, einen blöden linkiſchen Menſchen, der noch einen Kopf kleiner war als er und trotz der Brille, die er trug, ſozuſagen über ſeine eigenen Beine ſtolperte. Der Vetter hatte wegen dieſer Wahl viele Anfechtungen zu erdulden. Namentlich die Frauen erklärten, eine ſolche Taktloſigkeit hätten ſie ihm wirklich nicht zugetraut, es ſei ſchon ſchlimm genug, daß der Aſſeſſor ſelbſt unverheirathet ſei, nun müſſe noch ein ſolcher bartloſer junger Menſch zu ſolch einem eigenthümlichen Geſchäft verwendet werden, das ſoviel Zartheit und feinen Takt erfodere;

Frau von Schwarzenfeld werde nur vollkommen in ihrem Rechte handeln, wenn ſie dieſe Wahl beanſtande und einen andern, ältern und geſetztern Teſtamentsvollſtrecker verlange. Die Allereifrigſten liefen ſogar zu dem dicken Advocaten, ob es denn nicht möglich ſei, ihn auf die Beine zu bringen. Allein der hatte eben wieder einen neuen Anfall und ſchrie und fluchte wie beſeſſen: ſie ſollten ihn in Ruhe laſſen mit der ganzen verwünſchten Hiſtorie, ſeinetwegen könne der Teufel ſelbſt das Protokoll aufnehmen, er wolle froh ſein, wenn er nicht nur am Ende ſelbſt ein Kind kriegte, zumuthe wäre ihm gerade ſo. . . .

Vielleicht hätte Frau von Schwarzenfeld auch wirklich Einſpruch gethan. Doch blieb der jungen armen Frau keine Zeit dazu übrig; ſchon den zweiten Tag danach ſah man plötzlich über Hals und Kopf den Vetter mit dem jüngſten Referendarius in das Haus des verſtorbenen

Kammerdirectors eilen; die Wehmutter war ſchon eine Stunde zuvor hineingeſchlüpft. Es war gerade um die Stunde, wo die Honoratioren der Stadt in ihr Abendcaſino gingen, von dem Hauſe des Kammerdirectors bis zum Caſino war eine Poſtenkette von Bedienten, Kammermädchen und Hausknechten aufgeſtellt, auch einige Straßenjungen hatten ſich als Freiwillige angeſchloſſen, durch welche die intereſſante Nachricht ſofort mit Blitzesſchnelle nach dem Caſino und von dort durch die heimkehrenden Männer in alle anſtändigen Häuſer der Stadt befördert werden ſollte.

Allein wenn die Veranſtaltungen des Publicums gut waren, ſo waren diejenigen, welche der Vetter getroffen, noch beſſer. Das alte düſtere Haus war und blieb hermetiſch verſchloſſen; die wenigen Diener, welche aus- und eingingen, zuckten die Achſeln und verſicherten von nichts zu wiſſen; ſelbſt dem jungen Arzt wurde der Eintritt mit dem Bedeuten verweigert, daß man, ſobald ſeine Anweſenheit erfoderlich ſcheine, ſich die Ehre ſeines Beſuchs ausbitten würde. Niemals, ſeit das Caſino exiſtirte, waren ſo viel Pfeifen geraucht, ſo viel Achtelchen Franzwein getrunken und ſo viel Fehler beim Whiſt gemacht worden als an dieſem verhängnißvollen Abend; auch hatten die Hausfrauen noch niemals ſo lange mit der Suppe warten müſſen. Aber Alles vergeblich: keine Botſchaft kam und mit unbefriedigter Neugier mußte man zu Bette gehen. Erſt nach Mitternacht öffnete ſich der Thorweg des alten Hauſes und ein Reitknecht jagte in geſtrecktem Galopp den Weg nach dem Gute, wo Herr von Schwarzenfeld verweilte. Zwei Stunden ſpäter kam dieſer ſelbſt mit ſchaumbedeckten Roſſen dahergefahren — und erſt am nächſten Morgen beim Kaffee erhielt man zugleich mit den warmen Semmeln auch die intereſſante Neuigkeit, daß Frau von Schwarzenfeld die Nacht zuvor von einem geſunden Knaben glücklich entbunden worden.

Zehntes Capitel.

Gerüchte

An jenem Morgen ſoll in dem Muſikantenthurm ſehr viel Milch übergekocht und ſehr viel Kaffeegeſchirr zerſchlagen worden ſein. Doch halfen dieſe Zornausbrüche der alten Spitalfrauen ebenſo wenig wie das Murren des dicken Rechtsgelehrten, der ſich jetzt auf einmal erinnerte, daß mit dieſer raſchen Löſung des Teſtaments auch das Faß Wein, das er für ſeine Mühwaltung jährlich beziehen ſollte, zu Waſſer geworden war. Was das Publicum im Allgemeinen anbetraf, ſo betrachtete es den Vorfall mit einer Empfindung, die aus Aerger und Befriedigung gemiſcht war. Man ärgerte ſich, daß die Spannung nicht länger gedauert und daß nun gewiß die nächſten dreißig Jahre nichts ſo Intereſſantes in der Stadt wieder paſſiren würde. Auch fing man an, nach der Natur des menſchlichen Herzens, die Frau von Schwarzenfeld jetzt ebenſo zu beneiden, wie man ſie anfangs bemitleidet hatte. Andererſeits aber freute man ſich auch wieder, daß das viele ſchöne Geld doch wenigſtens nicht an die Armen gekommen. Schwarzenfeld's wollten zwar, wie man hörte, ſobald die Frau wiederhergeſtellt, auf Reiſen gehen: doch hatten ſie ja das große Haus und das hübſche Gut bei der Stadt, ſie mußten doch einmal wiederkommen, und bei dem bekannten lebensluſtigen Charakter der Frau ließ ſich erwarten, daß ſie dann gewiß ein recht angenehmes und gaſtfreies Haus machen würden. Und das war, wenn auch die fetten Zeiten des alten Kammerdirectors nicht wiederkehrten, für die vergnügungsluſtige und dabei dürftige Beamtenwelt der Stadt eine höchſt erwünſchte Ausſicht.

Aber noch während man ſo hin- und herplauderte und bevor Frau von Schwarzenfeld noch wieder ganz hergeſtellt war, tauchten auf einmal höchſt abenteuerliche Gerüchte auf; Niemand wußte woher ſie kamen, auch nicht was ſie eigentlich bezweckten, aber genug, ſie gingen gleichſam in der Luft umher und deuteten alle darauf hin, daß bei dem entſcheidenden Act doch am Ende nicht Alles ſo ganz ſtreng und richtig zugegangen, wie es eigentlich geſollt hätte. Man ſprach von einer Kutſche, die den Tag vor der Entbindung der Frau von Schwarzenfeld in einen der hintern Höfe des alten weitläufigen Hauſes eingefahren ſei, ein Frauenzimmer ſollte daraus geſtiegen ſein, mit einem verdeckten Korbe, und in dem Korbe ſollte ſich etwas gerührt und gewimmert haben gleich einem neugeborenen Kinde. Man behauptete ferner, daß ſeit einigen

Tagen ein junges Frauenzimmer vermißt würde, ein leichtfertiges Mädchen aus einem übelberufenen Theile der Stadt, das kurz zuvor von einem Knaben entbunden worden; jetzt ſollte plötzlich mit der Mutter auch das Kind verſchwunden ſein. Und endlich wollte der Nachtwächter, der an der gegenüberliegenden Ecke ſeine Station hatte, eine halbe Stunde vor Ankunft des Herrn von Schwarzenfeld geſehen haben, wie zwei verhüllte Figuren ſich mit großer Vorſicht aus dem jetzt Schwarzenfeld'ſchen Hauſe geſchlichen und bei dem gegenüberliegenden Stadtgraben verſchwunden wären; die eine derſelben habe ein Packet getragen, das beinahe wie ein eingewickeltes Kind ausgeſehen, die andere habe mit Geld geklappert und jener mit leiſer, aber dringender Stimme eifrig zugeſprochen.

Forſchte man indeſſen genauer nach, ſo löſten ſämmtliche Gerüchte ſich in Dunſt und Nebel auf. Um bei dem letzten und wichtigſten anzufangen, ſo hatte die Polizei, die durch das Gerede aufmerkſam gemacht worden war, in aller Stille Nachforſchungen im Stadtgraben anſtellen laſſen. Doch hatte ſich dabei auch nicht das geringſte Merkmal gefunden, daß hier ein Verbrechen oder auch nur eine Heimlichkeit begangen worden; der Fleck wurde ſelten oder nie begangen, und auch jetzt zeigte ſich von Fußtritten, die bei dem weichen moraſtigen Boden ſich doch nothwendig hätten abdrücken müſſen, nicht die geringſte Spur. Der Nachtwächter war perſönlich vernommen worden; es war ein berüchtigter Trunkenbold, der, wenn er im Sturme war, nicht Tag von Nacht unterſcheiden konnte und die Stunden ſo quer anſagte, daß ſich das Stadtviertel ſchon mehrmals über ihn beſchwert hatte. Polizeilich befragt, verſicherte er von der ganzen Geſchichte nichts zu wiſſen, das habe gewiß ein böſer Menſch erfunden, der ihn gern vom Brote bringen wolle; er leide ſehr am

Schwindel und müſſe dagegen zuweilen ſtarke Tropfen nehmen, da glaubten die Leute denn, er ſei betrunken, und redeten ihm allerhand albernes und boshaftes Zeug nach.

Mit den übrigen Gerüchten ging es gerade ebenſo. Die geheimnißvolle Kutſche war zwar von Allen gehört worden: nämlich in den Erzählungen, die darüber umgingen, aber von Niemand geſehen. Die Dirne, die man ebenfalls hatte in die Geſchichte verwickeln wollen, war nach polizeilichem Ausweis volle acht Tage zuvor mitſammt ihrem Kinde in ihre Heimat zurückdirigirt worden und daſelbſt auch, ebenfalls nach polizeilichem Ausweis, mitſammt dem Kinde wohlbehalten angekommen — und zwar war das Kind ein Mädchen, womit denn aller weitere Argwohn oder vielmehr die Möglichkeit eines Argwohns (denn mehr war es noch nicht) von ſelbſt zuſammenfiel. — Der kleine beſcheidene Vetter ſtellte ſich, als ob er von dem ganzen Gerede nicht das Mindeſte wüßte, und da natürlich Jedermann ſich hütete, es in ſeiner Gegenwart zu erwähnen, ſo konnte es auch immer ſein, daß er in der That nichts davon wußte. Den blöden Referendarius mit der Brille hatten einige weiſe Frauen zu verſchiedenen malen ernſtlich ins Gebet genommen: ſie wüßten ſchon Alles, er ſolle nur beichten, was für Zaubereien ſie da getrieben hätten. Der junge Mann ſtolperte dann regelmäßig von einer Ecke der Stube zur andern und verſicherte unter Stammeln und Stottern, daß Alles in beſter Ordnung zugegangen; er ſei zwar im erſten Augenblick, wie die Wehmutter mit dem quäkenden Kinde ins Zimmer getreten, ſo beſtürzt geweſen — was ihm auch Niemand verdenken würde, wenn man erwäge, daß ſeine Mutter zwar zwölf Kinder gehabt hätte, er aber das jüngſte davon ſei und bis auf dieſe Stunde noch gar keinen Begriff von ſo etwas beſeſſen —

ſo beſtürzt, ſagte er, daß er im erſten Augenblick nicht gewußt, was Kind ſei und was Kiſſen, woran jedoch auch vielleicht der Umſtand Schuld trage, daß es ſehr warm im Zimmer und ſeine Brille von der Hitze ganz undurchſichtig geweſen. Späterhin hätte er ſich zurechtgefunden, hätte Alles beſtens inſpicirt, protokollirt und atteſtirt; es gäbe, behaupte er dreiſt, auf dem ganzen Gericht kein genaueres, gründlicheres und wohlſtiliſirteres Protokoll als dasjenige, welches der Herr Aſſeſſor und er in jener Nacht aufgenommen, und womit denn allerdings das Teſtament ein für alle mal und für ewige Zeiten erledigt ſei.

Damit waren die Gerüchte alſo beſeitigt und abgethan — bis auf eins, das tollſte von allen und das ſich gerade am längſten erhielt, wenn auch nur in ſehr untergeordneten Kreiſen. Nämlich die beiden Teſtamentsvollſtrecker ſeien mitſammt der Wehmutter beſtochen geweſen, das Zeugniß, das ſie abgelegt, ſei falſch; zwar ſei das Kind der Frau von Schwarzenfeld wirklich ihr Kind; allein es ſei ein Mädchen, das nur als Junge getauft und erzogen wäre. So läppiſch dieſes Gerücht auch war, ſo erhielt es ſich doch, wie geſagt, lange Jahre; ſeine letzte Spur verſchwand erſt, als Rudolf — ſo war das Kind getauft worden — auf die Univerſität zog, mit einem ſproſſenden Schnurrbart, wie ihn freilich kein junges Mädchen präſtiren konnte.

Elftes Capitel.

Verſchiedene Wege.

Und welche Jahre waren das für die Familie der Frau von Schwarzenfeld und für ſie ſelbſt geweſen! Es war ein ſchönes Vermögen, das der Kammerdirector ihr hinterlaſſen hatte: aber Glück und Segen waren nicht dabei. Im Gegentheil, es ſchien wie ein Fluch an dem Gelde zu haften, ein Fluch, den man begreiflich fand, da man ſich erſt jetzt wieder erinnerte, auf welche Weiſe und mit welchen Mitteln der Sohn des Viehhirten es zuſammengeſcharrt hatte. Was war aus den ſchönen Reiſen geworden, welche das junge Paar beabſichtigt, was aus den Feſten und Luſtbarkeiten, die man ſich in deſſen Hauſe verſprochen hatte! Die ſchönen Schweſtern, die ehemals ſoviel Bewunderer um ſich verſammelt, wie waren ſie ſo früh vereinſamt, ſo ſtill, ſo ernſt, ſo alt geworden! Es war doch nicht gut geweſen, daß der Alte das Teſtament am Morgen der Hochzeit gemacht, er hatte damit die Freuden des Hochzeittags entweiht und jene ſchwarzen Geiſter heraufgelockt, die ſeitdem ſo raſtlos, ſo unaufhörlich durch das Haus der beiden Schweſtern wanderten.

Noch lange nachher, wenn in der Stadt vom Heirathen aus Liebe die Rede war, pflegten die Mütter ihre Töchter mit dem Beiſpiel der ſchönen Fräulein von Steinfurt zu warnen. Wo waren zwei zärtlichere Paare geweſen als ſie und ihre jungen ſchmucken, ſchlanken Offiziere? Und wo hatten zwei Ehen ſo raſch ein ſo düſteres, furchtbares Ende genommen? Von Klara's traurigem Schickſal haben wir bereits geſprochen.

So traurig es war, war es doch noch das glücklichere; ihr Glück, ihre Liebe war doch nur mit dem Leben des Geliebten zu Ende gegangen, und auch dieſes hatte nur ein unabwendbarer Schickſalsſchluß, eine Krankheit, wie ſie Jeden treffen kann, dahingerafft. Der ältern Schweſter ſollte es nicht einmal ſo gut werden, ſie ſollte ganz Daſſelbe verlieren und nicht einmal den Troſt behalten, daß erſt der Tod das Herz des Geliebten erkaltet und daß dieſer Tod ſelbſt nur ein Schickſalsſchluß, ein Verhängniß höherer Mächte, denen wir uns unterwerfen müſſen, auch wo wir ſie nicht verſtehen.

Hugo von Schwarzenfeld war über die Geburt des Knaben anfangs ſehr glücklich geweſen. Nur die fünftauſend Thaler, die ihm durch das Teſtament zuerkannt waren, hatte er aufs entſchiedenſte abgelehnt; er überwies ſie dem Muſikantenthurm, mußte dabei jedoch die trübe Erfahrung machen, daß ſeine Güte ihm nicht einmal gedankt wurde; nachdem ſoviel Größeres verloren gegangen, meinten die Leute im Thurm, könnte es auf die paar Tauſend auch nicht ankommen. — Hugo lächelte über den Undank der alten misvergnügten Weiber, und auch die verſchiedenen, zum Theil höchſt langweiligen und läſtigen Geſchäfte, welche die nunmehr erfolgte Uebernahme des großen Vermögens mit ſich führte, überſtand er ſämmtlich mit größter Heiterkeit und ſprach nur den Wunſch aus, daß ſeine Frau doch recht bald wiederhergeſtellt ſein möchte, damit ſie die beabſichtigten großen Reiſen antreten könnten.

Allein auch mit dieſem Plan ſollte es gehe wie mit ſo vielen. Ulrike blieb längere Zeit kränklich; auch war es gleich mislich, ein ſo junges Kind zu verlaſſen oder auf ſo weite Reiſen mitzunehmen. Die Reiſen unterblieben alſo; nur Hugo verſchwand mitunter auf Tage und Wochen, Niemand wußte wohin. Zurückgekehrt, lebte er meiſtentheils wieder auf dem kleinen Landgute, wo er allerhand hübſche Anlagen gemacht hatte und das ihm immer mehr ans Herz zu wachſen ſchien. Frau von Schwarzenfeld zog es vor in der Stadt zu bleiben, wo ſie ſich in dem alten weitläufigen Hauſe des verſtorbenen Oheims nun vollkommen eingerichtet hatte; theils erfoderte das Kind, das übrigens prächtig gedieh, ihre Anweſenheit, theils mochte ſie wol auch von den Gerüchten gehört haben, die ſich über ſie verbreitet hatten; als eine kluge Frau hielt ſie es für angemeſſen, denſelben Stand zu halten und gerade jetzt die Stadt, wo ſie gleichſam unter öffentlicher Controle lebte, nicht zu verlaſſen.

Das war nun wol ganz klug: aber für die Dauer ihres häuslichen Glücks hätte ſie doch beſſer gethan, die häufigen Trennungen, die daraus zwiſchen den beiden Gatten entſtanden und die mit der Zeit immer länger und bedenklicher wurden, zu vermeiden. Der Trübſinn, an dem Hugo ſchon vor einiger Zeit gelitten, kehrte immer häufiger und immer gewaltſamer wieder. Selbſt ſeine Zärtlichkeit für Ulrike litt darunter; der ſonſt ſo weichherzige, milde Mann wurde ſchroff und rauh gegen ſie, was dann von ihrer Seite mit wachſender Heftigkeit erwidert ward. Allerdings kamen noch mitunter Stunden, wo ſie ſich gegenſeitig voll Ungeſtüm aufſuchten; wenn ſie in der Stadt, er auf dem Gute einſam und grollend ſaßen, war es ihnen mitunter, als hörten ſie eine Stimme rufen; ſie eilten einander in die Arme und ſchwuren unter Thränen und Küſſen, alles Vergangene ſolle vergeben und vergeſſen ſein und nie, nie wieder ſollten ſich ihre Herzen ſo voneinander verlieren.

Allein — das übelſte Symptom in einer Ehe, wobei ſich die Diagnoſe gewöhnlich auf „incurabel" ſtellt — auch dieſe wiederholten Verſöhnungen führten kein neues inniges Beiſammenleben herbei; es waren ſtürmiſche Augenblicke, einzelne zärtliche Anwandlungen, die mit derſelben Eile gingen wie ſie gekommen waren und das Herz noch finſterer und kälter zurückließen als es zuvor geweſen. Sie fingen ſogar an höchſt gefährlich zu werden, dieſe Verſöhnungen. Denn regelmäßig, indem ſie ſich verſöhnen wollten, geriethen die armen thörichten Leute in neue und noch viel heftigere Erörterungen; aller alte Groll wurde wieder wach; was er oder ſie da oder dort geſprochen oder nicht geſprochen, gethan oder unterlaſſen, wurde einander mit Heftigkeit vorgerückt und die Wunde dadurch immer tiefer und brennender gemacht. Um was es ſich dabei eigentlich handelte und woher dieſe Zerrüttung des häuslichen Friedens eigentlich ſtammte, wußte Niemand ſo recht zu ſagen. Der Vetter hätte es vielleicht thun können, er war jetzt viel, faſt unausgeſetzt im Hauſe ſeiner ſchönen Couſine, und wenn er nicht ſo allgemein als Tugendſpiegel bekannt und auch nicht ſo gar kümmerlich von Ausſehen geweſen wäre, ſo hätte man wol gar auf den Gedanken kommen können, Herr von Schwarzenfeld ſei eiferſüchtig auf ihn. Aber daran war bei dieſem ſtillen, beſcheidenen Männchen kein Gedanke, und auch die ſtolze ſchöne Ulrike, wenn ſie einmal ſündigen wollte, hätte ſich wenigſtens einen hübſchern Sünder ausgeſucht. Die Sache wurde zuletzt ſo ſtadtkundig, daß der Vetter ſelbſt ſie nicht mehr in Abrede ſtellen oder ignoriren konnte. Er zuckte die Achſeln und meinte, es werde wol die gewöhnliche Reaction der Liebe ſein, die beiden Leutchen hätten ſich anfangs zu liebgehabt, nun müßten ſie ſich erſt ein bischen haſſen, und wenn das durchgemacht ſei, werde die wahre, richtig temperirte Liebe, ſozuſagen die Dauerliebe, die einen Puff vertragen kann, wol auch an die Reihe kommen. Nach einiger Zeit aber gab er zu: nein, die Sache wäre doch anders, ernſthafter oder leichter, wie man es nehmen wolle — der arme Hugo ſei krank, gemüthskrank, er wiſſe nicht mehr was er thue, ſein Herz ſei für alle Freuden des Lebens abgeſtorben, ſelbſt ſeinen Rudolf, den prächtigen Jungen, der nun wirklich ſchon ganz niedlich zu laufen anfange, ſehe er kaum von der Seite an.

Der junge Arzt, der mittlerweile eine große Praxis in der Stadt bekommen und ſich trotz ſeiner Klugheit und trotz ſeiner Biederkeit zum Modearzt emporgeſchwungen hatte, beſtätigte die Ausſagen des Vetters. Es war wirklich ſo, Herr von Schwarzenfeld war in der That gemuthskrank, die Unruhe, in der er die letzten Jahre verlebt oder vielleicht auch umgekehrt, die ungewohnte Ruhe und Einſamkeit des Landlebens, die er ſo plötzlich mit dem heitern Kriegsdienſt vertauſcht, hatte ſeinen Nerven eine Reizbarkeit gegeben, welche die größte Vorſicht und Schonung nöthig machte. Den meiſten Erfolg hoffte der Arzt von einer Veränderung des Aufenthalts. Hugo ſollte reiſen; vielleicht war es auch rathſam, die Gegend ganz zu verlaſſen und ſich in einem mildern Klima und einer freundlichern Umgebung anzuſiedeln. Natürlich konnte ſo etwas nicht ohne entſprechende Vorbereitungen vor ſich gehen; man wollte die beſſere Jahreszeit erwarten, Frau und Kind ſollten mitgenommen werden; auch mußte für Verwaltung und Beaufſichtigung des ausgedehnten Beſitzthums Sorge getragen werden.

Ach, hätten die armen Leute doch lieber Alles ſtehen und liegen laſſen wie es lag und hätten ſich eiligſt auf die Reiſe begeben; vielleicht wäre es noch möglich geweſen, den Unglücklichen zu retten. Jetzt kamen alle Zurüſtungen zu ſpät — Hugo hatte ſich ſelbſt entleibt; nach einer ſtürmiſchen Regennacht, die er einſam im Freien zugebracht, fand man des Morgens früh ſeine Kleider nebſt einem halbverwiſchten Zettel, der einige Abſchiedsworte enthielt, am Geſtade des angeſchwollenen Stroms. Die Leiche wurde lange vergeblich geſucht; endlich kam aus einer entfernten Ortſchaft die Nachricht, daß die Flut ſie ans Land getrieben, wo man ſie in aller Stille ohne Sang und Klang eingeſcharrt hatte.

Das alſo war der Ausgang dieſer beiden ſo hoffnungsvollen Ehen geweſen, ſo hatten dieſe beiden, ehedem ſo muntern Kameraden geendet: der Eine am Nervenfieber, der Andere als Selbſtmörder, Beide nachdem ſie ihr Glück nur wenige Jahre genoſſen, und der Eine doch ſchon als ein überſättigter, müder Mann.

Ulrike trug ihr furchtbares Schickſal, gegen das ſelbſt das Unglück der Schweſter in Schatten trat, mit einer faſt abſchreckenden Faſſung. Sie weinte nicht, ſie klagte nicht, aber Niemand ſah ſie auch jemals wieder lächeln; ihr Geſicht war ganz ernſt, ganz ſtarr geworden, als ob der plötzliche Schmerz es verſteint hätte; man ſah ſie zuweilen in tiefes Nachdenken verloren, und wenn ſie emporfuhr, ſchüttelte ſie ſich wie von innerm Grauſen gepackt. Waren es vielleicht die Schatten der Vergangenheit, die in ihr emporſtiegen? Mußte ſie ſich ſelbſt anklagen, gegen den todten Gemahl nicht immer ſo ſanft und duldſam geweſen zu ſein, wie ſein unglücklicher Zuſtand es ihr wol zur Pflicht gemacht hätte? Oder wer weiß — ihre Blicke waren gar ſo ſtier und ſeltſam — erbte die Krankheit des unglücklichen Mannes vielleicht fort? und waren Wahnſinn und Geisteszerrüttung der Fluch, den der alte Oheim in ſein Geld hineingebannt hatte? — Der gute arme Vetter, der in ſeiner Verwandtſchaft ſoviel Trauriges erleben mußte, ging ganz betrübt und kläglich umher; ſeinem ſtillen mäßigen Gemüth waren alle dieſe großen, ungeheuern Schickſale ganz beſonders drückend und widerwärtig. Doch hielt er bei der armen Couſine treulich aus, er machte es nicht wie

Ulrike's Schweſter, die Witwe des ſchönen jungen Hippolyt, die ſich bald nach des Letztern Tode, aus Gründen, die Niemand kannte, dermaßen mit Frau von Schwirzenfeld überworfen und verfeindet hatte, daß aler Verkehr zwiſchen den beiden Schweſtern abgbrochen war. Vermuthlich hatten die beiderſeitigen Vermögensverhältniſſe die Veranlaſſung dazu gegeben; Ulrike war ſehr reich geworden und Klara ſehr arm. Selbſt das kleine Capital, das ſie noch von dem verſtorbenen Oheim im Geſchäft hatte, gehörte nun eigentlich der Schweſter oder doch dem Sohn derſelben, was für den Augenblick auf Eins hinauskam. Wie tief die Erbitterung zwiſchen den beiden einſt ſo nah verbundenen Weſen geworden war, das konnte man beſonders daraus ſchließen, daß Klara, ungeachtet ihrer bedrängten Verhältniſe und wiewol ſie das erwähnte Capital nach dem Wortlaut des Teſtaments noch eine Reihe von Jahren hätte behalten können, daſſelbe doch unmittelbar nach Hugo's Tode an die Schweſter zurückzahlte, und daß dieſe, an der man von Geiz oder Habſucht bisher keine Spur bemerkt hatte, daſſelbe auch wirklich zurücknahm. Damit war denn ausgeſprochen, daß die beiden Schweſtern keinerlei Art von Beziehung mehr miteinander haben wollten, und auch die Ermahnungen des Vetters, der ſich viele Mühe gab, die Hadernden zu verſöhnen, konnte unter dieſen Umſtänden den gewünſchten Erfolg nicht haben

Zwölftes Capitel.

Ein zweites Geſchlecht.

Wir wollen hier noch gleich anſchließen, was über das fernere Schickſal Klara's und ihrer Tochter bekannt ward; es war nicht viel und das Wenige war nichts Freundliches. Mit der Hartnäckigkeit, deren wir ſchon früher gedacht haben und die ihrer tiefen und aufrichtigen Liebe zu dem verſtorbenen Gemahl entſprach, ſuchte ſie die von ihm angelegte Fabrik, trotz der verminderten Mittel und trotz der drückenden Zeiten, immer noch im Gang zu erhalten. Sie hatte ſich ganz in das Geſchäft eingelebt, und zehn mal bankrott, oder doch wenigſtens auf dem Punkt es zu werden, hatte ſie ſich durch Fleiß, Sparſamkeit, Ausdauer immer wieder in die Höhe gerafft. Viel Seide wurde dabei freilich nicht geſponnen; es war eins von den Geſchäften, die nicht leben und nicht ſterben können, bei denen man wol alt und grau, aber nicht ſatt und froh, geſchweige denn reich wird. Endlich gingen die ſchweren Kriegsjahre vorüber, und ſie hoffte ſich zu erholen. Allein gerade das Gegentheil geſchah; der Friede machte die lange verhaltenen Capitalien wieder flüſſig, fremde Speculanten kamen ins Land, neue großartige Unternehmungen wurden errichtet, gegen die das kleine Geſchäft der armen Witwe zuſammenſchrumpfte wie ein Zwerg vor dem Rieſen, und die wenigen Abſatzquellen, die ſie ſich noch offenerhalten hatte, verſchloſſen ſich eine nach der andern.

Da zeigte das Glück noch einmal ſein gleißendes Antlitz, aber nur um auf Nimmerwiederſehen zu verſchwinden und noch größeres Unglück zurückzulaſſen wie zuvor. Die noch immer friſche, blühende Witwe, deren Fleiß und Ausdauer ſelbſt von Denen geachtet ward, denen die geringen Früchte deſſelben kein Geheimniß, hatte im Lauf der Jahre manchen vortheilhaften Heirathsantrag gehabt. Doch hatte ſie alle zurückgewieſen, theils weil das Bild des verſtorbenen Gemahls noch immer unverlöſchlich in ihrem Herzen lebte, theils auch aus Rückſicht auf die Tochter, ein friſches blühendes Kind, der ſie keinen Stiefvater geben mochte. Jetzt war aus dem Kinde eine ſtattliche Jungfrau geworden, und die Freier, die ſich bis dahin bei der Mutter eingeſtellt hatten, wurden nachgerade gewahr, daß auch eine recht hübſche mannbare Tochter im Hauſe ſei.

Und wie das Mutterherz ſo ſeltſam iſt: dieſelben Freier, denen ſie die eigene Hand ſo ſtandhaft verweigert hatte, waren ihr als Bewerber um die Hand der Tochter höchlich willkommen. Die gute Frau war wol zu entſchuldigen; die Heirath der Tochter war die einzige Ausſicht, die ſie noch hatte; wenn dieſe einen Mann wählte, der ſich auf das Geſchäft verſtand und ein bischen Mittel hineinbrachte, ſo war es immerhin noch möglich, daß es zuletzt doch noch in Flor gerieth, Mutter und Kind ernährte, ja vielleicht noch reich machte. Die Tochter, Luiſe mit Namen, war ein leidenſchaftloſes, ruhiges Gemüth, die Nähe der holländiſchen Grenze ſchien ihr etwas wie holländiſches Phlegma angeweht zu haben; ſie konnte die ſanguiniſchen Hoffnungen der Mutter nicht gerade theilen, aber da ihr Herz frei war und ſie auch ſonſt keine hervortretende Neigung oder Abneigung hatte, ſo wollte ſie es auf den Verſuch ankommen laſſen.

Und der Verſucher kam. Ein junger Fremder, der ſeit einiger Zeit in der Gegend lebte, machte die Bekanntſchaft von Mutter und Tochter; er reiſte im Lande umher, um gewiſſe Erfindungen und Fabrikgeheimniſſe zu kaufen und zu verkaufen, welche, wie der redſelige Mann mit großer Emphaſe verſicherte, den Ertrag in kürzeſter Zeit auf das Doppelte und Dreifache ſteigern mußten. Nun war zwar die Fabrik der Witwe viel zu klein, um ſich auf ſolche koſtſpielige Experimente einzulaſſen. Doch war die Bekanntſchaft eingefädelt und wurde von dem jungen Manne mit Eifer fortgeſetzt. Auch den Frauen gefiel er, beſonders der Mutter; er war, was man ſo ſagt, mit allen Winden geſegelt, in allen Waſſern hatte er geſchwommen, es gab kein Land, wo er nicht geweſen, kein Geſchäft, das er nicht erlernt, keine Erfindung zwiſchen Himmel und Erde, die er nicht gemacht oder wenigſtens verbeſſert und nach ihrer wahren Bedeutung erkannt hatte. Die Witwe war in den engen kleinen Verhältniſſen wol auch ein wenig zurückgekommen, mit der bürgerlichen Hanthierung hatte ſie bürgerliche Neigungen und Schwächen angenommen. Der junge geſchwätzige Windbeutel imponirte ihr; das, dachte ſie, wäre der rechte Mann für ihr Geſchäft, wenn der da hineinheirathete, da käme es gewiß noch in die Höhe. Ja, ſie ſtand ordentlich beſchämt neben dem Großſprecher und ſchalt in ihrem Herzen auf die kleinen beſcheidenen Tugenden, auf die Sparſamkeit, den Fleiß, die Mäßigkeit, die ſie ſo lange Jahre geübt; was hatten ſie ihr genützt? Nichts: aber dieſer junge Mann hier, der hatte ſich etwas verſucht, der war ein Genie, und das Genie faßt das Glück im Fluge, das dem guten aber ſchwachen Willen der Witwe immer aufs neue entflattert war.

Ihr Wunſch ſollte erfüllt werden, noch bevor ſie ihn ſich ſelbſt recht klar gemacht. Der junge Fremde, der in dem kleinen aber wohlgelegenen Geſchäft, deſſen Mittel gering, aber ſicher waren, wol gerade den richtigen Stoff für ſeinen reformatoriſchen Genius erkennen mochte, hielt um die Hand der Tochter an. Daß er das Geſchäft dabei mitheirathen würde, verſtand ſich von ſelbſt; auch redete er viel von gewiſſen auswärtigen Gönnern, auf deren Unterſtützung er zählen dürfe, ſowie von einem kleinen erſparten Vermögen, das er in Bergwerksantheilen und ähnlichen Unternehmungen mit einem Vortheil angelegt habe, der ſeine eigenen kühnſten Erwartungen übertreffe. Luiſe's Herz war, wie wir wiſſen, noch unberührt; ſie ſah keinen Grund, warum ſie nicht die Frau eines Mannes werden ſolle, der ſo hübſche Bergwerksantheile beſaß und zu dem ihre Mutter ſolch gutes Vertrauen hatte.

Die Ehe wurde alſo geſchloſſen, ohne Begeiſterung, aber auch ohne Abneigung. Nach einer alten Erfahrung ſoll das die beſten Ehen geben; hier jedoch bewährte der Satz ſich nicht.

Zwar war Herr Kroppenberg — ſo nannte ſich der Schwiegerſohn der Witwe — gegen Frau und Schwiegermutter ein ganz höflicher und artiger Mann; er wirthſchaftete viel in der Fabrik, ließ neue Arbeiter nebſt neuen Maſchinen kommen, machte große Geſchäftsreiſen, ſprach viel von der ungeheuern Maſſe von Beſtellungen, die er zu effectuiren hätte, ließ die Schwiegermutter brav Hypotheken aufnehmen und Wechſel unterſchreiben — aber eines guten Tages, kurz nachdem Luiſe ihn zum Vater eines Töchterchens gemacht hatte, das nach der Großmutter Klara getauft ward, verreiſte er und vergaß leider das Wiederkommen, was einem Manne von ſo vielen und dringenden Geſchäften wol paſſiren konnte. Statt ſeiner kamen zahlloſe Gläubiger und Andere, die über Betrug und Spitzbübereien ſchrien; von den Bergwerksantheilen und ſonſtigen werthvollen Papieren, die Herr Kroppenberg beſeſſen, wollte ſich nichts finden, er hatte ſie vielleicht in Gedanken eingeſteckt und mitgenommen, oder vielleicht hatte er ſie auch niemals beſeſſen. Aber die Schwiegermutter, die beſaß noch etwas, und obwol es bei weitem nicht hinreichte, alle Verbindlichkeiten, welche Herr Kroppenberg darauf eingegangen war, zu löſen, ſo hinderte dies doch, wie man ſich denken kann, die Gläubiger nicht im mindeſten, ihr zu nehmen ſoviel eben da war und ſie mit Tochter und Enkelin, nackt und bloß, von der Scholle, auf der ſie ſo lange gewohnt hatte. und wo auch die Leiche ihres Hippolyt lag, herunterzujagen.

Das war ein Schmerz, beinahe ſo groß wie damals, als ſie dem Theuern die Augen zudrückte. Im erſten Augenblick, voll Entſetzen über dieſe abſolute Hülfloſigkeit, die ihr von allen Seiten entgegenſtarrte, dachte ſie daran, ſich an die Schweſter zu wenden und deren Hülfe in Anſpruch zu nehmen. Aber es waren mehr als zwanzig Jahre, ſeit ſie einander zum letzten male geſehen; ſie wußte nicht einmal, wo Ulrike war, ob ſie ſich nicht vielleicht zum zweiten male verheirathet hatte, ja ob ſie überhaupt noch lebte. Auch trat Alles, was die Schweſtern damals getrennt, mit erneuter Lebhaftigkeit vor ihre Seele; es war nichts Großes, nur ein Hauch, ein Schatten — aber dieſer Schatten hatte hingereicht, ihr das Bild der Schweſter auf ewig zu verdüſtern und eine Kluft zwiſchen ihnen aufzuwerfen, die durch nichts wiederausgefüllt werden konnte. Wie hatte ſie aufgeathmet damals, als der letzte Thaler von dem Capital, das noch der alte Kammerdirector an Hippolyt geliehen hatte, zum Hauſe hinausgeſchafft und an ſeine neue Eigenthümerin zurückgezahlt war! Sie war nicht abergläubiſch oder doch nicht mehr als ſich für eine Frau von ihren Verhältniſſen paßte: und doch hatte ſie ſich niemals des Gedankens entſchlagen können, ob nicht am Ende dieſe Ueberfülle des Unglücks, die ſie ſo ſichtlich verfolgte, eine Frucht dieſes Geldes ſei und der Flüche, welche daran klebten. Und um daſſelbe Geld, das ſie ehedem verſchmäht, ſollte ſie nun betteln? betteln bei der ſtolzen, hochfahrenden Schweſter, die ſich ſo leicht, ſo ſpöttiſch von ihrem Herzen gelöſt? Als demüthige Fremde ſollte ſie ſich an den Tiſch ſetzen, der in ihren Gedanken von Blut und Verwünſchungen troff, weil nichts als ungerechtes Gut darauf kam? Nein, nein, lieber verhungern als Theil haben an dieſem Gelde!

Auch verhungern zwei Frauenzimmer nicht ſo leicht, die mäßig ſind und arbeiten wollen. Einige alte Freunde des Hauſes, durch ihr nicht endendes Unglück gerührt, verſchafften ihr eine Stelle in einer kleinen rheiniſchen Stadt als Vorſteherin einer Klöppelſchule; es war ein dürftiges Leben, aber man lebte doch....

Das heißt, ſolange man es aushielt. Luiſe hielt es nicht lange aus; die ungewohnten Gemüthserſchütterungen und Aufregungen, welche die letzten Jahre für ſie gebracht, hatten ihre Kraft gebrochen. Sie ſtarb, wie ſie gelebt, ſtill und geräuſchlos; die Mutter, das wußte ſie, mußte ihr bald nachfolgen, und nur der Hinblick auf ihre arme kleine Tochter machte ihr das Sterben ſchwer. Von ihrem weggelaufenen Manne hatte ſie nie wieder etwas gehört; auch wurde ſelten oder nie von ihm geſprochen. Die Kleine wußte kaum, wer ihr Vater war; ein Medaillon von ihm, das er ihrer Mutter einſt als Bräutigam geſchenkt hatte, diente ihr als Spielzeug, ohne daß ſie recht wußte, wen es vorſtellte. Das Kind war ſo ſanft und ſtill wie ſeine Mutter, aber zugleich ſo thätig und energiſch wie die Großmutter. Die Letztere, welche immer hinfälliger ward, beſonders an den Augen, die der feinen Arbeit nicht mehr gewachſen waren, würde mit der Erziehung ihrer Enkelin und

Namensſchweſter große **Noth** gehabt haben, hätte nicht ein guter alter Prediger in der Nachbarſchaft, der die alte Frau Froideville (das „von" hatte ſie längſt abgelegt) ſeit Jahren kannte und achtete, ihr dieſe Laſt ab- und das Kind zu ſich genommen. Da war denn für die kleine Klara trefflich geſorgt; die Großmutter aber wickelte ſich feſter in ihr altes abgetragenes Tuch und dachte, nun könne der Tod kommen, ſie wäre gerüſtet. . . .

Dreizehntes Capitel.

Witwentrauer.

Minder wechſelvoll, aber darum nicht weniger freudlos und finſter geſtaltete ſich der Lebensweg der ältern Schweſter. Der ſo frühzeitige, von ſo erſchütternden Umſtänden begleitete Tod ihres Gemahls hatte die junge Frau im Innerſten getroffen und zerſchmettert; jetzt zeigte ſich erſt, wie ſie ihn geliebt, und daß alle jene Störungen und Misverſtändniſſe, welche ihre kurze Ehe getrübt, doch nur wie Wolken vor der Sonne geweſen waren. Aus der übermüthigen, glanzliebenden Schönen war eine ernſte, düſtere Matrone geworden; ſtill und ſchweigſam, einen unerſchütterlichen Ernſt in den noch immer ſchönen Zügen, ſchritt ſie durch die weitläufigen Räume des alten finſtern Hauſes, oder wandelte durch die Alleen und Anlagen des Landguts, dem Hugo ſich mit ſoviel Eifer gewidmet hatte, das ihr früher ſo gleichgültig, ja beinahe widerwärtig geweſen war und wo ſie jetzt regelmäßig den größten Theil der guten Jahreszeit in tiefſter Einſamkeit verbrachte, theils ihren Erinnerungen hingegeben, theils mit Ausführung der Plane und Arbeiten beſchäftigt, welche ihr Gemahl hier begonnen und denen ſein furchtbares Schickſal ihn vor der Zeit entrückt hatte. Selbſt das Publicum, das vor kurzem noch ſo eifrig geweſen war, ſie mit böſen Gerüchten und Misdeutungen zu verfolgen, mußte ſich nachgerade eingeſtehen, daß es der armen jungen Frau doch wol Unrecht gethan habe; war ſie jemals kokett und leichtfertig geweſen, ſo hatten wenigſtens die furchtbaren Schickſale, die ſie ſeitdem erfahren, jede Spur davon aus ihrem Herzen gebrannt. Gegenüber dieſem ernſten bleichen Geſicht und dieſem ſtrengen, faſt klöſterlichen Lebenswandel, der dabei doch vor Aller Augen offen dalag, verſtummte der Argwohn, die böſen Gerüchte ſchliefen ein, und dieſelben Stimmen, die ſich vor kurzem noch ein ordentliches Geſchäft daraus gemacht hatten, den Ruf der jungen Frau zu zerpflücken, rühmten ſie jetzt als eine Seltenheit unſerer Tage: nämlich als eine Witwe, die mit den Trauerkleidern nicht auch die Trauer ſelbſt abgelegt.

Zu dieſer für Ulriken ſo vortheilhaften Umſtimmung des Publicums trug noch ein anderer Umſtand nicht wenig bei, der die Neugier desſelben ſeit Hugo's Tode vielfach beſchäftigt hatte, bis er endlich auf eine Weiſe gelöſt ward, die der jungen Witwe in der Meinung der Stadt wiederum zum höchſten Vortheil gereichte. Das war ihr Verhältniß zu dem ſtillen beſcheidenen Vetter. Der Leſer erinnert ſich der Gerüchte, die auch über dieſen Punkt verbreitet waren; Hugo's plötzlicher Tod hatte denſelben natürlich neue Nahrung gegeben, und mit ſchadenfroher Spannung lauerte man, ob Herr von Steinfurt, der inzwiſchen in eine Rathsſtelle eingerückt war und auch übrigens die beſten Ausſichten in ſeiner amtlichen Laufbahn hatte, die ſchöne Couſine und mit ihr das ſchöne Vermögen nicht am Ende doch noch heimführen werde. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich wieder einmal recht deutlich, wie veränderlich Dasjenige, was man die öffentliche Meinung nennt, mag es nun die Schickſale und Einrichtungen der Staaten, die Lorbern der Helden und Dichter oder die kleinen Klatſchgeſchichten und Abenteuer des geſelligen Lebens betreffen. Wer war beliebter geweſen in den geſelligen Kreiſen der Stadt als das ſtille, anſpruchloſe Männchen, das gegen Jedermann ſo zuvorkommend war und ſich ſo dienſtwillig placiren ließ, wohin man es haben wollte? Ueber wen war man ſo einſtimmig geweſen, daß er die Beſcheidenheit ſelbſt und daß es doch ein wahres Glück für die Geſellſchaft ſei, ſolchen ewig heitern, ewig fügſamen jungen Mann in ihrer Mitte zu haben, als über ihn? Nun aber auf einmal, ſei es der allgemeine Wankelmuth des Publicums, oder ſei es Neid wegen des Glücks, dem er vermeintlicherweiſe entgegenging — genug, die Meinung der Stadt ſchlug auf einmal in demſelben Maße zu ſeinem Nachtheil um, wie ſie ſich zu Gunſten der Frau von Schwarzenfeld geändert hatte. Der Vetter ſollte auf einmal ein heimtückiſcher hinterliſtiger Schleicher ſein; mit der großen Brillantnadel des alten Kammerdirectors, behauptete man, ſei auch die Argliſt und Schadenfreude des alten wunderlichen Mannes auf ihn übergegangen; aller Unfriede, der die kurze Ehe des jungen Paares geſtört, ſei von ihm ausgeſtreut worden; ſelbſt die verdächtigen Manipulationen, die er bei Geburt des Schwarzenfeld'ſchen Erben getrieben haben ſollte, wurden wiederaufgewärmt, aber jetzt in dem Sinne, als ob es ſeine Abſicht geweſen, den Erben überhaupt zu beſeitigen — wobei es freilich ſchwerfiel zu ſagen, welcher Vortheil ihm daraus hätte erwachſen ſollen, da ſich das Teſtament ja für dieſen Fall deutlich genug ausſprach und jede Möglichkeit, daſſelbe zum Vortheil des Vetters auszubeuten, von vornherein abgeſchnitten war.

Indeſſen an ſolche Widerſprüche kehrt das Publicum, wenn es einmal ins Vermuthen und Auslegen gekommen iſt, ſich bekanntlich nicht, und ſo ſah man denn auch mit großer Befriedigung, wie das Trauerjahr verſtrich und ein zweites und drittes Jahr ebenfalls, ohne daß in dem Verhältniß der Witwe und des Vetters irgendeine Aenderung eingetreten wäre, welche die Vermuthung des Publicums gerechtfertigt hätte. Herr von Steinfurt ging bei ſeiner Couſine aus und ein wie früher, er beſorgte ihre Rechts- und Geldverhältniſſe, lieh ihr, wo ſie es ja nicht vermeiden konnte öffentlich zu erſcheinen, ſeinen Schutz und that überhaupt Alles, was das nahe verwandtſchaftliche Verhältniß und die verlaſſene Lage der Witwe, beſonders ſeit dem Zerwürfniß mit der Schweſter, zu erfodern ſchien. Aber auch kein Haarbreit mehr; wie genau man aufpaßte, wie thätig die Lorgnetten auch waren, wo Frau von Schwarzenfeld ſich in der Begleitung ihres Vetters zeigte, und welche verfängliche Fragen man, mit dem ſüßeſten Lächeln natürlich und unter Verſicherungen innigſter Theilnahme, an ſie richtete, ſo war und blieb doch nicht die leiſeſte Spur eines zärtlichen Verhältniſſes zu entdecken, oder auch nur eines Verhältniſſes, das mit der Zeit einmal ein zärtliches hätte werden können. Ulrike war von ſo gleichmäßigem Ernſt, ſo kalt und ſtreng, um nicht zu ſagen ſo finſter in Wort und Miene, alle ihre Aeußerungen zeigten eine ſo tiefe Gleichgültigkeit gegen die Zukunft, eine ſolche Ausſicht- und Hoffnungloſigkeit, daß auch ein minder ſchüchterner Bewerber, als der Vetter für jeden Fall war, nothwendig den Muth darüber verloren hätte. So wurde man denn endlich des Aufpaſſens müde und entſchloß ſich, ein natürliches und einfaches Verhältniß auch natürlich und einfach auszulegen: von allen Entſchlüſſen bekanntlich derjenige, der der guten Geſellſchaft am ſchwerſten fällt.

Am meiſten trug es zu dieſem Entſchluſſe bei, als Ulrike endlich nach Verlauf von drei, vier Jahren die traurige Einförmigkeit ihres Witwenlebens unterbrach und jene Reiſen antrat, von denen ſie früher, zu Lebzeiten ihres Gemahls, ſo gern und ſo viel geſprochen — und zwar allein antrat, ohne Begleitung des Vetters, auf die derſelbe doch, wenn hier wirklich ein zärtliches Verhältniß zugrunde gelegen oder auch nur im Entſtehen geweſen wäre, ganz gewiß nicht verzichtet hätte, zumal bei den unruhigen Kriegszeiten, die eine männliche Begleitung faſt zur Nothwendigkeit machten. Nichtsdeſtoweniger reiſte Ulrike, wie geſagt, allein, nur von einer einzigen Kammerfrau begleitet, auf deren Geſchicklichkeit und Treue ſie ſich allerdings verlaſſen konnte. Auch beſaß die Kammerfrau außer ihrer Treue und Geſchicklichkeit noch die ſchätzenswerthe Eigenthümlichkeit, ſehr verſchwiegen zu ſein. Frau von Schwarzenfeld wiederholte ihre Reiſen alljährlich, ſie kam und ging oft ſo plötzlich, daß kaum ihre nächſten Nachbarn etwas davon merkten, und ſtets in derſelben Begleitung. Aber dieſe

Begleitung war ſtumm wie ein Stein; kein noch ſo eifriges Geſpräch, keine noch ſo verbindliche Schmeichelei konnten aus ihr herauslocken, wohin dieſe häufigen Reiſen gerichtet waren oder welchen Zweck ſie hatten. — Was dieſen letztern Punkt anbetraf, ſo war er im Grunde ſehr einfach: eine junge Frau in Ulrike's Lage, nach ſo erſchütternden Erfahrungen und nachdem ſie eine Reihe von Jahren in ſo tiefer Zurückgezogenheit gelebt hatte, mußte in den Zerſtreuungen der Reiſe eine ſo naheliegende wie nöthige Aufheiterung finden. Daß ſie ihre Reiſen in ſo geringer Begleitung machte, wurde ihr als Sparſamkeit ausgelegt, von der — behaupteten die Vergnüglinge der Stadt, die ſich mit Wehmuth erinnerten, welche Hoffnungen ſie ehedem auf das junge Schwarzenfeld'ſche Haus geſetzt hatten — ſie auch übrigens einige nicht wohl zu verkennende Merkmale zeigte. Daß ſie ſich dabei aber auch ſelbſt durch die unruhigen Zeiten und die mögliche Kriegsgefahr nicht zurückhalten ließ, das fand man ganz in der Ordnung bei einer Frau, die ja auch übrigens von jeher ſoviel Proben ihres Muths und ihrer Selbſtändigkeit gegeben hatte und die überdies die Witwe eines ehemaligen Huſarenoffiziers war.

Nichtsdeſtoweniger hatte das Publicum anfangs nicht übel Luſt, auch in dieſen Reiſen etwas Verfängliches zu ſehen. Die Baronin ſelbſt ſprach mit großer Unbefangenheit davon, aber freilich auch mit der Einſylbigkeit und der kalten, ablehnenden Weiſe, die ſie ſich ſeit dem unglücklichen Ende ihres Mannes zu eigen gemacht hatte. Und gerade dieſe Einſylbigkeit fand man verdächtig. In der Zeit, in der die hier erzählten Ereigniſſe ſich zutrugen, alſo zu Anfang des Jahrhunderts, war man in Deutſchland überhaupt noch nicht ſo reiſeluſtig wie heutzutage, am wenigſten aber in der Stadt, in der wir uns befinden und von der wir ſchon früher gehört haben, wie kleinſtädtiſch ſie war und wie fern ſie dem Weltverkehr lag. Wer von hier aus eine Reiſe machte, und wenn ſie auch nur bis in die Hauptſtadt ging, der hatte ſo viel zu kämpfen mit ſchlechten Wegen und zerbrochenen Achſen und wußte bei ſeiner Rückkehr ſo viel Neues und Seltſames zu erzählen von der Welt jenſeit der Haiden und Sümpfe, daß er damit reichlich vier Wochen das Orakel der Stadt war. Warum verſchmähte Frau von Schwarzenfeld dieſen Ruhm? Warum ſprach ſie, die ſo häufige und große Reiſen machte, nur ſo ganz im Allgemeinen davon und mit ſolchen ſichtbaren Auslaſſungen und Lücken? Hier mußte ein Geheimniß im Spiele ſein, natürlich ein verbotenes — und was lag da näher als eine heimliche Liebſchaft? Auch die räthſelhafte Krankheit und das entſetzliche Ende des armen Hugo gewann auf dieſe Art mit einem male vollſtändige Aufklärung: der arme brave Mann hatte das Geheimniß entdeckt, Zorn und Scham hatten ſeine Sinne verwirrt, bis er in unſeliger Zerrüttung Hand an ſich ſelbſt gelegt. Mit derſelben ſchadenfrohen Neugier, mit der man vor kurzem noch auf die Entwickelung ihres Verhältniſſes zu Herrn von Steinfurt gelauert, durchlief man jetzt den Kreis ihrer ehemaligen Anbeter, um den intereſſanten Liebhaber in der Fremde aufzuſpüren. Er war freilich bunt genug, dieſer Kreis der Anbeter; die jetzt ſo ernſte, ſtille Frau hatte, wie wir wiſſen, ehedem einen ſehr zahlreichen Hof gehabt; die Vermuthungen hatten freies Spiel und konnten eine Maſſe von Fäden anknüpfen, denen ſich wenigſtens eine gewiſſe Möglichkeit nicht abſtreiten ließ.

Da indeſſen Jahr auf Jahr verging, ohne daß auch nur eine von den vielen Möglichkeiten ſich verwirklichen wollte, ſo wurde das

Publicum der Vermuthungen endlich überdrüſſig und begnügte ſich damit, Frau von Schwarzenfeld für eine zurückgekommene Frau zu erklären, die den Ton der großen Welt verlernt habe und ſelbſt von ihren Vergnügungsreiſen nichts Intereſſantes mehr zu erzählen wiſſe.

Und allerdings, wenn dies wirklich Vergnügungsreiſen ſein ſollten, ſo waren ſie von eigenthümlichem Erfolg. Von jeder ihrer Reiſen kehrte die Baronin ernſthafter und tiefſinniger zurück; ſie verſchloß ſich dann regelmäßig auf Wochen und ließ außer der ſchon erwähnten Kammerfrau Niemand vor ſich, ſelbſt nicht den treuen Vetter. Und wenn ſie dann endlich nach längerer Pauſe wieder in der Geſellſchaft erſchien, an der ſie überhaupt nur ſo viel theilnahm, wie die nöthigſten Rückſichten ihres Standes erfoderten, ſo merkte man an ihrer gereizten Stimmung und den gramentſtellten Zügen noch ſehr deutlich, welche ſchmerzliche

Kämpfe ſie beſtanden hatte. Woher ſtammten dieſelben? War es die Erinnerung an das finſtere Schickſal ihres Hauſes, die ſie bei ihrer Rückkehr in daſſelbe mit verdoppelter Heftigkeit befiel? War es Reue darüber, daß ſie ſich auf einige Zeit wieder einmal in das Gewühl der Welt geſtürzt und jenen Dienſt der Erinnerung und der Trauer verabſäumt hatte, dem ſie ihr übriges Leben mit ſoviel Ausdauer und Innigkeit widmete? Oder war es vielleicht Widerwille gegen die Stadt, die ſie ſchon früher nicht eben geliebt hatte und zu der ſie auch jetzt wol nur deshalb immer wieder zurückkehrte, weil hier und in der Nachbarſchaft der Haupttheil jener Beſitzungen lag, deren Genuß ihr durch das Teſtament des Oheims geſichert war?

Dieſe und viele ähnliche Fragen wurden anfangs mit großer Lebhaftigkeit aufgeworfen; mit der Zeit jedoch, wie erwähnt, gewöhnte man ſich daran, und als endlich nach acht oder zehn Jahren die Reiſen der Frau von Schwarzenfeld gänzlich aufhörten, ſo hatte die Geſellſchaft ſich inzwiſchen ſo verändert und ſo viel andere Intereſſen waren in den Vordergrund getreten, daß auch dieſes Aufhören der Reiſen kaum bemerkt ward. Oder höchſtens zuckte man die Achſeln: der guten Frau von Schwarzenfeld möge das Reiſen wol allmälig unbequem werden, ſie käme nachgerade auch in die Jahre, die gute Frau. . . . .

Vierzehntes Capitel.

Rudolf.

Frau von Schwarzenfeld reiſte alſo nicht mehr, ſie blieb zu Hauſe — aber das Haus war düſter und ſchweigſam, und immer düſterer und ſchweigſamer wurde auch ſeine ehedem ſo lebensluſtige, ſo heitere Herrin. Wenn man jetzt die weiten ſtillen Räume durchſchritt, von denen Frau von Schwarzenfeld nur einen ſehr geringen Theil bewohnte und die daher größtentheils verſchloſſen ſtanden — wahrhaftig, man konnte ſich zurückſehnen nach den ſchlechten Späßen und den frivolen Redensarten, die vor Jahren, zu des alten Kammerdirectors Zeiten, hier erklungen waren, blos um dieſem dumpfen, drückenden Schweigen zu entgehen. Wo war ſie hin, jene leichtfertige und doch ſo glückliche Zeit? Gleich einem abgeſchiedenen Geiſt wandelte die ernſte ſtille Frau auf dem Schauplatz ihrer Jugendthorheit und ihrer Jugendfreuden; der Geliebte todt, die Schweſter verfeindet und verſchollen — und noch ein Anderer, ein Dritter, der ihrem verwaiſten Herzen jetzt hätte der Erſte und Nächſte ſein ſollen, wie ſtand ſie mit ihm? Und was trug er dazu bei, den hereinbrechenden Abend ihres Lebens zu verſchönern und die kümmerlichen Reſte zu ſammeln, die ihr von Glück und Hoffnung noch übrig waren?

Wir meinen natürlich Niemand anders als ihren Sohn, den eigentlichen Erben und Beſitzer des Vermögens, Rudolf von Schwarzenfeld, der inzwiſchen zu einem kräftigen Jüngling mit breiter Bruſt und mächtigen Schultern herangewachſen war. Wieviel Anſprüche vereinigten ſich nicht in ſeiner Perſon, die ihm die zärtlichſte Liebe der Mutter unfehlbar zu ſichern ſchienen! Rudolf war das Einzige, was ihr von dem geliebten Manne übriggeblieben; er war auch das Einzige, was ſie, die Allverwaiſte, Zukunftloſe, noch an das Leben zu feſſeln vermochte. Ihm verdankte ſie ferner den Wohlſtand, deſſen ſie ſich erfreute und der unter ihren ſparſamen Händen und den umſichtigen Rathſchlägen des Vetters ſich von Jahr zu Jahr ſteigerte; ohne dieſen Knaben, der ſich in verhängnißvoller Stunde aus ihrem Schooſe entwand, was wäre aus ihr geworden? Und welche äußerlichen Leiden und Kämpfe wären, aller menſchlichen Berechnung nach, noch zu ihren Seelenleiden hinzugetreten?

Doch trifft es ſich ja wol öfter im Leben, daß gerade diejenigen Herzen, die am nächſten und ausſchließlichſten aufeinander angewieſen ſind, ſich am wenigſten verſtehen und am weiteſten voneinandergerathen. Auch zwiſchen Rudolf und ſeiner Mutter war dies der Fall. Wie das gekommen und wer die erſte Schuld des Misverhältniſſes trug, das Sohn und Mutter immer mehr entfremdete, das war jetzt, nach dem Verlauf ſo vieler Jahre und nachdem ſo viele kleine Mishelligkeiten und Widerſprüche ſich zwiſchen ihren Herzen feſtgeſetzt hatten, unmerklich wie der Staub zwiſchen den Rädern eines Uhrwerks, das er endlich doch zum Stillſtand bringt — freilich nicht mehr zu entſcheiden. Die beiden Naturen paßten eben nicht zueinander; wiewol Sohn und Mutter, hatten ſie doch nichts miteinander gemeinſam, alle ihre Empfindungen, ihre Wünſche und Neigungen, ihre Gedanken und Anſichten gingen auseinander — wie hätten die Herzen können zuſammenbleiben? Auch hatte Ulrike gerade in derjenigen Zeit, wo das Herz des Kindes am bildſamſten iſt und wo die Eindrücke am tiefſten haften, alſo im erſten Knabenalter, es einigermaßen verſäumt, ſich um die Neigung ihres Sohnes zu bewerben und ſein, wie die Folgezeit ergab, von Haus aus ſprödes und widerſpänſtiges Herz mit weiblicher Milde an ſich heranzuziehen. Die erſten Jahre nach Hugo's Tode war ſie ſo in ihren Schmerz verſunken geweſen, daß nichts ſie daraus emporrütteln konnte, ſelbſt auch nicht das Lächeln ihres Kindes. Dann kam jene Reihe von Jahren, die ſie größtentheils auf Reiſen verbrachte; daß der Knabe ſie dabei nicht begleitete, war ganz in der Ordnung, und auch das war ſehr natürlich, daß ſie in jenen Wochen der Verſtimmung und der peinlichſten Seelenqual, von denen ihre jedesmalige Rückkehr begleitet war, nur wenig Neigung verſpürte und vielleicht noch weniger Geſchick beſaß, ſich mit dem heranwachſenden Knaben zu beſchäftigen.

So blieb Rudolf's Erziehung alſo fremden Händen anvertraut. Niemand konnte ſagen, daß dabei etwas verſäumt oder verſehen worden; Lehrer und Erzieher wurden von dem Vetter, der die Baronin auch in dieſer Hinſicht treulich unterſtützte, mit großer Sorgfalt ausgewählt. Auch waren es durchweg gewiſſenhafte und tüchtige Menſchen, die ihrer Pflicht mit redlichem Eifer nachkamen. Aber das eigenthümliche Naturell des Knaben ſetzte ihren Bemühungen mancherlei Schwierigkeiten entgegen. Es war in dem Kinde ein wunderſames Gemiſch von Eigenſchaften und Neigungen, die mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſtanden und die ſeinem ganzen Weſen von früh auf etwas in hohem Grade Abſtoßendes gaben. Hartnäckig in ſeinen Entſchließungen, von unbezwingbarem Eigenſinn, war er andererſeits wieder von einer Trägheit, die durch keine Drohungen erſchüttert, durch keine Verſprechungen angereizt werden konnte. Schon als ſechsjähriger Knabe ſtolz auf den Rang und den Reichthum, der ihn dereinſt erwartete und den ihm die Schmeichelei der Dienſtboten und Wärterinnen natürlich gar nicht groß genug ſchildern konnte, hielt er ſich andererſeits wieder am liebſten zu Gaſſenbuben und ähnlichem Umgang, deſſen rohe Sitten ſeiner eigenen Neigung zuſagten. Denn auch dieſes charakteriſirte den wunderlichen Knaben: ſo ſtolz er war und ſolch frühzeitiges Bewußtſein von der geſellſchaftlichen Stellung ſeines Hauſes er in ſich trug, ſo wenig war er doch zu bewegen, ſich in ſeinen Sitten und Manieren, ſeinen Worten und Geberden denjenigen Rückſichten zu unterwerfen, welche dieſe Stellung erfoderte. Seine Stimme war rauh und polternd, ſeine Worte kurz und herriſch. Er liebte zierliche Kleider und ſchöne Geräthſchaften und foderte ſie ſogar mit Ungeſtüm, falls ſie ihm verweigert oder nach ſeiner Meinung nicht zeitig genug entgegengebracht wurden: aber nur um ſie ſofort zu zerreißen und zu verderben, und zwar nicht aus Wildheit oder Ungeſchick, ſondern meiſtentheils ganz abſichtlich, aus bloßer Luſt am Zerſtören. Ebenſo foderte er auch von ſeinen Geſpielen und ſelbſt auch von ſeiner häuslichen Umgebung eine gewiſſe ceremoniöſe Umſtändlichkeit der Behandlung, faſt könnte man ſagen einen gewiſſen Reſpect, wie er nach ſeinen Gedanken dem einſtigen Erben und Gebieter ſo außergewöhnlicher Reichthümer zukam: aber nur um ihn in demſelben Augenblick ſelbſt wieder mit Füßen zu treten. Er foderte höfliche Anreden, um möglichſt brutal darauf zu antworten, oder begann ein Geſpräch wol auch ſelbſt recht zart und rückſichtvoll, um gleich darauf in die gröbſte Ungezogenheit zu verfallen. Ganz beſondere Noth machte ihm das Lernen; er hatte einen offenen Kopf, aber nicht die mindeſte Luſt ihn zu gebrauchen;

was er lernen wollte, lernte er ſpielend, aber er wollte nichts lernen. Selten hat ein Kind vor den Büchern ſolche Furcht, um nicht zu ſagen ſolchen Haß gehabt wie dieſer Knabe; es war nicht blos ſein Hang zur Trägheit, dem er dabei folgte, nein, es war ein wirklicher Trotz, eine wirkliche Schadenfreude, mit der er den Büchern entfloh, wo und wie er irgend vermochte. Mit Einem Wort, Rudolf zeigte in ſeiner moraliſchen Welt dieſelben Widerſprüche wie in ſeinem Aeußern: von hohem Wuchs und ungewöhnlich kräftigem Körperbau, war er in ſeiner Haltung ſo ſchlaff und nachläſſig, daß er alle Vortheile der Natur dadurch wieder zuſchanden machte; ſeine Glieder waren wohlgebildet, aber eckig in allen Bewegungen; ſeine Züge nicht ungefällig, aber ohne Adel; auch machte es ihm ein beſonderes Vergnügen, durch allerhand ſeltſame Geberden und Verrenkungen ſich ſelbſt zu entſtellen. — Die Lehrer, denen ein ſolcher ungeberdiger Zögling nicht wenig zu ſchaffen machte, klagten Herrn von Steinfurt, der inzwiſchen zum Geheimrath vorgeſchritten war, zum öftern ihre Noth. Allein in ſo grellem Widerſpruch das trotzige, ungeberdige Weſen ſeines Neffen (ſo nannte Herr von Steinfurt den Knaben) mit der Zartheit und Milde ſeines eigenen Benehmens auch ſtand, ſo konnte er ſich doch eben wegen dieſer angeborenen Milde und Zartheit nicht entſchließen, daſſelbe ernſtlich zu rügen oder den jungen Menſchen mit Strenge zur Beſſerung anzuhalten; er ſchlichtete und vertuſchte nach Möglichkeit und hatte auf alle Klagen der Lehrer immer nur die Eine Verſicherung: er kenne den Rudolf von Kindesbeinen an, er ſei blos noch ein bischen wild, das Herz ſei gut, und da dies doch die Hauptſache beim Menſchen, ſo werde ſich das Uebrige mit der Zeit ſchon noch zurechtfinden.

Ein gutes Herz — nun ja, es iſt ein weitläufiger Begriff. Aber immerhin, wir Menſchen werden ja alle gut geboren; wer wollte die Stirn haben, einem heranwachſenden Knaben, einem Kinde, ſein Anrecht auf dieſe allgemeinſte und nächſte Mitgift der Natur abzuſprechen? Auch ließ Rudolf es in der That nicht an Zügen fehlen, welche darauf hindeuteten, daß ſeiner widerſpruchsvollen Natur auch edlere und hoffnungsreichere Elemente beigemiſcht waren. Es machte ihm Vergnügen, untergeordnete Perſonen, oder die er dafür hielt, zu knechten und zu plagen, allerdings: aber hatten ſie ſich einmal in ſeine Vaſallenſchaft begeben, ſo ſchützte er ſie auch mannhaft gegen alle Anfechtungen, welche Andere gegen ſie richteten. Er war verſchwenderiſch, aber ebenſo ſehr oder vielleicht noch mehr für Andere als für ſich ſelbſt; ſeine Hand war zum Geben ſtets geöffnet, wennſchon es ſchwer zu unterſcheiden war, was an ſeiner Freigebigkeit den meiſten Antheil hatte, ob Hang zur Verſchwendung, oder Gutmüthigkeit, oder vielleicht gar Hochmuth, der dem Beſchenkten auf dieſe Weiſe erſt recht fühlbar machen wolle, wie weit er ihm überlegen ſei. Eine entſchieden gute Seite an dem Knaben dagegen war die Unverbrüchlichkeit, mit welcher er ſein gegebenes Wort hielt, einerlei, ob gegen Hohe oder Niedere. Selbſt gegen ſeine Lehrer, die ſonſt ſo gründlich Verhaßten, die er übrigens auf alle Weiſe zu ärgern und zu hintergehen wußte, machte er von dieſer Ritterlichkeit ſeines Charakters keine Ausnahme; war es einem der Lehrer einmal gelungen, ihm auf Anfertigung einer Lection, Ablegung einer übeln Gewohnheit oder Dergleichen ſein Wort abzunehmen, ſo konnte man ſich auch darauf verlaſſen, daß die Lection wirklich gemacht, der Fehler wirklich nicht wiederholt wurde. — Rudolf ſelbſt kannte ſeine Schwäche, wie er es in knabenhaftem Uebermuthe nannte, ſo genau, daß er bei allem ſonſtigen Leichtſinn ſich doch ſehr in Acht nahm, auf irgendetwas, das ihm unbequem oder bedenklich war, ſein Wort zu geben; dem Oheim namentlich verweigerte er es regelmäßig, und alle Bemühungen, die Herr von Steinfurt machte, dem übermüthigen Neffen dieſe Feſſel anzulegen, führten jedesmal nur zu den tollſten Foppereien von Seiten des Knaben, die der Oheim jedoch — auch hierin ein Muſter chriſtlicher Ergebenheit und Demuth — ſich ſtets mit der größten Heiterkeit gefallen ließ.

Aber daß Rudolf's ſogenanntes gutes Herz wenigſtens nicht auf der Oberfläche lag und daß es nicht leicht war, daſſelbe zum Sprechen zu bringen, das zeigte ſich niemals deutlicher als da Frau von Schwarzenfeld auf die Dauer in ihr Haus zurückkehrte und ſich nun auch mehr mit ihrem Sohne zu beſchäftigen anfing.

Es war ein wunderliches Verhältniß bis dahin zwiſchen Mutter und Sohn geweſen, aber kein glückliches; ohne ſich eigentlich zu kennen, hatten Beide ſchon gewiſſe Vorurtheile gegeneinander eingeſogen; bevor die natürliche Zärtlichkeit ſich noch hatte zwiſchen ihnen entwickeln können, war ſie ſchon durch allerhand vorgefaßte Meinungen und Zwiſchenträgereien erkältet und erſchüttert worden.

Und zwar hatte ſich dies auf die allernatürlichſte Weiſe gemacht und ohne daß der eine oder der andere Theil daran Schuld gehabt hätte. Rudolf ſah die Mutter wenig, faſt nie; wenn er ſie aber ſah, ſo ſcheuchte ihre ernſte bekümmerte Miene, das Feierliche ihres Weſens, der gemeſſene ernſte Klang ihrer Rede ſeinen jugendlichen Sinn dermaßen zurück, daß er ſie weit mehr fürchtete als liebte. Und die Art, wie man in ihrer Abweſenheit ſich ihres Namens gegen ihn bediente, trug nur dazu bei, dieſe peinliche Stimmung zu vermehren. „Die Mutter" war der allgemeine Drohruf, mit dem Lehrer und Erzieher das Gewiſſen des jungen Sünders zu rühren ſuchten, wenn nichts Anderes mehr verfangen wollte; ſelbſt der Oheim, der gute ſtille Mann mit der leiſen dünnen Stimme, berief ſich auf den Unwillen „der Mutter" und die Briefe, die er ihr über den ungerathenen Sohn ſchreiben würde, als auf die letzte Inſtanz, wenn alle übrigen Ermahnungen fruchtlos geblieben waren. Und war Rudolf denn der Einzige, der ſich vor ihr fürchtete? Sah er nicht, wie das ganze Haus zuſammenfuhr und Köchin und Kammermädchen und Kutſcher und Hausknecht ein ganz anderes Geſicht aufſetzten, ein Geſicht voll Feierlichkeit und Würde, das dem Knaben jedoch blos ungeheuer langweilig vorkam, ſowie es hieß: „Die gnädige Frau kommt morgen zurück?" Und umgekehrt, wenn es hieß: „Heute früh ſind die gnädige Frau wieder abgereiſt" — wie klang das ſo leicht und wie ſahen alle Geſichter ſo zufrieden und ruhig dabei aus! Ganz gegen die Natur und doch auf die natürlichſte Weiſe gewöhnte der Knabe ſich, die Zeit, welche ſeine Mutter außer dem Hauſe zubrachte, als die eigentliche Erholungszeit zu betrachten, während von dem Augenblick an, wo ihre ernſte, ablehnende Geſtalt die Stiegen wieder hinaufſchritt, das düſtere, öde Haus ihm noch einmal ſo düſter und öde vorkam wie gewöhnlich.

Auch Frau von Schwarzenfeld vernahm über den Sohn im Ganzen nur wenig Gutes. Doch mußte ihr nachgerühmt werden, daß ſie alle ungünſtigen Berichte ſtets mit größter Nachſicht aufnahm und ſich nie zu unmütterlicher Heftigkeit fortreißen ließ. Freilich auch nie zu mütterlicher Zärtlichkeit. Dieſe ſchien überhaupt nicht in dem Charakter der ſonſt ſo reichbegabten Frau zu liegen. So weit Rudolf zurückſann — und es kam eine Epoche, in der That, wo er darauf zurückſann — ſo vermochte er ſich doch keiner Zeit zu erinnern, ſelbſt nicht aus den früheſten Kinderjahren, wo ſeine Mutter ihm jene Zärtlichkeiten und Liebkoſungen erwieſen, die dem mütterlichen Herzen ſonſt ſo natürlich und erquickend ſind. Er hatte eine Mutter, ja: aber wie das Streicheln einer Mutterhand auf den Locken des Kindes thut, wie es thut, von der Mutter ins Bettchen gebracht zu werden, ſich die Händchen falten zu laſſen und zwiſchen Schlaf und Wachen die Gebete nachzulallen, die ſie ihm vorſpricht, die liebe, treue Muttergeſtalt an der Wiege ſitzen zu ſehen, ihre Stimme zu hören, wie ſie das geliebte Kind in Schlaf ſingt, bis die kleinen müden Augen endlich ganz zufallen — das wußte der arme Schelm bei alledem nicht. Ob er es ſehr vermißte? Wir wiſſen es nicht: aber das wiſſen wir, daß das menſchliche Herz unergründlich iſt und daß auch das Kinderherz mitten zwiſchen Thorheiten und Unarten viel tiefere Schmerzen empfinden und von viel heftigerer Sehnſucht ergriffen werden kann, als man ihm für gewöhnlich zutraut.

Jedenfalls war es zu der Zeit, als Frau von Schwarzenfeld ſich endlich entſchloß, ihrem Hauſe wieder dauernd anzugehören und perſönlichen Antheil an der Erziehung ihres Sohnes zu nehmen, bereits zu ſpät, den Funken kindlicher Zärtlichkeit, wenn er überhaupt jemals in Rudolf's Bruſt geſchlummert hatte, zu heller, wärmender Flamme anzufachen. Sie hatte ihn ſo lange den Händen der Fremden überlaſſen; was kam ihr denn jetzt in den Sinn, ſich ſeiner auf einmal ſo mütterlich anzunehmen? Sie war ſo lange kalt und gleichgültig geweſen; was bedeutete dieſe Zärtlichkeit, die ſie ihm jetzt auf einmal faſt aufzudringen ſchien?

Auch kündigte die Baronin ihren Entſchluß, ſich von jetzt an ausſchließlich der Erziehung ihres Sohnes zu widmen, dieſem ſelbſt mit einer ſolchen ſeltſamen Feierlichkeit an, der ganze Entſchluß ſchien ihr ſelbſt ſo ſchwer geworden zu ſein und ſo ſehr das Reſultat eines bloßen kühlen Nachdenkens, daß auch ein minder verſchloſſenes und minder argwöhniſches Herz, als das ihres Kindes inzwiſchen geworden war, darüber hätte ſtutzig werden müſſen. In demſelben hohen düſtern Zimmer, wo die Tritte ſo unhörbar verhallten und die Ahnenbilder ſo ſchauerlich ehrbar von der Wand herniederſtarrten, das ihm ſonſt immer ein unnahbares Heiligthum geweſen war und in das er nur während ihrer Abweſenheit einen flüchtigen Blick, halb voll Neugier und halb voll Furcht, geworfen hatte, hielt ſie ihm jetzt nach einer feierlichen Ladung eine förmliche Standrede, die auf eine gründliche Vorbereitung ſchließen ließ. Nach einem weitläufigen Eingang, den der beſtürzte

Knabe nur zur Hälfte verſtand, von Schickſals Fügungen, denen der Menſch nicht widerſtreben könne, von Naturen, die nun einmal aneinandergekettet wären und die ſich daher auch ineinanderzufinden ſuchen müßten und ſo weiter — erklärte ſie ihm ſchließlich, daß die Scheidewand, die bisher zwiſchen ihnen beſtanden, nunmehr hinweggeräumt ſei und daß ſie ihm von jetzt an wirklich ſein wolle, wozu ſie ſich verpflichtet fühle, nämlich eine treue, liebevolle, ſorgſame Mutter. Sie erwarte aber dafür auch von ihm, fuhr ſie fort, daß er ihre mütterliche Liebe durch den unweigerlichſten kindlichen Gehorſam erwidern würde; die vergangenen Jahre wären eine Prüfungszeit geweſen, für ſie ſowol als für ihn; wie ſie aus den Klagen ſeiner Lehrer höre, habe er dieſelbe nicht ganz ſo beſtanden, wie ſie wol eigentlich von ihm hätte erwarten ſollen; doch möge das Vergangene nun vergangen ſein. Für beide Theile beginne mit dem heutigen Tage ein neues Leben mit neuen Rechten und neuen Pflichten; an ſeinem Recht, dem Recht der mütterlichen Liebe und Sorge, ſolle ihm fortan nichts mehr verkürzt werden. Doch möge er ſich wohl vorſehen, daß er auch an ſeinen Pflichten, vor allem an der Pflicht des vollſtändigſten und unbedingteſten Gehorſams gegen ſie und ihre Beſtimmungen, nichts verabſäume.

Das war nun gewiß recht mütterlich gemeint und klang auch recht beſorgt und eindringlich. Aber gutgewählt war dieſe Art, die mütterliche Herrſchaft über das Herz eines lange vernachläſſigten, lange entfremdeten Sohnes zu ergreifen, bei alledem nicht. Selbſt der Vetter, der bei dieſer Scene, wie bei jedem wichtigern Ereigniß des Hauſes, zugegen war, rieb während Ulrike's Rede die Hände vor Verlegenheit und ſtrich ein um das andere mal das dünne, glatte Haar, das er (unter uns geſagt) ſchon ſeit Jahren durch eine dünne, glatte Perücke erſetzt hatte —; wie mußte ſie denn erſt auf das Herz des angehenden Jünglings wirken! Es iſt bereits geſagt worden, daß es Rudolf keineswegs an Verſtand und Gewandtheit des Geiſtes mangelte; mit jener Schnelligkeit der Auffaſſung, die Kindern ſo eigenthümlich iſt, beſonders im Umgang mit Erwachſenen, die ſich viel zu hochgeſtellt glauben und viel zu überlegen, um von ihnen beobachtet, geſchweige erforſcht zu werden, fühlte er augenblicklich die ſchwache Seite des Auftritts heraus. Was war da vorgegangen, welche Räthſel lagen hier verborgen, daß eine Mutter die einfachſte und natürlichſte Regung ihres Herzens, die Zärtlichkeit zu ihrem Sohne, mit dieſer Feierlichkeit verkündigte? Und welche Zärtlichkeit konnte das ſein, die ſo gleichſam mit Glockengeläut einherzog und ſich zum voraus anmelden ließ, wie der Beſuch eines Königs? Gehorchte Zärtlichkeit einem bloſſen Entſchluß? Ließ ſie ſich befehlen, wie der Unteroffizier die Parole austheilt? Die Mutter ſprach von Zärtlichkeit — aber ihre Stimme war dabei herb und gleichgültig wie immer; ſie umarmte und küßte den Knaben — aber ihre Umarmungen waren langſam und bedächtig und ihre Lippe war kalt.....

Funfzehntes Capitel.

Erziehungsreſultate.

Unglücklich, wie das Erziehungsexperiment begonnen, wurde es auch fortgeſetzt. Es war die gewöhnliche Geſchichte aller Aeltern, die ſich zu ſpät um ihre Kinder bekümmern. Solange Frau von Schwarzenfeld die Unarten und Fehler ihres Sohnes nur aus Erzählungen dritter Perſonen kennen gelernt, hatte ſie dieſelben mit Gleichmuth ertragen oder doch höchſtens den Kopf dazu geſchüttelt; jetzt, da ſie ihr gleichſam perſönlich auf den Leib rückten, da ſie mit Augen ſah, mit Ohren hörte, wie verwildert der Knabe war und wie ſchwer zu bändigen, jetzt wollte ſie aus der Haut fahren! Sie verwarf das ganze bisherige Erziehungsſyſtem, wechſelte alle Lehrer und machte den jungen Menſchen mit alledem nur immer trotziger und unlenkſamer. Alles, was er that oder ſagte, misfiel ihr; ſeine Manieren waren plump, ſeine Sprache bäueriſch, ſeine Haltung ohne Anſtand und Würde, ſeine Kenntniſſe mangelhaft über jede Vorſtellung; in allen Stücken ſollte er ſich ändern, in allen Punkten, innerlich und äußerlich, ein neuer Menſch werden, ſeine Haare ſollte er anders ſcheiteln und ſeine Tageszeit anders eintheilen, ſeinen Umgang ſollte er ſich beſſer wählen und ſein Glas nicht mehr mit Einem Zuge austrinken — und zwar das Alles ſofort im Augenblick und ohne jemals wieder in den alten Fehler zurückzuverfallen. Natürlich hätte kein Kind, auch nicht das beſtgeartete, ſo vielfachen Anordnungen auf einmal Stand halten können; es hätte verwirrt werden müſſen und würde wider Willen zu den alten Fehlern immer neue hinzubegangen haben. Rudolf jedoch hatte nicht einmal den Willen, er wurde auch nicht verwirrt, o nein, im Gegentheil: es wurde ihm in kürzeſter Zeit ganz klar und deutlich, daß ſeine Mutter es nur darauf abgeſehen, ihn zu quälen, und daß ihre angebliche Zärtlichkeit und Mutterliebe nur den Zweck hatte, ihn zum Spielball ihrer Launen zu machen.

Und das war ein Zweck, dem er ſich mit der ganzen Zähigkeit ſeiner Natur, dem ganzen wilden Trotz ſeines ungeſtümen und hochfahrenden Charakters entgegenſtemmte. Hatte er doch während der vieljährigen Abweſenheit der Mutter von Dienſtboten und Geſpielen ſo Manches über ihre Vergangenheit munkeln hören; kannte er doch aus derſelben Quelle das Teſtament des alten Kammerdirectors und wußte, wer eigentlich der Beſitzer dieſes Vermögens und durch wen ſeine Mutter in den Genuß deſſelben gekommen. Waren der ſchroffe ſpöttiſche Ton, mit dem Frau von Schwarzenfeld den Knaben zurechtzuweiſen pflegte, ſowie der Ungeſtüm, mit dem ſie auf eine plötzliche, völlige Aenderung ſeines Charakters drang, nur wenig paſſend zu den Pflichten ihrer mütterlichen Stellung, ſo fehlte Rudolf doch noch weit mehr durch den völlig unkindlichen Trotz, mit dem er ſich ihren Weiſungen entgegenſtellte. Vergeblich ſuchte Herr von Steinfurt ſich auch hier in der gewohnten Rolle des Vermittlers und Beſchwichtigers nützlich zu machen. Mutter und Sohn waren Beide gleich unzugänglich für ſeinen Rath wie für ſeine Warnung; in allen übrigen Stücken ſo verſchieden wie zwei Menſchen nur ſein können, die Mutter zurückhaltend, kühl, von äußerſter Gemeſſenheit des Betragens, der Sohn ungeſtüm, jeder Leidenſchaft hingegeben, mit Vorliebe ſich ſelbſt wegwerfend — waren ſie ſich doch nur allzu ähnlich in der verhängnißvollen

Schroffheit, mit der jeder von ihnen ſeine Eigenthümlichkeit behauptete.

Frau von Schwarzenfeld ermüdete zuerſt. Sie gab ihrem Sohne nicht nach, ſie ſuchte nicht ſeinen Trotz durch Sanftmuth und mütterliche Verzeihung zu brechen, behüte der Himmel: ſie gab ihn blos auf wie einen Menſchen, der nun einmal nicht mehr zu ändern iſt und den man daher muß gewähren laſſen, wie man einem wilden Thiere oder einem Unwetter oder irgendeiner andern natürlichen Schickung gewährt. Ja ſo furchtbar es klingt auf das Verhältniß von Mutter und Sohn angewendet: ſie haßte ihn, haßte ihn in ſolchem Grade, daß es ihr vollkommen gleichgültig war, was er that und was aus ihm wurde, vorausgeſetzt, daß es nur nichts Gutes war und nichts, was ihm zur Ehre gereichte. — Rudolf fühlte das, man hätte ſagen können er wußte es, obſchon der Haß der Mutter bereits viel zu tief war und viel zu ingrimmig, als daß ſie ihn noch durch Worte kundgegeben hätte. Er erwiderte ihren Haß — das heißt nach ſeiner Weiſe. Schon als werdender Mann hatte er einen gewiſſen Humor, durch den er der Leidenſchaftlichkeit der Mutter, wie tief ſie dieſelbe auch unter der Hülle der äußerſten Gleichgültigkeit maskirte, nothwendig überlegen war. Er that genau Alles, wovon er wußte, daß es der Mutter unangenehm und widerwärtig: aber er that es mit ſo lachendem Geſichte und mit einer ſolchen ſcheinbaren Unbefangenheit, als ob es in der Welt nichts Angenehmeres für ſie gäbe. Das war nicht Heuchelei: Heuchelei lag in dieſem wilden ungebändigten Charakter nicht, es war nur ingrimmiger Trotz, der keine andere Weiſe wußte ſich an einem Herzen zu rächen, von dem er ſich ſelbſt ſo mishandelt fühlte.

Es läßt ſich denken, daß Mutter und Sohn unter dieſen unglücklichen Umſtänden den gegenſeitigen Verkehr ſoviel wie möglich beſchränkten und vermieden. Jeder ging ſeinen Weg für ſich und hielt ſich nur heimlich gerüſtet, falls der Andere ihm unerwartet begegnen ſollte. Das war der eigentliche Fluch, der auf Ulriken laſtete, das war es, was ihr Leben einſam und elend machte, noch viel elender bei allem Reichthum als das Leben ihrer armen, verſchollenen Schweſter: ſie hatte ein Kind und hatte es auch nicht, der Arm, der ſie ſtützen und ſchirmen ſollte, war der erſte, ſich wider ſie aufzulehnen, die Hand, die ihr dereinſt die Augen ſchließen ſollte, war gegen ſie gekehrt wie die Hand eines Feindes. Was konnte ſie über dieſes Schickſal tröſten? Und wo war ein anderes Herz ihr nahe und vertraut genug, um ihr das Herz des Sohnes zu erſetzen? Der Vetter, nunmehriger Präſident von Steinfurt, war ein guter Mann, o ja, aber ſolchen Verwickelungen und ihrer erdrückenden Schwere war er nicht gewachſen; ſie war ihm dankbar für manchen guten Rath und manchen nützlichen Einfall in praktiſchen Dingen, aber in das Heiligthum ihres Herzens, ihres armen, von tauſend Schwertern zerwühlten Mutterherzens, verſtattete ſie dem alternden Junggeſellen keinen Blick — wie hätte er ſie verſtehen ſollen?! Selbſt die gewohnte Umgebung ihrer Kammerfrau mußte ſie entbehren; es iſt dieſelbe, die wir als Frau Schernberg, die Mutter der Frau Lux und Schwiegermutter des unübertrefflich weiſen und ſcharfſinnigen Herrn Lux, kennen gelernt haben. Auf Andringen des Frauenzimmers, welche der einträgliche Poſten verlockte und die ſich durch ihre langjährigen treuen Dienſte auch wol gerechte Anſprüche auf eine gute Verſorgung fürs Alter erworben, hatte ſie ihr durch Vermittelung des Präſidenten die Stelle als Hausmutter im Muſikantenthurme verſchafft. Doch ſollte das Alter der guten Frau bei alledem, wie wir bereits wiſſen, kein tröſtliches ſein; nach langem Siechthum verfiel ſie in jene Verwirrung des Geiſtes, in der ſie uns bereits geſchildert worden iſt und infolge deren ihre ehemalige Gebieterin ſich genöthigt ſah, ſie zu den Todten zu werfen. — Damals ging der Fluch, der auf den Schätzen des alten Kammerdirectors ruhte, zum zweiten male an Ulriken in Erfüllung und noch ſchrecklicher als das erſte mal, nach dem Tode ihres Gemahls. Das war ein einziger, furchtbarer Schmerz geweſen, ein Schmerz, wie wenn das Beil den Nacken des Verurtheilten durchſchneidet — er ſtirbt, aber der Schmerz ſtirbt mit ihm! Dieſer Schmerz dagegen, den ihr Sohn Rudolf ihr verurſachte und von dem ſie (dies war das Schrecklichſte von Allem) bei ruhiger Ueberlegung ſich ſelbſt nicht einmal ganz ſchuldlos ſprechen konnte — dieſer Schmerz wurde mit jedem Morgen neu, der ging mit ihr zu Bette und ſaß mit ihr beim einſamen, freudenloſen Mahle, während Rudolf mit ſeinen wüſten Gefährten draußen umherſchwärmte oder ermattet vom Uebermaß ſeiner Ausſchweifungen krank daniederlag. Sie hatte nun Alles, wonach ihr Herz in der Jugend ſo heiß begehrt, der Himmel ſelbſt hatte ſich für ſie entſchieden, das Teſtament des Oheims hatte ſie, ſolange ſie lebte, zur reichen, ſehr reichen Frau gemacht, das karge Brot der Armuth, das ihr als junges Mädchen ſo bitter geſchmeckt, war ihr nun auf ewig ferngerückt — aber war ſie nun darum glücklich? Ohne Mann, ohne Kind, ohne Schweſter, ohne Vertrauten — war ſie glücklich?!

Im Uebrigen war es bei aller gefliſſentlichen Entfremdung doch nicht wohl möglich, jede Berührung zwiſchen Mutter und Sohn und damit auch jeden Widerſpruch der Anſichten zwiſchen ihnen zu vermeiden. Namentlich an zwei Stellen trat derſelbe ſehr grell und auf eine für beide Theile höchſt empfindliche Weiſe hervor. Das erſte mal, da es ſich um die Wahl eines Berufs für Rudolf handelte. Der junge Mann hatte, wie wir wiſſen, eine erſtaunliche, faſt krankhafte Abneigung gegen alles gelehrte Studium; er wollte Soldat werden oder am liebſten Schiffer; ſeine ſchlaffe, zuſammengeſunkene Geſtalt hob ſich ordentlich, die Schultern wuchſen ihm und die kleinen verſchmitzten Augen leuchteten, wenn er mit geflügelter Zunge ausmalte, was das für eine Luſt ſein müſſe, mit ſeinem Tauende in der Hand die Matroſen gegen Sturm und Wetter commandiren, daß hier einer über Bord fällt und da einer — „Aber zuletzt“, ſetzte er mit einem Gelächter hinzu, das für ſeine Jahre wahrhaft abſchreckend war, „kommen wir doch glücklich ans Land und amüſiren uns göttlich auf dem Hamburger Berge. . . .“

Dieſer letztere Vorſatz, Schiffer zu werden, war nun zu damaliger Zeit in Familien von dem Range und dem Reichthum ſeiner Mutter etwas ſo Unerhörtes und Undenkbares, daß Rudolf's Einfall gar keiner ernſten Ueberlegung gewürdigt ward. Aber auch ſeinem Wunſche, in die Armee zu treten, trat die Baronin mit unerſchütterlicher Hartnäckigkeit entgegen; ſcheute ſie vielleicht die Erinnerung an ihren Gemahl, und war ihr der Gedanke unerträglich, den ungeliebten, den gehaßten Sohn in demſelben Schmuck der Waffen zu ſehen, in dem ihr der über Alles geliebte Mann einſt ſo ſtrahlend, ſo wahrhaft herzbewältigend erſchienen war? Genug, Rudolf's Bitten waren ebenſo vergeblich wie ſeine Einreden und Drohungen, und da auch der Präſident ſich mit Nachdruck auf die Seite der Mutter ſtellte, ſo mußte er endlich nachgeben. Am liebſten hätten ſeine Angehörigen ihn der diplomatiſchen Laufbahn gewidmet, die ſeinem dereinſtigen Reichthum und dem alten Adel ſeiner Familie am nächſten zu liegen ſchien. Da ihm jedoch andererſeits nicht nur alle Neigung, ſondern auch alle perſönlichen Eigenſchaften zu dieſer Laufbahn mangelten, ſo vereinigte man ſich endlich dahin, ihn für das Studium der Rechte zu beſtimmen, wobei die amtliche Stellung des Oheims ihm die meiſte Förderung verſprach.

Doch kann man ſich leicht vorſtellen, was für eine Art die Rechte zu ſtudiren der junge Mann betrieb. Jauchzend vor Freude, endlich der mütterlichen Tyrannei, wie er ſich ausdrückte, und der Langeweile des öden, finſtern Hauſes entronnen zu ſein, ſtürzte er ſich auf der Univerſität kopfüber in alle wildeſten Genüſſe. Sein ganzes Weſen war hier im Taumel rauſchender Vergnügungen zu einer bis dahin nicht gekannten Energie erwacht; die Univerſität hatte lange keinen ſchlechtern Collegiengänger, aber dafür auch lange keinen fidelern Burſchen, keinen unverwüſtlichern Trinker, keinen waghalſigern Spieler, keinen muthigern und glücklichern Fechter gehabt. Im Kreiſe der Freunde rühmte man ihm noch einen andern Vorzug nach: er ſollte auch ein ausnehmend eifriger und glücklicher Mädchenjäger ſein. Seinem Aeußern hätte man dieſe verliebte Neigung kaum zugetraut; er trug ſich nachläſſig wie immer, war derb und wüſt von Manieren und floh die Geſellſchaft gebildeter und anſtändiger Damen noch ängſtlicher als die Nähe der Pedelle oder das Pochen unverſchämter Manichäer.

Allein um ſo beſſer, behaupteten ſeine Freunde, hatte er dafür den Goethe'ſchen Spruch im Sinne von der „Hand, die Samſtags ihren Beſen führt und Sonntags am beſten careſſirt“. Nicht poſſirlich genug wußten ſie es zu ſchildern, wie ſanft und ſchmelzend der wilde Geſell ſich bei ſolchen Gelegenheiten ſtellen könne oder wol gar wie ſanft und ſchmelzend er wirklich dabei wäre; man kenne, behaupteten ſie, den grimmigen Schlagetodt gar nicht wieder, ſo geſchickt wiſſe er die Mädchen zu kirren und ſolche ſüßen Worte ſtänden ſeiner ſchweren Zunge dabei zugebote. Rudolf hörte dieſe Neckereien eine Weile mit Schmunzeln an, ohne Ja noch Nein; als ihm des Dinges aber einmal zu viel ward, ſchimpfte er den lauteſten der Wortführer einen dummen Jungen und hieb ihm demnächſt eine Quarte durchs Geſicht, die mit vierundzwanzig Nadeln genäht werden mußte und von der noch in dieſem Augenblick auf der Univerſität erzählt wird, ſo oft von famoſen Quarten die Rede iſt. — So gebührte Rudolf denn in zweifacher Hinſicht die Anerkennung, ſich mit ſeinen verliebten Abenteuern in beſcheidener Stille zu halten: er ſprach nicht davon (und das war wieder ein guter Zug ſeines Charakters) und auch mit der Wahl ſeiner Gegenſtände, für die ſeine Flamme loderte, hielt er ſich ausſchließlich in Regionen, die von der ſogenannten guten Geſellſchaft ſehr weit ablagen.

Natürlich kann es nicht unſere Abſicht ſein, Rudolf's akademiſche Jahre hier ins Einzelne zu verfolgen, und bemerken wir daher nur, daß er nach Verlauf von vier Jahren, die er auf den renommirteſten deutſchen Univerſitäten zugebracht, ohne ſich jedoch mit Kenntniſſen zu überlaſten, ſowie nach zweijährigen Reiſen durch England und Frankreich in die Vaterſtadt zurückkehrte — gerade ſo wie die Mehrzahl unſerer jungen reichen Leute von ihren jugendlichen Abenteuern zurückzukommen pflegt: nämlich als ein vierundzwanzigjähriger Greis, der Alles geſehen, Alles genoſſen und an nichts mehr Freude hat.

Auch noch in anderer Hinſicht glich er der Mehrzahl unſerer heimkehrenden Junker: er brachte ſehr geringe Schätze von Erlerntem, aber deſto mehr Schulden mit. Die Summe, welche Frau von Schwarzenfeld ihm zu ſeinem jährlichen Bedarf ausgeſetzt hatte, war nicht gerade beſonders reichlich und ſtrafte das Gerücht von ihrer Sparſamkeit nicht eben Lügen; doch war ſie bei einiger Ordnung immerhin genügend, ſeinem Stande gemäß zu leben und ſich keine erlaubte Freude der Jugend zu verſagen. Für das Leben freilich, das Rudolf auf der Univerſität führte, reichte ſie nicht aus; aber dafür hätte auch das Fünf- und Zehnfache nicht ausgereicht. Durch gute Freunde, an denen er bei ſeiner Freigebigkeit keinen Mangel hatte, waren ſeine häuslichen Verhältniſſe in der Univerſitätsſtadt bald bekannt geworden, und ſo fanden denn ſich auch ebenſo bald mitleidige Seelen, die ihm auf Rechnung der künftigen Erbſchaft Vorſchüſſe machten ſoviel er begehrte — gegen gute Zinſen, verſteht ſich, und zwar gegen ſo gute Zinſen, daß dieſelben nach einigen Jahren noch beſſer waren als das Capital. Der junge Verſchwender, der das Teſtament des alten Kammerdirectors nur vom Hörenſagen und daher weder genau noch vollſtändig kannte, war dabei von der Meinung ausgegangen, daß er nach erlangter Volljährigkeit, das hieß alſo in wenigen Jahren, wenn nicht das ganze Vermögen, doch jedenfalls einen entſprechenden Theil desſelben antreten würde. Es war dies mit ein Grund, ſogar der Hauptgrund, weshalb er bald nach vollendetem vierundzwanzigſten Jahre in die Vaterſtadt zurückkehrte, die im Uebrigen wol wenig Anlockendes für ihn gehabt hätte. Allein wie groß war ſeine Beſtürzung, als der Präſident — denn an die Mutter wagte er ſich damit doch nicht — ihm auf ſeine etwas dringende Anfrage den wahren Sachverhalt des Teſtaments eröffnete und daß er, ſolange ſeine Mutter am Leben, keine andern Hülfsquellen hätte, als welche ihre Güte ihm offenhalte. Vergebens ereiferte Rudolf, in dieſem Falle zum erſten male den Juriſten herauskehrend, ſich über die Ungerechtigkeit eines ſolchen Teſtaments;

das ganze Teſtament, rief er, müſſe als ungültig umgeſtoßen werden, es könne unmöglich erlaubt ſein, einen Mann in ſeinen Jahren, den rechtlichen Beſitzer eines ſo anſehnlichen Vermögens, auf ein beliebiges Taſchengeld zu ſetzen, das man ihm geben oder auch nicht geben könne, wie einen Scholaren. . . .

Der Präſident rieb während dieſer Auseinanderſetzung die alte große Brillantnadel, die er vor Rudolf's Geburt vom Kammerdirector geerbt hatte und die er noch täglich in Gebrauch nahm, vorſichtig mit dem Rockärmel blank, daß die Steine noch einmal ſo prächtig leuchteten; dann, als Rudolf endlich geendet hatte, ſtrich er ſich die Perücke rechts und links und erlaubte ſich danach, mit derſelben dünnen feinen Stimme wie ehemals, und mit jener Leutſeligkeit und Milde, die ihn auch als Präſidenten nicht verlaſſen hatte, die unvorgreifliche Bemerkung, wie er zwar vollkommen überzeugt ſei, daß ſein lieber Neffe Rudolf ſeine Zeit auf hohen Schulen wohl angewendet und einen guten Grund juriſtiſcher Bildung gelegt habe, wie jedoch das Erbrecht — indem er wieder eifrig an der Nadel putzte — eine ſehr verwickelte Materie ſei, ohne Zweifel die ſchwierigſte im ganzen Jus, weshalb ſein lieber Neffe auch wohlthun werde, ſich die Sache erſt noch etwas genauer zu überlegen; Teſtamente umzuſtoßen, die ſeit bald fünfundzwanzig Jahren in Kraft und an deren Verkündigung er, der Präſident, ſelbſt theilgenommen, ohne daß jemals von irgendeiner Seite der geringſte Einſpruch dagegen erhoben worden, ſei ein gar ſchwieriges Unternehmen, mit dem der gute Neffe ſich ja nicht übereilen wolle. Als Rudolf ihm darauf die moraliſchen Gefahren der unerwarteten Clauſel vorſtellte, und daß bei einer derartigen Abhängigkeit des Sohnes von der Mutter, von welcher derſelbe allein durch den Tod der Letztern befreit würde, die ärgerlichſten häuslichen Scenen und die häßlichſte Zwietracht zwiſchen Mutter und Sohn ſich kaum vermeiden ließen — ſo ſah ihn der Präſident mit ſeinem freundlichſten Lächeln an, tippte ihn leiſe auf die Schulter und ſagte dann mit der ſüßeſten Stimme, deren er Herr war: „Aber, mein guter Neffe, wer ſagt dir denn auch, daß der ſelige Teſtator dies hat vermeiden wollen? Es war ein ſehr ſeltſamer Mann, der ſelige Teſtator. . . .“

So mußte Rudolf, dem die Mahnungen der Gläubiger allmälig unbequem fielen, ſich alſo wohl oder übel entſchließen, der Mutter ſeine Lage zu geſtehen. Es fiel ihm ſehr ſchwer, nicht blos wegen der heftigen Auftritte, die ihm als unausbleibliche Folge bevorſtanden: hatte er von ſeinem akademiſchen Leben auch ſonſt nicht viel gewonnen, ſo hatte es doch wenigſtens ein gewiſſes Gefühl perſönlicher Ehre und männlichen Stolzes in ihm ausgebildet, das er früher gar nicht oder wenigſtens nicht in dem Grade beſeſſen. Wir behaupten nicht, daß dieſes Ehrgefühl immer das richtige geweſen und daß dieſer neue, ſozuſagen akademiſche Stolz ihn nicht mitunter ebenſo falſch geleitet, wie der Stolz auf Rang und Reichthum, der ihm in den frühern Jahren eigenthümlich geweſen und der erſt jetzt, in der Epoche des jugendlichen Genuſſes, mehr zurückgetreten und endlich ganz erloſchen war. Allein inſoweit leitete ſein Gefühl ihn allerdings richtig, als er es unſchicklich fand und unvereinbar mit ſeiner männlichen Würde, die Bezahlung ſeiner höchſt beträchtlichen Schulden von derſelben Frau, derſelben Mutter zu erbetteln, mit welcher er übrigens ſeit Jahren in ſo ganz unfreundlichem, ſo ganz unkindlichem Verhältniß lebte.

Indeſſen was half es? Die Mahnbriefe und Drohungen häuften ſich, und es mußte in den ſauern Apfel gebiſſen werden. Die Aufnahme war, wie er vorausgeſehen hatte. Den meiſten Müttern, und darunter gerade den beſten und liebevollſten, iſt die Erfahrung, daß ihre Söhne Schulden gemacht haben, unerträglich; ſie verzeihen eher, wenn es ſein muß, einen Riß in die Tugend des Sohnes als in den Geldbeutel. Nicht aus Geiz, auch nicht aus kleinlicher Rückſicht, wenigſtens nicht immer: wir haben ſoeben erſt ausdrücklich geſagt, daß auch die beſten Mütter es ſelten anders machen, und zwar thun ſie es aus einem Gefühl der Ordnung und der Regelmäßigkeit, welches dem unverdorbenen Weibe natürlich iſt und wahrlich nicht die letzte im Schmuck ihrer Tugenden bildet; der Mann hat ſeine bürgerliche und perſönliche Ehre, die Frau außer der letztern auch noch ihre wirthſchaftliche Ehre, und dieſe fühlt ſich beim Anblick einer ökonomiſchen Unregelmäßigkeit gerade ſo verletzt wie der Mann von Ehre beim Anblick einer Feigheit oder Unredlichkeit.

Es mag ununterſucht bleiben, wie viel oder wenig Rudolf's Mutter von dieſer ökonomiſchen Empfindlichkeit der Frauen beſaß; ſehr viel, glauben wir, war es in der That nicht, da ſie bekanntlich ihre eigene Jugend in Schulden und Verlegenheiten aller Art hingebracht und den Wermuthbecher der Armuth, namentlich der Armuth, die ſich ihrer ſelber ſchämt und die bei weitem die ſchlimmſte von allen iſt, zur Genüge gekoſtet hatte. Allein was ihr in dieſer Hinſicht vielleicht abging, das erſetzte mehr als reichlich der Fanatismus des ſo lange und ſo tief gekränkten Mutterherzens. Rudolf war nicht arm geweſen wie ſie in ihrer Jugend, er hatte keine Noth gelitten, mit freigebiger Hand und ohne jemals ein Wort darüber zu verlieren, hatte ſie ihm nach ihrer Meinung Alles ausgeſetzt und mehr als Alles, was ein junger Menſch zu Bildung und Lebensgenuß bedarf; hatte er damit doch nicht haushalten können, was bewies es weiter, als den rohen Charakter und jene Gemeinheit und Maßloſigkeit der Leidenſchaften, die ſie ja ſchon von früherher an ihm kannte? Aber wenn ſie ihm auch die Schulden verziehen hätte, Eins konnte ſie ihm nicht verzeihen: nämlich daß er den Muth oder, wie ſie es nannte, die Frechheit hatte, ſie, die Schwerbeleidigte, Langvernachläſſigte, zur Mitwiſſerin ſeiner Verlegenheiten zu machen und das Geſchenk ſeiner Rettung von derſelben Hand anzunehmen, die er ſo oft in undankbarem Trotze von ſich geſtoßen. Konnte es einen deutlichern Beweis ſeiner durchweg gemeinen Geſinnung geben? Wäre in ſeinem ganzen großen Leibe ein Fünkchen Ehre geweſen, hätte er nicht das Aeußerſte verſuchen, ja ſich lieber eine Kugel durch den Kopf jagen müſſen, als dieſe Erniedrigung?

Es war in einem vertraulichen Geſpräch mit dem Vetter, dem immer bereiten Vermittler und Rathgeber, wo die Baronin ſich dieſe letztere

Aeußerung entſchlüpfen ließ. Was that der Präſident dabei? Er ſchrie nicht Zeter über das verirrte Mutterherz, das ſich ſo weit vergeſſen konnte, dem eigenen Kinde den Tod zu wünſchen, führte ihr auch nicht zu Gemüthe, wie die Erfüllung ihres frevelhaften Wunſches ſie ſelbſt, die alsdann Kinderloſe, am härteſten beſtrafen würde — o nein: er ſah ſie nur mit ganz verſchmitzten Aeuglein von der Seite an, putzte an der Brillantnadel und ſprach dann mit der gewohnten leiſen, ſüßen Stimme die denkwürdigen Worte:

„Der Junge hat eine zu feſte Geſundheit, theure Couſine, der ſtirbt nicht, geben Sie Acht, der überlebt uns alle Beide. . . .“

Worauf die Baronin eine Secunde leichenblaß ward, dann aber mit der ihr eigenthümlichen Ruhe und Selbſtbeherrſchung fortfuhr.

Das Reſultat der Verhandlung war, daß die Baronin, wiewol nicht ohne lebhaftes Widerſtreben, ſich herbeiließ, einen Theil der Schuldenmaſſe auszuzahlen; doch ſollte derſelbe dem jungen Mann bei dem Jahrgeld, das ſie ihm ein für alle mal ausgeworfen hatte und das ſie auch in Zukunft nicht erhöhen zu wollen erklärte, allmälig in Abzug gebracht werden. Wegen des Reſtes überließ ſie Rudolf, ſich mit ſeinen Gläubigern zu einigen, ſo gut er könne; wollten die Leute ſo leichtſinnig ſein, Verſchreibungen auf den Fall ihres Todes von ihm anzunehmen, ſehr wohl. Daß ſie ſterblich ſei, wiſſe ſie und habe dagegen nichts einzuwenden; allein ſolange ſie am Leben, werde keiner von ihnen einen Heller von ihr empfangen, und auch dafür wolle ſie ſorgen, daß Rudolf's Erſparniſſe wenigſtens für die nächſten Jahre und ſolange er kein Amt habe, das ihn nähre, nicht ſehr bedeutend ſein ſollten.

Der junge Mann war über dieſe Erklärung anfangs außer ſich und ſetzte Himmel und Hölle in Bewegung, um ſie rückgängig zu machen. Er drohte jetzt wirklich mit dem Aeußerſten, er drohte nach Amerika zu gehen, ſich das Leben zu nehmen. Allein die froſtige Ruhe, mit der ſeine Mutter dieſe Erklärungen entgegennahm, zeigten ihm zur Genüge, daß er mit der Ausführung derſelben ihr gerade den größten Gefallen thun würde, und das war denn wieder für ihn ein hinreichender Grund, alle derartigen tollen Projecte fallen zu laſſen. Auch arrangirte der Präſident ſeine Verhältniſſe mit den Gläubigern mit einer Geſchicklichkeit, die dem diplomatiſchen Talent des alten Herrn alle Ehre machte. Einigen wurden ihre Foderungen durch dritte Hand gegen mäßige Baarzahlung abgekauft, Andern wurden jährliche Abzahlungen verſprochen, die Hartnäckigſten endlich wurden mit Verſchreibungen zufriedengeſtellt, zahlbar nach dem Tode der Frau von Schwarzenfeld, wobei der Präſident ſich perſönlich dafür verbürgte, daß, im Fall Rudolf vor ſeiner Mutter ſterben ſollte, die Familie die Schulden nachträglich anerkennen und berichtigen würde.

Doch war das auch die einzige perſönliche Leiſtung, zu welcher der Präſident ſich herbeiließ. Als Rudolf den Eifer ſah, mit welchem der alte Herr ſich ſeiner Verlegenheiten annahm, hatte er ſich anfangs mit der Hoffnung geſchmeichelt, der Onkel, der ja keine leiblichen Erben hatte und überdies durch das Vermögen, das er größtentheils verwaltete, mehr als gedeckt war, werde ihm mit einer hübſchen runden Summe unter die Arme greifen. Aber davon ließ er nichts verlauten, und als Rudolf ſich eines Tags die Freiheit nahm, ſo von weitem darauf anzuſpielen, lachte der Präſident erſt über die Maßen und verſicherte dann, indem er ſich die Perücke zurechtſtrich, mit großer Ernſthaftigkeit, er ſei in ſeiner Jugend gerade in derſelben Lage geweſen wie Rudolf, er habe als

Student und ſpäterhin ebenfalls Schulden gemacht, die er nicht habe bezahlen können; erſt in reifern Jahren, da er zu Amt und Einnahmen gekommen, ſei es ihm möglich geworden, die alten Bären abzubinden, und ſo hätten die Freuden der Jugend die Erſparniſſe des Alters aufgezehrt. — Zwar vermochte Rudolf ſich dieſe Verſicherung nicht recht mit Dem in Einklang zu bringen, was er früher, zum Theil aus des Onkels eigenem Munde, über das außerordentlich nüchterne, ſparſame Leben gehört hatte, das derſelbe von jeher geführt, auch ſchon als junger Mann. Doch ſtand ihm natürlich kein Widerſpruch zu und mußte er ſich daher dareinfinden, eine Kette hinter ſich herzuſchleppen, die mit jedem Tage ſchwerer und drückender ward: die Kettenlaſt der Schulden, aus der ſich ſelten ein Menſch befreit, der einmal erſt in ſie hineingerathen iſt, und zwar auf ſolche Weiſe wie Rudolf.

Sechzehntes Capitel.

Die Schwiegertochter.

Und das war denn der zweite Punkt, den wir vorhin im Sinne hatten, da wir von den unvermeidlichen Anläſſen ſprachen, welche immer neue Verwickelungen zwiſchen Mutter und Sohn herbeiführten: die finanziellen Verlegenheiten, in welche Rudolf, der reiche Erbe, deſſen Erbtheil aber erſt mit dem Tode der Mutter flüſſig ward, gerathen war und die ihn nun immer näher und drohender umgaben, wie die Wellen den Ertrinkenden. Vielleicht war es nicht blos Fanatismus des Haſſes geweſen, der Frau von Schwarzenfeld beſtimmt hatte, ihrem Sohne ihre

Hülfe ſo zu verweigern, wie ſie gethan. Auch war es vielleicht nicht blos derſelbe Haß, der ſie veranlaßte, allen Vorſchlägen des Sohnes, ein beſtimmtes, verhältnißmäßig geringes Capital gegen eine erhöhte Rente ſchon bei Lebzeiten an ihn abzutreten, ſich mit größter Heftigkeit und mit den bitterſten Bemerkungen über dieſen unkindlichen Sohn, der ihren Tod gar nicht erwarten könne, zu widerſetzen. Vielleicht, es iſt möglich, hatte ſie noch eine andere und ſehr löbliche Abſicht dabei: vielleicht wollte ſie ihn gerade durch die Abhängigkeit, in der ſie ihn in finanzieller Hinſicht erhielt und die allerdings bei vorgerückten Jahren etwas ſehr Peinliches und Drückendes für ihn bekam, beſonders bei dem ſchlechten Verhältniß, das übrigens zwiſchen ihnen herrſchte — vielleicht, ſage ich, wollte ſie ihn eben dadurch von ſeinen übeln Neigungen entwöhnen und ihn durch den Zwang der Nothwendigkeit zu einer Ordnung und

Sparſamkeit bekehren, an der er aus freien Stücken wenig Geſchmack zu finden ſchien.

Allein wenn dies wirklich ihre Abſicht geweſen, ſo ſchlug dieſelbe gründlichſt fehl. Gerade der Zwang, in welchem ſie ihn zu erhalten ſuchte, mußte eine ſo trotzige und unfügſame Natur zu immer größerer Widerſetzlichkeit anſpornen. Stak er auch im Augenblick in Schulden, wie man zu ſagen pflegt bis über die Ohren, ſo konnte ihn doch jeder nächſte Augenblick zum reichen Manne machen, ſogar zum reichſten Manne der Stadt; in einem ſo altfränkiſchen und ſpießbürgerlichen Orte wie derjenige, wo wir uns befinden, war das genügend, ihm einen umfangreichen und dauernden Credit zu eröffnen. Und Rudolf benutzte denſelben nach Kräften. Er war müde und überſättigt nach Hauſe zurückgekehrt; hätte ſeine Mutter ſich ihm gefälliger erwieſen, vielleicht hätte er angefangen ein ordentlicher Menſch zu werden.

Allein der Widerſtand, den er bei ihr fand, ſtachelte ſeine Leidenſchaft zum äußerſten Grade. Er wollte ihr zeigen, der harten, geizigen Frau, daß er ihr Geld entbehren und doch leben könnte nach Herzensgelüſten; lauerte er einmal auf ihren Tod, wie ſie behauptete, gut, ſo ſollte es wenigſtens unter Lachen und Jubeln geſchehen. Keine Stadt iſt ſo klein und keine Geſellſchaft ſo ſittſam, daß ein ausſchweifender Menſch, wenn er nur ubrigens jung und von guter Herkunft iſt, ein wenig Geiſt und viel Geld oder, was für den Moment Daſſelbe iſt, viel Credit hat, nicht Gefährten ſeines tollen Treibens finden ſollte. Auch Rudolf fand ſie; die ſtille öde Stadt hallte wider von Streichen und Geſchichten, gegen welche die Abenteuer der weiland Huſarenzeit ſich wie Intriguen einer Mädchenpenſion ausnahmen. Bei allen tollen Streichen ſtand Rudolf an der Spitze, ſein Name wurde das Schibboleth einer jungen übermüthigen Jugend, die bis dahin ganz ſtill über den Acten geſeſſen hatte und nun auf einmal, durch Rudolf's Beiſpiel angeſtachelt, das dringende Bedürfniß empfand, das Fleiſch zu emancipiren und das Evangelium von der freien Sinnlichkeit praktiſch zu machen. Es war eben die Zeit in Deutſchland, wo dieſe Gedanken zuerſt bei uns auftauchten und in ihrer ganzen erſten Friſche, aber auch in ihrer ganzen grünen Unreife verbreitet wurden. Die wilden Streiche, welche die jeunesse dorée der Stadt betrieb, hätte man können paſſiren laſſen, da größtentheils nur ſie ſelbſt davon betroffen wurde, oder aber Perſonen, an denen längſt nichts mehr zu verderben war. Die Art von Philoſophie aber, womit ſie ihre Tollheiten zu rechtfertigen ſuchte, war unerträglich: denn ſie war nicht nur kindiſch, ſondern auch ekelhaft.

Für Rudolf, der, wie wir ihn kennen, ein abgeſagter Feind alles Philoſophirens und Syſtematiſirens war, hatte dies die gute Folge, daß er der abgeſchmackten Genoſſenſchaft eher müde ward und ſie durch ſeinen Rücktritt ihrem Ende früher entgegenführte, als es ohne dies vermuthlich der Fall geweſen wäre. Er war jetzt wirklich ſatt und müde; auch hatte ſeine Geſundheit ernſtlich gelitten, und nur der herculiſche Körperbau, deſſen er ſich erfreute, brachte ihn immer wieder auf die Beine. Außerdem drängten ihn auch die Erfoderniſſe ſeiner juriſtiſchen Carrière; Probearbeiten mußten gemacht, Prüfungen beſtanden werden, und ſo wenig wirkliches Intereſſe ſein Beruf ihm auch zu erwecken vermochte, ſo war er doch immerhin zu ſtolz, um ſich der Schande einer nichtbeſtandenen Prüfung auszuſetzen. Der Onkel Präſident half nach, und ſo finden wir ihn ſechs oder acht Jahre nach ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt als wohlbeſtallten, wenn auch unbeſoldeten Aſſeſſor wieder, dem kurz darauf die Ernennung zum Rath und fürſtlichen Commiſſarius beim Muſikantenthurm folgte: dieſelbe Stellung alſo, die, wie der geneigte Leſer ſich entſinnt, der jetzige Präſident von Steinfurt vor Jahren bekleidet hatte. Mit der letztern Stelle waren einige Hundert Thaler Diäten und Speſen verbunden, und das war in Rudolf's Augen jedenfalls die beſte Seite, welche ſie hatte. Denn übrigens bekümmerte er ſich um die Angelegenheiten des Thurms blutwenig; beim Beginn unſerer Erzählung war er ſchon ſeit vielen Monaten mit keinem Fuß hineingekommen, der getreue Lux, der durch die Heirath mit der Tochter der Frau Schernberg eine Art Familienmöbel des Schwarzenfeld'ſchen Hauſes geworden war, beſorgte Alles, und was Herr Lux einmal eingerichtet hatte, hieß der Herr Regierungsrath gut, auch ohne es angeſehen oder geprüft zu haben. — Mit ſeiner

Mutter lebte Rudolf in dem alten Verhältniß; wiewol in demſelben Hauſe wohnend, gingen ſich doch Beide möglichſt aus dem Wege; kam es dennoch einmal zu einem außergewöhnlichen Zwiſt, ſo waren regelmäßig Rudolf's Finanzen daran ſchuld, die mit jedem Tage zerrütteter und unhaltbarer wurden.

Konnte man es dem neugebackenen Herrn Rath unter dieſen Umſtänden wol verargen, daß er ſeine Augen unter den Töchtern des Landes umhergehen ließ und mit ſich ſelbſt in Ueberlegung trat, ob nicht eine gute Heirath das richtige Mittel ſei, ſeine Lage zu verbeſſern und der übertriebenen Sparſamkeit der alten Baronin das Gegengewicht zu halten? Er hatte wohlgezählt zweiunddreißig Jahre hinter ſich; daß er ſatt und müde war, haben wir bereits erwähnt; auch ſtellte ſich ſeit letztem Frühjahr ein leiſes Gichtreißen ein — o gewiß, er war der richtige Heirathscandidat.

In der Stadt ſelbſt freilich durfte er nicht darauf rechnen, eine entſprechende Partie zu finden; dazu waren ſeine Verhältniſſe hier zu bekannt; man wußte nicht blos von ſeinen Schulden und Ausſchweifungen, ſondern man kannte auch das ſchlechte Verhältniß, in dem er zu ſeiner Mutter ſtand: einer würdigen Dame ganz gewiß, und wegen ihres Reichthums höchſt reſpectabel, aber doch als Schwiegermutter ein wenig unbequem. Der alte Präſident, dem er ſein Vorhaben anvertraute, ſetzte ihm dieſe Umſtände mit großer Kaltblütigkeit auseinander und ſchloß damit, daß er ihm rieth, eine Reiſe in die benachbarten Seebäder zu machen, wo ſich um dieſe Zeit immer viele heirathsluſtige Mädchen zuſammenfänden, darunter auch Mädchen mit ſchönem Vermögen und gleich baar ausgezahlt, wie Rudolf ſie eben brauchen konnte. Ja er wußte es durch ſeine kluge Vermittelung ſogar dahin zu bringen, daß

Rudolf's Mutter, angeblich aus Rückſicht auf den erſchütterten Geſundheitszuſtand des Sohnes, demſelben einen außerordentlichen Zuſchuß gewährte, durch welchen Rudolf ſich in den Stand geſetzt ſah, die Reiſe mit größter Bequemlichkeit und jenem Aufwande zu machen, den er ſo ſehr liebte und der ihm gewiſſermaßen zur andern Natur geworden war.

Und ſiehe da, das Recept ſchlug an. Gleich in dem erſten Badeorte, den er beſuchte, machte er die Bekanntſchaft einer jungen Hamburgerin, einer Kaufmannstochter, die allen Anſprüchen, welche Rudolf an ſeine künftige Gattin richtete, im vollſten Maße zu entſprechen ſchien. Der Adel nämlich, auf den Rudolf früher ſo ſtolz geweſen war, nahm unter dieſen Anſprüchen keine Stelle mehr ein; in dieſer Hinſicht hatte er, theils durch Erfahrungen gewitzigt, theils auch herabgeſtimmt durch ſein ausſchweifendes und zügelloſes Temperament, ſich zu der Philoſophie bekehrt, die Hippolyt von Froideville einſt aufſtellte: ein reiches Bürgermädchen war ihm lieber als eine arme Adelige — eine Anſicht, beiläufig, die unter dem modernen Adel ziemlich verbreitet ſein ſoll und mit der Rudolf ſich daher nur als echtes Kind ſeiner Zeit erwies. Dafür war aber Eugenie — dieſen Namen führte die Dame — jung, ſchön und die Tochter eines Mannes, deſſen Vermögen auf Millionen geſchätzt ward und der außer ihr nur noch einen Erben hatte. Er war mit im Bade, dieſer Erbe, Alfred, der Bruder Eugenie's, eine etwas überflüſſige Perſon; erſtens weil er ein Erbe war, zweitens weil er infolge einer unglücklichen Jugendkrankheit blind war oder doch von ſo ſchwachem Geſicht, daß er gleich einem Blinden gewartet und umhergeführt werden mußte, was Eugenien, die ihn zärtlich liebte, viel Zeit koſtete, welche der angehende Liebhaber gern anders benutzt hätte — und endlich drittens, weil er eine Art von Genie war, ein Muſikgenie, das den ganzen Tag am Flügel ſaß und von dem die Leute, entzückt durch ſeine köſtlichen Phantaſien, behaupteten, er würde mit der Zeit noch einmal ein berühmter Componiſt werden.

Zwar von dieſem letztern Fehler der Genialität war auch Eugenie nicht ganz frei. Sie hatte, wie das in reichen Kaufmannshäuſern nicht ſelten geſchieht, gleichſam als Gegengewicht gegen die materielle Grundlage derſelben und weil jeder Menſch den Trieb hat, über ſeinen Stand hinauszuſchreiten, eine ſehr feine, faſt überfeine Bildung erhalten; ſie ſprach verſchiedene Sprachen, hatte unzählige Bücher geleſen, von denen Rudolf die meiſten nicht einmal dem Namen nach kannte, zeichnete und malte und machte, wie er zufällig aus drittem Munde erfuhr, ſogar Verſe. Rudolf, dem alle literariſche Bildung ſehr unbequem war, beſonders bei Frauenzimmern, hätte ihr den größten Theil dieſes geiſtigen Luxus gern erlaſſen; er überlegte allen Ernſtes bei ſich, ob es mit ſeiner männlichen Ehre und ſeinem künftigen häuslichen Glück wol verträglich ſei, eine Frau zu heirathen, die nicht blos gebildeter ſei als er ſelbſt, ſondern ſogar auch Verſe mache. Indeſſen wo viel Licht iſt, darf auch einiger Schatten ſein; Rudolf reiſte ſelbſt nach Hamburg hinüber, erkundigte ſich bei Advocaten und Mäklern, und Alles, was er auf dieſe Weiſe über die Vermögensumſtände ſeines eventuellen Schwiegervaters erfuhr, war mehr als hinreichend, das kleine Muttermal einer zu raffinirten Bildung, das Eugenien nach ſeiner Meinung anhaftete, wettzumachen.

Mit dieſer Gewißheit verſehen, kehrte er zu Eugenien zurück, um ſeine Bewerbungen mit erhöhtem Eifer fortzuſetzen. Auch war er nicht unglücklich damit. Eugenie war vierundzwanzig Jahre alt und hatte trotz ihres zu erwartenden

Reichthums zwar viele Bewunderer, aber noch keinen Bewerber gefunden. Vielleicht gerade deshalb, weil die Meiſten den Ruf ihrer Geiſtreichigkeit ſcheuten. Rudolf, der Geiſt und Bildung nicht achtete, fürchtete ſich auch nicht davor, oder hatte ſeine Furcht doch, wie eben erzählt, überwunden. Auch war er trotz ſeiner Gichtanfälle noch immer eine ſtattliche Erſcheinung, während ſein Adel ſowie der Reichthum der Mutter, der weit und breit bekannt war und von dem auch ſein eigenes glänzendes Auftreten ein erwünſchtes Zeugniß lieferte, wol ebenfalls nicht danach angethan war, ſeine Sache zu verſchlimmern. Kurzum, er geſtand Eugenien ſeine Liebe, Eugenie lächelte, der Vater, den das glückliche Paar ſofort benachrichtigte, hatte nichts einzuwenden, und genau vier Wochen nach ſeiner Abreiſe von Hauſe hatte Rudolf die Genugthuung, ſeiner Mutter ſeine Verlobung mit Fräulein Eugenie Lammerz, einzigen Tochter des bekannten reichen Handelsherrn Johann Gottlieb Lammerz, Firma Lammerz' Erben in Hamburg, anzuzeigen.

Was ſeine Mutter dazu ſagte? Sie ſagte gar nichts; nur durch Herrn Lux, den ſie, wie wir wiſſen, gelegentlich als Geheimſecretär benutzte, ließ ſie ihm in einem kurzen Schreiben zu erkennen geben, daß ſie nicht das Mindeſte gegen ſeine Heirath habe. Aber freilich auch nicht das Mindeſte dafür; habe er ſich auf eigene Hand verlobt, ſo werde er jedenfalls auch auf eigene Hand die Mittel beſitzen, eine Frau ſtandesmäßig zu erhalten. Ob dieſe Mittel von ihm kämen oder von ſeiner Braut, ſei ihr, der Mutter, vollkommen gleichgültig: wenn ſie ſelbſt nur nichts dazuzugeben brauche.

Das war denn inſofern eine etwas niederſchlagende Antwort, als Rudolf, wie man ſich denken kann, ſorgfältig vermieden hatte, Braut und Schwiegervater gleich anfangs in das trau rige Geheimniß ſeines Familienzwiſtes einzuweihen. Auch machte die Hochzeit nebſt der erſten Einrichtung Ausgaben nöthig, denen er ſich Ehrenhalber nicht entziehen konnte; waren ſie nur erſt überſtanden, mit andern Worten, war Eugenie Lammerz erſt die junge Baronin von Schwarzenfeld und befand die Mitgift, welche der Vater mit rühmlicher Freigebigkeit auf eine namhafte Summe feſtgeſetzt hatte, ſich nur erſt baar in Rudolf's Händen, ſo war er der weitern Sorge für ſeinen Hausſtand überhoben und konnte mit Gemüthsruhe abwarten — nun ja doch, bis ſeine Mutter den Platz räumen und ihn vollends als reichen Mann hinterlaſſen würde.

Inzwiſchen bewährte der Präſident auch in dieſem Falle wieder ſein vermittelndes Talent. Auf ſein Zureden entſchloß die alte Baronin ſich, Rudolf nicht nur eine ſtandesgemäße Hochzeit ausrichten (denn auf das ausdrückliche

Verlangen des Bräutigams ſollte dieſelbe in ſeiner Vaterſtadt ſtattfinden: vermuthlich wollte er dem Neid der Nachbarn, die ſo vielfach erklärt hatten, Rudolf von Schwarzenfeld bekomme nun und nimmer eine Frau mehr, ein beſonderes Feſt bereiten) — ſondern ſie fand ſich auch willig, dem jungen Paare den unbewohnten Flügel ihres Hauſes einzuräumen, der denn, ausgeſtattet mit dem prächtigen Hausrath, der mit Eugenie's Ausſteuer von Hamburg kam, ſich ſchon nach kurzer Zeit ganz wohnlich und behaglich ausnahm. Bald darauf kam auch die Braut ſelbſt, begleitet von Vater und Bruder; die Mutter war ſchon ſeit langem todt. Die Begrüßung mit der alten Baronin war kühl und förmlich, doch nicht kühler als eine adelige Schwiegermutter die bürgerliche Schwiegertochter und deren Familie zu empfangen das Recht hat. Der Präſident blühte ordentlich auf, man hatte ihn lange nicht ſo vergnügt geſehen; Rudolf's Heirath ſchien ihm einen wahren Stein vom Herzen zu nehmen und ihm das Beſte für die Zukunft zu verſprechen, ſelbſt auch in Betreff der Mutter, die einer ſo liebenswürdigen und feingebildeten Schwiegertochter unmöglich auf die Dauer widerſtehen konnte. — Nicht minder glücklich fühlte ſich Rudolf. Der allgemeine Beifall, welchen ſeine ſchöne, blühende Braut fand, ſchmeichelte nicht blos ſeiner Eitelkeit, ſondern that auch ſeinem Herzen wohl; es überkam ihn etwas wie Scham vor ſich ſelbſt, wenn er an die elenden Motive dachte, die ihn dazu gebracht hatten, ſich um Eugenie's Hand zu bewerben; er fühlte Mitleid mit dem jungen ſchuldloſen Geſchöpf und gelobte ſich ſelbſt, ihr ein braver, treuer, liebevoller Mann zu werden. . . .

So kam der Hochzeitmorgen heran

Aber nein, dieſe Familie ſollte mit Heirathen kein Glück haben. Am Morgen der Hochzeit, unmittelbar vor der Trauung, erbat Herr Johann Gottlieb Lammerz, Firma Lammerz' Erben aus Hamburg, ſich eine geheime Unterredung mit Rudolf und ſeiner Mutter. Mit Rückſicht auf den feierlichen Moment konnte ihm dieſelbe auch von der Letztern nicht wohl abgeſchlagen werden. Der würdige Kaufmann, ſchon im vollen Hochzeitſtaat, mit einem Geſicht, ſo wohlraſirt und ſo ſchmunzelnd wie ein Schwiegervater am Hochzeitmorgen ſeines Kindes nur jemals gehabt hat, zog ein dickes, etwas ſchmieriges Portefeuille aus der Taſche; er breitete eine Menge Papiere und Rechnungen um ſich her, ſprach viel von ſchlechten Zeiten, vom wandelbaren Glück des Kaufmanns, von proteſtirten Wechſeln, von alten Freunden, die nicht zuverläſſig, von untergegangenen Schiffen, die nicht verſichert geweſen — und ſchloß die lange und wohlgeſetzte Rede damit, daß er für den Augenblick nicht nur nicht im Stande ſei, dem werthen Herrn Schwiegerſohn die verſprochene baare Mitgift auszuzahlen, ſondern er müſſe auch die Frau Baronin, von deren wohlarrangirten Verhältniſſen er hinreichend unterrichtet ſei, inſtändigſt erſuchen, ihm gegen gute Wechſel und Zinſen mit einem Capital von ſo und ſo viel Tauſenden unter die Arme zu greifen — nur auf wenig Wochen, verſicherte er, da es nur eine vorübergehende Stockung ſei, die ihn in dieſe Verlegenheit gebracht habe: aber wenn ihm nicht ſofort geholfen werde, ſo könne er freilich für nichts ſtehen, der Credit eines Kaufmanns ſei gar eine kitzliche Sache. . . .

Wieviel Jahre waren es wol, ſeit Ulrike von Schwarzenfeld nicht mehr gelacht hatte? Aber diesmal lachte ſie doch, lachte hell auf, daß der Paradiesvogel, den ſie auf ihrem Aufſatz trug, zitterte (ſie hatte ſich heute abſichtlich ſo geputzt, vermuthlich um der Pracht der neuen hamburger Verwandtſchaft die Spitze zu bieten) — und rauſchte dann majeſtätiſch davon.

Rudolf lachte, wie man ſich denken kann, nicht: aber den Rücken kehrte er ſeinem Schwiegervater ebenfalls. Im erſten Augenblick war ihm der Gedanke durch die Seele geſchoſſen, ob er unter dieſen Umſtänden wol noch an ſein Wort gebunden und ob es nicht beſſer ſei, das Verlöbniß, wenn auch an der Schwelle des Altars, noch raſch wiederaufzulöſen. Aber das Lachen der Mutter hatte ihm das Herz ſofort wieder auf den rechten Fleck gerückt; er ſah im Geiſt Eugenien im bräutlichen Schmuck, nichts ahnend von dem Verhängniß, das ſich hier ſo furchtbar über ſie zuſammenzog — ſah ſie, wie ſie im Begriff ſtand, ſich ihm zu eigen zu geben auf ewig, in dem ganzen Glanz ihrer Unſchuld, der ganzen Fülle ihrer jugendlichen Schönheit, ihm, dem rohen, abgelebten Manne. . . .

und wandte dem verdutzten Johann Gottlieb Lammerz, Firma Lammerz' Erben aus Hamburg, den Rücken, eilte zu ſeiner Braut, ſetzte ſich zu ihr in den Wagen, fuhr in die Kirche, ließ ſich trauen und führte unter den Glückwünſchen der Gäſte, die in dem großen Gewühl die Abweſenheit der Schwiegermutter und des Schwiegervaters nicht bemerkt hatten, die Holdererröthende in das Haus zurück, das ihr nun Herd und Heimat werden ſollte.

Bei der reichbeſetzten Tafel, bei welcher der Präſident nicht umhinkonnte, in aller Stille an die Doppelhochzeit zurückzudenken, die hier vor bald ſechsunddreißig Jahren gefeiert worden war, und zu der der Muſikantenthurm noch ebenſo finſter und drohend ins Fenſter ſchaute wie damals — fand auch Eugenie's Vater ſich wieder ein. Er war noch ebenſo glattraſirt und ſah noch ebenſo behaglich aus wie vor einer Stunde. Er nahm den Schwiegerſohn beiſeite (Rudolf's Mutter hatte ſich durch Unwohlſein entſchuldigen laſſen), herzte und küßte ihn und kniff ihn dazu ins Ohrläppchen, daß Rudolf beinahe laut aufgeſchrien hätte: das wäre noch ein Menſch, der Rudolf, meinte er, ſo Einen hätte er ſich zum Schwiegerſohn gewünſcht, und darum hätte er die Probe von vorhin angeſtellt; ob Rudolf denn nicht gleich gemerkt, daß es blos eine Probe hätte ſein ſollen? Und ob er es wirklich für möglich gehalten, daß er, Johann Gottlieb Lammerz, Firma Lammerz' Erben in Hamburg, um eine ſolche Bagatelle jemals in Verlegenheit ſein könnte? Hier habe er ſie bei ſich, in demſelben ſchmierigen Portefeuille, das Rudolf vorhin ſo ſcheel angeſehen, bei Heller und Pfennig, in guten Papieren, die ganze Ausſteuer, die er dem Schwiegerſohn zugeſagt. Allein weil der ſich ſo honnet benommen und das Herz ſo auf dem rechten Fleck gezeigt, ſo wolle er nun auch ſehen laſſen, was für ein Mann er ſei, und wolle ihm auf der Stelle noch ein paar Tauſend zulegen, aus freien Stücken und ohne Präjudiz. Er müſſe noch heute Abend nach Hamburg zurückreiſen, eines wichtigen Geſchäfts halber, bei dem er drei mal ſoviel verdiene als die ganze Mitgift; doch komme er in drei, höchſtens vier Tagen wieder, da wolle er Rudolf gleich das Ganze mitbringen, und zwar in blanken Goldſtücken; es ſei zwar Daſſelbe wie Papier, ſehe aber beſſer aus und paſſe ſich beſſer für ſolche hübſchen jungen Leutchen. . . .

Rudolf konnte nicht klug daraus werden, was an dieſer Rede Scherz, was Ernſt war, hatte aber auch für den Augenblick weder Zeit noch Stimmung, die Sache näher zu unterſuchen. Er machte ſich daher mit einigen nichtsſagenden Redensarten von dem Schwiegervater los, und dieſer reiſte in der That noch denſelben Abend mit Extrapoſt nach Hamburg zurück; in drei bis vier Tagen, wie geſagt, wollte er zurück ſein, Eugenie's Bruder, den blinden Alfred, ließ er ſolange, wie er ſcherzweiſe ſagte, als Unterpfand zurück.

Aber der dritte, der vierte Tag verging, und kein Schwiegervater kam und keine Geldſendung. Endlich am fünften Tage kam die hamburger Zeitung, und darin ſtand zu leſen, daß ein achtbares Mitglied Ehrbarer Kaufmannſchaft, der bekannte Johann Gottlieb Lammerz, Firma Lammerz' Erben in Hamburg, in einem Anfall von Melancholie, veranlaßt durch den plötzlichen Verluſt ſeines ganzen großen Vermögens, ſich eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen habe. . . .

Siebzehntes Capitel.

Ein Leben auf vornehmem Fuß.

Welche Ehe ſich aus dieſen Anfängen entwickeln mußte, ſagt ſich der Leſer ohne Zweifel ſelbſt; auch werden wir Rudolf's Häuslichkeit im folgenden Buch noch näher kennen lernen, und dürfen uns daher an dieſer Stelle einige flüchtige Andeutungen genügen. — Hatte die alte Baronin von Schwarzenfeld, unmütterlich, wie ſie geworden war, ſich wirklich nach einem Triumph über ihren Sohn geſehnt, jetzt genoß ſie ihn in reichlichem Maße. Eine reiche Erbin hatte Rudolf heimzuführen gedacht, unabhängig hatte er ſich machen wollen von der Gnade der

Mutter — und was hatte er jetzt? Eine Bettlerin hatte er auf dem Halſe, an Reichthum gewöhnt, mit großen Anſprüchen und unfähig, ſich in die untergeordnete Stellung zu finden, die ihr unter allen Umſtänden in dem Hauſe ihrer Schwiegermutter gewiß geweſen wäre, jetzt aber nach dieſer unglücklichen Kataſtrophe ſich doppelt drückend geſtaltete. Ulrike hatte in ihrer Jugend nicht umſonſt an fremder Leute Tiſch geſeſſen, nicht umſonſt die harte Kette der Dienſtbarkeit getragen; ſie wußte wie das that, und gedachte ihrer Schwiegertochter nichts von Dem nachzulaſſen, was ſie ſelbſt einſt gelitten. Um ein öffentliches Aergerniß zu vermeiden und weil der Präſident ſie wiederholt darauf aufmerkſam machte, daß ſie ſelbſt in juriſtiſchem Sinne verpflichtet ſei, für den ſtandesgemäßen Unterhalt ihres Sohnes Sorge zu tragen, hatte ſie freilich nicht umhingekonnt, dem jungen Paare, das ſich nach dem plötzlichen Tode des Schwiegervaters ausſchließlich auf ſie angewieſen ſah, das Nothdürftigſte zum Unterhalt zu gewähren. Aber auch dies gewährte ſie mit ſolcher Unluſt und knüpfte ſo viel höhniſche und beißende Bemerkungen daran, beſonders in Gegenwart der Schwiegertochter, daß Letztere oft meinte, das Herz müßte ihr vor Scham und Aerger vor die Füße ſinken.

Aber auch davon abgeſehen hätten die beiden Charaktere niemals zuſammengepaßt. Eugenie war ebenſo ſanft und empfindungsreich, wie Rudolf's Mutter hart und verſchloſſen war. Auch ihre literariſchen und künſtleriſchen Neigungen gaben der alten Baronin eine erwünſchte Gelegenheit zu vielfachen Spöttereien und boshaften Anſpielungen; ſie verachtete Wiſſenſchaft und Bildung nicht wie Rudolf, aber ſie fand dieſe Beſchäftigung mit Büchern und Kunſtſachen nicht paſſend für eine Emporkömmlingin, für die Tochter eines Bankrottirers, die nach ihrer Meinung beſſer gethan hätte Strümpfe zu ſtopfen und die liederliche Wirthſchaft ihres Mannes zuſammenzuhalten, als Romane zu leſen und ſentimentale Tagebücher zu führen.

Einen beſondern Anſtoß nahm ſie ferner an der Zärtlichkeit, welche Eugenie ihrem armen blinden Bruder Alfred widmete und die allerdings ein faſt leidenſchaftliches Gepräge trug; ſei der junge Mann wirklich ſo augenſchwach wie man behaupte, nun gut, wozu denn die Blindenhäuſer wären? Es werde viel Rühmens gemacht von Alfred's muſikaliſchem Talent und daß er gewiß dereinſt noch ein berühmter Componiſt werden würde. Ganz wohl: aber ob er mit all ſeinem Talent wol ſchon je eine Waſſerſuppe zuſammenmuſicirt habe? Und ob es wirklich nothwendig ſei, ſeinen künftigen Ruhm auf Koſten einer fremden Familie zwiſchen ſeidenen Fußkiſſen und Rückenwärmern großzufüttern?

Es lag in dieſen Vorwürfen etwas Wahres. Alfred war wirklich eine etwas weichliche Natur; vielleicht aus nervöſer Reizbarkeit, vielleicht weil er es im Hauſe des Vaters ſo gewöhnt geweſen war, hatte er tauſend kleine Bedürfniſſe und Eigenheiten, deren Befriedigung der Regierungsräthin bei der Beſchränktheit ihrer eigenen Verhältniſſe zum Theil recht ſchwerfiel. Allein gerade dieſes Weiche, Unmännliche in Alfred, dieſe Abhängigkeit von der Weichheit des Kiſſens, auf dem er ruhte, der mehr oder minder feinen Beſchaffenheit des Stoffs, in den er gekleidet ging — gerade das hielt Eugenie für das ſichere Kennzeichen einer künſtleriſchen Natur und wurde nicht müde, ſich ſeinen kleinen Launen und Seltſamkeiten zu fügen. Mit größter Vorſicht hatte ſie Sorge getragen, daß Alfred nicht das Mindeſte davon bemerkte, wie eigentlich die Verhältniſſe beſchaffen waren, in denen ſie lebte, und daß ſie ſtatt in ein Haus des Reichthums und der

Fülle, in ein Haus übertünchten Elends gekommen war, wo zwiſchen geſtickten Tapeten und prächtigen Geräthſchaften nicht blos Haß und Unfriede, ſondern auch Mangel und Verlegenheit wohnten. Selbſt den unglücklichen Sturz ihres väterlichen Hauſes hatte ſie Alfred ſo glimpflich vorzutragen gewußt, daß derſelbe den Schaden nicht für halb ſo gefährlich hielt, als er wirklich war; der junge Mann glaubte noch immer aus ſeiner eigenen Taſche zu leben und ahnte nicht, daß der Luxus, in dem er ſich bewegte, zuſammengebracht war auf Koſten der Schweſter und ihres häuslichen Glücks.

Denn zur Steuer der Wahrheit müſſen wir leider bekennen, daß die edelmüthige Anwandlung, welche Rudolf am Hochzeittage überkommen, nicht lange Stand gehalten hatte. Er konnte den Gedanken nicht loswerden, ob Eugenie nicht am Ende von den zerrütteten Verhältniſſen ihres Vaters gewußt und ob ſie ihn nicht blos darum ſo raſch erhört hatte, um wenigſtens unter die Haube zu kommen. Es war eine ſchreckliche Nemeſis, die für ihn in dieſem Gedanken lag: hatte er ſelbſt nicht blos um des Geldes willen geheirathet? Und nun ſollte Eugenie mit ihm ganz dieſelbe Speculation gemacht haben? Einen eigenthümlichen Troſt, wenn auch nur einen Troſt der Desperation, gewährte es ihm dabei, daß, wenn ihm ſeine Speculation misglückt, doch auch Eugenien die ihre nur halb gelungen war; mit boshaftem Behagen malte er ſich die Reue aus, welche die junge Frau innerlich empfinden mochte und zu der er ſelbſt ihr, abgeſehen von ſeinen ökonomiſchen Bedrängniſſen, allerdings auch reichliche Veranlaſſung gab. Mochte Rudolf ſich in ſeinen beſſern Stunden auch zehn mal ſelbſt ſagen, daß Eugenie durch den Verluſt ihres väterlichen Vermögens nichts an ihrer Schönheit, nichts an ihrer Tugend, nichts an der Feinheit ihres Benehmens verloren und daß es ſchändlich von ihm ſei und unmännlich, das arme Weib für ein Unglück büßen zu laſſen, das ſie ohnedies ſchon ſchwer genug empfand — der Dämon in ihm war mächtiger als das gute Herz, von dem der Präſident ehedem ſoviel Rühmens gemacht hatte, und mit teufliſcher Schadenfreude pflegte er jeden ehelichen Zwiſt, deren ſich leider im Lauf der Jahre ſehr viele einfanden, ſofort auf das Gebiet der Finanzen hinüberzuſpielen und Eugenien die Armuth vorzurücken, die ſie ihm mitgebracht, ja die ſie ihm wol abſichtlich verheimlicht hatte, um ihn deſto ſicherer in ihr Netz zu ziehen. — Solche Vorwürfe, einmal ausgeſprochen, ſind wie ein Gift, gegen das es kein Heilmittel gibt. Die arme junge Frau, im Innerſten verletzt, zog ſich in ſich ſelbſt zurück; die Schätze, die Rudolf bei ihr erwartet, hatte er nicht gefunden; aber war das Gold der Liebe, das ſie bei ihm zu finden gehofft hatte, nicht noch weit unſchätzbarer? Und auf welche häßliche, ſchmuzige Schlacke traf ſie bei ihm? —

Daß die Ehe ohne Kinder blieb, war unter dieſen Umſtänden ein wahres Glück. Schon Alfred's Anweſenheit erzeugte viel Unfrieden zwiſchen den beiden Ehegatten. Rudolf fand es abſurd, daß er, der ſelbſt ſchon nicht wußte, wie ſein Haus auf ſtandesgemäßem Fuß erhalten, nun gar noch einen blinden Schwager mit durchbringen ſollte. Doch fehlte es ihm andererſeits auch wieder an der nöthigen Energie, der Sache wirklich und mit Einem Schlage ein Ende zu machen, und auch Eugenie that mit weiblicher Sorgfalt alles Erdenkliche, um die Anweſenheit ihres Bruders für ihren Mann ſo wenig merkbar zu machen wie möglich.

Im Uebrigen wird Niemand, der den Weltlauf kennt, wenn er hier von Entbehrungen und Verlegenheiten hört, mit denen das junge Paar zu kämpfen hatte, darum auch ſchon glauben, daß ſie wirklich trockenes Brot gegeſſen und gewendete Kleider getragen. Ganz im Gegentheil, es ging hier wie in ſo unzähligen Verhältniſſen deſſelben Schlags: der Regierungsrath lebte herrlich und in Freuden, ſein Haus war vortrefflich eingerichtet, er ſah oft und gern einen kleinen Kreis vertrauter Freunde bei ſich, wo denn der Champagner nicht geſchont ward, hielt ſich Pferde, Bediente und überhaupt Alles, was zu einem reichen und vornehmen Haushalt gehört. Auch Eugenie lebte durchaus ihrem Range gemäß; ſie hatte ihre Loge im Theater, las die neueſten Bücher und ſah es ebenfalls nicht ungern, wenn Freunde und Bekannte ihren kleinen Salon füllten, wäre es auch nur deshalb geweſen, um dem armen Alfred eine Zerſtreuung zu gewähren. Hinterdrein freilich kam der hinkende Bote nach;

die unbezahlten Rechnungen, die Mahnbriefe und laufenden Wechſel häuften ſich, und Rudolf ſelbſt mußte oft in der Stille bei ſich lachen, wenn er bedachte, auf welchen ſchwachen Füßen dieſe Herrlichkeit ſtand und wie raſch ſie einmal zuſammenſtürzen könne. Zu Eugenie's Entſchuldigung müſſen wir ſagen, daß ſie die ökonomiſchen Verhältniſſe ihres Mannes nur ſehr oberflächlich kannte; ſie hörte ihn zwar oft klagen und Bankrott und Elend als dicht vor der Thür ſtehend ankündigen, ſah aber dabei doch, daß es an nichts fehlte, ausgenommen mitunter an baarem Gelde. Aber deſſen bekamen ſie ja dereinſt, wenn die Schwiegermutter ihre Augen zuthat, genug, und Eugenie war eine zu gute Kaufmannstochter, um nicht zu wiſſen, daß Credit auch Geld iſt und ſogar unter Umſtänden noch beſſer als Geld.

Ueber dieſen letztern Punkt hätte Rudolf ihre Anſicht allerdings gründlich berichtigen können; trotz des Aufwands, den er machte und durch den er das Publicum zu täuſchen hoffte, wurde ſein Credit von Monat zu Monat ſchwächer; ſo ſcharfſinnig er war, immer neue Geldquellen aufzufinden, ſo mußte er ſich doch nachgerade geſtehen, daß eine Zeit nahe ſei, wo dieſer Scharfſinn erſchöpft ſein würde. Allein auch für dieſen ſchlimmſten Fall tröſtete er ſich immer noch damit, daß ſeine Mutter es doch unmöglich zum öffentlichen Skandal könne kommen laſſen, und auch des Präſidenten glaubte er, ſchon aus amtlicher Rückſicht, ſicher zu ſein. — Doch brauchen wir dieſe Miſère wol nicht weiter auszumalen, da ſie ja, wie geſagt, heutigentags in den ſogenannten höhern Ständen ſo häufig iſt, und nehmen wir daher den Faden unſerer Erzählung da wieder auf, wo wir ihn in unſerm erſten Buche haben fallen laſſen.

Drittes Buch.

Das Wiederſehen.

Erſtes Capitel.

Kleine Leiden.

Es iſt an demſelben Morgen, den wir zu Anfang unſerer Erzählung im Muſikantenthurm zugebracht haben. Im Arbeitszimmer des Regierungsraths von Schwarzenfeld ſieht es noch ziemlich wüſt und unordentlich aus; trotz der vorgerückten Stunde hat derſelbe ſich erſt vor kurzem aus den Kiſſen erhoben. Nicht im beſten Humor; ſeine Stimmung iſt trübe und unheimlich, gleich dem Gewitterhimmel, den er, ſich die Cigarre anzündend, mit verdroſſenen Augen anſtarrt. Aber woher ſoll der Humor auch kommen? Rudolf hat geſtern bis nach

Mitternacht mit einigen guten Freunden gezecht; das iſt gut für den Augenblick, aber wie die Dünſte des Weins verſchwinden, ſteigen andere auf, die nicht ſo raſch verfliegen: Nebel der Sorgen und des Ueberdruſſes, die ihm die Ausſichten in den beginnenden Tag verkümmern.

Und er hat ſchlecht begonnen, dieſer Tag. Welch ein Haufe von Briefen, der neben dem zierlich geränderten Kaffeeſervice liegt! Rudolf braucht die meiſten gar nicht erſt zu öffnen, er kennt ſie ſchon von außen: es ſind Rechnungen, Mahnbriefe, bald höflicher, bald dringender, aber die einen ſo vergeblich wie die andern. Rudolf reißt ſie, mit ſchläfrigem Blick die Adreſſen muſternd, einen nach dem andern in dünne Streifen; wenn er Fidibus aus den Briefen dreht, ſind ſie doch zu etwas gut geweſen. Und indem er dann die bläulichen Wolken des Tabacks verfolgt, wie ſie ſich weiter und weiter ringeln, um endlich ſpurlos in der Luft zu verflattern, denkt er bei ſich, daß alles menſchliche Leben im Grunde doch auch nur Rauch und Dunſt und daß die ſchlechte Komödie der vielen Zurüſtungen, die wir für ſie treffen und die uns alle ſo unentbehrlich ſcheinen, doch im Grunde gar nicht werth. Rudolf ſtellte ſolche Betrachtungen oft an, aber eben darum hatten ſie ihren Stachel für ihn verloren; der Menſch gewöhnt ſich an Vieles, warum nicht auch daran, die Welt und ſich ſelbſt zu verachten?

Aber hier waren zwei Briefe, die durfte er doch nicht ſo ganz beiſeite ſchieben. Der erſte war von dem Director der Abtheilung, in der er arbeitete; in kurzem geſchäftmäßigem Stil beſchwerte derſelbe ſich über die vielen Verſäumniſſe, welche der Regierungsrath ſich in ſeiner amtlichen Stellung zuſchulden kommen laſſe; die Reſte wären wieder ſchon zu einer unerträglichen Höhe angewachſen; da Ermahnungen und

Ordnungsſtrafen bei Rudolf nichts mehr auszurichten ſchienen, ſo werde der Director bei der nächſten Veranlaſſung zu ſeinem Bedauern ſich genöthigt ſehen, pflichtgemäße Anzeige bei der vorgeſetzten Behörde zu machen. — Im genauen Zuſammenhang damit ſtand der zweite Brief, der von Rudolf's Oheim, dem Präſidenten, kam. Die Handſchrift, welche der gute Mann ſchrieb, war trotz ſeines Alters gerade ſo fein und zierlich wie er ſelbſt, und auch an dem Stil ließ ſich, wenigſtens im Punkt der Höflichkeit und Delicateſſe, nichts ausſetzen. Aber mit aller Höflichkeit und Delicateſſe war es doch ebenfalls ein Mahn- und Klagebrief, und zwar ein recht dringender. In den beweglichſten Ausdrücken, unter denen die nahe Verwandtſchaft, der gute Name der Familie, die vortrefflichen Ausſichten, welche Rudolf ſich unmöglich ſo leichtſinnig zerſtören dürfe, nicht die letzte Stelle einnahmen, ermahnte er den unverbeſſerlichen Neffen, doch endlich in ſich zu gehen, um nur wenigſtens das Nothdürftigſte von Dem, was ſein Amt von ihm fodere, zu verrichten. Daß Rudolf ſich im Dienſt des Staats nicht krankarbeiten möge, verdenke er ihm unter den bekannten Verhältniſſen keinen Augenblick; doch gebe es auch im Nichtsthun ein Maß des Schicklichen und Hergebrachten, das er nicht wünſche von ſeinem Neffen überſchritten zu ſehen. Auch waren die Namen verſchiedener Lieferanten und Kaufleute beigefügt, welche mit den Foderungen, die ſie an Rudolf hatten und von dieſem nicht eintreiben konnten, ſich an den Präſidenten gewendet und ihn zur Vermeidung härterer Maßregeln um ſeine Vermittelung angeſprochen hatten. Auch hier gab der Präſident wieder zu, daß ein Mann in Rudolf's Lage Schulden haben könne und vielleicht ſogar haben müſſe: doch ſei auch dafür ein Maß geſetzt, und bitte er den Neffen daher dringend, ſich mit den Leuten wenigſtens zu verſtändigen. — Dergleichen Briefe hatte Rudolf von ſeinem Oheim ſchon ſo viele bekommen, daß auch dieſer ſchwerlich einen beſondern Eindruck auf ihn gemacht haben würde, wäre nicht ein Poſtſcript hinzugefügt geweſen, ein ganz kleines, unſcheinbares Poſtſcript, das ihn allerdings in hohem Grade intereſſirte. Ganz am Rande nämlich, als wäre es eine bloße Bagatelle, erwähnte der Präſident eines Gerüchts, das ihm ſoeben aus der Hauptſtadt gemeldet wurde; danach ſtehe in den nächſten Wochen eine eigene Commiſſion aus der Hauptſtadt zu erwarten, zur Reviſion des Muſikantenthurms und aller dahin einſchlagenden Angelegenheiten; Rudolf ſei doch mit Allem, was dieſe Anſtalt betreffe, hübſch auf dem Laufenden und jeden Augenblick gerüſtet, die Commiſſion zu empfangen?

Rudolf las die Stelle zwei, drei mal durch; eine hohe Röthe hatte ſein Angeſicht übergoſſen.

Dann riß er ſich mit einem kräftigen Ruck aus dem weichen Lehnſtuhl in die Höhe, ging ein paar mal langſam, die Hände auf dem Rücken, das Zimmer auf und nieder; vor dem Spiegel blieb er ſtehen und betrachtete lange die wüſten, verlebten Züge; dann, als erſchräke er über ſich ſelbſt, drehte er ſich raſch um, ſchüttelte ſich herzhaft am ganzen Leibe und zündete die Cigarre, die ihm während des Leſens ausgegangen war, von friſchem an. Einen mächtigen Stoß Acten, der ihm dabei im Wege lag und den ſein Director ihm gleichſam als Commentar ſeines Briefes gleich mitgeſchickt hatte, ſtieß er verächtlich mit dem Fuße beiſeite: „Habt ihr mich“, brummte er vor ſich hin, „einmal an dieſe Galeere geſchmiedet, ſo ſeht nun auch zu, wie ihr mit mir fertig werdet!“

Auch hatte er in dieſem Augenblick wirklich noch nicht Zeit ſich mit ernſthaftern Arbeiten zu beſchäftigen, da noch allerhand kleine häusliche

Leiden ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Der Kammerdiener, der zugleich die Stelle eines Tafeldeckers und Kellermeiſters verſah, meldete, daß der Champagner auf die Neige gehe und daß die Lieferanten der Stadt ſo unverſchämt wären, keinen neuen ſchicken zu wollen, bis die alten Rechnungen getilgt wären. Mit einer ähnlichen Klage fand ſich der Reitknecht ein. Rudolf hatte geſtern im Magazin ein prächtiges neues Reitzeug ausgeſucht; er freute ſich ſchon darauf, wie er heute auf der Promenade damit paradiren wollte. Allein der Verkäufer, der wol ſchon ſeine Erfahrungen gemacht haben mochte, hatte ſich unter einem nichtigen Grunde geweigert, das Reitzeug, das zwar gekauft, aber noch lange nicht bezahlt war, auszuliefern.

Am ärgerlichſten jedoch war dem bedrängten Hausvater ein Vorfall, den ſein Schwager Alfred ihm zugezogen. Seiner Erblindung wegen bedurfte der junge Mann eines Begleiters, der ihn auf Straßen und Treppen zurechtwies, ſeine geringfügige Correſpondenz beſorgte und ihm namentlich auch die langen düſtern Stunden durch Vorleſen kürzte. Dieſes Bedürfniß war ſo unvermeidlich und ſo einleuchtend, daß ſelbſt Rudolf nichts dagegen gehabt hatte, als Eugenie einen Lakaien des Hauſes dazu angelernt, Rudolf's ſogenannten „Tiger", einen jungen Burſchen von raſcher Faſſungskraft und leidlichem Geſchick, aber wie dergleichen Geſchöpfe zu ſein pflegen, unerträglich naſeweis und vorlaut. Auch war er für Alfred's empfindliche Nerven bei alledem noch viel zu plump und ungeſchickt, und andererſeits hatte auch der Burſche ſelbſt, dem die Verhältniſſe des Hauſes natürlich nicht verborgen waren, vor dem armen Blinden, der ja doch nur das Gnadenbrot am Tiſche ſeines Schwagers aß, keinen rechten Reſpect. Auch langweilte ihn die Beſchäftigung, ja ſein Bedientenſtolz fühlte ſich gekränkt, daß er nur dem

Schwager dienen ſollte, nicht wie früher dem eigentlichen Herrn vom Hauſe. Daraus waren ſchon ſeit längerm allerhand Misverhältniſſe hervorgegangen, die denn geſtern Abend in Rudolf's Abweſenheit zu einem heftigen Auftritt geführt hatten, infolge deſſen der junge „Tiger“ erklärte, nicht länger in dieſem Hauſe, wo ihm ſo übel mitgeſpielt werde, bleiben zu können. Als die Sache heute früh zur Erörterung kam, benahm er ſich ſelbſt Rudolf gegenüber ſo naſeweis und ungeberdig, daß dieſer ſeinem Schwager in der Stille wol Recht geben mußte: es war wirklich ein unerträglicher kleiner Affe, an dem Rudolf's Hausweſen nichts verlor. Aber deſſenungeachtet war ihm der Auftritt höchſt verdrießlich. Rudolf änderte nicht gern mit ſeinen Leuten, theils aus Trägheit, theils und hauptſächlich, weil es in dieſem äußerlich ſo glänzenden Hausſtande der geheimen Schäden zu viele gab, daß eine böswillige Zunge nicht einen ſehr gefährlichen Stoff darin gefunden hätte. Und wo gibt es böswilligere Zungen als bei entlaſſenen Dienſtboten? Mit all ſeiner Heftigkeit und ſeinem herriſchen Weſen ließ Rudolf ſich doch zuweilen von ſeinen Leuten Dinge gefallen, die eine weit gutmüthigere Herrſchaft nicht ertragen hätte — wie er ſagte, aus Trägheit und weil es ihm weniger Mühe mache, ſich über einen alten Diener zu ärgern als an einen neuen zu gewöhnen, in der That aber, weil dieſer Hausſtand mit ſeinem ganzen glänzenden Elend, mit ſeinem Unfrieden und ſeinen häuslichen Scenen, ſeinen Schulden und Borgereien eine Art von Verſchwörung bildete, an der unwillkürlich auch die Dienſtboten theilnahmen, und deſſen Geheimniß daher durch häufigen Wechſel der Letztern nicht aufs Spiel geſetzt werden durfte.

Und nun ſah er ſich gleichwol genöthigt, von ſeiner alten Hausregel abzuweichen und den kleinen „Tiger“, gerade den Naſeweiſeſten und Klatſchhaſteſten von Allen, Knall und Fall aus dem Hauſe zu jagen — weshalb? Weil ſein Schwager ſich nicht hatte mit ihm vertragen können! Wäre es ihm wenigſtens noch ſelbſt paſſirt, dachte Rudolf, oder ſeiner Frau, ſo hätte die Sache doch noch eine Art gehabt: aber daß eine Störung ſeines Hausweſens von einem Menſchen ausging, der darin blos geduldet ward und der ihm tauſend anderer Gründe wegen blos zur Laſt, das ſchien ihm der Gipfel des Sinnloſen und Unerträglichen. Er beſchloß, die Gelegenheit zu benutzen, um mit dieſem ganzen Verhältniß endlich einmal gründlich aufzuräumen; Alfred ſollte ſich der Hausordnung fügen, es ſollten ihm keine eigenen Bedienten mehr gehalten und überhaupt nichts um ſeinetwillen in der Wirthſchaft verändert werden. Und da Rudolf mit Gewißheit vorausſah, daß weder Alfred noch Eugenie ſich darin fügen würden, wie es zum Theil auch wirklich unausführbar war, ſo hieß das mit andern Worten, Alfred ſolle das Haus verlaſſen.

Voll von dieſem Gedanken ſetzte er ſich hin, ein paar Zeilen darüber an Eugenie zu ſchreiben. Denn dermaßen hatten die Gatten ſich bereits einander entfremdet, daß ſie alles Wichtigere, was ſie miteinander zu beſprechen hatten, Alles, was gemüthliche Zuſtände betraf oder ſich in irgendeiner Weiſe über das Niveau eines Salongeſprächs erhob, nicht mündlich, ſondern ſchriftlich erörterten. Die Zimmer der beiden Gatten — wir erinnern uns, daß das junge Paar den halb wüſten Flügel des Hauſes bewohnte — lagen durch Gänge und Vorſäle getrennt, und da war es denn oft ſpaßhaft anzuſehen, wie bei kritiſchen Gelegenheiten die beiderſeitige Dienerſchaft mit Briefen und Briefchen, Zetteln und Zettelchen hin- und herrannte, gleichſam ein diplomatiſcher Notenwechſel im Kleinen. Der erſte Schritt zu dieſer ſeltſamen

Gewöhnung war von Eugenien ausgegangen; durch Rudolf's herriſches Weſen eingeſchüchtert, hatte ſie es leichtergefunden, ihm ihre kleinen Zweifel und Bedenken, ihre Bitten und Vorſtellungen, Klagen und Beſchwerden ſchriftlich als mündlich vorzutragen. Auch hatte ſie in der erſten Zeit ihrer Ehe noch gehofft, das Verhältniß, deſſen ganze Troſtloſigkeit ſie bald durchſchaute, wenigſtens durch geiſtigen Inhalt zu adeln und zu erheben, wenn ſie auch auf gemüthliche Freuden verzichten mußte, und da ſchien ein Briefwechſel mit dem eigenen Manne der etwas ſentimentalen Frau gerade das geeignete Mittel. Rudolf war bereitwillig darauf eingegangen, wenn auch in ganz anderm Sinne, als Eugenie es beabſichtigt hatte: theils paßte dieſer vermittelnde Weg, bei dem das tägliche Leben noch ganz glatt und ungeſtört blieb, zu ſeinem Mangel an Energie und ſeiner Neigung, alle Dinge auf die lange Bank zu ſchieben, theils fürchtete er ſich auch vor ſeiner eigenen Leidenſchaftlichkeit, die ihn bei mündlichen Auseinanderſetzungen leicht zu weit führte und zu Aeußerungen hinriß, die ihm dann hinterdrein wol ſelbſt leidthaten.

Zweites Capitel.

Selbſtbekenntniſſe.

Doch ſollte er den Brief jetzt nicht vollenden; ein Beſuch ſtörte ihn, den er eigentlich ſchon mit Ungeduld erwartet hatte und der ihm nur über die Verdrießlichkeiten und Abenteuer dieſes ſorgenvollen Morgens wieder aus dem Gedächtniß gekommen war. Das war ſein Hausarzt, der Doctor Brunner. Wir haben es hier überall mit der zweiten Generation zu thun, und ſo finden wir auch in dem jungen Doctor Brunner einen Sohn jenes Arztes wieder, dem wir zuerſt auf Ulrike's Hochzeit begegnet ſind und den wir dann am Krankenbett des alten Kammerdirectors ſowie bei Hugo's unglücklicher Krankheit wiedertrafen. Auch dieſer lebte noch in Ehren und Würden, als Medicinalrath, Ordensritter und vieler gelehrten Geſellſchaften Mitglied. Doch hatte all der Firlefanz, wie er ſelbſt dieſe Auszeichnungen ſchalt, ſein Herz nicht erkälten können; es war mit den weißen Haaren noch derſelbe joviale, hülfreiche Mann wie früher. Von der Praxis hatte er ſich größtentheils zurückgezogen, beſonders von der vornehmen; er hatte die ewigen verdorbenen Magen der Männer, die ewigen Vapeurs und Krämpfe der Damen ſatt und wünſchte, wie er ſagte, nachdem er ſich zeitlebens wie ein Hund kaſteit, wenigſtens als Menſch zu ſterben. Auch war es eine erlaubte Diplomatie, daß er den einzigen Sohn und Erben, der ja auch zugleich der Erbe ſeiner Kunſt war, noch bei Lebzeiten in ſeine ausgedehnte Praxis einzuführen und ihm die Vortheile derſelben dadurch zu ſichern ſuchte. Nur in ganz außerordentlichen Fällen, beſonders bei ſolchen Kranken, die ihrer Armuth halber keinen Arzt bezahlen konnten und die deshalb auch ſo leicht von keinem Andern beſucht wurden, erſchien er perſönlich; für gewöhnlich ſchickte er den Sohn, der durch ſeine gediegenen Kenntniſſe ſowie durch ſein ſolides, zuverläſſiges Weſen das Zutrauen des Vaters auch vollkommen rechtfertigte. Der junge Brunner war, wiewol jünger als Rudolf, doch noch ein Studiengefährte deſſelben; dies und die langjährige Verbindung, in welcher ſein Vater, der Medicinalrath, mit dem Schwarzenfeld'ſchen Hauſe ſtand, hatte zwiſchen den beiden Männern ein Verhältniß hervorgebracht, das ungeachtet der ſehr abweichenden Charaktere doch beinahe ein freundſchaftliches zu nennen war. Gleich ſeinem Vater, beſaß der junge Arzt eine gewiſſe ſarkaſtiſche Derbheit, die den Patienten zwar in den meiſten Fällen nicht gerade angenehm, aber dafür um ſo nützlicher war. Auch Rudolf mußte ſich von ſeinem jungen Freunde manchen derben Scherz über ſeine ungeregelte Lebensweiſe und die ganze thörichte Art, wie er ſich in immer tiefere Verlegenheiten ſtürzte, gefallen laſſen; brachte es ihn auch auf keinen andern Weg, ſo veranlaßte es doch zuweilen ein momentanes Innehalten, eine Pauſe der Beſinnung, die zwar nicht zur Beſonnenheit führte, aber ihm doch wenigſtens für Augenblicke den Abgrund zeigte, an dem er hintaumelte. — Auch war Rudolf nicht unempfindlich gegen die Dienſte, welche der Freund ihm auf dieſe Art leiſtete; er hatte ſo viel Vertrauen zu ihm, wie ihm nach ſeiner Natur überhaupt möglich war, und hörte auf ſeine Stimme mehr als auf jede andere.

Nach dieſem Doctor Brunner alſo hatte er geſtern geſchickt, hatte es aber, wie erwähnt, unter den Verdrießlichkeiten des Morgens ſelbſt wieder vergeſſen. Doctor Brunner, deſſen ärztlichem Scharfblick das übernächtige Weſen des Freundes nicht entging, drohte lächelnd mit dem Finger.

„Nun?“ ſagte er, „wieder einmal des Guten zu viel gethan? und dafür wieder einmal ein bischen Reißen im Bein? Wenn es nach mir ginge, wahrhaftig, ihr Schwelger von Profeſſion, die ihr euch durch kein Warnen und Ermahnen beſſern laßt, ihr müßtet mir einmal nach der Reihe ſo ein Monater ſechs auf dem Rücken liegen, ſo an einer tüchtigen Neuralgie oder Dergleichen, wobei es hübſch Asa foetida und ähnliche gute Dinge zu ſchlucken gibt. Oder haſt du dich etwa gar krankgearbeitet?“ ſetzte er mit einem ironiſchen Seitenblick auf die umhergeſtreuten Acten und Briefſchaften hinzu.

„Nichts von Krankheit heute“, erwiderte Rudolf, nachdem er dem Doctor eine Cigarre aufgenöthigt und auch trotz ſeines Widerſtrebens nach Wein geklingelt hatte, den Jener jedoch unberührt ließ, „ſondern einen guten Dienſt will ich von dir.“

„Einen guten Dienſt?“ wiederholte der Doctor in etwas gedehntem Tone, indem er vorſichtig die Aſche von der Cigarre abſtreifte: „wenn es nicht von Geldſachen iſt, laß hören! Aber in Geldſachen laſſe ich mich, wie du weißt, mit dir nicht ein: erſtens weil ich wenig übrig habe, und zweitens weil das Wenige, was ich erwerbe, für andere Leute bleiben muß, denen es beſſer nütze iſt und die vernünftiger damit umzugehen wiſſen als du.“

Man ſieht, der Ton zwiſchen den Freunden war ungenirt und deutlich. Auch war der Regierungsrath weit davon entfernt, die Aeußerung des jungen Arztes übelzunehmen; vielleicht, weil er in Gedanken verloren, nur einen Theil ſeiner Rede gehört hatte, vielleicht auch weil das Anliegen, mit dem er umging ihm ſelber ſchwerfiel, ſodaß er es abſichtlich zu verzögern wünſchte, ſagte er, ein einzelnes Wort aus der Rede des Freundes herausgreifend:

„Erwerben! Wie das nur ſein muß, ſein Brot erwerben! Ich meine wirklich erwerben, durch ſeiner Hände Arbeit, wie der Handwerker thut, oder durch Laufen und Sorgen wie ihr Aerzte. Wovon wir Beamten leben, das iſt gar kein rechtes Erwerben, das iſt nur immer ein Bekommen und zwar ein ganz unterſchiedloſes Bekommen, die fleißigen Stunden werden ſogut bezahlt wie die faulen, der ſchlafende Regierungsrath iſt dem Staate ebenſo theuer oder meinetwegen auch ſo billig als der wache, der ſchreibende wie der ſpazierengehende —“

„Richtig“, verſetzte der Doctor, „und der faullenzende und weintrinkende und die Nächte verſchwärmende auch — ich fürchte ſehr, ein gewiſſer Regierungsrath von Schwarzenfeld wird für ſeine letztern Eigenſchaften beſſer bezahlt als für ſeine Arbeit.“

„Gewiß: aber weſſen Schuld iſt es?“ fragte Jener.

Der Doctor ſah ihn verwundert an: „Es iſt mit deiner Geſundheit doch wol nicht ſo ganz richtig: wenn alte Weltkinder wie du erſt melancholiſch werden, ſo iſt es gewöhnlich nicht weit von ihrem Ende.“

Rudolf war in dumpfes Hinbrüten verſunken. „Ich wollte es wäre ſo“, ſagte er endlich, „du glaubſt nicht, Bruder, was mir das Leben verhaßt iſt, das ich führe! Da nennen ſie mich nun Alle einen glücklichen Menſchen, oder Einige nennen mich auch einen Schuldenmacher und wüſten Verſchwender — und Keiner weiß, wie es in mir ausſieht. Ich auch nicht — mag es auch nicht wiſſen. . . .“

Damit fuhr er ſich über die Stirn und

ſtürzte das Glas Wein hinunter, das er für den Doctor eingeſchenkt hatte. Dieſer, dem die ungewohnte Aufgeregtheit des Freundes bedenklich vorgekommen war, nahm einen ernſtern Ton an. Er ſagte:

„Wenn du dich wirklich nach Arbeit ſehnſt, rechtſchaffener, ſolider Arbeit, die einen guten Schlaf gibt und ein gutes Gewiſſen, und biſt wirklich ſo ſehr lüſtern, das Glück des Erwerbens zu koſten — was hindert dich, mein Freund? Wirf allen dieſen Plunder von dir“ — indem er nicht blos auf die Acten und Bücher, ſondern auch auf die zwar unordentlich und ſchlecht gehaltene, aber doch urſprünglich elegante und ſelbſt prächtige Ausſtattung des Zimmers deutete: „du haſt eine breite Bruſt und ein paar kräftige Arme, das bischen Reißen im Bein wird ſich ſchon verlieren, wenn du nur erſt den Boden, auf dem du ſtehſt, tüchtig tränkſt mit deinem Schweiße — und die thörichten Gedanken auch", ſetzte er halb lächelnd, halb unwillig hinzu.

„Ich habe es ja gewollt", erwiderte Rudolf nachſinnend, „ſchon als Kind habe ich es gewollt, ich wollte Soldat oder Schiffer werden, mein Inſtinct hat mich ganz richtig geleitet, ich ſuchte nach etwas, nach einer äußerlichen Gefahr, einem Widerſtand, an dem dieſe faulen Knochen ſich abarbeiten, dieſer trotzige Sinn ſich brechen könnte. Aber ich durfte ja nicht, ſie mußten mich ja einfangen in ihre Tretmühle, Beamtendienſt genannt — was iſt nun aus mir geworden? Es iſt ſchade darum, ich wäre vielleicht ein tüchtiger Oberbootsmann geworden, und nun — nun bin ich ein nichtsnutziger Regierungsrath, der ſich und Andern zur Laſt fällt. . . ."

„Wenn du das einſiehſt", verſetzte der Andere trocken, „wohlan denn, ändere es. Ich ſage nicht mehr: wirf dieſe Acten und Schriften von dir — nein, ich ſage: gib dich ihnen mit wirklichem Fleiß und Eifer hin, bleibe immerhin Beamter, aber ſei ein tüchtiger Beamter, der wirklich für das Volk arbeitet, nicht blos ſich von ihm bezahlen läßt. Sieh Rudolf, gerade du in deiner Stellung, wenn du wollteſt, du könnteſt deinen Mitbürgern viel nützen; die Stelle beim Muſikantenthurm — ich weiß, ſie iſt dir unangenehm . . .“

Rudolf war in die Höhe geſprungen und durchmaß mit eiligen Schritten das Zimmer. „Ich bitte dich“, rief er, „nur nichts von dieſer unglücklichen Geſchichte, nichts von Acten und Büchern, Terminen und Commiſſorien! Gerade dieſe Acten haben es mir angethan — du kannſt dir nicht denken, Bruder, wie das am Menſchen zehrt, ich bin faul, ja, die Arbeit widert mich an: aber wer hat mich ſo gemacht? Die Acten, und nichts als die unglückſeligen Acten!“

Doctor Brunner prüfte mit großer Kaltblütigkeit ſeine Cigarre, ob ſie noch gut im Brand; dann ſagte er:

„So, mein Freund, ſagen Alle, die zwar das Unbequeme oder Unwürdige ihrer Lage wol fühlen, aber keine wirkliche Luſt haben ſie zu ändern; ſie möchten wol anders werden, aber nicht durch ſich ſelbſt; der Faullenzer möchte fleißig, der Trunkenbold nüchtern werden, aber beileibe nicht durch eigene Anſtrengung: ſondern wenn ſie den Fleiß oder die Nüchternheit ſo gekauft kriegen könnten, fix und fertig, wie die Semmel beim Bäcker, oder noch lieber, es ſchenkte ſie ihnen Jemand, ei ja, da wollten ſie ſich beſſern. Da das nun aber nicht ſein kann, ſo bleiben ſie wie ſie ſind, und auch du, mein guter Rudolf, wirſt bleiben wie du biſt, und deine melancholiſchen Redensarten werden nichts daran ändern. Es gibt einen Spruch in der Bibel — wir ſind alle Beide keine großen Bibelhelden, du weißt es, aber dieſen Spruch erlaube mir doch zu citiren: «Die Faulen gehen unter, weil ihre Hände nicht arbeiten mögen» — da haſt du's!"

„Ja", grollte Rudolf, „das kannſt du wol ſagen, du haſt von früh auf arbeiten müſſen, dein Vater, der alte wunderliche Herr, hat trotz ſeiner ſchönen Einnahme nie Schätze geſammelt, er hat das Meiſte immer wieder weggegeben an Arme und Kranke und ſich ſelbſt nur mit dem Nöthigen beholfen. Aber wer im Reichthum geboren iſt . . ."

„Nun, nun", unterbrach ihn der Doctor, halb begütigend, halb ſpottend, „laß gut ſein, der Reichthum, dächte ich, drückt dich bisjetzt auch noch nicht —"

„Das iſt es ja eben!" ſchrie Jener und ſchlug dabei ſo heftig auf den Tiſch, daß die Weinflaſche umſtürzte und ihren Inhalt weit über den geſtickten Teppich verbreitete: „das iſt es ja eben, was mich unglücklich macht und woran ich zugrunde gehe! Arm ſein und arbeiten müſſen, es iſt etwas — und reich ſein und genießen können, es iſt auch etwas: aber wie ich, reich ſein und nichts davon haben, alle Anſprüche und Rechte des Reichthums beſitzen, aber keinen von ſeinen Vortheilen — das iſt etwas, worüber auch der Stärkſte verzweifeln muß!“

Drittes Capitel.

Die Verſuchung.

„Ich dächte", verſetzte der Doctor in ſeiner trockenen Weiſe, indem er ſich langſam im Zimmer umſah und das Auge zuletzt auf dem Wein haften ließ, der noch immer langſam von dem geſtickten Teppich tropfte — „ich dächte, Bruderherz, du hätteſt auch ohne die Rechte des Reichthums von ſeinen Vortheilen ſchon jetzt ſo einige, die mancher arme Teufel Urſache hätte dir zu beneiden. Doch iſt das ein Gegenſtand, mit dem wir wol heute nicht fertig werden; auch ſind wir ja von unſerm eigentlichen Thema ganz abgekommen: du wünſchteſt einen Dienſt von mir — worin beſteht er?“

Rudolf rieb ſich die Stirn. „Meine Familie“, ſagte er, „hatte mich urſprünglich zum Diplomaten beſtimmt. Doch habe ich von jeher gewußt, daß ich dazu nicht tauge; auch jetzt, alter Freund, mußt du mir ſchon erlauben, daß ich mit der Thür ins Haus falle. . . .“

„So falle zu“, brummte der Doctor, der dieſe Art von Bedenklichkeit an ſeinem Freunde gar nicht gewohnt war und ſie höchſt abgeſchmackt fand. Rudolf fuhr fort:

„Die Bitte, welche ich habe, betrifft nicht ſowol dich als eigentlich den Medicinalrath, deinen Vater —“

„Höre, Schatz“, ſagte der Doctor, „haſt du dir die Sache auch recht überlegt? Was ich und mein Vater über unſere Patienten zuſammen ſprechen, geht über Schröpfen und Klyſtieren nicht leicht hinaus; haſt du wirklich ein Anliegen an meinen Vater, ſo dächte ich, es wäre das Einfachſte, du trügſt es ihm ſelber vor.“

„Aber du ſollſt ihn vorbereiten!“ rief Rudolf.

Der Doctor ſchüttelte den Kopf; er hatte offenbar noch viel einzuwenden, wollte aber jetzt nicht die Zeit damit verlieren und erſuchte daher den Regierungsrath mit einer ſtummen Handbewegung fortzufahren. Dieſer folgte ſeinem Wink.

„Du kennſt meine Mutter“, ſagte er ſtockend. Der junge Brunner nickte, wiewol mit keinem beſonders vergnügten Geſicht. Rudolf fuhr fort:

„Und auch das Verhältniß, in dem ich zu ihr ſtehe —“

„Leider“, erwiderte Jener, „es macht, ſoviel ich weiß, Keinem von Beiden Ehre, aber dir am wenigſten, weil du eben ihr Sohn biſt —“

Rudolf lächelte verächtlich. „Da ſehe ich freilich“, ſagte er, „daß du von dem Verhältniß in der That nicht viel weißt. Dein Vater, der

Medicinalrath, weiß mehr; wenigſtens kennt er meine Mutter länger und vermuthlich auch beſſer als wir Alle. Der Medicinalrath und mein ſeliger Vater, den ich leider, wie du weißt, niemals gekannt habe, waren die vertrauteſten Freunde. Auch meine Mutter hat er gekannt als ſie noch Mädchen war; er hat auf ihrer Hochzeit getanzt, wahrhaftig. . . . "

Der junge Arzt ſah nach der Uhr. „Aber um des Himmelswillen, lieber Freund", ſagte er, „was ſollen uns dieſe alten Geſchichten? das iſt ja an die vierzig Jahre her —"

„Richtig", fiel der Regierungsrath ihm ins Wort, „an die vierzig Jahre. Und alle die vierzig Jahre hat dein Vater meine Mutter gekannt; es mögen mitunter Zeiten gekommen ſein, wo ſie verreiſt oder der Umgang ſonſt unterbrochen geweſen iſt — aber ſo eigentlich aus den Augen verloren hat er ſie, glaube ich, nie...."

„Ich glaube es auch", meinte der Doctor

mit ſarkaſtiſchem Lächeln, „ihr habt von euch ſprechen gemacht —“

Rudolf beachtete dieſe Unterbrechung nicht; mit leiſerer Stimme, aber mit wachſendem Eifer fuhr er fort:

„Du würdeſt mir einen großen Gefallen erzeigen, Bruder, wenn du einmal bei deinem Vater nachfragen und mich ernſtlich vergewiſſern wollteſt, daß er ſie in der That nicht aus den Augen verloren hat; es liegt mir daran, das Zeugniß eines ſichern Mannes zu haben, der meine Mutter ſozuſagen von Kindesbeinen auf gekannt hat und im Stande iſt ein Urtheil über ſie zu fällen — ich meine nicht über ihr Betragen gegen mich, ſondern ganz im Allgemeinen über ihren Charakter und ihre geiſtige Beſchaffenheit. . . .“

Dem Doctor wurde ernſtlich bange um die Geſundheit ſeines Freundes: „Aber was ſoll dir das Urtheil? was willſt du mit dieſem Zeugniß?“

„Weil ich“, ſagte der Regierungsrath, indem er langſam aufſtand und mit großer Gemächlichkeit die Hände über dem Rücken zuſammenfaltete, „weil ich im Sinne habe meine Mutter für verrückt erklären zu laſſen, oder wenigſtens, was wir Juriſten ſagen mente capta. ...“

Der Doctor ſprang mit gleichen Füßen in die Höhe; er dachte nicht anders als ſein Freund wäre ſelbſt mente captus. Doch der ließ ſich dadurch nicht ſtören; er trat dicht vor ihn hin, legte ihm beide Hände auf die Schultern, ſah ihn feſt an mit den kleinen ſtechenden Augen und fragte dann mit ſo leiſer Stimme, daß der Andere ihn kaum verſtehen konnte, wiewol ihre Geſichter ſich faſt berührten:

„Kennſt du die Geſchichte mit dem Ulrich Schwarz?!“

Der Doctor trat zwei Schritte zuruck; dieſe Frage hatte er nicht erwartet; auch wußte er im Augenblick nicht, was darauf antworten.

Doch überhob Rudolf ihn der Verlegenheit, indem er ohne eine Antwort abzuwarten fortfuhr. Und zwar ſagte er das Folgende mit ſolcher nachdrucklichen Ruhe und ſo punktweiſe, als ob es ſich um eine völlig fremde oder gleichgültige Sache handle:

„Wenn eine Frau ſechzig Jahre lang notoriſch einen ehrbaren und unanſtößigen Lebenswandel geführt, wenn ſie namentlich während eines faſt vierzigjährigen Witwenſtandes der Verleumdung nicht die kleinſte Handhabe gereicht hat, und wenn dann dieſelbe Frau in ihrem ſechzigſten Lebensjahre ſich mit einem Handumdrehen in einen hergelaufenen Vagabonden, einen ehemaligen Seiltänzer verliebt, ſo verliebt, daß ſie darüber alle Scham und Schande aus den Augen ſetzt, dermaßen, daß ſie das eigene Haus, das ihr Sohn und ihre Schwiegertochter mit ihr bewohnen, zum Schauplatz ihrer verliebten Abenteuer macht — ſo folgere ich daraus und behaupte, daß dieſe Frau durch einen unglücklichen Zufall ihres Verſtandes beraubt und als mente capta unter den Schutz der Geſetze zu ſtellen iſt.“

Eine peinliche Pauſe folgte. „Das iſt eine böſe Geſchichte“, ſagte der Doctor endlich, „und da ich ſo discret gegen dich geweſen bin, ihrer niemals zu erwähnen, ſo hätte ich von dir wol dieſelbe Rückſicht erwarten dürfen. Den Ulrich Schwarz habe ich bei meinen Beſuchen im Muſikantenthurm geſehen, es iſt ein Wicht, der ſeine Frau misbandelt und den ich jeder Nichtswürdigkeit fähig halte; deine Mutter ſoll ſich mit ihm in Acht nehmen. Im Uebrigen ſind wir Beide nicht zum Wächter deiner Mutter geſetzt; auch mußt du nicht vergeſſen, welchen Dienſt der Ulrich Schwarz ihr erwieſen hat und daß die Dankbarkeit mitunter ſeltſame Formen wählt ſich zu äußern, beſonders bei Frauen, welche, wie es doch eigentlich bei deiner Mutter der Fall iſt, ſeit langem von der Welt entfernt leben und ihre Art und Weiſe — und hoffentlich auch ihre Schlechtigkeiten nicht kennen."

Allein der Regierungsrath war noch nicht in der Stimmung auf ſolche Einwendungen zu hören. „Halt", ſagte er, „ich war noch nicht zu Ende, die Hauptſache kommt noch erſt. Nämlich, wenn nun eine ſolche Frau, wie die eben geſchilderte, die ihre Geiſteszerrüttung auf ſo ganz unverkennbare Weiſe dargethan hat — wenn die nun, infolge eines lückenhaften und thörichten Teſtaments, auf Lebenszeit den ausſchließlichen Nießbrauch eines Vermögens hat, deſſen wahrer und eigentlicher Beſitzer ihr Sohn iſt — und wenn ferner dieſer Sohn, der ſelbſt ſchon dem Schwabenalter ſehr nahe und alſo ganz gewiß im Stande iſt, ſeinen Angelegenheiten perſönlich vorzuſtehen — wenn dieſer Sohn, ſage ich, von dieſer als geiſteskrank documentirten Frau auf das gröblichſte mishandelt und von jedem ihm billigerweiſe zuſtehenden Genuß ſeines Vermögens ausgeſchloſſen wird —: ſo folgere und behaupte ich zweitens, daß dieſer Sohn das Recht hat, auf Enthebung der Mutter von Verwaltung ſeines Vermögens ſowie auf Aushändigung des letztern zu ſeiner eigenen, freien Verfügung anzutragen und dieſen Antrag mit allen geſetzlich zuſtehenden Mitteln zu unterſtützen.“

Der Doctor hatte den Hut ergriffen. „Und da meinſt du nun“, ſagte er mit einem Ausdruck von Verachtung, den er ſich auch nicht die geringſte Mühe gab zu verſchleiern, „mein Vater ſoll dir durch ein ärztliches Gutachten helfen, deine Mutter für mente capta zu erklären? Nimm dich in Acht, Schatz, wenn du ihm mit dieſer Frage kommſt, daß er dich nicht zuerſt in den Narrenthurm ſchickt, er hat ſo ſeine groben Manieren, du kennſt ihn, und weißt, daß ich mit all meiner Geradheit doch erſt ſeine ſchwache Copie bin. . . .“

Damit hatte er die Thür ergriffen und wollte ſich verabſchieden. Aber Rudolf ließ ihn ſo nicht fort.

„Nein, nein“, rief er, „halte deine ſpöttiſchen Redensarten zurück, mit denen iſt es heute nicht gethan. Dies muß anders werden, weder die Abhängigkeit noch die Schande kann ich länger ertragen — ich kann es nicht länger ertragen, als verheiratheter Mann geſchulmeiſtert und abgekanzelt zu werden wie ein Bube von ſechs Jahren, um jeden Heller, den ich ausgebe oder nicht ausgebe. Ich kann es auch nicht langer mehr ertragen mit dieſer Schuldenlaſt und dieſen ewigen Verwickelungen, die mich ruiniren; reiner Tiſch und ob er noch ſo ſchmal ſei! Ich verlange nichts Unbilliges, ich habe meiner Mutter vorgeſchlagen, mir die Hälfte, ja ein Drittel des Capitals abzutreten, das Andere ſoll ſie behalten, wenn ſie will, für ewig, als freies Eigenthum. Umſonſt, ſie hat mir nicht einmal geantwortet auf meine Anträge; ſie läßt ihren Sohn darben oder zum Spectakel der Stadt werden und füttert dafür — Genug: dies muß anders werden, und wenn es nicht in Güte gehen will, ſo — —"

Es war gewiß recht gut, daß Rudolf gerade in dieſem Augenblick unterbrochen ward, wo er im Begriff ſtand, etwas recht Rohes, Unkindliches zu äußern; der Bediente meldete den Beſuch des Herrn Theobald, eines reichen jungen Capitaliſten der Stadt. Der Beſuch ſchien dem Regierungsrath nicht ganz angenehm. Doch faßte er ſich raſch und hieß Herrn Theobald einſtweilen zu ſeiner Frau hinüberführen, er ſelbſt werde ſogleich nachfolgen. Den Doctor lud er ebenfalls aufs dringendſte ein, mit hinüberzukommen; ſie wollten zuſammen frühſtücken, er habe Rebhühner mit Trüffeln, und auch die Kiſte Ungar-Ausbruch, die kürzlich angekommen, müſſe endlich probirt werden. Allein der Doctor ſchien über ihrem Geſpräch allen Appetit verloren zu haben, er blieb ſtandhaft bei ſeiner Weigerung, und Rudolf mußte ſich endlich entſchließen, allein zu ſeiner Frau hinüberzugehen.

Viertes Capitel.

Der Hausfreund.

Der Herr Theobald war eine der ergötzlichſten Erſcheinungen der Stadt. Etwa zehn Jahre jünger als Rudolf, war er der einzige Sohn eines kleinen, unbekannten Krämers, der ſein unſcheinbares Geſchäft nichtsdeſtoweniger mit ſolchem Erfolg betrieben hatte, daß Herr Theobald bei ſeinem plötzlichen Tode ſich im Beſitz eines ebenſo unerwarteten wie anſehnlichen Vermögens ſah. Gewiſſermaßen zu Theobald's eigener Verlegenheit; der Beſitz des Geldes war ihm ganz angenehm, nur wußte er nicht recht, was er damit anfangen ſollte. Es ganz müßig liegen zu laſſen und als Rentier von den Zinſen zu leben, erlaubte ihm weder das Krämerblut, das in ihm ſteckte, noch die ſtrenge Gewöhnung des väterlichen Hauſes. Aber auch das Geſchäft des Vaters fortzuſetzen oder überhaupt irgendein kaufmänniſches Geſchäft zu treiben, konnte er ſich, wiewol er dazu erzogen war, nicht entſchließen. Er war nämlich Schöngeiſt, der Herr Theobald, mit ſeinem friſchen weißrothen Geſicht und dem wohlgepflegten blonden Backenbart; er las alle Journale, wußte die neueſten Gedichte beliebter Autoren auswendig und war der erklärte Beſchützer des Theaters, das, wie wir früher gehört haben, die Langeweile der Stadt verkürzen oder nach Gelegenheit wol auch vermehren half. Als Sohn ſeines Vaters wollte Herr Theobald gern Geld verdienen; als ſchöner Geiſt entſetzte er ſich bei dem Gedanken, ſein Leben dem ſchnöden Mammon zu weihen. Herr Theobald traf einen

Mittelweg: er ſpielte öffentlich den Kunſtenthuſiaſten, den Veranſtalter literariſcher Zweckeſſen und Subſcriptionen — und unter der Hand betrieb er kleine angenehme Wuchergeſchäfte, die obenein noch den Vortheil für ihn hatten, ihm allerhand vornehme Bekanntſchaften zu eröffnen, nach denen er faſt ebenſo lüſtern war wie nach dem Umgang der Dichter und Schauſpieler.

Dem Hauſe des Regierungsraths war er durch beide Beziehungen verbunden. Rudolf ſchoß er Geld vor, anſcheinend immer nur aus Freundſchaft und weil er ſich geſchmeichelt fühlte durch den Umgang des vornehmen Mannes, in der That aber unter Bedingungen, bei denen er ſelbſt ſich beſſer ſtand als Rudolf. Dies war auch der Grund geweſen, weshalb Letzterer vorhin ſo zuſammenfuhr, als ihm Theobald's Beſuch gemeldet ward: er ſtand bei dem ſchöngeiſtigen Freunde, der ohne Geld gewiß nicht nach ſeinem Geſchmack geweſen wäre, eben wieder ſtark in Vorſchuß und fürchtete eine unbequeme Mahnung. Auch geſchah es mit Abſicht, daß er den Beſuch zu ſeiner Frau hinüberſchickte: Eugenie, die, wie wir wiſſen, ſelbſt ein ſchöner Geiſt war und ſich viel mit Literatur beſchäftigte, hatte an Theobald einen ebenſo ehrerbietigen wie dienſtfertigen Bewunderer. Er beſorgte ihr die neueſte Lectüre, fragte ſie um ihr Urtheil und erzählte ihr von den äſthetiſchen Bekanntſchaften, die er in Bädern und auf Reiſen anknüpfte. Eugenie ließ ſich dieſen Umgang gefallen; hatte Theobald's Enthuſiasmus auch zuweilen etwas ſehr Grünes und war der ganze Mann überhaupt nichts weniger als geiſtreich, ſo intereſſirte er ſich doch wenigſtens für dieſelben Gegenſtände wie Eugenie, und in der geiſtigen Vereinſamung, in der ſie für gewöhnlich lebte, war das ſchon immer etwas. Von den Beziehungen, in denen Theobald zu ihrem Manne ſtand, hatte ſie keine Ahnung. Dagegen hatte ſie ſelbſt einige kleine Geſchäfte, bei denen ſie ſich ſeines Raths und ſeiner Verbindung bediente. Es war dies eigentlich ein Geheimniß, von dem außer Theobald Niemand wußte, am wenigſten der Regierungsrath. Doch dürfen wir es dem geneigten Leſer ja wol verrathen: Eugenie hatte angefangen zu ſchriftſtellern. Gleich den meiſten gebildeten Frauen, die das Unglück haben, in einer unbefriedigten Ehe zu leben — und bei dem traurigen Zuſtande unſerer Männerwelt begegnet dies gerade den gebildeten Frauen am meiſten — hatte ſie einen Troſt darin gefunden, den Gefühlen, welche Rudolf nicht verſtand oder verſtehen wollte, den Leiden, die ſie ſchweigend ertrug und auch Niemand verrathen durfte, in größern und kleinern poetiſchen Bildern, in Gedichten, Erzählungen und ſelbſt in kleinen dramatiſchen Verſuchen einen mehr oder minder gelungenen Ausdruck zu verſchaffen. Nun begreifen wir auch, wozu Eugenie einen Abſchreiber nöthig hatte; Herr Lux, das allgemeine Factotum des Schwarzenfeld'ſchen Hauſes, hatte auch bei ihr keinen kleinen Stein im Brete gewonnen, als er ihr den jungen Mann aus dem Muſikantenthurm, mit der hübſchen Handſchrift und den für ſeinen Stand ungewöhnlichen Kenntniſſen, für dieſen Dienſt nachwies. Daß es der Schwager jenes Ulrich Schwarz, der übrigens im Schwarzenfeld'ſchen Hauſe ſoviel Unheil anrichtete, wußte ſie entweder nicht oder legte wenigſtens keinen Werth darauf, wie ſie überhaupt den ganzen peinlichen Vorgang ſoviel wie möglich ignorirte und jede Aeußerung darüber, ſelbſt zu Rudolf, ängſtlich vermied.

Andererſeits aber mußte ſie ſich auch wieder in Acht nehmen, daß Rudolf nichts von ihrer Schriftſtellerei erfuhr; er ſowol wie ſeine Mutter würden darin eine ſchreiende Verletzung ihrer häuslichen Pflichten und ſogar auch eine

Verletzung des Anſtands erblickt haben. Und auch übrigens ſtand ſie bei der Geſellſchaft der Stadt, beſonders bei den Damen, ſchon ſo ſehr im Ruf einer überſpannten, excentriſchen Frau, daß ſie denſelben durch Bekanntgeben ihrer Autorſchaft unmöglich noch vermehren durfte.

Da war ihr nun der Beiſtand des Herrn Theobald höchſt willkommen. Erfahrener Geſchäftsmann wie er war und dabei von der Eitelkeit geplagt, ſich der vornehmen, geiſtreichen Dame ſo angenehm zu machen wie möglich, hatte er bald Mittel und Wege aufgefunden, Eugenie's ſchriftſtelleriſche Verſuche vor die Oeffentlichkeit zu bringen, ohne ihr Incognito zu compromittiren. Wie er denn die Neigung hatte, ſich an alle Celebritäten der Literatur und Kunſt, nah und fern, heranzudrängen, ſo ſtand er auch im Verkehr mit einigen auswärtigen Zeitſchriften, welche die fein und geiſtreich geſchriebenen Artikel der anonymen Verfaſſerin gern zum Abdruck brachten. Eugenie hatte mit ihrer Schriftſtellerei anfangs nur ein Bedürfniß ihres Herzens befriedigen wollen; erſt durch Theobald, in dem ſich der Sohn des Krämers nun einmal auf keine Weiſe verleugnete, war ſie darauf aufmerkſam gemacht worden, daß ſich auch ein finanzieller Vortheil damit verbinden laſſe. Anfangs hatte ſie ſich lebhaft geweigert, von dieſen Vortheilen Gebrauch zu machen; es ſchien ihr unter allen Umſtänden entwürdigend, das köſtliche Geſchenk der Muſe gegen ſchnödes Geld zu vertauſchen, am entwürdigendſten aber für eine Frau, die alle mal mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe ſchreibt und deren Bücher in der Regel nur der Erſatz eines verunglückten Lebens ſind — und dieſes Unglück ſollte ſie ſich nun noch bezahlen laſſen?

Theobald wußte dieſe allzu große Empfindlichkeit, in der er nur eine völlig unpraktiſche

Ueberſpanntheit ſah, zu beſeitigen; ohne die häufigen Verlegenheiten ihres Mannes gerade ausdrücklich zur Sprache zu bringen, wußte er es doch recht geſchickt auszumalen, welch Verdienſt eine Frau von dem Talent Eugenie's ſich dadurch erwerben könne, daß ſie auch ihrerſeits ein Weniges zu den Koſten des Haushalts beiſteuere; und wenn es nur die Putzmacherrechnung wäre, die ſie davon beſtritte, oder irgendein ähnlicher Gegenſtand des Luxus, ſo komme es doch immerhin dem Ganzen zugute und ſei eine Erleichterung für den Mann, der bei jetzigen theuern Zeiten wol mitunter auch ſein bischen Noth habe.

Dieſe und ähnliche Reden überwanden endlich den Widerwillen, den Eugenie bisher gegen die ökonomiſche Benutzung ihres Talents gehegt hatte. Zwar ihre Putzmacherrechnung wollte ſie davon nicht bezahlen und überhaupt keine Luxusausgabe damit beſtreiten — ſie trieb Luxus, die gute Frau, ohne zu wiſſen, daß ſie es that: wol aber ſchien ihr es ein entzückender Gedanke, durch dieſe kleinen Einnahmen, von denen außer Theobald Niemand wußte und über die ſie daher auch Niemand Rechenſchaft ſchuldig war, Alfred's Umgebung zu verſchönern und die vielfachen Bedürfniſſe des verwöhnten Bruders zu befriedigen. Dieſer ſelbſt durfte natürlich ebenfalls nicht das Mindeſte davon erfahren; er wußte nur, daß Eugenie ſchriftſtellerte, und auch das betrachtete er, in einſeitiger Bewunderung der Muſik, mehr als eine müßige Spielerei; daß ein reeller Vortheil damit zu verbinden möglich, fiel dem unpraktiſchen, mit der Welt unbekannten Sinne des jungen Blinden nicht ein.

Deſto fleißiger aber wurde jetzt Eugenie; ihr Abſchreiber hatte viel zu thun. Es war nicht blos die Luſt am Erwerb, aber der Erwerb kam hinzu, um ihr die ſchriftſtelleriſche

Thätigkeit lieb und angenehm zu machen. Das Unglück ihrer Ehe war ihr kaum mehr fühlbar; ganze Tage ſaß ſie am Schreibtiſch eingeſchloſſen, nur für Alfred zugänglich, und der konnte ja nichts verrathen, ſelbſt wenn er gewollt hätte. Denn begreiflicherweiſe mußte das Geheimniß jetzt noch viel ſorgfältiger bewahrt werden als bisher; daß ſie ſchrieb, war ſchon ſchlimm genug, hätte man nun gar noch gewußt, daß ſie für Geld ſchrieb — in dieſer Stadt und dieſem Hauſe wäre ſie eine verlorene Frau geweſen!

Deſto einverſtandener war Theobald damit; er hatte wahrhaft ſeine Freude an der jungen ſchönen Frau, die trotz Jugend und Schönheit ſoviel vortreffliche Sachen ſchrieb und ſoviel allerliebſtes Geld damit verdiente. Ja es kam ihm der Gedanke, ob er nicht auch etwas Aehnliches verſuchen könnte; auf den Kopf gefallen war er nicht, das wußte er, und daß das Schriftſtellern keine Hexerei ſein könne, das ſah er ja an ſeiner intereſſanten Freundin, die doch im Grunde noch gar nichts Beſonderes erlebt, alſo — in Theobald's Ausdrücken zu ſprechen — nicht halb das Betriebscapital ins Geſchäft zu ſtecken hatte wie er: nämlich wenn er einmal anfing.

Einſtweilen begnügte er ſich damit, ſeine geiſtreiche Freundin zu immer neuen und kühnern Verſuchen anzuſpornen. Der neueſte und kühnſte war, daß er ſie überredete, ihm eins ihrer dramatiſchen Erſtlingsproducte anzuvertrauen, mit der Abſicht, es auf dem Theater der Stadt zur Aufführung bringen zu laſſen. Anfangs war Eugenie bei dem Gedanken, ein Kind ihres Geiſtes ſo unmittelbar, in Fleiſch und Blut, vor die Oeffentlichkeit treten zu laſſen, ſehr erſchrocken; die natürliche Eitelkeit des Dichters aber, verbunden mit der Vorſtellung des Freundes, daß gerade auf dramatiſchem Gebiete der meiſte Ruhm und auch der meiſte Vortheil zu erringen, hatte ſie endlich veranlaßt, ihre Zuſtimmung zu ertheilen. Natürlich wurde die Anonymität der Dichterin bei dieſem Unternehmen, wennmöglich, mit noch größerer Vorſicht bewahrt als bisher; ſelbſt die Schauſpieler, die einem Manne wie Theobald ſchon den Gefallen thaten, ein neues, noch unbekanntes Stück einzuſtudiren, wußten nicht, aus welcher Feder „Die böſe Frau" — dies war der Name des kleinen zweiactigen Dramas — herſtamme. Theobald war unermüdlich in Ueberwachung der Proben und Beſprechung aller Arrangements, und da er ſich namentlich im Fach des Theaters für einen großen Kunſtkenner hielt, ſo hatte er von ſeiner Mühe nebenher viel Freude und Genugthuung. Auch hatte er für den Fall, daß das Stück gefiel, noch ſein eigenes Plänchen dabei; wir werden bald Näheres davon hören.

Und gerade heute nun war der Tag, wo

über die Frucht ſo vieler Vorbereitungen und Anſtrengungen entſchieden werden ſollte; ſeit dem fruheſten Morgen verkündeten die Anſchlagzettel an den Ecken der Straßen, daß heute zum erſten male „Die böſe Frau, Drama in zwei Acten, Manuſcript“, über die hieſige Bühne gehen werde. Das Localblättchen der Stadt, von Theobald influirt, hatte ſeine Dienſte gethan; ſeit vierzehn Tagen hatte es von nichts geſprochen als von dem neuen Drama, das nächſtens am hieſigen Theater ſeine erſte Aufführung erleben werde und das, wie es aus beſter Quelle wiſſe, eine ſehr intereſſante und hochgeſtellte Perſon zum Verfaſſer habe. Das Publicum war alſo vorbereitet, und auch der Himmel zeigte ſich günſtig: er ſchickte im Lauf des Vormittags jenes Gewitter, das wir im Muſikantenthurm miterlebt haben und das den Spaziergängern Weg und Steg ſo gründlich verdarb, daß der Theaterunternehmer allen

Ernſtes auf ein gefülltes Haus hoffen durfte: eine Freude, die ihm auch nicht oft paſſirte....

In welcher aufgeregten Stimmung, gemiſcht aus Furcht und Freude, Eugenie dieſen Vormittag verlebte, können ihr eigentlich nur Diejenigen nachfühlen, die ſich einmal in ähnlicher Situation befunden haben. Daß ſie gerade heute Abend das Theater nicht beſuchte, verſtand ſich von ſelbſt; ihre Furcht und Aufregung würden ſie verrathen haben. Aber mit feuchten Blicken ſtarrte ſie den Theaterzettel an, der vor ihr auf dem Tiſchchen lag; ſie gedachte der halb ſüßen, halb wehmuthvollen Stunden, in denen das Stückchen entſtanden war — wo waren ſie hin? Und wie wird das Kind ihrer Schmerzen und Entſagungen ſich ausnehmen, mit geſchminkten Wangen, in dem blendenden Lichte der Theaterlampen, vor einem fremden, zerſtreuungsſüchtigen Publicum?

Fünftes Capitel.

Beim Frühſtück.

Als der Regierungsrath endlich eintrat, hatte Theobald längſt Zeit gehabt, Eugenien nicht nur einige nachträgliche Notizen wegen des bevorſtehenden Abends zu geben, ſondern er hatte ihr auch eine Neuigkeit offenbart, die beide Theile im hohen Grade intereſſirte und welche die junge Frau ſich beeilte, beim Eintritt ihres Mannes demſelben ſofort mitzutheilen.

„Gratuliren Sie unſerm Freunde, lieber Rudolf“, ſagte ſie, ihm mit Lebhaftigkeit entgegengehend (denn auch dieſe förmliche Anrede gehörte zu den Gewohnheiten dieſes ſeltſamen

Ehepaars und war von Rudolf aus demſelben Grunde zugelaſſen und befördert worden wie die ehelichen Correſpondenzen)...

„Gratuliren Sie unſerm Freunde“, ſagte die junge Frau: „er hat endlich eine Wahl getroffen, bei der er ſeinen Fleiß und ſeine Kenntniſſe und auch ſein hübſches Vermögen nicht länger unbenutzt laſſen wird. Denken Sie, was aus unſerer Stadt wird! Herr Theobald wird ein großes Verlagsgeſchäft etabliren —“

Rudolf zuckte wiederum zuſammen; wer einen geheimen Schaden hat, den ſchmerzt er bei jeder Bewegung, und ſo war auch Rudolf's erſter Gedanke bei den Worten ſeiner Frau: „Verwünſcht! nun wird der Theobald ſein Geld zu andern Dingen brauchen, und nun iſt dieſe Quelle auch wieder abgeſchnitten!“ Er ſah den angehenden Verleger forſchend an.

Theobald war einigermaßen in Verlegenheit. „Es iſt in der That ſo“, ſagte er nach einer kleinen Pauſe, „wie die gnädige Frau zu ſagen belieben; ich hoffe, der Herr Regierungsrath werden mein Vorhaben nicht unpaſſend finden. Du lieber Gott, man will doch nicht ſo ganz müßig leben, und dem gemeinen Handel und Wandel, einerlei ob mit Schwefelfaden oder mit Actien, widerſtrebt meine Seele. Wir ſind nicht Alle gleichgemacht, es gibt einige Menſchen, die ſich im Gewöhnlichen zufriedenfühlen, und andere —“ indem er Eugenien verſtohlen anblickte — „deren Seele auf Höheres gerichtet iſt. Ich bilde mir ein, zu den Letztern zu gehören, und doch ſage ich mir auch wieder, daß ein Mann in meinen Jahren“ (wobei er ſich den Backenbart behaglich ſtrich) „ſich der Muße nicht ganz ergeben darf, ſondern darauf Bedacht nehmen muß, ſeinen Mitmenſchen nützlich zu werden. Ich hoffe nun einen Ausweg getroffen zu haben, auf dem Neigung und Pflicht ſich vereinigen. . . .“

„Jawol“, erwiderte der Regierungsrath in ſeiner bekannten plumpen Manier, „und Ihr ſchönes Geld zum Teufel gehen wird. Aber ſetzen wir uns.“

Der Frühſtücktiſch war inzwiſchen ſervirt, mit großer Reichlichkeit; wer dieſe Fülle von Speiſen und Getränken, dieſe geſchmackvolle Auswahl von Geſchirr und Silberzeug geſehen, hätte gewiß nicht geahnt, wie es mit der Herrlichkeit dieſes Hauſes eigentlich beſchaffen war. Nachdem man den erſten Appetit geſtillt, fragte Rudolf.

„Und wie ſind Sie denn eigentlich auf den ingeniöſen Einfall gekommen, mein guter Theobald, Ihr Geld auf dieſe Art wegzuwerfen?“

Theobald rückte unruhig auf ſeinem Sitz hin und her; waren ihm Rudolf's wiederholte Anſpielungen auf den vermuthlichen ſchlechten Ausgang ſeines Geſchäfts unangenehm, oder hatte er ſonſt Gründe die Entſtehung ſeines

Vorhabens zu verheimlichen, genug es dauerte einige Zeit, bevor er Antwort gab. Endlich erwiderte er:

„Es war ſchon längſt meine Abſicht geweſen, unſerer Stadt ein Inſtitut zu verſchaffen, das, wie ich mir ſchmeichle, ihr zur Ehre gereichen und auf die Förderung der allgemeinen Bildung nicht unweſentlich einwirken ſoll. Wir hatten bisjetzt, wie Sie wiſſen, nur die einzige Buchhandlung im Orte, ein altes weitläufiges Geſchäft mit Verlagsrecht, Druckerei und allerlei Vorräthen, aber Alles ohne Geſchmack und hinter dem Geiſt der Zeit zurückgeblieben — “

„Und ſehr verſchuldet“, warf der Regierungsrath ein, indem er mit dem Meſſer gegen den Teller trommelte. Ihm war der Zuſammenhang des Ganzen auf einmal mehr als klar: das in Rede ſtehende Geſchäft, nachläſſig und ſchlecht betrieben, war ſchon ſeit langem

Wucherern und Juden in die Hände gefallen, ohne Zweifel hatte Theobald ihm den Gnadenſtoß gegeben und ſich ſelbſt dabei, wie er zu thun pflegte, am beſten placirt. Doch hatte Rudolf Urſache, den Freund zu ſchonen, weshalb er dieſen Gegenſtand auch nicht weiterverfolgte, ſondern das Geſpräch im Allgemeinen auf Literatur und Buchhandel brachte.

„Es iſt mir unbegreiflich“, ſagte er, ſich in den Zähnen ſtochernd, „wie ein geſcheidter Mann, gleich Ihnen, mein lieber Theobald, ſich auf ſolche Unternehmungen einlaſſen kann. Es iſt ſchon traurig genug, daß überhaupt Bücher geſchrieben werden; geben Sie Acht, was wir für ein anderes Geſchlecht hätten, wenn die Welt von Büchern und Schreibereien gar nichts wüßte und unſere Kinder, ſtatt über den todten Buchſtaben zu verkümmern, im friſchen, vollen Leben aufwüchſen. Doch mögen ſie, wie die Welt nun einmal iſt, unentbehrlich ſein. Aber ſich mit ihrer Verbreitung befaſſen und dabei ſeine Zeit und ſeinen Humor, ja wol auch ſein Hab und Gut aufs Spiel ſetzen, das ſcheint mir denn doch der Gipfel der Verkehrtheit. Es gibt zwei Thorheiten“, rief er, ſich ſelbſt immer mehr in die Hitze redend, „von denen ich nicht begreife, wie ein verſtändiger Menſch ſie begehen kann: die erſte iſt Bücher zu ſchreiben, die andere aber und noch viel größere iſt Bücher zu drucken.“

Theobald warf ſich in die Bruſt. „Das belieben der Herr Regierungsrath“, meinte er, „nur ſo zu ſagen, weil Sie die Paradoxen lieben. Schriftſteller zu ſein iſt heutzutage eine ſehr ausgezeichnete Stellung; denken Sie nur Schiller und Goethe, in Frankreich werden ſie ſogar zu Miniſtern gemacht, ſogar Könige ſchriftſtellern — und nun gar erſt die ſchriftſtellernden Damen!“ ſetzte er hinzu, indem er wiederum aus den großen waſſerblauen Augen einen bedeutungsvollen Blick auf Eugenien ſchleuderte. Rudolf erwiderte:

„Schiller und Goethe mögen gute Männer geweſen ſein, ſie ſind todt; was aber die ſchriftſtellernden Frauen anbetrifft, ſo habe ich kein Hehl: ſie ſind mir verhaßter als die Sünde. Eine ſchriftſtellernde Frau muß entweder ſehr eitel ſein oder ſehr unglücklich, ſie muß keinen Mann, kein Kind, ja keinen Hund, keine Katze muß ſie haben und keinen Topf am Feuer: denn ſonſt würde ſie beſſer thun, ſich damit zu beſchäftigen, als das geduldige Papier zu verderben. Ich wäre nicht im Stande, einer Frau, von der ich wüßte, daß ſie Bücher ſchreibt, auch nur einen Kuß zu geben. . . .“

Wir laſſen unentſchieden, ob dieſe Worte ein zufälliger Ausdruck von Rudolf's gewöhnlicher Brutalität waren, oder ob und mit welcher Beziehung ſie geſagt wurden. Jedenfalls trieben ſie Eugenien das Blut in die Wangen, und auch Theobald hatte Mühe, ſeine Verlegenheit zu verbergen. Vielleicht aus letzterm Grunde, vielleicht aber auch um ſeiner Eitelkeit zu genügen, ließ er ſich in eine lange Auseinanderſetzung ein, wie und in welchem Sinne er ſein neues Geſchäft zu führen gedächte.

„Ich werde“, ſagte er mit großem Pathos, „es nicht machen wie ſo viele meiner Collegen, ich werde nicht der Vampyr ſein, der den armen Schriftſtellern das Herzblut ausſaugt und ſich ihre Verlegenheiten und Bedürfniſſe mit ſchadenfroher Berechnung zunutze macht; ich werde immer eingedenk ſein, daß der Dichter ein Gefäß des Göttlichen und daß, wenn er leider auch aus irdiſchem Thon gebildet und der allgemeinen menſchlichen Bedürftigkeit unterworfen iſt, uns dies doch kein Recht gibt, ihn als unſers Gleichen zu behandeln. Ich werde auch niemals den Launen des Publicums ſchmeicheln, oder Bücher drucken, die zwar meinen

Geldbeutel füllen, aber vor meinem äſthetiſchen Gewiſſen nicht beſtehen können. Der Buchhändler iſt eine viel größere Macht in unſerm modernen Leben, als man für gewöhnlich anzuerkennen Luſt hat; von ihm hängt es ab, ob und wie die jungen Geiſter ſich entwickeln und neue Ideen die alte Welt verjüngen ſollen. Der glänzendſte Gedanke, das tiefſinnigſte Syſtem, es iſt todt, ſolange es ungedruckt iſt; wir ſind die wahren Prieſter, welche die Schlüſſel haben zu binden und zu löſen. Ich werde meines hohen Berufs ſtets eingedenk ſein, ich werde immer nur nach dem Großen und Würdigen trachten — Geld habe ich, und wenn ich es nun einmal verlieren ſoll, wie der Herr Regierungsrath meinen, auf welche edlere Art könnte ich es? Das junge Talent werde ich ermuthigen, das vorgeſchrittene zu ſtützen und zu belohnen ſuchen; das Publicum ſoll an mir einen Rathgeber, die Literatur einen Wächter und Pfleger haben...."

Eugenie hing mit leuchtenden Blicken an Theobald's Mund; ſie vergaß ganz, wie fade und oberflächlich dieſer Menſch ihr zu andern malen erſchienen war, und ſah und bewunderte nur den edeln Kunſtfreund, durch den ſich auch ihrer eigenen Thätigkeit die erfreulichſten Ausſichten eröffneten. Ihre Aufregung und Freude war ſo groß, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, in das Nebenzimmer zu eilen, wo Alfred hinter verdunkelten Vorhängen auf dem Ruhebette lag und ſich in Melodien einſpann, die kein Ohr vernahm, außer dem ſeinigen. Sie umarmte den geliebten Bruder mit Heftigkeit, es war ihr, als ſähe ſie bereits um das einſame, dunkle Lager die Blumen einer ſchönern Zukunft ſproſſen, Blumen, geſäet von ihrer Hand. Der Bruder fuhr verwundert in die Höhe: doch beruhigte ſie ihn unter einem ſchnellerſonnenen

Vorwand und verweilte noch einige Zeit unter gleichgultigem Geſpräch an ſeinem Lager. — Als ſie zu den Männern zurückkehrte, hatte der Gegenſtand ihres Geſprächs ſich geändert; ſie ſprachen jetzt vom Theater. „Wie iſt es, meine Gnädige?“ fragte Theobald, mit den Augen zwinkernd, „Sie werden doch heute Abend auch das neue Stück ſehen wollen?“

Eugenie erröthete. Allein ihr Gemahl kam ihrer Antwort zuvor; mit breiten Elnbogen ſich hintenüberlehnend, ſagte er:

„Wenn es eine Poſſe iſt, gehe ich hinein, ſonſt nicht.“ Und dann den Theaterzettel muſternd: „«Die böſe Frau, Drama» — was das gewiß wieder für ein dummes Ding iſt! und wie die Menſchen nur ſo etwas ſchreiben können! «Böſe Frau» — als ob man Dergleichen nicht ſchon zu Hauſe genug hätte!“

Er belachte wohlgefällig ſeinen Witz; Theobald aber wußte von dem neuen Stück ſo viel

Intereſſantes zu ſagen, daß die beiden Männer endlich einig wurden, zunächſt Theobald's neuerkauftes Beſitzthum anzuſehen, dann gemeinſchaftlich auf dem Kaffeehauſe zu ſpeiſen und zuletzt das Theater miteinander zu beſuchen.

Indem ſie die Treppe hinunterſtiegen, fragte Rudolf wie zufällig:

„Apropos, wie iſt es? Da Sie nun ein Geſchäft einrichten, ſo brauchen Sie wol auch Ihr Geld? Wir haben ja wol, wenn ich nicht irre, auch noch ſo ein kleines Wechſelchen miteinander?"

Theobald, der ſich vorhin weidlich geärgert hatte über das ſchlechte Prognoſtikon, das Rudolf ſeiner neuen Unternehmung ſtellte, ſchwoll der Kamm. „Zweitauſendfünfhundert", ſagte er patzig, „und in acht Tagen fällig. Aber wenn der Herr Regierungsrath belieben, ſo prolongiren wir noch auf zwei Monate und machen unterdeſſen die Dreitauſend voll. Gottlob, ſo ſind wir noch nicht geſtellt, daß ſolche Lumperei uns genirt, ich kann noch einige Buchhandlungen kaufen und brauche darum in meinen übrigen Einrichtungen noch nichts zu ändern. . . .“

Wie das Wort heraus war, hätte er es gern wieder zurückgenommen; ſeine Eitelkeit hatte ihn weiter geführt als er wollte. Auch nahm er ſich auf der Stelle feſt vor, es bei dem bloßen Anerbieten bewenden zu laſſen, und wenn Rudolf darauf zurückkommen ſollte, ſich mit einer beliebigen Ausrede zu entſchuldigen.

Dieſer inzwiſchen, dem das Anerbieten eben ſo unerwartet wie angenehm kam, griff begierig mit beiden Händen zu. „Topp“, rief er, „ein Wort ein Mann! Ich kann die Bagatelle eben noch brauchen!“ Und mit untergefaßten Armen, lachend und plaudernd, ſchritten die beiden Freunde über die Straße.

Sechstes Capitel.

Die Geſchwiſter.

Einige Zeit, nachdem die beiden Männer das Zimmer verlaſſen hatten, tappte Alfred ſich herein. Er war heute in beſonders aufgeregter Stimmung; der Vorfall mit dem kleinen „Tiger" zitterte noch in ſeinen Nerven nach und machte ihn noch unzufriedener und mürriſcher als gewöhnlich.

„Wie iſt es dir nur möglich", ſagte er, nachdem die Schweſter ihm einen bequemen Sitz neben ſich zurechtgerückt hatte, „dich in dieſer langweiligen Geſellſchaft zu amüſiren? Von deinem Manne will ich nicht ſprechen, es iſt eben dein Mann, und damit iſt Alles geſagt. Aber dieſer Theobald! Ich kann mir keinen fadern und aufdringlichern Gecken denken, über Alles ſpricht er mit und fällt Urtheile, ſelbſt über Muſik, ohne auch nur eine Note zu kennen. Ich bewundere die Geduld, mit der du ſein Geſchwätz erträgſt: aber ich beneide ſie dir nicht. Der Menſch muß etwas auf ſich halten, liebe Schweſter, auch in geiſtiger Hinſicht. Dein Mann mag recht gut ſein, aber das Pulver hat er nicht erfunden; wenn du ihn erträgſt, thuſt du deine Pflicht. Aber im Uebrigen — könnteſt du in deiner Geſellſchaft nicht eine etwas beſſere Auswahl treffen? es iſt mitunter ein wenig langweilig hier im Hauſe. . . .“

Dabei gähnte der junge Mann ſo herzlich, als ob er ſich ſchon ganz müdegearbeitet hätte; auch hatte er die Naſe gerümpft und um die feinen Mundwinkel ſpielte ein geringſchätziges Lächeln, als ob eigentlich Alles viel zu ſchlecht für ihn wäre. — Eugenie, der die Stimmung ihres Bruders außerordentlich peinlich war, ſuchte ihn durch freundlichen Widerſpruch zu zerſtreuen; ſie vertheidigte Theobald lebhafter, als ſie es vielleicht bei ſich ſelbſt billigen konnte, und erzählte namentlich von dem Ankauf der Buchhandlung und den ebenſo großartigen wie edelſinnigen Projecten, welche Theobald damit verband.

Allein diesmal zeigte der Blinde eine Scharfſichtigkeit, die manchen Sehenden hätte beſchämen können. „Glaubſt du wirklich“, ſagte er, „daß der Großſprecher das Mindeſte halten wird von Allem, was er ſagt? Jetzt iſt es die Eitelkeit, die ihn treibt; der erſte Verluſt, der ihn betreffen, ja nur die erſte ernſtliche Anfoderung, die an ihn gemacht werden wird, wird ſeinen Geiz erwecken, und dann Adieu, deutſche Literatur, Adieu, Ehre der Wiſſenſchaft und Wohlfahrt der Poeten! Glaube mir, gute Eugenie, ich kenne dieſe Leute, ich kann ſie nicht ſehen, aber ich kenne ſie an der Stimme. Dieſer Theobald hat eine breite, quäkende Stimme, in der ich Prahlerei und Geldſtolz erkenne; ich wette darauf, der Burſche hat ein Geſicht wie Milch und Blut, einen wohlgepflegten Backenbart und über der Sammetweſte eine Goldkette, einen Daumen breit — ich höre ihn ja immer, wie er mit den Berloquen klappert, wenn er ſo recht etwas Unverſchämtes und Breitmäuliges herausgebracht hat. . . .“

Eugenie mußte lachen über dieſe Charakteriſtik, welche ihr Bruder von einem Manne entwarf, den er niemals geſehen und auch nur ſelten gehört hatte, und die dabei doch nicht ganz unrichtig war. Sie fuhr fort, Theobald's gute Seiten herauszuſtreichen, und kam dabei immer wieder auf die edeln Grundſätze zu ſprechen, die er in Betreff ſeines neuen Geſchäfts entwickelt hatte.

Alfred unterbrach ſie mit Ungeduld. „Angenommen“, ſagte er, „daß ſich auch Alles wirklich ſo verhalte, ſo vermag ich doch nicht einzuſehen, liebe Schweſter, was die Sache dich gerade ſo intereſſirt und welchen Werth du darauf zu legen vermagſt. Etwa deiner Schreibereien wegen? Du weißt, gutes Kind, was ich davon halte: ſie ſind recht gut fürs Haus, und auch die kleine Eitelkeit, dich hier und da gedruckt zu ſehen, will ich dir gern zugute halten. Aber um wirklich ein Kunſtwerk zu ſchaffen — nimm mir meine Freimüthigkeit nicht übel, liebe Schweſter — dazu reichen deine Fähigkeiten denn doch wol nicht aus. Am wenigſten aber mag ich fürchten, du könnteſt dich jemals ſo weit vergeſſen, dich mit dieſem neugebackenen Buchhändler in irgendeine Art geſchäftlicher Verbindung einzulaſſen; unſer ſeliger Vater hat Unglück gehabt, ich weiß es: aber ſo weit werden ſeine Kinder hoffentlich niemals ſinken, daß ſie für Geld arbeiten. . . ."

Es hatte etwas Abſchreckendes, wie dieſer Blinde, nur in ſeinen Phantaſien ſchwelgend, von fremder Milde lebend, ohne es zu ahnen, über Recht und Glück der Arbeit aburtheilte. Auch ſchnürte es Eugenien die Kehle zu. „Du urtheilſt", ſagte ſie, „denn doch wol etwas zu hart; wenn man nun in Noth iſt —"

„Biſt du es vielleicht?" fragte der Bruder mit jenem raſchauflodernden Argwohn, der den Unglücklichen ſeines Schlags eigenthümlich iſt: „Es kommt mir ſchon ſeit einiger Zeit vor, als ob hier im Hauſe nicht Alles in Ordnung wäre. . . ."

„Es iſt Alles in Ordnung", verſicherte die Schweſter, indem ihr leiſe, ungeſehene Thränen die Wangen herniedertropften: „Ich fürchte doch nicht, daß es dir an irgendetwas gefehlt hat? Der Vorfall mit dem Diener iſt unangenehm, aber du mußt ihn zu vergeſſen ſuchen; auch will ich mir Mühe geben, daß wir recht bald Jemand Anderes und Beſſeres in ſeine Stelle bekommen. Aber um wieder auf Das zurückzukommen, wovon wir eigentlich ſprachen: es braucht ja nicht immer eigenes Bedürfniß zu ſein, weshalb man mit ſeiner Arbeit etwas zu erwerben wünſcht, man kann es ja wol auch wünſchen, um Andern eine Freude damit zu bereiten, und gerade dir, dem Manne, meine ich, müßte dieſer Gedanke wol ziemlich naheliegen."

Alfred neigte den Kopf verächtlich auf die Seite. „Den man liebt!" wiederholte er bitter: „Ich habe Niemand, den ich liebe. . . ."

Eugenie ſank erſchrocken vor ihm ins Knie. „Niemand, den du liebſt?!" rief ſie, ihr ſchönes Haupt in ſeinen Schoos verbergend: „Niemand, und auch mich nicht?!"

Der Blinde ließ behaglich die ſeidene Lockenfülle der Schweſter durch ſeine Finger gleiten.

„Du biſt meine liebe Schweſter“, ſagte er lächelnd: „aber wiewol ich blind bin und die Pracht der Natur und das Schwellen und Drängen der Keime nicht ſehen kann, ſo ſagt mir doch ein Etwas, das ich nicht ſehe, das ich nicht fühle, das mich umhaucht wie ein Duft, daß es noch eine andere Liebe gibt, eine andere, heißere. . . .“

Die junge Frau, der das Geſpräch peinlich zu werden begann, ſuchte es auf einen andern Gegenſtand zu leiten. „Wie iſt es mit der Symphonie, an der du arbeiteſt?“ fragte ſie: „nach Dem, was du mir darüber erzählteſt, ſchien es mir ein intereſſantes Werk zu werden, voll neuer und tiefer Gedanken.“

„Die iſt fertig“, erwiderte der Blinde gleichmüthig.

„Fertig?!“ rief Eugenie verwundert: denn ſie wußte, daß er erſt vor wenigen Tagen die erſte Note dazu dictirt hatte.

„Fertig“, beſtätigte Alfred: „das heißt natürlich, in meinem Kopfe, und was ich da fertig habe, das iſt es für alle Zeiten. Für wen ſoll ich denn meine Arbeiten noch aufſchreiben laſſen? Setzen wir ſelbſt den Fall, ich überwände die tauſend Schwierigkeiten, welche einem jungen Muſiker im Wege ſtehen, bevor er eine Compoſition von ſich zur öffentlichen Aufführung bringt, und nun gar erſt ich blinder Menſch, der ich nicht ſehen und alſo auch nicht antichambriren, nicht bei Kapellmeiſtern und Intendanten umherfahren, nicht lobhudelnde Briefe an Journaliſten und Kritiker ſchreiben kann — aber ſetzen wir ſelbſt den Fall, es gelänge mir: was wäre damit gewonnen? daß ein dickohriges Publicum mein Meiſterwerk misverſtände, elende, hinterliſtige Buben aus dem Verſteck feiger Namenloſigkeit darüber herfielen und mein edles Streben in denſelben Koth zerrten, in welchem ſie ſelbſt ſich ſo wohlfühlen?

Nein, nein, gute Schweſter: wer wirklich ein Künſtler iſt, der behalte ſein Kunſtwerk für ſich und laſſe es niemals hinaus auf den Markt der Oeffentlichkeit; wer es aber dem Publicum preisgibt, um Geld oder Ehre damit zu erlangen, der mag wol ein recht guter Speculant ſein, aber auf den Namen eines Künſtlers hat er keinen Anſpruch.“

Eugenie mußte ſich geſtehen, daß in dem Ausſpruch ihres Bruders, ſo hart er ſie gerade in dieſem Augenblick traf, manches Wahre enthalten war. Doch ſagte ihr eine innere Stimme zugleich, daß das Wahre mit vielem Irrthum gemiſcht und dieſer Irrthum von höchſt gefährlicher Beſchaffenheit ſei. Wie es indeſſen bei ſolchen Geſprächen gewöhnlich der Fall iſt, wo ſich nicht ſowol Principien als Charaktere entgegenſtehen, ſo führte auch dieſes zu keinem Reſultat. Alfred zog ſich, durch die lebhafte Unterhaltung ermüdet, in ſein Zimmer zurück, Eugenie aber, von innerer Unruhe getrieben und den verhängnißvollen Abend ebenſo herbeiſehnend wie fürchtend, griff bald dieſes, bald jenes häusliche Geſchäft an, ohne eins zu Ende zu führen oder überhaupt die Faſſung zu finden, nach der ſie ſo ängſtlich ſuchte.

Siebentes Capitel.

Der Schreiber.

Um dieſe Zeit war es, daß Hermann ſich mit den Abſchriften, welche er für die Regierungsräthin gefertigt hatte, einſtellte. Eugenie war zufällig auf dem Gange und öffnete ihm ſelbſt die Thür. Das jugendliche Geſicht, noch geröthet von der Aufregung, mit dem er das Geſpräch ſeines Schwagers mit der Zundelheinrich belauſcht hatte, ſah in der halben Beleuchtung, die durch die geöffnete Thür auf den dunkeln Gang hereinfiel, ſo ſtrahlend aus, daß Eugenie ihn mit unwillkürlichem Wohlgefallen betrachtete.

Und mit eben ſolchem Wohlgefallen betrachtete ſie auch die Abſchrift, welche er ihr überreichte; dieſelbe war ſo correct geſchrieben und mit ſolcher Sauberkeit, die Handſchrift athmete ſolchen Adel und war bei aller Regelmäßigkeit doch ſo frei und kühn geſchwungen, daß ihr das eigene Werk in dieſer einladenden Geſtalt noch einmal ſo gelungen vorkam. Um ſich die bangen Stunden der Erwartung zu kürzen, lud ſie den jungen Mann in ihr Zimmer, wo ſich denn ein Geſpräch entwickelte, das von ihrer Seite mit Antheil und Milde, von Seiten des jungen Mannes mit Beſcheidenheit und ſicherm Anſtand geführt ward. Eugenie fragte ihn nach ſeinem Herkommen, nach der Art ſeiner Erziehung und wie es gekommen, daß er mit ſo hübſchen Kenntniſſen und Fähigkeiten es doch zu nichts Beſſerm gebracht. Hermann antwortete auf alle dieſe Fragen beſtimmt und ſicher, doch mit Vorſicht; der Umſtand, daß er den

Namen ſeiner Schweſter führte, ſicherte ihn zwar vor jeder unwillkommenen Entdeckung, doch war es überhaupt weder ſein Wunſch noch ſeine Art, die kleinen Geheimniſſe ſeines Lebens oder die finſtern Schickſale ſeiner Familie dem Erſten Beſten preiszugeben, der danach fragte.

„Meine Geſchichte“, ſagte er, „gnädige Frau, iſt ſehr einfach; es iſt die Geſchichte von Hunderten und Tauſenden, denen es noch nicht einmal ſo gut gegangen wie mir, und die darum wol gerechten Grund hätten, mich zu beneiden. Wiewol arm geboren und auch ohne Ausſicht, mich der Armuth jemals zu entreißen, habe ich doch das unverdiente Glück gehabt, infolge verſchiedener mich begünſtigender Umſtände eine Erziehung zu erhalten, wie ſie den Kindern der Armuth ſonſt gewöhnlich nicht zutheil wird —“

„Und die Ihnen jetzt entſetzlich drückend ſein muß“, warf Eugenie dazwiſchen: „Ich denke es mir furchtbar, mit eigenen Gedanken im Kopf und mit einer Bildung wie die Ihre zum bloßen mechaniſchen Abſchreiber benutzt zu werden; ja ich könnte mir ſelbſt zürnen, daß ich Sie dazu benutze. . . .“

„Thun Sie es nicht, gnädige Frau“, erwiderte Hermann gutmüthig, „Sie haben keinen Grund dazu, die Arbeit iſt meine Freude, und wenn es nur deshalb wäre, weil ſie mich von dem ſchlimmſten Feinde errettet, den ich kenne, dem Müßiggang. Auch habe ich in dieſen Schriften ſo manche ſchöne und erhebende Stelle gefunden —“

Eugenie wünſchte nicht, daß er den Satz vollende; darum fiel ſie ihm zum zweiten male ins Wort. „Aber ein junger Menſch von Ihrer Bildung“, ſagte ſie mit etwas erhobener Stimme, „ſollte eigentlich gar nicht wiſſen, was Müßiggang iſt; das iſt ja eben der Vorzug des gebildeten Menſchen, daß er ſich nie alleinfühlt, weil er in Kunſt und Wiſſenſchaft zwei Begleiter beſitzt, die ihn nie verlaſſen, oder die doch jeder leiſeſte Wink, jeder flüchtigſte Gedanke zu ihm zurückruft. Aber freilich“, verbeſſerte ſie ſich ſelbſt, „mag das in Ihrer Lage wol anders ſein: ich kann mir denken, daß gerade der gebildete Menſch, in eine ſeiner unwürdige Lage verſetzt oder zu Arbeiten genöthigt, die ſeiner Bildung widerſtreben, ſich doppelt unglücklich fühlen muß. Es iſt damit wie mit den Geſchenken der Genien, wovon die Märchen erzählen: in die unrechten Hände gerathen, verwandelt ſich das Gold zur Kohle und der Segen wird zum Fluch. . . .“

„Geſtatten Sie mir, gnädige Frau“, erwiderte Hermann ruhig, „daß ich Ihnen in dieſem letztern Punkt widerſpreche. Was ein rechter Segen iſt, bleibt immer ein Segen; wird er etwas Anderes, ſo liegt die Schuld nur an Dem, der ihn empfangen hat, ohne deſſelben würdig zu ſein. Bildung iſt ein ſolcher unverlierbarer Segen, ſelbſt auch für den Aermſten; ich ſelbſt fühle das täglich, weil ich ohne die bildende Schule, welche mein günſtiger Stern in meiner Jugend mir eröffnet hat, mich mit den kleinen Unbilde ndes Schickſals vielleicht nicht ſo zurechtfinden würde, wie es mir jetzt noch immer gelingt. Und ein eben ſolcher Segen iſt auch die Arbeit. Wer dieſen Segen recht erkannt hat, für den gibt es, ſolange Gott ihm Kraft und Geſundheit läßt, wol noch Unglücksfälle, aber keine ſolchen mehr, die ihn niederdrücken und zerſchmettern könnten. Auch ehrt jede Arbeit ihren Arbeiter; ſie ehrt ihn, vielleicht nicht in der Meinung der Welt oder in dem Lohn, den er dafür erhält, aber ſie ehrt und belohnt ihn durch die Freudigkeit und das heitere Bewußtſein, mit dem ſie ihn erfüllt. Die vornehmen Herrſchaften", ſetzte er erröthend hinzu, gleichſam als ob das Geſagte einer Entſchuldigung bedürfe, „meinen immer, wir gemeinen Menſchen, die wir von unſerer Hände Arbeit leben müſſen, wären nur ſo eine Art Laſtthier und machten unſere Arbeit wie das Thier, ohne etwas dabei zu denken oder zu empfinden. Aber mitunter ſtellen die Gedanken ſich doch ein, und ich bitte um Verzeihung, wenn ich ſie etwas ungeſchickt ausgedrückt habe.“

„Ich für meinen Theil habe das nie gemeint, daß die Arbeiter Laſtthiere wären“, verſetzte die Regierungsräthin ein wenig beleidigt: „das ſollten Sie ſchon aus der Thatſache ſchließen, daß ich dieſe Unterhaltung mit Ihnen führe.“ Aber gleich darauf von einer wahrhaften Theilnahme ergriffen, ſetzte ſie hinzu: „Aber haben Sie nicht wenigſtens den Wunſch, Ihre jetzige Stellung zu verlaſſen und ſich zu etwas Höherm hinaufzuarbeiten? Bin ich auch nur eine Frau, ſo habe ich doch Freunde und Bekannte, bei denen ſich durch eine freundliche Fürſprache Manches ausrichten läßt."

Hermann war während dieſer Worte leichenblaß geworden; doch ſchon nach einigen Secunden hatte er ſich wieder gefaßt. „Nein, gnädige Frau", erwiderte er ruhig: „ich danke Ihnen für Ihre Güte, ich bin mit meiner Lage vollkommen zufrieden. . . ."

Eugenie ſtand in Bewegung auf, ſie fühlte ſich unzufrieden und wußte doch ſelbſt nicht worüber: ob über Hermann's halb ſtolze, halb ſtumpfſinnige Erklärung, daß er mit ſeinem Schickſal zufrieden und nach nichts Höherm verlange, oder ob vielleicht über den ſeltſamen Gegenſatz, in welchem dieſes Geſpräch mit demjenigen ſtand, das ſie vorhin mit ihrem Bruder Alfred geführt hatte. Plötzlich fiel ihr ein, daß jetzt die Stunde ſei, wo das Theater geöffnet wurde, und in demſelben Augenblick fuhr ihr auch ein zweiter Gedanke durch den Kopf, ſo naheliegend und von ſo verlockender Beſchaffenheit, daß ſie ihm nicht widerſtehen konnte. Sie ſelbſt durfte das Theater nicht beſuchen: aber um ſo lebhafter wünſchte ſie einen getreuen, weder von Gunſt noch Ungunſt gefärbten Bericht über Aufnahme und Wirkung ihres Stückchens zu erhalten. Wer ſollte ihr den geben? Was Theaterkritik heißt, wußte ſie als fleißige Journalleſerin längſt, und auch auf Theobald's Ausſagen durfte ſie ſich nicht ganz verlaſſen, da derſelbe theils aus Gutmüthigkeit, theils auch aus Eitelkeit, wegen der Mühe, die er ſelbſt ſich um ihr Stuck gegeben, ihr gewiß bedeutend ſchmeicheln würde. Aber wie wäre es, wenn ſie dieſen jungen Mann, als einen völlig unbekannten und unbeſtochenen Zeugen, ins Theater ſchickte? Daran, daß Hermann erſt ſelbſt vor ganz kurzem eine Abſchrift von ihrem Stück gefertigt, dachte ſie in ihrer Aufregung nicht, ſie dachte und fühlte nur, daß er gebildet genug, um den Sinn ihres Stücks zu verſtehen, und auch gerade unverbildet genug, um dem Eindruck nichts von ſeinem Eigenen hinzuzuſetzen und ihr einen ganz ſachgemäßen und wahrheitsgetreuen Bericht zu erſtatten. Die Vorſtellung wurde mit ihrem Drama eröffnet; da daſſelbe zu kurz war, den Abend zu füllen, ſo folgte noch ein komiſches Liederſpiel, von dem ſie gewiß war, daß Rudolf es nicht verſäumen würde. Verließ Hermann das Schauſpielhaus unmittelbar nach dem Schluß des erſten Stücks, ſo konnte er zeitig genug bei ihr ſein, um ihr den erſten ungeſchminkten Bericht zu erſtatten; wenn dann ſpäterhin ihr Mann kam und, wie ſie halb vorausſetzen mußte, Theobald mitbrachte, ſo hatte ſie das Peinlichſte überſtanden und konnte den Beſuch mit Ruhe und Gleichmuth empfangen.

Sie nahm alſo eine der Eintrittskarten, welche Theobald ihr heute früh im Auftrag des Theaterunternehmers überreicht hatte und die nach Belieben auf alle Plätze des Hauſes lauteten. „Sie könnten mir“, ſagte ſie mit etwas zögernder Stimme, „einen rechten Gefallen erzeigen, Herr Miller, wenn Sie mir den Reſt Ihres heutigen Tags ebenfalls noch zur Verfügung ſtellen wollten. In unſerm Schauſpielhauſe — ich weiß nicht, ob Sie ſchon darin geweſen? Bedienen Sie ſich nur dieſer Karte und fragen Sie nach dem Parterre, ſo wird man Sie ſchon zurechtweiſen — wird heute Abend ein Stück gegeben, es iſt das erſte der Vorſtellung — ein Stück, für welches ich mich lebhaft intereſſire — es betrifft eine Wette“, ſetzte ſie herzhaft hinzu: „Wenn Sie nun das Haus gleich nach dem Schluß dieſes erſten Stücks verlaſſen und mir mit wenig Worten melden wollten, wie es Ihnen — ich meine, wie es dem Publicum gefallen hat — o ganz gewiß, Sie verſtehen mich ſchon — es iſt, wie geſagt, eine Wette. — Aber ich müßte mich freilich darauf verlaſſen können, daß Sie nichts zu- noch abthun wollten, ſondern mir Alles getreulich erzählen, wie es ſich zugetragen. . . .“

Hermann nahm hocherröthend die Karte; es war das erſte mal, daß er ein Schauſpielhaus von innen ſehen ſollte, und wie ruhig die Phantaſie des jungen Mannes auch für gewöhnlich war, ſo loderte ſie doch hell auf bei dem Gedanken an die Wunder, die ihm bevorſtanden. „Ich will Ihren Auftrag ausrichten, gnädige Frau“, ſagte er, „ſo gut ich es vermag. Doch darf ich Ihnen nicht verſchweigen, daß es heute das erſte mal iſt, daß ich die Wunderwelt des Theaters ſehen werde; ich fürchte ſehr, der Eindruck wird ſo überwältigend für mich ſein, daß ich Ihnen beim beſten

Willen nur eine unklare und unvollſtändige Schilderung werde machen können.“

Damit empfahl er ſich und eilte, um die Stunde des Anfangs nicht zu verſäumen.

Achtes Capitel.

Ein tête-à-tête.

Während Eugenie ſomit in ihrer Dichterqual, voll Angſt und Aufregung, allein zurückblieb, fand in dem entgegengeſetzten Flügel des Hauſes eine Unterredung ſtatt, bei der es ebenfalls an Beängſtigung und Aufregung nicht fehlte. Wir haben Ulrich Schwarz vorhin begleitet, wie er in das Haus ſeiner Gönnerin trat. Der Empfang bei ihr war kühler als gewöhnlich, und Ulrich, dem außerdem noch das Verlangen des Zundelheinrich wegen der Brieftaſche auf dem Gewiſſen lag, fühlte ſich die Kehle dermaßen zugeſchnürt, daß die leckere Mahlzeit, welche die

Baronin wie gewöhnlich für ihn hatte zubereiten laſſen und die ihn trotz der ſpäten Stunde noch unberührt erwartete, ihm nicht halb ſo gut ſchmeckte als ſonſt. Doch half er ſich nach Kräften und aß in der Angſt ſeines Herzens zwei mal ſoviel wie ſonſt. Die Baronin ſelbſt nahm an der Mahlzeit keinen Theil und hatte überhaupt etwas ungewöhnlich Ernſthaftes und Feierliches in ihrem Weſen. „Das wird eine ſchöne Geſchichte geben", dachte Ulrich bei ſich, „die Gnädige hat wieder einmal ihre Marotten, wenn ich da nun noch von der verwünſchten Brieftaſche anfange, ſo geht der Spectakel erſt recht los." — Um ſich Courage zu verſchaffen, ſtürzte er raſch ein paar Gläſer Wein hinter und ſagte dann, den Mund mit den Fingern wiſchend, in ſeiner aus Devotion und Zudringlichkeit gemiſchten Manier:

„Gnädige haben gewiß ſchlecht geſchlafen" — Es war dies die Anrede, deren er ſich gewöhnlich gegen ſeine Gönnerin bediente und die ihm gerade die richtige Mitte zwiſchen Reſpect und Vertraulichkeit zu halten ſchien —

„Gnädige“, ſagte er, „haben gewiß ſchlecht geſchlafen? Sie ſcheinen mir gar nicht die gnädige Stimmung zu haben wie ſonſt. Oder kommt es vielleicht von der verd— bitte um Verzeihung, wollte ſagen von der Gewitterluft? Sie liegt mir auch in allen Knochen, ſodaß ich mich heute Vormittag ordentlich ſchwach und krank gefühlt habe.“

Er ſetzte, vermuthlich der eben erwähnten Schwäche halber, noch raſch ein Glas Wein darauf und ſah die Matrone mit ſeinen verſchmitzteſten Blicken von der Seite an. Dieſe aber ſchien heute keine Luſt zu haben, auf ſeine Scherzreden einzugehen; ſie nahm die Flaſche vom Tiſche, ſchellte, daß abgetragen werde, und ſagte dann in trockenſtem Tone:

„Eſſen und Trinken ſind nur dazu da, unſerm Körper die nöthige Kraft zu geben und uns zu neuer Arbeit vorzubereiten; wer im Eſſen und Trinken kein Maß hält, oder es gar zum Zweck macht, der wird auch übrigens im Leben wenig Löbliches vollbringen."

Ulrich ſaß wie angedonnert; ſo direct hatte die Gnädige ihm ihre Unzufriedenheit noch nie zu erkennen gegeben; er wünſchte ſich in Gedanken weit weg und verzweifelte gänzlich daran, heute noch ſein Anliegen vorzubringen. Eine drückende Pauſe folgte. Endlich hob die Baronin wieder an; ſie hatte beide Arme untergeſchlagen und ſtand in ihrer ernſten, vornehmen Haltung vor Ulrich, wie der Inquirent vor dem armen Sünder.

„Ueberhaupt", ſagte ſie, „Ulrich Schwarz, iſt es wol endlich Zeit, daß ein Entſchluß gefaßt wird wegen Eurer Zukunft. Daß Ihr nicht immer ſo herumlungern könnt und fremder Leute Brot eſſen, das müßt Ihr ſelbſt einſehen;

ich bin Euch einen großen Dienſt ſchuldig und habe gewiß nicht im Sinne" — hier ſtockte ihre Stimme — „mich meinen Verpflichtungen zu entziehen, Ihr ſollt ſtets und unter allen Umſtänden eine gutige und fürſorgende Freundin an mir finden. Aber in der bisherigen Weiſe geht das nun nicht mehr, Ihr müßt einen beſtimmten Stand, eine beſtimmte Beſchäftigung ergreifen; wenn es Euch an Kenntniſſen fehlt — Ihr ſeid noch nicht zu alt, um nicht noch lernen zu können, und was an mir liegt, ſo will ich es, wie geſagt, an nichts fehlen laſſen, Euch zu einem ordentlichen und geſchickten Manne zu machen. So ſagt denn ſelbſt: wozu habt Ihr die meiſte Luſt? und wofür haltet Ihr Euch befähigt?"

Ulrich glaubte in die Erde ſinken zu müſſen vor Schreck und Scham; alle ſeine goldenen Träume zerflatterten auf einmal. Arbeiten? Ja wenn er arbeiten wollte, wozu wäre er denn ein Vagabond geweſen Zeit ſeines Lebens? Und warum hatte die Gnädige ſich von ihm retten laſſen und hatte ihn an das behagliche Leben gewöhnt, wenn ſie ihn hinterdrein doch nur wieder in das alte Elend zurückſtoßen wollte? In größter Verwirrung würgte er an einem Bisquit, den er in der Hand zurückbehalten hatte, und ſagte dann, auf beiden Backen kauend:

„Gnädige müſſen entſchuldigen, ich bin eine vater- und mutterloſe Waiſe und habe niemals eine rechte Erziehung genoſſen; etwas Tüchtiges lernen möchte ich ſchon, denn Wiſſen ziert den Mann, das haben ſie mir ſchon in der Schule geſagt: aber es müßte nur nicht ſo etwas Schweres ſein; wenn man ſo bald ſeine vierzig Jahre auf dem Nacken hat, wiſſen Sie, Gnädige, da wird der Kopf ein wenig hart. . . .“

„Ihr ſollt zu nichts gezwungen werden“, entgegnete die Baronin, „ich will nur wiſſen, was Euer eigener Wunſch iſt und wie Ihr ſelbſt Euer Leben einzurichten gedenkt. Sprecht alſo frei heraus — ſo frei", ſetzte ſie hinzu, „als ob ich Eure Mutter wäre und Ihr wäret der verlorene Sohn, der nach langer mühſeliger Irrfahrt in das älterliche Haus zurückkehrt."

Der gütige Ton, mit dem ſie dieſe letztern Worte ſagte, richtete Ulrich's Muth wieder auf; er hoffte noch immer, dem peinlichen Geſpräch durch irgendeinen ſcherzhaften Einfall eine beſſere Wendung zu geben. „Verlorener Sohn", ſagte er ſchmunzelnd: „da haben Gnädige wieder einmal einen vortrefflichen Einfall; war das nicht der Dings da, der ſeines Vaters Schweine hütete und von den Trebern eſſen mußte? Danke ſchön" — indem er mit der Hand über den Mund fuhr — „das muß ein ſchlechtes Eſſen ſein, der Gnädigen ihr Braten iſt mir lieber. Aber wenn ich denn wirklich frei herausreden ſoll", lenkte er ein, da er ſah, wie ſeine Scherzreden ihre Wirkung verfehlten und die Stirn der gnädigen Frau ſich von neuem verdunkelte — „wirklich ſo ganz frei, wie mir ums Herz iſt …“

„Ganz frei“, bekräftigte die Baronin: „ich bin von Euch überzeugt, daß Ihr nichts Unverſtändiges wünſchen werdet —“

Ulrich hatte ſich in den bequemen Armſeſſel weit zurückgelehnt; mit ſchmunzelnden Blicken ſah er auf ſeine Fußſpitzen hernieder, mit denen er allerhand künſtliche Pirouetten vollführte. „Wenn ich denn doch einmal einen Stand wählen ſoll“, ſagte er endlich — „Seiltänzer iſt ein ſchönes Gewerbe, und niemals habe ich mich ſo wohlbefunden, als wie ich bei dieſer Kunſt war. Jetzt bin ich zwar ein wenig zu ſteif geworden, um noch ſelbſt auf dem Seil zu arbeiten: aber Director einer Seiltänzerbande, das wäre ſo das Schönſte und Höchſte, was ich mir auf meine alten Tage wünſchen könnte. Es dürfte natürlich nichts Gewöhnliches ſein“, ſetzte er eifrig hinzu, „keine kleine Schmiere, ſondern ein ordentliches honnetes Unternehmen, mit hübſchen Frauenzimmern und ſchönen Coſtümen, und für einen Bajazzo wollte ich ſorgen, der ſollte ſich gewaſchen haben. . . .“

Er hielt grinſend inne, indem er an ſeinen „alten Mann“ dachte.

Neuntes Capitel.

Fortſetzung.

Während Ulrich ſo ſprach, war die hohe Geſtalt der alten Baronin noch immer höher und mächtiger geworden, ſie wuchs gleichſam vor ihm aus dem Boden; dazu ſchoſſen ihre Augen Blitze, und der ernſte, ſtrenge Mund zitterte vor innerlicher Bewegung. Da Ulrich zu Ende, drehte ſie ſich ſchweigend um; ein Gefäß mit Blumen, das neben ihr auf der Conſole ſtand, warf ſie mit einer Heftigkeit zur Erde, daß die Splitter weit umherflogen. Dann ging ſie lange Zeit mit verſchränkten Armen auf und nieder. Ulrich, der ſie noch niemals ſo heftig geſehen, wagte kaum zu athmen. Endlich ſetzte ſie ſich ihm wieder gegenüber, und mit der gleichgültigſten Stimme von der Welt, als ob gar nichts paſſirt wäre, ſagte ſie:

„Ihr ſeid verheirathet, Ulrich Schwarz?“

Ulrich war es nicht anders als ob ein Blitz vom Himmel vor ihm niederführe, die Ohren ſummten ihm ordentlich. Es war das erſte mal, daß die gnädige Frau von ſeinen Angehörigen irgendwelche Notiz nahm — und nun nach dieſer Scene und in dieſem Zuſammenhange, was konnte es ihm bedeuten? In ſeiner Beſtürzung nicht ein noch aus wiſſend und weil ihm das Ja ſo gefährlich ſchien wie das Nein, begnügte er ſich, ſeine Gönnerin mit blödem Lächeln anzuſtieren, als ob er ſie nicht recht verſtanden hätte.

Allein ſo leichten Kaufs wollte dieſe ihn nicht entlaſſen; mit herriſcher Stimme wiederholte ſie ihre Frage. Ulrich, der nun wol antworten mußte, zuckte die Achſeln. „Du lieber Himmel“, ſagte er: „ein bischen; es ſteht ja ſchon in der Bibel, daß es nicht gut, daß der Menſch allein ſei. . . .“

Aber Frau von Schwarzenfeld hielt ihn feſt bei der Stange; ſie fragte weiter: „Woher ſtammt Eure Frau? Wie ſeid Ihr zu ihr gekommen? Habt Ihr Kinder?“

Der ehemalige Seiltänzer hielt es ſeinem Vortheil gemäß, dieſe verſchiedenen Fragen möglichſt einzeln und ausführlich zu beantworten; er gewann damit wenigſtens an Zeit und konnte vielleicht ſeine Antworten ſo einrichten, wie die Baronin ſie zu hören wünſchte. Er zuckte die Achſeln, blies beide Backen auf und ſagte dann in einem halb geringſchätzigen, halb mitleidigen Ton:

„Jugendthorheit, Gnädige, reine Jugendthorheit! Ein armes Nähtermädchen — das gute Kind hatte ſich in mich verliebt — ich war ein ſchöner Junge zu meiner Zeit, Gnädige können es mir glauben, und dazu mein weiches Herz —. Mein weiches Herz iſt eigentlich an all meinem Unglück ſchuld; hätte ich freilich ahnen können", ſetzte er mit frechem Lächeln hinzu, „daß ich jemals die Ehre haben würde, ſolche vornehme Bekanntſchaft zu machen . . ."

Aber die Gedanken der Baronin waren hinter ſeinen Worten zurückgeblieben. „Habt Ihr Kinder?" fragte ſie nochmals.

„Einen einzigen allerliebſten Jungen", verſicherte Ulrich mit wohlgefälligem Ausdruck. „Armen Leuten ſind viele Kinder nichts nutz, dafür iſt dies aber auch ein wahrer Prachtkerl, ein bischen zurück mit der Geſundheit, weil meine Frau ſich auf Kinder nicht verſteht und das arme Wurm wegen unſerer großen Armuth auch wol nicht immer die richtige Pflege gehabt hat. Aber was den Geiſt anbetrifft, da ſucht er ſeines Gleichen; auch beſchäftige ich mich nur mit ihm und widme ihm meine ganze Zeit.“

Die Baronin ſchauderte zuſammen; ſie gedachte der abgezehrten, faſt blödſinnigen Kindergeſtalt, die einige Monate zuvor auf der Landſtraße, bei dem Abenteuer mit dem Wagen, ſie mit den großen, glanzloſen Augen angeſtarrt hatte. Nur mit Mühe unterdrückte ſie ihre Bewegung. „Und ſeid Ihr glücklich in Eurer Ehe, Ulrich Schwarz?“ fragte ſie.

Der Gefragte ließ beide Daumen umeinanderſpielen, während er die Augenbrauen faſt über die Stirn zog. „Gnädige wiſſen wol“ erwiderte er endlich, „wie das ſo geht: Eheſtand Weheſtand, es iſt ein altes Sprüchwort. . . .“

Die Augen der Baronin leuchteten; ein Lächeln der Befriedigung flog über ihre ernſten Züge. „Und es würde Euch alſo wol nicht allzu ſchwer fallen, Euch von Eurer ſogenannten

Frau zu trennen? Seid Ihr denn wirklich ordentlich getraut miteinander?“

„Ordentlich getraut“, verſicherte Ulrich mit Nachdruck: „ins Kirchenbuch geſchrieben, unterſiegelt und Alles. Aber was das Trennen betrifft — je nun, die Länge hat die Laſt, die Jüngſte iſt meine Alte auch nicht mehr, und mit der Zärtlichkeit, glaube ich, läßt es ſich bei ihr ebenfalls halten. Wenn ſich alſo eine paſſende Veränderung für mich fände — ich glaube, ſie würde nicht allzu ſehr widerſtreben. . . .“

Die Baronin trat ans Fenſter und ſchaute der Sonne nach, die ſich zum Untergang neigte. „Und wie würde es dann mit dem Kinde?“ fragte ſie, ohne ſich umzuſehen. Ulrich ſprang geräuſchvoll empor. „Nein“, rief er, „Gnädige, das Kind müßte ich behalten, unter allen Umſtänden, es iſt das Einzige, woran mein Herz noch hängt und woran ich Freude habe auf der

Welt. Bieten Sie mir Reichthum, Rang, Alles — meinen «alten Mann» gebe ich nicht heraus! Ein Vater, der ſein Kind verlaſſen könnte — ſolch ein kluges, gutes, krankes Kind — es wäre ja auch gar zu nichtswürdig. . . .“

Frau von Schwarzenfeld drehte ſich raſch um, ſie ſah Ulrich lange und durchdringend an: aber ihr Blick war mild und gütig. „Ihr ſeid doch wol zuletzt ein guter Menſch, Ulrich Schwarz“, ſagte ſie mit bewegter Stimme, indem ſie ihm mit der Hand leiſe über die wohlfriſirten Locken fuhr: „Ihr habt ganz Recht, ſeine Kinder ſoll kein Menſch verlaſſen, mögen ſie hübſch oder häßlich, klug oder dumm, gut oder böſe ſein, es ſind eben unſere Kinder, welche zu lieben und zu pflegen menſchliches und göttliches Gebot uns befiehlt, und wer dieſes Gebot verletzt, der kann keinen Frieden finden auf Erden.“

Das war gewiß ſehr wahr und chriſtlich geſprochen: aber warum fiel der guten Dame nicht ihr Sohn Rudolf dabei ein? Warum war ſie nur gegen ihn unverſöhnlich und hatte keine Nachſicht mit ſeinen Thorheiten und Fehlern?

Doch lag ihr der Gedanke an ihren Sohn Rudolf jetzt wol ſehr fern; ſie ſetzte ſich vertraulich neben Ulrich und ſagte: „Ueberlegt Euch denn noch einmal in Ruhe, was ich Euch vorher geſagt habe, es iſt nöthig, daß Ihr einen beſtimmten Stand ergreift und überhaupt ein anderes Leben anfangt; Eure Haare fangen ſich an zu färben und meine haben es bereits gethan, wenn wir einander noch glücklich ſehen wollen, müſſen wir uns dazuhalten.“

Einander glücklich ſehen?! Ulrich ſchwindelte vor Freude, wie vorhin vor Schreck: einander glücklich ſehen! und Scheidung von ſeiner

Frau! Deutlicher konnte die Baronin ihm doch nicht zu verſtehen geben, daß ſie in ihn verliebt bis über die Ohren und ihn mit nächſtem heirathen werde; er hielt mäuschenſtill, mit eingedrückten Augen, wie ein Vogel, dem die Federn gekraut werden. Die Baronin aber fuhr fort:

„Ich fahre heute Abend auf das Gut hinaus, es iſt möglich, daß ich einen oder zwei Tage draußenbleibe; benutzt dieſe Zeit, Ulrich Schwarz, mit Euch ſelbſt zurathe zu gehen, und haltet Euch überzeugt, daß ich meine Hand unter keinen Umſtänden von Euch ziehen werde und daß Ihr ſtets eine treue Freundin an mir haben ſollt — ich danke Euch vielleicht das Leben“, fügte ſie halblaut hinzu, „aber jedenfalls noch mehr als das Leben. . . .“

Das klang nun, den nur halb verſtandenen Nachſatz abgerechnet, ſchon wieder etwas kühler; auch war es Ulrich gar nicht recht, daß die

Baronin allein aufs Land fuhr, ohne ihn, wie wol früher geſchehen, zur Begleitung einzuladen. Doch mußte er ſich darein fügen, indem der Wagen bereits vorgefahren war und er ſich doch nicht ſo geradezu aufdringen konnte. Erſt indem er ſie die Treppe hinabbegleitete, fiel ihm das Verſprechen wieder ein, das er dem Zundelheinrich gegeben. Die Baronin hatte den Fuß bereits auf dem Wagentritt, als er mit ſtotternden Worten der Brieftaſche erwähnte und die Bitte ausſprach, falls ſeine alten Sachen noch vorhanden wären, doch gelegentlich darin nachſuchen zu laſſen. Seine Gönnerin nahm die Bitte ſcheinbar mit großer Gleichgültigkeit auf, ſie werde der Dienerſchaft befehlen nachzuſehen, was ſich finde, ſolle er natürlich haben.

Unter dieſen Worten zogen die Pferde an, und der Wagen entſchwand ſeinen Blicken. Ulrich blieb einigermaßen misvergnügt zurück;

es waren doch am Ende wieder nur lauter ungewiſſe Reden und Verſprechungen, was die Baronin ihm ertheilt hatte, und der Zundelheinrich hatte am Ende doch Recht, daß es beſſer ſei, einmal tüchtig zuzugreifen, als ſich mit dieſer langen und doch vielleicht unfruchtbaren Erwartung hinzuziehen. Unwillkürlich drehte ſich ſein Blick in die Höhe nach den Fenſtern der Baronin, wo die Vorhänge bereits herabgelaſſen und alle Zeichen des Lebens verſchwunden waren. „Das iſt ein altes wuſtes Haus", dachte er, „und trotz der vielen Dienerſchaft, die ſie halten, müßte es eben keine Hexerei ſein, ſich da als ungebetener Gaſt hineinzuſchleichen. . . ."

War es die Fortſetzung dieſes Gedankens, oder kam ihm die Langeweile, die im Muſikantenthurm ſeiner wartete, zu abſchreckend vor, genug, er änderte den vorhin geäußerten Vorſatz und beſchloß, die inzwiſchen völlig eingebrochene Dunkelheit benutzend, ſeinen Freund

Zundelheinrich dennoch im „**Grünen Ochſen**“ aufzuſuchen und dabei die **Bekanntſchaft** des Wirths, als eines vielverſprechenden **Mannes**, zu machen.

Zehntes Capitel.

Die Begegnung.

Mittlerweile war „Die böſe Frau“ glücklich über die Breter gegangen. Es war ein kleines, anſpruchloſes Stück, zu dem Eugenie die Motive aus ihrem eigenen häuslichen Leben entnommen hatte. Und eben deshalb vielleicht hatte es eine Naturwahrheit und Lebendigkeit, welche die Zuſchauer erfreute und rührte. Eine junge Frau aus einer fremden Gegend, mit eigenthümlichen Sitten und Gewohnheiten, wird in eine patriarchaliſch abgeſchloſſene Familie verheirathet, die mit eiſerner Zähigkeit an der Art ihres Landes feſthält und alles Fremde für böſe und verdorben erklärt. Auch die junge Frau hat unter dieſem Vorurtheil zu leiden, und der wohlmeinende, aber ſchwache Mann thut nichts, demſelben entgegenzutreten. Häusliche Unfälle kommen dazu, die Verwirrung zu ſteigern, und an allem Unheil, welches das Haus betrifft, ſoll immer die böſe fremde Frau die einzige Schuld haben. Dieſe aber hat im Gegentheil in aller Stille für Abhülfe der Bedrängniß Sorge getragen, der Erfolg begünſtigt ſie, ſie ſteht als Schirm und Retterin der Familie da, und das Ganze endet mit Verſöhnung und Frieden.

Das war, wie man ſieht, eine ziemlich einfache Fabel, und auch an der Ausführung hätte eine ſtrengere Kritik gewiß manche erhebliche und wohlbegründete Ausſtellung zu machen gehabt. Allein das Publicum, das dergleichen Zuſtände und Verwickelungen, mehr oder minder ähnlich, wol ſchon ſelbſt erlebt hatte, fühlte ſich von dem kleinen Gemälde freundlich angeſprochen und gab ſeinen Beifall durch laute und häufige Acclamationen zu erkennen. Und da nun auch die Schauſpieler ihren Rollen gewachſen waren und, von Theobald angeregt, mit Luſt und Eifer ſpielten, ſo konnte es immerhin geſchehen, daß, als der Vorhang fiel, ein allgemeines Bravorufen erſcholl und man mit Ungeſtüm den Namen des Verfaſſers zu erfahren wünſchte.

Theobald war über dieſen Erfolg vor Freuden ganz außer ſich; wenn er ſelbſt der Verfaſſer des Stücks geweſen, hätte ſein Triumph nicht größer ſein können. Auch paßte derſelbe ganz in ſeinen Kram: er war jetzt Verleger und brauchte einen Modeſchriftſteller, der für ihn ſchrieb, oder noch beſſer, eine Modeſchriftſtellerin, da dieſe bekanntlich, wenn ſie es erſt einmal ſo weit gebracht haben, noch viel eifriger geleſen werden und viel enthuſiaſtiſchere Leſer zählen als die männlichen Autoren. Was konnte ihm unter dieſen Umſtänden erwünſchter kommen als dieſer öffentliche Succeß ſeiner geiſtreichen Freundin? Er hielt es deshalb auch gar nicht mehr für nöthig, das Geheimniß ihrer Autorſchaft zu verbergen; an einem glücklichen Theaterabend vergibt ein Dichter viel, und eine Dichterin gewiß nicht weniger. Darum lief er denn eifrigſt von Loge zu Loge und flüſterte Jedem, der ihn irgend hören wollte, den Namen der Verfaſſerin ins Ohr: natürlich immer unter den dringendſten Beſchwörungen, keinem Menſchen ein Wort davon zu ſagen, was denn ebenſo natürlich zur Folge hatte, daß in kurzer Zeit das ganze Haus wußte, die Verfaſſerin der „Böſen Frau“ ſei Niemand anders als Frau Regierungsräthin von Schwarzenfeld. Die meiſten Geſichter, wenigſtens auf den erſten Rängen, wurden bei dieſer Enthüllung ziemlich lang; ja Viele fanden jetzt auf einmal, daß das Stück doch eigentlich recht unbedeutend, und es ſei nur das vortreffliche Spiel geweſen, was ſie im Augenblick ſo hingeriſſen. Theobald, in der Freude ſeines Herzens, merkte von dieſer veränderten Stimmung nichts; er wäre am liebſten gleich in Perſon zur Regierungsräthin hingeeilt, um ihr die frohe Nachricht zu verkünden. Doch beſtand Rudolf mit Heftigkeit darauf, das komiſche Liederſpiel noch abzuwarten, und da Theobald nicht wußte, wieviel von dem allgemein verbreiteten Gerücht auch Rudolf zu Ohren gekommen und welche Aufnahme daſſelbe bei ihm gefunden, ſo that er ihm den Willen. In der That war der Name ſeiner Frau ſo dicht vor Rudolf's Ohren geflüſtert worden, daß er ihn unmöglich hatte überhören können. Die Neuigkeit traf ihn ſo unerwartet, daß er für den Augenblick zu keinem Entſchluß gelangen konnte. Auch war Einiges in dem Stück, was ihn, eben weil es ſo nahe an ſein eigenes Eheleben ſtreifte, eigenthümlich betroffen und das beſſere Theil in ihm wieder einmal angeregt hatte, ſodaß er der einſamen, verkannten Frau mit Wehmuth gedachte und ihr den kleinen Triumph nicht misgönnte.

Es war noch Einer im Schauſpielhauſe, dem hatte Niemand den Namen der Regierungsräthin zugeflüſtert, und doch hatte er ſie bei den erſten Worten des Stücks ſofort erkannt. Das war Hermann. Im hinterſten Winkel des Parterre ſaß er in wunderbarer Aufregung und ließ die Macht der Muſik, den Glanz der Lampen, den ungewohnten Zauber der Decorationen, das freudige Summen der zahlreichen, zum Theil feſtlich geputzten Verſammlung, kurzum alle jene unnachahmlichen und unbeſchreiblichen Eindrücke, welche der erſte Abend im Theater hervorbringt, auf ſich einwirken. Aber dieſe Einwirkung verſchwand, ſowie die erſten Reden und Gegenreden des Stücks voruber waren und er nicht mehr zweifeln konnte, daß dies ein Werk der jungen Baronin, das er ſelbſt vor kurzem aus ihrer Handſchrift abgeſchrieben. Die ungewohnte Aufregung wich nun einem ſtillen, freudigen Behagen; er fühlte ſich ganz vertraut mit dem Stück, und obſchon der Inhalt, wegen der ganz andern, nur auf die höhere Geſelligkeit berechneten Beziehungen, ihn nur in mäßigem Grade intereſſirte, ſo verfolgte er den Gang der Scenen doch mit lebhafter Theilnahme und freute ſich an jedem gutgeſagten Wort und jedem Beifallruf, der daſſelbe belohnte. Als am Schluß des Stücks ein donnernder Bravoruf erſcholl, die hervorgerufenen Schauſpieler ſich dankend verneigten und wieder von allen Seiten lauter Beifall und Zuruf erfolgte, erſchrak er anfangs und fühlte, wie er in Eugenie's Seele roth und verlegen ward. Gleich darauf aber erinnerte er ſich an das Verſprechen, das er der jungen Frau gegeben, und eilte durch die dunkeln Straßen — es ſtand Mondſchein im Kalender, und da wurden in dieſer löblichen Stadt, wie in mancher andern noch, die Laternen nicht angezündet — raſch dem Schwarzenfeld'ſchen Hauſe zu.

Auch dieſes lag dunkel und ſchweigend; wenn, wie heute, die alte Baronin nicht zu Hauſe und der Abend hereingebrochen war, pflegte das große Hauptthor verſchloſſen zu werden und nur eine kleinere Seitenthür offenzubleiben, die erſt durch ein Gewirr von Treppen und Gängen in das Innere der Wohnung führte.

Wie es zu geſchehen pflegt, wenn die Herrſchaft nicht zu Hauſe iſt,— Eugenie und der blinde Alfred wurden nicht für voll gerechnet — ſo auch diesmal: die Dienerſchaft war ausgeflogen, und ſogar die Beleuchtung auf den weitläufigen Corridoren war vergeſſen worden. Hermann, der von ſeinen öftern Geſchäftsgängen in dem Hauſe ſo ziemlich Beſcheid wußte, fand ſich leidlich zurecht. Dennoch fuhr er nicht wenig zuſammen, als plötzlich ſein Fuß an einen harten Gegenſtand, wie eine Kiſte oder Dergleichen, ſtieß, und gleich darauf eine Stimme ihn durch die Dunkelheit anredete.

„Kommt hier Jemand“, ſagte die Stimme, „der in dieſem Hauſe bekannt iſt? So bitte ich Licht zu bringen und mich zu der Frau Baronin von Schwarzenfeld zu führen.“

Hermann gerann das Blut zu Eis; welch eine Stimme war das?! Aus welchem Grabe tönte ſie?! Nicht als ob ſie grabeshohl und dumpf geklungen hätte, im Gegentheil, ſie klang ſanft und lieblich und mußte von einem jungen, ſchönen Munde kommen. Aber indem Hermann ſie hörte, ging ein ungeheurer Schmerz durch ſeine Seele; es ergriff ihn eine wüthende Sehnſucht, daß er hätte mögen hinausrennen in alle Welt und ſeine Angſt und Qual und Jubel und Wonne in alle Winde rufen. Er hatte dieſe Stimme ſchon einmal gehört, kein Zweifel: aber wo? wann? von wem? Die Stimme wehte ihn an wie der Hauch von Blumen, die an einem lange vergeſſenen Ort gelegen und ihren Duft zurückgelaſſen haben, während ſie ſelbſt längſt verwelkt und in Staub zerfallen ſind. Seine eigene Stimme zitterte, indem er die unbekannte Erſcheinung erſuchte ihm die Hand zu reichen, er ſei mit dem Wege bekannt und wolle ſie zur Frau Baronin (wobei er nur an die junge Frau Baronin, die Regierungsräthin, dachte) führen.

„Das geht nicht an“, ſagte die Stimme ruhig, „ich habe hier mein Kofferchen bei mir, das kann ich nicht verlaſſen; der grobe Kutſcher hat mich an der Straßenecke ausgeſetzt und meinte, ich würde den übrigen Weg wol finden; da habe ich mich im Dunkeln bis hierher getappt und warte nun, bis ein Menſch kommt. Bitte, wenn Sie hier wirklich bekannt ſind, ſo rufen Sie nach Licht, das Uebrige wird ſich dann ſchon finden.“

Hermann gehorchte der Auffoderung; indem er ſich den dunkeln Gang entlangfühlte, war ihm wie einem Trunkenen zumuthe. Das Blut ſiedete ihm in den Adern; erſt die Aufregung im Schauſpielhauſe und nun dieſe geheimnißvolle Begegnung ſchmolzen vor ſeiner Phantaſie zu einem wunderbaren Ganzen zuſammen, das ihn in die ungeheuerſte Aufregung verſetzte.

Endlich war der Vorſaal erreicht, und mit zitternder Hand ſuchte er nach der Klingel. Aber die Regierungsräthin hatte bereits auf ſeinen Tritt gelauert und öffnete ihm wiederum ſelbſt die Thür. Er war ſo aufgeregt, daß er nur ſtammeln konnte; die Regierungsräthin deutete dies auf ſeinen Antheil an dem Stück und hing mit fragenden Blicken an ſeinem Munde. Hermann verſtand ihre Blicke. „Es iſt Alles vortrefflich gegangen“, rief er, „die Leute haben geweint, gelacht und Bravo geſchrien, die Schauſpieler ſind herausgerufen — aber ich glaube, gnädige Frau" (indem er auf den dunkeln Gang zurückdeutete, wo die Unbekannte auf ihrem Kofferchen ſaß), „Sie bekommen hier einen Beſuch. . . ."

Eugenie's Spannung war ſo groß geweſen, und die Freude über den Erfolg ihres Stücks war ſo lebhaft und natürlich, daß ſie alles Andere überhörte; mit einem lauten Schrei des Entzückens, von ihrer Autorfreude hingeriſſen, fiel ſie dem jungen Manne um den Hals, um gleich darauf beſchämt und erröthend zurückzutreten.

Aber Hermann war noch viel beſchämter. Eine Umarmung unter dieſen Umſtänden hätte, glaube ich, einen Joſeph nicht verletzen können: er aber fühlte ſich in der That verletzt und beunruhigt. „Sie bekommen einen Beſuch, gnädige Frau", wiederholte er dringend. . . .

Auch Eugenie's Verlegenheit war nun im Wachſen, der volle Schein der Lampe, die ſie in der Hand trug, fiel den dunkeln Gang entlang auf die Fremde, die inzwiſchen, von dem Lichtſchein zurechtgewieſen, mit ihrem Kofferchen langſam herankam und die ſeltſame Gruppe mit ruhig prufendem Blick betrachtete. Auch Hermann betrachtete die Fremde — —

O all ihr Mächte des Himmels und der Erde, wachte er oder träumte er?! War er verrückt geworden, und die Erſcheinung, die da den Gang heraufgewandelt kam, war nur ein Spiegelbild ſeiner zerrütteten Sinne?! Es war Klara, Klara, wie ſie leibte und lebte, die holde Freundin ſeiner Jugend, ſeine Genoſſin aus dem ſtillen, kleinen Pfarrhauſe. . . .

Elftes Capitel.

Eine arme Verwandte.

Vor Ueberraſchung mehr todt als lebendig, hatte Hermann ſich abſichtlich in den tiefſten Schatten zurückgezogen. Die Erſcheinung war inzwiſchen dicht herangetreten. Mit klarer, ſicherer Stimme ſagte ſie, ſich an die Baronin wendend — und es war Hermann jetzt unbegreiflich, wie er dieſe ſo holde, ſo heißgeliebte Stimme nur jemals hatte verkennen können:

„Ich bin die Enkelin von Klara von Froideville, der Schweſter der Baronin von Schwarzenfeld. Vor einigen Monaten iſt auch ſie geſtorben, nachdem ich ſchon lange vorher Vater und Mutter verloren hatte; ihr letzter Blick beſchwor mich, ihre Schweſter aufzuſuchen, nämlich falls dieſelbe noch lebt, und durch kindliche Ergebenheit und Demuth den langjährigen Hader zu verſöhnen, der die beiden Schweſtern getrennt hatte und an den meine gute Großmutter in der letzten Zeit ihres Lebens nie ohne das tiefſte Bedauern zurückdenken konnte. Sind Sie vielleicht“, fuhr ſie fort, indem ſie die großen klaren Augen über Eugenien gleiten ließ, „die Tochter der Frau Baronin? So haben Sie die Güte, mich Ihrer Frau Mutter zu melden, ich will mich Niemand aufdringen, ich erfülle nur den Willen einer Todten, und wenn ich in dieſem Hauſe unwillkommen bin, ſo werde ich meinen Weg trotz Nacht und Dunkelheit zu finden wiſſen.“

„Sie meinen ohne Zweifel meine Schwiegermutter“, entgegnete Eugenie, einigermaßen betreten durch das feſte Auftreten des jungen

Mädchens und doch auch wieder gewonnen durch das Anmuthsvolle ihrer Erſcheinung: „Ich bin die Regierungsräthin von Schwarzenfeld, ihr einziger Sohn Rudolf iſt mein Mann.“

„Ich bin mit der Familiengeſchichte des Schwarzenfeld'ſchen Hauſes nicht bekannt“, verſetzte Klara — denn ſie war es in der That — mit gleichmüthigem, aber beſcheidenem Tone, „und bitte daher um Entſchuldigung, wenn ich mich an die unrechte Stelle gewendet habe. Der Kutſcher, der mich im Stellwagen bis hierher brachte, ſagte mir, dies ſei das Schwarzenfeld'ſche Haus; kann ich vielleicht die Ehre haben, der Frau Baronin vorgeſtellt zu werden? oder befehlen Sie, daß ich morgen wieder vorſpreche?“

Nach kurzem Beſinnen erwiderte die Regierungsräthin: „Sie treffen es insoweit nicht glücklich heute, als meine Schwiegermutter ſoeben auf ihr Landgut gefahren iſt und, wie ich von der Dienerſchaft hörte, vermuthlich erſt in einigen Tagen zurückkommen wird. Mir ſelbſt", fuhr ſie nicht ohne leiſe Bitterkeit fort, „geht es einigermaßen wie Ihnen: ich kenne die Familienbeziehungen des Schwarzenfeld'ſchen Hauſes ebenfalls nur ſehr oberflächlich und habe namentlich niemals von Klara von Froideville, Ihrer Großmutter, gehört. . . ."

„Das iſt", entgegnete das junge Mädchen mit unerſchütterlicher Ruhe, „ſehr natürlich, da, wie ich ſchon die Ehre hatte Ihnen zu ſagen, die beiden Familien ſeit langen Jahren in beklagenswerther Zwietracht gelebt haben. Aber vielleicht zweifeln Sie an meiner Perſon und halten mich für eine verſchmitzte Abenteurerin? Hier", ſagte ſie, indem ſie ein ſaubergefaltetes Papier aus der Taſche zog, „iſt mein Paß, und hier iſt auch ein Brief meiner Großmutter, den ich aber nur ihrer Schweſter, der ältern Frau von Schwarzenfeld, der Schwiegermutter der

Frau Regierungsräthin, geben kann — das heißt, wenn ſie ihn annehmen will.“

Die Baronin fühlte etwas wie eine leiſe Beſchämung. Mit beiden Händen die Papiere abwehrend, ſagte ſie: „Ich glaube Ihrem Geſicht und Ihrer Stimme; auch iſt es, wenn ich mich auch Schwarzenfeld'ſchen Blutes nicht rühmen darf, doch meine Art nicht, einem jungen Mädchen bei Nacht und Dunkelheit in einem fremden Orte meinen Schutz zu verſagen. Bleiben Sie über Nacht hier und beſprechen Sie morgen früh oder auch noch heute Abend mit meinem Mann, Ihrem Vetter, das Nähere.“

Damit faßte ſie die Fremde bei der Hand und wollte ſie zutraulich ins Zimmer führen. Aber dieſe machte ſich, wenn auch ohne Unfreundlichkeit, los und ſagte:

„Machen Sie ſich, Frau Regierungsräthin, nur um meinetwillen ja nicht die mindeſten Umſtände, ich weiß wer ich bin und was mir zukommt: eine arme Anverwandte, die im Begriff ſteht, ihr Brot vor fremder Leute Thür zu ſuchen, und für die es ſich daher ſchlecht ſchicken würde, wollte ſie irgendwelche Anſprüche erheben. Ihre Einladung nehme ich an, weil ich hier wirklich ganz fremd bin: aber nur für die nächſten Tage, bis Ihre Frau Schwiegermutter den Brief meiner guten alten Großmama geleſen und über mein Schickſal entſchieden hat; Sie brauchen nicht zu fürchten, ſich an mir eine Laſt ins Haus zu ziehen, ſo viel, um mein Brot zu verdienen, habe ich gelernt, und für das Uebrige wird Gott ſorgen."

Mit dieſen Worten nahm ſie ihr Kofferchen unter den Arm und wollte es, trotz des Widerſtrebens der Regierungsräthin, ſelbſt ins Zimmer tragen. Da konnte es Hermann nicht länger in ſeinem Verſteck ertragen; er ſprang hervor, ihr den Dienſt abzunehmen — ja gewiß, es war Klara! es war ſeine Mairoſe, nur noch voller aufgeſchoſſen und noch prächtiger als ehedem! — Und doch ließ Klara es ruhig geſchehen, daß er ihr den Koffer abnahm, ohne ihm nur ein Wort, einen Gruß zu ſagen? Und doch ſtreifte ihr Auge ihn ſo feſt und kalt, als ob ſie ihn gar nicht kannte und ihn höchſtens für einen Bedienten des Hauſes hielt? Hatte er ſich in den wenigen Jahren dermaßen verändert? Oder was Anderes war zwiſchen ſie getreten?

Im Zimmer angekommen, erſuchte die Regierungsräthin die Fremde, ſich einen Augenblick niederzulaſſen, während ſie die nöthigſten Befehle wegen ihrer Unterkunft ertheilte; es machte ſich ganz natürlich, daß Hermann inzwiſchen bei ihr im Zimmer blieb. Als Frau von Schwarzenfeld hinausgegangen war und Klara noch immer unbeweglich in ihrem kalten Schweigen verharrte, vermochte der arme Jüngling es nicht mehr auszuhalten; er trat dicht vor ſie hin, ſtrich ſich die Haare frei aus der Stirn, daß ſie ihn deutlich erkennen konnte, und ſagte:

„Aber um des Himmelswillen, Klara, kennſt du mich denn wirklich nicht mehr? Haſt du den Hermann Miller, deinen treuen Spiel- und Schulkameraden, ganz vergeſſen?“

Klara blickte ihn ruhig, ohne das geringſte Zeichen der Ueberraſchung, an. „Vergeſſen wol nicht“, ſagte ſie endlich mit klarer Stimme, „ich erkannte dich ſogar gleich, ſowie das Licht auf den Gang fiel. Aber da du eben dabei warſt, dich mit einer fremden Frau zu küſſen, ſo wollte ich dich nicht ſtören. Ueberhaupt ſind wir wol Beide ernſter und älter geworden, und die Kindergeſchichten paſſen nicht mehr für uns.“

Hermann wußte nicht, ob er lachen oder weinen ſollte. „Dieſe Umarmung“, erwiderte er endlich, „die du mir ſo hoch anzurechnen ſcheinſt, war das Unſchuldigſte von der Welt; ich werde dir ſpäter Alles erzählen. Aber erſt ſage mir Eins: was weißt du von unſerm theuern Prediger? wie lebt er? und wie geht es ihm?"

Klara ſenkte einen Augenblick die hellen Augen. „Todt", entgegnete ſie, „Alles todt. . . ."

„Todt?!" wiederholte Hermann in ſchmerzlichſter Ueberraſchung: „Und ohne Abſchied, ohne einen letzten Gruß für mich?"

„Er hat mir noch kurz vor ſeinem Tode einen verſiegelten Brief für dich gegeben", verſetzte das junge Mädchen, „für den Fall, daß ich dich noch einmal in der Welt träfe, oder von deinem Aufenthalt hörte. Denn du hatteſt nicht einmal für gut befunden, an uns — an ihn", verbeſſerte ſie ſich raſch, „zu ſchreiben."

„Und wo iſt der Brief?" bat Hermann dringend.

„Ich habe ihn in meinem Kofferchen; doch weiß ich nicht, ob jetzt die richtige Zeit und ob ich dir ihn überhaupt geben darf. Der Selige befahl mir, ihn dir nur dann zu geben, wenn ich dich ſeiner und ſeiner Lehren würdig finde....“

Hermann vermochte nicht mehr zu antworten: denn nicht nur die Baronin trat in dieſem Augenblick wieder herein, ſondern das Geräuſch auf dem Vorſaale und das Durcheinanderſprechen und Lachen verſchiedener Stimmen zeigte auch an, daß der Regierungsrath, vermuthlich in zahlreicher Geſellſchaft, aus dem Theater zurückgekehrt ſei.

Zwölftes Capitel.

Ein vergnügter Abend.

Rudolf hatte noch im Theater von allen Seiten ſo viel Gratulationen wegen der Verfaſſerſchaft ſeiner Frau bekommen, auch war man unterwegs in einen Conditorladen eingetreten, um die Freude mit einigen Gläſern heißen Punſch zu beſiegeln, daß er in der roſenfarbigſten Laune nach Hauſe kam. Außer Theobald brachte er noch einen ganzen Schwarm von Bekannten mit ſich, lauter jüngere Männer, welche der Regierungsräthin den Hof machten und ſich zu ihren geiſtreichen Geſprächen herzudrängten; auch der junge Doctor Brunner befand ſich unter ihnen. Alle ſtürmten auf Eugenien los und beglückwünſchten ſie wegen des eben errungenen Sieges mit einem Ungeſtüm, gegen den kein Ableugnen Stand hielt. Sie war anfangs ſehr ungehalten auf Theobald, daß er ihr Geheimniß ſo verrathen. Der aber flüſterte ihr zu: „Belieben die gnädige Frau doch zu bedenken, daß ich jetzt Verleger bin und Sie im Begriff ſind, eine berühmte Frau zu werden; dieſer Abend wird ſich bezahlt machen, auch für Sie, meine Gnädige.“ — Eugenie erwiderte nichts: doch mußte ſie an Alfred und ſeine Prophezeiungen denken.

Der Uebermüthigſte von Allen aber war Rudolf ſelbſt; es war ein Gemiſch in ihm von Hohn und Freude, das ſich ſchwer unterſcheiden ließ, zu ſeiner rieſigen Geſtalt und ſeinen derben Manieren aber nicht übel paßte. Mit theatraliſchem Anſtand führte er die verlegene Frau mitten in den Kreis, ließ ſich mit vieler Umſtändlichkeit auf ein Knie vor ihr nieder (was

Doctor Brunner zu einigen beißenden Bemerkungen über herannahendes Zipperlein veranlaßte) und ſagte mit lauter Stimme:

„Hier, meine theure Gemahlin, thue ich feierliche Buße für ein verwegenes Wort, das ich heute Mittag meinen Lippen entfliehen ließ und das nun mit rächender Schwere auf mein eigenes Haupt zurückfällt. Ich ſagte heute Mittag, wie unſer Freund Theobald gehört hat, daß die ſchriftſtellernden Frauen mir verhaßt wären wie Gift und Tod, und daß ich niemals die Hand einer Dame küſſen könnte, von der ich wüßte, daß ſie die Feder des Dichters führe. Und es iſt wirklich ſo, meine Herren: ich haſſe die ſchöngeiſtigen Geſchöpfe, welche Bücher ſchreiben, ſtatt den Koch zu controliren, und ſich mit Recenſenten herumzanken, ſtatt höchſtens die guten Namen ihrer Mitſchweſtern zu zerrupfen — ich haſſe und fürchte ſie, weil ich überzeugt bin, daß eine Frau, die hinter dem

Rücken ihres Mannes Bücher ſchreibt, ihn auch übrigens hintergeht und täuſcht, wo ſie den Mund aufthut, und jeder wahrhaften Empfindung unfähig iſt — nämlich das habe ich Alles angethan und habe es Alles geglaubt, bis zu dieſem Augenblick, wo der Umſtand, daß dieſes Muſterbild von Gattin, deſſen ich mich erfreue, ebenfalls ſchriftſtellert und ſogar Stücke auf dem Theater aufführen läßt, mich von meinem ſchnöden Wahn zurückbringt. Ich erkenne nunmehr, daß eine Frau weit mehr Vorzüge haben kann und viel größerer Tugenden fähig iſt, als ich blöder Thor bisher für möglich gehalten; ich er- und bekenne, daß es etwas Erhabenes iſt, wenn Einem die Sprößlinge des Leibes verſagt ſind, wenigſtens Sprößlinge des Geiſtes zu ziehen, und er- und bekenne drittens, daß Eugenie von Schwarzenfeld, geborene Lammerz, Firma Lammerz' Erben aus Hamburg (welche Firma leider, wie den Herren bekannt ſein wird, vor einigen Jahren zum Teufel gegangen), die Krone aller Frauen iſt, küſſe ihr feierlichſt die Hand und erſuche alle Diejenigen aus der geehrten Verſammlung, die mit mir in dieſer Anſicht übereinſtimmen, ihre Stimmen mit der meinigen zu vermiſchen und zu rufen: Es lebe «Die böſe Frau» — keine Misverſtändniſſe, meine Herren: ich meine das Stück — und die gute Frau daneben, welche «Die böſe Frau» geſchrieben hat!“

Der tolle Humor dieſer Rede hätte eine noch peinlichere Wirkung hervorgebracht, wäre die Verſammlung nicht ſo zahlreich geweſen und hätte nicht das Durcheinanderbrauſen ſo vieler Stimmen, das allgemeine Lachen und Schäkern Rudolf's Worte halb verſchlungen, ſodaß die Wenigſten recht verſtanden, was er ſagte. Eugenie ſelbſt hatte kein Wort davon verloren; ſie war abwechſelnd blaß und roth geworden, und einmal hatten ihre Knie ſo ſtark gezittert, daß Doctor

Brunner, der den ganzen Vorgang mit ſcharfem Auge beobachtete, ihr leiſe einen Stuhl naherückte. Doch hatte ſie viel zu viel geſellſchaftlichen Takt, um ſich etwas anmerken zu laſſen; ſie erwiderte den Handkuß und das Vivatrufen mit einer graziöſen Verbeugung und ging ſodann auf Klara zu, die in einem entfernten Winkel theilnahmlos daſaß, um ſie zunächſt ihrem Manne und dann der übrigen Verſammlung vorzuſtellen. „Eine Verwandte Ihres Hauſes, lieber Rudolf“, ſagte ſie: „Klara von Froideville, eine Großnichte Ihrer Mutter —“

„Nicht Klara von Froideville“, fiel ihr das junge Mädchen mit ſtarker Stimme in die Rede, indem ſie ſich gleichmüthig im Kreiſe umſchaute: „ſchon meine Großmutter hatte den Adel abgelegt, ich aber heiße Klara Kroppenberg, ſchlechtweg Kroppenberg, nach meinem Vater — der Name iſt nicht wohlklingend, ich weiß es ſehr gut, bin aber doch einmal darauf getauft....“

Das energiſche Auftreten des jungen Mädchens, das dabei der Anmuth keineswegs entbehrte, machte Aufſehen, und von allen Seiten drängte man ſich herzu, die ſchöne Fremde, die in ihrem einfachen Reiſekleidchen ganz unbefangen mitten in der geputzten Verſammlung ſtand, zu bewundern. Rudolf, wiewol er nur höchſt Oberflächliches von der Verwandtſchaft wußte, ergriff doch mit Begier dieſe Gelegenheit, dem alten Haß gegen ſeine Mutter Luft zu machen. „Ich freue mich ſehr“, ſagte er mit ſeinem verbindlichſten Tone, „eine Enkelin meiner theuern Tante Klara kennen zu lernen, deren Freundſchaft ich leider durch ein unglückliches Zerwürfniß beraubt wurde, bevor ich geboren war. Doch haben die Dienſtboten meiner Mutter“ (er hob das Wort „Dienſtboten“ abſichtlich hervor), „welche die beiden Schweſtern noch als Mädchen gekannt hatten, mir in meinen Kinderjahren ſo viel von der Schönheit und Liebenswürdigkeit Ihrer ſeligen Großmutter erzählt, daß ich ſie aus aufrichtigem Herzen verehre und liebe und mich des glücklichen Zufalls freue, der es mir möglich macht, dieſe Empfindungen gegen ihre Enkelin zu bethätigen. Sein Sie meiner ungetheilteſten Anhänglichkeit und meines vollſten Schutzes verſichert; ſollte meine Mutter, von der allerdings, wie ich höre, behauptet wird, daß ſie ihr eigenes Blut zuweilen weniger lieb hat als Fremde, Ihnen, meine theure Couſine, nicht das Herz entgegentragen, das Sie zu erwarten berechtigt ſind, ſo bitte ich Sie, mein Haus als das Ihrige zu betrachten und in allen Stücken über mich zu verfügen.“ — Und dann, indem er jetzt erſt den fremden jungen Mann gewahr ward, auf Hermann deutend: „Und wer iſt nun dieſer Vortreffliche? Vielleicht auch ein lieber Vetter?“

Eugenie konnte ſich bei dieſer Frage ihres Mannes einer raſchaufſteigenden Befangenheit nicht erwehren, beſonders da ſie fühlte, wie in demſelben Augenblick die junge Fremde die großen, ruhigen Augen auf ſie richtete. „Nein“, ſagte ſie zögernd, „es iſt nur mein Abſchreiber, Herr Miller, mir zuerſt durch Herrn Lux und dann durch ſeine eigene Tüchtigkeit empfohlen; er hat die Gefälligkeit gehabt, mir die erſte Nachricht aus dem Theater zu überbringen —“

„Ihr Abſchreiber?!“ rief Rudolf mit ſcheinbarer Verwunderung: „Nun das muß ich ſagen, ſo iſt er ja wenigſtens die zweite Perſon des heutigen Abends, dicht nach Ihnen, ſchöne Dichterin! Ein Abſchreiber, den eine Frau ſich hält, iſt doch wenigſtens halb ſo merkwürdig wie eine Frau, die ſich einen Abſchreiber hält — hierher, würdiger Schreibkünſtler! Fräulein Klara, mit dem wohllautenden Zunamen Kroppenberg, Enkelin meiner würdigen Tante Klara Froideville mit abgelegtem «Von», wird die Güte haben, ſich an meine Seite zu ſetzen, und Sie, liebenswurdigſter «Scriba, Nauta, Adria», nehmen den Ehrenplatz an ihrer andern Seite ein — in dieſen aufgeklärten Zeiten, meine Herren, wird ja hoffentlich Niemand an dieſer Vermiſchung der Stände, mit der wir nur im Kleinen nachahmen, was tagtäglich im Großen auf der Bühne der Politik geſchieht, einen Anſtoß nehmen. Und nun raſch, meine Herren: die Rührung über «Das böſe Weib» und das gute Weib und die ganze Weibergeſchichte miteinander hat mir Appetit gemacht, ſodaß ich ein unwiderſtehliches Verlangen empfinde, dieſes Ragout zu koſten, das der Kunſt unſers Kochs hoffentlich Ehre machen wird.“

Während er ſo ſprach, hatte er mit eigener Hand den ſilbernen Deckel von der Schüſſel genommen, und ein einladender Duft verbreitete ſich durch das Zimmer. Raſch war die Tafelrunde geordnet, Theobald und Doctor Brunner baten ſich die Ehre aus, neben der Frau vom Hauſe zu ſitzen, und bald hatten unbefangenes

Plaudern und Gelachter den peinigenden Eindruck verſcheucht, welchen Rudolf's ſtachelige Reden hervorgerufen. An Klara wurden von den Gäſten mancherlei Fragen und Anreden gerichtet, die ſie ſämmtlich mit Geſchick, wenn auch mit kluger Zurückhaltung, beantwortete; nur mit ihrem Tiſchnachbar, dem Schreiber, ſprach ſie kein Wort. Im Verlauf der Tafel war auch Alfred dazugekommen; er war ebenfalls ſehr einſylbig und ſchien ſelbſt an dem Triumph der Schweſter nur geringen Antheil zu nehmen.

Deſto ungezügelter war Rudolf's Laune. Er hatte Champagner befohlen: „Es iſt der letzte im Keller, meine Herren“, rief er, „aber es ſchadet nichts, für heute mache ich mich noch anheiſchig, jeden Durſt zu ſtillen, und morgen wird ſich ſchon neuer finden!“ Vom Champagner ſprang er wieder zum Punſch über, und bald trug die Verſammlung jenen lauten, faſt ausgelaſſenen Charakter, den die Gelage der Männer ſo leicht annehmen, wo es entweder an Frauen fehlt, oder wo die anweſenden Frauen keine Luſt haben, das Scepter, das ihnen gebührt, zu führen.

Und an dieſer Luſt fehlte es heute Eugenien allerdings; ihre Gedanken waren durch die Ereigniſſe des Abends ſo in Anſpruch genommen, daß ſie nur wenig auf die Geſellſchaft achtete und ſelbſt ihren Tiſchnachbarn nur einſylbige und zum Theil confuſe Antworten gab. „Laſſen wir ſie“, ſagte Theobald heimlich zum Doctor, „es iſt die Freude, die ihr noch im Herzen nachzittert; in dieſer Frau ſteckt ein ungeheures Genie, ſie wird ſich an die Triumphe gewöhnen und wird die Welt mit ihrem Ruhm erfüllen. . . .“

Es ging ſchon ſtark auf Mitternacht, als man ſich endlich von der Tafel erhob. Dennoch wollte Rudolf noch nichts von Abſchiednehmen wiſſen; er nöthigte immer von neuem zum Trinken, brachte wunderliche Toaſte aus, auf den Ruhm ſeiner Frau, auf die neue Couſine, auf das „Veilchen, das im Thale blüht", womit er den ſchweigſamen Schreiber meinte, ſelbſt auf Theobald und ſeine neue Unternehmung: worauf dieſer für nöthig hielt, unter vielmaligem Streicheln des Backenbarts, mit einer wohlſtiliſirten Rede zu antworten, in der er ſo ungefähr Daſſelbe wiederholte, was wir heute ſchon einmal über die Stellung der Literatur und die Aufgabe des echten Buchhändlers aus ſeinem Munde vernommen haben.

Dreizehntes Capitel.

Der Geigenfritz.

Vielleicht um dieſe etwas lange Rede zu endigen, vielleicht auch weil ihm wirklich ſo zumuthe war, äußerte Rudolf plötzlich den Wunſch, Muſik zu hören. Er war ſonſt kein beſonderer Verehrer der edeln Kunſt, im Gegentheil, ſie war ihm zuwider, wie alles Ideale, und der blinde Alfred hatte manche Stachelrede von ihm zu ertragen wegen der Begeiſterung, mit welcher er ſich der Muſik widmete und die bei ihm allerdings etwas Einſeitiges hatte. Nur in gewiſſen, durch Wein und Geſellſchaft erhöhten Stimmungen, wenn er das Bedürfniß empfand, dem bacchiſchen Taumel, in den er ſich verſetzt hatte, irgendeinen ganz ungewöhnlichen Ausdruck zu geben, verlangte Rudolf nach Muſik: und auch dann war ſein Kunſtgeſchmack ſehr beſcheidener Natur, indem die trivialſten Melodien, Gaſſenhauer, Drehorgeltänze und Dergleichen, ihm eben die liebſten waren.

Dieſes Stadium hatte er nun auch heute erreicht; er überſchrie den perorirenden Theobald mit zweideutigen Scherzen und Witzen, ſtimmte alte halbvergeſſene Studentenlieder an und foderte Alfred, der an Allem, was vorging, nur ſehr geringen Antheil nahm, endlich in einem gewiſſen herriſchen Tone auf, ſich an den Flügel zu ſetzen und die Geſellſchaft durch einige „fidele Stückchen" zu unterhalten. Alfred weigerte ſich, ebenfalls in etwas ſchroffem Tone; er ſei nicht darauf vorbereitet, und ſeine Kunſt ſei überhaupt viel zu gering, ſich vor einer ſo ausgezeichneten Verſammlung hören zu laſſen. „Aber du mein Gott!“ rief Rudolf verächtlich, indem er den Stuhl zurückwarf, „was ſoll man von dieſem berühmteſten Componiſten der Zukunft denn denken, wenn er nicht einmal im Stande iſt, ein «Was kommt da von der Höh'» zu ſpielen?“

Alfred antwortete mit gleicher Heftigkeit, und eine peinliche Scene ſtand bevor, als ſich plötzlich — man hatte eins der Fenſter geöffnet, um die milde Nachtluft hereinzulaſſen — von der Straße her, dicht unter den Fenſtern des Hauſes, ein munteres Geigenſpiel vernehmen ließ. Es war der Geigenfritz, der, in Flora's Begleitung von ſeiner gewöhnlichen Abendwanderung heimkehrend, der jovialen Stimmung, in die eine beſonders reichliche Ernte ihn verſetzt hatte, dadurch Luft machte, daß er ſich ſelbſt im Gehen ein Schelmenſtückchen auf der Geige vorſpielte. Die hellen, ſcharfen Töne klangen weit durch die ſtille Nacht; es war eine bekannte, damals gerngehörte Melodie, die er ſpielte, und zwar ſo rein und mit ſolcher Fertigkeit, daß ſelbſt der Nachtwächter, an dem er in einiger Entfernung vorüberſchritt, ſeine Freude daran hatte und ihn trotz der ſchwerverpönten „nächtlichen Ruheſtörung“ ungefährdet paſſiren ließ.

Stimmungen, gleich derjenigen, zu welcher Rudolf ſich emporgeſchwungen hatte, ſind unberechenbar; die abenteuerlichſten Einfälle ſehen ſich darin ganz natürlich an, und man ſagt und thut Dinge, von denen man hinterdrein ſelbſt nicht begreift, wie man darauf gekommen. — Kaum daß die Töne der Geige Rudolf's Ohr berührten, als er an das geöffnete Fenſter ſtürzte: „Der kommt gerade recht!“ rief er, „und wenn es Paganini ſelber wäre, er muß heraufkommen und uns Eins aufſpielen!“

Es war offenbar weniger das Verlangen

nach Muſik als der Wunſch, ſeinen Willen nun doch noch gegen Alfred's Weigerung durchzuſetzen, was den barocken Einfall erzeugte. Die Geſellſchaft, die ſich mehr oder minder in ähnlicher Aufregung befand, ſtimmte jubelnd bei; Eugenie's leiſe Gegenvorſtellungen wurden überhört, und auch Doctor Brunner, der mit raſchem Blick den Geigenfritz erkannt hatte und es für Rudolf's amtliche Stellung nicht paſſend erachtete, daß der alte übelberufene Mann hier ſeine Künſte producire, drang nicht durch. Rudolf rief zum Fenſter hinaus, ein Bedienter mit Licht wurde abgeſchickt, und wenige Minuten ſpäter ſtand der Geigenfritz, von ſeiner ſchönen Tochter begleitet, inmitten der lärmenden Geſellſchaft.

An allzu großer Beſcheidenheit litt der alte muſikaliſche Vagabond ſonſt nicht, der Anblick dieſes glänzenden Kreiſes aber machte ihn im erſten Augenblick doch etwas betreten; er war in Zweifel, ob man ſich hier wirklich ſeiner Kunſt bedienen wollte, oder ob es nur auf eine Verhöhnung abgeſehen war. Erſt der Anblick des Regierungsraths, den er ſich erinnerte vor langer Zeit einmal im Muſikantenthurm geſehen zu haben und deſſen amtliche Stellung ihm nicht unbekannt war, gab ihm ſeinen alten dreiſten Muth zurück; er wußte ſo ungefähr, wie es im Hauſe des Regierungsraths zuging, und machte ſich ſchnell ſeinen Ueberſchlag, was dieſe muſikaliſche Laune des reichen, übermüthigen Verſchwenders ihm wol eintragen könne. Daß Flora's Mitwirkung dabei von entſcheidendem Einfluſſe ſein würde, ſah der alte Speculant mit Einem Blick; während er ſelbſt den abgeſchabten Rock übereinanderknöpfte und die aufgebauſchten, unendlichen Taſchen glattſtrich, flüſterte er ihr zu, den Kopf hübſch geradezuhalten, die Füße hübſch auswärtszuſetzen und ein paar (wie er ſich ausdrückte) recht amoureuſe Augen zu machen.

In der That jedoch hätte es bei Flora gar nicht erſt dieſer Auffoderung bedurft; der Anblick der glänzenden Geſellſchaft, die vielen auf ſie gerichteten Männeraugen hatten die natürliche Koketterie des jungen Mädchens in helle Flammen geſetzt. Ja doch, ſolch Muſiciren-gehen ließ ſie ſich gefallen, das war noch etwas Anderes als die dumpfen, niedrigen Kneipen voll Tabacksdampf und Oelgeruch, in die ſie dem Vater für gewöhnlich folgen mußte. Auch hatte ſie das Haus ſogleich erkannt: es war daſſelbe, das der ſchwarze Ulrich und ihr Freund Hermann ſo häufig beſuchten, wenn auch freilich aus ſehr verſchiedenen Gründen, und das ihrer Neugier deshalb ſchon lange ein höchſt intereſſanter Gegenſtand geweſen war. Mit raſcher Combinationsgabe ſagte ſie ſich, daß dieſe jugendlich ſchöne, wenn auch jetzt etwas verlegene und misgelaunte Dame höchſt vermuthlich dieſelbe Frau Regierungsräthin ſei, für die Hermann arbeitete und die ihr ſelbſt dadurch ſchon ſo manches ſtille Kopfbrechen verurſacht hatte; ſie mußte ſich auf die Lippen beißen, die friſchen rothen Lippen, um nicht laut loszulachen bei dem Gedanken, was Hermann wol morgen dazu ſagen würde, wenn er hörte, welch wunderſamer Zufall ſie in daſſelbe Haus geführt, über das er immer ſo geheimnißvoll und zurückhaltend that und um deſſen Zutritt ſie ihn ſchon öfters beneidet hatte. Und nun war ſie doch darin, die kleine Katze, wie er ſie erſt heute früh wieder geſcholten, und konnte auch einmal mit Augen ſehen und mit Ohren hören, wie die vornehmen Leute ſo eigentlich leben. Ei nun ganz gut, ſchien es; dieſe ſeidenen Vorhänge, dieſe ſchwellenden Divans hatten ihren Beifall, und auch die Tafel mit dem ſchimmernden Silberzeug und den duftigen

Speiſereſten kam ihr gar nicht ſo übel vor. Voll neugierigen Behagens ließ ſie die hellen Blicke über die Verſammlung ſchweifen — —

O Himmel, wen ſah ſie da?! Hermann! den leibhaftigen Hermann!! Jedes andere junge Mädchen würde durch eine Begegnung unter ſo eigenthümlichen Umſtänden vermuthlich in Verlegenheit geſetzt worden ſein; dieſe kleine Schauſpielerin aber hatte ſich ſchnell gefaßt, und Hermann einen unmerklichen, halb lächelnden, halb drohenden Blick zuwerfend, gab ſie ihm zu verſtehen, daß ſie hier von ihm nicht gekannt zu ſein wünſche und es mit ihm ebenſo machen wolle. Hermann, dem der ganze Abend höchſt peinlich war, folgte dem Wink, er wußte ſelbſt nicht warum: aber genug, er folgte ihm und zog ſich abſichtlich in die dunkelſte Ecke zurück, wo er auch ſicher war, vom Geigenfritz, deſſen zudringliche Vertraulichkeit ihm hier doppelt unangenehm ſein mußte, nicht erkannt zu werden.

Dieſer hatte inzwiſchen einige ſeiner beſten Stückchen vorgetragen und ſchlürfte die Lobeserhebungen, mit denen man ihn dafür überſchüttete, halb im Ernſt, halb in ſpaßhafter Uebertreibung, faſt ebenſo behaglich hinunter als die großen Gläſer Wein und Punſch, die der Regierungsrath ihm aufnöthigte. „Und wozu habt Ihr das junge Mädchen bei Euch?“ fragte der Letztere endlich: „Spielt ſie gar nichts?“

„Spielen weniger“, erwiderte der alte Trunkenbold, der ſchon längſt auf eine Gelegenheit gewartet hatte, ſeine Tochter vorzuſtellen, indem er ſich tief verneigte und mit der Hand von rückwärts über den Kahlkopf ſtrich: „Aber ſingen, ſingen, mein gnädigſter Herr — nun ich ſage nichts: aber ſtimme mal an, Flora, mein Kind, das ſchöne Lied von den drei Reitern, du weißt ſchon...“

Flora ſchüttelte mit dem Kopf und flüſterte ihrem Vater haſtig etwas ins Ohr. Dann trat ſie keck vor und begann mit mächtig anſchwellender Stimme eine jener einfachen, ſüß klagenden Weiſen, die ſich von altersher im Munde des Volks erhalten haben und die ihrer Wirkung noch heute unter allen Umſtänden gewiß ſind. Geigenfritz, den Kopf zurückgeworfen, die Augen eingedrückt, mit der kleinen branntweinrothen Naſe in die Höhe ſchnopernd, als ob er ſich vor Entzücken gar nicht mehr halten könne, begleitete nichtsdeſtoweniger in discreter und geſchickter Manier, ſodaß es ein hübſches Enſemble gab. Die helle, glockenreine Stimme des jungen Mädchens, von den klagenden Tönen der Geige begleitet, erhob ſich wie auf Fittichen; noch niemals hatte Flora ſo ſchön geſungen, ſie erſchrak ordentlich vor ſich ſelbſt, als die hellen, ſtarken Töne in dem hohen Gemach ſo mächtig widerhallten — aber auch noch niemals war ihr ſelbſt ſo daran gelegen geweſen, ihr Publicum zu entzücken; die alten, abgeſungenen Melodien kamen ihr ſelbſt ordentlich intereſſant vor, und wie ein Vogel im Aether wiegte ſie ſich mit Wohlbehagen auf ihren reinen Wellen.

Als ſie geendigt, ſtürmte von allen Seiten der lebhafteſte und aufrichtigſte Beifall auf ſie ein; Eugenie, mit thränenden Augen, ging auf ſie zu, ihr die Hand zu reichen, und auch die kalte, ernſte Klara betrachtete die junge Sängerin mit ſichtlichem Antheil. Hermann wußte nicht, ob er ſich über den Triumph, den ſeine kleine Freundin feierte, freuen oder betrüben ſollte; es ahnte ihm nichts Gutes, er wäre gern hundert Meilen davon geweſen und verwünſchte bei ſich die thörichte Gutmüthigkeit, mit der er den Auftrag der Baronin angenommen und die ihn in alle dieſe Verwirrung geſtürzt hatte.

Während Flora auf den allgemeinen Wunſch der Geſellſchaft ein zweites Lied anſtimmte, eine altnordiſche Ballade, in deren ernſten, feierlichen Tönen ihr herrliches Organ ſich noch vortheilhafter entwickelte, trug ſich ein überraſchender Vorgang zu. Alfred, der ſich gleich nach dem Zwiſt mit Rudolf in das anſtoßende Cabinet zurückgezogen hatte, war ſchon während des erſten Geſanges wieder nähergekommen; er lehnte unter der Thür und richtete mit weitvorgebeugtem Kopfe die ſtarren, lichtloſen Augen nach der Gegend, woher die Töne erklangen. Als Flora jetzt zum zweiten male ſang, ſo mächtig und mit ſo erſchütterndem Ausdruck, daß die ganze Geſellſchaft ſich davon ergriffen fühlte und ſelbſt Rudolf ſich einer gewiſſen Bewegung nicht erwehren konnte — ſchritt Alfred plötzlich, ſich mit vorgehaltenen Händen zurechttaſtend, auf unhörbaren Sohlen durch das Zimmer, bis nahe an den Platz, wo die Sängerin ſtand. Hier blieb auch er ſtehen; mit geöffneten Lippen ſchien er die ſüßen Töne einzuſaugen, ein verklärtes Lächeln lagerte auf ſeinem feinen, blaſſen Antlitz, während zwei große, ſchwere Thränen ihm über die Wangen rollten. „Das iſt Muſik!“ rief er endlich, da Flora geendet: „das iſt Muſik! und dieſes junge Mädchen, wer es auch ſei, wird einſt die größte Sängerin von Europa werden!“

„Richtig“, ſagte der Regierungsrath halblaut, „gerade wie er ſelbſt einſt der größte Componiſt von Europa, meine Frau die größte Schriftſtellerin. . . .“

Doctor Brunner warf ihm einen unwilligen Blick zu, und auch von den Uebrigen hatte Niemand Luſt, auf ſeine Scherzreden einzugehen. Denn ſchon bereitete ſich ein neuer Auftritt vor, noch ſeltſamer und ergreifender als alle vorherigen. Der blinde junge Mann war dicht an Flora herangetreten, mit einer leiſen Verbeugung, als ob er um Entſchuldigung bitte, hatte er die ſchmalen weißen Hände erhoben und ließ die Fingerſpitzen leiſe über ihr Antlitz gleiten. Der Anblick war ſo eigenthümlicher Natur und hatte etwas ſo Erſchütterndes: dort das junge Mädchen, ſprühend vön Leben und Geſundheit, mit den leuchtenden Augen feſt und keck im Kreiſe umherſchauend, hier der arme Blinde, mit zitterndem Finger die Spuren einer Schönheit erforſchend, die er nie mit Augen ſehen ſollte — daß Niemand zu lächeln wagte, nicht einmal Rudolf. Alfred ſtrich über das krauſe, weiche Haar, fuhr flüchtig über die ſchwellende Wange —

„Ja, ſo muß ſie ausſehen!“ rief er, „ſo hab' ich ſie mir gedacht! Solche Stimme kann nicht lügen! Sehet hin, wie ſchön ſie iſt! welche Locken, welche Stirn, welche Wangen! Und ach, ihr Glücklichen, daß ihr die Augen ſehen könnt, dieſe tiefen, brennenden Augen!“

Dieſe Auffoderung eines Blinden an die Sehenden, ſich an einer Schönheit zu erquicken, deren Strahl ihm ſelbſt ewig verborgen blieb, hatte etwas Bewältigendes; Eugenie ſchluchzte heftig, und Theobald bemerkte mit Pathos: „Das reine »Bild« von Houwald....“

Am gerührteſten von Allen zeigte ſich der Geigenfritz; doch wußte er ſeine Rührung durch häufiges Leeren des Glaſes mannhaft zu unterdrücken. Er ſchwelgte gleichmäßig in Künſtlerſtolz und Vaterfreude; mit einer Behendigkeit, wie ein Brummkreiſel, drehte er ſich nach allen Seiten und gab Jedem, den er abreichen konnte, die rührende Geſchichte zu hören von Flora's Mutter, der großen, berühmten Sängerin, die ſeine Frau geweſen und ſo kläglich geſtorben; dann von den wunderbaren Talenten, die ſich auf das Kind vererbt, und nicht minder von den vielfachen Opfern, die er der Ausbildung deſſelben gebracht. „Ich lebe nur für meine Tochter!“ rief er mit Pathos, „ich zittere bei dem Gedanken, daß über lang oder kurz ein Liebhaber kommen wird, ſie mir wegzuführen — aber es iſt der Welt Lauf, ſie iſt ein hübſches Kind, meine Flora, Sie ſollten ſie in ihrem ſeidenen Sonntagsjäckchen ſehen, ſuperb" (indem er die Fingerſpitzen küßte): „Wie lange wird es dauern, da holt ſie mir Einer vor der Naſe weg, und ich armer alter Vater bleibe mit meinen Sorgen und Kümmerniſſen allein zurück?!"

Dem alten armen Vater war dieſer Gedanke ſo herzbrechend, daß er das Antlitz wieder ſchleunigſt in einen großen Becher begrub, vermuthlich um ſeine Thränen zu verbergen. Dann foderte er Flora auf, den Herren noch „hübſch etwas Luſtiges" zu ſingen: „Im Luſtigen iſt mein Kind noch größer, den «Bauer im Odenwald» kann ſie ſingen, daß Einem das Herz im Leibe lacht...."

Aber Flora weigerte ſich mit Heftigkeit und ſang überhaupt nur noch ein einziges, ernſthaftes Lied. Dann verlangte ſie mit Ungeſtüm nach Hauſe geführt zu werden, und der Vater, überreichlich beſchenkt, mußte ihr den Willen thun. Dies gab das Signal zum Aufbruch der ganzen Geſellſchaft; Hermann entfernte ſich unbemerkt, Theobald dagegen hielt noch unter der Thür eine lange Rede, in der er ſich für die gehabten Genüſſe bedankte und mit tauſend Eiden betheuerte, daß man doch nirgends ſolche herrlichen Abende verlebe als im Hauſe der Regierungsräthin von Schwarzenfeld, der ruhmgekrönten Dichterin und überhaupt einer der ausgezeichnetſten Frauen unſerer Tage.

Klara hatte ſich ſchon früher auf das ihr angewieſene Zimmerchen zurückgezogen. Alfred, der auch während des letzten Muſikſtücks ſich dicht neben der Sängerin gehalten hatte, befand ſich in der größten Aufregung; er fiel Eugenien, die ihn bis an die Thür ſeines Schlafzimmers begleitete, zu wiederholten malen um den Hals und verſicherte ihr mit Ausdrücken, faſt wie Herr Theobald, daß er lange nicht ſo glücklich geweſen wie an dieſem Abend. Auch von Eugenie's Theaterſtück ſprach er mit plötzlich erwachter Theilnahme und wünſchte ihr mit herzlichen Worten Glück zu dem ſchönen Erfolg. Noch als er ſich auf ſein Lager legte, wiederholte er immer: „Das iſt Muſik! und wie ſchön ſie iſt!…“

Vierzehntes Capitel.

Nachtgeſpräche.

Als Eugenie von der Begleitung ihres Bruders zurückkam, fand ſie den Regierungsrath noch in ihrem Zimmer; die Kerzen waren herabgebrannt und das ganze Gemach trug jenes unheimliche, faſt traurige Gepräge, welches ſich faſt überall einzuſtellen pflegt, wo eine laute, luſtige Geſellſchaft plötzlich aufgebrochen iſt. Auch bei dem Regierungsrath ſchien ein plötzlicher Umſchlag der Stimmung eingetreten; auf ein Canapee hingeworfen, ſtarrte er mit düſtern Blicken in den rothen Schein der Kerzen. Solche gewaltſame Uebergänge kamen bei ihm nicht ſelten, beſonders in den letzten Jahren; ja faſt mit Gewißheit konnte Eugenie darauf rechnen, wenn ihr Gemahl recht ausgelaſſen und übermüthig geweſen war, ihn gleich darauf einmal um ſo düſterer und abgeſpannter zu ſehen. Auch heute achtete ſie daher nicht weiter darauf; erſchöpft durch ſo mancherlei Eindrücke, ſehnte ſie ſich nach Ruhe und ſtand ſchon im Begriff, nach ihrer Kammerfrau zu klingeln, als Rudolf, ſtatt ſich ebenfalls auf ſein Zimmer zu begeben, noch ein Geſpräch anknüpfte.

„Das war doch noch“, ſagte er, aber in einem Tone, der zu ſeinen Worten in grellſtem Widerſpruch ſtand, „ein vergnügter Abend; ich hoffe, Sie ſind zufrieden, Eugenie?“

Eugenie, die keine Luſt hatte, ſich noch in eine lange Unterhaltung zu vertiefen, antwortete etwas Gleichgültiges; dabei löſchte ſie, in einer jener wirthſchaftlichen Anwandlungen, die ihr zuweilen kamen, eine der Kerzen nach der andern aus, bis zuletzt nur noch eine einzige brannte.

Rudolf verfolgte jede ihrer Bewegungen mit ſeltſamer Aufmerkſamkeit. „So recht“, ſagte er, als das Zimmer faſt dämmerig geworden war: „Alles finſter — iſt nicht das ganze menſchliche Leben zuletzt wie eine Kerze, die ſich ſelbſt verzehrt, und ehe ſie noch zu Ende, kommt der Tod und bläſt ſie aus? Sie müſſen das wiſſen, Eugenie, Sie ſind ja Dichterin, und die Dichter, ſagt man, verſtehen und wiſſen, wovon wir übrigen Erdenmenſchen höchſtens eine dunkle Ahnung haben. . . .“

Und dann, ſie plötzlich bei der Hand faſſend, „Geſtehen Sie mir, Eugenie: Sie ſind wol recht unglücklich, nicht wahr?“

Dieſe Wendung war ſo unvermuthet und der Ton, in welchem Rudolf ſie vorbrachte, von ſo ungewöhnlicher Weichheit, daß Eugenie darüber faſt in Beſtürzung gerieth; um eine unfruchtbare Erörterung zu vermeiden, zu der ſie ſich in dieſem Augenblick am wenigſten geſtimmt fühlte, wollte ſie mit einem leichten Scherz antworten. Aber Rudolf ließ ſie nicht los. „Nein", ſagte er, „fürchten Sie ſich nicht vor mir, es ſoll keine Scene geben, ganz gewiß nicht. Ich war heute früh etwas ungehalten auf Sie, ich kann es nicht leugnen, wegen der thörichten Geſchichte mit dem «Tiger». Doch das iſt nun vorbei — es muß doch zuletzt etwas recht Furchtbares ſein, immer ſo im Dunkeln zu leben, ohne Sonnenſtrahl, ja ſelbſt ohne den Glanz einer Kerze. Sehen Sie nur" (indem er auf das Licht hindeutete) „wie trübe das iſt, wie kümmerlich! Hätten Sie wol den Muth, Eugenie, Ihr ganzes Leben bei einer ſolchen Kerze hinzubringen, in einem öden kleinen Stübchen, am ungeheizten Ofen, verſchollen und vergeſſen von den Menſchen ...?"

„Sie ſind heute in ſeltſamer Laune, lieber Rudolf“, antwortete Eugenie.

Rudolf lachte wild. „Pah, Laune! Wenn es nichts weiter wäre als Laune! Aber ich ſagte Ihnen ſchon: Sie ſind eine unglückliche Frau, Eugenie; ich habe es Ihrem Stück angemerkt — und wiſſen noch nicht einmal, wie unglücklich Sie werden können.“

„Ich hoffe“, erwiderte die junge Frau mit ſtockender Stimme, „daß Gott mir Kraft geben wird, jedes Schickſal, das er über mich verhängt, zu tragen.“

„Ja wol“, höhnte Rudolf, „ſo ſagen ſie Alle, ſolange ſie dem Glücke im Schoos ſitzen. Sie dachten ja auch wol einen recht reichen Mann zu heirathen, Eugenie, nicht wahr? Einen Millionär, mit deſſen Schätzen es niemals zu Ende gehen konnte?“

Die junge Frau erhob ſich in beleidigter Würde. „Ich habe auf nichts gehofft“, ſagte ſie, „als einen Mann zu heirathen, der mich liebte und ehrte als ſeine Frau und Nachſicht hätte mit meinen Schwächen und Fehlern.“

„Und finden ſich nun getäuſcht?“ fiel Rudolf ihr haſtig ins Wort; doch lag kein Hohn mehr in ſeiner Stimme, eher ein tiefes, ſchmerzliches Bedauern: „Und fühlen ſich nun auf ewig gekettet an einen Mann, den Sie nicht lieben noch achten können? Einen Wüſtling und Verſchwender, einen rohen, widerſpänſtigen Menſchen, der Ihr Herz nicht verſteht und Ihre Talente und Kenntniſſe nicht zu ſchätzen weiß . . .?“

„Sie entwerfen ein ſehr trübes Gemälde“, meinte Eugenie mit befangenem Lächeln.

„Sehr trübe“, beſtätigte der Regierungsrath, indem er wieder in den frühern bittern Ton verfiel: „Und doch noch lange nicht trübe genug, es kann noch ſchlimmer kommen mit uns, Eugenie; ja mir ſelbſt iſt ſchon zuweilen, als ſähe ich den Tod, ich meine das Ende des Endes, ins Fenſter hineinlugen. Sie ſind noch reich, Eugenie, oder halten ſich wenigſtens dafür; Sie leben auf der Höhe der guten Geſellſchaft und werden bewundert als eine ſchöne, geiſtvolle, mildherzige Frau. Aber denken Sie ſich einen Augenblick, dieſe Hüllen des Reichthums und der vornehmen Sitte fielen von uns — denken Sie ſich, es käme ein Tag, wo Gerichtsdiener und ähnliches Geſindel ihre ſchmuzigen Fäuſte an dieſe ſammetnen Sophas, dieſe goldenen Spiegel legten — ein Tag, wo Sie dieſe Wohnung, die Sie mit allem Luxus Ihres feinen, reichen Geſchmacks ausgeſchmückt haben, mit dem Rücken anſehen müßten, gefolgt von dem Hohnlachen Ihrer Schwiegermutter, dem Achſelzucken des Publicums und dem Schlimmſten von Allem: dem Andenken Ihres Mannes — —“

„Um Gotteswillen!“ ſchrie das geängſtete

Weib: „was ſoll das? was bedeuten dieſe Reden?!“

Rudolf war langſam aufgeſtanden und an die halbabgeräumte Tafel getreten. „Das bedeutet“, ſagte er, indem er die Finger gegen die immer tieferbrennende Kerze hielt, ſodaß das Licht hell durchſchien — „das bedeutet, daß nicht Alles Gold iſt, was glänzt, theure Eugenie. Eine ſehr proſaiſche Wahrheit und gewiß ſehr langweilig für einen Dichtergeiſt wie der Ihre, aber doch zuweilen ſehr nöthig und ſehr empfindlich. Ich habe Sie nicht täuſchen wollen, Eugenie, wahrhaftig nicht; ich dachte in Ihnen eine reiche Erbin zu finden, es iſt wahr, und ich durfte dieſen Anſpruch machen, weil ich ſelbſt die Ausſicht hatte, dereinſt ein reicher Erbe zu werden. Wie mein Geiz geſtraft worden iſt, wiſſen Sie — nein, nein, reden Sie nichts, ich will Ihnen ja glauben, daß Sie nichts davon gewußt haben, wie es eigentlich mit Ihrem Vater ſtand — es war eine Nemeſis, und ſie ſchreitet weiter, dieſe Nemeſis. Der Haß meiner Mutter iſt unbezwinglich, gerade ſo unbezwinglich wie unſere vornehmen Gewöhnungen — ich mache Ihnen keinen Vorwurf, Eugenie, ganz gewiß nicht; auch würde ja jeder Vorwurf, den ich gegen Sie erheben wollte, mich ſelbſt mit verdoppelter Schwere treffen. Es iſt ein Schickſal, nichts weiter — warum lebt dieſe alte Frau ſo lange? Warum iſt ihr Wille ſo ehern? Warum laſſen alle Verſuche, ihn zu beugen, ja wenn es ſein muß, ihn zu brechen, mich im Stich? Dieſe Geſchichte mit dem Seiltanzer, iſt ſie nicht ein Skandal? Und doch muß ich es mir Alles gefallen laſſen und muß mir gefallen laſſen — —“

Eugenie war vor Schreck und Aufregung ganz betäubt; endlich gewann ſie die Sprache wieder. „Aber in welchem Zuſammenhang“, fragte ſie bebend —

„In welchem Zuſammenhang das mit der Gefahr ſteht, die über unſern Häuptern ſchwebt?“ wiederholte **Rudolf** haſtig. „Das ſteht in dem Zuſammenhang, daß, während meine Mutter Schätze zu Schätzen ſammelt und ſich Liebhaber hält, ich, ihr einziger Sohn, der rechtmäßige Beſitzer ihres Vermögens, am Untergange taumele! In dem Zuſammenhang ſteht es, daß wir ſeit Jahren drei mal ſoviel ausgegeben haben als wir einnahmen, daß die ganze Pracht dieſes Haushalts erlogen und erheuchelt iſt, daß mein Credit zuſammenbricht, die Ausſicht auf die große Erbſchaft erblaßt und ungeberdige, täppiſche Fäuſte mir ihre unbezahlten Wechſel und Rechnungen auf die Bruſt ſetzen, wie der Räuber die Piſtole auf die Bruſt des Reiſenden! Das ſteht in dem Zuſammenhang, Eugenie, daß Ihr Mann — —“

Hier unterbrach er ſich ſelbſt und ging mit ſchweren, dröhnenden Schritten im Zimmer einige male auf und nieder. Dann dicht vor Eugenien ſtehen bleibend, mit kaum hörbarer Stimme und indem er ſich ſcheu rechts und links umſah:

„Es ſtehen mir“, flüſterte er, „in den nächſten Wochen einige unangenehme Geſchäfte bevor — Geſchäfte, nichts weiter — aber ſie ſind unangenehmer Natur. Nun ja, unangenehme Geſchäfte, wer hat ſie nicht? Sie werden vorübergehen, und brauchen Sie ſich alſo nicht weiter darum zu ängſtigen. Inzwiſchen aber, Eugenie, wenn Sie einigen Einfluß auf meine Mutter hätten, oder vielmehr, wenn Sie Ihre gerechte Empfindlichkeit ſo weit überwinden könnten, daß Sie den Verſuch machten, meine Mutter umzuſtimmen — es iſt eine Kleinigkeit, um die es ſich handelt, ein fünf-, ſechstauſend Thaler, Bagatelle bei einem Vermögen, wie meine Mutter ſeit ſo vielen Jahren ſchon beſitzt, und zwar beſitzt auf meine Koſten. . . .“

Er ſchien noch etwas auf dem Herzen zu haben; endlich bezwang er ſich und ſagte: „Da iſt der Theobald, ein guter Menſch, nur ein bischen langweilig und Ihr ſehr beſonderer Verehrer, wie ich merke. Er hält Sie ſchon für eine berühmte Frau und wird gewiß mit Vergnügen Alles thun, was er Ihnen an den Augen abſehen kann; ſein Sie freundlich mit ihm, in allen Ehren verſteht ſich, aber ſein Sie freundlich! So widerwärtig der Menſch mir im Grunde iſt, ſo ſcheint es mir doch billig, daß ein Freund dem andern in der Noth beiſteht. . . .“

Die junge Frau war ſelbſt viel zu verwirrt, um das Zuſammenhangloſe dieſer letztern Worte zu bemerken. „Aber mein Gott“, ſagte ſie, die Hände ringend und mit ſtarren Blicken den Boden betrachtend, „wenn das ſo mit uns ſteht, warum haben Sie mir das nicht längſt geſagt? Ich habe ja keine Ahnung davon gehabt. . . .“

Rudolf brach in ein ſchallendes Gelächter aus: „Weil es ja Alles auch gar nicht wahr iſt“, rief er, „und weil ich Ihnen nur habe zeigen wollen, daß, wenn es darauf ankommt, ich auch ein Poet ſein kann! Nun ſchlafen Sie wohl, ſchöne Dichterin“, indem er ihr die Hand küßte und eigenhändig nach ihrer Kammerfrau ſchellte: Schlafen Sie wohl und träumen Sie von dem Wachsthum der Lorbern, die Sie heute erſtritten haben. . . .“

Eugenie ſah ihn ſtarr an; ſein Lachen ſchnitt ihr durch die Seele, ſie wußte nicht, was ſie von ihm halten ſollte. Auch ſchien Rudolf zu keiner weitern Aeußerung aufgelegt; er bat wiederholt um Entſchuldigung, daß er ſie ſo lange aufgehalten, zündete ſich ſelber das Licht an und ging in ſein Zimmer.

Funfzehntes Capitel.

Die Brieftaſche.

Wäre Rudolf, indem er in den Theil des Hauſes hinüberſchritt, wo ſeine Zimmer lagen, nicht ſo in Gedanken vertieft geweſen, er hätte nothwendig bemerken müſſen, daß ſich in der Wohnung ſeiner Mutter, trotzdem, daß ſie heute Nachmittag aufs Land gefahren war, Licht befand. Und zwar bewegte das Licht ſich durch eine Reihe von Zimmern, die für gewöhnlich unbewohnt ſtanden; es erſchien wie ein Irrlicht bald an dieſem, bald an jenem Fenſter, bis es endlich in einer entlegenen Kammer blieb, die ſelten oder nie betreten ward und zur Aufbewahrung von allerhand altem Gerümpel diente.

Aber wie würde er erſt erſtaunt ſein, hätte er in die Fenſter ſelbſt blicken können und hätte geſehen, daß die nächtliche Wandlerin Niemand anders war als — ſeine Mutter! Kaum auf dem Gute angelangt, hatte ſie ihren Entſchluß plötzlich geändert und war noch denſelben Abend in die Stadt zurückgefahren. Es war ſchon Nacht und das Freudenfeſt bei dem Regierungsrath im vollen Gange, als ihr Wagen an dem hintern Thorweg anhielt; geräuſchlos ſtieg ſie die Treppen hinauf, ſchützte ein Kopfweh vor und ſchickte die Dienerſchaft zeitig zur Ruhe.

Was denn iſt es, das ſie noch ſo ſpät nach Mitternacht einſam durch die öden Zimmer treibt? Was hat ſie zu ſuchen in der entlegenen Kammer, die ſonſt nicht einmal die Dienerſchaft betritt? Warum ſieht ſie ſich ſo vorſichtig nach allen Seiten um und hält die Hand vor das Licht, damit ſein Schein ſie nicht verrathe?

Und jetzt, in dem hinterſten Winkel der Kammer, an dem alten wurmſtichigen Schrank, was ſucht ſie hier? Warum probirt ſie die Schlüſſel ſo ängſtlich und dreht mit dieſer zitternden Haſt an dem altmodiſchen Schloſſe? Endlich hat ſie den rechten Schlüſſel gefunden, die Thür öffnet ſich — warum bebt ſie zurück? warum ſetzt ſie das Licht taumelnd auf die Erde und muß ſich an der knarrenden Thür anhalten, um nicht völlig niederzuſinken?

Freilich, der Anblick war unſchön genug: ein Haufen alter, unſauberer Kleider, zerriſſen und mit Blut befleckt; es mußte ſich ein eigenthümliches Andenken daran knüpfen, daß man dieſe alten Lumpen ſo ſorgfältig aufgehoben. Aber wie unſauber ſie auch ſind, die ſonſt ſo feine, züchtige Matrone ſcheut ſich nicht, ſie um und um zu kehren, alle Taſchen umzuwenden und jedes Fältchen zu unterſuchen. Aber vergebens, von Dem, was ſie ſucht, trifft ſie keine Spur. Es muß etwas ſehr Werthvolles ſein, wenigſtens nach der Haſt und Sorgfalt zu ſchließen, mit der ſie ſucht; ſie iſt auf beide Knie geſunken, hat die Kleider vor ſich auf die Erde gebreitet und tappt mit fieberhaft zuckenden Händen nach dem heißgeſuchten Gegenſtand. Wie alle Bemühungen fruchtlos bleiben, ſchlägt ſie mit der geballten Fauſt vor die Stirn; dann verfällt ſie in tiefes, ſchmerzliches Sinnen. Sie wird daraus aufgeſchreckt durch einen Funken, der von der Kerze abſpringt und kniſternd auf die leichtentzündlichen Lumpen fällt; mit raſcherhobener Hand ſchlägt ſie zu, um den Funken zu erſticken — und ſiehe da, ihre Hand ſchlägt auf etwas Hartes, das ſich in dem Unterfutter des Kleides verborgen hat. Mit wahnſinniger Gier fällt ſie über das Gewand her, zerreißt das Unterfutter mit den Nägeln und findet — eine alte, unſcheinbare Brieftaſche; ſie hat offenbar früher in der Taſche des Rocks geſteckt, die Taſche iſt durchgeſcheuert, und ſo iſt die Brieftaſche, vermuthlich ohne daß der Beſitzer des Rocks etwas davon gewußt hat, zwiſchen Zeug und Unterfutter hinuntergerutſcht.

Es war, wie geſagt, ein ſehr unſcheinbares Stück; der rothe Saffian, aus dem es gefertigt war, hatte faſt ſchon ſeine Farbe verloren, und auch von dem goldenen Wappen, das auf dem obern Deckel eingepreßt ſtand, waren nur noch wenige undeutliche Linien zu erkennen. Aber die alte Dame ſtarrte dieſe Linien mit einer Beharrlichkeit an und ſtieß dazu einen dumpfen Schrei, einen Schrei der Ueberraſchung und des Entzückens aus, als ob dieſes alte abgeblaßte Wappen ihr zum wenigſten den Anſpruch auf eine Krone ſicherte. Mit derſelben

Haſt öffnete ſie die Brieftaſche auch und durchblätterte ſie auf das genaueſte. Allein ſie war leer; nur in einem geheimen Fach lag ein vergilbtes, mürbes Blättchen Papier, mit einem Kranz von Roſen und Myrten in Seide geſtickt, wie es früher einmal Mode war, und in dem Kranze ſtanden mit zierlicher Schrift die beiden Namen: „Hugo. Ulrike.“

Ein ſehr unerheblicher Fund, nicht wahr? Und Keiner von uns Allen, geneigter Leſer, hätte ſich darum die Nachtruhe verdorben und mit eigenen Händen einen Haufen alter blutiger Lumpen durchſucht. Aber für die Baronin mußte er doch von unſchätzbarem Werthe ſein; ſie wurde nicht müde, die altmodiſche, verblichene Stickerei zu küſſen, während heiße Thränen aus ihren ſonſt ſo ſtarren Augen rieſelten.

So ſaß ſie lange, lange; erſt als die Kerze zu verlöſchen drohte, ſprang ſie auf, warf die alten Lumpen in den Schrank zurück, den ſie ſorgfältig verſchloß, und eilte dann, die Brieftaſche an die Bruſt gedrückt, durch die lange, öde Zimmerreihe zurück in ihr Gemach. Auch dort ſaß ſie noch lange, einſam und ſchweigend; der Tag leuchtete ſchon über die Dächer, und noch hatte kein Schlaf ihr Auge berührt; ſie ſaß nur immer und ſtarrte die alte Brieftaſche an und das Stammbuchblatt mit den eingeſtickten Roſen und Myrten und den beiden Namen: „Hugo. Ulrike.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Muſikantenthurm.

Dritter Theil.

Der
Musikantenthurm.

Roman in fünf Büchern

von

Robert Prutz.

„In doloribus pinxit.“
Friedrich Wilhelm I. von Preussen.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des dritten Theils.

Viertes Buch.

Der Amerikaner.

Seite

Erſtes Capitel. Herr und Diener............ 3

Zweites Capitel. Ein Beſuch am Krankenbett.. 15

Drittes Capitel. Der geheime Botſchafter..... 26

Viertes Capitel. Nachwirkungen............. 35

Fünftes Capitel. Ein würdiges Ehepaar...... 58

Sechstes Capitel. Vor dem Gewitter........ 82

Siebentes Capitel. Das peinliche Verhör.... 96

Achtes Capitel. Kämpfe und Zweifel......... 108

Neuntes Capitel. Der Präſident............. 118

Zehntes Capitel. Rechtliche Bedenken......... 132

Elftes Capitel. Friedensſchluß............... 154

Zwölftes Capitel. Das Vermächtniß des Predigers. 163

Dreizehntes Capitel. Die Entdeckung......... 171

Vierzehntes Capitel. Vorbereitungen......... 206

Funfzehntes Capitel. Der Menſchenfreund..... 220

Fünftes Buch.

Der Doppelgänger.

Seite
Erſtes Capitel. Werkthätige Liebe 233
Zweites Capitel. Verſtändigungen 244
Drittes Capitel. Wachſendes Vertrauen 260
Viertes Capitel. Der verhängnißvolle Zettel... 270
Fünftes Capitel. Der Ueberfall 280
Sechstes Capitel. Der Vogel iſt ausgeflogen.. 295
Siebentes Capitel. Herr Kroppenberg taucht wieder auf 305
Achtes Capitel. Ein Sterbebett.............. 319
Neuntes Capitel. Das Gewitter ſchlägt ein.... 326
Zehntes Capitel. Mutter und Sohn......... 347
Elftes Capitel. Die Schreckensnacht.......... 365
Zwölftes Capitel. Zwei Flüchtlinge.......... 382
Dreizehntes Capitel. Schluß.............. 394

Viertes Buch.

Der Amerikaner.

Erſtes Capitel.

Herr und Diener.

Im Muſikantenthurm war am nächſten Morgen große Bewegung; Frau Schmähling, die Magere, Dünne, ließ den emporgerichteten Finger noch einmal ſoviel telegraphiren als ſonſt, und Frau Meier und Frau Melzer und wie die übrigen Damen des Thurms weiter hießen, ſtanden ihr im Fragen, Ziſcheln und Bewundern redlich bei. Nur Frau Lux, die Hausmutter, klapperte heute weniger mit den Schüſſeln, und ſelbſt ihre harte, rauhe Stimme klang etwas gemäßigter.

Sehr natürlich: ihr Mann, Herr Lux, der

Weiſeſte aller Sterblichen, der Abgott aller Frauenzimmer, war über Nacht plötzlich zurückgekehrt. Er ſah noch ebenſo weiſe und ebenſo ehrfurchtgebietend aus wie ſonſt; nur ſeine Naſe ſchien noch etwas ſpitzer geworden zu ſein, und die eigenthümliche Bewegung, mit der er den Rücken der Hand gegen die Naſenſpitze rieb, gelang ihm heute noch beſſer und wurde noch häufiger in Anwendung gebracht. Das deutete alle mal auf große innere Bewegung bei dem Herrn Lux, und mit ſtummer Ehrfurcht betrachteten ihn die alten Frauen, wie er ſtelzbeinig, mit emporgerichtetem Kopfe, gleich einem Hahn, der ſeine Hennen inſpicirt, über den Hof ſchritt, die ſcharfen, klugen Augen bald hier, bald dort ſchweifen ließ und bald in dieſes, bald in jenes Fenſter einen kurzen, gnädigen Morgengruß hineinrief.

Allein darauf beſchränkten ſich auch alle ſeine Aeußerungen. Wie bedeutungsvoll, wie inhaltreich ſah der Mann aus! Indem er ſich jetzt mit dieſer nachläſſigen Miene die Aermel in die Höhe ſtreifte, daß die dicken, knochigen Handgelenke noch deutlicher hervortraten, welch ein Siegel des Geheimniſſes lag auf ſeiner Stirn! Und wie gern hätte man ein wenig daran herumgeknuspert! Nur ein ganz klein wenig! Er war ſo plötzlich abgereiſt — wohin? in weſſen Auftrag? in welchen Geſchäften? und war nun ebenſo plötzlich wiedergekehrt, Niemand wußte woher, noch mit welchem Erfolg. Stand die geheimnißvolle Reiſe vielleicht im Zuſammenhang mit der Zukunft des Muſikantenthurms ſelbſt, die, wie wir wiſſen, ziemlich ungewiß und ſchwankend war? Man wußte, daß Herr Lux die rechte Hand des Regierungsraths, und auch bei dem alten Präſidenten, dem vornehmſten Manne der Stadt, ſtand er in nicht geringem Anſehen — wußten ſie um den Zweck der Reiſe? hatten ſie ihn vielleicht ſelbſt verſchickt? Und wer wird der Glückliche ſein, dem er ſeinen erſten Beſuch heute macht?

Aber das Meer iſt unergründlich, und Herr Lux war noch viel unergründlicher; ſelbſt die kleine, hitzköpfige Frau Meier, in der langſchößigen Jacke, hätte ſich wol eher die Zunge abgebiſſen, ehe ſie es gewagt hätte, Herrn Lux mit einer vorwitzigen Frage beſchwerlich zu fallen. Auch Frau Lux wußte entweder nicht mehr wie die Uebrigen, oder wenn ſie wirklich etwas wußte, ſo war ſie doch ebenfalls von ſo verſchwiegenem Charakter, daß jeder Verſuch, ſie zum Plaudern zu bringen, eine reine Thorheit geweſen wäre. Selbſt als Herr Lux, mit einem friſchgewaſchenen weißen Tuch um den Hals, in das ſein Kinn ſich behaglich eingrub, wie ein Bär in den Schnee, den Muſikantenthurm endlich verließ, um ſeine Geſchäfte in der Stadt zu beſorgen, wußte er ſich ſo künſtlich zu drehen und zu wenden und ſo viele Kreuz- und Quergänge einzuſchlagen, daß ſelbſt die kluge Frau Melzer, die ihm heimlich ein Stück nachgegangen war, nicht herausbringen konnte, wohin er ſich eigentlich gewendet.

Wir aber, denen der Zaubermantel der Dichtung zugebote ſteht, dürfen das Geheimniß verrathen. Es war ſehr unſchuldiger Natur: ſein erſter Gang war zum Regierungsrath, als ſeinem Vorgeſetzten, bei dem er ſich nach abgelaufenem Urlaub pflichtſchuldigſt wieder meldete.

Er traf den Regierungsrath in ſehr ſchlechter Laune; die durchſchwelgte Nacht äußerte ihre gewöhnlichen Folgen, und war es alſo unter dieſen Umſtänden doppelt anzuerkennen, daß Rudolf, der ſich bekanntlich nicht zu überarbeiten pflegte, ſich heute ſchon ſo frühzeitig an die Acten gemacht hatte. Er ſtand, die Feder hinter dem Ohr, hinter einem Haufen von Papieren und Rechnungen, ſchien jedoch mit dem Reſultat ſeiner Nachforſchungen nicht im mindeſten zufrieden zu ſein. Bei Lux' Eintritt fiel ihm ſichtlich ein Stein vom Herzen.

„Gut", rief er, „daß Sie endlich wiederkommen, Lux! Das iſt eine ſchöne Geſchichte hier, die man uns einrühren will; haben Sie auch ſchon davon gehört? Da iſt wieder ſo eine verwünſchte Geſellſchaft unterwegs, ſo eine Commiſſion aus der Hauptſtadt — Herr Gott, ſo wollte ich doch, daß der ganze alte Thurm in Trümmer fiele und ſchlüge das ganze Bettelpack auf einmal todt, meinetwegen mitſammt der Commiſſion! Es iſt nichts als unnöthige Schererei und Plage, die wir davon haben; mein Onkel, der Präſident, drängt und mahnt, wir ſollen nur ja hübſch Alles in Ordnung bringen, damit die Commiſſion keine Veranlaſſung zur Beſchwerde findet — man weiß ja ſchon, wie dieſe Herren aus der Hauptſtadt ſind und daß es ihnen alle mal das größte Vergnügen macht, uns arme Beamte in der Provinz, die wir drei mal mehr zu thun haben als ſie, zu ärgern und zu knechten.“

„Das iſt eine böſe Geſchichte“, pflichtete Herr Lux bei, indem er ſich eifrig die Naſe rieb.

„Eine ſehr böſe“, wiederholte der Regierungsrath, „und ich bin, wie geſagt, nur froh, daß Sie wenigſtens wieder da ſind, guter Lux — ich kann mich aus dieſen Papieren nicht zurechtfinden, weiß der Himmel woran es liegt! Ich finde da Ausgaben, über die nicht quittirt iſt, Quittungen, zu denen keine Ausgaben vermerkt ſind, Rechnungen, die nicht ſtimmen, Kaſſenabſchlüſſe ohne Belege — da, guter Lux, Sie wiſſen ja mit Allem Beſcheid und haben Alles unter ſich gehabt, nehmen Sie mir den Wuſt vom Halſe und bringen Sie ihn in Ordnung!“

Der Regierungsrath hatte, während er dieſe Worte ſprach, den Kopf tief zwiſchen den Acten gehabt; jetzt ſchob er ſie ſeinem Vertrauten mit einer Handbewegung zu, als ob er nicht blos froh ſei, ihrer los zu ſein, ſondern auch den feſten Entſchluß habe, ſie niemals wieder zu berühren.

Aber Herr Lux trat zwei Schritte zurück; er verneigte ſich ſo tief, daß nicht blos das Kinn, ſondern gleichſam das ganze Geſicht in dem weißen Halstuch untertauchte. „Zu viel Ehre“, ſagte er dann, „Herr Regierungsrath; ich bin immer nur ausführendes Werkzeug geweſen, die Befehle und Anordnungen ſind immer von dem Herrn Regierungsrath ausgegangen oder doch ſtreng in ſeinem Namen; ſtimmt jetzt etwas nicht, ſo waſche ich meine Hände in Unſchuld. . . .“

Der Regierungsrath biß ſich auf die Lippen: „So helfen Sie mir wenigſtens, guter Lux, damit es ſtimmt; dieſes Kaſſen- und Rechnungsweſen iſt mir in den Tod verhaßt und ich habe mich niemals damit zurechtfinden können. Da ſehen Sie her: dies ſind die Summen, welche in den beiden letzten Jahren für den Muſikantenthurm vereinnahmt ſind, und dies ſind die Ausgaben, über die ein Beleg vorhanden iſt; es ergibt ſich da ein Deficit von — von —“

Der Regierungsrath rechnete, daß ihm der Schweiß vor die Stirn trat; Herr Lux ſteckte die lange Naſe ebenfalls in die Zahlen, aber ſichtlich nur aus Gefälligkeit. Auch zog er ſie gleich darauf wieder zurück, und das mehrerwähnte Manöver wiederholend, ſagte er mit vorſichtig flüſternder Stimme: „Der Herr Regierungsrath werden die paar Capitälchen vergeſſen haben, welche ich Ihnen für Rechnung des Thurms ablieferte und die Sie, wenn ich nicht irre, damals in Ihre Privatkaſſe übernahmen — natürlich nur um ſie zinsbar anzulegen und damit der Muſikantenthurm keinen Schaden hätte; der Herr Regierungsrath ſind ja ſo ein ſicherer Mann. . . .“

Rudolf zitterte vor Scham und Wuth. „Alſo“, ſagte er vom Seſſel aufſpringend und ſich mit gekreuzten Armen dicht vor Herrn Lux hinſtellend, der jedoch bei alledem ſehr ruhig und unbekümmert blieb: „Alſo waren die Capitälchen, die du mir zu verſchiedenen malen gegen Wucherzinſen vorgeſtreckt haſt, du alter drei mal geſottener Spitzbube, Eigenthum des Thurms, und du haſt deine ſchmuzigen Speculationen mit Geldern betrieben, die dir gar nicht einmal gehörten?“

Aber auch jetzt noch blieb Herr Lux ſehr ruhig. „Als ob Sie das nicht gewußt hätten, Herr Regierungsrath“, ſagte er. „Ich habe Ihnen ja jedesmal, wenn Sie in Verlegenheit waren, ausdrücklich geſagt, daß ich kein Mann bin, der über Capitalien zu verfügen hat, daß Sie ja aber das Geld, das vom Muſikantenthurm unterzubringen iſt, ausleihen können, an wen Sie wollen, alſo auch an ſich ſelbſt, und daß ich wenigſtens kein Gerede davon machen wollte. Das Geld habe ich immer redlich und richtig auf den Tiſch gezählt und habe Ihre Quittungen darüber ſorgfältig aufgehoben; ob Sie mir bei dieſer Gelegenheit ein freiwilliges Geſchenk gemacht haben, weiß ich natürlich nicht mehr, würde aber auch gar nichts Anſtößiges dabei finden, da der Herr Regierungsrath wie das ganze hochadelige Haus jederzeit gegen mich ſehr gütig und herablaſſend geweſen ſind...“

Der Regierungsrath ſchwieg erſchöpft; er erkannte nun wol, mit wem er es zu thun hatte. Endlich ſagte er, indem er den ganzen Actenhaufen zum zweiten male von ſich ſtieß: „Wenn zwei vernünftige Leute vernünftig miteinander verhandeln, ſo findet ſich zuletzt Alles. Auch wir werden uns aus dieſer Geſchichte ſchon noch herausfinden, kommen Sie nur nächſtens einmal her und ſehen die verwünſchten Papiere mit mir durch; es wird ſich, denke ich, wol Alles in Ordnung bringen laſſen. Und für den ſchlimmſten Fall, wiſſen Sie ja, bin ich der Mann, der Alles gutmacht.“

Herr Lux war ganz derſelben Meinung und empfahl ſich mit vielen Bücklingen. Draußen im Vorzimmer aber blieb er ſtehen, ſah ſich liſtig um und rieb ſich nicht blos die Naſe — nein, zog ſie mit Daumen und Zeigefinger dermaßen, als ob ſie ein Tubus wäre, den er nur beliebig weit herauszuſtecken brauchte, um jedes Geheimniß zu erſpähen und jede noch ſo verborgene Spur aufzudecken. Dann zupfte er ſich das Halstuch zurecht und ging mit ſeiner gewöhnlichen tiefſinnigen Miene hinüber in die Wohnung der alten Baronin.

Zweites Capitel.

Ein Beſuch am Krankenbett.

Auch Rudolf's Mutter hatte eine ſchlechte Nacht gehabt; wir wiſſen zum Theil warum. Als ſie ſpät am Morgen nach wiederholtem Pochen der Kammerjungfer endlich die Thür öffnete, fand dieſelbe ſie ſo krank und angegriffen, daß ſie um Erlaubniß bat, den Arzt herbeizurufen. Die alte Baronin war ſonſt im Punkte der Geſundheit gegen ſich ſelbſt ſehr hart und rauh; auch konnte ſie es, da ihr Körper wirklich von eherner Beſchaffenheit war und dem harten, ſtrengen Geiſte entſprach, der ihn bewohnte. Heute jedoch ließ ſie ſich wider Erwarten den Vorſchlag des Kammermädchens nicht nur gefallen, ſondern ſie ſetzte ſogar hinzu, man möge nicht den jungen Doctor Brunner rufen, ſondern den Medicinalrath, ſeinen Vater. Wir haben ſchon gehört, daß dieſer nur noch wenig Krankenbeſuche machte, am wenigſten bei vornehmen Damen. Allein das Kammermädchen, über dieſe plötzliche Weichmüthigkeit ihrer Herrin erſchrocken, wußte die Sache ſo dringend darzuſtellen, daß er nachgab und ſich bereiterklärte, bei der Baronin vorzuſprechen.

Wirklich kam er ſchon nach Verlauf einer Stunde. Er fand die Baronin auf dem Sopha, in Betten verpackt, mit verbundenem Kopfe, über heftiges Fieber klagend. Der Medicinalrath war ein alter ſeltſamer Herr; war es angeborene natürliche Skepſis oder hatte er während ſeiner vieljährigen Praxis wirklich ſolche zweideutigen Erfahrungen gemacht, genug, wenn er an das Bett einer vornehmen Dame gerufen ward, ſo ging er alle mal zuerſt von der Vorausſetzung aus, die Krankheit ſei mehr oder weniger Verſtellung oder doch wenigſtens lange nicht ſo arg wie die Patientin that. Auch bei der Baronin befolgte er daſſelbe Syſtem. Und wirklich ſchien ſie, trotz ihres Alters und ihres ſonſtigen gemeſſenen Benehmens, keine Ausnahme zu machen. Der Puls ging aufgeregt, aber ohne Fieber, der Kopf war heiß, die Augen trocken, aber Alles nicht mehr, als es nach einer durchwachten oder ſonſt in Aufregung verbrachten Nacht wol zu ſein pflegt.

Bei einem ſo erfahrenen Praktiker wie der Medicinalrath verſtand es ſich von ſelbſt, daß er ſich von ſeiner Wahrnehmung nicht das Geringſte merken ließ; er faßte den Puls zu wiederholten malen, zog das Geſicht in höchſt bedenkliche Falten und erkundigte ſich auf das genaueſte nach Urſprung und Veranlaſſung der vermeintlichen Krankheit. Das war eine alte

Kriegsliſt von ihm: er machte die Patienten erſt ſicher, um dann deſto ärger mit Schelten und Wettern hinterdrein zu fahren.

Die Baronin, obwol ſie ihn hätte beſſer kennen ſollen, ging in die Falle; ſie klagte mit ſchmachtender Stimme über die unaufhörliche Unruhe und Kümmerniß, in der ſie leben müſſe, ſpielte dabei ziemlich deutlich auf ihren Sohn, den Regierungsrath an, und erwähnte endlich auch den wunderlichen Zufall, der ſie in dieſe Nervenaufregung verſetzt hatte. „Sehen Sie da, Medicinalrath“, ſagte ſie, „was Treue der Weiber heißt, an die Sie böſer Mann immer nicht glauben wollen, und was ein verblaßtes Stückchen Leder und eine altmodiſche Stickerei bei einem gefühlvollen Herzen noch nach vierzig Jahren ausrichten können. . . .“

Mit dieſen Worten holte ſie die uns bekannte Brieftaſche, die ſie neben ſich im Bette verborgen hatte, hervor, und indem ſie dieſelbe mit zitternder Hand dem Medicinalrath herüberreichte, fuhr ſie fort: „Sehen Sie dieſe alte Brieftaſche! Da krame ich geſtern Abend, wie ich nicht einſchlafen kann, aus Langeweile in alten Papieren und längſtvergeſſenen Andenken — und finde dieſe Brieftaſche! Erkennen Sie ſie wol wieder? Beſinnen Sie ſich nur recht: es war volle zwei Jahre vor meiner Vermählung mit Hugo; wir liebten uns damals ſchon, aber heimlich; ſein Geburtstag nahte heran und ich bat Sie, der Sie von unſerm Geheimniß wol etwas ahnen mochten und der Sie damals noch ein junger galanter Cavalier waren, um eine Zeichnung zu dieſer Stickerei; die Namen habe ich hernach ſelbſt hineingeſetzt, ſie ſind ſchlecht genug ausgefallen. . . .“

Der Medicinalrath nahm die Brieftaſche gleichgültig hin. „Das iſt ein altes Stück Leder“, ſagte er, „und dieſe Stickerei ſcheint mir ſehr ausgeblaßt — Aber wahrhaftig“, rief er,

„jetzt erkenne ich ſie, da iſt ja das Schwarzenfeld'ſche Wappen! Ganz recht, jetzt erinnere ich mich: Sie wollten dem armen Hugo eine kleine Geburtstagsfreude machen und baten mich um die Zeichnung — ja, ja, mit ſolchen ſchiefſtengeligen Roſen und verkrüppelten Myrten, die aber eher wie Buchsbaum ausſehen, machte ich mich damals bei den jungen Damen beliebt und gründete meine Praxis. — Es unterliegt keinem Zweifel, es iſt dieſelbe Brieftaſche, die einſt Hugo gehört; nur begreife ich nicht, gnädige Frau, was Sie daran hat ſo erſchüttern und in Aufregung verſetzen können? Daß Sie, Hugo's Gattin und die alleinige Erbin ſeines Nachlaſſes, unter Ihren Sachen eine alte Brieftaſche finden, die Ihrem Manne einmal gehört hat, daran finde ich denn doch wirklich nicht das Mindeſte zu verwundern. Macht die alte Scharteke Ihnen Unruhe — geben Sie her, wir wollen ſie zum Fenſter hinauswerfen!"

Mit einem lauten Ausruf der Angſt fiel die Baronin ihm in die Hand. „Wenn Sie dieſe Brieftaſche vernichten", rief ſie, „vernichten Sie mein Leben!"

Der Medicinalrath ſah ſie über die goldene Brille weg lange an. Dieſe goldene Brille ſpielte in ſeiner Praxis überhaupt eine große Rolle; man wollte wiſſen, daß er eigentlich ſehen könne wie ein junger Falke und die Brille nur trage, um gewiſſe lauernde Blicke dahinter zu verſtecken. „Seien Sie doch kein Kind", ſagte er dann, „mit Ihren ſechzig Jahren; ich habe Ihnen ſchon oft geſagt, ſchon gleich nach Hugo's Tode, daß Sie beſſer thun würden, alle Andenken an Hugo zu vernichten und ſich ſelbſt die Gedanken an ihn aus dem Kopf zu ſchlagen. Ihre ſo glücklich begonnene Ehe hätte doch nur ein unglückliches Ende genommen, Sie paßten nicht zueinander, trotz aller Zärtlichkeiten, und noch heute nach ſechsunddreißig Jahren wiederhole ich: es war ein Glück, ein Glück für Hugo und für Sie, daß er damals ſtarb. — Was nun aber“, fuhr er in gemäßigterm Tone fort, „dieſe alte Brieftaſche betrifft, ſo kann ich, wie geſagt, den gewaltigen Eindruck, den ſie auf Sie macht, nicht begreifen. Nur zwei Fälle ſind möglich: entweder iſt Hugo's Andenken wirklich noch ſo lebendig in Ihnen, und dann werden Sie auch dieſe Reliquie ſchon zur Genuge geherzt und geküßt haben, und es iſt kein Grund vorhanden, warum dieſelbe Sie gerade heute ſo in Aufregung ſetzt. Oder aber Sie haben ſie wirklich ſeit langen Jahren nicht geſehen und ſie iſt Ihnen erſt geſtern durch Zufall wieder in die Hände gekommen: nun und dann kann es ja mit der Zärtlichkeit — —“

„Vollenden Sie nicht“, rief die Baronin, „und mäßigen Sie überhaupt Ihren Humor, er iſt heute gar zu ſtachelig. Ich habe dieſe Brieftaſche, das Andenken unſerer glücklichſten

Stunden, gleich nach Hugo's Tode mit der größten Sorgfalt geſucht, vermochte aber damals keine Spur davon zu entdecken und fand ſie erſt geſtern, wie ich Ihnen ſchon ſagte, ganz unerwartet unter einem Haufen von Papieren und Sachen, die ich wol hundert mal durchſucht hatte, ohne die Brieftaſche jemals zu finden."

Aber auch dem Medicinalrath ſchienen bei dem Anblick der alten verblaßten Brieftaſche allerhand Erinnerungen aufzuſteigen. Er legte ſie leiſe auf das Bett zurück. „Sie reden da", ſagte er, „von glücklichen Stunden, an welche dieſe Brieftaſche Sie erinnert; wiſſen Sie auch ganz gewiß, meine Gnädige, daß das wirklich glückliche Stunden geweſen ſind? Ja iſt Ihnen überhaupt noch niemals der Gedanke gekommen in all den vielen Jahren, ob nicht die Stunden von den mit dem ſeligen Hugo verlebten, die Sie gerade für die glücklichſten halten, in der That die unglücklichſten und verhängnißvollſten für Sie geweſen ſind? für Sie alle Beide? Der Menſch täuſcht ſich oft wunderlich, am meiſten über ſich ſelbſt. . . .“

Die Baronin ſtarrte ihn mit weitaufgeriſſenen Augen an. „Wie meinen Sie das?“ ſtöhnte ſie, „und was wollen Sie damit ſagen?“

„Damit will ich ſagen“, erwiderte der Medicinalrath, indem er aufſtand und Hut und Stock ergriff, „daß ich ein Arzt des Leibes bin, aber nicht der Seele. Haben Sie ein ordentliches Fieber, ergebener Diener, Sie dürfen nur befehlen; aber die Schäden der Seele auszuheilen und Pflaſter zu legen auf wundgewordene Gewiſſen, darauf verſtehe ich mich nicht. Macht das Ding da, die Brieftaſche, Ihnen Schmerzen, ſo werfen Sie ſie ins Feuer; wollen Sie das nicht, ſo leiden Sie die Schmerzen, es hat vielleicht auch ſein Gutes. Im Uebrigen halten Sie Diät und trinken Sie brav Zuckerwaſſer. Sollten Sie ſich ſchlimmer fühlen, ſo ſchicken Sie zunächſt zu meinem Sohn, dem Doctor Brunner; Nachts komme ich überhaupt nicht, das wiſſen Sie. Ergebener Diener!“

Drittes Capitel.

Der geheime Botſchafter

Kaum daß der Medicinalrath das Zimmer verlaſſen hatte, als die Baronin vom Sopha ſprang, das Tuch vom Kopfe riß und plötzlich ganz geſund im Zimmer auf- und abſchritt; die Brieftaſche hielt ſie dabei feſt in den Händen. „Alſo doch richtig!“ murmelte ſie, „alſo keine Täuſchung! Auch der alte nüchterne Barbar hat die Brieftaſche anerkannt: ſie iſt es — und er iſt es auch!“

Dann trat ſie an ihr Bureau und verwahrte die Brieftaſche in dem verborgenſten Käſtchen deſſelben. Indem ſie ſo herumſtöberte, fiel ihr ein mehrfach verſiegeltes Papier in die Hände; auf dem Umſchlag ſtand von ihrer eigenen Hand geſchrieben: „Nur nach meinem Tode zu öffnen.“ Die Baronin ſchob es verächtlich beiſeite: „Dich brauche ich nun auch nicht mehr“, ſagte ſie leiſe. Ja ſie ſchien ſogar einige Augenblicke in Zweifel, ob ſie das Papier nicht am Ofenfeuer verbrennen ſollte, das ſie des kühlen Tages wegen, der auf das geſtrige Gewitter gefolgt war, hatte anmachen laſſen. Nach genauerer Ueberlegung ſchien ſie ſich jedoch eines Andern zu beſinnen; ſie legte das Papier wieder an ſeinen Ort, neben der Brieftaſche, verſchloß das Bureau ſorgfältig und ließ endlich Herrn Lux, der ihr ſchon vor einiger Zeit gemeldet war, eintreten.

Herr Lux näherte ſich ſeiner Gönnerin mit großer Devotion; die Naſenſpitze, die er ſonſt ſo keck trug, hatte ſich ordentlich geſenkt, wie eine Fahne beim Trauerzuge. Er hatte ſichtlich etwas auf dem Herzen, wovon er fürchtete, daß es der Baronin unangenehm ſein und ihm wol gar ihre Unzufriedenheit zuziehen könnte. Doch empfing ſie ihn mild und gütig, und dadurch ermuthigt, hob er nach einigen Complimenten und Redensarten über ihr Befinden, das kühle Wetter u. ſ. w., folgendermaßen an:

„Sie wiſſen, gnädige Frau, mit welchem Eifer und welcher Ergebenheit ich Ihnen diene; auch hoffe ich, Ihnen ſchon einige Proben davon gegeben zu haben, daß dieſer Eifer in ſeinen Erfolgen nicht immer unglücklich iſt, wenn auch nur freilich in untergeordneten Dingen, wo es mir leicht war, Ihren gütigen Befehlen zu genügen. Um ſo troſtloſer ſehen Sie mich heute, daß gerade in dieſem Fall, wo Sie mich mit einem bedeutendern Auftrage beehrten, an dem Ihnen ſelbſt, wenn ich nicht irre, etwas gelegen war, alle meine Bemühungen fruchtlos geblieben ſind. Ich habe die Spuren, die Sie mir gütigſt angaben, getreulich verfolgt, ich habe die ganze Gegend durchſtreift, keine Stadt, kein Dorf iſt ununterſucht geblieben. Aber nirgends habe ich etwas auffinden können, das mit dem Herkommen des gewiſſen Mannes im geringſten Zuſammenhange zu ſtehen ſchien. Seine Angehörigen müſſen in den langen Kriegsjahren wirklich ganz und gar verſchollen ſein; nur in der Stadt, wo er ſich verheirathet und zuletzt gelebt hat, hörte ich etwas von ihm. Aber das war, mit der gnädigen Frau Baronin Erlaubniß, von ſo wenig erbaulicher Beſchaffenheit, daß ich, bei dem Intereſſe, welches Sie an dem gewiſſen Manne zu nehmen belieben, nicht weiß, ob ich es vor Ihren Ohren wiederholen darf.“

Die Frau Baronin ſchien den Bericht, der dem Berichterſtatter ſelbſt ſoviel Bedauern erregte, mit großer Gleichgültigkeit anzuhören; nicht einmal die lauernden Blicke bemerkte ſie, welche Herr Lux dabei verſtohlenerweiſe auf ſie ſchleuderte. „Ich danke Ihnen", ſagte ſie, „für die viele Mühe, die Sie ſich gegeben haben. Es war ein flüchtiger Einfall, an den ich ſchon nicht mehr denke; haben Sie die Güte, mir Ihre Berechnung zu machen, und nehmen Sie einſtweilen" (indem ſie ein Röllchen in ſeine Hand gleiten ließ) „dies auf Abſchlag."

Flüchtiger Einfall? Und nicht mehr daran denken? Herr Lux wußte nicht, ob er ſeinen Ohren trauen ſollte. Was hatte ſich während ſeiner Abweſenheit ereignet? Und welch anderer Wind blies jetzt in die Segel? Hatte Ulrich Schwarz (denn daß es ſich um dieſen handle und keinen Andern, hat der geneigte Leſer natürlich ſchon längſt errathen) die Gunſt der Baronin, die er bisher in ſo überſchwänglichem, faſt anſtößigem Maße beſeſſen hatte, verloren? Aber er war ja noch im Muſikantenthurm ſammt Weib und Kind! Und wie wäre auch der umſichtigen, wohlgezogenen Frau Lux ſo etwas unbemerkt geblieben?

Herr Lux hoffte der Sache vielleicht doch noch auf den Grund zu kommen, wenn er das Geſpräch nur einige Zeit im Gang erhielt. Er ſchilderte daher noch einmal mit lebendigen Farben die viele Mühe, die er ſich gegeben, um den Auftrag der Baronin, die eigentliche Herkunft des Ulrich Schwarz und ſeinen Familienzuſammenhang auszumitteln, nach Kräften zu erfüllen; er zählte die Meilen auf, die er zurückgelegt, die Perſonen, mit denen er geſprochen, ſammt den ungünſtigen Antworten, welche er erhalten.

Aber die Baronin blieb unbeweglich, ſodaß er endlich beſchloß, etwas näher auf den Buſch zu klopfen. „Es iſt auch ganz natürlich“, meinte er, die Hand gegen die Naſe reibend, „daß die Frau Baronin, da Sie in Ihrer überſchwänglichen Güte einmal beſchloſſen haben, das Glück des Ulrich Schwarz zu machen, ſich doch vorher erſt zu überzeugen wünſchen, was eigentlich an dem Menſchen iſt und ob er die viele Güte, die Sie für ihn haben und die Sie vielleicht in Zukunft noch ſteigern wollen, auch wirklich verdient. Was hat er denn ſo Großes gethan, der Ulrich Schwarz? Er hat die Pferde aufgehalten, die mit Ihnen in den Graben ſetzen wollten; er hat ſein Leben dabei riskirt — das iſt ganz hübſch von ihm: aber eine Frau Baronin von Schwarzenfeld, die laſſen ſich nicht von Jedem das Leben retten, da muß man hübſch wiſſen, wer man iſt, und ob das nicht ein Menſch, an den Dank und Güte nur weggeworfen ſind. Wenn die Frau Baronin des Ulrich Schwarz etwa überdrüſſig ſind, ich meine, wenn Ihre Güte ſich erſchöpft fühlt, wie Sie denn in der That ſchon weit mehr für den Herumſtreicher gethan haben als er verdient — da höre ich eben, daß dem Muſikantenthurm einmal wieder eine Commiſſion bevorſteht, das gibt die köſtlichſte Gelegenheit von der Welt! Wir haben ihn aufgenommen, ohne zu fragen, wir können ihn auch wegjagen, ohne zu fragen; es kommt nur auf einen Wink der Frau Baronin an, und in zwei mal zwölf Stunden ſoll Ulrich, Schwarz ſammt Frau und Kind und Schwager die Stadt ſo weit im Rücken haben, daß ihn kein Reiter mehr einholt. . . .“

Die zornige Geberde, mit welcher die Baronin ſich bei dieſen Worten erhob, bewies dem guten Herrn Lux zur Genüge, auf welche falſche Fährte er ſich hier begeben hatte; er machte noch eine letzte verzweifelte Anſtrengung, den Fehler möglichſt zu verbeſſern und die gute Meinung von ſeiner Klugheit und Welterfahrenheit wiederherzuſtellen. „Frau Baronin“ ſagte er mit ſchleppender Stimme, „können ſich kaum vorſtellen, was in der Welt für Geſchichten paſſiren; der Ulrich Schwarz hat doch, bei

Lichte beſehen, immer etwas ſehr Nobles, und ſollte es mich gar nicht wundern, wenn er am Ende doch noch ein Prinzenſohn oder ſo etwas Aehnliches wäre. Dergleichen paſſirt wol öfter als die gnädige Frau glauben; ich ſelbſt habe erſt auf dieſer Reiſe wieder von einem Frauenzimmer gehört —“

„Ein andermal, Herr Lux“, unterbrach ihn die Baronin, die offenbar gar nicht mehr auf ihn gehört hatte, und zwar mit ſolcher Beſtimmtheit, daß ihm nichts übrigblieb, als ſich zu verabſchieden, was er denn auch mit ſchwerem Herzen und unter großer Unzufriedenheit mit ſich ſelber that.

Viertes Capitel.

Nachwirkungen.

Deſto zufriedener ſchien die alte Baronin zu ſein. Von ihrer Krankheit war keine Rede mehr; ſie war heiter und mild wie ſeit lange nicht, und ſelbſt Klara, die ſich ihr im Laufe des Vormittags durch die Regierungsräthin vorſtellen ließ, wurde ein Empfang zutheil, viel nachſichtiger und freundlicher, als das junge Mädchen, in Erinnerung an die langjährige Feindſchaft, die zwiſchen den beiden Schweſtern beſtanden, ſich verſprochen hatte. Der Brief der verſtorbenen Schweſter verſetzte die Baronin in lebhafte Bewegung. Es waren wenige einfache

Worte, von der halbblinden, ſterbenden Frau mit zitternder Feder hingekritzelt. Sie erinnerte Ulriken, für den Fall nämlich, daß dieſelbe noch am Leben, an die gemeinſam verlebte Jugend, ging mit ſchonenden Worten über das geheimnißvolle Zerwürfniß hinweg und beſchwor ſie am Schluß bei Allem, was ihr jemals heilig, bei dem Andenken Hugo's, bei der Geburt ihres Sohnes (die Worte „ihres Sohnes" waren unterſtrichen), ſich der verlaſſenen Großnichte, die ſonſt auf der weiten Welt keinen Schutz und keinen Beiſtand mehr habe, anzunehmen. Dieſelbe Bitte richtete ſie für den Fall, daß Ulrike bereits geſtorben ſein ſollte, an deren nachgelaſſene Erben und Anverwandte; auch war ihr eigener Tauf- und Trauſchein, der Tauf- und Trauſchein ihrer verſtorbenen Tochter Luiſe, ſowie der Taufſchein Klara's beigeſchloſſen, alſo nichts verſäumt, um die Identität der Perſon und die Richtigkeit der Verwandtſchaft feſtzuſtellen.

Bei alledem hatte es dem jungen Mädchen natürlich viel Mühe gemacht und war ein ſeltener Beweis von Umſicht und männlicher Entſchloſſenheit, beſonders bei ſo jungen Jahren, daß ſie ſich den weiten Weg von der holländiſchen Grenze glücklich zurechtgefragt und ihre Großtante wirklich aufgefunden hatte. Auch ſchien Letztere nicht abgeneigt, dieſe Entſchloſſenheit, die ihrem eigenen männlichen Geiſt beſonders zuſagen mußte, anzuerkennen und zu belohnen. Zwar äußerte ſie über Klara's Zukunft nichts Entſchiedenes; doch war der Empfang wenigſtens nicht ablehnend und weit minder ſchroff, als es ſonſt in der Natur der alten Dame lag. Sie lobte Eugenien wegen der Zuvorkommenheit, mit der ſie die junge Verwandte bei ſich aufgenommen, und bat ſie, dieſelbe auch noch einige Zeit bei ſich zu behalten; bei ihr, der alten düſtern Frau, ſei für ein junges, friſches Mädchen kein Aufenthalt. Auch ſtänden in ihrem Hauſe für die nächſte Zeit allerhand Veränderungen bevor, die es ihr für den Augenblick nicht wol möglich machten, Klara bei ſich aufzunehmen; ſeien dieſe erſt einmal überſtanden, ſo wolle ſie ſich gewiß auch mit Klara's Schickſal beſchäftigen. Einſtweilen möge Eugenie ſie unter ihre Obhut nehmen; was ihrem Hausſtand dadurch an Ausgaben erwachſe, ſei ſie natürlich bereit ihr zu vergüten.

Eugenie, welche die bevorſtehenden Aenderungen nur auf eine veränderte Einrichtung der Zimmer und Aehnliches bezog, wovon ihre Schwiegermutter ſchon früher geſprochen, fühlte ſich durch dieſe unerwartete Freundlichkeit ſo ermuthigt, daß ſie, nachdem ihre junge Schutzbefohlene das Zimmer verlaſſen hatte, eingedenk des Wunſches, den Rudolf ihr geſtern ſo dringend ans Herz gelegt hatte, das Geſpräch auf ihren Mann und ſeine ökonomiſche Verwirrung zu bringen wagte und die Baronin mit beſcheidenen und herzlichen Worten erſuchte, dieſem Drangſal, bei dem Rudolf immer mehr verwildere, durch ihre Dazwiſchenkunft noch einmal ein Ende zu machen. Ja ſie wagte es, anknüpfend an den nachſichtigen Empfang, welcher der jungen Fremden ſoeben zutheil geworden, auf die Möglichkeit einer gänzlichen Ausſöhnung zwiſchen Rudolf und ſeiner Mutter hinzudeuten und für dieſen Fall, namens ihres Mannes ſowie in ihrem eigenen Namen, die innigſte Dankbarkeit und den kindlichſten Gehorſam zu verſprechen.

Und ſiehe da, auch in dieſem ſonſt ſo mislichen Punkt bewies die alte Dame ſich heute höchſt nachſichtig und mildgeſtimmt. Sie ſagte nichts zu, lehnte aber auch nichts ab. Daß es zwiſchen ihr und Rudolf nicht länger ſo bleiben könne, ſehe ſie ſelbſt ſehr wohl ein; ſie wolle die Sache mit dem Präſidenten beſprechen; ſei es wirklich Rudolf's Wille, ein beſſeres Verhältniß mit ihr herzuſtellen, ſo würden ſich ja auch dazu Mittel und Wege finden laſſen.

Höchſt befriedigt über den Erfolg ihrer Verhandlungen, begab Eugenie ſich auf Rudolf's Zimmer. Allein der war noch in derſelben wilden Stimmung, in der er ſie geſtern Abend verlaſſen. Statt Eugenie zu danken, wollte er ſich vor Lachen ausſchütten, daß ſie ſeinen tollen Worten wirklich Glauben geſchenkt. Es ſei in der That nichts weiter geweſen als ein keckes Komödienſpiel, zu dem ihn ſeine aufgeregte Stimmung hingeriſſen; ſeine Verhältniſſe ſeien ganz wohl arrangirt, wenigſtens nicht ſchlimmer wie ſeit jeher, und brauche Eugenie ſich nicht die mindeſte Sorge deshalb zu machen. Seine Verſicherungen klangen ſo natürlich, daß ſie Eugenie's Beſorgniſſe zwar nicht ganz beſeitigten, aber doch in den Hintergrund drängten. — Auch gab es für den Augenblick noch andere Dinge, die ſie noch lebhafter beſchäftigten als ihr eigenes Schickſal: das war die wunderſame Nachwirkung, welche der geſtrige Abend auf ihren Bruder Alfred gehabt hatte. Die Begegnung mit Flora ſchien den jungen Mann völlig verwandelt zu haben, und zwar auf die glücklichſte Weiſe. Während er ſonſt gern bis ſpät in den Tag hineinſchlief und auch die übrige Zeit meiſtentheils mit allerhand Launen und Nichtsnutzigkeiten vertrödelte, war er heute ſchon mit dem Früheſten wach und bei der Arbeit. Das heißt, er ging am Flügel auf und nieder, ſchlug bald dieſen, bald jenen Ton an und ſummte mit halblauter Stimme die Melodien vor ſich hin, die ſeinem innern Ohr vorſchwebten.

„Wie gut, daß du endlich kommſt, theure Schweſter", rief er Eugenien entgegen, da ſie kam, ihm ihren Morgengruß zu bringen; ſeine Stimme war hell und klar und das ganze Antlitz trug ein Gepräge von Heiterkeit und Kraft, das Eugenie lange, ja vielleicht noch niemals darauf wahrgenommen. „Wie gut“, rief er, „daß du endlich kommſt! Und wieviel Dank habe ich dir noch zu ſagen für den geſtrigen Abend! Ich habe die ganze Nacht nicht ſchlafen können und dieſe Unruhe war mir lieber und hat mich mehr geſtärkt als der ſüßeſte Schlummer. Ich habe immer an das Geſpräch denken müſſen, das wir geſtern Nachmittag führten; wie verblendet war ich doch und wie Recht hatteſt du, das Glück der Arbeit und die Wonne des Schaffens zu preiſen! Weißt du auch, daß dein Sieg im Theater meine Eiferſucht entzündet hat? Seit dem früheſten Morgen habe ich meine Symphonie wieder vorgenommen, ich habe das Allegro ſchon ganz fertig, und höre nur dies Maeſtoſo, wie erhaben, wie feierlich! Ich habe das Motiv benutzt aus der Ballade, welche die Kleine geſtern ſang — aber höre nur, wie herrlich es ſich ausnimmt!“

Damit eilte er zum Flügel und ſpielte Eugenien mit kunſtfertiger Hand, ungehindert durch ſeine Blindheit, einige Melodien vor, die ſich ſeinem Geiſt ſoeben erſchloſſen hatten. Die Schweſter, überglücklich, den Bruder, deſſen Verſunkenheit ſie ſo oft ſchon gequält hatte, heute in einer ſo aufgeweckten und thätigen Stimmung zu finden, drückte ihm ihren vollen Beifall aus. „Wenn wir nur gleich Jemand hätten", ſagte ſie, „der deine Melodien aufſchreiben könnte! Meine muſikaliſchen Kenntniſſe, weißt du, ſind ein wenig verwahrloſt; aber wenn du Geduld mit mir haben willſt —"

„Nein, nein!" rief der Bruder, „dich darf ich deinen Dichtungen nicht entziehen, du ſtrebſt ſelbſt einem Kranze nach, deſſen erſte knospende Zweige dir ſchon entgegenwinken, während er für mich noch in weiter Ferne ſchwebt; es wäre abſcheulich von mir, wollte ich dich darin ſtören. Aber höre, welch ein Einfall mir über

Nacht gekommen iſt. Das junge Mädchen von geſtern Abend, die Sängerin mit der wundervollen Stimme, die ſie mit ſoviel Meiſterſchaft zu gebrauchen weiß, hat gewiß ein ganz feines und geübtes Ohr; ſie wird die Melodien, die ich ihr vorſpiele oder dictire, gewiß mit Leichtigkeit auf Noten bringen können und mir auch außerdem alle jene Dienſte erweiſen, das Vorleſen, das Herumführen, das Plaudern, zu denen der abſcheuliche kleine Tiger ſich ſo ungeſchickt anſtellte. Auch iſt ſie arm, ich habe mich ſchon bei der Dienerſchaft nach ihr erkundigt, und von unbeſcholtenem Ruf. Deſto verrufener iſt ihr Vater, der alte Trunkenbold, und wäre es ſchon deshalb ein verdienſtliches Werk, ſie aus ſeinem Umgang zu nehmen, damit das köſtliche Organ nicht länger dazu misbraucht wird, durch Wind und Regen in Kneipen und Wirthshäuſern vor den Bierphiliſtern zu ſingen. Denke nur um Gottes Willen, theure Schweſter, eine ſolche Perle, ſo jung, ſo ſchön, ſo reichbegabt, und ſo in den Koth getreten! Nein, nein, das kannſt du nicht übers Herz bringen, du bieteſt gewiß die Hand, ſie zu retten und mir einen Dienſt zu erweiſen, zu dem die Gelegenheit in dieſer Art niemals wiederkommt. Wie fleißig will ich ſein! Wie will ich das junge Mädchen unterrichten und ausbilden! Und wie ſoll ihre köſtliche Stimme mich ſelbſt begeiſtern und erquicken! Das iſt es, theure Eugenie, was mir bisher gefehlt hat: ich dürſte nach Muſik, ich dürſte nach Schönheit — und hier iſt Beides; ich kann ihre Schönheit nicht ſehen, aber ich höre, ich ahne ſie und fühle mich begeiſtert in ihrer Nähe!“ —

Eugenie, halb erfreut, halb erſchreckt über die ungewohnte Lebhaftigkeit ihres Bruders, wagte einige beſcheidene Einwendungen. Aber Alfred wies ſie alle zurück. „Welche Schwierigkeiten ſind da zu erheben?“ ſagte er unwillig.

„Der Geigenfritz wohnt, wie ich höre, im Muſikantenthurm; es muß deinem Manne, bei ſeiner amtlichen Eigenſchaft, eine Kleinigkeit ſein, meinen Wunſch ſo vorzubringen, daß der Alte gar nicht den Muth hat, ihn abzuſchlagen. Auch kann man ihn ja für den Verluſt ſeiner Abendeinnahmen entſchädigen; er wird ſich, glaube ich, nicht ſehr grämen, wenn er ſeinen Branntwein in Zukunft ohne weiteres trinken darf, ohne ihn erſt durch Geigenſpielen verdienen zu müſſen. Und was den Einwand anbetrifft, daß es ſich für einen jungen Mann nicht ſchicke, ein junges Mädchen zur Geſellſchafterin zu haben — nämlich wenn Jemand ſo läppiſch ſein ſollte, dieſen zu erheben — ſo ſtehen wir erſtlich unter deiner Obhut, theure Schweſter, und dann zweitens — was hat das holde Kind von einem armen Blinden zu befürchten?!“

Es war nicht Eugenie's Sache, Wünſche abzuſchlagen, die ihr Bruder mit ſoviel Beharrlichkeit äußerte und die er auch in den nächſten Tagen nicht müde ward zu wiederholen. Auch konnte ſie es im Grunde umſoweniger, als ſie ſelbſt im Begriff ſtand, etwas zu unternehmen, das dem Wunſch ihres Bruders ziemlich ähnlich ſah. In dem Heft nämlich, welches Hermann ihr den Tag zuvor zurückgebracht, hatte ſie, indem ſie es genauer durchblätterte, eine Zeichnung gefunden, die vermuthlich aus andern Papieren aus Verſehen dazwiſchengerathen war. Von wem dieſelbe herrührte, darüber konnte kein Zweifel ſein, da Hermann's Name mit kleinen feinen Lettern darunter verzeichnet ſtand. Die Zeichnung ſelbſt aber — es war eine Landſchaft, in freiem großartigem Stil componirt und mit ungewöhnlicher Sorgfalt ausgeführt — entzückte die kunſtſinnige Eugenie dermaßen und zeugte von ſolchem außerordentlichen Talent, daß ſie nach ihrer gutmüthigen Weiſe ſofort beſchloß, zur weitern Ausbildung deſſelben behülflich zu ſein. Auch hatte Hermann, da ſie im Laufe des Tags wie zufällig danach fragte, ſeine Künſtlerſchaft nicht abgeleugnet; ihren Vorſchlag, zuweilen mit ihr zu zeichnen und dabei ihre Vorlegeblätter und Abgüſſe zu benutzen, nahm er mit dankbarem Erröthen an. Und wie hätte er es auch nicht ſollen, da er ja auf dieſe Weiſe Gelegenheit erhielt, ſeiner theuern Klara um ſo näher zu ſein und ſie deſto häufiger zu ſehen?!

Etwas ſchwieriger zeigte er ſich, da Eugenie ihn nun auch erſuchte, die Verhandlung wegen Flora's zu übernehmen. Denn dem einfachen Sinne des jungen Mannes, dem auch die kleinſte Unwahrheit, wie unſchuldig ſie war, beſchwerlich fiel, war es unmöglich geweſen, die Bekanntſchaft mit Flora, als die Regierungsräthin ihn direct danach fragte, abzuleugnen. Auch konnte er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft ertheilen, weshalb der Vorſchlag ihm eigentlich ſo unangenehm war; zuletzt kam er auf die Vermuthung, es möchte doch wol ſo eine Art unbewußter Eiferſucht oder Misgunſt ſein, und das beſtimmte ihn denn ſofort, den Auftrag trotz ſeines innern Widerſtrebens nun erſt recht auszuführen.

Was mittlerweile Flora betraf, ſo hatte ſie den nächſten Morgen kaum erwarten können, um ſich mit ihrem Freunde über die Abenteuer der vergangenen Nacht zu beluſtigen. Sie wußte ſich außerordentlich viel mit ihrem Triumph, und auch das Bewußtſein, endlich einmal einer vornehmen Geſellſchaft beigewohnt zu haben, hatte etwas höchſt Befriedigendes für ſie. Am meiſten rühmte ſie die Schicklichkeit, mit der ſie ſelbſt ſich benommen. „Siehſt du“, ſagte ſie, „du ſchiltſt mich immer ein ungezogenes Mädchen und meinſt, ich wäre zu nichts in der Welt nütze als dumme Streiche zu machen. Nun, jetzt haſt du es erfahren; ſang ich nicht wie eine Nachtigall? und benahm ich mich nicht mit Anſtand und Würde, wie eine Prinzeſſin? Selbſt als der Blinde ſeine dummen Poſſen mit mir trieb, hielt ich nicht mäuschenſtill und ſah ſo ernſthaft aus, daß Niemand zu lachen wagte? Wiewol es im Grunde ein ganz hübſcher junger Mann war, dem ich, wären wir allein geweſen, ſchon ein paar jener Küſſe hätte geben mögen, gegen die du dich immer ſo ſpröde bezeigſt. Mein mürriſcher Alter wollte auch, ich ſollte ihnen etwas Luſtiges ſingen, ſo einen Gaſſenhauer wie in den Kneipen; als wären ſie nicht Alle ſchon halb betrunken geweſen! Halt, dachte ich, hier heißt es vorgeſehen; ſingſt du Denen noch etwas Luſtiges, ſo ſteigt ihnen der Wein gar zu Kopfe und es wird eine wüſte Geſchichte, von der ihr nichts als Schimpf und Schande habt. Darum ſang ich die ernſthaften Lieder, es ſind eigentlich recht dumme Melodien, die ich gar nicht leiden mag: aber das Ernſthafte iſt nun einmal nobler als das Luſtige, und hier, wie geſagt, ſchien es mir ganz beſonders am Platze. Nun? was ſagſt du? war das nicht ſchlau? Aber das Allerſchlaueſte war doch, daß ich nichts aß noch trank, ſo ſehr mich auch hungerte; ich hatte den ganzen Abend noch nichts bekommen als ein Rindchen Brot, ſo trocken, daß ich es vor Aerger wegwarf, und die ſchönen duftigen Speiſen ſtachen mir recht in die Naſe. Aber wenn ich aß und trank, nicht wahr? das war lange nicht ſo vornehm, als wenn ich blos ſang und im Uebrigen that, als ob die ganze Beſcherung mich nicht kümmerte? Ach Gott, ich hätte ſo gern ein bischen genaſcht, und der ſüße Wein, den mein Alter hinunterſchüttete, als wäre es Waſſer, lockte mich auch nicht wenig; er hat mich eben noch wieder verſichert, daß er ſo etwas Köſtliches in ſeinem Leben nicht getrunken, er hat ordentlich mal wieder von meiner ſeligen Mutter geträumt. Aber beſſer iſt beſſer; auch ſah der große wüſte Herr, der Regierungsrath oder was für ein Thier es war, mich ganz verwundert an, ſozuſagen mit einer Art von Reſpect, da ich alle ſeine Einladungen ablehnte und zuletzt nur ein kleines Schlückchen Waſſer annahm. Aber deine Regierungsräthin, das muß wahr ſein, das iſt eine feine Frau, die gefällt mir, und kann ich dir wirklich nicht böſe ſein, wenn du um derenwillen deine arme kleine dumme Flora vernachläſſigſt. Aber was war denn da noch weiter für eine junge Prinzeß? die kleine Meerkatze, meine ich, mit den großen braunen Augen und dem hübſchen Geſichtchen, die dir immer den Rücken kehrte und gar nicht mit dir ſprechen wollte? Ich hätte es ihr auch nicht rathen mögen, wenn die hätte auch noch wollen ſchönthun mit dir; es iſt an deiner Regierungsräthin gerade genug, mit den Nägeln hätte ich ihr das Geſichtchen zerkratzt!“

In dieſem Tone plauderte die Kleine weiter, ſodaß Hermann Mühe hatte, ſeinen Auftrag überhaupt nur auszurichten. Daß Flora denſelben begierig annahm, kann uns nach Dem, was wir bereits von ihr gehört haben, nicht überraſchen. Der Gedanke, nun auch in dem vornehmen Hauſe verkehren zu dürfen, in das ſie ihren Freund bisher mit ſoviel Neid und Eiferſucht hatte gehen ſehen, hatte für ſie etwas Unwiderſtehliches; auch freute ſie ſich im Stillen über die gute Gelegenheit, ihm nun ſo recht ſcharf auf den Dienſt paſſen und ſeinen Umgang mit der Regierungsräthin aufs allergenaueſte controliren zu können. Daß ſie ihre Dienſte einem Blinden widmen ſollte, kam ihr nur ſpaßhaft vor. „Da ſiehſt du nun wieder“, ſagte ſie, „welch gutes frommes Kind ich bin; ja wenn deine Regierungsräthin auch blind wäre. . .“

Die Unterhandlungen mit dem Geigenfritz boten keine Schwierigkeit; Herr Lux, der ſich mit gewohnter Dienſtfertigkeit der Sache annahm, brachte ſie raſch in Ordnung. Gegen eine mäßige Summe, welche Eugenie darbot — ſie hatte ſie ſoeben durch Theobald als Honorar für ihr Theaterſtück erhalten — erklärte er ſich gern bereit, Flora den größten Theil des Tages im Schwarzenfeld'ſchen Hauſe zu laſſen, und auch ſeine muſikaliſchen Wanderungen wollte er in Zukunft allein anſtellen. Nur darauf beſtand er, daß ſie Nachts zu ihm nach Hauſe käme, und da ſich Eugenie gleichfalls damit einverſtanden erklärte, ſo war dieſer Punkt raſch geordnet. Eine andere Frage war es freilich, ob das wilde, nur dürftig unterrichtete Kind wirklich geeignet war zu den Dienſten, welche ſie bei Alfred verrichten ſollte. Doch war dies zuletzt nur deſſen Sache, und da er ſich mit ſeiner neuen Pflegerin vollkommen zufrieden erklärte, ſo konnten die Andern es auch ſein.

Als der Regierungsrath, deſſen Stimmung

überhaupt wieder ungewöhnlich roſenfarbig war (wenigſtens in Geſellſchaft: ſowie er ſich allein befand, war ſie deſto düſterer; doch das wußte Niemand), von dieſen verſchiedenartigen Arrangements und Einrichtungen in Kenntniß geſetzt ward, konnte er ſich vor Luſtigkeit kaum faſſen. „Da haben wir“, rief er, „ja eine ganze ſchöngeiſtige Akademie beiſammen; Sie, theure Eugenie, dichten, Alfred und Flora muſiciren, der Schreiber malt, Theobald bewundert, ich bin der rohe Pöbel, der nichts verſteht und von allen Seiten verachtet wird — und Sie, ſchöne Klara, welche Rolle übernehmen Sie in dieſem äſthetiſchen Familiendrama?“

Aber Klara war wenig geneigt, ſich auf ſolche Fragen einzulaſſen. Sie war ſehr ernſt und ſtill und fand an dem ganzen Aufenthalt in dieſem Hauſe ſichtlich nur ein ſehr geringes Behagen. Ohne ſich gerade aufzudrängen und noch mehr ohne ihre Thätigkeit bemerkbar zu machen, wußte ſie es doch ſo einzurichten, daß Eugenie ihr den größten Theil ihrer häuslichen Geſchäfte übertrug, beſonders auch diejenigen, die ſie ſelbſt bisher, von ihrer literariſchen Neigung abgezogen, mehr ausführen gewollt als wirklich ausgeführt hatte. Im Uebrigen hielt ſie ſich ſehr zurückgezogen. Theobald, der ihr nach ſeiner zudringlichen Art ſogleich den Hof machen wollte, wurde ziemlich ernſthaft zurückgewieſen, und auch Hermann ſuchte vergeblich nach einem Augenblick, wo er ſich vertraulich mit ihr ausſprechen und die Nebel, die ſich zwiſchen ihnen gebildet zu haben ſchienen, zerſtreuen könnte.

Dies war ein großer Schmerz für den armen Jungen; ſein ganzes Leben ſchien ihm verfehlt und öde, da jetzt Klara, die geliebte Klara, die einzige Freundin ſeiner Jugend, die Hoffnung und Sehnſucht ſo vieler langer Jahre, durch eine wunderſame Fügung in ſeine Nähe geführt, zum Theil unter einem Dache mit ihm war — und ſie ſah ihn und kannte ihn nicht mehr! Selbſt die Beſorgniſſe, die er wegen ſeines Schwagers und des Zundelheinrich hegte, traten für einige Zeit zurück. Doch ſollte er bald genug daran erinnert werden.

Fünftes Capitel.

Ein würdiges Ehepaar.

Doch müſſen wir zunächſt noch wieder zurückkehren zu dem Abend, der auf Herrn Lux' plötzliche Zurückkunft folgte. Den würdigen Mann hatte die kühle Aufnahme, die er bei ſeiner Gönnerin gefunden, ſowie der geringe Dank, den er mit ſeinen Bemühungen um Ulrich Schwarz eingeerntet hatte, tief erſchüttert; den ganzen Tag war er hin- und hergerannt, hatte hier und dort gehorcht, ſogar den ſchönen Ulrich ſelbſt hatte er ins Gebet genommen, um etwas Genaueres über ſein Verhältniß zur Baronin zu erfahren. Doch war Alles fruchtlos geweſen;

der ſchöne Ulrich hatte ſo keck und frech gethan wie immer, und ganz deutlich zu verſtehen gegeben, daß die Gnädige ihn nun wol nächſter Tage heirathen würde.

Dadurch immer unſicherer geworden, müde und abgehetzt von ſo vielen vergeblichen Anſtrengungen, ſaß Herr Lux am ſpäten Abend, da die übrigen Bewohner des Thurms ſchon längſt zur Ruhe waren, bei ſeiner Gattin; er ließ ſich von ihr die Füße, die ihn noch von der Reiſe ſchmerzten, mit warmem Branntwein waſchen und erzählte ihr dabei Einiges von den beſtandenen Abenteuern ſowie von den trüben Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen, wiewol es nicht eigentlich Erzählung zu nennen war, vielmehr nur laute Selbſtbetrachtung. Herr Lux war von ſeiner eigenen Weisheit viel zu ſehr durchdrungen, als daß er, der zehnfach Ueberlegene, ſeiner Frau hätte wirklich etwas erzählen oder ſie gar um ihren Rath fragen ſollen; wenn es dennoch zuweilen den Anſchein gewann, als ob das Letztere wirklich geſchähe, ſo war das offenbar nur Herablaſſung von Seiten des Herrn Lux und weil es ihm bequemer war, ſich ſeine Gedanken und Plane von ihr vorerzählen zu laſſen, als ſie ſelbſt auszuſprechen. Auch war es eine gute Uebung für den Verſtand der Frau Lux, und ſo überzeugt er war, daß kein Sterblicher ihn jemals an Weisheit und Schlauigkeit erreichen werde, ſo viel Mühe gab er ſich doch als guter Ehemann, ſich in ſeiner Frau eine würdige Schülerin heranzubilden. Sie mußten zwar, wegen der Enge des Raums, daſſelbe Zimmer mit der Frau Schernberg, ſeiner Schwiegermutter, theilen; doch brauchten ſie ſich deshalb in der Offenheit ihrer Herzensergießungen nicht im mindeſten ſtören zu laſſen, da Frau Schernberg, wie wir uns erinnern, ſchon ſeit langem ſchwachſinnig und für alle Angelegenheiten dieſer Welt abgeſtorben war. Auch war ſie des Abends, wenn das würdige Ehepaar ſich dieſen vertraulichen Unterhaltungen zu überlaſſen pflegte, regelmäßig ſchon in ihr Bett gebracht, das in einer Art Vertiefung ſtand und überdies durch buntgeſtreifte Vorhänge von dem übrigen Zimmer geſchieden war.

Frau Lux hatte die Waſchungen dermaßen zur Zufriedenheit ihres Ehegemahls vollbracht, daß Letzterer auf den Einfall kam, ob daſſelbe Mittel, nämlich warmer Branntwein mit Waſſer und einer kleinen Zuthat von Zucker, nicht auch innerlich angewandt von Vortheil ſein dürfte, beſonders in Anbetracht des plötzlich eingetretenen kühlen Wetters. Frau Lux war, wie immer, der Anſicht ihres Mannes, und bald dampfte ein behaglicher Grog vor ihnen auf dem Tiſche. Herr Lux koſtete vorſichtig, ſchüttelte ſich, koſtete noch einmal und ſagte dann, die wohlfrottirten Beine behaglich von ſich ſtreckend:

„Bis ſo weit, Schatz, wäre nun Alles gut, und ich bin mit der Art, wie du inzwiſchen gewirthſchaftet haſt, ſo leidlich zufrieden; es iſt doch immerhin ein gutes Geſchäftchen hier und nährt ſeinen Mann. Auch müſſen wir uns dazuhalten, ſolange es geht; wer weiß, wie bald die ganze alte Bude zuſammenbricht; es iſt ſchon wieder eine Commiſſion im Anzuge, dem Regierungsrath wackeln ſchon die Manſchetten, und dann, wer weiß, wie bald es heißt: Adieu, Herr Lur....“

Seine Ehehälfte blickte nachdenkend in die qualmige Lampe, die das Zimmer mehr dunkel ließ als erhellte. „Du verſtehſt Alles beſſer“, meinte ſie, „als andere Leute, ich weiß es, und finde Alles gut, was du thuſt oder unterläßt. Aber das kann ich dir ſagen: wenn es wirklich einmal dahin käme, daß ich den Thurm verlaſſen müßte, es wäre mein Letztes. Hier hat meine Mutter gewirthſchaftet, hier bin ich geboren, hier bin ich deine Frau geworden, hier ſollen ſie mich auch, die Füße nach vorn, hinaustragen. Ja, ehe ich anders hinausgehe, lieber werfe ich Feuer in das ganze Neſt. ..."

„Sachte, ſachte", erwiderte der Mann, „das ſind thörichte Aeußerungen; angenommen, der rothe Hahn käme nun wirklich einmal auf dieſes Dach geflogen und es hätte Jemand deine leichtfertigen Redensarten gehört, würde nicht alle Welt denken, du hätteſt ihn daraufgeſetzt? Es iſt ſchon gut im Thurm, ich gebe es dir zu. Aber zum Pelzärmel iſt die Welt auch noch nicht geworden; wenn ſie undankbar ſein wollen gegen einen Mann wie mich und wollen mich wirklich einmal von dem ſchönen Aemtchen wegtreiben, immerhin; Unſereins, dem Gott Verſtand gegeben hat und die Fähigkeit, ihn zu gebrauchen, der geht darum noch lange nicht zugrunde."

„Das ſagſt du ſchon ſo", murrte die Frau; „aber ſo klug du biſt, Geld aus der Erde ſcharren kannſt du doch auch nicht ..."

„Geld aus der Erde ſcharren", belehrte Herr Lux ſie mit Würde, „kann man allerdings; es muß nur vorher etwas darin ſein, als zum Beiſpiel in Bergwerken, bei eingegrabenen Töpfen und ſo weiter. Aber ſoviel Mühe braucht ein Mann wie ich ſich gar nicht erſt zu geben, für den wächſt das Gold noch anderwärts wie in der Erde und ein gut Stück bequemer: in alten Scripturen, in Worten und Reden, ja in der Luft, in den böſen Gedanken und Geheimniſſen dritter Perſonen. Ich will dir etwas ſagen", fuhr er fort, nachdem er ſich ein neues Glas Grog gemiſcht und die Miſchung für gut befunden hatte; „aber es iſt ein großes Wort und du mußt es als einen vorzüglichen Beweis meiner Herablaſſung betrachten, daß ich dir, einem Weibe, alſo doch immer einer mehr oder minder unvernünftigen Perſon, ein ſolches faſt ſträfliches Vertrauen ſchenke. Nicht wahr? Du haſt mich doch wol bisher immer für den klügſten aller Menſchen gehalten? Es iſt dir doch wol niemals im Traume eingefallen, daß es irgendeinen Sterblichen geben könne, der verſchlagener wäre und geriebener wie ich?"

Die Frau gab durch heftiges Kopfnicken ihre Beiſtimmung zu erkennen. „Nun gut", ſprach Herr Lux weiter — wiewol er jetzt gar nicht mehr ſprach, ſondern er flüſterte nur noch wie ein Hauch, der durch die Blätter ſtreicht: „Nun gut, ich ſelbſt habe es bisher auch gedacht; aber dir als meinem Weibe kann ich es anvertrauen: ich halte mich nicht mehr für den klügſten aller Menſchen, ich habe meinen Meiſter gefunden...."

Frau Lux ſtarrte ihren Mann ſprachlos an; Alles in der Welt hätte ſie von ihm eher erwartet als dieſes Geſtändniß, beſonders in dieſem Augenblick und mit dieſer ruhigen Würde.

Aber Herr Lux fuhr, ohne auf ihr Erſtaunen zu achten, fort: „Darin zeigt ſich eben der höhere Menſch, daß er auch ſeine Schranke anerkennt; das iſt das Kennzeichen des wahren Genie, daß es vom Genie lernt und ſelbſt beſiegt auch noch die Niederlage in Sieg zu verwandeln weiß. Dieſe Amerikaner! Es muß eine große Nation ſein, bei Gott, dieſe Amerikaner!“

Frau Lux fand keinen Grund, dieſer Bewunderung zu widerſprechen (nämlich wenn ein Widerſpruch wider ihren Mann überhaupt denkbar geweſen wäre), vermochte aber auch nicht ganz abzuſehen, was dieſe Nation, deren Bekanntſchaft ſie niemals zu machen hoffte, wenigſtens mit ihrem Willen nicht, mit dieſem Geſpräch zu ſchaffen hätte. Herr Lux belehrte ſie mit der ihm eigenen Herablaſſung. „Ein Amerikaner“, ſagte er, „iſt der Mann, in dem ich meinen Meiſter gefunden habe; ein Amerikaner hat einen Gedanken gehabt, von dem ich, Johann Adam Lux, der ich keinen Grund habe, mich beim Schickſal wegen unzureichenden Verſtandes zu beſchweren, bekennen muß, daß ich ihn aus eigenem Antrieb niemals gehabt haben würde!“

Und nun erzählte er, unter vielfachen Unterbrechungen und Ausrufen der Bewunderung, ausführlich, wie in derſelben Gegend, die er kürzlich durchreiſt, ein Amerikaner geweſen — oder eigentlich vielmehr ein Deutſcher, den ſie aber in Amerika klug gemacht —, der hätte den Leuten, namentlich ſolchen, deren Angehörige vor Jahren einmal nach Amerika ausgewandert und dort verſchollen waren, ihre etwaigen Erbſchaftsrechte und ſonſtigen Anſprüche abgekauft, in gerichtlich bindender Form, ſodaß in Zukunft kein Menſch dagegen etwas einwenden könnte. — Der Frau wollte dieſer Gedanke anfangs gar nicht ſo genial, noch das Geſchäft ſo vortheilhaft erſcheinen. Allein Herr Lux zündete ihr ein Licht an; er ſetzte ihr auseinander, daß der Schlaukopf von Amerikaner natürlich nur immer ſolche Erbrechte ankaufte, von denen er insgeheim ſchon wußte, daß wirklich etwas dabei zu gewinnen. Und daß dieſes Letztere in der That der Fall, das bewies auch ſchon der glänzende Aufzug, in welchem der Amerikaner aufgetreten war, völlig wie ein vornehmer Mann, der das Geſchäft rein zum Vergnügen treibt, ſodaß noch zu der Zeit, als Herr Lux dahinkam, die ganze Gegend davon angefüllt war.

„Er hat mir den Markt garſtig verdorben, der amerikaniſche Spitzkopf“, klagte er; „nicht blos Erbſchaften und Teſtamente hat er aufgekauft, ſondern überhaupt, wo irgendein altes zweifelhaftes Recht war oder eine halbverſchollene, ſchmuzige Geſchichte, da iſt er hinterdrein gefahren wie der Teufel auf die Seele, und hat nicht eher geruht noch geraſtet mit Geldbieten, mit Schmeicheln und Bitten, ſogar mit Drohungen, bis er Alles herausgehabt, was er gewollt hat. Beſonders hitzig iſt er auf die unehelichen Kinder geweſen, ſo was von vornehmen Aeltern ſtammt, wo man Vater oder Mutter den Daumen gehörig aufs Auge ſetzen und Geld herausſchrauben kann. Herr Gott, was ſind da für Geſchichten herausgekommen, über die Möglichkeit! Stadt und Land waren voll davon; auch ſoll er in einigen Fällen ein Geſchäft gemacht haben, im Handumdrehen, wie es kein ehrlicher Mann macht, wenn er ſich ein ganzes Jahr lang abquält. Ueberhaupt, was das für Procente abwerfen muß, das kannſt du ſchon aus Folgendem ſehen, Schatz. In einem der Neſter, vierzig Meilen von hier, fand ich eine alte Wochenblattsnummer; es iſt auch eine Klugheitsregel von mir, wie du weißt, die ich auch Jedermann empfehle, der in der Welt vorwärts will, daß ich kein Blatt Papier, alt oder neu, bedruckt oder beſchrieben, ungeleſen laſſe. Nun gut, ich werde das alte Wochenblatt leſen, und was werde ich darin finden? Eine Anzeige von einem Amerikaner, der hier kürzlich durchgereiſt iſt, wegen einer alten Brieftaſche, die er verloren, ganz leer, ein bloßes Familienandenken, ſagt er — und was meinſt du, was er für das Familienandenken bietet? Baare zweihundert Thaler, ſage zweihundert Thaler, zu erheben in Hamburg bei dem und dem Hauſe! — Nun, was meinſt du dazu? und was für Geſchäfte müſſen das ſein, wobei man ſolche Procente abgeben kann? Familienandenken — hä, hä! wird ein ſchönes Familienandenken geweſen ſein! Gewiß ſo eins, wodurch ein reicher Bankert legitimirt oder irgendein wichtiger Proceß entſchieden wird. Ich erkannte meinen Fuchs gleich an der Spur: der Amerikaner, der die Erbſchaften aufkauft, hatte ganz einfach Herr Johann geheißen, oder, wie ſie es in Amerika nennen, Herr John. Bei dieſer Anzeige ſtand nun zwar kein Name, aber es iſt mir nicht der geringſte Zweifel, daß es derſelbe Herr John iſt;

wer Kukuk ſollte auch ſonſt für eine alte leere Brieftaſche ſolche Trinkgelder bieten, als ſo Einer?“

Frau Lux ſtimmte dieſer Anſicht wie gewöhnlich bei und nahm ſich nur die Freiheit, ihr Bedauern darüber auszudrücken, daß Herr Lux nicht ebenfalls ſolche gute Geſchäfte gemacht habe.

„Pah, was wollte ich machen?“ entgegnete dieſer. „Ueberall, wohin ich kam, war der verwünſchte Kerl, der Amerikaner, ſchon geweſen, die Jagd war abgeklappert und ich hatte das Nachſehen. Man wollte mich gar nicht hören mit meinen Nachfragen nach dem Ulrich Schwarz, und ich ſelbſt fürchte jetzt, ich habe blos meine Zeit damit verloren. Wird ſie ihn wirklich noch heirathen? oder iſt die Geſchichte ernſtlich zu Ende? Denn darüber, daß ſie ihn hat heirathen wollen, darüber bin ich völlig gewiß. Oder ſage ſelbſt, Schatz: warum ſollte ſie wol, noch dazu bei ihrem Geiz, das ſchöne Geld daranwagen und ſollte mich reiſen laſſen kreuz und quer, um einen Taufſchein aufzutreiben von ihrem geliebten Ulrich Schwarz, wenn es nicht deshalb geweſen wäre, weil ſie ihn heirathen will? Am Ende will ſie ihn noch gar in den Adelſtand erheben laſſen....“

Auch Frau Lux fand dieſe Zweifel ſehr beunruhigend; ihr Gemahl aber, mit der Miene eines Mannes, der ſeinen Entſchluß gefaßt hat und aufs Schlimmſte vorbereitet iſt, tröpfelte den Zuckerſatz aus dem Glaſe vorſichtig in den untergehaltenen Löffel, verzehrte die ſüße Neige und hob dann von neuem an:

„Aber ganz ohne Frucht iſt meine Reiſe darum noch lange nicht geweſen: ich habe da ein Fädchen angeknüpft, wenn ſich das fortſpinnt, wie es ſoll, gib Acht, da können wir noch mal fragen, wie theuer der Muſikantenthurm, und von Herauswerfen iſt die Rede nun gar nicht mehr....“

Frau Lux blickte ihn mit verzehrenden Augen an; dies war die Melodie, die ſie zu hören wünſchte. Aber der Mann ſah ſich erſt vorſichtig nach allen Seiten um, horchte ſogar an den Bettvorhängen, ob die alte Mutter auch wirklich ſchlief, und fuhr dann mit flüſternder Stimme fort: „Von Ulrich Schwarz konnte man mir nichts ſagen, aber von Jemand anders hat man mir geſagt, der für uns noch wichtiger und einträglicher werden kann als zehn Ulrich Schwarz. Du biſt kein Kind mehr, Schatz, man kann mit dir von ſolchen Dingen allenfalls reden — entſinnſt du dich noch eines Gerüchts, das du noch in deiner Jugend gehört haben mußt und das erſt in den letzten zwanzig Jahren allmälig verſchollen iſt? Von der alten Baronin und dem Muſikantenthurm, he? Von einem gewiſſen Teſtament und einem betrunkenen Nachtwächter, der Dinge geſehen haben wollte, die er ſpäterhin nicht beweiſen konnte und die deshalb vielleicht doch nicht ungeſchehen waren?“

Frau Lux ſtand in großer Erregung auf; ihr haarſcharfes Gedächtniß führte ihr ſofort den kleinſten Umſtand wieder vor die Seele. „Das war“, ſagte ſie, „das Teſtament von dem alten Kammerdirector — ein tolles Teſtament! Kam ein Kind und war es ein Junge, ſo ſollte das Vermögen an die Mutter fallen; kam kein Kind oder war es ein Mädchen, ſo ſollte der Muſikantenthurm erben.“

„Richtig“, beſtätigte Jener, „und es kam ein Junge, unſer jetziger Herr Regierungsrath —“

„Ja“, fiel die Frau ihm ins Wort, mit furchtbarem Grinſen, „und es wurde damals viel gemunkelt von dem Knaben, wo er wol ſo eigentlich hergekommen wäre —“

„Und der Vater, Baron Hugo von Schwarzenfeld, wurde bald darauf tiefſinnig und nahm ſich ſelbſt das Leben —“

„Und mit der Schweſter, die nach Holland verheirathet war, verfeindete die Baronin ſich auf ewige Zeiten —“

„Und die fünftauſend Thaler, die ihm gehört hätten für den Jungen, hatte der Baron noch bei Lebzeiten an den Muſikantenthurm geſchenkt, gleichſam als wolle er kein Theil haben an dem Sündengeld —“

„Wenn Die da ſprechen wollte“, grinſte Frau Lux, indem ſie mit dem Finger auf das Bett deutete, „ich glaube, ſie könnte Vieles ſagen; ſie war damals die vertrauteſte Dienerin der Baronin und hat um alle ihre Geheimniſſe gewußt —“

„Sie kann nicht ſprechen“, erwiderte Herr Lux mit Dictatormiene, „weil ſie das bischen Verſtand eingebüßt hat, das Gott ihr gegeben und das wol niemals ſehr bedeutend war. Aber ich habe meinen Verſtand und ich werde ſprechen. Nämlich ſobald ich wirklich etwas weiß; für jetzt beſchränkt meine ganze Kenntniß ſich noch darauf, daß vor ungefähr ſechsunddreißig Jahren, genau zu derſelben Zeit, wo hier Rudolf von Schwarzenfeld geboren wurde, ein Kind weiblichen Geſchlechts, ein neugeborenes Töchterchen, von hier auf heimliche Weiſe und unter höchſt verdächtigenden Umſtänden in eine kleine Stadt am Rhein geſchafft worden, wo es bald darauf verſchollen iſt. Ich weiß auch, daß der Vetter der gnädigen Frau, unſer jetziger Herr Präſident von Steinfurt, die Hand dabei im Spiele gehabt hat — begreifſt du nun? Dämmert es deinem ſchwachen Verſtand? Frau von Schwarzenfeld mußte nach dem Teſtament einen Knaben zur Welt bringen, oder das ganze Vermögen fiel an den Muſikantenthurm; darum mußte das Töchterchen, das ſie wirklich gebar, beiſeite geſchafft und ein Knabe dafür untergeſchoben werden; wer ſieht es unſerm Herrn Regierungsrath jetzt an, aus welchem Blut er iſt? Darum hat der Präſident auch ſeine Hand im Spiele gehabt; er iſt ein ſchlauer Herr und wollte das ſchöne Vermögen nicht aus der Familie laſſen. Darum nahm der Baron ſich das Leben: er hatte als ehemaliger Offizier zu viel Ehre im Leibe, um den Betrug zu begünſtigen, und wollte doch auch nicht die eigene Frau an den Pranger bringen. Darum gerieth dieſe in Zwiſt und verfeindete ſich mit der ganzen Verwandtſchaft: ſie ſchämten ſich der ungerathenen Perſon und ärgerten ſich, daß dieſe den Vortheil allein haben ſollte. Darum hielt Frau von Schwarzenfeld ſich jahrelang ſo ſtill zu Hauſe und vermied Alles, was böſes Blut erzeugen konnte: ſie wollte die übeln Gerüchte todtmachen und ſich im Beſitz der Erbſchaft befeſtigen. Darum war ſie ſpäterhin ſo viele Jahre auf Reiſen und ſchleppte deine Mutter in alle mögliche Neſter; ich weiß genau, daß ſie um jene Zeit auch am Rhein geweſen und viele Nachfrage nach einem

Kinde gethan hat, das auf geheimnißvolle Weiſe verſchwunden ſein ſollte — ſie ſuchte die unſchuldig verſtoßene Tochter, um ſie unter irgendeinem Vorwande in ihr Haus zurückzuführen und ihr Unrecht wieder gutzumachen. Darum iſt ſie ſo finſter und menſchenſcheu und hat ſolchen Haß auf ihren Sohn: das Gewiſſen quält ſie, ſie weiß, daß er nicht ihr Blut, und denkt, wieviel ſanfter die Hand einer Tochter ihre Wangen ſtreicheln würde. ...“

Dieſe Schlußfolge war überwältigend; Frau Lux fühlte ordentlich, wie die Glieder derſelben ſich dichter und dichter an ſie ſchmiegten, gleich den Gliedern einer Kette, und ihr keinen Ausweg verſtatteten. „Lux, Lux“, rief ſie, ihren Gemahl mit Heftigkeit umarmend, wobei die kleine Figur dem hochgewachſenen Manne kaum an den Hals reichte, „du biſt doch der klügſte aller Sterblichen!“

Herr Lux nahm auch dieſe Huldigung mit

gebührendem Selbſtgefühl hin. Als die Frau aber weiter fragte, welche nähern Spuren er denn habe und wie er die verſchollene Tochter der Baronin wiederauffinden wolle, mußte er bekennen, daß er dies ſelbſt noch nicht wiſſe. Doch habe er ſeine Verbindungen angeknüpft und hoffe in den nächſten Tagen einen Brief vom Rhein zu erhalten mit dem Namen, unter welchem das geheimnißvolle Mädchen dort getauft und erzogen worden. Das ſei denn für jeden Fall ein Anfang, auf dem ſich weiterbauen laſſe. Aber auch den ſchlimmſten Fall angenommen, daß keine Spur von dem Mädchen aufzufinden oder daß es vielleicht wirklich geſtorben, ſo gäbe ſchon die bloße Kenntniß ihres Geheimniſſes ihm über die alte Baronin eine Macht in die Hand, die er gewiß nicht unbenutzt laſſen wolle. „Ich liebe keine Klatſchereien“, ſagte er mit Würde; „meine Verſchwiegenheit iſt ſtadtbekannt; reiner Mund iſt allerwege willkommen. Allein wenn ich in dieſem Falle ſchweigen ſoll, ſo muß man mir mein Schweigen bezahlen. Wenn mir dagegen das Reden mehr einbringt als das Schweigen — gut, Gott hat dem Menſchen den Mund nicht umſonſt gegeben, ſo rede ich.“

Frau Lux war auch jetzt wieder ganz einverſtanden; ſie umarmte den Ausbund von Mann zum zweiten male, und mit dem erquickenden Bewußtſein eines wohlvollbrachten Tagewerks ging das würdige Ehepaar zur Ruhe, um einige Minuten ſpäter den Schlaf der Gerechten zu ſchlafen. Nur Frau Lux fuhr mitten in der Nacht plötzlich mit lautem Aufſchrei in die Höhe: es hatte ihr geträumt, ſie müßten den Muſikantenthurm doch verlaſſen, und vor Wuth und Aerger hätte ſie Feuer in den Thurm geworfen. Sie war ſehr aufgeregt über den Traum und erklärte ihn für eine böſe Vorbedeutung. Ihr Gemahl indeſſen belehrte ſie, daß

Träume nur aus zu vollem Magen kämen; ſie hätte nicht ſollen von ſeinem Grog nippen, ſo würde ſie auch nicht ſo aberwitzige Träume gehabt haben....

Sechstes Capitel.

Vor dem Gewitter.

So war denn die Ruhe im Schwarzenfeld'ſchen Hauſe wiederhergeſtellt, gerade in einem Augenblick, da Eugenie infolge des nächtlichen Geſprächs mit Rudolf ſchon die ſchlimmſten Störungen befürchtet hatte. Doch war es nur eine Ruhe vor dem Gewitter. Der Wechſel in Rudolf's Stimmung war ſo grell und überkam ihn, trotz aller Anſtrengung, recht fröhlich und wohlgelaunt zu erſcheinen, zuweilen ſo plötzlich, daß es Eugenien auf die Dauer unmöglich verborgen bleiben konnte. Er ſteckte viel mit Herrn Lux zuſammen und entſchuldigte ſich mit den überhäuften

Arbeiten, welche die bevorſtehende Commiſſion ihm mache.

Die Regierungsräthin glaubte ſeinen Worten nur halb und hätte ſich gern, Rudolf's Wink befolgend, an den treuen Hausfreund, den wackern, theilnehmenden Theobald, gewendet. Allein dieſer hatte mit der Einrichtung ſeines neuen Geſchäfts ſo viel zu thun, daß er im Schwarzenfeld'ſchen Hauſe nur wenig geſehen wurde; auch mochte ihn wol die kurze, herbe Art verdroſſen haben, mit welcher die ſchöne Klara ſeine Huldigungen zurückgewieſen.

Dieſe ſelbſt lebte ebenſo ſtill und unbemerkt fort wie am erſten Tage; ſie nahm ſich der Wirthſchaft mit Eifer an, hatte für Jeden ein freundlich ruhiges Wort, vermied jedoch im Uebrigen jede nähere Erörterung, ſei es über die Vergangenheit, ſei es über die Zukunft, die ihr bevorſtand, oder auch über die Verhältniſſe und Perſonen, unter denen ſie augenblicklich lebte. Zur Regierungsräthin hatte ſie ſich nicht unfreundlich, aber doch ſehr vorſichtig geſtellt; ſie betrachtete ſie nicht gerade mit Argwohn, aber doch mit einer Art von Zurückhaltung, die keinen Zweifel darüber ließ, daß ſie ſich von ihr nicht beſonders angezogen fühlte, und auch die große Güte, mit welcher Eugenie ſie behandelte, vermochte keine Umſtimmung zu bewirken. Geradewegs zuwider aber war ihr Flora; der Reiz, den ihr herrlicher Geſang im erſten Augenblick auch auf ſie ausgeübt hatte, war ſehr bald wieder verſchwunden, und weder die Sorgfalt, mit der Flora ſich ihrem neuen Berufe widmete, noch die unverwüſtliche Heiterkeit, die ſie dabei zeigte, fand Gnade vor den Augen des ſtrengen, ſpröden Mädchens, dem dieſes Verhältniß, wie ſo Manches hier im Hauſe, nun einmal ſchlechthin unziemlich und anſtößig erſchien.

Auch Hermann war nicht glücklich; die Eisrinde, die ſich um das Herz der Jugendfreundin gelagert hatte, war auf keine Weiſe zu durchdringen und hielt ihn in einer Entfernung, die ihn ſelbſt, wenn er an frühere, vertraulichere Tage dachte, unerhört und märchenhaft bedünken mußte. Tauſend mal hatte er angeſetzt, ſie zu einer Erklärung zu drängen oder ihm doch wenigſtens den Brief herauszugeben, den ſie, nach ihrem eigenen Geſtändniß, von dem alten Prediger für ihn in Händen hatte. Doch wußte ſie jedem Geſpräch ohne Zeugen mit großer Geſchicklichkeit auszuweichen; ja zuletzt vermied ſie es ganz, den jungen Mann zu ſehen, und ſelbſt ſeine Zeichnungen und Entwürfe, die ſie in frühern Jahren mit ſoviel Theilnahme betrachtet hatte und die jetzt, unter der umſichtigen Leitung der Regierungsräthin, immer beſſer ausfielen, würdigte ſie keines Blicks.

Die Letztere hatte an ihrem jungen Zögling große Freude. Beſonders triumphirte ſie im Stillen darüber, daß es ihr, trotz der herben

Erklärung, die er ihr an jenem Abend gegeben hatte, dennoch gelungen war, ihn ſeinem niedrigen Kreiſe wenigſtens theilweiſe zu entziehen und ihn auf ein höheres und würdigeres Ziel hinzulenken. Was freilich für die Zukunft daraus werden ſollte und ob ſie, beim beſten Willen, jemals im Stande ſein würde, den jungen Mann in jener höhern Laufbahn, die ſie ihm ſo vorwitzig erſchloß, nun auch wirklich zu erhalten und aus dem verdorbenen Schreiber einen fertigen Künſtler zu machen, das war eine Frage, die ſie ſelbſt ſich ſehr häufig vorlegte, ohne eine genügende Antwort darauf finden zu können. Sie tröſtete ſich endlich mit der Unſicherheit ihrer eigenen Zukunft, ja des ganzen menſchlichen Lebens; wo ſo Vieles im Dunkeln war, über ſo Vieles und noch viel Wichtigeres die Entſcheidung noch ſchwebte, wäre es da nicht Vermeſſenheit geweſen, für die Zukunft dieſes jungen Mannes erſt gleichſam eine ganz beſondere

Sicherheit vom Schickſal zu verlangen, bevor ſie ihm ihren Beiſtand leiſtete? Sie beſchloß zu helfen und zu rathen, ſoweit ſie konnte; wo ihre Kraft nicht mehr ausreichte, da, tröſtete ſie ſich, würde der Himmel ſchon weiterſorgen.

Auch zeigte Hermann ſelbſt wegen der Zukunft nicht die geringſte Beſorgniß: aus dem einfachen Grunde, weil die Sorgen und Kümmerniſſe der Gegenwart ihn an die Zukunft gar nicht denken ließen. Außer dem Schmerz über Klara's verändertes Betragen drückte ihn auch die Sorge um ſeine Schweſter Gertrud mit verdoppelter Gewalt. Ulrich Schwarz trieb ſeinen Umgang mit dem Zundelheinrich jetzt ganz offen und unverhüllt. Wegen der Brieftaſche hatte er von der Baronin, ſo gütig dieſelbe jetzt auch übrigens gegen ihn war, trotz vielfacher Anfragen noch immer keine beſtimmte Antwort erhalten können, und ſo war ihm denn nichts übriggeblieben, als für den Zundelheinrich, deſſen Ungeduld mit jedem Tage wuchs, bei dem Wirth des Grünen Ochſen, einem ſehr traitabeln Manne, gutzuſagen, was derſelbe auch in Anbetracht der Verbindung, in welcher Ulrich mit der alten Baronin ſtand, ſich gern gefallen ließ. Doch hatte Zundelheinrich bei alledem häufig Langeweile in der fremden Stadt, und Ulrich nicht minder. Da war es denn ganz natürlich, daß Ulrich ſeinen Freund erſt heimlich beſuchte, dann, da Alles ruhig blieb und Niemand auf Zundelheinrich achtete, ſich wol auch auf der Straße Arm in Arm mit ihm zeigte und endlich auch ſeine Beſuche im Muſikantenthurm annahm — zum großen Entſetzen Hermann's und ſeiner Schweſter, welche den Unhold Beide zur Genüge kannten und auch den verderblichen Einfluß, den er auf Ulrich ausübte.

Aber wie würde ihr Entſetzen ſich erſt geſteigert haben, hätten ſie nur einen Augenblick jene Geſpräche belauſchen können, welche die beiden Männer bei ihren heimlichen Zuſammenkünften führten! Zundelheinrich war eine ungeduldige Natur; er begriff nicht, wie Ulrich eine Angelegenheit, die ihm ſo leicht und einfach erſchien, ſo lange hinſchleppen konnte. Ihm war es eine ausgemachte Sache, daß die Brieftaſche ſich in der That in den Händen der Baronin befand; die rothe Hanne, meinte er, würde wol ganz Recht gehabt haben, es befänden ſich ganz gewiß irgendwelche höchſt werthvolle Papiere darin, welche die Baronin blos nicht Luſt habe herauszugeben. Ulrich ſolle ihn ſolche alte Damen nicht kennen lehren, je mehr ſie hätten, deſto mehr wollten ſie, und was nun gar das Lügen und Streiten anbeträffe, ſo ſei der Teufel ſelbſt ein unſchuldiges Kind gegen ein altes Weib. Wenn ſie aber, Ulrich und Zundelheinrich, ein paar ordentliche Männer wären, ſo warteten ſie gar nicht erſt ab, ob und bis der gnädigen Frau gefällig wäre, ihnen ihr Eigenthum herauszugeben, ſondern ſie holten es ſich ſelber. Sich in das alte weitläufige Haus einzuſchleichen, müſſe ja eine Kleinigkeit ſein, beſonders bei dem freien Zutritt, der Ulrich zu jeder Zeit des Tages offenſtehe — „Und auch wol bei Nacht“, meinte er grinſend. Wären ſie erſt einmal darin, ſo wollten ſie auch die Brieftaſche ſchon finden — und vielleicht auch noch einige andere hübſche Sachen, die ſie noch beſſer gebrauchen könnten als die alte Frau.

Ulrich that zwar jedesmal, wenn ſein Gefährte Dergleichen äußerte, als ob er in tiefſter Seele darüber entrüſtet wäre. In der Stille jedoch mußte er ſich bekennen, daß ihm ſelbſt ſchon zuweilen ähnliche Gedanken gekommen waren. Die gute alte Dame machte bei aller Verliebtheit doch ein wenig gar zu lange, bevor ſie ſich entſchloß; auch hatte ihr Verlangen, Ulrich ſolle ſich einen beſtimmten Stand wählen, und nun gar erſt der abgeſchmackte Einfall, er ſolle in ſeinen alten Tagen noch etwas lernen, für den alten eingefleiſchten Herumtreiber wenig Verlockendes. Einſtweilen beſchloß er noch zu warten und ermahnte auch ſeinen Freund zur Geduld; kam es wirklich zum Schlimmſten, ſo konnten ſie den Vorſchlag ja noch immer in Ueberlegung ziehen. — Von ſo widerſprechenden Empfindungen hin- und hergeworfen, bald auf dem Gipfel ſeiner Hoffnungen, bald wieder über den verzweifeltſten Planen brütend, war auch Ulrich's Stimmung ſehr ungleich, und die arme Gertrud hatte viel von ihm auszuſtehen; ſelbſt der „alte Mann“ wurde etwas weniger beachtet als gewöhnlich. Allein die Erſtere war an Unterwürfigkeit und Mishandlungen ſchon zu ſehr gewöhnt, und was den Knaben anbetraf, ſo war er in der Stille auch recht froh (nämlich wenn dieſes

Kind jemals hätte froh ſein können), wenn ſein Vater ihm ein wenig Ruhe ließ und ihn mit Liebkoſungen verſchonte, die er meiſt nur als das Gegentheil empfand.

Die Sorgen, welche Herr und Frau Lux quälten, kennen wir bereits ebenfalls, und ſo waren denn die beiden einzigen wirklich heitern und unbefangenen Perſonen in dem ganzen Kreiſe unſerer Bekannten der blinde Alfred und ſeine Pflegerin Flora. Zwar ob Flora wirklich ſo unbefangen war wie ſie that, darüber hätte man bei näherer Nachforſchung vielleicht in Zweifel gerathen können; ſie beobachtete ihre Umgebung außerordentlich genau und verfolgte jeden Blick und jede Miene mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit. Aber heiter wenigſtens war ſie, das ließ ſich nicht leugnen; ſie unterhielt das ganze Haus mit ihren poſſirlichen Einfällen und ſang dann wieder dazwiſchen ihre Lieder mit ſolcher herrlichen Stimme und anſcheinend ſo tiefgefühltem Ausdruck, daß, mit einziger Ausnahme Klara's, Jeder, der ſie hörte, davon hingeriſſen war. Am meiſten Alfred. Er war wirklich ein ganz anderer Menſch geworden, thätig, mittheilſam und für alles Gute empfänglich, ſeit der Bekanntſchaft mit Flora. Seine Symphonie war längſt vollendet, und mit Eifer arbeitete er an einigen größern Geſangſtücken, die er ausdrücklich für Flora's Stimme berechnete. Auch hatte er in die Hauptſtadt ſchreiben laſſen und ſich mit verſchiedenen muſikaliſchen Autoritäten derſelben in Verbindung geſetzt; was er ihnen von ſeinen Compoſitionen mitgetheilt, hatte ihren lebhaften Beifall erhalten, und mit mehr als gewöhnlicher Wärme gab man ihm die beſten Zuſicherungen, für den Fall, daß er einmal perſönlich herüberkommen und etwas von ſeinen Sachen zur Aufführung bringen wolle. — Flora nahm an allen dieſen Dingen ſcheinbar den größten Antheil. Oder vielleicht that ſie es nicht blos ſcheinbar, ſondern wirklich, und es war nur eine üble Angewöhnung des muthwilligen Kindes, daß ſie ſich hinter Alfred's Rücken zuweilen recht luſtig über ihn machte und ſeine Eigenheiten verſpottete. Sie that das zwar ſtets nur gegen eine einzige Perſon, nämlich gegen ihren Freund Hermann. Allein gerade dieſem war dieſe Art des Muthwillens höchſt verhaßt, ſodaß ſie manches ernſthafte Wort darüber von ihm hören mußte. Aber Flora und Ernſt! Mit der ſpaßhafteſten Geberde von der Welt ahmte ſie Alfred's Rede und Bewegung nach, ging auf und ab, wie er beim Componiren zu thun pflegte, rieb ſich auf dieſelbe Weiſe die Stirn, ſchlug in die Hände, als ob ihr eben ein glücklicher Einfall gekommen wäre, und ſprach mit komiſcher Wichtigkeit von der Reiſe, die ſie nächſtens zuſammen in die Hauptſtadt machen, und den großen Concerten, die ſie daſelbſt geben wollten. Es war gewiß viel Grauſamkeit in dieſem Spiele, aber doch noch weit mehr Kinderei. Auf alle Vorſtellungen Hermann's antwortete ſie ſtets nur mit Lachen. Oder wenn er gar zu lebhaft in ſie drang, rief ſie auch wol: „Nun, was willſt du? Ich ſoll mich in den blinden Prinzen wol gar noch verlieben? Als wenn es nicht genug wäre, daß er in mich verliebt iſt bis über die Ohren!“ Und ein andermal ſetzte ſie gar hinzu: „Es mag zuletzt doch gar nicht ſo übel ſein, einen blinden Mann zu haben, er ſieht doch wenigſtens nicht, wenn man alt und häßlich wird. . . .“

Siebentes Capitel.

Das peinliche Verhör.

Eines Tages, da Ulrich wieder bei der Baronin war, ſprach er ſo viel von ſeiner Brieftaſche und geberdete ſich über den Verluſt derſelben ſo erbärmlich, daß die alte Dame, ihn plötzlich ſtarr anſehend und ſich in ihren Lehnſtuhl zurücklehnend, mit untergeſchlagenen Armen, was bei ihr alle mal ein Zeichen war, daß ein Gewitter im Anzuge, ihn fragte:

„Mit Eurer ewigen Brieftaſche! Angenommen nun, ſie wäre da oder hätte ſich gefunden — welchen großen Werth hat ſie denn für Euch?

Und was enthält ſie, daß Euch ſo ſehr um ihren Wiederbeſitz zu thun iſt?"

Wir haben es früher einmal aus Ulrich's eigenem Munde vernommen: Lügen iſt ein gutes Handwerk, aber nur ſolange es gelingt. So einfach die Frage der Baronin war und ſoviel Zeit Ulrich gehabt hatte, ſich darauf vorzubereiten, ſo unerwartet traf ſie ihn doch. Er ſtammelte einige ungewiſſe Redensarten und zeigte in ſeinem ganzen Benehmen ſolche Verlegenheit, daß die Frage, die möglicherweiſe im erſten Augenblick nur ein Scherz, ein flüchtiger Einfall geweſen war, mit verdoppeltem Nachdruck wiederholt ward.

Ulrich ſchwitzte und ſtöhnte wie auf der Folterbank. Den wahren Urſprung der Brieftaſche durfte er unmöglich bekennen; aber was ſollte er ſagen? Sollte er zugeſtehen, daß ſie völlig leer und ohne Inhalt? Allein woher dann dieſer ungemeine Werth, den er auf ſie legte?

Und war ſie denn ſo gänzlich ohne Inhalt? Konnte die rothe Hanne nicht in der That Recht haben, und konnte nicht in einem geheimen Fach, das ihrer Aufmerkſamkeit an jenem Abend wirklich entgangen war, eine Banknote enthalten ſein, oder ein Wechſel, oder ein anderes werthvolles Papier?

Indem er ſo mit ſeinen Gedanken umherirrte, fiel ihm zu allem Glück wieder ein, was Zundelheinrich ihm von der Anzeige im Wochenblatt erzählt hatte; war das „Familienandenken" dem urſprünglichen Beſitzer zweihundert Thaler werth, ſo konnte es ja wol auch ihm werthvoll genug ſein, um wenigſtens einige Nachfragen danach zu halten. Auch war damit ja noch gar nicht geſagt, daß es außer dem Werth als Familienandenken nicht noch andere reellere Werthe enthalten könne. Und endlich, was ihm ſelbſt die Hauptſache war, er gewann Zeit und konnte ſich auf weitere Ausreden vorbereiten.

Er rückte ſich demnach zurecht, zog das Geſicht in die allerehrbarſten Falten, ſtrich ſich die Haare glatt und ſagte: „Gnädige, dieſe Frage greift tief in mein Innerſtes; ich bin ein armer Mann, allein ich habe auch meine Scham und Schande. Wenn Sie mich fragen, wie die Brieftaſche beſchaffen iſt, ſo will ich ſie Ihnen ſogleich beſchreiben, und wenn nur ein Titelchen daran falſch iſt, will ich der Gnädigen nie wieder vor Augen kommen. Die Brieftaſche“, fuhr er fort, indem er mit Wohlbehagen den günſtigen Eindruck bemerkte, welchen dieſer Eingang auf die Baronin machte — „die Brieftaſche iſt ein altes abgenutztes Ding, nicht eben groß, aus rothem Saffian, der aber ſehr ſtark ausgeblaßt iſt; auf dem Deckel befindet ſich ein Wappen in Gold gedruckt, aber ebenfalls durch die Länge der Zeit halb verwiſcht. . . .“

Die Baronin hatte Mühe, eine triumphirende Bewegung zu unterdrücken. Doch durfte ſie jetzt noch nicht verrathen, daß die Brieftaſche wirklich in ihrem Beſitz, und fragte daher mit anſcheinender Neugier weiter: „Aber was iſt darin? Und wie iſt dieſe Brieftaſche mit vergoldetem Wappen in Euern Beſitz gekommen?“

Der ſchöne Ulrich hatte ſeine Gründe, die letztere Frage früher zu beantworten als die erſtere. „Dieſe Brieftaſche“, ſagte er ſtockend — und gerade dieſes Stocken kleidete ihn höchſt natürlich — „iſt ein altes Familienandenken; mehr zu ſagen, iſt mir nicht erlaubt.“ —

„Aber wie oft habt Ihr mir nicht geſagt“, fiel ihm die Baronin hitzig ins Wort, „daß Ihr von Eurer Familie nicht die geringſte Kenntniß habt und nicht das kleinſte Andenken von ihr beſitzt? Wie kommt Ihr nun ſo plötzlich zu dieſer Brieftaſche?“

Ulrich fühlte das Eis unter ſich kniſtern und wanken. „Das iſt ja eben“, ſtammelte er endlich, „das Familienandenken — es darf

Niemand davon wiſſen, auch ſelbſt die Gnädige nicht — es wäre denn", ſetzte er mit einem verzweifelten Entſchluß hinzu, die Sache doch noch auf ein anderes Gebiet zu ſpielen — „es wäre denn, daß wir Beide, als die Gnädige und ich, noch einmal ſehr vertraut miteinander würden, da wollte ich der Gnädigen ſchon Alles ſagen. . . ."

Aber die alte Dame war bereits viel zu ſehr in Zorn und auch vielleicht noch von andern, noch quälendern Empfindungen ergriffen, als daß ſie den frechen Sinn dieſer letztern Worte verſtanden hätte. Sie war aufgeſtanden und hatte ſich, den Rücken gegen Ulrich, ans Fenſter geſtellt; das war immer das zweite Stadium in ihren kleinen Kämpfen mit Ulrich. „So? Alſo wirklich?" ſagte ſie höhniſch; „in Zukunft wollt Ihr es mir ſagen? Und warum nicht jetzt? Warum nicht auf der Stelle? Weil Ihr nichts wißt, Armſeliger . . .!"

„Scham und Schande", betheuerte Ulrich. „Auch gemeine Menſchen können ja wol ihre Geheimniſſe haben, und die Gnädige thut dem armen Ulrich Schwarz ſehr Unrecht, ihn ſo hart anzulaſſen; der arme Ulrich Schwarz iſt das gar nicht gewohnt von der Gnädigen. Ich wiederhole: es iſt ein Familiengeheimniß, das ich nicht verrathen darf, ohne — ohne mich der größten Gefahr auszuſetzen, ja der Kopf auf den Schultern ſteht mir nicht mehr ſicher, wenn ich nur das geringſte Wörtchen davon verrathe —"

„Familiengeheimniß!" höhnte die Baronin. „Eure Familie hat die Brieftaſche wol geſtohlen und Ihr fürchtet wol noch nachträglich dafür angefaßt zu werden?"

„Kann ſchon ſein", erwiderte Ulrich achſelzuckend, „wer kann für ſeine Familie. Doch will ich damit weder Ja noch Nein geſagt haben und erſuche die Gnädigſte inſtändigſt, mich mit weitern Fragen zu verſchonen, ich habe einen Eid geſchworen und darf kein Sterbenswörtchen verrathen, bei Gefahr meines Lebens.“

„Einen Eid?“ ſagte die Baronin etwas beſänftigter, indem ſie ſich wieder ihm gegenüber niederließ. „Es iſt gut oder mag doch gut ſein für heute. Nur das Eine werdet Ihr mir doch wenigſtens ſagen können, was die Brieftaſche, von der Ihr ſoviel Weſens macht, enthält? Oder habt Ihr auch darauf einen Eid geſchworen, es nicht weiterzuſagen?“

Der bedrängte Ulrich fühlte wol, daß er eine und dieſelbe Ausrede nicht zwei mal gebrauchen durfte; er ſuchte ſich daher auf andere Weiſe zu helfen. „Nun ja“, wiederholte er mit ſelbſtgefälligem Lächeln, „was wird darin ſein? Einen Eid habe ich freilich nicht geſchworen, es zu verſchweigen; aber die Gnädige ſagt ſich gewiß ſelbſt, daß man von dergleichen — dergleichen Schriften nicht gern ſpricht — ich meine“, fügte er hinzu, in der Beſorgniß ſchon zu viel geſagt zu haben, „was ſo Leute von meinem Stande ſind, die gerathen gleich in Verdacht, wenn ſie ſolche Papiere haben, bei der Gnädigen wäre das freilich etwas Anderes . . .“

„Es ſind alſo wol ſehr werthvolle Papiere?“ fragte die Baronin lauernd.

„Sehr werthvolle: ich wäre ein geſchlagener Mann für Lebenszeit, wenn ich die Brieftaſche nicht wiederbekäme.“

„Wol Geld? Oder Geldeswerth?“ forſchte die alte Dame, die in ſolchen peinlichen Fragen ganz auf ihrem Gebiete ſchien, weiter.

„Geld, verſteht ſich — oder nein, wie man es nehmen will“ — ſtotterte Ulrich; „jedenfalls Geldeswerth, bedeutender Geldeswerth — und wenn die Gnädige weiß, wo meine Brieftaſche geblieben iſt, ſo bitte ich ſie fußfällig, mir wieder zu meinem Eigenthum zu verhelfen.“

Die Baronin machte eine lange Pauſe; dann ſagte ſie: „Was weiß ich von Eurer Brieftaſche! Fragt doch einmal den Herrn Lux, der hat Eure ganze Bagage damals in Empfang genommen, vielleicht hat der ſo etwas gefunden oder kann Euch doch ſagen, wo es hingekommen iſt.“

Mit dieſem plötzlichen Einfall, den um ſeine Brieftaſche beſorgten Ulrich an Herrn Lux, den Allwiſſenden, zu verweiſen, verfolgte die Baronin eine doppelte Abſicht. Erſtlich nöthigte ſie Ulrich damit, ſich wenigſtens für jetzt zu beruhigen, und zweitens hatte ſie noch immer von der Klugheit des Herrn Lux die beſte Meinung; war hier wirklich ein Geheimniß, und zwar ein Geheimniß, das Ulrich Grund hatte zu verbergen, ſo durfte ſie von der langen Naſe des Herrn Lux überzeugt ſein, daß ſie es aufſpüren und herausbringen werde. — Damit alſo brach ſie das Geſpräch für heute ab und entließ den gepeinigten Ulrich, der ſich ſchüttelte und puhſtete wie ein Gefolterter, der friſchweg von der Marterbank kommt. Auch lief er ſchnurſtracks in den „Grünen Ochſen“ zu Freund Zundelheinrich und theilte ihm ſeinen Argwohn mit, daß die Baronin die Brieftaſche wol allerdings in Händen habe und nur keine Luſt verſpüre damit herauszurücken. Er ſehe nun ſchon ein, daß Zundelheinrich die Welt beſſer kenne als er, und ſogar auch die Weiber; in ſeinem ganzen Leben habe er es nicht für möglich gehalten, daß ſolche alte reiche Dame dergleichen Streiche machen und ein paar arme Teufel wie ſie auf ſolche ſchnöde Weiſe um ihr Eigenthum prellen könne. — Zündelheinrich lachte, daß die zinnernen Deckel auf den Bierkrügen klirrten; dann äußerte er ſeine Freude, und wie er zuverſichtlich hoffe, daß ſein Freund zur Vernunft kommen und ſich dem bewußten Vorſchlag nicht länger widerſetzen werde. Doch konnte Ulrich ſich dazu noch immer nicht entſchließen, trotz des Vorwurfs der Feigheit, mit welchem ſein Freund ihn anzuſtacheln ſuchte; er hoffte noch immer, die alte Dame ſolle Ernſt machen und ihn heirathen, oder es werde ſich ein anderer gütlicher Ausweg finden. Nur darüber wurden ſie einig, wenn Herr Lux nichts von der Brieftaſche wiſſe und die Baronin binnen einer beſtimmten Friſt nicht Anſtalt machen ſollte, ihr Verſprechen einzulöſen, daß dann geſchehen möge, was Zundelheinrich verlange.

Achtes Capitel.

Kämpfe und Zweifel.

Doch hatte dieſes letzte Geſpräch mit Ulrich in der Seele der Baronin einen Stachel zurückgelaſſen, den ſie vergebens wieder abzuſchütteln ſuchte. Die Angelegenheit mit der Brieftaſche war ihr von äußerſter Wichtigkeit; die unvermuthete Auffindung derſelben hatte ihr tauſend ängſtliche Zweifel und Kämpfe gelöſt; war Ulrich wirklich der rechtmäßige Beſitzer derſelben, ſo wurde auf einmal der dunkelſte Fleck ihres Lebens ausgelöſcht und ſie konnte mit Frieden in die Grube fahren. Aber andererſeits war die Baronin auch eine viel zu ſcharfſinnige, viel zu nüchterne Frau, um ſich über die Menge der Möglichkeiten zu täuſchen, durch welche Ulrich in den Beſitz der Brieftaſche gekommen ſein konnte, ohne ihr rechtmäßiger Eigenthümer zu ſein. Es war dieſelbe Brieftaſche, die ſie vor vierzig Jahren, in der Blütezeit ihrer Liebe, Hugo zum Geſchenk gemacht, darüber konnte kein Zweifel ſein; das Wappen ſtimmte, die Stickerei ſtimmte, auch waren die Namen von ihrer eigenen Hand geſchrieben, und zu allem Ueberfluß hatte auch der alte eingefleiſchte Zweifler, der Medicinalrath, ſie anerkannt. Bis dahin war Alles klar und richtig; aber nun begannen die Möglichkeiten und führten in ein Labyrinth von Zweifeln, aus denen die alte Dame ſich vergebens zu retten ſuchte. Die Perſon, in deren rechtlichem Beſitz die Brieftaſche ſich befand, für die ſie, noch deutlicher geſagt, ein wirkliches Familienandenken war — dieſe Perſon hatte ein unbeſtreitbares und unverjährbares Recht auf Ulrike's innigſte Zärtlichkeit.

Aber war Ulrich Schwarz auch wirklich dieſe Perſon? Der Name, dieſer bedeutungsvolle Name, der die Namen Ulrike und Schwarzenfeld wie in einer durchſichtigen Hülſe in ſich trug, ſtimmte allerdings; er ſtimmte ſogar ſo vollſtändig, daß ſie ſich eben deshalb von der erſten Begegnung ſo erſchüttert gefühlt und den Träger deſſelben, allen Verleumdungen und Anfeindungen zum Trotz, ſo nahe an ſich herangezogen hatte. Aber dann wieder kamen die Zweifel, und die ungewiſſe und verlegene Art, mit der Ulrich ſich über die Brieftaſche geäußert, war vollkommen dazu geeignet, ſie immer mehr zu verſtärken. Dieſer ehemalige Seiltänzer nannte ſich zwar Ulrich Schwarz; aber welchen Beweis hatte er, mit welchen Papieren konnte er darthun, daß dieſer Name ihm wirklich gebührte? Und wenn er ihm auch wirklich gebührte, war es denn ein ſo ganz ungewöhnlicher, ſo unerhörter Name, daß er nicht von verſchiedenen Perſonen mit demſelben Recht geführt werden konnte? Gern hätte ſie das unvermuthete Abenteuer, wie Ulrich Schwarz zum Retter der Baronin ward, für einen Fingerzeig Gottes gehalten; auch hatte ſie anfangs nicht im mindeſten gezweifelt, daß es ſich wirklich ſo verhalte, und hatte Gott in mancher einſamen bitterſüßen Stunde auf den Knien gedankt, daß er es ſo gnädig mit ihr hinausgeführt. Aber am Ende war ſie doch wol zu vorſchnell geweſen; wieviel Zufälle waren nicht möglich, und wie durfte ſie es wagen, den unverſtändigen, unberechenbaren Zufall als Fügung Gottes auszudeuten? Es konnte viele Ulrich Schwarz geben; durch keine Conſequenz der Logik, durch keine Nothwendigkeit der Thatſachen ließ ſich beweiſen, daß der Ulrich Schwarz, der ſie aus dem umſtürzenden Wagen gerettet hatte, nun auch gerade derjenige Ulrich Schwarz ſein mußte, nach welchem ihre Seele ſich ſehnte. Er konnte es ſein; aber mußte —?! Auch der Umſtand, daß dieſer Ulrich Schwarz, der jetzt in ihrem Hauſe verkehrte, aus der Gegend des Rhein gebürtig ſein wollte, konnte vielleicht einer ſonſt ſchon geſicherten Annahme als Beſtätigung dienen, für ſich allein aber bewies er nichts. Die Rheingegend iſt gar groß, es gibt viele Dörfer und Städte darin, und in den Dörfern und Städten viele Menſchen; auch viele Ulrich Schwarz kann es darunter geben, auch ſolche, die in ihrer frühesten Kindheit von ihren Aeltern verlaſſen wurden, ohne daß die Träume und Hoffnungen, denen ſie ſich ſeit einigen Monaten ſo leichtfertig hingegeben, deswegen auch nur im mindeſten begründet waren.

Und dann noch einmal auf die vielerwähnte Brieftaſche zurückzukommen: wenn Ulrich ſie wirklich und mit Recht beſaß, wie ging es alsdann zu, wie war es erklärlich, daß er ſo wenig davon wußte? Wie ſie ausſah, wußte er; aber er wußte offenbar nicht, was ſie enthielt. Ließ es ſich nun, ohne aller Wahrſcheinlichkeit ins Angeſicht zu ſchlagen, als denkbar annehmen, daß er ſie Jahre, viele Jahre lang beſeſſen, als Familienandenken beſeſſen haben ſollte, und ſollte niemals das geheime Fach entdeckt und das darin verborgene Blättchen aufgefunden haben? Freilich ſprach er von einer Schrift, die in der Brieftaſche enthalten ſein ſollte; aber gerade was er von dieſer Schrift ſagte oder eigentlich nicht ſagte, ſondern blos ſtotterte und ſtammelte, gerade das machte ihr die Sache nur um ſo verdächtiger.

Allerdings waren auch noch einige andere Fälle möglich, bei denen Alles in Richtigkeit ſein konnte. Er konnte in der That die Perſon ſein, die ſie ſuchte, er konnte die Brieftaſche mit vollem Recht in Anſpruch nehmen; die

Brieftaſche brauchte ja nur früher, während Ulrich ſich ihrer bediente, ein anderes werthvolles Papier enthalten zu haben, das inzwiſchen verloren gegangen und auf das, wenn es noch vorhanden geweſen wäre, Ulrich's abgebrochene und unverſtändliche Reden vollkommen gepaßt hätten. Zu verwundern blieb dann nur, erſtlich daß er von dem Stammbuchblatt mit der Stickerei offenbar nichts wußte, und dann zweitens, daß er erſt ſo ſpät nach ſeinem Beſitzthum fragte; hatte die Brieftaſche wirklich ein ſeitdem (vielleicht ſchon unterwegs) verloren gegangenes werthvolles Papier enthalten, ſo wäre es doch ganz in der Ordnung geweſen, daß Ulrich gleich bei zurückgekehrtem Bewußtſein danach gefragt und für beſſere Aufbewahrung deſſelben Sorge getragen hätte. Sollte ſie auch dies ſeiner Krankheit zuſchreiben oder jenem Leichtſinn, von dem er leider ſchon ſo viele Proben gegeben? Und wie war er, der Heimatloſe, der Bettler, überhaupt jemals zum Beſitz werthvoller Papiere gekommen?

Der zweite Fall war der, daß es Ulrich wirklich von irgend Jemand unterſagt ſein konnte, von dem Beſitz der Brieftaſche und ihrem Inhalt zu ſprechen. Es konnte dies möglicherweiſe noch in ſeiner Kindheit geſchehen ſein, von denſelben pflichtvergeſſenen Leuten, die ſeine Pflege übernommen hatten, vielleicht mit Drohungen, die ſich dem Gemüth des Kindes ſo tief eingeprägt, daß er den Eindruck noch jetzt nicht loswerden konnte.

Doch ſtanden auch dieſer Annahme, wie die Baronin ſelbſt ſehr wohl fühlte, große Unwahrſcheinlichkeiten und Schwierigkeiten gegenüber. Sie ſuchte zu wiederholten malen in dem alten Schrank zwiſchen den blutigen Lumpen nach, ohne das Mindeſte weiter zu finden. Und ſoviel ſie auch nachſann und ſoviel ſie auch alle Möglichkeiten bedachte, konnte ſie doch zu keinem entſcheidenden Reſultate gelangen. Denn allen Möglichkeiten, die ſie zu Ulrich's Rechtfertigung erſann, ſtand eine andere gegenüber, der ſie ſich ebenfalls nicht verſchließen konnte und die mit Einem Schlage alle ihre Hoffnungen zu Boden warf — Ulrich Schwarz konnte ein Betrüger, die Brieftaſche geſtohlen, alle ihre Zärtlichkeit und Liebe an einem Nichtswürdigen verſchwendet ſein.

Die Baronin litt furchtbar unter dieſen unaufhörlichen Widerſprüchen und Kämpfen, ihre gute Laune war wieder ganz verloren gegangen; Eugenie, deren Mann inzwiſchen immer finſterer und reizbarer geworden war, fand den Muth nicht, ſie an ihr Verſprechen zu erinnern. — Endlich, um der qualvollen Ungewißheit zu entgehen und weil, wenn ihre Hoffnungen gegründet, gewiſſe entſcheidende Schritte doch nicht länger zu vermeiden waren, beſchloß die alte Baronin endlich ihren Vetter, den Präſidenten, ihren vielfachen Vertrauten und Rathgeber, auch in dieſes Geheimniß einzuweihen. Es koſtete ſie einen harten Kampf, bis ſie zu dieſem Entſchluß gelangte; ganze Nächte ſaß ſie einſam, mit brennender Stirn und thränenden Augen, bald die verhängnißvolle Brieftaſche, bald jenes verſiegelte Packet anſtarrend, auf das ſie einſt, in kaum minder qualvollen Stunden, die Aufſchrift geſchrieben hatte: „Nur nach meinem Tode zu öffnen.“ Die Aufſchrift kam ihr jetzt wie der bitterſte Sarkasmus vor; wie gut, dachte ſie, daß ſie das Packet neulich nicht in den Ofen geworfen; ſo erſparte es ihr doch wenigſtens die Qual eines mündlichen Geſtändniſſes; das todte Papier durfte ſprechen, wo ihre eigene Lippe vor Scham und Schmerz verſtummte....

Neuntes Capitel.

Der Präſident.

Der Präſident war nicht mehr das dünne, ſchmächtige Männchen von ehedem; er hatte ſich im Verlauf der Jahre ein ganz gemüthliches Bäuchlein zugelegt, eins von der ſpitzen Sorte, das er mit vieler Würde zu tragen wußte und zu dem die zahlreichen Kreuzchen und Ordensſterne, welche ſeine Bruſt bedeckten, ſich gar nicht übel ausnahmen. Doch wiſſen wir bereits aus Rudolf's Geſchichte, daß er trotz Spitzbauch und Orden noch immer derſelbe dienſtfertige und hülfreiche Mann war, der allgemeine Vermittler jeden Unfriedens und Ausgleicher aller Schwierigkeiten wie früher. Auch die feinen ſchmiegſamen Manieren ſeiner Jugendjahre hatte er nicht abgelegt; er küßte der alten Baronin beim Eintreten die Hand, mit einer Devotion und einer Begeiſterung, als ob ſie noch die ſchöne Ulrike von vor vierzig Jahren wäre, und wandte ſich dann ſogleich zu dem Geſchäft, unter deſſen Vorwand Ulrike ihn zu ſich eingeladen.

Nämlich ſchon vor einiger Zeit, unmittelbar nach jenem letzten Geſpräch über Rudolf und die Möglichkeit einer Ausſöhnung mit ihm, das ſie mit ihrer Schwiegertochter geführt, hatte ſie den Präſidenten, als den vieljährigen Verwalter ihrer Angelegenheiten, erſucht, ihr doch einmal eine deutliche und vollſtändige Ueberſicht über Urſprung, Wachsthum und gegenwärtigen Zuſtand ihres Vermögens zu geben. Der Präſident, deſſen Steckenpferd eben dieſes Vermögen, an dem er die vielen Jahre her weidlich geſpart und zuſammengeſcharrt hatte, war ihrem Wunſche mit aufrichtigem Vergnügen nachgekommen. Erſt als er vor einigen Tagen in Erfahrung gebracht hatte, daß Ulrike ſich mit der verſtorbenen Schweſter ausgeſöhnt und ihre verwaiſte Großnichte zu ſich ins Haus genommen, hatte der Auftrag angefangen ihm verdächtig zu werden. Der Präſident, ſo ſtill und geſchmeidig er auch ſchien, war doch in Wahrheit der Mann der vollbrachten That; es kam ihm thöricht, wenn nicht gar verbrecheriſch vor, über Dinge, die einmal geſchehen waren, noch lange nachzugrübeln und die mislichen Folgen, welche ſie möglicherweiſe für dritte Perſonen gehabt hatten, nachträglich verbeſſern zu wollen. Er hatte ſich damals redliche Mühe gegeben, Ulrike's Bruch mit der Frau von Froideville zu verhindern; da es ihm aber einmal nicht gelungen war und die Feindſchaft über ein Menſchenalter gedauert hatte, ſo war er nun auch der unvorgreiflichen Meinung, daß es dabei ſein Bewenden haben müſſe und daß jeder Verſuch, dieſe uralte Wunde zu verkleiſtern, nur eine ebenſo zweckloſe wie fruchtloſe Sentimentalität ſei. Er hatte das junge Mädchen, die Enkelin und Namensſchweſter ſeiner verſtorbenen Couſine Klara, noch ganicht einmal geſehen, trug aber auch nicht dar mindeſte Verlangen danach; auf ſo leidlichem Fuß er ſich mit dem Regierungsrath übrigens hielt, ſo vermied er es doch grundſätzlich, die Geſellſchaften deſſelben zu beſuchen, und ſo hatte er, da Klara niemals zu ihrer Großtante herüberkam, auch gar nicht einmal die Gelegenheit gehabt, ihre Bekanntſchaft zu machen.

Jetzt aber hielt er den Augenblick gekommen, die Angelegenheit bei Ulriken zur Sprache zu bringen, um dadurch wennmöglich größeres Unheil zu verhüten. Bei einem Meiſter der Diplomatie, gleich dem Präſidenten, verſtand es ſich ganz von ſelbſt, daß er nicht direct auf ſein Ziel losging; er war ſchon ſicher, den geeigneten

Uebergang im paſſenden Augenblick doch zu finden, und hob daher, indem er der Baronin den Vermögensauszug überreichte und noch einmal wie mit verliebten Augen an den ſchönen runden Zahlen hing, in ſcheinbar ganz unverfänglichem Tone alſo an:

„Hier, meine gnädige Couſine, die Ueberſicht, welche Sie befohlen. Es iſt, wie Sie ſehen, ein ganz hübſches Vermögen geworden. Das Capital unſers Oheims, des alten Kammerdirectors, hat wacker arbeiten müſſen, der alte Herr ſelbſt müßte ſeine Freude daran haben, wenn er wiederkommen könnte und könnte dieſe ſchöne ſtattliche Ziffer mit der hübſchen Reihe Nullen zur Rechten ſehen. Nun ſage mir noch Einer, daß der Segen des Himmels nicht mit den Gerechten iſt“, ſetzte er hinzu, indem er ein Geſicht ſchnitt wie ein alter Faun, und dazu eifrigſt an der Buſennadel polirte.

Die Baronin warf einen gleichgültigen Blick auf die ſtattliche Zahlenreihe. „Wenn Geld allein glücklich machte“, ſagte ſie mit einem halben Seufzer …

„Aber es iſt doch eine ſehr weſentliche Bedingung zum Glück“, verſetzte der Präſident kichernd, „und ich ſegne noch heute die Stunde, wo dieſes ſchöne Capital in Ihre Hände gelangte. Denken Sie nur, wenn die alten Weiber da drüben es bekommen hätten und Ulrike von Schwarzenfeld wäre gerade ſolche arme Edelfrau geworden, wie ſie ein armes Edelfräulein war! Nein, nein, wir bedurften das Geld, uns war es nöthig, um den Glanz der Familie herzuſtellen, und wovon ein verſtändiger Menſch einſieht, daß es ihm wirklich nöthig iſt, das geſchieht auch alle mal und hat ein Recht zu geſchehen. Nur keine trüben Nachgedanken! keine Reue und wie die Pinſeleien weiter heißen! Ich liebe die Tugend wie Einer und weiß, daß Chriſtus unſer Aller Erlöſer iſt“ (der Präſident war nämlich infolge der veränderten Hofluft ein klein wenig fromm geworden, aber wirklich nur ein klein wenig): „aber wo ich einmal von dem geraden Wege habe abweichen müſſen, da weiß ich auch allemal, daß es nöthig und unvermeidlich geweſen, und tröſte mich der Hoffnung, daß wir allzumal Sünder und daß das Blut des Lämmleins auch für mich vergoſſen iſt. . . .“

Der Baronin, die zu ihren mannichfachen Fehlern wenigſtens dieſen nicht beſaß, waren derlei frömmelnde Redensarten ein Gräuel, und fand ſie alſo umſoweniger Veranlaſſung, etwas darauf zu erwidern. Der Präſident, der ihr niedergeſchlagenes Weſen wol bemerkte, es aber falſch verſtand oder das Misverſtändniß für vortheilhaft hielt zur Erreichung ſeiner geheimen Zwecke, fuhr fort:

„Aber die gnädige Couſine iſt heute ſo niedergeſchlagen und ernſthaft; wer Sie da ſo ſitzen ſähe, die Augen auf das Papier gerichtet, müßte wirklich glauben, Sie hätten Sterbegedanken und wollten Ihr Teſtament machen. Iſt es ſo, theure Couſine? Nun, nun, wir wollen uns darum nicht ängſtigen; wer ſein Teſtament macht, ſetzt ſeinem Leben zehn Jahre zu, das haben wir vor Zeiten an dem alten Kammerdirector, der Herr tröſte ihn, erfahren und erleben es noch alle Tage. Doch worüber wollen Sie teſtiren, theure Couſine? Das Vermögen hat ſich unter Ihrem Beſitz verdoppelt und verdreifacht, und auch das hat ſeine Richtigkeit, daß, nach dem Wortlaut des Teſtaments, Rudolf nur Beſitzer des Capitals iſt, während Ihnen der freie und vollſtändige Genuß der Zinſen ſowie auch die beliebige Anlage dieſer Zinſen Zeit ihres Lebens zugebote ſteht. Aber es würde doch eine ſehr ſchwierige Auseinanderſetzung geben, wenn nachgewieſen werden ſollte, welche von den vielerlei Speculationen, die wir im Laufe der ſechsunddreißig

Jahre unternommen und durch die wir das Vermögen hauptſächlich in dieſen blühenden Stand gebracht haben — es würde, ſage ich, eine ſehr ſchwierige Auseinanderſetzung geben, nachzuweiſen, was von dieſen Speculationen mit dem Capital und was mit den Zinſen unternommen worden. Denn nur der Gewinn dieſer letztern Speculationen gehört wirklich Ihnen, während Alles, was mit der Maſſe erworben iſt, auch ſelbſtverſtändlich an die Maſſe zurückfällt: und kann ich, der abgeſagte Feind aller Proceſſe und Streitigkeiten, zu dieſer ſchwierigen Auseinanderſetzung umſoweniger rathen, als dieſelbe in dieſem Fall vollkommen überflüſſig wäre. Sie haben, theure Couſine, nur einen einzigen Erben, unſern guten Rudolf, und dieſem wird es natürlich ganz gleichgültig ſein, von wem er erbt, vom ſeligen Kammerdirector oder von Ihnen, wenn er nur überhaupt einmal erbt und der Stand des urſprünglichen Vermögens ungeſchmälert iſt. Sie haben ja ſonſt, wenn dieſer profane Ausdruck erlaubt wäre, nicht Kind noch Kegel — denn an mich werden Sie doch nicht denken wollen?! Ich bin ein alter Mann, theure Couſine, der ſeine Rechnung mit der Erde abgeſchloſſen hat und nur noch auf die Gnade des Himmels vertraut. Auch überleben Sie, mit Ihrer eiſernen Geſundheit und Ihrem friſchen, feſten Geiſte, mich alten Krüppel gewiß; mein Huſten, theure Couſine — Sie glauben gar nicht, mein Huſten — des Nachts —“

Die Couſine ſah ihn durchdringend an; ſie hatte von dieſem Huſten noch niemals gehört. Doch kannte ſie ſeine kleinen Künſte und ahnte dunkel, wohin er zielte. Auch hatte ſie ihn ja eben rufen laſſen, um endlich einmal Alles von der Seele zu wälzen. Darum ſagte ſie:

„Aber ich dächte doch, Vetter, wir hätten alle Urſache, an unſern Tod zu denken, Sie ſowol wie ich; es gibt, dächte ich, in unſerm Leben noch ſo manche dunkle Spur vergangener Jahre, die wir uns Mühe geben ſollten zu verwiſchen —"

„Sind ſchon verwiſcht!" rief der Präſident, indem er hüſtelte, aber diesmal blos vor Vergnügen: „Sind ſchon verwiſcht und ſo verwiſcht, daß kein Engel vom Himmel und kein Teufel aus der Hölle ſie mehr aus der Erde ſcharren ſoll! Die Todten reden nicht, Couſine, und die Verrückten auch nicht. Oder wenn die Letztern auch reden wollen, ſo glaubt man ihnen doch nicht. Wahrlich", rief er, ſich immer tiefer in Erinnerungen verſenkend, die ihm offenbar das größte Vergnügen machten, während ſie Ulriken höchſt peinlich und unangenehm zu ſein ſchienen, „je öfter ich über dieſe Geſchichte nachdenke, je mehr überzeuge ich mich, daß es wirklich ſo Gottes Wille geweſen und daß der Herr ſelbſt ſeine Engel vor uns geſendet, unſere Widerſacher zu verwirren! Es iſt eine der großartigſten Geſchichten, die jemals paſſirt ſind; mich grauſt noch, wenn ich daran denke, nicht aus Furcht, ſondern lediglich aus Vergnügen. Solch ein verrücktes, boshaftes Teſtament! die allgemeine Aufmerkſamkeit der Stadt ſo auf uns gewendet! ſoviel Neugier! ſoviel Verdacht! und doch ſolche ungeheure Naſe gedreht, eine Naſe für ewige Zeiten, eine vollkommen hiſtoriſch gewordene Naſe, an die noch die fernſten Generationen mit Ehrfurcht denken werden! Couſine", ſagte er behaglich, indem er die kleinen zierlichen Füße von ſich ſtreckte und ſeine Brillanten ſpielen ließ, „es liegt doch etwas Erhabenes in dem Gedanken, ſo eine recht unverſchämte, handgreifliche Lüge in die Weltgeſchichte eingeſchwärzt zu haben, ohne daß irgendein Menſch eine Ahnung davon hat; ich beneide die Politiker, die das im Großen treiben, während wir mit unſerm bischen Schelmerei doch nur kleine, hausbackene Stümper ſind. Aber fein war es doch“, fuhr er, zu der frühern Gedankenreihe zurückkehrend, fort, „ich zweiſle, ob jemals ein ſo verwegenes Manöver, das ſoviel Mitwiſſer nöthig machte, mit ſolcher Exactitüde ausgeführt und ſo glücklich zum Ziele gebracht iſt. Herr du mein Heiland, was paßten ſie uns auf den Dienſt! Beſonders der alte dicke Advocat, der Rechtsfreund des Kammerdirectors, der mit den blauen Rändern um die Lippen, der immer das garſtige Zeug, den ſogenannten rothen Dicken trank. Wie ein Hühnerhund auf der Jagd paßte er auf; aber was half es ihm? das Pülverchen, das ich ihm in der Paſtete gab, wirkte, er bekam die Kolik, der vortreffliche Mann — und die unſchuldige Seele, der Referendarius, der Jüngſte von zwölf lebenden Geſchwiſtern, der bis dahin noch gar nicht gewußt hatte, wo die Kinder eigentlich herkämen, nun freilich, der that uns keinen Schaden. Er hat nachher ſelbſt in zwölfjähriger

Ehe zwölf Kinder in die Welt geſetzt und iſt ſodann an der Auszehrung geſtorben, Gott erbarme ſich ſeiner Seele. . . .“

Die Baronin gab zu wiederholten malen zu erkennen, wie peinlich ihr dieſe Erinnerungen. Doch der Präſident war nun einmal in der Laune, oder vielleicht lag es auch ſo in ſeiner Abſicht, ſich nicht ſtören zu laſſen. Er fuhr alſo fort.

Zehntes Capitel.

Rechtliche Bedenken.

„Das aber müſſen wir bei alledem einräumen, theure Couſine“, ſagte er, „daß, wenn wir unverſchämt betrogen haben, ſo haben wir auch unverſchämtes Glück dabei gehabt. Daß der gute Hugo ſtarb — nun, Sie wollten es nicht für ein Glück anerkennen und thun es vermuthlich noch heute nicht. Aber ich muß doch bei Dem bleiben, was ich Ihnen gleich damals ſagte: Hugo war zu weich, zu unmännlich; er hatte die rohe Offiziersehre im Leibe, die wie ein Stier gegen die Wand rennt, ohne den Verhältniſſen Rechnung zu tragen. Das Geheimniß hätte ihn erdrückt, er war nicht der Mann dazu; wohl ihm und wohl uns, daß er davon erlöſt ward, wennſchon wir allerdings wünſchen durften, daß die Erlöſung etwas weniger Eclat gemacht hätte. Doch das iſt nun auch längſt überwunden — und nun, Couſine, ſehen Sie ſich um im Kreiſe, was aus den ehemaligen Mitwiſſern unſers Geheimniſſes geworden iſt! Alle geſtorben, verdorben, verweht wie die Spur im Sande! Wir Beiden ſind die Einzigen, die noch übrig — aber wir ſind auch nicht Mitwiſſer, wir ſind die Wiſſenden ſelbſt und halten die Fäden, und wenn wir todt ſind, werden wir ſie noch immer halten; denn ſie ſind feſt wie Erz, und der Beſtand der ganzen geſellſchaftlichen Ordnung iſt mit unſerer — Lüge verſtrickt. Aber wo ſind die Andern hin?“ wiederholte er behaglich; „der Medicinalrath, den ich früher zuweilen im Verdacht hatte, etwas gemerkt zu haben, hat offenbar nie etwas gewußt; er mag alſo immerhin leben, ſo lange die Gnade des Herrn es ihm beſtimmt hat. Aber — die Mutter des Kindes todt, Frau Schernberg verrückt, ihre Schweſter, die das Kind aufſüttern ſollte, todt, das Kind ſelbſt ebenfalls todt — das gute Mäuschen, es ſtarb ſchon im zweiten Monat; ich habe Ihnen den Todtenſchein damals richtig überliefert", ſetzte er hinzu, mit einem Seitenblick auf die Baronin, ſo glatt und gleißend wie eine Schlange, und dabei ſo ſcharf und ſpitz wie der Zahn der Schlange.

Die Baronin nickte ſchwermüthig. „Das arme Kind!" ſagte ſie. „Ich habe damals viel darum geweint und mir ſeinen Tod ſchwer zu Herzen genommen. Doch war es wol am beſten ſo; es würde doch nur ein freudloſes Daſein geführt haben, und auch die unglückſelige Verwirrung, in der wir ohnedies ſchon leben, hätte ſich dadurch vermuthlich nur vermehrt."

„So höre ich Sie gern“, beſtätigte der Präſident; „das heißt geſprochen, wie eine vernünftige Frau ſprechen muß, welche die Vergangenheit hinter ſich und keine Entdeckung mehr zu befürchten hat, ſich alſo auch das Komödiengeſicht der Reue erſparen kann. Aber darum wiederhole ich Ihnen auch und rathe Ihnen, theure Couſine: laſſen Sie Alles gehen wie es geht, rühren Sie weder an dem Teſtament noch an dem Vermögen. Sie können den guten Rudolf nicht leiden — nun ja doch, in meinen Augen ſind Sie entſchuldigt; es mag freilich ſeine Schwierigkeiten haben, Mutterliebe zu empfinden, wo man nicht Mutter iſt. Auch hätten wir wol wünſchen können, ich gebe es Ihnen zu, eine beſſere Nummer zu greifen als dieſen unangenehmen, widerwärtigen Burſchen; wenn die Gicht, die ihn jetzt an den Füßen zwickt, gelegentlich einmal ein bischen höher hinauf ihm ans Herz treten wollte, ſo würden wir uns nicht allzu ſehr um ihn grämen, es würde uns im Gegentheil eine große Erleichterung ſein, darin gebe ich Ihnen wiederum Recht, und wollte ich für dieſen Fall nichts dagegen haben, Sie möchten dann das Vermögen vererben an wen Sie wollten. Aber vorläufig iſt er noch da, wir müſſen ihn ertragen; man kann auch den kleinen Kindern nicht anſehen, wenn ſie eben geboren ſind, was dereinſt aus ihnen wird. Seine Mutter war eine leichtfertige Dirne; aber mit allem Reſpect, theure Couſine, Sie hätten mit einem eigenen Sohne noch Schlimmeres erleben können. Und darum habe ich von jeher zum Frieden gerathen und thue es jetzt wieder. Solange Sie leben, gehört das Vermögen Ihnen, laſſen Sie ihn zappeln, es iſt ihm ganz recht: aber machen Sie keinen Verſuch, den Haß über das Grab fortzuſetzen, Sie könnten eine Verwirrung anrichten, die das ganze mühſame Gebäude wieder einreißen und

Sie und mich unter den Trümmern begraben könnte.“

Die Baronin fuhr ungeſtüm in die Höhe. „Ja, ich haſſe Rudolf“, rief ſie, „und habe ein Recht ihn zu haſſen; er iſt überſchüttet worden, der Fremdling, mit einem Meer unverdienter Güte, während — während mein eigenes Kind Noth und Elend litt, und was iſt aus ihm geworden? Die gemeine Natur bricht an allen Ecken aus ihm hervor. — Doch iſt jetzt nicht von ihm die Rede, ſondern davon, daß es Andere gibt, denen im Gegentheil weniger geſchehen iſt, als ihnen gebührte, und daß ich nicht aus der Welt gehen will, ohne mein Unrecht ſoviel als möglich vergütet zu haben. Ich kann mich keines ſo guten Chriſtenthums rühmen“, ſetzte ſie mit Bitterkeit hinzu, indem ſie die großen ſtarren Augen auf den Präſidenten richtete, „wie Sie, lieber Vetter, ſich neuerdings zugelegt haben. Aber wir werden alt — und es iſt mir ein furchtbarer Gedanke, Unrecht zu hinterlaſſen, das nicht geſühnt iſt....“

Der Präſident hielt ihren Blick nicht nur ruhig aus, ſondern erwiderte ihn ſogar mit ſolcher Feſtigkeit, daß Ulrike ihr Auge zuletzt abwenden mußte. „Es iſt mir nichts davon bekannt“, ſagte er mit feſter, gleichgültiger Stimme, „daß ſolch ein Unrecht exiſtirte, oder daß es irgendwo einen Menſchen gebe, der ein gegründetes Anrecht hätte, Entſchädigung von Ihnen zu verlangen. Sie werden doch nicht etwa die alten Weiber und Vagabonden im Thurme meinen? Begehen wir keine Schwachheiten, Couſine! Mit dem Legat, welches Hugo ihnen damals ſo thörichter Weiſe überließ, ſind die entſchädigt genug; wollen Sie aber mit Gewalt ein Uebriges thun, gut, ſetzen Sie ihnen ebenfalls eins aus, oder noch beſſer, machen Sie ihnen eine Schenkung unter Lebenden, eine Form dafür wird ſich ſchon finden, und man wird Ihren Namen preiſen vom Aufgang bis zum Niedergang.“

Ulrike ging in wachſender Bewegung auf und nieder; das Wort ſchwebte ihr auf der Zunge und doch hatte ſie den Muth nicht es auszuſprechen. „Nein, nein“, rief ſie, „es iſt noch Jemand anders — beſinnen Sie ſich doch, Vetter! Sollten Sie wirklich nichts ahnen? Es geſchah ja doch hauptſächlich durch Ihre Vermittelung, daß es damals ſo weit kam ...“

Der Vetter rieb und putzte an ſeiner Brillantnadel, als ob dies das Wichtigſte wäre, was es in der Welt für ihn zu thun gäbe. „Da ich“, ſagte er endlich zögernd, „ſeit ſo vielen Jahren die Ehre habe, Ihren Geſchäften vorzuſtehen, theure Couſine, und mich auch in allen übrigen Stücken Ihres Vertrauens erfreut habe, ſo müſſen Sie mir ſchon erlauben, daß ich an die Anſprüche, die da ſo plötzlich aufgetaucht ſein ſollen, nicht glaube. Sie können nicht richtig ſein, dieſe Anſprüche; denn um richtig zu ſein, müßten ſie durch meine Hände gegangen ſein. Sollten Sie jedoch, wie ich aus Ihren gegenwärtigen Aeußerungen faſt vermuthen muß, das Zerwürfniß mit Ihrer ſeligen Schweſter, unſerer guten Couſine Klara, verehelichten von Froideville, meinen, ſo geſtatten Sie mir darauf Folgendes zu erwidern. Erſtlich habe ich allerdings nicht geahnt noch für möglich gehalten, daß Sie ſich jemals wieder mit ihr oder ihren Nachkommen verſöhnen würden; ich habe Sie allerdings, Couſine, für eine Frau von Einſicht und Charakter gehalten, die, was ſie einmal begonnen, auch durchzuführen weiß. Auch waren die Beſchuldigungen, welche meine ſelige Couſine (ich habe wirklich erſt vor acht Tagen durch ein zufälliges Stadtgeſpräch erfahren, daß ſie todt iſt; Sie werden das natürlich jetzt beſſer wiſſen) — es waren, ſage ich, dieſe Beſchuldigungen ſo plumper Natur und trafen ſo gefährlich nahe an die Wahrheit, daß es mir darum ſchon eine Pflicht der Klugheit ſchien, nachdem das Zerwürfniß einmal entſtanden, es nun auch mit unerſchütterlicher Conſequenz durchzuführen. Wenn Sie nun jetzt, wie es den Anſchein gewinnt, Luſt verſpüren, mir die Schuld deſſelben beizumeſſen und zu behaupten, als wäre der Zwiſt zwiſchen Ihnen und Ihrer Schweſter durch mein Dazuthun entſtanden, ſo muß ich Ihnen, theure Couſine, ins Gedächtniß rufen, wie ich mich im Gegentheil mit Hand und Fuß dagegengeſtemmt und wieviel Mühe ich mir gegeben habe, den Bruch zu verhüten. Darin gebe ich Ihnen allerdings Recht, daß, nachdem er einmal eingetreten, ich für meine Perſon nun auch dabei beharre; es gibt für mich keine Klara von Froideville mehr, noch gibt es für mich Froideville'ſche Nachkommen und Erben. Doch habe ich mich darüber ſoeben erſt geäußert und darf ich mir daher wol die Freiheit nehmen, zum dritten und hauptſächlichſten Punkte überzugehen. Sie ſprechen von Entſchädigungen, welche Sie Klara's Enkelin ſchuldig ſind, der jungen Klara oder wie ſie ſonſt heißt, die Sie — verzeihen Sie mir dieſe Aeußerung — mehr liebenswürdiger- als überlegterweiſe in Ihr Haus aufgenommen. Aber woher ſtammen dieſe Anſprüche? wo ſind und was bedeuten ſie? Ihre Schweſter hatte damals ſchon jede Möglichkeit, aus dem Teſtament des Oheims zu erben, verloren, ihr Mann war todt und das einzige Kind eine Tochter. Sind Sie nun glücklicher geweſen und hat der Himmel — ich ſage der Himmel — Ihnen einen Sohn beſchieden, welches Unrecht war damit Ihrer Schweſter widerfahren? Welche thörichte, welche unausführbare Gutmüthigkeit wäre das, in dem Glück, das uns trifft, eine Beeinträchtigung unſers Nächſten zu ſehen und ihn ſchleunigſt dafür entſchädigen zu wollen, daß er nicht auch ſo glücklich geweſen iſt? Wir können nicht Alle Söhne in die Welt ſetzen", fügte er mit furchtbarem Hohn hinzu, „in der Familie Ihrer ſeligen Schweſter ſcheinen die Mädchen heimiſcher zu ſein als die Knaben, das Enkelkind iſt ja, wie ich höre, auch wieder ein Mädchen — geben Sie ihr eine kleine Summe ein für alle mal und bringen Sie ſie als Gouvernante unter oder ſonſt Dergleichen, aber hübſch weit weg von hier, in Ungarn oder Polen ..."

Frau von Schwarzenfeld war während der langen Rede ſprachlos auf- und abgegangen; die Ohren ſchwirrten ihr, ſie hatte Mühe, nur den Klang der Worte zu verſtehen, die der Vetter ſprach. Zwanzig mal blieb ſie vor dem Bureau ſtehen und überlegte bei ſich ſelbſt, ob ſie nicht das verſiegelte Papier herausnehmen, es dem Vetter einhändigen und damit der ganzen Verwirrung mit Einem Streich ein Ende machen ſollte. Denn hier hatte ſie für den Fall ihres Todes aufgezeichnet, was außer ihr kein Menſch mehr wußte; was die zögernde Lippe ſich zu geſtehen weigerte, hier ſtand es lesbar, mit nackten Worten, verſtändlich für Jedermann. . . .

Aber nein, noch lebte ſie und fühlte, wie die Scham ihr das Blut in die Wangen trieb; die Todten waren glücklich, ſie konnten Alles geſtehen, weil ſie ſich nicht mehr zu ſchämen brauchten. Doch mußte ſie wenigſtens das Misverſtändniß zu beendigen ſuchen. „Aber wer ſpricht denn von Klara?“ rief ſie geringſchätzig, „was die bedarf, die kann ich noch von meinem Nadelgeld glücklich machen . . .“

Aber gleich darauf, als hätte ſie ſchon jetzt zu viel geſagt und weil ſie doch die Unmöglichkeit fühlte, dem Vetter Auge in Auge zu geſtehen, was ſie geſtehen wollte und mußte, brach ſie raſch ab und verſuchte einen andern, minder directen Weg, der ſie doch vielleicht noch ſicherer zum Ziele führte. „Laſſen wir“, ſagte ſie, „dieſen Gegenſtand für heute ruhen, ich bin zu aufgeregt, und es kann leicht ſein, daß ich Dinge ſage oder gar ſchon geſagt habe, in denen allerdings nur wenig Menſchenverſtand iſt und die ich bei ruhiger Stimmung ſelbſt widerrufen müßte. Sprechen wir von etwas Anderm, was mir in der That auch das Wichtigſte iſt und weshalb ich Sie, lieber Vetter, eigentlich zu mir bitten ließ. Sie erkennen die Pflicht, altes Unrecht zu vergüten, nicht an, gut, wir wollen uns nicht darüber ſtreiten; ſo werden Sie doch wenigſtens, Sie mit Ihrem chriſtlichen Herzen, die Pflicht der Dankbarkeit anerkennen. Da iſt der Ulrich Schwarz —“

Jetzt war die Reihe, verlegen zu werden, an dem Präſidenten. Und zwar gab die Baronin ihm in dieſem Augenblick ſehr reichlich zurück, was er ſoeben ausgetheilt hatte. Der Welt Einſturz würde er eher erwartet haben.

als daß Ulrike aus freien Stücken dieſen odiöſen Namen vor ihm nennen würde. Er wußte ſich in ſeiner Verlegenheit nicht anders zu helfen, als daß er ſich ſtellte, wie wenn er die Couſine gar nicht verſtanden hätte; er lehnte den Kopf auf die Seite, hielt die Hand vors Ohr und ſah ſie mit lächelnden Blicken fragend an.

Allein die Baronin kannte, wie geſagt, dieſe Künſte und war feſt entſchloſſen, ihren Weg weiterzugehen. Darum fuhr ſie ruhig fort: „Sie kennen ohne Zweifel den Ulrich Schwarz, lieber Vetter, und haben von dem großen und unſchätzbaren Dienſt gehört, den er mir geleiſtet hat. . . .“

Der Präſident rückte unruhig hin und her. „Ich war damals“, unterbrach er ſie, „wie Sie ſich gütigſt entſinnen wollen, theure Couſine, gerade noch im Bade; auch iſt es meine Art nicht, mich um Stadtgeklätſch zu bekümmern.“

„Aber das iſt auch kein Stadtgeklätſch“, verſetzte die Baronin mit Ruhe, „ſondern eine Thatſache, für die ich gültige Zeugen habe und die ich nicht vergeſſen werde, ſolange ein Athem in mir: Ulrich Schwarz hat mir das Leben gerettet, er hat es gethan, ohne mich zu kennen, ohne Ausſicht auf Belohnung und mit Gefahr ſeines eigenen Lebens; wie er denn auch infolge der Verwundung wochenlang ſehr bedeutend krank gelegen —“

„Und ſehr bedeutend von Ihnen gepflegt worden iſt, in Ihrem eigenen Hauſe, ich glaube beinahe in Ihrem eigenen Zimmer“, warf der Präſident hämiſch dazwiſchen.

„Richtig“, entgegnete die Baronin, „und Sie als milder, chriſtlicher Mann werden das gewiß vollkommen anerkennen; der Samariter that noch viel mehr und that es an ſeinem Feinde. Sie ſehen ein, milder, chriſtlicher Mann, daß meine Dankbarkeit damit nicht zu Ende ſein darf; es wäre doch zu wenig für ein gerettetes Leben, ein bischen Charpie und Himbeerwaſſer und ein Bett in einem Hauſe, wo für gewöhnlich zwanzig Zimmer leerſtehen. Geben Sie mir denn einen Rath, alter treuer Rathgeber: was meinen Sie, wie ſoll ich dem wackern Ulrich meinen Dank bezeigen? Welches Geſchenk iſt reichlich, welche Erkenntlichkeit herzlich genug, ſeine aufopfernde That zu belohnen?“

Der Präſident, verzweifelnd, dieſes Geſpräch auf gewöhnlichem Wege zu Ende zu führen, ſtand auf, machte einen feierlichen Diener: „Da Sie doch ſchon von Herzlichkeit ſprechen“, ſagte er, „— heirathen Sie ihn, gnädige Couſine.“

Die Baronin ſchrie leiſe auf; ſie mußte ſich auf das Cylinderbureau ſtützen, ſo bebten ihr die Füße. Doch hatte ſie ja ſchon Schlimmeres ertragen: Ulrich ſelbſt hatte ſie ja mit dieſen frechen Anſpielungen verfolgt, und ſie hatte ihm nicht einmal zürnen dürfen. Darum bezwang ſie ſich auch jetzt und antwortete mit möglichſter Ruhe:

„Nein, heirathen werde ich ihn nicht, dazu bin ich zu alt, auch hat er vorläufig noch eine Frau — aber adoptiren werde ich ihn. . . .“

„Adoptiren?!“ kreiſchte der Präſident, der jetzt wirklich zum erſten male ſeine Haltung verlor. „Adoptiren?! Aber, theure Couſine, welch ein Gedanke! Die Lehre von der Adoption iſt eine der ſchwierigſten im ganzen Corpus juris — ich bitte Sie um Himmelswillen, nur nichts von Adoptiren! Es brächte mich unter die Erde, und Sie ſelbſt, theure Couſine, wären längſt bleich und kalt, bevor dieſe Adoption zuſtande gebracht wäre!“

„Oh“, entgegnete die Baronin, „ich gedenke noch ein gut Stück zu leben; auch kann ich die Adoption ja wol teſtamentariſch feſtſetzen. Darüber und über Alles, was ſonſt dazu gehört, wünſchte ich Ihren Rath, guter Vetter —“

Aber dieſe Kaltblütigkeit brachte den Vetter erſt recht in Harniſch; der feine kleine Mann war vielleicht noch niemals ſo aufgeregt geweſen, ſeit er über die Erde trippelte. „Es iſt ja rein unmöglich“, rief er, „aus rechtlichen Bedenken rein unmöglich! Zwar iſt der Fall im Teſtament nicht vorgeſehen — Herr Gott, wer kann auch auf Alles denken, worauf ein müßiger Weiberkopf geräth?! Doch hat Rudolf das vollkommenſte Recht Einſpruch zu thun; auch verſtände es ſich ganz von ſelbſt, daß Ihr Adoptivſohn nicht das Mindeſte von dem Vermögen erben könnte, und auch, was die Verwaltung und Nutznießung anbetrifft, ſo wäre unter dieſen Umſtänden eine Curatel auf Rudolf's Antrag vollkommen gerechtfertigt —“

Die Baronin horchte ſcharf auf. „Ich dürfte meinem Adoptivſohn nichts vererben?“ fragte ſie. „Auch nichts von Dem, was ich mir erweislich erſpart und mit meinen Erſparniſſen erworben habe? Das kann unmöglich Rechtens ſein, Vetter; ich werde mich genöthigt ſehen, noch einen zweiten Juriſten zu befragen. . . .“

„Fragen Sie“, rief der kleine Mann, „wen Sie wollen, nur laſſen Sie mich gefälligſt aus dem Spiele. Zu ſolchen Dienſten paſſe ich nicht, ich kann große Vermögen erwerben helfen, aber nicht zerſtören. Ja ich ſage es Ihnen ganz offen: wie ich hier bin, gehe ich ſtehenden Fußes zu Rudolf und verrathe ihm den ganzen Anſchlag, damit er ſeine Maßregeln danach treffen kann.“

Die Baronin lächelte verächtlich. „Und wenn Rudolf nun mit Allem einverſtanden iſt?“ ſagte ſie. „Wenn dies nun der Preis iſt, um den ich mich mit ihm ausſöhne, und nehme das Geheimniß, das für ihn zum mindeſten ebenſo gefährlich iſt wie für mich, mit ins Grab? Und er nimmt den Preis an, wie dann, mein kluger Vetter?"

Der Vetter ſchüttelte den Kopf. „Dies ſind keine Geſpräche", meinte er, „für zwei Leute in unſern Jahren; erlauben Sie mir, gnädige Couſine, daß ich mich beurlaube. Vorläufig ſchweige ich; wünſchen Sie das Geſpräch ein andermal wiederaufzunehmen, ſo ſtehe ich zu Dienſten. Doch hoffe ich, daß Sie inzwiſchen mit ſich zurathe gehen und das Unausführbare Ihres Vorſchlags ſelbſt einſehen werden. Ulrich Schwarz, den ehemaligen Seiltänzer, adoptiren! Es iſt beinahe noch ſchlimmer als ihn heirathen; der Skandal iſt derſelbe, beim Heirathen aber ſieht man doch wenigſtens warum und wozu."

Die Baronin, welche unter dieſen Umſtänden freilich nicht daran denken durfte, den Vetter in den innerſten Kern ihres Geheimniſſes einzuweihen, fand keine Veranlaſſung, ihn zurückzuhalten. Und ſo ſchieden die beiden Verwandten in einer Verſtimmung und Erkältung, wie ſie noch niemals zwiſchen ihnen beſtanden hatte oder ihnen doch noch niemals ſo zum Bewußtſein gekommen war.

Elftes Capitel.

Friedensſchluß.

Ungefähr zu derſelben Zeit fand auch die von Hermann ſo ſehnſüchtig gewünſchte Erklärung zwiſchen ihm und Klara ſtatt. Er begegnete ihr eines Tags, da ſie von einem häuslichen Einkauf zurückkam, auf der Straße. Mit raſchem Entſchluß drängte er ſich ihr zur Seite, und ohne auf ihre kalten Blicke und ablehnenden Geberden zu achten, ſchüttete er ihr ſein ganzes Herz aus. Er ſtellte ihr vor, wie unſaglich tief ihre Kälte ihn ſchmerze und daß ihr Beiſammenſein, das unter andern Umſtänden das Glück ſeines Lebens ſein würde, ihm auf dieſe Weiſe zur unerträglichſten Pein werde. „Habe Mitleid mit mir, Klara", flehte er, „biſt du wirklich überzeugt, daß ich deiner unwürdig geworden, ſo ſage mir doch wenigſtens wodurch; mein Gewiſſen iſt rein, rein und klar wie dein Auge, und ich brauche vor keinem deiner Blicke zu erröthen. Aber nein, du weichſt mir aus, du fliehſt mich, ja in dieſem Augenblick, wo ich an deiner Seite gehe, ziehſt du dich vor meiner Berührung ſcheu zurück, als könnte ich dich verpeſten. Ich darf wol auch gar nicht mehr Du zu dir ſagen? Es iſt wol Alles nicht wahr, was einſt zwiſchen uns geweſen, und daß wir uns wie ſelige Kinder Herz am Herzen gelegen? Ach Klara, du warſt mein Stern in mancher einſamen, finſtern Nacht, du warſt nicht da, ich ſah dich nicht, aber mein Herz ſah dich — nun biſt du da, aber dein Blick ſtreift kalt über mich hinweg, als ob mein Anblick ihn beſudelte!"

Klara erröthete bis über die Augen. Doch war es vielleicht auch nur von der Anſtrengung, mit der ſie ihren Schritt beflügelte, um baldmöglichſt von der peinlichen Begleitung befreit zu werden. Endlich ſagte ſie:

„Ob man Du oder Sie zueinander ſagt, iſt im Grunde eine bloße Gewöhnung, man kann bei dem Einen ſoviel oder auch ſowenig denken wie bei dem Andern. Von Verpeſten und Beſudeln mußt du nun aber gar nicht ſprechen, das ſind Ausdrücke, die ich früher niemals von dir vernommen und die du ganz gewiß bei unſerm guten ſeligen Herrn Prediger nicht gelernt haſt. Aber freilich, die neue Geſellſchaft, in der du lebſt, und die guten Beiſpiele, die du vor Augen haſt . . .“

Und nun erzählte ſie ihm mit wachſendem Eifer, wie ſie ſchon unterwegs auf der Reiſe hierher von dem ſchmählichen Verhältniß erfahren, das ſich zwiſchen Hermann's Schwager, dem ſchönen Ulrich, den ſie bis dahin kaum dem Namen nach gekannt, und ihrer eigenen Großtante angeknüpft hatte. „Du kannſt dir leicht vorſtellen, welch eine Qual es unter dieſen Umſtänden für mich war, in das Haus zu gehen. Auch habe ich es nur gethan, um dem Befehl meiner ſeligen Großmutter zu gehorchen und damit ich inzwiſchen Zeit gewinne, mich nach einer andern, vielleicht minder gemächlichen, aber ehrenvollern Stellung umzuthun. Doch hat mich das Alles nicht halb ſo geſchmerzt, als zu hören, daß du mitſammt deiner ganzen Familie von den frevelhaften Almoſen dieſer alten Dame lebſt. Für die Thorheiten deines Schwagers mache ich dich ſo wenig verantwortlich, als du mir hoffentlich die Niedrigkeiten meiner Großtante und das ganze wüſte Treiben zuſchreiben wirſt, das in dem Schwarzenfeld'ſchen Hauſe herrſcht. Auch deine Schweſter mag thun oder laſſen, was ſie vor Gott und ſich ſelbſt glaubt verantworten zu können; ich habe ſie früher gekannt und verehrt und hätte es niemals für möglich gehalten, daß ſie ſich ſo verirren könnte. Aber daß du, der Freund meiner Jugend, mein liebſter Mitſchüler, der geliebteſte Zögling unſers alten würdigen Predigers — daß du dich ſo vergeſſen und ſo von dir ſelbſt abfallen kannſt, dieſe unſaubern Abenteuer mit durchzumachen; daß du dich nicht zu ſtolz hältſt, nicht zu viel Vertrauen auf dein Erlerntes haſt, dieſes Brot der Schande zu eſſen; daß du nicht deinen Weg zwiſchen die Füße nimmſt und läufſt ſo weit ſie dich tragen wollen — ſiehſt du, Hermann, das iſt es, was ich nicht verſtehe und was ich dir auch nicht verzeihen kann. Komm du im Kittel des Bettlers zu mir, komm als Vagabond, wie dein nichtsnutziger Schwager — ich will dich Du nennen, will deine Wunden waſchen und will mich nicht von dir verpeſtet fühlen, da du doch einmal ſo zu ſagen beliebſt. Aber dich in dieſem Schwarzenfeld'ſchen Hauſe ſehen, kokettirend mit dieſer Frau, die ganz gute Theaterſtücke ſchreiben mag, aber doch kein richtiges Weib, keine wahrhaftige Frau ihres Mannes und Schutzgeiſt ihres Hauſes iſt — ſehen müſſen, wie das unglücklich verwahrloſte Geſchöpf, die Flora, ſeitwärts nach dir ſchielt, während ſie auf der andern Seite den armen blinden Thoren kirremacht — und mir bei alledem ſagen, was das eigentlich für einen Zuſammenhang hat und auf welchem Wege, dem Wege der Schande und Niedrigkeit, du, der Sohn der Armuth — das iſt kein Vorwurf: denn ich bin ihre Tochter — dazu gekommen biſt, der Tiſchgenoſſe der Vornehmen zu werden — ſiehſt du, Hermann, das iſt ein Gedanke, der mir das Herz zuſammenſchnürt, und lieber als daß ich ihn denken muß, möchte ich dich im Grabe ſehen."

Hermann fühlte ſich aufs tiefſte erſchüttert;

wie er jedoch ſeine Faſſung wiedergewonnen, fiel es ihm nicht ſchwer, Klara von der Grundloſigkeit ihres Argwohns zu überzeugen. Er ſchilderte ihr ausführlich, wie das Alles gekommen und welch ein Sklave ſeines Schwagers er ſei, daß er willenlos folgen müſſe, wohin jener ihn treibe. Von dieſem Letztern wollte Klara nun zwar nichts wiſſen; ſie behauptete, es ſei eben Sache des Mannes, ſich ſelbſtändig zu machen, und ein junger Menſch mit zwei geſunden Armen, wie Hermann, dürfe nie über Abhängigkeit klagen. „Ich achte und liebe dein Talent gewiß ſehr“, ſagte ſie, „du weißt es von früherher, und auch unſer guter alter ſeliger Vater hatte oft ſeine Freude daran und ſetzte große Hoffnungen darauf. Und doch ſage ich dir, male lieber keine Bilder, wenn ſie dich zum Sklaven machen, aber hacke Holz und ſei ein freier Mann dazu.“

Als Hermann ihr jedoch die unglückliche

Lage ſeiner Schweſter ſchilderte, zu deren Schutz und Schirm der alte Prediger ſelbſt ihn beſtellt hatte, ſowie die Beſorgniſſe, die das heimliche Treiben ſeines Schwagers ihm erregten und die ſeine Anweſenheit nothwendig machten, um noch Schlimmeres zu verhüten — ſo gab Klara endlich zu, daß es im menſchlichen Leben wol Lagen gebe, in denen der Menſch nicht immer ſo könne wie er wolle, und daß auch das ſtrengſte Sittengeſetz gewiſſe unvermeidliche Einſchränkungen und Ausnahmen anerkennen müſſe. Vollſtändige Abſolution ertheilte ſie ihrem Freunde jedoch erſt, nachdem ſich derſelbe wegen der Umarmung gerechtfertigt, in der ſie ihn bei ihrem Eintritt in die Schwarzenfeld'ſche Wohnung mit der Regierungsräthin betroffen. Und auch dies that Hermann, dem die Schwingen allmälig wieder wuchſen, mit ſo viel Humor und mit ſolchem unverkennbaren Ausdruck von Wahrhaftigkeit, daß Klara ſich endlich zufriedengeben mußte. Sie lachte ſogar zuletzt ſelbſt über die kritiſche Lage, in der ihr Freund ſich befunden, meinte aber doch, die Angſt, die er inzwiſchen ausgeſtanden, ſei ſehr wohl angebracht geweſen und möge ihm für künftige Fälle zur Warnung dienen.

Zwölftes Capitel.

Das Vermächtniß des Predigers.

Nachdem der Friede ſo wiederhergeſtellt war — und ſie hatten den Weg zum Schwarzenfeld'ſchen Hauſe zwei mal machen müſſen, um die nöthige Zeit zu ihren Auseinanderſetzungen zu gewinnen — ſagte Klara, die ſeitdem auf einmal ein ganz anderes Geſicht bekommen hatte und nun wirklich blühte wie eine Roſe: „Da du nun alſo ſo ſchön um Verzeihung gebeten haſt und dich ernſtlich beſſern willſt, ſo will ich dir auch deinen Lohn austheilen, den Brief von unſerm theuern — —“

Sie vermochte den Satz nicht zu vollenden;

während ſie noch zu lächeln verſuchte, perlten ihr ſchon die Thränen, Thränen der Sehnſucht und des Andenkens, über die Wangen. Mit zitternder Hand und das erröthende Geſicht halb wegwendend griff ſie in ihr Buſentuch und reichte ihm den heißerſehnten Brief. „Da“, ſagte ſie, „ich habe ihn immer bei mir getragen: denn ich hoffte ja noch immer, du würdeſt gut und des Vermächtniſſes würdig ſein.“

Hermann war ſo glücklich und zugleich ſo betrübt, daß er kaum wußte, was er antworten ſollte; um ſeiner geſpannten Stimmung Luft zu machen, verſuchte er einen Scherz und ſagte:

„Wenn ich Alles ſo ſcharfnehmen wollte wie du, liebe Klara, und auch ſoviel Argwohn hätte, wie dir im Köpfchen ſteckt, ſo hätte ich jetzt die ſchönſte Gelegenheit, dir ebenfalls eine Epiſtel zu halten; was iſt das für ein Medaillon, das du da um den Hals trägſt? Ich habe es wol geſehen, es iſt ein feiner, ſtattlicher junger Herr —"

„Ja", verſetzte Klara gleichmüthig, „mit Puffenärmeln und einem hohen Kragen, wie die Männer vor zwanzig Jahren trugen. Sei doch kein Tropf, Hermann, es iſt ja das Bild meines Vaters, das Einzige, was ich von ihm beſitze, außer meinem Namen, und auch den hat mir meine Großmutter erſt kurz vor ihrem Tode anvertraut. Herr Kroppenberg" — indem ſie zu lächeln verſuchte — „iſt ein wildes Blut geweſen, wie ihr Männer alle; er hat meine arme Mutter verlaſſen, wenige Wochen nachdem ich das Licht der Welt erblickt, und hat ſeitdem nichts von ſich hören laſſen. Gott weiß, wo ſeine Aſche ruht, aber wo es auch ſei: ſie ruhe in Frieden...."

Die Erinnerungen, die in dem jungen Mädchen aufſtiegen, verbunden mit dem Eindruck des langen, lebhaften Geſprächs, waren ſo heftiger und zum Theil auch ſo düſterer Natur, daß Hermann ſie nicht länger aufzuhalten wagte. Er verließ ſie daher, den Brief des Predigers gleich einem Kleinod auf der Bruſt verbergend — er war noch warm von ihrem Herzſchlag — und ſuchte ſich einen ſtillen Winkel auf, wo er ihn ungeſtört erbrechen und leſen konnte.

Doch war der Inhalt nicht ganz ſo wichtig, wie der geneigte Leſer vielleicht erwartet hat. Für Hermann war er gleichwol vom größten Intereſſe; der alte würdige Herr hatte die Herannäherung des Todes gefühlt, er hatte die Feder ergriffen und hatte, auf Gott vertrauend, der ſeinen Worten den richtigen Weg wol zeigen würde, ſeinem theuern, nun ſchon ſo lange verſchollenen Zögling noch einmal jene Rathſchläge und Warnungen der treueſten Vaterliebe wiederholt, die er ihm ſo oftmals mündlich ertheilt hatte. Und der brave, unverdorbene Jüngling nahm ſie mit einer Rührung auf, als kämen ſie friſch vom geliebten, ach nun auf ewig verſtummten Munde. Der Prediger legte ihm die Ungewißheit ſeines Schickſals ans Herz und wieviel Demüthigungen und Entſagungen die Verwandtſchaft mit dem wüſten Manne ihm zuziehen würde, der ſich ſeinen Schwager nannte, beſonders auf der künſtleriſchen Laufbahn, der Hermann ſich zu widmen wünſche und die dem rohen Sinne jenes ungebildeten Menſchen nur abgeſchmackt und abenteuerlich erſcheinen könne. Er empfahl Hermann dem Schutz guter Menſchen, vor allem aber beſchwor er ihn auch hier wieder, ſeine Schweſter, Ulrich's Frau, nicht zu verlaſſen und ihr in allen Lagen des Lebens mit Rath und That kräftig beizuſtehen. „Du weißt nicht“, ſchrieb er, „theurer Sohn, und kannſt nicht wiſſen, was dieſe Frau dir eigentlich iſt und welch ein Herz voll Dulbung und Entſagung in ihrem Buſen ſchlägt. Hat ſie eine Schuld begangen, ſo iſt ſie ihr längſt verziehen, und Gott verzeihe Dem, der ſie ſo weit gebracht hat —“ eine Stelle, die Hermann anfangs viel Kopfbrechen machte, bis er ſie endlich ganz einfach und nach ſeiner Ueberzeugung ganz richtig dahin deutete, daß der Prediger ihre unverſtändige Ehe mit Ulrich Schwarz als eine Schuld betrachtete, die ſie gegen ſich, gegen Hermann, gegen die ganze Welt begangen, die wol noch ein beſſeres Schickſal für ſie in Vorrath gehabt hätte. — Dann las er weiter:

„Doch dies, mein Sohn, ſind die Geheimniſſe deiner Schweſter, von denen es mir nicht zuſteht zu ſprechen, noch dir, danach zu forſchen, ſondern die ſie ſelbſt dir enthüllen wird, wenn ſie die Zeit dafür gekommen hält. Dagegen bin ich auf wunderbare Weiſe, vor wenigen Monaten erſt, in den Beſitz eines andern Geheimniſſes gekommen, welches ebenfalls deine Schweſter betrifft und von dem ſie ſelbſt nichts zu wiſſen ſcheint. Einem meiner Amtsbrüder in dem Städtchen, wo deine Schweſter früher lebte, lange vor ihrer Verheirathung, zu einer Zeit, deren du dich nicht mehr entſinnen kannſt, iſt vor einer Reihe von Jahren aus ferner Gegend das einliegende verſiegelte Zettelchen zugeſchickt gekommen nebſt einem Briefe, der den Inhalt des Zettelchen wenigſtens vermuthen läßt. Deine Schweſter hatte den Ort damals bereits verlaſſen, und mein Amtsbruder war nicht im Stande ſeinen Auftrag auszuführen, bis er endlich vor kurzem zufällig den Mädchennamen deiner Schweſter, Gertrud Miller, von mir hörte, hörte, daß ich in früherer Zeit in innigem Verkehr mit euch geſtanden und auch jetzt die Hoffnung noch nicht aufgegeben, eure Spur wiederaufzufinden. Deshalb und weil er ſelbſt im Begriff ſtand, in eine weitentfernte Gegend verſetzt zu werden, erſuchte er mich, das verhängnißvolle Papier an mich zu nehmen. Ich habe mich ſeinem Erſuchen gefügt, weil ich die Ueberzeugung hege, daß ſolche Bande der Liebe und des Vertrauens, wie ſie zwiſchen euch und mir beſtanden haben, nicht vergeblich geknüpft ſein können, und daß daher auch dieſes Blatt, früher oder ſpäter, doch noch in deine Hände gelangen wird. Die gute Klara übernimmt ſeine Aufbewahrung, ich kenne keine reinern und edlern Hände, denen ich es anvertrauen könnte, noch weiß ich ein zweites Haupt, über welchem der Stern der Liebe, der Alles vollbringenden, ſo deutlich leuchtete. Ich brauche ſie dir nicht erſt zu empfehlen für den Fall, daß eure Lebenswege ſich noch einmal kreuzen — und mein Herz ſagt mir, daß es geſchehen wird. So ſorge denn du dafür, mein Sohn, daß ſie dich ihrer und meiner würdig finde und daß die alte Liebe neue Sproſſen treibe. Was den Zettel mit dem Geheimniß deiner Schweſter angeht, ſo haben ich und mein Amtsbruder uns wohl gehütet ihn zu öffnen; es taugt nicht, ſich ohne Noth mit fremden Geheimniſſen zu beladen.

Doch hat der begleitende Brief uns auf die Spur gebracht, und können wir dir nach reiflicher Ueberlegung Folgendes melden und rathen. Wir ſagen nicht: übergib den Zettel deiner Schweſter — es iſt ein furchtbares und weitgreifendes Geheimniß darin, das für viele Menſchen verhängnißvoll werden kann; wir ſagen aber auch nicht: vernichte ihn oder verheimliche ihn deiner Schweſter für ewig — denn das Geheimniß kann, richtig geleitet und benutzt, zum Segen werden für deine Schweſter, für dich und auch noch für andere Leute. Und darum alſo rathen wir dies: kommt er jemals in deine Hände, ſo laß ihn bis auf Weiteres uneröffnet, verbirg ihn ſorgfältig vor Jedermanns Augen, ſelbſt auch vor deiner Schweſter, und bewahre ihn, bis deine Schweſter oder du ſelbſt einmal in ſolche Noth gerathen und in ſolche Verlaſſenheit von der Welt, daß ihr denkt, nun kann das Elend nicht höherſteigen. Beachte dabei aber wohl, mein Sohn, daß es eine ſolche Noth im Grunde gar nicht gibt und daß der wahre richtige Menſch weder das Vertrauen auf Gott noch auf ſich ſelbſt jemals verlieren kann. Möge das verſiegelte Blatt denn eine Mahnung zu Muth und Geduld ſein, möge es lange, lange uneröffnet bleiben und möge es dich in glücklichern Zeiten an ſchwere Stunden erinnern, die du mannhaft überſtanden! Das wird der rechte Segen dieſes Vermächtniſſes ſein und wirkſamer als wenn du darin eine Anweiſung fändeſt auf Reichthum und Wohlleben. Doch will ich deinen Entſchluß nicht binden und auch nicht den deiner Schweſter, falls du ihr nämlich dennoch von dieſem Blatte ſagen willſt. Der Herr lenke Alles zum Beſten; ich preſſe tauſend Küſſe und Segnungen hinein und empfehle dich dem Gott über uns, der zugleich der Gott in uns iſt; er möge dich wohl leiten, und möge dir mein Andenken niemals läſtig werden! Ganz ausdrücklich warne ich dich noch, deinen Schwager jemals von dieſem Blatte wiſſen zu laſſen, der Segen, der möglicherweiſe darin enthalten iſt, würde ſich dann ganz gewiß in Fluch verwandeln und alle Leiden und Erniedrigungen, die ihr von dem rohen Menſchen zu ertragen habt, würden ſich verdoppeln."

Dreizehntes Capitel.

Die Entdeckung.

Hermann war durch die Mittheilung des alten Predigers in hohem Grade beſtürzt geworden. Schon der Gedanke, ſeiner geliebten Schweſter etwas verheimlichen zu ſollen und noch dazu eine Nachricht von ſolcher anſcheinenden Wichtigkeit, hatte etwas höchſt Peinliches für ihn. Und was waren dies für geheimnißvolle Mächte, die ihre finſtern Arme jetzt auch in ſein und ſeiner Schweſter Leben ſtreckten? Eben erſt hatte er ſich mit Klara verſtändigt und ſein Herz von einer drückenden Laſt befreit: und ſchon wälzte ſich eine neue Wolke über ihn, drohend und räthſelhaft, die ihren Schatten weit in die Zukunft warf und ihm die natürliche und unbefangene Anſicht des Lebens verdüſterte?

Andererſeits quälte ihn auch der Gedanke, ob und wann jener äußerſte Moment eintreten werde, von dem ſein verklärter Lehrer ſchrieb und in welchem es ihm verſtattet ſein ſollte, den verhängnißvollen Zettel zu öffnen, und ob er denſelben alsdann auch richtig erkennen würde. Daß dieſer Moment jetzt noch nicht gekommen, darüber war ihm kein Zweifel; ſo erniedrigend die Abhängigkeit auch war, in welcher der Mann ſeiner Schweſter ihn erhielt, und für ſo gefährlich er den Umgang deſſelben mit dem Zundelheinrich erkannte, ſo fühlte er doch noch Kraft und Muth in ſich, alle Gefahren abzuwenden, oder diejenigen, die dennoch hereinbrechen ſollten, wenigſtens mannhaft zu bekämpfen. Freilich mußte er ſich auch ſagen, daß jede Ausſicht auf künftige Selbſtändigkeit ihm dadurch auf lange, vielleicht auf immer genommen war. Die Vorwürfe, welche Klara ihm gemacht und die im Grunde auf Daſſelbe hinausliefen, wenn auch in edlerer Form und aus reinern Motiven, was Flora ihm ſo oft vorgeſtellt, hatten ſein Herz tiefer getroffen und brannten ſchmerzlicher darin, als irgend Jemand ahnte. Der junge Mann fühlte den böſen Anſchein, dem er ſich ausſetzte, ſelbſt ſehr lebendig, und fühlte doch auch, daß er ihm nicht ausweichen, die unwürdigen Ketten, die ihn feſſelten, nicht zerbrechen durfte, um ſeiner Schweſter willen. „Ihr guten Mädchen", dachte er, indem er den Brief des Predigers mit dem Zettel träumeriſch zuſammenwickelte und das Ganze in ſein ärmliches Bettſtroh verbarg, wo er es am ſicherſten wähnte und das in jener abgelegenen Kammer aufgeſchüttet lag, in der wir unſern Freund zuerſt kennen gelernt haben — „Ihr guten Mädchen habt leicht ſprechen von Ketten brechen und von Muth und Willenskraft, die der Mann dem Schickſal entgegenzuſtellen habe! Dieſe Kette iſt die Kette meiner Pflicht — meiner Pflicht gegen Diejenige, der ich den edlern Theil meines Daſeins ſchuldig bin und die mir von Jugend auf Vater und Mutter erſetzt hat; es liegt, meine ich, mehr Muth und Willenskraft darin, dieſer unſcheinbaren, ja demüthigenden Pflicht zu genügen, als, wie ihr mir rathet, den Weg zwiſchen meine Füße zu nehmen und meine Schweſter ſchutzlos zurückzulaſſen. Ja wenn ich ſie mit mir nehmen könnte! Ich fühle Kraft und Muth in mir, uns Beide durch die Welt zu bringen — aber wie würde mein Schwager ſie jemals freigeben? Und würde ſie ſelbſt mir folgen? Er kann ſeine Sklavin nicht entbehren, den ohnmächtigen Gegenſtand ſeiner Launen, und ſie — o Himmel, wie ſelbſtſüchtig die Noth uns macht! Sie hat ja ihr Kind, ihren Bernhard, meinen kleinen thörichten Neffen, von dem der Vater ſich niemals trennen würde; wie würde es ſich denn ſchicken, daß ſie, die Mutter, ihn verließe!“

Er beſchloß alſo, das Verhängniß walten zu laſſen und inzwiſchen mannhaft auf ſeinem Poſten, dem Poſten der Dankbarkeit und Bruderliebe, zu beharren, demſelben Poſten, den ihm auch ſein alter ſeliger Lehrer noch mit ſeinem letzten Wort, ſeinem letzten Gruß ſo dringend anempfohlen. Das Zettelchen mochte warten; er hoffte ſogar, es niemals öffnen zu müſſen.

Doch iſt das Schickſal gewöhnlich mächtiger als unſere beſten Entſchließungen. Auch über Hermann's Haupte ſchwebte eine Kataſtrophe, welche, plötzlich hereinbrechend, Alles mit Einem Schlage veränderte.

Der ſchöne Ulrich war in dieſen Wochen außerordentlich verſtimmt, und wie gewöhnlich mußten Frau und Schwager es entgelten. Freilich hatte er auch Urſache dazu. Die Baronin verweigerte hartnäckig jede Auskunft wegen der Brieftaſche, und von dem Vorſchlag, Herrn Lux darum zu befragen, wollte Zundelheinrich, dem er denſelben natürlich mitgetheilt hatte, nichts wiſſen. Das wäre, behauptete er, erſt die rechte Art, um die ganze Sache zu verderben und hinzutrödeln; er habe im „Grünen Ochſen“ ſchon genug gehört von dem Herrn Lux, was das für ein entſetzlich kluger Menſch ſei, mit ſolchem entſetzlich klugen Menſchen wolle er nichts zu thun haben, die ſchabten ehrlichen Leuten wie ſie nur alle mal die Butter vom Brote. Und das habe er ihm geſagt und wiederhole es hiermit nochmals: auf dieſe Sache habe er ſeinen Kopf geſtellt, bei der wolle und müſſe er ſein Glück machen, ſo oder anders, und wenn die Baronin die Brieftaſche nicht freiwillig herausgeben wolle, gut, ſo wüßten ſie ja den Weg, ſie ſich zu nehmen.

Zu dem Letztern fehlte Ulrich noch immer die Courage. Doch ſchämte er ſich, dieſen Mangel vor dem Zundelheinrich einzugeſtehen, vor deſſen Muth und Stärke er überhaupt großen Reſpect hatte. Auch ſagte er ſich ſelbſt, je länger je mehr, daß es zuletzt doch wol nicht anders werden würde; die Sache konnte ja ſo heimlich angelegt und ſo ſchlau ausgeführt werden, daß auf ihn nicht der mindeſte Verdacht fiel und ſein übriges Verhältniß zur Baronin ganz unverändert blieb; zu ſo etwas war der Zundelheinrich gerade der rechte Mann, und konnte er ihm in allen Stücken blindlings vertrauen. Das Einzige daher, um was er ihn noch bat und was er wirklich nach einigem Sträuben von ihm erlangte, war nur, daß ſie das Unternehmen aufſchoben bis zur Ankunft der Commiſſion, von der jetzt in der ganzen Stadt, am meiſten aber im Muſikantenthurm die Rede war. Ulrich berechnete ganz richtig, daß die allgemeine Aufmerkſamkeit während dieſer Zeit von ſo ganz andern Dingen in Anſpruch genommen ſein würde, daß es ihnen leicht ſein müßte, die That unvermerkt und unentdeckt zu vollführen. Auch würde, wenn die Geſchichte ja unglücklich ablaufen und er zur Flucht genöthigt ſein ſollte, ſeine Abweſenheit aus dem Thurm während dieſer Zeit wol am ſpäteſten bemerkt und ſeine Flucht dadurch weſentlich begünſtigt. Freilich ſtand ihm für dieſen Fall noch ein anderes Hinderniß im Wege, von dem er ſelbſt noch nicht wußte, wie er es beſeitigen ſollte. Seine Frau zu verlaſſen, machte ihm nicht das geringſte Bedenken; war er doch bereit und willig ſich von ihr ſcheiden zu laſſen, ſobald die Baronin es wünſchte. Aber ſein Kind zu verlaſſen, ſeinen „alten Mann“, das war ein Gedanke, den er nicht übers Herz bringen konnte. Er liebte das Kind wirklich und aufrichtig, wenn auch freilich nach ſeiner Art.

In dieſem ſchwarzen, von unlautern Wünſchen und Begierden aller Art durchfurchten Herzen war die Liebe zu ſeinem Kinde der einzige lichte Fleck; Dieb und Räuber konnte er werden, wenn es denn durchaus nicht anders ging — aber auch der Dieb und Räuber wollte ſich nicht von ſeinem „alten Manne“ trennen.

Hätte er Jemand gehabt, dem er ſeine Gedanken und Sorgen hätte mittheilen können, er hätte ſie leichter ertragen oder wäre auch wol ganz davon zurückgekommen. Aber Zundelheinrich, ſein einziger Vertrauter, hetzte und ſchürte nur immer ſeine Beſorgniß wegen der Baronin, ob ſie ihn zuletzt doch nicht an der Naſe führte; ſowie er aber von ſeinem Kinde zu ſprechen anfing, lachte der gewaltige Mann ihn aus und ſchwur und fluchte: er hätte ſchon drei Kinder gehabt mit der rothen Hanne, aber er wiſſe kaum ob ſie lebendig oder todt; ein verſtändiger Kerl ſetze wol ſo etwas in die

Welt, aber nachher kümmere er ſich nicht mehr darum....

Auf dieſe Weiſe genöthigt, Alles in ſein Inneres zu verſchließen, und dabei noch durch das ungleiche Betragen ſeiner Gönnerin gepeinigt, wurde Ulrich immer finſterer und unleidlicher. Der Jähzorn, mit dem er bei der geringſten Veranlaſſung über ſeine unglückliche Frau herfiel, war fürchterlich und bereitete dieſer die traurigſten Stunden. Hermann ſetzte ſich zur Wehr ſoviel er konnte. Doch war dies eben nicht viel; war Ulrich ihm auch an Körperkraft wol ſchwerlich überlegen und an Muth ganz gewiß nicht, ſo warf ſich doch jedesmal, wenn es zum Aeußerſten zu kommen drohte, die Schweſter ſelbſt mit ſolchen Bitten und ſolchem Wehgeſchrei zwiſchen die Streitenden, ſie nahm dann alle Schuld ſo vollſtändig auf ſich ganz allein und mahnte den Bruder ſo dringend ab, daß er ihren Bitten nachgeben und Ulrich ungeſtraft laſſen mußte. Zuletzt wagte er ſich kaum mehr vom Hauſe zu entfernen; die Zeichnenſtunden bei der Regierungsräthin geriethen in Unordnung, ſogar die Abſchriften, die er auf ſein eigenes Verlangen noch fortſetzte, ſtockten; ſelbſt Klara bekam er wenig mehr zu ſehen, Alles weil er nicht mehr wagte, den Muſikantenthurm zu verlaſſen und ſeine Schweſter mit dem wüthenden Schwager alleinzulaſſen.

Und richtig, als er an einem der nächſten Abende bei hereinbrechender Dämmerung von einem kurzen Spaziergang mit Klara zurückkehrte (denn dieſe war jetzt wieder außerordentlich gütig und freundlich gegen ihn und ſcheute nicht, dies auch öffentlich zu erkennen zu geben, wiewol bei der Verwirrung und Unruhe, die ſeit einiger Zeit im Hauſe des Regierungsraths herrſchte, Niemand ſo recht auf ſie achtete) — als Hermann, ſagen wir, eines Abends von einem ſolchen vertraulichen Spaziergang, der ihm jedesmal für viele Tage

Muth und Kraft gab, in den Muſikantenthurm zurückkehrte, ſo hörte er ſchon im Hofe die wilden Scheltworte und Wuthausbrüche, in denen Ulrich ſich wieder einmal gegen die unglückliche Gertrud erging. Die Veranlaſſung war ſo nichtig wie immer. Ulrich war, halb angetrunken, von einem Beſuch beim Zundelheinrich zurückgekommen, hatte nach ſeiner gewohnten Art mit dem „alten Manne“ ſpielen und Narrenspoſſen treiben wollen, hatte aber das Kind, das ſeine Abneigung gegen den Vater überhaupt täglich mehr zu erkennen gab, nicht recht aufgelegt dazu gefunden, und nach ſeiner brutalen Art hatte er das natürlich ſogleich wieder der armen Frau in die Schuhe geſchoben. „Freilich, freilich“, ſchrie er, „es iſt ja nur mein Kind, ich bin ja nur ſein Vater — da wird gehetzt und geflüſtert, gewarnt und vorgepredigt und mit dem charmanten Brüderchen conſpirirt, bis das Herz des Kindes auch ſo verdorben iſt wie eure eigenen ſind, und ich unglücklicher Mann Niemand mehr habe, der mich liebt. Aber meine Geduld iſt zu Ende, bald zehn Jahre lang habe ich dieſe Wirthſchaft ertragen und habe zu Allem Ja geſagt wie ein Narr — nun iſt es zu Ende, und wenn der Lump, der Haſenfuß, ich meine deinen Musje Bruder, mir noch ein einziges mal über die Schwelle kommt, ſo ſoll er erfahren — —"

„Du wirſt das nicht thun", ſtöhnte das unglückliche Weib zitternd, „du wirſt das nicht thun, Ulrich; du haſt mir geſchworen, es nicht zu thun! Denke an die Zeit, da ich dich blutend auf der Landſtraße fand; denke, wie du mich bateſt und flehteſt, dein Weib zu werden, und dann denke auch an alle die elenden Jahre, die ich an deiner Seite verlebt habe...."

„Pah", höhnte der wüthende Mann, „damals wußte ich auch noch nicht, was für ein Früchtchen du wärſt, ich wußte noch nichts von dem ſaubern Herrn Bruder und daß du das Geld mir aus dem Hauſe ſchleppteſt, um ihn großzufüttern. Was thuſt du für mein Kind? was thuſt du für den «alten Mann»? Wird der zum Prediger gebracht? Werden für den gelehrte Bücher angeſchafft? Nicht einmal ordentlich zur Welt gebracht haſt du ihn, er hat keine ſchönen Wängelchen und keine braunen Augenſterne wie der Herr Bruder. Aber freilich, freilich, es iſt ja nur mein Sohn, und ich bin nicht ſo ſchön wie gewiſſe Liebhaber....“

Das arme Weib war auf die Knie geſunken, ihr Kopf lag auf dem harten Stein. „Tödte mich, tödte mich“, wimmerte ſie, „ich will ganz ſtillhalten, keinen Muck will ich thun, du ſollſt mir das Meſſer in die Hand preſſen und ſollſt ſagen, ich wäre es ſelbſt geweſen — Tödte mich! Aber nur dies thue mir nicht an!“

Der ſchöne Ulrich hob zähneknirſchend den Fuß in die Höhe und ſchien zu überlegen, ob er ihn auf das zuckende Haupt ſollte fallen laſſen oder nicht. Endlich drehte er ſich verächtlich um: „Studentendirne“, knirſchte er —

In demſelben Augenblick trat Hermann ein. Er hatte von den einzelnen Worten nichts verſtanden; aber was er ſah und hörte war mehr als hinlänglich, ihn erkennen zu laſſen, was hier wieder vorging. „Steh’ auf, Schweſter“, rief er, indem er ſie mit ſtarkem Arm in die Höhe riß. „Entweihe dich nicht ſelbſt, indem du dein Knie beugſt vor dieſem Nichtswürdigen!“

„Entweihen!“ hohnlachte Ulrich, „an der hat es ſich auch noch was zu entweihen! Frage ſie doch ſelbſt, naſeweiſer Bube, ob ſie ſich wol noch werth hält, daß mein Fuß ſie berührt?“

Gertrud ſchüttelte matt mit dem Kopfe. „Er thut ganz recht“, ſagte ſie, „mit Allem was er thut; miſche dich nicht darein, Hermann, geh' hinaus, mein Bruder, laß mich allein — ich habe dies verdient und Schlimmeres."

„Ja", verſetzte Hermann empört, „ich will hinausgehen — aber nicht ohne dich, meine Schweſter! Komm, laß uns fliehen, die Welt iſt weit, ich habe zwei geſunde Arme — und wenn wir betteln müſſen, es iſt immer noch beſſer als bei dieſem Ehrloſen!"

„Ehrloſen!" kreiſchte der Vagabond, deſſen Augen ſeit Hermann's Eintritt ordentlich leuchteten vor Bosheit und Schadenfreude. „Aber dieſer Ehrloſe iſt doch gut genug geweſen, die Dirne da wieder ehrlich zu machen, und Er, Muſje, ſollte das Wort Ehre am allerwenigſten in den Mund nehmen!"

Hermann ſah verwundert bald ſeine Schweſter, bald den wüthenden Schwager an. Aber dieſer erwiderte ſeine Blicke mit frechem Hohnlachen; er hatte ſich auf die Bettſtatt geſetzt und ſchaukelte behaglich mit den Beinen. Gertrud hatte ſich zum zweiten male auf die Erde geworfen, knieend, auf Händen und Füßen, das Haupt in den Staub geſenkt, rutſchte ſie vor den Unerbittlichen hin und wiederholte nur immer mit wimmernder Stimme:

„Thu' es nicht, Ulrich! denk' an deinen Schwur, Ulrich! Thu' es nicht!“

Der wüſte Lärm und Streit hatte den „alten Mann“ aufgeweckt, der in ſeinem Wägelchen lag und vor kurzem erſt eingeſchlummert war. Er richtete ſich furchtſam in die Höhe; ſeine matte, heiſere Stimme vereinigte ſich mit dem Wimmern der Mutter. Dieſe aber, in ihrem Schmerz, hörte ihn nicht ſogleich, und das goß neues Oel in die Wuth des Mannes.

„Da ſieht man ja“, ſchrie er, „was für eine Mutter ſie iſt! Ja, ja, weil es mein Kind iſt! Der ſchöne Herr Bruder, freilich, freilich, der konnte gepflegt und gewartet werden, für den wurden Süppchen gekocht — !“

Und wieder hob er den Fuß, um die Unglückliche zu treffen. Aber Hermann ſprang dazwiſchen. „Unſinniger“, rief er, indem er die ſtarke Hand auf Ulrich's Schulter legte, daß dieſer faſt zwiſchen den Betten verſank. „Welcher Rauſch hält deine Sinne umnebelt, daß du dieſer Frau zum Vorwurf machſt, was ihr Ruhm und ihre Tugend iſt und wofür andere Männer ſie auf den Händen tragen würden?! Denn eine gute Schweſter iſt auch alle mal eine gute Frau; was kann ſie dafür, Ungeheuer, daß dieſes unglückliche Kind ſo zur Welt gekommen? Und iſt eine Schuld dabei, wen trifft ſie? Sind es nicht die Male deiner Ausſchweifungen, iſt es nicht dein verlorenes, verlottertes Leben, was das arme Kind an ſeinem kranken Leibe, in ſeinem verwirrten Geiſte trägt? Und wie kannſt du behaupten, Trunkenbold, daß ſie ihr Kind weniger pflegt, als ſie es mit mir, ihrem Bruder, gethan hat?!“

„Ihrem Bruder!“ kreiſchte der wüthende Mann, indem er ſich mühſam aus der Bettſtatt emporwand. „Ihrem Bruder! Nun denn, ſo wiſſe, weibiſcher Feigling, der du ehrliche Männer hinterrücks im Bette überfällſt — wiſſe, daß du ihr Bruder gar nicht biſt, ſondern ihr Sohn! Dieſes Weib iſt eine Studentendirne — und du biſt ihr Baſtard!“

Gertrud ſchrie laut auf — ein Schrei, der, ſcharf wie ein Meſſer, durch die fernſten Räume des Thurms ſchrillte, daß die alten Weiber erſchrocken in die Höhe fuhren und ſich zitternd fragten, welch Geſpenſt mit dieſer Wehklage durch die Lüfte zöge. Dann lag ſie ganz ſtill gleich einer Todten.

Hermann taumelte entſetzt zurück. „Wie war das?“ fragte er mit tonloſer Stimme. „Nicht meine Schweſter wäre ſie, ſondern meine

Mutter?!“ Und dann auf ſeine Knie niederfallend und die Ohnmächtige mit heißen Küſſen und Thränen ins Leben zurückrufend: „Oh meine Geliebte“, rief er, „höre mich, komm zu dir! Sage mir, ob dieſer Elende Recht hat und ob heute zum erſten male ein wahres Wort über ſeine ſchmuzige Lippe gegangen iſt! Schweſter oder Mutter — biſt du nicht immer meine Mutter geweſen? Haſt du mich nicht von früh an im innerſten Herzen deiner Liebe getragen — warum nicht auch unter dem Herzen deines Leibes? Antworte mir, theure Mutter, ſage, daß du auch wirklich die Mutter meines Blutes biſt! Und wenn dieſes arme kindiſche Herz noch mehr der Liebe fähig iſt, als mit der ich dich bisher geliebt habe — o, meine Mutter, wie will ich dich lieben!!“

Dieſer unerwartete Erfolg ſeiner Entdeckung verdroß den ehemaligen Seiltänzer nicht wenig; er hatte darauf gerechnet, Hermann dadurch niederzuſchmettern und das unglückliche Weib der Verachtung und dem Spotte des eigenen Kindes preiszugeben. Und nun lief die Geſchichte wol gar aufs Gegentheil hinaus? Und aus dem zärtlichen Bruder wurde ein noch viel zärtlicherer Sohn? Das durfte er nicht leiden, und alſo fing er von friſchem an zu hetzen und zu ſchüren.

„Ja wol“, ſpottete er, „frage ſie doch, bitte ſie doch, dir den Namen deines Vaters zu ſagen — die Elende weiß ihn ſelber nicht, von einem durchreiſenden Studenten hat ſie ſich verführen laſſen, in ihrem ſechzehnten Jahre, es iſt Sünd' und Schande zu ſagen. Auch hat er ihr nur ein einzig mal Geld geſchickt, aber unter falſchem Namen, der ſchlaue Herr. Armſelige paar Hundert Thaler — das war das angebliche Erbtheil eurer Aeltern, du blindgeborener Maulwurf, was du verſtudirt haſt und wovon ſie dich zum vornehmen Manne gemacht hat. Merkſt du nun? Darum nahm ich dich von dem alten Schwätzer, dem Prediger, weg, nachdem ich einmal durch gute Freunde und Nachbarn dahintergekommen, was das eigentlich fur ein Prinzeßchen war. O, ſie war ſchlau, ſie war in eine andere Stadt gezogen, hatte dich für ihren Bruder ausgegeben und dachte ihre Schande damit todtgemacht zu haben. Aber nein, die Schande ſchläft nicht — auch dieſe iſt zutage gekommen, und ich ſelbſt muß mich nur anklagen, daß es nicht ſchon früher geſchehen und daß ich ſo lange den Deckmantel für dieſe verlorene Dirne abgegeben. Begreifſt du nun, du vorlauter Geſelle, warum ſie ſich Alles ſo ruhig gefallen laſſen mußte von mir und mußte die Hand noch küſſen, die ſie ſchlug? Begreifſt du auch, warum dein verwünſchtes glattes Angeſicht mir verhaßter iſt als Tod und Peſt, und warum ich den Teufel lieber neben mir ſehe als dich? Studentenbaſtard!! Und dieſen Baſtard ſollte ich zum großen Manne machen helfen? der ſollte gelehrt und klug werden und ſollte den armen ehrlichen Stiefvater, den Joſeph, der ſich der Jungfrau erbarmte, über die Schulter anſehen? Der ſollte in Glanz und Ehre leben, während mein armer «alter Mann» verkümmert?! Ich habe mir redliche Mühe gegeben, deinen Vater ausfindig zu machen; hätte ich ihn gefunden, ich hätte ihm wollen das ſaubere Söhnchen ſchön vor die Füße werfen und ihm eine Koſtenrechnung machen für alle die Jahre, daß ihm hätten ſollen die Augen übergehen. Aber die Närrin hat ſich ja nicht einmal den Namen ſagen laſſen, ſie hat ja nichts gewußt, ſie hat das Kind in aller Unſchuld gekriegt und hat ſich damit geſchleppt und hat es aufgepäppelt, als müßte es ſo ſein. Aber Art läßt nicht von Art; ſie ſelber iſt ja nur ein Findelkind, ich habe es auch erſt erfahren, da ich ſchon lange Zeit mit ihr verheirathet war da, als dieſe verwünſchten Geldſäcke, die Senatoren und Rathsherren, mich gern aus dem Städtchen forthaben wollten, weil ſie mich anfingen zu fürchten, da wurde mir auch das vorgerückt, daß wir Beide doch gar keine Heimat im Orte hätten, und auch von meiner Frau wüßte Niemand ſo eigentlich, wohin ſie gehörte. ...“

Der thörichte Mann dachte in dieſem Augenblick freilich nicht daran, daß er ſelbſt ganz in demſelben Falle war und ſich über ſeine Herkunft ebenfalls in Dunkelheit befand. Doch hatte Hermann auch ſchon an dem Vorhergehenden genug gehört, um auf den letztern Zuſatz noch beſonders zu achten. Er erhob ſich, küßte die Stirn ſeiner Mutter, die erſt jetzt wieder allmälig ins Bewußtſein zurückkam, und ſagte dann zu Ulrich, mit feſter Stimme, ohne Haß und Leidenſchaft, aber auch ohne Unterwürfigkeit:

„Ich danke Euch, Stiefvater; Ihr habt viele

Geduld mit mir gehabt, und ich begreife jetzt, daß ich Euch oft ſehr zur Laſt geweſen ſein muß. Aber am meiſten danke ich Euch für den heutigen Abend, ſo furchtbar er iſt; Ihr habt mich zu einem ſehr glücklichen Manne gemacht. Dieſe hier“, indem er auf Gertrud deutete, die ſich langſam von den Knien erhob und mit verwilderten Blicken bald den Sohn, bald den Mann anſtarrte — „dieſe hier iſt meine Mutter; iſt es ſo, Mutter?“

Gertrud nickte heftig mit dem Kopf; ihre zitternden Hände ſuchten die Hand ihres Sohnes, auf die ſie leiſe, wimmernde Küſſe drückte.

Hermann umſchlang ſie zärtlich und zog ſie neben ſich in die Höhe. „Alſo wirklich meine Mutter“, wiederholte er. „Ihr müßt einſehen, Stiefvater, daß das etwas Anderes iſt und ein anderes Verhältniß gibt, als wenn ich nur noch ihr Bruder wäre. Ueber meine Schweſter hatte mein Schwager Gewalt, gegen die Mißhandlungen ihres Mannes iſt meine Mutter geſchützt durch ihren Sohn. Behaltet das im Gedächtniß, Stiefvater, damit wir in Frieden miteinander leben: nämlich ſolange wir überhaupt noch miteinander leben müſſen. An dem Beſitz einer Frau, der Ihr eine Jugendſünde, welche ſie, nach Euern eigenen Worten zu urtheilen, weniger ſelbſt beging als ſie an ihr begangen ward, ſo lange nachtragt und mit ſolcher Unverſöhnlichkeit, an der kann Euch ſelbſt unmöglich viel gelegen ſein; es iſt beſſer, glaube ich, für alle Theile, wenn ihr voneinandergeht. Und darum erlaubt mir, daß ich gleich heute damit den Anfang mache. ...“

Damit ergriff er die Hand ſeiner Mutter, die ſich widerſtandlos wie ein Kind von ihm leiten und führen ließ, und führte ſie zur Thür hinaus. Als ſie auf der Schwelle waren, kehrte die unglückliche Frau noch einmal um; ſie ſtürzte ſich über das Bettchen des Kindes, hob es empor und bedeckte es mit heißen Thränen und Küſſen. „O du", ſagte ſie, „der du den Fluch meiner Sünde an deinem armen Leibe trägſt, durch den ich ſo ſehr dafür geſtraft bin, daß ich mich überreden ließ und wurde doch noch eines Mannes Weib, muß ich dich auch noch verlaſſen?!"

Es war ein herzzerreißender Anblick; ſelbſt Ulrich fühlte ſich erſchüttert. Er hatte keinen Muth mehr, ſeinem Pflegeſohn zu widerſprechen; auch war er in der Stille vielleicht froh, die verhaßte Frau loszuwerden und ſich von dem drückenden Verhältniß zu Hermann zu befreien. „Und wohin?" fragte er mürriſch.

„Für dieſe Nacht und vielleicht noch für die nächſten Tage, bis es mir möglich geworden iſt, einen Plan zu faſſen", erwiderte Hermann, „nur bis in den Schuppen, wo ich zu arbeiten pflege und wo auch meine Streu bereitet iſt. Es iſt ein ſchlechtes, kaltes Lager; allein ich denke, es wird meiner Mutter lieber ſein und auch angenehmer für Euch, Stiefvater, als wenn ihr Beide noch beieinander wäret. Um den Bernhard ſorgt nicht, ich habe meinen lieben Neffen — ach nein, mein Brüderchen — ja immer herzenslieb gehabt und die Mutter auch; wir wollen, ſolange wir noch im Thurm ſind, ihn pflegen und warten nach wie vor — das heißt, wenn Ihr es ſo erlauben wollt. Und nun gute Nacht, Stiefvater, es iſt noch Manches zwiſchen uns zu beſprechen; doch findet ſich dazu wol eine gelegenere Zeit. . . .“

Wie Hermann mit dieſen Worten das bleiche, zitternde Weib wirklich zur Thür hinausführte, über den dunkeln Hof, in jenen Winkel beim Birnbaum, den wir von früherher kennen, zuckte Ulrich unwillkürlich zuſammen; es war ihm, als müſſe er ihr wenigſtens die Hand nachſtrecken. Doch bezwang er ſich, rieb dem „alten Mann“ noch einmal den ſtacheligen Schnauzbart ins

Geſicht, daß er laut aufſchrie, und warf ſich dann neben ihn aufs Bett, um im Schlaf alle Sorgen und Aufregungen zu vergeſſen. —

Das ſchweigende Paar, indem es über den dunkeln Hof dahinſchritt, wäre faſt an Herrn Lux angerannt. Dieſer vortreffliche Mann hatte, unter uns geſagt, in der Nähe von Ulrich's Wohnung ein wenig umherſpionirt; der Lärm in der genannten Wohnung hatte ihn aufmerkſam gemacht, und wie er nichts Geſchriebenes oder Gedrucktes ungeleſen ließ, ſo liebte er es auch, kein Wort, das in ſeiner Nähe geſprochen ward, ungehört an ſeinen Ohren vorübergehen zu laſſen. Diesmal jedoch hatte die Dicke der Mauern den Schall gebrochen; nur einzelne abgeriſſene Worte hatte er aus dem wüſten Hin- und Widerreden vernommen, und dieſe verwirrten ihn mehr als ſie ihm Aufklärung brachten. Zuletzt war es wol blos ein gewöhnlicher ehelicher Zwiſt, und auch darin, daß Frau Gertrud ſich von ihrem Manne fortbettete, in den kalten Schuppen zum Bruder, konnte er nichts Beſonderes finden, das kam bei der Art Leuten wol öfters vor. Doch beſchloß er, ſie mit verdoppelter Aufmerkſamkeit im Auge zu behalten; vielleicht gab es hier einen Weg, der ihn hinter die eigentlichen Abſichten der Baronin führte.

Hermann und ſeine Mutter ſaßen noch lange auf, ohne Licht, in der öden Kammer; wie das harte Stroh unter ihnen kniſterte, gedachte Hermann des Briefs, der hier verſteckt lag, und der Räthſel, die er in ſich trug. Einiges davon hatte ſich ſchon heute gelöſt; Hermann verſtand jetzt, was der Prediger mit der Schuld der Mutter, die ſchon längſt vergeben ſei, meinte. War auch den übrigen Räthſeln vielleicht die Löſung ebenſo nahe? Als er heute Abend in den Muſikantenthurm getreten war, hatte er noch eine Schweſter gehabt, keine Mutter — und wie anders war es jetzt?! Schritt das Schickſal vielleicht mit derſelben Schnelligkeit weiter? und hob ſich, während er noch im Dunkeln irrte, ſchon jenſeit des Horizonts die Sonne, die auch die letzten Nebel zerſtreuen ſollte?

Die Mutter ſchüttete ihm ihr ganzes Herz aus; ſie benutzte den Schleier der Nacht, der ihr Erröthen verbarg, und beſtätigte in überſtrömenden Worten Alles, was Ulrich über den Urſprung des jungen Mannes geſagt hatte. Nur den Namen des Vaters, wo er ſich aufhalte, was aus ihm geworden, verſicherte ſie auch ihm nicht zu wiſſen. „Er kam“, ſagte ſie, „wie ein Komet, ſein finſteres, drohendes, ach ſo ſchönes Angeſicht verſengte mich. Ich war ſechzehn Jahre, ein Kind, ohne Vater noch Mutter, wußte nicht, was Liebe, was Sünde ſei — da war das Unglück geſchehen, bevor ich es ahnte....“

Hermann benetzte die Hände der Mutter mit ſtrömenden Thränen. „Du warſt von jeher meine Mutter“, ſagte er, „und ich bin ſtolz und glücklich, daß ich mich jetzt in Wahrheit deinen Sohn nennen darf. Nach meinem Vater trage ich wenig Verlangen, er kann doch kein guter Menſch geweſen ſein, daß er dich in dieſes Elend gebracht und dann darin verlaſſen hat. Ja, hätte er dich nur ganz verlaſſen, ich könnte es ihm noch verzeihen; aber mit ein paar Hundert Thalern ein zertretenes Leben abkaufen zu wollen ...!“

„Er wird ſich gebeſſert haben“, flüſterte Gertrud kaum hörbar.

„Ich hoffe es, theure Mutter“, beſtätigte der Sohn, und der Engel des Schlafs breitete ſeine kühlen Schwingen über dieſe beiden tiefverwundeten und doch ſo glücklichen Herzen.

Vierzehntes Capitel.

Vorbereitungen.

Wäre auch ein Zank zwiſchen dem Ulrich'ſchen Ehepaar im Muſikantenthum nicht gar ſo etwas Gewöhnliches geweſen, ſo hätte man doch unter den jetzigen Umſtänden keine Zeit gehabt darauf zu achten. Die Ankunft der Commiſſion rückte immer näher, und wie ſie ſich näherte, ſtiegen auch Ungeduld und Spannung immer höher. Es gab im Thurme noch gar Mancherlei zu ſchaffen und einzurichten, damit er mit Ehren vor der Commiſſion beſtehen könnte. Frau Lux ließ ſcheuern und fegen, daß der Staub die Sonne zu verfinſtern drohte; die kleine dicke

Frau Meier nähte ſich ein paar neue Schöße an ihre Jacke; Frau Schmähling bohrte den Finger in alle Ritzen, ob auch noch irgendein Körnchen Staub darin verborgen wäre; Frau Melzer orakelte die Stiegen auf und nieder — und in dieſem Stil weiter durch die ganze Geſellſchaft. Selbſt der Geigenfritz, der jetzt äußerſt bequeme Tage hatte, da Flora im Schwarzenfeld'ſchen Hauſe ein ſchönes Geld verdiente, ſchaffte einige leere Branntweinflaſchen beiſeite und ſprach davon, daß er doch mit nächſtem einmal wieder in die Kirche gehen müſſe, es ſei ihm ſchon ganz andächtig zumuthe; ob vielleicht Oſtern im Anzuge wäre, wo er mit ſeiner ſeligen Gemahlin, die trotz ihres Standes doch eine ſehr fromme Frau geweſen, regelmäßig zur Communion gegangen wäre. Kurzum, mit Ausnahme der alten kranken Frau Schernberg und der Ulrich'ſchen Familie war der ganze Thurm in krampfhafter Bewegung. Die in frühern

Jahren ſo vielfach erörterte Frage wegen der Zukunft des Thurms und ob die Regierung es wirklich wagen würde, Hand an die alten Vermächtniſſe zu legen, trat mit erneuter Lebhaftigkeit in den Vordergrund und wurde, je nach dem verſchiedenen Standpunkt, verſchieden beurtheilt. Man wollte mit Beſtimmtheit wiſſen, daß der regierende Herr feſt entſchloſſen ſei, den Thurm nicht in ſeiner alten Einrichtung fortbeſtehen zu laſſen, ſondern ein frommes, chriſtliches Haus daraus zu machen; die Stiftungen ſollten in Anbetracht des höhern Zwecks für erloſchen erklärt, und falls die Stadt ihre Zuſtimmung verweigerte, die ganze Anſtalt in eine andere Provinz verlegt werden.

Am meiſten natürlich hatte der gute Herr Lur dabei zu thun; auf ihn, das Factotum des Thurms, kam doch zuletzt die ganze Laſt und Arbeit, er mußte Alles einrichten, überlegen, anordnen, vorausſehen. Schon die Rechnungen mit dem Regierungsrath durchzugehen, war eine höchſt beſchwerliche Arbeit geweſen; manche Feder war dabei zerkaut worden, und doch blieb immer noch, ſelbſt nach Abrechnung der Schuldſcheine, welche der Regierungsrath ihm ausgeſtellt hatte und die er der Commiſſion natürlich nicht produciren durfte, ein Deficit, das er auf keine Weiſe zu decken wußte. Gehörte nicht zu einem richtigen Gedächtniß außer der Kunſt des Behaltens auch die Gabe des Vergeſſens, und hätte Herr Lux, der in Allem ausgezeichnet war, nicht auch die letztere in vorzüglichem Grade beſeſſen, ſo hätte er ſich über das Deficit allerdings nicht ſo ſehr zu verwundern gebraucht; es hätte ihm dann beifallen müſſen, welche Vortheile er ſelbſt ſeit Jahren vom Muſikantenthurm gezogen, Vortheile, von denen im Etat nichts verzeichnet ſtand und die denn freilich ſchon ein ziemliches Loch in den Beutel hatten freſſen können. Das aber war dem Gedächtniß des guten Herrn Lux vollkommen entſchwunden, Alles, was fehlte, oder wo es ſonſt nicht ganz richtig war, packte er dem Regierungsrath auf, der bei der jahrelangen unordentlichen Führung ſeines Amts auch gar nicht im Stande war, Herrn Lux zu widerlegen. Zum Glück verſtanden Herr und Diener ſich zu gut, um eine Scene, wie jene nach der Zurückkunft des Herrn Lux, zu wiederholen; Herr Lux verſprach eine feine Rechnung aufzuſtellen, die ſtimmen ſollte trotz Adam Rieſe, und der Regierungsrath gelobte mit tauſend Eiden, die fehlenden Summen bis zum Tage der Kaſſenreviſion herbeizuſchaffen.

Zwar woher ſie alsdann kommen ſollten, das war für den Augenblick dem Regierungsrath ſelbſt noch ein Geheimniß. Er hatte Herrn Theobald an ſeine Zuſage wegen des Wechſels erinnert, hatte aber auch nur eine ausweichende Antwort erhalten. Jetzt war der Wechſel längſt fällig; wurde Theobald ungeduldig und drang auf Zahlung, ſo wußte der Regierung vollends nicht aus noch ein. Auch ſeine Mutter ließ nichts von ſich hören. Sie hatte ihm durch Eugenie Hoffnung machen laſſen zu einer Ausſöhnung und gütlichen Beilegung ſeiner verworrenen Verhältniſſe. Doch waren auch darüber Wochen vergangen, und ſo oft ſich Rudolf bei dem Präſidenten erkundigte, ob die Baronin ihm keinen Auftrag für ihn gegeben, ſo wußte der Präſident jedesmal nichts davon und ſuchte ihn mit leeren Tröſtungen hinzuhalten. Aber die konnten Rudolf jetzt nichts mehr nützen; ſeine Lage war verzweifelt, Ehre und Anſehen ſtanden auf dem Spiele; ließ ſeine Mutter ihn jetzt fallen, ſo war er verloren für ewig. Er ſuchte ſeiner innern Angſt durch muntere Geſellſchaften Herr zu werden, bei denen er viel ſprach und noch mehr trank. Aber deſto fürchterlicher waren die Nächte; gelang es ihm auch, durch Wein und Nachtwachen ermüdet, einzuſchlafen, ſo fuhr er doch regelmäßig ſchon nach der erſten halben Stunde wieder in die Höhe, um dann den Reſt der Nacht, in der qualvollſten Angſt, ſchlaflos, wie ein Geſpenſt, umherzuirren.

In ſeinem Hauſe ging inzwiſchen Alles ſcheinbar den gewohnten Gang. Doch war auch die Regierungsräthin abgeſpannt und zerſtreut; das Benehmen ihres Mannes ängſtete ſie, und Herr Theobald, auf den ſie ſoviel Hoffnungen geſetzt hatte, wich allen Anſpielungen und Winken vorſichtig aus. Wie es mit Hermann und Klara ſtand, wiſſen wir bereits. Alfred und Flora lebten ebenfalls nach der alten Weiſe. Der Erſtere war ſehr fleißig; ſeine Freunde in der Hauptſtadt hatten einige ſeiner Compoſitionen aufführen laſſen und großen Beifall damit geerntet. An Flora zeigte ſich ſeit einiger Zeit ein größerer Ernſt wie ſonſt; ſie hatte ihre

Stunden, wo ſie ſtill und nachdenkend daſaß und die Augen ſtarr auf einen Fleck geheftet hielt. Auch war ihr die Muſik jetzt wirklich liebgeworden; ſie ſang mit Begeiſterung und tiefem Gefühl und bereitete Alfred dadurch große Freude.

Hermann hatte eigentlich für Alles, was in dem Schwarzenfeld'ſchen Hauſe vorging, nur noch wenig Sinn. Die wunderbare Umänderung ſeiner häuslichen Schickſale hielt ſeine Seele gefangen; er wünſchte ſehnlichſt, ſeine Mutter aus dem Muſikantenthurm zu befreien und ſah doch fürs erſte keine Möglichkeit, wie er ſich mit dem habgierigen Schwager auseinanderſetzen ſollte. Dieſer nämlich hatte inzwiſchen erfahren, wie Hermann im Hauſe des Regierungsraths ſtand und wie freundlich man ſich daſelbſt ſeiner angenommen hatte. Mit dem Raffinement, das ihn in dergleichen ſchmutzigen Geſchichten nie verließ, hatte er ſich ſogleich eine Geſchichte zuſammengereimt, wonach ſein neulicher Auftritt mit Hermann ganz ohne Zweifel von dieſem ſelbſt beabſichtigt geweſen war; es war eine Intrigue, hinter der Niemand Geringeres ſteckte als ſeine Gönnerin, die Baronin: ſie wollte ihm die Scheidung erleichtern und hatte den Jähzorn des jungen Mannes benutzt, den längſtgewünſchten Bruch zwiſchen Ulrich und Gertrud herbeizuführen. Wie er mit ſeinen Combinationen einmal bis an dieſen Punkt gelangt war, ſo beſchloß er auch weiter, ſich als richtiger kluger Mann zu zeigen und zwei Fliegen mit Einer Klappe zu ſchlagen: er wollte ſich ſtellen, als hätte er zur Scheidung keine Luſt, und dadurch ſeine Gönnerin, in deren Hand er, wie geſagt, die Fäden des Ganzen vermeinte, erſt recht anfeuern. Auch ließ ſich dabei vielleicht noch etwas Baares herauspreſſen, was ihm jetzt, wo Zundelheinrich ihn täglich mehr bedrängte, doppelt angenehm ſein mußte. Und ſelbſt für den

Fall, daß er mit ſeinen Vorausſetzungen in der Irre ging und daß es hier wirklich nichts zu lucriren gab, ſo hatte er doch wenigſtens immer das Vergnügen, Mutter und Sohn ein wenig zappeln zu laſſen. Er willigte daher zwar in den abgeſonderten Aufenthalt; davon aber, daß Gertrud den Thurm verließ und die Scheidung beantragte oder ſich ohne Scheidung von ihm entfernte, wollte er nichts wiſſen. Hermann ſchlug ſeiner Mutter eine heimliche Flucht vor; allein ſo groß war die Furcht, die das unglückliche Weib vor ihrem vieljährigen Quäler hatte, und ſo war ihre Thatkraft gebrochen, daß ſie auch jetzt nichts zu unternehmen wagte, was gegen ſeinen Willen geweſen wäre.

Gern hätte Hermann ſich in der ſchwierigen Angelegenheit bei irgendeinem theilnehmenden Herzen Rath erholt. Doch hätte dabei nur von Einem Herzen die Rede ſein können, und gerade dieſes — wir brauchen es nicht erſt zu nennen

— trug er eine gerechte Scheu mit ſeinen Sorgen und Kümmerniſſen zu verfinſtern, ſelbſt wenn er die Erlaubniß ſeiner Mutter dazu gehabt hätte.

So ſorgenbelaſtet inzwiſchen der Geiſt des jungen Mannes war, ſo konnte er doch nicht umhin, auch ſeinerſeits die Fortſchritte zu bemerken, welche die Tochter des Geigenfritz entwickelte. Beſonders erfreulich war ihm das verſtändige, geſetzte Weſen, das ſie ſeit einiger Zeit angenommen hatte. Aber wie war er erſtaunt, als er ihr dies eines Tags äußerte — und ſiehe da, das junge Mädchen warf ſich ihm weinend an den Hals und ſchluchzte unter heißen Thränen: „Alſo jetzt gefalle ich dir, ſeit ich aufgehört habe dich zu lieben?! Es iſt die Aſche meines Glücks, unter der ich mein wildes Feuer verberge, und dieſe kalte, todte Aſche gefällt dir?“

Und gleich darauf, in ihren alten Ton zurückfallend: „Ich glaube doch beinahe, die blinden Männer ſind die beſten zum Heirathen, wenigſtens die treueſten; ſie haben keine Augen, fremde Schönheiten zu ſehen, und von ihrem Glanz beſtrickt, die arme, ungezogene Flora zu vergeſſen. Was räthſt du, lieber Freund? Soll ich wirklich Frau Alfred Lammerz werden? — Lammerz — es klingt nur gar ſo abſcheulich, ich würde wenigſtens meinen Namen Flora beibehalten, auf dem Theater, auf das ich dann doch gehen würde, klingt er ohnedies viel beſſer. . . .“

Und ſo ſchwatzte ſie noch eine Weile fort, ohne daß Hermann, von andern Sorgen in Anſpruch genommen, darauf achtete oder ſich die Mühe gab, zu unterſuchen, was davon Ernſt und was ſcherzhafte Uebertreibung. —

Wenden wir uns inzwiſchen noch einmal zu Herrn Lux; er hatte alle Hände voll zu thun, und ſoviel er auch arbeitete, ſo fand ſich doch am Abend faſt noch immer etwas, was vergeſſen war oder doch noch für den folgenden Tag zu thun übrigblieb. Beinahe wäre es ihm ſo mit dem ſogenannten Nationale ergangen, dem Verzeichniß über Namen, Alter, Herkunft und ſonſtige perſönliche Verhältniſſe der Thurmbewohner. Es war dies das erſte und nothwendigſte Document, das er der Commiſſion vorlegen mußte, und war es darum wirklich ein rechtes Verdienſt von der Frau Lux, als ſie ſich eines Abends erlaubte, ihn ganz beſcheidentlich daran zu erinnern.

Auch machte er ſich gleich am nächſten Morgen an die Arbeit. Es gab manchen ſpaßhaften Auftritt dabei; weder Frau Meier noch Frau Schmähling wollten mit ihrem eigentlichen Alter herausrücken, der Geigenfritz aber, der jetzt ſelten mehr nüchtern ward, verlangte, es ſollte der ganze Lebenslauf ſeiner verſtorbenen Gemahlin, der weiland berühmten Sängerin, darin mitaufgenommen werden, da dies doch der einzige Glanzpunkt ſeines Lebens und jedenfalls das Wichtigſte ſei, was ihm paſſirt. — Mit Ulrich Schwarz, auf deſſen Ausſagen Herr Lux in der Stille ſehr geſpannt geweſen, war die Sache raſch abgemacht; es waren dürftige Notizen über Alter, Namen, Zeit der Verheirathung, aus denen ſelbſt der Scharfſinn eines Herrn Lux nichts weiter herauszugrübeln vermochte. Ebenſo raſch erledigte ſich das Geſchäft mit Gertrud und ihrem Bruder Hermann; denn als ſolcher galt er im Thurm noch immer. Die Frau ſagte einfach, ſie heiße Gertrud Miller, verehelichte Schwarz, gebürtig vom Rhein. Herr Lux notirte gleichgültig den Namen: Gertrud Miller — „Auch ein recht ordinärer Name“, dachte er bei ſich; er ahnte nicht, wie bedeutungsvoll derſelbe ihm in kurzem werden ſollte.

Funfzehntes Capitel.

Der Menſchenfreund.

Inzwiſchen verzögerte die Ankunft der Commiſſion ſich von Woche zu Woche; der urſprünglich feſtgeſetzte Tag war längſt verſtrichen, und Rudolf athmete ſchon auf, in der Hoffnung, das Gewitter möchte noch einmal gänzlich vorüberziehen. Dergleichen war unter dieſer Regierung nichts Seltenes; Tauſende von Verfügungen wurden erlaſſen, um gleich darauf widerrufen, zu werden, Tauſende von Projecten entworfen, und wenn ſie dicht an der Ausführung ſtanden, ließ man ſie wieder fallen. So verbreitete ſich auch jetzt wieder das Gerücht, es ſei gar keine eigentliche Commiſſion, was man zu erwarten habe, ſondern nur ein Menſchenfreund, der aus dem Beſuch der Gefängniſſe und Armenhäuſer ein ſpecielles Studium mache und ſich bemühe, eine ſtrengere Zucht, oder, was Daſſelbe ſei, einen chriſtlichern Geiſt darin einzuführen. Er ſtammte aus Amerika, dieſer Menſchenfreund, alſo aus dem Lande, wo man die meiſte Freiheit und die beſten Gefängniſſe, die meiſten Millionäre und die beſten Armenhäuſer hat, wo von Fulton die Dampfmaſchine und von Auburn das pennſylvaniſche Syſtem erfunden ward. — Dieſer Amerikaner betrieb, wie das Gerücht ſagte, ſein Studium blos aus Liebhaberei; wie ein anderer Howard und Appert reiſte er umher, ſtieg in alle Höhlen der Armuth, in alle Schlupfwinkel des Laſters, verkehrte mit Dieben und Mördern, mit Bankrottirern und Fälſchern, und zog dann zur Theeſtunde den ſchwarzen Frack nebſt Glacéhandſchuhen an, legte die weiße Halsbinde um und predigte den Reichen und Vornehmen, bei Thee und Backwerk und Austernſalat und Champagner, das Evangelium der werkthätigen Liebe, die ſich auch der Armen und Verlaſſenen erbarme, und ſchloß damit, eine Sammlung zu veranſtalten für die Wilden am Senegal, denen dafür Bibeln und Luther'ſche Katechismen nebſt flanellenen Leibbinden gekauft werden ſollten.

Heutzutage drängen ſich ſolche Erſcheinungen auf allen Gaſſen; dazumal waren ſie noch etwas Neues, und ſo machte auch dieſer Amerikaner, von deſſen Geiſt und Kenntniſſen, ingleichen von ſeiner Gewandtheit und der wunderbaren Gabe, allen Menſchen ſofort ins Innerſte zu ſchauen, man ſich tauſend fabelhafte Anekdoten erzählte, in der Hauptſtadt, wo er ſich ſeit einigen Wochen aufhielt, kein geringes Glück. Auch dem regierenden Fürſten, für deſſen Neigungen er eigens geſchaffen ſchien, war er vorgeſtellt und mit großer Zuvorkommenheit von ihm empfangen worden. Der Fürſt ließ ſich verſchiedene Vorträge von ihm halten, beſuchte ſogar in ſeiner Geſellſchaft das Hauptgefängniß der Stadt und beehrte ihn endlich mit dem Auftrag, den Stand des Muſikantenthurms zu unterſuchen und geeignete Vorſchläge zu machen, wie dieſe Anſtalt zu einer barmherzigen Stiftung, unter Leitung von Predigern und Barmherzigen Schweſtern, könnte umgewandelt werden. Erſt wenn der Amerikaner das Terrain auf dieſe Weiſe ſondirt, ſollte die eigentliche Commiſſion nachfolgen; man hoffte, daß ſie dann nicht mehr viel zu thun finden und das ganze mühſame Werk raſch zum Abſchluß gelangen ſollte.

Doch fand der Menſchenfreund in der Hauptſtadt einſtweilen noch ſo viel zu thun, er mußte ſo viel Reden halten, Geld einſammeln und Auſternſalat mit Champagner verzehren, daß ſeine

Abreiſe ſich von Tag zu Tag verzögerte. Böſe Zungen, an denen es ja auch dem edelſten Streben nicht fehlt, ja ihm am wenigſten, flüſterten freilich, der amerikaniſche Menſchenfreund würde auch noch durch andere Dinge in der Hauptſtadt zurückgehalten; ſie wollten wiſſen, daß er unter der Hand einen vortheilhaften Handel mit Actien, Verſchreibungen, Teſtamenten und allerhand werthvollen Papieren betreibe, und daß überhaupt ſeine ganze fromme Thätigkeit nur ein Deckmantel ſei für die höchſt weltlichen und ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen, die er eigentlich verfolge.

Doch blieben dieſe boshaften Verleumdungen, die ſich aus dem politiſch-religiöſen Parteihaß zur Genüge erklärten, nur in den innerſten Kreiſen der hauptſtädtiſchen Geſellſchaft; in die Provinz und in die Stadt, in welcher wir uns befinden, drang davon nichts. Im Gegentheil, hier wurde der intereſſante Fremdling mit der größten Spannung erwartet. Die Entfernung hatte die wunderſamen Gerüchte, die über ſeinen Scharfſinn, ſeine Frömmigkeit, ſeinen Wohlthätigkeitsſinn umliefen, noch bedeutend geſteigert; eine Curioſität in der Hauptſtadt, war er in der Provinz völlig zur mythiſchen Perſon geworden. Nicht einmal ſeinen Namen konnte man in dem entlegenen Neſt mit Beſtimmtheit erfahren; die Einen nannten ihn ſo, die Andern anders, und da die Zeitungen ſich damals mit dergleichen innern Angelegenheiten noch nicht beſchäftigen durften, ſo hielt es ſchwer, darüber ins Klare zu kommen. Dem Präſidenten mochte dies infolge ſeiner frommen Verbindungen wol gelungen ſein; doch hielt er es aus demſelben Grunde nicht für angemeſſen, weiter davon zu ſprechen.

Als Herr Lux zum erſten male hörte, der erwartete Seelenreviſor — denn ſo ungefähr ſtellte er ihn ſich vor — ſei ein Amerikaner, gerieth er in die lebhafteſte Bewegung. Er hatte ſeit ſeiner letzten Reiſe vor Allem, was Amerika hieß, eine außerordentliche Ehrfurcht; ſollte es gar am Ende derſelbe wunderbare Amerikaner ſein, auf deſſen Spur er neulich in den Rheingegenden getroffen und der ebenfalls in allerhand Spelunken und Herbergen umhergekrochen war? Doch verwarf er den Gedanken im nächſten Augenblick ſelbſt, als ſeines Scharfſinns unwürdig, und richtete nur ein leiſes Stoßgebet zum Himmel, daß dieſer Amerikaner nur wenigſtens nicht ſo verdammt ſchlau ſein möge wie jener; ſonſt ſah es mit ſeinen und des Regierungsraths Rechnungen übel aus.

Die ganze Stadt nahm an dem bevorſtehenden Ereigniß theil; ſelbſt in Kreiſen wurde davon geſprochen, die ſich ſonſt grundſätzlich um dergleichen Dinge wenig oder gar nicht bekümmerten. So auch im Hauſe des alten Medicinalraths. Als ſein Sohn, der Doctor Brunner, der unter Anderm auch die Praxis im Muſikantenthurm hatte, ihm eines Tags von der Aufregung erzählte, in welche derſelbe durch die bevorſtehende Ankunft des Amerikaners verſetzt ſei, erwiderte der alte Herr:

„Nun ſage Einer, was jetzt nur mit dieſen Amerikanern los iſt; überall tauchen Amerikaner auf. Ich warte auch ſchon ſeit vier Monaten auf einen Amerikaner, der ſich erſt in zehn dringenden Briefen angemeldet hat, und nun vergeht Woche auf Woche, und Bruder Jonathan kommt nicht und kommt nicht. Verwünſchte Kerle, dieſe Amerikaner!“

Das waren nun ſehr geheimnißvolle und unverſtändliche Worte. Doch war Doctor Brunner viel zu ſehr nach der alten Mode erzogen, als daß er gewagt hätte, ſeinem Vater, der auch im eigenen Hauſe für gewöhnlich ſehr kurz angebunden war, durch eine Frage beſchwerlichzufallen. Er beruhigte ſich alſo dabei, daß es vermuthlich irgendein Patient, der ſich bei dem Vater von fernher angemeldet, wie das bei dem ausgezeichneten Ruf des alten Arztes wol ſchon öfters geſchehen war, und daß der alte grillige Herr nun ungehalten ſei über die Verzögerung. Er erlaubte ſich daher auch nur im Allgemeinen zu bemerken, daß Amerika doch noch immer ein recht entlegenes Land, daß Briefe verloren gehen, Schiffe ſcheitern könnten, und daß überhaupt Niemand im Stande ſei, bei einer ſo weiten und mühſamen Reiſe den Tag ſeiner Ankunft mit einiger Genauigkeit vorherzubeſtimmen.

Worauf der alte Medicinalrath ſeinem Sohn zu eröffnen beliebte, daß er, der Sohn, ein Gänſekopf ſei, der ſeine Naſe lieber in das Receptbuch ſtecken ſollte, ſtatt ſich um fremder Leute Angelegenheiten zu bekümmern. —

Aber endlich war der verhängnißvolle Tag doch gekommen. Es war noch am frühen Morgen, und Rudolf lag noch, in ängſtlichem Halbſchlummer, in den Federn, als heftig an der Klingel des Vorſaals geriſſen ward, und hereinſtürzte, kreideweiß, mit geſträubtem Haupthaar, Herr Lux und meldete mit zitternder Stimme, daß ſoeben der Amerikaner angekommen. . . .

Fünftes Buch.

Der Doppelgänger.

Erſtes Capitel.

Werkthätige Liebe.

Auch an dem Amerikaner zeigte ſich wieder einmal recht deutlich, daß man über keinen Menſchen urtheilen und ſich namentlich auch vor Niemand fürchten ſoll, bevor man ihn perſönlich kennen gelernt hat. Welche Beſorgniſſe hatte er erregt, ſolange er, gleich einem drohenden Kometen, am Himmel des Muſikantenthurms geſtanden! Mit welcher Ungewißheit, ja mit welcher Angſt hatte man ihm entgegengeſehen, welche myſtiſchen Gerüchte hatten ſich über ihn verbreitet! Und was war das nun für ein milder, leutſeliger Mann! Das ſollte ein Frömmler ſein? Das ein Betbruder und Kopfhänger? Dieſer kleine raſche Mann, mit der hohen kahlen Stirn, auf der er das dünne Haar ſo künſtlich zurechtſcheitelte, mit den kleinen vergnügten Augen, den kurzen abgebrochenen Sätzen und den Bewegungen, raſch und flink wie ein Wieſel? Und bei Hofe ſollte der geweſen ſein, mit Miniſtern und Geheimräthen ſollte er auf Du und Du ſtehen und mit Sereniſſimus ſelbſt geheime Briefe wechſeln, dieſer einfache, ſchlichte Mann, mit der nachläſſigen Haltung, dem treuherzigen Ausdruck und der ausgezeichnet reinen und fließenden Ausſprache, der man kaum eine leiſe Spur von Dialekt anmerkte? — Es war ein Mann ungefähr in der Mitte der vierziger Jahre, vielleicht etwas älter, vielleicht etwas jünger, aber jedenfalls bewundernswerth conſervirt; ſeine Wangen waren friſch und rund, ſeine Zähne vollſtändig, und wenn er nicht die kahle Platte gehabt hätte, hätte man ihn dreiſt für einen jungen Mann halten können.

Und ebenſo friſch und jugendlich war auch ſein ganzes Benehmen. Da war nichts von deutſcher Pedanterie, nichts von bureaukratiſcher Vornehmheit; er griff alle Dinge glatt und rund an, mit den ſchwierigſten Problemen war er ſozuſagen im Umſehen fertig; wo die Andern erſt überlegten und nachdachten, um was es ſich eigentlich handle, da hatte er ſchon den Nagel auf den Kopf getroffen: eins, zwei, drei, die Sache iſt abgemacht, und nun friſch zu etwas Neuem. . . .

Freilich etwas gewaltthätig war er dabei mitunter auch. Gleich am erſten Tage, beim erſten Gang in den Muſikantenthurm, noch bei grauendem Morgen, im Reiſehabit, friſch wie er aus der Extrapoſt geſtiegen war, und ohne ſich vorher bei Jemand anzumelden oder auch nur den Kaffee im Gaſthof zu nehmen — wie war er in dem alten weitläufigen Gebäude umhergeſtiegen, als ob er zwanzig Jahre darin gelebt hätte! Wie hatte er Alles gleich verſtanden, begriffen und durchſchaut! Aber wie war er auch gleich mit ſeinen verwegenen Projecten, ſeinen geheimnißvollen Neuigkeiten herausgerückt! „Die Baracken da müſſen weg, das verſteht ſich, der Flügel da muß umgebaut, jener eingeriſſen werden; auf den einen kommen die Weiber, auf den andern die Männer; von dem Thurm iſt weiter nichts zu gebrauchen als das Fundament, darauf kann ein kreisrunder Saal erbaut werden, der dient zur Kapelle; die Kapelle iſt die Hauptſache. — Und dann ein gutes Badehaus, das iſt noch nöthiger als die Kapelle; das Waſſer kann mit einem Schöpfrad gleich aus dem Graben gehoben werden, und daſſelbe Rad kann auch in der Brotbäckerei benutzt werden. Alles mit Dampf, verſteht ſich, und im großartigſten Stil — Geld iſt da, Geld muß ſich finden, Geld iſt eine Kleinigkeit, die ſich alle mal findet, wo der Menſch das Wichtigſte hat, und das iſt die werkthätige Liebe! Beten und Singen, o ja, ganz charmant — gebetet und geſungen muß auch werden, viel gebetet und viel geſungen: ein Prediger, zwei Gehülfen, ein Küſter, zwei Schullehrer, acht Diakoniſſinnen — Alles im größten Stil, es darf nichts geſpart werden, das iſt werkthätige Liebe! Aber ſatt müſſen die Menſchen auch werden und reingehalten, zwei mal wöchentlich gebadet, Mann und Weib, Greiſe und Kinder, Hund und Katze — Kinder müſſen ſehr viele in der Anſtalt untergebracht werden, auf Kinder kommt das Meiſte an, in Kinder läßt ſich der Keim der werkthätigen Liebe am erſten pflanzen; wird ein Kind mit Brot, Seife, Gebet und tüchtigen Prügeln gezogen und es will dann noch nicht gerathen, ſo ſoll man es an das große Schöpfrad binden und ſoll es drei mal durchs Waſſer ziehen, bis ihm der Athem ſtillſteht. ..."

Das war ein wunderbares Evangelium, und Herr Lux, der den Fremden bei ſeinem erſten Beſuch im Thurm begleitete und an den daher die Offenbarungen deſſelben zunächſt gerichtet wurden, war vor Bewunderung und Schreck rein außer ſich; er hielt die umgekehrte Hand blos noch ſtill an der Naſe und vermochte ſie nicht mehr in die gewohnte kreisförmige Bewegung zu verſetzen, ſo zerknirſcht und hingeriſſen war er. „Der Blick", dachte er, „das Feuer, der Scharfſinn! Ja da ſieht man, was ein Amerikaner iſt!"

Aber wie ward ihm erſt, als er ſich in aller Demuth erlaubte, nach dem Namen des Herrn Geheimraths zu fragen, und unter welchem Titel er Seine Excellenz beim Herrn Regierungsrath von Schwarzenfeld, ſeinem nächſten Vorgeſetzten, melden dürfe — und der wunderbare Mann raſſelte ihn an in ſeiner kurzen, derben Manier: „Ah bah, Geheimrath und Excellenz, es hat ſich was! Nichts von Geheimrath und Excellenz — werkthätige Liebe, das iſt die Sache, und ich heiße John, ſchlechtweg Herr John — ein ſehr gewöhnlicher Name in Amerika", ſetzte er hinzu, da er das Erſtaunen ſeines Begleiters ſah. ...

Ein ſehr gewöhnlicher Name in Amerika, ganz richtig; es konnte der Herren John da viele geben, das ließ ſich einſehen, ohne Herrn Lux' Scharfſinn. Aber was Herrn Lux' Scharfſinn ſofort einſah, das war, daß es dieſen Herrn John nur einmal gab und daß es eine und dieſelbe Perſon war mit dem räthſelhaften Speculanten, deſſen Spuren er unlängſt am Rhein getroffen. Und warum ſollte er auch nicht? Was für ein großer Unterſchied war zwiſchen dem Handel mit ſchmuzigen Geſchichten, mit dem er dort, und der ſchmuzigen Wäſche der Leiber und

Seelen, mit der er ſich hier befaßte? Dieſem Manne war offenbar Alles möglich; wenn er ſich jetzt vor Herrn Lux' ſichtlichen Augen in einen Löwen, Tiger oder irgendein anderes reißendes Thier verwandelt hätte — oder er hätte einen Luftballon aus der Taſche geholt und wäre mit gutem Winde ihm vor der Naſe über die Zinnen des Thurms geſegelt — oder er hätte Herrn Lux mit einem kleinen ſanften Ruck den Kopf vom Rumpfe genommen und hätte ihn mit derſelben Behendigkeit ihm wiederaufgeſetzt, aber verkehrt, die Haare nach vorn und die Naſe im Rücken, die ſchöne lange Naſe, die immer länger ward und ihm völlig zwiſchen den Fingern erſtarrte — Herr Lux würde von ſolchem Manne Alles völlig begreiflich und in der Ordnung gefunden haben.

Um aber die letzte Spur von Zweifel zu beſeitigen, unterſtand Herr Lux ſich und richtete mit einer jener zierlichen Wendungen, die in dieſer

Weiſe nur ihm zugebote ſtanden, an den wunderthätigen Herrn John die ergebenſte Frage, ob er vielleicht derſelbe Herr John ſei, der vor ſo und ſo viel Monaten, in der und der Stadt, vierzig Meilen von hier, eine gewiſſe Brieftaſche verloren habe?

Herr John ſtand ſtill (denn für gewöhnlich war er in fortwährender Bewegung), warf den Kopf hintenüber, ſah ſich ſeinen Mann mit den kleinen verſchmitzten Augen genau an und meinte dann: Ja, allerdings, es wäre ſo, eine Brieftaſche hätte er verloren; was Herr Lux davon wiſſe? und was die Brieftaſche, die er meine, für eine Beſchaffenheit habe?

Worauf Herr Lux in Demuth, wiewol nicht wenig geſchmeichelt, daß ſo ein entſetzlich ſcharfſinniger Mann wie dieſer Amerikaner ſich herabließ, ein wirkliches Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, unter Stammeln und Stottern erwiderte: die Brieftaſche ſei roth, aus Saffian, ziemlich abgegriffen, mit einem vergoldeten Wappen auf dem Deckel, im Uebrigen leer und ohne Inhalt und nur als Familienandenken von Werth. Er ſelbſt ſei zwar nicht ſo glücklich geweſen, ſie zu finden, doch habe er die Anzeige davon da und da im Wochenblatt geleſen, und der hohe Preis von zweihundert Thalern, zahlbar bei dem und dem bekannten Handlungshauſe in Hamburg, habe ſeine Aufmerkſamkeit erregt.

Worauf hinwiederum Herr John ihn gnädig mit der Hand auf die Schulter klopfte (was bei ſeiner kleinen Statur nur dadurch möglich ward, daß der lange dünne Herr Lux, ſowie er die Abſicht des Amerikaners merkte, völlig in die Knie ſank, wie ein Kameel, das belaſtet werden ſoll) — und, mit den raſchen freundlichen Augen blinzelnd, ihn ermahnte, auf die Brieftaſche hübſch aufzupaſſen und ihm ja Alles zu melden, was er davon in Erfahrung brächte;

es ſei auch werkthätige Liebe, die Sachen zu finden, die unſer Nächſter verloren, und wer einmal Glück haben ſolle, der gewinne in der Lotterie, auch ohne darin geſetzt zu haben.

Zweites Capitel.

Verſtändigungen.

Denſelben vortheilhaften Eindruck wie auf Herrn Lux machte der Amerikaner auch an allen andern Orten der Stadt, wo er ſich ſehen ließ, und bei allen übrigen Perſonen, mit denen er in Verkehr trat. Und er ließ ſich an ſehr vielen Orten der Stadt ſehen und verkehrte mit ſehr vielen Perſonen; es war wie Queckſilber, das Männchen, und zerrann Einem ſozuſagen unter den Händen, wenn man es greifen wollte. — Gleich in den erſten Morgenſtunden hatte er nicht nur den Muſikantenthurm von innen und außen beſehen, ſondern auch die halbe Stadt durchſtrichen; ſogar in den „Grünen Ochſen“ in der Vorſtadt hatte er einen Blick geworfen und dabei von Zundelheinrich, der trotz der frühen Stunde ſchon hinter dem Branntweinglaſe lungerte, die anerkennende Bemerkung davongetragen, daß er ein „fixes Kerlchen“ zu ſein ſcheine. Daß dieſes „fixe Kerlchen“ der lange erwartete Menſchenfreund aus Amerika war, wußte man hier freilich nicht, würde ſich auch ſchwerlich, wenn man es gewußt hätte, beſonders dafür intereſſirt haben. Es war nur die raſche, kecke Art des Mannes und dieſe blitzähnliche Geſchwindigkeit, mit der er in allen Ecken umherfuhr, Alles ſah, Alles hörte, Alles befühlte, welche die Aufmerkſamkeit von Groß und Klein erregte und ihm jenen belobenden Ausſpruch aus dem Munde des Zundelheinrich zuzog.

Einige Stunden ſpäter, zur ſchicklichen Viſitenzeit, wohlbefrackt und behandſchuht, machte er dann ſeine Aufwartung, erſt bei dem Präſidenten, dann bei dem Regierungsrath, dann auch bei dem Medicinalrath, als der erſten Medicinalperſon der Stadt und weil er die Oberaufſicht über die Geſundheitszuſtände des Muſikantenthurms führte. Alle Drei waren ſehr überraſcht, in dem vielbeſprochenen Amerikaner einen ſo zuthulichen und liebenswürdigen Mann kennen zu lernen, ſo ganz ohne Prätenſionen, und namentlich auch ſo ganz ohne Anflug von Pietismus und Kopfhängerei. Letzterer Umſtand war dem Präſidenten im Grunde gar nicht recht, er wußte ſich den Mann und die Briefe, die ihm über den Mann aus der Hauptſtadt geſchrieben worden, nicht zu reimen und betrachtete ihn mit ſtillem Misbehagen, ungefähr wie man es in der Geſellſchaft eines gezähmten Wolfs oder Bären empfindet, der zwar ganz ſanft und gehorſam iſt, aber doch jeden Augenblick die grimmigen Tatzen herauskehren kann. Mit Herrn John war es umgekehrt; bei ihm lauerte der Präſident jeden Augenblick darauf, daß der Wolf den Schafpelz herauskehren und ſich als Bruder vom Lämmlein zu erkennen geben ſollte. Auch ſtimmte er ſelbſt zuerſt dieſen Ton an; der Amerikaner aber lachte ihm ins Geſicht und erklärte ihm, ungefähr mit denſelben Worten wie Herrn Lux: Singen und Beten ſeien zwar recht gut, aber ſie allein thäten es nicht, ſondern werkthätige Liebe, darauf käme es an. Der Präſident ſtimmte vollkommen bei und verſicherte, daß dies von jeher auch ſein Augenmerk geweſen; im Ganzen aber fühlte er ſich doch, wie geſagt, ſehr unbehaglich in Herrn John's Geſellſchaft und konnte kein rechtes Zutrauen zu ihm faſſen.

Deſto größeres Behagen fand der alte Medicinalrath an dem raſchen, thätigen Manne. Nur als ſie näher auf die künftige Einrichtung des Muſikantenthurms zu ſprechen kamen, gefiel es dem Medicinalrath nicht ganz, wie Herr

John die Abſicht durchblicken ließ, mit dem chriſtlichen Armen- und Rettungshauſe gleich auch unterſchiedliche Fabrikunternehmungen zu verbinden, eine Wollkratzerei, Teppichweberei, Strohflechterei und Aehnliches, wovon die Koſten der Anſtalt wenigſtens zur Hälfte gedeckt werden könnten. Auch ſchienen ihm ſeine Anſichten von der nöthigen Hausdisciplin denn doch etwas zu ſtreng — und der Medicinalrath ſelbſt war bekanntlich kein Zärtling; neben der Seife ſpielten die Prugel eine ſehr bedeutende Rolle bei Herrn John, und wenn er den Leuten gutes Brot backen wollte, ſo wollte er ſie doch auch wieder zur Strafe tüchtig hungern und in der dunkeln Zelle alleinſitzen laſſen. Aber davon abgeſehen — und welcher Menſch hat nicht ſeine Fehler? fand er in Herrn John einen höchſt intereſſanten und vielſeitigen Mann; worauf der alte Herr, der ſelbſt eine Art von Vielwiſſer war und ſich für alles Menſchliche lebhaft intereſſirte, das Geſpräch auch brachte, auf Politik und Literatur, auf Handel und Induſtrie, auf Mechanik und Naturwiſſenſchaften, überall wußte Herr John trefflich Beſcheid, ſogar auch in der Medicin. Wobei er ihm mit vielem Humor erzählte, wie er ſelbſt jahrelang, kurz nach ſeiner Einwanderung in Amerika — er war nämlich ein geborener Deutſcher und nur durch widrige Schickſale nach Amerika verſchlagen — die amerikaniſchen Steppen als Arzt durchzogen und dabei mehr Latwergen ausgetheilt und mehr verſüßtes Queckſilber, als ein ſtarker Mann auf einem mäßigen Handwagen fortſchaffen könne.

Indem ſie ſo immer tiefer ins Plaudern geriethen und Herr John beſonders auch von ſeinem neuen Heimatlande die ausgedehnteſte Kenntniß verrieth, fragte der Medicinalrath ſeinen neuen Bekannten plötzlich, ob er wol auch einen gewiſſen Herrn Blackfield kenne, einen Mann in ſeinen, des Medicinalraths, Jahren, einen großen Landbeſitzer in Kentucky, an der Grenze von Ohio, der ebenfalls urſprünglich aus Deutſchland eingewandert, aber ſchon ſeit mehr als einem Menſchenalter jenſeit des großen Waſſers heimiſch ſei. Herr John warf die kleinen klugen Augen gegen die Decke, ließ in der Geſchwindigkeit ein halbes Hundert Namen von Menſchen und Städten durch die Zähne rollen und erklärte ſchließlich: nein, den Herrn Blackfield kenne er nicht, er müſſe wol ſehr einſam leben, da er zwar häufig ſowol in Ohio wie in Kentucky geweſen, aber niemals von ihm vernommen habe. Der Medicinalrath beſtätigte dies; ſein Freund lebe allerdings ſehr einſam. Als er dann aber hörte, daß Herr John möglicherweiſe einige Wochen im Orte zu bleiben gedenke, ſo drückte er ſeine Freude darüber auch um deshalb aus, weil er Tag für Tag einen Beſuch aus Amerika erwarte, von dem jüngern Herrn Blackfield, dem Sohn ſeines amerikaniſchen Freundes; derſelbe habe ihm ſeine Ankunft ſchon vor Monaten in Ausſicht geſtellt, müſſe aber wol durch irgendeinen ungünſtigen Zufall zurückgehalten werden. Er freute ſich, die beiden Männer bei dieſer Gelegenheit bekannt zu machen, und entließ den Fremden mit der Auffoderung, ihn bald wieder zu beſuchen, er wolle ihn auch dafür einmal im Muſikantenthurm herumführen. — Den letztern Theil dieſes Geſprächs hatte zufällig auch der Sohn, Doctor Brunner, mitangehört; er verwunderte ſich in der Stille aufs äußerſte über dieſe unerwarteten amerikaniſchen Bekanntſchaften ſeines Vaters, von denen er bis dahin noch nie gehört. Doch gedachte er des „Gänſekopfs“, der ihm neulich bei derſelben Gelegenheit an den Hals geflogen, und enthielt ſich daher jeder vorwitzigen Frage.

Am geſpannteſten natürlich auf die neue Bekanntſchaft war Rudolf; konnte ſie doch auch für ihn möglicherweiſe am verhängnißvollſten werden. Herr John war der Vorläufer der eigentlichen Commiſſion, von ſeinen vorläufigen Berichten hing die Stimmung derſelben ab; gelang es Rudolf ihn zu gewinnen, ſo durfte er noch immer hoffen, frei durchzuſchlüpfen. Deshalb war es ihm denn ganz beſonders angenehm, in Herrn John einen ſo unbefangenen, liebenswürdigen Mann kennen zu lernen, mit dem der Umgang ſo bequem, die Verſtändigung ſo leicht war. Dieſer Amerikaner hatte auch darin einen wunderbaren Takt, daß er ſofort mit Jedem den Ton anzuſchlagen wußte, der ihm der liebſte war. Nur mit Frömmelei durfte man ihm nicht kommen, das ging gegen ſeine Principien, und auch nicht an der Wunderkraft der werkthätigen Liebe zweifeln. In Rudolf hatte er ſofort den Weltmann, und zwar den verlebten, überſatten Weltmann, den erſchöpften Wüſtling, erkannt; er machte Späße über Rudolf's Zipperlein, das ihn eben heute beſonders peinigte, erzählte von den öffentlichen Häuſern in Neuyork und andern größern Städten der Union, von dem Feuer der Creolinnen, der ſammetnen Haut der Negermädchen, und lud den erſtaunten Zuhörer halb ſcherzweiſe, halb ernſthaft ein, einmal die Fahrt übers Meer zu riskiren und ſich in der Neuen Welt neue Kräfte und neue Freuden zu holen.

Einen ſolchen Mann, das ſah Rudolf ein, brauchte er nicht ſehr zu fürchten, den mußte es ja im äußerſten Falle gar nicht ſchwerfallen zu beſtechen oder ſonſt auf eine Art zu gewinnen. Denn daß Herr John für Geld und Geldesſachen ſehr empfänglich, das gab ſich gleich in der Fortſetzung des Geſprächs zu erkennen. Zufällig lag die Zeitung mit dem Curszettel auf dem Tiſch. Das gab dem Fremden erſt Veranlaſſung, weitläufig und mit vieler Sachkenntniß über Staatspapiere, Actien und Actienhandel zu ſprechen; dann erzählte er von einigen Speculationen, bald glücklichen, bald unglücklichen, die er während ſeines wechſelvollen Lebens unternommen, von Proceſſen, die er geführt, von fremden Erbſchaften, die er gekauft, von Teſtamenten, die er angegriffen und zum Theil über den Haufen geſtoßen habe. Bei dieſem Thema angelangt, konnte Rudolf, der jede Gelegenheit ergriff, der Mißſtimmung gegen ſeine Mutter Luft zu machen, der Verſuchung nicht widerſtehen, Herrn John von dem ſeltſamen Teſtament des alten Kammerdirectors zu erzählen und von der unangenehmen Abhängigkeit, in die er ſelbſt dadurch gerathen — aber freilich auch von den Hunderttauſenden, die ihn nach dem Tode ſeiner Mutter erwarteten. Er vermied dabei zwar ins Detail zu gehen, nannte auch keinen Namen noch Jahreszahlen; doch war die Erzählung auch ſo intereſſant genug und konnte ihm nebenher dazu dienen, eine etwaige Kataſtrophe, wenn ſie ja eintreten ſollte, im voraus einzuleiten und zu entſchuldigen. Ja wer weiß, ob ſich bei dem Amerikaner, der in allen Stücken als reicher Mann auftrat, nicht am Ende gar eine kleine Anleihe auf die künftige Erbſchaft zuſtande bringen ließ? — Herr John horchte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, warf einzelne Bemerkungen dazwiſchen, die ſeine juriſtiſchen Kenntniſſe außer Zweifel ſtellten, und erſuchte endlich Rudolf mit der Miene des vollkommenen Biedermanns, jedes Vorurtheil ſchwinden zu laſſen und ſich ihm in allen Stücken rückhaltlos zu vertrauen. Er könne ſich wol denken, daß er dem Herrn Regierungsrath im Grunde ein unwillkommener Gaſt; die Verwaltung einer Anſtalt wie der Muſikantenthurm ſei unter allen Umſtänden ein ſchwieriges Unternehmen, und laſſe ſich dabei Niemand gern von einem Dritten in die Karten ſehen. Doch möge Rudolf auch in dieſer Hinſicht jede Beſorgniß ſchwinden laſſen, es ſei mit ihm, dem Herrn John, nicht ſo gefährlich wie die Leute thäten; Se. Durchlaucht hätten einige Regards für ihn, nun ja, er habe ein paar mal Mittag bei ihm gegeſſen — aber was das für einen Republikaner ſagen wolle, einen Mann, der unter dem Sternenbanner zwar nicht geboren, aber doch zu Jahren und hoffentlich auch zu Verſtand gekommen ſei? Von dem Muſikantenthurm, wie er jetzt wäre, könne natürlich kein Stein auf dem andern bleiben, das verſtände ſich. Aber darum die Vergangenheit durchklauben und brave Männer, die vielleicht nur nicht für dieſes Geſchäft paßten, in Verlegenheit bringen — es mußte alſo doch von Rudolf ein ziemlich ſchlechter Ruf bis in die Hauptſtadt gedrungen ſein — das ſei ſeine Art auch nicht. Er halte es mit dem alten deutſchen Spruch: „Luſtig gelebt und ſelig geſtorben“: was er mit andern Worten auch wol die werkthätige Liebe nenne, auf die Alles ankomme und die der Regierungsrath gewiß auch geübt habe, das ſähe er ihm ſchon an den Augen an. Die Reviſion des Thurms wollten ſie in aller Gemüthlichkeit zuſammen vornehmen, er habe ja Zeit, es ſei reine Liebhaberei von ihm, dergleichen Anſtalten zu bereiſen, und könne es ihm dabei auf ein paar Wochen mehr oder weniger nicht ankommen.

So ſchieden alſo auch dieſe Beiden im beſten Einvernehmen. Rudolf erſuchte den Fremden, für die Zeit ſeiner Anweſenheit ſein Haus doch ja wie ſein eigenes zu betrachten, und führte ihn, um der Einladung deſto beſſern Nachdruck zu geben, gleich zu ſeiner Gemahlin hinüber, die von Rudolf's Verlegenheiten in Betreff des Thurms zwar eigentlich nichts wußte, aber doch gerade genug davon ahnte, um dem verhängnißvollen Fremden auch ihrerſeits mit ängſtlicher Spannung entgegenzuſehen. Er fand ſie mitten in ihrem häuslichen Kreiſe, an der Stafſelei mit Hermann, Alfred und Flora im Nebenzimmer muſicirend, während Klara mit wirthſchaftlichen Beſorgungen ab- und zuging. Auch hier benahm Herr John ſich als vollendeter Weltmann; er küßte den Damen die Hand, bewunderte die Zeichnungen, war entzückt über Flora's Geſang, lobte Klara's Wirthſchaftlichkeit und theilte ihr gleich in der Geſchwindigkeit ein Recept zu einem Stachelbeerpudding mit, den man in Nordamerika ſehr gern eſſe und der auch wirklich eine recht empfehlenswerthe Schüſſel ſei, angenehm für die Zunge, nahrhaft für den Magen und kühlend für das Blut. — Wie Herrn John Alles gefiel, ſo gefiel er auch Allen; als er ſich endlich entfernt hatte, leider ohne Rudolf's Einladung zum Mittageſſen anzunehmen, waren Alle ſeines Lobes voll, mit einziger Ausnahme Klara's, für die er, wie ſie verſicherte, etwas Unheimliches beſaß und die ihn auch wirklich während der ganzen Zeit mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit beobachtet hatte. Indeſſen war man von Klara dergleichen abfällige Urtheile ſchon gewohnt, weshalb auch Niemand darauf achtete; vielmehr ſetzte Rudolf ſich zum Eſſen nieder, mit den beſten Hoffnungen für die Zukunft und einem viel leichtern Herzen, als er es ſeit Wochen gehabt.

Drittes Capitel.

Wachſendes Vertrauen.

Denſelben günſtigen Eindruck wie in dieſen vornehmen Kreiſen machte Herr John aber auch, wie ſchon angedeutet, bei den Armen und Niedrigen. Trat er auch nicht mit dem Glanz und der Ueberfülle auf, wie Herr Lux auf Grund früherer Gerüchte geglaubt hatte, und erwies er ſich namentlich mit dem Almoſengeben und überhaupt mit dem Geldausgeben etwas zäh, ſo hatte er doch auch für den ärmſten Mann ſtets ein paſſendes Wort. Jedes Handwerk verſtand er, in jeder Lebenslage war er einmal geweſen; Frau Lux rühmte er wegen ihrer Reinlichkeit, koſtete die Bohnenſuppe mit Klößen, die ſie eben wieder gekocht hatte und verdeutlichte ihr, mit einem Stückchen Kreide auf dem Küchentiſch, eine neue Art von Sparherd, die jetzt in Nordamerika ſehr verbreitet ſei. Mit dem Geigenfritz ſprach er über Fis und Gis und gab ihm ein zweckmäßiges Verfahren an, ſich Wachholderbranntwein in der Sonne zu deſtilliren. Der Frau Meier verſicherte er, ſolche Jacken mit Schößen trügen die Farmersfrauen allgemein, und wenn er eine Tochter hätte, ſollte ſie nie ein anderes Kleidungsſtück auf den Leib bekommen. Als die kleine dicke Frau Meier ihn darauf ſchalkhaft fragte, ob ſolch ein hübſcher Herr denn nicht verheirathet ſei, entgegnete er mit einem kurzen Seufzer: nein, aber er ſei es einmal geweſen und denke noch oft daran. Aehnliche verbindliche Redensarten hatte er für Frau Schmähling und Frau Melzer, für Gertrud und Ulrich, kurzum für Jedermann im ganzen Thurm; für den

„alten Mann“ empfahl er Salepabkochungen in Fleiſchbrühe, und ſelbſt der ſchwachſinnigen alten Frau Schernberg wollte er mit friſchgeſchabtem Rettig beiſtehen, Morgens und Abends in einem leinenen Tuch um den Kopf geſchlagen; er habe davon merkwürdig glückliche Heilungen bei Starrkrampf und Schwachſinnigkeit geſehen und könne das Mittel mit gutem Gewiſſen empfehlen.

So war es denn kein Wunder, daß ſelbſt Herrn Lux' Anſehen, das bisher in und außerhalb des Thurms ſo unbeſtritten geweſen, durch dieſen Amerikaner in den Schatten gerückt zu werden drohte. Wol aber war es ein Wunder und gewiß der glänzendſte Beweis für die unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit des fremden Mannes, daß Herr Lux dieſer Gefahr mit Gleichmuth entgegenſah, ja ſich ſelbſt vor Herrn John's überlegenem Geiſte beugte und nur auf Mittel und Wege ſann, ſeine Theilnahme, ſeinen Schutz, ſeine Freundſchaft zu erwerben.

Und er hatte Grund dazu, der wackere Herr Lux; es waren ihm da in dieſen letzten Tagen einige Geſchichten paſſirt, welche die ganze Kraft ſeines Verſtandes in Anſpruch nahmen und in Betreff deren der Rath eines ſo ſchlauen Mannes wie der Amerikaner ihm von höchſtem Werth ſein mußte.

Zuerſt nämlich, wenige Stunden nach des Amerikaners Ankunft, hatte Ulrich Schwarz, für den, wie wir wiſſen, die Ankunft der Commiſſion ein verhängnißvolles Signal war, ſeiner Angſt und Ungeduld keinen andern Ausweg mehr gewußt, als daß er, trotz Zundelheinrich's Abmahnung, den Rath der alten Baronin wirklich befolgt und Herrn Lux um den Verbleib der Brieftaſche befragt hatte. Herr Lux hatte damals, bei Ulrich's erſtem Eintritt in das ehemalige Haus des Kammerdirectors, Alles geordnet und eingerichtet, er hatte geholfen Ulrich entkleiden und den erſten Verband anlegen; hatte dieſer die Brieftaſche bis dahin wirklich noch gehabt, ſo war es gar nicht unwahrſcheinlich, daß ſie Herrn Lux in die Hände gefallen, oder daß dieſer doch wußte, wohin ſie gekommen.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie Herr Lux die Ohren ſpitzte, als Ulrich nach einer langen verlegenen Einleitung von der Brieftaſche zu ſprechen anhob; nach der Beſchreibung, die Jener davon gab, war es ganz unzweifelhaft dieſelbe, welche der Amerikaner verloren hatte. Wenn nun auch noch lange nicht ſo weit wie ſein Ideal, war Herr Lux doch ſchon immer viel zu ſchlau, um ſich im geringſten merken zu laſſen, daß und was er von der Brieftaſche bereits wußte; er zuckte die Achſeln, zog die Stirn in Falten und machte Ulrich bemerklich, daß ein Mann in ſeiner Stellung viel zu viel zu thun habe, um auf jede alte Brieftaſche zu achten, die ihm in den Wurf käme. Im Augenblick könne er ſich auf nichts beſinnen:

doch wolle er gelegentlich nachforſchen, und wenn er eine Spur finde, ſo wolle er Ulrich davon Mittheilung machen.

Das war nun eigentlich nicht, was Ulrich beabſichtigt hatte; er wollte Herrn Lux als Keil gebrauchen, um die Baronin zu treiben, von der er — und wie wir wiſſen ganz mit Recht — feſt überzeugt war, daß ſie die Brieftaſche in Händen habe und ſie nur aus Grille vor ihm verleugne. Er ging deshalb nach einigem Zögern mit der Sprache noch weiter heraus und bekannte Herrn Lux ſeinen Argwohn in Betreff der Baronin. Es ſei gewiß eine ganz unſchuldige Grille von der alten Dame, die ihm ſonſt, wie Herrn Lux wol bekannt ſein werde, viel Liebes und Gutes erweiſe. Allein die Brieftaſche gehöre einem Freunde, für den ſie von höchſter Wichtigkeit ſei und der ihn deshalb unabläſſig darum dränge. Herr Lux forſchte nun zwar weiter, wer dieſer Freund ſei. Aber den Zundelheinrich zu verrathen, hielt Ulrich doch nicht paſſend; er brach deshalb das Geſpräch ab und bat Herrn Lux nur noch zu wiederholten malen, ſeinen Einfluß auf die Baronin doch ja dahin zu benutzen, daß ſie die Brieftaſche endlich herausgebe, es ſolle auch gewiß ſein Schade nicht ſein.

„Nein gewiß ſoll es mein Schade nicht ſein“, dachte Herr Lux und eilte, ſeines Verſprechens eingedenk, ſofort zu dem Amerikaner, ihm das Vernommene mitzutheilen. Der Amerikaner war über die Klugheit und den Dienſteifer ſeines neuen Untergebenen — denn als ſolchen betrachtete Herr Lux ſich — höchlich erfreut. Auf dieſe Art, meinte er, wollten ſie der verlorenen Brieftaſche ſchon auf die Spur kommen, und die zweihundert Thaler könne Herr Lux nur immer ſchon ſogut als in ſeiner Taſche betrachten. Es käme jetzt blos noch darauf an, erſtlich den Freund des Ulrich Schwarz herauszubekommen, der in dieſe Sache angeblich verflochten ſei, und zweitens ſich zu überzeugen, ob die Baronin wirklich im Beſitz der Brieftaſche. — Im erſtern Punkt blieben alle Bemühungen des gelehrigen Schülers erfolglos. Ulrich hätte gern geplaudert und machte Zundelheinrich auch wirklich noch einmal den Vorſchlag, mit ihm zu Herrn Lux zu gehen. Allein Zundelheinrich hatte bereits Wind davon bekommen, daß ein Amerikaner in der Stadt; in allen Amerikanern ſah er jetzt nur denjenigen, dem er den Reiſeſack mit der Brieftaſche geſtohlen, und hätte man ihn daher nicht mit zehn Pferden dazu bringen können, jetzt noch, wo ſchon das Aeußerſte auf dem Spiele ſtand und der Lohn des Finders ſich leicht in die Strafe des Diebes verwandeln konnte, irgendwelche dritte Perſonen in die Angelegenheit hineinzuziehen. Ja ſelbſt den Finderlohn hätte er gern im Stich gelaſſen und ſich ſpurlos ins Weite gemacht, ſelbſt auf den Einbruch bei der Baronin verzichtend, hätten ihm dazu nicht die Mittel gefehlt. — Deſto glücklicher war Herr Lux in Betreff der Baronin. Gleich am nächſten Morgen, da er ihr eine Geldzahlung vom Präſidenten zu überbringen hatte, traf er ſie am offenen Bureau, zwiſchen Papieren und Koſtbarkeiten kramend; der gierige Blick, den Herr Lux auf die aufgehäuften Schätze warf, fiel unter Andern auf eine kleine rothe, ſtarkgebrauchte Brieftaſche, mit einem ausgeblaßten goldenen Wappen auf dem obern Deckel, die der vielgeſuchten glich wie ein Ei dem andern. Die Baronin ſelbſt beſtärkte den Verdacht: ſie hatte ſeinen Blick bemerkt, warf ſchnell ihr Tuch über die Brieftaſche und beeilte ſich das Bureau zu ſchließen.

Selbſtändige Charaktere, wenn ſie einmal eine Zuneigung faſſen, pflegen ſich derſelben alsdann auch mit einer Innigkeit und Einſeitigkeit hinzugeben, die ſie gegen alles Andere blind macht. So erging es Herrn Lux; er befand ſich im Zauberbanne des Amerikaners. Spornſtreichs eilte er zu ihm und theilte ihm dieſe ſeine neueſte Wahrnehmung mit. Herr John ſchmunzelte über das ganze Geſicht; dieſe Brieftaſche, die ihm da mit aller Gewalt wie vom Himmel zugeſchneit kam, ſchien wirklich einige Bedeutung zu gewinnen. Welche, das wußte er ſelbſt noch nicht; doch war es nicht ſeine Art, irgendeinen Faden abzureißen oder fallen zu laſſen, der ſich ſo von ſelbſt anknüpfte. Alſo warten wir ab! Er ermahnte Herrn Lux nachdrücklich, gegen keinen Menſchen ein Wort von der ganzen Geſchichte zu erwähnen, wol aber auf Alles, was mit ihr im Zuſammenhang ſtände, gut aufzupaſſen, der Lohn werde gewiß nicht ausbleiben.

* * *

Viertes Capitel.

Der verhängnißvolle Zettel.

Während Herr Lux ſo einem Geheimniß auf der Spur war, das mit dem Schickſal der Schwarzenfeld'ſchen Familie nothwendig in einem ſehr nahen und wichtigen Zuſammenhang ſtand — oder woher ſonſt die Angſt, mit welcher die Baronin die Brieftaſche ableugnete und zu verbergen ſuchte? — gab ihm der Zufall den Schlüſſel noch zu einem andern Geheimniß in die Hand, das geradewegs in das Herz der Baronin zu treffen und ſie ihm auf Gnade und Ungnade zu überantworten ſchien. Oder vielmehr nicht der Zufall gab ihm dieſen Schlüſſel in die

Hand, ſondern ſeine eigene Klugheit, ſeine Alles überlegende, vorſorgende Klugheit, und jene neue Art von Speculation, die er dem Amerikaner auf ſeiner jüngſten Reiſe abgelernt hatte. Ueber den vielen Geſchäften und Nöthen dieſer letzten Wochen hatte Herr Lux beinahe ganz jenen Brief aus dem Gedächtniß verloren, den er aus der Rheingegend erwartete, in Betreff jenes geheimnißvollen Töchterchen, das vor dreißig und etlichen Jahren, unter Vermittelung des jetzigen Präſidenten von Steinfurt, von hier aus nach dem Rhein beiſeite gebracht ſein ſollte. Er hatte die Nachricht, was er nicht einmal ſeiner Frau mitgetheilt, von einer weitläufigen Verwandten der Letztern, einem abgeſtorbenen, verdorbenen Zweige der Schernberg'ſchen Familie, die in jener Gegend als Gelegenheitsmacherin und von ähnlichen ſchlechten Händeln lebte. Dieſe hatte ihm verſprochen, den Namen ausfindig zu machen, auf den jenes Kind getauft worden; auch konnte ſie das um ſo eher, als bei dem ganzen geheimnißvollen Vorgang die Schernberg'ſche Familie und namentlich ſeine alte ſchwachſinnige Schwiegermutter offenbar ſehr nahe betheiligt geweſen war.

Und ſiehe da, jetzt endlich kam dieſer halbvergeſſene Brief. Herr Lux erkannte ihn ſogleich am Poſtzeichen, öffnete ihn mit zitterndem Ungeſtüm und ließ ihn vor Ueberraſchung und Freude fallen, da er den Namen las: „Gertrud Miller.“

Gertrud Miller! Die Frau des Ulrich Schwarz! Hermann's Schweſter! Dieſelbe Gertrud Miller, deren Namen Herr Lux kürzlich in ſeine Liſten eingetragen hatte und die noch jetzt den Muſikantenthurm, ſeinen Muſikantenthurm bewohnte! Das war ein koloſſales Geheimniß; Herrn Lux ſchwindelte, wenn er ſich überlegte, wie er die Baronin jetzt in Händen habe und was das Geheimniß, nur ganz gimpflich benutzt, ihm einbringen könne und müſſe. Doch fühlte er ſich allein, ſo gut er von ſich dachte, demſelben nicht gewachſen; dazu brauchte er den Rath eines erfahrenern Mannes, der dergleichen dunkle Geſchichten ſchon durchgemacht hatte und damit umzugehen wußte.

Seiner Frau daher nichts von dem Briefe ſagend — denn dies war keine Weiberſache mehr — eilte er zu dem Amerikaner und weihte ihn in den ganzen Sachverhalt ein. Der Zuſammenhang war leicht klargemacht, beſonders nach Dem, was Herr John bereits durch Rudolf von dem Teſtament des Kammerdirectors wußte. Die Sache verhielt ſich ohne Zweifel, wie er vermuthete: um aus dem Teſtament ihres Oheims erben zu können, hatte Ulrike von Schwarzenfeld ſtatt der Tochter, welche ſie in Wahrheit geboren, einen Sohn untergeſchoben; dieſer Sohn war als Rudolf von Schwarzenfeld erzogen worden und war der jetzige Regierungsrath, der nächſte Vorgeſetzte des Herrn Lux. Dieſer alſo hatte jetzt mit Einem Zuge das ganze Schwarzenfeld'ſche Haus im Netze; auf ihn kam es an, ob die Baronin ins Zuchthaus wandern, ob Rudolf als entlarvter Bettler daſtehen, ob der Muſikantenthurm von des Kammerdirectors Gelde neu erbaut werden, oder ob Alles beim Alten bleiben ſollte. Seinetwegen mochte Alles beim Alten bleiben, ihm war der alte Thurm gut genug — vorausgeſetzt, daß ſie tüchtig bezahlt wurden, ſehr tüchtig, er und ſein Freund, der Amerikaner, auch....

In dieſer zurückhaltenden Benutzung des Geheimniſſes waren die beiden Männer vollkommen einverſtanden. Von Herrn John hatte dies im Grunde etwas Auffälliges, da er ja durch ſeine Sendung und das Vertrauen des Fürſten ganz ausdrücklich berufen ſchien, das Beſte des Muſikantenthurms in jeder Weiſe wahrzunehmen. Auch erkannte er dieſe Pflicht im Geſpräch mit Herrn Lux an, meinte jedoch, eine noch dringendere Pflicht der werkthätigen Liebe ſei es, ſeinen Mitmenſchen nicht zur Verzweiflung zu treiben; wenn die Schwarzenfeld gut bezahlten, ſo könnte man die Sache noch in Ueberlegung ziehen. Aufs dringendſte dagegen erſuchte er ſeinen neugewonnenen Freund, nichts in dieſer Sache ohne ſein Wiſſen und ohne ſeinen Rath zu thun; er habe ſchöne Talente, der Herr Lux, und werde ſich gewiß mit der Zeit zu einem bedeutenden Kopfe ausbilden. Aber noch ſei er ein wenig zu raſch, und dieſe Art Sachen wollten mit großer Delicateſſe behandelt ſein; man könne darin leicht zu raſch, aber ſelten oder nie zu langſam vorgehen.

Doch nur wenige Stunden ſpäter ſah Herr John ſich genöthigt, ſeinen weiſen Rathſchlag zurückzunehmen und ſelbſt auf Beſchleunigung der Sache zu beſtehen. Der Menſch hat ſeine glücklichen Tage ſogut wie ſeine unglücklichen, und heute war für Herrn Lux ein glücklicher. Die bisher ſo wenig beachtete Frau des ſchönen Ulrich war natürlich ſeit Empfang jenes Briefs für ihn ein ſehr intereſſanter Gegenſtand geworden; er ſchlich ihr auf Schritt und Tritt nach, ſuchte verſchiedene Geſpräche mit ihr anzuknüpfen (bei denen ſich jedoch deutlich herausſtellte, daß ſie von ihrem eigentlichen Urſprung keine Ahnung hatte) und ſtahl ſich endlich, als Hermann gerade bei der Regierungsräthin, Gertrud aber bei dem kleinen Bernhard war, in jenen wüſten Schuppen zunächſt dem alten Birnbaum, welcher dem vermeintlichen Geſchwiſterpaar ſeit einiger Zeit als Wohnung diente. Mit dem Inſtinct des Spürhundes fuhr er ſogleich auf die Bettſtelle los, durchwühlte das kümmerliche Stroh und entdeckte richtig den Brief, den der allzu argloſe Hermann hier verborgen hatte. Er öffnete ihn, durchlas ihn, prägte ſich jedes Wort genau ein und legte ihn dann wieder auf ſeine Stelle; nur den verſiegelten Zettel, der das Wort des Räthſels enthielt, nahm er mit ſich, um ihn in Gegenwart des Amerikaners zu öffnen.

Und richtig, alle ihre Vermuthungen wurden durch den Zettel auf unwiderlegbare Weiſe beſtätigt. Nach dem Inhalt zu urtheilen, war derſelbe vor einer Reihe von Jahren von einer Perſon geſchrieben worden, welche in dieſen Handel ſelbſt tief verflochten geweſen. Dem Tode nahe, von Reue gefoltert, geſtand ſie darin, bei der Vertauſchung der Kinder behülflich geweſen zu ſein. Rudolf von Schwarzenfeld ſei der Sohn einer bald darauf geſtorbenen leichtfertigen Dirne, die zu derſelben Zeit niedergekommen und die der Präſident zu dieſem Dienſt beſtochen; das echte Kind der Baronin, ein Töchterchen, ſei weit weg in Pflege gegeben und auf den Namen „Gertrud Miller" getauft worden. Nach einiger Zeit habe der Präſident, um jeder Entdeckung zuvorzukommen, für zweckmäßig erachtet, das Töchterchen ganz verſchwinden zu laſſen; er habe zu dem Ende einen falſchen Todtenſchein ausſtellen laſſen, zu dem ſie ebenfalls mitgeholfen und durch den auch die Mutter getäuſcht worden ſei. Die Schreiberin klagte ſich an, noch mehr ſolcher Unthaten auf dem Gewiſſen zu haben, dieſe jedoch könne ſie vielleicht noch wiedergutmachen. Der Mutter ein Geſtändniß abzulegen wage ſie nicht, man werde ihr nicht glauben; auch lebe der Präſident noch, deſſen Klugheit ſie fürchte, und von ihr ſelbſt behaupteten die Leute, ſie hätte ihren richtigen Verſtand nicht mehr. Doch habe ſie in Erfahrung gebracht, daß Gertrud Miller in der That noch lebe, und ſo halte ſie für ihre Pflicht, dieſer das Geheimniß ihres Urſprungs mitzutheilen; möge ſie ſelbſt dann entſcheiden, wie ſie daſſelbe benutzen wolle. Mit flehendem Wort beſchwor ſie den Prediger — wir entſinnen uns, daß der Brief urſprünglich an den Geiſtlichen des Orts gerichtet war, wo Gertrud früher wohnte — nichts unverſucht zu laſſen, das unglückliche Kind wiederaufzufinden. Sie, die Schreiberin, könne nicht eher in die Grube fahren, und Gertrud's Mutter ſelbſt, die mit dem untergeſchobenen Sohne ſehr unglücklich ſei, müſſe es ja ein ſüßer Troſt ſein, ſich von der Hand der Tochter die Augen zudrücken zu laſſen.

Fünftes Capitel.

Der Ueberfall.

Der Schluß des Zettelchens war ſehr abgeriſſen und zuſammenhanglos; der Amerikaner meinte mit Kopfſchütteln, die gute Frau habe wol nur allzu Recht gehabt und mit ihrem Verſtand ſei es wirklich nicht weit her geweſen. Auch Herr Lux konnte einige ähnliche Vermuthungen nicht ganz unterdrücken. Es ſtieg ein Verdacht in ihm auf, ob er die Schreiberin des Briefs nicht in ſeiner alten Schwiegermutter, der Frau Schernberg, zu ſuchen habe; Zeit und Verhältniſſe paßten vollkommen, und ſelbſt die Handſchrift erinnerte ihn an jene ſteifen, eckigen Züge, welche die alte Frau früher zu malen pflegte. Doch hielt er ſeine Vermuthung vorſichtig zurück, um den Freund nicht irrezumachen, deſſen Schlachtenmuth bei dieſer unerwarteten Entdeckung auf einmal hoch in die Höhe loderte. „Das iſt ſo ein Fall", rief er, „ein ſeltener Fall, Freund Lux, wo man wirklich einmal ſo mit der Huſarenplempe dazwiſchenfahren und eins, zwei, drei die ganze Geſellſchaft in die Pfanne hauen kann! Hier wäre Zaudern Thorheit! Hier heißt es: Los und drauf! Die Sache iſt klarer als die Sonne, und damit Ihr's nur wißt, ich habe ſie lange ſo kommen ſehen — die Brieftaſche, verſteht Ihr, die von mir verlorene Brieftaſche, ſteht in genaueſtem Zuſammenhang mit der Geſchichte; darum will die Baronin ſie nicht herausgeben, darum iſt der Ulrich Schwarz ſo hitzig dahinter — natürlich, er iſt der Mann der Gertrud Miller, er denkt den beſten Vortheil zu ziehen. Aber er ſoll ſich irren! Die werkthätige Liebe des

Menſchen muß ſich nach Umſtänden auch darin zeigen, daß ſie auch für ſich ſelbſt zu ſorgen weiß; wir ſollen, lautet das Gebot des Herrn, nicht blos unſern Nächſten, ſondern auch uns ſelber lieben, und zwar Einen ſo ſehr wie den Andern. Gut, jetzt iſt die Reihe an uns; mag Ulrich Schwarz ſehen, was ihm übrigbleibt. . . .“

„Dies iſt eine furchtbare Geſchichte“, wimmerte Herr Lux, ſich die Naſe reibend, „da hätte Ulrich Schwarz ſich ja beinahe von der Tochter ſcheiden laſſen, um die Mutter zu heirathen? Herr des Himmels, die Niederträchtigkeiten der Menſchen ſind doch größer und zahlreicher, als der feinſte Kopf ausdenken kann!“

„Laſſen wir jetzt die Niederträchtigkeiten der Menſchen“, mahnte Herr John, „und beſchäftigen wir uns mit unſern eigenen Angelegenheiten. Ich habe, wie Ihr ſeht, mein lieber Lux, die Fäden dieſer Sache von Anfang an in Händen gehabt, ich werde ſie auch zu Ende führen; Ihr habt mir wacker beigeſtanden, braver Lux, und dafür ſoll Euch auch Euer Lohn nicht entgehen.“

Natürlich war Alles, was Herr John von ſeiner frühern Kenntniß der Sache rühmte, vollkommen erſchwindelt; er hatte nur den raſchern Ueberblick und wußte die Umſtände beſſer zu combiniren und zu benutzen. Aber Herr Lux war von ſolcher Bewunderung für ſeinen Freund und Meiſter durchdrungen, daß er ihm Alles blind aufs Wort glaubte und ihm auch ohne Neid nachſah, wie er kurz darauf, wiederum in beſtgewähltem Anzug, ſich aufmachte, zunächſt den Präſidenten zu beſuchen.

Denn dies war der Kriegsplan, den ſie entworfen hatten. Sie wollten zuvörderſt dem Präſidenten, als dem Hauptcomplicen, auf den Leib rücken; mit dieſem Zettel in der Hand, dem leibhaftigen Frauenzimmer im Hinterhalt, waren ſie unbeſieglich und konnten ihre Foderung ſo hoch ſtellen wie ſie wollten. Sollte aber der Präſident wider Erwarten Ausflüchte machen, ganz wohl, ſo hatte Herr John beſchloſſen, ſich ſtehenden Fußes zur Baronin ſelbſt zu begeben; der Schreck des überraſchten Frauenzimmers würde dann wol geſprächiger ſein als der alte geriebene Sünder.

Doch war der Anfang der Expedition nicht ganz glücklich. Der Herr Präſident ließ herausſagen, er wäre krank. In der That liebte er, wie wir ſchon gehört haben, den Amerikaner nicht und verſpürte keine beſondere Sehnſucht nach ſeinem Beſuche. Dieſer aber ließ ſich dadurch nicht abſchrecken: war der Präſident krank, um ſo beſſer, ſo brauchte er es nicht erſt vor Schreck zu werden — Herr John aber ging alsbald zur Baronin.

Auch die Baronin fand er ein wenig kränklich und angegriffen, die unglücklichen Zweifel wegen des Ulrich Schwarz lagen ihr noch immer im Kopfe. Doch hatte ſie von dem Amerikaner ſo viel Günſtiges gehört, der Reichthum ſeiner Kenntniſſe, die Lebhaftigkeit ſeiner Unterhaltung waren ihr ſo gerühmt worden, und ſie ſelbſt fühlte ſich einer ableitenden Unterhaltung ſo bedürftig, daß ſie den Beſuch trotz ihrer Unpäßlichkeit annahm.

Auch war die Unterhaltung wirklich recht belebt und mannichfaltig, wenigſtens von Seiten des Herrn John; er erzählte von ſeinen Reiſen und Wanderungen, von ſeinen Speculationen, von Teſtamenten und Proceſſen, kurzum Daſſelbe, womit er den Morgen nach ſeiner Ankunft den Regierungsrath zum Plaudern gebracht hatte. Aber die Baronin war von härterm Stoff, ſie hörte die Erzählungen des Herrn John mit höflicher Neugier an, fand aber keine Veranlaſſung, ihm zur Wiedervergeltung ihre eigenen Familiengeſchichten vorzuſetzen. Herr John mußte ſich alſo entſchließen, einen unmittelbaren Ausfall zu wagen. „Da wir eben von

Teſtamenten ſprechen“, ſagte er, „meine Gnädigſte, es iſt eine Liebhaberei von mir, ich ſammle dergleichen merkwürdige Fälle — Sie haben ja auch wol, gnädigſte Frau, in Ihrer Familie ſolch ein merkwürdiges Teſtament gehabt?“

Und damit wiederholte er ihr, was er ſelbſt theils durch Rudolf, theils auch durch Herrn Lur in Erfahrung gebracht hatte. Die Baronin zuckte unmerklich die Achſeln und unterdrückte ein leiſes Gähnen: ſie hatte ſich in dem Manne doch wol geirrt, es war doch wol nur ein ganz gewöhnlicher neugieriger Schwätzer. Darum fiel ſie ihm mit der Frage in die Rede, welches wol jetzt nach ſeiner Meinung die beſte Schiffsgelegenheit zwiſchen Deutſchland und Amerika ſei, und wann er ſeine Rückreiſe in die Heimat anzutreten gedenke. — Herr John fühlte den Stich ſehr gut; allein er hatte ſich einmal feſtgebiſſen und beſchloß auch nicht eher wieder loszulaſſen, als bis er Blut, ſoll heißen Geld, ſähe. Er richtete daher die kleinen muntern Augen feſt auf die Baronin und ſagte:

„Wenn ich mich wirklich nur ſo aus Neugier in Ihre Familienangelegenheiten miſchte, gnädigſte Frau, ſo verdiente ich die Zurechtweiſung, die Sie mir ſoeben zutheil werden ließen, allerdings recht ſehr. Doch ſollten Sie wol beſſer von meiner geſelligen Bildung denken; ich bin ein freier Amerikaner, aber ich habe mit Fürſten und Königen geſpeiſt und weiß, was ſich ſchickt. Nein, gnädige Frau, nicht aus Neugier frage ich — aber wohlan“, unterbrach er ſich ſelbſt, „da die Erwähnung des Teſtaments Ihnen unangenehm zu ſein ſcheint, ſo erlauben Sie mir vielleicht, meine Gnädigſte, die Frage, wie ſich eine gewiſſe Brieftaſche befindet, welche Sie ſo gütig geweſen ſind in Verwahrung zu nehmen?“

Frau von Schwarzenfeld fuhr in die Höhe, wie von einer Natter gebiſſen. „Was wiſſen Sie von der Brieftaſche?“ ſtammelte ſie.

„Und wer ſollte ſonſt davon wiſſen?“ entgegnete der kleine Amerikaner gleichmüthig, „als der rechtmäßige Beſitzer, und der bin ich nämlich.“ Er wiederholte ihr die oftgehörte Beſchreibung der Brieftaſche und ſetzte dann hinzu: „Es iſt ein altes Familienandenken, das ich ſeit vielen Jahren ſorgfältig bewahre, Sie können ſchon denken, gnädige Frau, weshalb, und das mir erſt ganz kürzlich durch — durch Diebſtahl abhandengekommen iſt.“

Die ſtolze, ſtarre Geſtalt der Baronin brach ohnmächtig zuſammen. War etwa dies der richtige Ulrich Schwarz? Und war Jener nichts als ein feiger Dieb und Betrüger? Aufs neue ſtürmte ein Meer von Zweifeln auf ſie ein, in dem ſie ſich umhergeſchleudert fühlte gleich einer Ertrinkenden.

Herr John fuhr fort: „Machen wir die

Sache kurz ab, gnädigſte Frau, und ohne Alteration; ich bin kein Tugendſchwärmer und kein Denunciant, ich bin blos ein Apoſtel der werkthätigen Liebe, und die werkthätige Liebe weiß zu verzeihen und zu entſchuldigen; ich komme nicht zu rächen und zu ſtrafen, ich komme zu tröſten und zu verſöhnen. Sehen Sie, wie die Sache ſteht, meine Gnädige: Rudolf von Schwarzenfeld iſt ein untergeſchobenes Kind, es gibt noch ein anderes Kind, das Sie beiſeite gebracht haben —"

„Und das ſind Sie?!" kreiſchte die Baronin, aufſpringend und beide Hände wie zur Abwehr von ſich ſtreckend ...

Es wäre eines Malers werth geweſen, das verdutzte Geſicht zu ſehen, mit dem Herr John die verzweifelnde Frau anſtarrte; ihn für ein Frauenzimmer, für die ausgeſetzte Gertrud Miller anzuſehen, das war denn doch ein bischen zu ſtark. „Was doch ein böſes Gewiſſen für Verwirrung anrichtet“, dachte er bei ſich und fuhr dann mit lauter Stimme und überlegenem Lächeln fort:

„Die gnädige Frau belieben zu ſcherzen, das Kind, von dem die Rede, iſt ein Mädchen oder vielmehr jetzt eine Frau — da Sie mit der Brieftaſche ſo genau bekannt ſind, ſo kennen Sie vielleicht auch den Namen Gertrud Miller?“

Jetzt war es an der Baronin, Betrachtungen über den geſtörten Verſtand des Herrn John anzuſtellen. Denn ſie kannte den Namen wirklich nicht; jenes Töchterchen, welches der Amerikaner meinte, war ungetauft beiſeite geſchafft worden, und der Präſident hatte den gefälſchten Todtenſchein auf einen beliebigen Namen ausſtellen laſſen. — Von dem letztern Umſtand wußte die Dame nichts; deſto raſcher hielt ſie die übrigen ihr bekannten Umſtände zuſammen und kam zu dem unvermeidlichen Schluß, daß ſie es hier entweder mit einem Verrückten zu thun habe oder mit einem Betrüger. Ja gewiß mit einem Betrüger! Was ſtöberte der fremde Mann in ihren Angelegenheiten umher? Was hatte dieſer Apoſtel der werkthätigen Liebe mit gefälſchten Teſtamenten und untergeſchobenen Kindern zu ſchaffen?

Mit eiſigem Lächeln ſtand ſie auf und griff nach der Klingel. „Mein Herr John oder wie Sie ſonſt heißen, Sie mögen ein guter Speculant ſein", ſagte ſie, „aber diesmal ſchlägt Ihre Speculation fehl; ich weiß von keiner ausgeſetzten Tochter und weiß von keiner Gertrud Miller. Haben Sie die Güte mich zu verlaſſen, und überheben Sie mich dadurch der Nothwendigkeit, meine Dienerſchaft herbeizurufen; wäre von einer Tochter überall die Rede — ich mache Ihnen keine Zugeſtändniſſe, mein Herr, ich ſetze blos die Möglichkeit — ſo habe ich ſeit ſechsunddreißig Jahren den Todtenſchein in Händen. . . ."

„Aber der Schein iſt falſch!“ rief der Amerikaner, indem er jetzt ebenfalls aufſprang, „und wenn Sie ihn von Methuſalem ſelber hätten — der Präſident, Ihr Vetter, hat ihn gefälſcht, das Frauenzimmer lebt, lebt hier in der Stadt, und ich werde ſogleich die Ehre haben, es Ihnen vorzuſtellen!“

Nein, das war doch wol kein Betrug, er wäre zu plump geweſen, es war doch wol die pure Verrücktheit. Die Baronin faßte zum zweiten male nach der Klingel. „Stellen Sie mir“, ſagte ſie mit verächtlicher Stimme, „vor, wer Ihnen beliebt, es ſind entweder Kranke wie Sie oder Betrüger, die aber diesmal an die unrichtige Stelle gekommen ſind. Und nun, mein Herr, bitte ich Sie nochmals, überheben Sie mich Ihrer Gegenwart. . . .“

„Gut, gut“, ſchnaubte der Amerikaner, „ich werde gehen, meine Gnädige! Aber ich werde wiederkommen und werde wiederkommen mit der leibhaftigen Gertrud Miller; da wollen wir ſchon ſehen, ob Sie ſich auch noch ſo aufs hohe Pferd ſetzen werden, wir haben unſere Documente, wir haben unſere Zeugen, wir haben unſere Gertrud Miller, jetzt verehelichte Frau Ulrich Schwarz — —“

Der Amerikaner ſtürzte hinaus, er ſah und hörte nicht mehr, wie die Baronin mit gellendem Aufſchrei hinter ihm zuſammenſank — Gertrud Miller, verehelichte Ulrich Schwarz?! Sprach der Mann vielleicht doch die Wahrheit? Hatte der Präſident ſie in der That getäuſcht? War der Todtenſchein wirklich falſch, und hatte ſich das Ungeheuerſte, das Unſagbarſte wirklich zugetragen, wogegen die ganze Natur ſich auflehnte — hatte der Bruder die Schweſter geheirathet?! In rieſengroßem Umriß, gleich einem Geſpenſt, tauchte die Geſtalt des kleinen kranken Bernhard, der Frucht dieſes unſeligen Bündniſſes, vor ihren entſetzten Sinnen auf —

war er wirklich der Sohn ihrer Kinder? Und hatte die Hand des Himmels ihn darum ſo furchtbar gezeichnet, weil er aus unſeligſter Umarmung entſproſſen war?

Sechstes Capitel.

Der Vogel iſt ausgeflogen.

Aber der Amerikaner kam nicht wieder, und auch keine Gertrud Miller, verehelichte Ulrich Schwarz, ſtellte er der Baronin vor. Aus einem ſehr einfachen und ausreichenden Grunde: weil er ſie ſelbſt nicht mehr finden konnte. Gertrud war aus dem Muſikantenthurm plötzlich verſchwunden, und Niemand wußte oder wollte wenigſtens wiſſen, wo ſie geblieben.

Und das hing ſo zuſammen. An demſelben Nachmittag, da Herr Lux und der Amerikaner den Entſchluß faßten, die Mine ſpringen zu laſſen, hatte auch Hermann die Laſt der Sorgen, die er heimlich mit ſich herumſchleppte, nicht länger ertragen können; der Verkehr zwiſchen Ulrich und Zundelheinrich wurde immer inniger und auffallender, jedes Wort, das Hermann erlauſchte, deutete immer unverkennbarer auf eine beabſichtigte Schandthat, und der junge Mann fühlte dringender als je die Nothwendigkeit, wenigſtens Gertrud, ſeine theure Mutter, davor zu ſchützen. Er überwand daher alle Bedenken und entdeckte den ganzen Zuſammenhang der Dinge ſeiner theuern Klara, die ja in allen andern Stücken ſchon längſt die Vertraute ſeiner Seele war. Klara's heller, ruhiger Sinn traf auch hier ſogleich das Richtige; ſie bewies Hermann, daß der Moment zur Eröffnung des verhängnißvollen Zettelchens jetzt allerdings gekommen ſei; nicht mehr um ſeine Schweſter handle es ſich, ſondern um ſeine Mutter, und er würde ſeine Pflicht als Sohn verletzen, wenn er derſelben die Exiſtenz des

Zettelchens noch länger verheimlichen oder überhaupt irgendetwas verabſäumen wollte, was möglicherweiſe zur Verbeſſerung ihrer Lage und ganz beſonders zu ihrer Befreiung aus dieſem unerträglichen Ehejoch beitragen könne.

Durch ihre Gründe überzeugt, eilte Hermann in ſein armſeliges Aſyl und ſuchte im Bettſtroh nach dem Briefe, den er darin verborgen hatte. Im erſten Augenblick erſchrak er heftig; denn es ſchien ihm, als wäre das Bettſtroh von fremder Hand durchwühlt und durcheinandergeworfen. Doch Gottlob, ſeine Furcht war unbegründet geweſen, da lag der Brief ja noch; mechaniſch öffnete er ihn — und, o Entſetzen! gerade das Wichtigſte daraus, der Zettel mit dem eigentlichen Kern des Geheimniſſes, fehlte!

Jammernd rang Hermann die Hände; welch ein Unheil hatte ſeine Unvorſichtigkeit angeſtiftet! Wo der Zettel geblieben, darüber war ihm kein Zweifel: es war ganz gewiß Niemand anders als Ulrich, Gertrud's Mann, ſein Stiefvater, der hier umhergeſtöbert, den Zettel gefunden und mit ſich genommen hatte. Und das war gerade der Fall, vor dem ſein guter ſeliger Lehrer ihn am allerdringendſten gewarnt hatte. Wie lautete es doch, was hatte der Selige doch über dieſen Fall geſchrieben? Daß wenn Ulrich jemals von dem Ereigniß erführe, der mögliche Segen ſich in Fluch verwandeln und das äußerſte Elend über Gertrud und ihn hereinbrechen würde. Und nun war der Fall eingetreten! Und war eingetreten durch Hermann's Schuld!!

Voller Beſtürzung eilte der unglückliche junge Mann zu ſeiner Vertrauten zurück und beichtete ihr ſeinen ganzen verhängnißvollen Leichtſinn. Klara nahm die Nachricht ruhiger auf, als Hermann erwartet hatte; ſie ſchalt ihn freilich ein wenig wegen ſeiner Unvorſichtigkeit, meinte dann aber, die Hauptſache ſei doch, ſeiner armen Mutter beizuſtehen und ſie vor den Ränken und

Gewaltthätigkeiten ſeines Pflegevaters zu ſchützen. Und auch dazu wußte das verſtändige Mädchen Rath. Ihr Zimmerchen im Schwarzenfeld'ſchen Hauſe war geräumig genug, um Hermann's Mutter bei ſich aufzunehmen; auch ſei es ſo abgelegen, daß Niemand ſo leicht dahin komme, ſelbſt nicht von der Dienerſchaft. Sie wolle die werthe Gefangene ſchon gut bewachen und ſie nach Möglichkeit pflegen: „Es iſt ja für dich, Hermann", ſagte ſie zärtlich und ſetzte gleich darauf erröthend hinzu: „Und weil der gute alte Prediger die Gertrud ſo lieb hatte." Zu gelegener Stunde dann wollte ſie den Regierungsrath davon in Kenntniß ſetzen, er war Rechtsverſtändiger, er mußte Mittel und Wege wiſſen, Gertrud vor den Nachſtellungen und Anfoderungen ihres Mannes zu ſichern und ihn zur Herausgabe des Zettels zu nöthigen. Ja vielleicht, wenn der Regierungsrath die Sache in die Hand nahm, gelang es ſeiner Geſchäftserfahrung und den vielfachen Verbindungen, in denen er ſtand, Hermann's Vater — denn auch in dieſes Geheimniß hatte er ſeine Freundin miteinweihen müſſen, wenn er auch, aus natürlichem Schamgefühl ſowie aus Ehrfurcht gegen ſeine Mutter, ſo raſch wie möglich darüber wegging — zu entdecken und die ganze verwickelte Sache doch noch zum glücklichen Schluß zu bringen.

Hermann folgte in allen Punkten den Rathſchlägen des beſonnenen Mädchens. Mit Hülfe der Dämmerſtunde glückte es ihm, Gertrud aus dem Muſikantenthum herauszuſchaffen und von Allen unbemerkt auf Klara's Zimmerchen zu bringen. Klara war unermüdlich, das tiefgebeugte, von Scham und Angſt zerknirſchte Weib zu tröſten und aufzurichten, ſodaß Hermann, über ihr augenblickliches Schickſal beruhigt, ſie verlaſſen und ſich in den Muſikantenthurm zurückbegeben konnte.

Hier war der Lärmen groß, ſolch ein Fall war nicht vorgekommen, ſolange der Muſikantenthurm ſtand; bei dem unausgeſetzten häuslichen Unfrieden, in dem das Ehepaar gelebt hatte, lag nichts näher, als daß die unglückliche Frau, der ewigen Mishandlungen müde, einen Schritt der Verzweiflung gethan und Hand an ſich ſelbſt gelegt hatte. Wie damals, als ſie den kleinen Bernhard vermißten, nur noch ein gut Theil ſorgfältiger, wurde der alte Stadtgraben durchſucht, in allen Ecken und Winkeln wurde nachgeforſcht: aber nirgends fand ſich eine Spur. Frau Schmähling, den Finger in die Höhe haltend, gleich einem leibhaftigen Galgen, erklärte, der ſtillen blaſſen Frau längſt ſo etwas angemerkt zu haben; die kluge Frau Melzer wollte ſogar etwas ins Waſſer plumpſen gehört haben, und obwol man, wie geſagt, keine Spur von dem Leichnam entdeckte, ſo nahm man doch feſt an, daß das unglückliche

Weib wirklich ihrem Leben gewaltſam ein Ende gemacht habe. — Ulrich zeigte ſich ziemlich theilnahmlos dabei; er hatte jetzt zu viel mit dem Zundelheinrich zuſammenzuſtecken und konnte ſich um Tod oder Leben ſeiner Frau nicht kümmern. Dagegen gelang es Hermann, von Klara dazu angewieſen, vortrefflich, den betrübten Bruder zu ſpielen; Niemand zweifelte an der Aufrichtigkeit ſeiner Klagen, und man ſah darin nur einen neuen Beweis, daß die Frau Schwarz nicht mehr unter den Lebenden.

Zwiſchen den beiden neuverbundenen Freunden dagegen, Herrn Lux und dem Amerikaner, entſtand durch dieſen ungeahnten Vorfall ein heftiges Zerwürfniß; das entſchiedene Ableugnen der Baronin und nun gar das Verſchwinden des Frauenzimmers verrückte ihnen völlig die Karten. Ihre ſonſtigen Beweisſtücke hatten nicht die halbe Kraft, und auch der gehoffte Vortheil drohte merklich zuſammenzuſchwinden, ſeit ſie nicht mehr im Stande waren, das lebendige Corpus delicti herbeizuſchaffen. Einer ſchob dem Andern die Schuld der fehlgeſchlagenen Hoffnung in die Schuhe, ſie ſchieden mit ſichtbarer Erbitterung, und Herr Lux beſchloß, ſich fortan wieder ganz auf ſeine eigene Kraft zu verlaſſen und die Sache ſelbſtändig in die Hand zu nehmen; vielleicht konnte er doch noch etwas retten.

Das nächſte und geeignetſte Mittel dazu ſchien ihm, den Verſuch zu machen, ob ſeine Schwiegermutter, die alte Frau Schernberg, denn wirklich ſo total ſinnesſchwach, und ob es nicht möglich, ihr irgendetwas auf die Angelegenheit Bezügliches abzulocken. Er entfernte zu dem Ende ſogar ſeine Frau, ſchloß ſich mit der Kranken ein und beſtürmte ſie mit Fragen und Drohungen wegen ihres ehemaligen Verkehrs mit der Frau von Schwarzenfeld und was ſie von dem Teſtament und den vertauſchten Kindern wiſſe.

Aber der Verſuch fiel ſehr ſchlecht aus, die alte irrſinnige Frau verſtand von ſeinen Fragen und Drohungen nur ſo viel, daß ihr irgendetwas Böſes geſchehen ſolle; ſie ſchwatzte wirr durcheinander von heimlichen Heirathen und zweierlei Trauungen, von ausgeſetzten Knaben und Mädchen, von Ulrich Schwarz und dem Regierungsrath von Schwarzenfeld — daß ſelbſt Herr Lux mit all ſeinem ungeheuern Scharfſinn nicht daraus klugwerden konnte und ſich endlich wohl überzeugte, daß dies nur die Phantaſien einer Fieberkranken waren. Auch brach das Fieber in der That gleich darauf mit furchtbarer Heftigkeit aus, die Alte ſchien in den letzten Zügen zu liegen, und unter Fluchen und Schimpfen lief Herr Lux nach ſeiner Frau, daß ſie den letzten Athem ihrer Mutter abwarte.

Siebentes Capitel.

Herr Kroppenberg taucht wieder auf.

Wenn der Amerikaner aber auch diesmal in ſeiner Unternehmung nicht ganz glücklich geweſen war, ſo war er übrigens doch ein Mann von bewundernswerther Vielſeitigkeit und Friſche des Geiſtes. Gleich am nächſten Morgen nach dieſem ereignißreichen Tage hielt er im Muſikantenthurm einen öffentlichen Vortrag über Armenpflege, Gefängnißkunde, Pflicht der Reichen und Vornehmen, ſich der Armen und Kranken anzunehmen, über die Wilden am Senegal, für die er Bibeln, Luther'ſche Katechismen und flanellene Leibbinden ſammelte, mit Einem Wort:

über die ganze ſeltſame Miſchung, die er werkthätige Liebe nannte. Dergleichen Vorträge waren ein Hauptmittel, wodurch er ſich in der Hauptſtadt ſeinen Ruf verſchafft und ſein Anſehen gegründet hatte; der trockene, praktiſche Mann konnte dann eine Beredtſamkeit entwickeln und eine Ueberfülle von Bildern, Ermahnungen und Beſchwörungen, daß ſein Publicum (beſonders das vornehme) jedesmal ganz entzückt darüber war. Den heutigen Vortrag aber konnte er umſoweniger aufſchieben, als er ihn ſchon ſeit längerer Zeit angekündigt und die ſchöne und geiſtreiche Welt der Stadt förmlich dazu eingeladen hatte. Auch der Medicinalrath hatte ihm ſeine Anweſenheit zugeſagt. Daß die Schwarzenfeld'ſche Familie nicht fehlen würde, verſtand ſich von ſelbſt; ſogar Klara, weil ſie nämlich durch ihre Weigerung Aufſehen zu erregen und das Geheimniß ihres Schützlings zu gefährden fürchtete, ſchloß ſich der Geſellſchaft an. Nur der Präſident ließ ſich auch diesmal entſchuldigen; er hatte wichtige Depeſchen aus der Hauptſtadt bekommen und bedauerte, dem geiſtreichen Vortrag des berühmten Mannes und Menſchenfreundes nicht beiwohnen zu können.

Dagegen erregte es nicht geringes Aufſehen, als unter den zahlreichen Equipagen, welche ſich infolge dieſer Veranlaſſung vor dem düſtern Eingang des Muſikantenthurms drängten, auch der Wagen der alten Baronin vorfuhr. Dieſe Dame nahm ſonſt an dergleichen Unterhaltungen wenig theil; Herrn John aber, der, aufs ſchönſte geputzt, am Eingang ſtand und die vornehmen Zuhörer becomplimentirte, war es vollends unbegreiflich, wie die Baronin nach dem geſtrigen Auftritt ſich ſozuſagen in die Höhle des Löwen wagen konnte; wußte er doch vielleicht mehr als ihm ſelbſt bekannt, und wollte die Baronin durch dieſes Zeichen ihrer Zuvorkommenheit und Theilnahme dem gefährlichen Mitwiſſer die Hand zur Verſöhnung bieten? Oder war es Furcht, was ſie die Vorſicht aus den Augen ſetzen ließ?

Doch löſte die allgemeine Verwunderung ſich bald in beifälliges Gemurmel auf, als man erfuhr, die ehemalige Dienerin der Baronin, die alte Frau Schernberg, liege im Sterben; es war doch recht hübſch von der als ſtolz verſchrienen Dame, daß ſie ihrer alten Dienerin ſoviel Anhänglichkeit bewies und noch bei ihrem letzten Augenblick zugegen ſein wollte. Die Geſchichte mit dem Ulrich Schwarz hatte die Baronin doppelt intereſſant gemacht; wie ſie ausſtieg, bildete ſich eine lange Reihe zwiſchen den drängenden Gäſten, und unter neugierigem Ziſcheln und Fragen, Bedauern und Kopfſchütteln ſchritt ſie in das Innere des Thurms. Auch bog ſie nicht, gleich den Uebrigen, rechts in den Speiſeſaal, den Frau Lux heute vermittels eines alten wurmſtichigen Katheders, auf dem ein Crucifix prangte, und einiger halbvertrockneten Kränze (es hatte ſchon einige ſehr kalte Nächte gegeben und faſt alles Laub an den Bäumen war erfroren) zum Auditorium umgewandelt hatte, ſondern ſie ging mittenhindurch, die Hauptſtiege hinauf, in das Zimmer der Kranken. Frau Lux, durch einen Wink ihres Mannes verſtändigt, zeigte ihr den Weg und blieb auch unter Heulen und Schluchzen bei der Unterredung zugegen.

Wiewol es zu einer wirklichen Unterredung gar nicht kam. Auf die wilden Phantaſien von geſtern Nacht war heute eine tiefe, tödtliche Abſpannung gefolgt. Frau Schernberg lag im leiſen Halbſchlummer, aus dem ſie kaum zu erwecken war. Auch die Baronin erkannte ſie nicht mehr; ſie ſtarrte ſie an mit weitaufgeriſſenen gläſernen Augen, machte auch einige ſchwache Bewegungen mit den Händen, als ob ſie dieſelben ineinanderlegen wollte, und damit war es zu Ende. Die Baronin, das Tuch vor die Augen gedrückt, ſchied mit der ſchmerzlichen Ueberzeugung, daß ihre alte treue Dienerin in wenig Stunden, ja vielleicht Minuten ausgerungen haben würde. Frau Lur begleitete ſie pflichtſchuldigſt bis an den Wagen und ſah der gnädigen, herablaſſenden Frau mit Bewunderung nach. Was ſie aber nicht ſah, das war der ſchadenfrohe Blick, der aus den Augen der Baronin ſchoß, als der Bediente den Wagen zuſchlug und die Pferde davontrabten. „Gute Nacht, Frau Schernberg: wenn dein Verſtand auch wiederkäme und wenn du auch reden wollteſt — der Tod führt ein mächtiges Siegel, vor dir ſind wir ſicher. —"

Inzwiſchen hatte der Menſchenfreund aus Amerika ſeinen Vortrag gehalten. Den Inhalt kann der geneigte Leſer ſich ſo ziemlich vorſtellen, und erwähnen wir daher nur, daß der Beifall allgemein und die Rührung groß war, auch die Sammlung für die Wilden am Senegal recht reichlich ausfiel. Der Medicinalrath war der einzige Unzufriedene, es kam ihm Alles ſo gemacht und erkünſtelt vor, er fing ſich herzlich an zu langweilen und war recht froh, als gegen den Schluß der Rede Frau Lux hereingetrippelt kam und ihm leiſe ins Ohr flüſterte, es gehe mit ihrer Mutter jetzt ganz gewiß zu Ende, der gnädige Beſuch der Baronin habe ſie ganz wild und toll gemacht, ob der Herr Medicinalrath, da er doch gerade im Hauſe ſei, nicht die Güte haben möchte, einmal perſönlich nachzuſehen. Der Medicinalrath nickte, preßte den goldenen Stockknopf gegen die Lippen, warf dem Redner, der eben in größter Ekſtaſe war, noch einen Blick quer über die Brille zu und ſchlich ſich dann auf leiſen Sohlen hinaus. Die Verſammlung war ſo gerührt, daß Niemand auf ſeine Entfernung achtete. Nur der Regierungsrath bemerkte ſie und beneidete im Stillen den Glücklichen: er fand die Rede ebenfalls überaus langweilig und vertrieb ſich die Zeit lediglich damit, ſich über ſich ſelbſt luſtig zu machen, wie er ſich vor dieſem hohlen, ſentimentalen Schwätzer nur jemals habe fürchten können. Doch mußte er freilich Amtshalber aushalten; ſo biß er denn in den ſauern Apfel und ließ es auch am Schluß der Rede, in welchem Herr John auch der unglücklichen Frau, der Selbſtmörderin von geſtern, gedachte und durch den ſich namentlich die Damen lebhaft gerührt fanden, an den üblichen Complimenten und Danksagungen nicht fehlen. Der gefeierte Redner ſtrich Beides, Complimente für ſich und Geld für die Wilden am Senegal, mit gleichem Behagen ein, machte Bücklinge nach allen Seiten und verſprach dem Regierungsrath, der für dieſen Fall ſchon eine kleine Geſellſchaft geladen hatte, heute ganz gewiß zum Diner bei ihm zu erſcheinen.

Die Verſammlung ging, nur Klara blieb zurück. Das junge Mädchen war durch den Vortrag ganz beſonders ergriffen, kein Auge hatte ſie während der ganzen Zeit von dem Redner abgewendet und nur zuweilen Geſicht und Bruſt hinter dem Tuche verborgen, vermuthlich aus Rührung, um ihre fließenden Thränen nicht ſehen zu laſſen. Wer ſie genauer beobachtet, hätte jedoch ſehen können, wie ſie keineswegs weinte, ſondern das Tuch nur vorhielt, um deſto unbemerkter das kleine Medaillon zu betrachten, das ſie am Halſe trug und von dem ſchon einige male die Rede geweſen. Aber das ſah eben Niemand, und ſo fand man es ganz in der Ordnung, als dieſes gerührte junge Mädchen noch einen Augenblick zurückblieb; wahrſcheinlich wollte ſie dem gotterleuchteten Manne noch irgendein Anliegen vortragen, oder ihm eine außerordentliche Gabe für ſeine Sammlung zuſtellen.

Wie der Saal leer und die Thür geſchloſſen war, ging Klara auf den Amerikaner zu. Von Thränen war ihr nichts anzuſpüren, ſie hatte das kleine Medaillon vom Halſe genommen, und es hoch in der einen Hand tragend, reichte ſie die andere dem Fremden vertraulich entgegen und ſagte:

„Guten Tag, Papa Kroppenberg, ich bin deine Tochter Klara: wo haſt du ſo lange geſteckt? und warum haſt du meine arme Mutter Luiſe Froideville ſo ſchmählich verlaſſen?“

Herr John, oder wie wir ihn nun auch nennen müſſen, Herr Kroppenberg, machte einen kleinen Sprung in die Luft; er ſah bald das Bild, bald das Mädchen an, dann fiel er ſeiner ſo plötzlich wiedergefundenen Tochter um den Hals und ſagte: „Guten Tag, Tochter Klara — ei wahrhaftig, das iſt meine Tochter Klara, ich erkenne mein ganzes Geſicht, zwei mal, auf dem Medaillon und in ihren Zügen! Warum ich euch verlaſſen habe, Kind? Weil ich den Stoff in mir fühlte, ein großer Mann zu werden, und weil die Fabrik deiner guten Großmutter ein zu kleiner Schauplatz für mein Genie war; ich bin nach Amerika gegangen, habe mir den Wind tüchtig um die Naſe wehen laſſen und bin nun geworden was du ſiehſt: ein freier Amerikaner und Apoſtel der werkthätigen Liebe. Aber wie iſt's? Daß deine gute Mutter, meine brave Frau, bald darauf geſtorben, habe ich in Erfahrung gebracht — lebt die Alte noch? Wie hat ſie ſich aus dem Bankrott zurechtgefunden? Dieſe Fabrik war ein verlorenes Unternehmen — lebt meine Schwiegermutter noch? oder iſt ſie todt? Und hat ſie dir etwas Leidliches hinterlaſſen?“

„Es iſt ſchon gut, Papa Kroppenberg“, erwiderte das junge Mädchen, das ſeine Beſonnenheit auch jetzt nicht verlor, „die Großmutter iſt todt, Alles iſt todt, Vermögen habe ich nicht, habe aber etwas gelernt, und brauchſt du daher nicht zu fürchten, daß ich eine Laſt für dich ſein werde. Geh' du deinen Weg, Papa Kroppenberg, weiter und laß mich den meinen gehen; ein Mann, der Frau und Tochter ſo ſchmählich verlaſſen und nun auf einmal nach zwanzig Jahren den zärtlichen Vater ſpielen wollte, das konnte doch nur ein Komödienvater ſein. Wahrheit über Alles: auch ich kann mein Herz zu keinem beſondern Aufſchwung der Kindesliebe zwingen gegen einen ſolchen Vater — wenn du meiner einmal bedarfſt, ſo rufe mich: aber im Uebrigen ſcheint es mir beſſer, wir vergeſſen einander, wie wir uns bisher vergeſſen haben —“

Herr Kroppenberg nickte mit dem Kopf. „Ganz meine Meinung“, erwiderte er unbefangen, „daran erkenne ich dich ganz ſicher als meine Tochter; nur keine Leidenſchaft, keine Ueberſtürzung! Ich bin der Apoſtel der werkthätigen Liebe, ich habe für die Menſchheit zu ſorgen und kann mich mit einer einzelnen Tochter nicht befaſſen.“

„Beſonders wenn ſie kein Vermögen hat“, wollte Klara hinzuſetzen. Doch beſann ſie ſich, daß es immerhin ihr Vater war; ſie unterdrückte die bittere Bemerkung und fragte: „Und alſo trennen wir uns? Und Niemand erfährt, wie es eigentlich mit uns ſteht?“

„Keine Uebereilung“, ermahnte Herr Kroppenberg väterlich. „Ueber eine ſo wichtige Sache läßt ſich ſo im Augenblick kein verſtändiger Entſchluß faſſen. Wir ſprechen uns weiter — wo hältſt du dich gegenwärtig auf, mein Kind? Und wo finde ich dich? Es iſt mir doch, als hätte ich dich neulich ſchon geſehen — —“

„Für den Augenblick bin ich noch im Hauſe des Regierungsraths von Schwarzenfeld“, erwiderte das junge Mädchen.

„Das trifft ſich ja prächtig“, rief der falſche

Amerikaner, „da eſſe ich heute Mittag — ja, ja“, rief er vergnügt, „jetzt beſinne ich mich, es iſt die kleine wirthſchaftliche Mamſell von neulich. Ei wie ſich das Alles ſo hübſch zurechtlegt! Und was für ein friedlicher Schluß noch daraus entſtehen wird!“ — Seine Gedanken waren offenbar ſchon mit ganz neuen Speculationen beſchäftigt. Er reichte Klara nur ganz flüchtig die Hand und lief in den Gaſthof, ſich zum Mittageſſen umzukleiden. Auch Klara ging ihren Weg nach Hauſe: „Guter Hermann“, flüſterte ſie vor ſich hin, „du haſt an deiner Mutter, glaube ich, einen beſſern Fund gethan als ich an meinem Vater.“

Achtes Capitel.

Ein Sterbebett.

Der Medicinalrath hatte die alte Frau wirklich ſehr krank gefunden; wie es bei Leidenden dieſer Art in den letzten Augenblicken der Fall zu ſein pflegt, war ihr das Bewußtſein plötzlich wiedergekehrt, und der Arzt ſchloß daraus ganz richtig, daß es mit ihr ſtark auf die Neige gehe. Körperliche Schmerzen empfand ſie wenig mehr, deſto heftiger ſchienen geiſtige Martern ſie zu quälen. Als ſie den Medicinalrath an ihrem Bette ſah, ſtöhnte ſie laut auf, verbarg das alte runzelige Angeſicht zwiſchen den knöchernen Händen und hieß ihre Tochter dann mit heftiger, heiſerer Stimme das Zimmer verlaſſen. Dieſe folgte ſcheinbar: in der That aber, neugierig und mistrauiſch wie ſie war, blieb ſie hinter der Thür ſtehen und belauſchte ſo die Geſtändniſſe der Sterbenden.

Denn Geſtändniſſe waren es, Seelengeſtändniſſe der furchtbarſten Art, welche die Alte dem Arzt mitzutheilen hatte, nicht Klagen über ihren körperlichen Zuſtand. Als ſie ſich wirklich allein mit ihm glaubte, ſah ſie ſich noch einmal ſcheu nach allen Seiten um und flüſterte dann:

„Das iſt eine große Gnade von Gott, und ich betrachte es als ein Zeichen, daß mir doch noch vergeben werden ſoll, daß gerade Sie, Herr Medicinalrath, in meiner letzten Stunde an meinem Bette ſtehen. Sie waren von jeher ein Freund der Schwarzenfeld'ſchen Familie, auch den ſeligen Herrn haben Sie noch gekannt —“

Der Medicinalrath rückte an der Brille. „Mache Sie ſich nur keine Sorge“, ſagte er,

„um den ſeligen Herrn, Frau Schernberg: dem ſeligen Herrn iſt wohl genug, ſehe Sie nur zu, daß Sie ſelber in Frieden abfährt....“

Man ſieht, der alte barſche Herr blieb ſich gleich, ſelbſt an einem Sterbebette. Auch hatte er die Frau Schernberg niemals recht leiden können. Dieſe aber fuhr wimmernd fort: „O, o, das iſt es ja eben, daß ich nicht in Frieden ſterben kann! Meine Sünden! Meine furchtbaren Sünden! Ich habe geholfen, die Bande des Bluts zu zerreißen und Aeltern um ihre Kinder, Kinder um ihre Aeltern zu bringen! Hören Sie die Worte einer Sterbenden, ſie ſind wahr und echt wie Gold; ich habe viel gelogen in meinem Leben und lügen geholfen — aber es iſt mir leid in dem Grunde meiner Seele, und hätte Gott mir nicht zur Strafe für meine Unthaten das bischen Verſtand verwirrt, ich hätte längſt gebeichtet und Buße gethan. Aber der Herr will meine Beſſerung nicht, meine

Briefe ſind nutzlos geblieben — ach, ach, was der Tod ſo bitter iſt!“

Der Medicinalrath ſtand ungeduldig auf: „Und ich will Ihre Beichte auch nicht, Frau Schernberg“, brummte er, „ich bin ein Arzt des Leibes, nicht der Seele, und wenn Sie den Paſtor braucht, muß Sie nicht nach dem Doctor ſchicken.“ Damit wandte er ſich zum Abgang.

„Nein, nein“, jammerte die Sterbende, „Sie dürfen mich nicht verlaſſen, bis Sie mich gehört haben. O meine Sünden! Es iſt Alles Lug und Trug im Schwarzenfeld'ſchen Hauſe, und ich habe die Hand dazu geboten —“

„Das wußte ich längſt“, erwiderte der alte Herr gleichmüthig: „Spare Sie Ihren Athem, was an den Tag kommen ſoll, wird ſchon ohne Ihr Zuthun darankommen....“

Aber das zitternde Weib fuhr fort. „Rudolf von Schwarzenfeld“, ſtöhnte ſie, „iſt das untergeſchobene Kind einer Dirne —“

„Alles bekannt“, murrte der Medicinalrath, „man merkt es dem Früchtchen auch an....“

„Aber ſie hat doch einen echten Sohn gehabt, ſchon vorher; ſchon drei Jahre zuvor, da man ſie blos für Liebesleute hielt, war der ſchöne ſchlanke Herr von Schwarzenfeld mit meinem gnädigen Fräulein heimlich verheirathet — “

„Alles bekannt, wenigſtens mir“, replicirte der Alte.

„Sie wurde heimlich von einem Sohn entbunden, der Sohn wurde zu meiner Schweſter an den Rhein gebracht, ihn in der Verborgenheit aufzuziehen — “

„Alles bekannt!“

„Ah, ah“, ſchrie das verzweifelnde Weib, „Alles ſchon bekannt?! Und die Häſcher kommen ſchon und ſchleppen mich unter den Galgen?! Alles bekannt!! Und auch bekannt, daß das Kind auf den Namen Ulrich Schwarz getauft ward?! Und auch bekannt, daß die gnädige

Frau hinterdrein in der Ehe noch ein Kind bekam, aber ein Töchterchen, und weil es ein Töchterchen war, wurde es gegen Rudolf von Schwarzenfeld vertauſcht und wurde ebenfalls meinen Anverwandten am Rhein zur Pflege übergeben? O die böſen Anverwandten! O die gottvergeſſene Schweſter! Wie iſt ſie mit dem Würmchen umgegangen! Meine ganze Familie iſt verſchollen in Krieg und Elend, und die Kinder mit ihnen!"

„Tröſte Sie ſich, Frau Schernberg", ſagte der Medicinalrath mit ſtarker Stimme: „der Sohn wenigſtens iſt gerettet und lebt, der eigene Vater, von Abſcheu erfüllt gegen die unnatürliche Mutter, hat ihn abgeholt und mit ſich genommen in eine neue Welt."

Die Sterbende ſtierte ihn mit großen Blicken an: „Ulrich Schwarz lebt?" ſtammelte ſie: „Ja, ja, es iſt mir auch, als hätte ich in dieſen Tagen etwas gehört von einem Ulrich Schwarz...."

„Ah was", entgegnete der Arzt verdrießlich, „Sie mit Ihrem Ulrich Schwarz! So hat er einmal geheißen —"

„Nein, nein", betheuerte Jene: „wie würde ich mit einer Lüge in die Grube fahren? Ulrich Schwarz, das iſt ganz gewiß der rechte Name des echten, erſtgeborenen Sohns, und das zweite Kind, das arme Töchterchen, hieß Gertrud Miller...."

Der Medicinalrath horchte auf; es war ihm, als hätte er den Namen Gertrud Miller erſt kürzlich in den Liſten des Muſikantenthurms geleſen. „Wie war das?" fragte er, „Gertrud Miller?"

Aber er bekam keine Antwort mehr: Frau Schernberg war todt....

Neuntes Capitel.

Das Gewitter ſchlägt ein.

Nachdem der Arzt hinweggepoltert, ſchlich Frau Lux ſich aus ihrem Verſteck, alle Glieder am Leibe zitterten ihr über die merkwürdigen und unſchätzbaren Nachrichten, welche ſie erlauſcht. „Nun wird mein Mann doch einmal ſehen", murmelte ſie, „daß ich auch nicht auf den Kopf gefallen bin, und von Herauswerfen aus dem Thurm iſt nun gar keine Rede mehr."

Sie drückte der Alten die Augen zu und eilte fort, Herrn Lux aufzuſuchen und ihm das Vernommene mitzutheilen.

Allein über Herrn Lux war inzwiſchen ein furchtbares Gewitter hereingebrochen. Als er eben noch, den Hut auf dem Kopfe, die knochigen Hände in den Taſchen, den letzten Wagen nachſah, welche die Zuhörer des Amerikaners davonführten, fühlte er ſich leiſe auf die Schulter gepocht; er ſah ſich um, und zwei Männer ſtanden neben ihm, mit guten braven Unteroffiziersgeſichtern, einer runden Dienſtmütze auf den kurzgeſchorenen Haaren und einem Denkzeichen im Knopfloch. Die handfeſten Männer erſuchten Herrn Lux ganz höflich, doch einmal gleich mit ihnen zu kommen, unmittelbar wie er gehe und ſtehe; es wären auf dem Rathhauſe ein paar fremde Herren angekommen, die ihn zu ſprechen wünſchten. Herr Lux kehrte ſein ganzes Amtsanſehen heraus und weigerte ſich in hochfahrendem Tone; die beiden Männer aber wußten ihren Worten ſolchen Nachdruck zu geben, daß er endlich einwilligte, ihnen zu folgen. „Aber laßt mich doch erſt wenigſtens mit meiner Frau ſprechen“, bat er, „meine Schwiegermutter liegt im Sterben, meine Frau iſt bei ihr, wer ſoll denn unterdeſſen den Muſikantenthurm hüten?“

„O nun“, meinte der eine der Männer ganz höflich, „bemühen Sie ſich nicht, Herr Lux, den trägt unterdeſſen Niemand weg.“ Und der Andere ſetzte etwas derber hinzu: „Nein, gewiß nicht: denn wenn das möglich wäre, hätte Herr Lux es längſt ſchon gethan. . . .“

Auf dem Rathhauſe wurde Herr Lux zunächſt in eine Wachtſtube geführt, wo man ihn entkleidete und ſeine Kleidungsſtücke ſorgfältig durchſuchte. Herr Lux verſuchte zu lachen. „Das ſieht ja gar aus“, grinſte er, „als ob ich ein Gefangener wäre und man wollte ein großes Verbrechen bei mir ausfindig machen?“ — „Wird wol ſo etwas ſein“, entgegnete mürriſch der Schließer: „Spitzbuben, die jahrelang die

Armuth beſtehlen und falſche Bücher und Rechnungen führen, denen geht es nicht beſſer. . . .“

Nach zweiſtündigem Warten, das Herrn Lux eine Ewigkeit dünkte, wurde er endlich in die große Rathsſtube geführt; es war eine Stube, die nur bei beſonders feierlichen Gelegenheiten geöffnet ward, und Herrn Lux, indem er die Schwelle überſchritt, war es, als ſchritte er in ſein Grab. — Um den runden grünen Tiſch in der Mitte ſaßen drei gravitätiſche, mit Orden geſchmückte Männer, ein naſeweiſer Referendarius am Nebentiſch behohnlächelte den Eintretenden durch ein Augenglas und rückte Papier und Federn zurecht. Herrn Lux fiel das Herz in die Schuhe: es war die Commiſſion, die echte, wahrhafte Commiſſion aus der Hauptſtadt, der Amerikaner war nur der ſpielende Nautilus geweſen, der dieſem Leviathan vorangeſchwommen, und das Gericht brach fürchterlich, zerſchmetternd über die ſchuldigen Häupter herein.

Und was das für ein vielfarbiger, buntſchillernder Nautilus geweſen war! Der Amerikaner hatte ein verwegenes Doppelſpiel getrieben; während er die den Thurm betreffenden Papiere und Schriften nur ſo obenhin anzuſehen ſchien und dem Regierungsrath und ſeinem Vertrauten aufs beſte zu Munde ſprach, hatte er in der Stille alle Bücher ſorgfältig verglichen und als guter Rechner die vielfachen und bedeutenden Fälſchungen, welche darin enthalten waren, leicht herausgebracht. Er hatte dem Miniſterium getreulich Anzeige davon erſtattet — ſeine geheime Hoffnung war, ſelbſt Director der neuen Anſtalt zu werden und ſich endlich einmal von dem mühſamen Schwindlerleben, das er führte, zur Ruhe zu ſetzen. Doch war das Unwetter nicht blos früher losgebrochen als er beabſichtigt hatte: ſondern indem er den verrathenen Freunden eine Grube grub, öffnete ſich auch unter ſeinen eigenen Füßen eine zweite, die ihn ſelbſt verſchlang. Kaum hatte der angebliche Herr John die Hauptſtadt verlaſſen, als von allen Seiten eine ſolche Maſſe böſer Gerüchte über ihn verlautete, daß ſelbſt der regierende Fürſt nicht umhinkonnte, Notiz davon zu nehmen. Ueberzeugt, daß Alles blos ſchändliche Verleumdung, befahl er insgeheim die ſorgfältigſten Nachforſchungen anzuſtellen. Sein Befehl ward befolgt, das Miniſterium ſchrieb hierhin und dorthin, und ach, über die menſchliche Verderbtheit: es ergab ſich, daß der angebliche Amerikaner Herr John, alias Kroppenberg, ein deutſcher Schwindler war, der in Nordamerika nur ſeine hohe Schule durchgemacht, ein Projectenmacher, Gelderpreſſer, Aufkäufer von verdächtigen Papieren, kurzum ein Menſch vom übelſten Charakter, dem es unmöglich verſtattet ſein durfte, den Apoſtel der werkthätigen Liebe zu machen und Fürſten und Geheimräthe zur Tugend zu ermahnen. — Die Commiſſion kam jetzt, mit allen Notizen wohl verſehen, das ganze Neſt aufzuheben. Doch mußte Herr Kroppenberg wol Wind bekommen haben, er hatte ſich mit Hinterlaſſung ſeiner Effecten im Gaſthof, die ſich jedoch als ziemlich werthlos ergaben, ſalvirt, und da der elektriſche Telegraph dazumal in dieſer Gegend unſers Vaterlandes noch nicht arbeitete, ſo erreichte er auch glücklich die Küſte und rettete ſich übers Meer — nur ſein europäiſcher Ruf war begraben, in Amerika konnte er die werkthätige Liebe noch immer forttreiben.

Daß das Feſtmahl beim Regierungsrath unter dieſen Umſtänden nicht ſtattfand, liegt auf der Hand; die Hauptperſon fehlte ja, die meiſten Gäſte blieben von ſelbſt aus, und bei den wenigen, welche dennoch erſchienen und zu denen ſeltſamerweiſe auch Herr Theobald gehörte, ließ Rudolf ſich entſchuldigen: er ſei von einem plötzlichen Unwohlſein befallen. . . .

Auch war es ihm unwohl genug, in der

That. Wenn man ſo ſchon mit Herrn Lux umſprang, der doch nur ſein Inſtrument geweſen, wie mußte es erſt ihm ſelbſt ergehen? Die Commiſſion war offenbar von Allem aufs genaueſte unterrichtet; daß ſie den Regierungsrath noch nicht vorgefodert und ſich blos begnügt hatte, ihm alle Papiere und Schlüſſel in Betreff des Thurms abverlangen zu laſſen, war offenbar eine bloße Rückſicht, welche ſie gegen ſeinen Oheim, den Präſidenten, und das Anſehen ſeiner Familie nahm. Vielleicht, wenn es ihm möglich war, die fehlenden Gelder raſch und augenblicklich zu decken, ſo ließ dieſe Rückſichtnahme ſich dahin ausdehnen, daß die Sache in Betreff Rudolf's vertuſcht und er nur in aller Stille von ſeinem Amt entfernt ward: eine Strafe, die er ſich gern gefallen ließ, da er ſein Amt haßte und ſich überhaupt weg, weit weg in ferne Länder ſehnte, wo Niemand ihn kannte, Niemand von ſeinen Schickſalen, ſeinen Verirrungen wußte. Aber woher dieſe Gelder nehmen? wie ſie auftreiben? Und noch dazu im Augenblick, im Zeitraum weniger Stunden, bis vor Sonnenuntergang ſpäteſtens, da die Commiſſion mit dem nächſten Morgen jedenfalls näher einſchritt?

Der Stolz des ehemals ſo hochfahrenden, heftigen Mannes war jetzt ſo gebrochen, daß er weinte wie ein Kind. Als nun Theobald ihm gemeldet ward mit dem Zuſatz, daß er ſich durchaus nicht abweiſen laſſen wolle, wenn auch das Diner abbeſtellt ſei, ſo habe er mit dem Herrn Regierungsrath doch über andere, wichtigere Dinge zu ſprechen, ſo ſchien dem gepeinigten Manne das ein Fingerzeig des Himmels. Zwar fühlte er ſich unfähig, den Freund perſönlich zu empfangen; doch ging er hinüber zu ſeiner Frau, ſagte ihr in kurzen Worten — und ſein verwildertes Ausſehen ſprach allerdings deutlicher als alle Worte — daß jetzt die Stunde gekommen, auf die er ſchon früher hingedeutet, ſie möge nicht lange fragen, aber genug, er ſei im Ertrinken, und wenn ſie Theobald, der ſchon an der Thür ſei, nicht ſofort beſtimmen könne, fünftauſend Thaler vorzuſtrecken, gleichviel auf ſeinen oder auf ihren Namen, ſo ſei er ein verlorener Mann, und alle Prophezeiungen jenes nächtlichen Geſprächs würden ſich nur allzu raſch und aufs furchtbarſte erfüllen.

Eugenie, oft von ihrem Manne gekränkt, oft ihn ſelbſt misverſtehend, war doch im Grunde ihres Herzens ein treues, hingebendes Weib; ſie erklärte ſich augenblicklich bereit, die peinliche Unterhandlung zu übernehmen. Ja ſie tröſtete ihren Mann: Theobald ſei ja ſtets ſo gut und edel geweſen, es ſei ein Mann von den trefflichſten Grundſätzen; wolle und möge er Rudolf nicht beiſpringen, ſo werde er doch ihr, der Freundin, der Dichterin, deren Talent er ja ſo oft gerühmt und die ihm ja zur Noth dieſes Talent ſelbſt als Pfund einſetzen konnte, die erbetene Hülfe ganz gewiß nicht verweigern.

Mit dieſem getroſten Muthe ausgerüſtet, empfing ſie den ungeduldigen Theobald. Sie trug ihm die Sache ohne vielen Umſchweif vor; ihr Mann ſei in plötzliche Verlegenheit gerathen, Theobald kenne ja ſeine Verhältniſſe, wiſſe, welch Vermögen Rudolf eigentlich gehöre — und bat ihn mit kurzen, herzlichen Worten, ihm ſofort fünftauſend Thaler vorzuſtrecken. Ein Mann wie er, ſetzte ſie ſchmeichleriſch hinzu, habe das Geld ja immer nur ſo liegen, an den durfe man ſolche Bitte ſchon richten.

Herr Theobald machte ein ſaures Geſicht und wühlte im Backenbart, daß er ganz ſtruppig wurde. „Das trifft ſich ſehr unglücklich, meine Gnädige", ſagte er dann; „gerade heute habe ich ſelbſt ſehr ſtarke Zahlungen zu machen — und morgen auch und übermorgen wieder und ſo die nächſten Wochen immer fort —

Sie können denken, Frau Baronin, wiewol Sie kein Geſchäftsmann ſind, daß ſolch neues Unternehmen, Ankauf eines Hauſes, Einrichtung der Druckerei und dann das viele Geld an die Herren Schriftſteller, Einem wirklich rechte Sorge macht. Ja ich muß geſtehen, daß ich eben ſelbſt ein wenig in der Klemme bin und gerade deshalb hierherkam, um Ihren lieben Mann" (früher ſprach Herr Theobald ſtets nur vom Herrn Gemahl) „an ein kleines Geſchäft zu erinnern, das noch zwiſchen uns ſchwebt und das er gewiß nur über ſeinen vielen Arbeiten vergeſſen hat. Er ſchuldet mir noch ein paar Wechſelchen — zweitauſendfünfhundert Thaler, ſeit ſechs Wochen fällig — es ſind Solawechſel und brauchten alſo nicht proteſtirt zu werden. Um Ihrem lieben Manne die Sache zu erleichtern, habe ich die Wechſelchen meinem Rechtsanwalt übergeben — eine bloße Form, meine Gnädigſte, bloße geſchäftliche Form; wenn Ihr lieber

Mann zahlt, wie er zahlen wird und muß, ſo bekommt er die Wechſel vom Anwalt ſo richtig zurück wie von mir."

„Und wenn er nun nicht zahlt? nicht zahlen kann?" fragte Eugenie mit unſicherer Stimme; ſie war, obwol aus einer großen Handelsſtadt und Kaufmannstochter, doch in dieſen Dingen wirklich vollkommen unerfahren.

„Ah ich bitte um Entſchuldigung", verſetzte Herr Theobald, indem er eifrigſt bemüht war, den Schaden, den er vorhin in ſeinem Backenbart angerichtet, wiederauszugleichen: „die gnädige Frau belieben zu ſcherzen, bei Wechſeln kommt es gar nicht darauf an, ob man zahlen will oder kann, ſondern bei Wechſeln heißt es ganz einfach: man muß. Es ſind Solawechſel", wiederholte er ſelbſtzufrieden, „und brauchten alſo nicht proteſtirt zu werden, ſie ſind heute ſo gultig wie vor ſechs Wochen. . . ."

„Aber wenn Rudolf nun doch nicht zahlen

kann?!" rief Eugenie noch einmal mit wachſender Angſt —

„Ja", verſetzte der Hausfreund mit großer Ernſthaftigkeit, indem er ſich den Halskragen zurechtzupfte, „wenn Ihr lieber Mann nicht zahlen kann — was man ſo wirklich nennt, nicht kann — nun ja freilich, dann iſt es eine andere Sache, dann wird mein Anwalt wol eine Wechſelklage anſtellen müſſen — ſehr prompte Sache das, ſo eine Wechſelklage: heute geklagt, morgen Termin und Urtheil, übermorgen Execution und Arreſt. . . ."

„Execution und Arreſt?!" rief die junge Baronin außer ſich. „Und das wagen Sie mir zu ſagen? mir, der Frau Ihres Freundes, an deſſen Tiſch Sie unzählige male geſeſſen, der Sie unzählige male geſagt haben, wie Sie ſie bewundern und verehren?! Und nun Execution und Arreſt?!"

„Geſchäftsſachen", verſetzte der ſchöne Geiſt mit einer zierlichen Verbeugung, „haben mit Herzensſachen nichts zu thun; mein Herz gehört in ſchuldiger Ehrfurcht ſtets der gnädigen Frau Baronin: aber mein Geld, mit gnädiger Erlaubniß, gehört mir. . . .“

„Sie ſollen es ja auch nicht verlieren“, ſagte Eugenie dumpf; es war ihr wie ein Traum, daß ſie mit dieſem Menſchen ſolche Geſpräche führen mußte. Aber ſie malte ſich das Bild ihres Mannes aus, wie er jetzt in ſtummer Verzweiflung im Nebenzimmer brütete, und das Bild gab ihrem Herzen Kraft und Stärke. „Sie ſollen ja auch nichts von Ihrem Gelde verlieren“, ſagte ſie, „wir wollen es Ihnen ſicherſtellen auf alle Weiſe, Rudolf ſoll Ihnen ſein Erbtheil, ich ſelbſt will Ihnen meinen Schmuck, meine Einrichtung, ja mein bischen Talent will ich Ihnen verſchreiben, von dem Sie ja doch bisher ſo günſtig dachten; ich will Bücher für Sie ſchreiben, Stücke ſchreiben . . .“

Herr Theobald war ans Fenſter getreten und ſtudirte eifrigſt den Zug der Wolken; dann ſich raſch umdrehend, ſagte er:

„Das Reich der Poeſie, meine Gnädige, iſt eine ſchöne Gegend, aber Hypotheken darauf aufnehmen, das hat doch ſeine ſehr bedenklichen Seiten; die Kraft des Schriftſtellers erlahmt, ſowie er um Summen arbeiten ſoll, die er ſchon empfangen hat, wie unſer Altmeiſter Goethe das ſo ſchön ausdrückt: «Und auf den Tiſch kommt vorgegeſſen Brot.»“

Eugenie bat, beſchwor, ſie faßte Theobald's Hand und war in ihrer Verzweiflung nahe daran, ſie an die Lippen zu führen; Theobald entzog ſie ihr mit zierlicher Verbeugung, küßte ihr die Hand und ſagte: „Wenn Sie ein Manuſcript fertig haben, meine Gnädigſte, ſo geben Sie es mir zur Anſicht; wenn es mir dann paßt, wie ich nicht zweifle, ſo ſtehe ich Ihnen gern zu Dienſten. Und auch über meine Liberalität ſollen Sie alsdann nicht zu klagen haben, ich will die Literatur heben, nicht die Schriftſteller drücken. Aber Vorſchüſſe zahle ich nicht, das iſt nichts Perſönliches gegen Sie, Frau Baronin, nur ein Princip meines Geſchäfts, und gerade ein junges Geſchäft darf von ſeinen Principien am wenigſten abweichen. Ueberhaupt begreife ich nicht recht, meine Gnädigſte", fuhr er in etwas kühlerm Tone fort, „warum Sie gerade mir die Ehre erweiſen, ſich mit Ihren Verlegenheiten an mich zu wenden, Sie haben ja die reiche Schwiegermutter, den angeſehenen Mann, den Präſidenten, zum Onkel — was bin ich gegen dieſe Leute? Und wenn die dem Herrn Regierungsrath nicht mehr helfen wollen, wie komme ich dazu? — Haben Sie alſo die Gewogenheit, dem Herrn Regierungsrath meine Empfehlung zu vermelden, und wenn die Wechſel bis morgen früh um acht nicht bezahlt ſind, ſo wird um neun Uhr die Klage eingereicht. Beſtellen

Sie es ja wörtlich, meine Gnädige, es iſt mit Wechſeln nicht zu ſcherzen, und ſagen Sie ihm auch gefälligſt, ich verreiſte auf einige Tage und wäre nicht zu ſprechen. Alles, was Ihr lieber Mann in dieſer Sache zu verhandeln hat — und es iſt in der That ſehr einfach: er braucht blos zu zahlen — ſoll er mit meinem Rechtsanwalt verhandeln, der hat die vollſtändigſten Inſtructionen und Vollmachten."

Herr Theobald ging — und mit ihm ging auch ein Stück von Eugenie's innerſtem Leben. Wie hatte ſie an dieſen Menſchen geglaubt! mit welcher Nachſicht hatte ſie ſeine Schwächen ertragen! Und wie zeigte er ſich jetzt! mit welcher furchtbaren Klarheit hatte der blinde Alfred ihn durchſchaut!

Doch ſtand ihr noch das Härteſte bevor: ſie mußte ihren Mann mit dem unglücklichen Erfolg ihrer Unterhandlungen bekannt machen. Sie fand ihn im Nebenzimmer, in lebhafter

Bewegung. Doch galt dieſelbe, wie der Menſch ja mitunter gerade in den peinlichſten Momenten den dämoniſchen Trieb verſpürt, ſich mit fremden Dingen zu beſchäftigen, nicht ſeiner eigenen Lage, ſondern einem ſeltſamen Auftritt, der ſich ſoeben vor ſeinen Augen zugetragen. Klara, nichts ahnend von ſeiner Lage, hatte den Augenblick benutzen wollen, wo er müßig im Zimmer ſaß, und hatte ihm den armen Flüchtling, die Gertrud, Hermann's Mutter, zugeführt; ſie hatte ihm ihre Schickſale oberflächlich erzählen und ihn um ſeinen Schutz für das arme verlaſſene Weſen bitten wollen. Aber kaum daß Gertrud den Regierungsrath anſichtig geworden, als ſie ohnmächtig zuſammenbrach; Klara und der raſch herbeigerufene Hermann hatten Mühe gehabt, ſie auf Klara's Zimmer zurückzuſchaffen. — Der Regierungsrath, dem das Geſicht ganz fremd war und der uberhaupt von dem Zuſammenhang der Sache nichts ahnte, konnte Eugenien nur erzählen, daß eine unbekannte Frau ihn habe ſprechen wollen, aber von einem plötzlichen Schwindel erfaßt, in Klara's Zimmer geſchafft ſei; Eugenie möge doch einmal zuſehen, was dem armen Weibe eigentlich fehle.

Die Regierungsräthin war im Stillen der Meinung, daß das wol Zeit habe, bis ſie mit ihren eigenen Angelegenheiten im Klaren. Doch äußerte ſie nichts, um Rudolf nicht noch mehr zu reizen, und erzählte ihm mit möglichſt ſanften, milden Worten, indem ſie ihren eigenen Schmerz gewaltſam zurückpreßte, den unglücklichen Ausgang ihres Geſprächs mit dem Hausfreund. Rudolf ſtarrte eine Weile in das Leere; dann ſagte er kurz abgebrochen: „Er hat ganz Recht, ganz Recht — haben Sie tauſend Dank, Eugenie, ich werde nun ſelbſt mit meiner Mutter ſprechen."

Damit ging er fort und ahnte nicht, daß inzwiſchen die fremde Frau, die ihn durch ihre

Ohnmacht erſchreckt hatte, Gertrud, Hermann's Mutter, ihrem Sohne in die Arme ſank und mit erſterbender Stimme, die Augen feſt eingedrückt, ſtammelte: „Er iſt es! er iſt es, der flammende Komet — es iſt dein Vater, Hermann!!“

Zehntes Capitel.

Mutter und Sohn.

Doch dauerte es noch einige Zeit, und der Abend war längſt eingebrochen, bevor Rudolf ſich entſchloß, den letzten verzweifelten Schritt wirklich zu wagen. Allein er mußte gewagt werden; ſo gering die Hoffnung war, das eiſerne Herz der Mutter gerade jetzt zu erweichen, ſo fühlte er doch eine Art von Verpflichtung, ſelbſt gegen Eugenien, ſelbſt gegen ſeine Mutter, das Aeußerſte nicht über ſich hereinbrechen zu laſſen, ohne wenigſtens auch dieſen Schritt noch verſucht zu haben. Er wollte ihr den Abgrund zeigen, an dem er taumelte, wollte ihr das

Zuchthaus zeigen, dem er entgegenging, und ſie ſelbſt mochte dann entſcheiden, ob er noch länger ihr Sohn ſein oder die graue Jacke des Züchtlings tragen ſollte. Er wollte ihr zeigen, wie das Alles gekommen, welchen Antheil ſie ſelbſt durch ihren Haß, ihre Gleichgültigkeit an ſeinem Schickſal trage, wie ſie gewiſſermaßen ſeine Mitſchuldige ſei und ihm ſchon um deshalb helfen müſſe — vorausgeſetzt nämlich, daß ſie dem Sohne, dem Träger ihres Namens, nicht helfen wollte.

Aber bei alledem war es ein ſchwerer Gang, und er zauderte lange, bevor er ſich dazu entſchloß. Und als er endlich ſo weit war, da fand er noch die größten Schwierigkeiten, Zulaß zu ſeiner Mutter zu finden; ein Beſuch Rudolf's bei der Baronin war etwas ſo ſchlechthin Unerhörtes, daß die Dienerſchaft gar nicht wußte, wie ſie ſich dabei benehmen ſollte, und Rudolf ſich den Eintritt faſt mit Gewalt eröffnen mußte.

Ach und wieviel ſchwerer ward es ihm noch, Zutritt zu ihrem Herzen zu finden! Sie hatte eben wieder über Ulrich Schwarz, die Brieftaſche und den frechen Verſuch des Amerikaners nachgebrütet, der nun freilich als Betrüger entlarvt war und den ſie nicht mehr zu fürchten brauchte. Aber ſolcher Betrüger konnten noch mehr, noch ſehr viele kommen, wer weiß, wer ſchon gekommen war; ſie fühlte die Nothwendigkeit, mit dieſen Zweifeln zum Schluß zu gelangen. Und inſofern war ihr der Beſuch des Regierungsraths gar nicht ſo unangenehm; war ſie nicht recht thöricht, ſich immer nur mit dem Präſidenten, dem alten ſüßlichen Schleicher, herumzuzerren? Warum hatte ſie noch nie mit Rudolf unmittelbar verhandelt? Rudolf war in ewiger Geldnoth, er war ſeines Amts, ſeiner ganzen Stellung überdrüſſig, Kinder hatte er nicht — wenn ihm ein gutes Stück Geld geboten ward, ſollte er ſich nicht bereitfinden laſſen, in die

Adoption des Ulrich Schwarz zu willigen und ihm Namen, Stand, Erbſchaft, oder doch wenigſtens einen Theil der Erbſchaft, die ſich unter ihrer Leitung verdreifacht hatte, abzutreten?

Mit dieſem Plan war die alte Baronin eben beſchäftigt, als Rudolf eintrat. Sie beſchloß, den Augenblick feſtzuhalten, den verhaßten Fremdling aber vorher noch recht zu demüthigen und in Furcht zu verſetzen, damit er deſto geneigter werde, auf ihre Vorſchläge einzugehen. Mit kaltem Spott hörte ſie ſeine Bitten und Geſtändniſſe, mitleidiges Achſelzucken war die Antwort auf ſeine Klagen, verächtliches Lächeln ſetzte ſie ſeinen Vorwürfen und Anklagen entgegen.

Rudolf mußte ſich furchtbare Gewalt anthun, um nicht loszubrechen; er preßte das trotzige Herz mit bebender Fauſt nieder und blieb in Wort und Geberden der reuige, unterwürfige, Vergebung heiſchende Sohn. „Vergleichen wir uns“, ſagte er endlich, „theure Mutter: geben Sie mir etwas nach, und ich will Ihnen freies Spiel laſſen. Da iſt der Ulrich Schwarz — Sie wünſchten ihn ins Haus zu nehmen, ich widerſprach — gut, nehmen Sie ihn ins Haus....“

Er näherte ſich alſo dem Punkte, auf den die Baronin ihn haben wollte. „Was weißt du von Ulrich Schwarz?“ ſagte ſie verächtlich, „und wer hat dir erlaubt, dieſen Namen in meiner Gegenwart ungefragt in den Mund zu nehmen?“

Dem Regierungsrath ſtieg das Blut zu Kopfe. „Nun nun“, ſagte er mit ausbrechendem Hohn, „warum ſoll mir ein Name verboten ſein, den das Publicum der Stadt ſeit Monaten im Munde führt? Warum ſoll ich einen Namen nicht nennen dürfen, deſſen Träger Sie tagtäglich bei ſich ſehen? Ich weiß, die ganze Stadt weiß, wie werth der Ulrich

Schwarz Ihnen iſt — laſſen Sie uns einen Tauſch machen, Mutter: bezahlen Sie meine Schulden, decken Sie meine Defecte und — heirathen Sie Ihren Ulrich Schwarz!!“

Heirathen?! Ulrich Schwarz heirathen?! Alſo auch hier dieſer nichtswürdige Verdacht?! Vielleicht hier, im Herzen dieſes Mannes, der ſich für ihren Sohn hielt, zuerſt ausgebrütet und von da wie ein Giftpulver weitergeſtreut, daß nun die Knaben auf der Gaſſe davon ſprachen?! Ihr Zorn und Haß durchbrach alle Dämme, ſie vergaß die Klugheit, vergaß die Scham, die ſie ſo lange, ſo ängſtlich bewahrt hatte: „Erbärmlicher!“ rief ſie, „dieſer ſelbe Mann, von dem du mit dieſem höhniſchen Schmunzeln ſprichſt, den du wagſt, deiner alten greiſen Mutter zum Manne anzubieten — er iſt mehr als du, er iſt mein echter Sohn und Erbe, mein Erſtgeborener — du aber biſt der Sohn einer Dirne, und wenn ich nun ins Zuchthaus muß, ſo mußt du wenigſtens mit!! —"

Die Wirkung auf Rudolf war entſetzlich. Der ſtarke, große Mann taumelte zuſammen wie ein Stier, der den tödtlichen Schlag empfängt. Es brauſte ihm in den Ohren wie einem Ertrinkenden; tauſend alte längſtvergeſſene Gerüchte tauchten aufs neue vor ihm auf, es war ihm, wie es den Selbſtmördern im Augenblick des Todes ſein ſoll: alle Erinnerungen ſeines Lebens, die ganze Vergangenheit drängte ſich noch einmal in einem einzigen chaotiſchen Bilde vor ihm zuſammen. Er warf ſich auf den Teppich zu Füßen ſeiner Mutter — oder vielmehr dieſer fremden Frau, die er ſo lange für ſeine Mutter gehalten und die ihm auf einmal fern und geheimnißvoll, eine räthſelhafte, unergründliche Erſcheinung, gegenüberſtand. „Sagen Sie das noch einmal, Mutter", bat er — „ach nicht doch, Mutter!! Was der Menſch doch kindiſch iſt und wie ſchwer es hält, ſich von alten thörichten Gewohnheiten loszumachen....“

Denn daß es ſich wirklich ſo verhielt, wie die Baronin ſagte, daran durfte er nicht zweifeln; er hatte geſehen, wie ſie gerungen und gekämpft, wie ſie gezittert und ſich gewunden, bis das verhängnißvolle Wort ihrem Munde entfuhr: hatte ſie es einmal ausgeſprochen, ſo war es auch wahr. — Die Baronin, die ſich eine ganz andere Wirkung von ihrem Geſtändniß verſprochen hatte, fühlte ſich von dem weichen, ſtillen Schmerz, mit dem Rudolf daſſelbe aufnahm, tief ergriffen. Auch ging es ihr wie allen Menſchen, die im Begriff ſtehen, eine lange getragene Laſt abzuſchütteln. Der Menſch iſt ein Gewohnheitsthier, ſelbſt an ſeine Sorgen gewöhnt er ſich, und wenn er ihrer endlich enthoben wird, kann er bei aller Freude doch auch eine gewiſſe Wehmuth nicht unterdrücken, daß er die alten gewohnten Laſten nun nicht mehr tragen ſoll. Auch die Baronin verfiel unwillkürlich in denſelben weichen, wehmüthigen Ton, ſie rückte ſich abſeits von der Lampe, daß der Schatten auf ihr Angeſicht fiel, und erzählte dem Manne, der ſo lange für ihren Sohn gegolten, die unſelig geheimnißvolle Geſchichte, wie er in ihr Haus gekommen, wie es ſich mit ihrem echten Sohn verhalte, und auch den Tod des armen kleinen Töchterchen (denn an dieſen glaubte ſie noch immer) verſchwieg ſie ihm nicht.

Wir brauchen die Erzählung nicht zu wiederholen, der Leſer hat ſie theils noch im Gedächtniß, theils hat ſein Scharfſinn ſich die Lücken längſt ergänzt. — Hugo und Ulrike waren als Liebesleute vertrauter geworden als ſich ziemte; die guten Gelegenheiten, welche der Vetter arglos bot, trugen ihre Früchte. Eine heimliche Heirath, zu welcher der Feldprediger des Regiments ſich auf Bitten des ſchönen jungen Paars entſchloß, beſchwichtigte Ulrike's Thränen und das erſte Pfand ihrer Liebe wurde zwar heimlich, aber doch in einer heimlichen Ehe geboren.

Damit wäre im Grunde allen Anſprüchen des Teſtaments genügt geweſen; der Knabe war, wie der Wortlaut deſſelben erfoderte, in der Ehe zwiſchen Ulrike von Steinfurt und Hugo von Schwarzenfeld geboren und war daher vollkommen erbberechtigt. Aber ein unglückſeliger Stolz hielt Ulriken zurück, das Geheimniß vor der Welt zu enthüllen, ſelbſt nach des Kammerdirectors Tode; ſie hoffte noch mehr Söhne zu bekommen, und dann im Verlauf der Jahre, nach weiten Reiſen und langjähriger Entfernung, ſollte der Erſtgeborene ſcheinbar als ein angenommenes Kind in das älterliche Haus zurückgeführt werden. Der Vetter, der von dieſem Erſtgeborenen nichts wußte und auch nichts erfahren ſollte, drängte ſie, beſonders nachdem die Schweſter den Gatten verloren und gleich darauf eine Tochter geboren hatte, mithin die größte Gefahr obſchwebte, das Teſtament ganz für die Familie verloren zu ſehen — der Vetter, ſagen wir, drängte ſie, Anſtalten zu treffen für jede Möglichkeit, damit die Bedingung des Teſtaments unter allen Umſtänden erfüllt werde, oder doch wenigſtens in den Augen der Welt erfüllt ſcheine. Wie nöthig dieſe Anſtalten geweſen und mit welchem glücklichen Erfolg ſie gekrönt worden, wiſſen wir: die Tochter ward in die Ferne geſchickt, Rudolf, der Sohn der Fremden, wurde als Sohn des Hauſes aufgenommen und erzogen. Aber das Herz der Mutter gewann er mit dem Allen nicht, ſie war gleichgültig gegen den Eindringling, und ihre Gleichgültigkeit verwandelte ſich in Haß, als ſie nach einer Reihe kummervoller Jahre die troſtloſe Entdeckung machte, daß ihr Erſtgeborener unter der leichtſinnigen Pflege habgieriger Menſchen verſchollen und verloren und auch durch keine Nachforſchungen mehr aufzufinden war.

Welchen Erſatz konnte Rudolf ihr bieten, ſelbſt wenn er liebenswürdiger, talentvoller, fügſamer geweſen wäre? Ihren Mann, der die Vertauſchung der Kinder erſt erfuhr, als ſie geſchehen war, hatten Scham, Furcht, Abneigung in eine Melancholie verſetzt, in welcher er ſich das Leben nahm; ihre Schweſter hatte ebenfalls Verdacht gefaßt und infolge deſſen alle Verbindung mit ihr abgebrochen. Welche entſetzlichen Jahre verlebte ſie unter dem peinlichen Verdacht der Menſchen, in vergeblicher Sehnſucht nach ihrem Kinde, in Haß und Abneigung gegen Rudolf, der ihr täglich widerwärtiger, täglich läſtiger ward! Und als nun ein märchenhafter Zufall, ein ſichtbares Wunder des Himmels ihr den echten Sohn entgegenführte, jenen Ulrich Schwarz, der eben deshalb ſo genannt worden war, um in den verſchränkten Namen — Ulrike von Steinfurt, Hugo von Schwarzenfeld — das ſüße Geheimniß ſeines Urſprungs anzudeuten, als ſie in ſeinem Beſitz die Brieftaſche fand, die Hugo's liebſtes Andenken gebildet hatte — ſie hatte ſie ihm geſchenkt den Tag zuvor, ehe ſie ſich heimlich trauen ließen — und die Hugo vermuthlich auf einer jener häufigen geheimnißvollen Reiſen, die er zu dem verſtoßenen Kinde machte, in der Wiege deſſelben zurückgelaſſen hatte — wie konnte ſie da zögern, den echten Sohn anzuerkennen! welche Rückſichten ſollte ſie noch länger auf die Welt nehmen, ſie, die leider der Rückſichten ſchon zu viele genommen und ſich und ihn dadurch ins Elend geſtürzt hatte! Was ſollte ſie für Schonung haben gegen ihren Ruf, da ſie ſo lange Jahre, um ihren Ruf zu erhalten, das höchſte Glück des Lebens, das Mutterglück, entbehrt und den armen verſtoßenen, hülfloſen Sohn zum wüſten Landſtreicher hatte werden laſſen?!

Rudolf hörte der Erzählung ſchweigend mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ohne das geringſte Zeichen des Erſtaunens oder Unwillens zu. „Arme Mutter“, ſagte er endlich, mit tiefer, zitternder Stimme: „arme Mutter — denn noch einmal, zum letzten male müſſen Sie mir geſtatten, Sie ſo zu nennen, und dann nicht wieder. Was müſſen Sie gelitten haben, und wie vollſtändig verſtehe ich nun den räthſelhaften Haß, mit dem Sie mich verfolgten. Wie unerträglich müſſen Ihnen meine Fehler und Thorheiten, meine Ausſchweifungen und Verſchwendungen geweſen ſein! Ja ſelbſt meine Liebkoſungen, wie muß es Ihnen davor geſchaudert haben! Ein fremdes Kind im Hauſe, überſchüttet mit allen Segnungen des Reichthums und der Bildung, und doch misrathen — und dabei das eigene ſchuldloſe Kind unter Bettlern und Böſewichtern, auf der Landſtraße, — o das iſt ja ein Gedanke um den Verſtand zu verlieren! Aber auch ich bin nicht glücklich geweſen, Mutter, ich kann Ihnen den Reichthum und das Wohlleben, in deſſen verführeriſche Nähe Sie mich brachten, nicht danken. Dieſe Nähe hat mein Herz verdorben, und ich wollte, Mutter, o bei Gott! ich wollte, Sie hätten mich den Bettler bleiben laſſen, als der ich geboren bin...!“

Er hielt den ſtarken knochigen Kopf lange in die Hände gepreßt; dann ſtand er auf. Er reichte der Baronin halbwegs die Hand: „Leben Sie wohl, Mutter — ich finde nun einmal keinen andern Namen für Sie, obwol wir wenig wie Mutter und Kind zuſammengelebt haben; auch ſoll meine Stimme Sie nicht oft mehr ſtören.“

„Um Gott!“ ſchrie die Baronin, „was willſt du thun? Biſt du auch nicht mein Sohn, ſo hat die Welt dich doch ſo lange dafür gehalten: wollen wir thöricht genug ſein, unſere Schande ſelbſt auf dem Markte auszurufen? Wir haben einander ſo lange ertragen, warum jetzt nicht mehr, da wir doch wenigſtens wiſſen, wie wir zueinander ſtehen? Du bleibſt bei uns im Hauſe, Ulrich Schwarz wird dein Bruder ſein, es wird ſich nichts verändern —"

Der Regierungsrath ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd mit dem Haupte. „Und meine Schulden?" fragte er, „und die unterſchlagenen Gelder?"

„Wie du davon nur noch ſprechen kannſt!" rief die alte Dame: „Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich Alles tilge, im Augenblick. Nun mein Herz frei iſt, daß ich nicht mehr zu heucheln brauche, als wärſt du mein Sohn, und mein echter Sohn kehrt ins Haus zurück, nun ſollſt du unſer lieber, gerngeſehener, gerngetragener Freund ſein. Hier, hier", fuhr ſie fort, indem ſie an das Bureau trat und mit zitternden Händen einen Schatz von Gold, Papieren und Juwelen um ſich herſtreute: „hier iſt Geld, ich habe noch mehr, der Präſident hat mir neulich erſt ein beträchtliches Capital zugeſchickt, mein

Bankier zahlt jede Summe, die ich verlange. Nimm, Rudolf! Bezahle deine Schulden, decke deine unglücklichen Verirrungen, es ſoll in Zukunft zwiſchen dir und Ulrich Alles gleich ſein — und beginne ein neues Leben!"

„Ein neues Leben?" murmelte Rudolf: „Nein, nein, im Gegentheil, Mutter: laſſen Sie mich zurückkehren in das alte, für das ich geboren war. Jetzt verſtehe ich mich ſelber erſt: es war der dunkle Zug meines Herzens, der mich in Schmutz und Niedrigkeit zog — laſſen Sie mich zurückkehren und verſchwinden in meine Niedrigkeit!"

Er wollte noch etwas hinzuſetzen: doch verſchluckte er es. Mit ſanfter Handbewegung ſchob er die Schätze zurück, welche die Baronin ihm aufdrängte, nur wenige Goldſtücke behielt er. „Laſſen wir das", ſagte er mit bitterm Lächeln, „die letzte Gemeinheit ſein von vielen. Bezahlen Sie meine Schulden, auch

Theobald erhält einige Tauſende; erſetzen Sie dem Muſikantenthurm das Geld, das ich unterſchlagen, und ſorgen Sie für Eugenien, hören Sie? für Eugenien....“

Seine Stimme zitterte; die große ſchwere Geſtalt ſchwankte wie ein Rohr, indem er ſich zur Thür wandte. „Und du? und du?“ drängte die Baronin.

Rudolf winkte mit der Hand: „Wir ſehen uns noch wieder“, verſetzte er dumpf und verließ gleich einem Traumwandelnden das Zimmer.

Elftes Capitel.

Die Schreckensnacht.

Die Unterredung hatte lange gedauert. Es war tiefe Nacht, und Eugenie hatte ſich ſchon in ihr Bett begeben, wo ſie in qualvollen Gedanken lag, als Rudolf mit ſchwerem, ſchleppendem Tritt an ihr Lager trat. „Wie iſt's?“ fragte ſie ihn bebend.

„Alles gut, die Mutter iſt eine vortreffliche Frau, ich habe ſie ſehr verkannt und bin, wie ich jetzt wohl einſehe, ſelbſt ſchuld an allem Unheil, das zwiſchen uns entſtanden“, erwiderte er dumpf. Eugenie wollte ihm ihre Freude äußern; aber er küßte ſie auf den Mund und hielt ſie in einer Umarmung, ſo innig und ſo ſtürmiſch, wie er ſein Weib noch niemals umarmt hatte. In dem heftigen Gemüthskampf, den das Geſpräch mit der Baronin ihm erregt, hatte der unglückliche Mann ſich auf die Lippe gebiſſen, und Eugenie bemerkte mit Schreck, wie das warme Blut auf ihre weiße Nachtwäſche und ihre noch weißere Schulter rieſelte. „Du bluteſt“, ſagte ſie ängſtlich —

Aber er hörte ſie ſchon nicht mehr, er war zur Thür hinausgeſchritten, hinüber in ſein Zimmer. Dort ſaß er noch lange am Schreibtiſch, ſchrieb, rechnete, ordnete Papiere und zerriß andere. Gegen Mitternacht erhob er ſich, nahm ſelbſt den Mantel aus dem Schrank, drückte die Reiſemütze tief ins Geſicht, ſteckte ſeinen Paß, ein paar Piſtolen und jene Goldſtücke zu ſich, welche er vorher von der Baronin angenommen. Als er ſchon an der Treppe ſtand, kehrte er noch einmal wieder um; leiſe durch die Finſterniß tappend, ſchlich er bis vor das Zimmer der Frau, die er ſo lange als ſeine Mutter nicht geliebt, aber doch gefürchtet. Er wollte ſein Verſprechen halten und ihr noch einen letzten Abſchiedsgruß ſagen. Als er jedoch an die Thür kam und durch das Schlüſſelloch lauſchte, ob ſie allein ſei, und er ſie daſitzen ſah am Bureau mit den aufgelöſten ergrauten Haaren, Scham und Reue in dem ehedem ſo ſtolzen Auge — da überkam ihn ein ſolcher Jammer, daß er ſich ſchweigend umwendete und die Treppe hinuntereilte, wie ein von Furien Verfolgter. Rechts und links neben ihm huſchte und wiſperte es; aber er achtete auf nichts und athmete erſt wieder auf, als die ſchwere Hausthür hinter ihm leiſe ins Schloß fiel. Der Nachtwächter, der eben die Stunde abrief, grüßte ihn verwundert. An der nächſten Straßenecke ſtieß er gegen zwei unheimliche Geſtalten, die hier im Schatten lauerten und die ihm bei anderer

Stimmung wol einen gelinden Schauer eingeflößt haben würden. Jetzt aber bemerkte er ſie kaum; mit eiligen Schritten ging er das Gewirr der Straßen entlang, bis er an das Thor kam, das auf die große Landſtraße führt. Wohin er eigentlich wollte? Ja wer das gewußt hätte! Nur ganz dumpf wie im Traum ſagte er ſich, daß er ſuchen wolle zu Fuß die nächſte Station zu erreichen und dann mit Extrapoſt weiterfahren, in den nächſten Hafen und von dort nach Amerika — er mußte lachen, ſo grimmig er war, wie ihm der Gedanke kam, daß er da vielleicht auch den Herrn John, den Apoſtel der werkthätigen Liebe, wiederträfe ...

Die beiden Männer in der dunkeln Ecke, an denen der Regierungsrath vorübergeſchritten war, ohne ſie zu bemerken, warteten noch ein Weilchen, bis ſeine Tritte verhallt waren. Dann vorſichtig um ſich blickend, ſtahlen ſie ſich hervor und ſchritten auf das Haus der Frau von

Schwarzenfeld zu, das in dieſer mitternächtigen Stunde noch einmal ſo geſpenſtiſch ausſah wie ſonſt. Der größere der beiden Männer trug eine Strickleiter; an der Umfaſſungsmauer des Gartenhauſes angekommen, befeſtigte er dieſelbe mit geſchicktem Wurf oberhalb der Mauer. Dann ſtiegen Beide hinüber; die Strickleiter zogen ſie nach ſich.

Es war der Zundelheinrich mit Ulrich Schwarz, und dieſe Nacht war beſtimmt, den lange gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Die Ankunft der Commiſſion, die ſich wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet hatte, die Verhaftung des Herrn Lux und die ſtrengen Maßregeln, die jetzt gewiß in kurzem bevorſtanden, hatten den Ausſchlag gegeben. Auch war ja Gertrud todt, der Knabe, der allein in ſeinem Bettchen lag, leicht mitgenommen; Ulrich wollte mit dem Zundelheinrich fliehen, er wollte nichts mehr von der Baronin wiſſen, die ihn ja doch nur immer mit Redensarten abſpeiſte und ihn ſogar die letzten Tage her nicht einmal vorgelaſſen hatte.

Im Innern des Hauſes angelangt, zog Zundelheinrich eine Diebslaterne aus der Taſche; auch mit Dietrichen war er wohlverſehen. Ulrich fand ſich in den wohlbekannten Räumen leicht zurecht. Freilich überkam ihn zuweilen ein Schauer, es war ihm, als ſähe ihm heimlich Jemand über die Schulter, ſodaß er unwillkürlich zuſammenfuhr; doch bezwang er ſich und führte den Freund vorſichtig und geſchickt. Durch die Reihe der leeren Staatsgemächer, deren prächtige Ausſtattung Zundelheinrich's Hoffnungen gar ſehr belebte, gelangten ſie unhörbar und unbemerkt bis in das Zimmer zunächſt der Wohnung der Baronin. Aber hier weigerte Ulrich ſich weiter mitzugehen. „Es iſt ja Licht in dem Zimmer", ſtammelte er. . . .

„Narr", flüſterte Zundelheinrich, „das iſt die Nachtlampe, und die Gnädige ſelbſt liegt im Bette — Da, ſchau hin", indem er durch die Thür ſpähte, „das Bureau ſteht offen — welche Pracht! welche Fülle! Und da liegt auch die Brieftaſche!! die Brieftaſche, die ſie ſo ſtandhaft abgeleugnet! Nun? hat die Gnädige unſern Beſuch verdient oder nicht?"

Ulrich nickte ſchadenfroh, hielt ſich aber doch im Hintergrunde, während Zundelheinrich die Thür unhörbar öffnete und in das Zimmer der Baronin trat. Er hatte einen günſtigen Moment getroffen, das Zimmer war leer; die Baronin hatte ſich eben in ihr Schlafcloſet begeben, nicht um ſich niederzulegen, nur um die Haare neu zu ordnen und dann den Reſt der Nacht am Schreibtiſch mit Ordnung ihrer Papiere und Gelder wachzubleiben. Haſtig griff Zundelheinrich zuerſt nach der Brieftaſche, das verhängnißvolle Stammbuchblatt fiel heraus, er trat es achtlos mit Füßen. Dann ſcharrte er von Geld und Koſtbarkeiten zuſammen, was ſeine Taſchen halten wollten. Und ſie hielten viel; ſo ſehr er ſich beeilte, ſo fing doch Ulrich im dunkeln Nebenzimmer an die Zeit lang zu werden; auch fürchtete er ſich vor Entdeckung. Um daher den zögernden Genoſſen anzutreiben, öffnete Ulrich ebenfalls die Thür. In demſelben Augenblick trat die Baronin aus der gegenüberliegenden Thür des Schlafcloſets; ihr erſter Blick fiel geradeaus auf Ulrich Schwarz; mit einem lauten Schrei ließ ſie den kleinen ſilbernen Nachtleuchter auf die Erde fallen. . . .

Was weiter geſchah, davon hatte Ulrich nur eine ganz dumpfe, unklare Empfindung; er hörte ein Poltern, ein Ringen, ein Aechzen, gleich darauf war es, als ob ein ſchwerer Körper zu Boden fiel, die Lampe ſtürzte klirrend darüber hin, daß es ganz dunkel im Zimmer ward und nur die Diebslaterne noch einen ſchmalen, grellen Lichtſtreif warf.

Eine Secunde ſpäter fühlte er ſich von Zundelheinrich ergriffen und über Treppen und Gänge, durch raſchgeöffnete Thüren hinuntergeſchleppt in den Hof; die Strickleiter ward wieder angelegt, auf der Höhe der Mauer zog ſein Führer ſie nach ſich, und dann ging es mit keckem Sprung hinunter auf die Straße. Erſt hier gewann Ulrich Athem, ſeinen Freund zu fragen, was denn nur eigentlich geſchehen: „Nichts iſt geſchehen“, verſetzte Zundelheinrich mit ſtarker Stimme, während er ſo raſch lief, daß der ſchmächtige Ulrich ihm kaum folgen konnte: „Nichts iſt geſchehen, als daß wir Geld haben bis an das Ende unſerer Tage; ich gehe nur noch einen Gang in den «Grünen Ochſen», beſorge du ebenfalls, was du noch zu beſorgen haſt, und wenn du dann mit mir willſt, ſo triff mich binnen hier und einer halben Stunde unterhalb der alten Brücke, wo die Weiden ſtehen. Aber in einer halben Stunde und keine Minute mehr; haſt du verſtanden?“

„So gib mir wenigſtens die Brieftaſche“, keuchte Ulrich. „Das wäre doch nicht halb recht von dir, wenn du Alles allein behalten wollteſt.“

„Die Brieftaſche!“ hohnlachte Zundelheinrich; er hatte wirklich noch Zeit gefunden, ſie beim Schein der Diebslaterne zu durchſuchen, und ſich dabei zu ſeinem Bedauern überzeugt, daß ſie in der That vollſtändig leer. „Willſt du dir etwa das Trinkgeld für die Brieftaſche jetzt auch noch holen und damit dem hellen Teufel erſt recht in den Rachen laufen? Sie werden unſere Spur ſo ſchon zeitig genug haben, wenn du ſo forttrödelſt. . . .“

An der zweiten oder dritten Straßenecke trennten ſie ſich; Zundelheinrich ging in den „Grünen Ochſen“, wo er mit dem Wirth noch Einiges abzumachen hatte, Ulrich aber in den Thurm, um ſeinen Knaben abzuholen; innerhalb einer halben Stunde wollten ſie ſich unter der Brücke treffen.

Es war Ulrich höchſt verdrießlich, daß er nicht in den Thurm gelangen konnte, ohne zu ſchellen. Doch öffnete Frau Lux auf den erſten leiſen Klingelzug; ſie war noch völlig angekleidet, aber mit einem Ausdruck von Verwirrung, um nicht zu ſagen Wahnſinn im Blick, der ſelbſt von Ulrich nicht unbemerkt bleiben konnte. „Nun? Sohn einer Baronin?“ ſchnarrte ſie ihn an; ihre Stimme war hohl und raſſelnd, wie wenn Steine in einen Topf geſchüttet werden. „Kommſt du noch ſo ſpät, den gnädigen Junker abzuholen? Ein hübſcher Enkel für eine Baronin, ſolch ein blödſinniger Burſche!“

„Ah was, Baronin hin, Baronin her“, ſagte Ulrich, ſie unwirſch beiſeite drängend; „hier iſt jetzt keine Zeit von Baroninnen zu ſprechen —“

„Das iſt köſtlich“, keuchte die Nachtgeſtalt; „nun weiß der auch wieder nicht, daß er der

Sohn der alten Baronin iſt! Ja ja, ſeit mein Lux gefangen, iſt der Verſtand auf Erden alle geworden. Und mich wollen ſie nun morgen auch aus dem Thurm werfen, mit dem Früheſten, es iſt mir ſchon angekündigt. O das geht ja nicht, das hält der Thurm ja nicht aus — und ich auch nicht! Aber da weißt du wol auch nicht, Sohn einer Baronin“, unterbrach ſie ſich plötzlich ſelbſt, indem ſie ſich immer dicht an Ulrich's Seite hielt und ruhig zuſah, wie er das ſchlafende Kind aus ſeinem Bettchen nahm, es in ein Tuch wickelte, das hier noch von Gertrud zurückgelaſſen war, und ſich mit dem Kinde nach der Ausgangspforte zurückbegab — „So weißt du wol auch nicht, Sohn einer Baronin, wer eigentlich deine Frau geweſen? Nun, ſtandesgemäß: Gertrud Miller oder vielmehr Gertrud von Schwarzenfeld, die Tochter deiner Mutter, deine Schweſter! O das arme Kind — —!“

Ulrich hörte nur mit halben Ohren hin; dennoch grauſte es ihn. „Biſt du denn nur wirklich wahnſinnig, Weib?“ fragte er: „oder welch teufliſches Ergötzen iſt das, Einen bei nachtſchlafender Zeit mit ſolchen grauſigen Märchen zu erſchrecken?“

„Ach nein“, erwiderte die Frau in weinerlich ſingendem Tone, „ich bin nicht wahnſinnig, blos meine Mutter war wahnſinnig — mich aber wollen ſie morgen aus dem Thurm werfen, mein Mann ſitzt gefangen, und du und Gertrud ſeid die Kinder der Frau von Schwarzenfeld und habt euch geheirathet — hihihi, was das lächerlich iſt!“

Sie ſchlurfte in den Thurm zurück; Ulrich mußte ſich gegen die ſchwere eichene Pforte lehnen, ſo hatten die tollen Reden auch ihn verwirrt. Aber der Knabe drohte zu erwachen, er ſchrie vielleicht und vermehrte dadurch die Gefahren der Flucht. Er raffte ſich alſo gewaltſam auf, drückte das Kind feſt an ſich und eilte zu dem bezeichneten Platze. — —

Ungefähr eine Stunde ſpäter ſchlug die Feuerglocke der Stadt an; es brannte, und zwar im Muſikantenthurm. Der Traum der Frau Lur hatte ſich erfüllt; vor Wuth und Verzweiflung ihrer Sinne nicht mehr mächtig, hatte ſie das brennende Licht unter das Dach des Torfſtalls geworfen; raſch wirbelte die Flamme empor, die lange andauernde ungewöhnliche Hitze des letzten Sommers hatte alles Holzwerk trocken gemacht wie Zunder, und bald ſtand das ganze weitläufige Gebäude von der Sohle bis zum Dach in einem einzigen Flammenmeer. Es war eine fürchterliche Nacht; ein ſchneidender Nordwind blies die Glut immer gewaltiger an und erſchwerte der Löſchmannſchaft, deren Eimer ſich mit Reif bedeckten, ihre Arbeit ungemein. Die aus der Hauptſtadt anweſenden Commiſſare waren gleich bei dem erſten Feuerlärm auf der

Brandſtätte erſchienen und leiteten das Rettungswerk. Daß der Regierungsrath ſich nicht ſehen ließ, fiel zwar auf; doch war man dergleichen Nachläſſigkeiten von ihm ſchon gewohnt. Deſto angeſtrengter, mit verzweifelnder Kraft, arbeitete Hermann. Dicht ihm zur Seite, mitten im ſprühenden Feuerregen, hielt ſich Gertrud; ſie achtete nichts, auch nicht die verwunderten Blicke, das Ziſcheln und Fragen, das ihre Erſcheinung begleitete: ihr Herz war von der Verzweiflung der Mütterliebe geſchwellt, ihre Kraft verzehnfacht — ſie ſuchte Bernhard, ihren Sohn, und konnte nirgends eine Spur von ihm entdecken!

Endlich, nach mehrſtündigem Kampfe, wurde man des verzehrenden Elements Herr; nur die nackten Mauern waren gerettet, und auch die ſtürzten zum Theil dumpf polternd zuſammen.

Auch zwei Menſchenleben waren zu beklagen: Frau Lux, die auf der äußerſten Spitze des brennenden Thurms erſchienen war und ſich, wie es ſchien, abſichtlich in die toſenden Gluten geſtürzt hatte, und — Gertrud. In der Bemühung, zu Bernhard's Wiege zu dringen, war ſie von einem herabſtürzenden Balken erſchlagen worden; ihr ſchönes Haupt lag mit Blut bedeckt, um die Lippen ſchien noch ein letzter Wehruf der Mutterliebe zu ſchweben....

Aber kaum daß die Stadt ſich von dieſer Schreckensnachricht einigermaßen erholt hatte, ſo wurde ſie durch eine andere, noch furchtbarere, in neuen Schrecken verſetzt. Die alte Baronin von Schwarzenfeld war eine unerſchrockene Frau, das wußte Jedermann: hart gegen ſich wie gegen Andere und wenig achtend auf Dinge, welche gewöhnliche Frauen in Angſt und Schrecken ſetzen. Auch den Lärmen des Feuers hatte ſie unbeachtet gelaſſen; die Dienerſchaft war Dergleichen von ihr gewohnt und hatte nichts Befremdliches darin gefunden. Den Regierungsrath vermutheten die Hausgenoſſen auf der Brandſtätte, weshalb auch nach ihm keine Nachfrage geſchah. Erſt als am nächſten Morgen die gewohnte Stunde längſt verſtrichen war und die Baronin noch immer nicht öffnete, wagte die Kammerfrau zu pochen. Das Pochen blieb unbeantwortet. Jetzt wurde man ängſtlich und ſchickte nach dem Regierungsrath. Der Regierungsrath war nirgends zu finden und war, wie der Augenſchein bewies, die Nacht auch gar nicht in ſein Bett gekommen. Jetzt endlich erbrach man die Thür — und fand die Baronin, von Mörderhand erſchlagen, in ihrem Blute ſchwimmend; ſie hatte gerade nur noch Kraft genug den Mund zu öffnen, und nach der Stubenthür deutend, röchelte ſie: „Mein Sohn ...“

Und ihr Sohn, der Regierungsrath, war die Nacht nicht in ſein Bett gekommen, war, wie man jetzt erfuhr, auch nicht auf der Brandſtätte geweſen und war überhaupt nirgends zu finden.

Zwölftes Capitel.

Zwei Flüchtlinge.

Es war eine große Beruhigung für Ulrich Schwarz, als er, keuchend unter der Laſt ſeines Knaben, noch vor Ablauf der halben Stunde bei der alten Brücke an der Weidenallee anlangte — und richtig, unter dem mittelſten Pfeiler ſaß Zundelheinrich mit ſchweren Taſchen und erwartete ihn. „Es iſt doch eine ehrliche Haut", dachte er bei ſich: „ich an ſeiner Stelle wäre längſt über alle Berge und hätte meinem Kameraden das Nachſehen gelaſſen."

Aber gleich darauf fielen ihm die wirren Reden der Frau Lux ein, und mit drohender

Stimme fragte er: „Was haſt du nur mit der alten Frau gemacht? Ich hörte ſo einen dumpfen Fall — weißt du auch, daß ſie eigentlich meine Mutter iſt? und daß, wenn dieſe Geſchichte herauskommt, ich mir um deinetwillen das ſchönſte Glück verſchlage?“

Er hoffte nämlich in der Stille noch immer von Verdacht freizubleiben; wenn ſich die Geſchichte dann wieder beruhigt hätte, dachte er heimzukehren und ſich erſt recht im Hauſe der Baronin einzuniſten.

Zundelheinrich lachte wild. „Wenn das deine Mutter geweſen“, ſagte er, „dann biſt du jetzt ein armes Waiſenkind: die alte Frau verräth Keinen mehr. . . .“

„Verräth Keinen mehr? Was? Du haſt doch nicht Hand an ſie gelegt?“ ſchrie Ulrich.

„Nein“, erwiderte der unerſchütterliche Böſewicht, „die Hand nicht, ſondern blos ein blankes Meſſerchen; ich glaube gar, das verwünſchte

Ding iſt mir beim Ringen entfallen. Aber es kommt auf Eins heraus: vor Tagesanbruch müſſen wir aus dem Bezirk hier heraus ſein, ſonſt ſind wir verloren, ſo wie ſo. Heb' die Beine, es iſt ſchlechter Weg hier in dem Torfmoor, und wenn dir der Junge zur Laſt wird, wirf ihn ins Waſſer."

„Lieber ſtoße ich dich ſelbſt hinein, Beſtie", murmelte Ulrich. Doch hatten ſie jetzt Nöthigeres zu thun als zu ſtreiten. Der Weg durch den Torfmoor, da ſie ſich auf der Landſtraße nicht zu halten wagten, war allerdings außerordentlich ſchlecht. Ueberall waren kleine Pfützen, mit dem erſten dünnen Eis bedeckt, das bei der leiſeſten Berührung zuſammenbrach; alle Augenblicke war ein knietiefer Graben zu überſpringen, was Ulrich mit ſeiner Laſt ſehr ſchwer ward, während Zundelheinrich mit ſeinen langen Beinen darüber hinſchoß wie ein Pfeil. Auch trieb er unabläſſig, und der leicht ermüdete

Ulrich vermochte bald nicht mehr zu folgen. „Nur einen Augenblick halt an!“ ſtöhnte er; ſeine Kleider waren triefend naß, Haar und Bart mit Reif bedeckt; der Arm, mit dem er den Knaben trug, war ihm ganz ſtarr und leblos.

Aber in demſelben Augenblick ſchlug hinter ihnen die Lohe der Feuersbrunſt empor, und gleich darauf fingen auch die Sturmglocken an zu heulen. „Das iſt der Thurm!“ rief der Zundelheinrich. „Ein gut Stück Arbeit; haſt du das noch in der Geſchwindigkeit angerichtet? So war es ein guter Einfall; wir können nun doch wenigſtens unſere Füße ſehen. ...“

Damit verſchwand er in der Dämmerung. Alle Anſtrengungen Ulrich's, ihn einzuholen, alle Bitten, ihn zurückzuhalten, waren vergeblich; ſchon zwei mal war der ſtolpernde Mann bis an die Bruſt in den Schlamm geſunken, ſeine Füße verſagten den Dienſt. Auch wachte das Kind jetzt auf und verlangte ängſtlich nach ſeiner Mutter. Und wenn es das Leben koſtete, und wenn die Häſcher ihn in dieſem Moment ergriffen und fortſchleppten — er mußte Athem ſchöpfen, mußte ein paar Augenblicke ausruhen! Die Flamme des Thurms leuchtete weithin; auf der Landſtraße wurde es lebendig, Stimmen riefen, Pferde ſtampften, Spritzen raſſelten: es waren die Bewohner der benachbarten Gehöfte, die in die Stadt eilten, bei der Löſcharbeit zu helfen. Ulrich bedrohte das Kind, daß es ſchwieg; dann ſchlug er ſich noch mehr ſeitwärts, zwiſchen den Gräben und Torfmauern hindurch, recht in die Mitte des unergründlichen Sumpfs. Hier endlich, rings von Torfſchichten eingeſchloſſen und dadurch vor jedem ſpähenden Auge verborgen, raſtete er; er hüllte das Kind wohl ein und ſetzte es neben ſich auf den Boden. Der Knabe, ſonſt ſo ſtill, weinte und wimmerte; er hatte Hunger, auch fehlte ihm die Mutter, und die Nacht und die Gegenwart des wilden Vaters ängſtigten ihn. Der Himmel ſtand noch immer in Glut, und die Sturmglocken erhoben unausgeſetzt ihre kreiſchenden Stimmen. Aber noch weit lauter gellten die Stimmen, die in Ulrich's Kopfe ſummten; war Frau Lux nicht wahnſinnig? War er wirklich der Sohn der Baronin? Hatte der Sohn die Mutter erſchlagen, der Bruder die Schweſter geheirathet, und war dies arme, wimmernde Kind hier, auf dem kalten Nachtboden vor ihm — war es wirklich das Kind einer Ehe, vor der Erde und Himmel ſich verhüllen mußten?!

Ulrich konnte die Angſt nicht aushalten; er lief im Kreiſe umher, wie ein Thier im Käfig. Dabei trat er auf eine weiche Stelle, ſein Fuß ſank ein; er wollte zur Seite ſpringen und gerieth in eine andere, die noch tiefer war; langſam, bis an die Hüften, ſank er ein; noch konnte er ſich mit den Händen ſtützen, krampfhaft wühlte er die Nägel in das lockere Erdreich. Aber je mehr er wühlte und um ſich ſchlug, je tiefer ſank er; ſchon reichte der Sumpf ihm bis an die Elnbogen, ſchon bis an die Bruſt, und noch fühlten ſeine Füße keinen Grund. Dazu wimmerte das Kind, heulten die Sturmglocken, raſſelten die Wagen auf der entfernten Straße. Ulrich heulte wie ein angeſchoſſener Tiger; es kam ihm jetzt nichts mehr darauf an, ſich vor den Verfolgern zu retten, wenn nur ein Menſch ihn hörte und er nicht elendiglich im Schlamm erſticken mußte. Immer tiefer glitt er hinunter, immer kleiner wurde der Feuerſchein am Himmel, den er mit den Augen erreichen konnte, immer höher ragten die braunen finſtern Torfwände, immer ängſtlicher, aber auch immer leiſer und ſchwächer ſtöhnte das Kind. Hätte er nur wenigſtens das Kind noch erreichen können —

er wollte ja gern untergehen mit ſeinem Kinde im Arm!!

Aber auch dieſer Troſt blieb ihm verſagt; als die Sonne bleich und kalt über die bereiſte Ebene emporſtieg, war Ulrich Schwarz im Moor verſunken, und ſein kleiner „alter Mann" war vor Froſt und Hunger und Angſt vier Schritte vom Vater geſtorben. — — —

Sehen wir uns nach dem zweiten Flüchtling um, der in dieſer Nacht die Straße des Jammers zog. Nicht den Zundelheinrich meinen wir, ihn wird ſein Schickſal erreichen: ſondern den flüchtigen Regierungsrath. Rudolf war des Fußwanderns ungewohnt; auch war ſeine Aufregung ſo groß, daß er nicht einmal die Feuersbrunſt bemerkte, die einige Zeit darauf hinter ihm emporleuchtete. Er hatte ſich ebenfalls von der Landſtraße entfernt: aber glücklicher als die beiden Räuber, war er in die tiefe gelbe Sandebene gerathen, wo ſeine Füße zwar mühſam, aber doch ſicher vorwärtsſchritten. So ging er denn wacker zu; bei Tagesanbruch mochte er wol ſchon zwei Meilen zurückgelegt haben. Die Poſtſtation mußte alſo bald erreicht ſein; darum wandte er ſich jetzt wieder der Landſtraße zu. Aber damit waren auch ſeine Kräfte erſchöpft; kaum hatte er die Straße erreicht, als er zuſammenbrach, mitten im Wege, und ohnmächtig liegen blieb.

Da er wieder zu ſich kam, ſah er ſich in einen weichen ſchönen Reiſewagen gehoben, die Pferde, lange Rauchſäulen aus den bereiften Nüſtern blaſend, ſtampften ungeduldig, und der Poſtillon ſprach mit einem ernſten, ſtattlichen Manne, der ſich mit ruhiger Freundlichkeit um den Ohnmächtigen bemühte. Rudolf's Sinne tobten noch durcheinander; er hielt den ernſten ſchlanken Mann mit den regelmäßigen kalten Zügen für einen Beauftragten der Commiſſion und glaubte ſich wegen ſeiner Veruntreuungen verfolgt und aufgegriffen. „Ich bin der Regierungsrath von Schwarzenfeld“, ſtammelte er, „ich hoffe allen Schaden erſetzen zu können; man ſchone die Ehre meiner Mutter und meiner Frau....“

„Regierungsrath von Schwarzenfeld? der ſogenannte Rudolf von Schwarzenfeld?!“ rief der ernſte Mann mit einem, wie Rudolf jetzt erſt bemerkte, fremdartigen, doch nicht unangenehmen Accent: „Nun“ (mit einem kräftigen engliſchen Fluch) „für ſo etwas verlohnt es ſich allerdings ſchon, den Ocean zwei mal zu kreuzen. Sind Sie, mein Herr, Rudolf von Schwarzenfeld, ſo bin ich wenigſtens Ihr Doppelgänger, und zwar bin ich der echte Schwarzenfeld: ich bin Ulrich Blackfield, zu deutſch Schwarzenfeld, als Kind einmal genannt Ulrich Schwarz, und komme ſoeben zum zweiten male aus Amerika, wo ich meinen alten wackern Vater, Hugo von Schwarzenfeld, genannt Hugh Blackfield, die ehrlichſte Pflanzerſeele auf funfzig Meilen in der Runde, auf deſſen Befehl ich die Reiſe ſchon einmal angetreten, leider ſoeben in die kühle Erde haben ſenken müſſen. Aber ich habe noch ein wackeres Weib, ein friſches Mädchen aus Kentucky, die mir ſechs Kinder geboren hat, Knaben und Töchter; wenn Ihr hier die Suppe verſalzen habt, Doppelgänger, ſo kommt zu uns herüber, ein Platz an unſerm Herde ſoll Euch immer gegönnt ſein. — Aber erſt", fuhr er fort, indem er dem Poſtillon winkte aufzuſteigen, „will ich meine Frau Mutter kennen lernen und ihr die Verzeihung meines Vaters bringen; zugefahren, Schwager, es iſt verdammt kalt hier auf der zugigen Landſtraße!"

So vielen Räthſeln waren Rudolf's ſchwache Sinne nicht gewachſen; er verſank aufs neue in einen wohlthätigen Schlummer und erwachte auch nicht einmal, als der Wagen über das holprige Pflaſter der Stadt rumpelte, um endlich vor dem Hauſe des Medicinalraths ſtillzuhalten, der in Herrn Blackfield den lange erwarteten Gaſtfreund aus Amerika begrüßte, den Sohn ſeines alten Freundes Hugo von Schwarzenfeld, der ſich nicht das Leben genommen hatte, ſondern mit Wiſſen und unter Beihülfe des Freundes, um dem furchtbaren, ach und noch immer geliebten Weibe zu entfliehen, unter fremdem Namen nach Amerika gegangen und dort durch Fleiß und Anſtrengung ein reicher und angeſehener Grundbeſitzer geworden war.

Dreizehntes Capitel.

Schluß.

Aber woher dieſer doppelte Ulrich Schwarz? fragt der geneigte Leſer. Es gab von jeher nur Einen wahren Ulrich Schwarz, und das iſt dieſer Ulrich Schwarzenfeld aus Amerika, den wir ſoeben kennen gelernt haben. Der damalige Doctor Brunner, der jetzige Medicinalrath, war in alle Geheimniſſe ſeines Freundes eingeweiht, wenn auch erſt geraume Zeit nach der zweiten öffentlichen Vermählung des ebenſo ſchönen wie unglücklichen Paars, als Hugo's verzweifelte Stimmung in eine wirkliche Gemüthskrankheit auszuarten drohte. Damals erfuhr er die Geburt des erſten Kindes, deſſen Anerkennung durch die falſche Scham der Baronin verhindert ward, bis es zu ſpät dazu war, und auch die ſchmähliche Umtauſchung der Kinder, zum Zweck des Teſtaments, theilte Hugo dem Freunde mit, ſobald er ſelbſt zu ſeiner furchtbarſten Zerknirſchung dahintergekommen war. Der junge Doctor war ſchon gerade ſolch ein närriſcher Kauz wie der alte Medicinalrath; er konnte Hugo nicht gerade verdammen, daß er nicht zum Verräther und Ankläger ſeiner eigenen Frau werden wollte, wol aber rieth er ihm, der ganzen wüſten Geſchichte den Rücken zu wenden; weder dieſes Vermögen, bei dem einmal kein Segen war und das ſeine Ehre ihm anzunehmen oder zu benutzen ohnedies nicht erlaubte, noch dieſe Frau, die ſich ſo leichtfertig von ihren Kindern trennte und den flüchtigen Weltruf der wahren Ehre vorſetzte, konnten ihn nach der Anſicht des Arztes zurückhalten. Hugo überzeugte ſich von der Richtigkeit ſeines Raths; er ließ die Komödie mit ſeinem Tode ſpielen und flüchtete ſich nach Amerika. Aber natürlich nicht ohne ſeinen Sohn mit fortgenommen zu haben; nach der Tochter forſchte er nicht, weil auch er an das Märchen von ihrem Tode glaubte. Die Pflegerin des Knaben, eine Schweſter der Frau Schernberg, eine habgierige, hinterliſtige Frau, dieſelbe, deren der ehemalige Seiltänzer ſich nur noch erinnerte, wie ſie Geld in einen Topf gezählt und dabei mit den harten Thalern geklappert, fand es ihrem Vortheil höchſt angemeſſen, die Wegnahme des Knaben zu verheimlichen und ſtatt ſeiner ihren eigenen gleichalterigen Knaben zu erziehen. Dies war der Ulrich Schwarz, der die Baronin gerettet hatte und in dem dieſe ihren Sohn zu erkennen glaubte.

Als dann die böſen Kriegsjahre kamen, ging der treuloſen Pflegemutter der gehoffte Vortheil raſch verloren; das Städtchen wurde verbrannt und geplündert, ſie ſelbſt vom anſteckenden Fieber hinweggerafft, ihr Sohn, noch immer unter dem Namen Ulrich Schwarz, in die Welt geſchleudert. Wir haben geſehen, welche unglückliche Laufbahn er darin machte.

Um ſo glücklicher gedieh der echte Sohn, der nach Amerika Entführte; er wuchs heran zu einem tüchtigen braven Menſchen, der ſeinem Vater Freude machte und ihm zu allem Guten kräftig beiſtand. Als der Vater nahe an die Siebziger kam und fühlte, wie ſein Lebensende ſich neigte, wurde er von heftiger Sehnſucht nach dem Vaterlande und nach jener Frau ergriffen, die er einſt die Seine genannt. Den Briefwechſel mit ſeinem Freunde Brunner hatte er zwar unterhalten: aber deſſen Nachrichten waren kärglich und wenig erfreulich. Selbſt noch die weite Reiſe zu unternehmen, fehlte dem hochbejahrten Manne die Kraft; ſo beſchloß er denn den Sohn zu ſchicken. Bei dem klaren, ruhigen

Sinne deſſelben durfte er ihn dreiſt in alle Geheimniſſe einweihen, ohne darum die Achtung vor ſeiner Mutter allzu ſehr zu untergraben. Auch gab er ihm die Brieftaſche mit dem Stammbuchblatt mit, die Ulrike ihm am Vorabend ihrer heimlichen Vermählung geſchenkt und die er als liebſtes Andenken mit ſich genommen hatte; ſie ſollte dem Sohn weniger als Erkennungszeichen dienen — für den Zweck war er mit gültigern Papieren hinlänglich verſehen — denn als Symbol, daß er als Bote des Friedens käme, nicht um alte Wunden wiederaufzureißen, ſondern im Gegentheil um zu heilen und zu verſöhnen. Schon in Deutſchland angekommen und auf dem Wege zu ſeiner Mutter, erlitt der junge Mann den Verluſt der Brieftaſche; wir wiſſen durch wen und auf welche Weiſe. Dem Sohn war derſelbe nur inſoweit ſchmerzlich, als er wußte, welchen Werth der Vater auf das Andenken legte. Noch mit den Nachforſchungen deshalb beſchäftigt, erhielt er die Trauerkunde von dem Ableben ſeines Vaters; während der Sohn als Bote der Verſöhnung zu der lange verlorenen Mutter eilte, war der Vater ſanft und friedlich in den Armen ſeiner Schwiegertochter, im Kreiſe ſeiner Enkel, entſchlummert. Die vereinſamte Lage ſeiner Familie, ſowie der weite Umfang ſeiner Beſitzungen, die das Auge des Herrn nicht entbehren konnten, nöthigten den jungen Herrn Blackfield — man ſieht beim erſten Blick, daß dies nur eine Ueberſetzung des Namens Schwarzenfeld iſt — zur ſchleunigen Heimkehr; auch war es begreiflich, wenn er kein ſehr ſtürmiſches Verlangen trug, eine Mutter kennen zu lernen, die ſich ſeiner ſo ſchnöde entäußert; mit welcher Qual der Verzweiflung ſie ihn jahrelang geſucht, davon wußte er freilich nichts. Erſt nachdem er in der Heimat das Nöthigſte geordnet, eilte er zum zweiten male nach Europa, um jetzt endlich den Befehl des verſtorbenen Vaters zu erfüllen; an den Medicinalrath hatte er nicht wieder geſchrieben, theils weil er vom Schreiben überhaupt kein Freund war, theils weil er der Erſte zu ſein wünſchte, der ſeiner Mutter die Nachricht vom Tode ihres Mannes hinterbrächte, und zwar zugleich mit ſeinem Segen. —

Kehren wir denn noch einmal, zum letzten male, in das alte düſtere Haus der Baronin zurück. Der entſetzliche Verdacht, den man im erſten Schreck gegen Rudolf gefaßt hatte, war bei der Maſſe von Anzeigen, die gegen denſelben vorlagen, ſehr natürlich. Rudolf lebte mit der Baronin ſeit Jahren in erklärter Feindſchaft, war Geld benöthigt, hatte denſelben Abend eine heftige Unterredung von ungewöhnlicher Dauer mit ihr gehabt. Dazu kamen die Blutſpuren auf Eugenie's Gewand, ſeine Flucht, die Begegnung mit dem Nachtwächter. Auch dürfen wir jetzt ja wol verrathen, was das geheimnißvolle Wiſpern und Flüſtern zu bedeuten hatte, das ihn umgab, da er die Treppe hinunterſchritt: es war Flora, die ſich, auf Alfred's ſtürmiſches Begehren, heimlich aus dem Muſikantenthurm zum Stelldichein mit dem Geliebten geſchlichen hatte. Auch von ihr war Rudolf's ſchwerer Tritt erkannt worden; ihre Erklärung, daß ſie Zeuge geweſen, wie er um Mitternacht von der Thür ſeiner Mutter gekommen, war eine ſchwere Bezichtigung für den Unglücklichen. Am härteſten aber traf ihn der Ausruf der ſterbenden Baronin: „Mein Sohn!" den natürlich Alle auf Rudolf bezogen, Niemand auf den ehemaligen Seiltänzer. Dieſes Zeugniß der eigenen Mutter ſchien ſo furchtbar entſcheidend, daß alle Zweifel davor verſtummten und ſelbſt Doctor Brunner die Sache ſeines Freundes, dem er Manches zutraute, aber doch keine ſo fürchterliche That, verloren geben mußte.

Dennoch war bei Rudolf's Rückkunft der

ſchmähliche Argwohn bereits beſeitigt. Der Wirth im „Grünen Ochſen“ hatte Verdacht geſchöpft; Raub und Mord, das ging denn doch über die Freiheiten hinaus, zu denen er allenfalls die Augen zudrückte. Er machte Anzeige, Ulrich's Leiche, von der nur noch das wohlfriſirte Haupthaar herausragte, wurde nebſt der Kinderleiche gefunden; Zundelheinrich, der ſich zwiſchen den Gräben und Sümpfen ebenfalls verirrt hatte, ward ergriffen. Die Koſtbarkeiten, welche er bei ſich trug, überführten ihn, ebenſo das aufgefundene Meſſer; auch geſtand er im erſten Schreck Alles, hing ſich aber ſchon in der nächſten Nacht im Gefängniß auf.

Die Baronin, deren Verwundung tödtlich war, lebte gleichwol noch lange genug, um den wunderbaren Zuſammenhang aller dieſer Dinge zu erfahren; ſie freute ſich der nahen Vereinigung mit Hugo, umarmte ihren Sohn, verzieh Rudolf, beklagte das unglückliche Schickſal der armen Gertrud, ihrer Tochter, erkannte Hermann als ihren Enkel an und legte Klara's und Hermann's Hände ineinander. Nur das furchtbare Ende des Seiltänzers verſchwieg man ihr, ſein Name wurde nicht genannt; ſie ſtarb ruhig und verſöhnt.

Das Vermögen, das ſie nachließ und das außerordentlich beträchtlich war, wurde auf Herrn Blackfield's Vorſchlag, der ſelbſt reich genug war und nichts davon begehrte, in drei gleiche Theile getheilt. Den erſten bekam der Muſikantenthurm: er war reichlich ſo groß wie das urſprüngliche Vermächtniß des alten Kammerdirectors; den zweiten erhielt Hermann, der Sohn Gertrud's, der Baronin echter Enkel, der dadurch zu einem ſehr vermögenden Manne ward, der ſeiner Kunſt mit aller Bequemlichkeit obliegen konnte. Doch blieb er beſcheiden und liebenswürdig wie immer, und weit und breit kennt man kein glücklicheres Paar als Klara und Hermann. Das letzte Drittel fiel an Rudolf ſelbſt. Doch theilte er es ſofort, ohne einen Heller davon für ſich ſelbſt zurückzubehalten; er gab die eine Hälfte an ſeinen Schwager Alfred, die andere wurde ſichergeſtellt als Witthum Eugenie's. Auch bot er ihr an, ob ſie ſich wollte von ihm ſcheiden laſſen. Aber Eugenie fiel ihm weinend um den Hals und begleitete ihn freudig nach Amerika, wo er jetzt unter Herrn Blackfield's Anleitung ſich zum wackern Landwirth ausbildet. Eugenie ſchreibt keine Bücher mehr, auch braucht ſie es nicht, weil ſie jetzt Kinder hat. Alfred hat die Prophezeiungen ſeiner Freunde wahr gemacht; er iſt in der That ein berühmter Componiſt, Flora ſeine treue und liebevolle Gattin geworden; ſie verſteht die ſeltene Kunſt, den Ruhm einer großen Sängerin mit dem Verdienſt einer braven Hausfrau zu vereinigen, und der Geigenfritz, der nur noch Wein trinkt, feiert als glücklicher

Vater und Großvater eine zweite Glanzepoche ſeines Lebens. — Der Präſident ſtarb bald nach der Schreckensnacht, in der That vor Schreck; ſolche horriblen Abenteuer in ſeiner anſtändigen Familie vermochte er nicht auszuhalten und empfahl ſich. Von Herrn Kroppenberg hat man nie wieder etwas vernommen; auch hatte Niemand Luſt ihm nachzuſpüren. Herr Lux ſitzt zur Zeit noch im Zuchthaus; doch hofft er mit nächſtem herauszukommen und als Colporteur bei einem Tractätchenverein angeſtellt zu werden. Der Muſikantenthurm iſt im Neubau begriffen das von den Schwarzenfeld'ſchen Erben dazu ausgeſetzte Capital iſt mehr als ausreichend geweſen, und der alte Streit zwiſchen Regierung und Bürgerſchaft dadurch beigelegt. Auch von der chriſtlichen Werkthätigkeit iſt, theils infolge der Schlappe, die ſie durch Herrn John erlitten, theils wegen der inzwiſchen erfolgten politiſchen Umwälzung, keine Rede mehr. Der Bau ſoll nächſtens gerichtet werden, Frau Meier hat ſich ſchon ein paar neue Schöße dazu gemacht, und auch die ubrigen Thurmbewohner freuen ſich lebhaft darauf. Hoffen wir denn, daß in das neue Haus auch ein neuer Geiſt einzieht.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe.

Eine biographiſche Schilderung

von

Robert Prutz.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I. Allgemeine Charakteriſtik.

Daß unter den Hülfsmitteln, welche die Literatur darbietet, die ſittliche Bildung des Volks zu kräftigen und den Wetteifer der heranwachſenden Geſchlechter zu entzünden, die Geſchichte der großen und verdienten Männer, welche vor uns gelebt haben, eine der erſten Stellen einnimmt, iſt längſt anerkannt und durch die Erfahrung beſtätigt. Nur über die Kreiſe, aus denen der Geſchichtſchreiber dabei ſeine Helden zu wählen hat, iſt man noch nicht völlig einig. In frühern Zeiten waren es ausſchließlich die eigentlichen Männer der That, die Helden des Schwerts, die großen Könige und Feldherren, denen die Ehre einer derartigen populären Darſtellung zutheil ward, und nur gleichſam um den Glanz ihrer Erſcheinung durch den Contraſt noch mehr zu heben, wurde dem Volke daneben auch wol das Leben ſolcher Männer geſchildert, welche durch eine ungewöhnliche Kraft des Duldens, durch Entſagung und Aufopferung ſich um ihre Mitmenſchen verdient gemacht: alſo beſonders Geiſtliche und Lehrer, welche, unter Verzichtleiſtung auf weltliches Glück und weltliche Ehre, ihr Leben nur dazu angewendet, der leidenden Menſchheit zu dienen und durch weiſe Benützung geringfügiger Mittel Anſtalten und Einrichtungen zu gründen, um deren willen ſie noch von den ſpäteſten Nachkommen als Wohlthäter verehrt werden. Erſt in neueſter Zeit ſind dazu dann noch die eigentlichen bürgerlichen Helden gekommen, die Männer der Arbeit und der gewerblichen Thätigkeit, die großen Erfinder, denen wir alle jene wunderbaren Entdeckungen verdanken, welche dem induſtriellen Leben unſerer Tage einen ſo ſtaunenswerthen Aufſchwung gegeben haben und in denen der ſinnige Beobachter mit Recht zugleich ein gewiſſes Unterpfand fortſchreitender geiſtiger und politiſcher Entwickelung erblickt. Alle dieſe Verdienſte, das fürſtlich-kriegeriſche, das religiös-wohlthätige, das bürgerlich-erfinderiſche, haben ihre volksthümlichen Darſteller gefunden und werden als ein würdiger Stoff für die Bildung des Volks anerkannt; daß aber auch die Künſtler, die Dichter in die Reihe dieſer Männer gehören, daß auch in ihrem Lebensgange etwas iſt, woraus das Volk lernen, woran es ſich erheben und erwärmen kann, das will noch heutigen Tages den Wenigſten zu Sinn.

Im Gegentheil, noch bis auf dieſe Stunde iſt es eine ziemlich verbreitete Meinung, als ob ein Gedicht, ein Kunſtwerk um ſo tiefer wirke und um ſo beſſer genoſſen werde, je weniger man von ſeinem Urheber weiß. Die Lebensläufe der Dichter, ſagt man, gehören lediglich in die Literaturgeſchichte, das Volk als ſolches intereſſiren ſie nicht, das hält ſich nur an ihre Schöpfungen, und da bekanntlich jedes echte Kunſtwerk ſich von ſelbſt erklärt, ſo ſind auch alle biographiſchen Commentare und Erklärungen von Ueberfluß oder können höchſtens dazu dienen, die Neugier äſthetiſcher Feinſchmecker zu kitzeln. Der wahre Dichter, ſetzt man hinzu, hält es mit der Nachtigal, die in ihrem unſcheinbaren braunen Gewande ſich jederzeit da anſiedelt, wo das Gebüſch am dichteſten, die Einſamkeit am ungeſtörteſten iſt; gleich dem Vogel Phönix ſoll er ſtets nur über der Erde ſchweben, und wenn er ſie ja einmal berührt, ſo iſt dies nur, um ſofort mit gereinigtem und geläutertem Inhalt in ſeine ätheriſche Heimat zurückzukehren.

Das hört ſich nun wol ſehr poetiſch an, beruht aber doch auf einer argen Verkennung der Kunſt und ihrer erſten und nothwendigſten Geſetze. Alle Kunſt iſt nur ein Product des

Lebens; derſelbe Geiſt der Zeiten, der das Schwert des ſiegreichen Feldherrn leitet, der im Hirn des einſamen Erfinders grübelt und brütet — derſelbe Geiſt der Zeiten, dieſelbe Gemeinſamkeit des nationalen Lebens bildet auch den Lebensathem der Kunſt und erzeugt jene Werke des Meißels und des Pinſels, der Muſik und der Dichtkunſt, welche das Entzücken der Zeitgenoſſen, die Bewunderung der Nachwelt bilden, und zwar eben deshalb bilden, weil der Geiſt der beſtimmten Zeit ſich darin ſo rein und deutlich ausgeſprochen findet.

Denn das iſt überhaupt das köſtliche Vorrecht des Künſtlers, daß er in ſchöner Form auszuſprechen und darzuſtellen weiß, was die Uebrigen nur unvollſtändig ahnen und empfinden; nur dieſe Schönheit der Form, dieſe plaſtiſche Energie und Sicherheit der Darſtellung iſt ſein göttliches Monopol, den Inhalt ſelbſt liefert ihm die Zeit und das Leben, ſein Volk und deſſen geſchichtliche Entwickelung. Nicht alſo wie ein Vogel Phönix ſchwebt der Künſtler über ſeiner Zeit, vielmehr iſt er mitten in ſie hineingepflanzt gleich einem Baume, deſſen Wurzeln in die Tiefe der Erde reichen, deſſen Gipfel hoch in die Lüfte ragt und der uns daher auch in ſeinen Blüten und Früchten nur gleichſam das milde Walten jener Naturkräfte darſtellt, denen er ſelbſt ſein Daſein verdankt. „Wer den Dichter will verſtehen, muß in Dichters Lande gehen.“ Alle echte Poeſie iſt Gelegenheitspoeſie; das heißt, der Dichter kann nur dichten, was er ſelbſt unmittelbar als ſein eigenſtes Schickſal erlebt und empfunden hat. In dem Leben des Einzelnen aber ſpiegelt ſich jederzeit das Leben der Geſammtheit; wie Niemand ſo hoch ſteht, daß er dem Boden ſeiner Zeit und ſeines Volkes entwachſen wäre, ſo iſt auch kein Leben ſo niedrig, keines ſo unbedeutend und ereignißlos, daß nicht das ganze Leben der beſtimmten Zeit und der beſtimmten Nation, welcher der Einzelne ſelbſt angehört, ſich darin wiedererkennen ließe.

Dieſer allgemeine Inhalt des perſönlichen Lebens muß nun aber wieder in den Werken des Dichters, des Künſtlers zutage treten. Es ſind Alles, wie Goethe ſich einmal ausdrückt, „wiederholte Spiegelungen“: die Zeit ſpiegelt ſich im Leben des Dichters und das Leben des Dichters ſpiegelt ſich in ſeinen Schöpfungen; man kann dieſes nicht ohne jene, die Werke nicht ohne das Leben, aber auch die Zeit nicht ohne ihre Dichter verſtehen und würdigen.

Damit dürfte nun auch wol die Frage, inwieweit das Leben der Dichter ein würdiger Stoff volksthümlicher Behandlung iſt, erledigt ſein. Freilich wird das Leben der Dichter auch im günſtigſten Falle niemals ſo reich an Ereigniſſen ſein, es wird niemals dieſen Wechſel der Scenen, dieſe Fülle der Begebenheiten, dieſe überraſchenden und erſchütternden Situationen darbieten wie das Leben großer Könige und Feldherren. Allein wie der Naturforſcher auch nicht blos Löwen und Elefanten ſecirt, ſondern auch das kleine unſcheinbare Gewürm, der Vogel in der Luft, das Blatt am Baum feſſelt ſeine Wißbegier und enthüllt ihm eine Welt der Wunder: ſo iſt auch das einfache ereignißloſe Leben der Dichter und Künſtler der Beachtung nicht minder werth wegen des ſchmuckloſen Rahmens, der es umgibt. Im Gegentheil, gerade wegen dieſer Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit läßt es den allgemeinen Inhalt der Zeit um ſo reiner und kräftiger durchſcheinen — wie man ja auch durch ein einfaches Glas beſſer ſieht und die Gegenſtände deutlicher erkennt als durch ein kunſtvoll geſchliffenes, das mit ſeinen bunten Regenbogenfarben das Auge nur blendet und in Verwirrung ſetzt. Schon die Alten bezeichneten die Dichter als Seher und Propheten; der allgemeine Bildungstrieb des Volksgeiſtes entfaltet ſich in ihnen als in ſeinen letzten feinſten Spitzen, ſeinen Blüten gleichſam, und die Schönheit und Beſtimmtheit der Form, welche ihren Werken eigenthümlich iſt, ſowie das Bewußtſein, das ſich darin ausſpricht, läßt den geheimnißvollen Inhalt mit einer Deutlichkeit erkennen wie nirgends anders. Erſt in ihren Künſtlern, in ihren Dichtern wird eine Zeit ſich ihrer ſelbſt wahrhaft bewußt, darum wer ſeine Zeit und ſein Volk gründlich verſtehen will, der ſtudire ihre Dichter, der durchforſche nicht blos ihre Werke, ſondern auch ihren Lebensgang und überzeuge ſich, wie hier das Allgemeinſte und Unfaßbarſte zu perſönlicher Geſtalt und individuellem Ausdruck gelangt. Wer zumal könnte ſein eigenes Volk lieben und richtig verſtehen ohne ſeine Dichter zu lieben? Liebe aber, wenn ſie wirklich fruchtbar werden, wenn ſie die Seele veredeln und zu Thaten anfeuern ſoll, ſetzt Verſtändniß voraus; darum iſt auch das Verſtändniß unſrer großen Dichter und ihres Lebensganges ein nothwendiges Erforderniß für jene tiefere volksthümliche Bildung, welche, indem ſie den Kern des nationalen Weſens begreift, zugleich die Kraft und Fähigkeit verleiht, denſelben durch Thaten zu verwirklichen.

Allein wenn das Alles auch eingeräumt wird und wenn die Lebensgeſchichte unſerer großen Dichter in der That als ein würdiger Stoff volksthümlicher Belehrung und Unterhaltung anerkannt werden muß — gilt dies Alles darum auch von Goethe? Gellert, Klopſtock, Schiller — allerdings, das ſind Männer, an deren Beiſpiel die Nation ſich bilden und erheben kann: aber Goethe?! Daß Goethe ein großer Dichter war, der größte vielleicht von allen, die wir jemals beſeſſen, das freilich gibt man zu. Aber war dieſer große Dichter auch zugleich ein großer Menſch? Oder war er nicht vielmehr eine weichliche ſchönſelige Natur, ein Genußmenſch ohne ſittliche Kraft und Würde, ein Egoiſt, der ſtets nur an ſich ſelbſt dachte, unempfindlich für Freundſchaft, Vaterland und Freiheit, ohne Ahnung des Göttlichen, ein in ſich ſelbſt verſchloſſener kalter, trotziger Heide?

Die Antwort auf dieſe Fragen kann natürlich nur unſer Schriftchen ſelbſt geben. Wir müſſen uns dabei, dem Zweck dieſer Sammlung gemäß, auf eine flüchtige Zuſammenſtellung des Thatſächlichen beſchränken; wir können hier nur Chroniſten ſein, nicht eigentliche Hiſtoriker und noch weniger Kritiker, weshalb denn auch die äſthetiſche Würdigung der einzelnen

Goethe'ſchen Schriften hier durchaus beiſeite geſetzt bleiben muß. Aber auch dies flüchtige, farbloſe Gemälde, das uns hier allein verſtattet iſt, wird, wie wir hoffen, die Grundloſigkeit jener Anklagen zeigen; es wird zeigen, daß Goethe nur deshalb ein ſo großer Dichter, weil er zugleich ein ſo großer und bedeutender Menſch und daß mit ſeinen bewundernswerthen künſtleriſchen Gaben ebenſo große ſittliche Eigenſchaften verbunden waren.

Und zwar ſittliche Eigenſchaften, die er, wie es die Natur der Sittlichkeit mit ſich bringt, ſich ſelbſt erſt durch innere und äußere Kämpfe erworben und befeſtigt hatte. Viele, ſelbſt unter Goethe's eifrigſten Bewunderern, bewundern hauptſächlich nur, was ſie Goethe's Glück nennen; gleichſam von den Göttern ſelbſt zu ihrem Liebling geweiht, imponirt er ihnen durch die Großartigkeit und Fülle ſeiner Erſcheinung, die Leichtigkeit ſeiner Entwickelung, die Vollſtändigkeit und Größe des Erreichten.

Allerdings iſt dies die eine Seite ſeines Weſens, aber auch nur die eine; Goethe iſt der ſchöne Menſch als ſolcher, er iſt das zur Kunſtſchönheit verklärte und geläuterte Individuum des 18. Jahrhunderts.

Das 18. Jahrhundert überhaupt iſt das Jahrhundert der Subjectivität. Die Perſönlichkeit, das Ich, ringt ſich noch ein mal los von den Banden der Convenienz; es ſchüttelt das Joch des Pfaffenthums, den Staub der Gelehrſamkeit von ſich, es ſtürzt ſich in den Strudel der Wirklichkeit, ringt, kämpft, leidet; es berauſcht ſich an ſich ſelbſt und befeſtigt ſich durch Kampf und Rauſch und Irrthum nur immermehr in dem Bewußtſein ſeiner göttlichen Abſtammung und ſeiner nothwendigen Verſöhnung mit dem Ewigen.

Daher dieſer eigenthümliche Lebensdrang, den wir im Laufe des 18. Jahrhunderts auf allen Gebieten menſchlicher Thätigkeit wahrnehmen. Ueberall ringt ſich die Perſönlichkeit aus den Feſſeln, in die ſie ſeit Jahrhunderten, ſeit dem Zeitalter der Reformation zurückverfallen war; überall ſprengt die warme lebendige Innerlichkeit die harte froſtige Rinde, die ſie umſchloſſen hielt, überall ſteckt die Freiheit ihre Fahnen aus — bis zu jenem großen Drama der franzöſiſchen Revolution, mit welchem die freie Perſönlichkeit aus der theoretiſchen Sphäre der Kunſt und Wiſſenſchaft in die Praxis des Staatslebens und der bürgerlichen Geſellſchaft übergeht und das daher mit Recht am Schluß dieſes ewig denkwürdigen Jahrhunderts ſteht.

Denn allerdings, ſoweit die Entwickelung dem 18. Jahrhundert eigenthümlich angehört, blieb ſie weſentlich theoretiſch. Am deutlichſten zeigt ſich dies bei uns in Deutſchland, wo dieſe Entwickelung ſelbſt am reinſten und vollſtändigſten durchgemacht wird. Sehr natürlich: Deutſchland, dem Vaterland der Reformation, lag es auch am nächſten, die Conſequenzen derſelben am gründlichſten und mit der größten Vollſtändigkeit durchzumachen; auch ihre dereinſtigen Früchte werden uns hoffentlich am reichlichſten zufallen, und das mag uns denn einſtweilen tröſten über ſo manchen ſcheinbaren Umweg, den gerade die Entwickelung unſers Volkes nimmt.

So unterſcheiden wir in Deutſchland namentlich eine theologiſch-moraliſche Epoche, in welcher das deutſche Leben weſentlich unter dem Einfluſſe des Gemüths ſteht; ſie reicht (um allbekannte Namen zu nennen) von Spener bis Klopſtock und umfaßt ungefähr das erſte (etwas reichliche) Drittel des Jahrhunderts.

Die zweite Epoche, ungefähr das zweite Drittel des Jahrhunderts umfaſſend, iſt eine kritiſch-belletriſtiſche; ſie ſteht unter der Herrſchaft des Verſtandes und hat Leſſing und Wieland zu ihren hauptſächlichſten Repräſentanten.

In der dritten und letzten Epoche endlich gehen Gemüth und Verſtand als gleichberechtigt ineinander über und erzeugen aus ſich, unter Hinzutritt der entfeſſelten Phantaſie, das wahre, das claſſiſche Kunſtwerk — das claſſiſche vor allem darum, weil Form und Inhalt, Unmittelbarkeit und Bewußtſein, Geſetz und Freiheit ſich hier vollſtändig decken und ineinander aufgehen und ſolchergeſtalt mitten im dem modernen deutſchen Leben ein neues höheres Griechenthum erzeugen, ein Griechenthum, das mit der ganzen Fülle ſinnlicher Lebens- und ſinnlicher Formenſchönheit zugleich den vollen Schatz der Innerlichkeit, den ganzen Kern des Bewußtſeins inſichträgt. Daher der äſthetiſch-claſſiſche Charakter dieſer Epoche; ihr herrſchendes Geſtirn iſt die Schönheit, ihr eigentlicher Held und König Goethe, als die ſchöne Perſönlichkeit, das äſthetiſch reife und vollendete Individuum überhaupt. Wie in der griechiſchen Götterlehre auf das düſtere gewaltthätige Regiment des Saturn die milde menſchliche Herrſchaft des Kroniden folgt, ſo ragt aus der Barbarei der frühern Jahrhunderte, aus den Nebeln und Kämpfen der zunächſt vorhergehenden Epochen Goethe's olympiſche Geſtalt: er ſelbſt ein Zeus von Hoheit und Schönheit und göttergleicher Kraft. Alles, was die Götter nur ihren Lieblingen ſpenden, iſt ihm verliehen; die deutſche Nation ſoll an ihm gleichſam gewahr werden, welche Fülle von Geſundheit und Kraft noch in ihr ſteckt und wozu auch ein Deutſcher es bringen kann, wenn er ſich nur tüchtig zuſammennimmt.

Denn auch an dieſem Letztern hat Goethe es niemals fehlen laſſen und das iſt dann die zweite, faſt möchten wir ſagen die wichtigſte Seite ſeiner Erſcheinung. Haben die Götter ihm viel gegeben, ſo hat er auch ſelbſt viel geleiſtet, um von den verliehenen Gaben den würdigſten Gebrauch zu machen; ſein Leben iſt nicht blos ein Leben voll Genuß und Glück, es iſt auch ein Leben des Kampfes geweſen, der Entſagung und der redlichen mühevollen Arbeit.

Es iſt wahr, ſeine Erſcheinung, wie er ſo groß und rein dahinſchreitet durch alle Irrthümer der Zeit und ſeines eigenen Lebens, von keinem unberührt und doch keinem erliegend, hat etwas Ueberwältigendes, und unwillkürlich fühlen wir uns dadurch gemahnt, wie von einer Göttererſcheinung; der ſchönſte Mann ſeiner Zeit, geſund, blühend, von einer Lebenskraft, die ungeſchwächt blieb bis an die äußerſte Grenze menſchlicher Dauer, von einem freundlichen Geſchick ſorgſam geleitet, unbekannt mit den rauhen Foderungen der Nothdurft, macht er den Eindruck eines vollkommen glücklichen, vollkommen harmoniſchen Daſeins, wie es kaum jemals einem Sterblichen beſchieden war. Sehen wir jedoch genauer zu, durchforſchen wir die Einzelheiten ſeines Lebens, behorchen wir die halblauten Geſtändniſſe, die er, wie jeder tüchtige Menſch kein Freund müſſiger Selbſtbeſpiegelung, kaum vor ſich ſelbſt abzulegen wagte — ſo überzeugen wir uns leicht, daß dies anſcheinend von den Göttern ſo begünſtigte Daſein auch ſeine trüben, ſchweren Stunden gehabt hat und daß das allgemeine Erbtheil des Menſchen, zu leiden durch eigene wie durch fremde Schuld, auch ihm nicht erſpart geblieben iſt.

Das wahre Glück und die wahre Schönheit des Goethe'ſchen Daſeins, das, wodurch es Jeden, der ſich ihm aufmerkſam und unbefangen naht, ſo wunderbar ergreift, liegt alſo nicht in der Fülle äußern Glanzes und äußerer Vortheile, ſondern vielmehr in der Harmonie liegt es, dem Maße, der edlen Selbſtbeſchränkung, die allem aufgeprägt iſt, was er thut, treibt und dichtet. Dieſe Selbſtbeſchränkung aber war keine natürliche, dieſes Maß kein angeborenes. Im Gegentheil, hat es jemals ein ungeſtümes, verwöhntes, leidenſchaftliches Herz gegeben, ſo war es das Herz des jungen Goethe. Dieſe Harmonie, die uns jetzt ſo entzückt, wurde erſt erſtritten durch lange ſchmerzliche Kämpfe, lange und ſchmerzliche Kämpfe gehörten dazu, bevor der urſprüngliche Uebermuth ſeiner ungeſtümen, verlangenden Natur gebändigt war und der junge Himmelsſtürmer ſich zum Sonnengott verklärte. Es iſt ein denkwürdiges Wort, das Goethe im hohen Alter, hart an der Schwelle des Todes ausſprach: daß, wenn er zurückblicke auf ſein ſo langes und anſcheinend ſo begünſtigtes Leben, er doch kaum ein paar Tage darin zu bezeichnen vermöge, von denen er ſagen dürfe, daß er vollkommen glücklich geweſen. Sein Glück war die Frucht der ſittlichen Stärke, mit der er ſeine Leidenſchaften zähmte und ſie höhern Zwecken dienſtbar machte, es war die Frucht der Gewiſſenhaftigkeit und Ausdauer, womit er ſich dem einmal erkannten und gewählten künſtleriſchen Berufe hingab, es war die Frucht der weiſen Selbſtbeſchränkung, mit welcher er, unbekümmert um Misverſtändniß und Verkennung, alle fremden Elemente von ſich entfernt hielt und ſeine von Haus aus auf eine gewiſſe geiſtige Verſchwendung, einen gewiſſen Luxus des Geiſtes angelegte Natur trotz aller Mannichfaltigkeit der Intereſſen immer auf Einen Mittelpunkt richtete — auf das Schöne, als deſſen wahren Prieſter und Herold wir ihn für alle Zeit verehren.

Und das iſt es denn alſo, was das Goethe'ſche Leben nicht blos ſo groß und denkwürdig macht, ſondern weshalb wir darin auch einen ſo würdigen Stoff volksthümlicher Darſtellung und Belehrung erblicken. Nämlich erſtens die Einheit, in welcher bei Goethe Idee und Wirklichkeit, Poeſie und Leben ſtehen. In einer Ausdehnung, wie vielleicht bei keinem zweiten Schriftſteller ſind ſeine Schriften zugleich ſein Leben: in dieſer ganzen langen Reihe von Bänden, die ſeinen literariſchen Nachlaß bilden, iſt nicht eine Zeile, nicht ein Wort, das er nicht aufs lebendigſte empfunden hätte, das nicht warm und echt, als ein Theil ſeiner ſelbſt, aus ſeinem Innern gekommen wäre. Von ihm ſtammt jenes vorhin angeführte Wort, daß alle wahre Poeſie Gelegenheitspoeſie; er dichtete nur, was er erlebte und lebte nichts Anderes als was er dichtete.

Wir bewundern ferner die Energie und Treue ſeines Strebens, ſowie die Unerſchütterlichkeit, mit der er in einem langen, mehr denn achtzigjährigen Leben feſthielt an dem Idealismus des Künſtlers, an dem Glauben an die Menſchheit und die befreiende Macht des Schönen.

Nicht minder bewundern wir das ſchöne Maß, das er in allen Stücken zu halten wußte und wodurch es ihm gelang, ſein eigenes perſönliches Daſein zu einem wahren Kunſtwerk zu geſtalten, dem vollendetſten vielleicht und jedenfalls dem ſchwierigſten von allen, die er geſchaffen.

Wir bewundern auch den großartigen hiſtoriſchen Sinn, den er bei ſich ausgebildet hatte und durch den es ihm möglich ward, den verſchiedenſten Erſcheinungen des Lebens, den mannichfachſten Richtungen in Kunſt und Wiſſenſchaft gerecht zu werden; wir verehren die Milde ſeines Urtheils, die überall, auch in den Schwächen und Thorheiten der Zeit, die gemeinſame menſchliche Natur erkannte und die ihn nur da verließ, wo er dieſe Natur abſichtlich herabgewürdigt und in den Staub getreten ſah. In dieſen Fällen haben wir dann ebenſo ſehr die heilige Glut ſeines Zornes zu verehren, ſowie die Ausdauer und Innigkeit des Haſſes, mit welchem er nicht müde ward, das Unwahre und Unnatürliche zu verfolgen, gleichviel wo er es fand, bei Hohen oder Niedern, bei Poeten oder Staatsmännern, bei Geiſtlichen oder Weltlichen.

Und endlich bewundern wir nach dieſem Allen die Vollſtändigkeit des Erreichten, die in der That größer iſt, als wir ſie ſonſt bei der Mehrzahl der Menſchen erblicken, namentlich aber bei unſerm Volke. Hier findet der alte Spruch von dem menſchlichen Können, das Stückwerk iſt, einmal keine Statt; hier iſt einmal Alles voll und rund und fertig, einen Menſchen ſehen wir hier, der den Inhalt, den die gütige Natur in ihn gelegt hat, körperlich wie geiſtig, vollſtändig nach allen Seiten hin ausgelebt, nach allen Seiten hin das Ziel erreicht hat, das ihm nach dem Maß ſeiner Kräfte geſetzt war. Was die Alten ſo ſehr liebten und prieſen als die wahre Zierde des vollendeten Menſchen, das „teres atque rotundus" des Poeten, das paßt buchſtäblich auf Goethe; gleich einer Marmorſtatue nach allen Seiten hin bis ins Kleinſte durchgearbeitet, ohne Flecken, ohne vernachläſſigte Stellen, über welche die Hand des Meiſters nur ſo obenhin gefahren, ein vollſtändiges fertiges Kunſtwerk, macht ſein Leben einen durchweg befriedigenden, verſöhnenden Eindruck, und noch heute, indem wir unſer Auge bewundernd darüber hingleiten laſſen, fühlen wir uns gedrungen, auszurufen, was

Napoleon ausrief, da er ihn zum erſten male in Erfurt geſehen hatte: „Voila un homme! — Das iſt ein Mann!"

Laſſen wir denn dieſes großartige Leben in flüchtigem Umriß an uns vorüberziehen. So reich es an innerlichen Ereigniſſen iſt, ſo einfach iſt ſein äußerlicher Verlauf; wie Alles in und an Goethe im höchſten Grade naturgemäß, ſo windet ſich auch ſein Daſein gleichmäßigen Ganges nach den natürlichen Epochen des allgemeinen menſchlichen Daſeins, nach Kindheit, Jünglings-, Mannes- und Greiſenalter ab. Alle vier Epochen ſind von Goethe vollſtändigſt und gründlichſt durchgelebt worden; er iſt ein richtiges eigenſinniges, verhätſcheltes Kind, ein richtiger übermüthiger leidenſchaftlicher Jüngling, ein richtiger thätiger, klar um ſich ſchauender Mann, ein richtiger gemächlich ausruhender, ſein Leben behaglich recapitulirender Greis geweſen, ſodaß man das Goethe'ſche Leben auch in dieſer Hinſicht als ein wahres Muſterleben bezeichnen darf, und auch der Geſchichtſchreiber, der dies Leben darzuſtellen ſucht, findet in dieſem allmäligen Verlauf der allgemeinen natürlichen Epochen die nächſte und vollkommen ausreichende Eintheilung ſeines Stoffes.

II. Goethe's Knabenalter. 1749 — 65

Geburt und Herkunft. Erſte Kinderjahre.

Thüringen, dieſes Herz Deutſchlands, dem wir, von Luther angefangen, ſo viel große und hochverdiente Männer verdanken, iſt auch die Stammlandſchaft der Goethe'ſchen Familie, wenigſtens ſoweit dieſelbe ſich hiſtoriſch verfolgen läßt. Es iſt ein eigenthümlich ſinnvoller Zug des Schickſals, daß dieſer Name gerade da zuerſt auftaucht, wo ſein berühmteſter Träger ſpäterhin die eigentliche Stätte ſeiner Wirkſamkeit finden und von wo aus der Glanz dieſes Namens ſich über ganz Deutſchland, die ganze Welt verbreiten ſollte.

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges lebte zu Artern in der Grafſchaft Mansfeld ein Hufſchmied Goethe. Dieſem wurde 1657 ein Sohn geboren, Friedrich Georg. Derſelbe ward Schneider, ging als ſolcher auf die Wanderſchaft und ließ ſich 1687 als Bürger und Meiſter ſeines Handwerks zu Frankfurt a. M. nieder. In erſter Ehe mit einer Schneiderstochter vermählt, ging der gewandte lebenskluge Mann nach deren Tode ungeachtet ſeiner vorgerückten Jahre (1705) eine zweite Ehe ein mit einer angeſehenen wohlhabenden Witwe, Cornelia Schellhorn geborene Walther (geb. 1668, geſt. 1754), Beſitzerin des Gaſthofs zum Weidenbuſch. Dadurch ebenfalls zu Wohlſtand und bürgerlichem Anſehen gelangt, gab Friedrich Georg ſein Schneiderhandwerk auf und auch dem einzigen aus dieſer Ehe entſproſſenen Sohne, Johann Kaspar, dem Vater unſers Dichters (geb. 1710, geſt. 1782), konnte eine mehr als handwerksmäßige, eine auf das Höhere gerichtete Bildung ertheilt werden.

Johann Kaspar wurde Juriſt und zwar ein gründlich gelehrter, nach der damaligen ſtrengen, auch wol etwas pedantiſchen Schule; daneben trieb er alte und neue Sprachen ſowie ſchöne Künſte, die letzteren beſonders infolge einer Reiſe nach Italien, welche er zu Anfang der vierziger Jahre gemacht hatte und die noch bis in ſeine ſpäteſten Zeiten der Lichtblick ſeines Lebens blieb.

Denn übrigens war der Vater unſers Dichters eine herbe, eigenſinnige und grillige Natur, pedantiſch und einſiedleriſch, ein geborener Haustyrann. Dieſe eigenſinnige ſtörriſche Laune zeigte ſich beſonders auch, als er im Begriffe ſtand, ſich dem Dienſt ſeiner Vaterſtadt zu widmen. Nach den beſtehenden Geſetzen mußte er zu dieſem Ende eine Ballotage über ſich vornehmen laſſen. Allein einer ſolchen Prüfung ſich zu unterwerfen, fand er unverträglich mit der Würde ſeiner Perſönlichkeit, von der er eine ſehr lebhafte Empfindung hatte; er verlangte, das Amt, um das er ſich bewarb, auch ohne Ballotage zu erhalten. Da es nun unmöglich war, die einmal beſtehenden Vorſchriften zu ſeinen Gunſten zu ändern, ſo unterblieb die Anſtellung. Johann Kaspar aber, aus Aerger darüber und um zu zeigen, wie wenig ihm an dem Dienſt ſeiner Vaterſtadt gelegen, ließ ſich von dem damaligen Kaiſer Karl VII. den Titel eines Kaiſerlichen Rathes beilegen, wodurch er, nach den damaligen Geſetzen der Republik Frankfurt, ſich von dem Dienſt derſelben für immer ausgeſchloſſen hatte.

Solchergeſtalt als Privatmann im Hauſe der Mutter lebend, unabhängig, wohlhabend, ſchritt er endlich 1748 zur Ehe. Seine Wahl fiel auf die Tochter einer der angeſehenſten frankfurter Familien, Katharina Eliſabeth Textor. Die Familie Textor, oder wie ſie urſprünglich hieß Weber, war altbürgerlicher Herkunft; ſie ſtammte aus Mergentheim im Jaxtkreiſe des heutigen Königreichs Würtemberg, war aber ſchon um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit Wolfgang Weber, hohenloheſchem Rath und Kanzleidirector zu Neuenſtein (der auch zuerſt das ehrliche deutſche „Weber“ mit dem lateiniſchen und alſo vornehmer klingenden „Textor“ vertauſchte) in die Kreiſe des höhern Beamtenſtandes eingetreten. Ein Sohn von ihm, Johann Wolfgang, ſiedelte 1690 nach Frankfurt a. M. über, wo er 1701 als erſter Syndicus der Stadt ſtarb. Deſſen Enkel, ebenfalls Johann Wolfgang geheißen (dieſer Name war in der Textor'ſchen Familie erblich und auch der Dichter hat die durch ihn ſo berühmt gewordenen Vornamen mit Rückſicht auf die mütterliche Verwandſchaft erhalten) lebte als kaiſerlicher Schultheiß in Frankfurt und deſſen Tochter, aus der Ehe mit Anna Margaretha Lindheimer, einer Tochter des Dr. Cornelius Lindheimer, Procurator am Kammergericht zu Wetzlar, war eben jene Katharina Eliſabeth, welche der kaiſerliche Rath Goethe mit ſeiner Hand beglückte. Sie war ein echtes, frankfurter Kind, von lebendigem ſinnlichem Blute, naiv, frohſinnig, geſchwätzig, raſtlos im Hauſe hin und herfahrend, von unermüdlicher Lebendigkeit und Heiterkeit. Allein um ſo weniger war ſie geeignet für den ernſten pedantiſchen Mann, der überdies (Katharina Eliſabeth war 1731 geboren, alſo zur Zeit ihrer Vermählung erſt ſiebzehn Jahre) mehr denn zwanzig Jahre älter war als ſie. So gab es denn eine ziemlich ungleiche, innerlich unbefriedigte Ehe, bei der die junge muntere, aber gewandte und lebensklug Frau Manches zu tragen und zu vertuſchen hatte.

Ein doppeltes Glück war es unter dieſen Umſtänden für ſie, als die Ehe bereits nach Jahresfriſt durch Nachkommen geſegnet ward. Am 28. Auguſt 1749 gebar ſie einen Sohn, der ſchon am nächſten Tage auf die Namen Johann Wolfgang getauft ward. Das Kind war für todt zur Welt gekommen; einige Zeit zweifelte man, ob es gelingen würde, es ins Leben zurückzurufen. Bald jedoch erholte es ſich und entwickelte ſich nun zu einem der kräftigſten, wohlgeſtaltetſten und ſchönſten Knaben, den man weit und breit ſehen konnte; ſelbſt die Blattern, dieſe damals noch ſo ſehr gefürchtete Geißel der Kinderwelt, die auch ihn mit großer Heftigkeit befallen hatte, zog ſpurlos an ſeinem glatten friſchen Angeſicht vorüber. Es mußte aber dieſe Gunſt des Schickſals, die ihrem Erſtgeborenen zutheil ward, von den Eltern um ſo dankbarer empfunden werden, als ihre ſpätern Kinder ſämmtlich in frühen Jahren ſtarben, mit Ausnahme einer einzigen Tochter Cornelia, die 1750 geboren und alſo mit Johann Wolfgang faſt von gleichem Alter war. Irren wir nicht, ſo liegt auch hierin ein Umſtand, der bei der Beurtheilung von Goethe's ſpäterer Entwickelung wohl in Anſchlag gebracht werden muß: nämlich daß er ohne eine größere Zahl von Geſchwiſtern, insbeſondere ohne Brüder aufwuchs, nur eine Schweſter neben ſich, an der er keinen Widerſtand fand für ſeine Neigungen und Launen, ſondern die ihn im Gegentheil in Gemeinſchaft mit der jugendlichen Mutter, die ja ſelbſt noch ein halbes Kind war und ſich alſo auch ganz naturgemäß mehr zu den heitern, lachenden Kindern als zu dem ernſten mürriſchen Manne hingezogen fühlte, faſt gefliſſentlich verzog und verhätſchelte.

Eben dahin gehört auch der Umſtand, daß der junge Goethe, mit kurzen, kaum nennenswerthen Unterbrechungen, niemals eine öffentliche Schule beſuchte. Sein Charakter konnte ſich dabei um ſo ſelbſtändiger, aber auch um ſo eigenwilliger entwickeln; es fehlte ſeiner Erziehung die Luft der Oeffentlichkeit, es fehlte ihm jene kaum merkbare und doch ſo wirkſame Zucht, welche gleichaltrige Kinder, namentlich Knaben, wechſelweiſe auf einander ausüben und die in der That ſo wichtig und ſo entſcheidend für das ganze Leben iſt, daß ſie durch nichts Anderes, auch nicht durch die ſorgſamſte Privaterziehung erſetzt werden kann.

Erziehungsexperimente.

Und an Sorgfalt fehlte es der Erziehung, welche dem Knaben im älterlichen Hauſe zutheil ward, allerdings nicht, wenn nur auch die Grundſätze, welche dabei befolgt wurden, etwas verſtändiger und praktiſcher geweſen wären. Die erſten Kinderjahre verlieſen unſerm Dichter in ungeſtörter Heiterkeit. Das denkwürdigſte Ereigniß derſelben war ein Puppenſpiel, mit welchem die Großmutter von väterlicher Seite, die ehemalige Cornelia Schellhorn, ihn noch kurz vor ihrem Tode zu Weihnachten 1753 beſchenkte; es iſt daſſelbe, man darf ſagen claſſiſch gewordene Puppenſpiel, das den erſten Funken dramatiſcher Neigung in dem werdenden Dichter erweckte und deſſen zauberhafte Freuden er ſelbſt ſpäterhin in den erſten Abſchnitten des „Wilhelm Meiſter" ſo unnachahmlich ſchön geſchildert hat. Auch übrigens bot das Haus dieſer Großmutter (der Vater war auch nach ſeiner Verheirathung darin wohnen geblieben) den Kindern manchen erwünſchten Tummelplatz zu jugendlichen Spielen und Späßen. Es war ein altes, caſtellartiges Gebäude, mit hohen Mauern, düſtern Eingängen und Treppen, die denn von der jungen Welt fleißig durchkrochen wurden. Auch von dieſer Localität des großmütterlichen Hauſes finden ſich in Goethe's ſpätern Dichtungen die mannichfachſten und reizendſten Nachklänge.

Doch ſollte dieſes harmloſe Daſein nicht lange währen. Der Vater, dem es, wie wir wiſſen, an jeder amtlichen Beſchäftigung mangelte, hatte beſchloſſen, den Unterricht der

Kinder ſelbſt zu leiten, und kaum daher, daß Johann Wolfgang ſein viertes Jahr vollendet hatte, als er auch in die Schule dieſes mehr ſtrengen und eifrigen als eigentlich befähigten Lehrers genommen ward. Für pedantiſche, grillige Naturen wie Goethe's Vater, gibt es bekanntlich nichts Angenehmeres als dies unaufhörliche Dociren und Expliciren, dies Corrigiren und Controlliren; nicht was das Bedürfniß des Schülers erfodert, ſondern was die Grillen des Lehrers befriedigt, entſcheidet bei ſolchen Naturen über Wahl und Gang des Unterrichts. Auch Goethe's Vater benutzte dieſe Lectionen hauptſächlich dazu, jenes Amtsgeſicht leuchten zu laſſen, das ihm ſelbſt ſo behaglich war und für das er leider außer dem Hauſe keinen Raum gefunden hatte; ohne Rückſicht auf Das, was dem Alter des Knaben angemeſſen war oder nicht, ſtopfte er ihn frühzeitig voll allerhand Kenntniſſe und Fertigkeiten und half dadurch ohne Zweifel den Grund legen zu jener Zerſplitterung der Kräfte, welche dem Jüngling und Mann nachher ſo viel Noth machte und ihm ſo ſchwer zu überwinden fiel.

Zum Glück indeß ſollten auch dieſe erſten pädagogiſchen Experimente bald wieder unterbrochen werden. Die Großmutter Cornelia ſtarb im März 1754, und ſofort machte Johann Caspar, endlich zur vollen Selbſtändigkeit gelangt, ſich daran, einen langgehegten Plan auszuführen, indem er das alte winkelige Haus, das ihm aus der Erbſchaft der Mutter zufiel, nach dem Geſchmack der damaligen Zeit und hauptſächlich nach ſeinem eigenen Geſchmack umbauen und erneuern ließ. Wie den Unterricht der Kinder leitete er auch dieſen Bau, der nun ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch nahm, perſönlich. Das Haus wurde ſtückweiſe abgebrochen und ebenſo wieder aufgerichtet; die Familie ſollte, von einem Winkel in den andern ziehend, während des Umbaus darin bleiben. Begreiflicherweiſe konnte dabei von Unterricht ſowie überhaupt von geregelter Erziehung keine Rede mehr ſein; die Kinder, unſer

Johann Wolfgang an der Spitze, dem auch bei der Grundſteinlegung des Neubaus eine feſtliche Rolle zugetheilt ward, liefen hier- und dorthin, ſahen den Handwerkern ſowie namentlich ſpäterhin den Künſtlern, die zur Ausſchmückung der neu hergeſtellten Räume verwendet wurden, bei ihrer Arbeit zu und machten ſo einen gewiß höchſt lehrreichen, aber nichts weniger als ſchulgemäßen Curſus durch.

In dieſelbe Zeit fällt auch das erſte Weltereigniß, welches nach Goethe's eigenem Bericht die Aufmerkſamkeit des Knaben auf ſich zog und ihm mancherlei zu denken und zu ſinnen gab. Dies iſt das berühmte Erdbeben von Liſſabon am 1. November 1755, das mit einem Schlage ſo viele tauſend Leben vernichtete, eine der volkreichſten und blühendſten Städte Europas in einen Trümmerhaufen verwandelte und über den ganzen Welttheil Schrecken und Entſetzen verbreitete. Goethe will davon Veranlaſſung genommen haben, ſich allerhand Gedanken über göttliche Weltordnung, Gerechtigkeit der Vorſehung und menſchliches Schickſal zu machen, ungefähr in derſelben Weiſe, wie dies gleich darauf von Voltaire in ſeinem vielberufenen Gedichte „Sur le désastre de Lisbonne" geſchah. Wirklich haben Goethe's ſpätere Biographen und Commentatoren (nur der vorſichtige J. W. Schäfer läßt die Sache wenigſtens dahingeſtellt) kein Bedenken getragen, von dem Eindruck dieſes Ereigniſſes, die erſten Anfänge jener religiöſen Zweifel und jenes titanenhaften Ringens gegen das Schickſal abzuleiten, das dann für den Dichter des „Prometheus" und des „Fauſt" ſo charakteriſtiſch wurde. Was uns betrifft, ſo will es uns nicht wohl zu Sinn, daß ein ſechsjähriger Knabe bereits derartige Betrachtungen angeſtellt haben ſoll und glauben wir vielmehr, daß Goethe in den betreffenden Stellen von „Wahrheit und Dichtung" in eine jener Selbſttäuſchungen verfallen iſt, die uns bei der Erinnerung an unſere früheſten Kinderjahre ſo leicht beſchleichen: er hat ſpätere Eindrücke vorausgenommen oder auch, was er von Andern damals und ſpäter gehört oder in Büchern geleſen hat, mit Selbſtempfundenem verwechſelt.

Auch bedurfte es dieſer Anregung aus der Ferne kaum, da ja ſchon die nächſte Nähe, ſelbſt abgeſehen von dem väterlichen Hausbau, des Unterhaltenden, für die jugendlichen Sinne Merkwürdigen und Anregenden, ſo viel darbot. Frankfurt war ſchon damals — und vielleicht damals noch in höherm Grade als jetzt — eine der reichſten und blühendſten Handelsſtädte Deutſchlands, die Frankfurter Meſſen, die zu jener Zeit noch weit bedeutender waren als gegenwärtig, bildeten einen Centralpunkt des europäiſchen Handels und zogen aus allen Weltgegenden, namentlich auch aus Italien, einem Lande, in welchem die Goethe'ſchen Kinder durch die häufigen Erzählungen des Vaters von früh an heimiſch waren, zahlreiche Beſucher herbei. Außerdem aber war es auch eine der älteſten und hiſtoriſch merkwürdigſten Städte Deutſchlands, es war die Krönungsſtadt des deutſchen Reichs und in beiden Beziehungen von einer Maſſe großartiger und glänzender Erinnerungen umgeben. Auf die lebhafte Phantaſie des heranwachſenden Knaben mußte das alles die mannichfachſte Wirkung üben; die viele freie Zeit, deren er infolge des Hausbaues genoß, machte es ihm möglich, die Stadt in einſamen Wanderungen nach allen Seiten zu durchſtreifen und Thun und Treiben der verſchiedenartigſten Menſchenklaſſen zu beobachten. Auch wurde er vom Vater frühzeitig zu kleinen Geſchäftsgängen bei Handwerkern und Handelsleuten verwendet, wo er denn wiederum vielfache Gelegenheit hatte, in das Innere des häuslichen und gewerblichen Lebens zu blicken und ſich eine Welt- und Menſchenkenntniß zu erwerben, die allerdings über ſeine Jahre ging, aber dem werdenden Dichter zugute kam.

Endlich war das große Unternehmen des Hausbaus vollendet, die alte Familienordnung zog wieder ein in die erneuerten Räume, die der Vater mit allerhand Kunſtwerken, beſonders mit zahlreichen Andenken an Italien, mit Städteanſichten, Abbildungen berühmter Ruinen und Bauwerke ꝛc. ausgeſchmückt hatte. Und mit dieſer Ordnung wurde denn auch der lange unterbrochene Unterricht wieder aufgenommen. Allerdings war in der Zwiſchenzeit, da die Familie das zuſammenbrechende Haus endlich doch hatte räumen müſſen, ein Verſuch gemacht worden, Johann Wolfgang in eine öffentliche Schule zu ſchicken. Allein derſelbe war ſehr unglücklich ausgefallen; der eigenſinnige Knabe, der vom älterlichen Hauſe her gewöhnt war, mit einer gewiſſen Bevorzugung behandelt zu werden, hatte die demokratiſche Gleichheit der Schule höchſt unangenehm empfunden und war daher bald möglichſt weggeblieben, ſo daß es nun freilich vielerlei Lücken auszufüllen und nachzuholen gab.

Allein dem lehrbegierigen Vater war dies eben recht; er liebte es, möglichſt viel auf ein mal und Alles mit einer gewiſſen hartnäckigen Heftigkeit zu treiben. Auch jetzt wurde der kaum ſiebenjährige Knabe mit den verſchiedenartigſten Lectionen überhäuft. Im Lateiniſchen hatte der Vater ſich eine eigene erleichternde Methode ausgedacht, die vielleicht nicht ſehr wiſſenſchaftlich war, den Knaben aber doch raſch vorwärts brachte. Daneben wurde Franzöſiſch und Italieniſch, etwas ſpäter auch Griechiſch und Hebräiſch getrieben; kalligraphiſche Uebungen, Zeichnen, Muſik, ſelbſt Tanzen wurde nicht verſäumt. An den meiſten Lectionen mußte auch die Schweſter Cornelia theilnehmen; ja einigen und darunter ſogar dem Tanzen ſchloß ſich der Vater ſelbſt an, der den an ſich ganz richtigen, nur von ihm zur Carricatur getriebenen Grundſatz hatte, daß der Lehrer die Uebungen ſeiner Scholaren möglichſt ſelbſt mitmachen müſſe.

Auch außer den Lectionen las und ſtudirte der Knabe in ſeiner Art viel und mancherlei: Ovid, Homer, Virgil wurden in den damals üblichen proſaiſchen Ueberſetzungen durchgeleſen, ebenſo Taſſo's „Befreites Jeruſalem“ in der Uebertragung von Koppe. Lieblingsbücher waren ferner der „Robinſon“, die „Inſel Felſenburg“ und Merian's „Topographie“ mit den großen ſtattlichen Kupfertafeln: alſo alles Bücher, welche die Phantaſie entzündeten und den Sinn des Knaben frühzeitig in eine ungewiſſe, aber ebendeshalb um ſo verlockendere Ferne richteten. Von den bibliſchen Geſchichten liebte er am meiſten die Erzählung von Joſeph und ſeinen Brüdern; auch zu ſeinem früheſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche (wenn man ihn ſo nennen darf) bot ſie ihm Veranlaſſung, indem er ſie in einer Reihe von zwölf poetiſchen Liedern darſtellte; dieſelben erregten die Aufmerkſamkeit der bei dem Hausbau beſchäftigten und dadurch auch mit dem Knaben vertraut gewordenen Künſtler und wurden von ihnen theilweiſe in Gemälden ausgeführt. Von vaterländiſchen Dichtern ſtanden Canitz, Brockes, Haller, Hagedorn, Gellert und ähnliche in der Bibliothek des Vaters und wurden häufig und mit Wohlgefallen geleſen. Dagegen war Klopſtock's „Meſſias“, ſchon ſeiner ungewohnten reimloſen Verſe halber, verbotene Waare in dem Hauſe des kaiſerlichen Raths, der in allen Stücken und alſo auch in der Poeſie feſt an dem Herkömmlichen hielt. Aber wie die Jugend ſtets das Verbotene liebt, ſo wußten auch Johann Wolfgang und Cornelia ſich das verpönte Buch zu verſchaffen und laſen es heimlicherweiſe und mit einem Eifer, der zuweilen ihr eigener Verräther ward, was denn dem ſtrengen Vater gegenüber zu allerhand halb ärgerlichen, halb komiſchen Scenen führte.

Der Siebenjahrige Krieg.

Während ſo die Goethe'ſche Familie ſich der wiederhergeſtellten häuslichen Ruhe und Ordnung erfreute, befand Deutſchland, ja ganz Europa ſich in der lebhafteſten und gewaltſamſten Bewegung; es war jener Krieg ausgebrochen, in welchem das kleine Preußen ſieben volle Jahre hindurch der Macht beinahe des ganzen Europa gegenüberſtehen und der endlich doch, nach den unerhörteſten Wechſelfällen, dank dem Genie des großen Königs und der Kraft und Ausdauer ſeines Volkes, mit dem Triumph Preußens endigen ſollte

Ganz Deutſchland, die ganze Welt nahm theil an dieſem Kampfe, wenn nicht unmittelbar mit den Waffen, ſo doch mit den Herzen; Preußiſch oder Kaiſerlich, Fritziſch oder Antifritziſch waren die Stichworte der Zeit und nicht blos in Zeitungen und Staatsſchriften, auf Markt und Gaſſen, ſondern auch im Innern der Häuſer, im Schoß der Familien wurde mit Eifer darüber verhandelt und geſtritten.

Auch die Goethe'ſche Familie ergriff der allgemeine Zwieſpalt. Daß der alte Textor, der Großvater unſers Dichters von mütterlicher Seite, öſtreichiſch geſinnt war, verſtand ſich von ſelbſt; er war kaiſerlicher Schultheiß und trug bei feierlichen Gelegenheiten das Bildniß Maria Thereſia's an einer von ihr ſelbſt geſchenkten goldenen Kette auf der Bruſt. Sein Schwiegerſohn dagegen, der Rath Goethe, war preußiſch, und ſo wenig die Kinder es ſonſt mit dem ſtrengen Vater hielten, in dieſem Falle thaten ſie es doch. Das gab denn allerhand Streitigkeiten und Spaltungen, welche das bisherige freundſchaftliche Zuſammenleben der weitverzweigten Familie ſtörten, dafür aber auch freilich den Blick des Knaben frühzeitig über die häusliche Umgebung hinaus den großen Begebenheiten der Weltbühne zulenkten.

Und dieſe Begebenheiten ſollten ihm noch näher treten. Am 2. Januar 1759 bemächtigten ſich die Franzoſen unter Anführung des durch die Schlacht von Roßbach hinlänglich bekannten Prinzen von Soubiſe durch Hinterliſt der Reichsſtadt Frankfurt, die nun mit zahlreicher Einquartierung und andern vermeidlichen und unvermeidlichen Kriegslaſten belegt ward

Auch der alte Goethe mußte ſich entſchließen, franzöſiſche Einquartierung in ſein Haus aufzunehmen; ein ſehr fataler Umſtand für ihn, theils weil ſie die Feinde ſeines verehrten Preußenkönigs waren, theils weil er überhaupt, ſeiner pedantiſchen Natur gemäß, den Gedanken unerträglich fand, fremde Leute unter ſeinem Dache ſchalten und walten zu laſſen. Doch war er bei Austheilung der Einquartierung noch glücklich genug, indem ſeinem Hauſe eine der vornehmſten Perſönlichkeiten der feindlichen Armee zugetheilt ward: Graf Thorane, der ſogenannte Königslieutenant, dem es als ſolchem oblag, die etwa entſtehenden Streitigkeiten zwiſchen Bürgern und Soldaten zu ſchlichten. Graf Thorane war ein fein gebildeter Mann, von vornehmen, echt edelmänniſchen Manieren. Auch intereſſirte er ſich lebhaft für ſchöne Künſte, namentlich für Malerei; die Maler Frankfurts und der Nachbarſchaft, darunter der als Landſchaftsmaler bekannte Seekatz aus Darmſtadt, wurden von ihm mit umfangreichen Schildereien beauftragt, mit denen er ſein Stammſchloß in der Normandie zu ſchmücken gedachte. Da begann nun für Johann Wolfgang wieder eine luſtige Zeit; ſein kleines Manſardenſtübchen, das ihm einen ſo weiten ſehnſüchtigen Blick über die Nachbargärten in der Runde darbot, wurde den Malern zur Werkſtatt eingeräumt, während der Knabe ſelbſt, ähnlich wie beim Hausbau, von Einem zum Andern lief, auf Alles horchte, nach Allem fragte, und Alle durch ſeine drolligen Einfälle unterhielt.

Ueberhaupt war die häusliche Zucht durch die Anweſenheit des Grafen Thorane wieder ſehr gelockert worden. So eingewurzelt war der Widerwille des alten Goethe gegen den Eindringling, daß ſelbſt die Gemeinſamkeit ihrer künſtleriſchen Neigungen ihn nicht verſöhnen konnte; murrend und grollend hielt er ſich, ſo viel möglich, in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen und vermied namentlich jede Begegnung mit dem verhaßten Gaſte. Zuweilen jedoch konnte dieſelbe nicht ganz vermieden werden, und da gab es denn nicht ſelten ſehr unangenehme, ſelbſt gefährliche Auftritte. So namentlich im Frühjahr 1759, am Morgen der Schlacht von Bergen (drei Stunden von Frankfurt), wo der Vater, auf eine baldige Niederlage der Franzoſen hoffend, ſich zu Aeußerungen hinreißen ließ, welche den Grafen Thorane in den heftigſten Zorn verſetzten; Freiheit und Leben des alten Goethe ſchienen bedroht, und nur mit äußerſter Mühe gelang es der Vermittelung wohlwollender Freunde, den erzürnten Gaſt zu beſchwichtigen.

Bei dieſer Stimmung im Hauſe fiel der Verkehr mit Letzterm hauptſächlich dem jungen Goethe zu. Die offene, lebhafte, einſchmeichelnde Art des Knaben gefiel dem ernſten Manne; auch war er der Sprache leidlich Herr und wußte ſeine häufigen Vermittlerrollen ganz geſchickt zu ſpielen. So ließ der ſonſt wortkarge, faſt menſchenſcheue Graf ihn denn frei bei ſich aus- und eingehen und an mancherlei Geſprächen und Erzählungen theilnehmen, welche ſeinen Geſichtskreis immermehr erweiterten, ſeine Phantaſie immer lebhafter anregten. Freilich kam dabei auch wol Manches vor, was dem halbreifen Knaben beſſer verborgen geblieben wäre. Für ſeine weltmänniſche Ausbildung ſeine Lebensgewandtheit, ſeine Menſchenkenntniß und Sprachfertigkeit war der Verkehr mit den fremden Gäſten, gewiß höchſt vortheilhaft; aber deſto mehr Gefährliches hatte er in ſittlicher Hinſicht. Es waren eben Franzoſen, leichtfertige, lockere Franzoſen vom Hofe Ludwig's XV., die bei ihren Geſprächen und Scherzen ſchwerlich immer die Rückſicht auf den Knaben nahmen, die ſeiner Jugend gebührt hätte.

Beſonders gefährlich ſollte ihm aber das franzöſiſche Theater werden, das im Gefolge der Franzoſen in Frankfurt eingezogen war. Schon von dem früher erwähnten Puppenſpiele her war ihm eine lebhafte Theaterneigung zurückgeblieben. Dieſelbe hatte mit den Jahren immer mehr zugenommen; vom Puppenſpiel war man, wie das ſo geht, zu eigenen Darſtellungen vorgeſchritten. Elias Schlegel's „Canut" und „Britannicus" von Racine (im erſtern ſpielte Johann Wolfgang den König, im letztern den Nero) waren im Kreiſe der Familie aufgeführt worden, und nun endlich kam dazu noch der Reiz der öffentlichen Bühne.

Goethe's Vater ſah den Beſuch des Theaters nicht gern; die Mutter dagegen, die ſich daran gewöhnt hatte, gemeinſchaftlich mit den Kindern das Gegenſpiel des Vaters zu halten, begünſtigte denſelben, und auch der Vater gab ſich zufrieden, da man ihm die Vortheile vorſtellte, welche dem

Knaben daraus für ſeine Kenntniß der franzöſiſchen Sprache erwachſen müßten. Da nun überdies der Enkel des kaiſerlichen Stadtſchultheiß freien Eintritt zu den Vorſtellungen hatte, ſo war Johann Wolfgang ſehr bald ein ſehr regelmäßiger Theaterbeſucher. Und da kam es nun bei ihm wie bei allen ſehr fleißigen Theaterbeſuchern: aus dem Parterre avancirte er unvermerkt auf die Bühne; nachdem er ſeine Neugier an dem, was vor den Couliſſen vorging, geſättigt hatte, wollte er nun auch wiſſen, wie es hinter denſelben ausſah und auch hier wieder lernte er Vieles kennen, Menſchen ſowol wie Dinge, was ihm füglich noch längere Zeit hätte verborgen bleiben ſollen. Als Helfershelfer diente ihm dabei ein junger leichtfertiger Franzoſe, ein Knabe, nur wenige Jahre älter er; er ſelbſt in ſeinen Erinnerungen nennt ihn Derones. Derones' Schweſter war Mitglied der Schauſpielertruppe; mit ihr hatte der junge Goethe ſeine erſte, allerdings noch ſehr kindiſche Liebelei. Ueberhaupt gefiel ihm ſein damaliger Umgang mit den Franzoſen ſo gut und das Beiſpiel des franzöſiſchen Theaters war ſo mächtig, daß er ſelbſt ein kleines Drama in franzöſiſcher Sprache verfertigte, mit der ſtillen Hoffnung, es auf dem Theater ſeiner Vaterſtadt aufgeführt zu ſehen. Dieſe Hoffnung ſchlug nun freilich die Kritik ſeines Freundes Derones ſehr bald nieder; doch bleibt es immerhin merkwürdig und verdient aufbewahrt zu werden, daß der erſte dramatiſche Verſuch unſers größten deutſchen Dichters in einer fremden Sprache abgefaßt war.

Erſte Liebe und erſte Irrungen.

Endlich nach zweijährigem Aufenthalte verließ Graf Thorane das Goethe'ſche Haus, und wiederum ſuchte der Vater das Verſäumte durch verdoppelten Fleiß einzubringen. Verdoppelt wenigſtens der Maſſe nach, wenn auch nicht nach ſeinem innern Werthe; die Erziehung des Knaben blieb planlos und fragmentariſch und auch ſeine wiſſenſchaftliche Bildung trug das ungeordnete encyklopädiſche Gepräge, das jener Zeit, da Goethe's Vater ſelbſt ſich gebildet hatte, der Zeit der Vielwiſſerei und todten Gelehrſamkeit, eigenthümlich war. Nur der Kopf des Knaben wurde mit allerhand Kenntniſſen gefüllt, nur ſein äußeres Betragen ſollte nach gewiſſen äußern Rückſichten gemodelt werden; für ſein inneres Leben, ſein Herz, ſeine Sittlichkeit wurde wenig geſorgt. Namentlich fehlte ihm der für die jugendliche Entwickelung ſo weſentliche Halt des religiöſen Lebens. Auf regelmäßigen Kirchenbeſuch zwar wurde im Goethe'ſchen Hauſe ſtreng gehalten, ſogar die ſonntäglichen Predigten mußten von dem Knaben ſorgfältig nachgeſchrieben werden. Allein bei dieſen Aeußerlichkeiten hatte es dann auch ſein Bewenden, und auch der Geiſtliche, der ihn um dieſe Zeit zur Einſegnung vorbereitete, verſtand es nicht, aus den hergebrachten Formen und Symbolen den tiefern Kern gemüthlicher Empfindungen zu erwecken: ſodaß auch dieſer für die Jugend ſo wichtige Lebensabſchnitt an dem jungen Goethe ſpurlos vorüberging.

Einen Erſatz dafür hätte ihm ſchon damals der Umgang mit einer Freundin ſeiner Mutter, dem Fräulein Suſanne Katharine von Klettenberg, bieten können. Dieſe Dame (ſie iſt das Original zu den „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele“, welche dann ſpäter in „Wilhelm Meiſter“ eingeſchaltet wurden) hatte ſich nach ſchmerzlichen Lebenserfahrungen den ſogenannten „Stillen im Lande“ zugewendet. Doch trug ihr religiöſes Leben bei aller Tiefe und Innigkeit nichts von dem Fanatismus an ſich, welchen dieſe Richtung ſonſt wohl gegen Andersdenkende hervorzukehren liebt; ſie war mild und duldſam und ſuchte ihre Umgebung nur durch die ſanften Mittel der Ueberredung ſowie vor allem durch die Macht des Beiſpiels nach ſich zu ziehen. Doch war damals für Goethe noch nicht die Zeit gekommen, wo er auch dies Element in ſein Weſen aufnehmen ſollte; vielmehr ſcheinen es damals nur poetiſche Einwirkungen geweſen zu ſein, durch welche der Umgang mit Fräulein von Klettenberg für ihn bildend und anregend wurde. Namentlich lenkte ſie ſeine Aufmerkſamkeit auf die geiſtlichen Stoffe; außer einem epiſchen Gedicht in Proſa „Joſeph“ (wir wiſſen bereits, wie lieb ihm dieſe Hiſtorie war) ſchrieb er damals verſchiedene geiſtliche Oden, von denen eine „Ode zur Feier der Höllenfahrt Chriſti“ (1762) einige Jahre ſpäter, 1765, auf Veranlaſſung der Familie in einer frankfurter Zeitſchrift gedruckt ward. Dieſelbe hat ſich bis auf unſere Zeit erhalten, iſt auch in die neue Ausgabe der Goethe'ſchen Werke mit aufgenommen und bildet ſomit das älteſte Denkmal ſeines poetiſchen Genius, das der Nachwelt aufbewahrt iſt.

Neben dieſen poetiſchen Uebungen wurde aber auch der künftige Lebenslauf bereits ins Auge gefaßt. Der Vater hatte den einzigen Sohn und Erben zum Juriſten beſtimmt; als vielbeſchäftigter Advocat, als angeſehener hochſteigender Beamter ſollte der Sohn gleichſam nachholen und wieder gut machen, was der Vater durch ſeine halb freiwillige, halb erzwungene Muße verſäumt und eingebüßt hatte. Dem Sohn allerdings ſchwebte ein anderes Ideal vor: er hätte ſich am liebſten den humaniſtiſchen Studien gewidmet; Gelehrter, Künſtler, Dichter zu werden, war ſeine ſtille Hoffnung. Doch mußte er ſich dem Willen des Vaters fügen. Bei der Treibhauseile, mit welcher dieſer die Erziehung ſeines Sohnes betrieb, war es ganz in der Ordnung, daß auch das juriſtiſche Studium ſchon jetzt, nach kaum vollendetem dreizehnten Lebensjahre, alſo zu einer Zeit, wo andere Knaben noch als handfeſte Quartaner die Bänke drücken, begonnen ward. Auch dieſen Unterricht natürlich dirigirte der Vater ſelbſt; Hepp's „Katechismus der Inſtitutionen“, ein damals ſehr beliebtes Noth- und Hülfsbüchlein, mußte auswendig gelernt werden, und auch die juriſtiſchen Freunde und Rathgeber des Alten, ein Oelenſchläger, Huysgen und andere namhafte Männer der Stadt, fanden ihr Vergnügen daran, den jungen Rechtscandidaten zu unterweiſen und einzuſchulen.

Dies alſo das Leben, das der junge Goethe unter den Augen ſeines Vaters führte: ernſt, ſtreng, pedantiſch, mit

Unterrichtsgegenſtänden beladen bis zum Uebermaß. Allein ein ganz anderes Schauſpiel entwickelte ſich, ſobald er den prüfenden Blicken des Vaters entrückt war; da war er ebenſo leichtfertig, ebenſo übermüthig und ausgelaſſen, als er in Gegenwart des Vaters ſich zwingen mußte, ernſt und geſetzt zu erſcheinen. Schon mit Derones, wie wir oben gehört haben, hatte er allerhand zweideutige Wege betreten; ſie gefielen ihm, und mit der Unbekümmertheit der Jugend ſchritt er darauf vor, nichtachtend, wohin ſie ihn führen könnten. Gleichgeſtellte Kameraden, wie wir wiſſen, hatte er nicht und doch ſehnte er ſich nach Umgang und Verkehr mit jungen Leuten. Endlich wurde dieſe Sehnſucht befriedigt, aber auf eine für ihn ſelbſt verhängnißvolle Weiſe. Auf ſeinen zahlreichen Streifzügen durch die Stadt gerieth er allmälig in eine Geſellſchaft junger Burſche von geringer Bildung und zweideutigen Sitten. Es waren Schreiber, Ausläufer und dergleichen; auf jeden Erwerb angewieſen (wir citiren größtentheils des Dichters eigene Worte) nahmen ſie es auch mit der Rechtmäßigkeit deſſelben nach Umſtänden nicht allzu genau, genug, wenn er ihnen nur die Mittel gewährte, ihre leichtfertige Lebensweiſe fortzuſetzen. Für Leute dieſes Schlags mußte die Bekanntſchaft mit dem jungen eleganten wohlhabenden Patriciersſohn allerdings von größtem Intereſſe ſein und wirklich war auch gleich der erſte Köder, durch welchen ſie ihn an ſich zu feſſeln ſuchten, ſehr wirkſam: nämlich ſeine Eitelkeit. Angehende Dichter ſind in der Wahl ihres Auditoriums bekanntlich nicht ſehr delicat; auch Johann Wolfgang, um nur überhaupt Jemand zu haben, der ſeine Verſe bewunderte, verſchmähte nicht, ſie der zweideutigen Geſellſchaft vorzutragen, die wir ſoeben ſchilderten, und mit ſeinem jungen Talent vor ihr zu glänzen.

Aber auf den bloßen Glanz gaben dieſe praktiſchen Köpfe nicht viel, bald kamen ſie dahinter, daß das Talent ihres neuen Freundes ſich auch zu baarem Gelde ausmünzen laſſe. Mit einem Wort: ſie veranlaßten Goethe allerhand Gelegenheitsgedichte für Bezahlung zu fertigen; die dahin zielenden Aufträge wurden von ihnen in Empfang genommen und dem jungen Dichter zur raſchen Ausführung übergeben. Anfangs ſträubte der Stolz des Poeten, vielleicht auch der Stolz des Patriziersſohnes ſich gegen dieſe Art des Erwerbes mit Heftigkeit; die Genoſſen jedoch wußten die Sache ſo glimpflich darzuſtellen und — was die Hauptſache war — auch den Erwerb ſelbſt wußten ſie ſo angenehm zu verwenden, nämlich zu kleinen Zechgelagen und Luſtpartien, daß er ſeine Bedenken bald ſchwinden ließ und rüſtig lieferte, was ſie bei ihm beſtellten.

Dies wäre nun noch ein ſehr unſchuldiges und harmloſes Treiben geweſen; leider aber blieb man dabei nicht ſtehen. Es war damals überhaupt eine ſittlich bedenkliche Zeit in der alten Reichsſtadt; der große Reichthum hatte großen Luxus, der große Luxus große Neigung zu allerhand verbotenen Genüſſen und gewagten Unternehmungen erzeugt. Schmähliche Bankrotte, Ehebruchs- und Verführungsgeſchichten aller Art waren gerade in der vornehmern Welt nichts Seltenes, und bei der unſeligen Frühreife, zu welcher man den jungen Goethe erzogen hatte, erfuhr er auch von dieſen düſtern Hiſtorien wiederum mehr als ihm dienlich war. Ja bei ſeiner Gewandtheit und Anſtelligkeit wurde er ſogar perſönlich in Ereigniſſe dieſer Art hineingezogen; ein geſchickter und beliebter Unterhändler, wurde er benützt, die entſtandenen Verwickelungen durch kleine Zwiſchenträgereien und Commiſſionen zu ſchlichten und beizulegen. Ganz gewiß geſchah auch dies vollkommen arglos; ſeine Umgebung dachte, es ſei ja eben nur noch ein Kind und beachtete nicht, daß ſie ſelbſt dies Kind ſchon längſt aus ſeiner natürlichen Unſchuld aufgeſtört hatte.

Denn daß Goethe ſelbſt dieſe Dinge damals in der That nicht mehr mit Kinderaugen betrachtete, das zeigt der Eindruck, den ſie auf ihn hervorbrachten und der ſo tief war, daß er ſich noch nach einer Reihe von Jahren gedrungen fühlte, ihn poetiſch wiederzuſpiegeln: „Die Mitſchuldigen“, dies düſtere unheimliche Luſtſpiel, das er als Student in Leipzig ſchrieb, in welchem die komiſche Muſe ein verwegenes, faſt freches Spiel treibt mit den ſittlich widerwärtigſten und abſchreckenden Stoffen, erklärt ſich nur, indem wir uns jene Knabenjahre und ihr geheimnißvolles Treiben ins Gedächtniß rufen.

Und glücklich, wenn es nur immer poetiſche Eindrücke geblieben wären. Allein der wiederholte Anblick dieſer ſittlich gelockerten Verhältniſſe, die Unbefangenheit, mit welcher davon in Anweſenheit des Knaben geredet, der ſträfliche Leichtſinn, mit dem er ſelbſt dabei perſönlich betheiligt ward, hatten auch ihre ſehr ſchlimmen praktiſchen Folgen, die ihn ſelbſt immer tiefer in das unheimliche Netz verſtrickten und endlich zu einer Kataſtrophe hindrängten, durch welche ſeiner jugendlichen Unbefangenheit für immer ein Ende gemacht ward.

Zuvor jedoch müſſen wir noch des zweiten ungleich mächtigern Magnets gedenken, durch welchen der junge Dichter an jene wüſte Genoſſenſchaft gefeſſelt ward. Das war die Liebe. In einer der Spelunken, in denen dieſer lockere Kreis gelegentlich verkehrte, befand ſich ein junges Mädchen, nur wenige Jahre älter als Goethe ſelbſt. Ueber ihre nähern Verhältniſſe hat trotz aller Nachforſchungen nichts ermittelt werden können; nach Einigen wäre ſie Kellnerin im Bierhaus Zum Puppenſchenkelchen geweſen, nach einer andern, doch unwahrſcheinlichern Tradition hätte ſie ſich in gleicher Eigenſchaft in dem auf dem Wege nach Offenbach belegenen Gaſthaus Zur Roſe aufgehalten. Goethe ſelbſt hat ſie unter dem Namen Gretchen unſterblich gemacht und zwar in doppelter Geſtalt: einmal im „Fauſt“ und dann in der Schilderung, welche er in „Wahrheit und Dichtung“ von dieſem lieblichſten Abenteuer, dieſer reinen ſchuldloſen Idylle auf ſo finſterm, ja verbrecheriſchem Hintergrunde, gegeben hat. Dieſe Schilderung iſt ſo lebendig und von ſo unnachahmlicher Schönheit, daß wir auf jeden Verſuch, ſie hier in Kürze wiederzugeben, verzichten und uns nur mit der Bemerkung begnügen, daß Gretchen, wenigſtens in der Schilderung Goethe's, genau jene Züge kindlicher Anmuth und reinſter, natürlichſter Weiblichkeit trägt, die wir an den gelungenſten weiblichen Charakteren ſeiner reifſten Epoche, einem Gretchen im „Fauſt", einem Clärchen in „Egmont" bewundern. Das Verhältniß war durchaus rein und unſträflich, ja der junge Liebhaber zürnte oft wegen der ſpröden Zurückhaltung, welche Gretchen ihm bezeigte und erging ſich in Betrachtungen, die an die ſpätern Monologe ſeines Brackenburg erinnern. Dennoch war er im Verkehr mit ihr unſaglich glücklich; es war ein traumhaft poetiſches Daſein, das durch den Schleier des Geheimniſſes und die ganze phantaſtiſche Umgebung nur immer neue Reize gewann. Seinen Gipfel erreichte dies Glück während der Feierlichkeiten, mit denen im April 1764 die Kaiſerkrönung Joſeph's II. begangen ward. Nachdem ſeine Liebe ſich ſo lange hatte ins Dunkel flüchten müſſen, benützte er jetzt die allgemeine Verwirrung dieſer Tage, ſich mit der Geliebten am Arme ins Gedränge zu wagen und ihr alle Herrlichkeiten des ſeltenen Schauſpiels zu zeigen; eine an der Seite der Geliebten durchwachte Nacht, ein erſter ſchüchterner Kuß vollendeten ſein Glück.

Allein es war auch das Letzte, was er von ihr genießen ſollte. Schon am nächſten Morgen, bevor er noch das Lager verlaſſen hatte, brach die Kataſtrophe herein und zwar mit einer Vollſtändigkeit und einer Fülle widerwärtiger und beſchämender Thatſachen, von denen der junge liebestrunkene Poet bisher ſelbſt keine Ahnung gehabt hatte. Ueber die Details der unerwarteten Entdeckung geht Goethe ſelbſt in den betreffenden Partien von „Wahrheit und Dichtung" aus leicht begreiflichen Gründen raſch hinweg; nur ſoviel verräth er, daß es ſich dabei um „nachgemachte Handſchriften, falſche Teſtamente, untergeſchobene Schuldſcheine und ähnliche Dinge" gehandelt.

Mit andern Worten alſo: der junge Patriziersſohn war unter eine Gaunerbande gerathen, welche den vornehmen Namen und den guten Anſtand und nebenher auch wol die Eitelkeit und Leichtgläubigkeit des noch nicht fünfzehnjährigen

Knaben benützt hatte, ihre verbrecheriſchen Künſte deſto weiter auszudehnen und deſto ungehindeter zu betreiben. Er ſelbſt hatte begreiflicherweiſe nicht die mindeſte Kenntniß von der wahren Beſchaffenheit ſeiner Gefährten und ihres Treibens gehabt; um ſo größer war jetzt ſeine Beſchämung und Zerſchmetterung. Am meiſten ſchmerzte es ihn, ſein geliebtes engelreines Gretchen in dieſe ſchmutzigen Verhältniſſe mit verwickelt zu ſehen. Aber ſein Schmerz verwandelte ſich in Erbitterung, da er vernehmen mußte, wie ſie in den gerichtlichen Verhören jede zärtliche Beziehung zu ihm abgeleugnet und ſich damit entſchuldigt hatte, ſie hätte ihn eben nur als einen halberwachſenen Jungen betrachtet!

Im Uebrigen kam bei der Unterſuchung wenig heraus. Gretchen wurde aus der Stadt gewieſen; einige der Rädelsführer traf daſſelbe Schickſal, andere wurden in der Stille beſtraft, Goethe ſelbſt, gegen den nichts eigentlich Strafwürdiges vorlag, ging frei aus.

Nämlich von gerichtlicher Strafe; um ſo empfindlicher dagegen waren die häuslichen Folgen, welche der Vorfall für ihn hatte. Der Vater gewann daraus denn doch wol nachgerade die Ueberzeugung, daß er nicht zum Jugenderzieher berufen ſei und daß ſeine pedantiſche Strenge auf der einen, die allzu zärtliche Nachſicht der Mutter auf der andern Seite den leicht entzündlichen Knaben nur vollends verderben mußte. Es wurde alſo ein Erzieher ins Haus genommen, der ſeinen Zögling keinen Augenblick verlaſſen durfte, ſondern ihn raſtlos wie ſein Schatten begleitete. Aber auch abgeſehen von dieſem Zwang ſagten die beiden Charaktere ſich ſehr wenig zu; der Aufſeher war ein ernſter ſtrenger Mann, ein ſchulmäßiger Philoſoph, der an Dem, was das Herz ſeines Zöglings erfüllte, namentlich alſo an ſeinen künſtleriſchen Neigungen, wenig Antheil nahm, und ſo blieb das Verhältniß denn gegenſeitig ein ſehr kühles und unerquickliches.

Unter dieſer Aufſicht verlebte der junge Goethe ein höchſt drückendes Jahr; die Scham über das Erlebte, der

Aerger über den unvermeidlichen Aufpaſſer hielten ihn von aller Geſellſchaft zurück. Die Natur bildete in dieſer Zeit faſt ſeine einzige Erholung; er hielt ſich viel im Freien auf, machte (natürlich in Begleitung ſeines Mentors) häufige kleine Reiſen in die ſchöne Umgegend ſeiner Vaterſtadt und ſuchte, was er ſah, mit kunſtgewandtem Griffel nachzubilden. Der Vater, zufrieden, daß der Sohn wenigſtens vor neuen Exceſſen geſchützt war, ließ ihn gewähren, und nur die Schweſter Cornelia, die allmälig ebenfalls hinlänglich erwachſen war, um den harten Druck des väterlichen Regiments zu ſpüren, ſchloß ſich dem vereinſamten, faſt menſchenfeindlichen Bruder mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit an.

So nahte endlich die Zeit, wo Johann Wolfgang das Vaterhaus verlaſſen ſollte, um das ſo früh begonnene Rechtsſtudium durch das übliche akademiſche Triennium zu vollenden. Er ſelbſt, der die Hoffnung, ſich dereinſt den ſchönen Wiſſenſchaften zu widmen, noch immer nicht aufgegeben hatte, wäre am liebſten nach Göttingen gegangen, das eben damals mit Lehrern wie Heyne, Michaelis, Schlözer ꝛc. im Zenith ſeines Ruhmes ſtand. Allein der Vater hatte ſeine Studien einſt in Leipzig abſolvirt, mithin konnte ja gar kein Zweifel darüber aufkommen, daß der Sohn ebenfalls in Leipzig ſtudirte. Im Herbſt 1765 verließ er Frankfurt — nicht wie ein Sohn, der zum erſten male vom väterlichen Hauſe ſcheidet, ſondern wie ein Gefangener, der endlich die verhaßte Kette hinter ſich wirft.

III. Goethe's Jünglingsalter. 1765 — 75.

Erſter Eintritt in Leipzig; Freundſchaft und Kunſt.

Es war gerade Meßzeit, als Goethe in Leipzig eintraf; das lebhafte Treiben auf den Straßen erinnerte ihn an ähnliche Schauſpiele, welche er von früh auf in ſeiner Vaterſtadt geſehen hatte, und ſo bezog er frohen Muthes ſeine Wohnung in einem Durchgang der Großen Feuerkugel auf dem jetzigen Neumarkt.

Bald indeſſen ſollte er merken, daß es in der That ein neuer und fremder Boden war, auf dem er ſich bewegte; die Fügſamkeit gegen Andere, die Unterordnung unter eine größere Gemeinſchaft, welche die häusliche Erziehung verſäumt hatte ihm beizubringen, wurde allmälig nachgeholt und zwar nicht immer auf die ſanfteſte Weiſe. Zunächſt mußte er es erleben, daß Hofrath Böhme, ein Freund ſeines Vaters, an welchen er von ihm empfohlen war, ſeinen Plan, die Jurisprudenz hinter dem Rücken des Vaters mit den ſchönen Wiſſenſchaften zu vertauſchen, als einen thörichten Einfall verwarf, womit denn ſeine liebſten Träume zerflatterten. Auch bei Frau Böhme hatte er eine für ſeine Eigenliebe höchſt empfindliche Schule durchzumachen. Als eine fein gebildete, geſchmackvolle Dame, fand ſie an dem jungen Zögling mancherlei zu tadeln und zurechtzuſtutzen, von dem er anfangs gar nicht begriff, daß es anders ſein könne, ja worauf er bisher wohl gar ſtolz geweſen war. Nicht blos ſein altväteriſcher Anzug, der zwar aus den beſten Stoffen gefertigt, aber von unmodiſchem Schnitte war, ſondern auch ſeine ganze ſüddeutſche Lebhaftigkeit und Ungebundenheit des Weſens, ſeine frankfurter Sprechweiſe, ſeine häufigen Provinzialismen und derben ſprichwörtlichen Redensarten erregten Anſtoß, und Schritt vor Schritt mußte er ſich entſchließen, ſich erſt äußerlich, dann auch innerlich nach den zierlichen ſächſiſchen Begriffen umzumodeln. Das kam ihm ſehr hart an und machte ihn irre an ſich ſelbſt, bis der glückliche Leichtſinn der Jugend ihm endlich auch darüber hinweghalf. Sogar an ſeinem poetiſchen Talent fing er an zu zweifeln; die Muſter, nach denen er ſich in Frankfurt gebildet hatte, galten in dem literariſch vorgeſchrittenen Leipzig, dem Hauptſitz der damaligen poetiſchen und kritiſchen Cultur, für längſt veraltet, und mit Beſchämung gewahrte er, daß er, der ſich in der Stille wol gar ſchon für fix und fertig gehalten, noch ein Beträchtliches hinter der Bildung der Zeit zurückgeblieben war.

Auch in den Vorleſungen fand er wenig Troſt. In den juriſtiſchen glaubte er nichts zu hören, als was er bei ſeinem Vater ſchon längſt zum Ueberdruß auswendiggelernt hatte. Erneſti, der berühmte Philolog, auf den er beſonders hohe Erwartungen geſetzt hatte, war in ſeinen Vorträgen über Cicero's „De officiis" ſo langweilig und ledern, ein ſolcher ängſtlicher philologiſcher Silbenſtecher, daß der junge Student ſich ſchmerzlich enttäuſcht fühlte. Selbſt Gellert, der berühmte Gellert war auf dem Katheder ein ziemlich ungenießbarer Mann, der überdies die Verwegenheit hatte, in den poetiſchen und ſonſtigen ſtiliſtiſchen Verſuchen, welche Goethe bei ihm einreichte, allerhand Schnitzer gegen den guten Geſchmack und die Reinheit des Stils zu entdecken. Noch weiter blieb er in ſeinen äſthetiſch-kritiſchen Anſichten hinter Goethe's Erwartungen zurück. Der berühmte Lehrer ſtand mit ſeinem Geſchmack noch völlig in einer längſt vergangenen Epoche; die neue leidenſchaftliche Dichtung, welche ſich ſeit Klopſtock entwickelt hatte, war ſeinem ängſtlichen, maßvollen Sinne zuwider; er bekämpfte ſie nicht gerade, aber er ignorirte ſie, und Goethe verſichert ausdrücklich, die Namen Klopſtock, Leſſing, Gleim, Kleiſt, alſo die glänzendſten Namen der damaligen Literatur, die eigentlichen Lieblingsnamen der deutſchen Jugend, von Gellert's Lippen niemals vernommen zu haben.

Solchergeſtalt war denn das erſte Halbjahr, das er in Leipzig verlebte, ziemlich trübe, und erſt als mit dem Sommer 1766 einige frankfurter Landsleute, namentlich der ihm ſchon früher befreundete Johann Adam Horn nach Leipzig kamen und ihn in ihre geſelligen Kreiſe zogen, fing er an ein wenig aufzuleben. Von beſonderer Wichtigkeit wurde für ihn der Beſuch eines ältern Landsmannes, des in der Folge ſo berühmt gewordenen Johann Georg Schloſſer, ſeines ſpätern Schwagers, der, zehn Jahre älter als Goethe, damals ſchon eines gewiſſen Rufes genoß und ſich bereits als Autor und Geſchäftsmann bewährt hatte. Mit ihm machte er nicht nur die Runde bei den damaligen leipziger Celebritäten, den ehedem ſo gefürchteten Gottſched an der Spitze, ſondern Schloſſer führte ihn auch in einen Kreis von Studenten und jungen Gelehrten ein, welche ſich, zum größten Theil frankfurter Landsleute, in dem Schönkopf'ſchen Gaſthauſe auf dem Kleinen Brühl zu verſammeln pflegten. Dieſe Geſellſchaft wurde für Goethe höchſt bildend; er mußte hier lernen zuhören und die Ueberlegenheit Anderer anerkennen. Beſondern Einfluß auf ihn übte die Bekanntſchaft mit dem ſpätern Hofrath Behriſch, der damals als Hofmeiſter eines jungen ſächſiſchen Edelmannes in Leipzig lebte. Behriſch, für Goethe gewiſſermaßen der Merck des leipziger Aufenthalts, war ein Mann von ſcharfem Verſtande, fein gebildet, mit einem lebhaften Widerwillen gegen das Unbedeutende und Mittelmäßige; ohne ſelbſt productiv zu ſein oder ſein zu wollen, kritiſirte er mit unbarmherziger Strenge die poetiſchen Verſuche ſeines jungen Freundes und hinderte ihn namentlich irgendetwas in Druck zu geben.

Und da Goethe nun auch ſonſt allerhand angenehme geſellige Verbindungen angeknüpft hatte, ſo führte er bald ein heiteres genußreiches Leben, bei dem freilich der eigentliche Zweck ſeines Aufenthalts, das juriſtiſche Studium, nur ſehr nebenher betrieben ward. Man machte Verſe, ging in das Theater, neckte ſich mit Profeſſoren und Literaten, verkehrte auch gelegentlich mit jungen Schönen, von denen Goethe ſelbſt nichts Tröſtlicheres zu ſagen weiß, als daß ſie „beſſer geweſen als ihr Ruf" — bis endlich ein an ſich unbedeutender Auftritt, bei dem jedoch Behriſch' junger Zögling compromittirt war, zur Auflöſung dieſer heitern Vereinigung führte. Behriſch verließ Leipzig, und damit hatte der Kreis ſeinen eigentlichen Stützpunkt verloren, ſowie namentlich den Hauptreiz, der Goethe bis dahin an denſelben gefeſſelt hatte.

Um ſich für den Verluſt zu entſchädigen und den Mismuth abzuwehren, der ihn aufs neue zu erfaſſen drohte, kehrte Goethe neuerdings mit beſonderm Eifer zu den bildenden Künſten zurück. Es lebte damals in Leipzig der zu ſeiner Zeit hochberühmte Maler Auguſt Friedrich Oeſer, Director der dortigen Kunſtakademie (geb. 1717, geſt. 1768). Bei ihm nahm Goethe Unterricht im Zeichnen; auch im Holzſchnitt ſowie ſpäterhin im Kupferſtich verſuchte er ſich, und auch die mündliche Unterhaltung mit dem feingebildeten kenntnißreichen Oeſer und ſeiner geiſtvollen Tochter Friederike gewährte dem angehenden Künſtler vielfache Anregung und Belehrung und trug weſentlich dazu bei, ſeine Begriffe über Kunſt, Schönheit, Nachahmung der Alten und ähnliche Gegenſtände zu läutern. Auch eine etwas abenteuerliche Reiſe nach Dresden, die ausſchließlich der dortigen Gemäldegalerie galt, in welcher ihn jedoch die Italiener kaltließen, während die prächtigen lebensfriſchen Niederländer ihn entzückten, fällt in dieſelbe Zeit und erweiterte ſeinen künſtleriſchen Geſichtskreis ebenfalls um ein Beträchtliches.

Auch das Theater gewährte ihm vielfache Unterhaltung und Belehrung. Die Koch'ſche Truppe, die damals in Leipzig ſpielte, war eine der beſten in Deutſchland; das Repertoire war ausgewählt, die damals beliebten Stücke von Elias Schlegel, Weiße, Clodius, Romanus ꝛc. wurden häufig gegeben und boten durch ihre Vorzüge ſowol wie durch ihre Fehler mannichfachen Stoff zu kritiſcher Erörterung und Belehrung. Und als nun endlich gar Leſſing's „Minna von Barnhelm“ über die Bretter ging, dieſes erſte und bisjetzt noch einzige deutſche Luſtſpiel höhern Stils, da eröffnete ſich dem aufmerkſamen Zuſchauer eine Quelle der wichtigſten Anregungen und Betrachtungen, die auch für ſeine eigenen Verſuche nicht ohne die nachhaltigſten Folgen blieben.

Allein bevor wir dieſe Verſuche aufzählen, müſſen wir noch erſt eines neuen zärtlichen Verhältniſſes gedenken, welches Goethe in Leipzig anknüpfte und das ihn nur allzu bald alle Wonnen und Qualen leidenſchaftlichſter Liebe empfinden ließ.

Anna Dorothea Schönkopf, von Goethe ſelbſt in „Wahrheit und Dichtung“ **Aennchen**, in ſeinen an ſie gerichteten Briefen gewöhnlich **Käthchen** genannt, lebte als Tochter des Wirthes in jenem Gaſthauſe auf dem Brühl, in welchem der früher geſchilderte Kreis ſich vorzugsweiſe verſammelte. Zur Zeit, da Goethe ſie kennen lernte, zählte ſie zwanzig Jahre, alſo drei Jahre mehr als er ſelbſt; von lieblichſtem Aeußern, ſchlank, friſch, jugendlich, dabei muntern und gemüthlichen Weſens, entzündete ſie raſch das leicht empfängliche Herz des jungen Dichters. Im Herbſt 1766 ſtand die Leidenſchaft bereits in vollſter Blüte. Es war ein ſchöner Kreis, der ſich damals um die Liebenden verſammelte: Buchhändler Reich, der Verleger Wieland's, deſſen „Muſarion“ kurz zuvor erſchienen war und Goethe in das lebhafteſte Entzücken verſetzt hatte; Buchhändler Junius mit ſeinen feingebildeten, beſonders durch muſikaliſches Talent ausgezeichneten Töchtern; die Breitkopf'ſche Familie; Häſer, der Vater der berühmten Sängerin, und Andere ähnlichen Schlages. Lectüre, Muſik, Komödienſpiel erhielten die Freunde in fortwährender anmuthiger Bewegung; namentlich wurde auch die gefeierte „Minna von Barnhelm“ zur Aufführung gebracht.

Aber ſchon mit dem Frühjahr 1767 trübte ſich das Verhältniß. Goethe, deſſen verwöhntes Herz eben Alles erſt lernen mußte, ſelbſt auch die Liebe, zeigte ſich herriſch, launiſch und eiferſüchtig und quälte das geliebte Mädchen mit unbegründetem Argwohn. Eine zeitlang ertrug Käthchen ſeine Unarten geduldig, und wirklich gelang es ihrer Sanftmuth immer wieder, den thörichten Liebhaber reuig zu ihren Füßen zurückzuführen. Endlich aber riß ihr doch die Geduld; verletzt von ſeinen ewigen Launen und Eiferſüchteleien, zog ſie ſich von ihm zurück und kein Bitten und Flehen des verzweifelnden Liebhabers vermochte ihm ihr Herz wiederzugewinnen. Sie verlobte ſich (um dies hier beiläufig zu erwähnen) im Frühling 1769 mit einem Dr. Kanne in Leipzig, mit dem ſie ſich auch bald darauf vermählte; mit Goethe blieb ſie noch einige Zeit in Briefwechſel, ſah ihn auch bei ſeinen ſpätern Beſuchen in Leipzig wieder und ſtarb endlich im Jahre 1810.

Für den jungen Dichter, der einen ſolchen Ausgang ſeiner Quälereien nicht vermuthet hatte, war das nun freilich eine höchſt niederſchlagende Erfahrung. Allein eben weil er ein Dichter war, wußte er auch ſeinem Schmerze noch etwas Anderes abzugewinnen als nur Seufzer und Thränen. „Die Laune des Verliebten", ein Schäferſpiel in Alexandrinern, im damaligen Gellert-Gleim'ſchen Geſchmack, geſchrieben im Frühjahr 1767, enthält die poetiſche Beichte ſeines Unrechts und ſeiner Schuld. Ein anderes Erlebtes legte er im Frühjahr des folgenden Jahres in den „Mitſchuldigen" nieder; über den Urſprung dieſer Komödie, die eine für einen ſo jungen Mann wahrhaft erſchreckende Welt- und Menſchenkenntniß verräth, haben wir ſchon oben geſprochen.

Reiner als in dieſen beiden Schöpfungen ſpiegelt ſich Goethe's damalige Stimmung in den Liedern, welche in jener Zeit entſtanden und von denen uns wenigſtens ein Theil erhalten iſt; nämlich jene ungefähr zwanzig Lieder, welche Bernhard Breitkopf, ein muſikaliſcher Freund Goethe's, in Muſik ſetzte und im Jahre 1770, jedoch ohne Namen des Verfaſſers, als bloße beiläufige Texte zur Muſik, herausgab. Das Heft war lange Zeit verſchollen, bis es nach mehr denn ſiebzig Jahren, im Jahre 1844, auf Tieck's Veranſtaltung unter dem Titel: „Goethe's älteſtes Liederbuch", neu abgedruckt wurde; gegenwärtig hat auch der größere Theil der Sammlung in der neuen Ausgabe der Werke ſeinen Platz gefunden. Einzelnes hatte Goethe ſelbſt ſchon früher darin aufgenommen, aber ſo umgearbeitet und verändert, daß nur wenig von der urſprünglichen Faſſung übriggeblieben iſt. In dieſer letztern offenbaren die Lieder ein heiteres, ſanft bewegtes Gemüth, das ſich dem Leben willig öffnet und ſeine kleinen Leiden und Freuden mit Grazie poetiſch zu verarbeiten bemüht iſt; es ſind anmuthige Spielereien, von natürlich leichtem, angenehmen Fluß, den ſpätern großen Dichter aber konnte noch Niemand daraus ahnen; wie ſie denn auch in der That völlig unbemerkt vorübergingen.

Bedenklicher als dieſe poetiſchen Spiele war eine andere Art des Troſtes, womit er ſich für den Verluſt ſeines geliebten Käthchen zu entſchädigen ſuchte: nach der Art ſolcher jungen trotzigen Charaktere, ſtürzte er ſich, Betäubung für ſeine Schmerzen ſuchend, in allerhand Ausſchweifungen und Leichtfertigkeiten, die endlich im Frühjahr 1768 eine lebensgefährliche Krankheit zur Folge hatten. Ein Blutſturz befiel ihn, monatelang ſah er ſich ans Krankenlager gefeſſelt, und ſo war es denn eine ſehr peinliche und niedergedrückte Stimmung, in welcher er endlich, mit noch nicht ganz befeſtigter Geſundheit, am 28. Auguſt 1768, ſeinem Geburtstage, die Rückreiſe in das Vaterhaus antrat.

Quarantaine im Vaterhauſe: 1768 — 70.

Schiffbrüchig war er drei Jahre zuvor aus dem Vaterhauſe gezogen; ſchiffbrüchig kehrte er dahin zurück. Gelernt hatte er in den drei Jahren ſeiner Abweſenheit gewiß viel und mancherlei, nur wenig oder nichts, was ſeinen künftigen Beruf anbetraf; dazu war er krank und misgeſtimmt und der ſtrenge eifrige Vater war am wenigſten geeignet noch geneigt, ihm diejenige Nachſicht zu erweiſen, deren ſein krankes Herz und ſeine erſchütterte Geſundheit bedurfte.

Im Gegentheil, der alte Goethe war während dieſer drei Jahre noch finſterer und mürriſcher geworden; der leipziger Aufenthalt des Sohnes, deſſen wahre Beſchaffenheit er aus den Briefen deſſelben wohl erkannte, machte ihm wenig Freude, und ſo wandte der ganze pädagogiſche Eifer des alten wunderlichen Herrn ſich mit verdoppelten Gewicht auf das einzige ihm noch übriggebliebene Kind Cornelia.

Aber auch Cornelia war ein eigenthümlich geartetes Weſen, das ebenfalls nur wenig Neigung verſpürte, die Launen des Vaters durch weiſe Fügſamkeit zu mäßigen. Von unſchönem Aeußern, bei ſcharfem Verſtande ihrer körperlichen Mängel vollſtändig bewußt, von herben, faſt ſchroffen Manieren, trug ſie in ihrem Innern ein weiches, liebebedürftiges Herz, wagte jedoch nicht, daſſelbe zu zeigen, weil ſie fürchtete, dadurch in einen Widerſpruch mit ihrer Aeußerlichkeit zu gerathen, der ſie der Spottluſt ihrer Umgebung preisgeben könnte. In ihrem Vater erblickte ſie nur den Tyrannen, der ſie um den unbefangenen Genuß ihrer Jugend brachte; zu der leichtblütigen lebhaften Mutter ſcheint ſie kein näheres Verhältniß gehabt zu haben. Das einzige Mittel, dem Druck des Vaterhauſes zu entgehen, war für ſie die Ehe — und doch ſagte ſie ſich, daß ſie bei ihrem unſchönen Aeußern nur ſchwer Jemand finden würde, der ſich aus wirklicher Neigung um ihre Hand bewürbe. So, vereinſamt, mit ſich ſelbſt zerfallen, faßte ſie eine krankhaft leidenſchaftliche Liebe für den Bruder; ſeine Briefe waren ihr einziger Troſt geweſen, und da er nun jetzt perſönlich zu ihr zurückgekehrt war, verhätſchelte ſie ihn mit parteiiſcher Zärtlichkeit und nöthigte ihre Freundinnen und Geſpielen, denen ſie durch die Ueberlegenheit ihres Geiſtes imponirte, ihn ebenfalls zu verhätſcheln. Gegen den Vater lebten die Beiden in einer fortwährenden geheimen Conſpiration, an der gelegentlich auch wol die Mutter theilnahm. Es iſt dies überhaupt die Schattenſeite dieſes ſonſt ſo reichen und glücklichen Daſeins, daß Goethe ſchon vom älterlichen Hauſe her kein eigentliches richtiges Familienleben kennen lernte; wir werden noch ſehen, wie dieſer Mangel ſich an ſeinem eigenen Leben rächte und wie hier eine wunde Stelle blieb, die weder die Roſen der Liebe, noch der Lorber des Dichters, noch endlich das Lockenhaar des Olympiers jemals völlig verdecken konnten.

Beſonders ſchlecht ſtellten ſich Vater und Sohn zuſammen. Der Vater hatte die Briefe, welche letzterer ihm von Leipzig geſchrieben, ſorgfältig aufbewahrt und geſammelt, und mit dieſem dicken Heft kam er nun angerückt, dem Sohne nachträgliche Vorwürfe über die ſchlecht benutzte Zeit zu machen. Dazu kam, daß Johann Wolfgang ſich in Leipzig eine Menge neuer, im älterlichen Hauſe verpönter Ideen angeeignet hatte, die er denn, wiederum nach der Art der Jugend, zuweilen wol mit etwas mehr Emphaſe vortrug und behauptete, als eben nöthig und ſchicklich war. So gab es Tag für Tag endloſe Häkeleien und die Mutter hatte alle Hände voll zu thun, um den Frieden nur wenigſtens äußerlich aufrechtzuerhalten oder den geſtörten doch möglichſt bald wiederherzuſtellen.

Für den Augenblick freilich blieb die Hauptſache, daß der Sohn wieder geſund wurde; er mußte ſich einer langen beſchwerlichen Cur, bei ſtrenger Diät und vielfachen Schmerzen unterziehen, bis er ſich endlich im Frühjahr 1769 als völlig geneſen betrachten durfte.

Aber der rechte Lebensmuth und Lebensgenuß wollte noch immer nicht zurückkommen. Nicht blos das Vaterhaus, auch die ganze Vaterſtadt mißfiel ihm; beſonders fand er ſeine Landsmänninnen, die jungen Damen von Frankfurt, im Vergleich mit den Schönheiten von Leipzig plump und ungebildet, und auch das geſtörte Verhältniß zu Käthchen, die ſich um eben dieſe Zeit mit dem früher genannten Dr. Kanne verlobte, laſtete auf ſeinem Herzen.

Bei dieſer Stimmung fielen denn die leiſen Mahnungen des Fräulein von Klettenberg allmälig auf einen empfänglichern Boden als früher. Sie erklärte ihm ſeine innere Unruhe, ſeine Verſtimmungen ohne Grund, ſeine Sehnſucht ohne Gegenſtand auf ſehr einfache Weiſe: es käme Alles daher, ſagte ſie ihm, weil er keinen rechten Gott hätte. Durch die ganze damalige Zeit geht ein tiefes inbrünſtiges Verlangen nach einem unmittelbar gegenwärtigen perſönlichen Gott, dem man ſeine ſpeciellſten Leiden und Kümmerniſſe klagen darf und der ſich dann auch wol mitunter durch ein unmittelbares perſönliches Eingreifen in den Lauf der Dinge, durch Wunder und Zeichen offenbart. Die merkwürdigſte Erſcheinung dieſer Art iſt Lavater, ſowie andrerſeits auch die Schwindeleien eines Caglioſtro, Gaßner, Mesmer ꝛc. dabei nicht außer Acht gelaſſen werden dürfen. Der wahre Grund dieſer auf den erſten Blick ſo disparaten Erſcheinungen aber liegt in der in der Einleitung unſeres Aufſatzes beſprochenen Richtung des geſammten Jahrhunderts auf das Perſönliche, das Individuelle; dies individuelle, perſönliche Geſchlecht mußte nothwendig auch einen individuellen, perſönlichen Gott haben, der ſich nach Umſtänden auch als ſolcher offenbarte, und ſo ſtehen der craſſe Meſſiasglaube Lavater's und die Geiſterbannereien in Potsdam und Leipzig vollkommen unter demſelben Geſetz geſchichtlicher Entwickelung.

Auch Goethe mußte dieſer Richtung der Zeit ſeinen Tribut zahlen; nur daß ſeine glücklich organiſirte Natur ihm leichter darüber hinweghalf als unzähligen Andern und daß ſein künſtleriſcher Seherblick auch hier mitten im myſtiſchen Graus und Wuſt die poetiſchen Goldkörner richtig herausfand. Einſtweilen nahm er es ſehr ernſt damit; er ſang und betete nicht nur mit der Klettenberg und beſuchte ihre frommen Zuſammenkünfte, ſondern er ließ ſich auch von dem Arzt, der ihn während ſeiner Krankheit behandelt hatte, einem Dr. Müller, einem alten wunderlichen Grübler, der ſelbſt jener myſtiſchen Richtung angehörte, in die Geheimniſſe der Kabbala einweihen; er ſtudirte die Lehren des Theophraſt und arbeitete auf den Stein der Weiſen, als ob er allen Ernſtes Gold machen wollte. Das koſtete manche Stunde und manchen Tag, verloren waren ſie aber bei alledem nicht. es waren köſtliche Vorſtudien zum „Fauſt“, deſſen magiſche Partien ohne dieſe Studien niemals jene Naturwahrheit und Lebensfülle erlangt hätten, die wir jetzt daran bewundern.

Aber wie dazwiſchen immer wieder ein mal das Weltkind auftauchte und wie er ſich dann plötzlich in den Strudel geſelliger Luſtbarkeit ſtürzte, ſo kehrte er auch von dieſen Tiegeln und Retorten, dieſen Zauberbüchern und Goldenen Ketten, dieſen Tractätlein und Ketzergeſchichten bei erſter Gelegenheit wieder zu den geliebten Muſen zurück. Beſonders eifrig ſtudirte er in dieſer Zeit Shakſpeare und Wieland, in welchem letztern er damals noch einen echten Zögling der Griechen verehrte. Auch Goldſmith's „Vicar of Wakefield" ſowie überhaupt die engliſche Literatur beſchäftigten ihn vielfach. Dagegen producirte er in dieſer Zeit wenig oder nichts, wenigſtens nichts, was er nicht bald darauf ſelbſt wieder vernichtet hätte, und ſein Freund Horn, der um dieſe Zeit von Leipzig zurückkam, konnte nicht umhin, ihn etwas „ſtipide" und zurückgekommen zu finden.

Aufenthalt in Strasburg. Bekanntſchaft mit Herder.

1770 — 71.

Endlich nach reichlich anderthalb Jahren (Ende März 1770) ſchlug zum zweiten mal die Stunde, die den misvergnügten Sohn aus der Oede des älterlichen Hauſes befreite. Nach dem Willen des Vaters ſollte der junge Rechtscandidat nach Strasburg gehen, um daſelbſt die Lücken ſeines juriſtiſchen Wiſſens auszufüllen und ſich den Doctortitel, dieſe nach damaligen Begriffen wichtigſte und unentbehrlichſte Empfehlung für den künftigen Rechtsgelehrten, zu holen. Außerdem ſollte er ſich daſelbſt auch in der Kenntniß der franzöſiſchen Sprache und Literatur, die für das bürgerliche Fortkommen damals noch weit unentbehrlicher war als heutzutage, vervollkommnen. Fräulein von Klettenberg hatte in Strasburg einige pietiſtiſche Bekannte; indem man den jungen Mann denſelben zuwies, glaubte man ihn vor einem etwaigen Rückfall in die leipziger Leichtfertigkeiten geſichert.

Goethe ſelbſt kam dieſe Reiſe höchſt erwünſcht. Und wenn es nichts weiter geweſen wäre, als daß er dem Vaterhauſe noch ein mal den Rücken kehren durfte, ſo hätte ſchon dies genügt, ihm ſeine alte Heiterkeit wiederzugeben. Die Stadt Strasburg mit ihren ſtattlichen Häuſern gefiel ihm; die fruchtbare anmuthige Umgebung, prangend im Frühlingsſchmuck, entzückte ihn. Auch mit ſeinen geſelligen Bedürfniſſen fand er ſich bald zurecht. Zwar die pietiſtiſchen Bekannten ſeiner frommen Freundin ſagten ihm wenig zu; er fand in ihnen nur beſchränkte Köpfe voll Unduldſamkeit und blinden Eifers, die ihm die Myſtik gründlich verleideten und von denen er ſich daher baldmöglichſt losmachte.

Dafür trat er in einen andern höchſt anziehenden Kreis ein, nämlich in die Tiſchgeſellſchaft des Dr. Salzmann, eines ſchon ziemlich bejahrten, gebildeten und angeſehenen Mannes, der ſeine junge Genoſſenſchaft ebenſo durch die Gediegenheit ſeines Charakters wie durch das Uebergewicht ſeiner Bildung und ſeines bürgerlichen Anſehens zuſammenhielt und ſie zu Ernſt und Scherz trefflich anzuleiten wußte. Die Geſellſchaft beſtand größtentheils aus Medicinern, und bei der raſchen Empfänglichkeit ſeiner Natur ſah Goethe ſich bald von ihren mediciniſchen Unterhaltungen und Beſchäftigungen mit fortgeriſſen; der juriſtiſche Repetent nahm ſeine Zeit nur wenig in Anſpruch und ſo beſuchte er um ſo fleißiger die Kliniken und Krankenhäuſer, hörte ſelbſt Chemie und Anatomie und nahm ſogar perſönlich das Secirmeſſer in die Hand.

Auch übrigens war ihm bald die alte fröhliche Laune zurückgekehrt; die letzten Nebel ſeiner pietiſtiſchen Epoche von ſich ſchüttelnd, ſpielte er Karten, haſchte ſich und tändelte mit Märchen, muſicirte, focht, ritt, reiſte und nahm auch noch ein mal Tanzunterricht, um bei den häufigen Vergnügungen dieſer Art kein müßiger Zuſchauer bleiben zu müſſen. Ein angebliches Liebesabenteuer, welches er bei dieſer Gelegenheit mit den Töchtern ſeines Tanzlehrers gehabt und bei dem er, wie ſpäterhin Fernando in ſeiner „Stella“, zwiſchen zwei liebenden Weibern geſtanden haben will, wird von ihm ſelbſt nur flüchtig angedeutet; vielleicht iſt es ſogar nur eine poetiſche Erfindung, um die Kataſtrophe, welche bald darauf ſeine ſeſenheimer Liebſchaft ereilte, deſto beſſer zu motiviren.

Bei alledem jedoch war er keineswegs das volle leichtfertige Weltkind geworden wie in Leipzig: bei aller Lebensluſt und Munterkeit herrſchte in dem Salzmann'ſchen Kreiſe doch ein gewiſſer ſittlicher Ernſt und auch Goethe fand Gelegenheit in dem Verkehr mit dem bekannten Jung-Stilling, der damals unter ſehr gedrückten Verhältniſſen in Strasburg Medicin ſtudirte, die urſprüngliche Biederkeit, das Hülfreiche und Edle ſeiner Natur zu bewähren. Ein ähnlicher Charakter und zugleich einer der vertrauteſten unter Goethe's damaligen Freunden war Lerſe, dem er dann das bekannte ſchöne Denkmal im „Götz“ errichtet hat.

So war das ſtrasburger Leben alſo nicht blos anregend, ſondern auch ſammelnd. Es war die eigentliche Ergänzung zu dem leipziger Aufenthalt; wie jener negativ-kritiſch, ſo war dieſer poſitiv-vorbereitend. Dieſer poſitive, ſammelnde Einfluß zeigt ſich insbeſonders auch darin, daß die erſten Anfänge zu einigen von Goethe's bedeutendſten Werken, namentlich von „Götz“ und „Fauſt“ in dieſe Zeit fallen; vielleicht jedoch hatte er den Plan zu letzterm bereits von Frankfurt mitgebracht.

Nur für Dasjenige, was den eigentlichen Zweck dieſes Aufenthalts hatte bilden ſollen, blieb auch er wieder ziemlich unfruchtbar: das juriſtiſche Studium wurde nur oberflächlich getrieben, die franzöſiſche Sprache aber mit Abſicht vernachläſſigt.

Denn gerade hier in Strasburg, in dieſer ehemaligen Perle des Deutſchen Reichs, die demſelben ſo ſchmählich entriſſen war, erwachte das deutſch-patriotiſche Gefühl des jungen Mannes; gerade hier, gegenüber einer fremden Cultur, die ſich immer anmaßlicher hervordrängte, lebte in den eigentlichen bürgerlichen Schichten noch ein gut Theil alten ehrenfeſten deutſchen Sinnes; gerade hier erhob ſich jenes Wunderwerk des ſtrasburger Münſters, dieſes Kleinod unter den Baudenkmalen des Mittelalters.

In der Schule eines Deſer und Wieland erzogen, hatte Goethe dem Münſter anfangs keinen Geſchmack abgewinnen können; dem allgemeinen Urtheil ſeiner Zeit folgend, hatte er darin wie in der ſogenannten gothiſchen Kunſt überhaupt nur ein „krausborſtiges Ungeheuer“ geſehen, die wunderlichen Ueberreſte einer Barbarei, welcher das vorgeſchrittene Geſchlecht glücklicherweiſe hinter ſich hatte. Bei längerm Aufenthalte jedoch fing er an, ihn mit andern Augen zu betrachten; wie ſein patriotiſcher Sinn allmälig erwachte, erwachte auch ſein Verſtändniß der alten vaterländiſchen Kunſt und bald, mit jener Luſt an den Extremen, welche der Jugend ſo natürlich, war er einer ihrer lauteſten und eifrigſten Bewunderer. Eine weſentliche Unterſtützung dabei fand er in Herder: eine Bekanntſchaft, die in eben dieſe Zeit fällt und die nun entſcheidend wurde für ſein ganzes Leben.

Herder, 1744 geboren und alſo nur fünf Jahre älter als Goethe, hatte damals bereits einen bekannten Namen in der deutſchen Literatur; ein Schüler Hamann's, war er einer der vornehmſten Apoſtel jenes Evangeliums von der unbedingten Berechtigung des Subjects, mit welcher die unmittelbare Hingabe an die Natur, die unbedingte Verachtung aller Regeln und Geſetze in innigſtem Zuſammenhange ſtand. Auch die Poeſie ſollte zur Natur zurückgelenkt werden; keine Syſteme, keine Theorien, keine Autoritäten ſollten mehr gelten, ſondern Alles ſollte der Poet aus ſich ſelbſt ſchöpfen und ſeiner alleinigen Meiſterin, der Natur. Die einzigen Vorbilder, welche geſtattet wurden, waren die Bibel und Homer, Shakſpeare und Oſſian, Klopſtock und die Volkspoeſie: eine etwas bunte Zuſammenſtellung, der aber doch das Gemeinſame zugrunde lag, daß damit eine maſſenhafte Oppoſition gegen alles künſtlich Ueberlieferte, alles ſchulmäßig Zurechtgeſtutzte und Anerzogene gemacht ward.

In dieſes Myſterium der freien Kunſt wurde nun Goethe durch Herder, dem er als einem berühmten Schriftſteller nicht verſäumt hatte, ſeine Aufwartung zu machen und der an der

Harmloſigkeit des jungen empfänglichen Mannes Gefallen gefunden hatte, eingeweiht. Es war keine ſehr angenehme Veranlaſſung, die Herder nach Strasburg geführt hatte: er wollte ſich daſelbſt durch den berühmten Lobſtein von einem läſtigen Augenübel befreien laſſen, und auch ſeine ſonſtigen perſönlichen Verhältniſſe befanden ſich damals in einer Ungewißheit, die dem ungeduldig reizbaren Mann doppelt empfindlich war. Unter dieſen Umſtänden bot der Umgang mit dem jungen lernbegierigen Goethe eine ganz erträgliche Zerſtreuung für ihn; er zog ihn ſich zum Schüler heran, ließ ihn Shakſpeare und die Alten leſen, machte ihm die Lückenhaftigkeit ſeiner Kenntniſſe fühlbar und trieb ihm zugleich den letzten Reſt franzöſiſchen Geſchmacks und galanter leipziger Bildung aus.

Aber auch in ſittlicher Hinſicht war der Umgang mit Herder eine heilſame Schule für den verwöhnten, eigenwilligen jungen Mann. Die Operation, auf welche Herder ſo große Hoffnungen geſetzt hatte, misglückte; andere Umſtände trafen zuſammen, die ihn immer reizbarer und mislauniger machten. Dieſe ſchlechte Laune ließ er regelmäßig an dem jungen Freunde aus, während dieſer doch theils durch die Pflicht des Krankenwärters, theils durch den Reſpect vor dem berühmten Manne ſich verhindert fühlte, Herder's vielfachen, nicht immer freundlichen Spöttereien in derſelben Weiſe zu erwidern. Mit ſchonungsloſer Offenherzigkeit, ja faſt mit einer Art von Schadenfreude hielt Herder dem jungen Dichter ſeine Unwiſſenheit vor, ſeine Eitelkeit, ſeine Leichtfertigkeit und was ihm irgend ſonſt von ſittlichen Schlacken anhaftete; die Krankenſtube Herder's wurde für Goethe eine Schule der Duldung und Selbſtbeherrſchung; die grauſame aber feſte Hand des ältern Freundes brannte unerbittlich alle faulen Flecke aus ſeinem Innern und nöthigte ihn, mit der neuen Kunſttheorie und der neuen äſthetiſchen Bildung auch einen neuen ſittlichen Menſchen anzuziehen.

Seſenheim.

Um Oſtern 1771 verließ Herder Straßburg; die Lücke, die dadurch in Goethe's Leben entſtand, würde ihm noch fühlbarer geweſen ſein, hätte nicht bereits ſeit einiger Zeit die Hand der Liebe dafür geſorgt, die Wunde der Freundſchaft zu heilen. Bei einem der häufigen Ausflüge, welche Goethe in die Umgegend von Straßburg unternahm, war er auch nach Seſenheim gekommen, einem Dorfe bei Druſenheim, ſechs Stunden von Straßburg. Bei der Familie des dortigen Predigers Johann Jakob Brion, hatte er eine gaſtfreundliche Aufnahme gefunden; es war im October 1770, zur Zeit der Weinleſe, alſo zu einer Zeit, wo die Geſelligkeit unwillkürlich einen höhern Schwung nimmt und der allgemeine Jubel das Blut raſcher durch die Adern treibt

In dieſer erhöhten Stimmung hatte Goethe die Bekanntſchaft der beiden älteſten Töchter des Pfarrers gemacht, beide wegen ihrer Schönheit weit und breit bekannt. Und der Ruf hatte nicht zuviel geſagt; wie die Jüngere, Friederike, ins Zimmer trat, damals im ſechzehnten Jahre, in der kleidſamen ländlichen Tracht, kindlich und unſchuldvoll, fühlte der Dichter, daß ſein Herz wieder ein mal verloren war. Aber diesmal ernſtlicher als je; ein luſtiges Studentenabenteuer hatte er beabſichtigt, und ſiehe da es wurde eine ernſte, innige Leidenſchaft daraus, die wenigſtens über Eines Schickſal die Würfel für immer warf und deren Schatten auch Goethe ſelbſt niemals ganz aus ſeinem Leben entfernen konnte.

Auch dieſe ſeſenheimer Idylle hat der Meiſter ſelbſt mit ſo unnachahmlicher Grazie und dabei mit ſo viel ſittlicher Strenge gegen ſich ſelbſt geſchildert, daß es Vermeſſenheit wäre, wollten wir hier, in der trockenen Skizze, die uns allein verſtattet iſt, ausführlicher dabei verweilen. Es war ein wunderbares Verhältniß, vielleicht der reichſte und jedenfalls der reinſte Liebesfrühling, der einem Dichter jemals beſchieden war. Alle freie Zeit, die Goethe ſich von ſeinen ſtraßburger Studien abmüſſigen konnte, verbrachte er im Pfarrhauſe zu

Seſenheim, und wenn er nicht zu den Füßen der Geliebten ſitzen durfte, ſo dichtete er Verſe für ſie, malte ihr nach damaliger Mode bunte zierliche Bänder oder überſetzte für ſie den Oſſian. Die Geliebten genoſſen der vollſten vertraulichſten Freiheit des Umgangs; von keiner Seite (ſo wenigſtens ſtellt Goethe die Sache dar und bei der ſonſtigen Aufrichtigkeit ſeiner Beichte haben wir keinen Grund, ihn in dieſem Punkt der Unwahrheit zu bezichtigen) war nie ein Wort geſprochen worden, das etwas Bindendes oder Verpflichtendes enthielt und doch betrachtete Jedermann, der das ſchöne jugendliche Paar zuſammen durch Wieſen und Felder ſtreichen oder ſich im Ringeltanz drehen oder in der warmen Ofenecke beieinander ſitzen ſah, es als ganz ſelbſtverſtändlich, daß dieſe Beiden ſich angehören würden auf ewig.

Jedermann, auch die Alten, auch vermuthlich Friederike ſelbſt, nur Einer nicht — und dieſer Eine war Goethe. Goethe fühlte oder glaubte zu fühlen, daß dieſes Mädchen, ſo ganz geſchaffen ihn als Geliebte zu entzücken, doch nicht geeignet ſei zu ſeiner Gattin; er wußte voraus oder glaubte voraus zu wiſſen, daß ſein Vater, der Kaiſerliche Rath, niemals dieſe Ehe ſeines einzigen Sohnes und Erben mit einer unbekannten mittelloſen Dorfpredigerstochter zugeben würde, und auch er ſelbſt verſpürte wol nur wenig Luſt, den ehrgeizigen Flug ſeiner Zukunft mit dieſem Bleigewicht einer vorzeitigen, ausſichtsloſen Verlobung zu beladen. Und doch war er zu ſchwach, ſich dieſen umſchlingenden Armen zu entreißen und doch konnte er dem Blick dieſer großen treuherzigen Augen nicht widerſtehen; mit dem Bewußtſein, daß er ſie täuſchte, täuſchte er ſie weiter und genoß ein Glück, von dem er vorausſah, welche Schmerzen der Verlaſſenen daraus erwachſen würden. Das war die Schlange, die auf dieſen Roſen lag, das der Tropfen Wermuth, der dieſen Becher, in dem übrigens alle Wonnen des Lebens ſchäumten, vergiftete: dieſe mangelnde „mens conscia recti“, von der er an ſeinen Freund Salzmann ſchreibt, dieſes böſe Gewiſſen, das ihm mitten im Moment des Genuſſes die unvermeidliche Stunde des Abſchieds — und welches Abſchieds! — vor die Seele rückte.

Und endlich kam die Stunde, wo dieſer Abſchied ſich nicht länger aufſchieben ließ; die Doctorpromotion, um derenwillen er hauptſächlich nach Strasburg gekommen, war (6. Aug. 1771) abgemacht — ein wenig oberflächlich, aber genug, ſie war abgemacht und nichts gab es mehr, womit er die Mahnbriefe des Vaters, die ihn nach Hauſe entboten, hätte umgehen oder widerlegen können. Goethe nahm Abſchied von der Geliebten: aber zu feig, vielleicht auch zu barmherzig, ihr ſein Unrecht zu bekennen, ließ er ſie nur ahnen, daß es ein Abſchied ſei auf immer, und erſt von Frankfurt aus gewann er den verhängnißvollen Muth, ihr den Scheidebrief zu ſchreiben.

Friederike empfing ihn mit edler Faſſung; ſie war in dieſem Augenblick größer als ihr Geliebter, ſie wußte ihm zu verzeihen. Aber ihr Herz blieb ihm doch zueigen und auch ihre Hand wurde keinem Andern zutheil; ſie widmete ſich Werken der Wohlthätigkeit, beſonders der Erziehung der Jugend und ſtarb endlich nach einem wechſelvollen aber ſegensreichen Leben, verehrt von Allen, die ſie gekannt hatten, im Jahre 1813, alſo genau in demſelben Jahre, ja vermuthlich in denſelben Monaten, da Goethe mit dem dritten Band von „Wahrheit und Dichtung“ beſchäftigt war, der die Verherrlichung ihres Jugend- und Liebelebens enthält und der bereits im folgenden Jahre in die Oeffentlichkeit trat. Später haben dann freilich theils Schmähſucht, theils plumpe Neugier den Verſuch gemacht, ihren Ruf anzutaſten und Diſteln auf das Grab der edlen Dulderin zu pflanzen. Allein die ſorgſamſten kritiſchen Nachforſchungen, die infolge deſſen angeſtellt wurden, haben immer nur aufs neue beſtätigt, daß keine Art von Makel auf Friederikens Namen laſtet und daß ſie der ſchmerzlichen Ehre, die Geliebteſte und Liebenswürdigſte geweſen zu ſein von allen Geliebten Goethe's, jederzeit würdig geblieben iſt.

Anders ſteht es mit Goethe ſelbſt. Daß dieſer ein ſchweres Unrecht gegen Friederike begangen und daß der Name Seſenheim einen Flecken bildet auf ſeiner Dichterkrone, kann unſers Bedünkens nur die Frivolität oder der Unverſtand leugnen. Aber Goethe hat ſein Unrecht wenigſtens gebüßt — er hat es gebüßt durch das offene ehrliche Bekenntniß ſeiner Schuld, und auch die härtere, die praktiſche Buße hat die allwaltende Nemeſis ihm nicht erlaſſen: dem Manne, der es in jugendlichem Uebermuth aus Eitelkeit und Schwäche verſchmäht hatte, die beſcheidene Pfarrerstochter zu ſeiner Gattin zu erheben und wenn zehntauſend Väter und zehntauſend Kaiſerliche Räthe ſich dagegen geſetzt hätten — dem Manne iſt dafür auch niemals die Hand eines edlen, reinen Weibes zutheil geworden, er hat nie das Glück des häuslichen Herdes gekannt, eine Maitreſſe waltete in ſeinem Hauſe, der er nur nachträglich, halb aus Mitleid und halb aus Scham, das Almoſen ſeines Namens zuwarf, der einzige Sohn aber, der ihm aus dieſem wüſten Verhältniß übriggeblieben war, ein Sohn, den die Lorbern ſeines Vaters erdrückt und unglücklich gemacht hatten, ging vor ihm in die Gruft und ließ dem mehr als achtzigjährigen Greiſe nichts als die Hoffnung ihm bald nachzufolgen.

So ſind die Thränen der ſeſenheimer Friederike gerächt worden.

Rückkehr nach Frankfurt. Bekanntſchaft mit Merck. Herbſt 1771 bis Frühjahr 1772.

In Frankfurt galt es nun vor allem, den Grund der künftigen Praxis zu legen. Mit Hülfe der Gebrüder Schloſſer, von denen der jüngſte, der uns ſchon von Leipzig her bekannte Johann Georg, ſich eben damals um die Hand Corneliens bewarb, gelang es dem neugebackenen Doctor utriusque auch wirklich eine Art von Clientſchaft zuſammenzubringen, von der er freilich ſelbſt einräumt, daß ſie ſich zunächſt noch immer „in Nebenſtunden“ abmachen ließ. Das Verhältniß mit dem Vater ſtellte ſich nur wenig beſſer als früher, und wiederum war die Schweſter Cornelia die einzige Zuflucht, die er in der „Spelunke“ Frankfurt — ſo ſchalt er ſeine Vaterſtadt — hatte.

Um ſo begieriger ergriff er die Gelegenheit nach auswärts hin Verbindungen anzuknüpfen, die ſeinem unruhigen Geiſt und ſeinen poetiſchen Neigungen mehr zuſagten als das proſaiſche Treiben der Vaterſtadt. In dem benachbarten Darmſtadt herrſchte damals, begünſtigt durch die Sympathien des Hofes, in den höhern und mittlern Kreiſen der Geſellſchaft ein lebhaftes literariſches Intereſſe. Goethe, durch Herder, deſſen Braut in Darmſtadt lebte, dahin empfohlen, hatte das Glück, in dieſe Kreiſe eingeführt zu werden. Ganz beſonders anregend war für ihn der Umgang mit Johann Heinrich Merck, heſſen-darmſtädtiſchem Zahlmeiſter und Kriegsrath (1741 — 91). Merck hat, zum Theil durch Goethe's Schuld, ſpäterhin das Schickſal gehabt, vom Publicum ſehr verkannt zu werden. Namentlich hat man in ihm das Urbild zum Mephiſtopheles geſehen, während er doch in der That ganz das Gegentheil dieſes ewig verneinenden Geiſtes war, nämlich ein thätiger wohlwollender hülfreicher Mann, der ſeine Freude daran hatte, Andere, insbeſondere jüngere Kräfte zu fördern und auf den richtigen Weg zu bringen. Freilich war er zugleich ein ſehr klarer ruhiger Kopf, deſſen nüchterne Schärfe einem jungen Phantaſten, wie Goethe damals noch war, mitunter recht unbequem fallen mochte. Allein nur um ſo wichtiger wurde ſein Einfluß auf den jungen Dichter; er vollendete gleichſam jenes Erziehungswerk, welches Herder in Straßburg begonnen hatte und veranlaßte Goethe, ſich ſelbſt mit größerer Sorgfalt zu beobachten. Insbeſondere mahnte und trieb er ihn, das reiche Talent, das in ihm wohnte und das der Blick des Freundes wohl erkannte, nicht zu verzetteln, ſondern ſich zu größern Schöpfungen zuſammenzufaſſen. Auch eröffnete er ihm allerlei literariſche Bekanntſchaften, von denen diejenige mit Fr. Chr. Höpfner in Gießen, dem ſpäter ſo berühmten Juriſten, ſowie mit verſchiedenen andern dortigen Gelehrten von vorzüglicher Wichtigkeit für ihn wurde. Dieſelben nahmen an einer gelehrten Zeitſchrift theil, den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, deren Redaction damals auf Merck's Betrieb der mehrgenannte Schloſſer übernommen hatte. Auch Goethe wurde zur Mitarbeitſchaft eingeladen und lieferte infolge deſſen für die Jahrgänge 1772 und 1773 des genannten Blatts eine Reihe von Recenſionen über Sulzer, Wieland, Denis, Bahrdt, ferner über Homer, die damals beliebte Bardenpoeſie ꝛc., in welchen er die von Herder empfangenen äſthetiſchen Grundſätze weiter ausführte und praktiſch anzuwenden ſuchte. Die Aufſätze ſind friſch und kräftig, in dem zu jener Zeit üblichen derben, etwas ſtudentiſchen Tone geſchrieben und müſſen als ein wichtiges Ferment der großen literariſchen Umwälzung betrachtet werden, die ſich damals in Deutſchland vorbereitete. Auch einige andere kleine Schriften, welche zu derſelben Zeit entſtanden, haben wir als Nachklänge jener ſtrasburger Epoche anzuſehen. Es ſind erſtlich ein fliegendes Blatt: „Von deutſcher Baukunſt“, eine Verherrlichung des ſtrasburger Münſter in Hamann'ſchem Stil; ferner ein „Brief des Paſtors N. an den neuen Paſtor zu N. N.“, in welchem er ſich mit Klettenberg'ſcher Milde über das Weſen der Religion und die Pflichten gegen Andersdenkende äußert; endlich ein Abſchnitzel der kirchengeſchichtlichen Studien, die er zum Behuf ſeiner Doctorſchrift getrieben: „Zwei wichtige bisher unerörterte bibliſche Fragen, zum erſten mal gründlich beantwortet von einem Landgeiſtlichen in Schwaben.“

Aufenthalt in Wetzlar. Anfänge des „Werther“ und Veröffentlichung des „Götz“. 1772 — 73.

Da der junge Advocat an ſeiner frankfurter Praxis noch nicht viel verſäumte, ſo hielt der Vater es für zweckmäßig, ihn zum gänzlichen Abſchluß ſeiner juriſtiſchen Studien für einige Zeit nach Wetzlar zu ſchicken, wo damals noch das berühmte Reichskammergericht beſtand und zahlreiche junge Juriſten aus allen Gegenden Deutſchlands, die hier gleichſam die letzte Hohe Schule durchmachen, den letzten Schliff in der wichtigen Kunſt des Proceſſirens erlangen wollten, um ſich verſammelte. Goethe, von dem wir wiſſen, wie läſtig ihm der Aufenthalt in Frankfurt war, folgte dem väterlichen Beſchluß mit Freuden und begab ſich im Frühjahr 1772 nach Wetzlar. Unter den jungen Männern, denen er hier näher trat, und die mit Vorliebe einen gewiſſen derben, kräftigen Ton unter ſich cultivirten, wie wir ihn dann auch im „Götz“ abgeſpiegelt finden, iſt beſonders Friedrich Wilhelm Gotter aus Gotha (1746—97) zu nennen: eine liebenswürdige milde Natur, die ſich im Grunde mehr der franzöſiſchen Eleganz zuneigte, aber doch den derben kräftigen Ton der Zeit nach Gelegenheit ebenfalls mitmachte. Durch Gotter, der ſchon Verſchiedenes mit Beifall hatte drucken laſſen, kam Goethe in Berührung mit den Dichtern des Göttinger Bundes; namentlich benutzte er den unter dem Einfluß des Bundes erſcheinenden „Göttinger Muſenalmanach“, einige damals entſtandene lyriſche Gedichte zu veröffentlichen. Mit Karl Wilhelm Jeruſalem, dem Sohn des berühmten Theologen, der ſich bald darauf (October 1772) durch einen Piſtolenſchuß das Leben nahm, ſtand Goethe in keinem näheren Verkehr; er ſollte auf andere Weiſe für ihn von Wichtigkeit werden.

Sehr intim dagegen war ſein Umgang mit Johann Chriſtian Keſtner aus Hannover, einem Freunde Jeruſalem's, und ſeiner Braut Charlotte Buff in Wetzlar. Sie iſt das Urbild der Werther'ſchen Lotte. Goethe ſelbſt bezeichnet ſie als eine heitere geſunde Natur, „die geſundeſte Luft“, ſagt er, „wehte in ihrer Umgebung“. Der Umſtand, daß ſie die Braut ſeines Freundes, ſchien jede Gefahr eines leidenſchaftlichen Verhältniſſes zu beſeitigen, und mit völliger Unbefangenheit überließ der junge Dichter ſich dem anmuthigen Eindruck des geliebten Weſens.

Denn dies wurde ſie ihm nur allzu bald. Keſtner war viel beſchäftigt, Goethe, nach dem aufgeknöpften, enthuſiaſtiſchen Tone der Zeit, ihr beſtändiger Begleiter: — war es ein Wunder, daß er die Gelübde vergaß, die er ſich ſelbſt beim Abſchied von Friederiken gethan und daß ſein Herz in hellen Flammen ſtand, bevor er es ſelbſt noch ahnte? Merck, der ihn im Laufe des Sommers in Wetzlar beſuchte, erkannte die Gefahr und ſuchte ihr den Freund zu entreißen; er nahm ihn mit ſich auf einer Rheinreiſe nach Koblenz, wo er ihm die Freundſchaft der damals als Romanſchriftſtellerin gefeierten Sophie Laroche, der Jugendgeliebten Wieland's, verſchaffte, und veranlaßte ihn dann, nach Frankfurt zurückzukehren.

Allein dieſe Trennung brachte die Leidenſchaft im Herzen des Dichters erſt recht zum Ausbruch; in häufigen Briefen und Tagebuchblättern ſtrömte er ſie aus, er lebte und webte nur in ihr, alle Gedanken waren nach Wetzlar und Charlotten gerichtet. Keſtner hatte die längſt gewünſchte Anſtellung als Archivrath in Hannover erhalten, der Tag, der ihn auf ewig mit Charlotten verbinden ſollte, rückte heran, und je mehr er ſich näherte, deſto höher ſtiegen die Qualen und Kämpfe des hoffnungslos Liebenden. Es war eine furchtbare Schule der Entſagung, welche Goethe hier durchmachen mußte: auf der einen Seite das geliebte Weſen, ſo vertraulich, ſo unbefangen, und ſeine eigene glühende Sehnſucht, auf der andern das Gebot der Pflicht, die Ehre des Freundes, deſſen brüderliches Vertrauen er unmöglich täuſchen durfte. Goethe rang — rang mit dreiundzwanzig Jahren wie ein Mann: „er wandelte in der Wüſte, da kein Waſſer, ſein Haar war ſein Schatten und ſein Blut ſein Brunnen." Schon kämpfte er mit dem Gedanken des Selbſtmords; aber die ſittliche Kraft war größer als das Verlangen, die jugendliche Geſundheit ſeiner Seele mächtiger als die Verzweiflung, und ſo behielt er den Sieg.

Doch that ihm eine Abziehung aus dieſen trüben verzehrenden Kämpfen dringend noth und er fand ſie, wo ſie der Dichter immer findet: bei der Muſe. Schon in Straßburg war er durch die Lebensgeſchichte des Ritter Götz von Berlichingen, wie dieſer ſie ſelbſt in treuherzig naivem Stil niedergeſchrieben, lebhaft angezogen worden; er hatte angefangen, ſie zu dramatiſiren und zwar in jener neuen ſchrankenloſen Form, als deren Meiſter und Muſter man damals Shakſpeare betrachtete. Es dauerte lange, bevor der junge Dichter ſich genugthun konnte; mehrmals arbeitete er ſein Werk um und erſt auf Merck's dringendes Zureden entſchloß er ſich im Lauf des Jahres 1772 es zu veröffentlichen. Da er keinen Verleger dafür finden konnte, ſo ließ er es auf eigene Koſten drucken; es erſchien zu Oſtern 1773. Die äſthetiſche Würdigung der Goethe'ſchen Schriften liegt, wie wir ſchon im Eingang bemerkt haben, außer den Grenzen dieſer Skizze, und ſo führen wir nur kurz an, daß das Werk in ganz Deutſchland das ungeheuerſte Aufſehen machte und namentlich bei der Jugend den außerordentlichſten Enthuſiasmus erregte; der unbekannte frankfurter Advocat ohne Clienten war auf ein mal zu einem der gefeiertſten Namen Deutſchlands, zum Führer und Abgott einer ungeſtümen, thatenluſtigen Jugend geworden, die ihrem Freiheitsdrang zunächſt kein anderes Genüge thun konnte, als daß ſie die Regeln der alten Aeſthetik über den Haufen warf und eine neue Kunſt, eine Kunſt der Regelloſigkeit und Formloſigkeit proclamirte. Mit dem „Götz" beginnt eine neue Epoche der deutſchen Literatur; waren auch die erſten Aeußerungen derſelben noch ziemlich wüſt und tumultuariſch, ſo lag doch ein Kern von Kraft und Geſundheit darin, der ihre Auswüchſe beiweitem überwog.

Unter den poetiſchen Freunden und Verehrern aus dieſer Zeit ſind beſonders Johann Michael Reinhold Lenz, deſſen

Bekanntſchaft Goethe ſchon in Strasburg gemacht hatte, ſowie Goethe's Landsmann Friedrich Maximilian Klinger (geb. 1753, geſt. als ruſſiſcher General und Curator der Univerſität Dorpat 1831) zu nennen, deſſen bald darauf erſchienenes Drama „Sturm und Drang" der ganzen Epoche den Namen gab. Auch mit Lavater, den Grafen Stolberg, den Brüdern Friedrich und Georg Jacobi und andern ſtrebenden Geiſtern der Zeit wurden freundſchaftliche Verbindungen angeknüpft, und ſelbſt Vater Goethe, ſo läſtig ihm die häufigen literariſchen Einquartierungen auch fielen, konnte doch ein behagliches Schmunzeln über den ſteigenden Ruhm des Sohnes nicht unterdrücken.

Dieſer ſelbſt fühlte ſich durch den unerwarteten Erfolg ſeines „Götz" natürlich ſehr gehoben und dieſe gehobene Stimmung offenbarte ſich dann ſofort in einer Reihe von größern und kleinern Plänen und Productionen, die er damals raſch hintereinander aufs Papier warf. „Fauſt" wurde vorgenommen, der Plan zu einer Tragödie „Cäſar" entworfen und eine Reihe kleiner dramatiſcher Arbeiten, meiſt im Stil des Hans Sachs, den er damals kennen und ſchätzen lernte, und auf literariſche und geſellige Ereigniſſe ſeines Kreiſes bezüglich, vollendet. So das „Faſtnachtsſpiel von Vater Brey, dem falſchen Propheten", in welches Herder's Brautſtandsgeſchichte hineinſpielt, der „Satyros oder der vergötterte Waldteufel", „Der Jahrmarkt zu Plundersweilen". Auch „Götter, Helden und Wieland", eine „Farce", durch welche Goethe ſich von dem als franzöſiſch erkannten Geſchmack des einſt ſonſt ſo verehrten Wieland völlig losſagte, wurde damals „in Einer Sitzung, bei einer Flaſche Burgunder" niedergeſchrieben. Das muthwillige Werkchen war, wie auch die vorgenannten, nur zur Privatunterhaltung des nächſten Goethe'ſchen Kreiſes beſtimmt; zweideutige Freunde ließen es hinter dem Rücken des Dichters drucken und hätten ihm damit leicht eine unangenehme literariſche Fehde erwecken können, hätte Wieland nicht den unerwarteten Angriff mit muſterhafter Urbanität und Klugheit aufgenommen und ihm dadurch ſelbſt die Spitze abgebrochen.

Werther.

Allein weit entfernt, durch dieſe kleinen Arbeiten wirklich ausgefüllt zu werden, trug der Geiſt des Dichters ſich eben damals mit einem Werke, das in die tiefſten Abgründe ſeiner Seele hinabreichte und das denn auch bald alles Andere bei ihm verdrängte. Das war „Werther“. Ueber die Entſtehung und geſchichtliche Beziehung des „Werther“ haben wir ſchon vorhin einige Andeutungen gegeben. Es ſind dabei zwei ungleichartige Elemente zu unterſcheiden: erſtlich die tragiſche Geſchichte des jungen Jeruſalem und zweitens Goethe's eigene Liebe zu Charlotte Buff, der Braut ſeines Freundes Keſtner. Jener hat ihm einige äußere Anhaltspunkte ſowie namentlich die Kataſtrophe des Helden geliefert; in dieſer dagegen wurzelt der eigentliche Lebensnerv des Werks, ihr verdankt es ſeine unübertreffliche Wahrheit, ihr die Glut und Neuheit ſeiner Darſtellung, ſowie den beiſpielloſen Erfolg, den es in Deutſchland, in Europa, in der ganzen Welt hatte und der ſich noch jetzt erneuert mit jedem neu heranwachſenden Geſchlecht. Noch niemals waren die Kämpfe und Qualen, die Wonnen und Freuden einer ausſchließlichen, ſich ſelbſt zerſtörenden Leidenſchaft in dieſer Vollſtändigkeit, mit dieſer erſchütternden Wahrheit und Lebendigkeit geſchildert worden; noch niemals hatte ein deutſcher Dichter dieſe Gewalt der Darſtellung, niemals die deutſche Sprache dieſen Zauber entfaltet. Werther wurde das Ideal des jungen ungeduldigen Geſchlechts, das keine Schranke neben, kein Geſetz über ſich erkennen wollte; nur die Unbedingtheit der Leidenſchaft und das ſchmerzlich wollüſtige Wühlen in ihr, der Selbſtgenuß des Individuums bis zur eigenen Vernichtung deſſelben gewährte dieſem Geſchlecht Befriedigung, und mit Entzücken fand es den poetiſchen Ausdruck dafür im „Werther", deſſen Verfaſſer nun der Abgott aller jungen ſchwärmeriſchen Herzen wurde.

Und doch, wie die kürzlich veröffentlichten Originalbriefe Goethe's an Keſtner und ſeine Braut beweiſen, war der Dichter unendlich größer als ſein Held, und noch größer als der Dichter war der Menſch Goethe. Werther iſt Goethe, allerdings: aber ohne die ſittliche Kraft ſeiner Reſignation, die ſich eben durch das Kunſtwerk frei machte. Werther weiß nur unterzugehen, der Dichter, der in denſelben Qualen gerungen, weiß ſie zu beſiegen; ſo oft auch der verlockende Gedanke der Selbſtvernichtung ſich an ihn herandrängt, er hat ihn zurückgewieſen, er bleibt leben, die Fluten, die ſeinen Helden verſchlingen, müſſen ſich theilen vor ihm, und aufrechten Hauptes, durch Entſagung gereinigt, betritt der Gerettete, der durch eigene Kraft Gerettete, den Boden eines neuen Lebens.

Das Buch wurde im Frühjahr 1774 im Verlaufe weniger Wochen gleichſam hingeſchleudert. Das trübe Schickſal Corneliens, die ſeit dem Herbſt 1773 mit Schloſſer vermählt war, ohne doch in ihrer Ehe die rechte Befriedigung zu finden, ſowie das ähnliche Schickſal einer liebenswürdigen jungen Freundin, Maximiliane Laroche, einer Tochter Sophiens, vermählten Brentano zu Frankfurt, preßten auf der Seele des Dichters und vermehrten die trübe Stimmung, von der er ſich eben durch ſein Buch zu befreien ſuchte. Sechs Monate ſpäter im Herbſt 1774 erſchien daſſelbe im Druck; die Wirkung war, wie geſagt, beiſpiellos.

Doch ſollte ſie für Goethe perſönlich zunächſt nur wenig Erfreuliches haben. Das Keſtner'ſche Ehepaar fühlte ſich gekränkt durch die Unbefangenheit, mit welcher der Dichter es in die Oeffentlichkeit gezogen hatte; die Kritik, vorzüglich die berliner, die ſich ſchon damals durch beſondere Nüchternheit auszeichnete, entſetzte ſich über die Unſittlichkeit des jungen Dichters, man machte ihn verantwortlich für die Thorheiten, welche einige allzu heiße Köpfe im Namen ſeines Buches begingen. Schriften und Gegenſchriften wurden gewechſelt, die Geiſtlichen von den Kanzeln predigten gegen ihn — kurz, es gab ein Aufſehen und einen Lärm, der dem Dichter aufs gründlichſte verhaßt war und ihn für längere Zeit zu dem Entſchluß brachte, nichts mehr drucken zu laſſen, ſondern nur für ſich ſelbſt und den nächſten Kreis ſeiner Freunde zu ſchreiben.

Doch ſind wir damit der Zeit theilweiſe vorausgeeilt. Während der ſechs Monate, welche bis zu Veröffentlichung des „Werther“ vergingen, führte der Dichter, nachdem dieſe Laſt nun ein mal abgewälzt und ſomit gleichſam mit der Vergangenheit abgeſchloſſen war, ein heiteres, genußvolles Leben. Selbſt die frankfurter Schönen kamen ihm jetzt nicht mehr ſo unbedeutend vor wie anfangs; zu einer derſelben, Anna Sybylle Münch, trat er ſogar in ein freundſchaftlich galantes Verhätniß, das auch literariſch wichtig geworden iſt, indem er auf Auffoderung dieſer Dame den „Clavigo“ ſchrieb, ein Stück, das zwar nach Merck's derbem Ausdrucke nur „Quark“ war gegen Das, was der Dichter hätte eigentlich ſchreiben können, das aber doch ein bemerkenswerthes Zeugniß gibt von der Geſtaltungskraft und dem friſchen dramatiſchen Leben, das ihn damals erfüllte. Daneben ließ er „Cäſar“ und „Fauſt“ nicht aus den Augen; von neuen Plänen kamen „Mahomet“, der „Ewige Jude“ und „Prometheus“ hinzu. Auch ſtudirte er damals eifrigſt den Spinoza, deſſen großartige Lehre von der Reſignation ſeiner damaligen Gemüthsverfaſſung ſo ganz zuſagte und der auch von allen Philoſophen, alten wie neuen, am meiſten und dauerndſten auf ihn eingewirkt hat.

Auch das äußere Leben verlief unter mannichfaltiger Anregung. Fräulein von Klettenberg ſchied um dieſe Zeit aus dem Leben (December 1774), doch wurde die Lücke bald durch neue anſprechende Bekanntſchaften erſetzt. Lavater beſuchte ihn in Frankfurt; eine Rheinreiſe, die er mit ihm gemeinſchaftlich machte, verſchaffte Goethe die Bekanntſchaft

Heinſe's und des Jacobi'ſchen Kreiſes zu Pempelfort. Im Herbſt reiſte Klopſtock durch Frankfurt, und der junge ruhmgekrönte Dichter verfehlte nicht, dem Altmeiſter der damaligen vaterländiſchen Literatur ſeine Aufwartung zu machen. Mit den Gebrüdern Stolberg wurde ein lebhafter Briefwechſel unterhalten, dem ſich auch die Schweſter derſelben, Gräfin Auguſte, eine eigenthümliche, tiefe, empfindungsreiche Seele, aus der Ferne anſchloß. Dazwiſchen meldete ſich auch ein Herr von Knebel, der mit dem Erbprinzen von Weimar, Karl Auguſt durchreiſte; Goethe wurde dem jungen geiſtvollen Fürſten vorgeſtellt und flößte ihm raſch eine lebhafte Zuneigung ein.

Lili.

In daſſelbe wichtige Jahr fällt jedoch noch eine andere Bekanntſchaft, die ſehr bald ein ſehr leidenſchaftliches Gepräge annahm und bei der wir daher noch einen Augenblick verweilen müſſen. Unter den gaſtlichen Häuſern Frankfurts, die ſich jetzt um die Bekanntſchaft des jungen berühmten Autors bewarben, war auch das Haus der Frau Schönemann, geb. d'Orville, einer reichen oder doch für reich gehaltenen Kaufmannswitwe, welche einen ihrem Rufe entſprechenden Aufwand machte. Goethe fühlte ſich in den glänzenden Cirkeln derſelben wenig heimiſch; aber die Tochter vom Hauſe, Eliſabeth, in Goethe's Gedichten Lili, auch Belinde genannt, feſſelte ihn. Sie war eine Erſcheinung wie ſie in dieſen Kreis paßte: jung, ſchön, glänzend, vielleicht auch ein wenig kokett; gegen ſeinen Willen hielt ſie den Dichter am Spieltiſch feſt und machte ihn zum Sklaven ihrer Launen. Da die Partie auch äußerlich viel Annehmbares hatte, ſo gewann das Verhältniß, beſonders durch das Zuthun vorſorglicher Freunde und Freundinnen, bald einen ſehr ernſthaften Anſtrich; der Widerſpruch des alten Goethe, dem eine minder glänzende Schwiegertochter lieber geweſen wäre, wurde beſeitigt und die Verlobung des jungen Paares (April 1775) öffentlich verkündigt. Zwei Singſpiele: „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villa=Bella“, beide beſonders in der ältern proſaiſchen Abfaſſung, ſowie eine Anzahl kleinerer Gedichte geben uns ein Abbild des Verhältniſſes; ein drittes Stück „Sie kommt nicht“, das Goethe im Sommer deſſelben Jahres zur Feier ihres Namenstages ſchrieb, iſt verlorengegangen. Auch die „Stella, ein Schauſpiel für Liebende“, die in dieſelbe Zeit fällt und in der Reminiscenzen des ſtrasburger Aufenthalts, des „Götz“ und des „Werther“ wiederkehren, wurde unter dem Einfluß dieſer Leidenſchaft vollendet.

Doch ſollte dieſelbe nicht lange ungetrübt bleiben. Trotz des Zaubers, mit welchem Lili ihn gefangen hielt, konnte der Dichter ſelbſt ſich doch nicht verbergen, daß die beiderſeitigen Charaktere im Grunde nur wenig zueinander paßten und daß die ſchöne, ſtolze, an rauſchende Vergnügungen gewöhnte Kaufmannstochter wol eigentlich nicht das Weib war, deſſen der Poet, der Künſtler zu ſeinem Lebensglück bedurfte. Dieſes Bewußtſein, wie er es täglich von ſich ſcheuchte und wie es täglich mit verdoppelter Gewalt zurückkehrte, verſetzte ihn in die heftigſte Unruhe; kleine Zerwürfniſſe mit der Geliebten, ſowie die Sorge wegen der künftigen äußerlichen Stellung kamen dazu, und ſo war es eine Art von Flucht, als er ſich entſchloß, die Grafen Stolberg, die ihn im Mai 1775 in Frankfurt beſuchten und die damals noch mit dem ganzen wüſten Gepränge der Kraftgenies auftraten, auf eine Reiſe in die Schweiz zu begleiten. Unterwegs beſuchte er Cornelien, die mit ihrem Manne in Emmendingen im Breisgau lebte; ſelbſt unter der Laſt einer unbefriedigten Ehe leidend, drang ſie mit Heftigkeit in ihn, das Verhältniß zu Lili aufzugeben, und vermehrte dadurch ſeine Zweifel und Qualen.

Auch der Aufenthalt in der Schweiz, wo er beſonders bei Lavater in Zürich verweilte, wurde ihm dadurch verbittert. Doch faßte er damals, in der republikaniſchen Umgebung der Schweiz, den erſten Gedanken zum „Egmont“, der freilich erſt viele Jahre ſpäter vollendet werden ſollte.

Ende Juli war er wieder in Frankfurt zurück; die Nähe der Geliebten entzündete ſeine Leidenſchaft von neuem, während auch alle Uebelſtände und Widerſprüche, die in dem Verhältniß lagen, ſich ebenfalls erneuten. Endlich zu Anfang October erfolgte der Bruch; die Verlobung wurde aufgehoben. Lili vermählte ſich ſpäter mit einem Herrn von Türkheim in Strasburg, als deſſen Gattin ſie ſich die allgemeinſte Achtung erwarb; ſie ſtarb 1816. Goethe aber, dem der Aufenthalt in Frankfurt durch dieſe unglückliche Begebenheit nun völlig verleidet war, beſchloß ſeiner Vaterſtadt aufs neue und diesmal auf längere Zeit den Rücken zu wenden.

Der Vater, dem noch immer ſein eigener Aufenthalt in Italien in roſigſter Beleuchtung vor der Seele ſtand, wünſchte, der Sohn möchte auf einige Zeit nach Italien gehen, um im Studium der dortigen Kunſtwerke ſeine höhere Bildung zu vollenden. Der Sohn war auch ſehr geneigt dazu, nur wünſchte er vorher noch einen Beſuch in Weimar zu machen, wohin der junge Fürſt, der kurz zuvor auf der Reiſe zu ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſin Luiſe von Darmſtadt abermals durch Frankfurt paſſirt war, ihn aufs verbindlichſte eingeladen hatte. Auch dazu gab der Vater ſeine Beiſtimmung. Es war Abrede genommen, daß ein Hofcavalier des Fürſten mit einem herzoglichen Wagen durch Frankfurt kommen und Goethe mitnehmen ſollte. Der Tag der Durchreiſe war feſtgeſetzt worden, Goethe machte ſeine Abſchiedsbeſuche — allein wer nicht kam, war der Cavalier. Der Vater, der zu den fürſtlichen Bekanntſchaften des bürgerlichen Doctors der Rechte kein rechtes Zutrauen hatte, höhnte und neckte, bis dem Sohne endlich die Geduld riß; die ſofortige Reiſe nach Italien ward beſchloſſen, Goethe verließ Frankfurt und ſchon wollte er von Heidelberg, wo er in einem befreundeten Hauſe einige Tage verweilt hatte, weiterreiſen — als eine Eſtaffette ihn bei Nacht und Nebel nach Frankfurt zurückrief. Zufällige Hinderniſſe hatten die Reiſe des Cavaliers verſpätet; jetzt war er da und verſicherte, ohne Goethe nicht vor ſeinem fürſtlichen Gebieter erſcheinen zu dürfen.

So entſchloß Goethe ſich denn ihn zu begleiten; am 7. November 1775 langten die Reiſenden in Weimar an.

IV. Goethe's Mannesalter. 1775 — 1810

Erſter Eintritt in Weimar. Sturm und Drang.

Unter den zahlreichen und bedeutenden Perſönlichkeiten, mit denen Goethe während ſeines langen Lebens in näherer Verbindung geſtanden, ſind eigentlich nur zwei, die ihm vollkommen ebenbürtig, ſowol an Größe des Geiſtes wie an Hoheit des Charakters: das ſind Schiller und Karl Auguſt. Karl Auguſt, den die deutſche Geſchichtſchreibung noch lange nicht hinlänglich gewürdigt hat, iſt eine ganz ähnliche Erſcheinung wie Goethe ſelbſt, nur daß das Gewicht bei ihm nicht in die äſthetiſche, ſondern in die praktiſche Sphäre fällt; er iſt der vollendete Menſch des 18. Jahrhunderts auf dem Throne, die ſchöne enthuſiaſtiſche Seele, die unter dem Fürſtenkleide ſo frei und menſchlich ſchlägt, als wäre ſie im Bettlergewande geboren, und die daher auch an allem Schönen und Würdigen den thätigſten, menſchlich freieſten Antheil nimmt.

Auch an Goethe ſchloß der junge Fürſt ſich mit einer Freundſchaft und Hingebung an, die alle Schranken des Standes und alle Rückſichten der Etikette beiſeite ſetzte; er duzte ſich mit ihm, machte ihn zum Gefährten ſeiner Jagden, ſeiner Reiſen und ſonſtigen Luſtbarkeiten und auch an den Planen und Arbeiten, mit denen er für das Wohl ſeines kleinen Landes beſorgt war, ließ er ihn freien und würdigen Antheil nehmen. Schon nach wenigen Monaten, im Februar 1776, wohnte Goethe auf Wunſch des Herzogs den Sitzungen des Geheimen Rathes bei; am 11. Juni erfolgte ſeine Ernennung zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimen Rath, und einem Gehalt, der ſeine Unabhängigkeit ſicherte. Goethe fing an ſich als Staatsmann zu fühlen; er begleitete den Herzog an den Hof von Deſſau, ſowie ſpäter (Mai 1778) nach Berlin, wo ihm noch der Anblick der untergehenden Sonne des Friedrich's des Großen zutheil ward. Eifrig unterſtützte er die Verbeſſerungsplane des Herzogs, während er zugleich mit zarter Hand das Verhältniß der fürſtlichen Ehegatten, die Anfangs nicht ganz zuſammenpaſſen wollten, in das richtige Gleis zu bringen bemüht war. Ein beſonders wichtiges und dauerndes Verdienſt um das Land erwarb er ſich durch die Berufung Herder's, welche er vermittelte (October 1777), und auch übrigens gelang es ihm, manches ſchwierige Geſchäft glücklich abzuſchließen und manches Hinderniß, das ſich den hochherzigen Abſichten ſeines fürſtlichen Freundes entgegenſtellte, zu beſeitigen.

Daneben ſorgte er aber auch für den Schmuck des Lebens durch Poeſie und Kunſt. Da der große Schloßbrand vom Jahre 1774 die frühere weimariſche Bühne zerſtört hatte, ſo half er bald nach ſeiner Ankunft ein Liebhabertheater einrichten, an dem er ſelbſt und auch die fürſtliche Familie Antheil nahm. Auch der weimariſche Park iſt Goethe's Werk und zeigt, mit welchem tiefen Schönheitsſinn er auch die unmittelbare Natur zu leiten und zu veredeln verſtand. Minder glücklich war er mit dem Bergbau zu Ilmenau, den er auf beſondern Wunſch des Herzogs wieder in Gang brachte und der ihm die erſte Veranlaſſung bot zu mineralogiſchen und andern mit Neigung gepflegten naturwiſſenſchaftlichen Studien. Das Unternehmen koſtete viele Zeit und Arbeit und mußte endlich doch als unausführbar wieder aufgegeben werden.

Zwiſchen dieſen ernſten arbeitsvollen oder künſtleriſch genußvollen Stunden gab es freilich auch andere, in welchen die beiden Freunde ihrem Uebermuth die Zügel ſchießen ließen. Der Herzog war eine kräftig ſinnliche Natur, die ſinnliche Freuden liebte; die geheime Geſchichte des weimariſchen

Hofes bewahrt manchen Zug aus jener Zeit, welcher die kecke Lebensluſt, die geniale Ueberkraft des jungen Dichters und ſeines hochgeſtellten Freundes beſtätigt. Vieles davon mag Erfindung oder Entſtellung ſpäterer Zeit ſein; aus Allem jedoch, auch das Derbſte und Keckſte nicht ausgeſchloſſen, geht unwiderleglich hervor, daß, wie wild der Becher der Freude damals auch zuweilen ſchäumte, ihm doch die Roſen der Grazien niemals fehlten und daß Goethe auch in dieſer Beziehung ſeinem fürſtlichen Freunde als weiſer Rathgeber zur Seite ſtand.

Dem entſprechend regelte er auch ſein eigenes Leben; an die Stelle der frühern Ungebundenheit und Hingebung trat eine weiſe Vorſicht, die ihn ſorgſam prüfen ließ, wem er und wie weit er ſein Herz erſchloß. Die jungen Kraftgenies, die im Dichter des „Götz“ und des „Werther“ ihren Meiſter verehrten und die nun auf die Nachricht von ſeiner Erhebung von allen Seiten nach Weimar geeilt kamen, wußte er geſchickt zu entfernen, während er ſich ältern gediegenen Freunden mit Innigkeit anſchloß. Auch feierte der Zauber ſeiner Perſönlichkeit überall die glänzendſten Triumphe; Knebel, durch den er die Bekanntſchaft des Herzogs gemacht hatte, widmete ihm unausgeſetzt die innigſte Freundſchaft, Wieland aber, der von ihm ſo ſchwer Beleidigte, wurde durch ſeine Liebenswürdigkeit dergeſtalt gefangen genommen, daß er laut für ihn ſchwärmte und ihn für den vollkomſten aller Sterblichen erklärte.

Von literariſchen Arbeiten war bei dieſem lebhaften amtlichen und geſelligen Treiben freilich nicht viel die Rede. Doch entwarf er den Plan zu einer Tragödie „Nero“, ſowie zu einem Stück „Der Falke“, das ſich auf ſein Verhältniß zu Lili beziehen ſollte. Auch der Plan zum „Wilhelm Meiſter“ wurde entworfen und der Anfang 1777 zu Papier gebracht. In dieſelbe Zeit fallen auch die Anfänge der „Iphigenie“. Vollendet dagegen wurden nur untergeordnete Sachen; ſo ein Singſpiel „Lila“, „Der Triumph der Empfindſamkeit“, in welchem er das von ihm ſelbſt in die

Welt geſetzte Wertherfieber verſpottete, ſowie ein einactiges Drama „Die Geſchwiſter“.

Doch um dies Letztere zu verſtehen, müſſen wir noch erſt eine Bekanntſchaft nachholen, welche Goethe unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Weimar gemacht hatte und die bald den entſcheidendſten Einfluß auf ihn gewann. Das iſt ſeine Bekanntſchaft mit Frau von Stein.

Frau von Stein. Die Schweizerreiſe von 1779.

Unter den Damen der damaligen vornehmen Welt von Weimar leuchtete Charlotte von Schardt, geboren 1742, ſeit 1767 vermählt mit dem Oberſtallmeiſter von Stein, ebenſo ſehr durch die Anmuth ihrer Erſcheinung wie durch die Liebenswürdigkeit ihrer Sitten und den Reichthum ihrer Bildung hervor. Als Goethe ſie kennen lernte, war ſie bereits Mutter von ſieben Kindern; das jüngſte, Fritz von Stein, der ſpätere preußiſche Forſtmeiſter, deſſen Erziehung Goethe ſich zu einer Lieblingsaufgabe machte, war bereits mehre Jahre früher geboren, bevor Goethe nach Weimar kam. Aber ſo groß war der Zauber, der ihre ganze Erſcheinung umfloß, daß Goethe ſich bald von der heftigſten Leidenſchaft ergriffen fühlte; das Herz, noch blutend von dem Schmerz um Lili, flog ihr entgegen und hielt ſie feſt umklammert mit unwiderſtehlicher Innigkeit.

Aber Frau von Stein widerſtand doch. Sie war nicht nur eine liebenswürdige und hochgebildete, ſie war auch eine ſittlich ſtarke und edle Frau; nicht nur ihr klarer ruhiger Verſtand, auch ihr Pflichtgefühl und das Bewußtſein ihrer weiblichen Würde ſicherte ſie gegen die Gefahren, welche die Leidenſchaft des jungen, ſchönen, liebetrunkenen Dichters ihr bereitete. In jahrelangen ſchmerzlichen Kämpfen, in denen ſie ſich immer gleich blieb in klarer ruhiger Milde, gelang es ihr dieſe Leidenſchaft zu einer ſanften geſchwiſterlichen Milde herabzuſtimmen; im Juli 1777 war Cornelia Schloſſer geſtorben und Frau von Stein kannte keinen höhern

Ehrgeiz als dem Freunde die Stelle der geliebten Schweſter zu erſetzen. Es war die Wiederholung Deſſen, was Goethe im Umgang mit den Keſtner'ſchen Brautpaare durchgemacht hatte: noch ein mal mußte er ſein verlangendes Herz bezähmen lernen und mußte die heiße Flamme der Leidenſchaft mäßigen zur milden ſegnenden Wärme der Freundſchaft. In dieſem jahrelangen Kampfe, in welchem Frau von Stein ihm als ſchützender Genius zur Seite ſtand, erhält Goethe's Charakter ſeine letzte Ausbildung; ihrem Umgang, ihrer Freundſchaft verdanken wir den gereiſten Dichter. Denn ſie iſt es, die ihn zu jener ſittlichen Klarheit erzogen hat, die ſich in dem ſtrengen Stil, der künſtleriſchen Reinheit ſeiner reifſten und vollendetſten Werke wiederſpiegelt. Auf das Verhältniß zu ihr beziehen ſich die obengenannten „Geſchwiſter“, in denen der qualvolle Kampf zwiſchen geſchwiſterlicher und verliebter Neigung geſchildert wird. Aber auch „Iphigenie“ (zum erſten male aufgeführt auf dem herzoglichen Liebhabertheater am 6. April 1779) würde niemals geſchrieben worden ſein, hätte Goethe nicht in Charlotte von Stein das Urbild weiblicher Hoheit und Grazie kennen gelernt, hätte ſie nicht, wie Iphigenie vom Haupt des geliebten Bruders, durch die Macht ſchöner reiner Weiblichkeit die Dämonen der Selbſtſucht und der wüſten Begierde vom Haupt des Dichters geſcheucht und, Iphigenien gleich, durch das Opfer ihrer Neigung den alten ſtarren Titanentrotz gebändigt und verſöhnt.

Auch die milde, echt weibliche Perſönlichkeit der Herzogin Luiſe blieb nicht ohne reinigenden Einfluß auf den Dichter; namentlich der „Taſſo“, deſſen früheſte Anfänge aus derſelben Zeit datiren, dürfte ohne ihre Einwirkung wol kaum entſtanden ſein.

Als ein äußeres Zeichen der ſittlichen Umwälzung und Läuterung, welche Frau von Stein in Goethe hervorgebracht und die Goethe nun wiederum ſeinem fürſtlichen Freunde mittheilte, iſt die Schweizerreiſe vom Jahre 1779 zu betrachten. Beide fühlten, daß ſie andere geworden als vor vier oder fünf Jahren, und auch die Nothwendigkeit fühlten ſie, durch einen entſcheidenden äußern Abſchnitt die neue Epoche zu bezeichnen, in welche ſie getreten waren, gleichſam einen Strich zu machen unter die Vergangenheit und ihr neues Leben auch äußerlich neu anzufangen. Am 28. Auguſt 1779, ſeinem dreißigjährigen Geburtstage, war Goethe zum Geheimenrath ernannt worden; wenige Tage ſpäter reiſte er mit dem Herzog, nur vom Oberforſtmeiſter von Wedell begleitet, ab, Niemand wußte wohin. Im tiefſten Incognito gingen die Reiſenden über Frankfurt, wo Goethe's Aeltern ſich des ſtattlichen Beſuchs erfreuten, über Speier, von wo aus Goethe einen Abſtecher nach Seſenheim zu Friederiken machte, über Strasburg, wo er Lili, jetzt vermählte Frau von Türkheim wieder ſah, endlich über Emmendingen, wo er am Grabe der Schweſter ſtand, in die Schweiz, deren wildeſte und erhebenſte Partien bis zu den Gletſchern von Chamouny mitten im Winter durchwandert wurden. Die winterliche Reiſe ſtärkte ihre Kräfte, die Einſamkeit inmitten der großartigen Natur, die Entfernung von allem Eiteln und Nichtigen ſtärkte und reinigte ihre Seele. Es war eine Verſöhnungsreiſe zu Ehren der Vergangenheit, aber auch zugleich eine Saat für die Zukunft; alles thörichte und eitle Treiben, alle wilde und wüſte Leidenſchaft wurde abgeſchüttelt, und als wahrhaft neue Menſchen, geſund von innen und außen, klar und männlich, ihres Zweckes bewußt, kehrten ſie in den erſten Wochen des neuen Jahres nach Weimar zurück. An poetiſcher Frucht hatte die Reiſe nur das Singſpiel „Jery und Bätely“ eingebracht; aber unberechenbar waren die geiſtigen und ſittlichen Früchte, welche die beiden Freunde dadurch gewonnen hatten.

Staatsmann und Dichter.

Dieſer neue Geiſt, der ſich freilich äußerlich zunächſt in einer zunehmenden Zurückhaltung, einer wachſenden Kälte des perſönlichen Benehmens offenbarte, welche die alten Bekannten oft mismuthig machte, zeigte ſich vor allem in der erhöhten Pflichttreue, mit der Goethe ſich von jetzt an ſeiner amtlichen Beſchäftigung widmete, beſonders ſeitdem er 1782 zum Kammerpräſidenten ernannt worden war. Eine vorzügliche Aufmerkſamkeit widmete er den Anſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaft, die unter ſeiner Aufſicht ſtanden, namentlich der Univerſität Jena, um deren ſteigende Blüte er ſich die größten Verdienſte erwarb. Aber auch Ackerbau, Induſtrie und Gewerbe allerart ließ er ſich angelegen ſein und bot zu Allem, was der Herzog in dieſer Hinſicht einrichtete und anbahnte, hülfreiche Hand. Selbſt ſeinen geliebten Gartenaufenthalt im Park zu Weimar, in dem er ſoviel ſchmerzlich ſüße Stunden verlebt hatte, opferte er ſeinem Amt und bezog, um die Seſſionen regelmäßiger beſuchen zu können, eine Wohnung in der Stadt.

Denſelben ordnenden, erhaltenden Sinn, das richtige Bewußtſein des gereiften Mannes, der ſich auf der Höhe des Lebens angekommen fühlt, zeigt er in dieſer Zeit auch in dem Verkehr mit ſeinen Freunden. Er knüpft wenig neue Bekanntſchaften mehr an, aber den alten ſucht er neue Innigkeit und Wärme zu geben, wie dem Verhältniß mit Herder (ſeit 1781) und Jacobi (1782), oder wo er ſich von der Unhaltbarkeit überzeugt hatte, da brach er ſie auch wol (wie mit Lavater 1786) gänzlich ab.

Nicht ſo gut gelang ihm dieſe Sammlung in ſeiner Eigenſchaft als Poet. Er hatte noch immer zu viel geſellige Zerſtreuungen, auch wol zu viel amtliche Laſten, um der Kunſt ſo ganz leben und alles Das leiſten zu können, wozu er ſelbſt den Drang in ſich fühlte. Gerade zu Anfang der achtziger Jahre kam das fürſtliche Liebhabertheater wieder neu in Blüte; Goethe ſchrieb dafür ſeine „Vögel" (zuerſt aufgeführt am 18. Auguſt 1780 zu Ettersburg), ſein „Neueſtes aus Plundersweilen", „Die Fiſcherin" (aufgeführt am 22. Juli 1782).

Allein ſo anmuthig dieſe Arbeiten größtentheils auch waren, ſo konnte **Goethe** ſelbſt ſich doch nicht davon befriedigt fühlen; es blieb ein Bruch zwiſchen Dem was er wollte und was er leiſtete, ein Bruch zwiſchen Theorie und Praxis, zwiſchen Staatsmann und Dichter, der ihn ängſtigte und ihn zu keinem rechten Frieden kommen ließ. Dem Bewußtſein dieſes Zwieſpalts verdankt der „Taſſo" ſeinen Urſprung: er wurde ſeit März 1780 ausgearbeitet, zunächſt, gleich „Iphigenie" in Proſa. Doch blieb er fürs Erſte ebenfalls Fragment wie alles Uebrige, was der Dichter in dieſer Zeit angriff: die „Briefe aus der Schweiz", „Elpenor", „Wilhelm Meiſter", „Fauſt" ꝛc. Mit dem Leben Bernhard's von Weimar, das er auf Wunſch des Herzogs ſchreiben wollte, kam er ſogar nicht einmal über den Entwurf hinaus.

So hin- und hergeworfen in Dem, was ihm das Theuerſte war, in ſeiner Kunſt, ſuchte er Ruhe bei der Natur, der leidenſchaftloſen, ewig getreuen, immer gegenwärtigen, die alle Störungen verzeiht, bei der man immer wieder anknüpfen kann, die uns ſtets wieder mit weichen Armen an den warmen mütterlichen Buſen zieht. Dem ilmenauer Bergbau zuliebe hatte er ſchon vor Jahren das Studium der Mineralogie begonnen; jetzt ſeit 1781 nahm er auch die ſtrasburger anatomiſchen Studien wieder auf, denen ſich ſeit 1785 auch die Botanik anſchloß. Dieſe Studien begleiteten ihn namentlich auch auf den häufigen kleinen Reiſen die er durch Thüringen, nach dem Harz, Kaſſel ꝛc. machte; auch wurde ſeit 1785 Karlsbad häufig und mit Vorliebe beſucht.

Aber ganz beſänftigt wurden dadurch jene Kämpfe doch nicht; noch immer gab es Stunden, wo er ſich als ein „armer Sklave der Pflicht" fühlte und wo nur der Gedanke ihn tröſtete, daß es ja jeden Augenblick bei ihm ſtehe, dieſe Verhältniſſe zu verlaſſen und ſich ſeine Freiheit zurückzuerobern. Im Mai 1782 war ſein Vater geſtorben; die größere Wohlhabenheit, zu welcher unſer Dichter dadurch gelangt war, ließ den Wunſch wieder in ihm auftauchen, ſich mehr und mehr den Künſten zu widmen. Am meiſten aber ſehnte er ſich einen größern Abſchnitt ſeines Lebens in Italien, dem Lande ſeiner Jugendträume und Jugendſehnſucht, zuzubringen. Die ſittliche und geiſtige Läuterung, welche Goethe durchgemacht, hatte, wie ſchon bemerkt, auch neue äſthetiſche Anſichten und Foderungen in ihm entwickelt; die jugendliche Roheit ſeiner Erſtlingswerke genügte ihm nicht mehr, es ſchwebte ihm das Ideal einer neuen claſſiſchen Form vor, und zugleich ſagte ſein künſtleriſcher Inſtinkt ihm, daß er dieſe claſſiſche Form nur auf dem claſſiſchen Boden Italiens, im unmittelbaren Umgang mit den Ueberreſten der antiken Kunſt erwerben könne. Das Singſpiel „Scherz, Ernſt, Liſt und Rache“, 1784 für die Belluomo'ſche Truppe verfaßt, mit deren Niederlaſſung in Weimar das bisherige Liebhabertheater, zu Goethe's weſentlicher Erleichterung, ſich auflöſte, deutete dieſe Sehnſucht an; ebenſo das unübertreffliche Lied der Mignon in „Wilhelm Meiſters Lehrjahren“, das im Herbſt 1783 entſtand.

Als äußerliche Veranlaſſung kam noch dazu, daß Goethe mit dem Buchhändler Göſchen in Leipzig einen Vertrag wegen Herausgabe ſeiner geſammelten Werke geſchloſſen hatte. Aber die Mehrzahl dieſer Werke waren Fragmente, und in Weimar, das empfand er deutlich, gewann er die Muße nicht, ſie zu vollenden. Dies endlich entſchied; in der Mitte des Lebens angekommen, fühlte er die Verpflichtung auch als Poet etwas Reiſes und Vollendetes zu ſchaffen und das konnte nur unter einem reinern, glücklichern Himmel, nur unter der Sonne Italiens konnte das geſchehen. Der Herzog bewilligte gern den erbetenen Urlaub; er und Frau von Stein waren die Einzigen, die von dem Reiſeplane des Dichters wußten. Am 3. September 1786, dem Geburtstage ſeines Fürſten, verließ er heimlich Karlsbad. Um völlig ungeſtört zu ſein, hatte er einen fremden Namen angenommen, er reiſte als ein Herr Möller; im Koffer aber führte er alle jene halbvollendeten Werke mit ſich, die endlich an der Sonne Italiens zur Reiſe gebracht werden ſollten.

Aufenthalt in Italien. 1786 — 88.

Die zwei Jahre, welche Goethe in Italien verbrachte, ſind nicht nur die glücklichſten, ſondern auch verhältnißmäßig die fruchtbarſten ſeines Lebens geweſen; ſeine vorzüglichſten Werke, „Iphigenie“, „Taſſo“, „Egmont“, ſind hier theils vollendet worden, theils haben ſie ihre neue claſſiſche Form hier erhalten. Auch einige der bedeutendſten Stellen des „Fauſt“ verdanken wir ebenfalls dem Aufenthalt in Italien. Noch unſchätzbarer aber iſt, was er dadurch für ſeine Kunſtanſichten im Allgemeinen gewann; ſeine ganze claſſiſche Theorie, das heißt alſo die ganze moderne Aeſthetik datirt von dieſer Reiſe.

„Iphigenie“ wurde ſchon am Gardaſee hervorgenommen; in Rom, wo er Ende October eintraf und wo der bekannte Maler Tiſchbein, der Kunſtkenner Hofrath Reifenſtein, die berühmte Angelica Kauffmann, der Sonderling Moritz aus Berlin, ſeinen vorzüglichſten Umgang bildeten, wurde ſie im Januar des folgenden Jahres unter mancherlei Schmerzen vollendet.

Von Rom begab er ſich einige Wochen ſpäter nach Neapel, von wo er Ende März einen Ausflug nach Sicilien machte: eine „Nauſikaa“, die er hier entwarf und die dieſem Entwurf nach ein Meiſterwerk geworden wäre, würdig, der „Iphigenie“ zur Seite zu ſtehen, blieb leider liegen, da die Unruhe der Reiſe die Ausführung nicht geſtattete und er die die Stimmung ſpäter nicht wiederfinden konnte. Während des zweiten Aufenthalts in Rom, wohin er im Juni des genannten Jahres zurückkehrte, ging er beſonders viel mit Heinrich Meyer um, einem Zeichner und Kunſtgelehrten aus der Schweiz, den er in der Folge nach Weimar zog und mit dem er dann bis an ſeinen Tod (Meyer ſelbſt ſtarb bald nach Goethe, im October 1832) viel und innig verkehrte. Hier und während der Villegiatur in Fraſcati und Caſtel-Gandolfo vollendete er den „Egmont“, ſowie die Umarbeitung der beiden Singſpiele aus der Lill'ſchen Epoche; ein zartes Verhältniß zu einer Dame, die er ſelbſt nur als „die ſchöne Mailänderin" bezeichnet und das ihn aufs neue zu ſchmerzlicher Entſagung nöthigte, verlieh ſeiner Stimmung die nöthige Wärme und gab ſeinem Herzen eine erwünſchte Beſchäftigung. Am längſten machte ihm „Taſſo" zu ſchaffen; aber auch er war der Vollendung nahe und ſomit die poetiſche Aufgabe der italieniſchen Reiſe gelöſt, als er im April 1787 ſich zur Heimkehr rüſtete. Es waren unermeßliche und unverlierbare Schätze, die er heimwärts über die Alpen brachte; ſein poetiſches Gewiſſen war beruhigt, ein neues Ideal der Schönheit war ihm aufgegangen und ins Leben getreten, die antike Kunſt war ihm lebendig geworden, ſeine Menſchenkenntniß hatte die mannichfachſte Nahrung gefunden und auch im Studium der Naturwiſſenſchaften, beſonders der Botanik und der Farbenlehre, hatte er ſich durch zahlreiche und liebevolle Beobachtungen befeſtigt.

Die Franzöſiſche Revolution. Diplomatiſch-militäriſcher Aufenthalt in Schleſien, Frankreich und am Rhein. 1788 — 93.

Goethe's Wiedereintritt in Weimar (Juni 1788) war nicht ganz glücklich. Gern wäre er ganz in Italien geblieben; daß er wiederkehrte, war ein Opfer ſeines Pflichtgefühls und ſiehe da, mit Ausnahme des Herzogs war Niemand geneigt, dies Opfer anzuerkennen. Goethe ſelbſt war in dieſen zwei Jahren unermeßlich gewachſen; die Zurückgebliebenen waren dieſelben geblieben, ſie verſtanden ihn nicht, ja ſie beſchwerten ſich wol gar, daß er anders geworden. Auch die Werke, die er von Italien nach Deutſchland geſendet, machten hier wenig Glück; das Publicum vermißte die alte wilde Kraft ſeiner Jugenddichtungen und die Freunde ſtimmten mit Achſelzucken bei. Sogar „Fauſt", der allerdings noch in ſehr unvollſtändiger Geſtalt 1790 veröffentlicht wurde, blieb beinahe unbemerkt. Die Freundſchaft mit Herder erkaltete, das Verhältniß zu Frau von Stein aber löſte ſich um dieſe Zeit gänzlich und zwar aus Gründen die zum größern Theil Goethe zur Laſt fallen. Die edle feinfühlende Frau konnte es ihm nicht verzeihen, daß er bald nach der Rückkehr aus Italien aus bloßem ſinnlichen Bedürfniß ein Frauenzimmer zu ſeiner Geliebten machte, das in der That zu nichts weiterm geeignet war, als blos ſinnliche Bedürfniſſe befriedigen. Chriſtiane Vulpius, eine Schweſter des Verfaſſers des „Rinaldo Rinaldini“ und zahlreicher ähnlicher Räuber- und Ritterromane, wurde ſeine Maitreſſe. Der Umgang mit ihr begeiſterte ihn zu den ſogenannten „Römiſchen Elegien“, welche von Rom nur die Färbung tragen, das Thatſächliche davon gehört ſeinem Verhältniß mit der Vulpius an; auch ein Theil der „Venetianiſchen Epigramme“ dürfte hierher zu ziehen ſein. 1789 zu Weihnachten gebar ſie ihm einen Knaben, Auguſt, den ſpätern Kammerherrn, den Stammhalter der Goethe'ſchen Familie. Goethe ſelbſt nannte ſein Verhältniß ſeitdem „ſeine Ehe“, nahm die Geliebte ins Haus, ließ ſich auch am 19. October 1806 mit ihr kirchlich trauen; ſie ſtarb den 6. Juni 1816.

Schon dieſe eben geſchilderten Verhältniſſe wären hinreichend geweſen, dem Dichter die nordiſche Heimat zu vergällen; noch mehr aber that es der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, welche ſich um dieſe Zeit immer gewaltiger entwickelte und ihre Wogen immer höher, immer weiter trieb. Eine Natur wie Goethe, ſo ganz auf die Entwickelung des ſchönen Individuums gerichtet und dieſer Aufgabe ſo klar bewußt wie er es beſonders ſeit dem Aufenthalt in Italien geworden war, konnte durch einen derartigen Zuſammenſturz alles Beſtehenden, durch eine ſolche Entfeſſelung dämoniſcher Kräfte nicht anders als im tiefſten Grunde verſtimmt und beunruhigt werden. Seine Welt war die friedliche Welt des Schönen, ſeine Schätze lagen im Innern der harmoniſch gebildeten, in Schönheit verklärten Seele; die hiſtoriſchen Mächte waren ihm etwas Unbequemes, er erkannte ihre Größe wol von Weitem an, aber in ſeine Nähe gerückt, ſtörten ſie ihm ſeine Kreiſe und nahmen ihm die freie wolkenloſe Ausſicht, deren ſein Künſtlerauge bedurfte. Ihn deshalb der Feigheit oder des Knechtſinns zu beſchuldigen, iſt ebenſo roh wie einfältig; jedem Menſchen, auch dem größten, ſind ſeine Schranken geſetzt, und je mehr er dieſelben reſpectirt, und je treulicher er ſie auszufüllen bemüht iſt, auf um ſo feſterm Grunde ruht ſeine Größe. Dieſe Schranken der Goethe'ſchen Natur aber, die ihn verhinderten, an den politiſchen Ereigniſſen ſeiner Zeit ein unmittelbares perſönliches Intereſſe zu nehmen, hängen aufs innigſte zuſammen mit der geſammten Grundlage ſeines Weſens; er hätte nicht müſſen er ſelbſt ſein, die Geſchichte ſelbſt hätte es ihm nicht müſſen als ſeine Aufgabe zuertheilt haben, die perſönliche Entwickelung zum Ideal des Kunſtſchönen darzuſtellen, hätte er anders handeln wollen. Darum auch, ſtatt mit Goethe zu rechten, daß er ſeine Poeſie nicht in den Dienſt dieſer neuen Weltentwickelung geſtellt hat, ſollen wir vielmehr den Muth und die Ausdauer anerkennen, mit der er das ihm Fremde und Widerſtrebende wenigſtens kennen zu lernen ſuchte, und wo er irgendetwas darin fand, das ſeiner Natur vereinbar, da war er auch ſofort bemüht, es ſich anzueignen. Goethe hat nicht wie die heutigen Helden der Reaction ſich hinter den Ofen verſteckt, bis das Wetter vorüber war und dann das Feuer des Himmels auf die beſiegten Frevler herabgeſchworen; ſondern er iſt der Schreckgeſtalt der Revolution auf den Leib gegangen, er hat dem geſchichtlichen Leben, das ihm ſo beängſtigend war, keck in die Augen geſehen und ſogar zahlreiche Verſuche gemacht mit Revolution und Geſchichte ſich poetiſch zurechtzufinden und auseinanderzuſetzen.

In letzterer Beziehung ſind beſonders „Der Großkophta" (1791; es iſt die berüchtigte Halsbandgeſchichte, welche die Franzöſiſche Revolution einleitete), „Der Bürgergeneral" und „Die Aufgeregten" zu nennen. Daß dieſe Verſuche ſämmtlich dramatiſche Form annahmen, iſt wol hauptſächlich aus dem Umſtande zu erklären, daß Goethe ſeit 1791 die Leitung des neubegründeten weimariſchen Hoftheaters übernommen, wodurch er denn, nach langer Entfremdung, der praktiſchen Bühne zuerſt wieder angenähert wurde. Die Verdienſte, die er ſich dadurch um die Entwickelung unſerer dramatiſchen Kunſt erworben, ſtehen in der deutſchen Theatergeſchichte verzeichnet, die eine eigene von Goethe ſelbſt gegründete Weimariſche Schule kennt; auf dieſe werden wir ſogleich noch näher zu ſprechen kommen.

Aber auch perſönlich ſcheute er keine Anſtrengung noch Gefahren, ſich mit der Revolution zurechtzufinden; er begleitete den Herzog im Sommer 1790 nach Schleſien zu der berühmten Reichenbacher Convention und auch an dem Feldzug in die Champagne (1792), ſowie an der Belagerung von Mainz nahm er theil, die Gefährten aufrechterhaltend durch ſeinen heitern Muth und die großartige Ruhe, mit der er Menſchen und Dinge betrachtete. Seine Erinnerungen an dieſe denkwürdige Zeit hat er in den friſch und lebendig geſchriebenen Tagebüchern niedergelegt (zuerſt gedruckt in den Werken, 1822); dieſelben ſind in ihrer Art ebenſo vollendet und ſtehen in der deutſchen Memoirenliteratur ebenſo einzig da wie ſeine Tagebücher und Schilderungen aus Italien in der Reiſeliteratur. Auch ſeine Bearbeitung des „Reineke Fuchs“ entſtand in eben dieſer Zeit; ſie wurde zum Theil während der Belagerung von Mainz vollendet, ein deutlicher Beweis von der Freiheit des Geiſtes, die Goethe ſich ſelbſt im Lärm des Feldlagers, unter dem Donner feindlicher Geſchütze, bewahrte.

Doch blieben das Alles nur Nebenarbeiten; ſeine Muſe, wie ſie nun einmal war, wußte mit dieſen gewaltigen Stoffen nichts Rechtes anzufangen, es waren Experimente, nichts weiter, und ſo vertiefte er ſich immer mehr in die Naturwiſſenſchaften, deren feſte, klare Objectivität ihm in dieſer ſtürmiſchen Zeit ein doppeltes Labſal war. 1791 und 1792 gab er ſeine „Beiträge zur Optik“ heraus; auch die anatomiſchen, botaniſchen und mineralogiſchen Studien wurden mit Eifer fortgeſetzt. Der Poeſie glaubte er ſelbſt ſich damals völlig abgeſtorben — und doch lebte bereits in ſeiner Nähe der Mann, der ihn in die Arme der Muſe zurückgeleiten und ihm, nach ſeinem eigenen Ausdruck, eine zweite poetiſche Jugend herausführen ſollte, faſt noch reicher und köſtlicher als die erſte war.

Dieſer Mann war Schiller.

Bekanntſchaft mit Schiller. Gemeinſame Thätigkeit und Nachklang derſelben bis zu den „Wahlverwandtſchaften". 1795 — 1810.

Durch langjährige Gewohnheit iſt es uns gleichſam zur zweiten Natur geworden, Schiller und Goethe in demſelben Athem, wie zwei Manifeſtationen Einer und derſelben geſchichtlichen Entwickelung zu nennen; wir ſtreiten allenfalls darüber, wer größer oder weſſen Eigenthümlichkeit unſerm Geſchmacke mehr zuſagt, aber daß wir es hier mit den Kindern zweier Jahrhunderte, mit den Repräſentanten zweier grundverſchiedener Richtungen zu thun haben, das fällt wenigſtens der Mehrzahl der Beurtheiler nicht von weitem ein.

Und doch verhält es ſich in der That ſo und nicht anders. Schiller iſt der Vorläufer des 19. Jahrhunderts, wie Goethe der vollendete Ausdruck des 18.; wie bei Dieſem Alles reife vollendete Frucht, ſo iſt bei Jenem Alles Anfang und Knoſpe, der Inhalt ſelbſt aber iſt ein weſentlich verſchiedener. In Goethe, wie wir wiſſen, überwiegt, trotz aller objectiven Kraft und Sicherheit ſeiner Darſtellung, doch das ſubjective, innerliche Leben; er iſt der Dichter der ſchönen Perſönlichkeit, die ſich, in ſich ſelbſt befriedigt, abſchließt und in ſchönem Selbſtgenuß auf die Welt, die widerſpenſtige, verzichtet. In Schiller dagegen geht dieſe ſchöne Perſönlichkeit bereits über ſich ſelbſt hinaus und ſucht die Welt der Wirklichkeit, insbeſondere die gegenwärtigen geſchichtlichen Zuſtände ſich zu unterwerfen. Die Schönheit begnügt ſich bei ihm nicht mehr mit dem bloßen Selbſtgenuß, ſie tritt als erobernde Kraft in die Welt, die nun ebenſo ſchön, ebenſo vollkommen, ebenſo harmoniſch werden ſoll, wie das Individuum ſich in ſeinem eigenen Innern fühlt. Goethe iſt nur der Dichter der Schönheit, er gehört einem theoretiſchen friedlichen Zeitalter an; Schiller dagegen, der Vorläufer einer neuen praktiſchen kriegeriſchen Zeit, iſt der Dichter der Freiheit, welche die Schönheit zu ihrer Vorausſetzung hat.

Und darin liegt nun eben der gemeinſame Boden, auf welchem beide Dichter, trotz dieſer Grundverſchiedenheit ihrer Natur und ihrer Beſtrebungen ſich zuſammenfanden und durch den es ihnen möglich wurde, auch jene perſönliche Freundſchaft unter ſich zu errichten, in welcher ſie ſelbſt, in dem ununterbrochen lebhaften Austauſch ihrer innerſten Gedanken und Meinungen, das höchſte Glück, die edelſte und reinſte Würze ihres Daſeins fanden. Gleich Goethe foderte auch Schiller, beſonders in dieſer letzten Epoche ſeines Lebens, ſtets nur das Höchſte von der Kunſt wie von ſich ſelbſt und fühlte ſich nur von der reinſten und ſtrengſten Form befriedigt; wie für Goethe, war die Kunſt auch für ihn eine Lebensaufgabe, gegen die alle andern Rückſichten verſchwanden und an deren glückliche Löſung er ſein ganzes volles Daſein, bis zum Opfer des Lebens ſelber, ſetzte. — Schiller hatte ſich auf durchaus andern Wegen entwickelt als Goethe, aber in Betreff Deſſen, was er von der Aufgabe der Kunſt im Allgemeinen ſowie im Speciellen von dem Beruf des Dichters dachte, war er zu demſelben Reſultat gekommen wie Jener. Jener claſſiſche Geſchmack, jene Wiedergeburt des Griechenthums, zu der Goethe theils durch den angeborenen Schönheitsſinn ſeiner Natur, theils durch den Aufenthalt in Italien geführt ward, war von Schiller auf dem Wege philoſophiſchen Nachdenkens gewonnen worden; was Jenem die italieniſche Reiſe, war Dieſem das Studium der Kant'ſchen Philoſophie geweſen. Das künſtleriſche Ideal, das beide Männer in ſich trugen, und die Innigkeit und Treue mit der ſie demſelben anhingen, war gleichſam das neutrale Gebiet, auf dem ſie ſich zuſammenfanden; auch ihre perſönliche Bekanntſchaft wurde dadurch vermittelt.

Doch ging es damit ziemlich langſam. Die erſte Berührung im Sommer 1788 in Rudolſtadt, unmittelbar nach Goethe's Rückkunft aus Italien, war faſt feindſelig geweſen, und Schiller lebte bereits ſeit einer Reihe von Jahren in Goethe's nächſter Nachbarſchaft in Jena, ohne daß ſie ſonderliche Notiz voneinander genommen. Goethe bewahrte von Schiller nur den Eindruck ſeiner erſten wüſten Jugendwerke; er erkannte darin nur die Nachklänge ſeiner eigenen tumultuariſchen Jugend, und bei den ſo gänzlich veränderten Principien, welche er ſich ſeitdem angeeignet hatte, konnte dieſe Wahrnehmung freilich nicht anders als höchſt unbehaglich auf ihn wirken. In ſeinen Jugenddichtungen hatte Goethe nur das Princip der Natürlichkeit verfolgt; jetzt war ihm ein anderes höheres Geſetz aufgegangen, das Geſetz der Schönheit, und mit Unwillen glaubte er zu bemerken, wie Schiller mit ſeinen „Räubern", ſeinem „Fiesko" &c. alle jene wüſten Geiſter wiederaufweckte, von denen er ſelbſt ſich mit ſo vieler Mühe und nicht ohne Schmerzen losgerungen hatte. Schiller dagegen, indem er Goethe's leichte glückliche Exiſtenz mit ſeinem eigenen mühſeligen kummervollen Daſein verglich, konnte ſich eines gewiſſen Gefühls der Bitterkeit nicht erwehren; es beſchlich ihn damals, nach ſeinen eigenen Worten, in Betreff Goethe's etwas von der Empfindung, „die Brutus gegen Cäſar gehabt", das Bewußtſein ſeines Werthes gab ihm ein Gefühl der Ebenbürtigkeit, und ſo mußte die Kälte, welche der große Dichter gegen ihn beobachtete, ihn oftmals erbittern und verſtimmen.

Erſt im Sommer 1794, bei Gelegenheit der „Horen", welche Schiller damals herauszugeben beabſichtigte und die wir als die journaliſtiſche Propaganda des neuen claſſiſchen Geſchmacks zu betrachten haben, hatte eine Annäherung ſtatt gefunden. Zunächſt ſchriftlich; aber ſchon wenige Wochen ſpäter, im Juli deſſelben Jahres, trafen die beiden Männer in Jena perſönlich zuſammen. Ein Geſpräch über Natur und Naturerkenntniß, in das ſie ſich zufällig verwickelten, zog Beide aufs äußerſte an und gab Veranlaſſung zu einem Briefwechſel, der bald überaus lebhaft wurde. Sie tauſchten darin ihre Ideen über Poeſie und Kunſt und Schönheit aus, alle jene tiefſten Gedanken über die höchſten Ziele ihres künſtleriſchen Berufs, die ſo lange einſam in ihnen geſchlummert, gewannen jetzt Geſtalt und Leben und entwickelten ſich, indem ſich Einer in dem Andern wie in einem Spiegelbilde wiederfand, zu immer größerer Klarheit und Feſtigkeit. Eine beſonders freudige Ueberraſchung war es für Goethe, als Schiller ihm im Verlauf dieſes Briefwechſels eine Charakteriſtik ſeines, des Goethe'ſchen Genius mittheilte, ſo tief, ſo wahr und dabei von ſolcher Wärme, wie Goethe noch nie hatte über ſich urtheilen hören; ja er ſelbſt verſtand ſich erſt jetzt völlig, da die Hand des Freundes ihm die Grundzüge ſeines Weſens vorgezeichnet hatte. Damit war denn endlich die Rinde gelöſt, welche die beiden Dichter bisher voneinander gehalten, und mit einem Wonnegefühl, dem nichts zu vergleichen, erkannten ſich die ebenbürtigen und bisher ſo vereinſamten Geiſter.

Der Bund zwiſchen Schiller und Goethe iſt eine Erſcheinung, der die Literatur keiner Zeit und keines Volkes etwas Aehnliches an die Seite zu ſetzen hat; die ſchönſten Blüten der deutſchen Poeſie ſind in dem neidloſen Wetteifer dieſer beiden großen Geiſter gezeitigt worden. Jeder hatte (wir citiren wiederum Goethe's eigene Worte) „dem Andern mitzutheilen und von ihm zu empfangen“. Schiller's edle Beſcheidenheit, ſein keuſcher jungfräulicher Trotz ſchmilzt gleichſam und blüht auf unter dem Sonnenſtrahl des Goethe'ſchen Auges, während Goethe, erwärmt von der Begeiſterung des jüngern mitſtrebenden Genoſſen, den nahenden Froſt des Alters von ſich ſchüttelt und noch einmal jung wird in reiner, köſtlicher Poeſie.

Die äußere Geſchichte dieſer Jahre iſt außerordentlich ereignißleer, wie denn überhaupt Goethe's Leben von der Rückkehr aus Italien und der Champagne an aufhört, dem Chroniſten etwas Erhebliches darzubieten. Allein um ſo reicher iſt das innere, geiſtige Leben. Unter Schiller's Zuſpruch vollendete Goethe zunächſt den „Wilhelm Meiſter". Beinahe zwanzig Jahre waren vergangen, ſeit der Dichter die erſten Zeilen dieſes Werkes geſchrieben hatte, und auch der Plan ſelbſt hatte während dieſer langen Zeit die vielfachſten Abänderungen und Erweiterungen erfahren. Urſprünglich angelegt auf einen Theaterroman, in welchem Goethe die bunten Erfahrungen niederzulegen gedachte, die er in ſeinem Verkehr mit der Bühne gemacht, hatte es ſich umgeſtaltet zu einem Gemälde der ganzen damaligen höhern Geſellſchaft, wie Goethe dieſelbe in ſeinem höfiſchen Treiben kennen gelernt hatte. Den Faden, auf welchem dieſe bunten Gemälde ſich abrollen, liefert Goethe's eigene künſtleriſche Entwickelung, den Schlußaccord aber bildet auch hier wieder jene große Lehre von der Entſagung, der Selbſtbeſchränkung, in welcher der Dichter mehr und mehr das Reſultat ſeines vielbewegten Lebens, die Summe alles menſchlichen Wollens und Vollbringens erkannte.

Daneben wurden für die „Horen" die „Römiſchen Elegien" druckfertig gemacht; „Benvenuto Cellini" wurde neu bearbeitet, die „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter", eine Sammlung kleiner anmuthiger Erzählungen, in welche das Gewitter der Franzöſiſchen Revolution nur noch von fern hereindröhnt, angefangen. Zu derſelben Zeit entſtanden die berühmten „Xenien", die in dem von Schiller herausgegebenen „Muſenalmanach" für 1797 veröffentlicht wurden. Die „Xenien" waren der erſte revolutionäre Ausbruch des neuen claſſiſchen Geſchmacks gegen die bisherige Mittelmäßigkeit, die ſich denn freilich aufs tiefſte davon verletzt fühlte und den übermüthig genialen Angriff mit plumpen Keulenſchlägen erwiderte. Zugleich aber dürfen wir ſie auch als das eigentliche Siegel unter dem Freundſchaftsbunde der beiden Dichter bezeichnen. Von hier an beginnt die Solidarität der Namen Goethe und Schiller; wie dieſe neue claſſiſche Bildung, deren Fahne ſie ſo trozig vor aller Welt aufzogen, das gemeinſame Product ihres Nachdenkens, ihrer Briefe und Geſpräche war, ſo waren auch die „Xenien“ das gemeinſame Product beider Dichter. Häufig gab der Eine den Gedanken, der Andere die Form und umgekehrt; ja ſo innig war dieſer Austauſch, daß ſie ſelbſt beſchloſſen, die „Xenien“ ſtets nur als ihr gemeinſchaftliches Product zu betrachten, an welchem keinem von beiden ein ausſchließliches geiſtiges Eigenthumsrecht zuſtehen ſollte.

Dieſer geräuſchvollen Exploſion folgten nun im nächſten Jahre (1797), ebenfalls im Wetteifer mit Schiller, jene berühmten Balladen, die noch jezt die Zierde unſerer lyriſchen Dichtung bilden; während Schiller mit ſeinem „Taucher“, den „Kranichen des Ibykus“, dem „Gang nach dem Eiſenhammer“ rc. hervortrat, lieferte Goethe „Die Braut von Korinth“, „Der Zauberlehrling“, „Der Gott und die Bajadere“ und Anderes, was an ſeine beſten Zeiten erinnerte, ja ſie zum Theil noch übertraf.

Eine zweite Reiſe nach Italien, welche Goethe um dieſe Zeit beabſichtigte (Juli bis November 1797), gelangte wegen der Kriegsunruhen nicht zur Ausführung; der Reiſende mußte von der Schweiz aus wieder umkehren, fand ſich jedoch hinlänglich entſchädigt durch das reiche poetiſche Leben, das Schiller, damals auf dem Höhenpunkt ſeiner geiſtigen Kraft, um ſich verbreitete und in das er ihn ſelbſt immer wieder aufs neue hineinzuziehen wußte. Während Jener an „Wallenſtein“ arbeitete, durch den das claſſiſche Anſehen der weimariſchen Bühne entſchieden ward, nahm Goethe den „Fauſt“ wieder vor, zu deſſen Vollendung Schiller ihn unaufhörlich antrieb. Unter dem günſtigen Einfluß dieſes Freundes gelang es ihm ſogar, jener politiſchen Stoffe Herr zu werden, die ihn bisher ſo vielfach geängſtigt und verdroſſen hatten, und ihnen einen vollen poetiſchen Silberblick abzugewinnen. Das war „Hermann und Dorothea“, entworfen 1796, vollendet 1797 unter Schiller's und Wilhelm von Humboldt's Beirath: eines der köſtlichſten unter Goethe's Werken und auch darum merkwürdig, weil es ſozuſagen den Frieden des Dichters mit dem Publicum wiederherſtellte. Denn nachdem ſeine Werke in den letzten zwanzig Jahren nur eine laue Theilnahme gefunden, wurde „Hermann und Dorothea“ mit einem Beifall aufgenommen, der an „Götz“ und „Werther“ erinnerte; es wurde ein Lieblingsbuch der Nation und hat ſich in dieſer Stellung erhalten bis auf die Gegenwart.

Durch dieſen Erfolg ermuntert, entwarf Goethe in dieſer Zeit noch einige andere epiſche Pläne: „Die Jagd“, ſpäterhin als „Novelle“ in Proſa ausgeführt, die „Achilleis“ und den „Tell“, welch letztern er jedoch ſpäter an Schiller zur dramatiſchen Bearbeitung abtrat.

Dieſer ſiedelte 1799 nach Weimar über; der Umgang zwiſchen den beiden Freunden wurde infolge deſſen immer inniger, die gemeinſame Thätigkeit immer größer und fruchtbarer. Den eigentlichen Mittelpunkt derſelben bildete jetzt das weimariſche Theater. Wie oben erzählt worden, hatte Goethe die Leitung deſſelben bereits 1791 übernommen. Anfangs führte er den Theſpiskaren mit ziemlich lockern Zügeln; ſein Grundſatz war, keine Richtung auszuſchließen, die etwas Anmuthiges und Brauchbares darbot oder von der er ſich für das Publicum einige Anregung und Aufheiterung verſprechen durfte. So begünſtigte er anfangs beſonders Singſpiel und Oper; auch die Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Stücke, die eben damals an der Tagesordnung waren, gingen häufig und mit gutem Erfolg über die weimariſche Bühne. Erſt nachdem er ſelbſt ſich durch die Freundſchaft mit Schiller in ſeinen ſtrengen claſſiſchen Principien befeſtigt fühlte, fing er an, dieſelben auch auf ſeine Bühnenpraxis zu übertragen. Der weſentlichſte Beiſtand wurde ihm auch dabei wieder von Schiller geleiſtet. Denn dieſer war es, der den „Wallenſtein", „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", kurzum jene ganze Reihe von Stücken lieferte, durch die er im Lauf weniger Jahre ein ganzes claſſiſches Repertoire herſtellte und den Theatergeſchmack der geſammten Nation auf eine bis dahin nicht gekannte Höhe erhob. Auch in den praktiſchen Theatergeſchäften ſtand er Goethe'n treulich bei; auf Schiller's Betrieb wurde nicht nur Goethe's „Iphigenie", „Egmont", „Taſſo", ſondern auch Leſſing's „Nathan" zuerſt auf die Bühne gebracht und damit für dieſe ſelbſt eine ganz neue Epoche eröffnet. Schiller's energiſche, leidenſchaftliche Natur, die ſittliche Begeiſterung, mit der er Alles angriff, riß auch den bedächtigern Goethe mit fort, und ſo entſtand jener merkwürdige, in der Theatergeſchichte einzig daſtehende Verſuch einer idealen Bühne, welche, unabhängig von dem Geſchmack des Publicums, nur den reinſten und höchſten Zielen der Kunſt nachſtreben und ſich nur mit den Meiſterwerken aller Zeiten und Nationen erfüllen ſollte. Das Beſte mußten zwar immer die ſchon genannten Schiller'ſchen Stücke thun; aber auch mit der claſſiſchen Tragödie der Franzoſen, mit den Griechen, ja ſelbſt mit Calderon und den dramatiſchen Probeſtücken der neuen romantiſchen Schule wurden Verſuche angeſtellt. Auch was Goethe ſelbſt zu dieſem Behufe lieferte, waren im Grunde nur Experimente. Außer zahlreichen Prologen und Vorſpielen ſchrieb er ein Maskenſpiel im Geſchmack der Alten, „Paläophron und Neoterpe" (1800), auch bearbeitete er Voltaire's „Mahomet" (1799) und „Tankred" (1800). Selbſt „Die natürliche Tochter" (ſeit 1799, zuerſt aufgeführt 1803) war nicht viel mehr als ein Experiment; der Dichter wollte ſich darin noch ein mal mit den politiſchen Ideen der Revolution auseinanderſetzen und zwar diesmal in dramatiſcher Form, nachdem es ihm im Epos ſo trefflich gelungen war. Doch glückte der Verſuch nicht und das auf eine Trilogie angelegte Werk blieb unvollendet.

Hand in Hand mit dieſen Bemühungen, ein neues, der idealen Geſchmacksrichtung entſprechendes Repertoire herzuſtellen, ging nun aber das Beſtreben, auch eine neue ideale Schauſpielerſchule zu gründen. Auch hier ſollte die Schönheit das erſte und oberſte Geſetz ſein, Alles ſollte auf die Harmonie des Geſammteindrucks ankommen und Charakteriſtik und Naturwahrheit, dieſe bisherigen Pfeiler der Schauſpielkunſt, ſollten davor in die zweite Reihe zurücktreten. Ueber den Werth dieſer Beſtrebungen, ſowie überhaupt über die praktiſchen Erfolge der Goethe'ſchen Bühnenleitung iſt ſehr verſchieden geurtheilt worden. Am nächſten zur Wahrheit treffen wir vielleicht, indem wir einräumen, daß zwar, ſolange Goethe ſelbſt mit dem Uebergewicht ſeiner impoſanten Perſönlichkeit die weimariſche Bühne beherrſchte, dieſelbe im Einzelnen manche höchſt gelungene, in ſich vollendete und harmoniſche Darſtellung geliefert hat, immer natürlich in den Schranken jener idealen Sphäre, in welche Goethe die Bühne überhaupt erheben wollte; daß dieſe Richtung aber im Allgemeinen der deutſchen Bühne nicht vortheilhaft geweſen iſt, indem ſie ein gewiſſes conventionelles Pathos, eine gewiſſe farbloſe rhetoriſche Manier begünſtigte, die dann, in natürlicher Steigerung, mitgewirkt hat zu jenem Verfall, in welchem die deutſche Bühne ſich gegenwärtig befindet und aus dem ſie ohne eine Erneuerung unſers geſammten geiſtigen und politiſchen Lebens ſich auch ſchwerlich wieder erheben wird.

So, in raſtloſer Thätigkeit, hatte Goethe das neue Jahrhundert angetreten, als ihn im Januar 1801 eine lebensgefährliche Krankheit überfiel. Sein Zuſtand ſetzte die Freunde in Sorge; doch die natürliche Kraft ſeines ſtarken, glücklich organiſirten Körpers widerſtand dem feindlichen Anfall und mit neuem Eifer widmete der Geneſene ſich ſeinen künſtleriſchen Studien und Beſchäftigungen. Beſonders angelegentlich beſchäftigte er ſich in dieſer Zeit mit Theorie und Geſchichte der bildenden Kunſt. Schon die Zeitſchrift „Die Propyläen", die er von 1798 — 1800 herausgab, war dieſem Gegenſtande gewidmet geweſen; jetzt folgte das Buch über „Winckelmann und ſein Jahrhundert“, die Bearbeitung von „Rameau's Neffen“ und Anderes, was zum Theil in Zeitſchriften und Taſchenbüchern veröffentlicht ward. Auch in kleinern novelliſtiſchen Arbeiten und leichten lyriſchen Producten bewährte ſich die ungeſchwächte Fruchtbarkeit ſeines Talents — als plötzlich mitten in dieſes friſche, wetteifernde Treiben der Tod Schiller's gleich einem Blitz aus heiterm Himmel traf (9. Mai 1805). Es war ein harter, unheilbarer Schlag; Goethe ſelbſt fühlte, daß ihm damit die Hälfte ſeines Daſeins entriſſen war. Und ſeine Ahnung täuſchte ihn nicht. Zwar faßte er im erſten Schmerz den Vorſatz, die letzte poetiſche Arbeit ſeines Freundes, die Tragödie „Demetrius“, die derſelbe als Fragment zurückgelaſſen, zu vollenden und dadurch dieſer Freundſchaft ſelbſt das würdigſte Denkmal zu ſtiften. Bald indeſſen mußte er ſich von der Unausführbarkeit dieſes Planes überzeugen und auch andere Umſtände traten hinzu, die ſeine Stimmung verdüſterten und die Schwungkraft ſeines Geiſtes lähmten. In der Poeſie kamen neue, zum Theil feindſelige Richtungen auf, über die er ſich wol in der Stille luſtig machte, aber ſie öffentlich zu bekämpfen, ſchien ihm nicht der Mühe werth; die treibende, zur That drängende Energie Schiller's fehlte, er ſchrieb wol noch „Xenien“, aber ſie wurden nicht mehr gedruckt, ſondern wanderten in aller Stille in jenen „infernaliſchen Sack“, in welchem er noch Anderes aufbewahrte, womit er ſeinem Unmuth über Zeit und Menſchen in der alten derben Weiſe Luft zu machen liebte.

Ueberhaupt zog er ſich von jetzt an von der Poeſie mehr und mehr zurück. Zwar gab er noch 1808 den vollſtändigen erſten Theil des „Fauſt“ nebſt den Anfängen des zweiten Theils heraus, dem 1809 die „Wahlverwandtſchaften“ folgten; dieſe letztern ein mit bewundernswerther pſychologiſcher Kunſt ausgeführtes Gemälde gewiſſer ſittlicher Verirrungen, wie Goethe ſie im Laufe ſeines Lebens an ſich und Andern erfahren hatte, in der Form voll einſchmeichelnder Anmuth und Leichtigkeit, im Grundgedanken von einer ſittlichen Erhabenheit und Strenge, vor der die thörichten Beſchuldigungen, die man auch in dieſer Hinſicht gegen Goethe erhoben hat, in nichts zerfallen.

Aber jener köſtliche Nachſommer von Poeſie und Jugendkraft, den Schiller ihm heraufgeführt hatte, war doch bei alledem vorüber und Goethe ſelbſt fühlte, daß ſein Alter gekommen war.

V. Goethe's Greiſenalter. 1810 — 32.

Noch weit kürzer als bisher können wir uns über den letzten Abſchnitt des Goethe'ſchen Lebens faſſen. Es war, wie wir ſie früher bezeichneten, die Epoche des Verarbeitens, des Wiederholens, der behaglichen ruhigen Beſchaulichkeit. Goethe blieb raſtlos thätig bis an ſein Ende, doch war es, den natürlichen Geſetzen des Greiſenalters gemäß, mehr eine reproducirende als eigentlich producirende, mehr eine ſammelnde und abſchließende als anregende Thätigkeit.

Sein äußeres Leben verfloß in ruhigſtem Gange. Selbſt die Kataſtrophe von Jena, die anfangs ſein Leben in Gefahr gebracht hatte und die ihn mit doppelter Schwere traf, ſolange ſie ſeinen fürſtlichen Freund und Gebieter zu gefährden drohte, ging glücklich vorüber. Daß er den Tumult, welchen das Ereigniß in der weimariſchen Geſellſchaft hervorbrachte, benutzte, ſich in aller Stille mit ſeiner „Kleinen" kirchlich verbinden zu laſſen, wurde bereits erwähnt. Ebenſo die Audienz, die er bei Napoleon 1809 zu Erfurt hatte. Der Held des Jahrhunderts bezeigte dem Dichter die ſchmeichelhafteſte Aufmerkſamkeit und auch dieſer fühlte ſich von dem Heroiſchen der Erſcheinung, die Alles weit und breit überragte, wie der Rieſe die Zwerge, unwiderſtehlich ergriffen. Dagegen ließen die Ereigniſſe von 1813 den Vierundſechzigjährigen ziemlich kühl; er fand da zwar vielen ſchönen, edlen Eifer, aber keinen großen heldenhaften Charakter, der ihm als Dichter imponirt hätte und auch keine Thaten aus dem Vollen, Urſprünglichen, wie er ſie liebte.

Die Erhebung ſeines Fürſten zum Großherzog hatte auch für Goethe mancherlei Zuwachs an Ehre und Auszeichnung zur Folge. Häufige Badereiſen, beſonders nach Böhmen, erhielten ihn in angenehmem geſelligem Verkehr. Auch beſuchte er nach wiederhergeſtelltem Frieden noch zwei mal raſch hinter einander (1814 und 1815) den heimatlichen Main und Rhein, wo er ſich denn auch mit der altdeutſchen Kunſt, von der er ſeit Italien nichts Rechtes mehr hatte wiſſen wollen, wieder ausſöhnte.

Im Uebrigen lebte er meiſt auf ſein Haus beſchränkt. Daſſelbe war ein Geſchenk ſeines Fürſten, womit derſelbe ihn bei der Rückkehr aus Italien überraſcht hatte; an einem freien Platz gelegen, von einer für das damalige Weimar ungewöhnlichen Stattlichkeit, mit heitern und würdigen Räumen, wurde es von ihm durch zahlreiche Gemälde, Kupferſtiche, Abgüſſe, Münzen und andere Sammlungen, die ſeinem Alter die behaglichſte Beſchäftigung darboten, zu einem wahren Kunſttempel umgeſchaffen. Hier bildeten ſeine Schwiegertochter Ottilie von Pogwiſch, Heinrich Meyer, Riemer, Kanzler von Müller, ſpäter auch Eckermann, Göttling und Andere einen liebevoll hütenden Kreis, während zahlloſe Fremde von nah und fern, die geiſtige Blüte der Nationen, herbeiſtrömten, dem älteſten und berühmteſten Dichter Europas, deſſen Ruf die ganze gebildete Erde erfüllte und deſſen Namen das Symbol einer neuen, von ihm ſelbſt ſo genannten „Weltliteratur“ wurde, ihre Huldigungen darzubringen. Ein ſeltſames Intermezzo bildete ſeit 1811 Bettina Brentano, vermählte von Arnim, eine Enkelin ſeiner Jugendfreundin Laroche, die ſich dann einige Jahre nach ſeinem Tode durch ihr poetiſches Werk „Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde“ ſo berühmt gemacht hat. Ernſthafter war einige Jahre zuvor eine zärtliche, wie man ſagt nicht unerwiderte Neigung geweſen, die er für eine junge Anverwandte des Frommann'ſchen Hauſes in Jena, Minna Herzlieb faßte und von der die Spuren ſich auch zum Theil in den „Wahlverwandtſchaften", im Charakter der Ottilie und deren Schickſalen wiederfinden; auch die berühmten Sonete, die Bettina in dem obengenannten Werke naiv genug war auf ſich zu beziehen, ſind an dieſe Dame gerichtet. — Noch gefährlicher für den Frieden ſeines Herzens drohte eine Leidenſchaft zu werden, welche eine ſchöne Mecklenburgerin, Fräulein von Levezow dem Vierundſiebzigjährigen im Bade zu Marienbad einflößte; ihr verdanken wir die herrliche „Trilogie der Leidenſchaft" (1823). — Große Verehrung genoß der Dichter in Berlin; Zelter, dem er ſeit den neunziger Jahren befreundet war und der eine Menge Goethe'ſcher Lieder vortrefflich in Muſik geſetzt hatte, berichtete in häufigen Briefen treulich, was ſich in Literatur, Kunſt, Geſellſchaft in dem Babel an der Spree zutrug und erſetzte ſo einigermaßen die Einförmigkeit des weimariſchen Aufenthalts.

Denn dieſer allerdings wurde immer ſtiller und einſamer. Von den alten Freunden ſtarb Einer nach dem Andern. Herder hatte im Jahre 1803 den Anfang gemacht; kurze Zeit darauf war Schiller gefolgt. Im Juni 1828 ſchied auch Karl Auguſt, nachdem er noch drei Jahre zuvor die fünfzigjährige Wiederkehr von Goethe's erſtem Eintritt in Weimar aufs feierlichſte hatte begehen laſſen. Volle dreiundfünfzig Jahre waren Goethe und Karl Auguſt verbunden geweſen und nie hatte eine Wolke des Misverſtändniſſes ihre Freundſchaft getrübt: ein glänzendes Zeugniß, das beide Freunde gleichmäßig ehrt. Bald darauf (Februar 1830) folgte auch Großherzogin Luiſe, im November deſſelben Jahres aber hatte Goethe noch den Schmerz, daß ſein einziger Sohn Auguſt ihm während eines Aufenthalts in Rom entriſſen ward. Von amtlichen Geſchäften und Verpflichtungen hatte er ſich allmälig ganz frei gemacht; von der Leitung des Theaters, die ihm in den letzten Jahren mehr und mehr zur Laſt geworden, war er bereits 1817 zurückgetreten und nur der Univerſität Jena und den dortigen wiſſenſchaftlichen Sammlungen widmete er fortdauernd eine liebevolle Aufmerkſamkeit.

Dieſem gemeſſenen Gang ſeines äußerlichen Lebens entſprach auch ſeine geiſtige Thätigkeit. Das Hauptwerk dieſer Epoche iſt die Selbſtbiographie, die er unter dem Titel „Wahrheit und Dichtung“ niederſchrieb. Den Anfang dazu hatte er ſchon 1809 gemacht; der vierte Band, der bis auf die Bekanntſchaft mit Lili und die erſte Schweizerreiſe reicht, wurde 1824 niedergeſchrieben, trat jedoch erſt nach dem Tode des Dichters in die Oeffentlichkeit. „Wahrheit und Dichtung“ gehört zu dem Wichtigſten, was Goethe uns überhaupt hinterlaſſen; es wurde der Grundſtein der deutſchen Memoirenliteratur, ein Werk voll echten hiſtoriſchen Geiſtes, und auch das Verſtändniß und die richtigere Würdigung der Goethe'ſchen Dichtungen von Seiten des größern Publicums wurde dadurch weſentlich erleichtert und verbreitet. Ein unſchätzbares Verdienſt erwarb Goethe ſich ferner durch die Herausgabe ſeines Briefwechſels mit Schiller, die ihn von 1825 — 28 beſchäftigte. Gleichzeitig unternahm er auch eine neue vollſtändige Ausgabe ſeiner geſammten Werke. Dieſelbe trat ſeit 1825 in vierzig Bänden ans Licht; bei der vielfachen Arbeit und Mühe, welche ſie dem Dichter verurſachte, fand er an jüngern Freunden, namentlich an Riemer, Eckermann und Göttling, freundliche und geiſtvolle Unterſtützung.

Unter den poetiſchen Arbeiten dieſer Epoche nehmen die „Zahmen Xenien“ den erſten Platz ein. Es iſt die richtige und naturgemäße Poeſie des Alters, nämlich eine Poeſie der ſinnigen Betrachtung, der leidenſchaftloſen behaglichen Reflexion. Die „Zahmen Xenien“, die ſich über alle Richtungen der damaligen Literatur, der Wiſſenſchaft und Kunſt, der Politik ꝛc. verbreiten, bilden das eigentliche poetiſche Tagebuch des greiſen Goethe; es ſind kurze meiſt volksthümlich gehaltene Denkſprüche, in denen die Weisheit eines achtzigjährigen Lebens oft mit bewundernswerther Prägnanz des Ausdrucks niedergelegt iſt. Der „Weſtöſtliche Divan“, der 1819 erſchien, machte Epoche durch die Einführung des orientaliſchen Geſchmacks in die deutſche Poeſie. Einem ſiebzigjährigen Greiſe war dieſer Quietismus der Weltanſchauung und dies tändelnde Spiel mit der ſchönen Form ganz angemeſſen, aber auch nur ihm; das hätten ſeine zahlreichen Nachahmer bedenken und hätten darum weniger eifrig ſein ſollen, einen Geſchmack in Deutſchland zu verbreiten, welcher mit den ſtrengen claſſiſchen Principien, für die Goethe ſelbſt in den Jahren ſeiner Kraft ſo tapfer geſtritten, in ſo entſchiedenem Widerſpruche ſtand. Freilich lag dieſer Quietismus in dem geſammten Bedürfniß der damaligen Zeit. Es war die Zeit der politiſchen Reſtauration; den leidenſchaftlichen aber vergeblichen Hoffnungen, zu denen die Zeit der Befreiungskriege die Nation entzündet hatte, war eine ebenſo tiefe Abſpannung und Erſchlaffung gefolgt und dieſe Erſchlaffung fand nun in der weichlichen, träumeriſchen Poeſie des Orients einen ganz natürlichen und entſprechenden Ausdruck. Darum aber iſt es auch nicht geſtattet, Goethe für die nachtheiligen Einwirkungen, welche die Verbreitung dieſes Muſters auf unſere Dichtung gehabt hat, verantwortlich zu machen, er folgte nur den natürlichen Bedingungen ſeiner Entwickelung; wenn die Zeit keinen beſſern Gebrauch davon zu machen wußte als ſie gethan, ſo war das ihre Schuld, nicht ſeine. Auch „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre“ (1821 — 29) ſowie der zweite Theil des „Fauſt“, der 1825 — 31 vollendet ward, tragen bei einzelnen großen Schönheiten die Spuren des Alters unverkennbar an ſich. Von wiſſenſchaftlichen Werken ſind aus dieſer Zeit hauptſächlich die „Farbenlehre“ (1810), die Goethe in eine heftige Polemik mit den Anhängern Newton's verwickelte, ſowie die geſammelten Schriften zu „Kunſt und Alterthum“ (ſeit 1816) namhaft zu machen.

Im Auguſt 1831 beſuchte Goethe noch ein mal die Gegend von Ilmenau, wo er mit ſeinem fürſtlichen Freunde ehedem ſo viele glückliche Tage verlebt hatte; ſtaunend ruhte ſein Auge auf der Wand des Breterhäuschens auf dem Gickelhahn, auf der er vor mehr als fünfzig Jahren das berühmte „Unter allen Wipfeln iſt Ruh'" niedergeſchrieben hatte, und eine Thräne perlte in ſeinem ſonſt ſo klaren hellen Blick.

Den nächſtfolgenden Winter verlebte er in gewohnter Rüſtigkeit zwiſchen ſeinen Büchern und Sammlungen, mit Kunſtbetrachtung, Lectüre und einem ausgedehnten Briefwechſel beſchäftigt. Auch den Naturwiſſenſchaften, namentlich dem eben damals ausbrechenden Streit zwiſchen Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire wandte er eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit zu. Am 16. März 1832 fühlte er ſich unwohl; ohne eigentlich ausgeſprochene Krankheit verſchlimmerte ſein Zuſtand ſich doch ſchnell, und bald mußten die Freunde die Hoffnung aufgeben, das theure Leben auch diesmal noch erhalten zu ſehen. Doch behauptete die Klarheit ſeines Geiſtes ſich faſt bis zum letzten Augenblick; nur kurz vor ſeinem Tode traten unter leichtem Schlummer Phantaſien ein, in denen er ſich namentlich mit Schiller beſchäftigte. Er ſtarb ſitzend in ſeinem Lehnſtuhl in der Mittagsſtunde des 22. März; ſein letztes Wort war: „Mehr Licht!"

In ganz Europa, ja in der ganzen gebildeten Welt wurde die Nachricht von Goethe's Tod mit erfurchtsvoller Trauer aufgenommen; Deutſchland vor allem fühlte, daß es ſeinen Dichterkönig verloren und daß Jahrhunderte werden vergehen müſſen, bevor zum zweiten mal ein ſo harmoniſch gebildeter, ſo in ſich vollendeter Geiſt aus den ſchöpferiſchen Händen der Natur hervorgeht. Inzwiſchen ſind uns ſeine Werke, iſt uns ſein Gedächtniß geblieben; ſuche wir beide würdig zu benützen.

„Und wenn ſich meine grauen Wimpern ſchließen,
So wird ſich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei deſſen Wiederſchein von jenen Sternen.
Die ſpätern Enkel werden ſehen lernen,
Um in prophetiſch höheren Geſichten
Von Gott und Menſchheit Höh'res zu berichten."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ludwig Holberg.

Ludwig Holberg,

ſein Leben und ſeine Schriften.

Nebſt einer

Auswahl ſeiner Komödien.

Von

Robert Prutz.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg

C. F. Dahlmann

gewidmet.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Es ſind jetzt fünfzehn Jahre und länger, verehrter Herr und Freund, daß ich in Jena das Glück hatte, einige Zeit in Ihrer Nähe zu verleben; es war eine trübe Epoche damals und Sie ſelbſt ſahen ſich zu einer unfreiwilligen Muße verurtheilt, welche Sie benützten, Ihre Geſchichte der engliſchen und franzöſiſchen Revolution zu ſchreiben und unſere Machthaber — leider vergeblich — vor dem zu warnen, was dann nachher ſo kläglich über uns Alle hereingebrochen iſt. Auf den Spaziergängen durch das ſchöne Saalthal, die wir damals zuweilen gemeinſam machten, bildete nicht ſelten der alte Holberg den Gegenſtand unſerer Geſpräche. Sie, der Sie einen Theil Ihrer Jugend in Kopenhagen verlebt, waren mit dem alten treuherzigen Spötter wohlbekannt und ſchenkten den Studien, die ich ihm ſchon damals widmete, eine für mich ebenſo ſchmeichelhafte wie ermunternde Theilnahme. Erlauben Sie, daß ich Sie an dieſe Zeiten, die mit ihrem Guten und Böſen, ihrem Drohenden und Hoffnungsvollen, ihren Verluſten und Täuſchungen ja auch ſchon längſt hinabgeſtiegen ſind, erinnere, indem ich mir die Freiheit nehme, Ihnen dies Buch jetzt öffentlich zuzuſchreiben. Und zwar thue ich dies Letztere nicht blos deshalb, um Ihnen meinen verſpäteten, aber gewiß nicht minder herzlichen Dank zu ſagen für die Anregungen, welche ich damals von Ihnen erhalten: ſondern ich thue es auch, weil ich wünſche und hoffe, Ihr Name, der Name des alten gefeierten Vorkämpfers der ſchleswig-holſteiniſchen Rechte, ſoll meinem Buche ein Schild ſein, Mißverſtand und Vorurtheil davon abzuwehren.

Denn auf Vorurtheile freilich muß ein Buch gefaßt ſein, das ſich in Zeiten wie die jetzigen die Aufgabe ſtellt, das deutſche Publikum mit der däniſchen Literatur näher bekannt und auf die Schätze derſelben aufmerkſam zu machen. Inzwiſchen hoffe ich, daß es auch in dieſem Augenblick, wo mit Recht jedes deutſche Herz von Zorn und Groll gegen Dänemark überquillt, doch noch immer eine kleine Anzahl unbefangener Seelen geben wird, welche den alten Holberg von ſeinen heutigen Enkeln und Urenkeln zu unterſcheiden und aus der herben Schale der Tagespolitik die reine goldene Frucht unvergänglichen Humors und achter Dichtergröße herauszufinden wiſſen. Ja wie Sie ſelbſt, verehrter Freund, in jenen ſchwülen Tagen zu Anfang der Vierziger es nicht verſchmähten, Ihren von patriotiſchem Kummer gebeugten Sinn an den Scherzen des alten däniſchen Dichters aufzurichten, ſo, hoffe ich, ſollen dieſe Scherze auch jetzt noch hie und da ein empfängliches Herz treffen und um manchen bittern, von Sorgen gepreßten Mund ein flüchtiges Lächeln hervorrufen.

Mir ſelbſt iſt Holberg ſeit mehr denn zwanzig Jahren ein beinahe täglicher Begleiter geweſen. Seine erſte Bekanntſchaft machte ich Mitte der dreißiger Jahre durch denſelben Mann, dem ich auch übrigens ſo viel verdanke und deſſen Tod eine Lücke in mein Leben geriſſen hat, die durch nichts ausgefüllt werden kann: den verſtorbenen Oberlehrer Albert Wellmann in Stettin. Gleich bei dieſer erſten Bekanntſchaft gefeſſelt durch die komiſche Kraft des Dichters und entrüſtet über das falſche Bild, das die Romantiker uns von ihm entworfen, faßte ich den Entſchluß, das deutſche Publikum mit

Holberg genauer bekannt zu machen. Als erſte Frucht dieſer Studien trat der Aufſatz über „Ludwig Holberg“ im zweiten Jahrgang meines Literarhiſtoriſchen Taſchenbuchs (1843) ans Licht. Das vorliegende größere Werk ſollte unmittelbar darauf folgen, wie es denn auch ſchon im Meßcatalog von 1844 als demnächſt erſcheinend angekündigt ward; in der That jedoch hat es das alte horaziſche „nonum prematur in annum“ mehr als doppelt überſtehen müſſen, bis ich es jetzt endlich dem Publikum übergebe. Möge ſeine Aufnahme nicht allzuſehr unter der Stimmung des Tages zu leiden haben; Ihnen aber, verehrter Herr und Freund, wünſche ich, daß der Himmel Sie noch recht lange rüſtig und friſchen Geiſtes erhalten und daß auf die Hefe der Freiheit, die wir Alle ſo ſchmerzlich durchgekoſtet haben, auch noch ihr reiner lauterer Wein Ihnen perlen und Ihren Lebensabend erheitern möge.

Grabow bei Stettin, Juli 1857.

R. P.

Inhalt.

I. Ludwig Holbergs Leben und Schriften 1

1. **Einleitung.** Allgemeine Beziehungen der däniſchen und der deutſchen Literatur 3
2. Geſchichte der däniſchen Literatur bis auf Holberg 22
3. Holbergs Leben 43
4. Holbergs wiſſenſchaftliche Schriften 103
5. Holbergs poetiſche Werke 126
6. Einwirkung der Holbergſchen Komödie auf die deutſche Bühne 219

II. Auswahl aus Ludwig Holbergs Komödien . . . 229

1. Der politiſche Kanngießer 231
   Anmerkungen 289
2. Jean de France oder Hans Franzen 301
   Anmerkungen 354
3. Jeppe vom Berge oder der verwandelte Bauer 361
   Anmerkungen 403
4. Der elfte Juni 407
   Anmerkungen 466
5. Die Wochenſtube 471
   Anmerkungen 514
6. Ulyſſes von Ithacia oder Eine deutſche Komödie 549
   Anmerkungen 609

I.

Ludwig Holbergs

Leben und Schriften.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Einleitung.

Allgemeine Beziehungen der däniſchen und der deutſchen Literatur.

Es gehört Muth dazu, in einem Augenblick wie der gegenwärtige, da langjährige politiſche Kämpfe Deutſchland und Dänemark aufs Aeußerſte gegen einander erbittert haben und da namentlich das Rechtsbewußtſein des deutſchen Volks ſich durch die fortgeſetzten Uebergriffe der däniſchen Gewaltherrſchaft aufs Tiefſte gekränkt fühlt, mit einem Werke hervorzutreten, das an die urſprüngliche Verwandtſchaft beider Nationen und ihre gemeinſamen Arbeiten auf dem Felde der Kunſt und Wiſſenſchaft erinnert. Daß dem Verfaſſer des vorliegenden Werkes dieſe Schwierigkeiten nicht entgangen ſind, darüber hat er ſich im Vorwort des Näheren ausgeſprochen. Dennoch konnte er darin keinen zwingenden Grund erkennen, mit dieſem Werke, der Frucht zwanzigjährigen Fleißes, noch länger zurückzuhalten. Im Gegentheil, er ſchmeichelt ſich ſogar, daß das Erſcheinen ſeines Buchs möglicherweiſe mit dazu beitragen wird, eine gerechtere Auffaſſung der beiderſeitigen Nationalitäten und ihrer geſchichtlichen Entwickelung vorzubereiten und an die Stelle der gegenwärtigen maßloſen Erbitterung wenigſtens das Verlangen zu ſetzen, ſich erſt gegenſeitig etwas gründlicher kennen zu lernen.

Dänemark hat Deutſchland ſchweres Unrecht gethan und fährt fort es zu thun, ſelbſt zu einer Zeit, da ihm der Vorwand, ſich gegen erfahrene Angriffe ſchützen zu müſſen, nicht mehr zur Seite ſteht. Das iſt ſchlimm, ohne Frage: aber iſt es nicht noch weit ſchlimmer, daß das große mächtige Deutſchland dies von dem kleinen winzigen Dänemark duldet? Nicht noch weit ſchlimmer, daß die vierzig Millionen Deutſche ſich von den kaum zwei Millionen Dänen auf alle Weiſe bevortheilen und verſpotten laſſen und haben dafür nichts als ohnmächtige Klagen und Proteſte? Nur Deutſchlands Zerriſſenheit und Muthloſigkeit iſt es, was den Uebermuth der Dänen aufgeſtachelt hat; weil Deutſchland Alles duldete, ſo war es ſehr natürlich, daß der Däne glaubte, er dürfe ihm auch Alles bieten. Auf dem Felde der Politik, wie daſſelbe nun einmal beſtellt iſt, geht Jeder ſoweit er kann; es iſt Thorheit, Selbſtbeherrſchung und Mäßigung zu erwarten, wo man verſäumt hat, dem Gegner die Ueberzeugung beizubringen, daß jede Verletzung des Maßes, jede Ueberſchreitung von Geſetz und Recht ſofort die verdiente Züchtigung nach ſich ziehen wird. Wären die deutſchen Angelegenheiten, ſtatt von einer geſunden nationalen Politik gelenkt zu werden, nicht ſeit Jahrhunderten theils dem Zufall, theils der Thorheit und den ſchlechten Neigungen der Menſchen überlaſſen worden, ſo würde ein Zwieſpalt, wie der gegenwärtige, niemals möglich geworden ſein; wie einſt in den Blütetagen des alten deutſchen Reichs, zur Zeit eines Karl und Otto des Großen, Dänemark bei Deutſchland zu Lehen ging und wie dann ſpäter durch den ganzen Lauf der Geſchichte deutſche Kunſt, deutſche Wiſſenſchaft, deutſche Bildung es geweſen, welche Dänemark angeregt und befruchtet hat, ja wie ſelbſt das Blut ſeiner Könige aus deutſchem Stamme entſprungen iſt: ſo würde eine geſunde und wahrhaft nationale deutſche Politik auch dafür geſorgt haben, daß Dänemark jederzeit gleichſam im Bann des deutſchen Geiſtes geblieben und daß jene urſprüngliche Gemeinſamkeit der Intereſſen, welche zwiſchen beiden Ländern exiſtirt und die nur durch die Verkehrtheit unſerer Politik vorübergehend ausgelöſcht werden konnte, jederzeit zur vollen Geltung gekommen wäre.

Statt deſſen haben wir es mit Dänemark gemacht, wie mit Holland, der Schweiz, dem Elſaß und den übrigen Außenwerken der deutſchen Nationalität: ſtatt die alte Blutsverwandtſchaft lebendig zu erhalten, ſtatt ein Volk, das uns beinahe näher verwandt iſt als irgend ein anderes, dem die Natur dabei geiſtig wie phyſiſch, nach ſeiner geographiſchen wie politiſchen Lage, ſo viele ausgezeichnete Eigenſchaften verliehen hat und das uns überdies durch die

Gleichheit des religiöſen Bekenntniſſes ſo nahe gerückt iſt, wahrhaft zu unſerem Brudervolk zu machen, haben wir es bald den Franzoſen, bald den Ruſſen, immer aber zum Spielball von Nationen überlaſſen, die uns ſelbſt feindſelig und die wir vielmehr auf alle Art hätten ſollen zu ſchwächen und von unſern Grenzen zu entfernen ſuchen. Nur die Kraft, welche Vertrauen erweckt, erwirbt Bundesgenoſſen; Deutſchland aber hat, wie man weiß, ſeit Jahrhunderten ſtets nur ein Schauſpiel kläglichſter Entzweiung und Verkümmerung geboten, ſtatt ſich Bundesgenoſſen zu erwerben, hat ſeine kurzſichtige, widerſpruchsvolle und kleinherzige Politik ſogar diejenigen von ſich geſtoßen, welche die Natur ſelbſt zu unſern nächſten Verbündeten beſtimmt hatte. Wir klagen und ſeufzen über das verlorene Elſaß — aber die Hand aufs Herz: war es nicht unendlich beſſer, Unterthan des großen Ludwig und Angehöriger eines Volks zu ſein, das eben damals als das erſte der Welt gefeiert ward, als ein verlorener Poſten jenes deutſchen Reichs, das damals bereits in Todeszuckungen lag und ſchon bei ſeinen eigenen Angehörigen zum Spotte geworden war? Wir bedauern die Iſolirung Hollands und rümpfen die Naſe zu der krämerhaften Selbſtſucht, mit dem daſſelbe ſich gegen das deutſche Stammland abſchließt; aber als deutſche Provinz, in den Entwickelungsgang des deutſchen Reiches mit eingeſchloſſen, hätte Holland wol jemals ſeinen Unabhängigkeitskampf gegen die Weltmonarchie des ſpaniſchen Hauſes begonnen? Und wenn es ihn begonnen, hätte es ihn wol jemals ſo glücklich und ſieghaft durchgekämpft, wie nun, da es auf eigenen Füßen ſtand? — Es iſt ein ſchmerzliches Bekenntniß, aber es muß doch abgelegt werden: es iſt bis jetzt noch immer vortheilhafter geweſen, Deutſchlands Feind zu ſein als ſein Freund und ſelbſt unſere Freunde haben ſich noch immer am beſten dabei befunden, wenn ſie uns den Rücken gewendet und uns unſerer eigenen Machtloſigkeit und Zerfallenheit überlaſſen haben.

Ernten wir nun davon die Früchte und glaubt nun ſelbſt das kleine Dänemark ſich berufen, uns auf der Naſe ſpielen zu dürfen (und bis jetzt iſt bekanntlich ſein Glauben noch nicht Lügen geſtraft worden), ſo ſollte das, richtig verſtanden, vielmehr ein Grund für uns ſein, uns gegen uns ſelbſt zu erbittern und aufzuſtacheln, als gegen diejenigen, welche von unſerer Schwäche den Gebrauch machen, den ihr Vortheil ihnen zu gebieten ſcheint; nicht Jene ſollten wir haſſen und verachten, die ja nur die Conſequenzen unſerer eigenen Thaten ziehen, ſondern unſere eigene Schwäche, unſere Muthloſigkeit, unſeren Mangel an Einheit und Ausdauer. Wäre aber dieſer Haß ächt und ehrlich, ſo würde er auch die Kraft in uns erzeugen, uns von jenen Untugenden frei zu machen; wir würden, nach den Worten der Bibel, das Glied abhauen, das uns ärgert, und würden als eine, in Einigkeit und Tapferkeit wiedergeborene Nation uns die Achtung erzwingen, die man uns gegenwärtig mit Recht verweigert. Der Fanatismus der Dänen tritt ſehr gehäſſig auf, das iſt richtig; aber iſt nicht auch in dieſem Fanatismus noch das Nationalgefühl zu erkennen, das ihm, wenn auch zur Carricatur verzerrt, zu Grunde liegt? Und iſt der gänzliche Mangel an Nationalgefühl und volksthümlichem Bewußtſein, den wir Deutſchen zeigen, nicht noch weit haſſenswerther? Erhebt Deutſchland ſich dereinſt aus ſeinem gegenwärtigen tiefen Sturz, ſo werden alle dieſe Ausſchreitungen, die uns jetzt ſo tief verletzen, von ſelbſt verſchwinden; gegenüber einem wahrhaft einigen und ſelbſtbewußten und eben dadurch ſtarken und mächtigen Deutſchland wird das zum Uebermaß geſteigerte Selbſtgefühl der Dänen bald wieder in die richtigen Schranken zurückkehren und aus der Achtung und Anerkennung, welche beide Nationen ſich und ihren gegenſeitigen Rechten erweiſen, wird bald auch ein Band gegenſeitiger Zuneigung und gemeinſamen Handelns erwachſen.

Bis dahin, daß dies geſchieht und daß Deutſchland dereinſt durch entſchiedenes und männliches Handeln dieſe Scharten auswetzt, — ſcheint es uns ein nicht unwürdiger Beruf für Kunſt und Wiſſenſchaft, durch ihre milden Strahlen den Boden zu erwärmen und vorzubereiten, dem dereinſt eine ſo köſtliche Frucht erwachſen ſoll. Wir haſſen die Politik der Dänen, wir haſſen die eigene unſelige Schwäche, durch die wir ſelbſt dieſelbe herausgefordert; wir verabſcheuen die rohe Gewaltthätigkeit, mit der die Dänen in Schleswig-Holſtein Geſetz und Recht mit Füßen treten — aber ſollen wir darum auch ihre Dichter haſſen? Müſſen wir uns darum auch abſichtlich verblenden gegen die Schönheiten der däniſchen Kunſt oder gegen die gediegenen und ſchätzenswerthen Leiſtungen ihrer Wiſſenſchaft? Wir zweifeln. Selbſt die Römer, ein Volk, dem gewiß Niemand eine zu weit getriebene Humanität ſchuldgeben wird, achteten zum wenigſten die Götter der unterworfenen Völker und nahmen die Bilder derſelben mit in ihre Tempel auf. Wir ſind nicht einmal Sieger, wir ſind umgekehrt Beſiegte, wenn auch weniger durch die Macht oder das Glück des Siegers, als durch unſere eigne Schuld und Schwäche — und wir ſollten Bedenken tragen, den Götterbildern der Schönheit und der Kunſt, die wir bei dem fremden Volke finden, unſere Huldigung darzubringen und ihnen eine zweite Heimath bei uns zu gründen?

Um ſo mehr, da ſie uns innerlich ſo verwandt ſind und da es im Grunde nur der Widerſchein unſeres eigenen Geiſtes iſt, der uns aus ihnen anblickt. Wie — den Eiſenfreſſereien der Dänen vom neueſten Datum zum Trotz, die ſich ſo gern als Autochthonen geberden möchten — die geſammte däniſche Cultur, ſo iſt auch die däniſche Literatur weſentlich ein Produkt der deutſchen Bildung; ſie iſt gleichſam unter der Sonne des deutſchen Geiſtes emporgewachſen. Ja noch mehr als das: unſere eigene literariſche Entwickelung hat innerhalb der däniſchen Literatur, wie in einer Uebungsſchule, gewiſſe Uebergänge und Durchgangsſtufen durchgemacht, wir haben von ihr gewiſſe Anregungen und Einwirkungen erfahren, die dann für die Geſammtheit unſerer geiſtigen und namentlich unſerer künſtleriſchen Entwickelung von größter Bedeutung geworden ſind.

Freilich iſt der deutſchen Literatur ſelbſt die Erinnerung an dieſe alten verwandtſchaftlichen Beziehungen ziemlich entſchwunden; trotz der gemeinſamen Abſtammung beider Völker, der urſprünglichen Verwandtſchaft ihrer Sprachen und der nachbarlichen Lage ihrer Länder iſt die däniſche Literatur dennoch in Deutſchland nur wenig gekannt. Sie theilt hierin, wie der Verfaſſer an einem andern Orte ausführlicher nachgewieſen hat (vgl. die Abhandlung über „die niederländiſche Literatur in ihrem Verhältniß zur deutſchen" in den Kleinen Schriften. Zur Politik und Literatur, 1847, I., 196—231), dasſelbe Schickſal mit der ſchwediſchen und der niederländiſchen Literatur. Auch dieſe beiden werden in ihrem Verhältniß zu Deutſchland von denſelben Vortheilen begünſtigt und empfohlen, wie die däniſche; auch in Betreff ihrer wird jeder, der das Gegentheil nicht aus der Erfahrung weiß, als unzweifelhaft vorausſetzen, als müßten ſie, wenigſtens was die nördlichen Landſchaften unſeres Vaterlandes anbetrifft, die erſte Stelle unter den dort üblichen fremden Sprachen und Literaturen einnehmen. Und doch ſind ſie in der That alle drei in Deutſchland gleich unbekannt und vernachläſſigt und ſelbſt diejenigen von uns, denen ihre Kenntniß, ſei es wegen der nachbarlichen Lage oder wegen geſchäftlicher Verbindungen unentbehrlich ſcheint, vermeiden dieſe Kenntniß mehr, als ſie dieſelbe ſuchen.

Sogar die deutſche Wiſſenſchaft, die ſich doch noch bis vor Kurzem ſo leicht nichts entgehen ließ, wohin ſie, als in ein Schneckenhaus, ſich vor der Bewegung des Tages zurückziehen konnte, hat von den in Rede ſtehenden Literaturen, den ſkandinaviſchen und der niederländiſchen, ſo gut wie keine Notiz genommen. Oder wenn ſie es ja einmal gethan (und allerdings wäre es in hohem Grade unrecht, wollten wir ſolche vortreffliche Vorarbeiten, wie z. B. die Geſchichte der niederländiſchen Literatur durch Hoffmann von Fallersleben und Mone, oder die älteſte ſkandinaviſche Sagenforſchung durch zahlreiche und namhafte deutſche Gelehrte erfahren hat, hier mit Stillſchweigen übergehen), ſo erſtrecken ihre Leiſtungen ſich doch beinahe ausſchließlich nur auf die älteſten Zeiten, gleichſam auf die Origines jener Literaturen. Und auch dabei pflegen ſie ſich mehr auf Vorarbeiten, Sammlungen und Studien zu beſchränken, als daß ſie ein überſichtliches Bild und eine wirkliche hiſtoriſche Darſtellung zum Vorſchein brachten. Selbſt größere literargeſchichtliche Sammelwerke, wie aus älterer Zeit das Eichhorn'ſche, oder auch nur das Wachler'ſche, oder aus neueſter Zeit das umfangreiche Graeſſe'ſche Repertorium, werden, wo ſie das Gebiet der genannten Literaturen berühren, dürftig und unvollſtändig. Das beſte derartige Werk aber, die „Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ſeit Ende des dreizehnten Jahrhunderts“ von Bouterwek, ein Denkmal deutſchen Fleißes und deutſcher Gründlichkeit, das noch jetzt, trotz des völlig veränderten Standpunktes ſowohl unſerer Aeſthetik wie der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, der aufmerkſamſten Beachtung würdig und jedem neuen Forſcher unentbehrlich iſt, hat leider gerade dieſe nordiſchen Literaturen unberückſichtigt gelaſſen.

Nun könnte man zwar einwenden, daß Literaturen, welche ſelbſt kein lebhafteres Intereſſe zu erwecken im Stande ſind, auch unſererſeits keine größere Beachtung verdienen. Und in der That ſind Stimmen dieſer Art hie und da laut geworden. Man hat hingewieſen auf das enge Gebiet der betreffenden Sprachen, auf den geringen Umfang ihrer Literaturen und nicht weniger auf den untergeordneten Standpunkt, den die gedachten Nationen ſelbſt in dieſem Augenblick in dem europäiſchen Staatenſyſtem und ſomit in der gegenwärtigen Entwickelung der Weltgeſchichte überhaupt einnehmen. Man hat ſich ferner an Aeußerlichkeiten der Sitte, an Zufälligkeiten der Sprache gehalten, die dem Gefühl des Deutſchen befremdlich, mitunter (wie beim Holländiſchen) wohl gar anſtößig und lächerlich erſcheinen. Endlich hat man auch den nationalen Standpunkt hervorgekehrt und es für einen Luxus der Wiſſenſchaft, einen Uebermuth der Gelehrten erklärt, wolle man, ſo lange für die Erkenntniß unſeres eigenen deutſchen Geiſtes noch ſo unendlich viel zu leiſten bleibt, ſich mit ſo wenig eingreifenden, ſo wenig ergiebigen fremden Literaturen beſchäftigen.

Und doch iſt, dünkt uns, mit dem Allen, ſo ſcheinbar auch einige von dieſen Einwendungen ſind, der eigentliche Punkt, auf den es ankommt, noch nicht getroffen. Zwar was den letztgenannten Umſtand, den Werth und die Nothwendigkeit des nationalen Intereſſe angeht, ſo ſind wir keineswegs geneigt, ſeine Berechtigung zu verkennen. Im Gegentheil, wir gehen noch weiter und halten es nicht blos für eine zeitweilige, ſondern für eine durchaus grundſätzliche und innerlichſt weſentliche Verpflichtung eines jeden Gelehrten, daß ſeine Gelehrſamkeit ihren eigentlichen fruchtbaren Kern in dem Leben ſeiner Zeit und ſeines Volkes habe und daß, welchem Zweige menſchlichen Wiſſens er ſeine Thätigkeit auch widme, immer aus ſeiner ſpeciellen Wiſſenſchaft ein rother Faden nationalen Lebens, ein warmer Blutſtrom volksthümlichen Bewußtſeins in das Allgemeine ſeiner Zeit hinüberleite. Denn nur in unſerm Volk, nur in den großen und allgemeinen Beſtrebungen unſers Jahrhunderts leben wir wirklich, alles Andere iſt todt.

Aber es iſt ein Unterſchied zwiſchen bornirter und bewußter, zwiſchen kokettirender und wahrhafter Volksthümlichkeit. Jene iſt einſeitig und würde, conſequent durchgeführt, in Ablehnung aller fremden Bildungselemente, uns binnen Kurzem in die traurigſte Barbarei zurückwerfen. Dieſe dagegen, im ſichern Gefühle ihrer ſelbſt, iſt ſo bereit wie fähig, auch das Fremde anzuerkennen und aus der organiſchen Bewältigung und Verſchmelzung des Andern ſich ſelbſt gleichſam auf einer höhern Stufe wiederzugebären. Schon im gewöhnlichen Leben, in dem gemeinen Verkehr des Tages iſt es ſo, daß nur derjenige wahrhaft ſich ſelbſt kennt, der zugleich ſeine Umgebung, die Menſchen mit und neben ſich verſteht; um wie viel mehr findet daſſelbe in den erweiterten Verhältniſſen der Nationen, im Leben der Völker und ihrer Entwickelung ſtatt. In Rückſicht aber auf die ebengenannten Nationen tritt noch der beſondere Umſtand ein, daß ſie urſprünglich germaniſchen Stammes und die nächſten Anverwandten ſind, die wir überhaupt in der europäiſchen Völkerfamilie haben; ſo daß alſo die Geſchichte ihrer Entwickelung und ihrer Bildung einen integrirenden Theil unſerer eigenen Geſchichte bildet und wir namentlich unſere eigene Literatur nicht völlig verſtehen können, ohne die Abzweigungen, in denen ſich jene allmählig von uns losgelöſt, ſowie hinwiederum den Einfluß, welcher durch ſie zu verſchiedenen Zeiten auf uns ausgeübt worden iſt, erkannt zu haben. Die Literaturen dieſer Völker ſind (wie der Verfaſſer es bereits vor Jahren an einem andern Orte ausgedrückt hat) gleichſam die äußerſten Vorpoſten des eigenthümlich deutſchen Geiſtes; Pflanzäcker waren ſie uns, gleich jenen, in denen der Gärtner die jungen Schößlinge aufzuziehen pflegt, um dann die emporgewachſenen und veredelten in den Garten ſelbſt zurück zu verpflanzen, Schulen gleichſam und Bildungsſtufen, in denen gewiſſe Richtungen des deutſchen Lebens auferzogen, Waffenhäuſer, in denen die Pfeile deutſchen Geiſtes geſchmiedet wurden, abgeworfene Hüllen, aus denen der Genius deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt ſich ſiegreich entpuppt hat.

Es iſt wahr, wir haben dieſe Zeiten hinter uns und das Gebäude unſerer Bildung ſteht jetzt ſelbſtſtändig auf eigenem breitem Fundament. Ja ſogar ſie, die ehemals unſere Lehrer und Vorbilder waren, ſind jetzt unſere Schüler und Nachahmer geworden. Sie wiſſen es zum Theil ſelbſt; oder wenn ſie es nicht wiſſen, ſo fühlen ſie es doch; und ſogar wenn ſie, wie es gegenwärtig in Dänemark geſchieht, dies Gefühl mitunter vor ſich ſelbſt zu verbergen ſuchen und dem deutſchen Geiſt, ihrer mütterlichen Pflegerin, in geheimer und offener Oppoſition gegenüber treten, ſo wird es jedem Unbefangenen durch die Thatſache bewieſen, daß ſie mit der Blüte ihrer geiſtigen Bildung in unſerm Boden wurzeln und aus ihm den eigentlichen Lebensſaft ihrer Kunſt, ihrer Wiſſenſchaft wie ihrer Dichtung ziehen.

Aber wenn es Jene ehrt, dies Verhältniß in neidloſer Eintracht anzuerkennen, ſo ehrt es uns noch mehr und iſt eine dringende Pflicht für uns, dankbar der früheren Zeiten und jener Uebergänge unſerer Bildung zu gedenken, wo das Verhältniß umgekehrt war und wir von denen empfingen, denen wir jetzt, von einem wohlwollenden Schickſal begünſtigt, zurückzahlen und vergelten dürfen. Solche Uebergänge waren (um von der Berührung mit der ſchwediſchen Literatur, die ſich allerdings nur auf die älteſte Verwandtſchaft der deutſchen und der nordiſchen Sagenkreiſe beſchränkt, hier zu geſchweigen) hauptſächlich das ſechzehnte Jahrhundert, wo unſere Opitz und Gryphius bei den Holländern in die Schule gingen, indem ſie ſich an dem Muſter eines Heinſius, eines Vondel zu der ſpäteren ſelbſtſtändigen und ungefärbten Auffaſſung der Antike, dieſer erhabenen Lehrerin aller Zeiten und Völker, heranbildeten — und ſodann die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo die däniſche Literatur, zu der wir hiermit zurückkehren, durch Holberg einen weſentlichen und noch jetzt nicht völlig verwiſchten Einfluß auf die Geſtaltung der deutſchen Komödie gewann.

Holberg hat in Deutſchland wunderliche Schickſale gehabt. Vor hundert Jahren einer der bekannteſten Namen, auch in Deutſchland, ein geachteter Mitarbeiter, in manchen Dingen wohl gar ein Nebenbuhler und Muſter unſerer Geſchichtſchreiber, vor Allem der unbeſtrittene König unſerer komiſchen Bühne, die Luſt unſeres Publikums, der Stolz unſerer Schauſpieler, das gefeierte Vorbild unſerer Komödienſchreiber, war er bald darauf in der öffentlichen Meinung ebenſo tief geſunken, als ſie ihn zuvor in die Höhe gehoben hatte. Der ekle Geſchmack eines verfeinerten Geſchlechts wandte ſich von der Derbheit der Holberg'ſchen Komödie mit Ueberdruß zurück, man warf ſeinen Namen zu denen der Poſſenreißer und unanſtändigen Geſellen, und wie ehemals der Hanswurſt, ſo ward nun (und mit noch größerem Unrecht) dreißig Jahre ſpäter Holberg von der deutſchen Bühne verbannt oder doch nur unter allerhand Verkleidungen ſelten und ſo zu ſagen heimlich zugelaſſen.

Erſt den Romantikern, deren Verdienſt um die Eröffnung neuer, die Wiedereinführung verſchollener Literaturen und literariſcher Perſönlichkeiten hinlänglich bekannt iſt, war es vorbehalten, auch den vergeſſenen, verurtheilten Holberg in der Erinnerung, ſogar in der Achtung und Liebe, wenn auch nicht des größeren Publikums, doch einzelner excluſiver Kreiſe wiederherzuſtellen. Wenn aber bei den übrigen Literaturen die anfänglich dilettantiſchen und unzulänglichen Bemühungen, welche die Romantiker ihnen widmeten, in ihrem Fortgange meiſtentheils (wir brauchen nur an Dante, Calderon, vor Allem aber an das Studium der indiſchen und unſerer eigenen mittelalterlichen Literatur zu erinnern, welches ſeine jetzige Blüte, näher oder ferner, gleichfalls unſern Romantikern verdankt) zu den anſehnlichſten wiſſenſchaftlichen Reſultaten geführt haben, ſo iſt dem wackern Holberg ein gleiches Glück nicht zu Theil geworden.

Im Gegentheil, wenn man das Schickſal betrachtet, das Holberg unter den Händen unſerer Romantiker gehabt hat, ſo wird man unwillkürlich an „Unſtern, jenen guten Jungen" erinnert, dem Alles, was ihn eigentlich hätte fördern und unterſtützen ſollen, durch eine eigenſinnige Conſtellation der Sterne vielmehr zum Unheil ausſchlug. So auch Holberg. Man las ihn vor — und allerdings, wer jemals das Glück gehabt hat, einer Tieck'ſchen Vorleſung eines Holberg'ſchen Stückes beizuwohnen, der wird uns ohne Zweifel beipflichten, wenn wir behaupten, daß von Allem, was von Seiten der Romantiker für die Verbreitung und Anempfehlung Holbergs geſchehen, dieſe Vorleſungen bei Weitem das Beſte und Ergiebigſte waren. Denn Tieck entwickelte (wie der Verfaſſer ſich aus perſönlicher Erfahrung gern erinnert) in dieſen Vorleſungen eine ſolche Fülle des glücklichſten Humors, der liebenswürdigſten und urſprünglichſten Laune, daß auch die gröbſten Sinne eine Ahnung von der komiſchen Kraft, der Schalkhaftigkeit und humoriſtiſchen Laune bekommen mußten, welche den däniſchen Dichter erfüllt.

Allein ſo vortrefflich dieſe Vorleſungen auch waren, ſo waren es doch eben Vorleſungen: und man erinnert ſich wol noch jenes Rufes des Excluſiven, des Gemachten und Unnatürlichen, in welchem, ſei es mit Recht, ſei es mit Unrecht, derartige Vorleſungen, ſowie die Kreiſe, die ſich mit ihnen gefliſſentlich beſchäftigten, bei den Kritikern jener Zeit ſtanden, da der moderne „Rhetor“ noch nicht erfunden war und es noch keine mit Miniſterialreſcript umherreiſende, Schulen und Univerſitäten brandſchatzende Vorleſer als Stützen der Loyalität gab: einen Ruf, den Hegel (in der Aeſthetik, Bd. III, S. 515) ſogar wiſſenſchaftlich und nicht ohne einigen Anſchein der Wahrheit begründet hatte. Dadurch geſchah es denn, daß Holberg, ſtatt durch eine derartige Verbreitung populärer zu werden, vielmehr dem gemeinſamen Verdacht, dem dieſe Art literariſcher Unterhaltung damals noch unterlag, gleichfalls verfiel und als ein bloßer Leckerbiſſen für die Auserwählten der Romantik, die Ironiſchen und par excellence Geiſtreichen von der Mehrzahl des Publikums zurückgewieſen ward.

Aber man blieb bei den Vorleſungen nicht ſtehen: man that des Holberg auch hin und wieder in Aufſätzen und Schriften Erwähnung, man lobte und rühmte ihn und redete ein Breites von ſeiner Bedeutung ſowohl für die komiſche Literatur überhaupt, wie insbeſondere für die deutſche Bühne. Allein dieſe Erwähnungen waren alle ſo oberflächlich und unvollſtändig, ſie trugen ſo ſehr das Gepräge des Beiläufigen und Zufälligen, ja wir dürfen geradezu ſagen, ſie mißbrauchten das Intereſſe, welches ſie erweckten, indem ſie (wie es leider Tiecks Sitte war und wie er, zum großen Verluſt für die deutſche Literatur, es ja ſogar mit ſeinem eigenen unbeſtrittenen Liebling, mit Shakeſpeare nicht anders gemacht hat) immer nur auf ſpätere Ausführungen, zukünftige Ergänzungen theils ausdrücklich hindeuteten, theils wenigſtens darauf ſchließen ließen. Auf dieſe Weiſe ging die kaum geweckte Theilnahme bald genug wieder verloren: wobei es auch nicht an Solchen fehlen mochte, die da meinten, man ſage über Holberg nur deshalb nicht mehr, entweder weil man ſelbſt nicht mehr zu ſagen wiſſe, oder auch weil bei der Geringfügigkeit des Gegenſtands mehr zu ſagen ſich nicht verlohne.

Inzwiſchen war man auf Seiten der Romantiker noch weiter gegangen und hatte die Holberg'ſche Komödie ſogar ſelbſt nachgeahmt, worauf wir unten noch einmal werden zu reden kommen. Auch das war ſehr wohlgemeint und hätte, am rechten Ende angefaßt und mit dem Talent ausgeführt, das dabei wirklich zu Gebote ſtand, zu den erfreulichſten Reſultaten führen können. Nur leider ſpannte man die Pferde hinter den Wagen und ahmte Holberg nicht in dem nach, worin er wirklich er ſelbſt iſt, alſo in ſeiner geſunden derben Komik, ſeiner lebendigen Charakteriſtik, ſeinem warmen Nationalgefühl, ſeiner behaglichen Bürgerlichkeit; ſondern umgekehrt die fremden romaniſchen Elemente der däniſchen Komödie, die ironiſchen Capricen und Wunderlichkeiten, die Holberg ſelbſt erſt dem Theater der Italiener und Franzoſen entlehnt hatte — dieſe ahmte man nach, in dieſen ſuchte man das Specifiſche der Holberg'ſchen wie der komiſchen Muſe überhaupt. Und nicht einmal als ein ſelbſtſtändiges Ganzes ließ man dieſe Fehlgeburt erſcheinen, ſondern als einzelne membra disjecta heftete man ſie dem neuen Genre der Literaturkomödie an, das bei etlichen Beurtheilern nicht mit Unrecht ſchon an und für ſich nicht als die geſundeſte Schöpfung galt. Hinterdrein aber, als dieſe Raritäten das deutſche Publikum nicht anmuthen wollten, da ſeufzte oder ſpottete man über den ſchlechten Geſchmack der grobhäutigen Hyperboräer und erklärte, man werde das deutſche Theater hinfüro ſeinem Schickſale überlaſſen.

Endlich wurde auch der Verſuch gemacht, uns die Holberg'ſche Komödie durch eine neue Ueberſetzung (denn an älteren, aus dem vorigen Jahrhundert, iſt kein Mangel) näher zu rücken. Dieſelbe ging von einem Manne aus, der vor Vielen, ja vor Allen, die eine derartige Arbeit unternehmen mochten, einzig dazu erleſen und ausgerüſtet ſchien: von Adam Oehlenſchläger, der bekanntlich einer doppelten Berühmtheit, ſowohl als däniſcher, wie als deutſcher Dichter genoß, und der überdies zu dieſer Ueberſetzung nicht nur die beiderſeitigen nationalen, ſondern auch die perſönlichen Sympathien der Romantiker mitbrachte, der däniſchen ſowohl, die ihn als Vater und Ahnherrn verehrten, als auch der deutſchen, die ihn, insbeſondere in früherer Zeit, mit Auszeichnung zu den Ihrigen zählten. Allein es mag doch wol für einen Fremden, und wäre es auch ein ſtammverwandter Däne und obenein ein Mann von Oehlenſchlägers ſprachlichem wie poetiſchem Talent, leichter ſein, ſich der deutſchen pathetiſchen Rede zu bemächtigen, als den leichten Fluß, das naive Wechſelſpiel der komiſchen Sprache zu beherrſchen. Wenigſtens wird man durch die Oehlenſchläger'ſche Ueberſetzung des Holberg auf dieſe Vermuthung gebracht; dieſelbe iſt in jeder Hinſicht, ſowohl ſprachlich wie in der ganzen Auffaſſung, dermaſſen mißlungen, daß ſie, ſelbſt nach dem Urtheil ſeiner Freunde, ſogar jenen alten und veralteten Ueberſetzungen weit nachſteht und konnte ſie mithin zur lebhafteren Verbreitung des überſetzten Autors wenig oder nichts beitragen.

Solchergeſtalt alſo ſind die verſchiedenen Verſuche, welche die Romantiker zu Holbergs Gunſten gemacht haben, ohne Reſultat geblieben; ja ſie haben das Gegentheil von dem erreicht, was ſie wollten. Denn als nun auch Hegel, vielleicht nicht ohne alle perſönliche Rancüne gegen die Romantik und ihre Vorleſereien, ſich in den kanoniſchen Heften ſeiner „Aeſthetik“ ſpeciell gegen Holberg, als einen nüchternen, langweiligen Menſchen von erzwungener und unwahrer Komik ausſprach, da war das Todesurtheil unſeres armen Poeten unterſchrieben, dergeſtalt, daß in dieſem Augenblick von Holberg bei uns faſt nirgend mehr die Rede und ſelbſt ſein Name ſo gut wie verſchollen iſt.

Unter dieſen, wie man zugeben wird, nicht beſonders günſtigen Umſtänden war es, daß der Verfaſſer des vorliegenden Werkes im Jahre 1842 mit ſeinem Verſuch: „Ludwig Holberg. Ein Beitrag zur Geſchichte der däniſchen Literatur in ihrem Verhältniß zur deutſchen“ (abgedruckt in dem zweiten Jahrgange des damals von ihm herausgegebenen „Literarhiſtoriſchen Taſchenbuchs“) ſich hervorwagte. Daß es keine romantiſchen Sympathien waren, die ihn dazu veranlaßten, braucht er natürlich nicht erſt zu verſichern. Vielmehr leitete ihn dabei erſtlich ein gewiſſes Gefühl der Gerechtigkeit: denn auch dies iſt eine ſchöne Pflicht des Literarhiſtorikers, verkannten oder vergeſſenen Perſönlichkeiten zu ihrem Rechte zu verhelfen und einer anſpruchsvollen Gegenwart die Erinnerung an die Verdienſte einer früheren Zeit entgegenzuhalten.

Es leitete ihn dabei ferner der Wunſch, den obenerwähnten Zuſammenhang der deutſchen Literatur mit den übrigen nordiſch germaniſchen, hier ſpeciell der däniſchen, an einem Beiſpiel klar zu machen und dadurch, wenn möglich, eine Veranlaſſung zu geben, daß die deutſche Wiſſenſchaft ſich mit dieſen Literaturen häufiger und gründlicher beſchäftige, als dieß bisher der Fall geweſen. Sodann war er auch der Ueberzeugung und hoffte ihr durch ſeinen Verſuch auch die Beiſtimmung der Leſer zu verſchaffen, daß, auch abgeſehen von dieſen localen oder nationalen Beziehungen, Holberg in der Entwickelung des Komiſchen überhaupt eine Stelle einnimmt, die ihn den erſten Komikern aller Länder und Zeiten anreiht (und man weiß, wie dünn die komiſchen Genien überhaupt geſät ſind) und die daher auch von der deutſchen Wiſſenſchaft nicht länger überſehen werden darf.

Und endlich ſchien ihm auch zu dieſem Allem gerade damals der richtige Zeitpunkt zu ſein, da unſer eigenes Theater ſich nach langem unfruchtbarem Schweigen eben wieder zu regen anfing und neben der nationalen Tragödie auch eine neue, zeitgemäße Komödie von verſchiedenen Seiten theils gefordert, theils bereits in Ausſicht geſtellt ward. Da ſchien es dem Verfaſſer denn nicht übel gethan, das Publikum wie die Schriftſteller, die Dichter wie die Zuſchauer der zu erwartenden komiſchen Meiſterwerke über die Entwickelung aufzuklären, welche das Komiſche überhaupt bis dahin genommen und namentlich den Punkt feſtzuſtellen, bis zu welchem die deutſche Komödie gekommen war und von dem aus ſie nun weiterzuſtreben hatte. Dies aber zu zeigen, bot die Komödie des Holberg, ſowie die Geſchichte ihrer Einwirkung auf die deutſche Bühne eine ſehr paſſende Gelegenheit.

Der Aufſatz beſchränkte ſich, dem Orte angemeſſen, an dem er erſchien, mehr auf allgemeine hiſtoriſche Anregungen und Nachweiſungen, als daß er eine ſpecielle kritiſch-äſthetiſche Zergliederung ſeines Gegenſtandes verſucht hätte, zu der es ja überdies, bei der Verſchollenheit, in welche Holberg damals bereits gerathen war, auf Seiten der Leſer an allen thatſächlichen Vorausſetzungen, namentlich an der Kenntniß der Holbergſchen Luſtſpiele ſelbſt gefehlt hätte. Trotz dieſes Mangels indeſſen und trotz vieler größerer und kleinerer Verſehen, welche der Verfaſſer ſich zu Schulden kommen laſſen und vor denen ja auch der ſorgfältigſte Fleiß nie völlig ſichert, fand der Verſuch eine Aufnahme, welche die Erwartungen des Verfaſſers ſelbſt bei weitem übertraf. Namentlich in dem Vaterlande des Dichters, in Dänemark ſelbſt, wurde die Arbeit des deutſchen Anfängers mit ebenſoviel Nachſicht wie Theilnahme aufgenommen und auch aus nächſter Nähe kamen ihm zahlreiche ermunternde Stimmen zu Ohren, die ihn aufforderten, ſeinen Verſuch gelegentlich wieder aufzunehmen und zu erweitern, dies Letztere insbeſondere dadurch, daß er eine Uebertragung der bedeutendſten und gelungenſten Holberg'ſchen Luſtſpiele hinzufüge.

Der Vorſchlag wurde vom Verfaſſer mit Freuden angenommen; welche Umſtände nichts deſto weniger ſeine völlige Ausführung ſo lange verhindert haben und woher es geſchehen iſt, daß das vorliegende Buch, das ſchon vor zwölf Jahren als demnächſt erſcheinend angekündigt ward, erſt jetzt in die Oeffentlichkeit tritt, darüber iſt ebenfalls in der Vorrede Bericht erſtattet worden und bleibt dem Verfaſſer an dieſer Stelle nur die wiederholte Verſicherung übrig, daß ſeine Verehrung des Holberg'ſchen Genius im Lauf dieſer Jahre immer inniger und aufrichtiger geworden iſt und daß die Gründe, die ihn damals zur Ausarbeitung dieſes Buches trieben, auch jetzt bei der endlichen Vollendung deſſelben für ihn nichts von ihrem Gewicht verloren haben. — Die Rückſicht freilich, die er damals noch auf die Entwickelung unſerer eigenen deutſchen Bühne nahm, iſt jetzt ziemlich überflüſſig geworden; ſo lange unſere politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände nicht anders werden als ſie ſind, ſo lange hat auch das Theater bei uns keine Ausſicht zu neuer Blüte zu gelangen. Doch mag es immerhin nichts ſchaden, auch wieder an dem Beiſpiel Holbergs nachzuweiſen, was wir zwar ohnedies ſchon wiſſen: nämlich daß die komiſche Muſe ſich nur auf dem Boden nationalen Lebens und volksthümlicher Sitte anſiedelt und daß von allen Künſtlern gerade der komiſche Dichter die belebende Kraft eines nationalen Hintergrundes am wenigſten entbehren kann.

Dagegen glaubt der Verfaſſer, ſich ſelbſt aus gewiſſen Feſſeln des Syſtems, in denen er ſich damals noch bewegte, mehr und mehr herausgearbeitet zu haben; ohne ſeinen äſthetiſchen Standpunkt gewechſelt oder irgend ſonſt etwas Weſentliches von dem, was er ſchon damals über Kunſt, Poeſie und volksthümliche Entwickelung dachte, aufgegeben zu haben, iſt er ſich doch bewußt, gewiſſer äſthetiſcher Einſeitigkeiten, die ihm damals anhafteten, ja auf die er damals, nach der Weiſe der Jugend, wol gar ein beſonderes Gewicht legte, ledig geworden zu ſein: weßhalb er denn auch glaubt, das Verdienſt des Dichters, ſeine überſprudelnde Laune, ſeine treuherzige Schalkhaftigkeit, ſeinen warmen ſittlichen Eifer jetzt noch beſſer und vollſtändiger würdigen zu können als früher. Wenn daher ſein gegenwärtiges Urtheil über Holberg und die Holberg'ſche Komödie in einigen Punkten von dem früher geäußerten abweicht, ſo wird kein verſtändiger Leſer den Verfaſſer deshalb des Wankelmuths beſchuldigen; der Tag lehrt den Tag und ſo iſt auch der Verfaſſer in der jahrelangen beinahe täglichen Beſchäftigung mit dem alten Spötter zu der Einſicht gelangt, daß die Fülle der lebendigen Erſcheinung aller ſyſtematiſchen Beſchränkung ſpottet und daß Manches, was er früher, kraft Hegel'ſcher Autorität, für Verkehrtheit und Schwäche des Dichters hielt, ſich der unbefangenern Betrachtung wol gar als Vorzug und Tugend darſtellen dürfte.

Bevor wir jedoch zu dem eigentlichen Gegenſtande unſeres Buches übergehen, wird es, bei der Unbekanntſchaft mit der däniſchen Literatur, die wir durchſchnittlich bei unſern Leſern vorausſetzen müſſen, nöthig ſein, zuvor einen kurzen Ueberblick von der Entwickelung zu geben, welche dieſe Literatur bis auf Holberg genommen hat.

Es iſt dies eine Arbeit, die uns ihrem Umfange nach nicht lange aufhalten wird, da die däniſche Literatur ſelbſt, abgeſehen von ihrer nordiſch mittelalterlichen Epoche, im Weſentlichen überhaupt erſt mit Holberg beginnt. Dennoch hat die Aufgabe ihre bedeutenden, vielleicht ſogar ihre unüberwindlichen Schwierigkeiten, weshalb wir auch für den nächſtfolgenden Abſchnitt unſeres Buches die ganz beſondere Nachſicht unſerer Leſer in Anſpruch nehmen müſſen.

Nämlich wie wir bereits oben erwähnt haben, iſt die däniſche Literatur bisher für die deutſche Wiſſenſchaft kaum noch ein Gegenſtand der Beachtung geweſen und fehlt es daher auch beinahe an allen Vorarbeiten, auf die wir uns bei unſerer Ueberſicht berufen oder ſtützen konnten. Außer den ſchon genannten Sammelwerken, die freilich ihrer Natur nach ſämmtlich kaum mehr als Namen und Jahreszahlen liefern, gibt es unſers Wiſſens für die Geſchichte der däniſchen Literatur nur ein einziges deutſches Buch: nämlich die „Briefe über die däniſche Literatur. Von N. Fürſt,“ die 1816 zu Wien in zwei Bändchen erſchienen ſind. Dies Buch war ohne Zweifel ſehr wohl gemeint und mag auch für ſeine Zeit nicht ohne Verdienſt geweſen ſein. In der That jedoch iſt es unvollſtändig, ungeordnet, unwiſſenſchaftlich und alſo mit einem Worte unbrauchbar. Von einer demnächſt zu veröffentlichenden Umarbeitung deſſelben von dem noch gegenwärtig in Wien lebenden Verfaſſer war zwar neuerlichſt in den Zeitungen die Rede, doch iſt uns bis jetzt noch nichts davon zu Geſicht gekommen. — Eine ſehr genaue und vollſtändige Ueberſicht gibt dagegen der Artikel der Erſch und Gruber'ſchen Encyklopädie über „däniſche Sprache und Literatur;“ derſelbe ſteht nicht in der urſprünglichen Reihenfolge der Artikel, ſondern am Schluſſe des betreffenden Buchſtaben, in den Supplementen, Theil XXIX der erſten Section, p. 44—101, und hat den bekannten Theologen Rudelbach zum Verfaſſer. Es iſt, wie geſagt, eine ſehr gründliche und vollſtändige Arbeit, aber, wie es zum Theil die Art ihrer Veröffentlichung mit ſich brachte, im trockenſten Repertorienſtyl und ohne jene allgemeineren culturgeſchichtlichen und äſthetiſchen Geſichtspunkte abgefaßt, die man heutzutage von jeder literargeſchichtlichen Darſtellung erwartet: ſo daß alſo das größere Publikum nur wenig Troſt darin finden würde.

Und ſo bleibt das geeignetſte Buch für dieſe Gattung von Leſern denn noch immer die »Histoire de la littérature en Dannemarck et en Suède,“ welche X. Marmier als Frucht ſeiner ſkandinaviſchen Reiſe im Jahre 1839 zu Paris herausgegeben hat. Es iſt franzöſiſche Arbeit, aber im guten Sinne des Wortes, indem ſie mit der gewohnten Leichtigkeit und Anmuth der franzöſiſchen Schriftſteller auch eine leidliche Sachkenntniß verbindet, wennſchon man ihr nicht überall folgen und noch weniger neue und wirklich hiſtoriſche Geſichtspunkte von ihr erwarten darf.

Sehr Werthvolles und Tüchtiges haben ſodann die Dänen ſelbſt für die Kenntniß ihrer Literatur geleiſtet; die Namen Nyerup, Rahbek, Molbech ſind allbekannt und repräſentiren den Eifer, mit welchem der Däne Alles pflegt und erhält, was ſeinem Nationalruhm förderlich iſt, in ebenſo glänzender wie würdiger Weiſe. Allein theils erſtrecken auch ihre Unterſuchungen ſich hauptſächlich auf die Zeit nach Holberg, theils räumen ſie in ihren literargeſchichtlichen Unterſuchungen der äſthetiſchen Betrachtungsweiſe ein Uebergewicht ein, das mit dem heutigen Standpunkt, welchen dieſe Wiſſenſchaft in Deutſchland erreicht hat, nicht mehr recht vereinbar iſt. Auch behandeln ſie, was damit freilich nahe zuſammenhängt, meiſt nur die hervorragenden, die eigentlich epochemachenden Dichter, während das Gros der Schriftſteller, das allgemeine Geflecht der literariſchen Beſtrebungen, alſo gerade das, was dem Hiſtoriker das Intereſſanteſte iſt, verhältnißmäßig nur geringe Beachtung findet. Ein recht brauchbares Buch, namentlich auch in dieſer letzteren Hinſicht, ſowie überhaupt durch das verſtändige und geſchickte Hereinziehen der wiſſenſchaftlichen Entwickelung im Allgemeinen iſt die „Hiſtoriſk Udſigt over den danſke Litteratur indtil Aar 1814“ (Hiſtoriſche Ueberſicht über die däniſche Literatur bis zum Jahre 1814) von Dr. C. A. Thortſen, Oberlehrer an der Domſchule zu Roeskilde, Kopenhagen, 1839. Freilich iſt es ebenfalls nur ein trockner Abriß, von geringem Umfange, aber überſichtlich und wohlgeordnet und trotz ſeiner Kürze von ächt wiſſenſchaftlichem Geiſte; exiſtirte in Deutſchland überhaupt ein größeres Intereſſe für die däniſche Literatur und wäre daher auch ein kurzer Abriß ihrer Geſchichte ein wirkliches Bedürfniß des Publikums, ſo wüßten wir zur Befriedigung deſſelben in der That nichts Zweckmäßigeres und Praktiſcheres zu empfehlen, als eine Bearbeitung dieſes Schriftchens.

Die meiſten dieſer däniſchen Werke jedoch und wenn ſie noch vortrefflicher wären als ſie ſind, nützen dem deutſchen Literarhiſtoriker nicht viel mehr als Rolands Stute, die bekanntlich auch nur den einen Fehler hatte, daß ſie todt war. Ich meine damit, ſo verdienſtlich dieſe Bücher ſind und ſo wünſchenswerth es ferner wäre, daß die Geſchichte der däniſchen Literatur von der deutſchen Wiſſenſchaft auch einmal ſelbſtſtändig aus den Quellen bearbeitet würde, ſo iſt der deutſche Gelehrte doch ſelten in der Lage, jene Bücher benutzen oder ſich dieſe Quellen eröffnen zu können. Denn wiewohl man dem deutſchen Buchhandel ſonſt nachrühmt, daß er ſich über die ganze Erde verbreitet und wiewohl die deutſche Oſtſeeküſte kaum noch eine Tagereiſe von der Hauptſtadt Dänemarks entfernt iſt, ſo hält es doch im Innern unſeres Landes unglaublich ſchwer, ſich zu einem ſelbſtſtändigen Studium der däniſchen Literatur die erforderlichen Hülfsmittel zu verſchaffen. In der Mehrzahl unſerer öffentlichen Bibliotheken wird man eher ein chineſiſches Manuſcript finden, als ein däniſches Buch und der Privatmann, der ſich auf die curta supellex des deutſchen Gelehrten beſchränkt ſieht, wird oft mit Bedauern von dem Unentbehrlichſten abſtehen müſſen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Verfaſſer dies nicht den Vorſtänden unſerer öffentlichen Bibliotheken zum Vorwurf ſagen will. Im Gegentheil hat er es an dieſer Stelle öffentlich und dankbarſt anzuerkennen, daß dasjenige, was für dieſes Fach nun einmal bei uns vorhanden iſt und den Umſtänden nach vorhanden ſein kann, ihm von den verſchiedenſten Seiten her, ſowohl von öffentlichen Bibliotheken wie von Privatleuten, aufs Bereitwilligſte zur Benutzung geſtellt worden iſt: und will er dieſen Dank namentlich den Bibliothekvorſtänden zu Jena, Weimar, Halle, Leipzig, Berlin, Dresden und Göttingen hier auszuſprechen nicht verfehlen. Auch von dem verewigten Tieck, von Riemer und Eckermann in Weimar, beide ſeitdem ebenfalls dem irdiſchen Wechſel entrückt, ferner von dem Herrn Geheimen Juſtizrath Michelſen in Jena, ingleichen von den Herren E. A. Bove, Etatsrath Molbech und dem Dichter Anderſen in Kopenhagen hat er in früheren Jahren manche wichtige Förderung ſeines Unternehmens erfahren, für die er hier ebenfalls ſeinen Dank abſtattet. Erwähnen aber (um hierauf zurück zu kommen) mußte er jenen Mangel, damit man die etwaigen Lücken und Unvollſtändigkeiten dieſes Verſuchs nicht dem Unfleiß des Verfaſſers zuſchreibe, ſondern ſie den Umſtänden gemäß mit Nachſicht entſchuldige.

2

Geſchichte der däniſchen Literatur

bis auf Holberg.

Die däniſche Literatur iſt weſentlich ein Erzeugniß der neueren Zeit. Zwar hat Dänemark, wie eine mittelalterliche Geſchichte, ſo auch eine mittelalterliche Literatur, eine Literatur der Götter und Helden, der Sagen und Märchen, der Volkslieder und Geſänge.

Allein was dieſen Zeitabſchnitt anbetrifft, ſo kann ſchon äußerlich die Thatſache der kalmariſchen Union, die bekanntlich die drei nordiſchen Reiche durch beinahe anderthalb Jahrhunderte (1397 bis 1524) politiſch vereinigte, uns als ein Fingerzeig dienen, daß das mittelalterliche Dänemark weit weniger ſich ſelbſt als überhaupt dem ſkandinaviſchen Norden angehört und, politiſch wie literariſch, erſt in dieſer Gemeinſchaft ſeine eigentliche Stellung und Bedeutung findet. — Auch jene mittelalterliche Literatur der Volkslieder, wenn man anders eine Literatur, die eben nur aus Volksliedern beſteht und nur naiver Weiſe im Munde des Volkes lebt, überhaupt eine Literatur nennen darf, iſt nicht ſowohl ſpecifiſch däniſch, als im Allgemeinen ſkandinaviſch, in der Art, daß ſie erſt in Verbindung mit den gleichzeitigen norwegiſchen und ſchwediſchen Liedern, von denen auch ihrerſeits daſſelbe gilt wie von den mittelalterlichen Reſten der däniſchen Literatur, eine wirkliche und vollſtändige Anſchauung der damaligen däniſchen oder richtiger ſkandinaviſchen Zuſtände gewährt.

Erſt mit Auflöſung der kalmariſchen Union, wennſchon dieſelbe von däniſcher Seite ſehr unfreiwillig war, beginnt die ſelbſtſtändige politiſche Exiſtenz des gegenwärtigen Dänemarks und ebenſo fallen in dieſelbe Zeit auch die Anfänge der eigentlichen däniſchen Literatur. Nicht alſo in organiſcher Fortentwickelung ſeiner mittelalterlichen Geſchichte, ſondern vielmehr im Gegenſatz zu ihr und im ausgeſprochenen Bruch mit ſeiner ſkandinaviſchen Vorzeit iſt Dänemark als ſolches, politiſch wie literariſch, entſtanden: ein Umſtand, den wir wohl im Auge behalten müſſen, namentlich um die Entwickelung der däniſchen Literatur zu begreifen.

Denn wie es durch dieſe, wir möchten ſagen Feindſeligkeit ihres Urſprungs gegen die eigene Vorzeit bedingt ward, ſo treten nun in der däniſchen Literatur auf lange Zeit die eigentlich nationalen, die urſprünglich däniſchen Elemente zurück, um fremden Bildungsmitteln, ſowohl dem klaſſiſchen Alterthum, als ganz beſonders der deutſchen Kultur, einen überwiegenden Einfluß zu verſtatten. Es erklärt ſich daraus, wie geſagt, Manches in dem politiſchen wie literariſchen Entwickelungsgange der däniſchen Nation; ja ſelbſt jener Haß des Deutſchthums, der ſich neuerdings in Dänemark auf ſo brutale Weiſe kundgibt, möchte wohl von hier aus, als die Folge einer geſchichtlich nothwendigen und unvermeidlichen Reaction, eine etwas mildere Beurtheilung in Anſpruch nehmen dürfen. — Zu Holbergs Verdienſten, um dies hier gleich vorauszunehmen, gehört auch dies, daß er die däniſche Literatur, wenn auch nicht zu dem lebendigen Born der vaterländiſchen Vorzeit (wiewohl er auch hiefür, außerhalb des poetiſchen Gebiets, durch ſeine „Geſchichte von Dänemark und Norwegen“ eine nicht unerhebliche Vorarbeit geliefert hat), ſo doch in die eigene Gegenwart, in den Mittelpunkt des volksthümlichen däniſchen Lebens zurückgeführt und ſie dem unmittelbaren Bewußtſein ſeiner Zeit und ſeines Volkes wieder angenähert hat. Auf dieſem Wege konnten dann die ſpäteren Dichter fortſchreiten: bis endlich im Verlauf der Jahre zuerſt durch Ewald, ſodann und mit völliger Entſchiedenheit im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts durch die däniſchen Romantiker, vor allem durch Adam Oehlenſchläger, auch die frühere Geſchichte des däniſchen Volkes, ſein ſkandinaviſches Mittelalter mit ſeinen nordiſchen Göttern, ſeinen Sagen und Geſchichten, in poetiſcher Wiedergeburt zu neuer Geltung und Verſöhnung kam.

Neben der Auflöſung der kalmariſchen Union haben wir nun noch ein anderes gleichzeitiges Ereigniß in Erinnerung zu bringen, das mehr als alles Andere den modernen Urſprung des gegenwärtigen Dänemark und ſeiner Literatur zu Tage legt: die Reformation nämlich, dieſe allgemeine Wurzel der modernen Zeit, der die geſammte Gegenwart in Allem, ſelbſt den ſcheinbar entlegenſten Beziehungen, innigſt verbunden iſt und deren eigentlichem Kern wir uns vielleicht um ſo mehr nähern, je mehr wir, in der neueſten Entwickelung unſerer Theologie und Philoſophie, uns von ihr zu entfernen ſcheinen.

Beinahe zu derſelben Zeit, wo die Reformation in Deutſchland ſich auszubreiten begann, ward ſie auch in Dänemark angenommen. Denn ſchon im Jahr 1527 durch das Toleranzedict Friedrich des Erſten vorbereitet, ward ſie zehn Jahre ſpäter (1537) durch Chriſtian den Dritten vollendet und geſetzlich eingeführt. Dadurch war denn der Bruch mit der alten Zeit gewiſſermaßen abgeſchloſſen und die Entwickelung Dänemarks in eine neue Bahn gelenkt, auf der wir es ein Jahrhundert ſpäter unter Chriſtian dem Vierten ſiegreich vorſchreiten und einige Zeit lang, in der Theilnahme Chriſtians am dreißigjährigen Kriege, ſogar jenes Principat des nördlichen Deutſchland in Anſpruch nehmen ſehen, das dann gleich darauf durch Guſtav Adolf dem glücklicheren Schweden zufällt; während eben dieſe Ueberſchätzung und allzugroße Anſpannung ſeiner Kräfte den äußeren politiſchen Einfluß Dänemarks als einer weltgeſchichtlichen Macht zu Grunde richtet.

Zugleich aber wurde durch dieſe Annahme der Reformation auch jenes Uebergewicht der klaſſiſchen ſowohl wie der deutſchen Bildung bedingt, auf das wir bereits hingedeutet haben und das ſeiner Natur nach Anfangs nicht anders als feindſelig gegen die urſprüngliche Bildung auftreten konnte. Ueberall, wo die kirchliche Reformation erſcheint, wird ſie von den klaſſiſchen Studien, denen ſie ja ſelbſt einen ſo weſentlichen Theil ihres Daſeins zu danken hat, eingeleitet und begleitet. So in Holland, ſo vor allem in Deutſchland und ebenſo auch in Dänemark. Zwar hatten ſchon früher einmal, um das Jahr 1300 unter Waldemar dem Großen die klaſſiſchen Studien in Dänemark in Blüte geſtanden; wovon uns noch jetzt in den Geſchichten des Saxo Grammaticus eine erfreuliche und für den Hiſtoriker höchſt bedeutende Frucht zurückgeblieben iſt. Allein dieſer Aufſchwung, ſo glänzend er war, hatte ſeinen Urſprung doch weniger in den allgemeinen hiſtoriſchen Zuſtänden, als in der perſönlichen Neigung einiger geiſtreicher und großſinniger Männer gehabt, die damals an Waldemars Hofe verſammelt waren, insbeſondere des berühmten Biſchofs Abſalon (1128—1201), bei dem auch Saxo Grammaticus ſelbſt als Schreiber in Dienſten ſtand und von dem ihm der Auftrag, die Geſchichte Dänemarks zu ſchreiben, zu Theil ward.

Sowie daher dieſe Generation ausgezeichneter Männer dahinſtarb, ſo verloſch auch jenes kurze Aufleuchten klaſſiſcher Bildung: und ſelbſt das Wenige, was in der Folge zur Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Dänemark verſucht und unternommen ward, namentlich alſo die Gründung der Kopenhagener Univerſität durch Chriſtian den Erſten (1479) und die Einführung der Buchdruckerkunſt (um 1490; als eins der erſten in Dänemark gedruckten Bücher wird eine lateiniſche Grammatik von 1493 angeführt) iſt bemerkenswerth, nicht ſowohl durch das, was es an ſich geleiſtet, als durch dasjenige, was ſpäterhin die Reformation daraus gemacht hat. Marmier, nach Anleitung der däniſchen Literarhiſtoriker Gram (geſt. 1748) und Worm (geſt. 1790) gibt S. 17 ff. ſeines im vorigen Abſchnitt citirten Werkes eine Liſte der Bücher, die bis zur Einführung der Reformation in den däniſchen Schulen angewendet wurden und gleichſam den Kanon der damaligen däniſchen Bildung abgaben. Man ſieht daraus, daß dieſe Bildung in den Feſſeln der ſtupideſten Scholaſtik gefangen war und ſich in nichts über den üblichen trockenen und ſchwerfälligen Schematismus der Zeit erhob. Und freilich kann uns dieß nicht Wunder nehmen, ſobald wir erfahren, daß die erſten Profeſſoren der neu begründeten Univerſität aus Cöln genommen wurden, dem Hauptſitz jener magistri nostri und doctores umbratici, wie ſie durch die Epistolae obscurorum virorum in der ganzen Glorie ihrer Dummheit für alle Zeiten verewigt ſind. Dieſe Art von Männern konnte Dänemark begreiflicher Weiſe wenig Aufklärung und geiſtige Anregung bringen; vielmehr halfen ſie jene pedantiſche Zähigkeit vorbereiten, vermöge deren ſelbſt die kirchliche Reformation oder richtiger die reformatoriſche Theologie nicht lange nach ihrer Einführung demſelben Schickſal verfiel, das auch in Deutſchland Jahrhunderte lang die lebendige Fortentwickelung hemmte:

nämlich einer proteſtantiſchen Scholaſtik, die im Princip um nichts beſſer war, als die frühere katholiſche und von der auch wir bis auf dieſen Tag uns noch nicht völlig losgemacht haben.

Dieſem früheſten, mehr verderblichen als ſegensreichen Einfluß der gelehrten Bildung auf das däniſche Leben entſpricht nun auch die Wirkung, die ſie im Einzelnen auf die Literatur ausübte. Denn allerdings fingen damals, unter und auf den Trümmern der erlöſchenden Volksliteratur, die wir im Obigen als ſkandinaviſch bezeichnet haben und die wir deshalb hier völlig übergehen dürfen, auch einzelne Gelehrte an, ſich poetiſchen Lucubrationen hinzugeben. Ihre Namen, die uns hier nicht weiter intereſſiren können, findet man in großer Vollſtändigkeit bei Gräſſe, Allgemeine Literaturgeſchichte II. 2, 2, S. 934—36 verzeichnet, womit Marmier S. 27—39 zu vergleichen iſt. Es waren durchgängig Geiſtliche, die ſich die Einſamkeit ihrer Zelle mit dieſem poetiſchen Zeitvertreib zu erheitern ſuchten. Auch bedienten ſie ſich größtentheils der lateiniſchen Sprache und drückten überhaupt, ſowohl in der Wahl des Stoffes, den ſie ausſchließlich dem Kreiſe ihrer theologiſchen Anſchauungen und Kenntniſſe entnahmen, als in der Form, die ſich auf eine ſteife und unlebendige Nachahmung des Alterthums beſchränkte, ihren Erzeugniſſen jenen theologiſch-pedantiſchen Stempel auf, der dem ganzen Zeitalter gemeinſam war.

Wie nun die klaſſiſchen Studien unter Waldemar dem Großen, ſo hatte auch der Einfluß der deutſchen Bildung ſchon vor der Reformation gewiſſermaßen ein Vorſpiel gehalten: aber eben ſo fruchtlos wie jene. Denn wiewohl bereits ſeit Jahrhunderten der Thron der vereinigten Königreiche durch Fürſten deutſcher Abſtammung beſetzt worden war, und wiewohl überdies dieſe urſprünglich deutſchen Könige ſich beinahe durchgängig mit deutſchen Fürſtentöchtern vermählt hatten, dergeſtalt, daß ſchon dadurch allein eine unberechenbare Maſſe deutſchen Bluts, deutſcher Sitten und Gewohnheiten nach Dänemark war übertragen worden: ſo blieb doch all dieſer deutſche Samen damals ausſchließlich in den Kreiſen, die ihn zunächſt empfangen und mit ſich gebracht hatten, alſo in den Kreiſen des Hofes, der Adeligen und Vornehmen, wo er conſequenter Weiſe vielmehr auf Verachtung und Geringſchätzung, als auf Belebung und Ausbildung des däniſchen Weſens hinarbeitete.

Auch in der Literatur finden ſich ſchon damals, wie von den klaſſiſchen Studien, ſo auch von der deutſchen Bildung einige leiſe Anklänge. Dahin gehört namentlich „Jungfrau Mariens Roſenkranz," von Henrik Mikkel, der ums Jahr 1450 Probſt auf Odenſe war: ein allegoriſch myſtiſches Gedicht, das an die religiöſe Sentimentalität der ſpäteren deutſchen Minneſänger erinnert und vermuthlich auch nicht ohne Einwirkung dieſer oder ähnlicher Erſcheinungen des deutſchen Geiſtes entſtanden iſt. Noch deutlicher zeigt ſich dieſe Einwirkung in den drei „Spielen" des Schulmeiſter Chriſten Hanſen, gleichfalls zu Odenſe, die, halb Schwank, halb Myſterium, vermuthlich, wie dergleichen ja auch in Deutſchland geſchah, zur Verherrlichung geiſtlicher und weltlicher Feſte durch die Schüler des Verfaſſers aufgeführt wurden und noch jetzt handſchriftlich erhalten ſind (vergl. Thortſen, S. 25).

Zweifelhafter möchte die Nachahmung der deutſchen Literatur erſcheinen bei dem „Bruder Rauſch" (ſ. Marmier, S. 35—39, wo eine weitläufige Analyſe des Gedichtes gegeben wird, wie kurz zuvor S. 32 ff. auch von den Schwänken des Chriſten Hanſen) und der däniſchen Bearbeitung von Flos und Blankeflos.

Denn dieſer letztere Roman (um von ihm zuerſt zu ſprechen) hat bekanntlich aus ſeiner urſprünglichen romaniſchen Heimath die Reiſe durch alle Sprachen und Literaturen Europa's gemacht (vergl. die Einleitung zu der Ausgabe von E. Sommer 1841), ſo daß ſich nicht wohl entſcheiden läßt, ob gerade die deutſche Literatur die Vermittlerin geweſen, durch welche die däniſche dieſen allverbreiteten Stoff empfangen hat. Indeſſen wird dies einigermaßen wahrſcheinlich gemacht durch die niederſächſiſche Bearbeitung, welche die deutſche Literatur von dieſem Stoffe beſitzt (vergl. Gervinus, Geſch. der poet. Nat.-Lit. II, 91; die niederländiſche Erzählung des Dirk von Aſſenede ſ. bei Hoffmann von Fallersleben, Horae Belgicae, Bd. 3.) und die vermuthlich älter iſt, als die däniſche Uebertragung. Denn dieſe wurde zuerſt 1509 zu Kopenhagen gedruckt, während jene unzweifelhaft dem vierzehnten, ſpäteſtens dem fünfzehnten Jahrhundert angehört und ſelbſt als proſaiſches Volksbuch bereits 1499 zu Metz gedruckt ward: ſ. Gervinus II, 221. Doch iſt dies allerdings kein völliger Beweis für den deutſchen Urſprung der däniſchen Bearbeitung, da, wie Marmier S. 39, Anm. 2 anführt, die in

Rede ſtehende Sage ſchon lange vor dem Druck jener Bearbeitung in den ſkandinaviſchen Reichen bekannt war, nämlich ſchon im erſten Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, wo ſie, als eine Lieblingsgeſchichte der Zeit, von Euphemia, Markgräfin von Brandenburg und Königin von Norwegen, dorthin verpflanzt worden war: ſo daß jener Druck möglicher Weiſe auch eine ſelbſtſtändige, urſprünglich däniſche Bearbeitung kann zu Tage gefördert haben.

Aehnlich verhält es ſich mit dem „Bruder Rauſch“, einer von jenen poſſenhaften Verſpottungen der Pfaffen, an denen zu Ausgang des Mittelalters alle Literaturen, und namentlich die deutſche, ſo reich ſind. Auch zu dieſem „Bruder Rauſch“ gibt es in der deutſchen Literatur ein gleichnamiges Seitenſtück, das wir auch wohl geradezu als Vorbild bezeichnen dürfen. Denn wenn auch (wie man bei Gervinus a. a. O. II, 237 findet; das Gedicht ſelbſt wurde neuerdings von Wolff und Endlicher ſowie in Scheible's „Kloſter“ Bd. II abgedruckt) die hochdeutſche Ausgabe erſt vom Jahre 1515 und alſo ſpäter datirt als das däniſche Gedicht, ſo gibt es doch auch hier eine ältere niederdeutſche Ausgabe aus dem fünfzehnten Jahrhundert und haben wir alſo hier mit noch größerer Gewißheit wie bei dem Romane Flos und Blankeflos in dem däniſchen Gedicht eine Nachahmung des deutſchen oder niederdeutſchen zu erkennen: wobei nicht unerwähnt bleiben mag, daß, wie Gervinus a. a. O. anmerkt, der »friar Rush« auch in England eine wohlbekannte Figur iſt, aber ebenfalls erſt im ſechzehnten Jahrhundert, alſo gleichfalls beträchtlich ſpäter als dieſer Stoff in Deutſchland auftaucht. Denn daß umgekehrt das däniſche Gedicht die Wurzel des deutſchen und engliſchen ſein ſollte, dies wäre eine ſo unhiſtoriſche und unlogiſche Behauptung, daß wol Niemand in der Welt, und auch nicht der enragirſte Patriotismus der Dänen, ſie im Ernſt aufſtellen wird.

Wohl aber ſehen wir aus dieſen Beiſpielen den Weg, auf welchem die Vermittelung beider Literaturen damals vor ſich ging: nämlich durch das Medium der niederſächſiſchen Literatur, die dazu ſowohl local wie ſprachlich allerdings am erſten geeignet war. Doch liegt andererſeits auch ſchon in dieſer Thatſache, daß die niederſächſiſche Literatur das Band geweſen, durch welches das damalige Dänemark ſich mit Deutſchland literariſch vermittelt hat, die nothwendige Beſchränkung und Unfruchtbarkeit dieſer Vermittelung ſelbſt enthalten. Denn auch die niederſächſiſche Literatur ſelbſt hat im Grunde nichts Eigenes hervorgebracht, ſondern (wie auch ſchon von Gervinus bemerkt ward) jederzeit nur in Bearbeitung entlehnter Stoffe und fremder Sagenkreiſe ſich thätig erwieſen. Dänemark alſo borgte damals von dem Borger; da war es denn freilich natürlich, daß nicht viel Gewinn dabei herauskam.

Und ſo haben wir aus dieſer ganzen Zeit im Grunde nur ein einziges Werk als national däniſch zu bezeichnen und gerade dies iſt in poetiſchem Betracht ſo unerheblich als möglich. Wir meinen die Reimchronik des Bruder Niels oder Nigel von Soröe, in welcher er, in entgegengeſetzter Weiſe wie die deutſche Literatur deſſelben Zeitalters die großen epiſchen Gedichte der früheren Zeit in Proſaromane umſetzte, ſo umgekehrt die proſaiſche Geſchichtserzählung des Saxo Grammaticus zur poetiſchen Form zu erheben ſuchte und damit ebenſo auf die Bildung einer neuen Literatur hindeutete, wie in Deutſchland das umgekehrte Verfahren auf den Untergang einer alten. Von poetiſchem Werth freilich kann dabei kaum die Rede ſein. Denn man weiß ja aus der Geſchichte unſerer eigenen Literatur, welchen Rang in dieſer Hinſicht die Reimchroniken, dieſe nächſten Vorläufer der Bänkelſängereien und Handwerkspoeſien, einzunehmen pflegen. Bemerkenswerth dagegen iſt die Arbeit des Bruder Niels durch den nationalen Standpunkt, auf welchen ſie ſich ſtellt und mit dem ſie in ihrer Zeit, am Schluſſe des fünfzehnten Jahrhunderts (das Werk ſoll um 1473 vollendet ſeyn), ebenſo vereinzelt ſteht, als zweihundert Jahre ſpäter die patriotiſchen Lieder des Prediger Sörterup, deren wir ſogleich gedenken werden. Ohne Zweifel war dies auch der Grund der großen Beliebtheit, welche die Reimchronik des Bruder Niels erlangte; ſie war das erſte däniſche Buch, das überhaupt aus der berühmten Preſſe des Gottfried von Ghemen hervorging (1493) und wurde, bis 1613 im Ganzen neunmal aufgelegt, mehre Jahrhunderte hindurch als Volksbuch fleißig geleſen. —

Faſſen wir nun dieſe einzelnen Andeutungen zuſammen, ſo werden wir dabei unſern frühern Ausſpruch, daß nämlich eine däniſche Literatur vor der politiſchen Conſolidirung des Reichs vermittelſt Auflöſung der kalmariſchen Union, ingleichen vor Einführung der Reformation ſo gut wie nicht vorhanden geweſen, in der Hauptſache nur beſtätigt finden. Mit der alten Zeit, der Zeit des ſkandinaviſchen Mittelalters, der Helden- und Volkslieder, hatte der däniſche Geiſt gebrochen, ſelbſt ſchon zu der Zeit, da die politiſche Verbindung zu einem ſkandinaviſchen Geſammtreich äußerlich und rechtlich noch beſtand. Der Geſang des Volkes war verſtummt und die gelehrten Arbeiten der Mönche und Pfaffen vermochten ihn nicht zu erſetzen. Sogar ſprachlich fehlte noch die Form und man mußte oft zum Lateiniſchen greifen, weil die eigene Sprache nicht ausreichen wollte. Ja ſelbſt die Elemente der neuen Bildung, die antike Welt und die deutſche Literatur, obwohl ſie bereits bekannt und vorhanden waren und gleichſam nur des Zauberworts harrten, das ſie zu lebendiger Wirkſamkeit erwecken ſollte, ſchlummerten noch, gebunden, die eine durch den Unverſtand der Pedanten, die andere durch die ariſtokratiſche Abſonderung der Vornehmen, ſo daß dem Volke und dem eigentlichen Leben der Nation weder das Eine noch das Andere zu Gute kam.

Aber das Wort ward geſprochen und die Schlummernden erwachten. Die politiſche Selbſtſtändigkeit, zu welcher Dänemark durch die von Schweden erzwungene gewaltſame Auflöſung der kalmariſchen Union genöthigt ward, und unmittelbar darauf die Reformation ſind, wie wir ſchon oben bemerkt haben, die beiden Ereigniſſe, von denen die neue Epoche der däniſchen Geſchichte und der eigentliche Urſprung ihrer Literatur datirt. Der literariſche Einfluß des erſtgenannten Ereigniſſes liegt weniger offen zu Tage, vielleicht weil ſein Einfluß überhaupt zu allgemein und gewiſſermaßen die Grundlage und Lebensluft zu Allem war, was ſich weiter ereignete. Allein wenn wir erwägen, wie wohlthätig dieſe Concentration, die dem däniſchen Volke durch ſeine Vereinzelung aufgedrungen ward, auf ſeine geiſtige Entwickelung überhaupt einwirken mußte; wenn wir ferner erwägen, welch ein mächtiger Hebel des Fortſchritts in der hiſtoriſchen Eiferſucht gegeben war, die ſich in beiden Nationen nothwendig entwickeln mußte, und wie mächtig die Kräfte des däniſchen Volks dadurch angeſpornt wurden; endlich wenn wir den Vortheil in Anſchlag bringen, der auch äußerlich durch die größere Sicherſtellung gegen abſchwächende Vermiſchung und Abſchleifung der däniſchen Sprache erwuchs: ſo werden wir nicht umhin können, dem in Rede ſtehenden Ereigniß auch einen tiefgreifenden literariſchen Einfluß zuzuſprechen.

Ungleich augenfälliger iſt die Anregung, welche die däniſche Literatur durch Einführung der Reformation erfuhr. Vornämlich und am erſten zeigte ſich dieſelbe an der Kopenhagener Univerſität, ſowie an der veränderten Stellung, welche die Wiſſenſchaften nun überhaupt einnahmen. Auch jetzt berief man deutſche Profeſſoren nach Kopenhagen, aber nicht nach Köln wandte man ſich diesmal, ſondern nach Wittenberg, dieſem Bethlehem der neueren Zeit, in welchem der Meſſias unſerer Tage, der proteſtantiſche freie Geiſt, war geboren worden. An Luther ſelbſt ergingen lockende Anträge, perſönlich übers Meer zu kommen und mit eigener Hand den Samen der Reformation in das neugewonnene Land zu ſtreuen. Und wenn auch Luther, im richtigen Gefühl deſſen, was zunächſt Noth that, dieſe ſchmeichelhafte Einladung ablehnte, ſo war doch Johann Bugenhagen, der ſtatt ſeiner wirklich nach Dänemark ging (denn von dem dazwiſchen fallenden fruchtloſen Verſuche durch Carlſtadt dürfen wir billig ſchweigen), einer der angeſehenſten und bedeutendſten Männer aus der Umgebung Luthers: ſo daß die kirchliche Reformation des däniſchen Reichs mit aller Umſicht und zugleich mit allem perſönlichen Glanz ins Werk geſetzt ward, der zu dieſem welthiſtoriſchen Schritte nothwendig oder wünſchenswerth ſein mochte. Wittenberg aber blieb auch für die Folgezeit gewiſſermaßen die oberſte Inſtanz und das gelehrte Arſenal für die Kopenhagener Univerſität und überhaupt für die wiſſenſchaftliche Bildung des Landes, wie es früher, in der mittelalterlich ſcholaſtiſchen Periode, die damals weltberühmte Univerſität von Paris geweſen war und wie ſpäterhin, gegen Ausgang des ſechzehnten Jahrhunderts, als das reformatoriſche Element wiederum zur proteſtantiſchen Scholaſtik verknöcherte, die Akademie zu Roſtock es wurde. In Wittenberg gebildet waren und als perſönliche Schüler hatten zu Luthers, zu Melanchthons Füßen geſeſſen jene großherzigen, durch Geburt und Bildung hochgeſtellten Männer, die Johann Friis (ſt. 1575), die Niels Kaas (ſt. 1594) und Andere, die im Lauf des ſechzehnten Jahrhunderts die wichtigſten Aemter des Reichs einnahmen und von dieſer Stellung aus fruchtbringende Ströme der Bildung, Anregung und Belehrung über das Land ergoſſen. Wie die Univerſität, ſo wurden auch die übrigen Schulen verbeſſert und erweitert, wozu ſchon vor Anerkennung der Reformation, noch zu Zeiten Chriſtians des Zweiten, durch Peter Lille von Roeskilde ein heilſamer Anfang gemacht worden war. Eine Maſſe deutſcher, zum Theil auch holländiſcher Gelehrten, Theologen und Philologen wurde ins Land gezogen; die gelehrten Studien, bis dahin auf die trockenen Compendien der Scholaſtiker beſchränkt, wurden an den großen Muſtern des Alterthums zu einer Sache des Gewiſſens und des Herzens; einzelne Ueberſetzungen, beſonders der Lateiner, des Ovid, Terenz ꝛc. (vergl. ausführlich in Alberti Thurae Conspectus Danorum, qui partim commentariis suis eruditis, partim quoque versionibus Danicis de linguae Romanae et Graecae scriptoribus meruerunt. Hafniae, 1740), bereicherten die vaterländiſche Literatur, indem ſie den Kreis der Anſchauungen, der Formen, ſowie überhaupt das Gefühl des Schönen und Guten erweiterten und belebten.

Was nun weiter die deutſche Literatur betrifft, ſo lag es nothwendig in den eben geſchilderten Verhältniſſen, daß neben dem Einfluß der klaſſiſchen Literatur auch der deutſche Geiſt zu einer größeren Einwirkung, als dies bis dahin der Fall geweſen war, gelangte und ſich gleichfalls als ein bedeutendes, wenn nicht gar als das bedeutendſte und hauptſächlichſte Ferment der neuen Bildung erwies. War doch Deutſchland das Mutterland, aus welchem dieſer ganze Segen einer neuen und lebendigen Entwickelung nach Dänemark gekommen war; in deutſchem Boden war dieſer Baum der Bildung gewachſen, deſſen Samen man jetzt in däniſche Erde ſtreute, um auch hier die herrliche Blüte der Kunſt, die Frucht der Freiheit und des Geiſtes zu erziehen. Aus Deutſchland hatten Dänemarks Reichskanzler und Miniſter ihre Bildung geholt; deutſche Geiſtliche und ſolche, die in Deutſchland gebildet waren, lehrten das däniſche Volk von den Kanzeln und führten es zu dem lebendigen Quell des neuen, gereinigten Glaubens; deutſche Gelehrte eröffneten ihm den Schacht der Wiſſenſchaften und erzogen ihm ein anderes, gebildeteres Geſchlecht, das die gewonnene Kenntniß nun auch ſeinestheils in unberechenbarer Folge weitergab und verbreitete. Was Wunder denn, daß auch die deutſche Literatur für Dänemark ein Gegenſtand beſonderer Pflege und fleißiger Uebertragung wurde.

Allein, wenn in Betrachtung geſchichtlicher Ereigniſſe und

Entwickelungen ein Bedauern und der Wunſch, daß es möchte anders geweſen ſein als es war, überhaupt Platz finden könnte, ſo möchte man in der That bedauern, daß die damalige deutſche Literatur dem ſehnſüchtigen Entgegenkommen des däniſchen Bruderſtammes durch ihren innern Unwerth ſo wenig entſprach und daß ſo viel begünſtigende Umſtände dennoch ohne rechtes Reſultat bleiben mußten. Denn es war die deutſche Literatur jener Zeit an ſich zu werthlos und unbedeutend, als daß die däniſche Bildung, ſo eifrig man auch überſetzte und nachahmte, von dieſen Bemühungen eine wirkliche Frucht hätte haben können. Die deutſche Literatur ſelbſt befand ſich damals in einer ähnlichen Uebergangsperiode, wie die däniſche; es war jene dürftige Periode zwiſchen dem Untergang der alten mittelalterlichen und den Anfängen der modernen Literatur, zwiſchen Hans Sachs und Opitz. Was alſo konnte dieſe Literatur bieten, deſſen Nachahmung ein anderes Volk hätte geiſtig fördern können?

Und doch bot ſie zum Wenigſten Ein Werk, das tauſend andere aufzuwiegen vermochte: ſie bot Luthers Bibel, die durch Hans Mikkelſen, Bürgermeiſter zu Malmö und einer der einſichtvollſten wie eifrigſten Anhänger des unglücklichen Chriſtians des Zweiten, ins Däniſche übertragen ward. Noch vor der öffentlichen und geſetzlichen Anerkennung der Reformation durch Chriſtian den Dritten, von der Verbannung aus, in die ihn die Anhänglichkeit an ſeinen Fürſten gebracht, hatte Mikkelſen ſeiner Nation dies Geſchenk gemacht und dadurch ebenſo ſehr die ſpeciellen Zwecke der Reformation als im Allgemeinen die Bildung und geiſtige Befreiung ſeines Volkes befördert. Ja dieſe unſcheinbare, von fanatiſchen Widerſachern ſogar heftig geſchmähte und verfolgte That überwog, unſers Bedünkens, an ſegensreicher Wirkung ſogar dasjenige bei Weitem, was durch Einführung und Verbreitung der antiken Literatur geleiſtet wurde. Wohl war es ſtattlicher und ſah ſich prächtiger an, wenn König Friedrich der Zweite (1559—1588) den Terenz überſetzen und in prächtiger Ausſtattung vor dem verſammelten Hofe aufführen ließ (Marmier S. 95): aber es war doch nur ein ariſtokratiſches, ein excluſives Vergnügen, an welchem das Volk weder Antheil hatte, noch, ſeinen Verhältniſſen wie ſeiner Bildung gemäß, Antheil haben konnte. Die heilſamen Wirkungen, welche die däniſche Bildung überhaupt durch dieſe und andere Nachahmungen des Alterthums erfuhr, bedurften erſt eines bedeutenden Umwegs und einer langſamen, künſtlichen Vermittelung, wenn ſie das eigentliche Volk nur berühren ſollten. Hier dagegen, in der Lutheriſchen Bibel, war ein Buch gegeben, Allen zugänglich, Allen verſtändlich, das in Aller Hände kam und zu Aller Herzen redete: ein Buch, deſſen geiſtige wie ſprachliche Wirkung in Dänemark gewiß nicht geringer als in Deutſchland, und alſo geradezu unausſprechlich und unermeßlich geweſen iſt.

Hiemit verglichen, würde nun freilich alles Uebrige, was man ſonſt noch aus der deutſchen Literatur jener Zeit entlehnen und nachahmen mochte, in Werth geſunken ſein, ſelbſt wenn es bedeutender geweſen wäre als es war. Man überſetzte fleißig genug: Volksbücher und Romane, die Schwänke des Hans Sachs, Reinhart den Fuchs, (durch Hermann Weger um 1550) und Anderes, worüber in Kürze Marmier S. 96 nachzuſehen. Das Alles war freilich nicht bedeutend und konnte nicht wohl eine neue Aera der däniſchen Literatur herbeiführen: allein es zeichnete ſich dadurch aus und hatte ſelbſt vor den Wirkungen der antiken Literatur, die allerdings viel trefflichere Muſter darbot und den Geiſt mit viel reinerem Stoffe nährte, doch darin einen weſentlichen Vorzug, daß es weit unmittelbarer in das Volk eingriff und ſtatt nur die Bewunderung der Gebildeten, den grübelnden Fleiß der Gelehrten zu erwecken, vielmehr dem Volk als ſolchem eine Unterhaltungslectüre ſchuf, die mit ſeinen Wünſchen und Kenntniſſen in Einklang ſtand.

Fragen wir nun, welchen unmittelbaren Gewinn die däniſche Literatur aus allen dieſen Umſtänden gezogen hat und zu welchen Produktionen ſie ſelbſt dadurch angeregt worden iſt, ſo darf es uns freilich nicht überraſchen, wenn die Antwort auf dieſe Frage hinſichtlich der eigentlichen poetiſchen Leiſtungen nur von wenig Gutem zu melden weiß. Es iſt daſſelbe Verhältniß, wie zu derſelben Zeit in Deutſchland, wo die ungeheuren Anſtrengungen der Reformation gleichfalls für die Poeſie zunächſt unfruchtbar blieben. Aber nichts deſto weniger waren ſie vorhanden: und was Jahrhunderte ſpäter, ja was noch in dieſen unſern jetzigen Tagen an dem Baum der deutſchen Dichtung emporblüht, es iſt Alles nur die gereifte Frucht, der völlige Nachwuchs jenes erſten reformatoriſchen Samens, der um ſo tiefer gelegt werden und um ſo ſpäter aufgehen mußte, je koſtbarer er war.

So auch in Dänemark. Weder der einzelne Menſch noch ganze Nationen können etwas zur poetiſchen Erſcheinung bringen, als immer nur ihren eigenen Inhalt. Aber eben um den Inhalt, um die neue Erfüllung ihres Weſens rang damals, in der Zeit ihrer politiſchen wie geiſtigen Wiedergeburt, die däniſche Nation. Außer Stande daher, der Aufgabe der Poeſie zu genügen und einen Inhalt, deſſen ſie ſelbſt noch nicht mächtig war, poetiſch darzuſtellen, wandte die Nation in ihren vortrefflichſten und tüchtigſten Köpfen ſich vielmehr den ſogenannten poſitiven, den exacten Wiſſenſchaften, vornämlich der Naturforſchung und der Geſchichte zu, um ſolchergeſtalt durch die Bewältigung des Aeußeren gleichſam das eigene Innere auszufüllen und ein lebendiges Bewußtſein zu gewinnen über ſich ſelbſt. Nicht daher die poetiſche, ſondern die ernſte, die wiſſenſchaftliche Literatur iſt es, es iſt die Praxis der Wiſſenſchaft, die Geſetzgebung, die Heilkunde, vor Allem die Chemie, die Botanik, die Naturforſchung überhaupt, worin damals der däniſche Geiſt ſeine Palmen errang. Welcher Glanz damals in dieſer Hinſicht über Dänemark ausgegoſſen war und welche Berühmtheit es bei der übrigen Welt als Mutter und Amme der Naturwiſſenſchaften genoß, das dürfen wir noch aus dem ſchließen, was einer der jüngſten und genialſten Vertreter der gegenwärtigen däniſchen Literatur, der Dichter Anderſen, uns von ſeiner zu Anfang der vierziger Jahre unternommenen Reiſe in den Orient erzählt: nämlich daß dort noch heutzutage, bei Türken und Griechen, von Dänemark meiſt nur das Eine bekannt iſt, daß es das Vaterland des Tycho Brahe geweſen, und daß ſie dies Eine noch heut, nach bald drei Jahrhunderten, nicht anders als mit Ehrfurcht wiederholen. Die Namen Caſpar Bartholin (1585—1629), mit ſeinen gelehrten Söhnen und Enkeln, unter denen namentlich Thomas Bartholin (1616—1680) als der größte Anatom und einer der erſten Polyhiſtoren ſeiner Zeit eines wahren Weltruhms genoß, Ole Worm (1588—1629), Tycho Brahe (1546—1601), Chriſtian Longomontanus (ſt. 1647), des Vorigen Freund und Schüler und einer der größten Aſtronomen ſeines Jahrhunderts, Ole Römer, der, in derſelben Schule erzogen, deſſelben Ruhmes genoß (1644—1710), Holger Roſenkranz (ſt. 1642) ꝛc. bilden in der That eine ſo glänzende wie einflußreiche Gruppe und ſichern Dänemark einen der hervorragendſten Plätze in der Geſchichte der Wiſſenſchaften des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts.

Außer den eben angeführten Naturwiſſenſchaften wurde beſonders die Geſchichte, inſonderheit die vaterländiſche, ſowie überhaupt die wiſſenſchaftliche Erforſchung der heimathlichen Zuſtände mit Eifer und Aufmerkſamkeit getrieben. Wir werden ſpäterhin, wo wir Holbergs hiſtoriſche Arbeiten betrachten, uns mit dieſem Gegenſtande näher zu beſchäftigen haben; hier genüge es, nur an Eines zu erinnern, was mit dieſen hiſtoriſchen Studien in genaueſtem Zuſammenhange ſteht und woran überdies die Vortheile, welche aus dieſem Studium dem geſammten Nationalleben und im Einzelnen auch der Poeſie erwuchſen, beſonders ſichtbar werden. Das iſt die Sammlung der Kämpeviſer (Kämpferweiſen: Heldenlieder, ſodann aber im Allgemeinen Volkslieder, ſowohl hiſtoriſchen als anderen Inhalts), welche der Percy der däniſchen Literatur, Andreas Sörenſen Vedel (1546—1601), Hofprediger und Hiſtoriograph Friedrichs II., ein tüchtiger Geſchichtforſcher, der ſich namentlich auch durch eine Uebertragung des Saxo Grammaticus verdient gemacht hat, zuerſt im Jahre 1591 veranſtaltete; vergl. den Abſchnitt bei Marmier S. 57, 58, wo das Bibliographiſche der verſchiedenen Ausgaben und Vervollſtändigungen angegeben iſt. Dieſes Buch, wie die raſch auf einander folgenden Wiederholungen (allein im Laufe des nächſten Jahrhunderts erſchienen, mit Einfluß der um das doppelte vermehrten Peter Syv'ſchen Ausgabe von 1695, deren fünf) beweiſen, blieb nicht blos in der Zelle des Gelehrten ſtecken: es kam darüber hinaus in die Hände des eigentlichen Volks, es wurde Volksbuch und hat als ſolches, indem es die Herzen der Nation mit ihrer ſkandinaviſchen Vorzeit wiederum befreundete, den ſpäteren Gang der däniſchen Literatur weſentlich beſtimmt und namentlich jene nationale Dichtung möglich gemacht, deren Dänemark ſich in dieſem Augenblick erfreut.

Inzwiſchen verſteht es ſich von ſelbſt, daß auch damals ſchon das Feld der Dichtung nicht völlig unbeſtellt blieb, wennſchon, wie wir bereits bemerkt haben, damals nicht ſie der eigentliche Ringplatz des däniſchen Geiſtes war. Im Gegentheil, es war ein Ueberfluß, eine wahre Sündflut von Poeſien vorhanden — nur daß ſie meiſt nichts taugten. Könnte es darauf ankommen, das Gedächtniß unſerer Leſer mit Namen zu überſchütten, mit denen ſich für ſie keine Vorſtellung verbindet, ſo wäre es ein Leichtes, ihnen, etwa nach Anleitung des Worm'ſchen Gelehrtenlexikons oder gar des obengenannten Albertus Thura, der ſchon im Jahre 1732 blos über die gelehrten Frauen Dänemarks ein ſtattliches Büchlein erſcheinen ließ (ſ. Alberti Thurae Gynaeceum Daniae Literatum, feminis Danorum eruditione vel scriptis claris conspicuum. Altonae 1732; eben derſelbe hat auch eine Idea Historiae Literariae Danorum, Hamburgi 1723, geſchrieben, die jedoch mehr eine Gelehrten- als eine eigentliche Literaturgeſchichte iſt), Hunderte von Dichtern zu nennen, die in jenem Zeitraume geblüht haben ſollen. So indeß mag es genügen, hier nur vier Namen anzuführen, welche die bekannteſten und in der That die bedeutendſten ſind: Arreboe (1587—1637), Bording (1619—1667), Kingo (1634—1703) und endlich der ſchon erwähnte Sörterup, der jüngſte von ihnen, indem er erſt gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts geboren ward (ſt. 1722). Drei von dieſen Männern (nur Andreas Bording, wohl zu unterſcheiden von mehren anderen Männern dieſes Namens, die gleichfalls in der däniſchen Gelehrtenwelt bekannt ſind, war weltlichen Standes: vgl. Alb. Thura a. a. O. im Index) gehörten der däniſchen Geiſtlichkeit an, was charakteriſtiſch iſt: einmal weil es das Verhältniß fortſetzt, welches in dieſer Beziehung bereits vor der Reformation ſtattgefunden, und ſodann weil in der That die bei weitem größere Maſſe damaliger Poeſien theologiſchen Inhalts war. Albertus Thura, in der ſchon genannten Idea hist. Liter. p. 345—349, weiß allein aus dem ſiebzehnten Jahrhundert mehr als ſechzig geiſtliche Dichter aufzuzählen. Dies entſpricht denn völlig dem großen Uebergewichte, welches damals die Theologie auf das praktiſche Leben des däniſchen Volkes ausübte, ſowie der Behaglichkeit und Breite, mit der die Theologen ſelbſt in einer unüberſehbaren theologiſchen Literatur, in dogmatiſchen und aſcetiſchen Schriften, in Controverſen und Spitzfindigkeiten ſich gefliſſentlich ergingen. Noch Holberg ſpricht in Betreff noch ſeines Zeitalters die vielleicht übertriebene (denn er war kein Freund der Geiſtlichkeit ſeiner Zeit, weil er kein Freund der Pedanten und Eiferer war), doch gewiß nicht grundloſe Klage aus, daß die überwuchernde theologiſche Literatur dem großen Haufen des Volkes allen Geſchmack und alle Freude an der weltlichen Literatur verderbe. „Der gemeine Mann,“ ſagt er in ſeiner *Epistola ad virum perillustrem primus*, p. 119 (der deutſchen Ueberſetzung von 1763 S. 146), „iſt ſo ſehr an die geiſtlichen Schriften gewöhnt, daß er nichts lieſt, was den Namen einer weltlichen Abhandlung trägt. Daher rührt es, daß einige arme Schriftſteller, um ihr Brod zu verdienen, ſo viele Gebetbücher, Kerne und Sterne der Gebete, Himmelsleitern, Paradiesgärtlein, geiſtliche Andachten und wie ſonſt die unzähligen Bücher dieſer Art ſich zu nennen pflegen, zuſammenſchreiben, tauſendmal wieder ausſchreiben, neue Titel erfinden und für neue Bücher verkaufen.“

So ſind nun auch von den genannten Dichtern Arrebo und Kingo (vgl. Marmier S. 98, ſowie Rudelbach a. a. O. S. 81 und Thortſen, S. 34 und 41) hauptſächlich durch ihre geiſtlichen Pſalmen berühmt geworden und werden dadurch zum Theil noch jetzt im lebendigen Andenken ihrer Nation erhalten. Andreas Bording dagegen, ein Mann von vielem, beſonders auch ſprachlichem Talent, das er leider nur in handwerksmäßiger Anwendung mißbrauchte, ſtellt ſich uns als Nachzügler und ſpäte Erneuerung jener Reimchroniſten dar, deren wir im Früheren gedacht haben. Er war nämlich von König Friedrich dem Dritten im Jahre 1666 mit dem Privilegium des „Däniſchen Merkur“ betraut worden, einer politiſchen Zeitſchrift, die monatlich in einem halben Bogen erſchien und von Bording ausſchließlich in Verſen geſchrieben wurde. Da hatte er alſo alle Begebenheiten der Welt, alle Kriege und Friedensſchlüſſe, Geburten und Todesfälle, Hochzeiten und Reiſen aller europäiſchen Potentaten in Reime zu bringen und doch behielt er noch Zeit und Luſt, denſelben Dienſt eines Gelegenheitsdichters auch ſeinen perſönlichen Freunden und Gönnern zu erweiſen und auch ihre Feſt- und Trauertage durch ſeine ewig willige Muſe zu verherrlichen. Wie viel Poeſie freilich in dieſen Reimen geſteckt hat, das wäre eine andere Frage, die Bording ſich vermuthlich nicht hat kümmern laſſen; genug, daß er der Poeſie, neben der formalen Ausbildung, die ſie ihm verdankt, auch ein erweitertes Publikum verſchaffte und dadurch auch ſeinerſeits dem übermächtigen theologiſchen Einfluß berichtigend entgegentrat.

Mit Recht hat Marmier (S. 101 ff.) dieſen Dreien, die gewöhnlich in den Repertorien der Literaturgeſchichte als die Väter der däniſchen Dichtung aufgeführt werden, noch einen Vierten und Jüngſten beigefügt: Sörterup, den, in ſeiner vereinzelten Stellung als volksthümlich geſchichtlicher Dichter, wir ſchon im Obigen mit der ähnlichen Stellung des Bruder Niels von Sorö verglichen haben. Auch Sörterup war Prediger; in ſeinen Gedichten jedoch wußte er über dieſe nächſte theologiſche Sphäre hinauszugehen, indem er ſich auf das Hiſtoriſche, das Volksthümliche wandte und in einem Tone, der an die alten Volkslieder erinnert und zu dem er unzweifelhaft durch die erwähnte Vedel'ſche Sammlung angeregt ward, die Siege Friedrichs des Vierten und andere nationale Ereigniſſe beſang. Zwar war er nicht der Erſte geweſen, der ſeiner Muſe Gegenſtände der vaterländiſchen Geſchichte unterwarf. Denn von den zahlreichen lateiniſchen Dichtern zu geſchweigen, ſo hatte ſchon Kingo, „Dänemarks Virgil," (wie Albertus Thura in der Idea hist. lit. p. 351 ihn nennt) die Thaten und Meereszüge der berühmteſten däniſchen Könige in einem „des Sophokleiſchen Kothurns würdigen Style" beſungen. Der Styl mag für ſeine Zeit gut genug geweſen ſein; dennoch drangen dieſe gelehrten Nachklänge des Sophokles und Virgil ſchwerlich ſo in das Volk und ſprachen ſo zu des Volkes Herzen, wie die volksmäßigen Heldengeſänge Sörterups, welche, nach der Verſicherung Marmiers (S. 102), noch heutzutage in Dänemark unvergeſſen ſind. Und darum mag auch dieſem Dichter ſein Platz neben den drei Erſtgenannten wohl gebühren.

Dies nun wäre der Hauptſache nach dasjenige, was über die Entwickelung der däniſchen Literatur bis auf Holberg zu ſagen war. An und für ſich, wie man ſieht, ſind die Reſultate dieſer Periode keineswegs glänzend und außerordentlich. Aber doch iſt der Fortſchritt nicht zu verkennen. Durch die politiſche Selbſtſtändigkeit und die geiſtliche Reformation war dem däniſchen Volke die Bahn zu jeder Art bürgerlicher und geiſtiger Freiheit geöffnet; daß ſie dieſelbe nicht im Fluge durcheilt hat, iſt der Natur gemäß und mithin mehr als ein Glück, denn als ein Unglück zu betrachten. Die Nachahmung der alten wie der deutſchen Literatur hatte die däniſche Literatur theils ſtofflich, theils zum Wenigſten formal erweitert und gefördert; es waren, freilich mit ungleichem Glück und noch ungleicherem Talente, Dichter aufgetreten, die, wenn ſie auch dieſes Namens oft ſehr unwürdig waren, doch im Ganzen das Bewußtſein zu erwecken anfingen, daß man etwas, wie eine Literatur, beſitze und daß es Pflicht und Ehre der Nation ſei, auf die Vollendung dieſer Literatur mit allen Kräften hinzuwirken.

Andererſeits wollen wir auch die Schattenſeiten nicht verſchweigen. Die Literatur ſtand, mit wenigen vereinzelten Ausnahmen, der eigentlichen Nation noch immer fern; es war mehr eine Literatur der Gelehrten, der Gebildeten und Vornehmen, zum Theil auch der Geiſtlichen, als wirklich eine Literatur des däniſchen Volkes. Die Theologie, hier wie in Deutſchland, zu einem ſeelenloſen Schematismus zuſammengeſchrumpft, hielt auch die Dichtung in unbilligen Feſſeln und hemmte die freie Bewegung des Geiſtes und der Kunſt. Und endlich war die eigentliche däniſche Literatur noch ſo wenig im Stande geweſen, die abſtracte lateiniſche Versmacherei zu beſeitigen, daß es noch damals in Dänemark bei weitem mehr lateiniſche als däniſche Poeten gab. In dem ſchon öfters angeführten Buche des Albertus Thura füllt die bloße Nomenclatur der lateiniſchen Dichter nur des ſiebzehnten Jahrhunderts allein vier Seiten (S. 358—361): ein ſicheres Merkmal, daß die Literatur damals noch weit entfernt war, dem däniſchen Volke dasjenige zu ſein, was ſie ihrem Begriffe nach ſein ſoll, nämlich ein vollſtändiges, künſtleriſches und doch volksthümliches Abbild ſeines geſammten Lebens, Denkens und Seins.

Dies wurde ſie zuerſt durch Holberg, mit deſſen äußeren Lebensumſtänden wir uns nunmehr beſchäftigen werden, um ſodann eine Ueberſicht und Erläuterung ſeiner Schriften, der wiſſenſchaftlichen ſowohl wie der poetiſchen, daran anzuſchließen. Die Quellen zu dieſer Lebensgeſchichte fließen ungemein reichlich und auch ihre Zuverläſſigkeit läßt nichts zu wünſchen übrig, indem ſie zum größten Theil von Holberg ſelbſt herſtammen.

Zuvörderſt nämlich haben wir von Holberg drei Epistolae ad virum perillustrem, in denen er eine mit vieler Ausführlichkeit geſchriebene Geſchichte ſeines Lebens geliefert hat. Der erſte dieſer Briefe datirt vom Jahre 1727, alſo aus Holbergs dreiundvierzigſtem Lebensjahre; der letzte erſchien 1744, alſo zehn Jahre vor ſeinem Tode, ſo daß wir mithin ein faſt vollſtändiges Gemälde ſeines Lebens von ſeiner eigenen Hand beſitzen. Alle drei wurden auch ins Deutſche überſetzt, ſogar zu wiederholten Malen; die dritte, von uns benützte und der Kürze wegen im Nachfolgenden blos als „Lebensgeſchichte" citirte Auflage erſchien zu Kopenhagen und Leipzig 1763. Außerdem hat Holberg auch in ſeinen „Moraliſchen Gedanken" (1744), ſowie ganz beſonders in den „Vermiſchten Briefen," die von 1748—1755 in fünf Bänden erſchienen, vielerlei gelegentliche Mittheilungen über einzelne Begebenheiten ſeines Lebens, über ſeinen Bildungsgang, ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, ſeinen Charakter, ſeine Sitten und Gewohnheiten ꝛc. eingeſchaltet: wozu dann noch als Beitrag zur Geſchichte ſeiner literariſchen Thätigkeit eine Anzahl von Streitſchriften kommt, deren wir an ihrem Orte des Näheren gedenken werden. Dieſes ſehr reichhaltige Material wurde zuerſt im Jahre 1764 von Johann Adolf Scheibe, einem geborenen Deutſchen, der jedoch ſeit langen Jahren als königlicher Kapellmeiſter in Kopenhagen lebte, verarbeitet; wobei er noch durch „die Beiträge einiger anſehnlicher Gelehrten und Freunde des ſeligen Barons" (Vorrede S. XXV), ſowie durch die Erinnerungen unterſtützt ward, die er ſelbſt ſich aus einem mehrjährigen Umgang mit dem Verſtorbenen bewahrt hatte.

So bildet denn die „Nachricht von dem Leben und den Schriften des Freiherrn von Holberg," welche der genannte J. A. Scheibe der 1764 erſchienenen neuen, vermehrten und verbeſſerten Ueberſetzung des Holberg'ſchen Peter Paars vorgeſetzt hat (S. XXVII bis CLXXX), eine nicht unwichtige Ergänzung zu Holbergs eigenen Berichten, wennſchon manche Partien, wie namentlich dasjenige, was Scheibe über Holbergs ſittlichen Charakter und die mürriſche Einſamkeit ſeines Alters berichtet, nicht ohne Vorſicht benutzt werden darf. Außerdem haben auch ſonſt Alle, die in Dänemark über Holberg geſchrieben oder ſich mit der Herausgabe ſeiner Werke beſchäftigt haben (und bei der begeiſterten Verehrung, deren Holberg bis zur Stunde in Dänemark genießt, iſt die Zahl derſelben außerordentlich groß), größere oder kleinere Beiträge zu der Biographie des Dichters geliefert. Doch iſt die Ausbeute, welche dieſe Nachleſe liefert, im Ganzen nur gering, indem die Mehrzahl dieſer ſpäteren Bearbeiter ſich mehr auf Raiſonnements und Betrachtungen ſeines perſönlichen und literariſchen Charakters beſchränkt hat, ohne das Thatſächliche ſeiner Lebensgeſchichte weſentlich zu erweitern. Ein paar höchſt beachtenswerthe Ausnahmen machen jedoch erſtlich E. C. Werlauffs „Hiſtoriſke Antegnelſer til L. Holbergs Lyſtſpil,“ von denen 1838 der erſte Band erſchien, ſowie die kleine Schrift, welche C. Molbech im Jahre 1845 unter dem Titel: „Ludwig Holberg og hans Samtid. Bidrag til begges Charakteriſtik“ (Ludwig Holberg und ſeine Zeit. Beitrag zur Charakteriſtik Beider) zu Kopenhagen herausgegeben hat. Namentlich letztere iſt ein höchſt dankenswerther, für das genauere Verſtändniß der Holberg'ſchen Werke unentbehrlicher Beitrag, der ſich jedoch ſeinem Zwecke gemäß mehr auf die allgemeine Schilderung der Zeit, der Holberg angehört und die ſich in ſeinen Schriften wiederſpiegelt, als auf des Dichters eigenes Leben erſtreckt. Auch die 1832 zu Kopenhagen erſchienenen drei Bände „Holbergiana“ von A. E. Boye, dem verdienten Herausgeber und Commentator Holbergs, dürfen nicht überſehen werden; ſie enthalten eine vollſtändige Sammlung der von und gegen Holberg abgefaßten Streitſchriften, ſowie verſchiedene andere kleinere Beiträge zur genaueren Würdigung ſeiner literariſchen Wirkſamkeit.

Was dagegen Marmier in ſeiner oben citirten Histoire de la littérature en Dannemarck et en Suède, p. 107—126 über Holbergs Leben liefert, iſt lediglich ein unkritiſcher Auszug aus der Scheibe'ſchen Biographie und verdient als ſolcher keine weitere Beachtung.

Wenden wir uns alſo jetzt zu dem Leben unſeres Dichters.

3.

Holbergs Leben.

Ludwig Holberg, geſtorben als Freiherr von Holberg, Profeſſor und langjähriger Würdenträger der Univerſität zu Kopenhagen, Beſitzer zweier Rittergüter und eines nicht unbedeutenden baaren Vermögens, wurde als der Sohn eines armen Soldaten, der ſich lediglich durch ſeinen Muth und ſein Talent zur Stelle eines Oberſten emporgearbeitet hatte, im Jahre 1684 zu Bergen in Norwegen geboren. Wenigſtens geben alle däniſchen Biographen Holbergs übereinſtimmend dies Jahr an (der Tag ſeiner Geburt iſt überhaupt nicht aufbewahrt); nur Albertus Thura a. a. O. S. 184 nennt das Jahr 1685 und in Uebereinſtimmung damit äußert Holberg ſelbſt ſich in einer Stelle ſeiner „Vermiſchten Briefe.“ „Daß ich,“ ſchreibt er daſelbſt im 18. Briefe des IV. Bandes, S. 49 der deutſchen Bearbeitung von 1760, „itzt ſo empfindlich gegen die Kälte bin, ſchreibe ich meinem Alter zu, das itzund an die fünfundſechzig herangewachſen iſt ..... Mein Geburtsjahr iſt 1685.“ Die Ausgleichung dieſer widerſprechenden Angaben hat für uns kein Intereſſe und muß dieſelbe den däniſchen Commentatoren überlaſſen bleiben.

Sein Vater hieß mit vollſtändigem Namen Chriſtian Nilſen Holberg; J. C. Lange in der kurzen Biographie, welche der von ihm veranſtalteten Taſchenausgabe der Holberg'ſchen dramatiſchen Schriften (in 7 Bänden, Kopenhagen 1833) vorangeſchickt iſt, ſagt von ihm, daß er „vermuthlich ein Däne“ geweſen: was natürlich nichts weiter heißen ſoll, als daß er kein geborner Norweger, ſondern ein echter Inſeldäne geweſen. Holbergs Mutter war Kare Lemm, Enkelin des ehemaligen Biſchofs von Bergen Munthe. Auch ſonſt ſcheint er eine nicht unanſehnliche Verwandtſchaft gehabt zu haben; wenigſtens macht er in der früher erwähnten „Lebensgeſchichte“ einen Oberſten von Krogh namhaft, eine Familie, die noch jetzt in Dänemark blüht und verſchiedene bedeutende Aemter, beſonders im Kriegsdienſt, innehat. Daß der Vater ſich vom gemeinen Soldaten zum Oberſt in die Höhe arbeitete, haben wir bereits erwähnt; er war, wie Holberg ſelbſt ſich ausdrückt, „adelig nicht durch Geburt, aber durch Thaten“; ein tapferer tüchtiger Mann, der ſich als ſolcher die beſondere Gunſt des damaligen Statthalters von Norwegen General-Feldmarſchall Ulrich Friedrich Güldenlöv, unter dem er verſchiedene Feldzüge in Norwegen mitmachte, erwarb.

Holbergs Vater ſtarb, da der Sohn noch an der Mutter Bruſt lag und auch die Mutter folgte ihm bald nach, bevor der Knabe noch das zehnte Jahr erreicht hatte. Der Vater hatte ein ziemlich anſehnliches Vermögen hinterlaſſen; allein eine unglückliche Feuersbrunſt, die mitten in der Nacht in dem Hauſe eines Nachbarn ausbrach, vernichtete das Vermögen der Familie und verſetzte ſie in die dürftigſten Umſtände. Zwar waren noch einige Bauernhöfe übrig, welche Holbergs Vater kurz vor ſeinem Tode angekauft hatte; da Holbergs Mutter jedoch außer ihm noch für ſechs Kinder zu ſorgen hatte, ſo war die Lage des Hausſtandes ziemlich drückend und nur der Sparſamkeit und Wirthſchaftlichkeit der wackern und umſichtigen Frau hatten die Kinder zu danken, daß beim Tode der Mutter wenigſtens dieſe kleinen ländlichen Beſitzungen noch bei der Familie und von Schulden unbelaſtet waren.

Es war damals in Norwegen Sitte, daß die Söhne der Officiere von der Wiege an die Löhnung als Soldaten empfingen, wofür ſie dann in der Folge verpflichtet waren, in die Armee einzutreten. Auch auf Ludwig Holberg war dieſer Gebrauch zur Anwendung gekommen und ſo wurde er denn, nach dem Tode der Mutter und nachdem er ſein zehntes Jahr zurückgelegt hatte, in das damalige upländiſche Regiment, das ihn bis dahin in ſeinen Stammliſten geführt hatte, aufgenommen. Und zwar ſollte er, vielleicht aus Rückſicht gegen die Verdienſte ſeines verſtorbenen Vaters, ſogleich als Korporal eintreten, eine Charge, wie Holberg ſagt, „die einen kleinen Vorzug vor dem gemeinen Soldaten hat und einer geringen aus zehn Mann beſtehenden Mannſchaft vorgeſetzt iſt“: vorausgeſetzt, daß er ſich die dazu nöthige kriegeriſche Bildung erwerben würde. Um dieſe zu erlangen, wurde er von ſeinem Vormund, Peter Lemm, einem Bruder ſeiner verſtorbenen Mutter, nach Upland geſchickt. Hier nahm ſich ein anderer Verwandter ſeiner Mutter, Otto Munthe, des Knaben an. Insbeſondere ermunterte derſelbe ihn, ſeinem natürlichen Triebe zu den Wiſſenſchaften treu zu bleiben, ſelbſt auf die Gefahr hin, die militäriſchen Kenntniſſe, um derenwillen er eigentlich nach Upland geſchickt war, zu vernachläſſigen. Otto Munthe ließ ihn zu dem Ende an dem Unterricht ſeiner eigenen Kinder theilnehmen und obwohl der Hofmeiſter, der dieſes Amt verſah, ein roher und unwiſſender Menſch war, von deſſen Mißhandlungen Holberg viel auszuſtehen hatte, ſo war doch die Lernbegier in dem Knaben ſo mächtig, daß er in Kurzem alle Schwierigkeiten überwand und den Entſchluß faßte, ſich völlig den Wiſſenſchaften zu widmen.

Ein Zufall kam ihm dabei zu Hülfe und löſte das lockere Band, das ihn bis dahin an den Dienſt des Kriegsgottes geknüpft hatte, gänzlich auf. Es blieb nämlich der Sold aus, der eigentlich für den angehenden Korporal beſtimmt war und da ſein Vetter unter dieſen Umſtänden nicht Luſt hatte, ihn noch länger bei ſich zu behalten, ſo ſchickte er ihn nach Bergen zurück. In Bergen ließ ihn nun ſein Vormund Peter Lemm die öffentliche Schule beſuchen, um ſich zu den Univerſitätsſtudien vorzubereiten. Holberg war, wie aus ſeinen eigenen Schulerzählungen hervorgeht, ein aufgeweckter, muthwilliger Knabe. Beſonders zeichnete er ſich frühzeitig durch witzige Einfälle aus, ja ſelbſt in poetiſchen Satyren verſuchte er ſich ſchon damals. Sein Vormund, der ſelbſt ein luſtiger Kopf und ein Freund der Dichtkunſt war, beförderte dieſen Muthwillen mehr, als daß er ihn unterdrückte. Als Holberg einſt ein Spottgedicht auf einen Verwandten der Frau Lemm gemacht hatte und die beleidigte Dame auf exemplariſche Beſtrafung des jungen Verbrechers drang, ließ der gutmüthige Mann ihn zwar vor ſich kommen, die ganze Beſtrafung jedoch beſtand darin, daß er das Gedicht mit ihm durchging, ihn auf einige fehlerhafte Reime und Redensarten aufmerkſam machte und ihn dann mit dem Rath entließ, ſeine Verſe erſt beſſer zu feilen, bevor er ſie bekannt werden laſſe.

Eine große Feuersbrunſt, welche die Stadt Bergen im Jahre

1702 verwüſtete und ihre Kirchen und Schulen in Aſche legte, beſchleunigte Holbergs Abgang zur Univerſität. Denn wiewohl er das in den Schulgeſetzen vorgeſchriebene Alter noch nicht erreicht hatte, ſo konnte ihm doch der Aufenthalt in der verwüſteten Stadt nichts weiter nützen und überdies erklärte ihn der Rector der Schule für hinlänglich vorbereitet, um dem akademiſchen Unterricht mit Nutzen beizuwohnen.

So bezog er alſo im genannten Jahre die Univerſität zu Kopenhagen, achtzehn Jahre alt. Sein Vormund hatte ihn (die gewöhnliche Zuflucht derer, die arm ſind an den Gütern dieſer Welt: und man kann ſich nur freuen, wenn ſie es nicht auch an den Gütern des Geiſtes und der Seele ſind) zum Geiſtlichen beſtimmt und obwohl der junge Student nur eine ſehr mäßige Neigung zu dieſem Studium verſpürte, ſo lag er ihm doch mit allem Eifer ob, ſo daß er, gedrängt durch die Bedürftigkeit ſeiner Lage, ſich ſchon nach Jahresfriſt zur vorſchriftmäßigen Prüfung melden konnte. Nachdem dieſelbe glücklich überſtanden war, verließ er Kopenhagen und kehrte nach Bergen zurück, wo er ſich nun mit dem Studium der neueren Sprachen beſchäftigte und ſich nebenher durch Privatfleiß auf eine künftige Predigerſtelle weiter vorzubereiten ſuchte.

Einige Zeit darauf — man ſieht, daß Holberg keine der üblichen Stationen auf dem Leidenswege des armen Theologen erlaſſen ward — wurde ihm eine Hauslehrerſtelle in der Nähe von Bergen bei dem Probſt zu Vos angetragen; auch mußte er ſich verpflichten, an Stelle ſeines Principals zu predigen, ſo oft derſelbe durch Krankheit oder andere Verhinderungen davon abgehalten ward. Ein ganzes Jahr hielt Holberg in dieſer Stellung aus, beſchäftigt, wie er ſelbſt ſich ausdrückt, „die Kinder zu züchtigen und die Bauern zu belehren.“ Doch gelang ihm das Letztere beſſer als das Erſtere. Denn wie er einmal dem jüngſten Sohn ſeines Principals, dem Liebling der Frau Pröbſtin, „mit einiger Schärfe beſſere Sitten und die Luſt etwas zu lernen beibringen wollte,“ ſo erhielt er ſeinen Abſchied und mußte wieder nach Bergen zurückkehren.

Holbergs Lage war damals höchſt unbehaglich. Die Theologie, die zu jener Zeit in Dänemark noch eine ſehr orthodoxe, ſcholaſtiſche Färbung trug, ſagte ſeinem regen Geiſte wenig zu und doch mußte ſie wohl oder übel, des lieben Broderwerbs wegen, getrieben werden.

Dazu kam, daß er damals viel kränkelte; er litt an Schlafloſigkeit und beängſtigenden Träumen, von denen er ſich vergeblich durch allerhand damals übliche abergläubiſche Mittelchen zu befreien ſuchte.

Endlich begab er ſich zum zweitenmal nach Kopenhagen, um ſich daſelbſt zu dem ſogenannten hohen oder großen Examen vorzubereiten. Auch dieſes ward glücklich überſtanden und mit dem beſten Zeugniß, dem „Laudabilis,“ aber auch, wie er ſelbſt bekennt, mit völlig geleertem Beutel, kehrte er wiederum in ſeine Vaterſtadt zurück. Seine Armuth zwang ihn, das verhaßte Joch, dem er ſich ſoeben erſt auf kurze Zeit entzogen hatte, wieder auf ſich zu nehmen. Der damalige Vicebiſchof von Bergen, Magiſter Nicolaus Schmidt, ſuchte einen Hofmeiſter für ſeine Kinder und Holberg war ſo glücklich, dieſe Stelle zu erhalten. Freilich däuchte es ihm auch hier ſchon nach wenigen Monaten wieder, als wär er in „die ärgſte Sklaverei“ gerathen; allein trotz des harten und beſchwerlichen Dienſtes, den er in dem Hauſe des Vicebiſchofs hatte, wurde ihm dieſer Aufenthalt doch in anderer Hinſicht höchſt ſegensreich und entſcheidend für ſein ganzes Leben.

Der Vicebiſchof hatte nämlich in ſeinen jüngern Jahren ſich lange Zeit in fremden Gegenden aufgehalten und die meiſten Länder Europa’s durchreist. Die Tagebücher, welche er von dieſen Reiſen mitgebracht, bildeten Holbergs vornehmſte und liebſte Beſchäftigung in den wenigen Mußeſtunden, deren er ſich erfreute. An dieſen Bildern fremder Länder und ihrer Merkwürdigkeiten, die er hier aufgezeichnet fand, entzündete ſich ſeine Phantaſie, eine unwiderſtehliche Sehnſucht, dieſe geprieſenen Herrlichkeiten von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, bemächtigte ſich ſeiner und obwohl (wie er ſelbſt ſagt) die gänzliche Mittelloſigkeit, in der er lebte, dieſe edle Begierde hätte dämpfen ſollen, ſo wurde ſie durch die zahlloſen Beſchwerlichkeiten und dieſe fortwährenden Entſagungen, mit denen er zu kämpfen hatte, vielmehr erſt recht angefacht, ſo daß er, uneingedenk ſeiner völligen Armuth und die Unmöglichkeit nicht achtend, die ſich vor die Erfüllung ſeines Lieblingswunſches unabwendbar zu lagern ſchien, eines guten Tages ſeine Stellung kündigte und friſchweg in die Welt zu gehen beſchloß. Vergebens machte der Vicebiſchof ihm die dringendſten Vorſtellungen, vergebens zürnten und warnten ſeine Anverwandten: die Sehnſucht nach der Fremde war in Holberg zur wahren Krankheit geworden und er mußte untergehen oder ihr folgen.

Bis dahin alſo ſehen wir in Holbergs Lebensgeſchichte nur die gewöhnliche und gewiß zum größten Nachtheil ſowohl der theologiſchen Wiſſenſchaft als der praktiſchen Seelſorge auch bei uns noch nicht veraltete Miſere eines armen Theologen, der einſtweilen, bis eine magere Pfarre ihn entſchädigen wird, zu dürftiger Friſtung ſeines Lebens Kinder verderben hilft. Aber Holberg beſaß den Muth, aus dieſem Nothſtall auszutreten, ſei es auch auf die Gefahr hin, vom Schlimmen zum Schlimmeren zu kommen, und ein ungewiſſes, aber geiſtig freies Daſein dem leiblichen Elend des Candidatenſtandes vorzuziehen. Wir ſehen ihn daher von jetzt ab ein mehrjähriges abenteuerndes Reiſeleben antreten, welches, abgeſehen von Holbergs perſönlichen Erlebniſſen, auch deshalb merkwürdig iſt, theils weil es an den ähnlichen unruhvollen Reiſedrang der deutſchen Gelehrten zur Zeit der Reformation erinnert, theils auch weil dieſe Bildungsreiſen eine Eigenthümlichkeit (und jedenfalls, nach Abſicht und Reſultat, gleich ehrenhafte Eigenthümlichkeit) des däniſchen Volksſtammes ſind.

Denn um von Ewald zu ſchweigen, der mit derſelben Tollkühnheit wie Holberg ſich in die Fremde begab und ſich ſogar als gemeiner Rekrut in die Wirbel des ſiebenjährigen Krieges ſtürzte, ſo haben auch in neuerer Zeit die ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten der däniſchen Literatur und Wiſſenſchaft, ein Baggeſen, Oehlenſchläger, Steffens, bis hinunter auf Anderſens jüngſte Wanderungen durch Europa und bis in den Orient, einen weſentlichen Theil ihrer Bildung durch Reiſen im Auslande überkommen. Es iſt das nicht blos, um doch auch ſeine große Tour gemacht zu haben oder gar (wie es leider Gottes in Deutſchland zur unvermeidlichen Unſitte geworden iſt), um ſich hinterdrein durch pikante Reiſeklatſchereien literariſch und geſellig intereſſant zu machen; ſondern ſie haben etwas Großartiges und Ernſthaftes, dieſe Reiſen der Nordländer, ſie athmen noch heute den Geiſt, in welchem auch unſere Vorfahren vor ſiebzig und achtzig Jahren reiſten und den die neue Generation verlernt zu haben ſcheint. Ja wir möchten ſie einem Kreuzzug vergleichen, einer Wallfahrt nach dem Mekka der Bildung und des Geiſtes: und ſchon mehr als Ein Jaſon hat von ihnen das goldene Vließ zurückgebracht, aus dem er ſeinem Vaterlande Kränze und Kronen geſponnen hat. Daß dann freilich die Zurückgekehrten die Fremde, der ſie ſo viel ſchuldig geworden, ſchmähen und ſich und ihre Landsleute überreden möchten, als wäre bei ihnen Alles die reine autochthoniſche Urſprünglichkeit, wie es augenblicklich in Dänemark geſchieht — das gehört in jenes Regiſter menſchlicher Thorheiten und Widerſprüche, das mit jedem neuen Geſchlechte neue Fortſetzungen erhält und zu dem die Nationen ihre Beiträge ſo gut liefern wie die Individuen.

Heutzutage pflegt die däniſche Regierung in einſichtsvoller Liberalität derartige Reiſen zu unterſtützen; dem armen Holberg, in den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, wurde es nicht ſo gut. „Ich ſcharrte Alles zuſammen,“ ſagt er (Lebensbeſchr. S. 19), „woraus ich nur irgend Geld zuſammenbringen konnte; ich verkaufte meine beweglichen und unbeweglichen Güter, meine Anſprüche, Freiheiten und Rechte und Alles, was nur konnte veräußert werden, und ſuchte als ein Alchymiſt aus allen Dingen Geld zu machen.“

Dennoch brachte er nicht mehr als ſechzig Thaler zuſammen, mit denen er ſich gleichwohl getroſten Muthes nach Holland einſchiffte. Er hoffte, wenn ſein Geld erſchöpft wäre, ſo ſollte ihm ſeine Kenntniß der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache dazu verhelfen, ſich neue Quellen zu eröffnen. „Und überhaupt,“ ſetzt er hinzu, „ändere ich nicht leicht, was ich mir einmal feſt vorgenommen habe.“

Allein die Hoffnung täuſchte ihn. Schon nach den erſten vierzehn Tagen, die er in Amſterdam zugebracht, war ſeine Kaſſe auf dem Trocknen, ohne daß er wußte, wo und wie er ſich neue Hülfsmittel verſchaffen ſollte. Denn mit ſeinen gelehrten Kenntniſſen fand er bei den holländiſchen Kaufleuten nicht den mindeſten Anklang. Das „Laudabilis,“ das er ſich in der akademiſchen Prüfung erworben, hatte hier nicht den mindeſten Werth, ja während die Bootsleute und die von Theer ſtarrenden Schiffer gemächlich ſaßen, mußte er häufig ſtehen und die Ermahnungen und Warnungen mit anhören, mit denen die Amſterdamer Handelsherren ihm ſeinen Leichtſinn zu Herzen führten. Endlich wurde es ihm unmöglich, ſich länger in Holland zu halten und ſo beſchämend ihm der Gedanke auch war, ſchon jetzt in die Heimath zurückzukehren, ſo mußte er ſich doch dazu entſchließen. Einſtweilen jedoch, da er eben an einem hartnäckigen Fieber litt, beſchloß er noch erſt, zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit einen Abſtecher ins Bad nach Aachen zu machen, deſſen Wirkungen er hatte rühmen hören. Und als er in Aachen ſeinen Wirth nicht bezahlen konnte, dünkte es ihm auch nichts Großes, den Erzſchelm zu ſpielen und heimlich davonzugehen.

Aber die Komödie lief ſchlecht ab; er wurde eingeholt und, vermuthlich nicht auf die ſanfteſte Weiſe, zur Bezahlung ſeiner Schuld genöthigt. „Dieſe Begebenheit,“ ſagt er a. a. O. S. 25, „ſchwebte mir noch eine lange Zeit hernach ſowohl des Tages als des Nachts vor Augen: und unzähligemale kam es mir im Traume vor, als wenn der Wirth mich abermals einholte und mich mit Gewalt wieder ins Haus zurückzöge.“

Die Rückreiſe nach Holland mußte er nun in den elendeſten Umſtänden zu Fuße antreten. Doch hatte er ſeine Geſundheit wieder gewonnen, er ſelbſt wagte nicht zu entſcheiden, ob in Folge des Aachener warmen Bades oder der fortwährenden Bewegung, und auch ſein Geiſt war, trotz der äußeren Bedrängniſſe, ruhig und heiter. Dieſe Heiterkeit und Standhaftigkeit iſt aber um ſo höher anzuſchlagen und zeugt um ſo mehr von der Friſche und Tüchtigkeit ſeines Weſens ſowie von der Tiefe und Aufrichtigkeit jener Sehnſucht, die ihn ſo frühe in die Welt getrieben, wenn man erwägt, daß Holberg damals noch außerordentlich jung, ein halber Knabe, noch nicht volle zwanzig Jahre alt war. Auch erregte ſein jugendliches Anſehen regelmäßig die Neugier und zuweilen ſogar den Argwohn ſeiner Mitreiſenden. So erzählt er ein heiteres Geſchichtchen von einer Prüfung, welche die Reiſegefährten, die ihn nach Aachen begleiteten, bei der Ankunft in letzterem Orte mit ihm veranſtalteten. Auch ihnen war ſein knabenhaftes Ausſehen verdächtig geworden, ſie wollten wiſſen, weshalb er in ſo jungen Jahren ſein Vaterland verlaſſen und ſowie ſie daher im Gaſthof angekommen waren, trugen ſie einem zufällig anweſenden Prediger auf, den jugendlichen Reiſenden darüber zur Rede zu ſetzen. Der Prediger (wir erzählen mit Holbergs eigenen Worten) ließ ſich ſogleich mit Amtsmiene nieder und befahl dem Verdächtigen mit ernſthafter Stimme näher zu treten. Darauf redete er ihn mit dieſen Worten an: „Hoer jy well, Mancke! quando deseruisti studia tua?“ Holberg jedoch ergrimmte über dieſe ungebührliche Art, ſich nach ſeiner Herkunft zu erkundigen, dermaßen, daß er den geiſtlichen Herrn nicht weiter reden ließ: „ſondern ich griff,“ ſagt er, „ihn mit einem ſolchen Heere von lateiniſchen Wörtern und Redensarten an, daß der arme Prieſter es nicht länger aushalten konnte. Er legte augenblicklich ſein Richteramt nieder und ſprang vom Richterſtuhl auf, indem er ausrief: „De Heer iſt en Theologant, ick gratuleere Mynheer.“

Aehnlich erging es ihm einige Jahre ſpäter in England. Als er hier eines Tags im Wirthshaus ſaß und zum Zeitvertreib ein Pfeifchen Tabak ſchmauchte, ſo kam dies einem Londoner Bürger, der neben ihm Platz genommen, von einem ſo jungen Menſchen ſo wunderlich vor, daß er lachend ausrief: »The boy will smoke Tabaco!« Ja noch zehn oder eilf Jahre ſpäter, zu einer Zeit, da er bereits Profeſſor Extraordinarius in Kopenhagen war, widerfuhr es ihm, daß ſein Wirth in Paris, von einem Nachbar um Holbergs Alter befragt, demſelben antwortete: »C'est un Garcon de dix-huit ans.«

Aber wenn ſeine Armuth ihn auch genöthigt hatte, Holland zu verlaſſen und nach Norwegen zurückzukehren, ſo hielt doch Scham und Aerger ihn ab, ſeinen Wohnſitz wiederum in ſeiner Vaterſtadt Bergen aufzuſchlagen. Er begab ſich daher nach Chriſtianſand (an der Südſpitze von Norwegen) und fing hier die Schulmeiſterei aufs Neue an. Namentlich unterrichtete er in den neueren Sprachen, die er ſich während des zweiten Aufenthalts in Bergen angeeignet hatte, beſonders im Franzöſiſchen, das damals in jenen Gegenden in der Meinung der Leute noch ſo ziemlich in einer Reihe mit dem Türkiſchen ſtand: ſo daß er ſich, unterſtützt durch die Empfehlungen eines Drontheimer Studenten Chriſtian Brixen, bei dieſer Beſchäftigung allmählig recht wohl befand.

Allein wie der Menſch es zu thun pflegt: da das Schickſal ihm keine Schwierigkeiten mehr bereitete, ſo machte er ſich deren ſelbſt. Er hatte eben damals eine kleine, vermuthlich ſcherzhaft gemeinte Schrift geleſen, in welcher der Verfaſſer durch nicht weniger als ſechzig Gründe zu erweiſen ſuchte, daß das Frauenzimmer überhaupt gar nicht zu den Menſchen zu rechnen ſei. Freund neuer und ſeltſamer Behauptungen wie er war, fand Holberg an dieſem Einfall großes Behagen und weil er das Schriftchen erſt kürzlich geleſen und alſo noch Alles friſch im Gedächtniß hatte, ſo fing er an bei jeder Gelegenheit dieſe Materie auf die Bahn zu bringen und ſeine Ketzerei in der ganzen Stadt auszuſtreuen. Anfangs geſchah es nur ſcherzweiſe; wie aber Einige ihn ernſthaft zu widerlegen ſuchten und dabei ſelbſt in Eifer geriethen, ſo erwachte auch ſein Eigenſinn, ſo daß er die abgeſchmackte Meinung nun in vollem Ernſt und mit allen erdenklichen Gründen vertheidigte, wodurch er ſich denn, wie man leicht denken kann, zahlreiche Feinde zuzog. Endlich kam es dahin, daß die Mägde auf der Gaſſe mit Fingern auf ihn wieſen und ihm nachriefen: „Seht da, das iſt der Kerl, der uns vom Paradies ausſperren will!“

Dieſe Folge ſeines muthwilligen Treibens brachte ihn endlich zur Beſinnung; er ſchwor ſeine Ketzerei ab, that Buße und ſuchte, namentlich mit Hülfe ſeines muſikaliſchen Talents, den Umgang der vornehmſten und gebildetſten Damen der Stadt; die ihn denn auch bald in Gnaden abſolvirten. — Wir haben dies Geſchichtchen hier ſo ausführlich mitgetheilt, weil es ein überraſchendes Licht auf eins der intereſſanteſten und merkwürdigſten Luſtſpiele Holbergs wirft: der jugendliche Holberg, den Schönen von Chriſtianſand ableugnend, daß ſie Menſchen und Erasmus Montanus, der in ſeiner ländlichen Heimath in Acht und Bann gethan und ſchließlich ſogar unter die Soldaten geſteckt wird, weil er behauptet, die Erde ſei nicht platt wie ein Eierkuchen, ſondern rund und der Mond ſei allerdings größer als ein Teller — wer wollte den Zuſammenhang verkennen, der zwiſchen beiden beſteht? Wer wollte verkennen, daß es nur eine Studie ſeines eigenen Lebens iſt, die der Poet hier ausführt und daß er mit der halb tragiſchen Figur des eifrigen, unbeugſamen, aber verkannten und mißverſtandenen Gelehrten, an der ſich noch beinahe hundert Jahre ſpäter auch Hendrik Steffens in ähnlicher Verlaſſenheit aufrichtete (Was ich erlebte, Bd. II.), nur gleichſam die Thorheiten ſeiner eigenen Jugend züchtigt?

Nachdem der Friede ſo wiederhergeſtellt war, ſtand Holbergs junges Glück bald wieder in üppigſter Blüthe. Daß er neben Lateiniſch und Griechiſch, neben Franzöſiſch und Italieniſch auch Engliſch verſtand, erhöhete ſeinen Ruhm als der Mithridates von

Chriſtianſand noch um ein Bedeutendes. Ein ihm verwandter Prediger des Ortes nahm ihn den Winter über in ſein Haus, der Commandant der Stadt, ein Herr von Roſtitz, der nachher in ruſſiſche Dienſte ging und (wie Holberg verſichert) „einer der größten Generale der damaligen Zeit wurde," ließ ſich von ihm unterrichten, die erſten Familien des Ortes folgten ſeinem Beiſpiel und ſo hatte Holberg zu Anfang des Frühjahrs ſich nicht nur aus ſeinen alten Schulden gerettet, ſondern er hatte auch ein wirkliches und leibhaftiges Kapital von — zwölf ganzen Reichsthalern beiſammen.

Doch gerade auf dieſem Gipfel angelangt, ſollte ſein Glück einen Stoß erleiden. Ein holländiſcher Bankerottirer, der ſich gleichfalls nach Chriſtianſand in Sicherheit gebracht hatte und ſich ebenfalls zum Lehrer der nordiſchen Barbaren berufen fühlte, eröffnete ihm eine höchſt gefährliche Concurrenz, indem er nicht nur billigere Preiſe machte, ſondern auch Holbergs Kenntniß des Franzöſiſchen beim Publikum zu verdächtigen ſuchte. Da die beiden Nebenbuhler ſo nicht neben einander beſtehen konnten und das Publikum nach einer Entſcheidung brannte, wo es nicht blos das billigſte, ſondern auch das beſte Franzöſiſch erhielte, ſo wurde ein linguiſtiſcher Wettkampf zwiſchen den beiden Bewerbern feſtgeſetzt — und dies iſt denn wieder einer von jenen komiſchen Zwiſchenfällen ſeines Reiſelebens, in denen der ganze werdende Humoriſt enthalten liegt und die wir daher auch nicht beſſer, als mit Holbergs eigenen Worten ſchildern können. „Zeit und Ort," erzählt er in der oft erwähnten Lebensbeſchreibung S. 29, „wurden von den beiderſeitigen Schülern feſtgeſetzt. Wir erſchienen Beide, wir ſtritten: aber das Glück des Tages blieb unentſchieden. Ich brachte ihm norwegiſch-franzöſiſche Stöße bei, er parirte mit franzöſiſch-holländiſchen; niemals, glaube ich, iſt die franzöſiſche Sprache ſchlimmer mißhandelt worden, als in dieſem Streite. Denn alle Beide, ſchon wenn wir ruhig und unaufgeregt waren, ſprachen wir ſchlecht genug; jetzt aber, von der Hitze des Kampfes verführt, verirrten wir uns vollſtändig, ſo daß die Zahl der Sprachfehler ins Ungeheure wuchs. Nachdem wir uns aber durch dieſen Kampf gegenſeitig von unſerer Unwiſſenheit überzeugt hatten, ſchien es uns das Rathſamſte, unſern Zorn, da er uns Beiden gleich verderblich war, fallen zu laſſen und ſtatt deſſen gute Freundſchaft zu ſchließen. Es wurde alſo die Herrſchaft zwiſchen uns Beiden wie zwiſchen Cäſar und Pompejus getheilt und ſtatt der bisherigen Monarchie nunmehr ein Duumvirat aufgerichtet.“

So weit Holberg. Für diejenigen, die auch den lateiniſchen Styl des däniſchen Poeten (und nicht blos die drei autobiographiſchen Briefe, ſondern noch andere zahlreiche und gelehrte Werke hat er in dieſer Sprache geſchrieben) kennen zu lernen wünſchen, wollen wir dieſelbe Stelle auch in der urſprünglichen Faſſung unter den Text ſetzen.[1] — Im Uebrigen, wer irgend die Holberg'ſchen Komödien kennt, wird ohne Zweifel auch wiederum in dieſem von Holberg perſönlich erlebten Abenteuer das Urbild zu manchen hochkomiſchen und draſtiſchen Scenen ſeiner Luſtſpiele nicht verkennen, namentlich zu jenen ſprachverdreheriſchen Diſputationen, für die er eine ſo große Vorliebe hat und denen er auch in der That immer eine ſo prächtige Wirkung abzugewinnen weiß. — Wiewohl dabei auch das Beiſpiel Molière's und der Italiener nicht zu überſehen iſt. Doch davon werden wir erſt ſpäter zu reden haben.

Trotz der getroffenen Uebereinkunft indeſſen ließ Holbergs wanderluſtiger Sinn ihn nicht lange in Chriſtianſand verweilen. Mit dem wiederkehrenden Frühling ſchiffte er ſich — wiederum ſo gut, wie mittellos, und in Begleitung eines Freundes, des vorhingenannten Chriſtian Brixen, mit deſſen Kaſſe es nur wenig beſſer ſtand als mit ſeiner eigenen — nach London ein. Doch verweilten die Reiſenden dort nicht lange, ſondern begaben ſich nach Oxford, wohin namentlich Holberg durch die reichen Schätze der dortigen Bibliothek gelockt ward. Dieſe deſto beſſer benutzen zu können, ließen ſie ſich unter die Studenten der Oxforder Univerſität einſchreiben. Und wie fleißig Holberg den dadurch erlangten Zutritt in der That benutzt hat, das zeigen am beſten ſeine ſpätern juriſtiſchen, hiſtoriſchen und ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Werke, die ihm, ſelbſt in dem polyhiſtoriſchen Zeitalter, dem ſie angehörten und in dem auch Holberg ſelbſt zum Theil noch wurzelt, einen ehrenvollen Platz unter den Gelehrten des damaligen Europa verſchafften.

---

[1] Ep. I. (Francof. et Lips. 1736, p. 25): „Condicitur locus ac tempus ab auditoribus utriusque scholae, convenitur, pugnatur, sed aequo Marte disceditur. Torquebam ego tela Norwegico-Gallica, retorquebat ille Gallico-Belgica. Credo nunquam foedius dilaceratam fuisse linguam Gallicam; uterque enim satis impolite loquebamur, etiam cum mentis compotes ac nobis ipsis relicti eramus; sed mutua ista rabies in impeditiorem labyrinthum nos deduxit numerumque soloecismorum insigniter adauxit. In hoc certamine detecta mutua ignorantia, consultum ducimus, deposita ira utrique aeque exitiali, foedus et amicitiam inire, provinciasque inter nos ad exemplum Caesaris et Pompeji partiri; et sic sublato monopolio abolitaque tyrannide Duumviratus constitutus est.“

Hier mag denn auch gleich der geeignetſte Ort ſein, eine Frage zu berühren, die von Holbergs ſpäteren Kritikern vielfach erörtert worden und über die gleichwohl das Urtheil noch heute nicht vollkommen einſtimmig iſt. Das iſt, ob Holberg während ſeines Aufenthalts in England und namentlich in Oxford die dramatiſchen Werke Shakeſpeares kennen gelernt oder nicht. Die Frage iſt hauptſächlich durch Holbergs „Jeppe vom Berge“ hervorgerufen worden, welcher denſelben Stoff behandelt, den auch Shakeſpeare in dem Vorſpiel zu ſeiner „Zähmung der Widerſpenſtigen“ benutzt hat. Da „Jeppe vom Berge“ ſich unter den Stücken der vorliegenden Sammlung befindet, ſo werden wir noch Veranlaſſung haben, das Verhältniß beider Dichtungen des Näheren zu erörtern und bemerken wir hier nur, daß die Haupt- und Grundfrage, nämlich ob Holberg den Shakeſpeare überhaupt gekannt habe, nach unſerer Ueberzeugung nur verneint werden kann.

Denn erſtlich war zu der Zeit, da Holberg ſich in England aufhielt, Shakeſpeare ſelbſt bei ſeinen eigenen Landsleuten ſo gut wie verſchollen. Es war die Zeit, da auch in England der franzöſiſche Geſchmack blühte, da Pope durch ſeine nüchterne Glätte das Publikum zur Bewunderung hinriß, da Dryden mit ſeinen franzöſirenden Dramen und Opern Furore machte, da, mit einem Wort, die franzöſiſche Eleganz und Zierlichkeit, die zuerſt mit den Cavalieren Karls des Zweiten über den Kanal gekommen war, ſich auch der engliſchen Literatur bemächtigt und auch hier jenen ernſten, tiefen und ungebundenen Geiſt vertrieben hatte, der einſt in Shakeſpeare ſo Großes und Unvergängliches geſchaffen. Volle ſiebenzig Jahre waren ſeit der letzten Ausgabe der Shakeſpeare'ſchen Werke vergangen, bis endlich, faſt in denſelben Jahren, da Holberg in England verweilte, Nicolas Rowe den erſten Verſuch machte, Shakeſpeare wieder in die Literatur einzuführen, und noch ſollte ein volles Menſchenalter dahingehen, bis Garrik dem verſchollenen Dichter, dem erſten und größten aller Zeiten, von der Bühne her neue Lorbeeren erwarb. Schon aus dieſem Grunde iſt es in hohem Grade unwahrſcheinlich, daß Holberg während ſeines Aufenthalts in England überhaupt etwas von Shakeſpeare vernommen; Shakeſpeare war damals in England ſelbſt kein Autor, den man las, und am wenigſten geſchah dies gewiß in Oxford.

Aber dieſen äußeren Grund bei Seite geſetzt, gibt es auch ſehr erhebliche innere, die ebenfalls gegen die Bekanntſchaft Holbergs mit Shakeſpeare ſprechen. Trotz der außerordentlichen Beleſenheit nämlich, die Holberg übrigens an den Tag legt, wird doch der Name Shakeſpeares von ihm auch nicht ein einzigesmal genannt, noch gibt es, den „Jeppe vom Berge“ abgerechnet, eine einzige Stelle in Holbergs ſämmtlichen Komödien und übrigen Schriften, die ſich auch nur dahin ausdeuten ließe, als ob er mit Shakeſpeare bekannt geweſen. Dieſer Umſtand aber dünkt uns von entſcheidendem Gewicht: denn ſo wenig Holberg allerdings ſeine Beleſenheit zur Schau trägt, ſo wäre es doch, hätte er Shakeſpeare wirklich gekannt, bei den vielfachen Unterſuchungen, die er über das Weſen des Drama's angeſtellt hat, ſowie bei der wiederholten Muſterung, der er die Dramatiker aller Völker und Zeiten, ſoweit ſie ihm irgend bekannt ſind, unterwirft — es wäre dabei, ſage ich, ganz unvermeidlich geweſen, daß er nicht auch Shakeſpeares Namen erwähnt haben ſollte, nämlich wenn er von demſelben überhaupt etwas gewußt hätte. Erwähnt er doch ſogar Calderons „Leben ein Traum“ und empfiehlt die zwar „höchſt unordentlich eingerichtete,“ aber doch „angenehme Hiſtorie,“ die freilich „des Lobes nicht werth iſt, das man ihr gemeiniglich beilegt,“ der Aufmerkſamkeit ſeiner jüngeren poetiſchen Zeitgenoſſen (Verm. Br. Bd. V. Br. 52. S. 233 der deutſchen Bearbeitung); wie hätte er es denn an ähnlichen gelegentlichen Aeußerungen über Shakeſpeare ſollen fehlen laſſen?

Ja es läßt ſich dies um ſo weniger annehmen, als ein ſo genialer, ſich über die Regeln, die zu Holbergs Zeit noch als unverbrüchlich galten, ſo kühn hinwegſetzender Dichter wie Shakeſpeare nothwendig den Unwillen Holbergs hätte vielfach erregen müſſen. Im Punkt der äſthetiſchen Theorie nämlich ſteht Holberg vollkommen auf dem Standpunkt der damaligen franzöſiſchen Kritik; ſogar einem Ariſtophanes, deſſen Plutus Holberg doch ſelbſt nachahmte, geſteht er zwar zu, „die alleräalteſten Schauſpiele, wie Theſpis ſie eingeführt und die in allerhand groben, wilden und unzüchtigen Handlungen herumſchwärmender Acteurs beſtanden, verbeſſert und in Ordnung gebracht zu haben“ (a. a. O. Bd. 3, Nr. 29, S. 146): doch hindert ihn das nicht, auch am Ariſtophanes „die alte Unverſchämtheit und Dreiſtigkeit“ zu tadeln, ſowie die „Frechheit,“ mit welcher er „die vornehmſten und anſehnlichſten Männer ſeiner Zeit mit Namen nannte,“ ja ſelbſt „die Religion der Stadt und die vornehmſten Götter der Griechen verſpottete.“ Hätte alſo Holberg Shakeſpeare gekannt — wir können uns darauf verlaſſen, wir hätten auch eine Holberg'ſche Polemik gegen Shakeſpeare; der Feind der „deutſchen Komödie,“ der gewiſſenhafte Beobachter der franzöſiſchen Regeln, der allen Scenenwechſel ſo viel irgend möglich vermied und ſich in allen Stücken ſorgfältig nach dem Muſter der franzöſiſchen Bühne richtete, hätte auch Shakeſpeare, dieſen Matador ſceniſcher Ungebundenheit, nicht ungerupft gelaſſen.

Im Uebrigen wiederholten ſich auch in Oxford die frühern tragikomiſchen Scenen von Armuth und Bedrängniß. Sein Freund und Reiſegefährte wurde der zahlloſen Entbehrungen, denen ſie ſich ihrer Studien halber unterwerfen mußten, bald überdrüſſig und kehrte, halb freiwillig, halb dem Befehl ſeiner Mutter gehorchend, nach London unter die Aufſicht und den Schutz des Predigers an der dortigen däniſchen Kirche zurück. Holberg dagegen blieb in Oxford; er unterrichtete in Muſik und Sprachen und obwohl er ſelbſt nicht ſagen kann, worin ſeine Wiſſenſchaft eigentlich größer geweſen, ob in jener oder in dieſen, ſo fand er doch in Folge ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit und ſeines geſetzten, dennoch heitern Weſens fortwährend Schüler und Freunde, durch welche es ihm möglich wurde, ſich in Oxford zu behaupten. Als Flötenbläſer hatte er ſich ſogar allmählig ſo viel Fertigkeit erworben, daß er für den größten Meiſter der Stadt gehalten und in einen eigenen muſikaliſchen Clubb aufgenommen ward, der ſich allwöchentlich verſammelte, und auch an ſonſtigen ehrenvollen und angenehmen geſelligen Verbindungen litt er keinen Mangel. — Es iſt dies überhaupt eine charakteriſtiſche Eigenſchaft des ſtrebſamen jungen Mannes und muß zugleich als eine Schule des werdenden Dichters, insbeſondere des Komödiendichters bezeichnet werden, dieſe Leichtigkeit, mit der er ſich in die verſchiedenſten und urſprünglich fremdeſten Lebenslagen hineinfand, ſowie die gefaßte heitere Stirn, die er den Widerwärtigkeiten des Lebens entgegenſetzte. Was that es ihm, daß er ſich ſeinen Unterhalt kümmerlich durch Stundengeben erwerben, ja daß er vielleicht mitunter einmal hungrig zu Bett gehen mußte? Wurde dafür doch die Sehnſucht ſeines Herzens geſtillt, ſah er ſie doch jetzt mit eigenen Augen, die wunderſame Fremde, die ihn von fernher ſo unwiderſtehlich gelockt, konnte er doch ſeinen Wiſſensdurſt an den Schätzen einer der erſten Bibliotheken der Welt befriedigen und hatte er doch zu dem Allen täglich Gelegenheit etwas Neues und Seltſames, irgend eine wunderliche Gewohnheit, einen abſonderlichen Charakterzug, eine ſpaßhafte Grille an ſeiner fremdländiſchen Umgebung zu beobachten. — So war auch Holbergs Aufenthalt in England trotz der vielfachen Entbehrungen, mit denen er ihn erkaufen mußte, wiederum im höchſten Grade anregend und erheiternd für ihn; der ſtolze, herriſche, aber ſelbſtbewußte und gediegene Charakter des engliſchen Volkes gab ihm viel zu denken und noch in ſpäteren Jahren (vergl. unter Andern das „Bedenken über gewiſſe europäiſche Nationen“, das der „Lebensbeſchreibung“ S. 402 ff. angefügt iſt) pflegte er von den Engländern, ohne die Einſeitigkeit ihres nationalen Charakters zu verkennen, doch mit lebhafter Achtung und Theilnahme zu ſprechen.

Nachdem er ſich ſo volle zwei Jahre in Oxford aufgehalten, dann bei der Heimreiſe noch einige Zeit in London verweilt, auch daſelbſt alles Merkwürdige, wenigſtens „was man ohne Geld ſehen konnte“, in Augenſchein genommen hatte, kehrte er auf einem ſchwediſchen Schiffe über Helſingör nach Dänemark zurück. Diesmal, als ein gereiſter Mann, der in fremden Bibliotheken ſtudirt hatte und alſo nachgerade Anſpruch machen durfte auf ein gelehrtes Amt, ließ er ſich in Kopenhagen ſelbſt, unmittelbar unter den Augen der hohen Nutritores, nieder. Er war, wie er ſelbſt bekennt, „arm und hochmüthig“; es ſchien ihm, nachdem er vor Kurzem noch „als ein Freiherr gelebt hatte“, ſeiner Ehre zu widerſtreiten, zu der beſcheidenen Beſchäftigung eines Schulmeiſters zurückzukehren. Wie endlich aber die Kaſſe völlig erſchöpft war und er kein Mittel mehr wußte ſich fortzuhelfen, ſo „fiel er auf eine edle Erfindung, ohne Kränkung ſeiner Würde ſein Brod zu erwerben“. „Ich verwandelte,“ ſagt er a. a. O. S. 45, „mein Zimmer in einen Hörſaal und meinen Stuhl in ein Katheder und lud die Studirenden durch gelehrte lateiniſche Zettel zu meinen Vorleſungen ein.“

Auf dieſen gelehrten lateiniſchen Zetteln verſprach er ihnen, keine bloßen Sprachen vorzutragen, ſondern „einen rechten Schatz von ausländiſchen Seltenheiten“ wolle er ihnen mittheilen: alſo ungefähr ein ähnliches Ueberſpringen der üblichen akademiſchen Schranken wie Thomaſius dreißig Jahre früher in Leipzig gewagt hatte, als er den dortigen Studenten verſprach, „galante Wiſſenſchaft“ vorzutragen. Wirklich hatte die Aufforderung den beſten Erfolg: angelockt durch die Neuheit der Sache, ſtrömten die Studenten herbei und füllten in dichten Maſſen Holbergs Hörſaal. „Sie hörten auch“, fährt Holberg fort, „Alles mit großer Aufmerkſamkeit an, was ich ihnen ſagte und ſchrieben Alles ſorgfältig auf; wie ich aber meine Bezahlung haben ſollte, da hatten ſie die Kunſt erlernt ſich unſichtbar zu machen ..... Und ſo beſtand die einzige Frucht, welche ich von meiner Arbeit erntete, darin, daß diejenigen, welche meine Vorleſungen verlaſſen hatten, mich ſehr tief grüßten, wenn ich ihnen auf der Gaſſe begegnete — was zwar“ (ſetzt er hinzu) „ein Zeichen der Dankbarkeit war, aber meiner Armuth doch nicht abhalf.“

Auf dieſe Art mußte er denn allmählig wieder zur gewöhnlichen Schulmeiſterei herunterſteigen; er mußte (wir erinnern wiederum an den Erasmus Montanus) „wieder anfangen zu philoſophiren, wie die Meiſten von ſeinen Landsleuten zu thun pflegen, wenn ſie keine Hoffnung des Fortkommens weiter haben und alle Wege der Beförderung verſchloſſen ſind.“

Doch ſollte dieſer Stand der freiwilligen Erniedrigung nicht lange dauern. Ein angeſehener und einflußreicher Mann, der Staatsrath Paul Winding, wollte ſeinen jüngſten Sohn, Andreas Winding, nach Deutſchland reiſen laſſen, und weil derſelbe eines Reiſegefährten benöthigt war, ſo fiel die Wahl auf Holberg, obgleich er dem alten Staatsrath vorher gar nicht bekannt geweſen war: ein Beweis von dem guten Rufe, den Holberg ſich damals bereits in Kopenhagen erworben hatte.

Das war denn nun freilich eine andere Art zu reiſen als die mühſeligen Fußwanderungen, mit denen Holberg ſich früher fortgeholfen hatte: zur Seite eines jungen Cavaliers, im bequemen Extrapoſtwagen, Tag und Nacht mit einer Schnelligkeit dahinrollend, daß die Reiſenden kaum mehr wußten, wo ihnen der Kopf ſtand und vor Eile und Ermüdung, wie Holberg ſich ſpaßhafter Weiſe ausdrückt, „bald die Beinkleider vom Leibe vergeſſen hätten.“ Doch ſollte auch dieſe Herrlichkeit wieder nur kurzen Beſtand haben; die Reiſe ging bloß bis Dresden, und da der junge Winding hier bei einem ſchwediſchen Edelmann blieb, dem er empfohlen war, ſo erhielt Holberg „auf das Höflichſte ſeinen Abſchied.“

Holberg ging nun von Dresden auf eigene Hand nach Leipzig, wo er längere Zeit bei einem daſelbſt ſtudirenden Landsmanne verweilte. Die beiden Freunde beſuchten fleißig die Vorleſungen der Leipziger Gelehrten, weniger zwar, wie Holberg bekennt, in der Abſicht, etwas daraus zu lernen, als vielmehr, um ſich in jugendlichem Muthwillen über Art und Inhalt des Vortrags luſtig zu machen. Beſonders ergiebig waren für dieſen Zweck die Vorleſungen eines gewiſſen Magiſter Stiffelius, der (wir führen wiederum Holbergs eigene Worte a. a. O. S. 48 an) „ſtets allerhand lächerliche und ungereimte Dinge vorzubringen pflegte. So gab er ſich eines Tags große Mühe, zu beweiſen, daß die Seligen im Paradieſe Mittags und Abends gute Mahlzeiten halten würden. Ein andermal hielt er im zierlichſten Latein eine Leichenrede über ſeine Handſchuhe, die ihm den Tag zuvor von ſeinen Zuhörern entwendet worden waren.“ Auch von dieſen und ähnlichen Schwänken finden ſich die Nachklänge zum Theil in Holbergs Komödien wieder.

Doch wurde auch die Gelegenheit, anſehnlichere und würdigere Bekanntſchaften zu machen, nicht ganz verſäumt. Allerdings war Holberg, wie er überhaupt kein kleinſtes Aederchen von dem damals üblichen Pedantismus und Gelehrtenhochmuth in ſich hatte, auch kein Freund von jenen gelehrten Beſuchen und Bekanntſchaften, die damals, in der Zeit der gelehrten Stammbücher und Briefwechſel, ein Hauptaugenmerk gebildeter Reiſenden ausmachten und von ihnen zum Theil wahrhaft gewerbmäßig betrieben wurden. Auch ſpäterhin, in Frankreich und anderwärts, legte er auf dieſe Art, ſeine Reiſen auszubeuten, nur ſehr geringen Werth; ja noch im hohen Alter warnte er ſeine jungen Landsleute ausdrücklich, um ſolcher Bekanntſchaften willen ihr gutes däniſches Geld, das ſie zu Hauſe viel beſſer brauchen könnten, im Auslande zu verreiſen; es komme in den meiſten Fällen nichts dabei heraus, wie er das in früheren Jahren ſelbſt erfahren. „So beſuchte ich zum Exempel," erzählt er in den Vermiſchten Briefen, Bd. II. Br. 35. S. 116, „während meines Aufenthalts in Amſterdam etlichemale den Herrn Leclerc" (auch Clericus genannt, geb. 1657, geſt. 1736, ein berühmter Theologe und Vielwiſſer jener Zeit, Mitbegründer des wiſſenſchaftlichen Journalismus und namentlich der journaliſtiſchen Polemik). „Die beiden erſtenmale wurde ich auch ſehr wohl aufgenommen; als ich mich aber zum drittenmal wieder zu ihm wagte, bekam ich eine finſtere Miene, und ſo beſteht denn alſo dieſer angebliche Vortheil im bloßen Namen und daß man bei der Nachhauſekunft erzählen kann, man habe mit dieſem oder jenem großen Manne geſprochen."

Doch rühmt Holberg den deutſchen Gelehrten nach, daß ſie gegen Fremde überaus höflich und zuvorkommend, und ſo beſuchte er denn auch die Mehrzahl der damaligen Leipziger Gelehrten, namentlich den bekannten Theologen Ernſt Salomo Cyprian (geb. 1673, geſt. 1745), einen berühmten Kampfhahn der damaligen Lutheraner und Hauptgegner der Reformirten, die er in ſeinen zahlloſen Streitſchriften mit ſolcher Heftigkeit angriff, daß ſelbſt einzelne Höfe, darunter auch der däniſche, ſich über ihn beſchwerten; ferner Adam Rechenberg, geb. 1642, geſt. als Profeſſor Primarius zu Leipzig 1721, ebenfalls ein tapferer Streiter der damaligen lutheriſchen Kirche; Chriſtian Friedrich Börner, geb. 1683, geſt. 1753, gleichfalls Profeſſor der Theologie, Verfaſſer zahlloſer Programme und Diſputationen, auch durch ſeine liebenswürdigen geſelligen Manieren, ſowie als Beſitzer einer großen und auserleſenen Bibliothek bei ſeinen Zeitgenoſſen wohlberufen; vor Allem aber den bekannten Johann Burchard Mencke, geb. 1675, geſt. 1732, der berühmte Herausgeber der „Scriptores rerum Germanicarum," auch Fortſetzer der von ſeinem Vater Otto Mencke begründeten „Acta Eruditorum," ein witziger Kopf, der ſich ſowohl als lateiniſcher wie als deutſcher Redner und Dichter großen Ruf erworben hatte. — Weniger erſprießlich war Holbergs Zuſammenkunft mit dem berühmten Thomaſius, dem er bei der Rückreiſe durch Halle ſeine Aufwartung machte. „Er ſprach," erzählt Holberg a. a. O. S. 49, „nur von der rauhen Jahreszeit, von der kalten Luft und andern alltäglichen Dingen, indem er es wohl nicht für nöthig hielt, mit einem ſo jungen Menſchen von wichtigern Gegenſtänden zu reden."

Die Rückreiſe auf der ordinären Poſt bei Winterzeit über den gefrorenen Belt war höchſt beſchwerlich und ſogar nicht ohne Gefahren. Doch fehlte es andererſeits auch nicht an allerhand komiſchen Geſtalten unter der Reiſegeſellſchaft, ſowie an ſonſtigen Abenteuern, die denn wiederum das Auge des Beobachters ſchärften und die Phantaſie des werdenden Dichters mit allerhand ſeltſamen und poſſirlichen Erinnerungen bereicherten.

Von dieſer dritten Reiſe ins Ausland wiederum nach Kopenhagen zurückgekehrt (1709), hatte er ſich, eben durch dieſe Reiſen, wie er ſelbſt ſagt, ſolche Beliebtheit erworben, daß ihm unmittelbar nach ſeiner Rückkehr aufs Neue eine Hofmeiſterſtelle angetragen ward; diesmal in dem reichen und vornehmen Hauſe des königlichen Geheimerath und Admiral Friedrich Gedde. Allein nach dem zu ſchließen, was er ſelbſt uns von dem Verlauf dieſes Erziehungsverſuchs erzählt, war Holbergs pädagogiſches Talent wol die geringſte unter den vielen Gaben und Geſchicklichkeiten, welche er beſaß. Er gab daher dieſe Stellung bald wieder auf und war ſtatt deſſen ſo glücklich, ein Plätzchen in dem Borch'ſchen mediciniſchen Collegium zu erhalten, einer Art Stipendienanſtalt, die ihm den nothdürftigſten Unterhalt gewährte und ihn zugleich zur Erweiterung ſeiner gelehrten Kenntniſſe ſowohl veranlaßte als verpflichtete. Hier blieb er volle fünf Jahre, während deren er ſeine erſten (hiſtoriſchen) Schriften verfaßte und endlich auch, wiewohl ohne Gehalt, zum öffentlichen Lehrer an der Univerſität befördert ward. Da er inzwiſchen kurz zuvor ein neues Stipendium von hundert Thalern jährlich auf vier Jahre erhalten hatte, ſo benutzte er dies, ſeine Stelle einſtweilen zu verlaſſen und ſeine vierte und größte Reiſe anzutreten.

Dies geſchah im Jahre 1714, alſo da Holberg dreißig Jahre alt war. Die Reiſe ging zunächſt wiederum zu Schiffe nach Amſterdam; hier verweilte er einige Tage und begab ſich dann über Rotterdam und Antwerpen nach Brüſſel. In Brüſſel ſchwankte er längere Zeit über die Art und Weiſe, wie er ſeinen Weg nach Paris fortſetzen ſollte. Denn jene billigen Schiffsgelegenheiten, die er bis dahin hauptſächlich benutzt hatte, gab es hier nicht mehr, eine Reiſe zu Wagen aber ſchien für ſeine Verhältniſſe noch immer zu koſtſpielig. Endlich ſah er, „daß viele angeſehene Leute den Weg, welchen er vor ſich hatte, zu Fuß antraten“: und raſch entſchloſſen folgte er ihrem Beiſpiel. Das war für einen Dänen jener Zeit und nun gar für einen öffentlichen Lehrer der Univerſität zu Kopenhagen ein ebenſo neues wie kühnes Unternehmen. Denn wie wir aus vielfachen Anſpielungen, theils in ſeinen Komödien, theils in ſeinen ſonſtigen Schriften erfahren, ſtand das Zufußreiſen, ja überhaupt nur das Zu Fuß über die Straße gehen bei ſeinen damaligen Landsleuten in großem Mißkredit. Selbſt die kleinſten Wege, von einem Haus zum andern, mußten, wie er in ſeinen Komödien ſpottet, in der Kutſche oder doch wenigſtens in der Sänfte, einen Lakaien vorn und einen hinten, zurückgelegt werden. Namentlich die Kopenhagener Damen hatten, wie es ſchien, ein wahres Gelübde gethan, den Fuß niemals auf das Straßenpflaſter zu ſetzen; wenigſtens gibt Holberg ſich alle erdenkliche Mühe, ſeine ſchönen Landsmänninnen von dieſer falſchen Vornehmheit, die weder den Damen in London noch in Paris bekannt ſei, zu heilen, ja er gibt ihnen ordentliche, ausführliche Anweiſungen, wie ſie es machen ſollen, ſich an die Fußpromenaden zu gewöhnen. „Ich wünſche,“ ſagt er wörtlich im III. Band der Vermiſchten Briefe, Brief 6, S. 33, „daß ein vornehmes Frauenzimmer hierin einen Anfang machte, ſo würden unverzüglich Viele es als eine Ehre anſehen, einem ſo vornehmen und reizenden Beiſpiel zu folgen. Sie müſſen,“ fährt er zu dem erdichteten Freunde fort, an welchen der Brief angeblich gerichtet iſt, „Ihre Gemahlin nur ernſtlich überreden, durch eine kurze Gaſſe zu gehen, damit einestheils die Gaſſenſteine ihren Füßen nicht mehr ſo empfindlich fallen, anderntheils aber auch die Nachbarn gewohnt werden, ſie auf der Gaſſe gehen zu ſehen. Nachher wird ſie ſchon eine längere Straße wählen und ſich endlich von einem Ende der Stadt bis zum anderen bewegen. Sie wird dadurch alle Ungläubigen überzeugen, daß die Gaſſenſteine nicht ſo hart und beſchwerlich zu betreten ſind, als man insgemein vorgibt, ſondern daß die Beſchwerlichkeit einzig und allein in den verzärtelten, des Gehens ungewöhnten Füßen beſteht. Mit der Zeit kann ſie ſich auch ganz ſicher über die Chriſtianshavener Brücke in die Neuſtadt“ (den öſtlichen, auf der Inſel Amager gelegenen, von der übrigen Stadt durch einen ſchmalen Seearm getrennten Theil von Kopenhagen, in deſſen Nähe ſich auch die Kriegswerfte befinden) „wagen, ohne daß Sie nöthig haben, Ihre Frau deshalb aſſecuriren zu laſſen. Ich bin im Gegentheil verſichert, daß ihr dieſe Reiſe ſo wohl bekommen und ſie ſich nach einer derartigen Promenade ſo gut befinden wird, daß, wenn ſie nur erſt ſieht, wie Andere dem Exempel folgen und das Zufußegehen ebenfalls für anſtändig halten, ſie endlich bei Ihnen um Erlaubniß bitten wird, ſelbſt außerhalb der Stadt vor dem Thore ſpazieren zu gehen.“

Wie weit Holberg mit dieſen und ähnlichen Rathſchlägen durchgedrungen, wiſſen wir freilich nicht; wohl aber ſehen wir aus Molbechs in der Einleitung genanntem, höchſt lehrreichen Schriftchen über „Ludwig Holberg und ſeine Zeit,“ daß Holbergs Schilderung keineswegs übertrieben iſt und daß damals ſelbſt in den mittleren Ständen von Kopenhagen die Sitte zu fahren oder ſich in der Sänfte tragen zu laſſen, in einer heutzutage kaum glaublichen Ausdehnung herrſchte. Freilich war, wie die 1707 in zweiter Auflage erſchienene Relation d'un voyage etc. uns belehrt, und wie auch Holberg an verſchiedenen Stellen ſeiner „Vermiſchten Briefe“ beſtätigt, das damalige Kopenhagen eine ſehr ſchlechtgepflaſterte und unreinliche Stadt. Doch reicht dieſer Umſtand noch immer nicht hin, die ungemeine Ausdehnung jenes Gebrauchs zu erklären, vielmehr müſſen wir dabei an den Luxus und die Verzärtelung der Sitten denken, die ſich damals, zum Theil in Folge der politiſchen Umwälzung von 1660, der mittleren Stände der däniſchen Hauptſtadt bemächtigt hatte und auf die wir, nach Anleitung des obengenannten Schriftchens, an einer andern Stelle noch ausführlicher zurückkommen werden. Doch mag ſchon hier darauf hingewieſen werden, welch neues Licht durch dieſen Umſtand die Rolle erhält, die Holberg in ſeinen Komödien den Sänften, den Sänftenträgern, den Lakaien ꝛc. zutheilt. Es iſt ein Hauptlieblingsmotiv unſeres Dichters, Sänften auf dem Theater erſcheinen und ſich daraus allerhand komiſche Fährlichkeiten für ſeine Helden entwickeln zu laſſen; aus dem eben Angeführten ſehen wir, daß dies keineswegs eine willkürliche Liebhaberei oder gar Armuth an Erfindung iſt, ſondern daß Holberg auch dabei jene fortwährende Rückſicht auf die Thorheiten und Schwächen ſeiner Zeit genommen hat, die auch übrigens den Hauptantrieb ſeiner Muſe bildete und ohne die überhaupt ein komiſcher Dichter nicht wohl denkbar iſt.

Doch kehren wir nach dieſer Abſchweifung, die ihre Entſchuldigung in dem Lichte finden wird, das ſie auf gewiſſe häufig vorkommende Situationen der Holberg'ſchen Luſtſpiele wirft, zu unſerm Reiſenden zurück. Munter dahinwandernd hatte er Paris, die Königin der damaligen civiliſirten Welt, bald erreicht. Nur die häufigen und ſehr zudringlichen Zollviſitationen verdroſſen ihn; dagegen mag es wol auch als ein Beitrag zur Sittengeſchichte jener Zeit hier angeführt werden, daß Holberg ſeine ganze große vierjährige Reiſe durch Holland, Frankreich, Italien machte, ohne einen Paß mit ſich zu führen. Glückliche Unſchuld einer Zeit, wo man noch keine Dampfſchiffe und Eiſenbahnen, aber auch keine Gensd'armen und polizeilichen Ueberwachungen kannte! — Doch beklagt ſich Holberg ſchon damals über die Beſchwerlichkeiten, welchen die Reiſenden „in Deutſchland und den nordiſchen Ländern" unterworfen ſind, daß ſie „außen vor dem Thore ſtehen und warten müſſen, bis der Commandant oder die Obrigkeit des Orts von der Ankunft der Fremden benachrichtigt iſt und Befehl ertheilt hat, ſie einzulaſſen; daß man überdies in dem Hauſe, wo man einkehrt, ſeinen Namen, Stand, Verrichtung und was man ſonſt vorzunehmen Willens iſt, anzeigen muß, was Alles den Reiſenden höchſt beſchwerlich fällt und von dem Mißtrauen zeugt, welches den nordiſchen Völkern eigen iſt." — Ja wie weit dies „nordiſche" Mißtrauen unter Umſtänden ging, davon ſollte Holberg ſelbſt einmal in ſeiner eigenen Heimath eine höchſt ſpaßhafte, für einen Komödienſchreiber unſchätzbare Erfahrung machen. Er ging nämlich, wie er in der Lebensbeſchreibung S. 66 erzählt, zur Zeit, da er noch in dem Borch'ſchen Collegium war, eines Tags von Kopenhagen nach Helſingör, eine Strecke von fünf Meilen, die alſo ein Däne jener Zeit niemals zu Fuß zurücklegte. Unterwegs begegnete er einem däniſchen Lieutenant und erzählte ihm von ſeinem Heldenſtück. Der Lieutenant, der es für unmöglich hielt, daß ein rechtſchaffener Menſch einen ſolchen Weg zu Fuß gehen ſollte, gerieth in die äußerſte Beſtürzung; er hielt Holberg für einen ſchwediſchen Spion, erklärte ihn trotz aller Proteſtationen für ſeinen Gefangenen, nahm ihm den ſehr unſchuldigen Galanteriedegen ab, den Holberg nach der Sitte jener Zeit führte, und ſchleppte ihn einige Meilen rückwärts nach einem Wirthshaus in der Nähe von Helſingör, wo es dem unglücklichen Arreſtanten denn endlich gelang, ſeine Unſchuld zu beweiſen.

In Paris ſelbſt verweilte Holberg volle anderthalb Jahre, theils in Durchwühlung der Bibliotheken vertieft, theils mit allerhand Leuten und Menſchen in einem mannichfachen Verkehr, der für ſeine Lebenskenntniß um ſo fruchtbarer werden mußte, je mehr er ſich auf die unteren und allenfalls die mittleren Stände erſtreckte: alſo diejenigen Stände, die noch am meiſten Individuelles haben und ſich am wenigſten hinter der Tünche einer allgemeinen Bildung zu verbergen pflegen. — Auch dabei wieder mußte Holberg allerhand komiſche Erfahrungen machen, zum Theil auf ſeine eigenen Koſten. So war gleich ſein erſter Eintritt in Paris ſehr unglücklich, indem er, erſchöpft und ermüdet wie er war, doch eine volle Stunde umherlaufen mußte ohne ein Unterkommen finden zu können. In dem „norwegiſchen Franzöſiſch“ nämlich, das er ſprach, wurde das franzöſiſche G und Ch wie S ausgeſprochen und ſo ging er denn in den Straßen von Paris umher und fragte ſtatt nach einem Logis nach einem „Loſi“ und da glaubten die guten Pariſer nun, er frage nach einer »Lucie«, einer ſchönen Lucie und erwiederten lächelnd, eine Mamſell dieſes Namens ſei ihnen nicht bekannt. Auch in der Folge mußte er ſich noch von einer Pariſer Dienſtmagd ſagen laſſen: er rede ein Franzöſiſch wie ein deutſches Pferd. Für einen ehemaligen maître de langue war das freilich ein ſchlechtes Kompliment; doch ſchluckte Holberg ſeinen Aerger nieder und wandte nur deſto größeren Fleiß an, ſich endlich die wahre franzöſiſche Ausſprache anzueignen.

Die erſten Monate, die er in Paris verbrachte, verlebte er, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, „überaus philoſophiſch“. Er bewohnte ein Stübchen in der Vorſtadt St. Germain und verkehrte mit Niemand als mit ſich ſelbſt und ſeinen Büchern. Die öffentlichen Promenaden beſuchte er zwar; da er aber Niemand kannte, ſo konnte die unzählige Menge von Menſchen, die er hier antraf, ihm ebenfalls wenig nützen. Deſto eifriger war er im Beſuch der öffentlichen Bibliotheken, namentlich der Bibliothèque Mazarin, die nahe bei ſeiner Wohnung lag und vor deren Thür die Pariſer Studenten ſich ſchon früh des Morgens drängten und ſich ſtritten und zankten, wer der Erſte im Saale ſein und ſomit den Preis des Tages, das Bayle'ſche Wörterbuch davontragen ſollte: ſo groß war damals der Durſt nach dieſer Quelle der Aufklärung und Freigeiſterei, die in dem berühmten Werk des franzöſiſchen Freidenkers, des eigentlichen Vaters der ſpätern Encyclopädiſten, ſprudelte.

Der einzige Menſch, mit dem Holberg in dieſer Zeit ab und zu ein Wort wechſelte, war ſein Hauswirth. Es war wiederum ein Original, wie es ſich ein künftiger Komödienſchreiber zu ſeinen Studien nur wünſchen mochte: ein Schneider, ein echter Pariſer Spießbürger, ohne eine Ahnung von dem was draußen paſſirte und doch neugierig wie ein Wieſel und voll der wunderbarſten und ſeltſamſten Erfindungen, die er jedoch ſämmtlich überaus fließend und munter erzählte. Ueberhaupt hatte Holberg auf ſeinen Reiſen im Ausland viel mit der Neugier der Leute zu kämpfen; ein Reiſender aus Dänemark, ein geborener Norweger, war damals in England, Frankreich, Italien eine ſo unerhörte Erſcheinung, daß ſelbſt leidlich gebildete Leute ſich nicht damit zurechtfinden konnten. So erzählt Holberg von einem Pariſer Geiſtlichen, der Stein und Bein ſchwor, es wäre nicht wahr, daß die Dänen und Schweden getauft würden; ferner von einem Sachwalter bei dem höchſten Gerichtshof ebendaſelbſt, der ſich allen Ernſtes bei ihm erkundigte, ob nicht der nächſte und bequemſte Weg nach Dänemark durch die Türkei gehe, ſowie von einem Andern, der von ihm wiſſen wollte, ob diejenigen, welche von Paris nach Norwegen zu reiſen gedächten, nicht in Marſeille zu Schiff gehen müßten. Ja in Rom traf er einen jungen Menſchen aus Piemont an, der ihm ins Geſicht abſtritt, daß er, Holberg, aus Norwegen gebürtig. Der Gute hatte nämlich in einer Reiſebeſchreibung, die er zu Hauſe beſaß, geleſen, daß die Normänner „ganz ungeſtalt“ wären und „nicht nur Schweinsaugen, ſondern auch Mäuler hätten, die von einem Ohre zum andern reichten“; wie konnte denn der kleine, feine, zierliche Holberg ein Norweger ſein? — Auch hier wieder werden Jedem, der irgend einmal einige Holberg'ſche Komödien durchblättert hat, ſogleich verſchiedene Scenen einfallen, in denen ähnliche Erfahrungen verarbeitet werden.

Allmählig indeß wagte der junge gelehrte Einſiedler ſich mehr und mehr aus ſeiner Einſamkeit hervor; er beſuchte die königlichen Luſtſchlöſſer in der Nähe von Paris, wohnte häufig und mit immer neuem Intereſſe den Verhandlungen der Pariſer Gerichtshöfe bei, wo beſonders die Beredtſamkeit der Advokaten, dieſer Advokaten, die er hernach in ſeinen Luſtſpielen ſo munter geißelte, ihn in Erſtaunen verſetzte, und knüpfte allmählig, durch Vermittelung däniſcher Landsleute, auch allerhand Bekanntſchaften mit den Pariſer Gelehrten und anderen namhaften Perſonen an.

So waren ihm, wie geſagt, anderthalb Jahre verlaufen, als er eines Tags von einem franzöſiſchen Studenten zufällig hörte, eine Reiſe von Paris nach Rom koſte nicht mehr als zwanzig Reichsthaler. Bei dem reiſeluſtigen Holberg zündete das Wort augenblicklich. Vergebens hielt er ſich ſelbſt das Thörichte ſeines Unternehmens vor, vergebens erinnerte er ſich an ſeinen ſchwachen Körper und ſein geringes Vermögen, an Banditen und Seeräuber, an Staub und Hitze — „die Vernunft wurde durch die Luſt überwunden“ (a. a. O. S. 94) und Anfang Auguſt 1716 trat er, auf den Namen eines Landsmanns Michael Roes reiſend, die Wanderung nach Italien an. Von Paris nach Auxerre fuhr er mit Kahngelegenheit, von Auxerre aber wanderte er zu Fuß in ſechs Tagen nach Chalons, von wo er ſich wiederum zu Schiff nach Lyon begab. Von Lyon wurde die Fahrt in derſelben Weiſe nach Marſeille fortgeſetzt, wo er acht Tage verweilte, entzückt durch den Zauber des mittelländiſchen Meeres ſowie durch das großartige Treiben, das in dem Hafen von Marſeille, dieſem Hauptſtapelplatz des Orients, herrſchte. Die ganze Reiſe bis Marſeille hatte Holberg in Geſellſchaft einiger jungen Franzoſen zurückgelegt, von denen zwar, wie er verſichert, „nur ein einziger ehrlich und wohlgeſittet war“: doch gaben die Uebrigen durch ihre Aufſchneidereien, ihre Furchtſamkeit und andere poſſierliche Eigenſchaften wiederum Veranlaſſung zu allerhand freiwilligen und unfreiwilligen Luſtſpielſcenen.

In Marſeille ſchiffte Holberg ſich nach Genua ein; es war eine langwierige und mühſelige Fahrt und Holberg, der gerade zu dieſer Zeit von einem heftigen Fieber ergriffen ward, hatte traurige Tage zu beſtehen.

In Genua angekommen, wurde er ſo krank, daß er ſelbſt an ſeinem Aufkommen verzweifelte; ohne Freund, ohne Arzt, ja ohne menſchliche Hülfe, von einem grauſamen und habgierigen Wirth aufs Unverſchämteſte betrogen, wagte er es doch aus Furcht vor den Mönchen, „deren ungereimtes Geſchwätz ihn vollends hingerichtet haben würde,“ nicht, irgend Jemand zu geſtehen, wie gefährlich ſeine Krankheit eigentlich war.

Endlich machte er die Bekanntſchaft eines jungen Franzoſen, der ihn aus den Klauen des habgierigen Wirthes befreite und ihn in eine andere, beſſer belegene und geſundere Wohnung brachte, wo Holberg dann auch bald ſeine Geſundheit wieder erlangte. Kurze Zeit darauf reiſte der junge Franzoſe ab — aber wie groß war Holbergs freudige Ueberraſchung, und wie viel lebhafter wurde ſeine Dankbarkeit noch, als er nachträglich erfuhr, daß der junge Mann, den er für einen Franzoſen gehalten, vielmehr ein Däne geweſen und daß er alſo ſeine Rettung der Hand eines Landsmanns zu verdanken habe.

Nicht lange darnach ſetzte auch Holberg ſeine Reiſe fort; er begab ſich zu Schiffe nach Rom. Auch dieſe Reiſe wieder war ſehr beſchwerlich; da Frauenzimmer an Bord waren, welche die Kajüte für ſich gemiethet hatten, ſo mußte Holberg Tag und Nacht auf dem Tauwerk oben auf dem Verdeck, zwiſchen Mönchen und Matroſen, zwiſchen Waarenballen und Theertonnen campiren. Auch war ſein Fieber zurückgekehrt, und er beſaß nicht einmal ein wärmendes Kleidungsſtück, ſich zuzudecken, bis endlich ein franzöſiſcher Hauptmann, der ſich unter den Reiſenden befand, ſich ſeiner erbarmte und ihm ſeinen Mantel abtrat. Windſtille, Seeſturm und Seeräubergefahr (es war damals noch die Zeit, wo türkiſche Corſaren das Mittelmeer unſicher machten, und auch Holbergs Schiff führte zum Schutz gegen etwaige Angriffe zwei Kanonen) dehnten die Reiſe über Gebühr aus, und der Schifffahrt herzlich überdrüſſig, ſtieg Holberg endlich zu Civitavecchia ans Land, um die Strecke bis Rom vollends zu Fuß zurückzulegen.

In Rom hielt er ſich volle ſechs Monate auf; der größte Theil dieſer Zeit wurde ihm durch fortwährende Kränklichkeit verdorben. Doch hinderte ihn dies nicht, ſich ſowohl der Betrachtung der alten Kunſtwerke, als namentlich dem mannigfachen Genuß des römiſchen Volkslebens mit Eifer hinzugeben: und das um ſo mehr als er für ſeine gelehrten Zwecke in den dortigen Bibliotheken wegen der bigotten Vorſicht, mit welcher dieſelben beaufſichtigt wurden, zu ſeinem Leidweſen nur wenig Ausbeute fand. Seine Lebensweiſe in dieſer Zeit war ſehr einfach und mäßig, und auch hier wieder fügte er ſich mit Leichtigkeit den fremden Sitten und Einrichtungen. Da Holberg zu arm war, in einem Gaſthofe zu wohnen, und da ſein Hauswirth ſich mit ſeiner Beköſtigung nicht befaſſen wollte, ſo richtete er ſich, wie es ja auch heutzutage noch von manchen Reiſenden in Rom geſchieht, eine eigene kleine Wirthſchaft ein. Er ſchaffte ſich Keſſel und Töpfe an, ließ durch den Wirth Fleiſch, Wurzeln und Kräuter einkaufen und kochte nun ſelbſt, was er Mittags und Abends ſpeiſen wollte. Anfangs war ihm dieſe ungewohnte Beſchäftigung etwas peinlich; auch begegnete es ihm nicht ſelten, daß er, das Buch in der einen, den Löffel in der andern Hand, ſich allzuſehr in ſeine Studien vertiefte und ſeine Suppe darüber anbrennen ließ. Mit der Zeit indeß fand er ſich auch damit zurecht und bald brachte er ſeine Meneſtra ſo gut fertig wie nur irgend ein gelernter Koch. Ja dieſe kleine häusliche Beſchäftigung zerſtreute und beluſtigte ihn ſogar und wenn die beiden neapolitaniſchen Edelleute, die neben ihm wohnten und die ihre Wirthſchaft in ähnlicher Weiſe führten, ebenfalls beim Kochen waren, ſo öffneten ſie wol die Thüre zwiſchen den beiden Zimmern „und dann machten unſere Töpfe ein rechtes Concert. Mein Topf, welcher der kleinſte war, ſang den erſten Discant, ihr Topf aber, als der größere, hielt den Baß.“

Noch ungleich ergötzlicher wurde für ihn eine andere Nachbarſchaft: nämlich eine italieniſche Komödiantenbande, welche gegen Neujahr 1716 zu ihm ins Haus zog; wir werden ſpäterhin noch darauf aufmerkſam zu machen haben, wie wichtig dieſe Bekanntſchaft für Holberg wurde und welche weſentliche Vortheile der künftige Schöpfer der däniſchen Bühne von dieſer Nachbarſchaft Wand an Wand mit einer römiſchen Komödiantenbande zog.

Ueberhaupt gefiel ihm der Aufenthalt in Rom ſehr wohl; namentlich freute ihn, der ſelbſt von Jugend auf ein wahres Muſter von Mäßigkeit in allen ſinnlichen Genüſſen war, die Mäßigkeit der Italiener in Eſſen und Trinken und nur die „Lügenhaftigkeit,“ die er an ihnen bemerken wollte, ärgerte ihn. Auch die Predigten der Mönche und Geiſtlichen beſuchte er häufig und ergötzte ſich an ihrer burlesken Beredtſamkeit. Daß er kein öffentliches Erſcheinen des Papſtes verſäumte (es war der hochbejahrte Clemens XI., der damals auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß), verſteht ſich von ſelbſt;

aber auch die heilige Stiege am ſpaniſchen Platz rutſchte er nach Art der frommen Pilger auf den Knieen herauf — er wollte vermuthlich ſehen, wie er, der Ketzer und heimliche Freigeiſt, ſich bei einer ſo über die Maßen gläubigen Handlung ausnähme.

Ende Februar endlich verließ er Rom und wanderte über Florenz, Turin und Lyon zurück nach Paris. Allein da er auch hier ſeines Fiebers nicht ledig werden konnte, ſo beſchloß er, ohne weiteren Aufenthalt nach Dänemark zurückzukehren; er nahm ſeinen Weg über Amſterdam und Hamburg und traf endlich im Sommer des obengenannten Jahres nach beinahe vierjähriger Abweſenheit in Kopenhagen wieder ein.

Damit enden denn fürs Erſte die Wanderjahre unſers Dichters. Daß wir uns ſo lange bei ihnen aufgehalten, wird der Leſer uns hoffentlich nicht zum Vorwurf machen. Denn erſtlich dünken ſie uns intereſſant an ſich durch ihre Abenteuerlichkeit, die in der That doppelt groß iſt, wenn man zu der Geringfügigkeit der pekuniären Mittel, welche dem Reiſenden zu Gebote ſtanden, noch ſeine Jugend und die Schwächlichkeit ſeines Körpers in Anſchlag bringt. Wir haben ſchon oben erzählt, wie behend gebaut Holberg war; auf dieſer großen Reiſe hatten ihn Hunger, Anſtrengungen und Krankheit vollends ſo abgemagert, daß man ihn in der Fremde allgemein für ein Kind hielt. Denken wir uns nun dieſen jugendlichen nordiſchen Wanderer, wie er, fern von der Heimath, fremde Länder und Meere durchzieht, ohne Mittel, ohne Freunde, ohne Beiſtand, aber alle Hinderniſſe bewältigend durch den hartnäckigen Muth, den die heiße Sehnſucht in die Ferne ihm einflößt; denken wir ihn uns ferner in dem Gewühl der Weltſtädte London und Paris, unter den Ruinen Roms mit Noth und Dürftigkeit kämpfend und doch immer friſchen Geiſtes, immer in lebendiger Berührung mit Groß und Klein, Augen und Ohren immer offen, ohne Namen und Empfehlungen und doch immer auf die Erweiterung ſeiner Kenntniſſe, die Vervollſtändigung ſeiner Studien bedacht, und kein Mittel zu weiterer Belehrung von ſich ablehnend; ja denken wir ihn uns ausgemergelt von Krankheit, auf der ärmlichen Feluke, frierend auf offnem Verdeck und doch, wie es heißt: der Seeräuber iſt da! mit dem Degen in Schlachtordnung ſtehend, den heiligen Antonius mit derſelben Andacht anrufend wie die Uebrigen, und bei alledem lächelnd über ſich ſelbſt

(a. a. O. S. 116) — fürwahr, es iſt ein Bild voll Lebendigkeit und Friſche, bei dem auch unſere Leſer hoffentlich nicht ungern verweilt haben werden. — Sodann aber ſind dieſe Reiſen auch vornämlich deshalb wichtig, weil er auf ihnen ſowohl das gelehrte Material geſammelt hat, das er ſpäterhin wiſſenſchaftlich verarbeitete, als ganz beſonders auch die Menſchenkenntniß und jene feinen Züge der Beobachtung, welche ſeine Dichtungen ſo wunderbar auszeichnen und ihn vor Vielen zum Schöpfer der däniſchen Komödie befähigten.

In Kopenhagen hatte ſich inzwiſchen das Gerücht verbreitet (a. a. O. S. 94), als hätte Holberg in der Fremde ſeine Religion verändert und würde überhaupt niemals mehr zurückkommen; der Empfang ſcheint in Folge deſſen nicht eben der freundlichſte geweſen zu ſein. Wenigſtens mußte er ſich faſt zwei volle Jahre wieder mit Noth und Kummer aller Art herumſchlagen, bis ihm endlich das langerſehnte Geſtirn aufging: „affulsit mihi tandem diu expectatum sidus“ (Ep. I. 119). Das heißt zu deutſch: er wurde endlich (1718), nachdem er gehörig ausgehungert und mürbe gemacht war, in ein ordentliches Lehramt und damit zu einer ausreichenden Sicherheit des Unterhalts befördert. Schon vor ſeiner letzten großen Reiſe hatte Holberg ſich hauptſächlich mit geſchichtlichen Arbeiten beſchäftigt; auch nach ſeiner Rückkehr hatte er die unerwünſchte Muße, die ihm zu Gebote ſtand, vornämlich zu hiſtoriſchen und juriſtiſchen Arbeiten und Studien benutzt. Dennoch war es weder eine juriſtiſche noch eine hiſtoriſche Profeſſur, zu der er befördert ward, ſondern die Profeſſur der Metaphyſik. Es ſcheint mit Beſetzung der Profeſſuren an der damaligen Kopenhagener Univerſität gegangen zu ſein, wie an den meiſten deutſchen Univerſitäten jener Zeit: die Profeſſoren rückten innerhalb der Fakultät der Reihe nach in die Höhe und ſo konnte ein und derſelbe Gelehrte nach einander Profeſſor der Metaphyſik, der Mathematik, der Beredtſamkeit u. ſ. f. werden, wie ja z. B. Gottſched in Leipzig ganz Aehnliches erlebt hat. Auch in Kopenhagen war eben Niemand da, dem man die ziemlich dürftig ausgeſtattete Profeſſur der Metaphyſik hätte aufhalſen können und ſo wurde ſie unſerm Holberg, als dem Jüngſten und Bedürftigſten, übertragen.

Freilich eine wunderliche Wahl. Denn wenn es doch einmal einen Profeſſor der Metaphyſik geben und wenn einmal dieſer künſtliche Ballaſt von Formeln und Schlüſſen und haarſpaltenden Abſtractionen, aus denen damals die ſogenannte Metaphyſik beſtand, weiter überliefert werden ſollte, ſo konnte allerdings kein Menſch auf Gottes Erde ſich ſchlechter zu dieſem Amte ſchicken, als Holberg, der viel zu wenig Pedant war, als daß der Pedantismus der damaligen Schulphiloſophie ihm irgend ein Intereſſe hätte erwecken können.

Im Gegentheil, wie auf Alles, was nur irgend nach Pedantismus roch, ſo hatte Holberg namentlich auch auf die Philoſophen ſeiner Zeit einen wahrhaften Haß geworfen und es war ihm ein ganz beſonderes Vergnügen, dieſen Haß überall, wo es nur geſchehen konnte, in ſeinen Komödien ſowohl als in ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten, mit grauſamer Behaglichkeit auszuſprechen. Ja ſeine eigene Unwiſſenheit in dieſem damals für unerläßlich geachteten Gebiete formaler Bildung, der Widerſpruch, in welchem er dadurch zu den übrigen Gelehrten ſeiner Zeit wie ſeiner Umgebung ſtand, der geringſchätzige Haß, mit dem ſie ihn deshalb verfolgten und daß ſie ihn nichtsdeſtoweniger unter ſich dulden mußten, ja daß ſie ſehen mußten, wie er ſie allmählig an Glanz der Berühmtheit, an Umfang und Dauer der Wirkſamkeit alle überflügelte und wie hier noch einmal ein Knabe David mit der einfachen Schleuder des Genies die dicken Hirnſchädel der gelehrten Goliathe zerſchmetterte — dies Alles gereichte ihm zu einer ſolchen innerlichen, ſchalkhaften Freude, daß er nicht müde ward davon zu ſprechen und wie Andere mit ihrer Gelehrſamkeit, ſo er mit ſeiner philoſophiſchen Unwiſſenheit zu prunken. „Wenn ein alter Schulfuchs,“ heißt es S. 60 der Lebensbeſchreibung, „mein Richter ſein und wenn ſein Urtheil allein entſcheiden ſollte, was wahre Gelehrſamkeit iſt und heißt, ſo räume ich zum Voraus ein, daß ich ſehr unwiſſend bin; die Prüfung der Philoſophen würde ich niemals beſtanden haben.“ Zwar einen Syllogismus, meint er, habe er ſchon in jungen Jahren zu Stande bringen können: doch ſei es immer nur zufälliger Weiſe geſchehen ohne daß er ſelbſt gewußt, wie man eigentlich dabei verfahren müſſe und ob es ein Syllogismus in Barbaræ oder in Eliſabetha ſei. Auch habe er wol gehört, daß etwas in der Welt vorhanden, was man die Inſtrumentalphiloſophie nenne und worin, wie die Leute ſagten, die Logik und die Metaphyſik regieren ſolle: allein er ſelbſt habe niemals etwas damit zu ſchaffen gehabt. „Ich bekenne,“ ſagt er, „aufrichtig, daß ich noch nicht weiß, wie viele Praedicamenta und Praedicabilia die Vernunftlehre zu Kriegszeiten ins Feld ſtellen kann, durch was für Künſte und Maſchinen man ein Katheder ſtürmen, und durch was für Kanonen man den Präſes von demſelben herunterwerfen kann. Ich habe es mir öfters vorgenommen, einige Zeit hierauf zu wenden: aber ich bin niemals ſo glücklich geweſen, daß mir einige Zeit dazu übrig geblieben wäre.“

So in der erſten im Jahre 1727 geſchriebenen Epistola ad virum perillustrem. In der dritten dieſer Epiſteln, die, wie bereits erwähnt, faſt zwanzig Jahre ſpäter fällt, ſucht er dieſe etwas derben Aeußerungen denn freilich einigermaßen zu mildern und zu erläutern. Allein auch dieſe Milderung und Erläuterung zeigt noch, welch abgeſagter Feind des damaligen philoſophiſchen Schulkrams er jederzeit geweſen. Einige, ſagt er hier (a. a. O. S. 353), behaupteten, daß er ein großer Feind der Metaphyſik ſei und ſie muthmaßten dies aus einer Rede, die er vor einer Reihe von Jahren zum Lobe der Metaphyſik gehalten und die allerdings einer Leichenrede auf das Abſterben der Metaphyſik ähnlicher geweſen ſei als einer Lobrede; auch wir werden dieſer Rede ſogleich noch gedenken. „Ich habe jedoch,“ fährt er fort, „dabei unter der Bezeichnung Metaphyſik nur die vielen Kunſtwörter und die unendlichen Eintheilungen verſtanden, welche man bei öffentlichen Diſputationen blos zu dem Ende mißbraucht, daß man ſeinen Gegner dadurch berücken und fangen möge. Nimmt man das Wort Metaphyſik dagegen in einem andern Verſtande“ (in welchem, ſagt der Schalk freilich nicht), „ſo halte ich dieſelbe für eine Wiſſenſchaft, die einem Philoſophen gar wohl anſteht. Ich ſelbſt leſe zuweilen metaphyſiſche Bücher, ob ich gleich geſtehen muß, daß ich in dieſer Wiſſenſchaft nicht weit gekommen bin. Denn man trifft Dinge darin an von ſolcher Dunkelheit, daß ſie, aller angewandten Unterſuchung ungeachtet, uns ſtets verborgen bleiben werden . . . . . Es wäre zu wünſchen, daß alle diejenigen, welche ſich auf dieſe Wiſſenſchaft legen, eben dieſelbe Beſcheidenheit blicken ließen, welche an Newton mit Recht gerühmt wird. Es wäre zu wünſchen, daß ſie ſich aller Beweiſe, welche man a priori zu nennen pflegt, enthielten und die Beſchreibungen fahren ließen, welche ſie von dem Weſen und der Natur der Seelen und Geiſter liefern. Ich wünſchte, daß man anſtatt dieſer Fragen, wie es mit dem Weſen der Geiſter beſchaffen ſei, was es mit unſerer Seele eigentlich für eine Bewandtniß habe, wie ſich ihre Wirkungen äußern, wie ſie beſtehe, wie ſie fortgepflanzt werde, was ſie für Schlüſſe mache, wenn ſie von dem Körper abgeſondert iſt, was ſie für eine Geſtalt habe, ob ſolche ſo beſchaffen ſei, wie ſie im orbis pictus den Kindern vorgeſtellt wird, oder ob ſie wie ein kleines untheilbares Sonnenſtäubchen beſchaffen ſei, ob man ihr eine Höhe, Breite und Länge zuſchreiben könne — ich wünſchte, daß man anſtatt aller dieſer Fragen, die man doch wegen der ſchwachen Einſicht, welche den ſterblichen Menſchen verliehen iſt, niemals entſcheiden wird, einzig und allein auf die Wirkungen ſehen möchte, welche einem Jeden vor Augen liegen; ich wünſchte, daß man, anſtatt ſich mit Auflöſung dieſer verborgenen Dinge aufzuhalten, welche den Menſchen weder nothwendig noch möglich iſt, lieber ſein Unvermögen bekennte, und mit jenem Poeten ausriefe:

O! vtinam nobis non sordida vestis adesset,
Vidissem propius mea numina — — — —"

Aehnlich verhielt Holberg ſich in einem andern Punkte, der zu jener Zeit ebenfalls von größter Wichtigkeit war und den wir deshalb hier gleich mit anſchließen wollen. Nämlich in Beziehung auf ſein religiöſes Bekenntniß. Die damalige Theologie war eben ſo hölzern und geiſtlos, eben ſo barbariſch, ſo ſtreitſüchtig und in Formelweſen verknöchert wie die ſogenannte Metaphyſik; wer die eine haßte, konnte unmöglich der andern Freund ſein. Holberg war ein aufrichtig frommer und gottesfürchtiger Menſch, er verehrte und liebte die Moral des Chriſtenthums und ſuchte ſie auszuüben ſoweit in ſeinen Kräften ſtand. Aber den Buchſtabenkram der damaligen Theologen und jene bornirte Gläubigkeit, die das credo quia absurdum zu ihrem Wahlſpruch macht, hielt er ſich gern ſo fern als möglich. Er hatte nicht umſonſt jahrelang in England, dem Vaterlande des Deismus, gelebt, ſich nicht umſonſt unter den Studirenden auf der Bibliothèque Mazarin zu

Paris um die Lectüre des Bayle gedrängt (ſelbſt auf der Minervenbibliothek in dem katholiſchen Rom hatte er einmal die Unwiſſenheit des Bibliothekgehülfen benutzt, ſich das ſtreng verpönte Buch reichen zu laſſen: Lebensgeſch. S. 128) und wenn er auch die Angriffe, welche die modernen Philoſophen gegen den Bibelglauben richteten, nicht durchweg billigte, ja wenn er das berühmte Werk des Tindal über „das Chriſtenthum ſo alt als die Welt,“ das um eben jene Zeit (1710) erſchienen war, ſogar „eines der ſchädlichſten Bücher“ nannte, die er jemals geleſen (Vermiſchte Briefe Bd. I. Br. 9, S. 51; vergl. ebendaſ. Br. 7, S. 39): ſo verſpürte er doch auch ebenſowenig Neigung, ſein Haupt unter das Joch der Buchſtabengläubigkeit zu beugen.

Schon aus äſthetiſchen Rückſichten konnte er ſich mit der theologiſchen Literatur ſeiner Zeit nicht befreunden. Wir haben oben ſchon die Stelle angeführt, in welcher er ſich über die Gebetbücher luſtig macht, die Kerne und Sterne der Gebete, die Himmelsleitern, Paradiesgärtlein ꝛc., mit denen „einige arme Schriftſteller“ damals ihr Brod zu verdienen ſuchten und welche die unwiſſende und geſchmackloſe Menge noch immer mit Begierde verſchlang. Solche Stellen finden ſich nun bei Holberg noch unzählige, beſonders in den mehrfach citirten „Vermiſchten Briefen.“ Das Bild eines alten, trägen, geiſt- und geſchmackloſen Frömmlers, das er im zweiten Band des eben genannten Werks (Brief 57, S. 387 ff.) unter der Maske eines gewiſſen Metrodorus entwirft, weiß er nicht beſſer zu vervollſtändigen, als daß er beſagten Herrn Metrodorus, nachdem er eine gute Mahlzeit von ſechs Schüſſeln gehalten, ſich in ſeinen Lehnſtuhl ſetzen und „ein deutſches Buch“ in die Hand nehmen läßt, welches den Titel führt: „Eines wahren Chriſten Nachthaube“ und über dieſer Nachthaube ſchläft Herr Metrodorus denn auch richtig ein, bis anderthalb Stunden ſpäter ſeine Haushälterin mit der geſtopften Pfeife hereintritt, worauf der behagliche Lebenslauf ſich dann weiter fortſpinnt. Auch von den „bibliſchen Hiſtorien von Adam und Eva und anderen erbaulichen und beweglichen Stücken von der heiligen Dorothea ꝛc.,“ die man ehedem in Dänemark aufgeführt, ſpricht er mit ſchlechtverhehltem Spott und rühmt ihnen höhniſcher Weiſe nach, daß „das Publikum ſich ebenſo dazu gedrängt habe, wie jetzt in die Kirchen und daß kein altes Weib eine ſolche Komödie anders verlaſſen, als mit thränenden Augen.“

Aber auch von dieſer äſthetiſchen Seite abgeſehen, lag in dem hochmüthigen, unduldſamen, werkſtolzen Chriſtenthum der damaligen Theologen etwas, was die ſchlichte kindliche Seele des wahrhaft ſittlichen Mannes mit tiefſtem Unwillen erfüllte, und ſo wenig er ſich allerdings in eigentliche theologiſche Streitigkeiten einließ, ſo wenig Hehl hatte er es doch, daß ſeine Art Gott zu dienen und die Wahrheit zu ſuchen eine andere und daß, wenn dies ſtreitſüchtige, ſilbenſtechende Chriſtenthum wirklich das wahre Chriſtenthum ſei, er alsdann auf den Namen eines Chriſten ſo wenig Anſpruch mache, wie auf den Namen eines Philoſophen. Höchſt merkwürdig in dieſer Hinſicht iſt eine Reihe von Sätzen, die er a. a. O. Bd. I. Br. 46, S. 253 unter dem Titel „Moraliſcher Katechismus" (heutzutage würde man etwa ſagen „Mein Glaubensbekenntniß") mittheilt. Das Aktenſtück iſt zu lang, um es hier vollſtändig einzurücken; doch können wir uns nicht verſagen, wenigſtens einige Sätze daraus anzuführen. „Ich glaube," lautet der erſte Artikel, „einen allmächtigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden." Und zwar gründet dieſer Glaube ſich darauf: „weil der wundervolle und künſtliche Bau der Welt nicht von ſich ſelbſt kann entſtanden ſein, ſondern allenthalben die Größe und Weisheit eines allmächtigen Baumeiſters hervorleuchten läßt." Der Name Chriſtus kommt in dem ganzen Bekenntniß nur einmal vor, aber ohne weiteren Zuſatz und namentlich ohne Erwähnung ſeiner göttlichen Natur. Vielmehr wird die Ehrfurcht und Liebe, welche der Menſch jener allmächtigen Gottheit ſchuldig iſt, lediglich darauf gegründet, daß ſie ſelbſt „die erſchaffenen Kreaturen liebt und für deren Erhaltung Sorge trägt, inſonderheit aber auch deswegen, weil Gott mich und andere Menſchen mit einer vernünftigen Seele und mit einem Gebrauch der Sprache begabt hat." Die Ungleichheit in den irdiſchen Schickſalen, daß oft der Gottloſe in Wohlſtand und Fülle lebt, während der Fromme vom Unglück verfolgt wird, dient dem Verfaſſer des Glaubensbekenntniſſes als Unterpfand eines künftigen Lebens, in welchem dieſe Ungleichheit ausgeglichen und Jeder nach dem Maß ſeiner Thaten belohnt oder beſtraft werden wird. Im Uebrigen nimmt er keine Lehre an, „bis dieſelbe bewieſen iſt und glaubt Nichts, was den allgemeinen Grundwahrheiten und dem rechten und oft wiederholten Urtheil der Sinne widerſpricht." Irrende und anders Denkende dürfen nicht verfolgt werden, ja ſelbſt „offenbare Ketzer und Schwärmer ſollen wir lieben, ſo weit ſie Menſchen und Mitleid mit ihnen tragen, ſoweit ſie irrende Menſchen ſind." — „Wenn ich," heißt es zum Schluſſe wörtlich, „meinen Nächſten deswegen haſſe und verfolge, weil er eine Sache nicht auf eben die Art anſieht, wie ich dieſelbe anſehe, ſo lege ich meine Liebloſigkeit und meinen Hochmuth an den Tag, und übertrete das große Gebot der Natur: Was du nicht willſt, das dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch nicht."

Man ſieht, dieſes Glaubensbekenntniß hätte ebenſo gut von einem jener getadelten engliſchen Deiſten abgefaßt ſein können, und wenn Holberg ſonſt keinen Grund gehabt, ſo hätte er ſich über die „frechen" Angriffe eines Tindal nicht ebenſo ſehr zu ereifern gebraucht. Zuzugeben iſt dabei allerdings, daß dieſe und ähnliche Auslaſſungen vornehmlich erſt Holbergs ſpäteren Lebensjahren angehören und auch dies wollen wir nicht in Abrede ſtellen, daß die einfältigen und läppiſchen Angriffe, welche die Kopenhagener Geiſtlichkeit gegen den Vater der däniſchen Bühne richtete und von denen wir ſpäter des Genaueren ſprechen werden, ſeinen Groll gegen die Geiſtlichkeit im Allgemeinen allerdings verſchärft haben mag.

Allein auch ohnedies war das Verhältniß von früh an kein beſonders freundliches und ſchon als er zuerſt in den Hafen der ordentlichen Profeſſur einlief, war er nicht blos als ein Gegner des akademiſchen Zopfes, ſondern auch als ein halber Ketzer bekannt und notirt.

Beides zuſammen erregte ihm heftige Widerſacher und erklären ſich daraus zum Theil die zahlreichen und gehäſſigen Streitigkeiten, in die er ſich während ſeiner literariſchen Laufbahn verwickelt ſah. Die akademiſche Beſchränktheit, vielleicht die dickköpfigſte und widerwärtigſte von allen, fühlt ſich allemal von einem mit Furcht gemiſchten Unbehagen ergriffen, wo Männer von freiem Geiſt und unabhängigem Charakter in ihre Nähe kommen und auch Holberg ſollte erfahren, was für ein trauriger Nachtvogel die gerühmte Eule der Minerva unter Umſtänden ſein und mit welchen ſchmutzigen Klauen ſie um ſich hacken kann. Schon vor ſeiner Reiſe, da er noch Mitglied des Borch'ſchen Collegiums war, erhoben die Anhänger der alten akademiſchen Gerechtſame ein großes Geſchrei und ſchalten ihn einen Müßiggänger (vgl. Lebensbeſchreib. S. 60), weil er, den

Geſetzen des genannten Collegiums entgegen, weder diſputirte noch öffentliche Reden hielt. Einige glaubten, es geſchehe, weil Holberg etwa mit der lateiniſchen Sprache auf geſpanntem Fuße ſtehe. Doch war dieſer Argwohn ſehr unbegründet; wir wiſſen bereits, daß Holberg gern und fließend lateiniſch ſchrieb und auch im mündlichen Gebrauch der lateiniſchen Sprache ſuchte er ſeines Gleichen, wie er denn ſchon während ſeines Aufenthalts in England als halberwachſener Jüngling durch die Eleganz und Fertigkeit ſeiner lateiniſchen Rede ſich die Bewunderung der Oxforder Studenten und Profeſſoren erworben hatte (vgl. a. a. O. S. 43).

Am unerträglichſten aber ſchien es ſeinen akademiſchen Gegnern, daß er unter die öffentlichen Lehrer der Univerſität Kopenhagen aufgenommen werden ſollte, ohne je zuvor ein Katheder betreten zu haben und alſo auch ohne Denjenigen beigezählt werden zu können, die damals im ſpeciellen Sinne Akademiker genannt wurden. Als Holberg nun im Jahre 1718 zum ordentlichen Profeſſor der Metaphyſik befördert ward, ſo erhoben dieſe verſchiedentlichen Gegner ihre Stimmen mit vermehrter Gewalt; ſie prophezeiten den Untergang der Kopenhagener Univerſität, ja den Untergang der ganzen Metaphyſik, dieſer edlen und lieblichen Wiſſenſchaft, ſeitdem ein ſolcher Ignorant, der nicht einmal ordentlich diſputirt hatte, zum Profeſſor derſelben berufen worden.

Holberg, ſtatt ſich durch dieſes Geſchrei einſchüchtern zu laſſen, fand vielmehr ein humoriſtiſches Behagen daran, den Groll ſeiner Gegner erſt recht zu reizen. Bei Uebernahme ſeines Amtes hielt er eine Rede, angeblich zum Lobe der Metaphyſik, in der That jedoch war dieſe Lobrede ſo beſchaffen, „daß alle wahren Verehrer der Metaphyſik dieſelbe nicht ohne Aergerniß anhören konnten, indem ſie glaubten, ich hätte eine Leichenrede auf den Tod der Metaphyſik, nicht aber eine Rede zu ihrem Lobe gehalten“ (a. a. O. S. 148). Dabei geſteht er ſelbſt zu, daß er „die Fußtapfen ſeiner Vorgänger nicht betreten und daß die Metaphyſik in der That nie in größerer Gefahr geweſen, als unter ſeiner Vormundſchaft“ (ebendaſ.).

Doch ſollte zum Glück für Holberg und vielleicht auch zum Glück für die Metaphyſik die „gegenſeitige Dienſtbarkeit“ nur von kurzer Dauer ſein. Schon nach Verlauf von zwei Jahren (1720) wurde er zu der ſeinen Neigungen und Fähigkeiten ungleich beſſer entſprechenden und überdies weit einträglicheren Profeſſur der Beredtſamkeit befördert. Auch wurde er um dieſelbe Zeit Beiſitzer im Conſiſtorium, wodurch ihm wiederum eine Vermehrung ſeiner Einkünfte erwuchs, welche ſeine akademiſchen Gegner ihm vergeblich durch einen Proceß ſtreitig zu machen ſuchten; das Conſiſtorium ſelbſt ſah ſich nach Lage der Sache genöthigt, zu Holbergs Gunſten zu entſcheiden und ſo wurde ihm „mit dem Vorrecht des Alters auch zugleich das Recht der Einkünfte zugeſprochen.“ — Von da an nahm ſeine amtliche Laufbahn nun überhaupt eine Wendung, die ihn in Verbindung mit dem Ertrag ſeiner Schriftſtellerei nicht nur aller äußeren Sorge überhob, ſondern ihn in raſcher Steigerung mit Geld und Ehrenſtellen förmlich überſchüttete.

Demgemäß wird denn von jetzt an auch der Gang ſeines Schickſals bei weitem ruhiger und einförmiger, als bisher, ſo daß die Geſchichte ſeines Lebens fortan beinahe nur noch in der Geſchichte ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten und allenfalls der gelehrten Streitigkeiten beſteht, in welche ſein Widerwille gegen die übliche Stockgelehrſamkeit, ſeine belletriſtiſchen Leiſtungen, ja vielleicht auch eine gewiſſe humoriſtiſche Freude an Kampf und Streit ihn unaufhörlich verwickelten. Da wir jedoch von Holbergs Schriften, den gelehrten ſowohl als namentlich den poetiſchen, in den folgenden Abſchnitten ausführlicher ſprechen werden, ſo mag hier die einfache Notiz genügen, daß er ungefähr zu derſelben Zeit, da er von der Laſt des metaphyſiſchen Amtes befreit ward, und nachdem er ſeit ſeinen Knabenjahren nie wieder poetiſche Anwandelungen verſpürt, ſondern im Gegentheil, nach ſeiner eigenen Verſicherung, a. a. O. S. 153, „auch an dem ſchönſten Gedichte kein Vergnügen hatte finden können,“ plötzlich, in einem Alter von mehr als dreißig Jahren, ſich der Poeſie zukehrte und in raſcher Aufeinanderfolge des Peter Paars, der Satiren und Komödien, in einem Zeitraume von kaum vier Jahren ſich zum erſten Dichter Dänemarks emporſchwang.

Außerdem entwickelte Holberg aber auch im Fache der Gelehrſamkeit, vornämlich für Gegenſtände der Geſchichte und des allgemeinen Rechts, eine ſo anſehnliche Thätigkeit, daß ſein Name, getragen überdies durch die goldene Schwinge des Dichterruhms, bald auch über die Grenzen ſeines Vaterlandes ſich verbreitete.

Dieſer Berühmtheit zu genießen und ſie wo möglich noch zu vermehren, trat er im Jahre 1725, alſo in ſeinem einundvierzigſten Jahre, eine fünfte und letzte Reiſe an.

Dieſelbe ging wiederum durch Holland nach Frankreich, wo er in Paris längere Monate verweilte. Seine geheime Abſicht dabei war, einige ſeiner beliebteſten Komödien in Uebertragungen, die er ſelbſt gearbeitet hatte, auf die franzöſiſche Bühne zu bringen. Doch würde man irren, glauben wir, und jedenfalls mit dem übrigen deutlich dargelegten Charakter unſeres Dichters in Widerſpruch gerathen, wenn man dieſes allerdings ein wenig auffällige Projekt nur ſeiner Eitelkeit und dem Wunſche zuſchreiben wollte, den Beifall, den er in ſeinem barbariſchen Vaterlande gefunden, nun auch von der gebildetſten Nation der Welt gleichſam vidimiren zu laſſen. Was ihn dabei leitete, ſcheint uns vielmehr ein edler patriotiſcher Ehrgeiz geweſen zu ſein, welchen es gefreut haben würde, wenn ein Sohn des unbekannten, verachteten Nordens, ein Däne, ein „ungetaufter“ Heide von denen da oben „mit Schweinsaugen und Mäulern, die bis an beide Ohren reichen,“ im Stande geweſen wäre, auch vor den Augen der hochgebildeten Franzoſen Gnade zu finden.

Allein wie dies nun ſein mag: es geſchah, was vorauszuſehen war und ſein Projekt ſcheiterte, theils an nationaler Eiferſucht, theils an lokalen Hinderniſſen und, wie er hinzuſetzt (S. 225), „an dem ſchlechten Geſchmack des Pariſer Publikums.“ Nichts deſto weniger war ſein diesmaliger Aufenthalt in Paris ebenſo behaglich als fruchtbringend und es mußte, wenn er jetzt mit den Berühmtheiten der damaligen Zeit, mit einem Fontanelle, Montfaucon, Hardouin, Tournemine und Anderen auf gleichem Fuße freundſchaftlich verkehrte, ihm ein eigenes Gefühl ſein, zurückzudenken an das Ehemals vor zehn Jahren, wo er ſich in derſelben Stadt als ein unbeachteter Fremdling umhergetrieben und oft nicht gehabt hatte, ſeinen Hunger zu ſättigen.

Nach ſeiner abermaligen Rückkehr nach Kopenhagen (im Frühjahr 1726) ergab er ſich ſeinen literariſchen Beſchäftigungen aufs Neue und mit verdoppelter Thätigkeit, jedoch mehr auf dem gelehrten als dem poetiſchen Gebiete, das er fortan nur ſparſam und mit vereinzelten und minder erheblichen Arbeiten beſtellte. Dieſe Beſchränkung ward ihm aufgedrungen, nicht durch eine Abnahme ſeiner geiſtigen Kräfte oder durch die Erſchöpfung ſeines Talents, ſondern äußerlich durch die Zeitumſtände.

Im Jahre 1730 nämlich ſtarb König Friedrich der Zweite, der, als ein prachtliebender, feinſinniger Herr, nicht nur die Entſtehung der däniſchen Schaubühne ſelbſt befördert hatte, ſondern (mit Ausnahme freilich ſeiner letzten Jahre, in denen er durch fanatiſche Gläubigkeit die Ausſchweifungen ſeiner Jugend zu tilgen ſuchte) auch überhaupt der Literatur und jeder freiern geiſtigen Thätigkeit wenigſtens inſoweit behülflich geweſen war, als er ſie nicht gefliſſentlich unterdrückt und keinen kleinherzigen Feſſeln unterworfen hatte. Sein Nachfolger dagegen, Chriſtian der Sechste, befand ſich von Anfang an in den Händen einer obſcuren, pietiſtiſchen Partei, welche aller Poeſie, es müßten denn Litaneien und Lämmleinslieder geweſen ſein, abgeneigt war, zumal alſo den profanen Vergnügungen des Theaters, das ſofort mit Königlich Pfäffiſchem Interdicte belegt ward, und ſolch einem gottloſen Poſſenreißer, als für den ſie Holberg hielt.

So verſtummte alſo Holbergs Muſe, während ſein Fleiß nicht aufhörte, umfangreiche hiſtoriſche Werke (beſonders da er ſeit 1736 auch Profeſſor der Geſchichte geworden war) und unverfängliche moraliſche oder praktiſche Schriften zu Tage zu fördern. Nur einmal noch (1741) machte ſein ſatyriſcher Geiſt ſich Luft, und zwar in der „Unterirdiſchen Reiſe des Niels Klim." Aber auch dieſe Schrift, ſo zahm ſie in ihrer allegoriſchen Allgemeinheit im Grunde auch iſt, wagte er, der erwähnten Zeitumſtände wegen, nicht anders als auswärts, in Leipzig, und überdies in lateiniſcher Abfaſſung erſcheinen zu laſſen.

Endlich, im Jahre 1746, ſtarb König Chriſtian: und eine der erſten Regentenhandlungen ſeines Nachfolgers, Friedrichs des Fünften, deſſelben, unter dem Schimmelmann, Moltke und Bernſtorf Miniſter waren und Elias Schlegel, Cramer und vor Allem Klopſtock ins Land gezogen wurden, war die Erneuerung des däniſchen Theaters. Am 6. Auguſt 1746 war Chriſtian geſtorben: und ſchon im Oktober deſſelben Jahres erließ Friedrich der Fünfte, „der alle fremde Herrenhuterei deteſtirte," (ſ. G. L. Baden in „Danemarks og Norges Kong Frederik den Femtes Regjerings Aarbog," Kopenhagen 1832, S. 1) ein Reſcript zur Wiedereröffnung der däniſchen Schaubühne. Dieſelbe fand auch wirklich ein Jahr ſpäter, im December 1747, aufs

Feierlichſte und in Anweſenheit des Königs ſelber ſtatt; das erſte Stück aber, das in dem neuen Hauſe und vor dieſer glänzenden Verſammlung zur Aufführung kam, war der politiſche Kanngießer von Holberg (Baden, a. a. O. S. 18), für den nun überhaupt ein warmer Spätſommer königlicher Gunſt und öffentlicher Anerkennung begann.

Dabei nun müſſen wir auch ein Ereigniß berühren, das weder der Leſer ohne Verwunderung vernehmen wird, noch der Biograph Holbergs ohne eine gewiſſe Beſchämung oder doch ohne eine gewiſſe Art von Verlegenheit erzählen kann, zumal auf den erſten Anblick.

Das iſt ſeine von ihm ſelbſt nachgeſuchte, ja faſt muß man ſagen von ihm erkaufte Erhebung in den Adelſtand. Freilich klingt es wie ein ſchlechterfundenes Märchen, daß derſelbe Mann, der mit ſeinem ganzen Charakter und Bildungsgange, mit dem geſammten Inhalt ſeiner Dichtung, der Grundlage ſeines Ruhms einzig und allein im Volke wurzelte — derſelbe Mann, der ſich in allen übrigen Stücken ſo frei von den Vorurtheilen ſeiner Zeit und ſeiner Umgebung gezeigt und der namentlich den Adelſtolz, ſowie die Thorheit des Bürgers, der über ſeinen Stand hinaus mit den ſogenannten Vornehmen und ihren Anſprüchen und Gewohnheiten wetteifern will, mit ſo unumwundener Freimüthigkeit und Derbheit zum Zielpunkt ſeiner beißendſten Satyre gemacht hatte (man denke nur an den einen Don Ranudo de Colibrados, deſſen prächtig draſtiſche Figur ſich ſelbſt noch in der Kotzebue'ſchen Verwäſſerung längere Zeit auf der deutſchen Bühne behauptet hat) — unglaublich, ſagen wir, klingt es, daß derſelbe Mann auf ſein eignes Anſuchen in den Adelſtand erhoben worden ſein ſoll, gleich als ob der Glanz ſeines Talents, der Ruhm eines thätigen und wohlangewendeten Lebens noch durch die vergoldeten Initialen eines königlichen Adelsbriefes hätte erhöht werden können!

Die Verwunderung ſteigt, der peinliche Eindruck verſtärkt ſich, wenn wir hören, was mit dieſer Erhebung in den Adelſtand noch weiter in Verbindung geſtanden, ſogar was die eigentliche Veranlaſſung dazu gegeben haben ſoll. Holberg der Greis, ſagt man, habe Holberg dem Jüngling nur wenig geglichen; wie bei ſo vielen Menſchen, habe auch bei Holberg aus einer bewegten, erfahrungs- und entbehrungsreichen Jugend ſich endlich nur ein mürriſches, freud- und freundloſes Alter entwickelt und ſo bereit er auch in ſeinen ſpäteren Jahren noch geweſen ſei, moraliſche Betrachtungen anzuſtellen und gute Rathſchläge zu ertheilen, ſo ſei doch der Reſt ſeines eigenen Lebens von allerhand moraliſchen Flecken und Gebrechen entſtellt geweſen.

Dieſe moraliſchen Gebrechen werden näher aufgezählt, und zwar nicht blos von ſeinen Gegnern, ſondern ſogar auch von denen, die ſich ſelbſt als ſeine Freunde und Verehrer zu erkennen geben, wie z. B. der im vorigen Abſchnitt genannte J. A. Scheibe, der Ueberſetzer des Peter Paars. Holberg, heißt es in dieſen Quellen, ſei in ſeinem Alter außerordentlich mürriſch, faſt menſchenfeindlich geweſen; die ſatyriſche Ader, die in ſeiner Jugend ſo munter gefloſſen, habe ſich in ſeinem Alter in eine bittere, beißende Kauſtik verwandelt, und was in früheren Jahren ſich als humoriſtiſche Laune oder Seltſamkeit dargeſtellt, das ſei unter den natürlichen Schwachen und Entbehrungen des Alters zu einer vollſtändigen Sonderlingsnatur geworden. Die Muſik abgerechnet, die ihn bis in ſeine letzten Tage ergötzte, zog er ſich (erzählt man) von allem geſelligen Verkehr und überhaupt von allem Umgang mit Menſchen eigenſinnig zurück; ſeine Miene wurde finſter und abſchreckend; gegen Fremde, die ihn kennen zu lernen wünſchten, beobachtete er eine beleidigende Kälte, ja es wird erzählt, daß er den unwillkommenen Beſuch armer Studenten, die ihn in ſeiner Eigenſchaft als Rentmeiſter der Univerſität aufſuchten, zuweilen mit nachgeſchleudertem Pantoffel zur Thür hinaus gewieſen. Selbſt gegen ſeine älteren Freunde nahm er eine kalte, ſteife, hochmüthige Miene an; wurde das verdroſſene Schweigen, das er für gewöhnlich beobachtete, ja einmal gebrochen, ſo floß er über von bittern und unzeitigen Scherzen, die nicht ſelten in wirkliche Beleidigungen ausarteten.

So, von den Menſchen verlaſſen und ohne Bedürfniß nach ihnen, flüchtete er ſich — fahren jene Erzählungen fort — in den gewöhnlichen Troſt des Alters: er wurde geizig, über alle Maßen geizig. Die dornenreiche Jugend, die er verlebt, hatte ihn nicht blos an die ſtrengſte Sparſamkeit, ſondern auch an Entbehrungen und Entſagungen der mannigfachſten Art gewöhnt. Als nun reichlichere Einnahmen ihm die Möglichkeit boten, ſein Leben gemächlicher und genußvoller einzurichten, habe er bereits Sinn und Geſchmack dafür verloren gehabt, die Gewohnheit ſei ihm bereits zur andern Natur geworden, und wenn er in ſeiner Jugend gehungert und gedarbt, weil er nicht anders konnte, ſo habe er dieſe Lebensweiſe in ſeinem Alter fortgeſetzt, weil er inzwiſchen ſelbſt Gefallen daran gefunden und weil kein Genuß, der ſich mit Geld erkaufen läßt, ihm die Befriedigung gewährt habe, wie der Beſitz des Geldes ſelbſt. — Die Einzelheiten, die über dieſen ſeinen angeblichen Geiz erzählt werden, ſind eben ſo zahlreich wie ſchwer zu glauben. Schon in ſeiner Jugend genoß er niemals Wein oder ähnliche Getränke; eine Taſſe Kaffee oder Thee war der höchſte Luxus, den er ſich geſtattete; die Speiſen, die er genoß, waren von der einfachſten und dürftigſten Beſchaffenheit; er ſchrieb genau vor, wie ſie bereitet ſein ſollten und ſetzte auf Wochen, Monate, ja ganze Jahre hinaus einen beſtimmten Küchenzettel feſt, von dem unter keinen Umſtänden abgewichen ward. Einige Jahre vor ſeinem Tode ſoll er ſogar angefangen haben, ſich nicht nur die Nahrungsmittel lothweiſe zuzuwiegen (Scheibe a. a. O. S. XCII), ſondern auch ſich ſelbſt ſoll er vor und nach Tiſche gewogen haben, um ja ſicher zu ſein, daß er die vorgeſchriebene Diät nicht überſchritten!

Und um Allem dieſem nun die Krone aufzuſetzen, ſchenkt er ſchließlich ſein ganzes auf dieſe Art zuſammengeſcharrtes beträchtliches Vermögen mit Umgehung ſeiner hilfsbedürftigen Verwandten der Ritterakademie zu Sorøe; als Preis dafür, ſetzt man hinzu, ſei er in den Freiherrnſtand erhoben worden, der ſomit für ihn gleichſam die Prämie des Geizes und der Eitelkeit geweſen. —

Das hört ſich ſehr ſchlimm an und wer den Holberg im Gedächtniß trägt, wie wir ihn ſoeben geſchildert haben: durch und durch brav, welterfahren und tüchtig, Feind aller Vorurtheile, aller Heuchelei und alles leeren Prunkes, unbekümmert um Lob oder Tadel der Menge, freimüthig bis zum Aeußerſten und doch nicht ohne weiſe Vorſicht — in der That, dem muß es ſchwer fallen, dieſes friſche, jugendheitre Bild mit dem düſtern Schatten des grämlichen, geizigen, eitlen Greiſes in Einklang zu bringen.

Und doch wer will ſagen, die Vereinigung ſo widerſprechender Elemente ſei unmöglich? Wer will behaupten, daß es auch in dem urſprünglich reinſten und edelſten Herzen nicht Falten gebe, aus deren geheimnißvollem Abgrund ſich unter begünſtigenden Umſtänden derartige Dämonen erheben können? Haben wir doch in unſerer eigenen deutſchen Literatur eine ganz ähnliche Geſtalt, die ſich auch vermuthlich allen denen unſerer Leſer, die ſich einiger Bekanntſchaft mit der vaterländiſchen Literatur erfreuen, ſchon ohne unſere Erinnerung aufgedrängt hat: Hippel, der Verfaſſer der Kreuz- und Querzüge, der Schüler Hamans, der humoriſtiſche Vorläufer Jean Pauls. Auch Hippel zeigt eine Art von Janusgeſicht, ein lachendes als Dichter und ein anderes, gefurcht von niedrigen Leidenſchaften, von Stolz, Habſucht und tückiſcher Verſtellung, im praktiſchen Leben. Wie Holberg, ſo arbeitete auch Hippel aus einer niedern, gedrückten Jugend durch eine Beharrlichkeit, feſt wie Eiſen, aber auch eben ſo herzlos, ſich gleichfalls zu einer einflußreichen angeſehenen Stellung und dem Beſitz eines bedeutenden Vermögens empor. Auch er, in ſeinen Schriften die Menſchenliebe, die Gemüthlichkeit, der Alles verklärende Humor ſelbſt, war im Leben ſchroff, menſchenfeindlich und habſüchtig. Auch er, als Schriftſteller der beredte Anwalt der Ehe, der begeiſterte Lobredner der Frauen und jeder edleren häuslichen Freude, führte in Wirklichkeit (wie Holberg) ein einſames, freudloſes Hageſtolzenleben. Ja, um die Parallele vollſtändig zu machen: auch Hippel ließ ſich endlich in den Adelſtand erheben, nachdem er ſo oft die Einfalt der Standesvorurtheile verſpottet und das entſetzliche Weh, das ſich aus ihnen entwickeln kann, mit ſo ſchneidender Wahrheit geſchildert hatte. — Warum ſoll dies Beiſpiel allein ſtehen? Warum ſoll nicht auch die däniſche Literatur in Holberg eine ſolche Vermiſchung des Höchſten und Niedrigſten, des Edelſten und Gemeinſten aufzuweiſen haben? Ja was iſt denn überhaupt nur ſo Ungewöhnliches an einem Menſchenleben, dem die äußerliche Gedrücktheit, die Armuth und Einſchränkungen ſeiner Jugend als ſittliche Narben für die ſpäteren Jahre zurückbleiben und das der Hammer des Schickſals nur hart, nicht zugleich rein geſchmiedet hat?

Dieſe Fragen ſind an ſich nichts weniger als unberechtigt, allerdings: und doch ſtehen ſie hier am falſchen Orte, da die Thatſachen in Holbergs Leben ſich unter der Fackel einer ſorgfältigen und unbefangenen Kritik in Wahrheit ganz anders darſtellen als jene Gerüchte und Anklagen es vermuthen laſſen.

Auch iſt dieſe Kritik nichts weniger als ſchwierig anzuſtellen.

Wie über Alles, was ſein äußeres und inneres Leben anbetrifft, ſo hat auch über dieſen ſcheinbar ſo delikaten Punkt Holberg ſelbſt ſich mit großer Unbefangenheit und Natürlichkeit geäußert; ja er kommt auf nichts ſo häufig zurück, ſowohl in der Lebensgeſchichte, wie namentlich in den Vermiſchten Briefen, als auf dieſe Geſchichte ſeiner Nobilitirung, ſeine Soröer Stiftung, ſeinen angeblichen Geiz und was ſonſt noch damit zuſammenhängt. Nun heißt es freilich „qui s'excuse, s'accuse ....;“ doch iſt es wol unter allen Umſtänden billig, daß wir zunächſt den Angeklagten ſelbſt vernehmen.

Und da iſt es nun zuvörderſt eine Thatſache, durch die ein großer Theil jener Gerüchte und Anklagen ſchon in ein merklich anderes Licht gerückt wird, daß nämlich Holberg von früheſten Jahren an ſich einer außerordentlichen Mäßigkeit in allen ſinnlichen Genüſſen, hauptſächlich aber im Eſſen und Trinken befleißigt hat. Wie wohl er ſich in dem mäßigen, nüchternen Italien gefühlt, haben wir vorhin ſchon angeführt; im Gegenſatz dazu war ihm die ſprichwörtlich gewordene Unmäßigkeit ſeiner Landsleute, beſonders im Trinken (man denke nur an Shakeſpeares Aeußerungen im Hamlet), aufs Aeußerſte verhaßt und unter den guten Lehren und Warnungen, die er nicht müde ward ihnen zu ertheilen, ſtand dieſe in erſter Reihe. Die Zechgelage, die damals in Dänemark und Norwegen noch allgemein üblich waren und von denen wir noch in Steffens' Jugendgeſchichte ſo mancherlei Anklänge finden, dünkten ihm ein wirklicher Flecken in dem Charakter ſeines Volks; Wein und Bier und Tabak für das unumgängliche Vehikel aller Geſelligkeit zu halten, ſchien ihm eine eben ſo läppiſche wie verderbliche Gewohnheit, mit Thee und Kaffee komme man eben ſo weit und behalte einen klaren Kopf und nüchterne Sinne.

Daß er es ſich aber in dieſem Falle doppelt angelegen ſein ließ ſeine Lehre durch ſein Beiſpiel zu unterſtützen, war um ſo natürlicher, als er von früh an mit einem überaus zarten, ſchwächlichen, faſt muß man ſagen launenhaften Körper zu kämpfen hatte. Zahlreiche Züge, die er in dieſer Hinſicht von ſich ſelbſt erzählt, zeigen, zu welcher krankhaften Reizbarkeit ſein Nervenleben mitunter geſteigert war und daß er in der That Recht hatte, wenn er verſicherte (Verm. Br. Bd. V. Br. 1, S. 4), „verſchiedene Umſtände, die man an ihm tadele, hätten allein in der zärtlichen Beſchaffenheit ſeines Körpers ihren Grund und es ſei alſo nicht der Wille, ſondern blos der Leib, der ihn zu einem Nonconformiſten mache." — „Ich gedenke noch allemal und zwar nicht ohne Schrecken," erzählt er an einer anderen Stelle deſſelben Werks (Bd. III. Br. 101, S. 202), „einer Verordnung, welche der Magiſtrat von Kopenhagen gleich nach dem großen Brande (von 1728) ergehen ließ, daß die Wächter des Nachts alle Viertelſtunden rufen ſollten. Dieſe Anſtalt war ein rechter Donnerſchlag für mich, inſonderheit da ich mir eben um dieſelbe Zeit in einem Eckhauſe am ſogenannten Alten Markte einige Zimmer gemiethet hatte. Denn weil der Umkreis des Marktes das vorgeſchriebene Revier meines Wächters, und folglich wenn er dieſes Revier abgerufen hatte, die Viertelſtunde verfloſſen war, ſo mußte er ſogleich wieder von Neuem anfangen, und ich hatte daher das Unglück, ein Basso continuo ohne Pauſen die ganze Nacht anzuhören. Doch währte es zu meinem größten Glück nicht lange, allem Vermuthen nach weil der Wächter ſelbſt es nicht in die Länge auszuhalten vermochte. Ich wünſche," ſetzt er hinzu, „öfters, daß ich nicht von einer ſo zärtlichen Natur ſein möchte, oder daß wenigſtens meine Nachbaren mit einer etwas zärtlichern Empfindung begabt ſein möchten." — Noch entſchiedener ſpricht er ſich über denſelben Gegenſtand in der folgenden Stelle (ebendaſ. Bd. III. Br. 74, S. 395) aus: „Ich bin, ſcheint es, zu dem Ende geſchaffen, ſowohl die Aerzte als die Moraliſten in Verwirrung zu ſetzen. Dreierlei habe ich mit großem Fleiß getrieben, ohne es in Einem davon ſonderlich weit zu bringen: ſo lange ich auch auf der Violine geſpielt, ſo kann ich mich doch für keinen Meiſter ausgeben; ſo viel griechiſche Bücher ich auch geleſen, ſo bin ich doch in das Innere dieſer Sprache nicht eingedrungen und wie viele Mühe ich mir auch gegeben, die Launen meines Körpers zu erforſchen, ſo iſt doch alle meine Bemühung vergeblich geweſen."

Ein ſo reizbarer, nervöſer Menſch, den ſchon das Stundenrufen der Nachtwächter unglücklich machen konnte (man erinnere ſich übrigens an Goethe's Aufenthalt in Göttingen im Sommer 1801 und was er ſelbſt davon erzählt: Tages- und Jahreshefte, Sämmtl. Werke Bd. 31, S. 113 der Ausg. in 60 Bdn.), gehörte offenbar nicht in die große Geſellſchaft und würde ſich daher die geſellige Zurückgezogenheit, in welcher Holberg allerdings lebte, ſchon aus dieſem Umſtande allein zur Genüge erklären. Allein es kam noch ein anderer und noch wichtigerer Umſtand hinzu: das war ſein Unabhängigkeitsſinn. Wir haben Holberg oben als den Feind alles und jeden Pedantismus kennen gelernt; auch der Pedantismus der Geſellſchaft, der Zwang der leeren, bedeutungsloſen Etikette, der eben damals in Kopenhagen eine ganz ungemeine Höhe erreicht hatte, war dem bürgerlich freiſinnigen, ſeine Unabhängigkeit über Alles liebenden Manne aufs Aeußerſte zuwider. „Ich richte mich zwar,“ ſagt er in den Vermiſchten Briefen Bd. III. Br. 5, S. 23, „gerne nach den Sitten des Landes, um den Vorwurf, als wolle man vor Anderen etwas voraushaben, zu vermeiden. Allein zu der Lebensweiſe und der Art der Haushaltung, wie ſie bei meinen Landsleuten üblich iſt, kann ich mich nicht bequemen. Vielmehr habe ich mir eine ſolche Lebensart erwählt, welche mit meiner Natur übereinkommt und der Erhaltung meiner Geſundheit gemäß iſt. Ich halte gerne Freundſchaft mit meinen Freunden, aber noch weit mehr mit mir ſelbſt und daher iſt es mir auch weit angenehmer, wenn mein Nachbar als wenn mein Magen murrt.“

Ja ſelbſt patriotiſche Gründe trugen dazu bei, ihn bei einer Einfachheit und Mäßigkeit der Lebensweiſe zu erhalten, die, gegenüber den üppigen Gewohnheiten der däniſchen Hauptſtadt, allerdings kaum ohne Anſtoß bleiben konnte. „Keine Stadt,“ fährt er an der eben angeführten Stelle fort, „bedarf, ſo viel ich weiß, mehr einer Ermunterung zur Oekonomie und Haushaltung als Kopenhagen, wo der thörichte Zwang der Mode die Urſache iſt, daß die Einwohner auf jeden unſchuldigen Zeitvertreib, auf das Vergnügen eines täglichen Umgangs, ſogar auf ihre Geſundheit verzichten müſſen und wo ſelbſt unbekannte Perſonen, beſonders Frauen, genöthigt ſind, oft ganze Monate zu Hauſe zu bleiben, weil die Mode ihnen verbietet, zu Fuße zu gehen, der Stand ihres Vermögens ihnen aber nicht zuläßt, einen Wagen oder eine Sänfte zu miethen. Wer an fremden Orten geweſen, der kann ſich nicht darüber täuſchen, daß die Mode dieſer Stadt den Einwohnern gleichſam einen fortwährenden Civilarreſt auferlegt. Es geſchieht hier nicht ſelten, daß Jemand einen ſeiner Freunde zu ſprechen wünſcht; weil er dies aber nicht thun kann, ohne einen Thaler für den Wagen auszugeben, ſo bleibt er zu Hauſe. Ein Anderer möchte gern ein Schauſpiel anſehen oder ein Concert hören und würde das

Eintrittsgeld dafür gern entrichten; weil aber der Wagen, deſſen er ſich dazu bedienen müßte, die Ausgabe geradezu verdoppeln würde, ſo muß er ſich die Luſt vergehen laſſen. Es iſt dies zum Theil die Urſache, weshalb die Schauſpiele und andere zur Unterhaltung des Publikums beſtimmte Anſtalten bei uns nicht beſtehen können. Eben daher rührt es auch, daß die Spaziergänge, welche zum Vergnügen und Nutzen der Einwohner angelegt worden, verödet, ja faſt dürfte ich ſagen, daß die Kirchen leer ſtehen."

Man vergleiche damit folgende noch derbere Stelle, kurz zuvor in demſelben Briefe: „Die Mittel, deren meine Landsleute ſich bedienen, ihre Liberalität zu bezeigen, beſtehen insgemein in einem Ueberfluß von Eſſen und Trinken, in einem überflüſſigen Schwarm von Bedienten, in Wagen und Trageſſeln und ähnlichen Dingen, die meiner Geſundheit ſchädlich und meinem Geſchmack zuwider ſind. Ich liebe weder den Scharbock noch das Fieber; darum eſſe ich wenig und liebe die beſtändige Bewegung."

Die angeführten Stellen, die ſich ohne Mühe noch durch viele ähnliche, beſonders auch aus der „Lebensbeſchreibung" vermehren ließen, werden hinreichen zu zeigen, daß, wenn Holberg ſich wirklich von der damaligen Kopenhagener Geſelligkeit zurückzog, doch weder Geiz noch Menſchenhaß die Urſache davon war. Auch enthält der erſtere Vorwurf eine neue Widerlegung dadurch, daß Holberg trotz der ſyſtematiſchen Einfachheit ſeiner Sitten doch im Punkt der Kleidung, alſo gerade in demjenigen, was ein Geizhals zuerſt zu vernachläſſigen pflegt, umgekehrt eine gewiſſe Zierlichkeit, ja ſelbſt einen gewiſſen Luxus beobachtete. Auch die Kopenhagener Kleidertracht hatte ſeit der Einführung der abſoluten Monarchie im Jahre 1660, dieſem großen epochemachenden Ereigniß, das ſeinen Einfluß nach allen Richtungen hin erſtreckte, große und charakteriſtiſche Umwälzungen durchgemacht; wer ſich darüber des Näheren unterrichten will, der findet dazu bei Molbech, „Ludwig Holberg og hans Samtid," S. 58 ff. ein ebenſo reiches wie ausgewähltes Material. Für unſern Zweck hier genügt es nur ganz kurz zu erwähnen, daß ſeit dem angeführten Zeitpunkt ſowohl die bis dahin übliche ſpaniſche Hoftracht als die nationale bürgerliche Kleidung durch die franzöſiſche Mode mehr und mehr verdrängt ward; mit den Kutſchen, den Sänften, den Lakaien zogen auch die geſtickten Kleider, die ſeidenen

Strümpfe, die Perücken in Kopenhagen und weiterhin in ganz Dänemark ein. Namentlich mit den letzteren, den Perücken, wurde ein großer Luxus getrieben; es gab ihrer eine außerordentliche Menge von Arten und Unterſchieden, franzöſiſche Perücken, deutſche Perücken, Adelsperücken, Bürgerperücken und ſofort; woraus ſich denn wieder, um dies hier gleich einzuſchalten, die bedeutende Rolle erklärt, die auch die Perücke beinahe in allen Holberg'ſchen Stücken ſpielt. — Um die Zeit, da Holberg von ſeinen großen Reiſen zurückkehrte, gegen das Jahr 1720 hin, war dieſe Umwandelung bereits vollendet, die franzöſiſche Tracht herrſchte allgemein, ſelbſt im kleinen Bürgerſtande, und ſich davon ausſchließen zu wollen, wäre daſſelbe geweſen als den Sonderling ſpielen.

Solche Sonderlingslaune lag aber nicht im Charakter unſeres Dichters, der vielmehr jederzeit den Grundſatz feſthielt, in allem Vernünftigen und Schicklichen ſich den Gebräuchen derjenigen zu fügen, unter denen er lebte, vorausgeſetzt, daß ſie nicht ſeiner Geſundheit oder irgend einem andern von ihm höher geachteten Intereſſe zuwider ließen. Er trug alſo auch die zu ſeiner Zeit übliche und allgemein verbreitete franzöſiſche Kleidertracht und zwar, wie er ſelbſt von feinem und zierlichem Wuchſe war, ſo trug er ſie auch mit entſprechender Feinheit und Zierlichkeit. Noch in ſeinem hohen Alter war er ſtets zierlich und ſeinem Stande gemäß, oft ſogar prächtig gekleidet; ja da er ſich in ſeiner Jugend daran gewöhnt hatte, ſtets nur in Schuhen und Strümpfen (Stiefel waren, wie wir aus Molbech a. a. O. S. 50 erfahren, überhaupt nur für Militärperſonen oder zur Jagd und Reiſekleidung üblich) und mit dem Hut unter dem Arme zu gehen, ſo behielt er dieſe Gewohnheit auch bis in ſeine ſpäteſte Jahre bei. Allerdings fiel er dadurch in dieſem letzten Abſchnitt ſeines Lebens beinahe ebenſo auf, als er es in ſeiner Jugend durch das Gegentheil gethan haben würde. Denn ſeit ungefähr Anfang der vierziger Jahre hatte der Geſchmack wieder gewechſelt und ſeine Mitbürger waren, wie Holberg in den Vermiſchten Briefen Bd. I, Br. 73, S. 379 ſpottet, „gegenwärtig nicht nur engliſch, ſondern erzengliſch geworden“; und wir irren wol nicht, wenn wir annehmen, daß dieſe Veränderung der Mode ſich auch auf die Kleidertracht erſtreckt haben wird. Doch fand Holberg, damals bereits ein Sechziger, darin natürlich keinen Grund von ſeiner alten vieljährigen Gewohnheit abzugeben. Ja er behielt dieſen nachgerade etwas auffällig gewordenen Luxus der Kleidung ſogar abſichtlich bei, um nämlich zu zeigen, wie unbegründet jener Vorwurf des Geizes, der ſo häufig gegen ihn erhoben ward — wenn auch in Wahrheit aus keinem andern Grunde, als weil er nicht ſo viel aß und trank und in der Kutſche fuhr und ſich in Sänften tragen ließ, wie die damalige Kopenhagener Mode es erforderte. „Vor einigen Tagen,“ erzählt er a. a. O. Bd. III. Br. 5, S. 23, „traf mich ein guter Freund in meinem ganzen Staat auf der Gaſſe an und raunte mir ins Ohr: eine ſolche prächtige Kleidertracht ſei eines Philoſophen nicht anſtändig. Ich erwiederte ihm, daß ich mich niemals für einen Philoſophen ausgegeben, ſondern vielmehr bei jeder Gelegenheit mich über diejenigen luſtig gemacht habe, die da verlangen, daß man ihnen dieſen Namen beilegen ſoll. Ich kann auch eine gar triftige Urſache angeben, weshalb ich bisweilen Kleider von Sammet und Seide trage und mich in einer Tracht zeige, die ich ſelbſt nicht anders als mit Widerwillen trage. Die Eingezogenheit und Mäßigkeit meiner Lebensweiſe hat bekanntlich öfters zu allerhand Urtheilen Veranlaſſung gegeben; weil man geſehen, daß ich täglich mit einer Schüſſel oder höchſtens zwei zufrieden geweſen und häufig in einer Stadt zu Fuße gegangen bin, wo Jedermann bis auf die Handwerksleute hinab in der Kutſche fährt oder ſich in einem Trageſſel herumtragen läßt, ſo hat man geſagt, ich ſei geizig. Um nun zu zeigen, wie durchaus ungegründet ſolche Urtheile ſind, ſo wende ich bisweilen etwas an meine Kleidung und an verſchiedene andere Dinge, welche mir keine Beſchwerlichkeit verurſachen ..... indem ja ein koſtbares Kleid ebenſo bequem zu tragen iſt als ein ſchlechtes.“

Aber auch Holbergs angebliche Menſchenſcheu, der finſtere, griesgrämliche, biſſige Charakter, den er in ſeinem Alter gezeigt haben ſoll, dürfte vor einer ſorgfältigern Kritik kaum Stand halten. Wir wollen in dieſer Hinſicht nur einen Punkt anführen, der wiederum durch Holbergs eigenes Zeugniß verbürgt iſt. Ein Mann von finſterem, griesgrämlichem, biſſigem Charakter, ein Menſchenfeind, der alle Geſelligkeit flieht, pflegt wol am wenigſten den Umgang mit Frauen zu ſuchen, und doch war es gerade dieſer Umgang, den Holberg bis an ſein Ende am meiſten liebte und am begierigſten aufſuchte. „Sie wundern ſich,“ redet er a. a. O. Bd. II. Br. 18. S. 109 ſeinen angeblichen Correſpondenten an, „daß ich als ein alter Mann und der den Studien von jeher ergeben geweſen, mehr Vergnügen im Umgang mit Frauenzimmern als mit Männern finde. Sie werden ſich aber noch mehr wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß ich eben meiner Studien halber dieſe Geſellſchaft ſuche. Um Ihnen dies deutlich zu machen, muß ich Ihnen melden, daß ich zu Hauſe niemals müſſig bin, ſondern beſtändig arbeite und den Kopf anſtrenge. Gehe ich alſo einmal aus, ſo geſchieht es blos in der Abſicht, um mich ein wenig zu erholen. Dieſe Erholung aber finde ich am erſten und ſicherſten bei dem Frauenzimmer, wo ſolche Unterredungen gepflogen werden, die kein Nachdenken erfordern. Habe ich mir alſo durch gar zu fleiſſiges Leſen und Nachdenken Kopfſchmerzen zugezogen, ſo beſuche ich Niemand lieber als die Frau N. N., die mir nichts Anderes erzählt, als was ſie heute geſpeiſet, wie viel Eier ihre Hühner in der letzten Woche gelegt und andere dergleichen Dinge, wodurch der Kopf nicht angegriffen und wobei keine Aufmerkſamkeit erfordert wird. Mit der Geſellſchaft der Männer verhält es ſich für gewöhnlich ganz anders; da führt man Reden, welche Nachdenken erfordern, man ſpricht von Rechts- und Staatsſachen — Materien, die ohne Zweifel ſehr nützlich ſind, auch unter Umſtänden recht angenehm ſein können, nur nicht wenn man eine Geſellſchaft blos zu dem Ende beſucht, um ſich aufzumuntern und dem Kopf einige Ruhe zu gönnen.“

Sollte unſer Buch ſo glücklich ſein, auch Leſerinnen zu finden, und ſollte denſelben dieſe Art, wie Holberg hier ſeine Vorliebe für die Damengeſellſchaften motivirt, mehr aufrichtig als galant erſcheinen, ſo werden ſie vielleicht durch das, was er gleich darauf hinzuſetzt, wieder verſöhnt werden. Er fährt nämlich fort: „Die zweite Urſache, weßhalb ich Damengeſellſchaften aufſuche, beſteht darin: komme ich in eine Geſellſchaft von lauter Mannsperſonen, ſo wird mir entweder ein Glas Wein oder eine Pfeiſe Tabak vorgeſetzt, welches Beides nicht nach meinem Geſchmacke iſt. In den Damengeſellſchaften dagegen trinke ich Thee und Kaffee und unterhalte mich von lauter harmloſen Dingen, was mir in meinen müßigen Stunden das Liebſte iſt.“

Beiläufig bemerkt, erklärt ſich aus dieſer Art, den Umgang mit Frauen zu taxiren, auch zur Genüge, woher es wol gekommen, daß Holberg trotz der Vorliebe, die er für das weibliche Geſchlecht hegte, doch Hageſtolz geblieben. Einen weſentlichen Antheil an dieſem Entſchluſſe hatte gewiß die Armuth ſeiner Jugend, ſowie ſeine Kränklichkeit; es ging ihm wie ſo Vielen heutzutage, denen, ſo lange ſie jung und empfänglich ſind, die Mittel fehlen, einen Hausſtand zu gründen, und wenn endlich die Mittel da ſind, ſo iſt der Kopf grau und das Herz kalt geworden. Auch lag allerdings in Holbergs ganzem Weſen eine gewiſſe Kälte und Trockenheit; wie in ſeinen Komödien die Liebespartien ſtets das Schwächſte ſind, ja wie er die Liebe überhaupt auf dem Theater für entbehrlich erklärte (vgl. Verm. Br. Bd. V. Br. 9. S. 72; wir kommen noch ſpäter auf den Gegenſtand zurück): ſo findet ſich auch in der Geſchichte ſeines Lebens nirgends die leiſeſte Spur eines verliebten Abenteuers oder einer zärtlichen Neigung, die er irgend einmal zu einer Schönen gefaßt. Ueber ein anderes entſcheidendes Motiv aber ſpricht er ſich ſelbſt mit gewohnter Offenheit aus. „Einige,“ ſagt er a. a. O. Bd. III. Br. 74. S. 399, „tadeln es an mir, daß ich ſo gerne Frauenzimmergeſellſchaften beſuche, Andere dagegen ſagen, daß ich gar zu kaltſinnig gegen das ſchöne Geſchlecht ſei. Ich leugne nicht, daß ich jederzeit Gefallen an Frauenzimmergeſellſchaften gefunden habe und zwar aus den Gründen, welche ich in meinen Schriften angegeben, und das hat denn zu dem erſten Urtheil Veranlaſſung geboten. Weil ich aber den Umgang mit Frauenzimmern aus keinem andern Grunde ſuche, als blos um mein Gemüth zu erheitern und die Frauenzimmer nicht anders anſehe als wie ſchöne Gemälde, ſo hat dies das letztere Urtheil hervorgerufen.“ — Höchſt ergötzlich iſt auch, was er von einem Heirathsattentat, das noch in ſeinem ſechzigſten Jahre von einer „frommen und verſtändigen Matrone“ auf ihn gemacht ward, S. 380 der Lebensbeſchreibung mehr andeutet als eigentlich erzählt. „Eine Matrone,“ heißt es hier, „fragte mich kürzlich, ob ich das Heirathen denn etwa abgeſchworen hätte. Einen Schwur, erwiederte ich ihr, hätte ich zwar nicht gethan: doch ſeien allerdings viele andere Urſachen vorhanden, welche mir das einſame Leben angenehm machten und mich abhielten, in den Eheſtand zu treten. Sie verſetzte hierauf, die Unbequemlichkeiten, welche mit dem Eheſtande verbunden ſeien, würden durch unzählige angenehme

Umſtände wieder erſetzt; eine verſtändige und fromme Frau könne ſehr viel Beſchwerlichkeiten erleichtern und die Sorgen des Hauſes entweder theilen, oder dieſelben auch, wenn es der Mann verlangte, ganz allein auf ſich nehmen. Damit fing ſie an, das Vergnügen, welches die Ehe begleite, herzurechnen und mit den ſchönſten Farben abzumalen, woraus ſie den Schluß zog, daß die Beſchwerlichkeiten, die ſich etwa dabei einfinden möchten, durch die Zufriedenheit in der Ehe auf einmal gehoben würden. Ich antwortete, daß ein ſechzigjähriger Mann niemals das Vergnügen, ſondern allein die Beſchwerlichkeiten des Eheſtandes empfinde. Wie ich nun auf ihren Befehl die Beſchwerlichkeiten erzählen ſollte, die ich beſorgte, ſo fragte ich: ob ſie etwa des Nachts ſchnarche? Und da ſie antwortete, ja, ſie ſchnarche ſehr ſtark, ſo erwiederte ich: ſchon dieſe geringe Urſache ſei hinreichend, uns von einander zu halten.“ —

Nehmen wir danach nun die Frage, wie es ſo eigentlich mit Holbergs angeblichem Geiz geſtanden, wieder auf. Wir wiſſen bis jetzt Folgendes: Holberg kleidet ſich gut, ja prächtig, er ſucht gern die Geſellſchaft munterer Frauen — aber er iſt mäßig im Eſſen und Trinken, er geht gern zu Fuß, er hält keine prächtig gekleideten Lakaien. Sollte das wirklich hinreichen, den Vorwurf des Geizes zu begründen? Denn auf die Geſchichtchen von den abgewogenen Lebensmitteln ꝛc. iſt doch wol im Ernſt kein Werth zu legen; hat er dergleichen wirklich gethan, ſo iſt offenbar mehr die hypochondriſche Sorge um ſeine Geſundheit als der Geiz dabei betheiligt geweſen. Allerdings erfahren wir hie und da aus ſeinem eigenen Munde einzelne Züge aus ſeinem häuslichen Leben, die auf eine große — wie ſollen wir ſagen? Einfachheit oder Sorgloſigkeit in Betreff des Aeußerlichen ſchließen laſſen. So z. B. erzählt er Bd. V. Br. 28. S. 148 der Verm. Br. ganz naiv, daß in ſeinem Hauſe zu Kopenhagen bisweilen alle Zimmer mit einer ſolchen Menge von Mäuſen angefüllt ſeien, daß dieſelben durch keine Mittel könnten ausgerottet oder vertilgt werden. „Das Haus,“ fährt er fort, „das ich auf meinem Gute Terslöv bewohne, war vor einigen Jahren ſo voll großer Ratten, die ein ſolches Gepolter verurſachten, daß das Haus dadurch in einen üblen Ruf kam, als ob es von Geſpenſtern bewohnt ſei.“

Allein gerade die Naivetät und Unbefangenheit, mit der er dieſe

Hiſtörchen erzählt, beweiſt unſerer Meinung nach am beſten, daß es damit ſo gar arg nicht geweſen ſein kann und daß wir darin wol zuletzt nichts weiter zu erblicken haben, als die gewöhnliche Ruſticität und Unheimlichkeit einer Junggeſellenwirthſchaft. Auch mochten wol die Häuſer im damaligen Kopenhagen, trotz des Luxus, der auch darin allmählig herrſchend geworden war und über den Molbech a. a. O. S. 86 einige intereſſante Notizen mittheilt, nicht allzu ſolide gebaut ſein, ſo daß dergleichen ungebetene Gäſte ſich ſchon darin einniſten konnten. Von 1728 bis gegen Ende der fünfziger Jahre wurden, wie Molbech nach E. Pantoppidans 1759 erſchienenem Werke „Ueber Dänemarks ökonomiſches Gleichgewicht" berichtet, einige tauſend neue Häuſer erbaut, die zum Theil zehn, zwanzig, dreißigtauſend Reichsthaler und mehr koſteten; ſelbſt die billigſten kamen auf drei bis viertauſend Reichsthaler zu ſtehen. In dieſen Häuſern verlangte man italieniſche Treppen, zum Theil aus Marmor, ferner ſo und ſo viel Vorgemächer, Wohnzimmer, Speiſeſaal und Kabinete; die Zimmer waren mit Tafelwerk und vergoldeten Leiſten eingefaßt, die Decken gemalt, die Thüren mit Meſſingbeſchlägen und Schnitzwerk verziert, die Wände waren mit Damaſt oder Seide, auch wol gar mit Hauteliſſen bedeckt, vor den Fenſtern hingen doppelte Gardinen, und Kachelöfen aus Fayence ſtrömten eine behagliche Wärme aus.

So weit Pantoppidans Schilderung bei Molbech. Holbergs Wohnung, in der Mäuſe und Ratten ſich jagten, war gewiß nicht ſo prächtig, es war eine bürgerlich beſcheidene, altväteriſche, vielleicht etwas verfallene Wohnung — aber wiederum fragen wir, genügt dies, ihn des Geizes zu beſchuldigen?

Wenn er alſo den thörichten Luxus ſeiner Zeit nicht mitmachte, wenn er das mühſam erworbene Geld, die ſpäte und ſaure Frucht ſeiner Anſtrengungen, zuſammenhielt und durch alle erlaubte Mittel zu vermehren trachtete (denn daß er andere angewendet, davon findet ſich auch bei ſeinen gehäſſigſten Beurtheilern keine Spur), ſo haben wir darin nicht ſowohl einen unwürdigen und kleinlichen Geiz als vielmehr die natürliche Sparſamkeit eines Mannes zu erkennen, der ſich in ſeiner Jugend ſelbſt mit Noth und Elend hatte herumſchlagen müſſen und der daher auch vor vielen Anderen zu der Einſicht gelangt war, welche geiſtige und ſittliche Macht in der richtigen Anwendung des Geldes liegt und daß unter Umſtänden Geld haben, frei ſein heißt.

Ganz ebenſo aber verhält es ſich nun auch mit ſeiner angeblichen Eitelkeit. Die Stiftung, an die er ſeinen Namen knüpfte und zu der er ſein Vermögen verwendete, hatte einen edlen und würdigen Zweck; ſeine Erhebung in den Adelſtand aber war nur eine nothwendige Zugabe zu dieſer Stiftung, indem die Güter, welche Holberg dazu beſtimmte, den vorſchriftmäßigen Umfang einer Baronie beſaßen, Holberg alſo dadurch, daß er dieſe Eigenſchaft auch geſetzlich anerkennen ließ, nur der Stiftung, die er zu gründen im Begriffe ſtand, gewiſſe geſetzliche und rechtliche Vortheile zuwendete, durch die der patriotiſche Zweck, dem das Ganze gewidmet war, nur befördert ward. Doch laſſen wir auch hier wieder Holberg ſelbſt ſprechen. „Es iſt," ſagt er Verm. Br. Bd. II. Br. 96, S. 498, „bekannt, daß ich bereits vor langer Zeit mein Vermögen dem Nutzen des Publikums gewidmet und daß ich mich oft mit meinen Freunden über die Art und Weiſe berathen habe, wie dies am beſten geſchehen könne. Ich habe auch wirklich zweimal ein Teſtament zu dem Ende aufgeſetzt und zwar das erſte im Jahre 1735" (alſo in ſeinem einundfünfzigſten Lebensjahre), „das ich aber nachher wieder verworfen, das zweite aber zehn Jahre ſpäter im Jahre 1745, mit dem ich jedoch auch nicht völlig zufrieden war. Wie ich deshalb eben mit mir ſelbſt zu Rathe ging, was ich thun wollte, ſo wurde mir im Jahre 1746 der Vorſchlag gemacht, mein Vermögen der Ritterakademie zu Soröe zu ſchenken, mit deren Stiftung" (es ſollte wol beſſer heißen Wiederherſtellung oder Neubegründung, da Soröe, im zwölften Jahrhundert eines der reichſten Klöſter Dänemarks, bereits 1586 durch Friedrich II. in eine große Schule umgewandelt worden, die dann Chriſtian IV. 1672 zu einer Akademie erhoben hatte) „man eben damals beſchäftigt war. Da ich nun ſchon an andern Orten in meinen Schriften mich dahin ausgeſprochen hatte, daß dieſe Anſtalt für eine der allernützlichſten anzuſehen, die in dieſem Lande gemacht werden kann, ſo hatte ich dieſen Vorſchlag kaum vernommen, als ich auch ſofort einwilligte."

Noch weitläuftiger, aber auch noch gründlicher ſpricht er ſich an einer anderen Stelle über den Gegenſtand aus: a. a. O. Bd. II. Br. 95, S. 491. „Das nicht gar zu günſtige Urtheil," heißt es

BAYERISCHE
STAATS-

hier, „welches Einige über meine neue Würde gefällt haben, läßt mich durchaus gleichgültig. So oft man mir dergleichen zu hören gibt, ſo antworte ich, daß bereits lange vor mir verſchiedene Gelehrte zu ähnlichen Ehrenſtellen erhoben worden, daß ich ein ſo gutes und gegründetes Recht darauf gehabt habe als Andere und daß meine Erhebung lange nicht ſo widerſinnig iſt, als die verſchiedener deutſcher Gelehrten, deren Baronien nämlich im Monde liegen, während die meinige wirklich auf dem Erdkreis vorhanden iſt und in der Provinz Seeland liegt. Ich ſtelle ihnen ferner ſcherzweiſe vor, daß ich aus dem Militärſtande entſproſſen bin, ſchon vor fünfzig Jahren bei dem Aggerhus'ſchen Regiment in Norwegen geſtanden habe und vielleicht gegenwärtig der Reihe nach zum General vorgerückt wäre, nämlich wenn mir nicht vorher der Kopf abgeſchoſſen worden. Ein gewiſſer junger Menſch meinte zwar, der Sprung ſei doch für mich auf einmal gar zu groß geweſen: ich indeß erſuchte ihn zu erwägen, daß ich bereits im Amte geſtanden und eines gewiſſen Anſehens genoſſen, bevor er noch geboren worden. Einem Andern, der ſich wunderte, daß ich mich noch in meinem hohen Alter habe baroniſiren laſſen, antwortete ich, daß dies blos deswegen geſchehen ſei, um zu zeigen, daß es mit dem Charakter, den ich in meinen Schriften der däniſchen Nation beigelegt, ſeine vollkommene Richtigkeit habe: nämlich daß man hier zu Lande wirklich nicht eher Luſt zu tanzen kriegt, als bis man Leichdorne hat und daß Einem die Welt nicht eher angenehm wird, als bis man ſein ſechzigſtes Jahr erreicht hat: wobei ich dem jungen Manne zugleich den guten Rath ertheilte, ſich wohl in Acht zu nehmen, wenn er zu dieſem verhängnißvollen Alter gelangen würde."

„Ich hoffe daher," fährt Holberg fort, „daß Jedermann mir zuſtimmen wird, wenn ich behaupte, daß die Erhebung meiner Landgüter zu einer Baronie lediglich zum Nutzen des Publikums geſchehen und damit ich mir ein Andenken nach meinem Tode ſtiften möge. In der That hat es mit meiner Würde eine ganz eigenthümliche Beſchaffenheit. Sie iſt zugleich ein Amt, das etwas Reelles in ſich ſchließt; Andere dagegen begehren nichts weiter als den bloßen Namen, dem ſie doch weder jemals ein Genüge geleiſtet haben, noch auch jemals ein Genüge zu leiſten gedenken."

„Was mich übrigens," ſetzt er hinzu, „bei dem Ganzen am meiſten freut, das iſt, daß Andere, die ſich ebenfalls den Wiſſenſchaften widmen, durch dieſes Beiſpiel aufgemuntert werden, in ihrem Fleiße fortzufahren und daß alle vernünftigen Leute das Urtheil fällen, daß meine Erhebung Ihro Königlichen Majeſtät zum Ruhme gereicht. Im Uebrigen iſt meine Standeserhöhung aber auch eine ſolche, die einem Gelehrten, wenn man mich anders zu den Gelehrten rechnen will, auch ſehr wohl zukommt — man müßte denn etwa glauben, daß Einer, der die Geſchichte, das Staatsrecht und die Sittenlehre vorträgt, nicht geeignet ſei, eine höhere Würde zu bekleiden, und daß Rang und Titel lediglich ſolchen Perſonen zukomme, die in gewiſſen andern Collegien ſitzen, wo man Rechnungen nachſieht, Auszüge aus Bittſchriften macht und Formulare abſchreibt.“

Wir fragen wiederum: iſt dies die Sprache eines eitlen hochmüthigen Menſchen, eines Schmeichlers und Höflings oder iſt dies vielmehr die Sprache eines Mannes, der ſich ſeines Werthes bewußt iſt und darum zur Ehre ſeines Vaterlandes, ſowie zur Ermunterung der Wiſſenſchaft für dieſen ſeinen Werth auch diejenige äußere Anerkennung in Anſpruch nimmt, welche die Sitte ſeiner Zeit mit ſich bringt? Jene principielle, politiſch bewußte Abneigung gegen den Adel, die heutzutage z. B. bei uns in Deutſchland herrſcht, exiſtirte um Mitte des vorigen Jahrhunderts in Dänemark noch nicht und Holberg beantragte ſeine Erhebung in den Adelſtand gewiß vollkommen ſo unbefangen und ſo bona fide, wie etwa Goethe und Schiller dieſelbe annahmen. Auch iſt er trotz Baronie und Adelswappen niemals ein Höfling geweſen noch geworden. Er erſchien allerdings, ſeitdem ihm durch ſeine Standeserhöhung der Zutritt eröffnet war, zuweilen bei Hofe, allein er ſelbſt führt auch die Gründe an, weshalb er es that: nämlich nicht aus Eitelkeit, ſondern weil (Verm. Br. Bd. II. Br. 101, S. 519) „ich keinen angenehmeren Ort für einen Philoſophen finde. Denn hier kann man einer hohen Verſammlung beiwohnen ohne Verſtellung, ohne Schminke, ohne abgezirkelte Schritte und ohne auf Schrauben geſetzte Redensarten, indem man die Anmuth der natürlichen Sitte an einem königlichen Hofe findet.“

Wir müſſen es dem Urtheil unſerer Leſer überlaſſen, ob ſie dieſe Aeußerung wirklich ſo ganz nach dem Buchſtaben verſtehen, oder ob ſie etwa auch darin den alten Schalk wieder finden wollen.

Allein auch im erſteren Falle trifft Holberg kein Vorwurf der Schmeichelei: denn der Hof, von dem er ſo Rühmliches meldet, war der Hof Friedrichs des Fünften, derſelbe Hof, an dem auch Klopſtock erſchien und es wird ja doch wol erlaubt ſein, auch von einem König die Wahrheit zu ſagen, auch wenn ſie ein Lob iſt.

Die Hauptſache jedoch bleibt unſers Bedünkens immer dies, daß Holbergs Standeserhöhung auf ſeinen ſchriftſtelleriſchen, ſowie überhaupt auf ſeinen öffentlichen Charakter nicht den mindeſten Einfluß übte und daß auch der Baron Holberg noch immer der freimüthige, unerſchrockene, wahrheitsliebende Mann, derſelbe Freund der Aufklärung und Bildung, mit einem Wort derſelbe unermüdliche Sprecher des Volks blieb, der er als ſimpler Magiſter und Profeſſor geweſen. „Als Freiherr und Beſitzer anſehnlicher Landgüter,“ ſagt er in den Vermiſchten Briefen Bd. V. Br. 1, S. 4, „ſtudire ich beinahe noch fleißiger, als da ich nur noch Profeſſor war. Ich richte mich alſo nicht nach dem Beiſpiel Anderer, die ſich des Titels eines Freiherrn nur bedienen, um mit deſto größerem Anſtand müſſig zu gehen.“ Und an einer früheren Stelle (a. a. O. Bd. II. Br. 95, S. 495): „Ein Baron kann mit den neun Muſen eben ſo vertraut umgehen als ein Profeſſor und da ich der Welt noch ferner durch die Kenntniſſe, die ich etwa habe, zu dienen ſuche, ſo erhellt daraus, daß ich meinen gelehrten Bürgerrechten noch nicht zu entſagen gedenke ..... Wäre in mein freiherrliches Patent ein Artikel eingefloſſen des Inhalts, daß ich fortan weiter keinen Umgang mehr mit den neun gelehrten Jungfrauen haben ſolle und ich hätte mich nichts deſto weniger baroniſiren laſſen, ſo wäre das Urtheil, welches von Einigen bei dieſer Gelegenheit über mich gefällt worden, vollkommen gegründet. Da jedoch mit meiner neuen Würde keine derartige Bedingung verknüpft worden und da gründliche Wiſſenſchaft auch für einen Freiherrn keine verbotene Waare iſt, ſondern vielmehr auch dieſem Stande zur Ehre und Auszeichnung gereicht: ſo iſt das Urtheil der Leute, wie in ſo vielen anderen Stücken, auch hierin vollkommen ungegründet.“

Wir wiſſen dieſer beredten und gründlichen Rechtfertigung nichts hinzuzuſetzen, vielmehr haben wir unſere Leſer um Entſchuldigung zu bitten, daß wir ſo lange bei dieſem Gegenſtand verweilt. Doch ſchien derſelbe uns für Holbergs geſammte Schätzung wichtig genug, um einmal des Genauern beleuchtet zu werden und das umſomehr, als der Verfaſſer zu ſeiner Beſchämung geſtehen muß, in früheren Jahren ſelbſt nicht ganz leidenſchaftlos über dieſen Punkt geurtheilt und dadurch vielleicht zur Befeſtigung einer falſchen und einſeitigen Anſicht beigetragen zu haben; dies Unrecht wünſchte er jetzt durch die vorſtehende quellenmäßige Darſtellung wieder gut zu machen. —

Das vielbeſprochene Ereigniß ſelbſt fand bald nach dem Regierungsantritt Friedrichs V., am 17. Juli 1747 mit großer Feierlichkeit und unter unmittelbarer Betheiligung des Königs ſtatt; das Nähere darüber findet man bei G. L. Baden „Danmarks og Norges Kong Frederik den Femtes Regjerings Aarbog,“ S. 32 und 33 (der übrigens ſelbſt von der Standeserhöhung ſeines berühmten Landsmannes ſowie von der damit verbundenen Stiftung nicht zum beſten denkt). Der erſte Curator der Akademie, Graf Reuß, hielt dabei zuerſt eine deutſche Rede (das Deutſche war damals noch Hofſprache in Dänemark) vor dem Könige, der auf ſeinem Throne ſaß, umgeben von ſechzehn Rittern. Holberg ſelbſt ſaß oder (wir citiren Badens eigene Worte) „ſtand vielmehr in einem Winkel, indem er noch nicht die Ehre gehabt hatte, an die Tafel ſeines Monarchen gezogen zu werden, an der doch kaum Einer ſaß, der dem Monarchen ſelbſt und ſeinem Reiche ſo viel Ehre gemacht als der um Dänemarks und Norwegens wiſſenſchaftliche Bildung unſterblich verdiente Holberg.“

Die Schenkung ſelbſt, welche Holberg der Akademie zu Soröe gemacht hatte, beſtand erſtlich in Landgütern von mehr als tauſend Tonnen Weizen Ausſaat, ferner aus ſeiner Bibliothek ſowie aus einem baaren Kapital von 13,000 Reichsthalern; von dem Ertrage derſelben ſollten jederzeit ſechs Akademiker erhalten werden. Die Stiftung beſteht noch zu dieſer Stunde; auch hat die Akademie ihre Dankbarkeit durch ein Denkmal kundgegeben, das ſie Holberg im Umfang ihrer Mauern errichtet hat. Holbergs Adelsbrief, der vom 6. März 1747 datirt, findet ſich abgedruckt am Schluß der unter dem Titel „Des Herrn v. Holberg übrige kleine Schriften“ 1755 zu Kopenhagen erſchienenen Sammlung S. 290; ebendaſ. S. 294 findet ſich auch die Stiftungsurkunde ſeiner Soröer Schenkung mitgetheilt.

Bemerkenswerth bleibt es bei alledem, daß Holbergs Zeitgenoſſen ſich durch ſeine Standeserhöhung verletzt fühlten, in einem ſolchen Grade, daß darüber ſogar, wie er ſelbſt in den Vermiſchten Briefen

Bd. V. Br. 1, S. 10 ſich beklagt, ſeine Schriften „nach dieſer Zeit bei weitem nicht mehr den Beifall hatten, als vorher.“ Was die Veranlaſſung dazu gab, ob die ungünſtigen Gerüchte, die über Holbergs ſonſtige Lebensweiſe in Umlauf waren, oder der ſcheinbare Widerſpruch zwiſchen ſeinen Schriften und dieſer ſeiner neueſten Handlung oder ob vielleicht der däniſche Adel ſelbſt unzufrieden war über den gelehrten Eindringling und mit dieſer Unzufriedenheit auch das übrige Publikum anſteckte, vermögen wir nicht zu entſcheiden. So viel jedoch ſteht feſt, daß das Vorurtheil gegen Holbergs Standeserhöhung ein ſehr altes iſt und bereits von ſeinen Zeitgenoſſen ſowie auch noch ſpäter von ſeinen Landsleuten getheilt ward: ſo daß wir alſo vielleicht um ſo eher auf Entſchuldigung rechnen dürfen, wenn wir uns in früheren Jahren haben verleiten laſſen, daſſelbe ebenfalls zu dem unſeren zu machen.

Doch ſollte die neue Herrlichkeit nicht lange währen. Die Schwächen des Alters wurden dem bald Siebzigjährigen immer fühlbarer; ſchon in dem Eingangsbriefe zu dem erſt nach ſeinem Tode erſchienenen fünften Bande der Vermiſchten Briefe klagt er darüber, daß ihm ſein Gedächtniß untreu werde und daß er, obſchon er noch eben ſo viel leſe wie ſonſt, doch nicht mehr ſo viel lerne — „was jedoch,“ ſetzt er (a. a. O. S. 11) in ſeiner ironiſchen Manier hinzu, „zum Theil wol auch daher rührt, daß die neueren Schriften, die gegenwärtig ans Licht treten, faſt nichts Anderes enthalten, als was ich ſchon unzähligemale vorher geleſen habe und was jetzt nur wieder vom Friſchen aufgewärmt wird.“

Endlich, erſchöpft von ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die er faſt bis zum Tage ſeines Todes fortſetzte, geſättigt an Reichthum, Ruhm und weltlicher Ehre, mußte auch er der Natur ihren Tribut zahlen: er ſtarb, ſiebzig Jahre alt, in der Nacht des 28. Januar 1754. Sein feierliches Begräbniß fand erſt beinahe ein volles Jahr ſpäter mit großem Gepränge ſtatt; er liegt begraben in Soröe, neben der Ruheſtätte des Biſchofs Abſalon, des Zeitgenoſſen Waldemars des Großen, des Gönners des Saxo Grammaticus, der ebenſo der größte mittelalterliche Schriftſteller Dänemarks war (wenn auch in einer fremden Sprache) wie Holberg der größte unter ſeinen neueren Schriftſtellern.

4.

Holbergs wiſſenſchaftliche Schriften.

Nach dieſem Ueberblick über die äußern Lebensumſtände unſeres Dichters bleibt uns nunmehr die andere, weſentlichere Hälfte ſeines Daſeins, das iſt ſeine literariſche Thätigkeit, zu betrachten.

Wie der Leſer bereits aus der obigen Darſtellung gemerkt haben wird, theilen Holbergs Schriften ſich gleichſam von ſelbſt in zwei beſondere, nach Form und Inhalt verſchiedene Gattungen: in die wiſſenſchaftlichen oder gelehrten und die dichteriſchen Werke. Allerdings ſind es vornämlich die letzteren, durch welche Holberg ein bedeutendes Moment in der Entwickelung ſowohl der däniſchen als überhaupt der komiſchen Literatur geworden iſt: und werden dieſelben daher auch für uns den hauptſächlichſten Gegenſtand der Betrachtung bilden. Dennoch glauben wir hier, wo es um eine vollſtändige Darſtellung ſeines Weſens und ſeiner Wirkſamkeit zu thun iſt, auch Holbergs wiſſenſchaftliche Arbeiten nicht völlig übergehen zu dürfen: und das um ſo weniger, als man von ihnen, ungeachtet gerade ſie es ſind, denen Holberg bei weitem den größten Theil ſeiner Kraft und ſeines Fleißes zugewendet und trotz der außerordentlichen und nachhaltigen Wirkung, welche auch dieſe Schriften auf die Bildung des däniſchen Volks geäußert haben, dennoch in den meiſten Notizen über Holberg höchſtens die Titel (und auch dieſe weder überall noch vollſtändig) angeführt findet.

Es wird nun bereits keinem aufmerkſamen Leſer der obigen Lebensbeſchreibung entgangen ſein, auf welchen Fundamenten Holbergs wiſſenſchaftliche Leiſtungen ſich auferbauen und welches die Sphäre iſt, in der ſeine erſten gelehrten Studien ſich bewegen. Es iſt das Zeitalter der encyclopädiſchen, der polyhiſtoriſchen Gelehrſamkeit, in welches Holbergs Jugend fällt und das, wie es damals ganz Europa beherrſchte, ſo auch die Grundlagen ſeiner Bildung beſtimmte. Die Gelehrſamkeit galt nur als Maſſe; nicht die Tiefe des Wiſſens, ſondern ſein Umfang war es, was man ſchätzte. Ja als hätte dies Geſchlecht gewußt, daß nach ihm ein anderes kommen würde, das raſcher und ungeduldiger lebt, und welchem Raiſonnement und Spekulation oft keine Zeit laſſen zur gründlichen hiſtoriſchen Erforſchung der Dinge, ſo ſchleppte man damals mit unermüdlichem Fleiß ganze Berge einer wüſten, todten Gelehrſamkeit zuſammen. Den unermeßlichen Schätzen der Vergangenheit gegenüber, die damals zuerſt ſo recht in Bewegung kamen, war es eine Art naiver Freude, die man am Wiſſen als ſolchem, an der puren abſtracten Kenntniß hatte, abgeſehen vom Inhalt, der deshalb oft mikrologiſch und unbedeutend genug ausfiel. Aber das kümmerte die Gelehrten der damaligen Zeit nicht: ſie ſchrieben mit derſelben Unermüdlichkeit, mit derſelben behaglichen Aemſigkeit Folianten über ein Tintenfaß, über einen Saum am Kleide, über ein Komma oder ein Pünktchen über dem J. Wer das Meiſte wußte und dies ſein meiſtes Wiſſen, gleichviel zu welchem Zweck, am Pomphafteſten in Umlauf zu ſetzen verſtand, war dennoch der Gelehrteſte, und hätte er über den Mann im Monde geſchrieben.

In dieſer Sphäre haben wir uns auch Holberg in den Anfängen ſeiner Bildung zu denken. Wir haben geſehen, wie er, von einem unruhigen, abſtracten Bildungsdrang getrieben, halb Europa durchpilgert, wie er ſich auf ſeinen Wanderungen eine Maſſe von Sprachen und Kenntniſſen zu eigen macht und die Bibliotheken von Oxford, Paris und Rom mit einſiedleriſchem Fleiß durchwühlt.

Aber nicht blos ausgegangen iſt er von dieſer Sphäre, ſondern auch über ſie hinaus. Wie in allen übrigen Dingen ein abgeſagter Feind der Pedanterie, ſo machte er ſich auch von der gelehrten Vielwiſſerei ſeiner Zeitgenoſſen los, indem er ſelbſt durch ſie hindurchging und ſie ſolchergeſtalt in ſich praktiſch überwältigte. Aus den aufgeſpeicherten Schätzen der Bodlejaniſchen Bücherſammlung kehrte ſein Geiſt in achtungsvoller Sammlung zu den nächſten und nationalſten Zwecken zurück; der Polyhiſtor wird zum Hiſtoriker ſeines Vaterlandes.

Wir haben ſchon oben erwähnt, daß in dem durch Auflöſung der kalmariſchen Union, wie durch Einführung der Reformation gleichſam wiedergeborenen Dänemark von früh an, neben den naturhiſtoriſchen Studien, hauptſächlich die Geſchichte mit rühmenswerthem Eifer und einer gewiſſen nationalen Begeiſterung getrieben wurde. Schon 1595, nach verſchiedenen Vorarbeiten, unter denen beſonders die hiſtoriſchen Studien des Andreas Vedel zu bemerken ſind, desſelben, den wir oben als erſten Sammler und Herausgeber der alten Heldenlieder genannt haben, war die Chronik des Arrild Hvitfeld (geb. 1549, geſt. 1609) erſchienen. Sie iſt, ſo mangelhaft ſie im Einzelnen ſein mag und ſo wenig ſie, eine rudis indigestaque moles von Urkunden und Dokumenten, demjenigen entſpricht, was wir uns heutzutage unter einem hiſtoriſchen Werk vorzuſtellen pflegen, dennoch als die bedeutendſte Schrift dieſer Art bis auf Holberg zu betrachten: und das hauptſächlich darum, weil ſie vor der Mehrzahl der übrigen gleichzeitigen und ſpäteren Geſchichtswerke den weſentlichen Vorzug hat, in der lebendigen Sprache des Volkes, in däniſcher Sprache abgefaßt zu ſein.

Dieſer Umſtand, durch den die Hvitfeld'ſche Chronik,[1] trotz ihres abſtruſen und unverarbeiteten Inhalts, dennoch in die Hände des Volkes kam und auch der ungelehrten Menge zu Unterricht und Unterhaltung diente, war damals etwas ganz Neues und Ungewohntes, da die übrigen Hiſtoriker ſich beinahe ausſchließlich der lateiniſchen Sprache bedienten. Und allerdings war dieſe auch ſowohl dem Inhalt, wie demjenigen Publikum, auf welches die Verfaſſer rechneten, am meiſten angemeſſen. Die meiſten dieſer Werke nämlich waren weniger Geſchichte, als Antiquitäten, und auch dieſe in der ganzen abenteuerlichen, unkritiſchen und barocken Geſtalt, welche der Kindheit dieſer Wiſſenſchaft, an der bekanntlich der Patriotiſmus mehr Antheil zu haben pflegt als die Kritik, eigenthümlich iſt. Sie beſchäftigen ſich demgemäß beinahe ausſchließlich mit der fabelhaften Vorzeit des däniſchen Volkes; unglaubliche Genealogien, verſchollene Königsnamen, mißverſtandene poetiſche Traditionen, die man mit großer Wichtigkeit als hiſtoriſche Quellen behandelte und ausbeutete — das iſt ſo etwa der Kreis, in welchem die Anfänge der däniſchen Geſchichtſchreibung ſich bewegen und den wir ja überhaupt, bei allen Völkern und zu allen Zeiten, als die gemeinſame Wiege der Geſchichtſchreibung zu betrachten haben. — Als ſolche Hiſtoriker werden uns unter vielen andern minder erheblichen vornehmlich Niels Paars genannt, Hvitfelds Zeitgenoſſe und gelehrter Nebenbuhler (ſt. 1603), ferner Ole Worm (ſt. 1654), der gleich groß war in der Geſchichte wie in der Naturgeſchichte und alſo in den beiden Rennbahnen der damaligen däniſchen Wiſſenſchaft den Kranz davontrug. Ferner Stephanus (ſt. 1650), Meurſius, der bekannte holländiſche Philolog (ſt. 1639 als Profeſſor zu Soröe), der von Chriſtian dem Vierten ausdrücklich als Hiſtoriograph ins Land gerufen wurde; Pontanus (ſt. 1640), Lyſchander (ſt. 1623), der in einer umfangreichen und ausnahmsweiſe däniſch geſchriebenen „Synopsis Historiarum Danicarum: En kort Summa ofver den Danske Hiſtorie from Verdens Begyndelſe til Chriſtian den Fierdis tid og Regiment, forfatted udi den Danske Kongers Slegtebog ꝛc." (d. i.: Kurzer Inhalt der däniſchen Geſchichte vom Beginn der Welt bis auf Chriſtian den Vierten, verfaßt in Form eines Geſchlechtsbuches der däniſchen Könige, Kopenhagen 1620) die Abſtammung des däniſchen Volkes von Japhet, dem Sohne Noah's, zur Grundlage ſeiner hiſtoriſchen Deductionen machte; auch Thomas Bartholin (ſt. 1690), Otto Sperling (ſt. 1715), Thormod Torfäus, geb. 1636 auf Island und vornämlich für isländiſche Alterthümer thätig, als deren Interpres regius er 1660 angeſtellt wurde u. ſ. w. Namentlich kann das Lyſchander'ſche Buch, das gewöhnlich nach ſeinem Nebentitel („Geſchlechtsbuch der däniſchen Könige") genannt wird, als ein rechtes Muſter der damaligen Hiſtorik dienen. Es zerfällt in drei Theile, deren erſter, in fünf Büchern, von Adam bis auf den fabelhaften König Dan geht. Das erſte Buch beginnt wörtlich mit Erſchaffung der Welt, in einer paraphraſtiſchen Umſchreibung der moſaiſchen Ueberlieferung, und reicht nicht weiter als bis zur Sündfluth; erſt im dritten Buch („von der Sündfluth bis zu des däniſchen Reichs Beginn“) wird der Kernpunkt des Werkes, die Abſtammung des däniſchen Volkes von Japhet, aufgedeckt. Inzwiſchen bedarf es wol keiner Erinnerung, daß Lyſchander mit dieſer Art von Geſchichtſchreibung (und ſpeciell auch mit der Japhet'ſchen Genealogie) keineswegs allein ſtand, ſondern nur dem breiten Zuge der damaligen Hiſtoriographie im üblichen Gleiſe folgte.

---

[1] Ihr vollſtändiger charakteriſtiſcher Titel, nach der uns vorliegenden Ausgabe von 1652 (oder wie ein zweites Titelblatt angibt, 1650), iſt: „Danmarckis Rigis Krönicke, fra Kong Dan den Förſte oc indtil Kong Knud den 6. ſom er redigerit till viſſe Aar oc Tider. Ved Arrild Hvitfeld, D. R. C." Mit dem Motto: „At leffve udi Tiden, oc icke vide Tiden, er ſom icke at vaere til." (Das iſt zu Deutſch: Dänemarks Reichschronik, von König Dan dem Erſten (?!) bis König Knud dem Sechſten, nach gewiſſen Jahren und Zeiten eingetheilt. Von Arrild Hvitfeld, däniſchem Reichskanzler. Leben in der Zeit, und ſeine Zeit nicht kennen, iſt wie nicht vorhanden ſein.)

Es iſt nun augenfällig, in welcher nahen Verwandtſchaft die Geſchichtſchreibung, wie wir ſie ſo eben charakteriſirt haben, mit der vorhin erwähnten polyhiſtoriſchen Richtung deſſelben Zeitalters ſteht. Wer damals Geſchichte des däniſchen Volks ſchreiben wollte, für den genügte es nicht, die heimathlichen Zuſtände, alt und neu, in ihren Documenten und Ueberreſten zu erforſchen: vor Allem und zuvörderſt mußte er ſich vielmehr in die Urgeſchichte der Nation, in die wüſten Nebel einer vorgeſchichtlichen Fabelwelt verlieren, er mußte aus den verrotteten Schriften der Rabbiner die apokryphen Stammbäume der Erzväter entziffert haben, er mußte die Cimbern und Teutonen, die Scythen und Thracier kennen, als hätt' er mit ihnen zu Tiſch geſeſſen — oder vielmehr den ganzen Wuſt mußte er kennen, der vor ihm von Gelehrten ähnlichen Schlags über dergleichen Gegenſtände zuſammengerafft war. Mit Einem Wort, er mußte die ganze Weltgeſchichte und alle Völker und Stämme der Erde durch kunſtreiche Combinationen ſo zu dirigiren wiſſen, daß die ganze Welt ſich nur um Dänemark zu drehen ſchien; er mußte ſich nicht ſcheuen, einen Ocean aufzurühren, um ein Tröpfchen Waſſer zu ſchöpfen. — Gleicherweiſe wurde der Leſer dieſer Geſchichtswerke nicht blos in der däniſchen Hiſtorie unterrichtet, ſondern (wie man zu ſagen pflegt) in Allem und noch etwas: ſo daß Hiſtorie und Polyhiſtorie ſich hier gegenſeitig die Hand reichten und wechſelweiſe eine der andern Mutter und Tochter waren.

Ebenſo augenfällig iſt es aber auch, wie wenig dabei der eigentliche Zweck und Zielpunkt der Geſchichte, die doch aus allen Tiefen der Vergangenheit, allen Schachten der Vorzeit ſtets nur auf eine lebendig bewußte Erkenntniß der Gegenwart hinzuarbeiten hat, wirklich gefördert werden konnte. Somit konnte alſo auch die ſchönſte Frucht der Geſchichtſchreibung, der Lohn und die eigentliche Verſtärkung des Hiſtorikers, dieſe nämlich, daß an ſeinem Werke das patriotiſche Mitgefühl ſeiner Zeitgenoſſen ſich entzündet und die Nation durch ſein Buch nicht blos in dieſer oder jener Kenntniß unterrichtet, ſondern auch ſittlich gehoben und zu kühnen Entſchlüſſen, großen Thaten begeiſtert wird, unter dieſen Umſtänden unmöglich zur Reife kommen. Die Geſchichtſchreibung blieb eine Fachwiſſenſchaft; Gelehrte ſchrieben ſie für Gelehrte und das Volk ging entweder ganz leer aus oder empfing den belebenden und reinigenden Trank ſeiner Geſchichte nur in ſehr abgeleiteten und ärmlichen Rinnſalen.

Anders ſeit Holberg und durch ihn. Wie er zuerſt den Muth beſaß, die ſogenannte metaphyſiſche Bocksbeutelei ſeiner Zeitgenoſſen zu verachten und dieſe Verachtung unumwunden auszuſprechen, ſo erhob er ſich auch über den polyhiſtoriſchen Pedantismus der damaligen Gelehrtenwelt, indem er namentlich die Geſchichtſchreibung von den antiquariſch encyclopädiſchen Auswüchſen reinigte und das ausſchließlich gelehrte Intereſſe durch ein ſittliches, ein nationales Pathos zu überwinden ſuchte. Es mag richtig ſein, daß Holberg dabei, indem er die einſeitige Herrſchaft der gelehrten Rückſicht brechen wollte, zuweilen ins Oberflächliche und Leichtſinnige gerathen iſt. Wenigſtens iſt ihm dies verſchiedentlich vorgeworfen worden, ſowohl nach ſeinem Tode, als bei Lebzeiten Holbergs, von ſeinen gelehrten Nebenbuhlern Hover und Pantoppidan. Und allerdings, wenn anders dergleichen Hiſtörchen überhaupt zu trauen wäre, ſo möchte die Anekdote, die man von der Entſtehung ſeiner Jüdiſchen Geſchichte erzählt, wohl einigermaßen geeignet ſein, Verdacht zu erwecken gegen die Sorgfalt und Gründlichkeit ſeiner hiſtoriſchen Studien. Man erzählt nämlich, Holberg habe, als er die Ausarbeitung ſeiner „Jüdiſchen Geſchichte“ beſchloſſen, den Vorſtand der öffentlichen Bibliothek in Kopenhagen um Zuſendung der nöthigen Bücher und Hilfsmittel erſucht. Natürlich wird dieſem Wunſche aufs Eifrigſte nachgekommen, man wühlt die ganze Bibliothek ſorgfältig durch und ſchickt, nach Verlauf einiger Wochen, eine außerordentliche Menge gelehrten Vorraths in Holbergs Haus. Allein ſchon weiſt dieſer die Zuſendung mit Proteſt zurück: denn indeß Jene die Bücher zuſammengeſucht, hatte er bereits ſein Werk vollendet. (S. Marmier S. 127; doch vergl. auch Scheibe, Einl. p. CLIV.

Ueber Holbergs hiſtoriſche Arbeiten im Allgemeinen ſ. ebendaſ. das Urtheil von Sneedorf, p. CXLII—CXLVII.)

Allein wenn auch wirklich mitunter die Leichtigkeit, mit welcher Holberg arbeitete, ſeiner Gründlichkeit ſollte Eintrag gethan haben, ſo wird dieſe Schwäche, ſo tadelnswerth ſie auch an ſich ſein würde, doch mehr als aufgewogen durch die übrigen Verdienſte und Vorzüge ſeiner Geſchichtſchreibung. Er zuerſt in Dänemark machte ſich die Fortſchritte zu nutz, die inzwiſchen die Behandlung der Geſchichte in Frankreich und England erfahren hatte und die er, ſeinem einſichtigen Patriotismus gemäß, eben ſo bereitwillig auf ſich einwirken ließ, als er die unfruchtbare Nachahmung der Deutſchen in der Poeſie von ſich ablehnte und verfolgte; er zuerſt, weil die bloße Gelehrſamkeit, das bloße wüſte Zuſammenraffen von Namen, Thatſachen und Jahreszahlen in ſeinen Augen keinen Werth hatte, machte einen Unterſchied zwiſchen dem, was wiſſenswürdig und in einer für das Volk ſelbſt beſtimmten Geſchichte des Volks an ſeiner Stelle und dem, was als Material und Vorarbeit, wenn nicht gar als Curioſität, nur in den Scrinien der Fachgelehrten aufzubewahren iſt.

Und hiebei folgte er nicht blos einem natürlichen Takt oder gar einem gewiſſen bequemen Inſtinkt, der ihn der Specialitäten überhoben hätte, nur weil ſie mühſam ſind: ſondern ſeine Behandlung der Geſchichte war die Frucht reiflichen Nachdenkens und eines Princips, über das er ſich ſelbſt vollkommen bewußt und deutlich war. Er hat ſich ſelbſt verſchiedentlich darüber ausgeſprochen und den Unterſchied zwiſchen ſich und ſeinen Vorgängern mit Nachdruck hervorgehoben; hauptſächlich in dem „Bedenken über die Geſchichte insgemein und insbeſondere über die nordiſche und ſeine eigene däniſche Reichshiſtorie,“ das urſprünglich dem dritten Bande des genannten Werkes vorgedruckt war, aber auch einzeln und als Programm einer beabſichtigten Uebertragung deſſelben (der Reichard'ſchen, die auch 1743 fg. wirklich erſchien) ins Deutſche überſetzt und abgedruckt ward. Indem er hier die verſchiedenen Arten der Geſchichtſchreibung charakteriſirt, zieht er unter Anderm folgende lebhafte und anmuthige Parallele:

„Der Eine,“ ſagt er (und dabei hat er ſich ſelbſt und ſeine Art im Sinne), „fängt eines Königs Hiſtorie an mit einem Abriß von des Landes innerlichem und äußerlichem Zuſtande, von der Art der Regierung, von des neuen Regenten Eigenſchaften und Jugendneigungen, woraus man ſich von den Dingen, die da erzählt werden ſollen, zum Voraus einen Begriff machen kann. Hierzu wird ſowohl große Kenntniß als Einſicht gefordert. Ein Andrer hingegen erzählt, wann ſein Held geboren worden, und wenn zu ſelbiger Zeit ſich ein Komet oder ein andres Luftzeichen hat ſehen laſſen, ſo vergißt er nicht, es ebenfalls anzuführen und macht darüber abgedroſchene Auslegungen. Darauf ſchreitet er zu ſeiner Taufe und nennt die hochanſehnlichen Perſonen, welche dabei die Zeugenſtelle vertreten haben. Er meldet auch, wie ihn ſein Herr Vater in die Schule gethan und redet von ſeinem Hofmeiſter, deſſen Tugenden gemeiniglich bis in die Sterne erhoben werden. Wenn der alte König ſtirbt, ſieht er gemeiniglich wieder ein Himmelszeichen, etwas, worüber er neue Anmerkungen vom vorigen Schlage macht. Darauf ſchreitet er zu des vorigen Königs Begräbniß und des neuen Königs Huldigungs- und Krönungsceremonien, welche mit allen Umſtänden erklärt werden, ſo daß der ganze Comitat in Ordnung und Reihen geſtellt und deſſen Zier und Schmuck bis zu den Pferdezäumen, den Pferdedecken und der Liverei der Diener genau beſchrieben wird. Dies Alles zuſammen, inſonderheit wenn Schaupfennige und Kupferſtiche dazu kommen, macht einen großen Theil ſeiner Hiſtorien aus. Und doch, wenn man dies Alles genau überlegt, ſo beläuft es ſich auf nichts. Schreitet man zu einem Kriege, ſo erzählt der Erſtere die Urſachen zum Kriege kürzlich, was für ein heimlicher Beweggrund dazu ſein kann und was zum Vorwande gebraucht wird, weiſet des Kriegsetats Stärke und Schwäche, zeigt der Anführer Eigenſchaften an und eilet, ſo viel als möglich, dem Krieg ein Ende zu machen, um wieder auf neue Materien zu kommen, deren Kenntniß größeren Nutzen mit ſich führt. Der Andere hingegen bemüht ſich nicht, die Urſachen des Krieges genau zu unterſuchen, ſondern er ſagt nur ohne Weiteres, daß der Regent, deſſen Hiſtorie er beſchreibt, das Recht auf ſeiner Seite habe und zum Beweiſe deſſen führt er alle ſeine Manifeſte und Kriegserklärungen an, die von der einen Seite ergehen, ohne zu erzählen, was der Feind zu ſeiner Rechtfertigung ſagt. Darauf ſchreitet er zum Kriege, in welchem gemeiniglich der Feind den Kürzern zieht, oder wenn er gewinnt, ſo geſchieht es blos durch Verrätherei. Es wird auch nicht vergeſſen, außer den großen Schlachten alle Scharmützel umſtändlich zu erzählen, ja bei Eroberungen der Städte und Feſtungen ganze Capitulationen mit allen Artikeln einzurücken. Wird ein Sieg errungen, dem zu Ehren in der Hauptſtadt einige Feſtlichkeiten begangen werden, ſo vergißt er nicht, die ganze Herrlichkeit von Anfang bis zu Ende zu beſchreiben.“

Nachdem Holberg dieſe Parallele noch in mehren anderen Punkten mit derſelben Munterkeit fortgeführt hat, ſagt er zum Schluß: „Sollte dieſes, was ich hier angeführt habe, Einigen allzu viel geſagt ſcheinen, ſo will ich Solche auf eine große Anzahl geſchichtlicher Werke verweiſen, welche ſowohl hier, als im heiligen römiſchen Reich geſchrieben wurden. Denn obgleich einige davon Originalarbeiten und mit großem Fleiß aus Archiven und zuverläſſigen geſchriebenen Urkunden geſammelt ſind“ (wer könnte hier die Anſpielung auf die oben erwähnte Hvitfeld'ſche Chronik verkennen, welche bis auf Holberg in der That das beſte und geleſenſte Geſchichtswerk der Dänen war?), „ſo haben ſie doch mehr die Geſtalt von Jahrbüchern und Tageregiſtern, welche die Dinge blos nach der Zeitfolge, wann und durch wen ſie geſchehen ſind, erzählen, als der Hiſtorie, welche den Grund zu allen Dingen erforſcht und ſagt, warum ſie geſchehen ſind.“

Wir haben dieſe Stelle ſo ausführlich hergeſetzt, nicht als ob wir glaubten, daß ihr Inhalt an ſich dieſe Beachtung verdiente, im Gegentheil: an dem heutigen Zuſtande der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft gemeſſen, kann die obige Ausführung Holbergs und was er zu Gunſten der ſogenannten pragmatiſchen Geſchichtſchreibung zum Vorſchein bringt, kaum anders als veraltet und abgebraucht erſcheinen. Allein vor mehr denn hundert Jahren war es das nicht, weder bei uns, die wir kaum nur zu der Holberg'ſchen Erkenntniß gekommen waren, noch auch in Dänemark. Zugleich aber gibt ſie ein lebhaftes Bild der damals üblichen Geſchichtsſchreibung, die ſich nur allmählig und nicht ohne Widerſtand von Holberg überwältigen ließ, und endlich zeigt ſie auch, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit er den Beruf eines Geſchichtſchreibers übernommen hatte und wie gründlich er ſich über die Principien ſeiner Wiſſenſchaft aufzuklären ſuchte.

Zu dieſen innern und principiellen Vorzügen ſeiner hiſtoriſchen

Schriften muß nun ferner die Grazie der Darſtellung gerechnet werden, ſowie die eigenthümliche, bis dahin nicht geahnte Leichtigkeit, Anmuth und Fülle, zu welcher Holberg die däniſche Sprache erhob. Allerdings iſt das ein Gegenſtand, über den einem Ausländer, der die Sprache nur aus dem todten Buche kennt, zu urtheilen ſchwer, wenn nicht unmöglich fällt. Deſto entſcheidender iſt das Urtheil ſeiner Landsleute, die alle darin übereinſtimmen, daß der Holberg'ſche Stil, beſonders auch in ſeinen hiſtoriſchen Schriften, von einer Klarheit und Lebendigkeit, einer Anmuth und Zierlichkeit iſt, die vor ihm von Niemand, nach ihm nur von den Allerwenigſten erreicht worden. Einzelne däniſche Kritiker zwar haben ſeinem Stil, dem wiſſenſchaftlichen ſowohl wie dem poetiſchen, eine Anzahl von Incorrectheiten, namentlich von norwegiſchen Redensarten und Wendungen nachgewieſen: doch dürfte vielleicht noch darüber zu ſtreiten ſein, ob das wirkliche Flecken des Holberg'ſchen Stils ſind oder ob derſelbe nicht durch Aufnahme dieſer provinziellen Wendungen an Lebendigkeit und volksthümlichem Ausdruck gewonnen hat.

Indeſſen wie es ſich damit verhalte: gewiß iſt, daß ihm auch dieſe ſprachliche Fertigkeit und Gewandtheit nicht als ein bloßes Geſchenk des Himmels, gleichſam im Schlafe zugefallen, ſondern daß auch ſie durch bewußte Arbeit und aufmerkſamen Fleiß von ihm errungen ward. Auf ſchlagende Weiſe zeigt dies eine andere Stelle der bereits angeführten Schrift, Blatt 11, oder im dritten Theile der däniſchen Reichsgeſchichte S. 15, 16. „Was," heißt es daſelbſt, indem er von den Schwierigkeiten einer guten Geſchichtſchreibung ſpricht, „zweitens die Sprache anlangt, ſo haben die Franzoſen, Engländer und Italiener, in Abſicht auf den Reichthum und die Zierlichkeit der Sprache, einen großen Vortheil vor Andern. Ich weiß zwar wohl, daß viele von der Vortrefflichkeit der däniſchen Sprache ein großes Aufhebens machen; allein ſo weit geht mein patriotiſcher Eifer nicht. Ich geſtehe, daß die Sprache reich genug iſt, um ſeine Meinung darin ebenſowohl an den Tag zu legen als in der franzöſiſchen. Aber ſie iſt doch nicht ſo reich, daß man ſich mit gleicher Annehmlichkeit wie in jener ausdrücken kann, weil man nicht ſo viele Worte hat, darunter zu wählen und dasjenige zu brauchen, das ſich am beſten an die Stelle ſchickt. Ein Jeder, der den Verſuch macht, einen wohlſtiliſirten Schriftſteller ins Däniſche zu übertragen, wird finden, wie ſehr er dabei zu kurz kommt, wenn er anders Alles rein däniſch geben will, ohne ſich fremder Wörter zu bedienen. Und was an der Sprache noch gut iſt, daran arbeitet man gleichſam mit Händen und Füßen, es zu vernichten und zu verderben. Einige bemühen ſich, die deutſche Wortfügung nachzuahmen, wodurch die Worte aus ihrer natürlichen Stellung kommen, und die Sprache, welche an ſich ſelbſt leicht iſt, ſchwer und unverſtändlich wird; Andere bekümmern ſich weder um Sprachkunſt noch Wortfügung, ſondern ſchreiben ohne Bedacht hin, wie ſie den gemeinen Pöbel reden hören, und zwar ein Jeder auf ſeine Weiſe, ſo daß es bald eben ſo viel Stylarten als Schriftſteller gibt. So lange alſo die däniſche Sprache an ſolchen Schwachheiten krank liegt, fällt es den Autoren ſchwer, ſich durch däniſche Schriften hervorzuthun. Denn ſo weit, kann man ſagen, iſt es bei uns bereits gekommen, daß man es für einen Vorzug hält, widerſinnig und unordentlich zu ſchreiben; will man aber die Regeln der Sprachkunſt in Acht nehmen, ſo macht man ſich zum Gelächter und wird für einen Pedanten angeſehen.“

Holberg, wie geſagt, umſchiffte beide Klippen mit ebenſoviel Muth wie Glück; ſeine hiſtoriſchen Schriften zeichnen ſich ebenſo ſehr durch die zweckmäßige Wahl und Behandlung des Stoffes, wie durch die Anmuth und Leichtigkeit der Form aus, und gewiß trug dieſer letztere Umſtand nicht wenig bei zu dem außerordentlichen Beifall, welcher denſelben zu Theil ward, ſowie zu der großen und dauernden Verbreitung, die ſie nicht nur in Dänemark ſelbſt, ſondern, in zahlreichen und mehrfach aufgelegten Ueberſetzungen, auch in Deutſchland gewannen.

Verſchweigen wollen wir dabei keineswegs, daß auch Holberg, ſo ſehr er den polyhiſtoriſchen Pedantismus ſeiner Zeit auch im Princip überwunden hatte, ja ſo ſehr er ihn, wie wir oben geſehen haben, verfolgte und verſpottete, ſich doch in der Praxis von einzelnen vielwiſſeriſchen Anwandelungen nicht immer völlig frei gehalten hat. Aber während dieſer Luxus der Gelehrſamkeit bei den Anderen den eigentlichen Kern ihrer Schriften bildet, ſind es bei Holberg nicht ſowohl die größeren und eigentlich hiſtoriſchen Werke, an denen wir dieſe Auswüchſe beobachten, als vielmehr ein eigenes Genre kleinerer Schriften, einzelne Abhandlungen, Briefe und dergleichen, das Holberg ſich gleichſam als ein Reſervoir ſeiner gelehrten Abſchnitzel geſchaffen hat. Wir werden unten auch dieſer Schriften kürzlich erwähnen. —

Dies wird nun hinreichend ſein, um den Standpunkt, aus welchem Holbergs hiſtoriſche Arbeiten betrachtet ſein wollen, im Allgemeinen zu bezeichnen: und laſſen wir nunmehr eine kurze Ueberſicht ſeiner wiſſenſchaftlichen Werke in chronologiſcher Ordnung folgen.

Sein erſtes gelehrtes Werk und den erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuch überhaupt, mit dem er vor die Oeffentlichkeit trat, gab er als ſiebenundzwanzigjähriger Jüngling heraus, zu der Zeit, da er ſich als Stipendiat in dem Borch'ſchen Collegium befand. Es war dies die „Einleitung in die Geſchichte der europäiſchen Reiche (Introduction til de europäiſke Reigers Hiſtorier)," welche 1711 zu Kopenhagen erſchien. Den Grund zu dieſem Werk, wie er ſelbſt in der erſten Epistola ad virum perillustrem erzählt (Lebensbeſchreibung S. 57 fg.; vgl. Scheibe a. a. O. CXII), hatte er bereits in Oxford, unter den Schätzen der Bodlejaniſchen Bibliothek, gelegt, und zwar nach einem viel größeren Maßſtabe, als es in der Folge zur Ausführung gebracht wurde. Nach dem erſten Entwurf nämlich ſollte es (man ſieht, wie hier noch die polyhiſtoriſche Richtung in der Seele des jungen Autors ſpukt) eine „Univerſalgeographie" werden. Aber die inzwiſchen eingetretene Concurrenz eines ähnlichen Werkes von Pflug und demnächſt (wie er ſelbſt a. a. O. bekennt) allerhand äußere Rückſichten auf Autorruhm und amtliche Beförderung bewogen ihn, einſtweilen nur das genannte Bruchſtück zu veröffentlichen und die Vollendung des Ganzen auf eine ſpätere, gemächlichere Zeit zu verſchieben.

Doch iſt dieſe Zeit niemals gekommen; die „Introduction" iſt geblieben wie ſie war und auch ein „Anhang," den er zwei Jahre ſpäter dazu erſcheinen ließ („Ludwig Holbergs Anhang til hans hiſtoriſke Introduction, eller Underretning om de fornemſte Europäiſke Reigers og Republiquers Stater, uddragen af de oprigtigſte particuliere Stater, Jure publico og närvärende Seculi Hiſtorie." Kopenhagen 1713), veränderte das Buch nicht weſentlich. Auch fand es in ſeiner urſprünglichen fragmentariſchen Geſtalt des Beifalls genug, mit dem Anhang verbunden, wurde es mehrfach und ſelbſt noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wieder aufgelegt. Zum Theil freilich verdankte es dieſe große Verbreitung der Heftigkeit, mit welcher ein anderer Hiſtoriker dieſer Zeit, der Etatsrath Hoyer (in der „Diss. V. de historicis Danicis," 1719; Holberg ſelbſt a. a. O. bezeichnet ihn nur als „ein gewiſſer Autor, der eine däniſche Hiſtorie geſchrieben"), unter der Beſchuldigung, als ob das Buch nur aus dem Pufendorf leichtſinnig zuſammengeſchrieben ſei, unſern Verfaſſer angegriffen, ſowie der großen Gewandtheit und Laune, mit welcher dieſer in verſchiedenen akademiſchen Streitſchriften („Dissertatio de Historicis Danicis" und „Dissertatio juridica de nuptiis propinquorum in linea recta jure naturali prohibitis," beide im Jahre 1719 und unter fremdem Namen, die eine als Paul Ryter, die andere als Peter Albinus; vgl. Lebensbeſchreibung 150—153, Scheibe a. a. O. p. LI. und CXVII) ſich gegen den unbegründeten Hoyer'ſchen Angriff zu rechtfertigen gewußt hatte. Dieſe akademiſchen Schriften ſind auch in den ſchon früher genannten Kleinen Schriften (Kopenhagen 1755, S. 3—48) ins Deutſche übertragen worden.

Aehnliche Rückſichten, wie diejenigen, zu denen er ſelbſt in Betreff der obigen Werke ſich bekennt, veranlaßten ihn auch 1714, in den trüben Jahren der Candidatenſchaft, zur Ausarbeitung einer „Geſchichte Chriſtians des Vierten und Friedrichs des Dritten von Dänemark," welche er „des regierenden Königs Majeſtät" (vgl. Lebensbeſchreibung S. 59 und Scheibe a. a. O. CLXXIII ſq.) handſchriftlich, als Bruchſtück einer beabſichtigten „däniſchen Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts," überreichte. Sein nächſter Zweck wurde dabei allerdings erreicht: „nam illico ex benignissimo fonte rivulos quosdam in me derivari sentiebam" (Ep. ad. vir. perill. I. p. 49). Das beabſichtigte größere Werk jedoch kam gleichfalls nicht zu Stande, und auch jene Handſchrift iſt niemals in Druck gegeben worden, bis ſpäterhin die dabei geſammelten Materialien in die „däniſche Reichsgeſchichte" übergingen.

Ebenfalls ungedruckt geblieben ſind vier lateiniſche „Declamationes," die er zur Zeit ſeines Aufenthaltes im Borch'ſchen Collegium gehalten hat. Vermuthlich iſt nicht viel an ihnen verloren; denn ſie werden nicht beſſer geweſen ſein, als dergleichen Noth- und Pflichtreden zu ſein pflegen. Auch legte Holberg ſelbſt auf dieſe

Arbeiten nur einen ſehr geringen Werth und hatte es kein Hehl, daß er ſie lediglich ſchrieb, weil er ſie vorſchriftmäßig ſchreiben mußte. „Ich habe mich,“ ſagt er einmal mit charakteriſtiſcher Kürze (Verm. Br. Bd. III. Br. 74. S. 399), „in akademiſchen Uebungen niemals ſonderlich fleißig erwieſen, weil ich ſolche Uebungen nicht für ſonderlich nützlich gehalten.“ Doch ſpricht, was die ebengenannten „Declamationes“ angeht, ſchon die Wahl der Stoffe („de peregrinationibus doctis,“ „de praestantia Historiarum,“ „de dulcedine Musices,“ „de notitia linguarum;“ vgl. Scheibe, p. CLXXIV) zu ihrem Vortheil, inſofern dieſelben nicht abſtract gelehrter Natur, ſondern mehr oder weniger dem Kreiſe der eigenen Erlebniſſe und Anſchauungen entnommen ſind. — Auch die oben erwähnte famoſe Rede, mit welcher er 1718 die Profeſſur der Metaphyſik übernahm, iſt niemals im Druck erſchienen.

Allein mit Erwähnung dieſer ungedruckten Arbeiten haben wir einem andern Werke vorgegriffen, welches Holberg im Jahre 1716 erſcheinen ließ und das, wie es den gelehrten Ruhm ſeines Verfaſſers begründen half, ſo auch für die Entwickelung ſeiner wiſſenſchaftlichen Richtung von vorzüglicher Bedeutung iſt. Wir meinen die „Naturens og Folke Retters Kundſkab, bygget paa de fornemſte Juriſters Principiis, illuſtrered met Exempler af de nordiſke Hiſtorier og conferered med diſſe Rigers, ſaavel gamle ſom nye Love“ (d. i. Erläuterung des Natur- und Völkerrechts, nach den Grundſätzen der vornehmſten Rechtsgelehrten, verdeutlicht mit Beiſpielen aus der nordiſchen Geſchichte und mit den alten wie neuen Geſetzen dieſer Reiche verglichen). Auch in dieſem Werke hatte Holberg ſich, außer den bekannten und damals gewiſſermaßen kanoniſchen Werken des Hugo Grotius, hauptſächlich deutſchen Vorgängern, dem Thomaſius und Pufendorf, angeſchloſſen. Aber wodurch daſſelbe eine Kriſis in Holbergs wiſſenſchaftlicher Laufbahn bezeichnet, das iſt — wie ſollen wir es nennen? — die Selbſtüberwindung, mit welcher er hier mit der polyhiſtoriſchen Richtung gebrochen und aus den wüſten Vorrathskammern einer angeblichen univerſalen Gelehrſamkeit ſich mit bewußter Entſchiedenheit in die begrenzte Domäne der vaterländiſchen Geſchichte zurückgezogen hat. Denn da es nun einmal Sitte war, die allgemeinen Sätze des Naturrechts durch hiſtoriſche Beiſpiele zu erläutern und dem abſtracten Dogma dadurch gleichſam einen

Inhalt und Leib zu geben — welche bequeme, welche beinahe unabweisbare Gelegenheit war es da für den vielwiſſeriſchen Gelehrten jener Zeit, alle Schleuſen aufzuziehen und in unerhörten Beiſpielen von Griechen und Römern, von Chriſten und Heiden, von Chineſen und Feuerländern die wilden Waſſer ſeiner Gelehrſamkeit frei hinſtrömen zu laſſen! Holberg entſagte dieſer verlockenden Gelegenheit; außer der griechiſchen und römiſchen Geſchichte, die nun einmal unvermeidlich war, hat er die hiſtoriſchen Beiſpiele, „durch welche die Moral pflegt erläutert zu werden“ (Lebensgeſch. S. 145), hauptſächlich der eigenen vaterländiſchen Geſchichte entnommen und auch, anſtatt des römiſchen Rechts, ſich auf die däniſchen und norwegiſchen Geſetze bezogen. Die Wichtigkeit dieſes Schritts entging ihm ſelbſt keineswegs; denn er gedenkt deſſelben in der angeführten Stelle der Epistola ad virum perillustrem prima ausdrücklich und zeigt ſowohl über die Motive, wie über die möglichen Folgen deſſelben ein vollſtändig klares Bewußtſein. Doch mußte er auch ebendeshalb ſich doppelt gekränkt fühlen durch die Gleichgiltigkeit, mit welcher dieſe Schrift anfänglich aufgenommen ward, und über die er ſich noch in ſpäteren Jahren (a. a. O. 146 fg.) mit bittrer Klage ausſprach. Allmählig jedoch ward dieſe Ungunſt überwunden und die Brauchbarkeit ſeines Werks durch eine Maſſe von Auflagen (von 1716 bis 1751 erſchienen nicht weniger als fünf; vgl. Holberg in der Ep. secunda: Lebensbeſchreibung S. 282), ſowie durch eine Uebertragung ins Deutſche (1748) zur Genüge anerkannt.

Von hier ab, wie wir bereits bemerkt haben, wendet Holbergs gelehrter Fleiß ſich geraume Zeit hindurch ausſchließlich auf die vaterländiſche Geſchichte. Zuerſt, als Vorläufer des großen hiſtoriſchen Werkes über Dänemark und Norwegen, erſchien 1727 „Beſchreibung von Dänemark und Norwegen (Danmarkes og Norges Beſkrivelſe)“: eine geographiſch-ſtatiſtiſche Vorarbeit, von welcher 1749 eine ſehr erweiterte und vervollſtändigte neue Bearbeitung, unter verändertem Titel („Geiſtlicher und weltlicher Zuſtand von Dänemark und Norwegen“) erſchien. Beide Bearbeitungen, die ältere wie die neuere, ſind auch ins Deutſche übertragen worden, 1731 und 1750; vergl. Scheibe CXXXIX und die Note des Ueberſetzers zu der Lebensbeſchreibung S. 277.

Endlich, in den Jahren 1732—1735, trat in drei anſehnlichen

Quartanten die „däniſche Reichshiſtorie (Danmarkes Riges Hiſtorie)" ans Licht. Eine zweite Ausgabe erſchien 1753, eine dritte nach dem Tode des Verfaſſers, mit Zuſätzen und Erweiterungen von fremder Hand, 1763 ff. Ins Deutſche überſetzt wurde ſie, wie ſchon oben erwähnt iſt, zuerſt im Jahre 1743 von Profeſſor Reichardt und dann zum zweitenmal, nach der neuen Ausgabe des Originals, im Jahre 1757 bis 1759 durch Georg Auguſt Detharding († 1772),[1] der überhaupt unter den Ueberſetzern Holbergs, ſowohl der hiſtoriſchen wie der poetiſchen Schriften, einen hervorragenden Platz einnimmt. Ueber Standpunkt und Bedeutung dieſer Arbeit, die ohne Vergleich das wiſſenſchaftliche Hauptwerk unſers Autors iſt, und durch welche, da es ihr gelang, die früheren geſchmackloſen Verſuche ähnlicher Art zu verdrängen und an ihrer Stelle ſelbſt Volksbuch zu werden, er einen unberechenbaren Einfluß auf die Bildung und nationale Erhebung ſeines Volks geäußert hat, haben wir bereits in den obigen allgemeinen Andeutungen über Holbergs hiſtoriſchen Charakter uns hinlänglich ausgeſprochen. Intereſſant würde es freilich ſein, dieſe Holberg'ſche Geſchichte auch in einigen Einzelheiten mit den früheren Werken, z. B. von Hvitfeld oder gar mit dem Lyſchander'ſchen „Slaegtebog," ſowie mit den gleichzeitigen Arbeiten ſeines großen Rivalen Hans Gram (geb. 1685, † 1748 als königl. däniſcher Hiſtoriograph, Bibliothekar und Archivar), des Lehrers und Meiſters des noch größeren Jacob Langenbek (1710—1775), zu vergleichen, den verſchiedenen Werth, den dieſe Autoren und den Holberg der Urgeſchichte Dänemarks beilegen, gegen einander abzumeſſen und auch an dieſen Werken den wahren, ungeſchminkten Patriotismus Holbergs von dem kokettirenden und rechthaberiſchen ſeiner Gegner zu unterſcheiden.

Aber theils würde zu dieſem kritiſchen Unternehmen eine genauere Kenntniß der däniſchen Geſchichte gehören, als der Verfaſſer des vorliegenden Werkes beſitzt, Theils auch möchte dazu weder unſer Raum, noch, fürchten wir, die Geduld unſerer Leſer ausreichen. Wir begnügen uns daher, hier nur diejenigen kleinern Schriften namhaft zu machen, welche, gleichſam als Abfälle der größeren Arbeit, in nächſter Beziehung zur „däniſchen Reichsgeſchichte“ ſtehen und die meiſtens in derſelben Zeit, etwas früher oder ſpäter, erſchienen ſind.

---

[1] So Scheibe a. a. O. p. CXLI. Adelung dagegen, in den Zuſätzen zum Jöcher, und nach ihm Meuſel (Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verſtorbenen Schriftſteller II. S. 339—346) wiſſen von dieſer Detharding'ſchen Ueberſetzung der däniſchen Geſchichte nichts. Aus eigener Anſicht iſt dem Verfaſſer nur die (Reichardt'ſche) Uebertragung von 1743 bekannt.

Zuerſt alſo die „Solutio problematis de tribus Hypothesibus historiae Danicae,“ 1731: eine akademiſche Gelegenheitsſchrift, die ſpäterhin auszugsweiſe in die Einleitung zum erſten Theil der däniſchen Reichsgeſchichte aufgenommen ward; auch iſt ſie in die Sammlung der Holbergiana (1756) aufgenommen und aus ihr in den oft erwähnten Kleinen Schriften (S. 245—259) ins Deutſche überſetzt. Sodann ſcheint hieher auch die „Beſchreibung der Stadt Bergen (Bergens Byes Beſkrivelſe)“ zu gehören, der Vaterſtadt unſeres Dichters; ſie erſchien zuerſt 1737 und wurde bald darauf gleichfalls ins Deutſche übertragen. Auch das im Jahre 1747 in den Actis Scient. Societ. Havniensis erſchienene Bruchſtück einer „Seegeſchichte von Dänemark und Norwegen (Danmarks og Norges Söehiſtorie, Förſte Periodus,“ überſetzt in den Kleinen Schriften S. 179—209) iſt nicht zu überſehen. —

Mit dieſen größeren und kleineren Arbeiten nun, die ſich ſämmtlich um den Mittelpunkt der vaterländiſchen Geſchichte verſammeln, ſchließt ſich die erſte und bei weitem verdienſtvollſte Periode der Holberg'ſchen Geſchichtſchreibung. Die nun folgende iſt nicht minder glänzend, nicht minder bändereich und nicht weniger von Ehre und Vortheil begleitet. Aber es iſt eine vielſchreiberiſche Periode und man kommt, indem man dieſe Reihe von Bänden betrachtet, unwillkürlich auf die Vermuthung, daß die pekuniären Früchte, welche Holberg als Selbſtverleger aus ſeinen Arbeiten zog, nicht ganz ohne Einfluß auf ihre Entſtehung geweſen ſein dürften. Die Werke ſind gelehrt, zum wenigſten mit Beleſenheit geſchrieben, ſie ſind gewandt und fließend und zum Theil auch unterhaltend; aber im Ganzen ſtellen ſie ſich doch dar als willkürlich berechnete Erzeugniſſe einer zu Gewohnheit und Handwerk gewordenen Schriftſtellerei und entbehren ſomit jenes ſchönen Mittelpunktes patriotiſcher Begeiſterung, welcher die frühere Epoche ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit bezeichnet.

Es wird daher vollſtändig genügen, wenn wir von dieſen

Werken nur die Titel anführen. Zuerſt, 1733, erſchien die „Synopsis historiae universalis, methodo erotematica exposita.“ Dieſelbe wurde vielfach als Schulbuch benutzt und als ſolches auch in Deutſchland verbreitet; noch im Jahre 1777 erſchien zu Berlin eine Ueberſetzung und Erweiterung derſelben von K. H. Jördens, dem ſpäterhin ſo bekannt gewordenen Literarhiſtoriker, die noch 1790 neu aufgelegt ward, und eine andere ähnliche Bearbeitung 1783 zu Karlsruhe von H. W. v. Günderode; ſo daß man dem Schriftchen eine gewiſſe praktiſche Nutzbarkeit ſcheint zugeſtehen zu müſſen, wenngleich ſein wiſſenſchaftlicher Werth äußerſt gering iſt.

Ganz ähnlichen Schlags iſt auch das „Compendium Geographicum in usum studiosae juventutis,“ 1733 und öfters. Von größerem Werth und Umfang ſind die „Almindelig Kirkehiſtorie indtil Reformationen,“ 1738 („Allgemeine Kirchenhiſtorie bis zur Reformation,“ fortgeſetzt von Detharding 1749, auch 1762 von einem ungenannten deutſchen Gelehrten mit einem zu Ulm erſchienenen dritten Theile verſehen) ſowie die „Jödiſke Hiſtorie,“ 1742 (als „Jüdiſche Hiſtorie von Erſchaffung der Welt bis auf gegenwärtige Zeiten“ gleichfalls von Detharding im Jahre 1747 überſetzt). Doch zogen beide Werke, das eine wegen vermeintlicher Ketzereien, das andere, wie man ſchon aus der oben mitgetheilten Anekdote ſchließen kann, wegen angeblicher Ungenauigkeiten ihrem Verfaſſer allerhand Angriffe und Streitigkeiten zu, worüber man Holberg ſelbſt in der Epist. ad virum perillustrem tertia (Lebensbeſchreibung S. 292 und 320 ff.) vergleichen mag; ſ. auch Scheibe a. a. O. S. CXLIX und CLIV.

Wenn nun dieſe beiden Werke einen mehr gelehrten Charakter tragen und zu Gunſten ernſthafter Studien geſchrieben ſind, ſo wollte Holberg dagegen durch die „Vergleichung der Hiſtorien und Thaten verſchiedener, inſonderheit orientaliſcher und indianiſcher großer Helden und berühmter Männer“ (1739) ſowie durch das dazu gehörige Gegenſtück: „Verglichene Geſchichte verſchiedener Heldinnen und anderer berühmter Damen“ (1745) mehr dem Unterhaltungsbedürfniß des Publikums entgegenkommen. Und allerdings, nach der Aufnahme, welche dieſe etwas wunderliche Nachahmung des Plutarch ſchon durch ihre Darſtellungsweiſe bei der Leſewelt fand, hat er dieſen Zweck erreicht; beide Werke wurden vermöge ihres abenteuerlichen Inhalts und der redſeligen, doch anmuthigen Erzählungsweiſe ein Lieblingsbuch der damaligen Leſewelt und als ſolches auch ins Deutſche überſetzt, das erſtere 1741 durch den oft genannten Kapellmeiſter Scheibe, das andere 1746 durch Detharding. — Den Schluß dieſer Arbeiten endlich macht Holbergs Ueberſetzung des Herodian, welche 1746 in erſter, 1754 in zweiter Auflage erſchien.

Außer dieſen größeren und ſelbſtändigen Werken gibt es auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl kleinerer, meiſt Gelegenheitsſchriften, theils wiſſenſchaftlichen, beſonders akademiſchen, theils praktiſchen Inhalts. Zu den erſteren gehört das „Programma Academicum“ etc. von 1720; ferner eine 1727 im Journal littéraire de l'Europe erſchienene lateiniſche Epiſtel, in welcher er den guten Ruhm der Dänen gegen einen beiläufigen Angriff des bekannten Philologen Burmann vertheidigte; die „Oratio valedictoria Ludovici Holbergii, cum fasces Rectoratus sui traderet“ etc. 1736; die „Oratio funebris in Obitum Friderici IV. habita“ 1730 (erſt 1747 gedruckt); die „Conjectures sur les causes de la grandeur des Romains,“ die zuerſt vor ſeiner Ueberſetzung des Herodian erſchien; die „Lettre sur Mr. d'Arkenholz Memoires de la Reine Christine,“ 1752; die „Remarque sur quelques positions, qui se trouvent dans l'Esprit des Lois“ 1752, welche gegen Montesquieu's bekanntes Werk gerichtet ſind; — zu den letzteren dagegen allerhand kleine Schriften über Handelsgeſellſchaften, Viehſeuchen, Hypothekenweſen ꝛc., über die man das Nähere bei Scheibe findet. Auch von ihnen iſt das Meiſte überſetzt, theils einzeln, theils in den Kleinen Schriften von 1755. In Betreff ſeiner franzöſiſch abgefaßten Schriften wollen wir noch nachfolgende Stelle aus ſeinen Vermiſchten Briefen Bd. V, Br. 1, S. 14 einſchalten. „Sie wundern Sich übrigens,“ heißt es hier, „geehrter Herr, und nicht ohne allen Grund, daß ich mich erkühnt habe einige Schriften in franzöſiſcher Sprache abzufaſſen, während dieſe Sprache doch heutigen Tages ſo genau unterſucht und ſo ſcharf kritiſirt wird, daß wenige gelehrte franzöſiſche Scribenten ſelbſt der Welt zu Danke ſchreiben können. Sie glauben daher auch, daß ich beſſer gethan haben würde, wenn ich mich der Hilfe eines franzöſiſchen Sprachmeiſters bedient hätte. Ich habe dies mit einigen wenigen Blättern wirklich gethan, habe jedoch bald gemerkt, daß die ganze Verbeſſerung in einer bloſen Pedanterie und in ganz überflüſſigen Anmerkungen beſtanden.“ —

Schließlich ſei anhangsweiſe hier noch einiger Schriften gedacht, die zwar nicht völlig hieher gehören, ſich aber auch ebenſo wenig der andern Abtheilung, den poetiſchen Werken Holbergs, einreihen laſſen.

Es ſind dies jene vermiſchten Aufſätze, Briefe und Gedanken, deren wir ſchon vorhin, als eines Niederſchlags ſeiner früheſten polyhiſtoriſchen Bildung, Erwähnung gethan haben. In der That ſind dieſelben als eine Zwittergattung anzuſehen zwiſchen den beiden groſen Abtheilungen, in welche die Thätigkeit unſeres Autors ſich zerlegt. Sie ſind nicht wiſſenſchaftlich genug, um zu den gelehrten und in der Behandlung bei weitem nicht künſtleriſch genug, um zu ſeinen poetiſchen Werken gezählt werden zu können. Dem Stoffe nach erſcheinen ſie meiſtens als Abſchnitzel ſeiner gelehrten Bildung; die Form iſt elegant, oft rhetoriſch, ſtets aber mit Vorliebe behandelt, ſo daß man ſagen könnte, dieſe Arbeiten ſeien von der Kunſt berührt, zwar nicht nahe genug, um ſie zu Kunſtwerken zu machen, aber doch wieder nahe genug, um ihnen das ernſte Gepräge der gelehrten wiſſenſchaftlichen Unterſuchung abzuſtreifen. Es ſind recht eigentliche Unterhaltungsſchriften, wie ſie dem damaligen Publikum und namentliche den öffentlichen Zuſtänden Dänemarks, zu der Zeit da ſie entſtanden, angemeſſen und entſprechend waren: das heißt alſo ein wenig dogmatiſch, ein wenig polyhiſtoriſch, ſogar vielleicht ein wenig pedantiſch und den Nutzen mit ökonomiſcher Beharrlichkeit über die Schönheit ſetzend, im Uebrigen jedoch voll Abwechslung und heiterer Laune, ſo daß man ſie in müßigen Stunden zu einer anſtändigen Erholung wohl leſen mochte.

Von dieſer Art haben wir hier insbeſondere zwei Werke zu nennen, die beide in Holbergs ſpäterem Alter erſchienen ſind: zuerſt die „Moraliſke Tanker“ (Moraliſche Gedanken) in zwei Bänden, Kopenhagen 1744 und dann die von uns ſo häufig angeführten „Vermiſchten Briefe“ oder wie ſie mit vollſtändigem Titel heißen: „Hiſtoriſke, politiſke, philoſophiſke og moraliſke Epiſtler,“ die zuerſt 1748 bis 1754 in fünf Bänden ans Licht traten.

Was die Erſteren angeht, ſo muß man dieſelben in Verbindung mit zwei andern poetiſchen Werken unſeres Autors betrachten: nämlich mit ſeinen lateiniſchen Epigrammen, welche zuerſt (in den Opuscula latina von 1737) als Anhang zu den autobiographiſchen Epiſteln, ſpäterhin (1749) auf ſieben Bücher vermehrt, auch als eigenes Werk erſchienen und außerdem mit den „Moralſke Fabler, med hosföyede Forklaringer til hver Fabel“ (d. i. Moraliſche Fabeln, mit beigefügten Erklärungen zu jeder Fabel. Kopenhagen 1751). Jene, die Epigramme, bilden ſo zu ſagen den Text, welchen die moraliſchen Abhandlungen mit langathmiger Rede in weitgedehnte, triviale Betrachtungen, nur hin und wieder durch eine Anſpielung, ein ſeltſames Geſchichtchen gewürzt, ausſpinnen. So nämlich wirken dieſe Betrachtungen jetzt auf uns; Holbergs Zeitgenoſſen mochten ſie wol anders und ſogar ſehr pikant, ſehr neu und geiſtreich erſcheinen. Wenigſtens legt die gehäſſige Polemik, welche um ihretwillen gegen den Verfaſſer als einen allzu freiſinnigen, ketzeriſchen Menſchen erhoben wurde, in dieſer Hinſicht ein nicht unkräftiges Zeugniß zu Holbergs Gunſten ab. Holberg ſelbſt äußert ſich über die „Moraliſchen Gedanken,“ das Aufſehen, das ſie im Publikum machten, die Gegner, die ſie ihm erweckten, aber auch die Gunſt, die ſie beim größeren Publikum fanden, mit vielem Behagen. „Im Jahre 1744,“ ſagt er a. a. O., „traten meine moraliſchen Gedanken ans Licht. Dieſes Buch rief faſt eine ſo große Bewegung hervor, als Klims unterirdiſche Reiſe, weil ich mich auch darin, wie überhaupt in allen meinen moraliſchen Betrachtungen, von der gemeinen und landesüblichen Meinung entfernt hatte. Indeß hat doch unter allen Schriften, welche ich herausgegeben, dieſe den meiſten Abgang gehabt, ungeachtet ich davon keinen Vortheil gezogen, derſelbe vielmehr denjenigen zugewachſen iſt, welche dieſe Schrift neu aufgelegt und Ueberſetzungen davon veranſtalten laſſen . . . . Eben dieſe meine moraliſche Gedanken wurden nachher auch von Herrn Parthenay ins Franzöſiſche übertragen. Daß dieſe franzöſiſche Uebertragung nicht einen ſolchen Abgang hatte wie die deutſche, rührte daher, daß man die Auflage gar zu ſtark, nämlich von dreitauſend fünfhundert Exemplaren gemacht, wodurch dieſelbe ihren Preis verlor.“ — Von den beiden deutſchen Bearbeitungen der „Moraliſchen Gedanken“ erſchien die erſte ziemlich fehlerhafte 1744 zu Kopenhagen; eine zweite trat ſchon im folgenden Jahre ans Licht, ſie war vom Profeſſor Reichard bearbeitet und wird von Holberg ſelbſt als vortrefflich gerühmt. Die eben erwähnte franzöſiſche Ueberſetzung von Parthenay erſchien 1748, worauf noch eine Ueberſetzung ins Holländiſche folgte. Auch iſt Einiges davon einzeln ins Deutſche übertragen, wie uns denn namentlich ein zu Leipzig 1759 erſchienenes Schriftchen: „Herrn Freiherrn von Holbergs Gedanken über das Wort Schickſal" bekannt geworden iſt. Vergl. auch Scheibe a. a. O. S. CLV.

Die Fabeln dagegen (die zwar, formell genommen, erſt im folgenden Abſchnitt zu beſprechen wären, jedoch ihrem Weſen nach bereits an dieſe Stelle gehören) verhalten ſich zu den „Moraliſchen Gedanken" umgekehrt wie die Epigramme. Geben dieſe den Text her, ſo ſind jene als eine Art von Epilog zu betrachten, als ein praktiſches Reſumé der früheren theoretiſchen Raiſonnements. Fabeln im eigentlichen Sinne des Wortes darf man dabei nicht erwarten, kaum Fabliaux oder Schwänke, wie die von Lafontaine und zum Theil auch die Gellert'ſchen. Man könnte ſie eher species facti nennen, thatſächliche Einzelheiten, Beweisſtücke und Dokumente, die theils hie und da zuſammengeleſen, theils von Holberg erfunden ſind, Beides in der vorgefaßten dogmatiſchen Abſicht, dieſe oder jene moraliſche Wahrheit dadurch zu illuſtriren. Natürlich kann dabei von irgend einer poetiſchen Thätigkeit oder gar von jener ſchönen Naivetät, ohne die gerade die Fabel niemals entſtehen kann, keine Rede ſein. Denn mit den Fabeln, den wirklichen, ächten, iſt es ähnlich wie mit Sprichwörtern und Volksliedern: ſie ſind da — aber ſie wurden nie gemacht, man kann ſie finden — aber nie erfinden.

Zu dieſem poetiſch verfehlten Genre der beabſichtigten, dogmatiſch pointirten Fabel gehören auch die Holberg'ſchen, und um ihnen ja ihr bischen Wirkung noch gänzlich zu verkümmern, iſt einer jeden die moraliſche Erklärung, das ausführliche Haec fabula docet, wie ein Zopf hinten angebunden. Nichts deſto weniger, da ſich das Publikum einmal an Holberg gewöhnt hatte und da überdies (man denke an die gleichzeitigen Beſtrebungen in Deutſchland) die Fabel, ſei es auch die verkehrte, eben in Mode war, ſo wurden auch ſie mit Beifall aufgenommen und noch in demſelben Jahre (1751) von dem mehr erwähnten J. A. Scheibe, dem Ueberſetzer des Peter Paars, gleichfalls ins Deutſche übertragen.

Wichtiger für Holbergs ſchriftſtelleriſchen und ſittlichen Charakter ſowie für die Geſchichte ſeines Lebens und auch an ſich intereſſanter ſind die „Vermiſchten Briefe.“ Doch fällt es ſchwer, wenn nicht unmöglich, von dem Inhalt dieſer Sammlung einen rechten Begriff zu geben. Der Verfaſſer beſpricht in dieſen Briefen eben Alles, was ihm vorkommt — oder richtiger, da dieſer Ausdruck zu der irrigen Anſicht verleiten möchte, es ſeien nur immer äußere Umſtände, Zeitereigniſſe und dergleichen, an was dieſe Briefe anknüpfen: der Verfaſſer hat ſeinen Papierkorb umgeſchüttet, ſeine Excerpte durchſucht, ſeine Bücherzeichen nachgeſchlagen, und dieſen Wirrwarr von Notizen, Anführungen und Bemerkungen ebenſo ungeordnet an einander gereiht, jedoch in einer muntern und gefälligen Form, an der allerdings die eigentliche Briefform das Wenigſte iſt. Das ganze Werk beſteht aus fünf ziemlich ſtarken Bänden, die zuſammen weit über fünfhundert Briefe enthalten. Meiſtens, nämlich wenn es in dieſem Chaos ein Meiſtens gibt, ſind ſie hiſtoriſchen, zum Theil auch ſtatiſtiſchen, politiſchen, bald referirenden, bald raiſonnirenden Inhalts; andere erörtern ökonomiſche, andere theologiſche Fragen; der Urſprung der Luſtſeuche, die Controverſen der engliſchen Deiſten, diätetiſche Vorſchriften, literariſche Kritiken, und warum man die Katzen lieber haben ſoll als die Hunde — es wechſelt Alles in bunter Folge, iſt Alles mit einer reichen Fülle von Beleſenheit, mit Anekdoten und einzelnen hiſtoriſchen Zügen wohl ausgeſtattet und gibt daher zuletzt ein ganz unterhaltendes, vademecumsartiges Buch. Am wichtigſten darin ſind die beiläufigen Erwähnungen ſowohl ſeiner eigenen Lebensumſtände, ſeiner Eigenſchaften und Gewohnheiten, als namentlich auch ſeiner ſchriftſtelleriſchen Werke, über die ſich hier häufig erläuternde Notizen finden; ſie bilden in einigen Partien gewiſſermaßen einen Nachtrag zu den *Epistolae ad virum perillustrem*, weshalb ſie auch von Niemand, der Holbergs Leben und ſchriftſtelleriſchen Charakter näher kennen lernen will, überſehen werden dürfen.

5.

Holbergs poetiſche Werke.

Und ſo ſind wir endlich zu dem weſentlichſten Punkte in der Erſcheinung unſeres Dichters, zu ſeinen poetiſchen Leiſtungen gelangt.

Wir werden zuerſt eine kurze Ueberſicht und Eintheilung der vorzüglichſten Gruppen geben, in welche Holbergs poetiſche Werke zerfallen, ſowie die nöthige Auskunft über die Zeit ihrer erſten Erſcheinung, über die Ausgaben, Bearbeitungen und Ueberſetzungen.

Sodann, nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Natur und Weſen des Komiſchen überhaupt, ſowie über den Gang, welchen die Entwickelung der komiſchen Literatur bis auf Holberg genommen hat, werden wir verſuchen, den Punkt anzugeben, auf welchem Holberg ſelbſt in dieſe Entwickelung eingreift, und demgemäß die Stelle bezeichnen, die ihm ſowohl in der däniſchen wie in der Geſammtheit der komiſchen und der Literatur überhaupt gebührt.

Wir werden ferner die Reſultate dieſer allgemeinen Betrachtung an Holbergs poetiſchen Werken und ihrer Wirkſamkeit auf die Nation im Einzelnen nachzuweiſen ſuchen, und endlich, zum Schluß unſerer Abhandlung, werden wir in flüchtiger Skizze den Einfluß beſchreiben, den ſeine Dichtungen namentlich auf die deutſche Literatur geübt haben, und die Fäden andeuten, welche von der däniſchen Komödie hinüberleiten zu der deutſchen Bühne des achtzehnten Jahrhunderts. —

Zuvörderſt alſo zerfallen Holbergs poetiſche Schriften, mit Uebergehung der Fabeln und der lateiniſchen Verſeleien, deren wir ſoeben im vorigen Abſchnitt gedacht haben, im Ganzen in drei große und leicht zu ſondernde Gruppen.

Die erſte wird vom „Peter Paars“ gebildet, an den ſich die „Satyren“ ſowie die „Verwandlungen“ und überhaupt die kleineren Stücke, welche in der im Jahr 1746 erſchienenen Sammlung der „Kleineren poetiſchen Schriften“ (Mindre poetiſke Skrifter udi en Sammling) enthalten ſind, ſich anſchließen. Der Zeit nach ſind von dieſen und von allen Holberg'ſchen Dichtwerken die Satyren das Früheſte; ſie waren, wie wir oben, in der Lebensbeſchreibung Holbergs, bereits bemerkt haben, der erſte Verſuch, mit dem er ſich plötzlich und ohne daß er ſeit ſeinen Knabenjahren ſich mit der Poeſie befaßt hatte, in das Gebiet der Dichtung wagte. Doch ſind nicht ſie zuerſt erſchienen, ſondern der Peter Paars war es, den Holberg zuerſt veröffentlichte und der ſeinen Verfaſſer gleich im Beginn dieſer Laufbahn an das Ziel des Ruhmes und der allgemeinen Anerkennung brachte. Die erſte Ausgabe des Peter Paars iſt von 1719; er erſchien zuerſt heftweiſe, in einzelnen Büchern, mit Holzſchnitten, nach Art der üblichen fliegenden Blätter, welche er ſelbſt verdrängen ſollte. Darum lautet auch der erſte Titel: „Hans Mikkelſens“ (das iſt der ſtändige Dichtername des Verfaſſers; wo er dagegen als Scholiaſt und Vertheidiger ſeiner eigenen Werke auftritt, pflegt er ſich Juſt Juſteſen zu nennen) „nye Viiſe om Peder Paars (Neue Weiſe von Peter Paars).“ Gleich im erſten halben Jahre erſchienen drei Auflagen; eine ſpätere, vierte, liegt der Scheibe'ſchen Ueberſetzung zu Grunde. Sie erſchien ebenfalls noch bei Lebzeiten des Dichters; der Ausgaben, die nach ſeinem Tode bis auf die neueſte Zeit erſchienen, ſind ſo viele, daß wir ſie unmöglich alle aufzählen können. Die beſte und kritiſch ſorgfältigſte iſt die von A. E. Boye, dem verdienten Herausgeber und Commentator von Holbergs Komödien (1844); die neueſte, auf Koſten der Geſellſchaft zur Ausbreitung der Literatur von F. L. Liebenberg herausgegeben, erſchien im Sommer dieſes Jahrs. Auch hat man eine Prachtausgabe von 1772, mit Kupfern von dem damals berühmten Clemens. — Der deutſchen Bearbeitung von Scheibe (zuerſt 1750, dann 1764) haben wir bereits erwähnt; eine Ueberſetzung ins Schwediſche kam gleichfalls 1750 heraus und erwarb dem Dichter auch hier, in dem damals ſo eiferſüchtigen und mißgünſtigen Nachbarlande, eine Theilnahme und Verehrung, deren außergewöhnliche Innigkeit man aus einer Anekdote erkennen mag, welche von Scheibe a. a. O. p. CVI.

mitgetheilt wird. „Ein vornehmer und berühmter Gelehrter," erzählt er, „war auf ſeiner Reiſe durch Schweden gerade zu der Zeit nach Stockholm gekommen, als daſelbſt die Nachricht von dem Tode des Barons von Holberg einlief. Nun war er eben genöthigt, ſich einen Schuſter holen zu laſſen. Dieſer kam, und als er hörte, daß er einen däniſchen Gelehrten bedienen ſollte, ſo fing er voller Empfindung und beinahe mit Thränen an, auszurufen: Ach! mein Herr! Ihr großer Mann! — ach! er iſt todt! — Als nun der däniſche Gelehrte dadurch gerührt ward und den Schuſter bat, ſich deutlicher zu erklären, ſo rief dieſer wieder in kläglichen Tönen aus: Ach! Ihr großer Mann, Ihr Holberg iſt todt! — ach! er iſt todt! — Dieſes ſetzte den gelehrten Dänen in große Verwunderung und er konnte nicht begreifen, wie ein gemeiner Handwerker durch den Tod ſeines berühmten Landsmannes ſo gerührt ſein könnte? Er fragte ihn alſo, woher dieſe Empfindung käme, und woher er den verſtorbenen Baron kannte? Ich! gab der Schuſter zur Antwort, ſollte ich ihn nicht kennen? Kommen Sie zu mir, ſo werden Sie alle Schriften Ihres Holbergs bei mir finden. Sie ſind meine Leibbücher, darin leſe ich Morgens und Abends. — Wer wird," ſetzt Scheibe hinzu, „ſich hierbei nicht Peters des Huſaren erinnern, der dem Herrn Gellert wegen ſeiner ſchwediſchen Gräfin ſeinen milden Beifall zuwinkte?"

Angehängt ſind dem Peter Paars, nach Holberg'ſcher Weiſe, der gern den Scholiaſten ſeiner eignen Werke macht, mehre kleinere theils kritiſche, theils polemiſche Aufſätze, welche einzelne Stellen erläutern, böswillige Angriffe ablehnen und überhaupt den Standpunkt ſeines Gedichts bezeichnen ſollen; man findet ſie ſämmtlich in der Scheibe'ſchen Bearbeitung, ſowie in Boye's Holbergiana und ſeiner obengenannten Ausgabe des Peter Paars. (Vgl. Holberg ſelbſt in der Lebensbeſchreibung S. 158 fg. und Scheibe, in der Einleitung, p. CXVII fg.)

Unmittelbar nach dem Peter Paars (1722) ließ Holberg auch ſeine Satiren ans Licht treten: „Hans Mikkelſens fire" (in der That jedoch ſind es fünf) „Skiemte Digter." Eine zweite Auflage erſchien 1728. Auch wurden ſie in den Kleinen Schriften von 1746 wiederholt. Ins Deutſche übertragen ſind ſie, ſoviel uns bekannt geworden, nicht; doch findet man eine von ihnen, die fünfte, welche eine Kritik und Schutzrede des Peter Paars enthält, als Anhang zur Scheibe'ſchen Bearbeitung des letztgenannten Gedichtes, in beiden Ausgaben, am Schluß. Vgl. Holberg a. a. O. S. 154—158 und Scheibe p. CXXV—CXXVIII.

Die „Verwandelungen“ („Hans Mikkelſens Metamorphoſis eller Forvandling, i Danſke Vers“) wurden zuerſt im Jahre 1726 bekannt; ſie wurden ſpäterhin in den Kleinen Schriften wieder abgedruckt. Ins Schwediſche wurden ſie 1744 überſetzt, ins Deutſche zwei Jahre ſpäter: Kopenhagen und Leipzig 1746, von einem ungenannten und, wie der Augenſchein lehrt, ſehr ungewandten Ueberſetzer.

Endlich bleiben noch zwei einzelne Gedichte zu nennen, die man gleichfalls in den Kleinen Schriften findet, nämlich die „Jütländiſche Fehde“ und „Laniena Daphnica oder das daphniſche Blutbad;“ vgl. Scheibe a. a. O. p. CLXIV fg. Eine deutſche Ueberſetzung der Jütländiſchen Fehde hat ſich in die „Uebrige kleine Schriften“ von 1755 (S. 225—234) verirrt.

Die zweite Gruppe bilden die Komödien mit ihren zahlreichen **Schutz- und Erläuterungsſchriften.** Es ſind ihrer im Ganzen ſechsunddreißig. So viel wenigſtens enthält die von J. G. Lange redigirte Duodez-Ausgabe, welche, als Anfang einer „Gallerie for Danſke og fremmede Claſſikere,“ im Jahre 1833 in ſieben Bänden zu Kopenhagen in zweiter Auflage erſchienen iſt. Dagegen erwähnt Scheibe a. a. O. p. CXXVIII nur vierunddreißig Stücke; die große Rahbek'ſche Ausgabe („Ludvig Holbergs udvalgte Skrifter, udgiven ved K. L. Rahbek,“ zwanzig Bände. Kopenhagen 1804—14 fg.), die in den erſten ſechs Bänden die dramatiſchen Schriften zuſammenfaßt, enthält ihrer ſogar nur dreiunddreißig, während wiederum die A. E. Boye'ſche von 1843 „den danſke Skueplads eller Ludvig Holbergs ſamtlige Comödier i eet Bind“ fünfunddreißig Stücke zählt. Dieſe Verſchiedenheit der Angaben erklärt ſich indeſſen ganz einfach daraus, inwiefern gewiſſe kleine Prologe, ſowie das „heroiſche Schauſpiel“ Artaxerxes, das aus dem Italieniſchen des Metaſtaſio überſetzt iſt und allerdings nur auf eine ſehr unfreiwillige Weiſe zur Komödie wird, dabei als eigene Stücke mitgezählt werden oder nicht. Ja nach der Meinung des letztgenannten Herausgebers, vielleicht des genaueſten und gründlichſten Kenners der Holberg'ſchen

Muſe, den es gibt, rührt das letztgenannte Stück überhaupt gar nicht von Holberg her, ſondern iſt höchſtens auf ſeine Veranlaſſung und nach ſeiner Anweiſung von einer fremden Hand geſchrieben (vgl. den Danſke Skueplads S. 717).

Doch iſt dieſe Geſammtheit von drei- oder ſechsunddreißig Stücken keineswegs auf einmal im Druck erſchienen. Vielmehr enthält die erſte Ausgabe (von 1723 bis 1725: „Hans Mikkelſens Comödier med Juſt Juſteſens Betänkning og Forſvar for Comödier" d. i. Hans Michelſens Komödien mit Juſt Juſteſens Gutachten und Vertheidigung der Komödien; vgl. A. E. Boye's Holbergiana II, 240 fg.) in drei Bänden nur fünfzehn Stücke; es ſind dies dieſelben, die jetzt in den drei erſten Bänden der Lange'ſchen Ausgabe enthalten ſind. Die zweite Ausgabe kam 1731 heraus, nun bereits in fünf Bänden und um zehn Stücke vermehrt. Acht weitere neue Stücke wurden bei der in den Jahren 1753 und 1754 erſchienenen dritten Ausgabe als Band 6. und 7. nachgeliefert; der letztere Band, der denn auch den verdächtigen „Artaxerxes" enthält, wurde erſt nach Holbergs Tode gedruckt. Außerdem erſchien noch ein Stück einzeln, nämlich das „Leichenbegängniß der däniſchen Komödie" („den Danſke Comedies Ligbegjängelſe," Lange'ſche Ausgabe VI, 331; ſ. auch Rahbek VI, 527), welches zwar ſchon 1727 verfaßt und aufgeführt worden war, aber erſt 1746, nach dem Tode des pietiſtiſchen Chriſtian des Sechsten, wagte der Verfaſſer es ans Licht zu ſtellen.

Mit Ausnahme dieſes letzteren Stücks nun und des Neujahrsprologs von 1723 (Lange'ſche Ausgabe II, 1; vgl. Boye's Skueplads, S. 95 und 694) ſind ſämmtliche Komödien mehrfach ins Deutſche übertragen worden. Am vollſtändigſten, in allmähliger Aufeinanderfolge (ſeit 1746), iſt dies von einem damals in Kopenhagen anſäſſigen Augsburger, J. G. Laub (daher auf dem Titelblatte die Chiffre J. G. L. v. A.; vgl. Scheibe a. a. O. CXXIX), geſchehen. Eine ſpätere, gleichfalls ziemlich vollſtändige Ueberſetzung, welche die Laub'ſche bei weitem übertrifft und überhaupt die beſte iſt, die wir bis jetzt haben, wurde von 1759 bis 1778 zu Kopenhagen und Leipzig in fünf Bänden ausgegeben. Einzelne Stücke wurden von dem ſchon als Ueberſetzer der hiſtoriſchen Werke genannten Profeſſor Detharding in Altona übertragen. Namentlich wurden drei davon (nämlich im erſten Band der politiſche Kanngießer, im zweiten der Jean de France, in der Ueberſetzung gewöhnlich der Deutſchfranzoſe genannt, und endlich im dritten der Jacob von Tyboe, oder, wie er hier heißt, der Bramarbas) in die bekannte „Deutſche Schaubühne“ von Gottſched (ſeit 1741) aufgenommen: ein Umſtand, den wir nicht gering achten dürfen, da dadurch, ſowie durch die lebhaften Lobſprüche, mit denen Gottſched dieſe Stücke begleitete, mit der erſte Grund zu der allgemeinen Anerkennung gelegt ward, deren Holberg ſich damals auch in Deutſchland und auch bei den Gelehrten zu erfreuen hatte. Einzeln erſchien ferner „die Wochenſtube“ 1742 zu Hamburg; auch wird eine gleichfalls zu Hamburg erſchienene Uebertragung des politiſchen Kanngießers ins Plattdeutſche ſehr gerühmt. Der Oehlenſchläger'ſchen Ueberſetzung, die jedoch keineswegs vollſtändig iſt (er hat im Ganzen nur fünfundzwanzig Stücke geliefert), haben wir bereits im erſten Abſchnitt gedacht. — Außerdem findet man auch Uebertragungen der meiſten Holberg'ſchen Stücke ins Schwediſche, Holländiſche &c. angeführt. Eine franzöſiſche Ueberſetzung wurde von G. Fursmann (Théâtre Danois, Tom I. Kopenhagen 1741) verſucht und von Holberg ſelbſt mit einer Vorrede begleitet, welche auch in die Lange'ſche Ausgabe der Komödien (VI, 343 fg.) aufgenommen worden iſt. Doch blieb dieſe Arbeit gleich beim erſten Bande ſtecken. Wohin die Ueberſetzungen gekommen ſind, welche Holberg, wie oben erzählt worden, angeblich ſelbſt verfertigt hatte, um ſie in Paris auf die Bühne zu bringen, wiſſen wir nicht zu ſagen.

Endlich drittens die „unterirdiſche Reiſe des Niels Klim“ („Nicolai Klimii Iter subterraneum, novam telluris theoriam et historiam quintae monarchiae adhuc nobis incognitae exhibens“). Von allen Holberg'ſchen Schriften iſt dies diejenige, die bei weitem am häufigſten geleſen, aufgelegt und übertragen worden iſt. Zuerſt erſchien ſie 1741; ſeitdem iſt ſie unzähligemale wiederholt worden, ja noch vor ganz Kurzem wurde bei uns in Deutſchland eine Stereotypausgabe davon als Schulbuch ausgeboten. Ueberſetzt wurde ſie ins Deutſche zuerſt 1743, zuletzt, ſoviel uns bekannt, 1828, in der Reihenfolge der Brockhaus'ſchen „Bibliothek klaſſiſcher Romane und Novellen des Auslands,“ Bd. 15. Aber es gibt auch ſchwediſche, holländiſche, franzöſiſche, engliſche, ſogar eine ungariſche (1783) Uebertragung. Ins Däniſche ſelbſt wurde ſie zuerſt 1745, ſpäterhin in einer Prachtausgabe (1789) von dem bekannten Jens Baggeſen zurücküberſetzt.

So viel hievon, wenn nicht vielmehr ſo wenig: denn Niemand kann beſſer die Mängel und Lücken dieſer bibliographiſchen Ueberſicht empfinden, als der Verfaſſer ſelbſt. Für das Bedürfniß der meiſten Leſer indeſſen wird ſie hoffentlich genügen, und wenden wir uns nunmehr der innern Betrachtung der Holberg'ſchen Dichtungen zu. Es ſcheint zweckmäßig, derſelben einige allgemeine Bemerkungen über Weſen und Entwickelung des Komiſchen überhaupt voranzuſchicken. Dieſelben wurden vom Verfaſſer zuerſt in ſeiner Abhandlung über Holberg im Literarhiſtoriſchen Taſchenbuch für 1844 veröffentlicht und ſeitdem, erweitert und umgearbeitet, in den „Kleinen Schriften. Zur Politik und Literatur“ Bd. I. wiederholt; für den gegenwärtigen Zweck dürfte die urſprüngliche knappere Faſſung noch immer genügen. —

Die Komik iſt die vollendete Verklärung der Welt, wie ſie iſt. Zwar Verklärung und Verſöhnung iſt überhaupt die Aufgabe und göttliche Vollmacht aller Kunſt. Aber die Tragödie löst die Widerſprüche, indem ſie dieſelben an einander zerſchmettert, und aus dieſem Chaos des Unterganges, jenſeits der Brücke des Todes, hinüberdeutet auf die ewige Morgenröthe des Geiſtes und der Freiheit. Die Komik dagegen, in heiterer Duldſamkeit, geſteht auch den Widerſprüchen und Unvollkommenheiten des Lebens ihre Geltung zu. Denn ſo unerſchütterlich, ſo felſenfeſt iſt ſie durchdrungen von der Wahrheit des Geiſtes und ſeiner unveräußerlichen Sieghaftigkeit, daß ſelbſt die Irrthümer und Verkehrtheiten, die Mängel und Schwächen des Irdiſchen ihr keine Beſorgniß oder Unwillen mehr erregen können. Im Gegentheil, durch dieſe Irrthümer hindurch erkennt ſie das Ewige und Unvergängliche, und geſteht daher den Endlichkeiten des Daſeins gern ihr neckiſches Treiben zu, indem ſie ſelbſt es zum ſchönen, kunſtgerechten Spiel verklärt. Wenn daher die Tragödie die Gegenſätze zum gewaltſamen Conflicte bringt, ſo löst dagegen die Komik ſie friedlich an ſich ſelber auf: und das Gelächter, das herzerquickende, dieſe Siegesfanfare gleichſam, mit welcher die wiedergewonnene Vernünftigkeit gefeiert wird, iſt die einzige Rache, die ſie an dem Unvernünftigen und Unwahren nimmt.

So, wenn es erlaubt wäre, von dieſen Dingen in Gleichniſſen zu reden, möchten wir das Verhältniß der Komik zum Abſoluten mit dem vielverbrauchten Bilde der Sonne vergleichen, vor welche ſich Nebelſchichten gelagert haben: aber ſie vermögen die göttliche Gewalt des Lichts nicht zu hemmen, vielmehr müſſen ſie ihm ſelbſt als eine Widerlage, ein Spiegel dienen, auf den die Sonne in gaukelndem Reflex die zierlichen Wunder der Fata Morgana hinzaubert. In genauerem Ausdruck aber bezeichnen wir die Komik als die vollendete Selbſtgewißheit des Geiſtes, der ſich zur abſoluten Heiterkeit abgeklärt und geſammelt hat.

Es wird am Orte ſein, gleich hier auf zwei Abwege aufmerkſam zu machen, auf welche die Komik, in ihrer praktiſchen Erſcheinung als komiſche Literatur und Kunſt, ſich gemeiniglich verirrt. Wir haben ſoeben geſagt, daß die komiſche Weltanſchauung, vermöge ihrer vollen, ſichern Sättigung und Erfüllung mit dem Ewigen, die ſchlechte Wirklichkeit, das Unwahre und Endliche, ſich an ſich ſelbſt in ein heiteres Spiel auflöſen läßt. Den Einen nun ſchien dieſe Auflöſung der Welt zu weit zu gehen, den Andern ſchien eben dieſelbe nicht weit genug gehen zu können.

Und wiederum bei den Erſteren laſſen ſich zwei Richtungen unterſcheiden. Den Einen, den dogmatiſchen Poeten, mochte bei dem eigenen Spiel ihrer poetiſchen Laune unheimlich zu Muthe werden; es beſchlich ſie, ſcheint es, die Sorge, ob nicht die Wirklichkeit, welche aufzulöſen und zu verklären eben ſie ſelber im Begriffe waren, vielleicht auch ihre Rechte haben dürfte. Dieſe Rechte glaubten ſie zu bewahren und anzuerkennen, indem ſie, lehrend und züchtigend, die Poeſie des Komiſchen für die Proſa der Endlichkeit benutzten. Das gab denn jene Satyriker, die ihre Zeitgenoſſen mit directer Lehre unterrichten, beſtrafen, verwarnen wollen, und die viel mehr Prediger ſind als Dichter; es gab jene Komödienſchreiber, deren ganze Stücke gleichſam nur dramatiſirte Chrien ſind zur Erläuterung ich weiß nicht welcher erbaulichen moraliſchen Wahrheit; es gab überhaupt jenes ganze Geſchlecht von Poetaſtern, die den Feenwagen des Humors zugleich als Paketpoſt für Moral und gute Sitte benutzen und den Gott des Lachens und der Luſt zur Schulmeiſterei anhalten wollen.

Nicht zwar, wie dieſe, im Philiſterhaften und Unwahren befangen, aber ebenſo wenig von der rechten ſiegsgewiſſen Freudigkeit des Humors vollſtändig erfüllt, ſtellen ſich die Andern dar, welche zwar nicht für die Wirklichkeit fürchten, wohl aber (ſo ſcheint es) für die Wahrheit aller höhern und göttlichen Empfindung ſelbſt. Das ſind die Leute, von denen die Anſicht herſtammt, als ſei die Komik doch nur eine niedrigere Potenz als das Tragiſche und das Weinen bei weitem anſtändiger, vornehmer und poetiſcher als das Lachen. Dieſe daher ſuchen dem Komiſchen durch einen tüchtigen Zuſatz von Sentimentalität die nöthige Verfeinerung zu geben. Es ſind das die Stammväter jener larmoyanten Komödien, jener ſentimentalen komiſchen Romane, bei denen man vor Lachen nicht zum Weinen und vor Weinen nicht zum Lachen kommt: ſo daß der Effect des Ganzen nur ein unbehagliches Gähnen wird. Ja ſo paradox dies auch klingen mag und ſo ſehr wir dabei auf den erzürnten Widerſpruch unſerer meiſten Leſer gefaßt ſein müſſen, ſo glauben wir doch, daß von dieſem oder einem ähnlichen, von hier aus zu erklärenden Irrthum ſelbſt Jean Paul nicht völlig frei geweſen iſt, ſo wenig er auch übrigens unter die ſoeben charakteriſirte Gattung gehört, und ſo ſehr wir überhaupt in ihm den größten komiſchen Genius unſerer Nation (wenn auch nur in fragmentariſchen Offenbarungen) zu verehren haben. Wenigſtens wüßten wir uns die geſchmackloſe und falſche Sentimentalität, welche Jean Paul ſeiner komiſchen Muſe zur größten Beeinträchtigung derſelben aufgeladen hat, kaum anders zu erklären. —

Dieſen Beiden gegenüber ſteht nun diejenige Richtung, welche wir nach dem Vorgange Hegels (in der Einleitung zur „Aeſthetik," wo man auch die ausführliche Begründung und Charakteriſtik dieſer Richtung nachſchlagen mag: I, S. 84—90) als die falſche Ironie bezeichnen. Dieſe, indem ſie innerlich nichts als das eigene, empiriſche Ich anerkennt und lediglich deſſen Befriedigung im Auge hat, vergreift, in dem übermüthigen Drange, mit welchem ſie die ganze Welt in einen Taumel der Auflöſung und Verflüchtigung hineinzutreiben ſucht, ſich auch an dem wirklich Werth- und Inhaltvollen, an den ewigen ſittlichen Ideen, ja an der eigenen Schöpfung der Kunſt.

Von hier datirt jene vielgerühmte, hochgefeierte Selbſtironiſirung der Romantiker, die aber nicht einmal ihre eigene Erfindung iſt.

Das Manöver namentlich, mitten im Kunſtwerk das Kunſtwerk ſelbſt aufzuheben, entweder dadurch, daß man uns mit Schadenfreude ausdrücklich daran erinnert, es ſei ja Alles nur Illuſion und zwei Schritte hinter dem entzückten Zuſchauer treibe eine ganz andere Welt ihr Spiel — oder dadurch gar, daß man dieſe andere empiriſche Welt in ihrer ganzen brutalen Nacktheit gefliſſentlich in das heitere Spiel der Dichtung hineinlangen läßt, ſo plump und unvermittelt, wie die Fauſt des Puppenſpielers zwiſchen die widerſpänſtigen Marionetten fährt — dieſe und ähnliche Manöver, ſagen wir, ſind ſo alt wie die Komik überhaupt. Schon bei Ariſtophanes finden wir einzelne Spuren davon; ja in weiterem Sinne möchte die ganze Parabaſe, als das ausdrückliche Aufheben der poetiſchen Illuſion, als ein ſolcher kranker Flecken oder richtiger geſagt als eine nicht zur Reiſe gediehene Entwickelung im Organismus der antiken Komödie zu betrachten ſein. Doch wollen wir dies keineswegs als Behauptung aufſtellen, vielmehr ſoll es nur als Fingerzeig für das weitere Nachdenken des Leſers dienen, indem allerdings bei der antiken Komödie ganz eigene, mit dem Geſammtzuſtand der alten Welt in Verbindung ſtehende und nur aus ihm zu erklärende Rückſichten hinzutreten, welche die Parabaſe zu einem nothwendigen Beſtandtheile der alten Komödie machten. Sogar von der antiken Tragödie darf man behaupten, daß ſie niemals ganz aus dem Rahmen des bloßen ſchönen Spiels herausgetreten, niemals jene Vollſtändigkeit der Illuſion angeſtrebt hat, wie es in dem modernen Drama geſchieht: wie ſich das in dem Gebrauch der Masken, der erhöheten Fußbekleidung, ja ſelbſt in der Erſcheinung des Chores kundgibt.

Wir finden daſſelbe gefliſſentliche Heraustreten aus der Illuſion ferner bei Plautus und weiterhin in der ganzen italieniſchen Volkskomödie; ſogar Shakeſpeare hat es nicht verſchmäht, auch wol einmal durch dieſes Mittel zu wirken. Ueber die Berechtigung deſſelben und wieweit ſie ſich erſtreckt, werden wir uns ſpäterhin äußern; hier kam es uns nur darauf an, dem Leſer die Sache ſelbſt in Erinnerung zu bringen und kehren wir danach zu unſerm urſprünglichen Thema zurück. —

Wir haben die Komik als die vollendete Selbſtgewißheit des Geiſtes, ihren mütterlichen Boden als die abſolute Heiterkeit des

Humors, ihre Thätigkeit als die friedliche Auflöſung und Verklärung der widerſpruchsvollen Welt bezeichnet. Es folgt daraus von ſelbſt, daß die Komik nicht, wie man zu ſagen pflegt, nur ſo am Wege liegt: vielmehr haben wir jene göttliche Heiterkeit, deren Tochter ſie iſt, als die letzte, reifſte Frucht der ganzen Bildung, die äußerſte und höchſte Entwickelung des menſchlichen Geiſtes zu erkennen. Und dies ſowohl bei einzelnen Individuen, als bei ganzen Völkern, weshalb denn auch immer die Komik die letzte und ſpäteſte Blüte eines Volks iſt. Ja es gibt Völker und Literaturen, welche hingeſtorben ſind, bevor ihnen die köſtliche Frucht der Komik überhaupt gelächelt oder wenigſtens, bevor dieſelbe ihre volle Reife, ihre ganze prächtige Fülle gewonnen hatte.

Ueberhaupt iſt Letzteres, ſtreng genommen, in der ganzen Geſchichte der Poeſie bisher nur Einmal, nur in dem Lande, wo der Tempel des Dionyſos aufgerichtet ſtand, nur in Griechenland, und auch hier nur in der attiſchen alten Komödie der Fall geweſen. Selbſt Cervantes, Shakeſpeare und Rabelais, die eine ähnliche Stellung auf der Grenzmark der mittelalterlichen und modernen Zeit einnehmen, wie Ariſtophanes die Vollendung und mit ihr den Untergang der alten Welt bezeichnet, können, ſchon als vereinzelte Erſcheinungen, den Vergleich mit jener Zeit nicht aushalten, da die alte Komödie, trotz aller ihrer Unbändigkeit, in Athen doch legitim war, da der Chor der Ritter, der Weſpen die Bühne beſchritt und die entzückten Richter dem Verfaſſer der Fröſche den Olivenzweig darboten. Dies war die Komödie im höchſten, einzig wahren Sinne. Nichts da von häuslicher Miſere, von unglücklichen Liebespaaren, geprellten Oheimen, unverhofften Erbſchaften! Ein Spiegelbild war es des großartigſten, öffentlichen Staatslebens, eine Kritik des geſammten volksthümlichen Daſeins in Politik, Religion, Literatur, immer friſch, immer witzig, immer erfindungsreich, ſtets ohne Schonung und doch niemals ohne Poeſie!

Aber ſelbſt in Athen, ſelbſt unter griechiſchem Himmel konnte die köſtliche Blüte ſich nicht lange friſch erhalten. Gleich als hätte ſie in ihrem erſten Auftreten die ganze Fülle ihrer Anmuth und Majeſtät verſchwendet, ſo zog, nach einer kurzen glänzenden Epoche, die Komödie ſich aus jener großartigen öffentlichen Sphäre in die niedern Kreiſe des Privatlebens, die dürftigen Intriguen der

Familienwelt zurück: und dieſelben Bretter, auf denen vor Kurzem noch, zu unausſprechlichem Ergötzen des geſammten attiſchen Volkes, der Wurſthändler Kleon agirt hatte, mußten bald darauf die verſchmitzten Sklaven, die gefoppten Alten, die gewinnſüchtigen Hetären der mittleren und neueren Komödie tragen.

In dieſer Geſtalt wurde die griechiſche Komödie nach Italien und Rom verpflanzt. Zwar hatte es hier auch an einem urſprünglichen Gewächs, einer nationalen, altitaliſchen Komödie keineswegs gefehlt. Die oskiſchen Spiele, die Atellanen und Fescenninen, wenn ſie auch mit den Anfängen der griechiſchen Bühne vermuthlich in einem natürlichen innern Zuſammenhange ſtehen, und ſo ſehr die griechiſche Cultur des benachbarten Siciliens auch auf die älteſte italiſche Kunſt mag eingewirkt haben, ſind doch unzweifelhaft als ein urſprüngliches Eigenthum der italiſchen Völkerſchaften zu betrachten. Auch iſt es eben ſo unzweifelhaft, daß dieſe altitaliſche Komödie bereits auf einer nicht unanſehnlichen Stufe künſtleriſcher Bildung ſich befand, da ſie bereits im Stande geweſen war, ſo beſtimmte Masken, wie die ſtehenden Figuren des Maccus, Bucco, Pappus und Doſſennus auszuprägen, von denen wir ſogleich noch einmal ſprechen werden. Freilich war die Sphäre, in welcher dieſe Figuren ſich bewegten, unendlich einfacher und geringfügiger als die Sphäre der attiſchen alten Komödie, da ſie dem Anſcheine nach lediglich auf ländliche und häusliche Zuſtände ſich beſchränkten. Doch hatte, mit der Erweiterung und der politiſchen Conſolidirung des italiſchen Land- und Städtelebens, vielleicht auch dieſe älteſte und einheimiſche Komödie eine weitere Ausdehnung gewonnen.

Allein wie es das Schickſal der altitaliſchen Nationalitäten überhaupt war, in der Einen römiſchen unterzugehen, und wie wiederum die römiſche poetiſche Literatur durch die unzeitige Bekanntſchaft und Nachahmung der griechiſchen Muſter auf ewige Zeiten abgelenkt wurde von der Bahn einer eigenen und ſelbſtſtändigen Entwickelung: ſo iſt eben daſſelbe auch der alten Komödie widerfahren. Die Schüler der Griechen, ein Plautus und Terenz, trugen den Lorbeer des Beifalls und der literariſchen Berühmtheit davon, während die eigentliche Volkskomödie in Verfall und Vergeſſenheit gerieth, ſo daß ſie es niemals zu einer dauerhaften literariſchen Geſtalt hat bringen können. Denn in wie weit wir in den Mimen, welche ſpäterhin, zu Sullas und Cäſars Zeiten, an die Stelle der bis dahin üblichen Komödie traten, eine in ſpeciellem Sinne romaniſirte Wiederauflebung der alten Atellanen möchten zu erkennen haben, darüber läßt ſich bei der Dürftigkeit der Quellen nicht wohl entſcheiden. Doch vergleiche man die vortreffliche Schrift von Eduard Munk: de fabulis Atellanis, Lips. 1840, wo dieſe und verwandte Gegenſtände mit großer Gründlichkeit erörtert werden.

Ein unermeßlicher Umſchlag, wie überhaupt in allen Verhältniſſen der alten Welt, ſo auch namentlich für die Entwickelung des Komiſchen, trat demnächſt mit dem Chriſtenthum ein. Wir haben oben darauf hingedeutet, welche Duldſamkeit, ja welche Liebe gegen die Verkehrtheiten der Endlichkeit der komiſchen Weltanſchauung zu Grunde liegt. Dagegen nun trat der Rigorismus des Chriſtenthums auf, das in ſeiner früheſten Erſcheinung ſich entſchieden feindlich gegen die Welt, die ſündvolle, in Thorheit und Herzenshärtigkeit verſunkene, verhielt und, hinüberdeutend in das Jenſeit der himmliſchen Heimath, die Erde und das unmittelbare menſchliche Daſein ſogar haſſen und verachten lehrte. Es iſt begreiflich, daß hiemit die bisherige Entwickelung des Komiſchen zu einem jähen Ende gekommen war. Ueber die Thorheiten der Erde zu lachen, war heidniſch; der Chriſt durfte ſie nur beweinen oder zur Ehre Gottes verfolgen, und wenn es auch Blut und Leben koſtete. Es war daher ganz conſequent, wenn die älteſte chriſtliche Kunſt alle Komik von ſich ablehnte und wenn auch die Jünger der komiſchen Muſe, die Schauſpieler und Gaukler, als Diener des Teufels, von der weltlichen ſowohl als der kirchlichen Gewalt perſönlich mit Acht und Bann belegt wurden.

Aber der Menſch iſt der Herr der Erde und die Welt, der Boden, auf dem er ſteht, iſt ſein wahres Erbtheil; nicht auf ſie zu verzichten, ſondern den Himmel herabzuholen in die Welt und das Reich Gottes, das jenſeitige, zu verwirklichen auf Erden, iſt ſeine große und glückliche Aufgabe. Darum lag in jener urchriſtlichen gefliſſentlichen Verſchmähung der Welt etwas Unwahres und Unnatürliches, das ſich an ſich ſelbſt beſtrafen mußte. Es iſt bekannt, in welchem hohen Grade dies im Verlauf der Geſchichte geſchehen iſt: dergeſtalt daß die Kirche, welche die Erde unterjochen wollte, umgekehrt in ihrem innerſten Mark von der Erde überwunden und verweltlicht wurde. Etwas Aehnliches zeigt ſich im Kleinen auch in dem Wiedererwachen der komiſchen Kunſt innerhalb des chriſtlichen und ſogar des kirchlichen Gebiets. Die Kirche war nicht im Stande geweſen, den Menſchen vom Lachen zu entwöhnen. Den Feind erkennend, der ihrer ascetiſchen Beſchränktheit in der humoriſtiſchen Weltanſchauung erwachſen mußte, beſchloß ſie, die Komik, die ſie nicht mehr unterdrücken konnte, ſelbſt zu adoptiren, und ſo ſehen wir in den poſſenhaften Zugaben, mit welchen die Kirche fortan ihre religiöſen Feſte und Schauſtellungen ausſtattet, in den Teufeln, Tölpeln und andern Spaßmachern der Myſterien und geiſtlichen Spiele die komiſche Kunſt zuerſt wieder aufleben. Zwar waren dieſe Anfänge ſehr abſtrakter Natur, meiſt nur formal und ohne lebendigen Inhalt. Aber wie die Kirche die Komik nicht lange hatte unterdrücken können, ſo konnte ſie noch weniger ſie auf die Dauer beherrſchen: die Komik emancipirte ſich von der Kirche und dieſe ſelbſt mit ihren Dienern wurde der erſte und vorzüglichſte Gegenſtand, an welchem die junge weltliche Komödie ſich aufrichtete.

Unter dieſen Umſtänden und da die Komik nun bereits einen eigenen feſten Boden gewonnen hatte, kam auch dasjenige, was von den Ueberreſten der alten italiſchen Komödie noch im Volke vorhanden war und was ſich bis dahin nur vor der kirchlichen Alleinherrſchaft hatte verbergen müſſen, plötzlich wieder zum Vorſchein. Dies iſt der Urſprung der ſogenannten Commedia dell'arte, welche in Italien gegen Ausgang des Mittelalters wieder zum Vorſchein kam, und ſeitdem, allen Anfeindungen zum Trotz, die ſie von Seiten der gelehrten, der Commedia erudita erfahren hat, bis auf dieſe Stunde in ununterbrochener Thätigkeit geblieben iſt. In ihr hatte die älteſte italiſche Volkskomödie, nach Jahrhunderte langer Unterdrückung, ſich ſiegreich rehabilirt. Selbſt die alten Masken waren nicht verloren gegangen: der Pappus hieß nun Pantalone, der Maccus agirte als Arlechino, der Bucco lebte als Brighella wieder auf und der Doſſennus war zum ſtreitſüchtigen, haarſpaltenden Dottore geworden. Vergl. das ſchon angeführte Buch von Munk S. 28 ff., beſonders auch S. 37, 38, wo u. A. eine hieher gehörige ſehr inſtructive Stelle aus Wilhelm Müllers „Rom, Römer, Römerinnen“ (Bd. II, S. 125) abgedruckt iſt. S. auch Flögel, Geſch. der kom. Literatur Bd. IV, Kap. 6.

Allein ſo ergötzlich auch die Praxis dieſer Komödie war und einen ſo bedeutenden Kern friſcheſten Lebens ſie auch in ſich ſchloß, ſo fehlte doch Viel, daß ſie ſofort eine künſtleriſche Ausbildung, eine literariſche Geſtaltung gewonnen hätte. Vielmehr wie es ihr ſchon einmal, in ihrer altitaliſchen Zeit ergangen war, ſo trat ihr auch jetzt die gelehrte Komödie, die Komödie des Plautus und Terenz, welche inzwiſchen mit den übrigen Reſten des Alterthums wieder aufgelebt war, feindſelig entgegen. Die Commedia dell' arte hatte nichts als ihre poſſenhaften Masken, ihre derben Schwänke, ihr plebejiſches, zujauchzendes Publikum. Die alte Komödie dagegen verband die Ehre des Alters mit dem Reiz der Neuheit; ſie wurde von Gelehrten gedollmetſcht, in Schulen erklärt, durch den Zauber der Buchdruckerkunſt vervielfältigt, endlich an den Höfen der Könige in prächtigen Aufführungen dargeſtellt. Sehr natürlich daher, daß der nachahmende Fleiß der Dichter und Künſtler ſich ihr zuwandte, während die Volkskomödie eben nur dem Volk überlaſſen und ohne künſtleriſche Pflege blieb.

Nichtsdeſtoweniger gewann ihr Publikum an Ausdehnung, ſo daß ſie bald ſogar die heimathlichen Grenzen überſchritt, fremde Sprachen erlernte und in fremden Ländern ſich anſiedelte. In dieſer Hinſicht iſt es epochemachend, daß Heinrich III. von Frankreich im Jahre 1577 italieniſche Komödianten (li gelosi: ſ. das Nähere bei Flögel a. a. O. Kap. 10; in Kürze auch bei Bouterwek VI, S. 180 ff.) aus Venedig kommen ließ. Dieſe Schauſpieler nämlich oder richtiger die Truppen, die ihnen nun über ein Jahrhundert hindurch nach Frankreich nachfolgten, acclimatiſirten ſich allmählig dergeſtalt, daß ſie auch die franzöſiſche Sprache annahmen und in Verbindung mit franzöſiſchen Schauſpielern endlich, gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, das Théâtre italien gründeten. Von der Thätigkeit dieſes Inſtituts liegen uns die Zeugniſſe in der gleichnamigen Sammlung des Gherardi vor: ſiehe „Le théâtre Italien de Gherardi ou le recueil général de toutes les Comédies et Scènes Françoises jouées par les Comédiens Italiens du Roy, pendant tout le temps qu'ils ont été au service.“ Es ſind im Ganzen ſechs Bände; die älteſte Ausgabe, welche dem Verfaſſer dieſes Werkes vor Augen gekommen, datirt von 1700. — Dies iſt die wahre Quelle, aus welcher, bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus, die meiſten franzöſiſchen, deutſchen und ſogar ſpaniſchen Komödianten und Komödiendichter geſchöpft haben; noch Chriſtian Felix Weiße, der bekannte Kinderfreund, erzählt in ſeiner Selbſtbiographie (Leipzig 1806 S. 8), daß eine gewiſſe Müller'ſche Truppe, die noch vor der Neuber in Leipzig ſpielte, die Entwürfe des Gherardi aus dem Théâtre italien zur Aufführung gebracht hat.

Zugleich aber bezeichnet dieſe Gherardiſche Bühne auch den Punkt, wo nun auch Holberg in die Entwickelung des Komiſchen eingreift: denn auch für dieſen iſt das Théâtre italien die Hauptfundgrube ſeiner komiſchen Pläne, Situationen und Gruppirungen geweſen und wenden wir uns daher nunmehr wieder zu Holberg ſelbſt zurück.

Wir knüpfen dabei am geeignetſten an der Geſchichte des däniſchen Theaters an.[1] — Bis gegen die zwanziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts war eine nationale Bühne in Dänemark nicht vorhanden geweſen. Jene geiſtlichen Stücke, wie ſie einſt der Schulmeiſter Mikkelſen ſchrieb und auf die Holberg, in einer früher mitgetheilten Stelle, noch gelegentlich anſpielt, waren längſt ausgeſtorben. Der Hof aber, welchen Friedrich IV. (1699—1730), der Nebenbuhler Auguſts des Starken in Verſchwendung, Pracht und Liederlichkeit, zu einem der glänzendſten von Europa zu machen ſuchte, fand ſein Ergötzen an Carouſſells, an Jagden und Maskenbällen, an militäriſchen Exercitien und Schauſtellungen, dieſem Hauptzeitvertreib und Lieblingsgenuß der Fürſten, dem auch der kriegeriſche Friedrich IV. mit beſonderer Vorliebe ergeben war. Gelüſtete ihn ja einmal nach einer dramatiſchen Aufführung, ſo ſtand ein franzöſiſches Theater, das zugleich das Monopol aller theatraliſchen Vorſtellungen in der ganzen Hauptſtadt hatte, ingleichen eine italieniſche Sängerbande zur Verfügung. Beide hatten bereits unter

---

[1] Erſt indem dieſe Bogen in den Druck gehen, erfahren wir zufällig von der Exiſtenz eines neueren däniſchen Werkes, welches die Anfänge der däniſchen Bühne, wie es ſcheint, mit großer Ausführlichkeit behandelt: Overſkou, „den Danſke Skueplads, en Hiſtorie af danſke Skueſpil indtil vor Tid;“ ein zweiter Theil iſt im Sommer 1856 erſchienen. Leider war es uns nicht vergönnt, dies Werk zu benutzen; die oben berührten Gegenſtände werden darin ohne Zweifel ihre vollſtändigſte Erledigung gefunden haben.

Friedrich IV. Vorgänger, Chriſtian V. (ſeit 1670) beſtanden. Doch hatte die franzöſiſche Truppe unter ihm nicht mehr als im Ganzen zweitauſend Thaler bekommen, wonach man auf den Werth ihrer Leiſtungen ſchließen kann: vergl. R. D. Riegels Verſuch einer Geſch. Chriſtians V., Kopenhagen 1795 S. 626. Der prachtliebende Nachfolger Chriſtians V. hatte dieſe Mittel bedeutend vermehrt und namentlich hatte ſich die italieniſche Oper unter ihm zu einem außerordentlichen Glanz erhoben. Von nationalen Elementen war dabei natürlich nichts zu ſpüren; es waren fremde Sänger und Schauſpieler und auch die Texte der aufgeführten Feſtſpiele und Arien waren theils in italieniſcher und franzöſiſcher, theils auch in deutſcher Sprache abgefaßt. Dies Letztere war namentlich bei einer der früheſten dramatiſchen Feſtlichkeiten der Fall, von welcher die Geſchichte des däniſchen Hofes überhaupt weiß. Zur Zeit Friedrichs III. nämlich (1648—1670), deſſelben, durch den das berühmte däniſche Königsgeſetz gegründet und das unumſchränkte Königthum in Dänemark eingeführt ward (1660), im Sept. 1663, wurde die Verlobung der Prinzeſſin Anna Sophie mit einer deutſchen „Wirthſchaft“ oder „Masquarade,“ betitelt „die Waldluſt,“ gefeiert und auch die bei derſelben Gelegenheit aufgeführte Feſtoper „der lobwürdige Cadmus“ war „in Deutſch durch Ad. Fr. Werner; darauf in welſchen Reimen von Hirolami Pignani; in die Muſik aber geſetzet, und mittelſt ſechs muſikaliſchen Aufzügen repräſentiret durch Sr. K. Majeſtät Kapellmeiſter Caſp. Forſter.“ Vergl. Molbech a. a. O. S. 22, der dabei Nyerups Efterretninger om König Frederik III. benutzt hat.

Doch war dies Alles, wie man ſieht, nur für den Hof. Das Volk, wenn es der ewigen Himmelsleitern und Paradiesgärtlein einmal überdrüſſig war, ſah ſich mit ſeinen theatraliſchen Bedürfniſſen theils an Puppentheater verwieſen, theils an herumziehende deutſche Banden, von welchen letzteren, bei dem unzweifelhaften Uebergewicht, das die deutſche Bildung damals in Dänemark und beſonders in Kopenhagen behauptete, die däniſche Hauptſtadt bereits ziemlich regelmäßig heimgeſucht ward. Von der Spiegelbergiſchen Truppe, einer der bekannteſten Banden der damaligen Zeit, die ſich zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von der berühmten Veltheim'ſchen Truppe abgezweigt hatte (vgl. des Verfaſſers Vorleſungen

B. . . 347

über die Geſchichte des deutſchen Theaters S. 186 und 220, ſowie Eduard Devrients Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt Bd. I. S. 331 und 344) wird berichtet, daß ſie ſchon im Jahre 1710 mitten im tiefſten Winter bis Gothland vordrang. Durch Eis und Schnee ſetzte ſie über den gefrorenen Belt, wobei die Theaterdamen von der Kälte ſehr arg mitgenommen wurden; eine von ihnen, eine Jungfer Denner (ein Name, der gleichfalls unter den Prinzipalſchaften jener Zeit vorkommt) erfror dabei die Füße dergeſtalt, daß ihr die Zehen abgenommen werden mußten und ſie erſt im Auguſt des folgenden Jahres auf der Braunſchweiger Meſſe wieder ſpielen konnte und auch da nur im Sitzen (ſ. Chronologie des deutſchen Theaters S. 40). — Am bekannteſten jedoch unter dieſen nach Dänemark wandernden deutſchen Truppen iſt ein gewiſſer Herr von Quoten geworden und zwar durch die Polemik, welche Holberg gegen ihn eröffnete und von der wir ſogleich einiges Nähere ſagen werden. Auch die Gattung von Stücken, welche dieſe Truppen aufführten, lernen wir aus Holberg kennen; es waren jene großen Haupt- und Staatsactionen, jene abenteuerlichen Tyrannenſpiele, vermiſcht mit Hanswurſtſpäßen und Zoten, die damals in Deutſchland ſelbſt im Schwange gingen und über die der Verfaſſer des vorliegenden Werks in den ebengenannten Vorleſungen ꝛc. S. 176 und 193 bis 212 einiges Genauere feſtzuſtellen verſucht hat. Damit wechſelte denn auch wol eine Zauberkomödie, ein Doktor Fauſt und Aehnliches ab; ja hie und da ließ ſogar eine Bearbeitung Shakeſpeare'ſcher Stoffe, namentlich der Titus Andronikus, ſich blicken; vgl. die von Rahbek in ſeiner Auswahl der Holberg'ſchen Schriften Bd. VI. S. 532 und 533 citirte Stelle aus Riegels Geſchichte Friedrichs des Vierten. — Daß dieſe Stücke und ihre Darſtellung außerordentlich roh, zum Theil läppiſch und widerwärtig waren, verſteht ſich, bei der damaligen Beſchaffenheit des deutſchen Theaters, von ſelbſt, wenn wir andrerſeits auch nicht in Abrede ſtellen mögen, daß das Bild, welches Holberg von dieſer „tydſk Comoedie" entwirft, gewiß in manchen Stücken komiſch verzerrt und übertrieben iſt.

In dieſem Zuſtande blieb das däniſche Theater bis zum Jahre 1720. Zwar hatte, wie Molbech a. a. O. S. 23 berichtet, ſchon Friedrich der Dritte unterm 12. December 1662 einem gewiſſen Andreas Joachim Wulff ein Privilegium ertheilt, durch welches derſelbe für ſich, ſeine Frau und ſeine Erben auf einen Zeitraum von zwanzig Jahren berechtigt ward, „auf ſeine Koſten“ einen „Komödienplatz,“ auch „Schauburg“ genannt (was bekanntlich die noch heute übliche holländiſche Bezeichnung für Theater iſt), in Kopenhagen zu errichten, „zur Darſtellung von Tragödien, Komödien und anderen Aktionen,“ und zwar „mit dazu geeigneten Perſonen und den dazu gehörigen Inſtrumenten, vor Allen, welche Luſt dazu haben.“ Einige Monate ſpäter, im Auguſt 1663, kaufte derſelbe Wulff auch wirklich ein Grundſtück in der Nähe des Schloßplatzes, fünfzig Ellen lang und zwanzig Ellen breit, auf welchen die „Schauburg“ aufgeführt werden ſollte. Doch findet ſich, wie Molbech a. a. O. verſichert, keine Spur, daß der Bau ſelbſt jemals zur Ausführung gekommen; vielmehr mußten noch zwei volle Menſchenalter vergehen, bis Kopenhagen endlich wirklich ein däniſches Theater erblicken ſollte.

Dies geſchah, wie geſagt, im Jahre 1720. Von wem der Gedanke, dem franzöſiſchen Hoftheater und der wandernden deutſchen Bühne ein nationales däniſches Theater gegenüber zu ſtellen, zuerſt ausgegangen, darüber iſt nichts Gewiſſes erhalten; doch hat Holberg an dieſem früheſten Entwurf wol keinen Antheil gehabt. Gemeiniglich wird derſelbe dem König ſelbſt zugeſchrieben; mit wie viel Recht, laſſen wir dahingeſtellt, da dieſe Sorgfalt für die Unterhaltung des Volks und die künſtleriſche Ausbildung der einheimiſchen däniſchen Nationalität uns mit den übrigen hinlänglich bekannten Eigenſchaften Friedrichs des Vierten kaum vereinbar dünkt. Richtig iſt es jedoch, daß er die Ausführung des Planes unterſtützte und namentlich den vorzüglichſten ſeiner franzöſiſchen Schauſpieler, ſeinen Liebling Montaigu, mit Unterricht und Ausbildung der däniſchen Schauſpieler beauftragte. Montaigu's eigene Frau gehörte der neugebildeten däniſchen Bühne an; wie theils die erhaltenen Theaterzettel, theils die in der älteſten Ausgabe der Holberg'ſchen Stücke von 1723 enthaltenen und in die neueſte und vollſtändigſte Ausgabe der Holberg'ſchen Komödien („Ludvig Holbergs Comedier. Udgivne, med Anmärkninger under Texten, Indledninger og Oplysninger til ethvert Lyſtſpil, for det Holbergſke Samfund“ in ſieben Bänden, Kopenhagen 1843 bis 1848) mit aufgenommenen Angaben beweiſen, gab ſie die vornehmſten der Holberg'ſchen Frauenrollen, wie z. B. die Frau des Hermann von Bremen im politiſchen Kannegießer, die Lucretia in der Vaegelſindede ꝛc.

Unter den übrigen Mitgliedern der Truppe zeichneten ſich beſonders ein Monſieur Gramm und Monſieur Wegener aus, beide als Komiker. Monſieur Henrik Wegener, deſſen Namen Holberg auch ſelbſt auf die Bühne bringt, ſpielte z. B. den Heinrich im politiſchen Kanngießer, den Pierre im Jean de France, den Kilian im Ulyſſes von Ithacia, während Monſieur Gramm der erſte Jean de France, auch der erſte Jeppe vom Berge der däniſchen Bühne war. Die Namen ſämmtlicher Schauſpieler oder doch wenigſtens der bedeutendſten und angeſehenſten unter ihnen finden ſich verzeichnet unter dem „Neujahrsprolog zu einer Komödie, allerunterthänigſt präſentirt von der ganzen däniſchen Bande“ 1723 (ſ. die A. E. Boye'ſche Ausgabe in einem Band, S. 95—98), wo wir auch den Muſikdirektor und Componiſten der Geſellſchaft P. Sparkiaer, ſowie den „Copiiſten und Dicteur“ (Souffleur) Rasmus Hammer kennen lernen. Letzterer, nebſt dem Komiker Montaigu, wurde von Holberg ebenfalls perſönlich auf die Bühne gebracht; ſ. der däniſchen Komödie Leichenbegängniß ꝛc. bei Boye a. a. O. 515 fg.

Allein nicht blos Schauſpieler mußten geſchaffen und herangebildet werden, ſondern auch Stücke ſelbſt, wenn man anders nicht mit bloßen Uebertragungen und Bearbeitungen fremder (d. h. franzöſiſcher) Muſter vorlieb nehmen wollte. Dieſen Mangel zu erſetzen, wandte man ſich an Holberg. Daß man gerade ihn aufſuchte, darf uns nicht Wunder nehmen. Denn erſtlich war er ja bereits bekannt als ein weltgewandter, vorurtheilsfreier Mann, der die bedeutendſten Hauptſtädte Europas beſucht und die dortigen Kunſtanſtalten kennen gelernt hatte und der überdies unbefangen genug war, trotz ſeiner akademiſchen Titel und Würden ſich doch für eine ſo profane Anſtalt wie ein däniſches Theater zu intereſſiren. Und zweitens hatte ja der Peter Paars bereits ſeit einigen Jahren ſeinen Triumphzug gehalten und den Verfaſſer mit wahrer Sturmeseile auf den Gipfel des damaligen däniſchen Parnaſſes erhoben. Holberg ſelbſt erzählt über die Art und Weiſe, wie er plötzlich zum Bühnendichter geworden, in der oftgenannten Lebensbeſchreibung S. 162 Folgendes. „Wie ich,“ ſagt er, „mit dieſer Arbeit“ (einer kurzen Darſtellung der geiſtlichen und weltlichen Verfaſſung in Dänemark und Norwegen) „beſchäftigt war, ſo gerieth ich auf den Gedanken, nach dem Beiſpiel anderer Völker einige Schauſpiele in däniſcher

Sprache abzufaſſen. Ich hielt mich ſelbſt nicht ganz ungeſchickt dazu, ſolche Stücke zu ſchreiben; auch hatte man mich oftmals gebeten, die Arbeit, welche ich kürzlich verlaſſen und faſt verſchworen hatte" (nämlich die Poeſie, in Folge der gehäſſigen Streitigkeiten, in welche der Peter Paars und die Satyren ihn verwickelt hatten) „wieder aufzunehmen. Auf der einen Seite reizte mich das inſtändige Anhalten meiner Freunde, unter denen ſich die vornehmſten Männer der Stadt befanden, deren Befehlen ich nicht gern ungehorſam ſein wollte. Auf der anderen jedoch wurde ich von dem Vorhaben abgeſchreckt durch den Verdruß, welchen Schriften dieſer Art überhaupt mit ſich zu führen pflegen. Schon aus den Angriffen, deren Gegenſtand ich ſoeben geweſen, hatte ich zur Genüge gelernt, wie beſchwerlich es iſt, mit der ganzen Welt in Krieg verwickelt zu ſein. Das unaufhörliche Drängen meiner Freunde indeſſen überwand endlich meine Abneigung, ich nahm die früheren Arbeiten wieder auf und ſchrieb jene Schauſpiele, welche ſpäterhin auch gedruckt wurden und nun in Jedermanns Händen ſind . . . Ich unterwarf meine Arbeit zuerſt der Prüfung einiger Freunde und war noch unentſchloſſen, ob ich ſie überhaupt ſollte ans Licht treten laſſen. Weil aber meine Freunde nicht nachließen mich darum zu bitten und weil ich außerdem auch noch beſorgen mußte, die Stücke möchten verſtümmelt und unvollſtändig veröffentlicht werden, ſo gab ich endlich die fünf erſten Stücke einer hieſigen Schauſpielertruppe zur öffentlichen Aufführung."

So weit Holberg. Was uns dabei beſonders merkwürdig ſcheint, das iſt erſtlich die Gewandtheit, mit welcher er der erhaltenen Aufforderung nachkam, und zweitens die kaum glaubliche Schnelligkeit, mit der er in wenigen Jahren eine ſo namhafte Zahl von Komödien producirte und auf die Bühne brachte. Das neu begründete däniſche Theater ſelbſt war im Jahre 1722 in einem dazu eigens eingerichteten Gebäude auf der damaligen kleinen Grönnerſtraße, der jetzigen neuen Adelſtraße (vgl. A. E. Boye in der eben citirten Ausgabe, S. 518 und 710) eröffnet worden, und zwar mit einer Ueberſetzung von Molière's „Geizigem." Doch kam noch in demſelben Jahr, vermuthlich im Oktober oder doch kurz darnach, Holbergs politiſcher Kanngießer zur Aufführung, womit nunmehr die lange und glückliche Reihenfolge ſeiner dramatiſchen Leiſtungen eröffnet war. In den beiden letzten Monaten des genannten Jahres wurde noch die Baegelſindede (die Wankelmüthige), Jean de France und Jeppe vom Berge auf die Bühne gebracht. Das Jahr 1723 wurde mit dem ſchon erwähnten Neujahrsprolog eröffnet. Im Frühjahr deſſelben Jahres wurde Geert Weſtphaler (auch der geſchwätzige Barbier genannt) zuerſt gegeben und zwar in der ältern fünfaktigen Bearbeitung; ferner am 11. Juni das gleichnamige Stück, dem noch im Herbſt deſſelben Jahres die Wochenſtube folgte.

Ganz außerordentlich fruchtbar war das nächſtfolgende Jahr 1724. Es ſind theils in dieſem Jahre, theils wenigſtens im Winter von 1724 auf 1725 von Holberg nicht weniger als neun neue Stücke aufs Theater gebracht worden: nämlich das arabiſche Pulver, die Weihnachtsſtube, die Maskerade (im Februar), Jacob von Tyboe, Ulyſſes von Ithacia (dieſe beiden im Frühjahr), die Brunnenreiſe (Anfang Juli), Melampe, Uden Hoved og Hale (im Winter von 1724 auf 1725) und Heinrich und Pernille.

Aber damit ſchien Holbergs dramatiſche Produktivität auch ihren Culminationspunkt erreicht zu haben. Das ganze Jahr 1725 wird nur durch den einen „Diederich Menſchenſchreck,“ der im Winter von 1725 auf 1726 zur Aufführung kam, bezeichnet. „Der verpfändete Bauerjunge“ und „der Mann, der keine Zeit hat“ (der Stundesloſe, in den deutſchen Ueberſetzungen gewöhnlich der geſchäftige Müſſiggänger genannt) wurden 1726, „Pernilles kurzer Fräuleinſtand“ zuerſt am 2. Februar 1727, „der däniſchen Komödie Leichenbegängniß“ aber am 25. deſſelben Monats, zum Schluß des kaum eröffneten Schauplatzes, gegeben.

Nämlich das Theater in der Grönnerſtraße war eine Privatunternehmung geweſen, die zwar durch ein königliches Privilegium geſchützt ward (ſ. in Kürze A. E. Boye a. a. O. S. 518), im Uebrigen aber ſich aus eigenen Kräften zu erhalten hatte. Und dies gelang ihr, ſei es wegen der Neuheit und Schwierigkeit der Sache, ſei es in Folge der Concurrenz, welche das franzöſiſche Theater ihr bereitete, nicht; trotz des enthuſiaſtiſchen Beifalls, mit welchem die Holberg'ſchen Stücke aufgenommen wurden, ſowie trotz der guten Einnahmen, welche die zahlreichen Wiederholungen derſelben der Theaterkaſſe verſchafften, war die finanzielle Lage der jungen Anſtalt ſchon 1725 nicht mehr die beſte, und im Lauf des folgenden Jahres verſchlechterte dieſelbe ſich dermaßen, daß das Theater im Februar 1727 geſchloſſen werden mußte. Zwar konnte es in Folge eines königlichen Zuſchuſſes von jährlich fünfzehnhundert Thalern (ſ. Rahbek Bidrag til den danſke Skuepladſes Hiſtorie S. 106—107, und darnach Bove a. a. O.) ſchon Anfang 1728 wiedereröffnet werden: allein die unglückliche Feuersbrunſt, welche Kopenhagen im Oktober deſſelben Jahres verwüſtete, that dem Unternehmen aufs Neue großen Eintrag.

Bald darauf ſtarb König Friedrich IV. und es iſt bereits erzählt worden, wie abgeneigt ſein pietiſtiſcher Nachfolger Chriſtian VI. (1730—1746) dem Theater war und wie auch Holberg ſich nun für längere Zeit abſichtlich von der Bühne zurückzog. Erſt nach Chriſtians VI. Tode, nach einer Unterbrechung von vollen zwanzig Jahren, trat Holberg aufs Neue als dramatiſcher Dichter auf. Die Bühne befand ſich damals in Bergs Haus in der Laederſtraße (Bove a. a. O. S. 711) und hier war es, wo 1747 den honette Ambition, 1748 aber Erasmus Montanus und de Uſynlige zuerſt über die Bretter gingen. 1749 wurde das Theater, das ſich bis dahin noch immer in Privathänden befunden hatte, zur königlichen Anſtalt erhoben und in das Gebäude am Königsneumarkt verlegt, wo es ſich noch gegenwärtig befindet. Auf dieſem erneuerten und verſchönerten Schauplatz ging am 16. April 1749 Abracadabra zuerſt in Scene; ferner Hexerei oder blinder Lärmen am 20. October 1750, Plutus am 14. April 1751, die neue einactige Bearbeitung des Geert Weſtphaler am 5. Mai (vergl. die von der Holbergsgeſellſchaft veranſtaltete Ausgabe der Komödien, Bd. I, S. 322), Sganarells Reiſe in das philoſophiſche Land aber am 1. December deſſelben Jahres. Am 30. Auguſt 1752 folgte der Don Ranudo de Colibrados, am 3. Januar 1754 der glückliche Schiffbruch, den 17. April deſſelben Jahres die Republik, den 14. Auguſt aber der Philoſoph in der eigenen Einbildung: ſo daß alſo die erſte Aufführung dieſer beiden letzteren Stücke erſt nach Holbergs Tod (28. Januar 1754) ſtattgefunden hat.

Unterſtützt wurde dieſe Fruchtbarkeit unſeres Dichters, durch die er, wenigſtens was einzelne Zeitabſchnitte betrifft, den productivſten Poeten aller Zeiten, einem Hans Sachs, Lopez de Vega und anderen durch ihre Fruchtbarkeit ſprichwörtlich gewordenen

Dichtern nahekommt — unterſtützt, ſage ich, wurde Holberg darin durch die Art und Weiſe, wie er ſeine Vorgänger auf dem Gebiet der komiſchen Dichtung und darunter namentlich das Théâtre Italien des Gherardi benutzte. Denn aus dieſem letzteren Werke entnahm er nicht nur den Stoff ſeiner meiſten Stücke, nicht nur einzelne Reden und Gegenreden, ſondern auch ganze ausgeführte Scenen und Situationen. Holberg darum, wie es zuweilen wol geſchehen iſt, der literariſchen Freibeuterei oder zum mindeſten des Mangels an Originalität beſchuldigen, wäre thöricht Wenn Schiller einmal die Zahl der möglichen und üblichen tragiſchen Situationen und Motive berechnet und dabei zu dem Reſultat kommt, daß ihrer nicht viel mehr als ein Dutzend iſt, die ſich von einem Dichter zum andern, von den alten zu den neuen forterben und die Jeder wieder auf ſeine Weiſe variirt: ſo iſt die Zahl der komiſchen Motive und Situationen vielleicht noch kleiner und kehrt in ihren Grundzügen vielleicht noch regelmäßiger bei Allen wieder, die ſich überhaupt jemals in das Gebiet der komiſchen Muſe gewagt haben. Durch die komiſche Literatur aller Völker und Zeiten laſſen ſich gewiſſe, daß wir ſo ſagen, ſtehende Witze, gewiſſe Scherze und Einfälle verfolgen, die, zum Theil in den wunderlichſten Umwandelungen und Verkleidungen, immer wiederkehren und, am richtigen Fleck richtig verwendet, ſtets ihres Erfolges ſicher ſind. Darum iſt es auch von jeher als ein Vorrecht des komiſchen Dichters betrachtet worden, nachzuahmen und zu benutzen, was den Vorgängern geglückt war, ja es wol auch geradezu von ihnen zu entlehnen; ein guter körniger Witz, eine wirkſame komiſche Situation iſt gewiſſermaßen etwas zu Seltenes, das Gold des Scherzes iſt auf dieſer unvollkommenen Erde zu dünn geſäet und dabei zu unverwüſtlich, als daß nicht Jedem vergonnt ſein ſollte, es von Neuem in Umlauf zu ſetzen — vorausgeſetzt, wie geſagt, daß er es auf eine geſchickte und erfolgreiche Weiſe thut. Das „Pereant qui ante nos nostra dixerunt“ iſt daher auch nirgend üblicher als in der komiſchen Literatur; wenn der Scherz gut iſt, wenn er zündet, wird nach ſeinem literariſchen Stammbaum nicht gefragt. Man kennt die großartige Unbefangenheit, mit der Molière ſeine Vorgänger, ſowohl die Poeten des Théâtre italien als namentlich die Spanier benutzte, welchen letzteren er vielleicht noch mehr verdankt als den

Italienern, und auch das Scherzwort kennt man, womit er dieſe Benutzung vertheidigte: „Ich nehme meine guten Einfälle wieder, wo ich ſie finde.“ Mehr oder minder iſt dies der Wahlſpruch aller komiſchen Dichter, von Ariſtophanes an bis zu den Dichtern unſerer heutigen Vorſtadttheater, und wenn Holberg es in dieſem Punkt nicht anders gehalten hat als alle Uebrigen, ſo hat er eben nur gethan, was Gebrauch und Sitte längſt geheiligt hatten, ohne daß — und dies ſcheint uns die Hauptſache — Begriff und Zweck der Kunſt ſelbſt damit in Widerſpruch ſtänden.

Nun iſt aber eben nachgewieſen worden, woher das Théâtre italien des Gherardi ſelbſt ſtammt und glauben wir daher nunmehr, trotz des Paradoxen, das der Behauptung beim erſten Anblick anhaftet, auf die Zuſtimmung unſerer Leſer rechnen zu dürfen, wenn wir ſagen: es iſt die altitalieniſche Volkskomödie, dieſelbe Komödie, die ſchon vor Plautus und Terenz die campaniſchen Bauern beluſtigt hatte, welche, nach ſo mancherlei wunderlichem Formen- und Schickſalswechſel, zuletzt im barbariſchen Norden, als däniſche Komödie, wieder auftaucht.

Auf ſeinen wiederholentlichen Reiſen hatte Holberg Gelegenheit gehabt, die italieniſche Volkskomödie ſowohl in der Form, wie ſie damals in Paris an der Tagesordnung war, als auch in ihrem Heimathlande ſelbſt perſönlich kennen zu lernen. Wir wiſſen von Holberg ſelbſt (Lebensbeſchreib. S. 125 ff.), daß er in Rom Wand an Wand mit einer italieniſchen Schauſpielertruppe gewohnt und nicht ſelten, durch den Lärm dieſer muntern Nachbarſchaft geſtört, ſich in ihre heiteren Kreiſe gemiſcht hatte. „Unſer ganzes Haus,“ erzählt er a. a. O., „ward mit Komödianten angefüllt, die ſich bis ſpät in die Nacht in ihren Vorſtellungen und Komödien übten. Hiedurch verdarben ſie mir, der ich noch mit dem Fieber behaftet war, meine Nächte und des Tags ſtörten ſie mich in meinen Studien. Nach dem Weihnachtsfeſte kommen allemal zehn bis zwölf ſolcher Komödiantenbanden nach Rom. Eine jede von ihnen hat ein gewiſſes Stück, das ſie jedesmal vorſtellt. Die Bande, welche ſich in unſerem Hauſe aufhielt, hatte eine Komödie von einem Arzte, die mit dem Luſtſpiel des Molière Le malade imaginaire viele Aehnlichkeit hatte. Das Haupt dieſer Bande ſpielte die Rolle des Doctors und weil ſie nichts aufführten als dies einzige Stück, ſo war er den ganzen Winter über der Doctor. Er wurde daher auch von allen, auch wenn man ernſthaft mit ihm ſprach, nur Signor Dottore genannt und er ſelbſt nahm auch dieſen Titel mit einer Würde an, daß man hätte denken ſollen, er ſei kein Komödiant, ſondern der Doctortitel ſei ihm ordentlich auf einer hohen Schule beigelegt worden."

Holberg war ferner mit den Muſtern des Alterthums bekannt und wenn er auch über Ariſtophanes ſowie überhaupt über die Griechen nur ein ſehr beſchränktes Urtheil hatte, wenn er die Einfälle des Erſteren „öfters ungereimt" fand, vom Achilles beim Homer aber behauptete, „er rede wie ein grober Fuhrmann" (ſ. „Juſt Juſteſens Betänkning over Comedier," in der Rahbek'ſchen Ausgabe Bd. 1, S. XII—XXIV; vgl. die im Eingang angeführten Briefe von R. Fürſt Bd. II. S. 19): ſo verehrte er mit deſto größerer Bewunderung den Terenz und Plautus, beſonders den Letzteren, deſſen „Amphitruo, Aulularia und Menächmi noch immer die ſchönſten Stücke ſind, welche wir haben." (Verm. Br. Bd. III. Br. 7, S. 37.) Beinahe nicht minder groß war ſeine Verehrung des Molière, deſſen Komödien „mit Recht von allen Nationen für Meiſterſtück gehalten werden" (a. a. O. Bd. III. Br. 7, S. 35). „Ich geſtehe," heißt es an einer andern Stelle deſſelben Werks, Bd. III. Br. 66, S. 348, „daß die Schauſpiele des Molière, in Abſicht auf dasjenige, was man Jeu de Théâtre nennt, einen großen Vorzug vor anderen Schauſpielen haben und daher kann es nicht anders ſein, ſie müſſen am meiſten ins Auge fallen. Weil Moliere ſelbſt ſowohl Scribent als Acteur war, ſo hatte er Alles aufs Genaueſte inne, was erfordert wird, die Bühne ſo zu ſagen lebendig zu machen. Verſchiedene Charaktere ſind in den Schauſpielen des Molière wohl ausgeführt, und die Urtheile, welche andere Nationen darüber fällen, daß die meiſten Schauſpiele des Moliere für Meiſterſtücke zu achten, ſind daher vollkommen gegründet." Ja es war ihm ohne Zweifel der größte Triumph und die ſüßeſte Befriedigung ſeines Ehrgeizes, als er in der eben angeführten Stelle hinzuſetzen durfte, daß „unſere däniſchen Originalſtücke" — das hieß alſo Holbergs eigene Stücke, indem andere damals noch nicht exiſtirten — trotz ihrer lokalen, fremden Leſern ſchwer verſtändlichen Beziehungen „doch von einigen auswärtigen Kunſtrichtern den Stücken des Molière an die Seite geſetzt werden."

Daß und aus welchen Gründen wir dagegen Holberg die Kenntniß des Shakeſpeare abſprechen müſſen, darüber haben wir uns ſchon an einer früheren Stelle dieſer Abhandlung geäußert. Eben ſo wenig können wir Gervinus beiſtimmen, der in einer gelegentlichen Erwähnung Holbergs (Geſchichte der deutſchen Dichtung III. S. 475 der erſten Ausgabe, in der neueſten Auflage haben wir die Stelle nicht mehr finden können) denſelben „von Weiſeſchen oder ähnlichen Stücken und deutſchen Schauſpielern in Kopenhagen angeregt werden läßt.“ Zwar was Weiſe, den bekannten Schulmeiſter von Zittau, angeht, ſo wird auch dieſe Vermuthung auf ähnliche Art wie in Beziehung auf Shakeſpeare unterſtützt. Ja wunderlich genug iſt es wiederum daſſelbe Stück und derſelbe Stoff, der, von Shakeſpeare, Holberg und Weiſe bearbeitet, Veranlaſſung gegeben hat, dieſe Dichter mit einander in Verbindung zu ſetzen; nämlich wiederum Holbergs Jeppe vom Berge, der ſich nicht nur ebenſo in der fragmentariſchen Einleitung zu Shakeſpeares Taming of the shrew findet, ſondern der auch von Weiſe zu einem eigenen Stück verarbeitet iſt. Daſſelbe führt den Titel: „von dem träumenden Bauer, am Hofe Philippi Boni in Burgundien“ oder auch „von dem niederländiſchen Bauer;“ man findet es unter Anderem abgedruckt in den „Neuen Proben von der vertrauten Redekunſt,“ Dresden und Leipzig 1700. In der That jedoch beweist dies Zuſammentreffen mit Weiſe ebenſowenig wie dasjenige zwiſchen Shakeſpeare und Holberg. Denn das Ganze iſt eine uralte Vademecumsgeſchichte, die als ſolche in unzähligen Sammlungen und Ueberlieferungen ſeit Jahrhunderten durch ganz Europa verbreitet war; ſelbſt im Orient war ſie bekannt, wie ſie ſich denn namentlich in der arabiſchen „Tauſend und Eine Nacht“ als das Märchen „vom erwachten Schläfer“ vorfindet. Es iſt, beiläufig bemerkt, derſelbe Stoff, den der kürzlich in München verſtorbene Luſtſpieldichter J. von Plötz vor etwa fünfzehn Jahren unter dem Titel „der verwunſchene Prinz“ auf die Bühne brachte, auf der das Stück ſich denn auch bis jetzt mit Beifall behauptet hat. Holberg gibt die Quelle, welche von ihm benutzt worden iſt, ausdrücklich an: nämlich die lateiniſch geſchriebene Utopia des Jeſuiten Jakob Bidermann (geboren 1578 zu Ehingen in Schwaben, lebte als Profeſſor der Philoſophie und Theologie zu Dillingen, ſpäter zu Rom, wo er 1639 ſtarb;

die von Holberg benutzte Stelle des Bidermann'ſchen Utopia iſt von Rahbek in Band VI. S. 153—163 mitgetheilt worden; vgl. ebendenſelben „Om Ludvig Holberg ſom Lyſtſpildigter og om hans Lyſtſpil," Kopenhagen 1815, I. 229, ſowie in der Auswahl der Holberg'ſchen Schriften I. 317 und VI. 126). Dagegen kommt der Name Weiſe's bei ihm ſo wenig vor wie Shakeſpeare's Name; auch ſtand Weiſe bei den gelehrten Kritikern der Zeit wol in zu geringem Anſehen, als daß er zu den Autoren gehört hätte, die außerhalb Deutſchlands Verbreitung und Anerkennung gefunden. Freilich könnte man uns den Einwurf machen, ob nicht etwa die Quoten'ſche Bande Weiſe'ſche Stücke in Kopenhagen aufgeführt und ob Holberg dieſelben nicht etwa auf dieſem Wege kennen gelernt. Allein dieſe Möglichkeit wäre unſeres Bedünkens denn doch noch erſt zu erweiſen. Die Weiſe'ſchen Stücke, bekanntlich zur Schulaufführung beſtimmt und auch wirklich ſowohl von Weiſe mit ſeinen Schülern als in anderen deutſchen, namentlich ſächſiſchen Schulanſtalten jener Zeit aufgeführt, haben ſämmtlich ein außerordentlich ſtarkes Perſonal; als vorſichtiges Schulhaupt (vgl. des Verfaſſers Vorleſungen über die Geſchichte des deutſchen Theaters S. 247) mußte Weiſe Sorge tragen, daß jedem ſeiner Scholaren eine Rolle zu Theil wurde, klein oder groß, er hätte es ja ſonſt an der „Verehrung" büßen müſſen, mit welcher die Eltern der Schüler, ſowie die Patrone der Anſtalt ſich dankbar zu erzeigen pflegten und ſo brachte er denn in ſeinen Stücken eine außerordentliche Menge von Perſonen auf die Bühne, durch welche dieſelben für die Aufführung durch gewerbmäßige Schauſpieler völlig unbrauchbar wurden. Oder welche noch ſo zahlreiche „Bande" jener Tage hätte hingereicht, die hundert und mehr Rollen, mit denen Weiſe ſeine Stücke auszuſtatten pflegte, zu beſetzen? Es iſt uns daher in der That auch nicht gelungen, in der deutſchen Theatergeſchichte ſichere Spuren dafür aufzufinden, daß Weiſe's Stücke jemals auf der öffentlichen Bühne (wir nennen ſie die öffentliche im Gegenſatz zur Schulbühne) aufgeführt worden. Am allerwenigſten aber wird dies wol von jenen Truppen geſchehen ſein, die ihr Glück auf beſchwerliche und koſtſpielige Weiſe außerhalb Deutſchlands verſuchten und deren Kopfzahl ſchon deshalb gewiß nicht allzu ſtark war.

Ein weiterer Beweis gegen die Gervinus'ſche Annahme liegt aber auch darin, daß dasjenige, was Holberg von dem Repertoire der Quoten'ſchen Bande erzählt (und eine andere deutſche Truppe hat Holberg in Kopenhagen nicht geſehen: denn ſelbſt angenommen, die Spiegelberg'ſche Truppe, von deren unglücklicher Wanderung nach Gothland oben die Rede war, hätte bei dieſer ihrer Nordpolexpedition auch Kopenhagen berührt, wofür es übrigens an allen Beweiſen fehlt, ſo war Holberg damals gar nicht in Kopenhagen anweſend), auf nichts weniger als auf die Weiſe'ſchen Stücke paßt. Ueberhaupt muß die ganze Vorausſetzung, als ob Holberg ſich jemals die deutſche Komödie würde zum Muſter genommen haben, als entſchieden falſch bezeichnet werden. Vielmehr war er der heftigſte Widerſacher, der abgeſagteſte und erklärteſte Feind dieſer Komödie, die er auf alle Weiſe dem Spott und der Verachtung ſeiner Landsleute preiszugeben ſuchte; die Holberg'ſche Komödie hat auf Deutſchland gewirkt, nicht umgekehrt die deutſche Komödie auf Holberg. — Doch davon erſt am Schluß unſerer Abhandlung.

Wenn wir daher Holberg die Bekanntſchaft mit Shakeſpeare und Weiſe auch abſprechen müſſen, ſo beſaß er dagegen eine andere, die ihm unendlich förderlicher wurde: wir meinen die Welt- und Menſchenkenntniß, die Bekanntſchaft mit den verſchiedenſten Nationen, Ständen und Verhältniſſen, und die ganze reiche Erfahrung, die er ſich durch ſeine Lebensſchickſale und beſonders durch ſeine Reiſen erworben hatte.

Hiemit ausgerüſtet, unternahm er es, die Commedia dell' arte, in der Geſtalt, welche ſie durch das Théâtre italien erhalten hatte, auf die däniſche Bühne zu verpflanzen. Aber nein, dieſer Ausdruck iſt falſch: nicht blos verpflanzt hat er ſie, wiewohl ſchon dies, ſobald es mit dem Erfolg geſchah, welchen ſeine Stücke wirklich hatten, die lebhafteſte Anerkennung verdienen würde, ſondern auch umgebildet, erweitert und fortentwickelt und eben dadurch in die Geſchichte des Komiſchen ſelbſtſtändig eingegriffen.

Zuvörderſt nämlich gab er dieſer Komödie eine künſtleriſch begrenzte, in ſich abgeſchloſſene Form. Dieſe hatte ſie bis dahin nicht beſeſſen oder doch nicht literariſch zu fixiren vermocht. Sie war bis dahin, ſowohl in Italien wie in Frankreich, größtentheils improviſirt worden und alſo auch darin ihrem älteſten Urſprunge treu geblieben. Zwar hatte ſchon im erſten Drittel des ſechzehnten Jahrhunderts ein italieniſcher Dichter, Angelo Beolco Ruzzante von Padua (ſ. Bouterwek Geſch. d. Poeſie und Beredtſamkeit ſeit Ende des dreizehnten Jahrhunderts II, 187), mit günſtigem Erfolge den Verſuch gemacht, den Schauſpielern gewiſſe von ihm erfundene Schemata (scenarj) in die Hand zu geben, die einen Leitfaden des Stücks und gleichſam den Cannevas bilden ſollten, die Improviſationen und augenblicklichen Ausführungen der Schauſpieler darin einzuſchlagen. Doch war dies natürlich immer nur ein ſehr lückenhafter Körper geweſen, bei deſſen Ergänzung und Belebung dem Talent, der Stimmung, ja dem guten Willen des Schauſpielers noch außerordentlich viel überlaſſen blieb. Auch die Stücke des Gherardi'ſchen Théâtre italien ſind beinahe durchgängig lückenhaft und können ohne die improviſirten Zuſätze des Schauſpielers nicht ins Leben treten. — Holberg nun machte dieſem zwitterhaften Zuſtande, der eine wahrhaft künſtleriſche Vollendung dieſer Komödie von vornherein ausſchloß, ein Ende: ſei es, daß die bisherige laxe Einrichtung ſeinem gemeſſenen, ordnungsmäßigen Sinne widerſtand, ſei es auch blos, daß er keine Schauſpieler hatte, denen er eine leidliche Improviſation zutrauen konnte. Jedenfalls war dieſer Schritt von großer Wichtigkeit, indem durch ihn die Volkskomödie der gelehrten Komödie formeller Weiſe genähert und eine Ausſöhnung beider vorbereitet wurde, ohne daß deshalb die Erſtere von ihrer Urſprünglichkeit und Friſche eingebüßt hätte.

Sodann entfernte Holberg (mit wenigen Ausnahmen, worüber unten das Genauere) die abſtracten Masken der Commedia dell' arte und ſetzte an ihre Stelle lebendige, wirkliche Charaktere. Zwar Charaktere waren die Masken urſprünglich auch, und zwar Charaktere von der ſchärfſten und ſogar einſeitigſten Zeichnung. Auch hatten ſie urſprünglich eine nationale oder wenigſtens locale Wirklichkeit gehabt und dieſelbe auch in Italien ſelbſt, zum Mindeſten in einigen Außendingen, in Tracht, Sprache ꝛc. beibehalten. Allein bei der langen Dauer dieſer Komödie, bei dem vielfachen Wechſel, den rings umher Alles erfahren, und namentlich bei den Ueberſiedelungen in fremde Länder und Nationen, welchen ſie ſelbſt ſich unterzogen, hatte es nicht ausbleiben können, daß dieſe Masken nicht allmählich wirklich bloße Masken, bloße herkömmliche Abſtractionen der Liſt, der Tölpelei, der Gefräßigkeit ꝛc., ohne individuelles Leben, geworden wären. Man bediente ſich ihrer nur noch wie

Schachfiguren, die ihren ewig gleichen, ausgeprägten Werth haben, und nicht der Charakter, ſondern lediglich die Situation bildete den Kern der Komödie.

Holberg dagegen ſetzte die Charakteriſtik wieder in ihre Rechte ein. Allerdings haben auch ſeine Figuren, in ihrer typiſchen Wiederkehr, noch etwas Maſkenartiges, das an die ſtehenden Figuren der Commedia dell' arte erinnert. Sein Jeronimus iſt immer der geprellte Vater oder Vormund, Leonard immer der verſtändige, theilnehmende, aber ſtark ſpießbürgerliche Freund, Magelone immer die komiſche Alte, Leander immer derſelbe ehrliche, nüchterne, etwas philiſtröſe Liebende, Leonore immer ſeine tugendſame Geliebte, Henrik immer der ſchalkhafte Knecht, der ſpitzbübiſche Arlechino, der an der Pernille ſeine ſtereotype Colombine hat, Oldfux immer der dienſtfertige Gauner, der die Anſchläge des Henrik ins Werk ſetzen hilft, Arv immer der alte dumme Tölpel, der ſeeländiſche Bauer, der für Andere, und namentlich für den witzigen Henrik, die Prügel kriegt u. ſ. w. Aber dieſe Geſtalten ſind bei ihm eben Geſtalten, leibhaftige Weſen von Fleiſch und Blut, mit ausgeprägtem, individuellem Charakter, nicht bloße Schemen, welche die Laune des Dichters willkürlich untereinander würfelt. Ja es läßt ſich nicht leugnen, daß Holberg in dieſem an ſich höchſt löblichen Streben mitunter ſogar zu weit gegangen iſt und den Charakter gehoben hat auf Koſten der Situation. Er hat Stücke geſchrieben (und gerade ſie ſind in anderer Hinſicht und namentlich wegen der compacten Lebendigkeit der Charakteriſtik ſeine Meiſterſtücke, wie der politiſche Kannegießer, der Jacob von Tyboe, der Geſchäftige u. a. m.), in denen ſich Alles nur um Einen Charakter dreht, der aus allen Scenen des Stücks, wie das Facit einer Rechenmaſchine, immer wieder herauskommen muß. Dieſe Stücke bekommen, bei aller Friſche im Einzelnen, doch als Ganzes leicht etwas Ermüdendes, weil man immer zum Voraus weiß, wie dieſer Charakter unter den eben eintretenden Verhältniſſen ſich bethätigen wird. Denn auch dies iſt Holberg aus dem Maſkenhaften der Commedia dell' arte kleben geblieben, daß ſeine Charaktere ſich immer gleich mit dem erſten Worte vollſtändig darlegen. Wie ſie auftreten, ſo ſind und bleiben ſie; von einer künſtlichen Verſchloſſenheit, künſtlichern Entfaltung der Charaktere hat er noch keine Ahnung. Es iſt immer wie eine Zeichnung, die auf eine Walze übertragen iſt.

die Walze dreht ſich und die Zeichnung tritt, gleichviel ob auf Papier, auf Leinwand oder Seide, immer mit derſelben Nettigkeit, aber auch mit derſelben Einförmigkeit hervor.

Ebenſo verhält es ſich auch mit der Erfindung ſeiner Fabeln oder, wenn man das Wort Erfindung nicht will gelten laſſen, mit der Compoſition ſeiner Stücke im Allgemeinen. Auch dieſe iſt von einer faſt kindlichen Einfachheit, wie ſie dem damaligen primitiven Zuſtand der däniſchen Bühne und dem unverfälſchten Geſchmack eines Publikums, das hier zum erſtenmale die Reize der dramatiſchen Dichtung koſtete, vollkommen angemeſſen war. Wie die Holberg'ſchen Charaktere ſich gleich beim erſten Auftreten vollſtändig zu erkennen geben, wie da keine künſtlichen Falten, keine unerwarteten Enthüllungen und Ueberraſchungen ſtattfinden, ebenſo verhält es ſich auch mit dem Plan der Stücke ſelbſt: auch er wird in der Expoſition jedesmal ſofort vollſtändig entwickelt, die Intrigue, durch welche der komiſche Held des Stücks zum Bewußtſein ſeiner Thorheit gebracht oder wenigſtens in den Augen der Zuſchauer lächerlich gemacht werden ſoll, wird jedesmal zum Voraus angekündigt und auseinandergeſetzt, und zwar von denſelben Perſonen, die ſie anſtiften. Ja wo in einer Intrigue verkleidete Perſonen oder etwas dem Aehnliches vorkommt, wird in der Regel ſogar in dem Perſonenverzeichniß bemerkt, daß es nur vorgegebene oder verſtellte, nicht wirkliche Rathsherren, Doctoren, Wahrſager ꝛc. ſind: ſo daß alſo von Ueberraſchungen oder ſogenannten Theatercoups hier gar keine Rede, das Intereſſe des Zuſchauers vielmehr ein vollkommen gleichmäßiges, behagliches, leidenſchaftloſes iſt. Statt durch Ueberraſchungen und plötzliche unvorgeſehene Enthüllungen zu wirken, iſt vielmehr dies der Triumph des Dichters, dies die Quelle des Behagens und der Befriedigung, welche der Zuſchauer empfindet, daß Alles Schritt vor Schritt genau ſo kommt, wie es angekündigt und vorausgeſagt iſt, und daß der Poet nichts von dem ſchuldig bleibt, was er irgend verſprochen oder in Ausſicht geſtellt hat. — Für die erregten Nerven und den überſättigten Gaumen eines heutigen Publikums erſcheint dieſe Speiſe allerdings häufig zu einfach und zu wenig gewürzt; bei uns ſind es gerade umgekehrt Ueberraſchungen, je toller je beſſer, was wir vom Dichter verlangen, wir wollen von einem Effect in den andern geriſſen werden, ja ſelbſt Wahrſcheinlichkeit und geſunden Menſchenverſtand geben wir willig preis, wenn wir dafür nur von Effecten gehörig durchgeſchüttelt und gerüttelt werden, und wenn wir nur bei der erſten Scene nicht wiſſen noch ahnen können, was die zweite bringen wird. Wir wollen dem heutigen Publikum dieſe ſeine fieberhafte Erregtheit nicht weiter zum Vorwurf machen, da dieſelbe ja aufs innigſte zuſammenhängt mit gewiſſen anderen Richtungen und Zuſtänden unſerer Zeit, deren wir uns weder entäußern können noch wollen. Allein wo die reinere Luft, der geſundere Boden für die Entwickelung eines wahren Kunſtwerks iſt, darüber, glauben wir, kann und wird kein Einſichtiger im Zweifel ſein und ſollten wir daher, ſtatt zu Holbergs Einfachheit und der verhältnißmäßigen Armuth ſeiner Mittel vornehm die Achſeln zu zucken, ihn vielmehr glücklich preiſen, daß er noch ſo einfach ſein durfte.

Nun beſchränkt ſich Holbergs Verdienſt aber nicht blos darauf, daß er lebendige Charaktere geſchaffen und in einfach natürlichen Handlungen in Bewegung geſetzt hat: ſondern dieſe Charaktere, ſowie überhaupt ſeine ſämmtlichen Dichtungen tragen auch einen unverkennbar vaterländiſchen, einen national däniſchen Charakter. Es war das gewiß nichts Leichtes in einer Literatur, die eigentlich erſt geſchaffen, gegenüber einem Publikum, das erſt für dieſe Literatur gewonnen werden ſollte, den Ton gleich von Anfang an ſo zu treffen, daß er das Volk anheimelte und ihm unmittelbar lieb und verſtändlich wurde. Und doch war dies nöthig, wenn die junge Schöpfung ſogleich ihre volle Wirkung ausüben und die Nation ſelbſt in ihr Intereſſe ziehen ſollte. Wie oft ſind nicht die Anfänge einer neuen Literatur oder auch nur einer neuen literariſchen Richtung bloße gelehrte Exercitien, die zwar vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus ſehr intereſſant, für das Volk jedoch fremd und ungenießbar ſind: ſo daß ſie erſt eines weiten Umwegs und mannigfacher Umſchmelzungen bedürfen, um wirklich ins Leben einzugreifen. Mit den Holberg'ſchen Dichtungen war dies nicht der Fall; der Spiegel, den Holberg ſeinen Landsleuten entgegenhielt, war ſo treu, daß die Nation ſich ſofort darin erkannte, der nationale Boden, in den Holberg ſeine Dichtungen pflanzte, ſo feſt und dem Bedürfniß ſo entſprechend, daß ſich ſofort das Gebäude einer wirklichen däniſchen Nationalliteratur darauf erheben konnte. Iſt es ein faſt unerhörter Fall, daß ein Mann, der ſich erſt in ſo vorgeſchrittenen Jahren von ſo ganz anderen Beſchäftigungen her der Dichtkunſt zuwendet, gleich mit ſeinen erſten Werken ſolche Erfolge, nicht blos von ſolcher Ausdehnung, ſondern auch von ſolcher Dauer davonträgt, ſo iſt dieſe Anerkennung ſelbſt, welche Holberg bei ſeinen Landsleuten fand und die ihm auch kein neidiſches Gekläff der Kritiker und ſonſtiger literariſcher Widerſacher verkümmern konnte, kaum minder merkwürdig; es zeigt ſich in dieſem gegenſeitigen Entgegenkommen des Dichters und ſeiner Nation, wie ſehr beide ſich entſprachen und wie vollſtändig die Holberg'ſche Muſe, mit allen ihren Derbheiten und Abſonderlichkeiten, den Inhalt ſeiner Zeit und ſeines Volks ausſprach — und das iſt ja doch bekanntlich das Größte und Höchſte, was einem Dichter, einem Künſtler überhaupt zu leiſten vergönnt iſt.

Und doch bleibt dies Verdienſt, ſo bedeutend, ja beneidenswerth es auch iſt, immer nur ein ſolches, das Holberg ſich ſpeciell um ſeine Nation erworben hat; ein anderer weiterer Schritt, den er zur Vollendung ſeiner Komödie that, wurde epochemachend für die Entwickelung der Komödie überhaupt. Nachdem er nämlich der Komödie lebendige Charaktere und nationale Färbung gegeben hatte, ſo fand er nun auch noch eine Sphäre für ſie, in der ſie ſich frei bewegen konnte und die ihr, als ſelbſtſtändige Domäne, eigenthümlich zugehören ſollte. Auch hier leitete ihn derſelbe Genius, der überhaupt ſeine Schritte führte: mit ſichrer Hand und ungeirrt durch das Nasrümpfen der feinen Leute, griff er hinunter in den Kern des Volkes, die eigentliche mannhafte Grundlage der Nation, in den Bauern- und Bürgerſtand, aus dem und für den er ſeine Komödie, eine wahre Bauern- und Bürgerkomödie, ſchuf.

Dieſer Schritt war folgenreicher und wichtiger, als man es beim erſten Anblick überſieht. Ihn in ſeiner vollen Wichtigkeit darzuſtellen, müßten wir weit zurückgreifen in der Geſchichte nicht allein Dänemarks, ſondern auch Deutſchlands und die Rechtloſigkeit, die Verachtung und Verworfenheit ſchildern, in welcher Jahrhunderte hindurch dieſe untern Stände der Geſellſchaft gehalten wurden. In Dänemark namentlich war der Bauer noch unter der Regierung Chriſtians V., des Vorgängers Friedrichs IV., geſetzlicher Weiſe (vergl. das oben citirte Riegels'ſche Buch an unzähligen Stellen, z. B. S. 97, 120, 304, 370, 626 ꝛc.) geringer geachtet als das

Vieh. Die Edelleute, beſonders die zahlreichen aus Deutſchland eingewanderten, für die Dänemark überhaupt nur ein Schwamm war ſich vollzuſaugen, betrachteten die Bauern völlig als Dinge; ſie bezahlten mit ſo und ſo viel Bauern, wie es noch jetzt in Rußland mit „Seelen“ geſchieht, ſetzten Fechtmeiſtern und ähnlichen Perſonen ihre Gehalte ſtatt in baarem Gelde in Bauern aus, tauſchten nicht ſelten ſchöne Jagdhunde gegen ganze Bauernfamilien ein und ließen ſogar aus eigener Machtvollkommenheit Todesurtheile über Bauern ausſprechen und vollziehen. — Auch der kleine Bürger hatte es nur wenig beſſer (Riegels a. a. O. S. 120 und 304). Er war blos zum Steuerzahlen vorhanden, alle politiſchen, alle Ehrenrechte befanden ſich ausſchließlich in den Händen des Adels und der Patrizier, die auch allein in die Nähe des Königs kommen durften. Ja ſo anerkannt war dieſe Unterordnung des bürgerlichen Standes und ſo hatten ſeine eigenen Mitglieder ſich darein ergeben, daß, wo einmal einer von ihnen ſich durch Reichthum oder Gelehrſamkeit auszeichnete, er ſich ſofort in die Adelsklaſſe aufnehmen ließ und ſeinen Geburtsgenoſſen gleich Paria's den Rücken wendete, weil es nämlich unmöglich war, innerhalb ihrer Sphäre jemals zu Einfluß und Anſehen, ja nur zu einem genußvollen menſchlichen Daſein zu gelangen.

Welcher Dichter oder Gelehrte hätte ſich unter dieſen Umſtänden wol herablaſſen mögen in dieſe glanzloſen Kreiſe und die kleine Welt der Bürger und Bauern, mit ihren unbeachteten, ungeahnten Freuden und Leiden, ihrer ſchlichten und altväteriſchen Sitte, ihren einförmigen, mitunter etwas derben und ungeſchlachten, aber tüchtigen Geſtalten dichteriſch verklären? Nirgend vor Holberg iſt dergleichen geſchehen oder auch nur verſucht worden. Zwar gab es auf den romaniſchen und überhaupt auf allen Bühnen jener Zeit etwas, was allenfalls daran erinnern könnte: nämlich die Schäfer- und ähnliche Komödien, die Wirthſchaften, die Bauerntänze und dergleichen, womit die hohen Herrſchaften ſich auch wol perſönlich ergötzten. Aber das waren keine wirklichen Schäfer, keine wahren Bauern, keine echten Handwerker: es war parfümirtes Hofgeſindel, das ſich entweder als Damon und Chloe verkleidete und mit einer arkadiſchen Naivetät kokettirte, von der weder ihr Herz noch die wirkliche Welt das Mindeſte wußte, oder aber wo ſie, wie z. B. in den Wirthſchaften (vergl. in Kürze des Verfaſſers Vorleſ. über die Geſch. des deutſchen Theaters S. 176 und 191 ff.) ſich wirklich auf den derben Ton und die ungeſchminkte Natürlichkeit der niederen Stände einließen, da geſchah es nur ironiſcher Weiſe, um dieſelbe in der brutalſten Weiſe zu übertreiben und zu carrikiren. Weshalb denn auch die Texte dieſer Wirthſchaften und ähnlicher Maskenſcherze aus dem Ende des ſiebzehnten und dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zu dem Plumpſten und Unflätigſten gehören, was unſere an Gegenſtänden dieſer Art leider nur allzu reiche Literatur irgend aufzuweiſen hat; ja man darf zweifeln, ob die verlorenen Schönen des Hamburger Berges nur jemals ſolche Dinge in den Mund nehmen würden, wie ſie damals über die Lippen unſerer geſchminkten, gepuderten, im Reifrock einherſtolzirenden Hofdamen und ſelbſt unſerer Prinzeſſinnen und Fürſtinnen gingen oder doch wenigſtens mit Lächeln von ihnen angehört wurden. — Selbſt die ſpaniſche Komödie des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, die doch noch am erſten von allen modernen Komödien Europa's eine volksthümliche genannt werden darf, bewegt ſich, vielleicht mit einziger Ausnahme der kleinen poſſenhaften Zwiſchenſpiele, ausſchließlich in der höhern, der ſalonfähigen Sphäre der Geſellſchaft; ebenſo die engliſche und franzöſiſche Bühne. Der Verſuch aber, welchen unſer vorhin genannter Schulmeiſter von Zittau, Chriſtian Weiſe in ſeinen Theaterſtücken, ſowohl den ernſten als den komiſchen, mit Einführung der niedern Stände gemacht hat, unterſcheidet ſich von der Holberg'ſchen Komödie weſentlich dadurch, daß ſeine Bauern ꝛc. nur auftreten, um durch ihre Roheit, Unwiſſenheit und Tölpelhaftigkeit das Beſſerwiſſen der Gebildeten zu kitzeln, alſo ganz ähnlich wie es auch in den komiſchen Stücken des Gryphius geſchehen war; ſie bilden gleichſam nur das Gegenſtück, das argumentum e contrario zu der „politiſchen" Bildung, der Wohlanſtändigkeit und Galanterie der Sitten, die Weiſe, darin mit Thomaſius verwandt, auch übrigens ſowohl durch ſeine Schriften wie durch ſeine Erziehungsmethode zu verbreiten ſuchte. Bei Holberg dagegen iſt dieſe Welt der Bürger und Bauern, ohne Seitenblick, ohne Unterordnung unter eine andere für höher geachtete Geſellſchaft, an ſich und in ihrem eigenen guten Rechte, wirklich die Sphäre ſeiner Dichtung, er benutzt ſie nicht blos als pikanten Gegenſatz, ſondern er hat an dieſen derben friſchen Geſtalten wahrhaft ſeine poetiſche Freude und gibt ſie mit denſelben derben und friſchen Farben wieder, mit denen ſie ihm von der Bühne der Wirklichkeit entgegen leuchteten.

Es wurde alſo, um es mit einem Worte auszuſprechen, durch Holberg ein Stand poetiſch emancipirt, der praktiſch noch in der allertiefſten Knechtſchaft und Bewußtloſigkeit lag. Die Dichter aber, nämlich die ächten, wahren, ſind jederzeit die Propheten der Zukunft; der Baum der Geſchichte ſetzt in ihren Schöpfungen gleichſam das erſte unſcheinbare Auge an; was als herbe grüne Knoſpe noch im Schoß der Zukunft ſchlummert, das entfalten ſie zur duft- und farbenreichen Blüte, und ſo ſcheint es uns auch in hohem Grade wahrſcheinlich, daß durch dieſe poetiſche Verherrlichung der „kleinen Leute,“ welche Holberg in ſeinen Dichtungen und namentlich in ſeinen Komödien lieferte, das Selbſtbewußtſein eben dieſer kleinen Leute und damit auch ihre ſittliche Kraft erweckt und gekräftigt wurde. Ja wir nehmen keinen Anſtand, dieſer Holberg'ſchen Komödie ſelbſt an der ſpäteren thatſächlichen Emancipation des däniſchen Bauernſtandes (durch Bernſtorf unter Chriſtian VII.: ſ. Schloſſer, Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts Bd. II. S. 216 der dritten Auflage) einen zwar unnachweisbaren, aber dennoch vorhandenen und wirkſamen Einfluß zuzuſprechen. — Auch war der Dichter ſelbſt keineswegs ohne Bewußtſein über die Kreiſe, in welchen ſeine Komödie ſich bewegte; was er gelegentlich in den „Verm. Briefen“ Bd. V. Nr. 1. S. 4 fg. über dieſen Gegenſtand äußert, dünkt uns charakteriſtiſch genug, ſowohl für den Dichter als für ſeine Umgebung, um es hier einzurücken. „Auch kann man,“ ſagt er, „eine wichtige Urſache angeben, weshalb in unſern däniſchen Schauſpielen nothwendig nur Perſonen von mittlerem Stande auftreten können, weil nämlich bei uns die Anzahl der Grafen, Freiherrn und anderer Standesperſonen nicht ſo groß iſt wie in Frankreich, wo alles von ſolchen Männern wimmelt. Ein Jeder würde ſich bei uns daran ſtoßen, wenn ſolche Perſonen öfters auf dem Schauplatz vorgeſtellt würden. Wollte man ſich aber der Etats-, Juſtiz- und Kanzleiräthe bedienen, von denen wir einen anſehnlichen Vorrath haben, ſo würde dies ein noch größeres Aufſehen verurſachen.“

Eine wichtige Folge dieſer Holberg'ſchen Bürger- und Bauernkomödie beſteht aber ferner darin, daß nun auch das deutſche Theater, welches, wie wir im letzten Abſchnitt ſehen werden, ſich der Komödie des Holberg mit großer Vorliebe anſchloß, wenn auch mit denjenigen Veränderungen, welche die Verſchiedenheit der Nationalitäten wie der politiſchen Einrichtungen bedingte, vorzugsweiſe dieſelbe Sphäre der Geſellſchaft cultivirte: ſo daß auch bei uns die Kleinmalerei der untern Stände und ihrer ſittlichen wie geſelligen Verhältniſſe noch die erträglichſte und am beſten gepflegte Seite unſeres übrigens ſo verwahrloſten Luſtſpiels geworden, freilich aber, bei der politiſchen Unmündigkeit, in der man uns erhält, auch bis auf den heutigen Tag geblieben iſt. —

Wir müſſen nun, nachdem wir bisher ſo viel Gutes und Rühmliches von der Holberg'ſchen Komödie haben ſagen können, auch noch mit zwei Worten der beiden Vorwürfe gedenken, die ihm von Seiten unſerer modernen Aeſthetik gemacht worden ſind: nämlich jener falſchen Dogmatik und jener falſchen Ironie, von denen früher bereits die Rede war und die, wie man behauptet, beide in Holberg zuſammentreffen.

Was den erſteren Punkt angeht, das Uebergewicht der Moral über die Kunſt und die faſt predigerhafte Lehrhaftigkeit mancher Stellen, ſo muß Holberg darin allerdings preisgegeben — es muß, meinen wir, zugeſtanden werden, daß Holberg auch in ſeinen Dichtungen zum Mindeſten ebenſo ſehr Moraliſt als Dichter iſt und daß unter den Zwecken, welche er als Poet verfolgt, die Belehrung und Beſſerung ſeiner Zeitgenoſſen entſchieden die erſte Stelle einnimmt. Allen ſeinen Dichtungen, wie dem ganzen Manne, iſt eine gewiſſe moraliſche Lehrhaftigkeit, eine gewiſſe ſyſtematiſche Zweckmäßigkeit eigen, die dann freilich, wo ſie ſich poetiſch äußern will, zuweilen etwas nüchtern und langweilig herauskommt und ihn, den Erzfeind aller Pedanten, für den heutigen Geſchmack nicht ſelten ſelbſt als Pedanten erſcheinen läßt. In ſeinen Komödien macht dieſe Lehrhaftigkeit ſich ſichtbar theils in der ganzen Anlage einzelner Stücke, die ſich zuweilen mehr als ein pſychologiſches Rechenexempel denn als eine freie poetiſche Schöpfung darſtellen, theils in gewiſſen ſtehenden Charakteren, namentlich den Leonards, den Leander und Leonoren, die mitunter nicht viel mehr als leibhaftige dialogiſirte Tugendpredigten ſind.

Wir geben zu, daß dies ſehr undramatiſch und langweilig iſt, und wenn es der Holberg'ſchen Komödie, trotz des unverwüſtlichen Kerns von komiſcher Kraft und Laune und volksthümlicher Stimmung, der darin ſteckt, bei uns in neuerer Zeit im Ganzen ſo wenig hat gelingen wollen, ſich die ehedem in ſo reichem Maß beſeſſene Gunſt des Publikums wiederzugewinnen, ſo liegt das wol zum größten Theil eben in dieſer moraliſirenden Färbung, die dem heutigen Geſchmack, der die Kunſt im Gegentheil des ſittlichen Gehalts nur zu ſehr entkleidet, nicht mehr zuſagen will.

Zwar unſere deutſchen Romantiker, welche, durch Tiecks Vorleſungen hingeriſſen, Holberg ein neues Bürgerrecht bei uns erwerben wollten, wußten dies noch auf ganz andere Weiſe auszulegen. Das ſei gerade, ſagten ſie, die Ironie und darin eben ſtecke das Poetiſche, daß Holberg ſeine tugendhaften Perſonen ſo predigerhaft langweilig mache, er wolle dadurch die hausbackene Tugend, die philiſterhafte Prüderie ironiſiren, die kleine Gemeinde der wahrhaft Poetiſchen und Empfänglichen — und man weiß, was für Unfug mit dieſer kleinen eſoteriſchen Gemeinde von den Romantikern getrieben worden iſt — ſolle gerade daran merken, wie es der Dichter eigentlich meine und daß ihm ſelbſt die verſchmitzten Taugenichtſe, die leichtfertigen verlumpten Genies weit intereſſanter und ſogar weit lieber als die edelherzigen, aber furchtbar trockenen und langweiligen Biedermänner. Mit einem Wort: der Schalk, nicht der Moraliſt, ſollte es geweſen ſein, der dieſe ſteifen, holzſchnittartigen Zeichnungen entworfen.

Allein die Kritiker, die Holberg auf dieſe Weiſe zu entſchuldigen ſuchten, hatten gewiß niemals die verſchiedenen Gutachten und Schutzreden geleſen, mit denen er ſelbſt ſeine Komödien begleitet hat. Denn ſonſt würden ſie gewußt haben, daß es ihm mit dieſen dogmatiſchen Moralitäten der bitterſte Ernſt war und daß er hierin ſogar die vornehmſte Aufgabe und das eigentliche Verdienſt ſeiner wie überhaupt jeder Komödie erblickte. Daß der Dichter beſſere, indem er nur zu unterhalten ſcheint, daß die Komödie ein Spiegel ſei, die Thorheiten und Schwächen der Zeitgenoſſen abzuſchildern, ja daß dieſe ſelbſt, während ſie ſich nur zu ergötzen meinen, durch den Dichter zum Bewußtſein ihrer Thorheiten gebracht und alſo in den Stand geſetzt werden, dieſelben abzulegen — dieſe und ähnliche Sätze, die uns jetzt ziemlich trivial vorkommen, wird

Holberg nicht müde, in den mannigfachſten Variationen zu wiederholen; auf ſie ſtützt er ſich, wenn man ihn überreden will, es ſei eines Gelehrten, eines Profeſſors unwürdig Komödien zu ſchreiben, hinter ſie flüchtet er ſich, um ſich gegen die Anfeindungen und Vorwürfe der Geiſtlichen, die in ihm einen Verführer des Volks, einen Prieſter roher Weltluſt erblickten, zu vertheidigen.

Denn nicht blos von pedantiſchen Collegen und Nebenbuhlern, welche „die Ehre unſerer Facultät“ durch Holbergs Dichtungen beeinträchtigt glaubten, ſondern auch von dem Fanatismus und der Verfinſterungsſucht der Geiſtlichen hatte Holberg viel zu leiden. Es iſt dies um ſo merkwürdiger, als die ſo zu ſagen freiſinnigen oder rationaliſtiſchen Stellen ſich faſt ausſchließlich in ſeinen proſaiſchen Schriften finden, während er in ſeinen Komödien und ſonſtigen Dichtungen, gelegentliche allgemeine Betrachtungen über die herrſchende Intoleranz und dergleichen abgerechnet, Geiſtlichkeit und Kirche völlig außer dem Spiele läßt. Doch erinnert der Leſer ſich ja wol aus unſerer früheren Darſtellung, wie verbreitet bis auf Holberg der literariſche Einfluß der Geiſtlichkeit in Dänemark war und wie ſie das ganze große Publikum mit ihren Paradiesgärtlein, ihren Himmelsſchlüſſeln ꝛc. beherrſchten. Da mußte denn freilich ſchon der bloße Brodneid, die bloße Beſorgniß, aus ihrer literariſchen Alleinherrſchaft verdrängt zu werden, mußte die Geiſtlichkeit in Aufruhr bringen gegen dieſen weltlichen Eindringling, deſſen Verſe ſo viel wohllautender, deſſen Scherze ſo viel ergötzlicher waren und der daher auch ein ſo viel größeres und dankbareres Publikum um ſich verſammelte, als ihre dickleibigen theologiſch moraliſchen Tröſter. Einzelne Ausnahmen fanden ſich allerdings und Holberg ſelbſt führt deren an. „Ein gewiſſer Gottesgelehrter hier in der Stadt,“ erzählt er in den Vermiſchten Briefen Bd. II. Br. 71, S. 367, „an deſſen Gelehrſamkeit und theologiſchen Klugheit Niemand jemals gezweifelt, ward von Einigen wegen folgenden Rathes, den er einem betrübten Menſchen ertheilte, wiewohl mit dem größten Unrecht, getadelt. Nämlich wie er denſelben, um ihn bei ſeiner großen Schwermuth zu tröſten, einmal beſuchte und ihn in einem myſtiſchen überſpannten Buche leſend fand, ſo nahm er ihm das Buch weg und ſagte: Unter dieſen Umſtänden muß er die däniſchen (d. i. die Holbergiſchen) Komödien leſen.“

Allein dergleichen Beiſpiele ſtanden, wie man aus dem Geſchichtchen ſelbſt ſieht, ſehr vereinzelt; die Mehrzahl der damaligen Geiſtlichkeit, in Kopenhagen wie anderwärts, ſah in dem gefüllten Komödienhauſe nur den glücklichen Nebenbuhler der leerſtehenden Kirchen; was Schauſpieler und Schauſpieldichter gewannen, das, glaubten ſie, gehe der Kirche verloren und ſo verfolgten ſie dieſelben mit einem unerbittlichen, aus prinzipiellem Hochmuth und perſönlicher Eiferſucht gemiſchten Haß.

Gegen dieſen Haß, der erſt wenige Jahre früher, zu Ausgang des ſiebzehnten Jahrhunderts, in dem berüchtigten Hamburgiſchen Komödienſtreit (ſ. meine Vorleſungen über die Geſchichte des deutſchen Theaters S. 188 und 221, ſowie Eduard Devrient's Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt Bd. I. S. 373 fg.) in hellen Flammen emporgelodert war, mußte auch Holberg ſich zu ſchützen ſuchen und er that es, indem er die moraliſche Seite der Komödie überhaupt, ſowie namentlich ſeiner eigenen Komödien mit Nachdruck hervorhob und mit Vorliebe ans Licht ſtellte. „Ich befördere,“ heißt es in den Vermiſchten Briefen Bd. I. Br. 63, S. 225, „die Schauſpiele ſo viel ich kann, weil ich einen ſolchen Zeitvertreib nicht nur für unſchuldig, ſondern auch für nützlich halte und mich nicht durch den Einfluß gewiſſer Geiſtlichen erſchrecken laſſe.“ Und noch nachdrücklicher in einer andern Stelle, wo er neben dem moraliſchen zugleich auch das politiſch nationale Element hervorhebt (ſ. a. a. O. Bd. II. Br. 98, S. 509): „Nur dieſes Eine will ich noch hinzufügen, daß der gemeine Mann in Dänemark und Norwegen durch unſere Komödien ganz verändert worden und durch ſie gelernt hat, Tugenden und Laſter zu unterſcheiden, wovon viele unter ihnen vorher nicht ſonderlich viel verſtanden. Ja wenn auch nichts Anderes zur Vertheidigung unſerer Schauſpiele beigebracht werden könnte, ſo darf man doch dreiſt ſagen, daß ſie die däniſche Sprache weiter ausbreiten und dazu beitragen, daß ſie, die jetzt noch ohne ihr Verſchulden in vornehmen Häuſern wenig oder gar nicht üblich iſt, mit der Zeit noch zur Hofſprache werden wird.“

Doch wozu noch einzelne Stellen anführen? Da ja Holbergs ganze Theorie der Dichtkunſt ſich um dieſen moraliſchen Einfluß derſelben als um ihren Mittelpunkt dreht und namentlich Alles, was er zur Vertheidigung und Rechtfertigung ſeiner Komödien geſchrieben hat, immer wieder auf dies moraliſche Verdienſt derſelben hinauskommt. Wer noch weitere Proben davon kennen zu lernen wünſcht, den verweiſen wir auf die Briefe über die däniſche Literatur von N. Fürſt Bd. II. S. 13, wo ſich Holbergs Hauptſchrift dieſer Art, Juſt Juſteſens Gutachten über Komödien, vollſtändig überſetzt findet. —

Bei alledem würde man freilich ſehr irren, wollte man glauben, Holberg hätte ſich hinter die Moral nur geflüchtet oder er hätte dieſe Seite ſeiner Dichtungen nur deshalb ſo eifrig angebaut, um den Angriffen der damaligen Geiſtlichkeit und ihrer Anhänger zu entgehen. Vielmehr liegt das Uebergewicht, welches Holberg der Moral und ihren Zwecken in der Kunſt einräumt, in der ganzen Auffaſſung der damaligen Zeit begründet. Noch war Leſſing nicht aufgetreten; noch hatte er das Joch der Moral nicht gebrochen und die Kunſt in ihrer eigenen natürlichen Berechtigung nachgewieſen; noch hatten die theologiſchen Nebel, in denen die Sonne der Reformation untergegangen war, ſich nicht verzogen, noch laſteten ſie mit bleiernem Druck auf dem ganzen Leben und Weben, dem Denken und Dichten der Zeit und auch die Philoſophie, die Kunſt, die Dichtung mußten ſich ihrem Einfluß wenigſtens ſo weit beugen, ſelbſt da wo ſie übrigens im Begriff ſtanden, ſich von der Theologie zu emancipiren, daß ſie die moraliſche Wirkung, die Beſſerung der Sitten als das Höchſte anerkannten und verfolgten, was ihnen ſelbſt als Ziel geſteckt war. Auch hier wäre es wieder eine ganz überflüſſige Mühe, wollten wir dies erſt durch eigene Belegſtellen nachweiſen; Jeder, der überhaupt mit den geiſtigen Zuſtänden des ſiebzehnten Jahrhunderts bis gegen die Mitte des achtzehnten hin bekannt iſt, weiß auch, daß es ſich in der That ſo verhält, wie wir eben geſagt haben.

Was aber Holberg anbetrifft, ſo kam für ihn noch ein ganz beſonderes Intereſſe hinzu: nämlich das wirkliche perſönliche Intereſſe, das er für die Bildung und Veredlung ſeiner Zeitgenoſſen hegte. Ja, Holberg iſt, trotz aller Laune, alles Witzes, alles komiſchen Uebermuthes — er iſt ſelbſt eine tief ſittliche Natur, Moral und Sittlichkeit iſt für ihn ſelbſt das natürliche Medium, durch welches er die Kunſt und ihre Aufgaben erblickt, und ſo frei er ſich vom Pedantismus des Gelehrten weiß, ſo wohlbewußt iſt er ſich auch der ſittlichen Strenge und des moraliſchen Eifers, die ihn bei ſeinen literariſchen Arbeiten antreiben und gleichſam ſeine Muſe ſind. Selbſt eine gewiſſe nüchterne Verſtändigkeit, eine gewiſſe Trockenheit der Empfindung, von der Holberg durchaus nicht freizuſprechen iſt und auch nicht freigeſprochen zu werden braucht, weil ſie bei ihm mit ſo vielen anderen ſchätzenswerthen Eigenſchaften im innigſten Zuſammenhange ſteht, kam ihm dabei zu Statten. Holberg war nicht blos der Feind aller Pedanten, er war auch der Feind aller Schwärmer, aller unklaren, überſpannten, leidenſchaftlichen Köpfe und zwar war dieſe ſeine Feindſchaft um ſo erbitterter und unverſöhnlicher, als es dazumal gerade das religiöſe Gebiet war, auf welchem dieſe Schwärmerei und Leidenſchaftlichkeit ſich hauptſächlich zu tummeln pflegte; wir dürfen nie vergeſſen, daß Swedenborg, der berühmte ſchwediſche Myſtiker, der mit ſeinen Schwärmereien und Traumgeſichten halb Europa anſteckte, nur vier Jahre jünger war als Holberg und daß genau zu derſelben Zeit, wo Holberg, der nüchterne, welterfahrene, verſtandesſcharfe Holberg auf dem Gipfel ſeines Autorruhms ſtand, die Swedenborg'ſche Myſtik ſich über das ganze nördliche Europa und namentlich auch über Dänemark und Norwegen, das Vaterland unſeres Dichters, zu verbreiten anfing.

Auch war Holberg ſelbſt, in ſeiner nüchternen, geiſtesklaren Weiſe, ſich dieſes Gegenſatzes vollkommen bewußt; wir werden ſogleich noch ſehen, wie eines ſeiner berühmteſten Werke, das eigentliche Hauptwerk ſeines Alters, der Niels Klim, in dieſem bewußten Gegenſatz zur Swedenborg'ſchen Myſtik ſowie überhaupt zu aller Gefühlsſchwärmerei, allem unklaren träumeriſchen Enthuſiasmus wurzelt. Auch in ſeinen Komödien ſpukt dies Verhältniß bereits vor. Jene ebenerwähnte Trockenheit gewiſſer Holberg'ſcher Charaktere, namentlich die Hölzernheit und Spießbürgerlichkeit ſeiner Liebespaare, beruht keineswegs auf einer Unzulänglichkeit ſeines poetiſchen Talents oder doch nicht blos auf ihr: ſondern es iſt dabei auch ein gut Theil Tendenz und Abſicht im Spiele, der Dichter, der ſich überall auf die Seite der altväteriſchen einfachen Sitte, der häuslichen Zucht und Ehrbarkeit gegen die moderne Gefühlsſchwärmerei, die zunehmende Lockerheit der Sitten, die Nachahmung fremder Moden und Gewohnheiten ſtellt, zeichnet ſeine Liebespaare abſichtlich ſo über die Maßen wohlgezogen, ſo nüchtern und leidenſchaftlos, ſie ſind wirklich ſein Ideal, dieſe wohlanſtändigen, ſittlich ſtrengen, bürgerlich einfachen Herren Leander und Antonius, die ſelbſt in ihrer Liebe ſo verſtändig, ſo ruhig zu Werke gehen und die etwa nöthigen Abenteuer und verwegenen Streiche regelmäßig ihren Freunden und Dienern oder allenfalls dem Kammermädchen ihrer Geliebten, den leichtfertigen Heinrich und Pernille's überlaſſen.

Holberg ging noch weiter, er betrachtete die Liebe in den Komödien überhaupt nur als ein nothwendiges Uebel und nicht einmal das: denn er ging ernſthaft damit um, ob die Liebe ſich nicht völlig vom Theater entfernen laſſe und ob es nicht möglich ſei, Stücke und namentlich Luſtſpiele zu ſchreiben, in denen gar keine Verliebten, ja nicht einmal Frauenzimmer vorkämen. Dieſen letzteren Verſuch machte er in ſeinem dem Plautus nachgeahmten Luſtſpiel Abracadabra oder das Hausgeſpenſt; die Stelle der Vermiſchten Briefe, in der er ſich ſelbſt über die Frage ausſpricht (Bd. V. Br. 9, S. 72), iſt wiederum höchſt charakteriſtiſch, weshalb wir ſie hier vollſtändig einrücken. „Ich habe,“ ſagt er, „bereits früher einmal die Frage aufgeworfen, ob ein Theaterſtück, welches keine Liebeshändel enthält, mit Beifall und gutem Erfolg auf dem Schauplatz dargeſtellt werden könne. Ich habe zu gleicher Zeit gezeigt, was man dagegen einwenden und wie man die gemachten Einwürfe beantworten könne. Ich habe auch ſelbſt, um einen Verſuch zu machen, einige Komödien dieſer Art verfertigt, als Jeppe vom Berge u. ſ. f. und dadurch meine Anſicht beſtärkt, indem dieſe Stücke, ungeachtet darin nicht das Geringſte von Liebe vorkommt, dennoch mit ſehr gutem Erfolg ſowohl auf der däniſchen als auf fremden Bühnen gegeben worden ſind. Auch habe ich ein Luſtſpiel geſchrieben, worin keine Actrice die Bühne betritt und ich habe Urſache zu glauben, daß dieſes Stück dennoch den Zuſchauern nicht unangenehm geweſen. Indeſſen rathe ich doch nicht, ein ſolches Luſtſpiel oft vorzuſtellen, indem die Erfahrung zeigt, daß die Zuſchauer ihre Augen mehr auf die Frauenzimmerlogen als auf den Schauplatz richten, und die Komödianten ſehr viel von ihren Verdienſten verlieren dürften, wenn man die Actricen gänzlich von der Bühne verbannen wollte, da gerade ſie der Magnet ſind, welcher viele Zuſchauer herbeizieht und der Komödie Nutzen und Vortheil verſchafft. Wie dieſes Stück (ſetzt er hinzu) fertig war, erſuchte man mich, auch ein anderes auszuarbeiten, worin keine Mannsperſonen vorkämen, und auch dieſes habe ich in einem Luſtſpiel bewerkſtelligt, das aus einem Acte beſteht und den Titel führt: Der verwandelte Bräutigam.“

In nahem Zuſammenhange damit ſteht auch Holbergs Abneigung gegen die Verskomödie ſowie überhaupt gegen jene Anwendung des Verſes auf der Bühne, die ſich damals durch das Muſter der Franzoſen und ihre vermeintliche Nachahmung der Alten mehr und mehr verbreitete. Denn daß es nicht (wie bei gewiſſen Dramatikern vom jüngſten Datum) Mangel an Verstalent geweſen, was ihn dieſer Neuerung abhold machte, das braucht von einem Manne wie Holberg, dem Verfaſſer des Peter Paars, dem Schöpfer der däniſchen Dichterſprache des achtzehnten Jahrhunderts, deſſen Einfluß bis auf Oehlenſchläger maßgebend blieb, natürlich nicht erſt verſichert zu werden. Vielmehr war es auch hier wieder das Naturgemäße, Einfache, Schlichte, das bürgerlich Verſtändige und Praktiſche, was ihn veranlaßte, der ſchmuckloſeren, aber verſtändlicheren und natürlicheren Proſa den Vorzug zu geben. „Wie ich,“ redet er in den Vermiſchten Briefen Bd. III. Br. 28, S. 141 ſeinen angeblichen Correſpondenten an, „aus Ihrem Schreiben bemerke, ſo gefällt es Ihnen nicht, daß unſere däniſchen Schauſpiele in ungebundener Rede geſchrieben ſind, da die meiſten fremdländiſchen Dichter ihre Stücke in gebundener Schreibart abgefaßt haben. Ich ſehe dies aber vielmehr als ein Zeichen und einen Beweis an von dem guten und natürlichen Geſchmack der däniſchen Nation, indem nichts Seltſameres und Thörichteres zu erdenken iſt, als Reden, die im täglichen Umgange vorkommen, in Verſe und Reime einzukleiden. Es ſcheint mir dieſes eben ſo widerſinnig zu ſein, als zu gleicher Zeit zu weinen und zu lachen. Die alten römiſchen und griechiſchen Schauſpiele ſind zwar alle in Verſen abgefaßt und Niemand unterſteht ſich, den alten Griechen und Römern, und inſonderheit den Athenienſern, den feinen Geſchmack in Beurtheilung der Schauſpiele abzuſprechen. Es läßt ſich aber doch noch Verſchiedenes dagegen einwenden. Zwar werde ich bei denen nichts ausrichten, welche Alles, was das Alterthum an der Stirn trägt, blindlings und ohne Ueberlegung bewundern. Allein der Streit, ob der Geſchmack, der in den älteſten Zeiten geherrſcht, dem Geſchmack unſerer Zeiten vorzuziehen, und welcher von beiden der beſte ſei, iſt noch nicht ausgemacht.“ — An der Beſchaffenheit dieſer Einwendungen wird natürlich Niemand Anſtoß nehmen, der Holbergs Zeitalter und die äſthetiſchen Anſichten deſſelben überhaupt kennt; es iſt dieſelbe Zeit, in der, und ſind dieſelben Gründe hausbackener Verſtändigkeit und Natürlichkeit, aus denen ein St. Evremond, ein Gottſched ihren berüchtigten und dennoch für den Augenblick ſo erfolgreichen Krieg gegen die Oper begannen, die in ganz ähnlicher Weiſe unwahrſcheinlich, unnatürlich und dem geſunden Menſchenverſtande widerſprechend geſcholten ward.

Noch intereſſanter iſt eine andere Stelle deſſelben Werks (Bd. V. Br. 7. S. 65), in welcher Holberg ſogar die Möglichkeit und das Wünſchenswerthe von in Proſa abgefaßten Trauerſpielen ausſpricht, obwohl er ſelbſt für ſeine Perſon auf alles tragiſche Talent verzichtete („Trauerſpiele habe ich niemals verſucht, habe auch keine Neigung dazu," a. a. O. Bd. V. Br. 1. S. 30). „Sie verlangen," heißt es daſelbſt, „die Urſache zu wiſſen, warum auf unſerem Schauplatze keine Trauerſpiele aufgeführt werden. Es iſt dieſe Frage ſchon von Mehren aufgeworfen worden und Einige meinen die Urſache darin zu finden, daß unſere Schauſpieler nicht die gehörige Geſchicklichkeit beſäßen, eine Tragödie aufzuführen. Allein ſeitdem man geſehen hat, mit welchem glücklichen Erfolg die tragiſchen Scenen vorgeſtellt worden, die in meiner „Melampe" vorkommen, iſt dieſe Meinung ohne Grund. Vielmehr, glaube ich, liegt die wahre und eigentliche Urſache darin, daß Trauerſpiele, der einmal angenommenen Gewohnheit nach, in gebundener Rede abgefaßt ſein müſſen. Dazu aber iſt viele Zeit und eine nicht geringe Arbeit erforderlich. Auch wird (ſetzt er ironiſch hinzu) das Theater ſelbſt dadurch in große Koſten geſetzt, indem man für einen weit geringern Preis zehn Komödien als ein einziges Trauerſpiel haben kann. Doch ließe ſich dem wohl abhelfen, wenn man es wagen dürfte, Trauerſpiele in ungebundener Rede zu ſchreiben. Ich ſage mit gutem Verbedacht: wenn man es wagen dürfte. Denn verboten wird es allein durch eine gewiſſe angenommene Gewohnheit, von der man keine hinlängliche Urſache angeben kann."

Dieſe Anſicht war damals ebenſo neu als kühn, und es gehörte in ſeiner Art kaum weniger Muth dazu, ſie zu äußern, als zu dem wagehalſigen Experiment, Komödien ohne Liebesgeſchichten und ſogar ohne Frauenzimmer zu ſchreiben. Doch hat die Erfahrung gelehrt, wie richtig den Dichter auch hier wieder ſein Inſtinct leitete und daß jenes in Proſa abgefaßte, durchweg natürliche bürgerliche Trauerſpiel, das er verlangte, wirklich ein Bedürfniß jenes Zeitalters war. Denn genau in denſelben Jahren, wo Holberg dieſe ſeine Ketzerei auszuſprechen wagte, wurde in England wirklich der erſte Verſuch eines in Proſa abgefaßten bürgerlichen Trauerſpiels gemacht (George Lillo, geb. 1693, geſt. 1739, ließ ſchon 1731, alſo faſt zehn Jahre vor Richardſons Pamela, ſeinen „George Barnwell oder der Londoner Kaufmann“ erſcheinen: ſ. Hettners Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. I. S. 491 ſqq., ſowie Albert Wellmann in meinem literarhiſtoriſchen Taſchenbuch Bd. I. Jahrgang 1843), und es iſt bekannt, wie dieſe neue Gattung, die mit der ganzen bürgerlichen Richtung der Zeit, der ganzen beginnenden religiöſen, gewerblichen, politiſchen Emancipation des dritten Standes in ſo genauer Beziehung ſtand, ſich im Lauf weniger Jahre nach Frankreich (Diderot) und Deutſchland (Leſſing, deſſen Miß Sara Samſon direct an Lillo's Kaufmann von London anknüpft) verbreitete und überall eine vollſtändige Umwälzung der Kunſt wie der Kunſtanſichten hervorbrachte. —

Allein, entgegnet man uns vielleicht, wenn das wirklich ſo iſt und wenn Holberg in der That ſolch lebhaftes ſittliches Gefühl hatte und ſolche directe moraliſche Zwecke in ſeinen Komödien verfolgte, wie war es ihm dann möglich, eben dieſe Komödien durch ſo viel grobe und plumpe Scherze, durch ſo viel Zweideutigkeiten und ſchmutzige Anſpielungen zu entſtellen, wie er es doch gethan hat? — Die Frage iſt ſcheinbar ſehr berechtigt, da ja Holbergs angebliche Plumpheit und Unanſtändigkeit faſt ſprichwörtlich geworden iſt, und ſelbſt diejenigen, die ſonſt keine Kenntniß von ihm haben, doch wenigſtens dies von ihm wiſſen, daß er ein ſchmutziger und grober Geſelle, den heutzutage kein anſtändiger Menſch mehr ohne Erröthen leſen kann.

Was dieſen letzteren Punkt anbetrifft, ſo wollen wir Niemand in dem Triumphgefühl ſeiner Keuſchheit und ſeines feinen züchtigen Geſchmacks ſtören. Es gilt heute Vieles für anſtändig und erlaubt, was früher ſtark das Gegentheil war; auch möchten wir bei alledem die heut üblichen Wiener Poſſen, die franzöſiſchen Singſpiele und Demi-Monde-Stücke nicht eben als Schule der Sittlichkeit empfehlen. Meſſen wir aber, wie es doch allein verſtändig und billig iſt, Holberg an dem Geſchmack ſeiner Zeit, ſo überzeugen wir uns bald, daß er im Gegentheil ſo keuſch, ſo ehrbar und ſelbſt auch im Ausdruck ſo gewählt und vorſichtig iſt, wie nur irgend ein Schriftſteller, geſchweige denn einer unter den komiſchen Dichtern und Sittenmalern ſeiner Zeit. Die wahre Subſtanz der Sittlichkeit verletzt Holberg ſchlechthin nie; er hat keinen Begriff, keine Ahnung von dem leichtfertigen Spiel mit Eid, Treue, Pflicht, das heutigen Tages auf und außer der Bühne ſo vielfach getrieben wird und zwar am häufigſten oder doch am glücklichſten von denen, die ſich übrigens ſtellen, als hätten ſie alle Frömmigkeit und Sittlichkeit allein gepachtet; ſelbſt in ſeinen gewagteſten Problemen, ſeinen verwegenſten Charakteren, wie etwa in der Wochenſtube, im Jeppe vom Berge und dem elften Juni (denn dieſe drei Stücke würden doch wol ſo ziemlich das Bedenklichſte ſein, was Holberg geſchrieben), iſt die wahre Grundlage ſeiner Anſchauung, der wahre Zweck ſeiner Darſtellung vielmehr ein ſtreng ſittlicher.

Allein auch die Form ſeiner Darſtellung iſt nicht derber, ſeine Späße ſind nicht plumper, die Farben, deren er ſich bedient, nicht greller als es in ſeiner Zeit üblich und geſtattet war, ja als die Zeit ſelbſt es forderte. Der Anwalt des alten kernigen Bürgerthums, der unermüdliche Verfechter altehrbarer häuslicher Sitte, der Feind jedes Luxus und jeder fremdländiſchen Verfeinerung konnte unmöglich vor gewiſſen Worten und Bildern zurückſchrecken, die unſeren verwöhnten Ohren allerdings nicht mehr gefallen wollen, während ihr ganzes Verbrechen doch nur darin beſteht, gerade heraus und ungeſchminkt zu ſagen, was wir jetzt mit tauſend Complimenten und Andeutungen umwickeln und verſchleiern. Holberg nannte einen Hahnrei noch einen Hahnrei, eine Hure eine Hure; das keuſche Entſetzen, das bei dieſen groben Worten in Ohnmacht fällt, auf der Bühne aber nachgerade nichts anders mehr ſehen mag als verführte Frauenzimmer und elegante Freudenmädchen, hätte er vermuthlich gar nicht begriffen. Auch über dieſen Gegenſtand wieder hat Holberg ſelbſt ſich mit gewohntem Freimuth ausgeſprochen; denn auch ſchon zu ſeiner Zeit gab es zarte Seelen, die an dieſer Unumwundenheit des Ausdrucks Anſtoß nahmen, wennſchon die Oppoſition damals nicht ſowol von literariſcher als von theologiſcher Seite ausging und ſich weniger auf äſthetiſche als auf moraliſche Bedenken gründete. Die

Stellen, in denen Holberg dieſelbe widerlegt, ſind ſehr zahlreich und ſehr ausführlich; hier mag es an der nachſtehenden genügen, die wir wiederum den Vermiſchten Briefen (Bd. III. Br. 55. S. 303) entnehmen. „Sie haben,“ ſchreibt er hier, „wie ich höre, einige Tage bevor Sie Kopenhagen verlaſſen, mit Ihrer Frau einmal der däniſchen Komödie beigewohnt und dieſelbe mit Ihrem Beifall beehrt. Ihre Frau aber hat, wie ich höre, ganz anders geurtheilt, indem ſie verſchiedene Ausdrücke, als Canaille, Jungfernſchaft und dergleichen hat hören müſſen, was ihr dem Wohlſtande nicht gemäß zu ſein geſchienen und worüber ſie ſich denn ſo heftig alterirt hat, daß ſie davon krank geworden. Es thut mir herzlich leid, daß dieſe Komödie bei Ihrer lieben Frau eine ſolche Wirkung gehabt, und wünſche ich derſelben von Herzen gute Beſſerung. Weil ſie aber ſo zärtlich iſt, ſo rathe ich ihr, als ein redlicher Freund, nicht öfter dahin zu gehen, weil die Geſundheit das edelſte Kleinod iſt, was ein Menſch haben kann.“ — Und als ob dieſer Spott noch nicht deutlich genug wäre, ſetzt er hinzu: „Die freien Ausdrücke, die man auf der Schaubühne hört und die insgemein ruchloſen Bedienten in den Mund gelegt werden, um zu zeigen, wie ſchändlich das Fluchen ſei, ſind eigentlich keine Schwüre; aber das ſind wirkliche Schwüre, die man täglich, mein Herr, in Ihrem eigenen Hauſe, in der Geſindeſtube und vielleicht auch in dem Kabinet Ihrer Frau Gemahlin hört.“ — Doch vermied er, wie geſagt, Alles, was die Prüderie des Publikums unnöthig herauszufordern ſchien und that lieber zu viel als zu wenig, die Zuhörer nur ja nicht zu beleidigen; „wir leben,“ ſagt er in der Vorrede zu den Verm. Briefen, „ja nicht mehr in Axel Tordſens und Schön Waldburgs Zeiten.“ Vgl. Rahbek in der Auswahl der Holberg'ſchen Schriften VI. 305.

Und ſo iſt denn von eigentlicher Gemeinheit bei Holberg nirgends die Rede; namentlich von jenen geſchlechtlichen Zweideutigkeiten und Anſpielungen, die heutzutage die herkömmliche Würze unſerer komiſchen Bühnenſprache bilden, zeigt er nicht die leiſeſten Anwandelungen. Im Gegentheil, wie ſeine Sprache überhaupt ſchlicht und einfach iſt und wie er im Allgemeinen weit mehr durch die komiſche Kraft der Situationen und der Charaktere als durch Wortwitz zu wirken ſucht, an welchem letzteren er ſogar verhältnißmäßig arm genannt werden muß: ſo iſt ſeine Sprache auch in der in Rede ſtehenden Hinſicht durchaus einfach, rein und gediegen. Mit den Prügeln und Flüchen freilich nimmt er es ſchon weniger genau, Ohrfeigen ſind bei ihm ein ſehr beliebtes Draſticum und auch an Haarrupfen und Fußtritten iſt kein Mangel, ebenſowenig an Carnalien, Beſtien und ähnlichen Ehrentiteln. Allein man vergeſſe nur nicht, daß Kopenhagen damals noch weit mehr als jetzt eine reiche, vielbeſuchte See- und Handelsſtadt war, in der daher auch die Sitten, namentlich in jenen unteren und mittleren Ständen, welche Holberg allein ſchildert, eine gewiſſe Färbung ſeemänniſcher Derbheit und Ungebundenheit angenommen hatten. Darum iſt Holberg auch bei uns in Deutſchland in den Hafenſtädten, in Gegenden, wo man Bruder Theerjack kennt und liebt, ſtets am beſten verſtanden und am liebſten geſehen worden, während umgekehrt im Binnenlande und namentlich in dem feinen zierlichen Oberſachſen ſeine ſeemänniſche Derbheit nie ſo recht verſtanden und daher auch bald getadelt und als Sittenloſigkeit verurtheilt wurde. Auch nahm ſich in den üblichen deutſchen Bearbeitungen (man denke nur an den betrunkenen Keſſelflicker, als welcher Holbergs Jeppe vom Berge über die deutſchen Bühnen taumelte) Vieles weit derber und anſtößiger aus, als es in Wirklichkeit iſt. Solche veralteten und ungeſchickten Bearbeitungen waren es ohne Zweifel, die Schiller in ſeiner Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung zu dem Ausruf verleiteten: „In welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab!“ Als Schiller ſo ſchrieb, hatte er von dem ächten Holberg gewiß nie eine Zeile geſehen noch geleſen, und überhaupt war bei Schiller der Sinn für das Komiſche wol niemals ſehr erſchloſſen, ſo daß alſo, bei aller Ehrfurcht vor Schiller, doch dieſem gelegentlichen Urtheil eine tiefere Bedeutung nicht beizulegen iſt. —

Um jedoch zu unſerm urſprünglichen Thema zurückzukehren, ſo wird aus dem bisher Mitgetheilten bereits zur Genüge erhellen, wie vollſtändiger Ernſt es Holberg mit den moraliſchen Partien ſeiner Luſtſpiele war und wie außerordentlich verkehrt und wahrheitswidrig daher unſere Romantiker handelten, als ſie dieſe Partien für bloße Ironie erklärten. Dieſe Art der Rechtfertigung iſt vollkommen thöricht und ungehörig: allein Holberg bedarf auch in dieſem Punkt überhaupt keiner Rechtfertigung, da er darin nur den allgemeinen Anſchauungen und Bedürfniſſen ſeiner Zeit gefolgt iſt — und denen, wie ſchon Goethe erinnerte, entwächst ja doch kein Menſch, „ſtell' er ſich, wie er auch will." —

Noch unbegründeter und an ſich ſelbſt unerheblicher iſt der zweite Vorwurf, der von unſeren modernen Aeſthetikern gegen Holberg erhoben wird. Derſelbe bezieht ſich auf jene falſche Selbſtironiſirung, jene gefliſſentliche Zerſtörung der künſtleriſchen Illuſion, von der oben die Rede war und von der ſich bei Holberg allerdings einzelne Beiſpiele finden, wie wenn er z. B. mitten im Stück ſich unmittelbar an die Zuſchauer als ſolche wendet oder gar einen Schauſpieler den andern plötzlich wie aus Vergeſſenheit mit ſeinem wahren bürgerlichen Namen anreden läßt — und was dem ähnlich. Den Romantikern zu Folge ſoll das der wahre Hautgout, die wahre geniale Selbſtzerſtörung und eben darum die höchſte Manifeſtation der Kunſt ſein; auch hat bekanntlich Tieck ſelbſt in ſeinen Komödien dieſen Kunſtgriff, den Holberg übrigens nur dem italieniſchen Theater abgeborgt hatte, wo er zu den herkömmlichen Lazzi's gehört, mit Vorliebe nachgeahmt. Aber doch, wie uns dünkt, nicht mit Glück; weder die lyriſche Weichheit und Zerfloſſenheit, noch die literariſchen Tendenzen und Reflexionen, die übrigens in den Tieck'ſchen Komödien herrſchen, paſſen, wie uns dünkt, zu dieſem Manöver, das überhaupt nur zuläſſig iſt und von dem gebildetern Geſchmack nur ertragen wird, wo übrigens im ganzen Stück der allertollſte Muthwille, der ungemeſſenſte, wahrhaft bacchiſche Jubel herrſcht und wo demnach, eben als ein Ausbruch dieſes Uebermuths, vor dem Alles bewältigenden Humor auch dieſe gefliſſentliche Auflöſung und Zerſtörung des Kunſtwerks einmal entſchuldigt werden mag. Nur bei ſolcher gleichmäßigen Steigerung der Stimmung, in ſolchen ausgelaſſenſten, übermüthigſten Scenen haben Ariſtophanes und die Alten ſich dergleichen geſtattet, nur auf demſelben Gipfel der komiſchen Laune finden wir etwas dem Aehnliches bei Shakeſpeare und ebenſo hat auch Holberg (deſſen poetiſcher Verſtand überhaupt viel tiefer und feiner iſt als ſelbſt ein großer Theil ſeiner Bewunderer zuzugeben für gut findet) ſich dieſe äußerſte Licenz des komiſchen Dichters nur in ſolchen Scenen und Stücken verſtattet, wo er ſich von vornherein auf einem gewiſſen ſpecifiſch poetiſchen Boden befindet, namentlich alſo in ſeinen polemiſch parodiſchen Stücken, die deshalb auch diejenigen ſind, in denen uns dergleichen am häufigſten und deutlichſten entgegentritt. Hier aber iſt die Wirkung allerdings auch von hinreißender Wirkung und es müſſen wunderlich trockne und ſchwerfällige Gemüther — oder richtiger geſagt, ſehr conſequente Pedanten und Principienreiter müſſen es ſein, die ſich des herzlichſten Gelächters enthalten können, wenn z. B. am Schluß des Ulyſſes von Ithacia die Kleiderjuden, von denen der Darſteller des Ulyſſes ſeine Garderobe entliehen hat, auf der Bühne erſcheinen und ihm, weil er ſich weigert das Leihgeld zu entrichten, den funkelnden Helm, das große Schwert, den purpurnen Königsmantel abnehmen, ſelbſt bis auf den langen Bart, den er ſich vorgebunden hat und der ebenfalls aus der Garderobe der Juden ſtammt. „Aber um des Himmels Willen,“ ruft Ulyſſes, „Ihr werdet Euch doch nicht an mir vergreifen, dem Eroberer der berühmten Stadt Troja, der ich ſoeben nach vierzigjähriger Abweſenheit in meine Heimath zurückkehre?!“ — „Biſt du vierzig Jahre weg geweſen,“ antworten die Juden, „ſo ſollſt du auch für vierzig Jahre Kleidermiethe zahlen“ — und unter dieſem Hin- und Herzerren und Balgen und Sträuben fällt der Vorhang. — Wie geſagt: wer dabei ernſthaft bleiben kann — habeat sibi: aber beneidenswerth finden wir dieſen Ernſt nicht.

Laſſen wir nunmehr die einzelnen Holberg'ſchen Dichtungen zum Zweck einer kurzen Beſprechung noch einmal an uns vorüber gehen.

Zuerſt die Gruppe des Peter Paars und die kleinern, theils epiſchen, theils didaktiſchen Gedichte. Das Gemeinſame und Eigenthümliche dieſer Gruppe iſt dies, daß Holberg, obwohl er auch in ihr ſtets das Volk im engeren Sinne und die Volksliteratur im Auge behält, ſich doch noch nicht völlig frei gemacht hat von den Anhängſeln der gelehrten Tradition und einer gewiſſen Koketterie mit ſpecifiſch gelehrten Intereſſen oder Veranſtaltungen. Nicht zwar, als ob er dieſelben befördern und in die Literatur hineinziehen will: im Gegentheil, er perſiflirt ſie und ſucht ſie durch eine barocke Nebeneinanderordnung des Hochtrabenden, Gelehrten, mit dem Trivialen und Alltäglichen ſogar lächerlich zu machen. Aber auch dieſe fortwährende, wenn auch polemiſche Rückſicht auf Gelehrſamkeit, Mythologie, Antiquitäten ꝛc. ſcheint uns nicht beſonders poetiſch zu ſein und dem Begriff einer wirklich volksthümlichen Literatur nicht völlig zu entſprechen. Das volksmäßig Bürgerliche gilt in dieſer Gruppe noch nicht an ſich, es wird noch nicht in harmloſer Freiheit aus ſich ſelbſt entwickelt und dargeſtellt, ſondern es braucht noch den Gegenſatz der Fachgelehrſamkeit zum Hintergrunde, um ſich daran anzulehnen und aufzubauen. — Unbegreiflich könnte es dabei erſcheinen, wie das Volk dennoch einen ſolchen außerordentlichen Antheil auch an dieſen Dichtungen zeigen konnte. Aber es nahm eben heraus, was ihm behagte, es ließ die gelehrte Polemik ſeitwärts liegen, indem es von ihr nur den allgemeinen Eindruck mit ſich nahm, daß es ſich doch auch hier um die ſelbſtändige Geltung des Volkes handle und deſſen, was dieſem angenehm iſt. Auch waren damals die gelehrte Vielwiſſerei und andere pedantiſche Eigenſchaften, gegen die Holberg ſeine komiſchen Pfeile richtete, noch viel verbreiteter und daher auch der Spott dagegen viel populärer und wirkſamer als etwa heut zu Tage.

Ganz hauptſächlich gilt dies vom Peter Paars. Derſelbe gehört unter die parodiſchen Gedichte, jene komiſchen Epopöen, meinen wir, welche nach Art des Scarron, deſſen „Gigantomachie“ (1644) und „Aeneis“ (1649) überhaupt den vornehmſten Anſtoß zu dieſer ganzen Richtung gegeben, ferner der Secchia rapita des Taſſoni (1622), des Lutrin von Boileau (1674), des Pope'ſchen Lockenraubs (1712), ingleichen der Zachariä'ſchen Heldengedichte, wie des Renommiſten, des Phaethon, des Schnupftuch (ſeit 1754) u. ſ. w. eine an ſich kleine und unerhebliche Begebenheit durch ein übertriebenes heldenmäßiges Pathos der Darſtellung ins Komiſche zu ſteigern ſuchen und die ſämmtlich in der homeriſchen Batrachomyomachie ihr gemeinſames Muſter haben. Dazu wird denn in der Regel der ganze Olymp in Bewegung geſetzt, Götter und Göttinnen reden wie Stallknechte und Kleinkrämer, während die Knechte und Krämer ſich wie Gottheiten geberden.

Aber dies ganze Genre, ſo beliebt es namentlich im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auch war, gehört doch, unſeres Dafürhaltens, nur einer untergeordneten Gattung des Komiſchen an. Die Dinge wirken dabei nicht durch ihre Komik an ſich, ſondern erſt durch ihre gefliſſentliche und unwahre Beziehung auf eine andere, künſtlich aufgebaute Welt. Der Widerſpruch, welcher aufgelöst werden ſoll, iſt kein natürlicher und urſprünglicher, ſondern er wird erſt künſtlich um des Effects der Auflöſung willen geſchaffen; mithin iſt auch der Genuß kein reiner und naturgemäßer, ſondern auch er wird erſt durch die vorausgeſetzte Kenntniß deſſen bedingt, woran der kleine und nichtige Stoff parodiſch abgemeſſen werden ſoll. Somit iſt das Ganze im Grunde mehr ein Vergnügen für Gelehrte und Gelehrtgebildete, die den Widerſpruch und ſeine künſtliche Vorbereitung durchſchauen und ſich dabei über ihr Beſſerwiſſen freuen können, als eigentlich für das Volk.

Wir wollen nun den Inhalt des Peter Paars kürzlich angeben, wobei wir uns wörtlich des Auszugs bedienen, welchen Scheibe vor der erſten Ausgabe ſeiner Ueberſetzung (in der Vorrede, wo auch ein zweiter viel längerer und ſehr detaillirter Auszug zu finden iſt) gegeben hat. „Was war,“ ſagt er, „ſchlechter und gemeiner, als eine kleine Reiſe eines Krämers von Kallundborg nach Aarhus? die man ſonſt mit leichter Mühe aufs Höchſte in vierundzwanzig Stunden vollenden kann. Davon ſchrieb Holberg nun ein langes epiſches Gedicht. Er erzählt, wie dieſem Krämer, den er Peter Paars nennt, mitten im Winter und alſo in einer rauhen, den Seereiſen unbequemen Jahreszeit eingefallen wäre, ſeine Liebſte zu beſuchen. Allein er iſt unglücklich, leidet Schiffbruch, kommt auf eine fremde Inſel,“ (vielmehr auf die wohlbekannte däniſche Inſel Anholt) wird beraubt, gefangen geſetzt, zum Tode verurtheilt, durch eine Jungfer errettet, kommt alsdann auf ein anderes Schiff, verfehlt aber die rechte Fahrt und kommt in eine andere Stadt, geräth in Schlägerei, wird als ein Narr ins Tollhaus geſetzt, aber mit großer Pracht und Ehren aus der Stadt begleitet, da er dann ſeine Reiſe fortſetzt; unterwegs aber geräth er in die Hände eines Werbers, wird abermals ausgeplündert und reiſet endlich nach allen dieſen Gefahren glücklich fort.“

Dieſen Stoff nun hat Holberg in der oben angedeuteten Weiſe zugerichtet. Götter und Göttinnen ſind in Bewegung geſetzt, um den Helden (der gewiſſermaßen ein parodirter Odyſſeus iſt, wie auch wol das ganze Gedicht nicht ohne ſchalkhafte Rückſicht auf das homeriſche Epos geſchrieben ward) bald zu fördern, bald zu hindern; der Ton iſt großartig und pathetiſch, wo man ihn heiter und alltäglich erwartet, und burlesk und niedrig, wo es ſich um ernſte und feierliche Dinge handelt. Endlich iſt das ganze Gedicht von Scholien und Anmerkungen begleitet, die es, mit verſtellter Ernſthaftigkeit wie ein altes gelehrtes Gedicht behandeln und dadurch den Pedantiſmus der Philologen und Antiquare verſpotten ſollen. — Wir haben bereits erinnert, was uns an dieſer Gattung überhaupt mangelhaft dünkt. Der Aufnahme beim Publikum indeſſen ſchadete das nicht; man machte es, wie wir oben geſagt haben: man las die wahrhaft komiſchen, charaktervollen, natürlichen Stellen heraus, freute ſich, daß die Götter doch auch ſo hübſch gemein ſprechen können, „juſt wie die Einwohner in den Neuenbuden und die längſthin am Walle wohnen“ (ſiehe Holbergs Vorrede, in der Scheibe'ſchen Ueberſetzung), freute ſich ferner, daß die gelehrten Perücken, die unverſtändlichen lateiniſchen Zöpfe, ihr Theil ſo wacker abbekamen und ließ das Andere Gott befohlen ſein. Rechnen wir dazu nun den leichten, gefälligen Fluß der Sprache, der nach dem einſtimmigen Zeugniß aller Dänen dies Gedicht in hohem Grade auszeichnet; rechnen wir ferner, daß es, unbeſchadet ſeiner parodiſchen Natur, auch mit einem reichen Schatz wahrhaften volksthümlichen Lebens und genaueſter Beobachtung der Wirklichkeit ausgeſtattet iſt; erwägen wir endlich, daß es überhaupt das erſte lesbare Gedicht war, welches die däniſche Literatur aufzuweiſen hatte, und daß dieſe Literatur ſelbſt im Grunde erſt mit ihm begann; ja bringen wir auch die abſurde Polemik mit in Anſchlag, die ſich beim Erſcheinen des Buchs gegen daſſelbe erhob (Gram und Roſtgaard, zwei damalige Schriftſteller und Nebenbuhler Holbergs, trugen förmlich auf Verbrennung des Gedichts, als einer für die Univerſität, die Obrigkeit und die Bewohner der Inſel Anholt anſtößigen Schandſchrift, und Entfernung des Verfaſſers vom academiſchen Lehramt an — alſo tout comme chez nous; vergl. Holberg Ep. ad Vir. perill. I. 126. Lebensbeſchr. S. 155 fg.) und die ſeiner Verbreitung nicht anders als förderlich ſein konnte: ſo erklärt ſich der ungeheure Beifall, mit welchem es aufgenommen ward und vermöge deſſen es noch heutigen Tags in Dänemark nicht nur noch immer geleſen wird, ſondern auch noch jetzt, in tauſend kleinen Anſpielungen, Sentenzen und Sprüchwörtern, in Jedermanns Gedächtniß und Munde iſt. —

Die übrigen hieher gehörigen Gedichte ſind bei Weitem unbedeutender. Von den fünf Satyren iſt die erſte, unter dem Titel: Demokritus und Herakleitus, eine ziemlich abſtracte Satyre auf die Gebrechen der menſchlichen Natur im Allgemeinen. Die zweite hält dem aus dem Horaz hinlänglich bekannten Sänger Tigellius, dem Muſterbild menſchlicher Unbeſtändigkeit, eine ironiſche Schutzrede. Die dritte enthält eine Selbſtkritik des Peter Paars; ſie iſt, wie wir bereits angeführt haben, der Scheibe'ſchen Ueberſetzung deſſelben angefügt. Die vierte iſt der bekannten ſechsten Satyre des Juvenal (gegen die Weiber) entnommen; doch erreicht ſie die grauſame Kraft des Juvenal'ſchen Gedichts bei Weitem nicht, ja der Dichter iſt zum Ueberfluß ſo galant, in der fünften und letzten Satyre (Gynaikologia) die vierte ſelbſt gewiſſermaßen zu widerlegen und dem weiblichen Geſchlecht eine, wennſchon nicht ganz ehrlich gemeinte Lobrede zu halten.

Die „Verwandlungen" bilden ein Gegenſtück zu dem gleichnamigen Ovid'ſchen Gedichte. Wie der lateiniſche Dichter Menſchen in Thiere und Pflanzen verwandeln läßt, ſo läßt umgekehrt Holberg aus Thieren und Pflanzen Menſchen entſtehen, die noch als ſolche ihre frühere Naturbeſtimmtheit feſtzuhalten ſcheinen oder irgendwie mit den entſprechenden Thieren und Pflanzen verglichen werden können. Das Ganze läuft demnach auf einen ziemlich billigen Scherz und eine ſehr zahme Satyre hinaus, wie z. B. daß aus dem Fuchs ein politiſcher Ambaſſadeur, aus dem Eſel ein Dorfküſter, aus dem Krebs ein Schneider, aus der Nachtigall eine Opernſängerin, aus dem Floh ein Stutzer wird u. ſ. w. — Die „jütländiſche Fehde" geißelt einen armſeligen Prädicanten in Wiborg, der um einer zufälligen Namensähnlichkeit willen ſich hatte beikommen laſſen, eine Holberg'ſche Bühnenfigur (im Erasmus Montanus) auf ſich zu beziehen und dieſer unerhörten Beleidigung wegen ein grauſames Geſchrei erhoben hatte. Das Gedicht fertigt den armen Schelm, in dem parodiſchen Tone des Peter Paars, der ſich hier nicht übel ausnimmt, mit vieler Heiterkeit ab; es iſt ein dem Stoffe nach unerhebliches, aber in der Ausführung nicht unergötzliches Gedicht und kann als Muſter dienen, bei derartigen Gelegenheiten die Lacher mit Anmuth auf ſeine Seite zu bringen. — Das „Daphniſche Blutbad" gehört wiederum in die Kategorie des Froſch- und Mäuſekriegs; es iſt die Geſchichte eines hinterliſtigen Blutbades, das die Katzen unter den Mäuſen anrichten, nachdem ſie dieſelben vorher durch erlogene Freundſchaft bethört haben: ein poetiſcher Lückenbüßer mit herkömmlichen Scherzen und Anſpielungen.

Die Komödien, mit Ausſchluß der ſchon oben erwähnten Tragödie Artaxerxes, deren Autorſchaft verdächtig und die ſelbſt im beſten Fall nur eine Ueberſetzung aus dem Italieniſchen des Metaſtaſio iſt, laſſen ſich gleichfalls in drei Gruppen zerlegen. Die erſte enthält diejenigen, welche wir mit Bezug auf unſere frühere Auseinanderſetzung im prägnanten Sinne die Charakterſtücke nennen und im Gegenſatz zu denen wir die zweite als Situationsſtücke bezeichnen. Die dritte Gruppe endlich umfaßt die literariſchen Komödien: das ſind ſolche Stücke, in denen die Holberg'ſche Komödie, mit ihren Schickſalen, ihren Widerſachern und Freunden, ſich ſelbſt gegenſtändlich geworden iſt und das Thema des Dichters bildet.

In der erſten Gruppe, alſo derjenigen der Charakterſtücke, ſteht in der vorderſten Reihe der politiſche Kannegießer, Holbergs dramatiſche Erſtgeburt, vielleicht von allen und unter den Charakterſtücken gewiß ſein Meiſterwerk. Auch fand es gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen den größten Beifall, den es ſich auch jederzeit und in allen Bearbeitungen, deren es ſehr viele erlebte, bis in die neueſte Zeit erhalten hat.

In der That iſt der Stoff von unvergänglicher Wahrheit und Wirkung; über die geſchichtlichen Ereigniſſe, die dem Stück zu Grunde liegen, ſowie über ſeine Beziehungen zur damaligen Zeit behalten wir uns vor, dem Leſer Einiges in den Anmerkungen mitzutheilen, die wir der nachfolgenden Ueberſetzung des Stücks hinzufügen. — Dennoch fehlten ihm bei ſeinem erſten Erſcheinen die Gegner und Widerſacher ſo wenig, als ſie dem Peter Paars gefehlt hatten. Man hielt das Stück für eine Satyre gegen die Obrigkeit und wollte beſtimmte Perſönlichkeiten im damaligen Kopenhagen namhaft machen, welche Holberg im Sinne gehabt haben ſollte. Andere tadelten Dies und Jenes an dem inneren Bau der Komödie, ja ein gewiſſer Kammerrath Pauli in Kopenhagen erdreiſtete ſich, das ganze Stück friſch, wie der Autor es geſchrieben hatte, umzuarbeiten und dadurch ſeiner Meinung nach zu verbeſſern. Holberg nahm dieſe unberufene Einmiſchung ſehr übel auf und verhöhnte den Urheber derſelben in einer jener polemiſchen Flugſchriften, mit denen er jederzeit ſo raſch bei der Hand war. Man findet dieſelbe nebſt dem Briefe des Kammerraths Pauli über die von ihm verſuchte Umarbeitung in den „Tvende ſplindernye Breve til den politiſke Kandeſtöbers Oplysning" (d. i. zwei nagelneue Briefe zur Beleuchtung des politiſchen Kanngießers, ſ. Rahbek'ſche Ausgabe, Bd. VI. S. 12—25, wie auch Bove in den Holbergiana I, 201). Dieſe Holberg'ſche Streitſchrift iſt für die Kenntniß des Dichters höchſt merkwürdig und gehört zu dem Wichtigſten und Lehrreichſten, was er in Betreff ſeiner Anſichten über Kunſt, Bühne, Bühnenwirkung überhaupt geſchrieben hat. Er verhöhnt darin den unberufenen Umarbeiter als einen ungeſchickten, täppiſchen Geſellen und weiſt das Unpaſſende und Zweckwidrige der Veränderungen im Einzelnen gründlich nach, wobei er ſich ganz beſonders gegen die allzu künſtliche Verflechtung des Planes, ferner gegen die verletzte Einheit des Orts und der Zeit, ſo wie überhaupt gegen die Verunſtaltung ſeiner Charaktere äußert. Auch ſonſt hat er ſich über dies ſein Erſtlingsſtück verſchiedentlich ausgeſprochen, und jedesmal ſo, daß man ihm deutlich die Befriedigung anmerkt, die das Stück ihm ſelbſt gewährte. So namentlich in dem ſchon früher genannten Gutachten des Juſt Juſteſen über Komödien (vgl. R. Fürſt a. a. O. II. S. 27—28). „Das erſte Luſtſpiel dieſes Bandes," ſagt er hier, „benannt der politiſche Kanngießer, iſt am meiſten getadelt worden, und hat das Glück gehabt, das guten Komödien gern zu Theil wird, nämlich daß viele Leute wider dies Luſtſpiel erboſt wurden. Man hat den Verfaſſer beſchuldigt, auf obrigkeitliche Perſonen angeſpielt zu haben, da doch keine Komödie exiſtirt, welche die Obrigkeit weniger als dieſe angreift; die Satyre zielt blos auf gewiſſe Prahler unter den gemeinen Leuten, in Freiſtädten, die in den Wirthshäuſern Obrigkeit und Rath tadeln, und doch nichts wiſſen. Der Charakter ſolcher Leute wird in dieſem Kanngießer artig dargeſtellt. Einige Perſonen aus dem Rathe bilden ihm ein, daß er eine obrigkeitliche Perſon geworden ſei, damit er ſich ſelbſt kennen lerne, und ſeiner vorigen Thorheit ſich enthalte. Ich zweiſle, ob jemand je ein anſtändigeres oder lehrreicheres Schauſpiel geſchrieben hat. Wenn es je vonnöthen geweſen iſt, eine Thorheit in einem Schauſpiele darzuſtellen, ſo iſt es dieſe, die unter dem gemeinen Volke ſo ſehr im Schwange iſt. Wenn dieſes Stück in Holland oder in einer andern freien Republik vorgeſtellt würde, dürfte es die Wirkung hervorbringen, daß ein Kaesverkoper lange Anſtand nehmen würde, Fehler herzurechnen, die ein Türenne, ein Eugenius in dieſer oder jener Campagne gemacht hat. Dies Schauſpiel iſt übrigens nicht minder luſtig als lehrreich. Es hat die Zuſchauer von Anfang bis Ende im Lachen erhalten, und iſt daher zum größten Vortheil für die Eigenthümer des Schauſpielhauſes geſpielt worden.“

Auch die Erfindung des Stücks nahm Holberg als ſein ausſchließliches Eigenthum in Anſpruch, wogegen ſpäterhin P. F. Suhm in ſeinen „Notizen von guten neuen Büchern“ den Nachweis führen wollte, daß Holberg dabei ein Stück des St. Evremond, „Sir Politic,“ nachgeahmt habe. Doch hat allem Vermuthen nach Holberg dieſe angebliche Quelle gar nicht gekannt; vgl. die höchſt ausführliche und genaue Unterſuchung von Rahbek in ſeiner Auswahl der Holberg'ſchen Schriften, Bd. VI. S. 26—38, ſo wie ebendenſelben in der Schrift: Om Ludvig Holberg ſom Lyſtſpildigter og om hans Lyſtſpil, Bd. I. S. 127 ff., wo auch ein Auszug aus der Pauliſchen Umarbeitung mitgetheilt wird. Dagegen hat Holberg bei einzelnen Scenen und Reden ſeines Stücks allerdings fremde Muſter benutzt; ſo iſt z. B. das Bewerbungsformular des Heinrich im erſten Akt aus dem dritten Theil des Théâtre Italien entlehnt. — Holberg ſelbſt hat das Stück verſchiedentlich umgearbeitet, wovon die Spuren ſich zum Theil auch noch in der Bearbeitung wiederfinden, in der das Stück in der älteſten Auflage der Komödien (vom Jahre 1722) abgedruckt iſt und die auch wir, nach Anleitung der von der Holbergs Geſellſchaft veranſtalteten Ausgabe, unſerer Ueberſetzung zu Grunde gelegt haben; vgl. Rahbek in der Auswahl, Bd. VI. S. 35. Die Figur des Hermann von Bremen hat Holberg ſpäterhin noch einigemale wieder auf das Theater gebracht, ſo namentlich in „Hexerei oder blinder Lärmen“ und in dem „glücklichen Schiffbruch:“ ein Beweis, wie lieb ſie ihm ſelbſt geworden und welcher Wirkung er jederzeit davon verſichert war. Auch hat in der That kein anderes Stück unſeres Dichters ſo viel Glück gemacht auf der däniſchen wie außerdäniſchen Bühne, als dieſer politiſche Kannegießer. Die erſten Künſtler Dänemarks wie Deutſchlands, ein Wegener, ein Londemann (vgl. Rahbek, Om Ludvig Holberg I, 183), ſowie bei uns Deutſchen ein Eckhof, ein Borchers, ein Schröder, ein Unzelmann, haben bald den Heinrich, bald den Hermann von Bremen Jahre lang zu ihren Glanzrollen gezählt, in den verſchiedenſten Zeiträumen iſt das Stück immer wieder hervorgeſucht worden, um gewiſſen Stimmungen des Publikums zum Ausdruck zu verhelfen, ſelbſt auch bei uns in Deutſchland (vgl. die intereſſante Stelle aus den bekannten Vertrauten Briefen bei Rahbek a. a. O. S. 151, wonach in Berlin im Sommer 1806, dicht vor dem Ausbruch des Krieges zwiſchen Preußen und Frankreich, Wallenſteins Lager und der politiſche Kannegießer beſtändig an der Tagesordnung waren und der Kaſſe ſchweres Geld einbrachten,[1]) und noch in dieſem Augenblick wird das Stück in Dänemark gern und häufig geſehen. Die Zahl der Aufführungen auf der Kopenhagener Bühne allein hat ſich (vgl. Ausgabe der Holbergs-Geſellſchaft I, 266) von 1750—1843 auf neunundneunzig belaufen. — Die zahlreichen Stellen der Vermiſchten Briefe, die ſich theils direkt auf den politiſchen Kannegießer beziehen, theils einzelne darin angeregte Fragen weiter ausführen, hat Rahbek a. a. O. I, 169 zuſammengeſtellt.

In dieſelbe Gattung der Charakterſtücke gehören ferner „die Wankelmüthige“ (den Vägelſindede) und „der Mann, der keine Zeit hat“ (den Stundesløſe, in den deutſchen Ueberſetzungen gewöhnlich der geſchäftige Müßiggänger genannt). Beide Charaktere rühmt Holberg ſich (vgl. Rahbek'ſche Ausgabe I, 171 und IX, 460 ff., ſowie Juſt Juſteſens Bedenken bei R. Fürſt II, 29) erfunden und zuerſt auf die Bühne gebracht zu haben. Doch iſt ihm dieſer Verſuch, der überdies wol nicht ganz ſo ſelbſtändig war, als er es darſtellte, nur bei dem letzteren Stück gelungen. Die Wankelmüthige dagegen gehört unter die oben beſprochenen pſychologiſchen Rechenexempel, weshalb das Stück auch, trotz der von Holberg ſelbſt anerkannten vortrefflichen Darſtellung der Hauptrolle durch Madame Montaigu, ſowie trotz mehrfacher Veränderungen, die der Dichter damit vornahm, beim Publikum nur geringen Beifall fand; es wurde (Rahbek, Om Ludvig Holberg I, 171, wonach die Angabe der J. B. Lange'ſchen Ausgabe, Bd. I. S. IV der Anmerkungen zu ergänzen iſt) in den beinahe dreißig Jahren von 1756 bis 1786 im Ganzen nur achtmal gegeben und iſt auch ſpäter nur äußerſt ſelten wiederholt worden.

---

[1] Aus derſelben Quelle berichtet Rahbek bei dieſer Gelegenheit eine intereſſante Anekdote, die wir hier ebenfalls einſchalten wollen. Der eben genannte Unzelmann, einer der größten und genialſten Komiker, welche die deutſche Bühne jemals beſeſſen hat, gab bei dieſen Berliner Aufführungen den Hermann von Bremen. In der Scene mit dem Collegium politicum, wo er nach der deutſchen Bearbeitung eigentlich von der Karte von Polen zu ſprechen hat, die ein Loch bekommen, brachte er eine Veränderung an und ſagte: „Die Karte von Deutſchland hat einen Riß bekommen; aber es wird ſich ſchon ein braver Mann finden, der ſie wieder in Ordnung bringt.“ Dieſe Veränderung wurde mit dem gewaltigſten Beifallsſturm aufgenommen, und Unzelmann brachte ſie nun regelmäßig vor, ſo oft das Stück aufgeführt ward. Nachdem dies etwa zehnmal geſchehen war, ging er noch einen Schritt weiter, indem er, ſich auf die Stimmung des Publikums verlaſſend, aus dem Kreiſe der Bierbrüder hervortrat und einen Aufruf an den preußiſchen Patriotismus deklamirte, zum Schluß aber ſtimmte er das Heil Dir im Siegeskranz an „und das Parterre (ſagen die Vertrauten Briefe) brüllte mit.“ Unzelmann trug dabei, wie ſich von ſelbſt verſteht, das gebräuchliche Coſtüm des Hermann von Bremen, nämlich einen grünen Schlafrock nebſt Nachtmütze: allerdings für die Kundgebung eines ſo kriegeriſchen Patriotismus ein etwas eigenthümliches Coſtüm.

Auch dem vierten Stück in dieſer Reihe, dem Geert Weſtphaler, in welchem Holberg die vielgebrauchte, auch von ihm ſelbſt bereits im Peter Paars IV, 3, ſowie ſpäterhin in den Verwandlungen benutzte Figur eines geſchwätzigen Barbiers auf die Bühne brachte, gelang es nur allmählig, ſich in der Gunſt des Publikums feſtzuſetzen. Die Aufnahme war anfangs kalt und erſt durch einen erläuternden Prolog, ſowie durch eine Umarbeitung, welche das Stück von fünf Acten auf einen Act reducirte, glückte es dem Dichter endlich, das Publikum damit auszuſöhnen. Dennoch wurde es in den einundzwanzig Jahren von 1748 bis 1769 nur zehnmal gegeben. Mehr Beifall fand es bei ſeiner Erneuerung im November 1775, wo die Hauptrolle in die Hände des berühmten Komikers Schwarz kam. Dieſer gab dieſelbe mit ſolcher Meiſterſchaft, daß das Stück raſch hintereinander eilfmal aufgeführt wurde. Seitdem blieb es ein Lieblingsſtück des Kopenhagener Publikums und iſt als ſolches, wie Rahbek a. a. O. I. S. 281 berichtet, von 1777 bis 1815 nicht weniger als ſiebenundvierzigmal über die Bretter gegangen; die Hauptrolle gab in den letzten Jahren Lindgreen, ebenfalls einer der ausgezeichnetſten Künſtler der an vorzüglichen Darſtellern ſo reichen däniſchen Bühne. Einzelnes in dem Stück iſt aus dem Arlequin Protée im I. Band des Théâtre Italien S. 83—134 entnommen; der vertheidigende Prolog, den Holberg dazu ſchrieb, iſt verloren gegangen. Ueber zwei ſpätere franzöſiſche Stücke, welche denſelben Gegenſtand behandeln, äußert Holberg ſich in der oft genannten Lebensbeſchreibung; vgl. Rahbek in der Auswahl der Holberg'ſchen Schriften, Bd. I. S. 273 ff., ſowie Bd. VI. S. 165 bis 237. Der Unterſchied zwiſchen den beiden Bearbeitungen, der fünfactigen und der einactigen, iſt ſehr groß, ſo daß ſie faſt als zwei verſchiedene Stücke gelten können; vgl. A. E. Boye in den danſke Skueplads, S. 696 ff.

Deſto raſcher und vollſtändiger dagegen war der Triumph, den der Dichter mit ſeinem Jean de France, oder wie er in unſern Ueberſetzungen gewöhnlich heißt: der Deutſchfranzoſe, davontrug. Das Stück erhielt gleich bei der erſten Aufführung den ungetheilteſten Beifall; auch verdiente es ihn als eine der vorzüglichſten Schöpfungen Holbergs und ein ebenſo ſchönes als fruchtbares Denkmal ſeines warmen Patriotismus und der innigen Sorgfalt, die er für die Heranbildung eines künftigen tüchtigen und ſittenſtarken Geſchlechtes trug. Allein ſeltſamer Weiſe hielt dieſer erſte Beifall ſich nicht lange und auch die Kritik machte an dem Stück allerhand Ausſtellungen, beſonders in Betreff der Uebertreibungen und allzugroßen Unwahrſcheinlichkeiten, welche der Dichter ſich angeblich darin hatte zu Schulden kommen laſſen. Wirklich entſchloß Holberg ſich in Folge dieſer Ausſtellungen, das Stück einzelnen Veränderungen zu unterwerfen, mit denen es in der Ausgabe von 1731 wieder abgedruckt ward. Er ſelbſt hielt auf den Jean de France große Stücke; in der Lebensbeſchreibung S. 166 bezeichnet er ihn als diejenige ſeiner Komödien, von der man mit Recht ſagen könne: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci“: denn es ſei „nützlich und aufgeweckt abgefaßt.“ Auch hat, vielleicht mit einziger Ausnahme des politiſchen Kanngießer, kein Stück des Dichters in Deutſchland ſo viel Glück gemacht und iſt ſo vollſtändig zum Eigenthum der deutſchen Bühne geworden als dieſer Jean de France; freilich züchtigte er auch ein Laſter, das vielleicht nirgend ſo im Schwange war und ſo gefährliche Folgen für das Wohl der Nation mit ſich führte als eben in Deutſchland. Gottſched nahm es mit einer glänzenden Empfehlung in den zweiten Band ſeiner Deutſchen Schaubühne auf. „Dieſer berühmte und ſinnreiche Mann,“ äußerte der damalige Geſetzgeber des deutſchen Parnaſſes ſich bei dieſer Gelegenheit über Holberg (ſ. a. a. O. Vorrede S. 40), „hat in Dänemark dasjenige geleiſtet, was Molière oder Herr Deſtouches in Frankreich gethan haben. Er hat nämlich außer vielen andern hiſtoriſchen, philoſophiſchen und poetiſchen Werken, fünf und zwanzig däniſche Luſtſpiele verfertigt und ans Licht geſtellet, die als Muſter der Schaubühne anzuſehen ſind. Ohngeachtet wir in Deutſchland einen ſo fruchtbaren und regelmäßigen Dichter, in dieſer Art, noch nicht aufzuweiſen haben; ſo machen wir uns doch eine Ehre daraus, auch dieſen unſern Nachbar, aus einem mit uns verſchwiſterten Volke, den ſüdlichen und weſtlichen Völkern Europens zum Beweiſe darzuſtellen: daß die nordiſchen Geiſter der Gelehrten eben ſo träge nicht ſind, als ſie zu glauben pflegen. Die Thorheit der franzöſiſchen Affen iſt wenigſtens ſo ſcharfſinnig und ſo glücklich von ihm ausgelacht worden, daß man hoffen kann, es werden künftig alle ſolche deutſche Franzoſen, davon es eine zeitlang in Deutſchland gewimmelt hat, bei allen, die dies Stück leſen, halb unehrlich gemacht werden.“ — Als darauf die (Gottſched feindſeligen) Greifswalder Verſuche im zweiten Stück des Jahrgangs 1747 eine ſehr mißgünſtige Kritik des Holberg'ſchen Stückes brachten, hielt der berühmte deutſche Kunſtrichter ſich verpflichtet für den däniſchen Dichter einzutreten und die ungerechten Angriffe von ſeinem Stücke abzuwehren: ſ. Vorrede zum dritten Theil der deutſchen Schaubühne S. IX. Ohne Zweifel bezieht es ſich mit auf dieſe Gottſched'ſche Vertheidigung, wenn Holberg in den Vermiſchten Briefen Bd. III. Br. 32. S. 168 und Bd. V. Br. 1. S. 9 ſeine Zufriedenheit mit der auswärtigen Kritik, namentlich aber mit der Aufnahme ausſpricht, welche der Jean de France in Deutſchland gefunden. Von der greifswaldiſchen Recenſion hat Scheibe in der Einleitung zum Peter Paars S. CXXXI einige Bruchſtücke aufbewahrt; vgl. auch Rahbek in der Auswahl der Holberg'ſchen Schriften Bd. IX. S. 121—126.

Doch hielt ſich, wie ſchon erwähnt, das Stück bei alledem in Dänemark ſelbſt auf der Bühne nur verhältnißmäßig kurze Zeit; von 1748 bis 1796 wurde es nur zwölfmal aufgeführt, darunter einmal am 6. Juni 1753 unter höchſt eigenthümlichen Umſtänden. An dem genannten Abend nämlich (vgl. Rahbek Om Ludvig Holberg I, 222 und noch vollſtändiger A. E. Boye in den danſke Skueplads S. 692; doch ſ. auch Rahbek a. a. O. III, 384) ſollte eine Madame Roſenkilde, welche dem Kopenhagener Hoftheater von Holberg empfohlen war, zum erſtenmal auf der Bühne deſſelben auftreten und zwar als Julie in Deſtouches' Le Dissipateur ou l'honnête fripon. Auf Veranſtalten einer gewiſſen vornehmen Partei jedoch, die Holberg und ſeinen Empfehlungen überhaupt nicht geneigt war, ward die unglückliche Debütantin bereits in der zweiten Scene des Stücks und nachdem ſie kaum zwei oder drei Worte geſprochen, unter furchtbaren Halloh ausgepfiffen; der Vorhang mußte fallen und da an Fortſetzung der urſprünglichen Vorſtellung nicht zu denken war, Holbergs Jean de France aber zum nächſten Theaterabend auf dem Repertoire ſtand, ſo wußte man ſich in der Eile nicht anders zu helfen, als daß man ſofort den Jean de France ankündigte. Und wirklich war der Reſpect vor Holbergs Dichterruf noch immer ſo groß, die dankbare Erinnerung an das Verdienſt, das er ſich einſt durch den Jean de France erworben, noch ſo lebendig, daß das tumultuirende Publicum ſich mit dieſem Tauſch einverſtanden erklärte und das Stück ruhig bis zu Ende ſpielen ließ. Doch ſcheint der Theatertumult damit noch keineswegs geendet geweſen zu ſein: denn noch drei Monate ſpäter, unterm 24. September des genannten Jahres, erſchien ein Plakat, durch welches der Theaterdirection das Recht eingeräumt ward, diejenigen, welche während der Vorſtellung einer däniſchen Komödie im Komödienhauſe durch Auspfeifen oder auf andere unziemliche Manier Unordnungen veranlaſſen würden, gerichtlich zu verfolgen. — Späterhin verſchwand das Stück beinahe völlig von der Bühne, bis es nach dreißigjähriger Pauſe im Winter 1814 auf 1815 zum Benefiz des Fräulein Hedeberg, welche darin die Rolle der Magelone gab, zuerſt wieder auf die Bretter gelangte, aber auch jetzt, wie es ſcheint, nur mit geringem Erfolg, indem es im Lauf der Saiſon nur einmal und zwar erſt zum Schluß derſelben wiederholt ward; ſ. Rahbek a. a. O. I, 222.

Eine andere damals ſehr verbreitete Thorheit, nämlich die hohle Renommiſterei des Poltrons, die Eiſenfreſſerei des Bramarbas wird im Jacob von Thyboe, ſowie im Dietrich Menſchenſchreck gegeißelt. Bei dem erſteren Stück hat Holberg, wie er ſelbſt zugeſteht, hauptſächlich den miles gloriosus des Plautus benutzt; aber auch dem Eunuch des Terenz iſt er viel ſchuldig geworden. Daß er Gryphius' „Horribilicribifax“ gekannt und benutzt, iſt uns nicht wahrſcheinlich. Dagegen hat er einzelne Scenen und Wendungen (z. B. die höchſt wirkſame Scene mit dem Poeten) den „Promenades à Paris“

im Théâtre Italien entlehnt, während er zu anderen die Veranlaſſung aus Bidermanns Utopia Buch VI. Cap. 135 und 136 entnommen hat. Das Stück, zu dem es ebenfalls wieder verſchiedene Varianten gibt (ſ. Rahbek in der Auswahl Bd. VI. S. 398 bis 399), wurde mehrfach ins Deutſche übertragen und iſt auch unter dem Titel „Bramarbas oder der großſprecheriſche Offizier“ in den dritten Band der Gottſched'ſchen Schaubühne aufgenommen. Dennoch ſcheint es auf dem däniſchen Theater Anfangs nur wenig Glück gemacht zu haben; wenigſtens kam es von 1748 bis 1769 nur achtmal zur Aufführung. Später verſchwand es völlig, bis es zu Anfang der achtziger Jahre aus mehrjährigem Schlummer wieder aufgeweckt ward, wo es dann, unterſtützt durch einen Verein von Künſtlern wie Schwarz als Tyboe, Gjelſtrup als Jens, Kemp und ſpäter Lindgreen als Peter, Knudſen als Chriſtoph, Madame Knudſen als Mutter, Madame Gjelſtrup als Pernille ꝛc. viel Beifall erlangte; vgl. Rahbek a. a. O. II. 385—388 und VI. 364—399, ſowie im zweiten Band ſeines Werks Om Ludvig Holberg 174—217. — Bemerkt mag noch werden, daß der pedantiſche Magiſter, der bei Holberg in der älteſten Ausgabe (1725) Tychonius, ſpäterhin aber, da Chriſten Larſen Tychonius, früher Stiftsprobſt in Wiborg, ſeit 1726 als Privatgelehrter in Kopenhagen lebend, dagegen Einſpruch erhob, Stygotius heißt, in der Detharding'ſchen Verdeutſchung bei Gottſched Magiſter Stifelius genannt wird: eine Anſpielung ohne Zweifel auf jenen chiliaſtiſchen Träumer, den Holberg einſt während ſeines Aufenthalts in Leipzig als Lehrer der dortigen Univerſität kennen gelernt und der ſich durch ſeine närriſchen Streiche hinlänglich bekannt gemacht hatte. Jener Chriſten Larſen Tychonius dagegen iſt derſelbe, gegen den Holberg ſeine oben erwähnte „Jütiſche Fehde“ richtete; vgl. A. E. Boye a. a. O. 702 und Rahbek Om Ludvig Holberg II, 216. — Der Dietrich Menſchenſchreck, oder wie Holberg ſelbſt das Stück in der Lebensbeſchr. II. S. 177 nennt: „der liſtige Heinrichs (denn ſo heißen alle meine Bediente)“ iſt, wie Holberg wiederum ſelbſt einräumt, dem Pſeudolus des Plautus nachgeahmt; Einzelnes iſt auch dem Curculio deſſelben Dichters entnommen. Das Stück war eins der beliebteren von Holberg; in den 21 Jahren von 1748 bis 1769 wurde es ſiebzehnmal gegeben und auch ſpäterhin noch wurde es, wenn auch mit abnehmendem Beifall, dem

Publikum von Zeit zu Zeit immer wieder vorgeführt. Einigen Antheil an dieſem Erfolg hatte wol das Vergnügen, das König Friedrich V. an dieſem Stück gefunden; Dietrich Menſchenſchreck und die Maskerade waren diejenigen Holberg'ſchen Komödien, welche dem König am beſten gefielen und die daher auch am meiſten dazu beitrugen, der däniſchen Bühne die Unterſtützung dieſes hohen Gönners zuzuwenden; vgl. Rabbek, Holbergs ausgewählte Schriften III, 364—368 und XI, 440—471.

Gegen die Pedanten, dieſes beliebte Stichblatt der Holberg'ſchen Laune, ſind der Erasmus Montanus und der Philoſoph in der eigenen Einbildung (Philoſophus udi egen Indbildning), das ſpäteſte ſämmtlicher Holberg'ſchen Stücke und erſt nach ſeinem Tode (im Auguſt 1754) zum erſtenmal aufgeführt, gerichtet. Erasmus Montanus dagegen wurde vom Dichter ſelbſt bereits in der erſten Ausgabe der Komödien (1722) als fertig angekündigt. Gedruckt wurde das Stück 1731, und zwar ohne inzwiſchen gegeben worden zu ſein; vielmehr fand die erſte Aufführung nach A. E. Boye's Angabe in den danſke Skueplads S. 511 erſt 1748 ſtatt. Auch in dem glücklichen Schiffbruch, der ebenfalls 1731 zuerſt im Druck erſchien, wird bereits auf den Erasmus Montanus oder wie er Anfangs heißen ſollte, Johann Berg angeſpielt; vergl. Peter Paars II, 1. Ueber die Beziehungen dieſes Stücks zu Holbergs äußerem Leben haben wir uns bereits geäußert; er ſelbſt bekennt, daß er die Hauptanregung dazu aus Ariſtophanes' Wolken erhalten habe. Es iſt im Ganzen nur ſelten gegeben worden, namentlich in den erſten dreißig bis vierzig Jahren nur zehnmal; vergl. Rabbek in der Auswahl VI, 234—238 und VI, 488—491. Doch ſcheint es, nach der Erzählung zu ſchließen, die Steffens im zweiten Band ſeines „Was ich erlebte“ davon gibt und auf die wir ſchon oben anſpielten, darum keineswegs vom Publikum ganz vergeſſen oder mißachtet, vielmehr häufig geleſen und zuweilen ſogar in Privatkreiſen geſpielt worden zu ſein. — Auch der Philoſoph in der eigenen Einbildung, auf deſſen Erfindung Holberg ſich nicht wenig zu Gute that, wurde nur ſelten gegeben. Zwar ſo lange das Stück neu war, ging es raſch hintereinander fünfmal über die Bühne; ſpäterhin jedoch verſchwand es trotz der vortrefflichen Darſtellung, welche namentlich die Pernille dieſes Stückes fand. Der Stoff iſt theilweiſe dem Lucian entlehnt.

Beſonders bemerkenswerth ſind die in dem Stück vorkommenden Betrachtungen über anſtändige und unanſtändige Rangſucht; wir irren wol nicht, wenn wir dieſelben mit der inzwiſchen erfolgten Standeserhöhung des Dichters in Verbindung ſetzen. Vergl. auch Rahbek a. a. O. X, 408—410 und XI, 466.

Ebenſo verhält es ſich mit dem „Don Ranudo de Colibrados oder Armuth und Hoffart“ (Fattigdom og Hoffärdighed) und „die edle Ehrſucht“ (den honette Ambition). In beiden wird gleichfalls jene thörichte Rangſucht verſpottet, die überhaupt einen Lieblingsgegenſtand der Holberg'ſchen Satire bildete und deren der Dichter ſich dann ſchließlich ſelbſt, wenn auch nur in den Augen des Publikums, in ſo hohem Grade ſchuldig machte. Beide gehören zu Holbergs gelungenſten und beliebteſten Stücken, namentlich das erſtgenannte, das in ſeiner Art klaſſiſch geworden iſt. Daſſelbe wurde zuerſt 1745 gedruckt, doch erſt 1752 aufgeführt. Dennoch zählt es, wenigſtens dem Entwurfe nach, zu Holbergs früheſten Stücken, indem es ebenfalls ſchon in der Vorrede zur erſten Ausgabe der Komödien erwähnt wird. Vermuthlich ließ der Dichter das Stück abſichtlich liegen, weil es nämlich damals in Dänemark ſelbſt noch eine Menge ſolcher armen, aber hochmüthigen Edelleute wie dieſer Don Ranudo gab; ja der früher erwähnte Suhm will ſelbſt noch Zeuge geweſen ſein, wie „zwei hochadelige Konventualinnen im Kloſter zu Roeskilde“ in vollem Ernſt dieſelbe Frage verhandelten, welche der Donna Olympia des Holberg'ſchen Stücks in der erſten Scene des zweiten Acts ſo viel Kopfbrechens macht, nämlich ob die gemeinen Leute wol wirklich in denſelben Himmel mit den Edelleuten kommen, oder ob ſie nicht vielmehr ihren eigenen Himmel für ſich haben werden. Eben daher rührt es auch vielleicht, daß Holberg, ganz ſeiner ſonſtigen Gewohnheit zuwider, dies Stück in eine fremde Umgebung, nach Spanien verlegt hat; der Stachel ſeines Spottes ſchien ſich abzuſtumpfen, wenn er nicht direkt gegen ſeine eigenen Landsleute, ſondern gegen jene ſpaniſche Granden gerichtet ward, deren Armuth und Hochmuth ſeit langem ſprichwörtlich war. — Die Erfindung iſt größtentheils Holbergs Eigenthum; doch ſind einzelne Scenen und Einfälle aus der Intrigue d'Arlequin in Gherardi's Théâtre Italien entlehnt. Seinen Namen ſoll das Stück von einem Witzwort König Friedrichs des Vierten (ſtirbt 1730) haben. Dieſer König nämlich war zwar mit Adelserhebungen auch nicht gerade ſparſam; doch wurde unter ihm wenigſtens nicht mehr der Mißbrauch damit getrieben, wie in früheren Jahren, namentlich ſeit dem Edict Chriſtian des Fünften vom Jahre 1679, durch das allen Hofbedienten, auch den Profeſſoren Adelsrechte beigelegt, den Bürgerlichen aber wenigſtens Hoffnungen auf den Adel eröffnet worden waren und das alles blos, weil auf jedem neuen Adelspatent eine bedeutende Steuer haftete und alſo dieſe fortwährenden Standeserhöhungen ein vortreffliches Mittel abgaben, die ewig leeren königlichen Kaſſen zu füllen (ſ. R. D. Riegels Verſuch einer Geſchichte Chriſtians des Fünften 1795 S. 267 und 498). Bei Friedrich dem Vierten nun ſoll ſich einſt ein reich gewordener Koch in Kopenhagen um die Erhebung in den Adelſtand beworben haben, worauf der König ihn gefragt haben ſoll, wie er ſich als Edelmann denn eigentlich zu nennen gedenke, ob etwa Herr von Kohl und Braten. Von dieſem königlichen Witzwort ſoll der Don Ranudo de Colibrados des Holberg'ſchen Stückes ſeinen Namen führen; doch wird von Anderen in Abrede geſtellt, daß das Geſchichtchen ſich unter Friedrich dem Vierten, oder auch nur überhaupt unter einem König von Dänemark zugetragen: vergl. Rahbek a. a. O. V, 305 mit der Nachſchrift S. 308. — Beim däniſchen Publikum hat das Stück ſtets nur mäßigen Beifall erlangt; von 1748 bis 1769 wurde es zwar dreizehnmal gegeben, verſchwand dann aber ziemlich bald und ziemlich vollſtändig vom Schauplatz. Dagegen hat bekanntlich die deutſche Bearbeitung von Kotzebue, der mit dem Don Ranudo den erſten Verſuch anſtellte, ein Holberg'ſches Stück für die deutſche Bühne zu erneuern, großes Glück gemacht und iſt Jahre lang unter lebhaftem Beifall des Publikums und unter Betheiligung von Darſtellern, wie Iffland, Wurm ꝛc. gegeben worden. — Die „Honette Ambition“ zeigt eine nahe Verwandtſchaft mit Molière's Bourgeois gentilhomme. Das Stück wurde von Johann Elias Schlegel in ſeinen „Gedanken über das Theater und inſonderheit das däniſche“ (geſchrieben 1746, alſo zu einer Zeit da Schlegel ſelbſt bereits als Sekretär des ſächſiſchen Geſandten in Kopenhagen lebte; der Aufſatz iſt abgedruckt in J. E. Schlegels Werken, herausgegeben von J. H. Schlegel 1761 fg. Bd. III, 241—258) ſehr gerühmt und auch das Publikum nahm es mit ſolchem Beifall auf, daß es bis 1769 mehr als vierundzwanzigmal aufgeführt werden konnte; noch 1772 wurde es benutzt, die neu eingerichtete Bühne damit zu eröffnen und auch zu Anfang des laufenden Jahrhunderts iſt es noch immer ab und zu wieder gegeben worden; vergl. Rahbek a. a. O. IV, 526—532 und VI, 512—514. —

So viel über die von uns ſogenannten Charakterſtücke. Unſere zweite Gruppe ſollte die Situationsſtücke umfaſſen: alſo Stücke, in denen es weniger auf die gleichmäßige Entwickelung eines beſtimmten, in den Mittelpunkt geſtellten Charakters als auf eine künſtliche Verflechtung dramatiſcher Scenen, auf frappante Situationen, effectvolle Intriguen (nämlich ſoweit dies Alles überhaupt bei Holberg ſtattfindet) abgeſehen, und deren Bau daher auch bei weitem kunſtreicher, oder doch weniger kunſtlos iſt als derjenige der Charakterſtücke.

Auch dieſe Gruppe wieder muß in zwei Unterabtheilungen zerlegt werden. Es ſind nämlich dieſe Stücke in ihrem Hauptgedanken, in dem, was eigentlich die Intrigue und Fabel des Stückes bildet, ſämmtlich fremden Muſtern entlehnt. Aber nicht bei allen iſt es Holberg gelungen die fremde Eigenthümlichkeit ſo zu verwiſchen, daß die Komödien wirklich ein heimathliches, wahrhaft däniſches Gepräge angenommen haben. Vielmehr ſehen ſich einige von ihnen wie bloße Ueberſetzungen an, ja in ihrer abſtrakten weſenloſen Haltung erinnern ſie zum Theil an jene Maskenkomödie, welche aufgehoben und überwunden zu haben im Uebrigen eben das Verdienſt unſeres Dichters iſt. In einigen, wie in der Reiſe des Sganarel, auch im Prolog zu Uden Hoved og Hale, ſind die Masken ſogar geradezu beibehalten.

Zu dieſer maskenartigen abſtrakten Gattung gehören namentlich folgende Komödien.

Erſtlich das arabiſche Pulver (det arabiſke Pulver: Rahbek in den ausgewählten Schriften II, 111—152 und VI, 308 und 314, ſowie Boye in den danſke Skueplads S. 182 und 193). Der Stoff, der ſich zwar in verſchiedenen bekannten Anekdoten faſt ebenſo findet, iſt doch hauptſächlich der mehrgenannten Bidermann'ſchen Utopia entnommen; Einzelnes iſt auch aus Scarrons Novelle Les Hypocrits entlehnt, derſelben Quelle, welcher auch Molière einige der vorzüglichſten Scenen im Tartüffe verdankt. Holberg ſelbſt ſpricht ſich über das Stück in ſeiner naiven Art folgendermaßen aus (Lebensbeſchreibung S. 170): „Das achte Luſtſpiel beſteht blos aus einem Aufzuge und wird der Empiricus oder das arabiſche Pulver genannt; darin werden die Thoren lächerlich gemacht, welche ſich unſinniger Weiſe bemühen Gold zu machen. Es wird ein Betrüger eingeführt, der ſich für einen Goldmacher ausgibt, und einen vornehmen Herrn zu hintergehen ſucht, und dieſer läßt ſich denn auch dergeſtalt von dem Betrüger einnehmen, daß er glaubt, den Stein der Weiſen bereits in der Taſche zu haben. Endlich jedoch erfährt er, allein zu ſpät und zu ſeinem größten Schrecken, daß er betrogen worden, und beklagt nun mit Thränen, daß er dem fremden Schwindler gar zu leicht Glauben geſchenkt. Doch zielt dieſes Luſtſpiel nicht auf die Goldmacher allein, ſondern es ſind darin noch andere Anſpielungen vorhanden, welche dieſe Komödie ergötzlich und anziehend machen . . . . Weil der Inhalt dieſes Luſtſpiels ſo wichtig iſt, ſo iſt an demſelben nichts weiter auszuſetzen, als daß es nur aus einem Aufzuge beſteht.“ — Allein trotz dieſes hohen Werthes, den Holberg ſelbſt darauf legte, fand das Stück beim Publikum verhältnißmäßig nur geringen Anklang; es iſt in den oftерwähnten 21 Jahren von 1748 bis 1769 nicht öfter als neunmal gegeben worden und auch in der Folge iſt es mehr und mehr von den Brettern verſchwunden. — Als Curioſität iſt noch zu erwähnen, daß dies Stück auch von einem hamburgiſchen Sprachlehrer, Johann Martin Windmüller, einem geborenen Dänen, ins Italieniſche überſetzt worden iſt; das Buch führt auf dem Titel den Druckort Venedig, iſt aber ohne Zweifel in Hamburg gedruckt, wo der Verfaſſer noch in den erſten Jahren des laufenden Jahrhunderts lebte: vergl. Rahbek a. a. O. II, 156.

Das zweite hiehergehörige Stück iſt Heinrich und Pernille (Henrik og Pernille: ſ. Rahbek a. a. O. III, 235—316 und VI, 427—439 und Boye a. a. O. 340—360). Die Fabel des Stücks iſt außerordentlich verbreitet; es iſt dieſelbe, die Cervantes' betrüglicher Heirath zu Grunde liegt, die in einer Epiſode von Beaumont und Fletcher's Rule a Wife and have a Wife (Schröders Stille Waſſer ſind tief) benutzt wird und von der ſich einige verwandte Züge auch in Molière's Dépit amoureux, ferner in deſſelben Verfaſſers Précieuses ridicules, ſowie in Les Chinois bei Gherardi vorfinden. Welche dieſer Quellen Holberg eigentlich benutzt hat, läßt ſich nicht mehr nachweiſen, möglicherweiſe alle fünf, da ſeine Kenntniß der Cervantes'ſchen Novelle nicht unwahrſcheinlich, die des Beaumont und Fletcher ſogar in hohem Grade wahrſcheinlich iſt. Er ſelbſt ſpricht ſich über das Stück in ſeiner Vorrede zu Fußmanns franzöſiſcher Ueberſetzung der Holberg'ſchen Komödien, ſowie in den vermiſchten Br. Bd. I. Br. 66 S. 356 aus, wo er namentlich die ſtrenge und glückliche Ortseinheit deſſelben als Muſter aufſtellt. Beim däniſchen Publikum war es ſehr beliebt; es wurde von 1748 bis 1769 nicht weniger als einundzwanzigmal aufgeführt und auch in ſpäteren Zeiten iſt es noch häufig über die Bretter geſchritten. Die erſte Aufführung fand bereits 1724 ſtatt, gedruckt aber wurde das Stück zuerſt in der Ausgabe der Komödien von 1731, wo es die Reihenfolge der neuen Stücke eröffnet.

Ferner gehört hieher „der verpfändete Bauernjunge," in unſern Ueberſetzungen gewöhnlich der Pfalzgraf genannt (den pantſatte Bondedreng: Rahbek IV, 1—54 und VI, 475—483 und Bove 399 und 705). Die Quelle des Stücks iſt wiederum in Bidermanns Utopia Buch 5, Kap. 46—51 zu ſuchen. Es iſt mehrfach ins Schwediſche überſetzt worden, auch ins Deutſche, befindet ſich jedoch nicht in der Laub'ſchen Sammlung. Das Stück leidet an zu großer Zerriſſenheit der Scenen, die faſt lauter einzelne kurze Epiſoden bilden, weshalb es auch beim Publikum nur geringen Anklang fand und ſich ſelbſt trotz der vorzüglichen Kunſt, mit der Londemann die Hauptrolle darſtellte, nicht auf dem Theater behaupten konnte. Von 1748—1769 wurde es nur elfmal, in den nächſtfolgenden Jahren nur einmal gegeben; es iſt eins von Holbergs kürzeren Stücken und das hat ihm denn ſpäterhin zuweilen die Ehre verſchafft, als Zugabe zu einem Singſtück gegeben zu werden.

Das vierte in dieſer Reihe iſt Pernilles kurzer Fräuleinſtand (Pernilles korte Frøkenſtand: Rahbek IV, 239—304 und VI, 492—493, ſowie Bove 458—474). Die Quelle des Stücks ſcheint Dufresny's le faux instinct zu ſein; der Charakter des Brenneiſen iſt einem oſtfrieſiſchen Gelehrten nachgebildet, der zu Holbergs Zeiten lebte und von dem er ſelbſt in der Epistola ad Virum perillustrem erzählt. Das Stück fand eine mittelmäßige Aufnahme; es wurde von 1748—1769 dreizehnmal gegeben, verſchwand dann für längere

Zeit, wurde wieder hervorgeholt, aber ohne ſich dauernden Beifall zu erwerben.

Bei dem nächſtfolgenden Stück „die Unſichtbare“ (De Uſynlige, Rahbek IV, 305—364 und VI, 494—509) hat Holberg eine ſpaniſche Novelle benützt, die von Scarron in ſeinen Roman comique aufgenommen worden; doch gehört die Liebſchaft des Arlequin dem däniſchen Dichter eigenthümlich an. Eine wunderliche Verunſtaltung dieſes Stücks hat ſich Oehlenſchläger in ſeiner Ueberſetzung des Holberg, Bd. IV. S. 127 erlaubt, indem er daſſelbe völlig willkürlich behandelt, die von Holberg komiſch gemeinten Stellen pathetiſch genommen und die einfach nüchterne proſaiſche Form in vornehm klingende ſpaniſche Aſſonanzen verwandelt hat. De Uſynlige erlebte, ſelbſt ſolange ſie neu war, nur fünf Vorſtellungen. In ſpäteren Jahren, als Roſenſtand Goiske, „ein eifriger Holbergianer,“ Direktor der Kopenhagener Bühne war, verſuchte er, das Stück wieder auf die Bühne zu bringen; allein trotz der bewundernswerthen Darſtellung der Colombine durch Frau Gjelſtrup und des Arlequin durch Knudſen erreichte es mit Mühe die zweite Vorſtellung und iſt ſeitdem auch nicht wieder aus ſeinem Schlummer aufgeweckt worden.

In dieſelbe Abtheilung gehören ferner „der verwandelte Bräutigam,“ der „Plutus,“ „Sganarels Reiſe in das philoſophiſche Land,“ „der glückliche Schiffbruch“ und „die Republik“ („den forvandlede Brudgom,“ „Plutus,“ „Sganarels Reiſe til det philoſophiſke Land,“ „det lykkelige Skibbrud,“ „Republiquen;“ Rahbek V, 169—200, und Boye 577—584; Rahbek V, 81—90, VI, 535—539, und Boye 535—557 und 708; Rahbek V, 491—526, und Boye 659—668 und 710; Rahbek IV, 55—154, VI, 484—487, und Boye 412—436 und 705; Rahbek V, 411—490, VI, 567—568, und Boye 638—658 und 709). Dieſe Stücke gehören größtentheils Holbergs ſpäterem Alter an oder ſind doch erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens, ja zum Theil erſt nach ſeinem Tode gedruckt und aufgeführt worden. Der verwandelte Bräutigam iſt Holbergs ſchwächſtes Stück; er wurde von ihm auf inſtändiges Dringen der Schauſpieler geſchrieben, verräth aber die Unluſt, mit der Holberg der Aufforderung nachkam, faſt in jedem Wort, und iſt auch nur ſehr ſelten und ſtets nur mit geringem Erfolge gegeben worden. — Dagegen wurde der Plutus oder Proceß zwiſchen Armuth und Reichthum, heroiſche Komödie in fünf Akten, nicht nur von Holberg ſelbſt dem Beſten beigezählt, was er überhaupt geſchrieben, ſondern es fand dieſe Altersfrucht des Dichters auch bei ſeinen Landsleuten eine ganz ungemein günſtige Aufnahme. Von 1751 bis 1769, alſo in achtzehn Jahren, wurde das Stück ſechsunddreißigmal aufgeführt, mithin verhältnißmäßig öfter, als irgend ein anderes Stück des Dichters. Später wurde es von Sarti mit Muſik verſehen, und auch in dieſer Geſtalt behauptete es ſich noch einige Zeit auf der Bühne. Daß es eine Nachahmung des gleichnamigen Ariſtophaniſchen Stückes iſt, wurde bereits früher erwähnt. — Sganarels Reiſe iſt Holbergs eigener Reiſe des Niels Klim entnommen; Einzelnes iſt, und zwar buchſtäblich, aus Molière's Mariage forcé entlehnt. Das Stück iſt ſelten und ſtets ohne rechten Erfolg gegeben worden. — Der glückliche Schiffbruch iſt das älteſte unter den hier beſprochenen Stücken, indem es bereits in den zwanziger Jahren geſchrieben, auch ſchon 1731 gedruckt ward, während es erſt im Januar 1754, alſo wenige Wochen vor Holbergs Tod, zum erſtenmal an das Licht der Lampen trat. Der Hauptbeſtandtheil der Fabel iſt aus Molière's Femmes savantes herübergenommen: doch hat Holberg den Knoten noch künſtlicher verſchlungen. Zu den in dem Stück geſchilderten Handwerkspoeten hatte der Verfaſſer ohne Zweifel zahlreiche lebende Beiſpiele vor Augen, während er in dem Philemon nach der allgemeinen Annahme ſich ſelbſt gezeichnet hat. Das Ganze iſt eine Selbſtvertheidigung der Holberg'ſchen Komödie, aber mehr literariſch intereſſant, als dramatiſch wirkſam. Dennoch wurde es bis 1769 vierzehnmal aufgeführt, und auch ſpäterhin, bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, iſt es ab und zu, wenn auch nicht gar häufig, gegeben worden. — Die Republik endlich, das Lieblingsſtück des alternden Holberg, das er ſelbſt für eines ſeiner beſten erklärte, hatte ebenfalls nur wenig Erfolg. Der Stoff ſcheint aus la Hollande malade des Poiſſon entnommen; die Ideen und Vorſtellungen ſind zum Theil dieſelben, die im Peter Paars, ſowie im vierten Kapitel des Niels Klim vorkommen. Auch iſt Molière's Miſanthrop nicht ohne Einwirkung geblieben. Bei der erſten Aufführung, die im Frühjahr 1751 ſtatt hatte, fiel das Stück dermaßen durch, daß es nur ein einzigesmal wiederholt werden konnte, obwol die Hauptrolle ſich in den Händen einer Madame Linkwitz befand, einer Schauſpielerin, welche, wie Rahbek ſagt (a. a. O. V, 489), die Bewunderung aller Kenner war; ſeitdem iſt es vollſtändig von der däniſchen Bühne verſchwunden.

Dieſen Stücken, unter denen, ſo viel dramatiſches Leben und ſceniſche Gewandtheit ſie auch im Einzelnen enthalten, ſich doch Holbergs weniger gelungene und minder erhebliche Werke befinden, ſtehen nun diejenigen gegenüber, in denen der Stoff zwar ebenfalls fremden Verhältniſſen entnommen, vom Dichter jedoch den heimathlichen Intereſſen auf die vollendetſte Weiſe angeſchmiegt iſt, dergeſtalt, daß gerade dieſe urſprünglich fremden Stücke die gelungenſten Schilderungen däniſchen Bürgerlebens und däniſcher häuslicher Zuſtände darbieten.

Als ſolche ſind vor Allem die Wochenſtube (Barſelſtuen, Rahbek II, 1—110, VI, 250—307 und Om Ludvig Holberg II, 5—79, und Boye 155—182 und 700) und der eilfte Juni (den ellevte Junii, Rahbek I, 377—468, VI, 238—249 und Om Ludvig Holberg I, 304—328, Boye 131—154 und 698—700) zu erwähnen. Beide Stücke ſind einigermaßen verrufen wegen der Derbheit ihrer Sittenſchilderung und der Verfänglichkeit ihrer Situationen; beide findet der Leſer unter der Auswahl, die ihm in dem vorliegenden Werke dargeboten wird; er mag alſo ſelbſt entſcheiden, was an dieſem Vorwurf iſt, und bemerken wir an dieſer Stelle nur, daß für halberwachſene Knaben und Penſionsfräulein überhaupt keine Komödien geſchrieben werden. — Die Compoſition der Wochenſtube iſt außerordentlich locker; es iſt mehr eine Reihe einzelner loſe aneinander gereihter Scenen als eine durchgeführte Fabel mit Verwickelung, Steigerung der Verwickelung und endlicher Auflöſung. Der Gegenſtand ſelbſt ſcheint Holberg bereits früh beſchäftigt zu haben, indem ſich Andeutungen dazu bereits in ſeiner Satyre Demokritus und Heraklitus finden. Einzelnes iſt Nachahmung von Gay, deſſen Bettleroper eben damals ſo viel Aufſehen machte, und dem Théâtre italien, Anderes und das Meiſte dagegen iſt unmittelbar dem Leben abgelauſcht. So namentlich die Geſpräche der beſuchenden Damen, die in ihrer Mannigfaltigkeit und charakteriſtiſchen Treue allerdings höchſt ergötzlich ſind. Daß Holberg Damengeſellſchaften allen übrigen vorzog, wiſſen wir bereits, und ſo darf uns auch dieſe genaue Kenntniß der kleinen weiblichen Schwächen nicht weiter überraſchen; auch werden einzelne ganz ſpecielle Erlebniſſe angeführt, die er in dieſen Partien der Wochenſtube benutzt haben ſoll. So erzählt Rabbek (Holbergs ausgewählte Schriften VI, 300—301), Holberg habe ſich eines Tags in einem angeſehenen Hauſe zu Kopenhagen befunden, als einige Damen ſich daſelbſt hätten zur Kaffeeviſite anmelden laſſen. Die Damen kommen, trinken ihren Kaffee und führen ein richtiges Damenkaffeegeſpräch, ohne daß Holberg nur eigentlich dazu kommt, ein Wort mit einzumiſchen. Holberg war anfangs ſehr mißgelaunt geweſen; als die Damen aber endlich fort ſind, erhebt er ſich völlig heiter, geht zur Wirthin und ſagt: „Nun haben Sie Dank, Madame, nun hab' ich einen Haufen dummes Zeug mit angehört, nun bin ich ganz vergnügt geworden und will nach Hauſe gehen und noch etwas arbeiten.“ Und darauf ſollen dann jene Scenen der Wochenſtube im zweiten Act entſtanden ſein, welche das Publikum jedesmal in die höchſte Ausgelaſſenheit verſetzten und das eigentliche Glück des Stückes ſicherten. Ein anderes noch pikanteres Geſchichtchen erzählt R. Müller in der Mnemoſyne II, 213 ff. und nach ihm Boye a. a. O. 702. Nämlich während eines Beſuchs, welchen der Dichter in einer ihm befreundeten Familie ablegte, erſchien gleichzeitig eine Dame, um ebenfalls ihre Viſite zu machen. Doch ſprach ſie, ſolange Holberg zugegen war, kein Wort. Einige Zeit darauf, da Holberg ſeinen Beſuch bei derſelben Familie wiederholte, kam er auf jene Dame zu reden und fragte die Wirthin, ob ſie etwa ſtumm ſei. Keineswegs, erwiederte die Wirthin, aber wie die Dame ihr ſelbſt vertraut, habe ſie ſich vorgeſetzt, in Holbergs Gegenwart nicht eine Sylbe zu ſprechen, „um nicht etwa in ſeiner nächſten Komödie zu paradiren.“ Ah, erwiederte Holberg, ich kann auch ſtumme Perſonen brauchen, und ging hin und ſchrieb die Scene der Wochenſtube, wo Engelke Hutmacherin ihre ſtumme Viſite ablegt. Doch erinnert Boye a. a. O. mit Recht, daß man ſich in Acht nehmen müſſe, dieſen und ähnlichen Geſchichtchen mehr Werth beizulegen, als ſie verdienen, indem dieſelben auch ebenſo gut erſt nachträglich in Veranlaſſung des Stückes ſelbſt erfunden ſein können. Gewiſſer iſt es wol, daß das Geſpräch zwiſchen den beiden geſchwätzigen Schweſtern nach Bourſaults Téméraire galant ou la Comédie sans titre gearbeitet iſt; vgl. Rabbek in der Auswahl, VI, 436. — Daß das Stück zu den beliebteſten von Holberg gehörte, haben wir bereits angeführt; in den 21 Jahren von 1748—1769 wurde es einundzwanzigmal gegeben, und auch in der Folge hat es ſich, wie Rahbek a. a. O. II, 109 verſichert, dauernd auf dem Schauplatz behauptet, theils durch ſein eigenes Verdienſt und die unerſchöpfliche Kraft ſeiner nationalen Schilderungen, theils durch die vortreffliche Darſtellung der Hauptrollen, in denen zu Rahbeks Zeit Clementin (als Corfitz) und Londemann (als Traugott) glänzten.

Den eilften Juli nennt Holberg ſelbſt in der oft citirten Lebensbeſchreibung S. 168 fgg. „ſehr aufgeweckt, aber nach dem allgemeinen Geſchmack eingerichtet.“ „Ich muß,“ ſetzt er hinzu, „bisweilen meine eigene Neigung an die Seite ſetzen und mich nach dem Geſchmack des großen Haufens richten.“ Man ſieht aus dieſer Aeußerung ſchon, daß es Holberg ſelbſt bei dem Stücke nicht ganz geheuer war und wirklich iſt der eilfte Juni das verrufenſte von Allem, was Holberg geſchrieben. Sein alter Ueberſetzer J. G. Laub von Augsburg wagte es nicht den eilften Juni zu übertragen, er ließ ihn mit dem Ulyſſes von Ithacia und dem verpfändeten Bauernjungen als „unanſtändig“ unüberſetzt, wogegen freilich Gottſched unter den Stücken, um derenwillen er Holberg den däniſchen Terenz nennt, auch dieſen eilften Juni mit aufführt. Als Holbergs Quelle iſt Molière's berühmter Monsieur de Pourceaugnac anerkannt, der jedoch nach Holberg ſelbſt wieder einer italieniſchen Farce Disgracie d'Arlichino entlehnt iſt; ohne Zweifel hat Holberg beide Stücke vor Augen gehabt. — Der eilfte Juni wurde zuerſt an dem gleichnamigen Tage des Jahres 1723 aufgeführt und zwar, wie Holberg ſelbſt berichtet (a. a. O.), unter dem Zulauf beinahe der ganzen Stadt. Auch ſpäter wurde das Stück regelmäßig am eilften Juni aufgeführt, obwohl das Theater damals für den Sommer gewöhnlich geſchloſſen war und nur eine kleine Anzahl von Vorſtellungen, meiſt Benefizvorſtellungen, ſtattfand. Aber am eilften Juni Holbergs eilften Juni zu ſehen, war ein Feſt, das ſich Niemand wollte entgehen laſſen und worauf namentlich die zahlreichen Fremden, die um dieſe Zeit Kopenhagen Geſchäfte halber zu beſuchen pflegten und für die ja das Stück recht eigentlich geſchrieben war, ſich ſchon zum voraus freuten. Doch trat ſeit der Mitte des Jahrhunderts mit der zunehmenden Verfeinerung des Geſchmacks auch hierin eine Veränderung ein und in den einundzwanzig Jahren von 1748 bis 1769 wurde der eilfte Juni im Ganzen nur noch zehn Mal, in den folgenden achtzehn Jahren bis December 1787 aber gar nicht mehr gegeben. Erſt Ausgang 1787 brachte der ſchon früher genannte Oberauditeur und Königl. Theaterdirector P. Roſenſtand Goiske, der enthuſiaſtiſche Verehrer Holbergs, auch den eilften Juni wieder auf das Theater (mit Gjelſtrup als Studenſtrup) und zwar mit ſolchem Erfolg, daß das Stück von da an bis in den Anfang des laufenden Jahrhunderts ein Lieblingsſtück des Kopenhagener Publikums blieb. — Auch der eilfte Juni wurde von Kotzebue bearbeitet, doch ohne beſondern Erfolg; das Stück heißt bei ihm „der Gimpel auf der Meſſe" und ſteht im dritten Jahrgang (1805) ſeines bekannten „Almanach dramatiſcher Spiele ꝛc."

Aehnlich wie in der Wochenſtube werden einige andere thörichte Gebräuche des damaligen däniſchen und namentlich des Kopenhagener Bürgerlebens verſpottet in der Weihnachtsſtube (Juleſtuen: Rahbek, Auswahl der Holberg'ſchen Schriften II, 157—192 und VI, 324—362, auch in dem Buche Om Ludvig Holberg II, 102—127, ſowie Bove a. a. O. 194—203), in der Maskerade (Maskeraden: Rahbek II, 193—282 und 385—388, ſowie Om Holberg II, 128—173, und Bove 203—224 und 702) und der Brunnenfahrt (Kildereiſen, in den deutſchen Ueberſetzungen die Reiſe nach der Quelle genannt: Rahbek in der Auswahl III, 1—48, VI, 415—418, Om Holberg II, 247—264 und Bove a. a. O. 276—287 und 703 fgg.). — Die Weihnachtsſtube verwickelte Holberg in eine heftige literariſche Fehde. Derſelbe Buchhändler und Kammerrath Pauli nämlich, mit dem er ſchon ſonſt allerhand Streitigkeiten beſtanden, hatte 1724 ein Schauſpiel in drei Akten unter dem Titel „die Weihnachtsſtube und die Maskerade" (Juleſtuen og Maskeraden) veröffentlicht und Holberg, deſſen Juleſtuen im Herbſt deſſelben Jahres ans Licht trat, wurde von ihm beſchuldigt, ſein Stück nachgeahmt zu haben. Und in der That läßt ſich, wie auch der Auszug beweist, den Rahbek in den ausgewählten Schriften Bd. VI, 323 fg. mittheilt, nicht wol in Abrede ſtellen, daß Holberg, obwol er ſelbſt nichts davon wiſſen wollte, das Pauliſche Stück wirklich benutzt hat. Die gemeinſame Quelle für beide ſcheint eine Erzählung des engliſchen

Spectator geweſen zu ſein; doch iſt dieſelbe von Holberg mit allerhand herkömmlichen Späßen und Einfällen aus dem Théâtre italien, zum Theil auch mit Molière'ſchen Reminiscenzen verſetzt worden. Bei der erſten Aufführung wurde das Stück mit dem ungeheuerſten Beifall aufgenommen und dieſe Gunſt des Publikums hat es ſich auch in der Folge erhalten; von 1748 bis 1769 erlebte es einunddreißig Vorſtellungen und noch zu Anfang des laufenden Jahrhunderts wurde es häufig und mit Vergnügen geſehen. — Faſt ebenſo großen Beifall erwarb ſich die Maskerade und in der That iſt ſie eins von Holbergs beſtgearbeiteten und am ſorgfältigſten behandelten Stücken, wie es denn auch der verewigte Tieck zu ſeinen Lieblingsſtücken zählte, die er beſonders gern vorlas. Die Scene zwiſchen den beiden Alten iſt aus Molière's Dépit amoureux entlehnt und auch ſonſt ſind allerhand fremde Vorbilder benützt worden. Beſonders gelungen iſt der Heinrich dieſes Stücks; die eigenthümlich komiſche Kraft dieſes verſchmitzten, leichtfertigen und dabei doch im Grunde gutmüthigen und liebenswürdigen Charakters tritt kaum in einem andern Holberg'ſchen Stücke ſo deutlich zu Tage als hier. Das Stück wurde ſehr häufig gegeben; doch ſoll daran der eingelegte Maskenball faſt mehr Antheil gehabt haben als das Stück ſelbſt. — Die Brunnenfahrt verdankt ihren Urſprung einem Gebrauche, der noch gegenwärtig in Kopenhagen, ſowie in anderen Gegenden Dänemarks herrſcht. Es gibt nämlich in der Nähe von Kopenhagen in dem berühmten Thiergarten wie auch in anderen Gegenden des Reichs (vgl. Anderſen in „Nur ein Geiger“, im erſten Bd.) gewiſſe für wunderthätig gehaltene Quellen, die namentlich in der Johannisnacht vom Volke beſucht werden, um in den heilenden Fluten allerhand Krankheiten und Gebreſte loszuwerden; noch jetzt drängen ſich in der Zeit von Mitte Juni bis Ende Juli um die Chriſtians-Quelle (Kirſten-Pils-Kilde) im Kopenhagener Thiergarten Tauſende von Beſuchern aller Stände zuſammen, die hier zwar nicht mehr Heilung, aber doch Aufheiterung und Zerſtreuung ſuchen und ſie in den zahlloſen daſelbſt aufgeſtellten Trinkzelten, Reiterbuden, Carouſſels ꝛc. auch in reichlichſtem Maße finden. Der Beſuch dieſer Quelle iſt alſo noch jetzt ein Volksfeſt und ganz ebenſo, ja vielleicht in noch höherem Grade war dies auch zu Holbergs Zeiten der Fall. Dies erklärt denn hinlänglich die ungemeine Popularität, die das Stück (bei dem übrigens Molière's Médécin malgré lui, ſein Malade imaginaire und l'amour médécin, beſonders aber Gherardi's les bains de la Porte St. Bernard nachgeahmt ſind) ſich erwarb; es wurde ähnlich wie der eilfte Juni regelmäßig des Sommers gegeben und gehörte mit in die Reihe der Feſtlichkeiten, durch welche die Zeit der Brunnenfahrt verherrlicht zu werden pflegte. Nicht wenig trug dazu der Umſtand bei, daß, wie Bove a. a. O. 704 erzählt, die übertriebene Leidenſchaft für die Oper, die in dem Stück verſpottet wird, damals in der That in Kopenhagen allgemein herrſchend war; ſowol in der Stadt als bei Hofe, hier von einer eigenen feſt engagirten Truppe unter Leitung des berühmten Keyſer, wurden Opern aufgeführt und obwol Holberg, wie wir wiſſen, ſelbſt ein großer Muſikfreund war, ſo eiferte er doch gegen dieſe Einſeitigkeit des Geſchmacks mit großer Entſchiedenheit. Doch hatte die Brunnenfahrt im Lauf der Zeit daſſelbe Schickſal wie die meiſten Holberg'ſchen Stücke: ſie erſchien dem veränderten Geſchmack zu derb, zu volksthümlich; zwar in der Zeit von 1748 bis 1769 wurde ſie noch ſechzehnmal gegeben, ſpäterhin jedoch gerieth ſie mehr und mehr in Vergeſſenheit und verſchwand endlich ganz.

Ein höchſt intereſſantes Thema behandeln ferner die Irrthümer oder wie ſie eigentlich heißen: Ohne Kopf und Schwanz (Uden Hoved og Hale: Rahbek a. a. O. III, 141—234, VI, 422—426 und Bove 316—339 und 704) und Abracadabra oder das Hausgeſpenſt (Abracadabra eller Huusſpögelſe: Rahbek V, 91—168 und VI, 540—564, vgl. Bove 557—576 und 709): nämlich den Aberglauben und die eitle Geſpenſterfurcht, die damals unter den niederen Klaſſen in Kopenhagen, ſowie überhaupt in Dänemark — und vielleicht nicht blos unter den niedern — verbreitet war. Auch die Hexerei oder blinder Lärmen, deren wir ſogleich unter den literariſchen Komödien erwähnen werden, gehört theilweiſe hieher. Ohne Kopf und Schwanz oder wie es Anfangs auch hieß und wie es Holberg ſelbſt noch nennt (Lebensbeſchr. S. 176): die beiden ungleichen Brüder, iſt aus allerhand Reminiscenzen der franzöſiſchen und italieniſchen Komödie zuſammengeſetzt. Namentlich haben le divorce von Regnard ſowie les intrigues d'Arlequin und les Chinois von Regnard und Dufresny darauf eingewirkt; auch erinnert Einzelnes an Holbergs eigenen Neujahrs-Prolog von 1723. Die eigentliche Quelle indeß ſoll doch eine von ihm in ſeiner Jugend ſelbſt erlebte Anekdote ſein (Rahbek VI, 422 fgg.) und ebenſo ſoll er in der Figur des Ovidius ſich ſelbſt und ſeine eigene Meinung ausgeſprochen haben. Auf der Bühne hat das Stück niemals beſonderes Glück gemacht; von 1748 bis 1769 wurde es nur fünfmal gegeben und auch der Verſuch, den Rahbek in ſpäterer Zeit machte, es wieder auf das Theater zu bringen, blieb ohne den gehofften Erfolg. — Das Hausgeſpenſt iſt beinahe vollſtändig nach Plautus' bekannter und oft nachgeahmter Mostellaria gearbeitet; einzelne Scenen ſind auch aus Regnards le retour imprévu entnommen, die aber freilich ſelbſt nur eine Nachahmung von Plautus' Mostellaria iſt. Einen Auszug des letztgenannten Stücks nebſt Nachweis, wie es von Holberg benutzt worden, hat Rahbek VI, 540 fgg. gegeben. Zur Aufführung iſt es nur ſehr ſelten gekommen, namentlich in den einundzwanzig Jahren von 1748 bis 1769 nur zweimal und noch Rahbek beklagt ſich, daß man auch zu ſeiner Zeit, wo man doch übrigens „das große Holberg'ſche Kleeblatt, Clementin, Londemann und Hortulan beſitze,“ keinen Verſuch zu ſeiner Wiederbelebung mache.

Endlich gehört in dieſe Reihe auch noch Holbergs vielberühmter und vielgeſcholtener Jeppe vom Berge (Jeppe paa Bjerget: Rahbek in der Auswahl der Holberg'ſchen Schriften I, 255—320 und VI, 146—164, ſowie in dem Werk Om Holberg I, 229—267; vgl. Bove a. a. O. 77—94 und 692—694.). Die Quelle des Stücks iſt, wie wir ſchon früher ausführlich erwähnt haben, in der Utopia des Bidermann zu ſuchen und haben die ähnlichen Scenen und Stücke bei Shakeſpeare und Weiſe nichts mit der Holberg'ſchen Bearbeitung zu thun. Die letztere ſoll während eines ländlichen Aufenthalts entſtanden ſein, den der Dichter auf dem ſogenannten Berg oder St. Jürgens Berg bei Roeskilde genommen und wobei er denn die Eigenthümlichkeit der damaligen ſeeländiſchen Bauern mit beſonderem Behagen ſtudirt haben ſoll (ſ. Rahbek Om Holberg III, S. 132—133, ſowie in der danſk Minerva im Märzheft von 1818 S. 267 und danach Bove a. a. O. S. 93 und 692). Jedenfalls iſt dieſe Eigenthümlichkeit nie treuer, nie anſchaulicher und bei alledem poetiſcher dargeſtellt worden, als in dieſem Stück; hätte Holberg nichts geſchrieben als dieſen einen Charakter des Jeppe, ſo würde er nach unſerm Dafürhalten ſich ſchon dadurch den größten komiſchen Dichter aller Zeiten an die Seite geſtellt haben. Wie hat er es verſtanden, dieſen gemeinen, faulen, verſoffenen Jeppe, den Hahnrei und Feigling, der nichts in der Welt mehr fürchtet, als die Karbatſche ſeiner Frau, bei alledem mit Zügen auszuſtatten, die ihm das Herz des Zuſchauers unwiderſtehlich gewinnen! Seine bodenloſe Gutmüthigkeit, die aber auch freilich die Quelle ſeines Verderbens iſt, ſeine Fürſorge für ſeine Familie, ſeine väterliche Zärtlichkeit für die kleine Martha, von der er nämlich gewiß weiß, daß ſie ſein Kind, ſeine ſo zu ſagen brüderliche Anhänglichkeit an ſein Pferd, ſeinen Hund, ſeine Katze — wie iſt das Alles der Natur mit ſo hinreißender Wahrheit abgelauſcht und welche hellen tröſtenden Lichter fallen dadurch auf das übrigens ſo düſtre Gemälde! Den Abſchied, den Jeppe von ſeiner Frau und ſeinem Hausweſen nimmt, da er ſich zum Tode verurtheilt wähnt, rechnen wir, in ſeiner genialen Verſchmelzung von Höchſtem und Niedrigſtem, von Tragiſchem und Burleſkem, zu dem Größten, was je ein Dichter geſchrieben und mehr als einmal haben wir es erlebt, wie bei der Vorleſung dieſer Scene ſelbſt feingebildeten Frauen — und gerade feingebildete Frauen können Holberg hören und leſen — die Thränen der Rührung in die Augen traten, während zugleich von ihren Lippen das fröhlichſte Gelächter ertönte. Doch gehört ja auch dies Stück zu denjenigen, die wir in die nachſtehende Sammlung mit aufgenommen haben, und brauchen wir uns daher mit der theoretiſchen Auslegung ſeiner Schönheiten hier nicht weiter aufzuhalten. Der Vergleich mit Shakeſpeare, ſo oft er auch angeſtellt worden, iſt doch in Wahrheit thöricht, da Holberg ein ausgeführtes Gemälde giebt, das ſich Selbſtzweck iſt, Shakeſpeare aber nur eine einleitende Skizze, die er obenein unvollendet läßt; ſoll der Vergleich jedoch einmal angeſtellt werden, ſo ſcheint es uns unzweifelhaft, daß der däniſche Dichter den engliſchen in dieſem Falle weit übertroffen hat. — Das Stück hat jederzeit zu den beliebteſten der däniſchen Bühne gehört. Die Zahl ſeiner Aufführungen belief ſich in den 21 Jahren von 1748—1769 auf zweiunddreißig: eine Zahl, die außerdem von allen Holberg'ſchen Stücken nur noch von der Maſkerade, dem Plutus und dem Mann, der keine Zeit hat (den Stundesløſe) erreicht ward. Der vorzüglichſte Darſteller des Jeppe in dieſer Zeit war der ſchon mehrfach genannte Gjelſtrup; die Rolle des verlumpten, nichtsnutzigen und dabei zugleich ſo ſchalkhaften, ſo ergötzlichen, ſo ſeeländiſchen Bauern wurde von ihm zu einem Triumph der Schauſpielkunſt erhoben. Auch hat er ſchriftliche Bemerkungen darüber aufgeſetzt, die nicht nur von ſeinen Nachfolgern, ſondern auch von Rahbek in der ausführlichen Abhandlung über den Jeppe, die er im dritten und vierten Heft der dramaturgiſke Sammlinger veröffentlichte, benutzt worden ſind. Auch ſpäter iſt das Stück häufig (von 1769 bis 1838 noch ſechsundſechzigmal) gegeben worden, ja wenn wir recht unterrichtet ſind, geht es noch jetzt zuweilen über die Kopenhagener Bühne.

Drittens die literariſche Komödie. An Umfang iſt ſie die geringſte; denn es können zu ihr im Ganzen höchſtens fünf Stücke gerechnet werden, von denen überdies zwei nur ganz kleine Gelegenheitsſtücke ſind: der Neujahrsprolog (Nytaars-Prologus til en Comedie, allerunderdanigſt präſenteret af den hele danſke Bande, 1723 Boye a. a. O. 95—98 und 694 fgg.) und das Leichenbegängniß der däniſchen Komödie (den danſke Comedies Ligbegjängelſe; Rahbek VI, 515—534 und Boye 515—518) zwei andere aber: die Melampe und Hexerei oder blinder Lärmen, nur zum Theil hieher gehören.

Es bleibt demnach alſo eigentlich nur ein Stück übrig, aber dies iſt der Ulyſſes von Ithacia (Ulyſſes von Ithacia eller en tydſk Comedie: Rahbek II, 389—484 und VI, 400—414, ferner im zweiten Band von Om Ludvig Holberg 218—246 und Boye 252—275), den wir nicht umhin können mit Tieck als das Juwel der Holberg'ſchen Dichtung und überhaupt als eins der ausgezeichnetſten Luſtſpiele aller Zeiten, angeweht von echt ariſtophaniſchem Geiſte, zu bezeichnen. Das Stück iſt unmittelbar gegen das früher erwähnte von Quotenſche Theater und weiterhin gegen die damalige deutſche Bühne überhaupt, mit ihren ungeheuerlichen Staatsactionen und Zauberſtücken, gerichtet. Holberg ſelbſt ſpricht ſich in der Lebensbeſchreibung S. 173 fg. folgendermaßen darüber aus: „Das zwölfte Luſtſpiel Ulyſſes ward mit größerem Beifall (nämlich als der Jacob von Thyboe) aufgenommen. In dieſer Komödie geht es her über die abgeſchmackten thörichten fünfzig Jahre langen Komödien, die ehedem bei uns von Landſtreichern aufgeführt wurden. Das Stück umfaßt einen Zeitraum von vierzig Jahren, die Scene verändert ſich unaufhörlich. Die vornehmen Perſonen, welche darin vorkommen, führen eine aufgeblaſene und ſchmutzige Sprache, um ſich vor dem gemeinen Manne auszuzeichnen. So oft der Feldherr den Schauplatz betritt, wird in die Trompete geſtoßen; die Perſonen des Stücks ſind in dieſem Augenblick junge Leute und im nächſten grauhaarige Greiſe. Dazu kommen die thörichten Verſtöße gegen die Zeitrechnung, die barbariſchen Namen und Anderes der Art, wovon die Komödien der Landſtreicher wimmeln. Alle dieſe Widerſinnigkeiten werden von Kilian, einem Diener des Ulyſſes, aufgedeckt und zwar auf eine ſo geſchickte Art, daß dies Stück nicht weniger dem gemeinen Mann, der bei moraliſchen und kritiſchen Stücken zu gähnen pflegt, als den Vornehmen ſelbſt zum Ergötzen gereichte."

An einer anderen Stelle, im fünften Band der Vermiſchten Briefe ſpricht Holberg die Erfindung dieſes Stücks ſich ſelber zu: allein, wie Rahbek in der Auswahl der Holberg'ſchen Schriften II, 481 ausführlich nachgewieſen hat, mit Unrecht. Denn gerade zu dieſem Stück hat dem Dichter „ſein lieber Gherardi" (Rahbek a. a. O.) eine Menge von Anregungen und Muſtern geboten, die er denn auch ſämmtlich aufs Treulichſte benutzt hat; ſo Ulyſſes und Circe, die Wünſche, Harlequin Proteus, der Phönix und Anderes, was man ſammt und ſonders im Théâtre Italien beiſammen findet.

Im Uebrigen würde man irren, wenn man das Stück nur und allein auf von Quoten und ſeine Truppe oder auch nur auf das damalige deutſche Theater überhaupt beziehen wollte; eine nicht unweſentliche Stelle darin nimmt auch die Verſpottung des Alterthums oder vielmehr der blinden Verehrung ein, welche demſelben von Pedanten und Schulfüchſen erwieſen ward. Ja wenn wir ſchon im Peder Paars einen ſpöttiſchen Seitenblick auf das homeriſche Epos nicht verkennen konnten, ſo haben wir hier die Traveſtie deſſelben Stoffes unmittelbar in Händen. Das Stück enthält nämlich nichts weniger als die ganze Fabel der Ilias und der Odyſſee mit einander, von dem Augenblick an, wo Paris das Haus ſeines Gaſtfreundes Menelaus betritt, bis dahin, wo Odyſſeus nach „vierzigjähriger" Abweſenheit endlich in die Arme ſeiner Penelope zurückkehrt. Es iſt unmöglich, mit beſchreibenden Worten einen Begriff zu geben von der tollen Luſtigkeit, dem vollen bacchiſchen Uebermuthe dieſes Stücks, das ſich endlich, unter lauter Tollheit, Neckerei und Jubel, auf eine Höhe hinaufgipfelt, wo ſelbſt die dramatiſche Form nothwendig zerreißen muß und die Selbſtvernichtung der Komödie gerechtfertigt erſcheint.

Auch gehörte der Ulyſſes von Ithacia, ſeit er im Frühjahr 1724 als das neunundvierzigſte Schauſpiel, das überhaupt auf der däniſchen Bühne, und das vierzehnte, das von Holberg gegeben ward, zum erſtenmal über die Bretter gegangen war, zu den beliebteſten unter den Holberg'ſchen Stücken. Auch in der erſten Zeit nach der Wiedereröffnung der däniſchen Bühne unter Friedrich V. wurde er noch ziemlich häufig gegeben, von 1752 ab jedoch wurde er ſeltener und ſeltener, ſo daß er von 1750 bis 1771 im Ganzen nur noch ſechzehnmal aufgeführt ward. Darauf verſchwand er einige Jahre völlig, bis er im März 1774 wieder hervorgeſucht ward. Von dieſer Zeit an wurde er nun faſt alljährlich wiederholt und zwar meiſtentheils am Faſtnachtsabend als Carnevalsſtück, bis er 1784 zum zweiten Mal vom Schauplatz verſchwindet. — Daß der in der däniſchen Theatergeſchichte berühmte Heinrich Wegener der erſte Kilian war, haben wir bereits erwähnt; nach ihm glänzte in derſelben Rolle Londemann, während Clementin den Ulyſſes, Hortulan den Marcolfus, Oerſted die ſchöne Helena, auch den Rasmus, ſowie den Bauern im letzten Act, Madame Linckwitz die Juno gab 2c. Nach Londemanns Tod ruhte das Stück einige Zeit, ohne Zweifel, weil er unerſetzlich ſchien, worauf Bech, ein guter Schauſpieler, der jedoch eine Neigung zu Uebertreibungen gehabt haben ſoll, die Rolle übernahm, in welcher ihm zu Rahbeks Zeiten der berühmte Lindgreen nachfolgte. Auch über Einzelheiten der Aufführung ſind uns von Rahbek Om Holberg II, 226 fg. einige intereſſante Notizen aufbewahrt worden. So wurde Graf Holofernes (der aber auch freilich nach den Worten des Stücks ſieben und eine viertel Elle lang ſein ſoll) ſtets von einem ungewöhnlich großen Schauſpieler, die drei Göttinnen aber, die ſich um den Preis der Schönheit ſtreiten, mit einziger Ausnahme der Venus, die einer jüngeren und alſo hoffentlich auch hübſcheren Dame anvertraut war, von den ſogenannten komiſchen Alten gegeben. Ja, Rahbek a. a. O. II, 227 ſchlägt geradezu vor, ſie in abſichtlich entſtellten Masken, mit langen Naſen, buckligen Schultern 2c. geben zu laſſen: ein Vorſchlag, deſſen Werth denn hier dahingeſtellt bleibe. Richtiger und von guter Wirkung war es jedenfalls, daß, wie wir aus derſelben Quelle erfahren, die jungfräulich zimperliche ſchöne Helena, die in Ohnmacht fällt, wenn ſie von einer Mannsperſon hört, von einem Manne dargeſtellt ward. Aus dieſen und ähnlichen Zügen, die Rahbek a. a. O. mittheilt, können wir ſchließen, welche ächt bacchiſche Luſtigkeit auch in der Darſtellung dieſes unvergleichlichen Stückes geherrſcht und zu welchem Gipfel der Ausgelaſſenheit Darſteller und Zuſchauer ſich gegenſeitig geſteigert haben müſſen; wer die vortreffliche, ja klaſſiſche Schilderung im Sinne hat, welche F. L. W. Meyer in ſeinem Leben Schröders Bd. II. Seite 179 fg. von den in ſeiner Jugendzeit noch üblichen improviſirten Stücken gibt, der wird ſich auch ungefähr eine Vorſtellung machen können von dem Genuß, den eine derartige Aufführung des Holberg'ſchen Ulyſſes dem unbefangenen Zuſchauer darbot und deſſengleichen man freilich auf unſerer heutigen Bühne vergeblich ſuchen würde.

Auch in der „Hexerei oder blinder Lärmen“ (Hexeri eller blind Alarm: Rahbek, Holbergs ausgewählte Schriften III, 369—470 und VI, 472—474; vergl. Bove a. a. O. 373—398 und 704 ff.) entfaltet ſich eine reiche Fülle des genialſten Uebermuths, der Holberg überhaupt jederzeit ergreift, wo er ſeinem Feinde Quoten und der von ihm für aberwitzig erachteten deutſchen Bühne gegenüber tritt. In der Hexerei läßt er ſogar, mit ariſtophaniſcher Dreiſtigkeit, von Quoten ſelbſt auftreten; auch Figuren aus ſeinen (Holbergs) eigenen Stücken, den Hermann aus dem politiſchen Kannegießer, den Jean de France und den Barbier, führt er ein und weiß dieſe Figuren mit dem eigentlichen Inhalt des Stücks ſämmtlich in die natürlichſte und anmuthigſte Verbindung zu ſetzen. — Dieſer Inhalt ſelbſt iſt der Hauptſache nach einer wirklichen Begebenheit entnommen, die ſich zu Holbergs Zeit in dem Oertchen Tiſted in Jütland zugetragen. Ein Prediger in gedachtem Städtchen, ein Magiſter Oluf Björn, hatte nämlich, um ſich an einer reichen Bürgerfrau der Stadt zu rächen, welche ihm die Hand ihrer Tochter verweigert hatte, für gut befunden, dieſelbe als Hexe ins Geſchrei zu bringen. Dies hatte die in jenen Zeiten ſehr gewöhnliche Folge gehabt (die ja auf anderen Gebieten ſich noch täglich wiederholt), daß zuerſt ein oder zwei einfältige Frauenzimmer, dann aber immer mehre ſich ſelbſt für beſeſſen hielten, ſo daß zuletzt die halbe weibliche

Einwohnerſchaft der Stadt von Geiſtern und Erſcheinungen geplagt war. Ein paar muthwillige Studenten vermehrten noch durch liſtige Veranſtaltungen den Spektakel, der endlich ſo groß wurde, daß die Gerichte, den Biſchof Bircherod in Aalborg an der Spitze, ſich veranlaßt ſahen, ſich einzumiſchen. Wirklich wurde eine dieſer unglücklichen angeblichen Hexen vom Gericht zum Scheiterhaufen verurtheilt: doch appellirte ſie und König Friedrich IV. kaſſirte nicht nur das Urtheil, ſondern ließ auch den unverſtändigen Richter, der es gefällt hatte, zur Verantwortung ziehen. Daſſelbe geſchah auch dem Biſchof, der ſich infolge deſſen „eine Commiſſion darüber ausbat.“ Die Sache kam endlich an die mediciniſche Fakultät zu Kopenhagen und wurde von dieſer als eine „ausſtudirte Betrügerei“ erkannt, worauf die Urheber derſelben denn gehörig beſtraft, der übrige Proceß aber beigelegt ward.

Dieſer Vorfall, in Verbindung mit einigen andern ähnlichen aus derſelben Zeit, gab Holberg die erſte Idee zu ſeinem Stücke: wobei nicht zu überſehen iſt, daß auch Balthaſar Bekkers betoverde Werreld (1691—94) damals bereits erſchienen war und daß auch Thomaſius ſeinen ritterlichen Kampf gegen den Unfug der Hexenproceſſe ſchon ſeit Längerem begonnen hatte; namentlich dürfte das Bekkerſche Werk nicht ohne weſentlichen Einfluß auf Holbergs Vorhaben geblieben ſein. Auch Scarrons berühmter Roman comique, den wir ſchon einmal unter den von Holberg benutzten Quellen gefunden haben, hat ihm einige Anregungen gegeben, während die Doktormaſchine, die in dem Stück eine ſo große und verhängnißvolle Rolle ſpielt und über deren Einrichtung man Rahbek a. a. O. 473 vergleiche, aus la fille de bonsens im IV. Bd. des Théâtre Italien entnommen iſt. Die Tragödie Polidorus, die zu der tragikomiſchen Verwickelung Anlaß gibt, möchte vielleicht wiederum auf das Quoten'ſche Theater zu deuten ſein, wenn nicht der Umſtand Bedenken erregte, daß die in der Hexerei vorkommenden Schauſpieler offenbar ganz honette und brave Menſchen und als ſolche vom Dichter ſelbſt mit Liebe gezeichnet ſind, was denn zu der Art und Weiſe, wie Holberg ſich ſonſt über die von Quoten'ſchen „Landſtreicher“ äußert, nur wenig paſſen würde. — Merkwürdiger Weiſe hat dies Stück, trotz ſeiner außerordentlichen komiſchen Kraft und trotz der Menge höchſt wirkſamer Scenen, die es enthält, beim Publikum niemals rechtes Glück machen wollen. Von 1748—1769 wurde es nur neunmal aufgeführt; ſpäterhin verſchwand es ganz. Erſt zu Rahbeks Zeiten wurde es wieder aufgenommen und zwar, wie Rahbek verſichert, mit gutem Erfolg; doch ſetzt er ſelbſt hinzu, daß er ſich bei dieſer Gelegenheit überzeugt habe, wie es doch eigentlich „mehr für Provinzialtheater, als für die Bühne der Hauptſtadt paſſe“ (Holbergs ausgew. Schriften III, 478).

Die „Melampe,“ oder wie das Stück in der Lebensbeſchreibung S. 175 heißt, Melampus hat Holberg ſelbſt eine Tragikomödie genannt. „Der Held in dieſem Stücke,“ ſagt er, „iſt ein kleiner Hund, welchen zwei Schweſtern gleichzeitig ſo heftig lieben, daß darüber unter ihren Liebhabern ein großer Streit entſteht. Es wird aber endlich dieſer Krieg durch den Bruder der beiden Schweſtern glücklich beigelegt, indem derſelbe den Hund, um welchen ſie ſtreiten, aus dem Wege räumt. Dieſes Stück,“ fährt er fort, „gefiel den Zuſchauern ganz ungemein, wegen der ſeltenen und wohlausgeführten Erfindung. Denn da die Betrübniß, welche aus einer ſo geringen und lächerlichen Urſache entſtanden, überaus glücklich ausgedrückt wird, ſo werden die Zuſchauer ſowohl zum Lachen als Weinen bewogen. — Das Stück hat eine doppelte Abſicht. Theils werden die Trauerſpiele lächerlich gemacht, die blos in weitläufigen und prächtigen Worten beſtehen; theils werden denjenigen Frauenzimmern einige höfliche Wahrheiten geſagt, welche, wie der Poet ſich ausdrückt: Morte viri cupiunt animam servare catellae.“ — Ueber den Beifall, welchen die ernſthaften Stellen des Stücks gefunden und den er auch hier wieder hervorhebt, haben wir ſchon früher, wo von dem Vorzug die Rede war, den Holberg der Anwendung der Proſa auf der Bühne einräumt, eine intereſſante Stelle mitgetheilt. Was die Liebhaberei der damaligen vornehmen Damenwelt für die Schoßhunde anbetrifft, ſo ſcheint ſie allerdings groß geweſen zu ſein, da Holberg auch übrigens keine Gelegenheit vorüberläßt, ſeine Mitbürgerinnen deshalb zu necken und zu verſpotten. Eine der ſpaßhafteſten und wirkſamſten Stellen dieſer Art wird der Leſer in dem erſten der von uns mitgetheilten Stücke, dem politiſchen Kanngießer, finden. Ergötzlich aber und der Mittheilung werth erſcheint uns auch die folgende Stelle, die wir in den vermiſchten Briefen Bd. I, Br. 68 S. 366 finden. „Ich bat mich einmal,“ erzählt Holberg hier, „um einen

Verſuch zu machen, bei einer vornehmen Dame, auf ein Paar von ihren Schoßhunden zu Gaſte, da dieſelben meiner Meinung nach, ein vortreffliches Gericht abgeben müßten. Allein die Dame zitterte bei meinem Antrag und erwiderte mir, daß ſie lieber ihre beiden Töchter einbüßen, als ſich zu einer ſo unnatürlichen That herbeilaſſen wolle. Ich ſtellte vor, daß ſie ja doch kein Bedenken trage, Lämmer und Tauben zu ſchlachten, alſo die ſchönſten und unſchuldigſten von allen Kreaturen. Sie aber verſetzte, daß zwar Lämmer und Tauben, nicht aber die Hunde dem Menſchen zur Speiſe beſtimmt wären: und wie ich mich hierauf eben rüſtete, meinen Satz durch neue Gründe zu erhärten, ſo hielt ſie ſich beide Ohren zu, um nur ja keinen Theil an einer ihrer Meinung nach ſo gottloſen und unerhörten Lehre zu nehmen.“ — Bei der Anlage des Plans haben dem Dichter wieder verſchiedene Reminiscenzen aus dem Theatre Italien des Gherardi vorgeſchwebt; namentlich iſt die höchſt wirkſame Spionsſcene dieſer Quelle entlehnt. Der Beifall, den das Stück bei den Zuſchauern fand, und aus dem Holberg ſelbſt in der früher mitgetheilten Stelle die Möglichkeit folgert, dereinſt auch ein däniſches Trauerſpiel herzuſtellen, war lebhaft und anhaltend; von 1748—1769 kam es vierundzwanzigmal zur Aufführung und auch in ſpäteren Jahren wurde es von Zeit zu Zeit wieder hervorgeholt. Doch kann ſelbſt Rahbek, dieſer leidenſchaftliche Bewunderer Holbergs (a. a. O. III, 140), dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es ihm doch vorgekommen, als ob das Stück den Darſtellern wie den Zuſchauern gleichmäßig fremd geworden ſei.

Hiemit haben wir denn unſern Rundgang durch die Holbergſchen Komödien vollendet und wollen wir, bevor wir dieſen Gegenſtand gänzlich verlaſſen, nur noch ein paar kurze Auszüge aus Juſt Juſteſens mehrfach erwähntem Gutachten über Komödien (Rahbek a. a. O. I, S. XII—XXIV. und R. Fürſt II, 13—42) mittheilen, welche dazu dienen werden, unſere Charakteriſtik Holbergs als Dramatiker zu vervollſtändigen und abzuſchließen.

Der Verfaſſer ſpricht darin zuerſt von dem Zwieſpalt der Meinungen, der in Betreff der Komödien, ihrer Verfaſſer und Darſteller ꝛc. unter ſeinen Landsleuten obwalte. Einige halten die Komödien für ſchädlich und verächtlich, Andere ſehen darin etwas Nützliches und Erbauliches. Für beide Meinungen bringt Holberg eine Maſſe hiſtoriſcher Zeugniſſe bei. „Denn in der That,“ ſagt er, „haben beide Recht, es kommt nur darauf an zwiſchen der keuſchen und der unzüchtigen Komödie zu unterſcheiden. Des Plautus Mercator kann ſo wenig vertheidigt werden, als es dem eifrigſten Sittenrichter möglich ſein wird, ſeine Captivi zu verdammen.“

Aber zugegeben, daß es ſo iſt, ſo wenden Andere ein, daß das Theater zwar an ſich unſchuldig ſei, aber doch ein alter und vernünftiger Leute unwürdiges Poſſenſpiel: wogegen Andere wieder dafür halten, Komödien leſen ſei eben ſo nöthig wie Poſtillen leſen. Freilich leſen Männer und Kinder z. B. den Plautus auf verſchiedene Weiſe; Amphitruo und Menaechmi können allerdings nur zum Zeitvertreib dienen, während die Aulularia voll der gewichtigſten Moral. Wolle man aber fragen, wozu denn dieſe gewichtige und nützliche Moral durch die den Komödien beigemiſchte Narrheit entſtellen, ſo ſei die Antwort in dem bekannten Verfahren der Apotheker gegeben: wie die ihre heilenden, aber ſchlechtſchmeckenden Pillen vergolden, damit ſie williger verſchluckt werden, ſo vergoldet auch der Komödiendichter die bittere Wahrheit der Moral durch Scherze und Thorheiten, damit ſie den Zuſchauern beſſer eingehe. Utile dulci iſt der große Wahlſpruch aller Kunſt; eine gewiſſe Doſis Narrheit iſt der Komödie unentbehrlich, damit das Publikum den Ernſt verdaue.

„Und ſo iſt denn alſo,“ fährt Holberg fort, „der ganze Streit in der That unnöthig und thöricht, vielmehr ſind nur zwei Fragen, die damit in naher Verbindung ſtehen, wirklich von Wichtigkeit. Nämlich erſtlich, iſt es verſtattet Komödien zu ſchreiben, die Stand und Charakter gewiſſer Perſonen lächerlich machen? Und zweitens, iſt es anſtändiger Leute Kindern ziemlich, ſich zu theatraliſchen Aufführungen gebrauchen zu laſſen?“

Was die erſte Frage anbetrifft, ſo hätten (meint er) ſelbſt Fürſten und andere hochgeſtellte Perſonen Komödien, ſowie überhaupt luſtige Sachen geſchrieben, ohne darum an ihrem Anſehen zu verlieren. Der Verfaſſer erinnert an die hohe Achtung, in welcher Ariſtophanes bei den Alten geſtanden und doch ſei die Komödie damals weder ſo keuſch und rein, noch ſo moraliſch und ſinnig geweſen, wie gegenwärtig. Plautus Amphitruo und ſein Geiziger (in der Aulularia) ſeien noch heute muſterhafte Stücke; weniger empfehlenswerth ſeien die übrigen Komödien des Plautus und noch weniger Terenz und Ariſtophanes. Allerdings habe jedes Zeitalter ſeinen ihm eigenthümlichen und angemeſſenen Geſchmack; der bon-sens jedoch ſei immer derſelbe und ſchon wer die Alten nur aus Ueberſetzungen kenne, werde ſich doch leicht überzeugen, daß die heutigen Komödien bei weitem artiger, lehrreicher und ehrbarer als die alten und könne es daher unmöglich verboten ſein, dergleichen zu ſchreiben. — Was dagegen die zweite Frage wegen der Schauſpieler anbetreffe, ſo hänge ſie lediglich von den Sitten des Landes ab; je gebildeter ein Land, deſto größer ſei auch die Achtung, in welcher die darſtellenden Künſtler ſtehen.

Ueberhaupt, ſetzt Holberg hinzu, ſei es ein Irrthum zu glauben, als ob zum Komödienſchreiben nichts weiter nöthig, als blos natürliche Luſtigkeit und gute Laune. Vielmehr gehöre dazu erſtlich Studium der Philoſophie und Erkenntniß deſſen, was am Menſchen thöricht und lächerlich; zweitens das Talent die Leute ſo zu verſpotten, daß ſie ſelbſt noch Gefallen daran finden; drittens Kenntniß der Bühne und die Gabe ſich die Wirkungen derſelben zum voraus vorſtellen zu können; viertens endlich, daß man gute Stücke mit Eifer ſtudirt und ſämmtliche Regeln, welche bei Abfaſſung eines Stücks zu beobachten, lebendig im Kopfe habe. Etwas übertrieben müſſe in der Komödie freilich werden, doch nicht ſo, daß der Held des Luſtſpiels darüber zum Narren werde. Vielmehr ſei der Komödienſchreiber ſtets natürlich und wahr, damit der Zuſchauer im Stande ſei, die Täuſchungen der Kunſt für Ernſt und Wirklichkeit zu halten. Darum ſoll auch Alles in dem Lande vorgehen, wo das Stück wirklich aufgeführt wird und ſind daher auch Ueberſetzungen nur dann zuläſſig, wenn ſie zugleich gänzliche Umarbeitungen ſind und die gebührende Rückſicht auf die Sitten des Landes nehmen, wohin ſie verpflanzt werden ſollen. Freilich werde dies (und hier ſowie bei dem folgenden Satze müſſen wir es wiederum dem Leſer überlaſſen, ob er Holbergs Aeußerungen für Ernſt oder für Spott halten will) mitunter unmöglich ſein, wie z. B. bei Molières Tartüffe, indem es dergleichen Leute in Dänemark nicht gebe und ebenſo ſeien auch die auswärts ſo beliebten Doctorkomödien hier zu Lande ungereimt, weil ja die Mediciner hier lauter honette und geſcheidte Leute. Auch die romantiſchen Liebesſtücke könnten in Dänemark niemals die Geltung erlangen, wie in England und andern Ländern, wo man ſich vor Liebe hänge, „was aber der Däne wol bleiben läßt.“ Deshalb ſei es auch auf der däniſchen Bühne gar nicht erforderlich, daß jedes Stück mit einer Heirath ſchließe; vielmehr ſolle man den Leuten Geſchmack erwecken an ernſten und moraliſchen Stücken, damit nicht allein das Geld, das ſonſt die fremden Banden ausführten, im Lande bleibe, ſondern auch das Publikum ſelbſt die Zeit, die es im Theater zubringe, gut und nützlich anwende.

So in dieſer der Ausgabe von 1723 vorgedruckten Abhandlung. Es folgt dann noch eine ziemlich ausführliche Selbſtkritik der fünfzehn Stücke, welche in dieſer älteſten Ausgabe veröffentlicht wurden, ſowie ein kurzer Hinweis auf fünf andere namentlich angeführte, die damals zwar bereits gegeben, aber noch nicht im Druck erſchienen waren. Doch haben wir das Wichtigſte hieraus bereits früher bei den einzelnen Stücken mitgetheilt und wenden wir uns daher nunmehr zu dem letzten poetiſchen Werke unſeres Dichters, ſeinem Roman von der unterirdiſchen Reiſe des Niels Klim.

Es iſt dies vielleicht die berühmteſte, jedenfalls die verbreitetſte von allen Holberg'ſchen Schriften; dennoch können wir ihren Werth nicht beſonders hoch anſchlagen. Denn wenn wir im Obigen ſchon die Dichtungen der erſten Gruppe, die epiſchen und ſatyriſch didactiſchen, nicht von allem gelehrten Ballaſt freiſprechen konnten, ſo hat Holberg im Niels Klim das Gebiet des Volksmäßigen, Natürlichen, auf dem er ſich ſonſt mit ſo viel Glück bewegt, beinahe völlig verlaſſen. Niels Klim gehört zu jener Gattung moraliſch-allegoriſcher Romane, wie ſie ſeit Barclay's berühmter Argenis (1621) in ganz Europa üblich waren und in den verſchiedenſten Sprachen und Geſtalten zu Tage gefördert wurden. Am nächſten erinnert er an die Swift'ſchen Reiſen des Gulliver, die freilich ſelbſt nur der letzte Ausläufer eines Baumes ſind, deſſen Wurzeln weit in die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, in die Zeit des dreißigjährigen Krieges, ja noch weiter, bis in den Anfang des ſechzehnten, das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, in die Zeit der Entdeckung Amerikas, der ſpaniſchen Conquiſtadores, der engliſchen und holländiſchen Seefahrer hinabreichen und dem (um an Bekannteſtes zu erinnern) auch Daniel Defoes berühmter

Robinſon Cruſoe, ſowie aus unſerer deutſchen Literatur jene Reiſen und Abenteuer des Schelmufsky angehören (vgl. Gervinus, Geſch. d. deutſchen Dichtung III, 380 fg.), die ſich dann in den bekannten Geſchichten des Herrn von Münchhauſen bis in die neueſte Zeit fortgeſetzt haben.

Swifts Reiſen des Gulliver waren zuerſt 1726 erſchienen; ſie waren bald ein Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Europa und als ſolches der Gegenſtand zahlreicher Nachahmungen geworden. Auch dem Verfaſſer des Niels Klim haben ſie offenbar als Vorbild vorgeſchwebt; nur iſt ſein Witz ungleich zahmer, ſein Geſichtskreis beſchränkter, ſeine Allegorie mühſamer und ſchwerfälliger, als dies Alles bei ſeinem Vorgänger der Fall iſt. Die ganze Arbeit, bei der es Holberg ſelbſt allerdings behaglich ſein mochte, die Wanderungen ſeiner Jugend noch einmal, wenn auch nur im Geiſte zu erneuen und Sitten und Thorheiten ſeiner Zeit in ſchalkhaften Verkleidungen an ſich vorübergehen zu laſſen, hat bei alledem etwas Seniles und Schwächliches; die Allegorien ſind umſtändlich und unbehülflich, die Anſpielungen zahm und dürftig; nur die Sprache, eine ganz eigene Art von hausbackenem Latein, hat eine gewiſſe drollige Anmuth und poſſirliche Lebendigkeit.

Bei dieſer zweideutigen Beſchaffenheit würde das Buch auch wol ſchwerlich je die ungeheuren Erfolge erlangt haben, die ihm wirklich zu Theil geworden, wenn nicht erſtlich derartige allegoriſch romanhafte Schriften dem damaligen Zeitgeſchmack überhaupt entſprechend geweſen wären, und wäre das Buch nicht zweitens durch den Reiz des Geheimniſſes unterſtützt worden, in dem Grade, daß man (es war eben, wie früher erinnert worden, die Blüthenperiode Swedenborgs) Anfangs eine wirkliche Geheimlehre, eine wirkliche Anweiſung zum Umgang mit Geiſtern und überirdiſchen Weſen darin zu finden erwartete. Dieſer Umſtand hat die unglaublich raſche Verbreitung des Buches, über die wir ſchon oben einige Notizen gegeben, wol am meiſten befördert, und nachher haben dann Patriotismus, Gewohnheit und Nachbeterei, vielleicht auch perſönliche Geſchmackloſigkeit den Nimbus zuſammengehalten, der in moraliſcher und patriotiſcher Hinſicht gewiß, in poetiſcher Hinſicht aber ſchwerlich ein ganz verdienter iſt.

Der Inhalt, bei dem Holberg verſchiedentliche Reminiscenzen an ſeine Vaterſtadt Bergen, ihre Localität, ſowie gewiſſe hiſtoriſche Perſönlichkeiten benutzt haben ſoll (vgl. E. C. Werlauffs Noticer til Hiſtorien of Holbergs Niels Klim, bei Bove, Holbergiana I, 218—240, beſonders S. 238 bis zum Schluß) iſt in Kürze folgender: Niclas Klim, ein armer Kandidat der Theologie in Bergen, ſtürzt zufällig, da er auf einem Berge in der Nähe der Stadt umherkriecht, in eine offene Höhle deſſelben und von da ſchnurſtracks weiter bis in das Innere der Erde. Erſt auf dem Planeten Nazar findet er wieder Grund, in dem Lande Potu, deſſen Bewohner bedächtige, langſam wandelnde Bäume ſind. Hier wird er als Läufer in Dienſt genommen und hat als ſolcher Gelegenheit, häufige Reiſen zu machen und allerhand wunderliche Völkerſchaften kennen zu lernen. Aus Ehrgeiz jedoch, um zu einem beſſern Amte zu gelangen, legt er ſich auf die Projektmacherei. Allein Projektmacherei iſt in Potu ein hart verpöntes Verbrechen; Niels Klim wird zur Verantwortung gezogen und in die Verbannung nach dem Firmament geſchickt. Aber dieſe Strafe ſchlägt zu ſeinem Glücke aus: er kommt in das Affenland Martinia, wo er als Perückenmacher bald eine bedeutende Stellung erlangt, bis ein Abenteuer im Geſchmack des Joſeph und der Potiphar ihn von ſeiner Höhe herabſtürzt. Er wird zur Galeere verurtheilt und macht verſchiedene Seereiſen, bei denen er endlich Schiffbruch leidet. Er rettet ſich zu den Quamiten, einem einfach urſprünglichen Volke, bei dem er vermöge ſeiner überlegenen menſchlichen Bildung ſich bald in den Beſitz der höchſten Gewalt ſetzt. Er wird Kaiſer der Quamiten und erobert die unterirdiſche fünfte Weltmonarchie. Aber dies ungeheure Glück verblendet ihn; er wird grauſam und tyranniſch, ſo daß ſeine Völker in Empörung ausbrechen und ihn zur Flucht nöthigen. In Gefahr, von den Verfolgern ergriffen zu werden, ſtürzt er ſich blindlings in einen Abgrund — und wo kommt er heraus? Dicht bei Bergen, in derſelben Höhle, in die er zuerſt hinabgeſtürzt war, worauf er in die Stadt zurückkehrt und als Küſter an der Kreuzkirche zu Bergen ſtirbt.

6.

Einwirkung der Holberg'ſchen Komödie

auf die deutſche Bühne.

Zum Schluß unſerer Abhandlung haben wir nun noch die weiteren Schickſale und Einwirkungen der Holberg'ſchen Komödie (denn nur von ihr kann die Rede ſein, da der Peder Paars und der Niels Klim eine ſichtbare Einwirkung auf unſere Literatur nicht gehabt haben) auf die deutſche Bühne zu erwähnen. Da wir den vornehmſten Berührungspunkt Beider ſchon früher bezeichnet haben, ſo werden wir uns hier ſehr kurz faſſen und uns lediglich auf einen flüchtigen Ueberblick des Thatſächlichen beſchränken können.

Vorher jedoch ſei es geſtattet, noch einige Notizen über das fernere Schickſal der Holberg'ſchen Komödie in Dänemark ſelbſt hinzuzufügen.

Nämlich wie zum Theil ſchon aus den vorſtehend mitgetheilten Angaben in Betreff der einzelnen Stücke hervorgeht, ſo vermochte die Holberg'ſche Komödie, trotz der begeiſterten Verehrung, mit welcher ſeine Landsleute an dem großen Dichter hingen, und die ſich bei Einzelnen zeitweilig zu einem wahren Fanatismus ſteigerte, ſich doch den Einflüſſen des veränderten Geſchmacks und der verfeinerten, wenn auch nicht verbeſſerten Sitten nicht zu entziehen. Schon oben haben wir einige gelegentliche Klagen geleſen, die noch Holberg ſelbſt über dieſe Veränderung ausſtößt; er klagt, daß jetzt Alles engliſch ſein müſſe, daß die Prüderie der Frauenzimmer keinen derben friſchen Spaß mehr geſtatte, daß überhaupt jenes alte Geſchlecht, das einſt ſeinen und Molière's Stücken zugeklatſcht, mehr und mehr im

Ausſterben begriffen ſei. Den meiſten Schaden that ihm und ſeinen Stücken einmal die nachmolière'ſche Schule der franzöſiſchen Komödie, die Destouches, Marivaux ꝛc., die zwar nicht ſo wahr, nicht ſo natürlich als ihr großer Vorgänger, aber dafür um ſo eleganter und zierlicher waren, dann aber jene abſtracte Schauluſt, jene Vorliebe für Decorationen und anderen äußerlichen Prunk, die ſich nun einmal mit verhängnißvoller Regelmäßigkeit überall einzuſtellen ſcheint, wo das Publikum überhaupt von einer gewiſſen Theaterleidenſchaft ergriffen wird, und von der daher auch das Kopenhagener Publikum nicht verſchont blieb. Die Klagen, welche Holberg über dieſen Punkt führt, ſind zum Theil ſehr nachdrücklich und dürfen bei Beurtheilung jener miſanthropiſchen Stimmung, in die er in ſeinen letzten Jahren verfallen ſein ſoll, gewiß nicht überſehen werden. „Ich habe,“ ſagt er in den verm. Br., Bd. IV, Br. 60, S. 206, „in meinen Schriften vormals in Betreff des Theaters angemerkt“ (die Stelle ſteht ebenfalls in den vermiſchten Briefen, Bd. III, Br. 7, S. 35 ff.), „daß unſer däniſches Publikum einen beſſeren Theatergeſchmack hat als die Franzoſen, beſonders die Pariſer, bei denen er gar ſehr verdorben iſt. Allein, wie in vielen andern Stücken, ſo iſt unſere Nation auch in dieſem im Lauf der letzten zwanzig Jahre ſich ſelbſt unähnlich geworden. Auf unſerer alten Bühne konnte faſt keine fremde Komödie mit Beifall geſpielt werden, als nur die Komödien des Molière. . . . Diejenigen, die das Theater damals beſuchten, waren weit mehr Zuhörer als Zuſchauer, ſo daß die moraliſchen Schauſpiele und diejenigen Stücke, welche ſittliche Eigenſchaften behandelten, mehr zu ihrer Unterhaltung dienten als die Spektakel, die nur in die Augen fallen. Man rümpfte damals noch nicht die Naſe, wenn die Handſchuhe eines Acteurs nicht völlig neu oder ſeine Haare nicht wohlgepudert und in künſtliche Locken gelegt waren; ſondern darauf ſah man, ob er den darzuſtellenden Charakter richtig und natürlich ſpielte. Ein Merlin der Drache, eine verzauberte Schale, ein Orakel, ein Stock des Vulkan“ (beliebte Spektakelſtücke jener Zeit, die auch in Deutſchland bekannt waren, beſonders das Orakel, das noch zu Ackermanns und Schröders Zeiten häufig geſpielt wurde), „deren ein jedes jetzt mehr Geld einträgt als zehn ſinnreiche moraliſche Stücke, konnten zu jener Zeit nur einmal geſpielt werden. Denn Singen und Tanzen reichten damals noch nicht aus, eine übrigens ſchlechte Komödie gut zu machen. Dies war der Geſchmack der Zuſchauer in jener alten Zeit und läßt ſich nicht anders ſagen, als daß dieſer beſſer und natürlicher geweſen als der gegenwärtig herrſchende. Denn obengedachte Stücke und andere vom gleichen Kaliber gehören zu denen, die ein jeder Maſchinenmeiſter verfertigen kann; davon überzeugte ſich ein Jeder, ſowie ſie im Druck erſchienen. Ich räume zwar ein, daß eine moraliſche Handlung oder eine Charakterkomödie überhaupt noch keine Komödie iſt, es ſei denn, ſie habe zugleich etwas Luſtiges an ſich: allein es muß eine ſinnreiche Luſtigkeit ſein, die zwar ergötzen, aber auch unterrichten kann, und nicht bloße Narrenspoſſen, die den Geſchmack verderben und Anlaß geben, das Komödienweſen überhaupt in Verruf zu bringen, ja die an ſich zunichte werden, ſowie man ihnen die Maſchinen, die Grimaſſen und den äußerlichen Prunk entzieht. Den alten Stücken, ſowol den aus dem Franzöſiſchen überſetzten, als auch den Originalen, fehlt es nicht an Scherz; aber die Scherze ſind ſinnreich, und können von einſichtsvollen Leuten nicht blos mit angehört, ſondern auch geleſen werden.“

Und an einer anderen Stelle bald darauf (a. a. O. Br. 74, S. 261): „Fragt man die Vertheidiger dieſer neumodiſchen Stücke, was ſie z. B. an dem Orakel für Annehmlichkeiten finden, die groß genug ſind, ihrer niemals überdrüſſig zu werden: ſo antworten ſie nichts oder können vielmehr nichts antworten, außer daß es doch gar zu reizend iſt, die darin vorkommenden Statuen zu ſehen. Dringt man aber weiter in ſie, ſo wiſſen ſie nichts mehr zu ſagen. Vor Kurzem erzählte mir Jemand, er habe Merlin den Drachen geſehen, ein ganz vortreffliches Stück; als ich ihn aber fragte, worin die Vortrefflichkeit des Stückes denn beſtehe, konnte er mir nichts weiter namhaft machen, als den Aufzug der Drachen, die unter Trommeln und Pfeifen aufmarſchirten, und daß die Zuſchauer ſo ſtark und ſo häufig geklatſcht hätten. Was aber von dieſem Rühmen und Klatſchen zu halten, das zeigt der ſchlechte Erfolg, den dieſe Stücke haben, ſobald ſie gedruckt erſcheinen. Denn dann ſieht man erſt, daß nur die Art der Aufführung das Dürftige dieſer Stücke verdeckt hat, und daß es blos die Aufzüge und Verkleidungen geweſen, die ſo angenehm ins Auge gefallen ſind. Solche Komödien,“ ſchließt Holberg ſeine Philippika, „verdienen mit denen zuſammengeſtellt zu werden, welche auf Jahrmärkten und Meſſen von herumſchweifenden Komödianten auf öffentlichen Plätzen geſpielt zu werden pflegen."

Allein während der Dichter ſomit das allmälige Sinken der theatraliſchen Kunſt und des öffentlichen Geſchmacks in ſeinem Vaterlande ſelbſt noch erleben mußte, blieb ſein Anſehen in Deutſchland noch lange Zeit unerſchüttert. Das ehrenvolle Urtheil, mit welchem Gottſched den däniſchen Poeten einführte, haben wir ſchon oben mitgetheilt. Daſſelbe ſtand nicht vereinzelt, ſondern auch die Urtheile der übrigen kritiſchen Machthaber der Zeit, namentlich die Hamburger und Göttinger gelehrten Zeitungen ſtimmten dieſer Empfehlung bei, ſo daß einzelne abweichende Stimmen, wie in den Greifswalder Kritiſchen Verſuchen (vgl. oben) dem wachſenden Ruhme des Dichters nichts anhaben konnten. Selbſt die deutſchen Poeten waren einig in der Bewunderung ihres däniſchen Collegen. Vorzüglich ließ es ſich Hagedorn, ſelbſt damals einer der beliebteſten Dichter Deutſchlands, angelegen ſein, das Lob des däniſchen Plautus zu verkünden; ſein Epigramm:

„Wer nicht beim Holberg lacht,
Kann beim Goldoni weinen"

war damals allbekannt und wurde allgemein als ein klaſſiſcher Ausſpruch verehrt.

Und doch wäre der Gewinn nur gering geweſen, wenn Holberg blos durch die Zeitungen der Gelehrten, die Empfehlungen der Dichter und nicht auch in der Mitte des Volkes ſelbſt bekannt und beliebt geweſen wäre. Hiezu verhalfen ihm vor Allem die wandernden Schauſpielerbanden, beſonders ſeit die ausgezeichnetſten Künſtler der damaligen Zeit (und welche ſpätere hätte ihres Gleichen gehabt?), das Ackermannſche Ehepaar, Eckhof, Schröder u. A., die außerordentliche Ergiebigkeit der Holberg'ſchen komiſchen Charaktere erkennend, dieſelben mit der ganzen Fülle ihres Talents den entzückten Zuſchauern vor Augen ſtellten. Das ſchon einmal erwähnte Meyer'ſche Buch über Schröder (Friedrich Ludwig Schröder. Beitrag zur Kunde des Menſchen und des Künſtlers von F. L. W. Meyer, 2 Bde., Hamburg, 1819) bietet, wie daſſelbe überhaupt einer der ſchätzenswertheſten Beiträge zur Geſchichte des deutſchen Theaters iſt, den wir beſitzen, ſo auch in dieſer Hinſicht eine Maſſe höchſt brauchbarer Notizen dar, die wir nachſtehend benutzt haben.

In dem Hamburger Repertoire von 1742 auf 1743 (a. a. O. II. Abth. 2, S. 40 fg.) kommen von der Geſammtſumme von einhundert neunzig Vorſtellungen, die im Lauf des genannten Jahres ſtattgefunden, nicht weniger als vierundvierzig, alſo beinahe ein Viertel, allein auf Holberg; ja unter den neunzehn letzten Vorſtellungen vom 31. Januar bis 1. März, alſo in vier Wochen, waren allein fünfzehn Holberg'ſche Stücke, darunter die Wochenſtube, der geſchäftige Müßiggänger, Dietrich Menſchenſchreck, die Maskerade, die honette Ambition. Ueberhaupt wurde in dieſer einzigen Saiſon der politiſche Kanngießer achtmal gegeben, die Wochenſtube fünfmal, die Maskerade auch fünfmal, ebenſo oft der geſchäftige Müßiggänger und der Jean de France, der Rasmus Berg dreimal, der Menſchenſchreck auch dreimal, die honette Ambition einmal u. ſ. w. Bei ſo häufigen Wiederholungen ließ es ſich denn verſchmerzen, wenn auch (vgl. Meyer a. a. O. I S. 11.) der Müßiggänger einmal nur eine Kaſſe von dritthalb Thalern machte. Dafür brachte auch z. B. die erſte Aufführung der Wochenſtube vierzig, die erſte des Jean de France zwanzig, die zweite ſogar dreiunddreißig, ja noch die dritte Wiederholung der Wochenſtube fünfzehn Thaler: alles Einnahmen, die damals zu den beſſeren gehörten. — Auch im folgenden Winter (1743) finden wir auf derſelben Bühne von einundzwanzig Theaterabenden acht durch Holberg'ſche Stücke beſetzt; darunter jetzt auch die Melampe, in zweimaliger Wiederholung. Dagegen wird das Jahr darauf (1744) unter neununddreißig Vorſtellungen nur ein einziges Holberg'ſches Stück, der geſchäftige Müßiggänger, nur einmal gegeben. Doch hat dieſe plötzliche Abnahme wol nur locale und zufällige Veranlaſſungen gehabt, indem die Holberg'ſchen Stücke, wie wir aus dem a. a. O. S. 51 fg. mitgetheilten Hamburger Repertoire von 1754 bis 1812 erſehen, ſich auch noch ſpäterhin fortdauernd auf den Brettern erhielten. Namentlich wurde noch 1754 der politiſche Kanngießer, der Bramarbas und Jean de France gegeben, 1756 der Müßiggänger und die Wochenſtube, 1760 die Maskerade, 1763 der geſchwätzige Barbier, 1778 die Beck'ſche Bearbeitung des Kanngießers, die durch ganz Teutſchland die Runde machte; endlich 1802 der Don Ranudo, doch dieſer wol nicht mehr in der alten ächten Form, ſondern in der kurz zuvor erſchienenen verballhorniſirten Kotzebue'ſchen Bearbeitung. — In den Repertoires von 1811 und 1812 dagegen (Bd. II. Abth. 1, S. 290) iſt kein Holberg'ſches Stück mehr anzutreffen.

Soviel von Hamburg. Doch war nicht blos hier ſowie überhaupt im nördlichen Deutſchland die Holberg'ſche Komödie dermaßen eingebürgert, daß z. B. Franz Horn noch als Kind, ums Jahr 1786, in Braunſchweig den Inhalt des Geert Weſtphaler von ſeiner Hausmagd als Kindergeſchichtchen erzählen hörte (S. Fr. Horns Leben S. 15), ſondern auch in Süddeutſchland fand ſie offenen und gerngeſehenen Eingang. So wird uns erzählt, daß Schröder zuerſt in Straßburg (1760) die Rolle des Peter im Bramarbas, ſowie die beiden Heinriche in der Wochenſtube und der Maskerade übernahm (Schröders Leben I, S. 86); daß er gleichfalls in Süddeutſchland den Jean de France zu ſpielen anfing (ſeit 1761, a. a. O. S. 95), und daß in Baſel 1760 die Wochenſtube gegeben ward.

Ebenſo war es nicht nur, wie Mancher zu glauben geneigt ſein dürfte, die Hefe des Parterre, die rohe lachluſtige Menge, die ſich an den Holberg'ſchen Stücken erbaute: ſondern auch die Vornehmen, auch die hohen und höchſten Herrſchaften geruheten dieſe Bürger- und Bauernkomödie mit Wohlgefallen anzuſchauen. Als die geſchiedene Königin von Dänemark, Caroline Mathilde, die unglückliche Freundin des unglücklicheren Struenſee, im Jahre 1773 zu Celle in Schwermuth verfiel und durch nichts mehr aufzuheitern war, ſo machte man den Vorſchlag, ihr Holberg'ſche Stücke vorzuſpielen, „an welche ſie gewöhnt ſei“ — Beweis genug, daß damals noch in Dänemark ſelbſt der Hof ſich an dem alten Holberg ergötzte (Schr. Leb. I, 290). Von dem Hofe in Caſſel bemerkt Schröder ausdrücklich, daß Trauerſpiele daſelbſt kein Glück gemacht hätten, deſto mehr aber Molière und Holberg. In Braunſchweig wurde noch 1769 der politiſche Kannegießer auf ausdrückliches Verlangen des Hofes gegeben, wobei Eckhof als Heinrich auftrat (ebendaſ. S. 198). Denn dies, wie wir bereits erinnert haben, kam den Holberg'ſchen Stücken in Deutſchland überhaupt zu Statten, daß die erſten Künſtler unſerer damaligen Bühne ihre Freude daran fanden, in ihnen aufzutreten. In Wahrheit, was müſſen es nicht für Aufführungen geweſen ſein, in denen Ackermann als Breme, als Vielgeſchrei, als Schlaukopf (in der Wochenſtube) u. ſ. w., neben ihm Frau Ackermann, die Mutter Schröders, als Frau Breme, als Pernille, als Wöchnerin in der Wochenſtube, Eckhof als Heinrich im politiſchen Kanngießer (noch 1759), Schröder ſelbſt in derſelben Rolle, ferner als Peter im Bramarbas, als Traugott in der Wochenſtube, als Heinrich in der Maſkarade, als Oldfux ꝛc. zuſammenſpielten! Siehe das Nähere a. a. O. I, S. 19, 73, 86, 112, 116, 198.

Und wo auch die Kräfte weniger ausgeſucht und vollſtändig waren, ja wo ein Direktor in Noth ſteckte und in der Geſchwindigkeit nicht wußte, womit er das Publikum locken und die leere Kaſſe füllen ſollte, da zog er, wie einen immer gewiſſen Talisman, den alten Holberg hervor: wie Brandes (in ſeiner Lebensgeſchichte III, 151) dies noch aus der Mitte der achtziger Jahre von ſich ſelbſt erzählt.

Am glänzendſten aber wird die damalige Allbeliebtheit der Holberg'ſchen Komödie und die Unvertilgbarkeit ihrer komiſchen Kraft dadurch bewieſen, daß auch die pedantiſche Parodie des wirklichen Theaters, die Schulbühne, ſich ihrer bemächtigte, und daß ſie auch in dieſer Entſtellung noch Zuſchauer und Mitſpielende gleichmäßig erfreute. Schon Gottſched, in der Vorrede zum dritten Band ſeiner Schaubühne, führt mit lebhafter Billigung an, daß bereits im Jahre 1741 ein Schulrector in Annaberg mit ſeinen Scholaren den Deutſchfranzoſen aufgeführt habe.[1] Daſſelbe fand, wie Halem in ſeiner Selbſtbiographie (herausgegeben von C. F. Strackerjan, Oldenburg, 1840, S. 10) berichtet, noch zwanzig Jahre ſpäter am entgegengeſetzten Ende Deutſchlands, in Oldenburg Statt.

Was wir nun aus allen dieſen Beiſpielen erkennen, die ſich gewiß noch ganz ungemein vermehren ließen, wenn nicht die factiſchen Notizen über unſer früheres deutſches Theater gar ſo ſpärlich waren, das iſt ohne Zweifel dies, daß Holberg bis in das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts die deutſche Bühne in einer Ausdehnung und Dauer beherrſchte, in Betreff deren kein einheimiſcher Poet ſich mit ihm vergleichen konnte. Und auch die Bühnendichter hat er beherrſcht, indem gerade die gewandteſten der damaligen

---

[1] Ebendaſelbſt wird auch berichtet, daß daſſelbe Stück von der Schönmann'ſchen Truppe in Leipzig vortrefflich dargeſtellt worden.

Autoren, diejenigen, welche, mitunter bei zweideutigem äſthetiſchen Werth, nichts deſto weniger die eigentlichen Herren der Bretter waren, alſo ein Krüger, Löwen, Romanus, ſowie ſpäter die Stephanie's, Bretzner, Großmann und ihre Zeitgenoſſen, in unläugbarer Verwandtſchaft mit Holberg ſtehen und ihren erſten Anſtoß von ihm empfangen haben.

Erſt als im Verlauf der ſiebziger Jahre mit dem Siegwart und Conſorten die Sentimentalität in unſere Literatur hineingeſchwemmt kam und ein Thränentröpfchen, ein Mondſcheinſeufzerchen unendlich höher geſchätzt ward, als die geſundeſte Plaſtik der komiſchen Kunſt, da war es auch um Holberg und ſeinen Einfluß geſchehen. Wie er von da an immer mehr von den Brettern verſchwindet, ſo auch aus der Erinnerung des Publikums; als der Knabe Tieck im Lauf der achtziger Jahre ſeine Bekanntſchaft machte (vgl. Ludwig Tieck von Rudolf Köpke I, 44 u. 45), war Holberg bereits mit dem ganzen Fluch der Unanſtändigkeit und Plumpheit belaſtet, die alte Ueberſetzung ſeiner Luſtſpiele war ſchon eine „nichtswürdige Scharteke,“ welche der wohlhabende Freund, unter deſſen ausgeſuchten und ſchöneingebundenen Büchern Tieck zufällig die ſehr übel ausſehenden Bände entdeckte, ihm mit Vergnügen als eine völlig werthloſe, außer Cours gekommene Waare zum Geſchenk machte. So erklärt ſich jener früher angeführte Ausſpruch Schillers von dem „Sumpf, in welchen Holberg den Leſer führt“ und ſo hat es auch kommen können, daß ein Mann von der univerſalen Kenntniß und Theilnahme für alle Erſcheinungen der Kunſt, gleichviel welcher Zeit und welchem Volke ſie angehören, wie Goethe, dennoch in dem ganzen Umfang ſeiner Schriften Holbergs niemals auch nur mit einem Worte erwähnt.

Dagegen iſt dem praktiſchen und einſichtsvollen Theaterdirector die unerſchöpfliche Fundgrube komiſcher Erheiterung, die in den Holberg'ſchen Luſtſpielen liegt, allerdings nicht entgangen; im Jahre 1808, alſo genau zu der Zeit, wo Goethe übrigens mit der antiken, der ſpaniſchen und der neuromantiſchen Bühne ſo vielfach experimentirte, brachte er auch (wie wir einer handſchriftlichen Notiz entnehmen, die wir dem verſtorbenen Riemer verdanken und die derſelbe aus Goethe's eigenen Papieren entnommen hat) Holbergs politiſchen Kannegießer auf die weimariſche Bühne, die eben damals mehr und mehr in Begriff ſtand, ſich zur klaſſiſchen Bühne Deutſchlands auszubilden. Freilich war es nicht das echte Holberg'ſche Stück, welches bei dieſer Gelegenheit wieder auferweckt ward, ſondern eine zweiactige Bearbeitung desſelben als Singſpiel, mit modernen Anſpielungen und eingelegten Liedern. Aber ſelbſt in dieſer Verunſtaltung (ſie rührte von H. Treitſchke her und wurde auch auf andern deutſchen Bühnen damals ziemlich häufig gegeben) erwarb das Stück ſich ſolchen Beifall, daß es laut jener Riemer'ſchen Mittheilung vom 27. Auguſt 1808 bis zum 16. Mai 1810 fünfmal aufgeführt werden konnte (vgl. Goethe ſelbſt in dem Briefwechſel mit Zelter, Bd. II. S. 74).

Daß auch Kotzebue ſich eine Zeitlang von dem Mark der Holberg'ſchen Komik zu nähren ſuchte, die auch in dieſer Verdünnung eines gewiſſen Beifalls noch immer nicht entbehrte, wurde bereits erwähnt; er hat namentlich den Ranudo, den Jeppe, den elften Juni und den verpfändeten Bauernjungen bearbeitet, von denen beſonders der erſtere ſich ziemlich lange auf den Brettern behauptete. Die Romantiker verſuchten darauf, den alten Dichter in ſeiner urſprünglichen Geſtalt wieder zu Ehren zu bringen; allein wir wiſſen bereits, wie verkehrt ſie es angriffen, und daß der ungünſtige Erfolg ihrer Bemühungen zum wenigſten kein unverdienter war.

Ob nun das vorliegende Werk im Stande ſein wird, hierin eine Aenderung hervorzubringen und Holberg, wenn auch nicht im Bewußtſein des deutſchen Volks, doch wenigſtens im Bewußtſein der deutſchen Wiſſenſchaft in ſeine Rechte als einer der größten komiſchen Dichter aller Zeiten wieder einzuſetzen — das wird von Seiten des Verfaſſers in Demuth abzuwarten ſein.

II.

Auswahl

aus

Ludwig Holbergs Komödien.

1.

Der politiſche Kannegießer.

Komödie in fünf Acten.

Perſonen.

Hermann von Bremen.
Geſke, ſeine Frau.
Engelke, ſeine Tochter.
Antonius, Stellmacher, ihr Liebhaber.
Heinrich, Lehrburſche beim Kannegießer.
Annecke, Magd.
Ein Mädchen.
Gert, Kürſchner,
Franz, Meſſerſchmied,
Siebert, Zettelſchreiber, Mitglieder des Collegium politicum.
Jens, Bierzapfer,
Richard, Bürſtenbinder,
Sanderus,
Abrahams, angebliche Rathsherren.
Chriſtoph,
Johann, ihre Diener.
Zwei Lakaien,
Madame Abrahams,
Madame Sanderus, verſtellte Perſonen.
Drei Rathsherrnfrauen,
Arianke Grobſchmiedin.
Zwei Advocaten,
Ein Mann, verſtellte Perſonen.
Ein altes Weib,
Peter, Kannegießerlehrling.
Altmeiſter der Hutmacher,
Des Altmeiſters Gegner, verſtellte Perſonen.
Ein Lakai,

Erſter Act.

Erſte Scene.[2]

Antonius.

Wahrhaftig, da rutſcht mir das Herz ſchon wieder in die Hoſen![3] Nämlich ich will mit Meiſter Hermann ſprechen und um ſeine Tochter anhalten, mit der ich ſchon lange verlobt bin, aber heimlich. Das iſt nun das drittemal, daß ich auf dem Wege bin, aber jedesmal bin ich wieder umgekehrt. Schämt' ich mich nicht vor dem Spektakel, den meine Mutter mir macht, es ginge diesmal wieder ſo. Es iſt ein Naturfehler, dieſe Blödigkeit, den ich nicht überwinden kann: jedesmal, daß ich an die Thür klopfen will, iſt mir's, als ob mir Einer die Hand zurückhielte. Aber friſch gewagt, Antonius, iſt halb gewonnen,[4] da hilft nun nichts, du mußt daran. — Aber erſt muß ich mich doch ein Biſchen niedlich machen; Meiſter Hermann iſt, wie ich höre, ſeit einiger Zeit gar curiöslich[5] geworden. (Er nimmt ſein Halstuch ab und bindet es von Friſchem um, zieht einen Kamm aus der Taſche und kämmt ſich das Haar, bürſtet ſich die Schuhe.) Na nu denk' ich ja, kann ich ſo weit paſſiren; nun muß ich anklopfen. Sieh, ſo wahr ich ehrlich bin, iſt's nicht als ob mir Einer die Hand hält! Ei Courage, Antonius, du haſt ja, weiß ich, nichts Böſes gethan; ein Nein iſt ja doch das Schlimmſte, was ich kriegen kann. (Klopft an.)

Zweite Scene.

Heinrich. Antonius.

Heinrich (ein Butterbrod eſſend). Serviteur, Meiſter Antonius, wen wollt Ihr ſprechen?

Antonius. Ich möchte gern Meiſter Hermann ſprechen, falls er allein iſt.

Heinrich. Ei ja, allein iſt er wol, aber er ſitzt und lieſt.

Antonius. Da iſt er gottesfürchtiger als ich.

Heinrich. Käme einmal eine Verordnung heraus, daß Hercules eine Poſtille wäre,[*] ich glaube, er könnte predigen, wenn es ſein müßte.

Antonius. Aber läßt ſeine Arbeit ihm denn ſo viel Zeit, ſolche Bücher zu leſen?

Heinrich. Ihr müßt bedenken, daß der Meiſter zwei Verrichtungen hat: er iſt erſtlich Kanngießer und zweitens iſt er Politikus.

Antonius. Das reimt ſich nur ſchlecht zuſammen.

Heinrich. Die Bemerkung haben wir auch gemacht; denn wenn er mal was arbeitet, was ſelten genug geſchieht, ſo ſieht das ſo politiſch aus, daß wir es wieder umgießen müſſen. Uebrigens, wenn Ihr was mit ihm zu ſprechen habt, könnt Ihr nur gleich in die Wohnſtube gehen.

Antonius. Ich habe ein wichtiges Anliegen, Heinrich. Unter uns geſagt: ich will um ſeine Tochter anhalten, mit der ich ſeit langem heimlich verſprochen bin.

Heinrich. Allerdings, das iſt ein wichtiges Anliegen, meiner Treu. Aber hört, Meiſter Antonius, wenn Ihr es nicht übel nehmt, ſo möchte ich Euch in einem Punkt einen Rath ertheilen: wenn es Euer Wunſch iſt, daß Euer Anliegen glücken ſoll, ſo müßt Ihr Eure Worte auf Schrauben ſetzen und recht zierlich ſprechen. Denn er iſt verflucht curiöslich geworden ſeit einiger Zeit.

Antonius. Nein wahrhaftig, das thue ich nicht, Heinrich. Ich bin ein guter ehrlicher Handwerksmann, der keine Complimente gelernt hat; ich ſage ihm blos ſchlecht und recht, daß ich ſeine Tochter liebe und ſie zur Frau haben will.

Heinrich. Nichts weiter? Na da will ich mir den Hals abſchneiden laſſen, wenn Ihr ſie kriegt. Das Mindeſte, womit Ihr Eure Rede beginnen müßt, iſt mit Sintemalen oder Alldieweilen. Ihr müßt bedenken, Meiſter Antonius, daß Ihr mit einem ſtudirten Manne zu thun habt, der Tag und Nacht politiſche Bücher lieſt zum Verrücktwerden. Was er ſeit einiger Zeit an den Leuten im Hauſe am meiſten zu tadeln hat, das iſt, daß wir alle ſolch gemeines Weſen an uns haben, beſonders ich, den er deshalb auch nie anders ruft als: du liederlicher gemeiner Schlingel! Vorige Woche verlangte er auf einmal mit Teufelsgewalt, die Frau Meiſterin[7] ſollte eine Adrienne[8] tragen. Damit aber kam er nicht weit: die Frau Meiſterin iſt eine gute altfränkiſche Frau, die lieber ihr Leben ließe, ehe ſie ihre Schoßjacke ablegte. Er geht mit etwas ſchwanger, was Henker es auch ſei; darum wenn Eure Bewerbung glücken ſoll, müßt Ihr meinem Rathe folgen.

Antonius. Ich gebe nicht auf ſolch Laviren,[9] meiner Treu, ſondern ich gehe gerade zu.

Dritte Scene.

Heinrich allein

Die größte Schwierigkeit beim Heirathen iſt, wie man ſeinen Antrag anfangen ſoll; ich bin ſelbſt einmal auf die Freite gegangen, konnte aber in vierzehn Tagen nicht 'rauskriegen, was ich ſagen ſollte. Das wußte ich allerdings, daß man ſeinen Antrag anfangen muß mit den Worten Sintemalen oder Alldieweilen: aber das Unglück war nur, daß mir nichts einfiel, was dieſem Sintemal nachfolgen ſollte. Ich beſchloß daher, mich nicht länger damit zu plagen, ſondern ging hin und kaufte mir ein Formular bei Jacob Schulmeiſter für acht Schillinge; denn ſo verkauft er ſie, Stück für Stück. Aber das lief für mich verteufelt ſchlecht ab: denn wie ich mitten in meiner Rede war, hatte ich den Reſt vergeſſen und das Papier aus der Taſche zu langen ſchämte ich mich. Ich habe die Rede ganz perfect gekonnt, vorher und nachher, wie mein Vaterunſer: aber wie es Ernſt war, und ich wollte ſie brauchen, da kam ich ganz ins Hintertreffen damit. Sie lautete folgendermaßen: Mit dienſtergebenſtem Salutems Gruß zuvor, bin ich Heinrich Anderſen, aus wolüberlegtem Willen, Trieb und Neigung, hiehergekommen, um Euch wiſſen zu laſſen, daß ich aus Fleiſch und Bein bin ſo gut wie Andere und ſintemal nun Alles in der Welt Liebe empfindet, ſogar auch die unvernünftigen Beſtien, alſo bin auch ich mit Gott und Ehren hiehergekommen, Euch zu meiner Herzallerliebſten,[10] wiewol unwürdig, zu begehren. — Will mir Einer acht Schillinge dafür wiedergeben, ſo kann er die Rede kriegen, ſie iſt das Geld ehrlich werth. Denn das ſeh' ich ein: wer ſolche Rede hält, der kann jedes ehrlichen Mannes Tochter kriegen, welche er will. Aber da kommt der Meiſter,"[11] ich muß laufen. (Ab.)

Vierte Scene.

Hermann von Bremen. Antonius.

Hermann. Er ſoll Dank haben, Monſieur Antonius, für ſeinen guten Willen. Er iſt ein hübſcher anſtändiger Kerl; ich glaube ſchon, daß meine Tochter ſich bei ihm ganz gut befinden würde. Aber ich wollte gern einen Schwiegerſohn haben, der ſeine Politika ſtudirt hätte.

Antonius. Aber, mein theurer Monſieur Hermann von Bremen, damit kann man doch nicht Frau und Kinder ernähren?

Hermann. Warum nicht? Meint Ihr, ich denke als Kanngießer zu ſterben? Gebt Acht, das dauert kein halbes Jahr mehr. Ich hoffe, wenn ich den Europäiſchen Herold[12] nochmals durchgeleſen habe, ſo ſoll man mich einladen einen Platz im Rathe anzunehmen. Den politiſchen Nachtiſch kann ich ſchon an den Fingern, aber der iſt nicht ſo gut. Es iſt eine wahre Schande, daß der Verfaſſer ihn nicht etwas weitläufiger gemacht hat; Ihr kennt doch das Buch?

Antonius. Nein, ich nicht.

Hermann. Da will es Euch leihen: denn dafür, daß es ſo klein iſt, iſt es gut genug. Meine ganze Politika habe ich aus dem Buche und dem Hercules und Herculiscus.

Antonius. Aber letzteres iſt ja nur ein Roman?

Hermann. Freilich wol, aber wenn die Welt nur voll wäre von ſolchen Romanen! Ich war geſtern an einem gewiſſen Orte, wo ein vornehmer Mann mir ins Ohr flüſterte: Wer das Buch mit Verſtand geleſen hat, der kann der größten Bedienung vorſtehen, ja ein ganzes Land regieren.

Antonius. Ja, Meiſter, wenn ich mich auf's Leſen lege, ſo verſäume ich ja aber mein Handwerk.

Hermann. Ich ſage Euch, Monſieur, ich denke auch nicht bei der Kanngießerei zu bleiben, ja ich hätte ſie ſchon längſt aufgeben ſollen. Schon hundert brave Männer in der Stadt haben mir geſagt: Hermann von Bremen, Ihr ſolltet auch etwas Anderes ſein. Ja das iſt erſt geſtern geweſen, daß ein Bürgermeiſter vor verſammeltem Rath hat dieſe Worte fallen laſſen: Hermann von Bremen könnte auch noch zu andern Dingen taugen als zum Kanngießer; das iſt ein Mann, der übertrifft ſogar manchen von uns Rathsherren. Daraus könnt Ihr nun ſchließen, daß ich nicht als Kanngießer ſterben werde. Möchte darum gern Einen zum Schwiegerſohn haben, der ſich auf Staatsſachen legt, ſintemal ich hoffe, daß wir mit der Zeit alle Beide in den Rath kommen, er ſowol wie ich. Wollt Ihr nun mit dem politiſchen Nachtiſch anfangen, ſo will ich Euch jeden Samſtag Abend examiniren, wie weit Ihr avancirt ſeyd.

Antonius. Nein wahrhaftig, das thue ich nicht, ich bin zu alt, um noch einmal in die Schule zu gehen.

Hermann. Ja ſo ſeid Ihr auch nicht geſchaffen, mein Schwiegerſohn zu ſein. Adieu. (Ab.)

Fünfte Scene.

Geſke. Antonius. Nachher **zwei Knaben.**

Geſke. Das iſt was Schreckliches mit meinem Mann, daß er nie mehr in der Werkſtatt iſt und ſich um ſeine Arbeit bekümmert; ich wollte noch was zugeben, wenn ich nur wüßte, was er eigentlich treibt. Aber ſieh da, Monſieur Antonius, geht Er hier allein? Will Er nicht hereinkommen?

Antonius. Nein ich danke, Frau Meiſterin, dazu bin ich zu gering.

Geſke. Ei was ſind denn das für Redensarten?

Antonius. Euer Mann hat politiſche Einfälle gekriegt und wartet auf einen kleinen Burgemeiſter.[13] Handwerksleute, wie ich einer bin, verachtet er, er dünkt ſich klüger wie ein Notarius Politikus.[14]

Geſke. Der Narr, der Thor! Wollt Ihr Euch an den kehren? Ich glaube eher, er wird noch einmal ein Lump und muß ſich ſein Brod noch zuſammen betteln, als daß er Burgemeiſter wird. Wertheſter Antonius, Ihr müßt Euch nicht um ihn kümmern und müßt die Liebe nicht aufgeben, die Ihr für meine Tochter hegt.

Antonius. Von Bremen ſchwört darauf, daß Niemand ſie haben ſoll, der nicht ein Politikus iſt.

Geſke. Und ich drehe ihr lieber den Hals um, als daß ſie einen Politikus kriegt. In alten guten Zeiten war das ja ein Spitzbube, ein Politikus.[15]

Antonius. Ich werde auf keinen Fall einer, ich will mich redlich nähren von meiner Stellmacherei. Bei der hat mein ſeliger Vater ſein Brod gehabt, und mich, hoffe ich, ſoll ſie ebenfalls nähren. Da kommt ein Junge, der will gewiß mit Euch ſprechen.

(Ein Knabe kommt.)

Geſke. Was wollt Ihr, mein Kind?

Der Knabe. Ich wollte gern mit Meiſter Hermann ſprechen.

Geſke. Er iſt nicht zu Hauſe; könnt Ihr's nicht mir ſagen?

Der Knabe. Meine Madame läßt fragen, ob die Schüſſel noch nicht fertig wäre, die ſie vor drei Wochen beſtellt hat; wir haben ſchon zwanzigmal darum geſchickt, werden aber immer mit leeren Redensarten hingehalten.

Geſke. Bittet Eure Madame, mein Sohn, ſie ſoll nicht böſe ſein, die Schüſſel wird gewiß morgen fertig. (Der Knabe geht.)

Ein zweiter Knabe. Ich ſoll ein für allemal fragen, ob die Teller noch fertig werden; die könnten gemacht und wieder verbraucht ſein, ſo lange ſind ſie beſtellt. Meine Madame ſchwört darauf, daß Ihr ſobald keine Arbeit wieder von uns kriegen ſollt.

Geſke. Hör', mein Herzenskind, wenn Ihr mal wieder was beſtellt, ſo beſtellt es bei mir; mein Mann hat ſeit einiger Zeit Raupen im Kopf,[16] es hilft nichts, wenn man dem auch von Geſchäften ſpricht. Glaubt meinem Wort, die Teller ſollen zum Sonnabend fertig ſein; adieu. (Der Knabe geht.) Da ſeht Ihr nun, mein guter Antonius, wie das bei uns zugeht; wir verlieren durch meines Mannes Verſäumniß eine Arbeit nach der andern.

Antonius. Iſt er denn gar nicht mehr zu Hauſe?

Geſke. Selten, und wenn er zu Hauſe iſt, baut er Schlöſſer in die Luft und hat keine Gedanken zur Arbeit. Ich verlange ja nichts weiter von ihm, als daß er ein bischen Acht auf die Leute gibt; denn was er ſelber macht, das müſſen die Geſellen doch wieder umarbeiten. Sieh, da iſt Heinrich, der kann bezeugen, was ich ſage.

Sechste Scene.[17]

Heinrich. Geſke. Antonius.

Heinrich. Draußen iſt ein Mann, Frau Meiſterin, der will Geld haben für acht Tonnen Kohlen, die wir geſtern gekriegt haben.

Geſke. Ja wo ſoll ich Geld herkriegen? Er muß warten, bis mein Mann nach Hauſe kommt. Kannſt Du mir nicht ſagen, was mein Mann nur ſo Tag für Tag vorhat?[18]

Heinrich. Wenn die Frau Meiſterin reinen Mund halten will, kann ich ihr das ſchon ſagen.

Geſke. Auf mein Wort, Heinrich, ich verrathe Dich nicht.

Heinrich. Da wird alle Tage ein Collegium gehalten, das nennen ſie Collegium polimiticum; da kommen ſie über zwölf Mann hoch zuſammen und ſchwatzen von Staatsſachen.

Geſke. Wo wird die Verſammlung gehalten?

Heinrich. Die Frau Meiſterin muß nicht ſagen die Verſammlung, das heißt Collegium.

Geſke. Wo wird alſo das Collegium gehalten?

Heinrich. Das wird abwechſelnd gehalten, nun beim Einen, nun beim Andern und heut (aber kein Wort nachſagen) ſoll es hier bei uns gehalten werden.

Geſke. Haha, nun begreife ich, warum er mir heut ſo ſehr zuredete, ich möchte doch Schmidts Anneke beſuchen.

Heinrich. Die Frau Meiſterin kann ja immer gehen, aber raſch wiederkommen und ſie überrumpeln. Geſtern wurde ſelbiges Collegium bei Jens Bierzapfer gehalten, da ſah ich ſie alle um einen Tiſch ſitzen und unſer Meiſter ſaß oben an.

Geſke. Kannteſt Du einige von ihnen?

Heinrich. Ja freilich, ich kenne ſie allzuſammen, laß mal ſehen: unſer Meiſter und der Wirth vom Hauſe waren zwei, Franz Perrückenmacher[19] drei, Chriſtopher Maler vier, Gilbert Tapetenwirker fünf, Chriſtian Färber ſechs, Gerd Kürſchner ſieben, Henning Brauer acht, Siebert Thorſchreiber neun, Niels Schreibemeiſter zehn, David Schulmeiſter[20] eilf und Richard Bürſtenbinder zwölf.

Antonius. Das ſind mir alles juſt die richtigen Kerle um von Staatsſachen zu ſprechen; hörtet Ihr nicht, was ſie ſprachen?

Heinrich. Hören that ich es ſchon, aber ich verſtand nur nicht viel davon. Da hörte ich, daß ſie Kaiſer, Könige und Kurfürſten ab- und Andere in ihre Stelle ſetzten. Nun ſprachen ſie von Zoll, nun von Acciſe und Conſumtion, jetzt von untauglichen Leuten, die im Rathe wären, jetzt von Hamburgs Aufnahme und Verbeſſerung des Handels; nun ſchlugen ſie Bücher nach, nun guckten ſie in die Landkarte. Richard Bürſtenbinder ſaß mit einem Zahnſtocher in der Hand, ich denke mir, er wird wol Sekretär in dieſem Rath geweſen ſein.

Antonius. Ha ha ha, das erſtemal, daß ich ihm begegne, grüß' ich ihn meiner Treu: guten Tag, Herr Sekretär.

Heinrich. Ja, aber nur nichts nachſagen; der Henker laſſe ſich mit ſolchem Volk ein, das Könige und Fürſten abſetzen kann, ja ſelbſt Bürgermeiſter und Rath.

Geſke. Sprach mein Mann auch mit?

Heinrich. Nicht viel, er ſitzt blos und grübelt nach und ſchnupft Tabak, während die Andern ſprechen und wenn ſie ausgeſprochen haben, dann gibt er die Entſcheidung.

Geſke. Kannte er Dich denn nicht?

Heinrich. Er ſah mich nicht, ich war in einer andern Stube. Aber wenn er mich auch geſehen hätte, ſo hätte ihm ſeine Erhabenheit nicht erlaubt, mich zu kennen; er machte ein Geſicht wie ein Kreisoberſt,[2] wie der oberſte Bürgermeiſter, wenn er einem Miniſter Audienz gibt. Sowie das Volk ins Collegium kommt, ſo kriegt das wie einen Nebel vor die Augen, ſo daß ſie nichts mehr ſehen, ſelbſt nicht ihre beſten Freunde.

Geſke. Ach ich armes Weib! Der Mann ſtürzt uns noch gewiß ins Unglück, wenn Bürgermeiſter und Rath das erfahren, daß der ſitzt und die Stadt reformirt; die guten Leute hier in Hamburg wollen keine Reformen haben. Gib nur Acht, ob wir nicht Wache vors Haus kriegen, eh' wir noch ein Wort davon wiſſen und mein guter Hermann von Bremen wird abgeſchleppt ins Gefängniß.

Heinrich. Das kann leicht geſchehen, der Rath war nie ſo mächtig, als jetzt, ſeit die Kreistruppen aus Hamburg verlegt ſind; die ganze Bürgerſchaft würde nicht im Stande ſein ihn zu ſchützen.

Antonius. Dummes Zeug, ſolche Kerle ſind ja nur zum Lachen; was weiß ein Kanngießer, ein Maler oder Bürſtenbinder von Staatsſachen? Statt ſich davor zu ängſtigen, wird der Rath ſich blos darüber amüſiren.

Eſke. Ich will doch ſehen, ob ich ihn nicht überrumpeln kann. Laßt uns ſo lange hineingehen.

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Hermann. Heinrich. Später das Collegium politicum.

Hermann. Nu mach' Alles fertig, Heinrich! Kannen und Pfeifen auf den Tiſch! Gleich werden ſie da ſein!

(Heinrich macht Alles fertig. Einer kommt nach dem Andern; ſie ſetzen ſich um den Tiſch und Hermann von Bremen ſetzt ſich obenan.)

Hermann. Guten Tag allerſeits, Ihr wackern Männer! Wo blieben wir das letztemal ſtehen?

Richard der Bürſtenbinder. Bei der deutſchen Frage.[22]

Gerd der Kürſchner. Richtig, jetzt erinnere ich mich. Auf dem nächſten Reichstag wird ſich das ſchon Alles geben. Wenn es nur erſt ſo weit wäre! Ich wollte dem Kurfürſten von Mainz ſchon was ins Ohr ſagen, wofür er mir Dank wiſſen ſollte. Die guten Leute wiſſen nur nicht, worin Deutſchlands wahres Intereſſe beſteht. Wo hat man je von einer kaiſerlichen Reſidenzſtadt gehört, wie Wien, ohne Flotte oder doch wenigſtens ohne Galeeren? Eine Kriegsflotte zur Vertheidigung des Reichs könnten ſie ja wol halten, es gibt ja doch Kriegsſteuern genug und Römermonate dazu. Da ſeh' mal einer den Türken an, ob der nicht klüger iſt! Wir können nie beſſer Krieg führen lernen als von ihm. Da ſind ja Wälder die Menge in Oeſtreich und Prag, wenn man ſie nur benutzen wollte, zu Schiffen und Maſten. Hätten wir eine Flotte in Oeſtreich oder Prag, da würde wol weder Türke noch Franzmann mehr dran denken, Wien zu belagern, und wir konnten direkt auf Konſtantinopel gehen. Aber an ſo was denkt Keiner.

Siebert der Thorſchreiber. Nein, keine Menſchenſeele weit und breit. Unſere Vorfahren verſtanden die Sache beſſer. Es kommt Alles auf die Einrichtung an. Deutſchland iſt jetzt nicht größer, als es vor dieſem war, da wir uns nicht nur allein rühmlich gegen alle unſere Nachbarn vertheidigten, ſondern auch ganze Stücke von Frankreich abriſſen und Paris belagerten, ſowohl zu Lande als zu Waſſer.

Franz der Meſſerſchmidt. Aber Paris iſt ja keine Seeſtadt?

Siebert. Dann muß ich meine Landkarte ſchlecht verſtehen. Ich weiß ganz wohl, wo Paris liegt; hier liegt ja England, genau hier, wo ich meinen Finger halte. Hier läuft die Canalie,[73] hier liegt Bordeus und hier Paris.

Franz. Nein Bruder, hier liegt ja Deutſchland und hier gleich daneben iſt Frankreich, das mit Deutſchland zuſammenhängt, ergo kann ja Paris keine Seeſtadt ſein.

Siebert. Iſt denn da kein Meer bei Frankreich?

Franz. Keine Spur; ein Franzoſe, der nicht außer Landes gereiſt iſt, weiß nicht, weder was ein Schiff, noch was ein Boot iſt. Fragt nur Meiſter Hermann; iſt das nicht, wie ich ſage, Meiſter Hermann?

Hermann. Ich werde den Streit gleich entſcheiden. Heinrich, reich' mal die Landkarte von Europa her! Danckwarth's[74] Landkarte!

Der Wirth.[75] Hier iſt eine, aber ſie iſt etwas zerriſſen.

Hermann. Das hat nichts zu ſagen, ich weiß recht gut, wo Paris liegt, ich will die Landkarte blos haben, um die Andern zu überführen. Seht Ihr nun, Siebert, hier liegt Deutſchland —

Siebert. Das iſt ſchon recht, ich ſehe es am Donauſtrom, der hier fließt.

(Indem er auf die Donau weiſt, ſtößt er mit dem Ellbogen den Krug um, ſo daß das Bier über die Karte fließt.)

Der Wirth. Der Donauſtrom fließt etwas zu ſtark![76]

(Alle lachen: ha, ha, ha.)

Hermann. Hört, liebe Männer, wir ſprechen ſo viel von fremden Angelegenheiten, laßt uns auch etwas von Hamburg reden. Das iſt eine Materie, die kann uns noch genug zu ſchaffen machen. ich habe darüber nachgedacht, woher das wol kommt, daß wir keine Niederlaſſungen in Indien beſitzen, ſondern die Waare aus zweiter Hand kaufen. Das iſt eine Sache, die Bürgermeiſter und Rath wohl erwägen ſollten.

Richard. Sprich nicht von Bürgermeiſter und Rath; wenn wir warten wollen, bis die das erwägen, können wir lange warten. Hier in Hamburg macht ſich ein Bürgermeiſter allein damit berühmt, daß er eine löbliche Bürgerſchaft tyranniſirt.

Hermann. Ich meine, Ihr guten Männer, es wäre noch nicht zu ſpät. Denn warum ſollte der König von Indien nicht uns ſo gut den Handel gönnen, wie den Holländern, die doch nichts weiter auszuführen haben als Käſe und Butter, was noch dazu gewöhnlich unterwegs verdirbt? Wir thäten, mein' ich, wohl, wenn wir dem Rath eine Vorſtellung darüber eingäben; wie viel ſind wir hier bei einander?

Der Wirth. Wir ſind nur ſechs, die andern Sechs, glaub' ich, kommen nicht mehr.

Hermann. Das iſt auch genug; was iſt Eure Meinung, Herr Wirth? Laßt uns zur Abſtimmung ſchreiten.

Der Wirth. Ich bin nicht ganz für den Vorſchlag; ſolche Reiſen entfernen viel brave Leute aus der Stadt, an denen ich täglich meinen Schilling verdiene.

Siebert. Ich halte dafür, man muß mehr auf das allgemeine Beſte ſehen, als auf ſein eigenes Intereſſe, und darum ſcheint mir Meiſter Hermanns Vorſchlag der vorzüglichſte, der ſeit Langem gemacht iſt. Je mehr Handel wir treiben, je mehr florirt ja die Stadt; je mehr Schiffe ankommen, je beſſer iſt es ja für uns kleine Beamte. Doch das Letztere iſt nicht der eigentliche Grund, weshalb ich dem Vorſchlag beiſtimme, ſondern allein der Nutzen und die Wohlfahrt der Stadt treibt mich dazu, ihn zu recommandiren.

Geert. Ich kann dieſem Vorſchlage durchaus nicht zuſtimmen, vielmehr rathe ich zur Errichtung einer Compagnie in Grönland und der Davidsſtraße, das iſt ein Handel, der der Stadt viel nützlicher und beſſer iſt.

Franz. Geert ſcheint mir mit ſeinem Votum mehr auf ſeinen eigenen Nutzen zu ſehen als aufs Beſte der Republik. Denn wer nach Indien reiſen will, braucht den Kürſchner freilich nicht ſo nöthig als zu einer Reiſe nach dem Norden. Ich für meine Perſon halte dafür, daß der Handel mit Indien allen andern an Wichtigkeit vorgeht. Denn in Indien kann man nicht ſelten für ein Meſſer, eine Gabel oder Scheere von den Wilden einen Klumpen Gold kriegen von demſelben Gewicht. Wir müſſen es nur ſo einrichten, daß die Vorſtellung, die wir beim Rath einreichen, nicht nach Eigennutz riecht; denn ſonſt kommen wir damit nicht durch.

Richard. Ich bin derſelben Meinung wie Niels der Schreiber.

Hermann. Du votirſt wie ein Bürſtenbinder: Niels der Schreiber iſt ja gar nicht hier. Aber was will das Weibsſtück hier? Das iſt meiner Treu' meine Frau!

Zweite Scene.

Geſke. **Das** Collegium politicum.

Geſke. Seid Ihr hier, Ihr Herumtreiber? Es wäre wahrhaftig beſſer, Ihr arbeitetet oder zum wenigſten Ihr gäbt Acht auf die Leute; durch Eure Verſäumniß verlieren wir eine Arbeit nach der andern.

Hermann. Nur ſtille, Frau, du wirſt Frau Burgemeiſterin, eh' du ein Wort davon weißt. Denkſt du, ich gehe blos zum Zeitvertreib aus? Ja richtig, ich habe zehnmal mehr Arbeit als alle Uebrigen im Hauſe: Ihr Andern arbeitet blos mit den Händen, aber ich mit dem Kopfe.

Geſke. Das thun die Verrückten alle, die bauen wie Ihr Schlöſſer in die Luft und füllen ſich den Kopf an mit Thorheiten und Narrenspoſſen und denken Wunder, was ſie thun, während es doch in Wahrheit nichts iſt.

Geert der Kürſchner. Wär' das meine Frau, die ſollte das nicht zum zweitenmal ſagen.

Hermann. Ei Geert, auf ſo was muß ein Politikus nicht achten. Ein oder zwei Jahre früher hätte ich meiner Frau für ſolche Redensarten den Buckel durchgeſchmiert; ſeit ich aber angefangen habe, mich in politiſchen Büchern umzuthun, habe ich gelernt, ſo was zu verachten. Qui nescit simulare, nescit regnare,[77] ſagt ein alter Politikus, und der war nicht auf den Kopf gefallen, ich glaube, er hieß Agrippa oder Albertus Magnus. Denn das iſt die Grundlage aller Politik in der Welt; wer nicht im Stande iſt, ein böſes Wort von einem hitzigen und thörichten Weibe zu hören, der taugt zu keiner höheren Verrichtung. Kaltblütigkeit iſt die allergrößte Tugend, der Edelſtein, der Regenten und Obrigkeiten am meiſten ſchmückt. Darum halte ich dafür, daß Keiner hier in der Stadt in den Rath kommen ſollte, bevor er nicht Proben abgelegt hat von ſeiner Kaltblütigkeit und hat ſehen laſſen, wie er Scheltworte, Püffe und Ohrfeigen vertragen kann. Ich bin hitzig von Natur, aber ich ſtudire darauf, meine Natur zu überwinden. Ich habe eine Geſchichte geleſen in einem Buche, betitelt der politiſche Stockfiſch,[78] daß, wenn einer vom Zorn bewältigt wird, ſo ſoll er nur bis zehn zählen, unterdeſſen geht der Zorn über.

Geert. Das könnte mir nicht helfen, und wenn ich bis hundert zählte.

Hermann. Ja ſo taugt Ihr auch blos zum Subalternen. Heinrich, gieb meiner Frau einen Krug Bier von dem kleinen Tiſch.

Geſke. Ei du Schlingel, denkſt du, ich bin hierher gekommen, zu trinken?

Hermann. Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn. Nun iſt es ſchon vorüber. Höre, Mutter, du mußt deinen Mann nicht ſo grob anfahren, das klingt ja, als wäre es böſe gemeint.

Geſke. Iſt's etwa weniger böſe, zu betteln? Soll eine Frau nicht zanken, wenn ſie ſolchen Herumtreiber zum Manne hat, der ſo ſeine Wirthſchaft verſäumt und Frau und Kinder Noth leiden läßt?

Hermann. Heinrich, gieb ihr ein Glas Branntwein, ſie hat ſich ereifert.

Geſke. Heinrich, gieb meinem Mann, dem Schlingel, ein paar Ohrfeigen.

Heinrich. Das thut Ihr nur ſelber, für ſolche Commiſſion bedanke ich mich.

Geſke. Na, dann thue ich es ſelbſt (giebt ihm Ohrfeigen).

Hermann. Eins, zwei, drei, vier, fünf (bis zwanzig). (Er thut, als ob er wieder ſchlagen will, fängt aber aufs Neue an, bis zwanzig (zu Geſke.) Wär' ich nicht ein Politikus, ſo ſollte Dich das Donnerwetter regieren!

Geert. Wollt Ihr Eure Frau nicht im Zaum halten, ſo thu' ich es: marſch fort! hinaus!

(Geſke wird herausgebracht und ſchilt draußen weiter.)

Dritte Scene.

Das Collegium politicum. **Heinrich.**

Geert. Ich werde ſie lehren, ſich ein andermal hübſch zu Hauſe zu halten. Das bekenne ich: wenn das politiſch iſt, ſich von ſeiner Frau an den Haaren ziehen zu laſſen, ſo werde ich mein Lebtag kein Politikus.

Hermann. Ach, ach! Qui nescit simulare, nescit regnare; das iſt leicht geſagt, aber ſchwer gethan. Ich räume es ein, das war eine große Schmach, die mir meine Frau gethan hat, ja ich glaube, ich laufe ihr nach und prügle ſie noch auf der Straße durch . . . Doch — eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn, ſechzehn, ſiebenzehn, achtzehn, neunzehn. Nun iſt das gut, nun laßt uns von was Anderem ſprechen.

Franz. Das Weibsvolk hat hier in Hamburg zu viel zu ſagen.

Geert. Ja das iſt gewiß; ich habe ſchon oft daran gedacht, in der Beziehung einen Vorſchlag zu machen. Es hat nur ſeine Schwierigkeiten, ſich mit den Weibern in Streit einzulaſſen. Uebrigens iſt der Vorſchlag ſelbſt ganz gut.

Hermann. Worin beſteht der Vorſchlag?

Geert. Es ſind nur wenige Artikel. Erſtens wollt' ich, daß die Ehecontracte nicht auf ewig gemacht würden, ſondern blos auf gewiſſe Jahre, ſo daß, wenn ein Mann mit ſeiner Frau nicht zufrieden iſt, er mit einer andern contrahiren kann; doch müßte er verpflichtet ſein, ihr ein Vierteljahr vor dem Ziehtag aufzuſagen, und der Ziehtag müßte Oſtern oder Michaelis ſein. Iſt er aber mit ihr zufrieden, ſo kann der Contract verlängert werden. Würde ſolch ein Geſetz gemacht, ſo fände ſich, glaubt mir, in ganz Hamburg nicht Ein böſes Weib, ſondern jede würde ſich die größte

Mühe geben und würde dem Mann um den Bart geben,[29] um den Contract verlängert zu kriegen. Was meint Ihr, lieben Leute, zu dem Artikel? Franz, Du ſchmunzelſt ſo ſchalkhaft, Du haſt gewiß etwas einzuwenden, laß uns hören.

Franz. Aber könnte eine Frau nicht mitunter ihre Rechnung dabei finden, von ihrem Manne geſchieden zu werden, wenn der ſie nun ſchlecht behandelt oder ein Herumtreiber iſt, der blos ißt und trinkt und nicht arbeiten will, Frau und Kinder zu ernähren? Oder ſie kriegte Luſt zu einem Andern und machte es dem Manne ſo bunt, daß er ſie gegen ſeinen Willen müßte laufen laſſen? Nach meinem Dafürhalten könnten daraus große Ungelegenheiten entſtehen; man hat ja noch Mittel eine Frau zu zwingen. Wollte Jeder, wie Ihr, Meiſter Hermann, wenn er eine Ohrfeige kriegt, ſich damit zufrieden geben, daß er bis zwanzig zählt, ſo würden wir einen Haufen ſchöner Weiber zuſammenkriegen. Nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten iſt das beſte Mittel, wenn eine Frau kopfdämlich[30] wird, daß der Mann ihr droht, allein zu ſchlafen und nicht ins Bett zu ihr zu kommen, bis ſie ſich beſſert.

Geert. Das könnte ich nicht halten; den meiſten Männern würde das ebenſo ſchwer fallen als den Frauen.

Franz. So kann der Mann ja extra gehen.

Geert. So kann die Frau ja auch extra gehen.

Franz. Aber, Geert, laß uns die übrigen Artikel hören.

Geert. Ja da ſeht zu, ob ich das thue! Du willſt doch vermuthlich blos deinen Spott treiben; kein Ding iſt ſo gut, daß ſich nicht etwas dagegen einwenden läßt.

Hermann. Laßt uns denn von was Anderem ſprechen; wer uns hörte, müßte denken, wir hielten Conſiſtorium oder Ehegericht[31]. Letzte Nacht als ich nicht ſchlafen konnte, dachte ich drüber nach, wie wol die Regierung von Hamburg am Beſten eingerichtet würde, ſo daß gewiſſe Familien, die heutzutage gleichſam als Bürgermeiſter und Rathsherren zur Welt kommen, von den höchſten Aemtern ausgeſchloſſen und eine vollkommene Freiheit hergeſtellt würde. Ich dächte, man ſollte die Bürgermeiſter abwechſelnd nun aus dem einen Gewerk nehmen und nun aus dem andern, ſo nähme die ſämmtliche Bürgerſchaft an der Regierung Theil und alle Stände kämen in Flor. Denn zum Exempel, wenn ein Goldſchmidt

Bürgermeiſter würde, ſo ſähe er auf das Intereſſe der Goldſchmidte, ein Schneider auf das Aufblühen der Schneider, ein Kannegießer auf das der Kannegießer und keiner ſollte länger Bürgermeiſter ſein als einen Monat, damit nicht ein Gewerk mehr in Flor käme als das andere. Erſt wenn die Regierung ſo eingerichtet würde, würden wir mit Recht ein freies Volk heißen.

Alle. Der Vorſchlag iſt herrlich, Meiſter Hermann, Ihr ſprecht wie ein Salomo.

Franz. Der Vorſchlag iſt wol gut. Nur ....

Geert. Du kommſt immer mit deinem Nur, ich glaube, du biſt ein geborener Nurenberger[3].

Hermann. Laß ihn nur ſeine Meinung ſagen. Was willſt du ſagen, was meinſt du mit deinem Nur?

Franz. Ich denke, ob das nicht ſehr ſchwierig ſein ſollte, in jedem Gewerk einen guten Bürgermeiſter zu finden. An Meiſter Hermann iſt nichts auszuſetzen, der hat ſeine Studien gemacht: aber wenn er todt iſt, wo finden wir gleich einen andern Kanngießer, der zu ſolchem Amte tauglich iſt? Denn wenn die Republik einmal einen Knacks weg hat, ſo iſt das nicht ſo leicht, ſie wieder auszubeſſern, als wie man einen Teller oder eine Kanne umgießt, wenn ſie verdorben ſind.

Geert. Ach Bagatell, tüchtige Männer finden ſich genug, auch unter den Handwerksleuten.

Hermann. Höre Franz, du biſt noch ein junger Mann und darum kannſt du noch nicht ſo tief in die Sachen eindringen wie die Andern, obſchon ich merke, du haſt einen guten Kopf und mit der Zeit kann was aus dir werden. Ich will dir nur in Kürze beweiſen, daß dieſe Inſtanz keinen Grund hat, blos an unſern eigenen Perſonen. Wir ſind in dieſem Verein über zwölf Perſonen, lauter Handwerksleute, und doch kann Jeder von uns hundert Fehler bemerken, welche im Rath begangen werden. Stelle dir nun vor, daß Einer von uns Bürgermeiſter würde und änderte die Fehler, die wir ſo oft beſprochen haben und die der Rath nicht ſehen kann, meinſt du wol wirklich, daß die Stadt Hamburg bei ſolchem Bürgermeiſter Schaden hätte? Wenn es Euch denn alſo gut dünkt, Ihr lieben Herren, will ich den Vorſchlag eingeben.

Alle. Ja gewiß.

Hermann. Aber nun genug von der Materie; die Zeit geht hin und wir haben noch keine Zeitungen geleſen. Heinrich, reich' mal die neueſte Zeitung her!

Heinrich. Hier iſt die neueſte Zeitung.

Hermann. Gieb ſie an Richard den Bürſtenbinder, der pflegt zu leſen.

Richard. Man ſchreibt aus dem Hauptquartier am Rhein, daß man Recruten erwartet.

Hermann. Ei, das hat man ſchon zwölf Mal hintereinander geſchrieben; ſetz' über den Rhein! Ich muß mich jedesmal ärgern, ſo oft ich von der Sache höre. Was ſchreibt man aus Italien?

Richard. Aus Italien ſchreibt man, daß Prinz Eugenius mit ſeinem Lager aufgebrochen iſt, den Fluß Padus paſſirt und alle Feſtungen vorbeigegangen iſt, um die feindliche Armee zu überrumpeln, die in Folge deſſen in größter Eile ſich vier Meilen rückwärts retirirt hat; Duc de Vendome[33] ſengt und brennt auf der Retirade überall im eigenen Lande.

Hermann. Ach, ach, ſeine Durchlauchtigkeit ſind mit Blindheit geſchlagen, das koſtet uns den Hals, nicht mehr vier Schillinge gebe ich für die ganze Armee in Italien!

Geert. Im Gegentheil, ich halte dafür, daß der Prinz Recht gethan hat. Das iſt von jeher mein Vorſchlag geweſen; habe ich nicht erſt neulich geſagt, Franz Meſſerſchmidt, daß man es ſo machen müßte?

Franz. Nein, ich weiß nichts davon.

Geert. Ja wahrhaftig, ich hab's hundertmal geſagt; wozu ſoll die Armee da liegen und lumpen? Der Prinz hat meiner Treu' Recht gethan; das will ich verantworten gegen wen es ſei.

Hermann. Heinrich, gieb mir ein Glas Branntwein. Ich kann darauf ſchwören, Ihr Herren, es iſt mir ganz ſchwarz vor den Augen geworden, wie ich dieſe Nachricht hörte. Eure Geſundheit, Meſſieurs. Nun das bekenn' ich, das iſt ein Hauptverſehen, die Feſtungen vorbeizugehen.

Siebert. Hätt' ich die Armee zu kommandiren gehabt, ich hätte es meiner Treu' eben ſo gemacht.

Franz. Ja richtig, dahin wird's auch noch kommen, daß man Thorſchreiber zu Generalen macht.

Siebert. Du brauchſt nicht zu ſpotten, ich würde meine Sache ſo gut machen wie ein Andrer.

Geert. Darin hat Siebert Recht, meiner Treu', daß der Prinz wohlgethan hat, geradewegs auf den Feind loszugehen.

Hermann. Ei mein guter Geert, Ihr ſeid gar zu altklug, Ihr habt noch Manches zu lernen.

Geert. Aber von Franz Meſſerſchmidt lern' ich das nicht.

(Sie gerathen in einen heftigen Zank, nehmen einander das Wort vom Munde weg, ſtehen von den Stühlen auf, drohen und lärmen. **Hermann** ſchlägt auf den Tiſch und ruft.)

Stille, ſtille Ihr Herren! Laßt uns nicht mehr davon reden, Jeder kann ſeine Meinung behalten. Hört, Ihr Herren, gebt doch Friede! Meint Ihr wirklich, daß Duc de Vendome aus Furcht retirirt und das Land verwüſtet hat? Nein, der Kerl hat Alexander Magnuſen ſeine Chronik“ geleſen, der machte es eben ſo als Darius ihn verfolgte und hat dadurch einen Sieg davon getragen, ſo groß wie der, den wir bei Hochſtädt gewonnen.

Heinrich. Eben hat die Uhr auf dem Poſthof zwölf geſchlagen.

Hermann. So müſſen wir denn gehen.

(Unterwegs zanken und ſtreiten ſie ſich noch über das Frühere.)

Dritter Act.

Erſte Scene.

Abrahams. Sanderus. Chriſtopher. Johann.

Abrahams. Nun will ich Euch ein Abenteuer erzählen, das wird die ganze Stadt amüſiren. Wißt Ihr, was ich mir mit vier, fünf vornehmen Leuten ausgedacht habe?

Sanderus. Nein, das weiß ich nicht.

Abrahams. Kennt Ihr nicht Hermann von Bremen?

Sanderus. Das iſt ja der Kannegießer, der ſolch ein großer Politikus iſt; er wohnt in dieſem Hauſe.

Abrahams. Eben der. Neulich war ich in Geſellſchaft mit

Einigen vom Rathe, die ſich ſehr über den Kerl ereiferten, daß er im Wirthshaus ſo dreiſte Reden gegen die Regierung führt und Alles reformiren will. Sie hielten für zweckmäßig, Spione auszuſchicken, damit man Zeugen für ſeine Reden habe und ihn beſtrafen könne, Andern zum Exempel.

Sanderus. Das wäre allerdings zu wünſchen, daß ſolche Kerle einmal beſtraft würden. Die ſitzen hinterm Bierkrug und kritiſiren dabei Könige, Fürſten, Obrigkeiten und Generale, daß es wahrhaft ſchrecklich iſt zu hören. Auch iſt es nicht ohne Gefahr; denn der gemeine Mann hat nicht den Verſtand und ſieht nicht ein, wie ungereimt das iſt, daß ein Kanngießer, Hutmacher oder Bürſtenbinder mit dem geringſten Grund ſoll von ſolchen Sachen ſprechen und Dinge ſehen können, die der ganze Rath nicht ſehen kann.

Abrahams. Das iſt gewiß. Ein ſolcher Kanngießer reformirt Euch das ganze römiſche Reich, während er einen Teller gießt; er iſt beides auf ein Mal, Landflicker und Kannenflicker. Aber das Vorhaben der Rathsherrn behagt mir doch nicht; ſolche Leute beſtrafen oder arretiren, erregt nur Unzufriedenheit im Publikum und verhilft ſolchen Narren nur zu größerem Anſehen. Meine Meinung war daher, wir ſollten lieber eine Komödie mit ihm ſpielen, die würde wol größere Wirkung haben.

Sanderus. Worin ſoll ſie beſtehen?

Abrahams. Darin, daß wir ihm Deputirte ſchicken, als kämen ſie vom Rath, um ihm Glück zu wünſchen zum Bürgermeiſter und ihm gleich noch andere närriſche Dinge aufzureden; da wird ſich zeigen, in welche Noth er geräth, und er ſelbſt wird dahinter kommen, welch ein großer Unterſchied das iſt, über einen Gegenſtand raiſonniren und ihn verſtehen.

Sanderus. Aber was wird daraus folgen?

Abrahams. Daraus wird folgen entweder, daß er aus Deſperation aus der Stadt läuft oder daß er demüthigſt um ſeinen Abſchied bittet und ſeine Untüchtigkeit zugeſteht. Ich bin blos deshalb zu Monſieur Sanderus gekommen, um mir ſeine Hülfe bei Ausführung dieſer Intrigue zu erbitten, da ich ja weiß, daß er für ſo etwas paßt.

Sanderus. Die Sache läßt ſich hören; wir wollen ſelbſt die Deputirten machen und gleich zu ihm gehen.

Abrahams. Hier iſt ja ſein Haus. Jochum oder Chriſtopher, klopft mal an und ſagt, es wären zwei Rathsherrn draußen, die wollten mit Hermann von Bremen ſprechen.

(Sie klopfen an.)

Zweite Scene.

Hermann. Abrahams. Sanderus. Jochum. Chriſtopher.

Hermann. Mit wem wollt Ihr ſprechen?

Jochum. Hier ſind zwei Rathsherrn, die wollten gern die Ehre haben Ihm aufzuwarten.

Hermann. Element, was iſt das? Ich ſeh' ja ſo dreckig aus wie ein Schwein.

Abrahams. Unterthänigſter Diener, wohlgeborner Herr Burgemeiſter! Wir ſind vom Rath hierhergeſchickt, um Ihm zu gratuliren zur Burgemeiſterſchaft hier in der Stadt. Denn der Rath hat mehr auf Seine Meriten als auf Seinen Stand und äußere Lage geſehen und hat Ihn zum Burgemeiſter gewählt.

Sanderus. Der Rath kann das nicht zugeben, daß ſolch ein weiſer Mann von ſolchen niedrigen Verrichtungen occupirt iſt und ſein großes Pfund ſo in die Erde vergrabt.

Hermann. Ihr Herren Collegae, vermeldet Einem Löblichen Rath meinen Gruß und Dank und verſichert ihn meiner Protection. Es iſt mir lieb, daß man auf dieſen Gedanken gekommen iſt, lediglich um der Stadt, nicht um meinetwillen. Denn hätte mich nach Hoheit verlangt, hätte ich längſt zur Genüge davon haben können.

Abrahams. Wohlgeborner Herr Burgemeiſter, unter ſolcher hochweiſer Obrigkeit können Rath und Bürgerſchaft nichts Anderes erwarten als die Wohlfahrt der Stadt ....

Sanderus. Und darum ſind ſo viele andere reiche und vornehme Männer übergangen worden, die ſich um den hohen Poſten beworben haben.

Hermann. Ja, ja, na ich hoffe, ſie ſollen ihre Wahl auch nicht bereuen.

Abrahams und **Sanderus.** Wir recommandiren uns ſammt und ſonders in des Herrn Burgemeiſters Gewogenheit.

Hermann. Es wird mir ein Vergnügen ſein, Wohldenſelben einen Dienſt zu erweiſen, entſchuldigen Dieſelben, daß ich ſie nicht weiter begleite.

Sanderus. Ei, das würde ſich auch für den Herrn Burgemeiſter nicht ſchicken, weiter mitzugehen.

Hermann (ruft einem von den Bedienten). Ihr da, Camerad, da habt Ihr was zu einer Kanne Bier.

Die Bedienten. Ach wir können das nicht annehmen, Euer Wohlgeboren. (Sanderus, Abrahams und die Bedienten ab.)

Dritte Scene.

Hermann. Geſke.

Hermann. Geſke! Geſke!

Geſke (drinnen). Ich habe keine Zeit.

Hermann. Komm' heraus, ich habe dir was zu ſagen, was du dir Zeit deines Lebens nicht haſt träumen laſſen!

Geſke. Nu, was iſt denn das?

Hermann. Haſt du Kaſe im Hauſe?

Geſke. Ach Schnack, wann brauch' ich denn Kaſe?[35]

Hermann. Aber du wirſt ihn von jetzt an brauchen; in einer halben Stunde kriegſt du Viſite von ſämmtlichen Rathsfrauen.

Geſke. Ich glaube, der Mann träumt.

Hermann. Ja, ich träume ſo, daß ich uns eine Burgemeiſterei an den Hals geträumt habe!

Geſke. Hör' Mann, mach mich nicht böſe, du weißt, wie es dir neulich ging.

Hermann. Haſt du nicht zwei Herren mit ihren Bedienten geſehen, die hier vorbeigingen?

Geſke. Ja, die habe ich geſehen.

Hermann. Die waren hier und verkündigten mir im Namen des Raths, daß ich Burgemeiſter geworden bin.

Geſke. I den Teufel auch?

Hermann. Zeige nun, theure Frau, daß du dich von jetzt ab eines vornehmen Weſens befleißigſt und daß keine von den alten Kanngießernicken in dir ſtecken geblieben iſt.

Geſke. Ach iſt es denn wahr, mein Herzensmann?!

Hermann. So wahr ich hier ſtehe. Gleich werden wir das ganze Haus voll Gratulationen haben und gehorſamſte Diener und Dienerinnen.

Geſke (auf den Knieen). Ach mein Herzensmann, vergieb mir, wenn ich dir früher Unrecht gethan habe.

Hermann. Alles vergeben; gieb dir nur von jetzt ab Mühe, ein wenig vornehm zu werden, ſo ſoll dir meine Gnade erhalten bleiben. Aber wo kriegen wir nur ſchnell einen Bedienten her?

Geſke. Wir nehmen ſchnell etwas von Euren Kleidungsſtücken und ziehen es dem Heinrich an, bis wir ihm eine Livree kaufen können. Aber hört, mein Herz, da Ihr nun doch Burgemeiſter geworden ſeid, ſo will ich bitten: beſtraft doch Geert den Kürſchner für den Tort, den er mir geſtern angethan hat.

Hermann. Ei meine Herzensfrau, die Frau des Burgemeiſters muß an das Unrecht nicht mehr denken, daß der Frau des Kanngießers widerfahren iſt. Und nun ruf' mal den Heinrich her.

Vierte Scene.

Geſke. Hermann. Heinrich.

Geſke. Heinrich!

Heinrich. He?

Geſke. Heinrich, ſo darfſt du von jetzt ab nicht mehr antworten; weißt du nicht, was uns widerfahren iſt?

Heinrich. Nein, ich weiß nichts.

Geſke. Mein Mann iſt Burgemeiſter geworden.

Heinrich. Wovon?

Geſke. Wovon? Von Hamburg!

Heinrich. J was der Henker, das iſt ja ein teufelsmäßiger Sprung für einen Kanngießer.

Hermann. Heinrich, du mußt dich anſtändiger ausdrücken; bedenke, daß du jetzt Bedienter bei einem großen Manne biſt.

Heinrich. Bedienter? Na das Avancement iſt ſo groß nicht.

Hermann. Du wirſt ſchon noch avanciren, du kannſt mit der Zeit Reutendiener[*] werden, warte nur! Auch ſollſt du blos auf ein paar Tage Bedienter ſein, bis ich einen andern kriege. Er muß meinen braunen Rock anziehen, mein Herzchen, bis die Livree fertig iſt.

Geſke. Aber der wird ihm zu lang ſein, fürcht' ich.

Hermann. Ja gewiß, er iſt ihm zu lang, aber in der Eile muß man ſich helfen, wie man kann.

Heinrich. Ach Herrje, der reicht mir bis an die Hacken, da ſeh' ich aus wie ein Judenprieſter.

Hermann. Höre, Heinrich —

Heinrich. Ja, Meiſter.

Hermann. Du Schlingel, daß du mir nicht mehr mit ſolchen Titeln kommſt! Von jetzt ab, wenn ich dich rufe, ſagſt du: Herr! und wenn Jemand kommt und mich ſprechen will, ſagſt du: Burgemeiſter von Bremen iſt zu Hauſe.

Heinrich. Soll ich das ſagen, einerlei ob der Herr zu Hauſe iſt oder nicht?

Hermann. Welch ein Gewäſche! Wenn ich nicht zu Hauſe bin, ſollſt du ſagen: Herr Burgemeiſter von Bremenfeld iſt nicht zu Hauſe, und wenn ich nicht zu Hauſe ſein will, ſollſt du ſagen: Herr Burgemeiſter von Bremenfeld gibt heute keine Audienz. Hör', mein Herz, du mußt gleich etwas Kafe machen, Du mußt doch etwas haben, die Rathsfrauen zu tractiren, wenn ſie kommen. Denn davon hängt in Zukunft unſere Reputation ab, daß man ſagen kann: Burgemeiſter von Bremenfeld gibt guten Rath und ſeine Frau gibt guten Kafe. Ich bin ſo in Sorge, mein Herz, daß Ihr nichts verfehlt, bevor Ihr Euch an den Stand, in den Ihr nun kommt, gewöhnt habt. Heinrich, ſpring' du mal hin nach einem Theebrett und einigen Taſſen, das Mädchen ſoll mal für vier Schillinge Kafe holen, man kann ja immer mehr kriegen. Bis auf Weiteres, mein Herz, laßt Euch das zur Regel dienen, nicht viel zu ſprechen, bis Ihr gelernt habt einen honetten Discurs zu führen. Aber Ihr müßt auch nicht zu demüthig ſein, ſondern haltet auf Euren Reſpect und arbeitet vor Allem dahin, das alte Kanngießerweſen aus dem Kopf zu kriegen; Ihr müßt Euch einbilden, als ob Ihr ſchon lange Jahre Frau Burgemeiſterin geweſen wärt. Für die Fremden, die des Morgens kommen, muß ein Theetiſch gedeckt ſtehen, Nachmittags ein Kafetiſch und dabei wird dann Karten geſpielt. Da gibt es ein gewiſſes Spiel, das heißt à l'hombre; hundert Thaler wollt' ich geben, wenn Ihr und unſere Tochter Fräulein Engelke das verſtänden. Ihr müßt nur fleißig Acht geben, wenn Ihr Andere ſpielen ſeht, um es zu lernen. Des Morgens müßt Ihr bis neun oder halb zehn im Bette bleiben; denn das ſind blos gemeine Leute, die des Sommers mit der Sonne aufſtehen. Sonntags jedoch müßt Ihr etwas eher aufſtehen; denn an dieſem Tage beabſichtige ich zu mediciniren. Auch müßt Ihr Euch eine hübſche Schnupftabacksdoſe anſchaffen, die müßt Ihr neben Euch auf den Tiſch legen, wenn Ihr Karten ſpielt. Wenn Einer Eure Geſundheit trinkt, müßt Ihr ſagen: mon très humble serviteur, ich danke, und wenn Ihr gähnt, müßt Ihr Euch ja nicht den Mund zuhalten, das iſt bei vornehmen Leuten nicht mehr Mode. Endlich wenn Ihr in Mannsgeſellſchaft ſeid, müßt Ihr nicht zu prüde ſein, ſondern den Anſtand ein bischen bei Seite ſetzen .... Hört, ich habe noch was vergeſſen: Ihr müßt Euch auch einen Schoßhund zulegen, der Euch ſo lieb ſein muß, wie Eure eigne Tochter; das iſt ebenfalls vornehm. Unſere Nachbarin Arianke hat einen hübſchen Hund, den kann ſie Euch leihen, bis wir ſelbſt einen kaufen. Dem Hunde müßt Ihr einen franzöſiſchen Namen geben, es wird mir ſchon noch einer einfallen, wenn ich nur erſt Zeit habe, drüber nachzudenken. Der muß beſtändig auf Eurem Schoße liegen und wenn Fremde dabei ſind, müßt Ihr ihn wenigſtens ein halb Mandel Mal küſſen.

Geſke. Nein, mein Herzensmann, das kann ich unmöglich thun, man kann ja nie wiſſen, wo ſo ein Hund ſich herumgeſielt hat, davon könnte man ja den Mund voll Läuſe und Flöhe kriegen.

Hermann. Ei was, kein Geſchwätz, wollt Ihr eine Dame ſein, müßt Ihr auch Damenmanieren haben.[51] Ueberdies kann ſolch ein Hund Euch zur Einfädelung eines Discurſes dienen; denn wenn Ihr nicht wißt, von was Ihr ſprechen ſollt, ſo könnt Ihr von den Qualitäten und Tugenden Eures Hundes erzählen. Thut nur was ich ſage, mein Herz, ich verſtehe mich auf die vornehme Welt beſſer als Ihr; ſpiegelt Euch nur an mir! Ihr ſollt ſehen, daß auch nicht die geringſte von den alten Gewohnheiten bei mir zurückbleiben ſoll. Mir ſoll es nicht gehen, wie einem gewiſſen Fleiſcher, der, als er Rathsmann geworden war, wenn er eine Seite geſchrieben hatte und das Blatt umwenden wollte, die Feder quer in den Mund nahm, wie er ehemals mit ſeinem Fleiſchermeſſer gewohnt geweſen war. Geht jetzt nur hinein und trefft Eure Anſtalten, ich habe noch etwas mit Heinrich allein zu ſprechen.

Fünfte Scene.

Hermann. Heinrich.

Hermann. Hör', Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Hermann. Meinſt Du nicht, daß meine Erhöhung mir viele Neider machen wird?

Heinrich. Ei was, an Neider muß der Herr ſich nicht kehren; ich wollte nur, man hätte mich auf die Weiſe zum Burgemeiſter gemacht, meine Neider ſollte gewiß die Schwerenoth.

Hermann. Das Einzige, wovor ich bange bin, ſind einige kleine Ceremonien; denn auf ſolche Lappalien ſehen die Leute mehr als auf ſolide Dinge. Hätte ich nur den erſten Tag überſtanden, wo ich meinen Einzug aufs Rathhaus halten muß, da wollt' ich ſchon zufrieden ſein. Denn was die einzelnen ſoliden Geſchäfte betrifft, die ſind ein Butterbrod für mich. Aber darauf muß ich mich vorbereiten, wie ich das erſtemal meine Colleguſſer empfangen ſoll, um keinen Verſtoß gegen die herkömmlichen Ceremonien zu machen.

Heinrich. Ei Narrenspoſſen, Herr Burgemeiſter, das iſt kein braver Mann, der ſich an Ceremonien kehrt. Ich für meine Perſon, wenn ich ſolchen Einzug halten müßte, thäte weiter nichts, als ich reichte den Rathsherren meine Hand zum Küſſen hin und zöge die Stirne tüchtig in Falten und damit wollte ich ihnen denn ſchon ſchweigend zu erkennen geben, daß ein Burgemeiſter kein Krammetsvogel oder Pfannkuchen iſt.

Hermann. Allein bedenke, daß ich gleich den erſten Tag, wo ich introducirt werde, auch eine Oration halten muß. Nun kann ich allerdings eine Oration halten, ſo gut wie Einer in der Stadt, ja ich wollte mich obligiren, eine Predigt zu halten und wenn das morgen ſein ſollte. Aber ſintemal ich ſolchem Act noch nie beigewohnt habe, ſo weiß ich nicht ſo recht, welche Formularien man dabei zu gebrauchen pflegt.

Heinrich. Ei Herr, das ſind blos die Schulmeiſter, die ſich an Formularien binden. Ich für meine Perſon, wenn ich Burgemeiſter wäre, begnügte mich, ihnen kurz und bündig einige Worte zu ſagen, wie zum Exempel: Es ſcheint wol einigermaßen wunderlich, edle und wohlweiſe Herren vom Rath, daß ein miſerabler Kanngießer ſo in einem Augenblick zum Burgemeiſter umgegoſſen iſt . . . .

Hermann. Pfui, pfui, das war ein lumpiger Anfang.

Heinrich. Nein, das ſollte auch der Anfang gar nicht ſein, vielmehr würd' ich meine Rede ſo beginnen: Ich danke Euch, edle und hochweiſe Herren, für die Ehre, die Ihr mir angethan, indem Ihr einen armſeligen Kanngießer, wie ich bin, zum Burgemeiſter gemacht habt . . . .

Hermann. Kommſt Du ſchon wieder mit deinem verfluchten Kanngießer! Auf dem Rathhaus von ſo etwas zu ſprechen, wäre unanſtändig, da muß ich thun, als wär' ich als Burgemeiſter zur Welt gekommen. Wollte ich ſolche Rede halten, würde ich blos verachtet und ausgeſpottet werden. Nein, nein, Heinrich, Du würdeſt einen ſchlechten Orator abgeben. Ein Schelm, der da ſagt, ich wäre jemals Kanngießer geweſen! Nur zum Zeitvertreib habe ich mich ein Bischen mit dem Gießen abgegeben, wenn ich vom Studiren ermüdet war.

Heinrich. Und wer mir ſagt, daß ich ehemals Kanngießerjunge geweſen, iſt ebenfalls ein Schelm.

Hermann. Warum willſt Du denn, daß ich ſolche Rede halten ſoll?

Heinrich. Ei nur ein Bischen Geduld, der Herr iſt gar zu hitzig. Nebenbei würd' ich ihnen auf eine höfliche Manier bemerkbar machen, daß wenn Einer ſich darüber moquirte, daß ich früher Kanngießer geweſen, ſo ſollte den das Donnerwetter regieren. Und wenn ich bei Einem die geringſte moquante Miene bemerkte, ſo würde ich ſagen: Edle und wohlweiſe Herren, bildet Ihr Phantaſten Euch ein, daß Ihr mich zum Burgemeiſter gemacht habt, um mich zum Narren zu halten? Und dabei würd' ich mitten in der Oration tüchtig aufs Katheder ſchlagen, ſo daß ſie gleich an meiner Introductionsrede merken ſollten, daß ich nicht mit mir ſpaßen laſſe und daß ſie einen Burgemeiſter gekriegt haben, der Haare auf den Zähnen hat. Denn wenn der Herr Burgemeiſter ſich im

Anfang unterkriegen läßt, ſo wird der Rath ihn allezeit für einen Schlingel halten.

Hermann. Du ſprichſt ſelbſt wie ein Schlingel; es wird mir ſchon noch einfallen, was für eine Rede ich halten will. Laß uns hineingehen.

Vierter Act.

Erſte Scene.

Heinrich (allein, er trägt einen Rock mit Litzen, der ihm bis auf die Hacken geht und mit weißem Papier bordirt iſt).

Ein Hundsfott will ich ſein, wenn ich begreifen kann, wie der Rath auf den Einfall gekommen iſt, meinen Meiſter zum Burgemeiſter zu machen. Ich ſehe da keine Uebereinſtimmung zwiſchen einem Kanngießer und ſolcher hohen Obrigkeit, es müßte denn die ſein, daß, wie ein Kanngießer alte Teller und Schüſſeln umgießt und reparirt, ſo auch ein guter Burgemeiſter durch gute Geſetze die Republik repariren kann, wenn ſie in Verfall iſt. Aber die guten Leute haben dabei nur außer Acht gelaſſen, daß mein Meiſter der ſchlechteſte Kanngießer war in ganz Hamburg und darum, wenn ſie ihn aus dem Grunde gewählt haben, wird er auch der ſchlechteſte Burgemeiſter ſein, den wir gehabt haben. Das einzige Gute bei der Wahl iſt, daß ich Rentendiener werde; das iſt ein Amt, dazu hab' ich nicht blos Neigung, ſondern auch natürliche Beſtimmung. Denn ſchon wie ich ein Kind war, freut' ich mich jedesmal, wenn ich Einen in Arreſt ſchmeißen ſah. Auch iſt das für Einen, der ſich darin zu ſchicken weiß, ein ganz einträglicher Poſten. Denn erſtlich muß ich mir nun den Anſchein geben, als ob ich recht viel bei unſerm Burgemeiſter zu ſagen habe; haben ſich die Leute den Glaubensartikel mal erſt in den Kopf geſetzt, ſo gewinnt Heinrich dabei zum wenigſten ſeine hundert bis zweihundert Thaler jährlich. Die will ich aber nicht aus Habſucht nehmen, ſondern blos um zu zeigen, daß ich mein Amt als Rentendiener verſtehe. Will

Einer mit dem Burgemeiſter ſprechen, ſo ſag' ich, er iſt nicht zu Hauſe; ſagt er, er hat ihn am Fenſter geſehen, ſo ſchwör' ich, es iſt nicht wahr, er iſt doch nicht zu Hauſe. Die Leute in Hamburg wiſſen auf dem Fleck, was ſolch ein Schwur bedeutet; ſie drücken Heinrich einen Thaler in die Hand und da kommt der Herr gleich nach Hauſe; iſt er unpaß, ſo wird er gleich wieder geſund; ſind Fremde bei ihm, ſo gehen ſie gleich wieder fort; liegt er zu Bett, ſteht er Augenblicks auf. Ich habe ab und zu mit vornehmen Lakaien verkehrt, ich weiß ſchon, wie das in ſolchen Häuſern zugeht. Vor dieſem, da die Leute noch dummer waren als Pferde und Eſel, da nannte man das Reſas, jetzt aber heißt es Extra, Trinkgeld oder zufällige Einnahmen. Aber ſeh, da kommt Annecke, ſie weiß noch nichts von dieſer Veränderung, ſie hat noch ihren gemeinen Kanngießergang und Miene.

Zweite Scene.

Annecke. Heinrich.

Annecke. Ha ha ha, nein, ſieht das Ungethüm aus! Du haſt dir wohl eine Rocenne umgebunden?

Heinrich. Hör' du Kanngießer-Canallie, haſt du noch niemals einen Lakaien in Livree geſehen? Solch gemeines Volk iſt doch meiner Treu' wie das Vieh, da ſtehen ſie und gaffen Einen an wie die Kuh das neue Thor,[38] wenn der Menſch ſich mal einen andern Rock angezogen hat als geſtern.

Annecke. Nein, Spaß apart;[39] weißt du nicht, daß ich heut wahrſagen gelernt habe? Hier war heut ein altes Weib, das den Leuten aus der Hand las, der hab' ich ein Stück Brod gegeben und dafür hat ſie mich die Kunſt gelehrt, den Leuten aus der Hand zu leſen, was ihnen widerfahren wird. Könnt' ich nur deine Hände ſehen,[40] ich wollte dir dein Schickſal gleich prophezeien.

Heinrich. Ja ja, Annecke, Heinrich iſt nicht ſo dumm wie du denkſt, ich rieche ſchon Lunte, du haſt einen Wink gekriegt von der Beförderung, die mir heute verſprochen ward.

Annecke. Nein, wahrlich, davon weiß ich nichts.

Heinrich. Nun ſeh' Einer nur, was für ein ehrbares Geſicht die machen kann! Ja gewiß, du haſt es gehört und darum haſt du auch gut prophezeien. Nein, Heinrich iſt trocken hinter den Ohren,[41] der läßt ſich nicht ſo leicht an der Naſe führen!

Annecke. Ich kann den höchſten Eid darauf ſchwören, daß ich nicht das Mindeſte von dem gehört habe, wovon du ſprichſt.

Heinrich. Haſt du nicht eben mit der Frau Burgemeiſterin geſprochen?

Annecke. Ich glaube, der Burſche iſt verrückt geworden; kenne ich die Frau Burgemeiſterin?

Heinrich. So hat es dir meiner Six das Fräulein geſagt.

Annecke. Ei, nun hör' einmal mit den Narrheiten auf!

Heinrich. Sieh da, Annecke, da haſt du meine Hand, nun prophezeie ſoviel du willſt. Ich merke recht gut, daß du einen Wink von der Sache gekriegt haſt, ſo fremd du dich auch ſtellſt. Aber das kann nichts ſchaden, wenn du auch politiſch biſt;[42] unſer ganzes Haus muß jetzt ſo werden. Nun, was lieſt du in meiner Hand?

Annecke. Ich leſe, Heinrich, daß des Meiſters Calfacter, der hinter dem Ofen hängt, heut noch auf deinem Rücken einen luſtigen Galopp tanzen wird. Iſt das nicht eine Unverſchämtheit, ſo umherzugehen und ſich auszuputzen, während es im Hauſe ſo viel zu thun giebt und dem Meiſter ſeinen Rock ſo zuzurichten?

Heinrich. Hör' Annecke, ich kann auch prophezeien und zwar ohne die Hände zu ſehen; ich prophezeie dir, daß du eine Canallie biſt, und daß du für dein unverſchämtes Maul ein bis zwei Ohrfeigen kriegen wirſt, wie es gerade kommt. Sieh, da iſt die Prophezeiung gleich erfüllt! (giebt ihr ein paar Ohrfeigen.)

Annecke. Au, au, au, das ſollen dir theure Ohrfeigen werden!

Heinrich. Lerne du ein andersmal mehr Reſpekt haben vor eines großen Herren Bedienten ....

Annecke. Na wart' nur, nun kommt gleich die Frau Meiſterin!

Heinrich. Vor dem erſten Bedienten des Burgemeiſters ....

Annecke. Sie wird es dir auf deinen Rücken bezahlen!

Heinrich. Vor einem Reitendiener ....

Annecke. Ja ja, ich ſag' es noch einmal, das ſollen dir theure Ohrfeigen werden.

Heinrich. Vor einer Perſon, die großen Einfluß beim Burgemeiſter hat ...

Annecke. Ach, ach, mich hat noch Niemand hier im Hauſe geſchlagen!

Heinrich. Dem die ganze Bürgerſchaft noch viel Careſſen und Baſelemengs machen wird ....

Annecke. Der Burſche, glaub' ich, iſt ganz und gar verrückt. He, Frau Meiſterin, Frau Meiſterin, kommt heraus!

Heinrich. St! ſt! ſt! Du wirſt ſchön ankommen mit deiner Frau Meiſterin! Jetzt merk' ich freilich, daß du nicht weißt, was hier paſſirt iſt; darum will ich dir dein Unrecht vergeben als ein Chriſt. Der Rath hat mit Stimmenmehrheit unſern Meiſter zum Bürgermeiſter gewählt und die Frau Meiſterin zur Bürgermeiſterin, Engelke hat ihre Jungferſchaft verloren und iſt mit dem Fräuleinstitel begnadigt worden!! Na, nun wirſt du doch einſehen, daß ich mich nicht mehr hinſtellen kann und arbeiten? Darum geh' ich auch, wie du ſiehſt, in Livree.

Annecke. Ei, willſt du mich noch obendrein zum Narren halten?

Heinrich. Es iſt wie ich ſage, Annecke; ſieh, da kommt das Fräulein, ſie wird meine Worte beſtätigen.

Dritte Scene.

Engelke. Annecke. Heinrich.

Engelke. Ach, Gott helfe mir armen Mädchen, nun, ſehe ich, iſt alle Hoffnung zu Ende.

Heinrich. Ei, Fräulein, iſt das jetzt Zeit zu weinen, da Euren Eltern ſolches Glück widerfahren iſt?

Engelke. Halt deinen Mund, Heinrich, ich will kein Fräulein ſein.

Heinrich. Na was wollt Ihr denn ſein? Jungfer ſeid Ihr nicht mehr, da müßt Ihr doch Fräulein ſein, das iſt ja die nächſte Stufe auf die Eine kommt, wenn ſie ihre Jungferſchaft losgeworden iſt.

Engelke. Ich wollte lieber, ich wäre eines Bauern Tochter, ſo wär' ich doch gewiß, den kriegen zu können, an den ich einmal mein Herz verſchenkt habe.

Heinrich. Ei, ſo, alſo blos darum weint das Fräulein, weil es gern heirathen will? Nun kann Sie ja vom Flecke weg heirathen, nun kriegt Sie Jeden, auf den Sie nur mit dem Finger weiſt, die halbe Stadt wird ja das Haus ſtürmen, um des Bürgermeiſters Schwiegerſohn zu werden.

Engelke. Ich will keinen haben als Antonius, dem ich einmal die Ehe verſprochen habe.

Heinrich. Ei pfui Jungfer, einen Stellmacher wollt Ihr nehmen? Mit dem könnt' ich ja nicht mal umgehen, der ich nur Reutendiener bin.

Engelke. Halt du deinen Mund, du Tölpel! Lieber laſſ' ich das Leben, als daß ich mir einen Andern aufzwingen laſſe.

Heinrich. Nun, gebt Euch zufrieden, wohlgebornes Fräulein, wir wollen ſehen, ich und der Burgemeiſter, ob wir dem Antonius nicht zu einem Amt verhelfen können und dann kann Sie ihn ja meinetwegen kriegen. (Annecke weint.) Worüber weinſt du, Annecke?

Annecke. Ich weine über das Glück, das unſerm Hauſe widerfahren iſt.

Heinrich. Das iſt gewiß, Annecke, daß du auch alle Urſache haſt, dich zu freuen; wer Henker hätte wol gedacht, daß ſo Eine wie du biſt, noch mal eine Mamſell werden ſollte?

Annecke. Und wer Henker hätte wol gedacht, daß ſolch ein Schwein wie du biſt, noch mal Reutendiener werden ſollte?

Heinrich. Hört Kinderchen, für diesmal hab' ich keine Zeit mit Euch weiter davon zu ſprechen, die Frau Burgemeiſterin erwartet Fremde, ich muß den Kaſe zurichten. Sieh', da iſt ſie, nun laßt uns gehen, ich muß laufen und den Kaſetiſch holen.

Vierte Scene.

Heinrich. Geſke (mit einem Hunde auf dem Arme. Heinrich kommt mit einem Kaſetiſch und ſtellt ſich ſehr geſchäftig.)

Geſke. Hör' Heinrich, iſt ſchon Syrup im Kaſe?

Heinrich. Nein, Frau Meiſterin.

Geſke. Nichts von Herr oder Frau Meiſterin mehr, Heinrich, das ſag' ich dir ein für allemal. Lauf, hol' den Syrup und thu ihn in einen Topf. (Heinrich geht.) Von all' den Umſtänden wußt' ich früher nichts; ich denke indeſſen, wenn ich es nur erſt gewohnt bin, wird es mir wol leichter werden.

Heinrich. Hier iſt der Syrup.

Geſke. Thu ihn in den Topf. Element, da pocht's, nun erleb' ich, daß die Rathsfrauen kommen.

Heinrich (an der Thür). Mit wem wollt Ihr ſprechen?

Ein Mädchen. Sag' deinem Meiſter, daß er ärger lügen kann, als zehn Kanngießer; ich habe ein Paar Schuhe zerriſſen, blos damit, daß ich ſo oft nach der Menage habe laufen müſſen.

Heinrich. Ich frage, mit wem Ihr ſprechen wollt?

Das Mädchen. Ich will mit Meiſter Hermann ſprechen.

Heinrich. Na, da biſt du auf dem Holzweg;[11] hier wohnt Burgemeiſter von Bremenfeld.

Das Mädchen. Das iſt doch ſchrecklich, erſt kann man ſeine Sachen nicht fertig kriegen und dann ſoll man ſich noch obenein von ſolchem lumpigen Kanngießer zum Narren halten laſſen.

Heinrich. Haſt du dich über den Kanngießer zu beklagen, ſo geh' aufs Rathhaus; wenn ich anders den Burgemeiſter von Bremenfeld kenne, wirſt du ſchon Recht kriegen.

Zwei Lakaien. Unſre wohledlen Frauen laſſen fragen, wenn es der Frau Burgemeiſterin genehm iſt, ſo möchten ſie gern die Ehre haben ihr aufzuwarten.

Heinrich (zum Mädchen). Hörſt du nun, du Canaille, daß hier kein Kanngießer wohnt? (Zu den Bedienten.) Ich werde fragen, ob die Frau Burgemeiſterin zu Hauſe iſt.

(Das Mädchen geht.)

Heinrich (zu Geſke). Da ſind zwei Rathsfrauen draußen, die wollen mit der Frau Meiſterin ſprechen.

Geſke. Laß ſie hereinkommen.

Fünfte Scene.

Madame Abrahams. Madame Sanderus. Geſke. Heinrich.

(Beide küſſen Geſken das Kleid.)

Mad. Abrahams. Wir ſind heut hiehergekommen, um unſere unterthänigſte Gratulation abzuſtatten und die herzliche Freude und das Vergnügen zu temoigniren, ſo Dero Avancement uns bereitet, ingleichen uns in Dero Affection und Gewogenheit zu recommandiren.

Geſke. Très humble serviteur. Ich weiß nicht, ob Sie vielleicht ein Schälchen Kafe trinken?

Mad. Abrahams. Wir danken der Frau Burgemeiſterin, wir ſind für diesmal blos gekommen um zu gratuliren.

Geſke. Très humble serviteur. Aber ich weiß ſchon, Kafe trinken Sie gern, Sie wollen ſich blos nöthigen laſſen; haben Sie doch die Güte und nehmen Sie Platz, der Kafe iſt gleich fertig. Heinrich!

Heinrich. Wohlgeborne Frau!

Geſke. Haſt du den Syrup in den Kafe gethan?

Heinrich. Ja wohl.

Geſke. Seid denn ſo gut, Ihr lieben Madamen, und nehmt vorlieb.

Mad. Sanderus. Frau Burgemeiſterin will die Güte haben uns zu excüſiren, wir trinken niemals Kafe.

Geſke. Ei dummes Zeug, das weiß ich beſſer; haben Sie die Güte und nehmen Sie Platz.

Mad. Abrahams (bei Seite). Ach Maſoeur, ich bin im Stande mich zu übergeben, wenn ich blos an den Syrup denke.

Geſke. Heinrich, komm mal 'rein, ſchenk' die Taſſen ein.

Mad. Sanderus. Es iſt ſchon genug, Kamerad, ich kann blos eine halbe Taſſe trinken.

Heinrich. Ich ſoll die Frau Burgemeiſterin bitten, doch mal einen Augenblick zum Herrn Burgemeiſter zu kommen.

Geſke. Entſchuldigt mich, Ihr guten Frauen, ich muß einen Augenblick fort, Sie werden aber gleich die Ehre haben, mich wiederzuſehen. (Ab.)

Sechſte Scene.

Die Rathsherrnfrauen (allein).

Erſte Rathsherrnfrau. Ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha! Wer iſt nun am meiſten angeführt, Schweſter, ſie, daß wir hier ſitzen und ſie heimlich auslachen, oder wir, daß wir Kafe mit Syrup trinken müſſen?

Zweite Rathsherrnfrau. Sprich mir um Gotteswillen nicht mehr von dem Syrup, Schweſter, es ſitzt mir ſchon bis hieher, wenn ich blos daran denke.

Erſte Rathsherrnfrau. Haſt Du Acht gegeben, welche Miene ſie machte, als wir ihr die Schürze küßten? Ha, ha, ha, ha, ha! Das vergeſſe ich nicht, ſolange ich lebe, das très-humble-serviteur, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha!

Zweite Rathsherrnfrau. Lach' nicht ſo laut, Schweſter, ich bin bange, daß ſie es hören kann.

Erſte Rathsherrnfrau. Ach Schweſter, das iſt 'ne Kunſt, ſich hier das Lachen zu verhalten. War das nicht auch ein allerliebſter Hund, den ſie auf dem Arme hatte? Der ſchönſte Kettenhund, den man ſich nur wünſchen kann; ich wette, ſie nennt ihn noch obendrein Joli. Ach Himmel, wie wahr iſt es doch, was das Sprüchwort ſagt, daß Niemand ſo hochmüthig iſt als der Bauer, wenn er zum Edelmann wird![15] Darum iſt auch nichts gefährlicher als ſolch raſcher Glückswechſel. Wer von vornehmer Familie ſtammt und eine anſtändige Erziehung genoſſen hat, der verändert ſich nicht ſo leicht, ja im Gegentheil, er wird wol gar demüthiger, je höher er ſteigt. Die Menſchen aber, die ſo raſch in die Höhe ſchießen, wie die Pilze, in denen iſt die Hoffarth ſo recht zu Hauſe.

Zweite Rathsherrnfrau. Woher mag das nur kommen? Solche Leute, dünkt mich, müßten ja erſt recht demüthig ſein, wenn ſie ihres früheren Standes gedenken.

Erſte Rathsherrnfrau. Das liegt wol daran. Wer wirklich vornehm iſt, denkt gar nicht daran, man könnte ihm die ſchuldige Ehre verweigern, und bekümmert ſich daher auch nicht darum, wie man ſich gegen ihn benimmt. Gemeine Leute dagegen ſind gegen Jedermann voll Mißtrauen; jedes Wort, jede Miene, denken ſie, ſoll ihnen ihre Herkunft vorrücken, und darum ſuchen ſie ihre Würde durch Stolz und Tyrannei aufrecht zu erhalten. Glaub' mir, Herzensſchweſter, es iſt doch was dran, von guter Herkunft zu ſein. Aber da kommt der Burſche zurück, jetzt müſſen wir ſtill ſein.

Siebente Scene.

Heinrich. Die Rathsherrnfrauen.

Heinrich. Laſſen ſich die guten Madamen nur nicht die Zeit lang werden, Ihro Wohlgeboren werden gleich wieder da ſein. Der Herr Burgemeiſter hat ihr ein neues Halsband für ihren Hund verehrt, aber es war ein wenig zu weit, und nun iſt der Schneider drin, um das Maß zu nehmen von dem Hunde ſeinem Hals; ſobald das beſorgt iſt, kommt ſie wieder. Aber, Ihr guten Mardamen, Ihr müßt nicht böſe ſein, wenn ich Sie um etwas bitte: wollen Sie wol ſo gut ſein und an mich denken, ſo mit einer kleinen Discretion? Ich habe ſchwere Arbeit hier im Hauſe und muß ſchleppen wie ein' Vieh.

Erſte Rathsherrnfrau. Mit Vergnügen, Kamerad, hier iſt ein Gulden, wenn Er den nicht verſchmähen will —

Heinrich. Ach, mich gehorſamſt zu bedanken, ich wollte nur, ich könnte Ihnen wieder dienen. Nun ſollen Sie aber auch tüchtig trinken, während die Madam draußen iſt, ſie nimmt's wahrhaftig nicht übel, und wenn auch, ſo will ich ſie ſchon wieder gut machen.

Erſte Rathsherrnfrau. Ach, Kamerad, der größte Dienſt, den Ihr uns erweiſen könnt, iſt, uns nicht zu nöthigen.

Heinrich. Wie geſagt, Wohlgeborne Mardamen, die Frau Burgemeiſterin nimmt das nicht übel, Sie müſſen nur tüchtig trinken. Aber vielleicht iſt er nicht ſüß genug? Wir können gleich noch Syrup kriegen. Aber da kommt die Frau Burgemeiſterin ſelbſt.

Achte Scene.

Vorige. Geſke.

Geſke. Bitte um Entſchuldigung, daß ich ſo lange geblieben bin. Aber die Damen haben ja nicht getrunken, die Kannen müſſen wir leer kriegen, auf mein Wort, und hernach, wenn wir Kafe getrunken haben, müſſen Sie unſer Bier koſten, das iſt, ohne Ruhm zu melden, ſo gut, wie irgendwo in der Stadt.

Mad. Sanders. Ach, mir wird auf einmal ſo übel, die Frau Burgemeiſterin muß mich excüſiren, ich muß fort, meine Schweſter wird wol bleiben und es mit Dank annehmen —

Mad. Abrahams. Nein, das wäre ja Sünde, wenn ich meine Schweſter verließe. Wir recommandiren uns der Frau Burgemeiſterin zu Gnaden.

Geſke. Ja da müßt Ihr wahrhaftig ein Glas Branntwein nehmen, davon werdet Ihr gleich wieder geſund, das vertreibt die

Winde. Heinrich, ſpring' mal hinaus, hol' mal ein Glas Genever, Madam iſt nicht wol.

Mad. Sanderus. Nein Excuſe, Frau Burgemeiſterin, ich muß gehen. (Geht ab.)

Neunte Scene.

Eine andere Rathsherrnfrau. Geſke. Heinrich.

Die Rathsherrnfrau. Unterthänige Dienerin, wohlgeborne Frau. Ich komme, ſchuldigermaßen meinen Glückwunſch abzuſtatten.

(Geſke reicht ihr die Hand zum Küſſen hin und ſie küßt ſie ihr.)

Geſke. Es wird mir ein Vergnügen ſein, wenn ich oder der Burgemeiſter Ihr dienen können. Will Sie ſich nicht ſetzen, ſei Sie doch ſo gut; Sie muß keine Complimente machen, ſondern thun, als ob Sie bei Ihres Gleichen wäre.

Die Rathsherrnfrau. Ich danke gehorſamſt, wohlgeborne Frau. (Setzt ſich.)

Geſke. Da waren eben ein Paar von Ihren Mitcolleginnen und tranken Kaffe mit mir, ich glaube wol, es ſind noch ein paar Taſſen übrig; wenn Ihnen gefällig iſt, der Grund iſt das Beſte. Ich kann meiner Treu' nicht mehr trinken, ich habe ſchon ſo viel in den Leib gekriegt, mir ſteht der Magen wie 'ne Trommel.

Die Rathsherrnfrau. Ich danke unterthänigſt, ich habe ſo eben Kaffe getrunken.

Geſke. Nach Belieben, wir vornehmen Leute nöthigen Niemand. Aber hört, meine gute Madam, kann Sie mir keine Franzöſin recommandiren für mein Fräulein Tochter? Ich möchte gern, daß ſie franzöſiſch lernte.

Die Rathsherrnfrau. Ja, Wohlgeborne Frau, ich kenne Eine, die iſt recht geſchickt.

Geſke. Gut; aber das muß ſie ſich zum Voraus merken, daß ſie mich nicht Madam nennt, wie dieſe Franzoſen wol zu thun pflegen, das leide ich nicht. Nicht als ob ich hochmüthig wäre; aber ich habe ſo meine Bedenken dabei.

Die Rathsherrnfrau. Nein, das muß auch nicht ſein. Aber könnt' ich nicht die Ehre haben, dem Fräulein Tochter ebenfalls die Hände zu küſſen?

Geſke. Herzlich gern. Heinrich, ruf' mal das Fräulein, ſag' ihr, hier wär' eine Rathsherrnfrau, die wollte ihr die Hände küſſen.

Heinrich. Ich glaube nicht, daß ſie kommen kann, ſie ſitzt eben und verſohlt ihre Strümpfe.

Geſke. Nun hör' ein Menſch, wie der Tölpel da ſteht und in's Blaue ſchwatzt! Ha, ha, ha! er wollte ſagen, ſie baldyrt.[46]

(Arianke Grobſchmiedin, was eine verkleidete Mannsperſon iſt, tritt ein.)

Arianke. Ach, meine liebe Schweſter Geſke, iſt das wahr, daß Dein Mann Burgemeiſter geworden iſt?! Das iſt mir doch ſo lieb, als ob mir einer zwei Mark geſchenkt hätte. Nun zeig' einmal, daß du nicht ſtolz geworden biſt, ſondern deine Dutzſchweſter noch kennſt. (Geſke bleibt ſtumm.) Seit wann iſt dein Mann Burgemeiſter, Schweſter? (Geſke bleibt noch immer ſtumm.) Du ſitzſt in Gedanken, Schweſter, ich frage, ſeit wann dein Mann Burgemeiſter iſt?

Die Rathsherrnfrau. Ihr müßt mehr Reſpect zeigen, gutes Madamchen, für die Frau Burgemeiſterin.

Arianke. Nein wahrhaftig, mit meiner Schweſter Geſke mach' ich keine Complimente, wir ſind ja immer ein Herz und eine Seele geweſen. Aber wie ſteht's, Schweſter? Mir ſcheint doch, du biſt etwas hochmüthig geworden?

Geſke. Gutes Mütterchen, ich kenne Sie nicht.

Arianke. Na ſo kennt mich doch Gott. Wenn du Geld gebraucht haſt, haſt du mich wohl gekannt; du kannſt nicht wiſſen, mein Mann kann noch daſſelbe werden, wie deiner, bevor er ſtirbt.

(Geſke wird unwohl, ſie holt ein Riechfläſchchen heraus und riecht daran.)

Heinrich. Heraus mit dir, du altes grobes Stück, denkſt du, du ſtehſt hier in der Schmiede, daß du ſo ſprichſt?

(Faßt ſie bei der Hand und führt ſie hinaus.)

Geſke. Ach, Madam, das iſt eine Pein, mit dieſen gemeinen Leuten umzugehen! Heinrich, du ſollſt die Schwerenoth kriegen, wenn du noch einmal ſolch ein Bürgerweib hereinläßt.

Heinrich. Die Sau war beſoffen, der Branntwein ſtank ihr ja zum Halſe heraus.

Die Rathsherrnfrau. Der Vorfall thut mir herzlich leid, ich fürchte, die Frau Burgemeiſterin haben ſich geärgert. Vornehme Leute vertragen nicht viel; je höher der Menſch ſteigt, je ſchwacher werden die Nerven.[47]

Geſke. Ja, ich kann der Frau zuſchwören, daß ich bei weitem nicht die Geſundheit mehr habe wie in meinem früheren Stande.

Die Rathsherrenfrau. Das glaub' ich gern, Ihro Wohlgeboren werden noch dahin kommen, daß Sie jeden Tag Medicin nehmen, ſo haben es die früheren Burgemeiſtersfrauen auch gemacht.

Heinrich (zu den Zuſchauern). Es iſt mir meiner Six auch ſo, als hätt' ich, ſeit ich Rentendiener geworden bin, nicht mehr die Geſundheit, wie früher, ich habe ſo ein Stechen gekriegt, au, au, juſt hier in meiner linken Seite. Ihr lacht darüber? Aber es iſt wahrhaftig Ernſt, ich fürchte nur ſo, ehe ich ſelbſt noch ein Wort davon weiß, hab' ich das Podagra am Halſe.

Die Rathsherrenfrau. Die Frau Burgemeiſterin muß ſich auch einen Doctor nehmen, gleich jahrweiſe für das ganze Haus, der kann ihr dann ſo einige Tropfen geben, die ſie zum wenigſten immer in einer Flaſche parat haben muß, ob ſie gebraucht werden oder nicht.

Geſke. Ja wahrhaftig, den Rath will ich befolgen. Heinrich, ſpring' mal nachher hin zum Doctor Hermelin und bitte ihn, wenn er Zeit hat, ſoll er mal ſeine Aufwartung bei mir machen.

Die Rathsherrenfrau. Ich muß nun Abſchied nehmen, Wohlgeborne Frau, und recommandire mich zu Gnaden.

Geſke. Iſt ſchon recommandirt, meine liebe Frau Rathsherrin. Wenn Sie was mit mir oder Meiſter Hermann — wollt' ich ſagen, Burgemeiſter von Bremenfeld zu ſprechen hat, nur ohne Umſtände; wo wir Ihr oder Ihrem Liebſten zu Dienſten ſein können, werden wir nicht manquiren.

Die Rathsherrenfrau (küßt ihr die Schürze und ſagt). Unterthänigſte Dienerin.

Geſke. Nun komm' herein, mein Mann will hier Audienz geben.

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Heinrich. Zwei Advocaten. Nachher ein **Mann.**

Heinrich. Element, nun geht meine Ernte an, nun iſt Audienzſtunde. Nun ſollt Ihr ſehen, Ihr guten Leute, ob Einer, der zehn Jahre im Dienſt geweſen, ſich beſſer darin ſchicken kann als ich. Da hör' ich ſchon pochen. Mit wem wollen die guten Herren ſprechen?

Advocat. Wir wollten gern die Ehre haben, mit dem Herrn Bürgermeiſter zu ſprechen.

Heinrich. Er iſt noch nicht aufgeſtanden.

Advocat. Noch nicht aufgeſtanden um vier Uhr Nachmittags?!

Heinrich. Ja, aufgeſtanden iſt er wol, aber er iſt ausgegangen.

Advocat. Aber wir ſind ja eben erſt in der Thür Jemand begegnet, der mit ihm geſprochen hat?

Heinrich. Ja, zu Hauſe iſt er am Ende wol, aber er befindet ſich nicht wohl. (leiſe.) Die Kerle ſind doch dumm wie's Vieh, die können nicht begreifen, was ich meine.

Advocat (leiſe). Ich merke ſchon, mon frère, der Kerl will ſich ſchmieren laſſen, wir müſſen ihm ſchon einen Gulden in die Hand drücken, dann werden wir ſchon zum Bürgermeiſter kommen. Hört, Kamerad, wollt Ihr ein paar Gulden nicht verſchmähen, auf unſere Geſundheit zu trinken?

Heinrich. Nein, Ihr guten Herren, Geſchenke nehm' ich niemals.

Advocat. Ja was ſollen wir da machen, mon frère? Da müſſen wir wol ein ander Mal wiederkommen.

Heinrich (winkt ihnen). Holla, Meſſieurs, ſeid doch nicht ſo eilig! Weil Sie es ſind, will ich die zwei Gulden nehmen, Sie könnten ſonſt denken, ich wäre hochmüthig und das könnte dem Ruf unſeres Hauſes ſchaden.

Advocat. Sieh hier, Kamerad, da ſind zwei Gulden, wenn Ihr die nicht verſchmähen wollt; nun aber ſeid auch ſo gut und verſchafft uns Audienz.

Heinrich. Gehorſamſter Diener, Ihretwillen will ich Alles thun, was ich kann. Der Burgemeiſter iſt zwar geſund wie ein Pferd, aber doch nicht wohl genug, um mit Jedem zu ſprechen. Aber da Sie es ſind, Meſſieurs, ſo iſt das eine andere Sache; wollen Sie nur ſo gut ſein und einen Augenblick warten, ich werde Sie ſogleich anmelden. Aber da pocht es ſchon wieder; mit wem wollt Ihr ſprechen, guter Freund?

Ein Mann (greift in die Hoſentaſche). Ich möchte gern die Ehre haben mit dem Herrn Burgemeiſter zu ſprechen.

Heinrich (leiſe). Der Mann weiß zu leben, der greift gleich in die Taſche. (Laut.) Ja mein Herr, er iſt zu Hauſe und Ihr ſollt ihn ſogleich zu ſprechen kriegen.

(Heinrich hält die Hand hin, der Andere aber, ſtatt des Geldbeutels, holt blos ſeine Uhr heraus und ſagt:)

Der Mann. Es iſt ſchon vier Uhr, ſehe ich.

Heinrich. Wer war es doch, mit dem Monſieur ſprechen wollte?

Der Mann. Mit dem Herrn Burgemeiſter.

Heinrich. Der iſt nicht zu Hauſe, Monſieur.

Der Mann. Aber Ihr ſagtet ja eben, er wäre zu Hauſe?

Heinrich. Kann wohl ſein, Monſieur; aber dann hab' ich mich verſprochen.

(Der Mann geht ab.)

Heinrich (allein). Seh' mal Einer den Gauner, du denkſt wol auch, der Burgemeiſter ſteht für dich immer parat? (Zu den Advocaten.) Nun werd' ich Sie gleich melden. (Ab.)

Advocat. Sieh nur den Burſchen, wie der ſich ſchon in ſein Amt zu finden weiß. Verſtell' dich nur gut, mon frère, wir ſind die Erſten, die dieſem guten Kanngießer das Leben ſauer machen, unſere Kameraden werden die Komödie zu Ende bringen. Aber ſieh', da kommt er.

Zweite Scene.

Vorige. Bremenfeld. Nachher **ein altes Weib.**

Erſter Advocat. Aus tiefſtem Herzensgrunde wünſchen wir dem wohlgebornen Herrn Bürgermeiſter Glück zur hohen Würde, die ihm in dieſer Stadt zu Theil geworden und verhoffen, daß Er, was Milde, Weisheit und Wachſamkeit anbetrifft, keinem ſeiner Vorgänger nachſtehen wird, ſintemal Ihro Wohlgeboren ſich den Weg zu dieſem hohen Amte gebahnt haben nicht durch Reichthum, Verwandtſchaft und Freunde, ſondern allein durch Dero bekannte große Tugenden, Gelehrſamkeit und Erfahrenheit in Staatsſachen.

Bremenfeld. Très humble serviteur.

Zweiter Advocat. Vornehmlich freuen wir uns darüber, daß wir einen Mann zur Obrigkeit bekommen haben, der nicht allein mit einem faſt göttlichen Verſtande begabt iſt ....

Bremenfeld. Gott ſei gedankt.

Zweiter Advocat. Sondern der auch dafür bekannt iſt, daß er freundlich iſt gegen Jedermann und es als ſein größtes Vergnügen betrachtet, die Klagen des Publikums zu hören und ihnen abzuhelfen. Ja ich kann ſagen, daß ich vor Freude beinahe in Ohnmacht gefallen bin, da ich zuerſt hörte, daß die Wahl den Herrn Bürgermeiſter von Bremen getroffen —

Bremenfeld. Ihr müßt ſagen von Bremenfeld, Meſſieurs.

Zweiter Advocat. Ich bitte unterthänigſt um Verzeihung, ich wollte ſagen Bürgermeiſter von Bremenfeld. Heute nun ſind wir gekommen, erſtlich unſern unterthänigen Glückwunſch abzuſtatten, demnächſt um Ihro Wohlgeboren um Rath zu fragen in einer Streitigkeit, welche ſich zwiſchen unſern Clienten erhoben hat. Beſagte Zwiſtigkeit hatten wir Anfangs beſchloſſen, vom Gericht entſcheiden zu laſſen; ſpäter jedoch haben wir uns anders beſonnen und wollen zur Vermeidung des Zeitverluſtes und der Unkoſten, die ein regelrechter Proceß doch immer macht, uns dem Ausſpruch des Herrn Bürgermeiſters unterwerfen; bei dem wollen wir es dann bewenden laſſen.

(Bremenfeld ſetzt ſich, indem er die Andern ſtehen läßt.)

Erſter Advocat. Unſere beiden Clienten ſind Nachbarn, aber da iſt ein fließendes Waſſer, das ihre Beſitzungen von einander trennt. Nun hat es ſich vor drei Jahren zugetragen, daß das Waſſer ein großes Stück Erde von meines Clienten Grund und Boden abgelöſt und auf meines Gegners Acker geführt hat. Soll er das nun behalten? Heißt es nicht: nemo alterius damno debet locupletari? Hier will ſich ja ſein Client bereichern auf meines Clienten Koſten, was doch aperte ſtreitet wider aequitatem naturalem; iſt's nicht ſo, Herr Bürgermeiſter?

Bremenfeld. Ja, das iſt unbillig, das muß Niemand verlangen, Ihr habt Recht, Monſieur.

Zweiter Advocat. Aber Juſtinianus ſagt ja ausdrücklich libro secundo Institutionum, titulo primo, de alluvione . . .

Bremenfeld. Was Henker ſchert das mich, was Juſtinianus oder Alexander Magnus ſagt? Die haben vielleicht ein paar tauſend Jahre früher gelebt, bevor Hamburg gebaut iſt, wie können die über Dinge urtheilen, die zu ihrer Zeit noch gar nicht vorhanden waren?!

Zweiter Advocat. Ich will doch nicht hoffen, daß Euer Wohlgeboren die Geſetze verwerfen, die in ganz Deutſchland anerkannt ſind?

Bremenfeld. Nein, ſo meint' ich das nicht, Ihr habt mich nicht recht verſtanden, ich wollte nur ſagen . . . . . (er huſtet dazwiſchen). Seid ſo gut und fahrt in Eurer Sache fort.

Zweiter Advocat. Juſtinian ſchreibt wörtlich: Quod per alluvionem agro tuo flumen adjecit, jure gentium tibi adquiritur.

Bremenfeld. Herr Advocat, Ihr ſprecht ſo verwünſcht ſchnell, ſagt mir das deutlicher.

(Der Advocat ſagt daſſelbe noch einmal, aber langſam.)

Bremenfeld. Ei Monſieur, Ihr habt eine verflucht ſchlechte Ausſprache im Lateiniſchen; bedient Euch Eurer Mutterſprache, das wird Euch leichter werden. Ich ſage das nicht deshalb, als ob ich mit dem Latein etwa auf geſpanntem Fuße lebte; ich ſpreche mitunter ganze Stunden lang Latein mit meinem Bedienten. Iſt das nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Das iſt was Einziges, meinen Herrn Lateiniſch ſprechen zu hören; die Thränen, ſchwör' ich Euch, ſtehen mir in den Augen, ſo wie ich daran denke. Das iſt gleichſam, als wenn Erbſen in einem Keſſel kochen, ſo heftig laufen ihm die Worte vom Munde; weiß der Teufel wie ein Menſch ſich beim Sprechen ſo expediren kann. Aber was thut nicht die lange Uebung!

Zweiter Advocat. Juſtinian, Wohlgeborner Herr Bürgermeiſter, ſagt Folgendes: Was durch einen Fluß von eines Andern Acker abgeriſſen und dir zugeführt wird, das gehört dir.

Bremenfeld. Ja, ſo weit hat Juſtinianus Recht, das war ein braver Mann; ich habe zu viel Reſpect vor ihm, als daß ich ſein Urtheil umſtoßen ſollte.

Erſter Advocat. Aber, Herr Bürgermeiſter, mein Gegenpart lieſt das Geſetz, wie der Teufel die Bibel; er vergißt, was gleich darauf folgt: per alluvionem autem videtur id adjici, quod ita paulatim adjicitur, ut intelligi non possit, quantum quoquo temporis momento adjicitur.

Bremenfeld. Meſſieurs, um Entſchuldigung, ich muß auf's Rathhaus, es ſchlägt gleich halb fünf — Heinrich, ſieh zu, daß du die Sache mit ihnen auf der Treppe in Ordnung bringſt.

Erſter Advocat. Ach Herr Bürgermeiſter, ſagt uns doch nur mit Einem Wort Dero Meinung!

Bremenfeld. ·Meſſieurs, Ihr habt alle beide Recht, Jeder in ſeiner Art.

Zweiter Advocat. Aber wie iſt das möglich, daß wir alle beide Recht haben?! Wenn ich Recht hätte, dächt' ich, ſo hat mein Gegenpart Unrecht; Juſtinians Ausſpruch iſt ausdrücklich für mich.

Bremenfeld. Entſchuldigt mich, ich muß ſtehenden Fußes auf's Rathhaus.

Erſter Advocat (hält den Bürgermeiſter feſt). Ich habe ja aber bewieſen, daß Juſtinians Ausſpruch für mich iſt.

Bremenfeld. Ja, allerdings, Juſtinian ſpricht für Euch und für Euch auch; warum zum Teufel vergleicht Ihr die Sache da nicht? Ihr kennt Juſtinian nicht ſo gut als ich; wenn er den Mantel auf zwei Seiten trägt, ſo iſt das ſo viel als wenn er ſagen wollte: Packt euch, Ihr Schubiake, und vergleicht die Sache.

Zweiter Advocat. Herr Bürgermeiſter, um die Meinung des Geſetzgebers recht zu erfaſſen, muß man doch einen Artikel mit dem andern conferiren; ſteht denn nicht im gleichfolgenden Paragraph: Quod si vis fluminis de tuo praedio —

Bremenfeld. Ei laßt mich in Frieden, Ihr Rechtsverdreher,[45] Ihr hört ja, ich muß auf's Rathhaus!

Erſter Advocat. Einen Augenblick, Herr Bürgermeiſter, laßt uns nur erſt hören, was Hugo Grotius ſagt.

Bremenfeld. Ich wollte, der Satan holte Euch alle beide, Euch ſammt Eurem Hugo Grotius;[46] was ſchert mich Hugo Grotius? Das war ein Armenianer; was kümmern uns die Geſetze, die man der Teufel weiß wo in Armenien macht? Heinrich, jage ſie mal gleich zur Thüre 'naus! (Sie gehen ab. Heinrich zankt ſich draußen mit Jemand; er kommt kopfüber wieder hereingeſtürzt, gefolgt von einem alten Weibe, das eine verkleidete Mannsperſon ſein muß.)

Das Weib (packt den Bürgermeiſter bei der Bruſt und ruft). Was iſt das für eine Obrigkeit, die ſolche verfluchten Geſetze gibt, daß ein Mann zwei Weiber nehmen darf?! Denkt Ihr denn, es ſei kein Gott mehr im Himmel?!

Bremenfeld. Biſt du verrückt, Weib? Wer Henker denkt denn an ſo was?

Das Weib. Hei hei hei, ich gehe nicht fort, bis ich dein Herzblut geſehen habe!

(**Peter** kommt und wirft das Weib hinaus. **Heinrich**, der ſich verſteckt hatte, hilft ihm am Ende dabei.)

Dritte Scene.

Bremenfeld. Heinrich. Nachher **zwei Bürger und ein Lakai.**

Bremenfeld. Heinrich, du ſollſt die Schwerenoth kriegen, wenn du wieder alte Weiber oder Advocaten hereinläßt, die machen mich todt, jeder auf ſeine Weiſe. Aber auch wenn andere Leute kommen, mußt du ihnen ſagen, daß ſie ſich in Acht nehmen ſollen, kein Latein zu ſprechen, ich hätte das gewiſſer Urſachen willen verſchworen.

Heinrich. Ich habe es auch verſchworen aus denſelben gewiſſen Urſachen.

Bremenfeld. Du kannſt ſagen, daß ich nichts ſpreche als Griechiſch.

(Es klopft wieder; **Heinrich** geht an die Thüre und kommt mit einem großen Stoß Akten zurück.)

Heinrich. Hier iſt ein Stoß Akten vom Syndikus, der Herr Burgemeiſter möchte ſo gut ſein und ſeine Bedenken darüber abgeben.

(Der **Bürgermeiſter** ſetzt ſich an den Tiſch und ſtöbert in den Papieren.)

Bremenfeld. Es iſt doch nicht ſo leicht, Burgemeiſter zu ſein, wie ich dachte, Heinrich; hier habe ich einige Sachen zur Durchſicht gekriegt, da kann ſich der Teufel ſelbſt nicht drin zurechtfinden. (Fängt an zu ſchreiben, ſteht auf und trocknet ſich den Schweiß ab, ſetzt ſich wieder und ſtreicht aus, was er vorhin geſchrieben hat.) Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Was machſt du da für Spectakel, kannſt du nicht ſtille ſein?

Heinrich. Ich rühre mich ja nicht von der Stelle, Herr Burgemeiſter.

Bremenfeld (ſteht wieder auf, trocknet ſich den Schweiß ab wie vorhin und wirft ſeine Perücke an die Erde, um mit bloßem Kopf beſſer meditiren zu können; er tritt beim Auf- und Abgehen auf die Perücke und ſtößt ſie zur Seite. Dann ſetzt er ſich wieder hin und ſchreibt auf's Neue.) Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Dich ſoll das Donnerwetter, wenn du nicht ruhig biſt; das iſt nun ſchon das zweitemal, daß du mich aus dem Concept bringſt.

Heinrich. Ich habe doch wahrhaftig nichts weiter gethan, als daß ich mir den Rock aufnahm und an meinen Beinen maß, wie viel mir die Livree zu lang iſt.

Bremenfeld. (ſpringt wieder auf, ſchlägt ſich mit der Hand vor den Kopf, um Gedanken zu kriegen). Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Geh' mal raus und ſage den Weibern, die auf der Straße die Auſtern ausrufen,[30] ſie ſollen nicht in der Straße rufen, wo ich wohne, ſie ſtören mich ja in meinen politiſchen Verrichtungen.

Heinrich (ruft zur Thür hinaus, dreimal): Hört Ihr Auſternweiber! Ihr Carnalien! Ihr Beſtien! Ihr unverſchämten Metzen! Ihr Allerwelts-Huren! Habt Ihr denn gar keine Scham mehr, daß Ihr Euch unterſteht in dem Herrn Burgemeiſter ſeiner Straße zu rufen und ihn zu ſtören in ſeinen politiſchen Verrichtungen?!

Bremenfeld. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Nun hör' doch mal wieder auf, du Vieh!

Heinrich. Es nutzt auch nichts, wenn ich weiter rufe, die ganze Straße wimmelt von ſolchem Pack; wie eine vorbei iſt, kommt gleich eine andere wieder. Daher . . .

Bremenfeld. Kein Geſchwätz weiter, ſei ſtill und halt dein Maul! (Setzt ſich hin und ſtreicht wieder aus, was er geſchrieben hat; ſchreibt auf's Neue, ſpringt auf und ſtampft vor Zorn mit den Füßen; ruft): Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Ich wollte, der Teufel holte die ganze Burgemeiſterei; willſt du Burgemeiſter ſein ſtatt meiner?

Heinrich. Pfui über den, der das thäte! (leiſe.) Und ebenſo über den, den danach verlangt.

Bremenfeld (will ſich hinſetzen, um auf's Neue zu ſchreiben, ſetzt ſich aber in Gedanken fehl und fällt an die Erde; ruft) Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Ich liege an der Erde!

Heinrich. Das ſehe ich wol.

Bremenfeld. Na ſo komm doch und hilf mir!

Heinrich. Der Herr Burgemeiſter hat ja geſagt, ich ſoll mich nicht von der Stelle rühren.

Bremenfeld. Das iſt ein verwünſchter Burſche! (Hilft ſich ſelbſt wieder auf.) Klopft es da nicht an der Thüre?

Heinrich. Ja. — Mit wem will Er ſprechen.

Ein Bürger. Ich bin der Altmeiſter vom Hutmachergewerk, ich habe eine Klage beim Herrn Burgemeiſter.

Heinrich. Hier iſt der Altmeiſter vom Hutmachergewerk mit einigen Beſchwerden.

Hermann von Bremenfeld. Na, ich kann doch nicht mehr als eine Sache auf einmal im Kopfe haben; frag' ihn, was es iſt.

Der Bürger. Das iſt eine weitläufige Geſchichte, ich muß den Herrn Burgemeiſter ſelbſt ſprechen; in einer Stunde kann die Sache abgemacht ſein, meine Klage beſteht blos aus zwanzig Punkten.

Heinrich. Er ſagt, er müßte den Herrn Burgemeiſter ſelbſt ſprechen, ſeine Punkte beſtünden blos aus zwanzig Klagen.

Bremenfeld. Ach Gott ſchütze mich armen Mann, ich bin ſchon ganz dämlich im Kopfe; laß ihn nur herein kommen.

Der Bürger. Ach Herr Burgemeiſter, mir armem Manne iſt großes Unrecht geſchehen, der Herr Burgemeiſter wird das ſelbſt einſehen, ſo wie er es zu hören kriegt.

Bremenfeld. Ihr müßt das ſchriftlich aufſetzen.

Der Bürger. Ich habe es aufgeſetzt, auf vier Bogen —

Bremenfeld. Heinrich, es klopft ſchon wieder.

Heinrich. Mit wem wollt Ihr ſprechen?

Ein zweiter Bürger. Ich habe eine Klage beim Herrn Burgemeiſter gegen den Altmeiſter vom Hutmachergewerk.

Bremenfeld. Wer war das, Heinrich?

Heinrich. Das iſt dieſem Mann ſein Gegenpart.

Bremenfeld. Er ſoll dir ſeine Eingabe geben; bleibt nur beide ſo lange auf dem Vorſaal, Ihr guten Männer. (Die Männer ab.) Heinrich!

Heinrich. Ja, Herr.

Bremenfeld. Kannſt du mir nicht ein bischen zurecht helfen, ich weiß nicht wo ich anfangen ſoll. Lies mir mal den Hutmachern ihre Klage vor.

Heinrich (lieſt wie folgt:) Wohlgeborner, hochgelehrter, geſtrenger, feſter Herr Bürgermeiſter! Von dieſer guten Stadt löblicher Bürgerſchaft achtbaren Gewerken, erſcheine ich Endesunterſchriebener N. N., unwürdiger Aelteſter des achtbaren Hutmachergewerks, als dem der Vortritt gebührt, und nach zuvor abgelegter ſo ehrerbietiger als herzlicher Gratulation von wegen eines ſo würdigen und höchſt erleuchteten Mannes Erhöhung zu ſolcher hohen Hoheit, beantrage ich in tiefſter Demuth einen von den größten, gefährlichſten und abſcheulichſten Mißbräuchen, welchen nichtsnutzige Zeiten und noch nichtsnutzigere Menſchen hier in der Stadt in Gebrauch gebracht haben, verhoffend, daß Euer Herrlichkeit dem abhelfen werden. Die Sache iſt die, daß die Kramer hieſiger Stadt ohne einige Furcht noch Scham öffentlich allerhand Arten von Kleidungsſtücken verkaufen und feilbieten, die von Kaſtor gewebt ſind; ja daß ſie ihre abſcheuliche Dummdreiſtigkeit ſo weit treiben, daß ſie Strümpfe davon weben laſſen, da es doch bekannt iſt, daß Biberhaare allein unſerer Profeſſion zugehören; derowegen wir armen Hutmacher die zur Fortſetzung unſeres Gewerbes nöthigen Haare nicht mehr mit Geld aufwiegen können, ſo daß das Publikum von ſeiner guten Gewohnheit abkommt und nicht mehr zehn bis zwanzig Thaler für einen Hut geben will, unſerem Handwerk zu unerſetzlichem Schaden an Reputation und Einkommen. Beliebe es nun meinem Herrn Bürgermeiſter nachfolgende vierundzwanzig wichtige Urſachen und Gründe in Erwägung zu ziehen, wonach wir Hutmacher unmaßgeblich vermeinen, daß wir allein berechtigt ſind, in Kaſtor zu arbeiten. Nämlich erſtens: daß es von alten Zeiten her ein allgemeiner Brauch und Uns geweſen iſt, nicht allein hier, ſondern in der ganzen Welt, Kaſterhüte zu tragen, was mit vielfachen Citaten aus der Hiſtorie wie auch durch gerichtlich beſcheinigte Zeugenausſagen bewieſen werden kann. Erſtens was die Hiſtorie betrifft —

Gremenfeld. Laß die Hiſtorie nur weg!

Heinrich. Zweitens, was die Zeugenausſagen betrifft: daß Adrian Nielſen, neunundſiebenzig Jahre alt, ſich erinnern kann, daß ſeines Vaters Aeltervater geſagt hat.....

Gremenfeld. Laß nur ebenfalls weg, was er geſagt hat.

Heinrich. Drittens: daß es eine unmäßige Ueppigkeit iſt, ſolche koſtbare Haare in Strümpfen und Kleidern zu verbrauchen, was wider alle gute Ordnung und Sitte ſtreitet, abſonderlich ſeit aus England, Frankreich und Holland ſo viele koſtbare Kleider eingeführt werden, daß man ſich daran genügen laſſen könnte, ohne einem ehrlichen Manne die Nahrung zu nehmen....

Gremenfeld. Genug, Heinrich, ich ſehe ſchon, der Altmeiſter hat Recht.

Heinrich. Aber ich habe doch gehört, daß eine Obrigkeit ſtets beide Parteien hören muß, bevor ſie ihr Urtheil fällt; ſoll ich daher nicht auch die Antwort des Gegenparts leſen?

Gremenfeld. Nur zu.

(Er giebt ihm nachfolgende Beſchwerde des Gegenparts.)

Heinrich (lieſt). Hochgeborne Excellenz, hocherleuchteter und ſehr politiſcher Herr Bürgermeiſter! So hoch als Dero Verſtand über alle Anderen hervorragt, ſo hoch ragt auch meine Freude über die aller Andern, ſeitdem ich gehört habe, daß Ihr Bürgermeiſter geworden ſeid. Aber weshalb ich jetzt erſcheine, das iſt, weil die Hutmacher mir Aergerniß bereiten und nicht wollen, daß ich Stoffe und Strümpfe von Kaſtor feil halten ſoll. Ich merke recht gut, was ſie wollen: ſie wollen den Handel mit Kaſtor allein haben und daß man den Kaſter blos zu Hüten verwenden ſoll. Aber das verſtehen ſie nicht. Es iſt thöricht, einen Kaſtorhut zu tragen, den trägt man unter dem Arm, wo er weder wärmt noch nützt, und ein Strohhut leiſtet denſelben Dienſt. Kaſtorſtrümpfe und Kleider dagegen ſind ebenſo warm wie weich und wenn der Herr Bürgermeiſter es nur erſt einmal probirt hat, was ja mit der Zeit wol geſchehen kann, ſo wird er ſelbſt bekennen —

Bremenfeld. Halt auf, es iſt genug, der hat ja ebenfalls Recht.

Heinrich. Aber ich weiß doch, daß ſie nicht Beide Recht haben können?

Bremenfeld. Na wer hat denn Recht?

Heinrich. Das muß unſer Herr Burgemeiſter wiſſen.

Bremenfeld (ſteht auf und ſpaziert hin und her). Das iſt ja eine verfluchte Geſchichte! Heinrich, kannſt du mir denn nicht ſagen, du dummes Vieh, wer Recht hat? Wozu geb' ich dir Hund denn Koſt und Lohn? (Draußen erhebt ſich ein Lärm; er fragt:) Was iſt das für ein Lärm auf dem Gange?

Heinrich. Die beiden Burger haben ſich bei den Haaren.

Bremenfeld. Geh' hinaus, ſie ſollen Reſpect vor des Burgermeiſters Haus haben!

Heinrich. Es iſt das Beſte, Herr, ſie prugeln ſich, vielleicht werden ſie deſto eher gute Freunde. Element, ich glaube ſie wollen einbrechen; horch, wie ſie an die Thure trommeln!

(Hermann von Bremenfeld kriecht unter den Tiſch und verſteckt ſich.)

Heinrich. Wer klopft?

Ein Lakei. Ich komme von einem fremden Reſidenten, mein Herr hat etwas mit dem Bürgermeiſter zu ſprechen, was wichtig iſt.

Heinrich. Wo Henker iſt der Burgemeiſter geblieben? Hat denn der Teufel den Burgemeiſter geholt?

Bremenfeld (unterm Tiſch, ganz leiſe). Heinrich, wer war da?

Heinrich. Ein fremder Präſident will den Herrn ſprechen.

Bremenfeld. Bitt' ihn, er ſoll in einer halben Stunde wiederkommen und ſage, es wären zwei Hutmacher bei mir, die ich expediren müßte. Heinrich, bitte doch auch die Bürger, ſie ſollen fortgehen bis morgen. Ach Gott ſchütze mich armen Mann, ich bin ſo dämlich im Kopfe, daß ich ſelbſt nicht mehr weiß, was ich thue. Kannſt du mir nicht zurechthelfen, Heinrich?

Heinrich. Ich weiß keinen beſſern Rath für den Herrn Burgemeiſter, als daß er ſich aufhängt.

Bremenfeld. Geh' hinaus, hol' mir den politiſchen Stockfiſch, er liegt auf dem Tiſch in der Wohnſtube, es iſt ein deutſches Buch in weißem Einband; vielleicht kann ich darin finden, wie ich mich gegen fremde Präſidenten zu benehmen habe.

Heinrich. Will der Herr Burgemeiſter auch Senf und Butter dazu haben?

Bremenfeld. Nein, es iſt ein Buch in weißem Einband.

(Während Heinrich draußen iſt, geht der Bürgermeiſter in Gedanken und reißt des Hutmachers Document in Stücke.)

Heinrich. Hier iſt das Buch — aber was reißt der Herr denn da entzwei? Das iſt meiner Treu dem Altmeiſter ſeine Klageſchrift!

Bremenfeld. Ach, das hab' ich in Gedanken gethan. (Er nimmt das Buch und wirft es auf die Erde.) Ich glaube, Heinrich, dein Rath iſt der beſte, ich hänge mich auf. (Es klopft.)

Heinrich. Holla, nun klopft es ſchon wieder (geht hinaus und kommt weinend zurück). Ach Herr Burgemeiſter! zu Hülfe, Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Was iſt denn los?

Heinrich. Da iſt ein ganzes Regiment Matroſen vor der Thüre, die ſchreien: Wenn wir nicht Recht kriegen, ſchlagen wir dem Burgemeiſter alle Fenſter ein. Einer von ihnen hat mich mit einem Stein in den Rücken geworfen, au au!

(Der Bürgermeiſter kriecht wieder unter den Tiſch.)

Bremenfeld. Heinrich, bitte die Frau Burgemeiſterin, daß ſie hinausgeht und ſie zur Ruhe bringt, vielleicht haben ſie Reſpect vor dem Frauenzimmer.

Heinrich. Ja richtig, da ſeht zu, was Bootsleute für Reſpect vor den Frauenzimmern haben; geht ſie hinaus, ſo wird ſie genothzüchtigt und dann iſt das Ende ſchlimmer als der Anfang.

Bremenfeld. Ei was, ſie iſt eine alte Frau.

Heinrich. Matroſen ſind nicht ſo delicat, an ſo etwas wagte ich meine Frau nicht. Da pocht es ſchon wieder; ſoll ich auf machen?

Bremenfeld. Nein, ich fürchte, es ſind die Matroſen. Heinrich, ſpring' an die Thüre und hör', wer es iſt.

Heinrich. Sieh da, ſie kommen meiner Treu geradewegs herein; es ſind zwei Rathsherren.

Vierte Scene.

Abrahams. Sanderus. Hermann. Heinrich.

Abrahams. Iſt der Bürgermeiſter nicht zu Hauſe?

Heinrich. Ja gewiß, er ſitzt unterm Tiſch.

Abrahams. Was? Unterm Tiſch ſitzt der Herr Bürgermeiſter?!

Bremenfeld. Ach Ihr guten Herren, ich habe ja niemals Burgemeiſter werden wollen, warum habt Ihr mich in das Unglück gebracht?

Abrahams. Ja das hat Er nun einmal angenommen, nun komm' Er nur vor, Herr Bürgermeiſter. Wir ſind hieher gekommen, um Ihm den großen Verſtoß vorzuſtellen, den Er ſich hat gegen den fremden Miniſter zu Schulden kommen laſſen, den er ſo höhniſch abgewieſen. Darüber kann ja die Stadt in Ungelegenheiten kommen; wir dachten, der Herr Bürgermeiſter verſtänden ſich beſſer aufs jus publicum und Ceremonialien.

Bremenfeld. Ach Ihr guten Herren, Ihr könnt mich ja abſetzen, ſo bin ich erlöſt von dieſer Bürde, die ich zu ſchwach zu tragen bin und der fremde Miniſter hat ſeine Statisfaction.

Sanderus. Das ſei ferne, Herr Bürgermeiſter, daß wir Ihn abſetzen ſollten; Er muß uns ſofort auf's Rathhaus folgen, um mit dem Syndico zu überlegen, wie das Verſehen wieder gut gemacht werden ſoll.

Bremenfeld. Ich gehe nicht auf's Rathhaus und wenn man mich bei den Haaren dahin ſchleppt! Ich will nicht mehr Burgemeiſter ſein, ich hab' es auch nie ſein wollen, eher könnt Ihr mir das Leben nehmen! Ich bin Kanngießer mit Gott und Ehren und als Kanngießer will ich ſterben!

Sanderus. Wollt Ihr denn den ganzen Rath zum Narren halten? Höre, mon frère, hat Er die Bürgermeiſterſtelle nicht angenommen?

Abrahams. Ja gewiß, wir haben ja den Rapport ſchon erſtattet.

Sanderus. Da wollen wir ſchon Rath ſchaffen, auf ſolche Art läßt ſich der ganze Senat nicht proſtituiren.

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

Bremenfeld. Heinrich.

Bremenfeld. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Was meinſt du wol, was dieſe Rathsherren mit mir anfangen werden?

Heinrich. Ich weiß nicht, Herr, aber ſehr aufgebracht waren ſie, das hab' ich wol geſehen; mich wundert, daß ſie ſich in des Burgemeiſters Stube unterſtanden, den Mund ſo vorneweg zu haben. Wär' ich Burgemeiſter geweſen, ich hätt' ihnen meiner Treu auf höfliche Manier geſagt: Haltet Eure Schnauzen, Ihr Schubiake, ſteckt den Finger in die Dielen und ſeht zu, in was für einem Hauſe Ihr ſeid.[51]

Bremenfeld. Wenn du nur Burgemeiſter wärſt, wenn du nur Burgemeiſter wärſt! Ach! ach! ach!!

Heinrich. Wenn ich mich in des Herrn Geſchäfte miſchen dürfte, ſo wollte ich doch unterthänigſt um Eins gebeten haben: nämlich daß ich mich inskünftige von Heinrich nennen dürfte.

Bremenfeld. Ei du unverſchämter Bube, iſt das jetzt Zeit mit ſolchen Narrenspoſſen zu kommen? nun du ſiehſt, daß ich rings umgeben bin von Unglück und verdrießlichen Geſchäften?

Heinrich. Ich thue das auf Parol' nicht aus Ehrgeiz, ſondern blos um mehr Reſpect bei meinen Mitbedienten im Hauſe zu haben, beſonders bei Annecke, welche ....

Bremenfeld. Wenn du nicht dein Maul hältſt, tret' ich dir den Schädel in Stücke. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Kannſt du mir denn nicht ein Bischen zurecht helfen, du dummer Hund? Sieh her, bring' die Sache in Ordnung oder dich ſoll das Donnerwetter!

Heinrich. Das iſt doch wunderlich, daß der Herr das von mir verlangt: er, der ſolch kluger Mann iſt und allein um ſeiner Weisheit willen zu ſolchem hohen Amte berufen ward?

Bremenfeld. Willſt du mich obenein noch zum Narren halten? (Nimmt einen Stuhl und will ihn ſchlagen. Heinrich ab.)

Sechste Scene.

Hermann von Bremenfeld (allein. Setzt ſich, die Hände unterm Kinn, und denkt lange nach, ſpringt vor Alteration auf und ſagt:)

Klopfte das nicht? (Er geht ſachte an die Thür, ſieht aber Niemand, ſetzt ſich wieder nieder, um nachzudenken, bricht in Thränen aus und trocknet ſich die Augen mit den Acten; ſpringt vor Alteration wieder auf, gleichſam in Raſerei und ruft:) Ein ganzes Bündel Acten vom Syndicus! Altmeiſter der Hutmacher! Des Altmeiſters Gegenpart! Klageſchrift in zwanzig Punkten! Aufruhr der Matroſen! Fremder Präſident! Zurechtweiſung vom Magiſtrat! Drohungen! .... Iſt denn da aber kein Strick zur Hand?! Ich weiß doch, da iſt einer hinterm Ofen — (nimmt den Strick und macht ihn zurecht). Das war mir prophezeit, daß meine politiſchen Studien mich erhöhen ſollten; die Prophezeiung wird bald erfüllt ſein, wenn anders der Strick nicht reißt. Nun laßt den Rath kommen mit allen ſeinen Drohungen, nun blaſe ich ihnen was, wenn ich todt bin. Aber Einen Wunſch hätte ich doch noch: nämlich daß ich den Autor von dem politiſchen Stockfiſch neben mir hängen ſähe, mit ſeinen ſechzehn Staatscabinetten[52] und politiſchen Nachtiſchen um den Hals. (Nimmt das Buch vom Tiſche und reißt es in Stücke.) Du Canaille ſollſt keinen ehrlichen Kanngießer mehr verführen; ſo, das iſt doch ein kleiner Troſt, bevor ich ſterbe. Nun muß ich mich nach einem Nagel umſehen, wo ich mich dran aufhänge. Das wird eine merkwürdige Geſchichte ſein, wenn ſie nach meinem Tode ſagen: Welcher Burgemeiſter von Hamburg war wol ſo wachſam, wie Hermann von Bremenfeld, der, ſo lange er Burgemeiſter war,[53] nicht einen Augenblick geſchlafen hat?!

Siebente Scene.

Antonius. Hermann.

Antonius. He, Holla, was Henker ſchafft Ihr da?

Hermann. Ich will eben gar nichts mehr zu ſchaffen haben, und um allen Geſchäften zu entgehen, will ich mich aufhängen; wollt Ihr Compagnie machen, ſoll es mir ein Vergnügen ſein.

Antonius. Nein, das will ich nicht; aber was bringt Euch zu ſolchem verzweifelten Entſchluß?

Hermann. Hör' Antonius, es nutzt nichts mehr davon zu reden, ich hänge mich, iſt es nicht heut, ſo iſt es morgen; ich bitte blos noch, bevor ich ſterbe, daß Ihr der Frau Burgemeiſterin und dem Fräulein Tochter meinen Reſpect vermeldet und ſie ſollen mir folgende Grabſchrift ſetzen:

Steh ſtill, Wandersmann!
Hier hängt
Burgemeiſter von Bremenfeld,
Der in der ganzen Zeit, daß er Burgemeiſter war
Nicht eine Minute ſchlief.
Geh' du hin und thue desgleichen!

Aber Ihr wißt vielleicht noch gar nicht, lieber Antonius, daß ich Burgemeiſter geworden bin und ein Amt gekriegt habe, wo ich nicht mehr weiß, was ſchwarz oder was weiß iſt und zu dem ich mich ganz untüchtig fühle? Denn an den zahlreichen Widerwärtigkeiten, ſo mir begegnet ſind, hab' ich es gemerkt, daß es ein großer Unterſchied iſt, Obrigkeit zu ſein und über die Obrigkeit zu raiſonniren.

Antonius. Ha ha ha ha ha ha!

Hermann. Lacht mich nicht aus, Antonius, Ihr thut eine Sünde damit.

Antonius. Ha ha ha, nun merke ich, wie das zuſammenhängt. Ich war eben im Wirthshaus, da wollten die Leute berſten vor Lachen über eine Komödie, welche man mit Hermann von Bremen geſpielt hat: nämlich daß einige junge Leute ihm eingebildet haben, er wäre Burgemeiſter geworden, blos um zu ſehen, wie er ſich wol dabei benehmen würde. Es ärgerte mich in der Seele, wie ich davon hörte, kam deshalb ſofort hierher, um Euch zu warnen.

Hermann. Was? Da bin ich nicht Burgemeiſter?

Antonius. Nein, das iſt pures erdichtetes Zeug, blos um Euch Eure Narrheit abzugewöhnen, daß Ihr über hohe Dinge raiſonnirt, die Ihr nicht verſteht.

Hermann. Ach, und das mit dem fremden Reſidenten, das iſt auch nicht wahr?

Antonius. Nein, gewiß nicht.

Hermann. Und das mit dem Altmeiſter der Hutmacher auch nicht?

Antonius. Es iſt erdichtet, Alles zuſammen.

Hermann. Und mit den Matroſen auch nicht?

Antonius. Nein, nein!

Hermann. Na da häng' ſich der Teufel — Geſke! Engelke! Peter! Heinrich! Heraus, alle zuſammen!

Achte Scene.

Hermann. Antonius. Geſke. Engelke. Peter. Heinrich.

Hermann. Mein Herzensweib, geh wieder an die Arbeit, mit unſerer Burgemeiſterei iſt es zu Ende.

Geſke. Zu Ende?

Hermann. Ja ja, es iſt zu Ende; einige Spaßvögel haben ſich zuſammengethan uns zu vexiren —

Geſke. Uns vexiren? — .... Na da ſollen ſie die Schwerenoth kriegen, wenn ſie uns vexirt haben und du dazu. (Sie gibt ihm Ohrfeigen; Hermann prügelt ſie tüchtig.) Ach mein Herzensmann, ſchlag' mich nicht mehr! Ach mein Herzensmann, hör' auf!

Hermann. Du ſollſt wiſſen, Weib, daß ich jetzt nicht mehr Politicus bin und daher auch nicht mehr bis zwanzig zähle, wenn ich Ohrfeigen kriege. Von jetzt an will ich ein anderes Leben führen, meine Bücher ins Feuer werfen und allein meines Handwerks wahrnehmen. Auch warne ich Euch hiemit ſämmtlich ein für allemal, daß ich Keinen von Euch ſehe, daß er mir in einem politiſchen Buche lieſt oder mir eins ins Haus bringt, das ſoll ihm übel bekommen.

Heinrich. Für meine Perſon, Herr Burgemeiſter, ſag' ich gut: ich kann weder leſen noch ſchreiben.

Bremenfeld. Laß du nur die beiden erſten Sylben weg und nenne mich ſchlechtweg Meiſter: denn Kannegießer bin ich und will als Kannegießer ſterben. Hört, Monſieur Antonius, ich weiß, daß Ihr meiner Tochter gut ſeid; meine früheren Capricen haben Eurer Liebe im Wege geſtanden. Hiemit habt Ihr nun die Einwilligung von Vater und Mutter, ſo daß, wenn Ihr noch deſſelben Sinnes ſeid, alle Hinderniſſe gehoben ſind.

Antonius. Ja, ich bleibe feſt bei meinem Vorſatz und bitte, daß Ihr ſie mir zur Frau gebt.

Hermann. Biſt du ebenfalls einverſtanden, Geſke?

Heinrich. Ach, das iſt nicht Noth zu fragen, die Frau Burgemeiſterin war von jeher für die Partie —

Geſke. Halt den Mund, du Narr, ich kann noch ſelbſt antworten. Meine Zuſtimmung, mein Herzensmann, hab' ich ſchon vor drei Jahren gegeben.

Hermann. Dich, Engelke, will ich nicht erſt fragen, ich weiß, du biſt in ihn verliebt wie eine Ratte in den Käſe; iſt's nicht ſo?

Heinrich. Antwortet doch, Fräulein —

Hermann. Wüßt' ich, daß du dieſe Titel aus Bosheit giebſt, ſollt' es dir ſchlecht bekommen.

Heinrich. Nein wahrhaftig, Meiſter, das thu' ich nicht, man kann blos nicht ſo raſch wieder aus der Gewohnheit kommen.

Hermann. Gebt Euch denn die Hände, Ihr Zwei ... So, nun iſt das gut, morgen wollen wir Hochzeit halten. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter! .... Um Vergebung — Ja, Meiſter!

Hermann. Du verbrennſt mir ſogleich alle meine politiſchen Bücher, ich will das nicht mehr vor Augen ſehen, was mich auf ſolche thörichten Gedanken gebracht hat.

Wer die Regierung ſchimpft und ſchmäht,
Kann drum noch nicht regieren;
's iſt Eins, die Karte zu verſtehn,
Ein Andres, Steuer führen.

Zwar aus politiſchen Büchern lernt
Gar leicht man, Lärm zu ſchlagen;
Doch Land und Leuten vorzuſtehn,
Das will noch mehr beſagen.

Drum lerne jeder Handwerksmann
Aus dem, was mir paſſiret:
Wer die Regierung tadelt, iſt
Der Mann nicht, der regieret.

Und wagt ein Kannegießer ſich
An Burgemeiſters Sachen,
Das iſt, als wollte Kannen uns
Ein Burgemeiſter machen.

Anmerkungen.

Ueber die Entſtehungszeit und die Schickſale dieſer Komödie, daß ſie nämlich die erſte war nicht nur von allen Holberg'ſchen, ſondern auch von allen modernen, die überhaupt in däniſcher Sprache abgefaßt worden, und daß auch kein anderes Stück des Verfaſſers ſolch außerordentliches Glück gemacht hat und ſo volksthümlich geworden iſt, weder in Dänemark noch in Deutſchland, in welchem letzteren Lande der noch jetzt übliche Ausdruck „Kanngießern" und „Kanngießereien" erſt durch dieſe Holberg'ſche Komödie in Umlauf gekommen iſt — darüber ſowie über Anderes, was für das Verſtändniß des Stücks von Intereſſe ſchien, haben wir bereits in der erſten Abtheilung unſeres Werkes, Abſchnitt 5 das Nöthige mitgetheilt. Außer den dort erwähnten literariſchen Quellen aber hat Holberg bei ſeinem „politiſchen Kanngießer" auch noch gewiſſe Ereigniſſe benützt, die ſich zu ſeiner Zeit, wenige Jahre vor Abfaſſung des Stücks, zugetragen hatten und zwar in Hamburg, einer Stadt, die ſeit Langem in den mannigfachſten kaufmänniſchen und politiſchen Beziehungen zu Dänemark ſtand und hier bekannter war als irgend eine andere deutſche Stadt; ſo daß alſo auch in dieſer Hinſicht der Einfall des Dichters, den Schauplatz ſeiner erſten Komödie gerade nach Hamburg zu verlegen, nur als ein höchſt glücklicher bezeichnet werden kann. Ueber dieſe Hamburger Ereigniſſe findet ſich in der von uns vielfach benützten Ausgabe der Holberg'ſchen Komödien, veranſtaltet von der Holbergsgeſellſchaft, Bd. I. S. 267 fg. ein ausführlicher Bericht, bei dem vorzüglich „Werlauff's hiſtoriſke Antegnelſer til Holbergs Lyſtſpil" als Quelle gedient haben; wir entnehmen daraus Folgendes.

Schon ſeit Beginn des ſiebzehnten Jahrhunderts, alſo genau ſeit derſelben Zeit, da Hamburgs kaufmänniſche Bedeutung ſich zu entwickeln anfing, war Hamburg auch der Schauplatz unaufhörlicher bürgerlicher Unruhen geweſen; der Rath und die Bürgerſchaft lagen in fortwährendem Streit mit einander und trotz zahlreicher Rezeſſe und Vergleiche brach derſelbe immer wieder von Neuem aus. Selbſt wiederholte kaiſerliche Commiſſionen vermochten den Frieden nicht auf die Dauer herzuſtellen. Auch der kaiſerlichen Commiſſion vom Jahre 1674 (das Haupt derſelben führte einen Namen, der ſich dann auch in neueſter Zeit wieder durch „kaiſerliche Commiſſionen" ſehr bekannt gemacht hat: es war ein Graf Windiſchgrätz) ging es nicht beſſer. Im Gegentheil, der Zwiſt entbrannte nun erſt recht und breitete ſich immer weiter aus, indem jetzt namentlich auch der Herzog von Braunſchweig-Celle und der König von Dänemark hineingezogen wurden. Letzterer freilich, dem Hamburg ſchon ſeit Jahren ein ſtilles Gelüſte erweckt hatte (das ſteht aber in den däniſchen Commentaren nicht), hatte auch ſchon ſeit Längerem ſeine Hand im Spiele, jedoch nur heimlich. Jetzt dagegen ſetzte er es durch, daß eine der hamburgiſchen Parteien ihn officiell um ſeinen Beiſtand anging und da man ſich ſeiner gütlichen Vermittelung nicht fügen wollte, ſo kam es 1686 zu kriegeriſchen Auftritten von däniſcher Seite, welche eine blutige Umwälzung in Hamburg zur Folge hatten. Aber auch das Reſultat dieſer Umwälzung hatte nur kurzen Beſtand und die alten Zwiſtigkeiten brachen aufs Neue aus, bis endlich 1698 ein Congreß von Abgeſandten ſämmtlicher Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes in Hamburg zuſammentrat, durch den der Friedensreceß von 1699 zu Stande kam. Allein da auch dieſer die innere Ruhe auf die Dauer nicht herzuſtellen vermochte und da Volksverſammlungen, Pöbelaufläufe und öffentliche Streitigkeiten aller Art in Hamburg noch immer zur Tagesordnung gehörten, ſo wurde 1708 eine neue Commiſſion nach Hamburg entſendet; dieſelbe beſtand aus einem kaiſerlichen Präſidenten und vier von Seiten der deutſchen Reichsſtände ernannten Mitgliedern und ließ ſich, was die Hauptſache war, von einem Executionsheere begleiten von 2400 Mann zu Fuß und 350 Mann zu Pferde. Es erfolgten nun Abſetzungen, Verhaftungen und peinliche Proceſſe; dennoch dauerten die Verhandlungen zwiſchen Commiſſion und Bürgerſchaft noch volle vier Jahre und wer weiß, wie lange ſie noch gedauert, hätte nicht endlich im Jahre 1712 die Peſt ſich dazwiſchen gelegt. Der plötzliche Ausbruch derſelben in Hamburg beſchleunigte die Arbeiten der Commiſſion dergeſtalt, daß noch in demſelben Jahre der ſogenannte Hauptreceß von 1712 zu Stande kam, der denn bis zu den in unſeren Tagen erſtrebten, aber bekanntlich auch noch nicht zum Abſchluß gebrachten Veränderungen den Grundſtein der hamburgiſchen Verfaſſung gebildet hat. —

In dieſe Zeit nun hat Holberg ſeinen „politiſchen Kannegießer“ verlegt. Aus der Erwähnung des Prinzen Eugen und ſeiner Kriegsthaten in Italien möchte man ſchließen, als habe der Dichter ſich das Jahr 1705 oder 1706 gedacht; die Erwähnung der Kreistruppen jedoch macht es nothwendig, die Zeit der Handlung hinter die Epoche von 1708—1712 herabzurücken. Das Stück ſpielt zunächſt nach Abſchluß des berühmten Hauptreceſſes, in einer Zeit alſo, wo der Streit zwar der Hauptſache nach beigelegt war, die Wogen der Volksſtimmung aber noch immer hoch genug gingen; ſo daß gegenüber den alten Beſchwerden und der neuen noch ungeprüften Verfaſſung ein im Grunde wohlmeinender und ehrenhafter, aber politiſch unklarer und kenntnißloſer Mann wie Meiſter Hermann von Bremen, ſich allerdings wol zum Reformator der Stadt berufen glauben konnte.

Doch iſt dies nur immer erſt die eine und zwar die minder bedeutende Seite der Zeitbeziehungen, die in dem „politiſchen Kannegießer“ liegen und durch welche dieſes Stück für das damalige däniſche Publikum ſo intereſſant wurde. Noch näher, unendlich näher als Hamburg ſtand dem Dichter ſein eigenes Vaterland, ſtanden ihm ſeine Landsleute, welche zu belehren und zu beſſern ja der Hauptzweck ſeiner Dichtungen ſowie überhaupt ſeines ganzen Lebens war. Nun aber, wie die zahlreichen hiſtoriſchen Anführungen a. a. O. 270 fg. beweiſen, befanden ſich auch Holbergs Landsleute damals in einer politiſchen Aufregung, die zwar friedlicher, aber kaum minder groß war als die Aufregung der Hamburger Bürgerſchaft. Die Einführung des Königsgeſetzes im Jahre 1660, einer der früheſten und glücklichſten „Staatsſtreiche", den die neuere Geſchichte kennt, hatte zwar keinen thatſächlichen Widerſtand hervorgerufen, wol aber waren durch ihn eine Maſſe politiſche Fragen und Bedenken ins Publikum geworfen worden, die da nun fortwucherten und gährten, und je weiter dieſe Gährung allmählig um ſich griff, je einſeitiger und ausſchließlicher wurde auch die Vorliebe für politiſche Discuſſionen, für Reformprojecte und Staatsverbeſſerungen aller Art. Alles politiſirte damals in Dänemark, Jeder wußte die ſicherſten Mittel, den kranken Staat zu heilen, Jeder glaubte ſich berufen durch ſeine politiſche Weisheit die Welt zu erleuchten; es war eine allgemeine fieberhafte Aufregung, eine Krankheit, von der ſelbſt Fremde, ſelbſt ruhige deutſche Gelehrte, die das Land beſuchten, ergriffen wurden.

Und das iſt nun der eigentliche Lebenspunkt dieſer Holberg'ſchen Komödie. Hamburg und ſeine bürgerlichen Streitigkeiten ſind nur der äußere Anknüpfungspunkt, haben nur gleichſam das Knochenwerk der Fabel hergegeben; der eigentliche Athem des Stücks, die Seele, die es belebt, iſt das patriotiſche Bemühen des Dichters, ſeine Landsleute von einem Treiben zurückzubringen, das, ſo edel und wohlberechtigt es in ſeinem Urſprunge auch war (und auch Hermann von Bremen, wie geſagt, iſt urſprünglich ein edler und trefflicher Mann), doch dem Vaterlande leicht zum Verderben gereichen konnte. Auch in Kopenhagen, gerade wie im damaligen Hamburg, wimmelte es zu jener Zeit von Project- und Plänemachern, einer Sekte, die unſerm Dichter ganz beſonders verhaßt war und der er z. B. noch im Niels Klim ein eigenes Denkmal errichtete; auch hier gab es Leute, die von Politik und Staatsſachen nicht das Mindeſte verſtanden und ſich doch berufen wähnten, die ſchwierigſten Probleme der Staatskunſt zu entſcheiden; auch hier überbot Einer den Andern in Anpreiſung von Mitteln, wie die Unzufriedenheit des Publikums zu beſchwichtigen, die leere Staatskaſſe zu füllen und das Anſehen des Reichs zu befeſtigen wäre. Ihnen hielt Holberg ſeinen Hermann von Bremen entgegen, in dieſem Spiegelbilde ſollten ſie ſich erkennen; ſie ſollten zur Einſicht kommen, wie thöricht ſie handelten, über leeren Projecten und Raiſonnements für das Allgemeine ihre eigenen Angelegenheiten zu verſäumen; ſie ſollten es wie der geängſtigte Bürgermeiſter machen, ſollten die politiſchen Bücher, die ihnen den Kopf verdrehten, ins Feuer werfen und wieder ordentliche, fleißige und thätige Bürger werden.

So viel über die allgemeine Grundlage des Stücks; zur Erläuterung einiger dunkeln oder ſonſt bemerkenswerthen Stellen werden die nachfolgenden Anmerkungen beitragen.

Zum erſten Act.

[1] Siebert, Thorſchreiber (S. 232). Im Däniſchen heißt er „Poſekiger," von „Poſe," Sack, Beutel, und „kige," gucken. Das Wort iſt hergenommen von der vorſchriftmäßigen Neugier, mit welcher Thorſchreiber, Grenzjäger

und ähnliche Beamte die Fuhrwerke ſowie die Körbe und Quertaſchen der Aus- und Einpaſſirenden durchſuchen, um etwaige Defraudationen zu entdecken. Das Wort iſt noch jetzt ſowohl in Kopenhagen wie im übrigen Dänemark allgemein im Gebrauch. Oehlenſchläger überſetzt „Mauthner;" die alte Ueberſetzung hat „Viſitator," was jedenfalls beſſer als die Oehlenſchläger'ſche Uebertragung iſt.

[2] *Erſte Scene* (S. 233). Daß hier keine Angabe des Schauplatzes folgt, darf den Leſer nicht befremden; einzelne ganz beſondere Fälle ausgenommen, wie z. B. in der Börſenſcene im „elften Juni" oder in der Ballſcene in der „Maskerade," giebt Holberg den Schauplatz niemals an, vielmehr verſteht ſich derſelbe bei ihm ſtets von ſelbſt und bleibt auch, mit ſeltenen Ausnahmen, ſtets derſelbe: nämlich jene typiſche Decoration mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren, die urſprünglich einen Saal vorſtellt, durch beliebige Verſetzſtücke aber, je nach Umſtänden, auch zu einer Straße, einer Landſchaft ꝛc. umgewandelt werden kann, Alles in der ſymboliſchen Weiſe wie es bei Shakeſpeare war, deſſen Bühne ſich in ihren Grundzügen auch noch auf das Théâtre italien und Molière vererbt hatte.

[3] *Wahrhaftig, da rutſcht mir das Herz ſchon wieder in die Hoſen* (S. 233). Wörtlich: Ich kann darauf ſchwören, daß mir mein Herz in meinem Halſe ſitzt; „jeg kan ſværge paa, at mit Hjerte ſidder mig i min Hals." Ein ſehr treffendes Bild, von dem Zuſtande deſſen entlehnt, dem die Angſt, wie wir ſagen, die Kehle zuſchnürt; aber im Deutſchen doch wol nicht gut anzuwenden. Oehlenſchlägers: „Bei meiner Treu', daß mir das Herz in der Kehle —" ſcheint mir ganz verunglückt. Die alte Ueberſetzung, die faſt überall das Volksthümliche verwiſcht und daher auch alle ſprichwörtlichen Redensarten und Anſpielungen ſo viel möglich auflöſt, hat nur: „Gewiß! ich weiß ſelbſt nicht wie mir iſt; ſo verwirrt bin ich."

[4] *Friſch gewagt, iſt halb gewonnen* (ebendaſ.). Oder wie der Däne ſich ſehr hübſch ausdrückt: Friſcher Muth iſt halbe Fechtung: „friſk Mod er halv Fægtning."

[5] *Curiöslich geworden* (ebendaſ.). Der Ueberſetzer iſt in Zweifel, ob es erlaubt iſt, von dieſem familiären und ſcherzhaften Ausdruck, der z. B. in Pommern nicht ſelten iſt, in der Schriftſprache Gebrauch zu machen; doch ſchien er ihm dem Däniſchen „curiöſt" am beſten zu entſprechen und jedenfalls beſſer als Oehlenſchlägers „Sehr kurios" oder das nüchterne „Sehr wunderlich" der alten Ueberſetzung.

[6] *Daß Hercules eine Poſtille wäre* (S. 234). Er meint den berühmten Staatsroman von A. H. Buchholz, Profeſſor in Rinteln, geſtorben als Superintendent in Braunſchweig 1671, der zuerſt 1659 zu Braunſchweig unter dem Titel: „Des chriſtlichen teutſchen Großfürſten Hercules und der böhmiſchen königlichen Fräulein Valiska Wundergeſchichte" ꝛc. in einem dicken Quartanten erſchien und als ein Lieblingsbuch der Zeit noch 1744 eine neue Auflage, die ſiebente oder achte, erlebte. Dieſe Staatsromane waren bei dem neugierigen geheimnißſüchtigen Publikum, das ſich daraus über den Zuſtand der Höfe und den Gang der Politik zu unterrichten glaubte, ſehr beliebt; vgl. Gervinus III. 384 und 389.

[7] *Die Frau Meiſterin* (S. 235). Im Text heißt es einfach „Mutter"

und zwar in dieſer deutſchen Form, was charakteriſtiſch iſt, indem man daraus ſieht, wie tief das Deutſche damals bereits in Kopenhagen eingedrungen war und wie ſehr es als die allgemeine Sprache für Titel, Complimente und dergleichen galt; ſelbſt der Kanngießerlehrling, der von ſeiner Frau Meiſterin ſpricht, nennt ſie zwar vertraulicher Weiſe Mutter, aber doch Mutter auf Hochdeutſch. Vgl. die Anmerkung in d. Ausg. der Holberggeſellſch. I. 287.

[8] Eine Adrienne tragen (ebendaſ.). Adriane, Adriene, Adrienne oder Andrienne war ein damals ſehr beliebtes Stück der Damengarderobe, das, wie ſchon der Name zeigt, aus Frankreich ſtammte. F. Raymond in dem Dictionnaire des termes appropriés aux arts et aux sciences etc. Paris 1824, erklärt das Wort (das übrigens nicht in dem Dict. de l'Académie française ſteht, während Adelung in ſeinem deutſchen Wörterbuche es hat) mit „ancienne robe de femme, abattue et garnie de paremens.“ Ueber den Urſprung des Namens ſind die Anſichten getheilt. Einige, wie Rahbek Om Holberg I. 216, bringen ihn mit der berühmten Schauſpielerin Adrienne Lecouvreur, die neuerdings durch das Spiel der Rachel auch in Deutſchland ſo bekannt geworden, in Verbindung, während Andere ihn von einem Kleidungsſtück ableiten, welches die nicht minder berühmte Schauſpielerin Dancourt im Jahre 1703 bei Aufführung von Barons l'Andrienne, einer Nachahmung der Andria des Terenz, zuerſt auf die Bühne von Paris gebracht haben ſoll. Dieſe letztere Anſicht verdient den Vorzug, wie eine Stelle in der Bibliothèque des Théatres, cont. le catalogue alphab. des pièces dramatiques etc. beweiſt. Die gleich darauf vorkommende Schoßjacke heißt im Däniſchen „Flaſketrøie“ und wird in den Anmerkungen zur Ausgabe der Holbergs-Geſellſchaft Bd. I. 282 erklärt als „eine Jacke mit langen ausgezackten, herniederhängenden Flügeln oder Schößen.“ Sie galt ſchon zu Holbergs Zeiten als eine veraltete Tracht und wird von ihm in dieſer Eigenſchaft öfters zu Anſpielungen und Vergleichen benutzt.

[9] Solch Laviren (ebendaſ.). Der däniſche Ausdruck „Slingring“ wird für gewöhnlich mit Schlendern, Schlenkern, und davon übertragen mit Hin- und Herreden, Ausflüchte machen ꝛc. erklärt. Es iſt jedoch in der That ein Seemannsausdruck und auch der deutſche Matroſe weiß noch heutigen Tages ſehr wohl, was er meint, wenn er ſagt: ſein Schiff ſlingert, d. h. es fährt nicht genau im Strich, ſondern wird von den Wellen in rollender, ſtampfender Bewegung hin- und hergeſpült. Oehlenſchläger überſetzt es mit „Faxen“; der von mir gewählte Ausdruck ſchien mir zweckmäßiger, weil in ihm zugleich jenes ſeemänniſche Element mitenthalten iſt.

[10] Zu meiner Herzallerliebſten (ebendaſ.): „min Hjertens Allerkjæreſte.“ Daß in der Sprache des vorigen Jahrhunderts der „Herr Liebſte“ und die „Frau Liebſte“ Mann und Frau ſind, braucht wol nicht erſt erinnert zu werden.

[11] Da kommt der Meiſter (S. 236): im Däniſchen „Fatter,“ germaniſirt ſtatt „Fader;“ (vgl. oben Anm. 7.)

[12] Den Europäiſchen Herold (ebendaſ.). Unter dieſem Titel gab Friedrich Leuthoff v. Franckenberg (oder, wie er eigentlich hieß, Bernhard von Zech, geboren 1649 zu Weimar, geſtorben als Königl. Polniſcher und Kurſächſiſcher Geh. Rath zu Dresden 1720; vgl. Jöcher IV. 2163) im J. 1688 ein zu

ſeiner Zeit hochberühmtes Werk heraus, das auch Holberg ſelbſt in ſeinem „Anhang zur hiſtoriſchen Introduction" ꝛc. 1713 als vortrefflich bezeichnet. Der gleich darauf erwähnte Politiſche Nachtiſch erſchien 1695 in zweiter Auflage unter dem Titel: „Neuvermehrter politiſcher Nachtiſch, kürzlich vorſtellend alle florirende Reiche und Republiken dieſer Zeit" ꝛc. Herculiscus iſt ebenfalls ein politiſcher Roman und zwar von demſelben Bucholz, deſſen wir ſchon vorhin gedachten; er erſchien zuerſt 1659 und heißt mit vollſtändigem Titel: „Der chriſtlichen königlichen Fürſten Herculiscus und Herculadisla, auch ihrer hochfürſtlichen Geſellſchaft anmuthige Wunder-Geſchichte, in ſechs Büchern abgefaſſet und allen Gott- und Tugend-ergebenen Seelen zur Aufriſchung der Gottesfurcht und ehrliebenden Ergetzlichkeit aufgeſetzt und mit etlichen Kupferſtücken gezieret." Er war ebenfalls ein Modebuch der Zeit und erlebte als ſolches zahlreiche Auflagen.

[13] und wartet auf einen kleinen Burgemeiſter (S. 237). Wörtlich: Geht mit einem Burgemeiſter im Bauche, „gaaer med en Bormeſter i Maven;" eine ſprichwörtliche, nicht eben feine Redensart.

[14] wie ein Notarius Politikus (ebendaſ.). Er will natürlich ſagen: Notarius Publicus, ähnlich wie Heinrich profect ſagt ſtatt perfect ꝛc.

[15] war das ja ein Spitzbube, ein Politikus (S. 238). In ähnlichem Sinne ſpricht man noch jetzt in Pommern von einem „politiſchen Kerl" oder einem „politiſchen Einfall" und meint damit ungewöhnlich ſchlaue, verſchmitzte Menſchen und Anſchläge.

[16] mein Mann hat ſeit einiger Zeit Raupen im Kopf (ebendaſ.). Wörtlich: er hat Schweine im Walde, „har Sviin paa Skoven;" eine ſprichwörtliche Redensart, die in der Ausgabe der Holberggeſellſchaft erklärt wird mit: „verſtört, nicht ganz richtig im Kopfe ſein. Oehlenſchläger: „mein Mann hat bisweilen einen Wurm im Kopfe;" die alte Ueberſetzung indem ſie auch hier wieder das Volksthümliche fallen läßt: „mein Mann hat bisweilen allerhand Grillen im Kopfe." In Sachſen ſagt man wol auch: er hat Mäuſe zu barbiren.

[17] Sechste Scene. Heinrich. Die älteſte Ausgabe des Stücks von 1723 hat hier ſtatt Heinrich Peter, der ſonſt nicht vorkommt als blos Act 5, Scene 2 und Scene 7 am Schluß, ſowie in der Ueberſchrift der Schlußſcene; es iſt ein Verſehen des Dichters, ein Reſt der urſprünglichen Faſſung, der bei einer ſpäteren Aenderung ſtehengeblieben, ähnlich wie der Wirth in der Collegiums-Scene. (Vgl. auch die folgende Anmerkung.)

[18] was mein Mann nur ſo Tag für Tag vorhat? (S. 239.) Auch hier hat die Ausgabe von 1723 einige Varianten, in welchen insbeſondere ein Weinhaus bei Jakob von Lübeck an der Mühlenbrücke angeführt wird; es iſt dies dieſelbe Lokalität, in welcher in der älteſten Bearbeitung auch das Collegium im zweiten Act abgehalten wird. Die Mühlenbrücke iſt übrigens wirklich eine Gegend in Hamburg, in der Nähe des alten Rathhauſes und der St. Nikolaikirche; ſie führt noch heute denſelben Namen.

[19] Franz Perückenmacher (ebendaſ.). Ein neuer Beweis von der Vergeßlichkeit des Dichters; denn dieſer angebliche Perückenmacher iſt derſelbe der im Perſonenverzeichniß als Franz Meſſerſchmied aufgeführt worden. Man ſieht aus

dieſer Art Stellen, die ziemlich groß iſt, wie ſchnell Holberg arbeitete und wie leicht er ſeine Dichtungen hinwarf, ohne ſich ſpäter um jeden Buchſtaben ängſtlich zu kümmern.

[20] David Schulmeiſter (ebendaſ.). Dieſer Figur, von der Holberg in ſeinen Komödien noch öfters Gebrauch macht, ſoll, wie man vermuthet, eine wirkliche Perſon jener Zeit zu Grunde gelegen haben, und zwar „ein nicht unbedeutender Bürger von Kopenhagen, nach dem ein Grundſtück daſelbſt gegen Ende des 17. Jahrhunderts den Beinamen David Schulmeiſters Hof führte.“ David Schulmeiſter ſelbſt ſoll noch weiter zurück, im ſiebzehnten Jahrhundert gelebt haben; Genaueres über ſeine Perſon iſt nicht bekannt. Ich vermuthe, daß Holberg ohne weitere Beziehung auf dieſen hiſtoriſchen David Schulmeiſter nur an den bekannten Ort (David Schulmeiſters Hof) anknüpfte und erſt aus dieſem heraus, der jedem Kopenhagener vertraut war, ſeine komiſche Figur erſchuf, die ſomit in der Phantaſie des Zuſchauers gleich eine Art von hiſtoriſchem Hintergrund fand.

[21] er machte ein Geſicht wie ein Kreisoberſt (S. 240); ein Vergleich, der, nach dem im Eingang Mitgetheilten, einem Hamburger von damals ſehr nahe liegen mußte. Doch erſehen wir aus der gleich darauf folgenden Stelle: „der Rath war niemals ſo mächtig, ſeit die Kreistruppen aus Hamburg verlegt ſind,“ daß, wie auch ſchon oben erwähnt wurde, Holberg ſich zur Zeit ſeines Stücks die Stadt von den Executionstruppen bereits wieder verlaſſen denkt.

Zum zweiten Act.

[22] Bei der deutſchen Frage (S. 241). Die alte Ueberſetzung hat hier höchſt charakteriſtiſcher Weiſe überall, wo von Deutſchland die Rede iſt, Polen geſetzt; es hat vorgeſpukt.

[23] Die Canalie (S. 242). Es bedarf natürlich keiner Erinnerung, daß darunter der Canal zwiſchen Frankreich und England verſtanden ſein ſoll. Bordeus iſt wieder abſichtliche Sprachverderberei für Bordeaux.

[24] Dankwarths Landkarte (ebendaſ.). Eine Landkarte von Europa dieſes Namens hat es nicht gegeben; wohl aber gab es ſeit 1652 ein ſehr bekanntes und verbreitetes geographiſches Buch von Caſpar Dankwerth (nicht Dankwarth): „Landesbeſchreibung der Herzogthümer Schleswig und Holſtein, mit einer für ihre Zeit recht verdienſtlichen Karte von Joh. Mayer.“ Der Dichter macht es hier wie mit dem David Schulmeiſter: er benutzt einen bekannten Namen als komiſche Vorausſetzung, um ſeinem Scherz deſto leichteren Eingang zu verſchaffen.

[25] Der Wirth (ebendaſ.). Daß dieſer Wirth ein Ueberbleibſel aus der älteren Bearbeitung, in der das Collegium nicht wie jetzt im Hauſe Hermanns von Bremen, ſondern in Jakob von Lübecks Weinhaus an der Mühlbrücke ſtatt hat, haben wir ſchon erinnert; er fällt jetzt offenbar mit Jens dem Bierzapfer zuſammen.

[26] Der Donauſtrom läuft etwas zu ſtark (ebendaſ.). Welchem deutſchen Leſer fällt hiebei nicht die Stelle aus des unglücklichen Günther Ode „Auf den zwiſchen Ihro Röm. Kayſerl. Majeſtät und der Porte 1718 geſchloſſenen Frieden“ ein:

„Dort leiht ein voller Tiſch das Ohr,
Und horcht, wie Nachbar Hanns erzähle;
Hanns iſt und ſchneidet doppelt vor,
Und ſchmiert ſich dann und wann die Kehle:
Da, ſpricht er, Schwager! ſeht nur her,
Als wenn nun dieß die Donau wär,
(Hier macht' er einen Strich von Biere.) . . . ."

[27] *Qui nescit simulare, nescit regnare* (S. 245). „Wer ſich nicht verſtellen kann, kann nicht regieren;" der Wahlſpruch König Jakob I. von England, wie Holberg ſelbſt in ſeinen „Geſchichten der Heldinnen," I. 121 erzählt. Auch von Ludwig XI. von Frankreich, der dieſen Spruch für das einzige Latein erklärt haben ſoll, das ſein Sohn, der ſpätere Karl VIII. erlernen dürfe, ſowie von König Friedrich II. von Dänemark (1559–1588) wird Aehnliches berichtet. — Der gleich darauf erwähnte Agrippa iſt der als Polyhiſtor, Arzt und Schwarzkünſtler berühmte Cornelius Heinrich Agrippa von Nettesheim, geboren zu Cöln 1486, geſtorben zu Grenoble 1535, Verfaſſer der Schriften „De incertitudine et vanitate scientiarum" (1527) und „De occulta philosophia" (1533). Daß er auch eine Zeitlang „Staatsmann" geweſen, wie die Anmerkungen zur Ausgabe der Holbergsgeſellſchaft ſagen, davon iſt uns nichts erinnerlich, es müßte denn das Amt eines Syndikus der Stadt Metz damit gemeint ſein, das er eine Zeitlang (bis 1520) verwaltete. Albertus Magnus iſt der berühmte Philoſoph und Philolog aus dem 13. Jahrhundert, geb. 1205 (oder 1193?), geſt. 1280, der Lehrer des Thomas von Aquino, bekannt außerdem durch ſeine tiefen mechaniſchen und chemiſchen Kenntniſſe, die ihn zum Helden zahlreicher Zaubergeſchichten und Vorläufer des ſpäteren Dr. Fauſt machten.

[28] Der politiſche Stockfiſch (ebendaſ.). Dieſes Buch, deſſen Holberg auch in der „Wankelmüthigen" und der „Republik" erwähnt, erſchien zu Merſeburg 1681 und hieß mit vollſtändigem Titel: „Der politiſche Stockfiſch, mit ſeinem Kunſtſtücke, wie ein kluger Liebhaber, wie niedrig er auch ſei, reich, ſchön und vornehm heirathen kann." Doch war es keineswegs ein politiſches Buch, ſondern vielmehr ein galanter Roman, wie ja damals, zur Zeit der Weiſe ꝛc. „politiſch" überhaupt gleichbedeutend war mit galant, weltklug, praktiſch; als Verfaſſer wird ein Johann Riemer namhaft gemacht, der 1714 als Prediger in Hamburg ſtarb. Er war ein fleißiger Nachahmer Weiſe's in Roman und Schauſpiel, auch als Satiriker nicht unbekannt; vgl. Gervinus III., 271, 320 ſq. 401 u. 461.

[29] Dem Mann um den Bart gehen (S. 247). Oder wie der Däne ſagt: unter die Augen, „under Öine," was eine heutzutage veraltete Redensart iſt und in der Ausgabe der Holbergsgeſellſchaft mit „ſich fügen, zu Willen ſein" erklärt wird. Oehlenſchläger hat einfach: „zu Willen ſein;" die alte Ueberſetzung: „eine Jede würde ſich ihrem Manne gefällig zu machen ſuchen."

[30] wenn eine Frau [illegible] wird (ebendaſ.). „Balſtyriſt", eine wie wir aus den Anmerkungen in der ebengedachten Ausgabe lernen, ſeeländiſche Form für „balſtyrig," was mit „unlenkſam, widerſetzlich" erklärt wird; es iſt vermuthlich wieder ein ſeemänniſcher Ausdruck und hängt mit Steuer, ſteuern zuſammen. Auch in Pommern iſt er nicht ganz unbekannt; man ſpricht da von „balſtrigen Kerlen,"

„der Kerl wurde ganz balſtrig,“ von Leuten, die ſich nichts ſagen laſſen wollen und gleich aufbrauſen, ſowie man ihnen widerſpricht. Oehlenſchläger, wie uns dünkt, nicht glücklich: „Wenn eine Frau das Rauhe auskehrt“ (müßte wenigſtens, um deutſch zu ſein, heißen herauskehrt); die alte Ueberſetzung, farblos wie immer: „wenn eine Frau böſe iſt.“

[illegible] Conſiſtorium oder Eherecht (ebendaſ.). „Conſiſtorium eller Tamperret“: ein geiſtliches Gericht, welches in allen Eheſtreitigkeiten entſchied und bis 1771 beſtand. Seinen Namen hatte es von den ſogenannten Quatembern, indem es den letzten Mittwoch jeden Vierteljahrs gehalten wurde. Holberg erwähnt es ſehr häufig.

[illegible] ich glaube, du biſt ein geborener Nurenberger (S. 248). Dies iſt einer von den wenigen Wortwitzen, welche Holberg ſich erlaubt. Franz der Meſſerſchmied leitet ſeinen Einwand ein mit: „Aber ....“ was auf Däniſch heißt „Men ....“ Nun antwortet Geert der Kürſchner ihm wörtlich: „Du kommſt immer mit deinen »Men,« ich glaube dein Vater und Mutter ſind »Menniſten« geweſen.“ Er meint Mennoniſten oder Mennoniten und nur um das Wortſpiel anzubringen, hat Holberg ſich der in deutſchen Schriften jener Zeit nicht ſeltenen Form „Menniſt“ bedient und ſo glaubte auch der Ueberſetzer ſich mit dem alterthümlichen „Nurenberg“ oder „Nuremberg“ (ſtatt Nürnberg) einige Freiheiten verſtatten zu dürfen. Oehlenſchläger giebt die Stelle ſo wieder: „Du kommſt immer mit deinem Aber, laß denn hören, was dein Aberwitz wieder ausgeheckt hat;“ die alte Ueberſetzung läßt das Wortſpiel ganz fallen. Es iſt eine von den Stellen, wo der Ueberſetzer ſich hilft, ſo gut er kann, und wenn dem Leſer etwas Beſſeres einfällt, ſo ſoll es uns freuen.

[illegible] Duc de Vendome (S. 249). Er meint den Herzog Ludwig Joſeph von Vendome, geb. 1654, geſt. 1712. Er war es, der Philipp V. nach Madrid zurückführte und ihm durch den entſcheidenden Sieg bei Villa Viziosa im December 1710 ganz Spanien eroberte. Dafür hatte er jedoch im Juli 1708 die berühmte Schlacht von Oudenarde gegen Marlborough verloren.

[illegible] Alexander Magnuſen ſeine Chronik (S. 250). Vielleicht eine Anſpielung auf Mogen Wingaard's Ueberſetzung des Curtius, die damals in Dänemark in großem Rufe ſtand und auf die der Dichter auch im Peder Paars anſpielt. Die gleich darauf erwähnte Schlacht bei Höchſtädt am 13. Auguſt 1704, wo Marlborough und Prinz Eugen das franzöſiſch-bairiſche Heer aufs Haupt ſchlugen, iſt allbekannt; es iſt dieſelbe, welche die Engländer die Schlacht bei Blenheim nennen.

Zum dritten Act.

[illegible] Ah Schnack, wann brauch' ich denn Kaſe (S. 253). Aus dieſer Stelle ſieht der Leſer, wie einfach die Sitten der bürgerlichen Stände damals in Dänemark noch waren, und daß ſie ſich vermuthlich mit Warmbier oder Grütze zum Frühſtück behalfen, wie ja auch Friedrich der Große noch als Kind thun mußte und wie er es dann ſpäter als König ſeinen Unterthanen wieder anempfahl; (vgl. auch unten im „Jean de France,“ Act 1, Scene 1).

[56] Du kannſt noch mit der Zeit Reitendiener werden (S. 254). Die bekannten Hamburgiſchen Magiſtratsdiener, die mit ihren langen ſchwarzen Mänteln und ihren runden geſteiften Kragen noch vor wenigen Jahren das Vergnügen der Hamburger Gaſſenjugend, ſowie das Erſtaunen aller Fremden waren, und es vermuthlich noch in dieſem Augenblick ſind. Die Stellen wurden noch vor Kurzem für ſehr einträglich gehalten; vgl. Heinrichs Monolog, Act IV, Scene I.

[57] wollt Ihr eine Dame ſein, müßt Ihr auch Damenmanieren haben (S. 256): „vil J väre Frue, ſaa maae J og have Frue-Noder." Ein däniſches Sprichwort, welches vollſtändig ſo lautet: „Damen müſſen Damenmanieren haben, ſagte Annemarie und damit ſchleppte ſie ihr Kleid in den Rinnſtein."

Zum vierten Act.

[58] wie die Kuh das neue Thor (S. 260). Das Däniſche iſt einfacher, es hat nur: Sie ſtehen und gaffen wie Kühe.

[59] Spaß apart (ebendaſ.). Wörtlich: Spaß iſt Eins, und ein Anderes iſt Ernſt.

[60] Könnt' ich nur deine Hände ſehen (ebendaſ.). Sie kommt auf den Einfall, weil Heinrichs Rock, in dem er ſich ſelbſt vorkommt wie ein Judenprieſter, ihm ſo viel zu lang iſt, daß nicht einmal die Hände aus den Aermeln reichen.

[61] Heinrich iſt trocken hinter den Ohren (S. 261). Wörtlich: Heinrich hat alte Knochen im Schädel, „Henrik har gammel Been i Panden." Eine ſprichwörtliche Redensart, die ſich, wie in der Ausgabe der Holbergsgeſellſchaft I, 31 bemerkt wird, auf die Erfahrung ſtützt, daß die Knochen der Kinder weich ſind, mit den Jahren aber mehr und mehr verhärten. Auch ſagt der Däne: Knochen in der Naſe haben, „have Been i Næſen" für: Charakter haben, ſich nicht leicht von Anderen leiten laſſen. Oehlenſchläger überſetzt die obige Stelle: „Heinrich iſt ein alter Knabe;" die alte Ueberſetzung: „Ich bin zu alt, als daß ich mich von dir ſollte betrügen laſſen."

[62] Wenn du auch poliſch biſt (ebendaſ.); er meint „politiſch." Der gleich darauf folgende Calfacter des Meiſters heißt im Däniſchen „Kabers Cuſtos," von dem lateiniſchen Beinamen der Schulbedienten, die aufwarten, einheizen, aber auch die körperlichen Züchtigungen vollziehen mußten; alſo ganz wie unſer Kalfacter. Es iſt daſſelbe Inſtrument, das Jeppe vom Berge unter dem Namen „Meiſter Erich" nur allzubekannt iſt. Statt des „Galopp," den es auf Heinrichs Rücken tanzen ſoll, iſt im Text von einer „Galiath" die Rede, was ohne Zweifel Galliarde heißen ſoll, ein ehemals in Frankreich ſehr beliebter Tanz von munterem Takte.

[63] und iſt mit dem Fräuleinstitel begnadigt worden (S. 262). Der Fräuleintitel ſtand bis auf Chriſtian den Vierten nur den däniſchen Königstöchtern zu; erſt unter Friedrich dem Dritten, nach Erlaß des Königsgeſetzes, alſo nach 1660, wurde er den Töchtern der Adeligen beigelegt, die früher einfach „Jungfern" oder auch „adelige Jungfern" hießen. Daß aber auch Töchter des höheren Beamtenſtandes, auch wenn ſie von nichtadeliger Abkunft waren, „Fräulein"

genannt wurden, das kam erſt zu Holbergs Zeiten auf und wird als eine thörichte Neuerung von ihm vielfach verſpottet.

[44] da biſt du auf dem Holzweg (S. 264): wörtlich: du läufſt mit Leimſtangen, „Du löber med Lüm-Stangen,“ was nach Molbechs Dial.-Lex. S. 326 ſoviel heißt als: du gehſt fehl, biſt auf dem falſchen Wege. Oehlenſchläger begnügt ſich mit: „du irreſt dich, mein Kind.“

[45] als der Bauer, wenn er zum Edelmann wird (S. 266). Die däniſche Redensart iſt noch kräftiger: als wenn Einer aus dem Dreck zu Ehren kommt — „Skarn,“ eigentlich von dem Kehricht, dem Wegwurf, der zuſammen „geſcharrt“ und in die Grube geworfen wird. Der Däne hat ein Sprichwort: kommt Dreck zu Ehre, weiß er ſelbſt nicht wie ihm wäre; „naar Skarn kommer til Äre, veed det ei ſelv, hvor det vil väre.“ Die Pilze, die gleich nachher erwähnt werden, ſind im Däniſchen noch genauer angegeben: nämlich Champignons.

[46] ſie baldyrt (S. 269) ſoll heißen: brodirt, vom franzöſiſchen broder, ſticken, ſchon damals eine beliebte Handarbeit vornehmer Damen. Doch iſt es nicht blos ein Sprachſchnitzer der Frau Bürgermeiſterin, ſondern auch ſonſt wurde „baldyre“ und „bordyre“ für „brodere“ im Däniſchen des vorigen Jahrhunderts häufig, ja regelmäßig gebraucht.

[47] je ſchwächer werden die Nerven (ebend.). Die „Nerven“ ſind ein Zuſatz des Ueberſetzers, der Text ſpricht nur von „Körper“ im Allgemeinen.

Zum fünften Act.

[48] laßt mich in Frieden, ihr Rechtsverdreher (S. 275). Für Rechtsverdreher hat das Däniſche einen ganz eigenthümlichen, von Holberg häufig gebrauchten Ausdruck: „Ting-Stude,“ Gerichts-Ochſen.

[49] Hugo Grotius (ebendaſ.). Der allbekannte holländiſche Gelehrte und Staatsmann, geb. 1583, geſt. 1645, einer der berühmteſten Männer ſeiner Zeit, der Mitbegründer des modernen Staatsrechts. Auch ſein Antheil an dem Oldenbarneveldt'ſchen Proceß, wie er als Arminianer und Staatsverräther enthauptet werden ſollte (1619), auch wirklich in lebenslängliches Gefängniß abgeführt und durch den aufopfernden Muth ſeiner Gattin befreit ward, iſt allbekannt und auch Hermann von Bremen hat davon gehört, nur daß er die Arminianer mit den Armeniern verwechſelt.

[50] den Weibern, die auf der Straße die Auſtern ausrufen (S. 277). Dieſer Gebrauch des Ausrufens auf den Straßen, durch den Hamburg berüchtigt iſt, war zu Holbergs Zeiten auch in Kopenhagen ſehr verbreitet und iſt es noch gegenwärtig; nur Auſtern werden, wie die Ausgabe der Holbergsgeſellſchaft zu dieſer Stelle bemerkt (I, 289), nicht mehr ausgerufen und ſind in Dänemark überhaupt in neuerer Zeit ſeltener geworden, als zu Ende des 17., Anfang des 18. Jahrhunderts.

[51] ſteckt den Finger in die Dielen und ſeht zu, in was für einem Haus Ihr ſeid (S. 284.) Die däniſche Redensart lautet: den Finger in die

Erde ſtecken, um zu ſehen, in was für einem Lande man iſt; „Stikke Fingeren i Jorden og lugte, hvad Land man er i," und wenn Heinrich hier den Rathsherren den Rath ertheilt, den Finger in die „Dielen" zu ſtecken ꝛc., ſo iſt das eben nur ein vom Dichter beabſichtigter irish Bull.

[illegible] mit ſeinen ſechzehn Staatscabinetten (S. 285). Nach Werlauffs Vermuthung in den „Hiſtoriſke Antegnelſer" S. 16, (vgl. die Anmerkungen in der Ausgabe der Holbergsgeſellſchaft S. 289) meint der Dichter hier die ſtatiſtiſchen Beſchreibungen aller größeren und kleineren europäiſchen Staaten, welche Ende des ſiebzehnten, Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, in Nachahmung der berühmten Elzevir'ſchen Republiken, in deutſcher Sprache zu Leipzig, Nürnberg ꝛc. herauskamen. Ich glaube, daß es faſt noch beſſer ſein wird, an die zahlreichen politiſchen Zeit- und Streitſchriften zu denken, die zu derſelben Zeit unter dem Titel: „Staatscabinette," auch „Eröffnetes Staatscabinet" und „Neueröffnetes Staatscabinet" herauskamen. Dieſelben waren auch häufig numerirt: „Erſtes, Zweites, Drittes ꝛc. Staatscabinet" und waren jedenfalls für einen Leſer, wie der noch nicht bekehrte Hermann von Bremen, eine höchſt unterhaltende und belehrende Lectüre; vgl. meine „Geſch. d. deutſchen Journalismus" I. 388 fgg.

[illegible] der in der ganzen Zeit, daß er Burgemeiſter war (S. 286). Ein bekanntes Witzwort Cicero's auf C. Caninius Rebilus, der am letzten Tage des Jahres 46 v. Chr. um Mittag Conſul wurde und alſo am Abend deſſelben Tages wieder aufhörte es zu ſein, da das Conſulat ſtets zu Neujahr wechſelte. Cicero's Aeußerung ſteht in den Ep. ad Fam. VII. 30 und lautet: „Fuit mirifica vigilantia Caninius, qui suo toto consulatu somnum non viderit."

[illegible] ich kann weder leſen noch ſchreiben (S. 287). Ein neuer und allerdings ziemlich ſtarker Beweis von der Flüchtigkeit und Sorgloſigkeit, mit der Holberg ſeine Komödien verfaßte. Hier rühmt Heinrich ſich, weder leſen noch ſchreiben zu können und doch hat er uns nicht nur zu Anfang des Stücks von dem gedruckten Freiwerber-Formular erzählt, das er ſich beim Buchbinder gekauft und auswendig gelernt, alſo doch gewiß auch geleſen hat, ſondern er hat auch ſo eben erſt ſeinem Meiſter ſelbſt, vor den Augen der Zuſchauer, weitläufige geſchriebene Dokumente vorgeleſen. — Doch iſt ja ſelbſt Schiller bekanntlich in dem ſo oft und ſo mühſam durchgearbeiteten Don Carlos etwas Aehnliches paſſirt; auch beſteht die wahre Correktheit des Dichters wol noch in anderen Dingen als in dieſen Aeußerlichkeiten.

2.

Jean de France

oder

Hans Franzen.

Komödie in fünf Acten.

Perſonen.

Jeronimus, ein Bürger.
Franz, ſein Nachbar.
Jean, Franzens Sohn.
Elsbeth, Jeronimus' Tochter.
Antonius, ihr Liebhaber.
Espen, ein Diener.
Marthe, eine Magd.
Arv, ein Hausknecht.
Magdelone, Franzens Frau.
Pierre, Jeans Diener.
Ein Spieler.
Ein Knabe.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Jeronimus. Franz.

Jeronimus. Guten Morgen, Nachbar, wo kommt Ihr ſo früh her?

Franz. Ich hatte ein Geſchäft auf dem Alten Markt.[1]

Jeronim. Was gutes Neues da?

Franz. Nichts, als daß man eben Einen in Priſon brachte.[2]

Jeronim. Das iſt nichts Neues; aber warum brachte man ihn dahin?

Franz. Schulden halber, hört' ich.

Jeronim. Das iſt erſt recht nichts Neues.

Franz. Der Mann iſt lange im Ausland geweſen und hat viel Geld dabei zugeſetzt.

Jeronim. Das iſt erſt recht nichts Neues. Hört mal, lieber Nachbar, ſpiegelt Euch an dergleichen Exempeln. Ihr habt einen Sohn .... mehr will ich nicht ſagen, gebe Gott, daß es nicht kommt, wie ich prophezeie! Die Sache geht mich ſo nahe an wie Euch; ich habe ja meine Tochter Eliſabeth mit ihm verlobt. Aber Ihr wolltet meinem Rath nicht folgen, er mußte ja ſeinen Willen haben, er wollte reiſen, er mußte reiſen, obwol er erſt ein Kind von neunzehn Jahren iſt.

Franz. Bitt' um Entſchuldigung, Nachbar, vergangenen Januar wurde er zwanzig.

Jeronim. Ich weiß recht gut, wann er geboren iſt; es war um dieſelbe Zeit, da meine ſelige Brigitte ſtarb. Aber das iſt nun einerlei; geſetzt auch, er iſt zwanzig Jahre, bleibt das darum nicht doch ein gefährliches Ding, ihn ſo außer Landes reiſen zu laſſen?

Franz. Ich will nicht weiter ſtreiten, ob das gefährlich iſt oder nicht; aber das weiß ich, die Meiſten hier zu Lande reiſen in dem Alter.

Jeronim. Dafür geht's denn auch den Meiſten, wie dem Kerl, dem Ihr heute auf dem Alten Markt begegnet ſeid. In ſo weit, lieber Nachbar, habt Ihr Recht: die Meiſten kommen ſo arm zurück, daß ſie reif ſind zum Hängen, warum ſoll Euer Sohn ſich nicht ſo gut hängen wie ein Anderer?

Franz. Ei das hat keine Noth; noch beim Abſchied hat er mich verſichert, er würde ſich ſchon gut aufführen.

Jeronim. Das thun ſie alle. Ich weiß nicht, wie ſeine Lebensweiſe in Paris geweſen; aber das kann ich ſagen, ſeine Briefe ſtehen mir gar nicht an; meine Tochter Elsbeth nennt er Iſabelle, ſich ſelber nennt er Jean und ich heiße Jerome. Sich ſelbſt kann er nennen, wie er Luſt hat, er mag ſich Fairfax[1] oder Sultan ſchreiben, wenn er will, wenn er nur mir und meiner Tochter unſere ehrlichen chriſtlichen Taufnamen läßt.

Franz. Ei lieber Nachbar, das iſt nun die Mode; junge Leute thun ſo was, um zu zeigen, daß ſie fremde Sprachen gelernt haben.

Jeronim. Ob das Mode oder nicht, darüber ſtreite ich nicht; aber iſt das eine vernünftige Mode? Geſetzt, ein Franzoſe käme zu uns und verdrehte ſeinen Namen Jean und ließe ſich Hans nennen, wenn der nun wieder nach Hauſe käme, würden ſeine Landsleute nicht denken, er wäre verrückt geworden? Fremde Sprachen lernen iſt ganz hübſch, aber erſt müſſen wir unſere eigene können. Auch Reiſen außer Landes zu machen iſt ganz hübſch, wenn man zuvor zu Jahren und Verſtand gekommen iſt, wenn man Vermögen genug hat, von ſeinen Zinſen zu leben, wenn man auf eine Profeſſion reiſt, die man zu Hauſe nicht lernen kann. Hier aber iſt's wie ein Geſetz geworden für arme Bürgersſöhne, mit ſolchen ausländiſchen Reiſen durch die Bank ihre Familien zu ruiniren, um dafür eine Sprache zu lernen, die ſie für ein halb Mandel Thaler, mehr oder minder, zu Hauſe beim Sprachmeiſter hätten auch lernen können. Die Meiſten verderben dabei und lernen nichts als thörichte Moden und Wolluſte, womit ſie nachher das Land anfüllen, und vergeſſen das Gute, das ſie in der Schule gelernt haben. Ich kann Euch da über eine Mandel nette Kerle herzählen, die auf der Schule auf den Paſtor ſtudirt und Predigten gemacht haben, die ſehr gefallen haben, ſelbſt in unſerer Frauen- und Rundkirche, wo doch die gelehrten Gemeinden[1] ſind. Dieſelben Leute ſind dann ſpäter der Mode gemäß außer Landes gereiſt, und da haben ſie dann der Mode gemäß ihr ganzes Chriſtenthum vergeſſen, bis auf den Catechiomus, haben ihre Mittel zugeſetzt, eine Menge politiſcher Narrheiten mitgebracht, und nachher ſind ſie dann mit ihrem Bonjour und Comment-vous-portez-vous umhergegangen und haben den Teufel im Leibe gehabt, bis ſie der Melancholie oder dem Branntwein verfallen und crepirt ſind. Und damit haben dann die Eltern ihre Kinder ruinirt und ſich ſelbſt im Elend geſehen. Ja, Ihr lacht darüber, lieber Nachbar, und doch iſt dies wahrlich ſo; ſäht Ihr nur mal das viele Geld, das die jungen Leute das Jahr über unnütz im Auslande verthun, in einer Summe auf einem Fleck, Ihr würdet Euch nicht länger darüber wundern, daß wir ſo arm und mittellos ſind. Euer Sohn hat nun in Frankreich bereits fünfzehnhundert Thaler verzehrt. Ihr ſagt, er hat franzöſiſch dafür gelernt: aber Ihr ſagt nicht, wie viel Latein er vergeſſen hat. Narrenspoſſen und Unſinn, das iſt, wie ich merke, das Erſte, was er gelernt hat, das kann ich aus jedem Briefe ſehen, den er mir ſchreibt. Was Henker ſoll ich mit den franzöſiſchen Briefen, von denen ich kein Wort verſtehe? Erſt koſten ſie mich das Poſtgeld und nachher noch eine Flaſche Wein an Jean Baptiſte,[2] daß er ſie mir in ein Deutſch überſetzt, das ich auch noch nicht einmal verſtehen kann.

Franz. Das nutzt nun weiter nichts, Nachbar, daß wir darüber ſprechen, geſchehene Dinge laſſen ſich nicht ändern. Ich bin nicht Schuld daran, meine Frau wollte das ſo haben.

Jeronim. Pfui, pfui, ſchiebt doch nicht die Schuld auf Eure Frau! Indem Ihr Eurer Frau die Schuld von ſo etwas beimeßt, beſchuldigt Ihr Euch ja ſelbſt; das iſt ja eine Schmach für einen Mann, zu ſagen: ich bin ruinirt, aber es iſt nicht meine Schuld, meine Frau wollte es ſo haben.

Franz. Mein Herzensnachbar, Ihr ſeid auch gar zu knurrig, ich bin, Gott Lob, noch nicht ruinirt. Geduldet Euch nur noch ein wenig, mein Sohn kommt jetzt zurück, ſchon vor vier Wochen iſt er von Paris abgereiſt und dann iſt die Geſchichte zu Ende.

Jeronim. Zu Ende? Ha, ha, zu Ende? Ihr werdet's noch erfahren, Nachbar, Ihr werdet's noch erfahren! Unſere däniſche Jugend macht das nicht, wie die Jugend in Holland. Mynheer Kalf's Sohn in Saardam[6] reiſete auch vor einigen Jahren außer Landes, hielt ſich wie ein Prinz, tractirte die Miniſter an allen Höfen; aber ſowie er wieder nach Hauſe kam, verkaufte er Pferde, Wagen, Kutſche, Lakaien, die ganze Bagage, und zog ſeinen Saardam'ſchen Bauernkittel wieder an. Aber unſere Cavaliere, unſere Herumtreiber, thun die wol daſſelbe? Ja richtig, verſucht es nur und gebt Eurem Sohn eine Bierſuppe mit Brod zum Frühſtück,[7] wie früher, Ihr werdet ſchon ſehen, ob er nicht antworten wird: in Holland habe ich mich an Chocolade gewöhnt. Verſucht es nur und ſetzt ihm eine gute däniſche Mehlgrütze oder Gerſtenbrei vor und ſeht, wie er dazu greinen wird und wird den nächſten Abend beim franzöſiſchen Koch ſoupiren. Wollten ſie nur wenigſtens Eines Volkes Narrheiten mitbringen, ſo möchte es ja noch angehen. Aber da kommen ſie nach Hauſe, zuſammengeflickt aus allen Tollheiten, die ſich in England, Deutſchland, Frankreich und Italien finden. Ich will nicht aufſchneiden, Nachbar, aber das iſt ſo ungefähr die Lebensweiſe unſerer jungen Cavaliere, wenn ſie nach Hauſe kommen: Morgens müſſen ſie ihren Thee oder ihre Chocolade haben, ſie ſagen, das wäre ſo auf holländiſch; Nachmittags ihren Kaffe, das iſt ſo auf engliſch; Abends ſpielen ſie l'hombre bei einer Maitreſſe, das iſt ſo auf franzöſiſch; haben ſie einen Gang in der Stadt, muß ihnen ein Lakai nachtreten, das iſt ſo auf Leipzigiſch oder Berliniſch; wollen ſie in die Kirche gehen, ſo fragen ſie erſt, ob da auch Muſik iſt, das iſt auf italieniſch. Alles, was ausländiſch iſt, dünkt ihnen ſchön und vornehm, ſelbſt wenn ſie Schulden halber ins Loch geſchmiſſen werden.

Franz. Nun nun, Nachbar, es wird ſchon noch beſſer gehen, als Ihr denkt. Aber iſt das ſchon lange her, ſeit Euch mein Sohn geſchrieben?

Jeronim. Ungefähr vier Wochen.

Franz. Vor vier Wochen iſt er von Paris abgereiſt.

Jeronim. Das kann ſchon ſein; ſein letzter Brief war datirt, mit Permiſſion zu ſagen, aus Dünnkäcker oder Dünnkacke." Giebt's denn nur in Frankreich eine Stadt, die ſo heißt?

Franz. Das muß Dünkirchen ſein, das ſchreibt der Franzoſe Dünnkacke. Er geht nämlich zu Waſſer.

Jeronim. Das iſt ein garſtiger Name. Aber da kommt Arv, der Hausknecht, ganz außer Athem; was will denn der?

Zweite Scene.

Arv. Jeronimus. Franz.

Arv. Nun geb' ich noch einen Thaler zu, wenn der Herr zu Hauſe wäre. Hans Franzen iſt nach Hauſe gekommen, und Niemand kann ein Wort verſtehen, was er ſagt. Zuerſt, wie er in die Thür kam, fragte er: „Wo iſt Mosjö Mebeer? Ich war ganz erſchrocken über die Frage; denn wer Henker ſoll ihm Moosbeeren verſchaffen im Maimonat? Ich antwortete ihm, das wäre hier zu Lande nicht die Zeit dazu. Darüber verwunderte er ſich nun wieder ſehr, als ob er nie zuvor in einem hieſigen Garten geweſen wäre, und darauf fragte er nach ſeiner trä ſchär Mähr. Ich antwortete ihm darauf, wie es die Wahrheit iſt, die könnte er auf dem Ulfeld'ſchen Platz und auf dem Holländer-Berg finden, da fände er träge Mähren genug." Mir gab er einen Hundenamen: er nannte mich Garſiong und noch was, was ich mich wieder zu ſagen ſchäme.

Franz. Nun Arv, was haſt du Neues?

Arv. Einen ganzen Sack voll.

Franz. Bös oder gut?

Arv. Halb bös, halb gut: Hans Franzen iſt wiedergekommen von Weſtindien, aber ....

Franz. Von Weſtindien?

Arv. Nun, ich denke doch von Weſtindien, weil er ja den Sonnenſtich hat. Entweder iſt er verrückt, oder er iſt guter Hoffnung; denn das Erſte, wonach er verlangte, waren Moosbeeren.

Franz. Wie ſieht er aus? Was hat er an?

Arv. Er ſieht wunderlich aus. Ich weiß nicht, ob der Herr den Treffbuben kennt; juſt ſo ſieht er aus, wahrhaftig! Er trägt einen rothen Schlafrock und hat einen Hut auf, ſechsmal ſo breit, wie der meine; er iſt juſt ſo breit, wie der, den der Hanswurſt hatte, als der Herr neulich beim ſtarken Manne[10] war. Er hätte nicht nöthig, vor der Zeit zu ſpaßen, er kann noch zeitig genug Hahnrei werden.[11] Aber ich muß laufen und den Brief beſtellen, den er mir gegeben hat.

Franz. An wen iſt der Brief?

Arv. Der iſt an einen Mann mit Namen Moons.

Franz. Laß mich den Brief ſehen: „A. Mons. Monsieur de Pedersen, Auditeur de la première Classe in Copenhague.“ Das muß an Monſieur Peterſen ſein, Hülfslehrer an der unterſten Klaſſe, mit dem er gut Freund iſt. Da kannſt du lange laufen und nach Herrn Moons fragen. Wo iſt mein Sohn?

Arv. Er wird gleich kommen, er ſteht in der grünen Stube und wickelt ſich ſeine Perücke vorm Spiegel. Ich muß laufen. (Ab.)

Dritte Scene.

Jean. Jeronimus. Franz.

Jean. La la la la la! Nun kann ich nicht wieder auf den bougre de pagnol kommen, den ich zuletzt bei Monsieur Blondis[12] gelernt habe. Pardi! das iſt ein grand malheur. Mais voilà mon père et mon Schwieger-père; bon matin, Messieurs, comment vive ma chère Isabelle?

Jeronim. Hört, mein guter Hans Franzen! Ich bin in der Chriſtenbernikowſtraße geboren, mein Vater ebenſo. Eine Iſabelle oder Fidelle iſt nie in unſerem Hauſe geweſen; ich heiße Jeronimus Chriſtopherſen und meine Tochter Elsbeth, mit Gott und Ehren.

Jean. Das iſt Alles daſſelbe, mon cher Schwiegerpapa! Elsbeth, Iſabelle oder blos Belle, das Letzte iſt das Vornehmſte.

Jeronim. Wenn der meine Tochter Bello nennt, ſo kriegt er's mit mir zu thun, denn das iſt ja ein Hundename. Wollt Ihr uns nicht mit unſern chriſtlichen Namen nennen, ſo könnt Ihr Euch nur nach einem andern Schwiegervater umſehen; ich bin ein ehrlicher Bürger von altem Schlag, ich leide ſolche neue Alamoden nicht, und ebenſowenig verſtehe ich mich auf ſolche hochtrabende Parlirung.

Jean. Pardonnez-moi, mon cher Schwiegerpapa, man ſagt nicht neue Alamoden; ce n'est pas bon Parisish, c'est bas breton, pardi .... La la la la! Das iſt die neueſte Menuet, composé par le Sieur Blondis, pardi. Das iſt ein habile homme, le plus grand Tanz-Maître en Europe. Heißt nicht Tanz-Maitre auf däniſch auch Tanz-Maître? Ich habe mein Däniſch ganz oubliirt dans Paris.

Jeronim. Schade, daß Ihr es nicht ganz und gar vergeſſen habt. Denn jetzt verſteht Ihr weder däniſch, noch franzöſiſch; wärt Ihr noch vierzehn Tage länger in Paris geblieben, hättet Ihr wol auch noch Euren Namen vergeſſen.

Jean. Non ma foi, das vergeſſe ich ſo leicht nicht, daß ich heiße Jean de France, non, pardi non!

Franz. Jean de France, nong Paradis nong — heißt das Hans Franzen auf däniſch? Nachbar, die Sprache muß reicher ſein als unſere.

Jeronim. Es wäre beſſer, ſtatt mich ſo zu fragen, Ihr gäbt Eurem Sohn ein paar Ohrfeigen gegen ſeinen Hirnſchädel.

Jean. Messieurs, je demande pardon, ich muß gehen; wir Parisiens können nicht lange auf einem Flecke bleiben ... La la la la! Ich muß hin und mich ein biſchen umſehen à la Grève! Adieu si long! (Geht ab.)

Vierte Scene.

Die Vorigen.

Jeronim. Lebt wohl, Nachbar, ich bitte um Verzeihung, daß ich ſo dreiſt geweſen bin, mit Euch zu ſprechen; Euer Sohn, wie ich höre, iſt ja gräflich geworden, und alſo ſind ich und meine Tochter zu gering, mit Euch umzugehen.

Franz. Ach mein Herzensnachbar, ſeid doch nicht ſo raſch, habt nur vierzehn Tage Geduld, unterdeſſen, hoff' ich, ſollen ihm die Grillen vergehen. Ihr wißt ja, mit Hermann Franzens Sohn war es ebenſo, der machte auch mit ſeinem Parlemefranſö alle Menſchen todt, der war ja ſo eingenommen davon, daß er bei keinem Mädchen mehr liegen wollte, außer auf franzöſiſch; er aß lieber 'ne Suppe, aus 'ner alten Schuhſohle gekocht, wenn ſie nur von einem franzöſiſchen Koch zurechtgemacht war, als die beſte Kalbfleiſchſuppe auf däniſch. Die höchſten Beamten, mit denen er ſprach, redete er mit Moſjö an,[13] blos weil das ſo ſein Parlemefranzöſiſch war, unbekümmert, daß er ſich viele Feinde dadurch machte. Ja zu guter Letzt wollte er in keine däniſche Kirche mehr gehen, ſondern hielt ſich zur franzöſiſchen Gemeinde in Aabenraa. Und nachher, wie er ausgeraſt hatte, wurde derſelbe Mann ſo vernünftig, daß er nun alle franzöſiſchen Bücher verbrennt bis auf die Bibeln, wo er ſie zu packen kriegt, und ſich mit den Leuten auf der Straße herumzankt, blos weil ſie parlemefranzöſiſche Geſichter haben, obwol es eingeborne Chriſtenmenſchen ſind. Ich hoffe, mit meinem Sohn wird es in Kürze ebenſo gehen; er muß nur was zu thun kriegen. Ich werde ihn beim Rentamt[14] unterbringen, da wird er meiner Treu' ſchon Anderes zu thun kriegen, als zu ſingen **La la la la!** und Fiol de Spanie[15] zu tanzen am lichten Tage.

Jeronim. Nun nun, Nachbar, damit Ihr nicht ſagen ſollt, daß ich zu knurrig bin, wolan, ſo will ich vierzehn Tage Geduld haben. Beſſert er ſich in der Zeit, ſo ſähe ich am liebſten, er hielte ſofort Hochzeit mit meiner Tochter und legte ſich auf eine bürgerliche Handtierung; denn ihn ſo mit den Jungen vom Rentamt 'rumlaufen zu laſſen, das thut's auch nicht, Nachbar, das thut's auch nicht!

Franz. Wie Ihr es gut findet, ſoll es geſchehen; lebt wohl ſo lange.

Jeronim. Lebt wol! (Ab.)

Fünfte Scene.

Magdelone. Franz.

Magdelone. Ach mein Herzensmann, haſt du Hans Franzen geſehen?

Franz. Mehr, als mir lieb iſt; Gott beſſer's!

Magdelone. Du haſt immer mit mir gezankt, wir hielten zu viel von dem Sohne.

Franz. Freilich.

Magdelone. Aber haben wir nun nicht unſere Freude an ihm?

Franz. Ja, das iſt richtig; man kann über ihn lachen, ſo oft man ihn ſieht.

Magdelone. Ach, das iſt ein allerliebſter Junge.

Franz. Ja wol.

Magdelone. Denk' nur einmal an, wie er in der franzöſiſchen Sprache zugenommen hat in ſo kurzer Zeit.

Franz. Zum Erſchrecken.

Magdelone. Ich kannte ihn gar nicht wieder, wie ich ihn ſah.

Franz. Ich auch nicht.

Magdelone. So lebendig iſt er geworden.

Franz. Ja wol.

Magdelone. Und ſo zierlich.

Franz. Zum Erſchrecken.

Magdelone. Frankreich erzieht doch Menſchen.

Franz. Teufelsmäßig.

Magdelone. Er nannte mich Mardam.

Franz. That er das?

Magdelone. Ja, er ſagte, Mutter wäre ſo gemein.

Franz. Kann wol ſein.

Magdelone. Aber ſeine Braut nonnte er Maitreſſe; das, dächt' ich, war doch wunderlich.

Franz. Warum denn?

Magdelone. Es iſt vielleicht ſo gebräuchlich in Frankreich.

Franz. Vermuthlich.

Magdelone. Gott ſei Lob, daß er doch ſeine alten Eltern noch kannte.

Franz. Ja wol.

Magdelone. Aber warum weinſt du, Herzensmann? Gewiß vor Freude. (Leiſe.) Der arme Mann hält doch mehr auf ſeine Kinder, als er ſich merken läßt. (Laut.) Ich hab' auch geweint vor Freuden.

Franz. Und ich vor Kummer.

Magdelone. Vor Kummer?

Franz. Ja, vor Kummer. Oder ſoll ein ehrlicher Vater nicht weinen, wenn er ſeinen Sohn ſo umgewandelt ſieht zu einem Phantaſten, einem Gaukler, einem Narren?!

Magdelone. Was ſprichſt du da für grobe Worte? Mein Sohn ein Narr?

Franz. Ja, ein wahrer Narrenhauptmann.

Magdelone. Ach, ich armes Weib, da muß ich nun ſolchen Tölpel zum Manne haben, der nichts zu ſchätzen weiß, was gut iſt! Die einzige Freude, die ich in der Welt habe, iſt das liebe Kind und das kann dieſer ſchlimme Mann nicht leiden. Selbſt die unvernünftigen Beſtien ſieht man ja doch für ihre Kinder Sorge tragen, ja ſelbſt Türken und Heiden ſorgen für ihre Brut; blos du haſſeſt deine eigenen Kinder, die fremde Leute wegen ihrer Artigkeit lieben. Ich will nichts rühmen, was mir gehört: aber das glaub' ich doch nicht, daß es im ganzen Lande einen artigeren Menſchen gibt als Hans Franzen; hätteſt du nur ein Bischen gewöhnlichen Menſchenverſtand, ſo müßteſt du das ja einſehen.

Franz. Worin beſteht denn ſeine Artigkeit?

Magdelone. Nun eben darin, daß er artig iſt.

Franz. Ich ſehe keine Artigkeit darin, in ſo kurzer Zeit fünfzehnhundert Thaler zu verbrauchen.

Magdelone. Du ſprichſt nur von dem, was er verbraucht hat, aber nicht von dem, was er gelernt hat.

Franz. Ich ſehe es wol, er hat gelernt eine Fiol de Spang zu tanzen, eine Menge verliebter Lieder zu ſingen und ſeine Mutterſprache zu verderben; ich glaube, er kann jetzt weder däniſch noch franzöſiſch.

Magdelone. Mit ſolchem verdrießlichen Menſchen mag ich gar nicht mehr ſprechen; aber ich ſchwöre dir, ich komme mein Lebtage nicht mehr zu dir ins Bett.

Franz. Halt ſtill, Herzensweib, ich will dir was ſagen . . .

Magdelone. Nicht ein Wort mehr!

Franz. Gott bewahre, wie kannſt du nur gleich ſo böſe werden.

Magdelone. Laß mich gehen, ſag' ich.

Franz. Ei Magdelonchen, ich habe das ja nicht ſo böſe gemeint.

Magdelone. Keine Poſſen, ich gehe.

Franz. Warte mein Huhnchen, du ſollſt was kriegen, du weißt ſchon —

Magdelone. Bagatell!

Franz. Mein Zuckerdöschen!

Magdelone. Geſchwätz!

Franz. Mein Snutchen!

Magdelone. Laß mich los!

Franz. Mein Syrupsfäßchen!

Magdelone. Fort!

Franz. Meine Butterblume!

Magdelone. Papperlapap!

Franz. Mein Märzveilchen!

Magdelone. Nichts!

Franz. Meine Herzensfreude!

Magdelone. Hol' dich der Henker!

Franz. Mein Riechfläſchchen!

Magdelone. Geh zum Blocksberg!

Franz. Ach mein allerliebſtes Weib, ſei doch nicht böſe auf dein kleines Männchen!

Magdelone. Keine Faxen!

Franz. Auf deinen lieben kleinen Franz!

Magdelone. Fort, falſcher Schlingel!

Franz. Ich will wahrhaftig nie wieder ſolchen Spaß treiben; denkſt du denn, daß es mein Ernſt war?

Magdelone. War es alſo nicht dein Ernſt?

Franz. Ei was, mein Ernſt! Denkſt du denn, ich merke die Liebenswürdigkeit meines Sohnes nicht ſo gut wie du? Ich redete nur ſo, um dich ein Bischen zu necken; es war wahrhaftig blos vor Freude, daß ich weinte. (Leiſe.) Ach Gott ſchütze den armen Mann, der, um nur Frieden im Hauſe zu haben, ſeiner Kinder Wolfahrt aufopfern muß!

Magdelone. Haſt du das wirklich nur im Scherz geſagt, mein Herzensmann, ſo iſt Alles wieder gut. Aber da kommt er.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Jean. Nachher **Arv** unſichtbar.

Magdelone. Gieb nun blos mal Acht auf ſeine Manieren und ſieh, ob wir nicht Urſache haben ſolch einen Sohn zu lieben.

Franz. Du haſt Recht, Frau.

Magdelone. Mein Herzensſohn, du mußt deine Mutter nicht ſo lange allein laſſen, ich kann keinen Augenblick ohne dich ſein.

Jean. Was meint Madame zu dem Contretemps, den ich ganz kürzlich gelernt habe, bevor ich von Paris abreiſte? Ich glaube pardi nicht, daß den Einer hier zu Lande ſchon kann. Ich kann ihn auf zwanzig Façons machen, zum Exempel erſt ſo . . . und dann wieder ſo . . . .

Magdelone. War das nicht eine prächtige Capriole, Mann?

Jean. Das war keine Capriole, Madame, ſondern ein Contretemps.

Magdelone. Ich verſteh' das nicht, mein Herzensſohn, du mußt mich entſchuldigen; eine ſchlechte und rechte Menuett habe ich vor dieſem allenfalls tanzen können, aber weiter nichts.

Jean. Kann Madame die Tour davon noch?

Magdelone. Ja, vielleicht.

Jean. Wolan, laßt uns ein Menuett mit einander tanzen, damit Ihr ſeht, was für Pas ich mache.

Magdelone. Das wird ein wunderlicher Tanz werden, fürcht' ich, ich bin doch wol ein bischen zu alt zum Tanzen.

Jean. Hat nichts zu ſagen. La tour seulement!

Magdelone. Nein, mein allerliebſter Sohn, ich bitte mich zu entſchuldigen.

Jean. Ah pardi, je m'en moque! La tour seulement!

Franz (leiſe). Das iſt mir ſo lieb, als wenn mir Einer zehn Thaler gäbe; ich wär' es zufrieden, wenn er mit ihr mitten auf dem Schloßplatz tanzte, das wär' ihr ganz recht, weil ſie ihn ſelbſt ſo verdorben hat.

Magdelone. Ach mein Herzensſohn, thu mir doch nicht den Schimpf an!

Jean. Ei sans façon! Das iſt gar nicht hübſch, ſich ſo lange nöthigen zu laſſen. La tour seulement!

Franz (leiſe). Na das geht ſchon.

Magdelone. Meine Füße ſind ſchon zu ſteif dazu.

Jean. Pardi! Mardi! Peste! Diantre! Tête-bleu! Nun werd' ich böſe, das Vergnügen konntet Ihr mir doch wol ſacht machen! La tour seulement!

Magdelone. Eher mein Sohn böſe wird, will ich es ja gerne thun, ſo gut ich kann.

Franz (leiſe). Ha, ha, ha!

Jean. Papa muß uns ein Menuett ſingen!

Franz. Kann ich denn ſingen?

Jean. Aber gebt wol Acht, daß Ihr uns die Meſure haltet beim Singen!

Franz. Sauer genug wird's mir werden, mein Sohn; es iſt wol das Beſte, Ihr ſingt ſelbſt.

Jean. Ei pardi, c'est impossible! Wie kann ich denn ſingen und tanzen dans le même temps?

Magdelone. Kann ich unſerm Sohn den Willen thun und mit ihm tanzen, ſo kannſt du auch wol mit ihm ſingen.

Franz. Ich hoffe, Frau, das iſt nicht dein Ernſt, zum Narren mach' ich mich nun einmal nicht, dazu bin ich zu alt.

Jean. Tête-bleu! j'enrage!

Magdelone. Ach mein Herzensſohn, werde nur nicht böſe, er ſoll ſingen auf mein Wort und wenn er toll wird.

Jean. Ah pardi, chantez donc!

Magdelone. Du biſt doch der verdrießlichſte Mann, den es je auf Erden gegeben hat.

Jean. Diable m'emporte, di .....

Franz (fängt an die Melodie zu ſingen, die die Nachtwächter haben und weint dazwiſchen. Die beiden Andern fangen an zu tanzen).

Jean. Ei, das iſt ja kein Menuett, kann Papa kein Menuett?

Franz. Ich kann blos das.

Magdelone. Na denn mach' nur zu, es iſt ja einerlei, ob es auch ein bischen altmodiſch iſt.

(Er ſingt, aber ſowie ſie ſich umwenden, droht er ihnen. Sie tanzen beide ſehr ſchlecht. Arv guckt ungeſehen zur Thür hinein. Von Zeit zu Zeit ruft Jean: La cadence, mon père! la cadence! Wenn der Tanz aus iſt, gehen ſie ab.)

Franz (leiſe). Ach ich elender Mann, daß ich ſolchen Sohn in die Welt geſetzt habe! Da muß ich bei Zeiten Rath ſchaffen, ſonſt wird mein Haus zum Stadtgeſpräch.

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Antonius. Elsbeth. Marthe. Eſpen.

Antonius. Ach meine allerſchönſte Jungfrau, das Herz will mir brechen bei dieſer unglückſeligen Nachricht, daß mein Rival ſo unvermuthet zurückgekommen.

Elsbeth. Wie meint Ihr denn wol, daß es mir um's Herz iſt, die ich auf ewig an dieſen widerwärtigſten aller Menſchen gefeſſelt werden ſoll? Ich hatte einen Abſcheu vor ſeiner Perſon, ſchon bevor er reiste: denn ich ſah ja, wie eitel und abgeſchmackt er war und konnte leicht vorausſehen, daß er, wenn er erſt in fremde Länder käme, den Verſtand vollends verlieren würde.

Antonius. Und an ſolche Perſon, meine allertheuerſte Jungfrau, wollt Ihr Euch binden?

Elsbeth. Gutwillig nicht, mein theurer Antonius. Aber Ihr wißt, daß ich einen Vater habe, hart wie Stein; was er einmal haben will, das muß geſchehen und wenn es der Untergang ſeines eignen Hauſes wäre.

Antonius. So lange ich lebe, ſoll es dennoch nicht geſchehen.

Elsbeth. Womit wollt Ihr es hindern?

Antonius. So lange ich lebe, ſag' ich; meine Augen ſollen das nicht ſehen, lieber bring' ich mich ſelbſt um.

Elsbeth. Und das ſag' ich Euch, Ihr unbeſonnener Menſch: nehmt Ihr Euch das Leben, ſo endige ich mit demſelben Schwert auch meine Tage. Hört daher auf mit ſolchen Reden und denkt lieber auf Mittel, das drohende Unglück abzuwehren und ſeid verſichert, daß weder der Wille der Eltern, noch ſonſt irgend etwas in der Welt das Band zerreißen kann, das unſere Herzen verbunden hält.

Antonius. Ach nun bin ich zufrieden!

Marthe. Hört doch, Ihr verliebten Thoren: ſtatt ſolch ein unnützes Aufheben zu machen, wäre es beſſer, Ihr bätet mich und Eſpen, ein bischen die Köpfe zuſammenzuſtecken. Ihr wißt ja, wenn wir zwei unſern **Witz brauchen** wollen, ſo iſt uns kein Ding unmöglich; gebt **uns** nur Zeit, ein bischen herumzuſpeculiren und geht ſo lange **bei** Seite. (Sie gehen hinein.)

Zweite Scene.

Marthe. Eſpen.

Marthe. Eſpen, du biſt ein alter Schelm, **nun** laß ſehen, wozu du gut biſt?

Eſpen. Dich **abgerechnet**, glaub' ich **nicht**, daß ich meinen Meiſter **habe**.

Marthe. Spintiſire nur etwas aus, es thut nichts, wenn du auch dafür gehängt wirſt. Denn wenn du nicht dafür gehängt wirſt, wirſt du doch gewiß für was anders gehängt und zwar nächſtens.

Eſpen. Nein wahrhaftig, ſo raſch geht's mit dem Gehängtwerden nicht, wenn anders das wahr iſt, was die Wahrſagerfrau mir vorgeſtern **aus** der Hand las.

Marthe. Und was prophezeite ſie dir?

Eſpen. Sie prophezeite mir, daß ich nicht eher gehängt würde, als bis du ausgepeitſcht wärſt und drei Jahre im Spinnhaus geſeſſen hätteſt.

Marthe. Ei Redensarten, die alten Propheten ſind todt und die neuen taugen nichts.[16]

Eſpen. Nein meiner Treu, das Weib war alt genug, ſie hatte keinen Zahn mehr im Munde und konnte nicht mehr ſprechen vor Alter.

Marthe. Wie konnte ſie denn ſagen, ich ſollte ins Spinnhaus kommen? **Wer** lügen will, muß ein gutes Gedächtniß haben.

Eſpen. Sie erklärte mir Alles durch Geberden.

Marthe. Was das für dummes Zeug iſt! Friſch, an die Arbeit, ſo lang wir allein ſind, die edle Zeit vergeht.

Eſpen. Ich bin jetzt wahrhaftig nicht in der Laune die Cour zu machen, Mamſell.

Marthe. Ei pfui du Schlingel, da kannſt du lange warten, bis ich mich in dich verliebe. Wollt' ich auf den Weg, ſo ging' ich wol zu andern Leuten als du biſt; zehn Kutſchwagen kann ich kriegen, wenn ich zu ſo etwas Luſt hätte, mit vornehmen Bedienten hinten drauf ſo viel ich will. Die Arbeit, die ich jetzt meinte, war eine Intrigue herauszuſpeculiren.

Eſpen. Ja nun verſtehe ich erſt deine Meinung.

(Sie gehen, Jedes für ſich, auf und ab.)

Marthe. Nu Eſpen, biſt du mit deiner Lection bald fertig?

Eſpen. Ja, ich habe da eine Invention, wie wir den alten Jaronimus um einen Haufen Geld prellen können.

Marthe. Ei du Dummkopf, das iſt aus der Mode, das haſt du aus einer alten Komödie geſtohlen. Nein, ich hab' ein anderes Mittel, das beſſer iſt, laß uns unſere verliebten Leutchen hereinrufen und ihre Meinung darüber hören. He, kommt wieder herein, Paris und Helena, und hört das Urtheil.

Dritte Scene.

Elsbeth. Marthe. Eſpen. Antonius.

Elsbeth. Hier ſind wir, laßt uns denn hören, was Ihr Euch ausgedacht habt.

Marthe. Wir Rathsherrn haben mit Stimmenmehrheit für gut befunden, daß, ſintemalen es eine große Sünde, ſich dem Willen ſeiner Eltern zu widerſetzen, es das Beſte iſt, daß Jungfer Elsbeth ſich dieſe zweite Liebſchaft aus dem Sinn ſchlägt und ſich mit dem verbindet, dem ihr Vater ſie verſprochen hat.

Elsbeth. Ach, du treibſt nur deinen Scherz mit mir?

Marthe. Gewiß, es iſt nur Scherz; in ſolchen Sachen darf man ſich meiner Anſicht nach keineswegs nach den Capricen der Eltern richten. Die haben dabei blos das Intereſſe, ſich mit gewiſſen Leuten zu verſchwägern, von denen ſie Nutzen zu ziehen hoffen, und dieſem Intereſſe opfern ſie dann nicht ſelten ihrer Kinder Wolfahrt. Junge Leute dagegen denken an ſo etwas weniger, vielmehr wählen ſie ſich ſolche Perſonen zur Ehe, mit denen ſie glücklich zu werden hoffen und lieben nur, um zu lieben. Iſt das nicht auch Seine Meinung, Herr Collega?

Eſpen. Vollſtändig.

Marthe. Wär' ich Aſſeſſor in einem Collegium mit dir, ſo würd' es mir gehen, wie den geſcheidten Richtern, die einen Dummkopf zur Seite haben: ich hätte immer über zwei Stimmen zu verfügen.

Eſpen. Verſtehſt du Latein, Marthe?

Marthe. Gerade ſoviel wie du.

Eſpen. Weißt du, was das heißt: mulier taceat in ecclesia?

Marthe. Nein, das weiß ich nicht.

Eſpen. Das heißt auf däniſch ſo viel, daß eine ſolche Sau wie du biſt Rocken und Spule wahrnehmen und nicht daran denken ſoll ſich in Sachen zu mengen, zu denen die Natur mich und andere Mannsperſonen geſchaffen hat.

Marthe. So was ſollteſt du nicht ſagen, Eſpen, die Zeit wird noch kommen, wo man mehr auf den Verſtand als auf das Geſchlecht, mehr auf das Talent als auf den Namen ſieht; wenn unſer Beider Verſtand auf die Wagſchale gelegt wird und ich dann zum Oberrichter ernannt werde, ſo kannſt du es nicht höher bringen als zum Apfelhöcker.

Antonius. Ach bitte, laßt uns zur Sache kommen und nicht die Zeit mit ſolchem Geſchwätz verſäumen.

Marthe. Laß doch nur den Eſpen reden, der hat ja einen herrlichen Anſchlag ausgeheckt.

Eſpen. Ei Marthe, quäle uns doch nicht ſo lange, ſondern ſag', was für ein Mittel du aufgefunden haſt, dieſen lieben Kindern zu helfen.

Marthe. Willſt du auch erſt bekennen, daß du ein Dummkopf biſt?

Eſpen. Ein Schelm, der das thut.

Elsbeth. Ach Herzens-Eſpen, kannſt du denn nicht um meinetwillen ſacht ſagen, daß du ein Dummkopf biſt?

Eſpen. Ja, ich bin ein Dumkopf; iſts ſo recht?

Marthe. Ob du's glaubſt oder nicht, wahr iſt es doch. Da ging er und ſpeculirte eine halbe Stunde, wie auf eine Predigt und endlich kam er mit einer alten verſchimmelten Intrigue, von der ſchon alle Komödien voll ſind. Meine Invention dagegen beſteht in Folgendem. Wie Ihr gehört habt, iſt Hans Franzen ſo eingenommen von Allem, was franzöſiſch heißt, daß, wenn es gut

Pariſiſch wäre, bei lichtem Tag auf der Straße ohne Hoſen zu gehen, ſo thät' er das auch. Nun wißt Ihr, daß ich drei Jahre bei einem franzöſiſchen Koch in der Weidenſtraße gedient und in der Zeit ſo viel Franzöſiſch gelernt habe, wie mir zum täglichen Gebrauch vonnöthen. Ich will mich für eine franzöſiſche Dame ausgeben, die ſoeben von Paris gekommen und in Hans Franzen verliebt iſt. Wie ſich die Sache weiter entwickelt, wird die Zeit lehren; laßt mich nur machen. Eſpen ſoll mein Kammerdiener ſein.

Elsbeth. So müſſen wir eilen, Euch auszurüſten.

Antonius. Ihr, meine theuerſte Jungfer, gebt Marthen Kleider, ich werde Eſpen verſehen.

Eſpen. Eſpen müßt Ihr nun nicht mehr ſagen, ſondern Herr Kammerdiener.

Antonius. Nun ſo packt Euch, Herr Kammerdiener.

(Eſpen und Marthe ab.)

Vierte Scene.

Arv. Antonius. Elsbeth.

Arv. Ha ha ha! Hi hi hi!

Antonius. Iſt das nicht Franz Hanſens Hausknecht?

Arv. Ha ha ha! Hol' der Teufel die Narrheit!

Antonius. Worüber lachſt du denn ſo herzlich, Arv?

Arv. Ah ſeid Ihr's, Monſieur Antonius? Ich bin im Begriff vor Lachen zu platzen.

Antonius. Wo biſt du geweſen, daß du ſo lachſt?

Arv. Ich komme von einem Aſſemblix, da hättet Ihr einen artigen Tanz mit anſehen können.

Antonius. Von wem denn?

Arv. Unſere Madame tanzte Schottiſch mit Hans Franzen und der Herr ſang dazu.

Antonius. Ei Poſſen!

Arv. Nein wahrhaftig, es iſt ſo, die Madame ſollte ſich ſchämen, ich hätte nicht gedacht, daß ſie ſo ſchön tanzen könnte, ſeht, ſo ging ſie und wackelte mit dem Hintern. Hätte ich nur einen Rothſtift, ſo wollte ich Euch das ganze Aſſemblix abmalen, ich habe zeichnen gelernt, und jedesmal, wenn er tanzte, ſchrie er ſeinen Vater an: Kater Hanſen! Kater Hanſen! Was das bedeuten ſollte, mag der Henker wiſſen. Aus freien Stücken, das ſah ich wohl, ſang der arme Mann nicht; denn er ſang, weinte und drehte, Alles auf einmal.

Antonius. Aber wenn er nicht ſingen wollte, wer konnte ihn zwingen?

Arv. Alles im Hauſe muß nach Hans Franzens Pfeife tanzen; er regiert die Madame und die Madame regiert den Herrn.

Antonius. Der Kerl muß ja rein toll ſein.

Arv. Ich glaub' in der That, er hat in Frankreich Schaden im Kopf genommen, mir gibt er einen Hundenamen, er nennt mich Garſong. Wenn er mich noch einmal Garſong ruft, antwort' ich ihm meiner Seel': ja, Sultan. Denn ich bin Arv Anderſen getauft, das kann ich aus dem Kirchenbuch beweiſen. Aber freilich, was will ich machen, wenn ſeine Mutter leidet, daß er ſie Mähre nennt und das thut er wirklich. Wenn Jeronimus erfährt, wie er ſeine Tochter nennt, ich glaube, er bläut ihm den Rücken durch.

Antonius. Wie nennt er ſie denn?

Arv. Ich fürchte nur, Ihr ſagt es weiter.

Antonius. Nein, ganz gewiß nicht.

Arv. Er nennt ſie ſeine Matratze. Nun iſt das zwar richtig, daß die Frauen gewiſſermaßen Unterbetten ſind; aber ſie ſein Unterbett oder Matratze zu nennen, das iſt doch gar zu verächtlich und überdies ſind ſie ja noch gar nicht verheirathet. Aber ich muß laufen. (Ab.)

Fünfte Scene.

Elsbeth. Antonius.

Elsbeth. Das iſt doch was Schreckliches mit Eltern, die ſich von thörichten Kindern regieren laſſen.

Antonius. Meine allertheuerſte Jungfer, je verrückter er wird, deſto beſſer für uns; ſeine Beſſerung wäre die unglücklichſte Zeitung, die ich kriegen könnte.

Elsbeth. Ach mein liebſter Antonius, unſer ganzes Glück liegt nun in Eſpens und Marthens Händen. Das iſt eine Art übertriebener Ehrenhaftigkeit bei meinem Vater: denn obwohl er mein Unglück vor Augen ſieht, will er doch nicht ſein Wort brechen. Er ſagt, es ſei nicht der Perſon, ſondern der Familie wegen

Antonius. Wenn nun aber Marthens und Eſpens Anſchlag nicht glückt und Jeronimus läßt ſich nicht bewegen von ſeinem Vorſatz abzuſtehen, was wird die Jungfer dann thun?

Elsbeth. Ei liebſter Antonius, plag' mich doch nicht mit ſolchen Fragen, ich habe mich ja ein für allemal dahin erklärt, daß ich lieber . . . . Aber da kommt mein Vater; fort, ſo raſch Ihr könnt!

Sechſte Scene.

Jeronimus. Elsbeth.

Jeronimus. Ei ſo Pimpernille, haſt du nichts Andres zu thun, als vor der Thüre zu ſtehen und zu luken und nach den jungen Kerlen zu ſehen, die vorbeiſpazieren? Ich heiße Jeronimus, ich, und nicht Franz Hanſen. Denk' nicht etwa, daß du dieſelbe Freiheit haſt wie deſſen Kinder; hätt' ich ſolchen Sohn wie Hans Franzen, ich drehte ihm auf der Stelle den Hals um.

Elsbeth. Aber mein Herzensvater, wenn er ſo nichtsnutzig iſt, warum wollt Ihr mich denn da an ihn feſſeln?

Jeronimus. Willſt du auch noch raiſonniren? Willſt du auch fragen, warum ich Dies thue und Jenes nicht? Ich will es: das muß dir genug ſein. Wir kommen dadurch wenigſtens in eine hübſche Familie, es iſt eine Verwandtſchaft, die nicht zu verachten; Franz Hanſen iſt nicht allein ein ehrlicher, ſondern auch ein wohlhabender Mann. Obenein aber hab' ich ihm mein Wort gegeben und das mag ich nicht brechen.

Elsbeth. Mein Herzenspapa —

Jeronimus. Papa, Papa! ...... Willſt du auch franzöſiſch ſprechen? Kommſt du mir noch einmal mit deinem Papa, ſo ſoll dir das Mangelholz was vermelden ...... Uebrigens was haſt du ſonſt noch zu ſagen?

Elsbeth. Ich wollte nur Dies ſagen, daß Franz Hanſen allerdings ein vortrefflicher Mann iſt; aber ich ſoll nicht mit ihm verheirathet werden, ſondern mit ſeinem Sohn, welcher durchaus kein vortrefflicher Mann iſt und von dem ich, ſeit er zurück iſt, ſchon eine ganze Menge toller Geſchichten gehört habe.

Jeronimus. Nun ſeh' Einer, nun legt ſie ſich auch ſchon auf Neuigkeiten. Fort, an deinen Stickrahmen, das iſt beſſer. Ich habe ſchon eine ganze Menge Geſchichten gehört — ſieh mal an, ſollſt du dich ſchon damit abgeben, Geſchichten zu wiſſen? Ich laſſe dich hiemit wiſſen, Elsbeth, daß du kommende Woche Hochzeit haben wirſt; ich bin noch der Mann dazu, Euch beide im Zaum zu halten, ſowohl dich wie Hans Franzen. Willſt du gleich hinein!

Dritter Act.

Erſte Scene.

Jean. Pierre.

Jean. Pierre!

Pierre. Que voulez vous?

Jean. Fripon! Maraut! Coquin! Bougre! Badaut! Fainéant! Que la peste t'étouffe, que le diable t'emporte, t'enlève, t'abîme! Que le diantre .....

Pierre. Warum verflucht Monſieur mich denn ſo ſehr?

Jean. Biſt du nicht funfzehn Monate mit mir dans Paris geweſen und haſt nicht gelernt, comment du deinem Herrn antworten ſollſt, wenn er dich ruft? Du ſollſt ſagen: Monsieur! mais non pas: que voulez vous?

Pierre. Das iſt doch nur ein kleines Verſehen und nicht werth, daß man deshalb ſo verflucht wird.

Jean. Die Wahrheit zu ſagen, iſt es auch nicht ſowohl um dich zu verfluchen, als mich im Franzöſiſchen zu üben; ich habe letzten Monat von meinem maître de langue eine Liſte gekriegt von vierzig der modernſten Flüche, die ich ja an Niemand exerciren kann als an dir.

Pierre. Monſieur kann ſie an ſich ſelbſt exerciren, er braucht nur ſtatt te zu ſagen me, ſo übt er ſich in der Sprache und Niemand hat ein Wort dagegen einzuwenden.

Jean. Ach Pierre, daß wir doch wieder in Paris wären! Dieu donne, que nous étions dans Paris wieder; na nu hab' ich vergeſſen, was „wieder“ auf franzöſiſch heißt.

Pierre. Das heißt aussi.

Jean. Richtig, aussi; wenn du mich einen Fehler machen hörſt, mußt du mich nur dreiſt corrigiren. Aber wünſcheſt du nicht ebenfalls, daß wir aussi in Paris wären?

Pierre. Ei gewiß, wer brav hungern, durſten und frieren kann, für den iſt Paris ein ganz guter Aufenthalt.

Jean. Ei bougre! crasseux! gourmand! Du ſprichſt, als ob du geboren wärſt à la place Maubere, oder à la pont neuf, comme un crocheteur, un décroteur des souliers, un porteur d'eau.

Pierre. Und Monſieur ſpricht, wie un fou, un bête, un Narr, un sot, un boufon, als ob er dans un Tollhaus geboren wäre oder à la un théâtre.

Jean. Was ſagſt du, bourreau?

Pierre. Monſieur muß das nicht übel nehmen, ich thue das blos um mich im Franzöſiſchen zu exerciren.

Jean. Ja ſo. Ecoutez, Pierre.

Pierre. Monſieur?

Jean. Ich kann dieſe däniſche Geſichter vorn Tod nicht ausſtehen.

Pierre. Mademoiſelle Iſabella hat doch ein recht ſchönes Geſicht.

Jean. Ja, ſchön iſt es wohl, aber es iſt doch ſo däniſch, c'est un visage à la Danois, à la Bankbohrſtraße,[18] par di! Inzwiſchen an ihr Geſicht wollt' ich mich noch gewöhnen, wenn ſie nur nicht däniſch ſpräche.

Pierre. Hat Monſieur mit ihr geſprochen, ſeit er wieder da iſt?

Jean. Ovis par di, si fait; aber weißt du, was ſie ſagte?

Pierre. Non pardi, non fait.

Jean. Sie ſagte: Willkommen zu Hauſe, Hans. Ach wenn ich daran denke, dreht ſich mir der ganze Magen um; wäre das nun eine franzöſiſche Dame geweſen, die hätte geſagt: Je suis ravi de voir mon chère mami Jean de France.

Pierre. Ovis pardi, si fait. Jn ſo etwas ſind die Franzoſen außerordentlich artige Leute, auch wenn ſie nichts damit meinen.

Jean. Madame Isabelle parle comme un blanchisseuse dans Paris.

Pierre. Ovis par di si fait.

Jean. Comme un frippiére.

Pierre. Ovis pardi si fait.

Jean. Comme un femme, qui clame: renet! renet! dans les rues.

Pierre. Ovis pardi si fait.

Jean. Comme un femme, qui va avec un âne dans la rue, et clame: lait! lait.

Pierre. Ovis pardi si fait.

Jean. Auf die Art, Pierre, wollen wir uns im Franzöſiſchen üben und wollen kein Wort däniſch mit einander ſprechen.

Pierre. Ovis par di si fait. Was wir nicht zu ſagen wiſſen, da zeigen wir mit den Fingern oder ſchneiden Geſichter, da werden wir auf einmal geborne Franzoſen.

Jean. Pierre!

Pierre. Monſieur!

Jean. Jch will heut Mittag bei Peche ſpeiſen.[19]

Pierre. Will Monſieur nicht lieber bei Meiſter Jacob ſpeiſen? Da kriegt man beſſeres Eſſen für billiges Geld.

Jean. Ei was, Meiſter Jacob, ſchon an dem Namen hört man ja, daß das ein ſchlechter Koch iſt; wäre hier kein franzöſiſcher Koch in der Stadt, ſo müßt' ich verhungern.

Pierre. Das iſt gewiß. Beim Franzoſen ſchmeckt das Eſſen immer, weil man nämlich ſo wenig kriegt; nichts reizt den Appetit mehr, als wenn man nur wenig in der Schüſſel hat.

Jean. Weißt du nicht noch einen franzöſiſchen Koch hier?

Pierre. Ovis Monsieur! si fait par di, hier iſt noch einer, der heißt Cabo.

Jean. Welcher von ihnen ſpricht das beſte Franzöſiſch?

Pierre. Sie ſprechen Beide gleich; es iſt ein Plaiſir, ſie zu hören. Denn wenn ſie es recht gut machen wollen, ſo miſchen ſie ſpaniſche Wörter dazwiſchen, und das klingt dann wunderbar ſchön. Aber hier iſt ein fremder Bedienter, was mag er wollen?

Zweite Scene.

Eſpen. Jean. Pierre.

Eſpen. Hier ſoll er doch wohnen, hat man mir geſagt; da ſeh' ich ja zwei Leute, die ich fragen kann. Avec permission, kennt Ihr Niemand hier in der Straße?

Jean. Ja, ich kenne mich ſelbſt, moi même.

Eſpen. Das iſt viel, wenn Ihr Euch ſelbſt kennt; nicht vier Menſchen in der ganzen Stadt, glaub' ich, können das von ſich ſagen. Aber wohnt nicht hier in der Straße ein däniſcher Monſieur, der Jean de France heißt?

Jean. Je m'appelle Jean de France, à votre très humble service.

Pierre. Das heißt ins Däniſche verdolmetſcht, ich heiße Hans Franzen zu Dienſten. Ich muß meines Herrn Dolmetſcher machen: denn wenn er auch wol däniſch verſteht, ſo kann er ſich doch nicht beſonders expliciren, er iſt volle fünfzehn Wochen in Paris geweſen,“ wo er denn in der ganzen Zeit kein Wort däniſch hat ſprechen hören.

Eſpen. Ja ja, fünfzehn Wochen meiner Treu', das hat ſchon was auf ſich. Ich bin bei Madame La Fleche blos zwei Tage in Dienſt geweſen, und ſchon jetzt, wenn ich däniſch ſprechen will, kommen mir lauter franzöſiſche Wörter in den Mund. Aber wenn Monſieur Jean de France heißt, ſo iſt er ja eben der, den ich ſuche. Monſieur, iſt Er nicht derſelbe, der eben von Paris gekommen iſt?

Jean. Ovis, Monsieur.

Eſpen. Der ſich fünfzehn Wochen daſelbſt aufgehalten hat?

Jean. Ovis, Monsieur.

Eſpen. Der in dem Stadtviertel logirte ... Na, wie heißt es denn, nun liegt es mir auf der Zunge ....

Jean. Faubourg St. Germain.

Eſpen. Richtig, das meint' ich, und in einer Straße, die ſo krumm 'rumgeht?

Jean. Nein, die Straße iſt ganz gerade.

Eſpen. Ja, gerade iſt die Straße wol: aber wo ſie zu Ende geht, da muß man ſich ja doch drehen, um in eine andere zu kommen, wenigſtens, dächt' ich, hätte die Madame mir ſo geſagt, und der Name von der Straße war ....

Jean. La rue de Seine.

Eſpen. Ja richtig, das ſtimmt ganz genau. Monſieur ſoll auch einen Bedienten haben, eine gute brave Haut, mit Namen Pierre.

Pierre. A votre très humble service.

Eſpen. Na, ſo hör' ich denn ja, daß ich auf dem rechten Wege bin. Ich habe ein gehorſames Compliment zu beſtellen von Madame La Fleche.

Jean. Ach, iſt es möglich? Wie befindet ſich die charmante Dame?

Eſpen. Sie hat, wie ſie ſagt, die Ehre gehabt, Euch in Paris zu kennen, und iſt nach Dänemark hauptſächlich um Euretwillen gekommen.

Jean. Ah, la charmante Dame! In Paris hab' ich manche vergnügte Stunde mit ihr zugebracht.

Eſpen. Monſieur, Ihr habt das Frauenzimmer ja nie geſehen.

Jean. Taisez-vous, bougre! Weißt du nicht, daß es à la française iſt, ſo zu antworten? Hätt' ich geſagt, ich kennte ſie nicht, ſo würde man mich ja für einen däniſchen Oſenhocker gehalten haben; du wirſt doch niemals Politur kriegen. — Ich muß geſtehen, daß Madame La Fleche diejenige Dame iſt, vor der ich den allermeiſten Aeſtim habe. Pardi, est il possible, daß Madame La Fleche um meinetwillen nach Dänemark gekommen iſt? Ich wollte ma foi nach Indien, ja, was noch mehr iſt, nach Afrika wollt' ich reiſen, blos um ihr die ſchönen Hände zu küſſen. Aber wie lange iſt es her, ſeit ſie Paris verlaſſen?

Eſpen. Zwölf Tage.

Jean. Ei, est il possible? Nur zwölf Tage? Ach! könnt' ich doch den bonheur genießen, ihr die Hände zu küſſen, und die Ehre, mit ihr zu ſprechen.

Eſpen. Sie ſelbſt wünſcht nichts ſehnlicher, es iſt accurat mein Auftrag.

Jean. Ach Monſieur, gönnt mir die Freude und verſchmäht nicht ein paar Dukaten, die ich Euch als Freundſchaftszeichen verehre.

Espen. Meine Herrſchaft, Madame La Fleche, iſt eine der reichſten Damen in Frankreich, und ſollt' ich daher keine Geſchenke annehmen; um jedoch nicht den Schein zu haben, als ob ich es aus Hochmuth refüſire, will ich es nehmen, verhoffe dagegen, daß auch Monſieur ſich nicht weigern wird, ein kleines Präſent von meiner Madame zu nehmen, nämlich dieſes Portrait, welches von Monſieur Reinkohlgebackt[21] gemalt iſt, dem größten Miniaturmaler in Frankreich. Und da es eben, bevor ſie abreiſte, die allerneueſte Mode in Paris war, daß die Cavaliers dergleichen um den Hals tragen, um ihr Aeſtim für die Damen zu zeigen, die ihnen ſolche Präſente machen, ſo hoffe ich, daß Monſieur es ihr zu Ehren ebenfalls um den Hals tragen wird.

Jean. Wolan, ich werde es mir ſofort dans votre présence um den Hals binden. Aber dürft' ich mir die hardiesse nehmen und ſo impudent ſein, mir die liberté zu erlauben, zu fragen, auf welche Art Madame La Fleche mit Monſieur ſprechen kann, wenn Er kein Franzöſiſch verſteht?

Espen. Madame La Fleche läßt ſich mit der ganzen Welt ein; außer pariſiſch, welches ihre Mama- oder Mutterſprache iſt, ſpricht ſie deutſch, italieniſch, holländiſch, polländiſch, preußiſch und auch einen großen Haufen däniſch, was ſie unterwegs gelernt hat.

Jean. Das iſt eine große Complaiſance, daß ſolche vornehme Dame ſich die Unbequemlichkeit macht, dieſe gemeine Sprache zu lernen. So ſpricht ſie denn däniſch mit Monſieur, weil Er hier im Lande geboren iſt?

Espen. Nein, Monſieur, ich bin nicht hier zu Lande geboren, das ſind nur meine Feinde, die mir das nachſagen. Ich bin geboren über zehn Meilen ſüdlich von Randers,[22] wo wir als Glieder des heiligen römiſchen Reichs betrachtet werden, ſo daß ich viel mehr romäniſch, als däniſch bin; will auch gehorſamſt gebeten haben, daß Monſieur das allen ſeinen Bekannten mittheilt.

Jean. Es wäre eine Sünde, wollt' ich das nicht thun; auch kann man ja hinlänglich an Monſieurs manières ſehen und an ſeiner Sprache hören, daß er kein Däne iſt. Aber wo hat man das Glück, Madame La Fleche zu treffen?

Eſpen. Wo es Monſieur beliebt. Uebrigens geht ſie um drei Uhr hier vorbei.

Jean. Da werd' ich mich présentement einfinden, um ihr zu küſſen die belles mains.

Eſpen. Das wird ihr lieb ſein.

Jean. Je me recommande.

Dritte Scene.

Jean. Pierre.

Jean. Pierre!

Pierre. Monſieur!

Jean. Was meinſt du zu dem Portrait?

Pierre. Wer kein Kenner von Miniaturen iſt, ſollte denken, das wäre ein Kopf, der aus einem gedruckten Buch geſchnitten und auf ein Stück Holz geklebt wäre.

Jean. C'est pourtant fait par le Sieur Reinkohlgehackt, le plus grand Maler en Europe.

Pierre. Ja woher weiß Monſieur denn das?

Jean. Haſt du es nicht aus Monſieurs eigenem Munde gehört? Denkſt du, daß der kein Kenner iſt? Ja ja, das ſind ma foi keine Narren, die da im römiſchen Reich geboren werden. Aber da ſeh' ich ja dieſe beiden alten Spießbürger wieder kommen; ich wollt', ich wäre fort; mit denen kann man keinen bonnetten und galanten Diskurs führen, die ſprechen von nichts als vom Wetter oder von der Wirthſchaft.

(Jean und Pierre gehen ein wenig auf die Seite.)

Vierte Scene.

Jeronimus. Franz. Die Vorigen.

Jeronimus. Ja gewiß ſollte man das, Nachbar. Allein was in Thee, Kafe und Tabak verzehrt wird, beläuft ſich, glaub' ich, auf einige Tonnen Goldes im Jahr; das Geld wurde nun erſtlich in alten Zeiten geſpart.

Franz. Ach herje, dazu gehört ſchon was, einige Tonnen Goldes.

Jeronimus. Sagt das nicht, Nachbar, in anſtändigen Häuſern reicht man nicht mit hundert Thalern jährlich dafür. Und das iſt erſt ein Poſten; wollten wir nun die andern auch rechnen, ſo würde man leicht ſehen, daß ich Recht habe. Denkt nur, neulich wollt' ich auch mal ein bischen alamodiſch ſein und ging in ein Kafehaus, da mußt' ich für ein paar Taſſen Kafe ein ganzes Kopfſtück geben. Aber da können ſie auch warten, bis Jeronimus ſo bald wieder hinkommt!

Franz. Das war ein bischen theuer; indeſſen ſieht man doch die Preiſe ſchon merklich fallen.

Jeronimus. Nun meiner Sir, nicht in den Conditoreien.[73] Denn das hab' ich hier in Kopenhagen überhaupt gemerkt: iſt der Preis einmal in die Höhe gegangen, bleibt er es auch für ewige Zeiten, und ob man die Waare auch für die Hälfte kriegen kann.

Franz. Ja, in ſoweit habt Ihr ſchon Recht, Nachbar. Aber der Menſch muß doch auch etwas für den Wohlgeſchmack haben; was nutzt Einem das Geld, wenn man ſich nicht mal eine Gute dafür thun will?

Jeronimus. Aber Waſſer und gebrannte Bohnen, können die wol wirklich gut ſchmecken? Verſucht's einmal und gebt einem Kinde bloßen Kafe ohne Zucker, und ſeht zu, ob es ihn nicht wieder ausſpuckt. Vielleicht ſagt Ihr, daß doch Euer Sohn Hans Franzen und Andere der Art einen himmliſchen Geſchmack darin entdecken. Ich entgegne: Euer Sohn Hans und andere Hansnarren haben ſich Anfangs ihrer Natur zum Trotz dazu gezwungen, blos weil das vornehm, weil das ausländiſch war, und nachher bilden ſie ſich aus Gewohnheit ein, es ſchmeckt gut.

Franz. Sieh, da kommt mein Sohn.

Jeronimus. Ja, das mag er, ich getraue mich, ihm das ſelbſt zu ſagen, unter die Augen ſag' ich's ihm. Aber was Henker iſt das für eine Bommelage, die er da um den Hals trägt?

Franz. Das wird wol in Frankreich ſo Mode ſein.

Jeronimus. Mode vorn, Mode hinten, ſo iſt der doch ein Narr, der ſich anders trägt als alle Andern im Lande.

Franz. Hör', mein Sohn, was iſt das für ein Heiliger, den du da um den Hals trägſt? Die Leute müſſen ja denken, du biſt katholiſch im Kopf geworden.[74]

Jean. Pierre!

Pierre. Monſieur?

Jean. Pierre! expliquez cela pour ce vieux homme, je vas, vous me trouverez après de Monsieur Peche! (Ab.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen ohne Jean.

Franz. Peter, weshalb ging denn mein Sohn ſo raſch wieder fort?

Pierre. Er hatte nur etwas zu beſorgen und bat mich, ihn zu excuſiren.

Franz. Aber was iſt denn das für ein Ritterorden, den er um den Hals trägt?

Pierre. Das iſt ein Portrait, das er aus Frankreich mitgebracht hat.

Franz. Iſt denn das in Frankreich Mode, ſo etwas zu tragen?

Pierre. Ei verſteht ſich, wer das in Frankreich nicht trägt, wird für eine Canaille gehalten und darf nie zu Hofe kommen.

Franz. Aber das ſchien mir recht ein liederliches Stück Arbeit, ich wollte das meiner Treu' weit beſſer machen.

Pierre. Monſieur ſehe ſich vor, was er ſagt, es könnte ihm übel bekommen. Denn dies Portrait iſt von Monſieur Reinkohlgehackt, dem größten Maler in der ganzen Facultät zu Paris.

Jeronimus. Ei ſo möcht' ich doch drauf ſterben, daß das in einer alten Chronik zu finden iſt, die ich zu Hauſe habe; ich ſah ja auf dem Fleck, daß das ein aus einem Buch geſchnittener Kupferſtich war. Hört, Nachbar, Euer Sohn iſt ein Narr und Ihr ſeid nicht viel beſſer; ich bedanke mich für Eure Verwandtſchaft, auf die Art verkaufe ich meine einzige Tochter nicht. Und du Schelm, wenn du uns nicht Augenblicks ſagſt, wer ihn zu ſolchem Unſinn verführt hat, ſo kommſt du nicht geſund von der Stelle.

Pierre. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo er dies Stück her hat, aber einen Eid kann ich darauf ablegen, daß ich unter dem Portrait dieſe Worte geſehen habe: Monſieur Reinkohlgehackt fecit.

Franz. Pfui, ſchämſt du dich nicht, Peter? Wie kannſt du ſolche unanſtändige Reden führen.

Jeronimus. Holla, leiht mir mal Euern Stock, Nachbar! Wenn dein Herr fragt, wer dich geprügelt hat, ſo ſage nur auch: Jeronimus fecit. (Peter weinend ab.)

Sechste Scene.

Jeronimus. Franz.

Jeronimus. Herr Nachbar, ich hoffe, wir bleiben die alten guten Freunde, auch wenn das eingegangene Verlöbniß zwiſchen meiner Tochter und Eurem Sohne aufgehoben iſt.

Franz. Ach mein Herzensnachbar, Ihr habt mir ja verſprochen, vierzehn Tage Geduld zu haben und zu ſehen, wie mein Sohn ſich aufführt. Brecht Ihr die Sache nun ſo raſch ab, ſo gibt das ſolch Gerede in der Stadt; um der alten Freundſchaft willen, die jederzeit zwiſchen uns beſtanden, thut das nicht, ſondern habt noch Geduld ſo lange.

Jeronimus. Gut, gut, vierzehn Tage vergehen ſchnell. Doch bin ich überzeugt, daß er in der Zeit ſchlimmer werden wird, nicht beſſer.

Franz. Ich verlange nichts weiter, als daß Ihr blos die vierzehn Tage noch wartet.

Jeronimus. Gut, ſo lange will ich warten.

Franz. Lebt wohl, ich muß nach Hauſe zum Eſſen, meine Frau wartet auf mich.

Jeronimus. Proſit Mahlzeit.

Vierter Act.

Erſte Scene.

Antonius. Elsbeth. Marthe. Eſpen.

Antonius. Nun, wie geht's, meine gute Marthe?

Marthe. Das geht ſeinen guten Gang. Aber Ihr kommt mir ein wenig ungelegen, ich habe Hans Franzen hierher beſtellt; wiewol er mich nicht geſehen hat, iſt er doch verliebt wie eine Katze. Ihr könnt denken, was für ein Narr er iſt: ich hab' ihm einen alten Kupferſtich gegeben, den ich aus des Herrn alten Büchern geſchnitten und auf ein Stück Holz geklebt habe und den trägt er nun um den Hals.

Elsbeth. Aber wie iſt es möglich, daß er ſo närriſch ſein kann?

Marthe. Seit ich ihn überredet habe, als wär' ich eine franzöſiſche Dame und ſo eben von Paris gekommen, iſt Alles möglich.

Antonius. Aber was haſt du davon, daß du ihn ſo proſtituirſt?

Marthe. Davon hab' ich dies, daß ſein künftiger Schwiegervater ſeine Tochter eher einem Schornſteinfeger gibt als ſo Einem; wie es dabei mit Euch ablaufen wird, weiß ich noch nicht. Es geht mir wie den Komödienſchreibern; während die ihre Komödien ſchreiben, fällt ihnen erſt ein, wie ſie dieſelben durchführen und endigen ſollen. Aber da ſeh' ich ihn ja kommen; raſch bei Seite!

Zweite Scene.

Jean. Marthe als **Mad. La Fleche. Eſpen** als **d'Eſpagne** verkleidet.

Mad. La Fleche. A cette heure il doit venir; war das nicht um drei, Monſieur d'Eſpang, daß er zu kommen verſprach?

Jean (kniet vor ihr nieder, embraſſirt ſie und ſagt:) Ah! charmante Madame! soufrez, que j'adore vous, que je baise votres beaux mains.

Mad. La Fleche. Levez-vous, Monsieur! c'est trop de humblesse pour un gentilhomme comme vous.

Jean. Ah! Madame, est il possible, que j'ai l'honneur, le plaisir, contentement et joie de vous revoir dans cette terre!

Mad. La Fleche. J'ai venu pour vous voir, mais je croyais pas, que vous étiez si changé. Vous êtes à cette heure habillé comme un antique bourgeois. Ha, ha, ha.

Jean. Pourquoi riez vous, charmante Princesse?

Mad. La Fleche. Rien! Monsieur de France, rien! je rie de la joie de vous voir, c'est toujours une plaisir de vous voir.

Jean. Je vous rends grace, Madame! mais comment trouvez vous cette terre?

Mad. La Fleche. Fort bon, Monsieur! les Danois êtes des fort bonnes gens. Il manque à eux seulement de s'informer dans les manières parisiens.

Jean. Ovis par di si fait, Madame, vous avez grand raison dans cela. Dieu donne, que j'étois dans Paris wieder … ah pardonnez, ma belle Madame, je voulois dire aussi. Mais, Madame, avez vous amené avec vous quelques nouvelles chansons de Paris?

Mad. La Fleche. Ovis Monsieur! celle-ci est la plus nouvelle.

(Sie ſingt ein Lied.)

Jean (auf den Knien). Ah! Madame! je n'ai jamais écouté une plus belle chanson. Ah! Paris, Paris!

Mad. La Fleche. Pourquois pleurez Monseigneur?

Jean. Ah Madame! on veut me marier dans cette pais.

Mad. La Fleche. Marier?

Jean. Ovis, Madame!

Mad. La Fleche. Marier?

Jean. Ovis c'est veritable, et avec une fille, qui s'appelle par malheur Elsebet.

Mad. La Fleche. Quel diable de nom est cela? Parlez vous tout de bon, Monsieur? ah, est il possible!

(Sie ſtellt ſich, als ob ihr übel wird; Eſpen reicht ihr etwas zu riechen.)

Eſpen. Da kann Er nun ſehen, Monſieur, wie Madame ihn liebt; ihr iſt ſchlimm geworden aus lauter Alteration, da ſie hörte, Monſieur wollte ſich hier im Lande verheirathen.

Jean. Ach wenn ſie ſtirbt, ſo bringe ich mich auf dem Fleck ſelber um! Ach, ſagt ihr, Monſieur Valet de Chambre, daß ich lieber mein Leben laſſen als mich hier verheirathen will! (Auf den Knien.) Ah belle Princesse! êtes vous malade?

Mad. La Fleche. C'est un Uebergang, Monsieur! Levez-vous.

(Eſpen flüſtert ihr etwas ins Ohr, worüber ſie ſich ſehr vergnügt ſtellt.)

Dritte Scene.

Arv. Jean. Mad. La Fleche. (Arv tritt ein, legt ſich auf den Boden mit einem großen Stück Kreide und malt den Tanz ab, den er geſehen hat.)

Arv. So ging der Tanz, ſo krumm wie 'ne Salzprätzel. Das hier ſoll Hans Franzen ſein und das iſt die Madam. Nein, die muß ich noch mal machen, ihr Hinterſter iſt nicht breit genug. Hier muß der Herr ſtehen und weinen — (er ſpringt auf und betrachtet ſeine Zeichnung; inzwiſchen ſtehen die Andern, ſprechen leiſe mit einander und weiſen mit Fingern auf ihn). Ha ha ha, das iſt meiner Six ſo natürlich geworden und ſo gut iſt das Aſſamblix getroffen, es fehlt nichts, als daß ſie blos noch reden könnten. Aber Element, da ſeh' ich ja Leute? Iſt das nicht Jeronimuſens Marthe, die ſich eine Adriane umgebunden hat und ſteht und ſchwatzt mit Hans Franzen. Marthe, wo zum Henker haſt du die Adriane her? Das iſt ja die Zeit noch nicht, die Hundstage haben noch nicht angefangen.

Jean. Ei du element'ſcher Schlingel, wie kannſt du dich unterſtehen einer vornehmen franzöſiſchen adeligen Dame ſo in die Augen zu ſehen?

Arv. Um Verzeihung, Monſieur Hans, ich dachte meiner Seel' es wäre Jeronimuſens Marthe.

Mad. La Fleche. Ah Monsieur, faites le sortir, j'ai peur pour les gens, qui sont fous.

Jean. Hinaus mit dir, du Schlingel, oder ich ſchlage dir den Schädel entzwei!

(Mad. La Fleche ſteht und beſieht Jeans Anzug, ſie ſagt Arven was ins Ohr und lacht: Ha ha ha, beſieht ſeine Beine, ſagt Arven wieder was ins Ohr und lacht: Ha ha ha.)

Jean. Pourquoi riez-vous, belle Madame?

Mad. La Fleche. Je me retire un peu, Monsieur d'Espang, mon valet de chambre, vous dira pourquoi. Excusez! Adieu.

Vierte Scene.

Jean. d'Eſpang.

Jean. Monsieur le valet de chambre! Monsieur d'Espang! Wie geht das zu, daß Eure Herrſchaft mich ſo verächtlich tractirt? Was war das, was ſie Euch ins Ohr ſagte?

Eſpen. Tauſend Thaler hätt' ich drum geben wollen, hätte ich das vorher gewußt; denn dann würde ich Monſieur bei Zeiten gewarnt haben. Indeſſen, das läßt ſich leicht redreſſiren; ſie ſagte mir ins Ohr, ſo ſehr ſie Monſieurs Perſon äſtimire, ſo ſehr verachte ſie ſeinen Anzug.

Jean. Sind denn andere Moden in Paris aufgekommen, ſeit ich weg bin? Denn freilich hielt ich mich auf der Rückreiſe drei Wochen in Dünkirchen auf.

Eſpen. Ja ja, Monſieur, da kommt das Unglück her. Wie Mad. La Fleche ſagt, knöpft ſich ſeit ſechs Wochen in Paris kein Kavalier mehr den Rock vorne zu, ſondern blos hinten. So lange man das nicht gewohnt iſt, ſcheint es allerdings ein wenig incommode; indeſſen vornehme Leute haben ja jederzeit ihren Kammerdiener, was man da zu Lande valet de chambre nennt, der knöpft ſie auf und zu.

Jean. Ah! Malheureux, que je suis!

Eſpen. Das läßt ſich noch in Ordnung bringen, wenn ich behülflich ſein darf.

Jean. Vous me faites un grand plaisir, pardi!

Eſpen. So, nun wird der Monſieur gleich anders ausſehen.

Jean. Gibt es ſonſt noch neue Moden?

Eſpen. Ja, aber da läßt ſich ſchon abhelfen: alle vornehmen Leute, ſagt ſie, ſchmieren ſich jetzt den Mund mit Schnupftabak.

Jean. Dem wollen wir gleich abhelfen, ich habe meine Tabatieren Doſe bei mir. Wo es ſich um neue Moden handelt, da bin ich ma foi nie der Letzte geweſen. Ich hörte allerdings noch von einer Menge neuer Moden in Paris, die eben in der Mache waren, wie ich abreiste; aber Papa's Importunität erlaubte mir nicht ſie abzuwarten. Je vous prie, Monsieur le valet de chambre, mich bei Madame La Fleche zu excuſiren; als ich von Paris abreiste war die Mode dans ma foi noch nicht in Gebrauch, non pardi non! Denn vor der Pariſiſchen Galanterie hab' ich viel zu großen Reſpect um ſo etwas zu negligiren.

Eſpen. Paris iſt eine artige Stadt, das muß alle Welt zu geſtehen. Auch richtet ſich alle Welt nach den pariſiſchen Moden; kämen ſie in Paris auf den Einfall, auf den Straßen ohne Hoſen zu gehen, ſo folgten ihnen alle Andern darin nach.

Jean. Ich thäte das ma foi gleich. Alle Welt würde Anfangs über mich lachen; aber bevor das Jahr zu Ende, wäre die Mode überall, das hab' ich oft obſervirt. Allein Monsieur le valet de chambre, hat ſich da auch ſonſt noch was verändert mit Perücke, Hut, Schuhen oder Strümpfen?

Eſpen. Nein, Euer Hut und Perücke, ſagt Madame, können allenfalls noch paſſiren, aber die Zipfel von Monſieurs Halstuch müſſen hübſch hinten heraushängen.

Jean. So ſo, ei das iſt ja eine recht artige Mode. Dies Paris, das denkt doch in einer Woche mehr Galanterien aus als die ganze Welt in einem Jahre; ich werde das ma foi gleich ebenſo machen. Aber warum wollte Madame La Fleche mir das nicht ſelber ſagen?

Eſpen. Ach, Monſieur kennen ja die franzöſiſchen Damen, die ſind viel zu höflich, einen guten Freund auf ſeine Fehler aufmerkſam zu machen, ſie lachen blos darüber und laſſen den Andern blos rathen, was ſie meinen. Aber nun iſt Alles in Ordnung, nun wird es ihr ein Vergnügen ſein, Monſieur binnen hier und einer Stunde in ihrem Hauſe wiederzuſehen. Ich ſelbſt werde die Ehre haben ihn zu begleiten, wenn ich nur erſt meine Geſchäfte beſorgt habe.

Jean. Je me recommande, Monsieur d'Espang.

Eſpen. Votre Serviteur! Aber à propos, eine Kleinigkeit hab' ich noch vergeſſen, Monſieur in Madames Auftrag zu ſagen: nämlich, wenn Monſieur mit Permiſſion zu ſagen gähnt, ſo muß er ſich ja nicht die Hand vor den Mund halten, das iſt nun ganz aus der Mode und geſchieht in Paris von keinem anſtändigen Menſchen mehr.

Jean. Ovis da.

Eſpen. Serviteur. (Ab.)

Fünfte Scene.

Jean. Pierre.

Jean (tanzt und ſingt): La la la la la la .... (Beſieht das Portrait.) La la la la la la .... Alles Neue erſcheint zuerſt ſeltſam. Aber nun find' ich ſchon, daß das eine reizende Mode iſt, fort commode et fort degagé. La la la la la! — . . . . Mon Père und mon Schwieger-Père ſollen ma foi ebenſo gehen, ſie mögen wollen oder nicht, ich will keine altmodiſche Familie haben. Mein Papa wird ſich wol noch im Guten dazu bringen laſſen, ſeine alte Spießbürgertracht abzulegen; aber mein Schwiegerpapa, der es noch für einen Glaubensartikel hält, gerade ſo angezogen zu gehen wie ſein Großvater, den muß ich sans façon dazu zwingen. Daß ich ſelbſt zu leben weiß und galant bin, das genügt mir nicht; auch meine Familie ſoll mir keine Schande machen. Mais voilà Pierre, qui vient.

Pierre. Ach, ach, Monſieur, Ihr müßt mich mainteniren oder ich kann nicht länger in Monſieurs Dienſten bleiben.

Jean. Qu'as tu? dis moi, Pierre!

Pierre. Ach, Monſieur Jeronimus hat mich ſo geſchlagen, daß ich kaum gehen kann.

Jean. Pourquoi donc?

Pierre. Weil Monſieur ein Gemälde vor der Bruſt trägt.

Jean. Pardi, ich werd' ihn lehren, was das heißt einen gentil-homme's-laquai zu prügeln! Est il possible, daß er gewagt hat dich zu ſchlagen?!

Pierre. Ovis, Monsieur! Aber Monſieur geht gewiß in Liebesgedanken, er hat ſich den Rock verkehrt zugeknöpft; reste un moment, damit ich es wieder in Ordnung bringe.

Jean. Ei, du sot! badaut! bouffon! maraut! Weißt du nicht, daß das die neueſte Pariſer Mode und daß Madame La Fleche mich ausgelacht hat, weil ich meinen Rock noch nach der hieſigen Art zuknöpfte?

Pierre. Die Mode hab' ich doch in Paris nicht geſehen?

Jean. Sie iſt aufgekommen, während wir in Dünkirchen waren.

Pierre. Ovis da! Ja, da muß ich mich nur auch ſo knöpfen.

Jean. Non, par di non; das iſt blos für gens de qualité.

Pierre. Aha, die vornehme Welt ſoll allein verrückt ſein. Aber wenn Monſieurs Schwiegervater das zu ſehen kriegt, dann wird er toll.

Jean. Nicht blos ſehen ſoll er das, ſondern es iſt auch mein Wille, daß er die Mode mitmachen ſoll.

Pierre. Das thut er nimmermehr.

Jean. Er muß!

Pierre. Comment donc?

Jean. Ich zwinge ihn mit Gewalt. Denn wenn Madame La Fleche über das ganze Land lacht, ſo ſoll ſie doch nicht über meine Familie lachen.

Pierre. Hat Monſieur ſich dazu einmal reſolvirt, ſo will ich Ihm helfen als ein ehrlicher Kerl; ich wollte nur, wir hätten ihn gleich hier ſo lange ich noch die Prügel fühle, die ich von ihm gekriegt habe. Aber da kommt er und allein, ma foi, fort à propos!

Sechste Scene.

Jeronimus. Die Vorigen.

Jeronimus. Vierzehn Tage gehen ja wol zu Ende, das hat nichts zu ſagen, ich will gern die Zeit aushalten, damit man mir nicht ſagen kann, ich hätte mein Wort gebrochen. Aber es wird nicht anders, ich will darauf ſterben. — Aber da ſteht er ja; ich muß doch mal verſuchen, ihn allein in die Beichte zu nehmen, wenn ſein barmherziger Vater nicht dabei iſt. Hört, Hans Franzen, laßt uns mal ein bischen ernſthaft mit einander reden ..... Aber was Henker ſeh' ich da? Seid Ihr bang, die Leute merken nicht ohnedies ſchon, wie verkehrt Ihr im Kopfe ſeid, daß Ihr auch noch Eure Tracht verkehrt? Wo iſt wol je ein Menſch auf die Tollheit gekommen, ſich den Rock hinten zuzuknöpfen? Das heißt ja den Rücken zum Bauch machen! Na ſo beklag' ich doch den braven alten Mann, der ſo einen verrückten Sohn hat.

(Jean und Pierre lachen zugleich: Ha ha ha.)

Jeronimus. Ja du magſt auch lachen, jetzt und ſpäter, ſo oft du daran denkſt, was für ein Narr, ein Geck, ein Gaukler du biſt!

(Jean und Pierre: Ha ha ha.)

Jean. Apropos, mon cher Schwiegerpapa, der Rock, den Ihr da tragt, wurde der nicht zum letzten Jubeljahre[24] gemacht? Ha ha ha ha ha!

Jeronimus. Ei du Hanswurſt, du Narr, iſt dein nach hinten gekehrter Rock nicht auf Faſtnachtsabend gemacht oder auf den erſten April? Ha ha ha ha ha!

Jean. Mon cher Schwiegerpapa, verzeiht, daß ich über Seine wunderliche altmodiſche Tracht gelacht habe. Es läßt ſich aber leicht ändern; wenn der Rock nur hinten zugeknöpft wird, ſo kann er immer noch paſſiren; wie ich hier gehe, ſo gehen alle honnetten Leute in Paris.

Jeronimus. Es iſt doch thöricht von mir, noch dazuſtehen und mit ſolchen Gecken zu ſprechen.

Jean. Attendez, mon cher Schwieger-père, Ihr kommt nicht vom Fleck, ma foi, bis Ihr Euern Rock umgedreht habt wie ich den meinen. Das iſt par di die vornehmſte Mode in Paris; Madame La Fleche, die eben erſt von Paris kommt, berichtet ....

Jeronimus. Holla, Ihr Schlingel, wollt Ihr Hand an einen ehrlichen Bürgersmann legen?! Hier, das iſt für Madam La Fleiſch und das iſt für Madam La Kraut und das iſt für Madam La Bratwurſt und das iſt für Madam La Speck! (Theilt Ohrfeigen aus.)

Jean. Pierre, ici, tenez! Halt den alten eigenſinnigen Knaſter feſt! Ich will, ma foi, keinen Pedanten in der Familie haben — zieh' aus!

Pierre. Vitement, Monsieur!

Jeronimus. He, Gewalt! Gewalt!

Jean. Wenn alte Leute kindiſch werden, muß man ſie zwingen wie Kinder.

Jeronimus. He, he, Gewalt!

Pierre. He, he, Geſchwätz! Es iſt ja zu Eurem eigenen Beſten; wenn es nur erſt gethan iſt, nachher werdet Ihr uns noch danken, gerade wie ein Patient ſich auch erſt gegen den Feldſcheer zur Wehre ſetzt, der ihm einen Zahn ausziehen will; aber wenn es überſtanden iſt, ſo küßt er ihm nachträglich die Hand und bedankt ſich.

Jeronimus. O weh! o weh!

Jean. Nur ſtill, mon cher Schwiegerpapa! Nun ſeht Ihr par di aus wie ein Ambaſſadeur, die ganze Familie muß umgearbeitet werden; ich werde meine Schwiegermama und Mademoiſelle Iſabelle zu Madame La Fleche führen, damit ſie lernen, was jetzt die feinſte Damenmode in Paris iſt.

Pierre. Monſieur, ſoll ich Eurem Schwiegervater nicht auch das Halstuch anders binden?

Jean. Ovis, par di si fait. (Während der Andere ihn hält, bindet Pierre ihm das Halstuch um.)

Jeronimus. Ah ah ah ....

Siebente Scene.

Die Vorigen. Antonius.

Antonius (mit dem Degen in der Hand). Holla, Ihr Straßenräuber, ich will Euch lehren einen alten vornehmen braven Herrn zu überfallen! Ach mein theurer Herr Jeronimus, was ſchmerzt mich das, Sie ſo übel behandelt zu ſehen! Sieh, wie die Schelme den vornehmen wackern Herrn zugerichtet und proſtituirt haben .... Gebt Euch zufrieden, Herr Jeronimus, den Schimpf räche ich und wenn es mich das Leben koſten ſoll!

(Jean und Pierre laufen fort.)

Jeronimus. Ach mein theurer Monſieur, Ihr habt mein Leben, meine Ehre gerettet! Denn lieber wollt' ich ſterben, als daß mich Einer ſo zugerichtet geſehen. Es würde mir eine große Freude ſein, wenn ich Ihm in irgend etwas wieder dienen könnte; möcht' Er doch meiner Hülfe bedürfen und möchte es Ihm nur belieben, mich auf die Probe zu ſtellen.

Antonius. Ach mein Herr Jeronimus, ich ſehe, der Himmel ſelbſt favoriſirt meine Abſicht und bahnt mir den Weg, Euch dasjenige vorzuſtellen, wovon ich bisher noch nie die Dreiſtigkeit hatte mit Euch zu ſprechen. Ihr habt ja wol eine Tochter, mein Herr?

Jeronimus. Ja, aber was gehört das hieher?

Antonius. Ach, mehr darf ich nicht ſagen, Ihr ſelbſt müßt ja errathen, was ich meine —

Jeronimus. Ich errathe es, ja wol. Vermuthlich iſt Er in meine Tochter verliebt: aber darauf kann ich Ihm keine Antwort ertheilen, weil ich den Herrn ja gar nicht kenne. Dürft' ich fragen, wer Seine Eltern ſind?

Antonius. Ich bin Jeſper Lorenzens Sohn in der kurzen Straße; mein Vater iſt bekannt bei allen anſtändigen Leuten in Kopenhagen.

Jeronimus. Ja freilich iſt er bekannt. Iſt Er Jeſper Lorenzens Sohn, ſo hat Er einen braven Mann zum Vater und einen von den anſtändigſten Bürgern der Stadt; wir ſind ehedem zuſammengereiſt, auf den Kieler Umſchlag und den Schnapsmarkt in Wiborg.[25] Es wird mir eine Freude und Ehre ſein, mit ihm verwandt zu werden; ſpreche Er nur ſelbſt mit meiner Tochter.

Antonius. Wenn weiter kein Hinderniß iſt, ſo bin ich ſchon ſo gut wie Euer Schwiegerſohn. Die Sache iſt dieſe. Schon ſeit einigen Jahren hab' ich nicht nur Eure Tochter Elsbeth geliebt, ſondern auch ihr Herz habe ich gewonnen. Allein keines von uns unterſtand ſich davon zu ſprechen, aus Rückſicht auf die anderweitige Verlobung, die zwiſchen ihr und Eures Nachbars Sohn geſchloſſen war. Deſſen Zurückkunft hat mich tief betrübt, nicht minder Eure Tochter und uns faſt in Verzweiflung gebracht.

Jeronimus. Steht da ſonſt nichts im Wege, ſo iſt der Knoten gelöst; ſeht her, da hat Er meine Hand darauf, daß Niemand anders meine Tochter kriegen ſoll. Aber da kommt ja meine Tochter ſelbſt, recht zur gelegenen Stunde.

Achte Scene.

Die Vorigen. Elsbeth.

Jeronimus. Hör', Elsbeth, kennſt du dieſen Herrn?

Elsbeth. Nein in der That, ich kenne ihn nicht, Papa —

Jeronimus. Ja du kennſt ihn, meiner Six ... Sieh, wie roth die wird! Nun nun, gib dich zufrieden, weine nicht, mein Kind, ich kenne die ganze Sache; komm' her, gib ihm deine Hand, du ſollſt ſeine Braut werden.

Elsbeth. Ach mein Herzensvater, warum treibt Ihr ſolchen Scherz mit mir? Ihr habt mich ja doch einmal, wenn auch gegen meinen Willen, mit Hans Franzen verlobt.

Jeronimus. Ja das war früher; jetzt aber habe ich gelobt Hans Franzen freies Quartier auf dem Rathhauſe zu verſchaffen und dazu ſoll dein künftiger Eheliebſter, der es mit angeſehen hat, welchen Schimpf er mir gethan, behilflich ſein. Geh hin und reich' ihm die Hand. Nu kuck, wie ſchüchtern ſie thut, als ob ſie ihn noch nie geſehen hätte! Kommt, laßt uns mit einander nach Hauſe gehen; ich muß Rache an Hans Franzen haben, bevor die Sonne untergeht.

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Jean. Pierre.

Jean. Pardi, est il possible? Quelle brutalité!

Pierre. Monſieur, wenn wir uns nicht retiriren, ſo geht es uns an den Hals; Jeronimus ſucht uns überall und Euer Vater, hör' ich, iſt nicht minder aufgebracht als er.

Jean. Iſt das nicht ein Elend, Pierre, in einem Lande zu wohnen, wo die Leute ſo wenig Einſicht haben! Ich hatte gedacht, Monsieur mon Papa und mein Schwiegerpapa ſollten vor Freude über meinen Anblick in Ohnmacht fallen.

Pierre. Ich meiner Seel' ebenſo.

Jean. Fremde wiſſen das beſſer zu ſchätzen, als meine eigenen Eltern.

Pierre. Ja, es geht Monſieur, wie es im Sprüchwort heißt: der Poet gilt nichts im Vaterlande.[26]

Jean. Ich will von meinen artigen Manieren nichts weiter ſagen, es genügt, daß eine der liebenswürdigſten Damen dans la France hiehergekommen iſt, lediglich um meinetwillen.

Pierre. Ja, und was das Merkwürdigſte iſt, Monſieur, juſt von Paris. Denn wär' es noch eine hottentottiſche, koſakkiſche, calekutiſche, huſariſche, malabariſche Dame geweſen oder eine aus Thye, Bogöe,[27] Island oder Grönland, ſo hätte man denken können, die Dame hätte in dem Lande, wo ſie herkommt, noch nicht viel galante Leute geſehen, darum fände ſie ſo viel Geſchmack an Euch. Aber, Monſieur, ſie kommt direct von Paris, wo alle Welt die feinſten Manieren hat, wo gemeine Weiber im Friesrock[28] Journale leſen, Menuette tanzen und perfect franzöſiſch ſprechen. Und das ſind ja doch die drei Dinge, die einen vollkommenen Menſchen ausmachen. Angenommen ſelbſt, Monſieur hätte keine artigen Manieren, ſo muß ihm doch alle Welt die Meriten zugeſtehen, in wenigen Monaten fünfzehnhundert Thaler in der galanteſten Stadt von Europa verzehrt zu haben und das iſt ſchon allein ein Grund, weßhalb alle redlichen Menſchen Monſieur äſtimiren müſſen.

Jean. Ovis, par di si fait.

Pierre. Denn ſchon dieſe Depenſen geben zu erkennen, daß Monſieur in Paris als ein vornehmer Mann gelebt hat.

Jean. Si fait.

Pierre. Nicht wie ein Knicker.

Jean. Vous avez raison.

Pierre. Nicht wie ein Schlingel.

Jean. Si fait.

Pierre. Nicht wie ein Schwein.

Jean. Cela s'entend.

Pierre. Nicht wie ein Küchenjunge.

Jean. Non, par di, non!

Pierre. Nicht wie ein fauler Eſel.

Jean. Non, si fait, non.

Pierre. Nicht wie ein ordinärer Hund.

Jean. Peste! Halt' einmal auf mit dieſen Titeln, ich verſtehe ſchon ſo, was du meinſt.

Pierre. Ich wollte nur dies ſagen, Monſieur, daß jeder redliche Mann, der blos dies Eine hört, wie viel Geld Ihr in wenigen Monaten in Paris verbraucht habt, ſogleich folgendes Raiſonnement anſtellen wird: an dem Monſieur muß doch was ſein, für ſo viel Geld muß er doch was gelernt haben und darum wird er ſich nicht weigern, Monſieur ſeine Tochter zu geben.

Jean. Und doch ſiehſt du, wie wenig meine Eltern es zu ſchätzen wiſſen.

Pierre. Wie können ſolche Dummköpfe, als hier im Lande ſind, Monſieur zu ſchätzen wiſſen? Weit entfernt ſeine Qualitäten zu würdigen, legen ſie ihm alle Nichtsnutzigkeiten bei, die es nur gibt.

Jean. Was ſagen ſie denn von mir?

Pierre. Monſieur, ich ſchäme mich davon zu ſprechen, es wäre mir neulich beinahe ſchlecht gegangen Seinetwegen.

Jean. Ah, dites burliessement! Du weißt ja, daß wir Pariſer uns ſo etwas nicht zu Herzen nehmen.

Pierre. Einige nennen Monſieur Hans Bäſemängs, weil er umhergeht und allen Frauenzimmern die Hände küßt.

Jean. Par di, quels sots! Das iſt juſt eine von den artigſten Qualitäten, die ein Galanthomme beſitzen kann.

Pierre. Einige ſind gröber und nennen Monſieur Hans Narr, Hans Affe, Hans Gaukler, Hans Topfgucker, Hans Marktſchreier, Hans Drehdenhintern, Hans Stelzengänger, Hans Capriolenſchneider, Hans ....

Jean. Nun nun, genug, genug, ich mag nichts mehr davon hören.

Pierre. Hans Petit-Maitre, Hans Tänzer, Hans Sprachverderber, Hans .....

Jean. Halt auf, ſag' ich, Maraut!

Pierre. Hans Spieler, Hans Pflaſtertreter, Hans Harlekin ....

Jean. Wenn du nicht aufhörſt, ſchlag' ich dir den Schädel ein, je t'ecraserai ton tête!

Pierre. Monſieur hat mich ja ſelbſt drum gebeten. Aber da kommt Arv wieder.

Zweite Scene.

Arv. Jean. Pierre. Nachher **ein Spieler** hinter der Scene.

Arv. Ich möchte jetzt meiner Seel' nicht an Hans Franzens Stelle ſein und wenn mir Einer zwei Mark gäbe. Jeronimus hat drauf geſchworen, er will nicht zu Bette gehen, bevor er ihn nicht ins Spinnhaus gebracht hat oder was man ſo nennt in Priſon. Es war aber auch unverſchämt ſo mit einem alten Manne umzugehen, der ſeine bürgerlichen Steuern und Abgaben ſo manches Jahr richtig bezahlt hat. Nehmt nur mal an, Ihr guten Leute, wie er ihn behandelt hat. Als zum Exempel: ich ziehe meine Jacke aus und kehr' ſie um (kehrt die Jacke um) — ſeh' ich nun nicht aus wie ein Narr? Ha ha ha ha ha ha, genau ſo ſah Jeronimus aus. Ich möchte ſo nicht auf die Straße unter die Leute gehen und wenn mir Einer zwei Schillinge gäbe; die Bettelvögte könnten denken,[28] ich wäre verrückt und ſchleppten mich in den Narrenthurm (er dreht ſeine Jacke wieder ordentlich). Die Madame ſitzt zu Hauſe und weint, als hätte ſie Prügel gekriegt. Aber das iſt ihr ſchon recht; denn wenn der Herr ihm kein Geld ſchicken wollte, wie er da in Weſtindien oder Frankreich war, wie das nun heißt, da verkaufte ſie Rock und Schurze, blos um es ihm zuzuwenden.

Jean. Arv, wie ſtehts zu Hauſe?

Arv (ſich im Kopfe kratzend). Ganz gut, Monſör.

Jean. Na, da du dich ſo im Kopfe kratzeſt, ſo kann das nicht weit her ſein; ſag' mir nur, wie es ſteht.

Arv. Ganz gut, Monſör, ich danke für gütige Nachfrage, aber .... lebt wohl, Monſör, ich muß gehen.

Jean. Was willſt du ſagen mit dieſem Aber? Raſch, ſprich, wie ſteht es? Du kriegſt ſonſt ma foi Prügel.

Arv. Es ſteht Alles wohl, meiner Seel'. Aber Einiges ſteht auch verflucht übel.

Jean. Sprich nur dreiſt, Arv, ich ſchenke dir auch einen Livre.

Arv. Nein Monſör, Leber eſſ' ich nicht, die geb' ich jedesmal dem Hunde, ſo oft ich ſie kriege. Aber will Monſör mir vielleicht was zu einer Kanne Bier ſchenken?

Jean. Sieh her, da ſind zwei Mark, das war daſſelbe, was ich vorhin meinte.

Arv. Gramarci, Monſör.

Jean (zu Peter). Was für ein dummes Vieh der Kerl doch iſt, der wußte nicht einmal, was ein Livre de France iſt.

Arv. Na da will ich Monſören nur warnen, daß Er ſich bei Zeiten auf die Socken macht;* Jeronimus hat ſchon nach den Nachtwächtern und Bettelvogten geſchickt, um Ihn in Arreſt ſchmeißen zu laſſen. Unſer Herr hat ebenfalls ſeine Hand von Ihm gezogen und ſchwört darauf, daß Er ins Loch geſperrt werden ſoll, ein ganzes Jahr.

Pierre. Soll ich auch eingeſperrt werden?

Arv. Nein, das hat keine Noth, Peter, du ſollſt blos unterm Schandpfahl durchgehauen werden und nachher kannſt du laufen, wohin du willſt.

Jean. Aber was iſt da draußen für ein Lärm?

Ein Spieler (draußen). Ich will den Kerl lehren, ſich aus dem Staube zu machen, ohne zu bezahlen!

Jean. Peste, was iſt da zu machen?! Da kommt mir Einer auf den Hals, an den ich neulich hundert Thaler verſpielt habe;

ſowie er den Rücken wendete, lief ich fort, denn ich konnte ihn nicht bezahlen.

Der Spieler (drauſsen). Entweder muß er ſich mit mir ſchlagen oder er muß mir mein Geld bezahlen!

Pierre. Ach Herr, ich muß einen Augenblick fort, mir thut was noth; ich komme gleich wieder .....

Jean. Willſt du bleiben, Maraut? Iſt das jetzt Zeit, fortzulaufen, da du ſiehſt, daß ich angefallen werde?

Pierre. Ach mein Bauch, mein Bauch! Ich habe zu raſch auf den Kohl getrunken, das war mein Unglück!

(Läuft in einen Winkel und verſteckt ſich.)

Der Spieler (drauſsen). Ich will ihn lehren, was das heißt, mit anſtändigen Leuten zu ſpielen!

Jean. Ach lieber Arv, kannſt du mir nicht helfen, mich zu verſtecken? Ich will dich belohnen als ein honnet homme.

Arv. Ich habe hier einen Sack bei der Hand, wenn Monſör ſich dahineinſtecken laſſen will?

Jean. Es iſt Alles gleichviel, Arv, wenn ich mich nur verſtecken kann.

(Arv ſteckt ihn in den Sack und ſetzt ſich darauf, wie auf ein Packet.)

Dritte Scene.

Der Spieler. Arv. Jean. Pierre im Verſteck

Der Spieler. Ich will meiner Seel' heut Abend nicht zu Bette gehen, bis ich ihn gepackt habe! Es iſt mir weniger um das Geld, als um das böſe Exempel, das Andere ſich daran nehmen können, aus dem Spiel zu laufen ohne zu bezahlen!

(Jean in dem Sack fängt an zu zittern.)

Arv (ſchlägt ihn und ſagt). Lieg' ſtill oder dich holt die Schwernoth.

Der Spieler. Mit wem ſprichſt du, Kamerad?

Arv. Ich ſpreche mit meinem Sack.

Der Spieler. Mit deinem Sack? Was haſt du denn in deinem Sack?

Arv (wird ängſtlich und ſtammelt). Ich habe meiner Seel' nichts drin als Butter.

Der Spieler. Butter in dem Sack, auf dem du ſitzſt? Das iſt nicht möglich.

Arv. Nein, es iſt wahr, es ſind Lichter.

Der Spieler. Lichter? Das iſt ja noch toller.

Arv. Nein, es iſt wahr, ich verſprach mich, es ſind feine Spitzen.

Der Spieler. Das muß ja ein verwünſchter Haufen Spitzen ſein; das hängt nicht richtig zuſammen, das ſind gewiß geſtohlene Sachen.

Arv. Nein, es iſt wahr, es ſind Erbſen.

Der Spieler. Du biſt ein Dieb, ganz gewiß, ich merk' es ſchon. Fort, laß mich ſehen, was du da haſt!

Arv. Es iſt gewiß nicht Hans Franzen, Monſor, ich will Euch einen Eid darauf leiſten; wie ſollte Hans Franzen dazu kommen, in einem Sack zu ſtecken?

Der Spieler. Ha ha, nun ſollt Ihr noch ſehen, nun komme ich doch noch zu meinem Gelde .... Sieh da, Monſieur Franzen, ſeid Ihr hier? Das iſt mir ja recht angenehm. Hier habt Ihr nun die Wahl zwiſchen zwei Dingen: entweder Ihr bezahlt mir ſofort mein Geld oder Ihr ſchlagt Euch.

Jean. Monsieur! je n'ai point d'argent.

Der Spieler. Monſieur, Franzöſiſch verſteh' ich nicht, wir wollen uns auf däniſch ſchlagen. Raſch: zieh! oder Geld!

Jean. Ich will Ihm eine Verſchreibung geben, Monſieur.

Der Spieler. Keine Redensarten: Geld her oder ſich ſchlagen!

Arv. Schuft, wer länger hier bleibt! (läuft fort.)

Jean. Ach Monſieur, habt doch Geduld mit mir, Ihr ſollt ja das Geld gewiß noch kriegen.

Der Spieler. Ich verlange nichts, als daß Ihr zieht!

Jean. Monſieur, hier habt Ihr meine Uhr.

Der Spieler. Die iſt gut, die nehm' ich für vierzig Thaler; nun gebt noch Rock, Weſte und Hut her, ſo will ich mich als bezahlt anſehen.

Jean. Ihr werdet doch, hoff' ich, nicht haben wollen, daß ich nackt gehen ſoll?

Der Spieler (zieht ſeinen Degen). Allons! Rock, Weſte und Hut her, oder ſich ſchlagen! (Jean zieht Rock und Weſte aus und gibt dem Spieler mit dem Hut auch zugleich die Perücke.) Monsieur! votre très humble Serviteur! Quittire dankend. (Ab.)

Pierre (kommt aus ſeinem Verſteck). Ach Monſieur, nun ſeid Ihr ja ſo nackt als ob Ihr aus Mutterleibe kämt? Was für Unglück doch das Spiel anrichtet!

Jean. Ei nein, bitte ſehr, mit Hoſen, Schuhen und Strümpfen kommt man doch, ſo viel ich weiß, nicht zur Welt. Aber du Poltron, wollt' ich dir thun, wie dir gebührt, ſo müßt' ich dir den Kopf ſpalten; iſt das nicht unverantwortlich, ſo deinen Herrn zu verlaſſen?

Pierre. Es iſt wahr, ich wollte ſelbſt, daß ich hätte können dableiben und ſo tapfer fechten wie Monſieur. Allein ich riskire jedesmal eine Ohnmacht, ſowie ich einen bloßen Degen ſehe.

Jean. Allons, retirons nous à la Madame la Fleche, die wird uns wol in Protection nehmen; du weißt ja, wo ſie wohnt?

Pierre. Ich? Woher ſollt' ich das wiſſen?

Jean. Ach was ſind das doch für grobe und unpolirte Leute, unter denen wir wohnen! Ach Paris, Paris! Wären wir nur erſt wieder in Paris, Pierre! Mais voilà, Madame la Fleche's valet de chambre, Monsieur d'Espang!

Vierte Scene.

Eſpen. Jean. Pierre.

Eſpen. Ich ſuche Monsieur Jean de France, aber er iſt nirgends zu finden; ich habe nach ihm gefragt in ſeines Vaters Haus, ich habe nach ihm gefragt bei ...... Aber da iſt er ja ſammt ſeinem Bedienten. Monſieur, Madame la Fleche läßt ihren gehorſamen Reſpect vermelden und hat mir dieſen Brief übergeben, bevor ſie abreiste.

Jean. Iſt Madame la Fleche abgereist?

Eſpen. Ja, vor einer halben Stunde.

Jean. Warum reistet Ihr denn nicht mit?

Eſpen. Weil ſie mich nicht mehr vonnöthen hatte.

Jean. Iſt ſie denn allein gereist?

Eſpen. Ja richtig, ſolche Damen allein reiſen! Sie hatte nicht weniger als vier Lakeien mit ſich, ich war bloß ſo einſtweilen der Sprache halber angenommen worden. Hier iſt ein Brief, den ſie mir für Monſieur übergab.

Jean (lieſt den Brief). Pierre!

Pierre. Monſieur?

Jean. Wir ſind oben drauf, hoch in Lüften.

Pierre. Sollen wir denn gehängt werden?

Jean. Wie Madame la Fleche ſchreibt, hat ſie von meinem Verdruß gehört und mag deßhalb nicht länger hier bleiben. Aber ich ſoll ſie in Hamburg bei Monſieur Gobere treffen, ſie will mich mit ſich nach Paris nehmen und mich in die glänzendſte Lage verſetzen. Wir müſſen reiſen, wie wir gehen und ſtehen; allons! dépechons! Ich bin fertig, beſtelle nur immer den Wagen; denn ich will nur einen Abſchiedsbrief an meinen Papa ſchreiben. Adieu, mon cher Monsieur d'Espang! Je vous rends mille graces pour votre civilité! (**Jean** und **Pierre** ab.)

Fünfte Scene.

Eſpen. Marthe.

Eſpen. Marthe, komm' her, der Narr iſt fort!

Marthe. Ging das nicht herrlich? Mußt du nicht einräumen, Eſpen, daß ich eine habile Perſon bin?

Eſpen. Ja, kleines Mamſellchen, wenn Glück bei Verſtand iſt, laſſen ſich große Dinge mit geringer Kunſt ausführen. Eure Intrigue war meiner Treu' keine Hexerei, Eure Abſicht war nur, Hans Franzen noch franzöſiſcher und närriſcher zu machen als er ſchon war. Die wahre Urſache zu Antonius' Glück ſeid eigentlich nicht Ihr, ſondern eine Prügelei. Es geſchieht wohl öfters, daß Einer etwas weislich überlegt, ein Anderer dagegen fängt ſeine Sache ganz unbeſonnen und thöricht an: aber wenn Glück und Unglück dazwiſchen kommen, ſo kann es ſo ausfallen, daß der Erſtere für einen Dummkopf gehalten wird und der Andere für einen weiſen Mann. Denn die Welt urtheilt nicht nach der Abſicht, ſondern allein nach dem Erfolg.

Marthe. Das bleibt ſich gleich, da geht es mir wie manchen großen Generalen: wenn die eine Schlacht gewinnen, ſo werden ſie auch dargeſtellt als große und einſichtsvolle Männer: und doch, wenn man alle Umſtände näher prüft, ſo verdanken ſie ihren Sieg und ihre Ehre nicht ſelten reinen Zufälligkeiten, an die ſie ſelbſt nicht im Mindeſten gedacht haben. Die Welt wird nun einmal vom Glück regiert und das Glück iſt eine Schlumpe.

Eſpen. Marthe, du ſprichſt wie ein Engel, du biſt ſo gelehrt, daß du Bücher ſchreiben könnteſt; ließe man dich ſtudiren, du würdeſt noch die zweite Brigitte Tott.[1]

Marthe. Ja ja, ich leſe mitunter im Senecus.

Eſpen. Ja das merk' ich ſchon ſeit einiger Zeit.

Marthe. Wie ſo denn?

Eſpen. Ja, weil unſere Grütze, die wir zu Abend kriegen, entweder nicht gar oder angebrannt iſt. Ich ſchätze gelehrte Frauenzimmer ſehr, aber zur Frau oder zur Haushälterin mag ich ſie nicht haben.

Marthe. Ei Poſſen! Aber da kommen die beiden Alten.

Sechste Scene.

Jeronimus. Franz. Marthe. Eſpen. Ein Knabe.

Jeronimus. Nein, die Sache laſſ' ich nicht ſtecken, Nachbar! Ihr thut nicht recht, einen ſolchen verlorenen Sohn noch zu vertheidigen.

Franz. Ich vertheidige meinen Sohn nicht mehr, ich will ihn nie wieder vor Augen ſehen, ich ſpreche nur für mich ſelbſt; denn wenn Ihr ihn beſchimpft, beſchimpft Ihr die ganze Familie. Weg da, Junge, was haſt du hier zu thun?

Der Knabe. Da war Einer, der gab mir einen Brief auf der Straße, ihn dem Herrn zu beſtellen. (Ab.)

Franz (lieſt). Madame La Fleche, eine vornehme franzöſiſche Dame, hat mich zu gut für dieſes Land gefunden und mich deshalb mit ſich nach Frankreich genommen. Ich habe mich im Auslande an Artigkeit und Galanterie gewöhnt und kann es daher unmöglich bei ſolch gemeinem und grobem Volke aushalten wie meine Familie iſt. Ich komme nicht wieder; wollt Ihr mir ſchreiben, ſo könnt Ihr den Brief adreſſiren: à la Madame la Fleche, Dame très célèbre et très renommée dans la France. Der Brief muß franzöſiſch geſchrieben ſein: denn in wenigen Monaten habe ich mir vorgeſetzt, kein Wort däniſch mehr zu verſtehen. Die Aufſchrift auf dem Briefe aber muß ſo lauten: A. Monsieur Monsr. Jean de France, gentil-homme et grand favorit de la Madame la Fleche, Courtisane tres renommée, dans la Cour de France. Briefe ohne dieſe Aufſchrift ſchicke ich unerbrochen zurück. Je suis le Votre: Jean de France, gentil-homme Parisien. Copenh. d. 18. Majus . . .

Jeronimus. Wollt Ihr ihn noch für Euren Sohn erkennen? Hab' ich nun nicht die Freiheit, meine Tochter zu geben, wem ich will?

Franz. Ja gewiß.

Jeronimus. Ich habe ſie mit Jeſper Lorenzens Sohn verſprochen.

Franz. Das iſt ein wackerer junger Menſch; ich gratulire.

Jeronimus. Laſſe der Nachbar ſich überreden, zur Hochzeit zu kommen und guter Dinge zu ſein.

Franz. Ganz gewiß; meinen Sohn hab' ich mir ſchon aus dem Sinn geſchlagen.

Jeronimus. Daran thut Ihr Recht.

Franz. Was mich am meiſten ärgert, das iſt auseinanderzukommen mit ſolchem guten wackern Manne wie Ihr, dem ich mich durch Verwandtſchaft zu verbinden hoffte.

Jeronimus. Ei Nachbar, Eure Tochter Lisbeth iſt ja erwachſen?

Franz. Ja das iſt ſie.

Jeronimus. Mein Sohn Jochen ebenfalls, kann das nicht eine neue Verwandtſchaft geben?

Franz. Ja, wenn Ihr meint, ſo kann das ſchon geben.

Jeronimus. Da habt Ihr meine Hand darauf, daß er ihr Mann werden ſoll; er hat ſie meiner Seel' ſchon auf dem Korn, das hab' ich ſchon gemerkt.

Nun, Nachbar, für ein andresmal
Scheint mir's doch mehr zu paſſen,
Man gibt den Söhnen raſch ein Weib,
Als ſie erſt reiſen laſſen.

Es zeigt ſich ja die Lehre klar
An Eures Sohns Geſchicke:
Was nützt es, fremde Länder ſehn,
Kehrt man als Narr zurücke?

Seht andre Nationen an:
Da wird zu Haus geblieben,
Und nur von Dänemarks Söhnen wird
Das Narrenſpiel getrieben,

Daß ſie verlernen däniſch Wort,
Verlernen unſre Sitten,
Und kommen wie die Affen dann
Neumodiſch heimgeſchritten.

Und kommt man ohne Reiſen denn
Durchaus nicht zu Verſtande,
So reiſt bis an die Elbe nur;
So bleibt das Geld im Lande.

Was nützt es, große Sprünge bis
In fremde Länder machen?
Am ſchönſten wird dem Dänen doch
Stets Dänemarks Sonne lachen.

Anmerkungen.

Auch von den Quellen dieſes Stücks, ſeiner Aufnahme beim Publikum ꝛc. iſt ſchon eben die Rede geweſen. Doch wollen wir, bevor wir uns zu den Einzelnheiten wenden, noch einen Punkt zur Sprache bringen, der ohne Zweifel den meiſten Leſern ſchon während der Lectüre des Stücks aufgefallen ſein wird: nämlich wie ein Mann, der in früheren Jahren ſelbſt ein ſo leidenſchaftlicher Reiſender geweſen und einen ſo bedeutenden Theil ſeiner Jugend in fremden Ländern zugebracht, in dieſem Stücke dazu kommt, ſich als ein ſo erbitterter Gegner eben dieſer Reiſen ins Ausland zu zeigen. In der That ſteht das Stück in dieſer Hinſicht nicht allein, vielmehr iſt ſie ein Lieblingsthema des Dichters wie des Schriftſtellers, auf das er häufig zurückkommt, dieſe thörichte Reiſeſucht ſeiner Landsleute, die ſich zu ſeiner Zeit ſelbſt bis in den Bürgerſtand erſtreckte und in Folge deren Niemand meinte, ein gebildeter Mann werden zu können, ohne eine gewiſſe Zeit im Auslande zugebracht zu haben. Ja nicht blos in ſeiner Eigenſchaft als Schriftſteller und Dichter bekämpfte Holberg dieſe, wie er glaubte, verderbliche Gewohnheit, ſondern auch in ſeinen praktiſchen Beziehungen als Profeſſor und Mitglied der Kopenhagener Univerſität trat er ihr nach Kräften entgegen. So wiſſen wir namentlich aus Werlauffs „hiſtoriſke Antegnelſer" I. 36 (vgl. die Anm. in der Ausgabe der Holbergs-Geſellſchaft, I. 313), daß er noch kurz vor ſeinem Tode, im November 1751 als Mitglied des Conſiſtoriums ſein Votum in Betreff der Reiſen, welche die Studirenden damals zu machen pflegten, dahin abgab, daß nur „ausgezeichneten" Leuten die Erlaubniß zur Reiſe ins Ausland ertheilt werden ſolle und auch dieſen erſt, nachdem ſie ihre Examina beſtanden. Schon aus dieſem letztern Zuſatz ſehen wir, daß es keineswegs blos eine plötzlich veränderte Anſicht noch auch die gewöhnliche Moroſität des Alters war, was Holberg zu einem ſolchen Gegner der damaligen Reiſeſucht machte: er wollte noch immer reiſen laſſen, aber nur Leute von Kenntniſſen und einer gewiſſen Reife des Urtheils, die von ihren Reiſen wirklich Nutzen zu ziehen wüßten. Jene Gattung von Reiſenden dagegen, die blos reiſten, um gereiſt zu ſein, die ohne wiſſenſchaftliche Vorbereitung, ohne ernſtlichen Zweck nur das väterliche Erbe im Ausland verpraßten und nur die Laſter und Thorheiten der Fremde ins Vaterland heimbrachten — Reiſende, mit einem Wort, wie dieſer Hans Franzen — dieſe allerdings bekämpfte und verſpottete er auf alle Weiſe. Aber wer wollte ihm auch das Recht dazu ſtreitig machen? Gerade weil er ſelbſt ſo viele Jahre im

Auslande zugebracht hatte (noch Anfang der vierziger Jahre des laufenden Jahrhunderts galt Holberg bei ſeinen Landsleuten als der gereifteſte däniſche Dichter, mit Ausnahme von Baggeſen, vgl. Ausgabe der Holbergs-Geſellſchaft S. 212; doch ſind ſeitdem Holberg wie Baggeſen durch Anderſen übertroffen worden) und weil er aus eigener Erfahrung wußte, wie viel ein richtig angewandter Aufenthalt in fremden Ländern nutzen kann, gerade darum ärgerte er ſich doppelt über die Thorheit dieſer „Gänschen," die, wie ein alter deutſcher Spruch klagt, „über den Rhein fliegen, um als Gänſeriche heimzukommen." — Und ſo ſteht denn dieſe Polemik Holbergs gegen die Reiſeluſt ſeiner Zeitgenoſſen, ſtatt ein Widerſpruch und eine Inconſequenz zu ſein, vielmehr in genaueſter Uebereinſtimmung mit ſeinen ſonſtigen Erfahrungen und Beſtrebungen und kann unſere Achtung vor dem tüchtigen und wahrhaft patriotiſchen Manne nur erhöhen.

Zum erſten Act.

[1] auf dem Alten Markt (S. 303). „Gammel Torv," ein Platz in der Nähe des Weſterthors in Kopenhagen, der noch jetzt dieſen Namen führt.

[2] Einen in Priſon brachte (ebendaſ.). „Man førte En til Stutteriet." Dieſe Stutteri oder Schließerei, wie wir ſie nennen würden, war ein großes maſſives Gebäude, mit ſtarken Mauern, vier Stockwerke hoch, das zu König Friedrich IV. Zeiten (1699—1730) aufgeführt ward und theils zur Aufbewahrung peinlicher Verbrecher, theils als Bürgerarreſt und namentlich auch als Schuldthurm diente.

[3] Fairfax (S. 304) war zu Holbergs Zeiten und iſt noch jetzt bei den Bauern in Seeland ein ſehr beliebter Hundename; er ſtammt ohne Zweifel aus Cromwells Zeiten, wo Thomas Fairfax, geb. 1611, geſt. 1671, als General der Parlamentstruppen und nächſter Vorgänger Cromwells im Oberbefehl (1650), eine auch auswärts ſehr bekannte Perſönlichkeit war.

[4] in unſerer Frauen- und Rundkirche, wo doch die gelehrten Gemeinden ſind (S. 306). Die Kopenhagener Frauenkirche iſt noch jetzt eines der bekannteſten Gebäude der Stadt, die Metropolitan- und Krönungskirche des Reichs. Doch iſt das jetzige Gebäude, dem die darin befindlichen Marmorwerke Thorwaldſens einen Weltruf bereitet haben, nicht mehr das alte, von dem Holberg hier ſpricht, vielmehr wurde dieſes bei der Belagerung im Jahre 1807 in Trümmer geſchoſſen. Die Rundkirche führt dieſen Namen von dem dabei befindlichen ſogenannten runden Thurm; derſelbe dient gegenwärtig zur Sternwarte und wird wegen des ſchönen Panorama's, das er auf Kopenhagen und die Umgegend bietet, von Fremden und Einheimiſchen häufig beſucht. Der eigentliche Name der Kirche iſt Trinitatis-Kirche. Beide, ſowol die Frauen-, als die Trinitatis- oder Rundkirche, gehörten zu Holbergs Zeiten zur Univerſität, es waren die eigentlichen Univerſitätskirchen, darum nennt er auch die dazu gehörigen Gemeinden: die gelehrten Gemeinden, nach derſelben Logik, mit der z. B. auch die Bauern auf den der Univerſität zugehörigen Gütern „gelehrte Bauern" genannt wurden.

[5] eine Flaſche Wein an Jean Baptiſte (ebendaſ.). Dieſer Jean

Baptiſte ſoll ein damals lebender Kopenhagener Sprachmeiſter geweſen ſein, der aber vom Däniſchen herzlich wenig verſtand; darum läßt ſich Jeronimus den Brief ſeines Sohnes auch ins Deutſche übertragen, weil nämlich Jean Baptiſte zwar deutſch ſchlecht, aber däniſch gar nicht verſteht.

[6] Mynheer Kalf's Sohn in Saardam (S. 306). Dieſelbe Geſchichte mit demſelben Manne hat auch Voltaire in ſeiner bekannten Histoire de Pierre le Grand, T. II. ch. 7. Doch erſchien dies Werk erſt lange nach dem Jean de France, nämlich erſt 1759, nach Holbergs Tod, ſo daß alſo an eine Benutzung deſſelben von Seiten Holbergs nicht zu denken iſt. Allein eben ſo wenig hat Voltaire die Holberg'ſche Stelle gekannt, vielmehr war es ein damals allbekanntes Hiſtörchen, das in der Leute Mund ging und das daher Beide gleichmäßig benutzen konnten.

[7] eine Bierſuppe mit Brod zum Frühſtück (ebendaſ.); vgl. unſere Anmerkungen zum politiſchen Kannegießer Nr. 35. Die Ausgabe der Holbergs-Geſellſchaft bemerkt zu dieſer Stelle (nach Suhms „nye Saml." I. 128), daß Chriſtian IV. 1588–1648 ſeinen Töchtern zum Frühſtück Warmbier geben ließ, aber, wie er ausdrücklich verlangte, ohne Zucker darin. Auch im Peter Paars I. 4. nimmt der Vogt Warmbier zu ſich, aber als zweites Frühſtück, nachdem er vorher „Branntwein getrunken und Tabak geraucht." — Was den gleich darauf vorkommenden franzöſiſchen Koch betrifft, ſo wird derſelbe in dieſem Stück noch öfter erwähnt; es war vielleicht ein Nachkomme von dem, der ſich unter Friedrich IV. wollte adeln laſſen und deſſen wir oben S. 193 gedacht haben.

[8] aus Dünkäcker oder Dünnkacke (S. 307). Wieder ein Wortſpiel, das im Deutſchen ſchwer nachzuahmen iſt. Im Text iſt der Brief datirt aus „Roven oder Röven." Roven ſoll Rouen ſein, Röv aber heißt im Däniſchen der Hintere, und zwar mit einem ſehr kräftigen Ausdruck. Da Jean de France die Stadt zu Schiff berühren ſoll, ſo ſchien Dünkirchen am geeignetſten, das Wortſpiel, ſo gut es gehen wollte, wiederzugeben. Oehlenſchläger ſucht ſich folgendermaßen aus der Sache zu ziehen: „Jeronimus. Sein letzter Brief iſt vom Rauhen oder Plumpen datirt. Gibts eine Stadt in Frankreich, die ſo heißt? Franz. Es muß Rouen ſein, welches die Franzoſen ſo buchſtabiren."

[9] da fände er träge Mähren genug (ebendaſ.). Abermals ein Wortſpiel, deſſen Wiedergabe dem Ueberſetzer aber nicht beſonders gelungen iſt. Im Original nämlich iſt von „Traemäre" die Rede, was mit très chère mère allerdings ziemlich nahe zuſammenſtimmt. Trä-Märe aber, oder auch Trä-Heſt heißt hölzernes Pferd und es wurden darunter die hölzernen Pferde verſtanden, welche auf dem damaligen Holländer Berg, dem jetzigen Königs-Neumarkt und dem Ulfeldſchen Platze ſtanden und als militäriſche Strafe für Soldaten und Herumtreiber zum Daraufreiten benutzt wurden. Die Strafe ſelbſt kam gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ab. Der Ulfeldſche Platz hat ſeinen Namen von dem berühmten Miniſter und Eidam König Chriſtians IV., dem Reichshofmeiſter Korfitz Ulfeld, dem dann ſpäter unter Chriſtians Nachfolger, Friedrich III., als angeblichem Staatsverräther auf dem nach ihm benannten Platz eine Schandſäule errichtet ward, die erſt in neuerer Zeit weggeräumt iſt.

[10] beim ſtarken Manne (S. 309). Man braucht hier nicht gerade an den unter dem Namen des ſtarken Mannes berühmten Herrn von Eckenberg zu denken, der allerdings um dieſelbe Zeit in Kopenhagen war und hier als Comödiant, Seiltänzer, Luftſpringer, Puppenſpieler, König Friedrich IV. dermaßen bezauberte, daß er ihn, den ehemaligen Bernburger Sattlergeſellen, in den Adelſtand erhob (ſiehe E. Devrient's Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt I. 353); vielmehr führten dieſen Namen des ſtarken Mannes damals überhaupt alle derartige Künſtler, ja in manchen Gegenden Deutſchlands iſt er ihnen ſogar bis auf dieſe Stunde geblieben.

[11] er kann noch zeitig genug Hahnrei werden (ebendaſ.). Mit niedergeſchlagenem oder breitkrämpigem Hut zu gehen, galt zu Holbergs Zeiten als das ſichere Zeichen eines Mannes, der „Hörner" zu verſtecken hatte; Holberg ſpielt außerordentlich oft darauf an, beſonders in der Wochenſtube.

[12] Bei Monſieur Blondis (ebendaſ.). Blondis war der berühmteſte Tänzer der Pariſer Oper zu Anfang des 18. Jahrhunderts; vgl. Rahbek „Om Holberg" III. 111. Ob der „hongre de pagrod" ein eigener Tanz ſein ſoll oder blos aus pas grave verderbt iſt, einer Erfindung des damaligen franzöſiſchen Balletmeiſters Marcell, deſſelben, durch den die Menuett in Aufnahme gebracht ward (Rahbek a. a. O. I. 218 und 225), darüber ſind die Ausleger noch nicht einig. Die gleich darauf erwähnte Chriſtenbernikovſtraße iſt in Kopenhagen noch jetzt unter dieſem Namen bekannt.

[13] redete er mit Moſjö an (S. 310). Die Anrede mit Monſieur war zwar in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Dänemark allgemein üblich, ſowohl im Geſpräch wie in Briefen, wurde aber doch immer nur gegen Gleichſtehende, nie gegen Höherſtehende angewendet.

[14] Ich werde ihn beim Rentamt unterbringen (ebendaſ.). Das Rentamt oder die Rentkammer hatte, wie Werlauff a. a. O. S. 39 erzählt, unter Friedrich IV. eine neue Organiſation erhalten, in Folge deren eine Menge neuer junger Beamten dabei angeſtellt ward; dieſelben fanden jedoch wenig zu thun und verübten daher, wie eine von Werlauff mitgetheilte Verordnung vom Jahre 1728 beweiſt, vielerlei Unfug in der Nachbarſchaft und auf der Straße. Daher auch die geringe Befriedigung, die Jeronimus über die Abſicht ſeines Freundes äußert.

[15] Fiol de Spanie (ebendaſ.). Eine Verdrehung aus Folie d'Espagne, ein damals ſehr beliebter und künſtlicher Tanz, von dem Holberg häufig ſpricht, ſowol in den Komödien wie anderwärts. So heißt es in den Verm. Br. Bd. II. Nr. 6, S. 47 fg.: „Wenn einer aus der Tanzſchule kommt, bevor er ſeine Folie d'Espagne abſolvirt hat, der wird angeſehen wie ein [illegible]."

Zum zweiten Act.

[1] die alten Propheten ſind todt und die neuen taugen nichts (S. 317). Dieſe Redensart iſt wörtlich ebenſo im Däniſchen üblich: „De gamle Propheter ere døde, og de nye duer intet."

[2] tanzte Schottiſch mit Hans Franzen (S. 320). Von dem heutigen

Schwerlich hat Arv natürlich noch keine Ahnung, er ſpricht vom „Kerſekande,“ vermuthlich denſelben Tanz, in Betreff deſſen eine alte deutſche „Anweiſung zur Tanzkunſt,“ Glückſtadt 1705 die Vorſchrift ertheilt: „hier wird hinten kreuzweis geſetzt gebeugt;“ vgl. Werlauff a. a. O. S. 40. Derſelbe Tanz kommt bei Holberg noch einmal vor: Uden Hoved og Hale, II. 5.

Zum dritten Act.

[16] **à la Kaufbodſtraße** (S. 324): Vimmelſkaft, noch jetzt eine der lebhafteſten Straßen im weſtlichen Theile der Hauptſtadt, mit zahlreichen Kaufläden und Magazinen.

[17] Bei Pecke ſpeiſen (S. 325). Nach Werlauff a. a. O. S. 40 gab es damals in der That einen franzöſiſchen Reſtaurateur in Kopenhagen, der jedoch Peché, nicht Pecke hieß. Auch der gleich darauf erwähnte Meiſter Jacob war ohne Zweifel eine wirkliche Perſönlichkeit jener Zeit.

[18] volle fünfzehn Wochen in Paris geweſen (S. 326). Die neueren Ausgaben, mit Ausnahme der neueſten von Boye und der von der Holbergs-Geſellſchaft beſorgten, haben hier fünfzehn Monate. Vermuthlich weil fünfzehn Wochen ihnen ein zu kurzer Zeitraum geſchienen, um darin ſo närriſch zu werden, wie Jean de France. Allein abgeſehen von dem Zeugniß der älteſten Ausgaben liegt ja eben darin die komiſche Uebertreibung, daß er in ſo kurzer Zeit ein ſolcher Narr wird. Auch haben die Verbeſſerer außer Acht gelaſſen, daß Jean de France der Vorwurf gemacht wird, während ſeines Aufenthalts in Paris fünfzehnhundert Thaler durchgebracht zu haben, was für ſie eine Zeit von fünfzehn Monaten verhältnißmäßig nur eine ſehr mäßige Summe wäre.

[19] Monſieur Reinkohlgebackt (S. 328): ein Name von Holbergs Erfindung, der ihm ſehr gefallen zu haben ſcheint, da er ihn häufig anwendet.

[20] zehn Meilen ſüdlich von Randers (ebendaſ.). Wie die Zeiten ſich ändern! Zu Holbergs Zeit, wie man aus dieſer Stelle ſieht, wollten die Bewohner des ſüdlichen Jütlands mit Gewalt Deutſche ſein — und jetzt werden Deutſche gewaltſam zu Dänen umgeſtempelt, oder ſollen es doch werden. Randers iſt die Hauptſtadt des gleichnamigen Amtes in dem däniſchen Stifte Aarhuus in Jütland; ſie iſt ſehr alt, war ehedem ſtark befeſtigt, hat aber in neuerer Zeit ſehr an Bedeutung verloren.

[21] nicht in den Conditoreien (S. 330). Jeronimus ſpricht wörtlich von „Theehäuſern,“ eine Benennung, die inzwiſchen, wie die Anmerkung in der Ausgabe der Holbergs-Geſellſchaft S. 325 verſichert, in Dänemark ſeit Langem außer Gebrauch gekommen iſt. Der Gebrauch des Thees ward daſelbſt überhaupt erſt 1665 bekannt; doch gab es, wie Werlauff in den Acten des Conſiſtoriums gefunden hat a. a. O. S. 41), bereits 1689 ein von Studenten ſtark beſuchtes Theehaus in Kopenhagen.

[22] du biſt katholiſch im Kopf geworden (ebendaſ.). Wörtlich dieſelbe Redensart iſt auch noch jetzt in Pommern, Mecklenburg, Preußen ꝛc. üblich; „das iſt ja zum Katholiſchwerden,“ ſagt man, um den höchſten Grad von Ungeduld und Unzufriedenheit auszudrücken, wo etwa Andere ſagen: das iſt ja zum Verrücktwerden.

Zum vierten Act.

[24] zum letzten Jubeljahre (S. 339). Der däniſche Text hat hier das deutſche Wort Jubelfeſt.

[25] auf dem Kieler Umſchlag und dem Schnapsmarkt in Wiborg (S. 342). Der Kieler Umſchlag iſt noch jetzt berühmt, während uns vom Wiberger Schnapsmarkt (es iſt natürlich nicht das bekanntere Wiborg in Finnland, ſondern die gleichnamige Stadt in Jütland gemeint, deren Einwohner hauptſächlich von Viehzucht, Getreide- und Gemüſebau, Fiſcherei, Weberei, Handel mit Wolle, Vieh und Holzſchuhen leben) nichts weiter bekannt iſt.

Zum fünften Act.

[26] Der Poet gilt nichts im Vaterlande (S. 343). Eine abſichtliche Veränderung des bekannten, auch im Däniſchen gebräuchlichen Sprichworts: der Prophet gilt nichts im Vaterlande. Holberg wußte wohl, was er mit dieſer Aenderung meinte.

[27] Thye, Bogöe (ebendaſ.). Zwei kleine jütiſche Städtchen, die, ſoviel man weiß, nicht mehr Recht hatten, hier genannt zu werden, als andere ihres Schlags. Doch war Thye der Geburtsort des Hiſtorikers Gram, Holbergs großen Rivalen; möglich, daß darin ein gewiſſer ſatyriſcher Stachel liegen ſoll.

[28] wo gemeine Weiber im Friesrock (ebendaſ.). Im Original heißen ſie „gemene Hoſekjällinger,“ das iſt „gemeine Strumpfweiber“ von einer gewiſſen Sorte armer alter Weiber, die ſich vom Hauſirhandel mit Strümpfen und anderen geringen Beſchäftigungen nährten. Ein alter däniſcher Gaſſenhauer gedenkt ihrer ungefähr in folgender Weiſe: „Soll und muß ich immer Strumpfweib bleiben? Immer flicken meinen alten Rock?“

[29] die Bettelvögte könnten denken ꝛc. (S. 345). Mit ihrem eigentlichen Namen hießen ſie Pracherkönige, „Stodderkonge“ und waren als ſolche eine ſehr volksthümliche Erſcheinung; mit der neuen Organiſation der Kopenhagener Polizei indeſſen ſind ſie verſchwunden. Der Narrenthurm heißt im Däniſchen wörtlich Thorenkaſten oder Narrenkaſten: „Daarekiſten.“

[30] ſich auf die Socken macht (S. 346). Der Däne ſagt nicht minder charakteriſtiſch: ſich die Stiefeln ſchmieren, „ſmöre ſine Stövler.“

[31] Brigitte Tott (S. 351); ein berühmter däniſcher Blauſtrumpf, bekannt namentlich durch ihre Ueberſetzung des Seneca, die 1658 in prachtvoller Ausſtattung zu Sorö erſchien. Holberg, deſſen Leidenſchaft gelehrte Frauen nicht waren, ſpielt noch öfter auf ſie an. Marthens „Senecus“ in der gleich darauf folgenden Rede bedarf darnach keiner weitern Erklärung.

3.

Jeppe vom Berge

oder

der verwandelte Bauer.

Komödie in fünf Acten.

Perſonen.

Jeppe vom Berge.
Nille, ſeine Frau.
Jacob Schuſter.
Baron Nilus.
Der Sekretär.
Der Kammerdiener.
Erich, Lakai.
Ein zweiter Lakai.
Erſter Doctor.
Zweiter Doctor.
Der Verwalter.
Des Verwalters Frau.
Drei bewaffnete Männer.
Erſter Advocat als Ankläger.
Zweiter Advocat.
Der Richter.
Ein Bedienter.
Magnus.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Nille (allein).

Solchen faulen Schlingel giebt es doch, glaub' ich, im ganzen Kirchſpiel nicht, wie mein Mann; wenn ich den nicht bei den Haaren aus dem Bette ziehe, iſt er nicht wach zu kriegen. Heute weiß der Schlingel nun, daß Markttag iſt, und doch liegt er und ſchläft, wer weiß, wie lange. Herr Paul[1] ſagte neulich zu mir: Nille, du biſt zu hart gegen deinen Mann, er iſt doch und ſoll doch Herr im Hauſe ſein. Ich aber antwortete ihm: Nein, mein guter Herr Paul, wollt' ich meinem Manne das Regiment im Hauſe nur ein Jahr laſſen, ſo kriegte weder die Herrſchaft ihre Grundſteuer, noch der Paſtor ſeinen Zehnten: denn er vertränke in der Zeit alles, was im Hauſe wäre. Sollt' ich einen Mann im Hauſe ſchalten und walten laſſen, der im Stande wäre, Wirthſchaft, Frau und Kinder, ja ſich ſelbſt für Branntwein zu verkaufen?[2] Worauf Herr Paul ganz ſtille ſchwieg und ſich den Bart ſtrich. Der Verwalter giebt mir Recht und ſagt: Mütterchen, kehre dich nicht daran, was der Paſtor ſagt, im Katechismus ſteht freilich: du ſollſt deinem Manne gehorſam und folgſam ſein; dagegen aber in deinem Pachtbriefe, der jünger iſt als der Katechismus, ſteht: du ſollſt deinen Hof in gutem Stande halten und deine Steuern richtig bezahlen, und das kannſt du unmöglich thun, wenn du deinen Mann nicht Tag für Tag bei den Haaren ziehſt und ihn zur Arbeit prügelſt. Nun hab' ich ihn eben aus dem Bette gezogen, und bin in die Scheune gegangen, um zu ſehen, wie es mit der Arbeit ſteht; wie ich wieder hereinkomme, ſitzt er auf dem Stuhle und ſchläft, die Hoſen, mit Reſpekt zu ſagen, an einem Bein. Da mußte denn ſofort die

Karbatſche vom Nagel, und mein guter Jeppe wurde durchgeſchmiert, bis er vollſtändig aufgewacht war. Denn das iſt das Einzige, wovor er noch Angſt hat, der Meiſter Erich;[3] ſo nenn' ich nämlich die Karbatſche. He, Jeppe, biſt du Hundevieh noch nicht angezogen? Soll Meiſter Erich noch einmal mit dir reden? He, Jeppe, hieher!

Zweite Scene.

Jeppe. Nille.

Jeppe. Ich muß ja doch Zeit haben, mich anzuziehen, Nille, ich kann ja doch nicht in die Stadt gehen wie ein Schwein, ohne Hoſen und Jacke.

Nille. Haſt du Lumpenkerl nicht zehn Paar Hoſen anziehen können, ſeit ich dich vorhin weckte?

Jeppe. Haſt du Meiſter Erich fortgelegt, Nille?

Nille. Ja, fortgelegt hab' ich ihn, aber ich weiß auch den Fleck, wo ich ihn wiederfinde, wenn du dich nicht ſputeſt. Hierher! Sieh, wie er kriecht! Hierher! Du ſollſt in die Stadt und ſollſt mir zwei Pfund grüne Seife kaufen; ſieh her, hier haſt du das Geld dazu. Aber höre: wenn du nicht in vier Stunden wieder hier zur Stelle biſt, ſo ſoll Meiſter Erich auf deinem Rücken polniſch tanzen.

Jeppe. Wie kann ich vier Meilen in vier Stunden gehen, Nille?

Nille. Wer ſagt denn auch, daß du gehen ſollſt, du Hahnrei? Laufen ſollſt du! Dein Urtheil iſt dir nun geſprochen, nun thu', wozu du Luſt haſt.

Dritte Scene.

Jeppe (allein).

Nun geht die Sau hinein und iſt Frühſtück und ich armer Kerl ſoll vier Meilen gehen und kriege weder Naß, noch Trocken. Ob wol irgend ein Mann ſolch ein verfluchtes Weib hat wie ich! Ich glaube wirklich, ſie iſt Geſchwiſterkind mit dem Satan. Da ſagen ſie nun im Dorf, Jeppe trinkt; aber ſie ſagen nicht, warum Jeppe trinkt. So viel Prügel hab' ich nicht gekriegt die ganzen zehn Jahre, die ich unter der Malicie[4] war, wie jetzt in einem Tage von dem abſcheulichen Weibe; ſie ſchlägt mich, der Verwalter treibt mich zur Arbeit wie ein Vieh, und der Küſter macht mich zum Hahnrei. Muß ich da nicht brav trinken, muß ich nicht die Mittel gebrauchen, welche die Natur uns darbietet, die Sorgen zu vertreiben? Wär' ich ein Schwachkopf, da würde mir das nicht ſo zu Herzen gehen, da tränke ich lieber nicht. So aber iſt das eine ausgemachte Sache, daß ich ein ſcharfſinniger Mann bin; darum fühl' ich das mehr als Andere, darum muß ich auch trinken. Mein Nachbar Moons Chriſtofferſen, als welcher mein Freund iſt, ſagt öfters zu mir: Schlag der Teufel in deinen dicken Bauch, Jeppe, du mußt um dich hauen, ſo wird die Frau ſich ſchon beſſern. Aber ich kann nicht um mich hauen, aus dreierlei Gründen. Erſtlich, weil ich keine Courage habe; zweitens wegen dem verwünſchten Meiſter Erich, der hinter dem Bette hängt und an den mein Rücken nicht denken kann, ohne zu weinen; zum dritten, weil ich, ohne mich zu rühmen, ein grundgutes Gemüthe bin und ein guter Chriſt. Darum ſuche ich mich auch niemals zu rächen, ſelbſt nicht einmal an dem Küſter, der mir doch ein Horn nach dem andern ſetzt. Im Gegentheil, er kriegt ſein Opfer regelmäßig an allen hohen Feſten, während er nicht einmal ſo viel Ehre im Leibe hat, mir einen Krug Bier vorzuſetzen das ganze Jahr. Aber nichts iſt mir mehr zu Herzen gegangen als die ſpitzigen Worte, die er mir voriges Jahr zu hören gab. Nämlich als ich erzählte, daß ein wilder Stier, der ſonſt keinen Menſchen fürchtete, plötzlich vor mir die Flucht ergriffen, da ſagte er zu mir: Kannſt du das nicht begreifen, Jeppe? Der Stier ſah, daß deine Hörner noch viel größer als ſeine, und darum hielt er es nicht für rathſam, ſich mit Einem zu ſtoßen, der ſtärker war als er. Nun rufe ich euch zu Zeugen, liebe Leute, ob nicht ſolche Reden einem ehrlichen Manne durch Mark und Bein dringen müſſen. Ich bin doch ſo anſtändig, daß ich meiner Frau noch niemals den Tod gewünſcht habe, umgekehrt, als ſie verwichenes Jahr an der Gelbſucht krank lag, da wünſcht' ich, ſie möchte leben bleiben. Denn da die Hölle ſchon ohnedies voll böſer Weiber iſt, ſo hätte Lucifer ſie am Ende wol gar wieder zurückgeſchickt, und da wäre ſie noch ſchlimmer geweſen als zuvor. Aber wenn der Küſter ſtürbe, da wollt' ich mich freuen, ſowol um meinetwegen, als wegen der Andern. Denn mir macht er nichts als Verdruß, und der Menſchheit iſt er nichts nütze. Es iſt ein unſtudirter Teufel, nicht den kleinſten

Ton kann er aushalten, noch kann er ein anſtändiges Wachslicht gießen.³ Nein, da war ſein Vorgänger, der Chriſtoffer, ein anderer Kerl, der ſchrie ſeinen Glauben, daß man ihn aus zwölf Küſtern heraus hören konnte, ſolche Stimme hatte der. Einmal, als der Küſter mich wieder Hahnrei geſchimpft hatte, nahm ich mir doch vor, mich zur Wehr zu ſetzen, und zwar ſo, daß Alle es hören konnte; ich ſagte: der Teufel ſoll dein Hahnrei ſein, Matzküſter. Aber was geſchah? Gleich mußte Meiſter Erich herbei und den Streit entſcheiden, ſo daß ich den Küſter noch um Verzeihung bitten und mich bei ihm bedanken mußte, daß er als ein ſtudirter Mann meinem Hauſe die Ehre anthäte. Seitdem hab' ich alle Gedanken an Widerſtand aufgegeben. Ja ja, Mons Chriſtofferſen, du und die andern Bauern, Ihr habt gut reden, Eure Frauen haben keinen Meiſter Erich hinter dem Bette hangen. Hätt' ich einen Wunſch in der Welt frei, ſo wäre es dieſer, daß entweder meine Frau keine Arme hätte, oder ich keinen Rücken; den Mund könnte ſie brauchen, ſo viel ſie wollte. Aber weil ich gerade auf dem Wege bin, muß ich doch mal zu Jacob Schuſter herangehen, er wird mir ja wol für einen Schilling Branntwein auf Kredit geben. Denn etwas muß ich doch haben, mich zu ſtärken. Heda, Jacob Schuſter, biſt du ſchon auf? Mach' auf, Jacob!

Vierte Scene.

Jacob Schuſter (in Hemdsärmeln). Jeppe.

Jacob. Wer Henker will ſo zeitig herein?

Jeppe. Guten Morgen, Jacob Schuſter.

Jacob. Schön Dank, Jeppe, du biſt ja heute ſehr zeitig im Gange.

Jeppe. Gieb mir doch mal für 'nen Schilling Branntwein, Jacob.

Jacob. Ganz gern, gieb du mir nur den Schilling.

Jeppe. Du ſollſt ihn morgen kriegen, wenn ich wiederkomme.

Jacob. Bei Jacob Schuſter wird nicht geborgt; ein oder zwei Schillinge wirſt du ja doch noch ſachte haben zum Bezahlen.

Jeppe. Schuſt, wenn ich was habe, ausgenommen ein paar Schillinge, die meine Frau mir gegeben hat, um in der Stadt was einzukaufen.

Jacob. Na, da kannſt du doch zwei Schillinge abhandeln von dem, was du kaufen ſollſt; was iſt denn deine Handelſchaft?

Jeppe. Ich ſoll zwei Pfund grüne Seife kaufen.

Jacob. Ei, kannſt du nicht ſagen, du haſt für das Pfund ein oder zwei Schillinge mehr gegeben, als du giebſt?

Jeppe. Ich bin nur bange, meine Frau kriegt es zu erfahren, und dann geht's mir ſchlecht.

Jacob. Redensarten! Wie ſoll die das zu wiſſen kriegen? Kannſt du nicht ſchwören, du hätteſt alles Geld ausgegeben? Du biſt doch dumm wie ein Vieh.

Jeppe. Das iſt auch wahr, Jacob, das kann ich wirklich thun.

Jacob. Na, gieb deinen Schilling her.

Jeppe. Sieh her! Aber du mußt mir einen Schilling zurückgeben.

Jacob (kommt mit dem Glaſe, trinkt ihm zu). Geſundheit, Jeppe.

Jeppe. Du haſt getrunken wie ein Schelm.

Jacob. Ei nicht doch, es iſt ja doch eine alte gute Sitte, daß der Wirth den Gäſten zutrinkt.

Jeppe. Weiß wol: aber Schande dem, der die alte gute Sitte zuerſt aufgebracht hat. Dein Wohl, Jacob.

Jacob. Dank, Jeppe. Nun, nimm nur gleich für den andern Schilling auch, den kannſt du doch nicht zurückbringen, du müßteſt ihn etwa für ein Glas Branntwein zu gute behalten wollen bis du wiederkommſt; denn ich habe meiner Treu keinen einzelnen Schilling.

Jeppe. Ein Hundsfott, wer das thut; ſoll der verzehrt werden, ſo ſoll es gleich geſchehen, damit ich doch merke, daß ich was im Magen habe. Wenn du aber wieder mittrinkſt, bezahl' ich nichts.

Jacob. Geſundheit.

Jeppe. Gott erhalte unſere Freunde und der Teufel hole alle unſere Feinde. Das thut dem Magen gut; ah, ah!

Jacob. Glück auf die Reiſe, Jeppe.

Jeppe. Schön Dank, Jacob Schuſter.

Fünfte Scene.

Jeppe (allein. Wird luſtig und fängt an zu ſingen):

„Ein weißes Huhn und ein buntes Huhn
Die wollten den Hahn bekämpfen.“

Ach dürft' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Ach dürft' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Ich glaube, ich thu's. Nein, es gäb' ein Unglück. Wäre mir nur erſt das Wirthshaus aus den Augen, ſo hätt' es keine Noth damit; aber es iſt, als ob mich Einer hier feſt hielte. Ich muß wieder hinein! Aber — was willſt du thun, Jeppe? Iſt es mir doch, als ſähe ich Nille ſchon am Wege ſtehen mit Meiſter Erich in der Hand. Ich muß wieder umkehren. — **Ach dürft' ich doch nur noch für einen Schilling trinken!** Mein Magen ſagt: trink, mein Rücken ſagt: trink nicht. Wem ſoll ich nun folgen? Iſt mein Magen mehr als mein Rücken? Ich dächte, ja. Soll ich anklopfen? Heda, Jacob Schuſter heraus! — Aber da ſteht mir das verfluchte Weib ſchon wieder vor Augen. Schlüge ſie nur ſo, daß die Knochen im Rücken keinen Schaden nähmen, da wollt' ich den Teufel danach fragen; aber ſie ſchlägt wie .... Ach Gott helfe mir armem Mann, was ſoll ich thun? Zwing' deine Natur, Jeppe! Wär' es denn nicht eine Schande, wenn du dich ins Unglück ſtürzen wollteſt, um ein lumpiges Glas Branntwein? Nein, für diesmal ſoll das nicht geſchehen, ich muß fort. — Ach dürft' ich nur noch für einen Schilling trinken! Das iſt mein Unglück, daß ich gekoſtet habe, nun kann ich nicht wieder davon los kommen. Fort, Beine! Der Teufel ſoll euch holen, wenn ihr nicht geht! — .... Nein, die Canaillen wollen meiner Six nicht. Sie wollen wieder zum Wirthshaus, meine Glieder führen Krieg mit einander: Magen und Beine wollen ins Wirthshaus und der Rücken in die Stadt. Wollt ihr gehen, ihr Hunde, ihr Beſtien, ihr Hundsfötter! Nein, der Henker ſoll den holen, der wieder ins Wirthshaus geht; ich habe mehr Mühe, meine Beine vom Wirthshaus wegzukriegen als meinen Schecken aus dem Stall. — Ach dürft' ich doch nur noch für einen einzigen Schilling trinken! Vielleicht borgt Jacob Schuſter mir für einen Schilling oder zwei, wenn ich ihn recht darum bitte. Heda, Jacob! Noch ein Glas Branntwein, für zwei Schillinge!

Sechſte Scene.

Jacob. Jeppe.

Jacob. Sieh da Jeppe, biſt du ſchon wieder da? Ich dacht' es mir wol, daß du zu wenig hätteſt; für einen Stüber

Branntwein, was will das ſagen, das kommt kaum bis in die Kehle.

Jeppe. So iſt es, Jacob, und nun gib mir noch für einen Stüber. (Bei Seite.) Wenn ich nur erſt getrunken habe, ſo muß er mir ſchon borgen, er mag wollen oder nicht.

Jacob. Hier iſt für einen Stüber Branntwein, Jeppe; aber erſt das Geld.

Jeppe. Nun, ſo lang' ich trinke, kannſt du mir doch borgen, wie's im Sprüchwort heißt[1].

Jacob. Bei uns gelten keine Sprüchwörter, Jeppe; zahlſt du nicht voraus, kriegſt du keinen Tropfen, wir haben verſchworen zu borgen, ſelbſt nicht dem Verwalter.

Jeppe (weinend). Kannſt du mir denn nicht borgen? Ich bin ja doch ein ehrlicher Mann.

Jacob. Nir borgen.

Jeppe. Na da haſt du einen Stüber, du Pracher! Nun iſt's geſchehen, nun trinke, Jeppe. — Ah das thut gut!

Jacob. Ja das kann einen Schelm inwendig braten.

Jeppe. Das Allerbeſte beim Branntwein iſt, daß man ſolche Courage danach kriegt. Nun denk' ich weder an meine Frau mehr noch an Meiſter Erich, ſo hat das letzte Glas mich verwandelt. Kennſt du die Melodie, Jacob?

Klein Käthchen und Herr Peter, die ſaßen an einem Ort, Patcheia!
Die ſagten und ſprachen manch ein fideles Wort; Polemeia!
Im Sommer da ſingen die Vögel ſo ſchön; Patcheia!
Die Nille, das Menſch, kann zum Teufel gehn; Polemeia!
Ich ging in den Wald hinaus zur Stund'; Patcheia!
Der Küſter das iſt ein Schweinehund; Polemeia!
Und wie ich auf meinem Schimmel ſaß; Patcheia!
Der Küſter das iſt ein rechtes Aas; Polemeia!
Und wollt Ihr wiſſen, wie heißt meine Frau; Patcheia!
Sie heißt: der Satan hole die Sau; Polemeia!

Die Melodie hab' ich ſelbſt gemacht, Jacob.

Jacob. Du machſt den Teufel!

Jeppe. Jeppe iſt nicht ſo dumm, wie du denkſt, ich hab' auch ein Lied auf die Schuſter gemacht, das geht ſo:

Der Schuſter mit der Fickel und dem Paß,
Philepom Philepom!

Jacob. Ei du Narr, das iſt ja auf einen Muſikus gemacht.

Jeppe. Richtig, ſo iſt es. Höre Jacob, gib mir noch für einen Stüber Branntwein.

Jacob. Bravo, nun ſeh' ich doch, daß du ein wackerer Mann biſt, der meinem Hauſe einen Schilling zu verdienen gibt.

Jeppe. He Jacob, gib mir noch für vier Schillinge.

Jacob. Mit Vergnügen.

Jeppe. (Singt wieder.)

Die Erde trinkt Waſſer,
Das Meer trinkt die Sonne,
Die Sonne trinkt das Meer,
Alles trinkt, was iſt;
Warum ſollte denn ich
Nicht ebenfalls trinken?!

Jacob. Geſundheit, Jeppe.

Jeppe. Nur zu!

Jacob. Proſit, Halbpart.

Jeppe. Ich dank' ju, Jacob! Drik man, dat dig de Dyvel haal, dat dig de Dyvel haal! Das iſt ſchlacht.

Jacob. Ich höre, du kannſt deutſch ſprechen, Jeppe.

Jeppe. Verſteht ſich, das iſt was Altes; ich ſprech' es aber nicht gern, außer wenn ich beſoffen bin.

Jacob. Na, ſo ſprichſt du es doch wenigſtens alle Tage einmal.

Jeppe. Ich bin zehn Jahre unter der Malice geweſen und ſollte nicht deutſch verſtehen?

Jacob. Ja ja, ich weiß, Jeppe, wir haben ja zwei Campanen mit einander gemacht.

Jeppe. So iſt es, nun erinnere ich mich, du wurdeſt ja einmal gehängt, als du bei Wismar* wegliefſt.

Jacob. Ich ſollte gehängt werden, aber ich kriegte Pardon. Nah dran vorbei, iſt ein gutes Ding.

Jeppe. Schade, daß ſie dich nicht gehängt haben. Aber warſt du nicht mit bei der Auction, da auf der Heide, du weißt ſchon wo?

Jacob. Ei, wo wäre ich nicht mit bei geweſen!

Jeppe. Ich vergeſſe nie die erſte Salve, die der Schwede uns gab; da fielen, glaub' ich, auf einmal dreitauſend, um nicht zu ſagen viertauſend Mann. Das gung verdeibelt zu, Jacob, du kannſt dich das vorſtellen, ich kann nich ſagen wie, ich war etwas ängſtlich in die Schlacht.

Jacob. Ja ja, das Sterben kommt Einem hart an; man iſt ganz fromm, wenn man gegen den Feind geht.

Jeppe. Ja, ſo iſt es. Ich weiß auch, woher das kam: ich lag die ganze Nacht, bevor die Auction anging und las in Davids Pſalmen.

Jacob. Ich wundere mich nur, daß du, der du doch früher Soldat geweſen biſt, dich ſo von einer Frau cujoniren läßt.

Jeppe. Ich? Na wenn ich ſie nur hier hätte, du ſollteſt ſchon ſehen, wie ich ſie durchwamſen wollte. Noch ein Glas, Jacob; ich habe noch acht Schillinge, ſind die vertrunken, ſo trink' ich auf Borg. Gieb mir auch einen Krug Bier!

In Leipzig war ein Mann,
In Leipzig war ein Mann,
In Leipzig war ein lederner Mann
In Leipzig war ein lederner Mann
In Leipzig war ein Mann,
Der Mann der nahm 'ne Frau ꝛc.

Jacob. Proſit, Jeppe.

Jeppe. Ho! ho! halloh! Deine Geſundheit und meine Geſundheit und aller guten Freunde Geſundheit! Hei, ho!

Jacob. Willſt du nicht dem Verwalter ſeine Geſundheit trinken?

Jeppe. Meinetwegen, gib mir nur noch für einen Schilling. Der Verwalter iſt ein anſtändiger Mann; wenn wir ihm einen Thaler in die Hand drücken, ſchwört er der Herrſchaft bei ſeiner Seelen Seligkeit, daß wir nicht im Stande ſind die Steuer zu bezahlen. — Na nu aber ein Schelm, der noch Geld hat; du borgſt mir wol noch für einen Stüber oder zwei?

Jacob. Nein Jeppe, nun kannſt du nicht mehr vertragen. Ich bin nicht der Mann, der da haben will, daß die Gäſte ſich in ſeinem Hauſe überladen und mehr trinken als ihnen zuträglich iſt, lieber will ich meine ganze Nahrung einbüßen.

Jeppe. Hei, noch für einen Stüber!

Jacob. Nein, Jeppe, nun geb' ich dir nichts mehr; bedenke, daß du einen langen Weg vor dir haſt.

Jeppe. Hundsfott! Carnallie! Beſtie! Schlingel! Hei! he! hoh!

Jacob. Leb' wol, Jeppe, Glück auf die Reiſe. (Ab.)

Siebente Scene.

Jeppe (allein).

Ach Jeppe, du biſt beſoffen wie ein Vieh; meine Beine wollen mich nicht mehr tragen. Wollt ihr wol ſtehen, ihr Canaillen? Ja ſo, was iſt die Glocke? Heda, Jacob Hundsfott Schuſter! Heda, noch für einen Stuber! Wollt ihr ſtehen, ihr Hunde? Nein, der Teufel ſoll mich holen, wenn die ſtehen. Schön Dank, Jacob Schuſter, noch einen vom friſchen Faß! Hört, Camerad, wo geht hier der Weg in die Stadt? Steht, ſag' ich! Seht, das Vieh iſt beſoffen. Du haſt getrunken wie ein Schelm. Jacob, iſt das für einen Stuber Branntwein? .... Du führſt ein Maß wie ein Türke.

(Während er ſo ſpricht, fällt er hin und bleibt liegen.)

Achte Scene.

Baron Nilus. Der Secretär. Ein Kammerdiener. Zwei Lakaien.

Der Baron. Das Jahr läßt ſich gut an, wir werden eine ſchöne Ernte haben; ſieh einmal, wie dicht die Gerſte ſteht.

Der Secretär. Allerdings, Euer Gnaden; aber das bedeutet, daß die Tonne Gerſte diesmal nicht höher kommen wird als fünf Mark.

Der Baron. Das thut nichts, die Bauern ſtehen ſich doch in guten Jahren alle beſſer.

Der Secretär. Ich weiß nicht, woran das liegt, Euer Gnaden; aber die Bauern klagen immer und wollen Korn zur Ausſaat haben, mag das Jahr nun gut geweſen ſein oder nicht. Je mehr ſie haben, je mehr ſie trinken. Hier wohnt ein Wirth in der Nachbarſchaft, der trägt viel dazu bei die Bauern arm zu machen; man ſagt, er thut Salz in ſein Bier, damit ſie immer durſtiger werden, je mehr ſie trinken.

Der Baron. Den Kerl müſſen wir abſchaffen. Aber was liegt hier im Wege? Das iſt ja ein todter Menſch. Es paſſirt doch nichts als Unglück; ſpring' mal Einer hin und ſehe, wer es iſt.

Ein Lakai. Das iſt Jeppe vom Berge, der das böſe Weib hat. Heda, ſteh auf, Jeppe! Nein, man kann ihn ſchlagen und bei den Haaren ziehen, er wacht nicht auf.

Der Baron. Laß ihn nur ſchlafen, ich habe eben Luſt eine Comödie mit ihm zu ſpielen. Ihr pflegt ja reich an Einfällen zu ſein; fällt Euch jetzt nichts ein, womit ich mir einen Spaß machen könnte?

Der Secretär. Ich dächte, es müßte recht hübſch ſein, wenn man ihm einen Papierkragen um den Hals bände und ſchnitte ihm die Haare ab.

Der Kammerdiener. Noch hübſcher wäre es, dächt' ich, man beſchmierte ihm das Geſicht mit Tinte und zöge ihn nackt aus, um zu ſehen, was ſeine Frau mit ihm anfinge, wenn er in der Poſitur nach Hauſe käme.

Der Baron. Das iſt ganz hübſch. Aber was gilt's, Erich denkt auf etwas, das noch artiger iſt; ſag' nur deine Meinung, Erich.

Erich (einer von den Lakaien). Ich meine, man ſollte ihm die Kleider ausziehen und ihn in des Herrn beſtes Bett legen und morgen früh, wenn er aufwacht, ſtellen wir uns alle an, als ob er unſer gnädiger Herr wäre, ſo daß er nicht wiſſen ſoll, ob er verrathen oder verkauft iſt. Und wenn wir ihn auf die Art dazu gebracht haben, daß er ſich für den Baron hält, ſo wollen wir ihn wieder ſo betrunken machen wie er jetzt iſt, und ihn in ſeinen alten Kleidern auf dieſen ſelben Miſthaufen legen; wird das geſchickt ausgeführt, ſo wird es eine merkwürdige Wirkung haben und er wird ſich einbilden, entweder, daß ſein Glück ein bloßer Traum oder daß er in der That im Paradies geweſen.

Der Baron. Erich, du biſt ein großer Mann*, darum haſt du auch immer nichts als große Entwürfe. Aber wenn er nun mitten drin aufwacht?

Erich. Dafür, Euer Gnaden, bin ich gut, daß er das nicht thut. Denn dieſer ſelbige Jeppe vom Berge iſt der ſtärkſte Säufer im ganzen Kirchſpiel. Voriges Jahr machte man den Verſuch, ihm eine Rakete in den Nacken zu binden; aber die Rakete ging los, ohne daß er davon aufwachte.

Der Baron. So wollen wir es denn ſo machen. Tragt ihn raſch fort, zieht ihm ein feines Hemde an und legt ihn in mein beſtes Bett. (Alle ab.)

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Jeppe liegt im Bett des Barons, ein goldgeſtickter Schlafrock liegt vor ihm auf dem Stuhl. Er wacht auf und reibt ſich die Augen, ſieht ſich um und fährt erſchrocken zuſammen; reibt ſich die Augen wieder, faßt ſich an den Kopf und bekommt dabei eine goldgeſtickte Nachtmütze zu faſſen. Er wiſcht ſich die Augen mit Spuck und reibt ſie wieder, wendet die Mütze nach allen Seiten und beſieht ſie, bemerkt dann ſein feines Hemde, den Schlafrock und die übrige Umgebung, wobei er ſeltſame Geberden macht. Unterdeſſen ſpielt eine leiſe Muſik; Jeppe faltet die Hände dazu und weint. Wenn die Muſik zu Ende iſt, fängt er an zu ſprechen:

Nun, was iſt denn das? Was iſt das für eine Herrlichkeit und wie komme ich hierher? Träum' ich oder wach' ich? Nein, ich bin völlig wach. Wo iſt meine Frau, wo ſind meine Kinder, wo iſt mein Haus und wo iſt Jeppe? Alles iſt verändert, ich ſelbſt mit. Ei was iſt doch das? Was iſt doch das? (ruft mit leiſer und furchtſamer Stimme.) Nille! Nille! Nille! Ich bin in den Himmel gekommen, glaub' ich, Nille, und zwar ganz unverſehens. Aber bin ich es denn auch wirklich? Es iſt mir wie ja, aber es iſt mir auch wie nein. Fühl' ich meinen Rücken, der mir noch wehthut von den Prügeln, die ich gekriegt habe, hör' ich mich ſprechen, rühre ich an meine hohlen Zähne, ſo dünkt mich, ich bin es. Seh' ich dagegen meine Mütze, mein Hemde und alle die übrige Herrlichkeit, die ich hier vor Augen habe und hör' ich die liebliche Muſik dazu, ſo ſoll der Teufel mich holen, wenn es mir zu Kopfe will, daß ich es bin. Nein, ich bin es nicht; ich will tauſendmal eine Canaille ſein, wenn ich es bin. Aber vielleicht träum' ich? Nein, ich glaube nicht. Ich will einen Verſuch machen und mich in den Arm kneifen; thut mir das weh, ſo träum' ich, thut es mir nicht weh, ſo träum' ich nicht. — Ja, ich hab' es gefühlt, ich wache, ich wache wahrhaftig, das kann mir Keiner abdiſputiren! Denn wenn ich nicht wachte, ſo könnt' ich ja nicht .... Aber wenn ich Alles recht bedenke, wie kann ich denn wachen? Es iſt ja klar, daß ich Jeppe vom Berge bin; ich weiß ja, daß ich ein armer Bauer bin, ein Lümmel, ein Schlingel, ein Hahnrei, eine hungrige Laus, eine Made, eine Canaille; wie käm' ich denn dazu, Kaiſer zu ſein und Herr eines Schloſſes? Nein, das iſt doch nur ein Traum! Darum iſt es das Beſte, ich gedulde mich, bis ich aufwache. (Die Muſik beginnt aufs Neue und Jeppe fängt wieder an zu weinen.) Ach, kann man nur ſo etwas im Schlafe hören, das iſt ja nicht möglich! Aber wenn es ein Traum iſt, ſo wollt' ich, ich wachte nie wieder auf und bin ich verrückt geworden, ſo wünſch' ich nie wieder vernünftig zu werden; den Doctor, der mich kuriren wollte, den würde ich verklagen und würde verfluchen, wer mich wecken wollte. — Aber ich träume weder noch bin ich toll, ich kann mich auf Alles beſinnen, was mir begegnet iſt. Ich weiß, daß mein ſeliger Vater Nils vom Berge war und mein Großvater war Jeppe vom Berge; meine Frau heißt Nille, ihre Karbatſche Meiſter Erich, meine Söhne Hans, Chriſtoph und Nils. Aber ſieh da, nun geht mir ein Licht auf: das iſt das ewige Leben, es iſt das Paradies, es iſt das Himmelreich! Vermuthlich hab' ich bei Jacob Schuſter wieder zu viel getrunken, bin geſtorben und bin geraden Wegs in den Himmel gekommen. Das Sterben muß doch nicht ſo ſchwer ſein, als man ſich denkt; ich wenigſtens habe nichts davon gefühlt. Vermuthlich ſteht jetzt eben der Herr Paſtor auf der Kanzel und hält mir die Leichenrede und ſagt: Solch ein Ende nahm Jeppe vom Berge; er lebte als Soldat und ſtarb als Soldat. Man kann darüber ſtreiten ob ich zu Lande oder zu Waſſer geſtorben bin; denn ich war ziemlich naß als ich aus der Welt ging. Aha Jeppe, das iſt was Anderes als vier Meilen in die Stadt laufen und Seife kaufen und auf der Streu liegen und Prügel kriegen von der Frau und Hörner vom Küſter. Ach in welche Glückſeligkeit hat ſich nicht dein Leben voll Mühſal und Bitterkeit verwandelt! Ach ich muß weinen vor Freude, zumal wenn ich bedenke, daß mir das ſo unverdient widerfährt! Nur Eins ſteckt mir noch im Kopfe: ich bin ſo durſtig, daß mir die Lippen aneinander kleben; ſollte ich mich in's Leben zurückwünſchen, ſo wär' es nur, um mich an einem Kruge Bier zu erquicken. Denn was nützt mir alle die Herrlichkeit vor Augen und Ohren, wenn ich doch wieder Durſt leiden ſoll? Ich erinnere mich, daß der Paſtor oft geſagt hat: im Himmel iſt weder Hunger noch Durſt und auch alle ſeine todten Freunde ſoll man da wiederfinden. Aber ich verſchmachte vor Durſt; auch bin ich ganz allein, ich ſehe keinen Menſchen. Zum wenigſten dacht' ich doch meinen Großvater hier zu finden, das war ein ſehr anſtändiger Mann, der bei der Herrſchaft niemals auch nur mit einem Schilling im Reſt blieb. Auch weiß ich ja, daß andere Leute ebenſo honett gelebt haben wie ich; warum ſollte denn ich allein in den Himmel kommen? Das kann alſo nicht der Himmel ſein. Aber was kann es denn ſein? Ich träume nicht, ich wache nicht, ich bin nicht todt, ich bin nicht lebendig, ich bin nicht närriſch, ich bin nicht klug, ich bin Jeppe vom Berge, ich bin nicht Jeppe vom Berge, ich bin arm, ich bin reich, ich bin ein elender Bauer, ich bin Kaiſer — ah .... ah .... ah .... Hülfe! Hülfe! Hülfe! (Auf ſein lautes Geſchrei kommen verſchiedene Leute herein um zu ſehen, wie er ſich anſtellt.)

Zweite Scene.

Der Kammerdiener. Ein Lakai. Jeppe.

Der Kammerdiener. Ich wünſche Euer Gnaden einen ſchönen guten Morgen; hier iſt der Schlafrock, falls Euer Gnaden aufſtehen wollen. Schnell, Erich, hole das Handtuch und das Waſchbecken!

Jeppe. Ach wohlgeborner Herr Kammerdiener, ich will ja gern aufſtehen, ich bitte nur, daß Ihr mir kein Leid anthun wollt.

Der Kammerdiener. Gott bewahre uns, daß wir dem gnädigen Herrn ein Leid anthun!

Jeppe. Ach, bevor Ihr mich todtſchlagt, wollt Ihr mir nicht die Gefälligkeit erweiſen und mir ſagen, wer ich bin?

Der Kammerdiener. Weiß der Herr nicht, wer er iſt?

Jeppe. Geſtern war ich Jeppe vom Berge, aber heut .... Ach ich weiß nicht was ich ſagen ſoll!

Der Kammerdiener. Es freut uns, daß der Herr heut bei ſo guter Laune iſt, daß er zu ſcherzen beliebt. Aber Gott bewahre uns, weshalb weinen Euer Gnaden?

Jeppe. Ich bin nicht Euer Gnaden, bei meiner Seelen Seligkeit ſchwör' ich, daß ich es nicht bin! Denn ſo weit ich mich erinnern kann, bin ich Jeppe Nilſen vom Berge; wollt ihr meine Frau holen laſſen, wird ſie Euch daſſelbe ſagen. Aber leidet nicht, daß ſie den Meiſter Erich mitbringt.

Der Lakai. Das iſt ſeltſam, was bedeutet das? Der Herr muß noch nicht völlig wach ſein; denn ſonſt pflegt er niemals ſo zu ſcherzen.

Jeppe. Ob ich wach bin oder nicht, kann ich nicht ſagen; aber das weiß ich und das kann ich ſagen, daß ich einer von des Barons Bauern bin, mit Namen Jeppe vom Berge und nie in meinem Leben bin ich Baron oder Graf geweſen.

Der Kammerdiener. Erich, was kann dies ſein? Ich fürchte der Herr fällt in eine Krankheit.

Erich. Ich denke mir, er wird wohl ein Nachtwandler geworden ſein; es geſchieht öfters, daß Leute aufſtehen, ſich ankleiden, reden, eſſen und trinken, Alles im Schlaf.

Der Kammerdiener. Nein, Erich, jetzt merk' ich es: der Herr phantaſirt vor Krankheit. Hol' ſchnell ein paar Doctoren..... Ach Euer Gnaden, ſchlagt Euch doch ſolche Gedanken aus dem Kopfe, Euer Gnaden verſetzen damit das ganze Haus in Schrecken. Kennt Euer Gnaden mich nicht?

Jeppe. Ich kenne mich ſelbſt nicht, wie ſoll ich Euch kennen?

Der Kammerdiener. Ach iſt es möglich, daß ich ſo etwas von meinem gnädigen Herrn hören und ihn in ſolchem Zuſtand ſehen muß! Ach, unſer unglückliches Haus, daß es von ſolchem Jammer heimgeſucht wird! Kann der Herr ſich nicht erinnern, was er geſtern that, als er auf die Jagd ritt?

Jeppe. Ich bin nie weder Jäger noch Wilddieb geweſen; denn ich weiß, daß darauf Zuchthaus ſteht.[10] Keine Menſchenſeele ſoll mir beweiſen, daß ich auch nur einen Haſen auf des Herrn Gütern gejagt habe.

Der Kammerdiener. Ah ich bin ja erſt geſtern ſelbſt mit dem gnädigen Herrn auf der Jagd geweſen.

Jeppe. Geſtern war ich bei Jacob Schuſter und trank für zwölf Schillinge Branntwein, wie konnt' ich da auf der Jagd ſein?

Der Kammerdiener. Ach auf meinen nackten Knien beſchwör' ich den gnädigen Herrn, ſolche Reden zu unterlaſſen. Erich, iſt nach den Doctoren geſchickt?

Erich. Ja, ſie werden gleich kommen.

Der Kammerdiener. So wollen wir dem gnädigen Herrn den Schlafrock anziehen, vielleicht, wenn er an die Luft kommt, wird es beſſer mit ihm. Iſt dem Herrn gefällig, ſeinen Schlafrock anzuziehen?

Jeppe. Herzlich gern, Ihr könnt mit mir machen, was Euch beliebt, wenn Ihr mich blos nicht todtſchlagen wollt; denn ich bin ſo unſchuldig wie das Kind in Mutterleibe.

Dritte Scene.

Zwei Doctoren. Jeppe. Der Kammerdiener. Erich.

Erſter Doctor. Zu unſerm größten Leidweſen hören wir, daß der gnädige Herr unwohl ſind?

Der Kammerdiener. Ach ja, Herr Doctor, er iſt in einem traurigen Zuſtand.

Der zweite Doctor. Wie geht es denn, gnädiger Herr?

Jeppe. Ganz gut, ich bin blos noch durſtig von dem Branntwein, den ich geſtern bei Jacob Schuſter getrunken habe. Wollt Ihr mir nur einen Krug Bier geben und mich laufen laſſen, ſo mag man Euch Doctoren meinetwegen hängen: denn ich brauche keine Arzenei.

Erſter Doctor. Das heißt mal phantaſiren, Herr Collega!

Zweiter Doctor. Je ſtärker es iſt, je raſcher wird es ſich austoben; wir wollen dem Herrn an den Puls fühlen. Quid tibi videtur, domine Frater?

Erſter Doctor. Ich meine, er muß Augenblicks zu Ader gelaſſen werden.

Zweiter Doctor. Das meine ich nicht, ſolche Krankheiten müſſen auf andere Art kurirt werden. Der Herr hat einen ſchlimmen und ſeltſamen Traum gehabt, der ihm das Blut in Aufruhr gebracht und das Hirn dergeſtalt in Verwirrung geſetzt hat, daß er ſich einbildet, er wäre ein Bauer. Wir müſſen den Herrn zu zerſtreuen ſuchen mit den Dingen, an denen er ſonſt das meiſte Behagen findet; wir müſſen ihm den Wein und die Speiſe geben, die ihm am beſten ſchmecken und ihm die Stücke vorſpielen, die er am liebſten hört.

(Eine luſtige Muſik beginnt.)

Der Kammerdiener. Das war ja des Herrn Leibſtück.

Jeppe. Kann ſchon ſein; geht es immer ſo luſtig zu am dem Schloſſe?

Der Kammerdiener. So oft es dem Herrn behagt; gibt er doch uns Allen Koſt und Lohn.

Jeppe. Aber es iſt doch ſeltſam, daß ich mich nicht beſinnen kann, was ich früher gethan?

Erſter Doctor. Das bringt dieſe Krankheit mit ſich, Euer Gnaden, daß man Alles vergißt, was man früher gethan hat.

Zweiter Doctor. Ich erinnere mich, daß vor etlichen Jahren Einer meiner Nachbarn von zu vielem Trinken dermaßen verwirrt wurde, daß er dachte, er hätte keinen Kopf.

Jeppe. Ich wollte, dem Dorfrichter Chriſtoffer ginge es eben ſo, der hat vermuthlich gerade die entgegengeſetzte Krankheit; er hält ſich nämlich für einen großen Kopf, an ſeinen Urtheilsſprüchen aber merkt man, daß er gar keinen hat.

(Alle lachen darüber: Ha ha ha.)

Zweiter Doctor. Es iſt eine Luſt, den Herrn ſo ſcherzen zu hören. Aber um wieder auf die Geſchichte zu kommen, ſo ging derſelbige Mann durch die ganze Stadt und fragte alle Leute, ob Niemand den Kopf gefunden, den er verloren. Nachher aber kam er wieder zu ſich und iſt jetzt Küſter in Jutland.

Jeppe. Das hätte er auch werden können, wenn er ſeinen Kopf auch nicht wiedergefunden hätte.

(Sie lachen abermals: Ha ha ha.)

Erſter Doctor. Erinnert der Herr Kollega ſich der Geſchichte, die vor zehn Jahren mit dem Mann paſſirte, der ſich einbildete, er hätte den ganzen Kopf voll Fliegen, und konnte von dieſer Grille nicht abgebracht werden, bis ein verſtändiger Doctor ihn auf folgende Art kurirte? Er legte ihm über den ganzen Kopf ein Pflaſter, welches mit todten Fliegen beſtreut war; nach einiger Zeit nahm er es ab und zeigte die Fliegen dem Kranken, der ſich einbildete, ſie wären aus ſeinem Kopf gekommen und ſo wurde er wieder geſund. Aehnlicher Weiſe habe ich von einem andern Manne gehört, der nach einem langwierigen Fieber auf den Einfall gerieth, wenn er ſein Waſſer abſchlüge, müßte das ganze Land durch eine Ueberſchwemmung zu Grunde gehen. Niemand konnte ihn von dem Gedanken abbringen, er wolle, ſagte er, lieber für das gemeine Beſte ſterben. Dieſer wurde auf folgende Art kurirt. Es wurde ihm die Kunde gebracht, wie vom Commandanten, er möchte doch, weil der Stadt eine Belagerung drohe und in den Gräben kein Waſſer ſei, dieſelben ausfüllen, um dem Feinde den Zugang zur

Stadt zu verſperren. Der Kranke war erfreut, daß er ſeinem Vaterlande und zugleich ſich ſelbſt einen Dienſt erweiſen könne und wurde auf die Art beides los, ſein Waſſer und ſeine Krankheit.

Zweiter Doctor. Ich kann noch eine andere Hiſtorie anführen, welche in Deutſchland paſſirt iſt. Ein Edelmann kam einmal in ein Wirthshaus und nachdem er daſelbſt geſpeiſt hatte, und zu Bette gehen wollte, hing er ſeine goldene Kette, die er um den Hals zu tragen pflegte, an die Wand in der Herberge. Der Wirth gab genau Acht, begleitete ihn zu Bette und wünſchte ihm eine gute Nacht. Wie er aber hörte, daß der Edelmann ſchlief, ſchlich er ſich in die Kammer, nahm ſechzig Glieder von der Kette ab und hing ſie ſo wieder an die Wand. Am Morgen ſteht der Fremde auf, läßt ſein Pferd ſatteln und zieht ſich an. Wie er jedoch die Kette um den Hals binden wollte, bemerkte er, daß ſie nur noch halb ſo lang war, wie früher, weshalb er ein Geſchrei anhob, er wäre beſtohlen. Der Wirth, welcher draußen vor der Thür ſtand und lauſchte, läuft augenblicklich hinein und indem er ſich ganz erſchreckt ſtellt, ruft er: Ach welche ſchreckliche Veränderung! Da der Fremde ihn fragte, worüber er ſich denn ſo entſetze, antwortete er: Ach mein Herr, Euer Kopf iſt noch einmal ſo groß wie geſtern. Und damit hielt er ihm einen falſchen Spiegel vor, in welchem die Gegenſtände noch einmal ſo groß ausſahen, als ſie waren. Da nun der Edelmann ſeinen Kopf im Spiegel ſo groß ſah, brach er in Thränen aus und ſagte: Ach nun verſtehe ich auch, weshalb mir meine Kette zu kurz geworden iſt! Darauf ſetzte er ſich aufs Pferd und verhüllte den Kopf in den Mantel, damit ihn Niemand unterwegs ſehen ſollte. Man erzählt, daß er ſich auch noch lange Zeit hinterdrein zu Hauſe gehalten und ſeine Grille nicht aufgegeben, ſondern geglaubt hat, nicht die Kette wäre zu kurz, ſondern der Kopf zu groß.

Erſter Doctor. Von ſolchen Einbildungen gibt es unzählige Exempel. So erinnere ich mich von Einem gehört zu haben, der ſich einbildete, ſeine Naſe wäre zehn Fuß lang, und deshalb alle Leute warnte, ſie möchten ihm nicht zu nahe kommen.

Zweiter Doctor. Domine Frater hat wol die Geſchichte gehört von dem Manne, der ſich einbildete, er wäre todt? Ein junger Menſch gerieth auf den Einfall, er wäre todt, legte ſich in den Sarg und wollte weder eſſen noch trinken. Seine Freunde ſtellten ihm vor, welche Thorheit das ſei und gebrauchten alle Künſte, um ihn zum Eſſen zu bringen. Aber vergeblich; er wies ſie mit Lachen zurück, indem er vorgab, Eſſen und Trinken wäre bei den Todten durchaus nicht üblich. Endlich unternahm ein erfahrner Arzt es, ihn auf eine ſeltſame Art zu kuriren. Nämlich er veranlaßte einen Bedienten, ſich ebenfalls für todt auszugeben und ſich mit Gepränge hinausführen zu laſſen an eben dem Ort, wo der Kranke lag. Zuerſt lagen die zwei Kranken lange ſchweigend und ſahen einander an. Endlich fing der Kranke an, den Andern zu fragen, warum er hiehergekommen wäre. Der antwortete, weil er todt wäre. Darauf fingen ſie an, einander nach der Art und Weiſe zu fragen, wie ſie geſtorben, was denn Jeder weitläufig berichtete. Darauf kommen Leute, welche dazu angeſtiftet waren und bringen dem zweiten ſein Abendbrot, worauf er ſich im Sarg in die Höhe richtete und eine gute Mahlzeit hielt, indem er den Andern fragte: Willſt du nicht auch ein bischen eſſen? Der Kranke verwunderte ſich darüber und fragte, ob es ſich denn wirklich für einen Todten ſchicke zu eſſen. Ei, erwiderte der Andre, wer nicht ißt, kann nicht lange todt ſein. So ließ er ſich überreden zuerſt mit dem Andern zu eſſen, dann zu ſchlafen, aufzuſtehen, ſich anzukleiden; kurz, er ahmte dem Andern in allen Stücken nach, bis er zuletzt auch wieder lebendig wurde und ſo geſcheidt wie Jener. Von ſolchen Einbildungen könnte ich noch unzählige Geſchichten erzählen. Und ſo iſt das auch diesmal mit dem gnädigen Herrn; er bildet ſich ein, ein armer Bauer zu ſein. Aber der Herr muß ſich dieſe Gedanken nur aus dem Sinne ſchlagen, ſo wird er gleich wieder geſund.

Jeppe. Aber ſollte das wol möglich ſein, daß das nur von Einbildung iſt?

Die Doctoren. Ganz gewiß, der Herr hat ja aus dieſen Erzählungen gehört, was die Einbildung thun kann.

Jeppe. Ich bin alſo nicht Jeppe vom Berge?

Doctor. Ganz gewiß nicht.

Jeppe. Da iſt auch die böſe Nille nicht meine Frau?

Doctor. Keineswegs; der Herr iſt ja Wittwer.

Jeppe. Und das iſt auch bloße Einbildung, daß es eine Karbatſche giebt, mit Namen Meiſter Erich?

Doctor. Bloße Einbildung.

Jeppe. Iſt es auch nicht wahr, daß ich geſtern in die Stadt ſollte und ſollte Seife kaufen?

Doctor. Nein!

Jeppe. Auch nicht, daß ich das Geld bei Jacob Schuſter vertrunken habe?

Der Kammerdiener. Ei, der Herr war ja geſtern mit uns den ganzen Tag auf der Jagd.

Jeppe. Auch nicht, daß ich Hahnrei bin?

Der Kammerdiener. Ei, die Frau iſt ja ſchon ſeit langen Jahren todt.

Jeppe. Ach, jetzt fang' ich erſt an, meine Thorheit einzuſehen; ich will nicht mehr an den Bauer denken. Ich ſehe ſchon, ein Traum hat mich in den Irrthum verſetzt; es iſt doch ſeltſam, auf was für Grillen der Menſch gerathen kann.

Der Kammerdiener. Beliebt dem Herrn, ein wenig im Garten zu ſpazieren, bis wir das Frühſtück angerichtet haben?

Jeppe. Schon gut, es muß aber bald geſchehen: denn ich habe Beides, Hunger und Durſt.

Dritter Act.

Erſte Scene.

Jeppe. Der Kammerdiener. Der Secretär.

(Jeppe kommt aus dem Garten mit ſeiner Suite, ein kleiner Tiſch iſt gedeckt.)

Jeppe. Haha, ich ſehe, der Tiſch iſt ſchon gedeckt.

Der Kammerdiener. Ja, es iſt Alles fertig, wenn Euer Gnaden beliebt, Platz zu nehmen.

(Jeppe nimmt Platz. Die Uebrigen ſtehen hinter ſeinem Stuhl und lachen über ſeine Ungeſchicktheit, wenn er mit allen fünf Fingern in die Schüſſel greift, über Tiſche rülpſt, ſich in die Finger ſchneidet und die Kleider beſchmiert.)

Der Kammerdiener. Will der Herr befehlen, welcher Wein ihm gefällig iſt?

Jeppe. Ihr wißt ja ſelbſt, welchen Wein ich des Morgens zu trinken pflege.

Der Kammerdiener. Am liebſten pflegt der Herr Rheinwein zu trinken; aber wenn er dem Herrn nicht ſchmeckt, kann er augenblicks andern haben.

Jeppe (koſtet). Na, der iſt etwas ſauer. Ihr müßt etwas Honig daran thun, dann wird er gut; denn ich bin ſehr fürs Süße.

Der Kammerdiener. Hier iſt Canarienſect,[11] wenn der Herr davon koſten will.

Jeppe. Das iſt ein guter Wein. Geſundheit für Alle! (Jedesmal, wenn er trinkt, wird Tuſch geblaſen.) Heda, aufgepaßt, Kerl, noch ein Glas Wein von dem Canallenſect, verſteht Ihr mich? Wo haſt du den Ring her, den du am Finger trägſt?

Der Sekretär. Den hat mir der Herr ſelbſt gegeben.

Jeppe. Daran kann ich mich nicht erinnern, gieb ihn mir wieder, ich muß es in der Betrunkenheit gethan haben, ſolche Ringe giebt man nicht ſo fort. Nachher will ich mal nachſehen, was Ihr ſonſt noch habt. Dienſtboten müſſen nicht mehr haben als Koſt und Lohn. Ich kann darauf ſchwören, daß ich mich nicht erinnere, Euch jemals etwas apart geſchenkt zu haben. Und wozu ſollte ich das auch thun? Der Ring iſt ja über zehn Reichsthaler werth; nein, nein, Ihr guten Kerle, ſo nicht, ſo nicht! Ihr müßt Euch Eurer Herrſchaft Gebrechlichkeit und Trunkenheit nicht zu Nutze machen. Wenn ich betrunken bin, ſo bin ich im Stande, meine Hoſen wegzuſchenken; aber wenn ich meinen Rauſch ausgeſchlafen habe, ſo nehm' ich meine Geſchenke wieder. Es würde mir übrigens ſchlecht gehen bei meiner Frau Nille ..... Aber was red' ich; nun falle ich ſchon wieder in die vorigen dummen Gedanken, und weiß nicht mehr, wer ich bin. Gieb mir noch ein Glas Carnalienſect! Nochmals, Alle ſollen leben! (Die Trompeter blaſen wieder.) Gebt Acht, was ich ſage, Kerle, das kann Euch künftig zur Richtſchnur dienen: wenn ich Abends etwas in der Trunkenheit fortgebe, ſo müßt Ihr es mir des Morgens wiederbringen.[12] Wenn das Geſinde mehr kriegt, als es aufeſſen kann, wird es hochmüthig und verachtet die Herrſchaft. Wie viel Lohn haſt du?

Der Sekretär. Der Herr hat mir ſtets zweihundert Reichsthaler des Jahrs gegeben.

Jeppe. Den Teufel ſollſt du in Zukunft haben, aber nicht zweihundert Reichsthaler! Was thuſt du denn für zweihundert Reichsthaler? Ich ſelbſt muß ſchleppen wie ein Vieh und in der Scheune ſtehen von Morgen bis Abend und kann nicht einmal ..... Sieh, da kommen wieder die verfluchten Bauergedanken; gieb mir noch ein Glas Wein (er trinkt und die Trompeter blaſen). Zweihundert Reichsthaler! Das heißt ja ſeiner Herrſchaft das Fell über die Ohren ziehen. Hört, wißt Ihr was, Ihr guten Kerle? Wenn ich fertig bin mit Eſſen, ſo hab' ich Luſt, Euch Alle zuſammen im Hofe aufzuhängen; in Geldſachen, müßt Ihr wiſſen, verſtehe ich keinen Spaß.

Der Kammerdiener. Wir wollen Alles zurückgeben, was wir von Euer Gnaden empfangen haben.

Jeppe. Ja ja, Euer Gnaden, Euer Gnaden! Komplimente und Baſelemängs ſind heutzutage billig. Mit Euer Gnaden wollt Ihr mir den Mund ſchmieren, bis Ihr mein ganzes Geld fort habt, und dann ſeid Ihr wieder meine Euer Gnaden; der Mund freilich ſagt Euer Gnaden, das Herz aber Euer Narr. Ihr ſprecht anders, als Ihr es meint, Ihr Kerle! Ihr Dienſtboten ſeid wie Abner,[13] der kam auch zu Roland und umarmte ihn und ſagte: Heil dir, mein Bruder, und damit ſtach er ihm den Dolch in's Herz. Jeppe iſt kein Narr, auf mein Wort! (Sie fallen ſämmtlich auf die Kniee und bitten um Gnade.)

Jeppe. Steht nur wieder auf, Kerle, bis ich gegeſſen habe; nachher will ich ſehen, wie ſich das verhält, und welche aufgehängt werden müſſen und welche nicht. Jetzt aber will ich luſtig ſein.

Zweite Scene.

Jeppe. Der Kammerdiener. Der Verwalter. Der Sekretär.

Jeppe. Wo iſt mein Verwalter?

Der Kammerdiener. Er iſt draußen.

Jeppe. Laß ihn mal gleich 'reinkommen.

Der Verwalter (kommt in einem Rock mit ſilbernen Knöpfen, mit einem Säbel umgeſchnallt.) Haben Euer Gnaden etwas zu befehlen?

Jeppe. Nichts, als daß du hangen ſollſt.

Der Verwalter. Ich habe ja doch nichts verbrochen, Euer Gnaden, warum ſoll ich denn hängen?

Jeppe. Biſt du nicht Verwalter?

Der Verwalter. Das bin ich, Euer Gnaden.

Jeppe. Und du fragſt noch, weshalb du hängen ſollſt?

Der Verwalter. Ich habe Euer Gnaden doch ſo treu und redlich gedient und bin ſo eifrig in meinem Amt geweſen, daß Euer Gnaden mich allezeit vor den übrigen Dienern ausgezeichnet haben?

Jeppe. Ja gewiß biſt du eifrig in deinem Amt geweſen, das kann man an deinen ſilbernen Knöpfen ſehen. Wie viel Gehalt haſt du?

Der Verwalter. Fünfzig Thaler jährlich.

Jeppe (auf- und abgehend). Fünfzig Thaler ..... ja, da mußt du gleich hängen.

Der Verwalter. Es kann ja doch nicht weniger ſein, gnädiger Herr, für ein ganzes Jahr der beſchwerlichſten Dienſte.

Jeppe. Juſt darum ſollſt du hängen, weil du nur fünfzig Thaler haſt. Du haſt Geld zu einem Rock mit ſilbernen Knöpfen mit Manſchetten an den Händen, mit einem ſeidenen Haarbeutel im Nacken und haſt blos fünfzig Thaler des Jahrs: mußt du da nicht zum Diebe werden an mir armem Manne? Oder wo ſollte es ſonſt herkommen?

Der Verwalter (auf den Knieen). Ach, gnädiger Herr, ſchont doch meines Lebens, um meiner armen Frau und meiner unmündigen Kinder willen!

Jeppe. Haſt du viele Kinder?

Der Verwalter. Ich habe ſieben lebende Kinder, Euer Gnaden.

Jeppe. Ha ha, ſieben lebende Kinder ..... fort! hängt ihn, Säckeltär!

Der Sekretär. Ei, gnädiger Herr, ich bin ja doch kein Scharfrichter.

Jeppe. Was du nicht biſt, kannſt du noch werden, du ſiehſt nach allerhand aus. Wenn du ihn nicht hängſt, häng' ich dich nachher ſelbſt.

Der Verwalter. Ach, gnädiger Herr, iſt denn kein Pardon?

Jeppe (ſpaziert auf und ab, ſetzt ſich und trinkt und ſteht wieder auf). Fünfzig Thaler, Frau und ſieben Kinder ..... Will dich Niemand anders hängen, ſo thu' ich es ſelbſt. Ich weiß recht gut, was Ihr für Kerle ſeid, Ihr Verwalter; ich weiß, wie Ihr es gemacht habt mit mir und andern armen Bauern ..... Sieh, da kommen mir wieder die verwünſchten Bauergrillen in den Kopf. Ich wollte ſagen: ich kenne Eure Art, zu hantiren, ſo an den Fingern, daß ich, wenn es Noth thäte, wol ſelbſt Verwalter ſein könnte. Ihr bekommt von der Milch den Rahm, und die Herrſchaft bekommt einen Dreck, mit Reſpekt zu ſagen. Wenn die Welt noch lange ſteht, glaub' ich, ſo werden die Verwalter Junker und die Junker Verwalter. Wenn der Bauer Euch oder Euren Frauen was in die Hand gedrückt hat, ſo heißt das, wenn Ihr zur Herrſchaft kommt: der arme Mann iſt willig und fleißig, aber ihm ſind verſchiedene Unglücksfälle zugeſtoßen, ſo daß er nicht bezahlen kann; ſein Boden taugt nichts, ſein Vieh hat die Räude gekriegt, und dergleichen Redensarten mehr, mit denen die Herrſchaft ſich muß abſpeiſen laſſen. Glaubt mir, guter Kerl, ich laſſe mich nicht ſo an der Naſe führen, ich bin ſelbſt Bauer und eines Bauern Sohn ..... Sieh, da kommen die verwünſchten Faxen ſchon wieder! Ich ſage, ich bin eines Bauern Sohn, nämlich weil Abraham und Eva, unſere erſten Eltern, Bauern waren.

Der Sekretär (fällt gleichfalls auf die Kniee). Ach, gnädiger Herr, habt noch Erbarmen mit ihm, um ſeiner armen Frau willen, wovon ſoll er denn nachher leben und Frau und Kinder ernähren?

Jeppe. Wer ſagt, daß ſie leben ſollen? Man kann ſie ja mit ihm aufhängen.

Der Secretär. Ach Herr, das iſt ſolche hübſche ſchmucke Frau —

Jeppe. So? Du biſt wol verliebt in ſie, daß du dich ihrer ſo annimmſt? Laß ſie mal 'reinkommen.

Dritte Scene.

Die Frau des Verwalters. Jeppe. Die Uebrigen.

Jeppe (die Frau kommt herein und küßt ihm die Hand). Biſt du die Frau des Verwalters?

Die Frau. Ja, gnädiger Herr, das bin ich.

Jeppe (greift ihr nach dem Buſen). Du biſt hübſch; willſt du heut Nacht bei mir ſchlafen?

Die Frau. Der Herr hat in allen Stücken zu befehlen, denn ich ſtehe in ſeinen Dienſten.

Jeppe (zum Verwalter). Biſt du einverſtanden, daß ich heut Nacht bei deiner Frau ſchlafe?

Der Verwalter. Ich danke dem Herrn, daß er meinem geringen Hauſe die Ehre erweiſen will.

Jeppe. Sieh her, ſetz' ihr einen Stuhl her, ſie ſoll mit mir ſpeiſen. (Er ſetzt ſich an den Tiſch, ißt und trinkt mit ihr; er wird eiferſüchtig auf den Secretär und ſagt:) Du ſollſt die Schwerenoth kriegen, wenn du ſie anſiehſt!

(So oft er den Secretär anſieht, wendet derſelbe ſogleich die Augen von ihr und ſieht zu Boden. Er ſingt ein altmodiſches Liebeslied, während er mit ihr zu Tiſche ſitzt. Dann befiehlt er einen polniſchen Tanz und tanzt mit ihr, fällt aber in der Trunkenheit dreimal; endlich das vierte Mal bleibt er liegen und ſchläft ein.)

Vierte Scene.

Der Baron. Die Uebrigen. Jeppe (ſchlafend).

Der Baron (der ſo lange den Secretär geſpielt hat). Er ſchläft ganz feſt, nun haben wir gewonnen Spiel. Aber beinahe wäre es uns am ſchlechteſten ergangen; er war Willens uns hart zu behandeln, ſo daß wir das Spiel entweder hätten aufgeben müſſen, oder uns mißhandeln laſſen von dieſem groben Bauer, aus deſſen Betragen man lernen kann, wie tyranniſch und hochmüthig geringe Leute werden, die aus dem Schmutz plötzlich zu großer Ehre und Würde gelangen. Die Rolle des Secretärs hätte können für mich ſchlecht ausfallen; denn wenn er mich hätte prügeln laſſen, ſo wäre daraus eine dumme Geſchichte geworden, die mich bei den Leuten nicht weniger blamirt hätte als den Bauer. Das Beſte iſt, wir laſſen ihn nun ein wenig ſchlafen, bevor wir ihm ſeine ſchmutzigen Bauernkleider wieder anziehen.

Erich. Ach Herr, der ſchläft wie ein Todter; ſeht her, ich kann ihn ſchlagen, er fühlt es nicht.

Der Baron. Schafft ihn denn hinaus und macht der Comödie ein Ende.

Vierter Act.

Erſte Scene.

Jeppe (liegt wieder auf einem Miſthaufen, in ſeinen alten Bauerkleidern, wacht auf und ruft):

Heda, Seckeltär! Kammerdiener! Lakaien! Noch ein Glas Kanalienſect! (Sieht ſich um, reibt ſich die Augen, wie das erſtemal, faßt ſich an den Kopf und kriegt ſeinen alten breitkrämpigen Hut in die Hände; er reibt ſich die Augen nochmals, wendet ſeinen Hut nach allen Seiten, beſieht ſeine Kleider, erkennt ſich ſelbſt wieder und fängt an zu ſprechen.) Wie lange war Abraham im Paradieſe? Jetzt kenn' ich leider Alles wieder: mein Bett, meine Jacke, meinen alten Hahnreihut, mich ſelbſt. Das thut anders, Jeppe, als Kanalienſect aus vergoldeten Gläſern trinken und zu Tiſch ſitzen mit Lakaien und Seckeltären hinterm Stuhl. Das Gute währt leider niemals lange. Ach, ach, daß ich, der ich eben noch ſolch ein gnädiger Herr war, mich nun wieder in dieſem elenden Zuſtande ſehen muß! Mein prächtiges Bett verwandelt in einen Miſthaufen, mein goldgeſtickter Hut in einen Hahnreihut, meine Lakaien in Schweine und ich ſelbſt aus einem großen und gnädigen Herrn zurückverwandelt in einen armſeligen Bauer! Wenn ich aufwachte, dacht' ich, würd' ich meine Finger mit goldenen Ringen beſetzt finden: aber die ſind, mit Reſpect zu ſagen, mit was Anderm beſchmiert. Meine Dienſtleute wollt' ich zur Rechenſchaft fordern und nun muß mein eigener Rücken ſich parat halten, wenn ich nach Hauſe komme und ſoll Rechenſchaft geben über mein Betragen. Wie ich aufwachte, dacht' ich, ich griffe nach einem Glas Kanallienſect, aber mit Verlaub zu ſagen, es war eine Laus. Ach, ach, Jeppe, der Aufenthalt im Paradieſe war nur kurz und es nahm ein raſches Ende mit deiner Freude! — Aber wer weiß, ob mir daſſelbe nicht noch einmal paſſirt, wenn ich mich hinlege und nochmals ſchlafe? Ach ach, daß es doch ſo wäre! Daß ich doch wieder dahin käme! (legt ſich hin und ſchläft abermals.)

Zweite Scene.

Jeppe. Nille.

Nille. Sollte ihm wol ein Unglück begegnet ſein? Was das nur ſein mag? Entweder hat der Teufel ihn geholt oder (und das fürcht' ich am meiſten) er ſitzt im Wirthshaus und vertrinkt das Geld. Es war auch recht einfältig von mir, dem Trunkenbold zwölf Schillinge auf einmal anzuvertrauen. Aber was ſeh' ich? Liegt er da nicht im Miſt und ſchnarcht? Ach ich elendes Menſch! Solch ein Vieh zum Manne zu haben! Na dein Rücken ſoll das theuer bezahlen!

(Schleicht ſich ſachte hin und gibt ihm einen Schlag mit dem Meiſter Erich über den Hintern.)

Jeppe. Au weh! au weh! Hilfe! Hilfe! Was iſt das? Wo bin ich? Wer ſchlägt mich? Warum ſchlägt man mich? Au weh!

Nille. Ich werde dich bald lehren, was das iſt.

(Schlägt ihn aufs Neue und zieht ihn bei den Haaren.)

Jeppe. Ach meine Herzens-Nille, ſchlag' mich nicht mehr, du haſt ja keine Ahnung, was mir paſſirt iſt!

Nille. Wo hat der verſoffene Hund ſo lange geſteckt? Wo iſt die Seife, die du haſt kaufen ſollen?

Jeppe. Ich konnte nicht zur Stadt kommen, Nille.

Nille. Warum konnteſt du nicht zur Stadt kommen?

Jeppe. Ich ward unterwegs aufgenommen ins Paradies —

Nille. Ins Paradies? (prügelt ihn.) Ins Paradies? (ſchlägt ihn wieder.) Ins Paradies? (prügelt ihn nochmals.) Willſt du mich obenein noch zum Narren halten?

Jeppe. Au! au! au! So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, es iſt ja doch die reine Wahrheit!

Nille. Was iſt die Wahrheit?

Jeppe. Daß ich im Paradies geweſen bin.

(Nille wiederholt: Im Paradies? und ſchlägt ihn wieder.)

Jeppe. Ach meine Herzens-Nille, ſchlag mich doch nicht mehr!

Nille. Fort! Bekenne, wo du geweſen biſt oder ich bringe dich um! .

Jeppe. Ach ich will ja gern bekennen, wo ich geweſen bin, wenn du mich nur nicht mehr ſchlagen willſt!

Nille. Bekenne!

Jeppe. Schwöre mir, daß du mich nicht mehr ſchlagen willſt.

Nille. Nein!

Jeppe. So wahr ich ein ehrlicher Mann bin und heiße Jeppe vom Berge, ſo wahr bin ich auch im Paradieſe geweſen und habe Dinge geſehen, über die du dich wundern ſollſt, wenn du ſie hörſt.

(Nille prügelt ihn wieder und zieht ihn bei den Haaren ins Haus.)

Dritte Scene.

Nille allein.

So, du verſoffner Hund, nun ſchlaf' erſt deinen Rauſch aus, nachher wollen wir weiter mit einander reden. Solch ein Schwein wie du biſt, kommt nicht ins Paradies. Denk' mal an, wie das Vieh ſich um ſeinen Verſtand getrunken hat! Aber hat er es auf meine Koſten gethan, ſo ſoll er gehörig dafür büßen, zwei Tage lang ſoll er nicht Naſſes noch Trocknes kriegen; in der Zeit werden ihm wohl die Grillen vom Paradies vergehen.

Vierte Scene.

Nille. Drei bewaffnete Männer.

Die drei Männer. Wohnt hier nicht ein Mann mit Namen Jeppe?

Nille. Ja, der wohnt hier.

Die drei Männer. Biſt du ſeine Frau?

Nille. Ja, Gott beſſre es, leider.

Die drei Männer. Wir müſſen mit ihm ſprechen.

Nille. Er iſt ganz betrunken.

Die drei Männer. Hat nichts zu ſagen; marſch fort, ſchaff' ihn heraus oder dein ganzes Haus iſt verloren!

(Nille geht hinein und ſtößt den Jeppe heraus, mit ſolcher Gewalt, daß er einen von den drei Männern mit ſich auf die Erde reißt.)

Fünfte Scene.

Die drei Männer. Jeppe.

Jeppe. Ach, ach, Ihr guten Männer, nun ſeht Ihr, mit was für einer Frau ich zu thun habe.

Die drei Männer. Du verdienſt keine andere Behandlung, denn du biſt ein Miſſethäter.

(Sie ergreifen Jeppe.)

Jeppe. Was hab' ich denn Böſes gethan?

Die drei Männer. Das wirſt du gleich erfahren, es wird gleich Gericht gehalten werden.

Sechste Scene.

Zwei Advocaten. Der Richter. Jeppe. (Der Richter kommt mit ſeinem Schreiber und ſetzt ſich auf ſeinen Stuhl; Jeppe, die Hände auf den Rücken gebunden, wird vor den Richterſtuhl gebracht. Einer tritt vor und klagt ihn folgendermaßen an.)

Erſter Advocat. Hier iſt ein Mann, Herr Richter, von dem wir beweiſen können, daß er ſich in das Haus des Barons geſchlichen, ſich für den Herrn ausgegeben, ſeine Kleider angezogen, ſeine Diener gewaltthätig behandelt hat. Das iſt eine unerhörte Dreiſtigkeit und tragen wir deshalb im Namen unſeres Herrn darauf an, daß er tüchtig beſtraft werde, andern Böſewichtern zu Beiſpiel und Warnung.

Der Richter. Iſt das wahr, weſſen du beſchuldigt wirſt? Laß hören, was du zu erwidern haſt; denn ungehört wollen wir Niemand verdammen.

Jeppe. Ach, ich armer Menſch, was ſoll ich ſagen? Ich bekenne, daß ich Strafe verdient habe, aber blos wegen des Geldes, für das ich Seife kaufen ſollte und das ich vertrunken habe. Ich bekenne auch, daß ich kürzlich auf dem Schloſſe war; aber wie ich dahingekommen und wie wieder weg, das weiß ich nicht.

Erſter Advocat. Da hört der Richter aus ſeinem eigenen Geſtändniß, daß er betrunken geweſen iſt und in der Trunkenheit ſo unerhörte Miſſethat begangen hat. Es handelt ſich alſo nur noch darum, ob es einem ſo groben Miſſethäter geſtattet ſein kann, ſein Verbrechen mit Trunkenheit zu entſchuldigen und das leugne ich. Denn auf die Art könnte weder Ehebruch noch Mord beſtraft werden; Jeder würde ſolche Ausflüchte ſuchen und ſagen, er hätte es in der Trunkenheit gethan. Ja ſelbſt wenn er den Beweis führen kann, daß er wirklich betrunken geweſen iſt, ſo wird ſeine Sache dadurch nicht beſſer. Denn es heißt: was einer in der Trunkenheit ſündigt,. das ſoll er büßen, wenn er nüchtern iſt. Man weiß ja, wie ſolche Miſſethat erſt kürzlich beſtraft wurde. Obſchon der Miſſethäter[14] ſich nur aus Dummheit hatte verführen laſſen, ſich für einen großen Herrn auszugeben, ſo war ſeine Dummheit und Unwiſſenheit nicht im Stande, ihn vom Tode zu retten; denn der Zweck der Strafe iſt allein, Andere abzuſchrecken. Ich könnte die Geſchichte erzählen, wenn ich nicht fürchtete, das Gericht damit aufzuhalten.

Zweiter Advocat. Gewogener Herr Richter! Dieſer Handel kommt mir ſo ſeltſam vor, daß mir die Geſchichte nicht zu Kopfe will, auch wenn noch mehr Zeugen da wären. Ein einfältiger Bauer ſollte ſich auf das Schloß des Herrn einſchleichen und ſich für den Herrn ſelbſt ausgeben, ohne doch zugleich ſein Anſehen und ſeine Manieren nachahmen zu können? Wie konnte er in des Herrn Schlafkammer kommen? Wie konnte er des Herrn Kleider anziehen, ohne daß man es hätte merken ſollen? Nein, Herr Richter, das iſt offenbar nur von den Feinden des armen Mannes ſo angeſtiftet und hoffe ich daher, daß er wird frei geſprochen werden.

Jeppe (weinend). Ach Gott ſegne deinen Mund! Ich habe ein Stück Tabak in meiner Hoſentaſche, verſchmäht es nicht, es iſt ſo gut, als ein ehrlicher Mann es kauen mag.

Zweiter Advocat. Behalte nur deinen Tabak, Jeppe; daß ich für dich ſpreche, geſchieht nicht um des Gewinnſtes willen, ſondern lediglich aus chriſtlichem Mitleid.

Jeppe. Da bitt' ich um Entſchuldigung, Herr Prokurator, ich hatte nicht gedacht, daß eurer Art Leute ſo ehrlich wären.

Erſter Advocat. Was mein Collega zur Vertheidigung dieſes Miſſethäters anführt, gründet ſich allein auf Vermuthungen. Hier fragt es ſich aber nicht, ob es wahrſcheinlich iſt, daß ſo etwas geſchehen oder nicht, ſondern hier iſt bewieſen, daß es geſchehen iſt, ſowohl durch Zeugen als durch ſein eigenes Geſtändniß.

Zweiter Advocat. Ein Geſtändniß, das Jemand aus Angſt und Furcht ablegt, hat keine Gültigkeit. Mir ſcheint es daher am beſten, dieſem einfältigen Manne Zeit zur Ueberlegung zu laſſen und ihn nochmals zu befragen. Höre Jeppe, überleg' dir, was du ſagſt; geſtehſt du das zu, deſſen du angeklagt wirſt?

Jeppe. Nein, meinen höchſten Eid will ich darauf ablegen, daß es Alles Lügen ſind, worauf ich vorhin geſchworen habe; ich bin ganzer drei Tage nicht aus dem Hauſe gekommen.

Erſter Advocat. Herr Richter, nach meiner unvorgreiflichen Meinung darf Niemand zum Eid verſtattet werden, der erſtlich durch Zeugen überführt iſt und dann auch ſeine Miſſethat ſelbſt zugeſtanden hat.

Zweiter Advocat. Ich meine doch.

Erſter Advocat. Ich meine nein.

Zweiter Advocat. Wenn der Handel von ſo ſeltſamer Beſchaffenheit iſt?

Erſter Advocat. Gegen Zeugen und Zugeſtändniß können keine Umſtände aufkommen.

Jeppe (bei ſich ſelbſt). Ach daß ſie einander doch nur bei den Haaren kriegten, ſo wollt' ich mir unterdeſſen den Richter langen und ihn ſo durchprügeln, daß er Geſetz und Verordnungen vergeſſen ſollte!

Zweiter Advocat. Aber hört, Herr Collega, geſetzt auch, die That iſt zugeſtanden, ſo hat der Mann doch keine Strafe verdient; denn er hat ja auf dem Schloß nichts Böſes begangen, weder Mord noch Diebſtahl.

Erſter Advocat. Das will nichts ſagen: intentio furandi und furtum ſind daſſelbe.

Jeppe. Sprich däniſch, du ſchwarzer Hund, ſo wollen wir uns ſchon noch verantworten.

Erſter Advocat. Denn entweder wird Einer ergriffen, wie er ſtehlen will oder wenn er geſtohlen hat; in beiden Fällen iſt er ein Dieb.

Jeppe. Ach gnädiger Richter, ich will mich ja gerne hängen laſſen, wenn nur dieſer Procurator mir zur Seite hängen muß.

Zweiter Advocat. Halt' ein mit ſolchen Reden, Jeppe, du machſt deine Sache nur ſchlimmer.

Jeppe. Warum antwortet Ihr denn nicht? (Leiſe.) Steht da wie ein dummes Vieh.

Zweiter Advocat. Aber womit wird das propositum furandi bewieſen?

Zweiter Advocat. Quicunque in aedes alienas noctu irrumpit, tanquam fur aut nocturnus grassator existimandus est; atqui reus hic ita: ergo ....

Erſter Advocat. Nego majorem, quod scilicet irruperit.

Zweiter Advocat. Res manifesta est, tot legitimis testibus exstantibus ac confitente reo.

Erſter Advocat. Quicunque vi vel metu coactus fuerit confiteri ....

Erſter Advocat. Pah, wo iſt die vis, wo iſt die metus? Das ſind nur Finten.

Zweiter Advocat. Nein, Ihr braucht Finten.

Erſter Advocat. Wer mir das ſagt, iſt kein ehrlicher Mann.

(Sie kriegen einander bei der Bruſt; Jeppe ſpringt dazwiſchen und reißt dem erſten Advocaten die Perücke ab.)

Der Richter. Reſpect dem Gericht! Nicht weiter, ich habe ſchon genug gehört! (Lieſt das Urtheil ab.) Sintemal Jeppe vom Berge, Sohn Niels' vom Berge, Enkel Jeppe's ebendaſelbſt, überführt iſt, ſowol durch gültige Zeugen als durch eigenes Geſtändniß, daß er ſich auf das Schloß des Barons eingeſchlichen, ſeine Kleider angezogen und ſeine Diener mißhandelt hat, ſo wird er verurtheilt durch Gift vom Leben zum Tode gebracht zu werden und ſobald er todt, ſoll ſein Leichnam am Galgen aufgehängt werden.

Jeppe. Ach, ach, gnädiger Richter, iſt da kein Pardon?!

Der Richter. Nein, durchaus nicht, das Urtheil ſoll ſogleich in meinem Beiſein volzogen werden.

Jeppe. Ach, kann ich denn nicht vorher ein Glas Branntwein kriegen, bevor ich das Gift trinke, damit ich mit mehr Courage ſterbe?

Der Richter. Ja, das iſt erlaubt.

Jeppe (trinkt drei Gläſer Branntwein, fällt wieder in die Kniee und fragt) Iſt da kein Pardon?

Der Richter. Nein, Jeppe, nun iſt es zu ſpät.

Jeppe. Ach es iſt noch nicht zu ſpät, der Richter kann ja das Urtheil noch verändern und ſagen, er hat das erſtemal falſch gerichtet. So etwas geſchieht ja öfters; denn wir ſind ja alle Menſchen.

Der Richter. Nein, in wenigen Minuten wirſt du ſelbſt fühlen, daß es zu ſpät iſt; denn mit dem Branntwein haſt du das Gift bereits erhalten.

Jeppe. Ach ich armer Menſch, hab' ich das Gift ſchon erhalten?! Ach lebe wohl Nille! Aber nein, du Canaille, du haſt nicht verdient, daß ich von dir Abſchied nehme! Fahrt wohl, Hans, Niels und Chriſtoph! Fahre wohl, meine Tochter Martha, fahr' wohl, mein Augapfel! Von dir weiß ich, daß ich wirklich dein Vater bin, du wurdeſt gemacht, bevor der Küſter ins Haus kam; du haſt auch deines Vaters Angeſicht, wir gleichen uns wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Fahr wohl, mein Schecke, und habe Dank für jedesmal, daß ich dich geritten habe; nächſt meinen eigenen Kindern habe ich kein Vieh ſo geliebt wie dich. Fahr wohl, Feirfax, mein treuer Hund und Thürhüter, fahre wohl, Hinze, mein ſchwarzer Kater, fahrt wohl, meine Ochſen, meine Schafe, meine Schweine! Habt Dank für gute Geſellſchaft und für jeden Tag, den wir zuſammen zugebracht haben! Fahr wohl .... Ach nun kann ich nicht mehr, nun wird mir ſo ſchwer und ohnmächtig — (er fällt um und wird ohnmächtig).

Der Richter. Das geht gut, der Schlaftrunk hat bereits ſeine Wirkung gethan, nun ſchläft er wie ein Todter. Hängt ihn nun auf; aber gebt wol Acht, daß er keinen Schaden dabei nimmt und daß ihm der Strick blos unter die Arme kommt. Nun wollen wir ſehen, wie er ſich dabei geberdet, wenn er aufwacht und findet ſich am Galgen.

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Jeppe am Galgen hängend.

Nille. Jeppe. Der Richter.

Nille (rauft ſich die Haare aus, ſchlägt ſich vor die Bruſt und ruft) Ach, ach, iſt das möglich, daß ich meinen braven Mann ſo ſchmählich am Galgen hängen ſehe! Ach mein allerliebſter Mann, verzeih mir, wo ich dir etwas zu Leide gethan habe! Ach, ach, nun wacht mein Gewiſſen auf! Nun reut mich, aber zu ſpät, die Härte, mit der ich dich behandelt habe! Nun vermiſſ' ich dich erſt, nun komm, ich erſt dahinter, welchen braven Mann ich verloren habe! Ach könnt' ich dich wieder lebendig machen mit meinem eigenen Herzblut!

(Sie trocknet ſich die Augen und weint bitterlich. Inzwiſchen hat der Schlaftrunk zu wirken aufgehört).

Jeppe (wacht auf, ſieht ſich am Galgen hängen mit gebundenen Händen, hört ſeine Frau klagen und ſagt zu ihr.) Gib dich zufrieden, mein Herzensweib, den Weg müſſen wir alle. Geh heim, nimm dein Haus wahr und ſorge für meine Kinder! Meine rothe Jacke kannſt du für den kleinen Chriſtoph zurecht machen laſſen; was davon übrig bleibt, davon kann Martha eine Mütze kriegen. Vor Allem ſorge, daß mein Schecke gut gepflegt wird; ich habe das Vieh geliebt, als ob es mein leiblicher Bruder wäre. Wär' ich übrigens nicht todt, wollt' ich dir noch verſchiedenes Anderes ſagen —

Nille. Ah .... Ah .... Ah .... Was iſt das? Was hör' ich? Kann ein Todter ſprechen?

Jeppe. Sei nicht bange, Nille, ich thu' dir nichts.

Nille. Ach mein allerliebſter Mann, wie kannſt du doch ſprechen, wenn du todt biſt?

Jeppe. Wie das zugeht, weiß ich ſelbſt nicht. Aber höre, mein Herzensweib, ſpring mal fort wie'n Lauffeuer und bring mir für acht Schillinge Branntwein; denn ich durſte jetzt mehr als bei Lebzeiten.

Nille. Pfui du Vieh, du Unflath, du giftiger Trunkenbold! Haſt du nicht Branntwein genug getrunken bei Lebzeiten? Durſteſt du Hundevieh noch, wenn du todt biſt? Das nenn' ich doch ein Schwein durch und durch!

Jeppe. Halt den Mund, du Unflath, und bring' mir gleich den Branntwein her. Thuſt du das nicht, ſo will ich, hol' mich der Satan, jede Nacht in deinem Hauſe ſpuken; du ſollſt wiſſen, daß ich den Meiſter Erich jetzt nicht mehr fürchte, ich fühle jetzt keinen Schlag mehr. (Nille ſpringt hinein nach dem Meiſter Erich, kommt wieder und prügelt ihn am Galgen.) Au, au, au! Halt auf, Nille! Halt auf, du ſchlägſt mich noch einmal todt! Au, au, au!

Der Richter. Höre, Weib, du mußt ihn nicht mehr ſchlagen, gib dich zufrieden; um deinetwillen wollen wir deinem Manne ſeine Miſſethat vergeben und ihn wieder zum Leben verurtheilen.

Nille. Ach nein, geſtrenger Herr, laßt ihn nur hängen, er iſt nicht werth, daß Ihr ihn leben laßt.

Der Richter. Pfui, du biſt ein garſtiges Weib, pack' dich fort oder wir laſſen dich ihm zur Seite hängen.

(Nille läuft fort.)

Zweite Scene.

Jeppe. Der Richter.

Jeppe wird vom Galgen abgenommen.

Jeppe. Ach geſtrenger Herr Richter, iſt das gewiß, daß ich nun auch wieder ganz lebendig bin? Oder bin ich blos ein Geſpenſt?

Der Richter. Du biſt ganz lebendig; das Gericht, welche das Leben abſpricht, kann auch ebenſo das Leben wieder zuſprechen. Kannſt du das nicht begreifen?

Jeppe. Nein, ich kann es meiner Treu nicht begreifen; ich glaube, daß ich ein Geſpenſt bin und ſpuke.

Der Richter. Ei du Narr, das iſt leicht zu begreifen: wer dir etwas nimmt, kann es dir doch auch wiedergeben?

Jeppe. So möcht' ich wol den Richter ſpaßeshalber aufhängen und ſehen, ob ich ihn dann auch wieder zum Leben verurtheilen kann.

Der Richter. Nein, das geht nicht an, du biſt kein Richter.

Jeppe. Aber ſo bin ich wirklich wieder lebendig?

Der Richter. Ja das biſt du.

Jeppe. So daß ich nicht ſpuke?

Der Richter. Gewiß nicht.

Jeppe. Auch nicht umgehe?

Der Richter. Nein.

Jeppe. So daß ich derſelbe Jeppe vom Berge bin wie zuvor?

Der Richter. Ja.

Jeppe. Und kein Geiſt?

Der Richter. Nein, gewiß nicht.

Jeppe. Wollt Ihr mir ſchwören, daß das wahr iſt?

Der Richter. Ja, ich ſchwöre dir, daß du lebendig biſt.

Jeppe. Ruft den Teufel an, daß er Euch hole, wenn es nicht wahr iſt!

Der Richter. Ei glaube unſern Worten und danke uns, daß wir ſo gnädig geweſen ſind, dich wieder zum Leben zu verurtheilen.

Jeppe. Dafür, daß Ihr mich losgeſchnitten habt, wollt' ich Euch gerne danken, wenn Ihr mich nur nicht auch ſelbſt aufgehängt hättet.

Der Richter. Gib dich zufrieden, Jeppe, und ſag' uns, wenn deine Frau dich wieder ſchlägt; ſo werden wir ſchon Rath dafür finden. Sieh, da haſt du vier Thaler, davon kannſt du dir ſchon einige vergnügte Tage machen und vergiß nicht auf unſere Geſundheit zu trinken. (Jeppe küßt ihm die Hand und bedankt ſich, der Richter geht.)

Dritte Scene.

Jeppe allein.

Nun bin ich fünfzig Jahre alt, aber in all' der Zeit hab' ich nicht ſo viel erlebt wie in dieſen zwei Tagen. Wenn ich das ſo recht bedenke, ſind es doch verfluchte Geſchichten: jetzt ein betrunkener Bauer, nun ein Baron, nun wieder ein Bauer; nun todt, nun lebendig am Galgen — und das iſt das Wunderbarſte. Aber wer weiß, vielleicht wenn man die Leute lebendig hängt, ſo ſterben ſie; hängt man ſie aber todt, ſo werden ſie wieder lebendig. Ein Glas Branntwein, dächt' ich, müßte herrlich darauf ſchmecken; heda, Jacob Schuſter, heraus!

Vierte Scene.

Jacob Schuſter. Jeppe.

Jacob. Willkommen zurück aus der Stadt! Nun, haſt du Seife gekriegt für deine Frau?

Jeppe. Pah, du Schlingel, weißt du auch, mit wem du ſprichſt? Hut ab! Du biſt eine bloße Canaille gegen mich!

Jacob. Von einem Andern ließe ich mir das nicht gefallen, Jeppe. Indeſſen du läßt mich täglich meinen Schilling verdienen, da nehm' ich das nicht ſo genau.

Jeppe. Hut ab, ſag' ich, du Schuſter!

Jacob. Was iſt dir nur unterwegs paſſirt, du kommſt mir ja ganz ſpaniſch vor?

Jeppe. Du mußt wiſſen, ſeit wir uns zuletzt geſehen, bin ich gehängt worden.

Jacob. Nun, ſo ſehr was Vornehmes iſt das doch eben nicht, das Glück gönn' ich dir. Aber höre, Jeppe, wo du dein

Bier getrunken, mußt du auch deine Hefe vergießen; du betrinkſt dich an fremden Orten und dann kommſt du zu mir und machſt Spektakel.

Jeppe. Marſch, Hut ab, Schlingel! Hörſt du nicht, wie das in meiner Taſche klimpert?

Jacob (mit dem Hute unter dem Arm). Element, wo haſt du das Geld her?

Jeppe. Von meiner Baronſchaft, Jacob. Ich will dir erzählen, was mir begegnet iſt; aber erſt gib mir ein Glas Meth, denn däniſchen Branntwein zu trinken, bin ich zu vornehm.

Jacob. Proſit, Jeppe.

Jeppe. Nun will ich dir erzählen, was mir begegnet iſt. Erſt wie ich von dir ging, ſchlief ich ein; da ich wieder aufwachte, war ich Baron und trank mich voll und toll in Canallienſect; wie ich betrunken war vom Canallienſect, erwacht' ich wieder auf dem Miſt; wie ich auf dem Miſt wieder aufwachte, legt' ich mich hin, um noch mal zu ſchlafen, in der Hoffnung mir wieder eine Baronſchaft anzuſchlafen. Allein ich überzeugte mich, daß das nicht ſo allemal geht; denn meine Frau weckte mich mit dem Meiſter Erich und zog mich bei den Haaren, ohne den geringſten Reſpect vor einem Manne, wie ich doch geweſen war. Wie ich in die Stube kam, wurde ich, den Kopf voran, gleich wieder hinausgeſtoßen und ſah mich umringt von verſchiedenen Vogel Greifs,[15] die mich zum Tode verurtheilten und mich vergifteten. Wie ich todt war, wurd' ich gehängt und wie ich gehängt war, wurd' ich wieder lebendig und kriegte vier Thaler. — So, das iſt nun die Geſchichte; aber nun überleg' dir mal, wie das möglich geweſen iſt?

Jacob. Ha, ha, ha, das iſt ein Traum, Jeppe.

Jeppe. Hätt' ich nicht dieſe vier Thaler, würd' ich ebenfalls denken, es war ein Traum. Gib mir noch einen, Jacob, ich will an die verrückte Geſchichte nicht weiter denken, ſondern mir einen ehrlichen Rauſch trinken.

Jacob. Proſit, Herr Baron, ha, ha, ha!

Jeppe. Du kannſt das vielleicht nicht begreifen, Jacob?

Jacob. Nein und wenn ich mich auf den Kopf ſtellte.

Jeppe. Darum kann das doch wahr ſein, Jacob; denn du biſt ein Dummkopf und begreifſt oft Sachen nicht, die weit leichter ſind.

Fünfte Scene.

Magnus. Jeppe. Jacob.

Magnus. Ha ha ha! Ich will Euch eine verwünſchte Geſchichte erzählen,[16] die einem Manne begegnet iſt, mit Namen Jeppe vom Berge. Den hat man gefunden, betrunken und ſchlafend auf dem Felde, hat ihm andere Kleider angezogen, hat ihn in das beſte Bett auf dem herrſchaftlichen Schloſſe gelegt und hat ihm eingebildet, er wäre der Herr. Wie er aufwacht, betrinkt er ſich wieder, man zieht ihm ſeine alten zerriſſenen Kleider an und legt ihn wieder auf den Miſt. Darauf, wie er aufwacht, bildet er ſich ein, er wäre im Paradies geweſen; ich habe mich halb todt gelacht, wie die Leute des Verwalters mir die Geſchichte erzählten. Ich gäbe meiner Six einen Thaler darum, kriegt' ich den Narren zu ſehen; ha ha ha!

Jeppe. Was hab' ich zu bezahlen, Jacob?

Jacob. Zwölf Schillinge.

(Jeppe wiſcht ſich den Mund und geht beſchämt davon.)

Magnus. Warum ging der Mann ſo ſchnell weg?

Jacob. Das iſt juſt derſelbe Mann, dem ſie den Streich geſpielt haben.

Magnus. Iſt es möglich? Da muß ich ihm nachlaufen. Höre, Jeppe, ein Wort: wie ſieht's denn aus in der andern Welt?

Jeppe. Laß mich in Ruh!

Magnus. Warum biſt du denn ſo raſch wiedergekommen?

Jeppe. Was kümmert's dich?

Magnus. Ei erzähle uns doch noch was von deiner Reiſe.

Jeppe. Laß mich in Frieden, ſag' ich, oder es geht dir ſchlecht.

Magnus. Ei Jeppe, ich bin ſo begierig noch etwas davon zu hören.

Jeppe. Hans Schuſter, zu Hülfe! Leideſt du, daß man mich in deinem Hauſe ſo mißhandelt?

Magnus. Ich mißhandle dich ja nicht, Jeppe, ich frage dich nur, wie's in der andern Welt ausſieht?

Jeppe. Heda, Hülfe! Hülfe!

Magnus. Haſt du niemand von meinen Vorfahren geſehen?

Jeppe. Nein, deine Vorfahren werden wohl wo anders ſein, wohin hoffentlich du und andere Kanaillen nach dem Tode ebenfalls kommen.

(Reißt ſich los und läuft fort.)

Siebente Scene.

Der Baron. Sein Secretär. Sein Kammerdiener. Zwei Lakaien.

Der Baron. Ha ha ha, die Hiſtorie war Geld werth, ſolche gute Wirkung hatte ich mir nicht davon erwartet. Kannſt du mich öfters ſo gut unterhalten, Erich, ſo wirſt du bei mir gut angeſchrieben ſein.

Erich. Nein gnädiger Herr, ſolche Comödie öfters zu ſpielen wage ich nicht; denn wenn er den Herrn geſchlagen hätte, wie er drohte, ſo wäre das eine häßliche Tragödie geworden.

Der Baron. In der That, das iſt richtig, ich hatte deshalb Angſt genug. Aber ich war ſo verliebt in die Geſchichte, daß ich mich lieber hätte ſchlagen laſſen, ja ich glaube, ich hätte mich lieber hängen laſſen von ihm, Erich, als daß ich ſie ihm verrathen hätte. Du dachteſt vermuthlich ebenſo?

Erich. Nein, Euer Gnaden, ſich bloß zum Spaß hängen zu laſſen, kam mir doch ein wenig ernſthaft vor; der Spaß wäre zu theuer gekommen.

Der Baron. Ei Erich, das paſſirt ja alle Tage; wie Viele, iſt es nicht auf dieſe Art, ſo iſt es auf eine andere, nehmen ſich nicht das Leben blos Spaſſes halber. So zum Beiſpiel: Einer von ſchwachem Körper, der vorausſieht, daß vieles Trinken ihm Leben und Geſundheit verderben wird, ſtürmt doch auf ſeinen Körper los und opfert Leben und Geſundheit für die Luſtbarkeit eines Abends. Oder auf eine andere Art: die Großveziere in der Türkei werden meiſtentheils ſtrangulirt oder mit einem Strick erdroſſelt, einige an demſelben Tag wo ſie Veziere geworden ſind, andere wenige Tage hernach, und doch reißen ſich alle darum, blos um mit einem hohen Titel gehenkt zu werden. Noch auf eine andere Art: die Offiziere opfern einander gern Leib und Seele, um den Ruf der Tapferkeit zu haben und duelliren ſich um ein Nichts, ſelbſt mit Leuten, die ihnen überlegen ſind, von denen ſie zum Voraus wiſſen, daß die ſie ſpediren.

Auch glaub' ich, man würde viel Hundert verliebte Leute finden, die für die Wonne einer Nacht ſich gern am Morgen todtſchlagen ließen. So ſieht man auch bei Belagerungen, daß Soldaten haufenweis deſertiren und in die belagerten Städte laufen, von denen ſie doch vorausſehen, daß ſie ſich nächſtens ergeben werden und um einen Tag luſtig zu leben, laſſen ſie ſich am nächſten hängen. Das Eine iſt nicht verſtändiger als das Andere; ſelbſt Philoſophen hat man in alten Tagen ſich ins Unglück ſtürzen ſehen, blos um nach ihrem Tode berühmt zu werden. Darum bin ich auch feſt überzeugt, Erich, daß du dich würdeſt lieber haben hängen laſſen als dieſe allerliebſte Geſchichte verderben.

Aus dieſem Abenteu'r merkt Euch, Ihr lieben Kinder,
Daß für gemeines Volk gefährlich iſt nicht minder
Ein allzuſchnelles Glück, als es der Tugend iſt
Herab gedrückt zu ſein durch Neid und Hinterliſt.

Wo Bauern, Handwerksleut' der Herrſchaft Scepter führen,
Da wird am Regiment man bald die Folgen ſpüren;
Tyrannen giebt es da, anſtatt der Obrigkeit
Und bald ein Nero macht in jedem Dorf ſich breit.

Ob Cajus, Phalaris,[11] der Vorwelt Schreck' und Schauer,
Wol ärger handelten als dieſer winz'ge Bauer?
Mit Galgen und mit Rad, wie hat er uns bedroht,
Da er doch kaum befreit von der gewohnten Noth!

Drum nicht beim Pfluge mehr woll'n wir nach Herrſchern fragen,
Kein Bauer werde Fürſt, wie einſt in alten Tagen.
Das war wol ehedem; doch ſollt' es jetzt ſo ſein,
Es bräche Miſſethat und Tyrannei herein.

Anmerkungen.

Zum erſten Act.

[1] **Herr Paul** (S. 363). Es war eine aus dem Mittelalter ererbte Sitte in Dänemark, die Prediger blos beim Vornamen, mit vorgeſetztem „Herr“ zu nennen; eine Auszeichnung, die urſprünglich nur dem Adel gebührte und ſich bei dieſem, wie man weiß, in England theilweiſe noch jetzt erhalten hat.

[2] **für Branntwein** (ebendaſ.). Die von der Holbergs-Geſellſchaft veranſtaltete Ausgabe bemerkt zu dieſer Stelle, daß der Gebrauch des Branntweins nach der allgemeinen Annahme erſt unter Friedrich III. (1648—1670) durch die polniſchen und brandenburgiſchen Hülfstruppen nach Dänemark gekommen. Doch breitete derſelbe ſich ſo raſch aus, daß ſchon 1689 königliche Verbote gegen das Branntweinbrennen auf dem Lande erlaſſen wurden, jedoch vergeblich, wie man aus ihrer mehrmaligen und immer erfolgloſen Wiederholung ſieht.

[3] **der Meiſter Erich** (S. 364). Wie eine Menge anderer Holbergiſcher Redeweiſen und Anſpielungen (z. B. mit einem Bürgermeiſter ſchwanger gehen, raiſonniren wie ein Bürſtenbinder, beide aus dem politiſchen Kannegießer), iſt auch dieſe Bezeichnung der Karbatſche in Dänemark volksthümlich geworden und noch heute im Gebrauch.

[4] **unter der Militie war** (ebendaſ.). Die Landmiliz, von der Jeppe hier ſpricht, hatte laut Königlicher Verordnung von 1701 eigentlich nur eine Dienſtzeit von ſechs Jahren; wenn alſo Jeppe zehn Jahre diente, ſo waren daran entweder die kriegeriſchen Zeiten ſchuld, oder er hatte ſich nach Ablauf ſeiner Dienſtzeit auf weitere vier Jahre anwerben laſſen. Im Uebrigen iſt dieſe „Militie“ der ächte urſprüngliche „tappere Landſoldat,“ der in neuerer Zeit ſo viel von ſich hat ſprechen machen.

[5] **ein anſtändiges Wachslicht gießen** (S. 366). Die Lichter für den Kirchendienſt zu gießen, gehörte mit zu den Verrichtungen der damaligen Küſter, eines Standes, dem Holberg nicht beſonders gewogen war und den er deßhalb häufig neckte, wofür ſich auch in dem vorliegenden Stücke noch weitere Belege finden.

[6] **Ein weißes Huhn und ein buntes Huhn** ꝛc. (S. 367). Dieſer ſowie den folgenden Stellen liegen Anklänge an wirkliche alte Volkslieder zu Grunde. Daß Holberg mitten hinein auch Anakreons berühmtes *ἡ γῆ μέλαινα πίνει* mit anbringt, iſt ein wunderlicher, aber charakteriſtiſcher Einfall. — Daß Jeppe ſich bei zunehmender Trunkenheit der deutſchen Sprache bedient oder doch wenigſtens

einer Sprache, die deutſch ſein ſoll, erklärt ſich ganz natürlich aus dem Umſtande, daß das Kommando der däniſchen Armee und alſo auch der „Malicie“, in der er ſo lange gedient, damals deutſch war; der Ueberſetzer hat die Wirkung, ſo gut es gehen wollte, durch Plattdeutſch und ſonſtiges verderbtes Deutſch wiederzugeben verſucht, was ihm noch immer richtiger ſchien als Oehlenſchlägers Franzöſiſch. — Noch wollen wir daran erinnern, daß man an dieſem Stück recht deutlich ſieht, wie einfach die Scenerie des Holberg'ſchen Theaters: Jeppe's Abſchied von Hauſe, ſeine erſte Einkehr in der Schenke, ſein Verlaſſen der Schenke, ſeine Rückkehr in dieſelbe, ſein Wiederweggehen und endliches Hinſinken — Alles geht ohne den mindeſten Scenenwechſel vor ſich, ſowol die Phantaſie der Zuſchauer als das Spiel des Darſtellers iſt noch lebendig genug, die fortwährende Controlle der Decorationen und Kuliſſen entbehrlich zu machen.

[7] ſo lange ich trinke, kannſt du mir doch borgen (S. 369). Das Sprichwort, auf das Jeppe ſich hier bezieht, lautet im Däniſchen ungefähr ſo: So lange Einer am Glaſe Bier trinkt, kann man es ihm ſchon borgen, „man kan vel borge en Mand et Kruus Oel, mens han drikker det.“

[8] als du bei Wismar wegliefſt (S. 371). Die Stadt Wismar im Mecklenburgiſchen war durch den weſtphäliſchen Frieden an Schweden abgetreten und mit Schwediſch-Pommern vereinigt worden, weßhalb ſie bei den häufigen Kriegen zwiſchen Dänemark und Schweden von Erſterem wiederholentlich angegriffen wurde. Es war damals eine ſtarke Feſtung; die Dänen eroberten ſie zweimal, zuerſt 1675 unter Chriſtian V., das andere Mal unter Friedrich IV. im Jahre 1716. Von dieſem letzteren Mal iſt hier offenbar die Rede, wie denn auch unter der Schlacht, deren kurz vorher erwähnt wird, ohne Zweifel die Schlacht bei Gadebuſch im Jahre 1712 zu verſtehen iſt. — Wortverdrehungen wie Auction, Salbe ꝛc. bedürfen natürlich keiner Erklärung.

[9] Erich, du biſt ein großer Mann (S. 373). Dieſe Worte ſind, wie ich vermuthe, nur des komiſchen Effects wegen eingeſchaltet; denn da nachher eben dieſer Erich es iſt, der die Frau des Verwalters ſpielt, ſo läßt ſich annehmen, daß der Darſteller im Gegentheil von beſonders kleinem und zierlichem Wuchſe geweſen. Die übrige Vertheilung der Rollen in dem Zwiſchenſpiel, namentlich daß der Baron ſelbſt den erſten Kammerdiener ſpielt ꝛc., geht aus dem Stücke ſelber hervor.

Zum zweiten Act.

[10] daß darauf Zuchthaus ſteht (S. 377). Wörtlich: „Bremerholms Arbeit.“ Der Name ſoll davon herkommen, daß an der Stelle früher das Packhaus der bremiſchen Kaufleute ſtand; es iſt dieſelbe Stelle, wo Chriſtian IV. das heutigen Tags unter dem Namen des Alten Holm (Gammel Holm) bekannte Werft anlegte. Auf dieſem Werft arbeiten zu müſſen, war eine Strafe ähnlich wie Galeerenſtrafe und ſagte man dabei in Kopenhagen „zum Bremerholm verurtheilt werden“, wie man bei uns ſagt: zum Zuchthaus verurtheilt werden. Doch wurde die Strafe bereits 1739 unter Chriſtian VI. aufgehoben.

Zum dritten Act.

" Hier iſt Canarienſect (S. 363). Unter dem Namen Sect (vom franzöſiſchen Sec oder dem italieniſchen vino secco, aber nach Dänemark aus Deutſchland eingeführt) verſtand man die ſüßen ſpaniſchen Weine, unter Canarienſect namentlich diejenigen, die angeblich von den canariſchen Inſeln eingeführt wurden. Shakeſpeare's Fallſtaff und ſein „ein Glas Sect“ ſind durch die Schlegel'ſche Ueberſetzung in Deutſchland allbekannt und auch der Name ſelbſt iſt bei uns noch vielfach im Gebrauch; doch verſteht man heutigen Tags nicht mehr ſpaniſchen Süßwein darunter, ſondern Champagner.

" ſo müßt Ihr mir das Morgens wiederbringen (ebendaſ.). So ſpaßhaft ſich das anhört, ſo waren doch, wie wir aus der Ausgabe der Holbergs-Geſellſchaft I, S. 339 lernen, dergleichen Abkommen im damaligen Dänemark nichts Ungewöhnliches, ſelbſt in den vornehmſten Kreiſen, wo der Trunk damals noch ebenſo herrſchte wie in Deutſchland, Polen oder Rußland. Auch vornehme Herren, wenn ſie inter pocula ſaßen, bedangen ſich vorher aus, daß, was ſie etwa im Rauſch verſchenken oder weggeben würden, in der Nüchternheit nicht gelten ſolle und es wurde als ein nicht eben rühmlicher Zug notirt, als im Jahre 1698, alſo noch in Holbergs Jugend, der Generalmajor Jochum Schack auf Sneum ſeinen Gaſt, den Rector G. N. Seerup von Ribe, unter dem Trinken beredete, auf gewiſſe Abgaben zu verzichten, welche das Gut zu Sneum der Schule zu Ribe zu leiſten hatte — und dieſe Verzichtleiſtung ſpäterhin, da des Rectors Rauſch verflogen war, auch wirklich aufrecht erhielt.

" wie Abner, der kam auch zu Roland (S. 364). Dieſe Vermiſchung von bibliſchen Erinnerungen mit Erinnerungen aus dem Volksbuch von König Karl und dem tapfern Roland iſt höchſt charakteriſtiſch. Etwas Aehnliches findet ſich weiter unten, wo Jeppe Abraham und Eva als das erſte Menſchenpaar bezeichnet.

Zum vierten Act.

" Obſchon der Miſſethäter ꝛc. (S. 371). Holberg ſpielt hier auf ein Ereigniß an, das ſich kurz zuvor in Kopenhagen zugetragen und großes Aufſehen erregt hatte. Das Publikum war mit dem Urtheil und ſeiner Vollſtreckung nicht ganz einverſtanden geweſen, was ſich auch aus der Art und Weiſe zu erkennen giebt, wie Holberg des Ereigniſſes gedenkt.

Zum fünften Act.

" Von verſchiedenen Vogel Greifs (S. 380). Holberg hat hier einen ganz vortrefflichen, vielleicht dem Rabelais nachgebildeten und noch jetzt in Dänemark für untergeordnete Polizei- und Gerichtsdiener oder unbekannte, zweideutige Menſchen üblichen Ausdruck: Gripomenus. Der Urſprung von dem franzöſiſchen griper, gripper iſt unverkennbar; der Ausdruck beim Rabelais heißt Grippeminaud.

[16] Ich werde Euch eine verwünſchte Geſchichte erzählen (S. [illegible]). Man ſieht, wie leicht und einfach Holberg es ſich mit der Löſung ſeiner Intriguen macht; es iſt dieſelbe bequeme Art den Knoten zu zerhauen, wie mit Antonius im politiſchen Kannegießer ꝛc. Ueberflüſſig jedoch, wie man wol gemeint hat, iſt die Scene bei alledem nicht: ſie zeigt den Charakter des Jeppe von einer neuen und zwar ehrenhaften Seite — er iſt noch im Stande ſich zu ſchämen — und bringt ihn dadurch zu einer Art von Abſchluß, während, wenn wir uns dieſe Scene wegdenken, der Eindruck bei weitem nicht ſo rein und befriedigend wäre.

[17] Cajus, Phalaris (S. 492). Phalaris und ſein angeblicher glühender Stier ſind noch jetzt und auch bei uns in Deutſchland ſprichwörtlich. Unter dem Cajus verſteht er natürlich Niemand anders, als Cajus Caligula, jenen römiſchen Kaiſer, in dem ſich Grauſamkeit und Kinderei zu einem furchtbaren Ganzen vereinigten.

4.

Der elfte Juni.

Komödie in fünf Acten.

Perſonen.

Schlendorf, ein jütländiſcher Pächterſohn.
Schuldenberg, ſein Schuldner.
Heinrich, Schuldenbergs Diener.
Jacob, Wirth.
Lucretia.
Niels Chriſtenſen, Schlendorfs Vetter.
Drei Gutsbeſitzer.
Zwei Fremde.
Ein dritter Fremder.
Ein Kaufmann.
Ein Jude.
Ein zweiter Kaufmann.
Jens Dreckenholz.
Ein Knabe.
Ein Mädchen.
Zwei Zeugen.
Zwei Gerichtsdiener.
Knud, Procurator.
Ein zweites Mädchen.
Ein Kerl.
Ein Wächter.
Ein zweiter Wächter.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Drei Gutsbeſitzer treten auf, einer nach dem andern, mit ihren Peitſchen klatſchend.

Erſter Gutsbeſitzer. Na, da ſollt Ihr ſchön Dank haben, Herr Viſitator, daß Ihr mir nicht auch noch in die Hoſentaſchen gefühlt habt! Das ſind ja eigene Kerle hier, die gehen ja mit den Menſchen um, wie mit dem Vieh. Wär' ich in die Stadt gekommen, um mich zu verheirathen, ſo möchte es noch angehen, da könnt' ich denken, ſie hätten ſich verſehen und mich für ein Thier mit Hörnern gehalten. Sieh da, da kommen meine Reiſekameraden.

Der zweite Gutsbeſitzer. Element, wie hat mich die verdammte Kutſche zugerichtet, die da vorbeifuhr! Man ſollte denken, hier wohnten nichts als reiche Leute in der Stadt. Denn gehſt du auf die Straße, ſo kannſt du kaum fortkommen vor Pferden, Wagen und buntſcheckigen Lakaien; kommſt du auf die Börſe, ſo iſt es ebenſo. Willſt du aber deine Zinſen haben, da heißt es: Moſjo, Er muß Geduld haben, das Geld iſt nie ſo knapp geweſen, wie dieſes Jahr. Damit ruft und pfeift man nach Lakaien oder Läufern, ſie ſollen ſchnell da und da hin ſpringen und Geld holen. Die Lakaien thun, als ob ſie darnach gingen, in Wahrheit aber bleiben ſie in der Küche (denn ſo ſind ſie abgerichtet), und kommen dann nachher herein mit dem Beſcheid, morgen oder übermorgen könne der Herr ſo viel Geld kriegen, als er Luſt habe, und übrigens laſſe der Wechsler ſich dem Herrn und der Madame beſtens empfehlen. Vor dieſem hieß der größte Kaufmann ſchlechtweg Hans Jenſen, Peter Peterſen und ſeine Frau Anne Peters oder Elſe Chriſtophers; aber da bekam man auch ſeine Zinſen richtig ausgezahlt, den zwölften oder dreizehnten Juni. Seit ſie aber große Herrſchaften geworden ſind und in Kutſchen fahren und ſich Zunamen gemacht haben mit einem Von vorne dran und haben einen ganzen Haufen Kohlraupen hinter ſich oder geſtreifte Lakaien und Haarbeutel an den Perücken, ſeitdem iſt der vierundzwanzigſte Juni noch ein guter Zahltag. Ja, wenn das ſo zunimmt, ſo iſt in zehn Jahren der vierundzwanzigſte Juli ein guter Zahltag, nachher der vierundzwanzigſte Auguſt, und zuletzt wird es dahin kommen, daß wir mit leeren Händen wieder fortreiſen und es für eine prompte Bezahlung rechnen, wenn ſie verſprechen, den elften Juni nächſten Jahres zu bezahlen. Wenn es hier ſo viel Geldbeutel gäbe, wie Haarbeutel, ſo wäre das eine reichere Stadt als Amſterdam oder London. Aber das iſt das Unglück: ſie haben die Beutel hinten hängen und nichts darin.

Erſter Gutsbeſitzer. Das iſt ganz ſo, wie du ſagſt, Brüderchen. Dieſe Leute ſind wie Schaum, der ſieht auch aus, als wäre er was, aber faßt man das Ding genauer an, da wird es zu Nichts.

Dritter Gutsbeſitzer. Ich bin nun dreimal auf der Börſe geweſen, jedesmal in der Hoffnung, Geld zu kriegen: aber ich habe Nichts gekriegt, als zerriſſene Strümpfe, ſo haben ſie mit ihren Degen und Lichtſpießen[1] mich in die Beine geſtochen. Ein andermal werde ich mich vorſehen und Stiefel anziehen, wiewohl das ſchlecht ausſieht im Junimonat. Ich glaube wahrhaftig, ich mache noch einen Vorſchlag: nämlich alle die unnützen Degen in die Münze zu ſchicken und Federmeſſer daraus zu ſchlagen. Das iſt ja wahrhaftig keine Börſe mehr, ſondern ein Aſſemblir oder Fechtboden. Die Kaufleute in England oder Holland ſollten ſich einmal ſo aufführen und mit dem Degen an der Seite auf die Börſe kommen, ei ja! Ihr kennt doch den Adrian van Enkhuyſen, der alle Jahre ſelbſt kommt und Ochſen bei mir einkauft, das iſt ein Mann von etlichen Tonnen Goldes und geht doch gekleidet, nicht anders, als ein gemeiner Schiffer.

Erſter Gutsbeſitzer. Apropos, Brüderchen, habt Ihr einen guten Handel gemacht mit Euren Ochſen?

Zweiter Gutsbeſitzer. Gott beſſre es mit dem Handel, den wir machen. Der Teufel iſt in den Holländer gefahren, er fängt an, ſich die Ochſen auszuſuchen; alle Tage wird er klüger. Ich glaube wirklich, der Adrian van Enkhuyſen iſt einer von den gelehrteſten

Ochſenhändlern[1] in ganz Holland; kein Ambaſſadeur kann größere Intriguen anwenden bei einem Friedenstractat, als er gebraucht, um einen Ochſencontract zu ſchließen. Wenn er bei mir aufs Gut kommt, um Ochſen zu kaufen, ſtellt er ſich, als wollte er eigentlich ganz wo anders hinreiſen und käme nur blos ſo ein bischen mit vor bei mir. Wenn ich ihn dann frage: Sullen vii niet koepſlagen mit malkander, Mynheer Adrian? ſo antwortet er: icken veet dat niet, dat is geen Kans langer hier to vaeren, Mynheer Proprietaris, dat is geen Stuyver meer op die Oſſenhandel to verdienen: ſo daß ich ihm erſt ein paar Krüge Doppelbier in den Leib pumpen muß, ehe ich ihn dazu kriegen kann, ſich zu äußern. Aber ein Jahr hab' ich ihn doch brav barbirt: ich goß ihm Branntwein ins Bier, da wurde er ſo weichherzig wie ein Kätzchen und ſagte: het ſall op an Daeler of tien niet aenkommen, Vader! Aber dafür hat er letztes Jahr mich wieder barbirt, da wies er mir einen falſchen Brief wie vom Pächter Niels, der ſollte ihm Ochſen angeboten haben für billiges Geld, ſo daß ich mich beeilte, mit ihm abzuſchließen, und dabei ſchwor er auf ſeine Holländerſeligkeit, daß er mir mehr gäbe, als er jedem Andern geben würde. Ein andermal indeß werde ich mich hüten ihm wieder zu glauben, wenn er noch ſo viel ſchwört. Denn dem Paſtor ſein Sohn, der in der Fremde geweſen iſt, der hat mir erzählt, daß es in Holland Leute giebt,[2] die ſchwören darauf, der Satan ſolle ſie holen, daß es keinen Teufel giebt.

Zweite Scene.

Schuldenborg in galonirten Kleidern. **Heinrich** in ſtattlicher Livree. **Die drei Gutsbeſitzer.**

Schuldenborg. Serviteur, Messieurs. Ich bedaure vielmals, daß Ihr glücklich in der Stadt angekommen ſeid; die angenehmſte Zeitung, die ich hören kann, iſt, wenn ſo um den elften Juni herum Leute auf dem Wege von Kallundborg nach Aarhus[3] ertrinken.

Erſter Gutsbeſitzer. Was? Iſt das chriſtlich geſprochen? Aber mit Erlaubniß, wer Spaß ausgiebt, muß Spaß einnehmen: Moſjö iſt gewiß kein beſonders accurater Zahler, daß Ihm ſo bange iſt vor dem elften Juni?

Die Uebrigen (lachend). Ha, ha, ha! Kommſt du mir ſo, komm' ich dir ſo!

Schuldenborg. Das iſt ganz ſo, wie Ihr ſagt: ich weiß wirklich nicht, wie ich mich retten ſoll vor dieſem elften Juni.

Zweiter Gutsbeſitzer. Das iſt eine ſchlimme Geſchichte, da wird Muſjö in dieſer Zeit wol wenig ruhige Nächte haben?

Schuldenborg. Ei warum nicht gar, ganz ruhige; ich habe ja auf nichts zu denken, ich habe beſchloſſen, nichts zu bezahlen, nämlich weil ich nichts habe. Wie dagegen meine Creditoren ſchlafen können aus Angſt wegen der Bezahlung, das weiß ich freilich nicht. Uebrigens wie ſteht es denn heuer mit dem Ochſenhandel in Jütland? Aber apropos, da wir doch von Ochſen ſprechen, iſt's richtig, daß Henning Nielſen diesmal hier erwartet wird? Ihr kennt ihn doch?

Erſter Gutsbeſitzer. Nu, ob wir ihn kennen, das iſt ein reicher Pächter, er wohnt gar nicht weit von uns. Aber ſelbſt kommt er dies Jahr nicht, ſondern er ſchickt ſeinen älteſten Sohn nach Kopenhagen, Niels Ochſendorf, das iſt noch ein junger Menſch, aber juſt ſo gerieben wie der Alte; er ſpart graulich viel Geld zuſammen, ich glaube, er wird noch mal ein zweiter Midas.

Schuldenborg. Das glaub' ich auch, wenigſtens die Ohren, hör' ich, hat er ſchon. Aber ſollten bei dem Sturm, den wir geſtern hatten, keine Fahrzeuge von Aarhus zu Schaden gekommen ſein?

Zweiter Gutsbeſitzer. Nein, auf dieſem Waſſer hört man nicht viel von Schaden.

Schuldenborg. Das iſt eben das Unglück; warum fahrt Ihr aber auch nicht lieber gleich zu Waſſer um die Schabe herum, durch's Cattegat, ſo ſpartet Ihr ja eine Menge Geld dabei.

Der Gutsbeſitzer. Freilich wol, aber wir könnten auch verunglücken auf dem Wege.

Schuldenborg. Was will das ſagen, einmal müßt Ihr ja doch ſterben.

Der Gutsbeſitzer. Nein, auf dem Waſſer umkommen, das paßt uns nicht; Moſjö kann ſolche Reiſen beſſer machen als wir, für ihn iſt das nicht ſo gefährlich.

Schuldenborg. Wie ſo?

Der Gutsbeſitzer. Ei nun, weil es im Sprüchwort heißt: Was hängen ſoll, ertrinkt nicht.

(Die Andern lachen wieder.)

Schuldenborg. Aber, Meſſieurs, vom Spaße auf den Ernſt zu kommen: iſt das gewiß, daß Niels Ochſendorf ſo bald kommt?

Der Gutsbeſitzer. Ja, er kommt, glaub' ich, heute oder morgen.

Schuldenborg. Aber iſt er ſo gerieben, wie Ihr ſagt?

Der Gutsbeſitzer. Ja gewiß, ſonſt hätt' ihn ſein Vater nicht allein hergeſchickt, zumal er noch nie in Kopenhagen geweſen iſt.

Schuldenborg. Ich will den Meſſieurs ein gutes Logement recommandiren.

Der Gutsbeſitzer. Nein, wir danken Ihnen, mein Herr, wir haben unſer Quartier ein für allemal in der Weinkanne,[5] da geben wir zwei Schillinge die Nacht.

Schuldenborg. Pfui, ſchickt ſich das für ſo reiche Leute, für zwei Schillinge täglich zu logiren?

Der Gutsbeſitzer. Ebendeswegen haben wir auch was, gutes Herrchen. Angenommen übrigens, wir liegen einen ganzen Monat in der Stadt, ſo beläuft ſich doch ſchon das Logement allein auf einen Thaler. Adieu!

Dritte Scene.

Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Das waren ja verteufelte Kerle, ich glaube, die verzehren in einem ganzen Jahre nicht ſo viel als ich in einem Tage. Ich hätte große Luſt, einige von dieſer Sorte hinter's Licht zu führen.

Heinrich. Ja, da muß der Herr ſich nur anders anſtellen, nicht ſeinen Geldmangel merken laſſen und ſie nicht ſo zum Narren halten. Aber da kommen zwei Andere, die ſehen aus, als ob ſie heute zum erſtenmal in die Stadt kommen.

Vierte Scene.

Zwei Fremde. Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Serviteur, Messieurs, willkommen in Kopenhagen!

Fremder. Schön Dank, Muſſör.

Schuldenborg. Ihr ſeid, wie ich ſehe, gute ehrliche Leute, die man lieben und achten muß. Aber Ihr ſeid hier wol noch nicht bekannt in der Stadt?

Fremder. Ei verſteht ſich, das ſind wir, liebes Herrchen, da iſt keine große Straße, die wir nicht kennen, als z. B. der Holländerberg, die Weſterſtraße, die Kalleböſtraße, die Kaufmacherſtraße, der Ochſenplatz u. ſ. w.; ich für meinen Theil mache mich anheiſchig, von den drei Hirſchen geradenwegs zum Zollhaus zu gehen, mutterſeelenallein.

Schuldenborg. Nein, derart Bekanntſchaft iſt es nicht, die ich meine; ich wollte ſagen, Ihr habt wol keine Gönner hier in der Stadt oder keine Adreſſen an vornehme Häuſer?

Fremder. Nein freilich, die haben wir nicht.

Schuldenborg. Da will ich meiner Treu' Wohldieſelben bekanntmachen, falls es Ihnen beliebt. Denn fremden Leuten zu dienen, iſt mein größtes Vergnügen, inſonderheit für die Jütländer hab' ich eine wahre Paſſion. Ja, ich kann darauf ſchwören, als ich zuerſt die Ehre hatte, Wohldieſelben zu erblicken, pochte mir das Herz im Leibe, ſo rührte mich der Anblick. Wohl denn, Meſſieurs, verlaßt Euch auf mich als einen honnêt-homme, ich will Dieſelben in acht Tagen an mehr als dreißig vornehmen Oertern bekanntmachen, damit Ihr doch auch ſagen könnt, Ihr ſeid in Kopenhagen geweſen.

Fremder. Wir danken gehorſamſt, Wohlgeborner Herr, für Seine Gewogenheit: aber wenn wir ſo in die Stadt kommen, da haben wir immer eine Menge anderer Dinge zu beſorgen.

Schuldenborg. Da haben wir's, Ihr Jütländer ſeid pardi ſehr honnett, aber avec votre permission, Ihr wißt nicht zu leben. Meint Ihr denn wirklich, daß es der Mühe werth, ſo weit herzureiſen, blos um ein biſchen lumpiges Geld auszuthun und darüber die Bekanntſchaft vornehmer Leute zu verſäumen, die in Zukunft Euch und Eure Kinder protegiren können? Was gilt's, Ihr geht nicht mal in die däniſche Komödie? Nein, Ihr ſeid wirklich zu wenig neugierig, übrigens gute, ehrliche Leute. — Hört, Meſſieurs, ich denke eben nach, wie ich Euch Eure Geſchäfte erleichtern und Euch der Mühe überheben kann, alle Tage auf die Börſe zu laufen. Wohlan, wollt Ihr ſo ein halb Mandel Tauſender bei mir unterbringen, ſo will ich Euch acht Procent dafür geben. Nicht, daß ich das Geld brauchte, ich kann Euch Wechſel und Obligationen zeigen auf ſechzigtauſend Thaler, die ich beſitze, ſondern blos um Denſelben einen Dienſt zu leiſten. Iſt's nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ja wohl.

Fremder. Ja, wenn mein Herr uns hinlängliches Unterpfand geben will, da kann er ſchon Geld bei uns kriegen.

Schuldenborg. Ha, ha, das iſt ma foi das erſtemal, daß Einer Pfand und Sicherheit von mir verlangt! Gerhard von Schuldenborg ſollte man nicht trauen auf ſein eigenes Wort? Ha, ha, Gerhard von Schuldenborgs Parole ſollte nicht ſo ſicher ſein, wie die beſte Obligation? Ha, ha, ich pardonire den Meſſieurs, ſintemal ſie Gerhard von Schuldenborg nicht kennen. Ha, ha, Gerhard von Schuldenborg ſoll Pfand geben? Fragt nur meinen Bedienten — Heinrich, hat je ein Menſch von mir Pfand verlangt?

Heinrich. Niemals, ſolange ich in des Herrn Dienſten bin.

Fremder. Aber der Herr muß das nicht ungnädig aufnehmen, daß wir Sicherheit verlangen, da wir ja doch nicht die Ehre haben, Ihn zu kennen.

Schuldenborg. Ei, tête bleue, Ihr könnt das ja wol an meinen Kleidern und Equipage ſehen, daß ich ein honnet-homme und ſicherer Mann bin?

Fremder. Da zweifeln wir gar nicht dran, mein Herr: allein Sicherheitshalber kann es doch nichts ſchaden, wenn man ein Pfand hat.

Schuldenborg. Er ſoll ein Pfand kriegen, Er ſoll meine Schrift und Siegel kriegen auf Stempelpapier.

Fremder. Das heißt bei uns nicht Pfand.

Schuldenborg. Borgt mir auf meine Ehre!

Fremder. Herzlich gern, wenn ein Pfand dabei iſt.

Schuldenborg. Auf meine Cavaliers-Parole!

Fremder. Wie ich ſage, Monſieur.

Schuldenborg. Ich pardonire Ihm, Monſier, weil Er mich nicht kennt: denn kennte er mich, ſo würde Er mir gern ſein ganzes Hab und Gut anvertrauen. Ich bin pardi der honnetteſte Cavalier in der ganzen Stadt; iſt das nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ich kann Monſieur verſichern, daß er ſein Geld ohne Gefahr bei meinem Herrn unterbringen kann und daß mein Herr es Ihm ſchuldig bleiben wird, als ein honnête homme.

Schuldenborg. Hört, Monſieur, da Ihr doch ſo mißtrauiſch ſeid, wollt Ihr mir wol fünftauſend Thaler borgen? Nämlich die Wahrheit zu ſagen: ich bin beauftragt morgen für einen guten Freund zwanzigtauſend Thaler auszulegen und habe, was mir noch nie paſſirt iſt, nicht ſo viel Geld in der Kaſſe. Heinrich, wie viel Geld iſt in der Kaſſe?

Heinrich. Da ſind blos fünfzehntauſend Thaler.

Fremder. Mein Herr, habe Er ſo viel oder ſo wenig Geld in der Kaſſe als Er will: aber ohne Sicherheit kann ich ihm nichts leihen.

Schuldenborg. Ah tête bleue, wenn das ein Anderer wäre, der mir ſo begegnete, der ſollte das nicht umſonſt gethan haben!

Heinrich. Ei, das iſt ja nicht der Mühe werth, ſich darüber zu ereifern, wenn der Wechsler heut Abend nach Hauſe kommt, kriegt ja der Herr unzweifelhaft ſo viel Geld als er haben will.

Schuldenborg. Aber, Heinrich, du weißt ja, daß ich den Vorſchuß noch heute machen ſoll; will Monſieur mir da nicht fünfhundert Thaler leihen? Ich ſchäme mich ma foi ſolche geringe Summe in den Mund zu nehmen. Iſt's nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ja wohl.

Fremder. Mein Herr, ich leihe nicht einen Schilling, adieu.

(Die Fremden ab.)

Fünfte Scene.

Schuldenborg. Heinrich. Ein anderer Fremder.

Heinrich. Nein, das Geld ſitzt doch bei dieſen Kerlen verflucht feſt. Aber da ſeh' ich einen Andern vom Wagen ſteigen, wir müſſen verſuchen, was mit dem zu machen iſt.

Schuldenborg. Serviteur très humble, Monsieur, willkommen in der Stadt! Hat Er nicht gehört, ob ſich eine Perſon mit Namen Niels Ochſendorf auf dem Wege hieher befindet?

Der Fremde. Ja, mein Herr, wir waren zuſammen in der Roeskilder Schenke, wo er ſich etwas verweilte, ſonſt wäre er mit mir zuſammen gekommen.

Schuldenborg. Element, iſt das möglich?!

Der Fremde. Sollte es etwa meines Herrn Gläubiger ſein, ſo thut es mir leid, der Erſte geweſen zu ſein, der ihm dieſe Nachricht gebracht hat.

Schuldenborg. Ha ha ha, Gläubiger! Nein umgekehrt, ich ſoll ſechstauſend Thaler von ihm haben; iſts nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ja wohl.

Der Fremde. So, nun der iſt der Mann dafür, zu bezahlen und wenn es zwanzigtauſend wären. Das ſind Leute, die ſcharren Geld zuſammen wie Miſt, mit Wucher und unbilligen Zinſen; der Sohn tritt nicht blos in des Vaters Fußſtapfen, ſondern wird noch ſchlimmer als er.

Schuldenborg. Kennt Monſieur ihn?

Der Fremde. Ja freilich.

Schuldenborg. Will Monſieur mir da wohl einen Gefallen thun? Ich ſoll in der Eile ſechstauſend Thaler auszahlen; ich will Monſieur eine Anweiſung auf Monſieur Ochſendorf geben, wenn Er mir etwa die Summe vorſtrecken will. Ihm kann das ja einerlei ſein; iſt's nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ja wohl.

Der Fremde. Nein bei Leibe, gutes Herrchen, das thu' ich nicht.

Schuldenborg. Wie Ihm beliebt; ich dachte nur dem Ochſendorf, ſowie Euch einen Dienſt zu erweiſen. Aber hört, Monſieur, ich ſehe, Er iſt ein ſtattlicher junger Mann, Er kommt zum erſtenmale in eine Stadt, die ſehr verführeriſch iſt, und ſich eine wahre Ehre daraus macht, die Fremden anzuführen. Laßt Euch mit Niemanden in ein Spiel ein, den Ihr nicht kennt, beſonders kein Würfelſpiel. Ich habe Fremde geſehen, die dabei um Hab und Gut gekommen ſind. Monſieur, ſeht die Bleſſur die ich hier an der Hand habe, die kriegte ich vergangenen elften Juni um eines Fremden willen, den ich gegen einen Spieler in Schutz nahm, welcher ihm eine große Summe Geldes mit falſchen Würfeln abgenommen hatte. Iſts nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ja wohl.

Der Fremde. Mein Herr hat da ein chriſtliches Werk gethan; ich wollte die Stadt wäre voll lauter ſolcher ehrlichen Leute

Schuldenborg. Ich bin ſelbſt ein Liebhaber vom Spiel, allein ich will wiſſen, mit was für Würfeln ich ſpiele; darum trag' ich meine eigenen Würfel bei mir, da ſteht der Name des Mannes drauf, der ſie gemacht hat und das iſt der ehrlichſte Drechsler in der Stadt. Iſts nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ja wohl.

Schuldenborg. Seht her, Monſieur: an dieſer Marke in der Ecke hier ſind Drechsler Jeſvern ſeine Würfel zu kennen und da kann man ungenirt mit ſpielen. Ich will auch Monſieur das Haus dort in der Nähe recommandiren, wenn Er ſich unterweilen divertiren will; da kann Er ſicher hingehen, es ſind gute ehrliche Leute, die gute Waaren haben. Wollen wir da mal ein Bischen hingehen, uns die Zeit mit Karten oder Würfeln zu vertreiben? Meiſtens verlier' ich im Spiel, aber es macht mir beinahe noch mehr Spaß zu verlieren als zu gewinnen. Denn wiewol ich nur zum Zeitvertreib ſpiele, nicht um Geld zu gewinnen, ſo mache ich mir doch ein Gewiſſen daraus, fremden Leuten das Geld abzunehmen, daher wenn ich Einen betrübt darüber ſehe, ſo geb' ich ihm ſein Geld meiſtens wieder zurück. Iſts nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ja meiner Seele, ſo iſt es.

Schuldenborg. Wollen wir gleich einmal hineingehen und zum Zeitvertreib ein Bischen cinque et neuf* ſpielen?

Der Fremde. Nein, mein Herr, ich ſpiele niemals.

Schuldenborg. Na, dann wollen wir hineingehen und ein Glas Wein zuſammentrinken.

Der Fremde. Nein, ich trinke keinen Wein.

Schuldenborg. Nun, das hat nichts zu ſagen, dann wollen wir die Zeitungen leſen.

Der Fremde. Ich mache mir auch nichts aus den Zeitungen; ich recommandire mich, adieu!

Schuldenborg. Na, denn lauf', du Schlingel!

Sechste Scene.

Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Heinrich!

Heinrich. Herr!

Schuldenborg. Willſt du Compagnie mit mir machen?

Heinrich. Ei gern, wo gehn wir hin?

Schuldenborg. Ich will mich aufhängen.

Heinrich. Nein Herr, dazu bin ich zu gering, mich mit Ihm zu hängen, lad' Er einen von Seinen Kameraden ein, der auch ſo in Schulden ſteckt, der wird ſich ein Vergnügen daraus machen, dem Herrn Geſellſchaft zu leiſten.

Schuldenborg. Das iſt eine Canaille geweſen, Heinrich, der es zuerſt erfunden hat, daß man ſeine Schulden bezahlen ſoll; ich ſehe darin keine Billigkeit.

Heinrich. Das iſt ſicher.

Schuldenborg. Ausgenommen, es ſei, daß man bezahlen kann.

Heinrich. Das verſteht ſich.

Schuldenborg. Wenn ich mir nun etwas wünſchen dürfte, weißt du, was das wäre? Ich würde wünſchen, daß kein Mond am Himmel wäre.

Heinrich. Wie ſo?

Schuldenborg. Ei, wenn es keinen Mond gäbe, ſo gäbe es auch keinen elften Juni, und gäb' es keinen elften Juni, ſo kümmerte ich mich den Teufel um Niels Ochſendorf. Da ich nun aber nichts zu wünſchen habe und auch keinen Ausweg für mich ſehe, ſo iſt es das Beſte, ich hänge mich auf — außer wenn du durch deine Geſchicklichkeit, Heinrich, mich retten kannſt.

Heinrich. Hoffentlich, Herr, wenn wir Beide unſern Verſtand zuſammenlegen, ſo kann ſich die Sache noch machen; ich denke ſchon über etwas nach, Herr. Hier iſt ein Student in der Stadt mit Namen Niels Chriſtenſen, der iſt mit Niels Ochſendorf Geſchwiſterkind; der alte Ochſendorf hat großes Zutrauen zu ihm, und ohne Zweifel hat er auch ſeinen Sohn an ihn recommandirt.

Schuldenborg. Ja, aber was will das ſagen?

Heinrich. Ich will mich für dieſen Studenten ausgeben, ihm, wenn er ins Thor kommt, auflauern und ihn in ein Logement führen, wo wir bekannt ſind und ihn mit Bequemlichkeit ausziehen können. Aber da ſeh' ich den Paradieswirth kommen, recht apropos, nun kann eine vollſtändige Komödie geſpielt werden, zu der ein verſchuldeter Herr gehört, ein ſchalkhafter Diener, ein Fremder, der geprellt wird, und ein Wirth mit ſolchen Meriten.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Jacob.

Heinrich. Sieh da, Jakob, bin ich doch beinahe vor Schrecken geſtorben.

Jacob. Wie ſo?

Heinrich. Ich wußte nicht, ob du es wärſt oder dein Geiſt; denn geſtern hieß es in der Stadt, der Teufel hätte dich den Tag zuvor geholt.

Jacob. Ich denke doch, ich bin's.

Heinrich. Da wundre ich mich, daß es nicht längſt geſchehen iſt. Aber ich kann mir ſchon denken, der Teufel eilt ſich nicht mehr, weil er dich allzeit gewiß hat.

Jacob. Ich glaube vielmehr, Heinrich, er hat ſich durch die Fürbitte eines ſo ehrenwerthen Mannes abhalten laſſen, wie du biſt.

Heinrich. Nun, was haſt du gegen mich einzuwenden? Stehe ich nicht gegen dich da als ein wahrer Heiliger?

Jacob. Gewiß, Heinrich, wenn ich dir einen Paß ausſtellen ſollte, ſo könnte ich ihn dir mit gutem Gewiſſen nicht anders geben als ſo: Dem günſtigen Leſer unſern Gruß zuvor! Dieſer junge Menſch mit Namen Heinrich Larſen iſt von unehelichen Eltern ehrlich geboren. Sein Vater war einer der beſten Schnapphahne im letzten ſchwediſchen Kriege, ingleichen einer der berühmteſten Spieler; denn er ſtarb in ſeinem Beruf, mit Kreuzbuben in der Hand. Seine Mutter war ein braves Frauenzimmer, das anſtändigen Leuten, die in Leibesnöthen waren, nie mehr abnahm als vier Schillinge. Er ſelbſt hurt, trinkt, doppelt, flucht, betrügt, hat jedoch im Uebrigen einige vorzügliche Eigenſchaften und paſſirt für einen der geſchickteſten Bedienten in Kopenhagen.

Heinrich. Haſt du dieſen Paß mit gutem Gewiſſen ausgeſtellt?

Jacob. Das hab' ich.

Heinrich. Aber wie biſt du zu gutem Gewiſſen gekommen? Noch in meinem Leben hab' ich nicht gehört, daß ein Paradieswirth ein gutes Gewiſſen gehabt hat. Ja ſolch ein Wirth mit gutem Gewiſſen iſt ſo rar, wie ein reicher Soldat, ein verſchwiegener Barbier, ein ehrlicher Müller und ein friedfertiger Advokat.

Jacob. Die Lakaiengewiſſen, bild' ich mir ein, ſind auch nicht weit her.

Heinrich. Nun Spaß bei Seite, Jacob: ich habe dir einen Vorſchlag zu machen, der ſowol dir als meinem Herrn von Nutzen ſein wird. In Zeit einer Stunde erwarten wir einen jungen Menſchen vom Lande, den wir in deinem Hauſe einquartieren wollen; das wird einen fetten Braten geben, er hat Geld wie Heu.

Jacob. Das Geld ſoll ich ihm wol ſtehlen und mich dann hängen laſſen für Euch?

Heinrich. Ich werd' ihm das Geld ſchon mit Liſt wegpracticiren und du ſollſt deinen Theil davon haben, laß mich nur machen. Du haſt verſchiedentliche honnette Frauenzimmer in deinem Hauſe — bitt' um Entſchuldigung, ich wollte ſagen hübſche: davon muß die Schönſte ſich in ihn verliebt ſtellen und ihm einbilden, als wäre ſie deine Frau; du ſelbſt mußt dich eiferſüchtig ſtellen und ihn nicht aus den Augen laſſen, um ihn deſto mehr in ſeinem Glauben zu beſtärken.

Jacob. Aber wenn er nun nicht verliebter Complexion iſt, was ſoll das dann helfen?

Heinrich. Ei was, ein junger Menſch von zweiundzwanzig Jahren ſollte nicht verliebter Complexion ſein, das wäre eine ſchöne Geſchichte, zumal wenn ein liſtiges Frauenzimmer ihm entgegenkommt. Da bin ich Mann dafür, daß er verliebt wird, ja, ich will ihn ſelbſt noch darin beſtärken, ſobald er nur erſt Vertrauen zu mir hat. Wenn wir ihn nur erſt ſo weit haben, das Uebrige findet ſich hernach, ſobald ich Zeit habe, nachzudenken. Laß ihn uns nur erſt im Hauſe haben, ſo will ich die Sache ſchon weiter mit dir überlegen.

Schuldenborg. Heinrich, jetzt fängt es mir ſchon an, leichter ums Herz zu werden.

Heinrich. Laßt uns jetzt nur raſch nach Hauſe gehen, ich muß mir einen ſchwarzen Rock beſorgen, ſintemal ich einen Studenten agiren ſoll.

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Ochſendorf. Heinrich. (Ochſendorf in einem altmodiſchen Rocke mit ſilbernen Knöpfen daran, eine Peitſche in der Hand, kommt in die Stadt. Die Studenten rufen „Fuchs“ hinter ihm drein.)

Ochſendorf. Ei, ſo ruft, Ihr Canaillen, daß Ihr verrückt werdet!

(Hinter der Scene: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs.“)

Ochſendorf. Hol' mich der Teufel, wenn ich deponirt habe oder Zeit meines Lebens deponiren werde; ich bin ein Pächtersſohn aus Jütland, und komme, Geld einzukaſſiren.

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs.“)

Ochſendorf. Ei, haltet die Mäuler, Ihr Racker, der Satan ſoll mich holen, ich bin kein Fuchs, wißt Ihr's nun?

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs.“)

Ochſendorf. Nein, nun hör' mal Einer die Kuchenjungen, wie die rufen!

(Wie oben: „Fuchs“ . . . . .)

Ochſendorf. Kommt mal an, Ihr Hunde, Einer nach dem Andern, ich will Euch, hol' mich der Satan, ſchon weiſen, mit wem Ihr zu thun habt!

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs.“)

Ochſendorf. Ja, ruft nur, daß Euch die Kaldaunen zum Halſe 'raus kommen! Ihr habt wol auch 'ne rechte Ehre davon, fremden Leuten nachzurufen, Ihr, die Ihr ſelbſt mal geiſtliche Herren werden wollt!

(Wie oben: „Fuchs“ . . . . .)

Ochſendorf. Hört Ihr denn nicht, Ihr verfluchten Kerle, Ihr ſeht ja doch wol, daß ich kein Student bin, noch denk' ich daran, je einer zu werden?!

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs.“)

Ochſendorf. Element, könnt' ich nur einen Stein finden, Euch ſollte das Donnerwetter! Hört, Kerle, nehmt Euch in Acht, wen ich packe, dem ſchlag' ich den Kopf von einander, daß ihm die eine

Hälfte auf der einen Schulter baumeln ſoll und die andere auf der andern. Hört Ihr wol? Das war nun auf gut Jütländiſch!

Heinrich (leiſe). Element, da iſt er, nun geht die Komödie ſogleich los, nun heiß' ich nicht mehr Heinrich, ſondern Niels Chriſtenſen. (Laut.) Ei, Ihr unverſchämten Menſchen, ſo dazuſtehen und einer fremden Perſon nachzurufen! Das iſt ja ein Schimpf und eine Schande für die ganze Stadt, wenn die Fremden nach Hauſe kommen und erzählen, wie man ihnen hier begegnet iſt. Ihr könnt doch wol ſehen, daß das kein Fuchs iſt? Und geſetzt, er wäre ein Fuchs, müßt Ihr ihn darum ſo verfolgen? Ich merke ſchon, es iſt ein artiger, vornehmer Herr, der hierher gekommen iſt, Geld einzufordern und auszuleihen, nicht um ſich Salz und Wein auf den Kopf ſchütten zu laſſen. Pfui, ſchämt Euch, es ſchneidet mir ins Herz, ſo etwas von Euch, meinen Ordensbrüdern, zu hören!

Ochſendorf. Monſieur, ich danke gehorſamſt für die Güte, die Er mir erweiſt; ich wünſchte von Herzen, ich könnte Ihm wieder dienen, weiß aber nicht, woher dieſe Güte gegen mich rührt, da ich Ihm ja doch ganz unbekannt bin.

Heinrich. Monſieur, mir blutet das Herz im Leibe, wenn ich ſehe, daß man fremden Leuten Unrecht thut.

Ochſendorf. Ich merke ſchon, Monſieur iſt ein vortrefflicher Mann und ein rechtſchaffener Chriſt.

Heinrich. Ich werde wirklich noch krank davon werden, ſo ärgere ich mich.

Ochſendorf. Das nenn' ich ein redliches Gemüth.

Heinrich. Wartet nur, Ihr Lauſekerls, ich werde Euch gleich weiſen, was das heißt, einen armen Fremden zu verfolgen!

Ochſendorf. Der arme Kerl nimmt ſich die Sache mehr zu Herzen als ich ſelbſt.

Heinrich. Solchen braven, anſtändigen Herrn!

Ochſendorf. Es ſollte mir leid thun, wenn Monſieur ſich ereiferte und Schaden nähme um meinetwillen.

Heinrich. Der Euch nie was zu Leide gethan hat!

Ochſendorf. Gebt Euch zufrieden, gutes Herrchen, ich hab' es ſchon vergeſſen.

Heinrich. Hätt' ich Euch nur, ich wollte Euch ſchön durchſchmieren!

Ochſendorf. Ei, Monſieur muß Ihnen nicht nachlaufen, er könnte ein Unglück dabei haben.

Heinrich. So wollt' ich ſie tractiren! (packt Ochſendorf bei den Haaren und wirft ihn zur Erde.)

Ochſendorf. Element, die chriſtliche Liebe geht doch zu weit!

Heinrich. Verzeihung, Monſieur, ich bin ſo zu ſagen außer mir vor lauter Eifer.

Ochſendorf. Wo findet man noch ſolche Leute? Aber darf ich fragen, wie mein Herr heißt, damit ich ihn dafür rühmen kann?

Heinrich. Monſieur, ich verlange keinen Ruhm, das iſt nichts, als was ich und Jedermann verpflichtet ſind, zu thun. Uebrigens aber heiße ich Niels Chriſtenſen, zu dienen.

Ochſendorf. Niels Chriſtenſen? Den Namen kenn' ich meiner Sir.

Heinrich. Je nun, mein Herr, hier in Kopenhagen giebt es über hundert Niels Chriſtenſen; ſowie einer, der Chriſten heißt, auf den Einfall kommt, ſeinen Sohn Niels zu nennen, ſo iſt der Niels Chriſtenſen fertig.

Ochſendorf. So hieß alſo meines Herrn Vater Chriſten?

Heinrich. Ich hoffe doch, ſintemal man mich Niels Chriſtenſen nennt. Beſchwören freilich kann ich es nicht, das wird meine Mutter am beſten wiſſen.

Ochſendorf. War denn ſein lieber Vater verheirathet?

Heinrich. Soviel ich weiß.

Ochſendorf. Mit einer Frau?

Heinrich. Das iſt eine närriſche Art, zu fragen, ich dächte doch, mit Rüben verheirathete man ſich nicht.

Ochſendorf. Apropos, da wir doch von Rüben ſprechen — ja, wie war das doch, was wollt' ich doch ſagen — wie hieß denn Seine liebe Mutter?

Heinrich (leiſe). Wäre der Bengel nicht ſo dumm, man ſollte denken, er thäte es aus Bosheit. (laut.) Meine Mutter hieß Eliſabeth Hanſen.

Ochſendorf. Lisbeth Hanſen? Ich kenne eine Frau, Namens Lisbeth Hanſen, die mit mir verwandt iſt.

Heinrich. Das kann ſchon ſein, Monſieur, ich kenne eine Menge Frauenzimmer dieſes Namens, es giebt, glaub' ich, keine

Straße in Kopenhagen, wo man nicht ein Stucker ſechzehn Lisbeths finden kann.

Ochſendorf. Iſt mein Herr nicht in Jütland geboren?

Heinrich. Nein, aber mein ſeliger Vater hat da lange gewohnt und meine Mutter wohnt noch da und ich habe Verwandte daſelbſt.

Ochſendorf. Wohnt Sein ſeliger Vater denn gegenwärtig in Kopenhagen?

Heinrich. Nein, Monſieur, ſeit er todt iſt, nicht mehr.

Ochſendorf. Herr Gott, iſt der ſelige Mann todt?

Heinrich. Ja, ſonſt könnt' er wol nicht gut ſelig ſein.

Ochſendorf. Das iſt auch wahr, meiner Six, ich ſtehe hier nur ſo und ſchwatze in Gedanken ſo hin.

Heinrich. Hat nichts zu ſagen, Monſieur, man kann ſich ja wol mal verſprechen. Uebrigens war das noch immer beſſer, daß Er fragte, ob der ſelige Mann todt, als wenn Er gefragt hätte, ob der todte Mann ſelig. Es war übrigens noch ein ganz junger Mann, da er ſtarb.

Ochſendorf. Da condolire ich meinem Herrn, es thut mir von Herzen leid, daß Sein guter Vater ſo zeitig in den Himmel gekommen iſt.

Heinrich. Ich danke gehorſamſt, Monſieur, und wünſche, daß Seine guten Eltern nicht ſo raſch dahin kommen.

Ochſendorf. Serviteur. Aber da mein Herr doch Freunde in Jütland hat, kennt Er nicht einen Mann mit Namen Henning Ochſendorf?

Heinrich. Iſt das nicht der Pächter Henning Nielſen?

Ochſendorf. Ja, früher hieß er Henning Nielſen, ſeit er aber das Gut geerbt hat, von dem Ihr vielleicht gehört habt, heißt er Pächter Henning Ochſendorf. Meine Mutter wollte eigentlich, er ſollte ſich Henning von Ochſendorf nennen, aber er wollte abſolut nicht, ſolch ein ehrlicher altfränkiſcher Mann iſt er.

Heinrich. Wie ſollt' ich denn nicht meiner eigenen Mutter Bruder kennen?

Ochſendorf. Ach, iſt es möglich?! So ſeid Ihr ja der richtige Niels Chriſtenſen, den ich ſuche und an den ich einen Brief habe?!

(Sie umarmen einander und weinen.)

Heinrich. Das iſt doch wirklich, wie es im Sprichwort heißt: das Blut mag ſo dünn ſeyn wie es will, es iſt doch immer dicker als Waſſer.

(Sie weinen wieder.)

Ochſendorf. Hier iſt der Brief, den mein Vater an Monſrere geſchrieben hat: à Monsieur Monsieur Niels de Christensen, Sacrosanctae Philosophiae Studiosus, abzugeben im Hungershof in Kopenhagen.

(Heinrich lieſt den Brief.)

Ach mein Herzensmonſrere, alle dieſe Complimente waren nicht nöthig, ich bin ja obligirt, Ihm mit Allem zu dienen, was mir möglich iſt.

Ochſendorf. Gehorſamſter Diener, mein allerliebſter Monſrere und Couſin! Will Er mir nun aber erſtlich den Dienſt erzeigen und mich nach meinem Logement in den drei Hirſchen weiſen?

Heinrich. Pfui, da darf Er wahrhaftig nicht logiren, da iſt es zu unruhig, ich werde Ihn zu meinem Schwager bringen.

Ochſendorf. Ich möchte doch lieber im Wirthshaus wohnen, Monſrere: denn vielleicht, wenn der Mann aus Rückſicht auf die Schwägerſchaft kein Geld nehmen wollte, ſo würde mich das nur geniren.

Heinrich. Er hält ebenfalls ein Wirthshaus, Monſrere, und läßt ſich bezahlen, obſchon er nicht ſo theuer iſt wie die Andern.

Ochſendorf. Ja dann iſt's gut, dann will ich Monſrere auf dem Fleck folgen. (Sie gehen auf die andere Seite des Theaters und klopfen an, der Wirth vom Paradies kommt heraus.)

Zweite Scene.

Ochſendorf. Heinrich. Jacob.

Heinrich. Guten Tag, Schwager. Dieſer gute Mann, den Ihr hier ſeht, iſt mein Vetter, und eben von Jütland gekommen; ich recommandire ihn dem Schwager, als wäre ich es ſelbſt. Er wollte in den drei Hirſchen einkehren, aber beim Schwager, denk' ich mir, iſt er beſſer aufgehoben.

Jacob. Das würde mir leid gethan haben, wenn Er wo anders eingekehrt wäre. Ich gratulire Ihm zur Ankunft in der Stadt.

Ochſendorf. Das iſt mir lieb, daß ich gleich einen Schwager gefunden habe, bei dem ich logiren kann; wenn Er mich bei ſich logiren will, ſoll mich's freuen. Wüßt' ich aber, daß Er kein Geld nehmen will, ſo möcht' ich Ihn nicht incommodiren, ſondern lieber in den drei Hirſchen einkehren.

Jacob. Ei ja doch, wir werden ſchon zurecht kommen.

Ochſendorf. Mein Herr Schwager muß mir erſt verſprechen, daß Er ſich auch hübſch will bezahlen laſſen.

Jacob. Ei, mache der Herr Schwager ſich doch darum keine Gedanken, das hat gute Wege.

Ochſendorf. Nein, auf meinen Eid, Schwager, ich kehre nicht eher bei Ihm ein, als bis Er mir mir verſpricht, daß Er ſich will von mir bezahlen laſſen, wie von jedem andern Fremden.

Heinrich. Hör', Schwager, anders thut's mein Vetter nun einmal nicht.

Jacob. Nun ja, ja, ſo ſoll Er denn bezahlen, wie ein Anderer, ich wollte nur, ich könnte Ihm einige Unterhaltung verſchaffen; ich ſelbſt, wie der Herr Schwager ſieht, bin ein einfältiger, ſchlichter Mann, und meine Liebſte iſt ebenſo.

Heinrich (zu Ochſendorf gewendet). Dies Letztere muß Monfrere nun nicht glauben; ſeine Frau iſt eine der artigſten Frauen in der Stadt. Aber er ſelbſt iſt etwas zu eiferſüchtig, obwol ich mich darauf zu ſchwören getraue, daß er keine Urſache dazu hat. Denn Alle, die ſie kennen, halten ſie für eine tugendhafte und ehrſame Dame. Aber Monfrere weiß wol ſelbſt, wie das geht, wenn ein alter Mann ſich eine junge hübſche Frau nimmt.

Ochſendorf. Da fürcht' ich ja, wir gerathen einander in die Haare; ich habe gar zu gern' mein kleines Späßchen mit den Frauenzimmern.

Heinrich. Ei, das hat nichts auf ſich, er iſt im Uebrigen eine gute ehrliche Haut.

Ochſendorf. Aber doch ein biſchen eiferſüchtig. Ha ha ha!

Jacob. Worüber lacht Schwager ſo von Herzen?

Ochſendorf. O bitte, Schwager, über nichts, es war nur wegen einer närriſchen Geſchichte, die mein Vater in dem Briefe an meinen Monfrere Niels Chriſtenſen geſchrieben hat.

Jacob. Will der Herr Schwager nicht ſo gut ſein und hinein ſpazieren?

Ochſendorf. Ich muß wol erſt zu meinem Wagen, er ſteht gleich hier an der Ecke. Will der Herr Schwager nicht mitkommen?

Heinrich. Ich muß dieſelben auf eine halbe Stunde verlaſſen, werde aber die Ehre haben, dieſelben ſogleich im Hauſe wieder zu ſehen.

Ochſendorf. Adieu denn ſo lange. (Ochſendorf und Jacob ab.)

Dritte Scene.

Heinrich allein.

Die Sache macht ſich, die Sache macht ſich wirklich; nie hätt' ich einen paſſenderen Kerl finden können, meine Künſte an ihm zu üben. Was ſollte dem wol abgehen, der in ſolche gute Hände fällt, der mich zum Vetter und den Paradieswirth zum Schwager hat. Aber da kommt mein Herr.

Vierte Scene.

Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Nun, wohlgelahrter Heinrich Gaudieb, wie geht's?

Heinrich. Wie geſchmiert; er küßt mich und nennt mich ſeinen Vetter und den Paradiesjacob ſeinen Schwager. Was meint der Herr, iſt der Anfang nicht gut?

Schuldenborg. Ha ha! Wie nun weiter?

Heinrich. Laßt mich nur machen, ich habe ſchon den ganzen Kopf voll Tollheiten; ich werde Jacob weitere Anweiſung geben, was er zu thun hat.

Schuldenborg. Aber wenn Jacob ihm nun all ſein Geld ſtiehlt und fortläuft, ſo iſt unſere Sache ja erſt recht verdorben?

Heinrich. Um ihn daran zu verhindern, will ich in demſelben Hauſe logiren.

Schuldenborg. Ja, ſo geht's.

Heinrich. Aber um das Project auszuführen, das ich im Kopfe habe, müſſen wir noch einige Mitſpieler haben.

Schuldenburg. Ich werde ein paar gute Freunde ſchaffen, die ſich ſchon dazu bequemen.

Heinrich. Sieh, da kommt er zurück; nun geht nur fort.

(Schuldenburg ab; Heinrich in den Hintergrund.)

Fünfte Scene.

Ochſendorf. Jacob. Später **Heinrich.**

Ochſendorf. War das nicht ein verfluchter Kerl, der unterſtand ſich, zwei Schillinge zu fordern, blos für den Koffer hinaufzutragen.

Jacob. Ja, Herr Schwager, das ſind unverſchämte Leute, die ſehen ſich um zwei Schillinge noch nicht mal um.

Ochſendorf. Als ob zwei Schillinge nicht Geld wären!

Jacob. Wohl wahr; man ſoll lange ſuchen, bis man zwei Schillinge auf der Straße findet.

Ochſendorf. So wie die einen Fremden ſehen, da denken ſie auch, es gibt was zu fiſchen. Aber von mir, da verlaßt Euch drauf, ſollen ſie nicht fett werden; die Ochſendorf's, das ſind die Leute nicht, die ſich an der Naſe führen laſſen, die wiſſen beſſer, wozu das Geld nütze iſt.

Jacob. Nein, nein, ſo weit ich den Herrn Schwager kenne, wird Ihn Keiner ſo leicht hinter's Licht führen.

Ochſendorf. Den wollt' ich ſehen, dem das gelingen ſollte, und wenn es Alexander Magnus ſelbſt wäre. Uebrigens, wie klug der Kerl war, ſo hab' ich ihn doch angeführt; ich gab ihm einen halben Schilling, der war mit Queckſilber beſtrichen, ſo daß er ausſah, wie ein Achtſchillingſtück und ſo hab' ich ſechs Schilling zurück gekriegt.

Jacob. Aber ich fürchte, wenn er das merkt, ſo kommt er wieder?

Ochſendorf. So leiſte ich einen Eid darauf, daß er ihn nicht von mir gekriegt hat; ſo einige kleine Eide nämlich hab' ich immer in Reſerve, mit denen ich mich frei ſchwören kann, ohne doch falſch zu ſchwören. So zum Beiſpiel: ich ſchwöre darauf, daß ich ihm kein Geld verſprochen habe, ſo verſteh' ich darunter zum Geſchenk; hab' ich ihm nun gar nichts bezahlt, ſo ſchwöre ich doch darauf, daß ich bezahlt habe, nämlich nicht ihm, ſondern einem Andern für andere Arbeit.

Jacob. Der Herr Schwager ſchlägt ſeinen lieben Eltern nach, die paſſiren allgemein als die ſchlauſten Leute weit und breit; ein guter Baum gibt gute Frucht.

Ochſendorf. Das iſt mein Hauptvergnügen, ſolche Leute anzuführen. Ich habe eine ganze Menge falſches Geld, die will ich den Leuten in Kopenhagen aufſchmieren, ſo kommt mir die Reiſe nicht ſo theuer; auf ſo etwas verſtehen ſich die Ochſendorfs und darum hab' ich auch was im Sack. Ich halte das auch für keine Sünde; ſteht ja doch geſchrieben, daß Kaufleute klug ſein ſollen wie die Schlangen. Wie denkt der Herr Schwager darüber?

Jacob. Ei was Sünde, ein Dieb, der ſich nährt, iſt auch ein ehrlicher Kerl.

Ochſendorf. Da heißt es: thu' die Augen auf oder den Beutel.

Jacob. Ja, ſo ſteht's im Sprichwort.

Ochſendorf. Das müſſen doch herrliche Leute geweſen ſein, die das Sprichwort gemacht haben; die ſind Gold werth, wahrhaftig.

Heinrich (kommt). Sieh da, willkommen zurück.

Ochſendorf. Schön Dank, mein Herzensvetter, könnt' ich Euch nur allzeit bei mir haben!

Heinrich. Wißt Ihr was? Ich werde hier im Hauſe logiren, ſo lange der Herr Vetter in Kopenhagen iſt, das kommt für mich auf Eins heraus.

Ochſendorf. Ach das wäre prächtig! Ich muß bekennen, Vetterchen, Ihr ſeid ganz ſo, wie man Euch mir beſchrieben hat; wir können zuſammen in einer Kammer und einem Bett logiren.

Heinrich. Ganz wohl, ſo bezahle ich die halbe Miethe.

Ochſendorf. So ſparen wir beide einen Thaler Geld dabei. Aber hört, mein Herzensvetter, Ihr müßt mich zu einem Manne bringen hier in der Stadt, mit Namen Schuldenborg. Wenn der Kerl mich nicht bezahlt bis auf den letzten Heller, ſo ſoll ihn der Teufel holen; ich will ihm zeigen, daß ich Niels Henningſen Ochſendorf heiße. Wie ſteht's mit dem Mann? Geht's hinterwärts mit ihm?

Heinrich. Ei nein, er hat, wie ich weiß, auf einer Stelle allein viertauſend Thaler ſtehen. Könnte Monſieur eine Anweiſung auf dieſen Mann bekommen, oder wollte ſelbiger Mann erlauben, daß das Geld auf ihn übertragen würde, und gäbe er Monfrere dafür eine Hypothek auf eins von ſeinen großen Häuſern, da ſtünde das Geld ſchon ſicher.

Ochſendorf. Wie heißt der Mann?

Heinrich. Er heißt Laars Anderſen, einer der beſten und zahlungsfähigſten Männer in der Stadt.

Ochſendorf. Ich habe von dem Manne gehört; wenn er mir nur für mein Geld gutſtehen wollte.

Heinrich. Mache der Herr Vetter ſich darum nur keine Sorgen, das wird Alles in Richtigkeit gebracht werden. Nun laßt uns hineingehen.

Dritter Act.

Erſte Scene.

Die Börſe. Nach und nach kommen verſchiedene **Kaufleute**. **Ein Kaufmann** und ein **Jude** mit einem Barte.

Der Kaufmann. Es iſt noch Niemand da, wie ich ſehe, ich wollte mir Kronen umwechſeln, aber der Teufel gebe ihnen elf und ein Viertelprocent. Ich bitte lieber um Prolongation bis morgen oder übermorgen: denn der Cours wird ja hoffentlich fallen. Aber da ſehe ich einen Juden, ich muß doch mal hören, was er haben will. Serviteur, Monsieur, hat Er keine Kronen zu wechſeln?

Der Jude. Nein, Monſieur, ick globe nit, doß ick welche hoob; iſt's viel, wos der Härr will hoben?

Der Kaufmann. Viertauſend Thaler.

Der Jude. Ick hob itund ſelber kane, Monſieur, aber vielleicht kann ich Ihm welche ſchaffen von ein guten Fraind for zwelftehalb Perzent.

Der Kaufmann. Zwölftehalb Prozent? Das iſt ja jüdiſch.

Der Jude. Mein, ick bin auch ein Jüd. Ick will Ihm ſogen, Monſieur, der Cours iſt elf und en Vertelchen, nu muß ich doch hoben ſum mindeſten ſer meine Mih e Vertelchen?

Zweite Scene.

Der Kaufmann. Ein zweiter Kaufmann. Der Jude.

Erſter Kaufmann. Nein, da bedanken wir uns, ſo lange noch Chriſten im Lande ſind, handeln wir nicht mit Juden. Aber ſieh, da ſehe ich ja einen braven ehrlichen chriſtlichen Kaufmann. Hört, mein Herr, hat Er keine Kronen zu verwechſeln?

Zweiter Kaufmann. Ja, zu dienen.

Erſter Kaufmann. Wie viel Prozent nimmt Er?

Zweiter Kaufmann. Zwölf Prozent.

Erſter Kaufmann. Da kann ich ſie ja bei dem andern Juden für elf kriegen?

Zweiter Kaufmann. Kann wol ſein.

Erſter Kaufmann. Ich ſehe ſchon, die chriſtlichen Juden ſind noch ſchlimmer, ich muß nur wieder zu dem Vorigen. Hör', Schmuel, dann gib mir was von Deinen Kronen.

Der Jude. Mein Name iſt Mauſes, mein Herr, ich bin kein Schmuel, ſondern an Jud aus Portegal; will der Herr mit mir kimmen nach Hauſe, kann er welche kriegen, aber billiger nicht.

Erſter Kaufmann. So wollen wir nur gehen.

Der zweite Kaufmann. (Bleibt zurück.) Ehe ich meine Kronen unter zwölf Prozent verwechſle, ſollen ſie lieber geradezu liegen bleiben. Ich denke aber, ich werde wol noch mehr herausdrücken, wenn das oſtindiſche Schiff weggehen ſoll.

Dritte Scene.

Schuldenborg. Der Kaufmann.

Schuldenborg. Serviteur, Monsieur. Ich brauche da ſchnell etwas Geld, ich bin gern bereit, doppelte Zinſen zu geben, wenn Monſieur mir ſo ein tauſend Thaler leihen will.

Der Kaufmann. Will mein Herr mir zwölf Prozent geben, ſo kann er es ſchon kriegen.

Schuldenborg. Von Herzen gern und wenn es vierzehn wären; nicht als ob ich es ſo nöthig brauchte, ſondern weil ich in aller Eile ein höchſt vortheilhaftes Geſchäft damit machen kann.

Der Kaufmann. Ja, wenn Monſieur mir ein Pfand, Caution oder Endoſſement verſchafft, ſo kann Er es gern kriegen und wenn es zweitauſend wären.

Schuldenborg. Monſieur, ich werde Ihm einen Wechſel von mir geben, Er kennt mich ja hinlänglich und weiß, daß ich ein honnêtte homme bin.

Der Kaufmann. Nein, Monſieur, ich muß mein Wort zurücknehmen, mir fällt eben ein, daß ich kein Geld habe.

Schuldenborg. Monſieur, ich will Ihm ſechzehn Prozent geben.

Der Kaufmann. Nein, wirklich, in Ernſt, mein Herr, ich habe keins.

Schuldenborg. Wohlan, ich will Ihm zwanzig geben und Ihm das Agio vorauszahlen.

Der Kaufmann. Auf mein Wort, ich habe kein Geld; adieu. (ab.)

Vierte Scene.

Schuldenborg (allein). Na, ſo wünſch' ich dir, daß du auch nie was kriegſt! Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mich vor dieſem elften Juni retten ſoll, es müßte denn ſein, daß Heinrichs Anſchlag gelingt. Aber ich zweifle daran, der Anſchlag iſt gar zu verwegen. Und doch muß ich ihm freie Hand laſſen: denn wenn ich ihm etwas einwende, ſo wird er böſe. Der Anſchlag iſt nämlich dieſer, daß mein Kollege Jens Trockenholz ſich ausgeben ſoll für Lars Anderſen, einen der reichſten Männer der Stadt; er ſoll vorgeben, als ob er mir eben ſo viel Geld ſchuldet, wie ich dem Ochſendorf, ſoll das Geld auf ſich überſchreiben laſſen und ihm dafür erſte Hypothek aufs Rathhaus geben. Wie ich den Anſchlag zuerſt hörte, fragte ich ihn, ob er den Verſtand verloren; denn das iſt ja ſo dreiſt, das kann kein Komödienſchreiber gebrauchen. Er aber erwiederte: Bedenken Sie, Herr, nur zwei Dinge, erſtlich die Dummheit des Menſchen, zweitens das Vertrauen, das er zu mir, als ſeinem Vetter und beſten Freunde trägt, ſo hat die Sache gar nichts Unmögliches. Jetzt iſt er hin, um das Rathhaus zu beſehen, das er für Lars Anderſens Haus hält; ich warte mit Schmerzen auf meinen Kollegen, er verſprach mir . . . . . Aber da kommt er ja.

Fünfte Scene.

Schuldenborg. Trockenholz.

Schuldenborg. Wo bleibt Ihr denn ſo lange, Monfrere?

Trockenholz. Es ſchlug eben erſt halb Zwölf. Aber wo iſt der Dummkopf denn?

Schuldenborg. Er iſt mit Heinrich hin, das Haus zu beſehen, das Ihr ihm verpfänden wollt.

Trockenholz. Was für ein Haus iſt das denn?

Schuldenborg. Das Rathhaus.

Trockenholz. Ha ha ha!

Schuldenborg. Stelle Dich nur höchſt ehrbar und laß Heinrich machen. Da kommen ſie zurück.

Sechste Scene.

Die Vorigen auf und abſpazierend. Ochſendorf und Heinrich treten ein.

Ochſendorf. (Sich nach allen Seiten umſehend.) Element, was iſt dieſe Börſe für ein Haus!

Heinrich. Das iſt ein ſchönes Gebäude und in den Buden da draußen kann Monſieur Alles bekommen, was er verlangt.

Ochſendorf. Wenn ich ein gutes ſpaniſches Rohr kriegen könnte, ſo möcht' ich wol ſo ein oder zwei Mark daran ſpendiren oder auch allenfalls drei.

Heinrich. Ei ja, ein gutes ſpaniſches Rohr kann Monfrere unter ſechs Thalern nicht kriegen.

Ochſendorf. Gott ſteh' meinen ſechs Thalern bei! Nein, da ſchlag' ich mir den Firlefanz lieber aus dem Sinne; Geld, das iſt heutzutage ein Ding, womit man nicht ſpaſſen darf.

Heinrich. Belieben der Vetter nicht ſonſt was Hübſches zu kaufen?

Ochſendorf. Ich möchte wol ſo einen kleinen hölzernen Vogel, mit 'ner Pfeife im Hintern, für meinen jüngſten Bruder Chriſtian, wenn ich nach Hauſe komme, aber er muß nicht zu theuer ſein. Aber wem gehören dieſe Gemälde, die hier herumhängen?*

Heinrich. Wenn Monfrere Liebhaber iſt, die kann er ſich kaufen. (leiſe.) Clement, wenn ich den dazu bringen könnte, die Gemälde hier zu kaufen, die der Börſe gehören, das wäre eine nette Geſchichte.

Ochſendorf. Nein, Vetter, die ſehen gar zu altfränkiſch aus.

Heinrich. (leiſe.) Hol' ihn der Teufel, er beißt nicht an.

Ein Knabe (kommt mit Büchern unter'm Arm). Kauft ſchöne neue Bücher, Monſieur! Kauft: „Zufriedenheit iſt mein Vergnügen! Zufriedenheit iſt kein Vergnügen!“ *

Ochſendorf. Haſt du nicht Peter Paarſen ſeine Chronik? Von Chroniken, Vetter, bin ich ein großer Liebhaber; vordem hatte ich dem Saxo ſeine Grammatik und die Hvidtfeldt'ſche Chronik, aber Peter Paarſen ſeine Chronik gefällt mir beſſer, denn in den andern ſind keine Kupferſtiche.

Der Knabe. Ja, hier iſt ein Peter Paars.

Ochſendorf. Was ſoll er denn koſten?

Der Knabe. Vier Mark.

Ochſendorf. Hol' dich der Henker mit deinen vier Mark; willſt du acht Schillinge haben?

(Der Knabe geht weiter und bietet ſeine Bücher den Uebrigen an, die alle nur abgeben.)

Ochſendorf. Der Kerl thut noch ganz vornehm zu meinen acht Schillingen und doch iſt das wahrhaftig Alles, was das Buch werth iſt; es iſt nicht mal Alles wahr, was drin ſteht. Uebrigens hör' ich, daß Peter Paars ein anſtändiger Kerl geweſen ſein ſoll; Schande genug, daß ſie dem armen Kerl nicht einmal die Ruh' im Grabe gönnen. Aber was gibt's, Vetter? Seid Ihr nicht wohl, der Schweiß ſteht Euch ja auf der Stirn?

Heinrich. Seid ſtill von dem Buch, Vetter, mir wird's ſchlimm, ſo wie ich davon höre; kein Türke hätte den Baccalauruſſen und Magiſtern ſo zu Leibe gehen können, als der Verfaſſer dieſes Buchs. Aber was meint der Herr Vetter denn zu Lars Anderſens Haus am Markt?

Ochſendorf. Das Haus iſt ſo weit ganz ſchön, aber nur ein bischen ſeltſam gebaut. *

Heinrich. Das Haus, kann ich Monſieur verſichern, wird nicht unter zwanzig tauſend Thaler verkauft; er hat es ſelbſt gebaut, aber ich möchte ſchwören, nicht mit dreißigtauſend Thalern.

Ochſendorf. Das iſt ein närriſcher Einfall, ſo viel Geld in ein Haus zu ſtecken.

Heinrich. Ei ja doch, was denkt Ihr? Lars Anderſen achtet dreiſſigtauſend Thaler nicht mehr, als Monfrere zehn Thaler.

Ochſendorf. Ja, bei uns in Jütland kennt man Lars Anderſen auch; will der ein Kapital von mir haben, ſo kann er das auf ſeine bloſſe Handſchrift kriegen.

Heinrich. Das iſt ſchon wahr, Monfrere, aber der ſicherſte Weg iſt doch immer der beſte. Aus der Stadt hier dürfte ſich Keiner unterſtehen, ein Unterpfand von ihm zu verlangen: aber Monfrere muß nur ſagen, daß er hier fremd iſt, da wird es ſich ſchon machen. Ich für mein Theil kann Monfrere mit nichts dienen als blos mit meinem guten Rath; denn meine Lage iſt nicht von der Art, daß ich die Güte, die Seine Eltern für mich gehabt haben, jemals vergelten kann.

Ochſendorf. Ei mein allerliebſter Vetter, guter Rath iſt ja beſſer als Geld.

Heinrich. Dann kann ich Monfrere auch nicht zugeben, daß Er ſich mit ſeiner bloſſen Unterſchrift begnügt, ſondern er muß Ihm Hypothek geben auf das groſſe Haus am Markt. Denn Seine Eltern wollen doch, daß das Geld auf Hypothek gegeben werden ſoll?

Ochſendorf. Gut, Monfrere ſoll ſeinen Willen haben. Aber da fällt mir eben was ein: nämlich warum wir, da wir doch Vettern ſind, noch Ihr zu einander ſagen.

Heinrich. Das iſt auch wahr; von jetzt ab wollen wir uns, wie es Brüdern geziemt, du nennen.

Ochſendorf. Iſt's nicht ſo?

(Sie küſſen einander.)

Heinrich. Aber wahrhaftig, da ſeh' ich ja den Lars Anderſen; ſchau, wie er umhergeht und nachdenkt.

Ochſendorf. Das will ich dir erklären, Monfrere: ſolcher Mann hat Tauſenderlei im Kopf, beſonders ſo um den elften Juni herum. Ich weiß aber nicht, ob es ſich für mich wol paßt, ihn anzureden; will Monfrere nicht ſo gut ſein und es ſtatt meiner thun?

Heinrich. Gehorſamſter Diener, mein Herr Anderſſen, ich möchte gerne wiſſen, ob Monſieur Schuldenborg nicht etwas Geld bei Ihm ſtehen hat?

Trockenholz. Ich glaube ja; aber was geht das Euch an?

Heinrich. O ja, mein Herr, daran liegt uns ſehr viel.

Trockenholz. Ich habe jetzt keine Zeit, mich damit zu befaſſen, Ihr könnt ein ander Mal wieder kommen.

Heinrich. Ach mein Herr, da ich einmal das Glück habe, Ihn ſo zeitig auf der Börſe zu treffen, bevor noch Andere da ſind, möchte ich Ihn doch gehorſamſt bitten, mich anzuhören. Dieſer junge Mann, den mein Herr da ſieht, hat dreitauſend Thaler bei Schuldenborg zu fordern. Schuldenborg hat aber ſchon ſeit mehren Jahren die Zinſen nicht pünktlich bezahlt und darum will er ihm das Geld kündigen und es anderwärts ſicher unterbringen. Wenn mein Herr Anderſſen ſo gut wäre, das Kapital zu übernehmen, ſo ſtünde das Geld freilich ſicher.

Trockenholz. Ei was, damit gebe ich mich nicht ab, ich zahle Monſieur Schuldenborg ſein Geld und dann ſind wir auseinander. Wie heißt der junge Menſch denn?

Ochſendorf. Ich heiße Ochſendorf und bin Henning Nielſens Sohn.

Trockenholz. Ei, ſeid Ihr Henning Nielſens Sohn? Euer Vater iſt ein hübſcher Mann, ſeinetwegen will ich thun, was ich kann.

Ochſendorf. Ergebenſter Diener, meine Eltern werden es ſich angelegen ſein laſſen, Eure Güte zu erwiedern.

Trockenholz. Ei, Bagatell. Hätten wir nur Monſieur Schuldenborg hier, ſo könnten wir die Sache bald ins Reine bringen. Ich glaube, da geht er; ja, das iſt er! Hört, Monſieur Schuldenborg, auf ein Wort! Dieſer junge Mann hat erfahren, daß Ihr ein Kapital bei mir ſtehen habt, und da er eine Summe Geldes von Euch zu fordern hat, die er gern anders unterbringen will, ſo hab' ich ihm verſprochen, daß die bei mir untergebracht werden kann, ſo daß ich ſein Schuldner werde. Ja, Monſieur, da hilft nun kein Augenwinken, ich bin ein ehrlicher Mann, der ſich auf kein Hocuspocus verſteht. Und obenein hab' ich dieſem jungen Manne meine Dienſte zugeſagt um ſeiner braven Eltern willen.

Schuldenborg. Wer ſagt, daß ich mit den Augen winke? Hätte mein Herr das wo anders geſagt, ſo ......

Trockenholz. Nun, was wäre dann? Denkt Ihr, ich laſſe mich verblüffen von ſchamarirten Kleidern? Ihr ſcheint Lars Anderſſen noch nicht recht zu kennen.

Schuldenborg. Nun ja, ich weiß, daß Er ein reicher Mann iſt, im Uebrigen jedoch . . .

Trockenholz. Was wollt Ihr ſagen mit dem „im Uebrigen jedoch“?

Heinrich. (Tritt dazwiſchen.) Ach mein Herr Anderſſen? ereifere Er ſich doch nicht, bedenk' Er doch, wir ſind auf der Börſe!

Trockenholz. Ihr habt Recht. Hört, Monſieur Ochſendorf, Ihr ſollt Euer Kapital von mir bekommen.

Schuldenborg. Aber ich bin doch der Mann, ihn ſelbſt zu bezahlen?

Heinrich. Nein, das wünſcht er eben nicht, ſeine Eltern wollten das Geld lieber bei Monſieur Lars Anderſſen ſtehen haben. Wenn Monſieur überhaupt bezahlen will, ſo kann ihm das ja einerlei ſein.

Schuldenborg. Das iſt wol richtig, aber ich kann es nicht vertragen, wenn man an meiner Ehrlichkeit zweifelt.

Ochſendorf. Ich zweifle ja nicht an Seiner Ehrlichkeit, meine Eltern wollen es ja blos ſo haben.

Schuldenborg. Wohlan denn, ich bin es zufrieden; wenn die Börſe vorbei iſt, wollen wir nach Hauſe gehen und die Sache in's Reine bringen.

Heinrich. Aber ich möchte gern noch ein Wort mit Monſieur Anderſſen reden, wenn er es nicht ungütig nehmen will. Daß Monſieur Ochſendorf ſein Geld in keinen beſſern Händen haben kann als bei Ihm, davon iſt er überzeugt; allein ſeine Eltern haben ihm mal befohlen, es nicht wegzugeben, es ſei denn als Hypothek auf ein Haus.

Trockenholz. Ja, mir iſt's recht; dann kann er eine Hypothek auf mein großes Haus am Markt kriegen.

Ochſendorf. Das iſt charmant, ich habe das Haus geſehen, das wird wol auch einen Thaler acht Groſchen [11] zu bauen gekoſtet haben.

Trockenholz. Jetzt muß ich die guten Herrn verlaſſen, bis die Börſe vorbei iſt. Adieu.

Siebente Scene.

Die eigentliche Börſenzeit wird vorgeſtellt. Es treten ſo viele Perſonen auf, wie der Raum nur irgend faſſen will. Einige laſſen die Köpfe hängen, Andere ſtoßen einander, Andere zanken ſich, Andere ſind vergnügt, Andere ſind traurig und ringen die Hände. Ein Jeder kann ſprechen was er will, da man doch nichts davon verſteht. Verſchiedene Knaben treten auf mit Plakaten und neuen Liedern, welche ſie feil bieten. Endlich verliert ſich Einer nach dem Andern, nachdem der Lärm eine Viertelſtunde gewährt hat, bis die vorigen Perſonen allein ſind und zuletzt gehen dieſelben ebenfalls fort.

Vierter Act.

Erſte Scene.

Ochſendorf allein.

Ha ha ha, das dacht' ich wol, daß das ſo kommen würde; mein Schwager iſt ganz eiferſüchtig. Und allerdings, wär' er nicht mein Schwager, ich macht' ihn zum Hahnrei. Es iſt eins der niedlichſten und angenehmſten Weiber, die ich je geſehen habe. Auch merk' ich ſchon, ſie iſt zahm genug, ſo daß es mich nicht viel Mühe koſten würde. Sie läßt mich nicht aus den Augen, und wie ſie mich zum erſten Mal ſah, ſeufzte ſie, als ob ihr die Seele aus dem Leibe führe. Ich bin auch kein Klotz und habe meine Empfindungen wie die Andern, ja ich muß ſagen, wenn ..... Aber da iſt mein Vetter Niels Chriſtenſen, ich muß doch hören, ob er noch nichts von der Geſchichte gemerkt hat.

Zweite Scene.

Ochſendorf. Heinrich.

Ochſendorf. Serviteur, mon frère, wo kommſt du her?

Heinrich. Ich komme von unſerer Schwägerin; du haſt Glück, Monfrere.

Ochſendorf. Wie ſo?

Heinrich. Du haſt Glück.

Ochſendorf. Worin beſteht das Glück?

Heinrich. Die Madame iſt ganz verliebt in dich.

Ochſendorf. Haſt du es auch gemerkt?

Heinrich. Nicht nur gemerkt hab' ich's, ſondern auch gehört, und zwar aus ihrem eigenen Munde.

Ochſendorf. Du magſt den Teufel?!

Heinrich. Es fiel mir gleich Anfangs auf, wie ſie ſich benahm; ich konnte doch unmöglich denken, daß ſolch ehrbares Weib ſich verlieben könne. Als ich aber vorhin an ihrer Kammer vorbeiging, hört' ich ein Seufzen und Heulen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Ich ging etwas näher und da hört' ich denn, daß es meine Schwägerin war und daß ſie Monfrere's Namen wiederholte, wol mehr als zehn Mal. Ach mein allertheuerſter Ochſendorf, ſagte ſie, daß doch dein Herz ſich zu mir neigte, wie meins zu dir! Ach unſelige Stunde, da ich dich zum erſten Mal erblickte! Und ſo in der Art weiter. Ich war ganz beſtürzt darüber: denn ich kann Monfrere zuſchwören, ich kenne ſie nun in die acht Jahre und habe nie bemerkt, daß ſie in die geringſte Anfechtung verfallen wäre, obſchon ſie viele Anbeter gehabt hat. Aber Monfrere hat nun mal ſolchen glücklichen Stern, und ich ſelbſt muß ſagen, wär' ich ein Frauenzimmer, verliebte ich mich ebenfalls in dich bis über die Ohren. Denn du haſt nicht nur ein ſchönes Aeußere, ſondern auch ausgezeichnete angenehme Manieren, ſo daß es ſchwer hält, einem ſolchen Manne zu widerſtehen.

Ochſendorf. Ich kann das nicht leugnen, Monfrere, daß ich ſchon manches Frauenzimmer in Verſuchung geführt habe .... Aber was will das Mädchen hier?

Ein Mädchen. Hier iſt ein Brief von Jemand, den ſoll ich an Monſieur beſtellen und ſoll auf Antwort warten. (Gibt ihm heimlich einen Brief.)

Ochſendorf. (Lieſt den Brief laut.) „Monſieur! Nie hätte ich mir eingebildet, daß ein Menſch in der Welt im Stande wäre, mein Herz dermaßen in Unruhe zu verſetzen, daß ich die Modeſtie verletzen ſollte, welche bis dahin meine Haupttugend geweſen, und meine Liebe einem fremden Manne anbieten. Aber ach, trotze Niemand auf ſeine Tugend! Ich glaubte bisher auch vollkommener zu ſein als andere Menſchen; aber Monſieurs Geſtalt und angenehme

Manieren haben meine Ehrbarkeit erſchüttert und ein ſolches Feuer in meinem Herzen entzündet, daß daſſelbe in kurzer Zeit verzehrt ſein wird, wenn Monſieur nicht mit einer geneigten Antwort beruhigt, die ich verbleibe ꝛc. Abelone Jacob Peterſens. Poſtſcript. Ich bitte den Brief doch ja gleich zu zerreiſſen.

Heinrich. Element, iſt's alſo richtig, wie ich ſagte? Was willſt du nun antworten?

Ochſendorf. Ich kann nicht antworten, Monfrere, ich zittere an allen Gliedern.

Heinrich. Ja ſo, biſt du ſchon ſo angeſchoſſen?

Ochſendorf. Will Monfrere nicht ſtatt meiner antworten? Ich ſchreibe zwar meinen Brief ſo gut wie Einer, in dieſem Augenblick aber kocht mir das Blut dermaßen, daß ich nicht im Stande bin zu antworten. Schreib' ihr, mein Herzensmonfrere, daß ich noch zehnmal verliebter in ſie bin .... Aber wahrhaftig, da kommt der Herr Schwager in Perſon, laß uns auf unſere Kammer hinaufgehen und den Brief ſchreiben.

(Reißt den Brief in Stücke.)

Dritte Scene.

Jacob allein.

Alles geht wie beſtellt. Eine von den Mamſellen iſt meine Frau und ſpielt ihre Rolle, daß es eine Luſt iſt zu ſehen. Er iſt verliebt und will mich zum Hahnrei machen, während ich doch gar nicht verheirathet bin, und ich bin eiferſüchtig auf meine Frau, obſchon ich gar keine habe. Heinrich läßt ſich vortrefflich an, recht wie ein alter durchtriebener Schelm. Kurz, hier wird eine Komödie geſpielt, die, wenn uns Niemand ſtört, ganz allerliebſt werden kann. Da iſt Heinrich.

Vierte Scene.

Jacob. Heinrich.

Heinrich. Nun, wie geht's, Schwager? Iſt's wahr, biſt du wirklich ſo eiferſüchtig?

Jacob. Krieg' du den Teufel mit deiner Schwagerſchaft und

Vetterſchaft! Aber Heinrich, ich fürchte, wenn die Hiſtorie einmal herauskommt, ſo geht's uns ſchlecht.

Heinrich. Die kann gar nicht herauskommen, außer wir verrathen uns ſelbſt. Uebrigens wenn ſie auch herauskommt, was hat es zu ſagen? Ich bringe mich wol durch, und dir kann doch auch nicht mehr paſſiren, als daß du gehängt wirſt. Na und das iſt wol ein rechtes Unglück, als ob es dir nicht einerlei wäre, du wirſt heut gehängt oder morgen.

Jacob. Wenn es einerlei iſt, ob man heut gehängt wird oder morgen, ſo hoff' ich, du wirſt aus alter Freundſchaft dich ſtatt meiner hängen laſſen.

Heinrich. Nein Jacob, ich möchte dich gern überleben, um dir die Grabſchrift zu ſetzen, und die ſollte ſo lauten: Hier hängt Jacob Chriſtopherſen, weiland wohlverdienter Wirth im Paradieſe, ſeines Alters vierzig Jahre. Fragſt du, wie es zugeht, daß er nicht ſchon vor zwanzig Jahren gehängt iſt, ſo wiſſe, daß der Teufel ſeinen Leuten Zeit läßt. Dieſes hat dem Verſtorbenen zu Ehren errichtet ſein tiefbetrübter nachgelaſſener Freund Heinrich Larſen, fecit.

Jacob. Nun nun, Heinrich, nur nicht gar zu grob.

Heinrich. Ei, Jacob, ich weiß ja, daß du Spaß verſtehſt.

Jacob. Alles mit Maßen.

Heinrich. Wärſt du nicht mein guter Freund, ſo würd' ich nicht ſo mit dir ſpaßen.

Jacob. Spaß verſteh' ich ſchon, aber meinem ehrlichen Namen und Ruf muß Keiner zu nahe treten.

Heinrich. Freilich wohl, die Wirthe im Paradies waren von jeher vortreffliche Leute. Aber weißt du auch, Jacob, was der Dummkopf jetzt treibt?

Jacob. Nein.

Heinrich. Er ſchreibt eine höchſt bewegliche Antwort auf der Mamſell ihren verliebten Brief.

Jacob. Ha ha ha, da kommt ſie ſelbſt.

Fünfte Scene.

Lucretia. Jacob.

Lucretia. Eben hab' ich einen Brief gekriegt, der iſt Gold werth; nun iſt das Spiel gewonnen.

Jacob. Was antwortet er?

Lucretia. Ei das ſind nichts als Engel vorn und hinten.

Jacob. Nu, ſpiele deine Rolle nur brav weiter.

Lucretia. Poſſen, als ob ich nicht vom Handwerk wäre! Aber ſieh, da kommt er.

Sechste Scene.

Ochſendorf. Heinrich. Jacob. Lucretia.

Ochſendorf. Serviteur, Schwager. Nun bin ich ſeelenvergnügt, ich habe mein Kapital einem unzuverläſſigen Manne aus den Händen genommen und bei einem Andern untergebracht, bei dem mir meine Zinſen auf Tag und Stunde ſicher ſind.

Jacob. Wer iſt der Mann, Schwager?

Ochſendorf. Das iſt Lars Anderſſen.

Jacob. Ja der iſt freilich gut, ich wollte nur, ich hätte eine Tonne Geldes bei ihm ſtehen.

Ochſendorf. Er hat mir eine Hypothek dafür gegeben auf ſein großes Haus am Markt und das Alles dank' ich meinem Vetter Niels Chriſtenſen; ſolchen Vetter gibt's nicht wieder.

Heinrich (den Wirth bei Seite ziehend). Hört, Schwager, Ihr könnt euch nicht vorſtellen, was dem Ochſendorf ſeine Eltern für brave Leute ſind. Und was für einen Namen ſie ſich gemacht haben. Das ſind jetzt zwanzig Jahre her, da hatten ſie nichts zu beißen noch zu brechen und waren verachtet bei allen Nachbarn, jetzt dagegen haben ſie es durch ihren Fleiß und ihre Schlauheit ſo weit gebracht, daß ihre Nachbarn ſammt und ſonders Bettler ſind und daß ſie alles Geld allein haben. (Während ſie miteinander ſprechen, ſteht Ochſendorf und flüſtert mit der Mamſell; Jacob ſieht ſich um und ſtellt ſich böſe darüber. Heinrich dreht ihm den Kopf wieder zu ſich hin und fährt in ſeiner Erzählung fort): Wie Henning Ochſendorf zuerſt in die Höhe kam, Schwager, das war ſo: er kaufte ſich von Zeit zu Zeit eine Menge Prozeſſe und wie er den erſten gewonnen hatte, da hatte er Geld in Händen, um die andern ebenfalls zu gewinnen. (Ochſendorf küßt der Mamſell die Hände; Jacob ſieht ſich um, wird böſe und ſtampft vor Zorn auf die Erde. Heinrich dreht ihn wieder um.) Ich ſage das nicht aus Parteilichkeit, Schwager; denn das Zeugniß müßt' ich ihnen geben und wenn ſie gar nicht mit mir verwandt wären. Summa Summarum: er gewinnt einen Prozeß nach dem andern, ſo unſicher ſie waren, und davon bekamen die Leute vor ihm ſolchen Reſpekt und ſolche Hochachtung, daß ſie, wenn ihre Sache auch noch ſo gut war, ihre Anſprüche doch lieber gegen eine Kleinigkeit fallen ließen, ehe ſie mit Ochſendorf vor Gericht gingen. Was dünkt Euch, Schwager, iſt das nicht alles Mögliche von einem unſtudirten Manne? (Jacob läuft hin und ſtellt ſich, als ob er die Mamſell heimlich auszankte; Heinrich zieht ihn wieder zurück.) Summa Summarum, Schwager; wie er ein Mann von zehntauſend Thalern geworden war, legte er ſich auf die Handlung. Aber denkt Ihr, daß er ſich darauf einließ, Schiffsparte zu kaufen oder fremde Waaren kommen zu laſſen, um ſie wieder umzuſetzen oder Wechſelhandel zu treiben oder irgend etwas Anderes, wobei ein Riſico iſt? Ja richtig, dazu war Henning Ochſendorf zu klug. (Jacob ſtellt ſich, als ob er wieder hin will; Heinrich hält ihn zurück.) Summa Summarum: er ging den ſichern Weg, Schwager, er ließ ſich nur auf ſolche Geſchäfte ein, wobei Gewinn war und kein Riſico. Keinen Schilling lieh er aus ohne Unterpfand und auch das noch mit der Bedingung, daß, wenn das Pfand nicht pünktlich zum Termin eingelöſt wurde, ſo war es ihm verfallen. So wurde ſein Haus angeſehen und wird noch heutigen Tags angeſehen als eine Bank für arme Leute, welche in Noth ſind und kein Geld kriegen können außer gegen Pfand. (Jacob wird wieder unruhig und Ochſendorf lacht, daß er ſich den Bauch hält.) Summa Summarum, allerwertheſter Schwager: er hielt jährlich einmal Auction über dieſe Pfänder und das Allerergötzlichſte dabei war, daß mitunter dieſelben Leute, denen das Pfand gehörte, es um das Doppelte zurückkauften, wofür ſie es verſetzt hatten.

Jacob. Iſt der Schnack noch nicht bald zu Ende?

Heinrich. Summa Summarum: es wäre zu wünſchen, daß Andere Ochſendorfs Beiſpiel nachfolgten und eben ſolchen vorſichtigen Handel trieben, ſo würde es mit Manchem beſſer ſtehen als es thut.

(Lucretia geht ab, indem ſie Ochſendorf zuwinkt.)

Siebente Scene.

Jacob. Ochſendorf. Heinrich.

Jacob. Was war denn das für ein Geflüſter, Schwager, mit meiner Frau?

Ochſendorf. Ei nichts, ſie fragte mich blos nach meinen Eltern; der Herr Schwager wird mir doch nicht zutrauen, ich könnte was anders mit ihr reden, als was Jeder hören kann?

Jacob. Nein doch, ich denke in der That zu gut von meiner Frau, als daß ich ſie im Verdacht hätte.

Heinrich. Und für meinen Vetter Ochſendorf ſag' ich gut.

Ochſendorf. Ich will mich nicht ſelbſt rühmen, aber beſondere Springhengſte ſind die Ochſendorfs nie geweſen.

Heinrich. Nein gewiß, das kann Jeder hören, Monfrere. Ich habe nie ſolche Leute gekannt, wie in deiner Familie, die gehen alle, ſo viel ich ihrer kenne, mit den Frauenzimmern ebenſo um wie mit den Mannsleuten. Ich weiß aber noch nicht, ob das juſt eine Tugend iſt, ſo ſehr kaltſinnig zu ſein.

Jacob. Ei gewiß, Schwager, iſt das eine Tugend und zwar eine von den größten Tugenden; Ihr dürft jungen Leuten ja nichts Anderes vorpredigen.

Heinrich. Ihr habt Recht, Schwager, vor jungen Leuten darf man nicht anders reden, aber immer ausgenommen Monfrere Ochſendorf. Denn wenn man dem auch ein ganzes Jahr vorpredigen wollte, man brächt' ihn doch nicht dazu, verliebt zu werden; wären alle junge Menſchen von Natur ſo, da brauchte kein ehrlicher Mann ſich um ſeine Frau zu ängſtigen. Wo ein Menſch mal von Natur gut iſt, Schwager, da iſt er auch durch nichts zu verführen und ebenſo, wo die Natur ſchlecht iſt, da hilft auch keine Ermahnung zum Guten.

Ochſendorf. Es gibt darüber ein gewiſſes lateiniſches Sprüchwort. Das kannſt du uns ſagen, Monfrere, da du ja ſtudirt haſt? Ich hab' es wol zehnmal gehört, es iſt ein ganz bekannter Spruch.

Heinrich. Das heißt auf Latein,[12] Monfrere: gaudeamus igitur, post molestum sumus.

Ochſendorf. Nein, ſo, dächt' ich, hieße es nicht.

Heinrich. Ja, Monfrere, das Latein iſt eine außerordentlich reiche Sprache, man kann darin eine und dieſelbe Sache auf vielerlei Manieren ſagen; ſo kann man das auch auf eine andere Manier geben, zum Beiſpiel: parva scintilulla habet contentula nos habebat humus.

Ochſendorf. Entſchuldigt mich, ich muß auf meine Kammer und einen Brief mit der Poſt ſchreiben. (Ab.)

Achte Scene.

Heinrich. Jacob

Heinrich. Hol' dich der Henker mit deinem Latein, das war eine ſchöne Angſt, die er mir damit gemacht hat!

Jacob. Ha ha ha! Aber wozu brauchen wir alle dieſe Umſchweife?

Heinrich. Sie ſind ſehr nöthig, Jacob: denn je eiferſüchtiger du dich ſtellſt, je verliebter wird er. Weißt du, was du nun weiter zu thun haſt? Sobald du ſie auf Ochſendorfs Kammer huſten hörſt, ſo iſt das das Signal, daß du mit zwei Zeugen hereinbrichſt und da wollen wir ihn dann in eine Angſt verſetzen, wie er ſie noch in ſeinem Leben nicht gehabt haben ſoll. Laß uns nur raſch gehen.

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Jacob. Zwei Zeugen.

Jacob. (Geht an die Thür und lauſcht.) Hört Ihr wol, ihr lieben Leute? So wie ich Euch einen Wink gebe, ſtürzt Ihr gleich mit mir hinein. (Er winkt ihnen, ſie ſtürzen mit ihm hinein und bringen Ochſendorf herausgeſchleppt.) Ei du undankbarer Bube, iſt das der Dank für die Höflichkeit, mit der ich dich in mein Haus aufgenommen und dir alles Gute erwieſen habe?! Sieh her (indem er ſeinen Degen zieht), ich werde dich lehren, was das zu bedeuten hat, eine anſtändige Dame zu beſchimpfen!

Zweite Scene.

Heinrich. Die Vorigen.

Heinrich. Holla, was iſt hier los? Was macht Ihr, Schwager? Wollt Ihr in Eurem eigenen Hauſe zum Mörder werden an eines braven Mannes Sohn und Eurem eignen Verwandten?!

Jacob. Laß mich los, Schwager, oder das Donnerwetter holt Euch alle zuſammen!

Heinrich. Ach mein allerliebſter Schwager, bedenkt doch, was Ihr thut!

Jacob. Bedenken hin, bedenken her, er muß geopfert werden und iſt meine Frau ſchuldig, ſo muß ſie mit ihm ſterben. Laß mich los, ſag' ich!

Heinrich. Was iſt denn geſchehen, mein allerliebſter Schwager?!

Jacob. Er hat wollen mein Ehebett beflecken — laß mich los, he du! (Heinrich balgt ſich ſo lange mit ihm, bis er ihm den Degen aus der Hand windet.) Hei Gewalt! Gewalt! Ihr guten Männer ſollt mir bezeugen, was hier paſſirt iſt! Kann ich mich nicht ſelbſt rächen, ſo ſollen Geſetz und Recht mich rächen!

Dritte Scene.

Lucretia. Die Vorigen.

Lucretia (mit fliegenden Haaren). Wo iſt der Schelm? Ich will ihn packen! Iſt das eine Art mit einer anſtändigen Dame umzugehen? (Ochſendorf verkriecht ſich hinter Heinrich.) Sein Herzblut muß ich ſehen; denkt er, ich bin eine Hure? Wo iſt er geblieben? Ach ich ſterbe, wenn ich nicht auf dem Fleck Rache bekomme! Holla, biſt du da?! (Sie faßt ihn bei den Haaren und ſchüttelt ihn tüchtig. Heinrich ſpringt dazwiſchen und wehrt ſie ab Die beiden Männer halten Jakob.) Ei, laßt mich doch Rache nehmen an ihm!

Heinrich. Ei meine Herzensſchwägerin, wir ſind alle Menſchen, Ihr müßt Nachſicht haben mit einem jungen Menſchen.

Lucretia. Die Augen will ich ihm ausreißen!

Heinrich. Ei Schwägerin, er hat ſich vergangen und bekennt ſeinen Fehler.

Lucretia. Bekennt ſeinen Fehler? Iſt das genug? Nein, nicht lebendig ſoll er von der Stelle kommen!

Jacob. So iſt's recht, Frau, reiß' dem Hund die Augen aus! Laßt mich los, ſag' ich, Ihr Kerle!

Heinrich. Vetter, ſpring in die Kammer und riegle die Thür zu!

(Ochſendorf läuft fort.)

Vierte Scene.

Jacob. Lucretia. Heinrich. Die beiden Männer.

Jacob. Ha ha ha, das geht ſchon, nun haben wir ihn tüchtig in der Klemme; wie ſoll es nun weiter gehen, Heinrich?

Heinrich. Da muß ſofort ſtehenden Fußes ein Prozeß eingeleitet werden, nicht im Ernſt, ſondern nur um ihn immermehr in Angſt zu ſetzen.

Lucretia. Spielt' ich meine Rolle nicht gut?

Jacob. Du biſt ein geſchicktes Mädchen, du haſt dein Meiſterſtück gemacht.

Heinrich. Geht nur Alle fort und laßt zwei gute Freunde als Gerichtsdiener kommen; unterdeſſen bring' ich ihn wieder heraus.

(Die Uebrigen ab.)

Fünfte Scene.

Heinrich. Ochſendorf.

Heinrich. Mach' auf, Monfrere.

Ochſendorf. Ich werde mich hüten.

Heinrich. Sie ſind alle fort, ich bin allein.

Ochſendorf. Ich fürchte, ſie kommen wieder.

Heinrich. Sie können nicht wieder kommen, ich habe die Thür verriegelt.

Ochſendorf (kommt heraus). Ach Monfrere, ich fürchte doch, ſie kommen wieder.

Heinrich. Setzt Monfrere Mißtrauen in meine Worte? Hab' ich das wol verdient, daß du mißtrauiſch gegen mich biſt?

Ochſendorf. Ach nein, Monfrere, du haſt an mir gehandelt wie nur ein Bruder am andern handeln kann.

Heinrich. Ja, ich habe mein Leben für dich gewagt. Aber das hat nichts zu ſagen, wenn ich nur ſehe, daß du es mir gedenkſt; ich werde dir auch ferner aus allen Kräften beiſtehen, als treuer Bruder und Vetter.

(Ochſendorf fällt ihm um den Hals und weint, Heinrich weint ebenfalls.)

Ochſendorf. Ach Monfrere, wie ſoll ich mich retten aus dieſem Unglück?

Heinrich. Ja, ich weiß es wahrhaftig auch nicht, ich bin ſo verwirrt im Kopf und ſo beſtürzt, daß ich nicht weiß, iſt es Tag oder Nacht. Ich habe nach dem Procurator Knud geſchickt, das iſt ein geriebener Mann, um ſeinen Rath zu hören.

Ochſendorf. Aber kann Monfrer mir nicht helfen, daß ich mich raſch aus der Stadt davon mache?

Heinrich. Ja richtig, das Erſte was Schwager Jacob that, war die Hausthür zu verſchließen; du kannſt nicht heraus.

Ochſendorf. Ach, ach, ich elender Menſch, das koſtet mich den Hals! Aber wie kam das nur mein Herzensvetter, daß die Madame mich ſo übel behandelte, da ſie mir ihre Liebe doch ſelbſt erſt angetragen?

Heinrich. Monfrer, du biſt noch ein wenig einfältig; ſie mußte ſich ja ſo ſtellen um ihres Mannes willen, um ihre Ehre zu retten, ja vielleicht ihr Leben. Ich ſprach ſie nachher insgeheim, da weinte ſie wie ein Kind und bat mich ſie zu entſchuldigen. Aber was wollen die Leute hier?

Sechſte Scene.

Zwei Gerichtsdiener. Heinrich. Ochſendorf.

Die Gerichtsdiener. Hier iſt ja wol ein junger Mann mit Namen Ochſendorf?

Heinrich. Was wollt Ihr von ihm?

Die Gerichtsdiener. Wir haben ihn von Amtswegen vors Stadtgericht zu citiren, um Antwort zu geben auf die Klage, welche Jacob Chriſtopherſen wider ihn angeſtellt hat. Das iſt gewiß der Mann. Hört, Monſieur, wir ſollen Ihm anzeigen, daß Er ſich heut über acht Tage Punkt neun Uhr auf dem Stadtgericht einfindet, um Antwort zu geben auf die Klage, welche Jacob Chriſtopherſen, Bürger und Einwohner hieſiger Stadt, wider Ihn angeſtellt hat.

Heinrich. Es iſt gut, Ihr lieben Leute.

(Sie gehen.)

Ochſendorf. Ich dächte, das wäre mäßig gut.

Heinrich. Die Gerichtsdiener müſſen eine Antwort haben, das thut nichts zur Sache, ob man ihnen ſo antwortet oder ſo, es genügt, daß ſie ihren Auftrag ausgerichtet haben.

Ochſendorf. Ach mein Herzensmonfrer, ſollt' es nicht möglich ſein, ſich aus dem Staube zu machen?

Heinrich. Nein, er hat zwei Matroſen als Aufpaſſer an die Thüre geſtellt und wenn du fortläufſt, ſo machſt du die Sache nur ſchlimmer.

Ochſendorf. Ach ich elender Menſch, das iſt ein betrübter elfter Juni für mich!

Heinrich (weinend). Ach Monfrer, du kannſt nicht glauben, wie ſchwer mir das Herz iſt um deinetwillen!

(Sie weinen beide.)

Ochſendorf. Aber ſollt' es nicht möglich ſein ſich aus dem Staube zu machen?

Heinrich. Nein, Monfrer, den Gedanken gebt auf, der thut nicht gut.

(Sie weinen wieder.)

Heinrich. Aber kommt da nicht mein guter Freund, Procurator Knud? Ach Herr Advocat, Sie kommen wie gerufen, hier iſt ein Schilling zu verdienen.

Siebente Scene.

Procurator Knud. Ochſendorf. Heinrich.

Knud. Serviteur, Monſieur Niels Chriſtenſen! Er ſoll Dank haben, daß Er an mich denkt und mir einen Schilling zu verdienen gibt.

Heinrich. Ach Herr Procurator, jetzt thut Euer Möglichſtes! Hier iſt ein junger Menſch, der iſt ins Unglück gerathen; könnt Ihr ihn retten, ſo ſollt Ihr raiſonnabel bezahlt werden.

Knud. Um was handelt es ſich?

Ochſendorf. Ich bin Jacobs Frau zu nahe gekommen, Väterchen.

Knud. Und ſind Zeugen drauf?

Ochſendorf. Ja leider.

Knud. Das iſt, wenn ich mich recht erinnere, eine Sache, bei der es ſich um Leib und Leben handelt; ich habe das Geſetzbuch bei mir und will ſicherheitshalber gleich mal nachſchlagen. Das iſt die Stelle, ſechſtes Buch, drittes Kapitel, achter Artikel: Wer einen Verſuch macht, eine verheirathete Frau zu nothzüchtigen, der ſoll am Leben geſtraft werden, auch wenn er mit ſeinem Vorſatz nicht zu Stande gekommen.

Ochſendorf. Ach Herr Procurator, ſollte man ſich denn nicht aus dem Staube machen können?

Knud. Ja richtig, ſchön Dank auch, da verlör' ich ja einen Proceß; ſo laſſen wir uns die Nahrung nicht aus den Händen winden. Aber ich will Euch was andres ſagen: wir verdrehen den Artikel, ſo klar er auch iſt, ich will mich Seiner ſchon annehmen als ein ehrlicher Mann und es ſchon ſo machen, daß Monſieur mit Pranger und Ausſpeitſchung davon kommt.

Ochſendorf. Ach, ach, ich elender Menſch! Ach, ach, ſollte man ſich nicht aus dem Staube machen können, Herr Procurator?

Knud. Hört Er nicht, Monſieur, daß das nicht ſein kann? Wie ſollte ich wol eine ſolche wichtige Sache aus den Händen laſſen? Da wär' ich ja nicht werth je wieder vor Gericht zu agiren, ich würde ja von allen Advocaten für einen Spitzbuben gehalten werden; die werden ſich ſchon genug darüber ärgern, daß ich, als ein junger Procurator, ſchon ſolche Sachen zu führen kriege.

Heinrich (auf den Knien). Ach Herr Procurator, thut Euer Möglichſtes! Geht's meinem Vetter ans Leben, ſo ſterb' ich vor Kummer mit!

(Heinrich ſpricht heimlich mit Knud.)

Knud. Wie geſagt, Monſieur Niels Chriſtenſen, verlaßt Euch auf mich, ich bin ein ehrlicher Mann. Jetzt kann ich mich hier nicht länger aufhalten, ich habe vier brave Männer zu vertheidigen, die gehängt werden ſollen, noch außer Eurem Vetter; adieu. (Ab.)

Achte Scene.

Ochſendorf. Heinrich.

Ochſendorf. Was für Hoffnung gab er dir, da er wegging?

Heinrich. Dieſelbe, die er Monſieur gab; er ſchwor mir zu, daß ſich nichts weiter thun ließe.

Ochſendorf. Ach weh, ach weh! Aber ſollte man ſich nicht aus dem Staube machen können?

Heinrich. Ich hab' Euch ſchon geſagt, Vetter, es iſt unmöglich. Doch will ich Eins verſuchen, ob das geht; nämlich ob es möglich iſt, Schwager Jacob mit Geld zufrieden zu ſtellen.

Ochſendorf. Ach Herzensvetter, verſucht das doch!

Heinrich. Bleib' du nur ſo lange hier, ich gehe hinein und ſpreche mit ihm. (Ab.)

Neunte Scene.

Ochſendorf allein. Nachher **Heinrich**

Ochſendorf. Ach Niels Chriſtenſen, du biſt mir ein braver Vetter, lieber wollt' ich all meine Geſchwiſter verlieren, als blos dich; du haſt mir ſolche Wolthaten erwieſen, daß ich verpflichtet bin, mein Leben für dich zu laſſen. Komm' ich noch mit Ehren nach Hauſe, ſo will ich dir wahrhaftig jedes Jahr einen großen Käſe ſchicken und zwei Schinken, ja ſolch Vertrauen will ich zu dir haben, daß du nächſten elften Juni meine Zinſen für mich einkaſſiren ſollſt. Denn ich für meine Perſon komme mein Lebtage nicht wieder nach Kopenhagen. (Drinn zanken ſie ſich.) Nein höre mal, wie der Herzensmann ſich zankt um meinetwillen! Na wer weiß, vielleicht läßt Jacob ſich doch noch mit Geld zur Ruhe bringen. (Sie zanken wieder.) Nein höre mal, nun ſind ſie hart aneinander; ach ich fürchte nur, er geräth noch meinetwegen ins Unglück. (Sie zanken wieder.) Jetzt haben ſie ſich gewiß bei den Haaren, es ſcheint, er läßt eher ſein Leben, als daß er nachgibt. Nu wird's wieder ſtill. Es wird am Ende doch noch gut. (Sie zanken wieder heftig.) Nein, jetzt gibt's gewiß ein Unglück; hör' mal Einer, was der Jacob ſchreit! Nu wird's wieder ſtill. Sie ſprechen ganz leiſe; ach wenn er ſich doch bewegen ließe! Sieh da, da kommt er zurück. (Heinrich wiſcht ſich den Schweiß ab.) Ach Herzensvetter, iſt da noch Rettung für mich?

Heinrich. Ja, laß mich nur erſt ein wenig verpuſten.

Ochſendorf. Will Monſrer nicht ein Glas Branntwein, den Aerger hinunterzuſpülen? Da ſteht gleich welcher auf dem Tiſch.

Heinrich. Ja, reich' ein Glas her. Ach, das bringt mich gleich wieder zurecht; ſo ein Branntwein iſt doch ein herrliches Ding, nämlich mit Maßen gebraucht. Hör Monſrer, mit fünfhundert Thalern kannſt du dich retten.

Ochſendorf. Ich habe nicht mehr als zweihundert in meinem ganzen Vermögen. Ach, ach, fünfhundert Thaler! Das iſt doch gar zu hart!

Heinrich. Es hat Mühe genug gekoſtet, bis ich ihn nur ſo weit habe bringen können.

Ochſendorf. Herzensmonſieur, ſag' ihm, daß zweihundert Thaler Alles ſind, was ich aufbringen kann.

Heinrich. Wahrhaftig, Vetter, ich habe den Muth nicht, ihm das zu ſagen, er ſpuckt mir ins Geſicht, wenn ich ihm ſolch Angebot mache.

Ochſendorf. Wolan, ich will ihm dreihundert Thaler geben, aber dann hab' ich auch keinen Schilling Reiſegeld mehr.

Heinrich. Ich will es meinetwegen verſuchen, ich bin gleich wieder da. (Geht.)

Ochſendorf. Fünfzig Thaler hab' ich freilich noch, aber das iſt mein Reiſegeld, das muß ich feſt halten, ſo lange ich kann. (Drinnen zanken ſie ſich wieder.) Na nu hör' mal Einer; hol' den Jacob der Teufel, daß er ſich gar nicht will ſagen laſſen, ich fürchte der Reſt wird auch noch ſpringen. (Sie zanken ſich wieder.) Ja ganz gewiß muß er noch ſpringen; ach, ach, nie wieder ſetz' ich den Fuß über den Belt! (Sie zanken ſich aufs neue.)

Heinrich (laut). Holla, zu Hülfe! zu Hülfe! Der Teufel befaſſe ſich wieder mit ſo was, wär' ich nicht ſo raſch auf den Beinen geweſen, er hätte mich todtgeſtochen. Hör', Vetter, hier gibt es nur zwiſchen Zweien zu wählen: entweder du unterwirfſt dich dem Buchſtaben des Geſetzes oder du zahlſt vierhundert Thaler.

Ochſendorf. Will er ſich denn mit vierhundert Thalern begnügen?

Heinrich. Kein Gedanke; aber ich hab' ihm verſprochen, daß für die übrigen hundert Thaler deine Koffer als Pfand zurückbleiben ſollen.

Ochſendorf. Ich habe wahrhaftig ſelbſt nur noch fünfzig Thaler und weiß kein Mittel mehr zu kriegen, ich müßte mir denn meine ſilbernen Knöpfe vom Rock ſchneiden.

Heinrich. Thue der Herr Vetter, was Ihm beliebt. Ich für meinen Theil hätte da gar kein Bedenken; die Knöpfe abſchneiden, ſcheint mir, iſt doch immer beſſer als gehängt werden.

Ochſendorf. Ach, ach, ich trenne mich ſo ungern von den

Knöpfen, die haben mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater ſchon getragen!

Heinrich. Na und wenn ſie Methuſalem an ſeinem Brautrock getragen hätte, ſo gäbe ich mich zufrieden und ſchnitte ſie ab. Oder was meinſt du, was für ein Ruhm wird das ſein, wenn die Leute ſagen: Niels Ochſendorf iſt ſolch ein Liebhaber von Antiquitäten geweſen, daß er ſich hat lieber wollen hängen laſſen, als ein paar ſilberne Knöpfe abſchneiden, die ſeinen Vorfahren gehört haben? Solche verrückten Einfälle kann ich für den Tod nicht leiden.

Ochſendorf. Na ſo kann er nur den Rock dazu nehmen.

(Zieht ſich den Rock aus.)

Heinrich (weint). Es ſchneidet mich ins Herz, daß ich dem Herrn Vetter auf die Art den Rock aushelfen muß; doch wollen wir Gott danken, daß es noch ſo abläuft. Denn das kannſt du mir glauben: wenn Procurator Knud ſagt, daß Einer zu Pranger und Auspeitſchung verurtheilt wird, ſo wird er ſicher gehängt; es iſt das ſo dieſelbe Manier wie bei den Doctoren, die den Patienten die Gefahr auch immer geringer vorſtellen als ſie iſt.

Ochſendorf. Sieh her Vetter, da haſt du das Geld, es wird, denk' ich, richtig gezählt ſein.

Heinrich. Schwager Jacob wird es auf des Herrn Vetters Wort auch ungezählt nehmen.

Ochſendorf. Aber, theurer Vetter, könnteſt du nicht erſt noch einen Verſuch machen und ihm dreihundert bieten?

Heinrich. Will der Herr Vetter den Verſuch nicht ſelber machen?

Ochſendorf. Ach mein Vetter, gib es ihm nur Alles hin, damit ich nur bald fortkomme. (Heinrich ab; Ochſendorf horcht an der Thür.) Horch, da zanken ſie ſich wieder! Das iſt ein verflucht jähzorniger Kerl, ich fürchte, er hat ſich wieder anders beſonnen. Nein, nun wird er gut, er ſpricht kein Wort mehr. — Da kommt der Herr Vetter; na das war ja raſch ins Reine gebracht?

Heinrich. Triumph! Triumph, Monſrer! Kannſt du blos bis Röskild kommen, ſo haſt du nachher nicht weiter nöthig, dich um Reiſegeld zu bekümmern. Das muß ich ſagen, das heißt ein gutes Herz: die Madame hat mir einen Brief in die Hand geſteckt, worin ſie Knud Knudſen, einen der erſten Kaufleute von Röskild, erſucht, dem Herrn Vetter hundert Thaler zum Reiſegeld auszuzahlen.

Ochſendorf. Ach die vortreffliche Frau!

Heinrich. Sie weinte vor Mitleid, daß ihr die Thränen nur ſo raſſelten wie die Hagelkörner.

Ochſendorf. Ach das edelherzige Weib!

Heinrich. Nun kann der Herr Vetter reiſen, wann er Luſt hat.

Ochſendorf. Aber ich bin ja ſo nackend, als käm' ich aus Mutterleibe.

Heinrich. Nicht doch, du haſt ja noch deine Unterkleider, mit Weſte und Hoſen, ſoviel ich weiß, wird Niemand geboren.

Ochſendorf. Dies Geld iſt doch ein kleiner Troſt für mich.

Heinrich. Das iſt gewiß und übrigens kann ſich auch der Herr Vetter mit der Hypothek tröſten, die er auf das große Haus am Markte gekriegt hat.

Ochſendorf. So iſt es.

Heinrich. Item, daß du dein Kapital einem ſo unſichern Manne wie der Schuldenborg aus den Händen gewunden haſt.

Ochſendorf. So iſt es, ja wol.

Heinrich. Rechne dir Alles zuſammen, Monfrer, ſo haſt du bei dieſer Reiſe noch mehr gewonnen als verloren, beſonders wenn man die hundert Thaler rechnet, welche die Madame dir in dem Briefe angewieſen hat.

Ochſendorf. Aber wo wohnt der Mann in Röskild, bei dem ich das Geld erheben ſoll?

Heinrich. Jedes kleinſte Kind, das du nach Knud Knudſen fragſt, kann dir ſagen, wo er wohnt. Er iſt juſt ſo bekannt in Röskild wie Lars Anderſſen in Kopenhagen; an ſolche bekannten Perſonen werden die Briefe nicht näher adreſſirt. Da kommen mitunter Briefe aus Indien, [13] hol mich der Teufel wo nichts weiter drauf ſteht als: A. Mosje Lars de Anderssen abzugeben in Europa.

Ochſendorf. Höre, Monfrer, wenn ich nur meine ſilbernen Knöpfe behalten hätte, da wollt' ich mich noch eher zufrieden geben.

Heinrich. Monfrer kann ſie ja wieder einlöſen; ſchick' mir nur ſo viel Geld wie die Knöpfe wiegen, ſo ſollſt du deine Knöpfe wieder haben in Zeit eines Monats.

(Ein Knabe kommt und ſagt Heinrich etwas ins Ohr.)

Heinrich. Ach iſt es möglich, daß die Rachgier einen Menſchen ſo überwältigen kann?!

Ochſendorf. Na was iſt nun ſchon wieder los?

Heinrich. Unſere tugendhafte Schwägerin Madame Jacobs ließ mir durch dieſen Knaben melden, daß Schwager Jacob an der Ecke der Straße mit drei Kerlen ſteht und Monſrer auflauert, um ihm den Buckel durchzubläuen.

Ochſendorf. Was? Habe ich ihn nicht zufrieden geſtellt?

Heinrich. Das iſt ſchon richtig, Monſrer, einen Proceß kann er nicht mehr gegen dich anſtellen; denn das Geld iſt ihm in Gegenwart von Leuten gezahlt worden, die wider ihn zeugen können. Aber es geht ihm noch im Kopfe herum, daß Monſrer ihn hat zum Hahnrei machen wollen; darum hat er ſich heimlicher Weiſe an der Straße hingeſtellt, um dir mit der Karbatſche das Reiſegeld auszuzahlen.

Ochſendorf. Wie ſoll ich da nur fortkommen?

Heinrich. Höre, Monſrer, beſſer todt als rathlos. Ich habe da ein großes Faß in der Nähe, willſt du da hineinkriechen, ſo ſoll der Junge dich ſacht über die Straße rollen, bis du am Eckhaus vorbei biſt.

Ochſendorf. Ach Monſrer, du haſt Einfälle wie ein Engel; thu was dich gutdünkt.

(Er wird in ein großes Faß gelegt, worauf der Boden angeſchlagen wird.)

Heinrich. Der Bengel hat, wie ich merke, noch etwas Geld bei ſich, das muß ich auch noch haben, bevor er abreist, damit er doch ſagen kann, er iſt in Kopenhagen geweſen und nicht ſo bald wieder kommt, ſeine Zinſen zu holen.

(Ochſendorf, der in dem Faß keine Luft kriegen kann, fängt an zu ſchreien, worauf man ihn wieder herauszieht.)

Ochſendorf. Ah .... Ah .... ich bin beinahe erſtickt!

Heinrich. Da müſſen wir auf einen andern Ausweg denken. Hier hab' ich einen Sack, wenn du dich bequemen willſt, dahinein zu kriechen, ſo kann ein Kerl, der hier in der Nähe iſt, dich über die Straße tragen; der Sack iſt voll Löcher, da kannſt du Luft holen.

(Der Kerl, der ihn trägt, fällt rücklings mit dem Sack.)

Ochſendorf (iſt mit Mehl beſtäubt). Ach ich elender Menſch! Die Arznei iſt ſchlimmer als die Krankheit!

Heinrich. Höre, Monfrer, wenn du dich gut verſtellen kannſt, ſo hab' ich nun noch ein ſicheres Mittel dir zu helfen. Ich habe eine vollſtändige Nachtwächteruniform bei der Hand, die kannſt du dir anziehen und ſo dem Jacob dicht bei der Naſe vorbeigehen, ohne daß er oder irgend ein Andrer dich erkennt. Wir bleiben geſchiedene Leute für ewig, wenn er hört, daß ich dir durchgeholfen. Aber das kann nichts helfen, ich habe dich bei dem kurzen Umgang, den wir miteinander gehabt haben, ſo liebgewonnen, daß ich nicht Feuer noch Waſſer ſcheue, dich zu retten, du mußt fort, noch heute Abend, wie es auch ſei; die Nacht über hier im Hauſe zu bleiben, iſt nicht gerathen.

Ochſendorf. Ach ja Monfrer, ſo wollen wir dies Mittel verſuchen.

Heinrich. Wenn du nur ſo rufen könnteſt wie ein Nachtwächter, ſo wäre das charmant; denn es iſt gerade zehn Uhr.

Ochſendorf. Na ich denke doch.

Heinrich. Uebe dich nur ein Bischen, unterdeſſen ich gehe und den Anzug hole. (Geht und **Ochſendorf** übt ſich unterdeſſen nach Art der Nachtwächter zu rufen. **Heinrich** kommt wieder und zieht ihm die Nachtwächterkleidung an.) Sieh da, Monfrer, nun ſiehſt du vollkommen aus wie ein Nachtwächter; nun geh' du nur ruhig die Straße entlang und ruf' unterwegs die Stunde ab und wenn du beim Eckhaus vorbei biſt, dann ſtoße nur in die Pfeife hier, dann weiß ich ſchon, wo du zu finden biſt.

Jacob (ſich mit einer Karbatſche herbeiſchleichend). Na nu will ich den Kerl gut durchſchmieren und ihm ſolch Reiſegeld aufzählen, daß er ſich in ſeinem Leben nicht mehr unterſtehen ſoll, eines braven Mannes Frau zu beſchimpfen. (Zu **Ochſendorf** gewendet.) Heda Wächter, was iſt die Glocke?

(Ochſendorf ruft zehn und geht dann weiter bis die Gefahr vorbei iſt.)

Ochſendorf. Nun muß ich nur in die Pfeife ſtoßen, damit mein Vetter mich finden kann.

(Stößt dreimal in die Pfeife. Die übrigen Wächter in der Nähe glauben, es gibt Lärm in der Nachbarſchaft, ſtoßen ebenfalls in die Pfeifen und kommen herbeigelaufen und fragen ihn, was los iſt.)

Ochſendorf. Nichts, Väterchen.

Nachtwächter. Aber warum ſtößt du denn in die Pfeife? Wo iſt dein Morgenſtern?

Ochſendorf. Nach dem Morgenſtern müßt Ihr mich fragen, wenn Tag iſt, jetzt kann ich Euch höchſtens den Abendſtern weiſen.

Nachtwächter. Kommt, Kerle, ſchleppt das Vieh aufs Rathhaus, er iſt beſoffen und hat ſeinen Morgenſtern verloren.

(Sie ſchleppen ihn ab.)

Heinrich (läuft herzu). Was iſt los, liebe Leute?

Nachtwächter. Da iſt ein Nachtwächter, der hat ſich beſoffen und hat ſeinen Morgenſtern verloren.

Heinrich. Ei Ihr müßt es nicht ſo ſtreng nehmen mit Eurem eigenen Kameraden!

Nachtwächter. Na, dem iſt der ſpaniſche Bock ſicher.

Zweiter Nachtwächter. Bei Licht beſehen, iſt das, glaub' ich, gar nicht einmal ein Nachtwächter, ſondern ein verkleideter Spitzbube; in welches Revier gehörſt du denn?

Ochſendorf. Ich gehöre in gar kein Revier.

Zweiter Nachtwächter. Na ich hab's ja gleich gedacht, es iſt gar kein Nachtwächter! Marſch aufs Rathhaus!

Heinrich. Hört, Kinderchen, laßt den armen Kerl laufen, es ſcheint ein einfältiger Menſch zu ſein.

Die Wächter. Die Schwerenoth ſoll er kriegen!

Heinrich. Ich will Euch ja gern ein gutes Trinkgeld geben, wenn Ihr ihn gehen laßt. (Zieht Ochſendorf bei Seite.) Monfrer, aus dem Unglück könnteſt du dich noch retten, wenn du blos noch zwanzig Thaler hätteſt, die Kerle damit zu ſchmieren; wär' ich ſelber nur bei Geld, du ſollteſt mich nicht zweimal darum bitten.

Ochſendorf. Zehn Thaler hab' ich, Vetter.

Heinrich. Das wird ſchwerlich helfen; ich will hören, was ſie haben wollen. (Geht hin und ſpricht heimlich mit den Wächtern; dann kommt er zurück.) Das iſt ein Jammer, daß du nicht noch lumpige ſechs Thaler haſt; denn die wollen ſechzehn Thaler haben.

Ochſendorf. Ach Monfrer, kannſt du mir nicht ſechs Thaler leihen?

Heinrich. Vielleicht, aber freilich bin ich dann ganz entblößt. Doch das will nichts ſagen, wo ſind deine zehn Thaler? (Ochſendorf gibt ihm das Geld und Heinrich gibt den Nachtwächtern davon nach Belieben, worauf ſie fortgehen.) Ach Monfrer, ich fürchte, ich nehme mir noch vor Kummer das Leben! Es iſt wirklich nicht meine Schuld, daß das ſo unglücklich ausſällt, ich hab' Alles gethan was ein Freund und Bruder dem andern thun kann. Aber wenn Monfrer glaubt, daß ich ſtrafbar bin, weil mein guter Anſchlag mißglückt iſt, ſo will ich dir das Geld gern wieder geben.

Ochſendorf. Ich danke, Monfrer.

Heinrich (leiſe) Was für eine verfluchte Natur in dem Kerl ſteckt! (Laut.) Ich ſage, wenn ich ſo glücklich wäre bei Gelde zu ſein, würd' ich dir die zehn Thaler wieder geben und noch zehn dazu. Das Unglück iſt nur, daß Monfrer gerade heute Abend fort muß; ſpäteſtens in einem Monat laſſe ich einige Bücher verauctioniren, da krieg' ich Geld. Aber nun laß uns ſehen, wie wir beim Eckhaus vorbeikommen. (Führt Ochſendorf auf die andere Seite.) Sieh da, Monfrer, nun ſind wir in Sicherheit. (Zieht ihm die Nachtwächterkleidung wieder aus.)

Ochſendorf. Ach ich danke dir, mein allerliebſter Vetter, für alle deine Güte; nun muß ich hier Abſchied nehmen und wiederhole dir, was ich ſchon vorhin geſagt habe: nämlich daß mir nichts in der Welt ein größeres Vergnügen machen könnte, als Monfrer wieder zu dienen; ich wünſchte nur, Monfrer ſetzte mich auf die Probe, nicht Gut noch Blut ſoll mir zu theuer ſein, wenn ich meine Dankbarkeit dadurch beweiſen kann. Ich kann nichts mehr ſagen, das Wort bleibt mir vor Betrübniß im Halſe ſtecken, daß ich ſolchen wahrhaften Freund verlieren ſoll.

(Sie fallen einander um den Hals und heulen; Ochſendorf geht weiter.)

Heinrich. Hör', Monfrer, noch ein Wort! Sowie du Geld kriegſt in Röskild, mußt du dir einen alten Ueberrock kaufen, wo du dich hübſch drin einwickeln kannſt. Mir iſt bange, du erkälteſt dich unterwegs; die Luft hier in Seeland iſt ſcharf, ſogar im Julimonat. Vergiß nicht, deine Eltern zu grüßen, und ſag' ihnen, wenn ich noch ſonſt mit etwas dienen kann, ſo ſollt' es mich freuen.

Ochſendorf. Tauſend Dank, mein ſüßes Brüderchen; adieu! adieu! (Ab.)

Heinrich (ihm nachrufend). Monfrer, nimm dich gut in acht, daß du nicht auf dem Wagen einſchläfſt, du könnteſt zu Schaden kommen! Und verwahre dein Geld wol, daß es dir Keiner ſtiehlt, du kannſt dir einen Knoten ins Hemde machen, da merkt Keiner, daß du Geld haſt! Leb' wol!

(Er winkt dreimal mit dem Hut hinter ihm drein.)

Zehnte Scene.

Heinrich. Lucretia.

Heinrich. Ging das nicht ſchön? Das macht, wenn man ſtudirt hat, Mamſell. Latein iſt den Menſchen zu allen Dingen nütze; Ihr habt Eure Sache ſo leidlich gemacht, aber wenn Ihr Latein könntet, da wäre es noch weit beſſer gerathen.

Lucretia. So viel Latein wie du, glaub' ich, kann ich auch.

Heinrich. Ja, Ihr könnt vielleicht noch mehr, in gewiſſem Sinne: aber doch nicht ſolch Latein, wie man in den lateiniſchen Schulen lernt.

Lucretia. Biſt du denn in einer lateiniſchen Schule geweſen?

Heinrich. Ei freilich, und das mit Ruhm; denn in dem halben Jahr, das ich in der unterſten Klaſſe ſaß, bin ich allein dreimal ausgehauen worden. Sollt' ich da nicht Latein verſtehen wie meine Mutterſprache?

Lucretia. Aber hör', Heinrich, wenn die Beute nun getheilt wird, ſo bitt' ich, mich nicht zu vergeſſen.

Heinrich. Nein, gewiß nicht, Mamſell, Ihr kennt Eure Taxe: achtundzwanzig Schillinge.

Lucretia. Du Schlingel, ſoll ich mit achtundzwanzig Schillingen zufrieden ſein?

Heinrich. Das iſt ja der alte Preis, das iſt ja wie beim Bäcker die Semmel. Aber wir werden ſchon zurecht kommen; ich und mein Herr ſind raiſonnable Leute. Und nun laß uns hineingehen.

(Beide ab.)

Elfte Scene.

Der rechte Niels Chriſtenſen. Nachher Ochſendorf.

Niels Chriſtenſen. Das iſt eine ſeltſame Geſchichte mit meinem Vetter Niels Ochſendorf, der war ſchon geſtern in Röskild und heute iſt er noch nicht hier. Ich muß doch mal in den Drei Hirſchen herangehen und nach ihm fragen; man kann nicht wiſſen, ob dem armen Kerl nicht etwas zugeſtoßen: denn es iſt das erſte mal, daß er in die Stadt kommt.

(Ochſendorf tritt auf, er weint und fragt nach dem Weg zum Weſterthore.)

Niels Chriſtenſen. Warum weint Ihr, Kamerad?

Ochſendorf. Ich bitte, Gevatter, könnt Ihr mir nicht ſagen, wo hier der Weg nach dem Weſterthor geht?

Niels Chriſtenſen. Seid Ihr denn ſo fremd hier in der Stadt?

Ochſendorf. Ja, gewiſſermaßen bin ich fremd und gewiſſermaßen bin ich nur zu bekannt. Hätte ich doch meinen Vetter Niels Chriſtenſen gebeten, mich gleich bis zum Weſterthor zu begleiten, er iſt eine ehrliche Seele, er würde es gern gethan haben.

Niels Chriſtenſen. Wo wohnt der Niels Chriſtenſen?

Ochſendorf. Er wohnt in einem Hauſe, das heißt abzugeben in Hungershof.

Niels Chriſtenſen. Was Henker iſt das? Was Henker iſt das? In ganz Kopenhagen gibt es nur einen Hungershof und da wohnt Niemand als ich.

Ochſendorf. Ja, ich glaube wol, daß hier noch verſchiedene Straßen ſind, wo es einen Hungershof gibt. Aber dieſer Hungershof liegt in einer Straße, die heißt Hafnia; denn ſo ſtand auf dem Briefe, den ich ihm gab: Hungershof in Hafnia.[11]

Niels Chriſtenſen. Wie heißt Er, Monſieur?

Ochſendorf. Ich heiße Niels Ochſendorf, jetzt aber hieße ich beſſer Niels Ochſenkopf, in ſolche Bedrängniß bin ich gerathen.

Niels Chriſtenſen. Was Henker hör' ich? Seid Ihr Henning Nielſens Sohn?

Ochſendorf. Kennt Ihr Henning Nielſen?

Niels Chriſtenſen. Na wie ſoll't ich nicht meinen eignen Vaterbruder kennen?

Ochſendorf. So ſeid Ihr vermuthlich ein Bruder von Niels Chriſtenſen? Ich habe noch gar nicht gewußt, daß Niels Chriſtenſen einen Bruder hat?

Niels Chriſtenſen. Ich bin ſelbſt Niels Chriſtenſen und habe keinen Bruder.

Ochſendorf. Ja ich werde mir auch von Euch was aufbinden laſſen. (Leiſe) Was das hier in der Stadt für verfluchte Menſchen gibt!

Niels Chriſtenſen. Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, daß ich Euer Vetter Niels Chriſtenſen bin.

Ochſendorf. Den Teufel mögt Ihr. (leiſe.) Was das hier in der Stadt für verfluchte Menſchen gibt!

Niels Chriſtenſen. Na das iſt doch ſeltſam, daß Ihr beſſer wiſſen wollt, wer ich bin, als ich ſelbſt?

Ochſendorf. Hört, mein Herr, wo Ihr Euer Bier getrunken habt, da verſchüttet auch Eure Hefe; was ſoll der Unſinn? Erſt in dieſem Augenblick hat mein Vetter Niels Chriſtenſen mich verlaſſen.

Niels Chriſtenſen. Wollt Ihr mich beſoffen oder toll machen? Ich ſchwöre Euch, daß ich Niels Chriſtenſen bin, Bruderſohn von Henning Ochſendorf!

Ochſendorf. Und ich ſchwöre, daß Ihr weder Niels Chriſtenſen ſeid, noch jemals werdet!

Niels Chriſtenſen. Nun, ſo will ich Euch doch gleich überführen. Da ſeht (er nimmt fünf Briefe aus der Taſche und lieſt die Aufſchriften davon): Dem ehrwürdigen und wohlgelehrten Niels Chriſtenſen, S. Theologiae Studiosus, Hafnia. A Monsieur Monsieur Niels de Christensen à Copenhague. Herrn Herrn Niels Chriſtenſen, abzugeben in Hungershof. A Monsieur Monsieur Niels de Christensen, Student tres renomé dans la Hungershof, per Couvert. Dem edlen und wolgelehrten Nicolaus Chriſtenſen, philosophiae Baccalaureus, mit einem Freund, den Gott geleite. Wollt Ihr nun glauben, daß ich der rechte Niels Chriſtenſen bin?

Ochſendorf. Nein und wenn Ihr einen Brief zeigt ſo groß als das ganze Weſterthor.

Niels Chriſtenſen. Ich merke ſchon, man hat Euch einen Poſſen geſpielt. Aber wenn ich Euch einen Brief zeigen kann von Eurem eignen Vater, wollt Ihr mir dann glauben?

Ochſendorf. Ja dann wird's wol nicht anders geben.

Niels Chriſtenſen. Seht her, leſt nur dieſen Brief!

Ochſendorf (lieſt den Brief). Ach Himmel, ſo iſt der Andere ein falſcher Niels Chriſtenſen geweſen?!

Niels Chriſtenſen. Ja was ſonſt! Aber wo habt Ihr logirt, wo ſind Eure Kleider?

Ochſendorf. Ich habe bei Schwager Jacob logirt, in dem Haus da drüben.

Niels Chriſtenſen. In welchem Hauſe?

Ochſendorf. Na in dem Haus da an der Ecke.

Niels Chriſtenſen. Das iſt ja Weſter-Paradies?

Ochſendorf. Das mag den Teufel ein Paradies ſein, eine Hölle iſt es für mich geweſen.

Niels Chriſtenſen. Das war vor dieſem ein liederliches Haus voll Spieler und Spitzbuben.

Ochſendorf. Jetzt nicht mehr; Jacobs Frau iſt eine anſtändige Dame, die hat gegen mich gehandelt, wie nur eine Mutter handeln kann gegen ihren Sohn. Denn nachdem ich ihretwegen Verdruß im Hauſe bekommen und mich mit Allem loskaufen mußte, was ich bei mir hatte, hat ſie mir dieſen Brief mit einem Wechſel darin gegeben an Knud Knudſen in Röskild. Seht her, hier iſt der Brief: Herrn Knud Knudſen, vornehmem Handelsmann und Bankerotteur in Röskild — ach nein ſo, Banquier heißt es.

Niels Chriſtenſen. Hilf Himmel, wie iſt dieſer einfältige Menſch an der Naſe herumgeführt worden! Macht den Brief nur auf, Ihr werdet gleich ſehen, wie Ihr betrogen ſeid.

Ochſendorf (lieſt den Brief). „Niels Hennigſen Ochſendorf iſt ein Narr; dies Zeugniß gibt ihm Heinrich Larſen."

Niels Chriſtenſen. Dacht ich's nicht?

Ochſendorf (weint und heult). Ach du betrübter elfter Juni!

Niels Chriſtenſen. Ja, nun ſeid Ihr in Kopenhagen geweſen, Vetter.

Ochſendorf. Ach du betrübter elfter Juni!

Niels Chriſtenſen. Wo habt Ihr denn aber Eure Kleider, Vetter?

Ochſendorf. Wo meine Koffer ſind.

Niels Chriſtenſen. Und wo ſind Eure Koffer?

Ochſendorf. Wo meine Kleider ſind.

Niels Chriſtenſen. Na und wo iſt denn alles Beides?

Ochſendorf. Zum Teufel iſt alles Beides.

Niels Chriſtenſen. Die Eltern können das nicht verantworten, die ihre Söhne ſo allein reiſen laſſen, ohne ihnen nur einen Brief oder eine Adreſſe an Jemand mitzugeben.

Ochſendorf. Ich hab' einen Brief mitgehabt an Niels Chriſtenſen.

Niels Chriſtenſen. Wo iſt er denn?

Ochſendorf. Den hat ja der andere Niels Chriſtenſen gekriegt.

Niels Chriſtenſen. Hört, Vetter, wenn Ihr ſonſt Luſt habt, hängt Euch auf.

Ochſendorf. Ach du betrübter elfter Juni!

Niels Chriſtenſen. Ja das mögt Ihr wohl zweimal ſagen.

Ochſendorf. In allem Unglück, Vetter, hab' ich doch noch Eins, was mich tröſtet, nämlich daß ich ein Kapital von einigen tauſend Thalern von Gerhard Schuldenborg weg und bei Lars Anderſen untergebracht habe.

Niels Chriſtenſen. Den Mann kenn' ich nicht.

Ochſendorf. Den großen Banquier?!

Niels Chriſtenſen. Hier gibt's keinen Banquier dieſes Namens.

Ochſendorf. Ei doch, er hat mir ja eine Hypothek auf ſein großes Haus am alten Markt gegeben.

Niels Chriſtenſen. Wo liegt das Haus?

Ochſendorf. Mitten auf dem Markt; es iſt ein ſchönes Haus, der Thurm drauf iſt das Geld ſchon allein werth.

Niels Chriſtenſen. Ich kenne am Markt kein Haus mit einem Thurm drauf, außer das Rathhaus.

Ochſendorf. Man geht zu beiden Seiten zwei große ſteinerne Treppen hinauf, auf der einen Seite iſt ein Springbrunnen, auf der andern ein Rabenſtein. Aber ich weiß nicht, ob der mit zum Hauſe gehört.

Niels Chriſtenſen. Ha ha, das iſt das Rathhaus! Ich habe, ſo lang ich lebe, noch keinen Menſchen gekannt, der ſo angeführt iſt wie Ihr, ich mag nichts mehr mit Euch zu thun haben; ſeht her, da habt Ihr ſechs Thaler auf die Reiſe. (Geht ab.)

Ochſendorf. Ach du betrübter, du betrübter, du betrübter elfter Juni! (Geht weinend ab.)

Zwölfte Scene.

Heinrich allein. Wieder in ſeinem Anzug als Bedienter.

Halt, ſachte, Monſieur Jacob. Bei der Vertheilung der Beute muß folgendes Verhältniß beobachtet werden. Kriegt mein Herr zehn

Thaler, ſo krieg' ich fünf, du drittehalb und die Mamſell ſieben Mark acht Schillinge; accurat wie im Felde, wo auch, wenn die Beute getheilt wird, der Oberſt zehn Prozent kriegt, der Kapitän fünf, der Lieutenant drittehalb, der Fähndrich halb ſo viel wie der Lieutenant, der Korporal halb ſo viel wie der Fähndrich, der Soldat gar nichts und der Tambour den Reſt. Solche Theilung heißt eine mathematiſche Proportion und gründet ſich auf natürliche Billigkeit.

Nun ſprecht, wie war es? Darf ich mich
Vor Euch mit Ehren zeigen?
Zwar bin ich jetzo nur Lakai,
Doch hoff' ich noch zu ſteigen.

Jetzt leg' ich nun mein Aemtchen ab,
Und theile aus dem Vollen,
Indeß ſich unſer Wuchrer wird
Vor Aerger hängen wollen.

Nun, meinetwegen kann er's thun,
Er ſelbſt ſammt ſeines Gleichen;
Blutſauger ſind ſie, deren Geiz
Kein Flehen kann erweichen.

Was iſt's denn für ein Schade, geht
Ein Wuchrer auch zum Teufel?
Auf meinem Leichenſteine lieſt
Man einſt doch ohne Zweifel:

Hier liegt ein Mann, für deſſen Werth
Bürgt dies zum Unterpfande,
Daß er vertrieben und geprellt
'nen Wucherer vom Lande!

Anmerkungen.

In dieſem Stück iſt es beſonders der Charakter des Schiendorf, welcher die Aufmerkſamkeit des Leſers verdient. Wenn es ſonſt die Kunſt des Dichters iſt, lächerliche und thörichte Charaktere nebenher mit Eigenſchaften auszuſtatten, die ihnen unſere Theilnahme, ja ſelbſt (wie beim politiſchen Kannegießer) eine Art von Achtung zuwenden, ſo tritt hier der umgekehrte Fall ein. Hier war es nöthig, das Opfer einer frechen Intrigue mit Eigenſchaften zu verſehen, die es uns unmöglich machen, ihm unſere Theilnahme, ſelbſt nur unſer Mitleid zuzuwenden: Eigenſchaften, in Vergleich mit denen, ſelbſt die ſchadenfrohe Liſt, die ihn hinter das Licht führt, noch im Recht erſcheint. Auch dies iſt unſerm Dichter meiſterlich gelungen; er hat dem Charakter des Schiendorf, wie ſpielend, eine Menge kleiner Züge beigemiſcht, die ihn als einen vollkommen nichtsnutzigen Menſchen zeichnen und ſein Unglück nur als die wohlverdiente Strafe, nicht etwa ſeiner Dummheit — denn für die konnte er nicht — ſondern ſeiner moraliſchen Schlechtigkeit erſcheinen laſſen. Er ſtammt von einem habſüchtigen, geizigen Vater, der durch die ſchmutzigſten Geſchäfte ein reicher Mann geworden, der ſeine Nachbarſchaft geſchunden und gedrückt und durch ſchlechte Prozeſſe und Wucher aller Art ausgeſogen hat. Niels Schiendorf iſt der würdige Sohn eines ſolchen Vaters; er iſt nicht blos dumm, aufgeblaſen und aufdringlich, ſondern auch geizig, falſch und betrügeriſch. Bei all ſeinem Reichthum möchte er ſich gar zu gern dem vermeintlichen Schwager als nichtzahlender Gaſt aufdrängen: denn dahin natürlich zielen die vielen Complimente und Entſchuldigungen, die er macht. Er ſchämt ſich nicht, den Vetter, der ihm ſo wichtige Dienſte leiſtet und der blos ihm zu Gefallen in den Gaſthof zieht, das Zimmer im Gaſthof mit bezahlen zu laſſen; ja er will mit ihm in einer Kammer wohnen und in einem Bett ſchlafen, bloß um an der Wirthshausrechnung zu ſparen. Den Laſtträger, der ihm ſeinen Koffer ins Wirthshaus ſchafft, ſchmiert er mit einem falſchen Geldſtück an und rühmt ſich, den Betrug allenfalls mit einem falſchen Eide abzuſchwören. Zu alledem iſt er verliebt und eitel; kaum dämmert ihm die Möglichkeit, die vermeintliche Schwägerin könne in ihn verliebt ſein, als er auch ſogleich in Flammen ſteht und ſelbſt nicht die Erinnerung, daß es die Frau ſeines Schwagers und Freundes iſt, vermag ſeine unreine Glut zu dämpfen. Ja, ſo eingewurzelt iſt ſein Geiz und ſo zur andern Natur geworden iſt ihm die Lüge, daß er, ſogar wo es gilt, ſich von Schmach und Schande, vielleicht vom Tode los zu kaufen, doch noch immer

Verſuche macht den Preis herabzuhandeln, um etwas von ſeiner Baarſchaft beiſeite zu bringen. Der größte Beweis der Dankbarkeit aber, den er einem Manne geben will, in Betreff deſſen er ſelbſt geſteht, daß er ihm mehr als das Leben ſchuldig, ſoll in einem Käſe und zwei Schinken alle Jahre beſtehen! — Wenn ein ſolcher Gaudieb ſeine Meiſter findet und von anderen noch größeren Gaudieben geprellt wird, ſo hat das nichts Peinliches mehr und darum ſind auch alle Vorwürfe, welche dem Dichter in dieſer Hinſicht gemacht worden ſind, nach unſerm Dafürhalten vollkommen ungegründet.

Wir laſſen nun wieder einige Einzelheiten folgen, wobei wir nur zu bedauern haben, daß dieſelben weniger reichhaltig und unterrichtend ausfallen werden, als bei den erſten drei Komödien, indem uns für dies Stück, ſowie für die beiden folgenden die von der Holbergs-Geſellſchaft beſorgte Ausgabe, der wir im Uebrigen ſo vielen Dank ſchuldig ſind, leider nicht zu Gebot geſtanden hat.

Zum erſten Act.

[1] mit ihren Degen und Lichtſpießen (S. 410). Mit dem Degen an der Seite zu gehen, war damals allgemeine Sitte. Die gewöhnlichen Patent-Degen, deren ſich die Bürgerlichen dabei bedienten, waren ſehr leicht und dünn, daher dieſer Vergleich mit einem Lichtſpieß, „Lyſeſpyd," oder wie ein Deutſcher jetzt wol eher ſagen würde, mit einem Bratſpieß. — Die Bemerkung, die der Gutsbeſitzer gleich darauf wegen der Stiefel macht, beſtätigt, was wir über dieſen Punkt im vierten Abſchnitt unſerer Abhandlung nach Anleitung von Molbech „Om Ludvig Holberg ꝛc." mitgetheilt haben.

[2] Einer von den gelehrteſten Ochſenhändlern in ganz Holland (S. 411). Hier hat das Original ein Wortſpiel, das der Ueberſetzer nicht wiederzugeben vermochte. Adrian van Enkhuyſen heißt hier: „een af de lärdeſte Studhentere i Holland;" das hört ſich an wie „Studenterne" und kann alſo bedeuten Ochſenhändler oder Studenten.

[3] daß es in Holland Leute giebt ꝛc. (ebendaſ.). Man erinnere ſich ſowohl an die zahlreichen religiöſen Sekten, die in Holland beſtanden, als auch an die Freiſtatt, welche dieſes Land ſchon damals den Anfängen der franzöſiſchen Aufklärung bot.

[4] von Kallundborg nach Aarhus (ebendaſ.). Auf dieſem Wege, den Holberg auch durch ſeinen Peter Paars unſterblich gemacht hat, pflegte damals die Ueberfahrt von Jütland (Aarhus) nach Seeland (Kallundborg) gemacht zu werden. Den ſeltſamen Rath, den Schuldenborg den jütländiſchen Pächtern einige Zeilen weiter unten ertheilt, nämlich um die Schabe (wörtlich: Skagen) herumzufahren, würde darin beſtanden haben, daß die Reiſenden ſich auf der weſtlichen, alſo der von Seeland abliegenden Seite von Jütland eingeſchifft hätten, durch das Skagerrack am Kap Skagenshorn vorbei, durch das Kattegat in den Sund gefahren und ſo erſt nach Kopenhagen gelangt wären: eine Route, auf der die Entfernung etwa verzehnfacht worden wäre, alſo auch mit ihr die Gefahr. Und das eben iſt es

denn, was Herr Schuldenborg wünſcht, der nichts lieber ſähe, als wenn von Hundert, die zum elften Juni von Jütland nach Kopenhagen kommen, Neunzig ertränken. — Was im Uebrigen die kaufmänniſche und gewerbliche Bedeutung dieſes elften Juni anbetrifft, ſo giebt das Stück ſelbſt darüber die vollſtändigſte Auskunft: es war derjenige Tag im Jahr, an welchem alle Geſchäfte geordnet und abgemacht, Contracte geſchloſſen und verlängert, Capitalien einkaſſirt und untergebracht, Zinſen bezahlt und neue verſchrieben wurden ꝛc. Die jütländiſchen Pächter und Grundbeſitzer, reich durch ihre Viehzucht, ſpielten dabei, wie wir ſehen, die Hauptrolle: ſie waren die Geldlieferanten für die Geſchäfte der Hauptſtadt und kamen vorzugsweiſe an dieſem Tage dahin, theils ihre Geſchäfte zu beſorgen, theils die Vergnügungen der Hauptſtadt zu genießen. Die verſchiedenen Charakterbilder, die Holberg bei dieſer Gelegenheit von den jütiſchen Pächtern entwirft, ſind in ihrer Art klaſſiſch und ſtellen ſich ſeinem ſeeländiſchen Bauer würdig zur Seite.

[5] in der Weinkanne (S. 413). Die verſchiedenen Kopenhagener Wirthshäuſer, die in dieſem Stücke genannt werden, wie die Weinkanne, die drei Hirſche ꝛc., ſind daſelbſt größtentheils noch jetzt bekannt. Ebenſo Hungershof, oder wie er im Däniſchen eigentlich heißt: „Knap Naering.“ Das Paradies, in welchem ein Theil unſerer Komödie ſpielt, war ein zu ſeiner Zeit übel berüchtigtes öffentliches Haus, über welches Werlauff a. a. O. S. 71—72 einiges Nähere mittheilt. — Der Holländer Berg, deſſen Bekanntſchaft der Fremde ſich rühmt, iſt der heutige Königs-Neumarkt, der Hauptplatz von Kopenhagen; die Kallebörne heißt jetzt Am Friedrichsholmer Canal.

[6] cinque et neuf (S. 418). Ein damals beliebtes Würfelſpiel, ungefähr unſerm heutigen Klein-Sechs entſprechend.

Zum zweiten Act.

[7] die Studenten rufen „Fuchs“ hinter ihm drein (S. 422). Zu Johannis fand damals in Kopenhagen eine große gelehrte Prüfung ſtatt, zu der ſich viele angehende Studenten aus der Provinz einzuſtellen pflegten und iſt es daher ganz naheliegend, daß auch Ochſendorf, indem er am elften Juni, alſo kurz vor Johannis, in Kopenhagen einrückt, für einen jungen Studenten, einen „Fuchs“ gehalten wird. Doch heißen die däniſchen Füchſe nicht „Füchſe,“ ſondern „Ruſſen“ und dies iſt auch das Wort, das Ochſendorf hier nachgerufen wird. Ebenſo ſind auch die Kuchenzungen nur Eigenthum des Ueberſetzers, im Original heißen ſie „Bakkelſebeeſter,“ was offenbar mit baculus zuſammenhängt und etwa mit „Prügelzunge“ überſetzt werden könnte, wenn dies nicht bei uns eine ganz andere Bedeutung hätte. Was bei den Dänen deponiren genannt wird, iſt daſſelbe, was bei uns immatrikuliren heißt. Zu den dabei üblichen Feierlichkeiten gehörte auch dies, daß, nach glücklich beſtandenem erſten Examen, was wir Abiturientenexamen nennen, dem angehenden Studenten, dem „Fuchs“ oder „Ruſſen,“ von dem Decan der Facultät etwas Salz oder auch ein Biſſen Brot mit Salz in den Mund geſteckt und ein wenig Wein auf den Kopf gegoſſen ward: ſymboliſche Zeichen der Weisheit

und der höheren Erleuchtung, die ihm mit der Aufnahme in den Orden der Studenten gekommen war. Daher auch die etwas ſpäter folgende Aeußerung des Heinrich.

Zum dritten Act.

[8] dieſe Gemälde, die hier herumhängen (S. 434). Vermuthlich Gemälde von Bürgermeiſtern, Rathsherren, angeſehenen Kauf- und Handelsherren, die zum Schmuck der Börſe dienten.

[9] „Zufriedenheit iſt mein Vergnügen“ (S. 435). Der Anfang des däniſchen Liedes heißt eigentlich: „Allezeit zufrieden ſein,“ mit dem Gegenſtück: „Nimmermehr zufrieden ſein;“ „Altid vaere vel tilfreds“ und „Aldrig vaere vel tilfreds.“ — Ueber Saxo Grammaticus, oder wie Ochſendorf will: Saxo ſeine Grammatik und die Hvidtfeldiſche Chronik ſ. Abſchn. 2 u. 4 unſerer erſten Abtheilung. Die Art, wie Holberg ferner ſeinen eignen Peter Paars hier einführt, iſt wiederum höchſt charakteriſtiſch und läßt den Eindruck ahnen, den das Werk in allen Ständen hervorgebracht hatte. — Uebrigens waren dieſe „fliegenden Buchhändler,“ wie wir ſie heute nennen, damals in Kopenhagen allgemein üblich; der größte Theil des Bücherabſatzes ging durch ihre Hände.

[10] Das Haus iſt ſo weit ganz ſchön, aber nur ein biſchen ſeltſam gebaut (ebendaſ.). Es iſt die Rede von dem alten Rathhaus, das zwiſchen Alt- und Neumarkt lag, einzeln ſtand und mit einem Thurm und hohen Mauern verſehen war. Das jetzige Rathhaus, das ungefähr an derſelben Stelle liegt, links am Neumarkt, wurde erſt 1815 von Hanſen erbaut.

[11] auch ein Thaler acht Groſchen zu bauen gekoſtet haben (S. 438). Im Däniſchen heißt es nur: mehr als einen Thaler.

Zum vierten Act.

[12] das heißt auf Latein (S. 445). Das Folgende ſind bunt durch einander gewürfelte Anfänge und Stellen aus damals beliebten, zum Theil noch jetzt üblichen Studentenliedern.

Zum fünften Act.

[13] Da kommen mitunter Briefe aus Indien ꝛc. (S. 455). Die Geſchichte von Boerhave und dem an ihn gerichteten Briefe: „Herrn Boerhave in Europa,“ iſt allbekannt; ſie war damals noch ganz neu (Boerhave ſtarb erſt 1738) und hat Holberg bei dieſer Stelle ohne Zweifel vorgeſchwebt.

[14] in Hafnia (S. 461). Hafnia iſt bekanntlich der lateiniſche Name für Kopenhagen; Titel und Adreſſen auf Briefen wurden damals noch häufig lateiniſch abgefaßt, beſonders wenn die Briefe an ſtudirte Leute gerichtet oder von ſolchen geſchrieben waren.

5.

Die Wochenſtube.

Komödie in fünf Acten.

Perſonen.

Die Wöchnerin.
Corfitz, ihr Mann.
Jeronimus, ein Bürger.
Traugott, Corfitz' Diener.
Gotthard, ein Cantor.
Claus, ein Knabe.
Ein Mädchen.
Ein zweites Mädchen.
Die Amme.
Ein Mädchen mit einem Teller.
Zwei Damen.
Anne, die Zinngießerin.
Ingeborg, die Bleideckerin.
Arianke, die Buchdruckerin.
Elſe, die Schulmeiſterin.
Dörte, die Knopfmacherin.
Hildegardt, die Schwertfegerin.
Engelke, die Hutmacherin.
Stiene, die Eiſenkrämerin.
Geſke, die Küſterin.
Eine Frau.
Chriſtopher, ihr Diener.
Anne, Wahrſagerin.
Meiſter Bonifacius.
Zwei Frauen.
Eine Mamſell.
Ein Doctor.
Ein Officier.
Chriſtopher Eiſenfreſſer.
Leonhard, Gotthard's Freund.
Gunhild.
Oldfuchs, als Chiromanticus.
Ein Poet.
Zwei Advocaten.
Ein zweiter Officier.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Traugott (holt ein Stück ſchmales Papier hervor, aber ſo lang wie das ganze Theater und zählt davon her:)

Marie Hanſen; Barbara Peter Nielſen; Abelone Hans Hanſen; Chriſtine Erich Erichſen; Engelke Jens, die Hutmacherin; Lucie Franz, die Kürſchnerin; Wibecke Peter Goldbrandten; Marie Chriſtopher, die Schneiderin; Elſe David, die Schulmeiſterin; Frau Cantor Ellen; Frau Wachtmeiſterin Maleene; Geſke, die Küſterin; Anne Peter, die Kanngießerin; Marie Jens, die Steuereinnehmerin; Ingeborg Morten, die Dachdeckerin; Dörte Jochum Seliger, die Knopfmacherin; Stine, die Eiſenkrämerin; Mette, die Frauenſchneiderin; Nille Mogen Anderſen; Hildegard, die Schwertfegerin; Karen, die Uhrmacherin; Maren, die Meſſerſchmiedin; Duvele, die Thorſchreiberin; etcetera, etcetera, etcetera, etcetera, etcetera, etcetera, etcetera; ein Dito, noch ein Dito, noch ein Dito; Summa, Summa Summarum dreiundneunzig Weiber ſtehen auf dieſer Liſte und in eben ſo viel Häuſer hab' ich dieſer Tage laufen müſſen, um die Stadt das große Mirakel wiſſen zu laſſen, daß es geſchehen iſt, daß unſere Madame von einer jungen Tochter entbunden worden. Ein großes Mirakel, weswegen die ganze Stadt in Aufruhr gebracht werden muß, gleichſam als wär' der Feind vor den Thoren und wollte Sturm laufen. Ich wollte mich verpflichten, fünfzig ſolche Kinder des Jahrs zu machen, ſolch ein Mirakel iſt das. Aber die Menſchen ſind in dem Punkt wie in allen andern. Will man heirathen, da müſſen gleich ſo viel Leute zuſammenkommen, daß ſie mehr aufeſſen und trinken, als ein armer Handwerksmann in vier Jahren wieder verdienen kann. Darum hatte man auch in alten

Zeiten die Mode eingeführt, daß die halbe Stadt dem jungen Paare opfern und ihm Brautgeſchenke bringen mußte; denn ſonſt hätten die Meiſten direkt von der Hochzeit in den Schuldthurm tanzen müſſen. Seitdem die Leute nun ärmer und ärmer werden, werden ſie auch immer hochmüthiger und wollen keine Brautgeſchenke mehr haben, ſo daß die Dienſtboten noch die Einzigen ſind,[1] denen man heutzutage opfert, und das geht auf die Manier zu: es ſind Alles blos freundſchaftliche Einladungen, man dankt ihnen für die Ehre und Freundſchaft — ei ja, das iſt recht fein und höflich, aber wenn ich es mir näher bedenke, ſo heißt es doch nur: ſintemal unſere Haus- oder Küchenmagd beſchloſſen hat, ſich morgen Abend ihrer Jungfernſchaft zu entledigen, und da das ohne einen gehörigen Spektakel oder ohne uns die Geſundheit durch Eſſen, Trinken und Tanzen zu ruiniren, nicht vor ſich gehen kann, ſo iſt unſer gehorſames Anſuchen, daß Sie uns die Ehre erweiſen wollen, die Koſten zu bezahlen und außerdem noch für die Miethkutſche einen Thaler oder auch zwei. Worauf die Invitirten dann antworten: wir danken für die große Höflichkeit, wir werden die Koſten bezahlen, wünſchen wol zu leben und ſtehen ein andermal wieder zu Dienſten. So geht das zu, wenn Hochzeit gehalten wird; da plärrt man erſt drei Stunden lang Geſundheiten quer über den Tiſch auf Hinz und Kunz, die hundert Schritte davon ſitzen, und dann muß man die Nacht noch tanzen, bis Einem vor Staub und Müdigkeit ſo miſerabel wird, daß man der Muſik noch Geld zugibt, damit ſie nur aufhört, und dann geht man nach Hauſe und medicinirt noch drei Tage nachher. Wende ich mich aber von den Hochzeiten zu den Begräbniſſen, ſo finde ich bei den letzteren eben ſo viele Narrheiten als bei den erſten. Eine arme Frau verliert ihren Mann, der ihr, ich ſetze den Fall, noch einige Schillinge hinterlaſſen hat, ſo daß ſie bei ſorgfältiger Einrichtung davon leben kann. Die Vernunft ſagt, ſie ſoll das Geld zuſammenhalten: aber die Mode ſagt, ſie ſoll ihrem Manne ein anſtändiges Begräbniß beſorgen. Das heißt auf gut Däniſch: ſie ſoll den todten Leichnam ausputzen, ſoll nicht blos die Stühle, ſondern auch die Stubenmagd, die Küchenmagd, die Amme, die Kutſche, die Pferde ſchwarz überziehen (mit der Zeit werden die Schoßhunde wol auch überzogen werden) — mit einem Wort, ſie läßt den Mann ſo anſtändig begraben, daß ſie ſelbſt hinterdrein nichts hat anſtändig zu leben! Und auch daß ſie mit ihrem Manne ihren Wohlſtand verliert, iſt nicht genug: die Mode verlangt auch, daß ſie ſechs Wochen lang auf dem Sopha liegen muß und jede Stunde ſechs Mal ſechs Mal die Worte hören: Wie ſehr, Madame, beklage ich Euren Verluſt! ſo daß, wenn ſie ſich auch als gute Chriſtin vorgeſetzt hat, ihr Unglück mit Demuth zu ertragen, die Mode ſie nicht einmal dazu kommen läßt. Es iſt gerade, als wenn ſie einen Schaden an der Hand hätte, und die Mode verlangte, ſie müßte ihre guten Freunde davon in Kenntniß ſetzen, ob ſie ihr nicht die Ehre anthun wollten, eine nach der andern, und ihr das Pflaſter abreißen. Da kommen ſie denn getrippelt, eine nach der andern, und reißen, um ihre Freundſchaft ſehen zu laſſen, das Pflaſter von der Hand. Und dafür muß man dann noch dankbar ſein, ja noch Thee und Kaſe geben obenein. Aber der Teufel ſollte ſie, wär' ich Wittfrau! Das Allertollſte aber ſind doch dieſe Wochenſtuben. Erſtlich wird da hundert Menſchen angezeigt, wie ein großes Wunderwerk, daß Hans Hanſen oder Jeſperſen an ſeiner Frau ein Meiſterſtück gemacht hat, das jeder Burſche auf Amag[2] ihm nachmachen kann, und hat ihr, ſei es in Perſon oder wenigſtens aus zweiter Hand, zu einem Sohn oder einer Tochter verholfen. Und dies Wunderwerk zu ſehen, kommen ſie nun herbei und machen die kranke Wöchnerin todt mit Gratulationen und Schnickſchnack und hindern die Patientin, ſo raſch wieder geſund zu werden, wie es geſchehen wäre, hätte ſie können in Ruhe liegen ..... Aber wer Henker kommt da ſo gelaufen? Das iſt Chriſtopherſens Burſche; was Tauſend will der?

Zweite Scene.

Claus. Traugott.

Claus. Ach lieber Traugott, wechsle mir doch mal ein Zweiſchillingsſtück in zwei einzelne Schillinge!

Traugott. Was willſt du denn mit den einzelnen Schillingen?

Claus. Ich wollte einen geben, um auf den runden Thurm zu kommen.[3]

Traugott. Iſt denn was zu ſehen?

Claus. Ja gewiß, auf der Apenrader Straße iſt ſolch ein Gedränge, daß ich vor Wagen und Menſchen nicht durchkommen kann.

Traugott. Ha ha ha!

Claus. 's iſt meiner Seel', wie ich ſage.

Traugott. Weiß wohl; aber was denkſt du, daß los iſt?

Claus. Ich weiß nicht: aber darum will ich ja eben auf den Thurm, um nachzuſehen.

Traugott. Du Narr, für diesmal ſpare du dir nur deinen Schilling: es iſt nichts weiter, als daß bei uns eine Wochenſtube iſt.

Claus. Ei, iſt das möglich? Kann um eine lumpige Wochenſtube ſolch ein Spektakel gemacht werden, noch dazu bei ſchlichten Bürgersleuten?

Traugott. Schlichten Bürgersleuten? Weißt du nicht, daß die gemeinen Leute gerade den allermeiſten Luxus treiben? Sieh nur die Hochzeiten an! Kommt man bei einem Schneider oder Schuſter zur Hochzeit, ſo wird man eingeholt mit Trompeten und Waldhörnern, wird an einen Tiſch geſetzt, ſo lang wie von Lichtmeß bis Oſtern und voll gerüttelt mit koſtbaren Gerichten. Kommt man zu Leuten, die einer etwas höheren Klaſſe angehören, ſo kriegt man blos Thee, Kaſe und Komplimente . . . . Und bei Leuten vom allererſten Rang bekommt man nun erſt recht nichts als blos die Traurede und eine Priſe Tabak für die Naſe. Ich merke ſchon, Claus, du kennſt Kopenhagen noch nicht recht.

Claus. Was du da ſagſt, Traugott, iſt wol richtig. Aber daß dein Meiſter ſolchen Allarm darüber ſchlägt, daß ſeine Frau ein Kind gekriegt hat, das kommt mir doch ſeltſam vor, beſonders da er ja nicht einmal weiß, ob er ſelbſt — mehr trau' ich mir nicht zu ſagen . . . . . .

Traugott. Ei was für Klatſch! Das ſind nur böſe Menſchen, die ſo etwas ausbreiten, er iſt ja ein Mann, der noch nicht einmal ſiebenzig Jahre alt, und obenein ſchwören Hebamme und Amme, daß das Kind ſeinem Vater aufs Haar gleicht.

Claus. Juſt darum glaub' ich es nicht.

Traugott. Darauf kommt auch wol was an, was ſo ein Schlingel ſagt; hätt' ich Zeugen auf das, was du eben vorgebracht haſt, ſo ſollte es dir ſchlecht gehen.

Claus. Du kannſt immer Zeugen bringen, ich werde nichts zurücknehmen, was ich geſagt habe; Hebammen und Ammen ſagen allemal, daß das Kind ſeinem Vater gleicht, auch wenn man beweiſen kann, daß der Vater in Oſtindien war, während das Kind gemacht wurde. Aber da kommt dein Meiſter, adios. (Ab.)

Dritte Scene.

Corſitz. Traugott.

Corſitz. Biſt du es, Traugott? Ich bin froh, aus dem Schwarm herauszukommen; ich bin ſo bombardirt worden mit Gratulationen, daß ich kaum mehr auf meinen Beinen ſtehen kann. Aber was den Meſſerſchmied ſeine Frau ſchwatzen kann, die hat den reinen Teufel im Leibe.

Traugott. Das iſt ganz wie der Meiſter ſagt, ich habe dieſelbe Bemerkung gemacht, meiner Seel'. Auch hätt' ich vorhin beinahe Händel mit ihr gekriegt von wegen des Meiſters.

Corſitz. Sprach ſie von mir?

Traugott. Nein, keineswegs, nein, das war was ganz Anders, wovon wir ſprachen. Aber ich nahm des Meiſters Partie dabei, wie ich allzeit zu thun pflege.

Corſitz. Was Teufel ſind das für Redensarten? Haſt du meine Partie genommen, ſo muß ſie ja doch in der That böſe von mir geſprochen haben?

Traugott. Nein, ſagt' ich ihr das nach, ſo löge ich, ich habe ſie durchaus nichts Böſes vom Meiſter ſagen hören; ſie ſagte eigentlich, genau zu ſagen, gar nichts, ſie ſaß blos und las ein paar Sentenzen in einem alten Buch.

Corſitz. Was waren das für Sentenzen?

Traugott. Alle hab' ich ſie nicht behalten: aber unter Anderm las ſie, ein alter Mann, der eine junge Frau nimmt, ſei wie einer, der Muſikanten hält, damit die ganze Stadt was zu tanzen habe, während er ſelbſt doch gar nicht tanzen kann. Der Meiſter kann ſich denken, wie mir zu Muthe ward, da ich das hörte.

Corſitz. Was Teufel ging denn dich das an? Ich glaube, der Junge iſt verrückt mit ſeinem Geſchwätz!

Traugott. Nein, der Meiſter muß nur erſt hören, was ſie weiter las: nämlich daß ſo Einer einem Baume gleiche, der keine Frucht trage, ſondern nur zum Schatten diene. Hatt' ich da nicht Urſache, mich in des Meiſters Seele zu ärgern? Ich kann ſagen, es wurde mir ganz ſchwarz vor den Augen.

Corſitz. Du leichtfertiger Schelm, was geht denn das dich oder mich an, was in einem alten Buch geſchrieben ſteht?

Traugott. Nein, mich geht das nichts an.

Corſitz. Geht es denn etwa mich an?

Traugott. Nein, Meiſter, Keinen von uns, das Buch war ja ſchon über hundert Jahre alt.

Corſitz. Aber wenn du keine Urſache hatteſt, warum ärgerteſt du dich denn?

Traugott. Ich ſagte ja nicht, daß ich mich geärgert habe, ſondern daß ich blos Urſache dazu hatte. Ich will dem Meiſter was ſagen.

Corſitz. Was willſt du denn ſagen?

Traugott. Ei, der Meiſter iſt auch zu neugierig, er will immer Alles wiſſen.

Corſitz. Der Burſche macht mich noch toll im Kopf. (Leiſe.) Ich weiß nur nicht, ob das Bosheit oder Dummheit iſt, daß er ſo ſpricht. (Laut.) Aber haſt du wol gemerkt, ob der Cantor Gotthard ab und zu bei uns im Hauſe geweſen iſt?

Traugott. Warum fragt der Meiſter danach? Iſt der Meiſter etwa bange, daß er nicht ſelbſt Vater zum . . .?

Corſitz. Ei, antworte du mir doch, wonach ich dich frage.

Traugott. Vielleicht fürchtet der Meiſter, daß die Frau Meiſterin ſich hat laſſen . . . .?

Corſitz. Antworte du mir nur auf meine Frage, du Naſeweis! Ich frage nur, ob du bemerkt haſt . . . . .?

Traugott. Seit Decembermonat hab' ich ihn wahrhaftig hier im Hauſe nicht geſehen. Aber warum will der Meiſter das wiſſen? Das kann ich mir doch nicht denken, daß die Frau Meiſterin ſo toll geweſen und hätte ſich laſſen . . . .?

Corſitz. Was iſt das für dummes Geſchwätz! Ich glaube, ich glaube nicht! Da iſt ja noch Niemand, der danach fragt, was du glaubſt oder nicht glaubſt. Zu welcher Zeit im December haſt du ihn hier im Hauſe geſehen?

Traugott. Ich dächte, es wäre ſo ungefähr vierzehn Tage vor Weihnachten geweſen. Aber warum fährt der Meiſter denn ſo zuſammen? Ich kann mir doch wirklich nicht denken, daß der Teufel den Kerl ſollte geritten haben und er hätte ſollen ......

Corfitz. Kommſt du Schlingel ſchon wieder mit deinem Glauben und Raiſonniren? Vierzehn Tage vor Weihnachten, ſagſt du, wär' es geweſen?

Traugott. Ja, da war's, Meiſter, und jetzt ſchreiben wir den achten October.

Corfitz. Wer Henker fragt danach, was wir ſchreiben? Das iſt ein Teufelsjunge, der macht mich verrückt mit ſeinem Geſchwätz. Marſch, fort! (Traugott läuft weg.)

Vierte Scene.

Corfitz allein, zählt an den Fingern.

December eins, Januar zwei, Februar drei, März vier, April fünf, Mai ſechs, Juni ſieben, Juli acht, Auguſt neun, September zehn — das iſt ja was ganz Verfluchtes! Wart, laß noch mal ſehen: December eins, Januar zwei, Februar drei, März vier, Mai fünf, Juni ſechs, September ſieben — es ſind doch nur ſieben Monate zu rechnen, außer ich hätte mich verzählt. (Zählt wieder und kriegt nun zehn Monate.) Wie Teufel ich auch zähle, ſo merk' ich, ich bin Hahnrei und bleibe Hahnrei. (Wirft ſeinen Hut an die Erde, ſo daß die Schnüre daran losgehen und er ganz breit herunterhängt, da er ihn wieder aufſetzt.) Recht ſo, da hab' ich ja meiner Treu' gleich vollkommene Beſtätigung von meinem Hut! Na, wenn ich den guten Sänger nur zu faſſen kriege, ſo will ich ihn ſo durchſchmieren, daß er in ſeinem ganzen Leben weder Diſcant noch Baß wieder ſingen ſoll! Aber hab' ich nicht vielleicht einen ungerechten Argwohn gegen einen ehrlichen Kerl? Nein, wenn ich Eins mit dem Andern zuſammenhalte, ſo iſt die Geſchichte richtig. Das giftige Weib, die Meſſerſchmiedin, die ſaß da, und ſo oft ſie das Kind ſchreien hörte, ſtieß ſie ihre Nachbarin an den Arm und ſagte: Horch, das wird meiner Treu' des Vaters Stimme, es iſt, als ob ich ihn vom Orgelchor ſingen hörte, blos das Trillern, das hat das Kind noch nicht ſo gut heraus! Worauf die Andere lachte und ſagte: Madame, Ihr ſeid doch gar zu ſatyriſch. Wie ich das hörte, war mir's, als ob mir Einer ein Meſſer ins Herz ſtieße. Aber mein Mißtrauen wurde beſtärkt, als ich nachher auf das Kind Acht gab und bemerkte, daß es ſchon anfängt mit dem Kopf zu nicken, als wollte es den Takt ſchlagen. Endlich wird das Alles beſtärkt und beſiegelt durch Traugott, der mir ja ſagt, daß eben dieſer Kerl in meinem Hauſe geweſen iſt während meiner Abweſenheit, zwei Wochen vor Weihnachten. — Was ſoll ich aber thun? Ich muß wol Geduld haben und ihm noch obenein ſein Macherlohn bezahlen. Wenn ich nachrechne, was mich dieſe Niederkunft bereits koſtet, ſo möcht' ich mir die Haare vom Kopf reißen. Aber Jedem nach Verdienſt; was hatt' ich als Mann von ſiebzig Jahren da noch zu ſuchen? — Aber da kommt mein Nachbar Jeronimus.

Fünfte Scene.

Jeronimus. Corfitz.

Jeronimus. Guten Morgen, lieber Nachbar, viel Glück zum jungen Sohn.

Corfitz. Schön Dank, Nachbar, für Seinen Wunſch; aber ſeid Ihr noch nicht in der Wochenſtube geweſen?

Jeronimus. Nein, ich traue mich nicht hinein, ich bin bange für meinen Hut.[5]

Corfitz. Ich wollte, meinen Hut hätte der Teufel geholt. Ich kriege jetzt 'nen Schreck, wenn ich nur von Hüten höre.

Jeronimus. Ha ha ha.

Corfitz. Lacht nicht über mich, lieber Nachbar, es wäre ſündhaft von Euch. Ich räume ein, daß ich ein Thor war, als ſo ein ſteinalter Mann eine junge Frau zu nehmen.

Jeronimus. Ja, da das nun einmal geſchehen iſt, ſo kommt nun auch das Heulen zu ſpät. Aber wen habt Ihr im Verdacht, lieber Nachbar? Ich meiner Treu' bin Ihm nicht in das Gehege gekommen.

Corfitz. Ach, ich muß lachen; nein, Ihr, Nachbar, ſeid allerdings unſchuldig. Aber ich bin in Furcht wegen eines jungen Sängers, der hier mehrmals im Hauſe geweſen iſt.

Jeronimus. Ei, was will das ſagen? Vielleicht iſt Eure

Frau eine Muſikliebhaberin und hat deshalb ſolchen Muſikanten erlaubt, ins Haus zu kommen; das thun ja, wie man ſieht, manche Frauen, ohne darum in übles Gerede zu kommen.

Corfitz. Ach, Nachbar, die Art Kerle, fürcht' ich, ſind beſſere Mauſekater, als Muſikanten. Aber ſei dem nun, wie ihm wolle, ſo ſagen die Leute doch, das Kind gleicht dem Kerl aufs Haar.

Jeronimus. Das muß ſchlechtes Volk ſein, das ſo etwas ſagt.

Corfitz. Ja, unterſtände ſich Einer, mir das in die Augen zu ſagen, da ſollt' ihn das Donnerwetter für ſeine Mühe. Aber ich kriege das erſt aus zweiter Hand zu wiſſen durch gute Freunde, die es gehört haben.

Jeronimus. Das mögen wol auch dem Teufel ſeine guten Freunde ſein, die Euch ſolchen Klatſch hinterbringen; wollte da Einer zu mir kommen und mir ſo in aller Vertraulichkeit erzählen, der oder der hätte mich einen Hahnrei geſchimpft, das ſollte ihm einen ſchlechten Lohn einbringen.

Corfitz. Laßt uns nicht mehr davon ſprechen, da kommt der Burſche.

Sechſte Scene.

Traugott. Corfitz. Jeronimus.

Traugott. Ich hab' einen Gang in die Stadt, die Frau Meiſterin läßt den Meiſter bitten, er möchte doch unterdeſſen ſo gut ſein und dieſe Kafebohnen mahlen, 's iſt eben Niemand anders zur Hand.

Corfitz. Ei, ſcheer' dich fort, du Flegel! Kannſt du nicht ſehen, daß ich Fremde bei mir habe?

Traugott. Ach Meiſter, ſei Er doch ſo gut, Monſieur Jeronimus iſt ja kein Fremder.

Corfitz. Fort, ſag' ich, ich habe jetzt Andres im Kopfe.

Traugott. Den Kopf braucht der Meiſter ja auch nicht dazu, blos die Hände.

Corfitz. Dich ſoll das Donnerwetter, packſt du dich jetzt nicht fort, du Naſeweis!

Traugott. (Geht, kommt aber wieder.) Ach Meiſter, ſei Er doch ſo gut, ich kriege ſonſt meiner Seel' Schelte.

Jeronimus. Reich' die Mühle nur mir, mein Sohn, und beſorge du deinen Gang, ich will den Kaſe ja gern mahlen.

Corſitz. Nein, da dank' ich Ihm doch, Nachbar, ſoll Einer von uns mahlen, ſo bin ich der Nächſte. (Er mahlt und ſchwatzt zugleich.) Das iſt nun bereits das ſechste Pfund Kaſe, das bei dieſem Kindbett verzehrt wird, die Haare auf dem Kopf ſtehen Einem zu Berge, wenn man daran denkt — und an Andres noch. Der Keſſel kommt nicht mehr vom Feuer; die Eine will Kaſe haben, die Andre grünen Thee, eine Dritte Thee de Bou oder de Bock, wie zum Teufel ſie das nun nennen: ſo daß, wenn dies noch lange ſo dauert, ich nicht ſo viel Geld behalte, um mir den Strick zu kaufen, an dem ich mich aufhänge. Dies Kaſetrinken, glaub' ich, das hat kein Andrer inventirt als Lucifer ſelbſt; damit hat er mehr erreicht, als mit dem Branntwein. Meine Frau fängt ſchon ganz auf große Manier an ſich ſchlecht zu befinden, ſo lange ſie noch keinen Kaſe getrunken. Es iſt eine ſeltſame Wirkung, Nachbar, die ich an dieſen gebrannten Bohnen bemerkt habe; ich habe Weiber und Mädchen in Geſellſchaften ſo ſtill und ehrbar ſitzen ſehen, als wären ſie in der Kirche; ſowie ſie aber dies gebrannte Teufelszeug in den Leib bekamen, da ging ihnen das Mundwerk wie 'ne Pfeffermühle. Ja noch mehr, Nachbar: ſowie ſie nur erſt ſo ein drei bis vier Schälchen im Leibe haben, ſo kriegen ſie auch gleich Luſt Karten zu ſpielen. Ich habe das zehn und zehn Mal bemerkt, ſo daß doch zuletzt ſo 'ne Art Gift in den Bohnen ſtecken muß. Auch iſt mir dieſer Trank von jeher verhaßt geweſen, wenn aus keinem andern Grunde, ſo doch allein ſchon darum, daß ſelbige Bohnen von den Türken kommen, welches die Feinde der Chriſtenheit ſind.

Jeronimus. Ei, Nachbar, hört nur auf zu mahlen, ſo werdet Ihr auch aufhören, ſo närriſche Reden zu führen. An Euren eigenen Reden merk' ich ja, daß es wahr iſt, was Ihr von den Wirkungen des Kaſes ſagt: denn wenn Ihr ſo redſelig werdet und ſolche wunderliche Geſchichten ſchwatzt allein vom Geruch, wie muß er nicht erſt bei denen wirken, die ihn wirklich in den Leib kriegen! Ich kann Eure Meinung nicht ſo ohne Weiteres unterſchreiben; müſſen denn die guten Frauenzimmer nicht auch etwas haben, ſich des Nachmittags zu vergnügen, ſo gut wie wir, die wir Abends ins Weinhaus gehen und betrunken nach Hauſe kommen? Gegen Thee und Kafe hab' ich niemals gepredigt: denn die Art Getränke ſind noch die unſchuldigſten. Denkt einmal, Nachbar, wie das ehedem ging, als die Frauenzimmer Sommers noch Kalteſchale tranken und Winters ſpaniſchen Wein, da konnten ſie, wenn ſie mehre Beſuche machten, ohne einen halben Rauſch gar nicht abkommen. Darüber laßt uns alſo nur ſchweigen, Nachbar! Denn ſollen die Frauenzimmer auch etwas haben, womit ſie ſich in Geſellſchaft erquicken, was doch Sünde wäre, ihnen weniger zu gönnen als den Männern, ſo iſt es noch immer beſſer, ſie debauchiren in Waſſer, als in Wein und Branntwein.

Corfitz. Ja, Nachbar, das möchte auch Alles ſo ſein, ich wollte ohne Murren mein Geld geben zu Thee, Kafe, Schockerlade, ſpaniſchem Wein, Eingemachtem, Doctor, Barbierer, Quackſalber, Hebammen, Wahrſagerin, Amme, Kindermädchen, ja mit Vergnügen wollt' ich Kafe mahlen, Feuer anmachen, ſogar an der Wiege ſitzen, wenn ich nur gewiß wüßte, daß ich ..... Aber habt Ihr nicht gehört, was der Holländer ſagt:

Hoe kan en jonge Vrouw en oude **Man** bedriegen,
En ander maekt het Kind, en ick meet staaen an Wiegen?

Jeronimus. Ei, laßt doch die Grillen fahren, kommt herüber zu mir, raucht ein Pfeifchen Tabak!

Corfitz. Ich werde gleich nachkommen.

Siebente Scene.

Ein Mädchen. Corfitz. Traugott. Später **ein zweites Mädchen.**

Mädchen (im Eintreten). Meiſter, die Hebamme iſt drinnen, die Frau Meiſterin ſagt, ſie müßte ſechs Thaler haben für ihre Bemühung.

Corfitz. Wenn ich eine von euch Mädchen ſehe, iſt das doch gerade, als ob ich den Teufel ſehe; jedesmal, wenn Ihr kommt, wollt Ihr auch Geld haben.

Mädchen. Freilich, die Hebamme muß bezahlt werden, ſonſt kommt ſie meiner Treu' das nächſte Mal nicht. Das iſt ſo 'ne Art

Leute, die muß man warm halten; denn in Jahr und Tag, hoff' ich, wird der Meiſter doch wieder ein Kind kriegen?

Corfitz. Meinſt du? Und ich hoffe, daß daraus nichts wird; als ein Mann von ſiebzig Jahren kann man ſeiner Frau nicht alle Jahre ein Kind leiſten.

Traugott. Ei, das hat nichts zu ſagen, wenn der Meiſter hundert Jahre alt wäre, darum könnt' er doch alle Jahre ein Kind haben, man hat ſo Exempel von Beiſpielen. Ich kenne einen Mann in Aalborg, der war hundert und vier Jahre alt und kriegte Zwillinge; nämlich ſeine Frau war erſt achtzehn Jahre, na und wenn die Frau ſo jung iſt, da kann das ja paſſiren ohne Hexerei. Nämlich....

Corfitz. Wer ſpricht mit dir, du naſeweiſer Schlingel? Willſt du gleich dein Maul halten, wenn dich Keiner fragt?

Mädchen. Ach, Meiſter, gebt uns doch die ſechs Thaler, die Hebamme kann nicht länger warten. Bei der Gelegenheit muß ich auch noch um Geld zu verſchiedenen andern Dingen bitten.

Corfitz. Hei ſo, da möchte man doch verrückt im Kopfe werden über ſolch Volk!

Mädchen. Es ſind blos ein paar Kleinigkeiten.

Corfitz. Na was denn?

Mädchen. Ein Pfund Kafebohnen ....

Corfitz. Recht ſo, da haben wir ſchon ſieben Thaler auf einem Brett.

Mädchen. Und dann der Lohnkutſcher, der die Hebamme gebracht hat, der muß auch zwei Mark haben.

Corfitz. Kann das Vieh nicht zu Fuße gehen, ſo gut wie ich? Wäre das noch eine von den vornehmen Hebammen, ſo wollt' ich nichts dagegen ſagen. Na, komm' her, ich werde dir ſieben Thaler und zwei Mark geben und dann laß mich auch in Frieden.

Mädchen. Ich muß auch noch gleich Geld zu einem Hut Zucker haben, es iſt kein feiner Zucker mehr im Hauſe.

Corfitz. Der feine Zucker ſchon alle? Na, das iſt doch, um einen armen Mann auf einmal zu ruiniren! Für Zucker geb' ich kein Geld mehr her, ſie können braunen Zucker nehmen, der iſt lange gut.

Mädchen. Ei, Meiſter, man kann doch nicht braunen Zucker zum Kafe nehmen, wenn ſolche Fremde da ſind?

Corfitz. Was ſind denn das für Fremde?

Mädchen. Nun das iſt Jacob Butterblumen ſeine Marthe und Jeſper Oldfuxen ſeine Engelke . . .

Corfitz. Das ſind auch gerade die richtigen Weiber, ſolch Aufhebens davon zu machen. Sieh her, da haſt du acht Thaler und nun lauf' zum Henker.

Mädchen. Die alte Anne, die das Kind geſtrichen hat,[6] damit es nicht die Herzſpanne kriegt, muß auch vier Mark kriegen.

Corfitz. Vier lebendige Teufel ſoll ſie kriegen, aber nicht vier Mark! Hätt' ich das gewußt, hätte ſie mir nicht mit einem Fuß ins Haus kommen ſollen; das Beſprechen und Beſtreichen iſt geſetzlich verboten.

Mädchen. Wenn das auch zehnmal verboten iſt, dem Kinde hat es diesmal doch geholfen, und überdies iſt es nun geſchehen. Die Frau Meiſterin möchte Niemand unlieber ſchuldig ſein als dem alten Weibe; denn die geht und klatſcht an den vornehmſten Oertern.

Corfitz. Das ſeh' ich ſchon, dieſe Rolle Geld geht heut zum Teufel. Haſt du noch mehr, ſo ſag' es nur geſchwinde: denn nun bin ich mal deſperat.

Mädchen. Nein, nichts, außer zwölf Schillinge für Goldwaſſer zum Kafe; vier Schillinge für Branntwein für die Amme, wie ihr übel wurde; zwei Mark für Zuckerwerk; eine Mark für Aepfel und Nüſſe; zwanzig Schillinge für eine Flaſche mit Riechwaſſer, wie der Frau Meiſterin ſchlimm wurde; vier Mark für den Barbier, der der Frau Meiſterin am Fuß zur Ader gelaſſen; vier Mark für den Barbiergeſellen, der der Amme zur Ader gelaſſen, aber wo anders; drei Schillinge für . . . . . .

Corfitz (hält ihr die Hand vor den Mund). Ei, halt! Das Mädchen iſt offenbar beſeſſen! Sieh, da haſt du die ganze Tüte, nun lauf' damit zum Henker! (Mädchen ab.) Ach, ich unglückſeliger Mann! Dauert das noch lange, muß ich ein Becken vor die Kirchthüren ſetzen laſſen; ſo ging das heut, ſo ging das geſtern, ſo ging das vorgeſtern.

Zweites Mädchen (kommt). Ich wollte gern zwölf Schillinge haben zum Trinkgeld für eine Magd, welche der Frau Meiſterin einen Teller Gerſtengrütze gebracht hat mit Corinthen darin, von Elſe David, der Schulmeiſterin.

Corfitz. Biſt du verrückt? Für acht Schillinge krieg' ich ja Grütze für vier bis ſechs Menſchen?!

Zweites Mädchen. Das hilft nun nichts, Meiſter, die Schulmeiſterin gibt unſerm Mädchen jedesmal zwölf Schillinge Trinkgeld für die geringſte Kleinigkeit, die wir hinſchicken.

Corfitz. Nun das bekenn' ich, das ſind ja verfluchte Moden, die ſind ja auf nichts Anderes angelegt, als die Leute zu ruiniren.

Zweites Mädchen. Ach, Meiſter, macht raſch, die Frau Meiſterin hat das Mädchen gebeten, ſo lange zu warten.

Corfitz. Sieh her, da haſt du die zwölf Schillinge, ich glaube, alles beides iſt nicht mehr werth, die Grütze mit ſammt dem Teller. Ach, muß man nicht verrückt im Kopf werden über dieſe verfluchten Moden! Und doch wollt' ich mich mit Geduld in Alles ſchicken, wenn ich nur ſicher wäre, daß ich ..... (geht auf und nieder und ſingt leiſe vor ſich hin). Traugott!

Traugott. Ja, Meiſter?

Corfitz. Sagteſt du nicht, es wäre vierzehn Tage vor Weihnachten geweſen, daß du den Kerl hier im Hauſe ſahſt?

Traugott. Ja, Meiſter, und jetzt ſchreiben wir den achten October.

Corfitz. Halt dein Maul, Schlingel, das hab' ich ſchon einmal gehört.

Traugott. Ach, Meiſter, ich möchte darauf ſchwören, daß man dem guten Kerl Unrecht thut und daß das nur nichtswürdige Erfindungen und Lügen ſind, daß ſie ſagen, das Kind ſähe ihm ähnlich ...

Corfitz. Willſt du Beſtie dein Maul halten? (Kriegt ihn bei den Haaren und wirft ihn hinaus.) Ach, ich elender Menſch! Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen. Und doch, wen darf ich anklagen, als mich ſelbſt? In einer Komödie hab' ich geleſen, daß, wenn ein alter Mann eine junge Frau heirathet, es ſich jedesmal, auch ohne ausdrücklich im Ehecontract bemerkt zu ſein, von ſelbſt verſteht, daß er die Güte haben muß, im erſten Jahr zu ſterben, und wenn er das nicht thut, ſo iſt ſie auch nicht verpflichtet, den Contract in andern Punkten zu halten.

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Die Wöchnerin in einem Lehnſtuhl. **Corſitz.** **Die Amme.** Später ein **Mädchen.**

Die Wöchnerin. Es ſcheint mir, mein Herzensmann, als wärſt du noch nie in ſolchem üblen Humor geweſen wie jetzt, da du dich doch freuen ſollteſt, dein Haus mit einem Sprößling und Erben vermehrt zu ſehen.

Corſitz. Die Koſten ſteigen mir zu Kopf; nur ein paar ſolcher Wochenbetten und ein ehrlicher Mann muß ins Spital. Außerdem iſt da noch einiges Andre, was mir im Kopfe ſteckt; wollte der Himmel, es wäre ein falſcher Verdacht!

Die Amme (mit dem Kinde). Willſt du zu deinem Papa? Komm, Papachen, küſſe das Kind!

Corſitz. Laß die Amme mal einen Augenblick hinausgehen.

Die Wöchnerin. Geh' einen Augenblick hinaus, Marthe, bis wir dich rufen. (Die Amme geht mit dem Kinde hinaus.)

Corſitz. Höre, meine Herzensfrau, ich habe große Sehnſucht gehabt, mit dir allein zu ſprechen: aber vor den vielen Viſiten, dem Rumoren und Lärmen hab' ich nicht den kleinſten Augenblick dazu gefunden. Jetzt, hoff' ich, bleiben wir ein halbes Stündchen allein und in der Zeit kann ich dir die Urſache ſagen, die meine Stimmung verändert hat .... Aber klopft das nicht? Nun iſt der Teufel wieder los, wie ſoll ich hinauskommen? Das iſt darin eine ganz verrückte Stube, daß ſie nur eine Thüre hat.

Die Wöchnerin. Ihr könnt ja hier bleiben, mein Herz.

Corſitz. Nicht wenn Ihr mir zehn Thaler gäbt! Denn kriegen die mich erſt zu packen, dann gehen ſie gar nicht wieder fort und dann heißt es traktiren; bin ich aber nicht zugegen, dann kannſt du meine Abweſenheit vorſchützen und ſagen, ich hatt' in Gedanken die Schlüſſel zu Schrank und Keller mitgenommen.

Die Wöchnerin. Gehſt du hinaus, ſo begegneſt du ihnen geradewegs auf dem Gange; lauf raſch hinter den Schirm.

Corfitz. Da bin ich auch nicht ſicher, da ſteht ja die Wiege, da wollen ſie hin und das Kind beſehen. Ach ich elender Mann, ich muß untern Tiſch kriechen!

Die Wöchnerin. Das wird ein ſchlechtes Lager ſein, mein Herz.

Corfitz. Das kann nichts helfen, aus zwei Uebeln ....
(kriecht unter den Tiſch.)

Ein Mädchen (mit einem Teller). Ich ſoll die Madame vielmals grüßen von meiner Madame, hier iſt ein Weinſüppchen mit Zimmet, das läßt ſie die Madame bitten, nicht zu verſchmähen; nicht als ob ſie nicht wüßte, daß Ihr das bei Euch ſelbſt beſſer habt, ſondern blos, weil es doch aus fremden Küchen immer am beſten ſchmeckt.

Die Wöchnerin. Sieh hier, mein Kind, hier habt Ihr zwölf Schillinge für Eure Mühe; wäre mein Mann zu Hauſe, ſolltet Ihr mehr kriegen. (Mädchen ab.)

Corfitz (den Kopf hervorſteckend). Zwölf Donnerwetter ſollte ſie kriegen, wenn ich zu Hauſe wäre! Aber ſieh, da kommen uns ſchon wieder neue Viſiten über den Hals (kriecht wieder unter den Tiſch).

Zweite Scene.

Zwei Damen. Die Wöchnerin.

Erſte Dame. Ich gratulire.

Zweite Dame. Ich gleichfalls und danke, daß Sie uns die Ehre erwieſen und uns das haben melden laſſen.

Die Wöchnerin. Das war nicht mehr als meine Schuldigkeit.

Erſte Dame. Iſt das Kind ſchon zur Kirche geweſen, Madame?

Die Wöchnerin. Ei gewiß.

Zweite Dame. Können wir es nicht ſehen?

Die Wöchnerin. Ja gewiß dürft Ihr das, wiewol an dem kleinen Närrchen noch nicht viel zu ſehen iſt. (Sie ſehen hinter den Schirm.)

Corfitz (ſteckt den Kopf hervor). Sind ſie fort? (Er kriecht wieder zurück.)

Erſte Dame. Ach iſt das ein allerliebſtes Kind! Gleicht es nicht ganz ſeinem Vater?

Zweite Dame. Ja, es gleicht ihm aufs Haar, wahrhaftig! Euer Eheliebſter, Madame, iſt wol recht erfreut, daß er in ſeinen alten Tagen noch Leibeserben bekommen hat?

Die Wöchnerin. Ei gewiß, er iſt ſo vergnügt, daß er nicht weiß, auf welchem Beine er ſtehen ſoll.

Erſte Dame. Wo iſt denn der liebe Mann? Wir müſſen ihn her haben und ihn ein Bischen aufziehen.

Die Wöchnerin. Er kommt Augenblicks, er verſprach mir uns Kaſe zu mahlen: denn das hab' ich ihm geſagt, in dieſer Zeit muß er uns aufwarten —

Zweite Dame. Ei freilich, das iſt nicht mehr als billig; Ihr ſolltet nur ſehen, Madame, wie geſchäftig meiner iſt, wenn ich in Wochen liege. Da ſieht er überall ſelbſt nach in Küche und Keller, ſo daß die Mädchen oft wünſchen: Gott gebe, daß doch nur die Madame wieder auf wäre, ſo werden wir doch den Topfgucker wieder los!

Erſte Dame. Hält da nicht ein Wagen vor der Thür?

Zweite Dame. Ja, ich muß ſchnell ans Fenſter und muß ſehen, wer es iſt. Ei Element, Schweſter, nun iſt's am beſten, wir gehen; das iſt Anne die Zinngießerin, das Weib kann ich vor den Tod nicht leiden.

Erſte Dame. Und ich noch weniger.

Zweite Dame. Sieh da iſt ſie, gib nur Acht, was für ein Air ſie ſich gibt.

Erſte Dame. Sollte man's denken? Hat die Kuh ſich auch noch eine Adrienne umgehängt!

Dritte Scene.

Anne die Zinngießerin. **Die zwei Damen. Die Wöchnerin.**

Anne. Sieh da, hab' ich das Glück Sie hier zu finden?

Zweite Dame. Wo hübſche Leute ſind, kommen hübſche Leute hinzu; iſt es mir doch wahrhaftig den ganzen Tag ſo geweſen, als ob ich das Vergnügen haben würde, Sie zu ſehen.

Anne. Ich danke gehorſamſt, die Ehre iſt auf meiner Seite.

Zweite Dame. Ich freue mich von Grund der Seele, ſo oft ich die Ehre habe Sie zu ſehen.

Erſte Dame. Ich meiner Treu' ebenſo; noch in dieſem Augenblick ſaßen ich und Madame und ſprachen von Ihnen und ſagten: Wie mag ſich doch nur die allerliebſte Madame Anne die Zinngießerin befinden?

Erſte Dame. Wir haben ſo lange nicht die Ehre gehabt Sie zu ſehen.

Zweite Dame. Ich kann ebenfalls verſichern, daß ich Sie liebe, als wären Sie meine leibliche Schweſter; das Unglück iſt nur, daß wir Sie ſo ſelten ſehen.

Die Wöchnerin. Ach Ihr guten Madamen, Ihr macht einander ſolche Complimente, wenn Ihr es auch nur wirklich ſo meint, dann iſt es ſchon gut.

Erſte Dame. Madame kann überzeugt ſein, daß ich keineswegs zu den Menſchen gehöre, welche anders reden als ſie denken; ich gehöre durchaus nicht zu den politiſchen Weibern, weshalb ich denn auch ſo viele Feinde habe. Meine Muhme hat mir oft geſagt: du verſtehſt dich nicht auf die Welt, mein Kind, was du auf dem Herzen haſt, das muß herunter und wenn es durch die Rippen ſein ſollte.

Die Wöchnerin. Habt Ihr heute ſonſt ſchon Wochenviſiten gemacht, gute Madamen?

Erſte Damen. Ja, wir waren beim Tabaksſpinner Jeremias ſeiner Frau.

Die Wöchnerin. Wer war weiter da?

Die erſte Dame. Ha ha ha, bittet mich nicht, das zu erzählen, ich bin im Stande und platze vor Lachen, ſowie ich daran denke. Meine Schweſter verſteht die Leute beſſer zu ſchildern als ich, die kann ſich das Lachen beſſer verhalten.

Zweite Dame. Kennt Madame nicht den Hans Jeſperſen ſeine Lucie?

Die Wöchnerin. Nein.

Anne. Ja, ich kenne ſie, das iſt ja die, welche den Leuten immer ſo viel in die Ohren flüſtert?

Zweite Dame. Ja, das iſt dem Teufel ſein Flüſtern mit dem Weibe, ſie kann nicht ſagen, daß gut Wetter iſt, außer ſie zieht die Leute in den Winkel und flüſtert ihnen in die Ohren. Dann war da noch Gertrud Janſen, die erzählte von ihren Hühneraugen beinah 'ne halbe Stunde lang.

Die Wöchnerin. Nein, Ihr übertreibt wol auch ein Bischen.

Zweite Dame. Nein, Madame, Ihr könnt Euch nicht vorſtellen was das Frauenzimmer für einen Reichthum von Worten hat; es iſt eine wahre Luſt ſie ſprechen zu hören, beſonders wenn ſie etwas deutſch erzählen will.

Anne. Spricht ſie auch deutſch?

Zweite Dame. Sie hat ja ein Erbbegräbniß in der deutſchen Kirche; was war das doch, Schweſter, was ſie ſagte, als wir gingen?

Erſte Dame. Sie fragte: wullt Ihr ſchon ſo bolde gaan?

Die Wöchnerin. Ihr ſeid doch wirklich ſchlimme Leute. Aber waren da nicht noch mehr?

Zweite Dame. Ei Madame, fragt uns nicht weiter, ſonſt ſangen wir an, Ihr Marthe Mortenſens Adrienne zu beſchreiben, und das kann ich unter einer Stunde nicht abmachen.

Erſte Dame. Ja das Mädchen kleidet ſich verflucht abſurd.

Zweite Dame. Gabt Ihr auch Acht auf ihre Adrascante?[7]

Erſte Dame. Verſteht ſich; aber was meint Ihr erſt zu ihrer Schleppe?

Zweite Dame. Gewiß, das war ein Original von einer Schleppe.

Die Wöchnerin. Aber hat ſie nicht eine Schweſter?

Zweite Dame. Freilich, das iſt die, die immer ſo mit dem Hintern wackelt. Oh das iſt wirklich ein niedliches Mädchen, ſie iſt nur ſo blöde, daß ſie nicht die Zähne von einander macht, ſie ſpricht von keinem Schnupſtuch oder keiner Schürze ohne zu ſagen: mit Permiſſion oder salva venia, bitt' um Entſchuldigung.

Die Wöchnerin. Ihr ſeid recht ſchlimm, Ihr guten Madamen, ich mag Euch nach weiter Niemand mehr fragen. Aber erzählt nur von der Wöchnerin ſelbſt, das hör' ich lieber.

Erſte Dame. Nein, wir muſſen auf einen andern Fleck.

(Sie gehen.)

Vierte Scene.

Anne die Zinngießerin. **Die Wöchnerin.**

Anne. Das war mir recht lieb, **daß die** nicht bleiben wollten, mit ſolchem falſchen Volk kann ich nicht zurechtkommen.

Die Wöchnerin. Es iſt nicht meine Art, Madame, die Leute auf einander zu hetzen oder zur Einen von der Andern zu ſprechen: aber das kann ich doch verſichern, daß die zwei von Ihr ſo viel Böſes ſprachen, ehe Sie kam, daß es mir zu Herzen ging.

Anne. Hol' ſie der Teufel! Ich weiß übrigens recht gut, was ſie und andere böſe Menſchen mir nachſagen: aber ſie thun mir groſſes Unrecht, Madame, es kann Einer recht gut ein rothes Geſicht haben, ohne daß er trinkt.

Die Wöchnerin. Ja was will das auch ſagen, wenn Ihr nun auch wirklich tränkt, was geht es ſie an? Sie geben Euch ja nichts dazu.

Anne. Das verſteht ſich, ich mag auch gar nicht mehr davon ſprechen. — Wie iſt Sie mit Ihrer Amme zufrieden, Madame?

Die Wöchnerin. Ei nun, ſo weit recht gut, Milch genug hat ſie.

Anne. Das iſt ein Hauptpunkt, Madame, wenn ſie nur übrigens leidlich iſt; gute Ammen ſind rar.

Die Wöchnerin. Sehr richtig, Madame. Meine Schweſter hat eine, die ſäuft wie 'ne Sau; man kann es ihr freilich nicht beweiſen, da ſie es heimlich thut, aber die glühend rothe Couleur, die ſie im Geſicht hat, die beweist es hinlänglich.

Anne. Schön Dank, Madame, für die Pique, die war gut, meiner Treu'.

Die Wöchnerin. Und ich ſchwöre der Madame, daß ich das ohne alle Abſicht geſagt habe; Sie weiß ja wol ſelbſt, wenn man ein Frauenzimmer ſieht mit glühendem Geſicht, da heißt es gleich: ſie nimmt ein Thränchen. Aber da haben wir neue Fremde.

Fünfte Scene.

Ingeborg die Weißbeckerin. **Die Vorigen.**

Ingeborg. Madame, ich gratulire.

Die Wöchnerin. Danke ergebenſt, Madame.

Ingeborg. Wie ſteht's mit der Geſundheit? Sie ſieht herzlich miſerabel aus; Gott behüte, wie hat Sie das Kindbett mitgenommen! Hätt' ich nicht gewußt, daß Madame es wäre, ich kann darauf ſchwören, ich hätte Sie nicht wieder erkannt.

Die Wöchnerin. Meine gute Madame, das iſt meine Schuld nicht.

Ingeborg. Freilich wohl, Madame, Sie kann nichts dafür.

Aber weil ich Ihre aufrichtige Freundin bin, ſo condolire ich Ihr zu Ihrem Zuſtande.

Die Wöchnerin. Um Ihr wieder ein Freundſchaftszeichen zu geben, ſo wünſchte ich, Madame, ich könnte Ihr ebenfalls condoliren.

Ingeborg. Danke ergebenſt, gar zu gütig. Ach, Madame, nehme Sie ſich nur ja in Acht, Ihre Augen wollen mir gar nicht gefallen, Sie kommt mir vor gerade wie meine Schweſter, die vorig Jahr ſtarb.

Die Wöchnerin. In der That, Madame, wenn Sie nur eine Stunde fortfährt, dergleichen zu ſprechen, ſo folg' ich Ihrer Schweſter ganz gewißlich nach; die Theilnahme, die Sie für mich hat, incommodirt mich mehr als die Kindesnöthen.

Ingeborg. Das ſollte mir leid thun, Madame, wenn meine Geſpräche Sie incommodiren. Aber ich fordere die gute Frau zum Zeugen, die hier ſitzt, ob das nicht ſo iſt, wie ich ſage: iſt es nicht ſo, meine gute Anne Kannegießerin? Sieht Madame nicht wirklich recht ſchlimm aus?

Anne. Das thut ſie, Ingeborg Bleideckerin.

Ingeborg. Ich glaube wahrhaftig gar, Sie iſt böſe, weil ich Sie nicht Madame genannt habe?

Anne. Nein, böſe bin ich nicht: aber ich glaube allerdings, daß ich gewiß eben ſo gut eine Madame bin wie Sie, ja noch beſſer als Sie. Denn zwiſchen einem Zinngießer und einem lumpigen Bleidecker, da iſt doch, die Wahrheit zu ſagen, ein Unterſchied, wie zwiſchen Zinn und Blei.

Ingeborg. Na da kann Einem doch ſchlimm werden über ſolchem Gewäſche, das paßt ſich auch wol für Euch, meinen Mann einen lumpigen Bleidecker zu nennen; denkt Ihr, ein Bleidecker iſt nicht in allen Stücken ſo gut wie ein lumpiger Kannegießer?

(Sie ſchlagen einander Schnippchen und gehen ab.)

Sechste Scene.

Arianke die Buchdruckerin. **Die Wöchnerin.**

Arianke. Viel Glück zur jungen Tochter!

Die Wöchnerin. Viel Dank, Madame Arianke Buchdruckerin.

Arianke. Wie befindet ſich die Madame?

Die Wöchnerin. Ich bin ſo ſchrecklich matt.

Arianke. Das kann nicht anders ſein, Madame, die erſte Edition iſt allemal die beſchwerlichſte.

Die Wöchnerin. Was heißt das, die erſte Edition?

Arianke. So ſagt man bei uns von den Büchern. Wird eins zum erſten Mal aufgelegt, ſo heißt das die erſte Edition; ich will alſo damit ſagen, daß Madame noch nicht gewohnt iſt, ſo oft in den Wochen zu liegen als ich, darum fällt ihr das auch beſchwerlicher.

Die Wöchnerin. Wie oft iſt denn die Madame zum Druck befördert worden?

Arianke. Ha ha ha! das war ein niedlicher Einfall, Sie bleibt, wie ich höre, im Gleichniß. Uebrigens ſoll ich ſchön grüßen von meinem Herrn Liebſten und er läßt bitten, die Madame wolle dies Buch nicht verſchmähen, das er eben hat neu auflegen laſſen.

Die Wöchnerin. Ihr mit Euren Büchern müßt doch Geld verdienen wie Heu.

Arianke. Bitt' um Verzeihung, Madame, bei ſolchen Büchern ſetzen wir zu und müſſen uns an Romanen und Aehnlichem von unſerem Schaden erholen; wir verkaufen eher vierhundert Romane, ehe wir zweihundert ſolche Bücher abſetzen.

Die Wöchnerin. Auf die Art ſolltet Ihr gar nichts Andres verlegen als Romane?

Arianke. Ich will der Madame ſagen, wie das iſt; mein Mann iſt gar ein kurioſer Mann, der thut Manches mehr um dem Publikum zu dienen, als um ſeinen Profit.

Die Wöchnerin. Um dem Notarius Publicus zu dienen?

Arianke. Nicht doch, Publikum, ſo nennen wir das gemeine Beſte.

Die Wöchnerin. Mein Mann iſt ſehr fürs Leſen. Alle Tage kauft er Bücher. Heut hat er Doctor Arendt Hvitfeldts Chronik gekauft.

Arianke. Welche Edition?

Die Wöchnerin. Nu die däniſche Edition.

Arianke. War es die in Quarto oder in Folio?

Die Wöchnerin. Das war die Auflage in weißem Einband.

Arianke. Eingebunden kann ein Buch auf zehnerlei Arten werden, wenn man ſonſt will, das iſt es alſo nicht, wonach ich frage. Aber weiß Sie denn nicht, was ein Buch in Folio iſt?

Die Wöchnerin. Ich habe noch nie davon gehört, blos von einem Narren in Folio.

Arianke. Ha ha ha, nun merk' ich freilich, daß Madame ſich auf Bücher nicht verſteht. Ein Buch in Folio iſt eins, das iſt ſo groß wie eine Bibel; ein Buch in Quarto iſt kleiner; eins in Octavo iſt noch kleiner; in Duodez noch kleiner, und endlich in Sedez, das ſind die allerkleinſten.

Die Wöchnerin. So iſt das Buch denn in Folio: denn es war ſo groß wie eine Bibel.

Arianke. Die Edition iſt keine Priſe Schnupftabak werth, Madame. Warum fragt Ihr nicht meinen Mann um Rath, bevor Ihr Bücher kauft? Die in Quarto iſt noch einmal ſo gut.

Die Wöchnerin. Das kann ſchon ſein: aber dann hätt' es der Buchbinder anders einbinden ſollen, denn übrigens war das Buch ganz neu.

Arianke. Ha ha ha!

Die Wöchnerin. Worüber lacht Sie, Madame? Ich drücke mich vielleicht nicht recht aus, aber was weiß ich von Ihren Angelegenheiten? Uebrigens bedank' ich mich, daß ich doch etwas von Ihr gelernt habe, nämlich was ein Buch in Folio iſt. — Aber ſprechen wir von etwas Anderm; ſeid Ihr nicht in der Thür zwei Frauen begegnet?

Arianke. Ei gewiß.

Die Wöchnerin. Die geriethen hier in Streit mit einander. Die eine war Bleideckers Ingeborg und die andere Zinngießers Anne.

Arianke. Welche von beiden war Anne Zinngießerin, die große oder die Kleine?

Die Wöchnerin. Die in Quarto war Ingeborg Bleideckerin und die andere in Folio war Anne Zinngießerin.

Arianke. Ha ha ha, hört auf mit Eurem Latein, Madame, das läßt ſich nur von Büchern ſagen. Aber jetzt muß ich Abſchied nehmen; ich werde die Ehre haben, Sie recht bald wieder zu ſehen.

Die Wöchnerin. Seid ſo gut und grüßt den Herrn Liebſten.

Corſitz (kriecht hervor). Element, nun bin ich gleich todt, ſowohl von dem ſchlechten Lager, das ich gehabt habe, als von dieſem Wochengeſpräch!

Die Wöchnerin. Merkſt du nun, wie beklagenswerth eine arme Wochenfrau iſt?

Corſitz. Jetzt hab' ich nicht Zeit, Sie zu beklagen, jetzt hab' ich noch genug mich ſelbſt zu beklagen, daß ich ſo lange habe unterm Tiſch liegen müſſen.

Die Wöchnerin. Ach theurer Mann, Ihr ſeid nun frei, mir dagegen ſtehen noch hundert andere Viſiten der Art bevor. Ja wenn Dörte Knopfmacherin und Hildegard Schwertfegerin kommen, da geht meine Plage erſt recht an, da ſolltet Ihr den Lärm einmal erſt hören, die ſprechen immer beide zugleich und da kommt es nun drauf an, welche das Maul am weitſten aufreißt.

Corſitz. Na da will ich nur lieber meiner Wege gehen, ſo lange es noch Zeit iſt.

Die Wöchnerin. Ich werd' es Euch ſagen laſſen, wenn ich allein bin. Aber pocht das nicht? Da kommen ſchon wieder friſche Viſiten!

Corſitz. Ach nun bin ich verloren!

(Kriecht wieder unter den Tiſch.)

Siebente Scene.

Elſe die Schulmeiſterin. **Die Wöchnerin.**

Elſe. Ich danke gehorſamſt, Madame, für die Ehre und den Honneur, die Sie mir angethan, erzeigt und erwieſen hat, indem Sie mich von Ihrer Entbindung unterrichtet und in Kenntniß geſetzt hat, welches mehr iſt, als meine Meriten meritiren. Ich gratulire und wünſche Glück von Herzen und verſichere, bezeuge und conteſtire, daß es zu meinen größten Plaiſirs, Annehmlichkeiten und Freuden gehört, Ihres Wohlbefindens Contentements zu ſehen. Denn ſintemal das allzeit ein treues aufrichtiges Liebes-, Freundſchafts- und Amorsband geweſen iſt, was unſere Häuſer zuſammen verknüpft, verbunden und vereinigt hat, ſo darf und muß ich mich auch freuen und ergötzen an Madame's Freude und Ergötzen, gleichſam als wäre mir ſelbſt widerfahren, was, indem es ein

Contentement und Vergnügen für Euch iſt, auch für mich ebenfalls ein Contentement und Vergnügen iſt. Denn ich kann die Madame verſichern, daß Ihrer Tugenden Abbild allzeit aufgehängt iſt an meines Herzens Nagel. Auch habe ich allen Grund, die Madame zu lieben, ſowohl um Ihrer ſelbſt willen, als auch in Berückſichtigung Ihres Bruders, von dem mir ſo viel Gutes erwieſen worden; denn ich kann ſagen, daß er niemals in den Kramladen geht, ſich ein Kleidungsſtück zu kaufen, ohne daß er auch einen Rock oder mit Reverenz zu ſagen eine Schürze für mich kauft.

Die Wöchnerin. Tauſend Wetter, da iſt Sie glücklich!

Elſe. Es geht mit mir, wie das alte Sprichwort lautet ....[8]

Die Wöchnerin (wiſcht ſich den Schweiß ab). Da klopft es wahrhaftig ſchon wieder, das iſt Hildegard die Schwertfegerin und Dörte die Knopfmacherin. (Leiſe.) Na nun mögen ſo viel närriſche Frauenzimmer kommen, als da wollen, jetzt hab' ich mich einmal darein ergeben.

Achte Scene.

Hildegard. Elſe. Dörte. Die Wöchnerin.

Hildegard. Ei, Madame, Glück auf! Ihr paradirt ja meiner Treu' wie eine Maibraut. Nein, ſieh mal her, Schweſter, wie das kleine Luderchen ſich herausgeputzt hat! Bitt' um Verzeihung, daß ich ein Späßchen mache.

Elſe. Dienerin, Madame.

Hildegard. Ei, ſeht, Madame, iſt Sie hier? Da muß ich Sie gleich um eine Priſe Toback bitten, Sie pflegt immer was Gutes zu führen.

Elſe. Ich weiß wirklich nicht, will Sie ſo gut ſein und einen Verſuch machen?

Hildegard. Das iſt Baltzers Toback.[9]

Dörte. Ich dächte, Schweſter, das iſt franzöſiſcher Maria; Kopenhagenſcher Toback, den kenn' ich gleich.

Hildegard. Ich wahrhaftig ebenfalls. Von wem iſt der Toback, Madame?

Elſe. Von Louis ..

Hildegard. Wollt Ihr nun mal meinen koſten?

Elſe. Das iſt ein excellenter Toback, ich dächte, das iſt Aſcharah.

Dörte. Er kommt mir mehr vor wie eine Art Havannah.

Hildegard. Was es eigentlich iſt, kann ich nicht ſagen; verkauft iſt er mir für Spadille.

Elſe. Na, haben die guten Madamen nichts gutes Neues?

Hildegard. Nein, Gutes nicht, aber Böſes, das hört man leider genug. Von der Frau, die einen Wockenſtock zur Welt gebracht hat, habt Ihr doch wol ſchon gehört?

Elſe. Nein, kein Wort.

Dörte. Na, dann will ich es Ihr erzählen.

Hildegard. Ich kann das ſchon noch allein erzählen (ſie ſprechen beide zugleich). Da iſt eine Frau, ihren Namen weiß ich nicht, bei der kommt ein armes Bettelweib an die Thür und bittet ſie um eine Gabe für ihre kleinen Kinder, wird aber abgewieſen mit den Worten: Marſch fort, du alte Bettel, dir wär' es auch beſſer geweſen, du hätteſt ſtatt Kinder zu kriegen einen Wockenſtock gekriegt, da konnteſt du dir doch wenigſtens dein Brod zuſammen ſpinnen![10]

Elſe. Ihr guten Madamen, es genügt, wenn Eine erzählt; wenn Ihr Beide auf einmal ſprecht, kann ich es lange nicht ſo gut faſſen.

Hildegard. Ich will es ſchon erzählen, Madame.

Dörte. Nein, ich will es erzählen! (wieder beide zugleich.) Darauf fing das Bettelweib an bitterlich zu heulen und ſagte: So wünſche ich Euch doch, daß Ihr das erſte Mal, daß Ihr in Wochen kommt, ſelbſt einen Wockenſtock kriegt!

Hildegard. Darauf nahm die Frau einen Beſenſtiel —

Dörte. Darauf nahm die Frau ein Mangelholz —

Hildegard. Nein, es war ein Beſenſtiel —

Dörte. Nein, es war ein Mangelholz —

Hildegard. Nein, das war es ganz gewiß nicht!

Dörte. Nun, laſſen wir das Mangelholz fallen, Ihr müßt ja immer Recht behalten (ſprechen wieder beide zugleich). Und damit prügelte ſie das arme Bettelweib zur Thüre hinaus. Aber was geſchah? Eine halbe Stunde darauf befand die Frau vom Hauſe ſich ſehr übel, mußte zu Bette gehen und lag ein volles halbes Jahr, bis ſie endlich niederkam und zwar mit einem Wockenſtock.

Hildegard. Aber Eins hab' ich noch zu erzählen vergeſſen, nämlich wie es mit dem Bettelweib weiter ging.

Dörte. Ja richtig (ſprechen wieder beide zugleich). Nicht lange hernach begegnete die Köchin vom Hauſe demſelben Bettelweib, das ſie denn bei der Hand nahm und ſagte: Grüß' deine Herrſchaft und ſag' ihr: das Weib, das ſie ſo höhniſch fortgewieſen, das war die Sankt Brigitte, welche Bettlersgeſtalt angenommen hatte, ſie zu prüfen! Und darauf fing ſie an zu glänzen wie eine Sonne und verſchwand.

Hildegard. Es iſt doch ſeltſam, daß ich die Geſchichte nicht allein erzählen darf.

Dörte. Ich weiß die Geſchichte ſo gut wie Ihr.

Hildegard. Ich habe ſie aber eher gewußt als Ihr.

Dörte. Aber ich habe ſie von Einem gehört, der dient in demſelben Hauſe mit der Köchin ihrem Schweſterkind.

(Während ſie ſo reden, ſitzt die Wöchnerin und hält ſich die Ohren zu.)

Elſe. Aber Ihr guten Madamen, ob das wol gewiß iſt mit dem Schiff, das man dieſer Tage im Mond geſehen hat?[11]

Hildegard. Ja freilich iſt das gewiß! (erzählen wieder beide.) Wenn man zuerſt hinſah, konnte man nichts ſehen, als einen ordinären Mond, aber wenn man nur länger hinſtarrte, ſah man zuerſt das Schiff, dann das Schiffsvolk, dann den Schiffshund und endlich, wenn man recht lange hinſtarrte, ſah man ſogar die Tobackspfeifen, die die Matroſen im Munde hatten!

Elſe. Aber was meint und glaubt man wol, daß ſolchen Zeichens Offenbarung zu erkennen geben, anzeigen und bedeuten will?

Hildegard. Das bedeutet unfehlbar Krieg, Madame.

Elſe. Ja, ich glaub' es wol: denn man hat auch außerdem in dieſen Tagen noch verſchiedene andere Zeichen geſehen, die ebenfalls nichts Gutes bedeuten, unter Anderm einen feurigen Drachen, gerade über Röskild.[12]

Dörte. Ei, das muß Madame uns erzählen!

Elſe. Weder des Tages noch des Datums Erinnerung kann ich mir in mein Gedächtniß zurückrufen: allein ich erinnere mich und gedenke, daß das Zeichen zuerſt erſchien und ſich ſehen ließ um die Zeit, da die dickſte Finſterniß herrſcht und regiert, und die man gemeiniglich Mitternacht heißet. Da iſt er erblicket worden von einem von den Leuten, die da müſſen wachen, wenn Andere ſchlafen und mit der Poſaune ihrer Stimme die Stunden der Nacht zu erkennen geben, ſo man gemeiniglich nennt Nachtwächter. Des Drachen Glanz und Schein war ſo groß, daß er ungefähr circa dieſelbige Wirkung auf den Pol des Himmels machte, als das kleinere Licht der Nacht, ich meine den Mond, wenn er in ſeiner Viertel Erſtheit iſt. Der Drache hatte, mit Reverenz zu ſagen, einen Schwanz von drei Ellen Länge; wenn man ſeinen Gang und Weg obſervirte, wahrnahm und beobachtete, ſo mußte man ſich verwundern, nicht minder über die Schnelligkeit ſeiner Fahrt als über die wunderliche Art, wie er ſich bewegte. Denn er ſpielte in dem ſubtilen Element, ich meine die Luft, gleichſam wie jene leichtfertigen Meerſchweine ſpielen im Hauſe des Neptun, ich meine im Meere. Nun bemerkte und obſervirte man eine Aufrichtung des Kopfes, gleich als wollte er hinauffliegen in den dritten Himmel, jetzt wieder ein Herniederwerfen des Kopfes, gleichſam als wollte er ſich präcipitiren und herunterſtürzen auf Gottes Fußſchemel, ich meine die Erde. Verſchiedene Leute in Röskild haben ihre ſämmtlichen Kopfnerven angeſtrengt, um ausfindig zu machen dieſes Zeichens Bedeutung, Signification und Auslegung.

Hildegard. Das iſt ja eine erſchreckliche Erſcheinung geweſen; hat unſere Wöchnerin die Geſchichte gehört?

Die Wöchnerin. Nein, Madame, ich liege und denke, was ich heut Abend eſſen ſoll.

Hildegard. Ei, hat Sie auf die Geſchichte nicht Acht gegeben? Die iſt meiner Treu' werth, daß man ſie hört; Madame iſt wol ſo gut und erzählt ſie noch einmal.

Die Wöchnerin. Ach, das iſt ja gar nicht nöthig, ſich zu bemühen und ſolche lange Geſchichte zu recitiren.

Dörte. Will Madame ſie nicht erzählen, ſo will ich es, obwol ich nicht verſprechen kann, ſie in ſolchem zierlichen Stile vorzutragen, wie Sie, die aber auch freilich ſolchen gelehrten Mann hat, wie David Schulmeiſter.

Die Wöchnerin. Ich will wahrhaftig Niemand damit bemühen.

Dörte. Ei, wer ſpricht denn von Mühe, Madame, die Geſchichte war dieſe —

Hildegard. Ich will ſie ſchon erzählen, Schweſter.

(Sie erzählen die Geſchichte beide zugleich, aber in einem andern Stil.)

Die Wöchnerin (trocknet ſich den Schweiß ab). Da klopft es eben an die Thür, ich glaube das iſt Engelke, die Hutmacherin.

Hildegard. Ach iſt das die Pimpernille? Die ſitzt in Geſellſchaft wie eine Bildſäule, die weder Mund noch Maul hat. Laß uns gehen, Schweſter; lebt wohl, Madame, haltet Euch hübſch wacker!

Dörte. Leb' wohl! Die Schwerenoth ſollſt du auf den Hals kriegen, wenn du dich zu früh hinauswagſt! Laß mich den Puls fühlen, bevor ich gehe — nu, für ſolch ein kleines Ungethüm geht er gut genug. Adiös. (Beide ab.)

Elſe. Auch ich muß aufbrechen und Abſchied nehmen und wünſche aus meines innerſten Herzens Receß und Grund meiner hochgeehrten und hochäſtimirten Madame eine raſche baldige Wiederherſtellung, Reſtitution und Beſſerung, gleichermaßen daß die theure Leibesfrucht, mit der die himmliſche Güte Euch geſegnet hat, die kleine köſtliche Erſtlingspflanze, ſo er in Euren Weingarten geſetzet hat, aufwachſen möge und emporkeimen, den theuren Eltern zur Freude, Contentement und Vergnügen. (Ab.)

Neunte Scene.[13]

Engelke die Hutmacherin. **Die Wöchnerin.**

(Engelke kommt herein und macht ein Compliment.)

Die Wöchnerin. Seid ſo gut und ſetzt Euch, Madame.

(Engelke verneigt ſich.)

Die Wöchnerin. Ach bitte, ſetze Sie ſich doch.

(Engelke verneigt ſich.)

Die Wöchnerin. Ach Madame, wozu ſollen denn dieſe Ceremonien?

(Engelke verneigt ſich.)

Die Wöchnerin. Madame, ich kann unmöglich zugeben, daß Sie länger ſteht; will Sie, daß ich aufſtehen ſoll und Sie länger nöthigen?

(Engelke verneigt ſich und ſetzt ſich, ſpricht jedoch kein Wort; endlich ſteht ſie wieder auf, macht ein Compliment und geht.)

Die Wöchnerin. Adieu, Madame, danke für angenehme Unterhaltung.

Zehnte Scene.

Stine die Eiſenkrämerin. **Die Wöchnerin.**

Stine. Votre servante, Madame! je vous gratule. Iſt es ein Sohn oder eine Tochter?

Die Wöchnerin. Es iſt eine Tochter, Madame.

Stine. Ich wollte doch ma foi meinen Beſuch nicht länger aufſchieben, obſchon ich heute ſchon halb und halb an einem andern Orte engraſſirt war. Aber ich ließ Alles im Stich, um Sie zu beſuchen, mon cher amie.

Die Wöchnerin. Tauſend Dank für Ihre Güte und Höflichkeit.

Stine. Das iſt keine Complisance, Madame, ſondern ein Devoir und Obligement, ſeine guten Freunde zu beſuchen, wenn ſie mal malade und unpaß ſind. Uebrigens habe ich heute ſchon eine Wochenviſite gemacht.

Die Wöchnerin. Wo da?

Stine. Bei dem Viſentator ſeiner Frau; ſie hat einen Jungen, das iſt affectivement ein amables Kind.

Die Wöchnerin. Die Frau iſt glücklich, daß ſie Söhne kriegt.

Stine. Ja, Madame, ſie hat ein großes boncoeur vor andern. Ei ma foi, ich glaube gar, ich habe meine Tabatierendoſe vergeſſen, darf ich, Madame, um eine Entreprise aus Ihrer bitten? — Das iſt ein guter Toback, très humble valet.

Die Wöchnerin. Sie kommt mir heut recht wie gerufen, Madame, ich muß einen Brief ſchreiben an Hans Jacobſen, Tobackshändler in Flensburg, und möchte gern die Aufſchrift auf franzöſiſch machen. Aber da iſt Keiner im Hauſe, der ordentlich fränzöſiſch verſteht; da möcht' ich nun die Madame bitten, mir ein bischen auszuhelfen, da Sie die Sprache doch ſo außerordentlich gut verſteht.

Stine. Très volonté, Madame, Sie ſchreibt folgendermaßen: A Messiö Messiö Jean de Jacobsen, Marchand de la Toback, présentemang à la Flansborg.

Die Wöchnerin. Sagt man denn Flansborg auf franzöſiſch?

Stine. Oui, Madame: Flensburg iſt däniſch. Meiſt alle Städte und Dörfer werden auf franzöſiſch anders geſchrieben, ſo per Exempel Kopenhagen heißt Copenhague, Norwegen Normandie, Jütland Judée und die Jüten, was das Wunderlichſte iſt, heißen Les Juifs.

Die Wöchnerin. Dies Letztere iſt ſehr unſinnig.

Stine. Allerdings, aber ich kann es Ihr gedruckt zeigen in meiner Grammaer, da ſteht: Les Juifs, die Juden.

Die Wöchnerin. Ha ha ha, die Juden, das ſind die Jüten! Macht mir meinen Mann nur nicht zum Juden, er iſt ein guter ehrlicher Jütländer! Ha ha ha!

Stine. Ich will mich doch ma foi von Ihr nicht harzeliren laſſen, adiös. (Sie geht.)

Eilfte Scene.

Corfitz. Die Wöchnerin.

Corfitz (kriecht hervor). Ei, gib mir nur raſch ein Glas Branntwein, ich bin mehr todt als lebendig! Ich bin wie zerſchlagen an allen Gliedern und voll Staub, Qualm und Wochenklatſch, daß ich in Gefahr bin zu platzen. Aber da ſind meiner Seel' ſchon wieder Leute; iſt das nicht eine verfluchte Stube, blos eine Thür zu haben! In meinem Leben hab' ich keine ſolche verrückte Bauart geſehen; kann ich nicht zum Fenſter hinaus kommen?

Die Wöchnerin. Ei ja, wenn Ihr den Hals brechen wollt.

Corfitz. Na, das hätt' auch nichts zu ſagen, ſo wäre die Geſchichte auf einmal zu Ende.

Die Wöchnerin. Ei, Poſſen, ich glaube, du biſt nicht bei Troſt.

(Corfitz kriecht wieder unter den Tiſch.)

Zwölfte Scene.

Geſche die Küſterin. Die Wöchnerin.

Geſche. Ich gratulire der Madame zur jungen Tochter; ich dachte, es wäre ein Sohn, aber damit iſt's für diesmal doch noch nichts geworden.

Die Wöchnerin. Ich bin mit einer Tochter ganz zufrieden. Allerdings kann man zuweilen von Söhnen größere Freude haben, aber wenn ein Knabe nicht geräth, ſo macht Einem das noch größeren Kummer als zehn Mädchen.

Geſke. Wol wahr, Madame, man kann auf die Töchter beſſer Acht haben. Ich weiß noch, was für Verdruß meine Muhme Schmidts Gertrud von ihrem Sohne Andres hatte. Nicht daran denken kann ich, Madame, ohne daß mir die Thränen in den Augen ſtehen (Sie weint und trocknet ſich die Augen mit der Schürze). Ja, der Andres, der Andres, der hat ſeiner armen Mutter ſo manche graue Haare gemacht! Hat Madame ſchon gehört, was er vorgeſtern angerichtet?

Die Wöchnerin. Nichts hab' ich gehört.

Geſke (weint). Ach, ach, was weiß der Teufel nicht Alles anzuſtiften! Denn von unſerm Herrgott kann ſo etwas doch nicht kommen: ſteigt der Junge über den Zaun in dem Nachbarn ſeinen Garten und ſtiehlt ſich die ganzen Taſchen voll Aepfel. (Sie weint.)

Die Wöchnerin. Ei, Madame, das ſcheint mir doch wirklich kein Grund, auch nur ſein Schnupftuch naß zu machen.

Geſke. Hört nur weiter, Madame. Wie er nun wieder zurück will, bleibt er hängen und reißt ſich ſeine neuen Tuchhoſen entzwei, die Ihr vermuthlich noch kennt?

Die Wöchnerin. Ei, Madame, wie komm' ich dazu, ſeine Hoſen zu kennen?

Geſke. Aber unſer Herrgott hatte doch wenigſtens die Gnade und conſervirte ſeine Jacke. (Sie weint wieder.)

Die Wöchnerin. Ich möchte die Madame doch bitten, unſern Herrgott aus dem Spiel zu laſſen; es iſt eine üble Gewohnheit, Gottes Namen ſo zu mißbrauchen, wenn man von Jacke und Hoſen ſpricht.

Geſke. Ach ſo, Madame, ich ſoll mich wol nach Ihr richten?

Die Wöchnerin. Madame, ich will mich darüber mit Niemand in einen Diſpüt einlaſſen. Doch ſcheint es mir nur eine ſchlechte Gewohnheit, zu ſagen: Unſer Herrgott war mir ſo gnädig, daß mein Strumpfband oder Schuhriemen nicht entzwei ging, gerade wie es auch eine bloße Redensart iſt, zu ſagen: Na, was hat der Teufel nun wieder angerichtet, wenn ein Dienſtbote ein Glas fallen läßt oder ein biſchen Suppe auf den Tiſch verſchüttet. Aber laßt uns von etwas Anderm ſprechen; ich ſehe, die Madame hat einen ſchlimmen Finger, wo hat Sie den her?

Geſke. Das will ich Ihnen ſagen: ich wollte geſtern auf den Fleiſchmarkt gehen und einkaufen.

Die Wöchnerin. Wie ſieht es denn jetzt aus auf dem Fleiſchmarkt? Ich ſchickte geſtern das Mädchen hin, aber die war nicht im Stande, nur ein rechtſchaffenes Stück Fleiſch zu kriegen.

Geſke. Da hat Sie auch recht, Madame, das iſt niemals ſolche verfluchte Wirthſchaft geweſen wie jetzt. Die ſind jetzt ſo frech, fünf Schillinge zu fordern für das Pfund Ochſenfleiſch, und dabei iſt das ſo mager, daß man nicht ein Körnchen Fett daran ſieht. Ich wollte Suppe davon kochen, aber die Suppe wurde ſo ſchlecht, daß ich, um ſie zu verbeſſern, ein Stück Speck daran thun mußte.

(Sie weint wieder.)

Die Wöchnerin. War die Suppe da gut, wie der Speck daran kam?

Geſke. Ja, nu war ſie delicat, Madame.

Die Wöchnerin. So hat Madame ja nicht mehr nöthig, darüber zu weinen?

Geſke. Ich weine auch nicht juſt darüber, ich denke blos noch an das Fleiſch, wie erbärmlich das ausſah und koſtete doch fünf Schillinge das Pfund. Alles wird theurer: willſt du ein Stück Speck haben, willſt du Butter haben, willſt du Käſe, Grütze, Lichter, Holz haben, ſo iſt das nicht mehr mit Geld aufzuwiegen. Ich erinnere mich, daß meine Muhme Brigitte erzählte (ſie weint). — Nu iſt das gute Weib auch todt und hinüber — die erzählte mir, in ihrer Jugend konnte man das beſte Pfund Ochſenfleiſch für einen halben Schilling kriegen und damals war doch noch nicht einmal ein Polizeimeiſter in der Stadt.

Die Wöchnerin. Aber um wieder auf meine Frage zu kommen, wo hat Sie den Schaden am Finger her?

Geſke. Ich wollte ein Stück Speck abſchneiden, das ſollte in die Suppe kommen: aber was richtet der Teufel nicht wieder an?

Die Wöchnerin. Ei, kommt nun mal wieder der Teufel an die Reihe? — Aber ſeht, da kommen neue Gäſte.

Geſke. So muß ich wol gehen. (Ab.)

Corſitz. Und ich meiner Treu' ebenfalls, bevor wieder neue kommen.

Die Wöchnerin (zum Mädchen). Hör'! nun will ich ein Stündchen Ruhe haben; kommt ein Beſuch unterdeſſen, ſo kannſt du ſagen, ich ſchlafe ein bischen.

Dritter Act.

Erſte Scene.

Eine vornehme Dame. Die Wöchnerin. Die vornehme Dame in einer Portchaiſe, der Bediente in zerriſſener Livree.

Dame. Guten Tag, kleine Madame, ich wünſche Glück. Wer iſt zuletzt hier geweſen?

Die Wöchnerin. Hier waren viele recht anſtändige Bürgerfrauen.

Dame. Es riecht auch ſo verflucht bürgerlich; laß Sie ein wenig räuchern. Ich bin durchaus nicht hochmüthig, Madame, das ſoll mir Niemand nachſagen: denn wenn ich es wäre, ſo hätte ich Ihrem geringen Hauſe die Ehre nicht angethan, hieher zu kommen. Darum rühmen mich aber auch die Leute und ſagen: Gott ſegne die wohlgeborne Frau, mit der iſt das ein Umgang, nicht anders, als wäre ſie eine ſchlichte Bürgersfrau! Aber man muß ſich auch nicht gemein machen, das erzeugt, wie ich bemerkt habe, nicht ſelten Verachtung.

Die Wöchnerin. Nein, gewiß, es wäre Sünde, der wohlgebornen Frau etwas Anderes nachzuſagen. Ich hab' es wol gehört, Sie kommt zu bürgerlichen Leuten, ſo wie ſie Ihr nur etwas vorzuſetzen haben, ja Sie ſpeiſt mit ihnen,[11] als wäre Sie an Ihrem eigenen wohlgebornen Tiſch.

Dame. Ja warum ſollt' ich auch nicht, Madame? Denn wenn ich es recht überdenke, ſo ſind die Bürgersleute ja doch auch Chriſtenmenſchen und können, wenn ſie ein gottgefälliges Leben führen, ſo gut in den Himmel kommen, wie wir.

Die Wöchnerin. Aber, wohlgeborne Frau, ſollte nicht im ewigen Leben ſo ein gewiſſer Unterſchied zwiſchen Perſonen von Rang und bloßen Bürgerlichen doch ſtattfinden?

Dame. Nein, kein großer, Madame, unter uns geſagt. Aber Sie hat nicht nöthig, ſich vor Andern was davon merken zu laſſen, ein gemeiner Handwerker könnte darüber hochmüthig werden. Darum, Madame, tractire ich auch den Schlag Leute mit der Verachtung, die ich meinem hohen Stande gemäß gegen ſie hegen darf und kann. Denkt nur, Madame, wie herablaſſend ich neulich war: ich habe, ma foi, ohne mich ſelbſt zu rühmen, zehn Thaler von meinem Schneider geborgt.

Die Wöchnerin. Das war ja ein unverſchämter Schneider, daß er ſich unterſtand, einer ſolchen wohlgebornen Frau Geld zu leihen. Der dumme Teufel hätte ja doch merken können, daß die gnädige Frau es nur gethan, um ihn auf die Probe zu ſtellen.

Dame. Anfangs weigerte er ſich auch und krümmte ſich, gleich als wollt' er ſagen: Dazu bin ich zu gering. Als er aber ſah, daß es mein Ernſt, ſo bequemte er ſich und gab mir die zehn Thaler mit einem tiefen Seufzer, gleich als wollt' er ſagen: Ach wenn doch Alles ſo herablaſſend wäre wie dieſe wohlgeborne Frau! Ich bin gewiß, der arme Mann rühmt mich, wohin er kommt, bis über die Wolken; denn Jede thut das nicht, was ich gethan habe. Iſt das nicht richtig, Madame?

Die Wöchnerin. Ja, darin hat die wohlgeborne Frau ganz Recht.

Dame. Aber was hat es auch zu ſagen, Madame, zulezt ſind wir ja doch alle Menſchen, auch würd' ich mich, meiner Treu', nicht ſchämen, Ihr dieſelbe Ehre anzuthun. Madame, will Sie ſo gut ſein und mir zehn Thaler geben? Ich werde ſie Ihr ſofort in Gold zurückſchicken.

Die Wöchnerin. Ach die wohlgeborne Frau beliebt nur mit der geringſten ihrer Dienerinnen zu ſcherzen; ich bin zwar ſehr einfältig, aber ſo wie der Schneider doch nicht.

Dame. Aber es iſt meiner Treu' mein voller Ernſt, Madame.

Die Wöchnerin. Ei, wohlgeborne Frau, ich würde ja in Verruf kommen als eine ganz unverſchämte Perſon, wollt' ich ſo naſeweis ſein; nein, mein Geld iſt zu gering dazu.

Dame. Die Wahrheit zu ſagen, Madame, ich habe den

Schlüſſel zu meinem Geldſchrank verlegt und wollte gern in der Eile zehn Thaler zum Trinkgeld für einen Bedienten haben, der mit einem Geſchenk von einem Cavalier unterwegs iſt.

Die Wöchnerin. Nein, ich thu' das meiner Treu' nicht; ja, wenn die ganze Bürgerſchaft ſo unverſchämt wäre, Euer Wohlgeboren Geld zu leihen, ſo würd' ich es doch nicht thun, dazu hab' ich viel zu großen Reſpekt vor Ihr.

Dame. Je nun, ſo iſt das Ihre eigene Schuld, Madame. Aber was habt Ihr da auf dem Teller?

Die Wöchnerin. Das ſind einige gemeine Kuchen.

Dame. Muß ſie doch mal koſten — ei, die ſchmecken doch nicht ſo ſchlecht, wie ich dachte; wenn Sie erlaubt, will ich doch meiner Treu' ein paar mit nach Hauſe nehmen. Chriſtopher!

Chriſtopher (in einer zerriſſenen Livree). Wohlgeborne Frau!

Dame. Trag' doch mal dieſe beiden Kuchen nach Hauſe.

(Zur Wöchnerin.)

Adieu, Madame, lebt wol und rechnet jederzeit auf meine Gewogenheit.

Die Wöchnerin. Ich danke der gnädigen Frau für die große Gnade, die Sie mir erwieſen. (Die vornehme Dame geht ab.)

Zweite Scene.

Anne die Wahrſagerin. **Die Wöchnerin.**

Anne. Nun, Madame, wie geht's mit der Geſundheit?

Die Wöchnerin. Ganz gut, Anne. Nur kann ich des Nachts nicht ſchlafen, und ſo wie ich einſchlafe, ſo krieg' ich gleich die ſchrecklichſten Träume; woher kommt das wol, Anne?

Anne. Brennt Madame des Nachts Wachslicht oder Talglicht?

Die Wöchnerin. Ich brenne Wachslicht.

Anne. Na, da haben wir's! Was denkt Ihr denn, daß Träume anders ſind als Geiſter, die Einem im Schlafe erſcheinen? Das Einzige, womit man ſolche böſe Geiſter vertreiben kann, iſt mit dem Qualm von Talglichtern; den Wachslichtern dagegen laufen ſie nach. Woher denkt Ihr denn wol, daß das kommt, daß es in den Kirchen ſo viel mehr ſpuckt als anderwärts, als von den Wachslichten, die da gebrannt werden? Ich mache mich verbindlich, eine ganze Million herumſchwebender Geiſter mit einem Dreierlicht zu vertreiben, nämlich wenn es blos ſolche Geiſter ſind, die in der Luſt fliegen. Sind es aber Erdgeiſter, die Euch die Unruhen machen, ſo müßt Ihr nur Leinſamen vors Bett ſtreuen, da kriegen ſie gleich Beine und laufen davon.

Die Wöchnerin. Ach, gute Anne, plag' mich doch nicht mit ſolchem Geſchwätz, davon kann ja ein geſunder Menſch krank werden. Solche böſen Träume kommen ja von nichts Anderem als vom Blut; ſo wie ich mich wohl befinde, ſchlafe ich auch ruhig. Warum ſollten alſo dieſe Geiſter die Leute mehr plagen, wenn ſie krank, als wenn ſie geſund ſind?

Anne. Das Warum weiß ich freilich nicht, Madame, aber daß es geſchieht, das ſieht man doch. Kommt es übrigens vom Blut, ſo wollen wir ſchon auf andere Mittel denken; da gibt es nichts Beſſeres, als Ihr laßt Euch ſtreichen, ich werde gleich wieder hier ſein. (Ab.)

Die Wöchnerin. Ach wär' ich doch nur die Hexe los! Aber ihren Willen muß ſie haben, ſie geht aus und ein in großen Häuſern und bringt die ehrlichſten Leute in Mißkredit, wenn ſie ihr nicht flattiren wollen. Ich muß mich alſo ſchon darein ergeben, in dies und alles Andere, was das Wochenbett mit ſich führt. Ach, ach, wenn ich es nur aushalten kann!

Anne (zurückkommend). Entſchuldigt nur, ich bin ſo lange geblieben . . . . .

Die Wöchnerin. Hat nichts zu ſagen, Anne (leiſe für ſich). Mir wär's recht und wenn du nie wieder gekommen wäreſt. Alle Tauſend, da iſt Meiſter Bonifacius, nun geht der Zank los! Macht raſch, Anne, lauft hinter den Schirm!

(Anne läuft und verbirgt ſich hinter den Schirm.)

Dritte Scene.

Bonifacius. Die Wöchnerin.

Bonifacius. Serviteur, Madame, wie ſteht es mit der Geſundheit?

Die Wöchnerin. Es macht ſich, Meiſter Bonifacius.

Bonifacius. Sie muß Ader laſſen, Madame.

Die Wöchnerin. Der Doctor ſagt nein, er hat mir blos ein paar Tropfen gegeben, die ich brauchen ſoll, in der Flaſche da ſtehen ſie.

Bonifacius. Ei, potz Schlapperment, die Tropfen ſind ein wahres Gift für Sie! Hat Sie nicht ſchrecklich danach geſchwitzt?

Die Wöchnerin. Ja, vor ein paar Stunden hab' ich ſtark geſchwitzt, als Elſe David, die Schulmeiſterin, hier war. Aber ich weiß nicht, ob das von den Tropfen kam oder von der hochtrabenden Gratulation, die ſie mir abſtattete.

Bonifacius. Das war von den Tropfen, Madame. Gott verzeih' dem Doctor die Sünde, ſo zu handeln mit einem armen Patienten. Braucht Ihr dieſe Tropfen nur eine Woche, ſo ſollt Ihr einmal ſehen, ob Ihr nicht die allerſchönſte Gelbſucht am Halſe habt, die ſich Einer wünſchen kann; braucht Ihr ſie aber noch eine Woche, ſo könnt Ihr die Schwindſucht kriegen oder eine Hypokriſie, Epilepſie, Anomalie, Paralyſie und noch verſchiedenes Anderes, was noch ſchlimmer iſt. Denn da iſt Antimonium drin, da iſt Arſenicum drin! Iſt das nicht unverſchämt, für eine arme Wöchnerin ein Recept zu präpariren von Sulphure indigesta und Sale baluminosa und Mercurio, abſonderlich in dieſem Jahre, wo Saturnus nicht regiert?!

Vierte Scene.

Zwei Frauen. Meiſter Bonifacius. Die Wöchnerin. Eine Mamſell.

Erſte Frau. Dienerin, Madame, und Glück zur jungen Tochter!

Zweite Frau. Ebenfalls.

Die Wöchnerin. Seid ſo gut und nehmt Platz, ihr guten Madamen. Aber, Meiſter Bonifacius, wär' es wol gut, ſich um die Zeit zu Ader zu laſſen?

Bonifacius. Ei ja. Zwar geſchieht es beſſer bei klarem Wetter als bei trübem Wetter, beſſer bei zunehmendem als bei abnehmendem Monde; doch hat dies nicht viel zu ſagen, wenn man ſich nur übrigens vor den unglücklichen Tagen in Acht nimmt.

Die Wöchnerin. Aber was heißt das, Meiſter Bonifacius, glückliche und unglückliche Tage?

Bonifacius. Das iſt zu ſagen, Madame: wer ſich am vierzehnten oder fünfzehnten Martii verlobt oder verheirathet, kommt in Armuth und Elend; am zehnten oder achtzehnten April muß man aus einem Hauſe ins andere nicht ziehen; am ſiebenten oder achten Maji muß man nicht reiſen; am ſiebzehnten Junii nicht handeln; am achtzehnten Julii keinen Proceß anfangen.

Erſte Frau. Meiſter Bonifacius, Er kann den Leuten gewiß auch in den Händen leſen?

Bonifacius. Ach freilich, das heißt man Negromantia.

Erſte Frau. Ach, ſei Er doch ſo gut und ſeh' Er einmal in meine Hand?

Bonifacius. Ganz gern — ich ſehe, Madame, daß Sie noch ſechs Kinder kriegt.

Erſte Frau. Ei Poſſen, mein Mann iſt ſchon achtundſechzig Jahre alt.

Bonifacius. Das will nichts ſagen, die Striche in der Hand können nicht lügen. Ihr kriegt ſechs Kinder, das ſteht feſt: aber von wem Ihr ſie kriegt, das kann ich nicht ſehen.

Erſte Frau. Pfui doch, meint Ihr, ich bin ein liederliches Menſch, daß ich ſollte mit Jemand anders Kinder kriegen, als mit meinem Mann? Um meinem Manne untreu zu werden, dazu bin ich zu gut erzogen.

Bonifacius. Will Sie Flatterien hören, Madame, ſo muß Sie ſich von Andern aus der Hand leſen laſſen, aber nicht von mir.

Erſte Frau. Nun, ſeh' Er auch mal in der Mamſell ihre Hand.

Das Mädchen. Nein, meiner Treu', ich will nicht, daß mir Einer aus der Hand lieſt.

Erſte Frau. Ja, ganz gewiß ſollſt du dir ſo gut aus der Hand leſen laſſen wie ich; was ſind das für Poſſen?

Bonifacius. Das iſt eine einigermaßen ſchwierige Hand; wie viel Kinder Sie kriegt, kann ich nicht ſehen. Zeigt noch mal her — nein: aber ich ſehe, daß Sie ein Kind gekriegt hat.

Das Mädchen. Das iſt eine nichtswürdige Lüge, ich bin noch Jungfer.

(Die Uebrigen halten ſich vor Scham das Schnupftuch vors Geſicht.)

Bonifacius. Das thut mir leid, meiner Seel', daß ich nicht gewußt habe, daß Sie unverheirathet, ſonſt würd' ich nichts davon geſagt haben. Laßt mich noch einmal ſehen, Jungfer, vielleicht hab' ich das erſte Mal falſch geſehen.

Das Mädchen. Den Teufel mögt Ihr ſehen, Ihr könntet mir wol gar noch mehr Kinder auflügen, als das eine, das ich gehabt habe. Wer mir anders nachſagt, als daß ich eine Jungfer bin, das iſt ein Lügner und Schelm.

(Die Uebrigen fangen an zu kichern; das Mädchen weint.)

Bonifacius. Meine theuerſte Jungfer, ſeid nicht böſe auf mich, ich wußte meiner Seel' nicht anders als Sie wäre Madame. Aber —

Das Mädchen. Ein Lügner und ein Betrüger biſt du! — Ich will den guten Madamen ſagen, wo ſich das herſchreibt. Ich diente auf einem Edelhofe mit einer andern Mamſell, die mit dem Schulmeiſter zu bekannt wurde; die Sache kam vors Konſiſtorium, ſie drang auf Verheirathung, er ſuchte Ausflüchte und durch verſchiedene Advokatenſtreiche wurde die Sache ſo verquackelt, daß er von der Verheirathung losgeſprochen wurde und ich mußte mich mit zweihundert Thalern begnügen.

(Die Uebrigen lachen, das Mädchen geht mit der zweiten Frau fort und droht dem Barbier.)

Die Wöchnerin. Das war eine verwünſchte Geſchichte! Aber ſie verrieth ſich ſelbſt; zehn Thaler wollt' ich geben, wäre das nicht in meinem Hauſe paſſirt.

Bonifacius. Ich wußte wirklich nicht anders, als ſie wäre verheirathet, ſonſt würde ich ſie gerne geſchont haben.

Die Wöchnerin. Ich hätte für das Mädchen ſchwören wollen, ſo ehrbar ſah ſie aus. Aber da kommt der Doctor — alle Welt, hinter den Schirm, Meiſter Bonifacius!

(Er läuft hinter den Schirm.)

Fünfte Scene.

Die Wöchnerin. Ein Doctor.

Die Wöchnerin. Ach — da hab' ich nicht dran gedacht, daß Anne, die Wahrſagerin, ſchon vorher hinter dem Schirm war; na das wird eine Teufelswirthſchaft zwiſchen denen geben. — Dienerin, Herr Doctor.

Doctor. Ihr gehorſamſter Diener, Madame. Wie ſteht es mit der Geſundheit? Hat Sie Beneficium ventris?

Die Wöchnerin. Nein, Herr Doctor, der iſt lange nicht da geweſen.

Doctor. Ei, Madame, das thut nicht gut, das muß ſich wenigſtens zweimal des Tages einfinden.

Die Wöchnerin. Aber wie geht das zu? Früher hat es der Doctor doch öfters nicht haben wollen.

Doctor. Ich?! Das hab' ich nie gethan, Madame, es gibt nichts in der Welt, was ich angelegentlicher empfehle.

Die Wöchnerin. Aber neulich drohtet Ihr doch erſt, Ihr wolltet Meiſter Bonifacius vor die mediciniſche Facultät citiren und nun rathet Ihr mir, ihn zweimal täglich zu brauchen?

Doctor. Ha ha ha, Sie hat mich falſch verſtanden: ich ſagte nicht Bonifacium, ſondern Beneficium, das heißt: hat Sie offenen Leib?

Die Wöchnerin. Das iſt freilich was anders. Aber darum iſt es doch wol das Sicherſte, mit Frauenzimmern däniſch zu ſprechen. Im Uebrigen, um die Frage nicht unbeantwortet zu laſſen, ſo kann ich mich in dem Punkt nicht beklagen.

Doctor. Wovon findet die Madame ſich am meiſten incommodirt?

Die Wöchnerin. Ich habe ſolche Unruhe in den Gliedern.

Doctor. Was eßt Ihr denn, Madame? Worin beſteht Ihre Diät?

Die Wöchnerin. Morgens trink' ich ein bischen Thee.

Doctor. Grünen Thee oder Thee de Bou?

Die Wöchnerin. Grünen Thee.

Doctor. Taugt nichts, Madame, der obſtruirt.

Die Wöchnerin. Nein, ich verſprach mich, was ich trinke iſt Thee de Bou.

Doctor. Taugt nichts, Madame, der löst zu ſehr und erſchlafft den Magen.

Die Wöchnerin. Ich trinke auch nicht alle Morgen Thee, die meiſten Morgen trinke ich eine gute Haferſuppe.

Doctor. Taugt nichts, Madame, die gibt Schleim im Magen. Aber was ißt Sie denn Mittags?

Die Wöchnerin. Eine gute Fleiſchſuppe.

Doctor. Taugt nichts, Madame, für kranke Leute; Fleiſch iſt zu hitzig und nährt die Krankheit.

Die Wöchnerin. Ei nun, Herr Doctor, etwas muß ich doch zuletzt eſſen; ich kann doch nicht immerzu Mehlbrei eſſen, Mittags und Abends?

Doctor. Mehlbrei?! Es gibt nichts Schädlicheres! Mehlbrei iſt ja nichts anders als rohes Brod, man kann ja kleiſtern mit Mehlbrei.

Die Wöchnerin. Soll ich da lieber Gerſtengrütze eſſen?

Doctor. Taugt auch nichts, weil man die Gerſtengrütze nie gut gekocht kriegt; wenn die paſſiren ſollte, müßte ſie gerade drei Stunden fünf und eine achtel Minute über dem Feuer ſtehen und zwar müßte das Feuer immer ganz gleich ſein.

Die Wöchnerin. Aber welcher Menſch kann das ſo ab paſſen?

Doctor. Das iſt wol wahr, Madame; aber darum iſt es auch das Beſte, ſich mit dieſer Speiſe gar nicht einzulaſſen. Ich will Ihr ein Verzeichniß von den Getränken und Speiſen geben, deren Sie ſich enthalten muß. Nämlich Milch, Wein oder Bier iſt Gift für Sie; ferner außer den Speiſen, von denen ich ſchon geſprochen habe, muß Sie ſich enthalten von aller Art Fiſch, item von allen blähenden Speiſen, als da ſind Speck, Erbſen, Kohl, Zwiebeln, item Alles, was ſalzig oder ſauer iſt. Brod iſt ein unſchuldiges Eſſen, das den Körper ſtärkt, ohne die Krankheit zu mehren; aber Weißbrod müßt Ihr nicht eſſen, das verſtopft.

Die Wöchnerin. Soll ich denn Schwarzbrod eſſen?

Doctor. Beileibe nicht, das wird Sauerteig im Magen.

Die Wöchnerin. Aber potz Schlag, Herr Doctor, auf die Art krieg' ich ja weder zu eſſen noch zu trinken?!

Doctor. Zu wünſchen wär' es allerdings, daß man ſich, ſo lange man Patient iſt, davon enthalten könnte. Denn wie alle Krankheiten durch Eſſen und Trinken entſtehen, ſo werden ſie auch dadurch erhalten. Ich hatte einmal einen Patienten, das war ein Kerl, der konnte ſich halten! Aber wo findet man mehr, die ſo ihrer ſelbſt Meiſter ſind?! Der nahm in einem Fieber ſechs Tage lang nicht das Mindeſte zu ſich, weder Naſſes noch Trockenes.

Die Wöchnerin. Na, dann wird er auch wol geſtorben ſein, hoff' ich?

Doctor. Ja, was denn ſonſt? Aber das Fieber war er unterdeſſen vollſtändig los geworden und darum handelte es ſich ja auch nur, das zu vertreiben. Febris, Madame, war hier materia substrata; hic Rhodus, hieß es, hic salta. Uebrigens braucht Sie nicht bange zu ſein, mit Ihrer Krankheit ſoll das nicht lange dauern: ich habe eine Tinctur, ſo ein Arcanum iſt. Freilich iſt es richtig, daß die Meiſten daran ſterben, aber ſofern ſie nicht daran geſtorben wären, hätte es nie was Köſtlicheres in der Welt gegeben.

Die Wöchnerin. Laßt uns von etwas Anderem ſprechen, Herr Doctor; ich habe Nachts ſolche erſchreckliche Träume, wie geht das wol zu, Herr Doctor?

Doctor. Träume, Madame, ſind unterſchiedlicher Gattung, da gibt es somnia divina, diabolica und naturalia, oder wie Hippokrates meint, auch blos somnia divina et naturalia .... Aber was iſt das für ein Lärm da hinter dem Schirm, das hört ſich ja an, als ob ſich da welche zanken?

Die Wöchnerin. Ach, das iſt die Amme, die wird jedesmal verrückt im Kopf, ſo wie ſie Latein oder Griechiſch hört.

Doctor. Weiter nichts? Ja ſo, ich wollte der Madame ja weiter von wegen der Träume berichten. St. Gregorius theilt die Träume ein in ſolche, welche kommen e repletione, ex inanitione excrementorum et illusione, e cogitatione et illusione simul — Aber das iſt ja ein verfluchter Lärm, das kann ja doch nicht die Amme allein ſein?

Die Wöchnerin. Ja doch, Herr Doctor, neulich, wie David Schulmeiſter hier war, machte ſie es juſt eben ſo.

Doctor. So will ich den Reſt in gutem reinen Däniſch erzählen. Die angeführten Eintheilungen ſind nicht ſo übel: aber das Beſte dünkt mich doch, die geſammten Träume in ſechs Gattungen einzutheilen. Die erſte Gattung iſt die, welche vor künftigen Dingen warnt; die zweite Gattung enthält diejenigen, welche unſeren inneren Sinnen in gewiſſen Dingen vorgeſtellt werden und man nennt ſie Erſcheinungen .... Aber was Teufel iſt das für ein Geräuſch hinter dem Schirm? Die Amme muß ja verrückt im Kopfe ſein; wie heißt ſie denn, Madame?

Die Wöchnerin. Sie heißt Sire.

Doctor. Hör', Sire, gib dich nur zur Ruh, ich ſpreche ja kein Wort Latein mehr —

Die Wöchnerin. Der Herr Doctor muß nur nicht drauf achten, ſie kommt ſchon wieder zu ſich.

Doctor. Die dritte Gattung ſind Offenbarungen, ſo der Himmel uns im Schlafe beſcheert und die bei den Griechen Phasma heißen, Horama oder Chrematismos .... Aber das kann unmöglich die Amme allein ſein, Madame, ich höre ja zwei Stimmen?!

Die Wöchnerin. Ja ſie iſt's doch, meiner Seel', ſie hat es los, zwei Stimmen auf einmal zu machen.

Doctor. Sire, was iſt dir denn?! — Sieh, nun wird ſie ruhig. Aber wo blieben wir ſtehen, Madame?

Die Wöchnerin. Das mag unſer Herrgott wiſſen, ich wenigſtens verſtehe nur ſehr wenig davon.

Doctor. Ja, nun erinnere ich mich, das war beim Phasma.

Die Wöchnerin. Wie dem Herrn Doctor gefällig, mir iſt's einerlei.

Doctor. Enypnia ſind ſolche Träume, wie ſie bei Ihr allein ſtatthaben; ich nenne das die ordinären Träume, einestheils weil ſie gemeiniglich eintreten, ſowie wir in Schlaf fallen, einestheils auch, weil ſie uns gewöhnlich etwas von dem präſentiren, was wir kurz zuvor gethan oder gedacht haben. Es träumt ſomit der Verliebte von ſeiner Amour, der Geizige von ſeinem Reichthum, der Advocat von ſeinem Prozeß, der Schulmeiſter von Vocabeln —

Die Wöchnerin (leiſe). Und der Doctor von Pillen.

Doctor. Welches Lucretius libro primo zu erkennen gibt, item Seneca in Octavia et Claudianus de raptu Proserpinae — Aber hört, Madame, das ſind ja zwei Menſchen, die ſich prügeln?! Ich höre ja vier Beine ſtampfen? Da muß ich ſehen, was das iſt .....

Die Wöchnerin. Es iſt wahrhaftig Niemand als die Amme mit der Wiege.

Doctor. Hieher gehört auch, was Plutarchus ſagt vom Theſeo...

(Hier ſtürzt der Schirm um, der Barbier und die Wahrſagerin fallen auf den Doctor, alle drei auf die Erde. Bonifacius zieht das alte Weib bei den Haaren, der Doctor zieht den Barbier bei den Haaren, worauf der Barbier fortläuft.)

Haha, Madame, es war doch was Andres als die Amme, jetzt ſeh' ich, was für Leute Ihr conſultirt! Ich werde ſie vor Gericht laden, ſowohl die ſich brauchen laſſen, als Euch, die Ihr ſie gebraucht. (Ab.)

Die Wöchnerin. Na da kann der Herr Doctor ſich drauf verlaſſen, daß ich mit einem Gegenprozeß komme von wegen ſeines unſinnigen Geſchwätzes, womit er mich beinahe ums Leben gebracht hat.

So ging es geſtern, geht es heut,
Morgen dieſelbe Plage;
Und dennoch darf ich armes Weib
Mich nicht einmal beklagen.

Denn ach, ſo arg die Pein auch iſt,
Man will mich damit ehren,
Und weil die Mode es ſo will,
Wie dürft' ich mich beſchweren?

Ja fiel's den großen Damen ein,
Ich wette drauf, auf Ehre,
Daß ſchöner noch ein Wochenbett
Auf offnem Markte wäre.

Wir thäten, weil's die Mode will,
Es gleichfalls ſonder Frage,
Und lägen mitten auf dem Markt
Voll zwei und vierzig Tage.

Die Bäuerin, die leben muß
Von ihrer Hände Fleiße,
Die meint: es iſt 'ne Marterbank
Sechs Wochen ſo im Schweiße;

Vergnügt bin ich mit meinem Stand,
Will nie von ihm mich ſcheiden,
Ja Thorheit wär's, in unſerm Land
Vornehme Frau'n beneiden.

Vierter Act.

Erſte Scene.

Eine Frau; (dieſelbe, die im erſten Act auftrat) **Traugott.**

Frau. Deine Madame hat es gut, Traugott, die kriegt ſo viel ſchöne Viſiten.

Traugott. Ja, das ſagt Sie wol ſo, Madame: ich war nur einmal im Zimmer, wie die Viſiten da waren, aber das hat mich gleich zwei Schillinge zu Branntwein gekoſtet.

Frau. Wie ſo?

Traugott. Je nun, auf Alles, was bläht, muß man doch Branntwein trinken, ſonſt kriegt man ja das Fieber; wie es aber blähende Speiſen gibt, ſo gibt es auch blähende Geſpräche, die einem ehrlichen Kerl den Magen ebenfalls in Confuſion bringen können. Mit einem Wort, Madame, ich möchte nicht Wöchnerin ſein und wenn man mir zwei Mark dafür gäbe.

Frau. Ja freilich, das glaub' ich ſchon, daß deine Madame mit unſeren heutigen Viſiten nicht ſehr zufrieden geweſen iſt, um einer gewiſſen Urſache willen, ha ha ha!

Traugott. Was für eine Urſache?

Frau. Ach die keuſche Frau! Ha ha ha! Ja das waren unglückliche Viſiten, ha ha ha!

Traugott. Ha ha ha, was heißt das?! Wenn Ihr über die Viſiten lacht, ſo lacht Ihr über Euch ſelbſt.

Frau. Die arme Frau hatte keine Zeit mehr — ha ha ha!

Traugott. Sie hatte keine Zeit mehr, Euch zu bitten, Ihr möchtet Euch allzuſammen zum Teufel ſcheeren.

Frau. Nein, ſie hatte keine Zeit mehr, ein Wort mit ihrem — ha ha ha!

Traugott. Mit ihrem ha ha ha? Was für ein ha ha ha iſt das?

Frau. Mit ihrem Galan, der unter dem Tiſch verſteckt lag; welch ein Unglück für die arme Frau!

Traugott. Was Teufel redet Ihr da? Lag da ein Galan verſteckt?

Frau. Ja, ich hatte ordentlich Mitleid mit dem armen Kerl. Ha ha ha! Aber ich ſage nichts nach.

Traugott. Daran thut Ihr gut, Madame: denn es könnte ſich wol ereignen, wenn Ihr einmal in die Wochen kommt, daß unſere Madame dann ebenfalls ſolch einen Spürhund unter Eurem Tiſch entdeckte.

Frau. O damit hat es keine Noth.

Traugott. Aber will Madame uns denn heut noch eine Viſite machen, daß Sie ſchon wieder kommt?

Frau. Nicht zur Wöchnerin, ſondern zu dem braven alten Monſieur Corfitz, mit dem ich ſeit langem bekannt bin.

Traugott. Ich hoffe doch nicht, Madame hat im Sinne, meinen Meiſter noch mehr zu betrüben und ihn noch katholiſcher im Kopf zu machen, als er ſchon iſt? Denn er hat ſo bereits einen Cantor im Verdacht, der ſie in der Muſik informirt hat.

Frau. Vermuthlich iſt das derſelbe, der unter dem Tiſche lag, aber . . .

Traugott. Um Alles in der Welt bitt' ich, mache Sie ihm den Kopf nicht noch krauſer; denn was gewinnt Sie damit?

(In dieſem Augenblick kommt Corfitz im Hintergrunde herein, er bleibt ſtehen, hört Alles mit an und gibt ſeine Beſtürzung darüber durch Geberden zu erkennen.)

Frau. Muß man nicht einen guten Freund in ſo etwas warnen, damit er bei Zeiten einen Riegel vorſchieben kann?

Traugott. Ihr betrübt den Mann nur damit, indem Ihr ihm ein Unglück entdeckt, das er nicht ändern kann und bringt ſie und ihre ganze Familie gegen Euer Haus auf.

Frau. So räthſt du mir alſo davon ab?

Traugott. Gewiß und das ſowohl um der Frau als um Eurer ſelbſt willen: denn Ihr würdet den meiſten Schaden davon haben.

Frau. So ſag' denn nichts davon, daß ich hier geweſen bin.
(Ab.)

Zweite Scene.

Traugott. Corfitz.

Traugott. Was das für eine verfluchte Geſchichte wird! Ich vergaß, ſie zu fragen, wie der Kerl ausſah. Ja ja, ſo geht es, wenn ein Mann von ſiebzig Jahren ein Mädchen von fünfzehn heirathet. Wär' ich beauftragt worden, den Ehecontrakt aufzuſetzen, ſo hätte der ſo lauten ſollen: Herr Corfitz übergibt ſein geſammtes Beſitzthum und Vermögen, beweglich und unbeweglich, dieſer tugendſamen Jungfrau und verpflichtet ſich, ihren Staat jederzeit ſo in Stand zu halten, daß ihr nichts daran mangelt. Dagegen verbindet ſie ſich, jederzeit ſeine Stirn ſo in Stand zu halten, daß auch ihm niemals eine gewiſſe Art von Zierrath mangelt, welche alten Ehemännern ſo wohl anſteht. Bisher dacht' ich immer, der Madame geſchehe Unrecht, nun aber geb' ich dem Meiſter Recht. Denn ſchämt ſie ſich nicht einmal jetzt, wo ſie unwohl iſt, Galane bei ſich zu haben, was muß ſie nicht erſt thun, wenn ſie geſund iſt?! O du armer alter Hahnrei, ich habe großes ....

(Hier wendet er ſich um und wird Corfitz gewahr, der dicht hinter ihm ſteht und horcht.)

Corfitz. Du predigſt vortrefflich, Traugott; das war ein tröſtlicher Discours für mich.

Traugott. Was für ein Discours?

Corfitz. Ich hab' Alles gehört von Anfang bis zu Ende. Aber warum haſt du Hund mir das nicht früher offenbart? Ach, Himmel, mein Mißtrauen war alſo nur allzubegründet! Ich will meine Frau nicht wieder vor Augen ſehen; das Unglück iſt nur, daß ich nicht mehr als einen Zeugen auf den Kerl habe, der in meiner Abweſenheit mit ihr allein in ihrer Kammer geweſen iſt. Denk' mal einer an, welche Frechheit, welche ſchamloſe Zärtlichkeit, ſich nicht einmal in ſolcher Zeit wie jetzt zu entblöden, fremde junge Kerle bei ſich zu haben! Ich kann mich nicht mäßigen, ich will ihre Schande der ganzen Welt blos legen und ſie der Obrigkeit anzeigen.

Traugott. Ja, zur Scheidung kann der Meiſter es damit bringen.

Corfitz. Nun das will ich meinen.

Traugott. Ich ebenfalls: nämlich zur Scheidung von Seinem guten Namen und Ruf. Denn ſeiner Frau eine Untreue nachweiſen, das will ſchon was heißen; ich kenne das Conſiſtorium hinlänglich, denn ich habe einen Bruder, der iſt Bedienter bei einem Conſiſtorialrath. Da wird etwa folgender Spruch gefällt werden:

obſchon es aus verſchiedenen Umſtänden erſichtlich, daß Sieur Corfitz ein Hahnrei iſt, ſo doch, ſintemal er es ihr nicht ſo klar beweiſen kann, wie daß zwei und drei fünf macht, wird er verurtheilt, ihr Abbitte zu leiſten.

Corfitz. Das mag werden wie es will, ſo will ich es doch wenigſtens verſuchen. Zuerſt geh' du mal zum Cantor, Monſieur Gotthard.

Traugott. Gleich, Meiſter. (Geht fort.)

Corfitz. Biſt du verrückt, Burſche? Du haſt ja noch keinen Beſcheid gekriegt, wo willſt du hin?

Traugott. Wohin mir der Herr befohlen hat, zu Monſieur Gotthard.

Corfitz. Was willſt du denn da machen?

Traugott. Ja das weiß ich denn freilich nicht.

Corfitz. Ei, ſo hör' erſt Beſcheid, bevor du gehſt, du dummer Eſel! Du ſollſt ihn bitten, mir die Ehre zu erweiſen und einen Augenblick herzukommen.

Traugott. Hat der Meiſter denn was mit ihm zu ſprechen?

Corfitz. Ja, was ſonſt? Ich will ihn ein wenig ausforſchen wegen der Sache.

Traugott. Aha, jetzt verſteh' ich ſchon, Meiſter. Na, ich werd' es ihm ganz gewiß ſagen.

Corfitz. Was willſt du ihm ſagen?

Traugott. Daß da Einer iſt, der hat den Meiſter zum ....

Corfitz. Daß dich das Donnerwetter, du Schlingel, wer heißt dich ſo was ſagen?

Traugott. Ei, Meiſter, ich werde das ja nicht juſt ſo plump herausſagen, ſondern auf eine verblümte Manier, ſo zum Exempel: der Herr Meiſter hätte einen kleinen Auswuchs an ſeiner Stirn bemerkt und nun wollt' er gerne wiſſen, was das wäre; da verſteht er gleich, was ich meine, laßt mich nur machen. (Geht fort.)

Corfitz. He, Traugott! Dich ſoll die Schwerenoth, wenn du nicht ſchweigſt!

Traugott. Ei, laßt mich nur dafür ſorgen, der Auftrag ſoll ausgerichtet werden, daß kein Menſch was dagegen einzuwenden hat.

Corfitz. Ich glaube, den Jungen reitet der Teufel; willſt du mich denn zum Narren machen?

Traugott. Na, will der Meiſter es ihm denn ſelbſt ſagen?

Corſitz. Ja was ſonſt? Ich hab' doch nicht nöthig, dich zum Dollmetſcher zu gebrauchen?

Traugott. Dann macht der Meiſter ſich ſelbſt zum Narren und das iſt ſchlimmer als wenn ich es thäte.

Corſitz. Ich haue dem Burſchen, glaub' ich, den Kopf auf einmal in Stücke, er macht mich ganz toll.

(Zieht ihn bei den Haaren.)

Traugott. Au au au! — Aber wenn er mich nun fragt, was der Meiſter mit ihm ſprechen will, ſoll ich dann da ſtehen wie ein dummer Hund und nicht zu antworten wiſſen?

Corſitz. Wenn du ihm ſagſt, daß ich etwas ſehr Wichtiges mit ihm zu ſprechen habe, ſo iſt das genug.

Traugott. Ja nun verſteh' ich erſt, was der Meiſter meint, von der Hahnreiſchaft ſag' ich kein Wort.

Corſitz. Der Bengel iſt heut' verhext!

Traugott. Und wenn er mich tauſendmal fragt, was es denn gibt, ſo werd' ich nichts anders antworten, als daß der Meiſter ihm wol ſchon noch ſelbſt von dem Kerl erzählen wird, der unter dem Tiſch gelegen hat.

Corſitz. Nichts ſollſt du ſagen, du Vieh, als daß ich mit ihm ſprechen will.

Traugott. Ja ja, es iſt ſchon gut. (Geht ab.)

Corſitz. Ich kann dem Burſchen ſein Weſen nicht begreifen; wär' er nicht ſo treu, wie er iſt, ich hätt' ihn längſt zum Hauſe hinausgejagt; ob das Bosheit oder Dummheit iſt, ich weiß es nicht.

Traugott (kommt wieder zurück). Meiſter, eben wie ich da an die freie Luft komme, krieg' ich einen Einfall. Nämlich wenn Monſieur Gotthard mich ausfragt, ſo will ich ihm blos ſagen, eine Madame, die heut zum Wochenbeſuch dageweſen, hätt' uns verteufelte Streiche erzählt von der Meiſterin.

Corſitz. Und wie ich dich da eben aus der freien Luft wieder herauskommen ſeh', krieg' ich den Einfall, dir Arme und Beine in Stücke zu ſchlagen!

(Er läuft ihm nach.)

Dritte Scene.

Corfitz kommt wieder hereingelaufen, wirft die Mütze ab und ſetzt ſich die Perücke auf. **Ein Offizier.** Nachher **Chriſtopher Eiſenfreſſer.** Später **ein Mädchen.**

Corfitz. Element, das war ein großes Unglück, ich vergeſſe einen Verdruß über den andern! Hier kommt ein Cavalier, der bei dem Kinde Gevatter geſtanden hat; bei dem Kerl iſt's mit Einer Flaſche Wein nicht abgethan. Hätt' er mich nicht geſehen, ſo hätt' ich mich können verläugnen laſſen; denn nie konnte er mir zu einer ungelegeneren Stunde kommen als jetzt, wo ich den Kopf voll Sorgen habe und mich mit Monſieur Gotthard beſprechen will. Nicht genug bei ſolcher Wochenſtube, daß man ſich mit den Frauenzimmern plagen muß, ſo kriegt man nun auch noch allerwelt Mannsvolk auf den Hals und dabei iſt mir jede Gratulation, die mir Einer abſtattet, ein Meſſerſtich ins Herz.

(Ein Offizier kommt, ſingt ein deutſches Lied, wird Corfitz gewahr, umarmt und küßt ihn.)

Der Offizier. Ach mein lieber Herr Corfitz, ſeid nicht böſe, daß ich habe ſo lange auf mich warten laſſen!

Corfitz. Nein, nicht im Geringſten, mein Herr.

Der Offizier. Ja, ich merke Euch doch recht gut an, daß Ihr heut etwas verdrießlich ſeid.

Corfitz. Aber wahrhaftig nicht darum, daß mein Herr nicht geſtern gekommen iſt (leiſe): denn mir wär' es recht, du wärſt gar nicht gekommen.

Der Offizier. Mannsleute richten ſich nicht ſo genau nach der Mode wie Frauenzimmer. Ei, Herr Corfitz, nehmt Euch das nicht weiter zu Herzen, ich werde das wieder gut machen und jeden Tag herkommen, ſo lange Eure Frau Wochen liegt.

Corfitz. Ei, mache der Herr ſich doch keine Ungelegenheit, ſo etwas wieder gut zu machen, ich kann einen Eid darauf ablegen, daß ich in der That nicht böſe bin, weil Er geſtern nicht gekommen.

Der Offizier. Ich konnte wahrhaftig nicht kommen; will Er es mir nun glauben?

Corfitz. Ich glaub' es, ich glaub' es ja, Herr!

Der Offizier. Ich war pardi anderwärts engraſſirt.

Corfitz. Will Er durchaus, daß ich Ihm ſchwören ſoll, daß ich Ihm nicht böſe bin, weil Er geſtern fortblieb? (leiſe) ſondern vielmehr deshalb, daß du heute nicht ebenfalls fortgeblieben biſt.

Der Offizier. Ich hatte geſtern Nachmittag eine kleine Affaire mit einem fremden Offizier, den ich bei der Vogelſtange, unter uns geſagt, todt geſtochen habe. Wir kamen in Diſput und mußten deßwegen hinaus nach der Vogelſtange, wo ich nahe daran war, meinen Gegenpart niederzuſtechen; die Spitze meines Degens war keinen Finger breit mehr von ſeinem Herzen.

Corfitz. Mich dünkt, vorhin hätt' Er geſagt, Er hätte ihn ſchon todt geſtochen?

Der Offizier. Hab' ich geſagt, ich habe ihn todtgeſtochen, ſo hab' ich ihn auch todtgeſtochen. Erſt ſtieß er eine Seconde, welche ich parirte und ihm dafür eine Terz wiedergab (ſtößt nach Corfitz), nachher ſtieß er nochmals eine Seconde und ich gab ihm eins über den Arm. (Stößt Corfitz nieder.)

Corfitz. Mein Herr beliebe ſeine Kunſt an Andern zu exerciren, ich kann heutzutage nicht viel Stöße mehr aushalten.

Der Offizier (umarmt ihn). Ach mein lieber Herr Corfitz, ich bitte um Permiſſion, ich dachte nicht, daß ich ſo hart ſtieße.

Corfitz. Und ich noch minder.

Der Offizier. Er ſieht mir aber nicht ſo vergnügt aus, wie Er doch ſein ſollte, Herr Corfitz.

Corfitz. Mich plagt mitunter, mit Permiſſion zu ſagen, die Kolik, wohlgeborner Herr.

Der Offizier. Nichts weiter? Dagegen weiß ich ein vortreffliches Mittel: Ihr müßt nur ein paar von Euren alten Bouteillen die Hälſe brechen, die Ihr im Keller habt; nichts beſſer gegen die Kolik als ein guter alter Rheinwein. Laßt uns ein paar Bouteillen holen, ich will Euer Doctor ſein.

Corfitz. Wein iſt mir jetzt wahrhaftig nicht dienlich.

Der Offizier. Wie ich nun ſage, es iſt das einzige Mittel gegen Kolik. Auch habe ich ſelber Luſt zu einem Glaſe.

Corfitz. Der Wein ſollte gern zu Dienſten ſtehen, wenn nur Jemand bei der Hand wäre; aber Mägde und Burſche ſind alle in der Stadt.

Der Offizier. Da wird mein Kerl Ihm gern behülflich ſein und ein paar Bouteillen aus dem Keller holen.

Corſitz. Aber, wohlgeborner Herr —

Der Offizier. Ei, sans facon, Herr Corſitz, das iſt ja weiter keine Mühe. — Chriſtopher Eiſenfreſſer!

Chriſtopher (mit einem großen Knebelbart). Herr!

Der Offizier. Du ſollſt mal für Herrn Corſitz in den Keller gehen und uns ein paar Bouteillen Wein heraufholen.

Chriſtopher. Das thu' ich mit Plaiſir.

Corſitz (leiſe). Ja, das glaub' ich ſchon, aber mein Keller ſteht nicht offen für Eiſenfreſſer und Gaudiebe.

Der Offizier. Herr Corſitz ſchenkt dir auch was für deine Mühe.

Corſitz (leiſe). Das thut nicht Noth: denn wenn ich Herrn Eiſenfreſſer recht kenne, ſo wird er ſich ſchon ſelber was ſchenken, wenn er in den Keller kommt.

Der Offizier. Gebt ihm nur den Kellerſchlüſſel, Herr Corſitz, sans facon.

Corſitz (leiſe). Ja, einen Strick will ich ihm geben, damit er ſich aufhängt (laut). Es iſt doch wol nicht nöthig, glaub' ich, jetzt fällt mir ein, daß eins von den Mädchen doch zu Hauſe iſt. Marthe! Marthe! (Marthe kommt.) Höre, Marthe, geh' mal 'runter in den Keller und hol' uns ein paar Bouteillen Wein.

(Marthe ab.)

Der Offizier. Wir wollen uns ſo lange hier an den Tiſch ſetzen. Ihr ſeid ein glücklicher Mann, Herr Corſitz, daß Ihr noch in Euren alten Tagen einen Leibeserben gekriegt habt. — Aber es iſt ja wahr, nicht Ihr habt das Kind gekriegt, ſondern Eure Frau.

Corſitz (leiſe). Ich fürchte, das trifft nahe zur Wahrheit.

Der Offizier. Ich darf mich nicht in die Wochenſtube wagen, ich fürchte, ich könnte meinen Hut verlieren.

Corſitz (leiſe). Na und mir wär's recht, wenn meinen Hut der Teufel geholt hätte.

Der Offizier. Ei, Er iſt ſo traurig, Herr Corſitz, Er müßte ja vor Freuden über Tiſch und Bänke ſpringen.

Corſitz (leiſe). Wenn ich an den denke, der unter dem Tiſch lag, ſo hab' ich wenig Luſt, noch oben drauf zu ſpringen.

Der Offizier. Was ſagt mein Herr Corſitz?

Corſitz. Ich ſage, das Mädchen mit dem Wein bleibt lange.

Der Offizier. Sieh da iſt ſie ſchon mit Wein und Gläſern.

(Marthe bringt Wein; er ſchenkt ein und koſtet den Wein.)

Bon, bon! Auf der Frau Liebſten Wohl! Und daß ſie in ein paar Monaten wieder einen andern lieben Erben kriegt!

Corſitz. Er hält meine Frau wol für eine Monatstaube, wohlgeborner Herr? — Aber ſieh, kommt da nicht mein Nachbar Jens Oelſen? Na der iſt gut im Thran.

Der Offizier. Er ſollte Jens Bierſen heißen. [16] Denn das iſt ein geſunder Rauſch.

Vierte Scene.

Corſitz. Der Offizier. Jens Oelſen taumelnd

Corſitz. Wo biſt du denn geweſen, Schwager? Du biſt ſchön im Thran.

Jens Oelſen. Ich bin beſoſſen wie 'n Vieh.

Corſitz. Setz' dich nieder und erhol' dich.

Jens Oelſen (ſetzt ſich) Laß mir mal Thee machen, ich bin ſo dur . . . . ſtig. Wo iſt deine Frau? Laß ſie mal rein . . . . kommen.

Corſitz. Ei Thorheit, iſt meine Frau denn jetzt in der Verfaſſung hereinzukommen?

Jens Oelſen. Das iſt auch wahr, Schwager, du haſt Recht und ich habe Unrecht: denn ich bin beſoſſen. — Thee! Thee!

Corſitz. Na, wart' nur ein bischen, bis das Mädchen kommt.

Jens Oelſen. Weißt du was, Schwager? In der Stadt ſagen ſie, hol' mich der Satan, deine Frau wäre nicht Vater zu dem Kind.

Der Offizier. Haha!

Jens Oelſen. Wer iſt da? Sieh da, Sein Diener, Monſieur — denn ſie meinen, daß ſo ein alter Mann von ſiebzig Jahren, wie du biſt, nicht mehr . . . . .

Der Offizier. Ei, Monſieur, laßt doch ſolche verfluchten Redensarten.

Jens Oelſen. Wer iſt da? Sieh da, Sein Diener, Monſieur.

Corfitz. Was für Thee willſt du denn haben, Schwager?

Jens Oelſen. Ich will grü .... nen Thee haben, das hei .... ßt Thee de Boeuf. Denn ſie ſagen, lieber Schwager, ſo ein alter Mann von ſiebzig Jahren, wie du biſt, der kann nicht mehr ....

Der Offizier. Ich kann nicht begreifen, Monſieur, wie Ihr Euch unterſtehen könnt, hier ſolch Geſchwätz vorzubringen.

Jens Oelſen. Wer iſt da? Sieh da, Sein Diener, Monſieur. Denn ſie ſagen, ein Mann von ſiebzig Jahren ..... Aber ich will dir was ſagen, lieber Schwager —

(Der Offizier wendet ſich ab.)

Jens Oelſen. Na da iſt ja ſchon der Thee (er trinkt dem Offizier das Glas aus). Ah, das thut gut, ja das war Thee de Boeuf —

Der Offizier (dreht ſich um und gibt ihm einen Naſenſtüber). Und das war ein Compliment de Boeuf, Monſieur! Andrer Leute Glas auszutrinken!

(Der Bürger reißt ihm die Perücke ab; Corfitz beſänftigt ſie. Der Offizier ruft nach Eiſenfreſſer; Eiſenfreſſer haut die beiden Bürger nieder; Jens Oelſen läuft fort, der Offizier verfolgt ihn; Corfitz verkriecht ſich unter dem Tiſch und Eiſenfreſſer geht mit den Bouteillen ab.)

Fünfte Scene.

Gotthard. Traugott. Corfitz.

Traugott. Hier iſt wol Beſuch geweſen, da ſtehen ja Gläſer auf dem Tiſch?

Gotthard. Ja hier iſt wol jetzt immer Beſuch, vom Morgen bis zum Abend.

Corfitz (den Kopf hervorſtreckend). Traugott, ſind ſie ſchon fort?

Traugott. Hier iſt Niemand als Monſieur Gotthard, den ja der Meiſter hat kommen laſſen.

Corfitz (kommt hervor). Iſt Chriſtopher Eiſenfreſſer auch fort?

Traugott. Ich habe weder Chriſtopher Eiſenfreſſer geſehen noch ....

Gotthard. Wie ging denn das zu, Monſieur Corfitz? Warum kriecht Er denn unter den Tiſch?

Corſitz. Hauptſächlich aus Furcht vor Monſieur Eiſenfreſſer; Ihr müßt wiſſen, Monſieur, hier in meinem Hauſe wäre beinahe ein Mord geſchehen —

Gotthard. Weswegen denn?

Corſitz. Weswegen? Wegen unſern verfluchten Moden, daß wir das Haus voll Leute haben müſſen, jedesmal wie ein Kind zur Welt kommt. Ihr habt ja ſelbſt geſehen, Monſieur, wie das in dieſen Tagen in meiner Frau ihrer Stube zugegangen iſt.

Gotthard. Ich habe Eure Frau wahrhaftig nicht geſehen, ich weiß nicht wie lange.

Corſitz. Stellt Euch nur nicht ſo fromm an, Monſieur, ich weiß das beſſer.

Gotthard. Das ſind dunkle Worte für mich.

Corſitz. Wollt Ihr mit Güte bekennen, ſo will ich Euch pardonniren, wo nicht, ſo ſollt Ihr exemplariter beſtraft werden.

Gotthard. Monſieur, ich glaube der Spektakel hier hat Euch ſo verwirrt im Kopf gemacht, daß Ihr nicht wißt, was Ihr redet.

Corſitz. Ihr ſollt ſchon noch erfahren, daß ich weiß, was ich ſage.

Gotthard. Was Henker heißt das? Was hab' ich begangen? Was wollt Ihr von mir?

Corſitz. Ihr ſollt ſchon erfahren, daß es noch Geſetz und Recht im Lande gibt.

Gotthard. Das weiß ich ganz wol: aber was Ungeſetzliches hab' ich denn begangen?

Corſitz. Hab' ich das Geſetz recht im Kopfe, ſo dürftet Ihr am Leben beſtraft werden für Eure Thaten.

Gotthard. Das ſpricht ein Verrückter!

Corſitz. Ja in einen Sack geſteckt und erſäuft werden.

Gotthard. Erſt beweiſt mir etwas, Monſieur, dann wird es für mich noch Zeit genug ſein, mich zu vertheidigen.

Corſitz. Noch vor Abend werd' ich Alles bewieſen haben, was ich ſage.

Traugott. Da klopft's wieder. (Läuft zur Thür und kommt wieder zurück.) Der ganze Gang iſt voll fremder Leute, vermuthlich wollen ſie dem Meiſter gratuliren.

Corſitz. Daß ſie das Donnerwetter mit ihren Gratulationen!

Hier, Monſieur Gotthard mag die Glückwünſche annehmen, der hat mehr Theil daran als ich. Uebrigens kannſt du ſagen, ich wäre nicht zu Hauſe. (Ab. Traugott ebenfalls.)

Sechste Scene.

Gotthard allein

Was Henker iſt das für ein Abenteuer? Ich weiß nicht, ob ich wache oder träume. Ich habe ſeine Frau in der Muſik informirt, bevor ſie verheirathet war, und ſeit ſie den Mann gekriegt hat, bin ich zwei oder dreimal im Hauſe geweſen und dafür ſoll ich nun in einen Sack geſteckt und erſäuft werden? Wüßt' ich, daß ich nur ein unziemliches Wort zu ihr geredet, ſo wollt' ich mich nicht ärgern. Am meiſten leid thut es mir um die arme junge Frau daß ſie ſo unſchuldig in Verdacht kommt: denn nie hab' ich etwas an ihr geſehen, was nicht anſtändig und ſchicklich wäre. Aber da kommt der Burſche wieder, den muß ich doch mal ausfragen (Traugott kommt zurück). Hör', Traugott, träum' ich oder wach' ich? Iſt das deines Meiſters Haus, in das ich gekommen bin oder nicht? Hör' ich recht oder nicht? Seh' ich recht oder bin ich blind?

Traugott. Ja, jetzt ſieht Er noch recht, Monſieur, aber auf den Abend, wer weiß, da werdet Ihr wol nur noch auf einem Auge ſehen.[17] Da klopft es ſchon wieder! (Läuft zur Thür.) Ihr guten Leute, mein Meiſter ſagt, er wäre nicht zu Hauſe (kommt wieder zurück). Unſer Haus iſt in dieſen Tagen wie eine belagerte Stadt; nun hab' ich ſchon zwei Stürme abgeſchlagen, aber dabei wird's noch nicht bleiben.

Gotthard. Was willſt du damit ſagen, Traugott, daß ich heute Abend nur noch mit einem Auge ſehen werde?

Traugott. Ich will wünſchen, Monſieur, daß es nicht noch ſchlimmer kommt und daß Ihr nicht noch alle beide einbüßt.

Gotthard. Zu dieſem allem kann ich meiner Treu' nichts thun als lachen, das iſt eine reine Komödie.

Traugott. Nein, Monſieur, eine Tragödie wird das werden; denn ſeine Augen einzubüßen, da hört das Lachen auf.

Gotthard. Was iſt das denn nur?

Traugott. Ich werd' es Euch gleich ſagen — da pocht's.

ich muß nur erſt an die Thür und den dritten Sturm abſchlagen. (Läuft an die Thür und ruft.) Mein Meiſter iſt nicht zu Hauſe in des Dreiteufels Namen! (Kommt zurück.) Hört, Monſieur, mein Meiſter hat Euch ſchon ſeit Langem mit ſeiner Frau im Verdacht; eine von den Madamen, die heute hier Viſite gemacht haben, behauptet, ſie hätte einen Kerl in der Wochenſtube verſteckt geſehen. Der Meiſter glaubt, daß Ihr das geweſen ſeid; da er aber keinen rechten Beweis hat, ſo beabſichtigt er ſelbigem Kerl durch die alte Gunild ein Auge ausſchlagen zu laſſen, und nachher, wenn der Kerl gezeichnet iſt, wird er ſein Recht ſchon verfolgen. Daher, wenn Ihr Eure Augen lieb habt, ſo bekennt bei Zeiten — aber da klopft es ſchon wieder! (Läuft zur Thür.)

Gotthard. Ha ha ha, ich kenne die alte Gunild, die ſoll ihm einen Poſſen ſpielen von meinetwegen; denn er verdient vor der ganzen Welt proſtituirt zu werden. Ich werde auch noch Andere anſtellen, ihn zu vexiren.

Traugott (kommt zurück). Ihr Hunde, wollt Ihr das Haus denn mit Gewalt ſtürmen?

Gotthard. Adieu, Traugott, wir ſehen einander bald wieder.

Traugott. Ja, aber blos mit einem Auge. (Beide ab.)

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Gotthard. Leonhard.

Gotthard. Was für verfluchte Geſchichten! Wie kann die Eiferſucht eines Menſchen Hirn nur ſo in Verwirrung ſetzen!

Leonhard. Was hat er denn in Abſicht?

Gotthard. Er hat im Sinne, erſtlich alte Hexen und Wahrſager zu conſultiren, die ihm ſagen ſollen, ob ſeine Frau ihm wirklich untreu geweſen, und ihm ihren Galan angeben, für den er nämlich mich hält. Gleich heut ſoll in ſeinem Hauſe eine Verſammlung von allerhand ſolchen Leuten gehalten werden, mit denen er ſich berathſchlagen will.

Leonhard. Aber was denkt er denn damit zu gewinnen?

Gotthard. Wenn er ſeiner Sache nur erſt gewiß iſt, will er einen Proceß gegen mich anſtellen.

Leonhard. Das iſt nicht möglich. Aber wo habt Ihr alle dieſe Umſtände zu wiſſen gekriegt?

Gotthard. Er hat ſich an eine alte Frau adreſſirt, die zu ſeinem Unglück mir ergebener iſt als ihm. Eben dies Weib, das er zu allen jenen angenehmen Leuten umherſchickt, hat mir den ganzen Handel offenbart und ich habe mit ihr überlegt, wie wir ihm unterſchiedliche Poſſen ſpielen wollen; denn mich auf eine andere Art an dem Narren zu rächen, hab' ich keine Luſt.

Leonhard. Wie denn?

Gotthard. Kennt Ihr nicht den Oldfuchs?

Leonhard. Ja wol, den Poſſenmacher; iſt er noch in der Stadt?

Gotthard. Er ſoll mir zur Hand gehen und alle dieſe Perſonen agiren; auch bringt er ſich noch verſchiedene von ſeinen Freunden zum Beiſtand mit, die eben ſolche durchtriebene Schelme ſind, wie er ſelbſt. Euch hab' ich hieher mitgenommen, damit Ihr das Vergnügen mit mir theilt, dieſe Hiſtorien verſteckter Weiſe mit anzuſehen. Aber da ſeh' ich ihn kommen; laß uns ſchnell bei Seite, es wird gleich angehen. Denn Oldfuchs trödelt nicht lange, er wird ſeine Rolle gleich zu ſpielen anfangen, ſowie er Herrn Corfitz herauskommen ſieht. (Beide ab.)

Zweite Scene.

Corfitz. Traugott. Oldfuchs als Chiromanticus

Corfitz (allein). Ich muß zu Mitteln greifen, an die ich früher nicht gedacht habe. Freilich weiß ich, daß es ſündlich iſt, ſolche Mittel zu gebrauchen. Allein ehe ich das ungerächt laſſe, will ich lieber ſterben. Ich kenne den recht gut, der mir den Schimpf angethan hat, aber ich kann es ihm nur nicht beweiſen. Madame Maren, die eine Menge Leute kennt, welche verborgene Dinge zu entdecken wiſſen, hat mir ſchon einige hieher beſtellt .... Aber was willſt du, Traugott?

Traugott. Da iſt Einer, der nennt ſich Kilian Maticus, der ſagt, der Meiſter hätte nach ihm geſchickt.

Corſitz. Das iſt ein Chiromanticus, der den Leuten aus den Händen lieſt; er ſoll nur herein kommen. — Sein Diener, Herr Doctor! Ich wollte Ihn gern in etwas um Rath fragen.

Chiromanticus. Iſt das in Mathesi inferiori, superiori, chiromantia, necromantia, arte onirocritia, talismanica, magia naturali sive diabolica, das iſt mir Alles eins; ich bin der Kerl, der Euch dafür gut iſt, ſowohl für das Eine wie für das Andere.

Corſitz. Nein, Herr, mir thut was Anderes noth.

Chiromanticus. Wenn Euch was Anderes noth thut, ſo müßt Ihr beim Doctor gehen.

Corſitz. Nein, Herr, mein Leib iſt wol gut im Stande, aber ich bin krank an der Seele.

Chiromanticus. Apropos, Ihr ſprecht von der Seele? Was iſt die Seele? Detur definitio animæ, ut audiam, quam hypothesin sequeris, an Moschi et qui eum sequuntur, Democriti, Epicuri, Lucretii, an Platonis, an Aristotelis, an ....

Corſitz. Ja das mögt Ihr mit Euch ſelbſt abmachen.

Chiromanticus. An Peripateticus es, an Scepticus, an Stoicus, an ....

Corſitz. Ich verſtehe nicht, was Ihr ſagt, ich bin ein unſtudirter Mann.

Chiromanticus. Sagt mir denn auf Däniſch: was iſt Eure Meinung von der Seele?

Corſitz. Mein Herr, das iſt eine ganz dunkle Sache für mich.

Chiromanticus. Ha ha, Ihr ſeid ein Scepticus, Ihr habt Euch der allerverwerflichſten Secte, angeſchloſſen; Alles bezweifeln, das iſt ja der gerade Weg zur Atheiſterei. Ich erkühne mich, Euch in's offene Angeſicht zu ſagen, daß Pyrrhus als welcher der Autor dieſer Secte ein Schlingel war, ein Vieh, ein Flegel, ein Laie, ein Thor, ein Narr, ein Speckfreſſer —

Corſitz. Mein Herr, ich verſtehe nicht, was Ihr meint.

Chiromanticus. Ja, aber ich verſtehe, ich habe gewiſſe

Principia, denen ich ſolge. Ich bin ein Stoicus; wollte Gott, Ihr wärt das auch, ſo ſtünde es beſſer um Euch und um Euer Haus.

Corſitz. Mein Herr, ich bin ein ehrlicher Mann und ein guter Chriſt, das iſt mir gerade genug.

Chiromanticus. Wie könnt Ihr ein Chriſt und ein Scepticus zugleich ſein? Ich muß den Kerl nur ein bischen genauer examiniren; quot sunt Elementa? Wie viel Elemente gibt es nach Eurem Dafürhalten?

Corſitz. Na, das weiß ich auch noch, ohne ſtudirt zu haben; Elemente gibt es vier: Feuer, Waſſer, Luft —

Chiromanticus. Nun, wo bleibt das vierte Element, das iſt ja das, worauf Ihr ſteht?

Traugott. Ich, mein Herr Doctor, ich weiß ſie alle vier: Feuer, Waſſer, Luft und meine Schuhe, denn da ſteh' ich drauf.[18]

Chiromanticus. Du biſt ein Ignerant, laß mich mit deinem Herrn ſprechen.

Corſitz (leiſe). Der Kerl iſt toll; eh' ich eins von meinen Kindern ſtudiren ließe,[19] wollt' ich ihm lieber den Hals umdrehen. (Laut.) Herr Doctor, erlaubt mir doch nur drei bis vier Worte zu ſagen.

Chiromanticus. Herzlich gern, aber mit der Condition, daß Ihr ſie vorbringt methodice, in forma syllogismi.

Corſitz. Es geht mir was im Kopf herum, ich zweifle an meiner Frau ihrer Treue.

Chiromanticus. Ha ha ha, purus putus scepticismus. Er zweifelt an Allem; Atheiſten müſſen aus dem Lande gepeitſcht werden. Ihr ſolltet nur Stoicus ſein wie ich, ſo zweifeltet Ihr weder an Eurer Frau noch an ſonſt was.

Traugott (leiſe). Na ich bin ein Schoicus, ich habe geſagt, das vierte Element wären meine Schuhe.

Corſitz. Monſieur, mit Eurem verfluchten Gewäſch macht Ihr mich toll; juſt weil ich Zweifel habe, darum frag' ich Euch ja um Rath, damit Ihr ſie mir löſt.

Chiromanticus. Gut, gut, will Er ſich nur bedeuten laſſen, ſo will ich Ihn ſchon noch bekehren. Was will Er denn von mir? Iſt das was von natürlichen Sachen?

Corſitz. Ja, nur zu natürlich.

Chiromanticus. Iſt das in Physica coelesti oder terrestri, im Himmel oder auf Erden?

Corfitz. Es iſt in meinem eigenen Hauſe, da muß es ja wol auf Erden ſein.

Chiromanticus. Bene, ſo bleiben wir alſo auf Erden. Ihr wollt vielleicht etwas wiſſen de fontium origine, de fluviorum incrementis et decrementis, de Oceani qualitate, terrae magnitudine oder etwas in Philosophiae occulta?

Corfitz. Ich verſtehe in des Dreiteufelsnamen nichts von Allem, was Ihr ſagt; ſprecht däniſch.

Chiromanticus. Ich frage, ob Ihr etwas von heimlichen Angelegenheiten wiſſen wollt?

Corfitz. Ja freilich, das iſt eine heimliche Angelegenheit.

Chiromanticus. Gut, ſo betrifft das wol Kraft und Wirkung des Magneten?

Corfitz. Nein, nein: ich will wiſſen, ob meine Frau mir treu iſt oder nicht.

Chiromanticus. Ha ha, nun verſteh' ich, zeigt Eure Hand her. Hört, Monſieur: ich ſehe, wenn Ihr kein Hahnrei ſeid, ſo verdientet Ihr doch einer zu werden. (Ab.)

Traugott. Iſt das nun nicht, wie ich ſage, Meiſter? Je mehr man an ſo etwas rührt, je ärger ſtinkt es. Darum ſcheint mir am beſten, der Meiſter gibt ſich hübſch zur Ruhe; Er erreicht doch nichts Anderes damit, als daß Er in der Leute Mäuler umhergetragen wird.

Corfitz. Halt das Maul! Fühlteſt du in deinem Herzen, was ich fühle, ſo ſprächſt du anders, als du thuſt; mein Blut iſt ſo in Aufregung, daß ich nicht zur Ruhe kommen kann, bis ich Gewißheit darüber habe. Und wenn die Gelehrten mir die nicht geben wollen, ſo ſollen Wahrſagerinnen .... Ach Himmel, muß ich zu ſolchen Mitteln greifen, die ich früher ſelbſt ſo verdammt habe?! Aber was thut nicht die Angſt? Was thun nicht die Leidenſchaften? Was thut nicht die Eiferſucht? Erſt muß ich Gewißheit haben, nachher kann ich mich bewaffnen mit Geſetz und Recht, und hilft auch das nicht, ſo pack' ich meine Sachen zuſammen und reiſe fort, dann mag ſie ſich ſo viele junge Kerle kommen laſſen, als ſie Luſt hat. Aber da ſehe ich die Wahrſagerin. (Traugott läuft fort.)

Dritte Scene.

Corfitz. Gunild.

Corfitz. Hör', meine liebe Gunild, ich habe dich hieher bemüht, weil ich von dir etwas erfahren will, was mir auf dem Herzen liegt.

Gunild. Was iſt dein Begehren? Willſt du, daß ich Einem ein Auge ausſchlagen ſoll, ſo koſtet das ſechs Schillinge; ich habe niedrige Preiſe, aber deſto mehr Kundſchaft.

Corfitz. Nein, Gunild, ich habe meine Frau im Verdacht wegen Untreue, durch dich will ich zu wiſſen kriegen, wie das zuſammenhängt.

Gunild. Biſt du etwa bange, du biſt Hahnrei? Laß mich dir mal ins Geſicht ſehen. — Ja, Gevatter, du ſiehſt nach allerlei aus. Na du ſollſt es gleich erfahren. Setz' dich mal hier auf den Stuhl und nimm deinen Hut ab.

(Er ſetzt ſich und ſie fängt an ihn zu ſtreichen, jetzt an den Armen, jetzt auf dem Rücken, jetzt im Geſicht und zuletzt ſetzt ſie ihm ein Geſtell auf den Kopf mit zwei Hörnern.)

Nun haltet Euch ruhig, Gevatter, bis ich wiederkomme: denn ich muß erſt gehen und mich ein bischen mit meinem Kater beſprechen.

(Geht ab.)

Ein Mädchen (kommt herein). Wenn der Meiſter jetzt ein bischen hereinkommen will, nun iſt die Madame allein — ah — ah — ah — was ſeh' ich!

Ein zweites Mädchen. Was iſt denn das für ein Geſchrei? — Ah — ah — ah — was ſeh' ich! (Laufen beide fort.)

Corfitz. Na die Dummköpfe, glaub' ich, reitet der Teufel; haben ſie denn ein Geſpenſt geſehen oder einen Geiſt? Ich weiß ja doch, daß ich kein Popanz bin, die Leute zu ſchrecken. Vermuthlich hat die alte Gunild mit ihren Künſten Allen im Hauſe einen Schrecken eingejagt; das iſt Euch recht, meiner Treu', Ihr Menſcher, das alte Weib kann doch mehr als ein Vaterunſer. Aber wo ſie nur ſo lange bleibt? Es ſollte mir doch eine Freude ſein, wenn ich Rache nehmen könnte an meiner Frau und meinen untreuen Dienſtleuten. Ha ha ha, der Anfang iſt nicht übel.

(Traugott kommt herein.)

Nun, Meiſter, kam das Weib — ah — ah — ah — (er bekreuzigt ſich, fällt auf die Kniee und lieſt laut Dedikation und Titel aus einem Geſangbuch.) [20] „Geiſtliche Lieder zum Troſt und Erbauung abgefaßt, gedruckt in Kopenhagen bei Mathias Gedecke und zu kaufen bei eben demſelben ....“

Corfitz (ſteht auf). Was Henker ficht den Jungen an?

Traugott. Ah — ah — ah —! (Weiter leſend.) „Ehrenfeſter und wolwürdiger Peter Kramm, Reichsadmiral, mein hochgünſtigſter Patron und Gönner.“

Corfitz. Biſt du verrückt, Junge?

Traugott. Ah — ah —! „Ich unterſtehe mich, hochgünſtigſter Herr, euch dieſe Schrift zu dediciren ....“

Corfitz. Kennſt du denn deinen Meiſter nicht, Traugott? Was iſt denn los?

Traugott. Ach, Meiſter, ſeid Ihr das?! Ich dachte, das wäre der Leibhaftige!

Corfitz Wie ſo denn?

Traugott. Will der Meiſter die Güte haben und ſich mal hier in dem kleinen Spiegel ſehen?

Corfitz. Ach Himmel, wie hat das verhenkerte Weib mich zugerichtet und ſeinen Spott mit mir getrieben!

Traugott. Ja ja, Meiſter, darum laßt Euch nicht mehr ein mit Sterneguckern und Wahrſagerinnen, conſultirt lieber ehrliche Leute, die auf Erden zu Hauſe ſind; denn die Andern ſind entweder verrückt oder böswillig; oder laßt es überhaupt bleiben und gebt Euch zur Ruhe.

Corfitz. Nein, nein, ich gehe nicht zu Bett, bevor ich mit dieſer Angelegenheit nicht im Reinen bin; ich muß nun hin und mit einem Advocaten ſprechen.

Traugott. Laßt Euch nicht mit Advocaten ein, bevor Ihr andere vernünftige Leute um Rath gefragt habt, ob das eine Sache iſt, mit der Ihr bei Gericht durchkommt. Seht, da kommt ein gelehrter Mann, fragt den, wenn Ihr es für rathſam haltet. Denn die Advocaten rathen immer blos zu Proceſſen.

Vierte Scene.

Corfitz. Traugott. Ein Poet. Der Poet mit entblößtem Haupte geht auf und nieder.

Corfitz. Ach Herr Magiſter, ich wollte Euch gern wegen etwas um Rath fragen. (Der Poet gibt Corfitz eine Ohrfeige.) Weshalb ſchlagt Ihr mich?

Poet. Schlage da doch gleich der Teufel drein, nun bin ich richtig aus dem Concept! Laß ſehen:

Aurora öffnete ihr purpurfarbnes Thor —

Nun hab' ich darüber den Reim verloren, den ich auf der Zunge hatte.

Traugott. Kann der Herr Magiſter das nicht zum Exempel ſo machen?

Aurora öffnete ihr purpurfarbnes Thor
Und langt' zum Frühſtück ſich ein Butterbrod hervor.

Das fällt mir blos ſo in der Geſchwindigkeit ein, wiewohl ich noch nie einen Vers gemacht habe.

Poet. Wirklich nicht? Es ſcheint mir doch, aus dir könnte noch mal ein Poet werden. Wie heißt du?

Traugott. Ich heiße Traugott.

Poet. Das iſt in der Poeſie ein unglücklicher und ungereimter Name, da iſt kein einziges däniſches Wort, das ſich auf Traugott reimt — Hum, Traugott — Treugott —

Traugott. Traugott — Treugott — i poß Wetter, könnte man da nicht ſagen Sch . . . pott?[21]

Poet. Ha ha ha, der Burſche hat eine wunderbare Phantaſie.

Traugott (leiſe). Du magſt wol ſelbſt ein Phantaſt ſein.

Poet. Aber was wollt Ihr übrigens?

Corfitz. Ich wollte meinen Herrn wegen etwas um Rath fragen, bevor ich an die Advocaten ginge. Ich habe meine Frau in Verdacht wegen Untreue, ich kann ihr beweiſen, daß ſie einen jungen fremden Kerl bei ſich in der Schlafkammer verſteckt hat und nun möchte ich wiſſen, ob . . . .

Poet. Will Monſieur die Geſchichte in heroiſchen Verſen haben, ſo koſtet das acht Mark.

Corſitz. Ach mein Herr Magiſter, ſo mein' ich das nicht, ich will blos —

Poet. Aha, Monſieur, ich verſtehe ſchon, Ihr wollt das vermuthlich in ſapphiſchen Verſen haben: aber dann koſtet es das Doppelte.

Corſitz. Ich will überhaupt keinen Vers haben, Monſieur, ich will Ihn nur fragen . . . .

Poet. Solche Geſchichte, Monſieur, muß in Verſen ſein, in ungebundener Rede hört ſich das nach gar nichts an. Wie heißt Er denn übrigens, Monſieur?

Corſitz. Ich heiße Corſitz.

Poet. Ha ha ha!

Corſitz. Das iſt doch ein ehrlicher Name, ſo viel ich weiß.

Poet. Ha ha ha! Corſitz, auf Latein Cornificius! Ha ha ha, ich will meiner Treu' einen Vers umſonſt auf Ihn machen, blos wegen des Namens! (Geht ab.)

Corſitz. Nein, das iſt doch eine verfluchte Art von Leuten, ich will nichts mehr mit ihnen zu thun haben, ich proceſſire. Wäre doch nur der Advocat ſchon hier, den ich beſtellt habe!

Traugott. Hat der Meiſter einen Advocaten herbeſtellt?

Corſitz. Ja, ich habe nach ihm geſchickt.

Traugott. Aber Er hat ja keine Beweisſtücke?

Corſitz. Ich werde ſchon noch Beweiſe kriegen; die Frau, die ihrer Erzählung zufolge den Schnapphahn unter dem Tiſch geſehen hat, ſoll zugleich mit allen meinen Hausleuten citirt und ihr ein Eid aufgelegt werden.

Traugott. Sieh da kommt ein Advocat, ja ſogar zwei; alle Wetter, die ſcheinen guten Appetit zu haben.

Fünfte Scene.

Corſitz. Traugott. Zwei Advocaten.

Erſter Advocat. Die Rede, Herr Collega, die Ihr heut vor Gericht hieltet, die war gegen Euer eignes beſſres Wiſſen.

Zweiter Advocat. Ihr thut mir Unrecht; nie in meinem Leben hab' ich eine ungerechte Sache vertheidigt.

Erſter Advocat. Dann war wenigſtens dieſe ungerecht, die Ihr heut gegen mich geführt habt.

Zweiter Advocat. Aber wie könnt Ihr etwas als Beſitz rechnen, was nicht bonae fidei possessio iſt? Wo keine bonae fidei possessio iſt, da kann noch viel weniger praescriptio werden.

Erſter Advocat. Wer ſagt, daß das keine bonae fidei possessio?

Zweiter Advocat. Das ſag' ich, das ſagt Juſtinianus, das ſagt Molinäus, Cujacius, Grotius[22] und Andere.

Erſter Advocat. Meinetwegen kann das Alexander Magnus ſagen, ſo bleibt doch wahr, was ich ſage.

Zweiter Advocat. Was ſagt nicht Vasquius? Usucapio non habet locum inter duos diversorum regum ac popularum subditos.

Erſter Advocat. Ja, Vasquius, das iſt auch der richtige Kerl zum Citiren.

Zweiter Advocat. Was habt Ihr gegen Vasquius einzuwenden?

Traugott. Sie ſtreiten ſich um eine Waſchfrau, wie ich höre; ſie muß hübſch ſein, weil ſie ſo hitzig ſind.

Erſter Advocat. Ich habe nichts Anderes gegen ihn einzuwenden, als daß er ein Narr iſt.

Zweiter Advocat. Und von Euch, Monſieur, iſt es bekannt, daß Ihr ein Idiot ſeid.

(Sie kriegen ſich bei den Haaren.)

Traugott (bringt ſie auseinander und ſagt): Ei, Meſſieurs, das iſt ja eine Schande, daß ſolche gelehrte Leute, wie Ihr ſeid, ſich wegen einer Waſchfrau ſchlagen wollen! Aber Ihr kommt gerade recht, Ihr lieben Leute: mein Meiſter hat eine wichtige Sache, die er demjenigen von Euch anvertrauen will, welcher der beſte iſt.

Erſter Advocat (nimmt Gorriz auf die Seite). Monſieur, nehmt mich, ich habe dies Jahr ſchon über vierundzwanzig Sachen gewonnen, die kein Anderer hätte gewinnen können.

Zweiter Advocat (zieht ihn auf die andere Seite). Monſieur, nehmt lieber mich, der Andere iſt ein Laie, ich habe geſtern eine Sache gewonnen, von der alle Menſchen merken und fühlen konnten, daß ſie ungerecht war.

Erſter Advocat (zieht ihn wieder zu ſich). Monſieur, der Andere iſt nur ein Winkeladvocat, ich aber habe meine Jura vier Jahre zu Roſtock ſtudirt.

Zweiter Advocat. Monſieur, Eure Sache mag ſo toll ſein wie ſie will, ich werde ſie ſchon gewinnen als ein ehrlicher Mann.

Erſter Advocat. Nehmt Ihr mich nicht, ſo wird es Euch gereuen.

Zweiter Advocat. Monſieur, ich kann jede Sache verdrehen, die ich will, mit ſubtilen Diſtinctionen, und kann jedes Ding vertheidigen, was ich will, auf zweierlei Manieren.

Erſter Advocat. Monſieur, was die Formalitäten anbetrifft, bin ich der Stärkſte in der ganzen Stadt.

(Corfitz will ſich losmachen, ſie laufen ihm nach, zerren ihn ſechsmal Einer auf dieſe, der Andere auf die andere Seite und flüſtern ihm ins Ohr, bis er endlich um Hülfe ruft, worauf ein Offizier ihm zu Hülfe kommt und die Advocaten fortreibt.)

Sechste Scene.

Corfitz. Traugott. Der Offizier.

Corfitz. Ach mein Herr, ich bin Ihm höflich verbunden; wär' Er mir nicht zu Hülfe gekommen, ich hätte wirklich mein Leben eingebüßt.

Offizier. Das iſt mir jedesmal eine Freude, wenn ich wackern Leuten einen Dienſt erweiſen kann. Aber was hatten dieſe Advocaten denn mit Ihm auszufechten?

Traugott. Nun ſoll Einer noch ſehen, nun offenbart er dem ſeine Angelegenheit auch noch!

Corfitz. Mein Herr, ich bin ein ehrlicher Bürgersmann hieſiger Stadt, der manches Böſe in der Welt ausgeſtanden hat und ſich in alle Dinge ſchickte bis auf dieſe Stunde. Aber nun in meinem hohen Alter hab' ich ein Hauskreuz gekriegt, das mich ſo niederſchlägt, daß ich meines Lebens überdrüſſig bin. Kurz zu ſagen, ich hab' eine Frau, die fremden Göttern nachtrachtet, deshalb will ich einen Prozeß mit ihr führen, und zu dem Ende wollt' ich mich mit dieſen Advocaten berathen, die aber ſtatt mir ihren Rath zu ertheilen, auf einander losgingen wie die hungrigen Wölfe und ſich um mich zankten, nicht anders als um einen Raub oder eine Beute, die ihnen in die Hände gefallen.

Offizier. Seine Sorge thut mir leid. Aber vielleicht kann ich ſo gut rathen wie ein Anderer: denn ich habe mich viel um Geſetz und Recht bekümmert. Allein bevor ich die Sache weiter höre, muß Monſieur mir noch erſt wegen einiger Nebenumſtände Auskunft geben; wie alt iſt Monſieur?

Corſitz. Ich gehe in mein ſiebzigſtes Jahr.

Offizier. Wie lange iſt Er verheirathet?

Corſitz. Zwei Jahre.

Offizier. Wie alt iſt Seine Frau Liebſte?

Corſitz. Siebzehn Jahre.

Offizier. Iſt ſie hübſch?

Corſitz. Ja, das iſt ja eben das Unglück, mein Herr, ſie war eins der hübſcheſten Mädchen in der Stadt.

Offizier. Iſt Monſieur des Tages viel außer dem Hauſe, ſo daß ſie Gelegenheit hat, fremde Kerle zu ſich kommen zu laſſen?

Corſitz. Von Glock' zwei bis fünf des Nachmittags bin ich in Geſchäften aus und das iſt auch die Zeit, die ſie ſich zu ihren Galanterien muß ausgeſucht haben.

Offizier. Wo wohnt Monſieur?

Corſitz. Wir ſtehen vor dem Hauſe, wohlgeborner Herr.

Offizier. Gehorſamſter Diener, Monſieur, ich danke für gefälligen Nachweis.

(Macht ein tiefes Compliment und geht ab.)

Traugott. Haha, hab' ich das nicht gedacht? Seid Ihr nicht Hahnrei, ſo werdet Ihr es gewiß noch werden, und das dafür, daß Ihr den Mund nicht halten könnt. Wie er fragte, um welche Tageszeit der Meiſter auszugehen pflegte, da merkte ich gleich, wo er hinauswollte. Nu, die Sache macht ſich ja recht hübſch, nun geht ein ander mal wieder hin und vertraut jungen Offizieren Eure Geheimniſſe.

Corſitz. Höre, Traugott, ich will mit keinem Menſchen mehr davon reden, ſondern meine Sachen zuſammenpacken, in eine andere Stadt reiſen und ſie aufgeben. Der Einzige, mit dem ich noch ſprechen möchte, das iſt mein Nachbar Jeronimus: denn der iſt mein aufrichtiger Freund. Laß uns zu ihm gehen — aber ſieh, da kommt er gerade recht.

Siebente Scene.

Jeronimus. Traugott. Corfitz.

Jeronimus. Wie geht's Euch, Nachbar?

Corfitz. Nicht beſonders.

Jeronimus. Ihr verſpracht mir ja aber eben erſt, Euch die Grillen aus dem Kopf zu ſchlagen?

Corfitz. Die alten Grillen haben neue geheckt, die mich ganz in Verzweiflung gebracht haben, ſo daß Einer mein Leben für vier Schillinge kaufen könnte.

Jeronimus. Was iſt Euch denn widerfahren, ſeitdem wir davon ſprachen?

Corfitz. Eine fremde Frau, die gar kein Intereſſe haben könnte zu lügen, hat mir zugeſchworen, daß ſie heut in der Wochenſtube einen jungen Kerl verſteckt geſehen hat, und das hat mich in ſolche Unruhe verſetzt, daß ich herumgelaufen bin wie ein Verrückter von Einem zum Andern, um mehr Licht zu kriegen und mir Raths zu erholen, was ich dabei thun ſollte. Allein ich bin den allerverfluchteſten Leuten in der Stadt begegnet, die ſtatt mir Aufklärung und guten Rath zu geben, mich aus einem Halbverrückten zum Ganzverrückten gemacht haben.

Jeronimus. In ſolchen Fällen, Nachbar, iſt es das Beſte, zu ſchweigen. Denn man deckt nicht nur ſeine eigene Schande auf, ſondern man gewinnt auch nichts damit; es gehört ſchon was dazu, ſeine Frau einer Untreue zu überführen. Auch glaub' ich noch jetzt wie früher, daß Ihr Eurer Frau Unrecht thut.

Traugott. Nein, Monſieur Jeronimus, er thut ihr nicht Unrecht, ich weiß noch verſchiedene Nebenumſtände, welche die fremde Frau mir erzählt hat und die ich dem Meiſter nicht habe mittheilen wollen.

Corfitz. Was hat ſie dir denn geſagt?

Traugott. Sie hat mir geſchworen, ſie hätte einen jungen Kerl unter dem Tiſch liegen ſehen.

Corfitz. Unterm Tiſch?! Um welche Zeit war das denn?!

Traugott. Nachmittags drei Uhr.

Corfitz. Ach Himmel, was hör' ich, ich muß gleich hinein!

Jeronimus. Nur nicht zu haſtig, Nachbar.

Corfitz. Ihr verſteht mich nicht, Nachbar: ich will hinein und will auf die Kniee fallen vor meiner Frau und will ihr die Hände küſſen und ſie mit hellen Thränen um Verzeihung bitten. Denn juſt dies Letzte, was ihre Schuld am meiſten beweiſen ſoll, ſpricht ſie völlig frei. Ach, welch grober Irrthum! Ich muß dem Nachbar nur die ganze Geſchichte erzählen: heut nach dem Eſſen war ich bei meiner Frau in der Wochenſtube, indem ich mir keinen Beſuch mehr vermuthete. Aber juſt in dem Augenblick klopft' es an die Thür und da die Stube nämlich nur einen Ausgang hat und ich aus gewiſſen Gründen um die Zeit mich nicht wollte zu Hauſe finden laſſen, kroch ich unter den Tiſch, wo ich wider Verhoffen zwei Stunden liegen mußte, bis die Stube leer ward. Nun muß eine von den fremden Madamen mich geſehen haben und durch ihre falſche, wenn auch gut gemeinte Nachricht hat ſie den ganzen Spektakel hervorgerufen. Jetzt iſt mein einziger Kummer nur der, daß ich mich übereilt und meine unſchuldige Frau aus Unbedacht in böſen Ruf gebracht habe.

Jeronimus. Nachbar, gebt Euch zufrieden und danket Gott, daß Ihr Euch geirrt habt.

Seht einen Handel hier, der ſtellt Euch vor die Augen
Aufs Neu', wie ſelten doch Mißtrau'n und Argwohn taugen;
Denn hätt' Herr Corfitz gar ums Leben ſich gebracht,
Es wäre nur geſchehn, um was er ſelbſt erdacht.

Zu ſehen, wie ein Mann flieht vor dem eignen Schatten,
Es iſt der beſte Spaß, den wir ſeit Langem hatten;
Der Caſus iſt ſo rar, wie Jenes, der entſprang
Aus Bangniß vor ſich ſelbſt, lief und im Fluß ertrank.

Anmerkungen.

In dieſem Stück, das die umfaſſendſte und reichhaltigſte Sittenſchilderung iſt von allen, die Holberg in ſeinen Komödien gegeben, ſcheint uns die Kunſt des Dichters, außer in dem Corfitz und dem Traugott (Troels), welcher letztere ein wahres Muſter iſt von lehrjungenhafter Eulenſpiegelei, beſonders bewundernswerth in demjenigen Charakter, der ſcheinbar am wenigſten hervortritt: dem Charakter der jungen Frau. Solger freilich, der in einem an Tieck gerichteten Briefe von 1803 (vgl. Solgers nachgel. Schr., herausgegeben von L. Tieck u. F. von Raumer, I. 101) ſich ſehr enthuſiaſtiſch über Holberg überhaupt, ſowie namentlich über dies Stück äußert, findet einen beſondern Reiz deſſelben darin, daß „wir doch nicht vollkommen überzeugt werden, ob denn die Hahnreiſchaft des Hrn. Corfitz wirklich ſo ganz eingebildet war.“ Wir unſererſeits müſſen bekennen, daß wir dies für einen der gröbſten Irrthümer halten, in den ein Kritiker jemals verfallen, und daß die gänzliche Hohlheit der romantiſchen Aeſthetik ſich uns ſelten ſo deutlich offenbart hat wie in dieſer Aeußerung. Denn Solger lobt, rühmt und bewundert hier gerade das, was, wenn es wirklich ſo wäre, das Stück jedem unverbildeten Geſchmack und jedem reinen ſittlichen Gefühl unerträglich machen müßte. Der wirklich betrogene Ehemann iſt kein Gegenſtand der Komik mehr und wenn er es bei den Franzoſen, ſelbſt bei Molière dennoch ſo häufig ſein muß, ſo zeigt das nur aufs Neue, wie aufgelöſt und erſchüttert der ſittliche Boden der franzöſiſchen Geſellſchaft war und iſt und wie wenig daher auch die geſunde Frucht einer echten Komik (und alle echte Komik iſt geſund) darin gedeihen kann. In der That beweiſt Alles, was wir von der Wöchnerin ſehen und was wir über ſie hören, daß ſie eine durchaus reine, treue, zuverläſſige Frau; der ernſte bedächtige Nachbar, der leichtfertige, ſonſt mit allem ſeinen Spaß treibende Lehrburſche, ja der angebliche Liebhaber ſelbſt — alle ſprechen von ihr mit der größten Ehrerbietung und verſichern mehrfach, daß ſie dieſe Frau einer ſolchen That unfähig halten. Sie ſelbſt zeigt ſich in Worten und Handlungen einfach, natürlich, beſcheiden; ſie iſt heiter und unbefangen, mehr kindlich als zärtlich gegen ihren Mann, von deſſen unwürdigem Verdacht ſie keine Ahnung hat, ſelbſt wo er ihr denſelben ziemlich nahe legt. Sie iſt weder klatſchhaft, noch eitel, noch zänkiſch; die Klatſchereien und Wochengeſpräche der anderen Frauen ſind ihr unbehaglich und ſie erſucht ſie dieſelben abzubrechen und ſich von minder gehäſſigen Gegenſtänden zu unterhalten. Dabei fehlt es ihr keineswegs an Verſtand und Witim Gegentheil, ſie durchſchaut die Schwächen und Thorheiten der Andern raſch und mit vieler Schärfe und äußert ſich darüber in verſtändig ruhiger Weiſe. Dieſe klare, ruhige Verſtändigkeit iſt überhaupt der Grundzug ihres Charakters, es iſt eine praktiſche Natur, die ſich durch nichts aus dem Gleiſe bringen läßt, weder durch die thörichten Anmaßungen der Edeldame (in der man bereits die Grundzüge des Don Ranudo erblickt) noch durch die Laſt und Plage, die ſie ſelbſt auszuſtehen hat; ja während die Anderen in Streit gerathen über Himmelszeichen und böſe Vorbedeutungen, ſitzt ſie, ohne auf das Geſpräch zu achten, gemüthlich in ihrem Lehnſtuhl und denkt nach — was ſie wol eſſen möchte. Eine ſolche Frau und dazu ſiebzehn Jahre alt, in einfach bürgerlichen Verhältniſſen lebend, verirrt ſich nicht ſo leicht vom rechten Wege und iſt es daher auch keine Uebereilung des Dichters, ſondern vielmehr ein ganz richtiger Takt, daß er die Löſung des Knotens wiederum ſo raſch herbeiführt und uns nicht erſt lange mit Beweiſen einer Unſchuld aufhält, an der wir ſelbſt niemals gezweifelt haben. Solger freilich hat gezweifelt; wir unſerntheils jedoch vermögen in ſeinem Zweifel, wie geſagt, nur einen Hochverrath gegen die Kunſt ſelbſt ſowie gegen Holbergs treuen, ehrenfeſten Genius zu erblicken; wenn es Leuten, welche Holberg ſelbſt ſo wenig verſtanden und ihm ſo Falſches und Widerwärtiges andichteten, nicht gelungen iſt, ihn beim deutſchen Publikum populär zu machen, ſo iſt das nach ſolchen Erfahrungen allerdings ſehr natürlich.

Dagegen iſt einzuräumen, daß dem Dichter auch in dieſem Stücke wieder eines jener Flüchtigkeitsverſehen begegnet iſt, die bei ihm ſo häufig ſind und über die wir ſchon oben ſprachen. Nämlich die Einſicht, daß der angebliche Galan, der unter dem Tiſch verſteckt war, mit Herrn Corfitz eine und dieſelbe Perſon iſt, hätte letzterem billigerweiſe ſchon früher kommen müſſen als erſt am Schluß des Stückes, indem ja er ſelbſt dieſen Umſtand, daß er aus Angſt vor den Beſuchen unter den Tiſch gekrochen, bereits früher gegen Jeronimus und Traugott erwähnt hat: weshalb es auch wunderbar iſt, daß auch dieſe nicht gleich auf denſelben Einfall kommen. Bei der Eile, mit der er zu arbeiten pflegte, hatte der Dichter dieſen Umſtand offenbar ſelbſt wieder vergeſſen; auch läßt ſich dem Uebelſtand in der That mit wenigen Strichen abhelfen.

Zum erſten Act.

[1] daß die Dienſtboten noch die einzigen ſind (S. 474). Es verhält ſich nicht ganz ſo, wie Holberg es hier darſtellt, nämlich als ob es nur der Hochmuth der Vornehmen geweſen, was die Hochzeitgeſchenke bei ihnen außer Uebung gebracht. Vielmehr war durch eine Verordnung Chriſtians V. vom Jahre 1683 das Geben und Nehmen von Hochzeitgeſchenken außer bei Dienſtboten ausdrücklich unterſagt worden, ohne Zweifel um dem Luxus zu ſteuern, der damit getrieben wurde. Natürlich weiß der Dichter ſelbſt das ſehr gut und wenn er ſich hier anders anſtellt, ſo geſchieht das aus Schalkheit, ſeine Zuſchauer verſtanden ihn ohnedies.

[2] jeder Burſche auf Amag (S. 475). Bekanntlich liegt ein Theil von Kopenhagen ſelbſt auf der Inſel Amag oder Amager. Zu Holbergs Zeiten wurde

auf der genannten Inſel beſonders Gärtnerei und Gemüſebau getrieben; die Bewohner derſelben waren ein friſcher, derber Menſchenſchlag, auf den unſer Dichter häufig und mit Vorliebe anſpielt.

[3] auf den runden Thurm zu kommen (ebendaſ.). Es iſt derſelbe runde Thurm oder Thurm der Trinitatiskirche, von dem oben bei Gelegenheit des Jean de France die Rede war. Aus dieſer Stelle ſehen wir, daß der Zutritt zu demſelben ſchon zu Holbergs Zeiten gegen ein kleines Trinkgeld geſtattet war, was auch noch gegenwärtig der Fall iſt.

[4] der Cantor Gotthard (S. 478). In den älteſten Ausgaben findet ſich hier noch der charakteriſtiſche Zuſatz: „aus Deutſchland," dem Lande alſo, wo ſchon nach der damaligen Volksauffaſſung, welche Holberg theilt, alle Schwindler, Projectmacher und Taugenichtſe herkamen. In der Folge jedoch hat der Dichter ſelbſt dieſen Zuſatz wieder fallen laſſen.

[5] ich bin bange für meinen Hut (S. 480). Männern, die ſich in eine Wochenſtube wagten, wurde durch die Amme der Hut weggenommen und mußten ſie denſelben durch ein Geſchenk auslöſen ungefähr in der Art, wie es noch heute in Pommern — ob auch anderswo? — Sitte iſt, Männern, die unberufen in die Küche kommen, eine Schürze vorzubinden, von der ſie ſich ebenfalls durch ein Geſchenk löſen müſſen.

[6] die alte Anne, die das Kind geſtrichen hat (S. 485). Das Streichen heißt im Däniſchen eigentlich Meſſen, Maale; wie die Procedur (die übrigens auch noch jetzt in Norddeutſchland keineswegs aus der Uebung gekommen, beſonders bei kleinen Kindern) vor ſich geht, erſehen wir aus eben dieſem Stück, Act 5.

Zum zweiten Act.

[7] Abrascante (S. 491). Ein Stück des damaligen Frauenputzes, über das uns nichts Näheres bekannt iſt.

[8] wie das alte Sprichwort lautet (S. 497). Wie es lautet, erfahren wir nicht, da Elſe unterbrochen wird; doch war es vermuthlich ſo etwas wie unſer heutiges: „Je größer Stück, je größer Glück."

[9] Das iſt Balzers Toback (ebendaſ.). Ueber dieſe und die folgenden Tabacksſorten vermag der Ueberſetzer keine Auskunft zu geben; ohne Zweifel ſind darin Anſpielungen enthalten, die jedem der Zuſchauer verſtändlich und ergötzlich waren.

[10] doch wenigſtens dein Brod zuſammenſpinnen (S. 498). Es war alſo vermuthlich eine jener „Strumpfweiber," deren oben gedacht worden iſt.

[11] mit dem Schiff, das man dieſer Tage im Mond geſehen hat (S. 499). Daſſelbe Schiff kommt auch bereits im Peter Paars I, 4, vor.

[12] gerade über Roeskild (ebendaſ.). Roeskild iſt und war bekanntlich die Krönungsſtadt des däniſchen Reichs und mußte daher ein ſolches Himmelszeichen, das gerade über Roeskild ſtand, doppelt verhängnißvoll erſcheinen.

[13] Neunte Scene (S. 501). Dieſe Scene mit der Ergelſe, die nicht ſpricht, wird in den alten Ausgaben ausdrücklich als „Scena muta" bezeichnet; der Dichter ſelbſt that ſich, wie wir oben gehört haben, etwas darauf zu Gute.

Zum dritten Act.

[14] ja Sie ſpeiſt mit ihnen (S. 506). Was hier und in der gleich darauf folgenden Scene mit dem Kuchen nur angedeutet wird, das führte der Dichter dann im Don Ranudo in der unvergleichlichen Scene, wo das adelsſtolze Paar dem Bauer ſein Käſebrod wegißt, aufs Behaglichſte aus.

Zum vierten Act.

[15] bei der Vogelſtange (S. 524). Der Vogelſtangenplatz, der ſeinen Namen nach den daſelbſt abgehaltenen Vogelſchießen führte, lag außerhalb des Norderthors und wurde damals häufig zu Duellen benutzt. Ein anderer ebenfalls dazu beliebter Platz war das ſogenannte Grönland, zwiſchen der heutigen Citadelle, dem Oſterthor und den Neuen Buden, wo zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts die militäriſchen Executionen ſtattfanden; vgl. die Anmerkungen zu der Ausgabe der Holbergs-Geſellſchaft I, 310.

[16] Er ſollte Jens Bierſen heißen (S. 526). Hier war der Ueberſetzer zu einer kleinen Aenderung genöthigt; der betrunkene Schwager heißt nämlich im Däniſchen Jens Oelſen (von Oel, Bier), ſo daß alſo das Wortſpiel hier noch weit näher liegt. Oehlenſchläger nennt den Schwager Claas Wickopf, woraus er Bierkopf macht.

[17] da werdet Ihr wol nur noch auf einem Auge ſehen (S. 529). Das war eine Hauptkunſt der Wahrſager und Zauberer, daß ſie ſich darauf verſtanden, Einem durch magiſche Mittel, je nach Gelegenheit, ein oder auch beide Augen zu blenden. Dies Mittel will auch Corfitz gegen den vermeintlichen Verführer ſeiner Frau in Anwendung bringen laſſen, um ihn daran herausfinden zu können.

Zum fünften Act.

[18] denn da ſteh' ich drauf (S. 533). Dieſe berühmte und noch jetzt beliebte Geſchichte wurde zuerſt durch den bekannten Schupp (ſiehe Gervinus III, 271 fg.) in die Literatur eingeführt; ſie ſteht, wie Beve im Danſke Skueplads S. 281 anmerkt, im zweiten Theil ſeiner Sämmtlichen lehrreichen Schriften, Frankfurt a. M. 1701, S. 402.

[19] eins von meinen Kindern ſtudiren ließe (ebendaſ.). Wieder ein (ſoviel uns bekannt, bisher noch nicht bemerkter) Wunder des Dichters: denn der ſiebzigjährige Corfitz hat ja keine Kinder, als das eben geborene Töchterchen, wen will er alſo ſtudiren laſſen?

[20] und lieſt laut Dedication und Titel aus einem Geſangbuch (S. 536). Dies Geſangbuch ſelbſt hat nicht mehr aufgefunden werden können; doch ſind die Namen Mathias Gedecke und Peter Kramm keineswegs erdichtet, ſondern noch anderweit bekannt.

[14] **könnte man da nicht ſagen** (S. 537). Das Wortſpiel iſt im Däniſchen nicht minder läſtig: der Volksweiſe heißt hier Trèels und der Reim darauf der bei Bove a. a. O. S. 179 nur mit St.... angedeutet wird, bedeutet ungefähr daſſelbe, was der deutſche Ueberſetzer — ebenfalls verſchwiegen hat.

[15] **Molinäus, Cujacius, Grotius** (S. 539). Sämmtlich berühmte Juriſten. Daß eben in der Scene mit dem Chiromanticus unter Pyrrhus, vielmehr Pyrrhon, der Stifter der älteren ſkeptiſchen Schule (276—288 v. Chr.), zu verſtehen iſt, braucht natürlich nicht erſt erinnert zu werden.

6.

Ulyſſes von Ithacia

oder

Eine deutſche Komödie.

Komödie in fünf Acten.

Perſonen des Prologs.

Iris.
Prinz Paris.
Juno.
Venus.
Pallas.

Perſonen der Komödie.

Marcellus.
Paris.
Helene.
Hildegard.
Ulyſſes.
Kilian.
Roſimunda.
Penelope.
Kaiſer Roverus.
Hofgeſinde.
Ein Werber.
Holofernes.
Mithridates.
Tireſius.
Ein Trojaner.
Dido.
Eliſa, Dido's Kammermädchen.
Rasmus, ihr Kammerdiener.
Ulyſſes' Gefährten.
Hauptleute.
Ein Bauer.
Erſter Jude.
Zweiter Jude.
Zwei Diener.

Prolog.

Iris mit Strahlen um den Kopf.

Ich bin Iris oder der Regenbogen, der großen Juno Kammermädchen. Ich habe dieſelbe Verrichtung bei der Juno, wie Mercurius beim Jupiter. Sobald der Göttinnen Oberſte mir einen Wink gibt, muß ich mich auf die Reiſe machen; nun bin ich im Himmel, nun auf Erden; nun am Südpol, nun am Nordpol; nun in großen Städten, nun zwiſchen Hirten und Hirtinnen auf dem Felde. Was mir aber die meiſte Beſchwerde macht in meinem Amte, das iſt meiner gnädigen Frau Jalouſie und Mißtrauen. Denn ſobald der Götter Monarch ſeines Auges gnädige Strahlen auf eine Nymphe oder Hirtin wirft, ſo geräth meine Madame ſtracks in Allarm. Da muß ich mich erſtlich von einer Wolke zur Erde bringen laſſen, um die Beſchaffenheit der Sache auszuforſchen, demnächſt zu Pluto's nächtiger Wohnung, mit Ordre an eine oder die andere Höllengöttin, die Nymphe oder Hirtin zu beſtrafen, in welche Jupiter ſich verliebt hat. Aber keine Zeit iſt ſo beſchwerlich für mich als dieſer verwetterte elfte Juni.[1] Denn da meine Madame die größte Dame iſt im Himmel und auf Erden, ſo hat ſie auch die meiſten Zinſen einzufordern. Jetzt aber bin ich hergekommen, um mit dem trojaniſchen Prinzen Paris zu ſprechen, welchen Juno nebſt zwei anderen Göttinnen ausgewählt hat, Richter zu ſein in einem Streite, der ſich zwiſchen ihnen erhoben. Er pflegt ſich in dieſem Haine aufzuhalten. Aber da ſeh' ich ihn.

Paris tritt ein.

Paris. Ich ſehe Iris, der Juno treue Botſchafterin. Willkommen hier unten auf Erden, himmliſche Nymphe! Was hat Sie für Geſchäfte? Mit wem will Sie ſprechen?

Iris. Ich bin beordert, mit dem holdſeligen trojaniſchen Prinzen Paris zu ſprechen.

Paris. Das bin ich.

Iris. Hört, Paris, Ihr, der Ihr nicht minder um Eurer Schönheit als um Eurer Unparteilichkeit willen bekannt ſeid durch ganz Aſien, von des Mohrenlandes Grenze bis zum äußerſten Ende von Amerika: meine Madamè Juno, nebſt zwei andern Göttinnen, Pallas und Venus, haben Euch auserwählt, Richter zu ſein in einem Zwiſte, der ſich unter ihnen erhoben hat.

Paris. Sag' mir, o Iris, worin dieſer Zwiſt beſteht.

Iris. Den dreizehnten hujus warf der große Jupiter einen goldenen Apfel zwiſchen ſie, auf welchem dieſe Worte geſchrieben ſtanden: Dieſer ſoll der holdſeligſten Göttin gehören. Nun wißt Ihr ſelbſt, wie die Frauenzimmer ſind, daß nämlich keine, wie häßlich ſie auch ſei, der andern an Schönheit nachſtehen will; ſo iſt's auf Erden und unſere Göttinnen im Himmel haben denſelben Nagel im Kopf.[2] Und weil nun Juno, Pallas und Venus ſämmtlich wegen ihrer Schönheit bekannt ſind, ſo iſt es ſchwer den Streit beizulegen. Doch ſind ſie alle drei einig geworden, ſich Eurem Spruch zu unterwerfen, ohne Appellation. Denn Anfangs waren ſie alle ſo erpicht darauf, daß ſie miteinander vors Oberlandesgericht[3] gehen wollten.

Paris. Ich werde ihre Ankunft erwarten und urtheilen was Rechtens iſt.

Iris. Juno verlangt nichts als ein rechtſchaffenes Urtheil.[1] Inzwiſchen bittet ſie ergebenſt, daß Eure Durchleuchtigkeit doch dieſe zehn Dukaten nicht verſchmähen wollen, welche ſie offerirt, nicht damit Ihr zu ihren Gunſten entſcheidet, ſondern blos aus Freundſchaft.

Paris. Nein, Mademoiſelle Iris, Geſchenke nehme ich wahrhaftig nicht an. Ein Richter muß ſich nicht beſtechen laſſen; wäre ich verheirathet, ſo hätte Sie ſich allenfalls an meine Frau adreſſiren können, die hätte das dann können annehmen, und mein Gewiſſen wäre rein.

Iris. Ach ich bitte doch recht ſehr, verſchmähe Er das nicht! Das iſt ja wirklich kein Geſchenk, um Ihn zu beſtechen, ſondern blos ein Freundſchaftszeichen; ſieh mal wie ſie glänzen!

Paris. Ich ſehe, daß das gute holländiſche Dukaten ſind.

Ja höre, meine liebe Jungfer, wenn ich gewiß wüßte, daß das nicht in der Abſicht geſchenkt wird, ſo wollte ich das ſchon nehmen; denn mit Geld iſt in dieſen Zeiten nicht zu ſpaßen. Uebrigens kann Sie der Juno meinen Reſpect vermelden und ihr ſagen, daß ich ihr ihre Höflichkeit ſchon gedenken werde. (Iris ab.)

Paris allein.

Kein Amt iſt doch ſo beſchwerlich als das Richteramt. Man ſoll Kopf haben, eine Sache zu begreifen, Scharfſinn, die Argumente des Einen gegen die des Andern abzuwägen, und endlich Rechtſchaffenheit, den Verſuchungen zu widerſtehen. Was mich betrifft, ſo habe ich mir durch meine unparteiiſchen Urtheilsſprüche einen ſolchen Namen erworben, daß nicht blos Menſchen, ſondern ſogar Göttinnen mich zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten erwählen. Aber da ſeh' ich ſie kommen.

Juno, Pallas, Venus in Reifröcken treten auf.

Juno. Dir geſchieht heute eine Ehre, o Paris, wie ſie wenigen Menſchen widerfahren iſt; drei mächtige Göttinnen unterwerfen ſich deinem Urtheil. Welche von uns Du für die Holdſeligſte erklärſt, die behält den goldenen Apfel, welchen Jupiter zwiſchen uns geworfen.

Paris. Ihro Durchleuchtigkeiten, meine gnädigſten Frauen! Nach dem Geſicht allein kann man eines Menſchen Schönheit nicht beurtheilen; ja von den rechten Kennern wird heutzutage gerade darauf am wenigſten geſehen. Es iſt daher nöthig, Ihro Durchleuchtigkeiten, daß Dieſelben ſich ganz nackt ausziehen.

Juno. Was? Ganz nackt ausziehen ſollen wir uns?

Paris. Ich kann doch nicht über etwas urtheilen, das ich nicht ſehe?

Pallas. Ich thue das in Ewigkeit nicht!

Venus. Will niemand anders, ſo will ich es; denn auf eine andere Weiſe kann unſer Streit doch nicht entſchieden werden.

Pallas. Das ſieht Ihnen ähnlich genug, ma soeur; es wird, denk' ich mir, wol nicht das erſte Mal ſein, daß Sie ſich nackt vor jungen Mannsperſonen ſehen laſſen.

Venus. Haben Sie was geſagt, Sie lederne Weisheit? Dieſen gelehrten zimperlichen Damen iſt nicht mehr zu trauen als Andern.

Juno. Sie haben auch eine Ehre mitzureden, Madame, ſeit dem Ihr Mann Vulcanus Sie ſchon einige Male vor dem Conſiſtorio belangt hat; man weiß recht gut, was Sie für Hiſtorien gehabt haben mit Mars und andern Offizieren.

Venus. Trotz geboten Ihnen und den Andern, die mir das Geringſte auf meinen ehrlichen Ruf und Namen bringen! Ich gebe zu, daß mein Mann Vulcanus mich in Verdacht gehabt hat: aber bin ich nicht freigeſprochen worden vor Gericht? Hat er mir nicht Abbitte thun müſſen obenein? Wäre Jupiter ſo jaloux wie Vulcanus, ſo hoff' ich, wir kriegten auch von Ihnen einige Hiſtorien zu vernehmen.

(Sie reden alle drei auf einmal und ballen die Fäuſte.)

Paris. Holla, ſeid ruhig! Reſpect dem Gericht! Ihr macht ja einen Spektakel, als ob Ihr Advokaten wärt! Laßt Eine zuerſt reden!

Juno. Höre, Paris: zweifeln, daß meine Schönheit allen übrigen Göttinnen vorangeht, hieße dem Jupiter einen ſchlechten Goût zuſchreiben, da er doch mich von Allen zu ſeiner Gemahlin erkoren hat. Nimm Dich daher in Acht, die Schönheit der Andern mit meiner gleichzuſtellen. Wenn Du den goldnen Apfel mir zuſprichſt, ſo ſollſt Du der reichſte und mächtigſte Herr auf der Welt werden.

Pallas. Juno gibt Reichthum und Wohlſtand, ich dagegen Weisheit und Tugend. Wie aber nun Tugend und Verſtand beſſer iſt als Reichthum, ſo hoffe ich, o Paris, daß Du für mich entſcheiden wirſt, die ich Dir die herrlichſte Belohnung geben kann.

Venus. Reichthum und Verſtand werden für große Gaben gehalten; aber wie Mancher wird nicht unglücklich mit ſeinem Reichthum, und wie Wenige finden ihr Fortkommen in der Welt mit Tugend und Verſtand, die ja ſchon längſt aus der Mode ſind? Ich, wenn Du den ſtreitigen Apfel mir zuſprichſt, verſpreche Dir das holdſeligſte Frauenzimmer der Welt zur Gemahlin.

Paris (zu ſich ſelbſt). Reichthum hab' ich ſo viel, als ich verlange; Verſtand mehr als nöthig iſt in unſern Zeiten; das holdſeligſte

Frauenzimmer der Welt, das iſt der Magnet, der zieht. Ich muß das Urtheil verkündigen. (Setzt ſich auf einen Stuhl.) In Sachen der drei wohlgebornen Göttinnen wird für Recht erkannt, wie folgt: Sintemalen und alldieweil Juno und Pallas ſich nackt auszukleiden verweigert und ſolchergeſtalt das Mißtrauen, welches ſie ſelbſt in ihre Schönheit ſetzen, ausdrücklich zu erkennen gegeben haben, dahingegen Venus, im Bewußtſein ihrer gerechten Sache, nichts von ihren Dokumenten, was zur Entſcheidung dieſer Angelegenheit dienen kann, verhehlen, ſondern Alles zur Kenntniß des Gerichts hat bringen wollen: ſo wird für Recht erkannt, daß ſie den goldenen Apfel behalten ſoll, ſintemalen ſie die Schönſte iſt. Juno und Pallas bezahlen zur Erſtattung der Unkoſten zweihundert Reichsthaler und überdies für ihre frechen Aeußerungen vor Gericht zehn Reichsthaler an die Kirche von Chriſtianshafen.[7]

Juno (bei Seite). Dich ſoll der Henker holen für meine zehn Dukaten! Nie wieder geb' ich einem Richter was voraus. (Laut.) Höre, Paris: das holdſelige Frauenzimmer, das Venus Dir gibt, ſoll werden Dein, Deiner Familie und des ganzen trojaniſchen Reichs Untergang!

(Alle ab.)

Erſter Act.

Erſte Scene.

Marcolfus allein.

Serviteur très humble, Messieurs: ich weiß nicht, ob mich Einer von Euch kennt? (Sieht ſich nach allen Seiten um.) Ich diene bei Paris, König Priami Sohn von Troja. Wir kommen von Ithacien, über vierhundert deutſche Meilen weit, um die ſchöne Helena zu entführen, was Ihr aber ſo gut ſein wollt für Euch zu behalten.“ Seit Paris in Troja ihr Portrait geſehen, hat er weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt, bis er ſich entſchloſſen hat, hierherzureiſen. Ihr würdet ihn nicht für den großen Herrn halten, der er iſt, weder nach ſeiner Figur, noch nach ſeiner Tracht; denn er ſieht eher aus wie ein alter abgedankter Thorſchreiber“ als wie ſo ein großer Herr, ſo hat die Reiſe ihn zugerichtet. Wir haben uns ſo beeilt, Tag und Nacht, daß wir uns nicht einmal Zeit genommen haben, mit Reſpect zu ſagen, ein reines Hemde anzuziehen auf der ganzen Reiſe. „Aber was thut die Liebe nicht?“ “ ſagt der Deutſche. Was mag nun aber wol die Glocke ſein? (Thut als ob er nach einer Thurmuhr ſähe.) Alle Wetter, die Glocke iſt ſchon acht, nun kommt mein Herr den Augenblick. Denn ich habe ausſpionirt, daß die ſchöne Helena gerade um dieſe Zeit mit ihrer Magd hier ſpazieren geht. Mein Herr hat im Sinne ſie zu entführen und ſie mit ſich nach Troja zu nehmen. Denn unter uns geſagt, Meſſieurs: er will ſie gar nicht zur Frau haben, ſondern blos zur Maitreſſe und das kann nicht geſchehen, wenn er hier im Lande bleibt. Denn ſowie ſie einmal ein Kind bekäme, ſo müßte, wiewohl es mit ihrer Jungferſchaft ziemlich zweideutig ausſieht, der gute Paris doch mit ihr felicitèr vor das Conſiſtorium tanzen und ſie heirathen, ſo gut wie ein unbeſcholtenes Mädchen. Denn wer Teufel kann ſolchen Menſchern was beweiſen? Die laſſen ſich mitunter von anſtändigen Leuten beſchlafen, blos um von ihnen Atteſte für ihre Ehrlichkeit zu bekommen. Aber da kommt mein Herr.

Zweite Scene.

Paris. Marcolfus.

Paris. Ach Cupido, du biſt ein Tyrann!

Marcolfus. Ja, das ſag' ich auch, wahrhaftig, und wenn ſeine Mama Venus es tauſendmal mit anhörte.

Paris. Ach mein treuer Diener Marcolfus, hier iſt ja die Stätte, der Horizont, wo Ithaciens Sonne und Morgenſtern heute aufgehen wird.

Marcolfus. Ja das iſt ſie.

Paris. Ach Marcolfus, mir iſt bange, daß ich in Ohnmacht ſinke, ſo wie ich ſie erblicke, und deshalb nicht im Stande ſein werde, auszuführen, was ich mir vorgeſetzt. Ach Venus, was habe ich Uebles gethan, daß Du Deinem blinden und geflügelten Sohne Cupido ſolche Ordre gegeben haſt, mein prinzliches Herz ſo grauſam zu verwunden?

Marcolfus. Ja das iſt ſicher, das war recht ein carnalioſer Streich von der Venus, das will ich ihr vor der Naſe ſagen. Das Weibsbild iſt ja noch ſchlimmer, als die Marie Edelſchneidern[11] vor dieſem war. Wär' ich Jupiter, ich wollte, hol mich Dieſer und Jener, ihr ſchon was andres zu thun geben als herumzulaufen und die Leute zuſammenzukuppeln: ich würde ihr auf eine höfliche Manier ſagen: Hör' Du Vieh, nimm mal gleich Dein Spinnrad und ſetze dich hin und arbeite, das iſt beſſer. Aber da kommen ſie, nun haltet die Ohren ſteif!

Paris. Ach halte mich, Marcolfus, ich kann nicht auf meinen Beinen ſtehen!

Marcolfus. Ei Herr, ſo ſtellt Euch doch nicht ſo verwettert dazu an, Ihr ſeid ja ſo bange, als ob Ihr ins Examen ſolltet.[12]

Dritte Scene.

Helene. Hildegard. Paris. Marcolfus.

Helene. Meine allertheuerſte Hildegard, war das nicht ein prächtiger goldner Apfel, den meine Mama mir heut verehrte? Ich habe vergeſſen ihn mitzunehmen, um ihn meinen Geſpielinnen in dieſen Wäldchen zu zeigen.

Hildegard. Meine allerholdſeligſte Jungfrau, den mußt Ihr einem jungen adeligen Ritter verehren, den Ihr recht beſonders äſtimirt. Aber ach, was iſt das? Wird der Jungfrau übel? (Hält ihr ein Riechfläſchchen vor die Naſe.)

Helene. Ach Hildegard, meine Keuſchheit kann es nicht vertragen, daß man in meiner Gegenwart von Mannsleuten redet; ich warne dich, daß du in meiner Gegenwart nie wieder den Namen einer Mannsperſon ausſprichſt.

Marcolfus (leiſe). Ja das glaub' ihr der Henker, ich weiß ſchon, wie das mit dieſen peniblen Weibsbildern iſt, die ſind juſt die tollſten.

Helene. Höre mal, wie lieblich die ſüße Nachtigall ſingt!

Marcolfus. Das muß ein Lump ſein, der was hört! Und das ſag' ich ihm von meinetwegen;[13] ich höre blos, daß man auf der Gallerie Nüſſe knackt.

Hildegard. Alle Vögel ſingen vor Freude, wenn ſie die Sonne ſehen, ich meine meiner Jungfrau göttergleiches Antlitz, ſo Ithaciens Sonne iſt.

Marcolfus. Mir kommt, meiner Treu, die Magd bei weitem hübſcher vor; finden Sie das nicht auch, Meſſieurs? (Sich zu Paris wendend.) Herr, nun iſt es Zeit, nun friſch dran! Ei flink! flink!

(Er ſtößt ihn vorwärts, Paris ergreift die Helena und führt ſie fort; ſie ruft Gewalt, reißt eine Perlenſchnur ab, wirft ſie der Hildegard zu und ſagt:)

Helene. Bringe dies Perlenhalsband dem edlen Ritter Ulyſſes und bitte ihn, dieſen Raub zu rächen. Ah.... ah.... ah....!

Marcolfus. Na ſo ſchreit doch nicht ſo teufelsmäßig, Jungfer! Ihr wißt nur nicht, wer das iſt: das iſt Paris, König Priapi Sohn von Troja, Sie kommt in guter Leute Hände.

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

Hildegard allein.

Ach Himmel, iſt es möglich, daß die edle Jungfrau, Ithaciens koſtbarſtes Kleinod, mir aus den Händen entriſſen wird?! Das ganze Land wird darüber in Deſperation grathen. Ich beklage das Schickſal von ganz Ithacien, das ſolche Verfinſterung erlitten, ſeine größte Zierde verloren hat. Aber am allermeiſten beklage ich mich ſelbſt; denn ich habe in ihr eine ſehr gnädige Herrſchaft verloren. Nie mehr kriege ich dich zu ſehen, ſchönſte Jungfrau; deine Keuſchheit wird dein Mörder werden. Denn ſowie dein Räuber dir Zärtlichkeiten zumuthet, das weiß ich, ſo tödteſt du dich ſelbſt. Auf ihr ithacieniſchen Helden, rächt dieſen Jungfrauenraub! Zeiget nun, daß die vielen Opfer, die ihr meiner Jungfer gebracht, die vielen Seufzer, die vielen Kniebeugungen nicht blos Verſtellung geweſen, ſondern von Herzen gekommen ſind! Aber da ſehe ich[14] des Kaiſers Schweſterſohn, den tapfern Ulyſſes kommen.

Fünfte Scene.

Ulyſſes. Hildegard. Kilian. Zwei Diener.

Ulyſſes (mit affectirter, grauſenerregender Stimme). Höre, mein treuer Diener Kilian, was dünket dich, wer hat wol am beſten beſtanden in dieſem Ritterſpiel, ſo geſtern präſentiret worden? Auf welchen Ritter dünket dich, hat die reizende Helena, Ithaciens Sonne, zumeiſt ihre Strahlen geworfen? Mich dünket, ihre Brillantaugen ſtanden zumeiſt auf den edlen Ritter Polidorus gerichtet; auch ſah ich, wie der ſchlangengiftige Neid der Hofleute adelige Wangen färbte. Aber Mißgunſt iſt allzeit der Tugend Genoſſe. Wie könnte dieſer Ritter davon frei ſein, der von Tugend ſchimmert, wie der Mond von der Sonne goldenen Strahlen? Denn bei des Kaiſers goldener Krone und Scepter ſchwöre ich, daß Polidorus der ſtattlichſte Ritter iſt zwiſchen Mundien und dem rothen Meere. Aber was will dieſe Jungfrau hier?

Hildegard (auf den Knien). Ach Hilfe, Euer Hoheit! Hilfe!

Ulyſſes. Stehet auf, Nymphe, und laſſet mich Euer Anliegen hören.

Hildegard. Ich laſſe Eure Füße nicht los, bis Ihr mir verſprochen habt, mich anzuhören.

Ulyſſes. Wenn Euer Begehren möglich iſt und nicht wider die Ehrbarkeit ſtreitet, ſo ſollt Ihr ſicher erhört werden; ſtehet auf!

Hildegard. Ach Herr, Ithaciens Sonne iſt verfinſtert, die ſchöne Helena iſt nach Troja entführt, von Paris, König Priapi Sohn! Seht hier, dieſes Perlenband riß ſie ſich vom Halſe und bat mich es Eurer Ritterlichkeit zu überliefern, mit der Aufforderung, dieſen Raub zu rächen und ſie mit gewaffneter Hand den Händen der Trojaner wieder zu entreißen.

Ulyſſes. Ach Himmel, was höre ich! welch großes Unglück! Weinet nicht mehr, Jungfrau: ich ſchwöre Euch bei Penelopens unſchätzbarer Seele, daß der Frevel gerächt werden ſoll durch ganz Troja's Untergang. Geht nun fort, Jungfrau, und gebt Euch zufrieden.

(Hildegard ab.)

Sechſte Scene.

Ulyſſes. Kilian.

Ulyſſes. Kilian, wir müſſen ſofort Anſtalten machen; der Friedenstempel muß auf einige Zeit verſchloſſen und der Bellona Tempel wieder geöffnet werden. Mein mit Drachenblut getünchtes Schwert Theuerdank 1) muß aus der Scheide gezogen, mein Schild, den ich dem Könige von Meſopotamien in der großen Schlacht bei Mingrelien abgewonnen, muß hereingebracht werden zuſammt meinem demantharten Harniſch und meinem Helm, den die braſilianiſche Königin von Saba mit ihren Alabaſterhänden auf mein ritterliches Haupt ſetzte, als ich in den Kampf ging gegen den vierköpfigen Ritter Langulamiſopolidorius. Mein im Kriege flammenſpeiendes Roß Pegaſianus, welches zuvor der ſtolze Ritter Poliphemius von Mundien geweſen, allein ſeine neidiſche Stiefmutter Conſtantinopolitania verwandelte ihn in ein Pferd, muß geſattelt werden mit meinem elfenbeinernen Sattel und meiner von der longobardiſchen Jungfrau Roſimunda mit Gold und Perlen durchwirkten Schabracke.

Kilian. Das kann bald geſchehen ſein, hätten wir nur erſt eine Armee auf den Beinen.

Ulyſſes. Armee? In einem Augenblick werden wir ſo viel Volks beiſammen haben, als Sandkörner ſind in den Wüſten Arabiens. Du ſollſt mein Ambaſſadeur ſein und dich ſofort verfügen erſtlich zu Mithridates, dem König von Mundien, der in einem goldenen Schloſſe wohnt, daß er mit ſeiner ſilberſchildenen Armee, die da beſteht aus tauſendmaltauſend Mann Fußvolk und fünfmalhunderttauſend Mann Reitern, mir zu Hilfe komme gegen König Priapus, deſſen Sohn Ithacien des unſchätzbarſten Kleinods, ich meine der ſchönen Helena beraubet hat. Demnächſt ſollſt du dich zu Herzog Nilus von Podolien begeben, der in einem ſilbernen Schloſſe wohnt, und ihn bitten, mir zu Hilfe zu kommen mit ſeinen zehntauſend Schiffen, welche alle mit Sammet überzogen, deren Maſten vom Horne des Einhorns, deren Segel von Seide ſind. Sodann ſollſt du zum Holofernes gehen, dem Grafen von Bethulien, welcher in einem hohen elfenbeinernen Schloſſe wohnt — denn er ſelbſt iſt ſieben Ellen lang — und ihn bitten mir zu Hilfe zu kommen mit ſeinen fünftauſend elfenbeinernen Kanonen, welche ſämmtlich Sechzigpfünder ſind. Ich unterdeſſen will mir den Bart nicht abſchneiden laſſen, bis du wieder kommſt. (Geht ab.)

Siebente Scene.

Kilian allein.

Das wird eine ziemlich weitläufige Reiſe werden. Bis ich zurückkomme, iſt Helena vielleicht nicht mehr am Leben; denn während das Gras wächſt, ſtirbt die Kuh und dann können wir Krieg ins Blaue führen.[16] Ich muß nur erſt hin und muß mir ein Paar Schuhe mit doppelten Sohlen[17] holen, die auf der Reiſe gegenhalten. Ich ſehe gar nicht ſo viel Schönes an dieſer Helena, daß man ſolchen großen Allarm um ſie zu machen brauchte. Paris iſt ein kleiner Narr, daß er ſo weit hergereiſt iſt, ſie zu entführen und wir ſind große Narren, daß wir Krieg führen wollen, ſie wieder zu bekommen. Aber mit meinem Herrn darf ich darüber nicht diſputiren; darum will ich nur hinein und mich zu dieſer weiten Reiſe in Stand ſetzen. Uebrigens das kann ich ſagen, daß ich der erſte Ambaſſadeur bin, der zu Fuße ambaſſadirt. Aber das will nichts ſagen, ich bleibe doch, wer ich bin. Aber da ſehe ich

Roſimunda, Helena's Schweſter, kommen; ich habe keine Luſt, ihr Geheule über das Unglück ihrer Schweſter mit anzuhören, darum retirire ich mich. (Ab.)

Achte Scene.

Roſimunda allein.

Ach meine allertheuerſte Schweſter, Ithaciens Sonne und Freude, Zierde und Juwel der Familie! Wie iſt es möglich, daß ich leben kann ohne dich? In den drei Monaten,[19] ſeit du, meine Sonne, mir verſunken, das heißt, ſeit du mir geraubet biſt, iſt mein Körper ſo erſchöpfet und mein Aeußeres von Kummer ſo verändert worden, daß meine Freundinnen und Geſpielinnen mich nicht anſehen können, ohne ihre Thränen ſtromweis fließen zu laſſen. Ach Roſimunda, ſagen ſie, wo iſt dein blühendes Antlitz, deine demantfunkelnden Augen? Alles an dir iſt verdunkelt, verwelkt und abgefallen, gleich einer abgebrochenen Blume, die keine Säfte mehr hat, ihre natürliche Schönheit zu erhalten. Ach daß es ſich doch für mich ſchickte, Theil zu nehmen an dieſem Zuge, den die ithacianiſchen Helden mit dem ſtolzen Ulyſſes wider den trojaniſchen Räuber unternehmen! Ach daß .... Aber da kommt die edle Penelope, des unüberwindlichen und löwenherzigen Ulyſſes Gemahlin. Nun werde ich von ihr erfahren, wie weit man mit den Zurüſtungen gekommen iſt.

Neunte Scene.

Penelope. Roſimunda.

Penelope. Sieh da, Madame, iſt Sie hier? Ihr ſollt noch ſehen, daß daraus nichts wird; bildet Ihr Euch ein, daß mein Mann durch die Welt vagabundiren ſoll, blos um Eure lumpige Schweſter aufzugabeln?

Roſimunda. Was? So verächtlich unterſtehet Ihr Euch von Derjenigen zu reden, welche von Allen als Ithaciens größte Zierde anerkannt iſt?

Penelope. Pfui, auf die Zierde ſpucke ich. Die Hure! die will ſich wol einbilden, das ganze Land ſoll um ihretwillen in Bewegung geſetzt werden!

Roſimunda. Ihr mögt wohl ſelbſt eine Hure ſein! Die großen Kriegszurüſtungen, welche um ihretwillen gemacht werden, beweiſen hinlänglich, daß meine Schweſter an Tugend und Schönheit Alles übertrifft, was ſonſt noch in Ithacien iſt; Ihr ſeid allzu ohnmächtig, die ithacianiſchen Helden in ihrem edlen Vorſatze zu hindern.

Penelope. Ja ich bin ſo frei und hindre das.

Roſimunda. Ihr das hindern?

Penelope. Ja, Euch vor der Naſe.

Roſimunda. Die Sache wird vor ſich gehen und wenn Ihr den Verſtand darüber verliert.

Penelope. Und die Sache wird nicht vor ſich gehen und wenn Ihr den Verſtand darüber verliert.

Roſimunda. Sagt Ihr das?

Penelope. Ja das ſag' ich und da (mit den Fingern ſchnippend) haſt du was für dich, du Trine!

Roſimunda (ſchlägt gleichfalls Schnippchen). Und da haſt du was für dich!

Penelope (gibt ihr eine Ohrfeige). Und das iſt für dich!

Roſimunda (gibt ihr wieder eine). Und das iſt für dich!

(Sie fallen einander in die Haare und reißen ſich die Hauben vom Kopfe.)

Zehnte Scene.

Kilian in Reiſekleidern. **Penelope. Roſimunda.**

Kilian. Heda, plagt Euch der Teufel? Wollt Ihr einander umbringen?

(Kilian tritt zwiſchen ſie, ſie fallen ihm in die Haare und reißen ihn zu Boden. Kilian ruft.)

Kilian. Ich bin Ambaſſadeur! Das iſt gegen das Völkerrecht!

(Roſimunda läuft ab, Penelope ihr nach.)

Elfte Scene.

Kilian allein.

Iſt das eine Unverſchämtheit, ſo mit einem Ambaſſadeur umzugehen, deſſen Perſon ſo heilig, daß es wider das Völkerrecht iſt, Hand anzulegen an ſein Pferd, ſeinen Hund, oder den Geringſten von ſeiner Suite, geſchweige an ihn ſelbſt! Ich werde die Huren lehren, was das heiſst, einen extraordinairen Ambaſſadeur bei den Haaren zu ziehen! Wart' nur, bis ich zurückkomme, da ſoll ein hölliſches Examen mit euch angeſtellt werden! Jetzt hab' ich keine Zeit mich zu rächen, denn ich muß meine Reiſe fortſetzen. (Geht ab.)

Zwölfte Scene.

Trompeten. **Kaiſer Asverus** mit **Trabanten** und **Hofleuten** tritt ein. **Ein Werber.**

Asverus. Ihr edlen Ritter und ſtolzen Helden! Ihr könnt ſelbſt urtheilen, wie ſchwer es meinem Herzen fällt, meinen theuren Schweſterſohn, den tapfern Ulyſſes ſo weit von mir zu laſſen. Aber was vermag ihn in einem ſo edlen Vorſatz zu hindern? Ich habe ihm auf ſein Anſuchen erlaubt, ſo viel Volks zu werben, als ihm beliebt. Ich erlaube auch Allen, ſelbſt den erſten Helden, welche Luſt haben an dieſem Zuge Theil zu nehmen, ihm zu folgen. Ich habe ihm Erlaubniß gegeben, die Trommel rühren zu laſſen durch das ganze Kaiſerthum.

Ein Ritter. Wir danken Euer Kaiſerlichen Majeſtät, daß ſie uns erlauben will, dieſen Jungfrauenraub zu rächen. Die ſchöne Helena war eine Jungfrau, auf welche Aller Augen gerichtet waren, ſo daß nicht allein die Ehre des Landes, ſondern auch die Hoffnung, ein ſolches Kleinod zu gewinnen, uns in dieſen Krieg treibt.

Asverus. Ich lobe Euren adeligen Sinn, ihr ſtolzen Ritter! Ihr könnt gewiß ſein, daß, wenn Ihr ſiegreich zurückkommt, Jeder nach ſeinen Meriten reichlich belohnt werden ſoll. Laſst uns nun wieder heimgehen, um wegen des Feldzugs weiter zu berathſchlagen. (Sie gehen hinein und ein Werber kommt mit einer Trommel unter zahlreichem Gefolge. Derſelbe lieſt von einem Zettel:)

Werber. Nachdem die Ithacianer unter des tapfern Ulyſſes Anführung, um den Jungfrauenraub zu rächen, den König Priapi Sohn Paris begangen hat, entſchloſſen ſind, einen Feldzug gegen die Trojaner zu unternehmen, als werden alle und jede, ſo an dieſem Zuge Theil nehmen wollen, aufgefordert, ſich unverweilt auf dem großen Markte einzufinden, allwo eine Standarte aufgerichtet iſt. Dieſelben ſollen ſofort angenommen werden, und bekommen drei Monate Sold voraus. (Rührt die Trommel, geht ab.)

Dreizehnte Scene.

Ulyſſes allein, mit einem langen Barte.

Dieſes ganze Jahr iſt nun allein mit Kriegsrüſtungen vergangen. Jetzt warte ich noch allein auf Kilians Rückkunft und nicht eher habe ich wollen meinen Bart abſchneiden laſſen, als bis ich Antwort von den Fürſten habe, zu denen ich geſendet. Aber ich merke, daß Morpheus, der Gott des Schlummers oder Bruder des Todes, mir eine Viſite machen will; ich kann kaum mehr meine Augen offen halten, ſolche Müdigkeit überkommt mich. (Setzt ſich nieder und ſchläft ein.)

Vierzehnte Scene.

Kilian. Ulyſſes.

Kilian. Nun endlich nach einem vollen Jahr bin ich wohlverrichteter Sache in mein Vaterland zurückgekommen. Ein Jahr vergeht doch recht ſchnell; mir ſelbſt iſt, als hätte es keine halbe Stunde gedauert. Aber da ſeh' ich meinen Herrn ſitzen und ſchlafen. Element, was hat der in der Schnelligkeit für einen langen Bart gekriegt! Doch, es iſt wahr, er hat ja ein ganzes Jahr Zeit gehabt zu wachſen. Aber ich habe ja keinen Bart gekriegt unterdeſſen, das kann ich nicht begreifen; am Ende wachſen die Bärte anderwärts nicht ſo wie hier. Aber, was Henker, der ſitzt ja ganz loſe? (Er nimmt dem Ulyſſes den Bart ab und befeſtigt ihn an ſein Kinn; dann wendet er ſich zu den Zuſchauern:) Merkt Ihr nun, Meſſieurs, an meinem Barte, daß ich ein ganzes Jahr fortgeweſen bin? Ihr ſeid ſo verflucht ungläubig, nun werdet Ihr doch endlich den Glauben in Händen haben? (Kilian geht bei Seite, unterdeſſen wacht Ulyſſes auf und faßt ſich nach dem Kinn.)

Ulyſſes. Ach ihr Götter, ich merke, mein Traum iſt erfüllt! Der geflügelte Gott Mercurius, träumte ich, kam zu mir und ſagte mir dieſe Worte ins Ohr: Dein treuer Diener Kilian iſt zurückgekommen! Worauf er mir meinen ritterlichen Bart abraſirte. Da ſehe ich ihn; willkommen, mein treuer Diener, ich zweifle nicht daß dein Auftrag glücklich ausgeführt iſt, denn der Himmel ſelbſt hat dich hin und zurückgeleitet.

Kilian. Spaelamdiſimo renkaalavet Speckavaet.

Ulyſſes. Ach Himmel, hätte er vielleicht gar ſeine Mutterſprache vergeſſen?!

Kilian. Copisoisandung Slästimund Spälamdisimo reenkalavet spaekavaet.

Ulyſſes. Kilian, ich verſtehe nicht was du ſagſt.

Kilian. Juchatan Skabbalsinskomai Klemmebasiopodolski.

Ulyſſes. Haſt du denn deine Mutterſprache ganz und gar vergeſſen?

Kilian. Ski olski dolski podolski opodolski iopodolski siopodolski asiopodolski basiopodolski ebasiopodolski mebasiopodolski emmebasiopodolski klemmebasiopodolski.

Ulyſſes. Die meſopotamiſche Sprache iſt eine wunderliche Sprache; das iſt doch jammerſchade, daß ich ſie nicht verſtehe und darum auch nicht hören kann, was er ausgerichtet hat. Aber haſt du die ithacianiſche Sprache denn ſo gänzlich vergeſſen, daß du nicht mehr verſteheſt, was ich frage?

Kilian. Ja, ich habe ſie rein vergeſſen. Aber ſo viel kann ich doch ſagen, daß die Fürſten ihren Reſpect vermelden laſſen und ſagen, daß ſie ſich vor Troja einfinden werden und zwar bald möglichſt.

Ulyſſes. So komm denn, wir wollen uns ſchnell reiſefertig machen.

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Mit der Anſicht von Troja.

Kilian allein.

Ei ei, was die Zeit vergeht! Nun ſind wir ſchon vor Troja angekommen, das doch vierhundert Meilen von unſerer Heimath liegt. Sahe ich die Stadt nicht vor meinen Augen, ich dächte, es ginge hier zu wie in der deutſchen Komödie, wo man mitunter auch mit einem Fußaufheben tauſend Meilen macht und in einem Abend vierzig Jahre älter wird, als man war. Aber die Sache hat ihre Richtigkeit; hier liegt Troja, wo ich mit dem Finger hinzeige

(Er nimmt ein Licht und geht auf die Decoration zu.) Hier ſteht es ja angeſchrieben[19] mit Fractur: Dieſes bedeutet Troja. Aber da ſehe ich einen trojaniſchen Bauer kommen, ich muß ihn doch fragen, wie es in der Stadt ausſieht.

Zweite Scene.

Kilian. Ein Trojaner.

Kilian. Guten Tag, Kamrad, wo ſeid Ihr zu Hauſe?

Der Trojaner. Ich bin in Troja zu Hauſe.

Kilian. Da ſoll ja eine fremde Jungfer ſein, mit Namen Helena; kennt Ihr die?

Der Trojaner. Nu gewiß kenn' ich ſie, die gute Jungfer; ſie iſt erſt vor Kurzem mit Zwillingen in die Wochen gekommen.

Kilian. Nu da dächt' ich, wäre ſie doch keine Jungfer mehr?

Der Trojaner. Ja, bei uns werden ſie noch für Jungfern gerechnet und wenn ſie ſechzehn Kinder gehabt haben, bis ſie ſich verheirathen.

Kilian. Alſo juſt wie bei uns.

Der Trojaner. Wo ſeid Ihr denn zu Hauſe, Landsmann, daß Ihr ſo fragt?

Kilian. Ich bin ein fremder Kaufmann. Aber was für ein Schlag Leute ſind denn die Trojaner?

Der Trojaner. Je nun, es ſind ziemlich arme und hoffärtige Leute. Denn ſowie Einer zwei Mark in der Taſche hat, ſo kann man ſich auch darauf verlaſſen, daß er den Tag nicht mehr zu Fuße geht.

Kilian. Juſt wie bei uns.

Der Trojaner. Die größte Tugend bei uns iſt, mehr zu verzehren, als man im Stande iſt zu verdienen.

Kilian. Juſt wie bei uns. Aber was für ein Ende nimmt das?

Der Trojaner. Das Ende iſt, daß Hab' und Gut vermöbelt wird und dann kriegen ſie zuletzt freies Quartier auf dem Rathhaus oder in ähnlichen öffentlichen Anſtalten, wo ſie dann ſacht zu Tode gefüttert werden.

Kilian. Juſt wie bei uns. Aber ſind die Richter auch hübſch unbeſtechlich bei Euch?

Der Trojaner. Verflucht unbeſtechlich; ſie nehmen niemals Geſchenke, ſondern um ſich ein reines Gewiſſen zu bewahren, laſſen ſie dieſelben von ihren Frauen annehmen.

Kilian. Juſt ebenſo geht es bei uns. Aber wird bei Euch ſtark Wucher getrieben?

Der Trojaner. Nein, damit gehts ſo leidlich. Oeffentlich werden niemals mehr als fünf Procent genommen, um kein Aergerniß zu geben; aber unter der Hand, damit das Geſetz hübſch unverletzt bleibt, laſſen ſie ſich von den Schuldnern zwanzig Procent voraus bezahlen.

Kilian. Juſt ſo geht es bei uns. Aber Eure Weiber, halten die gut Haus?

Der Trojaner. Haus halten ſie wol, das Unglück iſt nur, daß das Haus ſie nicht halten kann. Doch muß man ihnen das Zugeſtändniß machen, daß ſie niemals vor Morgens um zehn ausgehen.

Kilian. Aufs Haar wie bei uns. Werden denn auch die Straßen bei Euch hübſch rein gehalten?

Der Trojaner. O ja, ſo im Julimonat, da läßt ſich nichts daran ausſtellen. Aber freilich den Reſt vom Jahr kann man nicht wohl ausgehen, ohne daß man riskirt, im Schmutz zu ertrinken. Doch das ſind blos elf Monate im Jahr, die vergehen raſch. Könnte man überhaupt nur Anſtalten treffen, daß es niemals regnete, ſo wollt' ich mal die Stadt ſehen, wo es ſo rein ſein ſollte, wie bei uns.

Kilian. Juſt wie bei uns. Aber gehen die Frauenzimmer bei Euch auch ſo viel aus?

Der Trojaner. Nein, das wären ſchlechte Menſchen, die ihnen das nachſagen wollten. Sie gehen nicht, ſie fahren blos alle, bis zu den geringſten Handwerkerfrauen; in dieſem Betracht könnte das Weibsvolk bei uns die Füße ganz entbehren.

Kilian. Juſt wie bei uns. Aber arbeiten ſie recht fleißig?

Der Trojaner. Nein, nicht ſonderlich.

Kilian. So könnten ſie alſo auch die Hände entbehren.

Der Trojaner. Na richtig, womit ſollten ſie dann Karten ſpielen? Was hätten die jungen Herrn zu küſſen?

Kilian. Bravo, juſt wie bei uns. Aber machen die Gelehrten bei Euch viele Bücher?

Der Trojaner. Nein, blos Kinder.

Kilian. Juſt wie bei uns. Werden bei Euch viel nützliche Projecte gemacht?

Der Trojaner. Ich habe noch kein Project geſehen, das viel Nutzen gebracht hätte, ausgenommen für die Projectmacher ſelbſt.

Kilian. Juſt wie bei uns. Aber ſind die Dienſtboten bei Euch hübſch hurtig?

Der Trojaner. Teufelsmäßig; unſere Dienſtmädchen ſind ſo hurtig und ſo flink, daß ſie nicht einen Monat bei einer Herrſchaft bleiben, ſondern ihren Dienſt zwölfmal des Jahrs verändern.

Kilian. Juſt wie bei uns. Aber ſind die Leute bei Euch recht gottesfürchtig?

Der Trojaner. Sehr gottesfürchtig.

Kilian. Leben ſie auch nach Gottes Geboten?

Der Trojaner. Nein, ſie halten es mehr mit den Gebeten als mit den Geboten.

Kilian. Juſt wie bei uns. Aber was iſt Euer Hauptzeitvertreib? Habt Ihr Comödien oder Opern?

Der Trojaner. Ei freilich.

Kilian. Wie ſind denn Eure Opern?

Der Trojaner. Poſſirlich genug. Wenn zum Exempel ein Herr ſeinem Diener ſagen will, er ſoll ihm die Stiefel ausziehen, ſo ſagt er das ſingend und trillernd als: (Singend.) Höre Klaus, zieh' mir meine Stie . . . fel aus . . .

Kilian. Juſt wie bei uns.

Der Trojaner. Adieu, mein Herr, ich muß gehen; ich bin von ganzem Herzen Sein ergebenſter Diener.

Kilian. Na das hat doch wol nicht viel zu bedeuten?

Der Trojaner. Ei bewahre, nicht das Mindeſte, das iſt blos ſo eine Redensart bei uns. (Geht ab.)

Kilian. Juſt wie bei uns, adies. Es iſt eine wahre Sünde, daß wir Krieg führen ſollen mit dieſen Leuten, die uns in allen Stücken ſo ähnlich ſind und noch dazu wegen einer Jungfer, die bereits Zwilling gehabt hat. Nun hab' ich ausſpionirt, wie es mit der Stadt beſtellt iſt; ſie kann, glaub' ich, keine achttägige Belagerung aushalten. Kenntniß von der Lage des Feindes haben iſt die Hauptſache im Kriege. Wird die Stadt nun eingenommen, ſo hat doch, wie es in der Regel geſchieht, Ulyſſes oder Holofernes den Ruhm davon und ich werde nicht einmal in den Zeitungen genannt. Ach es iſt doch nur eine rechte Lumperei, ſo ein Subalterner zu ſein! Aber da ſeh' ich das Kriegsheer kommen.

Dritte Scene.

Kilian. Ulyſſes. Holofernes. Das Kriegsheer kommt herein und wird in Schlachtordnung geſtellt.

Holofernes (hält folgende Rede). Ihr ſtolzen Ritter und ſtreitbaren Helden! Wir ſind hierhergekommen, nicht um Länder zu erobern oder uns zu bereichern, ſondern um Rache zu nehmen für einen Jungfrauenraub, ſo daß alſo nie ein Krieg aus honettern Gründen geführt worden iſt. Spiegelt Euch Alle nur an meinem Exempel, fechtet mannhaft und haltet gute Kriegsdisciplin. Die Hauptſache, worauf Ihr Acht haben müßt, iſt das richtige Tempo, eins, zwei, drei, und daß Ihr Alle zu gleicher Zeit mit der Hand an die Patrontaſche ſchlagt. Denn wenn Ihr darauf nicht ganz genau Acht habt, ſo geb' ich für das Uebrige keine vier Schillinge.

Ulyſſes. Heil, Ihr guten Herren! Bevor wir zur Belagerung ſchreiten, iſt es das Beſte, wir ſchicken den Kilian zum König Priapus mit einem Oelzweig in der Hand und bieten ihm Frieden an, unter der Bedingung, daß er uns die ſchöne Helena zurückgibt.

(Alle ſtimmen dem bei.)

Kilian. Ihr guten Herrn, ich wünſchte ſehr, daß ein Anderer Ambaſſadeur ſein möchte. Denn wie leicht könnte es geſchehen, daß König Priapus, der ein hitziger Mann iſt, mir nicht den Kopf abſchlagen ließe, und das wäre doch ein ſchlechter Spaß, wenn ich dann ſo ohne Kopf daſtände.

Ulyſſes. Damit hat es keine Gefahr, Kilian; läßt er dir den Kopf abſchlagen, ſo werden wir desgleichen thun mit zwanzig von den vornehmſten Trojanern, welche uns zuerſt in die Hände fallen.

Kilian. Schon recht, Herr; aber wer weiß, ob von all den zwanzig Köpfen ein einziger auf meinen Rumpf paßt?

Ulyſſes. Ei geh' du nur hin, das Völkerrecht bricht er nicht.

Kilian. Nun nun, ſo will ich denn gehen.

Ulyſſes. Wir wollen uns ſo lange mit der Armee zurückziehen.

Vierte Scene.

Kilian allein.

Wo ſoll ich nun aber in der Geſchwindigkeit einen Oelzweig herkriegen? Sieh', das trifft ſich glücklich, da find' ich ja einen. (Hebt einen Beſen auf, der auf der Bühne liegt und nimmt ihn in den Arm. Zu den Zuſchauern:) Nein wahrhaftig, das iſt kein Beſen, Meſſieurs! Ihr ſeid ja doch, hoff' ich, nicht blind — da, da könnt Ihr nun ſehen, daß das ein Oelzweig iſt! Ihr müßt ja kein Körnchen Reſpect mehr haben vor einem Ambaſſadeur, daß Ihr ihn ſo auslacht; der Teufel ſoll Euer Narr ſein, wißt Ihr das? Nun geh' ich nach Troja.

(Klopft an.)

Fünfte Scene.

Helena. Kilian.

Helena. Wer erdreiſtet ſich in Kriegszeiten dermaßen an das Thor von Troja zu klopfen? Mit wem wollt Ihr ſprechen? Ich bin Helena.

Kilian. Ei ſieh' da, liebe Jungfer, muß Sie ſich ſelber noch bemühen mir aufzumachen? Die Jungfer kennt mich wol nicht mehr?

Helena. Ich dachte, ich hätte Ihn ſchon wo geſehen.

Kilian. Ich bin der Ambaſſadeur von Kilian.

Helena. Ah nun erinnere ich mich, du biſt des ſtolzen Ritters Ulyſſes treuer Diener.

Kilian. Nein, ſchön Dank, jetzt nicht mehr, jetzt bin ich Ambaſſadeur extraordinair von der ganzen Armee und dependire von Niemand als allein vom General Holofernes, welcher ſieben und eine Viertel Elle lang iſt. Die ganze Armee präſentirt das Gewehr vor mir, wenn ich vorbeigehe. Denn Ihr müßt wiſſen, Jungfer, extraordinaire Ambaſſadeure, die wachſen nicht ſo auf den Bäumen.

Helena. Das glaub' ich ſchon, daß man ſo leicht keinen Ambaſſadeur findet, der ſo extraordinair iſt wie du. Aber was haſt du ſonſt zu beſtellen?

Kilian. General Holofernes, welcher ſieben und eine Viertel Elle lang iſt, läßt ſchön grüßen und König Priapus ſoll ihm die Jungfer wieder zurückgeben oder ſoll ſich gefaßt machen, daß wir die Stadt belagern.

Helena. Darauf kannſt du dich verlaſſen, daß ich nicht ausgeliefert werde, ſo lange noch ein Mann in Troja iſt; darauf hat König Priapus geſchworen.

Kilian. Ja Ihr guten Leute, ſo müßt Ihr tragen was folgt. Ich muß nur raſch wieder nach Hauſe und muß Stiefel anziehen: denn morgen heiß' ich im Blut der Trojaner zu gehen bis an die Knie.

Helena. Ach unglücklich die Stunde, da ich geboren ward, daß ich durch meine Schönheit die Veranlaſſung geben ſoll zu ſolchem Blutvergießen! Wie viel beſſer doch wäre mir, ich wäre mißgeſtaltet zur Welt gekommen, ſo hätte ich doch vergnügt und ruhig leben können, während ich nun meiner Schönheit halber gehaßt und verachtet bin von allen Frauenzimmern, ja von den Göttinnen ſelbſt!

(Sie weint.)

Kilian. Jungfer, was mir öffentlich aufgetragen, das habe ich nun ausgerichtet; aber wie alle Ambaſſadeurs geheime Anliegen zu haben pflegen, ſo bin auch ich beordert, mich unter der Hand zu erkundigen, wie es mit der Jungfer ihrem Kränzchen ſteht.

Helena. Ich ſchwöre dir, Kilian . . . .

Kilian. Ei was Kilian: ich heiße Ihro Exellenz.

Helena. Ich ſchwöre Ihro Exellenz, daß nie eine Mannsperſon mich auch nur mit dem kleinen Finger angerührt hat, ſeit ich entführt bin.

Kilian. Ei Jungfer, die Finger ſind dazu auch weiter nicht nöthig; ich habe einen Mann gekannt, dem waren beide Arme abgeſchoſſen und doch wurde er ſechsmal vors Conſiſtorium[21] citirt. Aber ich muß fort.

(Helena ab.)

Sechste Scene.

Kilian allein.

Entweder ich bin blind oder alle anderen Menſchen ſind es. Denn ſoviel meine Augen ſehen können, ſieht die ja mehr aus wie eine Hebamme als wie Eine, welche von den Göttinnen ſelbſt wegen ihrer Schönheit beneidet wird. Wie ich ſie zuerſt ſah, dacht' ich doch wahrhaftig, es wäre Peter Wagnern ſeine Dörte, ſo ſtach ſie mir in die Augen. Aber ich bin wol blind, ſowohl hierin als wie in allem Uebrigen, was dieſe Hiſtorie angeht. Nun muß ich hin und der Armee die Antwort ſagen. Präſentirts Gewehr, ihr Carnalien! Aber richtig, da ſtehen ſie und ſperren das Maul auf. Ihr Herren, jetzt heißt es Krieg; ſie wollen lieber das Aeußerſte abwarten, als die Helena ausliefern.

Siebente Scene.

Ulyſſes. Kilian. Holofernes. Hauptleute.

Ulyſſes. Ihr habt nun gehört, ihr ſtolzen Ritter, was Troja uns geantwortet hat und müſſen wir uns alſo rüſten, die Stadt mit der äußerſten Gewalt anzugreifen. Inzwiſchen, Ihr guten Herren, dünkt es mich doch das Beſte, wenn Einer von uns nach alter löblicher Manier Einen von den Trojanern zum Zweikampf herausforderte. Nun weiß ich freilich, daß Euch allen zuſammen das ritterliche Haupt nach einem Lorbeerkranze juckt und daß Ihr alle Verlangen tragt nach der Ehrenſäule, welche der Sieger verdienet hat. Daher, um zu verhindern, daß keine Saat der Mißgunſt zwiſchen uns geſtreuet werde, halte ich es für das Rathſamſte, daß wir darum würfeln. Wem dann das Loos zufällt, den kann keine Mißgunſt treffen, da nicht Volksgunſt und Gewogenheit und Faveur ihm den Weg bahnen, auf welchem er ſein Haupt mit dem Lorbeerkranze ſchmücken wird. Verſteht Ihr mich recht, Ihr edlen und ſtolzen Ritter?

Kilian (leiſe). Zur Noth.

Ulyſſes. Bringt denn alſo Würfel her!

(Sie würfeln.)

Kilian. Ich habe wol nicht nöthig mitzuwürfeln, Ihr Herren, weil ich doch nicht unter die Malice gehöre, ſondern eine Civilperſon bin, ein extraordinärer Ambaſſadeur?

Ulyſſes. Ei Kilian, vor ſolchem alten treuen Diener wie du biſt, hab' ich viel zu viel Hochachtung, als daß ich dich der Gelegenheit berauben ſollte, Ehre einzulegen und dir im Wege ſein, wenn das Glück auf ſeiner Kugel dir den Kranz aufs Haupt ſetzen will, den ſie vielleicht für dich allein geflochten hat.

Kilian. Glaubt der Herr etwa, ich wäre bange? Ei ja doch, ich wollte wahrhaftig den Hector ſelbſt auf mein Gewiſſen nehmen. Es geht aber unmöglich an, der Herr weiß ja ſelbſt, was für verfluchte loſe Mäuler die Leute haben. Sie haben ſchon jetzt genug zu klatſchen, nämlich daß wir wie die Narren von Haus und Hof, Frau und Kindern rennen, blos um ein Weibsſtück wieder zu bekommen, das ein Anderer, nämlich Paris, König Priapi Sohn, ſchon ein ganzes Jahr gehabt hat, und unterdeſſen .... ich darf nichts weiter ſagen; wer weiß was unſere Frauen uns für Poſſen ſpielen können. Ich habe einen Mann gekannt, der reiste auch Jahre lang um ſeinen einzigen Sohn wiederzufinden, der ihm geraubt war, und wie er zurückkam, fand er vier Söhne; aber er ſoll nicht ſonderlich vergnügt darüber geweſen ſein. Sollen die Leute nun noch obendrein in den Zeitungen ihre Gloſſen darüber machen, daß ich, als eine Civilperſon, ein Ambaſſadeur, von der Armee abgeſchickt bin, einen Trojaner zum Zweikampf zu fordern, ſo würde das Ende ſchlimmer als der Anfang."

Ulyſſes. Ei pfui doch, Kilian, ſich ſo etwas merken zu laſſen! Ich befehle dir augenblicklich zu würfeln.

Kilian (wirft alle Sechſen, die Andern nehmen die Hüte ab und gratuliren ihm). Hört, Ihr guten Herren, ich ſehe ſchon, daß es auf mich abgeſehen iſt; die Würfel ſind falſch, darauf laſſ' ich meinen Kopf; noch nie, ſo lang ich lebe, hab' ich können alle Sechſen werfen und nun ſollte ich ſie juſt heute treffen?

Ulyſſes. Mach' mir keine Schande, Kilian, ich habe dich erſt vorhin beim General gerühmt wegen deiner Tapferkeit. Geh gleich und rüſte dich zum Kampf! Ich werde dir mein eigenes Schwert Theuerdank leihen, welches mit Drachenblut getüncht iſt. Stelle dich doch nicht ſo an, man muß ja denken, du wärſt bange.

Kilian. Bange bin ich wahrhaftig nicht: aber ich bin ein

Politikus, das iſt bekannt vor Gott und den Menſchen, darum ſchickt es ſich für mich nicht, daß ich mich ſchlage. Ja wenn ich nicht Politikus wäre, da fragt' ich den Henker danach. Aber ich kann mich nicht entſchließen, etwas zu thun, was ſich für meinen Charakter nicht paßt. Ich beſtehe auf den Rechten meines civilen Standes, diene in Friedenszeiten als ein ehrlicher Mann und wage Leib und Leben für die Polizei: aber mit dieſer Art Geſchichten hab' ich nichts zu thun.

Holofernes. Ja da muß Standrecht über ihn gehalten werden; wir merken ſchon, daß er in Güte nicht will.

Kilian. Ach Ihr guten Herren, ehe ich Standrecht über mich halten laſſe, da will ich es lieber freiwillig thun. Nur das bitt' ich mir aus und dafür muß geſorgt werden, daß der, mit dem ich mich ſchlagen ſoll, keine Hand an mich legt; denn Hand an einen Ambaſſadeur zu legen, iſt gegen das Völkerrecht.

Holofernes. Hört, Ihr ſtolzen Ritter, damit wir ihm die politiſchen Gedanken aus dem Kopf bringen, ſo will ich ihn zum Oberſten machen, damit ſind dann alle Hinderniſſe beſeitigt.

Kilian (leiſe). Na wer dich das gelehrt hat, du langer Lümmel, den ſoll auch der Teufel holen! (Kilian wird von Kopf bis zu Fuß bewaffnet.) Zum wenigſten muß ich jetzt noch einen kleinen Cornelius haben,[27] bevor ich in den Kampf gehe. (Trinkt ein Glas Branntwein.)

(Alle wünſchen ihm Glück und gehen ab.)

Ulyſſes. Wenn Du als Sieger zurückkommſt iſt Dir ein Lorbeerkranz gewiß.

Kilian (leiſe). Ich ſcheere mich nichts um Lorbeeren, ausgenommen wenn ich ſie in einer Paſtete oder Torte ſehe.

Achte Scene.

Kilian allein.

Hol' der Henker den Kerl, der zuerſt den Krieg erfand! Es iſt ja ein ganz dummer Einfall, daß man hingehen ſoll und ſoll einen Menſchen morden, den man nicht kennt. Aber ich werde doch noch ein Mittel finden, ihnen eine Naſe zu drehen. Ich will ſehen, daß ich Paradieſens[28] Diener Marcolfus zu packen kriege. Ich war zweimal mit ihm in Geſellſchaft in Ithacien, da haben wir Smollis mit einander getrunken; ich werde ihm ein paar Mark in die Hand drucken, daß er vor mir davonläuft. — Hört, Ihr trojaniſchen Männer, ich habe etwas Wichtiges mit Paradieſens Diener Marcolſus zu ſprechen, bitte, ſchickt ihn doch heraus zu mir.

Neunte Scene.

Kilian. Marcolſus.

Kilian. Serviteur, Marcolſus, wie gehts?

Marcolſus. Sieh da Kilian, wie kommſt Du denn dazu im Harniſch zu gehen?

Kilian. Es ſind ja Kriegszeiten, da muß man doch bewaffnet gehen, Du haſt ja auch ſo einen kleinen Lichtſpieß an der Seite.

Marcolſus. Aber warum ſeid ihr denn mit ſo großer Macht hiehergekommen, unſere Stadt zu belagern? Ich dächte doch, es wäre der Mühe nicht werth ſolch ein Aufhebens zu machen wegen eines Weibsſtücks?

Kilian. Ich denke wahrhaftig ebenſo; auch war ich erſt heut ſo dreiſt dem General Holofernes genau daſſelbe unter die Naſe zu ſagen. Du und ich Marcolſus, ſind nur Diener: aber wir ſind, glaub' ich, die Einzigen, die noch ihren Verſtand haben von Allen in und außer der Stadt.

Marcolſus. Ha ha ha, das glaub' ich wahrhaftig auch; der Helena wenigſtens, um die man ſich ſchlägt, möchte ich keinen Liebesdienſt mehr erweiſen und wenn ſie mir einen Thaler für die Nacht geben wollte. In Ithacien hab' ich ſchöne Weiber die Menge geſehen, von geringem Stande, die man für achtundzwanzig Schillinge kriegen konnte; da war eine Frau mit Namen Polidora, gleich an der Ecke bei der großen ägyptiſchen Marmorſäule, bei der bin ich verſchiedenemale geweſen und habe ihr nie mehr gegeben.

Kilian. Eine Frau mit Namen Polidora?

Marcolſus Ja, Polidora.

Kilian. In einem Eckhauſe?

Marcolſus. Ganz recht, in einem Eckhauſe.

Kilian. Gerade über der ägyptiſchen Säule?

Marcolſus. Wie ich ſage. Aber weshalb wirſt Du ſo beſtürzt? Ich will doch nicht hoffen, daß es deine Frau geweſen iſt?

Kilian. Allerdings war es meine Frau, Marcolfus; — na der ſoll es ſchlecht gehen, wenn ich zurückkomme.

Marcolfus. Das bedaure ich ja ſehr, Herzensbruder, daß ich Dich wider meinen Willen zum Hahnrei gemacht habe.

Holofernes. Was mag das wol bedeuten, daß die beiden Helden ſo lange mit einander reden, bevor ſie ſich ſchlagen?

Ulyſſes. Ich denke mir, Herr General, ſie werden ſich wol gegenſeitig ihre Stammbäume vorrechnen, Geburt und Herkunft nebſt den Thaten ihrer Ahnen, bevor ſie den Kampf beginnen.

Kilian. Höre, Marcolfus, ich bin bereit, dir dein Vergehen zu vergeben, wenn du mir einen kleinen Dienſt erweiſen willſt.

Marcolfus. Und was für einen, Schwager? Willſt du vielleicht bei meiner Frau liegen, damit wir doppelte Schwäger werden?

Kilian. Nein, das nicht. Ich bin abgeſchickt vom Kriegsheere, einen Trojaner zum Kampf herauszufordern, aber gegen meinen Willen. Denn Kilian hat zwar jederzeit Courage gehabt, jedermann unter die Augen zu treten, aber laß dir dienen, mein Herzensbruder: warum ſollt' ich hingehen und Einen morden, der mir nichts gethan hat? Das wäre ja ſo zu ſagen beſtialiſch. Nun will ich dich bitten: ſtelle dich an, als ob du dich eine Weile mit mir ſchlägſt und zuletzt begieb dich auf die Flucht. Mir thuſt du einen großen Dienſt damit und dir ſchadet es nichts. Denn die Trojaner wiſſen nicht, warum du hierher gekommen biſt; meine Leute aber ſtehen und warten auf den Ausgang des Kampfes.

Marcolfus. Willſt du mir ſchwören, daß wenn eure Leute die Stadt einnehmen, Ihr mich und meine Eltern verſchonen wollt?

Kilian. Ja, das ſchwöre ich dir.

(Die Trompeter blaſen, ſie ſchlagen ſich verſtellter Weiſe. Die übrigen Hauptleute fallen auf die Knie und beten um Sieg für Kilian.)

Ulyſſes. Ha, halte dich brav, Kilian! Die Ehre der ganzen Armee hängt an dieſem Kampf. Ach Himmel, nun iſt es vorbei mit uns, nun kriegt der Feind die Oberhand! Sollen wir hin und ihm beiſtehen?

Holofernes. Nein, das wäre gegen die Kriegsregel.

Ulyſſes. Es iſt auch ſchon nicht mehr nöthig, Herr General, ich ſehe ſchon, er erholt ſich wieder. Hei, friſchen Muth, Kilian! Der Sieg iſt wahrhaftig dein! Schon wendet der Feind den Rücken; wir ſind gerettet!

(Alle erheben ein großes Freudengeſchrei und Kilian verfolgt den Marcellus bis ans Thor. Kilian wird im Triumph ins Lager geführt und unter dem Schall der Trompeten wird ihm ein Lorbeerkranz aufs Haupt geſetzt.)

Dritter Act.

Erſte Scene.

Die Hauptleute der Armee. Kilian.

Ulyſſes. Ihr Herren! Nach der letzten Victorie und Hectors Tod können wir ſofort die Königin von Aſien angreifen, ich meine die ſtolze Stadt Troja, deren dreidoppelt gethürmte und mit Ziegelſteinen gedeckte Mauern unſerer Macht nicht lange widerſtehen werden. Aber bevor wir zur Belagerung ſchreiten, ſcheint es mir das Beſte, daß wir einen Wahrſager um Rath fragen, damit er den alten und in ſolchen Fällen gebräuchlichen Sitten gemäß mit ſeiner ſchwarzen Kunſt aus des Plutarchus nächtiger Wohnung den einen oder andern Geiſt heraufbeſchwört, der uns den Ausgang der Belagerung verkündigen kann. Höre, Kilian, laſſe den in natürlichen Wiſſenſchaften faſt göttergleichen Tireſius hereinkommen.

Kilian. Ich weiß nicht, Herr, ob dergleichen Ambaſſade mir anſtändig iſt. Doch bin ich bereit zu gehen: denn mich gelüſtet ſelbſt zu wiſſen, wie dieſer Krieg ablaufen wird. (Geht ab.)

Ulyſſes. Der große Tireſius, Ihr Herren, iſt zwar blind, ſieht aber doch Dinge, die uns verborgen ſind. Seine Blindheit rührt davon her, daß er nämlich einmal zum Schiedsrichter erwählt wurde zwiſchen dem Gott der Arzeneikunſt und der Muſik, Apollonius und Pan, dem Oberförſter der Götter, um zu entſcheiden, wer von ihnen das edle und faſt göttlich zu erachtende Inſtrument Chithara am beſten ſpiele. Tireſius, unvorſichtig, wie junge Leute ſind, ſprach Pan den Sieg zu und dafür wurde er von dem himmliſchen Doctor medicinae Apollonius mit Blindheit beſtraft. Da er ſich aber deshalb beim Jupiter beſchwerte, fühlte der Göttermonarch ſeine Eingeweide von Mitleid über Tireſius ergriffen, alſo daß er ihn mit der Macht begabte, die Geiſter aus des hölliſchen Gottes Plutarchus Wohnungen heraufzubeſchwören, von denen er die Zukunft kann zu erfahren kriegen. Aber da ſehe ich ihn kommen.

Zweite Scene.

Tireſius. Kilian. Die Vorigen.

Ulyſſes. Höre, du weiſer Tireſius, welchen die Götter mit zukünftiger Dinge Erkenntniß begabten! Wir griechiſche und meſopotamiſche unüberwindliche Helden haben dich hierher entboten, um von dir zu erfahren, wie lange wir noch liegen werden vor der dreidoppelt ummauerten Städtekönigin Troja, bevor wir ſie überwinden. Wir wiſſen, daß dir kein Ding verborgen iſt, Neſtorius ſelbſt überragſt du an Alter und Verſtand um ſo viel, wie der Glashimmel die Erde. Sag' uns daher unbeſchwert, wie dieſer Krieg ausfallen wird und zürne nicht, daß wir dich von deinem Herde gerufen und deine Ruhe geſtört haben.

Tireſius. Ihr edlen griechiſchen und meſopotamiſchen Helden, die Ihr mit Euren mannhaften und großen Thaten alle Enden der Welt erfüllet habt: Ihr ſeid allzuſammen Narren und habt euch in Pechſtiefeln fangen laſſen;[21] geht hübſch wieder nach Hauſe und habt Acht auf Eure eigenen Weiber und laßt mich in Ruhe.

(Will gehen.)

Ulyſſes. Halt, du alter halsſtarriger Mann, wir laſſen dich nicht los, bevor du unſer Verlangen nicht erfüllt haſt!

Tireſius. Ich bin von Alter ermattet, meine Zeit iſt um und mein Wahrſagergeiſt längſt von mir gewichen.

Ulyſſes. Höre, mein treuer Diener Kilian, laß dieſen halsſtarrigen Mann goldene Ketten anlegen und wirf ihn ins Gefängniß.

Kilian (leiſe). Wo ſoll ich die goldenen Ketten herkriegen? Wenn der General ſelbſt ſich aufhängen wollte, ſo müßt' er mit einem bloßen Strick vorlieb nehmen. Aber ich kann ja ebenfalls einen alten Strick nehmen; ſo gut wie ein Beſen für einen Oelzweig, kann ja auch ein Strick für eine goldene Kette paſſiren.

Tireſius. Ihr edlen Ritter, ſchont meines Lebens! Es geſchieht ja nicht aus böſem Willen oder Halsſtarrigkeit, daß ich mich weigere, Euch den Ausgang des Krieges zu verkündigen, ſondern weil meine Weiſſagung etwas trauriges mit ſich führt, was das ganze Kriegsheer erſchrecken wird.

Ulyſſes. Sprich du nur frei heraus und verhehle uns nichts.

Tireſias. Weil Ihr mir denn befehlt, Alles rein heraus zu ſagen, ſo will ich Euch auch nichts verhehlen. Troja kann nicht überwunden werden und Ihr könnet nicht als Sieger zurückkehren, wenn nicht Ulyſſes' treuer Diener, der kluge und mannhafte Kilian den Opfertod ſtirbt für das geſammte Kriegsheer. (Geht ab.)

Ulyſſes. Ei, nichts weiter? Das thut mein treuer Diener Kilian mit Vergnügen.

Kilian (leiſe). Ja richtig, der Teufel ſoll den holen, der das thut.

Ulyſſes. Kenne ich ihn recht, ſo wird er ſich ſelbſt dazu erbieten.

Kilian (bei Seite). Den Teufel magſt du kennen! Ich müßte ja toll ſein, wenn ich das thäte.

Ulyſſes. Er wird es mit Freuden thun.

Kilian (leiſe). Welch ein verwünſchtes Gewäſche! Ich ſähe ja lieber das ganze Kriegsheer am lichten Galgen, ehe ich nur den kleinen Finger dafür opferte.

Ulyſſes. Höre, Kilian, ich verkündige dir eine freudige Botſchaft: die Götter haben dich auserwählt, das Werkzeug zu ſein, durch das wir allein zum Siege gelangen. Das Orakel ſagt, daß du dich opfern ſollſt, um mit deinem Tode das ganze Kriegsheer zu retten.

Kilian. Mein Herr, das Orakel iſt wol nicht richtig im Kopf, ſonſt könnt' es ſo etwas nicht verlangen.

Ulyſſes. Giebt es eine angenehmere Botſchaft für eine edle Seele, die ihr Vaterland liebt, als zu ſterben für ſeine Rettung?

Kilian. Das iſt eine ſchöne Botſchaft: freue dich, du ſollſt hängen.

Ulyſſes. Hier helfen keine Redensarten, Kilian, willſt du dich nicht freiwillig dazu bequemen, ſo werden wir dich mit Gewalt dazu nöthigen.

Kilian. Ach, Ihr guten Herren! ſeid doch nicht ſo eilig.

Chriſtenblut zu vergießen, das Orakel kann es ja unmöglich ſo gemeint haben. Dieſer Tireſias iſt ja ſo alt, daß er ſchon wieder ganz kindiſch geworden iſt. Erſt entſchuldigte er ſich ſelbſt, er könne vor Alter nicht mehr weiſſagen: aber wir haben ihn durch Drohungen gezwungen zu weiſſagen und da hat er nun, blos um wieder auf freien Fuß zu kommen, ſo etwas hingeplappert, das Erſte das Beſte, was ihm in den Mund gekommen iſt. Uebrigens iſt hier noch ein anderer bekannter Prophet, mit Namen Nabucodonoſor, der treibt das Geſchäft ſchon ſeit vielen Jahren mit großem Glück und wird weit höher geſchätzt als Tireſias; laßt uns erſt hören, was der meint. Er wird ſich eine Ehre daraus machen, uns aus freien Stücken unſer Schickſal zu verkünden. Denn wenn man Propheten zwingt, ſo wahrſagen ſie nie was Gutes. Wahrſagen und Verſemachen, das muß ohne Zwang geſchehen.

Mithridates. In dem Punkt hat Kilian nicht ganz Unrecht.

Ulyſſes. Laßt den Propheten denn ſofort hierher kommen.

Kilian (leiſe). Nun will ich die doch wahrhaftig brav zum Narren halten: ich werde ſelbſt den Propheten agiren und werde gerade das Gegentheil wahrſagen. (Geht ab).

Mithridates. Von dem Propheten Nabucodonoſor hab' ich ſchon viel ſprechen hören. Sein Wahrſagergeiſt ſoll die Uebrigen ſämmtlich übertreffen; können wir ihn dazu vermögen, ſo ſagt er uns den Ausgang des Krieges ohne Zweifel pünktlich voraus.

Ulyſſes. Aber geſetzt nun, daß ſeine Wahrſagung der des Vorigen ganz widerſpricht, wem ſollen wir da glauben?

Mithridates. Das Richtigſte ſcheint mir, daß wir dem glauben, der ungezwungen wahrſagt. Denn des Tireſias Rede, das ſieht Jeder, war nicht ganz ohne Bosheit, er war trotzig und erbittert und wollte uns Böſes erweiſen. Wenn er nun geſagt hätte, es wäre der Wille der Götter, den General ſelbſt zu opfern, würden wir es deshalb gethan haben? Das freilich geb' ich zu, wenn der zweite Prophet wieder daſſelbe ſagt, ſo müſſen wir es thun. Aber wir müſſen uns auch anders gegen ihn benehmen und müſſen ihm eine gute Belohnung verſprechen im Fall der Ausgang mit ſeinen Worten übereinſtimmt.

Ulyſſes. Aber was meinen Euer Hoheit, was wir mit dem Andern machen, falls wir vernehmen, daß er uns wirklich betrogen hat?

Mithridates. Wir wollen ihn mit Verachtung behandeln. Denn ſich mit Propheten und Poeten einzulaſſen, das dient zu nichts. Einen Propheten umbringen heißt ihn zum Märtyrer machen und einen Poeten beſtrafen heißt nicht ſelten ihm eine Ehrenſäule errichten. Aber da ſeh' ich einen Mann kommen in ſeltſamer Tracht; ohne Zweifel iſt das der Prophet.

Dritte Scene.

Kilian mit einem langen Bart und einem breiten Hut, den er tief in die Augen gedrückt hat. **Die Vorigen.**

Kilian (mit verſtellter Stimme). Ihr tapferen Helden, Ihr ſehnt Euch, den Ausgang des Krieges zu wiſſen. Denn letzte Nacht erſchien mir Einer im Traume, der ſagte: Mache dich auf und gehe in das Lager der Griechen, ſage den Anführern Alles, was dir in den Mund gelegt werden wird, widerlege des Tireſius falſche Worte und hindere den Mord, welchen er gerathen hat zu begehen an dem im Militär- und Civildienſt unvergleichlichen Manne Kilian.

Ulyſſes. So hat uns alſo Tireſius zuerſt falſche Dinge berichtet?

Kilian. Ganz gewiß. Aber Ihr ſelbſt wart ſchuld daran, weil Ihr nämlich Hand gelegt habt an einen Propheten und habt ihn genöthigt, gerade das zu verkündigen, was allein die Urſache Eures Unglücks geworden wäre. Denn juſt an dieſes Kilians Erhaltung iſt die Wohlfahrt des ganzen Kriegsheeres geknüpft.

Ulyſſes. Ach, ſage uns doch unverhohlen, o weiſer Mann, was wir thun ſollen und welchen Ausgang der Krieg nehmen wird?

Kilian. Es iſt der Götter Wille, daß Ihr den großen Kilian keiner Gefahr ausſetzen ſollt; denn wofern ihm etwas zuſtößt, wird dieſer ganze Krieg ein unglückſeliges Ende nehmen. Das wußte Tireſius voraus und deshalb, aus Rachgier rieth er Euch ihn aufzuopfern. Ihr ſollt ihn daher bei der Belagerung ſchonen und ihn nie ins Gefecht führen, ſondern Euch ſeiner allein als eines guten Rathgebers bedienen. Der Krieg wird übrigens nicht lange dauern, ſondern Ihr werdet Troja endlich zerſtören und triumphirend in Euer Vaterland zurückkehren. Das iſt Alles, was mir befohlen ward, Euch zu verkündigen, Ihr edlen Ritter; nun laßt mich wieder in meine Wohnung zurückkehren.

Ulyſſes. Ach weiſer Mann, zürne nicht, daß wir Dich noch um Eines fragen: ſag' uns, woran ſollen wir denn wiſſen, daß dein Wort richtiger iſt, als das des Tireſius?

Kilian. Ihr ungläubigen Menſchen, woher ſollte ich denn wiſſen, was Ihr vorhin mit dem Tireſius verhandelt habt, wäre es mir nicht offenbaret worden? Wie könnte ich es Euch wieder ſagen und zwar mit allen Umſtänden?

Ulyſſes. Wir dachten, Du hätteſt Dich vielleicht mit unſerem Botſchafter deshalb beſprochen.

Kilian. Beim Gott der Wahrſagung Apollonius ſchwöre ich, daß ich heute mit keinem Menſchen geſprochen, bevor ich hierher gekommen bin.

Ulyſſes. Sage mir denn unbeſchwert, wer ich bin.

Kilian. Du biſt der große Ulyſſes von Ithacia, deine Gemahlin iſt Penelope, dein einziger Sohn, welcher drei Jahre alt iſt, heißt Telemachus, deine Tochter Rosmarina. Hier ſteht Mithridates, König von Mundien und hier Holofernes, Graf von Bethulien.

Ulyſſes. Ja, nun ſehen wir, daß Dir nichts verborgen iſt, du weiſer Mann!

Kilian. So laßt denn inskünftige Euern Unglauben fahren.
(Geht ab.)

Mithridates. Dieſer, das konnte man hören, war ein richtiger Prophet.

Ulyſſes. Sogar vergangene Dinge ſind ihm bekannt.

Mithridates. Alſo müſſen wir auch ſeinem Rathe folgen.

Ulyſſes. Wir wollen ſchnell Ochſen und Schafe ſchlachten, ihm ein Opfer anzurichten.

Mithridates. Erſt müſſen wir warten, bis Kilian zurückkommt, da wir ja doch in Zukunft nichts thun dürfen ohne ſeinen Rath. Aber da ſehe ich ihn kommen, er ſieht ſehr betrübt aus.

Vierte Scene.

Kilian in ſeiner früheren Tracht. **Die Vorigen.**

Kilian. Ach ich armer Menſch, ich kann den Propheten nicht finden, den ich ſuche und der mich hätte retten können!

Inzwiſchen, wenn ich es recht bedenke, ſo habe ich keinen Grund, mich zu betrüben, im Gegentheil: freuen muß ich mich darüber, daß durch meinen Tod die Armee gerettet und der Sieg erworben werden ſoll. Ach, Ihr edlen Ritter, ich hab' es mir nachträglich überlegt, welche Ehre es für mich iſt auf dieſe Art aufgeopfert zu werden. Darum will ich mit Freuden ſterben und begehre nur, daß man mir eine Ehrenſäule errichtet mit folgendem Peritaphium: Hier ruht der große Kilian. — Na das Uebrige wird Euch wol noch ſelbſt einfallen.

Ulyſſes. Nein, mein treuer Diener, das ſei ferne, deine Perſon iſt allzu koſtbar, um aufgeopfert zu werden; denn an dein Leben iſt die Rettung des ganzen Kriegsheers geknüpft.

Kilian. Nein, Ihr guten Herrn, nachdem das Smaraculum nun einmal mein Urtheil geſprochen, ſo will ich nun auch nicht länger leben.

Ulyſſes. Wir haben ſeitdem einen andern Aufſchluß bekommen: du ſollſt leben und ſollſt bewahrt werden wie das Auge im Kopfe, als das koſtbarſte Kleinod und Palladium.

Kilian. Bei Euch regiert der Neid, das merk' ich ſchon, und darum, wenn Ihr mich nicht opfern wollt, ſo opfere ich mich ſelbſt. (Er zieht ſein Meſſer heraus, die drei Anführer fallen auf die Kniee und bitten ihn, doch nur erſt zu hören, was geſchehen iſt.) Steht nur wieder auf und laßt mich hören.

Ulyſſes. Während du fort warſt, iſt der große Prophet Naboccolonoſor aus freiem Antrieb zu uns gekommen und hat uns aufgeklärt über des Tirenus falſche Weiſſagung: nämlich, weil er gewußt hat, daß an deine Erhaltung die Wohlfahrt des Kriegsheeres geknüpft iſt, ſo hat er uns aus Rachgier gerathen, dich aufzuopfern. Deswegen darfſt du auch von jetzt an keiner Gefahr mehr ausgeſetzt werden.

Kilian. Was doch? will man mich zum Spitzbuben machen? Nein, das geſchieht nimmermehr. Mein Muth iſt zu groß, mein Herz zu tapfer, als daß ich aus irgend einem Gefecht zurückbleiben ſollte; wo die Gefahr am größten, da will ich dabei ſein!

Ulyſſes. Nein, Kilian, das erlauben wir nimmermehr!

Kilian. Soll ich die Hände in den Schoß legen, wo die Andern ihr Leben wagen? Nein, ehe ich mich dazu entſchließe, eher will ich lieber ſterben!

Ulyſſes. Ach Kilian, zähme doch deinen martialiſchen Muth!

Kilian. Das iſt mir unmöglich, dazu bin ich zu ſehr Feuer und Flamme; meine Hauptpaſſion iſt es eben, einem mannhaften Feinde unter die Augen zu treten.

Die Anführer (wieder auf den Knieen). Ach Kilian, moderire deine Hauptpaſſion, unſere ganze Wohlfahrt iſt an deine Erhaltung geknüpft!

Kilian. Steht nur wieder auf, ich will mir Mühe geben, meine Hitze ſo viel möglich zu bezwingen.

Ulyſſes. Wenn die Stadt eingenommen iſt, ſollſt du das Recht haben, das Köſtlichſte der ganzen Beute vorweg zu wählen, während der Belagerung aber ſoll dein Geſchäft darin beſtehen, daß du dem Feinde die Zufuhr verhinderſt, deshalb ſollſt du auf dieſem Poſten ſtehen bleiben, während wir die Stadt angreifen. Bleib' du hier mit der Reiterei, welche wir dir übergeben. Nun ſoll es aber auch mit der Belagerung gleich los gehen. (Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

Kilian allein.

Dieſe Kerle, merk' ich ſchon, kann ich zum Narren halten wie ich will; wär' ich jetzt nicht auf den Einfall gekommen, den Propheten zu agiren, ſie hätten mich wahrhaftig aufgeopfert. Es ſoll mir ein wahres Vergnügen ſein, wenn ich ſie noch weiter vexiren kann; denn die haben alle ein Brett vor dem Kopf. Nun gebt mal Acht, wie vortrefflich ich mit meinem Regiment Reiterei am Poſten ſtehe. Iſt das nicht ein ſchönes Regiment? Lauter ſtarke und handfeſte Kerle, ſchöne Pferde, prächtige Montur! Ich glaube wirklich nicht, daß man jemals ſolch ein Regiment Reiter geſehen hat. Hört, Kerle, paßt wohl auf, daß Niemand in die Stadt kommt; wird nur das kleinſte Schinkenbeinchen hineinpracticirt, ſo laſſe ich das ganze Regiment hängen, hört Ihr wohl? Die dummen Hunde können nicht antworten. Auf mein Wort, wie ich geſagt habe, ſo geſchieht's! Wer da? (Läuft um das Theater.) Wo willſt du hin? Nach Troja willſt du, ſo? Haſt du auch einen Paß? Ohne Paß kommſt du keinen Schritt weiter. Willſt du zurück, ſag' ich? Zurück! oder es geht dir ſchlecht! So, pack' dich fort. Hier kommt Niemand in die Stadt ohne Paß.

nicht eine graue Katze. Aber da ſeh' ich ja einen andern alten Schelm kommen, den muß ich examiniren. Element, es iſt mein Herr Ulyſſes! Wo zum Henker hat der in der Schnelligkeit den langen Bart hergekriegt?

Sechste Scene.

Ulyſſes. Kilian.

Ulyſſes. Nun iſt es ſchon das zehnte Jahr, daß wir vor Troja liegen und haben unterdeſſen ſo manchen großen Anführer verloren, ſelbſt unſern General Holofernes, der bei dem großen Ausfall vor drei Jahren ſo unglücklich umkam.

Kilian (leiſe). Merkt Ihr wohl, Meſſieurs? Iſt das nicht verteufeltes Zeug? Zehn Jahre hab' ich hier geſtanden! Ich will nicht diſputiren, ob das zehn Jahre ſind oder nicht: aber das weiß ich, daß ich in der ganzen Zeit nicht Naſſes noch Trockenes gekriegt habe, ja ich glaube, ich könnt' es noch zehn Jahre aushalten.

Ulyſſes. Ach mein treuer Diener Kilian, wie freue ich mich über dieſe Ausdauer, mit der du noch jetzt auf demſelben Poſten ſtehſt, auf den ich dich vor zehn Jahren beordert habe.

Kilian. Meiner Treu', nicht von der Stelle hab' ich mich ſeitdem gerührt. Aber was haben die Andern unterdeſſen ausgerichtet? In ſo langer Zeit und mit ſolch großer Macht, dacht' ich, hätte man ja können die ganze Stadt in Trümmer werfen.

Ulyſſes. Jetzt haben wir uns auch vorgeſetzt, einen Generalſturm zu thun und entweder alle umzukommen oder die Stadt zu erobern. Du bleibſt inzwiſchen hier und ſiehe wohl zu, daß keine Zufuhr in die Stadt gebracht wird.

Siebente Scene.

Kilian allein.

All' dies Zeug kommt mir vor, als wär' es eine deutſche Komödie: denn wenn ich mich auf den Kopf ſtellte, ſo kann ich nicht begreifen, wie zehn Jahre ſo raſch vergehen können. (Zu den Zuſchauern.) Hört, Ihr guten Leute, daß ſich Keiner von Euch unterſteht, auch nur eine Prezel in die Stadt einzuführen, ſonſt kriegt er es mit mir zu thun. Aber horcht, welcher Lärm! Die Stadt iſt über: ich höre die Einen Victoria rufen und die Andern Quartier! Wir wollen inzwiſchen hier ſtehen bleiben, die Zufuhr zu hindern; aha, jetzt wird ſchon unſere Fahne auf die Mauern gepflanzt! Ja nun mag der Teufel hier länger ſtehen bleiben, wir müſſen auch ſehen, daß wir etwas von der Beute abkriegen.

Vierter Act.

Erſte Scene.

Ulyſſes. Kilian.

Ulyſſes. Ach Kilian, ich habe alle Mittel verſucht, den Zorn des Neptunus zu beſänftigen, aber Gebete, Opfer, Alles iſt vergebens. Nun flankiren wir ſchon zwanzig Jahre ſeit Troja's Eroberung ſo von einer Stelle zur andern, bis wir hieher gekommen ſind nach Cajanien,[76] wo die Königin Dido uns zwar verſprochen hat, uns mit Schiffen zur Fortſetzung unſerer Reiſe zu unterſtützen — aber ach, die Zeit vergeht, und ich fürchte, es wird noch länger dauern, als wir denken. Denn ich fürchte etwas, woran ich nicht einmal zu denken wage — ich fürchte . . Kilian . . . .

Kilian. Na was fürchtet der Herr?

Ulyſſes. Ich fürchte, Dido iſt in mich verliebt!

Kilian. Kann ſein . . . . .

Ulyſſes. Ach ich unglückſeliger Mann! Wenn das wirklich ſo iſt, Kilian, ſo kommen wir hier niemals wieder weg.

Kilian. Will der Herr mir nicht übel nehmen, wenn ich ihn frage, wie alt der Herr war, da wir von Hauſe reisten?

Ulyſſes. Ich war in der Blüthe meines Alters, nicht über vierzig Jahre.

Kilian. Gut: erſtlich vierzig Jahre und nachher zehn Jahre bei der Belagerung macht ein halbes Hundert und zwanzig Jahre auf der Heimreiſe, das macht ſiebzig. Die gute Dido iſt vermuthlich eine große Liebhaberin von Antiquitäten, daß ſie ſo kalt iſt gegen ſo viel junge Leute, unter denen ſie die Wahl haben konnte, und verliebt ſich in einen ſteinalten Graubart.

Ulyſſes. Höre, Kilian, ſolche Raiſonnements mag ich nicht hören, du ſcheinſt mir eine ganz falſche Rechnung zu machen. Ich bin noch in meinem beſten Alter; was du mit Augen ſiehſt, daran darfſt du nicht länger zweifeln. Wenn du Schnee ſiehſt mitten im Sommer, ſo darfſt du nicht ſagen, das iſt nicht möglich, das kann kein Schnee ſein, denn es iſt ja Sommer; es muß dir genug ſein, daß du den Schnee in der That ſiehſt.

Kilian. Ich merke ſchon, Herr, daß ich in Allem, was uns geſchehen iſt, die Vernunft gefangen geben muß. Ich will auch nicht mehr daran zweifeln, ſondern lieber darauf denken, wie wir uns aus dieſer Schlinge erretten können.

Ulyſſes. Auf welche Weiſe wollen wir uns denn retten vor einem Unglück, das einmal über uns verhängt iſt?

Kilian. Da iſt kein anderes Mittel, als daß wir uns heimlich aus dem Lande ſchleichen.

Ulyſſes. Da haſt du auch Recht, Kilian. Ich muß nur gleich hin und die Sache mit meinen treuen Gefährten überlegen, bleib' du nur ſo lange hier.

Zweite Scene.

Kilian allein.

Hätt' ich doch nur eine Priſe Tobak, daß ich Luft kriegen könnte; es iſt mir, als wär' ich verrückt im Kopfe. Wenn mein Herr zurückkommt, ſagt er ganz gewiß wieder, daß zehn Jahre vorbei ſind, ſeit er das letztemal mit mir geſprochen. Fünf bis ſechstauſend Jahre werden wir wol werden, bis wir in unſer Vaterland zurückkommen. Denn, wie ich merke, gehen wir nicht mit der Zeit, ſondern die Zeit läuft vor uns, und wir bleiben ſtehen. Sieh, hier hab' ich noch ein Stück engliſchen Käſe, den ich vor dreißig Jahren mit von Ithacien genommen habe und der noch ganz friſch iſt. Auch iſt es nicht allein die Zeit, die vor uns läuft, ſondern die Erde, auf der wir ſtehen, macht es ebenſo. Denn manchmal, wenn ich meine Pfeife anſtecke, ſind wir im Oſten der Erde, und wenn ich die Pfeife ausgeraucht habe, ſind wir im Weſten.

Dritte Scene.

Ulyſſes. Kilian.

Ulyſſes. Ach Himmel, iſt es möglich, daß ſo etwas in der Natur ſtattfinden kann?!

Kilian. Was iſt denn nun wieder los, Euer Gnaden?

Ulyſſes. Ach Kilian, niemals hätte ich mir ſo etwas vorſtellen können, wenn ich es nicht ſelbſt mit dieſen meinen Augen geſehen hätte.

Kilian. Was iſt es denn, Herr?

Ulyſſes. Ach Dido! Dido! Was habe ich dir Böſes gethan, daß du ſolche Zauberkünſte ausübſt gegen meine treuen Gefährten?

Kilian. Sind ſie denn verhert?

Ulyſſes. Höre, Kilian, die wunderſamſte Hiſtorie, die ſich jemals zugetragen hat von Deukalions Fluth bis auf dieſe Stunde. Ich habe in den vier Wochen, ſeit ich zuletzt mit dir ſprach . . . .

Kilian. Sind das nicht mehr als vier Wochen? Ich dachte, es wären vier Jahre.

Ulyſſes. Ich habe, ſag' ich, in den vier Wochen mit meinen Gefährten überlegt, wie wir heimlich von hier wegreiſen möchten. Schon waren wir bereit, an Bord zu gehen, als Dido, die den Braten gerochen hatte, um unſere Abreiſe zu hindern, durch Zauberkunſt alle meine Gefährten in Schweine verwandelte.

Kilian. Ei, das iſt ja gar nicht möglich, gnädiger Herr, (leiſe.) nämlich, weil es ſchon vorher Schweine waren.

Ulyſſes. Ach, es iſt nur allzu gewiß, Kilian! Ich dachte, meine Augen täuſchten mich und redete ſie an: aber die Sprache hatte ſich ihnen auf dieſelbe Weiſe verändert wie die Geſtalt, und ſtatt mir zu antworten, grunzten ſie mich an. Sofort ergriff ich die Flucht, aus Furcht, ich möchte ebenfalls in ein Schwein verwandelt werden. Aber ſieh, da kommen ſie; ich getraue mich nicht, länger hier zu bleiben. (Geht weinend ab.)

Vierte Scene.

Ulyſſes' Gefährten kriechen auf Händen und Füßen und grunzen wie Schweine. **Kilian.**

Kilian. Ha ha ha ha ha ha! Ei ſo hol' euch der Henker alle mit einander! Hab' ich mein Lebtag ſolche Tollheit geſehen!

Die Schweine. Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh.

Kilian. Hört, Kerle, welcher Teufel reitet Euch? Seid Ihr verrückt?

Die Schweine. Wir ſind Schweine, Gevatter. Oeh Oeh Oeh Oeh.

Kilian. Den Teufel auch mögt Ihr Schweine ſein!

Die Schweine. Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh.

Kilian (fängt an ebenfalls zu kriechen und ſagt): Oeh Oeh Oeh. Hört, Kerle, iſt das auch ſicher, daß Ihr Schweine ſeid?

Die Schweine. Oeh Oeh Oeh Oeh.

Kilian. Nun, wenn Ihr Schweine ſeid, ſollt Ihr auch wahrhaſtig Schweineconfect bekommen. Gleich freßt mir den Treck, der hier liegt.

Die Schweine. Wir ſind nicht hungrig, Gevatter. Oeh Oeh Oeh.

Kilian (prügelt ſie mit einer Peitſche). Fort, ſag' ich! Eßt mir dieſen Treck auf, oder ich ſchlage Euch Eure Schweinerücken in Stücke. Fort, fort! Seid Ihr Schweine, ſo iſt das ja Eure beſte Koſt. (Prügelt ſie tüchtig. **Die Schweine** richten ſich auf, werden wieder Menſchen und ſagen:)

Die Schweine. So wahr wir ehrlich ſind, ſo ſollt Ihr uns dieſe Schläge bezahlen, mein guter Moſje Wegener! Iſt das nicht unverſchämt, die ganze Hiſtorie ſo zu verderben? (Laufen fort.)

Fünſte Scene.

Ulyſſes. Kilian.

Kilian. Ich habe die Geſchichte nicht verdorben, ich habe ſie blos wieder zu zweibeinigen Schweinen gemacht, was ſie vorher waren. Aber da kommt mein Herr zurück.

Ulyſſes. Ach Kilian, ſind ſie wieder fort?

Kilian. Ja, Herr, ſie ſind fort und gehen wieder auf zwei Beinen wie vorher.

Ulyſſes. Sind ſie keine Schweine mehr?

Kilian. Das ſag' ich nicht, das ſei ferne von mir; aber ich habe ſie durch meine Arznei ſo weit gebracht, daß ſie wieder auf zwei Beinen ſtehen.

Ulyſſes. Ach du großer Sohn des Aeſculapius! Du biſt würdig, daß dir zu Ehren Tempel und Altäre errichtet würden. Von welchem Gott oder Göttin haſt du dieſe himmliſche Kunſt erlernt?

Kilian. Ich legte mich ein bischen aufs Feld und beweinte mit bittern Thränen das Unglück unſerer Leute. Mitten im Weinen fiel ich in einen Schlaf und da offenbarte ſich mir die Göttin der Arzneikunde Proſerpina (denn ſo heißt ſie ja wol?) und ſagte: Kilian, ich habe dein Weinen und dein Bitten erhört. Stehe auf und ſchneide einen Zweig von der erſten Birke, die du findeſt zu deiner linken Hand, das iſt ein heiliger Baum, den noch keines Menſchen Hand berühret hat. Sobald du deine Landsleute damit berühreſt, werden ſie ſich aufrichten und auf zween Beinen wandeln als zuvor — und ſo geſchah es auch. Ob ſie noch Schweine ſind oder nicht, das kann ich nicht ſagen; gewiß iſt nur, daß ſie ausſehen wie zuvor, auf zwei Beinen gehen und ſprechen. Denn ſie zankten mit mir, weil ich ſie ein bischen ſtark mit dem heiligen Zweig berührt hatte.

Ulyſſes. Ach Kilian, mein Erretter! Laß dich umarmen!

Kilian. Serviteur; es ſollte mir ein Vergnügen ſein, wenn der Herr auch ein Schwein würde, damit ich das Vergnügen haben könnte, ihn ebenfalls zu kuriren.

Ulyſſes. Höre, Kilian, wir müſſen machen, daß wir fortkommen, das Schiff iſt ganz fertig; laß uns unſere Leute ſammeln, damit wir in aller Stille raſch davon kommen. Sieh, da iſt Dido, wir müſſen laufen. (Sie gehen ab.)

Sechſte Scene.

Dido. Rasmus.

Dido. Ach, wer hätte denken ſollen, daß ich, die ich ſo lange als Muſter der Keuſchheit und Unempfindlichkeit dageſtanden, jetzt im zehnten Jahre meines Wittwenſtandes von Liebesfeuer entbrennen ſollte? Ach Ulyſſes, unglückſelig war die Stunde, da du deinen Fuß an die Küſte Cajaniens ſetzteſt, unglückſelig der Wind, der dich hieherbrachte, unglückſelig die Welle, welche den Schiffbruch veranlaßte, in welchem meine Ehre und Reputation ebenfalls Schiffbruch erleiden! Ach Diana, Diana, was habe ich wider dich geſündiget, daß du auf ſolche Weiſe mein Herz mit deinen Liebespfeilen verwundeſt?

Rasmus. Gnädige Frau wollen ſagen Cupido.

Dido. Ja richtig; ach Cupido, Cupido, du haſt mein Herz verwundet zum Tode und mich entzündet mit einem ſolchen Liebesfeuer, daß ich keine Linderung habe bei Tag noch bei Nacht!

Rasmus. Hole der Henker den Cupido; er hätte müſſen den Ulyſſes ebenfalls verwunden. Aber ich kenne den Schlingel; ſchießt er einen verliebten Pfeil auf den Einen, welcher liebt, ſo ſchießt er gewöhnlich einen kaltſinnigen Pfeil auf den, welcher geliebt wird, blos um die Leute deſto mehr zu plagen. So iſt es mir ergangen; Alle, in welche ich verliebt bin, wenden mir den Rücken, und die ich nicht ausſtehen kann, brennen von Zärtlichkeit gegen mich. Und ſolchem Kerl ſoll man noch Tempel errichten und Opfer bringen; iſt er das wol werth? Den Teufel ſollte er kriegen, nicht Opfer oder gutes Räucherwerk, weder er noch ſeine Mutter.

Dido. Ach Rasmus, es iſt gewiß ſo, wie du ſagſt. Ich habe dem Ulyſſes unterſchiedene Liebeszeichen gegeben, aber ich merke nichts an ihm als Kaltſinn. Und heute hat er ſich vorgeſetzt, ſich heimlich aus dem Lande zu ſtehlen, ja vielleicht wäre er ſchon fort, hätte ich nicht bei Zeiten den Braten gemerkt und hätte ſeine Gefährten in Schweine verwandelt, in welchem Zuſtande ſie bleiben ſollen, bis er ſich entſchließt ....

Rasmus. Zu was ſoll er ſich entſchließen?

Dido. Ei, wie du ſo einfältig fragſt: bis er ſich entſchließt — zu dem was ich verlange.

Rasmus. Und was verlangt Euer Gnaden?

Dido. Je nun, was verlangt ein verliebtes Herz?

Rasmus. Ei ja doch, ich verſtehe wol, was Euer Gnaden meinen, ich frage nur blos ſo ....

Dido. Was du weißt, darnach brauchſt du nicht erſt zu fragen.

Rasmus. Ja das hat ſo ſeine Gründe. Aber da kommt Eliſa, der Athem ſteckt ihr im Halſe. Sie ſieht aus, als wäre ſie ebenfalls verliebt. Vermuthlich in einen von Ulyſſes' Gefährten, die in Schweine verwandelt ſind. Wenn das ſo iſt und ſie iſt wirklich in einen von ihnen verliebt, ſo hat ſie die Schweineſucht am Halſe.

Siebente Scene.

Eliſa. Dido. Rasmus.

Eliſa. Ach welche Zeitung bringe ich! Was wird meine Madame ſagen, wenn ſie erfährt, daß Ulyſſes' Gefährten, die wir durch unſern Zauber in Schweine verwandelt hatten, wieder Menſchen geworden ſind und fix und fertig daſtehen zur Abreiſe?!

Dido. Iſt das wahr, was du ſagſt, Eliſa?

Eliſa. Ja, ich ſchwöre es bei Allem, was heilig iſt.

Dido. Dann muß ich hinauf in die Luft und muß meine Künſte auf eine andere Manier üben.

(Sie bläst auf einer Pfeife, worauf ein Drache aus der Luft hernieder kommt, auf welchen Dido ſich ſetzt und in die Höhe geführt wird.)

Achte Scene.

Rasmus. Eliſa.

Rasmus (mit der Naſe an der Erde). Ach Eliſa, iſt der Drache fort?

Eliſa. Ja, ſteht nur wieder auf.

Rasmus. Ach war das ein Beeſt von einem Drachen! Ich bin nur bange, daß er wieder kommt. Ich will dir was ſagen, Eliſa: ich habe nicht Luſt, hier länger zu dienen; denn da könnte wieder einmal ſolch eine Carnalie von Drachen kommen und mich ebenfalls entführen.

Eliſa. Darum mach' dir keine Sorge, ſolch ein Schwein wie du biſt, kommt nicht dazu, auf hölliſchen Drachen zu reiten, die Ehre erweiſt Jupiter blos Regenten, Propheten und Prophetinnen.

Rasmus. Ach wie gut iſt das, daß ich weder Regent noch Poet noch Poetin bin. Aber Eliſa, biſt du wol auch ſchon einmal von ſolchen Drachen in die Luft geführt worden?

Eliſa. O ja, mitunter, wenn Ihro Gnaden in den oberſten Regionen der Luft ſind und meiner bedürfen, ſo laſſen ſie mich durch einen Drachen abholen.

Rasmus. Wo wirſt du denn da hingebracht?

Eliſa. Einige tauſend Meilen aufwärts in die Luft. Aber da fällt ein Brief aus der Luft hernieder, das iſt gewiß eine Ordre von Ihro Gnaden. (Sie lieſt den Brief.) Element, Rasmus, Ihro

Gnaden bedarf deiner und ſchickt den Drachen, um dich auf der Stelle abzuholen.

Rasmus. Ach Eliſa, fahre du ſtatt meiner! Ich will dir dienen mit Gut und Blut in Allem, was mir möglich iſt; du kannſt der Madame ja ſagen, ich wäre krank.

Eliſa. Ei was Poſſen, der Madame ihrer Ordre muß nachgelebt werden. Sieh, da kommt der Drache, nun mach' ſchnell!

Rasmus (auf den Knieen). Ach Moſje Drache, ſchont mein Leben! (Je näher der Drache zur Erde kommt, je größere Titel gibt ihm Rasmus.) Ach wohledler Herr Drache, ſchont mein Leben! Ach Euer Wohlwürden, nehmt lieber die Eliſa! Ach Wohlgeborner Herr Drache, verſchont mich! Ich habe niemals reiten können, nicht einmal auf einer Kuh, geſchweige denn auf einem Drachen! Ach wohlgeborner Herr Scorpion! Ach Euer Drachenexcellenz! Ach Euer Gnaden! Ach Euer Drachenmajeſtät! Ach Herr Kaiſer! Ach Herr Pabſt! Ach . . . .!
(Eliſa zieht ihn mit Gewalt zum Drachen und nöthigt ihn, ſich auf denſelben zu ſetzen; der Drache führt ihn in die Luft, während er aus vollem Halſe ſchreit.)

Neunte Scene.

Eliſa allein.

Ich habe herzliches Mitleid mit meiner Madame wegen ihrer Liebe; denn wie ich merke, hat dieſelbe ſolchen Grad erreicht, daß, wenn des ithacianiſchen Prinzen Herz ſich ihr nicht zuneigt, eine Tragödie daraus wird, die nur mit ſeinem oder ihrem Tode endigt. Aber Eins nimmt mich Wunder, daß meine Madame, die doch ſo erfahren in der Zauberkunſt iſt und der alle Andern, ſo viel in der Luft ſchweben, willig dienen, mit ihren Künſten nicht im Stande iſt, das Herz des Ulyſſes umzuſchaffen. Vermuthlich geht es ihr wie gewiſſen andern Leuten, [7] die über Wind und Wetter gebieten, ſich und Andere in wilde Thiere verwandeln, in einem Augenblick tauſend Meilen reiſen und doch mit all ihrer Allmächtigkeit nicht ſelten Noth leiden und in Armuth ſterben müſſen.
(Das Innere des Theaters öffnet ſich und man ſieht die Gefährten des Ulyſſes daſtehen in weißen Hemden, die Hände aufrecht, mit Zweigen darin, gleichſam als wären ſie in Bäume verwandelt.)

Ach Himmel, da ſehe ich eine neue Wirkung von meiner Madame ihren Künſten: Ulyſſes' Gefährten ſind in Bäume verwandelt! So muß ſie doch wenigſtens wieder auf Erden ſein; ich muß laufen (Ab.)

Zehnte Scene.

Kilian mit einem Bündel auf dem Rücken.

Na nun ſind wir doch endlich ſo weit, daß die Reiſe losgehen wird, ich hätte meiner Treu' nicht übel Luſt, das Kammermädchen mitzunehmen; ich kann ſie gut leiden, die hat, meiner Sir, ein paar hübſche Brüſte und außerdem .... Aber was Teufel ſeh' ich denn da? Hört, Kerle, ſeid Ihr verruckt? Iſt das jetzt die Zeit hier herumzuſtehen und Narrenspoſſen zu treiben? Ihr da, was ſoll die Narrheit bedeuten?

(Einer von den Bäumen ſagt.)

Wir ſind Bäume.

Kilian. Ei ſo will ich auch ein Baum ſein.

(Er nimmt zwei Zweige in die Hände und ſetzt ſich in dieſelbe Poſitur wie die Uebrigen.)

Elfte Scene.

Ulyſſes. Die Vorigen.

Ulyſſes. Ach Himmel, was ſehe ich hier?! Meine geliebten und treuen Gefährten ſind durch Zauberkunſt in Bäume verwandelt! Ach Dido, höre doch einmal auf, mich zu verfolgen! Bedenke, daß ich mich nicht aus Verachtung oder Kaltſinn weigere dir zu Willen zu ſein, ſondern aus Treue gegen meine allerliebſte Penelope. Denn ehe ich gegen die nur die kleinſte Untreue beginge, wollte ich ja lieber den ſchmachvollſten Tod ſterben. (Geht auf die Bäume zu.) Ach meine lieben Gefährten, wer ſoll Euch zum zweitenmale retten? Denn mein treuer Diener Kilian, durch deſſen Hülfe Ihr neulich erlöst wurdet, befindet ſich diesmal, wie ich ſehe, in derſelben Lage wie die Andern. Nach dem Exempel, das er mir gegeben, werde ich mich ſchlafen legen, vielleicht offenbaret Aesculapius oder Apollo auch mir ein Mittel, meine theuren Freunde zu erlöſen. (Legt ſich hin mit dem Geſicht nach unten; während deſſen ſchlägt Kilian ihm mit ſeinem Zweig über den Kopf, ſetzt ſich aber gleich darauf wieder in Poſitur.) Ah ich merke ſchon, daß ein Gott oder eine Göttin mich berührt, ich muß mich nur wieder ſchlafen legen und ihre Hülfe erwarten. (Kilian gibt ihm mit der flachen Hand einen tüchtigen Schlag auf den Hintern und ſetzt ſich ſogleich wieder in Poſitur. Ulyſſes ſchreit und ergreift die Flucht.)

Zwölfte Scene.

Kilian. Die Uebrigen.

Kilian. Der Teufel mag hier länger ſtehen, die Arme ſind mir ſchon ganz ſteif; laß die Schuite ſtehen, ſo lange ſie wollen, ich und mein Herr können ja allein reiſen. Aber bevor ich reiſe, will ich doch nach alter guter Sitte meinen Namen einſchneiden zum Andenken in einen von dieſen Bäumen, blos dieſe Worte: Kilian Peerſen nomen meum proprium.

(Sucht ein Meſſer hervor und fängt an, dem Einen in den Rücken zu ſchneiden. Der fängt an zu ſchreien und fällt dem Kilian in die Haare, der wieder einen andern Baum bei den Haaren kriegt, ſo daß eine allgemeine Schlägerei entſteht, während deren ſich das Innere des Theaters ſchließt.)

Dreizehnte Scene.

Dido. Rasmus.

Dido. Höre, Rasmus, ein andermal mußt du dich beſſer aufführen, wenn ich dir ſo etwas befehle; du biſt nun ein gereiſter Mann und haſt ohne Mühe und Gefahr Dinge geſehen, welche andere Menſchen ſich zu ſehen glücklich ſchätzen.

Rasmus. Ich hatte wirklich gar keine Angſt, gnädige Frau, ich dachte blos, mich würde vor Schrecken der Schlag rühren; ich glaube auch nicht, daß ich es jemals verwinde. Uebrigens war ich doch neugierig genug, daß ich unterwegs ein paarmal die Augen öffnete und da ſah ich einen ganzen Klump Sterne auf einmal. Ich fürchtete blos, ich würde an den Mond ſtoßen, dem ich ſo nahe war, daß, hätte ich ein Meſſer bei mir gehabt, ich ein Stück davon hätte abſchneiden können. Denn wie ich bemerkte, iſt er aus dem ſchönſten holländiſchen Käſe gemacht, den man ſich nur wünſchen kann; wär' ich nicht ſo bange geweſen, hätt' ich Seine Excellenz den Herrn Drachen gebeten mir ein Meſſer dazu zu leihen. Früher hatt' ich mir immer eingebildet, der Mond wäre nicht ſo groß wie ein Eierkuchen, ſo etwa von acht oder neun Eiern, und wenn Marie Anna im Monde ſäße, ſo dacht' ich mir, müßte die ihn mit ihrem dicken Hintern ganz verdunkeln, beſonders wenn ſie ihren Reifrock mit Fiſchbein anhätte. Aber jetzt ſehe ich, daß er größer iſt als ich dachte; denn ich will darauf ſchwören, daß er ſo groß iſt wie ſechzehn von den großen Sonnenblumen, die bei uns im

Garten ſtehen. Dagegen iſt er ſo dünn wie ein Sträuſelkuchen, ſo daß es lauter Lügen ſind, wenn die Leute ſagen, im Monde wohnen Menſchen, zum mindeſten können ſie nicht größer ſein wie Käſemilben.

Dido. Ei hör' doch auf mit deinem dummen Geſchwätz! Furcht und Schrecken haben dich ſo verblendet, daß du dir einbildeſt Dinge geſehen zu haben, die gar nicht exiſtiren; du biſt blos einige Meilen in die Luft hinaufgekommen.

Rasmus. Na wie viel Meilen glauben Euer Gnaden denn, daß es zum Monde iſt? Nicht über fünfviertel Meilen und ich will drauf ſchwören, daß ich nicht weit vom Glashimmel geweſen bin, welcher nach Jacob Schulmeiſters Berechnung über acht Meilen von der Erde iſt; ich konnte ſchon die Sterne ſehen, die in den Glashimmel eingeſetzt ſind, ſo ſäuberlich, wie kein Juwelier es kann. Ja ja, ich habe gute Augen, meiner Treu; ja ich hab' etwas geſehen, meiner Treu, was noch mehr iſt, nämlich die Milchſtraße.

Dido. Ha ha ha, was denkſt du denn, was die Milchſtraße iſt?

Rasmus. Nun wahrhaftig, das weiß ich jetzt ziemlich genau, das iſt die Milch, die von den Himmelszeichen gemolken wird, genannt Stier und Jungfrau, davon wird der Käſe gemacht, womit der Mond ausgeflickt wird, wenn er im Abnehmen iſt. Rasmus iſt meiner Treu nicht ſo dumm, wie Euer Gnaden denken.

Dido. Machſt du noch eine ſolche Reiſe, ſo wirſt du rein verrückt. Hör' auf mit deinem Geſchwätz, ich habe nun an Anderes zu denken. Ich habe Eliſa ausgeſandt, nachzuforſchen, was Ulyſſes treibt, ſeitdem ſeine Gefährten in Bäume verwandelt ſind. Aber da, ſehe ich, kommt ſie.

Vierzehnte Scene.

Dido. Rasmus. Eliſa.

Eliſa. Ach gnädige Frau, alle unſere Künſte, alle unſere Veranſtaltungen ſind vergeblich geweſen: Ulyſſes und ſeine Gefährten haben bereits die Flucht ergriffen, ſie ſind ſchon ſo weit fort, daß man nichts mehr von ihnen erblicken kann.

Dido. Iſt das wahr, was du ſagſt, Eliſa?

Eliſa. Nur allzuwahr, ich ſelbſt habe das Schiff weit draußen im Meere erblickt.

Dido. Ha Eliſa, ſo will ich auch keine Stunde länger leben!

(Sie zieht einen Dolch und ſetzt ihn ſich auf die Bruſt. Eliſa und Rasmus laufen herzu und halten ihre Hände.) Laßt mich los oder es koſtet Euch das Leben! Ich habe beſchloſſen zu ſterben und ich werde ſterben!

Eliſa (auf den Knieen). Ach gnädige Frau, bedenkt doch, was die Nachwelt dazu ſagen wird, daß die preiswürdige Dido aus Liebe zu einer fremden Perſon ſich das Leben genommen und durch dies unerhörte Ende alle ihre früheren Tugenden vernichtet hat! Bedenkt, gnädige Frau, die traurige Lage, in die Ihr das ganze Land verſetzt, das durch ſolchen jähen Tod ein Raub der Feinde, eine Beute der Fremden wird! Bedenkt . . .

Dido. Nichts kann mich in meinem blutigen Vorſatze erſchüttern; wollt Ihr nicht aufhören, mich daran zu hindern, ſo wird mein ganzer Zorn ſich auf Euch werfen.

Eliſa. Ach gnädige Frau, als treue Diener und Dienerin ſind wir in ſolchem Falle verbunden läſtig zu fallen!

Dido. Ihr könnt mich doch nicht hindern, es ſei denn für jetzt; was nicht in dieſer Stunde geſchieht, wird in der nächſten geſchehen. Dies allein erreicht Ihr durch Eure Widerſetzlichkeit, daß Ihr zunächſt als Rebellen wider meinen Willen beſtraft werdet und hinterdrein wird mein Vorſatz ohne Hinderniß ausgeführt werden.

(Sie reißt ſich los und ſtößt zuerſt die Eliſa, welche die Flucht ergreift, dann den Rasmus von ſich.)

Rasmus. Ach gnädige Frau, ſtecht mich nicht todt! Ich will ja Euer Gnaden wahrhaftig nicht hindern, im Gegentheil, als ein treuer Diener will ich Euch ja in Eurem Vorſatz behülflich ſein.

Dido. Willſt du mich nicht mehr hindern?

Rasmus. Nein wahrhaftig, ich nicht.

Dido. Pfui über dich, du arger Knecht, du Verräther! Da ſtehen willſt du und ſehen, wie deine Madame ſich das Leben nimmt? Nicht hindern willſt du mich?

Rasmus. Ich will es ganz wahrhaftig nicht.

Dido. So will ich mir auch nicht das Leben nehmen, Euch zum Trotz will ich nun leben bleiben. Auch läßt es, wenn ich es mir recht überlege, doch gar zu romanhaft. Kommt, laßt uns gehen. (Ab.)

Rasmus. Ich dachte mir ſchon, daß es ſo kommen würde, ich glaube wirklich, die alten Heldinnen, von denen die Poeten ſo manchen Vers gemacht, haben es nicht anders getrieben.

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Ulyſſes. Kilian.

Ulyſſes. Ach Kilian, nun iſt die Stunde gekommen, wo ich mein theures Vaterland wiederſehe; laß uns nach der alten Helden Exempel niederfallen und den heimathlichen Boden küſſen.

(Sie fallen nieder und küſſen den Boden.)

Kilian. (Springt gleich wieder auf.) Twi, twi, twi, daß dich der Henker, wozu ſind nun wol ſolche dummen Ceremonien? Da hat eben Einer ſein Waſſer abgeſchlagen, ich kann es noch riechen.

Ulyſſes. Kilian, nun wollen wir uns beide verkleiden und zuſammen als Pilger ins Schloß gehen, um Penelopen zu überraſchen.

Kilian. Das iſt nicht vonnöthen, Herr! Denn da wir dreißig und etliche Jahre weggeweſen ſind, ſo brauchen wir uns nicht erſt zu verkleiden. Auch hab' ich gar keine Luſt, meine Frau zu überraſchen: denn was ich nicht mit Augen ſeh', davon thut mir das Herz nicht weh.

Ulyſſes. Zweifle du immerhin an der Treue deiner Frau, an Penelopen zweifle ich nicht, dazu habe ich ſchon zu große Proben von ihrer Tugend und Keuſchheit.

Kilian. Ja ja, Herr, in dreißig und einigen Jahren kann ſich Manches verändern. Aber da kommt ein Bauer, den können wir examiniren, wenn es Euer Gnaden ſo beliebt.

Zweite Scene.

Ulyſſes. Kilian. Der Bauer.

Kilian. Guten Tag, Landsmann! Biſt du von dieſem Dorf oder iſt dieſes Dorf von dir?

Der Bauer. Keins von beiden: denn ich wohne noch im Dorfe.

Kilian. Eins von beiden muß doch aber ſein!

Der Bauer. Nein, Keins von beiden: denn ich wohne noch in dieſem Dorfe. Um aber auch eine Frage zu thun: gehören dieſe langen Ziegenbärte Euch oder gehört Ihr den Ziegenbärten?

Kilian. Das iſt ja eine läppiſche Art zu reden.

Der Bauer. Das iſt wunderlich, daß du von mir verlangſt, ich ſoll vernünftig mit dir reden.

Kilian. Kennſt du mich denn?

Der Bauer. Nicht weiter, als daß ich einigemale die Ehre gehabt habe, dich im Kartenſpiel zu ſehen. Biſt du nicht Treffbube?

Ulyſſes. Dieſer Bauer hat einen offenen Kopf.

Kilian. Nein, Landsmann, laß uns ernſthaft ſprechen: haſt du nicht von dem trojaniſchen Kriege gehört?

Der Bauer. Ja, es iſt mir ſo, als hätt' ich einmal davon geträumt; das war ja wol der Krieg, wo du aus dem Treffen liefſt, und dafür gehängt wurdeſt?

Kilian. Wär' ich gehängt, ſo könnte ich jetzt doch nicht hier ſein.

Der Bauer. Ich dachte, es wäre dein Geiſt; auch ſiehſt du zum wenigſten ſo aus, als hätteſt du ſchon einmal am Galgen gehangen.

Kilian. Nein, Landsmann, am Galgen gehangen hab' ich noch niemals.

Der Bauer. Das iſt Schade: denn du ſiehſt doch aus, als hätteſt du es verdient. Aber was für Leute ſeid Ihr? Seid Ihr Ziegen, Böcke, Menſchen, Schweine oder Eſel? Entſchuldigt nur, daß ich ſo dreiſt frage: aber die Leute hier im Dorf ſind neugierig.

Kilian. Schweine und Eſel, ſoviel ich weiß, gehen nicht auf zwei Beinen.

Der Bauer. Ja ſo, ich meinte, Ihr wärt vielleicht von den zweibeinigen Eſeln.

Ulyſſes. Höre, Landsmann, du mußt nicht ſolchen Spott treiben mit fremden Leuten.

Der Bauer. Seid Ihr Fremde? Warum bleibt Ihr dann nicht zu Hauſe? Wir haben ſo ſchon Landſtreicher genug. Aber mit Verlaub, aus welchem Lande ſeid Ihr?

Kilian. Wir ſind aus einem Lande, das heißt Monomotapa braſiliadelphia.

Der Bauer. Was für ein Land iſt das? Heißt das im Winter ebenſo, wenn die Tage kurz ſind?

Kilian. Das iſt ein geſegnetes Land, da ſpazieren die gebratenen Schweine auf dem Felde mit Meſſer und Gabel darin; da fliegen die gebratenen Tauben in der Luft und für jede Stunde die man ſchläft, bekommt man von der Obrigkeit einen Thaler.

Der Bauer. Ah ſo, ſo ſeid Ihr vermuthlich aus Jütland, weil Ihr ſo brav lügen könnt. Uebrigens wundert es mich, daß Ihr hierhergekommen ſeid und ſolch gutes Land verlaſſen habt, wo man einen Thaler bekommen kann für jede Stunde, die man verſchläft.

Ulyſſes. Laß mich mit dem Mann allein reden, du vertrödelſt blos die Zeit mit deinen Poſſen. Höre, Landsmann, wir ſind nicht in dies Land gekommen, um Geld zu verdienen, ſondern wegen anderer wichtiger Geſchäfte. Sieh hier, da haſt du etwas, dafür mache dich luſtig.

Der Bauer (mit dem Hut unter dem Arm). Ich bedanke mich, gnädiger Herr, und wünſche nur, ich könnte Euer Wohlgeboren wieder dienen.

Ulyſſes. Wir verlangen nichts, als daß du uns ſchickliche Antworten giebſt auf unſere Fragen. Kennſt du die hochadelige Frau Penelope?

Der Bauer. Ja freilich kenn' ich ſie; ich habe ja die ganze Woche in ihres Liebſten Hauſe gearbeitet.

Ulyſſes. Was? Liebſten? Ihr Herr iſt ja nicht zu Hauſe, er iſt in fremden Landen?

Der Bauer. Ganz recht, ich meine auch nicht ihren Mann, der iſt außer Landes, wenn er noch lebt.

Ulyſſes. Ei freilich lebt er noch.

Der Bauer. Da bedaure ich den braven Herrn, der iſt, ſeit er weg iſt, wohl ſechzehnmal Hahnrei geworden. Aber wenn man es recht bedenkt, ſo iſt der doch nicht zu bedauern; der Narr verläßt Frau und Kinder, um ein eitles Weibsſtück wieder zu holen mit Namen Helena. Das war auch wol der Mühe werth, außer Landes zu ziehen mit ſo vielen ſtolzen Rittern, welche unſer Kaiſer hinterdrein bei verſchiedenen Gelegenheiten ſehr vermißt hat.

Ulyſſes (zu Kilian). Ach Himmel, was höre ich, Kilian?

Kilian. Kennſt du auch eine Frau mit Namen Polidure?

Der Bauer. Polidure, die Hure?

Kilian. Das ſagſt du wol nur ſo um des Reimes willen?

Der Bauer. Ob es ſich reimt oder nicht, wahr iſt es doch; ſie iſt zu beklagen, das arme Menſch, ſie hat lange nicht die Nahrung mehr, wie das erſte Jahr nach Kilians, ihres Mannes, Abreiſe; auch iſt ſie kaum mehr zu gebrauchen.

Kilian. Da wird es ihr übel gehen; denn ihr Mann Kilian lebt nicht allein, ſondern wird auch in wenigen Tagen hier eintreffen.

Der Bauer. Was will das ſagen, ob ſolch ein Schlingel lebt oder nicht; kriegten wir nur unſern Herrn Ulyſſes wieder, der war des Kaiſers andere Hand.

Kilian. Kennſt du nicht Einen mit Namen Langulafret, der Kilians Bruder war?

Der Bauer. Ei ja, aber der iſt ſeit zehn Jahren nicht hier geweſen.

Kilian. Warum denn nicht?

Der Bauer. Es war da ein gewiſſer Umſtand, weshalb er nicht kommen konnte: nämlich weil er ſchon ſeit elf Jahren draußen aufgehängt iſt.

Kilian. Danke für gütige Nachricht; adiös.

Dritte Scene.

Ulyſſes. Kilian.

Kilian. Haben wir nicht eine ſchöne Reiſe gemacht, Herr?

Ulyſſes. Ach Kilian, das Herz bricht mir, wenn ...

Kilian. (Schlägt ſeinen Klapphut nieder und ſetzt ihn verquer wieder auf.) Haben wir nicht eine ſchöne Reiſe gemacht, Herr?

Ulyſſes. Was ſollen die Fratzen bedeuten?

Kilian. Ich wollte, ſie bedeuteten nichts; aber wenn das Unglück da iſt, ſo muß man ſich drein ſchicken. Jeder muß ſich in ſeine Lage ſchicken und ſich danach kleiden.

Ulyſſes. Ach Kilian, iſt das nun Zeit zu ſpaßen, da uns das Unglück rings umſchloſſen hält?

Kilian. Ich ſpaße wahrhaftig nicht; es iſt nicht zum Zeitvertreib, daß ich mir den Hut ſo ſetze.

Ulyſſes. Noch bevor die Sonne untergeht, werde ich mich für ihre Untreue rächen; ihre Buhler ſollen den ſchmachvollſten Tod ſterben und ſie mit ihnen. Was werden die übrigen ſtolzen Ritter der Welt ſagen, wenn ſie das erfahren?

Kilian. Nun was wollen ſie weiter ſagen, als daß wir Hahnreie ſind? Und das iſt gewiß genug.

Ulyſſes. Nichts ſoll mich in meinem Vorhaben hindern, keine Entſchuldigung ſoll gelten. Beruft ſie ſich auf meine lange Abweſenheit, auf ihre blühende Jugend, die ſie mit ſolchen Verſuchungen heimgeſucht, ſo ſtopfe ich mir die Ohren zu. Denn ſie ſoll wiſſen, daß ſie nicht allein ihren Eheherrn beſchimpft hat, ſondern auch Einen von den größten Helden Ithaciens, der mit ſeinem ſiegreichen Arm Aſiens größte Zierde verwüſtet hat, ich meine die edle und ſtolze Stadt Troja.

Kilian. Aber da der Herr doch von Penelopens blühenden Jahren ſpricht — wie alt war ſie denn, da wir unſere Reiſe antraten?

Ulyſſes. Sie war erſt fünfundzwanzig Jahre alt; den edlen Junker Telemachus brachte ſie zur Welt im ſechzehnten Jahre ihres Alters und dieſer unſeres Eheſtandes erſter Sproß und edle Pflanze war erſt neun Jahre alt, da wir gen Troja zogen.

Kilian. Die Rechnung ſtimmt, ſechzehn und neun macht fünfundzwanzig.. Aber darf ich den Herrn wol fragen, wie lange wir fortgeweſen ſind?

Ulyſſes. Es iſt jetzt im ſechsunddreißigſten Jahre.

Kilian. Sechzehn und neun iſt fünfundzwanzig und ſechsunddreißig dazu macht einundſechzig. Ja freilich, ſie iſt noch in blühendem Alter. (Zu den Zuſchauern): Ich hab' es ja vorausgeſagt, in dieſer Hiſtorie will ich nicht weiter nachdenken: denn ſonſt werd' ich verrückt im Kopfe. (Zu Ulyſſes): Auch mich, Herr, ſoll nichts daran hindern, mich an meiner Frau zu rächen, weil ſie in der Blüthe ihrer Jugend, die vielen Verſuchungen unterworfen iſt, nicht allein ihren Mann beſchimpft hat, ſondern auch einen extraordinairen Ambaſſadeur, einen Helden, der von dem ganzen Kriegsheere dazu auserwählt worden, ſich im Einzelkampf zu ſchlagen mit dem ſtärkſten Trojaner und zwar war das, wie ich hinterher gehört habe, Niemand anders, als Hector ſelbſt; ja, der zehn Jahre lang ohne Naſſes und Trockenes auf einem Fleck geſtanden hat, um der Stadt die Zufuhr abzuſchneiden, und wäre das nicht geſchehen, ſo hättet Ihr Andern mit Reſpect zu ſagen . . .

Ulyſſes. Schnell Kilian, bring mir meine koſtbare Kleidung, ich will mich in meiner ganzen Herrlichkeit zeigen, um meinen Feinden einen deſto größeren Schrecken einzujagen.

Kilian (holt eiligſt ein prächtiges Kleid und einen Hut mit Federn; er zieht dem Ulyſſes den Rock an und ſagt): Element, was ſieht der Herr martialiſch aus! Mars ſteht ihm in den Augen geſchrieben und Vulcanus an der Stirn!

(Macht die Schnüre am Hute los und ſetzt ihn dem Ulyſſes mit ganz niederhängenden Krempen wieder auf.)[3]

Ulyſſes. Nun ſieh du Tölpel, mein Hut hängt ja ganz herunter.

Kilian. Ei das ſoll ſo ſein, Herr.

Ulyſſes. Kilian, nähme ich nicht Rückſicht auf deine langen treuen Dienſte, ſo ſollte dich das dein Leben koſten; ſchlag' den Hut wieder in die Höhe.

Kilian. Nur einen Augenblick Geduld, Herr, ich will nur erſt meinen eigenen in die Höhe ſchlagen; denn wenn der Herr ſeinen Hut nicht ſo tragen will, ſo will ich meinen wahrhaftig auch nicht ſo tragen.

(Er klappt erſt ſeinen Hut in die Höhe, dann nimmt er den des Ulyſſes.)

Ich glaube, der Teufel ſitzt in dem Hute; ſo wie ich die eine Seite in die Höhe klappe, fällt die andere wieder herunter. Ach Herr, laßt uns die Hüte tragen, wie ſie ſind.

Ulyſſes. Meine Geduld geht augenblicks zu Ende!

Kilian. Ach Herr, Geduld iſt eben die Tugend, die wir Beide künftig am nöthigſten haben; von allen Tugenden paßt ſie am beſten für unſere Lage. Ach Herr, laßt uns die Hüte tragen wie ſie ſind, es hat ſeine Urſachen!

Ulyſſes. Kilian, ich warne dich ein für allemal, daß du mich nicht zum Zorne reizeſt, es würde dich das Leben koſten.

Kilian. Ach gnädiger Herr, ich thue das ja wahrhaftig nicht aus böſem Willen, ſondern aus politiſchen Gründen; ich denke, wenn die Leute uns in dieſem Zuſtande ſehen, ſollen ſie ſich deſto mehr bewogen fühlen, unſere Partei zu nehmen und das Unrecht zu rächen, das uns widerfahren iſt. Aber ich will dem Herrn gehorſam ſein. (Klappt den Hut wieder auf.) Ach Herr, laßt ſie uns doch tragen, wie ſie ſind; denn . . .

Ulyſſes (ſeinen Degen ziehend). Willſt du, Hund, deinen Spott mit mir treiben?

Kilian (auf den Knien.) Ach Herr, verzeiht mir meine Dreiſtigkeit, ich will dieſe Materie nie wieder berühren!

Ulyſſes. Steh' auf und lauf' ungeſäumt in die Stadt und laſſe Penelope ſammt ihren Galanen ſowie ſämmtliche Einwohner wiſſen, daß ich zurückgekommen bin, und verkündige ihnen meinen Vorſatz, Rache zu nehmen für die Schmach und Schande, die meinem Hauſe widerfahren.

Kilian. Ach Herr, mir iſt blos bange, daß mir unterwegs ein Hund begegnet: es könnte mir gehen wie dem Actäon, welcher, nachdem er in einen Hirſch verwandelt worden, zerriſſen ward von ſeinen eigenen Hunden. (Geht ab.)

Vierte Scene.

Ulyſſes allein

Jeder Augenblick dünkt mich ein Jahr zu ſein, ſo brennt mir das Eingeweide von Zorn und Bitterkeit gegen meine treuloſe Gemahlin. — Ach, ach, ich dachte, der Himmel wäre es jetzt müde, mich weiter zu verfolgen und die vielen Jahre des Unglücks, der Beſchwerden und Mühſeligkeiten ſollten nun verſüßt werden durch Penelope's Umarmungen — Penelope, um deren Willen ich das Gebot der Keuſchheit ſo ſtreng beobachtet, um deren willen ich mir vor der göttergleichen Dido verliebten Seufzern die Ohren zugeſtopft und ihre zärtlichen Anerbietungen zurückgewieſen habe. Ach Ihr Götter, ſteht mir bei in meiner gerechten Rache! Die ganze Stadt ſoll dafür in Blut ſchwimmen. Erſt werde ich ihre Galane opfern, dann ſie ſelbſt, damit Niemand ſage: der große Ulyſſes, der Troja zerſtörte, der Helden Uebermuth dämpfte, unſchuldige Jungfrauen von Berggeiſtern und Nixen errettete, den Stall des Augias reinigte, die Amazonen überwand, die hundertköpfigen Sirenen tödtete, verbringt den Reſt ſeines Lebens in Schmach und Schande. Ach, ach, Penelope!

Wie konnteſt du, o ſprich, ſo den Ulyß verlaſſen?
Da, ſelbſt ein wildes Thier muß ſolche Untreu' haſſen.
  Vergißt auch Liebe je? Kann ſterben ſie ſo leicht?
  Iſt das auch Ehrlichkeit und Treu', was ſo entweicht?

Dein edler Herre, der ſo tapfer war, ſo bieder,
Ja dein Ulyſſes, ward er alſo dir zuwider?
Veracht'ſt du alſo ihn? Haſt du dich ſo gewandt
Von dem, der alſo feſt wie eine Mauer ſtand?

Ja wie ein Fels ſogar in allen Ungewittern,
Wie eine Eiche, die kein Sturmwind kann erſchüttern?
Wo iſt der Himmelsſtrich, das Land, das Volk, das Reich,
Das eine That geſehn, die deiner Untreu' gleich?

Und ob im Oſten man, im Weſten wollte ſuchen,
Doch als der Schlimmſten wird man allerwärts dir fluchen,
Nie las in einem Buch man ſolche Mordgeſchicht':
Doch paß nur auf, jetzt trifft dich Gottes Strafgericht!

Denn ehe ſollen ſich die Elemente miſchen,
Eh' ſollen Erd und Meer wild durch einander ziſchen,
Eh' kehr' in Chaos' Nacht das Weltall ganz zurück,
Eh' ich noch zaudere nur einen Augenblick!

Aber ich merke, daß Morpheus, der Gott des Schlummers und des Todes Bruder, ſich auf meine Wimpern ſenkt; ich muß mich ein wenig ſchlafen legen, bis mein Diener zurückkommt.
(Setzt ſich auf einen Stuhl und ſchläft, während die Muſik das Lied ſpielt „O du alter Hahnrei du").

Fünfte Scene.

Zwei Juden. Ulyſſes.

Erſter Jude. Des iſt doch eppes Verfluchtiges mit denne Comedianter, wenn man den an Kleidung lahnt, ſchicke ſe ſe nimmer zurück zu rechter Zeit und da muß man warte eine ganze Woche auf de Bezohlung.

Zweiter Jude. Des iſt wohr, Ephraim. Aber worum ſein wir ſo dumm? Ober ſieh en mol do: do ſitzt er und ſchlaft mit de ſchene Rock. Hob' ichs mer nich gedocht? Es iſt eine Unverſchamtheit ſo umzugehen mit gelahnene Kleiders. (Geht zum Ulyſſes und zerrt ihn am Arm.) Heda, Muſje, is des ane Manier zu ſchlofen mit ſolche Kladerchen?

Ulyſſes. Wer unterſteht ſich, mich in meinem Schlafe zu ſtören?

Zweiter Jude. Des bin ich. Musje kennt doch den Ephraim?

Ulyſſes. Ich kenne dich nicht.

Zweiter Jude. So kenne ich ihn, Musje.

Ulyſſes. Ich bin der große Ulyſſes von Ithacien.

Zweiter Jude. Und ich bin der klane Jude Ephraim.

Ulyſſes. Ich bin derſelbe, der die edle Stadt Troja zerſtört hat, Aſiens Schmuck und Augapfel.

Zweiter Jude. Und ich bin an Mann, weſſen Vorfahren haben gewohnt in der grauße Stadt Jeruſalem.

Ulyſſes. Ich bin hierher gekommen um blutige Rache zu nehmen an meiner treuloſen Gemahlin Penelope.

Zweiter Jude. Und ich bin hierher gekommen, um einzekaſſire de Beſohlung vor mane gelahnte Kleiderche; ober des ſoll ablaaſe ohne Blut.

Ulyſſes. An deinem Barte ſehe ich, daß du ein wandernder Ritter biſt.

Zweiter Jude. Wai geſchrien, nur ſu ſehr wandernd, ſowohl ich, als andere Iſraels-Kinder!

Ulyſſes. Sag' mir, edler Ritter, wie ſteht es in Ithacien?

Zweiter Jude. Musje, ich hob' kane Zeit, ich muß auslahne die Kleiderche heit Abend ſu an' Maskerod.

Ulyſſes. Unterſtehſt du dich, Hand zu legen an meinen edlen Leib? Pack' dich fort, Augenblicks, oder du ſollſt die Wirkung meines Zornes fühlen!

Zweiter Jude. Zieht Euch nur aus oder de ſollſt fühle de Werkung von Geſetz und Recht!

Ulyſſes. Ach Himmel, ſo etwas ſoll mir begegnen nach vierzigjähriger Wanderſchaft!

(Sie ziehen ihm den Rock aus und ſagen:)

Die Juden. Biſt du geweſen wag verzig Johr, mußte auch beſohlen ſer verzig Johr, de Rechnung wulle mer gleich mache. Adjes ſo lang.

Ulyſſes. Ach Himmel, hätte ich mir vorgeſetzt, alle Juden auszurotten, ſtatt nach Troja zu gehen, ſo wäre es mit meiner Ritterſchaft nicht ſo raſch zu Ende gegangen.

(Zu den Zuſchauern.)

Jetzt, hoff' ich doch, wird Keiner mehr
Darüber ſich beſchweren,
Daß er Komödien geſehn,
Die nur zwei Tage währen.

Auch klagt gewißlich Keiner mehr,
Es müſſe mehr geſchehen;
Was gehen uns die Regeln an?
Wer zahlt, der will was ſehen.

Hier gibt es für daſſelbe Geld
Mehr als drei Dutzend Jahre,
Von Troja geht's nach Griechenland,
Ein Tag macht graue Haare.

Hier ſieht man Helden, ſtolz und kühn,
Belag'rungen, Kanonen,
Schlacht, Jungfernraub und Hexerei
Und Länder aller Zonen;

Nun Einen, der aus Gram und Pein
Hand an ſich ſelbſt will legen,
Verhexte Menſchen, Drachen nun,
Die durch die Lüfte fegen;

Ja was am Nöthigſten vordem,
Heut ſoll es auch nicht fehlen:
Ein Harlequin mit ſchnödem Wort
Muß ſeine Herrſchaft quälen.

Drei Dutzend Jahr' ſind nicht zu lang,
Will man ſich amüſiren;
Was thut's, muß man auch hinterdrein
Sich laſſen trepaniren?

Lehrt in Brelägger-Straße mich
Ein deutſches Schauſpiel kennen,
Das beſſer iſt, als dieſes war,
Sollt Ihr mich Peter nennen.

Anmerkungen.

Zu den im fünften Abſchnitt unſerer erſten Abtheilung angemerkten Quellen und Beziehungen dieſes Stücks mag hier noch bemerkt werden, daß nach Eduard Devrient's „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt“ Bd. I. ſchon auf Veltheims Repertoire ſich eine Haupt- und Staatsaction „Ulyſſes und Penelope“ befand; es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß daſſelbe oder doch ein ſehr ähnliches Stück auch auf dem von Quoten'ſchen Theater in Kopenhagen geſpielt ward, wodurch denn die Anſpielungen dieſer Holberg'ſchen Parodie für die Zuſchauer natürlich noch viel eindringlicher und lebendiger werden mußten.

Prolog.

[1] als dieſer verwetterte elfte Juni (S. 551). Vergl. eben das gleichnamige Stück.

[2] haben denſelben Nagel im Kopf (S. 552). Oder wie eigentlich der Däne ſagt, „denſelben Riemen“: ogſaa en Rem udi Huden. Oehlenſchläger hat die ſprichwörtliche Wendung ganz fallen laſſen; ebenſo (was ſich zwar eigentlich von ſelbſt verſteht) die alte Ueberſetzung.

[3] vors Oberlandesgericht (ebendaſ.). Wörtlich: vors höchſte Gericht, til höjeſte Ret: eine noch jetzt beſtehende, auch in unſern Tagen häufig genannte Behörde in Kopenhagen.

[4] rechtſchaffenes Urtheil: (ebendaſ.) wie man es jetzt noch im Munde gemeiner Leute hört, für gerecht. Aehnlich im Däniſchen: retſærdig.

[5] Ihro Durchleuchtigkeiten, meine gnädigſten Frauen (S. 553). Dieſe Anrede iſt auch im Text deutſch, was, wie früher erinnert, auf den däniſchen Zuhörer damals ungefähr denſelben Eindruck gemacht haben wird wie bei uns ein franzöſiſches Compliment.

[6] Sie lederne Weisheit (S. 554). Der Ueberſetzer weiß freilich nicht, ob dieſe (in ſeiner pommerſchen Heimath übliche) familiäre Wendung überall gebräuchlich und verſtändlich iſt. Doch ſchien ſie ihm ſowohl dem Original (Maren Skolemeſters, wörtlich: Schulmeiſters Marie) wie der Situation am beſten zu entſprechen. Oehlenſchlägers: „Ei ſagt Ihr das, Frau Tugendſam?“ trifft bei weitem nicht zu; beſſer noch die alte Ueberſetzung: „Ihre Schulweisheiten.“ Nur fehlt hier wieder das Sprichwörtliche.

[7] an die Kirche von Chriſtianshaven (S. 555). Chriſtianshaven iſt eine Vorſtadt von Kopenhagen auf der Inſel Amag. Die dortige Kirche führte auch den Beinamen der Deutſchen Kirche und es iſt ein intereſſantes, ſo viel mir bekannt, bisher noch nicht bemerktes Zuſammentreffen, daß in dem früher erwähnten älteſten, von Friedrich III an A. J. Wulff verliehenen, von dieſem aber nicht benutzten Theaterprivilegium von 1662 ſich eine Beſtimmung findet, wonach der Inhaber deſſelben jede Woche, wo er ſpielen würde, einen Goldgulden oder neun Mark däniſch „zur Erbauung einer deutſchen Kirche" in Chriſtianshaven beiſteuern ſollte; vergl. Molbechs „Ludvig Holberg" ꝛc., S. 24 in der Note.

Zum erſten Act.

[8] was Ihr aber ſo gut ſein wollt für Euch zu behalten (S. 556). Holberg verſpottet damit die langen Monologe und vertraulichen Selbſtgeſpräche der damaligen deutſchen Haupt- und Staatsaction, in denen der Held ſeine verborgenſten Anſchläge zum Voraus auszuplaudern pflegte: ſo daß das Publikum gleichſam ſo gut ſein mußte, in einem und demſelben Stück bald zu wiſſen, bald nicht zu wiſſen. Freilich entging ihm dabei, daß nicht nur das regelmäßige Theater der Franzoſen ganz an demſelben Fehler litt, ſondern daß, wie in der Einleitung bemerkt, auch in der Mehrzahl ſeiner eigenen Stücke die Intrigue, um die es ſich handelt, von denen, die ſie anſtiften, ausführlich zum Voraus beſprochen und gleichſam unter den Augen der Zuſchauer angeſtiftet wird. Oder vielleicht dachte er auch daran, und dann würde dieſe Selbſtironiſirung ganz im Sinne des humoriſtiſchen, ſeine eigenen Schwächen behaglich verſpottenden Dichters ſein. — Oehlenſchläger überſetzt die Stelle: „um die ſchöne Helena zu entführen, die, unter uns geſagt, keinen Heller werth iſt." Hatte er etwa einen andern Text vor ſich? Die alte Ueberſetzung hat die Anſpielung ganz aufgegeben.

[9] wie ein alter abgedankter Thorſchreiber (ebendaſ.), en gammel affat Rodemeſter. Eigentlich Rottmeiſter, Korporal, dann beſonders Acciſebeamter. Die alte Ueberſetzung: Korporal; Oehlenſchläger: Zunftmeiſter.

[10] Aber was thut die Liebe nicht? (ebendaſ.). Im Original deutſch; vgl. oben.

[11] als die Marie Eheſchneidern (S. 557). Oder Giftmeſſern? Das Däniſche kann Beides heißen: end Maren Giftekniv. Kniv iſt Meſſer, Kneif, wie man noch jetzt in Pommern, Holſtein, Hamburg ꝛc. ſagt; Gift aber kann ſowohl matrimonium (doch dies, wie im Deutſchen, nur in Zuſammenſetzungen) als venenum bedeuten. Ohne Zweifel hatte der Dichter eine beſtimmte Perſon im Sinne, und zwar eine ſtadtbekannte Kopenhagener Kupplerin, die vermuthlich dieſen Ekelnamen von ihrem Gewerbe erhalten hatte. Die alte Ueberſetzung behilft ſich mit einer Umſchreibung; ebenſo Oehlenſchläger.

[12] ins Examen ſolltet (ebendaſ.). Wörtlich: als ob Ihr auf die Atteſtaten ſolltet, ſom I ſkulde op til Atteſtats. Es iſt von der Angſt des armen Candidaten die Rede, deſſen Stipendium, Freitiſch, Anſtellung von dem Zeugniß abhängt, das die geſtrengen Herren Examinatoren ihm geben. Die Schul- und Candidatenprüfungen ſpielen in Dänemark eine große Rolle; vergl. Steffens' „Was ich erlebte."

[13] und das ſage ich ihm von meinetwegen (S. 548). Wörtlich: das iſt in meinem Namen, om mit Navn det er. Es iſt charakteriſtiſch für den großſprecheriſchen und dabei feigherzigen Marcolfus, daß er den Leuten immer Alles „unter die Naſe" ſagen will. Vgl. oben in Beziehung auf die Venus; einige ähnliche Stellen folgen noch ſpäter. Oehlenſchläger hat den obigen charakteriſtiſchen Zuſatz ganz weggelaſſen.

[14] Aber da ſehe ich (S. 559). Dem Leſer wird nicht entgehen, daß faſt jeder neue Auftritt dieſes Stücks wörtlich durch dieſelbe Wendung eingeleitet wird: aber da ſehe ich den und den kommen. Natürlich iſt auch dies vom Dichter beabſichtigt, der damit das Zuſammenhangloſe, Willkürliche der Haupt- und Staatsactionen verſpotten will.

[15] mein .... Schwert Theuerdank (S. 560). So Oehlenſchläger; im Text heißt das Schwert Dyrendal, was überhaupt ſprichwörtlich jedes große ritterliche Schlachtſchwert bedeutet. Vielleicht liegt ein Anklang darin an Durindane, das bekannte Schwert des Roland.

[16] Krieg ins Blaue führen (S. 561). Der Däne ſagt efter Naeſen, der Naſe nach.

[17] ein Paar Stiefeln mit doppelten Sohlen (ebendaſ.). Eigentlich mit Sohlen von ſämiſchem Leder, med Semslaers Saaler. Oehlenſchläger: ich muß mir erſt ein Paar Waſſerſtiefeln machen laſſen.

[18] In den drei Monaten (S. 562). Hier beginnen nun jene Anſpielungen auf die übermäßige Freiheit, mit der das „deutſche Schauſpiel" die vorgeſchriebene Einheit der Zeit übertrat, welche in der Folge einen hauptſächlichen Gegenſtand der Komödie bilden. Daß Holberg ſich in dieſer Beziehung in nichts über den Standpunkt der damaligen franzöſiſchen Aeſthetik erhob, iſt in der Einleitung erinnert worden.

Zum zweiten Act.

[19] Hier ſteht es ja angeſchrieben (S. 567). Wieder ein Beweis für die Einfachheit der damaligen Scenerie; ſelbſt die Haupt- und Staatsactionen mit ihrem ewigen Scenenwechſel kannten keine Veränderung der Couliſſen, ſondern bedienten ſich eines ſo einfachen Mittels, wie eines ausgehängten Zettels um die Localität zu bezeichnen. Holbergs Stücke mit ihrer ſtreng beobachteten Einheit bedurften deſſen natürlich nicht und ſo hatte er doppelten Grund, jene übelangebrachte Einfachheit zu verſpotten.

[20] niemals mehr als fünf Procent genommen (S. 568). Dies war ſeit 1695 der geſetzliche Zinsfuß in Dänemark, während derſelbe vorher ſechs Procent betragen hatte, 1767 aber auf vier Procent herabgeſetzt ward. Vergl. Boye, den danſke Skueplads S. 275.

[21] vors Conſiſtorium citirt (S. 572). Das früher beſprochene Tamperret, das auch über Alimentationsklagen ꝛc. entſchied.

[22] einen kleinen Cornelius haben (S. 575). Im Text heißt dieſe ſchlechteſte Sorte des damaligen Branntwein mit deutſchem Namen Finkel-Jochum.

[23] Paradieſens Diener (ebendaſ.). Dieſe Wortverdrehung (ſtatt Paris' Diener) war für Holbergs Zuſchauer gewiß doppelt ergötzlich, da ſie dadurch an das übel berüchtigte Paradies aus dem Elften Jum erinnert wurden.

Zum dritten Act.

[24] habt Euch in Pechſtiefeln fangen laſſen (S. 579). Im Text iſt wieder von den ſchon früher beſprochenen „Leimſtangen" die Rede.

[25] und einen Poeten beſtrafen ꝛc. (S. 582). Die Beziehung auf Holberg ſelbſt und ſeine literariſchen Gegner liegt nahe.

Zum vierten Act.

[26] nach Cajanien (S. 587). Auf den heutigen Karten ſucht man dies Reich Cajanien freilich vergeblich: doch iſt der Name keineswegs eine bloße Erfindung des Dichters, vielmehr hatte König Karl IX. von Schweden bei ſeiner Krönung 1607 ſich den Beinamen zugelegt: „König der Lappen und Cajaner," ein Titel, in Betreff deſſen Holberg in ſeiner Däniſchen Geſchichte (vergl. die Rahbekſche Auswahl XVII, 357) bemerkt, daß man nicht wiſſe, was der König eigentlich damit gemeint habe. Gleichwohl findet ſich, wie Boye a. a. O. berichtet, auf einer alten Homanniſchen Landkarte der Name Cajanien, und zwar wird er daſelbſt auf die Provinz Oſtbothnien in dem früher zu Schweden gehörigen Finnland angewendet, wo auch noch jetzt das Städtchen Cajaneberg oder Cajana liegt, mit einem Schloß, welches von eben jenem Karl dem Neunten angelegt ſein ſoll.

[27] Wie gewiſſen andern Leuten (S. 591). Nämlich den Dichtern.

[28] Ich hatte wirklich gar keine Angſt ꝛc. (S. 596). Dieſe Schilderung von Rasmus' Reiſe erinnert lebhaft an Sancho Panſa's Fahrt auf dem hölzernen Pferde im Don Quixote. Wie denn überhaupt dies ganze Stück lebhaft an Cervantes erinnert; namentlich dürften ohne Don Quixote und Sancho Panſa auch Ulyſſes und Kilian nicht entſtanden ſein. Daß Holberg den Cervantes gekannt hat, iſt zur Genüge feſtgeſtellt.

Zum fünften Act.

[29] mit Namen Polidure (S. 601). Im Däniſchen kommt der Scherz noch ungezwungener heraus: „Polidore! den Hore?"

[30] und [31] ſchlägt ſeinen Klapphut nieder ꝛc. (S. 602 und 604). Was das zu bedeuten hat, iſt dem Leſer aus der „Wochenſtube" erinnerlich.

[32] Prolägger-Straße (S. 608). Die Straße, in welcher wie früher erzählt, Quoten ſein Theater hatte. — Wo der Deutſche ſagt: da will ich gleich „Peter" heißen, ſagt der Däne, nach dieſer Stelle zu ſchließen: da will ich „Johannes" heißen.

BAYERISCHE

Berichtigungen.

Seite 29 Zeile 11 von unten ſtatt Sörterup lies Sorterup; ebenſo
„ 37 „ 17 „ oben und wo der Namen ſonſt noch vorkommt.
„ 225 „ 2 „ unten, in der Anmerkung, ſtatt Schönmanniſchen lies Schönemanniſchen.
„ 467 „ 7 „ „ ſtatt den ſeltſamen Rath lies die Ausführung des ſeltſamen Raths.

Menſchen und Bücher.

Biographiſche Beiträge

zur

deutſchen Literatur- und Sittengeſchichte

des achtzehnten Jahrhunderts

von

Robert Prutz.

Leipzig,
Franz Wagner.
1862.

Umschlag- u. Titeldruck von G. P. Metzger in Leipzig.

Vorbemerkung.

Da die Vollendung der Abtheilungen

II. **Johann Chriſtian Günther,**
III. **Albrecht von Haller,**
IV. **Thomas Abbt**

ſich leider noch immer verzögert, ſo veröffentlichen wir die vorliegenden Abtheilungen I und V bis VIII, hoffend, daß das Buch auch in dieſer Geſtalt ſich zahlreiche Freunde erwerben werde.

Leipzig, im März 1862.

Die Verlagshandlung.

Inhalt.

Seite

I. Die Literaturgeſchichte in Deutſchland und das achtzehnte Jahrhundert. 1—114

Verhältniß der Literaturgeſchichte zur Literatur der Zeitgenoſſen 4
Verhältniß zur Politik 6
Die Literatur und die Naturwiſſenſchaften 15
Nächſte Aufgaben 18
Begriff und Weſen der Literaturgeſchichte im Allgemeinen . . 20
Der chroniſtiſch-bibliographiſche Standpunkt 21
Der pragmatiſch-aeſthetiſche Standpunkt 22
Der philoſophiſch-geſchichtliche Standpunkt 27
Recapitulation 29
Die Immanenz Gottes in der Geſchichte 30
Staat und Freiheit, Schönheit und Kunſt 33
Die ſchöne Literatur 34
Grenzen der Literaturgeſchichte 35
Geſchichtliche Entwicklung der Literaturgeſchichte als Wiſſenſchaft: Die antike Welt 39
Literatur und Bildung der Alten im Verhältniß zum Leben . 41
Folgerungen für die Literaturgeſchichte 45
Das antike Bewußtſein im Gegenſatz zum Barbarenthum . . 46
Die antike Literaturgeſchichte 50
Die alexandriniſche Schule 51
Antiquariſch-patriotiſche Sammelwerke 53
Das Mittelalter 55
Die Germanen 58
Allmähliches Wiederaufleben der antiken Literatur 62
Gualterus Burläus und die Limburger Chronik 67
Die Reformation und die Buchdruckerkunſt 70
Die Humaniſten 74
Die gelehrte Vielwiſſerei 78

Seite
Baco von Verulam 79
Die Literaturgeſchichte in Deutſchland bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts 82
Fortſetzung: D. G. Morhof 84
Fortſetzung: B. G. Struve; J. A. Fabricius; J. F. Reimann 87
J. C. Gottſched 90
Uebergang zur pragmatiſch-aeſthetiſchen Epoche 93
Die Univerſitäten Leipzig und Göttingen 95
Uebergang zur philoſophiſch-hiſtoriſchen Epoche: F. A. Wolf 97
Herder, Schiller und die Romantiker 99
Die patriotiſche Richtung; die Brüder Grimm 103
Die neueſte Zeit: Göthes Wahrheit und Dichtung, Schloſſer Gervinus, Roſenkranz 105
Gegenwärtige Stellung und Aufgabe 111

Inhalt.

Seite.
V. Joh. Timoth. Hermes. (1738 — 1822.) 1 — 164
Allgemeine Charakteriſtik der Unterhaltungsliteratur . . . 5
Die Unterhaltungsliteratur und die Literaturgeſchichte . . 8
Hermes' Lebensumſtände 13
Die Univerſität Königsberg 15
Die Lavater'ſche Phyſiognomik 17
Geſchichtliche Entwicklung der Unterhaltungsliteratur . . 21
Die Unterhaltungsliteratur und die Reformation 22
Geſchichtsbücher und Relationen 24
Früheſte Romane 27
Der moraliſche und der abenteuerliche Roman 28
Die moraliſchen Wochenſchriften 29
Der engliſche Familienroman 31
Hermes' Anfänge als Romanſchreiber 35
Fanny Wilkes und ihre Kritiker 37
Entſtehung der Sophie 42
Die Provinz Preußen während des ſiebenjährigen Krieges . 46
Sophien's Reiſe von Memel nach Sachſen 48
Fortſetzung 76
Schluß der Sophie 96
Wirkung der Sophie im Publicum 99
Die Frauen und die Sentimentalität 106
Hermes als Liederdichter 112
Neue Auflagen und Ueberſetzungen 121
Die Kritik der Journale; Nicolai's Allgemeine Deutſche Bibliothek 122
Der Wieland'ſche Merkur 134
Sophie La Roche 136
Spätere Romane 138
Für Töchter edler Herkunft 143
Aufnahme bei der Kritik 159
Die Xenien 161
Schluß 163

Seite

VI. C. F. D. Schubart. (1739 — 1791.) 165 — 266

Früheſte Kindheit 169
Muſikaliſche Neigungen 170
Geſellige und häusliche Stellung der damaligen Muſik; ſittliche Einflüſſe derſelben 171
Preußiſche Sympathien 174
Erſte poetiſche Verſuche 177
Die preußiſchen Werbeoffiziere und die ſchöne Literatur 179
Klopſtock's Meſſiade 182
Schule und Univerſität 184
Die deutſchen Univerſitäten und der ſiebenjährige Krieg 185
Studentenfahrten und Irrfahrten 186
Sittliche und ökonomiſche Zerwürfniſſe 188
Schulmeiſterjahre 191
Erſtes literariſches Auftreten 192
Literariſches Leben in Süddeutſchland 194
Das Publicum in Süddeutſchland 196
Bekanntſchaft mit Wieland 198
Wieland's Antwort 203
Der Hof in Ludwigsburg 207
Anſtellung in Ludwigsburg 209
Trennung von der Familie 211
Reue und Rückfall 214
Wanderleben 216
Der theologiſche Obſcurantismus in Süddeutſchland 217
Schubart im Streit mit der Geiſtlichkeit 219
Aufenthalt in Augsburg; Gründung der deutſchen Chronik 221
Poetiſche Arbeiten 221
Die Berliner Kritik 223
Zuſtand der damaligen politiſchen Preſſe in Deutſchland 224
Populäre Dichtungen 226
Schubart's politiſche Stellung und Befähigung 237
Die deutſche Chronik 242
Anfang der Verfolgungen 250
Geſelliges und künſtleriſches Treiben; Schubart als Declamator 251
Verhaftung und Verbannung 255
Flucht nach Ulm 257
Gefangenſchaft auf dem Asperg 261
Freilaſſung und Tod 265

VII. Karl Friedrich Bahrdt's Jugendgeſchichte. (1741 — 1771.) 267 — 368

Allgemeine Charakteriſtik 270
Quellen zu Bahrdt's Lebensgeſchichte 276
Beziehungen zur Gegenwart 279
Bahrdt's Vater 287

Seite
Der Günſtling wider Willen 289
Jugendeindrücke 291
Häusliche Bedrängniſſe 294
Erziehungsverſuche 295
Reiske und die Nicolai-Schule in Leipzig 297
Schulpforta 298
Univerſitätszeit 300
Die Univerſität Leipzig und die Leipziger Theologen . . 302
J. A. Erneſti 304
Erſte Studienjahre 305
C. A. Cruſius 306
Schwärmerei und Libertinage 308
Fauſt's Höllenzwang 311
Habilitation in Leipzig 317
Erſtes Auftreten als Schriftſteller; der Geiſt in der Einſamkeit 320
Literariſche Intriguen und Scandale 324
Die Kataſtrophe 326
Das achtzehnte Jahrhundert und die Sinnlichkeit 330
Chr. A. Klotz 334
Freigeiſterei und Ausſchweifung 335
Freundſchaft mit Klotz 338
Die Univerſität Erfurt 340
Berufung nach Erfurt 341
Akademiſche Thätigkeit in Erfurt 343
Schriftſtellerei 346
Erſte Ketzereien 348
Theologiſche Zänkereien 349
Streit- und Schmähſchriften 351
Häusliche Noth 354
Heirath 356
Berufung nach Gießen 358
Späteres Leben und Tod 359

VIII. Friedrich Karl Laukhard. (1758—1822.) 369—496

Vorläufige Charakteriſtik 373
Akademiſche Sitten in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts 375
Die deutſchen Univerſitäten und die Poeſie 377
Poeſie und Leben 382
Beziehungen zur Politik 384
Die franzöſiſche Revolution 388
Die deutſchen Univerſitäten und die Politik 390
Quellen zu Laukhard's Lebensgeſchichte 392
Geburt und Herkunft; die Pfalz 394
Pfälzer Schul- und Erziehungsweſen 397
Die Geiſtlichkeit in der Pfalz 399
Einfluß der franzöſiſchen Bildung; der Baron v. Holbach . 404
Der Graf von Grehweiler 406

Seite
Böſe Hirten 409
Erſte Jugendeindrücke 412
Eine zärtliche Tante 414
Schul- und Erziehungsleiden 416
Erſte Liebe 420
Die Univerſität Gießen 424
Gießner Studentenleben 427
Die Myſterien des achtzehnten Jahrhunderts 431
Der Freimaurerorden 435
Moſellaner und Amiciſten 437
Ausbreitung der Amiciſtenlogen; die ſchwarzen Brüder . . 443
Die Studentenorden und die Politik 445
Tugendbund und Burſchenſchaft 450
Studentenfahrten 450
Die Univerſität Göttingen 455
Der verlorene Sohn 457
Beſſerungsverſuche; die Univerſität Halle 462
Magiſterthum und Schriftſtellerei 463
Neue Verwicklungen; die Kriſis 465
Die preußiſche Armee in den letzten Jahren Friedrich des Großen 468
Soldat und Schriftſteller 470
Märſche und Feldzüge 476
Der Feldzug nach der Champagne 478
Vornehme Bekanntſchaften; der Spion 481
Vergebliche Unterhandlungen; Aufenthalt in Frankreich . . 485
Heimkehr und getäuſchte Hoffnungen 489
Heirath und Schriftſtellerei 492
Schluß 495

I.

Die
Literaturgeſchichte in Deutſchland
und
das achtzehnte Jahrhundert.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Kaum eine zweite Wiſſenſchaft in Deutſchland hat in verhältnißmäßig ſo kurzer Zeit ſo außerordentliche Fortſchritte gemacht und dabei auch äußerlich eine ſo raſche und ausgedehnte Verbreitung gefunden als die Literaturgeſchichte, namentlich die Geſchichte unſerer eignen vaterländiſchen Literatur. Vor wenig mehr als zwei Menſchenaltern kaum noch dem Namen nach gekannt, eine trockene Anhäufung von Namen und Jahreszahlen, in der nur der abſtracte Wiſſensdurſt des Fachgelehrten ſeine Befriedigung finden konnte, hat ſie ſich gegenwärtig erweitert zu einem ſo inhaltreichen wie lebensvollen Gemälde aller edelſten und größten Beſtrebungen, die jemals auf dem Gebiet unſeres geiſtigen Lebens ſtattgefunden; die erſte unter den deutſchen Wiſſenſchaften, welche den Bann der Gelehrſamkeit brach und ſich hinaus wagte auf den Markt des Lebens, unter die Maſſe des Publikums, hat ſie dieſen Weg mit ſo viel Beharlichkeit verfolgt und zugleich mit ſo viel Glück, daß ſie gegenwärtig eine der erſten Stellen einnimmt unter den Elementen unſerer nationalen Bildung überhaupt. Selbſt unſere Schulen haben, wenn auch nach langem Sträuben, der Literaturgeſchichte den Zutritt geſtatten müſſen; ſelbſt unſere gelehrten Pädagogen haben einſehen gelernt, daß der Quell des Schönen, dieſer für die Bildung der Jugend ſo nothwendige, ſo unerläßliche Quell, nicht in Rom und Griechenland allein fließt, ſondern daß, auch die Geſchichte der vaterländiſchen Literatur einen würdigen Stoff bietet, die jugendlichen Geiſter daran zu jenen höheren ſittlichen Zwecken heranzubilden, die überall das vornehmſte Ziel aller Erziehung bleiben müſſen. Ja was reden wir von den Schulen allein? Da ja ſelbſt unſere Univerſitäten ſich allmählich genöthigt ſehen, die Literaturgeſchichte als ebenbürtige Wiſſenſchaft anzuerkennen, wenn auch noch nicht alle, doch wenigſtens einige von ihnen, und da es ſchon drei oder vier Univerſitäten in Deutſchland gibt, wo neben den Lehrſtühlen für chineſiſche und perſiſche und indiſche Literatur auch eigene Lehrſtühle der deutſchen Literaturgeſchichte theils in Blüthe ſtehen, theils wenigſtens geduldet werden.

Verhältniß der Literaturgeſchichte zur Literatur der Zeitgenoſſen.

Aber noch weit merkwürdiger als dieſe raſche Entwicklung der Literaturgeſchichte ſelbſt, ſind die Umſtände, unter denen dieſelbe ſtattgefunden. Genau in dieſelben neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo unſere Literatur zur claſſiſchen Schönheit emporſteigt, fällt auch die Entſtehung unſerer Literaturgeſchichte als Wiſſenſchaft oder doch wenigſtens derjenigen Form derſelben, die wir heutzutage allein noch als Literaturgeſchichte anerkennen und in der ſie überhaupt erſt zur populären Wiſſenſchaft, ja zur Wiſſenſchaft ſelbſt geworden iſt. Schritt für Schritt, wie unſere moderne Literatur ſelbſt ſich erweitert, wächſt auch Geſchmack und Sinn für die Literaturgeſchichte; bald muß das äſthetiſche Intereſſe, das die Nation an ihren Dichtern nimmt, zurücktreten vor dem geſchichtlichen; ja unſere Schriftſteller ſelbſt fangen an mehr für die Literaturgeſchichte zu ſchreiben als für das unmittelbare Bedürfniß und den lebendigen Genuß der Gegenwart.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt und noch gegenwärtig laſſen ſich dergleichen vernehmen, welche dieſe Erſcheinung ohne Weiteres verdammen und ſie für ein deutliches Merkmal erklären von dem Verfall, in den, mit dem übrigen nationalen Leben, auch unſere Literatur gerathen iſt. Der Literaturgeſchichte aber oder zum mindeſten der Art, wie dieſelbe gegenwärtig behandelt wird, ſowie der Ausbreitung, welche ſie gewonnen, hat man den Vorwurf gemacht dieſen Verfall noch beſchleunigt zu haben. Es iſt nur noch ein alexandriniſches Zeitalter, ſagt man, in dem wir leben; die friſchen Quellen der Production ſind bei unſern Dichtern verſiegt, ſogar das Publikum hat die Fähigkeit des unmittelbaren, unbefangenen Genuſſes verloren; nur was die Gelehrſamkeit erſt auf ihrer kritiſchen Retorte abgedämpft, nur was wir zuvor uns hiſtoriſch zurecht gemacht haben, nur das ſagt unſerm verwöhnten Gaumen noch zu —

> Denn bei uns, was vegetiret,
> Alles keimt getrocknet auf.

Es iſt hier noch nicht der Ort des Genaueren auf dieſen Vorwurf einzugehen; indem wir uns daher begnügen denſelben nur vorläufig zu den Acten zu nehmen, können wir doch nicht umhin ſchon hier darauf aufmerkſam zu machen, daß, wenn es ſich wirklich ſo verhielte und wenn dieſer Vorwurf in der That ſo völlig und ohne Einſchränkung begründet wäre, daß alsdann auch weder Leſſing noch Schiller noch Goethe davon auszunehmen, vielmehr auch dieſe größten Geiſter unſerer Literatur als alexandriniſche Dichter zu verurtheilen ſein würden. Von Leſſing weiß Jedermann, daß er zum Mindeſten in demſelben Maße Gelehrter war, namentlich Literarhiſtoriker als Dichter; erfreut der Freund des Schönen ſich noch heute an ſeinem

Nathan, ſeiner Emilia Galotti, ſeiner Minna von Barnhelm, ſo kann auch der gelehrte Forſcher ſeine literariſchen Analekten, ſeine Specialunterſuchungen über griechiſche und römiſche ſowie ältere deutſche Literaturgeſchichte noch jetzt ebenſo wenig entbehren, wie der Aeſthetiker ſeine archäologiſchen und kunſtgeſchichtlichen Unterſuchungen oder der Theolog ſeine berühmte Polemik mit den damaligen Zionswächtern. — Aber auch Schiller und Goethe haben den Gipfel ihrer claſſiſchen Dichtung auf keinem anderen Wege erklommen, als auf dem Wege der kritiſch geſchichtlichen Forſchung; im Gegentheil waren ſie die Erſten, welche jenes Selbſtbewußtſein über den eigenen künſtleriſchen Standpunkt, das ein ſo eigenthümliches Merkmal der modernen Zeit überhaupt bildet und das kein Schriftſteller auf anderem Wege erreichen kann, es ſei denn an der Hand der Literaturgeſchichte, als das unterſcheidende Kennzeichen des wahren Künſtlers, des wahren Dichters aufſtellten. Auch indem unſere Zeit daher auf dieſer Bahn fortwandelt, verfolgt ſie nur die Spuren, welche ihre claſſiſchen Dichter ihr vorangegangen; wer aus keinem andern als nur aus dieſem Grunde den Stab brechen will über unſere angeblichen alexandriniſchen Neigungen, der breche ihn zuvor auch über Leſſing, Goethe, Schiller. —

Verhältniß zur Politik.

Ihre eigentliche populäre Ausbreitung aber hat die Literaturgeſchichte erſt in den dreißiger Jahren des laufenden Jahrhunderts gewonnen: und hier geſtalten ſich die Umſtände denn noch bei Weitem merkwürdiger. Denn bekanntlich ſind es auch eben dieſe dreißiger Jahre, in denen, nach langem und traurigem Winterſchlafe, das politiſche Bewußtſein unſerer Nation zu neuem Leben (oder wenigſtens neuen Lebensverſuchen) zu erwachen beginnt.

Man ſollte meinen, dies politiſche Intereſſe hätte dem bisherigen literariſchen Abbruch thun müſſen; wie die Geſchichte ſelbſt wieder an Anſehen und Bedeutung gewinnt, tritt, ſollte man meinen, die Literaturgeſchichte wiederum in Schatten.

Aber ganz das Gegentheil geſchieht. Geht die Literaturgeſchichte in der erſten Hälfte ihrer Entwicklung Hand in Hand mit der wachſenden äſthetiſchen Bildung der Nation, ſo erblicken wir ſie in der zweiten Hälfte, vom Jahre dreißig ab, als die getreue Begleiterin unſrer beginnenden politiſchen Bildung.

Und nicht blos als Begleiterin, ſondern zum guten Theil auch als Amme und Nährerin, ja als Mutter derſelben. In die Literaturgeſchichte flüchten ſich jene nationalen Ideen, jene Ideen deutſcher Einigkeit, Macht und Größe, für welche die politiſche Geſchichtsſchreibung der Zeit, unterdrückt und in Feſſeln geſchlagen ebenſo ſehr durch den Haß wie durch die Furcht der damaligen Gewalthaber, keinen Raum mehr bietet; hier wenigſtens, in den geheiligten Räumen ihrer Kunſt, unter dem Banner der Schönheit, darf die ſo vielfach, ſo gefliſſentlich zerſplitterte Nation ſich noch als zuſammengehörig fühlen; hier, an dieſer welkenden Blüthe unſerer Literatur wird uns klar, woran das deutſche Leben überhaupt krankt, hier fühlen wir, welche Erneuerung demſelben Noth thut und daß auch die Blume der Schönheit nicht eher wieder ihr geſunkenes Haupt erheben wird, bevor nicht die Sonne der Freiheit ihren erquickenden Strahl auf unſer Vaterland geworfen!

Sie nimmt nicht den letzten Platz ein unter den Beförderungsmitteln zur Ausbreitung und Populariſirung der Literaturgeſchichte, dieſe verſteckte Art von politiſcher Geſchichte, die unter der Firma der erſteren getrieben ward. Ja wir möchten behaupten, daß die Literaturgeſchichte erſt von hier an, ſeitdem ſie in der Schönheit zugleich die Freiheit, in der Literatur zugleich das Leben ſuchte und fand — wir möchten behaupten, daß ſie erſt von hier an wirklich in die Kreiſe des Volkes übergegangen iſt, erſt von hier an das Ohr der Nation ſich für ihre Lehren erſchloſſen hat. Auf dieſe Art kam es auch, daß der Literaturgeſchichte ſogar längere Zeit die Ehre zu Theil ward auf dem Verzeichniß der gefährlichen und mißliebigen Wiſſenſchaften obenan zu ſtehen; verſchiedene Namen, die auch ſpäterhin in den praktiſchen Kämpfen der Nation nicht ohne Auszeichnung genannt worden ſind, verdanken der Literaturgeſchichte ihre erſte Bekanntſchaft beim Publikum. Für jeden Fall iſt jene allerneuſte ſpecifiſch chriſtliche und loyale Literaturgeſchichte, mit der man ſich gegenwärtig an gewiſſen Orten ſo viel weiß und die man uns gern als die Literaturgeſchichte als ſolche verkaufen möchte, erſt im Gegentheil eine Erfindung von ſehr neuem Datum, ein Product unſrer dermaligen überſchwänglichen Reactionsepoche, ebenſo gut wie jene loyalen und chriſtlichen Dichter ſelbſt, die in dieſem Augenblick ja auch an allen Ecken und Enden aufſtehen und durch ihr frommes Geklimper ſo viel gnädiges Lächeln erwerben, — nur das der Muſe freilich ausgenommen. In ihrer eigentlich volksthümlichen Geſtaltung iſt die Literaturgeſchichte vielmehr entſchieden oppoſitionell, ſo oppoſitionell wie jede Wiſſenſchaft nothwendig ſein muß, wo ſie ſich ſo verderbten und unnatürlichen Zuſtänden gegenüberſieht wie die Zuſtände der dreißiger Jahre waren — und wie unſere gegenwärtigen wieder ſind.

Aber bei alledem iſt auch dieſe Seite der Literaturgeſchichte nicht unangefochten geblieben; gerade auch in ihrem Verhältniß zur Politik hat ſie die mannichfachſten Verdächtigungen erfahren müſſen und muß es noch bis auf dieſe Stunde. Daß die Literatur nicht bloß der Gegenſatz, nein, der Feind des Lebens, daß die Kräfte, welche der Kunſt gewidmet werden, dem Staate verloren gehen und daß daher eine Nation, die politiſch groß und bedeutend werden will, eine gewiſſe Barbarei in Kunſt und Wiſſenſchaft, wenn auch nur vorübergehend, nicht ſcheuen darf, — das ſind, bei uns in Deutſchland wenigſtens, ſo althergebrachte und ſo oft vernommene Sätze, daß wir uns ihrer Anwendung ſelbſt da nicht enthalten, wo ſie in der That nichts weniger als am Orte ſind. Daß die Literaturgeſchichte ſich dem politiſchen Bedürfniß der Nation angeſchmiegt, daß ſie ihm ſogar Ausdruck und Stimme verliehen hat zu einer Zeit, wo demſelben ſonſt faſt nirgends das Wort gegönnt war, dieſe Thatſache zu leugnen vermochte man freilich nicht. Allein ſtatt das Verdienſt anzuerkennen, das darin lag und das die Literaturgeſchichte ſich damit allem Anſcheine nach erworben hatte, ſo kehrte man das Ding um und rechnete es ihr im Gegentheil als Schuld an, daß das politiſche Leben ſich nicht noch raſcher, noch kräftiger, daß es ſich namentlich bloß in Raiſonnements, nicht in Thaten entwickelte. Es iſt wahr, ſagte man, die Literarhiſtoriker haben aufgehört bloße Aeſthetiker zu ſein, die kosmopolitiſche Epoche der Wiſſenſchaft iſt vorüber; auch unſere Gelehrten, insbeſondere unſere Literarhiſtoriker entſinnen ſich wiederum ein Vaterland zu haben; der leiſe Luftzug der Geſchichte, der da unten am Horizont ſo ferne und doch ſo unausbleibliche Gewitter zuſammenführt, weht auch in ihre Blätter, das politiſche Miasma der Zeit, dieſer eigentlichſte Giftſtoff, den kein Geſundheitscordon abhält und keine diplomatiſch-polizeiliche Räucherung, dringt auch, fein wie er iſt, in die verſchloſſenen Stuben unſerer Gelehrten. Aber nur was iſt damit bewieſen? Alles für die Geſchichte und die Allgewalt der Politik: aber nichts, geradezu nichts für die Literaturgeſchichte! So ſtark (das iſt Alles, was ein unbefangenes Auge daraus erkennt) iſt die politiſche Strömung der Zeit, daß ihre unaufhaltſame Welle ſelbſt auch den ſchwerfälligen Ballaſt der Literaturgeſchichte in Bewegung ſetzt. Das iſt ein Verdienſt der Politik, nicht aber der Literaturgeſchichte. Im Gegentheil, hätte die Literatur nicht ſeit Jahrhunderten die beſten Kräfte unſerer Nation vorweggenommen, hielte ſie nicht mit ihren ſchimmernden, gleichwohl ewig unfruchtbaren Blüthen den Stamm unſeres nationalen Lebens ſeit ſo langem ſo dicht umklammert, daß ihm faſt ſchon das Mark darüber vertrocknet iſt — wie viel beſſer würde es mit uns ſtehen! wie viel weislicher hätten wir für unſer wahres Wohl geſorgt! Vom Leben haben wir uns in die Literatur verirrt; jetzt geben unſere Literarhiſtoriker vor, uns durch die Literatur zum Leben zurückführen zu wollen. Allein wer das Nachtheilige des erſten Weges erprobt hat, der kann unmöglich Luſt haben ſich den Gefahren des zweiten auszuſetzen, eines Weges, der ſelbſt unter den beſten Umſtänden doch immer nur ein Umweg ſein würde. Ergreifen wir denn ſtatt des Umwegs den geraden! werfen wir, wie ein berühmter Literarhiſtoriker der Gegenwart uns ja gerathen hat und was für ihn ſelbſt ja das einzige Reſultat geweſen, das er am Schluß ſeiner langen und mühſeligen Wanderung durch die Gefilde unſerer Literatur zu ziehen wußte — werfen wir die Literatur für einige Zeit überhaupt bei Seite mitſammt der Literaturgeſchichte! widmen wir uns unmittelbar dem Leben und ſeinem Bedürfniß — in der Studirſtube werden wohl Bücher geſchrieben, aber keine Thaten gethan: und doch ſind Thaten das Einzige, männliche, rückſichtsloſe Thaten, was uns erretten kann!

Dergleichen Stimmen laſſen ſich, wie geſagt, zum Theil noch heute vernehmen und ſogar noch lauter, noch heftiger als ehemals. Galt die Pflege der Literaturgeſchichte und das Beſtreben, die Kenntniß derſelben unter dem Volke zu verbreiten, in den Augen dieſer Beurtheiler früher nur als gelehrte Beſchränktheit, als ächter deutſcher Zopf, den nun einmal kein Gelehrter dieſer Nation los wird und ſelbſt auch die Ungelehrten nicht: ſo haben dieſelben jetzt nicht übel Luſt ſogar einen abſichtlichen Verrath, einen vorſätzlichen Abfall von der Freiheit darin zu wittern. Es ſoll damit noch gar nicht die Rede ſein von jenen verbrannten Köpfen, die ſich die Zukunft der Welt überhaupt nicht anders vorſtellen können als wie es in ihnen ſelber ausſieht, nämlich wüſt und leer, ohne eine Spur von Leben und Entwicklung, und die daher, da ja die ganze vorhandene Welt, materielle wie moraliſche, doch nur zum Untergange beſtimmt iſt, conſequenter Weiſe auch in der Pflege der Literaturgeſchichte wie überhaupt jeder Wiſſenſchaft nur einen ziemlich vorgeſchrittenen Grad von allgemeinem Schwachſinn erblicken. Auch hellere Köpfe, auch wärmere Herzen gibt es, die ſich dennoch eines gewiſſen Unbehagens nicht erwehren können und es nicht begreifen, wie man, bei dieſem allgemeinen, ja hoffnungsloſen Verfall unſeres politiſchen Lebens und dieſer entſetzlichen Niederlage, die unſere edelſten vaterländiſchen Hoffnungen getroffen hat, noch im Stande iſt Intereſſe zu nehmen an unſerer Literatur, ja noch Intereſſe für ſie erwecken zu wollen bei Anderen, ſogar bei der Maſſe des Volkes! Unter den Waffen, ſagen dieſe, ſchweigen die Muſen; der Dienſt der

Kunſt iſt gewiß ein ſehr edler, ein ſehr heiliger Dienſt, und auch das bildende Element, das für die Nation als ſolche darin liegt, ſoll von Niemand verkannt oder herabgeſetzt werden. Aber nur jedes Ding zu ſeiner Zeit! Und jetzt iſt die Zeit für literargeſchichtliche Bildung nicht. Wer jetzt ſeinem Volke nützen will und zugleich die Wiſſenſchaft wahrhaft zu Ehren bringen, der wähle ſolche Theile derſelben zu Behandlung, die mit dem Elend unſerer Gegenwart in Beziehung ſtehen, ja in denen ein Heilmittel für daſſelbe vermuthet werden darf. Allen Reſpect vor der Poeſie! Aber ſie iſt doch immer nur ein Luxus, ein ſehr köſtlicher, ſehr angenehmer Luxus, aber doch nur ein Luxus. Sclaven dagegen, wie wir ſind, müſſen ſich zuerſt und vor Allem gewöhnen nur das harte Brod der Nothdurft zu eſſen und auf Alles zu verzichten, was das Leben genußvoll und lieblich macht; wir müſſen das Auge ſtarr auf unſere Ketten gerichtet halten und dürfen ſie uns ſo wenig von den Schmeicheleien der Mächtigen vergolden als von den Roſen des Poeten umwickeln laſſen. Könnt ihr das Schreiben doch einmal nicht laſſen und ſeid ihr wirklich der Meinung, daß unſerer Zeit noch durch Schreiben geholfen werden könne, wohlan, ſo ſchreibt wenigſtes Geſchichte! ſchreibt Politik! ſchreibt Staatswiſſenſchaft! Deckt der Nation im Spiegel ihrer Vergangenheit die Fehler auf, die ſie ſelbſt begangen und die ſie jetzt ſo kurzſichtig iſt nur der Bosheit der Menſchen oder der Tücke des Schickſals zuzuſchreiben! Enthüllt das Gemälde unſerer nationalen Uneinigkeit, enthüllt die Vergehen der Regenten, die Schwäche und Thorheit der Regierten, die Unwiſſenheit und Feilheit ihrer beiderſeitigen Rathgeber, die gierige Schadenfreude der Nachbarn! Enthüllt das ganze unglückſelige Gemiſch von großen Entwürfen und kleiner Ausführung, von gutem Willen und lachenswerther Ohnmacht, von Schwärmerei und Gleichgiltigkeit, das man die Geſchichte des deutſchen Volkes nennt! Das harmoniſche Walten des Weltgeiſtes in der Kunſt nachzuweiſen iſt etwas Erhabenes, ohne Zweifel, und die Statuen unſerer großen Dichter und Weiſen verdienen dieſelbe Huldigung wie manches Heiligenbild, ganz gewiß. Für uns aber, in unſerer gegenwärtigen Verlorenheit, iſt dieſer Gottesdienſt zu ſanft, zu mild; wir bedürfen, gleich den Juden in der Wüſte, eines ſtarken und eifernden Gottes, eines Gottes, der bei Tage als drohende Wolke vor uns wandelt und bei Nacht als Feuerſchein durch unſere Finſterniß zieht — eines Gottes, der mit Donner und Blitz darein ſchlägt und freſſendes Feuer vom Himmel ſendet, wenn wir, ſeiner vergeſſend, um das goldene Kalb unſerer Selbſtſucht tanzen!

An den zarten Geſtalten unſerer Dichter und Künſtler (fahren dieſe Stimmen fort) mag ein ſpäteres glücklicheres Geſchlecht wiederum ſeine Freude haben; uns thun jetzt andere Muſterbilder noth, das Muſter von Männern, welche der Sturm des Lebens geſchüttelt, die heiße Sonne der Erfahrung gebräunt hat, Männern, die das Glück nicht übermüthig, das Unglück nicht verzagt macht, ſondern die gleichmäßig, durch gute wie böſe Zeit, dem Ziele zuſchreiten, das ſie einmal als das richtige erkannt! Muſterbilder der Kraft und der Ausdauer, des Muthes und der männlichen Beſonnenheit brauchen wir, nicht der Anmuth und Schönheit, Helden der That, nicht des Wortes; die Schönheit muß für einige Zeit zurücktreten vor der Strenge des Charakters, die Anmuth vor der Energie, die Liebenswürdigkeit vor der Nützlichkeit. Solche Charakterbilder ſtellt uns auf, ihr Schriftſteller! nach ihnen durchforſcht die Geſchichte, zu ihrer Betrachtung ladet eure

Mitbürger ein! Wir haben lange genug, vielleicht zu lange ſchon, der Schönheit Opfer gebracht und Herz und Sinne verweichlicht; ſo gewöhnt das Publikum denn, in ſeiner Lectüre noch etwas anderes als blos Unterhaltung und auch ſeine Belehrung noch wo anders als nur bei Aeſthetik und Literaturgeſchichte zu ſuchen! gewöhnt es, ſein Lieblingsſtudium da zu finden, wo wahrhaft männliche Geiſter es von jeher geſunden haben, in der Geſchichte der Staaten und ihrer Einrichtungen! Macht eure Mitbürger bekannt mit den Sitten und Geſetzen des Vaterlandes, ſchärft ihnen den Blick für jene Fragen des Handels und der gewerblichen Verhältniſſe, die mit jedem Tage an Wichtigkeit zunehmen und die auch der Schöngeiſt nicht länger überhören darf, wenn er nicht eines guten Morgens aufwachen will, als ein armer heruntergekommner Mann und ohne die Mittel ſeinem Schönheitsſinne zu dienen! Spürt vor Allem dem Geheimniß der geſellſchaftlichen Ordnung nach, dieſem ſo ſtadtkundigen und doch ſo räthſelhaften, ſo ſchwer zu faſſenden Geheimniß, das in proteiſcher Verwandlung ſich jedem Auge zeigt und jedem entzieht, das, gleich dem alten Minirer im Hamlet, hier iſt und dort und überall und nirgend und das doch gelöſt werden muß, ſo oder anders, wenn wir nicht Alle ſollen zu Grunde gehen! Wenn ihr das thut, ihr Schriftſteller, und thut es in beſcheidener und anſpruchsloſer Weiſe, indem ihr auf alle perſönlichen literariſchen Erfolge verzichtet und nur den praktiſchen Nutzen ins Auge faßt, den ihr euren Mitbürgern damit ſtiftet, gut denn, ſo wollen wir euch nicht blos ertragen, ſondern auch leſen wollen wir euch und loben. Wer dagegen auch heut zu Tage noch aus der einmal beſchrittenen literargeſchichtlichen Bahn nicht heraus kann, wer ſeiner Nation auch noch jetzt nichts Wichtigeres, nichts Zeitgemäßeres zu zeigen weiß als die Bildniſſe unſerer Dichter und Schriftſteller und jene Wellenlinie der Schönheit, in der unſere literariſche Entwicklung ſich fortbewegt — immerhin, er folgt ſeinen perſönlichen Neigungen: aber er beklage ſich auch nicht, wenn das Publikum dieſelben nicht theilt und ſeine Worte ungehört, ſeine Bücher ungeleſen bleiben!

Die Literatur und die Naturwiſſenſchaften.

Endlich iſt der Literaturgeſchichte in neueſter Zeit aus der Mitte der übrigen Wiſſenſchaften eine Nebenbuhlerin erwachſen, die faſt ſchon ein Recht hat ſich als Siegerin zu bezeichnen: die Naturwiſſenſchaft. Mit demſelben Eifer und faſt mit derſelben Ausſchließlichkeit wie bisher der Literatur ſehen wir das Publikum ſich jetzt dem Studium der Natur hingeben. Dieſelbe Aufmerkſamkeit, mit der man ſo lange die Streitfragen der Aeſthetik oder das Auftreten eines neuen Dichters verfolgte, begleitet jetzt die großartigen Entdeckungen unſerer Naturkundigen. Wie ſonſt in Aeſthetik und Literaturgeſchichte, ſo dilettirt man jetzt in Naturwiſſenſchaft; phyſikaliſche Experimente müſſen unſere Damen unterhalten, wie ſie ſich ſonſt unterhalten ließen durch literargeſchichtliche Beſprechung ihrer Lieblingsdichter; was die Gervinus'ſche Literaturgeſchichte für die dreißiger Jahre, das iſt Humboldt's Kosmos für die Gegenwart geworden: der allgemeine Gegenſtand aller Unterhaltungen, die ſich über das Gewöhnliche erheben wollen, das unentbehrliche und unverwüſtliche Muſterbild unzähliger Nachahmer, der große königliche Bau, der unſern literariſchen Kärrnern und Handlangern alle Hände voll zu thun gibt.

Auch von dieſer Thatſache begnügen wir uns an dieſer Stelle nur Notiz zu nehmen; ſie nach ihrem wahren Werthe abzumeſſen und das richtige Verhältniß zu beſtimmen, das zwiſchen Literatur- und Naturgeſchichte obwaltet, werden wir erſt im Verlauf dieſes Aufſatzes und nach einer genaueren und allſeitigeren Betrachtung unſeres Gegenſtandes im Stande ſein. — Die fanatiſchen Anhänger der Naturwiſſenſchaft freilich, jene Anhänger, an denen es dem aufgehenden Geſtirne niemals gefehlt, haben dieſe Zurückhaltung nicht beſeſſen. Ihnen ſteht es im Gegentheil bereits vollkommen feſt, daß die Literaturgeſchichte, wenigſtens ſoweit das größere Publikum ſich für ſie intereſſiren ſoll, eine völlig abgelebte, völlig antiquirte Wiſſenſchaft iſt und daß niemand mehr das Recht hat an der Bildung der Nation mitzuarbeiten, der nicht mit dem Vergrößerungsglas oder dem Deſtillirkolben oder wenigſtens mit dem Secirmeſſer umzugehen weiß.

Sogar mit einer gewiſſen Schadenfreude proclamiren dieſe Parteigänger den Sieg, den ihrer Meinung nach die Natur über die Kunſt, die poſitive, handgreifliche Wiſſenſchaft über die Illuſionen des Aeſthetikers davongetragen. Das, meinen ſie, wird der Nation gut thun, das wird ſie auch zu ihrer politiſchen Arbeit kräftigen und ſtärken, dieſe Auswanderung aus dem luftigen Reich der Kunſt auf den derben, feſten Boden der Wirklichkeit. Wer ſich die Sinne für Eines ſchärft, der ſchärft ſie überhaupt; fangen wir nur erſt an die Welt zu begreifen, in der wir leben, lernen wir den Boden verſtehen, auf dem wir wandeln, die Luft, die wir athmen, die Speiſe, von der wir uns nähren: ſo wird unſer Auge mit der Zeit auch fähig werden die Beſchaffenheit unſerer ſittlichen und bürgerlichen Zuſtände zu erkennen, ſo lernen wir dereinſt auch den Boden unſeres politiſchen Daſeins, die Zuſammenſetzung unſerer geiſtigen Atmoſphäre verſtehen und lernen auch hier das Wahre vom

Falſchen, das Heilſame vom Schädlichen zu unterſcheiden. Von den Naturwiſſenſchaften ging vor gerade zwei Jahrhunderten der erſte Anfang der theologiſchen Aufklärung aus; ihre Leuchte war es, die den erſten Strahl in die Nacht des religiöſen Aberglaubens fallen ließ, in der belebenden Helle, die ſie verbreitete, ſind die erſten Blüthen der modernen Humanität emporgewachſen. — Was die Naturwiſſenſchaften damals dem religiöſen, daſſelbe werden ſie auch jetzt dem politiſchen Aberglauben unſerer Tage leiſten. Die Wunder der bibliſchen Tradition konnten nicht Stich halten, die Schranke, welche die Autorität der Kirche dem geſunden Menſchenverſtand geſetzt hatte, zerbrach, ſeitdem die Naturwiſſenſchaft ihre großen Entdeckungen über die Geſetze alles irdiſchen Daſeins, über die Bewegungen der Erde und des Himmels, ja über die Entſtehung unſeres Planeten ſelbſt verkündigte. Auch der Wunderglaube, auf den die hergeſtellte Gewaltherrſchaft unſerer Tage Anſpruch macht, Anſpruch machen muß, wenn ſie ſelbſt noch weiter exiſtiren will, kann ſich unmöglich halten, ſobald dies große Geſetz der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, welches das ganze Weltall belebt, von Sonnen und Sternen bis hinunter zum unterſten Grashalm, erſt völlig in das allgemeine Bewußtſein übergegangen iſt. Auch der Literarhiſtoriker rühmt ſich ein Prieſter der Freiheit zu ſein, auch ſeine Erzählungen von der Blüthe und dem Verfall der verſchiedenen Literaturen ſollen, wie er behauptet, die ewigen Geſetze des Völkerlebens, die Geſetze des Rechtes und der Sittlichkeit beſtätigen. Es mag ſo ſein, wir wollen, ſagt man, dem armen Literarhiſtoriker, der ſich ohnedies ſchon von dem ſonſt ſo hörbegierigen Publicum auf einmal ſo gründlich verlaſſen ſieht, den Troſt nicht rauben, der Welt wenigſtens einſtmals etwas genützt zu haben. Allein gegen dieſes große Buch der Natur, das der Naturverſtändige vor uns aufſchlägt, was wollen die Bücher von Menſchenhand noch ſagen! gegen dieſe Schrift, geſchrieben in die Sterne des Himmels wie in die Blumen der Erde, in die Wogen des Meeres wie in jeden kleinſten Blutstropfen des eigenen menſchlichen Körpers, auf welche Glaubwürdigkeit, welche Beachtung kann die Schrift von Menſchenhand noch Anſpruch machen! Die Schöpfung ſelbſt iſt für den, der ſie richtig zu deuten verſteht, ein ſo erhabenes und harmoniſches Gedicht, daß alle Schöpfungen der Kunſt dagegen verſchwinden. Die Literaturgeſchichte mag gut geweſen ſein die Geiſter der Nation vorzubereiten und ſie empfänglich zu machen für die größeren Lehren, die größeren auch darum, weil ſie aller Willkür des einzelnen Menſchen entrückt ſind, welche die Naturwiſſenſchaft offenbart. Aber die Zeit dieſer Vorſchule iſt vorüber, der Kreislauf hat ſich vollendet: und wie ehemals die Poeſie vom Naturdienſt ausging, ſo hat ſie jetzt keine größere Aufgabe mehr als uns zur Natur zurückzuführen und die Schlüſſel, die ſie ſo lange als ſorgſame Dienerin verwaltet, wieder abzuliefern in die Hand der Gebieterin.—

Nächſte Aufgaben.

Indem nun gleichwohl in dem vorliegenden Buche der Verſuch gemacht werden ſoll, die Aufmerkſamkeit des größeren Publicums neuerdings auf die Geſchichte der vaterländiſchen Literatur zurückzulenken, indem, um es noch genauer zu bezeichnen, ein Werk, das ausdrücklich darauf berechnet und mit der Abſicht geſchrieben iſt ein Buch für das Haus und die Familie unſerer Gebildeten zu werden, ſeinen Stoff gleichwohl noch einmal aus dieſer, nach der Anſicht Einiger dem Gemeinwohl ſo ſchädlichen, nach dem Dafürhalten Anderer wenigſtens ſo veralteten und aus der Mode gekommenen

Wiſſenſchaft entnimmt: ſo erſcheint es uns nicht nur als eine Pflicht gegen den Leſer, ſondern namentlich auch als eine Pflicht, welche der Verfaſſer gegen ſein eigenes Buch hat, daß wir uns zuvörderſt klar zu machen ſuchen über das Weſen und die Bedeutung der Wiſſenſchaft, die hier noch einmal mit dem Anſpruch auftritt eine berufene Lehrerin der Nation zu ſein, ſowie über ihr Verhältniß zur Gegenwart. Dies muß der Punkt ſein, von dem wir ausgehen, daß wir uns zuvor zu verſtändigen ſuchen über die Aufgabe und den Zweck der Literaturgeſchichte im Allgemeinen; ſo wird es uns hinterdrein um ſo leichter werden uns über Abſicht und Aufgabe des vorliegenden Buches ſelbſt zu verſtändigen und die (ſehr beſcheidenen) Grenzen feſtzuſetzen, innerhalb deren daſſelbe ſeine Wirkung ſucht.

Worin alſo beſteht das Weſen der Literaturgeſchichte im Allgemeinen? welche Aufgabe hat ſie? wozu, in welcher Abſicht, mit welchem Nutzen wird ſie getrieben? und in welcher Art und Weiſe und mit welchen Hilfsmitteln muß ſie getrieben werden, um den Nutzen abzuwerfen, deſſen ſie überhaupt fähig iſt?

Welche Stellung ferner nimmt ſie im Organismus der übrigen Wiſſenſchaften ein? in welcher Reihenfolge, nach welchen Geſetzen hat ſie ſelbſt ſich entwickelt? und wenn ſie wirklich Modewiſſenſchaft iſt oder war, mit welchem Rechte iſt oder war ſie es?

Welche Bedeutung endlich hat ſie namentlich für die Gegenwart und welche unmittelbaren, welche unerläßlichen Intereſſen unſerer Zeit werden durch ſie gefördert oder benachtheiligt, behindert oder unterſtützt? in welchem Zuſammenhange insbeſondere ſteht ſie mit der politiſchen Aufgabe unſerer Tage und in wie weit darf ſie ſich in Wahrheit rühmen, ebenfalls eine Schule der Freiheit, der Männlichkeit und der Thatkraft zu ſein?

Begriff und Weſen der Literaturgeſchichte im Allgemeinen.

Die Frage nach Begriff und Weſen der Literaturgeſchichte ſchließt, wie ſchon der Name der Wiſſenſchaft ſelbſt andeutet, zwei andere Fragen in ſich: was iſt Geſchichte? was iſt Literatur?

Die Antwort darauf läßt ſich ſehr einfach geben. Geſchichte iſt, wie es wiederum ſchon im Worte liegt, Alles, was geſchieht, die ganze Maſſe der Ereigniſſe, die ſich in einer beſtimmten Zeit und auf einem beſtimmten Schauplatze zutragen, ſowie deren Erzählung. Unter Literatur aber verſtehen wir die ganze Maſſe der ſchriftlichen Denkmäler, den geſammten Schriftvorrath, in dem eine gewiſſe Nation und ein gewiſſes Zeitalter ihre Empfindungs und Anſchauungsweiſe niedergelegt hat, mit Einſchluß derjenigen früheſten Erzeugniſſe, die bei einem Volk etwa vor Einführung der Schriftſprache entſtanden ſind und die ſich alſo längere Zeit hindurch nur auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung fortgepflanzt haben. Literaturgeſchichte demnach iſt die Erzählung der Ereigniſſe, die ſich mit einem derartigen beſtimmten Schriftvorrath zugetragen; wie die politiſche Geſchichte die Schickſale der Staaten, das Herkommen der verſchiedenen Nationen, ihre Blüthe und ihren Fall, ihre Kriege und wechſelſeitigen Beziehungen, ſo ſchildert die Literaturgeſchichte die Schickſale der Bücher und ihrer Verfaſſer, ihren Urſprung, ihre Erfolge und ihre gegenſeitigen Beziehungen.

Das iſt eine ſehr einfache Erklärung, nicht wahr? aber auch eine ſehr ungenügende? — Und dennoch, ſo ungenügend ſie in der That auch iſt, ſo iſt ſie doch lange Zeit, ganze Jahrhunderte, ganze Jahrtauſende hindurch die einzige geweſen, die man gekannt, ja von der man nur eine Ahnung gehabt hat; Jahrhunderte hindurch iſt die Geſchichte ſtets nur als Chronik, die Literatur nur als mechaniſche Büchermaſſe, als todter Stoff der Gelehrſamkeit, endlich die Literaturgeſchichte nur als äußerliche Bücherkenntniß, als Bibliographie verſtanden und geübt worden.

Der chroniſtiſch-bibliographiſche Standpunkt.

Und das für die betreffenden Zeiten mit vollſtem Recht. So lange der Menſch in ſeiner Weſenheit ſich ſelbſt verſchloſſen war, ſo lange er nur äußerlich exiſtirte, nicht zugleich auch innerlich, ein Gegenſtand des eigenen Bewußtſeins, lebte: ſo lange mußte ihm auch in der Wiſſenſchaft, mithin auch in der Betrachtung der Geſchichte wie der Literatur, dieſer äußerliche Standpunkt vollkommen genügen. Ja er hätte ſogar keinen andern brauchen, keinen andern begreifen können, und wenn ihm derſelbe von vorgeſchrittenern, bevorzugten Geiſtern wäre erſchloſſen worden. Ein Geſchlecht, das die treibende Macht der Weltgeſchichte, Gott, Vorſehung, Schickſal oder wie wir ſie ſonſt nennen wollen, außerhalb der Geſchichte ſelbſt verlegte; ein Geſchlecht, dem Alles, was ihm begegnete und was es ſelbſt vollbrachte, nur äußerliches Schickſal, nur vorbeſtimmte Fügung des Verhängniſſes war; das ferner willenlos, äußerlich regiert ward, dem keine Theilnahme am Staat, keine Selbſtbeſtimmung ſeines politiſchen Daſeins zuſtand; das endlich auch in der Kunſt nur die äußerliche Nachahmung der Natur erblickte, das dem Geheimniß der Schönheit mit Lineal und Richtſchnur, nach Regeln und Syſtemen auf die Spur zu kommen glaubte, das in der freieſten, unberechenbarſten aller Künſte, der Poeſie ſelbſt, nur eine Fertigkeit erblickte, die ſich äußerlich erlernen und mittheilen ließ — ein ſolches Geſchlecht konnte natürlich auch nur eine äußerliche Geſchichtſchreibung ſowie eine äußerliche Literatur, mithin auch nur eine äußerliche Literaturgeſchichte haben, bei dem mußte die Chronik die Geſchichte, maſſenhafte Gelehrſamkeit die Literatur, Bücherkenntniß die Literaturgeſchichte erſetzen.

Der pragmatiſch-äſthetiſche Standpunkt.

Und ſo iſt es in der That geweſen, nicht blos bei uns, ſondern überall in Europa, bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts: wo dann, in einer Verwandtſchaft, deren Stammbaum wir ſogleich näher betrachten werden und die in der That eine Blutsverwandtſchaft iſt, wie es nur irgend eine gibt, mit der Blüthe der Schönheit zugleich auch die Saat der Freiheit ſich zu entwickeln beginnt — wo, mit andern Worten, die deutſche claſſiſche Poeſie und die franzöſiſche Revolution zuſammen fallen.

Angeſichts dieſer beiden Ereigniſſe, um die Mitte des gedachten Jahrhunderts, tritt nun eine Uebergangsepoche ein, gleichſam ein gemäßigter Abſolutismus. Die Maſſe der Begebenheiten wie der Bücher iſt zu groß geworden, es fällt zu unbequem und bald ſogar unmöglich ſich hindurch zu ſchlagen. Man ſucht daher nach leitenden Geſichtspunkten, nach einem Faden, einer Richtſchnur, die uns ſicher und unbeſchädigt durch die von allen Seiten zuſammendrängenden Maſſen hindurchführen ſoll. Der Hiſtoriker trennt ſich vom Chroniſten, der Literarhiſtoriker vom Bibliographen; nicht mehr alle Ereigniſſe ſollen geſchildert, nicht mehr alle Bücher verzeichnet und beſchrieben werden, ſondern nur einige, nur eine Auswahl des Wichtigſten.

Aber hier entſteht ſogleich eine neue Schwierigkeit. Denn was iſt nun das Wichtigſte? und woher entnimmt man den Maßſtab, das Wichtige von dem minder Wichtigen, das minder Wichtige von dem Unwichtigen und Werthloſen zu unterſcheiden?

Man braucht noch lange kein Alexander zu ſein und zerhaut gleichwohl die Knoten, die man zu löſen außer Stande iſt. Auch das achtzehnte Jahrhundert beſaß den abſoluten Maßſtab, deſſen es zur Löſung der Frage bedurft hätte, nicht. Aber dafür war es, in einer Ausdehnung wie noch keine andere Epoche vor ihm, das Jahrhundert der Subjectivität. Auch die Entſcheidung über das, was in der Welt der Ereigniſſe wie der Bücher wichtig ſein ſollte oder unwichtig, bedeutend oder unbedeutend, legte es in das ſubjective Belieben des Einzelnen; die geſchichtliche Epoche, die mir eben am meiſten zuſagte, für die ich die meiſten Sympathien hegte, hatte ich auch das Recht als die wichtigſte zu proclamiren; der Schriftſteller, der mir am beſten gefiel, das Buch, das mich am meiſten feſſelte, war auch das beſte.

Allerdings geſtand man ſich das nicht völlig in dieſer Nacktheit zu; Völker ſowohl wie Individuen ſind nie in Verlegenheit ihre Schwächen zu beſchönigen und auch noch ihre Irrthümer mit einem klangvollen Namen zu ſchmücken. So erklärte man auch dazumal dasjenige für geſchichtlich bedeutend und verpflichtete den Hiſtoriker ſeine Aufmerkſamkeit demjenigen zuzuwenden, was dazu diente und was nöthig war ſich gegenſeitig zu erläutern; das Maß der gegenſeitigen Einwirkungen auf einander, das Maß der Verwandtſchaft und des Einfluſſes auf Andere ſollte auch das Maß der Wichtigkeit beſtimmen und gleichſam die Rangordnung feſtſetzen, nach der Ereigniſſe wie Bücher ſich zu placiren hatten.

Allein wenn man damit nur wirklich weiter gekommen wäre! wenn nur nicht auch dies Maß der gegenſeitigen Einwirkungen, dieſe Weitläuftigkeit oder Nähe der Verwandtſchaft bei Weitem in den meiſten Fällen ganz in dem ſubjectiven Dafürhalten der Einzelnen und jedenfalls in der ſubjectiven Einſicht derſelben gelegen hätte! Ein ſcharfes Auge ſieht bekanntlich da noch Zuſammenhänge und Verbindungslinien, wo der Kurzſichtige nur das leere Nichts erblickt: ja eine lebhafte Phantaſie ſchafft ſich noch Zuſammenhänge, wo die nüchterne Beobachtung nichts dergleichen zu erblicken vermag: während andererſeits wieder Abneigung und geſliſſentliche Geringſchätzung Dinge läugnet, die für den Unbefangenen ſo hell ſind wie der Tag.

Auch dieſe pragmatiſche Geſchichtsſchreibung, wie man ſie nannte, die Geſchichtsſchreibung, welche den hiſtoriſchen Stoff nach Geſichtspunkten der Zweckmäßigkeit und des gegenſeitigen Zuſammenhangs ordnet, war in ihrem eigentlichen Kerne eine völlig ſubjective, völlig willkürliche, alſo unhiſtoriſche Geſchichtsſchreibung. Ihr zur Seite geht in der Literatur die äſthetiſche Auffaſſung derſelben, welche die einzelnen Dichter nebſt ihren Erzeugniſſen dem Maßſtab des jeweiligen Geſchmacks, des perſönlichen Gefallens oder Nichtgefallens unterwirft. Beide zuſammen geben für das ſpecielle Gebiet der Literaturgeſchichte die äſthetiſch pragmatiſirende Methode, die den literarhiſtoriſchen Stoff allerdings ſchon nach allgemeinern Geſichtspunkten zu ordnen ſucht, in dieſen Geſichtspunkten ſelbſt aber abhängig iſt theils von der zufälligen perſönlichen Einſicht, theils von dem zufälligen und beſchränkten perſönlichen Geſchmack.

Auch dieſes Verhältniß entſpricht genau den politiſch-ſocialen Zuſtänden der damaligen Welt. Wie der brutale Abſolutismus der früheren Jahrhunderte den Chroniſtenſtandpunkt in der Geſchichtsſchreibung, die äußerlich mechaniſche Auffaſſung der Literatur, endlich die bloß bibliographiſche Behandlung der Literaturgeſchichte neben ſich hat: ſo entſpricht dieſer mittlere, dieſer pragmatiſirend äſthetiſche Standpunkt, den wir ſo eben geſchildert haben, dem aufgeklärten Abſolutismus, der wohlmeinenden, humaniſirenden Tyrannei, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf den Thronen Europa's ſaß. Es iſt das Zeitalter eines Friedrichs des Großen, eines Pombal, eines Struenſee, eines Leopold von Toskana, einer Katharina von Rußland — Tyrannen ohne Zweifel: aber Tyrannen mit Auswahl, Tyrannen, die theoretiſch über ihre eigene Tyrannei erhaben ſind, die ſich ſelbſt freuen, wo ſie von ihrer Tyrannei keinen Gebrauch zu machen nöthig haben, die ſogar die Tyrannei ſelbſt als Mittel der Aufklärung, als Schule zur Freiheit anwenden. Wo und wann dies geſchehen ſoll? und wer die Grenzen feſtſetzt, wo die Humanität aufhört und die Tyrannei wieder beginnt und umgekehrt? Nun verſteht ſich, niemand anders als das ſubjective Belieben der Fürſten ſelbſt! In der erſten Epoche iſt nur Einer der Herrſchende und alle Uebrigen ſind Sclaven; das Auge des Chroniſten ſchwebt über den Ereigniſſen wie der Geiſt Gottes über den Waſſern und ſiehe da, es iſt Alles gleich leer, gleich nichtig, gleich unbedeutend für ihn, bloße todte Namen, die er mit Gleichgiltigkeit, einen wie den andern, in ſeine Verzeichniſſe einträgt. Jetzt iſt die Welt allerdings ſchon etwas vorgeſchritten, der Monarch erkennt ſchon gewiſſe Rechte ſeiner Untergebenen an, er erhebt ſchon Einzelne, wenn auch nur vorübergehend, aus dem Stande der Sclaven in den Stand der Freien, er hat ſchon ſeine ſchwachen Augenblicke, wo er in Zweifel geräth über die unbedingte Zulänglichkeit ſeiner fürſtlichen Autorität und ob in dieſem Staat, in dem er ſo lange nur eine ihm zugehörige perſönliche Domaine, und dieſem Volk, in dem er bis dahin nur die Leibeigenen ſeines fürſtlichen Hauſes geſehen, ſich nicht in der That der Funke eines eigenen ſelbſtändigen Lebens, der Anfang einer neuen, großartigen Weltentwicklung regt. Ganz ebenſo fängt nun auch der Geſchichtsſchreiber an, von der ſouverainen Gleichgiltigkeit des bloßen Chronikenſchreibers herabzuſteigen; auch ihm kommen bereits die Zweifel, ob die Geſchichte in der That nicht noch etwas mehr als eine bloße Anhäufung von Thatſachen, ob ſie nicht die lebendige, Leben zeugende Verwirklichung eines tiefliegenden geiſtigen Inhalts iſt; auch er fängt bereits an einzelne Ereigniſſe, einzelne Perſonen, einzelne Bücher herauszugreifen, die er bereit iſt in ihrer Bedeutung als Repräſentanten jenes geiſtigen Inhalts anzuerkennen. Aber der Eine wie der Andere folgt dabei keinem feſtſtehenden, keinem bewußten Princip, ſondern lediglich dem perſönlichen Belieben; car tel est notre plaisir iſt die Deviſe, nach welcher nicht bloß die Fürſten ihre Gunſt, ſondern auch die Geſchichtsſchreiber ihre hiſtoriſchen Ehren, die Literarhiſtoriker ihre Kränze austheilen.

Der Fortſchritt, den man gemacht hatte, war in der That alſo nur ein ſcheinbarer. Auch zeigte ſich das ſofort überall, wo die ſubjective Halbheit und Unentſchiedenheit mit der Wirklichkeit in Conflict gerieth. Die Willkür der Fürſten, die im Boudoir ſo hübſch zu raiſonniren wußte über die Rechte der Menſchheit und den Beruf der Völker zu Unabhängigkeit und Selbſtbeſtimmung und ſo allerliebſte Briefe wechſelte mit Voltaire, Rouſſeau und Diderot, war überall, wo es ſich um poſitive Fragen, um Fragen des Beſitzes, der Macht und der Herrſchaft handelte, ſehr raſch dabei, die humaniſtiſche Schminke aus dem Geſicht zu wiſchen; die Geſchichtsſchreibung ſank herab zu einem Gewebe ſubjectiver Einfälle und Combinationen, deren Zweck bald dahin ging, die Gewaltſtreiche der Mächtigen zu beſchönigen und ihrem Ehrgeiz zu ſchmeichlen, bald wieder dahin, ſie anzugreifen und zu verſpotten, in beiden Fällen aber ſtets nur den perſönlichen Zwecken der verſchiedenen Verfaſſer, nicht den eigenen, nothwendigen Zwecken der Geſchichte ſelber diente: die Literatur verfiel in Anarchie, die Literaturgeſchichte wurde zum leeren äſthetiſchen Geſchwätz.

Und das Alles, weil der Maßſtab ſchwankend war.

Der philoſophiſch-geſchichtliche Standpunkt.

Es kam alſo darauf an einen feſten Maßſtab zu finden, einen Maßſtab, der, allgiltig und allverbindlich, auch von Allen anerkannt würde und angewendet.

Dieſer Maßſtab ward gefunden und dem ſubjectiven Drängen des achtzehnten Jahrhunderts damit Ziel und Verſöhnung geboten durch die beiden größten Thaten des gedachten Jahrhunderts, Thaten, die überhaupt zu den größten, entſcheidendſten der Weltgeſchichte gehören und eine Epoche derſelben begründen, ſo gut wie die Reformation und das Chriſtenthum. Das iſt die franzöſiſche Revolution und die Begründung der modernen deutſchen Philoſophie durch Kant.

Es iſt wahrlich kein Zufall (nämlich wenn in der Geſchichte überhaupt von Zufall die Rede ſein könnte), daß beide Ereigniſſe gleichzeitig ſind; nicht bloß der Zeit nach, ſondern auch innerlich gehören ſie zu einander. In der blutigen Arbeit an der Seine ſowie in der ſtillen am Pregel iſt Ein Trieb, Ein Gedanke; die gigantiſchen Geſtalten der franzöſiſchen Revolutionsmänner und die kleine, hagere, gebückte Figur des Königsberger Gelehrten ſind von demſelben hiſtoriſchen Athem belebt. Beide gehören gleichmäßig nicht nur ſich ſelbſt und ihrer nächſten Umgebung, ſondern der Welt ſelber an: jene iſt nicht blos die franzöſiſche Revolution, ſondern die Revolution der Welt geweſen, dieſes nicht bloß ein philoſophiſches Syſtem, ſondern eine geiſtige Revolution überhaupt. In beiden iſt derſelbe Wendepunkt: mit der franzöſiſchen Revolution tritt eine Reihe von politiſchen Umwälzungen ein, die unaufhaltſam, trotz alles Widerſtrebens, den geſammten Erdkreis überziehen, während ſich mit Kant die Reihe unſerer philoſophiſchen Arbeiten ſowie überhaupt das geſammte Geiſtesleben unſerer modernen Welt eröffnet. Beide arbeiten auf daſſelbe Ziel: die Vernichtung der falſchen Autorität, die Befreiung des Menſchen von Vorurtheil und Aberglauben: — bis denn endlich beide, Revolution und Philoſophie, in dieſen unſeren Tagen wieder zuſammen laufen und die alte bornirte Anklage, die Philoſophen ſeien Schuld an der Unruhe, welche in der Welt herrſcht, einen neuen und ehrenhaften Grund gewinnt.

Durch die franzöſiſche Revolution wird die Souveränetät, die bisher äußerlich im Fürſten fixirt war, in die Nation verlegt: und ebenſo durch Kant das Sittengeſetz, das bisher ebenfalls blos äußerlich, ein todtes, von außen herangebrachtes Dogma war, in den Menſchen ſelbſt verlegt. Die franzöſiſchen Menſchenrechte und der Kant'ſche kategoriſche Imperativ gehen, als claſſiſche Ausdrücke einer und derſelben geiſtigen Bewegung, Hand in Hand; durch jene wird die Freiheit, als das ſich ſelbſt Erfaſſen, ſich ſelbſt Beſtimmen des Geiſtes, durch die moderne deutſche Philoſophie das Denken, als welches ebenfalls das eigentliche Selbſterfaſſen, die eigentliche Conſequenz des Geiſtes iſt, auf den Thron geſetzt.

Beide alſo, über alle äußerliche Autorität hinaus, proclamiren den Geiſt als das einzige Wahre und Herrſchende, als das ewige und wahrhaft Abſolute. Und zwar nicht den abſtracten Geiſt: ſondern den Geiſt, wie er ſich im Menſchen, durch den Menſchen und für den Menſchen offenbart — den Geiſt, welcher, wie im Myſterium des Chriſtenthums, Gott iſt und Menſch zugleich!

Recapitulation.

Recapituliren wir denn noch einmal den Entwicklungsgang, welchen die Auffaſſung der Geſchichte, der Literatur und damit auch der Literaturgeſchichte bis dahin genommen und der, wie wir bereits angedeutet haben, genau dem jedesmaligen praktiſch politiſchen Standpunkt entſpricht.

Auf dem früheſten Standpunkt ſtehen ſich Abſolutismus und Knechtſchaft gegenüber; die Auffaſſung der Geſchichte wie des Lebens iſt äußerlich, mechaniſch; in der Geſchichtsſchreibung waltet der Chroniſtenſtil vor, in der Literaturgeſchichte die Bücherkenntniß.

Auf der zweiten Stufe begegnen wir dem humanen Abſolutismus, dem Abſolutismus, der ſelbſt kein Abſolutismus mehr ſein will; ihm entſpricht die ſogenannte pragmatiſche Auffaſſung der Geſchichte ſowie die ausſchließlich äſthetiſche Auffaſſung der Literatur; ihr literargeſchichtliches Gegenbild iſt die äſthetiſirend pragmatiſche oder wie wir ſie jetzt ebenfalls nennen dürfen, die eklektiſche, das iſt die (und zwar nach ſubjectivem Belieben) auswählende Methode.

Der dritte und letzte endlich iſt der Standpunkt der Freiheit, das Anerkenntniß des Geiſtes als des Abſoluten, Allberechtigten; ihm entſpricht die demokratiſche Gleichberechtigung, welche die europäiſche Geſellſchaft ſeit der erſten franzöſiſchen Revolution anſtrebt.

Wie ſtellt ſich nun wiederum auf dieſem Standpunkte die Auffaſſung der Geſchichte? wie diejenige der Literatur? wie endlich die Auffaſſung der Literaturgeſchichte?

Die Immanenz Gottes in der Geſchichte.

Das einzige wahrhaft Vorhandene, wie wir ſo eben ſahen, iſt der Geiſt. Und zwar, wie wir ſogleich hinzuſetzten, nicht der abſtracte jenſeitige, ſondern der fortwährend zur Erſcheinung kommende, ſpeciell durch den Menſchen zur Erſcheinung kommende Geiſt. Auch der wahre und eigentliche Inhalt der Geſchichte iſt mithin nichts anderes als wiederum nur der Geiſt.

Damit iſt aber auch der Maßſtab gefunden, das entſcheidende Princip iſt aufgeſtellt, das die frühere Epoche vergeblich geſucht, weil ſie noch nicht gelernt hatte das Gelüſte des eigenen Herzens zu bezwingen und ſich mit ſeinen Wünſchen und Hoffnungen, ſeinen Neigungen und Abneigungen dem Geiſt, als dem Abſoluten, und ſeiner Erkenntniß unterzuordnen: — nur was der Geiſt mit ſeinem ſchöpferiſchen Hauche berührt hat, nur worin eine Knospe des Geiſtes, ein Anſatz geiſtiger Entwicklung keimt, nur das, aber dies auch unter allen Umſtänden, iſt ein Gegenſtand der Geſchichte und geſchichtlicher Ehre werth. —

Der Geiſt iſt nun aber ferner, eben weil er das Abſolute, Allumfaſſende, Allgegenwärtige iſt, in Allem lebendig, Groß wie Klein. Ja ſchon gibt es nichts Kleines und Großes, nichts Bedeutendes und Unbedeutendes mehr in der Geſchichte: ſondern wie nach der demokratiſchen Auffaſſung der ſtaatlichen Geſellſchaft Jeder zu gleichen politiſchen Rechten geboren und in Jedem, auch dem Aermſten, dem Bettler, bloß weil er Menſch iſt, derſelbe göttliche Anſpruch, verbunden mit derſelben menſchlichen

Verpflichtung, ruht: ſo iſt das Abſolute auch in jedem ſcheinbar noch ſo Unbedeutenden thätig, die Könige und Feldherren, die gefeierten Dichter und Künſtler ſind des bisher genoſſenen geſchichtlichen Privilegiums entkleidet und Große wie Kleine, Berühmte wie Unberühmte, Bettler wie Könige, Männer, Weiber, Kinder, ſie alle zuſammen weben der „Gottheit unendliches Kleid“; der einzelne Menſch, auch der reichbegabteſte, iſt ewig nur ein Bruchſtück, nur ein Blatt am Baum, nur ein Tropfen unter den unzähligen, die ſich in den Adern der Geſchichte bewegen — und erſt in der Totalität der Menſchheit kommt der Geiſt und mit ihm die Geſchichte zu ihrer völligen Erſcheinung.

Die Zeit hat ſich, fortbauend auf der Grundlage der Kant'ſchen Weltanſchauung und dieſe ſelbſt nur zu ihrer eigenen Wahrheit bringend, frei gemacht von der Vorſtellung eines Gottes, der, hoch über den Wolken thronend, das Weltall, nach den Worten des Dichters, nur am Finger laufen ließe, ſowie einer Weltregierung, die in die Geſchicke der Menſchen und die Entwicklungen der Geſchichte nur äußerlich, mechaniſch eingriffe. Wir wiſſen jetzt, daß, wie der Geiſt der Materie überhaupt immanent (das heißt weſentlich in ihr enthalten, ihr eingeboren, zu ihr gehörig als andere Seite ihres Weſens), ſo auch Gott, der Allgeiſt, der Welt, der Allmaterie, dem All immanent iſt: beide untrennbar aneinander gebunden, beide erſt durch ihre Ergänzung, Vermiſchung, Durchdringung das volle wahre Sein darſtellend.

Glaube doch niemand dem delatoriſchen Geſchrei, das theils beſchränkte Eiferer, theils und noch öfters argliſtige Heuchler erheben, als wäre die Welt darum nun entgöttlicht, die Geſchichte dem Zufall, der einzelne Menſch dem bloßen thieriſchen Triebe anheim gegeben! Im Gegentheil: welcher Menſch iſt ſittlicher, der ſeinen Katechismus in der Sache oder der ihn im eigenen Herzen trägt? Die Welt ſelbſt iſt jetzt nur noch die andere Seite Gottes, die Geſchichte aber, als die ewige Entwicklung dieſes Weltinhalts, ſtellt ſich dar als das ewige ſich ſelbſt Entfalten, das ewige Werden Gottes in dem Menſchen und durch den Menſchen. Wie die gebundene Seele der Natur aufblüht in der Fülle der Blumen, der Mannichfaltigkeit der Creaturen, der ganzen Pracht und Fülle der ſinnlichen Schöpfung: ſo blüht auch der befreite Geiſt der Geſchichte auf in Thaten und Handlungen und die verſchiedenen Epochen der Weltgeſchichte ſowie die verſchiedenen Nationen der Erde in ihrer wechſelnden hiſtoriſchen Bedeutung ſind nur gleichſam die wechſelnden Jahreszeiten, die Bäume und Blumen in dieſem ewig friſchen, ewig blühenden Reich des Geiſtes, welches da iſt das Reich Gottes!

Die Naturforſchung hat uns bekanntlich in jüngſter Zeit nachgewieſen, daß in jedem Samenkorn der ganze Baum, in jeder Blüthe die ganze Frucht vorgebildet liegt und daß, was wir wachſen nennen, vielmehr nur das fortwährende Wiederkehren, das fortwährende Sichwiederholen des uranfänglich Vorhandenen iſt, wenn auch in neuer, vollendeterer Form und auf einer höheren Stufe der Entwicklung Es wird nichts, als was ſchon iſt und es iſt nichts, was nicht in fortwährendem Werden wäre; jedes Blatt iſt nur die auszugsweiſe Wiederholung der geſammten Pflanze, jede Blüthe nur das zuſammengedrängte Bild der kommenden Frucht. Solch ein Baum iſt auch die Weltgeſchichte; auch in ihr iſt ein ewiges Wiederholen, ewiges Neuwerden des eigentlichen, urſprünglichen Keimes: und dieſer Keim iſt der Geiſt.

Dieſes ewige Werden des Geiſtes alſo nennen wir Geſchichte; mithin iſt Geſchichte überhaupt Entwicklung, Fortſchritt, und zwar Fortſchritt im Abſoluten. Wie Sein und Werden überall zuſammenfällt, ſo hat auch der Geiſt ſein wahres Sein nur in dieſem abſoluten Werden. Auch die Geſchichte mithin, als das Sein des Geiſtes, iſt ein fortwährendes, unaufhörliches Werden, Entwickeln, Fortſchreiten.

Staat und Freiheit; Schönheit und Kunſt.

In prägnantem Sinne nun aber, angewendet auf die Entwicklung des Staates, die Politik, was man ſpeciell Geſchichte nennt, iſt dieſelbe, nach dem bekannten klaſſiſchen Ausdrucke Hegel's, als der Fortſchritt in der Freiheit zu verſtehen. Für den Staat nämlich iſt das Abſolute weſentlich in der Form der Freiheit vorhanden. Indem nun aber die Entwicklung des Staates, oder wie wir es nennen, ſeine Geſchichte ebenfalls nichts weiter thun kann, als daß ſie dieſen ſeinen urſprünglichen Inhalt in Fluß bringt, ſo folgt daraus auch von ſelbſt, daß alle politiſche Entwicklung nur Entwicklung zur Freiheit ſein kann und daß mithin auch durch die Geſchichte der allerdespotiſcheſt regierten Staaten und der allergeknechtetſten Völker nothwendig immer noch ein unverkennbarer, ein göttlicher Zug nach dem urſprünglichen Inhalt alles ſtaatlichen Lebens, nach der Freiheit gehen muß.

Allein dieſes ſtaatliche Daſein iſt nicht das Einzige, das die Nationen führen. Wie die Pflanze ſich nicht blos nährt von dem Saft der Erde und dem Naß der Quellen, ſondern auch aus der Luft trinkt ſie balſamiſche Nahrung: ſo ragt auch der Menſch aus ſeiner praktiſchen Umgebung fortwährend in eine andere, zweite Welt hinüber, eine Welt, welche mit der erſtern zuſammenfließt und ſich ergänzt mit ihr, gleich zweien Hälften einer Kugel. Es iſt dies ein Geſetz, das ebenſoſehr durch die ganze Geſchichte der Menſchheit geht, als es auch Jeden von uns in ſeinem eigenſten perſönlichen Daſein betrifft. Ein Beiſpiel dieſes Verhältniſſes haben wir ſoeben erſt an der franzöſiſchen Revolution geſehen, dem praktiſch politiſchen Ereigniß, das an der gleichzeitigen Revolution der Philoſophie durch Kant ſeine theoretiſch ideale Ergänzung erhält. Wie in dieſem Fall, ſo überall in der Geſchichte; überall führen die Völker neben ihrem unmittelbaren, politiſchen noch ein zweites, ideales Daſein, haben ſie neben der praktiſchen noch eine zweite, theoretiſche Geſchichte.

Dieſes zweite Daſein der Völker iſt die Kunſt; wie die Geſchichte die Entwicklung in der Freiheit, ſo iſt die Kunſt die Entwicklung in der Schönheit. Freiheit und Schönheit ſelbſt aber ſind Eines, als gemeinſame und gleichberechtigte Formen des Abſoluten: die Freiheit iſt die Schönheit der Praxis, die Schönheit die Freiheit der Theorie.

Ihre vollendetſte Aeußerung hat die Kunſt nun aber ferner in der Poeſie; unter Anderm ſchon um deswillen, weil die Poeſie es mit dem bildſamſten, dem unbegrenzteſten, dem am Meiſten durchgeiſtigten Material zu thun hat, nämlich dem Wort. Das Wort iſt durchgeiſtigter Laut, nicht blos Symbol des Geiſtes, wie in der Muſik, ſondern Form und Geſchöpf des Geiſtes ſelbſt. Darum und noch aus anderen Gründen, die uns hier jedoch von unſerem eigentlichen Thema zu weit abführen würden, iſt das Höchſte, wozu es die Kunſt überhaupt bringen kann, in der Poeſie enthalten — oder wie wir lieber ſagen, wegen der falſchen Nebenbedeutung, welche jener Ausdruck als Gegenſatz der Proſa für das gewöhnliche Bewußtſein bekommen hat: in der ſchönen Literatur.

Die ſchöne Literatur.

Dieſe ſchöne Literatur nun iſt es, die wir überall im

Sinne haben, wo wir hier überhaupt von Literatur ſprechen und auf die ſich daher auch unſere geſammte vorliegende Auseinanderſetzung bezieht. Wir definiren ſie als den ſprachlichen Ausdruck der geiſtigen Bewegung der Völker, inwieweit das Ziel dieſer Bewegung die Schönheit iſt. Ihre Entwicklung, ihr Werden, das heißt alſo das Werden der Schönheit innerhalb der Literatur, und die wiſſenſchaftliche Darſtellung deſſelben heißt Literaturgeſchichte.

Da haben wir denn alſo auch für die Literaturgeſchichte nunmehr ein ganz gewiſſes, ganz feſtes Maß in die Hand bekommen. Nichts mehr hier von bloßen Namen und Jahreszahlen, nichts hier von dem todten Ballaſt einer bloß äußerlichen Bücherkunde, die nur eben gut iſt als Einleitung und Vorarbeit für die höheren Zwecke der Literaturgeſchichte! Nur worin ſich ein Keim der Freiheit zeigt, darum kümmert ſich die politiſche Geſchichte; nur worin er eine Entfaltung der Schönheit erkennt, darum kümmert ſich der Literarhiſtoriker. Jetzt können wir nicht mehr irre gehen, das Labyrinth der Thatſachen hat ſich gelichtet, in das wüſte Chaos der mechaniſchen Ueberlieferung iſt Geſetz und Ordnung und Vernunft gekommen, wir haben einen Stern jetzt, nach dem wir die ſuchenden Blicke richten — es iſt der Stern der Schönheit, der uns leuchtet!

Grenzen der Literaturgeſchichte.

Aber vielleicht iſt dies Maß im Gegentheil zu eng? vielleicht ſind wir damit in Gefahr zurückzufallen in jene einſeitig äſthetiſche Auffaſſung, an der wir ſelbſt erſt ſoeben ſoviel auszuſetzen hatten?

Es ſcheint ſo: aber es ſcheint auch nur. Allerdings haben wir unter Literatur ſchlechthin, wie wir es oben bereits andeuteten, die Geſammtheit der ſprachlichen Denkmäler zu verſtehen, in denen das geiſtige Leben eines Volkes ſich niederlegt. Alſo nicht blos ſein künſtleriſches, ſondern auch ſein gelehrtes, ſein wiſſenſchaftliches, ja ſogar ſein techniſches Leben; auch dieſe alle, ſo weit ſie in ſchriftlichen Denkmälern niedergelegt werden, gehören zur Literatur im weiteren Sinne. Wir können das ruhig zugeſtehen, ohne deshalb auch nur ein Titelchen zu ändern an der Erklärung, welche wir ſo eben über das eigentliche Weſen der Literatur gegeben haben. Denn die letzte Frucht, das letzte Ziel, welchem dieſes Geſammtleben innerhalb der theoretiſchen, der idealen Sphäre zuſtrebt, iſt immerhin die Kunſt, das heißt die Schönheit. Wie die Freiheit das oberſte Geſetz der praktiſchen Entwicklung, dem Alles dienen muß, auch unwiſſend, auch widerſtrebend, was irgend im Gebiet des ſtaatlichen Lebens auftaucht: ſo muß auch Alles, was auf dem Boden des idealen Lebens wächſt, der Schönheit als oberſter Herrin huldigen. Es iſt nicht umſonſt, daß die Schönheit den Namen der Siegreichen führt, Venus Victrix: ſie iſt wirklich die Siegerin über Alles, die ewig lächelnde Kypris, die holdſelige,

. . . . die ſüßes Verlangen erregt im Buſen der Götter,
Die auch die Stämme beherrſcht der ſterblich geborenen Menſchen,
Auch die Vögel des Himmels mitſammt den übrigen Thieren,
Denen im Waſſer ſowohl als die auf der Erde ſich nähren;
Alle gedenken mit Luſt der blumengekrönten Kytheré.

Es iſt auch nicht umſonſt, daß der Mythus der Griechen ſie als die Schaumgeborene darſtellt: aus allen Strömungen des Lebens, allen Wogen der Geſchichte erhebt die Schönheit ihr göttliches Geſicht, und alle Gedanken des Philoſophen, alle Erfindungen des Gelehrten, ja alle Thaten der Helden, die mit ihrem Ruhm die Welt erfüllt haben — alle ſehnen ſich der Schönheit entgegen, Alles will noch einmal aufblühen unter ihrem göttlichen Hauch, will fortleben als Poeſie — Poeſie, dieſe wahre Brautfreude des Geiſtes!

Nicht alſo ausſchließen will die Literaturgeſchichte die eben bezeichneten wiſſenſchaftlichen und techniſchen Beſtrebungen: aber ſie nimmt nur inſofern Notiz von ihnen, inwiefern dieſelben zur Entwicklung der Schönheit beitragen, inwiefern ſie Theil haben an der Schönheit ſelbſt und berührt ſind von ihrem himmliſchen Finger.

Dieſe Beſchränkung iſt mit nichten zu eng. Wie die Natur aus Allem Leben ſaugt und Alles, Lebendiges und Todtes, Geſundes und Krankes, in heilſame Säfte zu verwandeln weiß, ſo weiß auch die ideale ſchöne Natur ſich Alles zu unterwerfen und weiß an Allem ihre Macht zu bethätigen, ſelbſt auch an dem ſcheinbar Widerſtrebendſten; wie Alles nach dem Lichte drängt und kein Pflänzchen ſo klein, kein Samenkorn ſo tief gebettet iſt, daß es nicht aufwärts, der Sonne entgegen ſtrebt, ſo drängt auch Alles nach dieſem Licht der Schönheit, das die vergänglichen Geſchöpfe des Augenblicks mit unſterblichem Glanz verklärt. Es iſt eine Bahn, die Niemand verſchloſſen iſt, die Jeder frei betreten kann, wenn er ſelbſt nur die Kraft und den Willen dazu beſitzt. — Einige Beiſpiele werden ſogleich deutlicher zeigen, wie wir es meinen. Womit hat die Aeſthetik dem Anſcheine nach weniger zu thun als mit Aſtronomie oder Zoologie? wo gibt es eine Wiſſenſchaft, die um ihrer Trockenheit willen verrufener iſt als die Jurisprudenz? was iſt unſchöner als die Theologie? oder die Chemie? oder gar die Anatomie? Auch wird die Literaturgeſchichte ſich wohl vorſehen von der Aſtronomie oder Zoologie oder Jurisprudenz ꝛc. als ſolcher Notiz zu nehmen; wo ſie dagegen Werken begegnet von der allgemeinen culturhiſtoriſchen Bedeutung und der künſtleriſchen Form, wie Humboldts Kosmos, oder Okens Naturgeſchichte, oder von Savigny's Rechtsgeſchichte, oder Schleiermachers theologiſchen Schriften, oder Liebigs chemiſchen Briefen, oder Burdachs Phyſiologie, oder ähnlichen Werken, in denen ſich die Strenge der Wiſſenſchaft mit der Grazie der künſtleriſchen Form vermählt — nun ja ganz gewiß, da wird ſie recht ſehr Notiz davon nehmen, und wird denſelben Kranz, mit dem ſie die Dichter und Künſtler krönt, auch um die Stirn ihrer Verfaſſer winden.

Alſo um das Reſultat dieſer geſammten Entwicklung noch einmal in kurzen Worten zuſammenzuſtellen: Geſchichte überhaupt iſt Entwicklung des Geiſtes als des Abſoluten; dieſes Abſolute ſelbſt aber tritt in doppelter Form auf: erſtlich in Form der Freiheit, wo es den Staat und die politiſche Geſchichte — und zweitens in Form der Schönheit, wo es die Kunſt, insbeſondere die ſchöne Literatur und die Literaturgeſchichte gibt.

Geſchichtliche Entwicklung der Literaturgeſchichte als Wiſſenſchaft.

Prüfen wir denn nunmehr, in wie weit die allgemeinen Sätze, die wir bis dahin aufgeſtellt haben, durch die Erfahrungen der Geſchichte beſtätigt werden. Denn ohne dieſe Beſtätigung würden jene Sätze ſelbſt nur ein ſehr müßiger, ſehr thörichter Luxus ſein; wie der Poet nur die Empfindungen auszuſprechen hat, welche die Natur in jedes Herz gelegt und die daher auch jeden Augenblick aus jedem Herzen wiedertönen, ſo hat auch der philoſophiſche Betrachter nur die wiſſenſchaftliche Formel aufzufinden für jene innere Vernunft der Dinge, welche dieſen ſelbſt von Hauſe aus inne wohnt und auf die daher auch jeden Augenblick die Probe der geſchichtlichen Erfahrung gemacht werden kann. Wir haben unterſucht, was Geſchichte und was Literatur ihrem Begriffe nach ſind. Sehen wir denn jetzt, wie dieſer Begriff ſich hiſtoriſch geſtaltet hat; war unſere Begriffsbeſtimmung richtig, ſo werden wir auf beiden Wegen zu demſelben Ziele gelangen.

Die antike Welt.

Auch hier ſchicken wir noch einmal einen allgemeinen Satz voraus; die Literaturgeſchichte, ſagen wir, iſt eine weſentlich moderne Wiſſenſchaft. Was dieſer Satz eigentlich bedeutet, darüber werden wir uns wiederum erſt ſpäter verſtändigen können, wenn der Begriff des Modernen ſelbſt zur Sprache kommen wird. Für den Augenblick indeſſen ſchadet es auch nichts, im Gegentheil wir ſind ganz damit einverſtanden, wenn der Leſer unſeren Satz zunächſt im alleräußerlichſten und allertrivialſten Sinne auffaßt: die Literaturgeſchichte iſt eine moderne Wiſſenſchaft — das heißt, ſie iſt eine Wiſſenſchaft, welche die Alten nicht gekannt haben.

Ja wir dürfen noch weiter gehen; der Begriff einer Literatur ſelbſt, dürfen wir behaupten, wie wir ihn ſoeben erklärt haben und wie er gegenwärtig ſo allgemein verbreitet iſt, als einer geiſtigen Totalität, iſt den Alten überhaupt unbekannt geweſen. Und zwar dermaßen unbekannt, daß ſie nicht einmal ein Wort dafür in ihrer Sprache beſeſſen haben. Weder in dem griechiſchen noch in dem lateiniſchen Ausdruck, den man etwa dafür anwenden könnte (*γράμματα*, literae, literatura; beide, das griechiſche wie das lateiniſche Wort, bezeichneten urſprünglich die Schrift, dann das Geſchriebene, ähnlich wie das franzöſiſche lettres), liegt der Umfang und die Tiefe deſſen, was wir heutigen Tages unter Literatur verſtehen. Selbſt der letztere, der lateiniſche Ausdruck, den die modernen Sprachen dann allgemein aufnehmen, gewinnt dieſe erweiterte Bedeutung erſt bei den Kirchenvätern, zu einer Zeit alſo, wo die antike Weltanſchauung bereits aufs Entſchiedenſte erſchüttert und gebrochen, wenn nicht gar ſchon zu Grabe getragen war. Es iſt aber dieſer Mangel des Wortes allemal, bei Individuen ſowohl wie bei ganzen Völkern, der unzweifelhafteſte Beweis dafür, daß auch der Begriff mangelt oder wenigſtens noch nicht zur richtigen Klarheit, der Klarheit des Bewußtſeins gekommen iſt. Freilich ſagt der Poet, daß eben da, wo

Begriffe fehlen, das Wort ſich am liebſten einſtellt. Das mag ſo ſein: aber nur das richtige, das paſſende, das dem Begriff congruente Wort thut es gewiß nicht.

Literatur und Bildung der Alten im Verhältniß zum Leben.

Wir behaupten nun aber auch weiter, daß die Alten den Begriff der Literatur gar nicht haben konnten: nämlich weil ſie ſelbſt eine Literatur in unſerem Sinne gar noch nicht beſaßen. Jedes Ding beſitzt man erſt dann wirklich und wird erſt dann dieſes Beſitzes ſich bewußt, wenn man zugleich ſeinen Gegenſatz inne hat und von dieſem aus, rückgreifend, zu dem Dinge ſelbſt gelangt. Von dieſer Art iſt für uns der Gegenſatz zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben, Kunſt und Wirklichkeit, Literatur und Praxis. Dieſer Gegenſatz mit allen ſeinen Conſequenzen iſt durchaus moderner Natur, er liegt begründet in der ganzen Art und Weiſe unſeres Daſeins, deſſen weſentlichſtes Element (um dies hier ſogleich vorauszunehmen) der fortwährende Kampf der Gegenſätze und ihre ewig erneute, ſelbſtbewußte Verſöhnung iſt.

Ganz anders das Leben der alten Welt. Dürfen und mögen wir, Söhne der neuen Zeit, nichts unſer nennen, was wir nicht zuvor von uns losgeriſſen und als ein Fremdes überwältigt und zu uns zurückgebracht haben, ſo lebten im Gegentheil die Alten überall aus dem Vollen, ein urſprünglich unmittelbares Daſein, in heiterer, ſchöner Fülle, ein Leben der Natur, ungeſpalten und unbewußt, die ewigen Kinder der Weltgeſchichte. Ueberall, wo ſie auftreten, bei Allem, was ſie ergreifen, erſcheinen ſie in voller, kerniger Geſundheit; überall ſind ſie der concrete, der volle und ganze Menſch, der ſich ſelbſt ſeines Menſchenthums erfreut und ſich wohl darin fühlt, nicht bloß eine abgelöſte Seite, eine abſtracte einzelne Richtung deſſelben. Die Alten hatten Alles, wir, Stiefkinder der Natur, müſſen uns Alles erſt erwerben; wo ſie naiv waren, reflectiren, wo ſie genoſſen, kritiſiren wir; zwiſchen ihrer Unmittelbarkeit, die ſich aller Orten ſofort zu Hauſe fand, und unſerer gelehrten Umſtändlichkeit, die überall erſt der geſchichtlichen Vermittlung bedarf, liegt eine Kluft, noch tiefer als dieſe Kluft der Jahrtauſende, die ſie und uns von einander ſcheidet. — Das iſt auch der eigentliche Grund jener Sehnſucht, jener unwiderſtehlichen, immer wiederkehrenden, die noch gegenwärtig jeden edler gebildeten Geiſt zum Alterthume hinzieht; das iſt es, warum wir, mitten aus dem Widerſtreit und der Zerriſſenheit unſeres modernen Lebens, immer wieder in Gedanken zu ihm zurückſchweifen, wie zu einem verlornen Paradieſe: dieſe Ganzheit des antiken Daſeins, dieſes volle, natürliche, unverkünſtelte Menſchenthum, auf dem das geſammte Leben der alten Welt als auf ſeiner eigenſten Wurzel beruht. Unſere heutigen Inſtitutionen ſind der Mehrzahl nach darauf gerichtet, den natürlichen Menſchen zu beſchränken, wenn nicht gar auszurotten: der natürliche Menſch iſt in unſern Augen nicht viel beſſer als ein Wilder, ein Feind, den wir auf alle mögliche Weiſe durch Wall und Graben der Civiliſation von uns abzuhalten, ja den wir ſogar in uns ſelbſt müſſen todt zu machen ſuchen. Dem Alterthum dagegen, in ſeiner glücklichen Unmittelbarkeit, war in Allem, was es ſchaffte, ſuchte und ſtrebte, nur Ein Inhalt und Ein Ziel gegeben, Ein Maß und Ein Geſetz: und dieſes Geſetz war der Menſch.

So auch in Kunſt und Wiſſenſchaft. Auch von ihnen forderten die Alten nur den Menſchen; auch hier war die höchſte Aufgabe, um die es ſich handelte, nur die Aufgabe allgemeiner menſchlicher Bildung und allgemeinen menſchlichen Genuſſes. Nirgend, wenigſtens nicht in der ächten antiken Zeit, die wir für die Griechen freilich nur bis auf den peloponneſiſchen, für die Römer ſogar nur bis auf den zweiten puniſchen Krieg rechnen dürfen — nirgend, ſage ich, gewinnt dieſe Bildung daher auch einen beſondern, von dem allgemeinen Boden menſchlichen Daſeins losgelöſte Exiſtenz; nirgend macht ſie den Verſuch, ſich vom praktiſchen Leben zu emancipiren, wie ſie es bei uns gethan hat, und einen Gegenſatz, ſogar einen höchſt feindſeligen, zu dem übrigen Daſein zu bilden. Vielmehr wie weit ſie ſich entwickelt und welche zum Theil höchſt künſtlichen Formen ſie auch annimmt, ſo bleibt ſie ſelbſt doch immer nur ein Element des Lebens überhaupt, nur eine unmittelbare, naturgemäße Frucht ſeiner allgemeinen Entwicklung, eine ſelbſtverſtändliche und unerläßliche Bedingung ſeines völligen Genuſſes. Die Alten hatten weder Univerſitäten noch Akademien; wie ihre Bildung nur ein integrirender Theil des Lebens war, ſo wurde ſie auch nur in der Schule des Lebens erworben. Und ebenſo wenig hatten ſie auch Gelehrte und Gelehrſamkeit, wenigſtens nicht in der kaſtenartigen Abgeſchloſſenheit, dem handwerksmäßigen Betriebe, wie dieſelben ſich in der modernen Welt ausgebildet haben. Wo dergleichen in der alten Welt ja vorkommt, da findet es, wie bei den Griechen der alexandriniſchen Epoche, ſtets nur in ſolchen Zeiten ſtatt, wo das antike Leben ſelbſt bereits innerlich gebrochen war und der Kern einer neuen, weſentlich modernen Bildung die ſchöne Schale des Alterthums zu zerſprengen begann. Ja ſo wenig die Griechen und Römer der klaſſiſchen Zeit ein Wort für Literatur haben, ſo wenig haben ſie eins für den Gelehrten in unſerm Sinne; ſie haben Poeten, Geſchichtsſchreiber, Philoſophen, Alterthumsforſcher, Grammatiker, Redner — aber keine Gelehrten und keinen Gelehrtenſtand: ſondern überall nur Menſchen, durch Wiſſenſchaft gebildete, durch Kunſt verſchönerte, gleichſam vermenſchlichte Menſchen.

Denn dies iſt die zweite und nicht minder wichtige Seite dieſes Verhältniſſes. Wie dieſe Bildung der Alten unmittelbar zum Menſchen gehört, wie ſie nichts Eigenes, Selbſtändiges, ſeiner Natur Fremdes oder gar Entgegengeſetztes ſein will, an das er ſich erſt mühſam gewöhnen müßte, ſondern in unmittelbarer Verwandtſchaft ein Stück ſeines Weſens ſelbſt: ſo war ihnen, hauptſächlich den Griechen, nun auch andererſeits ohne dieſe Bildung gar kein würdiges, kein im vollen Sinne menſchliches Daſein denkbar. Nur die „Schönen und Guten“, das heißt alſo diejenigen, welche neben der praktiſchen Tüchtigkeit und der Lauterkeit ihres ſittlichen Verhaltens ſich zugleich durch die Anmuth und Feinheit ihrer Bildung auszeichneten, galten als die eigentlichen und wahren Menſchen; dieſe aber dann auch in einem ſolchen Grade, daß man ſie als die geborenen Herrſcher der Uebrigen betrachtete und mit freudigem Stolz (wir erinnern an Perikles, dieſes Muſterbild eines Atheniſchen „Schönen Guten“) die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hände legte. Wer dagegen auf dieſe Bildung ganz verzichtete, wer, ohne Theilnahme an den Werken der Muſe, ſein Daſein an die bloße Arbeit der Hand verlor und daſſelbe mithin im Sinne der Alten nicht menſchlich genoß, der war ihnen ein Ofenhocker (Banauſos), ein Philiſter, nach deſſen Namen alles Niedrige und Gemeine geheißen ward, ein elendes, verächtliches Ding, nicht viel beſſer als ein Sclave, der bekanntlich gar nichts war. —

Folgerungen für die Literaturgeſchichte.

Was hier nun ſoeben von der Bildung im Allgemeinen geſagt iſt, das gilt auch, um auf unſer eigentliches Thema zurückzukommen, von dem Verhältniß der Alten zur Literatur. Auch die Literatur der Alten war dem Leben immanent: auch ſie bildete bei ihnen keine beſondere vereinzelte Thätigkeit, gereichte zu keinem beſondern Lebensberuf, gründete keinen beſondern Stand, ſondern war ebenfalls, wie die Bildung überhaupt, nur ein Gegenſtand und Ausdruck menſchlicher Thätigkeit und menſchlichen Genuſſes im Allgemeinen — die äußerſte und edelſte Knospe am Baum des Lebens, aber doch nur eine Knospe, die, wo der ganze Baum in ſo geſunder Blüthe ſtand, ſich nothwendig und von ſelber mitentfalten mußte.

Wie daher zur Bildung im Allgemeinen, ſo konnten die Alten auch zur Literatur insbeſondere keinen ſolchen Gegenſatz gewinnen, daß ſie dieſelbe, losgelöſt von dem Boden allgemeiner menſchlicher Exiſtenz, als etwas Beſonderes und Einzelnes betrachtet hätten, dem darum auch ein eigener Verlauf, eine eigene Geſchichte zugekommen wäre. Die Literatur als ſolche, in ihrer Totalität und ihrem Gegenſatz zur Wirklichkeit des täglichen Lebens, war kein Begriff für ſie; ſie hatten kein Bewußtſein davon. Man kann aber keine Geſchichte eines Dinges ſchreiben, ohne den Begriff und das Bewußtſein des Dinges ſelbſt zu haben. Mithin konnten auch die Alten keine Geſchichte der Literatur im eigentlichen und wahren Sinne haben: ſondern ihre ganze literargeſchichtliche Thätigkeit (nämlich wenn wir dieſelbe jetzt noch ſo nennen dürfen) mußte ſich auf ein bloßes äußerliches Verhalten, ein bloßes mechaniſches Regiſtriren und Katalogiſiren des literariſchen Beſtandes einſchränken.

Das antike Bewußtſein im Gegenſatz zum Barbarenthum.

Und zwar nur ihres eigenen. Damit gelangen wir zu einem neuen höchſt wichtigen Umſtande, der gleichſam die äußerliche Parallele bildet zu dem eben Betrachteten. Die Alten ſtehen allein in der Welt; ſie haben keinen Gegenſatz fremder Nationalitäten neben ſich oder erkennen denſelben doch nicht an, wenigſtens nicht in dem Grade, daß ſie es der Mühe werth hielten, ſich in ihn hinein zu verſenken und ſich aus dem Widerſpruch der fremden die Beſonderheit der eigenen Natur zu deſto deutlicherm Bewußtſein zu bringen. Namentlich hat die Kenntniß fremder Sprachen und Literaturen, eine Kenntniß, dürfen wir behaupten, auf der unſere moderne Bildung recht eigentlich beruht, in dem Kanon antiker Bildung niemals auch nur die kleinſte Stelle eingenommen.

Zwar wird man uns vielleicht das Beiſpiel der Römer entgegenhalten wollen, bei denen die Kenntniß und Uebung der griechiſchen Sprache ſowie das Studium der griechiſchen Literatur zu gewiſſen Zeiten ungefähr denſelben Rang behauptete und ganz ebenſo zu den unerläßlichen Eigenſchaften eines gebildeten Mannes gerechnet ward, wie es in den beiden letzten Jahrhunderten bei uns in Deutſchland mit dem Franzöſiſchen der Fall war.

Allein erſtlich tritt dieſe Erſcheinung, wenigſtens in ausgedehnterem Maße, überhaupt erſt mit dem zweiten puniſchen Kriege ein, einem Zeitabſchnitt alſo, den wir ſchon vorhin als den eigentlichen Grenz- und Wendepunkt altrömiſchen Lebens bezeichneten. Zweitens aber und worauf das Allermeiſte ankommt, haben ſich die Römer auch zu den Griechen und umgekehrt niemals in einem ſolchen nationalen Gegenſatze befunden, wie es zwiſchen

Deutſchen und Franzoſen und überhaupt zwiſchen den modernen Völkern der Fall iſt. Im Gegentheil, die Römer liebten es, ſich als die eigentlichen Nachfolger der Griechen und die berufenen Erben ihres geſchichtlichen Ruhmes zu betrachten; ſo große Unterſchiede wir von unſerem Standpunkte aus zwiſchen griechiſchem und römiſchem Nationalcharakter gewahr werden, ſo ſehr traten dieſe Unterſchiede doch für ihr eigenes Bewußtſein zurück, ja verſchwanden gänzlich, ſo lange ſie beide gemeinſam das Banner der Bildung und der geſchichtlichen Macht gegen das Barbarenthum aufrecht hielten. Die Römer waren das einzige Volk, das die Griechen, die Griechen das einzige, das die Römer neben ſich anerkannten.

Auf dieſem gegenſeitigen Anerkenntniß, auf dieſer bevorzugten, dieſer ſouverainen Stellung, die ſie unter den Völkern des Erdballs gleichmäßig für ſich beide in Anſpruch nahmen, beruhte ihre Gemeinſamkeit. Und in dieſer Gemeinſamkeit leben ſie auch fort in dem Andenken der Nachwelt; wie ſie ehemals ſich in der Herrſchaft der ihnen bekannten Welt abgelöſt, ſo herrſchen ſie auch jetzt noch gemeinſam über die Geiſter, die noch bis zur Stunde ihre edelſte Nahrung bei den Alten finden, das heißt bei Griechen und Römern gemeinſam. —

Einen Gegenſatz alſo, einen bewußten, lebendig empfundenen, hatten die Römer an den Griechen und umgekehrt nicht und kann daher auch das Studium der griechiſchen Literatur, das zu gewiſſen Epochen in Rom einheimiſch war und hier allerdings mit der Zeit ein Element des nationalen Lebens ſelber bildete, unſere Behauptung, daß die Alten von fremden Sprachen und Literaturen keine Notiz genommen, keineswegs umſtoßen. Die römiſche Bildung des ſogenannten goldenen Zeitalters will ſelbſt nur eine Fortſetzung griechiſcher Bildung ſein; die Dichter und Philoſophen, die Hiſtoriker und Rhetoren der klaſſiſchen Epoche ahmten nicht nur die Meiſter der Griechen noch, ſondern ſie betrachteten ſich auch wirklich als die Erben und Erhalter griechiſcher Kunſt; es waren griechiſche Werke in lateiniſcher Sprache. Da konnte denn überall von keinem Gegenſatz die Rede ſein, ſondern nur von dem engſten und innigſten Gemeingefühl. —

Es wird aber dieſe Gleichgiltigkeit gegen die fremden Nationalitäten und namentlich gegen die fremden Sprachen um ſo auffälliger, wenn wir uns erinnern an die außerordentlich häufigen und nahen Berührungen, freundliche ſowohl als feindliche, friedliche wie kriegeriſche, in welche Griechen und Römer zu den übrigen Völkern der damals bekannten Erde traten. Man erinnere ſich namentlich der Colonien, welche ſie in alle Weltgegenden ausführten, Griechen ſowohl wie Römer, ſo wie der langen und glorreichen Weltherrſchaft, welcher die letzteren ſich erfreuten. Man denke ferner an die unzähligen Kriege, durch welche dieſe Weltherrſchaft begründet ward; man denke an die Verwaltung ſo zahlreicher und ſo verſchiedenartiger Provinzen, die ohne eine wenigſtens zeitweilige, wenigſtens oberflächliche Kenntniß der verſchiedenen Landesſprachen geradezu unmöglich ſcheint; endlich an die ausgedehnten und lebhaften Handelsverbindungen, in denen ſie mit den übrigen Völkern ſtanden und durch welche ſchon frühzeitig die Schätze der entlegenſten Küſten auf den Märkten von Athen und Rom zuſammengebracht wurden. Bei einem ſo lebhaften und ununterbrochenen Verkehr mit den verſchiedenſten Nationalitäten, was will es da ſagen, wenn wir nun auch wirklich hier und da auf einen griechiſchen oder römiſchen Hiſtoriker ſtoßen, dem egyptiſche, perſiſche oder puniſche

Quellen zugänglich geweſen ſcheinen, oder der ſeine fragmentariſche Kenntniß eines barbariſchen Volksſtammes benutzt, daraus einen Sittenſpiegel für ſeine eigenen Mitbürger zuſammenzuſetzen, wie es von Tacitus in ſeiner Germania geſchehen iſt? Oder auf einen Komödiendichter, der zu andern kräftigen Späßen wohl auch einmal einen Barbaren „zwitſchern“ läßt, in keiner andern Abſicht, als um ſeinen Zuhörern eine recht gründliche, recht übermüthige Freude zu bereiten? Auch dieſe Beiſpiele, weit davon entfernt unſere Behauptung zu entkräften, dienen im Gegentheil nur dazu ſie zu beſtätigen, ſo ſelten ſind ſie und von ſo ganz abſonderlichen Umſtänden begleitet. —

Aber das Räthſel löſt ſich, ſobald wir uns dasjenige ins Gedächtniß zurückrufen, was oben über den Charakter des Alterthums im Allgemeinen angedeutet ward. Die ewigen Kinder der Weltgeſchichte nannten wir ſie: und ſo halten ſie es denn auch in dieſem Fall wie die Kinder. Auch den Kindern iſt bekanntlich Alles neu und doch nichts fremd, in Allem finden ſie entweder ſich ſelbſt wieder, ſie nehmen es in völliger Unbefangenheit als ihr Eigenthum, als einen Theil ihrer ſelbſt für ſich in Anſpruch — oder aber es kümmert ſie überhaupt nicht, ſie lehnen es von ſich ab und überſehen es, als ob es gar nicht vorhanden wäre.

Ebenſo die Alten. Alles, worin dieſelben eine Berührung mit ihrem eigenen Leben, eine Parallele eigner Zuſtände zu finden meinten, das ſprachen ſie auch ohne Weiteres für ihr Eigenthum an, ſie ſetzten ſich in Beſitz, was immer es war, Götter und Helden, berühmte Männer und große Thaten, ohne alles Gefühl der Fremdheit, als hätte es ihnen von Anbeginn gehört; den Reſt aber verachteten ſie als barbariſch. Hätten ſie es anders machen wollen, hätten ſie nicht die ſein müſſen, die ſie waren: die vollen, ganzen Menſchen, die Kindergemüther, die ewig naiven, denen Reflexion und Kritik nicht einmal dem Namen nach bekannt ſind; die ſich ſo völlig eins fühlen mit ſich ſelbſt und der eignen Natur, daß ſie keine fremde Exiſtenz verſtehen und begreifen; die zu voll ſind dieſes einigen, unmittelbaren Glückes, als daß ſie ihr Daſein nicht für das allein wünſchenswerthe, das allein menſchliche halten und demgemäß nicht jedes andere, fremde Daſein aus tiefſter Seele verachten ſollten. — Was die Griechen und Römer (und alſo mittelbar auch wir) dadurch an Kenntniß der übrigen Welt verloren haben, das iſt an ſich das Wenigſte: ſeine hauptſächlichſte und folgereichſte Bedeutung hat das Verhältniß für die Entwicklung des antiken Lebens ſelbſt gehabt. Wer Niemand kennt als ſich, der kann auch ſich nicht kennen; Selbſterkenntniß iſt wohl das Ziel und Ende, nicht aber der Anfang der Erkenntniß. Wo kein Gegenſatz iſt, da iſt auch keine Vertiefung in ſich ſelbſt: wo kein Andres, da auch kein Ich, das ſich an dem Andern aus ſeiner Unterſchiedloſigkeit herausarbeitet — mit einem Wort, kein Selbſtbewußtſein.

Die antike Literaturgeſchichte.

Die Anwendung, welche hievon, wie auf das geſammte Leben der Alten, ſo auch auf ihre Literatur und namentlich auf ihre literariſchgeſchichtlichen Beſtrebungen zu machen ſteht, liegt auf der Hand. Auch nach dieſer Seite hin entbehrten ſie des Gegenſatzes, auch hier war nichts, was ihre Unbefangenheit gebrochen und ſie in die Vertiefung des Selbſtbewußtſeins hinüber geführt hätte. Die griechiſche und die römiſche Literatur waren die einzigen, welche ſie überhaupt kannten: und dieſe beiden, wie wir ſoeben ausgeführt haben, waren einander zu verwandt, die römiſche namentlich war zu dicht auf den Stamm der griechiſchen gepflanzt, als daß die eine der andern zum Gegenſatz dienen und ſie ſich dadurch wechſelſeitig zum Bewußtſein ihrer ſelbſt hätten verhelfen können. Wo die Literatur nichts deſto weniger Gegenſtand der Betrachtung werden ſollte, da wurde ſie nur als ein Aeußerliches, Mechaniſches aufgefaßt; nicht die Literatur in unſerem Sinne erblickte man, dieſen unſchätzbaren geiſtigen Organismus, der in ſeinem feinen, tauſendfach verzweigten Nervengeflecht uns jede leiſeſte Bewegung des nationalen Geſammtlebens wiederſpiegelt: ſondern lediglich die todte Büchermaſſe erblickte man. Die Alten, um es kurz zu ſagen, haben keine Literaturgeſchichte, ſondern nur Bibliographie; katalogiſiren, klaſſificiren, rubriciren, ſiehe da die ganze Arbeit des antiken Literarhiſtorikers, der daher auch nur den Namen eines Buchführers, eines Archivars, nicht eines Hiſtorikers in Anſpruch nehmen darf.

Die alexandriniſche Schule.

Ueberaus charakteriſtiſch iſt es dabei, daß die Begünſtigung und erweiterte Ausbreitung literargeſchichtlicher Studien bei den Griechen ſich unmittelbar an die Gründung der großen Bibliotheken in Alexandria und Pergamus anſchließt und daß die Kataloge und Eintheilungen, welche man hier zunächſt für bibliothekariſche Zwecke veranſtaltet hatte, das vornehmſte Fachwerk und die hauptſächlichſte Richtſchnur für die Literaturgeſchichte, ja ſelbſt für die äſthetiſche Kritik des Alterthums abgaben. Jener berühmte alexandriniſche Kanon, der viele Jahrhunderte hindurch bei Griechen und Römern im unbeſtrittenſten Anſehen geſtanden hat und deſſen Beſtimmungen ſich ſogar noch in den traditionellen Urtheilen der Gegenwart forterben, wurde von den Vorſtehern der dortigen Bibliothek aufgeſtellt; der Bibliothekar war zugleich Aeſthetiker, die Rangordnung, welche er den Büchern ertheilte, lieferte zugleich auch die Grundpfeiler des äſthetiſchen Syſtems.

In dieſer Eigenſchaft als Archivare und Aufſeher eines ungeheuren und unſchätzbaren Beſitzthums haben die Literarhiſtoriker der Alten in der That Alles geleiſtet, was mit Fleiß und Liebe, aber freilich ohne wiſſenſchaftliche Methode und darum auch ohne eingentliche Kritik zu leiſten möglich war. Es war, als hätten ſie geahnt, daß bald die Woge der Zeit hereinbrechen und dieſe ganze ſtolze Fülle der alten Welt auf ewig zertrümmern ſollte, als hätten ſie gewußt, daß bald auf Jahrhunderte hinaus ein dunkles Meer der Vergeſſenheit dieſe ſelige Atlantis der antiken Bildung überſchwemmen und daß dereinſt ein neues, lehrbedürftiges Geſchlecht an dieſen Fluthen ſtehen würde, für das auch noch die leere Muſchel ein köſtliches Geſchenk iſt, weil auch in dieſen leiſen Eindrücken, dieſen halb verwiſchten Spuren ſich immerhin noch erkennen läßt, wie viel und welche Perlen dieſelben einſt umſchloſſen hielt.

Von dieſem Geſichtspunkte aus ſind die wenigen Reſte antiker Literaturgeſchichte, welche auf uns gekommen, dieſe trockenen Regiſter, dieſe fragmentariſchen Auszüge und Kataloge noch jetzt, in ihrer Armuth und Zerſplitterung, gleichwohl für uns von unerſetzlichem Werthe. Sie dienen uns als ein vortreffliches Hilfsmittel, ja in vielen Fällen gewähren ſie allein uns die Möglichkeit, die Lücken unſerer geſchichtlichen Kenntniß auszufüllen und unſere Anſchauung des Alterthums zu vervollſtändigen. Es ſind rohe, unbehauene Werkſtücke, allerdings: aber indem wir ſie in das Fundament unſerer Geſchichtſchreibung einmauern, dienen ſie dazu, unſerm ganzen Baue Feſtigkeit und Dauer zu geben. Nur freilich für wirkliche Literaturgeſchichte dürfen ſie ſo wenig gelten, als man mit der genaueſten Stammrolle, und wenn man, wie Cyrus, die Namen aller ſeiner Soldaten auswendig wüßte, jemals einen Fuß breit Land erobern wird.

Antiquariſch-patriotiſche Sammelwerke.

Allerdings iſt es richtig und die Vollſtändigkeit nöthigt uns hinzuzuſetzen, daß dieſe regiſterartigen Werke nicht die einzigen literargeſchichtlichen Anfänge und Verſuche ſind, welche die Alten angeſtellt haben. Sie haben auch in das Innere der verſchiedenen Schriften einzudringen verſucht; nicht zufrieden blos die Titel zu regiſtriren oder blos erklärende Commentare dazu zu ſchreiben, was mehr in das Gebiet des Grammatikers fällt oder des Rhetorikers als des Literarhiſtorikers, haben ſie auch den Inhalt der Schriften zum Gegenſtande der verſchiedenartigſten Betrachtungen gemacht. Allein wo immer dies geſchehen iſt, wie in den ehemals ſo zahlreichen Werken über die Erfindungen, über die Dichter und die Dichtkunſt nebſt ihren verſchiedenen Gattungen, über Aeſthetik und Rhetorik, über Sprache und Grammatik, über Geſchichte und Antiquitäten, über Religion und Moral und was dergleichen Stoffe mehr waren, da lag der Geſichtspunkt, von welchem aus das Ganze betrachtet ward, allemal außerhalb der Literaturgeſchichte. Was in dieſen Schriften Literargeſchichtliches war, das war ſich nicht Selbſtzweck, ſondern es diente nur dazu, irgend einen anderen Gegenſtand des nationalen Lebens oder des gelehrten Intereſſe zu erläutern; die Literaturgeſchichte war nur ein Beiwerk, ein Accidens, der Punkt, um den es ſich eigentlich handelte, lag in einer ganz andern Sphäre.

In vorzüglichem Grade war dies bei den Römern der Fall, deren patriotiſcher Stolz bekanntlich einen be-

beſonderen Genuß darin fand die Uranfänge ihrer Geſchichte, ihrer Literatur, ihrer Sitten und Gebräuche ꝛc. aufzudecken und zu erläutern, gleichſam die Wiege aufzuſuchen, in der die römiſche Weltherrſchaft als Kind gelegen.

In dieſer antiquariſch patriotiſchen Hinſicht konnten derartige Werke nun höchſt bedeutend ſein; daß jedoch übrigens bei dieſem Verfahren keine wirkliche Literaturgeſchichte zu Stande kam, ſondern daß auch dabei im beſten Falle immer nur einzelne literargeſchichtliche Notizen gewonnen werden konnten, das liegt denn freilich vor Augen. Darum hat ſich bei den Alten auch eine wirklich literargeſchichtliche Methode nicht wohl bilden können; mit der größten Gebundenheit und einer geradezu mechaniſchen Abhängigkeit im Ganzen und Großen, namentlich was die griechiſche Literaturgeſchichte betrifft, geht ein faſt willkürliches, ächt diletantiſches Belieben im Einzelnen Hand in Hand. Beinahe Jeder geht mit anderen Geſichtspunkten, anderen Zwecken und Grundſätzen ans Werk, Jeder ſucht etwas Anderes in der Literatur, Jeder entdeckt, ergründet und entwickelt etwas Anderes aus ihr: nur keiner leider die Literatur ſelbſt.

Nichts deſto weniger haben wir auch hier zu wiederholen, daß dasjenige, was von Schriften dieſer Art bald mehr, bald minder fragmentariſch auf uns gekommen, für uns höchſt ſchätzbar iſt, indem es theils die früher beſprochenen Regiſter erweitert und ergänzt, theils uns neue Anſchauungen von der Eigenthümlichkeit der Alten eröffnet, theils über manche andere wiſſenswerthe Dinge uns beiläufig aufklärt und endlich für jeden Fall unſere hiſtoriſche Kenntniß der alten Welt vermehrt. Im Uebrigen aber gilt von ihnen daſſelbe wie von den Katalogen und Regiſtern: ſie ſind Alles eher als Literaturgeſchichte und haben wir ſie auch an dieſer Stelle, wie ſchon erwähnt, nur der Vollſtändigkeit halber zur Sprache gebracht.

Das Mittelalter.

Aber noch weit geringfügiger iſt dasjenige, was das Mittelalter für die Literaturgeſchichte geleiſtet hat. Das Mittelalter, als Ganzes genommen, bildet den entſchiedenſten Gegenſatz zur alten Welt, ja wir haben es als die eigentliche Aufhebung, die eigentliche grundſätzliche Vernichtung derſelben zu betrachten. War das Leben der alten Welt ein vorwiegend äußerliches, ſo bildet dagegen die Innerlichkeit des Gemüthslebens die ausſchließliche Sphäre der mittelalterlichen Welt. Wie jene im Diesſeit wurzelt, ſo das Mittelalter im Jenſeit; wie der Menſch der alten Welt niemals, ſelbſt im kühnſten Flug ſeiner Gedanken nicht, über die Grenzen der Erde hinausſchweifſt, dieſer Erde, die ihn ſo mütterlich trägt und auf der es ihm ſo völlig wohl iſt, in einem ſolchen Grade, daß ſelbſt ſein Olymp nur eine verſchönerte Erde, ſelbſt ſeine Götter nur höher potenzirte Menſchen ſind: — ſo dagegen hat der mittelalterliche Menſch ſeine eigentliche Heimath vielmehr im Himmel, das Leben, das er auf der Erde führt, iſt nur eine Prüfung, eine Buße, der er ſich demüthig, in tröſtendem Hinblick auf die Belohnungen des Jenſeit, unterzieht. Der Menſch als ſolcher iſt nur ein Gefäß des Böſen, jede Regung ſeines natürlichen Lebens iſt ein Fallſtrick, den die Teufel ihm legen; das Leben ſelbſt empfängt ſeinen Werth erſt durch den Tod, ja die ganze Welt, als Abfall vom Göttlichen, iſt nur zum Untergange beſtimmt. Wie Ziel und Inhalt des antiken Lebens das reine, volle, natürliche Menſchenthum war, ſo war dies Menſchenthum zu ertödten, den Genuß zur Pein und die Pein zum Genuß, das

Leben zum Tod und dafür den Tod zum eigentlichen Leben zu machen, Aufgabe und Ziel der mittelalterlichen Entwicklung. — Was aus dem Menſchen nach dem Tode würde, war eine Frage, welche das Alterthum im Ganzen nur wenig kümmerte; für das Mittelalter dagegen bildet ſie den eigentlichen Haupt- und Schwerpunkt, den Grundton, der durch die verſchiedenartigen Modulationen in Literatur, Kirche und öffentlichem Leben hindurchgeht. Darum iſt der ſogenannte Chiliasmus, der Glaube an das tauſendjährige Reich und die perſönliche Wiederkunft Chriſti, auch der eigentliche Glaube des ſpecifiſchen Mittelalters; wie die erwartete Rückkehr des Heilands und das damit verbundene allgemeine Weltgericht in das Jahr Eintauſend verſetzt wird, alſo genau in die Mitte desjenigen Zeitabſchnittes, den man gemeiniglich als Mittelalter bezeichnet, vom Untergange des weſtrömiſchen Reiches bis zur Reformation, ſo bildet dieſer Glaube auch in geiſtiger Hinſicht das charakteriſtiſche Centrum der mittelalterlichen Weltanſchauung, die in ihm ihren wahren Höhepunkt erreicht. —

Es iſt wahr, die düſtere Färbung, das Abſtracte, Einförmige, Weſenloſe, das in Folge deſſen das geſammte Mittelalter überkommt, hat für den erſten Anblick etwas höchſt Beängſtigendes, um nicht zu ſagen Abſchreckendes, beſonders wenn wir damit die heitere Lebensfülle, den entzückenden Farbenreichthum der alten Welt vergleichen: und wir begreifen vollkommen, wie ſelbſt hochgebildete Geiſter bis auf dieſe Stunde im Mittelalter nur einen Abfall, nur eine Verirrung der Menſchheit haben erblicken mögen. Bei genauerer Prüfung indeß überzeugen wir uns, nicht nur daß dieſer vermeintliche Abfall ein geſchichtlich nothwendiger und unvermeidlicher war, ſondern daß er in der That auch einen Fortſchritt im Leben der

Menſchheit bildet. Ueberall, wo ein geſchichtliches Princip zu ſeiner vollen Reife, ſeiner vollen Verwirklichung gelangt iſt, da ruft es, eben durch dieſe ſeine Vollendung, ſofort auch ſeinen Gegenſatz hervor; je gewaltiger das urſprüngliche Princip war und mit um ſo größerer Vollſtändigkeit es ſich entwickelt hat, mit um ſo größerer Energie ſtellt ſich alsdann auch der Gegenſatz ein, um ſo durchgreifender, um ſo gewaltthätiger iſt auch die Reaction des neuen Princips. Die coloſſale Weltlichkeit der Antike ruft die coloſſale Außerweltlichkeit des mittelalterlichen Chriſtenthums als ihren nothwendigen Gegenſatz hervor. Nur bei einem Geſchlecht, das in unerſättlicher Weltluſt ſich ſelbſt dermaßen abhanden gekommen war, konnte ein Glauben Wurzel ſchlagen, dem hinwiederum die Welt ſo ganz und gar abhanden gekommen; die empörenden Ausſchweifungen der Sinnlichkeit, in denen das heidniſche Leben zu Grunde geht, führten folgerecht zu jenen Ausſchweifungen der Entſagung, jenen Kaſteiungen und Martern, an denen das Mittelalter ſo reich iſt und die nicht weniger empörend, weil nicht weniger gegen die Natur des Menſchen ſind als jene; an den Höfen der römiſchen Kaiſer, in der ungeheuern ſittlichen Verwilderung, welche die letzten Jahrhunderte des römiſchen Reiches erfüllen, werden jene Einſiedler und Büßer vorbereitet, die dann das Mittelalter zu einer allgemeinen Schlachtbank des natürlichen Menſchen machen und die wir ebenfalls wieder als eine ſittliche Verwilderung bezeichnen müſſen. Es war ein Bruch, ganz gewiß: aber ſo wenig der Menſch beſtimmt iſt ewig Kind zu bleiben, ſo wenig iſt es auch die Menſchheit; auch die prächtigſte, die lieblichſte Blüthe muß fallen, eben weil ſie nur Blüthe iſt und weil nur aus dem entblätterten, ſchmuckloſen Keim die reife Frucht ſich entfalten kann. Das iſt der Fortſchritt, der ungeheure, welthiſtoriſche, welchen das Mittelalter mit all ſeiner Roheit und all ſeinem düſtern, ſelbſtmörderiſchen Fanatismus dennoch gegen das Alterthum gemacht hat, daß mit ihm der Bruch überhaupt in die Welt gekommen, daß der Menſch ſich hier zuerſt losreißt von dem Buſen der Erde, an dem er bis dahin ſo kindlich geſpielt, ja daß er ſich losreißt von ſich ſelbſt und in Kampf und Entzweiung tritt mit ſeiner eigenen Natur. Nur aus dieſem Kampf konnte der dereinſtige Friede, nur aus dieſer Entzweiung die höhere Einheit hervorgehen: die höhere deshalb, weil ſie nicht, wie die Einheit des antiken Lebens, mit dem Gegenſatz ſchlechthin unbekannt iſt, ſondern weil ſie denſelben an ſich ſelbſt erprobt und überwunden hat und den alſo überwundenen als Element ihres eigenen Daſeins in ſich umſchloſſen trägt.

Die Germanen.

Neue Principien erfordern auch neue Menſchen; wo neue Welten des Geiſtes auftauchen, da ſehen wir die Geſchichte auch ſofort neue Völker heraufführen, ſich auf denſelben anzuſiedeln und ſie urbar zu machen. Dieſes neue Volk ſind die Germanen, die von da ab die Führung der Weltgeſchichte übernehmen.

Und zwar in allerweiteſtem Umfang. Nicht nur die nächſte Aufgabe des Mittelalters, die Negation der alten Welt, wird durch ſie vollendet, ſondern ſie führen auch ſchließlich das Mittelalter über ſich ſelbſt hinaus und heben, durch die ſogenannte Reformation, die Einſeitigkeit des mittelalterlichen Gegenſatzes in der Einheit eines höheren Begriffes, des modernen Lebens, wieder auf.

Den unmittelbaren Nachkommen der alten römiſchen Weltbeherrſcher, den romaniſchen Völkerſchaften, war es nur verſtattet ſich an der erſtern und geringeren Hälfte der Aufgabe zu betheiligen: und auch an ihr nur in einſeitiger Weiſe. Nur die Schroffheit des Gegenſatzes findet in den romaniſchen Völkerſchaften ihren Ausdruck, nur für den abſtracten Fanatismus der mittelalterlichen Weltanſchauung zeigen ſie ſich empfänglich; je inniger der Zuſammenhang des äußeren Lebens, je ungeſtörter Sprache, Sitten, Gebräuche ſich forterben, je tiefer geſtaltet ſich die religiöſe Kluft. Dieſelbe verzehrende Sonne Egyptens, die ehemals die tollen Ausſchweifungen einer Kleopatra und eines Antonius ausgebrütet, erzeugt einige Jahrhunderte ſpäter auch die erſten chriſtlichen Einſiedler, die Vorbilder jenes mittelalterlichen Mönchsthums, in welchen dann die Ertödtung und Bekämpfung des natürlichen Menſchen ihren eigentlichen klaſſiſchen Ausdruck erreicht. Ebenſo wird daſſelbe Rom, das bis dahin der Sitz einer unermeßlichen Herrſchaft geweſen, kurz darauf Ausgang und Mittelpunkt eines neuen Reiches, das ſeine Anſprüche aus keinem irdiſchen Rechtstitel herleitet, ſondern unmittelbar von Gott ſelbſt, aus jenem jenſeitigen Reiche, als deſſen irdiſcher Repräſentant es ſich darſtellt. Dieſelben heißblütigen Söhne des Südens, die den Becher der Luſt bis dahin am Lärmendſten geſchwungen, verſenken ſich jetzt auch am Tiefſten, am Inbrünſtigſten in das mittelalterliche Myſterium von der Ertödtung des Fleiſches und dem Haß alles Irdiſchen. Es iſt die alte Geſchichte von der Magdalene: nur wer die Welt ſo thöricht geliebt hat, kann ſie hinterdrein auch ſo thöricht haſſen.

Unter den romaniſchen Völkerſchaften und durch ſie vornämlich getragen, entfaltet ſich ferner auch jenes coloſſale Kirchengebäude, das Jahrhunderte hindurch alle übrigen Regungen des Lebens in ſeinen ehernen Mauern gefangen hält. Von hier aus gehen jene gewaltigen Prieſter, die mit der Lehre von der Nichtigkeit der Welt die

Welt ſelbſt in Feſſeln ſchlagen; von hier aus jene geiſtlichen Orden und Körperſchaften, welche die Unnatur zum Princip erheben; von hier aus jener ganze wunderſame Cultus, der den Sinnen ſchmeichelt, aber nur um ſie zu tödten, und der es ſogar nicht verſchmäht ſich mit dem Pomp des Heidenthums zu bekleiden, wenn das Heidenthum ſelbſt dadurch um ſo gewiſſer ausgerottet wird: von hier aus endlich die Kämpfe gegen die Ungläubigen, die Ketzergerichte, die Scheiterhaufen und alle jene Entartungen der Menſchheit, die der chriſtliche Fanatismus des Mittelalters ſich im Gegentheil ſogar für Tugenden anrechnete.

Allein über dieſen einfachen und rohen Contraſt ſind die romaniſchen Völker auch nicht hinausgekommen, ſelbſt bis auf dieſe Stunde nicht; noch heutigen Tages bekennt die Mehrzahl von ihnen ſich zum Katholicismus, das heißt zu dem einſeitigen, abſtract mittelalterlichen Chriſtenthum, während die germaniſchen Völkerſchaften ſchon längſt den Uebergang vom Katholicismus zum Proteſtantismus gemacht und damit die Rückkehr aus dem mittelalterlichen Chriſtenthum zur freien, ſelbſtbewußten Humanität wenigſtens vorbereitet und ermöglicht haben. Man rühmt es gewöhnlich als ein Verdienſt des Chriſtenthums, daß es die rohen Sitten der Germanen geläutert und ihren ſtörrigen Nacken unter das ſanfte Joch der Bildung und der zarteren Menſchlichkeit gewöhnt habe. Dieſes Verdienſt ſoll ihm, ſoweit im Mittelalter von Bildung und Menſchlichkeit überhaupt die Rede ſein kann, ungeſchmälert bleiben. Nur verkenne man darüber auch nicht dasjenige, das die Germanen ſich ihrerſeits um das Chriſtenthum erworben haben; man verkenne nicht, daß das Chriſtenthum erſt bei ihnen ſeine orientaliſche Wildheit abgeſtreift, daß erſt hier ſein mittelalterlicher Fanatismus ſich gemäßigt hat, es erſt bei ihnen wahrhaft zu einer Religion der Liebe, der Menſchlichkeit und Bildung geworden iſt. Hervorgegangen aus einer armen, unfruchtbaren Natur, frühzeitig gewöhnt an Anſtrengung und Mühſal jeder Art, ja dieſe Mühſal für etwas ebenſo Naturgemäßes nehmend und ebenſo Menſchliches, wie der Südländer Wohlleben und ſinnlichen Genuß, beſitzen die Germanen jene Innerlichkeit, jene Tiefe und Heiligkeit des Gemüthslebens, welche den romaniſchen Völkerſchaften erſt durch einen völligen Bruch, eine völlige Umkehr ihres bisherigen Bewußtſeins aufgezwungen werden ſoll, vielmehr von Hauſe aus, als eine angeborene Mitgift ihrer Natur. Der Katholicismus iſt bei jenen immer nur eine andre Art Heidenthum geblieben; von den Germanen dagegen darf man ſagen, daß ſie als prädeſtinirte Chriſten in die Weltgeſchichte eintreten. Es iſt etwas Erhabenes um den Anblick dieſer ernſten, in ſich gekehrten, nüchternen Germanen, wie ſie mitten durch den Glanz und die Herrlichkeit der alten Welt daherſchreiten und doch niemals von ihr geblendet werden, überall ſiegreich und doch von keinem Sieg berauſcht, überall, in alle Pracht und alles Wohlleben des Südens, die unſichtbaren Schätze ihrer nordiſchen Heimath mit hinnehmend, nämlich ihren Ernſt, ihre Entſagung, ihre ſtarke, keuſche Kraft. Die Germanen haben kein neues Weltreich gegründet, ſelbſt das mächtige Reich Karls des Großen, auch abgeſehen von ſeiner kurzen Dauer, iſt nur von ſehr untergeordneter Bedeutung, verglichen mit der allgewaltigen Herrſchaft der Päpſte, in welcher die römiſche Weltherrſchaft ihre wahre Fortſetzung findet. Auch in der langen Reihe der Päpſte ſelbſt begegnen uns bekanntlich kaum ein oder zwei deutſche Namen; ebenſo ſind auch die berühmteſten und einflußreichſten Möchsorden des Mittelalters ſämmtlich nicht auf deutſchem Boden entſproſſen. Wohl aber hat Alles, was die geiſtige Fortentwickelung des Mittelalters anbetrifft, Alles, was auf die dereinſtige Ausgleichung und Verſöhnung des abſtracten Gegenſatzes hinarbeitet, wenn auch zum Theil, ſogar zum größeren Theil in völlig unbewußter Weiſe — alles das hat auf germaniſchem Boden von früh an ſeine treueſte und nachhaltigſte Pflege gefunden. Aus der Mitte eines germaniſchen Völkerſtammes, aus England, empfängt die mittelalterliche Philoſophie ihre erſten und bedeutendſten Anregungen. Auch ſeinen poetiſchen Ausdruck hat das Mittelalter nirgend vollſtändiger und nirgend mit ſo viel dichteriſcher Tiefe gefunden als in der deutſchen Literatur; ja die deutſche Literatur iſt, ſtreng genommen, die einzige, die eine ſpecifiſch mittelalterliche Epoche beſitzt, die einzige, welche die Kluft zwiſchen antiker und moderner Poeſie ausfüllt, und zwar nicht blos durch einzelne Fragmente und Uebungsſtücke, ſondern durch einen vollſtändigen literariſchen Organismus.

Und endlich, wie ſchon eben angedeutet, ſind es die Germanen, denen wir die Reformation verdanken: das heißt die Aufhebung der mittelalterlichen Einſeitigkeit und die Wiederherſtellung des geläuterten, des zum Bewußtſein erhobenen Alterthums.

Allmähliches Wiederaufleben der antiken Literatur.

Denn wenn es etwas Erhabenes iſt um den eben geſchilderten Anblick der Germanen, ſo iſt doch auch dies etwas nicht minder Herrliches, wie aus dem allgemeinen Zuſammenſturz des antiken Lebens, aus dieſem Untergang des mächtigſten Reiches, dieſem Verfall von Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft, dieſem ganzen wüſten Treiben der Völkerwanderung, die mit ihren trüben Fluthen nicht bloß Italien und Griechenland, nein, ganz Europa zu verſchlingen droht — es iſt etwas Herrliches, ſage ich, wie aus dieſem Allen der wahre und unvergängliche Inhalt des Alterthums, der Gedanke der Menſchlichkeit, ſich in reiner, geläuterter Form wieder herausarbeitet, wie die Sieger des Schwerts in Allem, was Bildung und Kunſt betrifft, in die Schule gehen müſſen bei den Beſiegten, wie der lebendige Quell antiker Schönheit durch alle Trümmer des Untergangs, allen Staub und Wuſt der Geſchichte ſich glücklich zum zweitenmale Bahn bricht und wie ſein köſtliches Naß nun auch diejenigen erquickt, welche gekommen ſchienen ihn auf ewig zu verſchütten.

Die erſte Berührung zwiſchen den neuen Einwanderern und den Reſten des Alterthums war allerdings ſehr ſchroff. Der germaniſche Eroberer zerſtörte mitleidlos die köſtlichſten Denkmale einer Kunſt, für deren Zauber ſein Auge ſich noch nicht erſchloſſen hatte: und ebenſo mitleidlos, ja mit noch weit größerer Härte zwang die Kirche, die darin nicht einem rohen natürlichen Triebe folgte, ſondern einem klar erkannten und beabſichtigten Syſtem, ihm eine ihm fremde Sprache und fremde Sitten auf — Sprache und Sitten derſelben Nation, die er ſo eben erſt überwunden hatte. Der germaniſche Charakter war ſtark genug auch dieſer Verſuchung zu widerſtehen; die ſinnlichen Genüſſe des Südens hatten ihn nicht verlocken können, auch von den Drohungen und Machtſprüchen der Kirche ließ er ſich nicht einſchüchtern. Es half nichts, daß man ſeine uralten Lieder, das Erbtheil ſeiner heidniſchen Abſtammung, verfolgte und ausrottete; es half auch nichts, daß man ihm Prieſter ſetzte, die in fremder Zunge zu ihm ſprachen und ihn anleiteten, Gott ſelbſt in einer ihm unverſtändlichen Sprache zu verehren: die Kirche mußte endlich doch nachgeben, die deutſche Predigt, anfangs nur als Einſchiebſel, als Nothbehelf geduldet, nahm bald ihr Recht als Hauptſache in Anſpruch, deutſche Gebete und deutſche Lieder traten den lateiniſchen zur Seite, das Myſterium ſelbſt, jenes geiſtliche Schauſpiel, in welchem die mittelalterliche Kirche eine ihrer merkwürdigſten und glorreichſten Schöpfungen feierte, ging von der lateiniſchen zur deutſchen Sprache, von den Geiſtlichen zu den Laien über. — Starken Naturen wird zuweilen zum Heilmittel, was für ſchwächere Vernichtung wäre. Auch dieſer Gegenſatz der römiſchen Sprache und Denkweiſe, welcher durch die Kirche an das germaniſche Leben herangebracht war, weit entfernt, dieſes Leben ſelbſt zu erſticken oder auch nur zu beengen, gereichte demſelben vielmehr zur entſchiedenen Stärkung und Kräftigung. Gerade in dieſem unabläſſigen Kampf mit dem Fremden, dieſem tiefen, mit jedem Tage mehr ins Bewußtſein tretenden Gegenſatz gegen die kirchlich römiſche Bildung gewann das deutſche Mittelalter jene Vertiefung des Gemüths, jene Stärke der Empfindungen, endlich jene Klarheit des Selbſtbewußtſeins, zu der die antike Welt, eines derartigen Gegenſatzes entbehrend, ſich niemals hatte erheben können. An dem Alterthum, das ihm nicht blos in der fremden Kirchenſprache entgegen trat, nein, deſſen Ueberreſte ihn überall auf Schritt und Tritt umgaben, zwiſchen deſſen Trümmern er ſich ſelbſt angeſiedelt, deſſen gewaltige Quadern er ſeiner Hütte als Grundſtein untergeſchoben hatte — an dieſem Alterthum beſaß der Menſch des Mittelalters und namentlich der Germane einen fortdauernden fruchtbaren Gegenſatz, einen Gegenſatz, an dem er ſich zum Verſtändniß ſeiner ſelbſt herausarbeitete und dem er ſomit den wichtigſten Theil ſeiner geiſtigen wie ſittlichen Kraft verdankte.

So ganz beſonders auch an der alten Literatur. Auch ſie war in dem Zuſammenſturz der alten Welt keineswegs ſo vollſtändig untergegangen, wie man gemeiniglich annimmt und wie man es nach dieſem maſſenhaften Hereinbrechen fremdartigſter Elemente allerdings hätte vermuthen mögen. Sie war zerſtreut und vergeſſen worden, allerdings; auch mochte religiöſer Fanatismus Manches gefliſſentlich vernichtet haben. Doch fand auch dieſer Fanatismus noch immer eine gewiſſe Schranke daran, daß die Sprache des heidniſchen Alterthums und die Sprache der Kirche eine und dieſelbe war. Es waren Ketzereien, ohne Zweifel, aber doch noch immer lateiniſche Ketzereien; man verabſcheute den Inhalt, aber wenigſtens die Form mußte man reſpectiren und mußte in ihr die Vorbilder der eigenen Bildung anerkennen.

So wurden denn allmählig, wie die Wogen der Geſchichte ſich wiederum geebnet hatten, auch die Ueberreſte der alten römiſchen Literatur (von den Griechen konnte nicht wohl die Rede ſein, da ſie politiſch wie religiös eine andere, völlig abgeſonderte Welt bildeten) wieder hervorgeſucht und geſammelt. Zugeſtanden, daß das Intereſſe, das man an der alten Literatur nahm, zunächſt nur ein ſehr äußerliches, vielleicht ſehr fremdartiges geweſen ſein mag; manches alte Manuſcript mag ſeine Entſtehung nur der Langenweile des klöſterlichen Lebens verdanken, mancher alte Autor nur darum bewahrt worden ſein, um einen immer fertigen Gegenſtand der chriſtlichen Polemik daran zu haben. Allmählig indeß erkannte man auch ihren inneren Werth; man verſchmähte ſchon nicht mehr einzelne gelegentliche Ausſprüche antiker Schriftſteller als Belegſtellen oder Prophezeiungen chriſtlicher Wahrheiten zu benutzen. Wie antikes und mittelalterliches Leben ſich übrigens in Sprache, Sitten und Gebräuchen auf die mannigfachſte Weiſe vermiſcht hatten, ja wie ſelbſt die chriſtliche Kirche es nicht unter ihrer Würde erachtet hatte, bei der heidniſchen Mythologie zu Gaſt zu gehen, dergeſtalt daß nicht bloß einzelne Figuren der antiken Mythologie als chriſtliche Heilige wiederkehren, ſondern daß auch der ganze Heiligencultus der chriſtlichen Kirche ſelbſt ſich nur als eine Wiederholung des antiken Heroendienſtes darſtellt: ganz ebenſo geht nun, und zum Theil in ebenſo barocker Form, auch die antike Literatur in das mittelalterliche Bewußtſein über. Daß, Beiſpielsweiſe, ein Perſeus mit der Andromeda als chriſtlicher Ritter Sanct Georg wiederkehrt, dies und unzähliges Aehnliches mag man für Zufall oder vielleicht auch für abſichtliche Spielerei erklären. Wenn wir dagegen ſehen, wie die ganze ritterliche Dichtung des Mittelalters an den antiken Ueberlieferungen vom trojaniſchen Krieg und von Alexander dem Großen gleichſam erwacht — wenn wir ferner ſehen, wie das Mittelalter den heidniſchen Dichter Virgil auf den Ehrenplatz einer mythiſchen Figur erhebt, als welche er nicht nur dem Dante zum Wegweiſer dient auf ſeiner berühmten Wanderung durch Hölle und Fegefeuer, ſondern als welche er auch den eigentlichen Kern und Stammbaum abgiebt zu jener langen Reihe von Zauberern und Schwarzkünſtlern, die ſich durch das geſammte Mittelalter hinzieht, um endlich im Jahrhundert der Reformation in unſerm proteſtantiſchen Doctor Fauſt ihren Abſchluß und höchſte Ausbildung zu erreichen — ja vor Allem wenn wir ſehen, wie der Fürſt der alten heidniſchen Weisheit und Gelehrſamkeit, Ariſtoteles, auch das vergötterte Schulhaupt der mittelalterlichen Philoſophie wird: ſo kann von Zufall oder Abſicht nicht wohl weiter die Rede ſein, ſondern wir überzeugen uns, daß hier ein großer weltgeſchichtlicher Prozeß vorliegt, ein Prozeß, den wir nach ſeinen letzten und glänzendſten Reſultaten gemeiniglich als das Wiederaufleben der antiken Literatur bezeichnen, der ſich in der That aber, wenn auch minder handgreiflich und mit weniger großartigen Aeußerungen, bereits durch das ganze Mittelalter hinzieht, oder doch wenigſtens durch die zweite Hälfte deſſelben, vom zehnten oder elften Jahrhundert an.

Gualterus Burläus und die Limburger Chronik.

Ueber dieſes ſogenannte Wiederaufleben der antiken Literatur und ſeinen Zuſammenhang mit der Reformation werden wir ſogleich noch ausführlicher handeln, wo wir auf die letztere ſelbſt zu ſprechen kommen. Hier wollen wir nur noch darauf aufmerkſam machen, wie nothwendig und folgerichtig es nach dem eben Dargeſtellten iſt, daß das erſte Wiederaufleben der Literaturgeſchichte als Wiſſenſchaft nun ebenfalls an den Ueberreſten der antiken, heidniſchen Literatur geſchieht. Es iſt allerdings nur ein einziges Werk, das hier in Betracht kommt, und auch dies gehört nur zur Hälfte der Literaturgeſchichte, zur andern Hälfte aber der Scholaſtik, dieſem eigentlichen Liebling des Mittelalters, an. Allein auch hier verdient es wohl genannt zu werden, theils um ſeiner ſelbſt willen, theils und ganz beſonders wegen der großen und andauernden Verbreitung, welche es gewann und durch die es ſogar den erſten Keim abgab für eine volksthümliche Literatur- oder Gelehrtengeſchichte in deutſcher Sprache.

Dies iſt die Schrift über das Leben und die Sitten der Philoſophen und Dichter (de vita et moribus Philosophorum et Poetarum), welche der in der Ueberſchrift genannte Gualterus Burläus in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts verfaßte. — Gualterus Burläus oder wie er mit ſeinem urſprünglichen Namen heißt, Walter Burleigh, war ums Jahr 1273 in England geboren; anfänglich ein Zuhörer und Schüler des berühmten Duns Scotus, deſſen Name jetzt freilich nur noch ſprichwörtlich iſt, einen gelehrten Pedanten und Klopffechter zu bezeichnen, der aber damals einer der angeſehenſten Gelehrten Europas war, wurde er ſpäterhin ein Gegner deſſelben und zwar ein ſieggekrönter. Die ungemeine Schärfe und Klarheit, welche er in ſeinen gelehrten Kämpfen bewährte, erwarb ihm, nach der Sitte jener Zeit, den ehrenden Beinamen des Klaren und Deutlichen (Doctor planus et perspicuus); auch war er Erzieher König Eduard III und wurde von demſelben zu verſchiedenen politiſchen Geſchäften, namentlich auch zu einer Geſandtſchaft an den Papſt verwandt. Das Jahr ſeines Todes iſt nicht genau bekannt; doch war er im Jahre 1337 noch am Leben. In der oben genannten Schrift behandelt er in mehr als hundert und dreißig Kapiteln das Leben und die Lehren der antiken Dichter und Philoſophen (welche bei ihm nämlich, nach ächt mittelalterlicher Vorſtellung, zuſammenfallen), von Thales bis auf Seneca. Da er ſelbſt kein Griechiſch verſtand und Kritik ſeine Sache ſo wenig war, wie die des Mittelalters überhaupt, ſo laufen natürlich die wunderlichſten Irrthümer und Mißgriffe mit unter, nicht bloß in philoſophiſcher, ſondern ganz beſonders auch in hiſtoriſcher Hinſicht. Bei dem Reiz indeſſen, welchen der Stoff für jenes Zeitalter bereits gewonnen hatte, ſowie bei der Neuheit des Unternehmens — denn in der That war Burlaus der Erſte, der ſich an eine ſolche geſchichtliche Zuſammenſtellung wagte — hinderte das nicht, daß ſein Buch zu großem Anſehen gelangte und ſich noch Jahrhunderte nach ſeinem Tode darin behauptete. Das

Buch des Burläus gehört mit zu dem Erſten, woran die neuerfundene Buchdruckerkunſt ſich erprobte; allein bis zum Jahre 1494 zählt man bereits vier verſchiedene Drucke davon. Auch wurde es in dieſer Zeit ins Deutſche übertragen: „das Buch von dem Leben vnd ſitten der heydniſchen maiſter, Augsburg, 1491“, in welcher Geſtalt es ſogar zum Volksbuch wurde.

Um ſich aber recht klar zu werden über die Bedeutung der Burläus'ſchen Schrift und ihrer Verbreitung, muß man damit vergleichen, was gleichzeitig in Deutſchland für Geſchichte und Kenntniß der deutſchen Literatur ſelbſt geſchah. Nämlich gar nichts. Es gehörte eben der Gegenſatz des Alterthums dazu, um der Zeit überhaupt nur ein Bewußtſein von Literatur und literariſcher Entwicklung zu erwecken; wo dieſer Gegenſatz fehlte, wie alſo bei der eigenen vaterländiſchen Literatur, da kam es auch zu gar keinem Bewußtſein darüber, da wurde auch kein Fleiß darauf verwendet, da war es für die Wiſſenſchaft — oder wo dieſer Ausdruck zu anſpruchsvoll klänge — für die Gelehrſamkeit ſo gut, als ob eine deutſche Poeſie und deutſche Poeten gar nicht exiſtirten. Vergeblich ſucht man in den zahlreichen Chroniken des Mittelalters nach irgend welchen Notizen über die gleichzeitigen Dichter und Schriftſteller: man erfreute ſich ihrer Lieder, man erbaute ſich an ihren Sprüchen — aber daß das auch ein Gegenſtand der Gelehrſamkeit und des Sammlerfleißes werden könnte, das fiel Niemand ein; Burläus' Buch über die alten Meiſter überſetzte man, die eigenen deutſchen Meiſter ließ man leben oder ſterben, wie ſie wollten.

Nur eine einzige Ausnahme gibt es von dieſer Regel: die ſogenannte Limburger Chronik. Aber auch dies iſt eine von den Ausnahmen, durch welche die Regel mehr beſtätigt wird als widerlegt. In dieſer Limburger Chronik nämlich — ſie führt ihren Namen von ihrem Urſprungsort Limburg an der Lahn, wo ſie vermuthlich von dem ums Jahr 1400 verſtorbenen Stadtſchreiber Tillmann Emmel, oder vielleicht auch erſt von dem ſpäteren Stadtſchreiber Johannes Gansbein, begonnen und von verſchiedenen Nachfolgern bis in den Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts fortgeſetzt ward — werden mit andern Notizen über Gewohnheiten und Sitten der Zeit, an denen ſie beſonders reich iſt, auch verſchiedene Anfänge von Liedern und Geſängen angeführt, die ſeit Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ſich im Munde des Volks allmählig verbreiteten. Und worin nun beſtehen dieſe, wenn man ſie denn ſo nennen will, literargeſchichtlichen Notizen? „Zu jener Zeit kam auch ein neu Liedlein auf“ — „allda hub man an zu ſingen und zu pfeifen“ — dieſe und ähnliche Wendungen ſind Alles, was über die Literatur der Zeit in einem Buche geſagt wird, das übrigens, wie ſchon erwähnt, ſich keineswegs bloß auf die politiſchen Ereigniſſe beſchränkt, ſondern ſogar mit Vorliebe bei dem verweilt, was wir heutzutage die innere Geſchichte eines Zeitalters nennen. Man mag danach ermeſſen, wie es im Allgemeinen mit dem literargeſchichtlichen Bewußtſein jener Epoche bei uns ſtand, namentlich und ganz beſonders in Beziehung auf die eigene vaterländiſche Literatur.

Die Reformation und die Buchdruckerkunſt.

Wir kommen nunmehr zur Reformation. Wir nannten vorhin das Mittelalter den Gegenſatz und die eigentliche Vernichtung der alten Welt. Ebenſo iſt nun die Reformation, als die Grundlage und der Anfang der neuen Zeit, zugleich auch der Abſchluß und die Negation der mittelalterlichen Welt.

Der weſentliche Inhalt des Mittelalters war, wie wir oben geſehen haben, die Entzweiung, der Kampf zwiſchen Geiſtlichem und Weltlichem, Dieſſeits und Jenſeits, Gott und Welt. Von dem Extrem der jenſeitigen Auffaſſung, der ſpecifiſch geiſtlichen Verachtung der Welt und ihrer Freuden ausgehend, langt es endlich, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, in der Epoche der bürgerlichen oder Meiſterſängerdichtung, bei einem ebenſo einſeitigen und ebenſo brutalen Dieſſeit an; dort war die Idee Alles und der Wirklichkeit wurde gar kein Recht eingeräumt, hier, in dieſer ſpießbürgerlichen Epoche, wo daher auch ſofort Poeſie und Kunſt erlahmen, ſoll die Welt wieder vollkommen ideenlos ſein, und nur der allerroheſte, allerungeſchlachteſte Realismus ſoll die Herrſchaft führen. — So wirft das Mittelalter, dieſe Zeit des Kampfes und der Gegenſätze, ſich ſelbſt zwiſchen den Gegenſätzen umher; es ſtürzt von einem Extrem ins andere, vom Aether des Himmels ausgehend langt es an bei dem allertiefſten Schmuz der Erde — mehr aber als ſich auf dieſe Art zwiſchen den Gegenſätzen umherwerfen, nämlich ſie innerlich bewältigen und verſöhnen, kann es nicht.

Es iſt dieſe Verſöhnung vielmehr etwas, was zu erſtreben erſt der neueren Zeit vorbehalten bleibt, derjenigen Zeit, in deren Verlauf wir ſelbſt noch mitten inne ſtehen und deren weltgeſchichtliche Aufgaben bis auf dieſe Stunde nur erſt zur kleinern Hälfte erfüllt ſind.

Und zwar iſt der Anfang dazu in der Reformation gemacht worden.

Im Chriſtenthum überhaupt war, gegenüber der früher beſprochenen Unmittelbarkeit des heidniſchen Naturlebens, Gott als ein jenſeitiger offenbart und damit der Zwieſpalt des Mittelalters gegeben worden.

Dieſen hebt nun, wenn zunächſt auch nur erſt im Princip, die Reformation auf. Wie der Unterſchied zwiſchen Laien und Prieſtern aufgehoben, die Aeußerlichkeit des katholiſchen Kultus beſeitigt und der ganze religiöſe Prozeß weſentlich in das Innere des Individuums verlegt wird: ſo hebt die Reformation überhaupt die Trennung auf zwiſchen Dieſſeits und Jenſeits, ſchmilzt gleichſam und verlebendigt die erſtarrte, leblos gewordene Welt im Feuer des Göttlichen und gibt hinwiederum dieſem Göttlichen im Menſchen, als ſeinem eigentlichſten Gefäß, erſt ſein volles Daſein und ſeine wirkliche, ſchöpferiſche Wahrheit — alſo die richtige Erneuerung und Wiederherſtellung jener großartigen, ächt menſchlichen und darum unvergänglichen Idee, die anderthalb Jahrtauſende früher mit dem Chriſtenthum zuerſt in die Welt gekommen war.

Mit andern Worten: es wird mit der Reformation, wenn auch noch in ſehr unklarer, gleichſam vor ſich ſelbſt verhüllter Form, jenes Princip der Immanenz aufgeſtellt, über das wir ſchon an einer früheren Stelle geſprochen haben und das den eigentlichen Kern nicht nur der neueren Philoſophie, ſondern auch des modernen Bewußtſeins überhaupt bildet.

Der Zuſammenſturz der alten Welt iſt bekanntlich von einer ungeheuren räumlichen Bewegung der Völker begleitet, die man gemeiniglich als die Völkerwanderung bezeichnet. Etwas Aehnliches findet ſtatt, da jetzt auch das Mittelalter in Trümmer ſinkt; nur daß die Bewegung diesmal keine bloß äußerliche, räumliche, ſondern daß ſie weſentlich eine innere, ideale, eine Bewegung der Geiſter iſt. Wie damals, beim Zuſammenſturz der antiken Welt, da die Fugen des römiſchen Weltreichs bebten und krachten, neue, bisher unbekannte Völker auftauchten und neue Erdſtriche aus dem Dunkel hervortraten: ſo erhebt ſich jetzt, beim Aufgang der modernen Zeit, nicht nur ein ganzer neuer Welttheil, eine ganze neue Erdhälfte aus den Fluthen des Meeres, ſondern auch neue, ungeahnte Regionen des Geiſtes tauchen auf, die Völker treten in künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Verkehr mit einander, Erfindungen und Entdeckungen werden gemacht, die im Verlauf weniger Jahre die Geſtalt des ganzen Erdtheils umwandeln und es auch dem blödeſten Auge ſichtbar machen, daß in der That eine neue Weltordnung gegründet, eine neue Zeitrechnung eröffnet iſt. —

Die Geſchichte geht mit ihren Kräften ebenſo haushälteriſch um, aber auch ebenſo weiſe wie die Natur: ſie bringt und erfindet nichts, bevor die Entwicklung der Dinge es nicht erfordert, aber ſie verſäumt auch keine noch ſo ſchwierige Entdeckung und hält keine noch ſo wunderbare, ſo märchenhafte Erfindung zurück, ſobald dieſelbe nach dem allgemeinen Zuſammenhang der Dinge nöthig oder wünſchenswerth geworden iſt.

Keine unter dieſen Erfindungen iſt folgereicher und wichtiger geworden, noch hat irgend eine andere mehr dazu beigetragen, die nächſten Aufgaben der Reformation zu verwirklichen als die Erfindung der Buchdruckerkunſt. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt nimmt zur Reformation genau dieſelbe Stelle ein, wie die Benutzung der Dampfkraft zu den politiſchen und ſocialen Aufgaben unſerer Tage. Ja man kann ſagen, die Benutzung der Dampfkraft iſt nur die Erfüllung von dem und hält gleichſam nur, was die Erfindung der Buchdruckerkunſt verſprochen. Wie damals die Schranken der Geiſterwelt ſanken, ſo ſinken jetzt auch die Schranken der räumlichen Entfernung, und von Schwingen des Dampfs getragen, naht ſich jenes Reich des Friedens und der allgemeinen Bruderliebe, welches die Reformation, dieſe eigentlichſte Erneuerung des Chriſtenthums, verkündigt und gefordert hatte.

Von ganz beſonderer Wichtigkeit aber wurde die Erfindung der Buchdruckerkunſt dadurch, daß ſie es möglich machte, die poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Ueberreſte der antiken Welt aus der mönchiſchen Gefangenſchaft, in der ſie bis dahin gelegen, zu befreien und Jedermann die unverkürzte Theilnahme an dieſem köſtlichen Erbtheil zu gewähren.

Die Humaniſten.

Aber hiezu müſſen wir erſt das Verhältniß etwas näher ins Auge faſſen, das zwiſchen der Reformation und dem Alterthume beſteht. Indem, wie wir es vorhin ausdrückten, die Reformation die Aufhebung und Vernichtung des Mittelalters, dieſes ſelbſt aber wieder die Aufhebung und Vernichtung der antiken Welt war, ſo folgt daraus ganz nothwendig, daß mit der Reformation auch eine Wiederherſtellung und Erneuerung der antiken Welt verbunden war.

Oder um es ſogleich richtiger zu bezeichnen: nicht bloß wiederhergeſtellt ward das Alterthum durch die Reformation — die Geſchichte thut eben nichts zweimal, und die bloße buchſtäbliche Reſtauration des antiken Lebens, wie ſie z. B. in gewiſſen italieniſchen Kreiſen des funfzehnten Jahrhunderts verſucht ward, war ebenſo thöricht und unfruchtbar, als dieſe Reſtauration des Mittelalters, mit der unſere heutigen Junker und Pfaffen ſich ſelbſt noch mehr plagen als uns —: ſondern wie die Reformation das Chriſtenthum vollendet und verklärt, ebenſo vollendet und verklärt ſie auch die antike

Welt, indem ſie dieſelbe zu einem neuen, höheren Daſein erweckt.

Worin dies höhere Daſein beſteht, iſt ſchon in einem früheren Abſchnitte geſagt worden: die Harmonie und Einheit des antiken Bewußtſeins ſoll wiederhergeſtellt werden — aber nicht als eine unmittelbare, naive, ſondern als eine ſolche, die aus dem Kampf und Streit der Gegenſätze hervorgegangen iſt und ihn an ſich ſelbſt ſiegreich überwunden hat; noch einmal, wie im Alterthum, ſoll der Menſch das Maß aller Dinge werden, aber nicht der rohe, empiriſche, ſondern der Menſch, der ſich als Darſtellung des Göttlichen weiß und fühlt und dieſem Bewußtſein die Kraft ſeiner Thaten ſowie die Hoheit ſeiner Gedanken entnimmt. Der Menſch der alten Welt *war* ein Kind — an dem Menſchen der neuen dagegen ſoll ſich das Wort des göttlichen Mittlers erfüllt haben: er ſoll ein Kind *geworden* ſein. —

Sind die obigen Sätze nun richtig, ſo wird man uns auch nicht der Uebertreibung beſchuldigen, wenn wir behaupten, daß die theologiſche Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts nur die Hälfte des eigentlichen Reformationswerkes geweſen iſt, die andere Hälfte aber durch die ſogenannte Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und namentlich durch die Erneuerung der antiken Literatur gebildet wird, welche mit jener theils Hand in Hand, theils auch ihr noch voran geht, und daß daher auch unmittelbar neben den großen Reformatoren, mit demſelben Ruhm und mit demſelben Dank, auch die großen Humaniſten des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts genannt werden müſſen. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß nur die moderne Kunſt an den Brüſten des Alterthums großgezogen worden und daß erſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch Heyne, Winckelmann, Leſſing, die Sonne griechiſcher Schönheit über Deutſchland aufgegangen iſt: da iſt ſie nur *wieder* aufgegangen, ihren erſten Strahl aber hat ſie uns ſchon im Zeitalter der Reformation und der nächſt vorhergehenden Epoche zugeſendet; weder Melanchthon, der gelehrte, zartſinnige Melanchthon, von dem dies freilich ſo leicht Niemand leugnen wird, noch ſelbſt auch Luther, der ſtrenge, vierſchrötige und dabei doch ſo tief poetiſche, ſo natürlich menſchliche Luther, wären möglich geweſen ohne jene Quelle des Alterthums, aus der auch ſie bereits Aufklärung, Belehrung und Erheiterung ſchöpften.

Und was ſie thaten, that das ganze Jahrhundert mit ihnen. Wir haben vorhin den Anblick gerühmt, welchen jene ernſten, keuſchen, in ſich ſelbſt verſunkenen Germanen gewähren, wie ſie ſo ahnungsvoll träumeriſch und dabei doch ſo mannhaft tüchtig über die Trümmerſtätte der alten Welt dahin ziehen und überall Leben und Verjüngung mit ſich bringen. Aber nicht minder erhebend iſt es zu ſehen, wie jetzt, nach tauſendjähriger Verſunkenheit, die Brunnen des Alterthums auf einmal wieder ſpringen und wie nun alle Völker der Erde, in ihrer vorderſten Reihe aber wiederum die Deutſchen, ſich herbeidrängen zu dieſem wahren Jugendbrunnen, ſich die müden Glieder darin geſund zu baden und neue Kraft und neuen Lebensmuth daraus zu ſchöpfen. Es klingt wie ein Märchen und iſt doch buchſtäblich wahr, daß es in Deutſchland eine Zeit gegeben, die Zeit zunächſt vor und während der Reformation, wo die klaſſiſche, ſpeciell die römiſche Literatur, in Ueberſetzungen und Bearbeitungen, die unſerm heutigen Geſchmack freilich ſehr ungeſchickt und hölzern vorkommen, in denen aber in der That mehr Geiſt geſteckt hat und mehr Leben, als in mancher kunſtvollen Ueberſetzung unſerer Tage, den eigentlichen Unterhaltungsſtoff, das eigentliche Leſefutter des deutſchen Publicums gebildet haben, und wo Livius und Xenophon und Seneca und Plutarch, in angemeſſenen Verdeutſchungen, in den Häuſern unſerer Bürger verhältnißmäßig ebenſo verbreitet waren, wie heutzutage der Dumas oder der Eugene Sue.

Ohne die Zaubermacht der Druckerpreſſe wäre dies freilich nicht möglich geweſen, ebenſowenig wie die theologiſche Bewegung der Zeit jemals dieſe rieſenſchnelle Verbreitung hätte gewinnen, noch dieſen ungeheuren Wiederhall hätte finden können, ohne den geräuſchloſen Dienſt dieſer kleinen ſtummen ſchwarzen Lettern. So aber warf die Druckerpreſſe der damaligen Zeit ſich nächſt den theologiſchen Streit- und Flugſchriften auf keinen Gegenſtand ſo eifrig und mit ſolchem Fleiß als auf die Reproduction der antiken Literatur, ſei es in Ausgaben, ſei es in Ueberſetzungen; ja in den allererſten Decennien der Buchdruckerkunſt hat die alte Literatur ſogar noch das Uebergewicht über die Theologie und nimmt geradezu den erſten Rang in dem Fleiß und der Sorgfalt der Buchdrucker, folgerecht alſo auch in der Gunſt und dem Wohlwollen des Publicums ein.

Nächſt der antiken Literatur wurde auch ſchon damals einigen modernen die Ehre zu Theil, in Deutſchland überſetzt und nachgedruckt zu werden; namentlich gehören Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen mit unter das Aelteſte, was in Deutſchland gedruckt worden iſt. Späterhin kam auch die ſpaniſche, die franzöſiſche, die holländiſche, verhältnißmäßig am Späteſten und Sparſamſten die engliſche Literatur dazu: bis dieſelbe dann in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder den Vorzug vor allen anderen erlangte, was ſich ja zum Theil noch bis auf die Gegenwart erhalten hat.

Die gelehrte Vielwiſſerei.

Indem auf dieſe Weiſe alſo eine ganze neue Welt des Geiſtes heraufgefördert ward und von Jahr zu Jahr die Zahl der denkwürdigen Autoren, ſowie die Maſſe der leſenswerthen und belehrenden Bücher ſich vermehrte, ſo war es ganz natürlich, daß man ſich zunächſt wiederum einen Ueberblick über dieſe täglich anwachſende Maſſe zu verſchaffen wünſchte, gleichſam ein Inventarium, ein Regiſter über dieſe Fülle von Schätzen, die auf allen Ecken und Enden hereinbrach.

Dazu kam dann noch zweitens die Oede und Leere, welche ſich der Gemüther bemächtigte, jemehr die Reformation, angelegt auf eine Erfriſchung und Erneuerung des geſammten Daſeins, ſich in bloße theologiſche Klopffechterei verlor. Das ungeheure Vacuum, das auf dieſe Weiſe in den Gemüthern entſtand, mußte doch durch irgend etwas geſättigt, durch irgend etwas ausgefüllt werden — und ſo griff man denn, ausgehungert von der Theologie wie man war, unterſchiedlos zu Allem und Jedem, was dem Geiſt nur irgend eine Beſchäftigung, ja nur eine Ausfüllung der theologiſchen Langenweile verſprach. Man lernte — nicht um es geiſtig zu verarbeiten, ſondern um nur überhaupt etwas zu wiſſen, um der entſetzlichen Leere, die man in ſich verſpürte, nur irgend einen Stoff, irgend eine Maſſe als Gegengewicht bieten zu können.

So entſteht bald nach der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, alſo genau in der Zeit, wo die reformatoriſche Bewegung zum Stillſtand gekommen und die erhabene Schöpfung Luther's und der Humaniſten wieder einmal zu einem bloßen todten Schemen zuſammengetrocknet iſt — es entſteht, ſage ich, auf dieſe Weiſe jene ſeltſame, faſt unglaubliche Polyhiſtorie oder Vielwiſſerei, die dann bis in die erſte Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein bei uns die Herrſchaft führt und deren froſtige Schätze erſt da vor dem aufgehenden Strahl der Kunſt und der Schönheit zuſammenſchmelzen. Die Lieblingsdisciplin dieſer polyhiſtoriſchen Gelehrſamkeit war die Bibliographie, als diejenige Form der Literaturgeſchichte, welche ſowohl dem materiellen Bedürfniß als auch den geiſtigen Verirrungen der Zeit am Meiſten entſprach. Die Literaturgeſchichte der neueren Zeit knüpft ſomit genau da wieder an und ſteht wieder auf in derſelben Form, in der wir ſie bei den Alten verlaſſen: als Bibliothekwiſſenſchaft, als äußerlich mechaniſche Bücherkenntniß — oder wie wir es oben bezeichneten, als Thätigkeit des bloßen Chroniſten. Es iſt die Zeit, wo die Statiſtik der Literaturgeſchichte in Blüthe ſteht, die Zeit der großen Sammelwerke und Theſauren, deren Ameiſenfleiß wir noch heute bewundern müſſen, ohne ihn ganz entbehren zu können; das Buch galt noch als Buch, und einen äußerlichen Wegweiſer anzufertigen durch dieſe täglich anwachſende Maſſe, war die hauptſächliche, wenn nicht einzige Aufgabe des damaligen Literarhiſtorikers.

Baco von Verulam.

Bevor wir jedoch in unſerer Darſtellung weiter gehen, müſſen wir hier einige Worte einſchieben über einen Mann, der auch übrigens zu den glänzendſten und großartigſten Erſcheinungen in der geſammten Geſchichte der Wiſſenſchaft gehört; auch die engen Grenzen der damaligen Literaturgeſchichte überragt und erweitert derſelbe in einer Weiſe, daß wir ihn als den geiſtigen Vater und Geſetzgeber derſelben überhaupt betrachten dürfen: Franz Baco von Verulam (1560—1620).

Baco iſt bekanntlich einer der Erſten, durch die der ſpäterhin ſo berühmt gewordene und namentlich von uns

Deutſchen ſo viel beneidete praktiſche Sinn der Engländer ſich auch in der Wiſſenſchaft geltend macht. Als die allein zuverläſſige Quelle aller menſchlichen Erkenntniß empfahl Baco die Erfahrung. Der erſte eigentlich moderne Gelehrte im Gegenſatz zur abſtracten Scholaſtik des Mittelalters, war er der Vater der Empirie, aber einer gebildeten, univerſalen Empirie; der Encyclopädismus der modernen Bildung, in welchem neben manchem Krankhaften und Mißlichen doch andererſeits auch ein ſo großartiger geiſtiger Fortſchritt ſteckt, fand an ihm einen ſeiner früheſten und geiſtvollſten Vertreter und wurde in ſeinem Novum Organon (begonnen 1607, vollendet 1620) auf eine Art und Weiſe vorgezeichnet, daß ſelbſt die neueſte Zeit nur wenig hat daran ändern können.

Auf ganz ähnliche Weiſe zeichnete er auch zu einer Zeit, da die Literaturgeſchichte kaum noch in den Windeln lag, die großartigſte und umfaſſendſte Entwicklung derſelben vor. Die Stelle findet ſich in ſeiner berühmten Abhandlung über die Würde und die Vortheile der Wiſſenſchaften (de dignitate et augmentis scientiarum. 1605). Auch hier wieder darf man behaupten, daß die Wiſſenſchaft der Hauptſache nach bis auf den heutigen Tag über die Auffaſſung des Baco nicht hinausgekommen iſt, noch wird ſie es jemals können; die Sache iſt nur, daß dieſe Auffaſſung auch immer die richtige, dem jedesmaligen Stande der übrigen Wiſſenſchaften angemeſſene Ausführung findet. Die Stelle, die wir meinen, ſteht im vierten Kapitel des zweiten Buches und lautet in der Ueberſetzung ungefähr folgendermaßen:

„Die allgemeine Literaturgeſchichte hat aller Orten aufs Fleißigſte zuſammenzutragen, welche Wiſſenſchaften und Künſte, zu welchen Zeitepochen und in welchen Gegenden ſie geblüht haben. Deren älteſte Geſchichte muß ſie erzählen, ihre Fortſchritte, auch ihre Wanderungen über die verſchiedenen Theile der Erde (es wandern nämlich die Wiſſenſchaften nicht anders als die Völker), dann wieder ihren Verfall, ihre Zeiten der Dunkelheit, ihre Erneuerung. Zugleich muß in jeder einzelnen Kunſt ſowohl Veranlaſſung wie Urſprung ihrer Erfindung erforſcht werden; Syſtem und Weiſe ihrer Ueberlieferung; Art und Einrichtung ihrer Uebung und Pflege. Auch die berühmteſten Spaltungen und Streitigkeiten dürfen nicht fehlen, in welche die Gelehrten verfielen; ebenſowenig die Verläumdungen, welche ſie betroffen, noch die Lobſprüche und Ehrenbezeigungen, mit denen ſie geſchmückt worden ſind. Auch die vornehmſten Schriftſteller ſowie die hervorragenderen Bücher müſſen angemerkt werden; ebenſo die Schulen und Anhängerſchaften, die Akademien, Geſellſchaften, Collegien, Rangordnungen, endlich Alles, was überhaupt den Zuſtand der Literatur betrifft. Dies muß aber vor Allem ſo eingerichtet werden (was ja auch der Schmuck und gleichſam die Seele der politiſchen Geſchichte iſt), daß mit den Wirkungen die Urſachen in Verbindung geſetzt werden. Es müſſen alſo namentlich beſprochen werden die natürliche Beſchaffenheit der Gegenden und Völker; ihre Empfänglichkeit oder Ungeſchicklichkeit zu den Wiſſenſchaften; gelegentliche Zufälle, welche den Wiſſenſchaften feindlich waren oder günſtig; Charakter und Miſchung der Religionen; Ungunſt oder Gunſt der Herrſcher; endlich die ausgezeichneten Talente und Eigenſchaften, durch welche einzelne Männer zur Förderung der Wiſſenſchaften beigetragen und Aehnliches. Dies Alles aber muß ſo behandelt werden, daß nicht nach Art der Kritiker die Zeit todtgeſchlagen wird mit Lob oder Tadel, ſondern völlig hiſtoriſch müſſen die Sachen ſelbſt erzählt, Urtheile aber nur ſparſam eingeſchoben werden.“ — Iſt es möglich Umfang und Aufgabe der Literaturgeſchichte in klareren und eindringlicheren Worten auszudrücken? und ſind namentlich nicht die letzteren Worte von der Art, daß ſie noch jetzt jedem Literarhiſtoriker vor Augen ſchweben ſollten?!

Die Literaturgeſchichte in Deutſchland bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Doch fehlte freilich viel, daß ſofort die nächſte Zeit zur Ausführung dieſes großartigen Planes geſchritten wäre oder wenigſtens daß ſie bei dem Verſuch der Ausführung ſogleich das Richtige getroffen hätte. Im Gegentheil, befangen in jenem polyhiſtoriſchen Eifer, deſſen wir vorhin gedacht haben, begnügte die nächſte Zeit ſich nun gleichſam die Bauſteine herbeizuſchaffen zu jenem ächt wiſſenſchaftlichen und zugleich hiſtoriſchen Gebäude, das Baco's weitſchauender Geiſt entworfen hatte. Gerade dieſer polyhiſtoriſche Drang der Zeit, dieſe Unerſättlichkeit des mechaniſchen Wiſſens, macht die Literaturgeſchichte — oder doch wenigſtens die Statiſtik derſelben — zur Lieblingswiſſenſchaft der Epoche; da gab es doch noch Namen und Jahreszahlen, da gab es Merkwürdigkeiten und Curioſitäten, da ſchwellen die Excerpte an und die Folianten wuchſen ins Rieſenhafte.

Darum wendet ſich denn nun auch der ganze Sammeleifer der Epoche vorzugsweiſe der Literaturgeſchichte zu; hier ſammeln die berühmten Vielwiſſer des Jahrhunderts, die Celtes, die Geßner, die Gronove, die Maibome ꝛc., ihre reichſten und üppigſten Lorbeeren; hier in dieſen Urwäldern der Gelehrſamkeit hält ſelbſt der Witz der Gelehrten ſeine Lieblingsſpaziergänge und bringt jene Ana's zuſammen, jene anekdotenhaften Sammlungen und

Blumenleſen, die einen ſo beliebten Unterhaltungsſtoff jener Epoche bildeten. — Wir hier für unſern Zweck ſchränken uns natürlich auf Deutſchland ein und begnügen uns auch da mit wenigen Namen, die aber charakteriſtiſch ſind für die allmählige, wenn auch immerhin nur mechaniſche Ausbreitung, welche die Wiſſenſchaft bei uns erlangte.

Den Anfang machen wir dabei mit Petrus Lambecius, dem berühmten Ordner, man könnte auch ſagen Schöpfer der Kaiſerlichen Bibliothek zu Wien. 1628 zu Hamburg geboren, hatte derſelbe in Holland, Frankreich und Italien dem Modeſtudium der Zeit, das iſt der Polymathie, mit beſonderem Eifer obgelegen; 1652 war er Profeſſor der Hiſtorie, 1660 Rector des Gymnaſiums in Hamburg geworden. Religiöſe und häusliche Conflicte beſtimmten ihn jedoch, heimlich ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen; er ging 1662 nach Wien, ſpäter nach Rom, wo er öffentlich zum katholiſchen Bekenntniß übertrat, und wurde demnächſt bei der Bibliothek zu Wien angeſtellt. Noch in Hamburg hatte er neben zahlreichen andern Schriften, die uns hier jedoch nicht kümmern, einen „Vorläufer der Literaturgeſchichte (Prodromus historiae literariae)“ herausgegeben: eine für jene Zeit epochemachende Skizze, an deren mehrfach angekündigter und auch ſchon begonnener Ausführung er jedoch durch ſeinen vorzeitigen Tod (1680) verhindert ward.

Ein ähnlicher Vorläufer, doch ſchon etwas ausgeführter und vollſtändiger, war die „Allgemeine Einleitung zur Kenntniß guter Bücher (universalis in notitiam cujusque generis bonorum scriptorum introductio)“, welche Valentin Heinrich Vogler (geb. 1622, geſt. 1677), berühmter Mediziner und Polyhiſtor zu Helmſtedt, im Jahre 1670 herausgab. Dem Buche widerfuhr, ein

Beweis für ſeine Brauchbarkeit zu jener Zeit, noch zwanzig Jahre ſpäter die Ehre durch ein paar Mitglieder der ſchon vorhin genannten berühmten Maibom'ſchen Familie, Heinrich (1638 — 1700) und deſſen Sohn Hermann Dietrich (1671 — 1741), umgearbeitet und erweitert zu werden: und haben dieſe Maibom'ſchen Ausgaben des Vogler ſich noch lange Zeit, noch über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus, im Gebrauch der Gelehrten erhalten.

Fortſetzung: D. G. Morhof.

Der Dritte iſt Daniel Georg Morhof, geb. zu Wismar 1639, geſt. als Profeſſor der Geſchichte und Bibliothekar zu Kiel 1691. Auch Morhof war einer der berühmteſten Polyhiſtoren ſeiner Zeit. Noch jetzt iſt ſein Name faſt ſprichwörtlich für dieſe Art der Gelehrſamkeit, welche nach der im größeren Publicum verbreiteten Anſicht mit ihm recht eigentlich begonnen hat. Dies Letztere iſt jedoch ein entſchiedener Irrthum; Morhof bezeichnet im Gegentheil den Punkt, wo die gelehrte Vielwiſſerei, wenn auch noch nicht dem Princip nach, doch ſchon in der Anwendung anfängt aus ſich herauszutreten und andere, lebensvollere Elemente der Zeit in ſich aufzunehmen. Morhof iſt keineswegs der Vater, wohl aber iſt er einer der populärſten und cultivirteſten Bearbeiter der Polyhiſtorie; man findet bei ihm mehr geiſtige Geſichtspunkte und überhaupt mehr wiſſenſchaftlichen, ja faſt ſchon äſthetiſchen Sinn, als ſonſt auf dieſem Gebiete üblich. Ganz beſonders merkwürdig iſt er aber dadurch, daß er den bisherigen Geheimdienſt der Vielwiſſerei, wir meinen die ausſchließliche Gelehrſamkeit, durchbrach, und nicht nur die Geſchichte der vaterländiſchen deutſchen Literatur mit in die Grenzen der Literaturgeſchichte zog, ſondern dieſelbe auch in deutſcher Sprache zu behandeln wagte. — Es ſind vor nämlich zwei Werke von Morhof, die uns hier intereſſiren: erſtlich ſein berühmter „Literariſcher Vielwiſſer (Polyhistor literarius)", der zuerſt 1680 erſchien, aber bis in die Mitte des folgenden Jahrhunderts immer wieder aufgelegt und bearbeitet ward und gleichſam den Stock und Stab bildete, an den die literarhiſtoriſche Gelehrſamkeit eines Joh. Alb. Fabricius (1732), J. M. Schwabe (1747) ꝛc. ſich anlehnte. Dieſer Morhof'ſche Polyhiſtor unterſcheidet ſich von ſeinen Vorgängern, wie ſchon angedeutet, hauptſächlich dadurch, daß ein Buch bei ihm ſchon etwas mehr iſt als der bloße Einband und Titel, ein Ding, in welchem wirklich etwas ſteht, und das, wenn auch noch keine geiſtigen Zuſammenhänge, doch wenigſtens eine gewiſſe geiſtige Geltung hat; er läßt ſich ſchon einigermaßen auf den Inhalt der beſprochenen Bücher ein, ja man findet bei ihm bereits eine Art äſthetiſcher Beurtheilung, die zwar oft noch ſehr ungeſchickt und ſeltſam ausfällt, doch aber immerhin als ein Fortſchritt anerkannt werden muß.

Speciell über die deutſche Literatur handelt zweitens der „Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſey, deren Uhrſprung, Fortſetzung und Lehrſätzen", der zuerſt 1682 zu Kiel, zum zweiten Mal 1702 in erweiterter und umgearbeiteter Geſtalt zu Leipzig erſchien. — Allerdings gehört dieſer Unterricht nicht mehr rein der Literaturgeſchichte an, vielmehr bezeichnet er den Punkt, wo dieſelbe mit der Aeſthetik — oder wie es damals noch hieß, der Poetik, da der Name Aeſthetik bekanntlich funfzig Jahre ſpäter erſt entdeckt ward — zuſammentraf und dieſelbe in ſich aufnahm. Morhof's Unterricht iſt ein Ausläufer der Opitz'ſchen Poetik, die ſelbſt wieder auf Scaliger und die Holländer des ſiebzehnten Jahrhunderts zurückführt; an Opitz lehnt ſich zunächſt Buchner in Wittenberg (1591—1661), durch den unter Anderm auch der ganze Norden, von Hamburg bis Königsberg, ſeine erſten äſthetiſchen Anregungen erhält. Doch hat auf Morhof außerdem noch Chriſtian Weiſe eingewirkt, der bekannte Schulmeiſter von Zittau (1642—1708), deſſen plane, nüchterne, oft triviale, dennoch als Gegengewicht gegen die gelehrte Verbildung der Zeit ſehr wohl berechtigte Anſchauungsweiſe Morhof's eigenem nüchternen und dabei zugleich praktiſchen Sinne beſſer zuſagte, als die herkömmliche ſchwülſtige Poetik der Harsdörfer, Birken und anderer ſtrenger Opitzianer.

Auch Morhof's „Unterricht" ſoll demnach urſprünglich nur eine Poetik ſein. Allein wie unter den Händen des Vielwiſſers ſofort alles Uebrige vom hiſtoriſchen Ballaſt verſchüttet wird, ſo ſtattet auch Morhof's Beleſenheit ſeine Poetik mit einer ſolchen Maſſe von Beiſpielen und Citaten aus, daß wir allerdings ein Recht haben, ſein Buch als eine Art von Literaturgeſchichte zu betrachten. Er nimmt zuerſt die drei hergebrachten Gattungen der Poeſie durch und erläutert das Einzelne dann an Beiſpielen theils der deutſchen, theils und ganz beſonders der fremden Literaturen. Als ein eigenthümliches Schickſal trifft es ihn dabei, daß er die beſten und wirklich klaſſiſchen Autoren einer Literatur regelmäßig mit Stillſchweigen übergeht, um dafür mit deſto lebhafteren Lobſprüchen bei den Poeten zweiten Ranges zu verweilen; einen Virgil, Lucian, Seneca, Marini bewundert und preiſt er ebenſo ſehr wie die Holländer und die Franzoſen, vornämlich Boileau, deſſen Geſtirn eben damals im Aufgang war und der dann ein volles Jahrhundert faſt ſelbſt als ein äſthetiſcher Geſetzgeber verehrt und ſtudirt werden ſollte. Dagegen kennt und erwähnt er keinen Homer, keinen Aeſchylos, keinen Shakeſpeare, keinen

Calderon: lauter Dichter, die wir jetzt weit über jene Erſtgenannten ſetzen. — Doch würde man Morhof in der That ſehr unrecht thun, wollte man ihn perſönlich für dieſe Geſchmackloſigkeit oder Unkenntniß verantwortlich machen. Der allgemeine Charakter der Zeit ließ es gar nicht anders zu. Nur ein gereinigtes Auge kann auch den Glanz der gereinigten Schönheit ertragen; für eine ſo zwitterhafte Bildung dagegen, wie diejenige zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, waren ſo zweideutige Poeten wie Lucian, Seneca, Heinſius ꝛc. gerade die rechten Leute.

Fortſetzung: B. G. Struve; J. A. Fabricius; J. F. Reimann.

An Morhof ſchließt ſich zunächſt J. B. Mencke in Leipzig an (1675—1732), der zweite Redacteur der berühmten Acta Eruditorum', ſowie Gründer der Leipziger Gelehrten Zeitung; an Mencke die deutſche Geſellſchaft und Gottſched, der bewußter Weiſe und mit der bewundernswertheſten Betriebſamkeit den von Morhof inſtinctmäßig eingeſchlagenen Weg weiter geht und dadurch der erſte Urheber und Schöpfer jenes belletriſtiſchen Bewußtſeins wird, das vom zweiten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts an allmählig die ganze Nation ergreift, und vor dem ſich dann auch die bisherige polyhiſtoriſche Bildung mehr und mehr zurückziehen muß.

Bevor wir jedoch dieſen Uebergang weiter verfolgen, haben wir noch einige Namen nachzutragen, in denen eben dieſe polyhiſtoriſche Richtung gleichſam culminirt. Zuerſt Burkhard Gotthelf Struve, geb. 1671, geſt. 1738 als Profeſſor der Geſchichte und Rechtswiſſenſchaft, auch Hiſtoriograph des Erneſtiniſchen Hauſes und Univerſitätsbibliothekar zu Jena, zu deſſen glänzendſten Zierden er gehörte. Struve gab eine „Ausgewählte hiſtoriſche Bibliothek (bibliotheca historica selecta)" heraus, die von 1704 bis 1729 nicht weniger als fünf Auflagen erlebte; die ſechſte und letzte wurde noch 1754 von J. F. Jugler, Schulrector in Lüneburg, herausgegeben und bildet in dieſer allerdings völlig umgeſchmolzenen und verbeſſerten Geſtalt ſogar noch jetzt eines der wichtigſten und brauchbarſten Hilfsmittel literargeſchichtlicher Studien.

Derſelben Richtung gehört auch Johann Albert Fabricius an, derſelbe, den wir ſchon vorhin unter den Herausgebern des Morhof'ſchen Polyhiſtor genannt haben. 1668 zu Leipzig geboren, ſtudirte Fabricius der Reihe nach Philoſophie, Arzneikunde und Theologie, wurde ſpäter (1699) Profeſſor der Beredtſamkeit und der Moral am Gymnaſium zu Hamburg, in welcher Eigenſchaft er 1736 ſtarb. Fabricius iſt einer der koloſſalſten Vielwiſſer und Vielſchreiber ſeiner Zeit; die Polymathie feiert in ihm kurz vor ihrem eigenen Hinſcheiden gleichſam noch einmal einen ihrer großartigſten und glänzendſten Triumphe. Seine Schriften, beſonders die literarhiſtoriſchen, bilden eine ganze Bibliothek; am Berühmteſten darunter und ebenfalls noch jetzt im Gebrauch der Gelehrten ſind ſeine Bibliotheca Latina in acht, Bibliotheca Graeca in vierzehn Bänden, Conspectus thesauri literarii Italiae, die Ausgabe des Morhof'ſchen Polyhiſtor ꝛc.

Der Letzte in dieſer Reihenfolge ſoll Jacob Friedr. Reimann ſein, geb. 1668 im Halberſtädtiſchen, geſt. als Superintendent zu Hildesheim 1743. Nannten wir Fabricius den Triumph, ſo dürfen wir Reimann die Carricatur der damaligen Gelehrſamkeit nennen. Es iſt von ihm aufbewahrt worden und er ſelbſt pflegte ſich zu rühmen, daß er vor lauter gelehrtem Fleiß einen Garten, welchen er vor den Thoren der Stadt beſaß, in mehr als funfzehn Jahren nicht betreten; auch hatte er volle dreißig Jahre hindurch keinen Stuhl auf ſeinem Studirzimmer, ſondern arbeitete, ein wahrer Spartaner der Wiſſenſchaft, ſtehend unter ſeinen Büchern. Von ihm haben wir neben einer Unzahl anderer theils theologiſcher, theils geſchichtlicher, theils literarhiſtoriſcher, beſonders auch polemiſcher Schriften, namentlich einen „Verſuch einer Einleitung in die historiam literariam ſowohl insgemein, als auch in die historiam literariam der Deutſchen inſonderheit, darinnen man die Liebhaber dieſer höchſtnöthigen und nützlichen Wiſſenſchafft auf einem neuen, nähern und bequemern Wege zu der Erlangung ihres Zweckes zu führen befliſſen iſt“; in ſechs Bänden, Halle, 1721. Wie ſich ſchon aus dieſem Titel ſchließen läßt, iſt das Buch weniger in wiſſenſchaftlich gelehrter, als in praktiſch pädagogiſcher Abſicht geſchrieben; es ſteht ſomit in der Morhof'ſchen Richtung und arbeitet ſelbſt der neuen Gottſched'ſchen Bildung einigermaßen in die Hand, wennſchon der Verfaſſer hinter Morhof ſowohl wie hinter Gottſched an Geſchmack, ja man muß geradezu auch ſagen an geſundem Menſchenverſtand, um ein Beträchtliches zurückſteht.

Als Beweis für das Letztere wollen wir nur das Eine anführen, daß Reimann ſeiner Literaturgeſchichte allen Ernſtes eine Historia literaria antediluviana, das iſt eine „Geſchichte der Literatur vor der Sündfluth“, angefügt hat. Seine Geſchmackloſigkeit, zugleich freilich mit der praktiſchen Abſicht, äußert ſich beſonders in der Form des Buches. Daſſelbe iſt nämlich die ganzen dicken ſechs Bände hindurch in Frage und Antwort abgefaßt, wobei denn oft die ſpaßhafteſten Geſchichten zum Vorſchein kommen. Daß er für ſein weitſchichtiges Werk keine andere Eintheilung weiß, als in eine „allgemeine, beſondere und ganz beſondere“ Literaturgeſchichte, wollen wir ihm nicht zum Vorwurf machen, da ſich dieſelbe Eintheilung auch noch in berühmten Werken der neueſten Zeit, z. B. in der großen Gräße'ſchen Literargeſchichte, ebenſo findet. Loben dagegen wollen wir den patriotiſchen Standpunkt, den er bei ſeinem Werke verfolgt, und der wirklich der einzige, ſo zu ſagen, warme Fleck an dieſem übrigens ſo kalten, todten Manne, dieſem wandelnden Büchergerüſt, geweſen zu ſein ſcheint. In der Vorrede zum zweiten Bande entſchuldigt er ſich zwar noch, daß er zunächſt die deutſche Literaturgeſchichte vorgenommen; er vertröſtet ſeine Leſer auch, daß er ganz gewiß, ſo wie ſeine Geſundheit nur erſt wieder ſich beſſere, „zum wenigſten eine Historiam literariam Ebraeorum und Sinensium“ auf dieſelbe Art ſchreiben wollte, ſetzt aber gleich hinzu, „daß er ſeine Urſachen gehabt, warum er ſeine Feder lieber in Historiam literariam derer Deutſchen, als in eine andere eintunken wollen. Ich bin vom Geblüte ein Teutſcher. Ich lebe und lehre unter denen Teutſchen. Ich habe auch in meinem Hertzen die gewiſſe Ueberzeugung, daß die Historia literaria derer Teutſchen denen Teutſchen am allermeiſten zu wiſſen nöthig ſey.“ —

J. C. Gottſched.

Eine neue und überaus wichtige Stellung in der Entwicklung unſerer Literaturgeſchichte nimmt ſodann J. G. Gottſched (1700 – 1766) ein. Die äſthetiſchen und kritiſchen Verdienſte dieſes Mannes, die keineswegs gering, wenn auch allerdings nicht ohne trübe egoiſtiſche Beimiſchung, ſind ſeit mehr als hundert Jahren ſo vielfach in Zweifel gezogen worden, und ſelbſt die Bemühungen, welche ſich die neuere Geſchichtſchreibung deshalb gegeben und unter denen das als Materialienſammlung vortreffliche Buch des frühverſtorbenen Dantzel die erſte Stelle einnimmt, ſind ſo wenig im Stande geweſen, das Publicum zu größerer Unparteilichkeit zu ſtimmen: ſo daß es als eine doppelte Pflicht erſcheint, wenigſtens die literargeſchichtlichen Verdienſte des Mannes, bei denen eine vorurtheilsfreiere Würdigung ſchon eher zu erwarten ſteht, ins rechte Licht zu rücken. Gottſched bezeichnet, wie wir es vorhin ſchon andeuteten, den Punkt, wo aus der wüſten Maſſe der bisherigen Gelehrſamkeit das belletriſtiſch-kritiſche Intereſſe ſich abzuſondern anfängt und damit einen feſten Punkt darbietet, an den nun auch die poetiſche Production der Zeit ſelbſt ſich anlehnen darf. Er bildet alſo recht eigentlich die Brücke zwiſchen der älteren chroniſtiſch-bibliographiſchen und jener neuen pragmatiſch-äſthetiſirenden Auffaſſung der Literaturgeſchichte, der wir uns nunmehr nähern. Freilich hörten auch mit Gottſched Sammelwerke wie die obengenannten von Struve, Fabricius, Reimann ꝛc. nicht auf. Dieſelben durften auch in der That gar nicht aufhören, ſo wenig wie ſie es jetzt dürfen, indem ja zu jeder Zeit das nackte bibliographiſche Material immer neuen Zuwachs erfährt und mithin auch einer fortwährenden, von Zeit zu Zeit zu wiederholenden Sichtung und Umarbeitung bedarf. Wohl aber ziehen dieſelben ſich ſeit Mitte des Jahrhunderts mehr und mehr in diejenigen Grenzen zurück, die ihnen gebühren und innerhalb deren ſie nicht bloß nützlich, ſondern ſogar unentbehrlich ſind: nämlich in die Grenzen bloßer praktiſcher Hilfsmittel, in die Grenzen von Materialienſammlungen, die ohne eigentlichen wiſſenſchaftlichen Anſpruch und Bedeutung nur dem augenblicklichen Bedürfniß des Gelehrten zum Nachſchlagen ꝛc. dienen wollen. Auch dies zeigt ſich ſofort wieder in der

Form, welche ſeit Mitte des Jahrhunderts auch bei uns in Deutſchland für derartige Sammelwerke üblich wird, und die wir allerdings erſt den praktiſchen Franzoſen und Engländern nachgeahmt haben: die Lexikonform, alphabetiſch geordnet, zum bequemſten augenblicklichen Gebrauch. In dieſer Form erſcheint gleich im Jahre 1750 das berühmte Jöcher'ſche Gelehrten-Lexikon; dieſelbe Form nehmen auch die verſchiedenen Hamberger-Meuſel'ſchen Sammelwerke an, die ſeit dem letzten Drittel des Jahrhunderts erſcheinen und bekanntlich noch weit in das gegenwärtige hineinreichen — und wenn das neueſte und großartigſte Werk dieſer Art, ich meine das ſchon vorhin erwähnte Lehrbuch von Gräße, dieſe lexikaliſche Form wieder verlaſſen hat und zur Form des Lehrbuchs zurückgekehrt iſt, ſo wäre das, die Wahrheit zu ſagen, auch beſſer unterblieben, ſowohl im Intereſſe des fleißigen und gelehrten Verfaſſers, deſſen eigenthümliches Verdienſt bei der lexikaliſchen Anordnung viel deutlicher würde hervorgetreten ſein, als ganz beſonders auch im Intereſſe des Publicums, das jetzt in dem confus angelegten und noch confuſer durchgeführten Werke mit Mühe ſuchen muß und unter zehnmal neunmal nicht findet, was ihm beim Nachſchlagen in einem alphabetiſch geordneten, ſich auf das Nothwendigſte beſchränkenden Wörterbuche gleich auf den erſten Blick entgegenträte.

Doch dies nur beiläufig. Wir ſprachen von Gottſched und ſeinen literargeſchichtlichen Verdienſten, zu denen ſich auch noch dies geſellt, daß er der Literaturgeſchichte durch die für jene Zeit meiſt recht geſchmackvolle und anmuthige Form, die er ſeinen Unterſuchungen zu geben wußte, die Gunſt des großen Publicums zuführte und literargeſchichtliche Fragen zu einem Lieblingsgegenſtande literariſcher Unterhaltung machte. Darum muß man auch das Beſte, das Gottſched in dieſer Art geleiſtet hat, nicht in ſeinen größeren Werken, ſeinen Poetiken, Rhetoriken ꝛc. ſuchen — von größeren literargeſchichtlichen Werken kommt in der That jetzt nur noch ſein „Nöthiger Vorrath zur Geſchichte der deutſchen Bühne“ (1756—1772) in Betracht: aber dieſer auch dermaßen, daß wir noch jetzt ohne ihn kaum einen Schritt in der Geſchichte des deutſchen Theaters thun können — ſondern vielmehr in ſeinen Zeitſchriften, namentlich in ſeinen „Beiträgen zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredtſamkeit“ (1732—44), ſowie in dem „Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit“, das von 1751 bis 62 erſchien. Hier zeigt Gottſched ſich überall von einer ſo gelehrten und dabei doch praktiſchen Seite, daß wir ihm ſeine ſonſtigen Schnitzer und Thorheiten faſt darüber verzeihen; ſeine Forſchung iſt gewiſſenhaft, ſeine Auswahl verſtändig, ſein Urtheil verhältnißmäßig beſcheiden, ſein ganzes Auftreten das eines Mannes, der ſich auf einem beſtimmten Gebiet zu Hauſe fühlt und dabei doch ſehr wohl weiß, daß dies Gebiet noch viel größer iſt und noch viel mehr enthält, als er im Augenblick abmeſſen kann.

Uebergang zur pragmatiſch-äſthetiſchen Epoche.

Mit Gottſched ſind wir nun bereits bei derjenigen Epoche unſerer literariſchen Entwicklung angelangt, die man gemeinhin als den Anfang unſeres klaſſiſchen Zeitalters zu bezeichnen pflegt. Gerade ſeit den Gottſched-Bodmer'ſchen Streitigkeiten, alſo ſeit Anfang der vierziger Jahre, hatte ſich das literariſche Intereſſe in Deutſchland ſo verbreitet, die Fragen nach der Natur des Schönen und dem Weſen aller Kunſt, welche nicht bloß von Baumgarten und Meier, ſondern auch von Winkelmann und Leſſing erörtert wurden, hatten die allgemeine

Aufmerkſamkeit dermaßen in Anſpruch genommen, daß man dem deutſchen Volke von da ab das zweideutige Compliment machen durfte, Literatur und Aeſthetik ſei bei ihm eine Nationalſache geworden.

Mit der Theorie ging die Praxis Hand in Hand. Oder vielleicht auch umgekehrt: die Theorie erwachte und bildete ſich erſt an den reineren praktiſchen Muſtern, welche der Genius unſerer Klopſtock, Kleiſt, Geßner ꝛc. herzuſtellen wußte.

Doch wäre dies zuletzt nur ein müßiger Streit; die Hauptſache bleibt immer, daß nach langer trauriger, kaum von einzelnen Blitzen durchzuckter Dunkelheit das Bewußtſein der Schönheit endlich im deutſchen Volke wieder aufging und daß Schönheit und Kunſt nun ebenſo die Loſung des Jahrhunderts und der allgemeine Zielpunkt aller Entwicklung wurde, wie es zwei Jahrhunderte zuvor die Religion geweſen war und wie es im gegenwärtigen Augenblick der Staat und die Geſellſchaft iſt.

Wo aber der Schönheitsſinn einmal erwacht iſt, da macht er ſich auch überall geltend und ringt überall nach Befriedigung. Seitdem die Nation angefangen hatte ſelbſt wieder eine ſchöne Literatur zu erzeugen, ſeitdem mußte auch die Literatur der Vergangenheit aufhören, eine bloße todte Büchermaſſe zu ſein; es gab jetzt noch etwas Anderes an den Poeten, was intereſſirte, als nur Geburts- und Sterbejahr und die Titel ihrer Ausgaben — nämlich was ſie als Künſtler geleiſtet und welche Stellung ihnen in der Rangordnung des ſchönen Geſchmacks zukäme. Die erſte, die chroniſtiſch-bibliographiſche Epoche, hatte überhaupt noch keinen Maßſtab gehabt noch bedurft; erſt jetzt fing man an einen Maßſtab anzuwenden. Und zwar war dieſer Maßſtab ganz folgerichtig daher entnommen, wo überhaupt der Schwerpunkt des ganzen Jahrhunderts lag: von der Schönheit, von dem Geſchmack und dem belletriſtiſchen Intereſſe, welches die einzelnen Schriftſteller einzuflößen vermochten.

Die Univerſitäten Leipzig und Göttingen.

Gleichzeitig aber mit dem äſthetiſchen Geſchmack war, wie unſere Leſer ſich aus den erſten Abſchnitt dieſer Abhandlung entſinnen, auch der geſchichtliche Sinn der Nation erwacht. Zwar erſt in ſehr leiſen, ſehr ſchüchternen Anfängen — aber genug, er war doch erwacht und bald ſtaunte ganz Europa in Friedrich dem Großen den erſten Deutſchen an, der es wieder zu welthiſtoriſcher Geltung zu bringen vermocht hatte.

Auch in der Literatur werden die Spuren dieſes neu erwachten Sinnes ſofort ſichtbar. Wir rechnen dahin ganz beſonders das Wiederaufleben der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, der Geſchichte, der Alterthumskunde ꝛc. das in eben dieſe Zeit fällt und das ſich dazumal in der Univerſität Göttingen (1737) ſogar ſeinen eigenen Ausdruck und Wohnſitz geſchaffen hatte, gerade wie das belletriſtiſche Bewußtſein hauptſächlich von Leipzig ausgegangen war. Zwiſchen dieſen beiden Richtungen, der Geſchichte und Belletriſtik, oder äußerlich zwiſchen dieſen beiden Polen, Leipzig und Göttingen, ſchwankte nun auch die neue, **die pragmatiſch-äſthetiſirende** Epoche unſerer Literaturgeſchichte: mit einer ſolchen Stätigkeit, daß noch einer der letzten Ueberreſte dieſer Richtung, der bekannte Aeſthetiker Amadeus Wendt, ſein Leben zwiſchen Göttingen und Leipzig theilen mußte, gerade wie es zu Anfang der Epoche mit dem Poeten Käſtner der Fall war, der auch von Leipzig nach Göttingen gekommen. Leipzig gab die äſthetiſche, Göttingen die hiſtoriſche Cultur; in Leipzig hatten Gottſched und ſein Anhang gewirkt, hatzen Klopſtock und die Genoſſen der Bremer Beiträge ſich entwickelt, war bis auf dieſe Stunde der vornehmſte Sitz der belletriſtiſchen Journaliſtik — während in Göttingen ein Heyne (**1729**—**1812**), ein Gatterer (**1727**—**1799**), ein Schlözer (**1735**—**1809**), ein Spittler (**1752**—**1810**) die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften zu nie geahntem Anſehen und Einfluß brachten. Legte der neu erwachte äſthetiſche Geſchmack den Maßſtab des Schönen an die Literatur, ſo ſuchte der Hiſtoriker den geſchichtlichen Zuſammenhang der einzelnen Erſcheinungen zu ergründen und bloß zu legen; jener lieferte das äſthetiſche, dieſer das pragmatiſche Element; jener kritiſirte, dieſer interpretirte — und beide zuſammen machten die Literaturgeſchichte.

An welchen Schwächen dabei beide litten und wie unzuverläſſig ſowohl der äſthetiſche Geſchmack des Einen als die hiſtoriſche Interpretation des Andern war, haben wir in einem frühern Abſchnitt ausführlich beſprochen. Wir brauchen demnach hier nur einige Namen zu nennen, die das früher Geſagte erläutern. Der Hauptſitz dieſer äſthetiſch-pragmatiſchen Geſchichtsſchreibung war Göttingen, als das allgemeine Centrum der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften; während Leipzig mehr die journaliſtiſche Einwirkung auf die Tagesliteratur überblieb. Doch tragen auch die ſogenannten Sulzer'ſchen Nachträge („Nachträge zu Sulzer's Allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte oder Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen nebſt kritiſchen und hiſtoriſchen Abhandlungen über Geſchichte der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften von einer Geſellſchaft Gelehrter“), welche von **1792**—**1808** erſchienen, und unter denen ſich Manches befindet, was noch heute verdient nachgeſchlagen zu werden, weſentlich den Leipziger Charakter; die vornehmſten Mitarbeiter waren Fr. Jacobs, Manſo, der dazumal ebenfalls in Gotha lebte u. A.

Nach Göttingen dagegen gehören Joh. Gottfr. Eichhorn (1752—1827) mit ſeiner „Geſchichte der Literatur von ihrem Anfang bis auf die neueſten Zeiten“ 1805 ffg.; ferner A. H. L. Heeren (1760—1841) mit ſeiner (leider unvollendeten) „Geſchichte des Studiums der griechiſchen und römiſchen Literatur“; eben dahin endlich und vor Allen F. Bouterwek mit ſeiner „Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts“ in zwölf Bänden, von 1801 bis 1817. Von ihnen ſtellen Eichhorn und Bouterwek den pragmatiſch äſthetiſchen Standpunkt mit beſonderer Deutlichkeit dar und zwar ſo, daß in Eichhorn das pragmatiſirende, in Bouterwek das äſthetiſirende Element überwiegt. Soweit von dieſem Standpunkte aus etwas Vollendetes zu leiſten möglich war, iſt es von ihnen geleiſtet worden: weshalb ſie ſich denn auch mit Recht einer ausgebreiteten und zahlreichen Schülerſchaft erfreuten. Namentlich unter den Abtheilungen des Bouterwekſchen Werkes finden ſich einzelne, wie z. B. die Geſchichte der ſpaniſchen Literatur, die noch bis vor Kurzem das Beſte waren, das wir in dieſer Gattung überhaupt beſaßen: während andererſeits von denjenigen Literaturen, auf welche das Bouterwekſche Werk ſich nicht ausdehnt, alſo namentlich von den ſkandinaviſchen, der holländiſchen ꝛc. auch bis auf dieſen Augenblick nur eine ſehr mangelhafte Kenntniß unter uns verbreitet iſt.

Uebergang zur philoſophiſch-hiſtoriſchen Epoche;
F. A. Wolf.

An die pragmatiſch-äſthetiſche Epoche ſchließt ſich die philoſophiſch-hiſtoriſche; über die Bedeutung derſel ben, ſowie über den Einfluß, welchen die Kant'ſche Philoſophie auf ihre Entſtehung und Fortbildung geäußert, haben wir in einem früheren Abſchnitt gehandelt. Auch von dieſem nächſten und unmittelbarſten Einfluß der Kant'ſchen Philoſophie, ſowie von jenem kritiſchen Dualismus, den wir derſelben oben nachgewieſen haben, finden wir ſofort das getreue Abbild innerhalb der Literaturgeſchichte, ſo wenig das Abbild ſelbſt geneigt geweſen ſein möchte, ſein Muſter, wenigſtens in dieſer Unmittelbarkeit, anzuerkennen.

Nämlich Friedrich Auguſt Wolf, den berühmten Heros der modernen Kritik (geb. 1759, geſt. 1827). Auch der Behandlung der Literaturgeſchichte hat Wolf dieſen ſeinen kritiſchen Stempel aufgedrückt, indem von ihm zuerſt jener Unterſchied zwiſchen innerer und äußerer Literaturgeſchichte aufgeſtellt ward, der für die damalige Zeit vollkommen berechtigt war, wenn er auch heutzutage, der übrigen Entwickelung der Wiſſenſchaft gegenüber, allerdings nur noch ein veralteter Mechanismus iſt, deſſen ſich kein wirklich wiſſenſchaftlicher Geiſt länger bedienen ſollte. Für Wolf's Zeiten war es ſchon immer etwas, daß auch in der Entwickelung der alten Literatur — denn die Bemühungen der Leipziger und Göttinger Schule erſtreckten ſich charakteriſtiſcher Weiſe, wenn nicht ausſchließlich, ſo doch hauptſächlich auf die modernen Literaturen — ein Inneres, ein Gedankeninhalt, ein philoſophiſcher Kern überhaupt anerkannt ward: und war die Wolf'ſche Unterſcheidung inſofern allerdings Epoche machend. Jetzt aber, ſeit die moderne Philoſophie die fixen Grenzen des Aeußern und Innern überhaupt aufgehoben und das Innere zugleich als das Aeußere, das Aeußere als das Innere nachgewieſen, und das große Goethe'ſche Wort: „Natur kennt weder Kern noch Schale“ auch auf die Erſcheinungen der Geſchichte ſeine Anwendung gefunden hat —

ſeitdem, wie geſagt, iſt dieſer Unterſchied durchaus antiquirt. Wenn daher nichts deſto weniger berühmte und gelehrte Literarhiſtoriker noch immer dabei verharren, ſo kann dies entweder nur die Unfähigkeit ſein, den neuen Standpunkt der Wiſſenſchaft zu begreifen, oder aber der Hochmuth des Schulmonarchen, der unveränderlich in verba magistri ſchwört — nämlich weil er ſelbſt von ſeinen eigenen Schülern es ebenſo verlangt.

Herder, Schiller und die Romantiker.

Den eigentlichen Uebergang nun zu dieſer neuen Epoche machen Herder, Schiller und die Romantiker. Wir nennen dieſe Letzteren gleich an dieſer Stelle, weil ſie, wie feindlich ihr Princip und damit auch ihr perſönliches Verhalten gegen Schiller in der That auch iſt, doch rückſichtlich ihrer literargeſchichtlichen Auffaſſung weſentlich auf ſeinen Schultern ſtehen. Herder iſt der eigentliche prophetiſche Verkünder; enthuſiaſtiſch, eine Sehernatur, Poet, wo er Kritiker, Kritiker, wo er Poet ſein will, verſenkt er ſich in die Einheit von Literatur und Leben, Kunſt und Wirklichkeit wie in ein Myſterium, das er denn auch nicht verfehlt mit jener ganzen Ueberſchwenglichkeit des Ausdrucks vorzutragen, die ihm noch von den Hamann'ſchen Lehrjahren her anklebte.

Als ein weit tieferer und weit conſequenterer Denker bewährte ſich Schiller in ſeinen äſthetiſchen Unterſuchungen; nur daß es ihm leider an dem hiſtoriſchen Material gebrach, ſeinen großartigen Anſchauungen, in denen wir eine eigenthümliche Fortbildung der Kant'ſchen Aeſthetik zu erkennen haben, die wünſchenswerthe Ausdehnung und praktiſche Begründung zu geben. Gerade der Begriff der Kunſt iſt es, womit Schiller ſich aus dem Kant'ſchen

Rationalismus herausarbeitet: bei Kant nur eine untergeordnete, beiläufige Sphäre, wird ſie von Schiller als eine abſolute Manifeſtation des Göttlichen in den gleichen Rang gerückt mit Philoſophie und Religion; er bezeichnet die Schönheit ausdrücklich als die Vorſchule zur Freiheit und ſpricht ſich überhaupt über das Weſen der erſteren ſowie über die Aufgabe der Kunſt im Allgemeinen mit einer Erhabenheit und Größe aus, daß ſelbſt die neueſte Philoſophie wohl einzelne Sätze genauer formuliren, aber im Prinzip ſelbſt nicht hat darüber hinausgehen können.

Die nächſten Erben dieſer Schiller'ſchen Aeſthetik, die von den Zeitgenoſſen übrigens nur wenig verſtanden, ja ſelbſt nur beachtet ward, ſind die Romantiker, namentlich die eigentlichen Gründer und Stifter derſelben, die beiden Brüder Schlegel (Friedrich, geb. 1772, geſt. 1829 und Auguſt Wilhelm, geb. 1767, geſt. 1846.) Auch die Schlegel gehen bekanntlich von Göttingen aus, wo ſie beſonders zu Heyne's und Eichhorns Füßen geſeſſen; in ihrer Ueberſiedlung von Göttingen nach Jena bezeichnen ſie gleichſam die Vermählung, welche die alte hiſtoriſche Gelehrſamkeit im Begriff ſtand mit der neuen philoſophiſchen Richtung einzugehen.

Doch war das erſte Kind dieſer Vereinigung noch ziemlich ſchwächlich und ungeſund. Wir verkennen die Verdienſte, welche die Romantiker ſich um die Ausbildung der Literaturgeſchichte erworben haben und die die außerordentlichſten ſind, gewiß nicht; wir geſtehen dankbar zu, daß ſie der Literaturgeſchichte, theils in den romaniſchen, theils in den aſiatiſchen Literaturen, ganze neue Welten erobert haben, und daß im Vergleich mit der Tiefe ihres poetiſchen Verſtändniſſes, ſowie mit der Schärfe ihres Urtheils, endlich auch mit der Genialität ihres Ausdrucks alles Frühere der Art, mit einziger Ausnahme von Herder und Schiller, zum Trivialen und Philiſterhaften herabſinkt.

Allein ebenſo wenig darf man ſich blind machen gegen ihre Schattenſeiten und Mängel. Sie hat etwas Anſteckendes, dieſe Trunkenheit, ganz gewiß, mit der die Romantiker, wurzelnd in der Goethe'ſchen ſchönen Perſönlichkeit, Literatur und Kunſt eine abſolute Geltung zuſprechen, den Poeten allein für den wahren Menſchen und ſomit auch die Literatur eines Volkes für ſein eigentliches, wahres Leben erklären. Und auch das geſtehen wir zu, daß ſie mit dieſer extremen Auffaſſung gleichfalls nur in der allgemeinen Richtung ihrer Zeit ſtehen und uns nur das prägnanteſte und deutlichſte Bild von einer allverbreiteten Krankheit derſelben zeigen. Die Nation im Ganzen konnte ihr äſthetiſches Glaubensbekenntniß freilich nicht ſo rund und nett und in keinen ſo wohl ſtiliſirten Ausdrücken ablegen, wie die Romantiker: ihre Praxis jedoch paßte ganz gut zu den Lehren dieſer letzteren. Ja wenn die Romantiker nur verlangten, Kunſt und Literatur müſſe ein Volk für alles Uebrige entſchädigen, ſo machten die damaligen Deutſchen es wirklich ſo und gaben ſich in der That über Goethe und Tieck und den immer zunehmenden Flor der vaterländiſchen Literatur zufrieden über die Schmach der vaterländiſchen Geſchichte, über den Zuſammenſturz des Reichs und die Schande der Fremdherrſchaft und Zerſplitterung, die auf dem unglücklichen Lande laſtete.

Allein daß dies eben eine Krankheit, eine Verirrung war, wer möchte darüber jetzt noch in Zweifel ſein? Auch war die Einheit der Literatur und des Lebens, der Kunſt und der Wirklichkeit bei den Romantikern ſelbſt nur erſt eine Forderung, eine Vorausſetzung, konnte gar nicht mehr ſein als eine Vorausſetzung: weil ſie nämlich den Begriff der Immanenz zwar hatten, aber wiederum nicht als Begriff, ſondern nur als Intuition, als dämoniſche Offenbarung, die nur den Auserwählten zu Theil ward, während ſie dem Volk der Laien verſchloſſen blieb und in Betreff deren daher auch eine Beweisführung gar nicht möglich und denkbar war.

Dies führte dann weiter zu jenen Capricen, Vorurtheilen und Willkürlichkeiten, von denen die äſthetiſche, geſchichtliche und literargeſchichtliche Auffaſſung der Romantiker bekanntlich wimmelt. Daher die Einſeitigkeit und Perſönlichkeit ihrer Urtheile; daher ihre kindiſche Vorliebe für den Katholicismus und das Mittelalter; daher dieſe ganz doctrinäre Haltung, die überall auf die Worte des Meiſters ſchwört und zum Verſtändniß der Kunſt wie der Geſchichte überall erſt eine unſagbare göttliche Inſpiration beanſprucht, mit welcher der einfache geſunde Menſchenverſtand mit ſeinen natürlichen Mitteln denn freilich keinen Wettkampf eingehen darf. Bei den Eſoterikern der Schule, zu denen wir außer den Schlegel ſelbſt hauptſächlich Adam Müller (geb. 1779, geſt. 1829) mit ſeinen im Winter 1806 zu Dresden gehaltenen „Vorleſungen über die deutſche Wiſſenſchaft und Literatur" rechnen, kann man darüber zum Theil noch durch die ſchöne Form und eine gewiſſe kokette Dunkelheit getäuſcht werden; deſto deutlicher dagegen zeigen ſich dieſe Gebrechen bei den Exoterikern, von denen wir hier Beiſpielsweiſe nur den Einen Franz Horn (1781—1838) mit ſeiner „Poeſie und Beredtſamkeit der Deutſchen von Luther bis auf die Gegenwart" in vier Bänden (1819—22) oder ſeinen noch verfehlteren „Beiträgen zu Shakespeare" (1822—27) namhaft machen wollen.

Die patriotiſche Richtung; die Brüder Grimm.

Eine beſondere Abart dieſer romantiſchen Richtung iſt die patriotiſche, die ſich während der Fremdherrſchaft, beſonders aber nach der unglücklichen Schlacht von Jena zu entwickeln anfing und der Beiſpielsweiſe „Des Knaben Wunderhorn“, ſowie die Görresſchen Arbeiten angehören. In ihr ſtellt ſich die romantiſche Vorliebe für das Mittelalter nicht nur von der achtbarſten, ſondern auch von der fruchtbarſten Seite dar, indem dieſelbe hier benutzt ward als ein Hebel, das geſunkene, ja vernichtete Nationalgefühl wieder aufzurichten und die Nation durch die Erinnerung an ihre große Vergangenheit für die Aufgaben der Gegenwart zu kräftigen. Wie mächtig dieſe Richtung zu ihrer Zeit war, läßt ſich unter Anderem daraus beurtheilen, daß ſelbſt die Epigonen der alten encyclopädiſchen Vielwiſſerei, die Nachfolger der Jöcher und Meuſel, ſich ihr nicht ganz entziehen konnten. So beſonders Joh. Friedr. Ludwig Wachler (1767—1838), ebenfalls ein Göttinger Zögling, der bekanntlich nicht nur ein ſehr brauchbares bibliographiſches „Handbuch der allgemeinen Literaturgeſchichte“ lieferte (zuerſt 1793, neueſte völlig umgearbeitete Ausgabe 1833), ſondern der auch in ſeinen, unmittelbar nach den Freiheitskriegen herausgegebenen „Vorleſungen über die deutſche Nationalliteratur“ (1818—1819), das Wort Nationalliteratur überhaupt zuerſt entdeckte und in Anwendung brachte: wie denn überhaupt die ganze Auffaſſung der deutſchen Literatur bei ihm eine weſentlich nationale, patriotiſche iſt.

Ihre allerköſtlichſte und für alle Zeiten unverlierbare Frucht aber hat dieſe patriotiſche Richtung in den Brüdern Grimm getragen (Jacob geb. 1785, Wilhelm geb. 1786): Namen, die kein Deutſcher nennen kann ohne die innigſte Ehrfurcht und Dankbarkeit. Auch die Grimm gehen, wie zum Theil ihre perſönlichen Verbindungen, zum Theil aber auch ihre Schriften beweiſen, von der romantiſchen Bewegung zu Anfang des Jahrhunderts aus; auch ſie — wir haben ihr eigenes Zugeſtändniß dafür — flüchteten ſich in den Dom unſerer mittelalterlichen Herrlichkeit, um Troſt zu ſuchen für die Erniedrigung des Augenblicks; weil deutſche Treue und Redlichkeit überall ausgeſtorben ſchien und die Eichen des deutſchen Ruhmes ſo kläglich zu Boden lagen, darum gruben ſie die Wurzeln deutſcher Sprache und Dichtung auf und labten die verdorrten Glieder an den ewig friſchen Quellen des Volksthums und der volksthümlichen Poeſie. Was die Brüder Grimm nach dieſer Richtung hin in einem langen, arbeitſamen, der Wiſſenſchaft wie dem Volke mit unverbrüchlicher Treue geweihten Leben geleiſtet haben und welch ein ſtolzer, Früchte beladener Baum dieſe deutſche Alterthumswiſſenſchaft geworden iſt, zu der ſie vor nun mehr als vierzig Jahren die erſten Keime ſteckten, das kann man jetzt nur erſt ahnen und fühlen, darüber ins Klare kommen wird erſt das nachwachſende Geſchlecht, dem dieſer Stein der Wiſſenſchaft und des Studiums ſich in Brod der lebendigen That verwandeln wird. Man kennt die naive Antwort, mit welcher Friedrich der Große, vor beiläufig zwei Menſchenaltern, die erſte Ausgabe der Nibelungen zurückſchickte, die ihr Herausgeber, der Profeſſor Müller in Zürich, ihm überreicht hatte: daß wenn ſolch dummes Zeug dem Profeſſor Müller gefalle, das des Profeſſor Müllers Sache wäre, er aber, der König, ſolchen Schund nicht unter ſeinen Büchern haben möge. — Wohlan denn, der Stein, den die Bauleute verſchmähten, iſt wieder einmal zum Eckſtein geworden und das Buch, das einem Könige zu ſchlecht war, es in ſeiner vergoldeten Sammlung zu dulden, iſt jetzt ein Volksbuch geworden, mit dem unſere Kinder emporwachſen, das das Entzücken unſrer Jugend, das Studium unſrer Männer bildet und an dem der poetiſche Sinn der Nation — und hoffentlich nicht blos der poetiſche, ſondern auch ihr hiſtoriſcher Sinn — ſich mit jedem Jahre reichlicher und inniger entwickelt.

Und ſowie in dieſem Einen, ſo in allen übrigen Stücken; es liegt (wir müſſen es wiederholen) in der deutſchen Alterthumswiſſenſchaft und dieſem durch ſie gereinigten neuen Boden, dem wir auch die neueſte wiſſenſchaftliche Behandlung unſrer Literaturgeſchichte verdanken, ein Gewinn und Zuwachs für das politiſche und ſittliche Bewußtſein des Volkes, der freilich erſt in der folgenden Zeit wird ſichtbar werden, dann aber auch in einer Art und Weiſe, daß man noch nach Jahrhunderten die Männer ſegnen wird, denen wir den erſten Urſprung dieſer Wiſſenſchaft verdanken.

Die neueſte Zeit; Goethe's Wahrheit und Dichtung, Schloſſer, Gervinus, Roſenkranz.

In die Zeit von Mitte der zwanziger bis Ausgang der dreißiger Jahre fällt die eigentliche populäre Ausbreitung der Hegel'ſchen Philoſophie, welche wir hier namhaft machen, weil in ihr jene mehrfach hervorgehobene Immanenz des Geiſtes am entſchiedenſten ausgeſprochen iſt und ihre wirkliche wiſſenſchaftliche Begründung durch ſie gefunden hat.

Mit dieſem Zeitabſchnitt beginnt denn auch die jüngſte, die eigentlich moderne Epoche der Literaturgeſchichte, die wir mit dem Namen der philoſophiſch-hiſtoriſchen bezeichnet haben und über deren Eigenthümlichkeit ebenfalls ſchon im zweiten Abſchnitt dieſer Einleitung das Nöthigſte beigebracht iſt. In ihr vollendet und verwirklicht ſich, was Herder und Schiller prophetiſch verkündigt und was demnächſt die Romantiker mit ungleichen Kräften angeſtrebt hatten. Die Einheit von Theorie und Praxis, Literatur und Leben, Staat und Wiſſenſchaft bildet auch hier die Grundlage, die geiſtige Solidarität der verſchiedenen Nationen und Zeiten die Vorausſetzung aller geſchichtlichen Betrachtung. Aber die Grundlage iſt hier keine unwiſſenſchaftliche, phantaſtiſche, die Vorausſetzung keine willkürlich launenhafte mehr: ſondern ſie iſt hervorgegangen aus philoſophiſcher Erkenntniß, das heißt aus der nothwendigen und ſelbſtbewußten Kraft des Denkens, und die geſchichtliche Erfahrung hat die Probe darauf gemacht.

Auch dieſe letzte und reifſte Entwickelung hat wiederum ihre ſpeciellen Vorläufer gehabt. Und zwar gehören dieſelben merkwürdiger Weiſe und zur Beruhigung für diejenigen, die gegen Alles, was Philoſophie heißt und nun gar philoſophiſche Geſchichte, ein gewiſſes naturwüchſiges Mißtrauen hegen, das in der That zuweilen ein gut Stück beſſer iſt als es ſich zu äußern vermag — es gehören zu dieſen Vorläufern, ſage ich, hauptſächlich drei literariſche Perſönlichkeiten, die alle drei ſo ſtark ausgeprägt ſind und von ſo unzweifelhafter Selbſtändigkeit, daß der Verdacht, als hätte man es mit irgend einer ſchulmäßigen Zurechtmacherei zu thun, ſich wenigſtens nicht an ſie heranwagen darf — ja die ſich ſogar ſelbſt alle drei, mehr oder weniger, als Gegner und Verächter einer ſchulmäßigen Philoſophie bekannt haben. Das iſt denn freilich eine Probe der Wahrheit, gegen die ſich nicht gut etwas aufbringen läßt, wenn die Philoſophen und Nichtphiloſophen, jeder auf ſeinem Wege, zu denſelben Reſultaten gelangen.

Der Erſte, den wir im Sinne haben, iſt Niemand geringers als — Goethe ſelbſt, der uns in den bezüglichen Partien von „Wahrheit und Dichtung“ ein Muſterbild literargeſchichtlicher Darſtellung aufgeſtellt hat, das wohl bewundert, aber ſchwer erreicht und niemals übertroffen werden kann. Allerdings war ihm die Sache um ein Beträchtliches erleichtert dadurch, daß er ſelbſt noch Zeitgenoſſe oder wenigſtens unmittelbarer Nachkomme derjenigen Zuſtände geweſen war, die er uns ſchildert, und unter ihrem lebendigen Eindruck groß geworden. Aber das darf uns nicht hindern, den außerordentlichen Werth dieſer Schilderungen anzuerkennen und ſie als vollendetes Muſter der Gattung nach Kräften zu ſtudiren.

Der Andere iſt der ehrwürdige F. C. Schloſſer (geb. 1776), noch jetzt bekanntlich der Schmuck und die Zierde nicht blos der Heidelberger Akademie, ſondern der deutſchen hiſtoriſchen Wiſſenſchaft überhaupt und einer von den wenigen Männern in Deutſchland, die aus Einem Guſſe ſind und deren Worte und Werke jederzeit zuſammenſtimmen. Schloſſer hat ſowohl in ſeiner „Geſchichte der alten Welt“, als ganz beſonders in ſeiner „Geſchichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts“ der literariſchen Entwicklung der Nationen eine Aufmerkſamkeit geſchenkt, wie wir ſie ſonſt bei unſern eigentlichen Geſchichtſchreibern nicht zu finden pflegen. Auch dieſe Schloſſer'ſchen Darſtellungen gehören zu dem Vortrefflichſten und Meiſterhafteſten, was unſere Literaturgeſchichte aufzuweiſen hat; nicht von der Plaſtik und Ruhe der Goethe'ſchen, zeichnen ſie ſich aus ſowohl durch die ungemeine Gründlichkeit des gelehrten Materials, als durch die Feinheit und Schärfe, mit der den hiſtoriſchen Zuſammenhängen nachgeſpürt wird, ſowie endlich durch die ſchöne ſittliche Wärme, welche ſie erfüllt und belebt. Es iſt richtig, daß Schloſſer noch in einigen Stücken an den Pragmatismus der älteren Schule erinnert und auch an den Wolf'ſchen Unterſchied zwiſchen innerer und äußerer Geſchichte wird man gemahnt durch die peinliche Sorgfalt, mit welcher er, wenn auch in demſelben Werke, politiſche und literariſche Entwickelung auseinanderhält und jeder gleichſam ihr beſonderes Quartier anweiſt, aus dem ſie nicht heraus darf. Doch iſt in ſeinen Werken übrigens eine ſolche Fülle von geiſtigem und ſittlichem Leben, der Standpunkt iſt überall ſo frei, ſo echt menſchlich und dabei wieder ſo geſchichtlich wahr, daß man dieſe kleinen Beſonderheiten nicht blos gern in den Kauf nimmt, ſondern ſie auch bald reſpectiren lernt.

Auf Schloſſer'ſchen Schultern ſteht G. G. Gervinus (geb. 1806). Seine „Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen", von der die beiden erſten Bände zuerſt 1836 ans Licht traten, iſt es bekanntlich, von der die neue Anregung unſrer Literaturgeſchichte, beſonders der vaterländiſchen, datirt. Und dieſe anregende Gewalt, verbunden mit einer ſeltenen, namentlich zur Zeit ihres erſten Erſcheinens faſt unerhörten Ausdehnung und Sorgfalt der Studien, iſt es auch vorzüglich, was der Gervinus'ſchen Geſchichte ihre hiſtoriſche Bedeutung verleiht und ihr auch noch auf lange hinaus den entſchiedenſten Einfluß auf die fernere Entwickelung der Wiſſenſchaft ſichert. Es iſt Vieles bewundernswerth an dem Werk: der Muth, mit dem es unternommen, die Kraft und Ausdauer, mit der es durchgeführt werden, die Genauigkeit und Gründlichkeit bei ſo viel Lebendigkeit des Geiſtes, das Streben nach Gerechtigkeit und hiſtoriſchem Urtheil bei einem ſo ſelbſtändigen und ausgeprägten Charakter, wie der Verfaſſer ſelber iſt — aber am bewundernswertheſten vor Allem muß uns doch immer der Inſtinct erſcheinen, mit welchen Gervinus, dieſer Verächter der Philoſophie, dieſer Autodidakt, der ſo ſtolz iſt und ſo zufrieden in ſeinen unſyſtematiſchen Anſchauungen, gleichwohl genau den Punkt trifft, der in der allerſtrengſten und allerconſequenteſten Entwickelung der Geſchichte lag und auf den es in dieſem Augenblick am allermeiſten ankam.

Gervinus' größtes Verdienſt und wodurch ſein Buch auch wohl am meiſten gewirkt hat, iſt die durchgängige Verbindung der literariſchen mit der politiſchen Entwickelung. Mit einer Conſequenz, wie dieſelbe ſich nur in einer Schloſſer'ſchen Schule erlernen ließ, ſieht er in der literariſchen Cultur eines Volkes immer nur eine beſtimmte Seite ſeines allgemeinen politiſchen und ſocialen Daſeins; mit Unerbittlichkeit hält er daran feſt, daß derſelbe Trieb der Geſchichte, der hier das politiſche Schickſal einer Nation beſtimmt, dort auch die Blüthe oder den Verfall ſeiner Literatur hervorbringt. Auch hier wieder darf man zugeben, daß im Einzeln manches Willkürliche, ſogar manches entſchieden Falſche unterlief: ſo daß die neue vollſtändige und gründliche Durchſicht des Werkes, welche der berühmte Verfaſſer vor Kurzem veröffentlicht hat, in der That gerade zur rechten Zeit gekommen iſt. Auch droht noch jetzt der Luxus der hiſtoriſchen Parallelen und Combinationen nicht ſelten in bloße Spiele des Witzes, zuweilen ſogar in leeren Formalismus auszuarten, abgeſehen davon, daß der Ueberblick des Stoffes dadurch auf unnütze Weiſe erſchwert und verhindert wird, Allein auch hier können derartige Einzelheiten, die denn doch zuletzt jeder menſchlichen Arbeit nothwendig ankleben, den großartigen Charakter des Ganzen nicht beeinträchtigen, noch auch dürfen ſie die Dankbarkeit vermindern, mit der wir alle, die wir heutzutage nach unſere

Art ebenfalls Literaturgeſchichte treiben, Gervinus als unſern eigentlichen Schöpfer und Stammvater verehren.

Und allerdings war es ziemlich leicht gemacht, Literaturgeſchichte nicht blos zu treiben, ſondern auch zu ſchreiben, nachdem in dem Gervinus'ſchen Werk ein ſo ungemeiner Schatz von hiſtoriſchem Wiſſen zu einer Benutzung dargeboten lag, die allerdings nicht immer die bequemſte war, dafür aber auch, wo ſie glückte, einen ſehr hübſchen Schein von Gelehrſamkeit und Studium verlieh.

Am meiſten haben ſich in dieſer Art an dem Gervinus'ſchen Werk diejenigen Bearbeiter unſrer Literaturgeſchichte vergangen, die ſich ſelbſt mit Nachdruck die philoſophiſchen nannten und auch wohl hie und da von dem kurzſichtigen Publikum dafür gehalten wurden. Im Ganzen hat dieſe Richtung der Wiſſenſchaft wenig genützt, mit Ausnahme eines Einzigen, den die Pflicht der Dankbarkeit uns nöthigt hier ebenfalls zu nennen. Das iſt Karl Roſenkranz (geb. 1804.) Schon durch ſeine Priorität vor jedem Verdacht geſchützt, ebenfalls nur ein Waſſerſchößling von Gervinus zu ſein, hat derſelbe andrerſeits dasjenige, was ihm ſtellenweiſe an Genauigkeit des gelehrten Materials abgehen dürfte, durch die Tiefe, Gründlichkeit und Lebendigkeit ſeiner philoſophiſchen Bildung hinlänglich erſetzt. Roſenkranz war der Erſte, noch zu Ende der Zwanziger Jahre, der die Philoſophie auf das Gebiet der Literaturgeſchichte hinüberführte; er hat es, gerade in ſeinen Jugendarbeiten, mit ſo viel Begeiſterung und ſo viel liebenswürdigem Eifer gethan und iſt dadurch ſowohl für die Literaturgeſchichte wie für die Literatur ſelbſt von ſolcher Bedeutung geworden, daß wir, wie geſagt, die gelehrten Mängel der Ausführung darüber vergeſſen dürfen. Seine „Allgemeine Geſchichte der Poeſie (in drei Bänden 1829 bis 30) mag etwas ungleich, zuweilen namentlich etwas flüchtig gearbeitet ſein und im Ganzen mehr einer geiſtvollen Skizze gleichen als dem, was ſie eigentlich ſein ſoll. Auch ſeine „Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter“ (im Jahre 1830) mag ſtellenweiſe an Willkür und auch wohl an Dunkelheit leiden, die philoſophiſche Anſchauung mag den Stoff noch nicht überall recht durchdrungen haben und hie und da noch etwas äußerlich in ſchulmäßigen Formeln und Kategorien aufliegen: ſo war doch der erſte Schritt, der mit dieſen Büchern gethan war, immerhin etwas ſo Verdienſtliches und ſo Epochemachendes, und auch die Anregung, welche der Wiſſenſchaft dadurch zu Theil geworden, war eine ſo bedeutende und weitverbreitete, daß wir allen Grund haben, auch Roſenkranz einen Ehrenplatz unter den Begründern und Vätern unſerer modernen Literaturgeſchichte anzuweiſen.

Gegenwärtige Stellung und Aufgabe.

Somit ſind wir denn am Ziele unſerer geſchichtlichen Wanderung angelangt; es iſt daſſelbe Ziel, das uns auch bei unſerer theoretiſchen Betrachtung des Gegenſtandes entgegentrat. Auch die Literaturgeſchichte iſt Geſchichte des Geiſtes und zwar des Geiſtes, der der Welt überhaupt immanent iſt und der ſich ſpeciell in der Poeſie, ſowie in der Kunſt im Allgemeinen, mit den eigenthümlichen Mitteln, welche jeder Kunſt eigen ſind, als Schönheit offenbart. Dieſe Schönheit der Kunſt iſt daſſelbe, was wir im Staat als Freiheit, in der bürgerlichen Geſellſchaft als Sittlichkeit verehren; die Entwickelungen der Schönheit ſind genau an daſſelbe Geſetz gebunden und nehmen genau denſelben Gang wie die Entwickelungen der Freiheit und der nationalen Sittlichkeit; ſo wenig ein ſittlich verworfener Menſch jemals in Wirklichkeit ein großer Künſtler, am wenigſten ein großer Dichter ſein könnte, ſo wenig iſt es auch möglich, daß eine unfreie und verwahrloſte Nation ſich einer dauerhaften und ächten literariſchen Blüthe erfreuen kann.

Um es alſo mit Einem Worte zu ſagen: die Literaturgeſchichte iſt die ideale Geſchichte der Nationen. Was dem einzelnen Dichter die Poeſie, eben daſſelbe, und in noch viel größerem Maßſtabe und noch viel genauerer Uebereinſtimmung, iſt ſie auch der Nation: die Verkünderin ihrer geheimſten Gedanken und Empfindungen, die treue Begleiterin ihrer Schickſale, die Heroldin ihrer Siege, der Mund ihrer Klagen, die ewig gewiſſe Prophetin ihrer Zukunft —

„Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab ihr ein Gott zu ſagen was wir leiden!"

Indem wir uns alſo über die literariſchen Verirrungen und Krankheiten eines gewiſſen Zeitalters aufzuklären ſuchen, legen wir zugleich den politiſchen und moraliſchen Zuſtänden deſſelben die Hand an den Puls; ſtatt uns in müßiger Bewunderung zu ergeben über die poetiſche Größe und Herrlichkeit einer Epoche, werden wir uns vielmehr aus der allgemeinen Beſchaffenheit derſelben die Bedingungen klar zu machen ſtreben, unter denen dieſe Blüthe allein entſtehen konnte, alsdann aber auch nothwendig entſtehen mußte. Die einzelnen Talente ſelbſt, bei allem Recht, das wir der freien Perſönlichkeit einräumen, ſowie bei aller Ehrfurcht, die wir vor dieſem Rechte empfinden, ſind doch nicht mehr bloße Selbſtherrſcher, nicht mehr bloße Geſchöpfe des Zufalls oder der perſönlichen Anſtrengung — nein, auch im Reich des Geiſtes iſt das „Königthum von Gottes Gnaden" abgeſchafft, auch hier erkennen wir nur einen einzigen Stammbaum an: das Volk ſelbſt, als den allgemeinen Boden, aus dem auch alle noch ſo hervorragenden Geiſter die Kraft ihres Daſeins, die Fülle ihres Inhaltes, ſowie die Geſetze ihrer Entwicklung empfangen. Wir ſtellen uns nicht auf den einſeitig äſthetiſchen Standpunkt des Lobens oder Tadelns, wir rücken nicht künſtliche Gruppen zurecht: ſondern wir anerkennen die allgemeine Entwicklung des Geiſtes, die auch jeder noch ſo unerheblichen Literatur und jeder noch ſo untergeordneten Erſcheinung deſſelben die Spuren ihres ewigen Ganges eingedrückt hat. Wir ſuchen die Fäden auf, welche jede, auch die kleinſte literariſche Erſcheinung, mit dem allgemeinen Nationalleben und weiterhin mit der Geſammtentwicklung der Weltgeſchichte verbindet. Wir bringen dadurch Ordnung und Geſetz in das anſcheinend willkürliche und zufällige, und finden in dem ſcheinbar perſönlichen und unberechenbarſten, in den Einfällen der Poeten, in den Launen der Künſtler den ewigen Gang der Weltgeſchichte und ihre äußere Nothwendigkeit wieder. Wir lernen endlich uns ſelbſt und unſere eigenen, wenn noch ſo kümmerlichen, wenn noch ſo niederbeugenden Zuſtände, ebenfalls in ihrer geſchichtlichen Nothwendigkeit kennen, und gewöhnen uns, über alle Unvollkommenheit und Thorheit des Augenblicks hinweg den Blick auf das Ewige und Göttliche zu richten. Die Poeſie ſtirbt nicht aus, trotz der Millionen ſchlechter Poeten, die gelebt haben und noch gegenwärtig leben; auch iſt keine Zeit ſo geiſtig dürr, kein Volk in ſolchen Wüſtenbrand der Proſa verwieſen, daß nicht irgendwo noch ein Tröpfchen lautere Poeſie, und wäre es in dem Lied des wandernden Handwerksburſchen, oder in den Reimen ſpielender Kinder, für ſeinen verſchmachteten Gaumen flöſſe. — Ganz ebenſo giebt es auch keine Zeit und kein Volk, für das die Freiheit todt und begraben wäre. Sie ſchlummert wohl zuweilen — immer aber dürfen wir auf ihre fröhliche Auferſtehung hoffen und uns gerüſtet halten, die Wiederkehrende zu empfangen.

V.

Joh. Timoth. Hermes.

Thomas Abbt hat uns als Beiſpiel gedient, wie ſich in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auch bei uns in Deutſchland in Literatur und Wiſſenſchaft ein gewiſſer praktiſcher Rationalismus verbreitete, eine gewiſſe bürgerliche Verſtändigkeit, die in demſelben Maße zunahm und an Einfluß gewann, wie der Mittelſtand auch in bürgerlicher und geſelliger Hinſicht bei uns mehr und mehr in die Höhe kam und ſich namentlich auch an dem geiſtigen Leben der Nation zu betheiligen anfing, das nun in eben dieſem Mittelſtande auf Menſchenalter hinaus erſt ſeinen wahren Boden finden ſollte. Die Gelehrſamkeit hatte ihr einſames Studirzimmer verlaſſen; die Gelehrten ſelbſt waren es überdrüſſig geworden immer nur für ihres gleichen zu arbeiten; wie ſie es ſchon der Mühe werth erachten jene pedantiſchen Seltſamkeiten, die ſo lange Zeit für das eigentliche Kennzeichen, gleichſam die Ahnenprobe des Gelehrten gegolten hatten, abzulegen und dafür die neueſten weltmänniſchen Manieren aus der Schule der Franzoſen einzutauſchen, ja wie ſie einen allgemeinen Drang zeigen aus dem vornehmen Müßiggange des abſtracten Gelehrtenthums in die Praxis des Geſchäftslebens überzugehen und ſich als Diplomaten, als Richter, Räthe, Amtleute ꝛc. perſönlich am Weltlauf zu betheiligen: ſo tritt jetzt auch in ihren Schriften die Rückſicht auf die Maſſe des Publikums und das unmittelbare praktiſche Bedürfniß der Gegenwart mehr und mehr in den Vordergrund. Die Wiſſenſchaft ſoll nicht mehr bloß gelehrt, ſie ſoll auch verſtändlich, anmuthig und von einſchmeichelnden Manieren ſein; die Literatur ſoll nicht mehr bloß unterrichten oder erbauen, ſie ſoll auch unterhalten und ergötzen.

In Abbt ſahen wir, wie dieſe neuen veränderten Principien zunächſt theoretiſch zur Geltung gebracht werden; ſeine Hauptwaffe war die Kritik, der populäre kritiſche Journalismus das hauptſächlichſte Gebiet, auf welchem ſeine Thätigkeit ſich entfaltete. Gehen wir denn jetzt noch einige Schritte weiter und ſehen wir, wie derſelbe bürgerliche Rationalismus, dieſelbe praktiſch weltmänniſche Verſtändigkeit, die wir ſo eben in der Wiſſenſchaft beobachtet haben, nun auch allmählich in der künſtleriſchen Production zum Durchbruch kommt. So unſcheinbar dieſe Früchte zum Theil auch ſind und ſo wenig ſie unſerm veränderten Geſchmack auch zuſagen, ſo haben wir in ihnen doch in Wahrheit die Anfänge einer neuen literariſchen Epoche zu erkennen, einer Epoche, die nun ebenſo unter der Herrſchaft des bürgerlichen Elementes und der verſtandesmäßigen Aufklärung ſteht, wie die Poeſie des ſiebzehnten Jahrhunderts unter dem Einfluß der Gelehrſamkeit und der Höfe oder die des ſechzehnten unter der Herrſchaft der Theologen. Es ſind die erſten Keime jener neuen Saat, die durch Abbt und ſeine Freunde ausgeſtreut worden: auf die Theorie des Kritikers folgt die Praxis des Poeten, auf den populären kritiſchen Journalismus mit ſeinen bürgerlichen Lehren und Doctrinen die bürgerliche Unterhaltungsliteratur.

Damit berühren wir ein Gebiet der Literatur, welches recht eigentlich die moderne Literatur als ſolche repräſentirt; von einer Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen wie kein anderes und ſeine Grenzen noch täglich und ſtündlich erweiternd, iſt daſſelbe gleichwohl von der bisherigen wiſſenſchaftlichen Literaturgeſchichte im Ganzen genommen ſo vernachläſſigt worden, daß zuvörderſt einige allgemeine Betrachtungen über Aufgabe, Schickſal und augenblickliche Stellung dieſer Literaturgattung hier wohl am Platze ſein dürften.

Allgemeine Charakteriſtik der Unterhaltungsliteratur.

In der That unterliegt kein anderer Zweig der Literatur einem ſo merkwürdigen und dabei im Ganzen genommen ſo mißlichen, ſo traurigen Schickſal als gerade derjenige, der doch augenſcheinlich am Ueppigſten in Blüthe ſteht und, wenn nicht die reichſten, nicht die edelſten, doch jedenfalls die geſuchteſten, die zahlreichſten Früchte bringt: die Unterhaltungsliteratur.

Und das am Allermeiſten bei uns Deutſchen.

Geſchrieben in den meiſten Fällen von Talenten zweiten Ranges, Talenten, bei denen die Fruchtbarkeit die Tiefe, die Gelenkigkeit die Kraft zu überwiegen und nach Gelegenheit wohl auch zu erſetzen pflegt, nämlich ſoweit dies Letztere möglich iſt — von den Gebildeten der Nation (oder die ſich dafür halten und halten laſſen) zwar in Wahrheit nichts weniger als ignorirt, aber doch vornehm verläugnet wie etwas, das Einem zwar gerade keine ausgeſprochene Schande bringt, allein ganz gewiß auch keine Ehre, und das man daher in guter Geſellſchaft am Beſten gar nicht erwähnt — desgleichen von der Kritik entweder grundſätzlicher Weiſe ganz übergangen, oder aber mit einer Leichtfertigkeit, einer Parteilichkeit und Oberflächlichkeit beſprochen, die noch weit ſchlimmer iſt als Nichtbeachtung — endlich von der Maſſe ſelbſt, für die ſie beſtimmt ſind, mit gedankenloſem Heißhunger verſchlungen, ohne Wahl, ohne Geſchmack, ohne Bewußtſein — bilden die Unterhaltungsſchriften recht eigentlich die Heloten unſerer Literatur. Sie haben die Arbeit ohne die Ehre, ſie haben die Mühe ohne den Gewinn; Niemand kann ſie entbehren und Niemand will ſich mit ihnen betreffen laſſen; ein Jeder lieſt ſie und Jeder, ſowie er ſie geleſen, wirft ſie in die Ecke. Die Leichtigkeit, mit welcher die Unterhaltungsſchriften die Maſſe erobern, wird nur erreicht von der Schnelligkeit, mit der jeder nächſte Nachfolger ſie aus der kaum gewonnenen Gunſt wieder verdrängt; die Haſt, mit der das Publikum ſie verſchlingt, wird nur übertroffen von der größeren, mit der es ſie vergißt.

Und zwar dies Letztere in den meiſten Fällen mit dem vollkommenſten Recht.

Denn da es ja bei dieſer ganzen Lectüre von vorn herein auf nichts Anderes abgeſehen iſt, als allein auf Unterhaltung, auf Zeitvertreib, mit einem Worte, auf den abſtracten Reiz des Neuen, ſo verſteht es ſich auch ganz von ſelbſt, daß das Neue, als ſolches, jederzeit auch die Oberhand behält und daß das anmuthigſte, das pikanteſte, das beliebteſte Buch in den Winkel wandern muß, ſobald ein neueres auftaucht, das ſchon deßhalb, weil es das neuere, auch das pikantere, das beliebtere iſt.

Auch hat die Mehrzahl unſerer Unterhaltungsſchriften nur wenig Grund auf etwas Höheres Anſpruch zu machen. Die meiſten ſind, gleich jenen Häuſern, die man in London auf neun und neunzig Jahre baut, gerade leicht genug gezimmert, um nur von Meſſe zu Meſſe zu halten; gleich den Kähnen der Donauſchiffer, ſind ſie von ihren Verfaſſern ſelbſt darauf eingerichtet, den Strom der Zeit nur möglichſt eilig hinabzuſchwimmen und dann ſofort, auf Nimmerwiederkehr, als alte Waare ſpurlos verzettelt zu werden.

Ja ſelbſt (und Gottlob, auch bei uns ſcheinen dieſe Fälle jetzt von Jahr zu Jahr häufiger zu werden) wenn ein Schriftſteller von urſprünglicherm Talent, mit ernſteren und wahrhaft künſtleriſchen Abſichten ſich auf das Gebiet der Unterhaltungsliteratur hinabwagt — es iſt keine Kunſt zu prophezeien: auch ſein Schickſal, und ob er im Uebrigen der Stolz ſeiner Zeitgenoſſen, der Schmuck ſeiner Literatur wäre, wird auf dieſem Gebiete dennoch kein anderes, kein beſſeres ſein; auch ſeine tief durchdachten, ſeine ſorgſam gepflegten Schöpfungen — was hilft es Alles?! Der Kritik ſind und bleiben ſie verdächtig, ſchon darum weil es Unterhaltungsſchriften ſind; das Publikum aber wird ſie ſo raſch, ſo glatt hinunterſpeiſen, es wird ſich, noch den letzten Biſſen im Munde, nach etwas Neuem umſehen, ſo ungeſättigt, ſo hungrig, als wär' es das leichtfertigſte Product ich weiß nicht welches literariſchen Tagelöhners geweſen.

Es hat nicht an Aeſthetikern gefehlt, welche dieſe Verwilderung unſers Publikums und demgemäß auch den verwilderten, unerfreulichen Zuſtand unſerer Unterhaltungsliteratur einer ſpecifiſchen Unfähigkeit, gleichſam einer angeborenen Barbarei des deutſchen Charakters haben zuſchreiben wollen. Es ſind dies dieſelben Beurtheiler geweſen, die unſerer Nation auch die Fähigkeit zum Drama abgeſprochen haben — Beides aus demſelben Grunde, den ſie dann ebenfalls nicht verfehlt haben mit vielem Geräuſch vor der Welt zu proclamiren: nämlich weil wir wohl ein Volk von Denkern wären, aber kein Volk des Handelns und der That, kein Volk von politiſcher Fähigkeit und darum auch nicht von politiſcher Zukunft.

Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir uns hier auf eine nähere Prüfung dieſer Behauptungen einlaſſen. Auch bedarf es deſſen gar nicht, indem die in Rede ſtehende Erſcheinung ſich ſchon viel einfacher und aus viel näher liegenden Gründen erklärt. Eine gewiſſe Frivolität iſt eine allgemeine begriffsmäßige Eigenſchaft des Publikums, als welches, unbekümmert um den tieferen geſchichtlichen Zuſammenhang, immer und überall nur für das Einzelne, den einzelnen Genuß, den einzelnen Augenblick lebt und ſich nur um ihn bekümmert. Daß aber dieſe Frivolität bei uns Deutſchen ſo ganz beſonders zu Tage tritt und ſich von Jahr zu Jahr bemerklicher bei uns macht, das liegt wiederum in unſern deutſchen Zuſtänden im Allgemeinen, den politiſchen ſowohl wie den literariſchen, und ſogar in jenen noch weit mehr als in dieſen. Gebe man uns erſt — oder richtiger geſagt — erwerbe, erkämpfe die Nation ſich erſt ein glücklicheres und ſelbſtändigeres politiſches Daſein, ſchaffe ſie ihren Dichtern erſt durch ihren Fleiß, ihren Wohlſtand, ihre praktiſche Tüchtigkeit überhaupt eine Grundlage nationalen Lebens und nationaler Eigenthümlichkeit, welche im Stande iſt eine wirkliche volksthümliche Poeſie zu erzeugen und zu ertragen — und auch mit unſerer Unterhaltungsliteratur wird es beſſer werden und folgerecht auch mit dem literariſchen Geſchmack und der Pietät unſeres Publikums.

Die Unterhaltungsliteratur und die Literaturgeſchichte.

Zugeſtanden alſo, daß das Publikum, wenigſtens fürs Erſte, wirklich nicht anders kann als es thut und daß es in der That in ſeinem Rechte handelt, indem es nur lieſt um ſofort wieder zu vergeſſen — befindet ſich die Wiſſenſchaft in demſelben Fall? ſoll, ja darf die Literaturgeſchichte die Vergeßlichkeit der Maſſe auch ihrerſeits beſtätigen?

Wir glauben nein. Wie wenig künſtleriſchen Werth auch die Mehrzahl unſerer Unterhaltungsſchriften haben und wie wohl verdient in der Regel die Vergeſſenheit ſein mag, welcher ſie anheimfallen — gut oder ſchlecht, gleichviel, ſo haben ſie doch einmal zur Unterhaltung des Publikums gedient! ſo hat doch einmal ein großer, vielleicht der größte Theil unſrer Gebildeten in ihnen ſeine Beſchäftigung, ſeine Befriedigung, ſeinen geiſtigen Genuß gefunden und ſogar in vielen Fällen ſeinen einzigen! Wie abgeſchmackt, wie langweilig dieſe Schriften, ſie ſind doch noch immer geſchmackvoll, noch immer kurzweilig genug geweſen, um Hunderten und Tauſenden zum Zeitvertreib zu dienen; ſie müſſen, wie altmodiſch, wie widerſtrebend ſie uns erſcheinen, doch den Ton ihrer Zeit und die Sympathieen ihrer Umgebung hinlänglich getroffen haben, um dieſelbe für einige Zeit an ſich zu feſſeln. Mit einem Worte: wie ungenießbar dieſe verjährten, dieſe unſaubern Bände uns auch nach unſerm heutigen Geſchmack vorkommen, ſo haben ſie doch einmal die Nahrung des Publikums gebildet; ſo ſind ſie mithin doch in Saft und Blut unſeres Volks aufgenommen worden; ſo bilden ſie alſo, in welchen Verwandlungen, welchen Umſchmelzungen es ſei, doch auch heute noch einen organiſchen Beſtandtheil des öffentlichen Geiſtes; ſo ſind doch wir ſelbſt (um Alles zu ſagen) ohne ſie nicht geworden was wir ſind.

Nun aber hat, wie wir dies in der Einleitung des vorliegenden Werkes ausführlich beſprochen haben, die Literaturgeſchichte überhaupt keine reichere und würdigere Aufgabe, als das geiſtige Leben eines Volkes in ſeiner Entwicklung, ſeiner Ausbreitung, ſeinen Uebergängen und Veränderungen zu begleiten und zu erklären; mit ſorgſamem Fuß ſoll ſie die Spuren verfolgen, in denen die Nation in ihrem geiſtigen Werden einhergeſchritten iſt, um eben dadurch denjenigen Punkt, auf welchem dieſelbe ſich heute befindet, mit der Fackel des Bewußtſeins gleichſam zum zweiten Male und nun erſt wahrhaft zu entdecken.

Wenn aber dies die allgemeine Aufgabe der Literaturgeſchichte iſt, wie dürfte ſie es dann wagen, hier eine Stufe zu niedrig, dort eine andere zu ausgetreten, dieſen Weg zu entlegen, jenen zu unſauber zu erklären, nachdem doch die Geſchichte ſelbſt für gut befunden, ſich gerade in dieſen und keinen anderen Gleiſen zu bewegen? wie dürfte der Literarhiſtoriker ſich unterfangen, vornehm über eine Gattung, ja nur über eine einzelne Schrift hinwegzuſehen, die doch der Literatur ſelbſt nicht zu ſchlecht geweſen iſt hervorzubringen?

Es kommt dabei, was die Unterhaltungsſchriften betrifft, noch ein ganz beſonderer Umſtand in Betracht. Nicht alle von ihnen ſind, ſeitdem man aufgehört hat ſie zu leſen, darum auch ſchon vergeſſen; es gibt deren, wo das Gedächtniß des Namens — des Namens ſag' ich, aber auch kein Haar breit mehr — ſich fortgeerbt hat auf die fünfte und ſechſte Generation. Die aſiatiſche Baniſe, die Inſel Felſenburg — oder daß wir uns auf näher liegende Zeiten beſchränken: der Siegwart, Rinaldo Rinaldini — wem in Deutſchland, ich ſage gar nicht, der ſich um Literatur bekümmert, nein, der nur überhaupt Bücher lieſt, ja der nur von Büchern hört, wären dieſe Namen unbekannt? Sie leben in Aller Munde, ſie ſind zum Theil ſprichwörtlich geworden, und werden, in Ernſt und Scherz, bei hundert Gelegenheiten angewendet.

Allein von den Unzähligen, welche zum Beiſpiel den Siegwart im Munde führen und von Siegwartsfieber, Siegwartsthränen, Siegwartsſtimmungen ꝛc. ſprechen — wie viel, ich frage, haben des alten Johann Martin Millers dreibändigen Siegwart denn wohl wirklich jemals in Händen gehabt? Nicht zehn von hunderten, ich wette! Und von dieſen zehn hat ihn noch nicht Einer wirklich durchgeleſen. Alles, was man im Publikum von ihm weiß, iſt eine unklare, ungewiſſe Tradition; man nennt ihn, weil man ihn von Anderen hat nennen hören; wie es ſich eigentlich damit verhält, wann das Buch geſchrieben, wann es erſchienen iſt, in welchen Verhältniß es zur Geſammtheit unſerer Literatur ſteht, woher es ſich ableitet und was es ſelbſt wiederum gewirkt hat — das Alles ſind Fragen, die unſer Publikum der Mehrzahl nach noch niemals aufgeworfen hat, geſchweige denn daß es die paſſende Antwort darauf wüßte.

Nun aber iſt es uns von jeher, wenn auch nicht als ein ausdrücklicher Zweck (denn allerdings will die Wiſſenſchaft ein für allemal keine Beſſerungs-Anſtalt ſein), doch als eine höchſt erfreuliche und ſchätzenswerthe Folge einer ausgebreiteteren und gründlichern literarhiſtoriſchen Kenntniß erſchienen, daß dadurch eine Maſſe traditioneller und alſo gedankenloſer Urtheile, wie ſie im Publikum umlaufen, vernichtet und die romantiſche Nachbeterei, das nichtsnutzige Schönthun mit Dingen, die man nicht kennt, mit Empfindungen, die man nicht hegt, mit Ausſprüchen, die man ſelbſt gar nicht verſteht, zum Wenigſten auf Einem Gebiete menſchlichen Wiſſens beſchränkt und mit der Zeit wohl völlig ausgerottet wird. Wer irgend tiefere Blicke in die ſittlichen Zuſtände unſerer Zeit gethan hat, der wird auch wiſſen, wie verbreitet dieſe äſthetiſche Schönthuerei bei uns ſeit Jahrzehnten iſt, er wird wiſſen, wie vielen Schaden ſie uns bereits gebracht, wie viel geſunde Kraft ſie gebrochen, wie viel edle Knoſpen ſie aufgezehrt hat. Und das, dem Himmel ſei es geklagt, nicht auf literariſchem Gebiete allein: ſondern ein guter Theil jener Schwachherzigkeit und Urtheilsloſigkeit, jenes Mangels an Ausdauer und feſter, ſtetiger Ueberzeugung, der ſich überall in unſerem nationalen Leben offenbart, und der gerade in dieſen letzten Jahren ſo verhängnißvoll für uns geworden iſt, das wahre Grab, wenn nicht unſerer Freiheit, ſo ſelbſt doch unſere Freiheitshoffnungen — auch ein guter Theil dieſer politiſchen Untauglichkeit, ſage ich, hat ihren Grund in der eben erwähnten literariſchen Nachbeterei oder wird wenigſtens von ihr unterſtützt und befördert. Nicht blos die Lüge, auch die Ehrlichkeit ſteckt an. Wer ſich erſt in einem Stücke gewöhnt hat, wahrhaft zu ſein und nichts zu ſprechen, es ſei denn, er wiſſe auch etwas dabei zu denken, der thut es bald auch in einem anderen und endlich in allen; hört erſt einmal die literariſche Windbeutelei mit ihrem Salongeſchwätz, ihren Schöngeiſtereien und romantiſchen Selbſttäuſchungen auf, ſo iſt auch die politiſche nicht weit von ihrem Ende, es kommt nur darauf an, daß irgendwo einmal ein Anfang gemacht wird.

Dies, wie geſagt, iſt in der Literaturgeſchichte, oder, genauer zu ſprechen, in der Art und Weiſe geſchehen, wie man die Literaturgeſchichte neuerdings hat angefangen zu behandeln und über die wir uns in der Einleitung ausführlich ausgelaſſen haben. Es ſcheint uns nicht, daß man auf dieſem Wege ſo leicht zu weit gehen kann. Nachdem die Nation über die Entwicklung ihrer Literatur im Allgemeinen aufgeklärt iſt, nachdem die großen, die epochemachenden Geiſter, den äſthetiſch romantiſchen Nebeln entrückt, in ihrem wahren, das heißt ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange dargeſtellt ſind: ſo ſcheint es uns billig, daß nun allmählich auch die kleinen, die untergeordneten Geiſter, die Talente und Bücher, wie ich ſie im Eingang nannte, des zweiten Ranges an die Reihe kommen.

Und unter dieſen denn auch die Unterhaltungsſchriften. Ja wenn (und das Gegentheil möchte allerdings ſchwer zu erweiſen ſein) der Literarhiſtoriker überall nach keinem andern Maßſtabe verfahren ſoll als allein nach dem Maß der geſchichtlichen Bedeutung — wer ſähe nicht, daß alsdann von den gefeierten Größen unſerer literarhiſtoriſchen Handbücher leichtlich eine und die andere ihren behaglichen Platz an einen dieſer Romane möchte abtreten müſſen, denen unſere Gelehrten jetzt noch eine Ehre damit zu erweiſen meinen, daß ſie dieſelben überhaupt nur nennen? Gut wird ein ſchlechtes Buch natürlich nie, und ob Millionen ſich daran entzückten: aber der Hiſtoriker hat auch nicht nach gut oder ſchlecht zu fragen, das überläßt er dem Aeſthetiker, ſondern allein nach dem geſchichtlich Wichtigen und Wirkſamen.

Hermes' Lebensumſtände.

Unter dieſen Umſtänden wird es denn wohl auch keiner weiteren Vertheidigung bedürfen, wenn wir in dieſe Gallerie denkwürdiger Perſönlichkeiten und Erſcheinungen des achtzehnten Jahrhunderts auch das Bildniß eines Mannes aufnehmen, der ſich weder durch die Seltſamkeit ſeiner perſönlichen Schickſale noch durch die äſthetiſche Vortrefflichkeit ſeiner Schriften auszeichnet, ſondern deſſen ganzes Verdienſt ſich darauf beſchränkt, unſere moderne Unterhaltungsliteratur mitbegründet und dieſelbe durch einige Werke bereichert zu haben, deren Andenken noch jetzt bei uns nicht völlig erloſchen iſt.

Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen — wer hätte nicht von ihr gehört? wer hätte nicht geſchmunzelt, indem er einen Namen las, der für die gute alte Zeit, die Zeit der Fontangen, der Reifröcke und Perücken, vollkommen ſprichwörtlich geworden iſt?! Eine Reiſe von Memel nach Sachſen — ſchon in dieſem Stoff welche altmodiſche Naivetät! welch ſchwerfälliger Roccoco! Eine Reiſe, die wir heutigen Tages zum Höchſten in dreimal vier und zwanzig Stunden zurücklegen und die kaum mehr eine Reiſe zu nennen iſt, ausgeſponnen hier zu einem Roman von fünf oder ſechs Bänden — und wohl gemerkt: die Bände von damals waren noch nicht ſo zierlich wie heutzutage, ſie trugen noch ſo etwas an ſich von Bibel und Poſtille — welch ein abenteuerliches, welch unbegreifliches Unternehmen!

Sehen wir uns denn zunächſt den Verfaſſer dieſes ſeltſamen Werkes ein wenig näher an; ſein Leben iſt, wie ſchon erwähnt, ſehr einfach und bietet nichts von jener Abenteuerlichkeit des Güntherſchen noch von der Großartigkeit des Hallerſchen Lebens oder endlich von jenem tragiſchen Reiz, welcher Abbts frühen Grabhügel umſchwebt.

Johann Timotheus Hermes wurde im Jahre 1738 in dem Dorfe Petznick bei Stargard in Pommern geboren. Sein Vater war Prediger; derſelbe ſoll ein guter Orientaliſt, ein guter Literator und zu alledem ein eifriger Anhänger der Wolfſchen Philoſophie geweſen ſein. Die Erziehung des jungen Hermes war dieſelbe, wie ſie in Predigerhäuſern zu ſein pflegt, damals wie jetzt: literariſch tüchtig, ſittlich ſtreng, aber einförmig und die ſelbſtändigere Entwicklung des jugendlichen Geiſtes niederhaltend durch einen gewiſſen moraliſch dogmatiſchen Schematismus — eine Bemerkung, die hier um ſo mehr an ihrer Stelle ſein mag, als Hermes auch in ſeinem ſpäteren literariſchen Charakter dieſe erſten theologiſch pädagogiſchen Eindrücke niemals verwunden hat. Doch davon unten das Nähere.

Die Univerſität Königsberg.

Um das Jahr 1757 bezog der junge Hermes die Univerſität zu Königsberg, um ſich, wiederum nach Art der Paſtorenſöhne, dem väterlichen Studium zu widmen. Hermes war arm und obenein kränklich; es würde ihm in der großen fremden Stadt ſchlecht ergangen ſein, hätte nicht theils die Bücherkenntniß, die er von Hauſe mitbrachte, theils und ganz beſonders ſeine Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache ihm Freunde und Gönner verſchafft und die Kreiſe der höheren Geſellſchaft, in die der arme Student ohne ſein Franzöſiſch ſchwerlich eingedrungen wäre, für ihn geöffnet. Dieſe Kenntniß des Franzöſiſchen iſt ein Gegenſtand, den der Leſer im Gedächtniß feſthalten will, da derſelbe in Hermes' ſpäteren Romanen ebenfalls ſehr häufig und in den mannigfachſten Variationen wiederkehrt. So wunderlich es ſich in einem deutſchen Buche ausnimmt, ſo finden ſich in den Hermes'ſchen Romanen doch häufig ganze ausführliche Stellen, ganze ſeitenlange Briefe und Geſpräche, ſogar Gedichte in franzöſiſcher Sprache; wie er noch als angeſehener und hochbejahrter Mann in der Breslauer Geſellſchaft manches Lächeln erregte durch die Eitelkeit, mit der er die Gewandtheit ſeines franzöſiſchen Stils zur Schau trug, ſo giebt dieſelbe Eitelkeit auch zuweilen ſeinen Büchern ein höchſt wunderliches und buntſcheckiges Ausſehen.

Von den Königsberger Univerſitätslehrern zog ihn neben Kant, in dem damals freilich noch von Niemand, wohl noch nicht einmal von ihm ſelbſt, der ſpätere Reformator der deutſchen Philoſophie geahnt ward, ganz beſonders der Theolog Arnold an. Arnold (geb. 1706 zu Königsberg geſt. ebendaſelbſt 1775 als Profeſſor der Theologie und Oberhofprediger) war der Einzige dazumal an der Königsberger Univerſität, in welchem noch ein Nachklang jener poetiſchen, ſchöngeiſtigen Bildung lebte, die mit Simon Dach und ſeinen Genoſſen (Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts), ſich in Königsberg angeſiedelt hatte und als deren wichtigſten Ausläufer wir namentlich auch Gottſched, den in Oſtpreußen geborenen, in Königsberg gebildeten, zu betrachten haben. Arnold ſelbſt war eine Art poetiſchen Genies; er hatte nicht nur ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einem „Verſuch einer ſyſtematiſchen Anleitung zur deutſchen Poeſie, Königsberg 1752“ eröffnet, ſondern auch in ſpätern Jahren noch pflegte er akademiſche und andere Feſtlichkeiten durch ſelbſtverfertigte Gedichte, deutſche wie lateiniſche, zu verherrlichen. Auch mit der belletriſtiſchen Literatur ſeiner Zeit war er vertrauter als es bei Theologen dazumal gewöhnlich der Fall war.

Arnold gab Hermes, mit dem er ſich auch außer den Collegien vielfach beſchäftigte, nicht nur das damalige Modebuch, den Richardſonſchen Grandiſon in die Hände, ſondern er veranlaßte ihn auch ſich in Nachbildungen dieſes Schriftſtellers zu üben, wenn auch zunächſt nur zu ſtiliſtiſchen Zwecken. Darin pflegte in der Folge Hermes ſelbſt den erſten Keim ſeiner ſpäteren Romanſchreiberei zu erblicken.

Von Königsberg ging Hermes nach Danzig und von dort nach Berlin; in beiden Städten war er in gebildeten und vornehmen Familien als Hauslehrer thätig. Auch entſtand in Berlin ſein erſter Roman, die Fanny Wilkes, 1765, von der ſogleich noch näher die Rede ſein wird.

Die Lavater'ſche Phyſiognomik.

Bald darauf wurde er angeſtellt, zuerſt als Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann als Feldprediger zu Lüben in Schleſien, von wo er als Hof- und Schloßprediger nach Pleß (in Oberſchleſien) ging: bis er im Jahre 1772 nach Breslau berufen ward. Hier, in allmähliger Folge den Kreis theologiſcher Würden durchlaufend, lebte er eine lange Reihe von Jahren in allgemeiner Achtung und den angenehmſten geſelligen Verbindungen; er ſtarb, ein hochbetagter Greis, im Jahre 1821 als Hauptprediger, Ober-Conſiſtorialrath, Ordensritter ꝛc. Ein Bild von ihm, gerade aus der Blüthezeit ſeines ſchriftſtelleriſchen Ruhmes, iſt in der Lavater'ſchen Phyſiognomik, im zweiten Band, Abſchnitt IX. Fragment IV. pag. 212 der großen Ausgabe, enthalten. Bei der Seltenheit des genannten Werkes rücken wir nachſtehend die Schilderung ein, mit welcher Lavater das Bild begleitet, theils um den Leſer durch dieſe blumige Schilderung von dem Aeußeren unſres Autors für die Trockenheit der obigen Lebensſkizze zu entſchädigen, theils um gleich zu Anfang einen Begriff zu geben von der Verbreitung, welche Hermes' Romane zu ihrer Zeit fanden, ſowie von der Bewunderung, welche ihm ſogar von Leuten gezollt ward, die im Grunde auf einer ganz entgegengeſetzten Seite ſtanden, ja mit denen Hermes kaum irgend etwas gemein hatte.

Die Stelle lautet (p. 212—214):

„Welcher ſanfte Friede! welche tiefe, unerſchütterte Ruhe! welche gehaltene, geräuſchlos dringende Kraft — umſchwebt dies Geſicht!

Sich in ihm den ſtillen, in ſich verſchlingenden, verharrenden, ordnenden, leicht und ſanft darſtellenden Hörer und Beobachter. Der Mann, der mit leichtem, treffendem Blicke moraliſche Welten ausſpähet, und aus tauſend ſich kreuzenden Scenen ein lebendiges Thatengemälde heraufbringt — deſſen, was iſt, und deſſen, was ſein ſollte.

So ein Geſicht mußt' es ſein, um den metaphyſiſch moraliſchen Roman, Sophiens Reiſen, zu ſtellen; dies verſchlungene Detail von Charaktern und Thaten; das unſichtbare Band, an dem ſie ſich abwinden, und die aus jeder Thatenſpitze ſich aufdringende durchgeführte, etwa auch durchgepredigte Moral.

Ich ſchaue den Geiſt, der dieſe Geſtalt belebt: Mann — nicht Schöpfer neuer Welten; nicht Zerſtörer, nicht rufend dem das nicht iſt, als obs ſei! aber Weltenſchauer, Ordner, Verſchönerer.

Iſts nicht ein Geſicht, bei dem Du gerne verweileſt? bei dem Dir's frei und froh iſt? das Du gerne ſprechen höreſt? Nicht allgewaltig reißt es Dich zu ſich — aber ſtill und freundlich zieht es Dich an; „Que pour ne point souhaiter, wie er aus der Sevigné anführt, que pour ne point souhaiter son amitié, il n'y a point d'autre invention, que de ne l'avoir jamais vu.“ Ein Geſicht; es wird nicht auf Flügeln des Adlers mit Dir zur Mittagsſonne ſich ſchwingen, nicht in der Hölle Tiefen Dich hinunter ſchleudern — aber tauſend von Dir überſehene Nuancen menſchlicher Worte und Thaten wird's Dir aufdecken; tauſend liebliche Scenen des Lebens Dir entfalten, erprobten Rath Dir geben und Dein verwundetes Herz mit Oel des Troſtes ſalben.

Sieh! im Drange des Lebens lernt er dulden und ſchweigen. Schweigend harrt er auf den Erlöſer. Wenn der Mond ſein wehmüthig ſüßes Licht herabſendet, glänzt im Auge die Zähre, liſpelt der Mund: „Ich rufte meinen Freunden; aber — die Prieſter und Liviten —“

dem Feinde zerſchmettert es nicht die Zähne, aber ſammelt glühende Kohlen auf ſein Haupt.

In dieſer, weder geraden, noch ſchiefen, noch ſtark gewölbten, einfachen, harmloſen Stirne — wieviel leichter, ſicherer, auffaſſender, entwirrender Verſtand! gerüſtete, behutſame, leicht und reichlich darreichende Gedächtnißkraft!

Das Aug' unter dieſer idealiſirten Augenbraune, und in dieſer Tiefe mit dieſem hellen, ruhigen, dringenden Blick — iſt des ermüdeten, ausſchöpfenden, ausgrabenden, idealiſirten Beobachters. Kraft hats zum Ueberſchauen, Durchſchauen, Detailliren — mehr als ſchnell und ganz zu umfaſſen.

Die aufwärts vorſpringende, leichte, zartbeſchnittene Naſe, offenbar des feinfühlenden, weitriechenden, ſanft an ſich haltenden, treuen, im Leiden zum Leiden geſtärkten.

Von der Spitze der Naſe bis zur Unterlippe, die freilich hier etwas platt gewordene Oberlippe mitgerechnet, bis zur Ueberhinausſchweifung edellaunig.

Der ganze Mund, voll theilnehmender, unſchmachtender Güte, Treue und gelaſſener Dienſtfertigkeit! Er ſcheint einer eben bemerkten, feingefühlten, unſchädlichen Disharmonie zuzulächeln. Fürchte Dich nicht, — im Zorne wird er nicht mit Dir reden! Aber zu weiſer Belehrung, treuer Ermunterung, leiſem, ſelbſtempfundenem Troſte, heiterer, unerbitternder, obgleich nicht ſalzloſer Laune öffnet er ſich.

Das Kinn, an dem ſoviel von des Mundes heiterem Baue herabzuſchweben ſcheint — abermals in der Harmonie des ruhigen Ganzen — ſo ein Kinn, es ſcheint nachgebend aus Ueberlegung. Es hat, wie das etwas zu gedehnte untere Drittel des Geſichts, etwas läſſiges

— allenfalls in Anſehung des häuslichen Ameublements, der Bücher, Schriften, Aufſätze, Papiere — Unordnung ausdrückendes.

Mahlzeichen duldender Mühſeligkeit ſcheinen ſich an der Kinnlade vom Ohre bis zum Kinn auf und nieder zu wälzen.

Ueberm Ganzen ruht — welch reine Lieblichkeit! Langmuth! verzeihende Liebe! Treue! Offenheit — und Verſchloſſenheit zugleich. —

Wer kennt ſeinen Paſtor Groß: und ſieht nicht deſſen Seelengrund, Leidensgelaſſenheit? In ſich geſchlungen, auf ihrer Wurzel ruhende Kraft, Erfahrung — geſammelt auf dieſem Geſichte.

Die phyſiognomiſchen Stellen ſeines Buchs — verdienten wohl, beſonders ausgeſchrieben und hier einverleibt zu werden — vielleicht geſchieht es noch.“ —

Soweit Lavater, dem übrigens, mit ſo lebhaften Farben er hier auch die Perſönlichkeit unſeres Hermes ſchildert, dabei doch in anderer Hinſicht nichts Geringeres als eine Verwechslung der Perſonen begegnet zu ſein ſcheint. Von „Leiden“ nämlich, durch welche Hermes zu „dulden“ gehabt hätte, von „duldender Mühſeligkeit“ und „Leidensgelaſſenheit“, oder doch wenigſtens von Verhältniſſen, die ihn dazu genöthigt, iſt uns bei Hermes überall nichts bekannt geworden. Daß ein Prediger, der Romane ſchreibt, dazumal wohl hier und da Kopfſchütteln erregen mochte, insbeſondere bei ſeinen Amtsbrüdern, lag allerdings ziemlich nahe und wird auch von Hermes ſelbſt mehrfach und ſogar nicht ohne allen Anflug von Selbſtgefälligkeit erwähnt; vgl. den Recenſenten in der Allgem. Deutſchen Bibliothek, Bd. XXXIII. Stück 1. p. 26 flg., über den im Verlauf dieſes Aufſatzes das Nahere. Doch waren dieſe „Neckereien“ viel zu geringfügig und ſind auf Hermes' amtliche Laufbahn erweislicher Maßen zu ſehr ohne Einfluß geblieben, als daß ſelbſt eine Lavater'ſche Phantaſie darin hätte „Leiden“ erblicken können. Und daher eben vermuthen wir, daß Lavater hier eine Verwechslung paſſirt iſt: er hat unſern Johann Timotheus mit einem andern Hermes verwechſelt, einem Johann Auguſt, der, im Jahre 1736 zu Magdeburg geboren, 1822 als Oberhofprediger und Conſiſtorialrath zu Quedlinburg ſtarb, und der in der That, ungefähr um dieſelbe Zeit, da die Hermes'ſchen Romane erſchienen, als Prediger zu Wahren im Mecklenburg'ſchen, allerhand Verfolgungen von Seiten der Orthodoxie zu ertragen hatte, die ihm eine gewiſſe Celebrität bereiteten. Auch dieſer Johann Auguſt hat ſich als Schriftſteller bekannt gemacht, wenn auch freilich nicht als Romanſchreiber; vgl. ſeine Biographie von J. H. Fritſch: Johann Auguſt Hermes nach ſeinem Leben, Charakter und Wirken. Quedlinburg 1827. — Ein dritter Hermes, deſſen Berühmtheit — oder vielmehr Berüchtigtheit — freilich erſt ein paar Decennien ſpäter fällt, iſt dann der Mitverfaſſer des preußiſchen Religionsedictes vom Jahre 1787; mit unſerm Romanſchreiber ſtand derſelbe, wenn wir recht unterrichtet ſind, in naher Verwandtſchaft.

Geſchichtliche Entwicklung der Unterhaltungsliteratur.

Nachdem wir uns auf dieſe Weiſe mit der Perſon unſeres Autors bekannt gemacht haben, wird es an der Zeit ſein, einen Blick auf den Zuſtand zu werfen, in welchem ſich dazumal die Unterhaltungsliteratur bei uns Deutſchen befand, ſowie namentlich auf die Entwicklung, welche der deutſche Roman bis dahin genommen hatte.

Wir müſſen dabei freilich ziemlich weit zurückgreifen, bis in die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts. Denn in dieſer Zeit zuerſt, in Folge der Reformation, begann jenes compacte Intereſſe, jene geiſtige Einheit der Maſſen ſich zu bilden, ohne welche überhaupt kein Publicum zu denken ſteht, und alſo ſelbſtredend auch keine Literatur, die ausdrücklich für das Publicum beſtimmt iſt. Was an Volksbüchern, Schwänken, Märchen vor dieſe Epoche fällt, iſt durchgängig localer Natur, es gehört einzelnen Stämmen, einzelnen Provinzen an; es ſind, ſo zu ſagen, Dialekte. Erſt mit Luther, wie er auch zuerſt eine allgemeine deutſche Schriftſprache begründet, beginnt auch der Begriff eines deutſchen Publicums. Ja ſogar, weil von einer Literatur, genau genommen, erſt da die Rede ſein kann, wo ein Publicum ihr empfangend, theilnehmend gegenüberſteht, ſo dürfte es in dieſem Sinne ſogar erlaubt ſein zu behaupten, daß wir bis dahin wohl eine deutſche Poeſie, eine deutſche Wiſſenſchaft, eine deutſche Gelehrſamkeit gehabt haben, daß aber eine deutſche Literatur, als ſolche, erſt mit und durch die Reformation entſtanden iſt.

Die Unterhaltungsliteratur und die Reformation.

Von der Unterhaltungsliteratur, der eigentlichen Literatur der Maſſe als ſolcher, verſteht ſich das, wie geſagt, von ſelbſt. Wie nun aber war dieſe älteſte Unterhaltungsliteratur beſchaffen?

Es iſt eine bekannte und auch von uns bereits in der Einleitung dieſes Werks beſprochene Thatſache, daß die nächſte und augenfälligſte Wirkung, welche die Reformation auf unſere Literatur ausgeübt, keineswegs eine vortheilhafte, befördernde geweſen iſt. Das unverhältnißmäßige Uebergewicht, welches, in Folge der Reformation, die religiöſen Angelegenheiten im Leben unſeres

Volkes erhalten hatten, mußte nothwendig alle übrigen Beſtrebungen, literariſche wie politiſche, für einige Zeit wenigſtens, beeinträchtigen und verdrängen. Nicht mehr unter den Theologen allein hielt ſich die Theologie: die ganze Nation, oder zum mindeſten die proteſtantiſche Hälfte derſelben, war theologiſch geworden. In allen Gemeinden, allen Gilden, ſelbſt bis in den Schoß der Familien hinein wurden die damaligen Haupt- und Staatsfragen, die Fragen der Transſubſtantiation, der Gnadenwahl, der Buße, der ewigen Strafen ꝛc. verhandelt. Der Prediger war der wichtigſte Mann im Lande; die Innocenze und Gregore der katholiſchen Kirche — unſere reformirten und lutheriſchen Hof- und Stadtprediger des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts gaben ſich, nach Maßgabe ihrer beſchränkteren Verhältniſſe, alle mögliche Mühe, nicht hinter ihnen zurückzubleiben.

Unter dieſen Umſtänden mußte denn auch die Literatur eine ausſchließlich theologiſche Färbung annehmen. Es genügt in dieſer Hinſicht bloß auf die deutſche Lyrik zu verweiſen, die volle hundert Jahre hindurch, von Luther bis Opitz, mit Ausnahme des unkunſtmäßigen, unliterariſchen Volksgeſanges, kaum etwas Anderes aufzuweiſen hat als bloß Geſangbuchslieder. Ja es ſchrieb überhaupt faſt Niemand mehr als bloß Prediger; es wiederholte ſich, was ſchon einmal, nach der erſten Ausbreitung des Chriſtenthums im achten und neunten Jahrhundert, bei uns in weiteſtem Maßſtabe der Fall geweſen war: die Literatur gerieth in den ausſchließlichen Beſitz der Theologen.

Alſo auch die populäre, die Literatur der Maſſen: da wir, in Betracht ihres langweiligen, geiſttödtenden Inhaltes, Unterhaltungsliteratur allerdings nicht wohl ſagen dürfen. — Wie die Geiſtlichen praktiſch die ehemaligen Haus- und Burgpfaffen der katholiſchen Zeit nicht nur erſetzten, ſondern an Macht und Einfluß ſogar noch übertrafen, wie ſie in der Geſtalt von Beichtvätern, geiſtlichen Beiſtänden ꝛc. in den meiſten Häuſern, bürgerlichen wie fürſtlichen, das eigentliche geheiligte Centrum des Familienlebens bildeten: ſo auch wurde, was eine ehrbare bürgerliche Familie, ein wohlbedächtiger Hausvater, ein züchtiges Jungfräulein an erbauender und zerſtreuender Lectüre bedurfte, gleichfalls von der Geiſtlichkeit geliefert. Jene Poſtillen und Gebetbücher, jene güldenen Himmelsſchlüſſel und blühenden Paradiesgärtlein, jene Hoſen-, Perücken- und andere Teufel, jene dramatiſirten Evangelien-Harmonien und Legenden, in deren Hervorbringung die evangeliſche Geiſtlichkeit des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts eine ſo unerſchöpfliche, ſo unglaubliche Fruchtbarkeit bewies, daß man mit den bloßen Titeln noch heutzutage ganze Bibliotheken füllen könnte — wir haben ſie, ſo barok es in unſern Ohren auch klingt, vom Standpunkt jener Zeiten aus in der That als die Grundlage, den eigentlichen Stock und Kern der damaligen — das Wort muß heraus: Unterhaltungsliteratur zu betrachten. Sie bildeten damals den literariſchen Mittelpunkt, um welchen ſich mit Aufmerkſamkeit, ja mit Andacht der häusliche Kreis verſammelte; ſie dienten dem Publicum ſtatt Journalzirkel und Leihbibliothek; in ihnen, mit Einem Worte, fand das literariſche Bedürfniß der Maſſe ſeine Befriedigung.

Geſchichtsbücher und Relationen.

Wiewohl, ehrlich zu ſagen, ſo ganz vollſtändig war dieſe Befriedigung doch nicht. Der Menſch lebt nicht vom Brod allein: und vom Himmelsbrod der geiſtlichen Lectüre nun erſt gar nicht. Wie theologiſch verſunken die Zeit auch war, ſo ganz konnte ſie die Grundtriebe der menſchlichen Natur doch nicht verläugnen, daß ſie des ewigen Predigens und Moraliſirens nicht unterweilen auch ein wenig ſatt geworden wäre, daß ſie nicht hie und da eine Sehnſucht empfunden hätte nach weltlichen Neuigkeiten, nach beluſtigenden Schilderungen, nach Büchern voll Handlung, Bewegung und Abenteueren.

Dieſe Sehnſucht mußte ſich ſteigern, je einförmiger und ſtiller nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges das wirkliche Leben ſelber geworden war und je lebhafter daher, bei der allgemeinen Abſpannung des geſchichtlichen Daſeins ſelbſt, die Nothwendigkeit einer literariſchen Anregung empfunden ward. Zwar hatte inzwiſchen die Literatur ſelbſt ſich aus ihrer theologiſchen Verſunkenheit einigermaßen wieder aufgerüttelt; Opitz, Flemming und Andere hatten die weltliche Muſe wiederum zu Ehren gebracht. Allein alle dieſe Dichter, die vortrefflichſten ſelbſt, waren immer nur Gelehrte, nur Gelehrten verſtändlich, nur auf ihren Beifall bedacht; zur Unterhaltung des Publicums, zur Lectüre des großen Haufens waren ſie viel zu vornehm oder auch, wenn man es lieber hört, viel zu gut. Auch war Alles, was dieſe Zeit in Deutſchland producirte, entweder lyriſcher Natur (nämlich was damals für Lyrik galt) oder geradezu didaktiſch; zum Epos, zur Poeſie alſo des Geſchichtlichen, Thatſächlichen, fehlten ihr Kraft und Muth. Dies erſtreckte ſich ſo weit, daß Opitz, dem man, ſeine poetiſche Befähigung völlig bei Seite geſtellt, doch jedenfalls das Verdienſt nicht abſprechen kann, ein überaus ſcharfes und glückliches Gefühl für den herrſchenden Genius ſeiner Zeit gehabt zu haben, es geradezu als Lehrſatz ausſprechen und behaupten durfte, die Zeit des Epos ſei vorüber und es könne kein epiſches Gedicht mehr in Deutſchland geſchrieben werden!

Aber bei alledem hatte man, wie geſagt, doch Appetit danach, bei alledem ſehnte man ſich doch aus dieſer ewigen Lyrik, dieſer unermüdlichen Lehrhaftigkeit heraus nach der derben, handgreiflichen Speiſe des erzählenden Gedichtes. Einige Zeit hindurch hatte man ſich behelfen mögen, theils mit Erneuerung der alten mittelalterlichen Heldengedichte, in Form von Proſaromanen, theils mit den kleinen kurzweiligen Schwänken der Volksbücher, mit Eulenſpiegel, den Lalenbergern ꝛc., theils auch mit Verdeutſchung (im ſtrengſten Sinne) griechiſcher und römiſcher Klaſſiker, beſonders der Hiſtoriker, eines Livius, Plutarch, Juſtin ꝛc.

Allein auf die Dauer hielt auch das nicht gegen. Dieſe Abenteuer waren zu zahm, dieſe Romantik zu bejahrt — und vor Allem, es blieb immer daſſelbe, es kam nichts Neues hinzu, nichts, was, unmittelbar aus der Gegenwart entſproſſen, dieſe ſelbſt in ergötzlichem Spiegelbild zur Anſchauung gebracht hätte.

Denn darauf im letzten Grunde läuft doch alles literariſche Bedürfniß der Maſſe hinaus: ſie will ſich ſelbſt, in verklärter Geſtalt, in abenteuerlicher Verkleidung, gleichviel — ſie will ſich ſelbſt, ihre Umgebung, die Orte, wo ſie wohnt, die Leute, die ſie kennt, die Zuſtände, mit denen ſie vertraut iſt, in den Büchern wiederfinden: ſo daß alſo in dieſem Punkte (wie noch öfter) der Inſtinkt der Menge mit den Forderungen der Aeſthetik vollkommen übereinſtimmt.

Nun hatte man freilich ſeit Mitte und ſtellenweiſe ſogar ſchon ſeit Anfang des funfzehnten Jahrhunderts die Relationen und fliegenden Blätter, die alle merkwürdigen Vorfälle der Zeit, große wie kleine, Schlachten wie Feuersbrünſte, Todesfälle wie Mißgeburten, ſofort in Vers und Proſa, mit Holzſchnitten und Bildern, männiglich zu wiſſen thaten.

Aber auch dieſe Nahrung war bei Weitem nicht ſolid, nicht maſſenhaft genug die Leſeluſt der Menge zu befriedigen. Im Gegentheil, dieſe Relationen trugen nur dazu bei, den Trieb zur Lectüre zu vergrößern und auszubreiten, ſie ſtachelten die Neugier mehr auf, ſie reizten den Hunger mehr an, als daß ſie im Stande geweſen wären ihn zu ſtillen. Auch entbehrten ſie, je üblicher und verbreiteter ſie wurden, je mehr jenes romantiſchen Glanzes, jener abenteuerlichen Färbung, nach welcher, als dem nothwendigen Aequivalent für die Abſtractionen der geiſtlichen Lectüre, das Publicum vor Allem ſchmachtete; ſie waren, obſchon oft in Verſen, dennoch nackte Proſa — und man wollte buntglänzende Poeſie! ſie waren bloße Begebenheiten, ſelbſt beſten Falls bloße einmalige, plötzlich wirkende, aber eben ſo raſch auch wieder vergeſſene Ueberraſchungen — und man wollte langgedehnte, künſtliche Abenteuer mit romanhafter Verwicklung, dramatiſcher Spannung, unerwarteter, dennoch befriedigender Löſung!

Früheſte Romane.

Und ſiehe da, das fand ſich nun Alles in köſtlicher Miſchung in jenen allegoriſchen Schäfergedichten der Italiener, der Spanier, der Engländer, die ſeit Ende des ſechzehnten, beſonders reichlich aber im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts bei uns eingebürgert wurden; es fand ſich in noch reicherm Maße in jenen galanten und höfiſchen Romanen, mit denen ſeit Anfang deſſelben Jahrhunderts vornämlich die Franzoſen uns beſchenkten und die ſich der damaligen Leſewelt bekannter Weiſe vorzüglich dadurch empfahlen, daß ſie in romanhafter Verhüllung den Zuſtand der damaligen Höfe, das Leben der Großen, die Liebſchaften der Könige, die Intriguen der Günſtlinge abſchilderten. Es fand ſich ferner in den wenigen Büchern, die, wie unſer Simpliciſſimus, den Verſuch machten in originaler, ſelbſtändiger Weiſe die abenteuerliche Bewegung des dreißigjährigen Krieges ſowie überhaupt unſere eigenen deutſchen Volkszuſtände zu ſchildern; es fand ſich endlich, bis zum äußerſten Gipfel des Abenteuerlichen, in jenen Robinſonaden, jenen Entdeckungs- und Seefahrergeſchichten, die nach engliſchen Muſtern ſeit Anfang des vorigen Jahrhunderts in ſo unermeßlicher Fülle bei uns aufſchoſſen und die ja noch bis auf dieſe Stunde das Entzücken unſerer Kinder bilden.

Der moraliſche und der abenteuerliche Roman.

Es würde uns zu weit abführen von unſerem Ziele, wollten wir die einzelnen Stadien, in denen die deutſche Literatur dieſe Anregungen verarbeitet hat, hier des Näheren verfolgen. Es genügt für unſeren Zweck vollkommen, die beiden Elemente gleichſam, die Grundbeſtandtheile, aus denen unſere Unterhaltungsliteratur ſich bildete, feſtgeſtellt zu haben: das *theologiſche*, oder, wie wir es auch nennen dürfen, das *moraliſch didaktiſche*, und, als Gegenſatz und nothwendige Ergänzung zu ihm, das *abenteuerliche*, das *eigentlich romanhafte* Element.

Nun aber ſtellt die Geſchichte keine Gegenſätze auf, es ſei denn, um ſie ſofort auch wieder durch und in einander zu verſöhnen.

Auch die beiden ſo eben genannten Elemente unſerer Unterhaltungsliteratur konnten nicht lange neben einander beſtehen, ohne ſich vielfach zu berühren, ſich neben einander Platz zu machen, ja theilweiſe in einander überzugehen. Die moraliſirende Richtung in den ſatiriſch didaktiſchen Schriften eines Moſcheroſch, Schuppe, Weiſe

u. ſ. w. zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, wie ſie aus den Händen der Geiſtlichen in die cultivirteren, die gewandteren Hände der Humaniſten und Schulmeiſter überging, ließ zugleich von der urſprünglichen theologiſchen Strenge nach und verſchmähte es nicht mehr, den Reiz des Abenteuerlichen, die Würze romantiſcher Verwicklung gleichfalls für ſich in Anſpruch nehmen.

Ebenſo findet auch die abenteuerliche Richtung es für angemeſſen, zwiſchen ihren buntwechſelnden Geſtalten, ihren Ueberraſchungen und Wundern auch der ernſten, lehrreichen Matrone Moral einigen Platz einzuräumen; unter die Liebesgeſchichten der Aramenen, unter die Hof- und Staatsavantüren der Octavien (beide vom Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig, 1669 und 1685) miſchte ſich bereits ſo viel moraliſche Betrachtung, ſo viel Lehre und Erbauung, daß man faſt zweifeln kann, zu welcher Gattung man ſie zählen ſoll, zur didaktiſchen oder zur romantiſchen: bis denn endlich, gegen Mitte des folgenden Jahrhunderts, in Romanen, wie des Herrn von Loen „Ehrlicher Mann am Hofe“ (1740) und ebenſo in den Moſer'ſchen Geſchichten (Der Herr und der Diener, 1759 u. ſ. w.), das Verhältniß ſich ſogar völlig umkehrt und der höfiſch-politiſche Roman weit weniger höfiſch als chriſtlich, weniger politiſch als pietiſtiſch wird. Kurz zu ſagen: die Moral wurde alle Tage romanhafter, die Romane alle Tage moraliſcher.

Die moraliſchen Wochenſchriften.

Aus dieſen Uebergängen entwickelte ſich denn nun endlich ſeit Anfang des vorigen Jahrhunderts eine völlig neue Geſtalt unſerer Unterhaltungsliteratur, eine Geſtalt, in der jene beiden Elemente gleichmäßig verflacht und abgeſchwächt, aber auch beide gleichmäßig enthalten ſind;

die moraliſchen Wochenſchriften, die bei uns zuerſt im zweiten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts auftauchen und bald, in ungeheurer Vermehrung, einen Umfang gewinnen, daß ſie faſt mit jener früher erwähnten Literatur der Himmelsſchlüſſel, Paradiesgärtlein u. ſ. w. in die Schranken treten dürfen. In den moraliſchen Wochenſchriften ſoll die Unterhaltung nie anders als moraliſch, die Moral nie anders als im Gewande der Unterhaltung auftreten; ſowohl die bloße Lehre, als ſolche, als auch die Unterhaltung, die nichts weiter wäre als das, ſollte ausgeſchloſſen ſein. Zweck und Grundlage waren alſo allerdings noch immer didaktiſch, moraliſirend, wir können ſagen theologiſch: aber zu dieſer theologiſchen Grundlage tritt von jetzt ab die äſthetiſche, die unterhaltende, die weltliche Form als ebenſo unerläßliche Bedingung hinzu. Auch iſt es gewiß nicht zu überſehen, daß gerade zu derſelben Zeit, da dieſe Wochenblätter bei uns aufzublühen begannen, die Theologen, genauer die Pietiſten, ein Spener, Francke, Zinzendorf ꝛc. ebenfalls einen neuen und höchſt bedeutenden Einfluß auf das geiſtige ſowohl wie das geſellige und häusliche Leben gewonnen hatten und daß dieſe frommen Männer ſelbſt es keineswegs verſchmähten, ſich der neuen Form auch ihrerſeits zuweilen zu bedienen.

Aus dieſen moraliſchen Wochenſchriften nun, die bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts, ja bis mitten hinein in unſere ſogenannte klaſſiſche Epoche, die Epoche der Klopſtock, Leſſing, Wieland, recht eigentlich die Unterhaltungslectüre unſerer mittleren Stände, die literariſche Nahrung unſerer bürgerlichen Familien gebildet hat, entwickelte ſich, in theilweiſer Anlehnung an frühere Formen, eine neue und höchſt bedeutende Gattung, nicht bloß unſerer, ſondern der geſammten modernen Literatur: der bürgerliche oder Familienroman.

Der engliſche Familienroman.

Der Familienroman iſt die zur Kunſtform erhobene, die gleichſam in ſich ſelbſt conſolidirte, zur poetiſchen Einheit gebrachte moraliſche Wochenſchrift. Wie dieſe, hat er die bewußte und ausgeſprochene Abſicht, gleichzeitig zu unterhalten und zu lehren — oder, wie ein bekanntes und für dieſe Gattung faſt ſprichwörtlich gewordenes horaziſches Motto es ausſpricht: ridendo dicere verum, mit Lächeln Wahrheit zu ſagen. — Beide, die moraliſchen Wochenſchriften wie die Familienromane, weiſen uns auf England hin. In England war es, wo (ſeit 1709) Addiſſon und Steele in ihrem Tattler, ihrem Spectator ꝛc. die erſten Beiſpiele moraliſcher Wochenſchriften, die Väter und Vorbilder unſerer Patrioten, Matronen, Gelehrten, Tadlerinnen ꝛc. aufſtellten; in England war es, wo eine Pamela (1740), eine Clariſſa (1748), ein Grandiſon (1753: alle drei von Richardſon), ein Tom Jones (1750: von Fielding), ein Peregrine Pickle, Roderich Random (1751: von Smollet), dieſe unaufhörlich nachgeahmten, nie erreichten Muſter des Familienromans, zuerſt entſtanden. Beide ſind ächt engliſche Producte, die nirgend anders entſtehen konnten, als in England, hier aber auch mit Nothwendigkeit entſtehen mußten. Wie die Erfindung der Mercures galants, der Almanacs u. dergl. mehr die Zuſtände der franzöſiſchen Geſellſchaft charakteriſirt, ſo gehörte ohne Frage der behagliche Wohlſtand und aus ihm hervorgehend die gleichmäßige ſolide Bildung des engliſchen Mittelſtandes dazu, um ein für die geiſtige Cultur dieſes Standes ſo wichtiges, ſo folgereiches Unternehmen, wie die moraliſchen Wochenſchriften, hervorzubringen. Wie die arkadiſche Poeſie, dieſe (vermeintliche) Wiedergeburt der antiken Welt, nothwendig in Italien entſtehen mußte, wie der höfiſch-galante Roman nirgend anders entſtehen konnte als in Frankreich, dieſem Sitz des modernen Königthums par excellence: ſo konnte auch der Familienroman ſich nirgend anders entwickeln als in dem ernſten, dem tüchtigen, dem freien Boden Alt-Englands. — Auch über dieſen letzteren Punkt, ſo werth er einer genaueren Durchführung auch wäre, müſſen an dieſer Stelle nur Andeutungen genügen.

Auch in England hatte es bekanntlich eine Zeit gegeben, wo Schäferromane und höfiſch-galante Geſchichten an der Tagesordnung waren; die Arcadia des Sidney (1586), der Euphues des Lilly (1579), um von Vielem nur Einiges zu nennen, hatten geraume Zeit hindurch in England und ſogar außerhalb deſſelben den Ton angegeben und zahlreiche Nachahmungen hervorgerufen. Das war die Zeit der Eliſabeth und der Stuarts geweſen, die Zeit, da auch in England das Königthum noch in unerſchütterter Macht und Anſehen ſtand und die Fürſten mit den Rechten des Volks auch hier noch umſpringen durften, wie ihnen beliebte.

Allein dieſe Zeit war längſt vorüber; eine blutige Revolution, der vierzig Jahre ſpäter eine zweite, friedliche, aber um ſo entſcheidendere gefolgt war, hatten den Thron des abſoluten Königthums in England für immer untergraben und den Fels der Volksfreiheit, die Selbſtherrſchaft der Bürger an ſeine Stelle geſetzt.

Auch die Literatur, die ja überall nur die ideale Wiederholung des praktiſchen Völkerlebens iſt, hatte nicht umhin gekonnt dieſen Uebergang mitzumachen. Wie in der Politik auf den Trümmern des geſtürzten Königthums ſich ein freies, ſelbſtändiges Bürgerthum erhoben hatte, ſo mußte nun auch in der Literatur an die Stelle der früheren höfiſchen Elemente gleichfalls ein bürgerliches treten; wie England den erſtaunten Zeitgenoſſen das erſte Beiſpiel eines wahren Bürgerſtaates gab, ſo mußte auch die engliſche Literatur die erſte ſein, in welcher, mit Entfernung aller conventionellen Stoffe, der Bürger ſelbſt, in der vollen Realität ſeiner Häuslichkeit, ſeines perſönlichen und öffentlichen Lebens, Stoff und Inhalt der Dichtung ward.

Es iſt ferner bekannt, daß gerade in England, reiner als anderwärts und namentlich reiner als in Deutſchland ſelbſt, die altgermaniſche Sitte, das ächte deutſche Familienleben ſich erhalten hat — reiner hauptſächlich deshalb, weil dieſem Familienleben in England ein großartiges Staatsleben, wohlthuend, erfriſchend, zur Seite ſteht, während bei uns in der allgemeinen Stickluft unſerer unfreien, unſelbſtändigen Verhältniſſe auch die edle Blüthe des Familienlebens nothwendig dahin welken mußte. Der Engländer, der das ſtolze und doch ſo ächt bürgerliche: mein Haus meine Burg, mit gutem Fug ausſprechen durfte — war es nicht natürlich, daß er dieſes ſein Haus noch mit ganz anderen Liebesblicken betrachtete, es noch ganz anderes werth hielt, ſich noch ganz anders darin vertiefte, als der Deutſche oder auch der Franzoſe, der ſein Haus eigentlich immer nur zur Miethe beſaß, ja den jeder letzte Polizeidiener aus dem Bette holen durfte, bei Tag, bei Nacht, wie es ihm gefällig war?

Weiter: indem nach unſerer obigen Darſtellung der Familienroman gleichſam die höhere Potenz, die künſtleriſche Verklärung der moraliſchen Wochenſchrift iſt, welche wiederum ihrerſeits als ein beſtimmter Abſchluß der Unterhaltungsliteratur überhaupt bezeichnet ward: ſo iſt es ganz folgerichtig, daß auch die beiden Urelemente dieſer Literatur, das theologiſche und das abenteuerliche, oder wie wir ſie auch nannten, das moraliſch-didaktiſche und das romanhafte, in dem Familienroman gleichfalls wiederkehren — wie das zum Theil auch bereits im Obigen ausgeſprochen iſt.

Für Beides nun fand ſich gerade in England, ſo zu ſagen, das günſtigſte Klima. Selbſt abgeſehen von einer gewiſſen angebornen Ernſt- und Lehrhaftigkeit, ſteckte den Engländern noch aus der Zeit ihrer großen religiös politiſchen Umwälzung her ein gut Theil puritaniſchen Blutes im Leibe; auch die leichtfertige Regierung Karl's des Zweiten war nicht im Stande geweſen, daſſelbe völlig zu entfernen, im Gegentheil, es war nur noch dicker, noch zäher, noch widerſtandsluſtiger geworden. Eine Form alſo, die ſelbſt da, wo der Hauptzweck auf Unterhaltung gerichtet war, immer noch eine gewiſſe prieſterliche Salbung, einen gewiſſen Ueberfluß von Moral und guter chriſtlicher Lehre ſogar zur Pflicht machte, mußte gerade ihnen vor vielen Anderen zuſagen.

Aber auch das entgegengeſetzte, das abenteuerliche Element, die romanhaften Ueberraſchungen und Verwicklungen brauchten ſie nicht weit zu ſuchen; ſie brauchten ſie nicht, wie der gute ehrliche deutſche Michel, von franzöſirenden Höfen, aus fürſtlichen Kabinetten, von Seefahrern und Schiffbrüchigen zu entlehnen. Auch hier, abgeſehen von dem (wie man ſagt) angebornen Spleen, den Whims und Seltſamkeiten der Engländer, bot ihr eigenes engliſches Leben in ſeiner praktiſchen Großartigkeit, ſeinen geſelligen Einrichtungen, ſeinen wunderlichen mittelalterlichen Rechten Verwicklungen und Abenteuer genug dar; die Seereiſen, die Colonien, die jüngeren Söhne mit ihrem oft ſo überraſchenden Glückswechſel, bis hinunter zu jenen jungen „Leuten von Stande“, die gelegentlich, die Maske vor dem Geſicht, als Highwaymen die Landſtraßen brandſchatzten und ebenſo gelegentlich wohl auch den Galgen zierten — welche Abwechslungen! welche Seltſamkeiten! welche Abenteuer, überraſchender, unglaublicher, als das verbrannteſte Dichterhirn ſie jemals hätte erfinden können!

Intereſſant iſt es dabei, wie jedes dieſer beiden Urelemente, das moraliſirende wie das abenteuernde, alsbald auch ſeinen beſonderen Repräſentanten in der Literatur findet. Jenes, das moraliſirende, ſentimentale, lehrhafte, wird hauptſächlich durch Richardſon vertreten, den ſchon mehrfach genannten Verfaſſer der Pamela, der Clariſſa ꝛc.; dieſes, das abenteuerliche, ereignißreiche, eigentlich romanhafte, das ſich nun ganz beſonders auch als das komiſche, ſogar das lascive darſtellt, durch Fielding: — bis denn endlich beide ſich in Lorenz Sterne vereinigen, dem Dichter der äußerſten Empfindſamkeit und zugleich der äußerſten Ausgelaſſenheit, dem frömmſten und frivolſten, nachdenklichſten und leichtfertigſten Poeten, einem Poeten, der eben um dieſer Miſchung willen zu den merkwürdigſten und wunderſamſten aller Zeiten gehört, deſſen künſtleriſcher Werth indeſſen noch unendlich höher ſtände, würden die beiden gedachten Elemente von ihm wirklich innerlich unter einander vermiſcht, verſchmolzen, ausgeſöhnt, nicht bloß in ſcharfen, ſpringenden Gegenſätzen äußerlich durch einander gewürfelt.

Hermes' Anfänge als Romanſchreiber.

Nach dieſer ausführlichen Darlegung der geſchichtlichen Momente nun, ſowie im Rückblick auf dasjenige, was bei Darſtellung Abbt's über die veränderte Richtung der deutſchen Literatur im Allgemeinen bemerkt worden iſt, wird es jetzt gewiß keiner beſonderen Erklärung mehr bedürfen, woher es kam, daß der engliſche Familienroman ſich ſofort auch nach Deutſchland verbreitete und hier nicht bloß vom Publicum mit einem Enthuſiasmus, einer Zärtlichkeit aufgenommen ward, die nicht größer gedacht werden konnte, ſondern daß er auch in unſerer Literatur ſelbſt Wurzeln ſchlug, ſo feſt, ſo eigenthümlich, daß wir allen Grund haben, dem Familienroman volles deutſches Bürgerrecht zu gewähren und ihn als eine eigenthümliche und wichtige Gattung unſerer eigenen Literatur zu betrachten.

Daß wir dies können, iſt hauptſächlich das Verdienſt des Mannes, dem dieſe Blätter gewidmet ſind. – Wenden wir uns alſo jetzt wieder zu Hermes zurück.

Als Hermes gegen Ende der funfziger Jahre, beſonders (wie eben erzählt) auf ſeines Lehrers Arnold Anregung, zuerſt den Gedanken faßte, dermaleinſt als Schriftſteller aufzutreten, ſtand der engliſche Familienroman, der Roman der Richardſon und Fielding, bei uns eben in vollſter Blüthe. Schon hatten es die ausgezeichnetſten, die verehrteſten Schriftſteller der damaligen Literatur, z. B. ein Gellert, nicht unter ihrer Würde gefunden, ein Werk, wie die Pamela, nicht nur zu überſetzen, zu bevorworten, zu empfehlen, ſondern ſie hatten es auch ſelbſt nachgeahmt: wie denn namentlich Gellert's Schwediſche Gräfin (1746) als eine erſte Frucht der Pamela zu betrachten iſt.

Was war denn alſo damals natürlicher, als daß auch ein Anfänger, wie Hermes, ſich dieſen engliſchen Muſtern anſchloß? Ja nicht einmal daß er ſich ihnen ſclaviſch anſchloß, daß er ſie nicht bloß nachahmte, ſondern geradezu copirte, geradezu abſchrieb — nicht dies einmal, meinen wir, darf ihm zum Vorwurf gemacht werden. Es iſt der gewöhnliche Weg, auf dem angehende Schriftſteller ſich zu bilden pflegen, daß ſie zuerſt nicht ſowohl den Geiſt, als die Manier, die äußere Form eines beliebten und verehrten Muſters nachahmen; um wie viel mehr müſſen alſo jene ſecundären Geiſter, jene anlehnende Talente ihn betreten, zu denen auch unſer Hermes gehört,

Fanny Wilkes und ihre Kritiker.

So entſtand ſein erſter Verſuch, die ſchon oben erwähnte Geſchichte der Miß Fanny Wilkes, ſo gut als aus dem Engliſchen überſetzt, mit dem Motto: lectorem delectando pariterque monendo, dem Leſer gleichmäßig zur Ergötzung und zur Ermahnung; in zwei Bänden, 1765. Wie weit in dieſem Buche die Nachahmung geht, ſo weit nämlich, daß man es geradezu für ein engliſches Original halten ſollte, beweiſt ſchon der Titel und noch mehr das Titelblatt, auf welchem die Worte ſo gut als mit ganz kleinen Lettern gedruckt ſind: ſo daß es faſt ſchwer hält, ſie nicht zu überſehen. Auch die Wahl des Namens (es war zu eben dieſer Zeit, daß der Prozeß eines berüchtigten engliſchen Pamphletiſten, Wilkes, in und außerhalb England das gewaltigſte Aufſehen erregte; vergl. den Roman ſelbſt I, 3 flg. der dritten Auflage) verräth eine gewiſſe kaufmänniſche Schlauigkeit, eine gewiſſe Speculation auf den äußeren Erfolg, die bei jungen Schriftſtellern zwar ſelten, aber auch noch viel unerfreulicher iſt als bei den alten, ausgelernten.

Als ſeine Muſter bezeichnet Hermes (in der Vorrede zur zweiten Auflage) Richardſon und Fielding. Doch iſt es hauptſächlich der Letztere, deſſen ausſchweifende Erfindungen und lebhafte, hüpfende Darſtellung er hier nachzuahmen ſucht. Von dem Inhalt der Geſchichte ſelbſt iſt es daher auch nicht leicht einen Begriff zu geben, ſo verwickelt iſt dieſelbe, und ſo hat der Verfaſſer ordentlich geſchwelgt in Abenteuern, Ueberraſchungen, Verwechslungen, Knalleffecten aller Art. Es iſt eine engliſche Familien-, ſpecieller Heirathsgeſchichte, mit untergeſchobenen Kindern und verwechſelten Namen, mit Inquiſitionsgreueln und Folterbänken, mit Mördern und Räubern, ingleichen mit einigen ausbündig tugendhaften

Jungfrauen und Junggeſellen, die uns aus der ſchauerlichen Einſamkeit der ſchottiſchen Hochlande in raſchem und mannigfaltigem Wechſel hinüberführt nach Portugal und dann wieder nach England zurück. Wer ſich genauer damit bekannt zu machen wünſcht und doch die beiden Bände durchzuleſen ſcheut, der findet einen recht guten, wenigſtens recht vollſtändigen Auszug davon im erſten Bande der „Bibliothek der Romane“, die J. C. Reichardt zu Gotha, der bekannte Herausgeber des Gothaiſchen Theateralmanachs und anderer ähnlicher Sammelwerke, im Jahre 1782 nach dem Muſter der Pariſer Bibliothèque universelle des Romans (ſeit 1765) unternahm. Unſerm Zweck ſcheint es angemeſſener, ſtatt des ausführlichen Inhalts der Fanny Wilkes eine Probe von der Aufnahme mitzutheilen, die ſie bei der Kritik und weiterhin auch beim Publicum erfuhr. Es iſt dies überhaupt, nach unſerm Dafürhalten, eine Seite, die bisher von der Literaturgeſchichte noch lange nicht hinlänglich beachtet worden iſt. Die Aufnahme, welche ein Buch beim Publicum findet und die ſich, der Regel nach, auch in der Aufnahme abſpiegelt, welche demſelben von Seiten der Kritik zu Theil wird, gehört weſentlich zur Geſchichte des Buches und ſomit zu dem Buche ſelbſt; ſie bildet gleichſam die andere Seite ſeiner Exiſtenz. Hoffentlich, wie das literargeſchichtliche Studium ſich immer mehr losmacht von den äſthetiſchen Vorurtheilen und immer genauer in das Poſitive und Einzelne eindringt, namentlich alſo auch in die Journaliſtik älterer Zeiten, die jetzt noch meiſtens in einer ſo unfruchtbaren wie unverdienten Vergeſſenheit ſchlummert, wird auch dieſe Seite der literargeſchichtlichen Betrachtung mehr und mehr zu ihrem Rechte kommen; man wird es, hoffen wir, mit der Zeit als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes, eine Grundbedingung literargeſchichtlicher Darſtellung betrachten, jedesmal bei Schilderung eines bedeutenden Buches auch die Stimme der gleichzeitigen Journaliſtik darüber zu vergleichen und die Aufnahme zu ſchildern, die daſſelbe bei der Kritik der Zeitgenoſſen gefunden hat.

Indem wir dies auf die Fanny Wilkes anwenden, wollen wir hier zur näheren Charakteriſtik derſelben einige Stellen aus der Beurtheilung einſchalten, welche ſie in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek, im erſten Stück des ſechſten Bandes, pag. 50—53, erfahren hat und die wir ſelbſt, bei genauer Prüfung des Buches, bei aller Trockenheit und trotz des veralteten Tones doch ſo treffend, zugleich ſo ruhig und unparteiiſch gefunden haben, daß wir ihr kaum noch etwas hinzuzufügen wüßten. Zum Verfaſſer hat dieſe Kritik, nach Ausweis der von Herrn Dr. Parthey veröffentlichten „Mitarbeiter an Friedrich Nicolai's Allgem. deutſcher Bibliothek", den bekannten und noch jetzt gern geleſenen Märchendichter Muſäus in Weimar, der auch ſelbſt als Romanſchreiber: Grandiſon der Zweite (1760), Phyſiognomiſche Reiſen (1778) ꝛc., zu ſeiner Zeit nicht unbeliebt war: wie derſelbe denn überhaupt in ſeiner ganzen literariſchen Stellung die Durchſchnittsbildung der damaligen Belletriſtik recht deutlich repräſentirt.

„Anſtatt des ganz verbrauchten Motto auf dem Titel (ſagt Muſäus) hätten wir dem Verfaſſer ein anderes vorſchlagen wollen, dieſes nämlich:

— ex integra graeca integram
comoediam hodie sum acturus;

das würde zu dieſer Nachahmung der engliſchen Romane vollkommen paſſend geweſen ſein. Der Verfaſſer hat ſich nach Richardſon'ſchen und Fielding'ſchen Geſchmack gebildet, das iſt lobenswürdig; aber darin thut er der

Sache zu viel, daß er ganze perſönliche Character aus den engliſchen Romanen in die ſeinigen überträgt. Wer eine Parallele zwiſchen der Geſchichte des Grandiſons und dieſer ziehen wollte, der würde die Perſonen leichtlich aus beiden zuſammenpaaren können. Die Hauptperſon der Geſchichte iſt ein Grandiſon, der aber hier Handſom heißt, ſeine Henriette heißt Jenny, des Handſoms Schweſter Eliſabeth iſt Charlotte u. ſ. w. Der Verfaſſer führt zwar ſeinen Helden durch eine andere Reihe von Begebenheiten hindurch, aber die Character ſind doch in beiden vollkommen einerlei. Das iſt eine Ketzerei, wenn man die Leute ſo umtauft. Die äußerliche Einrichtung iſt vollkommen nach Fielding'ſcher Art, ſo ſind die Kapitel überſchrieben, und ſo ſind auch die Ausſchweifungen, die zu Anfang jedes Kapitels zur Einleitung dienen, ſie laſſen ſich meiſtens wohl leſen, nur einige ſind etwas langweilig. Die Verwickelung iſt zu ſehr gekünſtelt und geht bis zur Verwirrung: der Verfaſſer iſt zu ſparſam mit den Perſonen, einige führen zwei bis drei Namen, dadurch wird er bei ſeinen Leſerinnen, mit denen er ſich in dem Buche ſo oft freundſchaftlich beſpricht, nicht viel Dank verdienen. — Nichts iſt unerwarteter als die Entwicklung, aber ſie hat auch ein gar zu ſeltſames Anſehen. Der Leſer vermuthet eine Hochzeit, die Braut iſt ſchon angeputzt, vor den Traualtar geführt zu werden. Auf einmal bekommt die Sache ein anderes Anſehen, und das ganze Gebäude, das der Verfaſſer ſo mühſam aufgeführt hat, zerfällt gleichſam durch einen einzigen Stoß, wie ein Haus von Karten. Die Fanny Wilkes, ein kleines Märchen, von der das Buch überſchrieben iſt, hat nur eine Nebenrolle; der Verfaſſer hat ſeine Leſer dadurch täuſchen wollen. So würde Richardſon, wenn er gleiche Abſicht gehabt hätte, die Geſchichte des Grandiſons etwa die Geſchichte des weinenden Herrn Orme benennt haben. Wenn inzwiſchen der Leſer durch einen Theil des Titels hintergangen wird, ſo gilt das nicht von dem anderen. Das Buch unterſcheidet ſich von den gemeinen Romanen auf eine vortheilhafte Art und verräth einen Verfaſſer, der nicht ohne Talente iſt. Nur ſcheint er noch jung zu ſein und die Welt und das menſchliche Herz nicht genug zu kennen. Unter andern hat er auch die Grille zu glauben, er könne gut franzöſiſch ſchreiben, daher rückt er ganze Seiten in franzöſiſcher Sprache ein, die ein Franzoſe ſteif finden wird und ein Deutſcher in einem deutſchen Buche nicht ſuchen kann. Inzwiſchen verdient der Verfaſſer alle Aufmunterung, wenn er mehrere Erfahrung wird erlanget haben, ſo kann er einmal ein guter Romanenſchreiber werden, bis jetzt witzelt er noch öfters, wenn er ſcherzhaft ſein will. Zum Empfindungsvollen und Traurigen ſcheint er mehrere Talente zu haben, auch hier wird ihm mehrere Erfahrung lehren, daß die wahre Rührung bloß durch tragiſche Situationen, in denen die Perſonen ihrem Character gemäß handeln, erreichet werde. Dieſe zu erfinden, zeugt vom Genie eines Schriftſtellers; lange Reden und viel Weinen und Schluchzen zu erzählen, koſtet nicht viel Kunſt.

Da man in Deutſchland nöthig hat, jeden, auch ſchwachen Funken des Genie anzublaſen, ſo wünſchen wir, daß der Verfaſſer durch obige Erinnerungen ſich nicht abſchrecken laſſe, ſeine Kräfte in einem Felde noch länger zu verſuchen, welches zu bearbeiten er nicht ganz ungeſchickt zu ſein ſcheint.“

Andere Beſprechungen finden ſich in den Göttingiſchen Anzeigen 1766, Nr. 46., in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, Bd. II. St. 2. p. 355. u. ſ. w.;

vergl. die Vorrede zur zweiten Auflage der Fanny. Eine beſonders ungünſtige enthielt die Berliner Voſſiſche, die damals, wenn ſie auch keine Leſſinge mehr zu Mitarbeitern hatte, doch immer noch eine kritiſche Stimme von Einfluß war. Das eigentlich entſcheidende Organ jedoch war die obige Nicolaiſche Bibliothek. —

Inzwiſchen, wie viel die Herren Recenſenten auch an dem Erſtlingswerk des jungen Dichters noch auszuſetzen hatten: dem Publicum, das hier mit Vergnügen die Manier ſeiner Lieblingsſchriftſteller nachgeahmt ſand, ſogar bis zur Täuſchung, behagte es deſto beſſer. Schon zwei Jahre darauf (1769), konnte eine neue Auflage erſcheinen, der noch 1781 eine dritte, unveränderte (wogegen die zweite bedeutende Umarbeitungen erfahren hat) nachfolgten. Auch wurde das Buch ins Holländiſche überſetzt (1789), wie auch ſchon früher (1779) ein franzöſiſcher Auszug davon erſchienen war.

Entſtehung der Sophie.

Was dagegen den jugendlichen Verfaſſer ſelbſt betrifft, ſo ſcheint er die Ausſtellungen der Kritik ſich denn doch mehr zu Herzen genommen haben, als er ſonſt pflegte oder wenigſtens als er ſelbſt merken zu laſſen liebte. Denn auch dieſes gehört zu Hermes' Eigenthümlichkeiten und iſt charakteriſtiſch für den völlig rohen, völlig empiriſchen Standpunkt, den er als Dichter einnimmt, daß er überall eine gründliche Verachtung der Kritik an den Tag legt und die Recenſenten, mit der Breite, die er liebt, durchweg nur als eigenſinnige, grillige, kopfverdrehte Leute darſtellt, die im Grunde ſelbſt nicht wiſſen, was ſie wollen, ja die nur ihre Luſt daran finden, die Producte Anderer mit hämiſchem Zahne zu zerfleiſchen. —

Wiewohl Einiges davon auch auf den Geſchmack der Zeit im Ganzen kommt. Die literariſche, insbeſondere die belletriſtiſche Kritik war dazumal noch etwas ſo Neues, ſo Ungewohntes in Deutſchland, man war ſich noch ſo wenig bewußt, daß Theorie und Praxis, Kritik und Production, als ergänzende Aeußerungen einer und derſelben geiſtigen Entwicklung, innerlichſt zuſammengehören, daß es im Gegentheil etwas völlig Hergebrachtes war, der ſtehende Witz gleichſam der damaligen Literatur, die Kritik zu verhöhnen, und die Recenſenten, als ſchwarzgallige, bärbeißige Federfuchſer, nach Kräften lächerlich zu machen. — Wir brauchen unſere Leſer nicht erſt aufmerkſam zu machen auf die merkwürdige Uebereinſtimmung, die in dieſer Hinſicht zwiſchen den Autoren dieſer Epoche und denjenigen ſtattfindet, die es ſich ſpäterhin zum ausdrücklichen Geſchäfte machten, dieſelben zu bekämpfen und in ihrer ganzen nüchternen Armſeligkeit, ihrer hausbackenen, proſaiſchen Verſtändigkeit, als kalte, unpoetiſche Seelen, dem Gelächter des Publicums preiszugeben — den Romantikern. Nur bemerken wollen wir, daß dieſe Aehnlichkeit keineswegs die einzige iſt und daß das alte Sprichwort vom Splitter und Balken auch hier zu ſeinem guten Rechte kommt. —

Dennoch, wie geſagt, ſcheinen die Ausſtellungen, welche die Kritik an der Fanny Wilkes gemacht hatten, für Hermes nicht verloren geweſen zu ſein. Es war richtig, er ſah es ein: als bloßes Uebungsſtück, als bloßer Verſuch ſich in die Form einzuarbeiten, mochte eine ſo craſſe, ſo unmittelbare Nachahmung, wie die Fanny Wilkes, allenfalls geſtattet geweſen ſein; einem Erſtlingsſchriftſteller, einem Anfänger mochte es vergeben ſein, ſich ſogar durch eine Täuſchung (ſo gut wie u. ſ. w.) beim Publicum eingeführt zu haben. Das Gedränge war groß, damals wie jetzt; damals wie jetzt hatte das deutſche Publicum mehr Zutrauen zu fremden Schriftſtellern, als zu ſeinen eigenen, las lieber Ueberſetzungen als Originale — es mochte ihm vergeben ſein.

Nun aber galt es, die zweideutig erworbene Gunſt durch offene, ſelbſtändige That auch fernerhin zu behaupten; es galt, in die fremde Form, die er ſich ſo glücklich angeeignet hatte, eigenen deutſchen Inhalt zu füllen und nicht mehr einen engliſirenden, ſondern einen wahrhaft deutſchen Familienroman herzuſtellen, einen Roman, ſpielend auf deutſchem Boden, in deutſchen Verhältniſſen, voll deutſcher Sitte, belebt von Figuren deutſchen Blutes, deutſcher Denkart!

Und hier nun muß ich den Leſer erſuchen, ſich an jene kurze und trockne Skizze zurückzuerinnern, welche ich oben von Hermes' äußeren Lebensumſtänden mitgetheilt habe: vielleicht daß einzelne geringfügige Umſtände dieſes trivialen Lebensganges jetzt weniger einförmig, weniger trivial erſcheinen, indem wir einſehen lernen, daß dieſelben in der That nothwendig waren und weſentlich beigetragen haben, gerade Hermes zu dem zu machen, was er geworden iſt: der Verfaſſer des erſten originalen deutſchen Familienromans und ſomit alſo der erſte Schriftſteller in einer Gattung, die noch bis in das laufende Jahrhundert hinein die Hauptnahrung unſrer Leſewelt gebildet hat, ja die ſelbſt in dieſem Augenblick noch nicht völlig bei uns ausgeſtorben iſt.

Da fällt denn zuerſt der Umſtand ins Gewicht, daß Hermes gerade Theologe war. Der geſammten Unterhaltungsliteratur, wie ſie ſich bis dahin bei uns entfaltet hatte, lag, wie wir wiſſen, ein weſentlich und urſprünglich theologiſches Element zu Grunde. Wobei auch wohl daran erinnert werden mag, daß faſt alle Schriftſteller von Bedeutung, die bis Mitte des vorigen Jahrhunderts bei uns auftraten, die volksthümlichen, die eigentlichen

Lieblingsdichter der Nation, ein Gellert, Klopſtock ꝛc. alle urſprünglich von der Theologie ausgingen: wogegen die Poeſie unter den Händen eines Hallers (des Arztes), eines Hagedorn (des Juriſten) ꝛc. alsbald eine völlig verſchiedene Richtung annahm: bis dann endlich Leſſing, bewußter Weiſe mit der Theologie brechend und ſich mit freiem Entſchluß und klarer Einſicht nur der Literatur, der Wiſſenſchaft als ſolcher widmend, auch hierin den Grundſtein eines neuen Zeitalters legte. — Und nun gar die theologiſche Breite, dieſe moraliſchen Betrachtungen, dieſe ganze paſtorale, ſalbungsvolle Beredtſamkeit, die der Familienroman bedurfte, ſo nothwendig, ſo unerläßlich, wie der Fiſch das Waſſer, in dem er ſchwimmt — wo hätte man ſie hernehmen wollen, wem hätte ſie zu Gebote geſtanden, als allein einem theologiſch Gebildeten?! — Wende man nicht ein, daß Richardſon, der Schöpfer dieſer ganzen Gattung, ſelbſt nur ein armer Buchdruckergeſelle geweſen: in dem engliſchen Leben überhaupt lag, wie oben angedeutet, theologiſches, ja puritaniſches Element genug, um auch jedem Laien ohne Weiteres eine gewiſſe geiſtliche Färbung zu geben. —

Als ein zweiter, nicht geringer Vortheil für Hermes zeigt ſich ſodann auch ſeine langjährige Hauslehrerſchaft. Denn durch ſie war ihm Gelegenheit verſchafft, das Innere des Familienlebens auf mannigfache Weiſe, in verſchiedenartigen Verhältniſſen, gründlich kennen zu lernen und ſowohl in die Entwicklung jugendlicher, beſonders auch weiblicher Gemüther, als überhaupt in die häuslichen Zuſtände der damaligen deutſchen Welt belehrende und poetiſch anregende Blicke zu thun.

Drittens aber wurde ſein Unternehmen auch durch die Landſchaft begünſtigt, in welcher Hermes, wenn nicht den größten, doch jedenfalls den wichtigſten, den folgereichſten Theil ſeiner Jugend, ja ſeines Lebens, ſeine eigentlichen Lehr- und Bildungsjahre zugebracht hatte, ſowie durch die Zeit, in welche dieſer Aufenthalt gefallen war: die Provinz Preußen während des ſiebenjährigen Krieges.

Die Provinz Preußen während des ſiebenjährigen Krieges.

Die Provinz Preußen zeichnete ſich ſchon damals vor vielen anderen Gegenden Deutſchlands durch die Kernhaftigkeit und Selbſtändigkeit ihrer Bewohner aus: es waren (ein argumentum ad hominem, aber gewiß ein unverächtliches) die Väter jener Männer, die zu Anfang unſeres Jahrhunderts die preußiſche Monarchie vom Untergange zurückreißen, die Großväter derjenigen, die in den jüngſtvergangenen Tagen das geſammte Vaterland durch ihr Beiſpiel, ihren Vorgang zu neuem politiſchen Leben, zu Männlichkeit und Bürgerſinn aufwecken ſollten. — Von fremden Elementen nicht bloß umgeben, ſondern zum Theil ſelbſt davon durchzogen, hatte ſich der Gegenſatz des deutſchen Lebens hier um ſo kräftiger, um ſo nachhaltiger aus ſich herausarbeiten müſſen; deutſche Bildung, deutſche Sitte, deutſches Familienleben, tagtäglich von fremden Einflüſſen bedroht, hatten, in inſelartiger Abgeſchiedenheit, um ſo tiefere Wurzeln ſchlagen, um ſo geſundere, ſtämmigere Zweige treiben müſſen. Auch fehlten hier jene zahlloſen kleinen Höfe, die in Süd- und Mitteldeutſchland, entnervend, entſittlichend, auf das Bürgerthum einwirkten; ſelbſt dem Berliner Hofe war man eben fern genug, um ſich von dem Glanz, der dieſe Stätten irdiſcher Hoheit zu umgeben pflegt, nicht blenden, von den Vortheilen nicht locken zu laſſen. —

Man erwäge ferner die Lage und Beſchaffenheit des Landes. An den Küſten blühende Handelsſtädte, ausgebreitete Seefahrt, ein wohlhabender, ja reicher

Kaufmannsſtand (denn es iſt wohl in Anſchlag zu bringen, daß Polen damals noch ſelbſtändig war und daß noch keine kaiſerlich ruſſiſche Grenzſperre die Adern des preußiſchen Wohlſtandes unterbunden, wenn nicht gar zerſchnitten hatte) — im Binnenlande dagegen Ackerbau, Landwirthſchaft, kleines bürgerliches Gewerbe; dort ein buntes Gemiſch von Nationen, Engländer, Franzoſen, Ruſſen, Schweden, den Blick erweiternd, eine bewegte und geiſtreiche Geſelligkeit verbreitend — hier im Binnenlande wenig Verkehr, iſolirte Lage und dadurch das häusliche Leben innerhalb der Familie um ſo inniger, um ſo tiefer ausgebildet — man erwäge dies Alles, ſage ich, und man wird uns beiſtimmen, indem wir behaupten, daß, um deutſches Bürgerleben und deutſche Familienſitte zu ſtudiren, es nirgends damals eine beſſere Schule gab als in Preußen.

Und dieſe ſo eigenthümliche, ſo ächt deutſche Landſchaft ſah ſich nun zu alledem durch den ſiebenjährigen Krieg in eine Lage verſetzt, die ſchlechthin als eine abenteuerliche bezeichnet werden muß. Man entſinnt ſich, daß Oſtpreußen, ſeit der Schlacht bei Großjägerndorf (1757), alſo faſt die ganze Dauer des ſiebenjährigen Krieges hindurch, ſich bald ganz, bald theilweiſe in ruſſiſchen Händen befand — als erobertes Gebiet? als ruſſiſche Provinz? Niemand wußte es. Allerdings hatte ein ruſſiſcher Gouverneur ſich in Königsberg von Bürgerſchaft und Behörden ſchwören laſſen: aber wie das Kriegsglück wechſelte, oder auch wie die Intriguen am petersburger Hofe, die Launen einer Eliſabeth, eines Peter des Dritten ꝛc. ſich änderten, kamen die ruſſiſchen Truppen und gingen, kehrten wieder und zogen ab, bekämpften und beſchützten, bald feindlich, bald freundlich.

Es war ein wunderlich gemiſchter Zuſtand, nicht rechter Friede und nicht rechter Krieg, militairiſche Gewahrhaft dicht neben ungeſtörter bürgerlicher Ordnung, Kriegsſcenen mitten in ruhigem Handel und Wandel, plündernde Koſaken zwiſchen fleißigen Bürgern — ein abenteuerlicher, barocker Zuſtand, ein Zuſtand (mit Einem Worte), wie ein Romanſchreiber ihn ſich niemals beſſer wünſchen konnte, da er ja ſchon an ſich ſelbſt einem völligen Romane glich. Es iſt ein ziemlich allgemeines Schickſal nicht bloß der deutſchen Politiker, ſondern namentlich auch der deutſchen Poeten, den Wald nicht zu ſehen vor den Bäumen: ich meine, nach künſtlichen und mühſamen Mitteln, entlegenen und fremdartigen Stoffen zu greifen, ſtatt wie Altmeiſter Goethe räth, nur friſch hineinzugreifen ins Leben ſelbſt — „und wo Du's packſt, da iſt's intereſſant." Je ſeltener dieſe Unmittelbarkeit, und ſogar nur das Auge dafür, bei unſeren deutſchen Dichtern iſt, um ſo mehr Ehre macht es Hermes, die künſtleriſche Conſtellation dieſer oſtpreußiſchen Verhältniſſe erkannt und ſeinen Roman mit ſicherm Griff gerade in dieſe ſo überaus vortheilhafte Umgebung, nach Preußen, in die Zeit der ruſſiſchen Occupation, verſetzt zu haben. An der Ausführung läßt ſich natürlich außerordentlich viel vermiſſen; der Gedanke ſelbſt aber war ohne Widerſpruch ein höchſt glücklicher und hat, als ſolcher, auch zu der großen Verbreitung des Buches gewiß nicht wenig beigetragen.

Sophien's Reiſe von Memel nach Sachſen.

Wenden wir uns jetzt zu dieſem ſelbſt. Es erſchien zuerſt im Jahre 1770 zu Leipzig unter dem Titel: Sophien's Reiſe von Memel nach Sachſen. Der zweite Theil erſchien noch in demſelben Jahre, der dritte 1771. Der vierte und fünfte (und letzte der erſten Ausgabe) kam 1772. Der Name des Verfaſſers war nicht genannt; im Gegentheil gab Hermes ſich in Vorreden und Anmerkungen eine etwas kokette Mühe, die Vermuthungen des Publicums irre zu leiten. — Die Form des Romans iſt die Briefform, eine Form alſo, die damals durch Richardſon, ſo zu ſagen, die muſtergiltige, die Modeform des Romans geworden war, und die ſich auch in der That, wegen ihres ſubjectiven Charakters, zur Schilderung von Gefühlen und inneren Zuſtänden am Beſten eignet. Daher iſt dieſelbe denn auch von dieſem ganzen ſentimentalen Zeitalter, von Gellert an, literariſch wie praktiſch mit ungemeinem Fleiß cultivirt worden: bis endlich Goethe, in den Briefen des jungen Werther, auch dieſer Richtung Abſchluß und Vollendung giebt. —

Nun endlich zum Inhalt unſeres Buches.

Sophie iſt die Tochter eines Herrn von Hohen**, den ſie jedoch bereits in früheſter Jugend verloren hat. Die Wittwe E. in Memel, wiewohl ſie zwei eigne Kinder beſitzt, eine Tochter, die an einen Major F. nach Sachſen hin verheirathet, und einen Sohn Karl, der ganz und gar verſchollen iſt, hat Sophien an Kindesſtatt zu ſich genommen, und aufs Liebevollſte für ihre Erziehung und Ausbildung geſorgt. Aber Sophie hat dieſe Liebe auch belohnt; ſie iſt ein vortreffliches Frauenzimmer geworden, ſittſam, fleißig, dabei witzig und beleſen. Nun lebt die Wittwe E. in Sorgen um gewiſſe wichtige Papiere, welche ſie noch vor ihrem Tode ihrer Tochter, der Majorin in Sachſen, einzuhändigen wünſcht. Aber ſie ſelbſt iſt ſiebzig Jahre, die Straßen, in Folge des Krieges, unſicher — wem ſoll ſie die Beſorgung dieſer wichtigen Documente anvertrauen?

Da fügt es das Glück, daß ein Bruder von Sophien, von dem ſie jedoch ſeit ihrem vierten Jahre getrennt geweſen iſt, nach Memel kommt, ſie zu beſuchen; er iſt ruſſiſcher Officier und reiſt zur Armee nach Schleſien. Dieſe Gelegenheit ergreift Sophie: ſie will, im Schutz ihres Bruders, perſönlich nach Sachſen reiſen und die Tochter ihrer Wohlthäterin aufſuchen, um ihr die mehrerwähnten Schriften einzuhändigen.

Die Reiſe geht vor ſich: **Mai 1761.** Aber ſchon auf der erſten Station ſieht der Bruder ſich genöthigt, einen höheren Officier nach Warſchau zu begleiten; er heißt die Schweſter inzwiſchen ihre Reiſe ruhig fortſetzen, in Königsberg werde er gewiß wieder mit ihr zuſammen treffen.

So hätten wir Sophien denn nicht bloß auf dem Poſtwagen, ſondern wir haben ſie auch allein, ohne Schutz, allen Mühſeligkeiten preisgegeben; die Abenteuer ſind alſo eingeleitet.

Auch bleiben ſie nicht lange aus. Die Reiſegeſellſchaft iſt ziemlich zahlreich: eine reiſende Pietiſtin, ein edelmüthiger armer Jude, ein windbeutelnder Franzoſe und Andere, die alle mit ihrem Ausſehen, Manieren, Geſprächen u. ſ. w. ausführlich und zum Theil nicht ohne Glück geſchildert werden. Folgende Stelle mag dienen, den Leſer in den Ton des Ganzen einzuführen und ihn an jene lebendige, aber derbe und unkünſtleriſche Naturtreue zu gewöhnen, der wir bei Hermes nur zu häufig begegnen werden; die Seltſamkeiten der Schreibart ꝛc. gehören natürlich dem Originale an, das wir, weil auch dergleichen kleine Aeußerlichkeiten mit zu dem Coſtüm jener Zeit gehören, auch in dieſem Punkte nicht ändern zu dürfen glaubten.

„In Prökelz (ſchreibt Sophie an ihre Pflegemutter I., 6 ſq.) ſtieg eine Frau aus Memel auf die Poſt. Sie ließ ſich mit einem Geiſtlichen, (wenigſtens glaube ich, daß es ein Geiſtlicher iſt, obgleich ich ihn bisher für einen Arzt gehalten hatte), in ein Geſpräch ein, indem ſie ſo chriſtlich redete, daß ich mich wunderte, eine Perſon, die einer ſolchen Erkenntnis und Glaubensfreudigkeit ſich rühmen konte, bisher nicht gekannt zu haben. Sie beſtrafte den Geiſtlichen, und mich, wenn wenn wir bey der Gefar, umzuwerfen, ein wenig ängſtlich waren. „Man müſſe, ſagte ſie, ſeiner Sache gewiß ſeyn; die Furcht ſey allemal ein Zeichen eines knechtiſchen Gemüths.“ Der Geiſtliche hörte bald auf mit ihr zu ſprechen, und hatte mit einem Juden, der hinten im Wagen ſaß, und den unſere Gefährtin bekehren wollte, über die neuere Geſchichte dieſes Volks eine Unterredung, in der ich viel lernte, und über welche jene ſanft einſchlief. Gegen Abend kam das ſchreckliche Ungewitter, das auch Sie, meine treue Mutter! ſehr bekümmert haben mag. Unſre Reiſegefährtin erwachte, und bezeigte, je mehr das Wetter über uns kam, eine beynah heydniſche Furcht. Ich glaubte, der Geiſtliche würde hier ſeiner Zeit wahrnehmen: aber er ſchwieg. Ich konte nicht ſchweigen; ich fragte ſie, wo denn jetzt ihr Vertrauen auf Gott wäre? aber ſie gab mir zur Antwort: „es ſey frech eine ſolche Empörung der Natur, die ohne Zweifel ein Werk des Satans wäre, nicht zu fürchten.“ „Jude“, ſagte ſie hierauf, „fürchteſt Du dich denn nicht vor dem Donnerwetter?“ „Ich fercht mir vor Gott“, antwortete der Jude; und ich geſtehe, daß mir das ungemein gefiel. Der Geiſtliche bat hierauf, daß wir ſingen möchten, und ſchlug das Lied vor: „Wunderbarer König ꝛc.“ ſagte mir aber leiſe, daß wir, um dem Juden keinen Anſtoß zu geben, den letzten Vers weglaſſen wollten. Wir ſangen, und — ſollten Sie es glauben, der Jude konnte ſeine Thränen nicht halten. Gegen den Morgen verrichtete er ſein Gebet mit gewiß nicht verſtellter Andacht und unſre Chriſtin ſprach kein Wort mehr. — Wie geht es mir ſo nahe, ſolche Bekenner unſrer

Religion zu ſehen, die der guten Sache ſo nachtheilig ſind! In einem verwüſteten Dorfe ſprach eine Frau, die von Huſaren unbarmherzig zerſchlagen war, uns um ein Almoſen an. Unſre Gefährtin gab ihr nichts und ſagte trocken: „das kommt davon her, wenn ihr Leute euch der Schickung Gottes widerſetzen wollt, und gegen die Feinde nicht liebreich ſeyd.“ Die Frau empfing mit Thränen was wir ihr gaben; der Jude ließ nicht ſehen was er ihr reichte: aber indem der Wagen fortfuhr, und der Jude ſich wieder ſetzte, hob ſie mit rührenden Geberden die Hand in die Höhe, und zeigte mir ein Goldſtück. Die Chriſtin ward feuerroth und ſagte: „Wer weiß welchem Chriſten der Schelm das geſtohlen hat?“ Wie lieblos und beleidigend iſt das!

Aber dieſe böſe Frau ward beſtraft. In einem Dorf wo wir bald darauf eintrafen, ließ ſie (denn ſie ſcheint eines Handelsmanns Frau zu ſeyn) einige mit Hanf beladne Wagen abpacken. Die beyden Arbeitsleute, die ſie gebraucht hatte, foderten jeder zwey Schustak (Eyn Schustak macht $^1/_{15}$ Rthlr.).

„Mein Gott“! ſagte ſie, „ſeyd Ihr Chriſten? Mich ſo heidniſch zu überſetzen? oder wenn Ihr euch auch der Sünde nicht ſcheuet: ſo ſolltet Ihr euch der Schande fürchten!“ Sie ſagte noch viel mehr, bis der Eine ſie unterbrach: „O Frau“, ſagte er, „Sie wiſſen nicht, was das heißt, fünf hülfloſe Kinder zu haben.“ „Ey“, antwortete ſie, „warum lauft ihr ſo zuſammen wie das Vieh? Ihr wollt in euren Ehen nur eure Wolluſt befriedigen, und hernach habt ihr die armen Kinder, die Früchte eurer Lüſte, auf dem Halſe. Ich bin funfzehn Jahre eine Frau, aber ich habe nur Ein Kind: man muß die Zeiten prüfen und Gott nicht verſuchen. Wenn ihr beten und arbeiten möchtet: ſo würde Gott euch und eure Kinder ſegnen.“ „O“ erwiederte der Mann, „ich dachte, Gott, der den

Mund meiner Kinder geſchaffen hat, würde auch Brod ſchaffen.“ Sie fuhr fort mit vieler Härte die erbaulichſten Dinge zu ſagen, und nach vielem Drängen zahlte ſie endlich mit der Verſichrung „es ſollte nicht bis an den dritten Erben kommen“, das gefoderte Geld. „Nu Frau“ ſagte hier der Träger der bisher geſchwiegen hatte, „Sie hat uns auch ſo eine ſchöne Ermahnung gehalten, daß ichs nicht umſonſt begehren kann. Sie iſt ganz heiſer geworden, trinke Sie einmal.“ Zugleich warf er ihr die zwei Schustak hin, lachte höniſch, und ging fort. Hier lächelte auch der ſonſt ernſthafte Jude, und gab ihr einen Timpf ($^1/_5$ Rthlr.) und unſre Rederin ſchimpfte auf die ungeſitteſte Art, ſteckte aber in Gedanken (denn ich kann nicht glauben, daß ſie ſo niederträchtig iſt es wiſſend zu thun) das Geld in den Sack. . .“

Aber das meiſte Intereſſe unter allen Mitreiſenden erregt Sophien doch ein fremder, etwas geheimnißvoller Herr, anfangs unter dem Namen Herr Selten eingeführt, ſpäter als Herr Leſſ.. erkannt. Derſelbe zeichnet ſich ſowohl durch ſein feines, vornehmes Benehmen, die Geſchicklichkeit und Sicherheit, mit der er die Unterhaltung zu lenken und einzelne intereſſante Fragen, wie über die Ehe, den Zweikampf ꝛc. Geſprächsweiſe abzuhandeln verſteht — als ganz beſonders durch den ritterlichen Muth aus, mit welchem er Sophien gegen die Zudringlichkeit eines gewiſſen Majors ſchützt, eines Ruſſen, an den ihr Bruder ſie empfohlen hatte. In Inſterburg müſſen die Reiſenden, wegen Mangel an Pferden, über Nacht liegen bleiben. Im Gaſthof iſt wenig Raum; dennoch iſt Sophie ſo glücklich, ein eigenes Zimmer zu bekommen, das ſie aus Vorſorge von außen verſchließen läßt. In der Nacht erwacht ſie . . .

Allein dieſe Scene, da ſie die wichtigſte des ganzen Buches, der Urſprung der ganzen romantiſchen Verwirrung iſt, wird wohl am Beſten wieder mit Sophiens eigenen Worten geſchildert. Sie ſchreibt an ihre Mutter (I. 63 fgg.):

„Ich erwachte zur Mitternacht aus einem angenehmen und ſehr feſten Schlaf, und ſah, daß mein Nachtlicht verloſchen war. Sie wiſſen, daß ich die Schwachheit habe, im Finſtern nicht ſchlafen zu können.“

„Ich beſann mich, auf dem Tiſch ein Feuerſchlos geſehen zu haben. Ich ſtand alſo auf, und fand, indem ich das Papier an das Licht brachte, daß es nicht erloſchen, ſondern ordentlich abgeſchneuzt war. Bedenken Sie daß ich die Stube abgeſchloſſen hatte, und ſtellen Sie ſich denn mein Schrecken vor!“

„Ich fuhr wie ein Bliz ins Bett, und hatte nicht das Herz, ein Fenſter, das offen ſtand, zuzuziehen. Nachdem ich mich lange unglaublich geängſtet hatte, beſtrafte ich meine Thorheit, und beredete mich, daß ich ſelbſt, halb ſchlafend, das Licht ausgelöſcht haben konte. Die Angſt hatte mein Blut in die heftigſte Wallung geſezt; jezt wolte ich ſchlafen, weil ich ruhiger war; und, da ich . . . wie Sie wiſſen, das Küle der Nacht nicht wol ertragen kan; ſo zog ich das Fenſter an. Indem ich zurückkam und vor dem Tiſch vorbei ging, ſah ich, daß das Licht vorher ſchon viel weiter herabgebrant war, als in der kurzen Zeit meines Entkleidens möglich geweſen war. Zitternd, von noch gröſſrer Angſt, ſtieg ich alſo wieder in mein Bette — aber o Himmel! wie erſtarrte ich, als ich auf demienigen Bette, das am untern Teil des meinigen ſtund, ganz deutlich einen Menſchen im Schlafrock liegen ſah.“

„Mich überfiel ein ſo heftiger Froſt, daß meine Zäne laut zuſammenſchlugen. Ich betete, Gott ſollte mich retten; aber ich konte mein Gemüt nicht zur Ruhe bringen; denn ich bin nie einer Mannsperſon ſo nahe geweſen. Ich war gänzlich hülflos, und überdem (wie mein Durſt mich ſogleich erinnerte) eingeſchloſſen. Es iſt unmöglich Ihnen zu ſagen, was ich ausſtand. Bald bemächtigte ſich die Gewisheit des göttlichen Schutzes, mit der ich eingeſchlafen war, meines ganzen Herzens; ich hörte dann auf zu zittern. Bald glaubte ich, die Magd habe meine Ehre an irgend einen Böſewicht verkauft, weil dieſer Menſch ſchlechterdings von ihr den Schlüſſel bekommen haben mußte. Bald glaubte ich, dieſer Böſewicht könne ſich ſchon am Tage hereingeſchlichen haben. Und dann empörte ſich meine ganze Natur in einem ſo entſetzlichen Grauen, daß ich nicht begreife, wie ich eine ſolche Zerrüttung habe überleben können."

„Je mehr ich mich bemühete ſtille zu liegen, deſto fürchterlicher ward alles. „Dies iſt eine Stille des Grabes!" das fiel mir auf einmal ſo wörtlich ein, als wenns mir wäre zugerufen worden. O Gott, welche entſetzliche Angſt empfand ich hier! Ich glaube, daß das Mark in meinen Knochen ſich bewegte. Und was über alle Beſchreibung geht, das iſt, daß ich in dieſer tiefen Stille keinen Odemzug dieſes Menſchen hörte. Neben einem Todten zu liegen — das iſt freylich das ſicherſte, was ſich für mich damals denken lies, aber mir war es ſchrecklicher als die Hölle."

„In einer wahren Verzweiflung, und nachdem ich lange genug gehorcht hatte, ob ich nicht irgend eine Lebensbewegung hören würde, entſchlos ich mich endlich, die möglichſte Höhe der Angſt, um der Qual los zu werden, auf einmal zu erfaren. Ich richtete mich in die Höhe, neigete mich über den Kopf dieſes Menſchen, hörte keinen Hauch — und ward wie vom Wetterſtral gerührt, als er auf einmal träumend beide Arme über ſich zuſammen ſchlug."

„Ich fiel leblos zurück. Ich hatte nicht das Vermögen, zu ſchreien, nahm aber meine letzten Kräfte zuſammen, die Decke feſt über mich her zu ziehen. Hier glaubte ich erſticken zu müſſen — bis ich mich unſinnig zu dem allerverwegenſten Unternehmen entſchlos. O ich ſchäme mich es Ihnen zu ſchreiben — ich entſchlos mich, aus dem Fenſter hinabzuſteigen, weil ich auf keine andre Art der Gefar entgehen konte. Zwar fühlte ich ſchmerzlich die neue Gefar, der ich mich ausſetzte: aber Sie werden hernach ſehen, daß mein Körper in einem erbärmlichen Zuſtande geweſen ſein mus.“

„Sinnlos ſtand ich demnach auf, ging, (wie ich glaubte) leiſe an dasjenige Fenſter, das dem Licht am nächſten war, und öfnete es.“

„Hier ſah ich, daß bey einer ſolchen Höhe das Hinausſteigen ſchlechterdings nicht möglich war. Ich blieb, wie verſteinert, ſtehn. Die Furcht und ein kalter Nachtwind machten, wenigſtens ſchien es mir ſo, daß mein Blut in allen Adern zerrann, da ich überdem nur einen leichten Rock und die Schnürbruſt anhatte, und am Halſe leicht bedeckt, und an den Füßen ganz blos war.“

„Ich weinte, wandte mich mit ſtarren Augen ins Zimmer, um die Gefar noch einmal anzuſehn — und ach, der Wind hatte mein Licht ausgeleſcht! Schnell kehrte ich mich mit unausſprechlichem Grauen nach dem Fenſter: jetzt gänzlich außer mir ſetzte ich ſchon einen Fus ins Fenſter, als der Wind das Fenſter mir gegen die Stirn warf. Das betäubte mich ſo, daß ich ſinnlos zurückſank. Was jetzt noch geſchah, weiß ich nur dunkel. Ich flog mit ſtarrer Zunge nach dem Bett; und fiel, da ich mein Bett verfehlte, ohne Empfindung auf den Herrn Selten hin — denn Herr Selten ſelbſt wars, der mir dieſe unſägliche Angſt gemacht hatte.“ . . .

Die Situation iſt pikant, nicht wahr? Sie könnte im Paul de Kock ſtehen? Aber ſie ſoll noch pikanter werden. — Da Sophie wieder zu ſich kommt, findet ſie Herrn Selten vor ihrem Bette ſitzend. Er verſichert, das Zimmer irrthümlich als das ſeine betrachtet, von ihrer Anweſenheit aber nicht das Mindeſte bemerkt zu haben. Er betheuert, die Ehrfurcht, die er ihr bis dahin an den Tag gelegt, mit keinem Gedanken verletzt zu haben; er bittet ſie, jedes Aufſehen zu vermeiden, wenn ſie nur einigermaßen ihrer Umſtände bewußt ſei . . . (p. 73.):

„Sobald Herr Selten die letzten Worte „wo Sie nur einigermaſſen Ihrer Umſtände bewuſt ſind“ ausgeſprochen hatte, bemächtigte ſich eine gänzliche Betäubung meines Gemüts. Ich ſank auf ſeine Schulter. — Ich weiß nicht, ob ich etwas ſagen wolte, aber meine Zunge war gebunden. Das weis ich, daß ich mit aller Stärke meiner Arme ſeine Hände drückte.“

„Unmöglich kann ich Ihnen hier das Betragen dieſes Mannes beſchreiben. Er ſah mich mit zärtlicher Verwirrung an. „Ich freue mich“ . . . glauben Sie geliebteſte . . . „aber . .“ o Weib! wer biſt Du? (mit einem entſetzlichen Geſicht — und, indem er von ſeinem Stul aufſprang und mit groſſer Gewalt ſeine Hände losriß, und mich aufs Bett zurückſtieß) „Geh' vermaledeite Larve!“

„Ach! ich kan die Feder nicht halten — mein Herz zerflieſt in Reue und Anbetung! Nur noch wenige Worte.“

„Er ging ſcheu ans Fenſter — und ich ſchwamm in Tränen in augenblicklicher Gefar zu erſticken. — Er hörte endlich mein Wimmern.“

„Sagen Sie mir wer ſind Sie?“

„O mein Herr! eine unſchuldige, aber jetzt ihres Verſtandes beraubte, eine unbegreiflich verlaßne Perſon . .“

„Ich rang die Hände, lag vor ihm auf den Knien und hob die Augen, die mir unerträglich ſchmerzten, zum Himmel empor."

„O Heuchlerin, ſagte er zitternd, du ſpotteſt Gott und willſt meine Seele verderben!" Er ging langſam nach der Thür, Ich kroch zu ihm hin, faßte ſeinen Schlafrock und ſchrie: „Erbarmen Sie ſich!" Mehr konte ich nicht ſagen; ich fiel aufs Geſicht, ohne Hofnung gedemütigt."

„Was ſoll ich?" ſagte er mitleidig."

„Ach! aus Erbarmen meine Kleider . . . und hierbleiben . . ."

„Er reichte mir meine Kleider, und richtete mich auf. „Ach Gott, ſagte er, wie er mich anſah, Sie ſterben — ach! Sie ſterben!"

„Und mein Leben war nahe bei der fürchterlichen Scheidung!! — Aber die Langmut Gottes . . o meine Mutter! was werde ich Ihnen mündlich ſagen! „Ruhig!" ſagte ich; „der barmherzige Gott, dem ich gedient habe, wird mir erſt vergeben, — und mich dann ſterben laſſen!"

„Er wandte ſich mildeweinend von mir und ſtelte ſich ins Fenſter. Ich kleidete mich in mein Ueberkleid, ſchnell, wie im Erdbeben, und in meinen Ohren ſchallte unaufhörlich „die Sünde, wenn ſie vollendet iſt, gebieret ſie den Tod." Nur Gott verſteht, das, was in meiner zagenden Seele vorging. Ich hoffe Vergebung: aber ich kan nicht — o nein ich kan nicht wiſſentlich ihn beleidigt haben. Was war ich? — ſein armes Geſchöpf, von dem er ſeine Hand abzog! — Doch iſt dies nicht eine Läſterung? — Wie? wird meine verſcheuchte Seele, wird mein jämmerlich hingeriſſner Körper mir eine gültige Entſchuldigung ſeyn können? Alle Kraft meiner Seele widerſezt ſich dieſer Hofnung! Ich bin ohn Entſchuldigung! — Ich kan nicht grauſamer gemartert werden!"

— „Dieſer Auftritt malt ſich vor meinen Augen und bleibt unverrückt ſtehen — und iſt zu meinem Grauen immer vor mir!“

„Ich weis nicht, ob ich Ihnen den Ausgang werde erzälen können?“

„Mein Schmerz war ſtumm und thränenlos. Ich wünſchte mir die Finſternis der tiefſten Nacht — und das war doch nur Schande von Menſchen!“

„Er machte eine Bewegung ſich umzukehren, wie ich angekleidet war. Ich ſaß in einer Ecke des Zimmers, und ſank auf meinen Schoos. Ich glaubte in den Tod zu ſinken.“

„Er ging einigemal das Zimmer auf und ab mit niedergeſchlagenen Augen. „Darf ich Sie fragen, ſagte er, indem er ſtehen blieb, ob ſie vor mir in dieſem Zimmer geweſen ſind?“

„Ich wußte es nicht, und konte nicht ſprechen.“

„Er ſeufzte, faßte meine Hand, und wiederholte ſeine Frage.“

„Ich wies mit dem Finger auf das Licht.“

„Er verſtand mich. „Ich habe das nicht gewuſt“, ſagte er mit einer bittenden Stimme.“

„Ich antwortete mit einer Verbeugung, denn was ſolte und konte ich ihm ſagen?“

„Sie vergeben mir alſo!“ ſagte er.“

„Ich weinte.“

„Können Sie, fuhr er fort, ietzt ohne Gefar allein bleiben?“

„Hier bekam ich die Sprache wieder. „Wo gehen Sie hin?“ fragte ich bange.“

„Ich will, antwortete er, die Masregeln nehmen, die dieſer unglückliche Vorfall für Ihre und meine Ehre nöthig macht . . . .“

Dieſe Maßregeln beſtehen denn nun erſtens darin, daß er Sophie bei den Wirthsleuten für ſeine Frau aus- — und zweitens, daß er ihr ein Schlafpulver eingiebt!! Dies Letztere jedoch, ſehr antiromantiſch, bloß um Zeit zu gewinnen zu einer langen, ausführlichen Epiſtel an Sophie, in welcher er ſie um Verzeihung bittet wegen ſeines unziemlichen Verdachtes und ihr nebenher ſeine, wie man aus dem Bisherigen ſchließen kann, völlig Grandiſon'ſchen Grundſätze über den Umgang mit Frauenzimmern auseinanderſetzt — nämlich erſtlich: „lieber Alles zu wagen als mit einem ſchönen Frauenzimmer in einem ſo kritiſchen Zeitpunkt, als der Ihrige war, allein zu ſeyn; zweitens, daß ich entweder gar nicht oder doch wenigſtens dann nicht, wenn es noch möglich iſt, daß man einige mir vortheilhafte Geſinnungen gegen mich faſſen kan, ein Frauenzimmer küſſen muß; drittens einem Frauenzimmer, hauptſächlich einer gereizten Perſon niemals etwas ſchmeichelhaftes zu ſagen" (p. 83. 84.).

Endlich, in Begleitung einer zufällig dazu kommenden Predigersfrau, einer unbedenklichen Ehrenwache alſo, ſetzen auch Herr Selten und Sophie ihre Reiſe fort, nachdem die übrige Geſellſchaft ſchon längſt mit der Poſt vorangegangen. Auch hier giebt es wieder ſehr angenehme Reiſegeſpräche, die Sophie denn jedesmal an ihre Pflegemutter berichtet, namentlich diesmal über die deutſche Literatur, ſpeciell über Romanliteratur. — Da der Verfaſſer dieſe Gelegenheit benutzt hat, ſeine Theorie auseinander zu ſetzen über das Weſen des Romans und wie ein wahrhaft guter Roman beſchaffen ſein müſſe, das heißt alſo die Theorie, aus welcher auch ſeine Sophie hervorgegangen iſt, ſo wollen wir auch dieſe Stelle hier einrücken. Die Sprechenden ſind zunächſt Herr Selten und die Predigersfrau. Die leztere, die von der franzöſiſchen Colonie iſt, wirft ein:

„Aber ihre Romane!“

„Nun? unſre Romane? Sie haben viel dran auszuſetzen, nicht wahr?“

Ich geſteh es. Sie haben noch kein Original. (Ja, wer hier hätte reden dürfen!)

„Ich tadle die Nachahmer iezt ſehr, aber vormals ...“

Sie haben recht: man muſte der Nation einen Geſchmack beybringen. Vorläufig aber mus ich Ihnen ſagen, daß ich nur wenige und nur die guten geleſen habe.

„Ich habe auch nur wenige geleſen. Viele leſen müſſen, das wäre ein Strafgericht, obgleich in allen — es verſteht ſich, daß wir nur von den geſitteten reden — Züge zum Bilde des Herzens zu finden ſind, die man nur da ſammlen kan: denn wenn Romane Gedichte ſind, freie und in den mehrſten Theilen leichte Gedichte, ſo kanns nicht fehlen, ein ieder mus das reine Feuer des Genie hie und da aufblicken laſſen. Sie haben mir, ehe ich hoffen durfte die groſſe Welt zu ſehen, groſſe Dienſte gethan. Wir würden von Frankreich und England wenig wiſſen, wenn man uns nicht von da Romane ſchickte. Doch wir reden nur von den unſrigen. Ich tadle iezt die Nachahmer. Wir ſind von dieſer Art der Arbeit des Genie iezt ſchon ſo gut belehrt, daß wir aus unſerem Eigenthum Werkſtätte anlegen, und unſre eigne Produkte zurichten könten. Aber nicht alle ſind Nachahmer die es zu ſeyn ſcheinen. Iſts nicht ganz erlaubt die Seiten vorzuſtellen, die ſchon Andre aufgedeckt haben, nur mus man ihnen einen andren Tag geben. Wenn dann doch Aenlichkeiten bleiben, ſo hat man nicht eben nachgeahmt. Iſts zum Beiſpiel Nachahmung, wenn ich einen Zweikampf einfüre. — Ja das hat Richardſon ſchon gethan! — davon iſt nicht die Rede. Die Spanier hatten es längſt vor dem großen Richardſon gethan, und doch widerſpricht (außer einigen hadernden Geiſtern) niemand dem „dies iſt der ſchöpferiſche Geiſt ꝛc.“ es fragt ſich nur, ob Richardſon weniger oder mehr, oder ob er daſſelbe geſagt hat?“

„Ferner. Warum gefallen uns die engliſchen Romane beſſer als die franzöſiſchen — oder, ich will etwas zugeben: warum haben uns die Nachahmungen nach den Engländern gefallen? Nicht wahr, in dieſem Stück haben wir mit den Engländern Einen Geiſt? Gut! das iſt alſo unſer Geſchmack, den muß ich haſchen auf die Gefar ein Nachahmer zu heißen.“

„Ich glaube alſo, dem das Original nicht abſprechen zu können, der Karaktere ſchildert, die ſchon Andere gezeichnet haben: denn iſt die Natur nicht allenthalben dieſelbe? Nur fordre ich, daß er dieſe Karaktere durchaus in eine andre Lage ſetzen muß, als die war, in der er ſie fand. Ich kann auch dem das Original nicht abſprechen, der den Styl nimt, der in Deutſchland gefiel. Nur fordre ich, daß er ſich ihn eigen gemacht habe. Und überhaupt, man geht hier zu ſtrenge, ſtrenger, dünkt mich, wie in Beurtheilung anderer Schriften. Wer mehr Original als Kopie — doch das iſt zu viel geſagt — als genommene Gelegenheit hat, der, dächte ich, müſte aufgemuntert werden.“

Aber was fordern Sie denn von dem Deutſchen der einmal Original werden wird? (Hier horchte ich, denn Gellert lag mir ſehr am Herzen.)

„Ich kan Ihnen in Wahrheit nicht beſtimt antworten, da die Beurtheilungen der ſchwediſchen Gräfin nicht mehr ſo in allen Händen ſind, daß man nachſehen könte, was die Kunſtrichter damals noch forderten. —

Man wird ſcheu. Ich würde zum Beiſpiel, um Original zu werden, einen Verſuch machen und dann auf das Urteil der Richter (aber auch jeder Leſer und jede Leſerin wäre mein Richter) möglichſt acht haben. Und ſehen Sie hier, was ich verſuchen würde. Ich würde durch einen ganzen Roman das Intereſſe teilen, ſo daß man emſig leſen müſte, um zu erfaren, an wem denn das Herz am meiſten Anteil nehmen ſoll; ich würde die Epochen unterbrechen; ich würde die Geſchichte der Perſonen dem Anſehen nach einſchieben, aber hernach zeigen, daß ich vorherwuſte, ich würde keine dieſer Erzählungen entbehren können; ich würde den Leſer in der Meinung laſſen, die als Hauptperſon angegebne Perſon könne das nicht ſeyn, wofür der Titel ſie erklärt, und nur ſpät zeigen, daß eben ſie die ganze Geſchichte von Anfang bis zu Ende wenden konte; dazu würde ich ein Individuum wälen, daß nur in ſo fern Hauptperſon ſein kan — etwa einen ganz Fremden — oder ein Kind, und dies Kind müſte ein Kind bleiben; ich würde bei aller Abwechſelung der Begebenheiten ſtandhaft einem ernſthaftern Zweck folgen als andre, und zu dem Ende die tragiſchen Vorſtellungen ſo häufen, daß man ſehen müſte, die Begebenheiten ſind mir nicht unterwegs entgegengelaufen; Ich würde zwar nicht mit dem abentheurlichen, aber wol mit dem wunderbaren einen Verſuch machen, um zu erfaren ob dieſer Geſchmack ſo allgemein iſt; ich würde auf die möglichſtnatürliche Art die Erwartung der Leſer auf den entſcheidenden Punkt führen — und ſie dann ſchlechterdings täuſchen und vielleicht nach einigen Jahren mich wieder mit ihnen auszuſöhnen ſuchen, wenn etwa mein Herz ſich in Abſicht der Liebe anders belehren ließe, oder wenn die Deutſchen durchaus etwas aus der Wochenſtube hören wollten. Und dann wäre ich mir bewußt, daß ich nicht auf betretnem Wege habe gehen wollen und daß ich nicht kopirt habe; dann wäre ich vielleicht ſo kühn, dieſes gütige Urteil und nur dieſes zu erwarten; dann würde ich aber beleidigt werden, wenn man mir ſagen wollte „ich ſei bei meiner erſten gedruckten Schrift von dieſer Art, Original geworden.“ Verſicherte man mich aber, „ich könne es nie werden“: ſo .. nun, ſo würde ich mir die Freiheit nehmen, in aller Demut zu zweifeln und meinem Schreibpult — vielleicht einem Verleger mitzuteilen, was ich gedacht habe, als man die Lauge über mich her goß.“ (Alles gut; aber was heißt die impertinente Einſchaltung „wenn mein Herz in Abſicht der Liebe ſich anders belehren ließe?“)

Ich wollte eben fragen, was Sie denn mit dem Urteil der Kunſtrichter machen würden?

„Nun ich würde es mit dem Urteil guter Leſer zuſammenhalten und dann — ich kann mir nicht helfen — die Mehrheit der Stimmen — und nur die entſcheiden laſſen. Dann würde ich in einer zweiten Schrift diejenigen Fehler, die nur die Kunſtrichter gerügt haben, wieder begehen, damit ſie wieder gerügt und jetzt von irgend einem beſſern Kopf, als meiner, gänzlich vermieden würden — denn ich werde nicht ruhig ſeyn, bis wir einen guten Roman haben, damit endlich jene ſtinkende Blätter im Aretiniſchen Geſchmack aus den Buchläden und aus den Händen einiger Schönen verſchwinden müſſen.“

Würden Sie aber von den Meinern nichts entlehnen?

„Und was?“

Nicht dem Richardſon ſeine immer karakteriſirende Style? nicht dem Fielding ſeinen Plan abborgen?

„Ei warum nicht den Wagenſeil ſein Caprice? dem Quanz ſeinen geſpitzten Mund? dem Spalding das Runde der Perioden? dem Winkelmann ſeine Laune? dem Graun ſeinen Gram? dem Rammler ſeinen Gang der Ode? — oder dem Löwen ſeine Mähnen?“

Doch wenigſtens dieſe Muſter nehmen?

„Nachahmen wollen Sie ſagen.“

Ei! warum ſchelten wir denn ſo? (denn ich konte mich hier nicht halten: oft möchte ich ſelbſt Briefe der Sévigné erfinden, um nur noch einmal ſo etwas zu leſen.)

„Wir ſchelten ſo, weil Troßbuben unter den Schriftſtellern haben nachahmen wollen, und — „Dieu nous soit en aide!“ noch nachahmen.“ (Ja dachte ich, woran ſoll aber ſo ein armer Sünder wiſſen ob er ein Troßbube iſt?)

Etwas aber würde ich ungeſcheut nachahmen — die Fielding'ſchen Ueberſchriften.

„Ich auch; denn die gefallen uns, wie allen Völkern — ſo, daß man ſie Fielding'ſche nennt, recht als wenn Er ſie erfunden hätte:“ (So hat er wenigſtens viel Glück damit gemacht, denn ich meines Teils habe ihn auch für **den** Erfinder gehalten) „und ich würde ihrer vorzüglich bedürfen, weil wie ich geſagt habe, mein Roman ſehr viel Ernſthaftes haben würde — die Rolle eines Luſtigmachers, eines Zeitvertreibers wird mich nie aufs Theater leiten, und es iſt überhaupt ſehr ſchwer einen unſchädlichen, und faſt eben ſo ſchwer, einen beſſernden Roman zu ſchreiben.“

Auch ſeine Einleitungskapitel werde ich nachahmen.

(Ich weis nicht warum Herr Selten hier zweideutig ausſah? Vielleicht kan nur Fielding ſelbſt ſolche Kapitel machen? Vielleicht ſchicken ſie ſich auch in einen Roman nicht, den auch ernſthafte Perſonen leſen ſollen? Ich dächte doch es käme auf einen Verſuch an.)

Aber noch eine Frage. Wiſſen Sie daß auch Ihre beſten Romane nachahmend ausſehen?

„Ja, denn wir wälen, ich weis nicht warum? fremde Länder zu unſerm Schauplatz.“

Eben das will ich ſagen. Engelland und Frankreich mus ſeine Romane mit reizendem Intereſſe leſen, weil die Begebenheiten im Lande vorgehen. Hier dächte ich würde man in Deutſchland Original werden: man dürfte nur die Geſchichte in eine oder mehr bekante Provinzen verlegen, die Städte und Perſonen nennen — den Herrn Weſtern Herr Jäger, den Milord Blak Herrn von Schwarz, die Miſtreß Miller Jungfer Müllern, die Mademoiſelle de Beauchamp das Fräulein von Schönfeld u. ſ. w.

„Erlauben Sie mir Ihnen zu ſagen, daß das letzte gar nicht angeht; dazu iſt unſere Nation nicht frei genug. Und was das erſte betrifft .. ich weiß nicht .. doch käme es auf einen Verſuch an; hätte der Verleger Bedenklichkeiten einen Roman zu verlegen, wo der ungeſittete Student in Jena, der tapfre Officier in Berlin, oder der ſchöne Geiſt in Wien, oder der große Spieler in Lades aufgeführt würde: ſo könte man wegſtreichen, und Genf anſtatt Jena, Kopenhagen anſtatt Berlin, oder Paris anſtatt Wien, und London anſtatt Lades ſetzen“ ꝛc. ꝛc.

So kommen die Reiſenden in guten Frieden bis nach Wehlau, in der Nähe von Königsberg: als Herr Selten plötzlich von einem ruſſiſch ſprechenden Bedienten (denn man beachte wohl: alles Romantiſche, Abenteuerliche tritt hier regelmäßig als ruſſiſch auf; auch Herr Selten ſelbſt iſt bereits einigermaßen ruſſificirt und wird es in der Folge noch viel mehr; ſchon jetzt ſpricht er ruſſiſch, trägt reiches ruſſiſches Pelzwerk, der Jude will ihn in Sibirien geſchehen haben u. ſ. w.) auf geheimnißvolle Weiſe abberufen wird, Niemand weiß, wohin.

Nach mehren Tagen ängſtlichen Wartens muß Sophie ſich endlich entſchließen, die Reiſe ohne ihren Ritter, nur von der Predigersfrau begleitet, fortzuſetzen. Unterwegs hat ſie noch Gelegenheit, Herrn Selten einen Gegendienſt zu leiſten, indem ſie den ruſſiſchen Major, den Selten zu Anfang der Reiſe ſo mannhaft zurückgewieſen und der ihm dafür hier einen Hinterhalt legt, auf eine falſche Fährte bringt und ſomit den — darf man ſagen: Geliebten? errettet. — Kaum jedoch in Königsberg angekommen, muß auch die Predigerfrau ſie verlaſſen, und — arme Sophie! der erſte Menſch, an den ſie ſich wendet, ihr eine Wohnung nachzuweiſen, iſt ein Kuppler, der ſie vor ein liederliches Haus führt und ſie ganz gewiß auch hineingeführt hätte, wo dann die Scene aus dem Gaſthof zu Inſterburg vermuthlich ein bedenkliches Seitenſtück gefunden haben würde — hätte nicht das gute Glück gerade in demſelben Augenblick Herrn Puf van Vlieten herbeigeführt: Puf van Vlieten, Schiffscapitän aus Königsberg, Beſitzer einiger Tonnen Goldes, die gröbſte, plumpſte, aber auch ehrlichſte und großmüthigſte Haut, welche die Erde trägt. In der That iſt dieſer Puf, mit einigen unbedeutendern Figuren, wie der Jude ꝛc., die vollendetſte Geſtalt des ganzen Buches und wirklich eine lebendige, eine Geſtalt wahrhaft von Fleiſch und Blut, die darum auch bei den Zeitgenoſſen äußerſt beliebt war, ſo beliebt, daß ſie ſogar in einem eignen Stück auf die Bühne gebracht ward.

Gleich Puf's erſtes Auftreten iſt höchſt ergötzlich. Er hat Sophien, nachdem er ſie aus den Händen des Ruffian befreit, an den Strom geführt, wo ſein Schiff liegt; die Dame, an welche Sophie urſprünglich adreſ ſirt war, heißt Debeau. Herr Puf van Vlieten flucht (I, 175.):

„Potstauſend, Madame Debeau! Du Schlingel, Cornelis, wo wohnt die?"

„Ein Schiffsjunge, ſo ſchmutzig oſtindianiſch, wie man es von einem Schiffsjungen fodern kann, kam hier hervor, und geſtand die ſehr glaubliche Sache, „daß er es nicht wiſſe."

„Nun ich werde Sie bey die Madame van Berg bringen laſſen, das iſt meine Schweſter; Sie klingt wohl nicht ſo franzöſiſch als die Madam Du Vean, aber ſie iſt eine Frau wie ein David! Sie wird Ihnen ein Stübchen geben, und morgen werden Sie ja denn ſehen. Du, Cornelis, bring das Frauensmenſch hin, und ich würde gleich kommen, und hörſt du?"

Was war zu thun? Ich ging; der Junge pfiff vor mir her, und bald darauf kam der Schiffer vermutlich durch einen nähern Weg neben mir. Er zupfte mich beym Arm, winkte mir, und ſchlug den Knaben auf den Mund. „Da, iſt ein Stöpſel auf die Pfeiffe; mußt du Nachörckel dich in Gegenwart einer Dame ſo aufführen?"—

Gut dachte ich, jetzt iſt doch das Frauensmenſch zur Dame geworden.

Wir wollten gleich in das Haus ſeiner Schweſter gehn, als aus einer Quergaſſe derſelbe Menſch der mich geführt hatte, herauskam, aber ſich ſo gleich umkehrte.

„Hier, ſchrie mein Schiffer, hier, pſt, holla, Herr Mantrel, wo wohnt Madame de Vean? Merkt er nicht weiter ein Jüngfergen? Leckt er ſich nicht das Maul? Hat er auch nicht mit dem Wagenmeiſter geſprochen?"

Der Menſch kehrte ſich um und kam mit halb trotzigen halb furchtſamen Geſicht zu uns.

„Ach ſagte der Schiffer, indem er auf mich wies, gelt Junker, das wäre ein geſunden Freſſen geweſen?“

„Kerl!“ ſagte der Menſch, und hob den Stock auf.

„Kind, Kind!“ antwortete der Schiffer in einem tiefſen Ton, und winkte ihm ſeitwärts — und der Menſch ging.“ —

In dem Hauſe der „Madame van Berg“ nun findet nicht nur Sophie die gaſtlichſte Aufnahme, ſondern auch der Roman ſelbſt bekommt hier Gelegenheit, ſich (daß ich ſo ſage) auszuruhen, es ſich bequem zu machen in Epiſoden und Abſchweifungen, wie der Verfaſſer ſie gern hat und wie der einmal beliebte Faden einer Reiſe ſie auch allerdings begünſtigt. — Frau van Berg hat zwei Töchter, Julchen, die Sanfte, Sittliche, und Koſchchen (d. i. Konkordia), „ein zweideutiges aber auch ſchönes Mädchen.“ Julchen hat ein zärtliches Verhältniß mit einem Herrn Schulz, einem armen Studenten, der im Hauſe einer Frau *räthin Informator iſt: einer Frau von großem Reichthum, aber noch größerer Roheit der Sitten, die dem Verfaſſer erwünſchte Veranlaſſung giebt, den bornirten Geldſtolz, die Eitelkeit auf äußere Verhältniſſe, die „femme comme il y en a beaucoup“ in ihrer ganzen widerwärtigen Plattheit zu ſchildern (I. 189. 246. ꝛc.).

Nur leider allzu treu zu ſchildern: denn er ſelbſt wird darüber unausſprechlich platt und widerwärtig. Es iſt Wahrheit in ſeiner Schilderung, ja, und ſelbſt noch heutzutage iſt das Geſchlecht dieſer *räthin nicht ausgeſtorben. Aber was Hermes nur allzu häufig begegnet und was überhaupt für unſern geſammten Familienroman charakteriſtiſch iſt: in dem Beſtreben, recht natürlich zu ſein, wird er gemein; er weiß das Maß nicht zu finden, das Maß der Schönheit; ſeine Wahrheit hört auf künſtleriſch zu ſein, ſie ergözt nicht mehr, ſie genirt. Oder was meint der geneigte Leſer zu nachſtehender Schilderung (p. 189.): „Die Frau, bey der wir ſpeiſten", (das iſt eben die Frau *räthin) „iſt bläulicht-weiß, braunes Haar. Augen die noch unter dem Braun ſind. Violette Lippen. Platte Wangen, die, ob ſie gleich noch jung iſt, herabhängen wollen. Ein ſtarker Odem. Eine Sprache — im Ton „Holt Fiſche!" Ein Buſen der der Natur unter den Händen verunglückt iſt, und der zur Warnung derer, die auf das Herz ſchlieſſen können, das hier wont, aufgedeckt da liegt. Hände wie der Neid, gelb und hager. Dicke Finger, voll Warzen. Groſſe Schritte" ꝛc.

Die beſcheidene und zurückhaltende Art jedoch, mit welcher Herr Schulz die Brutalitäten dieſer Frau erträgt, gefällt Sophien; ſie billigt Julchens Neigung, ja ſie macht, da Frau van Berg von dieſer Liebſchaft durchaus nichts wiſſen will und jeden Verkehr unterſagt hat, die Mittelsperſon zwiſchen den beiden Liebenden, beſorgt ihre Briefe, unterſtützt ihre Zuſammenkünfte — kurz, ſie ſteigt willig von der Rolle einer Hauptperſon zu der minder glänzenden einer Vertrauten herab.

Aber nicht ungeſtraft. Während Herr Puf van Vlieten, bezaubert durch Sophiens Schönheit, ihr vergebens Hand und Herz anbietet, erblickt Herr Schulz (der inzwiſchen mit einem Mal aus einem armen Studenten ein reicher Mann und Hofrath, damit aber auch aus einem ſittſamen, beſcheidenen Jüngling ein verruchter Spieler und Wüſtling, ein Lovelace aus einem Grandiſon geworden iſt — Umwandlungen, welche die Leſer unſeres Hermes ſich müſſen gefallen laſſen, ohne weiter nach Warum und Wie zu fragen) ... Herr Schulz, ſage ich, erblickt in dem freundlichen Entgegenkommen der ſchönen Sophie eine Art von Liebeserklärung; er bricht das Verhältniß mit Julchen jählings ab, ſtellt Sophien nach; Julchen wird todtkrank, ihre Mutter wüthet, Verwirrung und Jammer überall!

Aber, wird der Leſer fragen, warum ſagt Sophie denn einem ſo reichen, ſo wackeren Manne, wie Herr Puf, nicht zu und endet dadurch die ganze Geſchichte? — Allein erſtlich ſoll die Geſchichte noch nicht geendet werden — Pamela hat ſechs, Grandiſon acht Bände: wie könnte Sophiens Reiſe mit bloß zweien zu Ende gehen?! Sodann aber hat Sophie auch die Entdeckung gemacht, daß ihr geheimnißvoller Reiſegefährte, Herr Selten, den ſie jetzt unter ſeinem wahren Namen Leſſ** kennen lernt, von frühern Zeiten her ein genauer Freund des van Berg'ſchen Hauſes iſt; Julchen weiß ihr Vieles von ihm zu erzählen, und zwar lauter Schönes, Edles, Rühmliches; ihr Intereſſe für ihn erwacht mit neuer Heftigkeit, ſie hofft mehr als jemals, er werde wieder von ſich hören laſſen . . .

Alſo, meint der Leſer, liebt Sophie Herrn Leſſ**? Das eigentlich auch nicht; ſondern dies, um eine Stelle hier vorauszunehmen, die der Verfaſſer ſelbſt zwar erſt im letzten Bande angebracht hat und auch hier ſichtlich erſt ex post, um die Willkür ſeiner Geſchichte wenigſtens nachträglich zu beſchönigen und eine Art von Princip, von Einheit hineinzubringen — dies iſt die eigentliche Tendenz, die eigentliche Grundlage des ganzen Buches (V, 442.): Sophie und ihr, wie der Leſer bald erfahren wird, unglückliches Schickſal ſoll dazu dienen, „nach dem ganzen Maß unſrer Kenntniß und Erfarung die Sprödigkeit und alles was unter dieſen weiten Titel gehört, ſo verhaßt zu machen, als einige gut geſinnte Sittenlehrer die Frechheit verhaßt gemacht haben.“ Mit deutlicheren Worten: Sophie ſoll das Bild einer Kokette ſein, einer Kokette, die vielleicht ſelbſt nicht einmal weiß, daß ſie es iſt, die aber doch durch irgend ein je ne sais quoi ihres Weſens der Welt Veranlaſſung giebt, ſie dafür zu halten.

Und wirklich knüpft ſie zu derſelben Zeit, da die Angelegenheit mit Leſſ**, Puf und Schulz noch im beſten Gange — oder richtiger in der beſten Verwirrung iſt, ein neues, viertes Verhältniß an, wenn auch ein ſehr ehrbares, ſehr unſträfliches. Sie lernt einen Prediger der Nachbarſchaft kennen, Herrn Gros in Haberſtroh. Herr Gros iſt das Seitenſtück zu Herrn Leſſ**; wie dieſer der vollendete Kavalier, der Mann von Welt, wie er ſein ſoll, ſo Herr Gros das Ideal eines Geiſtlichen. Man kann ſich leicht vorſtellen, mit welcher Behaglichkeit, welchen ſatten, vollen Farben der Theologe Hermes dieſes theologiſche Kabinetſtück ausmalt. Daß er auch damit bei ſeinen Zeitgenoſſen den lebhafteſten Anklang fand, wenigſtens bei einem großen Theil derſelben, daß namentlich Lavater, und alſo auch der ganze große Lavater'ſche Schweif, der ganze damalige „parfümirte Pietismus", an dieſem Chriſtusbild von Paſtor ſeine innigſte Freude hatte, wird man ſich aus der früher mitgetheilten Stelle der Phyſiognomik entſinnen.

Nur Einen dummen Streich freilich hat auch dieſer Ausbund prieſterlicher wie menſchlicher Vollkommenheit gemacht — einen dummen, wenn auch allerdings einen außerordentlich edlen und zartſinnigen! Ein adeliges Fräulein hat ſich in den bürgerlichen Paſtor verliebt; ſie will ſterben, da er, in richtigem bürgerlichen Reſpect, aus Furcht vor einer Mißheirath, die angetragene hochadelige Hand nicht anzunehmen wagt. Das rührt ſein prieſterliches Herz denn doch; obſchon vorausſehend, welch Elend, trotz allen Cautelen, die er trifft, aus dieſer Ehe für ihn erwachſen wird, willigt er endlich dennoch in die Heirath. Die Geſchichte dieſer Ehe nun, der Hochmuth der adeligen Paſtorsfrau, ihre plötzliche Bekehrung auf dem Todbette, ihr wunderliches Teſtament, Gros ebenſo wunderliche Entſagung, ſowie überhaupt die ferneren Schickſale dieſes Heiligen von Haberſtroh füllen einen großen, ja den größten Theil des Buches; Alles, was der Verfaſſer über Adel und Bürgerthum, über Mesalliancen, über Prieſterthum, Kirchenverfaſſung ꝛc. auf dem Herzen hat, wird hier in breiteſten Strömen ausgeſchüttet. Dabei ſind die Schilderungen größtentheils wieder von unerträglicher Plattheit; namentlich die gnädige Frau Paſtorin iſt ein würdiges Seitenſtück der oben erwähnten Frau Räthin.

Nun aber wird man ſich wundern, woher Sophie nur die Zeit nimmt, alle dieſe und noch unzählige andere Bekanntſchaften, die dem Verfaſſer alle zu ebenſoviel Epiſoden und Nebenfiguren verhelfen, zu machen; die wichtigen Documente der Pflegemutter, die Zuſammenkunft mit der Majorin in Sachſen — was, potz Tauſend, thut ſie ſo lange in Königsberg?

Ganz einfach: ſie wartet auf ihren Bruder. Zwar aus der eigenen Correſpondenz dieſes Bruders an dem ruſſiſchen General Tſcherney weiß der geneigte Leſer bereits, daß er gar nicht wirklich Sophiens Bruder iſt, ſondern ein abſcheulicher Spitzbube, der ſeinen Namen Traiter (traitre: Verräther) mit Recht führt. Der ruſſiſche General hat Sophie zufällig in Memel geſehen; ein arger Wollüſtling, wie er iſt, hat er Traiter, ſeinem Untergebenen und Spießgeſellen, den Auftrag ertheilt, das Mädchen, durch Liſt oder Gewalt, inſeine Hände zu liefern. Unvorhergeſchehene Umſtände haben Traiter bis jetzt gehindert, dieſen verruchten Plan in Ausführung zu bringen. Jetzt, unter der Maske des Bruders, ſchreibt er Sophien, ſie ſolle ſofort nach Danzig aufbrechen: dort werde ſie ihn finden. In Danzig alſo oder auf dem Wege dahin ſoll der Schlag geſchehen.

Sophie, nichts ahnend, bricht nach Danzig auf. Der Tag ihrer Abreiſe in Königsberg wird durch neue, entſetzliche Ereigniſſe in der van Berg'ſchen Familie bezeichnet. Daß Julchen vor Gram um den ungetreuen Schulz todtkrank geworden iſt, wiſſen wir bereits. Aber auch Koſchgen, die zweite Tochter, hat ihre Aventüren. Sie iſt mit einem Bekannten van Vlietens, Herrn Malgré, einem jungen Kaufmann, verlobt. Da plötzlich entdeckt ſich, daß ſie — in intereſſanten Umſtänden iſt, von einem Italiener, einem Sprachlehrer, der einige Zeit im van Berg'ſchen Hauſe verkehrt und ſich ſeitdem aus dem Staube gemacht hat. Malgré, dem es nur um eine fette Mitgift zu thun iſt, drückt ein Auge zu: zehntauſend Thaler, die Herr Puf, der Mann des Wohlthuns, zulegt, verſöhnen ihn; während Julchen im Sterben liegt, wird Koſchgen getraut, allen italieniſchen Sprachlehrern zum Trotz.

Unter dieſem Wirrwar reiſt Sophie ab, von Niemand begleitet, als einem höchſt zweideutigen Kammermädchen, zu dem ſich bald ein noch zweideutigerer Bruder deſſelben hinzufindet. Unterwegs, durch Zufall, öffnet Sophie eine Brieftaſche, die ſie noch von Leſſ** in Händen hat: ſie findet einen Brief darin von ſeiner Schrift. Leider iſt derſelbe in engliſcher Sprache abgefaßt und Sophie verſteht kein Engliſch; ſie ſelbſt alſo kann ihn nicht leſen. Aber der Leſer iſt beſſer daran, er bekommt ihn vom Verfaſſer überſetzt — und ſiehe da, das Geheimniß des Herrn Leſſ** ſcheint mit einem Male gelöſt:

er iſt Beamter in Dienſten der Kaiſerin von Rußland, „der Einzigen unter den gekrönten Häuptern, die die Vorteile der Gewiſſensfreiheit im Lande, und durch dieſe ſoviel tauſend fromme Einwohner ihm ſchenkt," (II. 426. — und dies wurde geſchrieben, geſchrieben von einem deutſchen Autor, zu einer Zeit, da Friedrich der Große noch auf dem Throne ſaß?! Aber freilich, Friedrich dem Großen war die deutſche Literatur höchſt gleichgiltig, während Katharina ſich ſehr geſchmeichelt fühlte und es mit Ringen, Doſen und Jahrgeldern ſehr gnädig vermerkte, wenn ein Schriftſteller ihr Weihrauch ſpendete: weshalb denn auch nicht bloß franzöſiſche Sophiſten, ein Voltaire, Diderot ꝛc. ihr den Hof machten, ſondern auch deutſche Poeten, wie Wieland ꝛc. wendeten ſich, penſionslüſtern, der Sonne des Nordens zu. Nebenher bemerkt, hat ſich der gute Hermes in ſeiner romantiſchen Ruſſomanie auch noch einen derben Anachronismus zu Schulden kommen laſſen: die Revolution, durch welche Katharina II. zur Regierung kam, fand bekanntermaßen erſt im Juli 1762 Statt; die Bewunderung ihrer Regierungsmaßregeln alſo im Munde des Herrn Leſſ** kommt im Auguſt 1761 ein wenig zu früh . . . .

Doch nehmen wir den abgeriſſenen Satz wieder auf. Der Leſer erfährt aus jenem engliſchen Zettelchen, daß Herr Leſſ** ein hoher Beamter in kaiſerlich ruſſiſchen Dienſten, eine Art Einwanderungs- und Coloniſationschef iſt; er erfährt ferner, daß Sophie von Herrn Leſſ** aufs Zärtlichſte geliebt wird, ja daß derſelbe entſchloſſen iſt, ihr ſeine Hand zu reichen, und nur mit Sehnſucht auf die Zeit wartet, die ihn zu ihr zurückführen ſoll. — Mit dieſer Entdeckung, die nur leider, wie geſagt, für Sophie ſelbſt verloren geht, ſchließt der zweite Band; mehr als drei Monate ſind verfloſſen und noch iſt die Reiſende nicht weiter, als auf dem Wege nach Danzig — wieviel Bände werden nöthig ſein, ſie wirklich bis nach Sachſen zu bringen?!

Fortſetzung.

Allein wer weiß denn auch, ob dies überhaupt in der Abſicht des Verfaſſers liegt? Ja wer weiß nur, ob er den Roman überhaupt vollenden will? ob er ihn nicht liegen laſſen wird als Torſo, zum großen Gram aller theilnehmenden Leſerinnen, den böſen Kritikern aber, die ſich ſo wenig um ſein Buch kümmern, zum Poſſen?

Wenigſtens gleich zu Anfang des dritten Bandes droht er damit. Es ſei zwar niemals ſein Plan geweſen, einen Roman, ein Kunſtwerk nach äſthetiſchen Regeln zu ſchreiben: ſondern dies allein habe ihm die Feder in die Hand gegeben, „Tugend und Wahrheit im höchſten Schmuck zu zeigen.“ Er werde ſie daher auch niederlegen, wo ihm dies Ziel hinlänglich erreicht ſcheine oder wo die Kraft ihm verſage, unbekümmert, ob der Roman als ſolcher, die Fabel des Buchs zu Ende oder nicht ꝛc. Noch deutlicher ſpricht der Verfaſſer in einer gewiſſen Stelle des dritten Bandes, wo Herr Puf van Vlieten in einem Briefe an den Paſtor Gros auf die oben mitgetheilte „Hiſtorie vom Bett“ zu ſprechen kommt und als angehender Anbeter und Bewerber denn freilich nicht umhin kann, dieſelbe recht „häßlich“ zu finden, ſich in einer „Anmerkung des Setzers“ aus: die Stelle iſt zugleich intereſſant wegen der eigenthümlichen, einigermaßen ſelbſtgefälligen Reizbarkeit, mit welcher ſich Hermes zur Kritik verhält und deren wir ſchon oben Erwähnung gethan haben. „Die Folge (heißt es hier) wird vielleicht zeigen, was ein denkender Leſer jetzt ſchon ſieht, daß ich zu dieſer Scene die allerdringendſten Veranlaſſungen gehabt habe. Ich gebe dieſe Sammlung (einen Roman wagt der Verfaſſer ſein Buch alſo ſchon ſelbſt nicht mehr zu nennen) nicht heraus um mir oder andern die Zeit zu vertreiben; das wäre auch wenn ich nichts weiter dabei thäte, als ſie ins Reine zu ſchreiben, ein Misbrauch der Zeit den ich vielleicht bei Allen, aber nie bei mir ſelbſt verantworten könte. Meine Zeit iſt ſo eingeſchränkt, daß ich alles was nur zur Verbindung der Haupttheile gehört, auch wenn ich ſehr heiter bin, ſchnell hinſchreibe, um nicht mich ſelbſt zu beſtehlen. (Es iſt ein Glück für die Anbeter der Göttin des Müſſiggangs, daß nicht alle Schriftſteller ſo denken!) Ich will belehren, beſſern, wenigstens warnen. Man werfe mir nicht ein: das haben Andere viel ernſthafter und ſchiklicher gethan. Ernſthafter? o ja; ich auch (und du weiſts) aber ſchiklicher? ſoll das heiſſen, mit glüklicherm Erfolg: ſo frage man die Buchhändler; ſo unterſuche man die Toiletten! Ich kenne den Werth der Morgenſtunden. Ein Frauenzimmer das ſich erbauen will, wird ſie gewis zur Leſung eines ernſthaften Buchs anwenden. Jede andre lieſet dann einen Roman. Solten wir Schriftſteller (mich dünkt man hat uns irgendwo Vormünder der Menſchen genant) ſolten wir dieſe Romanleſerinnen nun ihrem gefärlichen Schickſal überlaſſen? Die Schultern ziehn, predigen, moraliſche Schriften ſchreiben: o das alles thut einem Herzen das beſſern will, warlich nicht genug. Deutſchland wolte Tugend und Wahrheit nicht mehr ungeſchmückt ſehn. Richardſons Freund und Gellert merkten das; ihnen ſei es verdankt daß Tugend und Warheit im höchſten Schmuck in Leipzigs und bald darauf in allen Buchläden erſchienen. Wer Wohlwollen gegen die Menſchheit, wer Liebe zu den künftigen Müttern der Menſchheit hat, was ſoll der thun? „Warten ſoll er, daß wieder ein Richardſon und Gellert geboren werde.“ O! man ſage doch lieber: „wünſchen ſoll ers“ denn dies wird einem kalten Herzen noch leichter ſeyn. Oft fielen Tränen auf mein Papier, wenn ich die Tugend (ich nehme ſie hier in demjenigen Begrif, wo ſie einen ſchönern Namen verdient) in einen ſo zwingenden Puz kleiden mußte. „Werde ich ihr nicht ſchaden“, fragte ich dann wehmütig? Oft wolte ich ihr mehr Freiheit geben; aber dann fragte ich mit bekümmernder Vorſichtigkeit: „werde ich ſie nicht profaniren?“ — Legt die Hand ans Herz, Ihr, die ihr meine Unternehmung unnüz nennt; Ihr, die ihr glaubt ſie ſei unter der Würde eines Menſchen der vielleicht Predigten machen könte. Iſt euer Herz nicht warm, im Triebe junge Perſonen da zu retten, wo ſie mit einer eiteln Puzjungfer, und einem ſchlüpfrigen Buch allein ſind; da, wo ſie in Erwartung des Wagens oder der Sänfte, die ſie in die gefarvolle Welt hinausführen ſollen, ein Buch ergreifen: o! ſo urteilt nicht! — Fühlt aber euer Herz was meins fühlt: die Nothwendigkeit, je nachdem die Erziehung ſich ändert, neue Zugänge zu der Jugend aufzuſuchen; in dem Puz und mit dem Ton den ſie leiden kan, ihr Sittenlehrer ihr Retter zu werden; ſie nach und nach an das Ernſthafte zu gewönen und ſo dem Prediger erwünſchte Zuhörer zu liefern; wenigſtens den Geſchmak zu beſſern und das Unreine im pabulo animi ganz zu verdrängen. o! wie gern möcht ich mich dann vor euch hinſtellen, und mit der Stimme die aus dem Grunde eines gerürten Herzens komt, euch noch einmal ſo bitten, wie ich die rechtſchaffenen im Publiko auf der dritten und vierten Seite der Vorrede des zweiten Theils gebeten habe! Nicht Nachſicht würde ich dann erbitten, ſondern ſtrenge Kritik. Doch wie wenig darf ich dieſe hoffen! haben nicht die allerrechtſchaffenſten Männer den Grandiſon empfolen, ohne zween oder drei Ausdrüke zu rügen, die ich meiner Feder nie erlauben würde, und die dieſem allerbehutſamſten Mann entfaren waren? Man hielt den Richardſon für zu groß, als daß man dieſe Flekken von ſeinem Meiſterſtük wegnehmen wolte; „mich ſeinen Schüler (Nachahmer wenn man will; denn wir werden noch wol ein halb Jahrhundert fortfaren unſre Nation ſo zu verſchreien) hielt man vielleicht für zu klein, und mein Werk für allzu geringfügig als daß man es prüfen wolte. . . .“

Hieher gehört außer der ganzen Vorrede zu dieſem dritten Bande auch noch nachfolgende Stelle, mit der er den Vorwurf allzu gehäufter Epiſoden zurückzuweiſen ſucht und die für das künſtleriſche Bewußtſein des Verfaſſers (richtiger: für den gänzlichen Mangel dieſes Bewußtſeins) allerdings höchſt bezeichnend iſt. (a. a. O. 101 — 104):

„Wenn mein Buch betitelt wäre: „Geſchichte“ der Sophie, ſo würde mir der Zwang dieſer Regel, alle Epiſoden verbieten. Aber von dieſem Zwange ſpricht mich mein Titel los, indem ich eine „Reiſe“ verſpreche. Was unter den Briefen die ich habe, zu Einem meiner Zwecke brauchbar iſt, das heißt: die Wahrheiten enthält, die mir gemeinnüzig ſcheinen, oder die das betreffen, was ich in der Stille am Publiko bemerkt, und lange auf dem Herzen gehabt hatte, das werde ich einrüken, und ſoviel ich iezt abſehn kan: ſo wird in der Folge manches aufhören Epiſode zu ſein; doch habe ich mich nirgend anheiſchig gemacht, „Sophien wirklich nach Sachſen zu bringen.“ Man lieſet eine Reiſe nach Sachſen; damit ſei man zufrieden, ſowie man Reiſen nach der Gegend eines nähern Durchgangs nach Amerika las. — Ich werde genau da aufhören, wo entweder Muſe oder Laune, (oder frei heraus) mein Talent mich verläßt. Sollte ich Sophien mitten im Haufen verlaſſen müſſen, vielleicht mit dieſem dritten Bande; denn die unterſtrichne Zeile iſt dreifachwichtig: ſo wird ſie vielleicht ein jüngerer Begleiter finden, der ihr, weit artiger als ich, die Hand reiche: nur das müſſe er beobachten: Sophie mus ſo von ihm gefürt werden, daß jedes junge Frauenzimmer eben dieſen Weg getroſt betreten, und da wo Scheidewege ſind, einen ſicheren Wegweiſer antreffen köne."

Das hört ſich nun recht tugendhaft an, ſogar recht vornehm und ſelbſtgewiß. Im Grunde aber, was iſt es weiter, als die Beſorgniß des Verfaſſers, aus dieſem Labyrinth von Epiſoden, Abſchweifungen und Nebenfiguren ſelbſt nicht wieder herausfinden zu können? als das Bewußtſein, vor lauter Digreſſionen den eigentlichen Faden der Geſchichte verloren und ſich in ein Unternehmen verwickelt zu haben, ſo weitſchichtig, ſo widerſpruchsvoll, daß er ſelbſt ſich nicht getraut, es zu Ende zu führen?

Und Grund zu dieſer Befürchtung hat er, das iſt gewiß. Gleich dieſer dritte Band beſteht faſt ganz und gar nur aus Epiſoden. Die Geſchichte der Sophie ſelbſt rückt darin kaum einen Schritt weiter vor. Zwar kommt die ſchöne Reiſende glücklich in Danzig an; auch der General Tſchernev findet ſich ein — auch er metamorphoſirt: denn er benimmt ſich jetzt ganz artig gegen Sophien, will ſie nicht mehr zu ſeiner Maitreſſe, ſondern allen Ernſtes zu ſeiner Gemahlin machen, nämlich wenn er ſie erſt in Handen hat. Einſtweilen bleibt ſie ganz gemächlich vier Wochen in Danzig, in Geſellſchaft einer Sängerin Fanelle, die gleichfalls eine Freundin des Herrn Leſſ** iſt, und die der Verfaſſer benützt, theils Berichte über Sophien abſtatten zu laſſen, theils und hauptſächlich allerhand Betrachtungen über geſelliges Leben in Danzig und

Königsberg, über Muſik, über Katholicismus und Proteſtantismus — kurzum Betrachtungen an den Mann zu bringen de rebus omnibus et quibusdam aliis, über Alles und noch etwas, wie es im Sprichwort heißt. Nebenher geht die Mesalliance von Haberſtroh ihren Gang weiter; auch Herr Puf verfehlt nicht, ab und zu aufzuwarten. Ebenſo iſt Julchen keineswegs, wie es am Schluß des zweiten Bandes ſchien, geſtorben, vielmehr iſt ſie geneſen und hat in der Perſon eines Herrn von Pouſaly, der ſich mit dem Böſewicht Schulz duellirt, einen neuen Anbeter gefunden. Auch Koſchgens Geſchichte wird wieder aufgenommen. Ihr Mann, Herr Malgré, iſt auf einmal ein vortrefflicher, ein Ehrenmann geworden vom reinſten Waſſer — warum? Vermuthlich damit das Bild eines nichtswürdigen Weibes, das uns in Koſchgen aufgeſtellt wird, deſto greller wirke. Auch hier wieder, mit jenem eigenthümlichen Hang zum Platten, Ordinären, den wir ſchon oben beſprachen, ſchwelgt der Verfaſſer ordentlich in den brutalſten, ekelhafteſten Scenen; macht es ihm Freude „die Tugend zu ſchmücken“, ſo ſcheint er doch faſt noch ein größeres Vergnügen daran zu haben, das Laſter recht grell, recht dick aufzutragen, wahrſcheinlich weil er glaubt, daß es ſo deſto beſſer ſeine pädagogiſche Wirkung thue. Oder wie ſonſt will der Leſer ſich Stellen erklären, wie z. B. folgendes Fragment einer Eheſtandsſcene zwiſchen Koſchgen und ihrem Mann: ein Fragment obenein, das der Rolle des Herrn Malgré entnommen iſt und wir hörten ja ſo eben erſt, daß auch Herr Malgré ſeit einiger Zeit ein ſehr ordentlicher, ſittſamer Mann geworden. — Die beiden Eheleute haben Geſellſchaft bei ſich, man ſpielt Billard, Koſchgen wird boshaft; da läßt der ordentliche, der ſittſame Mann, der

Märtyrer des Ehefriedens, ſich denn unter Anderm folgendermaßen vernehmen:

„Herr Malgré verlor hier die Geduld, er legte ihr das queue an die Schulter, und ſagte: Liebes Koſchgen, hätte ich kein Vaterherz: ſo würde ich dich iezt ſo züchtigen, ich würde dich (hier drückte er das queue ſo auf ihre Schulter, daß ſie taumelte, und mein — nämlich der Briefſtellerin — Mann ihm in den Arm fallen mußte) ich würde dich, ſtammlete er fort, ſo derb abprügeln; ich würde dir die Zähne die du da zeigſt, ſo rein aus dem unverſchämten Maul ſchlagen, daß du erfaren würdeſt, warum du meinen Namen trägſt; ich würde ſo unbarmherzig . . .“

„Mein Mann unterbrach ihn: „ſtill, ſtill“, ſagte er: „ſolche Worte verderben eine Ehe unwiderbringlich.“

Und nicht bloß eine Ehe, dünkt uns, ſondern auch eine jede Dichtung verderben ſie. —

Endlich macht Koſchgen ſogar einen Verſuch, ihren Mann zu vergiften. Darüber ertappt, wird ſie eingeſperrt; vor Wuth ſtirbt ſie — und ſo wäre der Verfaſſer einer Sorge ledig.

Allein er kann ihrer nie genug haben, ſcheint es. Alle bisherigen Epiſoden, unter denen ſogar, der Abwechslung wegen, auch eine vollſtändige förmliche Predigt, ob Tanz und Spiel einem guten Chriſten erlaubt ſei oder nicht!! (III. 255—264) waren ihm noch nicht genügend, er muß noch eine neue Geſchichte anknüpfen, die Geſchichte einer zufriedenen, glücklichen, einer Muſterehe, damit die vielen unglücklichen, die wir bisher kennen gelernt haben, doch nicht ohne Gegenbild bleiben. Zu dem Ende alſo muß eine plötzlich auftauchende Freundin Sophiens, Henriette in Memel, einen Herrn Jakob L. in Elbing heirathen. Herr Jakob L. in Elbing muß wiederum ein Ausbund von Tugend und Rechtſchaffenheit ſein, das Ideal eines Geſchäftsmanns, wie Herr Leſſ** das Ideal des Weltmanns, Herr Gros zu Haberſtroh des Predigers —, und all dieſe Vortrefflichkeiten und all dies Glück muß Henriette, die dadurch auf einmal zu einer Hauptperſon wird, Niemand weiß, mit welchem Recht, in ausführlichen Briefen an Sophien berichten. Auch dabei wieder begegnen höchſt ſeltſame Geſchichten; das Beſtreben des Verfaſſers, Alles recht genau, recht gründlich zu beſchreiben, verbunden mit dem ihm eignen kleinlich ſpießbürgerlichen Sinn, bringen die wunderlichſten Verirrungen hervor. Zum Beiſpiel, ſo viel Helden in deutſchen und fremden Romanen auch ſchon geſchildert ſind, ſo zweifeln wir doch, ob jemals ein Dichter ſein Ideal eines Mannes folgendermaßen dargeſtellt hat:

„Aber Fiekchen (ſchreibt Henriette von ihrem Muſtermann: III. 165 fgg.), dies iſt ein ſonderbarer Mann! Nur etwas zu ſagen: Er geht um 10 Uhr ſchlafen und ſteht noch vor 3 Uhr wieder auf. Des Abends iſſt er nichts als um 7 Uhr eine kleine Semmel mit Butter, und dazu trinkt er Thee, aber nur höchſtens zwo Schalen. Mittags iſſt er um 11 Uhr und ſehr wenig, und trinkt nichts als Waſſer. In ſeinem Zimmer wo er ſehr gern allein iſt, ſchieſſt er, um die Luft zu reinigen, täglich Pulver ab, und pflanzt allenthalben Blumentöpfe, die immer daſtehn wo ich hintrete, immer umfallen und doch nie wegenommen werden weil ſie da ſtehn um die trockne Sommerluft feucht zu machen. Alle Tage reitet er eine Stunde, und das ſo unausgeſetzt, daß ich glaube er würde es auch zur Zeit der Sündfluth gethan haben. Den Thee trinkt er früh ohne Zuker, und Kaffee nie. Er ſpeiſet immer mit mir und der Geſellſchaft, aber faſt nie koſtet er unſre Gerichte ſondern iſſt die einfachſten

Speiſen, mehrentheils Gartenfrüchte, und trinkt nie andern als leichten franzöſiſchen rothen Wein, wenn ich Burgunder ausnehme von dem er — järlich — zwei Gläſer trinkt. Die Fenſter im Schlafzimmer dürfen des Nachts nie offen ſeyn, und dies Zimmer iſt das gröſſeſte im Hauſe — und was noch luſtiger iſt; alle Nächte, und auch ſelbſt iezt, vielleicht weil wir, er mag mirs nicht übel nehmen, die Hundstage haben, auch iezt mus im Schlafzimmer Kaminfeuer brennen. Des Abends ſieht er kein Buch an, ſondern geht im Zimmer umher, und ſein Johann mus ihm in allen Sprachen vorleſen. Bis 6 Uhr früh bleibt er im Garten; denn mus alles, ich auch, wenn Sie es nicht ungleich deuten wollen, in einen groſſen Sal kommen, wo er auf einem vortreflichen Poſitiv ein Lied ſpielt; wir ſingen leiſe und ſchön wie die Herrnhuter, und dann lieſt ein Geiſtlicher der mit ihm gereiſet iſt, heut und morgen aus dem neuen Teſtament, übermorgen aus den Propheten und dann aus den Geſchichtbüchern des alten Teſtaments. Abends wird um 8 Uhr ein einzelner Pſalm geleſen, und ein Vers geſungen zu dem er einen groſſen Flügel ſpielt. (Ich vergas es Ihnen zu ſagen, daß in jedem Zimmer ein Klavier ſteht, und im groſſen, das heiſſt Schlafzimmer, ein Fortepiano durch das er mich oft wieder einſchläfert, wenn ich bei ſeinem Aufſtehn wach geworden bin.) Sontags giebt er Concert von 4 bis 6 Uhr. Nachher wird das was in der wöchentlichen Bibelleſung dunkel war, kurz, und ich verſichere Sie, unvergleichlich erklärt; dagegen fällt die Stunde um 8 Uhr weg, wo ich alsdann gewöhnlich Schach mit ihm ſpiele: denn der Sonntag ſagt er iſt in aller Abſicht ein Tag der Erholung. Seine Geſchäfte beſorgt er von 4 bis 6 Uhr früh im Garten; und nach dem Thee von 8 bis gegen 11 Uhr zu Hauſe. Um 12 Uhr geht er für eine Viertelſtunde auf die Börſe ꝛc.

Welche Unkenntniß des Lebens bei welcher mühſamen Sorgfalt, daſſelbe in allen Einzelheiten ja recht genau zu ſchildern! Und welche eigenthümliche Kinderzeit der Literatur ſowohl wie der äſthetiſchen Bildung überhaupt gehörte dazu, um ſolche Bücher nur möglich zu machen!

Erſt gegen den Schluß des Bandes tritt Sophie ſelbſt wieder mehr in den Vordergrund. Sie reiſt, in Begleitung der Sängerin Fanello und des vermeintlichen Bruders, von Danzig ab; ſowie ſie die Grenze von Pommern betreten hat, ſoll ſie dem General zugeführt werden. Aber die Fanello wird krank und will nach Danzig zurück; Sophie wünſcht ſie zu begleiten; Traiter jedoch, die brüderliche Maske vergeſſend, „ſchlägt ſie mit ſeinem Rohr ſo lange und ſo heftig, bis ſie niederſtürzt.“ In Folge dieſer Mißhandlung wird Sophie krank und Traiter, wohl oder übel, muß in die Rückkehr nach Danzig einwilligen.

Aber hier endlich erreicht ihn die Rache! Ein Verbrechen „einer hohen Perſon,“ in das er anderweitig verwickelt geweſen, iſt an den Tag gekommen: wie Traiter in Danzig einfährt, wird er verhaftet, ſeine ganze Geſellſchaft mit ihm, auch Sophie. Im Verlauf der Unterſuchung entdeckt ſich, daß Traiter und jener Sprachlehrer, welcher Koſchgen verführt hat, eine und dieſelbe Perſon; es entdeckt ſich aber auch Sophiens völlige Unſchuld. Sie wird demnach freigelaſſen, Traiter dagegen zum Transport nach Sibirien verurtheilt.

Gerade in dieſem Augenblick kommt Herr Leſſ** in Danzig an; mit dieſer Nachricht ſchließt der dritte Band.

Im vierten iſt wiederum von Sophie nur wenig die Rede. Wie man ſich denken kann, hat Leſſ** bei ſeiner Ankunft in Danzig nichts Eiligeres zu thun, als in Sophiens Arme zu ſtürzen. Dieſe jedoch, in einer jener Capricen, an die uns der Verfaſſer ſchon gewöhnt hat, weigert ſich, ihn zu ſprechen. Inzwiſchen hat der General, der ſeine verruchten Pläne noch keineswegs vergeſſen, ſtatt des verurtheilten Traiters ein Frauenzimmer zu ſeinem Agenten gemacht, Barbara Baſch, in der That ein weiblicher Traiter! Die weiß die Sache denn auch gleich beſſer einzufädeln; Sophie wird in eine Falle gelockt, gefangen genommen und an die Küſte geſchleppt, um demnächſt zum General gebracht zu werden. Wie ſie nun bald hierhin, bald dahin geſchleppt, bald entſpringt, bald wieder eingeholt wird, und wie Herr Puf van Vlieten ſich vergebens zu Roß ſetzt, ſie zu befreien — dies iſt Alles, und in Wahrheit herzlich wenig, was wir in dem ganzen Bande von Sophie noch erfahren. — Den größten Raum nehmen die ſchon früher erzählten Begebenheiten zu Haberſtroh ein, ſowie die weiteren Schickſale Julchens, welche, wie unſre Leſer ſich erinnern, ſtatt des unwürdigen Herrn Schulz einen neuen Bewerber in Herrn von Pouſaly gefunden hat. Aber auch Pouſaly ſchlägt um und wird ein Gaudieb; die arme Julie weiß nicht wohin mit ihrem Herzen — oder vielmehr, ſie weiß es wohl, nur ſie mag es nicht ſagen — : zum Paſtor in Haberſtroh, der mittlerweile glücklich Wittwer geworden iſt.

Im Uebrigen wimmelt es auch in dieſem Bande von moraliſchen, theologiſchen und ſonſtigen Degreſſionen. Beſonders beachtenswerth iſt die Anekdote von dem Prediger, der es gewagt hatte, einen Roman zu ſchreiben: IV. 78—81. Auch das Gemälde des Kriegselends, an dem Beiſpiel eines von den Ruſſen geplünderten Dorfes in Pommern, iſt nicht ohne Intereſſe: ebendaſ. 308. — Wir wollen beide Stellen hier aufnehmen, die eine wegen ihrer ſchon einmal berührten nahe liegenden Beziehung auf den Verfaſſer ſelbſt, die andere wegen der warmen und lebhaften Schilderung, welche ſie von den damaligen Kriegszuſtänden giebt.

„Noch niemals mein theuerſter Mann," (ſchreibt die oben erwähnte Henriette an ihren Mann, Herrn L.) „habe ich dafür Ihnen Dank geſagt, daß Sie ſich erbarmt und mich zur Frau genommen haben; jetzt thue ich das von ganzem Herzen. Sie wiſſen eine meiner allerärgſten Begebenheiten, die, daß ich den Prediger zu *berg abwies. Sie haben gethan was wenig Ehmänner thun: ſie haben mich wegen dieſer Tollheit geſcholten; aber wie glücklich bin ich, dieſen Mann nicht geheiratet zu haben! Können Sie es glauben, daß dieſer ihr beſter Freund . . . doch ich will Sie nicht erſchreken; kurz er iſt ſeines Amts entſezt! Geſtolen hat er nicht; er hat nicht falſche Lehre gepredigt: es iſt viel ärger, obwol er auch hievon nicht ganz frei iſt; denn Sie werden hernach ſehn, daß dieſer Mann unmöglich ein Theolog ſeyn kann; daß er alſo im Grunde ſeine Predigten geſtolen, und folglich nicht ſeine eigne Salbaderei, ſondern fremde Lehre gepredigt hat. Boileau urtheilte freilich nach einem chriſtlichern Suum cuique:

On dit que l'abbé Roquette
Prêche les sermons d'autrui;
Moi, qui sais qu'il les achete
Je soutiens qu'ils sont à lui.

Das hat man ihm zwar lange nicht beweiſen können, „denn" ſagte man, „wer kan alles nachleſen? er verſteht ein Haufen Sprachen; wer kan entdeken welcher Nation Poſtillen er reitet?" — Doch ich mus Ihnen das umſtändlicher erzälen.

Er hat die Unbeſonnenheit gehabt, welche kein Menſch der den Werth des täglichen Brodts kennet, jemals hatte: in einer Geſellſchaft die Leſung des Grandiſons, ja ſogar der Miſſ Bidulph zu empfehlen. Da hat man ſogleich, wie das auch billig war, bemerkt, es müſſe um ſeine theologiſche Erkentnis, folglich auch um ſeine Amtsführung nicht richtig ſein. Unglüklicher Weiſe hat er gelächelt als ein ſehr verſchwiegener Menſch ihm dies wieder geſagt hat. Noch unglüklicher war es indeſſen, daß man aus ſeinen Predigten nichts wider ihn aufbringen konte: deſto billiger aber war der Eifer mit welchem man jetzt drauf ſann ihn zu ſtürzen, beſonders weil ſeine einfältige Gemeine ſeine Lehre und ſeinen Wandel für lauter und unanſtöſſig hielt. Endlich war man ſo glüklich durch einen Weg, den man pia fraus nannte, ſeine Briefe aufzufangen, und da fand ſich, zu unſäglicher Freude dieſer Eiferer, daß der Herr Prediger — Schauern und Entſezen mein L* wird hier durch Ihre Seele wandern, und Abſcheu gegen einen ſo gefärlichen Wolf wird Ihr Herz durchziehn — daß, ſage ich, dieſer Prediger einen Roman geſchrieben hat. Nicht „die Geſchichte des Grafen von P*.“ Das hatten die Herrn Zeloten lange gewuſt, und ſorgfältig verſchwiegen, daß zwar auch ein Prediger, aber nicht dieſer zu *berg, den Graf P* geſchrieben hat (denn der Verfaſſer des Graf P* iſt jetzt Prediger in einer gar groſſen Stadt, wo überdem ein wahres und alſo ſehr vernünftiges Chriſtenthum herrſcht.“ — So weit geht Hermes eigne Parentheſe; für unſre Leſer aber ſetzen wir hinzu, daß dieſer Graf von P* ein zu ſeiner Zeit nicht unbeliebter Roman im Gellertſchen Geſchmacke war, im Jahre 1755 erſchien, auch noch zehn Jahre ſpäter eine neue Auflage erlebte und Joh. Gebh. Pfeil zum Verfaſſer hatte, geſtorben als Privatman zu Berlin 1777, nachdem er zuvor Prediger in Thüringen, in Magdeburg und Pommern geweſen war; es iſt dies derſelbe Hofrath Pfeil, den Goethe zu Leipzig im Jahre 1766 durch Schloſſer kennen lernte und deſſen in Dichtung und Wahrheit im zweiten Theil, Bd. XXV. p. 87 fg. der S. W. theilnehmende, ja dankbare Erwähnung geſchieht).

Hermes' Briefſtellerin fährt fort: „Sein Buch iſt ganz anders beſchaffen, entweder meine Hand, oder meine Feder zittert hier; iſts die Feder, ſo glaube ich, daß ſie auf dem Wagen aus Hamburg abgegangen iſt, der jene verbrennenswerthen Kiele nach *berg brachte mit welchen der abſcheuliche Roman geſchrieben ward. Der abſcheuliche Roman ſage ich; denn er zielt drauf ab, „die wichtigſten Kapitel der Sittenlehre, ja auch ſogar einige Dinge die nicht oft genug auf die Kanzel gebracht werden unter einer anlokenden Verkleidung einzuprägen: kurz Gellert und Richardſon können kaum landesverderblichere Abſichten gehabt haben als dieſer Mann!“ Nun hätte man gern mit patriotiſcher Freude dieſen einſtimmig verdammten Schriftſteller mitleidig einen Scheiterhauffen erbaut: aber leider die beweinenswürdige Toleranz lies das nicht zu. Man ſuchte alſo voll Muth, der bei einer ſo gerechten Sache ganz natürlich iſt, den Pöbel heimlich aufzuwiegeln: aber der iſt in unſerm von grund aus verderbten Jahrhundert, wie das Vieh. Er lieh und kaufte dieſen Roman, las ihn aufmerkſam und (doch kan dies letzte vielleicht eine Nachricht ſeyn, welche die Feinde des Mannes aus frommen Eifer übertrieben) und las ihn mit ſtillem Aufmerken, und hie und da mit rührender Ueberzeugung; beſonders fand ſich in *berg wo er am häufigſten geleſen ward, daß dieſer Pöbel, vorzüglich der vornehmere Theil deſſelben, anfing, mehr Achtung gegen die Geiſtlichen zu faſſen, die Kirchen fleiſſiger zu beſuchen, Bücher, die den Sitten des Chriſtenthums nachtheilig ſind, zu verwerfen, in der Erziehung der Kinder vornämlich der Töchter, treuer und behutſamer zu werden, kurz ſich Verbeſſerungen zu nähern von welchen man behauptete, daß ſie nicht durch ein Buch das ſo offenbar Amphibium war, ſondern durch Predigten bewirkt werden müſten. Man wolte, um dieſem Uebel zu ſteuern, ein Mistrauen gegen die Amtsführung dieſes Mannes erwecken, weil man ſah, daß er alle erſinnliche, obwol unbekanndte Poſtillen hatte: (denn ſonſt hätte ja ein Mann

„der loſe Künſte trieb
Comödien und Verſe ſchrieb“

unmöglich predigen können) ſo gab man ihm wilkürliche Texte auf und ſeht (ſo erzält mirs ein ehrlicher Leinweber aus *berg) „mein Paſtor ſtieg auf die Kanzel und predigte, daß es nur ſo ſchnurrte.“ Das konte man nicht begreifen! Wie aber das Unglük ſich in alles miſcht: ſo muſte es unglüklicher Weiſe herauskommen, daß der Prediger ſich über alle einzelne Sprüche der Bibel hatte Predigten machen laſſen; denn das konte er bezalen weil ſichs auf einmal findet, daß er ſehr reich iſt. Das war nun ſchon ein guter Strick zum Hängen: aber noch eins kam dazu. Er ſagte bei Gelegenheit im Scherz zu einem ſeiner Vertrauten: „Wenn ein Mädgen Heirathsanträge aus Uebermut ausſchlägt: ſo kan ſie nicht Achtung der Menſchen fordern, denn eine alte Jungfer iſt in der That eine Sünde gegen die Teleologie.“ Dieſe Worte muſten einige der Eiferer ſo wenig verſtehn als ich: ſie verdrehten ſie alſo, und trieben dies, und alles andre ſo lange, bis er endlich ſeines Amts entſezt ward.

Soweit ſchlimm genug: aber jezt kommt das ärgſte! Die Gemeine welche ihren Lehrer ſehr lieb hatte ward deſto unwilliger, je ſtiller er hirbei war. Sie klagte über das was er dulden muſte. Die Sache ging nach Petersburg,

„— und ſeht, die Czarin wolte
„daß man ihm fernerhin das Prieſtertum vertraun,
„den Eifrern gegenteils es hart verweiſen ſolte."

Was ſagen Sie mein Kind, zu dieſer herrlichen Anecdote? Eigentlich melde ich ſie Ihnen deswegen, damit Sie unſern treflichen Freund zu Haberſtroh warnen ſollen, der, wie man ſagt, eine Handſchrift unter dem Titel liegen hat: „Geſchichte des Herrn Gros" ein Buch welches noch viel abſcheulicher ſeyn ſoll als Gellerts ſchwediſche Gräfin, ja, noch abſcheulicher als die Schrift des Predigers zu *berg. Solte er ſich aber nicht warnen laſſen: nun, ſo bitten Sie ihn, daß er die Ausgabe dieſer Schrift beſchleunige, und dann laſſen Sie uns zuſammen recht herzlich über . . . (wie hies doch das Wort das ich dieſem Morgen las?) über die Achranologie lachen, da man im Jahr 1761 Leute in Brand ſtecken will. „Au tempora!" würde Herr Puf hier ſagen."

— Und nun die Schilderung des geplünderten Dorfes; unſere Leſer lernen dabei gleich den Briefſtil des ſehr werthen Herrn Puf van Vlieten kennen.

„Der Prediger des Orts", ſchreibt derſelbe an ſeinen Freund Gros, „hat für dies Dorf Vorbitte eingelegt, weil er mit einem der ruſſiſchen Generalen ſtudirt hatte: ſo blieb es alſo mitten unter den andern Dörfern die weggebrand wurden ſtehen, doch ward es, wie ſie, geplündert. Aller Vorrath an Gelde, der (die Caſſe des Edelmans und Predigers ausgenommen) 150 Rthlr. ausmachte, und alles Vieh und Getraide ward genommen. Im ganzen Dorf waren jetzt vielleicht nicht 5 Pfund Brod: aber Kartoffeln waren in ſo groſſer Menge im Felde, daß niemand Hunger litt.

Ich dächte immer man ſolte dem der dieſe Frucht zuerſt aus Indien gebracht hat eine Ehrenſäule ſezen.

Und das ſolten die Potentaten, beſonders diejenigen die iezt Krieg führen.

Ich bat einige Weiber die ich auf dem Felde traf, mir um einige Groſchen Kartoffeln ins Dorf zu bringen. Sie brachten mir da ſie ſich ganz aus dem Odem lieſen ganze Säke voll, aus Begierde Geld zu bekommen, das ſie in langer Zeit nicht geſehn hatten. A propos bei Kartoffeln: wie heiſſen denn die Dinger recht? Ich dächte faſt daß in dieſem Dorf der rechte Name war: denn hier ſagten die Leute Tartüffeln. Ich werde Ihnen einſt zum Beweiſe etwas poſſierliches von Moliere Tartüffe ſagen. Ich ſtieg bei dem Prediger ab, der, man ſage nun was man wolle von der pommerſchen Grobheit, ein ganz andrer Mann war als ich. Er hatte ein Kamiſol an, das vormals ſchwarz geweſen war, und gelblederne Hoſen, die der Edelman ihm gegen einen ſchwarzen Rok ausgetauſcht hatte; „denn (ſagt er) dies war das einzige Mittel uns gegenſeitig aus der Noth zu helfen.“ Und dazu trug der Mann — liebe Zeit! es iſt wol nicht zum Lachen, aber kaum kan ich es vor Lachen ſchreiben — rothe Strümpfe trug er, die ihm des Schulzens Frau geſchenkt hatte, und gelbe Pantoffeln: und ſo ging er im Hauſe umher, und ſo ſtand er auch auf dem Altar; denn die Kanzel hatten die Koſaken mitgenommen, weil ein pahr liebe Apoſtel darauf gemalt waren. Dünkt Ihnen nicht daß Sie ihn ſchon ſchwarz roth und gelb gekleidet auf dem Altar ſtehn ſehn, wie? Und doch war der Mann gutes Muths: „Ich und meine Kinder und meine liebe Gemeine ſind Gottlob noch lebendig: wir haben Kartoffeln, Fiſche Dach und Fach, und alſo gewis einen gnädigen Gott.“ Die Thränen lieffen mir über die Wangen, als der rechtſchafne Mann mir das mit frölichem Geſicht ſagte. Seine Frau und älteſte Tochter hatten aus Inlitten (ſo nennten ſie die Leinwand oder vielmehr den Zwillig, worin die Federn ihrer Betten geweſen waren) ſich Kleider gemacht, und die Köpfe mit eben dieſem Zeuge umwunden, und eben iezt waren ſie damit beſchäftigt, dem Sohn und der jüngſten Tochter, die ſich nicht mehr bedeken konten, von einer alten wollenen Tiſchdeke Kleider zu machen, von welchen beide geſtanden, daß der Junker und das Fräulein ſie ſo ſchön nicht hätten. Im Zimmer waren kaum drei Meubles. Die Bibliothek beſtand aus einigen Bibeln, einem Spruchregiſter, und einem Geſangbuch. „Aber“, ſagte ich, „Herr Paſtor! mit was vertreiben Sie ſich denn nun die Zeit?“ — „Mit dieſem Clavier“, ſagte er, indem er eins öfnete das nicht einen halben Gulden werth war; indeſſen hatte er es doch ſo künſtlich ausgebeſſert, daß es noch immer toll genung klang. Er ſpielte, und es befremdete mich, einen Landprediger ſo treflich ſpielen zu hören.

„Und wer ſingt denn?“ rief ich.

Sogleich trat ſeine Tochter hin. „Die munteren Stüke“, ſagte ſie, „habe ich ſeit unſrer Plünderung vergeſſen: ich werde Ihnen eins ſingen, das mein Vater machte, als er unſer zerſchlagnes Clavier wieder zuſammengehämmert hatte.“ Sie ſang.....

Dieſe guten Leute wollten mir gern etwas zu gut thun, hatten aber nichts. Ich entſann mich, einige ruſſiſche Markenteter geſehn zu haben und ritt heimlich zurük. Ich war ſo glücklich, geräucherten Lachs, zwo wilde Endten, Butter, Semmel, einen engliſchen Käſe, ſchöne Heringe, Bier, und überdem ſehr guten Champagner, eine Melone und ich weis nicht was ſonſt noch zu bekommen. Ich ſage Ihnen dies um Sie an der Freude theilnehmen zu laſſen die ich über die Aufnahme und den Genuß dieſer Sachen empfand. Da erfur ich recht was das heiſſt: „Du ſättigſt mit Wohlgefallen!“ Das übrige was ſich auf den beiden Wagen noch fand bezahlte ich in Pauſch und Bogen und theilte im Dorf aus, meinen Wirth mit eingeſchloſſen. Eine ſo herzliche, und gewis nicht kriechende Dankbarkeit habe ich nie geſehn. Funfzehn bis zwanzig Menſchen kamen, und brachten ein jeder eine Handvoll Hafer für mein Pferd, mit der Verſichrung, nun ſei kein Körnchen mehr im Dorf.

Wir aßen auf einem weißgeſcheuerten Tiſch von Lindenholz (denn Tiſchtücher waren nicht da) und alle Speiſen waren ſo vortreflich zugerichtet, und unſre Geſellſchaft zu welcher auch der Herr des Dorfes und ſeine Tochter eingeladen wurden, war ſo einſtimmig wie Herr Waker ſagt und ſo heiter daß ich dieſen Abend nie vergeſſen werde. Der kleine Knabe, dem es ganz exemplariſch ſchmekte, ſah mich verſtolen an, und ſagte: „lieber Vater, das iſt wol der Prophet Elia?“ Der Herr des Dorfs ein Generalmajor, ein Mann von unendlichen Verdienſten, und ſeine Tochter waren genau wie Bettler gekleidet. Es iſt unbeſchreiblich, welchen rührenden Abſaz oder Abfall, wie es da heiſſt, oder Contraſt ihr Betragen gegen ihren Anzug machte. Dieſer Herr hatte vor der erſten Plünderung den General Tſchernow zu Gaſt gehabt, und ihn ſtandsmäſſig bewirthet. „Ich wundre mich, Herr Generalmajor“, ſagte dieſer daß Sie ſo viel Silberzeug ſehn laſſen?“ — „Ich würde“ antwortete der Generalmajor, „fürchten, Ew. Excell. zu beleidigen wenn ich es vor Ihnen verſtekte, da Sie wiſſen daß ein Mann unſers Standes es hat.“ — Der General machte ihm eine Verbeugung, — und lies durch die Koſaken wie die Tafel aufgehoben war, alles dies Silber einpaken.

„Und Sie ſchweigen hier?“ ſchrie ich.

„Ich“, antwortete der Generalmajor, „ich verachtete den Kerl ſo ſehr, daß ich mir nicht die Mühe gab mit ihm zu reden.“

Auf vieles Dringen muſte ich verſprechen daß ich dieſe Nacht im Schlos ſchlafen wolte, wo noch ein Bett (wie ich hernach hörte, des Fräuleins Bett) war.

Früh bat ich den Prediger der aufs Schlos kam einen Banczettel dieſem Herrn einzuhändigen. Er wolte ſichs nicht unterſtehn. Ich wandte mich an das Fräulein. Auch ſie wolte es nicht wagen. „Mein Vater bekommt jährlich 400 Rthlr. Penſion; und wenn die auch dies Jahr ausbleiben ſolte: ſo habe ich noch einen Ring ..“ — Sie zeigte ihn mir; er hatte ungefehr den Werth des Wechſels. Alle Bitten waren vergebens. Ich wagte es beim Frühſtück den General zu fragen „ob er nicht eine Summe aufnehmen wolte?“ — „Nein“, ſagte er; „meine Dörfer ſind der Erde gleich weggebraud, und dieſen kan ich nicht wieder aufhelfen. Ich habe alſo keinen Credit; und ohne Credit Capitalien zu ſuchen, das heiſſt auf gut pommeriſch, betteln.“

Ich weis nicht wie es iſt? mir gefiel dieſer Stolz oder Troz; und doch iſt er nicht gut. Ich ſagte noch, „ich kenne einen Mann, der allzureich iſt, als daß er Zinſen nehmen ſolte ..“

„Laſſen Sie uns“, ſagte er, und ward roth, „laſſen Sie uns davon abbrechen“ — Ja dachte ich, wie wirds aber ſeyn, wann die Kartoffeln alle ſeyn werden? Ich practiſirte hernach meinen Zettel dem Prediger in ſeine Bibel, und nun mögen Sie ſich darum vergleichen. Ich glaube daß ich von ganzem Herzen ſinge „Was ſind dieſes Lebens Güter!“ Aber lieber Gott würde ich auch ſo ruhig ſeyn wenn ich auf einmal ein Bettler würde? „Eine Hand voller Sand“ das iſt arg genug: aber „Kummer der Gemüter“ o das iſt armſelig oder wie ichs da nennen ſoll.

Ich will wenn ich zu Hauſe komme dieſer Dorfſchaft etwas ſchiken, um dem alten Mann Freude zu machen; denn ich hätte weinen mögen als er ſagte „dieſem Dorf kan ich nicht wieder aufhelfen“ — Lieber Herr Paſtor, es iſt ein rechtes Leiden daß man von ſolchen Dingen nicht ſicher reden darf: denn was iſts für eine herrliche Freude jemand ſagen zu können „Gott hat mir dieſe That gelingen laſſen.“ Das hält der Eſel der Heuchler für Eigenlob! „Den Unreinen“, heiſſt's da wol, „und Ungläubigen iſt nichts rein.“ Gott erbarm ſichs!“ —

Schluß der Sophie.

Im fünften und letzten Bande endlich fühlt der Verfaſſer denn doch die Nothwendigkeit, die ſchlaffen Fäden etwas knapper zuſammenzunehmen. Wie ſchwer ihm das fällt und wie wenig es überhaupt ſeine Sache iſt, einen Plan abzuſchließen, merkt man auf jeder Seite; der ganze Band iſt mit ſichtlichem Unbehagen geſchrieben und daher auch der ſchwächſte geworden von allen. — Herr Puf iſt wirklich ſo glücklich, Sophien zu befreien; er bringt ſie nach Königsberg zurück; allein da er nicht aufhört, ſie mit Anträgen zu beſtürmen, während ihr Herz doch einzig Herrn Leſ** gehört, ſo ſucht ſie ihm möglichſt aus dem Wege zu gehen.

Und das ſoll ihr bald nur zu gut gelingen. Jene Majorin in Sachſen, die Tochter der Wittwe in „Memel“, die eigentlich die Veranlaſſung gegeben zu dieſer ganzen abenteuerlichen Reiſe, hat ſich, wie der Leſer ſchon im vierten Bande erfahren, mittlerweile ſelbſt nach Preußen aufgemacht. Sie iſt die Dritte im Bunde zu Koſchgen und der Frau *räthin: eine Furie, die Tabak ſchnupft, „daß es raſchelt“, flucht und ſchwört, und nach Gelegenheit ihren eignen Mann, den Major, „an die Ohren ſchlägt, daß er taumelt“ (p. 53. 61.). In Königsberg trifft ſie mit Sophien zuſammen. Sie beſchuldigt dieſelbe, ihre Mutter, die Wittwe E., beſtohlen und betrogen zu haben. Auch die van Berg'ſche Familie, verdrießlich, daß Sophie den würdigen Puf ſo lange genasführt hat, zieht ſich von ihr zurück. Sophie wird auf Veranſtalten der Majorin aufs Neue arretirt und iſt „alle Augenblik in Gefar, zerkrazt oder gemaulſchellt zu werden“ (p. 61.).

Doch damit noch nicht genug; Sophie iſt einmal beſtimmt, unaufhörlich aus der Scylla in die Charybdis zu fallen. Herr Hofrath Schulz lebt ja auch noch; wie könnte ſolch ein intereſſanter Mann, der zu Anfang des Buches ſolche bedeutende Rolle geſpielt hat, jezt zum Schluß ganz außer Thätigkeit bleiben? — Gut denn, er wird in Thätigkeit geſetzt; noch immer von Liebe zu Sophie entbrannt, ſtiftet er ein Complott, ſie aus der Haft der Majorin zu befreien, natürlich zu ſeinem eigenen Nießbrauch. Und ſicher wäre der Anſchlag auch geglückt, wäre nicht im entſcheidenden Augenblick der Paſtor von Haberſtroh (um doch auch ſeinen Antheil am Schluß der Geſchichte zu haben) dazu gekommen: er rettet Sophien, die nun — nicht wahr? nach ſo vielen Prüfungen doch endlich ihren Herrn Leſſ** erhalten wird?

Geduld, wir wollen ſehen! Erſt eilt der Verfaſſer, die übrigen Perſonen ſeines Romans unter die Haube zu bringen. Herr Paſtor Gros, von dem ſich auf einmal entdeckt, daß er der verloren geglaubte Sohn der Wittwe E., der Bruder alſo der Frau Majorin iſt, läßt ſich Julchens Hand und Mitgift gefallen; für Herrn Puf

BIBLIOTHECA

van Blieten, der nachgerade überdrüſſig iſt, immer nur den ſchmachtenden Liebhaber zu ſpielen, findet ſich eine Madame Richter aus Hamburg; Herr Malgré endlich, der doch auch nicht Zeitlebens Wittwer bleiben kann, begnügt ſich mit einer Jungfer Ritka, Julchens Putzmacherin . . .

Aber Sophie? fragt der Leſer, die Heldin der Geſchichte? der Mittelpunkt, der nominelle wenigſtens, all dieſer Verwicklungen?

Nun wohl, haben wir nicht oben die Grundſätze des Verfaſſers geleſen, wie ein guter Roman beſchaffen ſein müſſe, nämlich ſo, daß Alles immer ganz anders ausgeht, als der Leſer erwartet? Es iſt billig, daß dies Princip gerade bei der Hauptperſon am Schärfſten befolgt wird. Auch Sophie, am Schluß des Buches, ſchlägt um; ſie wird ſtolz, falſch, ſpröde; Herr Leſſ** ſelbſt zieht ſich von ihr zurück — mit einem Wort: Sophie, von Allen geflohen (ſogar die Wittwe E. zieht ihre Hand von ihr ab), bleibt alte Jungfer; der Roman ſchließt damit, daß ſie ſich der glücklichen Henriette als Kinderwärterin anbietet, während es gleichzeitig dem Scharfſinn der Leſer zu enträthſeln bleibt, ob, wie es plötzlich den Anſchein gewinnt, Herr Leſſ** nicht am Ende gar — Sophiens Bruder! jener Bruder, den ſie ſeit dem vierten Jahre nicht geſehen und unter deſſen Maske der Spitzbube Traiter ihr ſo verderblich geworden iſt! —

So wenigſtens in der urſprünglichen Auffaſſung. In der zweiten Auflage, die bereits 1776 begonnen werden mußte, iſt mit vielem Andern auch der Schluß verändert: wie denn überhaupt aus den fünf Bänden der erſten Auflage in dieſer ſechs geworden ſind. Hier bekommt Sophie zuletzt allerdings noch einen Mann: aber es iſt ein alter gebrechlicher Schulmeiſter — da war ſie früher wohl gar noch beſſer bedacht. . . .

Auch im Uebrigen, wie geſagt, ſind in dieſer neuen Auflage eine Maſſe neuer Scenen und Perſonen angebracht; Tendenz und Haltung des Ganzen dagegen iſt unverändert geblieben. Weshalb wir denn auch keinen Grund finden, uns des Näheren auf jene einzulaſſen. Die Werke des Genies wird es allerdings intereſſant ſein, Schritt für Schritt in ihrer Entwicklung zu verfolgen; an Bücher dagegen, wie Sophiens Reiſe, deren Werth hauptſächlich in der erſten maſſenhaften Wirkung beſteht, wäre es thöricht und ſogar falſch, eine Aufmerkſamkeit dieſer Art zu verſchwenden.

Wirkung der Sophie im Publicum.

Und nun dieſe erſte Wirkung beim Erſcheinen im Publicum, wie war ſie?

Fragen wir lieber, wie konnte, wie mußte ſie ſein. — Die Gebrechen des Romans, an dem Maßſtab der heutigen Aeſthetik gemeſſen, liegen auf der Hand. Dieſelben kommen alle, der Hauptſache nach, darin zuſammen, daß Hermes das eigentliche künſtleriſche Gefühl, das Gefühl der Schönheit, kurzum das äſthetiſche Bewußtſein mangelt. Was ſich in der Schule der damaligen Kritik, namentlich der Berliner, hatte lernen laſſen, das hatte er gelernt, wenigſtens was das Weſentliche der Dinge anbetraf: während in der Form allerdings ſeine halb theologiſche, halb ſtutzerhafte Breite in Widerſpruch ſtand mit jener knappen Form, auf welche die Berliner drangen, wenn ſie dieſelbe ſeit Leſſing's Rücktritt, vielleicht nur den uns bereits bekannten Abbt ausgenommen, auch ſelbſt vielfach vermiſſen ließen. Dieſer Umſtand, verbunden mit den eigenthümlichen Häkeleien gegen die

Kritik, in denen Hermes ſich nun einmal gefiel und bei denen namentlich auch die Nicolaiſche Bibliothek ihren wohlgemeſſenen Theil mit abbekommt, trägt vielleicht auch die Schuld, daß die Berliner Kritik ſich, wie wir ſogleich noch ſehen werden, des Hermes'ſchen Romans nicht völlig ſo warm annahm und ihn nicht ſo ganz ohne Einſchränkung lobte, wie man es nach der Richtung beider eigentlich erwarten möchte.

Denn auch Hermes — und dies müſſen wir zunächſt feſthalten, um den außerordentlichen Beifall zu begreifen, den das Publicum ſeiner Zeit ihm ſpendete — gehört weſentlich der damaligen Aufklärung an. Es darf uns dabei nicht irre machen, daß er zuweilen ſelbſt über dieſe Aufklärung ſpöttelt: wir haben ſchon einmal an den Splitter erinnert, den man im Auge des Nachbars ſieht, während man den Balken im eigenen nicht bemerkt. Hermes huldigt, wie unſere obigen Beiſpiele vielfach beweiſen, im Ganzen demſelben äſthetiſchen Syſtem, das auch die Berliner verfolgen und von dem wir ſchon bei Abbt einige Proben kennen gelernt haben: dem Syſtem nämlich, daß der Poet überall das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden habe. Wir haben über die Entſtehung dieſes Syſtems, oder richtiger geſagt, dieſer Auffaſſung der Kunſt ſchon oben, wo wir den Urſprung der moraliſchen Wochenſchriften und die ſich daran anlehnende Entſtehung des Familienromans beſprachen, einige Fingerzeige gegeben. Hier wollen wir nur noch hinzuſetzen, daß dieſes Princip recht eigentlich die Grenzſcheide bildet zwiſchen der älteren ſpießbürgerlichen und der neuern genialiſirenden Schule, die ſich, von Klopſtock und Leſſing ausgehend, ſeit Anfang der ſiebziger Jahre entwickelt und die dann auch praktiſch wie theoretiſch ſogleich in den erbittertſten Gegenſatz zu den Berlinern tritt, das Letztere namentlich in den Merkwürdigkeiten der Literatur von Gerſtenberg und Mauvillon, die noch im Lauf der ſechsziger Jahre erſchienen, ſowie ſpäterhin in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, an deren kurzer Glanzepoche bekanntlich auch Goethe noch Antheil nimmt. — Hermes ſteht dabei durchaus auf der alten, der ſpießbürgerlichen Seite; wir wüßten unter den Romanſchreibern der Zeit keinen, der ihm verwandter iſt, namentlich auch in der rohen Abſichtlichkeit und dieſem leidigen Schulmeiſtertone, der ſich durch die ganzen Hermes'ſchen Schriften hinzieht, als wiederum das Haupt der Berliner Schule, Nicolai ſelbſt, den übelberufenen Autor des Sebaldus Nothanker, des dicken Mannes und zahlreicher anderer ähnlicher Geſchichten.

Aber das war, wie geſagt, auch der richtige Ton des Zeitalters überhaupt, wenigſtens in denjenigen mittleren Schichten der Geſellſchaft, für welche dieſe Art von Büchern überhaupt geſchrieben wurde. Jenes äſthetiſche Bewußtſein, jenes Gefühl des Schönen und Kunſtgemäßen, deſſen Mangel ſich in jeder Zeile der Hermes'ſchen Bücher offenbart, war auch im damaligen Publicum ebenſowenig zu finden: gleich einem glimmenden Funken, von dem es noch fraglich iſt, ob er zur wärmenden Leuchte, ob zur verzehrenden Flamme emporwachſen wird, dämmerte es erſt in wenig vereinzelten Köpfen, der großen Maſſe der Leſenden war es noch ein Buch mit ſieben Sigeln. Nun, und was man nicht kennt, das kann man natürlich auch nicht vermiſſen. Auch die äſthetiſchen Mängel unſeres Autors, weit entfernt, ſeine Wirkſamkeit bei dem damaligen Publicum zu beeinträchtigen, mußten dieſelbe vielmehr noch erleichtern und erhöhen. Das Publicum wird allemal denjenigen Schriftſteller am Meiſten goutiren, dem es ſich ſelbſt am Verwandteſten fühlt, gleichviel was die Aeſthetik dazu ſagt. Es fehlte Hermes an Geſchmack — aber ſeinem Publicum auch: er war ein unerträglicher Philiſter, der den ſchönen Schmetterling Poeſie gewöhnen wollte, Waſſer und Futter zu ziehen, wie ein abgerichteter Hänfling — aber gerade ſo philiſterhaft war die Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen auch; er bringt den Leſer unſerer Tage zur Verzweiflung durch die kleinliche Ausführlichkeit ſeiner Schilderungen und den trivialen Geſchmack, der ſeine Auswahl dabei leitet — aber gerade dieſe trivialen Kleinigkeiten, dieſe Miſere des Hausſtandes und der Familie, in ihrer allerroheſten und kümmerlichſten Form, war auch die Welt, in welcher die Deutſchen jenes Zeitalters hauptſächlich lebten. —

Auch das iſt ferner richtig, daß in Hermes die beiden Grundſtoffe der Unterhaltungsliteratur, wie wir dieſelben früher bezeichnet haben, nämlich das lehrhaft moraliſirende und das abenteuerlich phantaſtiſche Element, unvermittelt neben einander liegen; es iſt keine Spur in ihm von jenem Blitz des Genius, des ſchaffenden, der ſie beide in einander verſchmolzen und aus ihnen, als den verſöhnten, überwundenen Elementen der Zeit, eine neue, eine wirkliche Schöpfung der Schönheit und der Kunſt herausgeführt hätte. Daher auf der einen Seite dieſe unerträglichen moraliſchen Digreſſionen, dieſe Abhandlungen und Predigten, dieſe Rathſchläge und Ermahnungen — und auf der anderen wieder dieſe tolle Sucht, mit maßloſer Feder Abenteuer auf Abenteuer, Verwicklung auf Verwicklung, Geſchichte auf Geſchichte zu häufen.

Daher ferner auch der ſeltſame Begriff, den er ſich vom Weſen des Romantiſch Abenteuerlichen überhaupt gebildet hat: nämlich als ob daſſelbe darin beſtände, aus einem beſtimmten Charakter und einer gewiſſen gegebenen Situation allemal gerade das Gegentheil werden zu laſſen von dem, was der Leſer davon erwartet hat. Auch hier wieder, wenn wir uns nicht täuſchen, iſt es der Theolog, der den Romanſchreiber in den Nacken ſchlägt: er giebt der weltlichen Neugier nach, er ſchmeichelt ihr, er lockt ſie an, ein wenig, ſehr viel ſogar — aber indem er dann wieder auf einmal dem glücklich angelegten Abenteuer durch eine plötzliche, ganz unvermuthete, ganz unerwünſchte Kataſtrophe die Spitze abbricht, ſtraft er die Neugier des Leſers gleichſam an ſich ſelbſt und ſtellt die Würde des Schriftſtellers, des moraliſirenden, belehrenden, ja wir dürfen geradezu ſagen, des Theologen wieder her. Er ſchreibt Romane, gut: aber er ſchreibt ſie nicht aus poetiſchem Triebe, nicht aus humoriſtiſchem Ergötzen an dem närriſchen Weltlauf, den er in ſeinen Büchern wiederſpiegelt — nein, er ſchreibt ſie nur, weil der Roman in dieſem Augenblick diejenige Form iſt, welche den bequemſten Zutritt, die weiteſte Verbreitung im Publicum hat; wäre es noch wie ehemals und gäbe es in der Leſewelt noch kein Gelüſte, das ſich über Poſtille und Geſangbuch oder allerhöchſtens über einen moraliſirenden Biedermann hinaus erſtreckt, er würde ſich ebenfalls begnügen Geſangbücher oder Predigten oder allenfalls moraliſche Wochenſchriften zu ſchreiben. Er folgt nur dem Strome, weil er muß: aber indem er ihm folgt, erfaßt ihn ſofort auch wieder eine Art von Reue, eine gewiſſe theologiſche Zerknirſchung, daß er es thut; indem er die Leſer mit Abenteuern auf Abenteuern unterhält, muß er ſich doch ſelbſt ſagen, daß dieſe Unterhaltung ſehr leichtfertig, ſehr unmoraliſch iſt — darum darf keines von dieſen Abenteuern auf befriedigende Weiſe enden, der letzte Eindruck von all dieſem bunten Treiben muß immer ein leerer, ungenügender bleiben, damit ja nirgend der Poet, ſondern nur immer der

Moraliſt, nirgend die naive Ergötzung, ſondern überall nur die moraliſirende Reflexion das letzte Wort behält.

Aber auch hiemit ſtand die Bildung des damaligen Publicums in genaueſter Uebereinſtimmung, ſeine äſthetiſche ſowohl wie ganz beſonders ſeine moraliſche. Man rühmte ſich ſeiner Aufklärung, war aber doch im Grunde noch herzlich beſchränkt; man fühlte ſich nicht mehr befriedigt von der bisherigen ausſchließlich theologiſchen Färbung der Literatur, konnte doch aber auch zu der weltlichen noch keine rechte Courage faſſen; man wollte gern Romane leſen, aber es galt doch auch noch als ein Grundſatz der häuslichen Erziehung, daß Romane unanſtändig, wenigſtens für junge Leute, und daß man zum Mindeſten einen Bart haben oder als Frauenzimmer über die Jahre der Anfechtung hinaus ſein müſſe, um ſich dieſes bedenkliche Vergnügen zu geſtatten. Es läßt ſich gar nicht Gewicht genug darauf legen und muß immer von Neuem wiederholt werden, wie tief den Deutſchen, ſelbſt noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Theologie im Leibe ſteckte und wie ſchwer es ihnen ward, ſich aus der Verdüſterung des theologiſchen Bewußtſeins zur freien Uebung der Wiſſenſchaft, ſowie namentlich zum unbefangenen Genuß der Kunſt, ja des Lebens ſelber wieder herauszuarbeiten. Es mußte eben Jeder ſeinen Kragen und ſeine Päffchen tragen, der dazumal vom Publicum reſpectirt ſein wollte, wenn auch nur literariſch; ſo hatte die Geiſtlichkeit das Volk daran gewöhnt, ſeine geiſtigen Geſchäftsträger und Vormünder in ihr und nur in ihr zu erblicken. Was hatte Klopſtock, was Gellert den Weg ins Publicum gebahnt? Mit einem andern Stoff als der Meſſiade hätte der Beſte lange vergeblich an das Herz der Nation anklopfen können, während es von Gellert eine allbekannte Thatſache iſt, daß er dem Publicum nicht blos Fabeln und Lieder lieferte, ſondern auch Unzählige, die ſich deshalb an ihn wandten, Arme und Reiche, Vornehme wie Geringe, mit geiſtlichem Troſt und moraliſcher Zurechtweiſung verſah, ſo recht der allgemeine geiſtliche Tröſter, der Prediger und Beichtvater für ganz Deutſchland. Und auch darauf haben wir ſchon oben aufmerkſam gemacht, daß die Dichter und Schriftſteller der neuen, modernen Richtung, von Leſſing und Abbt an bis auf Bürger und Voß und Schubart, beinah ohne Ausnahme ſämmtlich zu Theologen beſtimmt waren oder ſich auch freiwillig dazu beſtimmt hatten, im Verlauf ihrer Entwicklung aber der Theologie ſammt und ſonders untreu wurden: eine perſönliche Kriſis, in der ſich nur der allgemeine, geſchichtlich nothwendige Bruch des Zeitalters wiederholt. —

Aber daß wir unſern Hermes nicht aus dem Auge verlieren! Gerade der Umſtand, ſagten wir, daß die beiden urſprünglichen Elemente der Unterhaltungsliteratur, das theologiſch moraliſirende und das romantiſch abenteuerliche, bei ihm ſo roh neben einander lagen, gerade das machte ihn dem damaligen Publicum höchſt angenehm. Denn auch mit dieſem ſtand es ganz ebenſo: es hatte den Theologen auch nur erſt zur Hälfte ausgezogen und erſchrak noch jedesmal über ſich ſelbſt, wenn es ſich ſo ohne geiſtliches Feigenblatt in ſeiner weltlichen Nacktheit erblickte. Da waren das nun ganz vortreffliche Bücher, dieſe Hermes'ſchen Romane, wo Geiſtlicher und Weltkind, Poet und Theolog, Unterhaltung und Beſſerung ſo dicht beiſammen und doch ſo ſchroff von einander abgeſondert wohnten. Der Teufel hatte richtig einmal wieder ein Weinhaus neben das Bethaus geſetzt: aber das Bethaus war doch auch vorhanden und man konnte ungehindert von dem einen zum andern gehen.

Hermes gab das Giſt, aber auch zugleich das Gegenmittel: war es Sünde Romane zu leſen, gut, jedes zweite Blatt in dieſen Romanen iſt eine Predigt, da kann der Leſer gleich wieder büßen, was er das Blatt zuvor geſündigt hat.

Die Frauen und die Sentimentalität.

Doch geſellten ſich zu dieſen negativen Eigenſchaften auch einige poſitive, die mindeſtens ebenſo wirkſam waren als jene, und die wir daher gleichfalls nicht überſehen dürfen. Es iſt ein alter Spruch: wer etwas in der Welt durchſetzen will, muß zunächſt die Weiber auf ſeine Seite zu bringen ſuchen. Auch in der Literatur iſt es nicht anders; wer die Literaturgeſchichte darauf durchgehen wollte, ſelbſt auch unſre allerneueſte nicht ausgenommen, der könnte mit leichter Mühe eine ganze Menge von Celebritäten zuſammenbringen, deren Lorbeeren hauptſächlich im Schatten der Schürze gewachſen ſind. Auch Hermes gehört dazu, ja er iſt einer der Früheſten, auf den unſer Satz Anwendung findet und zugleich einer von denen, die es ſich um die Gunſt der Frauen am Sauerſten haben werden laſſen und daher auch gewiſſermaßen den meiſten Anſpruch darauf haben. Wir können hier nur im Allgemeinen darauf hindeuten, wie allmählich im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts, beſonders zu Anfang deſſelben, mit der Theilnahme, welche die Frauen jetzt an der vaterländiſchen Literatur zu nehmen anfingen, dieſer Literatur ſelbſt ein völlig neues Element zuwuchs. Als Vermittlung dienten auch hier wieder die moraliſchen Wochenſchriften; es galt für geſchmackvoll und war eine gute Speculation auf das Publicum, denſelben weibliche Namen zu geben, wie die Tadlerinnen, das gelehrte Frauenzimmer und dergleichen mehr; derſelbe Gottſched, der die moraliſche Wochenſchrift zuerſt zur kritiſch belletriſtiſchen erweitert, führt auch in ſeiner bekannten werthen Freundin und Gehilfin, ſeiner Gattin Victoria Adelgunde Culmus, die erſte ſchriftſtellernde Frau in die moderne Literatur ein.

Und noch viel wichtiger als dieſe active, praktiſche Theilnahme einzelner gelehrter und geiſtvoller Frauenzimmer wurde die paſſive, die bloß receptive, welche die Frauen unſerer Literatur von da ab mehr und mehr zu ſchenken anfangen. Schon im gewöhnlichen Leben und in den kleinſten geſelligen Kreiſen iſt es ein großer Unterſchied und beſtimmt Ton und Stoff der Unterhaltung ſehr merklich, ob Frauen zugegen ſind oder nicht; um wie viel mehr mußte das nun nicht erſt in der Literatur der Fall ſein, die bekanntlich eben damals Miene machte ſich zum großen allgemeinen Unterhaltungsſtoff, zur allgemeinen geſelligen Grundlage der Nation auszubilden. Was wir vorhin von der Theologie ſagten, gilt ebenſowohl auch von den Frauen: ohne Theologie kein Gellert und kein Klopſtock, aber auch ohne Frauen kein Klopſtock, kein Kleiſt, kein Geßner; ohne Frauen keine Frühlingslieder, keine Idyllen und Schäfergedichte; ohne Frauen endlich nichts von jener Sentimentalität und jenen zarten, weichherzigen Empfindungen, auf die wir ſogleich noch werden zu ſprechen kommen.

Hermes iſt nun der eigentliche Dichter der Frauen; er war nicht umſonſt jahrelang Hauslehrer geweſen, er hatte erfahren, was die Schürze vermag, er wußte wie dankbar die Frauen einem Schriftſteller ſind, der ihnen Gelegenheit giebt ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, und beſchloß dieſen Dank zu verdienen.

Auch brachte es die Gattung, der er ſeine Feder gewidmet hatte, ſchon ſo mit ſich. Indem der Familienroman das Haus, die Familie auf den poetiſchen Schauplatz brachte, mußte er ganz nothwendig die Frau, dieſen Mittelpunkt des Hauſes und des häuslichen Lebens, auch zum Mittelpunkt ſeiner Darſtellung machen: Liebe und Ehe, dieſe Grundlagen der Familie, mußten auch die vornehmſten, ja die ausſchließlichen Gegenſtände dieſer neuen Dichtungsart werden. Man denke nur an die Richardſon'ſchen Romane, mit denen, wie der Leſer ſich erinnern will, dieſe ganze Gattung überhaupt anfängt, und vergleiche damit, um ſich ihrer ſpecifiſchen Weiblichkeit recht bewußt zu werden, etwa die Romane von Fielding. Fielding, der, wie wir im Eingang dieſes Aufſatzes auseinanderſetzten, mehr die abenteuerliche, weltliche Seite des Romans ausbildet, wählt ſich hauptſächlich männliche Helden, bei denen es ſich zwar ebenfalls vorzugsweiſe um Liebe und Heirath dreht, die aber doch außerdem noch in eine Menge anderweitiger Situationen gerathen. Richardſon dagegen, der Vater des Familienromans, der darum auch bei ihm in der urſprünglichſten, reinſten Geſtalt erſcheint, beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit weiblichen Heldinnen; wie die Fielding'ſchen Romane nach Männern, ſo nennen die Romane von Richardſon ſich gern nach Frauen: Clariſſa und Pamela. Auch der Inhalt ſeiner Romane iſt vornämlich dem Kreiſe weiblicher Schickſale und weiblicher Erfahrungen entnommen; die Männer in ſeinen Romanen ſind nur meiſt dazu da, durch ihre Vermittlung, die freilich oft ſehr roh und feindſelig ausfällt, gewiſſe Seiten des weiblichen Charakters zu entwickeln.

In Richardſons Fußtapfen tritt Hermes, und zwar in keinem Punkt ſo vollſtändig wie in dieſem. Fanny Wilkes, Sophie, das Buch für Töchter edler Herkunft, auf das wir zum Schluß noch ein paar Blicke werfen werden

— lauter weibliche Helden, lauter Liebes- und Ehegeſchichten, lauter Bücher für Frauenzimmer! In der Fanny Wilkes, in der er überhaupt noch umherſchwankt zwiſchen Fielding und Richardſon, tritt dieſe Richtung noch nicht ſo klar zu Tage; um ſo deutlicher dagegen und um ſo ausſchließlicher in der Sophie. Wir brauchen dafür hier keine beſonderen Beiſpiele mehr anzuführen, da der Leſer in den oben mitgetheilten Auszügen deren ſchon genug gefunden haben wird. Auch iſt ſich Hermes dieſer Richtung vollkommen bewußt. Er ſpricht es ſelbſt zu wiederholten Malen als ſeinen eigentlichen Zweck, aus für Frauenzimmer zu ſchreiben; bei ihnen ſucht er ſein Publicum, von ihnen ſein Urtheil; das Verdienſt, das er ſich um ihre geiſtige und leibliche Wohlfahrt erwirbt, ſoll der eigentliche Lohn ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ſein. Daß er dabei wiederum ſtark philiſterhaft verfährt, ja daß dieſer neue Frauenlob Seiten aufdeckt an dem Gegenſtand ſeiner ſchriftſtelleriſchen Sorgfalt, an die ſelbſt die ärgſten Spötter der Zeit, ein Voltaire und Crebillon ſich nicht würden gewagt haben, darf uns nicht wundern; ebenſo wenig, daß das Weib auch bei ihm kein anderes Ziel und keinen anderen Lebenszweck kennt als die künftige Heirath und daß das Schickſal ſeiner Heldinnen, ſo viel er ſelbſt auch darüber ſpöttelt, doch ebenfalls genau zwiſchen erſtem Kuß und Wochenbett abgegrenzt liegt.

Dies Letztere namentlich ſtand wiederum in genaueſter Uebereinſtimmung mit der Wirklichkeit der damaligen Zuſtände; die damalige deutſche Frau war noch zu nichts Anderm da, kannte noch kein höheres Schickſal, verlangte noch nichts Größeres von ſich ſelbſt, als dereinſt die Gattin eines honetten Mannes zu werden, für den ſie brav kochen und brav Kinder kriegen konnte. Weiter erſtreckte die damalige weibliche Erziehung, weiter der eigene Horizont der Frauen ſich nicht; wie könnten wir denn dem Romanſchreiber einen Vorwurf daraus machen, daß er ebenfalls über Topfbrett und Wiege nicht hinaus ſieht und ſeinen ganzen poetiſchen Curſus darauf beſchränkt, ſeine Leſerinnen anzuweiſen, wie ſie ſich bis zur Hochzeit hübſch in Acht nehmen und dann hinterdrein als gute Hausfrauen ihre Männer bei Laune und ihre Kinder in Ordnung halten ſollen?

Endlich tritt dazu bei Hermes noch eine Eigenſchaft, deren wir bisher noch keine Erwähnung gethan haben, die aber, als ein eigentliches Modeelement, eine Lieblingsrichtung der Zeit, gewiß ebenfalls nicht wenig dazu beigetragen hat ihn zum Lieblingsſchriftſteller des damaligen Publicums zu machen, beſonders wiederum des weiblichen: dies iſt ſeine Empfindſamkeit.

Es iſt wahr, man begreift für den erſten Augenblick gar nicht, wie dieſer Mann, mit ſeiner pommerſchen Bedächtigkeit, ſeiner oſtpreußiſch nüchternen Verſtandesbildung — man begreift nicht, ſage ich, wie er, Wolfiſcher Philoſoph, Theolog, Dogmatiker, und zu alledem Stockphiliſter in jedem Zoll ſeines Leibes, dazu kommt ſentimental zu werden.

Allein man erinnere ſich auch, daß zu der Zeit, wo die Sophie entſtand, das heißt alſo zu Ende der ſechziger, Anfang der ſiebziger Jahre, die Empfindſamkeit in Deutſchland übrigens bereits in vollem Flore ſtand. Auch ſie war weſentlich theologiſchen Urſprungs, ſo wenig man dies auch der verliebten Färbung anſieht, welche ſie bald darauf annahm. Und zweitens war ſie ebenfalls, gleich einer zierlich umſtrickenden Schlingpflanze, an dem derben Stamm des Familienromans emporgewachſen.

Theologiſchen Urſprungs nämlich, das kann Niemand verkennen, ſind jene ausbündigen Tugendideale, jene Pamela's und Clariſſen, die zuerſt von Richardſon in die Roman literatur eingeführt wurden und die dann bei unſerm Hermes in männlicher Geſtalt, als Handſom und Leſſ**, wiederkehren — gerade ſo theologiſch, wie die Schaudergeſtalt eines Lovelace, die derſelbe Richardſon ſeinen Tugendengeln gegenüberſtellt und die ſich mit gleicher Dauerhaftigkeit, als ein nothwendiger Beſtandtheil jedes richtigen Romans, bis auf die neueſte Zeit fortgeerbt haben. Beides, die Engel wie die Teufel, ſind theologiſche Abſtractionen; es ſind Exempel zu Lehre und Mahnung, wie der Prediger auf der Kanzel ſie zu bilden liebt und die hier nur unverſehens von der Kanzel in das Tintenfaß des Romanſchreibers gefallen ſind. Wie viel dieſe übermenſchlichen Geſtalten dazu beigetragen die phantaſtiſche Sentimentalität jenes Zeitalters zu entwickeln, und wie ſie die Empfindſamkeit gleichſam groß gezogen haben an ihren rieſigen Brüſten, das zeigt jeder noch ſo flüchtige Blick in die damalige Literatur: und auch unſer Hermes kann dafür als Beiſpiel dienen. —

Man erinnere ſich aber auch ferner, daß zu der Zeit, da Sophie ihre Reiſe von Memel nach Sachſen antrat, die Kleiſt, die Klopſtock, die Wieland (in ſeiner erſten ſeraphiſchen Periode) bereits geſungen hatten und daß ſchon auch die Hölty, die Miller und die übrigen, Genoſſen des Göttinger Dichterbundes ihre Leiern ſtimmten. Man erinnere ſich ebenfalls, daß gerade diejenige Literatur, welche Hermes ſich zum Muſter genommen hatte, die engliſche, auch das damalige kanoniſche Buch der Empfindſamkeit geliefert hatte: Youngs Nachtgedanken, die von Hermes gleichfalls geliebt und bewundert wurden (z. B. I. 3.) Man erwäge endlich, daß nicht einmal den größten, den ſtärkſten Geiſtern vergönnt iſt, ſich den Bewegungen ihrer Zeit, ſelbſt nicht den widerſpruchsvollſten, zu entziehen, um wieviel weniger denn ſolchen ſecundären Talenten wie Hermes: — und man wird, meine ich, dieſen ſcheinbaren Widerſpruch genügend begreifen, man wird es begreifen, wie derſelbe Hermes, der ſich übrigens ſo nüchtern, ſo pedantiſch zeigt, an anderen Stellen auch wieder ſchwärmen kann für Morgenröthe und Blüthenduft und Lerchenwirbel und den ganzen übrigen Apparat der damaligen Empfindſamkeit, ſoweit gar, daß er, wiederum mit ächt romantiſcher Vornehmheit, ja mit einem Ausdruck, der den Romantikern ſelbſt Ehre machen würde, alle diejenigen, welche dieſe ſentimentalen Entzückungen nicht zu theilen verſtehen, als „feiſte Seelen“ brandmarkt (vgl. I. 107; vgl. ebendaſ. 21, 357 und ſqq.) — oder auch, wie es in einem ſpäteren Buche heißt (Töchter edler Herkunft II. 216): „Seelen von Schmeer.“

Hermes als Liederdichter.

Und endlich wird man nun auch begreifen, wie dieſer Mann, von dieſer proſaiſchen Weltanſchauung, daß man ſchwören möchte, er habe (wie, nebenher bemerkt, die Mehrzahl unſrer ſpecifiſchen Romandichter, Jean Paul an der Spitze) niemals einen Vers gemacht — wie dieſer Erzproſaikus dennoch im Stande iſt, ſeine Romane durch eine Menge höchſt empfindſamer, höchſt rührender Liederchen zu illuſtriren — Liederchen, die zum großen Theil Geſellſchafts-, um nicht zu ſagen Volkslieder jener Zeit wurden und als ſolche ſeinen Romanen ſelbſt nicht nur zahlreiche Freunde verſchafft, ſondern dieſelben zum Theil noch weit überdauert haben. Da die Charakteriſtik unſeres Mannes ohne ſie nicht vollſtändig wäre, weder nach ſeiner Wirkung aufs Publicum noch nach ſeinem eigenen poetiſchen Werth, ſo wollen wir dem Leſer einige Proben nicht vorenthalten, um ſo mehr als Hermes in ſeiner Eigenſchaft als Lyriker unſers Wiſſens bisher noch gar nicht gewürdigt, ja nicht einmal gekannt iſt. Und doch, hoffen wir, ſollen die nachſtehenden Proben unſere Meinung unterſtützen, wenn wir behaupten, daß er ſeinen Platz unter den Liederdichtern jener Zeit verdient, ſo gut wie die meiſten von denjenigen, welche unſere Literaturgeſchichten unter dieſem Titel anführen und aus deren verſchollenen Sammlungen unſre Blumenleſer ſo viel, wenn nicht gerade duftige, doch dicke Sträuße zuſammenflechten.

Schon in der Fanny Wilkes hatte Hermes in richtiger Würdigung ſeines Publicums dieſes Reizmittel verſchiedentlich angewendet; einige dieſer Lieder, die ſich zu ihrer Zeit einer großen Beliebtheit erfreuten, mögen hier nachträglich ihre Stelle finden.

Mich trifft die ſtille Mitternacht
Nicht mehr, wie ſonſt, im Schlummer;
Sie findet mich in tiefem Kummer —
Mein Auge weint und wacht.
Ich denke jetzt nicht die verlohrnen Jahre,
Nicht das geliebte Bild von Sarg und Bahre —
Ich denke dich,
Und gräme mich.

Dann flieht er, der mich ſonſt ergötzet,
Der Gott der Träume flieht mich dann,
Weil er ein Auge, das die Schwermuth netzet,
Unmöglich ſchließen kann.

Er fliehe mich!
Senkt er ſich nur auf Deine Augen nieder,
Und ſagt: „Dein Handſom wacht für Dich,
Und ſchreibt Dir zärtliche, Empfindungsvolle Lieder.“

Dann gönn ich Dir ein mir verſagtes Glück,
Und keine Müdigkeit wünſcht ihn zurück.

*

Biſt Du noch fern, gewünſchte ſtille Stunde?
Biſt Du noch fern?
Ich ſtehe jezt mit meinem Gott im Bunde,
Und ſtürbe gern!
Mein Geiſt iſt jezt entwöhnt von Nichtigkeiten,
Und ſchreyt zu Gott —
Entreiße mich dem Wechſel dieſer Zeiten,
O Friedensbote, längſt gewünſchter Tod!

Ich wünſche nichts als Ruh im ſtillen Grabe,
Wo nichts mich ſtört;
Was ich noch ſonſt von Gott gebeten habe,
Iſt ſchon erhört.
Für mich iſt hier nun weiter kein Geſchäffte —
Ein Engel winkt —
Ich ſchmecke ſchon der künftigen Welten Kräfte,
Weil jezt mein Haupt im lezten Schlummer ſinkt.

Ich ſeh euch ſchon an Gottes prächtgem Throne,
Vollendete!
Ich eile ſchnell mit euch zu Gottes Sohne
Durch jene Höh. —
So iſt mein Tod ein Uebergang ins Leben,
Und meine Luſt!
Nun wird er bald die ſchweren Feſſeln heben —
Ich jauchze laut — und er zerreißt die Bruſt!

*

Bereite mich zum Schlummer,
Sanftklagendes Clavier!
Beſänftigt durch den Kummer,
Komm ich betrübt zu dir.

Dir ſing ich meine Klagen —
Vermindre du die Plagen!
Und du gebeugtes Herz,
Vergiß nun Deinen Schmerz!

Genieße dieſer Stunde,
Wo keine Thräne fließt,
Und fühle nicht die Wunde,
Die ſonſt ſo ſchmerzhaft iſt!
Dann ſinkt in ſanftre Lieder
Mein Buſen ruhig nieder,
In den der Schmerz ſich goß,
Und der den Schmerz verſchloß.

Ja, Seele, werde ſtille,
Sey demuthsvoll gerührt,
Wenn dich des Schöpfers Wille
Auf dunkeln Wegen führt.
Und trotze nicht im Leiden!
Und fliehe eitle Freuden,
Und geh in Wehmuth hin
Bis ich getröſtet bin!

Aus der Sophie wollen wir zunächſt ein Lied mittheilen, gerichtet an einen Gegenſtand, der, ſo lange es Poeten giebt, wohl ſchwerlich von einem derſelben unbeſungen geblieben iſt und der namentlich zu Hermes' Zeiten, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, völlig ertränkt wurde mit Liedern und Gedichten — den Mond!

Ich ſeh durch Tränenbäche
Dich Mond, du Bild der Ruh!
Auf dieſe Meeresfläche
blickt Niemand hin als du!

In dieſer ernſten Stille
ſei dir, du Gott der Nacht,
der tiefſten Wehmuth Fülle
zum Opfer dargebracht.

Oft tanzt ich, frei von Kummer,
in deinem ſchönen Licht,
oft winkte mir zum Schlummer
dein lächelndes Geſicht.
Und jetzt haſſ' ich die Freude,
und flieh vor Angſt die Ruh,
und du ſiehſt meinem Leide
vielleicht mit Mitleid zu!

Von Menſchen ausgeſtoßen
komm ich verſchmacht zu dir
ſieh Thränen, wie ſie fließen
noch nie ſo hell als hier!
wie glückt es meinem Herzen
ſtill wie die Nacht zu ſein,
wie bricht die Nacht der Schmerzen
ſo tief zur Seele ein.

Du Zeuge meiner Qualen,
kannſt du vorüberziehn?
Ach, laß in deinen Strahlen
mich eine Rettung ſehn!
O Mond, wenn auf dem Meere,
das oft dein Blick durchlief,
ein Freund, ein Retter wäre,
ſo zeig ihm doch mein Schiff!

Sodann ein ausführlicher Segensſpruch an ein Inſtrument, das damals eben ſeine culturhiſtoriſche Rolle zu ſpielen begann und das auch bei Hermes in großem Anſehen ſtand und zwar ſchon der Eingang des vorletzten

Gedichtes zeigt) häufig zu poetiſchen Zwecken benutzt ward, während mancher heutige Poet, geärgert und gepeinigt von dieſem Virtuoſenthum, das ihm aus jeder Stubenecke ſtörend entgegenklimpert, lieber verwünſchen als ſegnen möchte, — das Klavier ebendaſ. Theil III. S. 38.

Sei mir gegrüßt, mein ſchmeichelndes Klavier!
Was keine Sprache richtig nennt,
die Krankheit tief in mir,
die nie mein Mund bekennt,
die klag ich dir!

Dich, o Klavier, erfand ein Menſchenfreund,
ein Mann, der traurig war, wie ich.
Er hat, wie ich, geweint!
Voll Kummer ſchuf er dich
für ſich und mich.

Und Heil ſei dir, Vertrauter meiner Bruſt!
Heil ſei dem Mann, der dich erfand!
Hat ihn, der Schmerz und Luſt
An deine Saiten band,
Kein Stein genannt?!

Ferner an die Einſamkeit, ebendaſ. S. 179.

Sei du mein Troſt, verſchwiegne Traurigkeit!
Ich flieh zu dir mit ſoviel Wunden!
Nie klag ich Glücklichen mein Leid —
So ſchweigt ein Kranker bei Geſunden.
O Einſamkeit! Wie ſanft erquickſt du mich
Wenn meine Kräfte früh ermatten!
Mit heißer Sehnſucht ſuch ich dich —
So ſucht ein Wandrer, matt, den Schatten.

Hier weine ich. Wie ſchmähend iſt der Blick,
mit dem ich oft bedauert werde.

Jezt, Tränen, hält euch nichts zurück —
So ſenkt die Nacht Thau auf die Erde.
O daß dein Reiz, geliebte Einſamkeit,
Mir oft das Bild des Grabes brächte!
So deckt des Abends Dunkelheit
Zur tiefſten Ruhe ſchöner Nächte!

Und in ähnlichem Ton, aus demſelben Bande S. 137:

Mein Frühling, der verwelkt da liegt,
Die Blüte meiner Jugend;
Mein Sommer, der ſo leer verfliegt,
Beſtimmt zum Wuchs der Tugend;

Die Zeit, wo alles möglich war,
Durchlebt in kurzen Stunden,
Und aufgehäuft in Tag und Jahr:
Die Zeit — ſie iſt verſchwunden!

Der Herbſt, der ſonſt die Aeſte ſenkt,
Die Zeit der reifern Jahre;
Der Winter, der ſonſt Ruhe ſchenkt
Im Schnee verblichner Hare;

Mein Herbſt und Winter warten noch:
Du Weisheit! und du, Reue!
Erfüllet mich! damit ich doch
Mich meines Todes freue!

* * *

Ihr ſeid mir unvergeßlich bitter,
Verfloßne Tage, deren ſchlechtgenutzten Werth
Mich der Verluſt erſt kennen lehrt!
O Zukunft, die du minderbrauchbar biſt,
Sei du mir, was dem müden Schnitter
Das Abendroth — die Nacht — der Morgen iſt!

* * *

Ihr jugendlichen Freuden
Wie bald ſeid ihr entflohn
Des Alters ſchwere Leiden
Wie nah ſind die mir ſchon!
So ſteigt aus Morgenſtrahlen
Ein heiſſer Tag mit ſeinen Qualen.

Der Früling meines Lebens,
Du höchſterwünſchte Zeit,
Ach! du verſtrichſt vergebens
Und flohſt zur Ewigkeit!
So fallen leere Blüthen,
Die ihres Stammes Tod verriethen!

Du Schönheit meiner Jugend,
Die Unſchuld meiner Bruſt,
Den erſten Reiz der Tugend
Zerſtörte eitle Luſt!
So nagt in ſchönen Früchten
Ein Gift, ſie heimlich zu vernichten!

Nun halten matte Kräfte
Den Reſt des Lebens an!
Nun ängſten mich Geſchäfte,
Die ich nicht ſchlieſſen kann!
So ſtirbt in Schnee und Schloſſen
Ein Keim, der allzu ſpät entſproſſen!

Endlich noch eines, das er ſelbſt als ſein „Lieblingslied“ bezeichnet, IV. 229:

Die Vorwürfe.

Still will ich meine Leiden tragen
mit Klugheit und Geduld,
Iſt nicht in allen meinen Plagen
nur meine Thorheit ſchuld?

Wie thöricht ſah ich Züchtigungen
Für ſchwere Strafen an!
Wie oft hab ich nach dem gerungen
Was Gott nicht geben kan!

Wie oft hab ich verborgne Leiden
Dem falſchen Freund geklagt!
Wie oft hab ich geheime Freuden
dem Neide ſelbſt geſagt!

Mich, der oft Andre Argwohn lehrte,
wie oft betrog man mich!
und doch war der, der mich bethörte
oft minderſchlau als ich.

Ich, der ſo laut die Furcht verlachte
ich ſchlich oft muthlos fort,
wenn mich ein Großer furchtſam machte!
was ſchlug mich ſo? Ein Wort!

Dagegen täuſchten mich oft Blike,
die mir ein Groſſer gab;
dann ſtieg ich hoch — und fiel vom Glüke
tief in den Staub hinab! —

O trüg ich jezt mit klugem Schweigen,
was ich mit Unmuth trug!
O möcht ich niemals Wunden zeigen,
die meine Thorheit ſchlug!

Den poetiſchen Werth dieſer Lieder zu beſtimmen, überlaſſen wir dem Geſchmack unſrer Leſer; wie beliebt ſie jedoch zu ihrer Zeit waren, mag man unter Anderm daraus ſchließen, daß eine eigene Sammlung davon erſchien, mit Compoſitionen von Hiller, dem damals berühmteſten und beliebteſten deutſchen Liedercomponiſten, Leipzig 1779; vgl. Jördens II. 339.

Neue Auflagen und Ueberſetzungen.

Faſſen wir nun dies Alles zuſammen; erwägen wir, daß der Hermesſche Roman durchſchnittlich Alles enthielt, Moral, Abenteuer, ja ſelbſt Sentimentalität, was das Publicum damals intereſſirte, noch erhöht und verſchönert durch den Reiz eines beſtimmten vaterländiſchen Locals und einheimiſch deutſcher Sitten, daß dagegen dasjenige, was ihm fehlte, die äſthetiſche Bildung, das Schönheitsgefühl, damals in der That erſt in wenigen, unendlich wenigen Köpfen, erſt in einem Leſſing, einem Herder aufgegangen war, während die große Maſſe der Leſewelt noch kein Gefühl dafür und kein Organ hatte; bringen wir ferner in Anſchlag die große Naivetät und Genügſamkeit des damaligen Publicums, das noch durch keine Concurrenz erſchöpft und abgeſpannt war, ſowie den Mangel an Unterhaltungsſchriften überhaupt: ſo werden wir aufhören, uns über den Erfolg zu wundern, dem ein nach unſerm Geſchmack ſo triviales, ſo langweiliges, ſo unlesbares Buch bei ſeinen Zeitgenoſſen in der That gefunden hat. — Sophiens Reiſe wurde nicht nur, zahlreicher Nachdrücke ungeachtet, dreimal aufgelegt; ſie wurde nicht nur ins Holländiſche, Franzöſiſche, Däniſche überſetzt; es erſchienen nicht nur von fremder Hand Fortſetzungen, Ergänzungen und Anhänge (darunter, wie ſchon erwähnt, auch eine Komödie in fünf Aufzügen: Puf van Vlieten, Leipzig 1780; die nähern Angaben findet man bei Jördens a. a. O.): ſondern auch der ganze Strom der Unterhaltungsliteratur, der ganze Eifer der Nachahmer, die ganze Betriebſamkeit der Noth- und Brotdichter wandte ſich, von dieſem Beiſpiel angeregt, fortan dem Familienromane zu.

Und wie hätte das Publicum, wie hätten die Nachahmer es anders machen ſollen, da ja die Wiſſenſchaft ſelbſt, die gelehrte Kritik der Journale meinen wir, den Roman als einen im Ganzen ſehr wohlgelungenen und muſtergiltigen anerkannte?

Die Kritik der Journale; Nicolai's Allgemeine Deutſche Bibliothek.

Wiederum ſtellen wir die Allgemeine Deutſche Bibliothek an die Spitze, da dieſelbe in der That noch immer das bedeutendſte kritiſche Organ war, welches die damalige deutſche Literatur aufzuweiſen hatte, und ihr Stempel noch immer über Werth oder Unwerth, Lob oder Tadel mit einer faſt widerſpruchsloſen, gleichwohl nur ſelten gemißbrauchten Gewalt entſchied. Ueber den Hermes'ſchen Roman bringt ſie nicht weniger als vier Recenſionen (XV. I. p. 12—23., XVII. I. 242—244., XXII. II. 356—365. XXXIII. I. 26—35.): ein neuer Beweis, wie intereſſant die Sophie der damaligen Leſewelt muß geweſen ſein und wie unerläßlich ihre kritiſche Beſprechung, indem ſchon die Nicolai'ſche Bibliothek, in echtem Gelehrtenhochmuth, den dann auch die ſpäteren Literaturzeitungen getreulich von ihr angenommen haben, ſich gegen belletriſtiſche Erſcheinungen im Ganzen genommen ziemlich ſpröde verhält.

Verfaſſer dieſer Recenſionen iſt der ſchon früher genannte Muſäus. Derſelbe hat zwar manches Einzelne an dem Werke auszuſetzen; der Plan iſt ihm zu weitſchweifig und willkürlich, die Charakteriſtik zu widerſprechend, die Farben nicht ſelten zu derb aufgetragen. Im Ganzen jedoch erklärt er, übereinſtimmend mit dem Geſchmack der Leſewelt, das Buch für eins der hervorragendſten und gelungenſten, ſowie den Verfaſſer deſſelben für eines der hoffnungsreichſten und glücklichſten Talente, das unſere Literatur in dieſer Gattung überhaupt aufzuweiſen hat. Von dem eigentlichen Grundfehler des Buches, dem Mangel an Schönheitsſinn und äſthetiſcher Bildung, hat natürlich auch er nicht das mindeſte gemerkt. — Wir ſchalten hier wiederum einige Stellen aus dieſen Beurtheilungen ein, da wir den Zweck unſeres Buches, die äſthetiſche und geſchichtliche Bildung jener Zeit zu ſchildern, damit am Beſten erreichen und zugleich auch unſere Schilderung von dem Eindruck, den das Buch im Publicum jener Zeit hervorbrachte, am Sicherſten vervollſtändigen werden; unſere ältere Journaliſtik iſt, wie wir ſchon oben bemerkten, eine im Allgemeinen ſo wenig beſuchte und doch ſo ergiebige Fundgrube, daß man nicht ſo leicht fürchten darf zuviel daraus mitzutheilen.

„Wenn die Sittenlehre (beginnt der Recenſent a. a. O.) auf das Herz einen vortheilhaften Eindruck machen ſoll, ſo hat ſie wohl einigen Aufputz nöthig, der ihr das ernſthafte Anſehen einer Matrone benimmt und über ſie einen Reiz verbreitet, der ihre Schönheit anziehender macht. Ein Schriftſteller, der bemüht iſt ihr ein ſolches Gewand zu geben, verdient daher allezeit Achtung, beſonders wenn man wahrnimmt, daß er aufrichtig zu Werke geht und im Ernſte darauf denkt, mehr der Moral einen Schmuck anzulegen, als ihr einen zu borgen. Der Verfaſſer hat die lobenswürdige Abſicht, Grundſätze einer geſunden Moral durch einen angenehmen und leichten Unterricht einzuſchärfen, nicht etwa nur einen einzigen moraliſchen Weideſpruch, nach dem der ganze Plan ſolcher Schriften gemeiniglich angelegt wird, und nach welchem ſich alle Handlungen müſſen drehen und wenden laſſen; er ſtellt mehrere Wahrheiten neben einander und wählt nur ſolche, die er für das Publicum oder hauptſächlich für ſeine Leſerinnen am fruchtbarſten zu ſein glaubt, dieſe bringt er in ein Gemälde und ſetzt ſie in Handlung, um ſie für das Herz intereſſanter zu machen. Das iſt das Kleid, worin er die Sittenlehre auftreten läßt, und welchem er wünſcht einen Schnitt gegeben zu haben, der der Wirkung der Schönheit nicht nachtheilig ſei. Daß der Verfaſſer zur Grundlage ſeiner moraliſchen Geſchichte eine Reiſe wählt, dünkt uns zu ſeiner Abſicht ſehr bequem, er bekommt dadurch mehrere Situationen als bei einer localen Geſchichte, er kann die Scene verändern, ſo oft er will, und ſich von den Perſonen, die er nur zu einer gewiſſen Abſicht gebraucht hat, ſobald ſie ihm nichts mehr nütze ſind, ohne Mühe losmachen. Aber was wir gleich anfangs vermutheten, daß die öftere Veränderung der Perſonen und die Menge zufälliger Begebenheiten, die mit dem Ganzen zuſammenhängen, das Buch langweilig machen würden, das haben wir auch in der That ſo befunden. Doch ehe wir uns in eine nähere Beurtheilung davon ſelbſt einlaſſen können, müſſen wir unſern Leſern erſt das weſentlichſte der Geſchichte vorlegen, ſonſt dürfte ihnen manches in der Folge undeutlich ſcheinen“. . . . .

„Schon hieraus (fährt der Recenſent nach einer ziemlich weitläuftigen Darlegung des Inhalts fort) läßt ſich beurtheilen, wie wenige Feſtigkeit der Verfaſſer ſeinen Charakteren giebt. Immer widerſprechen ſie ſich ſelbſt; Sophie iſt weiſe, behutſam, ſcharfſichtig, ein andermal iſt ſie eine wahre Prüde, bald hat ſie einen höchſt empfindlichen Charakter, bald läßt ſie ſich mit größter Gleichgiltigkeit von der adligen Predigerin in Haberſtroh mißhandeln. Dieſe Perſon verdient zwar mehr Verachtung als Zorn; aber ſollte Sophie bei ſo wiederholten Beleidigungen nicht einmal von ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit übereilt werden? Herr Schulz iſt geſcheid und dumm, je nachdem es dem Verfaſſer beliebt ihm eine Rolle aufzutragen; bald hat er Lebensart, bald iſt er wieder der rohe wüſte Student, und dieſes letztere wird er erſt, da er mit einer Ehrenſtelle bekleidet iſt und eine glänzende Figur macht. Da pflegen doch ſonſt junge Leute einen gewiſſen Anſtand in den Sitten anzunehmen, den ſie hernach nie ganz wieder ablegen; hier iſt es aber gerade umgekehrt. Dieſer ganze Charakter iſt dem Verfaſſer unter der Hand mißrathen, und ſo geht es ihm mit den mehreſten. Der Prediger von Haberſtroh ſoll der richtig denkende Mann ſein, der nach wohl überdachten feſtgeſetzten Grundſätzen handelt, aber er iſt immer der ſchwache Mann, der aus falſchen Begriffen urtheilt und dadurch an dem größten Theil ſeiner häuslichen Verdrießlichkeiten ſelbſt Schuld iſt. Widerwärtig übertrieben ſind die Charaktere der Frau Räthin und der adligen Predigerin, die letztere gehört ins Tollhaus. Nur der drollige Schiffer Puf bleibt ſich immer gleich, er ſcheinet von einem lebendigen Original vollkommen nach der Natur copirt; ſo auch der ehrliche Jude, der franzöſiſche Volontair und andere, die nur ab und zugehen. Herr Leſſ* kann noch nicht vollkommen beurtheilt werden. Bis jetzt finden wir an ihm den Charakter des edeldenkenden, rechtſchaffenen Mannes richtig ausgedrückt. — Wir kommen auf den Hauptzweck des Verfaſſers, auf den moraliſchen Unterricht, den er in dieſem Buche ertheilen will; dieſe Abſicht hat er um deswillen nicht erreicht, weil die Lehre, die er im Sinne hat, nie mit der Handlung, in welche er ſie verwandelt, in einem genauen Verhältniß ſtehet, daß die Lehre wieder aus der Handlung fließt. Dieſes kann leicht aus denen Handlungen dargethan werden, wo die Moral noch helle genug am Tage liegt: an vielen Orten verſchwindet ſie gar, oder bekommt ein ſo ſpielendes Anſehen, daß man etwas ganz unmoraliſches daraus folgern könnte“.....

„An einzelnen feinen moraliſchen Zügen, die allenthalben eingeſtreut werden, die aber im Leſen gemeiniglich übergangen ſind, ehe ſie das Herz erreichen, und an artigen Bemerkungen finden wir den Verfaſſer ſehr reich; er thut oftmals einen tiefen Blick in das menſchliche Herz, aber ausſtudiret hat er es noch nicht“.....

„Was die äußere Einrichtung dieſer Geſchichte betrifft, ſo iſt ſie in Briefen abgefaßt, größtentheils von Sophien an die Wittwe C. mit Ueberſchriften in Fielding'ſchen Geſchmack. Schade iſt es, daß der Verfaſſer Sophien in Rückſicht auf die Schreibart zu einer wahren Pedantin macht, das Witzelnde im Styl, ihre Sprachklügelei und Schulphiloſophie ſind unerträglich. Nur alsdann würden ſie folgende Ausdrücke und Anmerkungen kleiden, wenn die Wittwe C. ein Mitglied der ehemaligen Gottſched'ſchen Rednergeſellſchaft geweſen wäre, wenn ſie kein Wort aus einer fremden Sprache vertragen könnte, und nun Sophie auf eine feine Art darüber ſpottete“.....

„Dieſer Erinnerungen aber ungeachtet bleibt dem Buche viel Gutes übrig; der Verfaſſer iſt auf dem Wege unſern Romanen einen originalen Ton zu geben, ſie aus ihrer bisherigen Verachtung zu ziehen, und wenn wir es von einem unſerer Landsleute erwarten können, ſo iſt es von dem Verfaſſer etwas zu liefern, das neben den Richardſon'ſchen und Fielding'ſchen Werken figuriren kann.“

„Die in dieſem Theil verbreitete Moral (heißt es ſpäterhin) betrifft hauptſächlich die Pflichten junger Frauenzimmer bei Heirathsangelegenheiten und im angehenden Eheſtande. Der Verfaſſer ſchildert eine glückliche und mißrathene Verbindung und ſetzt dieſe gegen einander in Contraſt. So uns Koſchgens raſender Unſinn zu des Verfaſſers Abſicht wenig ſchicklich ſcheint, ſo ſehr gefällt uns in dieſer Rückſicht Henriette, beſonders die aufrichtige Schilderung ihres Herzens bei Heirathsvorſchlägen. Das Geſtändniß der Vorurtheile, welche ſie gegen die Wahl eines Geiſtlichen abgeneigt machen. Der erſte kleine Zwiſt in der Ehe. Alles dieß dünkt uns ſehr nach der Natur gezeichnet. Der Brief des Herrn Gros an Herrn Malgré iſt voll von guten Vorſchriften für einen vernünftigen Ehemann; nur Schade, daß ſie auf den individuellen Fall keine Anwendung leiden und alſo auch dem Leſer zu bald aus dem Gedächtniß verſchwinden. Die hier und da eingeſtreuten Verſe werden vielen Leſerinnen willkommen ſein; dagegen wünſchten wir, daß der Verf. dem ſatyriſchen Setzer, der mit ſeinem ungeſchmackten Witze dem Leſer ſo oft Langeweile macht, doch endlich einmal ein ewiges Stillſchweigen auferlegte“. . . . .

„In der Vorrede beſchwert ſich der Verfaſſer darüber, daß außer einigen Zeitungsblättern und dem Muſenalmanach ihn niemand recenſirt hat, und will deswegen den Reſt ſeiner Handſchrift zurücknehmen. Wenn er dieſe Drohung erfüllt, ſo werden ſeine Leſer uns wenigſtens die Schuld hiervon nicht aufbürden; aber wir denken nicht, daß er dieſe Drohung ſo ernſtlich gemeinet“. . . .

Der Schluß des Werkes thut dem Kritiker dagegen weit weniger Genüge. „Sophiens Reiſe (ſagt er hierüber) iſt ein Labyrinth, das der Verfaſſer angelegt hat, und durch welches er die zahlreiche Geſellſchaft ſeiner Leſer begleitet. Er führt ſie durch die vornehmſten Irrgänge, zeigt ihnen manche nur im Vorbeigehen, und überläßt es ihnen, ſich ſelbſt ein Ideal davon zu machen; und nachdem er zu guter Letzt die verſchlungenſten Wege mit ihnen durchkreuzet, bringt er ſie unweit eines Ausganges, nimmt Abſchied und verſichert, daß ſie ſich nun ohne Mühe von ſelbſt herausfinden werden“. . . . .

„Nun noch einen Blick auf das Ganze. Sophien's Reiſe iſt uns ein moraliſches Gedicht, aus dieſem Geſichtspunkte haben wir dieſes Buch jederzeit betrachtet, und den hat der Verfaſſer in der Vorrede zum erſten Theile ſelbſt angegeben. Dieſer Endzweck des Verfaſſers, gewiſſe moraliſche Lehren durch treffende Gemälde menſchlicher Handlungen, vorzüglich den Töchtern unſers Vaterlandes zur Lehre und zum Unterrichte einzuſchärfen, legt ſich auch durch das ganze Buch genugſam zu Tage.“

„Hier können wir nun nicht verhalten, daß er als moraliſcher Dichter uns in wenig Stellen nur, im Ganzen genommen aber gar nicht Genüge geleiſtet hat, und das aus dem Grunde, weil er wegen der Unſtätigkeit der perſönlichen Charaktere den Leſer immer außer Stand ſetzt, über die Moralität der Handlungen zu urtheilen. Dieſe entſpringt doch aus der Denkungsart und den Bewegungsgründen der handelnden Perſonen. Wenn aber die beſtändig unter einer Maske ſtecken und größtentheils nicht eher, als wenn ſie von dem Schauplatze abtreten, in ihrer wahren Geſtalt erſcheinen, wie können ſie da lehrreich werden? Es läßt ſich nichts weiter als das Materielle der Handlung beurtheilen, und dieſes bleibt noch immer ſehr ſchwankend. In der Geſchichte hätte der Verfaſſer ſeiner Lieblingsidee folgen und die Leſer ſo oft täuſchen mögen als es ihm beliebte, aber in den Charakteren hätte das niemals geſchehen ſollen:

— — Si audes
Personam formare novam, servetur ad imum
Qualis ab incepto processerit et sibi constet.

„Der Leſer darf in Abſicht der perſönlichen Charaktere immer weiter ſehen und mehr wiſſen, als die mithan delnden Perſonen in der Geſchichte. Das iſt dem Intereſſe ſo wenig nachtheilig, daß es vielmehr dadurch gewinnt; anſtatt eines Beweiſes führen wir die Richardſon'ſchen Produkte an. Der Verfaſſer hat ſich aber in das Täuſchen der Leſer ſo ſehr verliebt, daß er dieſer Sucht alles aufopfert. . . .“

„Das Studium der Neuheit hat ihn in ſeiner Theorie unſtreitig zu weit geführt, daher hat das Ganze weniger Vollkommenheit als einzelne Theile. Dem ungeachtet bleibt der Arbeit des Verfaſſers viel Gutes, und wir erwarten von ihm in dieſem Fache noch mehrere Produkte ſeiner Muſe, wozu er in dem letzten Theile Hoffnung macht.“

Und endlich bei Gelegenheit der neuen, veränderten Auflage: „Bei dieſer neuen Auflage hat weder der Verfaſſer Fleiß und Mühe, noch der Verleger Koſten geſpart, dieſem Buche den günſtigen Anblick der Leſer und Käufer zu erhalten, mit welchem die erſte Ausgabe, die ſich gar bald vergriffen hat, iſt aufgenommen worden. Ein Schriftſteller giebt, dünkt uns, dadurch einen Beweis der Achtung gegen das Publicum, wenn er ſich beeifert, ſeinen Produkten, die er demſelben vorlegt, bei einer wiederholten Auflage die möglichſte Vollkommenheit zu geben: eben die neue Ueberarbeitung ſetzt ein beſcheidenes Mißtrauen des Autors in die Vollkommenheit ſeines Werkes voraus, und ein Beſtreben, ſolches dem bereits erhaltenen Beifall immer würdiger zu machen. Und das verdient allen Dank, obwohl die Käufer der erſten Ausgabe mit dieſer Vervollkommung der zweiten, die die ihrige allerdings ſehr hinter ſich läßt, nicht allerdings zufrieden ſein möchten. Herr Hermes hat es nicht dabei bewenden laſſen, vieles im Buche umzuarbeiten und mit exemplariſcher Selbſtverleugnung auszuſtreichen, auch durch

Zuſätze und Beſtimmungen das Colorit ſeiner Figuren zu erhöhen und Licht und Schatten natürlicher auszutheilen: ſondern er hat durch viele neue Einſchiebſel, Geſchichten und Betrachtungen mancherlei von ihm bisher noch unberührte moraliſche Artikel erörtert, und iſt bemüht geweſen, ſeine Leſer zum Gefühl dieſer Wahrheiten zu erwecken. Bei allen dieſen Verbeſſerungen fällt die gute Abſicht des Verfaſſers, durch eine nützliche Lektüre das Publicum zu unterhalten und zu vergnügen, deutlich in die Augen. Wir können uns daher ſo wenig bereden, daß ein Leſer dieſes Buchs jemals im Ernſte den Gedanken ſollte gehabt haben, dem Verfaſſer die Art des Vortrags und der Einkleidung moraliſcher Wahrheiten in die Form einer Geſchichte, in Rückſicht ſeiner geiſtlichen Bedienung zur Laſt zu legen, daß wir vielmehr mit ihm glauben, er habe dadurch gewiſſe allgemeine Pflichten ſeines Berufs erfüllet: denn zu ſagen, es wäre unſchicklich, daß der Verfaſſer als ein Geiſtlicher ſich mit Romanſchreiben abgegeben hätte, das wäre hier nur Wortſpiel oder Chikane. Dergleichen Neckereien dürfte der Verfaſſer aber vielleicht nur gemuthmaßt haben: daß er ſich darüber verſchiedentlich beſchweret, wiſſen, die das Buch geleſen haben. Ebenſowenig dürfte in Anſehung ſeines moraliſchen Syſtems von irgend jemand ein Angriff zu beſorgen ſein: das iſt lauter wie Gold, und das kann nicht für einen Angriff gelten, wenn jemand ſpräche, der Verfaſſer hätte zuweilen die Moral zu hoch getrieben, und ſie in ſeinen Gemälden nicht anſchauend genug gemacht; der Meinung ſind wir immer geweſen und ſind es noch. Ein Beiſpiel von der erſten Behauptung fällt uns hier gleich aus dem dritten Theile bei, wo der Verfaſſer nicht geſtattet, daß der unſchuldige Theil bei einer geſetzlich geſchiedenen Ehe ſich wieder verheirathe, von der zweiten ſind mehrere in den Anzeigen der erſten Ausgabe in dieſer Bibliothek angeführt, die wir hier nicht wiederholen wollen."

„Von Seiten ſeiner Grundſätze und des Herzens war es höchſt unverantwortlich, den Verfaſſer anders zu richten, als nach Maßgabe der Thatſachen, und dieſe ſind untadelhaft; aber von dem Buche, als Produkt der Kunſt betrachtet, zu urtheilen, das Schöne und Gute ebenſowenig als Mängel und Unvollkommenheiten zu verhehlen, und das Ganze mit kritiſchem Blick zu überſchauen, das ſollte der Verfaſſer den Sprechern im literariſchen Publico, den Bücherrichtern und Recenſenten nicht verargen, wie er das wirklich thut: er hat ſie ja zu einer ſtrengen Beurtheilung aufgefordert, und nachdem ſie ſein Verlangen erfüllt haben, hats ihm keiner zu Dank gemacht, er verſichert, daß er ihr Gedrucktes nicht habe gebrauchen können, und giebt jedem im vorbeigehen einen Schlag. Unſere Bibliothek muß gar die Schuld ſeines Recenſenten büßen. Das hält uns indeſſen nicht ab, das Gute in dieſer zweiten Ausgabe ſowohl als das, was uns minder gefällt, unparteiiſch und freimüthig hier anzuzeigen."

„Im Durchſchnitte ſind die neuangebrachten Scenen, das gedehnte derſelben, und das zu weitſchichtige Räſonnement hier und da abgerechnet, unterhaltend und intereſſant. Vorzüglich ſchön und rührend iſt das Gemälde einer Mutter bei dem Tode ihres Kindes im VI. Theil ausgefallen, dergleichen die Sterbeſcene der Jucunde im letzten Theil, wie auch der Heroismus zweier junger Eheleute, lieber kümmerlich zu leben als ſich bei ungerechtem Gute zu mäſten; in eben dieſem Theile. Unter den neuen Charaktern nehmen ſich ein ſchlimmer Plagegeiſt von einer Schwiegermutter, ein wahnſinniger Magiſter und die Anecdoten des Herrn Puf, von ſeinem ehemaligen Orbil, gut aus, und letztere beſſer, als Herr Dypſychus, ein Original; weniger beträchtlich ſind Herr Radegaſt und Ribezahl. Emir, Madam Grob nebſt ihrem Sohn ſind wieder Carricaturen, die gewiß nicht nach dem Model deutſcher Sitten ſind, nicht als wenn es uns an böſen Weibern und verzärtelten Dummköpfen gebräche, ſondern nur die Art ihres Benehmens iſt für deutſche Art und Sitten fremd: ſo handelt der vornehme Pöbel nicht bei uns, ſondern nur der gemeine. Unter den jungen weiblichen Figuren, die hier zum erſtenmal erſcheinen, zeichnet ſich nur eine durch das Eigenthümliche des Charakters aus, das iſt die Madam Benſon, die übrigen ſind alle in Julchens Manier. Uns fiel hiebei die Geſchichte eines Malers ein, der die neun Muſen in lieblicher jungfräulicher Geſtalt entwerfen wollte, und als er mit alle den Doſengeſichtern nicht zurechte kommen konnte, ſtellte er zwei liebliche Geſtalten in den Vordergrund, und gab von den übrigen bald das Profil, bald ein verwendetes Geſicht, und bald den Hinterkopf. An jungen weiblichen Figuren ſcheint uns jetzt das Buch ebenſo überladen, als an Liebes- und Heirathsangelegenheiten. Von dieſen ſind einige durch beſondere Veranlaſſung entſtanden, wie z. B. die im erſten Theile eingeſchobene Geſchichte des Obriſten, die eigentlich ein moraliſches Reſponſum iſt, welches dem Verfaſſer auf die vorgelegte unbeſtimmte Frage abgefordert wurde: wie weit kann die erſte unſchuldige Liebe verführen? Die Antwort iſt ebenſo unbeſtimmt, und konnte auf dieſe Frage nicht anders ſein: nach Beſchaffenheit der Umſtände verzweifelt weit. Kein anderes Reſultat haben wir wenigſtens aus der angezogenen Geſchichte finden können. Liebes- und Heirathsangelegenheiten gehörten allerdings in den angelegten Plan des Verfaſſers, und im Ganzen genommen laſſen ſich aus allen den decenten Gemälden des Verfaſſers über dieſe Materie, für junges Frauenzimmer, dem zum Beſten Herr Hermes doch hauptſächlich ſchreibt, viel nützliche Cautelen abſtrahiren; aber da dieſe doch immer unerſchöpflich bleiben wird: ſo hätten, dächten wir, das ne quid nimis hier ſtattfinden ſollen. Was außerdem der Verfaſſer über Erziehungsgeſchäfte, Schulanſtalten, den geiſtlichen Stand, den Luxus, und beſonders den Putz des Frauenzimmers und dergleichen mehr in dieſer Ausgabe eingerückt hat, zeugt von einem warmen Eifer für alles das, was er gebeſſert wünſcht; aber ſobald er ſich in Theorien einläßt, müſſen wir bekennen, daß wir jedem ſeiner Projecte unſern Beifall verſagen ..."

„Nun noch einige allgemeine Bemerkungen. Wenn Herr Hermes doch glaubt, immer recht aufrichtig deutſche Charaktere gezeichnet zu haben, wo mag er denn die Schulgelehrten Damen im Original gefunden haben, die er in ſeinem Buche aufſtellt? Die Mädchen haſchen nach lateiniſchen Floskeln und Sentenzen, und wiſſen ſie in ihre Briefe ſo künſtlich einzuweben, als wenn ſie Programme ſchrieben. Eine Gräfin examinirt den Conrector Benſon gar aus der griechiſchen Literatur! Wenn die Gelehrten im Buche ſich auf den Gemeinplätzen der Alten nach des Verfaſſers Ausdruck herumtummeln, ſo wäre das ihnen vergönnt; aber den Mädchens und ſich ſelbſt hätte der Verfaſſer den Anſtrich von Schulgelehrſamkeit hier nicht erlauben ſollen. Das Buch iſt doch eigentlich zu Nutz und Frommen des ſchönen Geſchlechts geſchrieben: was ſollen denn die häufigen lateiniſchen und griechiſchen Ueberſchriften und die Citationen aus allen gangbaren Sprachen? Der Verfaſſer beantwortet dieſe Frage zwar im V. Theil in der Note auf der 526. Seite. Die

Citationen und Ueberſchriften aus fremden Sprachen ſollen Aufgaben für junge Herren beim Toilettenbeſuch ſein, ſie ſollen ſich hübſch präpariren, die lateiniſchen, griechiſchen und andere Stellen für ſich zu Hauſe durchexponiren, und dann ſecklich ihren Damen antworten. Eine zweite Urſache: dem Verfaſſer ſchmeckt dieſe gelehrte Näſcherei, darum ſchiebt er ſeine Schüſſel auch gern ſeinem Tiſchnachbar hin; aber das iſt eine ſeltſame Apologie. Schicklicher wäre die geweſen, die Herr Hermes zum Behufe der weggeſtrichenen Noten des Setzers gelegentlich anbringt: ſie ſollen nämlich die Abſicht gehabt haben, Bedienten, Zofen und Handwerksburſchen zur Lectüre von Sophiens Reiſe anzulocken; konnte er hier nicht auch viel natürlicher und ungezwungener dieſe Citationen für einen Köder, Schulcollegen und gelehrte Pedanten dadurch anzulocken, geben? Wer weiß, entſchließt ſich der Verfaſſer in einer dritten Ausgabe alle den gelehrten Tand ebenſo ſo mascule zu durchſtreichen, wie den Setzerwitz in dieſer zweiten. Etwas das nicht ſo leicht von dem Ganzen ſich ſcheiden läßt, das uns aber noch weniger gefällt, ſind die Winke, Seitenblicke, das Halbgeſagte, hauptſächlich aber das Witzelnde im Vortrage des Verfaſſers und der beſondere Schwung und Anlauf, den er hierbei nimmt.“

Der Wieland'ſche Merkur.

So weit die Nicolai'ſche Bibliothek. Aber wenn auch noch immer das einflußreichſte, ſo war dieſelbe doch ſchon nicht mehr das einzige bedeutende Organ der Zeit. Der im Jahr dreiundſiebzig neu begründete Wieland'ſche Merkur, in welchem die belletriſtiſche Bildung jener Zeit recht eigentlich culminirte, hatte auch die Kritik, und darunter namentlich wieder die belletriſtiſche, mit in ſein Gebiet gezogen.

Freilich wurde dieſelbe hier mit derſelben Weichherzigkeit geübt, wohl auch mit derſelben Inconſequenz und derſelben Abhängigkeit von äußeren Rückſichten, die Wieland ſelbſt perſönlich anklebte; auch ſtand das ganze Journal ſchon damals, eben wegen dieſer Nachſicht, ja Vorliebe für die Mittelmäßigkeit, bei einer gewiſſen Fraction neuaufſtrebender genialer Köpfe als „Saumerkur“ (ſ. Goethe im Merckſchen Briefwechſel, Bd. I. p. 137 der Wagnerſchen Sammlung) im übelſten Rufe. Beim großen Publicum indeß galt Wieland's Name noch immer als eine Autorität erſten Ranges: und wie bekanntlich die Flagge die Waare deckt, ſo war Wielands Ruhm, der gerade damals auf ſeiner Sonnenhöhe ſtand, auch noch gerade groß genug, die mitunter ſehr leichtfertigen Urtheile des Merkur zu decken und Lob oder Tadel deſſelben (wiewohl letzterer in der That eine große Seltenheit war) zu einem wichtigen Gegenſtande zu machen, namentlich für die Autoren ſelbſt, die ſich daher auch redlich Mühe gaben, gute Gevatterſchaft mit Wieland zu halten.

Auch auf das Urtheil des Merkur über Sophiens Reiſe ſollte dieſe Gevatterſchaft nicht ohne Einfluß bleiben. Die ergötzlichen Belege dafür ſind uns wiederum im Merck'ſchen Briefwechſel aufbewahrt (Bd. I. p. 86 und 90.) Denn Niemand geringeres als Merck iſt Hermes' Recenſent im Merkur. Gleich beim Erſcheinen der neuen Auflage hatte Wieland das Buch unter diejenigen geſetzt, die er — wiederum ein charakteriſtiſcher Zug für die Naivetät der damaligen Literaturzuſtände — durch ein dem Titel beigefügtes Sternchen dem Publicum in Bauſch und Bogen als vortrefflich anempfahl: gleichwie ein Schulmeiſter, welcher Cenſuren austheilt. In demſelben Sinne ſchrieb er unterm 26. Januar 1776 an Merck: „Hermes verdient doch, daß wir viel gutes von ihm ſagen, nicht wahr? Der arme Mann muß von ſeinen confratribus erbärmlich leiden" (— was, beiher bemerkt, ganz dieſelbe Verwechslung zu ſein ſcheint wie die früher beſprochene Lavater'ſche). „Dächte alſo, es wäre ein gut Werk, wenn Ihr eure göttliche Aegide über ihm walten ließet."

Aber ſchon wenige Tage ſpäter iſt der leichtbewegliche Wieland wieder anderen Sinnes geworden. „Ich ſchrieb Ihnen," heißt es in einem gleich darauf folgenden Briefe an Merck, „letzthin von Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen — ich habe inzwiſchen ein zweites Stück davon geleſen, und kann nicht weiter kommen. Das Buch iſt lange nicht ſo gut, als ich mir's vorſtellte. Ich überlaſſe es Ihnen alſo gänzlich, ohne Zurückhaltung, deſſen Werth oder Unwerth nach Ihrem eigenen Urtheil zu beſtimmen, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, daß Herr Hermes eine Art von kalten guten Freunden von mir iſt, und mir ſein opus ſehr prächtig gebunden zum Geſchenk überſandt hat. Ich kann des Mannes Art zu componiren, ſein ewiges Moraliſiren und Literariſiren, die ewige Schiefheit in beidem, womit er ſelbſt geſchrieben hat und in der er die Leſer faſt immer läßt, nicht ausſtehen. Indeſſen hab ich ihn gleichwohl einmal durch das fatale * im Jenner des Merkurs unter die guten Bücher geſetzt. Thut euer Amt."

Sophie La Roche.

Auch wir thun gegen Wieland, der, wie geſagt, in ſeiner Eigenſchaft als Kritiker nichts weniger als taktfeſt war, nur was unſeres Amtes iſt, wenn wir die Vermuthung ausſprechen, daß dies ſo plötzlich und ſo ſchroff veränderte Urtheil über Hermes wohl noch andere Gründe gehabt hat, als nur daß er das Buch deſſelben ſeitdem gründlicher kennen gelernt. Einige Jahre zuvor nämlich (1771) war der erſte Roman ſeiner bekannten Freundin und ehemaligen Verlobten, Sophie La Roche, das noch jetzt wenigſtens dem Namen nach bekannte Fräulein von Sternheim erſchienen. Das war nun ganz und gar Gewächs auf Hermes' Stamme gewachſen. Ja wir dürfen ſagen: Sophie La Roche iſt der weibliche Hermes. Unter der Hülle einer noch viel größern und noch viel überſchwänglicheren Empfindſamkeit liegt da dieſelbe kleinlich proſaiſche Weltanſchauung, dieſelbe Nüchternheit und hausbackene Verſtändigkeit, verbunden mit derſelben ermüdenden Breite der Darſtellung und derſelben Luſt am Aeußerlichen und Nebenſächlichen wie bei Hermes. Auch Frau von La Roche hat, wie ſie es in einem ihrer ſpäteren Romane ſelbſt ausſpricht, bei ihrer Schriftſtellerei keine andere Abſicht, als ihre jungen Leſerinnen glücklich unter die Haube zu bringen oder ihnen doch wenigſtens die erforderliche Anleitung dazu zu geben, innere wie äußere, ſelbſt gewiſſe Toilettengeheimniſſe nicht ausgeſchloſſen. Freilich iſt ſie dabei ebenſo zierlich wie Hermes ungeſchlacht und roh. Aber dafür war ſie auch erſtlich ein Frauenzimmer, hatte zweitens lange in ausgewählter und vornehmer Geſellſchaft gelebt und beſaß endlich drittens kritiſche Rathgeber und Mitarbeiter wie Wieland, Jacobi, Goethe. — Auch löſt Frau von La Roche unſern Hermes ſpäterhin recht eigentlich in der Gunſt des Publicums ab. Dieſe beſondere Gattung des Frauenzimmerromans, welche Hermes ſoeben gegründet hatte, geht mit ihr in die naturgemäßen Hände über, nämlich in die eigenen Hände der Frauenzimmer; mit ihr eröffnet ſich jene unabſehbare Reihe ſentimental häuslicher und vor Allem ſehr tugendhafter Romane, die ſich von da ab unter den fleißigen Händen unſerer Frauen, elaſtiſch und langgedehnt, wie ein gut geſtrickter Strumpf oder auch eine wohlgehäkelte Nachtmütze, bis mitten in die gegenwärtige Zeit hineinerſtrecken und die uns allerdings noch immer lieber ſind als jene neuſten Weiberproducte, in denen die Henne gar an zu krähen fängt.

Daß nun aber Sentimentalität und weibliche Züchtigkeit ſich ſchon damals mit literariſcher Clique recht gut vertrugen, das beweiſt unter Anderm die lobende Kritik der Sternheim in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, zu der damals ſogar der junge Goethe angeſpannt wurde, zu geſchweigen die feierlichen Lobſprüche, mit denen Wieland ſelbſt das Buch ſeiner Freundin in die Literatur eingeführt hatte. Dieſer Freundſchaft, vermuthen wir, iſt auch Hermes' Sophie zum Opfer gefallen: ſie durfte nicht allzu ſehr gelobt werden, um nicht das Fräulein von Sternheim in der Gunſt der Leſewelt zu verdunkeln.

Was indeſſen die Merck'ſche Recenſion anbetrifft, ſo ſcheint Wielands Gegenbefehl zu ſpät gekommen zu ſein; dieſelbe iſt verhältnißmäßig noch immer milde genug und hebt die guten Seiten des Buches mit warmer Theilnahme hervor. Auch eine ältere Anzeige im Merkur, vom Jahre dreiundſiebenzig, bei Beendigung der erſten Ausgabe erſchienen, ſpricht ſich ſehr lobend über das Buch aus; „unter unſeren Romanſchreibern, die die Popularität zum Endzweck gehabt haben," bezeichnet ſie den Verfaſſer der Sophie als „den beſten an Kenntniß der Welt und Bearbeitung deutſcher Sitten, und auch die übrigen Vollkommenheiten, in welchen er minder glänzt, wird er vielleicht einſt noch erreichen."

Spätere Romane.

War es denn alſo ein Wunder, daß, von ſolchem Beifall des Publicums berauſcht, ſolchem Lobe der Kritik ermuntert, der Verfaſſer der Sophie ſich wirklich für einen berufenen Dichter hielt und der Leſewelt, mit echt theologiſchem Fleiß, noch eine ganze Reihe von Romanen lieferte? ein Wunder, daß er, ſo vielfach übertragen und nachgeahmt, auch ſich ſelbſt nachzuahmen anfing und in zahlreichen, ſchwachen und immer ſchwächeren Wiederholungen ſeine eigene Manier breit trat? Es iſt ein trauriges Schickſal, das wir aber noch heut ſich alle Tage wiederholen ſehen, daß Schriftſteller, ſogar von Talent, die aber ohne höheren künſtleriſchen Ernſt und ohne äſthetiſches Gewiſſen nur für den Bedarf der Menge ſchreiben, in kürzeſter Zeit ſelbſt auch das beſcheidene Talent abnützen, das ihnen urſprünglich zu Gebote ſtand und mit überraſchender Schnelle unter ſich ſelbſt und unter ein Publicum herabſinken, das in ſeinen Forderungen wahrhaftig nicht ſehr wähleriſch iſt. Dieſe Erſcheinung iſt charakteriſtiſcher als man vielleicht meint: weil ſich nämlich gerade in ihr das Unſelbſtändige, Secundäre dieſer Schriftſteller am Deutlichſten zeigt. Ihr Talent iſt vielmehr der glückliche Zufall, mit dem ſie inſtinktmäßig gewiſſe Bedürfniſſe der Zeit herausfühlen und befriedigen; die große Entwicklung des nationalen Geſchmacks und der kleine Kreis ihrer perſönlichen Neigungen berührt ſich in einem gewiſſen Punkt — und dieſer Punkt giebt den Modeautor. Weil dieſer Modeautor es nun aber ferner vernachläſſigt oder auch nicht im Stande iſt aus ſeinem engen perſönlichen Kreis herauszutreten, ja weil er im Gegentheil, beſtärkt durch den augenblicklichen Beifall, den er findet, ſeine perſönliche Richtung wohl gar für die abſolute und allgemein giltige hält und ſich ſo nur noch immer feſter, immer behaglicher darin einſpinnt: ſo läßt die fortſchreitende Entwicklung ihn bald weit hinter ſich zurück. Nur wer ſeine Zeit geiſtig durchdringt und zugleich Kraft und Willen beſitzt, ſich mit Aufopferung aller perſönlichen Grillen und Zwecke dieſem verſtandenen und darum auch befreundeten Genius der Zeit hinzugeben, nur wer mit der Zeit ſelbſt geiſtig zu wachſen und fortzuſchreiten verſteht, nur der darf auch hoffen die Zeit ſelbſt zu überdauern. Wer dagegen nichts als Modeſchriftſteller ſein kann oder ſein will, der muß auch das allgemeine Schickſal der Mode ertragen — und die Mode von geſtern ſpielt bekanntlich allemal eine ſchlechte Rolle.

So folgte auf Sophiens Reiſe denn zunächſt die Geſchichte „für Töchter edler Herkunft," in drei Bänden, Leipzig 1787. Darauf, „Manch Hermäon, im eigentlichen Sinne des Wortes, vom Verfaſſer von Sophiens Reiſe," zwei Bände, Leipzig 1788 und 89. Ueber die „Töchter edler Herkunft" im Folgenden; das „Hermäon" beſteht, wie ſchon der Titel andeutet (Hermäon hieß den Griechen jeder Fund auf dem Wege oder ſonſtige unvorgeſehene Gewinn, ſo genannt nach Hermes, dem Sohne des Zeus und der Maja, dem Boten der Götter, dem Geber des Wohlſtands, dem Schirmvogt aller Heimlichkeit und Liſt: daß unſer guter Johann Timotheus dabei noch ein anderes, ſehr perſönliches Wortſpiel im Sinne gehabt hat, merkt der Leſer ohne unſer Zuthun) aus allerhand Bruchſtücken und Fragmenten, die zum größten Theil für eine nochmalige Fortſetzung und Erweiterung von Sophiens Reiſe beſtimmt waren. Denn auch das iſt charakteriſtiſch für dieſe Schriftſteller von Hermes' Schlage, daß ſie, wenn ihnen einmal ein glücklicher Wurf gelungen, nicht wieder davon loskommen können, ſondern ihn in allerhand Zurichtungen und Appretirungen und Umarbeitungen immer wieder vor das Publicum bringen. Auch Herr Puf, dieſe aus Sophiens Reiſe wohlbekannte und jedenfalls glücklichſte Schöpfung unſeres Autors, taucht in dem Hermäon wieder auf, und zwar mit einer Reihe von Briefen gegen die inzwiſchen verbreitete Empfindelei und Genieſucht. Die Romanform iſt hier beinahe ſchon ganz bei Seite geworfen, während die moraliſchen, die praktiſchen Zwecke des Autors ſich mit großer Selbſtgenügſamkeit in den Vorgrund drängen.

Auch das nächſtfolgende Werk (in fünf Bänden, aus den Jahren 89 bis 90) zeigt wiederum ſchon durch ſeinen Titel, wie wenig Hermes von der einmal eingeſchlagenen Richtung loskommen konnte: „Für Eltern und Eheluſtige unter den Aufgeklärten im Mittelſtande. Eine Geſchichte vom Verfaſſer von Sophiens Reiſe.“ Eheluſtige — Aufgeklärte — Mittelſtand — Verfaſſer von Sophiens Reiſe — nun in der That, da haben wir ja den ganzen Hermes beiſammen; wenn das nicht mehr packt, ſo packt gar nichts mehr! Es iſt, ſo zu ſagen, eine männliche Sophie: die Geſchichte eines jungen Geiſtlichen, der (um hier die Worte des alten Jördens zu wiederholen, im Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten, die in ihrer eigenthümlichen Trockenheit und Ehrbarkeit hier in der That ſehr wohl paſſen) „in dem Entſchluſſe zu heirathen, durch ſonderbare und mannichfache Verhältniſſe zu Frauen und Mädchen ſein eigenes und Anderer Herzen in Rückſicht auf eine der wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen kennen lernt; lehrreiche Säße voll Lebensweisheit findet man durch das ganze Werk, auch kommen mehrere ſchöne Gedichte und humoriſtiſche Stellen vor.“

Allein das Publicum dachte nicht ſo gar Layen wie der alte Jördens. Die kleinen Künſte unſeres Autors packten wirklich nicht mehr; ſein nächſter Roman: „Zween literariſche Märtyrer und deren Frauen, vom Verfaſſer von Sophiens Reiſe,“ zwei Bände, Leipzig 1789, blieb ſogar ganz liegen, und mußte noch zehn Jahre ſpäter durch einen veränderten Titel aufs Neue in Curs gebracht werden: „Meine, Herrn Grundlegers und unſerer Frauen Geſchichte, vom Verfaſſer von Sophiens Reiſe," zwei Bände, Leipzig 1798. Jördens verſichert zwar, daß, ſobald das Wörtchen literariſch auf dem Titel verſchwunden („es iſt die Geſchichte zweier Männer, deren warme Liebe für die Wiſſenſchaften ihrem am Ende ſehr unglücklichen Schickſal die erſte Richtung giebt, und die durch ihre gelehrten Arbeiten mehr Verdruß als Vortheil einernteten") das Buch reißend abgegangen ſei. Doch haben wir von einer Wirkung deſſelben im Publicum oder auch nur bei der Kritik nichts verſpürt. Ja in ſeinen nächſten Werken war dieſer ehemals ſo beliebte Autor, um dieſelben überhaupt nur an den Mann zu bringen, bereits genöthigt, ſich fremder Namen zu bedienen — ähnlich alſo wie wir das an einem berühmten Dramatiker unſerer Tage erlebt haben, der die Gunſt des Publicums ebenfalls dermaßen mißbraucht hatte, daß er ſich zuletzt auch nur noch unter allerhand Verkleidungen auf die Bretter wagte. Hermes nennt ſich, mit Umſetzung des eigentlichen Namens, bald T. S. Jemehr, bald H. Meiſter: auch die ſonſt ſo lockende Bezeichnung: „vom Verfaſſer von Sophiens Reiſe" iſt weggefallen. In dieſer Art erſchienen von ihm noch folgende Werke: Anne Winterfeld, oder unſere Töchter eingewieſen in ihr gekränktes Recht. Eine Geſchichte in Briefen. Gotha 1801. Verheimlichung und Eil, oder Lenchens und ihrer Nachbarn Geſchichte, Berlin 1802. Mutter, Amme und Kind, in der Geſchichte Herrn Leopold Kerkers, Berlin 1812. — Außerdem gab er noch vermiſchte Briefe und Erzählungen heraus (1808), ſowie unter ſeinem urſprünglichen Namen eine zahlloſe Menge Predigten, Liederſammlungen und anderer geiſtlicher Schriften, die uns hier natürlich nicht kümmern können.

Für Töchter edler Herkunft.

Aber auch die Romane, welche Hermes nach der Sophie erſcheinen ließ, ſind ohne Bedeutung, ſei es für die Literatur, ſei es für die Sittengeſchichte der Zeit, ſo daß wir uns alſo auch bei ihnen nicht aufzuhalten haben. Eine Ausnahme bildet nur das ſchon genannte Buch „für Töchter edler Herkunft,“ das allerdings, um ſeines in der Poeſie und nun gar in der Unterhaltungsliteratur unerhörten und unglaublichen Stoffes willen, noch eine kurze Erwähnung verdient.

Doch iſt dieſelbe mißlich genug, wenigſtens in einem Buche, das weder für Mediciner noch für Pädagogen beſtimmt iſt. Der Verfaſſer hat ſeinem Werk ein Motto aus Plinius vorgeſetzt, in welchem er ſich rühmt, daß noch Niemand vor ihm gewagt habe, nicht bei Griechen noch Römern, dieſen Stoff zu behandeln. Und wirklich gehörte ein eigenthümlicher Muth dazu, ein Muth, deſſen nur ein Mann fähig war, dem es an Schönheitsſinn ſo völlig gebrach wie unſerm Hermes und der bei aller Ehrlichkeit und aller Treue ſeines Strebens doch ſo grob pedantiſch, ſo philiſterhaft ungeſchickt war wie er. — Jede Zeit hat ihr pädagogiſches Schreckgeſpenſt: vor funfzehn oder ſechzehn Jahren, zur Zeit der Lorinſer'ſchen Fehde, waren es die klaſſiſchen Studien, welche unſere Jugend ruiniren ſollten, zu Hermes' Zeit eine ekelhafte und widernatürliche Verirrung des ſinnlichen Triebes, die allerdings wohl in Schulen und Erziehungsanſtalten Schaden genug geſtiftet haben mag, damals wie jetzt, mit deren Enthüllung und Beleuchtung man aber wenigſtens die Muſe niemals hätte behelligen ſollen.

Und doch iſt es richtig, daß dieſes widerliche Thema, deſſen Beſprechung ſich billigerweiſe in daſſelbe Dunkel flüchtet wie die Sache ſelbſt, dazumal, in den achtziger und neunziger Jahren, ein ſehr beliebtes Thema nicht bloß der mediciniſchen und pädagogiſchen, ſondern auch der Literatur im Allgemeinen war. Den Anſtoß dazu hatte außer dem bekannten Buche von Tiſſot (1760) hauptſächlich Rouſſeau in ſeinen Bekenntniſſen gegeben. Von da ab ſah und ſpürte man in der deutſchen, ja in der europäiſchen Jugend geraume Zeit hindurch nichts mehr als dieſes Laſter; kein Stand war zu hoch, keiner zu niedrig, daß man ihn nicht davon befleckt geglaubt hätte. Unſere Leſer entſinnen ſich aus der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution jener nichtswürdigen Beſchuldigung, welche gegen Marie Antoinette in Betreff ihres eignen Sohnes, des gefangenen Dauphins erhoben ward und die ſelbſt die Feder des Geſchichtsſchreibers ſich zu wiederholen weigert; dieſelbe erklärt ſich erſt, oder wird doch erſt in das rechte Licht gerückt, wenn wir ſie im Zuſammenhang mit dieſer ganzen Richtung der Zeit betrachten.

Doch war Hermes nicht einmal der Erſte in Deutſchland, der dieſen widerwärtigen Stoff zur belletriſtiſchen Bearbeitung benutzte; ſchon einige Jahre vor ihm (1784 bis 88) hatte Chr. Gotth. Salzmann, der berühmte Pädagog und Stifter der noch jetzt blühenden Schnepfenthaler Erziehungsanſtalt, in ſeinem „Carl von Carlsberg, oder über das menſchliche Elend,“ ſich auch dieſe Sorte Elend nicht entgehen laſſen. Das Salzmanniſche Buch hatte ſeiner Zeit ungewöhnliche Senſation erregt; von den Aeſthetikern wegen ſeiner Roheit und gänzlichen Poeſieloſigkeit verabſcheut (Schiller in ſeiner Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung vergleicht es mit „einem Beſuch in Spitälern“ und auch die Xenien ſprechen „dem berühmten Verfaſſer des menſchlichen Elends“ als wohlverdiente Belohnung zu „ſich in der Charite gratis verköſtigt zu ſehn“), hatte es doch übrigens großen

Beifall gefunden, nicht bloß bei den Erziehern und Schullehrern vom Fach, für die es allerdings wohl am Nächſten beſtimmt war, ſondern auch beim großen Publicum, deſſen Sinnlichkeit ſich von dieſer Häufung roher und ekelhafter Bilder gekitzelt fühlte.

Dieſe Salzmann'ſchen Lorbeeren ließen denn nun auch unſern Hermes nicht ſchlafen. Schon bei früheren Gelegenheiten hatte derſelbe ſich mehrfach mit Fragen dieſer und ähnlicher Art beſchäftigt; die „Berliniſche Monatsſchrift“ von Gedicke und Bieſter, bekanntlich das Hauptfeldlager der damaligen Aufklärung, mit der alſo Hermes ſich wieder ausgeſöhnt hatte, enthält eine ganze Reihe kleinerer Abhandlungen, in denen er ſich über den Mißbrauch beſchwert, der mit dem Worte „Freudenmädchen“ und „Freudenhaus“ getrieben werde. Hermes ſchlägt ſtatt deſſen, wenn man ſich einmal zu dem alten derben Worte nicht mehr entſchließen könne, die Bezeichnung „Trauermädchen“ und „Trauerhaus“ vor: ein Einfall, der freilich unbeachtet geblieben iſt, dieſe ganze Richtung aber in ihrer ſeltſamen Miſchung von theoretiſcher Wohlmeinenheit und praktiſchem Ungeſchick vortrefflich charakteriſirt.

In dem Buch für Töchter edler Herkunft liefert er nun gewiſſermaßen das weibliche Seitenſtück zu Salzmanns Carl von Carlsberg. Die Gegenſtände, mit denen wir hier unterhalten werden, ſind ebenſo unglaublich und widerwärtig als die Geſellſchaften, in die das Buch uns führt. Wahrlich, man hat gut reden gehabt über die Unſittlichkeit und Gemeinheit der neueſten franzöſiſchen Novelliſtik: man hat eben nicht gewußt, welche noch viel ſchmutzigeren Gebiete der deutſche — Familienroman ſchon lange zuvor durchwatet hatte; man hatte ſich gut entſetzen über dieſe Diebshöhlen und Bordelle, mit deren

Conterfei Eugen Sue und Genoſſen die gebildete Leſewelt Europa's beluſtigten: man wußte nur nicht, in welche mindeſtens ebenſo ſchlimme Geſellſchaft ein deutſcher Paſtor, der ſich ausdrücklich rühmte „für Töchter edler Herkunft“ zu ſchreiben, dieſes ſein Publicum ſchon zwei Menſchenalter früher eingeführt hatte!

Die Abſicht beider iſt freilich ſehr verſchieden. Hermes will auch hier wieder hauptſächlich nur beſſern und belehren, er betrachtet ſein geſchmackloſes Unternehmen wie eine erhabene pädagogiſche Miſſion und ſorgt in der That auch redlich dafür, die durch gewiſſe Schilderungen und Beſprechungen etwa in Unruhe verſetzten Sinne ſeiner Leſerinnen ſofort durch langathmige moraliſche Betrachtungen wieder abzukühlen. Bedenklich bleibt es dabei nur wiederum, daß das Hermes'ſche Buch in dieſelbe Zeit fällt, wo es übrigens in gewiſſen ſchmutzigen Regionen der deutſchen Literatur Mode geworden war, auf die allerroheſte Sinnlichkeit der Leſer und — Leſerinnen zu ſpeculiren. Die ſittliche Auflöſung, welche der franzöſiſchen Revolution vorhergeht, und die keineswegs, wie man uns wohl einzureden ſich bemüht, auf Frankreich allein beſchränkt war, giebt ſich unter Anderm auch in Büchern kund wie die Galanterien von Berlin und Wien, Geſchichte Berliner Freudenmädchen und Anderes der Art, mit deſſen namentlicher Anführung wir dieſe Blätter nicht verunzieren wollen; — es war, dürfen wir nicht vergeſſen, die Zeit der Madame Rietz, ſpäteren Gräfin Lichtenau, da ein König von Preußen ſich durch ſeine wackern berliner Hofprediger zwei Weiber auf einmal antrauen ließ, da Verführungsgeſchichten und Eheſcheidungen in Berlin an der Tagesordnung waren, da Maria Thereſia in Wien eine Keuſchheitscommiſſion für nöthig befunden, die natürlich das Scandal nur vergrößerte, da in St. Petersburg die nordiſche Semiramis die kühnſten Phantaſien einer Kleopatra überflügelte, und da es auch in Hamburg noch für guten Ton galt am Arm der eignen Frau die allerverrufenſten Tabagien zu beſuchen. Wir ſagen nicht, daß Hermes über dieſe Verwandtſchaft ſich bewußt geweſen, ein bedenklicher Umſtand aber bleibt dieſelbe immer. Kneipe und Kirche ſtanden hier wieder dicht neben einander; wer Bücher wie die Galanterien ꝛc. nicht zu leſen wagte, gut, der las Hermes' Buch für Töchter edler Herkunft — er nahm die Moral mit in den Kauf und hatte übrigens ſo ziemlich daſſelbe wie dort.

Von dem Inhalt des Buches im Einzelnen einen Begriff zu geben, iſt nicht wohl möglich, nicht bloß wegen des widerwärtigen Gegenſtandes, ſondern noch weit mehr wegen der Häufung von Abenteuern und der übertriebenen, faſt unentwirrbaren Verflechtung der Fabel. Die Hauptfigur bildet ein Fräulein von romanhafter, ſich erſt zum Schluß des Buches erklärender Herkunft; in franzöſiſchen Penſionsanſtalten erzogen, durch leichtfertiges Geſinde, ſchlechte Geſpielinnen und nichtswürdige Lehrer verderbt, wird dieſelbe von dem widerwärtigſten Laſter angeſteckt, das ſie dann in eine Fluth der unglaublichſten Abenteuer, in die Geſellſchaft von Dirnen, Gaunern und Verbrechern hineintreibt. Dazwiſchen kreuzen ſich eine Maſſe ähnlicher Geſchichten; der Trauermädchen (um den Hermes'ſchen Ausdruck doch auch einmal anzuwenden) und Kupplerinnen und Spitzbuben ſind in dem Buche ſo viele und ſehen ſich alle ſo ähnlich, daß es dem Leſer im einzelnen Falle ſchwer wird zu unterſcheiden, mit wem von dieſer löblichen Geſellſchaft er es gerade zu thun hat.

Statt eines vollſtändigen Auszuges alſo, der den Leſer nur ermüden und verwirren würde, wollen wir auch hier lieber ein paar kurze Stellen im Zuſammenhange mittheilen; das Buch gehört bereits zu den Seltenheiten, auch dürfte es intereſſant ſein zu ſehen, wie die Literatur der Myſterien ſich vor ſechzig Jahren und unter den Händen eines frommen deutſchen Theologen ausnahm. Wir ſchicken ein paar Stellen voran, in denen der Verfaſſer ſich über die vermeintliche Wichtigkeit ſeines Unternehmens ausſpricht und daſſelbe den Leſerinnen mit mehr marktſchreieriſcher als theologiſcher Beredtſamkeit ans Herz legt.

„Wir können auf Leſerinnen treffen“ (ſagt er in einer Anmerkung des erſten Bandes S. 19), „welchen alles bis hieher zu troken ſcheine: aber dieſe verſichern wir, daß ſie dem ſehr Anziehnden mit dieſer Blattſeite ſchon viel näher gekommen ſind, als ſie nicht denken. Wir bitten ſie keine Zeile zu überſchlagen: denn ſonſt können ſie die Folge nicht verſtehn, auch ſogar da nicht, wo ſie ganz Erzälung iſt. Wir können ihnen dabei nicht bergen, daß ſie niemals ein Buch, wie dieſes iſt, geleſen haben. Das ſagt das Motto unſers Titels: „Keiner, (ſo heiſſts auf deutſch), keiner unſrer Schriftſteller hat ſo was unternommen; und keiner der noch beſſern, hat allein etwas ſo Groſſes ausgeführt.“

Und ausführlicher im dritten Bande S. 225—227:

„Jahre lang bin ich meines Theils ungewis geweſen ob man reden, oder ſchweigen müſſe: und als ich (immer aufs neu vergewiſſert, man Müſſe, und genau So reden), dies Werk vollendet hatte, gingen wieder Jahre hin. Nicht zwar als ſei ich wieder ungewis geweſen, über das Ob?: aber über das Wie? ward ich nur in dem Mas gewiſſer in welchem ich die Feile zur Hand nahm. Zwar ſchienen Mehrere mir die Arbeit erſpart zu haben: aber ich ſah, daß ihre Schriften Eines Theils von denjenigen nicht geleſen werden müſſen, theils nicht geleſen werden können, um welcher Wohl mirs zu thun iſt. Nicht davon zu reden daß manche jener Schriften (freilig ganz der Abſicht entgegen) das Abſcheulige lehren wogegen ſie doch eifern; auch deſſen nicht zu erwänen, daß ſie, Allen ohn Ausnahme, Folgen androhn die doch wirklich nicht Alle treffen; ſo alſo daß denn das Vertrauen fällt und böſe Herzen nur härter werden: ſo gebe ich nur folgendes zu überdenken. Manche junge Perſon lieſt jene Werke nicht weil ſie ihre Titel nicht verſteht, und fällt, (oder bleibt im Fall) ungewarnt, ſie, die bei gehörigem Licht über Moralität und Folgen ihrer Abirrungen, Kraft gewinnen würde ſich zu beſſern. Manche Andre verſteht jene Titel: aber ſie iſt ſchon gewont die Sache gering zu achten, oder an ihrer Rükkehr zu verzweifeln: ſo mag ſie nichts drüber leſen; trägt ſie ſich aber mit Gewiſſensängſten: ſo ſcheut ſie ſich ein Buch holen zu laſſen durch welches ſie Verdacht zu erregen fürchten mus. Da glaubte ich nun, man müſſe jene insgeſammt überraſchen; theils durch das Vehikel ſelbſt, theils durch die Aufſchrift. Und dieſe, das heiſſt, mein Titel, kann, wie ich hoffe und wünſche, die Mütter aufmerkſam machen wenn auch Sie Töchter edler Herkunft ſind; — eben ſo können jene Citationen aus Plinius und Cicero die Väter weken; und endlich kann eben dieſer Titel mein Buch denjenigen Leſerinnen in die Hände bringen, die nur Zeitvertreib ſuchten, und nun Das finden was genau Sie finden muſſten. — Sollte Eine Zeile im Buche ſtehn von welcher irgend eine Leſerinn geſtehen müſſte ſie habe ihr geſchadet: ſo würde ich dieſe Zeile durch die Tränen wegwiſchen zu können wünſchen, die ich im Schreiben oft vergos." —

Die demnächſt folgende Stelle der Geſchichte ſelbſt könnte denn allerdings in den Sue'ſchen Myſterien ſtehen, wenigſtens was die Erfindung anbetrifft: es iſt eine Entdeckungsgeſchichte, ganz im Geſchmack des berühmten Großherzogs von Geroldſtein. Herr von Eich hat ſich, als Kutſcher ihres Onkels verkleidet, in Regine von Werdenz verliebt und hat ſie bewogen ſich von ihm entführen zu laſſen. Er hat dies aber nicht bloß aus Liebe gethan, ſondern auch noch aus einem andern ſehr praktiſchen Grunde: er iſt früher in Berlin in die Netze eines Fräulein von Z**y gerathen und von ihr ſammt ihren gaunerlichen Genoſſen — denn daß ſich die Edelfräulein in Bordellen und Diebsherbergen herumtreiben, das iſt noch das Mindeſte — auf hinterliſtige Weiſe ſeines ganzen Vermögens beraubt worden. Nun iſt aber dieſes Fräulein von Z**y eine Freundin und Schulgefährtin ſeiner geliebten Regine, ja dieſelbe hat ſich der gemachten guten Beute ſogar brieflich gegen ſie gerühmt und ſie zum Mitgenuß und zur Theilnahme an ähnlichen Streichen eingeladen. Auf Herrn von Eichs Betrieb muß Regine dieſer Einladung ſcheinbar Folge leiſten; ſie geht mit ihm nach Berlin, nimmt ſelbſt die Maske einer Buhlerin an und ſchleicht ſich auf dieſe Art in das tiefſte Vertrauen der verbrecheriſchen Bande ein. Schon aber hat ſich Herr von Eich nicht nur mit der Polizei, ſondern auch mit ſeiner vornehmen Bekanntſchaft in Verbindung geſetzt; Regine kündigt in dem liederlichen Hauſe, das der Bande zum Verſammlungsorte dient, den Beſuch von Prinzen, Geſandten und andern vornehmen Herren an, und veranlaßt dieſelbe dadurch alle jene Juwelen und Koſtbarkeiten anzulegen und zu ſich zu ſtecken, um welche der arme Herr von Eich geprellt worden iſt — nämlich damit es die Polizei hübſch bequem hat und mit den Dieben zugleich auch die geſtohlenen Sachen in die Hände bekommt. Herr Brie iſt ein Freund Reginens und des Herrn von Eich, ein ſehr ausgezeichneter und namentlich auch ſehr gefühlvoller Virtuos, wie denn überhaupt die Muſik in dieſem Roman wieder eine ſehr hervorragende Rolle ſpielt; Frau Trecht aber iſt die Wirthin des mehrerwähnten ſchlechten Hauſes. — Dies wird zum Verſtändniß des Nachſtehenden genügen (II, 271 fgg.):

„Vous disposerez de tout“, ſagte der Herr Botſchafter, indem Herr Brio ſich beurlaubte: „mais ne me compromettez pas; entendez Vous?“ — und ſo fuhr ich denn hin in Herrn Brio Wagen, begleitet von Ihm, von ſeinem Bedienten, und von zween Haiduken und des Barons Kutſcher, Alle in Ueberröken.“

„Frau Trecht hatte ein prächtigs Abendeſſen bereiten laſſen wozu ich das Geld, die Angabe, das Tafelgeſchirr ꝛc. gegeben hatte. Sie erſchrak bei unſerm Eintritt, denn in der That, er war fürſtlich. — Nach einigem Verweilen im Garten, ſezten wir uns hin Piket zu ſpielen. Herr Brio war Votre Altesse, und Ich war Mon Ange. Wir hörten keinen Wagen; und wirklich unſre Geſellſchaft kam einzeln, und zufuß. Sie lieſſen mich in den Sal rufen.“

„Ich kann doch nicht umhin dieſe Grouppe Ihnen zu zeichnen — doch, hernach.“

„Im Einſpringen in den Sal verſteinerte ich Alle durch meinen bloſſen Anblik; ſogar Frl. von Z**y wich ehrerbietig zurük: aber ich warf ihnen insgeſammt Küſſe zu: „C'est ma Soeur, c'est ma Soeur“, ſagte ich geſchwind, indem ich Zettchen an der Hand aus dem Sale ris: „attendez Vous autres.“ Im Vorſtübchen gab ich denn dieſer ihre Rolle; und das Herz wolte mir ſpalten! es iſt eine auszeichnend ſchöne Figur, und ſo geſund, daß ich von Ausſchweifungen der Wolluſt ſie frei ſprechen würde, wenn ich an irgendeinem anderen

Ort ſie geſehn hätte. Vielleicht iſt Spielen, Helen und Stehlen ihr eigentlichs Verbrechen?“

„Sie hörte mich mit Zerſtreuung, denn mein Glanz blendete ſie.“

„Närrchen! ſagte ich, indem ich ihr die ſchönen Wangen klopfte: was denkſt du denn? Z**y wird dir doch geſagt haben, wer ich bin?“

„Ja; aber . . .“

„Aber, du biſt ein Aeffchen! du magſt vielleicht Mehr ſeyn als ich: aber heute biſt du meine Schweſter; et ce n'est pas un chien; je suis Comtesse. Allons!“ und ſo ſtellte ich Sr. Durchlaucht ſie vor.“

„Er küſſte ſie: „Il m'est flatteux Madame, d'embrasser en Vous l'unique personne qui puisse m'être chere après ma Régine.“ — Können Sie glauben, daß das Mädgen erröthete? aber das wird hernach ſich erklären.“

„— Ich eilte nun in den Sal. Ich umarmte die Z**y. Während der ganzen Unternehmung iſt mir nichts ſo ſchwer geworden! Welch eine Geſtalt! denken Sie ſich das Laſter perſonificirt: das iſt ſie; oder wenn Sie es können: ſo verhäſſlichen Sie in Chodowiecki's bekannten Blatt die Erſte Figur der untern Reih: das iſt ſie auch. „Ma Soeur convient beaucoup au Prince; Mais pour Vous? dites-moi, que ferai-je de Vous? vous êtes affreuse!“ — Ich ſagte das wirklich mit dem aufregendſten Ekel, den ſie indeſſen als eine Verlegenheit deutete, welche ich ihrer Rolle wegen fühle. „Mais enfin“, ſagte ſie, je pourrois être la Générale!“

„Eh! la vilaine bête!“ rief dieſer: „mais nous verrons. C'est donc un Prince?“

„— Spöttiſch antwortete ich: „Comme si je pouvois débuter par un friseur!“

„Friseur taut qu'il Vous plaira; Vous allez voir si je sai faire mon role de Général!“

„C'est, ma chere, qu'effectivement il est friseur?“

„— Es kam hier überhaupt drauf an das Vertrauen Aller zu gewinnen, mithin die Leichtfertige zu ſpielen. Der Kerl war, das was von Sele durchblikte, abgezogen, ſehr ſchön: „Que je Vous embrasse mon Général, pour faire notre paix, et pour demander à Votre Excellence son auguste protection.“

„— Ich küſſte ihn. „Je Vous l'accorde“, ſagte er in einem ſonoriſchen Bas, indem er ſich um einen Zoll verlängerte: „et je la réprandrai sur Vous comme j'ai repandu autre-fois sur les belles têtes la poudre de Schweidniz. Mais raillerie à part, Votre Benêt est-il Prince?“

„Il l'est, Monsieur, et des premiers. Permettez que je ne Vous dise pas son nom; suffit que c'est un Prince de Pologne.“

„Et Vous“, ſagte ich nun zum Graf F. (einem Kerl der ganz vor Ihnen ſteht wenn ich auf dem Pendant jenes Blatts die zweite der untern Figuren Ihnen citire; einem Kerl welcher krank, fürchterlich, unmuthig, kurz: ausſah wie auf dem Schnee im Walde ein Spizbube) indem ich eine derbe Ohrfeige ihm gab: „Et Vous, Malheureux! qui êtes-Vous? Vous avez de quoi chasser plus d'un Prince?“

„Qu'importe? je suis Comte; voudriez-Vous que je fusse mieux? Il se pourroit qu' à la fin des fins il fût question de se battre, et j'espere être Votre homme.“

„Nous n'en viendrons pas là, à ce que je présume; car mon Prince est une bonne pate!“ indem ich mein Halsgeſchmeide hob und blizen ließ: „il ne s'agit que de lui escamotter ces bijoux-ci et ceux qu'il a encore.“ Alle bejahen dieſen Schmuk und beteten ihn an. Z**y vorzüglich ſah ſo gierig hin, daß ich glaubte ſie werde auf der Stelle ihn mir wegreiſſen.“

„Mais sachons un peu fuhr ich fort, si Vous avez de quoi faire face à ces richesses?“ — Jeder zog eine ſchwere Börſe hervor, und einige Jouwelen waren auch da, auſſer denen welche jeder ſchautrug. Ich ſah wohl daß ſie von vielem Werth waren: aber wie erſchrak ich, zu ſehn, daß von denjenigen die der Baron mir beſchrieben hatte, nichts dabei war. Ich that verächtlich.“

„Et que dites-Vous de ma petite boite?“ ſagte der Graf.“

„— Es war die des Barons. „C'est de la gourre!“ indem ich die Naſe aufwarf: und dann übermüthig zu Z**y: „Vous aviez donc mes ordres d'aporter tout ce que Vous pourriez ramasser?“

„Mais que voulez-Vous? Vous n'avez pas vu que Votre soeur est chargée de toute la Succession de ce Nigaud-de Poméranie?“ Ich erinnerte mich, ſie prächtig geſchmukt geſehn zu haben: aber unter dem Bewundern der Schönheit des Mädgens hatte ich kaum drauf merken können: ſo gewis iſts doch daß wahre Schönheit alles verdunkelt. Ich beruhigte mich alſo; nur um die dem Grafen zu gebende Rolle war ich verlegen: „Comte! je ne sais pas trop quel rôle Vous donner?“

„Laissez-moi faire Mademoiselle la grisette; je suis Comte Vous dis-je, et ce sera selon.“

„Sans trop de curiosite cependant, peut on savoir ce que Vous êtes originairement?“

„Madame, je ne fus jamais rien; je suis François d'ailleurs, et dans un besoin je crache un peu d'allemand."

„Soyez tranquille", rief Z**v, „sans lui nous ne sommes rien, touts, tant que nous sommes."

„— Nun war noch Zettchens Schweſter übrig (ſie iſt wirklich ihre ältere Schweſter), eine durchaus abſcheuliche Figur: „Et Vous", indem ich ſie küſſte: „Monstre?"

„Ecoutez ..." ſagte ſie, empfindlich: „Mademoiselle se donne des airs ..."

„Tout doux ma Mignonne; nous pousserons bien loin moyennant ces airs-là, et nous en parlerons demain. Votre rôle?" indem ich ihr vertraulich die Hand drückte."

„Si Vous voulez je serai la Comtesse F. soeur du Comte."

„Soit!" — Wir beredeten uns noch wegen des übrigen, und ich ſchlos: „Notez encore que le Prince est le plus-homme-de-bien de la Pologne, et que tant que je continuerai a être décente, Vous devez tous être d'une chasteté ... Partons!" Im Weggehn: „Je suis Comtesse au moins."

„Ich ſtellte nun dies geſammte Geſchmeis dem Herrn Brio vor, und Se. Durchlaucht nahm jedes mit einer Art auf, die auch Erfarnere, wenn Berlin deren hätte, täuſchen konnte. Z**v, deren Blick jeden meiner Steine durchſtochen hatte, that jetzt als ſäh ſie nicht wie prächtig ihr Schlachtopfer geziert war."

„Wir gingen an Tafel. Der Graf, welcher bei mir ſas, ſagte mir heimlich: „Wir müſſen dieſe Woche noch fort: denn von dem Allen (auf meinen und des Prinzen Schmuk zeigend) dürfen wir in Berlin nichts bliken laſſen. Sie glauben nicht, in welcher Gefar wir ſind!

eben deswegen haben wir auch von der Beute des pommerſchen Junkers noch kein Stük veräuſſern können. Wir wären ſchon über alle Berge, wenn Sie nicht gekommen wären. Im Nothfall können wir gleich von hier, dieſe Nacht noch, fort: wir haben Alles bei uns, um nach Wien oder Dresden zu gehn. Machen Sie nur daß wir geſchwind ans Spiel kommen; ich ſchwöre Ihnen daß wir keinen Augenblik ſicher ſind."

„— Neben dem Fürſten ſas Jettchen in einer Zerſtreuung die ſie vergebens verbarg. Ihr Tiefſinn fiel Allen auf: aber der Graf ſagte mir: „Sie iſt die Klügſte unter uns: ſie fürchtet; denn ſie weis was Ich weis."

„Und was weiſſt du denn, Kerl?"

„— Ganz leiſe: „daß ſeit vier oder fünf Tagen jener Junker in Berlin iſt."

„— Ich erſchrak! aber ich verbarg es unter einem lauten Gelächter: „Poſſen! und wo wär er denn?"

„Das iſt vielleicht das Einzige in Berlin, was ich nicht herausgebracht habe, und das iſt eben der T....."

— Der Fürſt unterhielt ſich ſehr ämſig mit Jettchen: aber italieniſch und mezza voce; alſo Allen unverſtändlich. Alle indeſſen waren ſehr luſtig; auch der Graf ſchien es zu ſeyn. Indem ich die Tafel aufhob, ging der Fürſt mit Jettchen in ein Nebenzimmer, indes wir uns zum Spiel ſezten, wo der Graf Banc machte; und kaum lagen die Haufen Golds da, als jene wieder kamen: Er in einer gekünſtelten und mir unerklärbaren Faſſung, und Sie ungemein heiter. — Ein Haufen Gold welchen Er hinlegte verſchwand bald, und der Graf lies eigentlich nur mich gewinnen. Jettchen, welche zugeſehn hatte ohne mitzuſpielen, kriegte jezt Luſt, Banc zu machen, und gewann unter den beſten Koſtbarkeiten, auch Ringe und Doſen des Fürſten die ſie lachend einſtekte. Ich bemerkte daß ſie von des Barons Sachen nichts aufs Spiel ſetzte. Der Fürſt, der mich unruhig ſah, nahm mich bei der Hand: „Prenons un peu l'air“: indem er ſich mit mir ins Fenſter legte. Er hatte nur die Zeit mir zu ſagen: „Sie werden erſtaunen: aber hindern Sie ja nichts, was ich zulaſſen werde! beſonders laſſen Sie Ihre Schweſter machen, was ſie will.“

„Sie wiſſen doch, daß ſie die ärgſte Spitzbübin unter Allen iſt?“

„Ja! ſtill nur und laſſen Sie mich machen.“

„— Ich nahm wahr, daß wärend wir redeten ſie Allen etwas zuflüſterte, und daß der Graf das Gold in Rollen ſchlug. Bald drauf brachte ihr Frau Trecht ein Billet. Sie öfnete es mit groſſer Beſtürzung, und gab es dem Grafen der eben ſo beſtürzt war. Sie legte die Karten hin, ſchob tiefſinnig und mit ſichtbarem Verdruß die Rollen zuſammen, und ſagte zu mir: „Schweſter ich mus fort; erlaubſt du mir deinen Wagen?“

„— Ich war verlegen. „Der Meinige ſteht zu Befehl!“ ſagte der Prinz, indem er ihr die Hand küſſte, ſeinen Kammerdiener rief, und ſie zur Thür führte.“

„— Sie kehrte ſich um: „Aber Schweſter, ich ſoll heute noch ſpielen . . .“

„Prenez donc en attendant de ce fatras-ci rief der Graf, indem er ſechs bis acht Rollen ihr gab: „tenez, encore cette boete“: (es war die des Barons)“

„Mais il y a gros jeu!“

„Eh! qu' à cela ne tienne, ſagte der Graf, indem er dem Kammerdiener des Prinzen noch mehrere Rollen hingab, worauf der Prinz ſie in den Wagen hob.“

„— Er war kaum zum Sal hinaus, als der Graf ſeine Schadenfreude nicht länger bergen konnte, und laut zu lachen anfing. Ich verſtand von dem allen nichts. — Sobald der Fürſt wiederkam, zeigten ſie neue Haufen Golds; Er aber, der das Spiel verſteht lies viel Aufmerkſamkeit bliken. Nach und nach wurden alle ſehr ernſthaft, und Er gewann beträchtlich. „Finissons“ ſagte der Fürſt mir heimlich: und da ich zugleich den Wagen vorfaren hörte, lies ich die Haiduken hereintreten. Zugleich kam auch der Bediente und nach ihm der Kammerdiener.“

„Lezterer winkte dem Fürſten.“

„Er ſtand langſam und ſehr gefaßt auf.“

„Sie ſehn insgeſammt ſagte er, indem er ſeinen und meinen Gewinnſt dem Kammerdiener hinſchob, daß Sie an den unrechten Mann gekommen ſind; aber Einer meiner Freunde kann das Räthſel Ihnen löſen: Baron!“

„— Der Baron trat herein (denn eben Er war jezt in Brios Wagen gekommen).“

„Der General und der Graf griffen nach den Degen, und Z**y zog einen Dolch aus der Schnürbruſt, dem ich glüklich ins Fenſter entſprang.“

„Jenen beiden fielen die Haiduken, und dieſer der Kammerdiener in den Arm, wo denn zugleich die Polizei mit ſechs oder acht Mann von der Wache eintrat.“

„Nichts gleicht den Verwünſchungen der Z**y. Sie warf dem General, indem der zu mir ſich hindrängte, heimlich etwas zu, was einer Bleifeder ähnlich ſah; er ſezte es in dem Augenblik an den Mund, und blies ein Pulver mir gegen das Geſicht; aber es erreichte mich nicht weil der Baron, aufmerkſam auf Alles, mit unglaublicher Behendigkeit mich wegris, und die Giftröhre ihm aus der Hand ſchlug.“

„Von uns insgeſammt ward hiebei kein Laut gehört."

„Brio ließ alles was auf dem Spieltiſch lag in den Wagen tragen, wie denn auch das Speiſezimmer ſchon wieder ausgeleert, und Frau Trecht in gehörige Sicherheit gebracht war. „Meine Herren ſagte Herr Brio zu den Polizeibedienten, ſie wiſſen das Uebrige; und vor der Hand nehmen Sie meinen Dank an."

„Und ich, ſagte ich, bitte Allen die Taſchen zu durchſuchen, denn da wird wenigſtens eine Reiſeroute ſich finden, weil das ganze Gezücht auf dem Sprunge ſtand."

„Kriech in die Erde (ſchäumte die Z**y mit geballter Fauſt mir zu) wenn du meiner Rache entgehen willſt." — Ich erſchrak bis zum Zittern.

„Fürchten Sie nichts ſagte der Anführer der Polizei: was unter dieſem Gezücht dem wir lange nachſtreben, zum Galgen ſich etwa nicht qualificiren ſolte, das wird wenigſtens nie auf freien Fus kommen; beſonders werden das gnädige Fräulein Z**y und der Herr Graf F. ſpätſtens in vier Wochen gewis baumeln! ſie ſind überreif." — —

Aufnahme bei der Kritik

Aber trotz dieſes ungewöhnlichen Stoffes ſcheint doch auch dies Buch nur wenig Glück beim Publicum gemacht zu haben. Daſſelbe fand zwar noch ſeinen Nachahmer (Für Jünglinge jedes Standes. Traurige Wahrheiten im Romanengewande. Ein Pendant zu dem Buche: Für Töchter edler Herkunft. Altenburg 1790.; iſt nach dem Urtheil der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek Bd. 116. I, 302. ſowie der Jenaiſchen Allgemeinen Literatur-Zeitung von 1790, Bd. 4. p. 607. eine ganz nichtsnutzige Schmiererei) und auch noch in das Holländiſche wurde es übertragen: Eene Geſchiednis voor de Juſſerſchap door J. T. Hermes. Utrecht en Amſterdam 1794. Aber im Ganzen genommen entſprach die Wirkung weder der Mühe, die Hermes auf ſein Buch verwandt zu haben verſichert, noch den Erwartungen, die er ſelbſt ohne Zweifel davon hegte.

Auch die Kritik empfing es mit ziemlich mürriſchem, oder was noch ſchlimmer war, mit gleichgiltigem Geſichte. Die Allgemeine Deutſche Bibliothek, deren Anſehen damals freilich auch ſchon ſehr erſchüttert war, beſpricht es im erſten Stück des 80. Bandes S. 124—28. Der gutmüthige Muſäus war ſeitdem zu ſeinen Vätern heimgegangen; der jetzige Recenſent iſt, laut der früher bezeichneten Quelle, F. W. H. Reinwald in Meiningen, bekanntlich Schiller's Schwager. Derſelbe beſchwert ſich bitter über die völlige Plan- und Ordnungsloſigkeit des Buches, ſowie über die vielen ungeſchickten und unwahrſcheinlichen Erfindungen, die der Verfaſſer darin zuſammenhäuft. Für das Unziemliche und Ekelhafte des Stoffes ſcheint er ebenfalls kein Gefühl zu haben, im Gegentheil: „des Verfaſſers moraliſche Abſicht“, ſchließt er ſeine Kritik, „mag ganz gut ſein; aber er hat ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſein Buch langweilig und darum nicht geleſen wird.“ — Auch die Jenaiſche Allgemeine Literatur-Zeitung, dieſe eigentliche Erbin von Nicolai's ehemaligem kritiſchen Ruhme, beſpricht das Buch, und zwar, was dem belletriſtiſchen Geſchmack derſelben eben keine Ehre macht, ziemlich glimpflich. Sie muß zwar ebenfalls zugeben, daß das Buch ein wenig langweilig und daß die „vielen leichtſinnigen und flatterhaften Leſerinnen“, denen das Werk beſtimmt iſt, ſchwerlich über den Anfang deſſelben fortleſen werden. Doch vermindert dies den Werth des Buches in ſeinen Augen im Geringſten nicht: „denn wenn auch die edle Abſicht bei hundert fehl ſchlüge, ſo wäre es ſchon immer wichtig genug, wenn ſie dagegen bei zehn oder zwanzig gelingt.“ Auch zuviel Weitſchweiſigkeit ſowie einige Seltſamkeiten der Schreibart ſind ihm aufgefallen: „doch können dieſe Kleinigkeiten den Wunſch nicht verleiten, daß das Buch in vieler Mütter und Töchter Hände komme und nicht blos geleſen, ſondern auch beherzigt werden möge.“

Die Xenien.

Weit ſchlimmer als in der Journaliſtik erging es dem Verfaſſer in jenem großartigen Gericht, welches Goethe und Schiller im Jahre ſechsundneunzig über die Literatur der Zeitgenoſſen eröffneten. Des Epigramms auf Salzmann haben wir bereits gedacht. Auch eine ſo plumpe und dabei ſo ſelbſtgefällige Geſtalt wie Hermes durfte ihren Händen nicht entgehen. Wir finden ihn mit nicht weniger als drei Xenien bedacht; alle drei ſind, nach Hoffmeiſter's, von Boas beſtätigter Angabe (ſ. Nachleſe zu Schillers Werken von Karl Hoffmeiſter Bd. III, 109. und 125. ſowie Boas' Xenienkampf I, 54. 5. und 61.), von Schiller ſelbſt:

Für Töchter edler Herkunft.

Töchtern edler Geburt iſt dieſes Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Luſt ſchnell ſich befördert zu ſehn.

*

Der Kunſtgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wolluſt — nur malet den Teufel dazu.

*

Pfarrer Gyllenius.

Still doch von deinen Paſtoren und ihrem Zoſenfranzöſiſch,
Auch von den Zoſen nichts mehr mit den Paſtorenlatein.

*

Die beiden erſten Gedichte bedürfen nach dem Vorhergehenden keine Erläuterung mehr. Das dritte bezieht ſich, wie man ſieht, auf die ſeltſame Manie unſeres Autors, ſeine Romanfiguren franzöſiſch parliren und ſchreiben zu laſſen, eine Manie, deren wir ſchon früher gedacht und für die der Leſer namentlich in den zuletzt mitgetheilten Bruchſtücken die erſchöpfendſten Belege wird gefunden haben. —

Wenn übrigens Hoffmeiſter am angeführten Orte die obigen Epigramme mit der Verſicherung begleitet, daß, wie er aus guter Quelle wiſſe, Schiller die Reiſe Sophiens von Memel nach Sachſen in arbeitfreien Stunden gern geleſen habe, um ſich daran herabzuſtimmen und zu beruhigen, und wenn dieſe Notiz auch ſogar in das Boas'ſche Werk mit übergegangen iſt: ſo haben wir ſeitdem in dem Körner-Schiller'ſchen Briefwechſel Gelegenheit bekommen, dieſe Ausſage näher zu prüfen. Es ergiebt ſich daraus, daß Schiller das genannte Buch allerdings geleſen, aber nur in Zeiten der Krankheit, und nicht ſowohl um ſich an dem Buche ſelbſt, als um ſich an den Geſchmackloſigkeiten und Thorheiten deſſelben zu ergötzen. Naturen von ſo ungeheurer Anſpannung wie Schiller, brauchen auch ebenſo gewaltige Abſpannungen; er ſpielte auch in ſeinen Krankheitsnächten, wenn er keine andere Geſellſchaft hatte, Karte mit den Mägden ſeiner Frau. Hat er dieſe Abſpannung unter Anderm auch einmal bei Sophiens Reiſe geſucht, ſo beweiſt das nichts weiter als was wir ohnedies ſchon wiſſen: nämlich daß Sophiens Reiſe, wie der ganze Hermes, für den äſthetiſch gebildeten Geſchmack unermeßlich langweilig iſt. Trauriger Ruhm eines Buchs, von einem großen Genius als Schlafpulver gebraucht zu ſein! —

Schluß.

Wir ſtehen hier am Schluß unſerer Darſtellung. Denn auch auf die Frage, die hier noch allein zu erörtern bliebe, die Frage nämlich, warum denn eigentlich dieſe ſpätern Romane eines ehedem ſo beliebten Autors nur noch ſo wenig Beifall fanden, iſt die Antwort größtentheils ſchon im Obigen gegeben: weil Hermes in ihnen ſein eigner Nachahmer geworden war und weil das Publicum, ſelbſt wenn es der Richtung im Allgemeinen noch treu blieb, ſich doch lieber neueren und gewandteren Bearbeitern derſelben zuwendete, zunächſt alſo der früher beſprochenen Sophie La Roche, deren Geſtirn in demſelben Verhältniß ſteigt, wie das unſeres Hermes allmählich verbleicht.

Die Hauptſache aber blieb immer, weil jenes Schönheitsgefühl, das bis dahin nur das Eigenthum wenig bevorzugter, vornämlich theoretiſcher Geiſter geweſen war, inzwiſchen auch ſeinen praktiſchen und thatſächlichen Ausdruck gefunden hatte: Goethe, der in Götz und Werther zwei Funken in die Literatur geworfen, an denen ſofort auch die Unterhaltungsliteratur ihr ewig bedürftiges Lämpchen anzufriſchen ſuchte. Auf die Sophie folgt der Siegwart; der hiſtoriſche, der Ritterroman läuft dem Familienroman den Vorrang ab; die Spieß, Cramer, Schlenkert bringen Hermes und Conſorten in Vergeſſenheit: bis gegen Ausgang des Jahrhunderts, in Verbindung mit den politiſchen Ereigniſſen der Zeit, auch hiergegen wieder eine Reaction erfolgt, durch welche die Familiendichtung aufs Neue an die Reihe gebracht wird, freilich auch ſie inzwiſchen in veränderter und erweiterter Geſtalt: als Iffland-Kotzebue'ſches Rührſpiel und als Lafontaine'ſcher Roman.

VI.

C. F. D. Schubart.

(1739—1791.)

Die Schönheit alſo war es, was Hermes und der von ihm vertretenen Richtung der Literatur noch mangelte. Es war eine praktiſch wohlmeinende, verſtändige, auch nach Kräften unterhaltende Richtung, die ſich auch mit Fleiß und Sorgfalt auf die Wirklichkeit der Dinge einließ und die Zuſtände des nationalen Lebens in Haus, Familie und Sitte poetiſch abzuſpiegeln ſuchte. Aber dieſer Spiegel ſelbſt war noch vom Hauch der Philiſterhaftigkeit überwölkt, es fehlte noch die Kunſt, die den Griffel des Malers zu leiten, es fehlte die Schönheit, die ſein Auge zu verklären hatte.

Die Schönheit wird alſo nun die Aufgabe der nächſten Epoche; nicht mehr bloß jene theoretiſche Schönheit, auf deren Spuren Abbt und die übrige kritiſche Genoſſenſchaft Leſſing's ſo treulich gewandelt waren, ſondern jetzt galt es die Schönheit leibhaftig ins Leben zu führen und Herz und Sinne dergeſtalt damit zu erfüllen, daß auch das Kunſtwerk des Poeten davon überfloß. Es iſt die eigentliche Heroenzeit, die eigentliche Zeit der Kämpfe und Abenteuer in unſrer modernen Literatur; auf die wohlanſtändige Stille der beiden letzten Decennien folgt jetzt wilder Waffenlärm, Bechergeklirr und der brauſende Lärm des Feldlagers; ſtatt der ehrbaren Paſtoren und Profeſſoren, welche den Schauplatz bis dahin erfüllt, tauchen jetzt verwegene Jünglingsgeſtalten auf, die nackten Leiber zwiſchen die Schwerter werfend. Das Ziel ihres Ringens aber iſt die Schönheit; ſie iſt die Helena dieſes neuen trojaniſchen Krieges, der jetzt in unſerer Literatur entbrennt.

Aus der Charakteriſtik Günthers wiſſen wir bereits, wie langwierig dieſer Krieg geweſen und wie viel edelſte Opfer ihm gefallen ſind; der Weg zum Tempel der Schönheit iſt ſo gut mit Leichen gepflaſtert, wie der Weg zum Tempel der Macht, und auch hier haben um „Einen zu verherrlichen vor Allen", Unzählige zum Opfer ſinken müſſen.

Auch dieſen Einen kennen wir bereits, dieſen Sieger: es iſt Goethe. Aus den trüben Nebeln, in denen die Lenz, die Bürger ꝛc. zu Grunde gingen, arbeitet ſeine Sonne ſich majeſtätiſch, in ſtrahlender Schönheit hervor; er iſt der Zeus, der herrſchende, der den Thron der geſtürzten Götter einnimmt, den wüſten Kampf der Titanen beendet, und einen ganzen Olymp blühender Göttergeſtalten um ſich verſammelt.

Aber vergeſſen wir über den Sieger nicht auch die Gefallenen! vergeſſen wir über den einen glücklichen Odyſſeus, den vielgewandten, dem es vergönnt war die heimathliche Küſte zu betreten, nicht auch die Unzähligen, die auf vergeblicher Irrfahrt zu Grunde gingen und die doch auch gekämpft haben, ein Jeder nach ſeinen Kräften!

Es ſind drei Perſönlichkeiten aus der Schaar dieſer verunglückten Schiffbrüchigen, die wir für die Zwecke unſeres Buches ausgewählt haben. Dieſelben repräſentiren uns die hauptſächlichſten Gebiete, welche von dieſem Kampf berührt wurden; ſie deuten gleichſam die Strömungen an, in welchen die wilden Waſſer jener Epoche dahinſchoſſen. Allen dreien gemeinſam iſt der dumpfe, inſtinktmäßige Drang nach dem Schönen, das ihnen zunächſt in der Form einer ungebändigten, lebensfriſchen Sinnlichkeit entgegentritt. Aber allen dreien fehlt auch die Kraft ſich über dem Strudel der Leidenſchaften emporzuhalten; in vergeblich ohnmächtigem Ringen nach dem heitern Tag der Schönheit verfallen ſie den finſtern Mächten des eigenen ungereinigten Herzens. — Schubart ſtellt uns vornämlich den Kampf des Künſtlers und Dichters vor; in Bahrdt ſehen wir die Conflicte des Gelehrten, namentlich des Theologen, mit der neuen Zeit; in Laukhart endlich treten wir aus dem bisherigen literariſch-theoretiſchen Gebiete in das politiſch-praktiſche über, genau alſo derſelbe Uebergang, den das ſcheidende Jahrhundert dazumal in den Ereigniſſen der franzöſiſchen Revolution ſelbſt machte. — Eine traurige Gruppe ohne Zweifel: aber wir hoffen, auch eine lehrreiche.

Früheſte Kindheit.

Chriſtian Friedrich Daniel Schubart wurde am 26. März 1739 zu Oberſontheim in der Grafſchaft Limburg geboren. Sein Vater war Cantor, Schullehrer und Pfarrvicar daſelbſt; ſchon im folgenden Jahre kam er in gleicher Eigenſchaft nach Aalen. Hier, in dem waldigen Kocherthal, unter einer Bevölkerung von derber, alterthümlicher Sitte (er ſelbſt ſchildert ſie als „bieder, geſchäftig, wild und ſtark wie ihre Eichen, Verächter des Auslandes, trotzige Vertheidiger ihres Kittels, ihrer Miſthaufen und ihrer donnernden Mundart“), verlebte Schubart ſeine früheſte Jugend. Auch iſt er ſelbſt nicht abgeneigt, dieſer kernigen, aber rauhen und mitunter wohl auch rohen Umgebung jenen „derben, deutſchen Ton“ zuzuſchreiben, der ihm in der Folge eigenthümlich blieb und ſo manchen Unfall ſeines ſpäteren Lebens veranlaßte, während er allerdings auch ſeinen poetiſchen Verſuchen, mitten in einer Zeit der Schwäche und Verweichlichung, ein gewiſſes Gepräge von Kraft und Tüchtigkeit verleiht.

Muſikaliſche Neigungen.

Aber neben dieſer allgemeinen Einwirkung des Ortes und der Nachbarſchaft machten noch zwei andere mehr zufällige Umſtände ſich frühzeitig in der Entwicklung des Knaben geltend. Das Erſte war die muſikaliſche Neigung ſeines Vaters. Das Haus deſſelben „war, ſonderlich in ſeinen jüngern Jahren, ein beſtändiger Concertſaal, darin Choräle, Motetten, Klavierſonaden und Volkslieder wiedertönten.“

In erhöhtem Maße war dies Talent und dieſe Neigung auf den Sohn übergegangen. Derſelbe war, bei unſicherer Geſundheit, längere Zeit hinter der gewöhnlichen Entwicklung der Jahre zurückgeblieben, in einem ſolchen Grade, daß Aeltern und Lehrer ihn ſchon für völlig talentlos, ein Kind von den geringſten geiſtigen Anlagen hielten. Da war es plötzlich die Muſik, welche nicht allein die Rinde ſeines Geiſtes ſprengte, ſondern in der ſich auch ſogleich eine eigenthümliche Begabung des Knaben verkündigte. Schon in ſeinem achten Jahre, wie er ſelbſt erzählt, übertraf er ſeinen Vater im Klavier, ſang mit Gefühl, ſpielte die Violine, unterwies ſeine Brüder in der Muſik; im neunten und zehnten Jahre ſetzte er bereits „Galanterie- und Kirchenſtücke“, ohne in allen dieſen Dingen mehr als eine flüchtige Anweiſung genoſſen zu haben.

Wir haben hier alſo eines jener muſikaliſchen Wunderkinder, jener frühreifen Genies, an denen das achtzehnte Jahrhundert kaum minder reich war als das unſrige, in welchem es bald vor lauter Frühreife keine Reife, vor lauter Kindern keine Männer mehr geben wird. Wenn die Meiſten davon verſchollen und vergeſſen ſind, ſo liegt das einfach daran, daß dieſe vorzeitigen Knospen meiſtens hohl waren, damals ſo gut wie jetzt, und daß auf hundert kleine ſchnellfingerige Genies noch lange nicht Ein Mozart kommt. Denn auch von Mozart iſt es nur in Vergeſſenheit gerathen, daß er gleichfalls einmal als muſikaliſches Wunderkind umhergeführt worden: nur daß bei ihm der Ruhm des Kindes nicht untergegangen iſt in der Unbedeutendheit des Mannes, ſondern derſelbe iſt umgekehrt überſtrahlt worden durch die Glorie ſeiner reifern Jahre.

Was ſpeciell unſern Schubart angeht, ſo zählte eben damals ein Verwandter von ihm, wie er Schubart, gewöhnlich indeß in franzöſiſcher Verſtümmelung Schobert, auch Schober geheißen, unter die berühmteſten Klaviervirtuoſen der Zeit. Es läßt ſich annehmen, daß dieſes Vorbild nicht ohne Einfluß auf den Knaben geblieben und ſeinem muſikaliſchen Talent wie ſeiner Neigung immer mehr zum Sporn gedient hat.

Geſellige und häusliche Stellung der damaligen Muſik; ſittliche Einflüſſe derſelben.

Und doch war das, ernſtlich betrachtet, ein höchſt bedenkliches Vorbild und eine ſehr gefährliche Neigung. Wir beſitzen leider noch keine Geſchichte der Muſik in Deutſchland, wenigſtens noch keine, welche die Muſik im Zuſammenhange mit den übrigen Erſcheinungen in Staat und Wiſſenſchaft, Literatur und Geſellſchaft, überhaupt alſo in ihrer culturgeſchichtlichen Bedeutung betrachtete; es würde dies ohne Zweifel ein Werk werden, das uns eine Maſſe neuer und fruchtbarer Einblicke in das innere Leben des Volkes geſtattete und das daher auch wohl noch andere Leute als bloß den Muſiker von Fach intereſſiren müßte. Eine vorläufige Beobachtung aus dieſem Gebiete ſei uns geſtattet auch hier mitzutheilen, wennſchon wir gern zugeben, daß dieſelbe noch viel weiter verfolgt und noch mit viel intereſſanteren, viel ſchlagenderen Beiſpielen belegt werden kann. Sie betrifft die geſellige Stellung der Muſiker wie der Muſik ſelbſt in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von der allgemeinen häuslichen Verbreitung, deren die Muſik heutzutage genießt, war dazumal noch keine Rede. Die häusliche Muſik war weſentlich geiſtlich; wie gemeinſame Morgen- und Abendandachten damals noch zum regelmäßigen Tagewerk jeder deutſchen Familie gehörten, und wie die Bibel noch immer, trotz Robinſon Cruſoe und Inſel Felſenburg, ja trotz Gellert's ſchwediſcher Gräfin und Sophien's Reiſe von Memel nach Sachſen, die eigentliche Grundlage der häuslichen Lectüre abgab, ſo trug auch die muſikaliſche Unterhaltung der Familie einen weſentlich geiſtlichen, weſentlich religiöſen Charakter. Ja ſie bildete ſelbſt einen Theil der häuslichen Andacht, und beſchränkte ſich daher auch hauptſächlich auf geiſtliche Lieder, oder wie man es damals noch gewöhnlich nannte, geiſtliche Arien. Wir wollen — und können auch, wie geſagt — dieſen Gegenſtand hier nicht tiefer verfolgen: aber darauf aufmerkſam machen wollen wir doch, daß die außerordentliche Popularität Gellert's ſich keineswegs blos auf ſeine Fabeln und Erzählungen, ſondern ganz beſonders auch auf ſeine geiſtlichen Lieder gründete, dieſe Lieder, die, von den berühmteſten Componiſten ſeiner Zeit wetteifernd mit Melodien verſehen, ſich ſo bequem, ſo herrlich ſangen und in denen Kunſtgenuß und Rührung, geiſtliche Erbauung und muſikaliſche Unterhaltung ſich auf ſo glückliche Weiſe vereinigten.

Dieſe geiſtliche Muſik alſo war für das Haus; ſie war zugleich die nationale, die eigentlich deutſche. Die weltliche Muſik dagegen, die Sinneſchmeichelnde, Herzbeſtrickende, war dazumal noch ein ausſchließliches Eigenthum der fürſtlichen Höfe; ſelbſt die zu ihrer Zeit ſo berühmten ſtädtiſchen Opern von Hamburg, Augsburg ꝛc. ſtoßen die Richtigkeit dieſer Behauptung nicht um, da ſie Städten angehörten und von Bürgerſchaften unterhalten wurden, die wenigſtens in ihrem Reichthum und darum auch in ihrem Luxus als fürſtlich gelten konnten. Die eigentlichen Pflanzſtädte dafür waren und blieben die Höfe; es erregt unſere Verwunderung, namentlich auch in finanzieller Hinſicht, wenn wir die Memoiren und Zeitſchriften jener Zeit durchblättern und da regelmäßig an jedem noch ſo kleinen Hofe — und wie viel kleine Höfe beſaß Deutſchland damals nicht! — geiſtlichem wie weltlichem, ſeine Oper, ſeine Kammermuſik, ſeine Sänger und Sängerinnen finden.

Aber dieſe Muſik, die ſo ganz nur dem Dienſt des Luxus und der Sinnlichkeit gewidmet war, war zugleich auch eine fremdländiſche. Die Mehrzahl der Sänger ſowohl wie der Sängerinnen, welche letzteren denn zugleich in der Regel die Hofcourtiſanen waren, ebenſo wie die Muſiker, die Componiſten, die Balletmeiſter, ja ſelbſt die Verfertiger der Texte, waren Fremde, meiſt Italiener, alſo von Haus aus Leute von heißem Blute und reger Sinnlichkeit. Dieſelben hielten ſich aber auch fortdauernd nur als Fremde im Lande; ohne feſten Sitz, von Hof zu Hof wandernd, lebten ſie überall gleichſam als die Gäſte der Fürſten, die Erſten unter jenen gewerbmäßigen Schmarotzern, die ſich damals noch an den deutſchen Hofhaltungen zuſammendrängten. Alles, was das ſinnliche Leben ſchön und genußvoll macht, wenigſtens in den Augen der Menge, floß für dieſe Leute zuſammen. Während der arme deutſche Organiſt, deſſen aufgedrungener Puritanismus ſich darum auch ſo deutlich in den Compoſitionen jener Zeit ausſpricht, ſich kümmerlich von Notenſchreiben ernähren mußte, ſchwelgten jene Fremdlinge in Geld, Wein und Weibern; durch nichts gefeſſelt, weder durch geſellige noch Familienrückſichten — denn ſie waren ja eben Fremdlinge — machten ſie das Wohlleben recht eigentlich zu ihrem Beruf. Die fremden Muſiker waren, mitten in einer ernſten und pedantiſchen Zeit, die privilegirten Vagabonden des damaligen Deutſchland; nicht bloß gegeben, auch nachgeſehen und verſtattet wurde ihnen was ſonſt keinem Andern. —

Von dieſer Art alſo war das Vorbild, das Schubart vor Augen ſchwebte, dies das Ziel, zu welchem ſein jugendliches Talent in geradem Gange hinzuführen ſchien, dies endlich die Zauberbilder der Zukunft, die ſeine Phantaſie umgaukelten und ihn für die Einförmigkeit und Armuth des väterlichen Hauſes entſchädigten. Der Verlauf ſeines Lebens wird uns zeigen, wie tief dieſer jugendliche Eindruck geweſen und mit welcher Härte das muſikaliſche Wunderkind an dem Schickſal des Mannes gerächt ward.

Preußiſche Sympathien.

Das zweite wichtige Ereigniß ſeiner Jugend war die Bekanntſchaft eines preußiſchen Werbeofficiers, eines Herrn von Maltitz, welche Schubart in ſeinem zwölften Jahre (1751) machte.

Damit werden wir wieder auf Friedrich den Großen gebracht, dem ſich in dieſem Jahrhundert ja überhaupt auf keinem Schritt und Tritt entgehen läßt; wohin die Schärfe ſeines Schwertes nicht gedrungen, dahin reichte wenigſtens die Gewalt ſeines Namens und ſeiner geiſtigen Glorie, die den erhabenſten Schmuck ſeines Thrones bildete. Aus Goethe's Jugendſchilderung in Dichtung und Wahrheit iſt es bekannt und ſeitdem vielfach zur Sprache gebracht worden, welche gewaltige Bewegung die Siege des großen Königs nicht bloß in denjenigen Gauen Deutſchlands hervorbrachten, die zunächſt davon betroffen wurden, in Preußen alſo und Nord- oder Mitteldeutſchland, ſondern weit darüber hinaus, in allen deutſchen Gauen. Namentlich auch in den ſüdweſtlichen Landſchaften, in jenem wimmelnden Labyrinth kleiner reichsunmittelbarer Herrſchaften, geiſtlicher Fürſtenthümer, freier Städte ꝛc., das ſich in dieſer Ecke Deutſchlands damals zuſammenhäufte. Man darf ſogar behaupten, daß die Wirkung hier noch tiefer und nachhaltiger, die Begeiſterung für den großen König noch ungetrübter, noch ſtürmiſcher ſein mußte. Denn erſtlich fühlte man hier nichts von der ſengenden Hitze, welche dieſe Sonne des Ruhms doch auch zuweilen über ihre nächſte Umgebung verbreitete, und zweitens war ja auf dieſem zerſplitterten, armſeligen Terrain, in dieſem Flickwerk kleinſter und allerkleinſter Staaten, ſeit Jahrhunderten ſchon kein irgend bedeutendes hiſtoriſches Ereigniß vorgekommen, noch war Ausſicht vorhanden, daß es in Zukunft je vorkommen konnte. An dieſen kleinen liederlichen Reichsfürſten, deren ganzes Contingent in ſechs Mann beſtand und die in nichts groß waren, es ſei denn in der Verſchwendung, in nichts königlich, es ſei denn in ihren Schulden — an dieſen faulen bigotten Fürſtbiſchöfen, deren jeder die ungewiſſe Dauer ſeiner Herrſchaft um ſo eifriger benutzte zur Bereicherung ſeiner Nepoten, zur Ausſtattung ſeiner Maitreſſen und Verſorgung ſeiner Günſtlinge, das heißt alſo zum Ruin ſeines Ländchens

— an dieſen wohlweiſen, wohl ehrbaren Rathsherren, deren Geſichtskreis niemals weiter reichte als der Grenzpfahl ihres Stadtgebietes, die kein Recht kannten als ihre Privilegien, kein höheres Ziel als ihren Bürgermeiſter- oder Schöffenmantel — an dieſem ganzen buntſcheckigen Hanswurſtkleide des ehemaligen heiligen römiſchen Reiches — was, in der That, gab es da zu bewundern, woran konnte ſich da ein Geiſt aufrichten, ein Herz ſich entzünden, eine Bevölkerung ſich fühlen lernen als Volk? Friedrich der Große war es zuerſt, der in die gedrückten, beengten Seelen dieſer kleinen, zerſtückelten Bevölkerungen das Bild eines großen Mannes, das Bild großer, ruhmvoller Thaten und weltbewegender Ereigniſſe hineinwarf; in ihm zuerſt, als einem gemeinſamen Brennpunkt, lernten dieſe vielfach zerriſſenen, in ihrer Ruhmloſigkeit dennoch ſo eiferſüchtigen Landſchaften und Stämme in gleicher Begeiſterung ſich nachbarlich vereinigen; er zuerſt, durch den Ruhmesſchimmer, der von ihm aus ganz Deutſchland, ſeine eignen Feinde nicht ausgeſchloſſen, verklärte, ließ den engherzigen, kleinen Provinzialſtolz, den Localpatriotismus, das Pfahlbürgerthum mit ſeinen ſelbſtſüchtigen, eigenwilligen Beſtrebungen zerſchmelzen und ſich gleichſam in ſich ſelbſt auflöſen vor der Idee, der verſöhnenden, erhebenden, eines gemeinſamen deutſchen Vaterlandes, in welchem neben dem Ruhm und der Ehre auch die Wohlfahrt und das bürgerliche Gedeihen gemeinſam ſein ſollte. — Es iſt das ein Verdienſt, das man immer wieder hervorheben darf, ohne der Wiederholung beſchuldigt zu werden: nicht bloß deshalb, weil unſere jüngſte Zeit es ſo gründlich zum Märchen gemacht hat, ſo daß es ſchon wieder wie etwas ganz Neues klingt, ſondern auch weil darin gewiſſermaßen die Sühne enthalten iſt, mit welcher der König an der Nation im Ganzen und Großen wieder gut gemacht hat, was er durch ſeine perſönliche Ueberſchätzung franzöſiſcher Bildung im Einzelnen etwa verſehen mochte.

Es war daher vollkommen natürlich, daß auch der junge Schubart von der preußiſchen Glorie, wo ſie ihm in der Geſtalt eines preußiſchen Officiers gleichſam perſönlich nahe trat, eines Officiers, der unter Friedrich gefochten und geblutet hatte, aufs Lebhafteſte ergriffen ward. Schubart war überhaupt eine erregbare, enthuſiaſtiſche Natur: aber bemerkenswerth genug, an dieſer Begeiſterung für Preußen und den alten Fritz hielt er durch ſein ganzes Leben mit einer Beharrlichkeit und Standhaftigkeit feſt, die ſonſt wahrlich nicht in ſeinem Charakter lag. Auch hat dieſelbe, wie wir in der Folge noch ſehen werden, auf ſein ganzes ſpäteres Leben einen faſt providentiellen Einfluß geübt und in die gefährlichſten Kriſen deſſelben vielfach begütigend, tröſtend, rettend eingegriffen.

Erſte poetiſche Verſuche.

Außerdem aber gab dieſe Begeiſterung ihm auch frühzeitig Veranlaſſung zu allerhand geiſtigen Arbeiten und Productionen. Schon auf der Schule zu Nürnberg (1757), im Angeſicht der preußiſchen Huſaren, welche die freie Reichsſtadt damals neckend umſchwärmten, und deren flüchtige Bewegungen er von ſeinem Dachboden aus begierig, ſehnſüchtig verfolgte, dichtete er Preußenlieder, welche ſeiner Verſicherung nach damals allgemein bekannt und geſungen wurden.

Sogar was ſich ſpäterhin auf eine ſo traurige Art als ſein ihm zubeſtimmtes Schickſal erwies, nämlich von brutalem Fanatismus gemißhandelt und zum Märtyrer ſeiner Ueberzeugungen gemacht zu werden, begegnete ihm ſchon damals. Ein Salzburgiſcher Soldat, ein Mitglied alſo der berühmten Reichsarmee, Roßbachiſchen Andenkens, und als ſolcher natürlich ein Feind aller Preußen und Preußenfreunde, ſtieß aus Groll über ſeine Lieder den jungen Poeten mit der Muskete nieder, ſo daß „nur das Dazwiſchenſpringen der berühmten Nürnberger Fauſtſchläger, unter dem Namen der Rußigen bekannt", ihm das Leben rettete.

Auch ſpäterhin, als Student, ſetzte er Gleim's Soldatenlieder, welche damals in Aller Munde waren, in Muſik. Und wenn die Muſe der Dichtkunſt ſich im obigen Falle gefahrbringend und mißlich für ihn erwieſen hatte, ſo machte die Tonkunſt gut, was jene verfehlt: ſeine Compoſition der Gleim'ſchen Kriegslieder ſingend, zog er, ein neuer Arion, bei der Rückkehr von der Univerſität mitten durch einen Haufen preußiſcher Krieger, ohne von ihnen angefochten zu werden; im Gegentheil, ſeine preußiſche Begeiſterung nahm für ihn ein und diente ihm zur Sauvegarde.

Uebrigens ſollen während Schubart's Nürnberger Schulzeit außer dieſen Preußenliedern auch noch andere Gedichte entſtanden ſein; doch iſt uns nichts davon aufbewahrt. Schubart ſelbſt behauptet freilich, ſein bekanntes und vortreffliches: „Als einſt ein Schneider reiſen ſollt", ein Volkslied im beſten Sinne, dergleichen dieſe Epoche kein zweites geliefert hat, ſogar noch vor ſeinem ſiebzehnten Lebensjahre, noch während ſeines Aufenthaltes am Lyceum in Nördlingen geſchrieben zu haben. Doch erſcheint dieſe Ausſage im Hinblick auf die Producte der nächſtfolgenden Jahre kaum glaublich auch wenn man der entgegenſtehenden Angabe der Frankfurter Edition, die das in Rede ſtehende Gedicht ausdrücklich in das Jahr 1763 ſetzt, und die allerdings ziemlich unzuverläſſig iſt, ganz ſo wenig Werth beilegen will, wie es von dem neueſten Lebensbeſchreiber unſers Schubart geſchehen iſt.

Die preußiſchen Werbeofficiere und die ſchöne Literatur.

Und dennoch war das Alles noch lange nicht einmal das Wichtigſte, was er der Bekanntſchaft jenes Werbeofficiers verdankte. Derſelbe Herr von Maltitz machte ihn auch mit Klopſtock bekannt; er brachte die fünf erſten Geſänge des Meſſias, die einzigen, welche bis dahin erſchienen waren, in das Haus ſeines Vaters und führte ihn zuerſt ein in die großartig phantaſtiſche, die übermenſchliche Welt dieſes „göttlichen Gedichtes.“

Ein Werbeofficier, werden unſere Leſer fragen, und Klopſtock's Meſſias? Wie ſeltſam! wie ungewöhnlich! welche wunderliche Laune des Zufalls, die dieſen Sonderling eben in Schubart's Behauſung führte!

Und doch vielleicht nicht ſo ungewöhnlich, als es ſcheint, nicht ſo ſonderlingsartig, als es ſich auf den erſten Blick anläßt. — Freilich ſind wir gewöhnt, uns unter einem Officier des alten Fritz alles Andere eher zu denken als einen Leſer Klopſtock's. Und nun gar einen Werbeofficier, einen Menſchen, beſtimmt, in Gutem und Böſem, durch Gewalt und Liſt, Ueberredung und Verführung die Leute zum Soldatenſtand zu bethören, um die Lücken auszufüllen, welche Krieg, Krankheit und — Deſertion in den königlichen Armeen hervorbringen — können wir uns einen Werbeofficier jener Zeit vorſtellen, es ſei denn wie eine Art Seelenverkäufer, einen Betrüger, einen Gauner, einen Hauptmann Boſert aus Iffland's Spielern oder ſo dergleichen?

Aber wie verbreitet dieſe Annahme, ebenſo irrig iſt ſie auch; ſie überträgt Reminiscenzen aus der Zeit der

Potsdamer Rieſengarde, Reminiſcenzen von gekauften, geſtohlenen, geraubten Enaksſöhnen, wie Friedrich Wilhelm der Erſte ſie wohl zuſammenſchleppte, in eine völlig neue und andere Epoche. Schon die Erinnerung an Männer, wie der General Stille in Halle, der Mittelpunkt des bekannten Halle-Laublinger Kreiſes, Ewalt von Kleiſt, ſowie aus ſpäterer Zeit Knebel und der ganze jüngere Berlin-Potsdamer Kreis, der ſich um Ramler, den Profeſſor an der Kriegsſchule, zuſammenfand — ſchon die Erinnerung an dieſe verdienſtlichen Männer, ſage ich, ſollte hinreichen, das Vorurtheil der Roheit und Barbarei, dem die preußiſchen Officiere jener Zeit faſt aller Orten noch unterliegen, zum Wenigſten zu beſchränken und zu mildern.

Ja was ſpeciell die preußiſchen Werbeofficiere anbetrifft, ſo müſſen dieſelben ſogar umgekehrt als nicht unwichtige Mittelglieder in der Verbreitung literariſcher Bildung betrachtet werden, als Apoſtel gleichſam jener feineren äſthetiſchen Cultur, welche damals (wie wir unten noch des Näheren beſprechen werden) hauptſächlich in Norddeutſchland, in Sachſen und Preußen, ihren Sitz hatte und die nun eben dieſe Officiere nach Süd- und Mitteldeutſchland verbreiten halfen. Wir wollen uns zum Beweiſe dieſer (wie uns ſelbſt keineswegs entgeht) ungewöhnlichen und einigermaßen paradoxen Behauptung keineswegs darauf ſtützen, daß das Werbegeſchäft an ſich gewandte Männer, von leidlicher Bildung und gutem Anſtand nöthig machte, und daß dergleichen Männern denn auch wohl einige äſthetiſche Bildung, einige Kenntniß der Tagesliteratur ziemlich natürlich war. Und auch das wollen wir nicht in Anſchlag bringen, daß die unvermeidliche Langeweile eines derartigen, oft Monate, oft Jahre langen Werbeaufenthaltes die Beſchäftigung mit der Literatur, als einen willkommenen Zeitvertreib, auch wohl denjenigen aufnöthigte, die von Hauſe aus keine Neigung dazu mitgebracht hatten. Sogar darauf wollen wir nur ein mäßiges Gewicht legen, daß auch Kleiſt, den wir bereits vorhin erwähnten, Kleiſt, der Sänger des Frühlings, das Entzücken aller zarten Seelen in Deutſchland, ſich längere Zeit als Werbeofficier in der Schweiz aufhielt; — man könnte das für einen Zufall ausgeben, eine Laune des Schickſals, wenn nicht gar einen perſönlichen Wunſch des Dichters, der dadurch Gelegenheit gewann, die Schweizer Ariſtarchen, die Selbſtbeherrſcher der damaligen Literatur, Bodmer und Breitinger, mit ihren Paladinen Wieland, Geßner und Anderen, perſönlich kennen zu lernen.

Was uns aber, in Verbindung mit Thatſachen, wie die obige aus Schubart's Leben, allerdings entſcheidend zu ſein dünkt und worauf wir, als auf einen vollgiltigen Beweis, uns allen Ernſtes ſtützen, das iſt der Umſtand, daß die Romane jener Zeit den preußiſchen Werbeofficieren dieſe Rolle der Literaturfreunde, der Aufklärer, der Bildungsverbreiter in der That beilegen. Wir begnügen uns mit einem einzigen Beiſpiele, das uns ebenſo intereſſant wie charakteriſtiſch ſcheint, indem es einem Romane entnommen iſt, der, wenn auch heutzutage längſt nicht mehr geleſen, doch ehedem das Entzücken von ganz Deutſchland bildete, ja der mit einem der größten Kunſtwerke deutſcher Zunge, mit Werthers Leiden ſelbſt, um die Palme des Beifalls ringen durfte und deſſen Name bis auf dieſe Stunde ebenfalls ſprichwörtlich geblieben iſt: dem J. P. Miller'ſchen Siegwart (1776). Auch im Siegwart, der im katholiſchen Süddeutſchland, um Ingolſtadt und Ulm, der Heimath des Verfaſſers, ſpielt und dieſe Gegend ſammt ihren Gebräuchen mit großer, wenn auch proſaiſcher Treue ſchildert, ſind es preußiſche Werbeofficiere, durch welche Klopſtock, Kleiſt, Geßner und andere Lieblingsdichter jener Zeit in der Schwäbiſchen Familie eingeführt werden; auch hier iſt es Preußen, das als Mutterland des guten Geſchmacks in der Literatur geprieſen wird. Man vergleiche (vorausgeſetzt, daß unſere Leſer ſich nicht ſcheuen, die zerriſſenen Bände dieſes alten Romans, der ſelbſt nur in wenigen Bibliotheken noch zu finden iſt und daher wohl eine gelegentliche Erneuerung verdiente, noch wirklich in die Hand zu nehmen) namentlich Stellen wie p. 102—187. und 319. des erſten Bandes: Stellen, dergleichen ſich ſowohl aus dem Siegwart ſelbſt, wie aus Miller's übrigen Romanen mit leichter Mühe noch um ein Bedeutendes vermehren ließen.

Klopſtock's Meſſiade.

Indeſſen wie ſich dies auch verhalte: Thatſache iſt es immer und wird durch Schubart's eigenes ausdrückliches Zeugniß erwieſen, daß jener Werbeofficier ihn, wie oben geſagt, zuerſt mit dem Meſſias bekannt machte, zu einer Zeit, da der Meſſias eben die geſammte deutſche Jugend in ein ſchwärmendes Entzücken verſetzte und einen eigenen neuen Cultus des Genies, eine beſondere Gattung chriſtlich ſentimentaler Romantik, oder wie man es damals genannt haben würde: eine eigene ſeraphiſche Begeiſterung ins Leben rief.

Auch der junge Schubart vermochte ſich dieſem bewältigenden Eindrucke nicht zu entziehen; „eine Saite ſeines Herzens, von keinem Finger noch berührt, tönte da zuerſt und klang überlaut. Von dieſem Augenblicke wandelte ihn die größte Ehrfurcht an, wenn man den Namen Klopſtock nur nannte. Er glaubte, ein Engel hätte ſich auf unſere Welt verirrt und nenne ſich ſo. Den Meſſias lernte er faſt auswendig und weinte, zitterte, ſchauerte vor Freude, wenn er Stellen daraus declamirte.“

Und wie dem Enthuſiasmus für Preußen und den großen Friedrich, ſo blieb er auch dieſer Verehrung für Klopſtock und die Meſſiade durch ſein ganzes Leben getreu, von da ab, wo er denſelben als Nürnberger Gymnaſiaſt ſeinen Schulkameraden vorlas und erklärte, bis zu jenen öffentlichen Declamatorien der ſpäteren Zeit, von denen wir in der Folge weiter reden werden und die für die weitere Ausbreitung des (wir haben kein anderes Wort) **Klopſtockdienſtes**, ſowie im Allgemeinen für die literariſche Cultur der Gegend von Augsburg, Ulm ꝛc. nicht ohne Bedeutung blieb.

Erwähnt ſei bei dieſer Gelegenheit noch eine Anekdote aus ſpäterer Zeit, welche auf eine ergötzliche Weiſe an ein ähnliches Hiſtörchen in Goethe's Dichtung und Wahrheit erinnert und der ſchon um deshalb hier eine Stelle vergönnt ſein mag. Es war zu Mannheim auf einem ſeiner vielen Streif- und Wanderzüge ....

Doch laſſen wir Schubart ſelber ſprechen, da es allerdings erſt ſeine Darſtellung iſt, welche der Geſchichte Intereſſe verleiht. „Faſt mit meinem letzten Geldvorrath“ erzählt er (p. 137), „kaufte ich mir die halleſche Ausgabe des Meſſias, fuhr auf dem grauen Rhenus, legte ein Brett über den Kahn, Klopſtocks Meſſias vor mir. Ich las eben den ſechzehnten Geſang, und lag mit der vollen Seele auf der Stelle, wie die gerichteten Seelen auf Tabor rieſen:

— Jupiter, Gott des Donners! Erbarme dich unſer!
Brama! Tien! Allvater! Wir fehlten, ſündigten, irrten!
Zeus Kronion, Götterbeherrſcher! Erbarme dich unſer!

Raſch auf ſtand ich in der Begeiſterung und — Brett und Meſſias flogen in den Rheinſtrom. Wie angedonnert ſtand ich da und ſah bleich und ſtarräugig meiner lieben Meſſiade nach, die wie eine geſchoſſene Ente auf dem Waſſer fluderte und unterſank.“ —

Schule und Univerſität.

Dieſe drei Elemente alſo waren es, welche Schubart in früheſter Kindheit empfing und die, in wachſender Ausdehnung, dereinſt ſein Leben, innerlich ſowohl wie äußerlich, beſtimmen ſollten: die Muſik und mit ihr der Hang zum vagabundirenden, unſteten Virtuoſenthum, die Verehrung Preußens, ſpeziell Friedrichs des Großen, und mit ihr der Patriotismus, die Freiſinnigkeit, die Aufklärung überhaupt, endlich die Klopſtockomanie und mit ihr die Sentimentalität, die Ueberſchwänglichkeit, die Genieſucht, wie ſie, aus Klopſtockſchen Anfängen ſich ableitend, endlich in der bekannten Erſcheinung der Stürmer und Dränger explodirte.

Mit ihnen ausgeſtattet, verließ er 1753 das väterliche Haus, um zuerſt in Nördlingen, ſpäter (ſeit 1756) in Nürnberg ſich auf die Univerſitätsſtudien vorzubereiten. Beſonders dieſer letztere Aufenthalt wurde von Wichtigkeit für ihn, inſofern damals Nürnberg eine ſehr muſikaliſche Stadt war: „Kirchen, Häuſer, Gottesäcker, Gaſſen und Straßen tönten vierſtimmige Moteten, Arien, Fugen und Choräle wieder“ (p. 31). Natürlich daß ſein Talent in dieſer Umgebung reichlichſte Nahrung fand: „ſeine Seele klang unter dieſen harmoniſchen Menſchen.“ Er wurde, obſchon noch Gymnaſiaſt, Frühmeßner und Organiſt, und befreundete ſich auf dieſe Weiſe ohne Zweifel immer mehr mit dem Gedanken, dereinſt als Virtuoſe, als wandernder Künſtler ſein Heil zu ſuchen.

1758 begab er ſich auf die Univerſität nach Erlangen. Er war ein Predigersſohn — was alſo konnte er ſtudiren, als gleichfalls Theologie?! Zwar ſeiner Neigung ſagte ſie wenig zu, am wenigſten in der ſehr trockenen und pedantiſchen Form, in welcher ſie in Erlangen, ſchon dazumal einem rechten Herd und Hafen dickköpfigſter Strenggläubigkeit, vorgetragen ward. Weit lieber, wär es ihm nachgegangen, hätte er Aeſthetik, Literatur der Alten und dergleichen gehört. Allein dies Alles war auf dem damaligen Erlangen eine unbekannte Waare, mindeſtens wird es von Schubart ſo verſichert.

Denken wir nun zu dieſer wiſſenſchaftlichen Leere und Intereſſeloſigkeit das excentriſche und ausſchweifende Temperament des Muſikers (cantores amant humores: und Schubart hat Zeit ſeines Lebens dafür geſorgt, dies Wort in Kraft zu erhalten), ſowie die Roheit, ja Tollheit des damaligen Studentenlebens, ſo dürfen wir auch von Schubart als angehendem Studenten einige tolle Streiche wohl erwarten.

Die deutſchen Univerſitäten und der ſiebenjährige Krieg.

In der That war es damals eine ſchlimme Zeit für die akademiſche Jugend. Der ſiebenjährige Krieg erſchütterte gerade in dieſen Jahren ganz Deutſchland und ließ kaum einen Fleck des weiten Raumes verſchont. Denn auch wohin die Brandfackel des Krieges ſelbſt nicht reichte, gab es doch wenigſtens Aushebungen, Durchmärſche, erhöhte Steuern — und in ihrem Geleit Verarmung, Elend und Zerrüttung. Auch waren von Königsberg bis Marburg, von Leipzig bis Göttingen eine gute Zahl Univerſitätsſtädte unmittelbar vom Kriegstumult berührt und die Studirenden dadurch vielfach in ihrer Arbeit unterbrochen, Einige wohl ganz aus der Carriere herausgeſchleudert. Andere wieder hatten, zum Theil durch das verführeriſche Beiſpiel bewogen, das ſo viel ſchnell geſtiegene Officiere, ſo viel ſiegreiche Freiſchaarenführer, ſo viel glückliche Abenteurer gaben — dieſelbe auch wohl freiwillig verlaſſen, um auf blutigem Schlachtfeld in raſcher Entſcheidung um ein Glück zu würfeln, das unter den damaligen Zeitumſtänden für den Gelehrten immer weniger erreichbar ſchien.

So hatte der ſiebenjährige Krieg nach allen Seiten hin die Bande akademiſcher Zucht und Sitte gelöſt und die lockeren Sitten des Feldlagers, nicht zum Vortheil der Univerſitäten, auf dieſe letzteren übertragen. Namentlich war dies in Erlangen geſchehen; auf befreundetem Boden liegend und von den Unruhen des Krieges verhältnißmäßig nur wenig berührt, hatte ſich daſſelbe eben deshalb einer außergewöhnlichen Frequenz zu erfreuen. Allein mit dieſer Frequenz floß auch der Auswurf der damaligen Akademien in Erlangen zuſammen. Eine Maſſe von Studenten benutzte Erlangen als Refugium, die nirgend anders mehr wären aufgenommen worden; ſie brachten die verderbteſten Sitten, die roheſten Burſchengräuel mit ſich, ſo daß es, nach Schubarts eigenen Eingeſtändniß, „für einen feuerfangenden Jüngling höchſt gefährlich war, daſelbſt zu ſtudiren."

Studentenfahrten und Irrfahrten.

Das ſollte Schubart an Niemand deutlicher erfahren als an ſich ſelbſt. „Ich war hier," ſagt er (a. a. O. p. 40) „in meinem Element. Frei, ungebunden umſtreift ich tobender Wildfang Hörſäle, Wirthshäuſer, Conzertſäle, Saufgelage — ſtudirte, rumorte, ritt, tanzte, liebte, und ſchlug mich herum." Bald gerieth er in Schulden, wurde eingeſperrt, fing, kaum aus der Haft erlöſt, das alte

Leben ſofort wieder von Neuem an: bis die Aeltern endlich den verlorenen Sohn nach Hauſe riefen.

Dies hätte nun zwar an ſich noch nichts zu ſagen, wenigſtens nichts Schlimmes. Oder wer in Ernſt wollte ſo kurzſichtig ſein, dem gereiften, fertigen Manne die Ausſchweifungen und Irrthümer ſeiner Jugend anklagend vorzuhalten? Und wer von der Mehrzahl unſerer vorzüglichſten Männer wäre dann nicht zu verdammen?! Im Gegentheil darf man, ohne der Wüſtheit der Jugend überhaupt das Wort zu reden und eine akademiſche Barbarei zu vertheidigen, die Gottlob ſchon von ſelbſt von Jahr zu Jahr mehr in Abnahme kommt, es doch wohl für richtig halten, daß dieſe Stürme der Jugend, dieſe lockere, rauſchende Studentenzeit, wenigſtens für kräftige Naturen, vielmehr ein heilendes Bad iſt, eine reinigende Kriſis, aus deren zuſammenſchlagenden Wellen ſie nur um ſo tüchtiger, mit erfriſchter und geläuterter Seele, wieder auftauchen.

Aber wohlgemerkt: nur für kräftige Naturen! Die Kraft wird durch den Kampf ſelbſt geſtählt, der eigene Sturz, mit elaſtiſchem Schwunge, richtet ſie ſelbſt wieder empor — während die Unkraft darin zu Grunde geht, die Schwäche ohnmächtig am Boden haften bleibt.

Dies war Schubarts Fall. Es iſt ein großer Unterſchied, ob jemand eine Zeit lang ein wüſtes Leben geführt hat, als Uebergang und zeitweilige Verirrung, oder ob er daſſelbe fortführt, ohne Aufhören, ohne Erhebung, bis an ſeinen Tod. Für Schubart waren dieſe Ausgelaſſenheiten und tollen Streiche ſeiner Studentenzeit keineswegs ein bloßer Uebergang. Im Gegentheil, er iſt über dieſen Standpunkt des liederlichen, verlumpten Studenten ſogar niemals hinausgekommen, auch nicht als Mann und nicht als Familienvater, ja ſogar als

Dichter und Schriftſteller nicht. Schubart hat es nie, zu keiner Zeit über ſich gewinnen können, dem Thier in ihm zu gebieten und die Anforderungen ſeiner Sinnlichkeit mit den Geboten der Vernunft, der Sitte, der Wohlanſtändigkeit in Einklang zu bringen; er hat es nie über ſich gewinnen können, die Arbeit um ihrer ſelbſt willen zu lieben und wegen der ſittlichen Stärkung, die ſie mit ſich führt, ſelbſt nicht wenn dieſe Arbeit ſeinem Talent und ſeiner Perſönlichkeit vollkommen gemäß war. In jedem Becher Wein, in jedem Weiberantlitz, ja in jedem Goldſtück, wie ſauer erworben es ihm war, lauerte für ihn ein Dämon, eine zwingende, teufliſche Gewalt, der er ſinnlos ſich ſelbſt, ſeine Ehre, ſeine Würde zum Opfer brachte. Für ihn keine Heiligkeit der Ehe, kein Gebot der Pflicht, ſogar kein Zwang der Noth: der Becher ſchäumte, verbuhlte Augen lockten — und weg waren gute Vorſätze, edlere Neigungen, Gefühl des Wahren und Schönen!

Sittliche und ökonomiſche Zerwürfniſſe.

Aber, werden unſere Leſer fragen, wie war dies möglich bei einem Manne, den die Kunſt mit weihender Hand berührt hatte? Die Gabe der Muſe hat ſonſt überall eine befreiende, läuternde Kraft: Schubart war Muſiker, war Poet — drang denn von all dieſen Harmonien, die er erweckte, keine einzige, verſöhnend, beſchwichtigend, in ſein eigenes Gemüth? Fand denn von all dieſen Lehren der Weisheit, der Tugend, ſogar der Frömmigkeit, des Glaubens, der Demuth, welche er in ſeinen Liedern verkündigte, keine einzige einen lebendigen Nachhall in ſeiner Bruſt? Vor Allem, er liebte Klopſtock, er verehrte ihn, er betete ihn an, er vergoß Thränen der Bewunderung, Thränen ſehnſüchtiger Schwärmerei über den Vortrag der Meſſiade, der Oden — Gedichte Alles voll der reinſten Empfindung und von einer Keuſchheit, einer Würde des Ausdrucks, wie ſie nicht ſtrenger, nicht erhabener gedacht werden kann — trug dieſes Alles denn für ſeinen innern Menſchen gar keine Frucht? Dieſe majeſtätiſche Rhythmen der Klopſtockſchen Dichtung,. mit deren volltönendem Ausdruck er Ohren und Herzen ſeiner Hörer erfüllte — ließen ſie nur ſeine eigene Bruſt leer und kalt und unbewegt? Seine Augen perlten von Thränen, er raſte und ſchrie, indem er die Qualen Abbadonna's, die ſanften Segnungen des göttlichen Mittlers las — und ſeine Seele wäre trocken geblieben und hätte nichts gefühlt?!

O ja, gefühlt hat ſie wohl: aber das Gefühl war weich, wie der ſchmachtende Ton der Flöte, und flüchtig, wie der Hauch des Mundes, der ihn hervorlockt. Dies iſt der eigentliche kranke Punkt in Schubart's ganzem Weſen, dies der Mehlthau, der ſo viel ſchöne Knospen dennoch zu keiner Blüthe, keiner Frucht gelangen ließ, daß es ihm an Wahrheit des Willens, an Ernſt und Sittlichkeit gebrach; er liebte die Schönheit, er ſehnte ſich, lechzte, rang nach ihr — aber er beſaß die Kraft nicht, ſie zu erobern, wie ſie allein erobert werden kann, nämlich durch Maß, Beſonnenheit und ſittliche Reinheit.

Darum halfen auch ſeine Talente, die wir nicht gering anſchlagen, ſowie ſeine liebenswürdigen perſönlichen Eigenſchaften, die das Entzücken ſeiner Geſellſchafter bildeten, ſeinen ſittlichen Verfall ſogar nur noch beſchleunigen: einem kranken Körper gleich, dem, bei der allgemeinen Verdorbenheit der Säfte, ſogar die geſundeſte Nahrung zur Verbreitung ſeines Giftes dient. Namentlich die Sentimentalität, die Klopſtock'ſche Gefühlsſchwärmerei, der abſtracte Kunſtenthuſiasmus, ſowie überhaupt dieſe ganze erhöhte Nervenſtimmung, in welcher er ſich fortwährend befand, hat dabei einen ſo wichtigen wie nachtheiligen Einfluß geübt. Schubart gehört dadurch auf die äußerſte Seite der Stürmer und Dränger, zu den Lenz, Hahn, Wagner u. ſ. w., ſowie andrerſeits zu den Romantikern unſerer Tage, von Stolberg bis auf Gentz, Werner und Fr. Schlegel herab, deren gemeinſames Merkmal dieſes iſt, daß all ihre Bildung, all ihr Talent, all ihre Begeiſterung ſelbſt ewig nur eine abſtracte, unlebendige, unfruchtbare bleibt. Die Kenntniß wird dieſen Männern niemals zur Erkenntniß, ihre Studien machen ſie wohl klüger, aber niemals weiſer; Talent und Sittlichkeit, Kunſt und Leben bleiben ihnen ewig durch eine breite Kluft geſchieden, über welche keine Brücke führt, während ſie doch in Wahrheit beide nur Strömungen Einer Quelle, Adern Eines Bluts ſein ſollten. — Zugegeben, daß Schubart hierin nicht bloß ſeine eigene perſönliche Schuld, daß er darin zugleich die Verſchuldung ſeines ganzen Zeitalters trug, und daß von vielen berühmten, glänzenden Namen, auf dieſe Wage der Wahrhaftigkeit gelegt, nur ſehr wenige ſich in ihrem Glanze erhalten werden. So bleibt die Thatſache dieſer innern Lüge darum doch nicht weniger richtig; ſie iſt der Wurm geweſen, welcher ſeine beſte Kraft aushöhlte und verdarb. Selbſt zu jenem Netz unſeligſter Schickſale und Abenteuer, das endlich, fortgeſponnen durch eigene Schuld wie durch fremde Bosheit, ihm den Untergang bereitete, ja in das er ſich eben erſt recht verſtrickte, da er es endlich gelöſt zu haben hoffte, liegen die erſten Fäden an eben dieſer Stelle angeknüpft.

Schulmeiſterjahre.

Aber noch hat er einen weiten Weg zu dieſem Ziele vor ſich; begleiten wir ihn denn auch fernerhin und ſehen, **wie** er geworden, **was** er endlich ward. —

Nach der Rückkehr von der Univerſität trieb er ſich zuerſt, nach Theologenmode, einige Jahre als Hauslehrer umher. Darnach wurde er Cantor und Schulmeiſter in Geißlingen, einem kleinen ſchwäbiſchen Städtchen, damals unter Ulmiſcher Oberhoheit, in einem engen, entlegenen Thal, fern von der Welt und ihrem wechſelnden Verkehr.

Allein auch abgeſehen von dieſer Vereinſamung, die einem Menſchen von Schubart's Regſamkeit und brennender Sinnlichkeit doppelt beängſtigend ſein mußte, war die Stelle ſchlecht genug. Was er ſelbſt davon erzählt, giebt uns einen traurigen Begriff von dem damaligen Zuſtande des öffentlichen Unterrichts in Schwaben. Die Schule, der er vorgeſetzt war, ſah, nach ſeinem eigenen Ausdruck, „einem Stalle ähnlicher als einem Erziehungshauſe für Chriſtenkinder“; über hundert Schüler, „roh und wild wie unbändige Stiere“, wurden ihm auf die Seele gebunden, und zwar mußte er dieſelben täglich neun volle Stunden unterrichten.

Einige Zeit hindurch ſuchte Schubart mit rühmenswerther Selbſtüberwindung ſich dieſen kleinen, drückenden Verhältniſſen anzugewöhnen. Schon 1771, unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Geißlingen, hatte er geheirathet. Seine Wahl hatte die Tochter eines Zolleinnehmers getroffen, ein einfaches häusliches Weſen, deſſen Liebe, wie es ſcheint, ſein einziges und allerdings auch völlig ausreichendes Talent war — nur freilich nicht ausreichend für einen Mann von ſo unſteten, ſo verzehrenden Trieben, ſo heftigen Leidenſchaften, wie Schubart war.

Auch las er viel und ſuchte durch verſpätetes ungeordnetes Studium die Lücken ſeiner akademiſchen Zeit zu ergänzen. Als ſeine Lieblingslectüre aus dieſer Zeit führt er Klopſtock, Oſſian, Shakſpeare, Young, Gerſtenberg ꝛc. an: lauter Schriften alſo, welche, beſonders in der leidenſchaftlich ſtürmiſchen Art, wie er ſie las, die Ueberſchwänglichkeit ſeiner Empfindungen nur ſteigern, das zerſtörte Gleichgewicht ſeiner Seele nur noch mehr erſchüttern mußten.

Erſtes literariſches Auftreten.

Auch er ſelbſt war in dieſer Zeit zuerſt als Schriftſteller öffentlich aufgetreten. Schon auf der Univerſität hatte ſich, wie oben erzählt, neben dem muſikaliſchen ein leichtfließendes, natürliches Talent zur Dichtkunſt in ihm entfaltet; er durfte ſich rühmen, Beides zu ſein, der beſte Muſiker von Erlangen und der beſte Dichter. Auch ſpäter hatte er hie und da in ſchwäbiſchen Localblättern einzelne gelegentliche Aufſätze und kleine Gedichte abdrucken laſſen: bis er endlich im Jahre 1767 mit einer Sammlung von „Todesgeſängen“ auftrat.

Todesgeſänge und der fröhliche Schubart, der immer durſtige, lebensheitere Muſikus?! Es ſcheint ein arger Widerſpruch und war doch vollkommen conſequent. Erſtlich ſchon wegen ſeiner amtlichen Stellung, welche ohne Zweifel auch die nächſte Veranlaſſung zu dieſen Liedern gegeben hatte; er mußte außer ſeiner Schulmeiſterei auch die Leichen zu Grabe bringen helfen und dabei gelegentlich parentiren. Außerdem aber iſt auch ein gewiſſer geiſtiger Zuſammenhang in der Wahl dieſes Stoffes nicht zu verkennen: dem in ſich innerlichſt unfrohen, ſelbſtpeinigeriſchen Standpunkt, den Schubart überhaupt einnimmt, entſpricht es vollkommen, Grabgeſänge zu ſchreiben, während man in Wahrheit das Leben in dulci jubilo genießt, Todtenlieder zu dichten, während man ſich, in altem und jungem Wein berauſcht, mit den Bildern von Grab und Tod und Vergänglichkeit zu ſpielen, während man an aller feilſter Luſt des Lebens mit gieriger Lippe hängt! —

Auch ließ er gleichzeitig mit dieſen Todesgeſängen „Zaubereien“ erſcheinen, ungefähr im Geſchmack der Gerſtenberg'ſchen Tändeleien (1759), die überhaupt mit vielem Beifall aufgenommen worden waren und von denen auch Schubart große Stücke hielt, ſowie eine Anzahl Oden. Der poetiſche Werth dieſer Sachen, beſonders der Oden, war freilich gering und erreichte namentlich jene Nürnberger Jugendgedichte, ſofern wir dieſelben aus dem einzigen, nicht ganz zuverläſſigen Ueberreſte beurtheilen dürfen, bei Weitem nicht. Der Naturdichter mußte hier die erſten Lehrjahre des Kunſtdichters durchmachen; es iſt mehr angelerntes Gefühl darin als ſelbſt empfundenes, mehr Phraſe als Poeſie. — Doch werden wir auf dieſe Schriften ſpäterhin noch einmal und ausführlicher zurückkommen.

Aber immerhin, ſo fühlte Schubart ſich nun doch wenigſtens als Schriftſteller. Seine Gedichte hatten leidlichen Beifall gefunden, ſein Name wurde hin und wieder genannt und gelobt. Doch verſchlimmerte das ſein Schickſal wieder nach einer andern Seite hin; die Stille ſeines kleinen Ortes, die Enge ſeiner amtlichen Verhältniſſe, endlich wohl auch die Einförmigkeit und die Entbehrungen ſeines häuslichen Lebens wurden ihm jetzt erſt recht drückend. Ein lorbeergekrönter Poetenſcheitel paßte unmöglich mehr unter das niedrige Dach des Geißlinger Schulhauſes; er wünſchte ſich heraus, er ſehnte ſich nach literariſchem Umgang und Verkehr, die lockende Außenſeite eines freien, unabhängigen Literatenlebens geſellte ſich zu jenen Träumen des Virtuoſenthums, die ihn von ſeiner Kindheit her begleiteten.

Literariſches Leben in Süddeutſchland.

Und hier iſt nun ein zweiter Punkt, welcher für die Werdung ſeines Schickſals von weſentlichſtem Einfluß war und bei dem wir deshalb einige Augenblicke verweilen müſſen. Er betrifft das Verhältniß, in welchem ſich zu jener Zeit die Literatur in Schwaben, überhaupt in Süddeutſchland befand, verglichen mit Norddeutſchland, hauptſächlich mit Sachſen und Preußen.

Es iſt bekannt, und wir ſelbſt haben es in Thomas Abbt's Leben bereits beſprochen, von welchen Punkten aus, nämlich gleichzeitig von Norden und Süden, von Sachſen und der Schweiz, die Regeneration unſerer Literatur um Mitte des vorigen Jahrhunderts ausging und welchen Antheil an dieſem Werk der Wiederherſtellung und Befreiung namentlich auch dem Süden gebührt.

Allein während Leipzig nur den Ausgangspunkt, nur den erſten Anſtoß einer Bewegung bildete, die bald, in immer weiteren Kreiſen, das ganze nördliche Deutſchland, von Königsberg bis Hamburg, erfaßte und überall ein reichblühendes, vielgeſtaltiges literariſches Leben erweckte, ſo ſtanden umgekehrt die kritiſchen Heroen in Zürich ziemlich allein, ja ſie mußten, um nur überhaupt Anknüpfung und geiſtigen Verkehr zu haben, ihre Hand quer über Schwaben, die Pfalz und Franken hinweg jenen jungen vielverſprechenden Genien darreichen, die ſich damals in Sachſen und Preußen, in Quedlinburg und Halberſtadt, in Halle und Berlin entfalteten.

Ueberhaupt darf heutigen Tages, nachdem Süddeutſchland und insbeſondere Schwaben, als das Heimathland unſerer vorzüglichſten Dichter und Denker, ſeine geiſtige Ebenbürtigkeit auf eine ſo glorreiche, ſo unbezweifelbare Weiſe an den Tag gelegt hat — es darf, ſage ich, heutigen Tags wohl ausgeſprochen werden, was freilich damals, als Gottſched es zuerſt drucken zu laſſen wagte, einen höchſt feindſeligen Lärm erregte: nämlich daß zu der Zeit, von der wir ſprechen, in den mittlern Decennien des vorigen Jahrhunderts, Süddeutſchland gegen Norddeutſchland an literariſcher, wie im Allgemeinen an geiſtiger Cultur um ein Außerordentliches zurückſtand. Es fehlten hier nicht allein die Schriftſteller, die glücklichen und fruchtbaren Talente, welche eben damals in den nördlichen Provinzen unſeres Vaterlandes eine ſo reiche geiſtige Ernte in Ausſicht ſtellten: es fehlte auch das Publicum, das an dieſen Dingen Theil genommen, es fehlte die Maſſe der Gebildeten, die ſich dafür begeiſtert hätte; es fehlte an jenen vortrefflichen und wohlgeordneten Schulen, welche beſonders in Sachſen frühzeitig eine reiche Strömung geiſtiger Anregungen und Intereſſen um ſich verbreiteten und den Boden lockerten zu jeder edlen und verheißungsvollen Saat: es fehlte jener leidlich wohlhabende, gebildete, auf etwas mehr bereits als den bloßen täglichen Erwerb gerichtete Mittelſtand; vor Allem endlich, es fehlte jener Hauch der Freiheit, jener entwölkte Himmel der Aufklärung, jene ſcharfe, kühle Luft der Kritik und des unbefangenen freien Urtheils, was alles im Norden, und hier wieder vornämlich in Preußen, bereits ſo herrliche Früchte trug und, mitten in den Sandſteppen der Mark, namentlich dies verfälſchte, verflachte, frivole Berlin nichts deſto weniger zum Brennpunkt der geiſtigen Bewegung, zu einem Hauptſitz unſerer literariſchen Bildung erhob.

Wo daher in Süddeutſchland ja einmal ein Talent auftauchte, da eilte es, ſobald wie möglich, dieſen ſchweren böotiſchen Himmelsſtrich zu verlaſſen und ſich in der geiſtig freien Atmoſphäre Norddeutſchlands, am Liebſten in Preußen anzuſiedeln. Schon hatte Abbt ſich freiwillig expatriirt; Wieland, in einem armſeligen Neſt, einer Karikatur von freier Reichsſtadt, die kein anderes Verdienſt hatte, als ihm das Muſter ſeiner Abderiten an die Hand zu geben, verkümmernd unter Acten und Rechnungen, ſehnte noch mit Ungeduld die Stunde herbei, wo ein günſtiges Geſchick auch ihn dieſem geiſtigen Sibirien entrücken, ihn unter Menſchen und Dichter bringen würde.

Es iſt nicht nöthig, die Gründe dieſer Erſcheinung erſt mühſam aufzuſuchen; dieſelben lagen ebenfalls wieder, um von Vielem nur Einiges zu erwähnen, in den vielen kleinen Regierungen, in den verwahrloſten Schulanſtalten, vor Allem und hauptſächlich aber in der Pfaffenherrſchaft und dem bornirten fanatiſchen Katholicismus, wie er einen guten Theil jener Gegenden wenigſtens damals noch beherrſchte.

Das Publicum in Süddeutſchland.

Neu und bemerkenswerth ſcheint uns dagegen ein anderer Umſtand, der freilich mit all dieſen Verhältniſſen, als eine nothwendige Folge derſelben, ſehr nahe zuſammenhängt; er betrifft das Verhältniß des damaligen ſüddeutſchen Publicums zu den Schriftſtellern. In den meiſten Fällen zwar wird von einem derartigen „Verhältniß“ gar nicht haben die Rede ſein können: das Publicum bekümmerte ſich eben nicht um die Schriftſteller. Wo dies nun aber doch einmal geſchah, wo ein Dichter, ein Schriftſteller, aus dem bloßen gelehrten Nimbus heraustretend, mit dem Volke ſelbſt bekannt, wo er, wie man es heutigen Tags nennt, populär ward, da wurde dieſe Popularität auch ſogleich eine Popularität der Weinhäuſer und Bierbänke, eine Popularität, geſtützt auf die Anſicht, ſo ein Versmacher, das ſei doch wohl nur eine andere Art von Hanswurſt, ein ſchnakiſcher Kerl, der für Geld und gute Worte einem Jeden ſeine Faxen vormachen müſſe, ein Tauſendſaſſa, ein verfluchter Schwerenöther, wie man in Berlin ſagt, dem man nur erſt durch einige Schoppen Wein einheizen muß, dann kriegt er's! Es iſt dies eine Art von Popularität, eine Art ſpießbürgerlicher Bewunderung — oder beſſer geſagt Verwunderung, die auch in dieſen unſeren vorgeſchrittenen Zeiten noch nicht völlig verſchwunden iſt, ja der noch zur Stunde manch ſchönes Talent, manche hoffnungsreiche Perſönlichkeit zum Opfer wird — Opfer fremder Gemeinheit und eigener Haltungsloſigkeit!

Und was wollen wir denn nur von der Literatur allein ſprechen? da dieſe ſüddeutſche Schoppenbildung und Kneipenbegeiſterung ſich ja in den letzten Jahren auch auf dem politiſchen Felde ſo furchtbar verhängnißvoll gezeigt hat. Der Norddeutſche, der zuerſt in jene Gegenden kommt und das heitre, laute, redſelige Treiben, die Erregtheit und Wärme dieſer Bevölkerung gewahrt und damit das kalte, zurückhaltende, hochmüthige Weſen ſeiner eigenen Landsleute vergleicht, fühlt ſich anfangs entzückt. Erſt mit der Zeit lernt er Land und Leute richtiger ſchätzen und überzeugt ſich dann auch hier wieder, daß die Natur gegen Alle gleich gerecht iſt und daß das Monopol der Bildung und der Freiheit, wenn es denn doch einmal ein Monopol ſein ſoll, keinem Land und keinem Volk, ſondern lediglich der ernſten Arbeit und dem beſonnenen, ausdauernden Muthe gehört.

Bekanntſchaft mit Wieland.

Recht eigentlich ein Publicum dieſer Art bildeten nun auch jene, an ſich ſehr wackern, ſehr ehrenwerthen, aber literariſch völlig einſichtsloſen, völlig unzurechnungsfähigen bürgerlichen Kreiſe, in denen, wie wir alsbald ſehen werden, der Schriftſteller Schubart ſich bewegte und durch welche die Schwierigkeit ſeiner Stellung noch um ein Bedeutendes erhöht, der Erfolg und die Dauer ſeiner Wirkſamkeit um ein Anſehnliches beeinträchtigt ward, indem er es in keiner Weiſe verſtand, den Verführungen und Mißlichkeiten dieſer Verhältniſſe zu widerſtehen. —

Einſtweilen, wie wir geſehen haben, war ihm am Meiſten darum zu thun, aus der Schulmeiſterei in Geißlingen herauszukommen. Es war dies ein ſo billiger wie gerechter Wunſch, der auch vielleicht durch ernſte Arbeit, auf Grund tüchtiger und eindringlicher Studien, zu erreichen geweſen wäre. Aber Schubart wollte die Erfüllung vom Glück in den Schoß geworfen haben: und das Glück verweigerte ſie ihm.

Er knüpfte Verbindungen an mit Fr. Haug, damals noch Pfarrer in Stotzingen, ſpäter Profeſſor in Ludwigsburg, dem Herausgeber des ſchwäbiſchen Muſeums, der Anthologie und anderer journaliſtiſcher Unternehmungen, deren Zweck ſämmtlich dahin ging, die zerſtreuten und in der Zerſtreuung verkümmernden literariſchen Talente Schwabens zu einem thätigen Mittelpunkte zu vereinigen. Auch kam wirklich ein Briefwechſel mit dieſem vielſeitig gebildeten Manne zu Stande, der ſich beſonders über literariſche Gegenſtände erging und dem vereinſamten, gleichſam verſchmachtenden Schubart ohne Zweifel eine große Erquickung war. Ebenſo auch der Briefwechſel mit ſeinem Schwager, dem früheren Conrector in Werthheim, nachmaligem Rector in Eßlingen, **Böckh**; in beide Cor reſpondenzen iſt uns neuerdings durch das bekannte, im Vorwort erwähnte Werk von David Strauß (Chr. Fr. Dan. Schubarts Leben in ſeinen Briefen. Zwei Bände. Berlin 1849) ein ſo intereſſanter wie belehrender Einblick eröffnet worden.

Allein Schubart blieb dabei nicht ſtehen; er ſchrieb ferner auch an Wieland nach Biberach, im Juni 1764. Der Brief iſt uns aufbewahrt, wie auch die Antwort Wielands: ſ. Band VII. der Schubart'ſchen Werke, Ausgabe von 1840, p. 229 und von dort auch wiederholt bei Strauß I. 54—60. 96 ffg. — Wir wollen den erſten Brief an Wieland hier mittheilen, wenigſtens Auszugsweiſe. Derſelbe giebt nicht nur ein intereſſantes Beiſpiel von der Art und Weiſe, wie die dii minorum gentium von dazumal ſich den derzeitigen Häuptern des deutſchen Parnaſſes zu nähern wagten, ſondern er zeigt uns auch aufs Neue das ſchon beſprochene Doppelweſen unſeres Helden, den man nach Briefen wie dieſer nothwendig für einen exemplariſchen Chriſten und Hausvater, wo nicht gar für ein Stück Würtembergiſchen Pietiſten hätte halten ſollen. Bemerkt muß übrigens zum Verſtändniß des Briefes noch werden, daß Wieland ſelbſt ſich dazumal noch in ſeiner chriſtlichen oder ſeraphiſchen Epoche befand. Wenigſtens dem Publicum gegenüber; in der Stille hatte er, damals bereits ein Genoſſe des La Roche-Stadion'ſchen Kreiſes, allerdings ſchon angefangen, den Himmel mit der Erde, Klopſtock und Young mit Rabelais und Swift zu vertauſchen.

„Ohne Ew. Hochedelgeb. (beginnt der Brief) zu kennen, ja ohne einmal einen deutlichen Begriff von dem Charakter zu haben, den Sie bekleiden, wage ich es, an Sie zu ſchreiben; bloß um Ihnen zu ſagen, daß ich Sie bewundere. Wenn wirklich etwas dazu gehört, ein großes

Genie bewundern zu können, ſo iſt dieſer Brief mehr ein Lobſpruch auf mich als auf Sie. Ein ſolcher Eingang meines Briefes würde mich als einen Unbekannten wenig empfehlen können, wenn ich es nicht mit einem Wieland zu thun hätte; — dem Manne, der die Welt in ſo verſchiedenen Beziehungen kennt — dem Gelehrten von einer ſo ausgebreiteten und gemeinnützigen Erkenntniß — dem ſchönen Geiſte, der die blumenvolle Bahn der einfältigen Natur gefunden — dem rechtſchaffenen Manne, der nirgends vortrefflicher iſt, als wenn er ſein Herz erklärt und Religion und Tugend ſeinen verdorbenen Zeitgenoſſen predigt. Welch ein Schutzbrief für mich! und welch ein Recht gewinne ich dadurch, mit Euer Hochedeln mehr in der ungekünſtelten Sprache des Herzens, als in der ſteifen Sprache des Ceremoniels zu reden, ſo ſehr es auch Dero Rang zu fordern ſcheint."

„Es iſt ſchon lange, daß ich Dero Schriften leſe, womit Sie ſich zu dem Range eines der ſchönſten Geiſter unter den Deutſchen emporgeſchwungen haben; und eben ſo lange iſt es, daß ſich die lebhafteſte Bewunderung gegen die Verdienſte eines ſo großen Mannes in meinem Buſen verſchloß. Oft ſah ich Ihrem einſamen Gange auf dem Wege der Natur, den Niemand als Sie und die großen Alten gehen konnten, mit ehrfurchtsvoller Verwunderung zu. Ich ſah mit Erſtaunen, wie Sie die mühſam zu erringenden Lorbeeren der didaktiſchen, dramatiſchen und epiſchen Poeſie mit eben der Leichtigkeit aus dem Haine der Muſe holten, mit welcher unſere Anakreons an dem Fuße des Pindus ſich aus Blumen Kränze wanden, um in dieſem Aufzuge der Wolluſt zu ſchmeicheln. Ich bin ſo eigenſinnig, daß ich nur denjenigen Dichter für wahrhaftig groß halte, der die erhabenen Talente ſeiner Seele zur Empfehlung der Tugend und zur Erhebung der Religion anwendet. Unſere neuern Dichter, dünkt mich, die außer dem Gebiete der Religion einhergegangen ſind, ſind weit nicht ſo glücklich geweſen, als diejenigen, die der Tugend und Religion, der wahren Quelle des Schönen, getreu blieben, und ſich dadurch auf eine Höhe wagten, von welcher ſie allein die Alten überſehen konnten. Greſſet, Gleim, Leſſing, Weiße, Gerſtenberg, — und Milton, Klopſtock, Young und Sie! — welch ein Contraſt! Jene blieben bei Quellen ſtehen und ſchlummerten bei ihren Rieſeln ein; — und dieſe hatten Oceane vor ſich, aus welchen Sie allein die erhabenſten und der Unſterblichkeit würdigſten Gedanken ſchöpfen konnten. — Das iſt der Geſichtspunkt, in welchem mir Euer Hochedeln zugleich groß und liebenswürdig erſcheinen. Ich leſe Ihre Hymnen auf die Allgegenwart und Gerechtigkeit Gottes: Sie laſſen den geſtorbenen Gerechten aus glücklichern Welten mit mir reden: Sie ſagen mir Ihre Empfindungen auf Golgatha: — und ich zittere; ein nahes Gefühl des ewigen Lebens durchſtrömt mein Innerſtes: — ich ſehe die todtvolle Wange des Mittlers und höre die ganze Natur gleich einem Sterbenden röcheln ... ich denke nicht mehr an den Dichter (dieſer Gedanke iſt kälteren Stunden aufbehalten) ich denke nur an das große Glük, ein Chriſt zu ſein. Sehen Sie, wie ſehr ich Ihnen verpflichtet bin, und nehmen Sie den Dank für alle die Rührungen an, die aus einer öftern Leſung Ihrer vortrefflichen Schriften in meiner Seele entſtanden ſind. Wollte Gott! ich fühlte mich nicht zu ſchwach, es vor den Augen der Welt zu thun, oder wäre Ihnen wenigſtens ſo nahe, um Ihnen perſönlich ſagen zu können, was ich Ihren Verdienſten ſchuldig bin. Ich tröſte mich aber damit, daß ich ein Leben weiß, wo alle Hinderniſſe der Trennung oder des

Abſtandes aufgehoben werden, wo der Liebling der Weisheit und der ſtille Bewunderer des Schönen ſich kühn in die Reihen derjenigen groſſen Geiſter hindrängen darf, die ihn hienieden belehrten, die ſein Herz ſchon hier zu den groſſen Empfindungen geſchickt machten, die dort von jedem Gegenſtande in ſeine Seele hinüberfliegen werden…“

„Euer Hochedelgeboren haben ſchon ſo lange mit mir geſprochen, und mein Herz hat Ihnen ſtille geantwortet: erlauben Sie mir nun, mit Ihnen zu reden, daß Sie es hören. Ich weiß nicht, ob meine Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften ſtrafbar iſt, gefährlich iſt ſie wenigſtens genug, beſonders in Gegenden, wo ſie wenig geſchäzt und oft dem lauten Hohn der Dummköpfe von Stande ausgeſezt iſt. Aber das weiß ich, daß ich ſo bald noch nicht im Stande bin, einer Neigung zu entſagen, die ſo viele mühſame Stunden meines jungen Lebens verſüßt, die mich in die Geſellſchaft ſo vieler glänzenden Genies führt, und mich für den tödtlichen Umgang ſchadlos hält, mit dem mich öfters die Nothwendigkeit und ein feindſeliges Geſchik verknüpft….“

„Wann ich meinen Rührungen trauen darf, ſo vermuthe ich wirklich, daß wir iezo in den Zeiten des guten Geſchmaks leben: ia ich bin ſo verwegen, zu behaupten, daß wir noch weiter ſind, als das Jahrhundert, worin Boileau, Corneille, Molière, la Fontaine ꝛc. um den Thron Ludwigs XIV. glänzten. Allein wenn ich nach den ganzen neuen Werken unſerer Landsleute urtheilen ſoll, ſo ſteht unſer Wiz in Gefahr, überzuſchnappen. Der ſo ſehr angeprieſene körnigte Styl, der höchſtens an einem Winkelmann erträglich iſt, verdirbt ſo ſehr unſere Proſa, daß der Verfaſſer der Sokratiſchen Denkwürdigkeiten (Hamann), und unſer Landsmann Abt nicht anders als durch ein Sprachrohr mit uns reden wollen. Unſere

Poeten verlieben ſich in ein gewiſſes ſtrozendes Sylbenmaß, wo der Gedanke, ſtatt fortzulaufen, durch die Strophe ſo erbärmlich, wie eine Leiche, fortgeſchleppt wird. Oft iſt ein neues Sylbenmaß eine Maske, unter welche ſich der Unſinn verbirgt; als wenn man nicht laufen könnte, ohne wie ein Züchtling fünfzig Pfund Eiſen nachzuſchleppen. Sollten wohl unſere heutigen Kunſtrichter, die in einem ſo entſcheidenden und diktatoriſchen Ton mit uns reden, im Stande ſein, den guten Geſchmack aufrecht zu erhalten? . . . . Und was kann man denn von unſern Schwaben hoffen? Ich mache mir in Gedanken eine Landkarte über Schwaben, und ſehe die Gegenden des ſchönen Geſchmaks wüſte, verwildert und unangebaut. Die wenigen Coloniſten verlieren ſich nach und nach aus unſern Gegenden, und laſſen einem Wieland und etwan noch einem Gemmingen die Ehre, den ſinkenden Ruhm der Schwaben als Atlante zu tragen."

Wieland's Antwort.

Wieland erwiederte den Brief zwar erſt ſehr ſpät, erſt nach faſt zwei Jahren (Juni 1766): aber dann auch mit dem ganzen Enthuſiasmus und der ganzen Ueberſchwänglichkeit, die dem leicht erregten Manne in ſolchem Falle eigenthümlich war, die aber, müſſen wir gleich hinzuſetzen, bei ihm auch in der Regel ebenſo raſch wieder verflog als ſie entſtanden war. Er entſchuldigt ſich wegen ſeines langen Stillſchweigens gegen Schubart mit Ausdrücken, die ſich vielleicht gepaßt hätten, wenn Schubart an Wieland, nicht aber wenn Wieland an Schubart ſchrieb und die dem armen Geislinger Schulmeiſter, der dieſe Höflichkeitsſprache der damaligen ſchönen Geiſter wohl ſchwerlich kannte, nothwendig den Kopf verrücken mußte. „Ich will mich lediglich", ſchreibt er,

„Ihrer Huld und Milde überlaſſen, und es darauf ankommen laſſen, ob Sie mir verzeihen wollen oder können."

Sodann zu einem kürzlich erſchienenen Gedichte Schubarts übergehend, das in der That nicht mehr noch weniger als eine leidige Phraſenſammlung iſt, fährt er fort:

„Aber was ſoll ich Ihnen nun, da ich wieder einmal anfange zu ſchwatzen, was ſoll ich Ihnen von der Ode ſagen, womit Sie das Gedächtniß des guten Kaiſers Franz beehrt haben? Es iſt nicht ſehr anſtändig, einem Autor ſo geradezu von ſeinen Werken zu ſprechen; aber ich bitte Sie ein vor allemal, erlauben Sie mir, mit Ihnen immer ohne Circumherumſchweifungen, wie mit einem Freund und lieben Bruder im Apollo zu ſprechen, wenn ich anders dieſer Ehre würdig bin: denn ich geſtehe Ihnen aufrichtig und im vollen Ernſt, daß ſeitdem ich Ihre Pindariſche Ode geleſen und oft wieder geleſen, empfunden, überdacht, ſtudirt habe — mein Genius den Ihrigen mit einer Art von Ehrfurcht anſieht, welches mir (unter uns geſagt) eben nicht mit vielen Leuten zu begegnen pflegt. Ich ſage Ihnen alſo, mein Freund, daß ſeitdem ich aus dieſer Probe die Größe, Stärke und Schönheit Ihres Genies kennen gelernt habe, ich keine Ruhe haben werde, bis wir einander perſönlich kennen. Sagen Sie mir doch, wie das anzufangen iſt... Gibt es keine Vacanzen bei Ihnen? Können Sie nicht einmal auf etliche Tage abkommen. Mein Haus iſt in dieſem Fall das Ihrige; ich pflege zwar keine Gäſte zu tractiren; aber Sie werde ich als einen Freund behandeln, und Leute von unſrer Art ſind ohnedieß leicht zu vergnügen. Alſo keine Complimente, mein Wertheſter, wenn Sie mir dieſe Freundſchaft erweiſen können, ſo thun Sie es, und glauben, daß Sie zu Niemand kommen können, der Sie mehr verehrt und hochſchätzt als ich. Ich habe noch einen Grund, warum ich eine Zuſammenkunft unter uns wünſche, ich habe ihrer viele, die Wahrheit zu ſagen, aber eines liegt mir beſonders am Herzen. Es betrifft ein Projekt. Sie hieher zu transplantiren (das garſtige ausländiſche Wort! aber es ſteht nun einmal da) dieſes Vorhaben iſt noch ein Geheimniß, und belieben Sie es, ich bitte Sie, als ein ſolches in Ihren Buſen zu verſiegeln. Sie hierher zu bringen! wie glücklich wäre ich dann! Möchte Ihnen eben ſo angenehm ſeyn, bei mir an einem Orte zu wohnen! Freilich haben wir Ihnen hier nichts, das Ihrer würdig iſt, anzubieten, und der Fall iſt auch dermalen noch nicht da, aber wenn Sie keine mir noch unbekannten beſſeren Ausſichten vor ſich haben, ſo wäre doch hier (existente casu) eine Gelegenheit, ſich in Abſicht Ihrer dermaligen Stellung zu verbeſſern und ꝛc. Kurz, das ſind Dinge, wovon wir über kurz oder lang mit einander mündlich ſprechen müſſen. Doch können Sie mir, si placet, wenigſtens Ihre vorläufigen unpräjudicirlichen Gedanken über dieſen Punkt entdecken. Auf meine freundſchaftliche Discretion können Sie eben ſo ſicher zählen, als ob wir ſchon ein oder zwei bairiſche Salzfäſſer mit einander gegeſſen hätten."

Auch der Schluß, mit dem plötzlichen Uebergang in die höfiſche franzöſiſche Sprache, iſt höchſt ergötzlich: „Sie ſind zum Dichter geboren, und alſo wird Ihnen eine Aeneide ſo wohl gelingen als ein Hirtenlied, und ein komiſches Gedicht ſo gut als der ätheriſche Flug des Vogels Jovis — Parlés moi de tout cela, mon cher ami, si vous aimés autant à m'écrire que j'aime à lire tout ce que vous écrivés; et si vous en avés le loisir. Je vous promets d'être à l'avenir un correspondent plus exact; et s'il plait à dieu, je vous tiendrai parole.

Adieu, mon ami — et croyez moi de coeur et d'ame
Votre très devoué et très obéissant sr. Wieland."

Um dieſe Zärtlichkeitsverſicherungen ihrem ganzen Werthe nach zu würdigen, muß man nun aber die Briefe vergleichen, die Wieland ſonſt noch in derſelben Zeit ſchrieb — zum Beiſpiel an den berüchtigten Riedel in Erfurt, den Schildknappen von Klotz und würdigſten Collegen Bahrdt's zur Zeit ſeiner Erfurter Periode, der bald darauf in Wien als Vorleſer des Fürſten Kaunitz ein abſchreckendes Ende in Armuth und Wahnſinn nahm. Und was ſchreibt Wieland dieſem Vortrefflichen, der, wie Wieland ſelbſt wohl wußte, die Klotz'ſche Schule auch nicht umſonſt durchgemacht hatte und ſich wie wenige Andere darauf verſtand, überall in der Literatur ſeine Hände mit im Spiel und in jedem Winkel Deutſchlands einen Correſpondenten und literariſchen Gevatter zu haben? Genau in demſelben Stil ſchreibt er an ihn wie an Schubart, ſogar noch zärtlicher, noch überſchwänglicher! Ja zu derſelben Zeit, da Wieland noch Schubart ſeines eifrigſten Schutzes verſichert und ſich aufs Aeußerſte beſorgt zeigt um ſeinen poetiſchen Ruhm ſowohl wie um ſeine äußerliche bürgerliche Stellung, ging Wieland ſelbſt ſchon mit dem Gedanken um, die ſchwäbiſche Heimath, dieſe Heimath ſeiner Abderiten, zu verlaſſen und ſollicitirte zu dem Ende aufs Eifrigſte bei Riedel, ihm doch eine Profeſſur in Erfurt nebſt Rathstitel zu verſchaffen! —

Wir wollen den guten Wieland gewiß nicht härter beurtheilen als er verdient; wir wiſſen, daß dieſe Schwäche und Unſelbſtändigkeit ſeines Charakters zum großen Theil in der Zeit lag — es iſt die Siegwart'ſche Empfindelei in die Sprache der Männerfreundſchaft überſetzt. Und auch das iſt uns wohl bekannt, daß hinter all dieſer Schönthuerei und all dieſen phraſenhaft winſelnden Complimenten bei Wieland in der That noch ein reicher Schatz wirklichen Wohlwollens und unverkünſtelter, natürlicher Herzlichkeit lag, die auch gern die Gelegenheit benutzte ſich praktiſch zu bethätigen. Aber unterdrücken können wir bei alledem das Bedauren doch nicht, daß es Schubart, dem hilfsbedürftigen, dem ängſtlich ringenden Schubart bei ſeinem erſten Ausflug in die literariſche Welt nicht vergönnt war, auf einen feſteren Charakter zu ſtoßen und ſich einem männlicheren, kraftvolleren Geiſte nacheifernd anzuſchließen; man darf die Vermuthung ausſprechen, daß ſich dann nicht nur Schubart's literariſche Talente wohl noch ganz anders entwickelt haben würden, ſondern auch ſein perſönliches Schickſal würde dann ohne Zweifel ein anderes und glücklicheres geworden ſein.

Auch nahm das Verhältniß das Ende, das es unter dieſen Umſtänden nothwendig nehmen mußte. Der Briefwechſel zog ſich zwar noch eine Zeit lang hin, Wieland trug ſich ſogar mit dem Einfall eine Wochenſchrift („wir haben ihrer zwar ſchon mehr als hundert und fünfzig, die meiſten aber ſind mittelmäßig oder ſchlecht") gemeinſchaftlich mit Schubart herauszugeben. Bald indeß ſchlummerte er gänzlich ein und die ſeltſam kühle Weiſe, mit welcher Wieland ſich noch im Jahre 1810 in einem Schreiben an Schubart's Sohn über das beiderſeitige Verhältniß ausſprach (ſ. die oben citirte Ausgabe der Schriften, Bd. 7. p. 229. in der Anm.), beweiſt hinlänglich, daß es wenigſtens Wieland nie ſehr Ernſt damit geweſen.

Der Hof zu Ludwigsburg.

So mußte Schubart denn, um nicht geiſtig zu verkümmern, endlich wirklich zu jenem Wanderſtabe des fahrenden Muſikanten greifen, den er ſchon ſo frühzeitig in Ausſicht gehabt hatte.

Der erſte Anfang war glücklich genug. Schubart hatte bei einer Vergnügungsreiſe auch Ludwigsburg beſucht. In Ludwigsburg reſidirte damals Herzog Karl von Würtemberg: hier war der Mittelpunkt jener verſchwenderiſchen, mit aſiatiſcher Ueppigkeit ausgeſtatteten Feſte, die den Namen des Herzogs dazumal den Ohren aller Tänzer und Tänzerinnen, Virtuoſen, Gaukler und Abenteurer ſo angenehm machte, aber zugleich auch der vornehmſte Schauplatz für jene öffentlichen, durch die Flittern einer falſchen, trügeriſchen Kunſt nur ſchlecht verhüllten Mißhandlungen des Rechtes wie der Sittlichkeit, in denen dieſer Fürſt, ſo recht das Muſter eines Herrn von Gottes Gnaden aus dem achtzehnten Jahrhundert, ſich vor allen ſeinen fürſtlichen Collegen gefiel — und das wollte etwas ſagen. Das kleine Würtemberger Land, verſchuldet und ausgeſogen, wie es war, hatte nichtsdeſtoweniger damals einen Hof zu erhalten, der ſeinen Ruhm und ſeine Größe darein ſetzte, zu wetteifern mit den berüchtigten Verſchwendungen des Verſailler Hofes zur Zeit Ludwigs XV. oder des Dresdner unter Auguſt dem Starken. Namentlich die Oper genoß eines weitverbreiteten Rufes; ſie galt für die erſte — nicht in Deutſchland allein: das hatte wenig zu bedeuten gehabt, da der Einzige, der außerdem in Deutſchland noch eine anſehnliche Oper unterhielt, Friedrich der Große, anerkanntermaßen ein viel zu guter Wirth war, um jemals die ſogenannte Kunſtliebe ſeiner Beſonnenheit und — ſeinem Geldbeutel über den Kopf wachſen zu laſſen. Nein, die Ludwigsburg-Stuttgarter Oper galt für die erſte im ganzen damaligen Europa überhaupt; ſelbſt Paris und Neapel mußten vor ihr die Segel ſtreichen. Hier ſtand Jomelli an der Spitze des „Orcheſters der gebildetſten Welt“, wie Schubart es nannte; hier ſpielte Belli, der berühmteſte Violiniſt des Jahrhunderts; hier entwarf Noverre ſeine Ballete; hier endlich übertrug das berühmte Corps der „blauen Schuhe“ die verrufenen Myſterien des parc aux cerfs ſchamlos, aller altwürtembergiſchen Zucht und Sitte Hohn ſprechend, auf Gaſſen und Markt.

Man erwäge, wie dieſe Umgebungen auf einen Mann wirken mußten von ſo brennender Empfänglichkeit und ſo reizbarem Temperament wie Schubart. Alles, was in ſeinem Innern wogte, ſein muſikaliſches Talent, ſeine Kunſtliebe, ſein Schönheitsdrang, aber daneben auch ſeine Sinnlichkeit, ſein Hang zu Abenteuern und Liederlichkeiten fand hier eine allſeitige, unwiderſtehliche Anregung. Der Anblick der Oper namentlich „berauſchte ihn“ — beſchloſſen war es: ade Geiſlingen! ade Studien! ade häusliche Beſchränkung! „Liebe zur Veränderung und zum freien Genuß des Lebens“ zogen ihn unaufhaltſam in den Strudel dieſer üppigen, glänzenden Nichtigkeit.

Anſtellung in Ludwigsburg.

Durch Haugs Vermittelung, der inzwiſchen ſelbſt nach Ludwigsburg verſetzt war, erhielt er denn alſo eine Stelle als Organiſt und Muſikdirector mitten im Centrum dieſes bacchantiſchen Getriebes, in Ludwigsburg ſelbſt. Das Aeußerliche der Stellung war nicht ungünſtig, wenigſtens nach den damaligen Verhältniſſen ſowie im Vergleich zu dem, was er in Geiſlingen zurückließ. Seine Beſoldung belief ſich auf ſiebenhundert Gulden; dazu kam noch der Ertrag der zahlreichen Muſikſtunden, welche er gab, ſowie die Geſchenke für gelegentliche muſikaliſche Leiſtungen in den Häuſern der Vornehmen und Großen. Und bei der glänzenden Geſellſchaft, welche Ludwigsburg damals beherbergte, konnte dieſer Ertrag gerade auch nicht unbedeutend ſein.

Gleichwohl hatte Schubart harte Kämpfe zu beſtehen, bevor es wirklich zur Annahme eines ſcheinbar ſo vortheilhaften Amtes kam, ſowohl mit ſeiner Familie als auch mit ſich ſelbſt. Weder ſeine Frau noch ſein Schwiegervater, ein, wie es ſcheint, energiſcher und wackerer, aber auch eigenſinniger und grilliger Mann, der am Wenigſten dazu berufen war, eine angehende Künſtlernatur wie Schubart zu verſtehen oder wohl gar zu leiten, wollten von der Ueberſiedelung nach Ludwigsburg etwas wiſſen; ſie fürchteten das heiße Blut des Mannes, der ſich ſchon in dem kleinen Geislingen nicht immer auf dem Pfade der Tugend hatte erhalten können und der nun in dem üppigen Ludwigsburg dem Teufel leibhaftig in den Rachen zu laufen ſchien.

Anderer Art waren Schubarts eigene Bedenken; wir wollen dieſelben, da ſie ſeinem Charakterbilde einen neuen und bemerkenswerthen Zug hinzufügen, hier mittheilen, wie er ſelbſt ſie in einem Briefe an ſeinen Gönner Haug (bei Strauß I. 212) ausſpricht:

„Sie wiſſen, daß ich ſeithero ein armſeeliges Einkommen gehabt habe und mich alſo kaum vor Schulden bewahren konnte. Meine ganze Oekonomie iſt alſo nur ſo beſchaffen, wie ſie meine bißherigen Umſtände einzurichten erlaubten. Meines Weibes Kleidertracht mag zur Zeit der Höchſtädter Schlacht in Stuttgard unter den Haußjungfern endlich noch Mode geweſen ſeyn — aber iezo! und in Ludwigsburg, wo der Luxus wie ein Waldſtrohm alles mit ſich fortreißt! wo man den Mann nach dem Kleide beurtheilt! — Welch eine Figur würden wir machen! Zwar hab' ich wohl Kleider, die der Demuth eines Theologen zu ſtatten kommen; aber als Politikus erſcheinen! Miene, Tracht und Farbe eines Weltmanns annehmen! mich umkleiden zu einer Zeit, wo ich zu thun haben werde, die ſchwehren Reiſekoſten zu beſtreiten; — iſt in der That, mein theureſter Gönner und Freund, eine beſchwehrliche und nach meinen Umſtänden koſtbahre Metamorphoſe. Nach meinen iezigen Grundſäzen hab ich mir vorgenommen, zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Stande zu balanciren, damit mir der Uebergang, entweder zur Rechten oder zur Linken, gleich leicht bleibe. Sie verſtehen dieſe Hieroglyphe! — Ueberhaupt verdiente es noch die Betrachtung eines ſo weiſen Mannes, wie Sie ſind, die Moralität eines ſolchen Opfers, als ich thun muß, zu unterſuchen. — Man entſagt der Welt, um Gott im Geiſtlichen zu dienen; ich kleide mich in die Farbe der Welt, um — — doch nein! auch ich diene Gott und werde Ihm in Ludwigsburg von ganzem Herzen dienen. Meine Denkungsart ſoll weder durch Kleid noch Stand profanirt werden können." —

Trennung von der Familie.

Die trüben Vorahnungen waren nur zu richtig geweſen; mindeſtens die ſeiner Familie, mit ſeinen eigenen hatte es weniger zu ſagen. Schubart taugte wirklich nicht in die Nähe eines Hofes, wenn auch nicht wegen ſeiner ſchlichten Garderobe oder wegen der bäueriſchen Einfalt ſeines Weibes, ſondern im Gegentheil, weil er ſelbſt dieſem höfiſchen Treiben innerlich nur all zu verwandt war und nur all zu viel Verſtändniß für die geheimen Reize deſſelben beſaß. Dieſer ſchlammige Boden des damaligen Würtembergiſchen Hofes, ein Boden, wo unter den lockenden Blumen der Kunſt und der Schönheit eine unendliche ſittliche Verworfenheit, eine allgemeine Proſtitution von Ehre und Zucht und Sitte, ein Abgrund von Servilismus, Frivolität und Beſtechlichkeit verborgen lag, war zu gefährlich für einen Mann von Schubarts Anlagen und Bedürfniſſen: er trug ihn nicht, er verſchlang ihn. Schubart ſelbſt weiß für ſein damaliges verworfenes, wüſtes Leben, ſein Schwelgen in Wein, Weibern, Spiel und Ueppigkeit keinen bezeichnendern Ausdruck, als daß er ſagt, er hätte damals gelebt „wie ein Italiener, denen man hier faſt Alles zu Gute hält“. Es wurde eine Nothwendigkeit für ſeine Frau, ſich von ihm zu trennen. Im erſten Augenblick gerieth er außer ſich darüber — er war eben einer von jenen gutmüthigen und darum doppelt gefährlichen Taugenichtſen, die ſelbſt gar nie merken und wiſſen, wie viel Uebel ſie anrichten. Bald indeſſen ſetzte er ſich auch darüber hinweg; er mochte wohl ſelbſt fühlen, daß die Trennung von ſeiner Familie für ihn nur die Löſung einer Feſſel war, die ihn in der Stille doch nur bedrückt und gehemmt hatte.

Und ſo ließ er ſich denn die Zügel nur um ſo freier ſchießen. Es würde ſo überflüſſig als widerlich ſein, wollten wir Schubart in die Einzelheiten der abenteuerlichen und regelloſen Laufbahn begleiten, die ſich fortan für ihn eröffnete. Auch hat er ſelbſt in ſeiner mehrfach citirten Lebensgeſchichte das Thema dieſer ſeiner Liederlichkeiten und Irrfahrten bereits auf eine Weiſe breitgetreten, daß man öfters in Zweifel geräth, ob man ſeine Geſtändniſſe als Freimuth achten oder ob man ſie als Schamloſigkeit verachten ſoll. Diejenigen Leſer, denen dieſe Selbſtbiographie nicht zur Hand, wollen jedoch nicht verſäumen, auch für dieſen Zeitabſchnitt das Strauß'ſche Buch zu vergleichen, wiewohl aus begreiflichen Gründen Schubarts Briefe gerade für dieſe Epoche nicht eben zahlreich ſind.

Das Schlimmſte von Allem war dabei dies, daß dieſer Rauſch der Sinnlichkeit bei Schubart gar nicht einmal ein wirklicher, kräftiger Rauſch, eine überſtrömende allgewaltige Trunkenheit war — nein, es war ein ewiger Rauſch und ewiger Katzenjammer, ein unaufhörliches, ewig erneutes Schwanken und Taumeln von Ausſchweifung zu Reue, von Reue zu Ausſchweifung, ohne daß weder ihm die eine noch er der andern jemals wahrhaft genügte! Was wir ſchon oben bei Gelegenheit ſeines ſtudentiſchen Treibens ſagten: der Himmel bewahre uns den Sittenrichter zu ſpielen, und Verdienſt und Werth eines Schriftſtellers ſowie überhaupt eines öffentlichen Charakters nach den Gläſern Weins zu bemeſſen, die er trinkt oder nicht trinkt. Wohl aber, wo dieſe Dinge den Charakter ſelbſt erſchüttern und untergraben, wo ſie zum Tyrannen werden, der alles Andere vernichtet und unterdrückt, da freilich muß es erlaubt ſein, auch den Schleier des Privatlebens zu lüften und warnend hinzudeuten auf eine Gefahr, welche mehr oder weniger, in dieſer oder jener Geſtalt, ein Jeder von uns in ſich trägt: die Gefahr, aus einem urſprünglich edlen künſtleriſchen Drange ſein beſſeres Selbſt zu verlieren und preiszugeben an die Forderungen der gemeinen irdiſchen Natur. Auch im Rauſche eines wüſten, verworrenen Lebens (wir haben es ſchon oben zugegeben) kann noch etwas Großes, etwas Geiſtiges liegen, auch über der empörten Brandung gemeiner, unſchöner Sinnlichkeit noch der Blitz des Genies, der Funke des Geiſtes ſchweben. Dahingegen wo der Liederlichkeit ſelbſt die Energie fehlt,, wo ſie Thränen weint und Beſſerung ſchwört und alle Heiligen im Himmel anruft — und auf friſcher That geht ſie hin und beginnt das alte Spiel aufs Neue — da wenden wir uns kaum mehr mit Bedauern, wir wenden uns mit Unwillen, ſogar mit Widerwillen ab.

Reue und Rückfall.

Und doch ſtand, wie wir ebenfalls bereits erwähnt haben, Schubart auch hierin zum guten Theil nur in der allgemeinen Schuld ſeiner Zeit, deren krankhaft gereizte Sentimentalität, deren Koketterie mit Gefühlen und Empfindungen, vor Allem deren affectirte Starkgeiſterei und Ueberſchwänglichkeit nothwendig in derlei Erſcheinungen zu Tage kommen mußte. Wir wollen in dieſer Hinſicht eine Stelle aus Schubarts Lebensbeſchreibung herſetzen, welche die Beſchaffenheit dieſes Zuſtandes ſehr deutlich bezeichnet, ja die ſogar in der Form, in Wort und Ausdruck an ähnliche Expectorationen und Scenen in den Stücken der Stürmer und Dränger, der Lenz, Klinger 2c., ſowie andrerſeits der Romantiker erinnert und daher wohl eine gewiſſe allgemeine Giltigkeit anſprechen darf.

„Wer (ſagt er p. 160; vgl. einige ſehr ähnliche Stellen ebendaſ. p. 134, 150 2c.) ſollte glauben, daß ich unter ſo tauſendfachen Vergnügungen des Geiſtes und Herzens oft die gewaltigſten Anwandlungen von dicker, ſchwarzer Schwermuth hatte! — Ein Menſch, der aus dem Zauberkelche der ſinnlichen Ergötzungen des heißen Gifts zu viel ſchlürft, wird bald ſatt und überladen. Ich ging oft (er ſpricht von der Zeit ſeines Aufenthaltes in Mannheim und Schwetzingen) im Hesperidengarten, ſah meine lieben Statuen und empfand nichts; wandelte unter hohen, ſchattichten Gängen und blieb kalt; ſah die ſekulariſche Aloe blühen, ſchwamm in den Gerüchen des ganzen Blumenreichs — und ſchauerte von Ekel. Im dickſten Gebüſche verloren, wallten ſchwarze Gedanken empor, und am Fuße des Felſen, der aus dem Rheine hieher gebracht wurde, und Waſſer herabgoß, weinte ich oft die bitterſten Thränen. Meine Seele ſuchte und fand nicht. Ich ſtürzte mich in Opern und Konzerte, und alle himmliſche Töne prallten ohne Kraft und Eindruck von mir ab. Meine Seele ſuchte und fand nicht. Tänzer und Tänzerinnen, Spiele, Trinkgelage, wo Rheinwein perlte und Scherz und laute Lache ſcholl, Spaziergänge im Thiergarten, wo uns der ſtolze Damhirſch anglotzte, ſelbſt die Miene des Freundes konnte meine verſunkne Seele nicht aufrichten. Ach Gott! du weißts, ich ſuchte und ich fand nicht. Noch denke ich daran, wie ich mich einſtmals aus Schwetzingen riß, den hohen Rheinſtrom ſuchte, an ſeinen Ufern, unweit Speier, ſtaunend ſtand und nach langer Pauſe gen Himmel ſchrie: „Du, droben in Deiner Höhe! Weltſchöpfer! erbarme Dich meiner, ich darbe im Ueberfluß! ich trinke dieſen Strom aus und dürſte! O nichts, nichts iſt für mich geſchaffen! die Schönheiten deiner Natur nicht, die Freuden deiner lieben Menſchen nicht, denn mich Armen hat wüthende Leidenſchaft zum Sclaven gemacht! — Erbarme Dich meiner! — Doch der wird ſich deiner erbarmen, deſſen du ſpotteſt! „Mit dieſem niederſchmetternden Gedanken rannte ich wieder nach Hauſe und ſuchte Lärm und Kelchglas, um mein wimmerndes Gewiſſen zu betäuben und zu erſäufen.“ —

Da haben wir ihn denn vollſtändig beiſammen, den Katechismus unſerer Romantik, bis hinunter auf die allerjüngſte Fraction derſelben, mit ihrem Weltſchmerz, ihrer Blaſirtheit, ihrer innern Zerriſſenheit; ſogar jener anſäuerliche Ton der Zerknirſchung, jene pietiſtiſche Salbung des Bekehrten, zu der auch unſere romantiſchen Lucinden ſich ſchließlich zurückzuwenden pflegen, fehlt dieſem Bekenntniß eines ihrer früheſten Vorläufer nicht.

Wanderleben.

Doch kehren wir für jetzt noch zu Schubarts perſönlichen Schickſalen zurück. — Sein Aufenthalt in Ludwigsburg war nur von kurzer Dauer. Wegen ſchlimmer Streiche in Arreſt gebracht, wurde er bald darauf ſeines Amtes entſetzt und ſogar des Landes verwieſen. Wir finden ihn nun mehre Jahre hindurch bald in Heilbronn, wo er Muſikunterricht giebt und reichen liederlichen Edelleuten bei ihren Zech- und Spielgelagen Geſellſchaft leiſtet (p. 126 fgg.) — bald in Mannheim, mit Projecten zu Erziehungsanſtalten und Vorleſungen beſchäftigt (p. 186) — bald ſogar auf der offenen Landſtraße mit „fünf Kreuzern in der Taſche, ein ſaubres Kleid auf dem Leibe, und ein Paar Hemden in der Taſche,“ von den zugeworfenen Biſſen der Laune und des Zufalls ſeinen Unterhalt erwartend — dann in Heidelberg, wo er Docent werden will — zum zweiten Male wieder in Schwetzingen, dem Kurfürſten Karl Theodor vorgeſtellt und von ihm, wiewohl vergeblich, Brod und Anſtellung erbittend — dann aus Schwetzingen ſchimpflich verjagt, an der Seite eines bairiſchen Miniſters, auf dem Wege nach München, bereit, katholiſch zu werden, wenn es ihm nur etwas einbringt — dann in München ſelbſt, aufs Neue den wüſteſten Ausſchweifungen hingegeben, die lauen Bemühungen angeblicher Gönner und Beſchützer durch Unbeſonnenheiten aller Art freiwillig vereitelnd — endlich auf dem Wege nach Stockholm, Wien oder Petersburg, er wußte ſelbſt nicht recht wohin — wahrlich, ein deutſcher Gilblas braucht nicht ärger umhergetrieben zu ſein als, im Zeitraum weniger Jahre, dieſer vagabondirende Muſiker es ward!

Auch ſind ſeine Schilderungen dieſer verſchiedenen Städte und ihrer geſelligen wie künſtleriſchen Zuſtände von unzweifelhaftem geſchichtlichen Werth; wer das ſüdweſtliche Deutſchland in den ſechziger Jahren ſchildern will, darf dieſe Schubartſchen Skizzen, die an Unmittelbarkeit der Zeichnung und Lebhaftigkeit der Farben nur von wenigen übertroffen werden möchten, nicht außer Acht laſſen. Unſerm gegenwärtigen Zwecke liegen dieſe Zuſtände freilich zu fern und müſſen wir uns daher auch hier wieder begnügen, den Leſer auf das Buch ſelbſt zu weiſen.

Der theologiſche Obſcurantismus in Süddeutſchland.

Einen Punkt indeſſen müſſen wir hier allerdings noch hervorheben, der wiederum für Schubarts Leben entſcheidend ward, ja der an dieſer ewigen Flucht und Wanderung, dieſem Mißlingen aller Pläne und Projecte den weſentlichſten Antheil hatte.

Das iſt der Einfluß, deſſen dazumal in dieſen ſüddeutſchen Landſchaften ſich die Geiſtlichkeit erfreute. Aber was ſprechen wir noch von Einfluß? Es war eine Tyrannei, eine offenkundige brutale Herrſchaft, ein fanatiſcher Geiſteszwang, zu welchem orthodoxe frömmelnde Lutheraner und glaubenswüthige einfältige Mönche, proteſtantiſche wie katholiſche Jeſuiten, ſich brüderlich die Hand reichten; unbekannt mit Literatur und Wiſſenſchaft, in einer Gegend, wo Bildung und Humanität damals kaum noch dem Namen nach bekannt waren, überließ die Geiſtlichkeit ſich hier noch einmal ihrer ganzen alten unſeligen Herrſchbegier.

Die Schilderungen, welche Schubart von dieſer Pfaffenherrſchaft macht und mit welch eiſernen Banden ſie jede Regung geiſtiger Cultur, jede Blüthe der Wiſſenſchaft, jeden Aufſchwung der Kunſt, jede Veredlung des Geſchmacks gefeſſelt hielt, grenzen zum Theil an das

Unglaubliche. Daß in Heidelberg, einer Univerſitätsſtadt, trotz der zugeſicherten Parität der Bekenntniſſe, die Buchhändler dennoch aus Furcht vor den Jeſuiten auch nicht die unſchuldigſten proteſtantiſchen Bücher, nicht einmal Gellertſche Schriften zu verkaufen wagten (um 1773), das zur Noth läßt ſich glauben und erklären und dürften wir ſogar in dieſen unſern aufgeklärten und glücklichen Zeiten um ähnliche Beiſpiele nicht verlegen ſein, wenngleich der Fanatismus ſich jetzt wohl mehr auf andere Gebiete der Literatur gewendet hat; die Heidelberger Mönche ließen keinen Gellert verkaufen und ein deutſcher Buchhändler von heut riskirt Freiheit und Geſchäft, wenn er z. B. das Bildniß des todten Blum oder eine läppiſche Broſchüre von Ruge oder Dulon verkauft — wo iſt da der große Unterſchied?

Wenn uns Schubart dagegen erzählt, wie zur Zeit ſeines Aufenthaltes in Ulm, das heißt alſo in der Mitte der ſiebziger Jahre, ein Student aus Tübingen, ein junger katholiſcher Juriſt, weil er die Unvorſichtigkeit begangen, einige Voltairiſche Maximen in einem katholiſchen Wirthshauſe auszuplaudern, aufgegriffen, im Kloſter Weiblingen ins ſcheußlichſte Gefängniß gelegt und ſodann (wie es im Urtheil lautete) „aus Gnaden und Barmherzigkeit", als ein Läſterer Gottes und der Heiligen, enthauptet, verbrannt, und ſeine Aſche in die Iller geſtreut ward — wenn, ſage ich, man dergleichen bei Schubart lieſt, ſo gehört in der That die ganze Genauigkeit ſeiner Angaben, ſo gehören die Namen und Nebenumſtände, es gehört vor Allem dies dazu, daß ſeine Erzählung niemals eine Widerlegung gefunden hat, ja daß er ſelbſt zum Theil perſönlich in dieſe Angelegenheit verwickelt war, um uns ein derartiges Ereigniß, würdig der finſterſten Zeiten des Mittelalters — oder auch der ſchauerlichſten Partien eines ſchlechten Räuberromans — überhaupt nur glaublich und denkbar zu machen!

Schubart im Streit mit der Geiſtlichkeit.

Nun hatte Schubart ſich mit der Geiſtlichkeit von jeher nicht recht ſtellen können. Er war eben auch ein abtrünnig gewordener Theolog, das vergaß ſich gegenſeitig nicht. Auch war der natürliche ſinnliche Menſch in ihm, wenn auch zu ſchwach bis zur reinen Schönheit durchzudringen, doch immerhin viel zu mächtig ſich unter das Joch der damaligen Theologen, proteſtantiſcher wie katholiſcher, gefangen zu geben. Schon zur Zeit der Schulmeiſterei, in Geißlingen hatte er in allerhand Verdrießlichkeiten mit der Geiſtlichkeit gelebt; ſeine Zänkereien mit dem Ludwigsburger Stadtpfarrer Zilling hatten ordentliche ſtädtiſche Berühmtheit erlangt, worüber einiges Nähere bei Strauß I. 222—24.

Wie hätte er denn alſo ruhig zuſehen können bei ſo ungeheuren, ſo durchaus verbrecheriſchen Uebergriffen der Pfaffenherrſchaft? und wer könnte ihn ernſtlich darum tadeln, daß er gegen dieſes Geſchlecht von Prieſtern und Mönchen in bitterſtem Haß entbrannte und ſie verfolgte, in Scherz und Ernſt, wie er nur immer wußte und konnte? Im Gegentheil, wer wollte ſich nicht der Tapferkeit und Ausdauer freuen, die er dabei an den Tag legte, ſo oft ihm auch Klugheit und Vorſicht zu ſchweigen riethen?

Unzweifelhaft war der Kampf ſelbſt ein würdiger und gerechter: aber nur die Waffen, mit welchen Schubart ihn führte, waren weder das eine noch das andere. Dem Fanatismus des Glaubens ſetzte er einen Fanatismus des Unglaubens entgegen, der nicht minder roh und widerwärtig war wie jener; ſeine Gegner waren bigott, er war frivol; jene glänzten durch frömmelnde Gebete, durch Litaneien und mönchiſches Geſalbader — Schubart wollte glänzen durch ſogenannte Starkgeiſtereien, durch Blasphemieen und Zoten; es galt die Sache der Freiheit und des Geiſtes — und er machte grobe Bierwitze und unflätige Anekdoten daraus, die groben Nerven ſeiner ſchwelgenden Patrone zu erſchüttern und der Mode der Zeit zu ſchmeicheln, welche damals von den „Gebildeten“ verlangte, daß ſie Atheiſten wären, wie heutzutage Pietiſten. Und der Unterſchied iſt gar ſo erheblich nicht.

Es wird nun aber ſchon dabei bleiben müſſen, in der Literatur, in der Politik, wie in theologiſchen Streitfragen: wer in geiſtigen Kämpfen eine wahre und würdige Oppoſition führen will, der muß auch geiſtig größer zu ſein wiſſen als ſeine Gegner; er muß ſich nicht auf perſönliche Launen, auf gelegentliche Ab- und Zuneigungen, er muß ſich auf ein Princip ſtützen, ein berechtigtes, wahres, ſelbſtbewußtes, ein Princip, das ihn trägt, wo die eigene Kraft ihn verläßt, ja vermöge deſſen er auch beſiegt noch ſiegt!

Hievon bei Schubart keine Spur. An allgemeinen Redensarten von Freiheit und Geiſt und Aufklärung ließ er es zwar nicht fehlen; auch meinte er es perſönlich gewiß außerordentlich ehrlich und gut damit. Aber große Worte ſind noch keine Principien, guter Wille noch keine guten Thaten. So nahm er ſeinen Lohn dahin: der Beifall, welchen ſeine Tiſchgenoſſen ihm zuwieherten, wenn er kirchliche Gebräuche und Lieder auf frivole Weiſe parodirte, der Ruf eines „ſtarken Geiſtes,“ eines Kerls, der Haare auf den Zähnen habe und es aufnehme mit Gott und Teufel, die ſtumpfſinnige Bewunderung kleiner ungebildeter Geiſter, die er bei Bier und Taback mit „ketzeriſchen“ Witzen unterhielt, genügten ihm. Wohlan denn, ſo durfte er in dieſem Kampf, wo, genau beſehen, nur Gemeinheit gegen Gemeinheit, Willkür gegen Willkür ſtand, ſich auch nicht beſchweren, wenn die Gemeinheit der Pfaffen die größere, die Willkür der Prieſter die mächtigere war — und er ſelbſt als Opfer derſelben zu Grunde ging.

Aufenthalt in Augsburg; Gründung der deutſchen Chronik.

Vorläufig ahnte er von dieſer Kataſtrophe noch nichts; ſein Schickſal ſchien ſich vielmehr endlich einmal günſtig geſtalten zu wollen. Auf der Wanderung nach Stockholm zu einer kurzen Raſt in Augsburg angelangt, ward ihm unerwarteter Weiſe hier angeboten, was er ſo lange vergeblich geſucht hatte: eine bleibende Stätte und ein Stück Brod. Der Buchhändler Stage bat ihn, „etwas Gangbares" zu ſchreiben. Schubart, der ſich wohl ſelbſt einigermaßen als Gilblas fühlen mochte, wollte ihm anfangs einen Roman verfertigen. Allein es wollte nicht recht fließen, und ſo erbot ſich Schubart, ihm ſtatt deſſen eine populäre Zeitung, ein Blatt fürs Volk zu ſchreiben. Der Verleger ſchlug ein — und die „deutſche Chronik" war geboren (1774.)

Hier haben wir zweierlei nachzuholen: erſtlich Schubarts eigene bisherige Schriftſtellerei, ſodann den Zuſtand der damaligen Zeitungswelt. Ueber Beides müſſen flüchtige Andeutungen genügen.

Poetiſche Arbeiten.

Seines ſchriftſtelleriſchen Debüts mit den im Jahre 1767 in zwei Bänden erſchienen „Todesgeſängen" haben wir bereits erwähnt. Ebenſo auch der Oden, die er in demſelben Jahre nachfolgen ließ — wohlgemerkt: was man dazumal, in der Zeit nicht ſowohl der Klopſtock als der Denis, der Willamov ꝛc. Oden nannte. Es waren gewaltſam ſchwülſtige Ergießungen, ſtrotzend von froſtigen Allegorien, mythologiſchen Bildern, künſtlichen Inverſionen, in einer wunderlich berechneten Unform, einer reflectirten Unregelmäßigkeit und Unverſtändlichkeit des Ausdrucks, womit man die vielgeprieſene pindariſche Erhabenheit und jenes ſchöne, erſchütternde Stammeln der Leidenſchaft, jenen großartigen Schwung der Begeiſterung zu erreichen meinte, welche damals wie immer mit Recht für das vorzüglichſte Kennzeichen der Ode gegolten haben.

Die eine dieſer Schubartſchen Oden feierte den Tod Thomas Abbt's, ſeines Landsmannes, die andere beklagte das Ableben Kaiſers Franz des Erſten; wir haben dieſelbe ſchon oben bei Gelegenheit der Wielandſchen Correſpondenz erwähnt. Die dritte führte die Ueberſchrift „die Badekur". Alle drei ſind, der Schmeichelreden ungeachtet, mit denen, ſeiner halb ſentimentalen, halb berechnenden Natur getreu, Wieland den angehenden Bruder in Apollo begrüßt hatte, und von denen wir ebenfalls ſchon einige Proben mitgetheilt haben, in der That ziemlich fade, geſchmackloſe Declamationen, ganz in jenem Stil ohnmächtiger Ueberſchwänglichkeit und jener ſtotternden, markloſen Fülle, welche auch die Mehrzahl von Schubarts ſpäteren Poeſien charakteriſirt.

Gleichzeitig erſchien die (ebenfalls ſchon erwähnte) Sammlung „Zaubereien", in ſogenannter poetiſcher Proſa (jetzt im VI. Bd. der Werke zu Anfang). Auch dieſe fand Wieland zwar wiederum „ſehr originell und vortrefflich", ermahnte den Dichter im Uebrigen aber doch dies Genre aufzugeben. „Wenn man, ſchreibt er ihm im October 1766, von den Muſen und Grazien ſo geliebt wird wie Sie, und dabei die Sprache ſo meiſterhaft in ſeiner Gewalt hat, ſo ſoll man, meiner Meinung nach, ganz in Verſen dichten, und in Kurzem wollen wir uns über irgend einen ſchönen und fruchtbaren Gegenſtand für Ihre Muſe beſprechen.“

Die Berliner Kritik.

Aber anders freilich pflegte Wieland in ſeinen freundſchaftlichen Briefen zu urtheilen und anders die Kritik der Journale. Auch hier iſt uns wieder hauptſächlich das Urtheil der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek von Intereſſe. Daſſelbe lautete über alle dieſe Veröffentlichungen ziemlich ungünſtig. Die vermeintliche „Ode auf den Tod Franciscus des Erſten“, hatte an Nicolai ſelbſt (unter dem Zeichen K; ſ. Allg. deutſche Bibl. Band VI. St. 2 p. 53 — 58) einen um ſo ſtrengeren und unnachſichtigern Beurtheiler gefunden, je mehr gerade das Weſen und die Theorie der Ode von den Berliner Ariſtarchen (namentlich in den Literaturbriefen; vergl. unſern Aufſatz über Abbt) war unterſucht worden und je mehr ſie daher das Publicum, Autoren wie Leſer, über die Bedingungen einer guten und eigentlichen Ode durften aufgeklärt zu haben glauben. Auch konnte gerade dieſer eigenthümliche Niederſchlag Klopſtock'ſcher Art und Kunſt, dieſe Miſchung von Schwuſt und Plattheit, Trivialität und Bombaſt, allerdings Niemand weniger zuſagen, als gerade dem nüchternen, ſtrengen Sinne dieſer Berliner Kritik.

„Wir bemerken, heißt es in der Kritik unter Anderem, an dieſem jungen Dichter eine ziemliche Verſification, und das iſt auch alles; denn ſeine Einbildungskraft iſt herzlich kalt. Es wäre alſo rathſam geweſen, daß er ſich bei der Fabel vor der Hand noch aufgehalten hätte; denn zur Pindariſchen Ode gehört mehr als unſer Verfaſſer leiſten kann." Die einzelnen Gedanken und Ausdrücke der Ode werden dann mit jener ſchulmeiſterlichen Gründlichkeit, in der Nicolai ſo ſtark und ſo unangenehm war, einzeln durchgenommen. Zum Schluß heißt es: „Wir haben uns bei dieſem Gedichte ohnedem ſchon allzulange aufhalten müſſen, um nur einigermaßen zu ſagen, wie wenig der Verfaſſer zu der erhabenen Dichtart, in der er ſich zu zeigen vorgenommen, geſchickt ſei, und gleichwohl werden dergleichen unreife Verſuche in manchen gelehrten Zeitungen gelobt, ja wohl Meiſterſtücke geſchimpft, ohne zu überlegen, was ein Meiſterſtück in den ſchönen Wiſſenſchaften für ein Ding ſei."

Auch Schubarts übrige oben genannte Verſuche wurden von der Bibliothek theils lau, theils mit entſchiedener Ungunſt aufgenommen. „Herr Schubart", ſagt der Recenſent im zehnten Bande, erſte Abtheilung p. 233—34, in welchem wir diesmal den bekannten braunſchweigiſchen Aeſthetiker und Literarhiſtoriker Eſchenburg zu erkennen haben — „Herr Schubart iſt nicht ohne poetiſches Genie, und nicht unglücklich in ſeiner Verſification: nur muß er etwas langſamer werden, denn der Todesgeſänge hat er uns auf einmal zu viel geliefert. Daher der ungleichförmige, oft matte, oft gezwungene, oft gemeine und niedrige Ausdruck in denſelben, unter andern Stellen, die wirklich einige Schönheit haben. In der Badecur iſt die Pindariſche Ode, bis auf einige Nachläſſigkeiten, ziemlich gerathen. Die Zaubereien gefallen uns von ſeinen drei Schriften am wenigſten. . . . . Die ſatyriſche Laune kleidet den Verfaſſer gar nicht."

Zuſtand der damaligen politiſchen Preſſe in Deutſchland.

Indeſſen was that dies Alles dem neuen Journal, welches jetzt von Schubart geſchrieben werden ſollte?

Mochten ſeine bisherigen Productionen immerhin vor dem Gelehrtenforum wenig Gnade gefunden haben, ſo ſollte ja dies Journal auch vor gar kein gelehrtes Publicum kommen, es ſollte ja nur eine Zeitung werden „für Bürger und Bauer“, eine populäre, eine volksthümliche Zeitung, Allen verſtändlich und von Allen geleſen — bloß etwa nicht von den gelehrten Berliner Herren, nach denen ſie aber auch gerade am Allerwenigſten fragte.

Denn dies war, um es mit kürzeſten Worten zu bezeichnen, die allerdings wichtige und folgenreiche Wendung, welche die deutſche Journaliſtik zu Anfang der ſiebziger Jahre genommen hatte. Jene breiweichen, langathmigen „Moraliſchen Wochenſchriften“, dieſe wahrhaften Ablagerungen und Sammelplätze alles deſſen, was von Trivialität, von Spießbürgerei und fader, ſelbſtgefälliger Geſchwätzigkeit in den guten Deutſchen ſteckte, hatten aufgehört, das Intereſſe der Leſewelt zu befriedigen; die großen Fragen der Nationalität, des Patriotismus, der Freiheit, welche Klopſtock und ſeine Schule in begeiſterter Rede widerhallten, hatten, unterſtützt durch die Vorgänge in Amerika, angefangen, einen gewiſſen patriotiſchen Enthuſiasmus, eine gewiſſe politiſche Theilnahme in den Gemüthern hervorzubringen, die ſich denn nun auch nicht mehr begnügen mochte an der Trockenheit, der Farbloſigkeit und Leere der bisherigen Zeitungen. Mit dem höheren geiſtigen Intereſſe, das jetzt überhaupt erwacht war, fing man auch an ſich für die Tagesgeſchichte zu intereſſiren, nicht bloß aus Neugier, nein, auch mit dem Herzen; man wollte wiſſen, wie es ausſähe in der Welt: die Kritik, müde, immer nur Bücher auf Bücher zu verſchlingen, wollte die Kraft ihres Zahnes auch an der ſtachlichten Rinde unſerer öffentlichen Zuſtände erproben.

Als die Spitze dieſer Richtung iſt der berühmte

Schlözer'ſche Briefwechſel (ſeit 1775) zu bezeichnen. Allein auch vor und neben ihm gehen eine Maſſe kleinerer Journale und Zeitungen, welche, zum Theil in engſten Grenzen, auf kleinem, völlig provinziellem Gebiet, mit ähnlichen Mitteln ähnliche Ziele verfolgten und deren gemeinſame Tendenz dahin ging, die große Maſſe, das Volk als ſolches für das neue politiſche Intereſſe zu gewinnen.

Populäre Dichtungen.

Und dies ließ ſich nun freilich nicht läugnen, ſelbſt nicht von Schubart's erklärteſten Widerſachern: wie überhaupt in dem ganzen Weſen dieſes merkwürdigen Mannes die ſchroffſten Gegenſätze unvermittelt neben einander lagen, ſo ſtand ihm neben jener ſeraphiſchen Ueberſchwänglichkeit, jenem Lallen, Stammeln, Schluchzen ſeines Oden- und Hymnenſtyls allerdings auch eine ſo verſtändliche und ſo volksthümliche Sprache zu Gebote, wie keinem zweiten Dichter dieſer ganzen Periode. Schubart hat auch darin Unglück gehabt, daß von ſeinen Poeſien gerade diejenigen im Gedächtniß des Publicums fortleben, die dieſer Ehre in der That am allerwenigſten würdig ſind: nämlich gerade ſeine ſchwülſtigſten und geſchmackloſeſten oder auch ſeine ordinärſten und philiſterhafteſten Producte. Seinen Hymnus auf Friedrich den Großen, der den Mund ſo voll nimmt um ſo wenig zu ſagen, kennt noch heute Jedermann; mit dem abſcheulichen ewigen Juden verderben ſich noch alle Jahre mindeſtens zwei Drittel der deutſchen Gymnaſiaſten den Geſchmack auf längere Zeit; auch der Vatermörder muß ſeinen langweiligen Fluch noch in zahlreichen Declamationsſtunden ableiern. Allein wer kennt noch ſeine Bauernlieder, wer ſein köſtliches Märchen von dem Bäuerlein, das in den Himmel kommt, und zahlreiche ähnliche Sachen? Nämlich von den ſogenannten Gebildeten; im Volke leben nicht wenige dieſer Lieder, darunter namentlich ſein Gefangener, ſowie das unvergleichlich ſchöne Abſchiedslied: Auf auf, ihr Brüder, und ſeid ſtark ꝛc. allerdings noch fort und erwecken Freude und Schmerz, Andacht und Rührung noch in tauſend harten, gedrückten Herzen, in denen Schubart's Name nie vernommen ward. Ja wir tragen kein Bedenken, einige von dieſen Gedichten geradehin als das Vorzüglichſte zu bezeichnen, was unſere Literatur in dieſer Gattung überhaupt beſitzt, weit vorzüglicher namentlich als andere berühmte Bauernlieder jener Zeit von Voß, Miller ꝛc., von dem, was die neueſte Zeit in dieſer Art verſucht hat und was Alles mehr oder weniger von der Bläſſe unſeres ſentimentalen Zeitalters angekränkelt iſt, gar nicht erſt zu ſprechen. Da wir nicht vorausſetzen dürfen, daß allen unſern Leſern ſogleich eine Sammlung der Schubart'ſchen Gedichte zur Hand iſt (und eine wirklich brauchbare und wohlgeordnete derſelben beſitzen wir überhaupt noch nicht) und da wir es in dieſem Aufſatz bisher ohnehin mehr mit Schubart's Schattenſeiten zu thun gehabt haben als mit ſeinen Lichtſeiten: ſo wird es unſern Leſern hoffentlich nicht unwillkommen ſein, wenn wir zur vollſtändigern Charakteriſtik unſeres Dichters hier Einiges von ſeiner Poeſie ſelbſt einſchalten.

Zunächſt Einiges von den Bauernliedern

Lieſels Brautlied.

Mädels, ſagt es laut,
„Lieſel iſt 'ne Braut."
Michel thut mich heuren,
Haus und Hof und Scheuren
Sind für mich gebaut:
Ich bin eine Braut.

Michel, der iſt mein!
O wie wird's mir ſeyn,
Wann am Dienſtag frühe
In die Kirch' ich ziehe?
Und wann Alles ſchaut
Auf die Jungfer Braut!

Wenn die G'meinde ſingt
Und die Orgel klingt,
Wenn mein Ja ich ſage
Zu des Pfarrers Frage,
Mir ſchauert die Haut:
Ich bin eine Braut!

Mit dem Hochzeitkranz
Eil' ich dann zum Tanz.
Hackbrett, Geigen, Pfeifen
Muntern auf zum Schleifen
Bis der Morgen graut —
Hoch! ich bin 'ne Braut!

Roth wird mein Geſicht,
Wenn er mit mir ſpricht,
Wenn er mir am Mieder
Krappelt hin und wieder;
Schlägt mein Herz ſo laut.
Ich bin halt 'ne Braut.

Wenn's doch Dienſtag wär,
's Herzle wird ſo ſchwer!
Schweſtern! iſt's ein Wunder,
Wenn die Backen 'runter
Mir ein Zährlein thaut?
Bin ich doch 'ne Braut!

Schwäbiſches Bauernlied.

So herzig, wie mein Liſel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.
Vom Köpflein bis zum Füßel
Iſt ſie gar wohl beſtellt;
Die Wänglein weiß und roth,
Ihr Mund, wie Zuckerbrod.
So herzig, wie mein Liſel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Viel weicher als die Seide
Iſt ihr kohlſchwarzes Haar,
Und ihre Aeuglein beide
Sind wie die Sternlein klar.
Sie blinzeln hin und her,
Sind ſchwarz, wie Vogelbeer.
So herzig, wie mein Liſel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Im Dörflein iſt kein Mädchen
So fleißig, wie mein' Braut:
Im Winter dreht ſie 's Rädchen,
Im Frühling pflanzt ſie 's Kraut,
Im Sommer macht ſie Heu,
Trägt Obſt im Herbſt herbei.
So herzig, wie mein Liſel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Auch ſchreibt ſie, 's iſt ein Wunder,
Jüngſt ſchickt ſie mir 'nen Brief,
Daß mir die Backen 'runter
Das helle Waſſer lief;

Lieſt ſie in der Poſtill,
So bin ich mäusleinsſtill.
So herzig, wie mein Liſel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Ihr ſollt ſie tanzen ſehen,
Mein trautes Liſelein;
Sie hüpft und kann ſich drehen,
Als wie ein Wieſelein;
Doch ſchleift und tanzt ſie dir
Am liebſten nur mit mir.
So herzig, wie mein Liſel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.

O, traute Lieſel! länger
Renn' ich nicht hin und her;
Es wird mir immer bänger,
Wenn doch die Hochzeit wär'.
Im ganzen Schwabenland
Kriegſt keine treu're Hand!
O du, mein' traute Liſel!
Wenn doch die Hochzeit wär'!

Der Bauer in der Ernte.

Ihr Buben, friſch ins Feld hinaus,
Es winken uns die Aehren!
Wir wollen auf dem Acker draus
Den lieben Herrgott ehren.
Hört, wie der Schwalbe Lied ſo fein
Auf unſrer Rinne klingt.

Und wie das kleine Vögelein
So wunderlieblich ſingt.

Da ſchaut einmal die Halmen an,
Von tauſend Aehren trächtig,
Und ſo viel tauſend Körnlein dran,
Wie iſt doch Gott ſo mächtig!
So gülden, wie mein Korn, iſt nicht
Des kleinen Jergleins Haar;
Jetzt glaub' ich, was der Pfarrer ſpricht
Ich ſeh's ja, es iſt wahr.

Die Wölklein ziehen über mir,
Wie Lämmlein ſtill vorüber:
Du guter Gott! wie dank' ich dir,
Mir gehn die Augen über.
Er, der mein Haus mit Trank und Brot
Der mir mein Vieh erhält;
So gut, wie unſer lieber Gott,
Iſt halt nichts auf der Welt.

. . . .

Heut ſtell ich einen Feirtag an,
Den lieben Gott zu preiſen;
Dort kömmt ja mein Gevattersmann,
Der ſingt nach allen Weiſen.
Gelt, Weiblein, gelt, du ſingſt mit mir?
Ihr Buben lobet Gott!
Nun G'vattermann, ſo ſingt uns für:
Nun danket alle Gott!

Der Bauer im Winter.

Ich leb das ganze Jahr vergnügt,
Im Frühling wird das Feld gepflügt,
Da hängt die Lerche über mir,
Und ſingt ihr krauſes Lied mir für.

. . . .

Jetzt iſt die kalte Winterszeit,
Mein Schindeldach iſt überſchneit;
Das ganze Feld iſt kreideweiß,
Mein Weiher iſt bedeckt mit Eis.

Ich aber bleib bei hellem Muth,
Mein Pfeifle Taback ſchmeckt mir gut.
Von mir wird mancher Spahn geſchnitzt,
Wann's Weible bei der Kunkel ſitzt.

Die Kinder hüpfen um mich 'rum
Und ſingen heiſa dudeldum!
Mein' Urſchel und mein kleiner Hans
Die drehen ſich im Schleifertanz.

Und kommt der liebe Sonntag 'ran
Zieh' ich mein Scharlachwammes an;
Geh' in die Kirch in guter Ruh
Und hör des Pfarrers Predigt zu.

Und komm' ich heim, ſo wird verzehrt,
Was mir der liebe Gott beſcheert;
Und nach dem Eſſen lies ich dann
Im Krankentroſt und Habermann.

Und bricht die Abendzeit herein,
So trink ich halt mein Schöpple Wein;
Da lieſt der Herr Schulmeiſter mir
Was Neues aus der Zeitung für.

Dann geh' ich heim im Köpfle warm
Und nimm mein liebes Weib in Arm;
Leg mich ins Bett und ſchlaf froh ein.
Kann wohl ein Menſch vergnügter ſein?

Das Kaplied iſt, ſchon als Geſangſtück, auch wohl in äſthetiſch-gebildeten Kreiſen noch hinlänglich bekannt. Dagegen wollen wir das köſtliche „Lied des Gefangenen“, wenn auch mit einigen Abkürzungen, hier mittheilen:

Der Gefangene.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Durchs ſchwarze Eiſengitter
Starr ich den fernen Himmel an,
Und wein' und ſeufze bitter.

Die Sonne, ſonſt ſo hell und rund,
Schaut trüb auf mich herunter;
Und kömmt die braune Abendſtund',
So geht ſie blutig unter.

Mir iſt der Mond ſo gelb, ſo bleich,
Er wallt im Wittwenſchleier;
Die Sterne mir — ſind Fackeln gleich
Bei einer Todtenfeier.

. . . .

Kann nimmer an der Gattin Bruſt,
Nicht an der Kinder Wangen
Mit Gattenwonne, Vaterluſt
In Himmelsthränen hangen.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen,
Muß ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernächten wallen.

Es gähnt mich an die Einſamkeit,
Ich wälze mich auf Neſſeln;
Und ſelbſt mein Beten wird entweiht
Vom Klirren meiner Feſſeln.

Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
Und Teufel für die Ketten ſchuf,
Um ſie damit zu ſtrafen.

Was hab ich, Brüder! euch gethan?
Kommt doch, und ſeht mich Armen!
Gefangner Mann! ein armer Mann!
Ach! habt mit mir Erbarmen!

Endlich das ebenfalls ſchon erwähnte Märchen vom Bäuerlein:

Mährchen.

Es ſtarb 'nmal ein Bäuerlein,
Sein Engel, hell, wie Sonnenſchein,
Mit einem güldnen Stabe wies
Dies Bäuerlein ins Paradies.

Es ging an den beſtimmten Ort
Auf einer Morgenröthe fort;
Kam an das Thor von Diamant,
Und klopfte ſittſam mit der Hand;

St. Peter hütete die Thür,
Und ſchrie: „Nun, wer iſt wieder hier?“

„Ich bin ein armer Bauersmann,
Der auf der Erde nichts gethan,
Als ſeine Felder angebaut,
Mit einem Weibe ſich getraut,
Die mir zum Stecken und zum Stab
'n Dutzend derbe Buben gab.
In meinem Leben gab ich gern
Die Steuern meinem gnäd'gen Herrn.
Ich glaubte, was der Pfarrer ſprach,
Kam treulich ſeinen Lehren nach;
Und zahlt ihn redlich, wie mich deucht,
Für ſeine Predigt, Bet und Beicht.
Ich ſtarb. Er ſalbte mich mit Oel,
Ein Engelein wies meine Seel'
Zu dir ins Paradies herauf,
O heilger Peter mach mir auf!“

Nun öffnete die Pforte ſich,
St. Peter ſprach: Ich lobe dich,
Du guter Mann verdienſt gewiß
Ein Plätzchen in dem Paradies.
— Du ſollſt's auch haben: Aber, heut
Mein Bäuerlein, fehlt mir die Zeit.
Wir feiern heut ein großes Feſt,
Das mich an dich nicht denken läßt.

Geh dort in jene Laube hin,
Gewölbt von himmliſchem Jasmin,
Und warte, bis ich komme, da,
Beim Nektar und Ambroſia! —

Das Bäuerlein ſprach: Habe Dank!
Setzt' ſich auf eine Veilchenbank,
Und wartete, bis Peter rief:
— Erhabne Stille herrſchte tief.

Doch plötzlich ſprang das goldne Thor,
Der ganze Himmel war Ein Chor:
Es ſchwammen ſüße Symphonien
Durch den entzückten Himmel hin;
Der Schatten eines Prieſters ſchwebt
Herauf, vom Lobgeſang erhebt
Der Himmel: Leuchte wie ein Stern,
„Komm du Geſegneter des Herrn!“

Mit Abraham und Iſaak ſaß
Der Selige zu Tiſch, und aß
Das erſtemal Ambroſia;
Und Amen und Halleluja!
Sang laut der Seraphimen Chor
Um des entzückten Prieſters Ohr.
Und erſt am Himmelsabend kam
St. Peter vor das Thor, und nahm
Mit ſich den armen Bauersmann,
Und wies ihm auch ſein Plätzchen an.

Der Bauer faßte wieder Muth,
Und ſprach: „Herr Peter, ſey ſo gut,
Und ſag' mir, warum war denn heut
Im Himmel ſolche große Freud?“

„Sahſt du's dann nicht, ſagt Peter drauf,
Ein frommer Prieſter ſchwebt' herauf?
Drum hat ob ſeiner Seligkeit
Der Himmel ſolche große Freud!"

„So müſſen — fiel der Bauer ein,
Im Himmel lauter Feſte ſeyn,
Weil's ja viel tauſend Prieſter giebt,
Und jeder ſeinen Herrgott liebt?"

St. Peter lachte laut dazu,
Und ſprach: „Du liebe Einfalt du?!
Ich, der ich bald zweitauſend Jahr
Thürhüter in dem Himmel war,
Hab' vor den Pfaffen gute Ruh;
Doch ſolche Bauernkerls wie du,
Die kommen oft ſo häufig an,
Daß ich ſie nimmer zählen kann."

Dies Mährchen hat Hans Sachs erdacht,
Und es in Knittelvers gebracht;
Doch ärgert dich's, mein frommer Chriſt,
So denk, daß es ein Mährchen iſt!

Schubart's politiſche Stellung und Befähigung.

Recapituliren wir denn noch einmal: ein Mann von unzweifelhafter natürlicher Begabung, aber ohne eigentliche Studien, beſonders ohne hiſtoriſche, ohne gediegene Bildung und wiſſenſchaftliche Kenntniß; ein warmes, ehrliches Herz, Feind der Lüge und Knechtſchaft, aber ſitten- und haltungslos, von gemeinen Leidenſchaften verzehrt, ein Spielball ſeiner Launen und Begierden; ein witziger Kopf, ein angenehmer Geſellſchafter, aber angenagt vom Roſt der Liederlichkeit, vagabondirend, ſchmarotzerhaft; ein leidliches ſtiliſtiſches Talent, aber auch hierin ohne Sicherheit, ohne Geſchmack, ohne Durchbildung, auch in ſeinem proſaiſchen Stil nicht ſelten abſchweifend aus dem ebenen Gange einfacher, verſtändlicher Darſtellung in den faden Schwulſt ſeiner Oden- und Hymnenſprache; endlich zu der ſpeciellen Aufgabe der Zeitungsſchreiberei ohne Zweifel den beſten Willen, den redlichſten Eifer mitbringend, aber ohne Einſicht in die Verhältniſſe, die er ſchildern, ohne Kenntniß der Geſchichte, die er darſtellen wollte — ſiehe da die Anſprüche, welche Schubart auf die Würde eines Volksſchriftſtellers, Volkslehrers zu erheben vermochte, ſiehe da die Berechtigung, die er auf die Ehre hatte, Sprecher des Volks, Verfechter der Freiheit, Wächter des Vaterlandes zu ſein! Wie? hätte man ihm vorhalten können, der Freiheit willſt du Herzen anwerben — und dein eigenes iſt ein Sklav ſeiner Leidenſchaften und Lüſte? Deine Nation willſt du bilden — und biſt ſelbſt roh und ungebildet, vom Duft der Gemeinheit übergoſſen? Deine Zeit willſt du in die Schule nehmen — und haſt ſelbſt keine andere durchgemacht als die Schule des Unglücks, des ſelbſtverſchuldeten, die Schule der Laſter, der Irrthümer und der Leiden? Auftreten willſt du für jedes edlere, jedes wahrhafte Recht, willſt Bürgerpflichten lehren und Muth und Ueberzeugungstreue — und du ſelbſt haſt nicht einmal die nächſten natürlichen Rechte, die Rechte des Bluts und der Familie geachtet? und haſt die Pflichten des Gatten, des Vaters, des Bürgers mit Füßen getreten? und haſt wie lange iſt es her? katholiſch werden wollen und deinen Glauben abſchwören für ein Stück Brot?! Schützen und wahren willſt du die Ehre des deutſchen Namens — und dein eigener ſtarrt von Schmutz, deine Ehre geht in Lumpen, du biſt (will man das Beſte ſagen, was ſich von dir ſagen läßt) ein ſchiffbrüchiges Talent, ein verſoffenes Genie?!

Hören wir, aus Schubarts eigenem Munde, wie er für ſeine Deutſche Chronik zu arbeiten pflegte. „Ich ſchrieb ſie, erzählt er in der Lebensbeſchreibung I. p. 220, oder vielmehr dictirte ſie im Wirthshaus beim Bierkrug und einer Pfeife Tabak, mit keinen Subſidien als meiner Erfahrung und dem Witz verſehen, womit mich Mutter Natur beſchenkt hatte.“— Hiermit iſt ein ſpäterer Brief von Schubarts Gattin zu vergleichen, aus den letzten Jahren ſeines Lebens, wo er die Chronik mit Erlaubniß des Herzogs von Würtemberg wieder aufgenommen hatte und ſich überhaupt eines in materieller Hinſicht höchſt behaglichen und ſorgenfreien Lebens erfreute. In dieſem an den Sohn gerichteten Briefe (bei Strauß Bd. II. p. 114) beklagt die arme Frau ſich bitterlich, daß Schubart nur mit der größten Mühe dazu zu bringen, ſeine Chronik zu liefern „und dieß koſtet ihm wöchentlich zwei halbe Tage“!

Aber es iſt uns auch noch eine Anekdote aufbewahrt, die uns noch tiefer in das Schubart'ſche Redactionszimmer blicken läßt. In denſelben letzten Jahren ſeines Lebens brachte ſeine Chronik einmal einen Artikel über Dänemark, der ſich nicht allzuſchmeichelhaft über die augenblickliche politiſche Lage dieſes Reiches ausſprach. Die fremden Diplomaten waren ſchon damals die treueſten Wächter der deutſchen Preſſe. Auch der damalige däniſche Geſandte in Stuttgart — es war wirklich ein Herr von Wächter — nahm an dem Artikel Anſtoß; er ließ Schubart vor ſich fordern und verlangte von ihm einen ſofortigen öffentlichen und feierlichen Widerruf. Nun hatte Schubart zwar von ſeinem Herzoge die Zuſicherung völliger Cenſurfreiheit erhalten; der Herzog mochte wohl denken, Schubart wäre nachgerade gewitzigt — oder noch wahrſcheinlicher: es machte ihm Vergnügen, den armen Teufel von Zeitungsſchreiber auch nach ſeiner Freilaſſung noch immer wie einen Maikäfer am Faden zu haben und ihm jeden Augenblick eine neue Falle ſtellen zu können. Schubart ſelbſt durchſchaute das wohl; er hatte den Charakter ſeines Herzogs zu gründlich kennen gelernt und auch die düſtere Höhle des Asperg ſtand noch zu deutlich vor ſeiner Phantaſie, als daß er ſich der zugeſicherten Freiheit hätte wirklich bedienen ſollen. Im Gegentheil, er lebte in beſtändiger Angſt, der hochfürſtliche Löwe könne wieder einmal Appetit bekommen mit der Maus zu ſpielen und nahm ſich daher aufs Aeußerſte in Acht vor Allem, was Anſtoß oder auch nur Verdächtigung hätte erregen können. Auch in dieſer Angelegenheit mit dem däniſchen Geſandten wandte er ſich daher ſofort mit einem demüthigen Promemoria an den Herzog, in welchem er denſelben um allerhöchſte Inſtruction erſuchte, wie er ſich in dieſem Falle zu benehmen habe, indem er zum Voraus verſicherte, ſich „jedem Ausſchlag ſeines gnädigſten Fürſten unterwerfen zu wollen.“

Der weitere Verlauf dieſer Angelegenheit (ſie endete in der That damit, daß Schubart dem däniſchen Miniſter eine Abbitte leiſtete, deren Wortlaut der Herzog eigenhändig aufgeſetzt hatte) gehört nicht hierher; deſto mehr aber die beiden Documente, mit denen Schubart ſeine Eingabe an den Herzog begleitete. Das eine iſt der Artikel aus dem Groſſing'ſchen Staatenjournal (F. R. von Groſſing, geb. 1752 in Comorn in Ungarn, ein bekannter Publiciſt und Abenteurer jener Zeit; ſein Staatenjournal erſchien zu Nürnberg 1787—88, ſowie in einer Fortſetzung von Römer und Renke zu Berlin 1789 bis Oſtern 1790, und galt als eines der freiſinnigſten, oder wie Andre ſagten, revolutionärſten Blätter der Zeit; Groſſing ſelbſt hatte ein ähnliches Schickſal wie Schubart, er wurde, als Roſenkreuzer und angeblicher revolutionärer Emiſſair, auf dem Schloſſe zu Grätz gefangen gehalten und iſt ebendaſelbſt auch, wenn wir nicht irren, kümmerlich geſtorben), welcher Schubart als Quelle gedient hatte — oder richtiger geſagt als Thema; das Andere iſt die Schubart'ſche Variation. Wir laſſen beide Artikel hier folgen; der Leſer wird ſich daraus überzeugen, daß Schubarts vornehmſte Arbeit bei der Chronik in der That nur eine ſtiliſtiſche war; er übertrug die gewöhnliche nüchterne Zeitungsſprache in volksthümliches Pathos, würzte ſie mit jenen Kraftausdrücken und poetiſirenden Redensarten, die ihm ſo reichlich zu Gebote ſtanden, und goß über das Ganze jene Brühe allgemeiner biedermänniſcher Geſinnung, die von jeher das richtige Kennzeichen des politiſirenden Spießbürgers geweſen iſt und die ſich auch gegenwärtig bei uns wieder ſo breit machen darf.

Der Groſſing'ſche Artikel lautete: „Dänemark ſpielt auf dem europäiſchen Staatstheater eine weit geringere Rolle als es ſpielen könnte. Es muß mit den Finanzen des Staates, mithin auch mit der Regierung da eben nicht vom beſten ſtehen. . . . . Es iſt auffallend, daß der Erbprinz nicht den Erwartungen entſpricht, die man allgemein von ihm gefaßt hat. . . . .“

Und daraus macht nun Schubart: „Dänemark. In Abſicht auf politiſche Regſamkeit wie in Todesſchlaf verſunken. Daher der matte Einfluß auf die übrigen europäiſchen Reiche. Selbſt der Kronprinz, der mit ſo vielem Muth begann, ſcheint auf ſeinem Pfade wieder ſtille zu ſtehen. Daher ſind keine Artikel ſo narkotiſch, als die wir aus dieſem Reiche erhalten. Da aber die Dänen ein treffliches, tapferes Volk ſind, ſo gehört nur wenig magnetiſche Berührung dazu, um ihnen elektriſche Funken zu entlocken.“

Man ſieht, die Phraſe regierte damals wie jetzt; auch der Chronikſchreiber Schubart war im Grunde nur der Phraſenmacher für die politiſirende Bierbank ſeiner Zeit.

Die deutſche Chronik.

Wie gering indeß Schubart's politiſche Befähigung in der That auch war, für das Publicum jener Zeit langte ſie dennoch aus. Die Chronik wurde 1774 getroſten Muthes begonnen und vom Publicum mit lebhaftem, raſch wachſendem Beifall aufgenommen. Daß dieſer Beifall hauptſächlich nur der mundgerechten Form galt, liegt im Obigen ſchon ausgeſprochen. Der Stoff war mannichfach und mit Geſchick gewählt, die Sprache, wenn auch ungleich und manierirt, doch verſtändlich, lebhaft und glänzend, das ganze Auftreten des Blattes friſch und jugendlich.

Aber, werden unſere Leſer fragen, die Principien, die Farbe, die politiſche Parteiſtellung des Blattes? Schubart's deutſche Chronik iſt noch heutzutage berühmt als eines der aufgeklärteſten und freimüthigſten Blätter ihrer Zeit — wie ſteht es mit dieſem Freimuth? und dürfen wir der Ehrenhaftigkeit der Geſinnung unſere Anerkennung verſagen, bloß weil dieſelbe mitunter ein wenig geſchmacklos auftritt und den Mund etwas voller nimmt als nöthig?

Nun ja doch, die freimüthige Richtung der Schubart'ſchen Chronik; wir läugnen ſie nicht, noch unterſchätzen wir ſie. Erklären, daß jeder Menſch von Natur frei und gleich geboren, die Fürſten in allgemeinſten Ausdrücken zu Gerechtigkeit und „väterlichem“ Regiment ermahnen, polemiſiren gegen Jeſuiten und Pfaffenwirthſchaft — es war immerhin etwas, beſonders zu jener Zeit, wo man von wirklichen politiſchen Parteien bei uns noch keine Ahnung hatte und das ganze politiſche Bewußtſein des großen Haufens, für den Schubart doch recht eigentlich ſchrieb, ſich nur erſt in dergleichen Allgemeinheiten erging.

Allein mehr als dieſe muß man nun in der Schubartſchen Chronik auch nicht ſuchen. Der Verfaſſer meinte es gut mit ſeiner Zeit und ſeinem Volke, ganz gewiß; trotz des vielfachen Schmutzes, in dem er ſich umhergewälzt, hatte ſeine Seele doch nicht das Gefühl verloren für das Große und Erhabene; er liebte ſein Vaterland — wie ein Menſch es lieben kann, der, ſeit Jahren ohne Haus und Heimath, mit den Bitterkeiten auch alle Süßigkeiten des Vagabondenthums durchgekoſtet hatte; er liebte auch die Freiheit — wiederum wie ein Mann, der gewohnt war, ſich ſein Brot an den Tiſchen der Reichen und Vornehmen zuſammen zu muſiciren und der die Leibeigenſchaft des Buchhändlers als das glücklichſte Ereigniß ſeines Lebens begrüßen mußte. Was darüber hinausliegt, wirkliche Kenntniß der öffentlichen Zuſtände und eine durchgebildete, ſelbſtbewußte Anſicht von denſelben, darf man bei Schubart nicht ſuchen; er hatte es nicht, da er ſeine Zeitungsredaction begann, und hat es auch nicht erworben, in der ganzen langen Zeit, die er dieſelbe führte.

Ja ſelbſt nur eine Conſequenz jener abſtracten Allgemeinheiten dürfen wir bei Schubart nicht ſuchen. Es wäre außerordentlich leicht aus dieſer freiſinnigen, ſogar wegen ihres Freimuths verrufenen Zeitſchrift eine Reihenfolge von Aeußerungen und Urtheilen zuſammenzuſtellen, die den reactionärſten und höfiſchſten Blättern unſerer Zeit noch zur Ehre gereichen würden. Das dilettantiſche Weſen, mit welchem Schubart die Politik betrieb, zeigt ſich auf jedem Blatte ſeiner Zeitſchrift. Kenntniß und Urtheil beſitzt er nicht und ſeinen perſönlichen Sympathien und Antipathien darf er nicht trauen, weil ſie ihrer Natur nach unzuverläſſig ſind und wechſeln. Daher dieſe fortwährende Unſicherheit der Auffaſſung, die ſich vergeblich hinter pomphaften Redensarten zu verſtecken ſucht; daher dies Irregehen, wo er loben oder tadeln, bewundern oder verdammen ſoll; daher endlich dieſe Widerſprüche, mit denen er z. B. in einem und demſelben Athem die Pfaffenwirthſchaft in Deutſchland bekämpft und doch über den ausbündigen und aufgeklärten Zuſtand unſeres Vaterlandes vor Entzücken in den ſiebenten Himmel geräth — oder daß er die franzöſiſche Revolution heute als eines der größten Ereigniſſe der Weltgeſchichte bewundert, und morgen denjenigen beiſtimmt, welche ſie für das boshafte Machwerk einer Rotte ſchwarzherziger Gottesläſterer erklären — oder daß er Tapferkeit und Männlichkeit der Politik predigt und dabei doch nicht Worte genug findet, die ſtaatsmänniſche Weisheit und Größe eines Leopold und Friedrich Wilhelm des Zweiten zu preiſen!

Einige Beiſpiele werden dies deutlicher machen. Zuerſt aus dem Jahrgang 1775 über das Weſen der Freiheit (vgl. Werke, VI, 186).

„Es gehört mehr Geiſt dazu, ſich in die Freiheit, als in die Sclaverei zu ſchicken. Ein dummes Volk muß man, wie Hunde, unter der Peitſche halten. Nur die Weiſen, die Edeln, die Rechtſchaffenen ſollten unter allen Nationen frei ſeyn. Sie ſind's auch, wird mir hier mancher kühle Republikaner ins Ohr flüſtern. Ich aber ſage: Nein, ſie ſind es nicht. Iſt der frei, der Flamme im Buſen fühlt, der, wie der Vogel Jupiters, gen Himmel fliegen möchte; dem man aber mit der kalten Scheere einer phlegmatiſchen Regierungsform die Flügel ſtutzt? — Ich liebe mein Vaterland; ein heißer, heißer Gedanke brennt mich auf'm Herzen: laßt mich ihn herausſagen vor meinem Volke, aushauchen dieſe patriotiſche Glut! — — Halt's Maul! ſagt ein Scherge der Gerechtigkeit. — Da ſteh' ich denn, und die Flamme ſengt mich.“

Und ebendaher, über den Nationalcharakter der Deutſchen und deſſen, wie Schubart meint, angeborene Loyalität, daſſelbe Thema alſo, das neuerdings wieder, in Schimpf und Ernſt, auf allen Gaſſen aufgeſpielt wird (a. a. O. 210):

„Wir Deutſche unterſcheiden uns auch dadurch auf eine rühmliche Art von andern Völkern, daß wir mit unſern Regenten zufrieden ſind, ſie mögen ſeyn wie ſie wollen. Deutſche ſind die beſten Unterthanen, ob ſie gleich auch unter'm Drucke des Despotismus niemals das Gefühl ihrer eigenen Würde verlieren.“

Dann aus dem nächſtfolgenden Jahrgang über Stellung und Aufgabe des Journaliſten — oder wie Schubart ſelbſt es nennt, des „Zeitungsſchreibers“ (ebendaſ. 255):

„Unter allen kriechenden Kreaturen des Erdbodens iſt der Zeitungsſchreiber der kriechendſte. Wie er da mit kindiſcher Bewunderung den Pomp der Großen anſtaunt! Wie er in pedantiſcher Ehrfurcht, wie weiland Magiſter Sebaldus Nothanker, nach dem Schlafrockzipfel eines ausgetrockneten Hofmarſchalls ſchnappt und ihn demüthig küßt! Wie er mit den Hütlein unterm Arm krumm und gebückt im Vorſaal ſteht und dem nieſenden Fürſten und Höfling ſein Salus entgegen keucht! Wie jedes Hoffeſt für ihn wichtiger iſt, als das Feſt der Andacht, von einem frommen Volke dem Herrn geweiht! — Alle unſere Schriften haben das Gepräge unſers ſklaviſchen Jahrhunderts und die Zeitungen am meiſten.“ —

Und ferner aus dem Anfang 1777 nachſtehende Betrachtung über den Adel, mit der ſelbſt unſere neueſten Flottenverſteigerer einverſtanden ſein dürften (a. a. O. 267):

„Mich freuts, wenn in einem Lande der Adel gilt, denn ich weiß, daß er Mauer gegen den Despotismus eines Einzigen iſt. Daher ſind mir auch die Ausfälle einiger hungrigen Dichterlein und Weltweiſen auf den Adel unerträglich. Ein einzelner ſchlechter Edelmann, der ſein Wappen befleckt und in ſchlapper Unthätigkeit durchs Leben taumelt, macht mir den ganzen Adelſtand ſo wenig verdächtig, als ein dummes oder laſterhaftes Pfäfflein den ehrwürdigen Prieſterorden. Der Ausdruck des polniſchen Geſetzgebers, da er den Adel Scheidewand zwiſchen dem Thron und der Hütte nennt, will mir nicht recht gefallen. Scheidewand trennt ja; Vereinigungsband, Communications-Brücke, oder vielmehr das Heilige im Tempel des Staats, durch das man ins Allerheiligſte kommt, ſoll meinen Begriffen nach der Adel ſeyn.“

Ebendaher folgender patriotiſcher Ausruf (a. a. O. 303):

„Vaterland, Vaterland! Mit glühender, ungeſtümer Freude ſtürz' ich in deinen Arm — o ſegne das Jahr! Lebt doch dein Vater Joſeph noch, und deine Mutter Maria Thereſia, und deine weiſen und guten Fürſten, die Carl Theodore, die Carl Friedriche, die Leopolde und ſo manche würdige Regenten, die Segen und

Wohlfahrt in deinen Provinzen verbreiten. Noch ſind deine freien Städte Wohnſitze des Gewerbs, der Geſchäftigkeit, der Wiſſenſchaften und Künſte, der Rechtſchaffenheit, Tugend und Religion.“ —

Zu letzterer Aeußerung, die vollkommen unbegreiflich ſein würde in dem Munde eines Schubart, der doch die Verkehrtheit und Willkür reichsſtädtiſchen Regiments an ſeiner eigenen Perſon genügend erfahren hatte, wüßten wir nicht ſchon, wie bereitwillig dieſer teutoniſche Biedermann auch zum Schmeicheln iſt, und erinnerten wir uns ferner nicht, daß er ſelbſt die letzten Jahre in Augsburg und Ulm verlebte —, vergleiche man noch folgende prophetiſche Stelle aus dem Jahrgang 1789, dem zweiten, den Schubart nach ſeiner Freilaſſung wieder redigirte (Bd. VII, 187.):

„Wenn ich bedenke, daß Deutſchlands Herrlichkeit erſt aus den Reichsſtädten aufſtieg, und die Verdienſte Nürnbergs, Augsburgs, Ulms, Hamburgs und Frankfurts um unſer Vaterland, in Rückſicht auf Wiſſenſchaft, Kunſt, Erfindungsgeiſt, Gewerbsfleiß, Religion und erhabene ernſte Sitte auf die Wage lege; ſo möchte ich weinen, daß es vielleicht ſchon im nächſten Jahrhundert keine Reichsſtadt mehr gibt.“

Die drei letzten Stellen endlich ſind aus dem Jahrgang 1790 entnommen, dem vorletzten vor Schubart's Tode, und ſtehen, wie man ſieht, in nächſter Beziehung zur gleichzeitigen franzöſiſchen Revolution; auf die eine derſelben haben wir ſchon oben gelegentlich hingedeutet (Bd. VIII. 179.):

„Es iſt der höchſte Beweis der uns anerſchaffnen Menſchenwürde, daß das Streben nach Freiheit ſich im Knaben, wie im Manne, im minniglichen Mädchen, wie in der gebietenden Hausfrau rührt. Aber ein Zeichen der höchſten Weisheit iſt's, wenn wir den vollen Beſitz dieſes heiligen Kleinods nicht eher verlangen, als bis wir unfähig ſind, es zu mißbrauchen. Wer nichts anderes thun kann, als was Gott will, der vermag zu faſſen das vollkommene Geſetz der Freiheit. In dieſem Falle iſt die Menſchheit noch lange nicht, am wenigſten jetzt. Wie viel Widerwille gegen Gott, Offenbarung, heilige ſtrenge Sitte herrſcht jetzt unter den Menſchen! Wie wenige Weiſe vermögen das bäumende Roß der Sinnlichkeit im Zaume zu halten, daß es den Reiter nicht abwirft!? Und doch iſt das Geſchrei nach Freiheit nie lauter geweſen, als jetzt."

Ebendaſelbſt war nachſtehende Warnung zu leſen (Br. VIII, 251.):

„Und wo will dieß alles hinaus, ihr meine deutſchen Brüder, die ich inniger liebe, als mein Leben; ſeyd ihr noch das alte Volk, das an Biedermuth, Rechtſchaffenheit, Gehorſam, Arbeitſamkeit, Liebe zu Gott und ſeiner rechtmäßigen Obrigkeit ſonſt ſeines gleichen nicht auf der Welt hatte? Sehet, lieben Landsleute! Gottes Segen macht unſer Vaterland zu einem Paradieſe. Eure Tennen ſind voll goldener Frucht; eure Bäume beugen ſich vom milden Obſte; eure Traubenhügel triefen vom Moſte; das Vieh in euren Ställen gedeiht; eure Nachkommenſchaft wächſt heran, noch ſtark am Leibe, noch geſund am Geiſte, und durch die milden Strahlen der Aufklärung verherrlicht — und ſeht! ihr wollt den Segen in Unſegen wandeln? Wollt euch durch Empörung und Aufruhr unwürdig machen, Deutſche und Chriſten zu heißen? Wiſſet, hinter dem Aufruhre lauert Verwüſtung, hinter der Verwüſtung Armuth, hinter der Armuth Verzweiflung, hinter der Verzweiflung Fluch. Kein Land in der Welt hat beſſere Fürſten, mildere Obrigkeiten (ich ſage es mit Ueberzeugung, und nicht als kriechender Schmeichler), als Deutſchland. Sie werden alſo eure Klagen hören, wenn ſie gerecht ſind. Weg alſo mit jeder Selbſthülfe, die euch dem gewiſſen Verderben entgegenführt! Horcht nicht der Stimme der Empörer, denn ihr Hauch iſt Peſthauch; horcht vielmehr der Stimme ruhiger Weisheit:

Wer des Gehorſams ſanfte Bande
  Mit Frevlerhand zerſchellt,
Und ſich, dem Chriſtenthum zur Schande,
  Empörern zugeſellt;
Verdient das Glück der Freiheit nicht.
Ihn ſtraft mit Sclaverei das zürnende Gericht.“

Und endlich die ſchon früher erwähnte Stelle (a. a. O. 259.):

„Ein allgemeiner Verſchwörungsplan ſoll, von Adramelech und Moloch in der Hölle geſchmiedet, dem Klubb der Propaganda zu Paris mitgetheilt worden ſeyn, und ſich nun durch ganz Europa verbreiten.

Freiheit und Gleichheit ſollen die Haupträder dieſes infernaliſchen Maſchinenwerks ſeyn. Die Volksbetrüger brauchen dieſe Artikel, um die nach Freiheit und Menſchengleichheit raſende Thoren aufzugeißeln, daß ſie alle Ordnung zerſtören und im Wahnſinne politiſche Selbſtmörder werden. Dieſe Betrüger ſind daran leicht zu erkennen, daß ſie Religion und Geſetze verlachen, und wie weiland die deutſchen Bauern in den unſeligen Bauernkriegen, Allgemeinheit der Güter predigen. Alſo keine Finanzen! keine Religion!! keine Geſetze!!! Der Weiſe, Fromme, Redliche im Lande ein Raub der Schurken, Gotteslaͤſterer und Gauner! Dieß Höllenproject ſoll dahin gehen, ganz Europa zu verwirren, alle Throne zu erſchüttern, alle Scepter zu zerbrechen, alle Rechte umzuſtürzen, und ſelbſt der Verdammung und dem Tode im allgemeinen Brande zu entgehen. Hundertmal ſchrieb man mir ſchon dieß aus Deutſchland und Frankreich, und ich glaubte es nicht. Ich las es ebenſo oft gedruckt, und ich glaubte es nicht; denn ſo ganz durchteufelt konnte ich mir die Menſchheit nicht denken. Nun aber bin ich überzeugt, daß eine ſolche ſchwarze Geſellſchaft da iſt, daß ſie ſich, wie Miltons Teufel im Pandämonion verſammeln, und daß ſie ſich rühmen, in allen europäiſchen Ländern Freunde zu haben. Und nun iſt es auch meine Pflicht, die zahlreichen Leſer meiner Chronik zu warnen vor dieſen Teufeln, die man am Schwefelgeruche kennt, und meine lieben Brüder, die Deutſchen, aufs Neue zu ermahnen, daß ſie Religion und bürgerliche Ordnung über alles ſchätzen, und ſo unter dem Schatten ſanfter Geſetze ein geruhiges und ſtilles Leben führen, in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit."

Anfang der Verfolgungen.

Allein wie zahm und unentſchieden die Schubartſche Chronik uns hienach auch heutigen Tages vorkommt, für jene Zeit war ſie ſchon immer wild genug. Das zeigte nicht nur der bereits erwähnte Beifall, welchen ſie beim Publicum fand, ſondern noch deutlicher zeigte das der Widerſtand und die Verfolgung, welche ſie und um ihretwillen Schubart ſelbſt bei den Machthabern der Zeit erfuhr.

Der erſte Sturm ging von Augsburg ſelbſt aus, gleich zu Anfang ihres Erſcheinens. Schubart (wir bedienen uns wiederum ſeiner eigenen Worte, I. 223) hatte am Schluß ſeiner Anzeige geſagt: „Und nun werfe ich mit jenem Deutſchen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und ſpreche: „O England, von deiner Laune und Freiheit nur dieſen Hut voll!“ Da ſtand der damalige Bürgermeiſter von Kuhn im Senate auf und perorirte: „Es hat ſich ein Vagabond herein geſchlichen, der begehrt für ſein heilloſes Blatt einen Hut voll engliſcher Freiheit — nicht eine Nußſchale voll ſoll er haben!“

Und damit wurde das Blatt in Augsburg verboten und der Druck mußte nach Ulm verlegt werden.

Geſelliges und künſtleriſches Treiben; Schubart als Declamator.

Der Herausgeber in Perſon war bisher noch unangefochten geblieben. Sein Blatt hatte ihm im Gegentheil unter der Bürgerſchaft viele Freunde und Gönner erworben, wenn auch nicht zu ſeinem wahren Beſten. Denn nicht lange, ſo ging es auch hier wieder wie in Ludwigsburg und ſonſt, wenn auch diesmal in engeren, mehr bürgerlichen Schranken. In dem lockern Leben auf Bierbänken und Weinſtuben liegt ein Zauber, der denjenigen, den er einmal gepackt hat, ſelten wieder los läßt; auch Schubart vermochte ſich ihm nicht mehr zu entziehen.

Daneben gab er Klavierſtunden und Konzerte, hielt Vorleſungen über allerhand Künſte und Wiſſenſchaften (die ſpäterhin, während ſeiner Gefangenſchaft, zum Beſten der Familie, wenn auch nicht zum Vortheil ſeines ſchriftſtelleriſchen Rufes, auch in Druck gegeben wurden), machte Gelegenheitsgedichte, ſchrieb eine Art Converſationslexikon für junge Kaufleute ꝛc. und entwickelte bei alledem nicht nur eine große Thätigkeit, ſondern auch die ganze alte geſellige Liebenswürdigkeit.

Das meiſte Aufſehen jedoch, als mit etwas damals ganz Neuem und Unerhörtem, machte er als Vorleſer durch die ſogenannten „Leſeſtunden“, die er zu Augsburg in Privathäuſern und öffentlichen Sälen anſtellte, und mit denen er in der That eine merkliche Revolution im Geſchmack und Ton jener Gegenden veranlaßte. Er las Anfangs „die neueſten Stücke von Goethe, Lenz, Leiſewitz und die Gedichte aus den Muſenalmanachen mit eingeſtreuten Erklärungen vor, und da er großen Beifall erhielt, ſo wählte er Klopſtocks Meſſias, um an einem wichtigen Beiſpiel zu ſehen, ob ſich die Odeen der Alten auch auf deutſchen Boden verpflanzen ließen und ob ein Rhapſode auch unter uns ſein Glück machen würde. Mein Odeum (fährt er fort) war der ſchöne Muſikſaal auf dem Beckenhauſe, und da ich, nebſt einer natürlichen Anlage zum Vorleſen, mich von Jugend auf darin übte, auch meinen Autor faſt auswendig wußte, ſo war ich kein ſchlechter Rhapſode. Der Erfolg war über meine Erwartung groß. Mit jedem neuen Geſang vermehrten ſich meine Zuhörer; der Meſſias wurde reißend aufgekauft; man ſaß in feierlicher Stille um meinen Leſeſtuhl her; Menſchengefühle erwachten, ſo wie ſie der Geiſt des Dichters weckte. Man ſchauerte, weinte, ſtaunte, und ich ſah's mit dem ſüßeſten Freudegefühl im Herzen, wie offen die deutſche Seele für jedes Schöne, Große und Erhabene ſey, wenn man ſie aufmerkſam zu machen weiß.... Klopſtock fand in Augsburg allenthalben Bewunderung unter Lutheranern und Katholiken, Edeln und Unedeln, Männern und Weibern. Man wiederholte den abgeleſenen Geſang zu Hauſe, fragte mich über ſchwere Stellen und fühlte nicht ſelten die Kraft ſeines hohen Genius“ (I. 240—241.).

Daß der Autobiograph übrigens bei dieſer Schilderung nicht etwa übertrieben hat, ſondern daß der Eindruck ſeiner Vorleſungen wirklich ein höchſt bedeutender war, ja daß dieſelben, wie wir ſchon oben ſagten, für die Culturentwicklung und den literariſchen Geſchmack jener Gegenden wirklich von weſentlichem Einfluß geweſen ſind, das beweiſen die übereinſtimmenden Berichte gleichzeitiger Journale und Zeitungen, ſowie namentlich auch die Reminiscenzen, die auch hievon wieder in die frühergenannten Miller'ſchen Romane, den Siegwart ſowohl, der ſelbſt in dieſer Zeit entſtand, als die ſpäteren, übergegangen ſind.

Endlich wollen wir hier noch eine Stelle einſchalten (a. a. O. 241. in der Anmerkung), in welcher Schubart ſelbſt die Art und Weiſe ſeines Vortrags beſchreibt und an einem Beiſpiel Rechenſchaft ablegt von den Grundſätzen, welche ihn dabei leiteten; die Kunſt des Vorleſens, theils in dilettantiſcher, theils in gewerbmäßiger Uebung, hat in den letzten zwanzig und dreißig Jahren eine ſo große Rolle bei uns geſpielt, äſthetiſch wie geſellig, und droht dieſelbe auch in dieſen allerneueſten Tagen wieder einzunehmen, ſogar auch als politiſches Mittel, daß es ſchon darum nicht ohne Intereſſe ſein wird, die Methode kennen zu lernen, die ſich der erſte Vertreter dieſes Kunſtzweigs in Deutſchland darüber gebildet hatte.

„Das ſtürmende Getümmel zu Ende des 16. Geſanges bei der Höllenfahrt Chriſti", erzählt er, „habe ich, aller Sorgfalt ungeachtet, nie ſo deklamiren können, daß es den gehofften Eindruck bei den Leſern machte. Ich bewundere die Gewiſſenhaftigkeit des Dichters, mit der er an der Geſchichte hing, die von der Höllenfahrt nichts ſagt, als: — „er zeigte ſich den Teufeln zum Schrecken." — Aber dieß bloſe Zeigen, dieß Nichtſprechen hat Leſer und Hörer, ſoviel ich deren kenne, nie ganz befriedigt. Zudem ſtehen die ſchwarzen Farben ohne Lichtblicke ſo dick auf einander, daß kein Auge dieß Chaos lange aushalten kann. Die gedrängte Sprache, die kühnen Vorſtellungen, die gigantiſchen Bilder —

Trümmer, wie im Donner niedergeworfen, machen einem die Deklamation ſo ſauer, daß ich immer Bruſtſchmerzen bekam, ſo oft ich dieſe Stelle deklamirte.“

„Zum Beiſpiel will ich Jünglingen, die ſich in der Deklamation üben wollen, nur folgende Stelle hieher ſetzen (ich wollte wetten, daß ſie manche Männer nicht leſen können):“

> — — „weit, da er kommen hörete, ſahe
> Jeſus, da ſchwebt' in der Wonn' hinaus in die Schöpfung, eilte
> Abdiel nieder zur Pforte der Hölle, ruft' es dem andern
> Hüter, eröffnete wankendes Ungeſtüms, daß die Riegel
> Klangen hinab, und die Angeln ins ewige Grab.“

„Stürmende Eile herrſcht in dieſer Stelle, und doch mußte ſie, nach meiner Empfindung, folgende Schattirungen durch die Deklamation bekommen:“

„Weit — bis Jeſus — ernſt, feierlich, ſtaunend.“

„Um deutlich zu werden, gibt man dem Worte weit einen ſcharfen Ton, macht eine kleine Pauſe, und fällt bei den Worten: da er kommen ſ. f. beinahe um eine Quart. Die Wörter: hörete, ſahe, werden langſam ausgeſprochen, und das darauf folgende Jeſus ſehr feierlich. — Da bis Schöpfung — etwas geſchwind piu allegro — ſchwebend, ohne Tonfall.“

„Eilte bis eröffnete — geflügelt ſchnell: verſteht ſich der deutlichen Ausſprache, und Bemerkung der Abſchnitte unbeſchadet. Da von dem Worte Abdiel die Deutlichkeit der ganzen Stelle abhängt, ſo muß es ſtärker und erhobener, als alle übrigen Worte deklamirt werden.“

„Wankendes Ungeſtümes — bis Grab — decrescendo, diminuendo der Stimme, und Hinſchweben vom

Fluge des Preſto bis zum feierlichen Gange des Maeſtoſo.“

„Auf dieſe Art getrau’ ich mir über die dunkelſte Stelle Licht und Deutlichkeit zu verbreiten. Gäbe es Noten für die Deklamation, ſo wollte ich mich noch deutlicher über dieß Thema ausdrücken. Aber es gibt leider keine, und es wäre doch möglich ſie zu finden.“

Verhaftung und Verbannung.

Doch ſollte dies behagliche Leben nicht lange währen. Schon hatte die fortdauernde Polemik gegen die Geiſtlichkeit, beſonders gegen die Jeſuiten, bei Beamten und Behörden, die zu Ehren ihrer eignen Legitimität auch die Legitimität der Jeſuitenwirthſchaft behaupten zu müſſen meinten, obwohl der Orden dazumal bekanntlich durch den Papſt ſelbſt aufgehoben war, mancherlei böſes Blut, Argwohn und Feindſchaft erregt.

Wie empfindlich man in dieſer Hinſicht war, dafür kann folgender Artikel aus der deutſchen Chronik für **1775 p. 106** (vgl. Werke I. 244, 245) als Beiſpiel dienen; Schubart’s eigener Sohn erzählt davon, daß Jeſuiten und Jeſuitenfreunde „ihn ganz beſonders hoch aufgenommen“, ſetzt aber mit Recht hinzu, daß „man in unſern neueſten Schriften über dieſen Orden nicht lange blättern darf, um dieſe Wahrheiten noch ſtärker ausgedrückt zu finden.“

„Die Zahl der Freunde und Vertheidiger des Jeſuitenordens (beginnt der Artikel) vermindert ſich täglich. Die Partei der Großen und der Verſtändigen iſt gegen ſie. Daß hie und da katholiſcher Pöbel noch einen Seufzer für ſie zum Himmel ſchickt, macht’s nicht aus. Die Welt ſieht nun einſtimmig ein, daß die Verdienſte dieſes Ordens nicht ſo groß geweſen, als man anfangs glaubte. Die Katholiſchen machen nun die herrlichſten Erziehungsanſtalten, ohne Beiſtand der Jeſuiten, und wir Proteſtanten haben ſchon längſt in allen Theilen der Wiſſenſchaften Meiſter aufzuweiſen, ohne unſere Weisheit aus den Schulen oder Schriften der Jeſuiten geholt zu haben. In der Mathematik und Phyſik hatten ſie einige ſehr gute und brauchbare Männer: in allen andern Wiſſenſchaften aber würde es ſchädlich ſeyn, ihre Grundſätze fortzupflanzen. Ihre Theologie iſt ein weitläufiges ſcholaſtiſches Gewirre, was das Herz nicht beſſert und den Verſtand mit unnützen Subtilitäten anfüllt. Ihre Methode, die Philoſophie zu lehren, iſt ſteif und geiſtlos. Schwimmt auch hie und da eine große leibnitziſche Idee in ihren Syſtemen, ſo erſticken ſie ſie wieder in ihrem eigenen Wuſte. Ihre Moral iſt verderblich und dem Staate nachtheilig, und in den ſchönen Wiſſenſchaften haben ſie kaum etwas mehr gethan, als — gelallt!“

Schon aber hatte ein Artikel über den berüchtigten Pfarrer Gaßner, der eben damals ſeine Wunderkuren, Teufelsbeſchwörungen ꝛc. zu treiben anfing, dem Faſſe völlig den Boden ausgeſchlagen. Allerdings iſt auch dieſer Artikel wiederum ſo unſchuldig und ſo zahm, daß man heutzutage gar nicht begreifen würde, wie er ſolche Folgen hat haben oder überhaupt nur Anſtoß erregen können, wenn auch hier nicht wieder aus unſerer nächſten Gegenwart politiſche Parallelen zur Hand wären, die das Begreifen leicht machen. Wir theilen ihn zur Charakteriſtik jeſuitiſch-reichsſtädtiſcher Cenſur, ſowie als Beitrag zur Geſchichte der Preßfreiheit in den ſiebziger Jahren, dieſer beginnenden Glanzepoche unſerer poetiſchen Literatur, hier wörtlich mit (Jahrgang 1774, p. 589; vgl. Lebensbeſchreibung I 245.)

„Der Pfarrer Gaßner in Klöſterle fährt fort den dummen Schwabenpöbel zu blenden. Er heilt Höcker, Kröpfe, Epilepſien — nicht durch Arzneien, ſondern blos durch's Auflegen ſeiner hoheprieſterlichen Hand. Kürzlich hat er ein herrliches Buch herausgegeben, wie man dem Teufel widerſtehen ſoll, wenn er in Menſchen und Häuſern rumort. Und da giebt's noch tauſend Menſchen um mich her, die an dieſe Narrheiten glauben. — Heiliger Sokrates, erbarme dich meiner! Wann hören wir doch einmal auf, Schwabenſtreiche zu machen?“ —

Aber wie unbegreiflich es ſei, genug, Schubart wurde auf Befehl des Augsburger Raths verhaftet, ſeine Papiere wurden mit Beſchlag belegt und unterſucht, und wiewohl ſich dabei (wie es zu geſchehen pflegt) nichts Staatsgefährliches herausſtellte, ja wiewohl man ſelbſt verſchmähte, irgend welche Rechtsmittel für dies Verfahren aufzuſuchen, ſo hielt ein wohlweiſer Rath der freien Stadt Augsburg es nichtsdeſtoweniger für angemeſſen, Schubart aus Augsburg auszuweiſen. — C'est tout comme chez nous. —

Flucht nach Ulm.

Schubart flüchtete, wie früher ſein Blatt, ſo jetzt ſeine Perſon nach Ulm. Von dieſer Flucht iſt uns ein Zug bewahrt, der wohl charakteriſtiſch genug iſt, um auch hier eine Stelle zu finden. Die Reiſe war nicht ohne Gefahr für Schubart; ſein Weg führte ihn mitten durch „Rudel empörter Mönche, die den Pöbel aufreizten und in ihrem Hottentottendialect brüllten: Jetzt hand mer den Galgenkerl, den Schubart! werden'm wohl d' Zung rausſchneiden, und da Käza lebendig verbrenna!“ In dieſer Gefahr ſtand ihm wiederum ein preußiſcher Werbeofficier treulich zur Seite; er gab ihm einen andern

Namen und brachte ihn unter ſeinem Schutz auf ulmiſches Gebiet. Da — aber laſſen wir auch hier wieder Schubart ſelber ſprechen (a. a. O. p. 255.):

„Mein preußiſcher Begleiter trank eine Flaſche Burgunder mit mir, klopfte mir mit ſoldatiſcher Derbheit auf die Schulter, und ſagte beim Abſchied: „Herre, ſind Sie man gut Preußiſch, ſo wird Ihnen kein Teufel was thun!“ — Wahrlich, unter den hunderttauſend Zeugniſſen, die Friedrich der Große ſich aufgerichtet, iſt dieſer Ausſpruch nicht das kleinſte! — Freilich läßt ſich noch eine ſchönere Verſion denken: „Herre, ſind Sie man gut deutſch“ — aber wann wird die Zeit für dieſe kommen?!

Aus Augsburg war Schubart durch pfäffiſchen Einfluß vertrieben worden; in Ulm ſollte er erfahren, daß die weltliche Macht, Diplomaten und Politiker, nach Umſtänden ſogar noch gefährlichere Waffen haben.

Der kaiſerliche Miniſter in Ulm, Graf Ried, ein ſtolzer, hochfahrender Mann, war von Schubart perſönlich gereizt worden und lauerte, vermuthlich auch durch mönchiſche Kabale angeſtiftet, ſchon ſeit Längerem auf eine Gelegenheit ihn ſeinen Zorn empfinden zu laſſen.

Siehe, da ſteht eines guten Tages in der Chronik zu leſen, die Kaiſerin Maria Thereſia ſei plötzlich vom Schlage gerührt worden. Eine ſehr unſchuldige Nachricht, ſollte man meinen, ſchlimmſten Falls eine Zeitungslüge, nicht wahr? Aber der General ſah die Sache anders an; er glaubte es nun endlich zu haben, das crimen laesae, auf das er ſchon ſo lange gelauert. Er entwarf einen Plan, Schubart aufheben und auf eine Feſtung in Ungarn abführen zu laſſen — Alles für eine falſche Zeitungsnachricht, die Niemand etwas zu Leide gethan und der vermuthlich, bei dem Mangel anderweitiger übereinſtimmender Meldungen und ihrer eigenen unbeſtimmten und gerüchtweiſen Faſſung („dürfte ich dieſe

Nachricht in meinem nächſten Blatte widerrufen!“) auch gar Niemand geglaubt hatte.

Aber noch war Schubart in Schwaben und der Herzog von Würtemberg Oberſter des ſchwäbiſchen Kreiſes. Dieſem daher theilte der General ſeinen Entwurf mit und bat um die Erlaubniß zur Ausführung — etwa wie wir unſern Nachbar bitten, uns auch einmal auf ſeinem Reviere jagen zu laſſen.

Es würde uns hier auf ein fremdes Gebiet führen, wollten wir uns auf eine ausführliche Charakteriſtik des Herzogs Karl von Würtemberg einlaſſen. Auch iſt derſelbe, wenn nicht weiter, ſo doch wenigſtens aus Schillers Leben, aus der Einrichtung der Karlsakademie, der Geſchichte der Räuber &c. auch dem großen Publicum der Hauptſache nach hinlänglich bekannt. Wir haben ihn oben das Muſter eines patriarchaliſchen Regenten genannt; wer da weiß, wo hinaus noch die heutigen Verehrer und Lobredner des „patriarchaliſchen Muſterſtaates“, des „väterlichen Regimentes“ zielen, der weiß auch, was wir mit dem Ausdruck gemeint; er weiß gleichfalls, wie Herzog Karl den Antrag des Grafen Ried wird aufgenommen haben.

Es heißt ſonſt: Schlägſt Du meinen Juden, ſo ſchlag' ich Deinen. Das patriarchaliſche Regiment des achtzehnten Jahrhunderts ging noch einen Schritt weiter, es ſagte: Eh Du meinen Juden ſchlägſt, lieber ſchlag' ich ihn ſelbſt.

Damit ſoll nicht in Abrede geſtellt werden, daß der Herzog von Würtemberg, der übrigens, wohlgemerkt, weder Schubart's Dienſt- noch Landesherr mehr war, noch überhaupt, nach gewöhnlichen menſchlichen Begriffen, irgend ein Anrecht an ihn beſaß, nicht auch irgend einen alten oder neuen perſönlichen Groll gegen den „Läſterer“

gehegt hatte, dem er bei dieſer Veranlaſſung mit Freuden den Zügel ſchießen ließ. Das Epigramm von dem „Tyrannen zu Syracus", der, nachdem er aufhören mußte Tyrann zu ſein, „Schulmeiſterlein" ward, iſt bekannt. Auch die Chronik hatte, neben überſchwänglichen Lob- und Segensſprüchen auf „den großen Karl", eine oder zwei Stellen gebracht (vgl. Strauß I, 341 ſqq.), aus denen ſich allenfalls eine leiſe Witzelei auf Würtembergiſche Zuſtände oder auch auf gewiſſe perſönliche Eigenſchaften des Herzogs herausdeuten ließ. Schlimmeres, namentlich in letzterer Beziehung, mochte Schubart ſich mündlich, in der Aufregung des Trunks, angefeuert vom Beifall ſeiner Zechgenoſſen, haben zu Schulden kommen laſſen: und daß es unter dieſen Genoſſen auch ſehr falſche Freunde gab, die gern zu jeder Schandthat die Hand boten und gewiß auch nichts Eiligeres zu thun gehabt hatten, als jedes unbedachte Wort des lebhaften und leichtſinnigen Mannes ſofort an geeigneter Stelle zu hinterbringen, das hat die Folge denn allerdings aufs Traurigſte bewieſen. Doch ſteht noch das Schlimmſte von dieſem Allen nicht im allermindeſten Verhältniß zu der furchtbaren Züchtigung, die der Herzog über den Unglücklichen verhängte. Auch Schubart ſelbſt war, wie er in der Selbſtbiographie verſichert, kein ausreichender Grund bekannt; ebenſowenig ſeinem Sohne, der, wie Strauß ſehr richtig bemerkt (a. a. O. p. 341.), wenigſtens in ſeiner im Jahre 1798 erſchienenen Charakteriſtik ſeines Vaters, nach dem Tode Karl Eugens und nachdem die franzöſiſche Revolution die ganze Weltlage ſo unermeßlich verändert hatte, kein Blatt mehr vor den Mund zu nehmen brauchte und gewiß offen geſprochen hätte, beſonders bei ſeinem eigenen männlichen, faſt trotzigen Charakter, hätte er nämlich etwas zu ſprechen gehabt. –

Gefangenſchaft auf dem Asperg.

Und ſo geſchah denn das Unerhörteſte. — Durch eine gemeine, nichtswürdige Liſt unter dem Mantel der Freundſchaft auf Würtembergiſches Gebiet verlockt (von welchem er, wie der Leſer ſich erinnern will, ſeit ſeiner Ludwigsburger Epoche verbannt war), ward Schubart im Auftrage des Herzogs gefangen genommen und ſofort, ohne Unterſuchung, ohne Spruch, ja ohne Anklage, auf den Asperg geführt (24. Januar 1777). Der Fürſt ſelbſt, ſeine Maitreſſe und ſpätere Gemahlin, die bekannte Franziska zur Seite, war zugegen, als Schubart auf der Feſtung ankam; mit eigner Hand bezeichnete er den Kerker, in welchen er geführt werden ſollte: ein enges, feuchtes, dunkles Felſengewölbe, kein Geſicht in ſeiner Nähe, als das eherne, vertrocknete Geſicht des Commandanten Rieger, deſſelben, der in dem finſterſten Kerker dieſer Feſtung, die er jetzt befehligte, ſelbſt vier Jahre gefangen gelegen hatte, das Original zu Schillers bekanntem „Spiel des Schickſals“; kein Schreibzeug, kein Buch, als allein die Bibel!

In dieſem Verließ ſaß Schubart länger als ein Jahr. Später wurde ihm ein leidlicheres Zimmer eingeräumt, ſein Geſuch um Freilaſſung aber, obwohl durch die flehende Fürbitte ſeiner Familie ſowie durch die Verwendung hoher Gönner unterſtützt, blieb vergebens, lange, lange Jahre hindurch.

Was den Herzog zu dieſer Gewaltthat veranlaßte? veranlaßte gegen einen Mann, einen Schriftſteller, der, wie wir oben geſehen haben, ihn perſönlich niemals ernſthaft beleidigt hatte?

Nun, die beſte Abſicht von der Welt! Der Herzog wollte Schubart beſſern; er wollte ihm ſein Trinken, ſeinen Leichtſinn, ſein Scandaliren abgewöhnen; es war ein pädagogiſches Experiment, wie er deren auf der Karlsakademie ſo viele machte, nur in etwas größerem Maßſtab als gewöhnlich. Darum war er dem Manne ſelbſt auch gar nicht böſe: in demſelben Moment, da er Schubart wider Recht und Geſetz in den Kerker warf, mit eben derſelben fürſtlichen Hand warf er ſeiner Familie ein Jahrgeld von etlichen hundert Gulden zu. Auch ließ er ihm öfters Grüße und Ermahnungen zukommen, ließ ſich von ihm anſingen, ja ließ ihn wohl gar in Perſon vor ſich kommen — ein gnädiger, ein gütiger Oger, der Oger des patriarchaliſchen Regiments!

Wir haben ſeitdem noch haarſträubendere Schauſpiele erlebt; wir haben ebenfalls Dichter in der Sträflingsjacke hinter dem Spulrad, haben Zeitungsſchreiber geſehen, die für die Dinte, die ſie vielleicht etwas unnütz vergoſſen, das eigene Blut zum Opfer bringen mußten. Aber dieſe alle wußten doch wenigſtens, wofür ſie litten; es war ein Kampf geweſen und ſie waren die Ueberwundenen. Die Schuld aber, die Schubart begangen, die lag außerhalb des weltlichen Gerichtes, für die war der Herzog von Würtemberg nicht zum Richter beſtellt, nicht das verletzte Geſetz, nicht einmal die Rache des Siegers, nur der höhnende Uebermuth des Tyrannen, der mit Menſchenſchickſalen ſpielt wie ein Knabe mit Fliegen, warf Schubart in dies Gefängniß. Darum ſteht daſſelbe auch einzig da in der Geſchichte unſerer Literatur und wird ſo ſtehen hoffentlich für alle Zeit.

Aber das Publicum, fragt man? aber jene Tauſende von Leſern, die ſeine Chronik ſo begierig verſchlungen und ſich ſo behaglich den Bauch geſtrichen hatten zu den verwegenen Schwänken und Stachelreden des unglücklichen Mannes?

Je nun, ſie ließen ihn ſitzen, wo er ſaß; ſie gewöhnten ſich an ſein Elend. Dieſer Gefangene von Hohen aſperg, mit dem zottigen Haar, den langen Nägeln, gehörte mit zu der Staffage der Tagesliteratur. Man bedauerte ihn — aber man fand doch auch, daß er ſehr leichtſinnig, ſehr unvorſichtig gehandelt; man beklagte ihn — aber man erinnerte ſich doch auch, daß er von jeher ein Taugenichts, ein Vagabond, ein Säufer geweſen.

Und ſo ſchlichen die Tage, die Monate, die Jahre dahin! —

Wahrlich, wir wollen dieſe Stumpfſinnigkeit des deutſchen Publicums, dieſes Stillſchweigen ſeiner Schriftſteller, dies Verſtummen ſeiner Dichter, die auf ihrer Leier wohl Töne hatten für Alles und Jedes, nur für ihren gefangenen Mitbruder hatten ſie keine — wir wollen es nicht beſchönigen. Aber daran erinnern zu müſſen glauben wir doch, eine wie ganz andere Glorie des Märtyrerthums den armen Gefangenen umgeben haben würde, hätte er vor dem Andenken des Publicums dageſtanden, frei von ſittlicher Schuld, ein feſter Charakter ſtatt eines ſchwachen, ein männliches, ſtolzes Herz ſtatt eines weibiſchen, zerriſſenen, ein reiner Name ſtatt eines befleckten, zweideutigen!

Und doch, das bischen Achtung und Mitgefühl, das man ſeinem Elend noch zollte — Niemand war eifriger es zu zerſtören als Schubart ſelbſt. Wohl in einzelnen Momenten raffte er ſich zuſammen, wohl in einzelnen Gedichten bäumte er ſich auf wie ein gefeſſelter Löwe — Gedichten, die, wenn nicht die Kunſt, ſo doch wenigſtens das heilige Recht des Zornes adelt, und von denen die „Fürſtengruft“ (S. W. IV. 70) bei Weitem das gelungenſte, daher mit Recht auch noch heute unvergeſſen iſt. Aber das waren eben nur einzelne Momente, einzelne aufwallende Ueberreſte einer Kraft, mit der er ſelbſt zu verſchwenderiſch, zu unweiſe umgegangen war, als daß ſie ihm auch jetzt noch treu geblieben wäre.

Daß wir es kurz machen — die Buhlſchweſter wurde zur Betſchweſter. Hahn, Oettinger und andere ſchwäbiſche Pietiſten nahmen den gefangenen Schubart in Arbeit; Rieger ſelbſt, in der Einſamkeit zum Gläubigen „wiedergeboren“, redete ihm zu. Schubart wurde fromm, er dichtete — nein, dichtete nicht, heulte Buß-, Reu- und Sterbegeſänge, entwarf wunderſame Pläne zu myſtiſch-theologiſchen Heldengedichten, in denen Oettinger und Klopſtock wild durcheinander wirbeln, ſchrieb eine Lebensgeſchichte voll Selbſtanklage, Widerruf und Heuchelei — recht ein Bekenntniß unterm Galgen! —

Strauß hat uns in ſeinem oft genannten Buche auch die Kerkerbriefe des Unglücklichen mitgetheilt; auf dieſe verweiſen wir diejenigen, denen wir an dieſem trüben Gemälde menſchlicher Gebrechlichkeit etwa zu raſch vorüber eilen. Dagegen wollen wir eine Lichtgeſtalt in demſelben auch hier noch in Kürze hervorheben: das iſt die Geſtalt ſeiner Frau. Unſere Leſer wiſſen, oder wir haben ſie wenigſtens errathen laſſen, welch ſchamloſes Unrecht ihr von dem unverbeſſerlichen Manne widerfahren war, und mit wie roher Fauſt er zu wiederholten Malen den ganzen beſcheidenen Traum ihres Glückes zerſtört hatte. Aber das Alles iſt vergeſſen von dem Augenblick an, da Schubart ins Elend geräth: da iſt ſie nicht mehr die beleidigte, nur noch die trauernde Gattin, die kein Opfer und keine Anſtrengung ſcheut, wo es ſich um die mögliche Freilaſſung des Unglücklichen handelt. Sie, deren einfacher Tracht er ſich geſchämt hatte, da er zuerſt in die Nähe dieſes ihm ſo verderblichen Hoflebens gezogen ward — ſie läuft und rennt jetzt, drängt ſich an Gelehrte und Vornehme, wirft ſich dem geſtrengen Herzog ſelbſt zu Füßen und giebt ſich preis zum Spielball ſeiner allerdurchlauchtigſten Laune — Alles für einen

Mann, den ſie ohne Zweifel ſchon längſt aufgehört hatte zu lieben, dem ſie ſich aber noch immer als ſein Weib, ſein vor Gott angetrautes Weib verbunden fühlte. Wahrlich, ein tröſtender Aufblick in dieſer übrigens ſo troſtloſen Finſterniß! Vergeben wir dem Manne ſeine Irrthümer: aber beugen wir uns auch aufs Neue voll Ehrfurcht vor dieſer Reinheit und Tiefe der weiblichen Natur, welche ſpielend, als könnte es gar nicht anders ſein, die ſchwerſten Pflichten verrichtete — noch weit ſchwerere jedenfalls, als diejenigen, an denen der Mann zu Grunde gegangen war.

Freilaſſung und Tod.

Beinahe ſchon zehn Jahre hatte Schubart geſeſſen, ſeine Haft war leidlich geworden, er durfte Gedichte ſchreiben, Bücher drucken laſſen und Stücke einſtudiren für die Beſatzung ſeines Gefängniſſes; für die Welt war er ſo gut wie abgeſtorben. Da machte ein Hymnus von ihm auf den Tod Friedrichs des Großen das Publicum aufs Neue auf ihn aufmerkſam. Es iſt daſſelbe ſchwülſtig geſchmackloſe Ding, deſſen wir ſchon früher erwähnten; damals jedoch durch die Zeitſtimmung getragen, fand es große Bewunderung. Man legte ſich aufs Neue ins Mittel, Prinzen und Prinzeſſinnen baten....

Wohlan, Herzog Karl hielt die Erziehung für vollendet, er gab den Gefangenen frei (Mai 1787) — und der Freigelaſſene küßte die Hand, die ihn geſchlagen.

Schubart ward nun als herzoglicher Theaterdichter in Stuttgart angeſtellt, mit reichlichem Gehalt und geringer Arbeit. Auch ſeine Chronik durfte er wieder herausgeben; er verdiente viel Geld damit, nahm jährlich vier, fünf tauſend Gulden ein; ſeine Gedichte erſchienen geſammelt in wiederholten Auflagen; er war wieder der geſuchte Mann der Geſellſchaft, der König aller Trinkgelage: ſeine Frau hatte ſich an ſeine Extravaganzen gewöhnt, ſein Sohn hatte in dem von ihm ſelbſt ſo geliebten Preußen ein Unterkommen gefunden — ob er bei alledem glücklich war?

Am 10. Octbr. 1791, in ſeinem drei und funfzigſten Jahre, ſtarb er.

Und ſo ſei auch hier dieſe Skizze geſchloſſen. Es hieße die Geduld unſerer Leſer ermüden, wollten wir ſchließlich die zahlreichen Schubart'ſchen Schriften noch im Einzelnen durchgehen oder auch nur ſeinen dichteriſchen Charakter noch einer beſondern äſthetiſchen Würdigung unterwerfen, zumal ſeitdem dies von Strauß, am Schluß des mehrgenannten Werkes, in ſo vortrefflicher Weiſe geſchehen iſt.

Aber auch an der Einſicht unſrer Leſer hieße es zweifeln, wollten wir, wieder anknüpfend an die Einleitung unſeres Aufſatzes, mit einem ſchulmeiſterlichen Haec fabula docet dieſe Lebens- und Leidensgeſchichte eines deutſchen Dichters nochmals erläutern und erklären. Nur eine einzige Bemerkung ſei uns ſchließlich noch erlaubt, auch ſie eine verbrauchte und oft gehörte, wir geben es zu — aber niemals, glauben wir, zu oft gehört!

Nämlich daß das Talent allerdings ein freies Geſchenk der Götter, dagegen der Charakter, die Geſinnung, die ſittliche Würde jedes Mannes eigenes, freies Beſitzthum iſt: ein Beſitzthum, für deſſen Beſchaffenheit und Verwendung daher auch ein Jeder verantwortlich bleibt, ſich ſelbſt ſowohl und ſeinem eigenen Bewußtſein, als dem richtenden Urtheil der Geſchichte.

VII.

Karl Friedrich Bahrdt's

Jugendgeſchichte.

(1741–71.)

Die Literatur aller Völker und Zeiten iſt reich an Erſcheinungen, welche, nachdem ſie eine kurze Zeit hindurch im vollen Sonnenglanz des Ruhmes und der öffentlichen Theilnahme geſtanden, bald darauf in eine deſto tiefere Nacht der Vergeſſenheit zurückſinken.

Und das nicht etwa bloß dem größeren Publicum gegenüber; dies wäre nur ein allgemeines Schickſal, welches früher oder ſpäter, mit Ausnahme der wenigen Epoche machenden, wahrhaft weltgeſchichtlichen Geiſter, einen Jeden ereilt: ſondern auch aus dem Gedächtniß der Wiſſenſchaft, auch aus der Erinnerung der Gelehrten verſchwinden ſie. Dieſelben Namen, die ſoeben noch auf Aller Lippen ſchwebten, die ſoeben noch, in Haß oder Liebe, Bewunderung oder Abſcheu, genannt wurden an allen Enden der Welt — ſiehe da, nur wenige Jahre ſpäter und ſo ſind ſie verſchollen, daß der Literarhiſtoriker Bedenken trägt, ob er ſie überhaupt noch eintragen ſoll in die Repertorien ſeiner Wiſſenſchaft! Dieſelben Schriften, die vor Kurzem noch von Hand zu Hand gingen, an denen das Intereſſe, die Neugier, die Leidenſchaft des Publicums ſich kaum noch ſättigen konnte — ſo ſind ſie in Vergeſſenheit gerathen, ſo dichter Staub bedeckt ſie, daß der Geſchichtſchreiber der Literatur es kaum noch der Mühe werth hält, auch nur ihre Titel anzumerken, geſchweige denn, daß er ſelbſt ſeine Zeit verlieren ſollte an dieſem todten Ballaſt. —

Allgemeine Charakteriſtik.

Wenige Namen inzwiſchen hat die Geſchichte der deutſchen Literatur aufzuweiſen, welche dieſen Wechſel des Schickſals in höherem Grade erfahren haben, als der Name des Mannes, deſſen Jugendgeſchichte uns hier beſchäftigen ſoll. Es iſt wahr, Bahrdt's Ruf war ſelbſt zu der Zeit, da er am Meiſten in Blüthe ſtand, allemal etwas zweideutiger Natur: er iſt von da ab, wo er zuerſt in der Oeffentlichkeit auftaucht, bis dahin, wo er, nach einer langen und abenteuerlichen Laufbahn, untergeht in einer wahren Kloake von Schmutz und Elend und geiſtig leiblicher Verfallenheit, jederzeit mehr berüchtigt geweſen als berühmt.

Doch hat ihn das Alles nicht gehindert, mehr als zwanzig Jahre hindurch einer der bekannteſten und verbreitetſten Namen ſeiner Zeit zu ſein, ja vielleicht unter den Theologen ſchlechthin der bekannteſte.

Im Gegentheil, es hat ſelbſt noch dazu beigetragen. Wohin der reine Name eines Semler, Teller und anderer theologiſcher Aufklärer jener Epoche nicht drang, im Cabinet des Fürſten wie in der Schenke des Bauern, im Kloſter unter den Mönchen wie auf der Bierbank unter Bürgern und Handwerkern, von Kurland bis in die Schweiz, von England und Holland bis tief nach Ungarn hinein — der Name Bahrdt's war überall bekannt, von Bahrdt dem Reformator, dem Ketzer, dem Antichriſt, von Bahrdt dem Schwankemacher, dem Abenteurer im Prieſterrock, dem geiſtlichen Ueberall und Nirgend, dem unermüdlichen Helden von tauſend Anekdoten, Scandalen und Fabeln — von dem wußte Jeder und wollte Jeder wiſſen! Das Meteor ſeines Ruhmes, wie trüb an ſich und aus wie unſaubern Nebeln zuſammengeballt, ging dennoch durch einen außerordentlich weiten Horizont und wurde von ſeinen Zeitgenoſſen mit Furcht, zum Theil ſogar mit Abſcheu, aber dennoch immer mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit und Ausdauer verfolgt.

Ja ſo viel Widerſtrebendes es auch hat und ſo ſchwer man ſich billigerweiſe entſchließt, Bahrdt's Namen und die erlauchten Namen unſerer Reformationszeit nebeneinander zu nennen: ſo glauben wir doch nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß ſeit dem Zeitalter der Reformation kein zweiter deutſcher Theolog in ſolchem Umfange und ſo anhaltend, bei Geiſtlichen wie Laien, Proteſtanten wie Katholiken, der Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit — und nicht blos der Aufmerkſamkeit, nein, auch der öffentlichen Leidenſchaften geweſen iſt.

Auch dürften nur wenig deutſche Gelehrte in ſo zahlreichen und ausgedehnten Verbindungen geſtanden haben. Perſönlich durch halb Deutſchland gehetzt, von einer Stadt, einem Land, einem Amt ins andere überſpringend, Projectmacher von Natur und daher überall ſich zudrängend, wo irgend etwas Neues, etwas Abſonderliches auftauchte, iſt es geradezu unglaublich, wie weit nach allen Seiten hin die Fäden dieſes ſeltſamen Menſchen ſich verzweigt und welche verſchiedenartigen und widerſprechenden Perſönlichkeiten, auf längere oder kürzere Zeit, näher oder ferner, mit ihm in Verbindung geſtanden haben. Die fünf Bände ſeines Briefwechſels, wie ſie gedruckt vorliegen (Leipzig, 1798), geben darüber die merkwürdigſten und überraſchendſten Aufſchlüſſe. Der fromme Lavater und der ketzeriſche Baſedow, der Kryptokatholik Stark und Bieſter, der Jeſuitenriecher, der ſtrenggläubige Moſer und Herr von Zedlitz, der freidenkeriſche Miniſter Friedrich des Großen — nun ja doch, Bahrdt, der übelberüchtigte, der verrufene Bahrdt, hat mit Allen ange knüpft. Von Niemand geachtet, von den Meiſten verläugnet, von Vielen offenkundig verachtet, giebt es doch nur ſehr wenig namhafte und berühmte Männer im damaligen Deutſchland, mit denen Bahrdt nicht irgend einmal in Verkehr geſtanden.

Ausgedehnt, wie ſein Ruf und ſeine perſönliche Bekanntſchaft, war auch ſeine literariſche Wirkſamkeit. Viele ſeiner zahlloſen Schriften, darunter ziemlich umfangreiche, ſind zu wiederholten Malen aufgelegt worden; ſie ſind namentlich auch in Kreiſen geleſen worden und haben eingewirkt auf Schichten der Geſellſchaft, die der Literatur ſonſt ziemlich unzugänglich zu ſein pflegen, zumal in jener Zeit.

Aehnlich ſteht es mit ſeinen mündlichen Vorträgen; auch ſie haben eine Reihe von Jahren hindurch zahlreiche Zuhörer verſammelt, ebenfalls aus den verſchiedenſten Ständen, weit über diejenigen Grenzen hinaus, die ſonſt gewöhnlich für die Wirkſamkeit akademiſcher Lehrer geſteckt ſind.

Ja was für Beweiſe will man noch? Noch in den letzten Jahren vor ſeinem Tode, zu einer Zeit alſo, da er bereits im allertiefſten Verfalle lag, da die Neuheit ſeiner Einfälle längſt abgenutzt, das Feuer ſeines Geiſtes, nach ſeinem eigenen Eingeſtändniß, längſt verraucht, der ganze Mann nur noch der Hauſirer ſeines eigenen — Ruhmes? o nein, ſeiner eigenen Schande war: ſelbſt da galt Bahrdt's Name noch immer als ein höchſt wirkſames Aushängeſchild für ein neues Buch; ſelbſt da (wie aus ſeinem Briefwechſel hervorgeht) war dieſer verbrauchte, abgelebte, hinfällige Autor noch immer ein Gegenſtand der Eiferſucht und der Speculation für die Sander, Frommann, Vieweg und wie die jungen und unternehmenden Buchhändler Norddeutſchlands damals weiter hießen.

ſelbſt da noch galt eine Schrift, die ſich überhaupt nur mit Bahrdt beſchäftigte, ein Pamphlet, das ihn beſchimpfte, eine Streitſchrift, die ihn vernichtete, immer noch als eine ganz annehmbare Speculation, auf welche jeder Buchhändler mit Vergnügen einging und zu der ſich noch immer Käufer, Leſer, Nachahmer fanden!

Sogar mit Bahrdt's Tode war dieſer Speculation auf ſeinen Ruf und ſeinen Namen noch kein Ziel geſetzt. Noch Jahre darauf, nachdem er ſelbſt bereits hinabgeſtiegen war, der Ruheloſe, in die Ruhe der Gruft, ſcheuchte man den armen Schatten noch einmal empor und baute ihm aus ſeinen nachgelaſſenen Briefen und Papieren Denkmäler der Schande, wie man Andern Ehrenſäulen daraus zu errichten ſucht — aus keinem andern Grunde, als weil Bahrdt ſelbſt damals noch immer ſein Publicum hatte und weil die Unternehmer gewiß waren, noch immer ihre Rechnung dabei zu finden.

Und wieder kam eine Friſt von wenig Jahren — und von dieſem ſo weitverbreiteten Namen, von dieſen Abenteuern und Schwänken, dieſen Anekdoten und Erzählungen, von dieſen Bibliotheken, die Bahrdt ſelbſt, dieſen noch größeren, die gegen und über ihn geſchrieben, mit einem Worte: von dieſer ganzen, einſt ſo geräuſchvollen, ſo viel genannten, ſo weit verflochtenen Perſönlichkeit — was iſt übrig?!

Bahrdt's Andenken verweht auf einmal, urplötzlich, wie eine Spur im Sande. Die Erneuerung und Verbreitung der philoſophiſchen Studien, die eben in dieſe neunziger Jahre fällt, und die dadurch hervorgerufene principielle Umgeſtaltung aller Wiſſenſchaften, insbeſondere auch der Theologie, einerſeits, ſowie andererſeits das Hereinbrechen jener ungeheuerſten Weltbegebenheiten, die zu derſelben Zeit auch Deutſchland mehr und mehr erfaßten, machten jener beſchränkten Art der Aufklärung, wie Bahrdt ſie verbreitet hatte, und damit auch ſeinem eigenen Andenken ein ſo raſches wie nothwendiges Ende. Die eigentlichen Männer von Fach, die Gelehrten, konnten auf eine ſo ſpießbürgerliche Art des Philoſophirens nur noch mit Geringſchätzung herabblicken: und für die das Ganze eigentlich von jeher berechnet geweſen war, die Spießbürger ſelbſt, hatten unter dem Zudrang ſo gewaltiger Ereigniſſe nicht mehr Zeit dazu. So kommt es, daß, bevor noch das Jahrhundert völlig zu Ende geht, ſchon jede Erinnerung an Bahrdt verſchollen iſt; noch ehe ſein Hügel eingefallen, iſt es ſchon, als hätte dieſer ſo viel berufene Mann niemals gelebt.

Und ſo iſt es, der Hauptſache nach, denn auch bis auf dieſe Stunde geblieben. Selbſt die jüngſte Entwicklung unſerer Literaturgeſchichte, ſo viel ſie bereits, in richtiger Erkenntniß des wahren und alleinberechtigten Maßſtabes, nämlich des geſchichtlichen, gethan hat, die äſthetiſch ärmern und daher bisjetzt vernachläſſigteren Partien unſerer Literaturgeſchichte aufzuhellen und auch den untergeordneten, den Geiſtern zweiten und dritten Ranges die gebührende Aufmerkſamkeit zuzuwenden — auch dieſe ſelbſt, der Bahrdt's Einfluß und Bedeutſamkeit für die Geſchichte ſeiner Zeit doch unmöglich entgehen konnte, hat ſich noch nicht entſchließen mögen, die Vergeſſenheit zu lüften, welche ſein Andenken bedeckt. Nehmen wir des ehrwürdigen Schloſſer vortreffliche und noch immer lange nicht genug gewürdigte „Geſchichte des 18. Jahrhunderts“ aus, ſo wüßten wir aus der geſammten neuern Zeit kaum ein einziges Buch zu nennen, das eine genauere und ſelbſtändige Kenntniß der Bahrdt'ſchen Schriften verriethe und in dem daher über den Verfaſſer etwas mehr zu finden wäre, als die allgemeinſten und gleichſam landesüblichen Redensarten. Selbſt Gervinus, der in ſeiner Geſchichte der deutſchen Dichtung doch übrigens der Geſchichte der Aufklärung in Theologie, Pädagogik ꝛc. einen ſo bedeutenden, ja nach den Zwecken ſeines Buches faſt übermäßigen Raum zugeſtanden hat, geht über Bahrdt mit auffälliger Kürze hinweg.

Ebenſo unſere Kirchengeſchichten, wenigſtens ſoweit der Verfaſſer dieſes Buches Kenntniß von denſelben beſitzt und wenn wir Hagenbach's Vorleſungen ausnehmen, denen es freilich wieder an der nöthigen Unbefangenheit und Weite des Blickes fehlt. Auch die Theologen, denen, ſollte man glauben, es doch hätte müſſen am Nächſten liegen und die, wäre es auch nur in *majorem Dei gloriam*, die meiſte Veranlaſſung, ja Verpflichtung dazu hatten, haben es bisher noch immer vorgezogen, den böſen Ketzer, ſtatt ihn zu ſtudiren und zu charakteriſiren, lieber kurzweg zu ignoriren oder höchſtens mit den üblichen Bannflüchen zu exorciren; — was denn, das Eine wie das Andere, allerdings in jedem Betracht bequemer iſt.

Auf dieſe Weiſe hat es alſo paſſiren können, daß, funfzig Jahre nach ſeinem Tode, Bahrdt bei uns geradewegs ſchon zur mythiſchen Figur geworden iſt. Noch wird, es iſt wahr, ſein Name hier und da genannt; noch curſiren, geſprächsweiſe, einzelne Anekdoten und Charakterzüge von ihm; noch wird, ſprichwörtlich, vom „Bahrdt mit der eiſernen Stirn" geredet — aber, die Hand aufs Herz, wer unter uns weiß noch viel mehr von ihm, als den Namen und, wenn es hoch kommt, einzelne Hiſtörchen? ja von jener Schrift ſelbſt, die einſt ſo ungeheures Aufſehen erregte und die Veranlaſſung zu ſo bedeutenden literariſchen wie praktiſchen Conflicten ward — wer kennt auch von ihr noch was Weiteres als den Titel?! —

Und doch gehören, ganz abgeſehen von der Wirkung, welche Bahrdt auf ſeine Zeit geäußert hat und die immerhin einer Erklärung werth iſt, Bahrdt's perſönliche Schickſale zu den abenteuerlichſten und ſeltſamſten, die ein deutſcher Gelehrter jemals erfahren hat. Sie ſind ſprichwörtlich geworden, die Lebensläufe unſerer Dichter und Gelehrten, und daß ſich der unendlichen Mehrzahl von ihnen nichts weiter nachſagen läßt, als das alte Gellert'ſche: er lebte, nahm ein Weib und ſtarb. Ganz anders das Leben unſeres Bahrdt. Wir müſſen wieder in die bewegteſten Zeiten unſerer Reformation zurückgreifen, um Theologen von ähnlichem Schickſal, ähnlichem Glückswechſel, ähnlicher Ruheloſigkeit zu finden. Auch ohne die verſchiedentlichen Ausſchmückungen, welche theils ſeine Feinde, theils und am Meiſten er ſelbſt darin angebracht, gleicht Bahrdt's Leben einem Roman, ſowohl durch den Wechſel der Abenteuer und die Mannichfaltigkeit der Situationen, als namentlich auch durch das pſychologiſche Problem, das darin aufgeſtellt wird. Und nebenher dürfte es auch an Frivolität von wenig Romanen übertroffen werden.

Quellen zu Bahrdt's Lebensgeſchichte.

Ferner aber, wenn es nur wenig deutſche Gelehrte gibt, die ein ſo ſeltſames und abenteuerliches Leben geführt, ſo gibt es doch noch weniger, für deren Lebensgeſchichte ſo zahlreiche und vollſtändige Quellen fließen. Es iſt eine alte Klage, daß unſere Literatur ſo arm ſei an Memoiren, Briefſammlungen und ähnlichen Schriften, welche den Blick in die ſtille Triebſtatt der Geiſter, in die innere und gleichſam häusliche Entwicklung unſerer Literatur geſtatten. Die Klage iſt alt und gerecht und erklärt ſich aus den beſondern Umſtänden, unter denen unſere Literatur aufgewachſen iſt, ausreichend. Was ſich dagegen nicht ſo leicht erklären läßt, das iſt die Gleichgiltigkeit, ja Nachläſſigkeit, womit man dieſe Quellen unbenutzt läßt, ſelbſt wo ſie ſich finden. Es würde, wollte man die deutſche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts des Genaueren durchgehen, ſich noch ein ziemlicher Vorrath zuſammenbringen laſſen von Lebensgeſchichten, Briefwechſeln, Bekenntniſſen ꝛc., welche die Literaturgeſchichte noch lange nicht genügend ausgebeutet, ja die ſie zum Theil gar noch nicht berührt hat.

So auch, in bequemſter Anordnung und in einer Vollſtändigkeit, von der wir ſtellenweiſe ſogar etwas erlaſſen möchten, iſt es bei Bahrdt der Fall. Außer dem bereits erwähnten fünfbändigen Briefwechſel (herausgegeben zu Leipzig, 1798, von Degenhard Pott) beſitzen wir eine Autobiographie von Bahrdt in eben ſo viel Bänden (Berlin, 1790—91; der fünfte enthält ſeine Prozeß- und Kerkergeſchichte), ſowie den Anfang einer Lebensbeſchreibung von dem ebengenannten Pott (Leipzig, 1790, erſter und einziger Theil). Die Bahrdt'ſche Selbſtbiographie gehört zu den merkwürdigſten Büchern ihrer Zeit: leichtfertig, ja liederlich nach Inhalt wie Form, entbehrt ſie doch nicht einer gewiſſen humoriſtiſchen Friſche, einer gewiſſen derben Natürlichkeit, die auch denjenigen an das Buch gefeſſelt hält, der ſich übrigens von dem ſchmutzigen Inhalt und der unkünſtleriſchen Form mit Recht zurückgeſchreckt fühlt. In einzelnen Charakterſchilderungen (wir erinnern beiſpielsweiſe diejenigen, denen das Buch bekannt iſt, an das Portrait des Frankfurter Juden Löw Bär Iſaak mit ſeiner ſchönen ſchwarzäugigen Tochter, welche Bahrdt ſchmelzende Lieder vorſingen muß und dafür von ihm geküßt wird, während der Alte ihm ein „Spizglas vom Mutterfäßchen“ zutrinkt, Bd. III. 207 ſqq.)

zeigt ſich ſogar ein gewiſſes belletriſtiſches Geſchick, das freilich roh und vernachläſſigt geblieben iſt, wie Bahrdt's Anlagen überhaupt. Jedenfalls muß man dies Bahrdt'ſche Leben geleſen haben, um jene ganze Literatur der Vagabonden-Romane zu begreifen, die gegen Ende des Jahrhunderts, mitten in einer Zeit des tiefſten Friedens, plötzlich wieder bei uns auflebt und die wir hinlänglich charakteriſirt haben, wenn wir an Erasmus Schleicher und ähnliche Werke erinnern. — Die Bahrdt'ſche Briefſammlung ſcheint trotz ihres erheblichen geſchichtlichen Werthes nur wenig bekannt geworden zu ſein; wir haben ſchon eben darauf aufmerkſam gemacht, wie außerordentlich umfangreich dieſelbe iſt und daß ſich kaum eine Berühmtheit des damaligen Deutſchland findet, die in derſelben nicht vertreten wäre.

Außerdem exiſtirt nun aber noch eine kaum überſehbare Menge von Flugſchriften, Pamphleten, Broſchüren aller Art, theils Bahrdt's Charakter und öffentliches Verhalten überhaupt, theils einzelne beſonders merkwürdige oder anſtößige Begebenheiten ſeines Lebens beleuchtend. Ueber einige ſolcher Begebenheiten giebt es ganze eigene kleine Literaturen, die auch in culturhiſtoriſcher Hinſicht von größtem Intereſſe ſind und wohl durch geſchickte Auszüge für künftige Geſchichtſchreiber jener Epoche erhalten werden ſollten, bevor ſie durch Zeit und Zufall noch mehr auseinander geſtreut werden, als es zum Theil ſchon jetzt der Fall iſt. So namentlich über die deutſche Union, die überhaupt eine der wunderſamſten und denkwürdigſten Erſcheinungen ihrer Zeit iſt, nicht ſowohl an ſich — denn an ſich iſt die Sache ſehr einfach: es war eine Gaunerei von Bahrdt, nichts weiter — als weil ſie überhaupt paſſiren konnte.

Endlich giebt es auch bei der großen Fruchtbarkeit

Bahrdt's und der außerordentlichen Menge von Büchern, die er aus allen möglichen Gattungen der Literatur Meſſe für Meſſe in die Welt ſetzte, während der ganzen langen Zeit ſeiner literariſchen Thätigkeit kaum ein einziges kritiſches Journal, in welchem nicht Bahrdt'ſche Schriften, bald zuſtimmend und lobpreiſend, bald bekämpfend und verdammend, beſprochen und die verſchiedenartigſten Streiflichter auf ſeinen Charakter, ſeine Thätigkeit und geſammte literariſche Stellung geworfen würden.

Dieſe Schätze nun zu heben und ſtatt des ungewiſſen, inhaltloſen Schattens, des leeren hohlen Klanges, der uns jetzt allein noch von Bahrdt übrig iſt, das wirkliche und lebenstreue Bildniß dieſes merkwürdigen und einflußreichen Mannes aus dem Schutt der Zeiten hervorzugraben, dazu ſoll hier wenigſtens ein Anfang gemacht werden. Wir beſchränken uns dabei auf Bahrdt's Jugendgeſchichte: theils weil die vollſtändige Lebensgeſchichte Bahrdt's einen weit größeren Raum erfordern würde, als den einzelnen Schilderungen dieſes Buches verſtattet iſt, theils weil dieſe Lebensgeſchichte, tief hineinführend in die theologiſchen Wirren jener Zeit, wohl nur überhaupt von einem Theologen vollſtändig geſchrieben werden kann; endlich auch deshalb, weil für dasjenige, worauf es uns bei unſerer Darſtellung hauptſächlich ankommt, nämlich für den Kampf der Sinnlichkeit und der perſönlichen Leidenſchaft mit den Ueberlieferungen der Moral und des theologiſchen Bewußtſeins, Bahrdt's Jugendgeſchichte nicht nur vollkommen ausreicht, ſondern auch ohne Vergleich die geeignetſte und wichtigſte Epoche iſt.

Beziehungen zur Gegenwart.

In der That aber verträgt Bahrdt auch eine ſolche fragmentariſche Behandlung nicht nur, ſondern er verdient ſie ſogar und fordert ſie ſelbſt heraus. Sein ganzes Leben ſelbſt iſt immer nur Bruchſtück geweſen: wie geneigt man auch ſei, den Genius eines Zeitalters nicht bloß aus ſeinen Helden und Bannerträgern zu ſtudiren, ſondern auch aus den verunglückten und geſcheiterten Talenten, gleichſam den Mißgeburten der Epoche — ſo kann Bahrdt doch auch nicht einmal in dieſer Hinſicht Anſpruch auf eine eigene und ſelbſtändige Stellung machen. Wiſſenſchaftlich wie moraliſch, mit ſeinen Talenten und ſogar auch mit ſeinen Fehlern, iſt er niemals ein König, immer nur ein Kärrner geweſen, der nur die Ideen und oft ſogar nur die Irrthümer Anderer zu Markte gefahren hat; eigenthümlich iſt ihm nur die Frechheit und in nächſter Verbindung damit der gewiſſe galgenartige Humor, mit dem er es gethan.

Dies führt uns ſchließlich noch auf einen andern Punkt, welcher allerdings eigentlich wohl der erſte und nächſte hätte ſein ſollen: nämlich was die Erneuerung dieſes Andenkens ſoll in einer Zeit, gerade wie die gegenwärtige, in einem Buche, welches, gleich dieſem, weſentlich für den Zweck der häuslichen Unterhaltung und Belehrung geſchrieben iſt. Der Mann der Aufklärung, wird man fragen, der längſt antiquirten, längſt beſeitigten, im Zeitalter der Philoſophie, der Theolog inmitten der Politik, der Wüſtling inmitten des friedlichen häuslichen Kreiſes — was ſoll er? Ganz andere Fragen bewegen in dieſem Augenblick die Welt, auf ganz anderen Gebieten wird die Entſcheidungsſchlacht unſerer Zeit gekämpft, ganz andere Muſterbilder thun dem heranwachſenden Geſchlechte noth —; welch ſeltſamer Anachronismus denn, ja welche Geſchmackloſigkeit, uns gerade jetzt das Bild eines Mannes vor die Augen zu führen, der in einer Bewegung wurzelt, welche für uns ſeit Langem alle und jede Bedeutung verloren hat? Ja wenn es noch vor ſechs oder acht Jahren geſchehen wäre, damals, als der Pietismus und mit ihm, als nothwendige Ergänzung, die Lichtfreundſchaft, proteſtantiſche wie katholiſche, bei uns in Blüthe ſtanden, da allenfalls hätte es noch einen Sinn gehabt. Damals ſchien es allerdings, als ob wir in der That noch einmal ein Volk von Theologen werden wollten und als ob die zweite Reformation, von der damals einige kleine Geiſter einen ſo großen Lärm verführten, wirklich vor der Thüre ſtände. Jetzt aber, da die Nichtigkeit dieſer Beſtrebungen längſt aufgedeckt iſt, da wir eingeſehen haben und Niemand mehr widerſpricht, daß dieſe ſcheinbaren theologiſchen Zuckungen in der That nur eine Metaſtaſe waren unſeres allgemeinen politiſchen und ſocialen Leidens, was ſoll uns jetzt noch dieſe theologiſche Reminiſcenz?

Nein, nicht eine theologiſche, auch nicht eine gelehrte, ſondern eine, die immer und überall am Orte iſt, die nie zu ſpät kommt, noch zu oft wiederholt werden kann, eine unmittelbar praktiſche, eine ſittliche Mahnung will dieſer Aufſatz ſein! Eine Mahnung, die wir auf dieſen Blättern allerdings ſchon mehrfach und namentlich erſt bei Schubart's unglücklichem Ende haben ergehen laſſen, die aber in der That auch werth iſt, als Wahrſpruch über jedem gedruckten Blatte zu ſtehen, das unſere Preſſen verläßt: nämlich daß alles Talent und alle geiſtige Begabung nichtig iſt, wo ſie nicht zugleich auf dem Grunde einer energiſchen Sittlichkeit und eines gediegenen, männlichen Charakters beruht.

An Talent und Geſchicklichkeit hat es Bahrdt gewiß nicht gemangelt. Im Gegentheil, die Behendigkeit des Geiſtes, mit der er ſich jeder neueſten Richtung der Zeit anzuſchmiegen, die Gewandtheit, mit welcher er ſich in jede ſchwierigſte Lage zu ſchicken, die Zähigkeit endlich, mit der er im tollſten Wirrwarr, mitten in der ärgerlichſten Zerrüttung ſeiner perſönlichen Verhältniſſe ſich dennoch immer oben zu erhalten wußte, iſt außerordentlich und nöthigt uns zur Anerkennung, ſelbſt da noch, wo wir uns übrigens bereits mit Widerwillen, ja mit Abſcheu von dem Thun und Treiben dieſes Mannes abwenden müſſen.

Aber ſo gewandt und ſtark im Aneignen, ſo ſchwach und unfähig iſt er in der Hingabe. Bahrdt hat immer nur Alles für ſich auszubeuten, niemals ſich ſelbſt ſeinem eigenen Princip (oder dem, was er ſelbſt als ſein Princip verkündigte) unterordnen und hingeben mögen. Die ganze geiſtige Bewegung ſeiner Zeit, die ganze Kriſis der Aufklärung, ſogar ſeine eigenen perſönlichen Martyrien (vorausgeſetzt, daß der Name eines Märtyrers überhaupt Anwendung finden könnte auf einen Mann wie Bahrdt) — für Bahrdt ſind ſie immer nur eine milchende Kuh, ein Gegenſtand der Berechnung, ein Capital geweſen, das er möglichſt hoch zu verzinſen, möglichſt vortheilhaft, zu unmittelbarem perſönlichen Genuß, zu verwerthen ſuchte; er hat ſpeculirt in Aufklärung, Toleranz und geiſtiger Freiheit, wie . . .

Nun ja, ſei es nur herausgeſagt: wie heutzutage von nicht Wenigen ſpeculirt wird in politiſcher Freiheit, in Demokratie und Revolution.

Denn dies iſt der Punkt, auf den wir ganz beſonders hinzielen, dies die Parallele, um derenwillen wir dieſe Erneuerung des Bahrdt'ſchen Andenkens eben im jetzigen Augenblick nicht nur für nichts Ueberflüſſiges und Ungehöriges, ſondern umgekehrt ſogar für etwas vollkommen Zeitgemäßes und Nützliches halten. Wie Bahrdt in der Epoche der theologiſchen, ſo leben wir in den Zeiten der politiſchen Befreiung; wie damals das

Gebäude des theologiſchen, ſo ſoll jetzt die Zwingburg des politiſchen Obſcurantismus gebrochen, zur vernünftigen Wiſſenſchaft das vernünftige Leben, zum freien Himmel die freie Erde hinzu erobert werden. Es iſt völlig derſelbe Kampf, wie damals, mit denſelben Parteien, denſelben Gegenſätzen, nur daß er jetzt auf unmittelbar praktiſchem Gebiete und zumeiſt auch mit praktiſchen Waffen geführt wird.

Und da bringen nun die ähnlichen Zeiten ähnliche Erſcheinungen. Nach den Götz und Ziegras unſerer Tage brauchen wir nicht weit zu ſuchen, ſie heulen aus jedem Winkel und das Echo ihres Heulens ſind nicht, wie damals, Reichshofrathsbeſchlüſſe und Bücherconfiscationen, o nein, in dieſem Punkte wenigſtens ſind wir vorgeſchritten und Belagerungszuſtand und Martialgeſetz ſind der Nachhall, den unſere heutigen „ſchwarzen Zeitungen“ erwecken.

Aber leider auch die andere Seite fehlt nicht; auch in den Reihen unſerer Freiheitsmänner ſelbſt, auch unſere politiſchen Bahrdte ſind nicht ausgeblieben. Es iſt nicht genug, daß man ein an ſich großes und würdiges Princip vertritt, ſondern auch die Vertretung ſelbſt muß eine große und würdige ſein. Der Dienſt der Oeffentlichkeit, ſei es in der Kunſt, der Wiſſenſchaft, dem Staate, iſt allemal ein Prieſterthum, und es iſt ein vollkommen richtiger Inſtinct, welcher das Volk gerade an die Prieſter, als die ausdrücklichen Diener und Herolde des Göttlichen, die Forderung ſtellen läßt, durch ihr eigenes perſönliches Verhalten Zeugniß abzulegen von dieſem Göttlichen, das ſie verkünden.

Und darum alſo, theologiſcher oder politiſcher Aufklärer, Vorkämpfer für geiſtige oder bürgerliche Freiheit, gleich viel: wer das Bekenntniß der Freiheit im Munde führt, wer aufzutreten wagt als Reformator ſeiner Zeit — und dieſe Freiheit iſt nicht einmal mächtig genug, das einzelne Subject von ſeinen perſönlichen Auswüchſen und Schlacken, ſeinen Leidenſchaften, Thorheiten und Lüſten zu befreien — und dieſer Reformator des Jahrhunderts hat nicht einmal Kraft genug über ſich ſelbſt, ſich und ſein eigenes Innere zu reformiren: wahrlich das iſt ein ſchlimmerer Obſcurant, ein gefährlicherer Reactionär iſt das, als jemals aus dem feindlichen Lager hervorgehen kann. Jedes geiſtige Princip verlangt die volle Hingabe des ganzen und ungetheilten Menſchen; nicht blos für den Kampf des Schlachtfeldes, auch für alle geiſtigen, alle geſchichtlichen Kämpfe gilt das Wort des Dichters, daß nur, wer das Leben einſetzt, das Leben gewinnen kann. Wem Theorie und Praxis, Idee und Wirklichkeit nicht im innerſten Kern, dem Kern des eigenen Lebens, der eigenen That, zuſammenwachſen, wer nicht durch ſeine Handlungen ſeine Grundſätze, durch ſeine Werke ſeine Worte zu beſtätigen, ja nöthigenfalls zu rechtfertigen weiß: den kann wohl für eine kurze Zeit Glück, Zufall, Unverſtand der Menge in die Höhe wirbeln — aber dieſelbe Welle, die ihn emporgeſchleudert, wird ihn ebenſo raſch auch wieder hinunterſpülen.

An dieſem innern Widerſpruch iſt Bahrdt, ungeachtet ſeiner glänzenden Anlagen und trotz ſeiner zähen Beharrlichkeit, dennoch zu Grunde gegangen, und zwar nicht blos perſönlich, ſondern auch die Ehre ſeines Namens, auch das Gedächtniß der Nachwelt hat er darüber eingebüßt. Möge ſein Beiſpiel denn auch uns in dieſer Bewegung unſerer Tage zur Lehre, zur Warnung gereichen! Mögen an den verwitterten Zügen dieſes Bildes alle diejenigen ſich ſpiegeln, welche im Bewußtſein ihrer (wirklichen oder vermeintlichen) geiſtigen Ueberlegenheit die Achſeln zucken bei dem Worte Sittlichkeit und es für einen Wauwau der Philiſter, einen Zopf der Romantik erklären! Mögen es namentlich alle diejenigen thun, welche den Drang in ſich fühlen, die Führer ihrer Partei, die Bannerträger der Zeit zu werden! Ein großes Princip mag ſich mitunter wohl kleiner Menſchen bedienen, um ſich durchzuſetzen: aber groß werden die kleinen Menſchen darum doch nicht.

Und das bringt uns denn auf den zweiten und letzten Punkt. Nicht bloß zur Warnung ſoll uns das Bild dieſes Mannes dienen, nein, ſondern auch zur Ermuthigung; nicht bloß den falſchen Freunden der Freiheit zur Beſchämung, ſondern auch ihren aufrichtigen, treu ausharrenden ſoll es zum Troſt gereichen.

Oder wo haben Aufklärung, Toleranz und geiſtige Freiheit je einen ärgern, einen gefährlicheren Feind gehabt als Bahrdt? Bahrdt, der Allen, welche der Aufklärung, nach damaligem orthodoxem Standpunkt, die Auflöſung aller ſittlichen Bande, den Ruin aller Tugend, die Vernachläſſigung aller bürgerlichen und häuslichen Pflichten in die Schuhe zu ſchieben liebten, als ein lebendiges und, dem Himmel ſei es geklagt, nur allzugültiges Beweisſtück dienen konnte? Bahrdt, der zuletzt ſo durch und durch angefüllt war von ſittlicher Fäulniß, ſo gerichtet und zu Boden geſchleudert von der allgemeinen Verachtung ſeiner Zeitgenoſſen, daß die Gehäſſigkeit ſeiner Perſon ſich unwillkürlich auf Alles übertrug, was von ihm ausging oder mit ihm in Berührung ſtand, ſelbſt auch auf die Ideen, die er vertrat oder doch zu vertreten behauptete?!

Nun und die Aufklärung hat auch dieſe Gefahr überwunden! und ſie haben dennoch geſiegt, dieſe ſo ſchwer gefährdeten, ſo ſchmählich preisgegebenen Ideen!

Unbehindert durch die Widerſacher, welche ihr ganz beſonders durch Bahrdt erweckt worden, hat die Aufklärung ihre große Aufgabe dennoch vollendet und ſich durch alle Klippen und Untiefen hindurch, in ſchöner, ſtetiger Folge, fortentwickelt zu immer reinern, wiſſenſchaftlicheren Formen, immer höhern, menſchlicheren Zielen. Der Schmuz, welchen Bahrdt in die Höhe ſpritzte, iſt endlich nur auf ihn ſelbſt zurückgefallen: an dem reinen Gewande der Aufklärung iſt nichts davon haften geblieben, noch ſchmeckt das Brod unſerer Bildung ſchlechter, weil der Acker, auf welchem ſie gewachſen, unter Anderm auch mit dem Unrath eines Bahrdt gedüngt ward.

Hoffen wir, ja noch viel mehr, halten wir feſt an der Ueberzeugung und getröſten uns ihrer, daß es auch mit der Entwicklung unſerer politiſchen Freiheit nicht anders kommen wird! Man hört jetzt häufig den alten Spruch parodiren, daß, wo immer die Kunſt geſunken, dies allemal geſchehen ſei durch die Künſtler. Ebenſo, ſagt man, ſei überall und auch in unſern Tagen die Freiheit durch die Freiheitsmänner, die Demokratie geſunken durch die Schuld der Demokraten. Dem Kleinmuth einer Zeit, welche, gleich der unſrigen, es hat erleben müſſen, wie ihre edelſten und berechtigtſten Hoffnungen, eine nach der andern, mit Sturmeseile zu Grunde gegangen ſind, mag man dieſe beſchränkte Auffaſſung verzeihen; es iſt natürlich, daß ſie nach Erklärungen haſcht für etwas, das ihr ſelber unerklärlich iſt. Wer aber die Geſchichte der Kunſt mit freierm Auge und in etwas größerem Umfange beherrſcht, der weiß auch, daß, wie immer die Künſtler ſein mögen, — die Kunſt ſelbſt iſt ewig und ſchreitet ewig fort, unbekümmert, über gute wie ſchlechte, von Jahrhundert zu Jahrhundert, zu immer neuer, immer ſchönerer Entfaltung.

Ebenſo auch die Freiheit. Auch ſie iſt eine Sonne, vor die ſich wohl zuweilen Nebel, Wolken, Gewitter lagern mögen: aber hinter Nebeln, Wolken und Gewittern — die Sonne ſelbſt vollendet dennoch unabwendbar ihre Bahn, ja ſelbſt wenn ſie unſerm Auge entſchwunden iſt, leuchtet ſie dennoch fort! Auch die Sonne der Freiheit, wenn auch in dieſem Augenblicke für uns verhüllt, iſt darum nicht verloſchen; auch ſie wird ſiegen, und das nicht bloß über ihre Gegner, das wäre freilich wenig: ſondern auch über ihre falſchen Freunde, auch über die, welche den heiligen Namen der Freiheit ſchänden und preisgeben, mit einem Worte, auch über die politiſchen Bahrdte unſerer Tage wird ſie es!

Bahrdt's Vater.

Karl Friedrich Bahrdt wurde am 25. Auguſt 1741 zu Biſchofswerda geboren, wo ſein Vater, Johann Friedrich, damals als Diakonus angeſtellt war. Die Parrheſie, in welcher Bahrdt ſich bei Abfaſſung ſeiner Selbſtbiographie gefallen und die für ihn als pikante Zuthat und Lockſpeiſe für das Publicum allerdings wohl unerläßlich ſein mochte, hat auch des eigenen Vaters nicht geſchont. Mit einer Offenheit, die man wenigſtens dem Sohne gern erlaſſen hätte, erzählt er, wie ſein Vater ſowohl die erſte Anſtellung als auch die nachfolgende raſche und glänzende Beförderung weit weniger ſeinem eigenen Verdienſt zu verdanken hatte, als der Gönnerſchaft, mit welcher der damalige Oberconſiſtorialpräſident zu Dresden, Graf von Holtzendorf, ihn beglückte.

Sowohl die Art und Weiſe, wie dieſe Gönnerſchaft erworben, als wie ſie geübt ward, iſt charakteriſtiſch für die damaligen theologiſchen Zuſtände Sachſens, ſowie überhaupt für das Nepotenweſen, das dazumal überall in Deutſchland, mit einziger Ausnahme Preußens, alle öffentlichen Verhältniſſe durchwucherte.

Bahrdt's Vater war nach vollendeter Univerſitätszeit Hofmeiſter geworden in dem gräflich Flemming'ſchen Hauſe. Eines Tages wurde in demſelben eine Hochzeit gefeiert, welcher auch Graf Holtzendorf, als Verwandter der Familie, beiwohnte. Das Brautpaar war ſehr ungleicher Beſchaffenheit: die Braut wohlgewachſen, ſchön, geiſtreich; der Bräutigam geiſtlos, buckelig, von abſchreckender Häßlichkeit. Am Schluß des Mahles, aufgeregt durch die „großen Pokale", verlangte die Excellenz aus Dresden eine Strohkranzrede. Niemand hat daran gedacht: allein der Graf beſteht darauf und die Geſellſchaft, in ihrer bacchiſchen Erregung, ſteht ihm jubelnd bei. Nun großer Tumult, große Verlegenheit — bis plötzlich von ſeinem unſcheinbaren Sitz am Ende der Tafel der Hofmeiſter ſich erhebt. „Er ergriff das frappante Thema von der Harmonie als Grundlage glücklicher Ehen und führte daſſelbe, nachdem er alle Anweſenden durch die Ankündigung deſſelben ſtutzig und faſt verlegen gemacht hatte, mit ſolcher Delicateſſe und zu ſo allgemeiner und unerwarteter Zufriedenheit aus, daß ihm der Präſident die glänzendſten Lobſprüche ertheilte und von Stund' an beſchloß, dieſen zufällig entdeckten Mann von den ſeltenſten Talenten in der Welt groß zu machen." (Bahrdt's Geſchichte ſeines Lebens ꝛc. I. 17.)

Von da an wurde Bahrdt's Vater (um den Ausdruck des Sohnes zu wiederholen) „von einer Stelle zur andern beinahe gejagt. Der Präſident war ſo ſchwärmeriſch für ihn eingenommen, daß er ihm gar keine Zeit ließ, ſich zu beſinnen. Er wollte ihn mit Gewalt zu den erſten Ehrenſtellen im Lande erhoben ſehen und ſchien die Zeit nicht erwarten zu können, welche der gewöhnliche Stufengang erforderte.“

Die erſte dieſer Gunſtbezeigungen war denn das obenerwähnte Diakonat zu Biſchofswerda, während deſſen unſer Bahrdt, als Erſtgeborener, zur Welt kam. Aber ſchon in demſelben Jahre wurde der Günſtling nach Schönfeld, „einer der ſchönſten Pfarreien bei Dresden“, befördert. Vier Jahre ſpäter finden wir ihn bereits als Superintendenten zu Dobrilugk, bis er endlich im Jahre 1747, wiederum durch die allmächtige Vermittelung ſeines Gönners, eine Vocation nach Leipzig, als Katechet und Prediger an der Peterskirche, erhielt.

Der Günſtling wider Willen.

Denn dies war von Anfang an die eigentliche Abſicht ſeines geiſtlichen Mäcen geweſen: ein Mann von ſolchem behenden Witz, ſolcher fließenden Beredtſamkeit, ſolcher Gewandtheit der Sitten ſchien ihm nur an einer Univerſität am rechten Fleck zu ſein; nur die Univerſität war der geeignete Schauplatz für das außergewöhnliche Talent, welches Herr von Holtzendorf hier entdeckt zu haben meinte. Bahrdt's Vater mußte ſich daher ſofort auch in der theologiſchen Facultät habilitiren. Die Beförderung blieb auch hier nicht aus: ſchon 1748 wurde er außerordentlicher Profeſſor, 1750 Beiſitzer des Conſiſtoriums, 1755 ordentlicher Profeſſor der Theologie.

Allein wie es bei dergleichen Gönnerſchaften zu gehen pflegt: der Graf hatte bei dieſer unvermutheten Wendung, welche er dem Schickſal ſeines Günſtlings gab, weit mehr ſeine eigenen Wünſche befragt, als die Wünſche ſeines Schützlings ſelbſt.

Und jedenfalls mehr als ſeine Fähigkeiten. Johann Friedrich Bahrdt mochte ein ganz geſchickter Redner, ein ſehr gewandter Geſellſchafter, ſogar ein ganz vortrefflicher Geiſtlicher mochte er geweſen ſein, aber zum Univerſitätslehrer fehlte ihm nicht mehr als Alles. Nicht einmal von der lateiniſchen Sprache beſaß er, nach ſeinem eigenen, vom Sohn uns überlieferten Bekenntniß, jene triviale und handwerksmäßige Kenntniß, deren er in ſeinem neuen akademiſchen Amt nothwendig bedurfte; man kann daraus abnehmen, wie es übrigens mit ſeiner gelehrten, geſchweige denn mit ſeiner wiſſenſchaftlichen Befähigung beſtellt ſein mochte.

Nun nehme man ferner dazu die Neider und Feinde, welche den hinlänglich bekannten Günſtling des allmächtigen Conſiſtorialpräſidenten bei ſeinem Eintritt in Leipzig empfingen und die alle nur auf eine Gelegenheit lauerten, ihn „als einen armen Sünder bloßzuſtellen und den Holtzendorf'ſchen Liebling verächtlich zu machen.“

In der That, der arme Mann war der Märtyrer ſeines Patrons. Selbſt noch in der (einigermaßen frivolen) Schilderung ſeines Sohnes iſt es gar beweglich zu leſen, welche Noth er ausſtand und wie er Jahre lang, mit Zittern und Zagen, ſich abquälen mußte, insgeheim, durch nachträgliche häusliche Studien, die Lückenhaftigkeit ſeiner Kenntniſſe auszufüllen und einen Schein von Gelehrſamkeit zu behaupten, an den er ſelbſt wahrſcheinlich blutwenig Anſpruch machte, der ihm aber unentbehrlich war, wollte er ſeinen hochgeſtellten Beſchützer nicht bloßſtellen und damit vielleicht das ganze Kartengebäude ſeines Glücks auf einen Schlag ſchmachvoll zertrümmern.

Es macht dem alten Bahrdt alle Ehre und iſt ihm, in unſern Augen wenigſtens, eine beſſere Empfehlung, als alle Commendationen und Recommendationen der Dresdner Excellenz, daß er in dieſer deſperaten Lage Kopf und Herz dennoch nicht verlor, daß er ſich nicht verleiten ließ, die Rolle des gelehrten Charlatans, die ihm hier gewiſſermaßen aufgezwungen war, auf die Dauer fortzuſpielen, ſondern daß er im Gegentheil durch Anſtrengung und Mühe und ehrlichen, ernſthaften Fleiß den Forderungen ſeines Amtes zu genügen und die Kenntniſſe, welche ſeine Stellung vorausſetzte, wenigſtens nachträglich zu erwerben ſuchte. Jener ausgezeichnete Gelehrte freilich, jene Leuchte der Wiſſenſchaft und Zierde der Univerſität, welche Graf Holtzendorf, allzu ſanguiniſcher Hoffnung voll, in dem gewandten Strohkranzredner erblickt, ja zu der er ihn mit Gewalt hatte machen wollen, iſt er niemals geworden. Wohl aber gelang es ſeinem redlichen Eifer, ſich mit Anſtand vor dem Publicum zu behaupten und den zweideutigen Urſprung ſeines Glücks in Vergeſſenheit zu bringen: ſo daß, als er endlich im Jahre 1775 in anſehnlichen Aemtern und Würden, als Canonicus zu Zeitz, Domherr zu Meißen, Superintendent zu Leipzig, zu ſeinen Vätern verſammelt ward, ihm allgemein der Ruf eines fleißigen und gewiſſenhaften Lehrers folgte. Das Verzeichniß ſeiner Schriften, wie es unter Anderm von Adelung zum Jöcher, im erſten Band, und danach auch von Meuſel, im Lexikon der von 1750 bis 1800 verſtorbenen deutſchen Schriftſteller I, 140—143 gegeben worden, iſt außerordentlich zahlreich. Doch enthält es, charakteriſtiſch genug, von eigentlich gelehrten Schriften, Schriften, wie man ſie von einem Manne der Wiſſenſchaft, einem Univerſitätslehrer erwartet, wenig oder nichts; bei Weitem das Meiſte ſind Erbauungsſchriften, beſonders Predigten, wie er denn zu ſeiner Zeit einer der beliebteſten Kanzelredner Leipzigs geweſen ſein ſoll

Jugendeindrücke

Aber nicht bloß als Beitrag zur Charakteriſtik jener Zeit, „da Hofnarren Regimenter vergaben und ſächſiſche

Kammerdiener polniſche Staroſten zu Ritterorden verhelfen konnten“ (Pott, im Leben Bahrdt's, I. 23.), haben wir dieſe Geſchichte ſeines Vaters hier ſo ausführlich erwähnt, ſondern noch mehr wegen der nahen und unmittelbaren Beziehungen, in welchen dieſelbe zu unſerem eigentlichen Helden ſelber ſteht.

Nämlich ſo viele und ſo achtbare Mühe Bahrdt's Vater ſich auch darum gab, ganz ſollte es ihm doch nicht vergönnt ſein, die üblen Nachwirkungen jenes erſten, in ſich unwahren und erkünſtelten Verhältniſſes zu beſeitigen. Sich ſelbſt mochte er im Lauf der Jahre durch Fleiß und Ausdauer davon befreien: aber ſie kehrten wieder und rächten ſich gleichſam in der Entwicklung ſeines Sohnes.

Zu Vielem, was ſich in Bahrdt's ſpäterm Charakter verhängnißvoll entfaltete, iſt zweifelsohne ſchon damals, in dieſen erſten Eindrücken der Jugend, dieſem früheſten Einfluß des väterlichen Beiſpiels, der Grund gelegt worden.

Die wahre und beſte Grundlage jedes echten Familienglücks ſind Fleiß und Arbeit: es ſchmeckt kein Brot ſo gut und bekommt den Kindern keines ſo wohl als das ſelbſterworbene, an dem der Schweiß des Vaters klebt. Das Bewußtſein, einer Familie anzugehören, welche getragen wird von der Freundſchaft hochgeſtellter und einflußreicher Gönner, mag viel Bequemes, viel Schmeichelhaftes haben; aber der rechte Segen, der Segen des Fleißes und der Arbeit, des Beiſpiels und der Ermunterung, iſt nicht darin. Wie Bahrdt's Vater Alles, was er geworden, weit weniger ſeinem eigenen Verdienſt und ſeiner wirklichen Fähigkeit, als einem glücklichen Ungefähr, einer Laune des Zufalls verdankte: ſo wird nun auch Karl Friedrich Bahrdt ſein ganzes abenteuerliches Leben hindurch nicht müde, nach Gönnern und Beſchützern umherzuſuchen; ſo iſt auch er jeden Augenblick bereit, ſein Lebensſchiff den ſeltſamſten, den unwahrſcheinlichſten Launen des Zufalls zu vertrauen, und nur die wahren Pfeiler jedes häuslichen und bürgerlichen Glücks, Arbeit, Maß, Selbſtbeherrſchung — nur dieſe zu gründen trägt er keine Luſt.

Auch war es für Bahrdt's Vater, in ſeiner verzwickten, unwahren Lage, allerdings eine traurige Nothwendigkeit geweſen, Morgens zu lernen, was er Mittags lehren wollte; gelehrter Tagelöhner, wie er war, hatte er ſich wohl begnügen müſſen, von der Hand in den Mund zu leben.

Aber was der Vater gezwungen, das that der Sohn ſpäterhin freiwillig und aus eigner Neigung. Wie ohne ſittliche Würde und höhern wiſſenſchaftlichen Sinn, ſo iſt Bahrdt auch, bei einer ungewöhnlichen Menge der verſchiedenartigſten Kenntniſſe, dennoch ſtets ohne nachhaltige und gründliche Gelehrſamkeit geblieben. Faſt alle Fächer der theologiſchen Bildung hat er berührt, in allen ſich thätig gezeigt: aber in keinem einzigen iſt er jemals wirklich heimiſch geworden, aus keinem einzigen hat er, was ſonſt die unmittelbare und ewig ſichere Frucht jeder ehrlichen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung iſt, ſittlichen Muth und höhere, geiſtige Freudigkeit gewonnen. Wie er als Schriftſteller meiſt nur auf Beſtellung des Buchhändlers zu ſchreiben pflegte, ſo trieb er auch ſeine gelehrten Studien immer nur eines nächſten äußerlichen Zweckes willen, und immer nur ſo lange und ſo weit, als dieſer Zweck erforderte. Bahrdt's Leichtſinn in dieſer Hinſicht iſt unglaublich; wir werden ihn zum Theil noch näher kennen lernen. An die weitläufigſten, die ſchwierigſten wiſſenſchaftlichen Aufgaben, zu denen die mühſamſten Vorſtudien gehörten, machte er ſich mit einer Keckheit, einer Leichtigkeit, welche ſelbſt Kenner auf Augenblicke täuſchen konnte: in völlig neue Lebensbahnen ſtürzte er ſich, ohne auch nur eine Ahnung zu haben von den Pflichten, die ihn erwarteten, und der Verantwortlichkeit, die er auf ſich nahm.

Und das nicht bloß in jungen Jahren. Im Gegentheil, wie die Jahre wachſen und die Noth zunimmt, ſo wächſt auch dieſer Leichtſinn, bis er zuletzt in völlige Schwindelei, ja in noch Schlimmeres ausartet. Man ſieht, er hat überall nur die erſte Hälfte des väterlichen Beiſpiels vor Augen behalten: die andere, die Erinnerung an den Fleiß, die Sorgen und Entbehrungen des Alten, hat, trotz der beredten Schilderung, die er ſelbſt davon entwirft, in ſeinem Gedächtniß nicht gehaftet.

Häusliche Bedrängniſſe.

Dazu (und dieſer Zug in der That fehlte noch, das Bild dieſes „Günſtlings wider Willen“ zu vollenden) kam nun noch die höchſt bedrängte ökonomiſche Lage der Familie. Aemter, Würden und Titel hatte Herr von Holtzendorf ſeinem Schützling wohl verſchaffen können: aber an dem „ungemüthlichen“ Geldpunkt (man erinnere ſich, daß es zur Zeit der Brühl'ſchen Verwaltung war) ward auch ſeine Kunſt zu Schanden.

Oder vielleicht hielt er auch, nach großer Herren Art, einen mäßigen Grad von Hunger für diejenige Lebensweiſe, bei welcher Geiſt und Gelehrſamkeit ſich am Wohlſten fühlen, wie die üppigſten Pflanzen in magerm Boden ja wohl am Beſten zu gedeihen pflegen. Zum Profeſſor hatte er Bahrdt's Vater wohl gemacht: aber wovon der Profeſſor leben ſollte, das überließ er der Zeit. Und da nun der bekannte Spruch: „Lipsia vult expectari“

ſchon damals ſeine Geltung hatte, ſo währte die Zeit etwas lang, und faſt zehn Jahre hindurch „mußte der Prediger den Magiſter, den Baccalaureus, den Profeſſor extraordinarius, den Doctor ernähren“ (I. 20.).

Oder wo er ſie nicht ernähren konnte, nun wohl, da machte er Schulden: ſo daß wir alſo auch die finanziellen Calamitäten, an denen Bahrdt Zeit ſeines Lebens gelitten und die ihm Veranlaſſung zu ſo vielen ſchlimmen Streichen geworden ſind, ſchon als eine Mitgift des väterlichen Hauſes, eine gewohnte Umgebung ſeiner Jugend zu betrachten haben.

Ueberhaupt, ſo zweideutig es mit der hiſtoriſchen Treue von Bahrdt's Selbſtbiographie allerdings beſtellt iſt und ſo wenig Gewicht wir deshalb auch auf einzelne Anekdoten und Geſchichtchen legen wollen, die er von ſeinem Vater, ſowie überhaupt von ſeiner Jugendzeit erzählt: ſo ſcheint uns doch aus Allem immerhin ſo viel feſtzuſtehen, daß die häusliche Umgebung, unter welcher Bahrdt heranwuchs, keine durchweg glückliche und angemeſſene war und daß, wenn ſpäterhin das Beiſpiel der Welt und der Ungeſtüm des eigenen heißen Blutes verführeriſch auf ihn eindrangen, er bei den Erinnerungen ſeiner Jugend, den Bildern des väterlichen Hauſes nur wenig Schutz dagegen finden konnte.

Erziehungsverſuche.

Aber wie wäre dies auch anders möglich geweſen, da ſeiner Erziehung gerade das Wichtigſte fehlte, das lenkende, vorſorgende Auge des Vaters? Dies war jedenfalls das Schlimmſte und Verderblichſte, was die thörichte Grille des Herrn von Holtzendorf in ihrem Geleite hatte. Indem Bahrdt's Vater ſeine ganze Zeit darauf verwenden mußte, nachträglich ſo gelehrt zu werden, wie ſein hoher Patron ihn mit Gewalt haben wollte, ſo war er außer Stande, der Erziehung ſeiner Kinder die gebührende Aufmerkſamkeit zu widmen; den ganzen Tag eingeſchloſſen auf ſeiner Studierſtube, zitternd, daß ihm kein gelehrter Schnitzer entſchlüpfe, geplagt von Nahrungsſorgen und häuslichem Kummer, mußte er der Grille ſeines Gönners nicht nur die Ruhe des Augenblicks, ſondern auch das Glück ſeiner Familie, die Zukunft ſeiner Kinder zum Opfer bringen.

Die Erziehung des jungen Bahrdt gerieth alſo ausſchließlich in die Hände der Hauslehrer. Und welcher Hauslehrer! Wir wollen auch hier wieder Bahrdt's Glaubwürdigkeit nicht höher anſchlagen, als ſie iſt; die Portraits, die er von ſeinen Lehrern entwirft, ſind zu ſehr mit jenem grellen, ſaftigen Pinſel gemalt, den er bei dergleichen Gelegenheit liebt, und erinnern zu ſehr an gewiſſe ſtereotype Figuren, mit denen er in ſpätern Jahren ſeine Romane auszuſchmücken pflegte, als daß wir ſie nicht, in dieſer Färbung wenigſtens, zum guten Theil für Phantaſiegeſtalten halten möchten.

Gleichwohl, und wenn man auch neun Zehntel auf Bahrdt'ſche Uebertreibung und ſeine ſpecifiſche Luſt am Schmuz abrechnet, ſo iſt auch dieſer Reſt noch immer hinreichend, von der Erziehung, wie ſie dazumal, vor dem Auftreten Baſedow's, ſelbſt in gebildeten Familien in Deutſchland üblich war, eine höchſt abſchreckende Probe zu gewähren. „Den Jungens täglich ſo und ſo viel Stunden zu geben, ſie dann auf der Stube zu halten, daß ſie keine Teufeleien machen, und mit dem Ochſenziemer darunter zu hauen, daß das Fell ſtiebt“ (I, 37), war wörtlich die ganze Inſtruction, mit welcher Bahrdt's Vater die neueintretenden Präceptoren empfing. Nebenher durfte der Lehrer möglichſt wenig koſten: war es ein armer

Student, der es umſonſt that, in demüthiger Hoffnung auf künftige Fürſprache des Hochwürdigen Herrn Profeſſors, ſo war das um ſo beſſer.

So gingen die Bahrdt'ſchen Kinder von einer Hand in die andere; es kam vor, daß ſie den Lehrer drei mal in einem Jahre wechſelten.

Mit den Lehrern theilte ſich das Geſinde in das Erziehungsgeſchäft; kaum eine Art von Thorheit, ja Niederträchtigkeit läßt ſich denken, in die Bahrdt nicht, ſeiner eigenen Erzählung zufolge, ſchon als Kind durch Lehrer und Geſinde wäre eingeweiht worden.

Reiske und die Nicolaiſchule in Leipzig.

Endlich mochte Bahrdt's Vater dies Treiben denn doch zu anſtößig werden: er beſchloß, die häusliche Erziehung mit der öffentlichen zu vertauſchen. Bahrdt wurde auf die Leipziger Nicolaiſchule gebracht, an deren Spitze damals „der große Reiske“ ſtand. Allein wenn wir Bahrdt's Schilderung Glauben ſchenken, ſo war Reiske allerdings wohl ein vortrefflicher Sprachforſcher, ein ausgezeichneter Gelehrter, ſein Werth als Schulmann dagegen war ziemlich untergeordnet. „Er hatte keine Gabe des Vortrags und konnte ſeine unermeßlichen Reichthümer in Sprachen und Geſchichte nicht von ſich geben. Seine Seele“ (wer ſich mit Bahrdt's Schriften bekannt machen will, muß dergleichen Kraftausdrücke ſchon mit in den Kauf nehmen, ſie ſind zu charakteriſtiſch, als daß wir ſie unterdrücken dürften) „glich einem Bauche, der ohne Kliſtire keinen Abgang hat. Es war ein Gelehrter, der mit Kenntniſſen ganz eigentlich überladen und eben darum beſtändig obſtruirt war. Man mußte ſelbſt ſchon weit ſein, wenn man ihn wirklich benutzen wollte. Man mußte mit ihm ſprechen, man mußte ihm Alles, was man zu wiſſen nöthig fand, abfragen: da war der Mann unerſchöpflich, da war er befriedigend, da ward er lehrreich. Aber wenn er Lehrlinge vor ſich hatte und allein ſprechen mußte, da konnte er nichts als exponiren und paraphraſiren, und das noch dazu in einem Deutſch, das nicht zu genießen war.“ (I, 71).

Und daß dies Letztere wenigſtens kein Bahrdt'ſcher Zuſatz, dafür geben noch heutigen Tags die Reiske'ſchen Ueberſetzungen, z. B. des Demoſthenes, den Beweis.

Alſo war für den jungen Bahrdt auch hier nur wenig Gewinn zu holen. Auch war ſein Aufenthalt auf der Nicolaiſchule nur von ſehr kurzer Dauer; ſchon im nächſten Jahre (1754) hatte ſein Vater Gelegenheit, ihn, ſammt einem jüngern Bruder, in der berühmten Fürſtenſchule zu Pforta unterzubringen.

Schulpforta.

Wir haben bereits geſagt, daß Bahrdt eine perſönliche Vorliebe für allen Schmutz und Unrath hat und daß ſein Pinſel mit Behaglichkeit bei Schilderungen verweilt, über die ein Anderer gefliſſentlich hinwegeilen würde.

So auch in dem, was er, in großer Ausführlichkeit, über den damaligen Zuſtand dieſer ſo berühmten, um die deutſche Bildung ſo hochverdienten Anſtalt erzählt und was Alles darauf hinaus läuft, die damalige Schulpforta als einen wahren Abgrund zu ſchildern von Unordnung und Verkehrtheit, von geiſtiger und ſittlicher Verwilderung. Unter den Lehrern nichts als Narren und Pedanten, unter den Schülern der lächerlichſte Pennalismus Hand in Hand mit den abſcheulichſten Laſtern, in der innern Verwaltung Betrug, Unordnung und klägliche Hungerleiderei.

Es muß natürlich an dieſem Orte dahin geſtellt bleiben, wie viel von dieſen Beſchuldigungen begründet war und wie viel nicht. Nur wenn Bahrdt gleichſam die ganze Luft von Pforta als verpeſtet ſchildert, ſo können wir doch nicht umhin, beiläufig darauf aufmerkſam zu machen, daß nur wenige Jahre früher in eben dieſen Räumen (um uns an dieſem einen Beiſpiele zu begnügen) die erhabene, keuſche, jungfräuliche Seele eines Klopſtock ſich entwickelt hatte: während allerdings ein junger Menſch, der ſo gewitzigt hinkam und ſolche Schule bereits durchgemacht hatte, wie Bahrdt, allerhand Anſtößiges erblicken mochte.

Dennoch legte Bahrdt, ſeinem eigenen Eingeſtändniſſe nach, in den zwei Jahren ſeines Aufenthaltes in Pforta den eigentlichen Grund ſeiner gelehrten Bildung. Die tüchtige philologiſche Zucht, durch welche Pforta ſeit Jahrhunderten berühmt iſt, verfehlte auch auf ihn ihre gute Wirkung nicht. Doch hielt er ſich, charakteriſtiſch genug, auch hierin mehr an das Aeußerliche, indem er ſich vornämlich durch ſeine Gewandtheit in lateiniſchen und ſogar in griechiſchen Verskünſten auszeichnete. Mit beſonderer und bei Bahrdt doppelt hoch anzurechnender Wärme gedenkt er unter ſeinen dortigen Lehrern des Rector Freytag (geſt. 1761; vgl. Adelung zum Jöcher, ſowie Meuſel, III, 492). Er nennt ihn „den würdigſten Schulmann, den wahren Pendant eines großen Erneſti, einen edeln, für ſeine Schüler väterlich geſinnten Mann“ (I, 75). Aber daß derſelbe „bei einem unbehülflich dicken Körper ein äußerſt auſteres Air hatte und vor Fett grunzte“, vermag der dankbare Schüler bei alledem nicht zu verſchweigen.

Ueber die Art ſeines Abſchieds von Pforta ſind verſchiedene Verſionen in Umlauf. Nach Bahrdt's eigener

Erzählung wäre derſelbe auf ſeine inſtändigen Bitten, weil er nämlich außer Stande geweſen, den brutalen Pennalismus ſeiner Mitſchüler länger zu ertragen, alſo freiwillig und in allen Ehren, ſogar nicht ohne Glanz erfolgt. Nach dem übereinſtimmenden Zeugniß Anderer dagegen wäre Bahrdt von Pforta relegirt worden. An und für ſich iſt die Sache ſehr gleichgiltig; nur für die Glaubwürdigkeit dieſes Abſchnittes der Bahrdt'ſchen Autobiographie würde ſie allerdings entſcheidend ſein. Denn erſtlich könnte es danach mit der allgemeinen Verwilderung und der Auflöſung aller Zucht und Sitte im damaligen Pforta doch nicht ſo arg geweſen ſein, als er es ſchildert, noch auch er ſelbſt das Lamm von Unſchuld und Kindlichkeit, als welches er ſich, in ſchwer zu löſendem Widerſpruch mit ſeinen eigenen frühern Erzählungen, inmitten dieſer verderbten Umgebung, darzuſtellen ſucht.

Und endlich hätten wir darin vielleicht auch einen Schlüſſel, uns die beſondere Gehäſſigkeit zu erklären, mit welcher er jene berühmte Anſtalt beurtheilt.

Univerſitätszeit.

Wie ſich dies aber auch verhalte, genug, Bahrdt verließ im Jahre 1756 die Schule von Pforta; bald darauf, in einem Alter von kaum fünfzehn Jahren, finden wir ihn als Student in Leipzig wieder. Bevor wir ihn jedoch auf dieſen neuen Lebenspfad begleiten, wollen wir hier noch einige Betrachtungen einſchalten, welche Bahrdt bei Erzählung ſeiner Jugendgeſchichte über ſich ſelbſt anſtellt und in denen er uns den eigentlichen kranken Fleck ſeines ganzen Weſens, die eigentliche „erſte Lüge“, die all ſeinen damaligen wie ſpätern Verirrungen zu Grunde liegt, mit erſchreckender Genauigkeit getroffen zu haben ſcheint. Er ſpricht von ſeiner Ueberſiedelung von Leipzig nach Pforta und daß dieſer Wechſel des Aufenthaltes, der Umgebung, der Lebensweiſe, ſonſt ſo epochemachend für jugendliche Gemüther, auf ihn ſo gut wie gar keinen Eindruck hervorgebracht habe. „Ich war in Abſicht auf Leibesſtärke und Weltkenntniß ein wahres Kind und fand mich gleichwohl in meine neue Welt, wie wenn ich ſchon oft ſolche Veränderungen erfahren hätte. Das Neue ſchreckte mich nicht; das plötzliche Verſchwinden des Alten rührte mich nicht“ (I, 74). Läßt die äußerſte Oberfläche des Geiſtes, die vollkommenſte Oede des Herzens, mit einem Wort, die vollendete Indolenz des Egoismus — läßt ſie ſich mit kürzern Worten treffender ſchildern? Und welch ein Mann mußte aus dieſem Kinde werden, in deſſen Seele ſchon mit dreizehn Jahren kein Eindruck haftete? das ſchon mit dreizehn Jahren ſich rühmen konnte, frei zu ſein von Anhänglichkeit, Pietät und Treue und jeder natürlichen Regung eines unverbildeten, kindlichen Herzens?!

Und an einer anderen Stelle, über deren ſpeciellen Zuſammenhang man das Bahrdt'ſche Buch ſelbſt vergleiche (a. a. O. 53):

„Ich bin gewiß, daß auf dieſe Weiſe der Grund zu meinem idioſynkratiſchen Leichtſinne gelegt und für mein ganzes folgendes Leben zum bleibenden Hange gemacht worden iſt, mir ſtets frohe Ausſichten zu bilden und bei allen Gegenſtänden der Zukunft nur die heitere, angenehme und reizende Seite zu ſehen und für Schwierigkeiten und mögliche böſe Folgen gar kein Auge zu haben“ ... (Ebend. 76.) „Dies iſt das ſchätzbare Eigenthum meiner Seele, das die Mutter Natur mir verlieh. Ich kann durch kein Uebel auf lange Zeit niedergebeugt werden. Es ſei ſo groß es wolle oder komme noch ſo plötzlich und unvermuthet; ſo iſt's, wie geſagt, nichts als ein Schlag, der durch und durch geht und mich höchſtens auf einige Minuten nachdenkend macht. Aber ſo wie die erſte Erſchütterung ſich verbebt hat, ſo eilt meine rege Phantaſie mir zu Hülfe und mein glücklicher Leichtſinn macht, daß die neue Lage, in der ich mich befinde, mir von einer genießbaren Seite erſcheint. Da erblicke ich augenblicklich eine Menge Bilder, die mich beruhigen, wenn's gleich nur oft leere Erſcheinungen ſind. Da ſehe ich ſchnell oder bilde mir ein zu ſehen eine Menge großer oder kleiner Vortheile, welche das eingetretene Uebel nach ſich ziehen könnte. Da ſehe ich eine Menge Mittel, wie ich mir es zu heben oder abzukürzen oder zu mindern vermag. Da fallen mir Anſchläge und Projecte ein, durch deren Ausführung ich mich wieder ſchadlos zu halten und den erlittenen Verluſt oder Schmerz mir wieder zu erſetzen gedenke. Kurz, meine Ruhe iſt in weniger Zeit wiederhergeſtellt und ich trage das Uebel mit der größten Gelaſſenheit, wenn es nur nicht mit continuirlichen Qualen verbunden iſt. Ich kann auch betheuern, daß ich nie über ein Unglück geweint habe, ob ich gleich ſonſt bei rührenden Auftritten ſehr leicht weine."

Ein treues Bild, ohne Zweifel, aber auch ein Bild von Frivolität, Selbſttäuſchung und ſittlicher Feigheit, zu dem Bahrdt's traurige äußere Schickſale denn freilich nur den unvermeidlichen Commentar bilden.

Die Univerſität Leipzig und die Leipziger Theologen.

1756 alſo kehrte Bahrdt nach Leipzig zurück, um ſich daſelbſt, nach dem Beiſpiel und unter der perſönlichen Anleitung ſeines Vaters, dem Studium der Theologie zu widmen.

Die Univerſität Leipzig befand ſich damals in einer ihrer glänzendſten Epochen. Gottſched zwar hatte von dem Anſehen, durch welches er einige Zeit hindurch die deutſche Literatur beherrſcht hatte und von dem ein nicht geringer Theil auch auf Leipzig, als den Sitz und Mittelpunkt literariſcher Cultur, zurückgefallen war, dazumal bereits bedeutend eingebüßt, ſelbſt auch bei ſeiner nächſten Umgebung.

Auch Chriſt, dieſer noch bei Weitem nicht hinlänglich gewürdigte Vorläufer Winkelmann's und Heyne's, der Erſte, der die griechiſchen Alterthümer nicht blos mit Gelehrſamkeit, ſondern auch mit Geſchmack und aufdämmerndem Schönheitsſinn behandelt hatte, war in demſelben Jahre geſtorben, da Bahrdt die Univerſität bezog. Doch wirkte ſein Einfluß noch lebendig fort und trug, in Verbindung mit der belletriſtiſchen Richtung, zu welcher Gottſched den Anſtoß gegeben hatte, weſentlich dazu bei, dem wiſſenſchaftlichen Leben Leipzigs jenes liberale, äſthetiſche Gepräge aufzudrücken, das noch zehn Jahre ſpäter dem jungen Goethe ſo wohlthuend entgegentrat und das (ſetzen wir hinzu) Leipzig ſeitdem eigenthümlich geblieben iſt. — Auch die beſcheidene Thätigkeit Gellert's, deſſen Name damals bereits einer der populärſten in Deutſchland war und der durch ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit, die Reinheit ſeines Herzens, die Milde ſeiner Geſinnung einen größern Einfluß auf die Jugend übte als tauſend Andere durch die erſtaunlichſte Gelehrſamkeit, kann nicht hoch genug angeſchlagen werden.

Freilich wohl, wie viel von dieſer leipziger liberalen Bildung, wie viel namentlich von der Gellert'ſchen Duldſamkeit und Milde gerade bei der theologiſchen Facultät zu finden war, das iſt eine andere Frage. Und wenn man die Namen der damaligen Facultät durchmu ſiert und ſich erinnert an die Streitigkeiten, die Klatſchereien und Verfolgungen, die namentlich unter den leipziger Theologen im Schwange waren, ſo dürfte man eben nicht geneigt ſein, ſie zu Gunſten derſelben zu entſcheiden. Die theologiſche Facultät zu Leipzig war bekannt als eine der orthodoxeſten im Lande. Zwei Menſchenalter waren vergangen ſeit den berühmteſten Streitigkeiten mit Spener und Thomaſius: aber die barbariſche Rechtgläubigkeit, der unerbittliche Zionseifer von damals hatte ſich getreulich fortgeerbt.

J. A. Erneſti.

Nur ein einziger Mann machte in dieſer Hinſicht eine Ausnahme, aber dieſer auch eine glänzende: Johann Auguſt Erneſti, der eben dazumal (Profeſſor der alten Literatur ſeit 1742, ward er im Jahre 1759 Profeſſor der Theologie) im Begriffe ſtand, den Uebergang zur Theologie zu vollenden.

Es iſt begreiflicher Weiſe hier nicht der Ort, uns des Weiteren über Erneſti's theologiſche Stellung und Bedeutung auszulaſſen. Nur daran erinnern wollen wir, daß Erneſti der Erſte in Deutſchland war, der die ſtrengen und unparteiiſchen Principien philologiſcher Kritik, wie ſie bis dahin allein an der profanen Literatur geübt worden waren, auch auf das Studium der Bibel, dieſe eigentlichſte Grundlage der proteſtantiſchen Theologie, übertrug. Erneſti wurde dadurch (Hagenbach, Vorleſungen, V. 256.) „der Stifter einer neuen exegetiſchen Schule, deren Grundſatz einfach der war, die Bibel ſtreng nach ihrem Wortlaut zu erklären und ſich bei dieſer Erklärung weder durch irgend eine äußere Autorität der Kirche, noch durch das eigene Gefühl, noch durch die ſpielende und alle goriſirende Phantaſie, noch endlich durch irgend ein philoſophiſches Syſtem beſtechen zu laſſen.“

Es bedarf keines weiteren Nachweiſes, welche außerordentliche Umwälzung der geſammten theologiſchen Wiſſenſchaft in dieſem ſcheinbar ſo unverfänglichen, ſo anſpruchsloſen Grundſatz eingeſchloſſen lag und welche bedeutende Rolle daher auch Erneſti unter den Vorläufern, ſogar unter den Vätern der Aufklärung einnimmt: das Principat, das die Theologie bis dahin vor allen andern Wiſſenſchaften ſiegreich behauptet hatte, war damit gebrochen, dem Theologen im Philologen ein Wächter geſetzt, die Bibel ſelbſt, im Princip wenigſtens, ein Buch geworden wie alle übrigen.

Freilich war Erneſti bei alledem perſönlich weit entfernt, nun auch ſogleich die Conſequenzen dieſes Princips zu ziehen, im Gegentheil, ſeiner kritiſchen Thätigkeit unbeſchadet, war er in Allem, was das Dogma der Kirche anging, ein vollkommen unanſtößiger und rechtgläubiger Chriſt; „er glaubte noch an die Ewigkeit der Höllenſtrafen, Gegenwart von Leib und Blut im Abendmahl und Verdammniß der Heiden“ (Bahrdt's Leben von Pott, I, 71). Doch that das der neuen Richtung nicht allein keinen Abbruch, ſondern es beförderte ſie ſogar noch und erleichterte ihren Eingang. Erneſti der Orthodox half Erneſti den Kritiker übertragen; man verzieh ihm ſeine neuerungsſüchtige Exegeſe um ſeiner altväteriſchen Dogmatik willen.

Erſte Studienjahre.

Wenden wir uns inzwiſchen zu Bahrdt zurück, ſo iſt es zunächſt höchſt auffallend und ein neuer, denkwürdiger Beitrag zu ſeiner Charakteriſtik, daß in der ausführlichen Erzählung, die er von ſeinen Univerſitätsjahren giebt (I, 114—227), der obengenannten Männer, dieſer eigentlichen Koryphäen der damaligen Univerſität Leipzig, kaum die oberflächlichſte Erwähnung geſchieht. Von Gellert iſt, wenn wir uns recht entſinnen, überhaupt gar keine Rede. Gottſched's Name wird zwar genannt: aber nur, um einige ſchmuzige Hiſtörchen daran anzuknüpfen von der „Attitüde und Leibesfarbe", in welcher er die Frau Gottſched betroffen und die ihm „auf ein halbes Jahr alle Begierde nach dem andern Geſchlecht erſtickte", ſowie von den „becontuſchten Frauenzimmern mit weggefaulten Zäpſchen", die er in den Zimmern des „Herrn Profeſſer" getroffen haben will (a. a. O. 219. 220.). Von Erneſti ſcheint er ſich, die erſten Jahre wenigſtens, ſogar mit Abſicht fern gehalten zu haben. Und allerdings ſezte auch die Erneſtiſche Methode mehr Kenntniß, mehr Fleiß und mehr Beharrlichkeit voraus, als der Studioſus Bahrdt aufwenden konnte und mochte.

Mit ſklaviſcher Anhänglichkeit dagegen ergab Bahrdt ſich einem anderen Manne, deſſen Namen wir noch nicht genannt haben und der doch ebenfalls zu den Sternen der damaligen leipziger Univerſität gehörte; ja in den Augen nicht Weniger war er ſogar die eigentliche Sonne Leipzigs — Chriſtian Auguſt Cruſius.

C. A. Cruſius.

Cruſius gehörte bekanntlich zu den hartnäckigſten und in ſeiner Art auch glücklichſten Bekämpfern der damaligen Modephiloſophie, der Wolfiſchen. Der ſtrenge mathematiſche Formalismus derſelben widerſtand ſeinem unruhigen, phantaſtiſchen Geiſte; auch war ihm, einer gläubigen, hingebenden Natur, einem Schüler Bengel's, der abſtracte Rationalismus des Wolfiſchen Syſtems zuwider. Er war der chriſtliche, der Offenbarungsphiloſoph ſeiner Zeit: und nach dem, was wenigſtens Bahrdt von ihm erzählt, ſcheint er allerdings ſtellenweiſe nicht nur über den Wolfiſchen, ſondern überhaupt über jeden Menſchenverſtand hinausgegangen zu ſein. „Bei Cruſius war ſein Antichriſt, ſeine Judenbekehrung, ſein tauſendjähriges Reich und Alles, was ſeine theologia prophetica enthielt, zur fixen Idee geworden..... Der Mann ging wirklich ſo weit, daß er z. B. den Papſt zu Rom, der ihm einmal als Antichriſt vor der Stirn lag und ihm beſtändige Angſt verurſachte, in allen poetiſchen Stücken des Alten Teſtaments fand, wo nur etwa von einer Perſon die Rede war, welche als bös und gefährlich dargeſtellt wurde. So glaubte er ſteif und feſt, daß in allen Pſalmen David's, wo von einem Gottloſen geſprochen wurde, darum der heilige Vater gemeint ſein müſſe, weil das Subſtantivum (Haraſcha) mit einem He articuli verſehen iſt" (I. 121; vgl. ebend. 222.). Etwas ganz Beſonderes dünkte er ſich, in ſeiner Metaphyſik den Begriff der Subſiſtenz, des vermittelten Seins, des Seins in, mit und vermittelſt eines Anderen, im Gegenſatz zur Exiſtenz, als dem Sein ſchlechthin, gefunden zu haben, hauptſächlich deshalb, weil er ſich dadurch im Stande glaubte, die Dreieinigkeit der göttlichen Perſon auf neue und ſieghafte Weiſe zu behaupten, und es iſt eine artige Anekdote, wie Cruſius einmal, im Geſpräch mit Bahrdt über den gefährlichen Einfluß der Wolfiſchen Philoſophie, in die ſchadenfroh gerührten Worte ausbricht (I. 224): „Es iſt doch in der That ein wahres Arcanum Satanae, daß Wolf den Begriff der Subſiſtenz nicht hat!"

Auch mit der philologiſch-kritiſchen Methode Erneſti's war Cruſius nichts weniger als einverſtanden; er war Logiker genug, um den verſteckten ketzeriſchen Kern darin zu wittern. Wie man nur glauben könne, daß ſolche Apoſtaten und irregeniti, wie Aquila und Symmachus, den Sinn des heiligen Geiſtes verſtanden und in ihren Ueberſetzungen richtig ausgedrückt hätten? Dieſe Weisheit blähe nur auf: „ſtudiren Sie meine Philoſophie und mit der Zeit die prophetiſche Theologie und beten um die Gnade des heiligen Geiſtes, ſo werden Sie Alles erlangen, was Sie zu einem nützlichen Werkzeug der Kirche Chriſti machen kann“ (a. a. O. 223.).

Seine Vorleſungen ſelbſt ſchildert Bahrdt folgendermaßen: „Er leitete ſeine Zuhörer beſtändig aufs Myſteriöſe und Uebernatürliche. Er lehrte ſie, in der Bibel überall Typen und Weiſſagungen auf die neuern Zeiten zu finden . . . und den Sinn, ohne Rückſicht auf Sprachlehre, a priori beweiſen.“ An dem Commentar über die Pſalmen, ſeinem Lieblingsthema, las er, als Bahrdt dies Colleg hörte, ſchon acht Jahre und war noch lange nicht bis in die Hälfte; man kann alſo denken, wie viel man im Halbjahr bei ihm zu hören bekam. „Aber dafür waren auch ſeine Digreſſionen deſto ſaftreicher. Er war im Stande, über den Namen Jehovah acht Stunden zu leſen. Funfzehn Stunden lang erzählte er die Geſchichte Davids, die Pſalmen zu erläutern“ u. ſ. w. (222. 223.).

Schwärmerei und Libertinage.

Und dieſem wunderlichen Schwärmer nun, dieſem Verächter ſowohl des ſtrengen Denkens als der poſitiven Wiſſenſchaften, wurde Bahrdt's theologiſche Bildung hauptſächlich, ſogar ausſchließlich übergeben; in der confuſen Gelehrſamkeit dieſes Mannes, bei der dem Schüler anfangs mit Recht der Kopf ſchwindelte (I, 117.), ſollte der leichtfertige, verwilderte Jüngling wiſſenſchaftliche und ſittliche Haltung finden! Die Dankbarkeit und Ehrfurcht, dieſe ihm ſonſt ſo fremden Eigenſchaften, womit Bahrdt noch in ſeiner Lebensgeſchichte von Cruſius, „dieſem größten Philoſophen ſeiner Zeit“, ſpricht (118.), laſſen uns ſchließen, wie groß in ſeiner Jugend die Abhängigkeit von ihm geweſen und wie blindlings, nachdem die erſte Befremdung einmal überwunden war, er dem phantaſtiſchen Syſtem ſeines Meiſters, bei dem man überdies der eigentlichen Gelehrſamkeit und alſo auch des eigentlichen Studiums ſo bequem entbehren konnte, ſich gefangen gab. Er „hörte Alles bei Cruſiuſſen; Sprachen und Geſchichte blieben ganz ausgeſchloſſen“ (125.). Gleich Cruſius, ward er „Philoſoph und Schwärmer zugleich. Er glaubte ſteif an alle dogmatiſchen Lehrſätze und Beweiſe. Er erzitterte vor dem Antichriſt und fühlte einen heiligen Eifer für den Sturz des Papſtes, den er haßte als das zehnköpfige Thier in der Offenbarung Johannis. Er freute ſich auf die bevorſtehende allgemeine Judenbekehrung und dachte mit Entzücken an die nahe Zeit, wo alle Juden ſich taufen laſſen und mit uns communiciren würden“ u. ſ. w. (123.).

Zugleich aber, indem er einſeitig und mit Verachtung aller abweichenden Anſichten in die Worte ſeines Meiſters ſchwur, legte er den Grund zu jener Ueberhebung und jener literariſchen Eitelkeit, die ihn auch ſpäterhin, als er die Kinderſchuhe der Cruſius'ſchen Weisheit längſt abgeworfen hatte, zu keinem verſtändigen Urtheil, keiner gründlichen Einſicht kommen ließ.

Ueberhaupt, wenn wir dies erſte Stadium ſeiner theologiſchen Bildung recht erwägen, wenn wir bedenken, in welcher rohen, geiſtloſen Form die Orthodoxie ihm in ſeiner Jugend entgegentrat und wie Bahrdt ſelbſt ſich gleichſam damit überfütterte — iſt es ein Wunder, daß er ſpäterhin, beim erſten Anſtoß, ſogleich bereit war, von einem Extrem überzugehen ins andere? ein Wunder, daß dieſe barbariſche Strenggläubigkeit abgelöſt ward von einer ebenſo barbariſchen Ungläubigkeit? Oder iſt das nicht vielmehr eine ganz gewöhnliche, ganz nothwendige Folge, von der ſelbſt edler geartete Naturen uns unzählige Exempel geben?

Wiewohl es Bahrdt zuviel Ehre anthun hieße, wollte man behaupten, daß ſein ſpäteres Auftreten erſt aus einem ſolchen Umſchlag der Gegenſätze, einer ſolchen innerlichen Kriſis hervorgegangen wäre. Innerlichkeit war, wie wir ſchon wiſſen, Bahrdt's Sache überhaupt nicht und am wenigſten in dieſem Falle: ſondern die nächſte und eigentliche Veranlaſſung dazu, wie wir bald ſehen werden, war ſehr materieller, ſehr ſchmutziger Natur. —

Den Geiſt des jungen Bahrdt alſo nahm Cruſius und deſſen „prophetiſche Theologie“ gefangen. Aber auch ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln und ſeinem Fleiß Ausdauer, ſeinen Sitten Haltung, ſeinen Leidenſchaften Maß zu geben, dazu war weder das Anſehen des „als Halbgott verehrten“ Lehrers (1, 122.), noch auch die ſtrenge häusliche Zucht ſeines Vaters ausreichend. Mit großer Behaglichkeit ſetzte Bahrdt die Lebensweiſe, die er ſchon als Schüler geführt, als Studioſus fort; die akademiſche Matrikel war ihm nur ein Freibrief, die Nichtsnutzigkeiten, die er bei ſeinen Hofmeiſtern und in Pforta erlernt hatte, in deſto größerem Maßſtabe auszuführen. Auch hier muß man wieder in Anſchlag bringen, was wir bereits bei Schubart's Jugendgeſchichte erinnerten: nämlich daß auch Bahrdt's Studentenzeit in die Zeit des ſiebenjährigen Krieges fiel und daß namentlich Leipzig, meiſt in feindlichen Händen, überfüllt von Diplomaten, Hofleuten, Offizieren, und in Folge deſſen auch von Courtiſanen, Spielern und Abenteurern, mehr noch als ſonſt jeder liederlichen Neigung den geräumigſten Schauplatz bot.

Bahrdt benutzte ihn redlich. Mitunter zwar überkamen ihn Angſt und Reue über die verlorene Zeit, beſonders, wie er naiv hinzuſetzt, zu Anfang jedes neuen Halbjahres; er „bat alsdann Gott in ſeinem Morgen- und Abendſegen", daß er ihm Beharrlichkeit verleihen wolle und that die heiligſten Gelübde. Wir kennen dergleichen ſchon aus Schubart's Leben. Auch hier iſt es nur der allergewöhnlichſte Katzenjammer und beweiſt nur, daß auch Bahrdt's Ausſchweifungen nicht einmal das Ueberſprudeln einer genialen, überkräftigen Natur zu Grunde lag, ſondern daß auch er, zu ſchwach nicht bloß zum Guten, ſondern auch zum Böſen, ebenfalls zwiſchen Genuß und Reue, Rauſch und Uebelkeit, in unerträglicher Halbheit hintaumelte.

Fauſt's Höllenzwang.

Unter den zahlreichen Geſchichten dieſer Art, die er, mit bekannter Schamloſigkeit, in ſeiner Lebensgeſchichte zum Beſten giebt, iſt uns jederzeit eine höchſt merkwürdig erſchienen: nämlich die Geſchichte von Fauſt's Höllenzwang.

Daß mit dem craſſeſten Unglauben der craſſeſte Aberglaube Hand in Hand geht, iſt gar keine ſo ſeltene Erſcheinung; Lamettrie, der an keinen Gott glaubt und ſich vor Geſpenſtern fürchtet, Voltaire, der écrasez l'infâme ſchreit und dazu blaß wird, wenn man vom Tode ſpricht, ſtehen in der Geſchichte menſchlicher Thorheit keineswegs allein. Aber daß auch Bahrdt — Bahrdt, der ſich erhaben glaubte über alle menſchlichen Vorurtheile, Bahrdt, der ſich rühmte, den Schleier des Aberglaubens zerriſſen und ſeiner ganzen Nation eine Fackel angeſteckt zu haben

— daß eben dieſer Bahrdt, Bahrdt mit der eiſernen Stirn! Geiſter citirt, Schätze gräbt und auf den Stein der Weiſen laborirt, dies vermuthlich wird der Mehrzahl unſerer Leſer etwas Neues ſein. Der Fauſt'ſche Höllenzwang in den Händen des Freidenkers Bahrdt würde ſchon immer ein pikanter Anblick ſein. Dennoch, ſtände die Geſchichte, die wir hier im Sinne haben, allein, ſo würden wir kein großes Gewicht auf dieſelbe legen; ſie könnte dann ein Studentenſchwank ſein oder zum höchſten eine Nachwirkung Cruſius'ſcher Phantaſtereien. In der That iſt ſie aber nur das Glied einer Kette; wer Bahrdt's Leben weiter verfolgt, wird ſehen, wie er ſein Haus in Halle für Schatzgräber und Beſchwörer öffnet und an den alten wunderlichen Beireis zu Helmſtädt die vertrauliche Bitte richtet, ihm doch das Recept zum Goldelixir mitzutheilen!! Ueberdies iſt die Hiſtorie für Bahrdt's ganze Weiſe ſo charakteriſtiſch und ſtellt uns den ganzen Mann, wie er leibte und lebte, mit ſeinem ganzen Leichtſinn, ſeiner Schwindelei und ſeinem weiten Gewiſſen, ſo vollſtändig dar, daß wir uns ſchon um deshalb nicht verſagen mögen, ſie, wenigſtens auszugsweiſe, hier einzuſchalten, und zwar, da ſonſt ein guter Theil des Charakteriſtiſchen verloren gehen würde, ſo viel möglich mit Bahrdt's eigenen Worten.

„Es war (erzählt er) im Anfang des Siebenjährigen Krieges, ungefähr im zweiten Jahr deſſelben, da meine Phantaſie von einem neuen Gegenſtande erfüllt und beinahe ganz gefeſſelt ward. Ich wohnte mit meinem Bruder wieder in meines Vaters Hauſe, als ein Student mich beſuchte und mir den Antrag that, Fauſt's Höllenzwang zu kaufen oder einen Kaufmann dazu ihm zu verſchaffen. Ich kannte das Buch nicht, ward aber voll heißer Begierde, es zu beſitzen, da mir der Student ſagte, daß es eine vollſtändige Beſchreibung der Geiſterwelt enthalte und Anweiſung gebe, wie man mit den Geiſtern bekannt werden und ſie zwingen könne, Alles zu thun was man verlange."

„Meine Einbildung aſſociirte ſogleich dieſe Beſchreibung mit allen den feierlichen Vorſtellungen von Geiſtern und Dämonen, womit mein akademiſches Orakel, der Philoſoph Cruſius, meinen Kopf bereits angeſchwängert hatte. Ich fühlte ſchon eine Art Seligkeit, wenn ich bedachte, daß ich aus dieſem Buche von den Geiſtern mehr noch erfahren würde, als Cruſius mir hatte ſagen können, welcher meine Wißbegierde nur erhitzt, aber nie befriedigt hatte. Ich empfand einen gewiſſen Stolz bei dem Gedanken, daß ich nun mit den höhern Geiſtern Umgang haben und mir Schätze der Weisheit und des Mammons, ohne allen Aufwand an Geld und Kopfanſtrengung, durch ſie würde verſchaffen können."

„Mit dieſen aus Durſt nach höherer Weisheit und ſelbſt aus einer Art von Andacht und Pietät entſtandenen Betrachtungen verband ſich mein Hang zu großen Projecten und ſeltſamen Ausſichten .... und entzündete in mir den feurigſten Wunſch dieſes Buch in meine Hände zu bekommen."

„Ich hatte ſeit der erſten Nachricht Tag und Nacht keine Ruhe dafür. Immer ſchwebten mir die Geiſter mit allen ihren Herrlichkeiten vor Augen, welche der Menſch durch ſie erlangen ſollte. Und unaufhörlich ſann ich auf Mittel, dieſes Schatzes, es koſte auch was es wolle, mächtig zu werden..... Unfehlbar hatte auch meine Armuth Theil an dieſer Flamme, die mich verzehrte. Denn das Buch ſollte auch die Mittel enthalten, ſich ganze Scheffelſäcke voll Gold und Silber zu erzeugen. Was konnte alſo ein junger Menſch, deſſen Kopf ſo voller Unternehmungen war und der doch nur über wenige Groſchen Wochengeld zu gebieten hatte, ſehnlicher und brennender wünſchen, als eine ſolche Quelle des Ueberfluſſes?!“

Nur daß es nicht ſo leicht war, an dieſe Quelle zu gelangen. Der Student, der den Mittelsmann bei dieſem Handel abgab, ſetzte den Preis auf nicht weniger als 500 Thaler. „Der Beſitzer ſelbſt wurde verſchwiegen. Es iſt, hieß es, ein Fremder, der das Buch in Dresden aus der gräflich Brühl'ſchen Bibliothek entwendet hat.“ Der Graf ſelbſt ſollte es vor einigen Jahren aus Venedig erhalten und mit 1000 Thalern bezahlt haben.

Dieſer Schatz überſtieg denn freilich Bahrdt's ökonomiſche Kräfte bei Weitem, aber nicht ſeine (wie er es ſehr höflich nennt) Erfindungskraft. „Ich ging mit meinem Bruder und einem gewiſſen armen Studenten, Namens Funk, zu Rathe, ob dies Buch wohl in der Geſchwindigkeit abzuſchreiben ſei. Funk, der als ein äußerſt armer Menſch Alles in der Welt wagte, wenn er nur die mindeſte Ausſicht bekam, aus ſeiner traurigen Lage in eine erträglichere verſetzt zu werden, war bereit, einige Nächte Schlaf zu opfern. Mein Bruder ſtimmte ein. Und nun war das Project fertig.“

Und das beſtand denn in Folgendem. Bahrdt gab vor, einen Käufer gefunden zu haben, „einen preußiſchen vornehmen Offizier“, der baare 800 Thaler zahlen wolle, alſo eine erkleckliche Summe mehr als der Unterhändler verlangte. Aber ein ſo freigebiger Käufer habe auch das Recht, ein ſehr vorſichtiger zu ſein; er verlange daher, das Buch vorher einige Augenblicke in Händen zu haben, um von der Echtheit deſſelben ſich zu überzeugen. Und zwar, da er „durchaus entſchloſſen ſei, ſeine Perſon bei einem ſo verdächtigen Handel nicht kenntlich werden zu laſſen, ſo habe er es Bahrdt zur Bedingung gemacht, ihn in einem Nebenzimmer zu verbergen, ihm das Buch zu zeigen und, wenn er es für echt erkenne, das Geld ſogleich in Empfang zu nehmen, ihn ſelbſt aber ungeſehen durch eine Hinterthür zu entlaſſen." Man ſieht, die Sache war auf eine ganz gemeine Escroquerie angelegt, dergleichen Bahrdt, Dank ſeiner fruchtbaren „Erfindungskraft", bis an ſein Lebensende verſchiedene ausgeübt hat.

Der Unterhändler, durch den verheißenen Gewinn geblendet, geht in die Falle. „Am Abend des geſetzten Tages, in der Dämmerung, erſchien er zitternd, mit ſeinem Fauſt unter dem Arme, den er in zehnfaches Papier und dreifache Tücher eingeſchlagen hatte, damit der Geiſterduft nicht herausgehen und ein Unheil in einer Prieſterwohnung anrichten möchte. . . . Der Angſtſchweiß ſtand auf ſeinem Geſichte, da er mir die Kapſel übergab, und zitternd und bebend ſah er mich mit dem Schatze in das Nebenzimmer gehen, wo der Offizier, ſeiner Meinung nach, mit dem Geldſacke ſchon angekommen war." Bahrdt aber, ſowie er das Buch in den Händen hatte, „floh wie ein Pfeil" in den geheimen Schlupfwinkel, wo die Verſchworenen, auf drei Tage mit Lebensmitteln verſehen, ihn bereits erwarteten und wo ſie nun „mit unglaublicher Hitze den ganzen Höllenzwang abſchrieben. Wir ſchnitten die Hefte auseinander und theilten ſie unter uns. Und ich übernahm das wichtige Geſchäft, die Teufel nebſt allen Kreiſen, Sigillis, Pentaculis Salamonis und wie all die Dinge heißen, am Fenſter abzuzeichnen und dann mit rother oder ſchwarzer Tinte, der Farbe des Originals gemäß, anzufüllen."

Der arme Mittelsmann inzwiſchen wartet vor der verſchloſſenen Thür, horcht, lauſcht, pocht in Todesangſt; endlich, da Stunden vergangen ſind, mitten in der Nacht, macht er Lärm. Bahrdt's Vater erwacht, das Geſinde fährt auf — der verzweifelnde Unterhändler bekennt den ganzen Zuſammenhang der Geſchichte — man ſprengt die Thür .... aber ſiehe da, das Zimmer iſt leer und erſt nach drei Tagen der tödtlichſten Angſt, nicht bloß für den unglücklichen Unterhändler, ſondern ganz beſonders auch für die Aeltern, die ſich dies plötzliche Verſchwinden ihrer Söhne nicht erklären können, ſtellen die Flüchtlinge ſich wieder ein und liefern, unter guter oder ſchlimmer Ausrede, den Schatz in die Hände des Vermittlers zurück.

„Mit wahrem Heißhunger (fährt Bahrdt fort) fiel ich nun über das ſauer erworbene Kleinod her und ſtudirte es Tag und Nacht mit ſolcher Emſigkeit, daß ich es ſchier auswendig lernte.“

Allein der hinkende Bote, wie man zu ſagen pflegt, kam nach. Weisheit und vor Allem Schätze zu erringen, und zwar ohne Arbeit und Mühe zu erringen, war das Ziel dieſer ganzen abenteuerlichen Speculation geweſen: und nun ſiehe da ergab ſich, daß auch der Teufel nicht einmal ohne Anſtrengung und Mühe, ohne Fleiß und Gelehrſamkeit zu bannen war! Auch um ſich die Geiſter dienſtbar zu machen, bedurfte es, ſelbſt mit dem Höllenzwang in Händen, noch einer Menge von Veranſtaltungen, Zurüſtungen und Kenntniſſen, aſtronomiſchen, techniſchen und anderen, daß dem armen Bahrdt, deſſen Sache Anſtrengung und Arbeit nun einmal nicht ſein ſollte, der Muth völlig entſank.

Er ließ alſo „vor der Hand den ganzen erſten Theil des Höllenzwanges liegen, welcher Magia innaturalis überſchrieben war, und las den zweiten, die Magia naturalis, durch, wo ich weit kürzere Vorſchriften und weit weniger Erforderniſſe fand." Beſonders reizte ihn ein Stück, wie man im Spiele gewinnen könne. „Ei, das iſt ja ebenſo gut, dachte ich, als der Schatzgeiſt. Du darfſt ja nur einige Meſſen hintereinander Gabrielen oder Polenzen die Bank ſprengen, ſo haſt du auch, was du brauchſt, um im Beſitz eines Ritterguts dich wohlzubefinden. Ich that alſo gleich, was vorgeſchrieben war .... zog meine beſten Kleider an, wanderte in eine Geſellſchaft, wo geſpielt wurde, ließ mich in hohes Spiel ein und — verlor alles Geld, das ich hatte, und blieb noch einige Thaler ſchuldig."

Begreiflicherweiſe ging es mit allen übrigen Experimenten nicht beſſer; eins davon, ſich unſichtbar zu machen, verunglückte, trotz aller Genauigkeit, ſo handgreiflich, daß Fauſt's Höllenzwang ein für alle mal in die Ecke wanderte. Nur dem „armen Funk", der zu allen dieſen Thorheiten ſo geduldig mitgeholfen hatte, wurde, echt Bahrdtiſch! zum Dank dafür, durch eine angebliche Geiſterbeſchwörung noch „eine Komödie geſpielt, welche ihn hätte das Leben koſten können" (203).

Habilitation in Leipzig.

Unter dieſen und ähnlichen, zum Theil noch viel unwürdigeren Streichen war das übliche akademiſche Triennium denn glücklich verlaufen und es wurde Zeit, mit Ernſt an die künftige Lebensbahn zu denken. Gelernt hatte Bahrdt, nach ſeinem Eingeſtändniß, blutwenig, und auch dies Wenige war Stückwerk und ohne irgend einen geiſtigen, geſchweige denn ſittlichen Zuſammenhang. Nur ſeine formalen Talente, wie ſchon in Schulpforta, hatten ſich auch auf der Univerſität fortentwickelt. Er war ein gewandter Deklamator, wortreich, ſchlagfertig, durch nichts aus dem Concept zu bringen; ſeine erſte

Predigt hatte er ſchon mit ſiebzehn Jahren gehalten (I. 203—17) und ſchon bei dieſer Gelegenheit eine ſeltene Rednergabe, aber auch leider ebenſo viel Frivolität und Eitelkeit an den Tag gelegt. Außerdem glänzte er als unermüdlicher „Disputirgeiſt“ (231 fg.); er ſprach und ſchrieb ein ziemlich fließendes Latein und wußte in den gelehrten Scheingefechten, die damals noch eine unendlich wichtigere Rolle im akademiſchen Leben ſpielten als jetzt, durch „Witz, Sophiſterei und eine ganz außerordentliche Dreiſtigkeit, die ich faſt Frechheit nennen möchte“ (227), ſich den Ruf eines höchſt gefürchteten Gegners zu verſchaffen.

Trotz dieſer völlig oberflächlichen und nichtigen Bildung hielt Bahrdt ſich gleichwohl für vollkommen berechtigt, ſelbſt als Docent aufzutreten; mit dem Lernen war es nicht gegangen — ganz wohl, ſo wird er vielleicht als Lehrer mehr Glück haben.

Nachdem er alſo im Jahr 1761 feierlichſt zum Magiſter promovirt war, fing er ſofort auch an, Vorleſungen zu halten, zunächſt als Repetent ſeines Vaters. Er las Dogmatik, „weil ihm dieſe am leichteſten wurde und weil er auch noch gar nicht im Stande geweſen wäre, etwas Anderes zu leſen“ (248) — ein etwas eigenthümlicher Standpunkt, wie uns bedünken will, für einen angehenden Dogmatiker. Sein Vater (250), neben deſſen Studirzimmer er las, ſtand hinter der Thür, um ihm zuzuhören, mit einer Schreibtafel in der Hand, in welcher er die Schnitzer des jungen Docenten notirte, um ihn nach der Stunde zu belehren. Bahrdt verſichert ſelbſt, ſeine Ignoranz ſei „fürchterlich“ geweſen und der gute Vater hätte oft mehre Seiten voll zu notiren gehabt.

Gleichwohl iſt das docendo discimus ein altes Sprichwort, deſſen Wahrheit ſelbſt von mittelmäßigen

Köpfen noch täglich beſtätigt wird; wie hätte es einem von Hauſe aus ſo behenden Kopf, von ſo glücklichen Anlagen, wie Bahrdt, damit fehlſchlagen ſollen? Jedenfalls kam er jetzt gründlich dahinter, was Alles ihm noch mangelte, um in der gelehrten Welt dereinſt jene glänzende Rolle zu ſpielen, nach der ſein Ehrgeiz ſich ſehnte und die ſeine Eitelkeit gern ſchon jetzt vorweg genommen hätte. Zunächſt eignete er ſich durch dieſes vom Ehrgeiz erzwungene Studium, „mit den täglichen Nachbeſſerungen ſeines Vaters“, deſſen theologiſches Syſtem an —: wobei ihm das, ſei es nun wahre, ſei es erdichtete, immerhin in beiden Fällen gleich intereſſante und für einen Reformator der Kirche, wie Bahrdt ſein wollte, höchſt angemeſſene Geſtändniß entſchlüpft, „daß er auch betheuern könne, in ſeinem Leben weiter kein theologiſches Syſtem, weder groß noch klein, geleſen noch viel weniger ſtudirt zu haben“ — als nämlich damals im erſten Anfang ſeiner akademiſchen Laufbahn, als zwanzigjähriger Docent!!

Außerdem drängte ſich ihm jetzt auch die Unentbehrlichkeit jener poſitiven, hiſtoriſchen Kenntniſſe auf, die er, geſtützt auf Cruſius' Autorität, bis dahin nur allzugern bei Seite gelaſſen hatte. Er näherte ſich jetzt Erneſti ebenſo ſehr, wie er ihn früher vermieden. Auch lernte er, gleichzeitig mit ſeinem Vater, bei Reiske Syriſch und Arabiſch. Der alte Bahrdt nämlich hatte, wie es ſcheint, mit Gewalt ſeinen Kopf darauf geſetzt, vor ſeinem Tode noch ein gelehrtes Werk zu liefern. Er hatte dazu, in Erinnerung vermuthlich an ſeine eigene Kreuzträgerſchaft, das Buch Hiob gewählt, und zwar mit der etwas wunderlichen Abſicht, daſſelbe hauptſächlich aus dem Arabiſchen zu erklären. Das Buch erſchien auch wirklich, nach ſiebenjähriger Arbeit; aber wenn es nur halb ſo mißrathen war, als der Sohn es ſchildert (289 fg.), ſo hatte der Alte, trotz aller Anſtrengung, ſeinen Zweck doch gründlichſt verfehlt. Und nach der Kritik des berühmten Teller in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek, I, 2, 178—92, hat es dieſen Anſchein allerdings.

Um dieſelbe Zeit beſtand Bahrdt auch ſeine theologiſchen Prüfungen vor dem Oberconſiſtorium in Dresden. Nicht eben glänzend: aber Bahrdt verſtand es ſchon damals, wie ſeine Schilderung der Examinatoren beweiſt, die Schwäche der Menſchen zu benutzen — und nebenher drückte man gegen den Sohn des leipziger Superintendenten ja auch wohl ein Auge zu.

So erhielt er denn bereits im Jahre 1762 ſeine erſte Anſtellung als Katechet an der Peterskirche zu Leipzig. Gehalt und Sporteln waren zwar armſelig genug; nichtsdeſtoweniger „war dieſe Stelle der ſüßeſte Gedanke und der heißeſte Wunſch ſo manches jungen Mannes, weil er in derſelben ſich geehrt, in allen Familien zutrittsfähig und bei jeder Schönen der Aufmerkſamkeit würdig ſah" (315). Als Prediger verſichert er ſich gleich anfangs großen Beifall erworben zu haben („meine Kirche war gewöhnlich ſo voll wie die Frühpredigten meines Vaters" a. a. O. 316); und da von allen Bahrdt'ſchen Talenten das Talent der Beredſamkeit das größte, oder wo dies zu viel geſagt wäre, das mindeſt problematiſche und dasjenige iſt, durch das er ſelbſt in ſeinen letzten Jahren ſogar noch ſeine Gegner zu einer gewiſſen Anerkennung nöthigte, ſo dürfen wir dieſer Verſicherung ſchon Glauben ſchenken.

Erſtes Auftreten als Schriftſteller; der Chriſt in der Einſamkeit.

Ebenſo frühzeitig wie als Docent und Kanzelredner trat Bahrdt auch als Schriftſteller auf: aber auch eben ſo unvorbereitet.

Schon als Student (1758) hatte er ein paar Bogen: „De usu linguae arabicae“, drucken laſſen. Er hatte darin auf eine (wir wiederholen Bahrdt's eigenen Ausdruck: I, 317 fg.) „höchſt armſelige Weiſe“ auf den Nutzen hingewieſen, welchen die arabiſche Sprache für Erläuterung der hebräiſchen gewähre, eine Reminiſcenz, wie man ſieht, von dem „Hiob“ ſeines Vaters, und dabei den berühmten Michaelis in Göttingen, die erſte Autorität damals im Gebiet der orientaliſchen Wiſſenſchaften, im Vorübergehen, er, ein bartloſer Schüler! angezapft.

Die Folge war geweſen, daß Michaelis „ſich über den leipziger Knaben hermachte und ihn in einer Recenſion ſo blutrünſtig ſchlug, daß alle Welt das Maul aufſperrte, den Knaben für einen Dummkopf hielt und nichts mehr von ihm leſen wollte.“

Größern, aber nicht viel ſchmeichelhaftern Erfolg hatte er mit einem andern, umfangreicheren Werke, mit dem er im Jahr 1763 auftrat. Martin Crugott, geſtorben 1790 als fürſtlicher Hofprediger zu Carolath, hatte 1761 unter dem Titel: „Der Chriſt in der Einſamkeit“, ein Erbauungsbuch herausgegeben, das ſich durch die Milde ſeiner Grundſätze, ſowie durch ſeine, für jene Zeit wenigſtens, geſchmackvolle Form vielen Beifall und eine große Ausbreitung erwarb, beſonders unter den höhern Ständen: wie ihm denn namentlich die Ehre widerfuhr von der Gemahlin Friedrich's des Großen ins Franzöſiſche übertragen zu werden (Berlin 1776; vgl. Meuſel a. a. O. II, 243).

Mit einem Worte: Crugott's „Chriſt in der Einſamkeit“ war das religiöſe Modebuch jener Zeit; was damals von Andachtbüchern erſchien, war im Crugott'ſchen Stil gehalten und führte den „Chriſten" oder die „Einſamkeit" oder am beſten alle beide im Titel; vgl. Pott, I, 97.

Auf dieſe Verbreitung des Crugott'ſchen Buchs gründete unſer angehender Autor ſeine Speculation. Sein theologiſcher Standpunkt war damals, wie wir ihn oben geſchildert haben und wie er nach der Schule, welche er durchgemacht, nothwendig ſein mußte: ſklaviſcher Anhänger Cruſius', Verächter der Erneſti'ſchen „Schulweisheit", das Gedächtniß voll gepfropft mit den ſeichten Paragraphen der väterlichen Dogmatik, war er, wie gebrechlich übrigens, zum mindeſten in einem Punkte feſt: in ſeiner Orthodoxie.

Zwar wenn wir ſeiner Autobiographie Glauben ſchenken, ſo hätte er ſchon damals Anwandlungen von „Durchbruch des Lichts" gehabt (I, 256 fg.); er theilt lange Unterredungen mit, die er angeblich ſchon zu jener Zeit theils mit ſeinem Vater, theils mit einem Schulfreunde aus Pforta, Pallmann, geführt haben will und in denen er anfängt, allerhand Zweifel an der unbedingten Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift, der Göttlichkeit Chriſti, der Dreieinigkeit u. ſ. w. zu äußern. Allein die pſychologiſche Unwahrheit dieſer Geſpräche iſt handgreiflich; ſie ſind zweifelsohne erſt nachträglich erfunden und verdienen keine größere Beachtung, als ein ähnliches Hiſtörchen, das er ſogar ſchon aus ſeinen Knabenjahren erzählt (bei Pott, 44 fg.; vgl. Bahrdt's eigene Lebensgeſchichte, I, 263 fg.).

Und vor Allem beweiſen es die Thatſachen, namentlich auch in dieſem Falle.

Bahrdt nämlich, ſpeculirend auf die Verbreitung des Crugott'ſchen Buches, beſchloß daſſelbe ins Orthodoxe —

oder genauer zu ſagen, da das Buch eigentlich ſchon ſelbſt vollkommen rechtgläubig war, in den ſpecifiſchen Jargon der Cruſius'ſchen Frömmigkeit zu übertragen. Er ſchaltete (384 fg.) „faſt in alle Perioden einige Worte, oft aber auch zwiſchen die Perioden ganze halbe Seiten ein, welche die Schrift des Herrn Crugott chriſtlich machen ſollten." Außerdem fügte er Predigten, Gebete, Pſalmen u. ſ. w. aus eigener Fabrik hinzu, meiſt ſehr ſchwülſtig geſchrieben, in jenem halb rhetoriſchen, halb ſentimentalen Stile, der damals als eine Frucht der Young'ſchen Nachtgedanken ſich in Deutſchland zu verbreiten anfing. Pott (I, 100) macht darunter beſonders eine „poetiſche Schilderung der Hölle" namhaft, in welcher „Pech, Schwefel und glühende Schlacken nicht geſpart ſind; am ſchlimmſten kommen die Freigeiſter weg, beſonders Voltaire, den er zu einem der ſtärkſten Hoflieferanten des Satans macht." Das Ganze wurde durch eine Vorrede eingeleitet, in welcher unter Anderm die Vernunft „nur ein ſchwaches Werkzeug für die Religion" genannt, das urſprünglich Crugott'ſche Buch aber als ein höchſt gefährliches Werk bezeichnet ward, „weil es die Liebe zu einer bloß natürlichen Tugend erreget, welche doch nur ein geſchmücktes Laſter iſt, dem die Quelle der wahren Tugend, der Glaube an den Weltheiland, fehlet."

Auf dieſe Weiſe von ſieben Bogen auf zwei ſtarke Bände angeſchwellt, erſchien das Buch 1763 unter dem Titel: „Der Chriſt in der Einſamkeit; verbeſſert und mit neuen Abhandlungen vermehrt von K. F. Bahrdt." Theils die fanatiſche Strenggläubigkeit, die ſich in den Zuſätzen und Einſchaltungen ausſprach, theils und ganz beſonders die Unverſchämtheit, mit der hier die geiſtige Arbeit eines Andern nicht nur benutzt, ſondern geradezu auf den Kopf geſtellt war, erregte den Unwillen aller

Verſtändigen und rechtlich Denkenden. Von den entgegengeſetzten Parteien erfuhr der vorwitzige Autor die härteſten Züchtigungen; Lavater richtete einen derben Brief an ihn und die angeſehenſten Journale jener Zeit, die Allgemeine Deutſche Bibliothek, die bald darauf ihre weitſchichtigen Repertorien eröffnete, an der Spitze, deckten ſchonungslos das Unziemliche und Unehrliche ſeines Verfahrens auf.

Doch fehlte dieſen Wunden auch der Balſam nicht. Gerade wegen dieſer frömmleriſchen Verkleidung fand das Buch ſo viel Beifall beim Publicum, daß es mehrfach aufgelegt, auch ins Holländiſche übertragen ward — und was hatte der Autor denn weiter gewollt?!

Literariſche Intriguen und Scandale.

Zwei alſo von den Hauptfactoren ſeiner ganzen ſpäteren literariſchen Thätigkeit ſind ſogleich im Beginn derſelben ſichtbar: bei geringſter Kenntniß größte Anmaßung und eine literariſche Induſtrie, die um ihre Mittel und Wege nicht eben in Verlegenheit iſt. Nicht lange und auch der dritte zeigt ſich: Scandalſucht und Intrigue.

Der verbeſſerte „Chriſt in der Einſamkeit" hatte, wie eben erzählt, ein ziemlich großes, wenn auch nichts weniger als rühmliches Aufſehen erregt und verſchiedene Gegenſchriften veranlaßt. Dieſen Umſtand benutzte Bahrdt, unter der Maske eines gegen ihn ſelbſt gerichteten Angriffs nicht nur die Tadler ſeines Buches zu perſifliren, ſondern dabei auch gleich einigen Privatfeindſchaften, die ihm auf dem Herzen lagen, geſchickter Weiſe Luft zu machen. Hauptgegenſtände dieſer Feindſchaft waren Gottſched und der damalige Profeſſor der Dichtkunſt, Karl Andreas Bel; dieſer Letztere allerdings ein armſeliger Schächer, von dem in literariſcher Hinſicht nichts bekannt iſt.

als daß die faſt hundertjährigen Acta Eruditorum unter ſeiner Redaction glücklich zu Grabe gingen (ſ. des Verf. Geſch. des deutſchen Journalismus, I. 285), während über ſeine ſittlichen Eigenſchaften alle Nachrichten übereinſtimmend den Stab brechen.

Gottſched und beſonders Bel lebten in alter Feindſchaft mit Bahrdt's Vater; auch dem Sohn mochten ſie wohl Einiges in den Weg gelegt haben. Zur Strafe dafür nun richtete Bahrdt (angeblich mit Beihilfe Friedrich Teller's, deſſelben, der ſich ſpäterhin als Prediger zu Zeitz einen traurigen Ruf verſchaffte durch die ungeberdige Wuth, mit der er alle Aufklärer verfolgte, und darunter nicht bloß Bahrdt, ſondern ſelbſt ſeinen eigenen Bruder, den berühmten und um die deutſche Kanzelberedtſamkeit hochverdienten Abraham Teller in Berlin: Bahrdt's Lebensgeſchichte, I. 318 fg.) zwei Briefe an ſich ſelbſt, in denen er namentlich Gottſched und Bel auf die unverſchämteſte Weiſe angriff, mit kleinen, ſchmutzigen Perſönlichkeiten, in jenem plumpen, bäuriſchen Stile, den er in der Folge, im „Ketzeralmanach“ und ſonſt, ſo fleißig und allerdings bis zu einer gewiſſen Meiſterſchaft cultivirte.

Bahrdt hatte die Sache nach ſeiner Art ſehr ſchlau gemacht; er hatte das Schriftchen außerhalb Leipzigs in einem kleinen Landſtädtchen drucken laſſen. Aber Herr Bel, als „Mitglied der Büchercommiſſion“ in derlei Unterſuchungen erfahren und diesmal recht eigentlich pro domo ſtreitend, brachte mit leichter Mühe erſt den Papiermüller, dann den Drucker, dann den Unterhändler — und bald genug auch den Autor ſelbſt heraus. Die Sache nahm eine gefährliche Wendung; Abſetzung und Gefängniß, dieſe bittern Früchte, die Bahrdt im Verfolg ſeiner Schrifſtellerlaufbahn noch öfters koſten ſollte, drohten ihn gleich zu Anfang derſelben zu empfangen.

Inzwiſchen gelang es ihm, auch hierin die miſerabelſten Scenen ſeines ſpäteren Lebens vorausſpielend, durch demüthige Bitten und Zugeſtändniſſe die ſchwerbeleidigten Gegner zu beſänftigen: ſo daß er für diesmal noch, wenn auch nicht mit Ehren, doch wenigſtens mit heiler Haut entwiſchte.

Die Kataſtrophe.

Aber auf wie lange? Dem einen Unwetter war er glücklich entronnen: ſchon jedoch, aus dem faulen Grund ſeiner eigenen ſittlichen Verdorbenheit, zog ſich ein anderes, gefährlicheres über ſeinem Haupte zuſammen.

Der Vorfall mit Gottſched und Bel war in Vergeſſenheit gerathen und der Zukunft des jungen Gelehrten, geebnet und erleichtert durch die Fürſprache ſeines Vaters und anderer einflußreicher Gönner, lächelten, allem Anſcheine nach, die günſtigſten Sterne. Der Beifall, welchen ſeine Predigten fanden, nahm von Woche zu Woche zu; ſchon wurde er von Vielen ſeinem Vater nicht nur an die Seite geſetzt, ſondern ſelbſt über ihn: ſo daß das leipziger Publicum es völlig in der Ordnung fand, als er 1766 zum Adjunct ſeines Vaters befördert ward.

Im folgenden Jahre erhielt er auch eine außerordentliche Profeſſur der bibliſchen Philoſophie. Um dieſer Profeſſur willen, bei der es hauptſächlich auf Erneſti's Empfehlung ankam, hatte Bahrdt von der bisherigen Strenge ſeines Cruſius'ſchen Standpunktes etwas nachgelaſſen und ſich mehr zu Erneſti, in ſeinen Studien ſowohl als perſönlich, hingeneigt. Bei der Schnelligkeit ſeiner Faſſungskraft hatte er ſich wirklich in kurzer Zeit eine Menge gelehrter Kenntniſſe erworben — oder wenigſtens den Gebrauch und Schein derſelben; ſein „Compendium der hebräiſchen Grammatik“, ſein „Commentar zum Malachias“ (dem jedoch der Recenſent in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek, XI. St. 1, 142 fg., in einer ſehr ausführlichen Beurtheilung „grammatikaliſche Fehler, etymologiſche Pedantereien und einen äußerſt ſchlechten exegetiſchen Geſchmack“ nachweiſt) und Anderes, was er in den Jahren 1764—1767 edirte, beweiſt, wie raſch auch in dieſer Hinſicht ſeine literariſche Verdauung war und wie geſchickt er das eben Erlernte nicht bloß in Vorleſungen, ſondern auch in Bücher umzuſetzen verſtand.

Selbſt nach auswärts hin hatte er ſich bereits eine Art von Bekanntſchaft des Namens erworben; eine „Sammlung von Kanzelreden über wichtige und den Namen des Gekreuzigten verherrlichende Wahrheiten der Religion“, die er 1764 zu Leipzig erſcheinen ließ und in denen er denſelben ſchwülſtig frömmelnden Ton fortſetzte, den er im „Chriſten in der Einſamkeit“ angeſchlagen, hatte ihm, in Verbindung mit dieſem letzteren Werke, die Ehre verſchafft, von dem berühmten Hauptpaſtor Götz, Leſſing'ſchen Andenkens, zu einer Pfarrſtelle in Hamburg in Vorſchlag gebracht zu werden. Bei der Blüthe jedoch, in der eben damals ſeine leipziger Hoffnungen ſtanden, hatte Bahrdt die Bewerbung abgelehnt.

Und doch hatte er ſelbſt ſchon ſeit Langem daran gearbeitet, dieſe Hoffnungen zu Schanden zu machen. Es iſt ſchon oben wiederholentlich die Rede geweſen von dem ausſchweifenden Lebenswandel, welchen Bahrdt von Jugend auf geführt. Auch Profeſſorenmantel und Predigerkrauſe hatten darin nichts geändert; höchſtens daß er ein wenig vorſichtiger geworden war und ſeinen ſchlechten Leidenſchaften mehr nur in der Stille nachhing.

Allein der Krug brach: und ein widerlich ſcandalöſer Vorfall brachte das garſtige Geheimniß auf einmal zu Tage.

Ueber die Einzelheiten dieſer Kataſtrophe exiſtiren wiederum verſchiedene Verſionen. Welche die richtigere, wird uns Niemand zu unterſuchen zumuthen. Auch kommen ſie ſämmtlich ziemlich auf Eins hinaus: um Bordelle, Kupplerinnen, leichtſinnig ausgeſtellte und dann hinterdrein gewaltſam zurückgenommene Wechſel drehen ſie ſich alle, und ſelbſt Bahrdt's eigene Erzählung, ſo abenteuerlich ſie aufgeſtutzt iſt und ſo viel Mühe er ſich darin giebt, ſich auch in dieſem Falle nur als ein unſchuldiges Opfer der Kabale darzuſtellen (I, 370—86; vgl. Pott, 129—44.), vermag ebenfalls nicht, um dieſe widerwärtigen Punkte hinwegzukommen.

Das Aergerniß war allgemein; bei nicht Wenigen mochte noch die Schadenfreude dazukommen, in dieſen Scandal gerade einen Mann verwickelt zu ſehen, der ſich mit ſo vielem Nachdruck zum Vorkämpfer des reinen Glaubens aufgeworfen und ſich, in Schriften und Predigten, ſo große Dinge gewußt hatte mit chriſtlicher Tugend und Frömmigkeit.

Die Sache zu verheimlichen oder in Güte beizulegen, war unter dieſen Umſtänden unmöglich. Schon hatte die Induſtrie ſich des Vorfalls bemächtigt: „es erſchienen Zeichnungen, Kupferſtiche, ja ſogar Medaillen, auf welchen Bahrdt bei ſeinem Mädchen erſchien.... Dieſer Einfall ward dann auf mancherlei Art eingekleidet und angewandt, ja er erſchien ſogar auf Doſen gemalt."

So Pott, a. a. O. 143. Wenn derſelbe jedoch gleich darauf den Berliner Nicolai zum Urheber dieſer Caricaturen macht und daher den „eingewurzelten Haß" datirt, der zwiſchen Nicolai und Bahrdt beſtanden habe, ſo iſt er dabei offenbar einem völlig irrthümlichen Gerüchte gefolgt. Von eingewurzeltem Haß gegen Bahrdt haben wir bei Nicolai überhaupt nichts verſpüren können. Im Gegentheil, die beiden Briefe Nicolai's an Bahrdt, welche uns in der Pott'ſchen Briefſammlung aufbewahrt ſind (II, 56, 126.), geben ein neues Zeugniß für die große Güte des Herzens und die praktiſche Humanität des vielverkannten Mannes, der nicht bloß auf äſthetiſchem Gebiet, ſondern auch im Punkt der Moral und der ſittlichen Tüchtigkeit von pedantiſcher, echt bürgerlicher Strenge war. Daß ein ſolcher Mann keine Neigung verſpüren konnte, ſich mit einem Libertin, wie Bahrdt, in nähere Verbindung zu ſetzen, dies freilich ſcheint uns ganz natürlich und wird man dieſe Erſcheinung ſich auch faſt überall wiederholen ſehen, wo Bahrdt mit einem honetten Menſchen in Berührung kommt. Aber ganz abgeſehen davon, hat Bahrdt Nicolai'n in ſpäterer Zeit, während ſeines gießener Aufenthaltes, buchhändleriſch großen Schaden gethan: ſo daß, wenn in der Folge eine Feindſchaft vorhanden war, dieſelbe ihre ſehr natürlichen praktiſchen Gründe hatte und keineswegs erſt aus dieſer Klatſchgeſchichte erklärt zu werden braucht. Endlich aber iſt auch das unrichtig, daß die Polemik der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek gegen Bahrdt (denn das iſt doch eigentlich der Punkt, den Pott im Sinne hatte) erſt von dieſer „Veranlaſſung“ herſtamme: dieſe Polemik iſt, wie unſere obigen Auszüge beweiſen, ſchon älter, ſie findet ſich gleich im erſten Bande der Bibliothek und erklärt ſich hinlänglich theils aus der damaligen Richtung, theils aus der Oberflächlichkeit der Bahrdt'ſchen Schriften überhaupt.

Hier alſo ließ ſich nichts mehr verdecken noch beſchwichtigen; die „ſchöne Ceder war gefällt, nicht vom mächtigen Arm eines Edlen, ſondern von einer Kupplerin und einem Trunkenbold" (Bahrdt, a. a. O. 380.). Mit andern Worten: Bahrdt mußte ſeine ſämmtlichen Aemter und Würden freiwillig niederlegen. Erſt um dieſen Preis erfolgte vom Hofe zu Dresden die gütliche Niederſchlagung der bereits eingeleiteten gerichtlichen Unterſuchung: Bahrdt's Stern in Leipzig war erloſchen für immer.

Das achtzehnte Jahrhundert und die Sinnlichkeit.

Und hier ſei es nun verſtattet, einige allgemeine Betrachtungen über die damalige Epoche unſerer geiſtigen Entwicklung einzuſchalten. Ständen Bahrdt's Liederlichkeiten allein, wäre namentlich dieſe leipziger Kataſtrophe nichts weiter, als der erſte brutale Ausbruch einer wenn noch ſo tiefen, doch immer nur perſönlichen Verdorbenheit, ſo wäre es allerdings das Ueberflüſſigſte von der Welt, wollten wir uns auch nur mit einer Silbe noch dabei aufhalten.

Aber die Sache hat noch ausgedehntere und tiefer gehende Beziehungen; ſie iſt, wie verwerflich, wie nichtig an ſich, doch auch nur ein Zeichen der Zeit und kann nur im Zuſammenhang mit dieſer richtig verſtanden werden.

Durch das geſammte achtzehnte Jahrhundert nämlich, deſſen Aufgabe (wie wir früher geſehen haben) überhaupt darin beſtand und das eben deshalb das Jahrhundert der Aufklärung heißt, weil es aus der Gebundenheit und Verknöcherung der unmittelbar vorhergehenden, rein formalen, conventionellen Epoche den unmittelbaren, natürlichen Menſchen gleichſam auszulöſen und wiederzugewinnen, ihn, aus der Maſſe vererbter Vorurtheile heraus, über ſich ſelbſt und ſeine unendliche Berechtigung aufzuklären, mit Einem Worte, noch einmal, wie im Alterhum, den Menſchen, jetzt aber den denkenden, den bewußten Menſchen zum Maßſtab aller Dinge zu machen ſtrebte. . . . .

Durch dies ganze Jahrhundert, ſagen wir, geht, als ein weſentlicher Theil dieſer Aufgabe, namentlich auch das Beſtreben, die leibliche, ſinnliche Seite des Menſchen aus der theologiſchen Abſtraction, welcher die deutſche Welt nach der Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts verfallen war, wiederherzuſtellen und ſie mit der überſinnlichen, geiſtigen Seite, das heißt alſo mit den Forderungen des Geſetzes und der Sittlichkeit, auszuſöhnen.

Dieſe Verſöhnung konnte nur durch Vermittlung der Kunſt vor ſich gehen. Die Kunſt iſt eben die Sphäre, in welcher Sinnliches und Geiſtiges, Irdiſches und Himmliſches zuſammenfallen, ſich durchdringen und vermählen.

Die Sittlichkeit der Kunſt nun aber ferner iſt die Schönheit; die Sinnlichkeit daher zur Schönheit, den unmittelbaren, natürlichen Menſchen zum idealen, künſtleriſchen zu erheben, wird das vornehmſte Ziel des achtzehnten Jahrhunderts.

Der nächſte Spiegel einer jeden geiſtigen Bewegung iſt allemal die Literatur; auch dieſe allmählige (wenn dieſer moderne Ausdruck hier geſtattet wäre) Wiederherſtellung des Fleiſches hat ihre Spuren, in deutlicher und ununterbrochener Reihenfolge, in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts niedergelegt.

Schon die ſogenannte zweite ſchleſiſche Schule (aus der letzten Hälfte des ſiebzehnten) gehört hierher: Hoffmannswaldau und ſeine Nachahmer. Es iſt wahr, ſinnliches Leben und Fülle der Leidenſchaft ſucht man auch bei ihnen, nüchternen, pedantiſchen Männern, voll gravitätiſcher Ehrbarkeit, noch vergebens. Aber zum wenigſten die Sprache der Sinnlichkeit haben, wenigſtens die Farbe der Leidenſchaft wiſſen ſie zu erheucheln.

Was ihnen abgeht, dieſen Funken innern Lebens und wahrer, brennender Leidenſchaft, das, in ungebändigter Fülle, fanden wir in Günther. Aber die Propheten ſind allezeit geſteinigt worden; auch den Propheten, welche die Geſchichte ſelbſt ihren eigenen Entwickelungen voranſchickt, pflegt es nicht beſſer zu ergehen. Die Fackel der Leidenſchaft, die in Günther glüht, verzehrt zunächſt ihn ſelbſt: der erſte Dichter unſerer modernen Poeſie, in welchem Poeſie und Leben wirklich wieder in Eins fallen, der Erſte, der ſich loszureißen wagt von der Convenienz der Sitten wie der Kunſt, büßt er dieſen Ruhm, der Erſte zu ſein, mit ſeinem eigenen Untergang.

An Günther reihen ſich Hagedorn und die ſogenannten Anakreontiker, Gleim, Uz, Georg Jacobi u. ſ. w. In kleinen, melodiſchen Liedern, die ſich gleichſam unwillkürlich ins Ohr einſchmeicheln, ſingen ſie heitern Lebensgenuß bei Roſen, Wein und Liebe; die beſonnene, maßvolle Haltung ihres perſönlichen Lebens muß auch hier wieder die Freiheit entſchuldigen, welche der Poet ſich nimmt.

Dieſe Arbeit der Anakreontiker wird, in weiteſtem Umfang, von Wieland, in der zweiten und allein denkwürdigen Epoche ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, aufgenommen und, mit den reichen Mitteln ſeines leichten und glücklichen Talentes, wenigſtens zum theoretiſchen Abſchluß gebracht: bis endlich, nach ſo viel Anſätzen, Verſuchen und Vorbereitungen, Goethe hervorgeht, dieſer wahre vollendete Menſch, dieſer eigentliche Schlußſtein des achtzehnten Jahrhunderts, darum, weil er der ſchöne Menſch als ſolcher, das vollendete künſtleriſche Subject und alſo mit ihm die Aufgabe der ganzen Epoche gelöſt iſt.

Aber es muß immer wiederholt werden: auf dieſen Einen, der das Ziel erreichte, wie ungeheuer die Zahl derjenigen, die im vergeblichen Ringen danach zu Grunde gehen! Was, in plaſtiſcher Vollendung, bei Goethe die höchſte Geſundheit, das tritt, halb und unreif, bei ſeinen Vorläufern vielmehr als Krankheit auf: woraus er, in ſeliger Befriedigung, Wein des Lebens ſchöpft, das, kaum berührt, berauſcht den Andern ſchon die Sinne und vergiftet das Blut in ihren Adern. Einige dieſer Vorläufer, Günther und Schubart, haben wir in dieſem Buche ſelbſt bereits kennen gelernt. Wir wollen, aus der unmittelbaren Nachbarſchaft Goethe's, noch einige wenige Namen anführen, welche uns jeder weitern Auseinanderſetzung überheben: Bürger, Lenz, Wagner (der Verfaſſer der Kindesmörderin), endlich Klinger, der, nach einer langen Reihe ernſthafter, dennoch fruchtloſer Verſuche, endlich die Schönheit preis gibt um wenigſtens die Sittlichkeit zu retten. Zwiſchen Günther auf der einen, Schubart, Lenz, Bürger, Wagner, Klinger auf der andern Seite ſind — es iſt nicht zu viel behauptet — ganze Generationen untergegangen in dem vergeblichen Bemühen, die Sinnlichkeit mit der Sittlichkeit, die Leidenſchaft mit der Schönheit, den Himmel mit der Erde auszuſöhnen; die Herzen ganzer Geſchlechter ſind verblutet an dieſem Riß, der durch das ganze Jahrhundert ging und den zu ſchließen die Götter ſelbſt uns ihren ſichtlichen Liebling ſenden mußten.

Dieſe krankhafte Erregung nun, dieſer innere Streit und Widerſpruch des leiblichen und geiſtigen Menſchen, blieb keineswegs in der Literatur allein: auch die übrigen Gebiete geiſtiger Thätigkeit, auch die eigentlichen Wiſſenſchaften wurden davon angegriffen.

Chr. A. Klotz.

Wir wollen in dieſer Beziehung beſonders auf Klotz aufmerkſam machen. Klotz iſt der Erſte, der die ſittliche Zerfallenheit in die eigentliche Gelehrſamkeit verpflanzt. Was ſeine Freunde Gleim und Jacobi nur ſchüchtern, mit horaziſcher Mäßigung, andeutungsweiſe zu ſingen (und auch nur zu ſingen) wagen, Wohlleben und ſinnlichen Genuß, das überſetzt Klotz, mit unerhörter Frechheit, in die grobe Proſa eines völlig ungebundenen, liederlichen Lebens; er iſt der Erſte unter den deutſchen Gelehrten, der die Libertinage öffentlich zum Princip erhebt. Klotz iſt dadurch von großem Einfluß geworden, viel größerm und viel verderblicherm, als man jetzt, bei der Verſchollenheit, in die auch ſein Andenken gerathen iſt, noch weiß. Geiſtreicher Mann, berühmter Gelehrter, gefürchteter Kritiker, wurde er mit dieſen laxen Grundſätzen — oder richtiger, mit dieſem Mangel aller ſittlichen Grundſätze, der Mittelpunkt einer zahlreichen Jüngerſchaft, die ſich ſpäterhin weit ausbreitete in Literatur und Wiſſenſchaft; nur im Vorübergehen wollen wir hier an Leute, wie den ſchon früher genannten Riedel, wie Schirach, Hauſen (der dem Freunde und Wohlthäter dann die bekannte Biographie als Schandſäule aufs Grab ſetzte), ſowie daran erinnern, daß auch Bürger, zu nie erſetztem Verluſt, dieſe Klotz'ſche Schule durchgemacht hat.

Endlich, um nach keiner Seite hin ungerecht zu ſein, wollen wir auch dies zugeben, daß jenes Extrem der theologiſchen Abſtraction, in welchem der deutſche Geiſt ſich bis dahin gefallen hatte, dies andere, dies Extrem des Genuſſes und der ſinnlichen Hingabe faſt mit Nothwendigkeit, als naturgemäße und einzig richtige Ergänzung, hervorrief und daß ein Princip, das bis dahin auf die brutalſte Weiſe verleugnet worden war, ſich bei ſeinem erſten Wiederauftreten nicht anders als ebenfalls brutal erzeigen konnte. Aber in ihrem perſönlichen Verhalten ſind Männer, wie Klotz und Bahrdt, darum natürlich noch lange nicht gerechtfertigt.

Freigeiſterei und Ausſchweifung.

Bahrdt nämlich gehört der traurige Ruhm, für das ſpecielle Gebiet der Theologie etwas ganz Aehnliches geworden zu ſein, wie Klotz für die Gelehrſamkeit überhaupt. Bahrdt iſt der Klotz der Theologen; in die reinen, die doppelt heiligen Grenzen der Theologie übertrug er zuerſt jene ſittliche Zerriſſenheit, jenen Aufruhr des leiblichen Menſchen gegen den geiſtigen, vorzugsweiſe theologiſchen, jenen ganzen wüſten Taumel der Leidenſchaft, der bis dahin ſeine Opfer zumeiſt nur unter den Poeten gefordert hatte. An Erneſti's Beiſpiel haben wir nachgewieſen, wie vorſichtig, wie würdevoll das perſönliche Verhalten gerade derjenigen unter den damaligen Theologen war, welche durch ihre dogmatiſchen Neuerungen dem orthodoxen Bewußtſein anſtößig wurden; ein Blick in die Lebensgeſchichte eines Semler, Jeruſalem, Röſſelt u. A. würde dies noch deutlicher beweiſen. Und wie rückſichtsvoll, wie ſtreng in moraliſcher Hinſicht hatten ſich ſelbſt noch die extremſten Freidenker der Zeit, ſelbſt die landkundigen „Ketzer und Gottesläugner“, ein Edelmann, Tobias Damm ꝛc. gehalten.

Bahrdt iſt der Erſte, der dies „Eis der keuſchen Scham“ durchbricht. Es iſt ein Punkt, der nicht genug hervorgehoben werden kann, weil in ihm das ganze Weſen des Mannes enthalten iſt: wie ſeine ganze Bekehrung von der craſſeſten Orthodoxie zur craſſeſten Freigeiſterei gar keinen ſittlichen Urſprung hat und gar nicht die Frucht einer innern, geiſtigen Kriſis iſt, ſondern im Gegentheil, Bahrdt's Weg zur Aufklärung geht recta via durch das Bordell, er wird erſt Freidenker, weil es mit der Frömmigkeit ein für alle mal nicht mehr geht und weil die Orthodoxen ſelbſt, voll ſittlichen Ekels, ihn von ſich ausgeſtoßen haben: ſo ſetzt auch Bahrdt's fernere freigeiſteriſche Wirkſamkeit dieſen Schmutz ihres Urſprungs in jedem Augenblick fort. Bis vor wenig Jahren (oder iſt es noch jetzt — oder vielleicht auch ſchon wieder ſo?) wurden Edelleute, welche ein infamirendes Verbrechen begangen, zum Bürgerlichen degradirt; Bahrdt's Uebergang zu den Aufklärern hat etwas Aehnliches. Was Andere ihren eigenen Vorurtheilen, ihrem eigenen verwöhnten Herzen, mühſam, in ſchmerzlichen Kämpfen, abgerungen, das ergreift Bahrdt in der Desperation des Augenblicks, wie ein verzweifelter Spieler ſeine letzte Karte ergreift; die neuen Lehren, welche die Andern nur im beſcheidenſten Tone, nur mit Ehrerbietung gegen dasjenige ſelbſt, was ſie bekämpfen, nur den Eingeweihten vorzutragen wagen, damit ſtellt Bahrdt ſich auf den Markt, das verbrämt er mit Zoten und ſchlechten Witzen, das benutzt er, das Beifallwiehern des großen Haufens zu erlangen!

Unterſtützt wird Bahrdt dabei durch die gänzliche Abweſenheit alles Schönheitsſinnes und aller äſthetiſchen Elemente in ihm. Wir haben oben geſagt, daß die Verſöhnung jener beiden großen Gegenſätze, Sinnlichkeit und Sitte, Geiſt und Materie, nur in der Kunſt erreicht werden konnte. Nun freilich, von der Kunſt konnte Niemand weiter entfernt ſein, als Bahrdt. Es würde ſchwer halten, eine zweite literariſche Perſönlichkeit jener Zeit nachzuweiſen, die in Allem und Jedem, in Geſinnung und Leben, in Form und Ausdruck, bis auf den Stil hinunter, den er ſchreibt, ſo ganz von allem Schönheitsſinn entblößt, ſo ganz verlaſſen iſt von allem äſthetiſchen Inſtinct, wie Bahrdt; in Buch und Leben, in Stil und Sprache, immer und überall die nackte, baare Häßlichkeit. Selbſt gegen Klotz, dem doch von ſeiner Beſchäftigung mit den Alterthümern her wenigſtens ein gewiſſes äußerliches Formgefühl, ein Anhauch wenigſtens von äſthetiſchem Geiſt geblieben war, ſteht Bahrdt in dieſer Hinſicht in Schatten.

Und dieſer durchaus häßliche Menſch nun, dieſer wahrhafte Therſites in dem Heere unſerer neuen Hellenen, dieſer nun erhielt, und zwar gerade weil er ſo häßlich war, den größten, den umfaſſendſten Einfluß auf das Publicum. Was Erneſti, was Semler, was Jeruſalem! Das waren ja alles noch halbe Pfaffen, die redeten alle noch vorſichtig und leis, die hielten noch auf Maß, Anſtand und Beſonnenheit: hier ſeht, da iſt ein Kerl, der hat, ſo zu ſagen, ſchon unterm lichten Galgen geſtanden, der ſchont ſeiner eigenen Schande nicht, der weiß, wo Barthel Moſt holt, der will uns nicht einreden, verſtändiger, frömmer, beſſer zu ſein als wir — laßt die Andern ſchwatzen — heda, Bahrdt iſt unſer Mann!

Auch hier wieder wollen wir zugeben, daß dieſer Gegenſatz vielleicht ein nothwendiger war und daß die innerliche Hohlheit, die völlige ſittliche wie geiſtige Impotenz dieſer Orthodoxie, der Bahrdt ſo lange und ſo eifrig angehört hatte und von der er nun auf einmal ſo ſchmachvoll deſertirte, vielleicht auf keine mildere Weiſe dargethan werden konnte.

Die Schlußfolge indeſſen bleibt auch hier dieſelbe. Der Schade, den Bahrdt dadurch angerichtet, daß er die Aufklärung herabwürdigte zum Feigenblatt ſeiner ſittlichen Nichtswürdigkeit, iſt ungeheuer, unter Anderm auch darum, weil an dieſen frivolen, entſittlichten, allen ideellen Inhaltes entleerten Gemüthern eine neue Reaction der Orthodoxie, und die ſie in ihrem Geleite führt, die politiſche und wiſſenſchaftliche Reaction, nur einen deſto bequemern Boden fand — wie wir das ja zum Theil noch heut in unſerer nächſten Nähe und gerade da ſehen können, wo Bahrdt dereinſt am Längſten gewirkt und ſeinen meiſten Anhang im Publicum gefunden hat.

Freundſchaft mit Klotz.

Wenden wir uns nach dieſen Betrachtungen, mit denen wir den Begebenheiten zum Theil ſehr weit vorgegriffen haben, zu Bahrdt's Schickſalen zurück. Wir haben ſo eben Bahrdt mit Klotz zuſammengeſtellt. Daß dieſe Zuſammenſtellung keine willkürliche, beweiſt die innige Annäherung, welche ſofort nach der Bahrdt'ſchen Kataſtrophe zwiſchen Beiden ſtattfand.

Zwar war es nicht das erſte Mal, daß ſie mit einander in Berührung kamen. Schon zur Zeit da Bahrdt noch ſtudirte, war Klotz, ebenfalls noch als Student, nach Leipzig gekommen. Die beiden jungen Leute, gleich talentvoll, gleich leichtfertig, hatten ſich bald zuſammen gefunden. Allein eben ſo bald hatte auch die gleiche Eitelkeit, indem jeder von beiden ſein Studium und ſeine Richtung für die beſte und allein richtige hielt, ſie wiederum getrennt. „Klotz' Enthuſiasmus (erzählt Bahrdt in ſeiner Selbſtbiographie I, 220—221) für die Alten gebar eine Rede, worin er bewies, daß jeder Menſch, der nicht mit den Schriften der Griechen und Römern ſich vertraut gemacht habe, in Abſicht auf Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaften, ſowie überhaupt in aller Rückſicht ein ganz eigentlicher Schafkopf ſei. Da nun meine Seele ſchwärmeriſch für Cruſius eingenommen war und ich ſeine Philoſophie vielmehr für allein zureichend hielt, den großen Mann zu bilden: ſo laß ich acht Tage ſpäter einen Aufſatz vor, in welchem ich die Vorzüge der Neueren bewies und auf Herrn Klotz ein wenig ſtichelte. Darüber (ſetzt Bahrdt hinzu) wurde Klotz mein Feind und ließ mich hernach ſein Mißfallen einige Jahre lang in ſeinen Zeitungen und Journalen dergeſtalt empfinden, daß ich faſt allen Muth verlor, mich in der gelehrten Welt laut zu machen."

Durch Bahrdt's ſcandalöſes Abenteuer in Leipzig jedoch war dies Verhältniß auf einmal geändert. Klotz war damals ſchon Profeſſor und Geheimrath in Halle, auf dem Gipfel ſeines Ruhms und ſeines Anſehens; aber, müſſen wir hinzuſetzen, auch ſeiner Ausſchweifungen. Ein Ereigniß, wie das Bahrdt'ſche, war in ſeinen Augen der beſte Empfehlungsbrief, den es gab; ein Geiſtlicher, ein notoriſcher Frömmler, der abdanken muß wegen einer Klage, die aus dem Bordell wider ihn gerichtet wird, welch ein Gaudium für Klotz und ſeines Gleichen! welch ein hoffnungsvoller Zuwachs ſeiner leichtfertigen Genoſſenſchaft!

Kaum daher, daß Bahrdt ſelbſt ſich von ſeinem Schrecken erholt hatte, als bereits eine Einladung von Klotz, der ſich als den berufenen Protector aller leichtfertigen Genies betrachtete und daher nichts Eiligeres zu thun hatte, als auch dieſes ſeltene Exemplar in ſeine Clientſchaft zu ziehen, an ihn erging. Bahrdt, ohne Gedächtniß für die literariſche Mishandlung, die er bisher von Klotz erfahren, „reiſte augenblicklich nach Halle zu Herrn Klotz"; er blieb vier Wochen in ſeinem Hauſe und errichtete die herzlichſte Freundſchaft mit ihm (Leben I, 387.).

Klotz ſelbſt war, trotz ſeines ſchlechten Lebenswandels und trotz der zweideutigen Beſchaffenheit ſeiner gelehrten Verdienſte, dazumal dennoch, Dank ſeiner perſönlichen Geſchmeidigkeit und ſeines kritiſchen Anſehens, einer der einflußreichſten Gelehrten in Deutſchland. Er war eine Art Mäkler im Reich der Wiſſenſchaften; wo irgend ein gelehrtes Amt zu vergeben war, verſäumten Miniſter und Staatsmänner nicht leicht, Klotz' Gutachten einzuholen: eine Menge junger Leute, meiſt aus ſeinem eigenen halleſchen Kreiſe, hatten durch ſeine Empfehlung Amt und Brot gefunden.

Auch Bahrdt wurde von Klotz unter ſeine ſchützenden Flügel genommen. Es war dazumal unter den deutſchen Fürſten, beſonders den kleinern, und unter ihnen hauptſächlich wieder den katholiſchen, zu einer Modeſache geworden, Kunſt und Wiſſenſchaft zu unterſtützen oder doch wenigſtens den Schein davon anzunehmen. Den Anſtoß dazu hatte vorzüglich das Beiſpiel Joſeph's II. gegeben. Und bei dieſem ſelbſt wieder war dieſe Richtung weit weniger aus ſeiner eigenen, einigermaßen trockenen und unpoetiſchen Natur, als aus ſeinem Wunſch nach Popularität, vor Allem aber aus ſeiner Eiferſucht gegen Friedrich den Großen hervorgegangen: man wollte dem größten Manne des Jahrhunderts, da ihm ſonſt nicht beizukommen war, doch wenigſtens einen literariſchen Gegenkönig ſtellen. Viel Dauerhaftes und Brauchbares kam bei dieſen Experimenten freilich nicht heraus. Aber dafür koſteten ſie auch nicht viel: die deutſchen Schriftſteller, die es ſich nun einmal in den Kopf geſetzt hatten, ſie ſollten und müßten einen fürſtlichen Protector haben, waren leicht zu befriedigen. Wir wollen beiſpielsweiſe nur an das Aufheben erinnern, das von der vermeintlichen wiener Akademie gemacht ward und an dem ſelbſt ein Mann wie Klopſtock (in der berühmten Widmung der Hermannsſchlacht 1769) ſich betheiligte. Wie mußte es nun gar erſt in untergeordneteren Köpfen ausſehen, in Köpfen, welche die Dünſte eines leeren Magens umnebelten!

Die Univerſität Erfurt.

Ein derartiges Experiment war auch die Reform der Univerſität zu Erfurt, welche der damalige Kurfürſt von Mainz, Emmerich Joſeph, und ſein Statthalter, Herr von Breidenbach-Buresheim, einer jener äſthetiſirenden, ſchöngeiſtigen Staatsmänner, wie ſie uns damals faſt an allen kleinen Höfen Deutſchlands begegnen, im Jahre 1768 unternahmen. Ihre Abſicht dabei mag vortrefflich geweſen ſein; allein die Ausführung gerieth in ſchlechte Hände. Nämlich in Klotz' Hände, deſſen Empfehlung Herr von Breidenbach blindlings folgte und der nun nichts Eiligeres zu thun hatte, als die neu creirten Stellen der erfurter Univerſität mit ſeinen Freunden und Genoſſen zu beſetzen.

So kamen denn auf den Einen Wieland, der zu Anfang des Jahres 1769 ebenfalls als erſter Profeſſor der Philoſophie und kurfürſtlich mainziſcher Regierungsrath nach Erfurt berufen ward und deſſen Name allerdings geeignet war, der neugegründeten Anſtalt die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland zuzuwenden, eine Menge leichtfertiger Geſellen: Riedel, den wir ſchon früher mehrmals genannt haben, Chriſtian Heinrich Schmid, der ſpäterhin nach Gießen kam und der unſern Leſern, wenn nicht ſonſt, doch aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung" erinnerlich iſt, und Andere mehr; es war eine Commandite gleichſam des Klotz'ſchen Kreiſes, eine Anſiedelung von Genies der ſchlimmſten Sorte.

Berufung nach Erfurt.

In dieſen Kreis nun ward auch Bahrdt, wenige Monate ſchon nach der leipziger Begebenheit, als Profeſſor der bibliſchen Alterthümer aufgenommen.

Und das mußte man Klotz in Betreff dieſer Berufung zugeſtehen: er hatte dem Ort den paſſenden Mann, dem Manne den paſſenden Ort ausgeſucht. Der geſellige Ton, der unter dieſen jungen erfurter Genies herrſchte, war von außerordentlicher Lockerheit. Wir wollen dem Leſer hier nicht die Schilderungen wiederholen, welche Bahrdt ſelbſt von ſeinem Eintritt in Erfurt entwirft (II. 4. fg.); wir wollen ihn nicht in dieſes Bollmann'ſche Haus einführen, welches damals „das lüſterſte war in Erfurt, der tägliche Sammelplatz derer, welche ſich für die Inhaber der wahren Gelehrſamkeit, des richtigſten Geſchmacks, des echteſten Witzes und des reinſten Patriotismus hielten“ und von dem Bahrdt ſelbſt geſteht, daß er „nie ein Haus geſehen, wo Frechheit und Schamloſigkeit ſo originell auftreten“ (a. a. O. 8.) — oder in jene Abendgeſellſchaften bei dem Herrn von Breidenbach ſelbſt, dem Statthalter des Kurfürſten, wo „in malenswürdigſter Scene ſämmtliche Herrn feſt angelehnt ſtunden an den Wänden, in verſchiedenen burlesken Stellungen, jeder mit dem Pokale in der Hand, der Statthalter in der Mitten und ſein Kammerdiener mit der Flaſche in ſtetem Cirkelgange, um die Gläſer voll zu halten, die keiner mehr in Abſicht auf Maß und Gewicht zu berechnen vermochte“ (ebend. 36, 37). Wir begnügen uns, auf die Notizen zu verweiſen, welche Gruber in ſeinem vortrefflichen Leben Wieland's, zu Anfang des vierten Buches (II, 555. fg.), zum Theil aus Wieland's eigenen Briefen, zuſammengetragen hat und durch die jenes grelle Gemälde nur beſtätigt wird. Man begreift, wie dieſe Umgebung auf einen Mann von Bahrdt's Neigungen, Bahrdt's Vergangenheit wirken mußte. Das war das richtige Waſſer für dieſen Fiſch; hier war keine Vorſicht, keine Verſtellung mehr nöthig, wie in Leipzig, frei und ungehindert konnte er hier mitſchwimmen in dem allgemeinen Strom. Zwar behauptet er ſelbſt, „ſein Charakter habe in dieſer neuen Welt, in der er ſich vergleichsweiſe wie ein Kind fühlte und auch wie ein Kind behandelt ward, nichts verloren“ (S. 11 und 12.): und inſofern ſein Charakter wohl kaum noch etwas zu verlieren hatte, mag das auch richtig ſein. Im Uebrigen jedoch geſteht er zu, die drei Jahre ſeines erfurter Aufenthalts „beinah unausgeſetzt in einem Cirkel verlebt zu haben, in welchem Schamhaftigkeit und Delicateſſe unbekannte Dinge waren, wo ſtets die große Glocke geläutet und oft eine Ehre darin geſucht ward, wenn Einer den Andern an Unverſchämtheit übertreffen konnte. Sein Ohr (fährt er fort a. a. O. 12.) habe ſich ſo ſehr gewöhnt an Geſpräche über Dinge, die der Wohlſtand zu erwähnen verbietet, daß ſeine Phantaſie von den widrigſten Bildern und Worten überfloß, und ſein Gefühl gegen alle Häßlichkeit dieſer Art wurde dermaßen abgeſtumpft, daß er völlig gleichgültig dagegen wurde und daher auch an andern Orten und in beſſern Geſellſchaften unvermerkt denſelben Ton anſtimmte.“

Akademiſche Thätigkeit in Erfurt.

Aber nicht bloß ſeine geſelligen, auch ſeine amtlichen Beziehungen geriethen bald wieder in die alte leipziger Verwirrung. Seine Vorträge wurden von den Studenten mit großem Beifall gehört; ob auch mit Fleiß und Ausdauer möchten wir nach dem, was wir ſogleich aus Bahrdt's eigenem Munde anführen werden, bezweifeln. Einigen Antheil an dieſem Beifall hatte ohne Widerſpruch ſein Talent und namentlich ſeine Wohlredenheit, einigen auch die Geringfügigkeit ſeiner theologiſchen Concurrenten, der Schmidt, Vogel ꝛc.: Männer von großer, aber altväterliſcher Gelehrſamkeit, die mit ihrer ungelenken, hölzernen Orthodoxie dem jungen gewandten Neuerer unmöglich die Wage halten konnten.

Aber den meiſten Antheil jedenfalls hatte ſeine Arroganz und dieſe wahrhaft ſelige Sicherheit, mit der er ſich ſelbſt als einen ausgezeichneten Gelehrten, einen wahren Reformator der Wiſſenſchaft präconiſirte. Es liegt uns eine „Nachricht an das Publicum" zur Seite, mit welcher Bahrdt zu ſeinen Vorleſungen für das Winterhalbjahr 1769 einlud, ein höchſt intereſſantes Document für ſeine erfurter akademiſche Thätigkeit. Zunächſt erſchrickt man über die Vielgeſchäftigkeit des Mannes. Geht es nach ſeinen Verheißungen, ſo iſt er der Atlas, welcher die ganze Univerſität Erfurt oder doch wenigſtens die proteſtantiſch-theologiſche Facultät derſelben trägt. Ein vollſtändiges „dogmatiſch-moraliſches Religionsſyſtem", Erklärung des ganzen Alten und Neuen Teſtaments in der Grundſprache, Theorie der Kritik und Philologie des Alten und Neuen Teſtaments, Literärgeſchichte der geſammten Gottesgelahrtheit, Kirchengeſchichte, homiletiſche Uebungen, Logik, Metaphyſik, Phyſik, philoſophiſche Moral, hebräiſche Grammatik, auch chaldäiſche, arabiſche und ſyriſche, endlich noch katechetiſche Uebungen und Paſtoraltheologie. . . . Ihr meint, das ſei der Lectionskatalog der ganzen Facultät? Bei Leibe nicht, es ſind blos die Vorleſungen, zu denen der Eine Bahrdt ſich erbietet! Er iſt vollkommen wie ein Quackſalber, der für jede Krankheit und jedes Uebelbefinden auch ſein Pülverchen im Sacke hat: mit beredter Zunge rühmt er ſich, daß (a. a. O. 30) „ſein Herz glühe von dem Wunſche, Wahrheit zu befördern, gemeinnützige Kenntniſſe auszubreiten, Aberglauben und theologiſche Nachbeterei zu verdrängen, Geſchmack und reifes Urtheil auch in der Gottesgelahrtheit (ſo nämlich ſchreibt er ſtandhaft) allgemein zu machen" u. ſ. w. Zum Ueberfluß fügt er ſeinem Programm gar noch eine eigene Tabelle bei, wo ſeine Vorleſungen der Reihe nach geordnet ſtehen und aus der ein Jeder ſich ſofort überzeugen kann, daß er nur drei Jahre lang täglich vier Stunden bei Herrn Profeſſor Bahrdt zu hören braucht, um ein fix und fertiger Theolog zu werden! In der That, haben wir nicht ſchon hier den ganzen Bahrdt, wie er acht Jahre ſpäter einen philantropiniſchen Lehr- und Erziehungsplan aus dem Aermel ſchüttelt? oder wie er um Mitte der Achtziger von Halle aus dem Miniſter von Zedlitz einen genau ſchematiſirten Plan überreicht, nach dem künftig die theologiſchen Wiſſenſchaften in Halle ſtudirt werden ſollen und deſſen kurzer Sinn darauf hinausläuft, Bahrdt zum Director der theologiſchen Studien in Halle zu machen?!

Sehr ergötzlich, wenigſtens als akademiſches Curioſum, iſt auch die Drohung, mit welcher er die Vorrede des gedachten Werkchen ſchließt; hier iſt Alles charakteriſtiſch, auch der vermeintlich naive, biedermänniſche, in Wirklichkeit aber nur ſaloppe und kindiſche Ton, in welchem er ſeine künftigen Zuhörer anredet. „Und hören Sie nur (heißt es hier S. 7. fg.), was ich vor einen Einfall habe, um ... Ihren Vortheil zu befördern. Ich liefere Ihnen hier den Plan meiner künftigen Vorleſungen und mit demſelben kündige ich Ihnen feierlich an, daß ich alle Jahre eine kurze Geſchichte von der Ausführung deſſelben auf wenigen Blättern abdrucken laſſen werde, in welchen zugleich alle Ihre Namen erſcheinen ſollen; und zwar unter einer beſondern Rubrik diejenigen, welchen das Lob des anhaltenden Fleiſſes gebühret, und unter einer andern diejenigen, welche, wie bisher, ihre Studien als ein Nebenwerk vernachläſſigt haben. Sie mögen zu dieſem Einfall ſagen, was Sie wollen ... der Unwille der Faulen wird mir ebenſo gleichgültig ſein, als das ſaure Geſicht, mit welchem mich neulich Herr Ziegra anſlenzte, da er meine leipziger Hexapla mit einer in Lauge getauchten Feder recenſirte“....

Wer bei dieſer „feierlichen Ankündigung“ wohl am Meiſten gelacht haben mag: die Studenten, da ſie dieſelbe laſen? oder auch Bahrdt, da er ſie ſchrieb?

Schriftſtellerei.

Dieſelbe Vielgeſchäftigkeit, wie als Lehrer, legte Bahrdt in dieſer Zeit auch als Schriftſteller an den Tag: wie er es denn überhaupt an mechaniſchem Fleiß, am Fleiß der Finger weder damals noch ſpäter fehlen ließ. Schon in Leipzig, als er den Uebergang zur Erneſti'ſchen Schule machte, hatte er angefangen, ſich mit Vergleichung und Kritik des bibliſchen Textes zu beſchäftigen: nicht ohne einigen Pomp entlieh er ſich, gegen eine Caution von 1000 Thalern, einen „inclytus bibliothecae electoralis Dresdensis codex bibliorum Ebraicorum manuscriptus“, den er ſodann, ebenfalls noch von Leipzig aus, in einem eigenen Programm ausführlich beſchrieb. Auch bei ſeinem Malachias hatte er dergleichen kritiſche Studien verfolgt; mit wie wenig Glück, wiſſen wir bereits aus der Recenſion der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek. Jetzt beſchloß er die ſogenannte Hexapla des Origenes, mit reichem kritiſchen Apparat, herauszugeben; ein umfangreiches Werk, von dem gleichwohl bis 1770 zwei Bände erſchienen.

Gleichzeitig trat er auch als Syſtematiker, auf eigentlich theologiſchem Gebiete, auf. Schon im erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Erfurt gab er einen zweibändigen Verſuch eines vollſtändigen bibliſchen Syſtems der Dogmatik heraus (1769–70; zweite Auflage 1785; ins Holländiſche überſetzt 1781), dem er gleich darauf ein nach den Predigtentwürfen ſeines Vaters bearbeitetes „Syſtem der Moraltheologie“ (1770, neue Auflage 1780) folgen ließ.

Durch dieſe Schriften, wie oberflächlich dieſelben in der That auch waren, erwarb er ſich dennoch die Aufmerkſamkeit zahlreicher und achtbarer Gelehrter. Kennicot, der berühmte engliſche Theolog, der eben damals im Begriffe ſtand, ſein großes, mit einem Aufwand, wie er ſchon zu jenen Zeiten nur einem Engländer möglich war, zuſammengebrachtes Bibelwerk herauszugeben, ſchrieb ermunternde Briefe an Bahrdt, zog ſich indeſſen bald zurück, als er merkte, daß Bahrdt es keineswegs auf ein gründliches gelehrtes Studium, ſondern lediglich auf eine Buchhändlerarbeit abgeſehen hatte (ſiehe die Pott'ſche Briefſammlung, I, 3, vgl. 7, 15, ſowie beſonders den Bruns'ſchen Brief, ebendaſelbſt 48—50.). Auch die Heroen der damaligen deutſchen Theologie, ein Erneſti, ein Semler, ſchenkten ihm ihre Theilnahme. Es iſt ordentlich rührend zu leſen, wie väterlich ſie ihn ermahnen, nun doch ja auf gutem Wege zu bleiben, wie ſie ihn warnen und in ihn dringen, ſich auf Arbeiten zu beſchränken, denen er gewachſen, und dieſe dann treu und gewiſſenhaft zu vollenden; vgl. a. a. O. 50, 94 ꝛc.

Vortreffliche Rathſchläge, aber nur nicht für ein ſo raſches Ingenium, wie Bahrdt! Dem ſollte Alles unmittelbar ſeine Zinſen tragen; zum Studiren hatte er keine Zeit, nur immer zum Ediren. Selbſt die Briefe, die ihm von verſchiedenen Seiten über ſeine Dogmatik zugingen, ließ er friſchweg drucken und gab ſie unter dem Titel „Briefe über die ſyſtematiſche Theologie, zur Beförderung der Toleranz“ als ein eigenes Werk heraus, nicht ohne Manchem durch die Indiscretion dieſes

Verfahrens empfindliche Verlegenheiten zu bereiten. Vgl. ſein Leben im zweiten Band.

Erſte Ketzereien.

Nun fehlt zu dieſem ſittlichen und literariſchen Leichtſinn nur noch der Scandal, die kleine perſönliche Intrigue — und wir haben glücklich den ganzen leipziger Bahrdt wieder beiſammen. Wohlan aber, da iſt er ſchon. In ſeinen Vorleſungen ſowohl wie auch in ſeiner Dogmatik hatte Bahrdt ſich allerlei Abweichungen von dem orthodoxen Lehrbegriff erlaubt. Doch waren dieſelben keineswegs von der Art, wie man nach ſeinem ſpäteren Ruf von ihm erwarten möchte, ſondern im Gegentheil ziemlich beſcheiden, faſt dürftig, wenigſtens was den eigentlichen Inhalt anbetrifft. Allein wie Bahrdt ſelbſt ſehr richtig bemerkt (Lebensgeſchichte, II, 75.): „von einem jungen Manne in einem Tone vorgetragen, deſſen Dreiſtigkeit allein ſchon das Publicum empörte und der durch das Andenken an die leipziger Geſchichte noch unleidlicher ward", erregten ſie dennoch großen Anſtoß.

Den größten natürlich in Erfurt ſelbſt, bei ſeinen Collegen von der theologiſchen Facultät, den ſchon genannten Schmidt und Vogel. In ihrer perſönlichen Orthodoxie glaubten dieſe ſich überdies noch durch die eigenthümliche Lage, in welcher die lutheriſche Theologie ſich gerade in Erfurt befand, als einer gemiſchten Univerſität, unter katholiſcher Aufſicht, doppelt verbunden, die Reinigkeit und Strenge des proteſtantiſchen Dogmas zu vertheidigen. Auch war Bahrdt in Erfurt ja eigentlich gar nicht als Theolog angeſtellt, ſondern in der philoſophiſchen Facultät, mithin zur Haltung theologiſcher Vorleſungen, genau genommen, gar nicht berechtigt. Dieſem letzteren Einwand nun zwar begegnete Bahrdt in aller Kürze dadurch, daß er durch ſeinen Bater „etliche und vierzig gute Louisdor, reines Gold, ohne Abzug von Agio, ſo daß an jeden Louisdor ein Thaler zu profitiren war" (II. 109.), nach Erlangen ſchicken ließ: worauf dann der theologiſche Doctorhut und damit die Berechtigung, jede Art theologiſcher Vorleſungen zu halten, umgehend erfolgte.

Theologiſche Zänkereien.

Aber ſo leichten Kaufs wollten ſeine Gegner ihn nicht fahren laſſen. Sie ſchickten Aufpaſſer in ſeine Collegien, denuncirten ſeine Vorträge und Bücher, Proceſſe wurden eingeleitet, Gutachten benachbarter Univerſitäten eingefordert, kurzum, es begann eine jener lieblichen, weitſchichtigen Intriguen, wie ſie in dieſer Vollkommenheit nirgend anders als nur unter deutſchen Gelehrten, auf deutſchen Univerſitäten geſpielt werden. Wer ſich für das Einzelne dieſer unendlich läppiſchen Geſchichte intereſſiren ſollte, der findet in einer Anmerkung von H. A. Erhard zu dem von Gehren'ſchen Artikel in der Erſch und Gruber'ſchen Encyklopädie, VII. 126, die überhaupt das Gediegenſte iſt, was wir über Bahrdt's erfurter Exiſtenz gefunden haben, ein überſichtliches und authentiſches Material. Und wem daran noch nicht genügt, für den ſind im zweiten Band der „Briefe über die ſyſtematiſche Theologie" ſämmtliche dahin einſchlagende Briefe, Actenſtücke ꝛc. vollſtändig abgedruckt.

Bahrdt, ſtatt den Vortheil ſeiner Stellung, gegenüber den unwürdigen Mitteln, deren ſeine Ankläger ſich bedienten, zu benutzen, erwiederte dieſelben vielmehr in derſelben Weiſe; ſtatt der Rathſchläge eingedenk zu ſein, welche Erneſti und Semler ihm gegeben, ließ er ſich durch Haß, Eitelkeit und Rechthaberei zu immer neuen Unbeſonnenheiten hinreißen. Sehr charakteriſtiſch iſt das

Geſtändniß, daß ihm ſelbſt bei dieſer Gelegenheit entwiſcht und das wir, als Beſtätigung deſſen, was wir oben über dieſen Punkt geäußert haben, hier herſetzen wollen. „Ich glaube gewiß" (ſagt er a. a. O. 53), „daß ich lebenslang der Orthodoxie treu geblieben ſein und meine Talente blos darauf verwendet haben würde, das morſche Lehrgebäude haltbarer zu machen und mit philoſophiſcher Weisheit zu übertünchen, wenn ich nicht ſo viel Feindſeligkeit von den Theologen zu erleiden gehabt hätte. Blos dies, daß ich in Leipzig ſchon die Wirkungen des Neides über meinen Applaus empfinden mußte" (man bemerke wohl: die Kupplerin, das Bordell, der Wechſel ſind bloße „Wirkungen ſeiner Neider!") „und hernach in Erfurt durch Kabale und Intoleranz ſo gemartert und geängſtigt worden war, flößte mir eine Art von Widerwillen gegen die Orthodoxie ein. . . . Hätte man mich in Ruhe gelaſſen und nicht durch ſtetes Hetzen und Verläumden mich genöthigt, ſo lange noch ohne Penſion zu leben!! und, bei dem Gefühl meines Werthes und meiner Talente, die armſeligſten Ignoranten in fetten Pfründen zu ſehen, indeß ich mit Armuth und Sorgen kämpfen mußte; ſo wäre ich vielleicht nie der Gegner der poſitiven Religion geworden, der ich ward und bin. Aber (ſetzt er, ſich ſelbſt tröſtend, hinzu, in einer Miſchung von Ergebung und Arroganz, die ſich aus dieſem Munde doppelt fatal ausnimmt) die Vorſehung wollte einmal einen Beſtürmer derjenigen Theologie aus mir machen, welche die europäiſche Menſchheit durch ſo viele Jahrhunderte hindurch verhunzt hat. Ich mußte unaufhörlich von Ketzermachern gereizt und von Ort zu Ort verfolgt werden, bis mir die Augen ganz aufgingen und die Zerſtörung der Quelle aller Verfolgunge ſucht — ich meine dieſe poſitive Religion — der bleibende Zweck meines Lebens wurde.“

Streit- und Schmähſchriften.

Unter den Streitſchriften, welche Bahrdt in dieſer erfurter Angelegenheit ſchrieb und in denen er ſeiner natürlichen Plumpheit ſo recht freien Lauf ließ (die „armſelige wittenberger Facultät“ behandelte er wie „unwiſſende Knaben“, und nachdem er „alle ihre Schnitzer gegen Logik und Menſchenverſtand“ gerügt hatte, ſo parodirte er ihr Urtheil und erklärte ſämmtliche wittenberger Theologen für „keine rechtſchaffenen Lehrer der Kirche und für werth, vom Katheder relegirt zu werden“, Bahrdt, a. a. O. 49.), haben beſonders einen großen, wenn auch nicht ehrenvollen Ruf erlangt die ſogenannten „Lauten Wünſche des ſtummen Patrioten“, mit dem erdichteten Druckort Nürnberg 1769. Nach Bahrdt's eigener Erzählung (II. 369.) hätte er dieſe Schrift ſchon während ſeines leipziger Aufenthaltes verfaßt. Allein wir haben Grund, dieſe Angabe für eine Erdichtung zu halten; abgeſehen davon, daß Bahrdt der Mann nicht war, der ein fertiges Manuſcript lange im Schreibepult liegen ließ, ſcheint ſie auch nur den Zweck zu haben, ſeinen Abfall von der Orthodoxie beſſer einzuleiten, damit derſelbe doch nicht blos als eine Folge der obenerwähnten leipziger Kataſtrophe daſteht.

In der damaligen theologiſchen Literatur nun werden dieſe „Lauten Wünſche“ als der Gipfel literariſcher Frechheit, eine höchſt bittere und gefährliche Satire, erwähnt, und noch heute, wo von ihnen die Rede iſt, geſchieht es in demſelben Sinne. Wir haben das Schriftchen wiederholt geleſen, bekennen aber, von dieſem ungemeinen und gefährlichen Charakter nichts darin entdeckt zu haben. Die Hauptabſicht des Verfaſſers geht dahin, die Unzulänglichkeit der gemeinüblichen theologiſchen Methode, der „Conventientheologie“, nachzuweiſen und die Nothwendigkeit, neben Dogma und Lehrbegriff hauptſächlich auch geſchichtliche Wiſſenſchaften, Sprachen, Alterthümer ꝛc. zu ſtudiren. Das Gemälde, das er dabei von der Unwiſſenheit der meiſten Geiſtlichen, beſonders in Thüringen, entwirft, iſt derb und plump, wir geben es zu, wie Alles, was aus Bahrdt's Feder kam, und mag auch, in dieſer Allgemeinheit, übertrieben ſein. Daß es aber nicht ganz aus der Luft gegriffen war, das beweiſt das officielle Edict der kurſächſiſchen Regierung, das neuerlich ein Mann, den man gewiß nicht in Verdacht haben wird mit Bahrdt'ſchen Augen zu ſehen, nämlich Tholuck in ſeinem Abriß einer Geſchichte der Umwälzung ꝛc. Verm. Schr., II. 143 in der Note, aus Grohmann's Annalen der Univerſität zu Wittenberg mitgetheilt hat und in dem ausdrücklich Klage darüber geführt wird, daß „wenn ſich Candidati ministerii zum gewöhnlichen examine geſtellet, viele unter denſelben in den beiden Grundſprachen, der griechiſchen und hebräiſchen, ſo ſchlechte profectus an den Tag gegeben, daß manche kaum den vorgelegten Text leſen, geſchweige einen richtigen Verſtand und Vortrag daraus ziehen können“ u. ſ. w.

Hierin allein alſo (wiewohl gerade dieſer Punkt den heftigſten Widerſpruch erregte; vgl. das vor uns liegende „Sendſchreiben eines Landpredigers“ ꝛc. Leipzig und Wittenberg **1770**, das an Plumpheit des Ausdrucks das Bahrdt'ſche Pamphlet wenn möglich noch übertrifft) kann das ſo höchſt Anſtößige dieſes Schriftchens nicht gelegen haben. Und ebenſo wenig in dem dogmatiſchen Standpunkt, welchen der Verfaſſer einnimmt. Derſelbe iſt, wie geſagt, außerordentlich zahm; wie zahm, werden unſere Leſer mit Erſtaunen aus Stellen ſehen, wie z. B. die folgenden, die zugleich den damaligen Standpunkt Bahrdt's überhaupt charakteriſiren: „Die Philoſophie hat als Philoſophie der Religion niemals geſchadet, aber ſie iſt ihr inſofern ein beſtändiges Gift geweſen, inwiefern ſie das menſchliche Herz aufgeblähet, auf ſeine eigene Weisheit ſtolz und gegen die himmliſche Weisheit gleichgiltig und verächtlich gemacht hat.“ (Laute Wünſche, 14.)

Und weiterhin (S. 35 fg.): „Wenn zum Exempel Dr. Teller die Höllenfahrt Chriſti läugnet oder wenn er die Vollkommenheit unſerer Compendien und ſymboliſchen Bücher in Zweifel zieht, ſo wird es, deucht mich, viele große und fromme Gottesgelehrten geben, die ihn darüber nicht verketzern würden, wenn er nur ſonſt einige wenige Punkte, welche dem Weſen der Religion zu nahe treten, widerrufen wollte... In der That iſt es zu beklagen, daß einige von unſern größten Männern zu weit gehen; daß ſie wirklich bei der großen Gelehrſamkeit, die ihnen kein Menſch abſprechen kann, oft auf Abwege gerathen, auf welchen ich ihnen nicht nachfolgen mag. Es iſt zu beklagen, daß ſie die Verbeſſerung des Geſchmacks in der Bibelerklärung übertreiben“ (Michaelis in Göttingen?) „und auf einmal erzwingen wollen. Es iſt zu beklagen, daß ſie ihre vortreffliche Kenntniß der Kritik und Theologie auf die Umſtürzung einiger Hauptlehren des Chriſtenthums bisweilen zu richten ſcheinen. Es iſt zu beklagen“ ... Und ſo geht die Reihe der Klagen noch lange fort, indem ſie zuletzt zu dem Schluſſe führt, daß, „wenn ich Ihnen dieſe Urſache ſo ins Ohr ſagen darf“, dieſen ausgezeichneten Männern die „eigene Liebe zur Religion Jeſu“ mangele; ſie hätten „einen großen Verſtand, aber ein kleines Herz.“ — Man ſieht, ganz hatte Bahrdt den Cruſius'ſchen Schüler damals noch nicht abgelegt; die Denunciationen und Verketzerungen, die er ehemals in Leipzig getrieben, ſchlugen ihm in den Nacken, in demſelben Augenblick noch, da er ſelbſt ſich gegen Denunciationen und Verketzerungen vertheidigen wollte.

Woher denn nun das Zetergeſchrei über dieſen „ſtummen Patrioten“? Ganz einfach: wegen der brutalen Perſönlichkeiten, mit denen er ſeine Widerſacher, ganz beſonders den Profeſſor Schmidt, darin verſpottete. Dieſe Dinge ſind für den heutigen Leſer theils unverſtändlich, theils verlohnen ſie nicht, daß man ihrer Spur nachgehe. Oder wie kläglich z. B. dieſer Witz des Titelblattes: ein Prieſter mit einer Biſchofsmütze auf dem Haupte, auf einer Bühne dem verſammelten gaffenden Pöbel ſein Anathema zurufend und darunter das Citat: I. Tim. 4, 18?! I. Tim. 4, 18. nämlich lautet: Alexander der Schmidt hat mir viel Böſes gethan, Gott vergelte ihm nach ſeinen Werken! Auch die Einleitung, in der ein alter Landprediger „Ignatius in Albernhauſen“ ſich entſchließt, „dieſes mit den gottloſeſten principiis angefüllte Fragment dem Druck zu überlaſſen, um ſie allen redlichen Beſtreitern der Indifferentiſterei und Theiſterei, die in allen Univerſitäten, vornehmlich aber in Erfurth, durch die gottloſe Neigung zu den ſogenannten Sprachwiſſenſchaften und pelle letters überhandnimmt, zum immerwährenden Abſcheu vor Augen zu legen“, iſt offenbar beſtimmt, Schmidt perſönlich, in den Eigenthümlichkeiten ſeiner Sprechweiſe ꝛc. zu verſpotten.

Häusliche Noth.

Alſo eine Wiederholung der Bel-Gottſched'ſchen Geſchichte. Auch nahm ſie faſt dieſelbe klägliche Wendung. Schmidt klagte; es kam zu den widerwärtigſten Nachfragen, Unterſuchungen und Verweiſen: Herr von Breidenbach, ſo geneigt er Bahrdt auch war und ſo viel ihm ſelbſt daran gelegen ſein mußte, ſeine eigene Schöpfung beiſammen zu erhalten (ein Stück derſelben, das eigentliche Prachtſtück, Herr Riedel, ſaß dazumal eben im Schuldarreſt), ſo ſchwer hielt es ihm doch, ſeinen Schützling durchzubringen.

Daß Bahrdt ſich unter dieſen Umſtänden in Erfurt nicht wohl fühlen konnte, iſt natürlich. Auch war er in ſeiner neuen Stellung (nach dem vulgären Ausdruck) kaum warm geworden, als auch die angeborene Raſtloſigkeit ſeines Geiſtes ſchon wieder erwachte und Himmel und Erde in Bewegung geſetzt wurden, ihn von demſelben Orte wieder fortzubringen, den er ſo eben erſt als rettende Zuflucht willkommen geheißen hatte.

Wäre nur wenigſtens ſeine ökonomiſche Lage beſſer geweſen als ſie war! Aber der Titel war das Einzige, was er von ſeiner Profeſſur hatte. Auch die Buchhändler bezahlten ſchlecht; für ſeine ganze mühſame Ausgabe der Hexapla, ein Werk von vollen vierzig Bogen, beklagt er ſich, nicht mehr als achtzig Thaler erhalten zu haben (Lebensgeſchichte, II, 80). Das luſtige Leben aber, wie die erfurter Genies es führten, koſtete Geld; gleich im erſten Jahre, wo Bahrdt den Tiſch für Riedel, Meuſel, Herel und Andere beſorgte (ſ. die mit ſichtlicher Behaglichkeit ausgeführte Schilderung a. a. O. 32: „Ehe meine Collegia angingen, gab ich meiner Köchin heraus, ordnete an, wie und wann Alles beigeſetzt, ob es bei gelindem oder ſtarkem Feuer gekocht werden ſollte und dergleichen mehr, und wenn ſie um 11 Uhr beendigt waren, legte ich eine Schürze an und machte die Hauptſachen, die Schmelzung der Gemüſe, die Zubereitung der Soſen u. ſ. w. ſelbſt, um alles recht ſchmackhaft zu machen“; vgl. auch eine frühere Stelle, wo er ſich rühmt, der beſte Friſeur in Pforta geweſen zu ſein! I, 104), hatte er ſich in Schulden geſtürzt, und es war, bei ſeiner Lebensweiſe auf der einen, der Dürftigkeit ſeiner Einnahme auf der andern Seite nicht recht abzuſehen, wie er dem Riedel'ſchen Schickſal entgehen ſollte . . .

Heirath.

Wenn nicht etwa durch ein Mittel, das ſich in derlei Fällen ſchon öfters bewährt hatte: durch eine reiche Heirath?! Schon in Leipzig hatte er ſich große Mühe darum gegeben, ſein alter Vater ſelbſt hatte bei verſchiedenen reichen Erbinnen für ihn geworben, unter Anderm auch bei Erneſti's Tochter (I, 331); aber ohne Erfolg. Auch Klotz, der ſeinen Freunden nicht bloß Aemter, ſondern nach Gelegenheit auch Weiber verſchaffte, war nicht glücklicher geweſen; vgl. die ſaftigen Erzählungen in Bahrdt's Selbſtbekenntniſſen, II, 85 fg.

Endlich hörte er von einer „himmliſch ſchönen Wittwe“ in Mühlhauſen, „mit ſechs Tauſend Thalern baaren Geldes“ (S. 98). Sofort hatte „ſeine Phantaſie Schönheit und Geld aufgefaßt“, der Zufall that das Seine und ehe vier Wochen ins Land gelaufen, war die junge Wittwe, eine Tochter des Superintendenten Volland in Mühlhauſen und Enkelin des ehemals hochberühmten Hamburger Theologen Neumeiſter, — Frau Doctor Bahrdt geworden.

Die Geſchichte dieſer Ehe bildet in Bahrdt's ganzem unſaubern Leben bei weitem die ſchmuzigſte Partie; nirgend erſcheint er ſo verächtlich, ſo wahrhaft ekelerregend, als in dem Benehmen gegen ſeine Frau, es ſei denn etwa in der Schamloſigkeit, mit der er ſelbſt in ſeiner Lebensbeſchreibung alle dieſe Dinge zur Sprache bringt und die vertraulichſten, die ehrwürdigſten Geheimniſſe des ehelichen Lebens, zur Ergötzung ſeiner Leſer, ſowie zur Befriedigung kleinlicher Rachſucht, gleichſam auf öffentlichem Markt ausſchreit. Daß er ſeine eigene Ehre preisgab, war ſchlimm genug; aber daß er auch im Stande war, Handel zu treiben mit der Schande ſeiner Frau und der Proſtitution ſeines häuslichen Lebens, das beweiſt, daß in dieſem Menſchen alle und jede Faſer ſittlichen Lebens erſtorben war. Wir glauben nicht, daß, vielleicht mit einziger Ausnahme der ſogenannten Bürger'ſchen Eheſtandsgeſchichte (Berlin 1812), die geſammte deutſche Literatur etwas aufzuweiſen hat, das an nackter Frechheit dieſen Bahrdt'ſchen Eheſtandsbekenntniſſen an die Seite treten könnte. Der Scandal wurde endlich ſo groß, daß ſein eigener Schwager ſich genöthigt glaubte, ihm durch eine eigene umfangreiche Schrift zu ſteuern, was aber freilich, wie ſich von ſelbſt verſteht, gerade die entgegengeſetzte Wirkung hatte; ſiehe die „Beiträge und Erläuterungen zu Herrn Doctor Bahrdt's Lebensbeſchreibung. Herausgegeben von M. Georg Gottfried Volland, Jena 1791." Wir unſeres Ortes können und mögen uns auf dieſen Gegenſtand begreiflicher Weiſe nicht weiter einlaſſen. Wem es jedoch um eine vollſtändige Würdigung des Bahrdt'ſchen Charakters ſowie um eine genauere Kenntniß des damaligen deutſchen Lebens in Haus, Familie und Sitte zu thun iſt, der wird auch dieſe Partie nicht unberührt laſſen dürfen. Wie denn ſchon Hagenbach mit Recht auf den Gegenſatz aufmerkſam gemacht hat zwiſchen dem klaren, frommen Frieden, in welchem Semler's häusliches Leben verläuft, und dieſem tiefen, unheilbaren Unfrieden, dieſem unaufhörlichen Widerſpruch und Streit, der, gleich einem Fluch, auf dem Bahrdt'ſchen Hauſe laſtet; ſ. deſſen Kirchengeſchichte, V, 319.

Das Schlimmſte jedoch für den Augenblick war, daß auch das Parforcemittel dieſer Heirath Bahrdt's zerrütteten Finanzen nicht aufhelfen wollte. Das Gerücht hatte das Vermögen ſeiner Frau weit größer gemacht als es war, und von Neuem, mit verdoppelter Heftigkeit, lag Bahrdt ſeinen Freunden, nah und fern, in den Ohren, ihm aus ſeiner verzweifelten Lage in Erfurt fortzuhelfen.

Berufung nach Gießen.

Aber das war nicht ſo leicht. Bahrdt war mit arg beſchädigtem Ruf nach Erfurt gekommen, und geheilt, das fühlte er wohl ſelbſt, hatte er ihn ſeitdem auch nicht. An gelehrtem Ruf hatte er gewonnen: aber auch der Ruf ſeines Leichtſinns, ſeiner Unverträglichkeit, ſeiner Anmaßungen hatte ſich vermehrt. Seine Freunde wurden lau; Klotz (man glaubt einen Roßtäuſcher zu hören, dem ſoeben erſt ein zweideutiger Handel geglückt iſt und der ſich deshalb mit dem zweiten ſo bald nicht befaſſen will: ſ. den Pott'ſchen Briefwechſel, I. 56) erklärte ihm geradezu, er habe ſoeben erſt „Herrn Schirachen mit 200 Thalern Beſoldung“ in Helmſtädt untergebracht, es könne für Bahrdt jetzt nichts geſchehen.

Gleichwohl wurde ihm die erfurter Luſt von Tag zu Tag unerträglicher. Schon (vgl. den Brief von Hirſch in Adolzfurth: „Zu Penſionen ſind unſere Fürſten nicht determinirt“; an eben gedachtem Orte, I. 53) ſuchte er unter den kleinen Fürſten Deutſchlands umher, ob nicht einer davon ihn, den kaum Dreißigjährigen! mit einer Penſion begnadigen möchte; ſchon (ſ. ebendaſelbſt S. 18 den Brief von Jeruſalem) trug er ſich mit dem wahrhaft ingeniöſen Gedanken, Leſſing's Nachfolger bei der Bibliothek in Wolffenbüttel zu werden, von dem es damals hieß, er ſei zum „directeur des plaisirs“ am braunſchweiger **Hofe** beſtimmt; ſchon endlich, wie wir aus einem abmahnenden Briefe des alten Semler ſchließen müſſen (a. a. O. 51), hatte er nicht übel Luſt, ſeine Stelle auf gut Glück niederzulegen und ſich, ſamt Weib und Kind, dem Zufall anheim zu geben . . .

Als endlich das Glück ſich ſeiner Ungeduld erbarmte! Von Gießen aus wurde ihm, zum Theil auf Erneſti's und Semler's Empfehlung, eine Stelle als vierter Profeſſor der Theologie und Prediger zu St. Pancratius angeboten. Mit beiden Händen griff er zu; kaum drei Jahre waren vergangen, ſeit er ſeinen Einzug in Erfurt gehalten — und ſchon, frohlockend, wandte er ihm den Rücken.

Späteres Leben und Tod.

Mit der Hochzeit des Helden pflegen die Romanſchreiber bekanntlich ihre Feder niederzulegen; der Roman des Bahrdt'ſchen Lebens wird umgekehrt nach der Verheirathung und der Berufung nach Gießen nur immer abenteuerlicher und wüſter. Die Gründe, weshalb wir uns hier nur auf ſeine Jugendgeſchichte beſchränken, haben wir im Eingang angegeben: und an der Grenze dieſer ſind wir mit der Verheirathung und der Verſetzung des dreißigjährigen Mannes denn nun freilich angelangt. Doch wollen wir für diejenigen unſerer Leſer, denen Bahrdt's fernere Schickſale etwa nicht gleich gegenwärtig ſind, einen gedrängten Ueberblick über den äußerlichen Verlauf ſeines Lebens anſchließen.

Auch der Aufenthalt in Gießen war nur von ſehr kurzer Dauer; theils ſeine freigeiſteriſche Schriftſtellerei, die er nun förmlich als Handwerk trieb (man erinnert ſich des Goethe'ſchen Scherzgedichtes auf Bahrdt's Bearbeitung der Evangelien, das in die Zeit des Gießener

Aufenthaltes fällt: Werke, XIII, 109), theils jene kleinlichen Neckereien und Zerwürfniſſe mit ſeinen Collegen, die wir ſchon von Leipzig und Erfurt her als ſeine beſonders ſchwache Seite kennen und die auch ſofort in Gießen wieder ihren Anfang nehmen, führten auch hier wieder zu einer Reihe Anklagen, Beſchwerden und Proceſſen, welche mit Bahrdt's zwar ſelbſterbetener, dennoch nichts weniger als freiwilliger Entlaſſung endeten. Noch ungewiß wohin ſich wenden, wurde er von einem Schweizer Edelmann, einem Herrn von Salis, aufgefordert die Leitung eines Philanthropins zu übernehmen, welches derſelbe auf ſeinem Schloß zu Marſchlins in Graubünden zu gründen im Begriffe ſtand (1775). Der Leſer erinnert ſich, daß es eben die Zeit der Baſedow und Genoſſen war, wo in humaniſtiſch oder, wie man es damals nannte, philanthropiniſch eingerichteten Lehrbüchern, Schulen und Erziehungshäuſern ganz ähnlicher Weiſe ſpeculirt wurde, wie jetzt wieder in „chriſtlichen Gymnaſien“ und Natur- und Literaturgeſchichten nach Maßgabe des kleinen Katechismus. Auch die Philanthropie des Herrn von Salis war ſtark mit Speculation verſetzt, und in ſoweit hatte er denn an Bahrdt wohl ſchon ſeinen richtigen Mann gefunden. Allein bekanntlich vertragen ſich manche Leute gerade deshalb ſo ſchlecht, weil ſie einander ſo ähnlich ſind, beſonders in ihren Schwächen. Trotz aller ſchönen Redensarten betrieb Herr von Salis die Philanthropie doch eigentlich nur als Gewerbe; auch war er unpraktiſch, herrſchſüchtig, unduldſam. Bahrdt war das Alles auch und obenein noch, wie wir ihn kennen, unſtät, liederlich, ein Sclave ſeiner Sinne; das kloſterähnliche Leben in Marſchlins gefiel ihm ſchlecht, Klatſchereien von Weibern und Hausgenoſſen kamen dazu — kurzum, es war eine Erlöſung für beide Theile, als Bahrdt nach kaum Jahresfriſt eine Aufforderung des damaligen Grafen, ſpäteren Fürſten von Leiningen-Dachsburg erhielt, als General-Superintendent und erſter Prediger zu Dürkheim an der Hardt in ſeine Dienſte zu treten (Juli 1776).

Hier ging es ihm nun Anfangs außerordentlich wohl; geringe Amtsgeſchäfte, reichliche Einnahmen, das ſinnlich lockere Leben der Pfalz und der Beifall ſeiner Zuhörer, denen ſolch ketzeriſcher Prediger eben recht war — Alles vereinigte ſich hier ſeine Lage höchſt angenehm und behaglich zu machen. Wenn ihm nur nicht die leidige Speculation mit dem Philanthropin im Kopf gelegen hätte! Es ließ ihm keine Ruhe, bis er nicht, Herrn von Salis zum Trotz, auch ſein eigenes Philanthropin beſaß. Sanguiniſch in ſeinen Hoffnungen und Anſchlägen, wie er jederzeit war, wußte er ſeinem neuen Landesherrn die Vortheile einer ſolchen Anſtalt ſo lockend darzuſtellen, daß derſelbe ihm das leerſtehende Schloß zu Heidesheim zur Errichtung eines Philanthropins überließ. Hals über Kopf, als könnte das neue Unternehmen von Anfang an gar nicht weitläuftig und groß genug werden, ſtürzte ſich Bahrdt nun in ein Meer der verſchiedenartigſten Unternehmungen, die er alle mit dem Philanthropin in Verbindung ſetzte, wie Buchdruckerei, Buchhandlung, Journalredaction, Viehzucht, Fabriken, bis hinunter zur Bereitung gereinigter Talglichter, auch einer neuen Wagenſchmiere und ähnlichen ökonomiſchen Seltſamkeiten.

Aber damit freilich auch in ein Meer von Schulden. Die Philanthropine waren, wie geſagt, dazumal Mode; als Modeſache fand auch das Bahrdt'ſche gleich bei ſeiner Eröffnung einen größern Zuſpruch und lebhaftere Theilnahme, als man es nach dem damals ſchon ſo mißlichen Ruf des Mannes hätte ſollen für möglich halten. Weit entfernt jedoch, dieſe günſtige Lage der

Dinge mit Beſonnenheit und Vorſicht zu benutzen, ſtürmte Bahrdt auf ſein Glück los, als ob es unverwüſtlich wäre, gleich ſeiner ſinnlichen Begier und ſeinem Schwindelgeiſt; es gab Zeiten in Schloß Heidesheim, wo mehr Feten als Lectionen, mehr Bälle und Spielpartien als Unterrichtsſtunden gegeben wurden. Auch in der Wahl ſeiner Lehrer und Gehilfen hatte er größtentheils wenig Glück gehabt: eine ſehr natürliche Folge des Leichtſinns, mit welchem er die Mehrzahl derſelben ſo zu ſagen von der Straße geleſen hatte. Bald auch waren Director und Lehrer nicht mehr die Einzigen, über welche allerhand böſe Gerüchte im Publicum curſirten: die Schüler, unter denen ſich zum Theil ſchon ziemlich erwachſene Burſche befanden, machten nach, was ſie von ihren Oberen geſehen hatten. Leichtfertige Schönen ſiedelten ſich in der Nähe des Schloſſes an; bald genoß Schloß Heidesheim eines Rufes, demzufolge man es eher für das erſte Kafehaus einer leichtfertigen Hauptſtadt als für ein deutſches Erziehungshaus hätte halten ſollen.

Zu allem Ueberfluß hatte Bahrdt, nach ſeiner gewöhnlichen zänkiſchen Manier, ſich auch einen ſo gefährlichen wie einflußreichen Feind geſchaffen in der Perſon des Hofrath Rühl, des erſten Beamten und Günſtlings des Fürſten, der nun auf alle Weiſe bedacht war ihm und ſeiner Anſtalt zu ſchaden: die Schüler verließen ſich einer nach dem andern und die ſo glänzend begonnene Anſtalt war nach kurzer Zeit dem Untergange nahe.

Bahrdt machte noch einen letzten verzweifelten Verſuch. Mit ſechsundzwanzig Kreuzern in der Taſche, ohne Winterkleider, ſelbſt nicht einmal der Sprache mächtig, machte er ſich auf den Weg nach England, das ſchon damals als das Eldorado deutſcher Penſionsanſtalten berühmt war. Dieſe Reiſe iſt ohne Vergleich das Abenteuerlichſte in dem ganzen ſo überaus abenteuerlichen Leben unſeres Helden; auch in ſeiner Selbſtbiographie bildet die Schilderung derſelben die eigentliche Glanzpartie des Buches.

Wirklich gelang es ihm, indem er alle denkbaren Mittel in Bewegung ſetzte, ſich hier als Deiſt, dort als Atheiſt, hier als Freimaurer, dort als Roſenkreuzer gerirte, ſich hier auf ſeine gelehrten Bibelſtudien, dort auf ſeine fürſtlichen Empfehlungsbriefe berief, — eine nicht unbedeutende Anzahl junger Engländer und Holländer zuſammenzubringen (wenn auch allerdings einige zu „halben Preiſen“ darunter waren), mit denen er ſich denn (Frühjahr 1779), neuer Hoffnung voll, auf den Heimweg machte.

Allein noch bevor er ſeine köſtliche Beute in Sicherheit gebracht, traf ihn ein Schlag, der ſeine ganze ſo mühſame Speculation auf einmal zu Boden ſchmetterte. Unter den Vielen, beſonders Theologen, evangeliſchen wie katholiſchen, aus deren gelegentlicher Anzapfung Bahrdt ſich ein harmloſes Vergnügen machte, befand ſich auch ein Herr von Scheben, Weihbiſchof von Worms und ſein früherer Gönner. Derſelbe war gleichzeitig kaiſerlicher Büchercommiſſarius — auf deutſch Cenſor — zu Frankfurt a. M.; er denuncirte die vielfachen Ketzereien, welche Bahrdt als Schriftſteller und ſonſt begangen, und erwirkte dadurch einen kaiſerlichen Hofrathsbeſchluß, vermöge deſſen Bahrdt von allen ſeinen Aemtern abgeſetzt und ſogar des deutſchen Reiches verwieſen wurde, es wäre denn, daß er ſich zum Widerruf ſeiner Irrthümer entſchließen möchte; Vertheidigung oder ſonſtige gerichtliche Procedur wurde nicht zugelaſſen.

Daß Bahrdt ſich zu dieſem Widerruf nicht entſchloſſen, iſt ſo ziemlich die einzige achtbare That, die man ihm nachſagen kann. Allein auch ſie verliert einigermaßen an Werth, wenn man die ökonomiſche und häusliche Zerrüttung erwägt, in welcher Bahrdt ſich dazumal bereits befand; aus dem für ihn als Lehrer und Geiſtlichen doppelt ſchmachvollen Bankerotte errettet zu werden, durfte ihm kein Preis zu hoch ſein, ſelbſt nicht der Zerfall ſeiner amtlichen und bürgerlichen Exiſtenz. Und wodurch hätte der unvermeidliche Bankerott auch beſſer bemäntelt werden können, als durch dieſen Zuſammenſturz? Der gewiſſenloſe Geſchäftsmann kam in Vergeſſenheit über den politiſch religiöſen Märtyrer; die Acht des Reichshofraths vernichtete auch die Schuldbriefe des Speculanten. Bahrdt's Name war in Aller Mund; niemand gedachte mehr ſeiner Fehler, alle nur der beiſpielloſen Gewaltthat, die an ihm verübt worden war: die berühmteſten Rechtsgelehrten der Zeit, illuſtre Männer, geheime Hofräthe und Ordensritter, die ſich ſonſt um keinen Preis mit einem Menſchen wie Bahrdt würden eingelaſſen haben, nahmen ſich ſeiner Sache an, wenn auch nicht aus menſchlichem, ſo doch aus juriſtiſchem Intereſſe, und erwieſen in gelehrten Deductionen, auf deutſch und lateiniſch, daß der katholiſche Reichshofrath zu Wien nicht das mindeſte Recht gehabt habe, auf dieſe Weiſe gegen einen proteſtantiſchen General-Superintendenten und Prediger in reichsgräflich Leiningen-Dachsburgiſchen Dienſten zu verfahren — o ganz gewiß, dieſer plötzliche Schiffbruch war das Glücklichſte, was Bahrdt widerfahren konnte!

Allein an Menſchen wie Bahrdt iſt Glück wie Unglück gleich verloren. — Auf Betrieb des Hofrath Rühl war er bei der Ankunft in Dürkheim perſönlich verhaftet worden; es war ihm gelungen den Häſchern zu entwiſchen und die Grenzen des preußiſchen Staates zu erreichen, eines Staates, der dazumal unter dem Scepter

Friedrich des Großen anerkannt war als das allgemeine Aſyl der Geiſtesfreiheit, wohin weder die Verwünſchungen der Pfaffen noch die Blitze des Wiener Reichshofraths reichten. Er nahm ſeinen Aufenthalt in Halle: keine ganz glückliche Wahl, wenn man bedenkt, daß Halle von jeher der eigentliche Brütofen theologiſcher Rechtgläubigkeit geweſen. Auch hieß es Männern wie Semler, Nöſſelt ꝛc. in der That etwas viel zumuthen, einen Bahrdt, unter deſſen Frivolitäten und Unſittlichkeiten ſie oft noch viel mehr gelitten als unter ſeinen perſönlichen Angriffen und Spöttereien, als Collegen anzuerkennen. Dennoch wurde ihm die Erlaubniß zu Vorleſungen nicht verſagt, nur theologiſche Vorleſungen ausgeſchloſſen. Er las mit großem Beifall, theils vor Studirenden, theils auch und ganz beſonders vor den Bürgern der Stadt, über Beredtſamkeit, über Moral, über Logik und Metaphyſik, ſowie über einzelne römiſche Schriftſteller, namentlich über den Tacitus und Juvenal, die er beide auch in der Folge ins Deutſche übertrug, wennſchon nichts weniger als glücklich. Neben den Vorleſungen entwickelte er auch als Schriftſteller einen wahrhaft erſtaunlichen Fleiß; von den 126 Schriften, deren Verzeichniß er ſelbſt dem vierten Bande ſeiner Lebensgeſchichte angehängt hat (und noch iſt das Verzeichniß bei weitem nicht vollſtändig), fallen nicht weniger als 70 in die Zeit ſeines halliſchen Aufenthaltes. Freilich ſieht das Verzeichniß auch bunt genug aus: neben Juvenals Satiren in einer metriſchen Ueberſetzung die kleine Bibel; neben einem Verſuch über die Beredtſamkeit Streitſchriften gegen die halliſche Facultät; Gedichte eines Naturaliſten und Briefe über den wahren Plan und Zweck Jeſu; institutiones logices et metaphysices und Kirchen- und Ketzeralmanach; griechiſch-deutſches Lexicon zum neuen Teſtament und Spottſchriften wider Göze und Zimmermann; ſämmtliche Reden Jeſu aus dem Evangelium geſammelt und Auszug aus Luthers Tiſchreden; chriſtliches Sittenbuch fürs Geſinde und Zamor oder der Mann aus dem Monde; systema theologiae lutheranae orthodoxum und neue Literaturbriefe; über das theologiſche Studium auf Univerſitäten und Ala Lama oder der König unter den Schäfern — und ſo fort.

Durch dieſe ungemeine Thätigkeit, ſowie mit Hilfe der anſehnlichen Schenkungen und Unterſtützungen, die ihm von allen Seiten zufloſſen (aus den Kreiſen der Berliner Aufklärung allein erhielt er einen jährlichen Zuſchuß von zweihundert Thalern), brachte er es denn wirklich wieder zu einer ganz erträglichen äußeren Lage, trotz ſeines ſtarken Hausſtandes und trotz des häuslichen Unfriedens, in welchem er lebte; er hielt ſich ein Reitpferd, tabagierte fleißig mit Bürgern und Studenten, hielt ſich einen Secretair für ſeine literariſchen Arbeiten und ein hübſches Dienſtmädchen für ſeine ſonſtigen Neigungen.

Doch mußte dazu freilich noch immer gearbeitet werden, und deſſen war Bahrdt nach gerade überdrüſſig geworden; auch drohte ſein Körper die unausgeſetzten Anſtrengungen nicht mehr lange zu ertragen und ſelbſt die unermüdliche Behendigkeit ſeines Geiſtes erſchöpfte ſich. Bahrdt ſann alſo auf andere Mittel ſich Wohlleben ohne Arbeit zu verſchaffen. Die Mittel, auf die er dabei verfiel, waren ſehr trauriger Natur; ſie erinnern an die abenteuerlich ſchmuzigen Wege, auf denen er daſſelbe Ziel ſchon als Student und junger Magiſter verfolgt hatte. Damals hatte er Fauſt's Höllenzwang ſtudirt und hatte leichtfertig ausgeſtellte Wechſel den Inhabern gewaltſam wieder abgenommen — jetzt erfand er die deutſche Union oder die Union der XXII, die jedoch in Wahrheit nur aus einem Einzigen beſtand, nämlich aus Bahrdt ſelbſt, dem es dabei lediglich um den Thaler Einſchreibegebühr zu thun war. Ferner grub er auf dem ſogenannten Neuen Werk bei Halle, wo ehemals ein Kloſter geſtanden, nach Schätzen — und da auch das nichts einbrachte, ſo reſolvirte er ſich kurz, ſetzte den doctor theologiae und ehemaligen geiſtlichen Würdenträger bei Seite und legte vor dem entgegengeſetzten Thor von Halle eine Schenkwirthſchaft an, die, nach der allgemeinen Behauptung des Publicums, bald ſogar noch etwas Schlimmeres wurde — Heidesheimer Reminiſcenzen.

Und ſo war er aufs Neue wieder durch eigene Schuld dicht am Rande des häuslichen und bürgerlichen Untergangs, als ein ähnlicher Schlag, wie zehn Jahre zuvor das Verbannungsdecret des Wiener Reichshofraths, ihn noch einmal der drohenden Schande entriß. Friedrich der Große war heimgegangen; Friedrich Wilhem der Zweite und das Wöllner'ſche Religionsedict waren ihm gefolgt. Bahrdt hatte verſchiedene Spottſchriften gegen das Letztere geſchrieben; darunter namentlich ein ſehr grobes, aber auch ſehr witzloſes Luſtſpiel: das Religionsedict. Seinen Namen hatte er zwar verheimlicht und ſich auch ſonſt die größte Mühe gegeben, jede Spur ſeiner Autorſchaft zu verwiſchen. Dennoch wurde dieſelbe herausgebracht; man machte Bahrdt den Proceß und nach einer dreißigwöchentlichen Unterſuchungshaft im Stadtgefängniß zu Halle mußte er auf ein Jahr lang die Feſtung zu Magdeburg beziehen.

Kaum von dort entlaſſen und auf ſeinen Weinberg bei Halle zurückgekehrt, wurde er von einer langwierigen und ſchmerzhaften Krankheit (andere Epitheta, welche die Zeitgenoſſen derſelben beilegten, halten wir gefliſſentlich zurück) befallen, welcher er am 23. April 1792, im

Alter von noch nicht einundfünfzig Jahren erlag. Er ſtarb bei voller Geiſtesgegenwart, mit einer Ruhe, die eines beſſern Lebens würdig geweſen wäre; da er ſchon nicht mehr ſprechen konnte, ſchrieb er mit zitternder Hand auf ein Blatt, das auf ſeinem Bette lag: „jetzt ſchlafe ich ein ....“

Und ein Recht müde zu ſein hatte er. —

VIII.

Friedrich Karl Laukhard.

(1758 — 1822.)

Mit Laukhard langen wir nunmehr auf der unterſten Stufe jener tragiſchen Reihenfolge an, die wir mit Schubart eröffneten. Schon dieſer, wiewohl von der Natur mit dem koſtbaren Geſchenk künſtleriſcher Fähigkeit begnadigt, Poet und Muſiker, hatte dennoch nicht vermocht den richtigen Schwerpunkt aufzufinden, in welchem Kunſt und Leben, Poeſie und Wirklichkeit ſich vereinigen; gerade das heiße Gefühl für die Schönheit, welches in ihm loderte und dieſe ächt künſtleriſche Reizbarkeit der Sinne, durch die er ſich auszeichnete, wurden ihm zum Verderben, weil er nämlich das Maß nicht finden konnte, das eine ebenſo nahe liegende und ebenſo nothwendige Bedingung jedes ächten künſtleriſchen Strebens iſt; ſo heiß er für die Kunſt ſchwärmte und ſo ſehr er es ſich angelegen ſein ließ ein rechtes Künſtlerleben zu führen — das heißt was er dafür hielt — ſo wurde die Kunſt doch für ihn niemals die allwaltende, allrichtende Göttin, in deren keuſchem Dienſt er ſich ſelbſt glücklich und befriedigt fühlte, ſondern ſie blieb für ihn immer nur die Sirene, deren ſüßtönendes Lied und ſinnbethörende Schönheit den achtloſen Schiffer in die Tiefe reißt.

Ein ganz ähnliches Schauſpiel iſt ſo eben in den Scenen aus Bahrdt's Leben an uns vorübergegangen. Auch er fand weder in der Wiſſenſchaft, der er ſich gewidmet hatte, noch in dem Stande, dem er angehörte, noch endlich in dem geiſtigen Princip, in deſſen Namen er wenigſtens auftrat und als deſſen Kämpfer er ſich geberdete, einen Schutz und Anhalt gegen dieſe Anfechtungen der Sinnlichkeit, von denen wir eben bei Gelegenheit Bahrdt's nachgewieſen haben, in welchem engen und unerläßlichen Zuſammenhange ſie mit der Entwicklung des Jahrhunderts im Allgemeinen ſtehen, und daß ſie keineswegs bloß als zufällige Verirrungen einzelner Perſönlichkeiten zu betrachten ſind, ſondern als eine naturgemäße und nothwendige Krankheit der ganzen Epoche. Es wurde eben damals der Grund gelegt zu jenem Dienſt der Schönheit, in welchem wir uns dann zwei ganze Menſchenalter hindurch ſo wohl gefühlt, dem die größten und erhabenſten Geiſter der Zeit als Prieſter angehört haben und der erſt in dieſen neueſten Tagen von dem ernſtern Dienſt des Vaterlandes und der Geſchichte anfängt verdrängt oder doch in diejenigen Schranken zurückgeführt zu werden, die auch ihm gebühren. Aus der Geſchichte der Religionen aber wiſſen wir, wie derſelbe Dienſt, der ſich bei den Griechen als heiterer Venusdienſt geſtaltete, in ſeinen erſten Anfängen und bei den unfreien Völkern des Orients die Geſtalt eines blutigen Götzendienſtes angenommen hatte; derſelbe Altar, den die Griechen mit Roſen bekränzten und auf den ſie die Meiſterwerke eines Skopas und Praxiteles erhöheten, dampfte ehemals, bei den Barbaren des Morgenlandes, von Blut und wurde durch Menſchenopfer, Verſtümmelungen und Schändungen verherrlicht. Ganz ähnlich die Entwicklung unſerer modernen Kunſt: auch ſie war zuerſt eine blutbefleckte, menſchenmordende Aſtaroth — und erſt unſern neuen Hellenen, ich meine den klaſſiſchen Dichtern unſerer Goethe-Schiller'ſchen Epoche, war es vergönnt, die Göttin in reiner, wahrhaft göttlicher Geſtalt zu verehren und die ganze Nation zu ihrem milden, menſchlichen Dienſte zu gewöhnen.

Vorläufige Charakteriſtik.

Zu dieſen Opfern am Altare der Schönheit gehört auch der Held dieſer Blätter; er ſelbſt freilich ein ſehr unſchönes, ſehr häßliches Opfer. Laukhard iſt weder Künſtler wie Schubart, noch Gelehrter wie Bahrdt. Er iſt zwar bei allen möglichen und auch einigen unmöglichen Wiſſenſchaften durch die Schule gelaufen und hat ſich in einem bunten und abenteuerlichen Lebenslauf eine ebenſo bunte und abenteuerliche Maſſe von Kenntniſſen zuſammengetragen. Allein er ſelbſt legt niemals den geringſten Werth darauf, er macht nirgends den mindeſten Anſpruch, Mann der Wiſſenſchaft oder der Gelehrſamkeit zu ſein, ſondern iſt ganz zufrieden geſtellt, wenn ſeine zuſammengeſtoppelten Kenntniſſe ihm nur das elende Stück Brod abwerfen, deſſen er zum täglichen Leben bedarf — und allerdings auch die ſehr große Menge von Bier und Branntewein, die ihm zum Leben beinah noch nöthiger iſt als das tägliche Brod. Laukhard iſt auch Schriftſteller, ſogar ein überaus fruchtbarer Schriftſteller, der ſich in dieſer Hinſicht dreiſt mit Bahrdt und anderen Vielſchreibern ſeiner Zeit meſſen darf. Allein auch mit ſeiner Schriftſtellerei verhält es ſich genau wie mit ſeiner Gelehrſamkeit: auch auf ſie legt er ſelbſt nicht das mindeſte Gewicht, auch ſie betreibt er ganz eingeſtandener Maßen lediglich als ein Handwerk, deſſen Boden leider nicht einmal golden iſt und das er von Herzen gern mit einem beliebigen anderen vertauſchen würde, wenn ſich nur die Gelegenheit dazu finden wollte und wenn er ſelbſt nur zu etwas Anderem fähig wäre; er iſt bloß unter die Schriftſteller gegangen, weil man ihn nirgend anders haben wollte, genau in demſelben verzweifelten Humor und mit derſelben ſich ſelbſt preisgebenden Frivolität, mit der er einige Jahre früher, von Schulden und Elend aller Art bedrängt, unter die Soldaten gegangen war — ebenfalls bloß um das armſelige bischen Leben zu friſten!

Aber wenn nicht Künſtler noch Gelehrter, nicht Dichter noch Schriftſteller, was gibt dieſem wüſten Geſellen denn das Recht ſich hier einzudrängen in dieſe Gallerie denkwürdiger und intereſſanter Perſönlichkeiten, die uns die verſchiednen Entwicklungsſtufen des achtzehnten Jahrhunderts vergegenwärtigen ſollen? Oder richtiger geſagt, wer gibt uns das Recht und welch ein abſonderlicher Einfall iſt auch dies, das Gedächtniß dieſes Menſchen zu erneuen, der, ohne den geringſten Anſpruch auf künſtleriſche oder literariſche Bedeutung, nur allein merkwürdig iſt durch die wüſte Abenteuerlichkeit, in welcher ſein Leben zerfließt, ſowie durch die Maſſe von Ausſchweifungen und Thorheiten, in denen er kläglich untergeht? Die Mehrzahl der Laukhard'ſchen Schriften iſt nicht nur nicht werth, daß ſie jemals geſchrieben worden, ſondern es befinden ſich auch Bücher darunter, die unſerer Literatur offenbar zur Unehre gereichen und die der Freund der Bildung und der Sittlichkeit nur mit Bedauern ihr unheimliches Daſein in den Schlupfwinkeln unſerer Leihbibliotheken kann fortführen ſehen. War es denn nicht beſſer ſie dieſer ſchmuzigen Verborgenheit zu überlaſſen? Iſt es nicht genug, daß angehende Studenten und Schüler, deren jugendliche Lüſternheit dieſer Lectüre noch allein nachtrachtet, ſich zum wenigſten ihren äſthetiſchen Magen daran verderben? Ja zugegeben auch, daß dieſer Aufſatz vielleicht nur eine Warnungstafel werden ſoll, gibt es nicht eine ganze Menge gefährlicher und anſtößiger Dinge, die dadurch, daß man vor ihnen warnt, erſt recht verderblich werden? Und iſt endlich und vor allen Dingen das vorliegende Buch der richtige Ort eine derartige Warnungstafel aufzuſtellen?

Es hat ſeine Richtigkeit, Laukhard iſt weder Künſtler noch Gelehrter und auch ſeine Schriftſtellerei iſt ſtets nur das Kind ſeiner Noth geweſen, ſogar in den meiſten Fällen ein recht verkrüppeltes, recht unſauberes Kind. Allein ſchon durch dieſe negative Eigenſchaft, ſchon dadurch, daß er, bei einer unleugbaren Lebendigkeit und Fruchtbarkeit des Geiſtes und auch bei ſo viel Kenntniſſen und formalem Talent, als eben hinreichend war, eine Rolle in der Literatur ſeiner Zeit zu ſpielen — gerade dadurch, ſage ich, daß er bei alledem weder in der Wiſſenſchaft noch in der Kunſt ſeine Befriedigung findet, ja daß er, mitten in der äſthetiſchſten Epoche unſerer Geſchichte, ſich mit dämoniſchem Behagen wahrhaft wälzt in der allerunäſthetiſchſten Roheit und Liederlichkeit — ſchon dadurch gewinnt Laukhard eine, wenn auch traurige, doch geſchichtliche Bedeutung.

Akademiſche Sitten in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Denn auch Laukhard ſteht mit dieſer ſeiner tollen Liederlichkeit keineswegs allein; das hat er ſelbſt empfunden und ausgeſprochen, ja dies Bewußtſein, nur der Tollſte der Tollen, der Verlorenſte unter den Verlorenen zu ſein, gibt ihm einen gewiſſen verruchten Stolz, eine gewiſſe diaboliſche Schadenfreude, die ihre Wunden unter Anderm auch darum ſo frech aufdeckt, weil ſie ſehr wohl weiß, daß die Andern eben auch keinen Grund haben mit ihrer Geſundheit groß zu thun. Wie er ſich ſchon als junger Menſch mit noch nicht zwanzig Jahren von den Gießener Studenten feierlich als Proſeſſor der Zotenreißerei und Meiſter in jeglicher Art von Gemeinheit proclamiren ließ, ſo ſetzte er auch in der Folge ſeinen Stolz darein, nur der dux gregis, der Häuptling und Anführer einer ganzen verlumpten und verlorenen Generation zu ſein.

Aber das Traurige dabei und zugleich das hiſtoriſch Denkwürdige iſt, daß er in der That guten Grund dazu hatte und daß die zahlreiche Genoſſenſchaft, deren er ſich rühmte, durchaus keine Erfindung von ihm war. Es iſt [illegible] Kehrſeite zu jener glänzenden äſthetiſchen Bildung, die ſich zu derſelben Zeit in Goethe und Schiller entfaltete: in eben dieſen Jahren, da die Nation von ihren Dichtern mit den zarteſten Blüthen, den ſüßeſten Früchten der Schönheit überſchüttet ward, da Goethe auf dem klaſſiſchen Boden Italiens das Geheimniß des Maßes und der künſtleriſchen Beſchränkung fand und da auch Schiller aus den wüſten Anfängen ſeiner Jugend, die ſelbſt noch das Gepräge ſittlicher Zerrüttung zum Theil ſehr deutlich an ſich tragen, ſich ebenfalls zu klaſſiſcher Reinheit emporarbeitete — in eben dieſen Jahren ſteckte die Mehrzahl der deutſchen Jugend, und zwar der ſtudirenden, alſo gerade der gebildetſten und einflußreichſten Jugend, genau in demſelben Schmutz, der uns an Laukhard ſo tief anekelt — vielleicht nicht ganz ſo tief und in den meiſten Fällen bei weitem nicht ſo lange: aber immerhin, ein Stück ſolchen ſchmutzigen Weges lag damals in der allgemeinen Entwicklungsbahn der deutſchen ſtudirenden Jugend und mußte der Regel nach von Jedem, von dem Einen leichter, von dem Andern mühſamer, von dieſem raſcher, von jenem langſamer, durchgemacht werden. Es iſt eine Thatſache, die unſeres Wiſſens bisher noch von Niemand hervorgehoben und die doch überaus geeignet iſt, aufklärende Lichter auf manche wichtige und denkwürdige Seite unſerer nationalen Entwicklung zu werfen: nämlich daß das akademiſche Leben in Deutſchland niemals ſittlich geſunkener, niemals roher und verwahrloſter geweſen iſt, als in den ſiebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, denſelben Jahren, wo die deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft übrigens ſo großartige Fortſchritte macht und Sitten und Anſchauungen der übrigen Nation ſich ſo bedeutend verbeſſern und reinigen. Schon zu Anfang des Jahrhunderts, bei Gelegenheit der Günther'ſchen Lebensbeſchreibung, haben wir einen Blick in dieſe Myſterien des deutſchen Studentenlebens gethan. Derſelbe war unerfreulich genug: gleichwohl wohnte dieſer Tollheit damals noch ſo viel Poeſie, dieſer Liederlichkeit noch ſo viel Witz, dieſer Narrheit ſo viel Harmloſigkeit bei, daß doch ein Genie wie Günther noch darin groß werden und dies wüſte Treiben zum Theil noch mit dem Abglanz ſeiner Kunſt verklären konnte. Auch damals trieb man tolle Streiche — aber es war wenigſtens Jugendmuth und Jugendluſt darin und man freute ſich der eigenen Tollheit; auch damals war das akademiſche Leben ein Strudel, der nicht ſelten gerade die Beſten und Vorzüglichſten verſchlang, an ihrer Spitze Günther ſelbſt — aber die Untergehenden trugen wenigſtens Roſenkränze auf dem Haupt und fuhren mit gefülltem Becher, frohlockend, als gäb' es keinen Tod und kein Sterben, in ihr offnes Grab!

Die deutſchen Univerſitäten und die Poeſie.

Wie ganz anders iſt der Anblick, der ſich uns am Ausgang des Jahrhunderts bietet! Ehedem, zu Günthers Zeiten, hatte, wie geſagt, noch Poeſie in der ſtudentiſchen Tollheit geſteckt, ja das Studentenleben, mit allen Auswüchſen und Verkehrtheiten, die ihm ſchon da mals anhafteten, war vielleicht ſogar der einzige Zufluchtsort geweſen, welcher der Poeſie damals noch offen ſtand. Seitdem hatte die Poeſie ſich aus dem Studentenleben herausgezogen; wir haben ſelbſt im Verlauf dieſes Buches geſehen, wie auf den Studenten Günther der hochgelehrte und hochachtbare Profeſſor von Haller folgt und wie die Literatur dann mit Abbt und Hermes immer ſolider, immer praktiſcher wird und immer mehr bürgerliche Farbe annimmt. Jetzt regt ſich ein neuer Geiſt — aber das alte Studententhum iſt unfähig geworden ihn zu begreifen oder gar bei ſich ſelber auszubilden. Es iſt wiederum eine noch nicht genügend beachtete Thatſache, daß, wo dazumal auf deutſchen Univerſitäten noch ja ein Intereſſe für das Wiederaufleben deutſcher Poeſie und Kunſt ſtatt fand, dies Intereſſe regelmäßig in Oppoſition ſtand gegen das übrige akademiſche Treiben, bei Studenten ſowohl wie auch bei Profeſſoren. Selbſt auf einer ſo galanten, mit belletriſtiſchen Elementen ſo durchwirkten Univerſität, wie Leipzig ſchon in den vierziger Jahren war, ſtanden Leſſing, Weiße und Mylius ebenſo allein, als wenige Jahre ſpäter jene Klopſtock, Ebert, Gieſeke und andere poetiſirende Geiſter, die ſich in aller Stille auf der Stube des ſehr ehrſamen und ſehr philiſtröſen Herrn Gärtner zuſammenfanden. Ganz daſſelbe fand in Halle ſtatt, wo Pyra, Lange, Götz und Gleim ebenfalls eine poetiſche ecclesia pressa innerhalb der damaligen halleſchen Studentenwelt bildeten, trotzdem daß die Univerſität Halle damals ihre Baumgarten und Meier ſchon ebenſo gut beſaß, wie Leipzig ſeinen Gottſched und Schwabe. Die gedrückte Lage, in welcher der Göttinger Dichterbund, ungeachtet des Klopſtock'ſchen Patronates, ſich in Göttingen ſelbſt befand, ſowie die Anfeindungen und Kränkungen, welche derſelbe namentlich auch von den Göttinger Profeſſoren zu erdulden hatte, kennt Jedermann. Und ſo wenig Philiſterhaftes oder bürgerlich Prüdes in dem jungen Goethe war, ſogar im Gegentheil ſo leicht derſelbe das Leben nahm und ſo begierig er jeden Genuß an ſich drückte — wer möchte läugnen, daß auch dieſe gebildeten, kunſtliebenden Kreiſe, in denen Goethe in Leipzig und Straßburg lebte, etwas Excluſives, Unſtudentiſches an ſich trugen und dem gewöhnlichen Gang des damaligen akademiſchen Lebens nicht nur ſehr ferne lagen, ſondern auch in ganz beſtimmter Abneigung gegen daſſelbe ſtanden?

Es wird dieſe Erſcheinung aber um ſo auffälliger, wenn wir damit die ganz entgegengeſetzte Rolle vergleichen, welche unſere Univerſitäten im laufenden Jahrhundert in der Geſchichte unſerer Poeſie einnehmen, ſchon ſeit der Mitte der neunziger Jahre, alſo genau ſeit dem Moment, da die Goethe-Schiller'ſche Poeſie ihren Gipfelpunkt erreicht hatte und nun mit mächtiger, breitfluthender Strömung in das Bewußtſein der Nation überging. Die Poeſie unſerer letzten funfzig Jahre läßt ſich ſogar ohne große Mühe geradezu nach unſern Univerſitäten gruppiren; die bedeutendſten Richtungen, die ſeit faſt zwei Menſchenaltern in derſelben aufgetaucht, ſind entweder aus der Mitte deutſcher Studentenſchaften hervorgegangen oder haben doch bei ihnen ihre weſentlichſte und nachhaltigſte Pflege, ſowie ihre eigentliche populäre Verbreitung gefunden. Schon Schiller, ſo gering ſein Einfluß als akademiſcher Lehrer in der That auch war und ſo gern er ſelbſt auch, entmuthigt und verbittert durch den Handwerksneid ſeiner Collegen, über den Professor historiarum ſpöttelte, deſſen Fach immer größer und deſſen Brod immer kleiner werde, hatte doch ſchon immerhin einen Hölderlin zu ſeinen Füßen. Und waren die

Schlegel, die Novalis, die Tieck ꝛc. nicht im Grunde ebenfalls noch Studenten, halb abſolvirte Studenten, als ſie wenige Jahre ſpäter von demſelben Jena aus die deutſche Literatur reformiren wollten? Und fand ihre neue romantiſche Doctrin nicht bei einer beträchtlichen Anzahl ihrer Commilitonen ſowie überhaupt bei der Jugend ſofort die gläubigſte Aufnahme und die lebhafteſte Ausbreitung?

Wer kennt ferner nicht den ausgezeichneten Kreis, der ſich bis zur Schlacht von Jena in Halle um Schleiermacher und Steffens verſammelte? wer wüßte nicht, wie der gewaltige Geiſt dieſer Männer in kürzeſter Friſt faſt die ganze damalige Univerſität durchdrang, mit einer ſolchen Energie und einer ſolchen Fülle, daß ſelbſt die bald darauf erfolgte Zerſtörung der halleſchen Univerſität dieſen Einfluß nicht verwiſchen konnte, deſſen Spuren ſich dann wieder auf das Deutlichſte in unſerer Literatur ausdrücken? Des Knaben Wunderhorn ferner, dieſes Evangelium der volksthümelnden romantiſchen Dichtung, das eine Wirkung auf die Literatur ſeiner Zeit gewonnen und den Charakter der nächſtfolgenden Dichtergeneration beſtimmt hat, in einem Grade wie wenig Anderes — iſt es nicht wiederum von zwei Heidelberger Studenten zuſammengetragen und ſpielt ſeitdem Heidelberg, mit ſeinem fröhlichen Studententreiben, ſeiner unvergleichlichen Schloßruine, ſeinem ſchattigen Wolfsbrunnen, in der Poeſie der jüngern Romantiker, der Arnim, der Brentano ꝛc. nicht ganz dieſelbe Rolle und taucht ebenſo unter den verſchiedenartigſten Geſtalten wieder hervor, wie die „fröhliche Saale“ bei Halle und der Giebichenſtein bei Eichendorf? Hat nicht der ebengenannte Achim von Arnim in ſeinem Halle und Jeruſalem (1811) ſogar ein ganzes vollſtändiges Studentenſpiel geliefert? und ſchwebt nicht überhaupt über dieſer geſammten Richtung unſerer Poeſie ein unverkennbarer Duft und Hauch ſtudentiſchen Lebens?

Für die nächſtfolgenden Jahre, die Jahre von dreizehn bis zwanzig, iſt der Zuſammenhang ſogar noch viel deutlicher; die ganze deutſche Literatur in Poeſie und Wiſſenſchaft ſteht in dieſer Zeit, ſei es zuſtimmend, ſei es bekämpfend, in nächſter Beziehung zur Burſchenſchaft, die ihren Sitz bekanntlich auf den deutſchen Univerſitäten hatte. Ja ohne Uebertreibung darf man ſagen, daß das geſammte nationale Bewußtſein, ſo viel damals noch vorhanden war, ſich auf den deutſchen Univerſitäten concentrirt hatte: ſo daß alſo auch die Poeſie ihre Nahrung gar nicht andersher nehmen konnte als von ihnen.

Und als auch dieſe burſchenſchaftlich romantiſche Epoche ihr Ende erreicht hatte und ſchon im Begriff ſtand in ihr eigenes Gegentheil umzuſchlagen, war es da nicht wiederum ein Göttinger Student (Heinrich Heine) und in ſeinem Gefolge eine Hand voll Berliner oder Leipziger Studenten, dieſelben, die ſpäterhin unter dem Namen des jungen Deutſchland bekannt wurden, die dieſer neuen Epoche unſerer Literatur zum Durchbruch verhalfen, indem ſie, unter dem Zujauchzen ihrer akademiſchen Gefährten, die matt und ſchal gewordene, verphiliſterte Literatur mit ſtudentiſchem Uebermuth auffriſchten? Auch die halleſchen Jahrbücher, denen wir die letzte entſcheidende Anregung unſerer Literatur verdanken, führten bekanntlich nicht nur einen ſehr ſtudentiſchen Ton, ſondern ſtützten ſich auch weſentlich auf den Enthuſiasmus und die Zuſtimmung der heranwachſenden akademiſchen Jugend; ſelbſt unter ihren einflußreichſten Mitarbeitern zählten ſie nicht wenige, die theils noch Studenten waren, theils die Univerſität erſt vor ganz Kurzem verlaſſen hatten.

Poeſie und Leben.

Warum iſt dies Alles denn nun zu Laukhart's Zeiten ſo ganz anders? Wir haben früher geſehen, wie ſelbſt die Diener des Mars, ſelbſt die Werbeofficiere Friedrichs des Großen der neu aufblühenden Poeſie und dem ſich allmählig verfeinernden literariſchen Geſchmack als Herolde und Miſſionäre dienen mußten — warum verhalten denn nur die Studenten, dieſe eigentlichen berufenen Jünger der Bildung und Wiſſenſchaft, ſich in ihrer Mehrzahl ſo ſpröde dagegen? Ja während die ausgezeichnetſten Geiſter der Nation den Altar der Grazien bekränzen und während der Ton der deutſchen Geſellſchaft übrigens immer geſchmackvoller und aufgeklärter wird, warum beharren nur ſie in der alten widerwärtigen Rohheit und opfern nur dem Bacchus und jedem ſonſtigen niedrigſten Vergnügen?

Die Antwort hängt auf das Genaueſte zuſammen mit der Entwickelung, welche unſere klaſſiſche Poeſie des achtzehnten Jahrhunderts im Allgemeinen genommen und die wir in der Einleitung ausführlicher beſprochen haben. Dieſe ſchöne Perſönlichkeit, auf welche die damalige Literatur hinarbeitete, konnte ſich ihrer Natur nach nicht anders als in einer gewiſſen Iſolirtheit, einer gewiſſen excluſiven, vornehmen Zurückgezogenheit von der Maſſe des Volks entwickeln; ſie ſteht gegen die Maſſe der Zeitgenoſſen in einem ganz ähnlichen Verhältniß, wie jene kleinen ſtudentiſchen Kreiſe zu Leipzig, Halle, Göttingen und Straßburg zu der Mehrzahl ihrer akademiſchen Genoſſen. Unſere klaſſiſche Poeſie hat ſich nicht mit dem Volke, ſondern zunächſt gegen das Volk entwickelt; wie die Jugend, ſo ließ ſie auch das eigentliche Volk, die unüberſehbare Heerſchaar der Armen und Ungebildeten, hinter ſich zurück; verſunken in die Kämpfe und Leiden des

Subjects, ließ ſie jene Töne außer Acht, die doch allein im Stande geweſen wären die eigentliche Maſſe der Nation an ihren Triumphwagen zu feſſeln. Erſt auf ihrem Gipfelpunkt angelangt, wird die Poeſie ſich gleichſam des Verſäumten bewußt und zieht nun, da ſie ſelbſt nicht mehr zum Volke herabſteigen kann, mit gewaltigem, hinreißendem Schwung das Volk wenigſtens zu ſich empor. In dieſer Hinſicht iſt namentlich Schiller von unermeßlicher Bedeutung. Erſt durch Schiller, gerade in ſeiner letzten eigentlich klaſſiſchen Periode, wird der Zuſammenhang zwiſchen der Literatur und dem Volke wiederhergeſtellt; ihn aus der Geſchichte unſer Poeſie ausgeſtrichen — und wir hätten nur auf der einen Seite eine äſthetiſche Ariſtokratie, die auf Goethe und die Romantiker ſchwört, und auf der andern nur ein barbariſches Publicum, das ſeinen rohen Leſehunger nur mit den Träbern der Literatur befriedigt und für das der Inbegriff aller Vollkommenheit abſchließt mit Iffland und Kotzebue. Der deutſchen Jugend, und namentlich der akademiſchen, gebührt das Anerkenntniß dieſe Lage der Sachen in beiden Fällen inſtinktmäßig herausgefühlt zu haben. So ſpröde ſie ſich bis auf Schiller im Allgemeinen gegen die Poeſie verhalten, ſo gewaltig iſt dann zu Ende des Jahrhunderts, mit dem Erſcheinen der eigentlichen Schiller'ſchen Meiſterwerke, der Umſchlag und ſo innig und treu die Hingabe, welche die deutſche Jugend von da ab ihrem großen Dichter und in und mit ihm den Ideen der Schönheit und Kunſt bewahrt: jene dichten Reihen leipziger und halleſcher Studenten, durch welche Schiller nach der Aufführung der Jungfrau und der Braut zu Leipzig und Lauchſtädt hindurchſchreiten mußte, und dieſer Jubelruf, mit dem er damals von ihnen begrüßt ward, bilden gleichſam das ſichtbare Zeugniß dieſer Umwandlung und machen den Anfang einer Huldigung, der das halbe Jahrhundert, welches ſeitdem verfloſſen, nichts an Innigkeit und Stärke hat nehmen, wohl aber Vieles an Geiſt und Verſtändniß hat hinzufügen können.

Beziehungen zur Politik

Für dieſe Schattenſeite unſerer literariſchen Entwicklung nun iſt das Leben Laukhard's, in dem die ganze Verlaſſenheit und Verlorenheit der damaligen Jugend ſo zu ſagen ihren Gipfel erreicht, höchſt denkwürdig und lehrreich. Denn derſelbe zeigt nicht nur, wie oberflächlich die damalige äſthetiſche Bildung noch war und wie wenig ſie die Maſſe des Volks durchdrungen, geſchweige denn ſittlich veredelt und gehoben hatte: ſondern er weiſt auch ſehr deutlich auf den Punkt hin, wo der eigentliche letzte Grund des Uebels lag und wo auch ein künftiger Heilungsverſuch anzuknüpfen hatte. Literatur und Kunſt allein können ein Volk niemals auf die Dauer weder groß noch glücklich machen: wie ſchon der einzelne Menſch, um wahrhaft Menſch zu ſein und ſich eines richtigen menſchlichen Daſeins zu erfreuen, eines wohlgeordneten Gleichgewichts körperlicher und geiſtiger Kräfte bedarf, der geſunden Seele im geſunden Leib: ſo muß auch der literariſchen und künſtleriſchen Blüthe einer Nation, wenn dieſelbe wahrhaft dauernd und fruchtbar ſein ſoll, die Blüthe des politiſchen, des praktiſchen Lebens zur Seite gehen. Das iſt der wahre wunde Fleck unſerer klaſſiſchen Poeſie ſowie überhaupt unſerer ganzen modernen Wiſſenſchaft und Bildung bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein, daß den ausgezeichneten Dichtern und Gelehrten die ausgezeichneten Bürger und Staatsmänner, den großen Büchern die großen Thaten fehlen, ja daß im Gegentheil unſere Geſchichte um ſo ruhmloſer und erbärmlicher wird, je vollere Kränze wir auf den Feldern der Wiſſenſchaft erwerben. Natürlich kommt es uns nicht in den Sinn, unſere Dichter und Gelehrten ſelbſt für dieſe Einſeitigkeit und Krankheit unſrer Entwickelung verantwortlich zu machen; hat ja doch im Gegentheil niemand mehr darunter gelitten, wenn auch der Mehrzahl nach ohne es zu wiſſen, als gerade ſie. Die Schuld iſt eine gemeinſame, die ganze Nation hat Antheil daran — und darum wird es auch der unverdroſſenen und immer erneuten Anſtrengung der ganzen Nation bedürfen dieſelbe zu tilgen.

Laukhard, der an der Poeſie ſeiner Zeit vorübergeht, als ob ſie nicht exiſtirte, den die Wiſſenſchaft anekelt, dem ſelbſt die handwerksmäßige Gelehrſamkeit, die er ſelber treibt, nicht mehr gilt als eine hohle Nuß — aber ſiehe da, für die Praxis des Lebens hat er Sinn, Neigung und ſogar, wenn wir die Verhältniſſe erwägen, ein gewiſſes unläugbares Geſchick; Wiſſenſchaft und Kunſt laſſen ihn kalt, für ſämmtliche Philoſophen, todte wie lebende, giebt er keinen Pfifferling, die ganze Republik der gebildeten und ſchönen Geiſter, auf welche ſeine Zeitgenoſſen ſo ſtolz ſind, iſt ihm höchſtens gut genug einen pöbelhaften Witz darauf zu machen: aber die Ereigniſſe der Geſchichte, die politiſchen Conſtellationen und Begebenheiten ſeiner Zeit, aber dieſe junge franzöſiſche Republik, deren Geburtswehen ſoeben Europa erſchüttern — ſiehe da, die intereſſiren ihn, die werfen den erſten Strahl von Bewußtſein und Thätigkeit in ſein vom Qualm der Kneipe umnebeltes Gemüth und regen den von Ausſchweifung erſchlafften, unter Trunk, Spiel und Liederlichkeit ſtumpfgewordenen Mann zu einer Art von Leidenſchaft, einer Art von ſittlichem Pathos an.

Freilich iſt auch dieſe Leidenſchaft noch immer ſehr unrein, auch dieſes Pathos noch immer mit ſehr trüben und unſauberen Elementen gemiſcht; ein von innerer Fäulniß ſo angefreſſener, ſo verzehrter Baum konnte unmöglich wieder zur Blüthe kommen, ſelbſt wenn auch dies Reis des politiſchen Intereſſe und der öffentlichen Theilnahme, das ſo ſpät noch auf ihn gepflanzt ward, an und für ſich geſunder und kräftiger geweſen wäre als es war.

Aber wenigſtens den Punkt, wo die allgemeine Krankheit der Zeit lag und wo daher auch ihre Heilung zu ſuchen, deutet Laukhard ſehr richtig an. Verſetzt dieſen jungen Menſchen mit dieſem unverwüſtlichen Humor, der jetzt freilich zu ſehr nach Branntwein duftet, als daß ein gebildeter Geſchmack ſich an ihm ergötzen könnte, mit dieſer Gabe ſich in jeder Lage zurecht zu finden, freilich auch die ſchmachvollſte und erniedrigendſte nicht ausgenommen, mit dieſer Behendigkeit und dieſem praktiſchen Geſchick, mit dem er den Studenten und Magiſter mit dem Musketier, den Musketier mit dem Spion, den Spion mit dem Deſerteur, den Deſerteur wieder mit dem Soldaten, den Soldaten mit dem Schriftſteller, den Schriftſteller mit dem Abenteurer, den Abenteurer mit dem kleinen Beamten, den kleinen Beamten mit dem Prediger, den Prediger mit dem Vagabonden vertauſcht, ohne freilich in allen dieſen verſchiedenartigen Stellungen irgend auf die Dauer auszuhalten oder irgend etwas Erkleckliches zu leiſten, nur den Abenteurer und den Vagabonden ausgenommen — verſetzt ihn, ſage ich, aus der trüben theologiſchen Atmoſphäre, in welcher er aufwachſen muß, aus dieſer erbärmlichſten Kleinſtaaterei, dieſen Beſtechungen und Bedrückungen, die ſchon frühzeitig ſein Gefühl für Recht und Unrecht erſticken und ihn daran gewöhnen, daß alle Menſchen zuletzt doch nur Lumpe ſind und daß man dader auch ſelbſt am Geſcheidteſten thut, ſich ſein Leben ſo lumpenmäßig bequem und ſo luſtig einzurichten, wie möglich — verſetzt ihn ferner aus dem Schmuz des damaligen Studentenlebens und der Geiſtloſigkeit und kleinlichen Habſucht, durch welche die Mehrzahl ſeiner akademiſchen Lehrer ſich auszeichnete — verſetzt ihn aus dem Allen von Jugend auf in ein großartiges, freies und thätiges Gemeinweſen, das ihn ſchon frühzeitig in ſeine ſtrenge Zucht nimmt und mit der Schärfe des für alle gleichen Geſetzes ſeinem ſtudentiſchen Uebermuthe Zügel und Gebiß anlegt, öffnet ihm ſtatt der Hörſäle und Kneipen die große Bühne der Welt und gibt ſeinem abenteurenden Sinn in die Ferne Raum ſich an etwas Tüchtigem und Nützlichem abzuarbeiten, macht mit Einem Wort ſtatt des Manns der Kanzel und der Feder, für die er nun einmal nicht taugte, einen Mann aus ihm der That und des Handelns —: und wenigſtens die Möglichkeit muß man zugeben, daß unter ſo veränderten Umſtänden dieſer jetzt ſo verlorene und verlumpte Wüſtling ein ganz nützliches und brauchbares, vielleicht ſogar ein ausgezeichnetes Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft geworden wäre. Schlimmeres zum Mindeſten hat Laukhard nicht gethan als ein guter Theil jener franzöſiſchen und engliſchen Staatsmänner, die nach einer wüſten Jugend und mitten im Taumel der niedrigſten Zerſtreuungen plötzlich an den öffentlichen Angelegenheiten ihres Vaterlandes gleichſam erwachten und deren Namen die Geſchichte alsdann für ewige Zeit in ihre Blätter eingetragen hat. Laukhard iſt vielleicht mit ſchlechterm Geſchmack — denn auch die Liederlichkeit muß ſich nach der Decke ſtrecken — aber doch nicht eigentlich liederlicher noch ſittlich verderbener geweſen als jene; nur daß ihm die lebendige Geſchichte fehlte, welche die Andern zum Bewußtſein brachte und jener große volitiſche Schauplatz, auf welchem ſie ſich aus den Ausſchweifungen und Verirrungen ihrer Jugend wieder zurechtfinden konnten.

Die franzöſiſche Revolution

Aber wie? wird man ſagen, brach die Geſchichte denn nicht mit Donnergeräuſch auch in Laukhard's Leben hinein? war er nicht Zeitgenoſſe der franzöſiſchen Revolution? und wenn wirklich noch der Keim zu etwas Größerm und Beſſerem in ihm ſteckte, welche Zeit konnte geeigneter ſein, denſelben zu entwickeln als dieſe, die aus Paſtetenbäckern und Trommelſchlägern Marſchälle und Fürſten und aus einem Unterlieutenant ohne Rang und Namen einen Kaiſer von Frankreich und Beherrſcher von halb Europa machte?!

Der Einwand wäre gegründet, wenn nicht erſtlich Laukhard zu der Zeit, als die politiſche Umwälzung Europa's auch unſer Vaterland erreichte, bereits weit über die Mitte der Mannesjahre hinaus — und wenn er nicht zweitens ein Deutſcher geweſen wäre. Der allgemeine Fluch unſerer einſeitigen, blos literariſchen Entwicklung lag auch auf ihm, und ſogar um ſo ſchwerer auf ihm, je weniger er ſeine Kraft zuſammen gehalten hatte und je tiefer er in ſittlicher Hinſicht bereits geſunken war. So iſt dies noch ein Punkt, in Betreff deſſen Laukhards Leben beachtenswerth und denkwürdig iſt, und wahrlich nicht der unerheblichſte: er giebt uns ein Beiſpiel von der ſittlichen Zerfahrenheit und Fäulniß ſowie von der geiſtigen Ohnmacht, in der gerade die Durchſchnittsmaſſe der Nation ſich beim Hereinbrechen jener großartigen politiſchen Ereigniſſe befand. Wir Deutſche überreden uns immer noch gar zu gern, es wäre zur Zeit der franzöſiſchen Revolution bei uns eigentlich Alles ganz geſund

und in guter Ordnung geweſen; nur allenfalls die politiſchen Verhältniſſe, namentlich die ſchlechte Einrichtung des Reichs geben wir preis, aber nur um uns deſto mehr auf die ſittliche Unverdorbenheit der Nation, auf ihre Treue und Keuſchheit und Biederkeit zu ſteifen, welches alles erſt durch die verwünſchten Ohnehoſen ſoll verdorben worden ſein — gerade wie auch die Ereigniſſe des Jahres acht und vierzig von einer gewiſſen blödſinnigen Partei noch immer bloß den Franzoſen, Polen und Juden in die Schuhe geſchoben werden. Nach einem ſo tragiſchen Beiſpiel innerſter Zerrüttung, wie es einer der größten und edelſten Geiſter dieſer Epoche — wir meinen Georg Forſter — gegeben hat, bedürfen und verdienen dieſe Prahlereien mit der angeblichen Geſundheit und Tüchtigkeit der deutſchen Nation im Grunde gar keine Antwort mehr. Zum Ueberfluß indeß wollen wir doch an dasjenige erinnern, was ſich in Deutſchland unmittelbar nach dem Hereinbruch der franzöſiſchen Revolution ereignet hat, an dieſe unüberſehbare Reihe von Meineiden, Käuflichkeiten und Nichtswürdigkeiten jeder Art, die ſich von da ab bis zum Jahre dreizehn fortſetzt und ſelbſt auch dieſes Jahr in gewiſſen Regionen noch überdauert, oder wohl gar erſt in ihm recht zur Blüthe kommt, von der Uebergabe von Mainz und dem Raſtatter Geſandtenmord und dem Baſeler Frieden an bis zu jenen Rheinbundsfürſten, die bei franzöſiſchen Miniſtern, ja bei Thürſtehern und Maitreſſen franzöſiſcher Miniſter um die Fortdauer ihrer Duodezexiſtenz bettelten, und wiederum von dieſen herunter bis zu jenen preußiſchen Generalen, die den Franzoſen die Schlüſſel der ihnen anvertrauten Feſtungen bis vor das Thor hinaus entgegentrugen, nicht zu ſprechen von jener allgemeinen ſittlichen Entwürdigung, jenem wahren Wetteifer der Proſtitution, der damals auch das Heiligthum des deutſchen Familienlebens ergriffen hatte und die vielgerühmte deutſche Treue und Keuſchheit zum Geſpött der fremden Eroberer machte. Ein ſo furchtbares, ſo allverbreitetes Uebel kann nicht auf einmal entſtehen: ſchon ſeit Langem muß der Organismus ſehr krank, ſehr faul geweſen ſein, in dem ſich auf einmal eine ſo entſetzliche Eiterbeule öffnen konnte. Es ſind dieſelben Urſachen, welche in Frankreich die Revolution erzeugen und die bei uns den Untergang des Reichs und die ſchmachvollen Jahre der Fremdherrſchaft veranlaſſen: nämlich der ſittliche Verfall des Volkes ſelbſt, ſeine Theilnahmloſigkeit an den öffentlichen Angelegenheiten, ſeine Duldſamkeit, ja noch mehr, ſein hündiſches Entgegenkommen gegen alles Unrecht und alle Schlechtigkeit, die ihm von oben her zugemuthet ward. Der ganze Unterſchied liegt darin, daß die franzöſiſche Revolution activ, die unſere paſſiv geweſen iſt; die Laſter der Franzoſen waren wenigſtens glänzend und erfüllten mit ihrem Ruf zum mindeſten die Welt — unſere hielten ſich im Dunkeln, kleine, unanſehnliche, ſpießbürgerliche Laſter, von denen wir ſelbſt kaum wußten, die aber darum nicht minder ſchrecklich aufbrachen und ſich nicht minder furchtbar gerächt haben an uns und unſern Kindern.

Die deutſchen Univerſitäten und die Politik.

Auch in dieſer Hinſicht namentlich iſt die Stellung der deutſchen Studentenwelt höchſt intereſſant und höchſt bezeichnend für den Charakter der verſchiedenen Epochen. An den Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution nahmen, nach Laukhard's ausdrücklichem und vielfach beſtätigtem Zeugniß, die deutſchen Studenten ihrer ungeheuren Mehrzahl nach ſo gut wie gar keinen Antheil; ſie tranken ihr Bier, rauchten ihren Tabak, hielten ihre Paukereien ab, ſpielten mit Orden und Verbindungsweſen, ohne ſich um die Ereigniſſe der Geſchichte, ja ſelbſt nur um die Geſchicke des eigenen Vaterlandes im mindeſten zu kümmern; verſuchte ja hie und da ein Profeſſor ein ſogenanntes Zeitungscollegium zu leſen (wie z. B. Voß und Schütz in Halle — Voß natürlich nicht mit Johann Heinrich, dem Ueberſetzer des Homer, zu verwechſeln, ſondern der 1761 im Braunſchweigiſchen geborene, 1821 als Profeſſor des Staatsrechts und der Kammeralwiſſenſchaften zu Halle verſtorbene Chriſtian Daniel, beſonders durch ſeine Zeitſchrift die Zeiten, 1805 bis 19, bekannt und beliebt), ſo war das für die Studenten weit mehr eine Gelegenheit, allerhand Unfug und Thorheit zu verüben, als ihre geſchichtliche Kenntniß zu bereichern und ihr politiſches Bewußtſein zu ſtärken.

Und nun vergleiche man wiederum damit die Zeit von der Schlacht bei Jena bis zum Jahre dreizehn, wo das Heil und die Hoffnung des Vaterlandes recht eigentlich in den deutſchen Univerſitäten beruhte, wo Fichte, noch vor Gründung der Berliner Univerſität, aber ſchon im Geiſte dieſer Gründung, ſeine berühmten Reden an die deutſche Nation hielt, und wo ſogar die Männer des Schwerts, ein Grollmann, ein Boyen, keinen beſſern Zufluchtsort für ihre ſtillkeimenden Befreiungspläne wußten als eine deutſche Univerſität! Daſſelbe Verhältniß ſetzt ſich auch noch nach dem Jahre dreizehn fort; es verſchwindet im Lauf der dreißiger Jahre, die auch bekanntlich zu den kümmerlichſten und ruhmloſeſten der deutſchen Geſchichte gehören — aber nur um mit dem Jahre acht und vierzig noch einmal und um ſo gewaltiger, ſo glorwürdiger wieder aufzuleben. — Seitdem ſcheint der politiſche Sinn der deutſchen ſtudirenden Jugend an den meiſten Orten wiederum ziemlich eingeſchlummert, oder aber man hat ihn durch Freitiſche, Examennoth und Schmeicheleien in eine Bahn hinübergezogen, auf der man gerade die Jugend am wenigſten zu treffen glaubt. Doch kommt dies wohl nur daher, weil ja auch die Nation ſelbſt ſich ſeitdem wieder untreu geworden und in Schlaf verſunken iſt. ....

Quellen zu Laukhard's Lebensgeſchichte.

Wenden wir uns hienach endlich zu der Geſchichte unſeres Helden. Die Quellen für dieſelbe, oder doch für den größten und intereſſanteſten Theil derſelben, fließen wiederum außerordentlich reichlich und vollſtändig. Nämlich wiederum, wie bei Schubart und Bahrdt, liegt uns eine Selbſtbiographie vor, die an Offenherzigkeit und Vollſtändigkeit der Bekenntniſſe ſogar noch die Bahrdt'ſche Lebensbeſchreibung hinter ſich läßt: „F. C. Laukhard's, vorzeiten Magiſters der Philoſophie, und jetzt Musketiers unter dem von Thaddenſchen Regiment zu Halle, Leben und Schickſale, von ihm ſelbſt beſchrieben, und zur Warnung für Eltern und ſtudirende Jünglinge herausgegeben. Ein Beitrag zur Charakteriſtik der Univerſitäten in Deutſchland.“ Die beiden erſten Bände erſchienen zu Halle im Jahre 1792; doch gaben die Abenteuer, welche Laukhard unmittelbar darauf in dem bekannten Champagne-Feldzug erlebte, ihm Stoff zu einer Fortſetzung, welche unter dem beſondern Titel: „F. C. Laukhard's, Magiſter der Philoſophie, und jetzt Lehrer der ältern und neuern Sprachen auf der Univerſität zu Halle, Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich“, in drei Bänden zu Leipzig 1796—97 erſchien. Einen ſechſten Band (wiewohl er in der That nur als fünfter bezeichnet iſt, indem nämlich der dritte in zwei Abtheilungen erſchienen war) fügte er noch im Jahre 1802 hinzu; derſelbe erſchien ebenfalls zu Leipzig: „F. C. Laukhard's, Magiſter der Philoſophie und Sprachmeiſter zu Halle, Leben und Schickſale, von ihm ſelbſt beſchrieben."

Eine weitere Fortſetzung haben wir ſodann in einem Buche zu erkennen, das ſich ſelbſt zwar eigentlich als Roman kund giebt, auch nicht von Laukhard in Perſon geſchrieben, ſondern nur herausgegeben ſein ſoll: „Wilhelm Steins Abenteuer. Beſchrieben von ihm ſelbſt und herausgegeben von Friedrich Chriſtian Laukhard," zwei Theile, Altenburg und Leipzig 1810: wobei der falſche Vorname (Chriſtian ſtatt Karl) offenbar nur ein Druckfehler iſt. Denn nach anderweitigen zuverläſſigen Merkmalen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß wir es hier nicht nur mit einem eignen Buche von Laukhard, ſondern auch der Hauptſache nach mit Abenteuern aus Laukhard's eigenem Leben zu thun haben. Namentlich gilt dies von der letzten Hälfte des Buchs, aus der wir über die ſonſt ſo dunkele Periode ſeines nachhalleſchen Lebens eine zwar nicht vollſtändige und authentiſche, doch genügende Aufklärung erhalten. Die Vorrede dieſes Buches iſt unterſchrieben von Veitsrod im Saardepartement im Auguſt 1809. Von da ab aber verſchwindet Laukhard's Spur. Die im Jahre 1811 erſchienenen „Vertrauten Briefe eines alten Landpredigers an einen ſeiner jüngern Amtsbrüder" (ebenfalls zu Leipzig erſchienen), welche ihm im Gelehrten Deutſchland von Meuſel Band 18. p. 480. beigelegt werden, haben wir nicht ſelbſt zu Geſichte bekommen können und vermögen daher auch nicht zu beurtheilen, was ſich daraus etwa für ſein ſpäteres Leben ſchließen läßt. Doch dürfte der Verluſt auf keinen Fall von Erheblichkeit ſein.

Und in dieſer Verborgenheit und Unbekanntſchaft geht ſein Leben auch zu Ende; ſelbſt für ſein Todesjahr

(1822) haben wir kein anderes Zeugniß finden können, als wiederum nur Meuſel's Gelehrtes Deutſchland (Bd. 20.)

Außerdem aber liegt nun noch eine außerordentliche Menge von Romanen, Anekdotenſammlungen, Streitſchriften und Pamphleten aller Art vor. Da Laukhard's Schriftſtellerei kaum auf ein anderes geiſtiges Capital begründet war, als auf die Erinnerungen und Abenteuer ſeines Lebens, ſo kehren dieſelben auch regelmäßig in allen dieſen Schriften wieder und haben wir uns daher auch hier weit eher wegen Ueberfluß als wegen Mangel an Nachrichten zu beklagen.

Geburt und Herkunft; die Pfalz.

Friedrich Karl Lauckhard wurde geboren im Jahre 1758 in Wendelsheim, einem Orte in der Unterpfalz, der zur damaligen reichsunmittelbaren Grafſchaft Grehweiler gehörte. Sein Vater, ebenfalls aus der Pfalz gebürtig, war Prediger des Ortes und auch der Sohn verlebte den größten Theil ſeiner Jugend bis zum Abgang zur Univerſität theils in dem väterlichen Dorfe, theils zu Dolgesheim, Grünſtadt und anderen kleinen Orten der Pfalz.

Wir befinden uns hier alſo wieder auf demſelben Boden, der ſchon für Schubart ſo verhängnißvoll geworden war, und auf dem auch Bahrdt, während ſeiner Dürkheim-Heidesheimer Epoche, die letzten Reſte von Scham und Zucht eingebüßt hatte. Es iſt ein glückliches Stück Land, recht ein Lieblingskind der Natur, dieſe Pfalz, mit ihren weiten fruchtbaren Ebenen, ihren rebengeſchmückten Hügeln, ihren kleinen muntern Städtchen, vor Allem aber mit dieſer lebhaften, leicht entzündlichen Bevölkerung, welche dieſelben bewohnt. Man merkt es ihr noch heutzutage an, dieſer pfälzer Bevölkerung, daß Gott Bachus ihre Landſchaft zum Luſtaufenthalt gewählt hat; es iſt dieſem pfälzer Blut, das ſich ſo raſch und luſtig durch die Adern treibt, viel junger Wein beigemiſcht, der denn nach Gelegenheit auch ein wenig brauſt und ſchäumt und Köpfe und Hände unruhig macht. Auch die Nähe Frankreichs, deſſen liebenswürdiger Leichtfertigkeit der Pfälzer ſich innerlich beinah verwandter fühlt als dem ſchwerfälligen, träumeriſchen Deutſchen, hat noch immer nicht von ihrem Einfluß verloren. Auf eine höchſt tragiſche Weiſe hat ſich Beides noch im Jahre neunundvierzig bei der bekannten pfälzer Revolution bewahrheitet, die eines der trübſten Blätter unſerer neueſten Geſchichte bildet, gerade weil ſie ſo lächerlich und thöricht war.

Zu Laukhard's Zeiten indeß war die Lage der Pfalz noch viel eigenthümlicher und darum auch ihr Charakter noch viel hervorſtechender. Es war dies geſegnete Stückchen Erde ſo recht eine Muſterkarte von allem Unſinn und aller Verkehrtheit, welche das damalige deutſche Reich in ſich beherbergte, in geiſtlichen ſowohl wie in weltlichen Dingen. Nirgend war die Kleinſtaaterei ſo zur Karrikatur getrieben als hier; nirgend gab es ſo viel reichsfreie Grafen und Barone, die oft kaum hatten, wovon ſie am nächſten Morgen ſatt werden ſollten und die ſich doch alle redlich ihre Schlöſſer und Gärten, ihre Kammerdiener und Köche, Stallmeiſter und Jäger, Sänger und Schauſpieler, Maitreſſen und Günſtlinge hielten, als müßte es nur ſo ſein.

Darum war aber auch die Willkür und Gewaltthätigkeit des Regiments kaum irgendwo ärger als in der Pfalz. Der Druck des Despotismus unterſcheidet ſich dadurch von allem andern Druck, daß er um ſo läſtiger wird und um ſo empfindlicher ſchmerzt, je kleiner die Kraft iſt, welche ihn in Bewegung ſetzt. Und von ſolchen kleinen Tyrannen, wie geſagt, wimmelte die Pfalz, und jeder von ihnen hatte wiederum ſeine Helfershelfer und Unterbeamte, die das arme Volk mit Nadelſtichen bearbeiteten und ihm mit tauſend nichtswürdigen kleinen Künſten das letzte Mark aus den Knochen, den letzten Heller aus dem Beutel preßten. — Erſt zu ihrem eigenen, dann zu ihres Fürſten Vortheil. Die Käuflichkeit der Aemter war allgemein und ebenſo allgemein auch die Käuflichkeit der Beamteten; von Recht und Geſetz war keine Rede, der Richter ſah nicht nach den Acten, ſondern nur nach dem Geldbeutel der Parteien; Laſter und Unrecht, dem nur eine ſtetsgefüllte Kaſſe zu Gebote ſtand und das nur hübſch freigebig war gegen diejenigen, die es hätten beſtrafen ſollen, konnte nicht allein ungeſtraft, ſondern auch mit Ehren alt werden, und brauchte ſich nicht einmal vor den Blicken des Publicums zu verbergen. O in der That, die jetzigen ſüddeutſchen Regierungen haben gut klagen über den unruhigen Geiſt dieſer Bevölkerung und daß ſie durch nichts, durch Güte ſo wenig wie durch Gewalt, weder durch göttliche noch weltliche Geſetze, in Ordnung zu halten. Dieſelben vergeſſen dabei nur, mit welcher ſyſtematiſchen Conſequenz Jahrhunderte hindurch daran gearbeitet worden iſt, in dieſem Volke alles Rechtsbewußtſein und alle Ehrfurcht vor dem Geſetze zu erſticken; ſie vergeſſen, daß der Staat hier Jahrhunderte hindurch niemals in ſeiner ſchützenden Majeſtät, ſondern nur immer in ſeinem gefährlichſten Zerrbild, als der allgemeine Deckmantel aller perſönlichen Habgier und Schlechtigkeit, erſchienen iſt. Aus ſolcher Saat mußte denn freilich ſolche Frucht hervorgehen: die Reichsfreiherren und geiſtlichen Regenten des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche die Pfalz zu einem einzigen großen Wildgarten ihrer Lüſte und Gewaltthätigkeit machten, haben — wenn es erlaubt iſt ſo Kleines mit ſo Großem zu vergleichen — die pfälzer Revolution vom Jahre neunundvierzig ebenſo gut mit verſchuldet, wie Ludwig der Vierzehnte und ſeine Maitreſſen die franzöſiſche Revolution vom Jahre neunundachtzig.

Pfälzer Schul- und Erziehungsweſen

Und ebenſo zerriſſen und zerſplittert wie das Land, ebenſo durcheinander gewürfelt und zerſplittert war auch das religiöſe Bekenntniß. Katholiſche, reformirte und lutheriſche Ortſchaften grenzten nicht nur unmittelbar an einander, ſondern auch die Bevölkerung der einzelnen Orte war häufig aus allen drei Bekenntniſſen gemiſcht; in vielen Fällen wohnten die verſchiedenen Geiſtlichen Haus an Haus und konnten ſich täglich auf jedem Schritt und Tritt, den ſie thaten, aufſpüren und beobachten. Das hätte denn wohl nirgend zu viel Gutem geführt und auch nicht in unſern jetzigen aufgeklärten, toleranten Zeiten; wie nun erſt gar damals und in der Pfalz!

Denn daß die Pfalz dazumal in der allgemeinen Bildung um ein Beträchtliches gegen das übrige Deutſchland zurück ſtand, das haben wir zum Theil ſchon bei einer früheren Gelegenheit erwähnt, und auch zu jener Zeit war es, nach dem berühmten Gottſched'ſchen Sendſchreiben, nur noch ein öffentliches Geheimniß, das die Pfälzer ſelbſt nicht mehr in Abrede zu ſtellen wagten. Beſonders die Schulen, dieſe eigentlichſte und unerläßlichſte Grundlage jeder volksthümlichen Bildung, waren im elendeſten, unglaublichſten Zuſtande, ſowohl was die Kenntniſſe der Lehrer als auch was ihre Sitten anbetraf. Laukhard, der das Fegefeuer dieſer Schulen ebenfalls durchgemacht hat, gibt eine ausführliche und anſchauliche Schilderung davon. Danach waren ſämmtliche Schulen, mit Ausnahme des Gymnaſiums zu Grünſtadt, dem ſelbſt Laukhard's böſe Zunge „verſchiedene brave und gelehrte Männer“ zuerkennt, katholiſche, reformirte und lutheriſche, ſamt und ſonders das „rechte Gegentheil eines vernünftigen Unterrichts. Für die katholiſche Jugend war Meiſter Caniſius“ (Laukhard meint ohne Zweifel den berühmten Peter Caniſius oder, wie er mit ſeinem eigentlichen Namen hieß, de Hont, geb. zu Nymwegen 1521, geſt. in dem von ihm geſtifteten Jeſuitenſeminarium zu Freiburg in der Schweiz 1597, und ſeinen auf Befehl des Kaiſers Ferdinand abgefaßten großen und kleinen Katechismus, der ſeit ſeinem erſten Erſcheinen in den Jahren 1554 und 1564 zu demſelben Anſehen in der katholiſchen Kirche gelangte, wie Luther's kleiner Katechismus in der evangeliſchen, und auch noch jetzt vielfach benutzt wird) „mit Pater Mathäus Vogels Erläuterungen das Orakel der Religion. Das Latein erlernte man aus Emanuel Alvari's“ (er meint den Emanuel Alvarez, geb. auf der Inſel Madeira 1526, geſt. als Rector der Collegien zu Coimbra und Evora 1582, ebenfalls ein Jeſuit, und ſeine drei Bücher de institutione grammatica, die zuerſt 1574 zu Dillingen, der bekannten Niederlage der Jeſuiten, erſchienen und ſich lange Zeit, ſelbſt noch bis in das vorige Jahrhundert, in klaſſiſchem Anſehen erhielten, wenigſtens in katholiſchen Schulen) „trefflichen Rudimenten und aus einigen verſtümmelten Autoren. Die Geſchichte ward aus einem Lehrbuche vorgetragen, wo auf der einen Seite im abgeſchmackteſten Latein und auf der andern im fürchterlichſten Deutſch die Begebenheiten nach wahren jeſuitiſchen Grundſätzen mit einer Menge Fabeln und Verdrehungen erzählt waren. Ganz früh ſuchte man den zarten Gemüthern allen nur möglichen Haß gegen Ketzer und recht regen Abſcheu gegen Neuerungen profaner Literatur, Leſung proteſtantiſcher Bücher u. ſ. w. einzutrichtern. Kam daher ſo ein Menſch aus einer pfälziſchen katholiſchen „Schule, ſo war er“ (es iſt natürlich noch immer Laukhard, dem wir nacherzählen, und der Leſer muß dem Laukhard'ſchen Stil mindeſtens ebenſo viel zu gute halten, wie dem Bahrdt'ſchen, an dem jener ſich gebildet zu haben ſcheint) „craß wie ein Hornochſe und unwiſſend in allen nöthigen Kenntniſſen: ſprach aber doch Latein. Aber was für Latein?!“

„Die pfälzeſchen lutheriſchen und reformirten Schulen (fährt Laukhard fort) ſind noch zehnmal elender. Da dociren nicht einmal Leute, die ein Biſſel Latein verſtünden, und daher kommt es, daß die Schüler, wenn ſie die Univerſität beziehen ſollen, weder den Cornelius überſetzen noch ein griechiſches Verbum analyſiren können ..... Die Schulmeiſter ahmen überhaupt im Pfälziſchen ihrem Herrn Pfarrer nach, legen ſich auf die faule Seite und auf das Saufen, ſehr wenige treiben etwas Muſik und Rechenkunſt, andere Wiſſenſchaften und Kenntniſſe ſind ihnen böhmiſche Dörfer.“

Die Geiſtlichkeit in der Pfalz.

Was es mit dieſem Vergleich der Pfälzer Schulmeiſter mit ihren Predigern auf ſich hat, darüber geben uns denn nun ſofort die vielfachen Schilderungen, welche Laukhard von den Geiſtlichen ſeiner Heimath entwirft, katholiſchen wie evangeliſchen, einen ebenſo deutlichen wie traurigen Aufſchluß, ſelbſt wenn wir auch von Laukhard's Berichten wiederum ein nicht Unbeträchtliches für Uebertreibungen und Entſtellungen abrechnen. Wie alle übrigen Aemter und Anſtellungen, ſo wurden auch die

Pfarrſtellen, beſonders die lutheriſchen, und unter ihnen gerade wieder die beſtbeſoldeten, regelmäßig, wie eine erledigt war, an den Meiſtbietenden verkauft oder ordentlich verſteigert. Laukhard's Vater ſelbſt war zwar ſo glücklich geweſen, nicht nur eine der beſten Stellen, ſondern dieſe auch „ohne einen Kreuzer Ausgabe dafür“ zu erhalten. Dies war aber eine ganz beſondere Ausnahme, die auch Laukhard ſelbſt ſich nur aus irgend welchen ganz abſonderlichen perſönlichen Gründen zu erklären vermochte, indem das Erzbisthum von Mainz, unter deſſen Patronat die Pfarre zu Wendelsheim ſtand, es ſonſt von alten Zeiten her als einen unverbrüchlichen Grundſatz befolgte, jede gute proteſtantiſche Pfarre niemals anders als auf dem Wege des Verkaufs fortzugeben.

Freilich gab es ſolcher guten Pfarren unter den lutheriſchen nicht viele. Die einträglichen Kirchengüter, welche die Lutheraner ehedem in der Pfalz beſeſſen, waren denſelben von den Katholiken in Gemeinſchaft mit den Reformirten abgenommen worden: ſo daß nun (wie Laukhard ſagt) „die armen lutheriſchen Geiſtlichen ſeit der Zeit bloß von dem leben müſſen, was ihre Pfarrkinder ihnen aus Gnade und Barmherzigkeit geben wollen.“ Da nun aber der pfälzer Bauer ſelbſt nicht viel hatte und alſo auch nicht viel geben konnte, ſo waren die Predigerſtellen der Mehrzahl nach ungemein ſchlecht und die Inhaber derſelben hatten oft kaum das liebe Brod. „Was das aber auch (fährt Laukhard fort) für Paſtöre ſind! Kaum kann man ſich, ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll, des Weinens oder des Lachens enthalten, wenn man ſo einen Pfälziſchen lutheriſchen Gottesmann einhertreten ſieht, mit einem alten verſchabten Rock, der ehedem ſchwarz war, nun aber wegen des marasmus senilis, wie D. Bahrdt von ſeinem Hut ſagt, ins rothe fällt — mit einer Perücke, die in zehn Jahren nicht in die Hände des Friſeurs gekommen iſt, — mit Hoſen, die den Hoſen eines Schuſters in Allem gleich kommen, ſogar in Abſicht des Glanzes, und mit Wäſche, wie ſie die Bootsknechte tragen.“ —

Mit dieſem kläglichen Aeußern ſtand denn bei der Mehrzahl auch das Innere, ich meine die geiſtige Bildung und Aufklärung, in nur allzu richtiger Harmonie. Laukhard verſichert, daß ſich die „aller craſſeſten Ignoranten“ darunter gefunden, „welche kaum ihre Namen lateiniſch ſchreiben und leſen können.“ Auf Univerſitäten ſeien ſie zwar geweſen, bei der ſchlechten Vorbildung jedoch, mit der ſie dahin gekommen, hätten ſie auch da nichts lernen können, und der gänzliche Mangel an Büchern, „einige alte Schuncken“ und Poſtillen ausgenommen, welche vom Vater auf den Sohn forterbten, verbiete ihnen auch weiter zu ſtudiren. „Aber wenn man ihnen, ſetzt Laukhard hinzu, auch Bücher geben wollte, ſo würde ihre craſſe Orthodoxie, welche allemal bei Dummköpfen craſſer iſt als bei Gelehrten, nebſt ihrer natürlichen Trägheit ſie hindern einen Gebrauch von einem guten Buche zu machen.“ — Von den reformirten und katholiſchen Predigern ſagt er nur, daß ſie nicht viel beſſer ſeien, was nämlich ihre Sitten und Kenntniſſe betrifft, „ob ſie gleich beſſer gekleidet gehen, beſſere Weine trinken, und der guten Atzung wegen auch dickere Bäuche haben als die lutheriſchen.“ —

Wie nun bei ſolchen Hirten das geiſtige Wohl der Gemeinden ſich befand und welchen Einfluß das Beiſpiel dieſer Prediger auf Bildung und Sitten ihrer Beichtkinder haben mußte, das begreift ſich ohne weitere Ausführung. Sie lebten meiſt im allerbitterſten Haß und den allerwiderwärtigſten Kämpfen mit einander; der gegenſeitige Vorwurf des Unglaubens und der Ketzerei war überall an der Tagesordnung und ebenſo auch die Proſelytenmacherei. Denn bei dieſer wunderſamen Durcheinandermengung der verſchiedenen Bekenntniſſe war es hier zu Lande etwas ganz Uebliches die Religion zu wechſeln, wie man ſonſt Rock oder Mütze wechſelt; wie man anderwärts aus Deſperation unter die Soldaten ging (Laukhard ſelbſt wird uns dafür noch ein Beiſpiel bieten), ſo ging man hier in verzweifelten Lagen, wenn man vor Schulden nicht mehr aus oder ein wußte, wenn man vom Amt caſſirt werden ſollte, oder in andern ähnlichen Fatalitäten, von den Lutheriſchen zu den Katholiken, von den Katholiken zu den Reformirten und umgekehrt; es war keine Seele ſo ſchäbig und ſchmutzbeladen, daß ſie nicht noch immer bei der einen oder andern Religionspartei ihren Käufer gefunden hätte. Erhielt doch ſogar noch Bahrdt zur Zeit der Heidesheimer Erziehungsanſtalt, da ſein Ruf bereits der abſcheulichſte war, bei Gelegenheit der früher beſprochenen Reiſe nach England auf der Durchreiſe in Mainz Anerbietungen zum Katholicismus überzutreten; Aehnliches haben wir von Schubart berichtet und auch Laukhard werden wir noch mehr als einmal im Begriff ſehen, ſeine lutheriſche Armuth gegen ein katholiſches Stück Brod zu verkaufen.

Nur in einem einzigen Punkte fanden die ſonſt ſo eiferſüchtigen und mißgünſtigen Geiſtlichen der verſchiedenen Bekenntniſſe ſich friedlich zuſammen: das war im Punkt der Liederlichkeit. Wein und Weiber, dieſe beiden ſchlimmſten Lockſpeiſen des Teufels für ſchwache Seelen, ſind kaum jemals ärger gemißbraucht worden, als von den Geiſtlichen der damaligen Pfalz. Die ſcandalöſeſten Ehebruchs- und Verführungsgeſchichten waren in den dortigen Predigerhäuſern etwas ganz

Gewöhnliches; die Gemeinden ſelbſt drückten in den meiſten Fällen bereitwillig ein Auge zu oder machten die Sache doch erſt dann anhängig, wenn ſie aus irgend andern frivolen Gründen mit ihren Geiſtlichen in Streit gerathen waren und deren Entfernung oder Demüthigung wünſchten. Und auch dann hielt es in der Regel noch ſchwer für ſie, die Beſtrafung der Schuldigen wirklich zu erreichen, da man höheren Orts auf dergleichen Bagatellen nicht viel gab und, wie ſchon eben erwähnt, ein zu rechter Zeit geöffneter Beutel auch wohl noch krummere Dinge gerade zu machen pflegte.

Aber das Allerverderblichſte war doch der Wein, deſſen Mißbrauch, nach Laukhard's Verſicherung, überhaupt das charakteriſtiſche Laſter der Pfalz war. Namentlich von den lutheriſchen Geiſtlichen, alſo gerade den ärmlichſten und kümmerlichſten, weiß er in dieſer Hinſicht nicht Böſes genug zu erzählen. „Da ſitzen ſie, ſagt er, in den Dorfſchenken, laſſen ſich von den Bauern tractiren, ſaufen ſich voll und prügeln ſich mitunter ſehr erbaulich.“ Von einem gewiſſen Pfarrer, den er, nach Wohnort und Namen bezeichnet, erzählt er, daß derſelbe einſt ſo viel Prügel in der Schenke bekommen, daß er drei Wochen lang nicht habe predigen können. „In einem andern Lande, ſetzt er hinzu, würden dergleichen Scandale auf verdrießliche Conſequenzen ſtoßen, aber in der Pfalz nimmt man es ſo genau nicht.“

Ja ſelbſt die allergröbſten und allergemeinſten Verbrechen fanden ſich damals unter der pfälzer Geiſtlichkeit vertreten. Laukhard erzählt von einem katholiſchen Pfarrer Valentin zu Münſter bei Creuznach, der ehemals in Grehweiler Hofcaplan geweſen und ſich von dem dortigen Hofprediger Herrenſchneider beleidigt glaubte. Um ſeiner Rache genug zu thun, begab er ſich eines Winterabends zu den

Schloßgarten und ſchoß eine Flinte mit gehacktem Blei durch das Fenſter der Herrenſchneider'ſchen Wohnung ab, gerade als der Hofprediger mit ſeinen Kindern zu Tiſche ſaß; erſterer wurde nur an der Schulter verwundet, ſeine zweite Tochter dagegen, ein Mädchen von elf oder zwölf Jahren, wurde von einem Stück Blei ins Herz getroffen und ſtarb auf der Stelle. Valentin's Thäterſchaft wurde entdeckt; doch kam er dem Richter zuvor, indem er ſich ſelbſt vergiftete. Sein Leichnam „mußte über vier Wochen auf der Erde liegen bleiben, weil die pfälziſche Juſtiz ihren gewöhnlichen Schneckengang auch hiebei ging; endlich verdammte ihn die Kammer zu Wetzlar nebſt zwei Univerſitäten zu einem Begräbniß unter dem Galgen!" — Ein gewiſſer Homann, Prediger zu Kriegsfeld, von dem wir ſogleich noch mehr hören werden, ſtahl einſt dem Grafen von Grehweiler eine goldene Tabatière. „Der Graf wurde den Verluſt gewahr und ſagte ganz kalt zu Hemann: Herr Pfarrer, erlauben Sie mir eine Priſe aus meiner Doſe. Dieſer wollte ſich entſchuldigen, der Graf aber griff ohne Weiteres nach der Beinkleidtaſche und entdeckte die Doſe. Sofort rief er den Bedienten herbei, welcher die Doſe herausholen und den Pfarrer zum Schloſſe hinausführen mußte."

Einfluß der franzöſiſchen Bildung, der Baron von Holbach.

So alſo ſtand es damals in der Pfalz mit Lehrern und Predigern; nun rechne man dazu noch den Einfluß, welchen das benachbarte Frankreich mit ſeinen lockern Sitten und ſeiner lockern Literatur, die gerade damals auf dem Gipfel äußerlicher Vollendung, zugleich aber auch auf dem Gipfel der Frivolität und Sittenloſigkeit ſtand, auf dieſe verwahrloſte Bevölkerung ausüben mußte. In der

That beſchränkte ſich dieſer Einfluß keineswegs auf die höhern Stände allein, die ihr Geld oder richtiger das Geld ihrer armen Bauern in Straßburg oder Paris verpraßten und ihre Söhne meiſt in franzöſiſchen Regimentern dienen ließen, während die jungen Damen in franzöſiſchen Klöſtern und Penſionen erzogen wurden: ſondern derſelbe erſtreckte ſich auch bis auf den Bürger und den Bauernſtand herab, indem es auch hier für eine Nothwendigkeit der Erziehung galt, wenigſtens ein bischen Franzöſiſch plappern zu können, ſo barbariſch daſſelbe zumeiſt auch war. Auch lieferte die Pfalz zum Entgelt für die vielen verdorbenen Friſeurs und Putzmachermädchen, die Frankreich damals als Lehrer und Jugenderzieher nach Deutſchland ſpedirte, wie noch jetzt nach Rußland, eine Menge Abenteurer, die ſich als Soldaten, Kammerdiener, Krämer, Speculanten aller Art wohl oder übel in Frankreich durchhalfen und dann heimgekehrt durch ihr böſes Beiſpiel die vaterländiſchen Sitten nur noch mehr verderben halfen.

Auf dieſe Art vermiſchte ſich denn mit der Unbildung und dem Aberglauben, der urſprünglich in der Pfalz zu Hauſe war, noch franzöſiſche Freigeiſterei und Modebildung der ſchlechteſten Sorte. Beſonders in den adligen Familien der Pfalz liefen dieſe beiden Elemente, oft auf die barokſte Weiſe, in- und durcheinander: ſelten wurde bei der geleckteſten äußerlichen Zierlichkeit und einem gewiſſen oberflächlichen Anſtrich von Bildung ſo viel innere Roheit und Verworfenheit der Sitten gefunden. Ein illuſtres Beiſpiel dafür iſt jener Baron Holbach, der bekannte Genoſſe und Mäcen der franzöſiſchen Encyclopädiſten, dem von Einigen auch die Verfaſſerſchaft des berüchtigten système de la nature (1770) zugeſchrieben wird; derſelbe war 1723 in Heidesheim in der Pfalz geboren und repräſentirt mit ſeinem fürſtlichen Reichthum, den er ſich als franzöſiſcher Generalpächter erworben, ſowie mit der Lockerheit ſeiner Sitten, durch die es ihm gelang, ſelbſt im damaligen Paris eine Autorität der feinen Lebensart und des weltmänniſchen Geſchmackes zu werden, endlich auch mit der frivolen Bildung und dieſem kindiſchen Atheismus, den er ſich in der Schule der Encyclopädiſten angeeignet, gleichſam die Blüthe und äußerſte Spitze der damaligen pfälzer Ritterſchaft. — Daß es auch Ausnahmen gab, verſteht ſich von ſelbſt und würde ſchon der eine Name von Gagern beweiſen, der ebenfalls der reichsunmittelbaren Ritterſchaft der Pfalz angehörte. Doch machten dergleichen Ausnahmen die allgemeine Regel nur deſto merkbarer: und dieſe war leider, wie wir ſie ſo eben geſchildert haben.

Der Graf von Grehweiler.

Wir wollen dies noch durch einige namhafte Beiſpiele beſtätigen, die wir den Laukhard'ſchen Jugenderinnerungen entnehmen, und aus denen man den damaligen Rechts- und Bildungszuſtand der Pfalz gründlicher kennen lernen wird, als aus den ausführlichſten Beſprechungen. Wir bemerken dazu, daß Laukhard's Erzählungen keineswegs allein ſtehen, ſondern durch andere unverdächtige Zeugniſſe ergänzt und beſtätigt werden.

Beſonders gilt dies von der Geſchichte ſeines nächſten Landesherrn, des Grafen von Grehweiler, die allerdings einem Roman ähnlicher ſieht als einer wahren Geſchichte, auch von Laukhard in ſpätern Jahren als Roman bearbeitet worden iſt (wir werden noch ſpäter darauf zu ſprechen kommen), dennoch aber auf dem ſicherſten hiſtoriſchen Grunde beruht. Das Erſtaunen der Leſer wird ſich vielleicht etwas verringern, wenn ſie ſich erinnern wollen, daß auch die haarſträubende Fabel der Schiller'ſchen Räuber keine Fabel, ſondern ebenfalls der Hauptſache nach auf einem geſchichtlichen Ereigniß beruht, das ſich im Schoß einer pfälzer Adelsfamilie zugetragen haben ſoll.

„Der Graf von Grehweiler, erzählt Laukhard, hatte ungefähr nur vierzigtauſend Thaler Einkünfte, führte dabei jedoch einen fürſtlichen Hofſtaat, hielt ſogar Heiducken und Huſaren, eine Bande Hofmuſikanten, einen Stallmeiſter, Bereiter und noch viel anderes unnöthiges Geſindel. Dazu gehörte nun Geld, und ſeine Einkünfte reichten nicht zu. Mit neuen Auflagen durfte er die Unterthanen aus Furcht vor dem Landesherrn, dem Churfürſten von der Pfalz, nicht beläſtigen. Es blieb alſo nichts übrig als Schulden zu machen. Damit ging es anfangs auch recht gut; da es indeß mit dem Zurückzahlen im Gegentheil ſehr ſchlecht ging, ſo fand ſich bald Niemand mehr, der dem Grafen zu borgen Luſt hatte."

Man half ſich nun auf andere Weiſe: man nahm Geld auf die Dorfſchaften auf und nöthigte die Unterthanen ſich als Selbſtſchuldner zu unterſchreiben. Auf dieſe Art wurde nach und nach eine Summe von faſt Einer Million Gulden aufgeborgt.

Und auch dabei noch liefen die größten Spitzbübereien mit unter. Laukhard erzählt von einem angeblich zwiſchen Bockenheim und Monsheim belegenen Walde von fünfhundert Ackern im Umfang, welcher an den Grafen von Lamberg in Mainz verpfändet ward, während doch in der ganzen Gegend keine Staude zu ſehen war, geſchweige denn ein Wald. Die Diener des Grafen, von denen Laukhard eine ganze Reihe namhaft macht, fanden natürlich ihre Rechnung dabei, und ebenſo die zahlreichen Juden und andern Helfershelfer, die ihre Hände dabei im Spiele hatten.

Endlich aber, da die Schulden des Grafen ſich immer mehr häuften und vom Bezahlen immer weniger die Rede war, verloren die älteren Gläubiger die Geduld und forderten ihr geliehenes Geld zurück.

Da kamen denn die unglaublichſten und unerhörteſten Dinge an den Tag; man hatte Schulknaben verleitet, die Namen ihrer Väter unter die Schuldbriefe zu ſchreiben, auch wohl auf eigene Fauſt Namen hingeſchrieben, die gar nicht exiſtirten, und ſolcher Stücke mehr. Das Alles bewog nun die Gläubiger, ihre Zahlung mit Ungeſtüm zu fordern, darunter namentlich auch den ſchon genannten Grafen von Lamberg in Mainz, den ſein gräflicher College mit einer nicht exiſtirenden Waldung ſo übel angeführt hatte. Aber dieſer Graf von Lamberg war zugleich kurmainziſcher Staatsminiſter; als ſolcher ließ er durch einen ſeiner Amtsverwalter einige von den Unterthanen des Grafen von Grehweiler nebſt drei Juden, die ebenfalls bei der Sache betheiligt waren, auf Mainzer Gebiet locken, daſelbſt anhalten und nach Mainz ins Gefängniß bringen, wo ſie über fünf Jahre feſtgehalten wurden!

Der Graf von Grehweiler ſelbſt hielt ſich bei dieſem Verfall ganz ruhig; nur ſeine Grafſchaft zu verlaſſen, wagte er nicht mehr.

Endlich kam denn eine kaiſerliche Commiſſion, welche (wie Laukhard ſich ausdrückt) die ganze Wirthſchaft unterſuchte. Dieſelbe machte den Anfang damit, daß ſie den Herrn Grafen nebſt ſeinen Bedienten feſtſetzen ließ; doch hatten die Meiſten ſeiner Helfershelfer ſich ſchon vorher aus dem Staube gemacht. Nach mehren Jahren erfolgte das Endurtheil durch Joſeph den Zweiten.

Die Unterthanen, welche ihre thörichte Fügſamkeit ſo weit getrieben, die Schuldbriefe ihres Herrn zu unterſchreiben, wurden von der Bezahlung losgeſprochen, der Graf dagegen als Betrüger auf zehn Jahre nach der Feſtung Königſtein bei Frankfurt gebracht, auch ſammt ſeinem Bruder Ludwig, der alſo bei dieſen ſaubern Unternehmungen wohl mitbetheiligt war, der Herrſchaft für verluſtig erklärt, ſo daß dieſelbe an eine Nebenlinie überging. Selbſt die fußfälligen Bitten ſeiner Tochter, einer vermählten Gräfin von Ortenburg, waren vergeblich, der Kaiſer blieb ſtandhaft bei dem einmal gefällten Spruch und der Graf hat ſeine zehn Jahre richtig abſitzen müſſen. —

Aber wie neu, wie unerhört war auch dieſe kaiſerliche Strenge! wie viele ſolcher Geſchichten mochten unentdeckt geblieben ſein! wie wenige endlich, ſelbſt entdeckt, hatten einen Joſeph zum Richter gefunden!

Böſe Hirten.

Wir laſſen auf dies Gemälde eines pfälzer Regenten einige Schilderungen pfälzer Geiſtlicher folgen; wem an unſer Probe noch nicht genügt, der findet bei Laukhard eine kaum überſehbare Gallerie ähnlicher und zum Theil noch ſchlimmerer Bilder beiſammen.

Das Dorf Udenheim, drei Stunden von Mainz, gehörte einen Baron von Köth zu Mainz, der katholiſch war, ſich wenig um ſeine lutheriſchen Pfarrer kümmerte und die Bauern fortjagte, wenn ſie mit einer Klage wider dieſelben einkamen. In dieſem Dorfe war denn nun ein lutheriſcher Prediger, Thiels mit Namen; derſelbe war, wie Laukhard es nennt, „nicht recht kapitelfeſt: er war eben kein vollſtändiger Narr, aber doch ein Haaſenfuß, bei dem es ſtark rappelte. In ſolchen Anfällen lief er dann im Dorfe herum, prügelte die Jugend und fluchte wie ein Landsknecht.“ Seine Schweſter, welche ihm die Wirthſchaft beſorgte, jagte er von ſich und drohte ſie zu erſtechen, wenn ſie ihm je wieder vor Augen käme; einen Amtmann ſeines Patrons, der ihm Vorhaltungen wegen ſeines wüſten Betragens machen wollte, regalirte er ebenfalls mit Ohrfeigen. In die Kirche kam er gar nicht mehr; ein abgeſetzter Schulmeiſter aus der Nachbarſchaft, der ehedem ein bischen Theologie ſtudirt hatte, verſah ſeine Dienſte.

Von dem Doſendieb Hohmann iſt ſchon oben die Rede geweſen. Derſelbe machte als Pfarrer zu Kriegsfeld ſo viel dumme und grobe Streiche, daß ſich das Conſiſtorium denn doch endlich entſchließen und ſeine Abſetzung ausſprechen mußte: worauf Hohmann dann als Bettler im Lande umherlief. Sein Nachfolger wurde ein gewiſſer Erneſti, ein getaufter Jude aus dem Waldeck'ſchen, der ſich jedoch dermaßen dem Trunk ergab und ſo unzüchtig lebte, daß die Bauern ihn ebenfalls beim Conſiſtorium verklagen mußten. Allein Erneſti kam ihnen zuvor; er kehrte, nach einem in der Pfalz üblichen Ausdruck, „den Magen um“ — das heißt, er wurde katholiſch: wofür ihm die Kapuziner zu Alzey zu einer einträglichen Gerichtshalterſtelle verhalfen, in der er „ſeine Bubenſtücke als Rechtgläubiger ungeſcheut und ungeahndet fortſetzen konnte.“ — Daß die Edelleute ihre Geiſtlichen, katholiſche wie evangeliſche, gebrauchten, Trinkwetten mit berühmten Säufern auszumachen, war etwas ganz Gewöhnliches und eine Hauptbeluſtigung ſelbſt vornehmer geiſtlicher Würdenträger. Und ebenſo gewöhnlich war es auch, daß die geiſtlichen Kehlen den Sieg behaupteten und ſelbſt die gefürchtetſten Gegner mannhaft zu Boden tranken. Ja dieſe Trinkkämpfe der Geiſtlichen blieden nicht einmal ein bloßes Vergnügen der Ariſtokratie, ſondern ſogar auch die Bauern und die eigenen Gemeinden nahmen Theil daran. „Wenn die Bauern oder Bürger (erzählt Laukhard in den Neuen Karrikaturen und Anekdoten zur Erbauung und zum Naſenrümpfen, die er unter dem Namen Anſelmus Rabioſus des Jüngern 1802 zu Berlin erſcheinen ließ: Band I, p. 143.) in den Weinhäuſern zuſammen zechten, unterhielten ſie ſich oft über die Verſoffenheit ihrer Pfaffen, und ich weiß, daß ſich die Katholiken und Lutheraner zu Creuznach einſt derb zerprügelt haben, weil letztere behaupteten, ihr Inſpector könne mehr — trinken“ (wir mildern hier abſichtlich die Derbheit der Laukhard'ſchen Ausdrücke), „als der Pater Concionator im Karmeliterkloſter; welches die Katholiken nicht zugaben und dem Pater Concionator die Ehre des Mehrtrinkens zuerkannten.“ — Auch hatte nach derſelben Quelle Jeder ſeinen Ekelnamen, bei dem die Meiſten bekannter waren als bei ihren richtigen Namen; Laukhard führt ein langes Verzeichniß derſelben auf, Langhals, Gänſehals, Miſtkäfer, Magiſter Werkmaul, Grubenſchlungs, Papelmännchen ꝛc. ſind noch lange nicht die ſchlimmſten darunter. — Höchſt wichtig iſt auch die weitere Bemerkung, die er daran anſchließt. Nämlich daß die Geiſtlichen am Rhein beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ſehr wohl eingeſehen hätten, daß ſie als Geiſtliche einer ſehr traurigen Zukunft entgegen gingen und ſich deshalb in den Freiheitswirbel geworfen hätten, weit ärger (man denke nur an den Einen Eulogius Schneider zu Straßburg, der zu den furchtbarſten Terroriſten gehörte, welche die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution überhaupt kennt) als ſelbſt die Bedrückteſten unter der übrigen Bevölkerung (ebendaſ. p. 144.).

Erſte Jugendeindrücke.

Wenden wir uns jetzt, nachdem wir auf dieſe Art das Terrain ſowie die geiſtige Atmoſphäre kennen gelernt, in welcher Laukhard aufwuchs, zu dieſem ſelbſt zurück. Sein väterliches Haus ſchützte ihn gegen die Einflüſſe der letztern nicht vollſtändig, ſo tüchtig und wohlmeinend ſein Vater auch war. Es iſt dies ein hübſcher Zug an Laukhard, beſonders wenn wir ihn mit der Schamloſigkeit vergleichen, welche Bahrdt auch in dieſem Punkte bewies, daß er, trotz ſeiner ſonſt ſo böſen Zunge und trotz ſeiner Luſt am Gemeinen und Anſtößigen, doch ſtets mit ſo viel Ehrerbietung und Dankbarkeit von ſeinem Vater ſpricht.

Daß derſelbe lutheriſcher Pfarrer zu Grehweiler war, haben wir bereits erzählt. Er hatte in ſeiner Jugend ſehr fleißig ſtudirt und beſonders die Wolfiſche Philoſophie zu ſeinem Lieblingsſtudium gemacht. Auch hatte die Wolfiſche Methaphyſik, wie er ſelbſt in ſpätern Jahren ſeinem Sohn vertraute, ihn dahin gebracht, daß er die Hauptſätze der lutheriſchen Lehre bezweifelte. Seine Zweifel wuchſen, je emſiger er die Dogmen ſeines Compendiums auch noch als Prediger durchſtudirte und ſie mit den Sätzen ſeiner Lieblingsphiloſophie verglich: endlich „fiel er gar auf die Bücher des berüchtigten Spinoſa, wodurch er ein vollkommener Pantheiſt ward“ (Lebensbeſchreib. I. p. 3.).

Doch war er mit ſeinen ketzeriſchen Meinungen ſehr zurückhaltend; er vermied es überhaupt ſo viel möglich über Religion zu ſprechen und machte ſelbſt keinen Verſuch, ſeinen Sohn zu ſeiner Anſicht zu bekehren, bei dem es freilich, was wenigſtens den Unglauben anbetraf, auch wohl kaum erſt nöthig geweſen wäre. Auch in allen übrigen Stücken war er ein mäßiger und beſonnener

Mann, der auch auf Lauterkeit und Anſtand der Sitten weit mehr hielt, als es ſonſt von ſeinen Collegen in der Pfalz zu geſchehen pflegte. Mit ſeinem Patron, dem Grafen von Grehweiler, gerieth er in häßliche Streitigkeiten, weil er bei Gelegenheit der berüchtigten Anleihe den Bauern ſeiner Gemeine von Unterzeichnung ihres Namens abgerathen hatte. Auf des Grafen Betrieb wurde eine Anklage wegen fleiſchlicher Vergehen wider ihn erhoben, die auch ſeine zeitweilige Suſpenſion zur Folge hatte; doch wurde er bald darauf unſchuldig befunden und in den vollen Genuß ſeines Amtes wieder eingeſetzt. Auch ſtand er bei Hoch und Niedrig in allgemeinſter Achtung; die Landgräfin Henriette, Schweſter der Gemahlin Friedrich's des Großen, ſtand in lebhaftem Briefwechſel mit ihm und auch der Fürſt Moritz von Salm Kyrburg nebſt ſeiner Gemahlin Luiſe hielt freundſchaftlichen Umgang mit ihm.

Nur eine einzige Schwäche hatte der übrigens ſo vortreffliche und achtbare Mann; wenigſtens macht ſein Sohn nur dieſe Eine namhaft. Nämlich er war ein großer Verehrer der Alchymie und wollte durchaus Geld machen. „Ein gewiſſer Muſje Fuchs, welcher um das Jahr 1760 wegen Geldmünzerei und andere Hallunkenſtreiche in Schwaben gehangen worden, hatte ihn mit den Geheimniſſen dieſer edlen Kunſt bekannt gemacht.“ Trotz der leiſen und lauten Vorſtellungen, welche ſeine Frau dagegen erhob, laborirte er friſch weg und jagte viel ſchönes Geld durch den Schornſtein. An einem bankerotten Apotheker und großen Trunkenbold aus der Nachbarſchaft hatte er einen treuen Gehilfen. Derſelbe wohnte bei ihm im Pfarrhauſe und half ihm nicht nur treulich laboriren, ſondern ſchaffte auch alle möglichen alten Bücher herbei, welchen neuen Aufſchluß in der edlen, leider nur ſo un dankbaren Kunſt verſprachen. Erſt in ſeinem hohen Alter, wenige Jahre vor ſeinem Tode, ſtellte der alte Laukhard ſeine fruchtloſen Bemühungen ein, ohne indeß ſelbſt von ihrer Fruchtloſigkeit überzeugt zu ſein; noch im Jahre 1787, bei dem letzten Beſuch, den ſein Sohn ihm als Gefreiter des von Thadden'ſchen Regiments von Halle aus machte, behauptete er, daß die Geldkocherei allerdings eine ausführbare Kunſt ſei, das Ueble bei der Sache ſei nur, daß man ſo viel Lehrgeld geben müſſe und doch für alles Geld keinen erfahrenen Lehrmeiſter haben könne (a. a. O. p. 8.). — Wer gedenkt hiebei nicht des Freidenker Bahrdt, der Chriſtus und ſeine Jünger zu einer Art Freimaurerorden machte und dabei ebenfalls auf den Stein der Weiſen losdocterte und Geiſter bannte und nach Schätzen grub? Auch das rationaliſtiſche achtzehnte Jahrhundert hatte ſein Mittelalter noch nicht ganz überwunden und der ketzeriſche Bahrdt und der Spinoziſt Laukhard, der in allen Stücken ſo beſonnene und nüchterne Mann — gleichviel, ſie müſſen ihm beide ihren Tribut abſtatten.

Eine zärtliche Tante.

Von ſeiner Mutter erwähnt Laukhard wenig mehr, als daß ſie eine Enkelin des berühmten Straßburger Rechtsgelehrten und Alterthumsforſcher Schilter geweſen, deſſen thesaurus (1726) noch jetzt bei allen Freunden des deutſchen Alterthums in wohlverdientem Anſehn ſteht. Nur die Bemerkung läßt er noch einfließen, „daß ſie, wie alle Weiber, ihre kleinen und großen Mängel gehabt habe." Doch iſt dabei zu beachten, daß die Mutter, da Laukhard dies ſchrieb, noch am Leben war und daß er, einer gelegentlichen Andeutung im zweiten Bande zufolge, kurz zuvor einige Streitigkeiten finanzieller Natur mit ihr gehabt hatte.

Auf keinen Fall hat ſie viel Einfluß auf die Erziehung des Knaben gehabt. Dieſelbe lag vielmehr beinahe ausſchließlich in den Händen einer unverheiratheten Schweſter ſeines Vaters, die in dem Laukhard'ſchen Hauſe lebte. Dieſe Tante iſt für unſern Laukhard ſehr verhängnißvoll geworden; nicht nur daß ſie ihn durch jene blinde Zärtlichkeit verhätſchelte, welche ſich faſt immer einzuſtellen pflegt, wo ein unverheirathetes Frauenzimmer einen Knaben erzieht, ſondern ſie ſteckte ihn auch mit ihren eigenen ſehr unweiblichen Laſtern an und führte ihn ſchon als Kind in Myſterien ein, die ihm beſſer zeitlebens wären verſchloſſen geblieben.

Nämlich dieſe gute Tanze war ebenfalls eine ausbündige Verehrerin des Bacchus; ſie mochte wohl denken was Prediger und Mönche ſich ſo offenkundig verſtatteten, könne auch für ein Frauenzimmer gerade keine Sünde ſein. Sie ließ es nicht dabei bewenden, ſich ab und zu „ſchnurrig zu machen“, ſondern auch ſtärkere Opfer und gründlichere Niederlagen ſcheute ſie nicht. Vergebens ſchloß Laukhard's Vater, wenn er mit ſeiner Frau über Feld ging, den Keller zu und ließ der Tante bloß ihr Beſtimmtes: ſie machte die Entdeckung, daß eines der Kellerfenſter nur mit einem leichten hölzernen Gitter verwahrt war, welches ſich ohne große Mühe wegnehmen ließ; nun knüpfte ſie den kleinen Friedrich Karl an ein Seil, ließ ihn in den Keller hinab, ließ ſich von ihm die Kellerthür öffnen und revidirte dann ihre geliebten Fäſſer nach Herzensluſt. Aber natürlich mußte der kleine Helfershelfer auch ſeine Belohnung haben: ſchon ihre Gutmüthigkeit und Liebe zu dem Knaben hätte es ja gar nicht anders zugelaſſen. So berauſchte ſie ſich denn nicht bloß ſelbſt, ſondern auch den kaum ſechsjährigen Knaben leitete ſie dermaßen zum Trunke an, daß derſelbe nach ſeinem eigenen Eingeſtändniß ſchon in der zarteſten Jugend zum — Säufer wurde. „Oft, erzählt er (I. p. 12.), war ich durch den Trunk meiner Sinne beraubt; und dann entſchuldigte mich meine Tante, wenn ja die Eltern nach mir fragten, durch Vorgeben: daß mir der Kopf weh thäte, daß ich ſchon ſchliefe u. ſ. w." — Es unterliegt keinem Zweifel, daß Laukhard's ganzer ſpätere Untergang hauptſächlich durch dieſe unſelige Leidenſchaft ſeiner Tante verſchuldet worden iſt; mehr noch als jede andere Art der Ausſchweifung wurde der Trunk der Dämon, der ihn mit feurigem Arm umklammert hielt, und ihn auch dann nicht los ließ, als er ſeinen Durſt nicht mehr mit Pfälzerweinen ſtillen konnte, ſondern ſeine Zuflucht zu „der achtzehnjährigen Schnapsbulle" (VI. 277.) ſeiner halleſchen Zechgenoſſen nehmen mußte.

Uebrigens verſichert Laukhard zu wiederholten Malen, daß die ſo höchſt unweibliche Neigung ſeiner Tante in der damaligen Pfalz durchaus nichts Ungewöhnliches geweſen und daß auch noch zu der Zeit, da er ſeine Selbſtbiographie ſchrieb, die Zahl der Trinkerinnen, welche ſelbſt „die Mannsperſonen im Trinken übertreffen", daſelbſt ſehr groß ſei — mit wie viel Recht oder Unrecht, müſſen wir hier natürlich unerörtert laſſen.

Schul- und Erziehungsleiden

Und was die Tante begonnen, ſetzten, wie einſt im Bahrdt'ſchen Hauſe, Hausleute und Geſinde fort. Großknechte und Mägde nahmen den lüſternen Knaben in die Schule und ebenſo vorzeitig, wie zu den Opfer des Bacchus, wurde er auch in die Geheimniſſe der Liebe eingeweiht.

Aus beiden Stücken mag man ſchließen, wie wenig der Vater ſich um die Erziehung des Knaben kümmerte. Endlich, in ſeinem achten oder neunten Jahre, wurde er in eine Art Erziehungsinſtitut gethan, welches ein Inſpector Kraß in Dolgesheim hielt und das, wenn auch in kleinerm Umfange und auf durchaus orthodoxer Grundlage, doch im Uebrigen viel Aehnlichkeit mit dem ſpäteren Bahrdt'ſchen Philanthropin zu Heidesheim gehabt zu haben ſcheint. Kraß' Kenntniſſe im Lateiniſchen und Griechiſchen erkennt Laukhard an: „er wuſte viele Vocabeln, war ſtark in der Grammatik, und konnte ganze Reden des Cicero wörtlich herſagen.“ Im Unterricht dagegen „war er ein rechter Orbilius, der immer cum baculo et annulo daſtund und ſeinen Schülern das Zeug eingerbte; wenn er tückiſch war, fluchte er wie ein Bootsknecht und gab uns immer die garſtigſten Zunamen: Flegel, Eſel, Schlingel, Büffel, Ofenlochsgabel, Hache — waren die gewöhnlichen Titel, womit er uns begrüßte; und darauf pflegte eine derbe Prügelſuppe zu folgen.“ .... (I. 27. 30.).

Zwar mag die Veranlaſſung dazu mitunter ziemlich nahe gelegen haben; nach Laukhard's eigenem Zugeſtändniß waren die Zöglinge, vierzehn an der Zahl, „meiſtentheils übel gezogene Jungen,“ die nicht bloß ihre Lehrer, ſondern namentlich auch die Bauern des Dorfes auf alle erdenkbare Weiſe plagten und peinigten. Den kleinen Friedrich Karl hatten ſie anfangs „als einen kleinen Buben behandelt, der ihren Komment nicht verſtünde und den ſie alſo in die Lehre nehmen müßten.“ Aber ſie wurden bald inne, wie ſehr ſie ſich geirrt hatten. „Ich fing an, das praktiſch zu zeigen, was ich in Wendelsheim theoretiſch gelernt hatte: und da ſahen die Dolgesheimer Jungen, daß ich in manchen Stücken noch hätte ihr Lehrmeiſter ſein können. Ich ward jetzt der Theilnehmer an allen ihren Vergnügungen, und bald die Seele der Geſellſchaft. Kein Lumpenſtreich wurde ausgeführt — Mosjeh Fritz war dabei, und nicht ſelten der Anführer. . . .“ (I. 28.).

Bei alledem war es ihm ſelbſt wie „einem Baugefangenen, der nach zehn Jahren ſaurer Feſtungsarbeit wieder frei wird“, als ſein Vater, der inzwiſchen die böſe Geſchichte mit dem Grafen von Grehweiler glücklich überſtanden hatte, ihn nach ungefähr anderthalb Jahren wieder nach Hauſe zurückholte. Der ſchon früher begonnene verhängnißvolle Lehrcurſus bei Großknecht und Viehmagd wurde nun aufs Vergnüglichſte wieder aufgenommen und auch die Tante, „deren Neigung zu mir durch meine lange Abweſenheit viel hatte leiden müſſen“, nahm ihn noch mehr als vorher in ihren Schutz. Ja ſie bot jetzt ſelbſt die Hand zu allen tollen und wüſten Streichen, in denen der heranwachſende Burſche ſich verſuchte, und führte ſomit ihr Erziehungswerk conſequent in demſelben Geiſte fort, in dem ſie es begonnen, unbekümmert um das unausbleibliche Reſultat.

Endlich mochten dem alten Laukhard denn doch die Augen aufgehen und ſo brachte er den ohngefähr dreizehnjährigen Sohn auf das ſchon erwähnte Gymnaſium nach Grünſtadt. Hier, im Unterricht braver und tüchtiger Männer, unter denen Laukhard beſonders den Profeſſor Seybold namhaft macht, ohne Zweifel denſelben, deſſen kurzgefaßte Mythologie nebſt andern ähnlichen Hand- und Lehrbüchern ſich noch bis in den Anfang dieſes Jahrhunderts im Gebrauch der Schulen erhalten hat (geb. 1747, Profeſſor zu Jena 1771, Conrector zu Speier 1772, Director zu Grünſtadt ſeit 1776, geſt. 1804 als Profeſſor an der Univerſität zu Tübingen), verweilte Laukhard bis zu ſeinem ſechzehnten

Jahre und erlangte, wenigſtens nach ſeiner Verſicherung, im Lateiniſchen, Griechiſchen und Franzöſiſchen, wie auch in der Geſchichte, Erdbeſchreibung, Mathematik ſo viel und noch mehr Kenntniſſe, als ſeine Landsleute zu haben pflegten.

Leider indeß war auch dieſer Aufenthalt nicht ohne Unterbrechung; ein Beinbruch, der anfangs ſchlecht geheilt worden, gab ihm Veranlaſſung, auf längere Zeit in das älterliche Haus zurückzukehren. Sein Vater hatte damals einen gewiſſen Weichſelfelder bei ſich, theils zur Erziehung des jüngeren Sohnes, theils zur Beihilfe bei ſeinen alchymiſtiſchen Verſuchen, da er den hilfseifrigen Apotheker kurz zuvor durch den Tod verloren hatte. Doch zeigte Weichſelfelder ſich zur Goldmacherei ebenſo ungeſchickt wie zur Erziehung; das Unglück war nur, daß der alte Laukhard zwar das Erſtere bemerkte und beklagte, das Andere aber nicht. Weichſelfelder hatte in Jena Theologie ſtudirt; ſpäter war er Pfarrer geworden in einem Dorfe der Pfalz, hatte jedoch wegen unbändigen Trinkens und anderer Ausſchweifungen das Amt in Kurzem wieder aufgeben müſſen. Er hatte ſich darauf nach Gießen begeben und daſelbſt angefangen, mediciniſche Vorleſungen zu hören. Allein kaum ſo weit gekommen, daß er ein Recept ſchreiben konnte, und ohne die Mittel, ſeine Studien fortzuſetzen, ging er auf gut Glück in die Welt, ſalbaderte und quackſalberte in den kleinen Herrſchaften am Rhein und Main umher, die für dergleichen Künſte einen überaus günſtigen Schauplatz boten, und kam endlich durch eine unbedachte Empfehlung als Erzieher und chemiſcher Amanuenſis in das Laukhard'ſche Haus. Seine völlige Kenntnißloſigkeit in den Schulwiſſenſchaften, ein wenig Franzöſiſch abgerechnet, kann Laukhard nicht kräftiger bezeichnen, als daß er ihn „den ehemaligen Profeſſoren an dem (Bahrdt'ſchen) Heidesheimer Philanthropin" an die Seite ſetzt.

Noch viel trauriger indeß war es mit ſeinen ſittlichen Eigenſchaften beſtellt; er war beinahe täglich betrunken, machte auf den benachbarten Dörfern in den Schenken allerhand Exceſſe, prügelte ſich mit den Bauern, lief den Mägden nach u. ſ. w.: alſo genau dieſelbe Art von Hauslehrern, die auch den Grund zu Bahrdt's ſittlichem Ruin gelegt hatte. Laukhard's Ruin wurde durch ihn vollendet. Weichſelfelder machte ihn zu ſeinem Vertrauten und Mitgenoſſen ſeiner ſchamloſen Streiche, welche von der Tante ebenſo in Schutz genommen wurden wie die Ausſchweifungen des Neffen. Auch hier kam Laukhard's Vater erſt dahinter, als es zu ſpät war; der ungetreue Hauslehrer wurde zwar weggejagt und der Sohn nach Grünſtadt zurückgebracht, doch viel zu ſpät, als daß auch nur an dem Letzteren noch etwas zu retten geweſen wäre.

Erſte Liebe.

Denn ſelbſt die erſte Liebe, die erſte wenigſtens, die nicht ausſchließlich ſinnlicher Natur, ſondern wenigſtens mit einer Art gemüthlicher Regung verbunden war, vermochte dies nicht mehr.

Der Gegenſtand derſelben war ein funfzehnjähriges Mädchen, eine Amtmannstochter aus der Nachbarſchaft, von Laukhard ſelbſt in ſeiner Lebensbeſchreibung, in einem Anfall von Scham und Ehrerbietung, dergleichen ihm nicht häufig begegnet, nur mit ihrem Vornamen Thereſe bezeichnet. „Sie war ziemlich hübſch, aber katholiſch, und zwar ſtreng jeſuitiſch-katholiſch, wie ihre ganze Familie." Laukhard lernte ſie auf einem Jahrmarkt kennen, im Herbſt 1771, ein halbes Jahr bevor er die Univerſität beziehen ſollte. Die Bekanntſchaft war raſch gemacht und ging ebenſo raſch in zärtliche Vertraulichkeit über; mitten in ſeiner tiefſten Verlumptheit, geſteht Laukhard doch noch ein, daß „jene drei oder vier Monate, welche er in dieſem Umgang zubrachte, die ſeligſte Zeit ſeines Lebens geweſen“ (I, 47.).

Als angehendem Studenten war ihm der Zutritt in die Familie nicht verweigert worden; ſelbſt der alte Amtmann wollte ihm wohl. Bald jedoch entdeckte derſelbe das Verhältniß und da kam es nun freilich zu heftigen Erörterungen. Den meiſten Anſtoß nahm der Alte an der Verſchiedenheit der Religion; nimmermehr ſolle „ſeine Tochter ſich mit einem Menſchen behängen, der nicht ihres Glaubens wäre.“

Aber war denn dies Hinderniß gar nicht aus dem Wege zu räumen? Eine Baſe der Geliebten, die in der Nachbarſchaft, nahe bei Creuznach wohnte, übernahm die Vermittelung; ſie lud die Liebenden heimlich zu ſich und Thereſe nahm ihren Friedrich Karl ins Gebet, noch ein gut Stück eifriger als das Gretchen in Goethe's Fauſt ihren Heinrich.

Und jedenfalls mit weit beſſerem Erfolg. Laukhard verſprach nicht nur, ſich die Sache mit dem Religionswechſel in Ueberlegung zu ziehen, ſondern kaum nach Hauſe zurückgekehrt, ging er auch ſofort an die Ausführung ſeines Verſprechens. Er ſetzte ſich mit einem katholiſchen Pfarrer in der Nachbarſchaft in Verbindung; auch ein Capuziner, Pater Hermenegild von Alzey, that ſeine Hände ins Spiel. Die beiden Biedermänner bewieſen Laukhard gründlichſt ſowohl die Mängel und Widerſprüche ſeines alten Glaubens als die Vorzüge des neuen; auch ſei man bereit, wenn er dem guten Vorſatz getreu bleiben und denſelben öffentlich bekennen würde, ihn auf der Univerſität Heidelberg etwas Rechtes lernen zu laſſen und ihm mit der Zeit auch eine Verſorgung zu verſchaffen. „Und ſo würde ſchon Alles gut werden.“ Auch durfte er einſtweilen bereits mit ſeinem Mädchen unter dem Auge des Vaters vertraut umgehen, durfte ſie herzen und küſſen, „ohne daß er uns je etwas anderes geſagt hätte als: Leutchen, macht, daß ihr nicht in wüſte Mäuler kommt.“ (I, p. 56.).

Und das war unſerm Laukhard eben recht. Denn es hieße ſeine Art und Weiſe ſehr verkennen, wollte man annehmen, daß die Liebe allein ihm dermaßen zu Kopf geſtiegen und daß nur die Leidenſchaft für ſeine Thereſe ihn für den Gedanken eines Religionswechſels ſo empfänglich gemacht. Mindeſtens ebenſo großen Antheil daran hatte ſeine Gemächlichkeit; es war ihm ein ganz erwünſchter Gedanke und paßte vollkommen zu der Art, wie er ſchon damals über ſeine künftige Beſtimmung dachte, ſich ohne eigene Arbeit und Anſtrengung von einflußreichen Gönnern und Freunden möglichſt bequem durchs Leben tragen zu laſſen, ob nun als Katholik oder als Proteſtant, als Türke oder Heide, das war Laukhard vollkommen gleichgiltig, wenn nur das Leben ſelbſt hübſch reichlich und bequem war. Er ſelbſt ſtellt noch in ſeinen alten Tagen Betrachtungen darüber an (I, p. 57.), wie Schade es eigentlich geweſen, daß das ſchöne Project damals nicht zu Stande gekommen, ſeine gute Verſorgung, meint er, „hätte ihm nicht entgehen können, da er ein Neubekehrter geweſen, welches in der Pfalz von jeher eine große Empfehlung geweſen und leider noch iſt.“ Und auch ſein Vater, „dem im Herzen alle Kirchenſyſteme gleich waren, würde, wenn der Schritt einmal geſchehen, ſich wohl wieder mit ihm ausgeſöhnt haben.“

Und doch war es gerade der Widerſpruch des Vaters, an welchem das ganze Vorhaben ſcheiterte. Laukhard hatte ſeinen katholiſchen Freunden bereits verſprochen, nicht auf eine proteſtantiſche Univerſität zu gehen, ſondern ſofort beim Austritt aus der Schule katholiſch zu werden und ohne weitere Rückſicht auf ſeinen Vater, mit Unterſtützung einiger angeſehener, reicher und eifriger Katholiken, in Heidelberg die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren. Allein eines guten Tages kam der alte Laukhard zufällig über den Schreibtiſch ſeines Sohnes, fand die Briefe und ſchriftlichen Rathſchläge der Pfaffen und entdeckte auf dieſe Art das ganze Geheimniß. Seinen leidenſchaftloſen, aber um ſo ernſthaftern und eindringlichern Vorſtellungen gelang es, Laukhard „das Vernunftwidrige zu zeigen, worin er verfallen würde, wenn er die geringere Thorheit des Lutherthums gegen die größere des Papſtthums vertauſchen wollte.“

Und falls dieſe Gründe nicht fruchten ſollten, hatte er noch einen andern zur Hand, der einem Menſchen wie Laukhard allerdings ſehr einleuchten mußte: nämlich geſtützt auf ſeine größere Welterfahrung, gab der Vater ihm „nicht undeutlich zu verſtehen, daß er ſeine Abſicht ohnehin nicht erreichen würde, wenn er auch ſeinen Sectennamen oder ſeine Confeſſion verändern ſollte.“

Um die Geſchichte dieſer erſten Liebe hier gleich auf einmal zu Ende zu bringen, bemerken wir, daß Laukhard ſeine Hoffnungen bei alledem doch noch nicht völlig aufgab. Kaum auf der Univerſität angelangt, war mit das Erſte, wozu er ſeine neue akademiſche Freiheit benutzte, daß er heimlich eine Reiſe nach Mannheim machte, wo die Geliebte ſich damals aufhielt, und hier die ſcheinbar abgebrochene Verbindung wieder anknüpfte; zu einem beſtimmten Entſchluß indeß kam er auch damals nicht. In dieſer Ungewißheit, eine echte Studentenliebſchaft, ſchleppte das Verhältniß ſich noch eine Reihe von Jahren hin, freilich ohne daß Laukhard ſich dadurch ſehr gebunden gefühlt hätte. Das arme Mädchen dagegen, wiederum der gewöhnliche Verlauf ſolcher Verhältniſſe, verkümmerte darüber; noch Ende der Achtziger, als Laukhard, damals ſchon Musketier im Thaddenſchen Regiment, ein richtiger verlorener Sohn, nach langen Jahren einen Beſuch im älterlichen Hauſe machte, traf er ſie noch unvermählt, hatte aber doch wenigſtens ſo viel Schamgefühl, daß er ihr nicht unter die Augen zu treten wagte.

Die Univerſität Gießen.

Wir kehren nach dieſer Abſchweifung in den Frühling des Jahres 1775 zurück. Es war dies der Zeitpunkt, wo Laukhard, noch nicht ſiebzehn Jahre alt, aber längſt ſchon in den Vorgeſchmack aller ſtudentiſchen Freuden eingeweiht, die Univerſität beziehen ſollte. Die Wahl derſelben war auf das benachbarte Gießen gefallen, die gewöhnliche und auch wohl vorſchriftmäßige Univerſität der Pfälzer Jugend, namentlich der Theologen, die hier eine weniger durch ihre Gelehrſamkeit als durch ihre Rechtgläubigkeit berühmte Facultät fanden. Der Vater, der dem Frieden in Betreff des Religionswechſels wohl noch nicht recht trauen mochte, begleitete ihn ſelbſt dahin. Noch unterwegs ließ er Laukhard freie Wahl, ob er Jura oder Theologie ſtudiren wollte, führte ihm aber freilich auch zu Herzen, daß er als Proteſtant in der Pfalz wenig oder gar keine Ausſicht auf eine juriſtiſche Anſtellung habe. Laukhard, der, wie wir wiſſen, Heidelberg und die katholiſchen Gönner allerdings noch immer im Kopfe trug und dieſe ganze Reiſe nach Gießen in der That nur als ein Zwiſchenſpiel betrachtete, quälte ſich mit keiner langen Wahl, ſondern ließ ſich die Theologie gefallen — er dachte ja doch nicht lange dabei zu bleiben! — Mit ſolcher innern Lüge und Unwahrheit fing dieſer junge Mann einen Lebensabſchnitt an, mit dem ſonſt auch in die trockenſten und dürrſten Gemüther wenigſtens ein Morgenſchimmer von jugendlicher Begeiſterung, von edlen und großen Vorſätzen zu fallen pflegt! —

In Gießen angelangt, ließ er ſich denn alſo „bei der theologiſchen Facultät immatriculiren und ſeinen Hut nach der neueſten Mode zuſtutzen. Sodann ſuchte er ſich aus dem Lectionscatalog einige Collegien aus, pränumerirte ſie, kaufte die Compendien, ſtattete ſeinen Beſuch auf den Dörfern ab und verſchaffte ſich einen neuen blauen Flauſch mit rothem Kragen und Aufſchlägen.“ Sein Vater hinderte ihn nicht lange; er gab ihm noch gute Lehren in Menge und reiſte nach Hauſe.

Allein was nützen die beſten Lehren bei einem Menſchen, wie Laukhard, und auf einem ſo ſchlüpfrigen, ſo gefährlichen Terrain, wie das damalige Gießen war? Mag die Univerſität auch in wiſſenſchaftlicher Beziehung nicht ganz ſo unbedeutend und auch die ſittliche Verworfenheit des gießener Studentenlebens nicht ganz ſo groß oder wenigſtens nicht ganz ſo allgemein geweſen ſein, wie Laukhard es ſchildert — groß genug war die eine wie die andere jedenfalls. An der Spitze der Univerſität ſtand der Kanzler Koch (geb. 1732 geſt. 1808): berühmter Juriſt und Weltmann, aber, wenn wir Laukhard trauen dürfen, ein unruhiger und intriguanter Kopf, der auch ſeine akademiſche Herrſchaft nicht ſowohl nach den Grundſätzen des Rechts und der Billigkeit, als nach perſönlichen und oft ziemlich unlautern Neigungen und Abneigungen führte. — Von der theologiſchen Facultät haben wir bereits geſprochen; die berühmteſten Namen in ihr waren der Dogmatiker Benner, Bechtold, der Orientaliſt Schulz, ein Schüler von Michaelis in Göttingen ꝛc. Doch war der Ruhm dieſer Männer etwas zweideutiger Natur, indem ſie wenigſtens ihre Bekanntſchaft beim größern Publicum erſt durch die Gehäſſigkeit und Heftigkeit erlangt hatten, mit der ſie kurz zuvor den Ketzer Bahrdt aus ihrer Mitte herausgebiſſen. Auch von den übrigen Facultäten entwirft Laukhard eine höchſt klägliche Schilderung. Die Philologie war faſt nur durch den uns bereits bekannten und wegen ſeiner Leichtfertigkeit übel berüchtigten Gießener oder Theorien-Schmid, den Herausgeber des leipziger Muſenalmanachs und anderer ähnlicher belletriſtiſcher Unternehmungen, vertreten. Wiewohl Profeſſor der Eloquenz, war Schmid doch nicht einmal der lateiniſchen Grammatik mächtig; ſeine Vorleſungen über lateiniſche Klaſſiker beſtanden lediglich darin, daß er die gedruckten Anmerkungen früherer Erklärer vorlas. Ueber griechiſche Schriftſteller wurde vollends gar nicht geleſen, auch nicht über einen einzigen. Der ſpätere Profeſſor Roos (geb. 1757, ſeit 1780 Lehrer am Pädagogium, ſeit 1784 Profeſſor an der Univerſität zu Gießen, Verfaſſer verſchiedener hiſtoriſcher Schriften, auch Ueberſetzer des Terenz und Mitherausgeber der großen Frankfurter Encyklopädie, geſt. zu Gießen 1804) las damals als Student für ſich den Homer und andere griechiſche Autoren „und die Studenten ſahen ihn als ein Monſtrum der Gelehrſamkeit an. Ebenſo ging es mir, weil ich Xenophons Kyropädie und den Anakreon las.“

Nicht viel beſſer ſah es in der Philoſophie und der Geſchichte aus, alſo gerade denjenigen Wiſſenſchaften, welche im Verein mit dem Alterthum Kopf und Herz des ſtudirenden Jünglings am Meiſten aufklären und erwärmen ſollen. Geſchichtliche Collegia kamen faſt gar nicht zu Stande: „der Geſchmack war einmal verdorben: wer ſeine Brodlectionen gehört hatte, fragte viel nach derlei Nebenſachen.“ — Das paßt freilich auch noch auf andere Orte als Gießen und noch auf andere Zeiten als das Jahr 1775. —

Beinahe der Einzige, welcher Laukhard einigen Reſpect abnöthigte, war der berühmte Juriſt Höpfner, ſpäter Geheimerath zu Darmſtadt (1743—1797) und auch dem größern Publikum ſowohl aus dem Merck'ſchen Briefwechſel als auchaus dem dritten Bande von Goethe's Wahrheit und Dichtung bekannt; auch Mitherausgeber der damaligen Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Doch kam Laukhard gerade mit dieſem, deſſen feine, reizbare Natur ſich überhaupt in dem wüſten gießner Treiben ſehr unbehaglich fühlte, in die allerwenigſte Berührung.

Gießner Studentenleben.

Dieſer wiſſenſchaftlichen Armuth und Dürre (denn was Laukhard ferner über die ſittlichen Gebrechen der meiſten damaligen Profeſſoren und ihrer Familien, ihren Neid, ihre Habgier, ihre Liederlichkeit ꝛc. erzählt, übergehen wir mit Abſicht) entſprach denn nun auch die geſellige und ſittliche Beſchaffenheit des dortigen Studentenlebens; es war, nächſt Jena und vielleicht noch über Jena hinaus, die roheſte und liederlichſte Univerſität in Deutſchland. Wir wiſſen wiederum aus Goethes Wahrheit und Dichtung, auf welche unangenehme Weiſe dieſe Roheit des gießner Studentenlebens ſich ſelbſt während des kurzen Beſuches geltend machte, den Goethe im Jahre dreiundſiebzig, alſo kurz vor Laukhard's Ankunft, gemeinſchaftlich mit Merck von Wetzlar aus bei Höpfner abſtattete und wie namentlich Merck, von Haus aus ein Todfeind aller akademiſchen Bürger, durch die gießener Studenten in einen Unwillen und eine Aufregung verſetzt ward, die Goethe „wirklich leidenſchaftlicher findet als es einem geſetzten Manne geziemt“ (Werke Bd. 26. pag. 171. d. kl. Ausg.). Der Anblick bei Tage und des Nachts ihr Gebrüll verdarb ihm jede Art von gutem Humor; auch brach er deshalb den Beſuch in Gießen raſcher ab, als es urſprünglich die Abſicht geweſen. Goethe meint zwar (a. a. O.), dieſe ausgelaſſenen Studenten wären ihm ſelbſt ganz recht geweſen: „ich hätte ſie auch wohl als Masken in eins meiner Faſtnachtsſpiele brauchen können.“ Doch muß er ebenfalls zugeſtehen, daß „die akademiſchen Bürger nun freilich zu jener Zeit in Gießen ſich in der tiefſten Roheit gefielen.“

Woher dieſe Roheit rührte und worin ſie beſtand, davon entwirft uns Laukhard ein nur allzu ausführliches und allzu plaſtiſches Gemälde; wir mildern wiederum die Ausdrücke nach Möglichkeit, fürchten aber doch, daß unſern Leſern noch Manches ein wenig zu derb ſein wird.

„Zu meiner Zeit, erzählt Laukhard (Lebensgeſch. I, 93.), waren ohngefähr 250 Studenten in Gießen.... Sie waren meiſtens Landeskinder, doch befanden ſich auch viele Pfälzer, Zweibrücker und viele andere darunter. Der Ton der Studenten oder Burſche war ganz nach dem Jenaiſchen eingerichtet; die vielen relegirten Jenenſer, welche dahin kamen, um auszuſtudiren, machten damals das fidele Leben der Brüder Studio von Jena in Gießen zur Mode. Zudem iſt auch Gießen ſo recht der Ort, wo man auf gut Moſellaniſch“ (was das heißt, werden wir ſogleich noch erfahren) „hauſiren kann. Das Maß Bier, ein volles rheiniſches, koſtet zwei Kreuzer oder ſechs Pfennig ſächſiſch. Freilich iſt es jämmerliches Bier; aber es füllt doch den Bauch und macht endlich — übermäßig getrunken — den Kopf heroiſch....

Auf den Stuben wird ſelten gejubelt, vielmehr ſetzt man ſich ins Bierhaus und zecht auf Rechnung. Das iſt auch die Urſache, warum alle Kneipen oder Bierſchenken, wo ſonſt Burſche hingehen, zu allen Zeiten voll Studenten ſind. . . . . Weinhäuſer beſuchte man ſeltener. Wer nun ein honoriger Burſche heißen wollte, ging des Abends wenigſtens in eine dieſer Bierkneipen, zechte bis zehn oder eilf Uhr, und ſchob hernach ab. . . .“

„Da man es für Pedanterie hielt, von gelehrten Sachen zu ſprechen: ſo wurde von Burſchen-Affairen diskurirt, und größtentheils wurden Zoten geriſſen. Ja, ich weiß noch recht gut, daß man in Eberhards-Burſch-Kneipe ordentliche Vorleſungen über die Zotologie hielt, worüber ein Kompendium im Manuſcript da war. . . .“

„In Gießen ſind die Kommerſe erlaubt: wir haben mehrmals auf der Straße kommerſirt, und das Ecce quam bonum zur großen Freude der Gießner Nymphen hingebrüllt. . . . . Man ſtellt ſich alſo leicht vor, daß die Kommerſe bei den täglichen Saufgelagen der Studenten ſehr frequent werden geweſen ſeyn: und ſo war es auch wirklich. Ich habe oft vierzehn Tage nach einander alle Tage einem Hoſpitz oder einem kommerſirenden Saufgelage beigewohnt.“

„Die Hauptbeſtandtheile eines damaligen gießer Burſchen oder Renomiſten findet man in einer Beſchreibung, welche man der poetiſchen Laune des Herrn Hilt von Saarbrücken zu danken hat. Ich will ſie meinen Leſern mittheilen. Die Verſe ſind zwar elend; aber man kann doch hinlänglich daraus erſehen, was für Eigenſchaften man an einem honorigen gießner Burſchen gefordert hat. Man höre nur:

Wer iſt ein rechter Burſch? — Der, ſo am Tage ſchmauſet,
Des Nachts herumſchwärmt, wetzt — —

Der die Philiſter ſchwänzt, die Profeſſores prellt,
Und nur zu Burſchen ſich von ſeinem Schlag geſellt;
Der ſtets im Carcer ſitzt, einher tritt wie ein Schwein,
Der überall beſauft, nur von Blamage rein,
Und den man mit der Zeit, wenn er gnug renomiret,
Zu ſeiner höchſten Ehr' aus Gießen religiret.
Das iſt ein firmer Burſch: und wers nicht alſo macht,
Nicht in den Tag 'nein lebt, nur ſeinen Zweck betracht,
Ins Saufhaus niemals kommt, nur ins Collegium,
Was iſt das für ein Kerl? — das iſt ein Draſtikum. . . .“

„Schlägereien ſind in Gießen gar nicht ſelten. So klein die Univerſität iſt, ſo viel Balgereien fallen vor: manchmal haben ſie einen gefährlichen Ausgang. Zu meiner Zeit war es gewöhnlich, ſich auf der öffentlichen Straße zu ſchlagen, und dies alsdann, wenn man zum Voraus gewiß war, daß es würde verrathen werden. In dieſem Fall ging der Herausforderer vor das Fenſter ſeines Gegners, nahm ſeinen Hieber, hieb damit einige Mal ins Pflaſter, und ſchrie: pereat N. N. der Hundsfott, der Schweinekerl! tief! pereat! pereat! Nun erſchien der Herausgeforderte: die Schlägerei ging vor ſich, endlich kam der Pedel, gab Inhibition und die Raufer kamen aufs Carcer: und ſo hatte der Spaß ein Ende.“

Wir übergehen, was Laukhard weiter von den böſen Sitten der damaligen Studenten erzählt, von der gefliſſentlichen Unſauberkeit ihrer Tracht, von ihrem ſyſtematiſchen Krieg mit Pedellen und Häſchern, von den Unflätigkeiten, mit denen ſie jedes ehrbare Frauenzimmer insgeheim und öffentlich verfolgten, ſo daß kein anſtändiges Mädchen damals auf der Promenade erſcheinen durfte u. ſ. w.; ſchon das Mitgetheilte iſt hinreichend eine Vorſtellung zu geben von der Barbarei und Roheit, die damals auf deutſchen Univerſitäten graſſirte, und im Vergleich mit der auch der wildeſte Burſchenſtreich der heutigen Zeit Gottlob immer nur noch ein ſehr mädchenhaftes Anſehen hat.

Die Myſterien des achtzehnten Jahrhunderts.

Etwas genauer dagegen müſſen wir auf einen andern Gegenſtand eingehen, der nicht nur im damaligen deutſchen Studentenleben eine höchſt bedeutende Rolle einnimmt, ſondern der auch mit der Entwicklung des Jahrhunderts überhaupt und der ganzen geiſtigen wie geſellſchaftlichen Stimmung der Zeit im nächſten und intereſſanteſten Zuſammenhange ſteht. Das ſind die ſogenannten Orden oder Verbindungen, die ungefähr ſeit Mitte des Jahrhunderts ſtatt der frühern Landsmannſchaften auf den deutſchen Univerſitäten einheimiſch geworden waren.

Durch das ganze achtzehnte Jahrhundert nämlich, dies Jahrhundert der Aufklärung und Befreiung, geht ein auffälliger Zug nach geheimen Verbindungen und Myſterien. Es iſt nicht bloß, wie wohl Andere dieſe Erſcheinung zu erklären geſucht haben, der Gegenſatz gegen die proſaiſche Nüchternheit und Alltäglichkeit des damaligen Lebens, welches gerade die hellſten und beweglichſten Köpfe (man denke nur wieder an einen Georg Forſter, der ebenfalls lange Zeit hindurch in Roſenkreuzerei und andern geheimen Verbindungen ſteckte) gleichſam zur Erholung und poetiſchen Auffriſchung in das romantiſche Helldunkel dieſer geheimen Geſellſchaften trieb: ſondern die Sache ſteht nach unſerm Dafürhalten gerade mit dieſem aufkläreriſchen, rationaliſtiſchen Charakter des Zeitalters im allerunmittelbarſten Zuſammenhange.

Nämlich dieſer Aufklärung fehlte der praktiſche Boden, auf dem ſie ſich bethätigen konnte; es fehlte an dem freien Staat und dem öffentlichen Gemeindeweſen, wo dieſe reinere Gottesverehrung, dieſe freiſinnigere Auffaſſung der Unterthanpflichten, dieſe Ideen allgemeiner Bruderliebe und Humanität, von denen gerade die hellſten Köpfe und die wackerſten Herzen erfüllt waren, ſich hätten geltend machen und die jugendliche Kraft in Verſuchen, Umwälzungen und Verbeſſerungen hätten erproben können. Die geſammte Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts trägt nur einen kritiſchen, theoretiſchen Charakter; erſt dem neunzehnten Jahrhundert blieb es vorbehalten, der Theorie die Praxis hinzuzufügen — oder doch wenigſtens den Anfang damit zu machen. Das achtzehnte Jahrhundert iſt nur erſt die ſtille, die Revolution der Geiſter, die zwar die politiſche und ſociale Revolution unſerer Tage nicht gemacht und beabſichtigt hat (dieſer Vorwurf iſt zu kindiſch und zu abgetragen, um uns hier erſt noch darauf einzulaſſen), wohl aber als eine natürliche und unvermeidliche Folge mit ſich geführt hat. Es iſt eine alte Wahrnehmung, daß mit einem freien Staatsleben auch alle geheimen politiſchen Verbindungen, alle Verſchwörungen und ähnliche Unternehmungen wie mit einem Schlage aufhören: während in einem Staate, welcher der Freiheit und der geſetzlich geſtatteten öffentlichen Bewegung entbehrt, keine noch ſo feinnaſige Polizei und keine noch ſo flinken Gensdarmen und keine noch ſo furchtbaren Strafen hinreichen, die geheimen Verbindungen und Verſchwörungen auszurotten. Ganz daſſelbe zeigt ſich auch, und zwar im größeſten Maßſtabe, in der Geſchichte der Menſchheit im Allgemeinen. Für das vorige Jahrhundert, mit ſeiner erſt halb gebrochenen Prieſterſchaft, ſeinem Polizeiſtaat, ſeinem Gilden- und Kaſtenweſen, ſeiner ſteifen, unfreien Geſelligkeit, waren die geheimen Geſellſchaften geradezu eine Nothwendigkeit; gerade in ihnen rangen die edelſten Ideen des Jahrhunderts nach einer Exiſtenz, einer Wirkſamkeit, für die in der Welt der Oeffentlichkeit, der Welt des Staates und der bürgerlichen Geſellſchaft kein Raum war.

Nicht von Weitem ſoll damit geleugnet werden, daß nicht auch ſehr entgegenſtehende Ideen und Pläne der Unfreiheit und der Verfinſterung ſich derſelben Form bedient und ebenfalls in der Geſtalt von Orden und Verbindungen auf die Zeit einzuwirken geſucht haben. Bei der auffälligen Vernachläſſigung, welche unſere bisherigen Geſchichtſchreiber gerade dieſer ſo höchſt intereſſanten und fruchtbaren Seite unſerer geſellſchaftlichen Zuſtände erwieſen haben, ſowie bei der ungemeinen Schwierigkeit, ſich eine vollſtändige Kenntniß und Einſicht der Quellen zu verſchaffen, die zumeiſt in zahlloſen, an und für ſich höchſt unbedeutenden Flugſchriften zerſtreut liegen, auch wohl zum Theil ſchon untergegangen und vernichtet ſind — hält es allerdings nicht leicht, über jeden einzelnen Fall der Art ſofort ein beſtimmtes und quellenmäßiges Urtheil zu fällen. Im Allgemeinen indeß darf wohl die Behauptung aufgeſtellt werden, daß die Orden und geheimen Verbindungen anfangs ohne Ausnahme den liberalen Ideen der Zeit, hauptſächlich im Punkt der Religion, gewidmet waren und daß erſt im letzten Drittel des Jahrhunderts, insbeſondere ſeit der Aufhebung des Jeſuitenordens durch Clemens XIV. (1773), ſich jene unreinen und unfreien Elemente einzumiſchen begannen. Dieſe haben dann, wie es zu geſchehen pflegt, im Verlauf ſogar die geſunden und tüchtigen überwuchert; gerade die ſcheinbare Blüthezeit der Verbindungen und Orden, die ſiebziger und achtziger Jahre, da ſie an die Höfe der Fürſten und Könige gezogen wurden und daſſelbe Potsdam und dieſelben Säle, in denen noch der Athem Friedrich des Großen ſchwebte, zur Marktſchreierbühne für jeden umherziehenden Ordensmeiſter und Wunderthäter herabgewürdigt wurden — gerade dieſe ihre ſcheinbare Blüthezeit iſt in Wahrheit ihre Auflöſung und ihr tiefſter Verfall; gerade hinter dieſen hochtönenden Ordensnamen, mit denen damals ſelbſt die Mitglieder der höchſten Geſellſchaft ſich behingen, ſteckt in Wahrheit der meiſte Firlefanz und iſt am Wenigſten von den edleren Trieben des Jahrhunderts zu finden.

Doch konnten dieſe damals auch dieſer Form am Erſten entbehren, ja dieſelbe war für ſie bereits unbrauchbar und überflüſſig geworden: ſeitdem in Nordamerika ein neuer Boden aufgetaucht war, auf dem alle edelſten und freiſinnigſten Ideen, alle kühnſten Wünſche und Hoffnungen der europäiſchen Geſellſchaft ſich zu verwirklichen ſchienen, konnten die Myſterien der Aufklärung nur noch halben Reiz haben, und auch dieſen halben mußten ſie verlieren, als bald darauf die franzöſiſche Revolution an die Pforten des alten Europa ſelber klopfte.

Wie verbreitet aber in dieſer ganzen Zeit das Intereſſe an derartigen Orden und geheimen Geſellſchaften war und wie tief und lebhaft das Bedürfniß derſelben, das zeigt nicht nur die fabelhafte Leichtglaubigkeit, mit welcher ſelbſt die klarſten und klügſten Köpfe in die plumpſten Fallen der unverſchämteſten Gaukler gingen (wiederum müſſen wir den Leſer an Bahrdt und ſeine deutſche Union oder Geſellſchaft der XXII. erinnern), ſondern das zeigt ſich auch vor Allem in der gleichzeitigen Poeſie. Wo die Poeten einer beſtimmten Zeit ihr poetiſches Ideal haben, woher ſie die Motive und Reizmittel ihrer Dichtungen entnehmen, da liegt auch das Ideal der Zeit ſelbſt und von daher hofft auch ſie die Abhilfe ihrer Leiden und Beſchwerden.

In dieſer ganzen poetiſchen Literatur der ſiebziger und achtziger Jahre nun aber ſpielt das Myſterien- und Ordensweſen eine ganz außerordentliche Rolle. Schon Gervinus (Lit. Geſch. V, 275.) hat auf den Zuſammenhang aufmerkſam gemacht, in welchem die Jean Paul'ſchen Romane, der Wilhelm Meiſter, ja ſelbſt der Text zu Mozart's Zauberflöte, ſowie auch Wieland's Geſchichtsromane der ſpätern Periode, Hippel's Kreuz- und Querzüge, Stilling's Heimweh ꝛc. mit dieſer Richtung der Zeit ſtehen. Er hat dabei ein Werk ausgelaſſen, welches hier vielleicht am Erſten zu nennen war, theils weil es am Meiſten auf dieſem Myſterienweſen beruht, theils auch weil das Publicum es am Genaueſten kennt, und endlich auch darum, weil es von den Geiſtern dritten und vierten Ranges am Meiſten nachgeahmt ward: das iſt der Schiller'ſche Geiſterſeher (1788), dem ſich eine ganz ähnliche Reihenfolge von Geſpenſter- und Freimaurerromanen anſchließt wie der Götz und die Räuber die Ritter- und Räuberliteratur in Romanen und Theaterſtücken hervorgerufen hatten.

Der Freimaurerorden.

Bei ſo allgemeiner und ſo tiefgreifender Verbreitung des Ordensweſens war es nun durchaus natürlich, daß auch die Jugend, die ihrem Weſen nach zwiſchen Erfindung und Nachahmung geſtellt iſt, daſſelbe auch in ihre Kreiſe zu ziehen ſuchte. Als Muſter diente ihr dabei, wie durchſchnittlich allen geheimen Geſellſchaften des vorigen Jahrhunderts, diejenige derſelben, die überhaupt als die älteſte und einflußreichſte bekannt iſt, zugleich diejenige, welche wenigſtens ihre Scheinexiſtenz ſelbſt bis in unſere Tage gerettet hat, wo ſie ſich denn freilich als ein ziemlich bedeutungsloſer Anachronismus ſeltſam genug ausnimmt: die Geſellſchaft der Freimaurer. Auch von dieſer darf man es wohl als ausgemacht betrachten, daß ſie, wenn auch vielleicht nicht ohne alle Anknüpfung an vereinzelte, zum Theil ſehr abenteuerliche Projecte früherer Zeit, ihren Urſprung zu Anfang des Jahrhunderts in England und im genaueſten Anſchluß an den engliſchen Deismus genommen hat, der ſich in ihr recht eigentlich die Trägerin und Verbreiterin ſeiner Anſchauungen bildete. Gegen Ende der zwanziger, vielleicht auch erſt zu Anfang der dreißiger Jahre nach Deutſchland gekommen, fand der Freimaurerorden namentlich in den nördlichen Landſchaften unſeres Vaterlandes, in denſelben Hannover, Braunſchweig, Preußen, in welchen damals auch Literatur und Wiſſenſchaft ſo merkliche Fortſchritte machten, eine raſche und glückliche Ausbreitung; ſchon 1738 wurde bekanntlich der damalige Kronprinz von Preußen, der ſpätere Friedrich der Große, zu Braunſchweig in den Freimaurerorden aufgenommen. Dieſe Gegenden bis hinauf nach Königsberg und ſelbſt bis nach Kurland, das ja damals noch nicht unter ruſſiſchem Scepter ſtand und wo ein zahlreicher wohlhabender und gebildeter Adel an allen Entwicklungen des deutſchen Lebens damals noch den thätigſten Antheil nahm, ſowie ſüdwärts bis nach Schleſien, Kurſachſen und dem Weimariſchen hinein, ſind auch ſpäterhin und ſogar noch bis auf dieſe Stunde der Hauptſitz der Freimaurerei geblieben; ſie iſt, wie die Kant'ſche Philoſophie und der Rationalismus überhaupt, ein ächt norddeutſches Product und hat im Süden unſeres Vaterlandes, ſelbſt abgeſehen von der Oppoſition, welche ſie hier an der katholiſchen Geiſtlichkeit und den vielen geiſtlichen Regierungen fand, immer nur ein erzwungenes und unnatürliches Daſein geführt. Namentlich die Charlatane und Wundermänner, welche die Frei maurerei zu verfälſchen und unter ihrer Maske einen jeſuitiſch-pietiſtiſchen Geheimdienſt einzuführen ſuchten, ſind meiſt aus Süddeutſchland, vornämlich aus Oeſterreich und der Schweiz gekommen: während die Maçonnerie umgekehrt ihre gründlichſte, reinſte und gleichſam idealſte Entwicklung nicht bloß in Norddeutſchland, ſondern auch durch entſchieden norddeutſche Köpfe, einen Leſſing und Herder an der Spitze, gefunden hat.

Moſellaner und Amiciſten.

Wenige Decennien nach der erſten Einführung des Freimaurerordens in Deutſchland tauchen nun auch die erſten Studentenorden daſelbſt auf, und zwar hart an der Grenze desjenigen Ländergürtels, den wir ſoeben bezeichnet haben — in Jena, wo gegen Anfang oder Mitte der vierziger Jahre der Orden der Moſellaner entſtand. Laukhard, dem eine genaue Kenntniß der damaligen deutſchen Studentenangelegenheiten nicht abzuſprechen iſt, ſtellt zwar in ſeiner, ſogleich noch näher zu beſprechenden Schrift: Der Moſellaner- oder Amiciſtenorden nach ſeiner Entſtehung, innern Verfaſſung und Verbreitung auf den deutſchen Univerſitäten ꝛc. (1798) die Eigenſchaft der Moſellaner als eines eigentlichen Ordens in Abrede, wenigſtens dieſer älteren Moſellaner, über deren Urſprung er ein ziemlich apokryphes Hiſtörchen (a. a. O. 27.) beibringt und in dem er bloß eine Landsmannſchaft erkennen will, dergleichen von Uralters her auf den deutſchen Univerſitäten exiſtirt, und wie ſie ſogar ehedem in den Burſen oder Zungen (vgl. Meiners' Geſch. d. deutſch. Hochſchulen im erſten Bande) in den officiellen Organismus derſelben mit aufgenommen waren.

Man wird Laukhard dies zum Theil zugeben können und braucht den Zuſammenhang zwiſchen den jenaiſchen Moſellanern aus Mitte der vierziger — oder, wie Laukhard will, ſogar ſchon der dreißiger Jahre — und den ſonſtigen Orden und geheimen Geſellſchaften darum doch nicht aufzugeben. Mag es immerhin zuerſt nur eine Geſellſchaft flotter junger Leute geweſen ſein, die an nichts Anderes dachte, als an Trinken und Commerciren, und ſich nur zufällig in einer Schenke verſammelte (angeblich in Porſtendorf, anderthalb Stunden von Jena), deren Wirth ebenſo zufällig den Beinamen des Moſelers führte, weil er nämlich von Trarbach an der Moſel gebürtig geweſen ſein ſoll — mag, ſage ich, ſich dies immerhin ſo verhalten, ſo beweiſt doch auf der andern Seite dasjenige, was Laukhard ſelbſt uns von der Einrichtung und den Geſetzen dieſer älteſten Moſelgeſellſchaft berichtet (a. a. O. 37 ffg.), daß dieſelbe allerdings eine geſchloſſene, ordensmäßige geweſen iſt, und ſich ihrer Form nach allerdings an das Muſter des Freimaurerordens angeſchloſſen hat. Auf eine Hand voll Noten, wie es im Sprichwort heißt, darf es dabei natürlich nicht ankommen, und auch irgend welche tiefere Ideen oder irgend einen geiſtigeren Zuſammenhang mit der Freimaurerei darf man in dieſen und allen ſpäteren Studentenorden nicht ſuchen. Die Sache iſt höchſt einfach und natürlich und wiederholt ſich noch jetzt alle Tage vor unſern Augen; man muß ſie nur nicht ſelbſt verdunkeln und erſchweren, indem man Beziehungen hineinträgt und Verwandtſchaften nachſpürt, die gar nicht darin ſind. Sind nicht zur Zeit, da die Romantik bei uns in Flor ſtand, zur Zeit der Fouqué'ſchen Ritterpoeſie, da alle Köpfe von biderben Rittern und Turnieren und gewölbten Burggemächern angefüllt waren — ſind da nicht, als ergötzliche Carrikatur dieſer romantiſch mittelalterlichen Stimmung, die ſogenannten Bierherzogthümer in Jena und anderwärts entſtanden? Haben nicht in unſern Tagen, den Tagen der religiös-politiſchen Spaltung, Miſſionsvereine und Treubund ihr akademiſches Abbild in den halleſchen Wingolfiten hervorgebracht, die ſich nun, wenn man den Zeitungsnachrichten trauen darf, mit derſelben Schnelligkeit über die deutſchen Univerſitäten ausbreiten, wie hundert Jahre früher ihre leichtfertigen Commilitonen, die Moſellaner? Auch die Freimaurerei war in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts etwas Neues, etwas Auffälliges in Deutſchland, das die Neugier der Jugend reizte und ſie zur Nachahmung aufforderte; man kam ſich, gerade wie jetzt, reifer, wichtiger, mannhafter vor, wenn man auf der Univerſität und ſogar auch auf der Kneipe ſo etwas von dem hatte, was da draußen unter den Philiſtern, die aber freilich auch die gereiften Männer waren, ſo viel Aufſehen machte und ſo viel Zungen und Federn in Bewegung ſetzte. Ich wiederhole: die Jugend iſt zwiſchen Erfindung und Nachahmung geſtellt; indem ſie erfinden will, ahmt ſie nach, indem ſie nachahmt, erfindet ſie. . . .

Ja ſo ganz ohne höhern Zweck war ſogar auch der Moſellanerorden urſprünglich nicht geweſen; er wollte, wie es ſich auch für Studentengeſellſchaften am Beſten ſchickt und worüber dieſelben auch niemals hinausgehen ſollten, auch in einem geſunden und naturgemäßen Staate niemals hinausgehen werden, Anſtand und Sitte unter den Studirenden aufrecht erhalten, das geſellige Leben derſelben erheitern und verſchönern und gewiſſe Geſetze der Ehrenhaftigkeit und Mannhaftigkeit aufſtellen, ohne die eine größere Anzahl junger Leute nun einmal auf die Dauer nicht wohl beiſammen leben kann.

Allein es erging ihm wie allen derartigen Geſellſchaften, und das nicht bloß unter den Studirenden: die vortrefflichſten Geſetze ſtanden auf dem Papier und die widerwärtigſte Uebertretung regierte in Wirklichkeit. Nur wenige Jahre vergingen und der Moſellanerorden war das Gegentheil von demjenigen geworden, was er eigentlich hatte ſein ſollen: eine Schmach und Geißel des Studentenlebens ſtatt ſeiner Zierde, eine Erniedrigung und Verderbniß ſtatt ſeiner Erhebung und Verbeſſerung. Die Moſellaner, die ſich hauptſächlich aus den Rhein- und Mainländern rekrutirten, aus Kölnern, Trierern, Weſtfälern, Pfälzern, Schwaben ꝛc., lauter Leuten alſo, die eine durſtige Kehle haben und von Haus aus an ein gewiſſes reichliches Leben, ein Leben in Schenken und Wirthshäuſern gewöhnt ſind, waren bald die Verrufenſten und Schlimmſten der ganzen Univerſität; die ſchlimmſten Rauſer, die wüſteſten Trinker und Lärmmacher, die unverbeſſerlichſten Nichtsnutze waren regelmäßig Moſellaner; von ihnen wurde am Wenigſten ſtudirt, von ihnen die gefährlichſten Studententumulte angerichtet, von ihnen die Carcer am häufigſten gefüllt, an ſie die meiſten Relegationen und Verweiſe ertheilt.

Und das nicht bloß in Jena allein, ſondern überall, wohin ſie ſich verbreitet hatten. In der That aber hatten ſie ſich faſt auf ſämmtliche deutſche Univerſitäten verbreitet. Nicht immer unter demſelben Namen, das verſteht ſich bei der Luſt der Jugend, dem Anſcheine nach immer wieder von vorne anzufangen, von ſelbſt; der Sache nach aber waren Moſellaner und Unitiſten und Desperatiſten und Conſtantiſten, bis hinunter zu den Fenſterbrüdern und den Lauſianern in Gießen, von welchen letztern bei Laukhard einiges Nähere zu leſen, das aber für unſer Buch zu unſauber iſt, immer dieſelben. Ebenſo natürlich kam es auch zwiſchen dieſen verſchiedenen Verbindungen zu vielfachen Zänkereien und Reibungen, häufig auch zu Thätlichkeiten, die nicht immer mit dem Schläger ausgemacht wurden. An abweichende Principien aber und einen Widerſpruch der Grundſätze, wie etwa zwiſchen unſern Burſchenſchaftern und Landsmannſchaftern der zwanziger und dreißiger Jahre, hat man nirgend zu denken, zuvörderſt ſchon deshalb nicht, weil ſolche Grundſätze und Principien überhaupt nicht exiſtirten. Zwar erzählt Laukhard (der Moſellaner- und Amiciſtenorden p. 45), die Studenten in Jena zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges wären vom lebhafteſten Parteieifer theils für, theils gegen Friedrich ergriffen geweſen; der größere Theil und darunter namentlich die Moſellaner hätten auf Seiten des großen Königs geſtanden. Ja die Moſellaner hatten es ſich bei ihren Zuſammenkünften feierlich in die Hand geſchworen, daß, „ſollte König Fritz noch ferner unglücklich ſein und ſeine Feinde nicht durch die Lappen jagen“ (die Geſchichte ſpielt angeblich im Jahr 1762, wo es mit Preußen allerdings ſchlecht genug ſtand), „ſie ſämmtlich den Säbel ergreifen, Huſaren werden und ganz Deutſchland bis an die Moſel für König Fritz wollten erobern helfen.“ — Darüber, fährt Laukhard fort, wäre es denn zu heftigen Raufereien mit der Gegenpartei gekommen, die Univerſitätsbehörde habe zwar alles Politiſiren in den Studentenkneipen verboten, die Moſellaner hätten ſich indeß nicht daran gekehrt, ſondern ihre Abneigung gegen die Feinde Preußens bis nach Erfurt hinübergetragen, wo damals bekanntlich noch eine Univerſität unter kurmainziſcher Hoheit beſtand, und ihr daſelbſt in einer großartigen Prügelei Luft gemacht: ſo daß in Folge deſſen eine Anzahl Moſellaner zur Strafe auf die Wartburg gebracht worden. — Doch iſt dergleichen immerhin nur eine Ausnahme, die ſich durch die beſondern Zeitumſtände erklärt, mit der inneren Beſchaffenheit jener Studentenorden aber nichts zu thun hat.

Auf Grund dieſes Moſellanerordens nun wurde nach Laukhard's weiterm Bericht im Jahre 1771 der ſogenannte Amiciſtenorden, ebenfalls in Jena, gegründet. Schon 1769 hatten ſich die Elſaſſer Landsleute, die nebſt den Badenſern die beſterzogenen unter den Moſellanern waren, überdrüſſig der rohen und wüſten Lebensweiſe, die ſeit Längerem im Moſellanerorden herrſchte, von demſelben abgezweigt und ein eigenes Kränzchen gebildet. Dies war der nächſte Stamm des Amiciſtenordens; daß bei deſſen Gründung das Muſter der Freimaurerei maßgebend geweſen, vermag ſelbſt Laukhard nicht in Abrede zu ſtellen (a. a. O. 63.), ſo angelegen er es ſich auch ſonſt ſein läßt, die Studentenorden ſammt und ſonders als eine völlig bedeutungsloſe und ungefährliche Spielerei darzuſtellen.

Und eine bedeutungsloſe und ungefährliche Spielerei blieben denn auch dieſe Amiciſten, trotzdem daß ſie dem Freimaurerorden gewiſſe geheime Deviſen, Symbole, Handgriffe, Logen und Logengebräuche, Aufnahmefeierlichkeiten, Eidſchwur und ſogar auch ein Ordenskreuz entlehnten, das bei den feierlichen Zuſammenkünften am gelben Bande getragen werden mußte; eine Abbildung deſſelben iſt in dem Graf Guido von Taufkirchen, p. 17 enthalten, von dem wir ebenfalls ſogleich noch ſprechen werden. Die Aufnahmefeierlichkeiten fanden, um die Sache durch das Geheimniß erſt recht wichtig und phantaſtiſch zu machen, regelmäßig außerhalb des Univerſitätsortes in irgend einem benachbarten Städtchen ſtatt. Der Aufzunehmende mußte vor einem Tiſche, auf dem vier Degen in Form des Ordens gelegt waren, alſo in Geſtalt zweier ſchräger Kreuze, eine Formel nachſprechen, welche der Ordensſecretair ihm vorlas. Auf dem Tiſche brannten vier Lichter, die Formel ſelbſt, in welcher allgemeine Treue und unverbrüchliche Anhänglichkeit, auch ſelbſt über die Univerſitätszeit hinaus, verſprochen wurde, enthielt — auch in einer Verwäſſerung, wie man ſieht, des Freimaurereides — die Drohung, daß, falls der Neuaufgenommene ſeinem Gelübde untreu würde, alsdann die Ordensbrüder das Recht haben ſollten, „die hier liegenden Degen gegen ihn zu gebrauchen und ihn für ſeinen Bundesbruch zu beſtrafen.“ Natürlich bezog ſich das in ächt ſtudentiſchen Sinne nur auf etwaige Duelle und Forderungen, die Regierungen jedoch, denen, wie wir ſogleich ſehen werden, auch dieſe unſchuldigen Studentenorden verfielen, witterten darin geheime Vehme und Meuchelmord und inquirirten friſch darauf los wie auf bluttriefende Verbrechen! — Es geſchieht eben nichts Neues unter der Sonne. . . . .

Die Worte, mit denen Laukhard (Moſellaner- und Amiciſtenorden p. 70.) ſeine Schilderung dieſer feierlichen Aufnahme ſchließt, ſind ſo köſtlich charakteriſtiſch, daß wir ſie nothwendig ebenfalls hierher ſetzen müſſen: „Hierauf mußte er dem Senior den Bruderkuß geben, und zwei Laubthaler entrichten, auch die Brüder einmal extra ordinem traktiren, wozu aber keine bloßen Landsleute genommen wurden.“ —

Ausbreitung der Amiciſtenlogen; die ſchwarzen Brüder.

In dieſer Geſtalt, gerade durch das Geheimniß und die freimaureriſchen Läppereien bei der Jugend begünſtigt und empfohlen, breitete ſich nun der Amiciſtenorden mit derſelben Schnelligkeit über die Mehrzahl der deutſchen Univerſitäten aus, wie es ein Menſchenalter zuvor mit dem Moſellanerorden der Fall geweſen war. Auch wurde die Ausbreitung durch eine Beſtimmung des Ordensſtatuts befördert, nach welcher — wer könnte auch hier wieder das Muſter der Freimaurerei verkennen? — überall, wo eine gewiſſe Anzahl von Amiciſten ſich zuſammen fand, ſofort zur Stiftung einer eigenen neuen „Loge“ geſchritten werden mußte. Eine ſolche Loge wurde ſchon 1772 zu Gießen errichtet; einige Jahre ſpäter auch in Erlangen, Göttingen und Marburg. Auch in Tübingen wurde ein Verſuch gemacht, troß der erbitterten Feindſchaft, mit welcher Karl Eugen von Würtemberg alles derartige Treiben haßte und verfolgte. Selbſt in Erfurt wurde durch relegirte Jenenſer eine Loge geſtiftet; auch in Mainz, wo damals ebenfalls noch eine katholiſche Univerſität exiſtirte und wo Laukhard ſelbſt der Stifter war. Nur in Halle wollten mehrfach wiederholte Verſuche, die Amiciſtenloge in Flor zu bringen, nicht recht glücken: aber nur deshalb nicht, weil hier von alten Zeiten her Unitiſten und Conſtantiſten zu ſehr vorherrſchten — alſo nur andere Spielarten derſelben Gattung.

Auch im Uebrigen nahmen die Amiciſten denſelben Weg wie ihre Väter und Vorgänger, die Moſellaner: das heißt, ſie wurden, troß Ordenskreuz und Logen, ebenſo liederlich und ebenſo übel berufen wie jene. Wir dürfen Laukhard in dieſer Hinſicht vollen Glauben ſchenken, da er ſelbſt eine Reihe von Jahren in dieſem Unweſen geſteckt hat; die Schnurren und Abenteuer, die er von der Zeit ſeiner Logenbrüderſchaft bei den gießner Amiciſten erzählt, ſind gerade ſo platt und ſchmuzig, wie alles Uebrige, was er uns auftiſcht, und beweiſen hinlänglich, daß auch der beſſere und ſittlichere Geiſt, der vielleicht bei der erſten Gründung der Amiciſtenlogen mitgewirkt, ſich wenigſtens nicht lange darin erhalten hat. Gleich den Moſellanern wurden auch die Amiciſten die Plage derjenigen unter den Studirenden, die ihnen nicht angehörten, der Schrecken der Bürger, der Aerger der Profeſſoren, die Zuchtruthe der Pedelle, der Ruin aller Wirthe und Handelsleute; wie jene wurden ſie von den akademiſchen Gerichten unabläſſig zur Rechenſchaft gezogen, ins Carcer geworfen und relegirt, ohne daß damit doch der immer mehr um ſich greifenden Verwilderung des akademiſchen Lebens Einhalt geſchehen wäre. Eine der erſten und ſchärfſten Verfolgungen ſtellte der oben erwähnte berühmte Juriſt Höpfner im Jahre 1777 gegen die gießener Loge an. Eine noch größere allgemeine Hetzjagd wurde 1779 losgelaſſen: ſo daß gegen das Jahr achtzig hin die Amiciſten faſt ausgerottet ſchienen. An ihre Stelle trat, wiederum von Jena aus, die ſogenannte ſchwarze Brüderſchaft (Laukhard a. a. O. 106.): bis gegen Mitte der Achtziger der Tumult ſich wieder verlaufen hatte und die Amiciſtenlogen, diesmal von Gießen aus, wieder in Aufnahme kamen.

Die Studentenorden und die Politik.

In dieſer ihrer zweiten Epoche nun war es, wo die Amiciſtenlogen in Conflict geriethen — nicht mehr bloß mit Prorectoren und Pedellen, ſondern auch mit Regierungen und Miniſterien, und nicht bloß wegen Trinkgelage, Raufereien und eingeworfener Fenſterſcheiben, ſondern wegen politiſcher Umtriebe, wegen Verſchwörung, Hochverrath und intendirten Fürſtenmordes. Natürlich: die franzöſiſche Revolution war mittlerweile ausgebrochen, ſämmtliche Throne Europa's ſchienen zu wanken und auch die deutſchen Landesväter fühlten ſich meiſt ſehr unbehaglich. Sollten doch nach der geiſtreichen Entdeckung des berühmten Leibarztes Ritters von Zimmermann die berliner Freimaurer und Deiſten, Nicolai, Bieſter ꝛc., auch Mauvillon und Knigge in Braunſchweig und Hannover nicht zu vergeſſen, die eigentlichen Anſtifter und Urheber der franzöſiſchen Revolution ſein! waren doch die Illuminaten in Baiern und Oeſterreich als Gottesläugner und Hochverräther überführt! ja hatte doch die gute Preſſe jener Zeit, wie die Hoffmann'ſche Eudämonia, Schirach's Magazin ꝛc. im Geleite der Grellmann, Jung, Stark, Haſchka, Göchhauſen und anderer loyaler Schriftſteller mehr — hatten ſie doch alle ſonnenklar bewieſen, daß die Jacobiner eigentlich von den norddeutſchen Freimaurerlogen angeſtiftet waren und daß die Fäden, welche die Guillotine auf dem Grèveplatz in Paris in Bewegung ſetzten, im Grunde von den berliner Aufklärern geleitet wurden!

Nun hatte außerdem der Zufall gewollt, daß derjenige junge Mann, durch den die Amiciſtenloge 1784 in Gießen wieder hergeſtellt worden (Laukhard bezeichnet ihn bloß mit dem Anfangs- und Schlußbuchſtaben ſeines Namens: G....z. a. a. O. p. 92.) bei der Amiciſtenaustreibung vom Jahre neunundſiebzig relegirt worden, aus Verdruß darüber in die engliſche Armee getreten und mit dieſer nach Amerika gegangen war; von dort 1783 zurückgekehrt, erneuerte er dann im nächſtfolgenden Jahre die Amiciſtenloge. Nun denke man: ein Menſch, der in Nordamerika geweſen, der zwar ſcheinbar gegen die Rebellen gefochten, ſich aber gewiß im Stillen von ihrem Gift hatte anſtecken laſſen und vermuthlich nur deshalb ſeinen Abſchied von der Armee genommen oder bekommen — o ganz gewiß, es hat in unſern aufgeklärten und vorgeſchrittenen Zeiten noch nicht einmal ſo viel bedurft, um noch viel gefährlichere Beſchuldigungen zu erwecken und noch viel ſtrengere Richterſprüche herbeizuführen!

Wie eifrig die Jagd auf die angeblichen Hochverräther damals betrieben ward und wie begierig man ſelbſt in den höchſten Regionen war, dem furchtbaren Logengeheimniß auf die Spur zu kommen, mag man unter Anderm auch daraus ſchließen, daß der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt es noch im Jahre 1792 nicht unter ſeiner Würde hielt, den General-Lieutenant von Thadden durch ein ausdrückliches Handſchreiben mit der perſönlichen Vernehmung des Musketier Laukhard — Laukhard's, eines damals ſchon völlig verworfenen Subjects, dem ſchon längſt die Jungen auf der Straße nachgeſungen hatten! zu beauftragen: weil derſelbe nämlich, wie Seiner Durchlaucht aus Laukhard's Lebensbeſchreibung bekannt geworden, mit den Ordensgeſchichten ſo ſehr wohl vertraut ſei und weil der Logenunfug, trotz aller Anſtrengung und Verfolgung, in Hochdero Landen noch immer kein Ende nehmen wolle!!

Und wohlgemerkt: das war mitten im Kriege, im Feldlager, im Angeſicht des Feindes, wo ſowohl der Generallieutenant von Thadden als der Landgraf von Heſſen, ſollte man meinen, an Größeres zu denken hatten!

So kam es denn im Jahre 1794 ſogar auf dem Reichstag zu Regensburg zu einem förmlichen Reichstagsbeſchluß, durch welchen die Aufhebung ſämmtlicher Studentenorden und Logen ausgeſprochen und allen einzelnen Reichsfürſten die ſtrengſte Verfolgung und Beſtrafung dieſer ſtaatsverderblichen Inſtitute zur Pflicht gemacht ward. Man ſieht, es fehlte nichts als eine Mainzer Commiſſion, ſo waren die Karlsbader Beſchlüſſe ſchon damals fertig. . . . .

In Folge dieſes Reichstagsbeſchluſſes wurde die ſchon begonnene Jagd nun in immer größerm Maßſtabe und mit immer gehäſſigeren Waffen betrieben. Eine der berühmteſten und umfaſſendſten Amiciſtenausweiſungen iſt die zu Jena 1798. Die damalige weimariſche Oberbehörde mochte doch wohl ſchon gebildet und aufgeklärt genug ſein, das Mißliche dieſes Verfahrens ſelbſt zu fühlen; ſie veranlaßte daher, um ſich wenigſtens in den Augen des Publicums zu rechtfertigen, eine eigene Schutz- und Vertheidigungsſchrift der von dem akademiſchen Senat zu Jena verhängten und von ihr beſtätigten Maßregeln, in welcher die Staatsgefährlichkeit und der gemeinſchädliche Charakter der Amiciſtenlogen ausführlich nachgewieſen ward. Dies iſt der ſchon oben erwähnte: „Graf Guido von Taufkirchen, oder Darſtellung des zu Jena aufgehobenen Moſellaner- oder Amiciſten-Ordens in hiſtoriſcher, pſychologiſcher und rechtlicher Hinſicht, zur Beherzigung für Staat und Ordensbrüder. Weißenfels und Leipzig, bey Friedrich Severin und Comp. 1799.“ Im folgenden Jahre erſchien noch ein Nachtrag: „Rechtskritik des Amiciſtenordens nach der hiſtoriſchen Anleitung von Graf Guido von Taufkirchen und allgemeingiltigen Rechtsgrundſätzen für alle geheime Ordensgeſellſchaften. Chemnitz, bey G. H. Taſche, 1800.“ Auf die erſtere Schrift antwortete Laukhard mit ſeinem „Moſellaner- oder Amiciſten-Orden nach ſeiner Entſtehung, innerer Verfaſſung und Verbreitung auf den deutſchen Univerſitäten, dargeſtellt und zur Zurechtweiſung der Schrift: Graf Guido von Taufkirchen, wie auch zur Belehrung über das akademiſche Ordensweſen für Univerſitätsobrigkeiten und Studirende. Herausgegeben von Friedrich Chriſtian Laukhard, der freien Künſte Magiſter. Halle, bey C. G. H. Cramer 1799.“ Der ungenannte Verfaſſer des Guido von Taufkirchen (durch welchen Titel, beiher bemerkt, man ſich jedoch nicht verleiten laſſen muß, das Buch für einen Roman oder auch nur eine romantiſch gefärbte Darſtellung zu halten; Guido von Taufkirchen iſt nur der angebliche

Geſchichtlich freilich nicht nachzuweiſende Stifter des erſten Jenaiſchen Moſellanerordens) hatte Moſellanern wie Amiciſten eine Maſſe der halsbrechendſten Dinge nachgeſagt: ſie bildeten einen Staat im Staat, ihre Geſetze und Einrichtungen wären ſtaatsgefährlich, es wäre eine Verſchwörung auf Lebenszeit, aus der niemand wieder austreten dürfe und die auch unter Beamten und Staatsmännern zahlreiche Mitglieder zähle, die Logenbrüder wären ihren Vorgeſetzten zu blindem Gehorſam verpflichtet u. ſ. w. Laukhard beantwortet dieſe Anklagen der Reihe nach, und mit ebenſo viel Sachkenntniß als Klarheit. Das Einzelne ſeiner Widerlegungen würde uns hier natürlich zu weit führen, iſt auch nach dem Vorausgegangenen gar nicht mehr nöthig. Nur einige kurze Sätze, in denen Laukhard, ein Kenner der damaligen akademiſchen Jugend, wie es keinen zweiten mehr gab, ſich mit dürrſten Worten über die völlige politiſche Indifferenz derſelben ausſpricht, ſcheinen uns werth, daß wir ſie auch hier wiederholen; es ſind dieſelben, auf die wir ſchon oben einmal im Vorübergehen hindeuteten. „Die jungen Leute auf Univerſitäten, ſagt er p. 20., ſind faſt durchgängig mit den Staatsverhältniſſen ſehr unbekannt.. . . . Auf unſern Univerſitäten hört der zehnte Student kaum ein Collegium über die Reichshiſtorie, er kennt kaum die Geographie dem Namen nach, das Staatsrecht hört nur der Juriſt, und der zehnte Juriſt weiß am Ende der Vorleſung gerade ſo viel, als er von Anfang wußte, das heißt: er weiß nichts.“ Und eine andere, die wir im Augenblick nicht wieder auffinden können, die aber ungefähr ſo lautet: „Unſere Studenten ſitzen bei Bier und Wein, ſpielen Karte, ſprechen von Schlägereien und Frauenzimmern, prügeln ſich mit Nachtwächtern und Pedellen, und laſſen Politik Politik ſein.“

Tugendbund und Burſchenſchaft.

Auch die weitere Entwicklung dieſer Studentenlogen und Verbindungen können wir hier nicht verfolgen. Daß weder der Reichstagsbeſchluß von 1794 noch die Jenaiſche Austreibung von 1798 die Amiciſtenlogen ſowie überhaupt das Ordensweſen der Studenten völlig ausrotten würden, prophezeite ſchon Laukhard den Regierungen und Senaten am Schluß ſeiner Zurechtweiſung. Und der Erfolg hat ſeine Prophezeiung beſtätigt. Das Ordensweſen ſchleppte ſich nicht nur in das neue Jahrhundert mit hinüber, ſondern erhielt hier auch in den Jahren acht bis zehn, durch den ſogenannten Tugendbund, der denn doch wohl noch etwas mehr war, als die neuerdings gedruckten Acten und Documente uns beweiſen wollen, eine neue Weihe und patriotiſch ſittliche Verklärung. In noch höherem Grade war dies der Fall mit der Burſchenſchaft, wie dieſelbe ſich nach den Freiheitskriegen entwickelte. Doch kann man dieſelbe auch andererſeits wieder als die Aufhebung und principielle Beendigung des Ordensweſens betrachten: inſofern ſie nämlich ihrer urſprünglichen Anlage nach gerade die Allgemeinheit der Studentenſchaft, in freier Oeffentlichkeit, ohne Geheimnißthuerei und Ordenslappalien, darſtellen wollte. Erſt die Kurzſichtigkeit und Angſt der Regierungen trieb ſie in das Geheimniß hinein — und da kommen dann jene Bundestagsbeſchlüſſe, jene Unterſuchungen und Prozeſſe, welche gerade die edelſte Blüthe der deutſchen Jugend der Gefangenſchaft, der Flucht, dem Elend überlieferten und im Vergleich mit denen der Regensburger Reichstagsbeſchluß von vierundneunzig ein wahres Kinderſpiel geweſen war....

Studentenfahrten

Hiernach wiſſen wir denn nun aber auch, was es auf ſich hatte, als Laukhard nicht allzulange nach ſeiner Ankunft in Gießen in die dortige Amiciſtenloge eintrat. Als ſein Vater ihn nach Gießen gebracht, hatte er die hohe Schule nur im Allgemeinen bezogen; erſt als er in den Amiciſtenorden trat, bezog er die hohe Schule der Renommiſterei und Liederlichkeit.

Und Laukhard war ein ſehr eifriger Schüler. Er verſichert zwar, nebenher auch die Collegia fleißig beſucht und auch zu Hauſe allerhand gelehrte und nützliche Studien getrieben zu haben. Doch fällt es Einem ſchwer an dieſen Fleiß zu glauben, wenn man andererſeits die Beſchreibung dieſer Trinkgelage, dieſer Raufereien und Tollheiten lieſt, an denen Laukhard ſtets den lebhafteſten Antheil nahm. Bald war er bekannt als eines der wildeſten und ſittenloſeſten Mitglieder der Univerſität; bei allen leichtfertigen und ſchmutzigen Streichen war Laukhard voran, das Carcer war ihm ein ſehr vertrauter Aufenthalt und auch mit der Relegation wurde er wiederholentlich bedroht.

Aber dieſe Rolle des Ausbundes und Erzliederlich gefiel ihm gerade; ſie ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit und trieb ihn zu immer gröbern, immer tolleren Streichen. Noch ſeinen Selbſtbekenntniſſen merkt man es an, wie dieſer Glanz ſeiner Studentenjahre den gebrochenen, verkümmerten Mann innerlichſt erwärmt und befriedigt; wie mag dieſer Stachel unſeligſter Eitelkeit nun nicht erſt den Achtzehnjährigen vorwärts getrieben haben! Bald war ihm Gießen ein zu enger Schauplatz ſein Licht darauf leuchten zu laſſen; ſelbſt die mehrmaligen Ferienreiſen in die Heimath, wo er dann, nach Studentenart, etwas ganz Erkleckliches zuſammenrenommirte, zum Schrecken der armſeligen Philiſter, die ihn als Kind gekannt und die er als Kind gefürchtet hatte, genügten ihm nicht, ſondern er machte eigene Excurſionen in die Univerſitätsſtädte der Nachbarſchaft, nach Marburg, Jena, Mainz, Heidelberg ꝛc. Heutzutage, wo uns der Dampfwagen in vierundzwanzig Stunden von einem äußerſten Ende Deutſchlands zum andern bringt und wo auch ſchon unſere Studenten allmählich nach Paris und Rom in die Ferien reiſen, wollen dergleichen Reiſen freilich nichts ſagen; dazumal aber, bei den grundloſen Wegen, den ſchlechten Poſten und der geringen Beweglichkeit des Publicums, war ein Student, der, gleich Laukhard, ſeine ſechs, acht, zehn und mehr deutſche Univerſitäten geſehen hatte, allerdings ein halbes Meerwunder und durfte ſchon auf einigen Reſpect Anſpruch machen, wenn auch zunächſt nur in ſtudentiſchen Kreiſen.

Doch war, was er ſah, überall nur die partie honteuse; er hatte einen inſtinctmäßigen Treffer für alles Ordinäre und Unſaubere. In dieſer Einſchränkung indeſſen, als Kehrbilder des damaligen akademiſchen Lebens, ſind ſeine Schilderungen höchſt intereſſant und verdienen noch heute von Jedem, der die deutſchen Zuſtände jener Epoche näher kennen lernen will, beachtet zu werden. „Die Univerſität Marburg (erzählt er Lebensgeſch. I, 167.) habe ich einige mal beſucht und da ſowohl den Burſchen-Comment, als auch einige Gelehrte kennen gelernt. Die Univerſität war damals ſehr ſchwach: ſie hatte kaum 180 Studenten, deren Komment elend genug war, nämlich burſchikos zu reden. Die Studenten waren meiſt Landeskinder, und man hielt ſie in gar ſtrenger Zucht.... Als ich von Gießen aus da war, machten die marburger Studenten eine Figur, wie ohngefähr die Schüler auf dem halleſchen Waiſenhauſe. Sie waren den gießner Studenten nur darin ähnlich, daß ſie derb Bier trinken und ſchnapſen konnten. In Kleidern gingen ſie etwas galanter, als die Gießner; dafür wußten ſie aber auch keinen Komment.“— Dagegen war Jena, das wir ſchon als den Mutterherd des akademiſchen Logen und Verbindungsweſens kennen, auch in jeder andern Beziehung das Eldorado eines Studenten wie Laukhard. Es war ſeine Lieblingsuniverſität, zu der er auch in ſpätern Jahren immer und immer wieder Beſuchsweiſe zurückkehrt; er wird nicht müde, die Wohlfeilheit des dortigen Lebens, die herzliche Gaſtfreundſchaft der jenaiſchen Studenten und die Biederkeit ihrer Sitten zu rühmen. Wir ſetzen, gleichſam als Quinteſſenz ſeiner jenaiſchen Erfahrungen, eine Bemerkung von ihm über das damalige Jena her, die für beide Theile, für Jena wie für Laukhard ſelbſt, charakteriſtiſch iſt (a. a. O. 192.): „Der Ton der Jenenſer behagte mir ſehr: er war blos durch mehrere Roheit von dem der Gießner unterſchieden. Der Jenenſer kannte keine Complimente: feine Sitten hießen Petimäterei, und ein derber Ton gehörte zum rechten Komment. Dabei war der Jenenſer nicht beleidigend grob, oder impertinent; vielmehr zeigte ſich viel trauliches und dienſtfertiges in ſeinem Betragen.“ — Auch das mag nicht unerwähnt bleiben, daß Laukhard bei der Rückkehr in Weimar einen Beſuch abſtattet — bei wem? bei Wieland! Poeſie und ſchöne Wiſſenſchaften waren ſonſt Laukhard's Sache nicht. Er hatte zwar von Gießen aus auch Wetzlar beſucht, das damals im erſten vollen Glanze ſeiner Werther'ſchen Berühmtheit ſtand und wo die empfindſamen Seelen in öffentlicher feierlicher Proceſſion zum Grabe des jungen Jeruſalem zogen, um daſelbſt Lieder zu ſingen und Lobreden zu halten auf den Selbſtmord. Laukhard hatte von einer derartigen ſentimentalen Anwandlung nichts geſpürt, im Gegentheil, er verſpottet ſie und weiß dafür deſto mehr von den wetzlarer verrufenen Häuſern und

Winkelkneipen zu erzählen. Aber Wieland, den großen Wieland, den Dichter der komiſchen Erzählungen und Herausgeber des deutſchen Merkur, nein, den wagt er doch nicht vorbeizugehen! —

Wenig tröſtlich ſind ferner die Schilderungen von Mainz und Heidelberg, welches letztere (unſere Leſer erinnern ſich, daß der gegenwärtige Glanz der Rupertina erſt aus dem Anfang des laufenden Jahrhunderts herſtammt) er nur kurzweg die „verroſtete" Univerſität nennt. In Mainz läßt die katholiſche Geiſtlichkeit weder wiſſenſchaftliches noch ſtudentiſches Leben aufkommen. Auch „ſteckt die Stadt voller Kaufleute, voll reichen Adels und voll vornehmer Geiſtlichkeit. Da herrſcht Pracht und Ueppigkeit in vollem Maße, und der Student, der nicht mit machen kann, gafft und ſtaunt ſo eine hochwürdige Excellenz oder gar Gnaden an, und fühlt ſeine eigene Vernichtung ſo ſehr, daß er ſichs gar nicht einfallen läßt, ſelbſt etwas vorzunehmen, um ſich zu erheben. Nebenher ſind die Profeſſors, wie unter dem Zuchtmeiſter. Sagt einer etwas auf dem Katheder, das vielleicht dem oder jenem geiſtlichen Herren mißfällt; wie ein Blitz iſt die Sache beim Vikariat, und der Profeſſor hat Spectakel." — Auch in Heidelberg hielt der pfäffiſche Einfluß jede andere Regung nieder; der „Komment war elend"; die Studenten unterſchieden ſich in Abſicht der Aufführung wenig von Gymnaſiaſten, es fehlte ihnen allen das ſonſt bei Studenten gewöhnliche freie und unbefangene Weſen. Schlägereien waren, zu Laukhards lebhaftem Bedauern, gar nicht Mode: ſtatt deſſen ſpielten die Studenten Ball, gingen auf Stelzen, ſuchten Vogelneſter, ſpielten mit ſogenannten Weinſchrotern (oder Heupferdchen), die ſie zuſammen jochten und an ein kleines Wägelchen ſpannten und dgl. m. Einen Troſt gab es indeſſen auch hier: „der

Wein iſt ſehr wohlfeil da und die Leute ſaufen wie die Bürſtenbinder.“

Die Univerſität Göttingen.

Auf dieſe Art war das übliche akademiſche Triennium vergangen, bevor Laukhard ſelbſt noch recht wußte wie; er machte noch den zu ſeiner Zeit hochberühmten Auszug der gießner Studenten vom Jahre ſiebenundſiebzig mit und rüſtete ſich dann zu Oſtern 1778 nach Hauſe zurückzukehren. Der Vater, verſichert er, wäre mit ſeinen Kenntniſſen recht wohl zufrieden geweſen; nur zum Zeichen dieſer Zufriedenheit und damit Laukhard ſich theils noch in den Orientalien befeſtige, theils aber auch damit er ſeine Sitten verbeſſere, „welche in Gießen ganz verwildert waren“ (I, 247.), beſchloß er ihn noch auf ein Jahr nach Göttingen zu ſchicken.

Göttingen nämlich „ſtand ſchon damals im Rufe ſehr feiner Sitten.“ Es galt als ein ganz beſonderer und ganz einziger Vorzug dieſer Univerſität, daß der Student daſelbſt Gelegenheit hatte, in Umgang mit Familien zu kommen. Laukhard freilich will dieſen Vorzug nicht als ſolchen anerkennen. Da es hier nicht ſelten geſchehe, daß Profeſſoren die Studenten auf ihren Stuben beſuchten (er ſtichelt wohl auf die glänzenden Schmauſereien, die von den zu Göttingen ſtudirenden Grafen und andern großen Herrn gegeben zu werden pflegten und bei denen ſich denn auch wohl Profeſſoren einfanden): ſo gehöre es freilich wohl zum guten Ton, dergleichen Einladungen ab und zu zu erwiedern. Doch komme nicht viel dabei heraus und auch die Göttinger Damenwelt, behauptet er, ſei nicht gerade geeignet zur Bildung der Studenten beizutragen und ihre Sitten zu veredeln.

Was dagegen auch Laukhard imponirte, das war dieſes Sternenheer berühmter und ausgezeichneter Namen, das damals den wiſſenſchaftlichen Horizont der Univerſität Göttingen verklärte, in einem ſolchen Grade, daß alle übrigen Univerſitäten Deutſchlands dagegen in Dunkelheit verſchwanden. Walch, Böhmer, Klaproth, Pütter, Baldinger, Richter, Michaelis, Heyne, Feder, Lichtenberg, Käſtner, Gatterer, Schlözer — in der That, ſchon ein einziger von ihnen wäre hinreichend geweſen, faſt jeder der übrigen Univerſitäten Glanz und Anſehen zu verleihen!

Doch kam es Laukhard, wie wir zur Genüge wiſſen, auf Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit nicht ſehr an: eine minder gelehrte, minder berühmte, aber luſtigere Univerſität wäre ihm lieber geweſen. Nun war zwar das damalige Göttingen auch luſtig genug, ſogar noch mehr als luſtig; die einzelnen Fahrten und Abenteuer, welche Laukhard von ſeinem göttinger Aufenthalt erzählt, beweiſen, daß auch hier, bei aller äußerlichen Feinheit und Politur der Sitten, wenigſtens in manchen Regionen, auch eine wahrhaft haarſträubende Roheit und Verworfenheit herrſchte. Aber die Studentenſchaft war reich, war vornehm, die in Göttingen üblichen ſtudentiſchen Vergnügungen bei aller Roheit koſtſpielig: Laukhard konnte nicht ſo mitmachen, wie er gern gewollt hätte, konnte „nicht ausreiten, ausfahren, nach Kaſſel reiſen, alle Tage en Wichs erſcheinen“ — mit einem Wort, er mußte im Dunkeln bleiben und konnte nicht jene Rolle des Renommiſten und Haupthahn ſpielen, in der er ſich in Gießen zu ſeinem Verderben freilich, aber auch zu ſeiner großen Befriedigung gefühlt hatte. So verlief ihm das Jahr ziemlich einförmig und er war im Grunde froh, da er zum zweiten Male von der Univerſität nach Hauſe zurückkehren durfte (Oſtern 1779.).

Der verlorene Sohn.

Da war er denn alſo zum zweiten Male — aber was nun beginnen!? Jetzt erſt, in dieſen Jahren ſeiner Candidatenſchaft, da er ſich um ein Amt bewerben und durch ſein ordentliches, geſittetes Benehmen ſich das Wohlwollen des Publicums zu eigen machen ſollte, jetzt erſt zeigte ſich, daß es mit ſeinen Kenntniſſen doch wohl lange nicht ſo gut, mit ſeiner ſittlichen Beſchaffenheit dagegen weit ſchlimmer beſtellt war, als der redliche Alte geglaubt hatte. Auch in der Pfalz, im Hauſe ſeines Vaters und in den benachbarten Dörfern und Städtchen, wo er ſich beſchäftigungslos umhertrieb, ſetzte er das wüſte Leben fort, das ihm ſeit Gießen zur andern Natur geworden war; er ging auf die Jagd, lief aus einer Schenke in die andere, hielt ſich Mädchen, ſpielte und fluchte und hatte überall die verrufenſten und nichtsnutzigſten Geſellen aller Stände zu Duzbrüdern und Freunden. Namentlich gerieth er auch in Kreiſe, in denen die Voltaire'ſche Frivolität für den höchſten Inbegriff aller menſchlichen Weisheit galt. Zu ſeinen Zoten und Flüchen, durch die er bald auch in der Pfalz dieſelbe traurige Berühmtheit erlangte wie in Gießen, eignete er ſich nun noch die Spöttereien und ſchnöden Witze der Encyclopädiſten und ihrer Schüler an. Bald war er wegen ſeines Atheismus und ſeiner Gottesläſterei ebenſo verrufen wie wegen ſeiner Ausſchweifungen und Liederlichkeiten: und wenn man bedenkt, daß dies gerade in derſelben Zeit war, wo die Bahrdt'ſche Kataſtrophe in Dürkheim hereinbrach, ſo wird man ſich vorſtellen, mit welchem Abſcheu die guten Pfälzer dieſen Menſchen betrachteten, der ja auf dem beſtem Wege war ein zweiter Dr. Bahrdt zu werden!

Der Vater gab ſich alle erſinnliche Mühe, ihn in irgend ein geiſtliches Amt, oder wenn es auch nur als Schulmeiſter wäre, unterzubringen. Wirklich erreichte er es, daß der verlorene Sohn hier oder da, auf elenden oder ſonſt mißlichen Stellen, als Vicarius angenommen ward. Aber jedesmal betrug Laukhard ſich ſo, daß die Leute froh waren, ihn wieder los zu werden. Auch außerhalb der Pfalz, im Darmſtädtiſchen und anderwärts, verwandte der Vater ſich für ihn. Allein Laukhard hatte dafür geſorgt, daß ſein Ruf ſchon über die Grenzen des Vaterlandes hinausgedrungen war und ſo blieb auch hier alle Mühe vergeblich.

Wie Laukhard ſelbſt das ertrug? Je nun, mit dem heiterſten Humor von der Welt. Er ſchmauſte und zechte, ſpielte und wettete, ſo lange er etwas hatte: und wenn er nichts mehr hatte, borgte er oder lag leichtfertigen Freunden auf der Taſche. Er ſelbſt berichtet namentlich von einem Baron von F., der ſo recht ein Muſterbild abgiebt zu jenem leichtſinnigen, frivolen und dabei durch und durch liederlichen pfälzer Adel, wie wir ihn in der Einleitung dieſes Aufſatzes geſchildert haben. Laukhard ſelbſt weiß das Capitel, in welchem er dieſen Baron von F. zum erſten Mal einführt, nicht treffender zu überſchreiben, als: „ein Schuft wird mein Patron.“ Und die nähere Schilderung beweiſt, daß das Wort, wie hart immer, doch in dieſem Falle nicht zu hart. Herr von F. war „zwar katholiſch der Profeſſion nach, aber ſeiner Praxis zufolge war er ein Freigeiſt; zwar mehr aus Leichtſinn und Spottſucht, wie viele dergleichen Helden, denn auch der Unglaube hat ſeine blinden Anbeter, als aus Grundſätzen. Dieſer F. war ein eingemach ter Wüſtling, der ganze Tage bei Wein und in Geſellſchaft feiler Dirnen, nach denen er ohne alle Delicateſſe jagte, zubrachte. Zoten reißen und fluchen waren ſeine ſchönen Künſte: und ſeine einzige Wiſſenſchaft, da er von allen übrigen Kenntniſſen entblößt war, beſtand darin, daß er Tag und Nacht Mädchen nachlief. Sonſt war er ein ganz guter Menſch, d. h. ganz ſo, wie wollüſtige und kneipliederliche Leute zu ſein pflegen: ſie theilen mit was ſie haben, und freuen ſich, wenn ſie für ihr Geld einen Zirkel gleichgeſinnter Menſchen errichten können, die eben ſo ausſchweifen und tolliren als ſie.“ (I. 344 und 345.).

Die erſte Bekanntſchaft dieſes ausgezeichneten Exemplars hatte Laukhard zu einem Zeitpunkt gemacht, den er ſelbſt zu den ſchrecklichſten ſeines Lebens rechnet. Mit unſäglicher Anſtrengung, durch Benutzung aller möglichen Hintertreppen und Beſtechungen, hatte ſein Vater es durchgeſetzt, daß er zu einer Conrectorſtelle in Darmſtadt (zum Theologen war und blieb er nun einmal verdorben) deſignirt wurde. Laukhard hatte ſchon das Decret des Landgrafen in der Taſche; es kam nur noch auf eine Prüfung an, die dem angehenden Conrector zwar auch ſehr unerwartet und unangenehm kam; die er aber, von ſeiner Gelehrſamkeit überzeugt wie er war, auch wohl noch zu überſtehen hoffte. Aber die Sache fiel anders aus; Laukhard, gegen den eben damals wieder eine Maſſe der ſcandalöſeſten Gerüchte auftauchte, wurde zurückgewieſen.

Das kam denn doch auch ſelbſt durch Laukhard's dicke Haut; es war die letzte Karte geweſen, auf die er ſeine Zukunft geſetzt und nun war ihm auch dieſe fehl geſchlagen. „Unſtätt und flüchtig und faſt wie Kain, durchirrte er aus langer Weile und Unluſt gegen das Daheimſuchen die ganze umliegende Gegend.... Oft ſaß er ganze Nächte in den Bauernkneipen und räſonnirte mit den beſoffenen Kerls über allerlei. Die Leute hörten ihn immer gern ſchwatzen und da er in jener Gegend für einen Gelehrten paſſirte, ſo ſchätzten ſichs faſt alle für eine Ehre, wenn er bei ihnen ſaß und mit ihnen zechte. Dieſes Betragen ſchwächte ſeinen Credit bei dem geiſtlichen Stande noch mehr und er ſank ſo ſehr in ſeiner eigenen Achtung, daß ſeine Freunde .... ihn oft und angelegentlich baten, anders und beſſer zu werden, wenigſtens den Beſuch der Wirthshäuſer einzuſtellen. Allein es half nichts; er äſtimirte ſich ſelbſt nicht mehr .... ſeine Lebensart war andere Natur und er ließ ſich zu den gemeinſten Geſchöpfen herab.“

In dieſer Lage alſo lernte er den Herrn von F. kennen. Das Erſte, wodurch er ſich demſelben empfahl, war, daß er ſich ihm zum Unterhändler antrug bei einem hübſchen Mädchen der Nachbarſchaft, einer Predigerstochter, auf die der Baron ſein Auge geworfen. Bald hatten die verwandten Seelen ſich gefunden. Baron von F. nahm Laukhard völlig zum Geſellſchafter und Vertrauten an, vielleicht auch nur zum Hanswurſt und Agenten in jenen ſchmuzigen Geſchäften, von denen wir ſoeben eine Probe gegeben. Genug, Laukhard lebte bei ihm herrlich und in Freuden. Er machte mit ihm koſtſpielige und abenteuerliche Reiſen, bald nach Würzburg, Bamberg, Nürnberg, bald nach Straßburg, bald nach Metz und Luneville. Ueberall waren die Hauptabſichten der Reiſenden auf die roheſten Genüſſe und Zerſtreuungen gerichtet und Laukhard hatte Gelegenheit, ſich eine Ortskenntniß in gewiſſen Sphären zu erwerben, die wahrhaft bewundernswerth genannt werden muß.

Mitunter freilich gab es auch nüchterne oder müßige Augenblicke, in denen Laukhard in ſich ging und an ſeine Zukunft dachte. Doch auch dafür wußte er Rath: einem ſo gereiſten, ſo gewitzigten jungen Mann konnte es ja unmöglich fehlen und eine glückliche Heirath mußte, früher oder ſpäter, Alles wieder ins Gleiche bringen. Noch zu Ende ſeines gießener Aufenthaltes, noch während ſeines Verhältniſſes zu Thereſen, auf einer jener ſtudentiſchen Reiſen, von denen wir oben erzählt haben, hatte er große Luſt verſpürt, eine nicht mehr ganz junge, aber recht wohlhabende Brauers- und Bierſchenkerswitwe, die ſich in ſein glattes Geſicht vergafft hatte, zu ehelichen, blos weil er da nichts hatte zu lernen und zu arbeiten brauchen (Lebensgeſch. B. VI. p. 100 ſqq.): und es hatte des ganzen väterlichen Anſehens bedurft, um ihn von dieſem — mindeſtens geſagt — ſehr unjugendlichen Vorhaben zurückzubringen. Auch jetzt, trotz ſeines abſcheulichen Rufes, hoffte er noch immer durch die Schürze ſein Glück zu machen — und wenn nicht durch die Schürze allein, nun gut, dann mochte die Kapuze helfen. Mitten aus dieſer bodenloſeſten Verſunkenheit heraus, ſcheuete er ſich nicht, noch einmal mit ſeiner erſten Jugendliebe, der Thereſe, anzuknüpfen: die Pfaffen ermunterten und verſprachen wie ehedem, und Laukhard würde den entſcheidenden Schritt ganz gewiß vollbracht haben, wenn nicht diesmal ſein Patron, der Baron von X. ſich dagegen geſetzt hätte. Obwohl ſelbſt Katholik und ein dreifach geſottener Sünder, hatte er doch wenigſtens noch ſo viel Ehrgefühl, um das Nichtswürdige eines Religionswechſels aus derartigen Motiven zu empfinden; er drohte ſeine Hand von Laukhard abzuziehen, wenn er das Project nicht aufgäbe — und Laukhard gab es auf.

Beſſerungsverſuche; die Univerſität Halle.

Mittlerweile hatte die väterliche Sorgfalt noch immer nicht geruht. Zwar den verlorenen Sohn in der Pfalz oder in der Rheingegend unterzubringen, war keine Möglichkeit; aber war die Welt nicht weit? konnte der Sohn ſich nicht noch beſſern? und in einer andern Gegend und unter fremden Menſchen, die von ſeiner Schande noch nicht wußten, noch immer ein brauchbares Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft werden?

Der Alte hatte alſo an den berühmten Semler nach Halle geſchrieben, die Leuchte der damaligen lutheriſchen Theologie und zugleich eins der wohlwollendſten und reinſten Herzens, die jemals unter einem Profeſſor- oder Prieſterkleide geſchlagen. Seiner Aufſicht, ſeinem Rath wollte er den Mißrathenen übergeben; an ſeiner Hand und unter ſeinen Augen ſollte er ein neues Leben beginnen. Auch galt die Univerſität Halle ſchon damals als die beſte Zucht- und Abrichteanſtalt angehender Theologen; wenn Laukhard ſich hier nicht beſſerte, ſo gab es für ihn überhaupt keine Beſſerung mehr auf Erden.

Semler hatte ſich bereit erklärt; er hatte dem verdorbenen Candidaten ſogar Wohnung und Tiſch auf dem Waiſenhauſe verſchafft, wofür derſelbe bei der lateiniſchen Schule Unterricht geben ſollte. Im Herbſt 1781 traf Laukhard in Halle ein: die väterlichen Ermahnungen Semler's und Nöſſelt's, der eben damals das Prorectorat verwaltete und ihn aufs neue unter die akademiſchen Mitbürger aufnahm, intereſſirten ihn nicht halb ſo viel als das Treiben der Studenten, das damals auch in Halle ziemlich roh und widerwärtig war. Er giebt in ſeiner Lebensbeſchreibung II. 103. ffg. ausführliche Schilderung davon und ſtellt nicht unintereſſante Vergleiche mit Gießen, Jena, Göttingen ꝛc. ſowie mit den benachbarten Leipzig an, die wir hier indeß übergehen müſſen. Auch in Halle gab es damals berühmte und ausgezeichnete Lehrer, wenn auch nicht in der Anzahl und der Gleichmäßigkeit wie in Göttingen; ſo Semler und Röſſelt unter den Theologen, Nettelblatt und Woltär unter den Juriſten, Goldhagen, Meckel, Sprengel unter den Medizinern, Eberhardt, Karſten, Forſter unter den Philoſophen. Ein neues und beſonders glänzendes Geſtirn ging der Univerſität einige Jahre ſpäter (1783) in Friedrich Auguſt Wolf auf; die geniale Kraft dieſes gewaltigen Mannes erzwang ſich in kürzeſter Friſt auch unter den halleſchen Studenten, ſo wenig dieſelben an dieſe Blitze des Genius und zugleich dieſe Strenge der Anforderungen gewöhnt waren, volle Anerkennung, und brachte die philologiſchen Studien auf eine Höhe, die ſie bis dahin kaum in Göttingen unter Heyne's ruhmvollem Scepter gehabt hatten. Den meiſten Verkehr unterhielt Laukhard mit Semler; ſeine Schilderung von ihm iſt nicht ohne Intereſſe, ja die Liebenswürdigkeit und Leutſeligkeit dieſes vortrefflichen Mannes leuchtet auch ſelbſt noch durch die Uebertreibung hindurch, mit der Laukhard undankbar genug iſt, ſeine kleinen Einſeitigkeiten und Schwächen zu ſchildern.

Magiſterthum und Schriftſtellerei.

Das ging nun die erſte Zeit recht gut; Laukhard hörte fleißig Collegia, hielt ſeine Lectionen auf dem Waiſenhauſe, veranſtaltete Repetitorien für Studenten und hielt ſich wenigſtens äußerlich mit leidlichem Anſtand; wurde er auch mitunter in ſchlechten Häuſern betroffen oder gab ſonſt öffentliches Scandal, ſo war doch der ehrwürdige Semler ein milder und leichtgläubiger Richter und ſuchte auch das Schlimmſte immer noch zu vertuſchen und auszugleichen.

Auf ſeinen Rath promovirte Laukhard zu Anfang 1783; nach damaliger Sitte erhielt er dadurch das Recht Vorleſungen zu halten, wiewohl er ſich zunächſt nur auf die ſchon erwähnten Repetitorien, ſowie auf Lectionen in alten und neuen Sprachen, Geſchichte ꝛc. beſchränkte.

Zur ſelben Zeit verſuchte er ſich auch als Schriftſteller. Schon 1780 hatte er in Göttinger Verlag einige lateiniſche Gedichte und Epigramme erſcheinen laſſen; wir haben uns die kleine Schrift bisher nicht verſchaffen können, vermuthen jedoch, daß er weniger den Virgil oder Horaz als den Martial und Petronius ſich wird zum Muſter genommen haben. Ein paar Abhandlungen über den Pfalzgraf Ruprecht (1783) und Jordanus Brunus (1784) waren akademiſche Gelegenheitsſchriften; ein Abriß der römiſchen Geſchichte (ebenfalls 1783) ſollte ihm als Leitfaden bei ſeinen Vorleſungen dienen. Bedeutender, zwar ſchwerlich nach ſeinem innern Werth, wohl aber als Merkmal der Richtung, die ſeine Schriftſtellerei insfünftige hauptſächlich annehmen ſollte, war ein Roman, den er gleichfalls zu Oſtern 1784 vollendete: Baldrian Weitmann. Der Titel ſcheint hinlänglich zur Charakteriſtik des Buchs; es war eine plumpe Satire auf gewiſſe pfälzer Perſönlichkeiten, durchwürzt mit Unflätereien und Plattheiten der gröbſten Art. Die Facultät, welche damals die Cenſur in Halle übte, nahm daher auch Anſtoß, das Buch, das Laukhard für den Verlag eines halleſchen Winkeldruckers geſchrieben hatte, paſſiren zu laſſen; man ſtellte ihm die Wahl entweder ſein Manuſcript zurückzuziehen, oder die beabſichtigten Vorleſungen aufzugeben, indem ein Menſch, der ſolche Bücher ſchreibe, nicht werth ſei! Vorleſungen unter Autorität und gleichſam im Namen der Akademie zu halten.

Laukhard wollte weder das Eine noch das Andere, und hätte dabei allerdings das formale Recht auf ſeiner Seite. Dennoch mußte er ſich zuletzt fügen, der Roman blieb ungedruckt; die vorgefallenen Zänkereien aber hatten, wie man ſich denken kann, ſeiner Stellung zur Univerſität von vornherein eine ſolche Richtung gegeben, daß an ein vernünftiges Einverſtändniß und damit an eine erſprießliche Wirkſamkeit gar nicht zu denken war.

Neue Verwicklungen; die Kriſis.

Und auch Laukhard's perſönliche Haltung war nicht geeignet, das Verhältniß zu verbeſſern. Kaum daß er den Magiſtertitel glücklich erlangt und ſich damit von der Semler'ſchen Aufſicht und der Dienſtbarkeit des Waiſenhauſes zu etwas größerer Selbſtändigkeit heraufgearbeitet hatte, als er nicht nur das alte nichtsnutzige Leben friſch von vorne begann, ſondern es auch ganz mit der alten Oeffentlichkeit und Frechheit betrieb. So leichtfertig ein großer Theil der halleſchen Studenten auch lebte, ſo war es die Univerſität doch noch lange nicht, unter der die meiſte Liederlichkeit graſſirte: die meiſte und größte Liederlichkeit im damaligen Halle herrſchte unter dem kleinen Bürgerſtande. Verdorben durch den leichten Verdienſt, den die Studenten boten, der Mehrzahl nach von der Hand in den Mund lebend, ahmten dieſelben nur das Rohe und Anſtößige der akademiſchen Sitten nach; gleich den Studenten lagen ſie von früh bis ſpät in den Wirthshäuſern, rechneten es ſich zur Ehre Schulden zu haben, und zur noch größeren ſie nicht zu bezahlen. Außerdem trug auch der Schmuggelhandel, der damals allgemein in Halle betrieben ward, von Bürgern wie Studenten, Männern wie Frauen, Greiſen wie Kindern, nicht wenig zum ſittlichen Ruin der Bevölkerung bei. Unmittelbar vor den Thoren der Stadt lag die kurſächſiſche Grenze, die nächſtgelegenen

Dörfer, Paſſendorf, Reideburg, Schlettau ꝛc., die damals die allgemeinen Vergnügungsorte für Bürger und Studirende waren, lagen bereits auf ſächſiſchem Gebiet; Kaffe, Tabak und andere Waaren, von der faſt unerſchwinglichen preußiſchen Steuer befreit, waren dort um ein Erkleckliches billiger, und Niemand machte ſich ein Gewiſſen daraus, beim Nachhauſegehen über die Grenze zu paſchen, was die Taſchen halten wollten.

In dieſe Kreiſe gerieth Laukhard; es war derſelbe Zug der Eitelkeit und Renommiſterei, der ihn früher zum Mentor der betrunkenen pfälzer Bauern gemacht hatte, und der zur ſelben Zeit auch Bahrdt an ganz ähnlichen Umgang kettete. Denn auch dieſer lebte damals bekanntlich in Halle und trieb es, wenn nicht ganz ſo auffällig, doch in der Hauptſache nur wenig beſſer als Laukhard. Seltſamer Weiſe jedoch ſtanden die beiden verlumpten Genies in keinem Verkehr mit einander, im Gegentheil ſie vermieden ſich, und bald ſollte es ſogar zur literariſchen Fehde zwiſchen ihnen kommen. Doch davon ſpäter.

Laukhard's Lage wurde immer unerträglicher. Die Schulden häuften ſich, Niemand wollte ihm mehr leihen, ſelbſt den braven Semler hatte er ſchon angeborgt; der Vater, vermuthlich durch Semler von ſeinem Rückfall in Kenntniß geſetzt, wollte nichts mehr von ihm wiſſen. Auch ſein Bruder, der vor kurzem erſt in Halle ſtudirt und ſeine Fahrten getreulich mitgemacht hatte, zog ſich von ihm zurück. Laukhard wußte nicht mehr aus noch ein; ſchon hatte er anvertrautes Geld unterſchlagen, nicht mehr bloß Verachtung und Schande, ſondern auch die Strafe klopfte bereits an ſeine Thür.

Es war gerade in den Weihnachtstagen 1783. In dumpfer Verzweiflung lief Laukhard aus einem Wirthe haus ins andere, ſtürzte ſich aus einem Rauſch in den andern. Aber doch wurde er wieder auf Augenblicke nüchtern und die entſetzliche Frage: was nun? über die er ſich in der Pfalz ſo leichtſinnig hinweggeſetzt hatte, ſtand aufs Neue in fürchterlicher Nacktheit vor ihm. In der ganzen weiten Welt hatte er keinen Menſchen mehr, zu dem er ſeine Zuflucht nehmen konnte: ſchon hatte er ſeine Garderobe verkauft, ſo daß er nichts mehr beſaß, als was er auf dem Leibe trug; es fehlte ihm an Wäſche und ſogar an Stiefeln; von Hauſe kein Brief, trotz ſeiner flehendſten Bitten und obwohl es Weihnachten war — —

Wohlan denn: ein Ausweg ſtand noch immer offen — die Flucht? Aber ohne Geld, ohne Paß, aus einer damals an allen Thoren wohlbewachten Stadt, wohin hätte er fliehen wollen?! Es gab damals noch keine Eiſenbahnen, die den Bankerottirer oder Verbrecher im Nu für ein Geringes an die Küſte bringen, und auch die Dampfſchifffahrt nach Amerika war noch nicht erfunden. . . .

Alſo vielleicht der Tod? der Tod durch eigene Hand?! Aber ein Menſch von der ſittlichen Auflöſung, wie Laukhard, fand ſelbſt zu dieſem äußerſten Schritt der Feigheit nicht mehr den Muth in ſich; wer mit ſechszehn Jahren ſeinen Glauben abſchwören und mit neunzehn eine alte Wittwe zu heirathen ſich entſchließen kann, bloß um ſich ein gemächliches Leben zu bereiten, der wirft dies Leben nicht von ſich, auch wenn er mit fünfundzwanzig am Bettelſtabe ſteht.

Nein, Laukhard wählte einen andern Ausweg, der damals freilich in den Augen der Mehrzahl ſchlimmer war als Flucht oder Tod durch eigne Hand: — er ging unter die Soldaten.

Die preußiſche Armee in den letzten Jahren Friedrich des Großen.

Man muß den Zuſtand der damaligen deutſchen Armeen, und beſonders der preußiſchen, kennen, um die Schwere dieſes Entſchluſſes zu begreifen. Von allen verachteten und geplagten Weſen war der Soldat damals, Dank dem unglücklichen Werbeſyſtem und der barbariſchen Disciplin, bei Weitem das verachtetſte und geplagteſte. Jeder Soldat galt ohne Weiteres für einen verdächtigen Menſchen, den ſich Niemand gern in die Stube kommen ließ; des Königs Rock, oder wie es damals hieß: zweierlei Tuch tragen, war damals keine Ehre, ſondern das Aeußerſte von Unglück und Elend, das einem Menſchen widerfahren konnte, namentlich wenn er von irgend leidlicher Herkunft war; unter die Soldaten geſteckt zu werden, war die gefährlichſte Drohung, die ein Vater ſeinem ungerathenen Sohne machen konnte, die Ausführung dieſer Drohung das Härteſte, was eine Familie über ihre unwürdigen Familienglieder verhängen konnte; man kam damals, wie jetzt wieder die politiſchen Verbrecher in Oeſterreich, erſt ins Zuchthaus, dann unter die Soldaten. In der preußiſchen Armee namentlich gab es gewiſſe Regimenter, die ſich durch die außerordentliche Strenge ihrer Disciplin einen wahren Ruf erworben hatten als Straf- und Beſſerungsanſtalten für verlorne Söhne; ſo namentlich das von Kowalsky'ſche oder ſogenannte Strafregiment in Berlin, das noch jetzt als ſprichwörtliche Bezeichnung im Munde des Volkes lebt. Aber auch bei allen andern Regimentern der Armee herrſchte eine Strenge der Disciplin, von der wir uns gegenwärtig gar keinen Begriff mehr machen können. Das eigentliche Commando führte der Stock. Flüche und Schimpfwörter der gemeinſten Art waren die Muſik, an die das Ohr des Soldaten vom erſten Tage an gewöhnt ward, wie an Signalhorn und Appell; ſelbſt der alte Fritz, der ſeine Soldaten wahrhaftig nicht verweichlichte, mußte ſeinen Officieren noch kurz vor ſeinem Tode durch öffentlichen Parolebefehl einſchärfen laſſen: „daß Seine Majeſtät keine Schweinehunde und Schwerenöthers im Dienſt hätten, ſondern ehrliche Soldaten, die daher auch nicht ohne Noth geſchimpft werden ſollten.“ Weil die Armee durch kein Band der Vaterlandsliebe und Ehre zuſammengehalten ward, ſondern theils aus zugelaufenen oder erkauften Ausländern, theils aus ſolchen Inländern beſtand, die den Dienſt wenigſtens nicht gern und freiwillig aufgeſucht hatten, ſo witterte man immer und überall Deſertion; kein Soldat durfte ohne beſondern Erlaubnißſchein vor die Thore der Stadt, jeder mußte auf einem gewiſſen Fleck des Kopfes das Haar raſirt tragen, damit der wachthabende Unterofficier ſofort durch einen Griff unter die Mütze erkennen konnte, ob der ſcheinbar harmloſe Spaziergänger nicht etwa ein weggelaufener oder im Weglaufen begriffener Kriegsknecht war. Dagegen wurden Concubinate und allerhand Schlechtigkeiten unter den Soldaten begünſtigt, wie falſches Spiel, kleine Diebereien ꝛc., Alles in der Meinung, den Soldaten dadurch den Aufenthalt in der Garniſon angenehm zu machen und ſie am Weglaufen zu hindern.

Es war alſo in der That mehr als Flucht oder Tod, es war eine Verzichtleiſtung auf den letzten Schatten von Menſchenrecht und Menſchenwürde, als Laukhard am dritten Weihnachtstage 1783 im halben Branntweinrauſch ſich beim von Thadden'ſchen Regiment, als der damaligen halleſchen Beſatzung, meldete und um ſeine Aufnahme als Soldat nachſuchte. Die Officiere ſelbſt (es war ein Hauptmann von Müffling, mit dem Laukhard den Handel abſchloß) machten Anfangs Schwierigkeiten und ſuchten ihn von ſeinem Vorhaben zurückzubrigen; das halleſche Publicum aber, das ſchon ſo viel tolle Streiche mit Lachen von ihm hingenommen hatte, fand dieſen denn doch außer dem Spaß, die meiſten ſeiner bisherigen Freunde und Zechbrüder zogen ſich von ihm zurück, die Straßenjungen der Stadt ſangen Spottlieder hinter ihm her, die er ſelbſt mit beliebter Frechheit in ſeiner Lebensbeſchreibung (Bd. II. p. 241.) mittheilt, und liefen ihm nach und ſchrien und neckten ihn, wo er ſich ſehen ließ. Der ehrwürdige Semler dagegen richtete gleich am erſten Nachmittag „einen großen lateiniſchen Brief“ an ihn, worin er ihn ermahnte ſich nicht der Verzweiflung hinzugeben, trotz ſeines verzweifelungsvollen Schrittes, ſondern den Glauben an die göttliche Gnade und Vorſehung feſtzuhalten — und auch die gelehrten Studien nicht ganz zu vernachläſſigen. . . .

Soldat und Schriftſteller.

In der That jedoch war Niemand von Verzweiflung weiter entfernt als Laukhard, nachdem er ſich nur von dem erſten Schreck über ſeinen eigenen desperaten Schritt erholt hatte. Soldaten durften keine Schulden haben; wer ihnen dennoch borgte, der mochte ſehen wie er zu ſeinem Gelde kam, da es ein gerichtliches Verfahren wegen Schulden gegen Soldaten nicht gab, der Darleiher im Gegentheil noch von Glück zu ſagen hatte, wenn er nicht dafür, daß er ſein Geld an einen preußiſchen Soldaten verloren, auch noch obenein zur Verantwortung gezogen ward. Indem Laukhard unter die Soldaten ging, hatte er auch einen großen Riß gemacht durch alle Verſchreibungen und Schuldſcheine, die ihn von früher her bedrückten; der Magiſter Laukhard hatte ſich vor ſeinen

Gläubigern ſcheu bei Seite drücken müſſen, der Musketier Laukhard konnte ihnen dreiſt ins Geſicht lachen, ja ſie mußten ihm noch Platz machen, wenn er gegangen kam, und durften nicht muckſen, ſelbſt wenn er ihnen im Vorbeigehen den Ellenbogen in die Seite rannte oder ſie mit groben Redensarten verhöhnte, das „zweierlei Tuch" deckte das Alles zu, und bis ein Bürgerlicher für Beleidigungen Recht erhielt, die ihm von einem Soldaten widerfahren, mußte viel Waſſer die Saale entlang laufen.

Und nicht bloß ſeinen alten Verlegenheiten war er entriſſen, ſondern auch ſeine augenblickliche Exiſtenz war geſichert. Wenigſtens was das Nothdürftigſte anbetraf; hungern mußte der preußiſche Soldat damals tüchtig, aber er war doch geſichert gegen das Verhungern. In der halleſchen Garniſon war es damals Sitte, daß immer zwei unverheirathete Soldaten bei einem verheiratheten untergebracht wurden, der ihnen Wohnung, Holz, Bett und Licht geben mußte, dafür aber den ſogenannten königlichen Servis für ſeine Miethsleute einzog. Natürlich war die Unterkunft unter dieſen Umſtänden meiſtentheils ſehr ſchlecht, da der verheirathete Soldat ſeinen Gewinn möglichſt groß zu machen ſuchte; es war gewiſſermaßen die äußerſte Conſequenz, der letzte Ausläufer von jenem Verpflegungs- und Bekleidungsſyſtem, das damals übrigens bei der Armee befolgt ward und wonach der Oberſt ſein Regiment, der Major ſein Bataillon, der Hauptmann ſeine Compagnie, und ſo fort bis hinunter zur Corporalſchaft, in Entrepriſe hatte. Allein immerhin, ſo war dem Soldaten doch ein Fleck ſicher, wohin er ſein Haupt legen konnte — und das war ein gut Theil mehr, als der Magiſter Laukhard ſich bisher hatte rühmen können.

Auch fand ſich Laukhard übrigens ganz leidlich in ſeinen neuen Stand. Er war zwar, nach ſeinem eignen Eingeſtändniß, kein ſehr geſchickter Rekrut, und der Unterofficier, der ihn zurecht drillen ſollte, hatte ſeine liebe Noth mit ihm. Dennoch wurde er von ſeinen Vorgeſetzten mit weit mehr Schonung und Intereſſe behandelt, als einem gemeinen Soldaten ſonſt widerfuhr, beſonders von den Officieren des Regiments, die wohl ihr ganz eigenes Behagen daran haben mochten, den gelehrten Herren der Univerſität einen der Ihrigen auf ſo eclatante Weiſe abſpänſtig gemacht zu haben. Vor einzelnen Verweiſen und Strafen vermochte ihn freilich auch ihre Nachſicht nicht zu ſchützen. Laukhard war wahrhaftig nicht darum Soldat geworden, um jetzt auf einmal den Eingezogenen und Ordentlichen zu machen. Im Gegentheil, wir haben oben geſchildert, welch ein Freibrief zu aller möglichen Ausſchweifung der Soldatenrock zu jener Zeit war, und Laukhard benutzte dieſe Freiheit redlich; theils aus altem eingewurzelten Hang, theils auch wohl um der öffentlichen Meinung zu trotzen und nun erſt recht zu zeigen, daß er allerdings noch immer der Alte, trieb er ſeine wüſten Streiche jetzt in einem ſolchen großartigen Maßſtabe, daß er wiederholentlich in Arreſt gebracht, auch wohl nach Gelegenheit „krumm geſchloſſen“ werden mußte.

Doch das waren dann einzelne trübe Stunden, die Laukhard zu dem bequemen Leben, das er jetzt übrigens führte, mit in den Kauf nehmen mußte. Er hatte bei ſeinem Eintritt nach damaliger Sitte ein ziemlich ansehnliches Handgeld erhalten, von dem er ſich denn ſchon einige Zeit luſtig machen konnte. Auch erhielt er, nachdem er die eigentliche Rekrutenzeit überſtanden und die erſte große Revue mitgemacht hatte, die Erlaubniß den Privatunterricht, den er ſchon früher als Magiſter ertheilt, fortzuſetzen. Eine eigenthümliche Ueberwindung gehörte allerdings dazu, und die fleißigſten und ehrbarſten Schüler werden es wohl nicht geweſen ſein, die ſich vom Musketier Laukhard lateiniſche oder franzöſiſche Autoren erklären oder gar Repetitorien über Dogmatik oder andere theologiſche Gegenſtände halten ließen. Aber dafür um ſo luſtigere; ſchlechte Schüler, waren es doch gewiß ſehr gute Zechbrüder, die in ſtudentiſcher Gutmüthigkeit wohl gar noch ſtolz darauf waren, ihren letzten Heller mit ſolch einem alten bemooſten Haupte zu verjubeln.

Und endlich fing Laukhard auch gerade in dieſer Zeit an, die ſchon früher verſuchte Schriftſtellerei mit ganz beſonderem Eifer zu treiben. Es ſtand gerade damals und gerade in Halle eine eigenthümliche Art von Induſtrie in Blüthe, zu deren Erklärung wir uns theils an die ſehr lockern Zuſtände erinnern müſſen, die zu jener Zeit überhaupt in Halle herrſchten, theils auch an die Nachbarſchaft Leipzigs, dieſer Capitale des deutſchen Buchhandels, deren glückliche Erfolge denn ſehr leicht einen ſolchen Winkelverlag hervorriefen, wie er damals in Halle betrieben ward. Dieſer Winkelverlag (wir denken dabei an Leute wie der „Kunſt- und Buchhändler“ Dreißig, ſonſt „grüner Mann“ genannt, der einen Kram mit Seife, Papier, Siegellack ꝛc. führte, nebenher aber auch Flugſchriften und Pamphlete der niedrigſten Gattung drucken ließ und überhaupt eine durch ihre Seltſamkeiten und Schmuzereien ſtadtbekannte Perſönlichkeit war; ferner an den damaligen Leihbibliothekar K. F. Bispinck, Laukhard's beſondern Freund und Gönner, der ſich nebenher auch als Schriftſteller verſucht hat und als ſolcher ſogar die Ehre genießt, in Meuſel's „Gelehrtem Deutſchland“ zu prangen; — über ſeine höchſt abenteuerliche Jugendgeſchichte ſ. Laukhard's Leben II, 372 ſgg. — und Andere mehr) beſchäftigte ſich hauptſächlich mit Stadtgeſchichten und unſaubern perſönlichen Angriffen; ferner auch mit Schriften über das deutſche, namentlich das halleſche Studentenweſen, über das in dieſen Jahren eine eigene weitſchichtige Literatur entſtand; endlich auch mit der Verbreitung ſchlüpfriger Romane und ähnlicher Schriften. Auch Bahrdt's langjähriger Aufenthalt in Halle war für Entſtehung und Blüthe dieſes Winkelverlags von großem Einfluß geweſen; es war gleichſam das literariſche Proletariat von Halle, das ſich dafür zuſammenthat: und je ängſtlicher die Univerſität ihre gelehrten Grenzen aufrecht erhielt und je ſorgfältiger ſie darauf paßte, alle belletriſtiſchen ſowie überhaupt alle populären Elemente von ſich auszuſcheiden, je üppiger wucherte die Afterliteratur, die ſich hier unter Dreißig's, Biſpinck's und ähnlichen Bannern ſo recht auf eigene Hand zuſammenthat.

Einer der eifrigſten und thätigſten Lieferanten für dieſen Winkelverlag wurde nun auch unſer Laukhard. Es iſt immerhin bewundernswerth und zeigt, welche Beweglichkeit des Geiſtes und welches wenigſtens äußerliche Geſchick die Natur dieſem ſo ganz geſunkenen Menſchen mitgegeben hatte, wenn man ſieht, welch eine außerordentliche Menge von Schriften derſelbe in kürzeſter Zeit in die Welt ſetzte, und zwar unter Verhältniſſen und Umgebungen, wo ein Anderer kaum mehr die Kraft gehabt hätte eine Feder zu halten. Das meiſte Glück von Laukhard's damaligen Schriften machten die Beiträge und Berichtigungen zu Doctor Bahrdt's Lebensbeſchreibung in Briefen eines Pfälzers, Halle 1789. Er war hier völlig in jenen ſaftigen perſönlichen Ton eingegangen, den Bahrdt ſo meiſterhaft verſtand: und da es ſich zugleich um eine der anſtößigſten und pikanteſten Partien in Bahrdt's Leben handelte, nämlich um ſeinen Aufenthalt in der Pfalz und die Geſchichte des Heidesheimer Philanthropins, ſo kann man ſo ungefähr denken, welches intereſſante Büchlein da zu Stande kam.

Der glückliche Erfolg, den er mit dieſen Anekdoten und Perſönlichkeiten erlangt hatte, gab nun auch höchſt wahrſcheinlich die Veranlaſſung zu ſeiner eigenen Lebensgeſchichte; hatte ſich ſchon aus Bahrdt's tollen Fahrten und Streichen ſolch intereſſantes Pamphlet zuſammenbringen laſſen, ſelbſt ohne dabei den Vortheil des erſten Schritts zu haben, was mußte ſich nicht erſt aus ſeinem eigenen, viel bunteren, viel abenteuerlicheren Leben machen laſſen? Und wenn ſein Pasquill gegen Bahrdt (denn das war es in der That, und nicht bloß gegen Bahrdt, ſondern noch gegen eine ganze Menge anderer Leute, von denen hier die nichtswürdigſten Hiſtorien mit unvergleichlicher Unbefangenheit erzählt wurden) ihm ſtatt Verfolgung und Strafe ſogar Geld und Ruf gebracht hatte, was konnte ihn dann hindern, ſeine eigene Schande wenigſtens ebenſo vortheilhaft zu verwerthen? Und ſtand ihm endlich nicht auch hier wieder Bahrdt's eigenes Beiſpiel vor Augen, der ebenfalls in der Selbſtſchilderung ſeines Lebens jeden Schleier der Scham abgeworfen und aus ſeiner eigenen Schande eine recht einträgliche Speculation gemacht hatte? Wozu Bahrdt, der berühmte Gelehrte, der Doctor der Theologie, der Märtyrer der Religionsfreiheit, ſich nicht zu gut gehalten, dem fühlte ſich auch der Musketier Laukhard gewachſen!

So wurde die Speculation denn gemacht, in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde **Bispinck**, in deſſen Verlag 1791 — 1792 die beiden erſten Bände der Lebensbeſchreibung erſchienen. Sie reichen bis Ende zweiundneunzig und beſchäftigen ſich hauptſächlich mit den akademiſchen Abenteuern des Verfaſſers; bei aller Weitſchweifigkeit des Stils und aller Unſauberkeit der Geſinnung läßt ſich gerade dieſer Partie des Buches ein bedeutender geſchichtlicher Werth nicht abſprechen, als Quelle für die Geſchichte des deutſchen Studentenlebens in den ſiebziger und achtziger Jahren, das wir nirgend von ſo abſchreckender Seite, aber auch nirgend ſo genau kennen lernen als wie hier. Auch die Geſchichte, wie er Musketier ward, wird getreulich erzählt, und ebenſo die Geſchichte einer Reiſe, die er im Winter 1786 in die Heimath unternahm. Die Abſicht ſeines Vaters bei dieſer Reiſe war geweſen, den Sohn überhaupt zu Hauſe zu behalten und lieber die paar hundert Thaler Caution, die er behufs der Reiſe hatte für ihn ſtellen müſſen, zu verſchmerzen, als ſein Fleiſch und Blut noch länger unter dem preußiſchen Corporalſtock zu wiſſen. Allein dermaßen hatte Laukhard ſich bereits in dieſe verlumpte Exiſtenz eingelebt und ſo ſehr fühlte er ſelbſt ſich zu allem Andern und Beſſeren verdorben, daß er von der wohlwollenden Abſicht ſeines Vaters nichts wiſſen wollte und nach einigen behaglich zugebrachten Monaten ebenſo behaglich wieder in das alte halleſche Soldaten- und Magiſterleben zurückkehrte.

Märſche und Feldzüge.

Bald indeß ſollten andere und wichtigere Ereigniſſe ihn aus dieſer Behaglichkeit aufſtören; nachdem er ſo lange ein bloßer Friedensſoldat geweſen und ſich nur auf der Bärenhaut des Garniſonlebens geſtreckt hatte, ſollte er endlich auch die kriegeriſche Seite ſeines neuen Berufes kennen lernen. Nach dem Tode Joſeph II kam es im Sommer 1790 zwiſchen Oeſterreich und Preußen zu jenen bekannten Reibungen und Demonſtrationen, die bald darauf zu dem ebenſo bekannten Reichenbacher Congreß, dieſem Vorſpiel der Pillnitzer Convention und des Einmarſches nach Frankreich, führten. Auch das von Thadden'ſche Regiment wurde damals mobil gemacht. Der Marſch ging über Berlin und Frankfurt, wo Laukhard denn reichliche Gelegenheit fand, die ihm eigenthümlichen Kenntniſſe zu erweitern, beſonders am erſtern Orte, nach Schleſien, wo das Regiment in der Gegend von Hirſchberg, nahe der böhmiſchen Grenze, ſeine Cantonirungen bezog. Auf dem Rückmarſch, der wieder über Berlin ging, widerfuhr Laukhard in der Nähe von Guben die unerwartete Ehre, daß der Herzog von Braunſchweig, derſelbe, der ſeinen kriegeriſchen Ruhm bald darauf durch den Feldzug in die Champagne ſo hart erſchüttern und endlich durch die Schlacht von Jena völlig einbüßen ſollte, ihn ſich vorſtellen ließ. Es gibt uns dies einen Maßſtab von dem Ruf, den Laukhard bereits damals, wo ſeine Lebensbeſchreibung noch nicht einmal erſchienen war, wegen ſeiner Abenteuer und Seltſamkeiten genoß; der Herzog wollte doch auch einmal den Musketier ſehen, der früher als halleſcher Magiſter Collegia geleſen hatte. Und ſiehe da, der Magiſter-Musketier wußte ſich ſo geſchickt zu benehmen, ſtand ſo verſtändig Rede über Alles, wonach Seine Durchlaucht fragten, ſprach namentlich auch ſolch fließendes und elegantes Franzöſiſch, daß der Herzog ſehr befriedigt davon war, ihn ſpäter in Berlin in ſein Palais kommen ließ, auch im nächſtfolgenden Jahre die Dedication ſeiner Lebensbeſchreibung annahm und ſogar unterwegs auf dem Marſch nach der Champagne lateiniſche Briefe mit ihm wechſelte.

Der Feldzug nach der Champagne.

Einige Monate ſpäter wurde es mit dem Kriege ernſthafter; im Frühjahr 1792 rüſtete die preußiſche Armee zum zweitenmal, diesmal jedoch nicht gegen Oeſterreich, ſondern gegen das revolutionäre Frankreich, das in Folge der Pillnitzer Beſchlüſſe durch preußiſch-öſterreichiſche Bajonette zur Ruhe gebracht werden ſollte. Anfang Juni tritt auch das von Thaddenſche Regiment ſeinen Marſch an, mit ihm Laukhard, der noch immer gemeiner Musketier war.

Wiewohl ſich allmählig unter dem Soldatenrock etwas zu regen begann, das nicht nur weit über das ſonſtige Bewußtſein eines gemeinen Musketiers hinaus ging, ſondern das auch mit der geiſtigen Indifferenz und Erſtorbenheit, in welcher Laukhard bis dahin gelebt hatte, in höchſt bemerkenswerthem Widerſpruche ſtand. Der Krieg gegen Frankreich war nichts weniger als populair. Noch ruhten im Schoß dieſes Kraters jene furchtbaren Blutſtröme und Greuelſcenen, die gerade erſt durch die Einmiſchung der Fremden zum Ausbruch gebracht werden ſollten; es war noch wenig oder nichts vorgefallen von dem, was die franzöſiſche Revolution wenige Monate ſpäter zum Schreckbild von ganz Europa machte und namentlich in den gebildeten, den äſthetiſchen Kreiſen des deutſchen Publicums den entſchiedenſten Umſchlag der öffentlichen Meinung hervorbrachte; noch war die Revolution der Hauptſache nach unbefleckt, noch ſchien ſie nur das prächtig ſtrahlende Morgenroth einer glücklichen und friedlichen Entwicklung, die ſich in kürzeſter Friſt ebenſo friedlich und ebenſo glücklich über den ganzen Welttheil verbreiten würde. Gleich als hätte es geahnt, was aus dieſer Einmiſchung entſtehen und welchen furchtbaren, welchen unüberwindlichen Zuwachs die Revolution gerade durch dieſen

Verſuch erhalten ſollte, ſie gewaltſam zu erſticken, ſah das preußiſche Volk mit Mißvergnügen den Beginn eines Krieges, von dem für Deutſchland unter keinen Umſtänden viel Vortheil zu erwarten war, und der ſogar nur unternommen ſchien, auch die einheimiſchen Ketten hinterdrein deſto feſter und ſicherer anziehen zu können. — Selbſt der Armee kam dieſer Krieg nur zum Theil erwünſcht. Die Fähndriche und Junker freilich, die ſich noch nie hatten fremde Luft um die Naſe wehen laſſen, ſowie einige der höchſtgeſtellten Commandeure, die für ſich eine Gelegenheit zu leichten Lorbeeren erwarteten, freuten ſich des Krieges und mit ihnen alle Fanatiker der Reaction, die mit Nächſtem auf den Trümmern von Paris (man erinnert ſich an die berühmte verhängnißvolle Proclamation des Herzogs von Braunſchweig, bei dem Einmarſch in Frankreich) ihre Rachefeſte zu begehen hofften. Ganz anders dagegen die mittleren Grade, jene älteren Offiziere, die ſo ziemlich gewiß ſein konnten, den Gipfel ihrer militairiſchen Laufbahn erſtiegen zu haben und ſich nur höchſt ungern der mißlichen Probe neuer kriegeriſcher Strapazen unterzogen; ganz anders auch der gemeine Mann, der die Mühſeligkeiten des Feldlagers ebenfalls nur höchſt ungern mit dem behaglichern Garniſondienſt vertauſchte. Dieſe alle fragten bald laut, bald leiſe, und jeder nach ſeiner Art, wozu dieſer Krieg denn eigentlich ſolle; zugegeben auch, daß die Franzoſen ſchlechte Kerle, ſo wäre es ja eben Schade um jeden Tropfen preußiſchen Soldatenblutes, der um ſolcher ſchlechten Kerle willen vergoſſen würde. Auch ärgerte man ſich und konnte es mit dem Ruhm einer Armee nicht vereinigen, die dieſen ihren Ruhm gerade auf Koſten Oeſterreichs erworben hatte, daß man jetzt mit den Oeſterreichern gemeinſam in das Feld ziehen und dieſe Weißröcke, die man auf ſo berühmten Schlachtfeldern vor ſich hergetrieben, jetzt zu Kameraden und Zeltbrüdern annehmen ſollte; der alte Fritz, meinte man, müſſe ſich ja im Grabe umkehren, wenn er das erführe. . . . .

Erwägungen dieſer letzteren Art konnten nun unſerm pfälzer Landeskinde freilich nicht kommen. Aber deſto abgeneigter war er dem Kriege aus politiſchen Motiven, deſto mehr ſtand ſein Herz — und vielleicht war es hier zum erſten Male, daß er ſelbſt etwas wie ein Herz in ſich verſpürte — auf Seiten dieſer franzöſiſchen Revolutionäre, zu deren Bekämpfung und Vernichtung er jetzt mit ausziehen mußte. Vom Schickſal (denn welcher Menſch ſchöbe nicht dem Schickſal in die Schuhe, was in Wahrheit nur ſeine eigene Schuld iſt?) mißhandelt, ausgeſtoßen zu den Paria's der Geſellſchaft, ſeit Jahren Augenzeuge und nächſter Nachbar des gelehrten Hochmuths und der pfäffiſchen Heuchelei, die innerlich um kein Haar beſſer waren als er und die ſich doch berechtigt hielten, ihn mit Fußtritten von ſich zu ſtoßen — was war natürlicher, als daß Laukhard mit ganzer glühender Seele auf die Seite der Revolution trat und allen Haß, den er ſeit ſo vielen Jahren in ſich gefreſſen, und allen Schmutz, der ſich während dieſes ganzen wüſten Lebens in ihm angeſammelt, auf dieſe Ariſtokraten und Pfaffen ſchleuderte, die ja auch ſeine Feinde waren ſo gut wie Frankreichs?! Wir überſchätzen Laukhard's Freiſinn gewiß nicht, wir erkennen ſehr wohl dieſe Ader von Gemeinheit und roheſter Uebertreibung, die ſich, wie durch ſein ganzes Leben und Treiben, ſo auch durch ſeine Theilnahme für die politiſchen Begebenheiten der Zeit hinzieht. Allein daß er dieſer Theilnahme überhaupt noch fähig, daß er, der doch ſonſt für ein Glas Branntwein oder eine Pfeife Tabak zu ſo Manchem zu bringen war, es nicht im Gegentheil vorzog, den Lobredner der Tyrannei zu machen, zu einer

Zeit, wo dergleichen Lobreden auch ſchon ihre ſehr anſtändige Taxe hatten, ſondern daß er, unbekümmert um das Geſchrei ſeiner Gegner ſowie um die Gunſt ſeiner fürſtlichen Beſchützer, die er ſich dadurch verſcherzte, vielmehr einer der Erſten in Deutſchland war, der auch das terroriſtiſche Frankreich noch zu vertheidigen und auch im Sansculotten noch die Spur der Menſchlichkeit nachzuweiſen wagte — das iſt allerdings eine ſehr großartige, ſehr merkwürdige Erſcheinung, nicht zwar für Laukhard ſelbſt, den geben wir preis: wohl aber für das Weſen der Freiheit, die durch ihre bloße, vielleicht unverſtandene Erſcheinung ſelbſt auch in einem ſo ausgebrannten, ſo völlig verlorenen Menſchen, wie dieſer Laukhard, noch einen Funken geiſtigen Intereſſes und ſittlicher Theilnahme zu erwecken vermochte.

Vornehme Bekanntſchaften; der Spion.

Aber der Gehorſam des Soldaten iſt bekanntlich ſtumm und ſo durfte auch der Musketier Laukhard nichts merken laſſen von den verpönten Gedanken noch von den reglementswidrigen Bemerkungen, die ſich ihm ſchon auf dem Hinmarſch nach der Grenze, namentlich im Heſſiſchen, ſowie in den Städten am Rhein aufdrängten, wo damals die Emigranten ihre nichtswürdige Wirthſchaft trieben. Laukhard marſchirte mit der übrigen Armee über Koblenz, Trier und Luxemburg nach Frankreich hinein, half Longwy und Verdun erobern, machte das ſogenannte Drecklager (beim Dorfe L'entrée), deſſen Gemälde uns Goethe verewigt hat, ingleichen die Kanonade von Valmy, nebſt allen Schrecken jenes Rückzugs mit, der ein ſo furchtbares Gegenſtück zu dem Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig bildete und auf dem die preußiſche Armee doppelt ſo viel Menſchen und zehnmal mehr

Ruhm einbüßte, als die blutigſte Niederlage ſie hätte koſten können. Laukhard hielt ſich bei allen dieſen Strapazen und Bedrängniſſen beſſer, als man es dem ehemaligen Magiſter hätte zutrauen mögen. Der Herzog von Braunſchweig hatte ihm aus beſonderer Gnade für die ganze Dauer des Feldzugs doppelte Löhnung bewilligt; ſo lebte Laukhard denn möglichſt flott, ſchoß und hieb um ſich, wo er dazu commandirt ward, beſchmauſte die alten zahlreichen Freunde und Bekannten, die er in der Rheingegend hatte, unterhielt ſeine Kameraden durch ſchmuzige Geſchichten und Lieder, die er für ſie dichtete, und war übrigens, wie er ſelbſt bekennt, als ein „Patriot" verrufen — das hieß nach damaligem Sprachgebrauch als Einer, der nicht jeden Sansculotten ohne Weiteres für einen Menſchenfreſſer halten und von dem Ausgang des Krieges nichts Gutes für Preußen und Deutſchland hoffen wollte.

Im Laufe des nächſten Feldzugs (1793) kam er mit vor Landau zu liegen, das ſich damals bereits in den Händen der Franzoſen befand. Das Belagerungscorps ſtand unter der perſönlichen Leitung des damaligen Kronprinzen von Preußen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. Vielleicht deshalb, vielleicht aber auch weil es den Preußen ſchon damals kein rechter Ernſt mehr mit dem Kriege war, wünſchte man die Einnahme der Stadt möglichſt zu beſchleunigen und dabei Arbeit und Menſchen möglichſt zu erſparen. Den 18. September hatte die Einſchließung von Landau begonnen, und ſchon den 20. oder 21. wurden Laukhard zuerſt von einigen Offizieren ſeines Regiments, dann vom Prinzen Louis Ferdinand, der nachher bei Saalfeld ein verlorenes Leben durch einen glorreichen Tod ſühnte, endlich gar vom Kronprinzen ſelbſt Anerbietungen gemacht, ſich als Spion und geheimer Unterhändler in die belagerte Stadt einzuſchleichen. So fabelhaft dies der Mehrzahl unſrer Leſer klingen wird und ſo abenteuerlich Laukhard's eigene Erzählungen von dem Vorhaben allerdings auch ſind, ſo iſt es doch nicht möglich, an der buchſtäblichen Wahrheit derſelben zu zweifeln; er führt nicht nur alle Namen und Umſtände aufs Genaueſte an, ſondern er thut es auch öffentlich in einem Buche, das wenige Jahre ſpäter in Halle, mit preußiſcher Cenſur, ſo zu ſagen unter den Augen des preußiſchen Hofes und des Kronprinzen ſelbſt, gedruckt ward, ohne daß er deshalb zur Verantwortung gezogen oder daß auch nur irgend etwas Weſentliches in ſeinen Angaben in Abrede geſtellt oder berichtigt worden wäre.

Der Zuſammenhang der Sache aber war dieſer. Der Commiſſarius, den der Nationalconvent in das belagerte Landau entſendet hatte, war ein gewiſſer Dentzel, ein geborener Elſaſſer und von der Univerſität her mit Laukhard befreundet. Dies war, vermuthlich durch Laukhard ſelbſt, in der Armee bekannt geworden und endlich auch dem Kronprinzen zu Ohren gekommen. Der Plan war nun, daß Laukhard, welcher, wie ſchon erwähnt, der franzöſiſchen Sprache in ausgezeichnetem Grade mächtig und überdies als Franzoſenfreund verſchrieen war, ſcheinbar zum Feinde deſertiren ſollte. Einmal in die Stadt gelangt, ſollte er ſeine Bekanntſchaft mit Dentzel erneuern und dieſen durch die bedeutendſten Geldanerbietungen zur Uebergabe der Stadt zu bewegen ſuchen; eine ſchriftliche Vollmacht, von der Hand des Kronprinzen ſelbſt geſchrieben, ſollte als Beſtätigung und Bürgſchaft ſeiner Anerbietungen dienen. — Wunderſamer Schickſalswechſel, der unſerm Laukhard mit einem Male über den Hals kam! Daß der ehemalige halleſche Magiſter als Spion in eine franzöſiſche Feſtung ging, das war noch das Wenigſte davon. Aber daß der Genoſſe der Branntweinſchenken und Hellerdirnen ſich auf einmal in die Geſellſchaft der Prinzen und Fürſten verſetzt ſah, daß die höchſtgeſtellten Männer der Armee ihn, den Fuſelduftenden, mit ſüßem Wein und Leckerbiſſen traktirten, ja daß dieſer ſonſt ſo zurückhaltende, ſo ſchweigſame Kronprinz von Preußen ihn „lieber Laukhard“ titulirte, ihm die Hand drückte und verſicherte, ihn ſchon längſt als einen vortrefflichen Menſchen zu kennen — nicht wahr? das hieß doch noch ein Umſchwung der Verhältniſſe?! Und dürfen wir unſerm alten Abenteurer wohl in Ernſt böſe ſein, wenn er ſich dieſe ungewohnten Liebkoſungen zu Kopfe ſteigen ließ und einen Auftrag übernahm, der, trotz des patriotiſchen Mäntelchen, das man ihm umhing, doch in Wahrheit nicht mehr noch weniger als ein Schurkenſtreich war?!

Wiewohl, die Wahrheit zu ſagen, der alte Schalk, der Laukhard, wohl noch ſeine ganz eigenen und ganz geheimen Nebengedanken dabei haben mochte. Laukhard's preußiſche Begeiſterung war ſehr gering, ſeine Zukunft ſo ungewiß, daß er dreiſt jeden Preis auf jede Karte ſetzen durfte. Glückte der Plan oder kam er auch nur mit heiler Haut zurück, gut, ſo war ihm die Dankbarkeit des künftigen Königs von Preußen gewiß, und eine kleine lebenslängliche Penſion das Wenigſte, womit dieſelbe ſich äußern konnte. Fand er die Verhältniſſe in Landau dagegen anders, als ſeine erlauchten Gönner und Rathgeber erwarteten — auch gut, ſo war es ja noch immer Zeit, aus dem Spaß Ernſt zu machen und wirklich zu dieſen Franzoſen überzugehen, die ihm ja ſo im Grunde des Herzens ein gut Theil lieber waren als die Kameradſchaft unter dem preußiſchen Stock!

Genug, am Morgen des 25. September wurde er vom Kronprinzen empfangen; noch am Abend deſſelben

Tages erhielt er in einer zweiten Audienz dieſ chon erwähnte eigenhändige Inſtruction. Die zweite Nacht darauf, vom 26. zum 27., geleiteten ihn zwei höhere Officiere bis dicht an die franzöſiſchen Vorpoſten; noch dreißig Schritte davon, verſteckten ſich die Officiere — ſie konnten hören, wie Laukhard weiter vorſchritt — wie die franzöſiſchen Dragoner ihn anriefen — wie Laukhard ſich als Ueberläufer bei ihnen meldete. . . . .

Vergebliche Unterhandlungen; Aufenthalt in Frankreich.

Und in der That, wäre Laukhard wirklich geweſen, wofür er ſich ausgab, er hätte ſich keine beſſere Aufnahme wünſchen können. Vom Wachtpoſten, der ihn zuerſt angerufen hatte, bis zum General Laubatiere, dem er am folgenden Morgen vorgeführt ward, empfing ihn Alles mit brüderlicher Herzlichkeit; man wünſchte ihm Glück, dem Lande der Knechtſchaft den Rücken gekehrt zu haben, ſtieß mit ihm an auf den baldigen Untergang aller Tyrannen, lobte die Klugheit ſeines Entſchluſſes und bewunderte die Fertigkeit und den guten Anſtand, mit dem er ſich im Franzöſiſchen auszudrücken wußte. Auch allerhand verfängliche Fragen that man ihm, oder wenigſtens legt Laukhard ſie ſeinen neuen Freunden in den Mund: wie viel Hiebe denn ,der preußiſche Soldat täglich bekomme? ob ihr Commisbrod wirklich ſo über allen Glauben ſchlecht ſei, wie man ſage? ob unter allen deutſchen Fürſten noch ein Einziger ſei, der ſich mit Friedrich dem Großen vergleichen laſſe? Wie viel von dieſen und ähnlichen Erzählungen wirkliche geſchichtliche Wahrheit und wie viel tendenziöſe Ausſchmückung, müſſen wir unentſchieden laſſen. Die Tendenz ſelbſt iſt allerdings ſehr klar: indem er die Brüderlichkeit ſchildert, in welcher in der jungen republikaniſchen Armee, unbeſchadet des militäriſchen Gehorſams, Officiere und Gemeine lebten, indem er ihre einfache, aber geſunde und regelmäßige Koſt rühmt, indem er endlich und ganz beſonders die Menſchlichkeit preiſt, mit welcher die Sansculotten ihre Gefangenen und Ueberläufer behandelten, will er damit eben ſo viel Gegenbilder aufſtellen zu dem, was in dieſer Hinſicht in der preußiſchen und öſterreichiſchen Armee üblich war; er malt hier ſo hell, damit dem Leſer der Schatten auf der andern Seite deſto mehr in die Augen falle. . . .

Allein wie zufrieden er übrigens mit ſeiner Aufnahme ſein durfte, rückſichtlich deſſen, was der eigentliche Zweck ſeiner Sendung war, machte er doch nur ſchlechte Fortſchritte. Mit Lebhaftigkeit ſchildert Laukhard ſelbſt — und diesmal, dünkt mich, dürfen wir ihm Glauben ſchenken — die Gewiſſensbiſſe, von denen er heimgeſucht ward, indem er ſich Angeſichts dieſer freundſchaftlichen, ja herzlichen Aufnahme an die Abſichten erinnerte, mit denen er herüber gekommen. Dieſe, vor Kurzem noch ſeine Feinde, die ihn jetzt wie Brüder empfingen, die ihren Biſſen Brod, ihr Glas Wein mit ihm theilten, und das Alles im Namen der Freiheit, die keinen Unterſchied der Stände und auch keinen Haß der Nationen kennt — dieſe war er gekommen zu verrathen! dieſe ſo keuſche, ſo jugendfriſche Republik ſollte er durch ſchmutzige Geldanerbietungen beflecken! dieſe ſo wohlthätige, ſo echt menſchenfreundliche Revolution ſollte er ſtürzen helfen, und nicht einmal in offnem, ehrlichem Kampfe, nein, ſondern durch hinterliſtig ſchleichenden Verrath!

Doch hatte er dem Kronprinzen einmal ſein Wort verpfändet und ſo mußte wenigſtens ein Verſuch gemacht werden. Die Bekanntſchaft mit Dentzel wurde erneuert; der franzöſiſche National-Repräſentant und Commiſſarius des Convents hatte noch immer genug vom halleſchen Bruder Studio beibehalten, um dem Verkehr bald jene trauliche und zugleich leichtfertige Färbung zu geben, die es Laukhard möglich machte, mit ſeinen Anerbietungen hervorzurücken. Anfangs lehnte Dentzel dieſelben mit Entrüſtung ab; ſpäterhin jedoch — Laukhard's Erzählung iſt aus begreiflichen Gründen in dieſem Punkte ſelbſt nicht recht klar — ſcheint er ſein Ohr bereitwilliger hergeliehen zu haben: wozu außer der Furcht vor dem immer ſteigenden Terrorismus, der bereits ſeine eigenen Werkzeuge zu verſchlingen anfing, hauptſächlich wohl auch Dentzel's Eiferſucht gegen den General Laubatiere beitrug.

Aber noch bevor es zu irgend einem Reſultat gekommen, erregte Dentzel's fortgeſetzter und intimer Verkehr mit dem preußiſchen Ueberläufer Argwohn bei der Beſatzung; es kam zu einem Aufſtande, bei welchem Dentzel wie Laukhard verhaftet wurden, und wenn Laukhard etwa noch nicht bedacht hatte, um was es ſich bei der ganzen Unternehmung möglicher Weiſe handelte, nämlich um ſeinen Kopf, ſo hatte er jetzt die Gelegenheit dazu.

Inzwiſchen gelang es ihm auch diesmal noch, ſich glücklich herauszulügen. Auch Dentzel wußte ſehr wohl, daß bei dem leiſeſten Geſtändniß nicht bloß Laukhard's, ſondern auch ſein eigener Kopf verloren geweſen wäre, und unterſtützte daher die Ausſagen des Freundes nach Kräften. Doch mußte er, verfeindet mit dem General, wie er war, noch einige Wochen länger in Haft bleiben als Laukhardt, für den dieſe Kataſtrophe ſogar noch zum Gewinn ausſchlug. Denn durch die gepflogenen Verhandlungen und Verhöre mit dem General und anderen einflußreichen Perſonen näher bekannt geworden, hatte er Gelegenheit gehabt, ſich denſelben durch ſein anſtelliges und geſchicktes Weſen, beſonders auch durch ſeine Sprachfertigkeit zu empfehlen, und wurde nun auf mancherlei

Art von ihnen unterſtützt, auch zu kleinen Dienſtleiſtungen verwendet, die ihm denn allemal reichlich vergütet wurden. Zu den Preußen zurückzukehren, daran durfte er unter den obwaltenden Umſtänden und bei der argwöhniſchen Aufmerkſamkeit, die noch immer auf ſein Thun und Treiben gerichtet war, freilich nicht denken. Auch erwartete man ihn in dem preußiſchen Lager nicht mehr; man glaubte — und traf damit, wie wir wiſſen, ſo ziemlich die Wahrheit — Laukhard werde wohl aus dem Spiel Ernſt gemacht haben, und des langen Wartens überdrüſſig und da auch mittlerweile das Belagerungsgeſchütz herangekommen war, gab der Kronprinz Befehl zum ernſtlichen Angriff. Die Stadt wurde bombardirt und gerieth in große Bedrängniß. Doch noch zur rechten Zeit (22. December) gelang es der Moſelarmee ſich mit der Rheinarmee zu vereinigen; am zweiten Weihnachtstage wurden die berühmten Weißenburger Linien erſtürmt und ſchon am folgenden Tage war vor Landau kein Preuße mehr zu ſehen.

Damit war denn auch für Laukhard jede Möglichkeit der Rückkehr abgeſchnitten und wohl oder übel mußte er ſich entſchließen, wenigſtens bis zum Friedensſchluß, den man damals allerdings nahe glaubte, in Frankreich zu bleiben. Mit einem Paß als Deſerteur verſehen, wanderte er in das Innere Frankreichs. Der Raum und auch der Zweck unſeres Buches geſtatten uns nicht, ihn auf den Einzelheiten dieſes abenteuerlichen Zuges zu begleiten, ſo viel Intereſſantes dieſelben auch darbieten. Es war gerade der Höhenpunkt der Schreckensepoche, von der Hinrichtung des Königs bis zum Sturze Robespierres, während welcher Zeit Laukhard in Frankreich lebte. Er hielt ſich abwechſelnd in Straßburg, Auxonne, Dijon, Lyon, Valence, Vienne, Montpellier, Grénoble

Mâcon, Avignon auf, alſo in ſehr verſchiedenen Städten und Landſchaften, verſah auch die verſchiedenartigſten Functionen, bald als bloßer Deſerteur, bald als Gefangener (wegen der Landauer Geſchichte, die ihm noch zu zweien Malen, in Dijon und Mâcon, hart an den Kragen ging), bald als Rechnungsführer, bald als Sprachmeiſter, bald als Maurer und Tagelöhner, am Längſten als Krankenwärter in den Spitälern von Dijon und Lyon, und hatte auf dieſe Art, durch den beſtändigen Verkehr mit den untern Klaſſen des Volkes und doch durch ſeine allgemeinere Bildung über dieſelben erhoben, eine unvergleichliche Gelegenheit, die inneren Zuſtände des damaligen Frankreich kennen zu lernen. Daß ſein Blick ſich dabei hauptſächlich wieder auf die niedere Sphäre, auf Verworfenheit, Schmuz und Liederlichkeit lenkte, verſteht ſich bei Laukhard von ſelbſt, und ebenſo auch daß die Form, in der er ſeine Beobachtungen niederlegt, höchſt roh und unſauber iſt. Dennoch ſollten Geſchichtſchreiber jener Epoche ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen, auch Laukhard's Buch zu ſtudiren; ſie werden manchen charakteriſtiſchen Zug darin finden, den ſie anderwärts vergeblich ſuchen.

Heimkehr und getäuſchte Hoffnungen.

Und ſo hätte Laukhard ſich dies Vagabondenleben ohne Zweck und Ziel ſchon gefallen laſſen und wäre vielleicht für immer in Frankreich geblieben, hätten nicht ſeine halleſchen Freunde, darunter namentlich der uns ſchon bekannte Bispinck, ſich um ſeine Freilaſſung bemüht. Endlich wurden ihre Anſtrengungen vom Erfolg gekrönt; auf einen untergeſchobenen däniſchen Heimathsſchein — denn als Preußen hätte man ihn nicht freigelaſſen — erhielt er die Erlaubniß Frankreich zu verlaſſen.

Bei Baſel betrat er zuerſt wieder den deutſchen Boden — und ſchon wenige Tage ſpäter finden wir ihn, den ſchwärmeriſchen Bewunderer der franzöſiſchen Republik, den Verächter und Feind der Emigranten, wieder als neu angeworbenen Rekruten der Emigrantenarmee oder des ſogenannten Rohan'ſchen Corps. Die Erfahrungen indeß, die er hier machte und die ſeine früheren Beobachtungen in Betreff der Emigranten nur beſtätigten, veranlaßten ihn eines guten Tages, da ſein Hauptmann ihn in Geſchäften nach Ettenheim ſchickte, einfach nicht wieder zu kommen, ſondern ſtatt deſſen nach Offenburg zu gehen und ſich daſelbſt friſch am Thor bei den ſchwäbiſchen Kreistruppen, Regiment Ludwig von Baden, anwerben zu laſſen. — Man ſieht, wie Laukhard ehedem die Runde machte durch die deutſchen Univerſitäten, ſo hatte er jetzt als Soldat nicht übel Luſt, daſſelbe mit den verſchiedenen Armeen zu verſuchen. —

Durch die fortgeſetzten Bemühungen ſeiner halleſchen Freunde indeß wurde er nach einiger Zeit auch hier wieder ausgelöſt, nachdem er es ſchon zum Corporal gebracht und mehre Mal mit eigener Hand jenes berühmte Corporalſtöckchen geſchwungen hatte, das damals, wie bei allen europäiſchen Armeen, mit einziger Ausnahme der republikaniſch-franzöſiſchen, auch bei der deutſchen Reichsarmee noch in voller Thätigkeit war.

Laukhard nahm ſeinen Weg über Frankfurt und das für ihn ſo verhängnißvolle Gießen, wo er das Studentenleben jedoch ſehr im Verfall fand, wenigſtens nach ſeinen Begriffen. Am 27. October 1795 wanderte er in Halle ein. Seine vornehmſten Ausſichten für die Zukunft hatte er, und man muß geſtehen, nicht ohne einigen Schein des Rechts, wohl auf den Kronprinzen geſetzt, der ihn, wie unſere Leſer ſich entſinnen, perſönlich zu der gefährlichen Expedition nach Landau veranlaßt und ihm dabei ausdrücklich die Sicherſtellung ſeiner Zukunft verſprochen hatte. Aber ob es nun Laukhard's Perſönlichkeit war, oder der ſchlechte Erfolg, den ſeine Sendung gehabt, oder ob (und dies iſt uns das Wahrſcheinlichſte) der Kronprinz Grund hatte ſich an die ganze Affaire am Liebſten gar nicht mehr erinnern zu laſſen — genug, alle ſchriftlichen wie perſönlichen Vorſtellungen blieben inſoweit fruchtlos, als kleine ſpärliche Geldgeſchenke und allgemeine Vertröſtungen für die Zukunft das ganze Reſultat derſelben waren. Laukhard empfand dieſe Täuſchung mit bitterm Grimm; ſelbſt noch durch die gehaltene und vorſichtige Weiſe, mit der er an verſchiedenen Stellen ſeiner Lebensbeſchreibung über den Kronprinzen und ſein Verhältniß zu demſelben ſpricht (man vergleiche namentlich Bd. 3. p. 13 ffg.), leuchtet die Gluth des Zornes in einer Art und Weiſe hervor, die Laukhard ſelbſt mit einem gewiſſen ſittlichen Pathos verklärt. „Ob ich gleich", ſagt er, „noch immer überzeugt bin, daß ich nach der Aufopferung deſſen, was ich hatte, indem ich mich, bloß um dem Kronprinzen zu dienen und mich ſeiner Gnade zu empfehlen, in die Gefahr begab, mein Leben auf eine ſchimpfliche Art zu verlieren, allerdings auf einige Unterſtützung zu hoffen das Recht hatte, ſo kann ich doch dieſem vortrefflichen Herrn die Schuld nicht beimeſſen, daß ich ohne die verſprochene Hülfe von ſeiner Seite bleibe und dadurch genöthigt bin, Männern läſtig zu ſein, welche bloß Menſchengefühl veranlaßt, mich in allen Stücken nach ihrem Vermögen zu unterſtützen. Es giebt zwiſchen einem Fürſten, wie der Prinz von Preußen iſt, und einem armen Teufel, wie ich bin, eine zu große Kluft: er kann ſich nicht ſo tief herablaſſen, um meine Lage kennen zu lernen, und ich kann mich bis zu ihm nicht erheben, um ihn darüber zu belehren."

Und dann gleich darauf, wo er ſich gegen den Vorwurf vertheidigt, heimlicher Republikaner zu ſein und den gefliſſentlichen Lobredner der Franzoſen zu machen, mit naheliegender Beziehung auf den Prinzen: „Das Verfahren der Franzoſen gegen mich war edel, und unedel wäre es nun von mir, wenn ich von ihren Anſtalten gegen meine Ueberzeugung ſchiefe Urtheile auftiſchen und Lügen einmiſchen wollte, um die ohnehin ſchon ſo verkannte und verhaßte Nation noch verhaßter zu machen.“

Heirath und Schriftſtellerei.

Für einen Charakter, wie wir Laukhard kennen, war es vollkommen naturgemäß, daß er ſeinen Verdruß über dieſe getäuſchten Hoffnungen in einem Meer von Liederlichkeit zu ertränken ſuchte. Er ſelbſt nennt den Winter, den er 1796 in Halle verbrachte, eine der wüſteſten und tollſten Epochen ſeines Lebens; danach mag man ſich einen Maßſtab machen, wie dieſer Winter geweſen ſein muß. Ja ein Schritt der Deſperation war es auch ohne Zweifel nur, als er ſich plötzlich zu Anfang ſiebenundneunzig verheirathete. Seine Wahl traf ein Mädchen von niederem Stande: „denn eine Mamſell oder Madam, ich meine ein Frauenzimmer mit einem Federhuth und Schleppekleid, würde allerdings drey † † † vor mir gemacht haben, und ich würde gleichfalls vor jeder Madam oder Mamſell drey Kreuze machen.“ Er nennt das Mädchen nur nach ſeinem Vornamen Hannchen; es war eine Soldatentochter, der Vater ſtand bei der preußiſchen Demarcationslinie. Soweit wären die Verhältniſſe alſo gleich geweſen; und auf Bildung und Unſchuld machte Laukhard, nach ſeinen bekannten Grundſätzen, ja ſelbſt keinen Anſpruch. Dennoch war die Ehe höchſt unglücklich; es iſt das Seitenſtück zur Bahrdt'ſchen Ehegeſchichte, das mag dem Leſer genug geſagt ſein.

Aber auch eine in ſich ſelbſt glücklichere Ehe hätte müſſen getrübt werden durch dieſe fortwährenden kläglichen Nahrungsſorgen, mit denen der neue Hausvater, der aber deshalb ſein Leben in Kneipen und Wirthshäuſern keineswegs aufgab, zu kämpfen hatte. Schon durch den Kronprinzen in Landau von ſeiner preußiſchen Militärpflicht befreit, hatte er ſeine Magiſterſchaft wieder hervorgeſucht und unterrichtete, wie vor dem Feldzug, in allerhand Sprachen und Wiſſenſchaften. Doch warf dieſe Beſchäftigung nur wenig ab, und auch das Herumſchmarotzen bei Bürgern und Studenten, das er zu Zeiten völlig gewerbmäßig trieb, nährte beſten Falls nur immer ihn, nicht aber Frau und Kind.

So warf er ſich denn, ermuthigt durch den Erfolg, welchen die früher erwähnte Fortſetzung ſeiner Lebensgeſchichte hatte, der Schriftſtellerei zum zweiten Mal und mit erneuertem Fleiß in die Arme. Die Zahl ſeiner Schriften, wie wir ſie in der Fortſetzung von Jöcher, bei Meuſel und Anderen verzeichnet finden, iſt außerordentlich groß. Und doch ſind dieſe Verzeichniſſe bei Weitem noch nicht vollſtändig, da er Vieles unter fremdem Namen ſchrieb, beſonders nach 1800 als Anſelmus Rabioſus der Jüngere, ein nom de guerre, der auch noch von andern Publiciſten jener Zeit geführt wurde, Vieles auch ganz ohne Namen: ſo daß es ſchwer fällt, den eigentlichen Umkreis ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit feſtzuſetzen.

Doch iſt auch das Meiſte davon, wie wir ſchon früher ſagten, von der Art, daß es getroſt der Vergeſſenheit überlaſſen bleiben kann: und beſchränken wir uns hier nur auf eine kurze Erwähnung desjenigen, was etwa in hiſtoriſcher oder culturhiſtoriſcher Hinſicht einige Ausbeute gewähren dürfte.

Das Erſte, womit er nach der Rückkehr aus Frankreich debütirte, war, nächſt der Fortſetzung der Lebensgeſchichte, ein Buch über die Reichsarmee, die er ſoeben bei den Schwaben hatte praktiſch kennen lernen: „Die Reichsarmee in ihrer wahren Geſtalt, oder Schilderungen der heutigen Reichsarmee nebſt Winken über Teutſchlands künftiges Schickſal. Leipzig, 1796.“ Dieſem folgte im nächſten Jahre eine „Anleitung zur Uebung in der franzöſiſchen Sprache“, die es noch im Jahre 1813 zu einer dritten Ausgabe brachte. 1798 gab er, außer einer Streitſchrift gegen Degenhard Pott über deſſen auch von uns im vorigen Aufſatz erwähnte Sammlung der Bahrdt'ſchen Briefe, zwei Romane heraus: „Leben und Thaten des Rheingrafen Carl Magnus, den Joſeph II. zehn Jahre ins Gefängniß nach Königſtein ſchickte, um da die Rechte der Unterthanen und anderer Menſchen reſpectiren zu lernen, zur Warnung für alle winzige Deſpoten, Leichtgläubige und Geſchäftsmänner geſchildert“, und: „Annalen der Univerſität zu Schilda oder Bocksſtreiche und Harlekinaden der gelehrten Handwerksinnung in Teutſchland, zur Auflöſung der Frage, woher das viele Elend durch ſo manche Herrn Theologen, Aerzte, Juriſten, Kameraliſten und Miniſter. Drei Theile.“ Das Erſte iſt, wie man ſchon aus dem Titel ſieht, die auch von uns beſprochene Geſchichte des Grafen von Grehweiler; das Andere ein nochmaliger Aufguß von Laukhard's akademiſchen Erfahrungen. Doch ſind auch zahlreiche politiſche Elemente beigemiſcht: namentlich ſpielt unter der Maske des Fürſten Friedrich Karl zu Kolchis der damalige König von Preußen Friedrich Wilhelm II. eine Hauptrolle in dem Roman, während Prinz Moritz ohne Zweifel auf den Kronprinzen zu beziehen iſt. Nur im Vorbeigehen bemerken wir, daß Friedrich Wilhelm II. und ſein Verhältniß zur Lichtenau, den Roſenkreuzern ꝛc. damals einer ganzen eigenen Gattung von Romanen das Daſein gab, von denen der „König Peter der Dicke von Kanonenland“ wohl das Berühmteſte und auch wohl das Boshafteſte ſein dürfte.

In das Jahr 1799 fällt zunächſt die im Früheren ausführlich beſprochene Schrift über den Moſellaner- und Amiciſtenorden, ſowie ein dritter Roman: „Franz Wolffſtein oder Begebenheiten eines dummen Teufels.“ Von ſeinen ſpäteren Schriften erwähnen wir nur noch den „Marquis von Gebrian, oder Leben und Ebentheuer eines franzöſiſchen Emigranten, ein politiſch komiſcher Roman. Zwei Bände, Leipzig 1800“, worin er ſeine Erfahrungen in Betreff der Emigranten niederlegte; ob ein ſchon 1797 angekündigter Roman deſſelben Inhaltes: „Leben des Marquis von Vilançon“ wirklich erſchienen iſt, vermögen wir nicht zu ſagen. 1801 gab er ein „Bild der Zeiten oder Geſchichte Europas von Karl dem Großen bis auf Bonaparte“ heraus, ſowie 1804 eine „Corella Donatini oder Geſchichte einer empfindſamen Buhlerin“, in der beſonders die Polemik gegen die neu auftauchende romantiſche Schule ergötzlich iſt, namentlich gegen Friedrich Schlegel's Lucinde, die hier gewiſſermaßen traveſtirt werden ſoll.

Schluß.

Von dieſen Jahren ab bietet Laukhard's Leben nichts Merkwürdiges mehr dar; ja er verſchwindet bald darauf, wie wir bereits in der Einleitung bemerkten, in Unbekanntſchaft und Dunkelheit. Schon in der Vorrede zum ſechſten Bande der Lebensbeſchreibung ſpricht er den Vorſatz aus, mit Nächſtem eine Reiſe in die Heimath und von da in das Innere Frankreichs zu machen, von der er den Leſern denn auch allerhand neue Abenteuer zu erzählen hofft. Doch iſt dieſe Reiſebeſchreibung unſeres Wiſſens nie erſchienen. Im Jahre 1806 verbreitete ſich das Gerücht von ſeinem Tode, mit ſolcher Gewißheit, daß dieſes Jahr auch in die meiſten bibliographiſchen und literargeſchichtlichen

Handbücher als ſein Todesjahr übergegangen iſt und noch jetzt gewöhnlich ſo angeführt wird. Doch taucht er in Wahrheit noch einmal auf: und zwar mit jenem „Wilhelm Stein“, von dem ebenfalls ſchon in der Einleitung die Rede geweſen. Wir erſehen daraus und finden es auch durch andere Nachrichten beſtätigt, daß er ſich in der Gegend von Trier längere Zeit aufs Abenteuerlichſte umhergetrieben hat, auch eine Zeit lang ſogar Prediger geweſen, aber in kürzeſter Friſt mit Schimpf und Schande wieder weggejagt worden iſt. Mit dem Jahre 1813, wo eine dritte Auflage ſeiner franzöſiſchen Sprachlehre erſchien, verſchwindet aus unſern bibliographiſchen Hand- und Hilfsbüchern jede Spur von ihm. Selbſt die Angabe, daß er am 28. April 1822 geſtorben, beruht nur auf einer vereinzelten Notiz bei Meuſel; weder der allgemeine Nekrolog der Deutſchen noch das Intelligenzblatt der damaligen halleſchen Literatur-Zeitung, dieſe ſonſt ſo getreuen und wachſamen Buchhalter jedes irgend bemerkenswerthen Todesfalls, haben eine Zeile über das Ende dieſes Mannes, der einſt ſo viel von ſich reden gemacht, der ſo viel Papier verdorben und den die Literatur-Zeitung ſelbſt ſo oft und ſo derb geſtriegelt. — Die Angabe im Heinſius'ſchen Bücherlexicon (im III. Bd.), wonach ſein Todestag auf den 28. April 1832 fiele, iſt ohne Zweifel nur ein Druckfehler. —

In den Straßen von Halle dagegen ſah man noch vor acht oder zehn Jahren eine alte verſchrumpfte Weibergeſtalt, die jedem Vorübergehenden unter leiſem Gemurmel die zitternde Hand zum Almoſen entgegen ſtreckte; es war Laukhart's Hannchen, die er einſt in ſoldatiſchem Uebermuth geheirathet, mit der er dann ſo wenig glückliche Tage verlebt, die ſeiner ſo würdig geweſen war und die nun hier in kläglicher Verlaſſenheit einſam verkümmerte....

Druck von Ed. [illegible]

BIBLIOTHECA

Oberndorf.

Erſter Theil.

Oberndo

Roman

von

Robert Prutz.

[illegible]

In drei Theilen.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Die Freunde

Seite
Erſtes Kapitel. Der Abſchied. 3
Zweites Kapitel. Im Dachſtübchen. . . 11
Drittes Kapitel. Aus der Jugendzeit. . . . 16
Viertes Kapitel. Erſte Kämpfe. . . . 25
Fünftes Kapitel. Jugendträume und Hoffnungen. 33
Sechſtes Kapitel. Ungewiſſe Ausſichten. . . 43
Siebentes Capitel. Künſtlers Freuden und Leiden. 52
Achtes Kapitel. Bewegte Zeiten. 62
Neuntes Kapitel. Verſchiedene Wege. 72

Zweites Buch.

In einer kleinen Stadt

Erſtes Kapitel. Frühe Roſen, frühe Dornen. 83
Zweites Kapitel. Der Welt Lauf. . 88
Drittes Kapitel. Der Theateronkel. 93
Viertes Kapitel Das Vermächtniß. 105

Seite
Fünftes Kapitel. Abendgedanken. . . . 112
Sechstes Kapitel. Der Mann von Welt. . 118
Siebentes Kapitel. Im Thorweg. . . . 133
Achtes Kapitel. Hannchen. . . 140
Neuntes Kapitel. Die Lauſcher. . 150
Zehntes Kapitel. Weiſe Lehren. . . 160
Elftes Kapitel. Freiheit und Geſetz. . 171

Erstes Buch.

Die Freunde.

Erſtes Kapitel.

Der Abſchied

Es gibt im menſchlichen Leben mancherlei kleine Künſte und Fertigkeiten, die man nicht eher achtet, ja an die man nicht denkt, als bis man ihrer bedarf und deren Mangel dann unter Umſtänden ſehr ſchwer empfunden wird. So zum Exempel die Kunſt, einen Koffer gehörig ein- und auszupacken. Heutzutage freilich, in der Zeit der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, wo das Reiſen nachgerade bequemer geworden iſt als das Zuhauſebleiben, heutzutage iſt auch dieſe Kunſt ziemlich entbehrlich geworden. Wer heutigen Tags noch mit einem Koffer reiſt, einem wirklichen, leibhaftigen Koffer, einem jener lederbeſchlagenen, juchtenduftenden Ungethüme, die im Nothfall einer ganzen nicht allzu zahlreichen Familie als Nachtlager dienen könnten, der iſt entweder ein Muſterreiter oder ein gaſtirender Schauſpieler, oder aber er gehört jener glücklich ſituirten Minderheit an, der es dann auch nicht an den erforderlichen Reiſekurieren und Kammerdienern fehlt, das wandelnde Haus in Ordnung zu erhalten. Wir beſcheidenen Leute vom Mittelſtand dagegen, nicht wahr, lieber Leſer?

wir nehmen unſere Reiſetaſche unter den Arm, ein Dingelchen, kaum halb ſo groß wie der Strickbeutel unſerer ſeligen Großmama, ſetzen uns in die Droſchke, fahren auf den Bahnhof, und fort geht es, nicht blos mit der Schnelligkeit, ſondern auch mit der Leichtigkeit eines Vogels.

Aber nun ſieh hierher, geneigter Leſer! Hier ſind zwei junge Leute, die Zeit ihres Lebens noch niemals über die Grenze ihres kleinen Heimatlandes hinausgekommen. Zwiſchen ihnen ſteht ein Koffer — aber nein, das iſt gar kein Koffer mehr, ein Thurm zu Babel iſt das, ein geöffneter Vulkan, der in ſeinem unergründlichen Schlunde eine ganze Welt zu verſchlingen droht. Mit ſolchem Koffer muß einſt Sophie von Memel nach Sachſen gereiſt ſein; hoch wie ein Haus, lang hingeſtreckt wie ein Feſtungswall, nimmt er faſt den ganzen Raum des Zimmers ein, ja es fehlt nicht viel, ſo könnte man das Zimmer, wie es da iſt, in den Koffer packen.

Und dieſes Zimmer ſelbſt, wie ſieht es aus! Schlimmer als ein Schlachtfeld; halb geleerte Kiſten und Kaſten, Briefe und Zeichnungen, Bücher und Kleidungsſtücke, alles liegt wirr durcheinander. Mitten in dieſem Chaos aber ſtehen die beiden jungen Männer und bemühen ſich vergebens Ordnung zu ſchaffen, indem ſie auf gut Glück ein Stück um das andere in den Abgrund des Koffers verſenken. Man merkt es ihnen an, daß ſie ſeit Jahren das Glück einer weiblichen Pflege entbehrt haben; keine ſorgſame Mutter, keine wirthſchaftliche Schweſter hat ſie gelehrt, die Wäſche hübſch ſäuberlich in die vorſchriftsmäßigen Falten zu brechen, oder die bauſchenden Rockſchöße, die widerſpenſtigen Aermel mit raſchem Blick und ſicherer

Hand in den richtigen mathematiſchen Winkel zu bringen. Hier iſt ein Kaſten zu hoch, dort eine Mappe zu breit, ein widerſpenſtiger Stiefel ſteckt die Naſe neugierig in die Höhe und will ſich trotz aller Knüffe und Püffe nicht zur Ruhe geben, während die Pfeifenröhre mit den bunten Quaſten und den zierlich gemalten Köpfen unter der Laſt der auf ſie gehäuften Bücher zu zerbrechen drohen.

Die beiden jungen Leute ſchwitzen und ſtöhnen, von Zeit zu Zeit ſehen ſie einander an, brechen in ein lautes Gelächter aus, mit dem ſie ihre eigene Ungeſchicklichkeit verſpotten, und machen dann durch einen neuen Verſuch, Syſtem und Plan in ihr ſchwieriges Geſchäft zu bringen, die Verwirrung nur immer größer. Jetzt legen ſie die Wäſche zu unterſt, Bücher und Papiere in die Mitte, Röcke und Stiefel nach oben — es ſtimmt nicht; ſie kehren die Reihefolge um — es ſtimmt noch weniger. Neue Pauſe, neue Ueberlegung, neue Verſuche und neue Noth.

Endlich iſt alles untergebracht, zwar nicht viel beſſer, als man die Leichen nach einer Schlacht verſcharrt, aber genug, es iſt untergebracht. Noch ein Ruck, ein Druck — und richtig, jetzt ſetzt der ungeheuere Deckel ſich in Bewegung, langſam und ſchwerfällig, gleich einem Thorflügel, der ſich kreiſchend auf den ſchlecht geölten Angeln dreht, der Riegel ſchnappt hörbar ins Schloß — das große Werk iſt vollbracht!

„Nun in der That“, rief Eduard, indem er tiefathmend emporſprang und ſich die blonden Locken von der glühenden Stirn ſchüttelte, „das war ein ſaueres Stück Arbeit; wenn es ſchon ſoviel Mühe koſtet, einen jungen Habenichts in die Welt zu ſpediren, wie unſereins, was mögen erſt die reichen Leute für Noth haben! Aber jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth — ſieh da, hier ſteht noch eine volle Flaſche, die Anſtrengung hat mich durſtig gemacht — komm her, mein Alter, ein letztes Glas — zum Abſchied!"

Der Angeredete — wir nennen ihn Anton — erhob ſich ebenfalls, doch minder haſtig. Er ſah dem Treiben des Freundes, der mit behaglicher Geſchäftigkeit Flaſche und Gläſer herzutrug, einige Augenblicke halb verwundert zu; dann mit gutmüthigem Lächeln ſagte er:

„Freilich, zum Abſchied; aber ſetz' auch hübſch hinzu: auf Wiederſehen!"

„Nun das verſteht ſich ja von ſelbſt", erwiderte der andere muthwillig, „wozu nähme man denn Abſchied, als um ſich wiederzuſehen? Abſchied und Wiederſehen, das gehört ja zuſammen wie Nacht und Morgen — oder falls du dieſen Vergleich zu poetiſch finden ſollteſt, mein lieber Philiſter und angehender Erbe eines Millionärs, wohlan, ſo ſag' ich: ſie gehören zueinander, wie Senf zum Rindfleiſch, die bittere Abſchiedsſtunde iſt gleichſam nur das beizende Gewürz, das den Gaumen deſto empfänglicher machen ſoll für die vollen Schüſſeln des Wiederſehens."

„Aber, o Himmel", unterbrach er ſich ſelbſt mit komiſchem Pathos, „wohin gerathe ich?! Das kommt davon, wenn man Gemeinſchaft macht mit euch proſaiſchen Seelen und ſich von euch verleiten läßt, den Pegaſus ins Joch zu ſpannen. Wie Senf zum Rindfleiſch — ein wahres Garküchengleichniß", rief er ſich ſchüttelnd, „es riecht nach dem Rothen Löwen; unſer Freund Wendelmeier, der große Welt- und Menſchenkenner, könnte es gemacht haben, ſo natürlich iſt es und ſo hübſch proſaiſch. Raſch, komm!

die edle Blume dieſes Rheinweins droht zu verduften in der ſpießbürgerlichen Atmoſphäre, die ich heraufbeſchworen habe; herunter mit dem goldenen Naß und daß deine Zukunft ſo golden ſei wie dieſer Wein!"

„Ich verſtehe deine Anſpielung", erwiderte Anton, indem er auf den neckenden Ton des Freundes einzugehen verſuchte, „allein ſie trifft mich nicht. Du meinſt die Dukaten des Oheims — auf mein Wort, Eduard, ich ſelbſt bin ganz gefaßt darauf, daß es damit ſchließlich wird wie mit den Goldſtücken im Märchen; von weitem ſehen ſie ſich zwar an wie Gold, aber ſobald man ſie näher prüft, ſind es eitel Kohlen. Doch immerhin, der Verſuch lockt mich, eben weil es ein Verſuch iſt, ich bin alt genug, um endlich ein Stück Welt zu ſehen, und ſo nehme ich deinen Wunſch an und erwidere ihn von Herzen: zum Abſchied! und auf ein fröhliches Wiederſehen!"

Die Freunde umarmten ſich zärtlich, und mit den gefüllten Gläſern herzhaft aneinander klingend, wiederholten ſie: „Zum Abſchied! Auf Wiederſehen!" —

Brauchen wir dem geneigten Leſer nach dieſem Eingang noch erſt zu ſagen, wen er vor ſich hat und was für ein paar Menſchen das ſind, die hier voneinander ſcheiden? Nämlich zwei junge leichtfertige Brauſeköpfe, unerfahrene thörichte Menſchen, die noch nichts wiſſen von dem Ernſt des Lebens, vor denen die Zukunft noch liegt wie ein verſchloſſenes Buch, an deſſen glitzerndem Einband ſie ſich ergötzen, und die noch keine Ahnung haben von den ſchwarzen Blättern und den dunkeln, räthſelhaften Stellen, die in dieſem äußerlich ſo glänzenden, ſo anlockenden Buche enthalten ſind.

Abſchied, Wiederſehen! Es hört ſich freilich an, als ob es gar nicht anders lauten könne — und doch, zwiſchen dieſen beiden Wörtern, die ſo eng zuſammenzugehören ſcheinen, die ſo leicht, ſo gefällig von der Lippe fließen, was für Berge von Mühſeligkeiten und Beſchwerden thürmen ſich zu Zeiten dazwiſchen auf! Welche Abgründe öffnen ſich, tiefer und unerſättlicher, als daß ein ganzes Leben, ein Leben voll Kampf und Arbeit und Entſagung im Stande wäre ſie auszufüllen! Man muß noch ſehr jung ſein und ſehr unverſucht vom Schickſal, um ſeine Abſchiedsſtunden mit Gläſerklang und Scherzreden zu begehen; man muß noch ſehr jung ſein und noch einen ſehr kindlichen Glauben an die Zukunft haben, um in dem untergehenden Abendſtern des Abſchieds bereits den aufdämmernden Morgenſtern des Wiederſehens zu erkennen. Wir andern, denen das Haar ſich allmählich zu färben beginnt und die wir erfahren haben, erfahren unter tauſend Schmerzen und Enttäuſchungen, welch ſchweres Ding das Leben iſt und wie viel Wünſche hinwelken, edle, fromme, gerechte Wünſche, einſam und unverſtanden, ohne daß ihnen jemals die Sonne der Erfüllung lächelte — wir vermögen das nicht mehr. Mit jeder Hand, die ſich uns zum Scheidegruß entgegenſtreckt, ſehen wir im Geiſte alle die unzähligen Hände wieder, die ſich uns im Lauf der Jahre einſt ebenſo entgegenſtreckten und deren Druck uns dann nie wieder erfreut hat; mit jedem neuen Abſchied, den wir nehmen, erwachen die Geiſter früherer Abſchiedsſtunden, denen auch kein Wiederſehen gefolgt iſt; in jeden letzten Kuß, den wir auf liebe Lippen preſſen, miſcht ſich für uns, je weiter wir im Leben vorſchreiten, der Vorgeſchmack jenes letzten Abſchieds, der uns allen gewiß iſt und von dem noch niemand zurückgekommen ...

Aber wohlan, laſſen wir der Jugend ihr Recht; es wird eben niemand klug, es ſei denn auf ſeine eigenen Koſten, und dieſe feige, ärmliche Klugheit des Lebens, die nicht mehr zu hoffen wagt, weil ſie ſich nämlich zu ſchwach fühlt, die Enttäuſchung zu ertragen, kommt ſie nicht immer noch zeitig genug? Auch für die beiden jungen Männer, deren Abſchied wir hier belauſchen, wird dieſe Stunde der Enttäuſchung ſchlagen, früher vermuthlich, als ſie denken; auch ſie werden noch lernen, ihre Wünſche zu mäßigen und dem Flug der Begeiſterung das Bleigewicht der Erfahrung anzuhängen; ſie werden das Unzulängliche aller menſchlichen Beſtrebungen erkennen, und auch jener kleine nagende Wurm, den das von den Wechſelfällen des Lebens geſchärfte Auge mit ſchmerzlicher Befriedigung in den meiſten, um nicht zu ſagen in allen irdiſchen Freuden und Genüſſen entdeckt, wird ihnen nicht immer verborgen bleiben.

Für jetzt freilich wiſſen ſie noch nichts davon; der Himmel ihrer Zukunft, wie umwölkt er in der That auch ſein mag, erſcheint ihnen noch ſo klar und heiter wie das Auge, mit dem ſie ihm entgegenlächeln; das Leben ſelbſt dünkt ſie noch ſo friſch, ſo roſig wie die Wange, die von Kraft und Geſundheit ſtrotzt und die noch kein Kummer gefurcht, keine Sorge mit kränkelnder Bläſſe angehaucht hat. Sie ſind im Begriff voneinander zu ſcheiden, das erſte mal, ſoweit ihre Erinnerung reicht; ein Band ſteht im Begriff ſich zu löſen, das ſie von Kindesbeinen an verknüpft hat und das für ſie, ſo rauh die Hand des

Schickſals ſie im übrigen auch führte, doch nur eine ununterbrochene Kette kleiner harmloſer Freuden bildete. Während der eine in engen, kleinlichen Verhältniſſen zurückbleibt, wird der andere, halb durch eigenen Entſchluß, halb durch Schickſalsfügung, in eine ungewiſſe, abenteuerliche Ferne entrückt; eine Trennung ſteht ihnen bevor, die nach menſchlichem Ermeſſen eine Trennung ſein wird auf viele Jahre.

Und doch klingen ſie mit den Gläſern zuſammen und lachen und ſcherzen und genießen die flüchtige Stunde, als wäre ſie nur eine von den unzähligen, die ihnen noch gewiß ſind! Und doch ſtrahlt ihr Auge ſo hell und ihre Lippe lächelt ſo unbefangen, als würden ſie für alle Zeit ſo miteinander fortleben und Trennung und Abſchied wären für ſie nur leere, bedeutungsloſe Worte!

Glückliche Jugend! Glückliche Unwiſſenheit!

Zweites Kapitel.

Im Dachſtübchen.

Lernen wir die beiden leichtfertigen Freunde denn ein wenig näher kennen; ſehen wir uns zunächſt um, wo wir uns eigentlich befinden.

Die Prüfung wird uns nicht lange aufhalten. Es iſt ein kleines enges Zimmerchen, das auch ohne den rieſenhaften Koffer in der Mitte nur wenig Raum, auch ohne die Unordnung des Einpackens nur wenig Behaglichkeit bieten würde. Ja, um nichts zu verſchweigen und da die verrätheriſchen ſchrägen Wände, die niedrige Decke, die uns faſt auf den Kopf hängt, und die kleinen winzigen Fenſterchen das Geheimniß ja doch ſchon ohne unſer Zuthun ausgeplaudert haben — ein Dachſtübchen iſt es, und zwar, wie uns ein Blick aus eben dieſen Fenſtern auf den öden menſchenleeren Marktplatz lehrt, mit ſeinen kleinen unanſehnlichen Häuſern und dem einförmig plätſchernden Brunnen, um den die Tauben friedlich ab- und zufliegen — ein Dachſtübchen in einer kleinen Landſtadt, wie ſich deren im mittlern Deutſchland, dem Schauplatz unſerer Geſchichte, ſo viele finden.

Es war ein armes, verhutzeltes Städtchen, eng zwiſchen die Berge geſchachtelt, deren ſteiniger Rücken den Bewohnern für viele Mühe und Arbeit doch nur einen dürftigen Unterhalt gewährte. Die Häuſer, alt und baufällig, ſahen einander verdroſſen an, als fänden ſie ſelbſt es nachgerade langweilig, immer ſo auf einem Fleck zu ſtehen und immer dieſelben Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, immer dieſelben kläffenden Hunde, dieſelben Tauben am Brunnen mit anzuſehen. Auch ſchienen einzelne von ihnen allen Ernſtes entſchloſſen, dieſe langweilige Stellung aufzugeben, ſelbſt wenn es ſie ihre Exiſtenz koſten ſollte: Erker und Pfeiler zeigten hier und da eine bedenkliche Neigung, von der ſenkrechten Linie in die wagerechte überzugehen und umgekehrt. Die vielen ſchwarzen Fenſterhöhlen, die längſt eines ſchützenden Glaſes entbehrten, waren wie ebenſo viel geöffnete Münder, mit denen die Häuſer einander angähnten; Schornſteine und Giebel ſtanden ſchief, wie ein ehrſamer Hausvater ſich die Zipfelmütze ſchief rückt, wenn ihm unangenehme Gedanken durch den Kopf gehen. Selbſt der Bach, der das Städtchen durchfloß und dem die Sorge der Straßenreinigung ausſchließlich überlaſſen war, wälzte ſein trübes Waſſer mürriſch und verdroſſen dahin. Ja ſogar die Kinder, die an dieſem Bache ſpielten, hatten ein mürriſches, verdroſſenes Gepräge, weit über ihre Jahre hinaus; ihre Spiele waren lautlos und einförmig, und auch die Schiffchen, welche ſie auf dem ſchwarzen ſchlammigen Waſſer ſchwimmen ließen, kamen gewöhnlich nicht weit, ſondern blieben, zum großen Verdruß der jungen Fährleute, regelmäßig bei der erſten Krümmung des Weges ſtecken.

Symbol des Schickſals, welches das Städtchen ſelbſt betroffen hatte! In der That hatte daſſelbe einſt beſſere Zeiten geſehen; mit einem eigenthümlichen Gemiſch von Stolz und Niedergeſchlagenheit ſprachen die ältern Einwohner von dem muntern Leben, das ſich ehedem in dem Städtchen getummelt hatte, damals, als hier noch die Huſaren in Garniſon lagen. Es waren zwar in Wahrheit nur wenige Schwadronen geweſen; dennoch, wenn man dieſe Erzählungen mit anhörte, fühlte man ſich verſucht zu glauben, als hätte hier wenigſtens eine ganze Armee ihr Lager aufgeſchlagen gehabt, ſo lebhaft waren die Schilderungen der ältern Leute und ſo ſehnſüchtig gedachten ſie der vergangenen Herrlichkeit.

Nun, Huſaren ſind überall ein munteres Völkchen, und ſo mochte das Städtchen allerdings wol einen weniger melancholiſchen Anblick dargeboten haben, als hier noch allmorgendlich die Trompeten zur Reveille riefen; als noch bäumende Huſarenpferde, zum Schrecken und ebenſo ſehr zum Entzücken der Kinderwelt, in das trübe Waſſer des Bachs in die Schwemme geritten wurden; als jede Köchin und jede Magd noch „ihren Huſaren“ hatte, der ſie abends am Brunnen erwartete; als Offiziere und Fähnriche, allerliebſte ſchlank gewachſene Herrchen mit Zwickelbärten, ja wahrhaftig zum Küſſen, hier noch Fenſterparade machten und die Sporen klirren ließen vor den ehrſamen Bürgerstöchtern, die jetzt mit hoffnungsloſer Reſignation durch die halbblinden Fenſterſcheiben auf die grasbewachſenen Gaſſen herniederſtarrten. Es war damals ein lockeres Treiben in dem kleinen Ort geweſen, die ehrſamen Bürgerstöchter waren nicht jederzeit ſo unerbittlich geweſen, wie ſie es jetzt allerdings waren, da niemand mehr kam, ihre Tugend zu verſuchen; man munkelte allerhand von verliebten Abenteuern, von Entführungen, Duellen und andern merkwürdigen Ereigniſſen, die ſich hier zugetragen haben ſollten und von denen die alten Herren, die ſich des Abends im Wirthshaus das ſchlechte Bier mit dieſen Erinnerungen zu verbeſſern ſuchten, noch jetzt nicht recht wußten, ob ſie ſich im Namen ihrer Stadt darüber freuen oder ſchämen ſollten.

Doch das alles war, wie geſagt, lange her; die luſtige Garniſon war aus irgendwelchen Gründen in eine andere Gegend verlegt worden, und als nun auch die neugebaute Eiſenbahn das Städtchen in der Entfernung von einigen Meilen liegen ließ, ohne es zu berühren, ſo ging daſſelbe von ſeinem frühern Wohlſtand mit jedem Jahre weiter zurück. In demſelben Grade, wie das Städtchen ärmer und ſtiller wurde, wurde es auch immer finſterer und unheimlicher; nicht blos die Häuſer, auch die Stimmung des Oertchens wurde von Tag zu Tag ſchwärzer und unfreundlicher. Schon die Verlegung der Garniſon hatte viel böſes Blut unter der Bürgerſchaft erzeugt, und dies Blut erbte ſich inſtinctmäßig vom Vater auf den Sohn. Seitdem nun neuerdings noch das Unglück mit der Eiſenbahn dazugekommen war, glaubte man den gerechteſten Grund zu haben, ſich über abſichtliche Vernachläſſigung und Zurückſetzung ſeitens der Behörden zu beſchweren. Das Städtchen ſah nicht umſonſt ſo räucherig aus, es war wirklich ein Herd der Unzufriedenheit und Widerſetzlichkeit; finſter und ungaſtlich wie ſein Aeußeres war auch der Sinn der Einwohnerſchaft. Man hielt wenig

Verkehr miteinander; die wenigen aber, die ja noch zuſammenkamen, thaten es nur, um einander ihre Noth zu klagen und auf die Regierung zu ſchelten, die in ihrer Blindheit nicht einſehen wollte, zu welcher großen Zukunft das Städtchen eigentlich berufen ſei, und daß es bei einer richtigern Leitung der öffentlichen Angelegenheiten unfehlbar der Mittelpunkt des ganzen Landes werden müßte.

Wenigſtens war dies die Ueberzeugung aller Einwohner, die darin ihren einzigen Troſt fanden gegen die Unbilden der Gegenwart und um ſo feſter daran hielten, je weniger Hoffnung ſie hatten, ihre hochfliegenden Plane jemals verwirklicht zu ſehen.

Drittes Kapitel.

Aus der Jugendzeit.

In dieſem Städtchen alſo, unter einem dieſer ſchwarzen ſpitzen Dächer, in einem dieſer baufälligen, altersmüden Erker, wohnten die beiden jungen Männer, mit deren Schickſal wir uns hier beſchäftigen. Das einförmige Plätſchern des Brunnens dicht unter ihren Fenſtern war die einzige Muſik, das Klappern der Holzſchuhe, wenn die Mägde aus der Nachbarſchaft über die Gaſſe huſchten, oder das Knarren und Kreiſchen der Räder, wenn die ehrſamen Ackerbürger ihrer dürftigen ländlichen Beſchäftigung nachgingen, die einzige Spur von Leben, die zu ihnen heraufdrang.

Aber was bedurften ſie auch mehr? Waren ſie nicht jung, und vergoldete ihre Phantaſie nicht die räucherigen Giebel mit tauſend lockenden Bildern und Hoffnungen? Dieſe ſchrägen Wände ihres Dachſtübchens, die einen jungen Mann nach der Mode in Verzweiflung geſetzt haben würden, waren ſie nicht bekleidet mit ehrwürdigen Quartanten und Folianten? Fanden nicht alle größten Geiſter der Vergangenheit ſich unter dieſer niedrigen Decke zuſammen, wenn nicht in Perſon, ſo doch in ihren Schriften, dieſen Schriften, welche unſere jungen Freunde nicht müde wurden zu ſtudiren, und in denen ſie tauſendfachen Erſatz fanden für den mangelnden Umgang und die übrigen Entbehrungen ihrer Lebensweiſe? Ja was für Umgang brauchten ſie überhaupt noch? da ſie ja einer am andern einen Schatz beſaßen, der ihr ganzes Herz ausfüllte und ihnen jeden andern Verkehr entbehrlich machte.

Vielleicht wäre es eine ganz erlaubte, vielleicht ſogar eine nothwendige Schriftſtellerdiplomatie, wenn wir den geneigten Leſer noch einige Zeit über die Perſönlichkeit unſerer jungen Freunde im Unklaren zu erhalten ſuchten; das Dachſtübchen einer verkommenen Landſtadt mit der Ausſicht auf einen grasbewachſenen Marktplatz iſt ohnedies ſchon kein beſonders empfehlenswerther Anfang für eine Erzählung, zumal in einem Zeitalter, wo die Crédit-Mobiliers in Blüte ſtehen, wo der Genuß die allgemeine Loſung des Tages iſt und wo ſelbſt der Aermſte nur davon träumt, wie er reich, reich, ſehr reich werden will . . .

Oder wenn unſere jungen Freunde nur wenigſtens einen leidlich klingenden Titel hätten, unter dem wir ſie dem Leſer vorſtellen könnten; ein Titel iſt heutzutage wieder ein gar geſuchtes Ding, beſonders wenn er von dem allbelebenden Silberklange begleitet wird. Nun könnten wir ſie allerdings und ohne der Wahrheit zu nahe zu treten als ein paar hoffnungsvolle junge Gelehrte einführen, von ſoliden Kenntniſſen und einer mehr als gewöhnlichen Bildung. Indeſſen ſehr viel wäre das noch immer nicht. Auch der Gelehrte, noch dazu der hoffnungsvolle Gelehrte, deſſen Hoffnungen ſich nämlich bisher noch in keinem Amte, keinem Titel, keinem Orden verwirklicht haben, ſteht in der Rangordnung der heutigen Geſellſchaft nur auf einer ſehr untergeordneten Stufe; er hat zum höchſten Zutritt, wenn er den ſchwarzen Frack und die weiße Binde angelegt hat, um mit ſüßlispelnder Stimme der geiſtreichen Frau vom Hauſe und ihren Gäſten ſeine neueſten Verſe vorzutragen, und auch dann muß er noch riskiren, vor dem Souper entlaſſen zu werden. Aber beſſer, das können wir ſelbſt nicht in Abrede ſtellen, klingt es bei alledem, ein junger hoffnungsvoller Gelehrter, als —

Nun ja doch, es muß heraus: als ein armer Schulamtscandidat. Und einen ſolchen haben wir hier vor uns, ſogar in doppelten Exemplaren. Dieſe beiden jungen Leichtfüße, die hier in einem Dachſtübchen, deſſen vornehmſtes Mobiliar in alten wurmſtichigen Büchern beſteht, Experimente in der Kunſt des Einpackens anſtellen, mit denen ſie einem wohlerzogenen Kammerdiener den Angſtſchweiß aus allen Poren treiben könnten, und die dabei obenein den für ihre Verhältniſſe durchaus unziemlichen Luxus treiben, Rheinwein zu trinken, und dadurch einen neuen Beweis liefern, wie ſehr alle diejenigen im Rechte ſind, die den unleugbaren und täglich weiter um ſich greifenden Verfall von Tugend und Sitte der zunehmenden Entartung, der Genußſucht und Verweichlichung der niedern Stände zuſchreiben — dieſe beiden übermüthigen Zecher, die ihre Abſchiedsſtunde ſtatt mit Thränen und Seufzern mit Gläſerklingen und fröhlichem Gelächter feiern — es bleibt dabei, geneigter Leſer: es ſind zwei arme Schulamtscandidaten, alſo gleichſam die Quinteſſenz und äußerſte Potenz von allem, was verſchämte Armuth, honnete Bedürftigkeit heißt.

Aber was kümmerte ſie ihre Armuth? Mit demſelben leichten Sinn, demſelben tapfern Muthe, mit dem ſie ſoeben die Wehmuth der Abſchiedsſtunde niederkämpfen und mit Scherz und Gelächter die Thräne erſticken, die ihnen bei alledem ins Auge treten will — mit demſelben tapfern Muthe hatten dieſe jungen heißen Köpfe, dieſe ſtolzen und kühnen Herzen auch das Kümmerliche ihrer äußern Lage zu überwinden gewußt. Nicht blos die finſtern Giebel der Nachbarhäuſer, auch die Klippen und Untiefen, die Dornen und Steine ihres Lebenspfades hatte die immer geſchäftige Phantaſie ihnen mit wohlthätigem Schleier umkleidet, und wie in dieſem ernſten Augenblick, mitten in dieſer ärmlichen Umgebung, unter den bangen Schauern der Trennung das duftige Gold des Rheinweins blitzte, ſo hatten dieſe Jünglinge es auch verſtanden, ihrem einſamen dunkeln Leben ebenfalls einzelne goldene Stunden abzugewinnen. Es gibt viele ungeahnte Schmerzen und Qualen, aber gottlob! auch einige Freuden gibt es, von denen die Reichen und Vornehmen nichts wiſſen und die ſelbſt die rauhe Hand der Armuth nicht ganz entblättern kann . . .

Wie ſchon erwähnt, waren Eduard und Anton Freunde von Kindesbeinen an; ſolange ſie denken konnten, war auch das Denken und Fühlen des einen mit den Gedanken und Empfindungen des andern aufs innigſte verwachſen. Schon die Aehnlichkeit der äußern Lage hatte dazu beigetragen, dieſe Freundſchaft zu entwickeln: von früh an hatten ſie dieſelben Beſchäftigungen, dieſelben Studien, dieſelben Erfahrungen durchgemacht und auch das Schickſal hatte beide auf dieſelbe rauhe, dornenvolle Bahn gewieſen.

Eduard Walldorf und Anton Feldner waren Nachbarskinder; der Vater des letztern war Prediger an derſelben armen kleinen Dorfkirche geweſen, bei der Eduard's Vater als Küſter angeſtellt war. An und für ſich war das nun allerdings ein ſehr erheblicher Unterſchied der Verhältniſſe. Denn auch das Dorf hat ſeine Rangordnung ſo gut wie die Stadt, und auch zwiſchen Dorfpfarrer und Dorfküſter liegt in den meiſten Fällen, wenn auch nicht zum Heil der Gemeinden, eine Kluft, wie etwa zwiſchen dem erſten Präſidenten eines Gerichtshofs und einem armen Schreiberchen mit zehn Gulden Diäten monatlich.

Aber der Tod, der große Nivellirer, der Scepter und Bettelſtab zwiſchen denſelben knöchernen Fingern zu Staub zermalmt, hatte auch dieſen Unterſchied ausgeglichen; die Schollen, die bald nacheinander, erſt in die Gruft des Predigers, dann auf den Sarg ſeines Küſters rollten, hatten die Kluft ausgefüllt, die nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge zwiſchen ihnen und ihren Familien beſtanden hatte. Beide hatten ihre Witwen in derſelben hülfloſen Lage zurückgelaſſen, und da die beiden verlaſſenen Frauen faſt in demſelben Alter und auch ziemlich von derſelben ſtillen, demüthigen Gemüthsart waren, ſo hatte die Aehnlichkeit ihrer Schickſale ſie bald aufs engſte zuſammengeführt; aus dem Leichentuch, das ſich beiden über das theuerſte Glück ihres Lebens gebreitet hatte, ſpann ſich ein Band der Freundſchaft, das bald in naturgemäßer Entwickelung auch ihre Söhne umſchloß.

Denn auch darin hatte das Schickſal, neben ſo vielem Traurigen, das es ihnen auferlegt, ſich den beiden vereinſamten Frauen in gleicher Weiſe gnädig erwieſen: daß nämlich jeder von ihnen ein Sohn zurückgeblieben war, das vollſtändige Abbild des verlorenen Gatten, wie jede überzeugt war, und jedenfalls der ſchwanke Stab, an welchem der geſunkene Lebensmuth der trauernden Frauen ſich wieder aufrichtete.

Auch die beiden Knaben wurden ſich der Aehnlichkeit ihres Schickſals bald bewußt; ſelbſt ohne dieſe Freundſchaft, die zwiſchen ihren Müttern beſtand, hätten ſie ſchon durch das Gleichartige ihrer Lage ſowie durch die Aehnlichkeit ihrer Empfindungen und Beſtrebungen zuſammengeführt werden müſſen. Wir haben unſere Freunde für nichts Vornehmeres ausgeben mögen und ſo wollen wir ſie auch nicht beſſer machen als ſie ſind. Die eigentliche Wurzel dieſes Freundſchaftsbundes, der ſich ſo frühzeitig und mit ſolcher Innigkeit zwiſchen ihnen entwickelte und der denn auch bis zu dieſem Augenblick allen Stürmen des Lebens getrotzt hatte, war ein gewiſſer gemeinſchaftlicher Stolz geweſen. Die Hand des Todes, wie rauh ſie auch in das Schickſal dieſer Knaben hineingegriffen, hatte doch die Erinnerung nicht völlig verwiſchen können an das, was ſie einſt geweſen — die Söhne der beiden angeſehenſten und ehrwürdigſten Perſonen des Dorfes. Freilich war es nicht mehr Anton's Vater, der allſonntäglich von der Kanzel herab mit warnender Stimme die harten Herzen der Bauern zu erweichen ſuchte; ein anderes Geſicht zeigte ſich jetzt von dem hohen Orgelchor, dicht unter den bausbackigen Engeln und den ſchweren holzgeſchnitzten Wolken, von denen der unaufhaltſame Flügel der Zeit das bischen Vergoldung längſt herabgewiſcht hatte; eine andere Stimme intonirte jetzt mit machtvoll dröhnendem Baß die Strophen des Kirchenliedes, zur großen Erbauung der alten Frauen im Dorfe, auf welche die inhaltreichſte Predigt, die rührendſte Ermahnung nicht halb den Eindruck machte als dieſer mächtig trillernde Baß des Küſters — —

Aber immerhin, ſo ſagten ſich beide Knaben doch, Eduard ſowol wie Anton, daß ihre Väter ehemals an dieſen ſo bevorzugten Stellen geſtanden und daß dieſelben ehrfurchtsvollen Blicke, die noch heute der Kanzel und dem Orgelchor zuflogen, auch einſt an ihren Erzeugern gehangen. Ja es dünkte ſie, als ob von dem Anſehen, in welchem ihre Väter einſt geſtanden, auch nothwendig auf ſie ſelbſt, die Söhne und einzigen Ueberreſte dieſer Väter, einiges übergegangen ſein müßte.

Das war nun, die Wahrheit zu bekennen, nicht im allermindeſten der Fall. Auch wird niemand, der unſern Bauernſtand kennt, wie er wirklich iſt, nicht blos, wie unſere modernen Dorfgeſchichten ihn ſchildern, es viel anders erwartet haben. Der Bauer iſt ein geborener Realiſt; Ruhm und Ehre, ſelbſt Erinnerung und Dankbarkeit, ſind für ihn nur ſehr untergeordnete Begriffe; ſeine erſte und dringendſte Frage bei allem iſt, was er davon hat und was es ihm nützt.

Und da nun ein todter Pfarrer und ein geſtorbener Küſter, welche beide ſo unverſtändig geweſen, der Gemeinde die Laſt einer Witwe und eines Knaben zu hinterlaſſen, die man doch nicht ſo ohne weiteres verhungern laſſen konnte — da, ſag' ich, ein ſolcher weiland Pfarrer und Küſter ihrer Gemeinde begreiflicherweiſe ſehr wenig nütze waren, ſo war auch das Anſehen, deſſen die Nachgelaſſenen der ehemaligen kirchlichen Würdenträger bei der Gemeinde genoſſen, in der That nur ein ſehr mäßiges. Wie gern hätten die beiden vereinſamten Frauen das Dorf verlaſſen, wo man ſie ſo deutlich fühlen ließ, wie ſehr ſie zur Laſt waren! Aber ohne Verbindungen, ſelbſt ohne Anverwandte, die geneigt oder im Stande geweſen wären ſich ihrer anzunehmen, blieb ihnen nichts übrig als ihre Thränen zu verſchlucken, wie bitter ſie ſchmeckten, und weiter zu nagen an dem Gnadenbrot, das die Bauern des Dorfs ihnen zukommen ließen und das durch das hochmüthige Mitleid, mit dem es ihnen gereicht ward, nicht eben ſchmackhafter wurde.

Aber ſo viele Thränen ihre Mütter auch heimlich darauf weinten, den beiden Knaben ſchlug das unwillig gereichte Brot bei alledem vortrefflich an. Es gehört das auch mit zu dem eigenthümlichen Glück der Jugend, dieſe Unbefangenheit, mit der ſie ihr tägliches Bedürfniß an Trank und Speiſe, an Wohnung und Kleidung dahinnimmt, recht wie die Blume auf dem Felde oder der Vogel in der Luft, ohne zu fragen, woher das alles genommen wird und ob etwa einmal ein Tag kommen könne, wo es nicht mehr ſo iſt. Wir nannten das ſoeben ein Glück der Jugend — und doch, recht überlegt, iſt es noch ein viel größeres Glück für die Aeltern ſelbſt: wenn das ſorgengetrübte Auge des Vaters nicht mehr dieſen ewig reinen, ewig ſtrahlenden Spiegel des Kinderantlitzes vor ſich hätte, wenn auch ſchon das Kind die Sorge verſtände, welche das Herz der armen Mutter durchzuckt, wenn das Meſſer unverſehens etwas tiefer ins Brot fährt, als ihre wirthſchaftliche Vorſicht berechnet hatte — wie ſollten arme Aeltern das Leben da noch überhaupt ertragen? Und wo gäbe es noch einen Tropfen Troſt für ein kummerbeladenes Herz, wenn nicht im Anblick dieſer ewig frohen, ewig lachenden Kindergeſichter, die noch nie eine Sorge umflort hat und die gleichmüthig einen Tag hinnehmen wie den andern?! Armuth und Elend ſind immer ſchwer zu tragen: aber Armuth, die ein Kinderherz vergiftet, iſt das Furchtbarſte, was es auf Erden gibt, und Aeltern, die das erleben müſſen, mögen wol mit Recht wünſchen, ihnen wäre nie ein Kind geboren . . .

Was das für wunderliche Reflexionen ſind, meint der unwillige Leſer; was gehen uns die armen Leute und ihre hungernden Kinder an? Schlimm genug, daß des Elends ſo viel in der Welt iſt! Die Poeſie ſoll es verſchleiern, nicht uns täglich und ſtündlich aufs neue daran erinnern; wir leſen, um uns zu unterhalten, nicht um Ermahnungen und Bußpredigten mit anzuhören.

Ganz wohl, theuerer Leſer: allein erwäge ſelbſt — eine Geſchichte, die in einer Dachſtube beginnt und von zwei armen Candidaten handelt, wie ſoll die es wol anfangen, die Spuren des Elends und der Armuth zu vermeiden?

Viertes Kapitel.

Erſte Kämpfe.

Die beiden Knaben alſo wuchſen heran, unbekümmert um die Sorgen ihrer Mütter, die, von der übrigen Welt gemieden, einſam zuſammenhockten in dem ärmlichen Witwenhäuschen, das ihnen das Mitleid der Gemeinde eingeräumt hatte, und ſich die trübe Gegenwart zu erheitern ſuchten durch Erinnerungen an vergangene, durch Hoffnung auf künftige Zeiten. Es waren ein paar rüſtige Buben, wie ſie ſein müſſen, wenn hinterdrein einmal rüſtige Männer daraus werden ſollen: ein wenig derb, faſt vorlaut, überall an der Spitze, wo es einen verwegenen Streich ins Werk zu ſetzen galt, von keinem Zwang zu beugen, aber wie am Fädchen zu lenken durch einen Blick aus dem treuen, milden Mutterauge.

Freilich konnte das Mutterauge nicht überall und zu allen Zeiten über ihnen wachen. Was ein Häkchen werden will, krümmt ſich beizeiten, und da unſere Bauern — wir reden, wie ſchon erinnert, von wirklichen Bauern, weder von den Phantaſiegeſtalten der Dichter noch von Tagelöhnern und heimatloſem Geſindel — da alſo unſere

Bauern die eingefleiſchteſten Ariſtokraten ſind, die man ſich denken kann, ſo iſt es ganz in der Ordnung, daß auch die Bauernjugend ſchon frühzeitig ihre ariſtokratiſchen Rückſichten und Vorurtheile nährt. Ein junger Baron weiß ſehr genau, wie viel Ahnen er zählt und was für einen Helmſchmuck dieſer hochgräfliche Vetter im Wappen führt und welche Deviſe jener; das heißt edelmänniſche Bildung und niemand nimmt Anſtoß daran. Aber ganz ebenſo und mit demſelben Recht iſt es auch für den jungen Bauerburſchen ein Gegenſtand von hohem Intereſſe, zu wiſſen, mit wie viel Pferden dieſer Nachbar ins Feld fährt und wie viel Kühe jener im Stalle hat, oder wie viel Morgen Feld ihm ſelbſt dereinſt zufallen werden. Wenn die Söhne der Vornehmen beieinander ſind, ſprechen ſie von dem Rang und dem Reichthum ihrer Aeltern und Anverwandten; die Jugend des Dorfs, wenn ſie ſich müde geſpielt hat und Arm in Arm die breite Dorfgaſſe entlang ſchlendert, taxirt das Korn auf dem Felde, ſchätzt die Pferde und Kühe des Nachbars und rechnet an den Fingern her, wie viel dieſer oder jener an ſeinem Weizen verdient hat und was einem dritten der Pacht ſeines Rübenackers abwirft. Ja mit derſelben Genauigkeit, mit welcher der junge Edelmann die Beweiſe ſeiner Hochachtung nach dem Alter der verſchiedenen Stammbäume abmißt, mit derſelben Genauigkeit bildet ſich auch unter der Jugend des Dorfs eine gewiſſe Rangordnung, in welcher die unterſte Stufe regelmäßig von denjenigen eingenommen wird, die am wenigſten beſitzen.

Dieſes Los traf unſere jungen Freunde, beſonders ſeitdem ihre Kameraden die für ſie höchſt ergötzliche Entdeckung gemacht hatten, daß die beiden kleinen Habenichtſe, die Waiſenknaben, die auf Unkoſten der Gemeinde durchgefüttert wurden, in der Stille nicht übel Luſt hatten, ſich für daſſelbe zu halten, wenn nicht gar für etwas Beſſeres und Größeres, als der Sohn und Erbe eines Bauern, der vierſpännig ins Feld fährt. Hätten die beiden Waiſenknaben ſich ſtill und ruhig gehalten, wie es ihnen nach der Meinung des Dorfs geziemte, man hätte ſie, da ſie ſich im übrigen als ein paar anſtellige Burſche und gute Kameraden zeigten, vielleicht ungeneckt gelaſſen. Seitdem ſie aber die Abſicht zu erkennen gegeben, die Führerſchaft, welche ihre Geſpielen bisher, ohne es ſelbſt zu merken, theils ihrer kräftigen Fauſt, theils ihren erfinderiſchen Köpfen überlaſſen hatten, als ein Recht ihrer vornehmern Herkunft in Anſpruch zu nehmen, ſeitdem war es um ihr Anſehen bei der Jugend des Dorfs geſchehen und die beiden armen Schelme, die bis dahin die Seele aller Spiele und aller jugendlichen Thorheiten geweſen waren, hatten jetzt vollauf zu thun, ſich nur ihrer Haut zu wehren und die Angriffe zurückzuſchlagen, die von allen Seiten gegen ſie gerichtet wurden.

Die Wirkung, welche dieſe Erfahrung auf die Gemüther beider Knaben hervorbrachte, war ſehr ungleich. Anton, der Sohn des Predigers, der überhaupt von ſtillerm, mehr in ſich gekehrtem Charakter war, eine ſchlichte, verſtändige Natur, überzeugte ſich bald, daß ihre bisherigen Geſpielen bis auf einen gewiſſen Grad gegen ſie im Rechte waren und daß ſie ſelbſt durch ihren thörichten Ehrgeiz die unfreundliche Behandlung hervorgerufen hatten, die ihnen jetzt ſo empfindlich fiel. Sowie ihm das einmal klar geworden, ſo richtete er auch ſein Betragen danach ein. Wo er angegriffen wurde, hieb er um ſich, daß bald die ärgſten Ruheſtörer es vorzogen, ihn in Frieden zu laſſen; ſonſt aber ging er ſtill ſeines Weges und zeigte nicht die geringſte Neigung mehr, irgendeine Rolle unter ſeinen Genoſſen zu ſpielen oder etwas Beſſeres ſein zu wollen als die andern.

Ganz anders der Sohn der Küſterswitwe, Eduard. Wie dieſer der erſte geweſen war, eine gewiſſe Herrſchaft über die übrige Jugend zu beanſpruchen, ſo empfand er es auch am ſchmerzlichſten und leiſtete den hartnäckigſten Widerſtand, als ihm dieſelbe entrungen werden ſollte.

Eduard fühlte ſich ſtärker, tapferer, auch umſichtiger als die Mehrzahl ſeiner bäueriſchen Genoſſen. Und nicht mit Unrecht; in dem kühnen Schnitt ſeines Angeſichts, dem Funkeln ſeines großen dunkeln Auges, dem Wehen und Wallen ſeiner langen blonden Locken gab ſich eine ebenſo kühne wie feurige Seele kund. Eduard fühlte ſich zur Herrſchaft berufen, wenn auch vor der Hand nur zur Herrſchaft über eine Rotte ausgelaſſener Dorfbuben, und begriff nicht, wie man ihm dieſe Herrſchaft konnte ſtreitig machen wollen. Hatte er nicht den ſtärkſten Burſchen im ganzen Dorfe niedergeworfen im Ringen, daß dem langen Tölpel alle Knochen im Leibe geknackt hatten? Wo war ein Baum zu hoch, den er nicht erklettert, wo ein Sumpf zu tief, ein Bach zu reißend, den er nicht durchwatet hätte? Niemand konnte ſo prächtige Vogelſchlingen ſtellen als er, niemand blies die Rohrflöte ſo lieblich, und wenn einmal in verſchwiegener Abendſtunde die Apfelbäume des Nachbars geplündert wurden, wer war ſo kühn im Angriff, ſo beſonnen im Rückzug als er?

Und doch waren das noch lange nicht ſeine einzigen Verdienſte, wenn es auch allerdings diejenigen waren, auf die er ſelbſt ſich am ſtolzeſten fühlte und durch die er am meiſten die Eiferſucht der übrigen Jugend erregte. Auch in der Schule war Eduard unbeſtritten der erſte, obwol er, aus einer ſehr natürlichen Politik des würdigen Schulhalters, der nicht umſonſt ſeit dreißig Jahren unter den Bauern lebte, regelmäßig einen der unterſten Plätze einnahm. Keinem ging die ſchwere Kunſt der Buchſtaben ſo leicht ein, keiner wußte ſich ſelbſt mit dem Hexenwerk, dem Einmaleins, ſo geſchwind zurecht zu finden als Eduard; es war ein wahres Glück für den Schulmeiſter, daß der Junge übrigens ſo wild und ungeberdig war, es möchte dem erfahrenen Diplomaten ſonſt ſchwer gefallen ſein, ihn auf die Dauer von dem längſtverdienten Ehrenplatz zurückzuhalten. Selbſt Anton, wiewol er an Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit keinem wich, mußte doch, was Schnelligkeit der Auffaſſung ſowie Schärfe und Beweglichkeit des Geiſtes anbetraf, hinter Eduard zurückſtehen.

Und das alles ſollte nun auf einmal nicht mehr ſein, Eduard ſollte nicht mehr der geborene König der Dorfjugend, ſeine Fauſt nicht mehr die ſiegreichſte, ſein Kopf nicht mehr der witzigſte ſein, blos weil es einigen groben Bauerlümmeln gefallen hatte, die an und für ſich zwar ganz richtige, aber, wie Eduard meinte, für dieſen Fall ſehr gleichgültige Entdeckung zu machen, daß er ein armer Waiſenjunge und daß ihre Väter, dieſe breitmäuligen plumpen Geſellen, die alle ſolche entſetzlich langen Röcke mit großen ſilbernen Knöpfen trugen und mit der Hand ſo ſchwer auf den Tiſch ſchlugen, wenn ſie ſich Sonntags abends im Wirthshaus über Bier und Taback erhitzten, mehr Geld beſaßen und reicher waren als ſeine Mutter, die feine, ſtille Frau, die trotz ihrer Armuth immer ſo ſauber gekleidet ging und ihn immer ſo liebreich, mit ſolchen ſanften, zärtlichen Worten zurecht wies?!

Es war eine der bitterſten Stunden für das ungeſtüme Herz des Knaben, als es endlich den Auseinanderſetzungen ſeiner Mutter gelang, ihm jenen Unterſchied der Verhältniſſe, jenes rauhe und unerbittliche Recht der Wirklichkeit begreiflich zu machen, mit welchem Anton, mit ſeinem klaren, nüchternen Verſtande, ſich ſofort inſtinctmäßig zurecht gefunden hatte. Auch Eduard begriff dieſen Unterſchied endlich, aber in ſeinem jungen Gemüthe blieb davon eine Wunde zurück, die vielleicht nur um ſo tiefer nagte und um ſo heftiger brannte, je eifriger er ſich bemühte, ſie jedem fremden Auge, ſelbſt das Auge ſeiner von ihm über alles geliebten Mutter nicht ausgeſchloſſen, zu verbergen.

Allen, ſelbſt ſeiner Mutter: aber nicht ſeinem Freunde, ſeinem Anton. Die bittere und doch ſo natürliche Erfahrung, welche die beiden Waiſenknaben ſoeben gemacht hatten, diente nur dazu, ſie um ſo enger miteinander zu verbinden; hatten ſie ſich anfangs aus einer Art von Stolz zuſammengehalten, weil ſie, ſozuſagen, ein edleres Blut oder doch wenigſtens eine edlere, feinere Bildung in ſich verſpürten, ſo thaten ſie es nun, weil ſie ſich auf dieſelbe Weiſe gekränkt und zurückgeſetzt fühlten. Bei Anton's gleichmäßiger, ruhiger Natur traten alle derartigen

Empfindungen weniger deutlich hervor, während Eduard auch in dieſem Falle wieder die ganze Energie ſeines heftigen, leidenſchaftlichen Charakters bewährte. Mit einem wahren Fanatismus der Freundſchaft warf er ſich ſeinem geliebten Anton in die Arme; für ihn nur lebte, dachte, träumte er. Während er ſich ſonſt ſtandhaft von allem Verkehr mit der Jugend des Dorfs zurückzog, dem freundlichen ſowol wie dem feindlichen, und ſelbſt auf den Ruhm der Stärke und Tapferkeit verzichtete, blos weil er mit dieſem plumpen bäueriſchen Volk überhaupt nichts mehr zu thun haben wollte: ſo genügte doch ein unfreundliches Wort, ein ſcheler Blick, von einem der Bauerſöhne auf ſeinen Freund Anton geworfen, ſofort den alten kriegeriſchen Muth in ihm aufzuwecken, wobei er dann weder die Zahl ſeiner Gegner, noch die Bitten und Vorſtellungen ſeines Freundes, noch ſelbſt die Warnungen ſeiner Mutter zu beachten pflegte.

Bald ſollte auch die letztere ſelbſt, ſo ſtill und zurückgezogen ſie ſich übrigens in ihrer dürftigen Häuslichkeit hielt, mit hineingezogen werden in den Widerſpruch, in welchem Eduard mit der Meinung des Dorfes ſtand.

Denn man glaube doch nur ja nicht, als ob auf dem Dorfe ſo etwas wie eine öffentliche Meinung nicht exiſtirte, oder ſich nicht ebenſo mächtig und mit derſelben Deutlichkeit äußerte wie etwa in ſtädtiſchen Kreiſen. Im Gegentheil, je enger und beſchränkter der Kreis von Vorſtellungen iſt, in welchem die ländliche Bevölkerung ſich bewegt, und mit je größerer Zähigkeit ſie daran feſthält, deſto nachdrücklicher machen dieſe Vorſtellungen ſich auch geltend und deſto unterſchiedsloſer werden ſie auf alle und jeden, ohne Ausnahme, angewendet.

Die Zukunft des Küſtersſohns, bei dem die Gemeinde ſo ganz gegen ihren Willen Vaterſtelle vertreten mußte, hatte die Vorſteher derſelben ſchon öfters beſchäftigt, und nicht eben in angenehmer Weiſe. Man gab zu, daß Eduard ein ziemlich handlicher Burſch, etwas trotzig und hochfahrend, aber ein offener Kopf und von derben Knochen; wenn der mal dereinſt bei dem richtigen Lehrmeiſter in die Zucht käme, ſo was man einen richtigen Hauptbauern nannte, der ihm den Daumen gehörig aufs Auge ſetzte, ſo könne, meinte man, mit der Zeit wol noch ein tüchtiger Großknecht aus ihm werden. — Andere, deren Söhne Eduard die Kraft ſeines Arms mehr als billig hatte fühlen laſſen, ſchüttelten den Kopf und meinten, ſie möchten mit dem vorwitzigen Burſchen, der ſich mehr dünke und die Naſe höher trage als der Sohn des reichſten Bauern im Dorfe, überhaupt nichts zu thun haben; das Beſte ſei wol, man ſtecke ihn unter die Soldaten, oder ſchicke ihn übers Waſſer nach Amerika, das ſei ſo der rechte Boden für ſolches Unkraut . . .

Fünftes Kapitel.

Jugendträume und Hoffnungen.

Aber während die Weiſen des Dorfes noch dergeſtalt über das Schickſal des Knaben zu Rathe ſaßen, ja während ſeine Mutter ſelbſt noch mit bangen Zweifeln über die Zukunft ihres Lieblings brütete, hatte Eduard bereits in aller Stille ſeinen Entſchluß gefaßt.

Und der lautete denn freilich anders, als irgendein Menſch es ahnte, immer natürlich ſeinen Freund Anton ausgenommen. Vor Anton hatte er überhaupt kein Geheimniß; wie hätte er es denn in dieſem Falle haben ſollen, wo Anton das Vorbild war, das Eduard bei ſeiner eigenen Zukunft vorſchwebte.

Anton nämlich, ſo war es von frühauf beſchloſſen, ſollte ſtudiren; er ſollte Geiſtlicher werden, wie ſein Vater geweſen war. So hatte dieſer es noch auf ſeinem Sterbebette beſtimmt, zu einer Zeit, da Anton kaum erſt ſtehen konnte, und ſo wollte es auch ſeine Mutter, die ſich keine ſeligere Stunde vorzuſtellen vermochte, als wenn ſie ihren Sohn, das Kind ihres Leibes, das einzige und liebſte Erbtheil, das der dahingeſchiedene Gatte ihr hinterlaſſen, dereinſt in demſelben ehrwürdigen Gewande, an derſelben geheiligten Stätte erblicken würde, wo ſie den Dahingeſchiedenen (der, beiläufig bemerkt, ein ſehr mittelmäßiger Redner, aber ein überaus genügſamer und friedfertiger Ehemann geweſen war) in der Einfalt ihres Herzens ſo oft bewundert hatte.

Auch der Vormund des Knaben, einer der wohlhabendſten und angeſehenſten Bauern des Dorfes, war mit dem Plane einverſtanden. Gerade dem bäuerlichen Sinne, der in allem das Herkömmliche, Gewohnheitsmäßige liebt, ſchien es ganz in der Ordnung, daß der Sohn den Beruf des Vaters ergriff. Was ein richtiger Bauerſohn war, das wurde wieder ein Bauer; ließ alſo der Paſtor ſeinen Jungen wieder auf den Paſtor ſtudiren, ſo war das ebenfalls die richtige Ordnung der Natur, und wer dazu beitragen konnte, daß ſie unerſchüttert blieb, der erwarb ſich dadurch ein Verdienſt vor Gott und den Menſchen.

Freilich wurde es Anton's Vormund mitunter etwas ſchwül unter der Pelzkappe, die er, nach einer alten guten Bauernregel, auch im heißeſten Sommer nur ſelten ablegte, wenn er bedachte, was für eine grauſam theuere Sache das Studiren doch ſei, und daß man am Ende an ihn, als den verordneten Pfleger des Knaben, wol noch gar das Anſinnen ſtellen könnte, denſelben bei ſeinen Studien irgendwie zu unterſtützen. So oft er auf dies Kapitel kam, verſpürte er jedesmal ein eigenthümliches Zucken und Reißen in den Fingern; ihm war, als wäre plötzlich die ganze Hand ſteif geworden, daß er ſie nicht recht rühren könne, und mehr als einmal wünſchte er in ſolchen Augenblicken in der Stille, daß es entweder gar keinen Anton gäbe, oder daß er wenigſtens nicht ſein Vormund wäre.

Der gute Mann war darum nicht geiziger oder hartherziger als irgendein anderer ſeines Schlages. Der Bauer iſt überhaupt etwas zäh im Geben, am zäheſten aber, wo es ſich um baar Geld handelt; für ihn, dem faſt alles, was er braucht, unmittelbar zuwächſt, und der daher des baaren Geldes nur in den allerſeltenſten Fällen bedarf, hat das edle Metall noch einen ganz andern geheimnißvollen Werth als für den Städter, der ſich ſeit langem gewöhnt hat, in dem baaren Gelde das nothwendige und unentbehrliche Vehikel des Verkehrs, die allgemeine und unvermeidliche Vorbedingung jedes, auch des kleinſten und natürlichſten Genuſſes zu erblicken. Der Bauer, wenn ſein Herz ſonſt milde geſtimmt iſt (was ihm aber allerdings, wie alle ungewöhnlichen Gemüthsbewegungen, auch nicht eben häufig begegnet), wird allenfalls von ſeinen Vorräthen mittheilen, er wird Korn, Kartoffeln, Holz, er wird ſelbſt ſeine eigene perſönliche Arbeit darangeben: von ſeinem baaren Gelde aber wird er ſich nur in den ſeltenſten Fällen und auch dann niemals ohne geheimes Widerſtreben trennen.

So erging es auch Anton's Pfleger: er hatte mit ſeiner Frau, einem hagern, garſtigen Weibe, das ſich gar keine ordentliche Hausfrau denken konnte ohne tägliches Zanken und Keifen, und dem daher die beiden ſtillen einſamen Witwen in ihrem kleinen geräuſchloſen Häuschen ein wahrer Dorn im Auge waren, manch heimliches Geſpräch, wie es nur anzuſtellen, und ob es nicht am Ende doch beſſer ſei, Anton würde ebenfalls zum Knecht angelernt. Da indeß jeder leiſeſte Wink, den er in dieſer Hinſicht gegen Anton's Mutter fallen ließ, auf den entſchiedenſten Widerſpruch ſtieß, ſo tröſtete er ſich ſchließlich damit, daß ja ſo viele arme Teufel auf den Paſtor ſtudirten und daß doch, ſoviel er gehört hatte, noch keiner von ihnen Hungers geſtorben. Es gab ja Stipendien und wohlthätige Vereine; auch konnte Anton ſich mit Stundengeben durchbringen. Und endlich war ja ein enthaltſames, nüchternes Leben die beſte Vorſchule für einen künftigen geiſtlichen Herrn; der Teufel ſtreut ſein Unkraut allemal am liebſten unter den Weizen, und die fetteſten Candidaten, wollte der erfahrene Bauer bemerkt haben, hielten regelmäßig die magerſten Predigten.

Anton war von jeher mit allem zufrieden, was ſeine Mutter über ihn beſtimmte; alſo auch diesmal. Er hatte gerade keine übermäßig große Neigung zum geiſtlichen Berufe; es gab ſogar Augenblicke, wo es ihm vorkam, als müßte es doch eigentlich recht langweilig ſein, ſo immer im langen ſchwarzen Rock einherzuwandeln und ſo ernſt, beinahe traurig dareinzuſchauen, wie der Prediger des Dorfs, der Amtsnachfolger ſeines Vaters, that, wenn er an der Seite ſeiner Eheliebſten über den Acker ging, auf welchem ſein Zinshafer keimte. Indeſſen der Wunſch der Mutter, verbunden mit der Erinnerung an den Vater, den er freilich in ſo frühen Jahren verloren hatte, daß ihm nur ein ganz ungewiſſes Bild von ihm geblieben, war bei der natürlichen Fügſamkeit des Knaben hinreichend, jeden Widerſpruch, der ſich etwa in ſeiner Seele regen wollte, im Keime zu erſticken.

Sowie ſich nun aber Anton einmal entſchieden hatte, dem Willen der Mutter zu folgen, ſo ſtand es auch bei Eduard feſt, gleichfalls zu ſtudiren, und zwar wollte er nun ebenfalls Geiſtlicher werden.

Zwar, wenn er ſich hätte ernſthaft prüfen wollen, oder vielmehr, wenn er bei ſeiner Jugend dazu im Stande geweſen wäre, ſo würde er unſchwer entdeckt haben, daß die Neigung zum geiſtlichen Beruf bei ihm ſogar noch ein gut Stück kleiner war als bei ſeinem Freunde.

Wenn er nichtsdeſtoweniger darauf brannte und Tag und Nacht nichts anderes mehr dachte, als wie er ebenfalls auf die lateiniſche Schule und ſpäterhin auf die Univerſität gelangen könne, um daſelbſt gleichfalls auf den Paſtor zu ſtudiren: ſo war dies zunächſt allerdings nur der herkömmliche Nachahmungstrieb der Jugend, der jedoch in dieſem Falle verſtärkt ward und geſteigert durch ſeine ſchwärmeriſche Freundſchaft für Anton. War Anton nicht ſein anderes Ich? Hatten ſie nicht bisher alles getheilt, Leiden wie Freuden? Selbſt gegen die groben Fäuſte der Dorfjugend hatten ſie ſich gemeinſam gewehrt — und nun ſollte er in dem Schmutz der Niedrigkeit zurückbleiben, während ſein Freund die lichten Höhen der Wiſſenſchaft erſtieg?

Je mehr der Knabe darüber nachdachte, deſto mächtiger klang dieſe letztere Saite in ſeinem Herzen wider; es war nicht mehr ein kindiſcher Trieb der Nachahmung, es war ein wirklicher Zug ſeines Weſens, ein wirkliches Bedürfniß ſeiner Natur, das ſich darin offenbarte.

Eduard war, wie wir ihn kennen, ehrgeizig. Aber je mehr ſein Geiſt ſich zu entwickeln anfing, deſto mehr richtete ſich die Flamme ſeines Ehrgeizes auch auf das Große und Würdige. Der Knabe hatte einen unwiderſtehlichen und unerſättlichen Trieb nach jeder Art von Kenntniß und höherer geiſtiger Bildung; wie er noch bis vor kurzem der erſte auf dem Ringplatz, der kühnſte Kletterer, der verwegenſte Reiter, der ausdauerndſte Schwimmer geweſen war, ſo lag er jetzt mit unermüdlichem Eifer über den Büchern. Die armſelige Dorfſchule genügte ſeinem vorgeſchrittenen Geiſte längſt nicht mehr; auch hatte ſein günſtiger Stern es gefügt, daß ſich ihm neue und höhere Bahnen erſchloſſen hatten.

Nämlich, da es in Betreff Anton's einmal feſtſtand, daß er dereinſt ſtudiren ſollte, ſo hatte der Prediger des Ortes, um doch auch etwas für den Sohn ſeines Amtsvorgängers zu thun und der armen Witwe das ſchwere Werk der Erziehung einigermaßen zu erleichtern, ſich dazu verſtanden, dem Knaben Privatunterricht zu ertheilen, bis er im Stande ſein würde, die obern Klaſſen der Gelehrtenſchule zu beziehen. Und da nun Anton und Eduard im ganzen Dorfe von jeher als die Unzertrennlichen bekannt waren, ſo hatte es ſich ganz von ſelbſt gemacht, daß auch Eduard an dieſem Unterrichte theilnahm. Seine glückliche Begabung bewährte ſich auch dabei, wie ſie es in der Dorfſchule gethan hatte. Der Prediger ſelbſt fand Gefallen an dem aufgeweckten, feurigen Knaben, der die größten Schwierigkeiten wie ſpielend überwand und deſſen genialem Fluge Anton mit all ſeinem ruhigen, gleichmäßigen Fleiße auch jetzt wieder nicht gleichzukommen vermochte. Um Anton's willen war der Unterricht urſprünglich begonnen worden, bald jedoch war Eduard die eigentliche Seele deſſelben, und der Prediger ſelbſt, ohne ſich darüber klar zu machen, was er im Grunde damit bezweckte oder was ſchließlich daraus werden ſollte, konnte der Luſt nicht widerſtehen, den lernbegierigen Knaben immer tiefer in die Geheimniſſe der Wiſſenſchaft einzuführen. — Was aber das Schönſte dabei war und worin die treffliche Natur der beiden Freunde ſich am deutlichſten bewährte, das war, daß auch dieſe neue geiſtige Welt, die da ſo plötzlich vor ihnen auftauchte, ſie nur immer inniger zuſammenführte; mit neidloſer Bewunderung erkannte Anton die Ueberlegenheit ſeines Freundes, während es dieſem, ſo trotzig und hochfahrend er unter Umſtänden ſein konnte, doch niemals in den Sinn kam, den andern das Uebergewicht ſeines Talents und ſeiner Kenntniſſe empfinden zu laſſen.

Allerdings fehlte es Eduard auch nicht an Stunden, wo die Schwinge ſeines Ehrgeizes etwas näher an die Erde ſtreifte. Empfand er in einzelnen Momenten die reine, von aller Selbſtſucht befreite Luſt des Wiſſens, ſo gab es auch wieder andere, wo er ſich mit kindiſcher Schadenfreude an dem Gedanken kitzelte, in eine Laufbahn eingetreten zu ſein, die ihn, gleichviel unter welchen Kämpfen und Entbehrungen, endlich doch, im Verein mit ſeinem geliebten Anton, hoch über die übrige Jugend des Dorfes hinwegführen mußte. Man hatte ihn verhöhnt, weil er, der Sohn des verſtorbenen Küſters, der arme Waiſenknabe, der von den Almoſen der Gemeinde lebte, ſich für ſtärker, klüger, tüchtiger als ſeine Geſpielen und eben darum für ihren geborenen Anführer gehalten hatte; man hatte ſeine Stärke bezweifelt, ſeinen Muth verdächtigt, ſeine Kenntniſſe gering geachtet, und das alles, weil ſein Vater nicht ebenfalls im langen Rock mit ſilbernen Knöpfen gegangen war und ihm nicht auch ſo und ſoviel Hufen Landes und ſo und ſoviel Pferde und Kühe im Stall hinterlaſſen hatte — nichts als ein einziges armes Geißlein, für das der Knabe das Futter an Wegen und Stegen zuſammenſuchte und das in ſeinem kleinen kindiſchen Herzen den nächſten Platz dicht hinter Anton einnahm.

Aber wohlan, ſo ſollten ſie es büßen, die hochmüthigen Bauerſöhne, daß ſie es gewagt hatten, an ſeinem Vorrang zu zweifeln; während ſie, an ihre Scholle gefeſſelt, ein armſeliges bewußtloſes Leben führen würden, nicht viel beſſer als das Vieh, mit dem ſie verkehrten, gedachte er auf den ſtolzen Höhen der Wiſſenſchaft zu wandeln; das Dorf mit ſeinen Aeckern und Wieſen, mit ſeinen Scheuern und Vorrathshäuſern ſollte weit hinter ihm bleiben, er wollte Bürger werden einer andern ſchönern Welt, in der nach andern und höhern Werthen gerechnet würde als nach Maltern Korn oder Häuptern Vieh ...

Oder nein, er wollte zurückkehren in ſein heimatliches Dorf, aber gerade dieſe Rückkehr ſollte der höchſte Gipfel ſeines Triumphes ſein. Als Kind hatte er das Orgelchor bewundert, von dem herab einſt ſein Vater den Geſang der Gemeinde geleitet; es ſchien ihm damals der Inbegriff irdiſchen Glücks und weltlicher Erhabenheit, dereinſt ebenſo unter den abgeblaßten Engeln und den verſchoſſenen Wolken zu ſtehen, und mehr als einmal, wenn er einſam durchs Feld ſchweifte, hatte er ſich dabei ertappt, wie er die Kraft ſeiner Lungen probirte, ob ſie wol dereinſt jenen mächtigen Bruſtton hergeben würden, jenen langaushaltenden, trillerreichen Baß, der mit Recht nicht blos als das erſte Erforderniß eines tüchtigen Küſters, ſondern auch als eine Zierde der ganzen Gemeinde galt und auf den die Bauern der verſchiedenen Kirchſpiele von nah und fern gegeneinander wetteten wie auf die ſchwerſte Garbe oder das ſtärkſte Zugthier.

Jetzt dagegen, ſeitdem er aus dem Brunnen der Wiſſenſchaft gekoſtet hatte, wandte ſich ſein Ehrgeiz höher hinauf; von dem Orgelchor ſprang er hinüber auf die Kanzel ſelbſt. Ja, das war die richtige Rache, die er an ſeinen Widerſachern nehmen wollte, daß er hier einſt waltete als Hirt der Gemeinde, und wehe dann allen, die ihn jetzt beleidigt hatten; für ſie ſollte die Bußpredigt noch einmal ſo ſcharf, für ſie die Hölle noch einmal ſo heiß ſein, und keine verdoppelten Zehnten und keine noch ſo fetten Zinshühner ſollten ſeinen geiſtlichen Eifer alsdann beſänftigen können. — Sein einziges Bedenken dabei war, was alsdann aus ſeinem Freunde Anton werden ſollte, der doch als Sohn des ehemaligen Pfarrers den nächſten Anſpruch auf dieſe Kanzel hatte, von der Eduard ſich jetzt ſo unwiderſtehlich angezogen fühlte. Er beruhigte ſich endlich damit, daß es ja in der Nähe noch eine ganze Menge Pfarrſtellen gab, von denen ſogar die meiſten noch beſſer dotirt waren als diejenige, die er in der Stille bereits als ſein Eigenthum betrachtete; ja mit kindiſchem Behagen ſuchte er ſich am Horizont bereits den Kirchthurm aus, unter deſſen traulichem Schatten ſein Freund dereinſt ſeinen Wohnſitz aufſchlagen ſollte, und wie lieblich malte er es ſich aus, wenn die Herren Amtsbrüder ſich dann gegenſeitig beſuchen und einander Bericht erſtatten würden über den Zuſtand der ihnen anvertrauten Heerden.

Zürne doch niemand dieſen Phantaſien des Knaben! Es iſt wahr, ſie waren gemiſcht aus Lauterm und Unlauterm, aus Edelm und Gemeinem — aber beſteht nicht das ganze menſchliche Daſein aus derſelben Miſchung? Und wie wollen wir ein Kind tadeln, daß es in Phantaſien ſchwelgt, da doch wir Alten auf der ſchwülen Höhe des Lebens, ja ſelbſt noch an der Schwelle des Grabes, keinen treuern und liebevollern Gefährten haben als die ewig lächelnde, ewig tröſtende Phantaſie?!

Sechſtes Kapitel.

Ungewiſſe Ausſichten.

Indeſſen, wie kein Glück auf Erden ohne Wechſel iſt, ſo ſollte auch dieſes harmloſe Daſein nicht ohne Störung bleiben.

Und zwar kam dieſelbe gerade von derjenigen Seite, von der Eduard es am wenigſten erwartet hatte: von ſeiten des menſchenfreundlichen Predigers, der ſich ſeiner ſo wohlwollend angenommen und ihm mit ſo zuvorkommender Hand jenes Reich der Wiſſenſchaft und der höhern geiſtigen Bildung erſchloſſen hatte, das dem Knaben ſchon jetzt ſoviel herrliche Genüſſe darbot, während es ihn noch ſoviel höhere und ſchönere ahnen ließ.

Wie ſich nämlich die Zeit näherte, daß Anton ſein heimatliches Dorf verlaſſen und die Schule in der Stadt beziehen ſollte, ſo trat auch Eduard allmählich mit ſeinem längſtgehegten Plane, den Freund zu begleiten und ſich ebenfalls den Studien zu widmen, hervor.

Die erſte, der er ſein Geheimniß offenbarte, war ſeine Mutter; ſie erſchrak darüber anfangs heftig. Die Witwe des Küſters war eine ſchlichte, einfache Frau, der zwar der geiſtige Funken, der in ihrem Sohne ſo hell aufloderte, nicht völlig verborgen blieb — aber, du lieber Himmel, bei ihrer Armuth und der Ausſichtsloſigkeit ihrer Lage, wie hätte ſie daran denken dürfen, ihren Knaben einem Berufe zu widmen, der ſo große Auslagen und Vorbereitungen erforderte?!

Und doch ſchwoll ihr das Herz auch wieder von Mutterfreude, wenn ſie ſich ausmalte, wie ihr Sohn dereinſt daſtehen würde als ein gelehrter geiſtlicher Herr, hochgeachtet weit und breit, und der Glanz ſeines Namens ſollte auch noch ihr dunkles einſames Alter vergolden. Hatte der Knabe nicht die unzweideutigſten Beweiſe einer ganz ungewöhnlichen Fähigkeit gegeben? Hatte nicht der Schulmeiſter des Dorfes, ſeitdem Eduard ſeiner Obhut entnommen war, ihr nächträglich eingeſtanden, daß noch niemals ein hoffnungsvollerer Knabe unter dem Regiment ſeiner Haſelgerte geſtanden? Hatte nicht der Herr Prediger ſelbſt dieſe Lobſprüche beſtätigt, und ſah ſie nicht täglich mit eigenen Augen, wie Eduard Eſſen und Trinken und Schlafen und Spielen über ſeinen geliebten Büchern vergaß? — Der alte Gott der Witwen und Waiſen lebte ja noch; er würde, dachte ſie in frommer Ergebung, auch diesmal Rath ſchaffen, das ſcheinbar Unmögliche auszuführen, und einen Geiſt nicht untergehen laſſen, den er ſelbſt, zu ſeiner eigenen Ehre, ſo herrlich ausgeſtattet.

Um ſo heftigern Widerſpruch dagegen fand Eduard's Vorhaben bei dem Prediger. Der würdige Mann hatte ſelbſt die Schule der Armuth durchgemacht, er wußte, wie beſchwerlich der Weg war, den Eduard im Begriffe ſtand einzuſchlagen, und auch darüber dämmerte ihm vielleicht eine ſtille Ahnung, daß das Ziel nur in den ſeltenſten Fällen der Anſtrengung verlohnt.

Möglich, daß auch noch etwas anderes dabei im Spiele war, etwas von jenem Hochmuth, von dem kein Menſch ganz frei iſt und diejenigen am wenigſten, die es ſich am ſauerſten haben werden laſſen. So günſtig der Prediger von Eduard's Anlagen und Fähigkeiten dachte, ſo zweifelte er doch, ob der Knabe wirklich zu einer ſo ungewöhnlichen Laufbahn berufen ſei; mit gerechtem Stolz zurückblickend auf den dornenreichen Weg, den er ſelbſt zurückgelegt, traute er nicht jedem die Stärke und Ausdauer des Geiſtes zu, mit welcher er ſich aus ſeiner Niedrigkeit emporgearbeitet und allen Schwierigkeiten, die ihn von ſeinem Vorhaben abzulenken drohten, mannhaften Widerſtand geleiſtet hatte. — Der Herzen, die ein fortgeſetzter Kampf mit Noth und Entbehrungen nicht endlich herbe und verſchloſſen macht, ſind überall nur wenige; wer an ſich ſelbſt in einem langen leidensvollen Leben erprobt hat, was der Menſch auszuhalten im Stande, und daß das Herz unter den Streichen des Schickſals wol oft zuſammenzuckt, aber darum noch lange nicht bricht, der geräth, ſelbſt ohne es zu wiſſen oder zu wollen, gar leicht in die Gefahr, hart und theilnahmslos gegen die Leiden anderer zu werden. Warum das Schickſal ſie weicher betten, als es uns gebettet hat? Warum ſollen ihnen Schmerzen erſpart bleiben, mit denen wir gerungen haben, einſam und ohne Beiſtand? Gerade dieſer Kampf mit dem Leben hat uns zu dem gemacht, was wir ſind; mögen denn andere ihre Probe ebenfalls beſtehen, und wer ſich nicht zu behaupten vermag, nun wohl, ein jeder iſt ſeines Glückes Schmied, an ihm ging nicht viel verloren . . .

In dieſer Lage ungefähr befand ſich der Prediger. Er hatte, wie ſchon geſagt, von früh an ebenfalls mit Noth und Entbehrungen zu kämpfen gehabt, und noch in dieſem Augenblick, falls ihm ein plötzlicher Tod die Augen zudrückte, wußte er nicht, was aus ſeiner Frau und ſeinem vierjährigen Buben werden ſollte, in dem er doch in der Stille ſchon einen ganz unzweifelhaften künftigen Conſiſtorialpräſidenten erblickte.

Nun meint man vielleicht, dieſe Aehnlichkeit der Schickſale hätte ihn mild und nachſichtig gegen Eduard's allzu kühne Entwürfe ſtimmen ſollen. Aber nein, wer ſo urtheilt, der kennt das menſchliche Herz nur halb, dies eigenſinnige, launenhafte Ding, das immer ſo bereit iſt, uns ſelbſt und unſere eigenen Schwächen zu entſchuldigen, während es jeden fremden Irrthum wie ein leibhaftiges Attentat gegen die Tugend ſelbſt empfindet. Vielleicht morgen ſchon war ſein vierjähriger Knabe ein verlaſſenes Waiſenkind, wie Eduard es in dieſem Augenblick war, und wenn dann fremde Menſchen mit ſeinem Buben nicht mehr Mitleid hatten als er mit Eduard, dann gute Nacht künftiger Conſiſtorialpräſident! Aber nichtsdeſtoweniger dünkte es ihn ein ganz thörichter Einfall, eine ganz wunderliche und unſtatthafte Anmaßung dünkte es ihn, daß Eduard die niedrige Sphäre, auf welche, nach der Meinung des Predigers, Geburt und Schickſal ihn angewieſen hatten, verlaſſen und ſich ebenfalls den Studien widmen wollte. — Schon daß Anton dieſe Abſicht hegte, hatte bei dem Prediger manch geheimes Kopfſchütteln veranlaßt. Verwöhnt, ja wir können ſagen geblendet durch Eduard's ungewöhnliche Fähigkeiten, dachte er von Anton's beſcheidener Begabung nur ziemlich gering und konnte ſich nicht überreden, daß die Kirche dereinſt eine beſonders glänzende Eroberung an ihm machen würde.

Aber gleichviel — Anton hatte doch wenigſtens geiſtliches Blut in den Adern, er war der Sohn ſeines Amtsvorgängers, und ſo mochte er dem letzten Willen ſeines Vaters, den Wünſchen und Bitten ſeiner Mutter folgen. Auch waren die Ausſichten in Betreff des äußerlichen Fortkommens für Anton nicht ganz ſo trübe wie für ſeinen Gefährten. Man munkelte hier und da im Dorfe von einem Bruder ſeines Vaters, des verſtorbenen Predigers, der in jungen Jahren nach Rußland gegangen und daſelbſt durch glückliche Speculationen in kurzer Zeit zu einem anſehnlichen Vermögen gelangt ſein ſollte. Ein reicher Onkel in Rußland, noch dazu, wenn er, wie das Gerücht in dieſem Fall hinzuſetzte, unvermählt und kinderlos war, ſchien eine ganz angenehme Zugabe für einen armen Candidaten, und konnte Anton es auf dieſe Ausſicht hin ſchon immer wagen, ſich einer gelehrten Laufbahn zu widmen.

Das Gerücht war nicht ganz aus der Luft gegriffen; Anton hatte wirklich einen reichen Oheim in Rußland, der, alt und ohne nähere Erben, Schätze zu Schätzen häufte, die nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge niemand anders zugute kommen konnten als unſerm jungen Freunde. Leider war nur ein kleiner Uebelſtand dabei, nämlich daß dieſer Oheim ſeit langen Jahren nicht die mindeſte Notiz von ſeinen armen Anverwandten in Deutſchland genommen hatte, und noch weniger verrieth er die Abſicht, ſie irgendwie an ſeinem Wohlſtande theilnehmen zu laſſen.

Im Gegentheil, als Anton's Mutter — es war in der Zeit zunächſt nach dem Tode ihres Mannes geweſen — ſich einſt brieflich an den reichen Schwager gewendet und, unter Schilderung ihrer bedürftigen Lage, ſeinen Beiſtand in Anſpruch genommen hatte, ſo war ſie damit ſehr nachdrücklich zurückgewieſen worden. Der Schwager war eben ein reicher Mann geworden; er hatte ſich jede Beläſtigung, wie er es nannte, ein für allemal verbeten; warum ſein Bruder ſo thöricht geweſen, ſich einen ſo undankbaren Beruf zu wählen, wie der Stand eines Landpredigers! Wer Kinder in die Welt ſetze, der müſſe auch ſorgen, wovon ſie zu leben hätten; er ſelbſt, der Schwager, ſei von ſeiner nächſten Umgebung ſo vielfach in Anſpruch genommen, daß er ſich ohne Pflichtverletzung mit dem Schickſal entfernter, ihm gar nicht einmal bekannter Anverwandten nicht beladen dürfe. Rußland ſei ein gar koſtſpieliger Boden, ſeine weitläufigen Fabrikanlagen erforderten nicht nur einen unausgeſetzten Fleiß und unaufhörliche Anſtrengungen, ſondern ein gar großes Kapital; die Frau Schwägerin in ihren kleinen Verhältniſſen könne ſich das gar nicht ſo vorſtellen, und darum möge ſie ihm nur aufs Wort glauben, daß er in der That nicht in der Lage ſei, irgendetwas für ſie zu thun. Vielleicht, wenn ſie ſich entſchließen könne, zu ihm nach Rußland zu kommen, ſo wolle er allenfalls ſehen, was ſich thun laſſe; nur ihren Buben müſſe ſie daheim laſſen, da er als Junggeſelle und ein Mann, der nicht gewohnt ſei, ſich in anderer Launen zu fügen, begreiflicherweiſe nicht die mindeſte Luſt verſpüre, eine Kinderſtube bei ſich zu etabliren.

Ebenſo natürlich war es aber auch, daß Anton's Mutter dieſen liebloſen Antrag mit Entrüſtung zurückgewieſen hatte; ihr Kind, erklärte ſie, ſei ihr theuerer als alles auf der Welt, und keine Schätze der Erde würden jemals im Stande ſein, ſie von ihm zu trennen. Darauf ließ der Oheim denn nichts weiter von ſich hören, und auch Anton's Mutter vermied es von da ab, von dem hartherzigen Anverwandten zu ſprechen; das Herz mußte ihr ſehr ſchwer und die Noth des Augenblickes ſehr dringend ſein, wenn ſie, wie es allerdings zuweilen geſchah, den Knaben zwiſchen ihre Knie nahm und ihm in jenem Tone, mit dem man einem Kinde Märchen erzählt, an die man ſelbſt nicht glaubt, von dem ruſſiſchen Oheim und der Möglichkeit ſprach, daß Gott ſein Herz doch noch einmal erweichen könne.

In dem Dorfe inzwiſchen hatten ſich die Gerüchte von dem ruſſiſchen Kröſus noch immer nicht verloren. Ein reicher Mann iſt ja für die Phantaſie der meiſten Leute ſchon an und für ſich ein ſo intereſſanter Gegenſtand, daß ſie ſich jederzeit gern mit ihm beſchäftigen, ſelbſt auch, wenn es auf Koſten der Wahrheit geſchehen ſollte; um wie viel mehr in dieſem Falle, wo man hoffen durfte, vermittelſt des ruſſiſchen Wundermannes von einer Laſt befreit zu werden, die man zwar trug, aber doch nicht ganz willig.

Anton's Mutter wußte am beſten, was von dieſen Gerüchten und Vermuthungen zu halten. Sie mußte oft ſchmerzlich lächeln, wenn ſie immer aufs neue wieder gefragt ward, halb im Ernſt, halb im Scherz, ob der reiche Schwager in Rußland nur noch immer nichts von ſich hören laſſen und ob ſie ſich denn nicht einmal perſönlich auf den Weg machen wolle, ihn aufzuſuchen. Freilich ſei es ein bischen weit nach Rußland, und auch mit den Bären und Wölfen ſei das eine ſchlimme Geſchichte; doch ſei ja auch ihr Anton nachgerade zu einem ſtrammen Burſchen herangewachſen, der ihr auf der Reiſe wol ſchon etwas zur Hand gehen könne.

Vergebens betheuerte die ſchlichte Frau, daß an dergleichen gar nicht zu denken und daß weder ſie noch Anton jemals das Geringſte von ſeiten des reichen Anverwandten zu erwarten hätten. Da die Leute ſahen, daß nichts aus ihr herauszubekommen war, ſo ſchwiegen ſie zwar, überzeugt jedoch waren ſie nicht. Im Gegentheil, je eifriger Anton's Mutter leugnete, je feſter glaubten die Leute, es müſſe doch wol etwas daran ſein; es war ihnen eine Art ſtiller Beruhigung, wenn ſie ſich dachten, ihres verſtorbenen Predigers nachgelaſſener Junge, der da ſo kümmerlich in ihrer Mitte lebte, ſei doch im Grunde ein reicher Erbe, und, wie man eine Hand umdrehe, werde in das arme Witwenhäuschen dereinſt noch ein voller Segen blanker ruſſiſcher Thaler geſchneit kommen. Ja ſie betrachteten ihn mit einer Art von Theilnahme und gaben ihr Almoſen williger, als es ohnedies der Fall geweſen ſein würde; wer weiß, wie es ihnen oder den Ihren noch einmal zugute kommen konnte . . .

Da Anton's Mutter ſomit merkte, daß das Gerücht ihrem Sohne zum Vortheil gereichte, ſo ließ ſie die Leute endlich gewähren; ſie ſelbſt hatte freilich alle derartigen

Hoffnungen längſt begraben, und auch für Anton, zu deſſen hervorſtechenden Geiſtesgaben die Phantaſie überhaupt nicht gehörte, hatte das Bild des mürriſchen hartherzigen Oheims in dem fernen kalten Rußland nur wenig Anziehendes.

Siebentes Kapitel.

Künſtlers Freuden und Leiden.

Aber Eduard hatte nicht einmal ſolchen fabelhaften Oheim, er beſaß überhaupt weit und breit keine Seele, die für ihn ſorgte, als blos ſein frommes treues Mütterlein, das doch mit allem Fleiß und allen Entbehrungen Mühe hatte, nur das Nothdürftigſte für ſich und ihren Knaben herbeizuſchaffen; was fiel ihm denn ein, welcher Hochmuth ſtachelte ihn, daß er ebenfalls den großen Herrn ſpielen und auf gelehrte Schulen und Univerſitäten gehen wollte wie die Söhne der Reichen und Vornehmen?!

Die Bauern des Dorfs überkam ein wahrer Grimm, als ſie von Eduard's Abſicht hörten. Sie hatten ſich allenfalls einen brauchbaren Knecht, einen tüchtigen Grenadier, einen handfeſten Matroſen von ihm verſprochen; daß aber dieſer übermüthige Burſche, dieſer Sohn einer armen Küſterswitwe, vor dem noch bis vor kurzem kein Obſtbaum ſicher geweſen war, nun gar auf den Geiſtlichen ſtudiren wollte, ſodaß vielleicht eine Zeit kommen ſollte, wo ihre Kinder, die Kinder der reichen Bauern und Hofbeſitzer, ja wol gar noch am Ende ſie ſelbſt die Mütze vor ihm abziehen ſollten als vor ihrem Herrn Prediger — das ſchien ihnen wirklich außer allem Spaß und eine Umkehrung der Natur, die ganz unvermeidlich die gefährlichſten Folgen haben und der man ſich daher auf alle Weiſe widerſetzen mußte.

Und doch, wo wäre ein Hinderniß, das treue Mutterliebe nicht zu überwältigen wüßte? Nachdem Eduard's Mutter ſich einmal überzeugt hatte, daß es wirklich das ernſte und aufrichtige Verlangen des Knaben, ſich den Wiſſenſchaften zu widmen, und daß es ihm, wie ja ſelbſt der Prediger nicht in Abrede zu ſtellen vermochte, der Eduard's Vorhaben doch übrigens ſo abgeneigt war, auch nicht an den dazu erforderlichen geiſtigen Fähigkeiten mangelte: ſo ließ ſie nun auch nichts unverſucht, um die Erfüllung ſeines Wunſches zu ermöglichen. — Anton's Mutter, mit ihr in ſo ähnlicher Lage, half ihr dabei getreulich. Die beiden Frauen horchten hierhin und dahin, liefen und rannten, ſprachen und ſchrieben, baten und demüthigten ſich — und endlich richtig war der Morgen da, wo Anton und Eduard, mit hochgeſchnürten Torniſtern, in die benachbarte Stadt wanderten, um als lateiniſche Schüler wenn nicht unmittelbar in den Tempel der Wiſſenſchaft, doch wenigſtens in ſeine Vorhalle einzudringen.' —

Wir gehen über die nächſten Jahre raſch hinweg, da ſie in ihrer Gleichförmigkeit nichts darbieten, was unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigen könnte. Für die heranwachſenden Jünglinge freilich waren ſie bei alledem bunt genug; mit wahrem Heißhunger warfen ſie ſich auf die

Schätze des Wiſſens, und namentlich gelang es Eduard auch hier wieder, alle Mitbewerber zu überflügeln und regelmäßig die erſten Preiſe davonzutragen. Welche Augenblicke waren das, welche unbeſchreiblich ſeligen Augenblicke, wenn die beiden jungen Scholaren beim Beginn der Ferien, ihre Atteſte und Prämien in der Taſche, zu Fuß nach Hauſe wanderten; wenn aus dem Weidendickicht, in welchem ihr heimatliches Dörfchen verſteckt lag, der alte wohlbekannte Kirchthurm auftauchte; wenn ſie ſahen, wie rechts und links die Leute den Kopf zuſammenſteckten und ſelbſt diejenigen, die ihnen früher am feindlichſten geweſen, nicht umhin konnten, den beiden ſtattlichen Jünglingen freundlich zuzunicken — und nun noch eine Wendung des Wegs und da lag es vor ihnen, das arme kleine Witwenhäuschen, mit dem alle ſüßeſten Erinnerungen ihrer Kindheit verknüpft waren, und zwei liebe Geſichter blickten ihnen entgegen: zwei Geſichter, bleich von Armuth und Entbehrung, aber in dieſem Augenblicke verklärt von der reinſten und ſchönſten Freude, die es gibt, von Mutterfreude!

Aber nicht lange und nur noch eins dieſer lieben treuen Geſichter blickte den Ankommenden entgegen, während um das andere das Grab ſeinen geheimnißvollen Schleier gewoben hatte. Anton's Mutter ſtarb. Es war der erſte große Schmerz, der in das Leben des Jünglings hineingriff; er empfand ihn tief, aber ſchweigend und mit jener Faſſung, die überhaupt ſein ganzes Weſen auszeichnete.

Auch ließ die Witwe des Küſters es ſich redlich angelegen ſein, für den armen, nun ganz verwaiſten Jüngling zu ſorgen und ihm ſoviel in ihren Kräften ſtand zu vergelten, was die geſchiedene Freundin ſo manches trübe Jahr hindurch in reiner ſchöner Aufopferung für ſie und ihren Knaben gethan hatte.

Und ebenſo bemühte ſich auch Eduard, durch erhöhte Zärtlichkeit den Verluſt zu erſetzen oder doch wenigſtens zu mildern, welcher ſeinen Gefährten betroffen hatte. Das Leben, das die beiden Freunde führten, war außerordentlich einfach und ärmlich; unbekannt mit den Zerſtreuungen, welche ſonſt für die heranwachſende Jugend ſoviel Verlockendes haben, lebten ſie ausſchließlich ihren Studien und ſuchten und fanden in ihnen Erſatz für alles, was ſie übrigens entbehren mußten. Waren ſie doch jung, und iſt doch ſchon die Jugend allein ein Schatz, der für alles andere entſchädigt und den wir, mitten im Schoſe des Glücks, vergebens zurückkaufen möchten mit allem, was wir beſitzen.

Und wenn ſie ja noch eines Troſtes bedurften, nun ſo hatte Eduard ſeit einiger Zeit ſich noch einen zweiten Gefährten gewonnen, der ihm über alle Beſchwerlichkeiten ſeiner Lage hinweghalf und durch den auch dem Freunde manche ſchöne und genußvolle Stunde bereitet ward. Es war kein Gefährte von Fleiſch und Bein, ein Geiſt war es, ein Weſen höherer Art, eine Stimme, die in ſeinem Buſen laut ward: die Stimme der Muſe, die ſeine Stirn im Vorüberfliegen geſtreift und dadurch ein Feuer in ihm entzündet hatte, das immer heller und freudiger flammte und das keine Noth des Lebens mehr auszulöſchen vermochte.

Das war der Kern jener bunten üppigen Blüte, zu der das geiſtige Leben des Knaben ſich mit ſo überraſchender Schnelligkeit entfaltet hatte: Eduard war Künſtler, war Poet. Nun erſt fing er ſelbſt an, jene wechſelnden Stimmungen zu begreifen, von denen er ſich ſo häufig überwältigt fühlte; nun verſtand er jene geheimnißvollen Worte, mit denen ſchon in früheſter Kindheit Sonne und Sterne und Baum und Blume zu ihm geſprochen hatten; nun wußte er, was ihn als Kind raſtlos umhergetrieben, ſich ſelbſt und andern ein Räthſel, und auch das wußte er nun, warum er ſich jetzt ſo glücklich fühlte in ſeiner Armuth und Einſamkeit, und warum ſelbſt die Sehnſucht nach der geliebten Mutter eine ſo ſanfte, verſöhnende Geſtalt angenommen hatte. Ja gewiß, Eduard war ein Dichter, wenn auch allerdings keiner von denen, die der Kunſt neue Bahnen erſchließen und dem Zeitalter ihr Gepräge aufdrücken. Mit wunderbarer Leichtigkeit, ohne Zwang, ſelbſt ohne Studium, bot ſich ihm die Sprache dar; er wollte gar nicht dichten, wußte kaum, was ein Dichter ſei; er horchte nur auf die Stimme in ſeinem Innern, er ſchrieb nur die Melodien nieder, die ihm unwillkürlich, in Schlaf und Wachen, durch Hirn und Buſen ſummten — und ſiehe da, wenn er das Niedergeſchriebene wieder durchſah, ſo war es in der That ein Ding, das ſich reimte, ein ganz unzweifelhaftes, leibhaftiges Gedicht!

Verſteht ſich, immer nur ein Gedicht, wie es einem achtzehnjährigen Jüngling zukam, der noch nichts von Welt und Menſchen geſehen, noch nichts erfahren und erlebt hatte und der dabei auch von dem, was man im ſpeciellen Sinne die Literatur nennt, nur erſt eine ſehr ungewiſſe Vorſtellung beſaß. Doch war dies letztere wol mehr ein Gewinn für ihn als ein Nachtheil, indem es ihn vor leerer Nachahmung ſchützte. Was er niederſchrieb, waren theils Erinnerungen an ſeine Kinderzeit, Bilder aus der ländlichen Heimat, die ihm nun, da er von ihr entfernt lebte, auf einmal wieder ganz lieb und angenehm geworden war; theils waren es Traumgeſtalten der Zukunft, Ideale und Hoffnungen, mit denen ſeine ewig geſchäftige Phantaſie jene Welt der Wirklichkeit bevölkerte, die ihm noch ſo fern lag und nach der er doch im tiefſten Grunde ſeiner Seele ein ſo heißes, inbrünſtiges Verlangen verſpürte. — Einſtweilen hielt er ſeine kleinen poetiſchen Verſuche vor jedem Auge verborgen; ſelbſt ſeiner Mutter, die nach ihrer ſchlichten Art auch wol kaum ein rechtes Verſtändniß dafür gehabt hätte, wagte er nichts davon mitzutheilen, und nur Anton, dem treuen, vielerprobten Genoſſen ſeiner Jugend, wurde auch dieſes Geheimniß anvertraut. Aber auch ihm nicht, ohne daß der angehende Dichter zuvor einen harten Kampf mit der faſt mädchenhaften Scham beſtanden hatte, die ihn bei dem Gedanken ergriff, die räthſelhaften Stimmen ſeiner Bruſt, denen er ſelbſt nur mit ſtummer Verwunderung zu lauſchen wagte, vor einem fremden Ohre laut werden zu laſſen.

Anton war ohne poetiſches Talent, aber nicht ohne poetiſchen Sinn. Er hatte viel natürlichen Takt und eine unerbittliche Nüchternheit des Verſtandes, die auch in der Poeſie keine weſenloſen Geſtalten, keine nebelhaften Phantasmagorien geſtattete; er war zum Kritiker geboren wie Eduard zum Dichter, beide ohne es zu wiſſen. Sein verſtändiges Urtheil und ſeine warme Theilnahme, die ihn gleichwol niemals über die Schranken nüchterner Beſonnenheit hinausführte, waren für den angehenden Poeten von unſchätzbarem Werth; er hatte nur dieſen einen Zuhörer, aber dieſer eine erſetzte ihm ein ganzes Publikum.

Und dies letztere war denn vielleicht der wichtigſte Dienſt von allen, die Anton ſeinem Freund leiſtete; er bewahrte ihn vor der Gefahr, ſich allzu zeitig vor das Publikum zu drängen, die gefährlichſte Klippe ohne Zweifel, die dem werdenden Dichter droht und an der Tag für Tag ſo unzählige von ihnen zu Grunde gehen. Wie Anton an den Verſen ſeines Freundes ſeine aufrichtige, herzliche Freude hatte, ohne gerade etwas Außerordentliches und Unerhörtes darin zu erblicken, oder ihren Urheber deshalb für ein Weſen höherer Gattung zu halten: ſo fühlte auch Eduard ſich von dem Beifall ſeines kritiſchen Freundes vollkommen befriedigt und empfand nicht das mindeſte Verlangen, die Oeffentlichkeit mit ſeinen Verſuchen zu behelligen. Es war eben ein geſundes Blut, das in ihm ſteckte; wie er ehedem ein richtiger Dorfjunge geweſen, wild und übermüthig, ſo war er auch jetzt ein richtiger Schüler; die Schule umſchloß den ganzen Horizont ſeines Strebens, und auch dieſe poetiſchen Verſuche, die ihm da ſo unwillkürlich, gleichſam unter der Hand entſtanden, reihten ſich für ſein eigenes Bewußtſein nur mit in die Zahl jener vorſchriftsmäßigen Uebungen und Beſchäftigungen ein, mit denen er ſich übrigens auf ſeinen künftigen Beruf vorzubereiten ſuchte.

Dies ſtille harmloſe Leben, das ſo reich an Entbehrungen und darum doch nichts weniger als arm an Freuden war, ſetzten die beiden Freunde auch fort, als ſie demnächſt die Univerſität bezogen. Wenigſtens äußerlich; ſchon die Beſchränktheit ihrer Mittel geſtattete ihnen nicht, an den herkömmlichen Freuden der akademiſchen Jugend theilzunehmen, und wenn auch bei Eduard zuweilen eine gewiſſe Neigung hervorblitzte, ſich unter den bunten Haufen zu miſchen und an deſſen lärmenden Vergnügungen theilzunehmen, ſo gelang es doch dem beſonnenen Rath des Freundes jedesmal mit leichter Mühe, ihn in die Schranken zurückzuführen, welche ſchon die Rückſicht auf ihre äußere Lage und die Nothwendigkeit, ſobald wie möglich ſelbſtändig zu werden, ihnen auferlegte.

Deſto bewegter freilich geſtaltete ſich jetzt das innere Leben, beſonders für Eduard. Es war zu Anfang jener vierziger Jahre, welche in dem Leben unſerer Nation überhaupt eine ſo große Veränderung hervorbringen ſollten. Zwar für den Augenblick war es hauptſächlich erſt die Wiſſenſchaft, die von der Ahnung der bevorſtehenden Kriſis durchzuckt wurde, und von den Wiſſenſchaften wiederum am meiſten diejenige, der unſere beiden Freunde ſich zu widmen im Begriff ſtanden — der Theologie.

Der Leſer hat gewiß noch nicht vergeſſen, welche Bewegung damals auf dieſem Gebiete herrſchte, und wie es zunächſt der Boden der Theologie war, dieſer echt deutſchen Wiſſenſchaft, die uns in verſchiedenen Epochen ſo hoch erhoben und ſo tief geſtürzt hat, auf welchem die Gegenſätze der Zeit, dieſelben Gegenſätze, die ſich dann bald darauf noch auf ganz andern Kampfplätzen noch viel großartiger entwickeln ſollten, gegeneinander platzten.

Für unſere Freunde hatte dieſer Kampf der theologiſchen

Parteien wenig Anziehendes. Anton's klarem praktiſchen Sinn wollte es ſcheinen, als ob die ganze Bewegung eines rechten Ziels ermangele. Auch fühlte ſeine milde, durchaus gerechte und maßvolle Natur ſich aufs tiefſte verletzt und zurückgeſtoßen durch die Barbarei, mit welcher der Kampf geführt ward, ſowie durch den Fanatismus, der ſchon damals, hüben wie drüben, ſeine Flammenzeichen aufſteckte und mit dem die Gegner ſich nicht blos wiſſenſchaftlich, ſondern auch moraliſch, auch praktiſch zu vernichten ſtrebten.

Noch viel lebhafter mußte dieſer Widerwille bei Eduard ſein. Die vorwiegend äſthetiſch angelegte Natur des jungen Dichters, ſein angeborener Geſchmack, ſein feiner künſtleriſcher Sinn — wie mußte das alles ſich angewidert fühlen durch ein Schulgezänke, das (ſo wenigſtens ſah Eduard die Sache an) ſich lediglich um todte Formeln drehte, während er aus tiefſter Seele, mit heißen, lechzenden Sinnen, nach dem lebendigen Geheimniß der Schönheit, nach Lebensfülle und künſtleriſcher Geſtaltung der Wirklichkeit ſuchte!

Ach, es iſt wol etwas Schönes um dieſe heißen Sinne des Poeten; nicht blos der Dichter verdankt ihnen ſeine ſchönſten und heiligſten Entzückungen, ſondern auch die vollendetſten und reinſten Werke der Kunſt nehmen von hier aus ihren geheimnißvollen Urſprung. Sie iſt ein Geſchenk der Götter, ohne Zweifel, dieſe lodernde Flamme der Phantaſie, die alles erwärmt und alles vergoldet; dieſe heiße Sehnſucht, die nach allem verlangt, an allem theilhat und die doch durch keinen Beſitz befriedigt wird; dieſe träumeriſche Hingabe, mit welcher der Poet ſich anſchließt an alles, was da iſt zwiſchen Himmel und Erde, dieſe Sympathie, mit der alles Erſchaffene ſeine Bruſt geheimnißvoll durchzittert — und mit der er ſich doch bei alledem ewig einſam und unverſtanden fühlt!

Aber wie jedes Geſchenk der Götter, laſtet auch dieſes ſchwer auf dem Haupte, das damit begnadigt ward. Wen die Natur zum Künſtler, zum Dichter ſchuf, der kann freilich, ſolange die Sonne des Genius ihm leuchtet, nie ganz unglücklich werden: allein er verzichte auch darauf, jemals ganz glücklich zu ſein . . .

Achtes Kapitel.

Bewegte Zeilen

Auch Eduard hatte mit dieſer Doppelnatur des Poeten, vermöge deren er ſich dem Himmel verwandt fühlte, ohne doch die Erde entbehren zu können und umgekehrt, manchen offenen und geheimen Kampf zu beſtehen. Da ſollte er nun über gelehrten Kirchenvätern und ihren noch gelehrtern Auslegern ſitzen, an Erörterungen ſollte er theilnehmen und ſich für Streitigkeiten intereſſiren, die ihm doch in der That ganz außerordentlich gleichgültig waren, ja für die ihm jede Spur von Verſtändniß mangelte, weil er in ihnen nicht den leiſeſten Hauch der Schönheit, nicht die kleinſte Ader künſtleriſchen Lebens entdeckte — und inzwiſchen ſchäumte die Woge des Lebens luſtig weiter, überall, wohin er ſah, war Heiterkeit und liebliche Fülle, und er nur, ſo jung, ſo verlangend, ſchien ſich zu ewiger Entſagung verdammt!

Was kannte, was wußte Eduard von der Welt? Hinter dieſen Büchern konnte er vielleicht ein gelehrter Theolog, ein gefeierter Kanzelredner, vielleicht ſogar ein berühmter Profeſſor werden — aber ganz gewiß kein Dichter.

Und wenn die innere Stimme ihn nun nicht täuſchte, wenn die Natur ihn wirklich zum Poeten beſtimmt hatte, wenn wirklich ein leiſer Hauch, ein ſchwacher Abglanz in ihm lebte von jenem höhern Feuer, das ihm aus den Werken der großen Dichter und Künſtler aller Zeiten entgegenloderte — war es dann wirklich wohlgethan von ihm, beging er nicht ein Unrecht gegen ſich ſelbſt, ja vielleicht ſogar gegen die Kunſt, daß er nicht alle Rückſichten kühnlich beiſeite ſetzte und ſich, mit verſchloſſenen Augen, aber um ſo empfänglicherer Seele, mitten hineinſtürzte in die volle, ſchäumende Flut des Lebens? —

Anton ahnte von dieſen Kämpfen ſeines Freundes wenig oder nichts. Eduard war hier an einem Punkte ſeines Weſens angelangt, wo er ſich ſelbſt nicht klar zu werden vermochte, geſchweige denn einem andern, und wäre dieſer andere auch ſein liebſter und theuerſter Freund geweſen. Sollte der Fluch der Armuth und Niedrigkeit ihm die höchſte, reinſte Freude des Daſeins rauben? Sollte, durfte der ſtarre Buchſtabe des Geſetzes ihn der höhern Pflicht untreu machen, von der ſein ganzes Weſen ſich beherrſcht fühlte? — Mit Lächeln verzichtete er auf alle herkömmlichen Bequemlichkeiten des Lebens; Pracht und Luxus reizten ihn nur ſo weit, wie ihn etwa ein ſchönes Kunſtwerk reizte, ohne daß dadurch der leiſeſte ſelbſtſüchtige Wunſch in ſeinem Herzen rege ward. Aber daß die Dürftigkeit ſeiner Lage ihm auch das Joch eines Berufs aufnöthigen ſollte, zu dem er ſelbſt ſich jede Befähigung abſprechen mußte und der ihm jetzt auf einmal ebenſo verhaßt war, wie er ihn früher als Knaben angelockt hatte; daß in der ausſichtsloſen Oede dieſer Proſa auch die Knoſpe ſeiner Poeſie verwelken, daß er nie dazu gelangen ſollte, der Kunſt ein reines, ungetheiltes und unverkümmertes Daſein zu widmen — nein, dieſes Schickſal dünkte ihn allzu hart, und mit ſtummem Ingrimm ſchüttelte er die Ketten, die er bei alledem nicht zu zerbrechen wagte!

Warum er es nicht wagte? Vielleicht, weil er nichts weiter war als ein angehender Poet, weil ihm die Gabe der That, des raſchen männlichen Entſchluſſes mangelte — hoffentlich nicht für immer. Vielleicht aber auch, weil er ſeinem Freunde nicht den Schmerz bereiten wollte, ihn zu verlaſſen, oder weil mitten zwiſchen die lockenden Geſtalten, mit welchen die Sehnſucht des Dichters ihn umgaukelte, noch ein anderes Bildniß trat, ein bleiches, ſtilles Bild, mit blaſſem, ſorgenvollem Antlitz — das Bildniß ſeines armen, einſamen Mütterchens, die wie auf eine große Nummer die ganze Hoffnung ihres Lebens auf ihn geſetzt hatte, und deren Hoffnungen er nicht täuſchen konnte, nicht täuſchen durfte, und wenn er ſelbſt darüber zu Grunde gehen ſollte . . .

Aber er ging nicht zu Grunde, die urſprüngliche kernhafte Geſundheit ſeiner Natur rang ſich mit friſcher Jugendkraft auch durch dieſe Kämpfe hindurch. Es war eine ganz ähnliche Situation wie damals, als er ſich von der Jugend des Dorfs zurückgeſetzt und mishandelt glaubte. Wie er damals in knabenhaftem Trotz alle frühern Verbindungen gelöſt und ſich ganz auf ſich ſelbſt und den Umgang mit ſeinem Freunde Anton zurückgezogen hatte, ſo flüchtete er auch jetzt wieder vor den Verlockungen des Lebens in ſein eigenes Innere, und ſuchte von einer Welt, die ſich vor ihm abſperrte, ſich unabhängig zu machen, indem er ſie verachtete.

Eduard befand ſich in jener Epoche des Weltſchmerzes und des Menſchenhaſſes, die jeder junge Dichter einmal durchmachen muß. Dieſer Weltſchmerz iſt gleichſam eine von den Kinderkrankheiten des Genius, die keinem erlaſſen werden, den die Muſe überhaupt angelächelt hat; nur muß man die Krankheit als ſolche anerkennen und ſie nicht, wie es hier und da wol geſchehen iſt und zum Theil noch heute geſchieht, für den wahren Normalzuſtand ausgeben wollen.

Eduard, wie geſagt, war von geſundem Stamme, und ſo überwand er auch dieſes Uebel ziemlich raſch. Je ausſchließlicher er jetzt wieder den Wiſſenſchaften lebte und je inniger er ſich durch den fortgeſetzten Umgang mit den größten Geiſtern der verſchiedenſten Jahrhunderte überzeugte, daß Kunſt und Wiſſenſchaft unſterblich ſind und daß jeder, der ſich ihrem Dienſt geweiht hat mit treuer, aufrichtiger Hingebung, eben dadurch erhaben iſt, nicht blos über jede irdiſche Beſchwerde, ſondern auch über alle Verlockungen und Genüſſe der Erde — ſeitdem glätteten ſich auch die Wogen ſeines Gemüths und er fing das Leben wieder an mit der alten Heiterkeit und Unbefangenheit zu betrachten. Die Muſe, er wußte es jetzt, läßt keinen ſinken, der ihr wahrhaft angehört; war er wirklich, wofür er ſich hielt, ein Dichter, nun, ſo mußte ja auch für ihn ein Tag der Erfüllung kommen, und dieſe Welt der Wirklichkeit, deren buntes, dämoniſches Treiben ihn jetzt noch beängſtigte und in

Verwirrung ſetzte, mußte ſich auch für ihn abklären zum ſchönen, heitern, genußvollen Spiel. — Ob dieſe Ueberzeugung wirklich ſo feſt bei ihm ſtand, wie er ſelbſt ſich zu überreden ſuchte? Und ob die Verlockungen der Welt ihren Reiz wirklich ſo ganz für ihn verloren hatten? Die Folge wird es lehren . . .

Nicht wenig trug zu dieſer Beruhigung ſeines Gemüths der geringe Widerſtand bei, den Anton, ſein gegetreuer Mentor, ihm in Betreff eines andern kaum minder wichtigen Entſchluſſes entgegenſetzte, der ungefähr um dieſelbe Zeit und ebenfalls nicht ohne mancherlei Kämpfe bei ihm zum Durchbruch kam.

Das war der Wechſel ſeines Studiums. Ja ſo weit war Anton entfernt, ihm in dieſem Punkt zu widerſtreben, daß er ihn vielmehr ſelbſt darin beſtärkte und ihn ſogar durch ſein eigenes Beiſpiel ermunterte. Es iſt bereits angedeutet worden, wie wenig die beiden Freunde ſich von der Wiſſenſchaft befriedigt fühlten, der ſie ſich urſprünglich beſtimmt hatten. Unvermerkt, je mehr ſie zu geiſtiger Selbſtändigkeit heranreiften, deſto weiter entfernten ſie ſich auch von den eigentlichen theologiſchen Studien, um dafür Sprachen, Geſchichte, Naturkunde, kurz jenes ganze Gebiet von Kenntniſſen zu durchforſchen, aus welchem vorzugsweiſe die künftigen Lehrer und Erzieher der Jugend hervorgehen.

Denn dies ſchien beiden der wünſchenswertheſte Beruf, dereinſt als Lehrer die Saat des Schönen und Guten unter das heranwachſende Geſchlecht auszuſtreuen und dadurch ihr eigenes vergängliches Daſein mit dem ewigen Wirken und Weben der Menſchheit ſelbſt zu verbinden.

Auch ſtehen ſich ja, bei der herkömmlichen Einrichtung unſerer akademiſchen Studien, Kanzel und Lehrſtuhl ſo nahe und der Uebergang von der einen zum andern iſt ſo leicht zu bewerkſtelligen, daß der Tauſch, den unſere Freunde in dieſer Hinſicht vornahmen, ziemlich unbemerkt vor ſich ging. Sie hörten die vorſchriftsmäßigen theologiſchen Vorträge, weigerten ſich auch nicht, ſich den herkömmlichen Prüfungen zu unterwerfen, und nur in der Stille waren ſie entſchloſſen, dereinſt die magerſte Lehrerſtelle der einträglichſten Pfarre vorzuziehen.

Um dieſen Entſchluß ſo raſch als möglich ins Werk zu ſetzen, nahm Anton, da inzwiſchen die Zeit ihres Abgangs von der Univerſität herangekommen war, eine Stelle als Hülfslehrer in jenem Landſtädtchen an, mit dem wir den Leſer im Eingang unſerer Erzählung bekannt gemacht haben. Eduard, in der Hoffnung ſich durch Stundengeben den nöthigſten Unterhalt zu erwerben, begleitete ihn, und ſo vertauſchten die Freunde, unzertrennlich wie ſie waren, den Aufenthalt auf der Univerſität mit jenem Dachſtübchen des Candidaten, in welchem wir ſie zuerſt angetroffen haben.

Doch bleibt uns hier noch ein Ereigniß nachzuholen, das in die letzten Monate ihrer Univerſitätszeit fiel und das wenigſtens für einen von ihnen, für Eduard, von entſcheidendem Einfluß ward.

Es iſt bereits erwähnt worden, in welcher Zeit unſere Erzählung ſpielt: nämlich zu Anfang der vierziger Jahre, in jener Zeit allgemeinſter Begeiſterung, da die ganze Nation ſich nach langer trauriger Erſtarrung wie von neuem Leben ergriffen fühlte und, im Bewußtſein dieſes neukeimenden

Lebens, ſich die Zukunft nicht golden genug ausmalen zu können meinte. Wo gab es damals noch in Staat und Geſellſchaft eine Schwierigkeit, mit der man nicht fertig, wo noch ein Hinderniß, deſſen man nicht Herr zu werden glaubte? Hatten wir nicht die großen Begriffe von Freiheit, Recht, Vaterland, dieſe Begriffe, die uns in einem langen thatenloſen Frieden abhanden gekommen waren, die wir ſoeben erſt wieder entdeckt hatten und in denen wir nun in der ganzen Ueberſchwenglichkeit unſerer erſten Entdeckerfreude einen Schlüſſel zu beſitzen meinten, der alle ſchwierigſten Probleme der Geſellſchaft, alle tiefſten Räthſel der Staatskunſt wie ſpielend löſen mußte?

Auch unſere Freunde fühlten ſich von dieſer allgemeinen Bewegung mit fortgeriſſen. Und mit Recht. War ſie doch ſelbſt ſo ganz jugendlich dieſe Bewegung, ein ſchöner, lieblicher, nur leider etwas unklarer Traum; wie wäre denn irgendein heißer, jugendlicher Kopf im Stande geweſen, nüchtern zu bleiben, wo ſelbſt die Alten mit beredter Zunge die Entzückungen des Rauſches verkündeten?

Allein auch diesmal wieder war die Wirkung, je nach den verſchiedenen Charakteren unſerer Freunde, ſehr verſchieden. Die beginnende praktiſche Thätigkeit, welche dies Erwachen der Geiſter begleitete, trug nur dazu bei, den von Hauſe aus nüchternen, praktiſch geſinnten Anton immermehr auf das Gebiet des praktiſchen Lebens hinüberzuziehen. Wie zuerſt die Theologie, ſo wurde ihm jetzt die Wiſſenſchaft überhaupt verleidet — oder falls dieſer Ausdruck zu ſtark iſt: ſo ſtiegen ihm doch Zweifel auf, ob ihr Werth wirklich ein ſo einziger und ausſchließlicher, wie er ſelbſt bis vor kurzem noch geglaubt hatte. War es wol wirklich zum Heil der Nation geſchehen, daß die tüchtigſten Köpfe derſelben ſich ſo ausſchließlich den gelehrten Studien widmeten? Oder würde es nicht beſſer ſtehen mit dem eigentlichen Kern des Volks, wenn auch die gebildetern Geiſter ſich nicht mehr ſcheuten, den rauhen Boden der Praxis, der unmittelbaren handwerksmäßigen Arbeit zu betreten und dadurch dieſe ſelbſt zu adeln und mit höherm geiſtigen Inhalt zu durchdringen? — Auch an dem Beruf des Lehrers, den Anton ergriffen, war es, wenn er ſich ſelbſt ohne Vorurtheil prüfte, weit weniger die wiſſenſchaftliche Seite geweſen, was ihn angelockt und befriedigt hatte, als vielmehr die praktiſche Seite der unmittelbaren perſönlichen Arbeit, dieſer unausgeſetzte tägliche Verkehr mit der Maſſe des Volks, das gerade dem Lehrer ſein köſtlichſtes Beſitzthum anvertraut, ſeine Kinder, die werdenden Bürger der Zukunft. Jetzt aber kam es ihm mitunter vor, als ſei auch ſchon dieſe Art, ſich an der Arbeit des Volks zu betheiligen, ein Umweg und als müſſe er, um zugleich dem Triebe ſeiner Natur zu genügen und ſeine Aufgabe wahrhaft zu erfüllen, die Bücher allzumal beiſeite werfen und ſich, ein echter Sohn der Armuth, mit dem Schurzfell in die Werkſtatt ſtellen.

Anton's gemäßigte, leidenſchaftsloſe Natur ließ auch ſolche Anwandelungen niemals zu irgendeinem tumultuariſchen Ausbruch kommen. Aber wenn er früher den Tod ſeiner Mutter hauptſächlich darum ſo ſchmerzlich empfunden hatte, weil er ſich dadurch der Freude beraubt ſah, ſie an ſeiner Zukunft theilnehmen zu laſſen, dieſer Zukunft, welche — er war es von ſich ſelbſt überzeugt — ſie für alle Opfer und Entbehrungen, die ſie um ſeinetwillen ertragen hatte, in reichlichſtem Maße entſchädigen ſollte: ſo gab es jetzt Augenblicke, wo er es dem Schickſal beinahe Dank wußte, daß es ſo und nicht anders über ſeine Mutter beſchloſſen und ihn dadurch der letzten Rückſicht überhoben hatte, durch die er ſich bei der endlichen Entſcheidung ſeiner Zukunft etwa hätte können beſtimmen laſſen.

Gerade ſo ruhige, maßvolle Charaktere wie Anton, die ſich ſo geräuſchlos entwickeln, ſind, wenn einmal ein Entſchluß in ihnen aufgeſtiegen iſt, der ihrem ganzen Leben eine andere Geſtalt zu geben verſpricht, dann auch am allerhartnäckigſten darin, dieſen Entſchluß auszuführen, gleichviel welche Hinderniſſe ſich ihnen dabei entgegenſtellen. Es dauert lange, bevor ſie ſolche Entſchlüſſe faſſen, aber dann ſind ſie auch unerſchütterlich; ſie faſſen ſie in der Stille, aber einmal gefaßt, behaupten ſie dieſelben auch gegen jedermann.

Bei Anton geſellte ſich zu dieſer Feſtigkeit des Willens noch ein gewiſſer angeborener, praktiſcher Verſtand und eine große Klarheit und Ruhe des Urtheils. Anton ſcheute alle gewaltſamen Schritte; ſo jung er war, ſo wußte er doch bereits, daß auch der Baum des Schickſals ſeine Früchte nicht eher hergibt, als bis dieſelben wirklich gereift ſind. Auch jetzt that er nichts, was irgendwie auf die Umwälzung hindeutete, die in ſeinem Innern vorging. Im Gegentheil, er beſtand die vorſchriftsmäßigen Prüfungen raſch hintereinander und mit dem glänzendſten Erfolge, und auch ſeinem neuen Beruf als Lehrer widmete er ſich mit einem Eifer und einer Gewiſſenhaftigkeit, daß ſelbſt die misvergnügten Bewohner des uns wohlbekannten Städtchens nicht umhin konnten, die

Pflichttreue ihres neuen Lehrers mit Wohlgefallen anzuerkennen.

Aber ſein eigentliches Herz war nicht mehr dabei, er wartete nur ſeine Zeit ab, und während Eduard ſich in Plato und Ariſtoteles, in Goethe und Schiller, in Shakſpeare und Cervantes vertiefte, ſaß Anton und ſtudirte Chemie, Technologie und andere praktiſch nutzbare Fächer und ließ es mit Lächeln geſchehen, wenn Eduard ihn deshalb einen Erzphiliſter ſchalt, einen Abtrünnigen, der im Begriffe ſei, den reinen Dienſt der Wiſſenſchaft gegen das ſchmuzige Treiben des Marktes zu vertauſchen.

Neuntes Kapitel.

Verſchiedene Wege.

Ganz anders wirkten dieſe bewegten Zeiten auf Eduard. Wie Anton's verſtändige Natur inſtinctmäßig den praktiſchen Kern der neuen Zeitrichtung herausgefühlt hatte, ſo fühlte der Poet, der in Eduard ſteckte, ſich hauptſächlich von dem Poetiſchen, Phantaſtiſchen ergriffen, das dieſelbe ebenfalls begleitete.

Ach, und ſo weit dieſe Zeit jetzt auch hinter uns liegt — und in der That iſt es zuweilen, als ob nicht ein Jahrzehnd, ſondern ein Jahrhundert uns davon trennte — und ſo nüchtern und verſtändig wir ſeitdem geworden ſind, wer wollte leugnen, daß ſie, bei aller Unklarheit und allem wüſten, gärenden Drange, allerdings etwas unendlich Poetiſches hatte, dieſe Zeit der allgemeinen Hoffnung und Erwartung, des ungewiſſen, ſehnſuchtsvollen Verlangens nach einem Ideal, das niemand ſo eigentlich zu nennen wußte und deſſen göttliche Nähe doch jeder zu empfinden meinte?! Jeder Rauſch hat etwas Poetiſches, wie nun gar erſt der Rauſch der Freiheit! Aber freilich wird die Freiheit nicht im Rauſch gewonnen, ſondern wie alles

Große und wahrhaft Werthvolle will auch ſie mühſam erworben werden durch die beſonnene, ausdauernde Arbeit ganzer Geſchlechter. Das klingt allerdings ſehr unpoetiſch: aber das Leben gehört auch nicht der Poeſie, ſondern der Wahrheit gehört es, und darum iſt die jetzige nüchterne, kalte Zeit, die aber zum wenigſten wahr iſt gegen ſich ſelbſt und ſich keine Begeiſterung vorlügt, die ſie längſt nicht mehr empfindet, im Grunde auch weit nützlicher und heilſamer für die Nation, als jenes Fieber eines unbeſtimmten Enthuſiasmus, in welchem die edelſten Kräfte ſich nutzlos verzehrten und von dem endlich doch nichts übrig geblieben iſt als eine tiefe, troſtloſe Abſpannung.

Solche Reflexionen anzuſtellen war die Sache eines jungen zwanzigjährigen Dichters nun freilich nicht. Vielmehr warf Eduard ſich mit dem ganzen Ungeſtüm, der ganzen leidenſchaftlichen Energie ſeiner Natur in die neue Richtung, von der jetzt auch die Poeſie ergriffen wurde. Es war wieder einmal das hitzige Fieber nach dem kalten; auf die Epoche der Weltverachtung folgte die Zeit der abſtracten Bruderliebe, der inhaltsloſen Begeiſterung für Freiheit, Bildung und Humanität, die alle Unvollkommenheiten des irdiſchen Daſeins weggeſchafft zu haben glaubte, indem ſie einfach decretirte, ſie ſollten nicht mehr ſein, und, daß jedermann es nur wiſſe, die Morgenröthe eines neuen beſſern Weltalters ſei hiermit angebrochen ...

Auch Eduard machte die Thorheiten dieſer Zeit, die bei alledem ſo naiv, ſo liebenswürdig waren, redlich mit. Nun verlohnte es ſich ja erſt zu leben, nun hatte er ja, wonach er von früh an ein ſo heißes Verlangen getragen hatte: große Stoffe, gewaltige Leidenſchaften und erhabene

Zwecke. Indem Eduard, wenn auch nur als Dichter, theilnahm an der großen Bewegung der Zeit, indem er ſeine Muſe in den Dienſt jener Ideen ſtellte, welche ſchon — wir ſagen nicht in aller Herzen, aber doch wenigſtens auf aller Lippen waren, das allgemeine Loſungswort der Zeit: ſo erweiterte ſich für ihn das enge Studentenzimmerchen, in dem er mit ſeinem Freunde hauſte, zur großen hiſtoriſchen Bühne, er fühlte ſich in einer unſichtbaren Gemeinſchaft aller Guten und Tüchtigen, ja es gab Momente, wo er zu fühlen meinte, wie der Strom der Weltgeſchichte, dieſer Strom, der endlich aus jahrelanger eiſiger Erſtarrung erwacht ſchien, ſeine brauſenden Gewäſſer mitten durch ſeine Seele wälzte!

Doch wozu noch einen Zuſtand ſchildern, an dem wir ja alle, die wir damals überhaupt ſchon zum Bewußtſein gelangt waren, mehr oder minder theilgenommen — und die es damals nicht gethan haben, wahrlich, wir können ſie noch jetzt, mitten in einer ſo veränderten Weltlage und nachdem ſie ſo gründlich recht behalten haben gegen uns thörichte Schwärmer, nicht eben beneidenswerth finden. — Wir wiederholen: Eduard war zwanzig Jahre, er war Poet oder glaubte es doch zu ſein, und lebte mitten in einer Zeit allgemeinen poetiſchen Taumels; damit iſt alles geſagt.

Und auch das iſt ja wol noch nicht vergeſſen, wie leicht es damals unſern Dichtern und Dichterlingen gemacht war, ſich einen vollen Lorberkranz zu erwerben. Wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen. Es genügte damals, das Ohr des Zuhörers mit gewiſſen Stichworten zu kitzeln und gewiſſe allgemein beliebte Ideen in eine leidlich melodiſche Form zu bringen — und ſiehe da, der gefeierte Dichter, der poetiſche Held des Tages war fertig.

Natürlich wollen wir der damaligen Richtung unſerer Literatur damit nichts Uebles nachgeſagt haben; wir ſchreiben eine Erzählung, keine literariſche Kritik. Aber erwähnt mußte jener Umſtände hier werden, weil nur auf dieſe Weiſe erklärlich wird, wie es möglich war, daß einige Verſe politiſchen Inhalts, welche Eduard damals, in der allgemeinen Aufregung der Zeit auch ſeine bisherige Scheu vor der Oeffentlichkeit überwindend, in einer bekannten Zeitſchrift abdrucken ließ, ihm raſch einen gewiſſen Ruf als Dichter erwarben und ſeinem Namen eine Popularität verſchafften, die ihm im gewöhnlichen Gang der Dinge gewiß noch lange nicht zu Theil geworden wäre. Es war allerdings nur eine von den Berühmtheiten, wie ſie damals zu Duzenden aufſchoſſen, um ebenſo raſch wieder hinzuwelken. Indeſſen, wie ſpärlich ſie auch ſein mögen und wie dünn das Stämmchen, dem ſie entſproſſen — die erſten Lorbern duften allemal ungemein lieblich, und es gehören ſtarke Nerven dazu, Nerven, wie Künſtler ſie eben nicht zu haben pflegen, um ſich von ihrem Duft nicht betäuben zu laſſen.

Darum war es auch ein Beweis einer ganz beſondern Willensſtärke und einer nicht gemeinen Kraft der Entſagung, als Eduard troz dieſes glänzenden Anfangs, den er als Schriftſteller gemacht hatte, gleichwol keinen Augenblick zauderte, ſeinen Freund in die Einſamkeit jenes Städtchens zu begleiten, das wir früher geſchildert haben. Ihm ſelbſt fiel gar nicht ein, daß es anders ſein könne; die alte Jugendfreundſchaft war noch ſo friſch in ihm und erfüllte ſeine Seele noch ſo vollſtändig, daß er ſich nur in der Nähe ſeines Freundes zufrieden fühlte. Auch ſchien die Nothwendigkeit, einen möglichſt wohlfeilen und ungeſtörten Aufenthalt ausfindig zu machen, in welchem er ſich für die ihm noch bevorſtehende Staatsprüfung vorbereiten konnte, ihm kaum eine andere Wahl zu laſſen; ſein Lebensweg wand ſich nun einmal in der Tiefe, durch enge dornige Schluchten, und ſo mußte er es ja noch als eine beſonders gnädige Fügung des Himmels betrachten, wenn ihm nur verſtattet ward, die mühſelige Wanderſchaft an der Seite eines ſo treuen und bewährten Freundes zurückzulegen.

So wenigſtens rechtfertigte Eduard es bei ſich ſelbſt, als er ſich aus dem lauten, luſtigen Univerſitätstreiben, von deſſen Freuden er freilich wenig gekoſtet hatte, in die Abgeſchiedenheit jenes Landſtädtchens verbannte. In der That jedoch waren noch einige andere Umſtände bei dieſem Entſchluſſe mitwirkend. Getragen von den Flügeln ſeines jungen Ruhms, wäre es Eduard damals vielleicht nicht allzu ſchwer geweſen, ſich in irgendeiner größern Stadt als Mitarbeiter einer Zeitung oder in einer ähnlichen literariſchen Stellung eine leidlich geſicherte Exiſtenz zu gründen. Aber, ſei es ein Reſt ſeiner halbbäueriſchen Erziehung, ſei es Vorurtheil und Unbekanntſchaft mit den wirklichen Verhältniſſen, genug, er hätte eine unüberwindliche Abneigung gegen das Leben als Schriftſteller; es ſchien ihm Entweihung der Kunſt, Profanation des Heiligſten, dasjenige, was die höchſte Blüte, der reinſte, glänzendſte Silberblick des Lebens ſein ſoll, zum Mittel des Erwerbs zu machen und die freieſten und höchſten

Regungen der Seele zum Dienſt der Nothdurft herabzuwürdigen. Auch hätte er zu dieſem Ende offen mit ſeiner bisherigen Entwickelung brechen müſſen, und dieſen Schmerz wollte er ſeiner Mutter, die noch immer feſt darauf hoffte, ihn demnächſt als ehrwürdigen Pfarrherrn zu begrüßen, nicht bereiten.

Und endlich, was vielleicht das Entſcheidendſte war, Eduard war ehrgeizig; da er ſich die Fähigkeit nicht zutraute, ſich auf einem größern Schauplatz unter den erſten zu behaupten, ſo zog er es vor, ſich gleichſam in ein freiwilliges Exil zu flüchten, wo er um ſo eifriger an ſeiner weitern Ausbildung arbeiten und ſeinen poetiſchen Studien und Neigungen um ſo ungeſtörter nachhängen konnte.

Aber der Ruhm hat das mit der Liebe gemein, daß er ſich nicht gut auf die Dauer verbergen läßt, wie ſicher der Eigenthümer ihn auch verwahrt zu haben glaubt. Auch unter die unzufriedenen, misvergnügten Bürger jenes Städtchens, die, wie wir uns erinnern, in unaufhörlicher Oppoſition mit der Regierung ihres Ländchens lebten, war die Kunde von Eduard's Dichterruhm gedrungen. In jenen Tagen hatten bekanntlich auch die Herzen der Spießbürger ihre ſchwachen Augenblicke, wo ſie für Freiheit und Vaterland ſchwärmten, und ſo wurde dem Dichter der Freiheit denn auch auf dieſem abgelegenen Stückchen Erde eine Aufnahme zu Theil, ſchmeichelhaft genug, um ſelbſt eine größere Eitelkeit und einen brennendern Ehrgeiz als den ſeinen zufrieden zu ſtellen. Die Jungfrauen des Städtchens ſchrieben ſich ſeine Gedichte auf roſa Papier und trugen ſie in ihren Strickbeuteln mit ſich zwiſchen Garnknäueln, halbverbrauchten Handſchuhen und unorthographiſchen Wäſchzetteln. Die Väter und Brüder der jungen Schönen aber laſen ſich Eduard's Verſe abends auf dem Rathskeller vor und ſchmunzelten und riefen Bravo bei jedem Kraftausdruck. Ging Eduard über die menſchenleere Gaſſe, ſo flogen alle Köpfe ans Fenſter, und wen er grüßte, der fühlte ſich geſchmeichelt, daß er „unſern Dichter“ geſehen und von ihm gegrüßt worden. — Ganz gewiß war es nur die Caricatur eines Publikums und nur ein verfälſchtes Surrogat echten wahren Ruhms, was Eduard in dem Städtchen fand. Allein ſo groß iſt der Reiz, als ein berühmter Mann zu gelten, daß wir uns davon geſchmeichelt fühlen — wenigſtens ſolange wir zwanzig Jahre ſind — auch ſelbſt wenn eine innere Stimme uns zuflüſtert, daß dies die Lorbern nicht ſind, um die es ſich zu ringen verlohnt, und daß wir beſſer thäten, uns dieſen wohlgemeinten Thorheiten zu entziehen.

Auch Eduard konnte der Verſuchung, wenigſtens für einige Zeit der Mann des Tages zu ſein, und wäre es auch nur in einem armen Landſtädtchen, nicht widerſtehen. Er beſuchte die wöchentlichen Zuſammenkünfte ſeiner neuen Mitbürger, ſtiftete einen eigenen Leſeverein, in welchem hauptſächlich verbotene Schriften curſirten, betheiligte ſich an den öffentlichen Angelegenheiten der Stadt und ſtiliſirte den Bürgern die Eingaben und Beſchwerdeſchriften, mit denen ſie der Regierung zu Leibe gingen wegen der vielfachen Zurückſetzungen und Ungerechtigkeiten, die ihrer Stadt angeblich widerfahren waren.

Anton, der ausſchließlich ſeiner Berufspflicht ſowie ſeinen Studien lebte, war mit dieſem Treiben nichts weniger als einverſtanden. Er konnte ſich ein für allemal nicht überreden, daß Verſe das richtige Mittel, der Noth der Zeiten abzuhelfen, und auch die Klagen und Beſchwerden der Bürger ſchienen ihm bei weitem die Aufmerkſamkeit nicht zu verdienen, die Eduard ihnen ſchenkte. Hätten dieſe verdrießlichen, ſauertöpfiſchen Ackerbürger, ſtatt immer nur in dem breitgetretenen Gleiſe zu bleiben, ſich entſchließen können, irgendeine neue, zeitgemäße Induſtrie bei ſich einzuführen, hätten ſie überhaupt, ſtatt über die ſchlechten Zeiten zu jammern, ſich mehr um das bekümmert, was die Gegenwart eigentlich forderte und verlangte, ſie würden bald nicht mehr nöthig gehabt haben zu klagen und ſauer zu ſehen. Aber es waren echte Deutſche, dieſe querulirenden Bürger: ſie erwarteten das Heil lediglich von oben und vergaßen, daß ſich das Glück nur dem ergibt, der es mit ſtarker Hand zu faſſen und feſtzuhalten weiß.

Inſoweit alſo fand Anton an der agitatoriſchen Thätigkeit ſeines Freundes nur wenig Behagen. Da er jedoch ſah, daß jener ſich darin behaglich fühlte und da dieſelbe außerdem den praktiſchen Vortheil für Eduard hatte, daß ihm dadurch eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Lectionen zugeführt ward, ſo ließ er ihn gewähren und tröſtete ſich im ſtillen damit, daß jede Thorheit doch zuletzt nur ihre Zeit dauert und daß man mit einem angehenden Poeten überhaupt ſchon einige Nachſicht haben muß, wenn er nicht ganz ſo iſt wie andere verſtändige Menſchenkinder.

Zweites Buch.

In einer kleinen Stadt.

Erſtes Kapitel.

Frühe Roſen, frühe Dornen.

So hatte die Lage der beiden Freunde ſich denn bei weitem erträglicher geſtaltet, als es zuerſt den Anſchein gehabt und als ſie ſelbſt, beim erſten Anblick des finſtern, winkeligen Städtchens, erwartet hatten.

Allerdings war es ein mühevolles Leben, das ſie führten. Der Beruf des Lehrers iſt überall einer der ſchwierigſten und entſagungsreichſten, den ein Menſch ſich wählen kann, um wie viel mehr erſt in dieſen Anfangsſtadien, in denen unſere Freunde ſich befanden und über deren Schwierigkeiten keine einflußreiche Verbindung, kein hochgeſtellter Gönner ihnen hinweghalf. Aber wenn ſie ſich den Tag über müde gearbeitet hatten an den harten Köpfen der ihnen anvertrauten Jugend, ſo kehrten ſie des Abends mit neuer Luſt, neuer Befriedigung zu ihren Studien zurück. Es waren, wie wir wiſſen, vier ſehr anſpruchsloſe Wände, in denen ſie hauſten — aber immerhin, ſo war es doch ein Fleck, der ihnen zu eigen gehörte, wo ſie ſich ungeſtört ihren Entwürfen, ihren Träumen überlaſſen, von dem aus ſie wie von einer Warte auf die dämmernde Zukunft herniederblicken konnten. — Es gab mitunter ſchmale Biſſen, allerdings; ſo bereitwillig die Bürger das Verdienſt ihres neuen Lehrers anerkannten und ſo ſtolz ſie auf Eduard's Dichterruhm waren, ſo fanden ſie doch in dem einen ſo wenig wie in dem andern eine Veranlaſſung, die Dienſte, welche die beiden jungen Männer ihnen leiſteten, mit mehr als dem Nothdürftigſten zu vergelten. Auch ließ Eduard, ſo knapp ſeine eigenen Mittel waren, es ſich nicht nehmen, ſeine Mutter nach Kräften zu unterſtützen und ihre kümmerliche Lage wenigſtens einigermaßen zu erleichtern. Er hatte ſogar allen Ernſtes daran gedacht, ſie ganz zu ſich zu nehmen, und nur die Rückſicht auf die Ungewißheit der Lage, in der er ſelbſt ſich augenblicklich noch befand, ſowie der eigene Wunſch der alten Frau, die ſich nur ungern von einem Orte trennen wollte, mit dem ſie ſich durch tauſend Erinnerungen verwachſen fühlte und der ihr trotz aller Entbehrungen und Sorgen doch ſchon durch die Macht der Gewohnheit lieb geworden war, hatte die Ausführung des Plans bisjetzt noch hintertrieben.

Inzwiſchen warnt ein altes Sprichwort, daß niemand ungeſtraft unter Palmen wandelt, und auch Eduard ſollte die Wahrheit deſſelben an ſich ſelbſt erproben; nur eine kurze Zeit verging, und dieſer Ruf als Dichter und Volksmann, der ihm ſo vorzeitig zugeflogen war und an dem ſein jugendlicher Ehrgeiz ſich bisher mit ſoviel kindlicher Unbefangenheit ergötzt hatte, ſollte für ihn eine Quelle der mannichfachſten Unannehmlichkeiten und Enttäuſchungen werden. — Wo viel Licht, da iſt allemal auch viel Schatten. Der allgemeinen zuverſichtlichen Begeiſterung des Publikums ſtand damals eine ebenſo große Zurückhaltung und ein ebenſo allgemeines Mistrauen auf ſeiten der Regierungen gegenüber. Gewiß konnte es nichts Ungefährlicheres geben als die Verſe, denen Eduard ſeinen jungen Dichterruhm verdankte, und auch die kleinen Demonſtrationen, an denen er ſich betheiligte, waren ſo harmlos wie möglich. Dennoch, bei einer Stimmung gleich der damaligen, war beides eben hinreichend, ihn den Behörden des Ländchens, in welchem wir uns befinden, als einen unruhigen Kopf zu denunciren, einen Menſchen, den man wohl im Auge behalten und dem man bei der erſten paſſenden Gelegenheit die Luſt benehmen müſſe, ſich in Dinge zu miſchen, die ihn nicht kümmerten — und das gründlichſt.

Dieſe Gelegenheit ließ nicht auf ſich warten. Eduard meldete ſich zur Staatsprüfung. Aber wiewol ſeine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen den vorſchriftsmäßigen Anſprüchen vollkommen genügten, ja dieſelben zum Theil noch übertrafen, ſo wurde er dennoch von der Oberſchulbehörde zurückgewieſen, und zwar weil, wie es in dem Beſcheide hieß, „ſein moraliſches und politiſches Verhalten diejenigen Garantien vermiſſen laſſe, welche der Staat, zumal in einer ſo bedenklichen Zeit wie die jetzige, von ſeinen künftigen Beamten, am meiſten aber von ſeinen künftigen Lehrern und Erziehern verlangen müſſe“.

Als die Kunde von dieſem Ereigniß ſich zuerſt im Städtchen verbreitete — und geſtehen wir es nur offen, es war Eduard ſelbſt, der in jugendlichem Uebermuth das Meiſte dazu that, ſein neugebackenes Märtyrerthum in den Mund der Leute zu bringen . . .

Als, ſagen wir, die Kunde von dieſem Ereigniß ſich zuerſt im Städtchen verbreitete, ſo erhöhte dieſelbe die Popularität unſers angehenden Volksmannes ungemein. Die Stadt war ordentlich ſtolz darauf, einen ſo gefährlichen Menſchen in ihrer Mitte zu haben, den der Oberſchulrath, dieſe myſtiſche Behörde, von der die meiſten kaum recht wußten, was ſie ſo eigentlich bedeute, nicht zur Prüfung zulaſſen wollte. Eduard's Verſe wurden ſeitdem noch einmal ſo eifrig geleſen und der Ruhm ihres Verfaſſers ſtieg in demſelben Grade, wie man ſich ſeine Staatsgefährlichkeit immer größer und furchtbarer ausmalte. Die Bürger becomplimentirten ſich gegenſeitig wegen des Scharfſinns, mit dem ſie dieſes Juwel trotz ſeiner unſcheinbaren Faſſung ſofort erkannt und gewürdigt hatten, und ſchnoben Rache gegen die Tyrannei der Oberſchulbehörde, die einen ſo gelehrten, ſo fähigen, ſo geſinnungstüchtigen jungen Mann nicht einmal zum Examen laſſen wollte.

Eduard ſelbſt hatte die Zurückſetzung, die ihm von der Behörde zu Theil geworden war, nicht eben ſehr tief empfunden. Sich ſelbſt nur allzu wohl bewußt, wie harmlos ſein ganzes Treiben und wie wenig er zum politiſchen Helden geſchaffen war, ſah er in dem Vorgefallenen nur die Folge eines Misverſtändniſſes, das ſich in Kürze aufklären, oder höchſtens einer zufälligen Verſtimmung, die ebenſo raſch vorübergehen mußte, wie ſie entſtanden war. Vielleicht, wenn nicht die Rückſicht auf ſeine Mutter geweſen wäre, würde er das Ganze als einen Wink des Schickſals betrachtet haben, das ihn wohlmeinenderweiſe von einer Bahn zurückhalten wollte, von der ſelbſt der ruhige beſonnene Anton ſich abzuwenden im Begriff ſtand, und in der Eduard, mit dem heißen leidenſchaftlichen Dichterherzen, ſein wahres Glück zu finden nicht hoffen durfte.

Doch war es ihm eine Ehrenſache, mindeſtens ſeine Prüfung beſtanden zu haben; mochte das Schickſal dann hinterdrein über ihn beſtimmen wie es wollte, ſo hatte er wenigſtens das Seine gethan und das Wort gelöſt, das er ſich ſelbſt und der Mutter gegeben hatte damals, als er zuerſt aus dem heimatlichen Dorfe auf die lateiniſche Schule pilgerte — nämlich etwas Tüchtiges zu lernen und der Mutter keine Schande zu machen.

Eduard wiederholte alſo ſein Geſuch ein zweites und drittes mal. Allein da er zugleich in jugendlicher Naivetät nicht aufhörte, Verſe drucken zu laſſen und an Beſtrebungen theilzunehmen, die den Behörden gleich unangenehm waren, ſo wurde ſein zweites und drittes Geſuch ebenſo und ſogar in noch herberm Tone zurückgewieſen als das erſte.

Zweites Kapitel.

Der Welt Lauf.

Aber wunderbar: während er durch ſeinen erſten Conflict mit der Behörde ein Mann des Volks geworden war, ſo hatte die Wiederholung des Märtyrerthums gerade die entgegengeſetzte Wirkung. Wir ſind in dem Gange unſerer Erzählung allmählich bis über die Mitte der vierziger Jahre vorgeſchritten, in die Zeit zunächſt vor jenem verhängnißvollen Jahre achtundvierzig, das dann mit dem, was bisher zumeiſt nur ein harmloſes Spiel, ein Gegenſtand poetiſcher Aufregung geweſen war, auf einmal ſo furchtbaren Ernſt machen ſollte.

Die Nähe dieſer Kriſis zeigte ſich unter anderm auch in der Umwandelung der öffentlichen Stimmung, namentlich in jenen kleinbürgerlichen Kreiſen, in denen unſer Freund ſich bewegte. Hier machte der Ernſt des heranziehenden Verhängniſſes die verwegenſten Mundhelden allmählich verſtummen; es lag ein bleiſchwerer Druck in der Atmoſphäre, wie vor einem herannahenden Gewitter, und wer ſich nicht vollkommen taktfeſt fühlte, der dachte auf den Rückzug und ſah ſich beizeiten nach einem ſchirmenden Dache um, unter das er ſich bei dem drohenden Ausbruch der Elemente flüchten konnte.

Nun fügte es der Zufall, daß Eduard gerade in dieſer Zeit ein größeres ſatiriſches Gedicht veröffentlichte, in welchem er ſich über gewiſſe Einrichtungen und Zuſtände ſeines Vaterländchens mit jugendlichem Freimuth ausſprach.

Vielleicht, es iſt möglich, auch mit jugendlicher Unreife; Eduard war eben Poet, nicht Politiker, und wenn er dennoch der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, bisweilen auch in die Politik hineinzupfuſchen, ſo war das eine Richtung, welche die ganze Zeit mit ihm theilte und der er, gerade als Dichter, ſich am wenigſten entziehen konnte.

Auch würde ſein Gedicht, einige Monate früher erſchienen, ganz ohne Zweifel denſelben Anklang gefunden und ihm dieſelbe Bewunderung eingetragen haben, wenigſtens bei ſeiner nächſten Umgebung, die ſeinen frühern Verſuchen zu Theil geworden. Aber eben an der Aufnahme ſeines neueſten Werkchens ſollte Eduard den Umſchwung merken, der in dem Kreiſe ſeiner bisherigen Anhänger und Verehrer eingetreten war. Durch ihr unabläſſiges Raiſonniren und Queruliren nämlich hatten die Väter der Stadt es endlich dahin gebracht, daß ihnen eine ſchwache Ausſicht eröffnet worden war, die vor Jahren verlorene Garniſon wiederzuerhalten. Nun ſoll keineswegs behauptet werden, als ſei die plötzlich erwachte Loyalität der bisher ſo misvergnügten Einwohnerſchaft lediglich aus dieſer Quelle gefloſſen. Aber merkwürdig war es allerdings, daß in demſelben Maße, wie die Regierung ſich ihren alten Bitten und Beſchwerden entgegenzuneigen ſchien, auch der frühere oppoſitionelle Geiſt der Bürgerſchaft mehr und mehr zuſammenſchrumpfte, bis endlich kaum noch eine Spur davon zu entdecken war und es weit und breit keine gehorſamern und zufriedenern Unterthanen mehr gab als in dem alten verdrießlichen Städtchen.

In demſelben Maße aber ſchwand auch die Popularität des jungen Dichters. Die Bürgerſchaft, bis dahin ſo poetiſch und begeiſterungsvoll geſtimmt, wurde jetzt auf einmal außerordentlich praktiſch und proſaiſch. Die jungen Schönen trugen Eduard's Gedichte nicht mehr im Strickbeutel, ſie kümmerten ſich überhaupt nicht mehr um die ſchöne Literatur, ſondern ſprachen nur noch von der neuen Uniform, welche die Huſaren kürzlich erhalten, und was für ein Leben das doch im Städtchen werden und was für Bälle es geben würde, wenn die Regierung nur erſt ihre Zuſage verwirklicht und der Stadt die verheißene Garniſon zurückgegeben hätte.

Die Männer waren dabei, wie gewöhnlich, das Echo der Schönen. Dieſelben Stimmen, die Eduard's Namen vor kurzem noch aufs lauteſte geprieſen und ihn für eine wahre Zierde der Stadt erklärt hatten, ſprachen jetzt ein unverhohlenes Bedauern darüber aus, daß der junge Mann ſo muthwillig in ſein Verderben renne. Eduard ſei nicht ohne Talent, ganz gewiß nicht, es ſtänden verwünſcht ſchnakiſche Dinge in ſeinen Verſen, und wenn auch das Meiſte davon, bei Licht beſehen, nicht wahr wäre, ſo ließen ſie ſich doch zu Bier und Taback ganz angenehm leſen.

Aber du lieber Himmel, mit den Verſen allein ſei noch nichts gethan, noch ſei das bloße Dichten genug, um davon zu leben; zum Luxus, o ja, da ſei das recht gut, ein ordentlicher Menſch aber, der etwas auf ſich halte, der denke auch an ſeine Zukunft und ſorge hübſch für Amt und Brot und was ſonſt zu einer ſoliden Grundlage gehöre. — Natürlich wollte man damit nichts gegen die Geſinnung des jungen Mannes geſagt haben, beileibe nicht; er beſitze, meinte man, einen achtungswerthen Freimuth und habe eine verteufelt pfiffige Manier, eine Manier, die man hinter dem glatten, offenen Geſicht gar nicht ſuche, gewiſſe Dinge zu ſagen, die wol ſchon ein jeder in der Stille gedacht hätte, nur daß man dieſelben nicht ſo hübſch auszudrücken und darzuſtellen wiſſe. Doch ſei es eben nicht gut, alles herauszuſagen, was einem auf der Zunge jucke. Das Vaterland über alles, das verſteht ſich, aber an ſich ſelbſt müſſe ein verſtändiger Menſch doch auch denken; Freimuth ſei ein köſtliches Ding, aber er habe auch ſeine Grenzen, und namentlich junge Leute, die ihre Laufbahn noch erſt machen wollten und die obenein noch gar nicht einmal wüßten, wie es denn eigentlich in der Welt zugeht, mit einem Wort: ſolche junge amt- und ausſichtsloſe Candidaten, ſolche Hungerleider und Brotrindennager wie der Herr Eduard würden nachgerade gut thun, auf dieſe Grenzen zu achten.

Es iſt unnöthig, dieſe Schilderung weiter auszuführen; dieſelbe Geſchichte iſt ganz in derſelben Weiſe ſchon tauſendmal paſſirt und wird noch tauſendmal paſſiren, ſolange es Menſchen gibt. Das Los der gefallenen Größen iſt überall daſſelbe, einerlei ob es das Theater der Weltgeſchichte oder die Bierbank eines armſeligen Landſtädtchens iſt, wo die Größe zu Falle kommt; man zuckt zuerſt die Achſeln, bedauert den Gefallenen, findet dann, daß ihm im Grunde doch nicht ſo ganz unrecht geſchehen und daß er es ſelbſt nicht anders hat haben wollen — und ſchließt endlich damit, ihm Fußtritte nachzuſenden.

Drittes Kapitel.

Der Theateronkel.

Bis zu dieſem letzten Act des Dramas kam es in dieſem Falle nun allerdings nicht, doch vielleicht nur deshalb nicht, weil, wie wir ſogleich ſehen werden, Ereigniſſe dazwiſchentraten, welche den Helden veranlaßten, von der Bühne abzutreten, bevor das Stück noch ganz zu Ende geſpielt war.

Denn was Eduard ſo lange für unmöglich gehalten hatte, geſchah: ſein Zuſammenleben mit Anton nahm ein plötzliches Ende, und damit fiel nun auch der Grund weg, der den jungen Dichter in ſeiner bisherigen, nun auf einmal ſo unerquicklich gewordenen Situation feſtgehalten hatte.

Es iſt ſchon früher von einem Oheim Anton's die Rede geweſen, einem alten wunderlichen Geizhals, der durch allerhand Abenteuer nach dem fernen Rußland verſchlagen war und ſich daſelbſt ein beträchtliches Vermögen zuſammengeſcharrt hatte. Solche Oheime ſtehen beim Publikum in einem etwas zweideutigen Rufe, und nicht ganz unverdienterweiſe, da man ſie, verbürgten Nachrichten zufolge, in Wirklichkeit nur äußerſt ſelten antrifft, während ſie in Romanen und Komödien nachgerade ein ebenſo unentbehrliches wie verbrauchtes Requiſit geworden ſind. Im Intereſſe des neugierigen Leſers bedauern wir, daß wir genöthigt ſind, uns deſſelben ebenfalls zu bedienen; doch geſtattet die hiſtoriſche Treue, die wir uns bei dieſer einfachen Erzählung zum oberſten Geſetz gemacht haben, keinerlei Abweichung von den Thatſachen, die ihr zu Grunde liegen.

Der Oheim in Rußland, von dem die Bauern im Dorfe ſo mancherlei gemunkelt und mit dem ſie ſich getröſtet hatten, daß er den armen Anton dereinſt noch zum reichen Manne machen würde, exiſtirte alſo wirklich. Doch wiſſen wir auch bereits, wie wenig Ausſicht zur Erfüllung jener Hoffnungen war. Seit dem erſten unglücklichen Verſuch hatte Anton's Mutter alle Verbindung mit dem hartherzigen Manne abgebrochen, und da er natürlich nicht für gut fand, ſich aus freien Stücken zu melden, ſo war eine Reihe von Jahren vergangen, ohne daß man gegenſeitig das Mindeſte von einander vernommen.

Allein wie locker ſomit das Band auch war, das den alten eigenſinnigen Kauz mit Anton verknüpfte, ſo hatte letzterer beim Tode ſeiner Mutter es gleichwol für ſeine Pflicht erachtet, ihn von dem traurigen Ereigniß in Kenntniß zu ſetzen. Irgendeine Bitte um Unterſtützung und Beiſtand hinzuzufügen, hatte den jungen Mann, ſo dringend er dieſer Unterſtützung in der That auch bedurfte, ein ſehr gerechter Stolz zurückgehalten; er hatte noch nicht vergeſſen, wie unfreundlich der Oheim ſeine arme

Mutter zurückgewieſen, und würde er demnach geglaubt haben, das Andenken der theuern Verklärten zu kränken, hätte er ſich der Wiederholung eines derartigen Vorfalls ausſetzen wollen.

Anton begnügte ſich daher, dem Oheim in wenigen einfachen Worten den Verluſt zu melden, der ihn betroffen hatte und der, wie er überzeugt ſei, auch dem Oheim nicht ganz gleichgültig ſein werde. Ueber ſich ſelbſt und ſeine eigene Lage ſetzte er wenig oder nichts hinzu; nur ganz beiläufig erwähnte er, daß er im Begriff ſei, die Univerſität zu beziehen, um daſelbſt, dem letzten Willen ſeines ſeligen Vaters ſowie dem oft wiederholten Wunſch ſeiner Mutter gemäß, ſich dem Studium der Theologie zu widmen, und ſchloß dann mit einigen allgemeinen Verſicherungen ſeiner verwandtſchaftlichen Anhänglichkeit und Ergebenheit.

War es nun dieſe unerwartete Zurückhaltung und der ganze ernſte, männliche Ton ſeines Briefes, oder war es das Schreckbild des Todes, das dem alten Herrn von dem friſchen Grabe ſeiner Schwägerin, wenn auch nur aus der Entfernung, herüberwinkte — genug, der Oheim beantwortete Anton's Trauerbrief mit einer ganz ungewohnten Freundlichkeit.

Oder beſſer geſagt, die ungewohnte Freundlichkeit lag darin, daß er überhaupt antwortete. Denn an und für ſich war die Antwort noch immer wunderlich genug. Der Oheim fand es höchſt einfältig von ſeiner ſeligen Schwägerin, ſo mir nichts dir nichts hinwegzuſterben, da ſie doch nach ſeiner Berechnung noch eine Frau in den beſten Jahren geweſen ſein müſſe; der einzige Spaß, den man vom Leben habe, ſei eben das Leben ſelbſt, und ein Thor daher, wer von der Tafel aufſtehe, bevor er ſich völlig geſättigt. Sodann auf ſeinen verſtorbenen Bruder, Anton's Vater, übergehend, wiederholte er, was er ſchon einſt an ſeine Schwägerin geſchrieben: nämlich daß es nichts Armſeligeres auf der Welt gebe als einen hungernden Gelehrten, und daß wer Kinder in die Welt ſetze, auch hübſch dafür ſorgen müſſe ſie durchzubringen. Der Brief ſchloß mit dem wohlgemeinten Rathſchlag, Anton möge ſich das Beiſpiel ſeines Vaters zur Warnung dienen laſſen und ſtatt ebenfalls Zeit und Geld mit brotloſen Künſten zu verlieren, lieber ein ehrliches Handwerk lernen; das nähre doch wenigſtens ſeinen Mann, auch halte es Kopf und Herz klar und den Körper geſund und ſei alſo in jedem Betracht beſſer als die vornehme Hungerleiderei der Studirten, bei der in neunzig Fällen von hundert nicht nur der Körper, ſondern auch die Seele verſchrumpfe und verkümmere. — Von einem Anerbieten, für den verwaiſten Neffen zu ſorgen oder ihn in irgendeiner Art zu unterſtützen, ſtand in dem Briefe keine Silbe. Reichen Leuten pflegt es nicht ſelten ſo zu gehen, daß ſie gar nicht zu begreifen vermögen, wie ein anderer Noth leiden könne; das Geld iſt mitunter knapp, es „verſteckt ſich“, aber enfin es iſt doch vorhanden, und wer Luſt hat zu arbeiten (als z. B. Coupons abſchneiden oder in Actien ſpeculiren, nicht wahr, meine Herren Rentenbeſitzer?), findet noch immer ſein leidliches Stück Brot. Auch hatte Anton ja nichts davon erwähnt, daß er irgendwie bedürftig ſei; ſo mochte der Oheim ja wol glauben, daß Anton alles vollauf habe, was er brauche; warum alſo

Wohlthaten aufdrängen, die von niemand beanſprucht wurden?

Das war denn allerdings eine wunderliche Art von Condolenzbrief, von einem reichen Oheim an einen armen, vater- und mutterloſen Neffen geſchrieben. Doch von dieſen Theateronkeln iſt man es ſchon gewohnt, daß ſie anders ſind als alle übrigen Menſchen, und auch Anton's Oheim machte keine Ausnahme von der Regel.

Im Gegentheil, er war, wie es ſchien, ein rechtes Prachtexemplar, ein wahrer Ausbund von Wunderlichkeit und ſeltſamen Launen. Denn nachdem nun aufs neue eine Reihe von Jahren dahingegangen war, ohne daß der geringſte Verkehr zwiſchen Oheim und Neffen ſtattgefunden, erhielt Anton eines guten Tags einen Brief von dem Alten, in welchem er ſich ſehr angelegentlich nach ſeinem Ergehen erkundigte und ihm allerhand halb ernſtlich, halb ſcherzhaft gemeinte Vorwürfe darüber machte, daß er ſo gar nichts von ſich hören laſſe und ſich ſo wenig um den alten Oheim bekümmere, der da fremd und einſam in dem fernen kalten Rußland ſitze, wo für einen fleißigen Arbeiter und guten Kopf allerdings ein ganz paſſables Stück Geld zu verdienen ſei, wo er aber doch weit und breit keine Seele habe, die ihn liebe, und auf die er als auf eine Stütze ſeines Alters rechnen könne.

Und das war denn nun wol der ſehr nahe liegende und ſehr natürliche Grund dieſer ſpäten und dennoch ſo plötzlichen Umwandelung. Der alte Herr war eben alt geworden; nachdem er ſo lange nur dem Mammon gedient und Schätze zu Schätzen gehäuft hatte, mochte er wol endlich gewahr geworden ſein, daß er auch etwas wie ein Herz beſaß, ein altes, müdes, vereinſamtes Herz. Dies Herz war erwacht, ſehr ſpät, vielleicht zu ſpät, aber genug, es war erwacht, und ängſtlich wie ein Kind, das die Wärterin vergeſſen, rief es nach einem andern Herzen, an das es ſich anſchmiegen konnte. — Die Theateronkel machen das ſo, ſie verbringen ein ganzes Leben in Haß und Mißgunſt, um ſich ſchließlich vor dem gerührten Zuſchauer als verkannte edle Seelen zu demaskiren; ſie ſind ſiebzig Jahre lang die ſchäbigſten Geizhälſe, um zuletzt im einundſiebzigſten als die großmüthigſten Wohlthäter vom Leben Abſchied zu nehmen.

Möglich indeß, daß es ſich mit dieſer plötzlichen Annäherung des alten ſeltſamen Herrn auch noch ganz anders verhielt und daß noch ganz andere, ungleich praktiſchere Gründe ihn beſtimmten, ſich ſo plötzlich des ſo lange und ſo ſchmählich vergeſſenen Neffen zu erinnern. Wie Anton erſt geraume Zeit nachher und unter ſehr veränderten Umſtänden entdeckte, hatte der Oheim ihn in der That niemals ſo ganz aus dem Auge verloren, wie er ſelbſt bis dahin geglaubt hatte. Vielmehr gewann er aus den Papieren des Alten die Ueberzeugung, daß derſelbe, ſchon ſeit dem Tode ſeiner Schwägerin, ſich von ſeinen Geſchäftsfreunden in der Heimat von Zeit zu Zeit ausführliche Berichte über Anton hatte erſtatten laſſen. Auf dieſe Weiſe erklärte es ſich auch, wie der Brief des Oheims im Stande geweſen war, Anton in ſeinem entlegenen Aufenthaltsort ſo raſch ausfindig zu machen. Anton's freudloſe Studentenjahre, der unermüdliche Fleiß, mit dem er ſeinen Studien obgelegen, der glänzende Erfolg, womit er ſeine Prüfungen beſtanden, ſeine Thätigkeit in der kleinen Stadt als Lehrer, ſowie dieſe ganze beſonnene, männliche Art, mit der er, ungebeugt durch das Kümmerliche ſeiner Lage, ſich tapfer durch das Leben hindurchzuſchlagen ſuchte — alles war dem Oheim bekannt, über alles war er, natürlich ohne daß Anton ſelbſt die geringſte Ahnung davon gehabt hatte, unterrichtet geweſen. Sogar von Anton's intimem Umgang mit dem heißblütigen, vorwitzigen Poeten ſchien der Alte, wie aus einigen ſarkaſtiſchen Randbemerkungen hervorging, nicht ohne Kenntniß geblieben zu ſein.

Unter dieſen Umſtänden lag denn die Vermuthung nahe, daß dieſe anſcheinend ſo plötzliche, ſo wunderbare Annäherung keineswegs eine bloße Laune des Alters oder auch eine bloße Frucht verſpäteter ſentimentaler Anwandelungen geweſen war, ſondern daß ihr vielmehr ein langgehegter und wohldurchdachter Plan zu Grunde gelegen hatte; ohne es zu wiſſen oder nur für möglich zu halten, hatte Anton in aller Stille noch andere Prüfungen zu beſtehen gehabt als blos vor der Oberſchulbehörde — und auch aus ihnen, ſchien es, war er ſiegreich hervorgegangen.

Indeſſen, wie das nun ſein mochte: der Brief des Oheims war jedenfalls eine Thatſache, und bald nachdem Anton ihn geziemend beantwortet hatte, folgte ihm ein zweiter, dritter, vierter — bis der alte Herr endlich unverhohlen mit der Anfrage hervorrückte, ob Anton denn nicht geneigt ſei, ihn einmal zu beſuchen, damit ihm doch vor ſeinem Ende noch die Freude zu Theil werde, ein blutsverwandtes Geſicht zu ſehen, ſogar das einzige, das ihm auf Erden geblieben ſei.

Von einem dauernden Verhältniſſe, in das Anton dadurch zu dem Oheim treten ſollte, war bei alledem auch jetzt noch keine Rede, und ebenſo wenig von irgendwelchen beſtimmten Hoffnungen oder Ausſichten, die er ihm eröffnete. Nur ſo ganz beiläufig ließ der alte Herr einzelne Andeutungen fallen über den großen, ſchwer zu verwaltenden Beſitz, welchen er ſich erworben und der ihm nachgerade mehr läſtig als erfreulich werde; woran ſich dann wieder das alte Klagelied knüpfte über die Hungerleiderei der deutſchen Gelehrten und wie viel beſſer es doch ſei, ein tüchtiges Handwerk gelernt zu haben (der Oheim war urſprünglich Färber geweſen und hatte als ſolcher ſein Glück in Rußland gemacht) als eine Wiſſenſchaft, bei der man höchſtens mit Anſtand verhungern könne — und zuweilen auch ohne Anſtand.

Anton, den dieſe Briefe gerade zu einer Zeit erreichten, wo er ſelbſt über die Stellung des Gelehrten zum Volk und den Vorzug des praktiſchen Lebens und der unmittelbaren bürgerlichen Arbeit ſich allerhand Gedanken machte, wurde von dem Inhalt derſelben nicht wenig angeregt. Wir müſſen es ſogar dahingeſtellt ſein laſſen, ob dieſe Gedanken nicht zum Theil erſt durch die Briefe des Oheims hervorgerufen waren, und ob Anton ohne das Beiſpiel dieſes deutſchen Färbergeſellen, der in Rußland zum Millionär geworden, die hohe Bedeutung der bürgerlichen Arbeit ſo raſch und ſo vollſtändig aufgegangen ſein würde. Der Menſch iſt nun einmal ſo beſchaffen, daß auch ſeine beſten und edelſten Entſchließungen immer noch ein gewiſſes dunkles Fleckchen an ſich tragen, mit dem ſie der Erde und ihren Rückſichten angehören, und ſo wollen wir auch Anton, ſo rein und ehrenfeſt ſein Streben war, und ſo fern ihm alle gemeine Selbſtſucht lag, in dieſem Punkte nicht für ſtärker ausgeben, als die allgemeine menſchliche Schwäche es nun einmal mit ſich bringt. Zugegeben alſo, daß die Briefe des Oheims auf ſeinen Entſchluß, die Wiſſenſchaft mit dem praktiſchen Leben zu vertauſchen, nicht ganz ohne Einfluß geblieben waren, ſo hatte der Keim zu dieſem Entſchluß doch langſt in ihm gelegen und die Briefe des Oheims waren nur ein günſtiger Zufall, durch den derſelbe raſcher und vollſtändiger zur Reife gebracht ward, als es ohnedies der Fall geweſen ſein würde.

Dennoch dauerte es noch einige Zeit und noch manchen Kampf koſtete es, bevor Anton ſich endlich entſchloß, der Einladung des Alten zu folgen. Namentlich ſuchte Eduard die Ausführung dieſes Projects auf alle Weiſe zu hintertreiben. Zwar daß ſie nicht ewig ſo beieinander würden leben können und daß früher oder ſpäter die Stunde kommen müſſe, wo ihre Lebenswege ſich trennen würden, das hatte Anton mit ſeinem ruhigen, nüchternen Verſtande ſich ſchon längſt geſagt, und darum machten auch die Einwendungen, welche Eduard im Namen ihrer vieljährigen Freundſchaft dagegen erhob, auf Anton verhältnißmäßig nur wenig Eindruck. Es that ihm leid, innig leid, ſich von dem Freunde ſeiner Jugend trennen zu müſſen; aber einmal mußte dieſe Trennung ja ohnedies eintreten. Auch war es ja noch keineswegs ausgemacht, daß Anton nun wirklich für ewige Zeiten in

Rußland bleiben würde, es ſollte ja blos eine Reiſe ſein, ein bloßer Beſuch, von dem er jeden Augenblick wieder in ſein Vaterland zurückkehren konnte. Auch zu dieſer Reiſe, es iſt wahr, gehörte ein gewiſſer Entſchluß, wenigſtens in einem Augenblick wie der damalige: die Woge des öffentlichen Lebens in Deutſchland ſchwoll höher und höher, ſchon glaubte man auf der bewegten Flut den Glanz eines neuen Tages zu entdecken, deſſen wohlthätiger Strahl neue Kraft und neues Leben in die erſtarrten Adern des Volks gießen ſollte. Deutſchland in einem ſolchen Augenblick zu verlaſſen, ja noch mehr: Deutſchland in eben dieſem Augenblick mit Rußland, die Pracht des keimenden Frühlings mit der ſtarren, regungsloſen Wüſte zu vertauſchen, erforderte allerdings ein nicht geringes Maß von Entſagung und Selbſtbeherrſchung, zumal für ein jugendliches Gemüth, das ſich auch die Zukunft des Vaterlandes mit der ganzen Glut jugendlicher Begeiſterung ausmalte.

Aber Anton hatte frühzeitig gelernt, die Wünſche ſeines Herzens den Entſcheidungen des Verſtandes zu unterwerfen. Was konnte er, der Namenloſe, der mittelmäßige Kopf, ohne Verbindungen, ohne hervorſtechende Talente und Kenntniſſe, die ihn zu einer öffentlichen Wirkſamkeit berechtigten, was konnte er dem Vaterlande leiſten? Wäre es nicht ein thörichter Hochmuth, eine kindiſche Anmaßung geweſen, hätte er ſich wollen in Deutſchland für unentbehrlich halten? Wer kannte ihn, wer wußte von ihm? Und was konnte er auf dem einmal betretenen Wege in der Heimat überhaupt noch werden? Vielleicht ein armer kleiner Schulmeiſter, vielleicht ein Prediger, der andere in einem Glauben befeſtigen ſollte, den er ſelbſt ſchon nicht mehr beſaß . . .

Ein anderer junger Mann in ähnlicher Lage hätte ſich vielleicht ſelbſt überredet, als ob dieſe Reiſe ein Opfer, das er dem Bruder ſeines Vaters, dem einzigen Anverwandten, den das Schickſal ihm gelaſſen, zu bringen verpflichtet ſei. Zu einer ſolchen Selbſttäuſchung war Anton zu ehrlich; er ſpielte mit niemand Komödie, alſo auch nicht mit ſich ſelbſt. Vielmehr geſtand er ſich offen ein, daß ſein Verlangen, den Oheim kennen zu lernen, nur ein ziemlich mäßiges war, und daß, wenn er der Einladung des Alten wirklich folgte, dies viel weniger um des Oheims als um ſeiner ſelbſt willen geſchah. Die Reiſe war ein Verſuch, bei dem er im ſchlimmſten Falle nichts verlieren konnte, wol aber, wenn es ihm gelang, die Neigung des alten wunderlichen Mannes zu gewinnen, ſo konnte das für ſein wie ſeines Freundes Schickſal von weſentlichſtem Einfluß werden. Auch lockte es ihn, endlich einmal ein Stück Welt zu ſehen; ſo ruhig ſein Blut für gewöhnlich floß, ſo war er doch noch lange nicht alt genug, als daß der Gedanke, neue Menſchen, neue Sitten, neue Zuſtände kennen zu lernen, nicht etwas Verlockendes für ihn gehabt hätte.

„Aber es iſt Rußland“, rief Eduard, „bedenke doch, Rußland, wohin du gehen willſt! Es iſt ein ruſſiſcher Despot, inmitten ſeiner Leibeigenen, der dich anlernen will, ſtatt ſeiner die Knute zu führen!“

„Zum Despoten“, antwortete Anton lächelnd, „iſt der Oheim doch wol lange nicht vornehm genug, und wenn ich auf ruſſiſcher Erde den Keim meines künftigen deutſchen Glücks finde, wer will mich darum tadeln?“

Und damit ſetzte er ſich hin und ſchrieb dem Oheim, daß er bereit ſei, ſeiner Einladung zu folgen, und ſeinen nähern Beſtimmungen deshalb entgegenſehe.

Sechs Wochen ſpäter erhielt Anton von einem Handelshauſe in der Nähe im Auftrage des Oheims die zur Reiſe erforderlichen Papiere und Gelder. Freilich gaben die letztern von der Freigebigkeit des Alten keinen beſonders glänzenden Begriff; ſie waren nur eben hinreichend, die nöthigſten Ausgaben zu decken. Doch hatte Anton das auch gar nicht anders erwartet noch gewünſcht; im Gegentheil, es wäre ihm am liebſten geweſen, wenn er überhaupt nicht nöthig gehabt hätte, irgendetwas von dem Oheim anzunehmen. Inzwiſchen beruhigte er ſich damit, daß der Alte dieſe Reiſe ja ausdrücklich von ihm verlangt hatte, und daß es daher auch nicht mehr als ſeine Schuldigkeit ſei, ihn mit dem dazu Erforderlichen auszuſtatten.

Viertes Kapitel.

Das Vermächtniß.

Sonach weiß der geneigte Leſer nun endlich, was dieſer Abſchied zu bedeuten hat, den wir im Eingang unſerer Erzählung belauſchten. Dieſer große Koffer in der Mitte des Zimmerchens iſt beſtimmt, Anton in den nächſten Hafen und von dort zur See nach Kronſtadt zu begleiten, von wo ein Geſchäftsfreund des Oheims den jungen Mann weiter ſpediren wird. Es iſt alſo mehr als ein bloßer Abſchied, es iſt ein Wendepunkt ihres Lebens, an welchem die beiden Freunde ſtehen, und wir begreifen nun die halb ironiſche Weiſe, mit der Eduard ſich über Abſchied und Wiederſehen äußert. Noch eine halbe Stunde, und das Fuhrwerk, das Anton auf die nächſte Eiſenbahnſtation bringen ſoll, ſteht vor der Thür; die Zeit iſt den Freunden ſpärlich zugemeſſen, und was ſie ſich noch zu ſagen haben, muß bald geſagt ſein.

Allein es ging ihnen, wie es einem in ſolchen Lagen zu gehen pflegt: man hat ſich ſo viel zu ſagen, daß man gar nicht weiß, wo man anfangen ſoll, und weil man fühlt, daß die wenigen Minuten, die einem noch vergönnt ſind, doch nicht hinreichen würden, die ganze Fülle deſſen, was einem noch auf der Seele laſtet, herunterzuwälzen, wohlan, ſo ſagt man ſich lieber gar nichts und vertändelt die koſtbaren Minuten in müßigen Scherzen, gleich einem herabgekommenen Verſchwender, der die letzten elenden Münzen, die ihm von ſeinem ehemaligen Reichthum geblieben und die, meint er, ihm nun doch nichts mehr nützen können, zu guter letzt noch vollends verthut.

Am meiſten bemühte Eduard ſich, unter allerhand ſcherzhaften Reden und hingeworfenen Einfällen die innere Bewegung zu verſtecken, die ihn mehr und mehr ergriff, je mehr der Augenblick des Scheidens ſich näherte.

„Da fliegſt du nun“, ſagte er, „davon wie ein entpuppter Schmetterling, und mir bleibt nichts als die leere todte Hülſe; dieſe geöffneten Käſten, dieſe halbgeleerten Schränke, wie mich das ſo fremd, ſo unheimlich anſieht! Ja gewiß“, rief er, von plötzlicher Rührung bemeiſtert, „ſie werden mir leer und todt ſein, dieſe Wände, zwiſchen denen ich mit dir ſo manche heitere und trübe Stunde verbracht. Nun“, ſetzte er hinzu, indem er ſich gewaltſam in den frühern luſtigen Ton zurückverſetzte, „ich werde ſtatt politiſcher Oden und Satiren Elegien und Klagelieder ſchreiben auf unſer entſchwundenes Glück, und ſo wirſt du, der du ja zeitlebens mein getreuer Mentor und väterlicher Rathgeber warſt, die Genugthuung haben, ſelbſt noch aus der Ferne her meine ſchlimmen Sitten zu verbeſſern und mich auf den Pfad der Ordnung und der bürgerlichen Sittſamkeit zurückzuführen . . .“

Anton, dem dieſe Art der Unterhaltung nur wenig behagte, ſchwieg einen Augenblick wie mit ſich ſelbſt kämpfend, dann ſagte er:

„Die Elegien und Klagelieder will ich dir gern erlaſſen, ein proſaiſches Herz wie das meine möchte ihre Schönheiten doch kaum zu würdigen wiſſen. Aber das hoffe ich allerdings, daß du dein Verhältniß zu den Behörden nicht unnöthig verſchlimmern und dich in keine Kämpfe einlaſſen wirſt, in denen du, der einzelne, doch nothwendig unterliegen müßteſt. Die Freiheit iſt ein unſchätzbares Gut, ganz ohne Zweifel, und täuſchen nicht alle Zeichen, ſo iſt unſer Volk eben jetzt auf dem Wege ſie zu erringen. Allein deine Verſe, mein Lieber — mit allem Reſpect vor deiner Muſe ſei es geſagt — werden dabei ſchwerlich den Ausſchlag geben, noch wird Deutſchland dadurch freier werden, daß du zeitlebens ein armer ausſichtsloſer Candidat bleibſt; du opferſt nur dich, ohne der Geſammtheit zu nützen. Höre alſo noch einmal meinen Rath: ſtürze dich nicht muthwillig in Aerger und Verdrießlichkeiten, ſuche deinen Frieden zu machen mit der Oberſchulbehörde . . .“

Während ſein Freund ſo ſprach, hatte Eduard ſich auf die Höhe des Koffers geſchwungen; mit den Beinen baumelnd und von Zeit zu Zeit aus dem gefüllten Glaſe nippend, hörte er ihm ſcheinbar mit größter Gelaſſenheit zu. Auf einmal von ſeinem thurmartigen Sitz herunterſpringend und raſch das Fenſter aufreißend: „Pfui Teufel“, rief er, „was das hier nach Juchten riecht! Es iſt doch kaum zu glauben, wie lange ſolch altes Möbel den Geruch behält. Du freilich wirſt dich in Zukunft daran gewöhnen müſſen — je nun, du ſcheinſt Anlage zu haben…“

Anton folgte ihm, und ſeine Hand ergreifend: „Nein“, ſagte er, „ſuche mir nicht mit Spottreden zu entgehen, von denen dein Herz ja doch nichts weiß und an die du ſelbſt nicht glaubſt. Der Koffer mag nach Juchten duften, aber meine Reden und Empfindungen werden es nie — nie!“ wiederholte er mit Nachdruck, indem er dem Freund ins Auge ſah.

„Ich weiß, ich weiß“, erwiderte Eduard treuherzig, „und auch du, hoffe ich, weißt, daß ich mitunter unbedachtes Zeug ſchwatze, und gerade dann am meiſten, wenn ich innerlich am ernſthafteſten, ja ich möchte ſagen am andächtigſten geſtimmt bin. Du meinſt es gut mit mir, ich weiß — und will deinem Rathe folgen, ſo gut ich kann. Aber verhehlen darf ich es dir nicht, daß mich das Leben in dem Neſt hier nachgerade gründlichſt anwidert und daß ich lieber alles andere ſein möchte, als...“

„Du ſollſt nichts ſein noch werden“, erwiderte Anton, „wozu dein Herz und dein Genius dich nicht treiben; aber du ſollſt auch nichts aufgeben was du haſt, bevor du dir etwas Beſſeres geſichert. Behüte der Himmel, daß du mit deinen Talenten, deinen Kenntniſſen es niemals weiter bringen ſollteſt als zum Schulmeiſter! Es iſt eine ſchöne große Zeit, der wir entgegengehen, ſchon ſind tauſend alte Vorurtheile erſchüttert, der nächſte Windſtoß kann ſie über den Haufen werfen, und die neue Zeit, die über den Trümmern heraufſteigt, wird Raum ſchaffen für dich und deinesgleichen. Aber gedulde dich, bis dieſe Zeit wirklich da iſt! Glaube nicht, als wäre irgendeinem einzelnen die Macht gegeben, ſie auch nur um das Tauſendſtel einer Secunde zu verzögern oder zu beſchleunigen! Halte feſt an der Ueberzeugung . . .“

„. . . Daß ich ohne Examen niemals eine Stelle bekomme“, fiel ihm Eduard ins Wort, „und daß ich ohne Stelle zeitlebens nur ein armer hungeriger Candidat bleibe — ja ja, ich kenne dieſen Refrain deiner freundſchaftlichen Ermahnungen und auch das begreife ich, daß ein Mann, der gleich dir alle Fegfeuer der Staatsprüfungen glücklich überſtanden, auf jeden, der dieſes Glück noch nicht gehabt hat, mit einer ſehr natürlichen Miſchung von Mitleid und Geringſchätzung herabblickt. Nun, da haſt du meine Hand: ſowie der Oberſchulrath mir den Termin anſetzt, ſo mache ich mein Examen — und dann . . .“

Seine Augen funkelten und ein leichtes ſchadenfrohes Gelächter ſtahl ſich über ſeine ſchwellenden Lippen.

„Und dann?“ fragte Anton beſorgt. „Suche dich nicht vor mir zu verſtellen, Eduard, wir kennen einander zu lange, als daß dir das gelingen könnte — du biſt nicht mehr derſelbe, wie noch vor kurzem, du gehſt mit irgendetwas um, wovor du ſelbſt in der Stille erſchrickſt — denk' an mich, Eduard, denk' an deine Mutter!!“

„Ich denke daran!“ ſagte Eduard mit halber Stimme, indem er, das Geſicht dicht an die Scheiben gepreßt, auf den öden Marktplatz herunterſtarrte.

Eine drückende Pauſe trat ein; beide Freunde fühlten, daß ſie hier an einen Punkt gekommen, wo durch Worte nichts mehr auszurichten war und wo jeder ſeinem eigenen Sterne folgen mußte.

Auch jetzt wieder war Eduard der erſte, der ſich ſammelte.

„Aber was mir einfällt“, rief er, indem er auf Anton's

Schreibpult deutete: „Du haſt ja, wie ich ſehe, nichts von den Siegeskränzen deiner theologiſchen Laufbahn mit eingepackt? Deine Prämien und Preisſchriften, deine Zeugniſſe und Teſtimonien, in denen die wohlweiſen Herren Profeſſoren verſichern, daß du ein vollkommen wohlgezogener Theolog und völlig makelloſer Chriſt — willſt du das alles wirklich hier laſſen? Dein Oheim legt vielleicht Werth darauf, er wird wiſſen wollen, was für ein Früchtchen du biſt und wie du deine Zeit bisher verwandt haſt. Oder fürchteſt du im Gegentheil, die deutſche Gelehrſamkeit könne dir in Rußland ſchaden? Du wirſt da freilich manches verlernen müſſen, mein armer Freund...“

Anton war an den Schreibtiſch getreten und blätterte nachdenklich in den aufgehäuften Papieren; es waren alte Collegienhefte, Probearbeiten, Zeugniſſe und ähnliche Reſte ſeiner theologiſchen Studien.

„Dieſe Papiere“, ſagte er, „wie ſie mich jetzt ſchon ſo fremd anſehen! Bin ich es wirklich, der noch vor kurzem dieſe Zeugniſſe für das höchſte Ziel ſeines Strebens rechnete? Wie viele Tage und Nächte habe ich über dieſen Heften zugebracht! Wie ſtolz war ich, als die hochwürdige Facultät mir ihren erſten Preis ertheilte! Es iſt ein ganzes Stück Leben, das mich aus dieſen alten vergilbten Blättern anſchaut — da, da“, rief er, indem er ſie dem Freunde hinſchob, „nimm du ſie, ich mag nichts mehr damit zu thun haben, ich bin ein anderer geworden, das Geſicht, das mich aus dem Spiegel dieſer Schriften anſchaut, iſt nicht mehr das meine — da, nimm, ich vermache ſie dir!“

„... Um den Grimm der hochpreislichen Herren Examinatoren zu beſänftigen und meine Sünden vergeſſen zu machen?" erwiderte Eduard ſchalkhaft. „Nun allerdings, wenn ich in dem weißen Unſchuldsgewande deines Namens käme, duftend wie du von dem Geruch eines frommen, ſittſamen Menſchen, der dem Kaiſer jederzeit gegeben was des Kaiſers, und niemals gemurrt hat gegen eine hohe Obrigkeit . . ."

„O ſag' es doch nur frei heraus", rief Anton lachend: „und der nun jetzt als letzter und glänzendſter Beweis ſeiner Loyalität aus dem aufgeregten, unruhigen Deutſchland ſich hinüberflüchtet unter die Fittiche des ruſſiſchen Adlers — ja freilich, du leichtfertiger Poet, dann hätte es keine Noth mit dir, und die Oberſchulbehörde würde ſich nicht länger weigern, dich zu der Zahl ihrer Auserwählten zuzulaſſen. Wohlan denn, ich beſtätige mein Vermächtniß: dieſe Papiere ſollen dein ſein, ganz dein; mache damit was dir beliebt, ich trete dir alle meine Rechte darauf ab! Studire ſie früh und ſpät, verſenke dich ganz in die ruhige, friedliche Beſchränktheit deines proſaiſchen Freundes, werde ſo ſanft, ſo gläubig, ſo demüthig, wie dieſe Zeugniſſe mir nachrühmen daß ich es bin, wenn auch leider ſehr unverdienterweiſe — und wenn wir uns wiederſehen, was gilt die Wette? biſt du Oberconſiſtorialpräſident . . ."

In dieſem Augenblick hörten ſie Räder rollen; es war der Wagen, der Anton abzuholen kam.

Fünftes Kapitel.

Abendgedanken.

Eduard hatte es ſich nicht nehmen laſſen, den Scheidenden ein Stück Weges zu begleiten. Es war im März, einer jener vorzeitigen Frühlingstage, die uns mit ihrer warmen Luft und ihrem hellen Sonnenſchein gern überreden möchten, als wäre es mit Regen und Kälte nun wirklich vorüber und der Sommer, mit dem duftigen Füllhorn, ſtände bereits dicht vor der Thür. Deshalb, und weil ſie möglichſt unbemerkt zu bleiben wünſchten, hatten die Freunde beſchloſſen, dem Wagen zu Fuß vorauszugehen.

Denn für eine ſo kleine Stadt war ein Ereigniß wie Anton's Abreiſe natürlich nichts Geringes. Zwar hatten die Freunde ſich weislich in Acht genommen, das Ziel und den eigentlichen Zweck von Anton's Reiſe zu verrathen; er wolle, hatten ſie ausgeſprengt, noch nachträglich eine größere Univerſität beſuchen, um ſeiner gelehrten Ausbildung die letzte Feile zu geben. Auch hatte Anton im ganzen nur wenig Verkehr mit den Bürgern gehabt, beſonders da er ſich niemals hatte entſchließen können, an ihren politiſchen Debatten und Demonſtrationen theilzunehmen. Andererſeits indeß hatte er ſich in ſeiner Stellung als Lehrer ſo viel Anerkennung und Theilnahme erworben, daß ſeine Abreiſe unmöglich ganz unbeachtet vorübergehen konnte.

Nun hatte er zwar, mit jener Gewiſſenhaftigkeit, die ihn überhaupt auszeichnete, im großen wie im kleinen, allen Anforderungen der Etikette ſorgſam genügt und, Reihe herum, vom erſten Rathsmann angefangen bis zu dem alten Thorſchreiber, der ihm immer ſo höflich ſeine Doſe hingereicht hatte, obwol er wußte, daß Anton ſich ihrer niemals bediente, die herkömmlichen Abſchiedsbeſuche gemacht. Allein wer kennt nicht die Höflichkeit unſerer kleinen Städte? Wenn Anton geglaubt hatte, ſich mit dieſen Beſuchen nun wirklich losgekauft zu haben, ſo irrte er ſehr; ſchon ſeit achtundvierzig Stunden, genau ſolange, wie Anton ſelbſt den Tag ſeiner Abreiſe feſtgeſetzt hatte, wußte die halbe Stadt auch pünktlich Stunde und Minute, wann das Fuhrwerk vor Anton's Wohnung ſein würde.

Und wie ſich nun die Hausthür öffnete und der große altmodiſche Koffer mit Stangen und Hebeln auf das Wägelchen gehoben ward, öffneten ſich ſofort auch alle Fenſter am Markt und aus jedem Fenſter ſchaute ein bekanntes Geſicht, alt und jung und hübſch und häßlich, um das denkwürdige Ereigniß dieſer Abreiſe ja recht in der Nähe zu betrachten und dem Scheidenden einen letzten Gruß zuzuwinken. Hier und da trat auch wol ein ehrſamer Bürger aus der Hausthür, den Hut auf dem Kopf und den Stock in der Hand, feſt entſchloſſen, Anton das

Geleit zu geben, und ebenſo feſt überzeugt, ihm damit eine Ehre anzuthun, die der Abreiſende gewiß dankbarſt anerkennen würde.

Anton war zu gutmüthig, ſich dieſen Freundſchaftsbezeigungen, ſo läſtig ſie ihm auch fielen, zu entziehen. Auch kehrten einige beſonders loyale Bürger von ſelbſt wieder um, als ſie Eduard, den großen Rebellen, neben ihm erblickten. Aber um die letzten ſchmerzlich ſüßen Augenblicke, welche die Freunde noch miteinander hatten austauſchen wollen, war es doch geſchehen. Hier examinirte ein neugieriger Nachbar Anton in aller Schnelligkeit, wohin er denn nun eigentlich reiſe, und ob er die Leute in der That für ſo einfältig halte, zu glauben, daß er, ein ſo gelehrter Mann, ein ſo wohlbeſtandener Candidat, wirklich wieder von vorn anfangen und noch einmal Student werden wolle; dort kamen ein paar Kinder gelaufen, die dem ehemaligen Herrn Lehrer noch ein letztes Händchen reichen wollten, und wenn ſie dicht vor ihm waren, ſo verging ihnen der Muth, und mit den Händen auf dem Rücken ſtarrten ſie ihn ſprachlos an und wußten ſelbſt nicht mehr, was ſie eigentlich gewollt hatten. Kurz, es war ein wüſtes, unerquickliches Getreibe, und ſo weh es den Freunden ums Herz war, ſo dankten ſie doch Gott, als endlich der letzte Gruß gewechſelt, das letzte Lebewohl ausgetauſcht war; Anton rollte mit ſeinem Wägelchen dahin und Eduard wanderte auf Umwegen einſam, in Gedanken verſunken, zur Stadt zurück.

Es dämmerte bereits, als er endlich wieder das Erkerſtübchen betrat, das den Freunden ſo lange als gemeinſchaftliche Wohnung gedient hatte und wo Eduard nun in Zukunft allein reſidiren ſollte. Es war ein unbehaglicher Aufenthalt. Noch war die Ordnung des Zimmers, auf welche Anton ſonſt mit pedantiſcher Sauberkeit hielt, nicht wiederhergeſtellt; Möbel und Bücher ſtanden und lagen noch bunt durcheinander, genau ſo, wie die Freunde ſie beim Kofferpacken untereinander gewürfelt hatten.

Nun wiſſen wir ja wol alle, welch banges Gefühl das iſt, an einen Ort zu kommen, den ein geliebtes Weſen ſoeben verlaſſen hat, und da alle die gewohnten Spuren ſeines Daſeins noch friſch und unverändert aufzufinden, während der Geliebte ſelbſt nicht mehr da iſt.

Auch Eduard wurde von dieſem Gefühl übermannt; die gewohnte Umgebung kam ihm auf einmal fremd und unheimlich vor.

„Und da“, ſagte er leiſe vor ſich hin, „ſoll ich nun mein Leben verbringen und ſoll immer wieder den Brunnen rauſchen und die Holzſchuhe der Mägde klappern hören — wie lange? bis es dem Oberſchulrath gefallen wird, mich aus der Hölle dieſes Aufenthalts zum Fegfeuer der großen Staatsprüfung zu begnadigen!“

Und dann an den Tiſch herantretend, wo Anton's Hefte und Zeugniſſe lagen:

„O du Guter“, ſagte er, „was nützt mir dein Vermächtniß! Ja wenn du mir mit dieſen Zeugniſſen und Belobungen auch den beſcheidenen ſtill ausharrenden Sinn vermachen könnteſt, mit dem du dir dieſelben erworben haſt; wenn in dieſen Heften und Büchern auch etwas zurückgeblieben wäre von der Gewiſſenhaftigkeit und dem gleichmäßigen, raſtloſen Fleiß, mit dem du darüber geſeſſen; wenn, o Theuerer, zwiſchen dieſen kahlen nackten Wänden auch etwas von der Genügſamkeit geblieben wäre und dem ſtillen zufriedenen Sinne, mit dem du dieſelben bekleideteſt — ja dann, dann freilich, dann wollt' ich dies Vermächtniß ſegnen und wollte alles halten und erfüllen, was ich dir zugeſagt!"

Eduard trat ans Fenſter. Auf dem Platz war es ſtill und düſter; nur das Waſſer rieſelte eintönig fort und fort und erinnerte ihn an manche glückliche Sommernacht, da er hier mit dem Freunde im Fenſter gelegen und Plane und Entwürfe, ſtolze, kühne, hochfahrende Entwürfe, von denen bisjetzt auch noch nicht einer ſich verwirklicht, mit ihm ausgetauſcht hatte. Eine unendliche Sehnſucht überkam ihn — nach dem geſchiedenen Freunde, nach ſeinem alten armen Mütterchen — er wußte ſelbſt nicht, wonach...

„Ach", ſagte er endlich, „es iſt doch wol nicht ſo, wie wir Dichter ſagen und verkünden; der allgemeine Frühling der Geiſter, von dem wir ſingen und dichten, iſt doch wol am Ende nur ein ſchöner Traum, und ſtatt reicher und glücklicher zu werden, wird die Welt immer ärger und trauriger. Ich fühle es an mir ſelbſt — wie glücklich war ich mit dem Freunde und wie wenig habe ich dies Glück zu ſchätzen gewußt! Wie oft habe ich mich in der Stille meines Herzens über ihn erhoben und habe ſeinen männlichen Ernſt und die weiſe Mäßigung ſeiner Entſchlüſſe als ſpießbürgerlichen Kleinmuth verſpottet! Nun iſt er fern, mein Schiff hat ſein Steuer verloren, und ſchon, ſchon fühle ich, wie die Flut es erfaßt und mitleidslos gegen die Klippen ſchleudert!"

„Aber immer beſſer", rief er, mit plötzlichem kräftigen

Entſchluß ſich ſelbſt aufrüttelnd, „an den Klippen zu Grunde gehen, als auf den kahlen nackten Strand geſchleudert werden und daliegen, ein armes hülfloſes Wrack! Nein, lieber von der Flut verſchlungen, lieber vom Blitz zerſchmettert werden, nur nicht langſam auseinander fallen, Stück für Stück, wie der morſche Ueberreſt eines geſcheiterten Schiffes!“

Sechstes Kapitel.

Der Mann von Welt

Wenn man vierundzwanzig Jahre alt und übrigens bei guter Geſundheit iſt, ſo pflegen dergleichen melancholiſche Stimmungen nicht allzu lange anzuhalten; die Jugend läßt die Flügel leicht hängen, allein ebenſo raſch erholt ſie ſich auch wieder. Für den Dichter aber ſind dieſe raſch wechſelnden Stimmungen recht eigentlich das Element, in dem er lebt; ſie ſind gleichſam die Brandung, aus deren trübem Giſcht er die köſtlichen Perlen ſeiner Kunſt emporholt.

Darum dürfen wir uns auch nicht wundern, unſern jungen Freund wenige Minuten, nachdem er dieſen trübſeligen Monolog gehalten, auf dem Wege zum Rothen Löwen zu finden, um in Geſellſchaft des ſchon früher genannten Herrn Wendelmeier, des Löwenwirths, den Reſt des Abends zu verbringen.

Der Rothe Löwe lag am äußerſten Ende des Städtchens, hart an der Kunſtſtraße, die ſich hier in mühſamen Windungen einen Weg durchs Gebirge bahnte. — Eduard mußte über ſich ſelbſt lächeln, als er in die lange, öde

Gaſſe einbog und auf dem ſchlechten Straßenpflaſter, zwiſchen Gärten und Gehöften, in der Dunkelheit dahinſtolperte. So war der Menſch nun — oder vielmehr ſo iſt er! Vor wenigen Augenblicken erſt hatte Eduard mit ſoviel Sehnſucht ſeines geſchiedenen Freundes gedacht, er hatte ſich die Vorzüge deſſelben ſo lebhaft vor die Seele gerufen und ſich ſo feſt gelobt, in allen Stücken ſeinen Rathſchlägen zu folgen — und nun ertappte er ſich ſelbſt dabei, wie er, um ſeiner trüben Stimmung ledig zu werden, eine Geſellſchaft aufſuchte, die von der Art und Weiſe ſeines Freundes ſo verſchieden war wie möglich, und in der derſelbe ihn daher auch niemals ohne geheimes Kopfſchütteln geſehen hatte. Es hatte eine Zeit gegeben, wo Eduard ziemlich häufig im Rothen Löwen verkehrte; in dieſer Zeit war Anton mit dem Freunde ſehr wenig zufrieden geweſen und hatte von den Vorrechten ſeines Mentoramtes einen ſehr häufigen Gebrauch gemacht. Herr Wendelmeier, meinte Anton, mochte ein ganz guter Wirth ſein und auch der Beſchaffenheit ſeines Kellers ließ er alle Gerechtigkeit widerfahren. Allein wie ein Mann von Eduard's Bildung und Kenntniſſen ſich ſtundenlang zu ihm in die dumpfig ſchwüle Wirthsſtube ſetzen und die Erzählungen und Schwänke des geſchwätzigen Wirths mit anhören könne, das, verſicherte er, ſei ihm nicht recht begreiflich; jedenfalls aber würde Eduard, auf den ſchon ſo viele neugierige Blicke geheftet wären, klüger und beſſer thun, dieſen Umgang zu meiden.

Natürlich hatte Herr Wendelmeier ſelbſt nicht die mindeſte Ahnung von dem ungünſtigen Urtheil, welches Anton über ihn fällte. Aber wenn er auch darum gewußt hätte, ſo würde er ſich doch kaum anders dafür gerächt haben als mit ſchweigender Verachtung, ſo ſehr war er von ſeiner eigenen Liebenswürdigkeit durchdrungen, und ſo feſt ſtand bei ihm die Ueberzeugung, daß es in der ganzen Stadt überhaupt nur einen einzigen Menſchen gab, mit dem es ſich des Umgangs verlohnte — und dieſer eine war er ſelbſt, Herr Wendelmeier, der Wirth zum Rothen Löwen.

Und leugnen ließ es ſich nicht, für die Umgebung, in der er lebte, war Herr Wendelmeier in der That eine Art Phänomen. Er ſelbſt pflegte ſich den einzigen Mann von Welt zu nennen auf zehn Meilen in der Runde. Und allerdings, wenn man dadurch zum Manne von Welt wird, daß man ein gut Stück Welt geſehen und ſich allerlei Wind hat um die Naſe wehen laſſen, ſo hatte Herr Wendelmeier den gegründetſten Anſpruch auf dieſes Prädicat.

Herr Wendelmeier war jetzt ein guter Funfziger; allein wer ihn ſo ſah, wie er unter der Einfahrt ſeines Gaſthofs ſtand, eine hohe breitſchulterige Figur von behaglicher Corpulenz, das ſtark geröthete Antlitz von einem wohlgepflegten Backenbart umgeben, die etwas dünn gewordenen Haare ſorgſam geſcheitelt und in zierliche Löckchen gelegt, in dem blauen Frack mit den blanken Knöpfen, die Rechte unter das fette, von rieſigen Vatermördern eingefaßte Kinn geſtützt, mit der Linken behaglich in der Hoſentaſche klimpernd, und dazu mit hellen Augen nach rechts und links hinſchauend und jedem Vorübergehenden auf zehn Schritte Weges irgendeinen ſcherzhaften Gruß, ein Witzwort oder eine Stadtneuigkeit zurufend — in der That, wer ihn ſo ſah, der bekam unwillkürlich einen gewiſſen Reſpect vor ihm, ſo ſtattlich und wohlgenährt ſah er aus und ſolche joviale Sicherheit lag in allen ſeinen Bewegungen. Herrn Wendelmeier's Perſon war die beſte Empfehlung, die dem Rothen Löwen zu Theil werden konnte; ein Wirth, dem das Wohlleben und die gemächliche Fülle ſo gleichſam aus allen Poren ſah, mußte es nothwendig auch ſeinen Gäſten behaglich zu machen wiſſen. Der einzige beklagenswerthe Uebelſtand dabei war, daß Herr Wendelmeier nur wenig Gelegenheit hatte, ſeine wirthlichen Talente zu bethätigen; bei der ungünſtigen Lage und dem geringen Verkehr des Städtchens geſchah es nur ſelten, daß Reiſende ſich hierher verirrten, und auch dann eilten die meiſten nur raſch hindurch, um die nächſte Eiſenbahnſtation zu erreichen. — Aber vielleicht war eben dies der Grund, weshalb Herr Wendelmeier ſo rund und ſtattlich ausſah; er ſelbſt war nun ſein vornehmſter Gaſt und konnte alle die Aufmerkſamkeit und die zuvorkommende Pflege, die er ſonſt ſeinen Gäſten hätte zuwenden müſſen, ungetheilt ſich ſelbſt und ſeiner eigenen geliebten Perſon erweiſen.

Im übrigen jedoch, ſo ſtattlich das Geſtirn des Herrn Wendelmeier jetzt auch leuchtete, aus ſo dunkeln und mühſamen Anfängen hatte es ſich erhoben. Herr Wendelmeier beſaß in allem, was ſeine eigene Perſon anging, eine außerordentliche Offenheit — oder wenn er ſie nicht wirklich beſaß, ſo wußte er doch wenigſtens auf ſehr geſchickte Weiſe den Schein derſelben anzunehmen. Wiewol er jetzt nach Stand und Vermögen unzweifelhaft zu den erſten Honoratioren des Orts gehörte, ſo war er doch gegen jedermann von einer Leutſeligkeit und Umgänglichkeit, die kaum größer gedacht werden konnte. Auch aus ſeiner armen und niedrigen Herkunft machte er nicht das mindeſte Geheimniß; im Gegentheil, es war eine ſeiner liebſten Beſchäftigungen, den überraſchten Zuhörern des breiteſten zu erzählen, daß er als armer hülfloſer Bettelbube auf die Welt gekommen, ja daß er noch mit zwanzig Jahren nicht gewußt, wohin ſein Haupt legen.

Herr Wendelmeier war, wie wir bereits gehört haben, etwas geſchwätzig. Indeſſen, wenn man ſo viel erlebt und einen ſolchen Schatz von Erinnerungen bei ſich aufgehäuft hat, wie es bei ihm der Fall war, ſo hört das auf ein Fehler zu ſein. Beinahe kein Stand und kein Beruf ließ ſich denken, in welchem Herr Wendelmeier ſich nicht in ſeiner Jugend verſucht hatte; zu Waſſer und zu Lande, in Krieg und Frieden, überall hatte er ſich umhergetummelt. Als Knabe war er mit Murmelthieren durchs Land gezogen; ſpäterhin hatte er einen kleinen Hauſirhandel etablirt, und noch jetzt wußte er es gar angenehm zu ſchildern, wie er mit ſeinem Karren voll Stecknadeln, Feuerſchwamm, bunten Bändern, Tüchern, tombackenen Uhren und ähnlichem Flittertand von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus gewandert, und wie trotz ſeiner Jugend niemand ſo geſchickt geweſen, ſeine Waaren anzupreiſen und den Bauern das Geld aus der Taſche zu locken, als er. Die ausbrechenden Kriegsunruhen hatten ihn verhindert, ſein kaufmänniſches Talent auf dieſem Wege weiter zu bilden; er war der Reihe nach Soldat, dann Schauſpieler, dann Kellner, dann wieder Kaufmann geweſen — kurz, das Schickſal hatte ihn auf die abenteuerlichſte Weiſe umhergeſtoßen. Aber gerade dadurch, meinte er ſelbſt, war er der feine, artige, aufmerkſame und weltgewandte Herr Wendelmeier geworden, als welcher er jetzt bewundert ward — nämlich zuerſt und am ungetheilteſten von ſich ſelbſt.

Endlich nach unzähligen anderweitigen Verſuchen war es ihm gelungen, eine Stelle als Reiſediener eines namhaften Weingeſchäfts am Rhein zu erhalten. Da war Herr Wendelmeier nun völlig in ſeinem Beruf geweſen; hier, in dem fortwährenden Verkehr mit ſeinesgleichen, im Umgang mit Gaſthofsbeſitzern, Weinwirthen und Lebemännern aller Art, hatte ſeine Weltgewandtheit die letzte Politur, den letzten feinſten Schliff bekommen. Herr Wendelmeier war der Schrecken und zugleich die Bewunderung aller Weinconſumenten geweſen; mit ſeiner unwiderſtehlichen Beredſamkeit hatte er Menſchen zu Trinkern gemacht, die bis dahin die Nüchternheit ſelbſt geweſen. Keine Stadt in ganz Deutſchland gab es, wo man Herrn Wendelmeier nicht kannte; er hielt ſeinen Einzug regelmäßig wie die Schwalben, alle Wirthe hatte er in ſeinem Contobuch ſtehen, alle Kellner liefen ihm entgegen, wie ſein volles rothes Geſicht nur um die nächſte Straßenecke leuchtete.

Auf einem dieſer Triumphzüge war er denn auch in das Städtchen gekommen, wo er jetzt als Löwenwirth den Abend ſeines Lebens mit Gemüthsruhe herankommen ſah. Als Mann von Welt hatte er längſt eingeſehen, daß dies Reiſeleben zwar recht angenehm, aber doch nur, wenn es nicht allzu lange dauert. Nachdem er ſo lange Gaſt geweſen, fühlte er eine unwiderſtehliche Neigung, auch einmal den Wirth zu ſpielen; er führte ein genaues Verzeichniß aller heirathsfähigen Wirthstöchter, wobei auch alte oder junge Witwen, wenn ſie nur einen hübſchen ſchuldenfreien Gaſthof nebſt etwas baarem Kapital beſaßen, keineswegs ausgeſchloſſen waren. Leider nur war ſeines Bleibens überall nicht lange; kaum war der erſte Anſatz zu einem zarten Verhältniß gemacht, ſo rief ihn ſeine Pflicht auch ſchon weiter, und wenn er übers Jahr wiederkam, war die Hand entweder vergeben oder ihm ſelbſt hatten ſich inzwiſchen irgendwelche neue Ausſichten eröffnet, die ihn wähleriſch machten und ihn verhinderten, den Faden wieder anzuknüpfen, ſolange es etwa noch Zeit war.

Endlich im Rothen Löwen hatte er alles beiſammengefunden, wie er es wünſchte, oder wenn nicht alles, ſo doch das Meiſte, und als Mann von Welt wußte er, daß man ſeine Forderungen an das Schickſal nicht allzu hoch ſpannen und, wenn einem das Glück nur halbwegs den Finger reicht, hübſch zufaſſen ſoll. — In jener vielbeſprochenen Glanzzeit des Städtchens, um welche die Bürger noch jetzt trauerten, damals, als die Huſaren hier noch in Garniſon lagen, war der Rothe Löwe der erſte und beſuchteſte Gaſthof des Orts geweſen. Namentlich hatten die Offiziere der Garniſon hier ihr Hauptquartier aufgeſchlagen. Die Herren Offiziere haben bekanntlich, was Wein und Frauen betrifft, meiſtentheils einen guten Geſchmack. Der Rothe Löwe aber war nicht nur von alters her durch ſeinen vortrefflichen Keller bekannt, ſondern der Wirth hatte auch zwei Töchter, die weit und breit ihrer Schönheit halber berühmt waren, ein Umſtand, der den Ruf des Hauſes nicht wenig erhöhte und vorzugsweiſe dazu beitrug, den Rothen Löwen zum Lieblingsaufenthalt der Offiziere zu machen. Es ging damals in dem weitläufigen, jetzt ſo öden Hauſe ſehr lebhaft zu; die Offiziere hatten hier ihren Mittagstiſch, da knallten die Champagnerpfropfen, die Würfel rollten über den Tiſch, und in ſpäter Dunkelheit noch, wenn Luſt und Lärmen endlich ausgetobt hatten, tönte ein Ständchen durch die ſtille Nacht zu Ehren der ſchönen Wirthstöchter, die in ſchneeweißen Nachthäubchen hinter dem Fenſter hervorlauſchten und den Sängern mit zierlichem Neigen ihren Dank zuwinkten.

Als Herr Wendelmeier dem Rothen Löwen die Ehre anthat, ihn zum Gegenſtand ſeiner Reflexionen zu machen und bei ſich zu überlegen, ob ein ſo ausgezeichneter Mann wie Herr Wendelmeier ſich in der That herablaſſen dürfe, ſeine Tage als Wirth zum Rothen Löwen zu beſchließen, war dieſe Glanzperiode allerdings ſchon einigermaßen vorüber und das Geſtirn des Rothen Löwen — darüber konnte ein ſo weltkundiger Mann wie Herr Wendelmeier ſich unmöglich täuſchen — hatte bereits eine gewiſſe rückläufige Bewegung angetreten. Allerhand unangenehme Vorfälle, bei denen der Rothe Löwe ſelbſt nicht gerade die kleinſte Rolle ſpielte, hatten die Verlegung der Garniſon veranlaßt; die Herren Offiziere hatten ſich etwas gar zu luſtig gemacht, die Gläſer hatten etwas zu häufig geklungen, die Würfel zu fleißig geklappert, das Generalcommando hielt eine Luftveränderung für heilſam, und ſo kam der traurige Morgen heran, wo die Bewohner des Städtchens ihre geliebten Huſaren ausziehen ſahen, ohne daß ſie wiederkehrten. Das war für den geſammten

Ort ein ſchwerer Schlag, am ſchwerſten aber für den Rothen Löwen, der damit ſeine Hauptkundſchaft verlor. Auch folgte ſich das Unglück von da an Streich auf Streich. Die jüngere Tochter, die ſchönſte und liebenswürdigſte der beiden Schweſtern, ſtarb plötzlich auf einer Reiſe, die ſie zu entfernten Verwandten unternommen hatte — wie man im Rothen Löwen erzählte, infolge eines Nervenſchlags. Aber das Publikum des Städtchens trug ſich noch mit andern und grauenvollern Gerüchten: man ſprach von einem gewaltſamen Ende, welches das junge Mädchen infolge einer unglücklichen Leidenſchaft freiwillig geſucht haben ſollte. Bald darauf ſtarb auch der Vater, die Mutter war ſchon ſeit Jahren todt, und ſo ruhte nun die ganze Laſt des Hausweſens auf der älteſten Tochter, die damit zugleich die unverächtliche Eigenſchaft überkommen hatte, die einzige Erbin und Herrin des weitläufigen Beſitzthums zu ſein.

In dieſer Lage befanden die Dinge ſich, als Herr Wendelmeier auf ſeiner alljährigen großen Tour wieder einmal unſer Städtchen beſuchte. Die beiden ſchönen Wirthstöchter mit der blühenden Nahrung, den ſchönen Aeckern und Wieſen, hatten ihn ſchon längſt in die Naſe geſtochen; als richtiger Mann von Welt jedoch hatte er es verſchmäht, ſich in ein Unternehmen einzulaſſen, von dem er fürs erſte doch keinen Erfolg vorausſah. Die beiden jungen Damen waren damals noch von Offizieren und Fähnrichen dermaßen umſchwärmt, daß für den bürgerlichen Herrn Wendelmeier kein Raum war; ſein blauer Frack mit den blanken Knöpfen ſaß untadelhaft, der kleine goldene Reif, den er im linken Ohrläppchen trug und mit dem er auf eine ganz eigenthümliche Weiſe zu kokettiren wußte, ſtand ihm ungemein ſchalkhaft; aber gegen die bunten Uniformen und die gewichſten Schnurrbärte der Herren Offiziere konnte er damit doch nicht aufkommen. Auch hatte die Sache ja keine Eile; unter allen dieſen ritterlichen Verehrern, welche die beiden jungen Schönen jetzt umſchwärmten, war doch kein einziger, der einem ſoliden Heirathscandidaten irgendwie gefährlich werden konnte. Es waren blos Schmetterlinge, welche die Roſe umgaukelten, ſolange ſie blühte; einem praktiſchen Manne aber wie Herrn Wendelmeier kam es weniger auf die Roſe an als auf die Hagebutte. Laßt euch nur die Cour machen, ihr verliebten Schönen, horcht nur auf die Schmeichelreden der jungen Cavaliere, träumt euch nur zu Gräfinnen und Baroneſſen – Roſen blühen nicht ewig und am Ende behält ein ſolider bürgerlicher Herr Wendelmeier doch noch den Preis vor allen den Stutzern und Leichtfüßen, die euch jetzt umtändeln!

Und wie Herr Wendelmeier berechnet, ſo kam es. Die Erbin des Rothen Löwen hatte die erſte Blüte der Jugend nachgerade hinter ſich; ſie war ſo lange die ſchöne Wirthstochter geweſen, daß ſie wol endlich daran denken mußte, die Reſte ihrer Schönheit in ſichere Obhut zu bringen. Auch bedurfte die Wirthſchaft einer feſten männlichen Hand; die jetzige Beſitzerin hatte ſich Zeit ihres Lebens beſſer darauf verſtanden, ein Lied zum Klavier zu ſingen und zu tanzen und mit den Herren zu plaudern, als die Gäſte zu bedienen und Knechte und Mägde zu beaufſichtigen; ſollte das vor kurzem noch ſo blühende Geſchäft nicht vollſtändig in Verfall gerathen, ſo mußte ein Mann an die Spitze treten, der ihm gewachſen war und der durch Gewandtheit und Thätigkeit den etwas ſchadhaft gewordenen Ruf des Hauſes auszubeſſern wußte.

Waren es nun dieſe praktiſchen Rückſichten, oder hatten die traurigen Ereigniſſe, welche die Familie des Löwenwirths betroffen, den Stolz der Tochter gebrochen, oder war es endlich die natürliche Folge jener Unwiderſtehlichkeit, die Herr Wendelmeier im Umgange mit Damen zu entwickeln pflegte — genug, die junge Erbin reichte ihm ihre Hand, er quittirte den anſtrengenden Reiſedienſt und ſetzte ſich als Beſitzer des Rothen Löwen zur Ruhe.

Die Ehe ſelbſt war nicht beſonders glücklich; die Huſaren kamen nicht wieder, und aus der immer luſtigen, immer lachenden gefeierten Schönen wurde, wie das ſo geht, eine ernſte, verdrießliche, keifende Frau, die namentlich keine Gelegenheit vorübergehen ließ, Herrn Wendelmeier daran zu erinnern, wem er ſein gegenwärtiges Glück verdanke, und daß ſie es doch eigentlich geweſen, die ihn aus dem Nichts gezogen.

Einem andern minder welterfahrenen Manne wäre eine derartige Situation vermuthlich ſehr läſtig geweſen; Herr Wendelmeier jedoch fand ſich auch damit zurecht, wie überhaupt mit allem, was das Schickſal ihm zutheilte. Die Liebenswürdigkeit ſeiner Gattin hätte größer ſein können, allerdings: aber dafür fand er ihre Kapitalien beträchtlicher und in beſſerer Ordnung, als er zu hoffen gewagt hatte. Auch ſorgte er mit Eifer dafür, ſie nicht blos zu erhalten, ſondern auch zu vermehren. Zwar die verödete Landſtraße bevölkern und Gäſte herbeiziehen, wo es keine gab, konnte auch er nicht. Doch wußte er als guter Geſchäftsmann mit den vorgefundenen Kapitalien ſo geſchickt zu ſpeculiren und das erheirathete Vermögen dadurch ſo zu vergrößern, daß die Vorwürfe ſeiner Frau endlich verſtummen mußten.

Allerdings, wenn man dem Gerücht trauen durfte, waren dieſe Speculationen nicht immer die ſauberſten. Ein Mann, ſo im Leben umhergetrieben wie Herr Wendelmeier, mußte nothwendig eine ausgedehnte Bekanntſchaft haben; es war nur ein Spiel des Zufalls, ganz gewiß, aber doch immerhin ein ſeltſames Spiel, daß ſich darunter hauptſächlich junge leichtſinnige Edelleute befanden, die ihr Erbtheil zum voraus vergeudeten, Gutsbeſitzer, welche, um nur baar Geld zu ſchaffen, die Ernte auf dem Halm und den Ziegel auf dem Dache verpfändeten, Kaufleute, die regelmäßig alle zwei Jahre Bankrott machten, um ſich im dritten mit verſtärkten Fonds aufs neue zu etabliren, und was es ſonſt noch von Leuten dieſes Schlages gab. Herr Wendelmeier lieh Geld auf Wechſel, doch immer nur auf kurze Zeit; er übernahm gegen billige Proviſion den Kauf und Verkauf von Gütern und Häuſern; auch kaufte er ſchlechte Forderungen auf und hatte ein merkwürdiges Glück darin, zuletzt doch noch zu ſeinem Gelde zu kommen.

Der Wirkungskreis, den er ſich auf dieſe Weiſe geſchaffen hatte, war ziemlich ausgedehnt; von weit und breit kamen Kunden, wie er ſie eben brauchte, und da er alle derartigen Geſchäfte, auch die ſchwierigſten und widerwärtigſten, mit einer anerkennenswerthen Leichtigkeit, ſelbſt mit einer gewiſſen Eleganz abmachte, ſo dehnte ſein Ruf als ein höchſt brauchbarer und zuverläſſiger Geſchäftsmann ſich von Tag zu Tag weiter aus.

Alljährlich pflegte Herr Wendelmeier eine größere Reiſe zu machen, auf der er ſeine Geſchäftsfreunde beſuchte, alte Ausſtände einkaſſirte und neue Verbindungen einleitete. Dieſe Reiſen waren der wahre Silberblick ſeines Lebens; er wurde wieder ganz jung dabei und kehrte regelmäßig mit einem ganzen Vorrath neuer Anekdoten und Schnurren zurück, die er dann den Winter über in Curs ſetzte.

Mit dem Gaſthofsgeſchäft waren dieſe Reiſen ſehr wohl verträglich; daſſelbe war ſo gering, daß die Abweſenheit des Wirthes ihm keinen Schaden mehr thun konnte. Auch hatte Madame Wendelmeier ihren Gemahl mit einer Tochter beſchenkt, die ſich unter der kundigen Leitung des Vaters frühzeitig zu einer tüchtigen Haushälterin herangebildet hatte, ſodaß ihr für die Zeit ſeiner Abweſenheit die Zügel der Wirthſchaft ohne Gefahr anvertraut werden konnten.

Bei alledem ſprach Herr Wendelmeier zuweilen davon, das Geſchäft ganz aufzugeben. Allein wer ihn näher kannte, der wußte auch, wie wenig ernſt dies gemeint war. Herr Wendelmeier konnte die Wirthsſtube nicht entbehren; er mußte Leute haben, mit denen er des Abends hinter der Flaſche plaudern konnte, und natürlich fand er dieſelben nirgends beſſer und vortheilhafter, als wenn er ſelbſt den Wirth dabei machte. Auch war es ihm Bedürfniß, ein großes Hausweſen zu regieren und ſich mit ſeiner Welterfahrung, ſeiner Gewandtheit und ſeinen galanten Manieren von den Leuten bewundern zu laſſen. In dem kleinen verarmten Städtchen, „ohne Bildung und Cultur“, wie er zu ſagen pflegte, fand er ſo leicht niemand mehr, der dazu geneigt war; auch hatte man ſeine Anekdoten und Geſchichten hier bereits zu oft gehört, um ihnen noch die Aufmerkſamkeit zu zollen, die ihnen doch, ſchon wegen der vortrefflichen Art, mit der Herr Wendelmeier ſie vortrug, in ſo hohem Grade gebührte.

Und das war es denn hauptſächlich, wodurch Eduard ſich die Gunſt, ja faſt konnte man ſagen, die Freundſchaft des Herrn Wendelmeier erworben hatte, wenn nämlich Leute ſeiner Beſchaffenheit zur Freundſchaft überhaupt befähigt wären. Herr Wendelmeier erzählte gern und Eduard hörte außerordentlich gern zu; jener hatte ſo ungemein viel, dieſer ſo gar nichts erlebt; der eine kannte die Welt aus- und inwendig, dem andern war alles neu und wunderbar. Eduard machte an Herrn Wendelmeier ſeine poetiſchen Studien; da ihm ſelbſt das bunte Treiben der Welt verſchloſſen war, ſo ergötzte es ihn, daſſelbe wenigſtens durch die Brille ſeines erfahrungsreichen Freundes zu betrachten.

Daß dieſelbe zuweilen etwas ſtark gefärbt war und daß Herr Wendelmeier es überhaupt mit der Wahrheit ſeiner Geſchichten nicht allzu genau nahm, das entging Eduard freilich nicht. Indeſſen das haben alle guten Erzähler ſo an ſich; ſie treiben das Erzählen als freie Kunſt, und die Kunſt empfängt bekanntlich keine andern Geſetze als allein von ſich ſelbſt. Es lag etwas von einer Falſtaffsnatur in Herrn Wendelmeier, und ſo klein und verwäſſert dies Etwas auch war, ſo genügte es doch, Eduard's poetiſche Laune zu beſchäftigen; mitten unter den blaſſen, trivialen Geſtalten, die ihn übrigens umgaben, war dies doch wenigſtens eine derbe, kecke Caricatur, ein Zerrbild, deſſen groteske Linien Eduard mit der Neugierde eines Naturforſchers ſtudirte, der irgendeine ſeltſame Misgeburt zergliedert. — Hatte Eduard ſich müde gearbeitet oder drohte die Fülle der Empfindungen, das Fluten und Wogen halbfertiger poetiſcher Entwürfe, die vergebens nach künſtleriſcher Geſtaltung rangen, ihm die Bruſt zu zerſprengen, ſo kannte er nichts Angenehmeres, als Herrn Wendelmeier gegenüberzuſitzen und ſeinen Erzählungen und Aufſchneidereien zuzuhören. Gerade je höher der Flug unſers Geiſtes ſich für gewöhnlich richtet, deſto dringender empfinden wir zuweilen das Bedürfniß, in das Gemeine und Triviale unterzutauchen. Dieſes Bedürfniß zu befriedigen, war der Wirth zum Rothen Löwen ganz der richtige Mann, und darum ſuchte Eduard ihn auch heute wieder auf, um ſich in ſeiner Geſellſchaft der peinlichen Empfindungen zu entſchlagen, mit denen der Abſchied von dem geliebten Jugendfreunde ſowie der Gedanke an ſeine eigene Zukunft ihn erfüllt hatten.

Siebentes Kapitel.

Im Thorweg.

Indem Eduard ſich dem Gaſthof näherte, ſah er nicht ohne Ueberraſchung in dem hellen Lichtſchein, der aus dem geöffneten Thorweg deſſelben fiel, eine ſchwerbepackte Reiſekutſche halten. Das war hier unter allen Umſtänden eine ſeltene Erſcheinung, am meiſten aber in dieſer Jahreszeit und zu ſo ſpäter Stunde. Es war ein höchſt ſtattliches und bequemes Fuhrwerk, mit großen Spiegelſcheiben, ſeidenen Kiſſen, warmen Decken, kurz mit allem verſehen, was im Stande iſt den Aufenthalt im Reiſewagen, ſelbſt auch in einer Märznacht, angenehm und behaglich zu machen. Unwillkürlich mußte Eduard dabei an den beſcheidenen Einſpänner denken, der ihm wenige Stunden zuvor ſeinen Freund mitſammt dem Ungethüm von Koffer entführt hatte.

„So ungleich“, dachte er, „ſind nun die irdiſchen Looſe vertheilt; wer weiß, welch junger nichtsnutziger Fant oder was für ein alter ſatter, aufgeblaſener Geldnarr ſich auf dieſen ſchwellenden Polſtern dahinſchaukeln läßt — und zur ſelben Zeit fährt eins der edelſten und treueſten Herzen, einer der klarſten und tüchtigſten Köpfe, im offenen Einſpänner, arm und unbekannt, der dunkeln Nacht und ſeinem noch dunklern Schickſal entgegen.“

Die Poſtknechte waren eben beſchäftigt friſche Pferde vorzulegen; ein Bedienter, offenbar zu der Equipage gehörig, in eleganter Livree, eine tellergroße Cocarde am Hut, ſtand mit untergeſchlagenen Armen daneben und ertheilte ihnen allerlei Anweiſungen, ohne jedoch ſelbſt Hand anzulegen. Die ſtampfenden Pferde, das Hin- und Herlaufen der mit dem Anſpannen beſchäftigten Leute, der Wagen, der bei der leiſeſten Berührung ſich unhörbar in den Federn wiegte — das alles, in der grellen Beleuchtung, die aus dem geöffneten Thorweg fiel und die aufs ſchärfſte gegen die ſonſt herrſchende Dunkelheit contraſtirte, gab ein eigenthümlich belebtes Bild, und Eduard, der ſich von früh an gewöhnt hatte, ſein Auge zu üben und das Maleriſche auch in den anſcheinend gewöhnlichſten Situationen herauszuerkennen, blieb unter der Einfahrt ſtehen und betrachtete, angenehm überraſcht, das Nachtſtück mit ſeinen wechſelnden Lichteffecten.

Die Poſtleute plauderten inzwiſchen mit dem fremden Bedienten nach Art dieſer Leute, meiſt über Weg und Wetter, dann über den Wagen, über die Pferde, endlich auch über die Herrſchaft, die in dem Wagen reiſte. Eduard hörte nur mit halbem Ohr auf das Geſpräch. Doch entnahm er daraus, daß die Kutſche einer adelichen Gutsherrſchaft in der Nähe angehörte; eine fremde Herrſchaft aus dem benachbarten Fürſtenthum war auf der Rückkehr aus der Reſidenz auf dem Gute zum Beſuch geweſen und benutzte nun die Equipage ihres Gaſtfreundes, um die nächſte Eiſenbahnſtation zu erreichen und von dort mit dem Nachtzuge in ihre Heimat zurückzueilen.

„Aber das iſt auch ein närriſcher Einfall“, ſagte einer der Poſtknechte murrend, „noch ſo ſpät in Nacht und Nebel hineinzufahren, beſonders wenn man ſo reich iſt und es ſich ſo bequem machen könnte wie ſolche Herrſchaften; Herrgott, wenn ich der junge Herr wäre, und hätte zwei ſolche allerliebſte Damen bei mir, ich würde doch lieber ſo langſam reiſen wie möglich, damit ich das Vergnügen deſto länger hätte! Aber dieſe verwünſchten Eiſenbahnen machen alles verdreht, es iſt keine Ruhe und kein Behagen mehr in der Menſchheit, ſeit dies Teufelswerk aufgekommen, das immer nur ſo dahinrennt, bei Tag, bei Nacht, haſt du nicht geſehen, puff, puff . . .“

„Je nun“, meinte der Bediente ſelbſtgefällig, „wenn es auf den jungen gnädigen Herrn ankäme, ich glaube, der denkt in der Stille gerade ſo wie Ihr. Es ſollte mich doch ſehr wundern, wenn das nicht eine abgekartete Sache wäre, daß die beiden ſo allein in der Welt herumkutſchiren; denn die Kleine, ſeht Ihr, die iſt doch nur ſo eine Art Kammerjungfer, das will nichts ſagen, und ich wette noch immer meinen beſten Treſſenhut gegen Euere alte ſchmierige Kappe, ehe ein Jahr ins Land geht, ſind ſie doch ein Paar.“

„Nun“, erwiderte der andere, „das iſt ja recht verſtändig von ihnen, ich hab' allemal meine Freude, wenn junge hübſche Leute zuſammenkommen, noch dazu, wenn ſie reich ſind; da gibt's doch noch Menſchen, die Grund haben, ſich des Lebens zu freuen, unſereinem iſt's nicht ſo gut geworden. Aber dann ſollten ſie auch hübſch reiſen wie verſtändige Leute, nämlich bei Tage und nicht in der Nacht, die niemandes Freund iſt: es iſt ein halsbrechendes Stück Weg von hier bis auf die nächſte Station, und es ſollte mir leid thun, wenn der ſchöne Wagen einen Schaden nähme. Ei wahrhaftig", rief er, indem er mit der Stallaterne den Pferden unter die Naſe leuchtete, daß die Thiere ſchnaubend und ſtampfend zurückfuhren, „ſolch ein Wagen iſt wie ein kleines Haus, das hat ſeine Richtigkeit, aber im Bett iſt's doch beſſer, und wenn ich wäre wie die gnädige Herrſchaft, ich bliebe die Nacht im Rothen Löwen; es ſollte ſie nicht gereuen, der Rothe Löwe, das iſt ein Haus, wie es kein zweites gibt auf zehn Meilen in der Runde . . ."

„Ja", ſagte der Bediente mit einem leichten Seufzer, „mir wär' es auch recht, das könnt Ihr glauben; da ſo in dunkler Nacht auf dem alten Kutſcherbock hocken und im Schlafe mit dem Kopf ſchlenkern bald rechts bald links, daß einem der Hut über die Naſe rutſcht, das iſt auch kein beſonderes Plaiſir. Aber an wem liegt die Schuld? An dem gnädigen Herrn nicht, der wäre gern geblieben, dafür kenn' ich ihn; er liebt einen guten Tropfen, und der Keller im Rothen Löwen macht ſeinem Rufe Ehre. Aber da iſt das junge Fräulein; ja freilich, wenn die ihren Kopf aufſetzt, da muß angeſpannt werden und wenn es um Mitternacht wäre. Sie iſt, Gott verzeih' mir die Sünde, juſt wie der Vater, das iſt auch ſolch ein Eiſenkopf, wenn der einen nur anſieht, da geht es einem ſchon durch Mark und Bein; ich bin wahrhaftig froh, daß ich aus dem Hauſe bin, da hab' ich keinen ruhigen Augenblick gehabt ...“

Der andere brummte etwas in den Bart, was Eduard nicht verſtand. Doch war es auch nicht nöthig, da die Antwort des Bedienten ohnedies verſtändlich war.

„Nein, gottlob!“ ſagte er, „ſeit anderthalb Jahren bin ich aus dem Hauſe und ſpüre auch keine Sehnſucht, dahin zurückzukehren. Es iſt ein Heide, ſag' ich Euch, der alte Graf, ein reiner Heide! Das heißt, alles was wahr iſt: Eſſen und Trinken, Livree, Lohn, das iſt alles propre und nett, dagegen läßt ſich nichts ſagen — aber die Behandlung, wißt Ihr, was man ſo das Ehrgefühl im Menſchen nennt und daß man doch auch mal ſich ſelbſt zu Willen leben will, nicht blos immer für andere, davon iſt in dem Hauſe keine Rede. Ja was ſag' ich in dem Hauſe? Auf dem ganzen Gut, im ganzen Dorf iſt kein Menſch, der auch nur mucken dürfte; in alles ſteckt der Alte ſeine Naſe, von allem weiß er, über alles commandirt er, als wäre man nur ſo ein Rudel Soldaten und er wäre zum Corporal geſetzt über alle. Ein abſcheulicher Heide, ſag' ich Euch! Da ſollen die jungen Burſche nicht Taback rauchen, als bis er es ihnen erlaubt, die Mädel ſollen nicht zum Tanz gehen, ja nicht einmal einen Liebſten ſollen ſie ſich halten, ohne daß er darum weiß —“

„O je“, ſagte der Poſtknecht ungläubig, indem er die letzte Schnalle zurecht zog und den Pferden den Zügel über den Nacken warf, daß es klatſchte: „das halten ſie doch aber gewiß nicht —“

„Nein“, erwiderte der Bediente ärgerlich, „ſie halten es auch nicht; aber deſto ſchlimmer iſt es ja, einem Dinge befehlen, von denen doch jeder vorausweiß, daß kein Menſch ſie hält, noch halten kann. Das nutzt der Herrſchaft nichts und unſereinem macht es nur böſes Blut. Zuletzt ſind wir Menſchen doch alle gleich; der alte Holofernes aber, der denkt, als wäre er der liebe Herrgott auf Erden. Und das gnädige Fräulein, gebt Acht, die wird einmal gerade ebenſo. Sie ſollten doch nur bedenken, was für Gram und Elend ſie ſelbſt in der Familie haben, die ſtolzen Narren . . .“

Eduard, der das Geſpräch mit wachſendem Intereſſe verfolgt hatte, mußte lächeln. „Da iſt ja gleich eingetroffen“, ſagte er zu ſich ſelbſt, „was ich ſoeben dachte: auf weichen Kiſſen ein harter, tyranniſcher Herr. Nun es iſt eben die Art der Welt, daß diejenigen, welche das meiſte Glück verdienten, am wenigſten davon haben und wenn ſie es endlich haben, ſo verdienen ſie es nicht mehr; wer weiß, wenn Freund Anton die Schule ſeines Oheims erſt durchgemacht hat, und aus dem armen deutſchen Candidaten iſt ein reicher ruſſiſcher Kapitaliſt geworden, wer weiß, ob ſein Herz ſich dann nicht auch verhärtet und ob ſeine künftigen Leibeigenen — denn natürlich wird er dann auch Leibeigene haben, der ehemalige deutſche Philoſoph und Menſchheitserzieher — nicht dereinſt ebenſo über ihn urtheilen wie dieſer betreßte Laffe über ſeinen Herrn . . .“

Damit trat er in den Hausflur, wo eben Hannchen, die ſechzehnjährige Tochter des Wendelmeier'ſchen Ehepaares und künftige Erbin des Rothen Löwen, mit dem ſchweren ſilbernen Theegeſchirr, dem Hauptkleinod der Löwenwirthſchaft, das nur bei ganz beſonders feierlichen Gelegenheiten in Gebrauch genommen ward, an ihm vorüberhuſchte.

Achtes Kapitel.

Hannchen.

„In der That", rief Hannchen, da ſie Eduard erblickte, „hat man auch mal wieder die Ehre? Nun das muß ich ſagen, Sie wiſſen es zu treffen, Herr Eduard! Gehen Sie nur ſchnell hinein — gerade durchs Gaſtzimmer hindurch, in der guten Stube, Sie wiſſen ja ſchon — zwei Damen, nun Sie werden ſelbſt ſehen: ſchön und fein und vornehm und gebildet — o Gott, ſie ſprachen franzöſiſch zuſammen, als ſie ausſtiegen, daß mir noch die Ohren gellen; das iſt etwas anderes als wir kleinen unwiſſenden Gänschen vom Lande, nicht wahr, Herr Eduard?"

Während die Kleine ſo ſprach, hielt ſie das Theebret mit dem ſchweren Silbergeſchirr gerad vor ſich hin; die Arme zitterten ihr ein klein wenig und das Schlüſſelbund an ihrer Seite klapperte. Es war eine kleine rundliche Geſtalt, vielleicht ein wenig zu üppig für ihre ſechzehn Jahre; das Antlitz war ihr geröthet von wirthſchaftlichem Eifer, und während ſie mit Eduard ſprach, warf ſie das Stumpfnäschen noch kecker in die Höhe als gewöhnlich.

Eduard fühlte ſich durch dieſe Begegnung einigermaßen in Verlegenheit geſetzt. Es hatte eine Zeit gegeben, allerdings, da hatte er dies Stumpfnäschen ſehr bezaubernd gefunden. Ein junger Dichter und nicht verliebt, das wäre ja auch ein Widerſpruch gegen die Natur. Nun hatte Eduard bei ſeiner Armuth und ſeiner zurückgezogenen Lebensweiſe wenig Gelegenheit gehabt, mit jungen Damen zu verkehren; er hatte ſich begnügen müſſen, aus den Schilderungen anderer Dichter ſich ein Ideal zuſammenzuſetzen, an das er ſeine poetiſchen Ergüſſe richtete. Denn ein angehender Dichter kann vielleicht einige Zeit ohne Liebe leben, aber gewiß nicht ohne Liebesgedichte. Als Eduard dann ſeinen Freund Anton in das Städtchen begleitete und hier die Bekanntſchaft des Herrn Wendelmeier machte, hatte Hannchen eben ihr vierzehntes Jahr erreicht; ſie ſtand alſo eben in jenem pikanten Alter, wo das Kind anfängt in die Jungfrau überzugehen und wo zwiſchen die gemeſſene Haltung der angehenden Dame noch immer einzelne Schwänke und Schelmenſtreiche des Schulmädchens hindurchbrechen.

Hannchen war ſomit das erſte junge Mädchen, mit welchem Eduard in nähern Verkehr trat. Sie war nicht beſonders ſchön, aber jung und friſch; auch nicht beſonders geiſtreich, aber gutmüthig und unbefangen. Unter dieſen Umſtänden dauerte es denn, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht acht Tage und Eduard hatte ſich verliebt in das junge Mädchen bis über die Ohren. Oder wenigſtens er bildete es ſich ein. Hannchen wurde jetzt die Göttin ſeiner jugendlichen Träume; ihr Stumpfnäschen, ihre friſchen, rothen Lippen, ihre etwas weißlichblonden

Locken erſchienen ihm als der Ausbund aller Schönheit und wurden von ihm in ganzen Stößen von Verſen verherrlicht.

Hannchen ließ ſich das gefallen; wo wäre auch ein junges vierzehnjähriges Kind, das dem Reiz, von einem Poeten geliebt zu werden, widerſtehen könnte? Freilich war Eduard nur ein armer, ausſichtsloſer Candidat, während es Hannchen von früh auf von ihrem würdigen Vater, dem Herrn Wendelmeier, eingeprägt worden war, daß die dereinſtige Erbin des Rothen Löwen nur einem Manne die Hand reichen dürfe, der zum mindeſten ebenſo ſchwer an Gewicht — und welch Gewicht dabei gemeint war, das verſtand Hannchen ſehr wohl — als ſie ſelbſt. Auch mußte der künftige Schwiegerſohn des Herrn Wendelmeier nothwendig ein Geſchäftsmann ſein; er wollte Hab und Gut nur erprobten Händen übergeben und traute keinem andern die Gewandtheit zu, mit der er ſich ſelbſt in die ihm urſprünglich fremde Thätigkeit hineingefunden.

Allen Anzeichen nach konnte es alſo nur eine ſehr unglückliche Liebe werden, dieſe Liebe zwiſchen dem armen Candidaten und der vierzehnjährigen Gaſtwirthstochter. Aber gerade dadurch wurde die Sache für Hannchen nur um ſo intereſſanter. Vierzehnjährige Mädchen pflegen das ſo zu machen; ſie wollen gern unglücklich ſein, weil unglücklich ſein ſo poetiſch, ſo romantiſch iſt und ſolchen intereſſanten Teint gibt; dies letztere ein Geſichtspunkt, der für Hannchen von doppelter Wichtigkeit war, weil die Natur ſie mit ſehr friſchen rothen Wangen ausgeſtattet hatte. Dazu kam, daß Eduard, wiewol nur ein angehender Schulmeiſter, doch ungleich beſſer und ſtattlicher ausſah als alle Männer, welche Hannchen bisher vor Augen gekommen waren. Die tiefdunkeln Augen zu dem lockigen blonden Haar bildeten einen Contraſt von eigenthümlicher Anmuth, und auch in ſeinem Weſen war er freier, kecker, ſicherer als irgendein junger Mann des Städtchens. Der Ruhm mit leiſem Flügelſchlag hatte ſeine Stirn geſtreift; davon, ohne Zweifel, trug er das Haupt ſo hoch, ſo kühn, und auch in den Augen des jungen Mädchens gab ihm das einen eigenthümlich verklärenden Glanz: ein Poet, ſogar ein gefeierter Poet, ein Menſch, der wirkliche, leibhaftige Bücher drucken ließ — wo konnte Hannchen jemand finden, der würdiger war, ihm die erſten zarten Triebe ihres vierzehnjährigen Herzchens zu weihen?!

Die junge Schöne ließ ſich alſo von Eduard lieben, ja ſie liebte ihn ſelbſt, wenn auch nur gerade ſo viel, als nöthig war, um ein kleines Abenteuer in Gang zu bringen und die Einförmigkeit des täglichen Lebens mit einem leiſen romantiſchen Schimmer zu verſchönern. Es nahm alles ſeinen regelrechten Gang, wie es zwiſchen zwei jungen unverdorbenen, kindiſchen Herzen zu geſchehen pflegt. Eduard brachte ihr Blumen, die er ſelbſt gepflückt hatte, er richtete Verſe an ſie und ſchob ſie ihr, zierlich abgeſchrieben auf buntberändertem Papier, ins Nähkäſtchen, oder drückte ſie ihr auch bei flüchtiger Begegnung heimlich in die Hand; auch brachte er ihr allerhand gelehrte und geiſtreiche Bücher von berühmten Verfaſſern, die ſie leſen und aus denen ſie ſich bilden ſollte.

Dies letztere hätte er nicht thun ſollen, der gute Eduard; er hätte wiſſen und vorausſehen ſollen, daß eine junge vierzehnjährige Wirthstochter, ein Wendelmeier'ſches Fleiſch und Blut, das von Jugend auf in die Geheimniſſe der Wirthſchaft eingeweiht und nur für dieſe erzogen war, an Goethe und Schiller, an Shakſpeare und Calderon nur ein ſehr mäßiges Intereſſe nehmen konnte. Eine Zeit lang that das junge Mädchen ſich Gewalt an und ſtellte ſich, als ob ſie an dieſer Lectüre wirklich Gefallen fände. Aber da ſie nur eine ſehr einfache Erziehung genoſſen und nicht gelernt hatte, mit tönenden Phraſen um ſich zu werfen, ſo war ſie mit dieſem Verſuch nicht beſonders glücklich. Eduard hielt es für eine Gewiſſensſache, ihrer vernachläſſigten Bildung aufzuhelfen; mit der ganzen Ernſthaftigkeit und Gründlichkeit eines angehenden Schulmannes ſetzte er ihr die Schönheiten unſerer claſſiſchen Dichter auseinander und erwartete, nachdem er ſich die Kehle halb heiſer geſprochen hatte über den Begriff des Schönen und das Weſen der Kunſt und objective und ſubjective Dichtung, und warum nur die Alten ein wahres Epos gehabt hätten — er erwartete, ſage ich, nichts Geringeres, als Hannchen würde ihm entzückt um den Hals fallen und ſeine junge Weisheit bewundern.

Aber nein, Hannchen war unter ſeinen gelehrten Auseinanderſetzungen ganz ſanft eingenickt, und als das endliche Verſtummen ſeiner Rede ſie aus ihrem Halbſchlummer emporrüttelte, fragte ſie ihn ganz unbefangen, wie ihm heute Mittag die Klöße geſchmeckt hätten (die beiden Freunde ließen ſich nämlich die Koſt aus dem Rothen Löwen holen), ſie wären nach einem neuen Recept, das ſie ſich ſelbſt ausgedacht, aber ſie glaube, wenn ſie ein andermal ſtatt des Mehls geriebene Semmel und ſtatt ſechs Eier acht Eier nähme, ſo würden ſie noch beſſer gerathen . . .

Das war denn freilich ein Sturzbad, gegen das keine noch ſo heiße Dichterphantaſie ſich behaupten konnte. Auch Anton, dem, wie wir uns erinnern, Eduard's ganzer Verkehr mit dem Wendelmeier'ſchen Hauſe nicht behagte, that mit Necken und Spötteln das Seine, den Freund aus ſeinem Rauſch zu erwecken, was ihm in kürzeſter Zeit nur allzu wohl gelang. Wenn ein Liebender erſt anfängt zu kritiſiren, ſo iſt es auch in der Regel mit der Liebe vorbei. Oder wenn auch die Liebe, die echte wahre Liebe, eben weil ſie echt und wahr iſt, die Kritik vertragen kann, ſo kann es doch die Verliebtheit ganz gewiß nicht . . .

Eduard war verliebt geweſen, nichts weiter; nicht eigentlich Hannchen war der Gegenſtand ſeiner jugendlichen Flamme geweſen, ſondern vielmehr das Mädchen, an das er ſeine Verſe richtete und das dieſe Verſe mit ſo vielem Wohlgefallen entgegennahm. Nicht der Menſch, nur der Poet in Eduard hatte für Hannchen geſchwärmt, und dieſer Poet vermochte es nicht zu faſſen, daß eine junge Wirthstochter lieber von der Küche ſprach als von Goethe und Schiller. Wäre Eduard ſelbſt reifer geweſen und hätte er mehr Erfahrung beſeſſen, er würde ſich im Gegentheil gefreut haben über die Aufrichtigkeit und ungeſchminkte Natürlichkeit ſeiner Schönen, die durch ihr Benehmen vielleicht wenig Bildung, aber jedenfalls ein ehrliches und unverdorbenes Herz bekundete. Und wer die Welt kennt, der weiß auch, wie billig jener Flitter der Bildung, und daß ein Mädchen ſehr brav und tüchtig und auch ſogar ſehr liebenswürdig ſein kann, auch wenn ſie in einem Collegium über Aeſthetik einſchläft, zumal wenn es der Liebhaber iſt, der es ihr hält . . .

Eduard hatte nicht eigentlich die Abſicht, Hannchen wehe zu thun; er wollte das Verhältniß — wenn es denn überhaupt eins geweſen war — nicht abbrechen, vielmehr allmählich einſchlummern laſſen.

Aber ſolch allmähliches Abbrechen erfordert große Kunſt, beſonders wenn es der Mann iſt, von dem es ausgeht. Die Frauen haben einen bewundernswerthen Inſtinct darin, es ſofort zu ſpüren, wo ſie einen Funken in ein Herz geworfen; ſie ſehen dich ſcheinbar nicht an, ſie beachten dich nicht, ihr Auge gleitet gleichgültig über dich hinweg wie über einen völlig Unbekannten — und doch ſehen ſie genau und ſehen mit ſtiller Schadenfreude, wie die Flamme höher und höher ſchlägt und wie du dich vergebens abmüheſt in hoffnungsloſen Gluten. Aber noch viel ſchärfer und bewunderswürdiger iſt der Inſtinct, mit welchem die Frauen die Abnahme einer Neigung verſpüren; da magſt du deinen Rückzug noch ſo vorſichtig antreten und deine Worte noch ſo zart ſetzen und noch ſoviel Ergebenheit an den Tag legen — Ergebenheit iſt eben nicht Liebe, und wie ein kleines winziges Stückchen Eis, das du dir auf die Pulsader legſt, dein ganzes Blut gerinnen macht, ſo ſpürt auch das ſcharfſinnige Herz der Frau an dieſer kleinen vorſichtigen Beimiſchung von Ergebenheit, mit der du deine Liebe abzukühlen ſuchſt, deine verrätheriſche Abſicht und brauſt auf in allem Stolz und aller Qual einer verſchmähten Leidenſchaft.

Leidenſchaft war nun Hannchen's Sache allerdings nicht, wol aber empörte ſich ihr mädchenhafter Stolz, da ſie ſah, daß Eduard das Alleinſein mit ihr jetzt ebenſo gefliſſentlich vermied, als er es vor kurzem noch geſucht hatte. Von dieſem Stolz getrieben, kam ſie ſeiner verrätheriſchen Abſicht auf halbem Wege entgegen, und wie die beiden jungen Leute in der Blütezeit ihrer Neigung ſich niemals gegeneinander erklärt hatten, ſo löſten ſie ſich auch voneinander, ohne daß es zu irgendeinem Geſtändniß, einer Auseinanderſetzung gekommen wäre.

Aber ein leiſer Stachel blieb in Hannchen's Herzen doch zurück. Zwar leugnete ſie es jetzt vor ſich ſelbſt, an Eduard jemals mehr als ein ganz allgemeines Intereſſe genommen zu haben; wie hätte auch ſie, die Tochter eines ſo weltgewandten Vaters, die künftige Erbin des Rothen Löwen, ſich herablaſſen ſollen zu einer Liebſchaft mit einem armen, ausſichtsloſen Candidaten?! Nein, dazu war ihre Jugend ihr zu lieb; auch mochte ſie von Liebe überhaupt nichts wiſſen, die Männer taugten nichts, alleſammt, am wenigſten aber die Poeten. Und doch wenn ſie Eduard jetzt kommen ſah, und er brachte ihr keine friſchgepflückten Blumen mehr und ſchob ihr keine Verſe mehr in den Nähkorb, ſo pochte ihr das Herz doch unwillkürlich ein wenig raſcher und ihre roſigen Wangen wurden noch blühender...

Natürlich iſt eine Frau, wenn ſie ſich rächen will, um Mittel und Wege dazu niemals verlegen. Hannchen hatte Eduard vielleicht niemals geliebt, aber — wahrhaftig, ſie erſchrak ſelbſt darüber — aber jetzt, jetzt haßte ſie ihn. Und wenn ſie dieſen Haß auf keine ſchlimmere Art an den Tag legte als ſie that, ſo lag das eben an der großen Gutmüthigkeit und Einfalt ihrer Natur. Sie hätte ihm gern einen Streich geſpielt, nur wußte ſie leider nicht, wie es anzufangen. Sie begnügte ſich daher, ihn mit einer eigenthümlichen ſpöttiſchen Kälte zu behandeln; er ſollte fühlen, welch Glück er ſich verſcherzt. Namentlich ſprach ſie ſeitdem von Poeſie und Kunſt mit großer Geringſchätzung, rühmte ſich einer gründlichen Verachtung aller höhern Bildung und verſicherte überlaut, beſonders wenn Eduard es hören konnte, daß ein gutes Kochbuch ihr lieber als ſämmtliche Claſſiker, die zukünftigen mit eingeſchloſſen. Ueberhaupt, pflegte ſie hinzuzuſetzen, wiſſe ſie ſehr wohl, daß ſie nur ein unwiſſendes bäueriſches Mädchen, eine Kleinſtädterin ohne Bildung und Geſchmack, die auf den Umgang mit großen und erhabenen Geiſtern keinen Anſpruch habe. Aber immerhin, Gott laſſe jede Creatur wachſen, wie und wozu er ſie beſtimmt, und da ſie nun einmal als Kleinſtädterin geboren ſei, ſo wolle ſie ihrem Stande auch Ehre machen ...

Für Eduard waren ſolche Auftritte begreiflicherweiſe jedesmal ſehr peinlich. Aber da er nur allzu gut errieth, was dieſelben veranlaßte und woher dieſe ironiſche Bitterkeit der ſonſt ſo gutmüthigen blonden Schönheit ſtammte, ſo enthielt er ſich gefliſſentlich allen Widerſpruchs, hoffend, durch ſein fortgeſetztes ehrerbietiges und beſcheidenes Benehmen den Zorn der beleidigten Schönen endlich zu beſchwichtigen. Hätte es ohne Aufſehen geſchehen können und wären die Schwänke und Aufſchneidereien des alten Wendelmeier ihm nicht zuweilen faſt unentbehrlich geweſen, ſo hätte er die Beſuche im Rothen Löwen am liebſten ganz eingeſtellt. Andererſeits jedoch erſchien ihm das Ganze dazu wieder nicht wichtig genug, und ſo ſetzte er den Verkehr alſo unverändert fort, indem er es nur nach Möglichkeit vermied, mit Hannchen allein zuſammenzutreffen.

Denn auch darin wieder ſind wir Männer ſchwächer als die Frauen, daß wir zwar den Muth haben, gewiſſe als nothwendig erkannte Schritte zu thun, aber der weit geringere Muth, das Beſchloſſene, ja ſchon Geſchehene auszuſprechen und als nothwendig zu rechtfertigen, der fehlt uns; während es umgekehrt den meiſten Frauen eine eigenthümliche Art von Befriedigung gewährt, ſich über gewiſſe unvermeidliche Kataſtrophen des breiteſten auszuſprechen und der geſtorbenen oder ertödteten Neigung gleichſam noch die Grabrede zu halten. — Eduard konnte von Glück ſagen, daß Hannchen in dieſem Punkt nicht auf der Höhe ihres Geſchlechts ſtand; das Verhältniß blieb kühl und gezwungen, aber es kam doch wenigſtens zu keinen leidenſchaftlichen Auftritten, was Eduard ſchon deshalb höchſt angenehm war, weil, wie er irgendwo geleſen hatte, ſolche leidenſchaftliche Auseinanderſetzungen nicht ſelten zu einem Reſultat führen, das dabei am allerwenigſten beabſichtigt worden — nämlich zu einem plötzlichen Rückfall in die alte, ſcheinbar abgethane und erſtorbene Leidenſchaft.

Neuntes Kapitel.

Die Lauſcher.

Auch diesmal daher ſtellte Eduard ſich, als habe er Hannchen's Neckerei überhört oder nicht verſtanden.

„Ich wollte ein halb Stündchen mit Ihrem Herrn Vater verplaudern", ſagte er mit kühler Höflichkeit, „aber da Sie, wie ich ſehe, Gäſte haben, ſo fürchte ich zu ſtören —"

„Nein, nein", rief Hannchen, indem ſie mit dem Geſchirr auf die Küche zuſchritt, „Sie ſtören den Vater durchaus nicht, die Herrſchaften haben nur den Thee genommen und ſind eben im Begriff wieder abzufahren — ein ſo gelehrter Herr wie Sie wird doch nicht Furcht vor zwei fremden Damen haben? Sie kommen gerade im glücklichſten Moment: der Cavalier, der die Damen begleitet, iſt eben in der Schreibſtube beim Vater, mit dem er, ich weiß nicht was, zu verhandeln hat — ſchnell, Herr Eduard, wer wird ſich zu ſeinem Glück ſo treiben laſſen? Man weiß ja, wie Sie für das Schöne, das Erhabene ſchwärmen — ſonnen Sie ſich in den Strahlen dieſer ſtolzen Schönheiten. Sie werden es dann vielleicht beſſer aushalten können unter uns armen Kleinſtädtern — und überdies, mein Herr", ſetzte ſie boshaft hinzu, „ſehen Sie daraus, wie wenig eiferſüchtig wir Mädchen aus der kleinen Stadt ſind und wie gern wir fremden Schönheiten den Ruhm laſſen, Ihr Dichterherz gefeſſelt zu haben."

Damit verſchwand ſie in der Küche, und Eduard, halb lachend, halb unwillig, trat in das Gaſtzimmer.

Daſſelbe war öde und leer; eine beſcheidene Kerze, die auf einem Nebentiſch brannte, verbreitete nur eine ſehr ſpärliche Beleuchtung. Deſto glänzender war das Nebenzimmer erhellt, das ſogenannte Staatszimmer, das nur für beſonders vornehme Beſuche reſervirt ward. Beide Zimmer waren durch eine Glasthür verbunden, und da die Vorhänge ſich durch Zufall verſchoben hatten, ſo konnte Eduard das Zimmer nebſt den darinbefindlichen Perſonen deutlich überſehen, ohne doch bei der Dämmerung, die in der Gaſtſtube herrſchte, ſelbſt bemerkt zu werden.

Und in der That, hier verlohnte es ſich ſchon einmal den Lauſcher zu ſpielen. In dem Zimmer befanden ſich zwei junge Damen, von denen wenigſtens die eine, die größere, allerdings von einer wahrhaft blendenden Schönheit war. Es war eine hohe, ſchlanke Geſtalt, faſt zu ſchlank für ihren ungewöhnlich hohen Wuchs. Aber der Kopf war von tadelloſer Schönheit; ſie hatte den Hut abgelegt, und ſo konnte Eduard ſich ungehindert an der ſeltenen Schönheit ihrer Bildung erfreuen. Dichte ſchwarze Flechten ſchloſſen ſich um eine blendendweiße Stirn; die Augen ſprühten von muthwilligem Feuer, während um die feinen, zartgeſchnittenen Lippen ein halb trotziges Lächeln ſpielte. Die Dame war in ein einfaches ſchwarzſeidenes Gewand gekleidet, das ſich in dichten Falten feſt an die edeln Glieder ſchmiegte; einen Sammtüberwurf, mit köſtlichem Pelzwerk beſetzt, hatte ſie zurückgeſchlagen, ſodaß die weißen Schultern prächtig hervorleuchteten. Die Dame ſtand zufällig ſo, daß der volle Lichtſchein auf ihr Antlitz fiel, und Eduard, wie er halb neugierig, halb verſchämt durch die Gardine lauſchte, erſchrak ordentlich über ſoviel Glanz und Schönheit. Sie ſtand ſtolz aufrecht, die rechte Hand feſt auf den Tiſch geſtemmt, während die Linke wie ungeduldig mit einer Perlenſchnur ſpielte, welche ihren zierlichen Hals umſchloß. Sie ſtand ſtill und ruhig, und doch hatte die ganze Erſcheinung etwas Herausforderndes, Bewältigendes, dem ſich niemand entziehen konnte. Ja, dieſes Weib war zum Herrſchen geboren; ſelbſt in dieſem Augenblick völliger Ruhe, völliger Gleichgültigkeit, ohne es im mindeſten zu wiſſen oder zu wollen, herrſchte ſie. War dies etwa der „Eiſenkopf“, von dem der Bediente vorhin geſprochen? Faſt kam es Eduard ſo vor, und nur das eine begriff er dann nicht, wie man ſich über dieſe Herrſchaft beklagen konnte.

Die zweite Dame ſtand mehr im Schatten, auch hatte ſie das Geſicht in das Zimmer hineingewandt, ſodaß Eduard kaum einen flüchtigen Umriß erhaſchen konnte. Sie war von kleinem zarten Wuchs; ihre Tracht war ebenfalls elegant und modiſch, aber doch nach einem ungleich beſcheidenern Maßſtabe geordnet als diejenige ihrer Geſellſchafterin. War jenes die Herrin, ſo mochte dies etwa die Dienerin ſein, wennſchon ſie zu einem bloßen Kammermädchen, wie der Bediente ſie bezeichnet hatte, offenbar viel zu fein und wohlerzogen war.

Auch bewies die Unterhaltung, welche die beiden Damen miteinander führten und an der Eduard zum Lauſcher ward, ohne es eigentlich zu beabſichtigen, daß ſie mehr in dem Verhältniß von Schweſtern und Freundinnen als von Herrin und Dienerin miteinander verkehrten.

„Da ſiehſt du nun wieder", ſagte die Schlankere von beiden, indem ſie die Perlenſchnur ungeduldig durch die Finger gleiten ließ, „da ſiehſt du nun wieder, was für ein ſauberer Cavalier dieſer Herr Vetter iſt! Statt die Ehre zu erkennen, die ihm zu Theil ward, indem wir ihm geſtatteten, uns in die Hauptſtadt zu begleiten und hübſch pünktlich in allen Stücken unſerm Willen zu leben, beredet er uns erſt, ſeine langweiligen Landjunker zu beſuchen — o wahrhaftig", unterbrach die ſchöne Rednerin ſich ſelbſt, „ich hätte mich nicht ſollen zu dieſem Beſuch beſchwatzen laſſen! Was kümmern mich meines Vetters Vettern? Ich liebe die weitläufigen Verwandtſchaften nicht…"

„Aber deinem Vater, dem Grafen", entgegnete die Kleine, „wird es eine Freude ſein, wenn er von dieſem Beſuche hört; du weißt, wie viel Werth er auf alle derartige Familienverbindungen legt —"

„Gut", unterbrach die andere ſie, „ſo iſt es ein Opfer, das ich meinem Vater gebracht habe. Aber Albert hätte es nicht misbrauchen ſollen; findeſt du nicht auch, daß er es misbraucht hat? Er hatte eine Art mich ſeinen Freunden vorzuſtellen — o nein, mein Herr Vetter, ſo weit ſind wir noch nicht, ganz gewiß ſind wir noch nicht ſo weit . . ."

„Du thuſt dem Baron unrecht, glaub' ich", verſetzte die zweite Dame — und unwillkürlich bog Eduard ſich weiter vor, ob es ihm nicht möglich wäre, das Antlitz der Sprechenden etwas genauer zu ſehen, ſo verheißungsvoll war dieſe ſanfte und dabei doch ſo volle, ſo melodiſche Stimme . . .

„Du thuſt dem Baron unrecht“, ſagte die Dame, „die Hoffnungen und Wünſche deines Vaters ſind ihm ſo wenig ein Geheimniß wie dir, und überdies kennſt du ja ſeine etwas luſtige Manier —“

„Ja wohl“, ſpottete jene, „du drückſt das ſehr zart aus; ſeine luſtige Manier, von der er ſoeben wieder ein eclatantes Beiſpiel gibt. War das ſchon ein Einfall, uns mit Gewalt zum Ausſteigen zu nöthigen in einem ſolchen Neſt! Dieſe heiße Luft in dem niedrigen Zimmer, dieſe grelle Tapete, dieſe geſchmackloſen Bilder an den Wänden und dieſes naſeweiſe Ding von Wirthstochter mit ihrem ewiggroßen Waſchfaß von Theekanne, das ſie ſelbſt kaum zu tragen vermochte — o in der That, Vetter Albert ſcheint eine eigenthümliche Vorliebe für ſchlechte Gaſthöfe zu haben . . .“

„Wie gut für Hannchen“, dachte Eduard im ſtillen, „und wie gut für Herrn Wendelmeier ſelbſt, daß ſie dieſes Urtheil nicht hören! Der ſilberne Theetopf iſt das Glanzſtück des Rothen Löwen, ganze Generationen haben daran voll Andacht emporgeſchaut, und nun muß er ſich mit einem Waſchfaß vergleichen laſſen — o arge Welt!“

„Er meinte doch aber“, entgegnete die Kleine, die es ſich nun einmal zur Aufgabe gemacht zu haben ſchien, Vetter Albert zu vertheidigen, „die Station bis zur Eiſenbahn ſei noch ziemlich weit und du ſchienſt einer Erquickung zu bedürfen —“

„Nichts, nichts bedarf ich“, rief die andere, indem ſie ſich ſtolz aufrichtete, „als ſo ſchnell wie möglich nach Hauſe zu kommen. Ich ſehne mich nach meinem Vater, nach dem alten Onkel, ja ich wäre im Stande mich nach Tante Lucinde und dem gottſeligen Herrn Wohlfahrt zu ſehnen; dieſe ganze Reiſe hat mich gelangweilt, ich wollte, ich hätte unſer Schloß nie verlaſſen —“

„Aber du ſelbſt“, warf die Freundin mit etwas ſchüchterner Stimme ein, „trugſt doch erſt ſolches Verlangen nach dieſer Reiſe, du freuteſt dich doch ſo ſehr auf die Hauptſtadt —“

„Ja“, rief die ungeduldige Schöne, indem ſie heftig auf und ab ſchritt, „ich freute mich darauf, weil ich dachte, es ſollte einmal etwas Anderes ſein, etwas Neues — und nun iſt es doch nur das alte Lied und langweilt mich wie alles, alles, alles, was mein armes junges Leben mir bisjetzt noch gebracht hat. O liebe Eliſe, ich bin ein ſehr unglückliches Mädchen, und du als meine beſte, meine einzige Freundin, ſollteſt Nachſicht mit mir haben ...“

Eliſe zuckte unmerklich mit den Schultern, ſchien es aber nicht für angemeſſen zu halten, etwas Weiteres zu erwidern. Auch hatte ihre Freundin offenbar auf keine Erwiderung gerechnet; denn ohne eine Antwort abzuwarten fuhr ſie fort:

„Und Vetter Albert weiß das, er weiß, daß jede Minute, die ich noch auf dieſer Reiſe zubringe, mir verhaßt iſt wie der Tod, und daß ich keinen ſehnlichern Wunſch habe, als blos nach Hauſe zu kommen — und ſiehſt du, da läßt er uns hier in dem abſcheulichen Zimmer ſitzen und ſchwatzt und ziſchelt mit dem Wirth und kümmert ſich nicht um uns ...“

„Aber ſei gerecht, Franziska“, erinnerte die unermüdliche Fürſprecherin, „haſt du nicht ſelbſt erſt im Lauf der letzten Stunde ihm zum wenigſten dreimal geſagt, wie läſtig dir ſeine Aufmerkſamkeiten wären?“

„Sie ſind mir auch läſtig“, rief die junge Gräfin, vor Ungeduld mit dem Füßchen ſtampfend, „der ganze Menſch iſt mir läſtig — aber darum ſoll er doch nicht aufhören, mir die ſchuldige Ehrerbietung zu erweiſen. Wie? Zwei Damen ſind ſo herablaſſend, ihn zum Reiſebegleiter anzunehmen, und er läßt uns hier allein, ohne ſich nur um uns und unſere Wünſche zu kümmern?!“

„Aber er wird Geſchäfte mit dem Wirth haben“, ſuchte Eliſe die zürnende Freundin zu beſchwichtigen, „ich ſelbſt habe gehört, wie ſein Vetter ihm Aufträge gab, die er unterwegs für ihn beſorgen ſollte. Auch iſt der Baron ja neuerdings ein eifriger Oekonom geworden, er wird ſich erkundigen wollen —“

„Ja wohl“, ſpottete Franziska, „ein ausgezeichneter Oekonom; die Oekonomie war von jeher die ſtarke Seite meines liebenswürdigen Vetters, er iſt ein ſpeculativer Oekonom oder ein ökonomiſcher Speculant, es kommt bei ihm auf eins heraus. Was gilt die Wette: ob er jetzt wol ſeine Zeit benutzt und trinkt, oder ſpielt, oder Schulden macht?“

„Vielleicht bezahlt er auch Schulden“, tröſtete die andere, „er hat ja verſprochen ſolid zu werden. Aber damit deine Zweifel gelöſt werden, ſo erlaube mir, ihn aufſuchen und von deiner Ungeduld benachrichtigen zu laſſen. Die Pferde, wenn ich nicht irre, ſind ſchon lange angeſchirrt, und wenn wir den Nachtzug in der That noch erreichen wollen, ſo dürfte es allerdings wol Zeit ſein aufzubrechen.“

Damit wandte ſie ſich um und öffnete die Thür ſo raſch, daß Eduard kaum Zeit hatte, zurückzuſpringen. Der volle Lichtſchein aus der geöffneten Thür fiel auf ihn; er fühlte ſich beſchämt, wie ein Horcher ertappt zu ſein, und ſuchte ſeine Verlegenheit unter einer ehrerbietigen, aber ziemlich linkiſchen Verneigung zu verbergen.

Die Dame, die das Zimmer leer geglaubt hatte und ſich nun ſo unerwartet einem fremden jungen Manne gegenüberſah, fuhr im erſten Augenblick ein wenig zuſammen, doch nur ganz leiſe, kaum merkbar. Dann in ruhigſter Faſſung den Gruß des Fremden erwidernd, ſchritt ſie zur Thür hinaus, und Eduard hörte, wie ſie draußen dem Bedienten den Auftrag ertheilte, den Baron aufzuſuchen und ihn von dem Wunſch der Gräfin in Kenntniß zu ſetzen. Es war nur ein Augenblick geweſen, daß Eduard und die Dame ſich gegenübergeſtanden hatten, und ſo beſtürzt war Eduard in dieſem Augenblick geweſen, daß er kaum gewagt hatte die Augen aufzuſchlagen. Er wußte daher auch eigentlich nicht, was er geſehen; aber wenn die Schönheit der Gräfin ihn wie mit Sonnenſtrahlen verſengt hatte, ſo blieb ihm von dieſer flüchtigen Begegnung mit ihrer Begleiterin ein Eindruck, als ob er in den Mond geblickt, den klaren, friedlichen, ſanft lächelnden Mond . . .

Da Eduard nicht wünſchte, zum zweiten mal auf ſeinem etwas zweideutigen Poſten überraſcht zu werden, ſo hielt er es für das Beſte, das Zimmer ebenfalls leiſe zu verlaſſen; die ſchöne Gräfin ſtand mit dem Rücken gegen die Thür, und ſo konnte er ſeinen Rückzug unbemerkt bewerkſtelligen.

„Diesmal“, dachte er bei ſich, „war es doch nicht ſo ganz übel, daß ich dem Hannchen begegnet bin, ihr Rath war wirklich gut — o Himmel, welche Schönheit! Und wie iſt es nur möglich, daß ſo viel Majeſtät und Liebreiz in einem irdiſchen Weſen wohnen!“

Da er die beiden Damen noch einmal unbemerkt zu ſehen wünſchte, ſo miſchte er ſich draußen unter die Dienerſchaft und einige herzugelaufene Nachbarn, die mit ihm auf die Abfahrt des Wagens warteten. Gleich darauf ſah er auch, wie Herr Wendelmeier in Geſellſchaft eines jungen ſtattlichen Cavaliers aus ſeiner Schreibſtube kam. Der junge Herr hatte ein friſches munteres Anſehen; ein dichter blonder Bart verdeckte die untere Hälfte ſeines Antlitzes. In der Haltung hatte er etwas, was an den frühern Militär erinnerte; ſein Anzug war elegant, ohne Ueberladung. Indem er einige Papiere ins Portefeuille ſchob, reichte er Herrn Wendelmeier mit einer gewiſſen nachläſſigen Vertraulichkeit die Hand, eine Herablaſſung, welche dieſer mit ſeinen ſchönſten Bücklingen und Kratzfüßen erwiderte.

„Alſo Sie wiſſen nun Beſcheid, mein lieber Herr Wendelmeier“, ſagte der Baron halblaut, „und wenn wieder einmal etwas vorkommen ſollte —“

„Wird mir zur unſchätzbaren Ehre gereichen“, verſicherte Herr Wendelmeier, „und ſtehe ich Hochdero freiherrlichen Gnaden jederzeit zu Befehl.“

Der Baron ging ins Zimmer, ſich bei den Damen zu entſchuldigen. Einige Augenblicke darauf kam er in Begleitung derſelben zurück; der Bediente wollte den Wagenſchlag öffnen, aber Herr Wendelmeier, ſich faſt bis auf die Erde verneigend, kam ihm zuvor. Eduard hatte ſeinen Platz hart an der Thür genommen, es war ihm, als könne er nicht ruhig leben, ohne noch einen letzten Blick aus dieſen großen leuchtenden Augen aufzufangen. Aber die Gräfin hatte jetzt Hut und Mantel angelegt und der neidiſche Schleier ließ nichts von der Schönheit durchſcheinen, die er verbarg.

Der junge Cavalier wollte ihr in den Wagen helfen, allein ſie wies ſeinen Arm zurück und ſchwang ſich leichtfüßig wie ein Reh in die ſchaukelnde Kutſche.

„Sie ſind unverbeſſerlich, Vetter“, ſagte ſie dabei — und Eduard erſchrak faſt, ſo laut und herb ertönte die vor kurzem noch ſo liebliche Stimme.

Jetzt nahte die Begleiterin; ſie ließ ſich den Arm des Barons gefallen. Aber indem ſie einſtieg, ſah ſie plötzlich rückwärts, und Eduard war es, als ob ihr Blick ihn geſtreift hätte.

Der Baron warf die Wagenthür zu.

„Ich ſetze mich zu Johann auf den Bock“, ſagte er, „es iſt eine prächtige Nacht und der Weg iſt ſchlecht, ich wünſchte nicht, daß der Wagen meines vortrefflichen Vetters Schaden nähme, und will daher ſelbſt ein wenig Acht geben.“

Gleich darauf zogen die Pferde an, der Schwager ſtieß ins Horn und fort raſſelte der Wagen, daß die Funken ſtoben.

Zehntes Kapitel.

Weiſe Lehren

„Ja ja", ſagte Herr Wendelmeier, als er Eduard auf dem gewohnten Fleck an dem Ecktiſch in der ſchlecht erleuchteten Wirthsſtube gegenüberſaß, während Hannchen nebenan beſchäftigt war, die Kerzen auszulöſchen und das Silbergeſchirr beiſeite zu räumen; „ja ja", wiederholte er nachdenklich, „ſolchen Beſuch könnte man nun alle Tage haben, vor ſolchen Leuten, die es zu ſchätzen wiſſen, könnte man ſein Licht leuchten laſſen, läge der Rothe Löwe nicht in ſolch einem verwünſchten Neſt, wo niemand durchreiſt als höchſtens einmal einige Bandjuden zum Jahrmarkt —"

„Da ſympathiſiren unſere Stimmungen ja heute ganz vortrefflich", fiel Eduard ihm lachend ins Wort, „das iſt genau dieſelbe Betrachtung, die ich ſeit bald drei Jahren mache, die ſich mir aber niemals ſo lebhaft aufgedrängt hat wie heute: wären wir nicht in dieſem Neſt!"

„Nun", erwiderte Herr Wendelmeier ſpitzig, „wer hält Euch? Könnt Ihr nicht gehen wohin Ihr wollt? Aber ich, ein angeſeſſener Mann, ein Familienvater mit

Frau und Kind, ohne den die Stadt ganz verlaſſen wäre von Cultur und Bildung —“

„Verſteht ſich, man kennt Euere Verdienſte“, lachte Eduard. „Aber bedenkt dafür auch, daß ich noch nichts von der Welt geſehen habe, Ihr dagegen in Euern frühern Jahren . . .“

„Ja, das iſt wahr“, verſetzte der andere ſelbſtgefällig, „inſoweit muß ich Euch recht geben, die Welt geſehen hab' ich — na, ob ich die Welt geſehen habe! In Paris und London bin ich geweſen und in Italien und Polen, und womit ein Menſch ſich mit Ehren durchbringen kann, und wenn es nicht anders ging, auch mit Unehren — nein“, unterbrach er ſich ſelbſt, „das wollt' ich eigentlich nicht ſagen, das iſt nicht richtig, es entfuhr mir nur ſo im Redefluß, es war eine Figur, ein Tropus, eine ſcherzhafte Uebertreibung, wie wir Leute von Welt dergleichen zur Verſchönerung des Stils anbringen. Aber das iſt gewiß: wenn Ihr jetzt von vorn zu leben anfangt und werdet neunhundertundſechsundſechzig Jahre alt und erlebt alle Jahre neunhundertundſechsundſechzigmal mehr, als Ihr bisjetzt erlebt habt, ſo erlebt Ihr doch noch nicht den neunhundertundſechsundſechzigſten Theil von dem, was ich an einem Tage erlebt habe! Und ſo iſt das fortgegangen, Tag für Tag, volle vierunddreißig Jahre lang, bis ich denn endlich —“

„Bis Ihr denn endlich hier hängen geblieben ſeid, ich weiß, ich weiß“, fing Eduard ſeine Rede auf. „Aber deſto ſchlimmer für mich; wenn Ihr, der Ihr aus dem Becher der Welt ſo unzähligemal gekoſtet habt, noch nicht völlig geſättigt ſeid, nun denkt, welchen Durſt ich erſt verſpüre!“

„Ja“, meinte Herr Wendelmeier, „aber wer trägt auch die Schuld davon? niemand als Ihr ſelbſt. O, o!“ rief er, indem er ſich den blauen Frack mit den blanken Knöpfen verſchiedenemal nacheinander raſch auf- und zuknöpfte — ein Manöver, durch welches er jedesmal ſeine äußerſte Ungeduld und Aufregung zu erkennen gab — „es iſt ja eine wahre Schande, wenn ich bedenke, was für ein Grünſchnabel und Topfgucker Ihr ſeid! Das will nun ein Menſch von vierundzwanzig Jahren ſein! Das will was gelernt haben! Das will Bücher ſchreiben und die Welt reformiren! Laßt Euch ſagen, junger Mann: als ich halb ſo alt war wie Ihr, in meinem zwölften Jahre, hatte ich ſchon ſechsmal meinen Lebensberuf gewechſelt, drei Lehrmeiſtern war ich davongelaufen und viere hatten mich fortgejagt — ja ja, lacht nur, wer nichts wagt, gewinnt nichts, ſo was bildet den Menſchen; wen das Leben nicht mürbe klopft, der behält einen harten Kopf und wenn er noch ſoviel Gelehrſamkeit drinſtecken hat — Apropos“, unterbrach er ſich, „wie iſt mir denn? Damon und Pythias, haben ſie einander heute wirklich Lebewohl geſagt? Euer Freund, Euer Mentor, Euer Alles, der wohlweiſe Herr Anton, der Erzphiliſter und Trauervogel, iſt er heute nicht auf und davon geflogen und hat Euch zurückgelaſſen wie ein piepſendes Küchlein, das ſich von der Henne verirrt hat? Was werdet Ihr nun anfangen, Ihr armer Findling, Ihr Stein aus dem Monde gefallen, ſo fremd ſeid Ihr auf Erden?“

„Sprecht artig von meinem Freunde, ich will darum erſucht haben", verſetzte Eduard mit erhobener Stimme, und dann in den alten ſpaßhaften Ton zurückfallend: „Zu Euch will ich mich flüchten, vortrefflicher Löwenwirth, Ihr ſollt mein Lehrmeiſter ſein —"

„Reſpect vor Herrn Anton, das verſteht ſich", verſicherte Herr Wendelmeier begütigend, „die Freunde meiner Freunde ſind meine Freunde, ſo halten es die Männer von Welt allezeit, und der Himmel behüte mich, daß ich Herrn Anton etwas Uebles nachſage. Im Gegentheil, ich hab' meine Freude an ihm: es ſteckt doch mehr in dem Menſchen, als es den Anſchein hatte, er hat doch wenigſtens die Courage gehabt, etwas zu unternehmen, er geht doch weg, er verſucht ſich doch etwas — was? nochmals ſtudiren? Papperlapapp, redet das einem andern ein, ſo dumm ſind wir lange nicht, daß wir das glauben. Aber es thut nichts, ich bin nicht neugierig, au contraire, es freut mich, wenn ein junger Menſch ſein Plänchen für ſich hat — Plane, Entwürfe, Projecte, tolle Streiche, Narrheiten — o zum Teufel, ein junger Menſch, das muß ſein wie ein Bienenſchwarm, wie ein junges Füllen, das im Frühjahr zuerſt auf die Weide kommt, hinten und vorn ausſchlagen, immer flink, immer alert, alle Tage was Neues und alle Tage was Tolleres! Wenn ich ein Geſetz zu machen hätte, wißt Ihr, ſo verordnete ich, daß alle jungen Leute von ihrem funfzehnten bis dreißigſten Jahre auf die Wanderſchaft gehen müßten, wie ſie da ſind: ohne einen Heller Geld, wie ich auch gegangen bin — und wer vor der Zeit zurückkäme, der ..."

„Der müßte Löwenwirth werden in einem Neſt gleich dieſem", ergänzte Eduard lachend. „Aber ernſthaft geſprochen, wißt Ihr, daß es mir mitunter ſelbſt iſt als ob Ihr recht hättet? Das heißt nicht ganz recht, aber doch wenigſtens einigermaßen. Es iſt wirklich ein trübſeliges Leben, das ich führe; meine ganze Jugend, was iſt ſie bisjetzt geweſen? Lernen, lernen und nichts als lernen und niemand kann mir ſagen, wozu und wem zur Freude. Ich komme mir mitunter vor als wär' ich ein Greis, ſo grau iſt mein Leben und ſo einförmig; nehme ich die erſten zehn, zwölf Jahre aus, die ich als Bauerjunge mit Bauerjungen verlebte — ach“, unterbrach er ſich ſelbſt, „es war, dem Himmel ſei es geklagt, meine glücklichſte Zeit! Man war roh und wild wie das liebe Vieh, man zerſchlug ſich die Köpfe, zerriß ſich die Kleider, ſtahl den Nachbarn das Obſt von den Bäumen — aber genug, man lebte doch, man machte doch ſeine dummen Streiche. Aber jetzt, Wendelmeierchen, auf mein Wort: ſeit ich in mein erſtes lateiniſches Buch hineingeguckt habe, ſeit vollen zwölf Jahren, hab' ich keinen einzigen dummen Streich mehr gemacht, immer ſolid, immer ehrbar, immer die Naſe zwiſchen den Büchern, keine Dummheiten, keine leichtfertigen Streiche, nichts, gar nichts ——!“

Der junge Mann hatte ſich in eine eigenthümliche Stimmung hineingeredet, er wußte ſelbſt nicht mehr, was davon Ernſt war und was Scherz. — Wendelmeier ſah ihn mit großen Augen ernſt, faſt mitleidig an; dann faßte er ſeine Hand:

„Wirklich?“ ſagte er, „keinen einzigen dummen Streich vom zwölften bis zum vierundzwanzigſten Jahre? Ich hoffe, Euer Regiſter iſt nicht ganz genau und Ihr macht

Euch ſelbſt ſchlechter als Ihr ſeid; denn ſonſt würde ich die Diagnoſe auf unheilbar ſtellen müſſen. Keine dummen Streiche?! Aber die dummen Streiche ſind ja gerade das Beſte, was wir machen, von ſeinen dummen Streichen lebt der Menſch ja, die dummen Streiche ſind der Köder, den wir dem Glück zuwerfen, das Werch ſind ſie auf dem Rocken unſers Schickſals. Nun, nun, es iſt freilich ſchlimm", ſetzte er tröſtend hinzu, „aber wißt Ihr was? Macht ſie noch, alter Junge, macht ſie noch! Zu dummen Streichen iſt der Menſch nie zu alt, vorausgeſetzt, daß er es nur recht anzufangen weiß. Was hockt Ihr in dem Neſte hier? Was zerrt Ihr Euch da herum mit den Hofſchranzen und den Pfaffen wegen eines lumpigen Examens? Werft den ganzen Plunder hinter Euch, macht einen Strich darunter und fangt Euer Leben von friſchem an — Junge, wenn ich wäre wie Ihr, ein hübſcher Kerl mit geraden Beinen, ich würde Schauſpieler! Ich habe vielerlei getrieben in meinem Leben und weiß ſo ziemlich von jedem Stande und jedem Beruf, wo ihn der Schuh drückt; aber das muß ich doch ſagen, über den Schauſpieler geht nichts, es iſt doch die Krone des Lebens — warum? Weil das Leben überhaupt eine einzige große Schauſpielerei, weil der Menſch von Natur Schauſpieler und weil der Schauſpieler das frank und frei und mit Bewußtſein treibt, was wir andern nur heimlich und pfuſcherhaft betreiben. Ihr bildet Euch ja wol ein, ein Dichter zu ſein, Ihr macht ja wol Verſe, nicht wahr?"

Eduard ſchüttelte ſchweigend den Kopf, indem er trübſinnig in die herunterbrennende Kerze ſtarrte.

„Nun ſeht", fuhr Herr Wendelmeier mit Nachdruck fort, „für einen Dichter, einen Schriftſteller iſt das nun gar unentbehrlich, daß er dumme Streiche gemacht hat. Was iſt das Rührende in den Komödien und Romanen? Wodurch kommen Romane und Komödien überhaupt zu Stande? Wodurch entſtehen die großen und kleinen Schickſale, die uns erſchüttern und erfreuen? Alles durch die dummen Streiche, welche die Menſchen machen; wäre die Welt nur einmal vierundzwanzig Stunden total vernünftig, wär' es aus mit ihr, rein aus, ſie müßte ſtill ſtehen wie eine Mühle, die nichts mehr zu mahlen hat. Ohne dumme Streiche keine Schickſale und ohne Schickſale keine Poeſie. Seht Ihr aus wie ein Dichter? Nein, wahrhaftig, wie ein Küſter ſeht ihr aus, ſchlimmer als ein Küſter: wie eines Küſters älteſter Sohn, der ſeinem Vater gern im Amte nachfolgen möchte . . .“

Eduard lächelte, halb ſtolz, halb gutmüthig. „Nun“, ſagte er, „wenn ich wie ein Küſtersſohn ausſehe, ſo ſeh' ich gerade aus wie ich muß: denn ich bin ja ein Küſtersſohn und noch dazu ein ſehr armer.“

Aber Herr Wendelmeier, im Fluß ſeiner Rede, hatte keine Ohren für dieſen in ſeiner Beſcheidenheit ſo ſtolzen Einwand oder wollte ſie nicht haben, er fuhr fort:

„In meiner Jugend gab es auch Dichter: aber das waren andere Kerle als Ihr, die hatten etwas erlebt, ſie hatten Narben im Geſicht und rothe Naſen, daß man ſie bei Nacht auf zwanzig Schritte erkennen konnte — o beſter Freund, ich bitt' Euch doch, wie kommt Ihr dazu, Poet ſein zu wollen? Ein Poet muß etwas erlebt haben, er muß die Welt kennen. Ich gebe mich für keinen Dichter, ich miſche mich nicht in ein Metier, das ich nicht verſtehe, macht Euere Verſe lang oder kurz, das iſt Euere Sache — aber es bleibt mein Satz und ich wiederhole ihn: ein Dichter muß die Welt kennen, er muß wiſſen, wie die Menſchen lieben und haſſen und ringen und kämpfen und dulden und Widerſtand leiſten, und er kann es nur wiſſen, wenn er ſelbſt geliebt und gehaßt und gekämpft und gelitten hat. Und nun Ihr? Was habt Ihr denn von der Welt geſehen? Was wißt Ihr vom Leben? Die Poeſie iſt ein Frauenzimmer, und den Frauenzimmern muß man nachjagen, man muß ſie erſchmeicheln, erkämpfen, erobern, man muß ſich groß und klein vor ihnen machen, man muß ſich in den Staub vor ihnen werfen und muß ſie mit ſich in den Himmel reißen; ihr Knecht muß man ſein, um ihr Herr zu werden. Und ſo müßt Ihr es auch mit dem Leben machen: laßt Euch packen davon, damit Ihr es wieder packt, ringt mit der Flut, damit ſie Euch trägt ...“

Eduard war ernſter und ernſter geworden.

„O freilich“, ſagte er endlich mit halblauter Stimme, „ich habe mir das alles tauſendmal ſelbſt geſagt — ja, wenn meine alte Mutter nicht wäre!“

„Euere alte Mutter?“ wiederholte Herr Wendelmeier halb ſpöttiſch, halb mitleidig, „nun thut mir den Gefallen! Euere alte Mutter iſt gewiß eine brave, rechtſchaffene Frau und Ihr ſeid ein braver, rechtſchaffener Sohn, ohne Zweifel. Aber weder wird ſie das von Euch verlangen, noch ſeid Ihr es ihr ſchuldig, daß Ihr Euere Zukunft für ſie zum Opfer bringt. Es kann mich in allen zehn Fingerſpitzen brennen und prickeln vor Ungeduld, wenn ich einen jungen Menſchen ſehe, der ſein

Glück ſo mit Füßen tritt; was wollt Ihr denn hier noch ſo eigentlich? Worauf wartet Ihr noch? Wenn's an Geld fehlt, um flott zu werden — nun, thut den Mund auf, ich bin kein Unmenſch . . ."

„Nein, nein", ſagte Eduard haſtig, „das nicht. Aber man hat doch ſo ſeine Rückſichten, ſeine Verbindungen, ja ſo ſpaßhaft es Euch auch vorkommen wird, man hat ſeinen Namen, ſein bischen Ruf, das man in Ehren halten muß —"

„Euern Namen? Euern Ruf?" ſpottete Herr Wendelmeier: „Vierundzwanzig Jahre alt und noch nichts erlebt, nicht die Naſe über die nächſte Grenze geſteckt, und redet ſchon von einem Ruf?! Was iſt das für ein Ruf, den Ihr mit ein paar Verſen erworben habt, die heute geleſen und morgen vergeſſen werden? Aergert dich dein Bein, ſo haue es ab; iſt dieſer Ruf die Kette, die Euch hält, ſo zerbrecht ſie. Es nützt nicht, wenn man zu früh berühmt wird — taucht unter, taucht unter, alter Junge, und verſchwindet einige Zeit im Strom! Es iſt leichter und Ihr habt mehr Spaß davon, unbemerkt in der Maſſe ſchwimmen, als einen Nagel im Kopf haben und ſich einbilden: da, hier, ich bin der berühmte Mann, auf mich ſieht die Welt, ich darf keine dummen Streiche mehr machen! Wenn das Knäuel Euerer Erfahrungen ſo winzig iſt, wie lang denkt Ihr den Faden Euerer Dichtung denn zu ſpinnen? Wenn Ihr nicht das Feuer Euerer luſtigen Jugend habt, woran wollt Ihr Euch im Alter wärmen? Taucht unter, taucht unter, mein Junge! Watet im Schlamm, ringt mit den Wellen, kämpft gegen die Strömung und kommt als ein neuer Menſch wieder hervor!"

Eduard war ganz ernſt und düſter geworden; den Kopf in beide Hände geſtützt, ſah er ſtarr vor ſich hin und bemerkte ſomit auch nicht den lauernden Blick, mit welchem Herr Wendelmeier ihn beobachtete. Endlich ſtand er auf.

„Es iſt ſpät geworden“, ſagte er, „und wir ſind da an ein Thema gerathen, das man doch nicht in einer Sitzung zu Ende bringt. Gute Nacht, Wendelmeier — und wenn Ihr nächſtens mal hört, daß ich auf und davon gegangen, ſo wißt Ihr, wer die Schuld daran trägt. Aber was ich noch fragen wollte“, ſetzte er wie zufällig hinzu, „wer war denn die Herrſchaft, die da vorhin bei Euch einkehrte? Es ſchien etwas recht Vornehmes zu ſein —“

„Ei nun ja, es geht“, erwiderte Wendelmeier in ſeiner breitſpurigen Manier, „ein guter Bekannter von mir: Baron Oberndorf, ein Cavalier comme il faut, mit ſeiner gnädigen Couſine, der jungen Comteſſe Oberndorf. Der Baron iſt ein recht traitabler Menſch, hat gar nichts Stolzes; die gräfliche Linie ſoll deſto ſchlimmer ſein, auch der Comteſſe, dächt' ich, ſähe man ſo etwas an . . .“

„So ſo“, meinte Eduard mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit, „nun wir haben auch unſern Stolz, nicht wahr, Wendelmeierchen? Gute Nacht alſo und grüßt mir auch hübſch das Hannchen“, ſetzte er hinzu. Seine Gedanken waren bei der ſchönen fremden Dame und es geſchah nur ſehr beiläufig, daß er ſich dabei auch an Hannchen erinnerte, die ihn zuerſt auf dieſelbe aufmerkſam gemacht hatte.

Herr Wendelmeier, dem dieſer Zuſammenhang unbekannt war, ſah ihm liſtig nach.

„So?“ ſagte er, ſich den Ohrzipfel mit dem goldenen Ohrring reibend, „das Hannchen ſoll ich auch noch grüßen? Nun warte nur — ich hoffe, wir haben ihn heute auf den richtigen Weg gebracht, und eh' der Frühling ins Land kommt, hält er es hier ſelbſt nicht länger aus. Das wäre mir! einen verdorbenen Candidaten zum Schwiegerſohn! Solange das Mädchen blos verliebt in ihn war, hatte es nichts zu ſagen; jetzt aber bildet ſie ſich ein ihn zu haſſen, und in dieſer Einbildung iſt ſie alles capabel …“

Elftes Kapitel.

Freiheit und Geſetz.

Die Sonne ſtand bereits ziemlich hoch am Himmel, als Eduard am nächſten Morgen erwachte. Er hatte eine unruhige Nacht gehabt, voll wirrer, beängſtigender Träume. Es war ihm geweſen, als ob er auf einem weiten ſturmbewegten Meere ſchwämme; die Flut drohte ihn zu verſchlingen, und wie er ſich anſtrengte und arbeitete mit Händen und Füßen, ſo ſchien er doch immer tiefer zu ſinken in einen unabſehbaren, endloſen Abgrund. Auch war es ihm, als ob der Schwimmer gar nicht er ſelbſt wäre, ſondern ein anderer; aber dieſer andere hatte ſeine Geſtalt und ſein Bewußtſein. Am Ufer aber ſaß Herr Wendelmeier und lachte, daß ihm der Bauch ſchüttelte, und rief: „tauch' unter, tauch' unter!“ Neben Herrn Wendelmeier ſaß Hannchen; ſie hatte ihren großen Schlüſſelbund in der Hand und klapperte, damit und wie ſie klapperte ſtiegen die Wellen höher und höher, und Eduard däuchte es, als ob er immer tiefer und tiefer hinabſinke. Er rief nach ſeiner Mutter, nach Anton — aber niemand hörte ihn. Endlich ſah er etwas von obenher funkeln wie ein Sonnenſtrahl, der den Abgrund erhellte; es war die ſchöne Fremde mit dem Strahlenauge, und wie ihr Blick die purpurne Tiefe durchdrang, fühlte Eduard ſich wie von Fittichen gehoben. Er wollte auf ſie zueilen — aber in demſelben Augenblick, hatte die ſchöne Fremde ſich in eine grüngoldene Schlange verwandelt, die ihn mit eiskalten Windungen zu erſticken drohte. Entſetzt ſuchte er eine Zuflucht in der Tiefe des Abgrundes, die er bis dahin ſo ängſtlich gemieden; allein blutrothe Wellen ſtrömten ihm entgegen und riſſen ihn gewaltſam in die Höhe. Nun folgte eine Reihe wüſter geſtaltloſer Scenen; bald glaubte er als Examinant vor der Oberſchulbehörde zu ſtehen, bald ſchien es, als wäre er mit Anton in Rußland auf einer unabſehbaren Schneefläche, Anton's Oheim aber, ein kleiner verwachſener Zwerg, hetzte eine Heerde Wölfe hinter ihnen drein. Dann wieder brach alles zuſammen, ein wüſtes Chaos umfing ihn — bis er endlich den Mond über ſeinem Haupt zu ſehen glaubte, und dieſer Mond trug die Züge jener Fremden, welche die ſchöne Gräfin „Eliſe“ angeredet hatte. —

In Schweiß gebadet erwachte er. Er mußte ſich erſt einige Zeit beſinnen, was denn eigentlich mit ihm war; hatte er etwa geſtern Abend dem Becher zugeſprochen? Aber nein, jetzt beſann er ſich, er hatte Herrn Wendelmeier ſeinen Burgunder, wie gewöhnlich, allein trinken laſſen, und nur die tollen Geſpräche waren es, die ihn berauſcht gemacht hatten.

Noch wie im halben Traum ſtand er auf; es war der erſte Morgen, den er ohne Anton zubrachte. Zum zweiten mal fiel ſein Blick auf die Papiere, die der Freund geſtern ſcherzhaft als ſein Vermächtniß bezeichnet hatte. Mit Rührung blätterte er darin; es waren, wie ſchon erwähnt, die Zeugniſſe, die Anton bei ſeinen verſchiedenen Prüfungen davongetragen hatte, Belobungen und Empfehlungsſchreiben, welche verſchiedene Profeſſoren der Univerſität, hochgeſtellte Geiſtliche und andere namhafte Männer an den fleißigen und beſcheidenen jungen Mann gerichtet. Auch ein Paß fand ſich darunter, auf Anton's Namen ausgeſtellt und noch auf die Dauer eines vollen Jahres gültig; Anton hatte denſelben zurückgelaſſen, weil er ihm durch die Päſſe, die der Oheim ihm aus Rußland geſchickt hatte, entbehrlich geworden war.

„Tauch' unter“, ſagte Eduard nachdenklich, „tauch' unter — ja wohl, warum kann er nicht untertauchen, der Eduard Walldorf mit dem heißen ſtürmiſchen Herzen, den unruhigen verlangenden Sinnen, in den ſtillen beſcheidenen genügſamen Anton Feldner? Er hat mir ſeine Schale zurückgelaſſen, der brave Freund; aber der Kern, der in dieſer Schale ſteckte, der fehlt, und ich bin nicht würdig, ſie auszufüllen. Aber fort mit den trüben Gedanken; ich habe dem Freunde gelobt, geduldig zu ſein und auszuharren, und ſo will ich mein Gelübde halten — ihm und meiner alten theuern Mutter, allen Wendelmeier'ſchen Rathſchlägen zum Trotz . . .“

Auf Anton's dringendes Zureden hatte Eduard nämlich vor wenigen Wochen ſein Geſuch um Anſetzung eines Prüfungstermins erneut und zwar diesmal, wie er es gewiß wußte, in dem beſcheidenſten und ehrerbietigſten Stile. Die Antwort konnte jeden Tag eintreffen; er zweifelte nicht, daß ſie diesmal bejahend ſein würde, und ſo ſetzte er ſich denn hin, ſeine theologiſchen Hefte noch einmal flüchtig durchzuſehen und ſich für einzelne Punkte des Examens noch des genauern vorzubereiten.

In dieſe mehr löbliche als intereſſante Beſchäftigung war er vertieft, als die Stubenthür aufging und ſeine Wirthin hereintrat, eine alte Witwe, eine ſtille beſcheidene Frau, die ihn in vielen Stücken an ſeine Mutter erinnerte und die ſich der beiden jungen Männer auch wirklich wie eine Mutter angenommen hatte. Sie war blaß und angegriffen und der Athem ſtockte ihr in der Kehle. Eduard eilte ihr beſtürzt entgegen und führte ſie an den alten gebrechlichen Lehnſtuhl, der den Hauptſchmuck des Zimmerchens bildete.

„Aber meine beſte Frau Müller“, ſagte er, „Sie ſehen ja aus wie der Kalk an der Wand; was hat es denn gegeben? Was iſt Ihnen widerfahren, das Sie ſo in Schrecken verſetzt hat?“

„O nichts, gar nichts, mein beſter Herr Candidat“, ſagte die Alte huſtend und nach Athem ſchnappend, „es iſt blos, weil ich die Treppe ſo heraufgelaufen bin — und dann der Schreck, der Schreck! O beſter Herr Candidat, was haben Sie denn nur angegeben? O wenn Ihre Frau Mutter das wüßte! Denken Sie nur, unten iſt der Rathsdiener — er iſt ſchon zum zweiten mal da, aber das erſte mal ſchliefen Sie noch, und weil Sie gewöhnlich ſo ſpät in die Nacht hineinarbeiten und ſtudiren, ſo wollt' ich Sie nicht ſtören —“

„Der Rathsdiener?“ fragte Eduard verwundert.

„Ja“, bekräftigte die Alte, „und fragt nach Ihnen, Sie möchten doch augenblicks zum Herrn Bürgermeiſter kommen — o beſter Herr Candidat, Sie werden ſich doch nicht ins Unglück geſtürzt haben?! Ich habe ſchon vor einiger Zeit ſo etwas munkeln hören — ich bin eine einfältige Frau und verſtehe das nicht — von aufrühreriſchen Schriften und dergleichen, womit der Herr Candidat ſich ſollen aufgelehnt haben gegen die Obrigkeit, die doch von Gott iſt. Nun, die gelehrten Herren haben ſo mitunter ihre abſonderlichen Meinungen: aber ich hoffe doch, der Herr Candidat werden an ſeine brave Frau Mutter gedacht haben . . .“

„Gewiß, gewiß“, verſicherte Eduard, „und darum ſeien Sie nur ganz außer Sorge, Frau Müller, der Bürgermeiſter iſt ein genauer Freund von mir, die Sache hat ohne Zweifel nicht das Mindeſte zu bedeckten. Ich erwarte ſchon ſeit einiger Zeit eine Antwort von der Oberſchulbehörde, und da kann es leicht ſein, daß man dieſelbe dem Herrn Bürgermeiſter zur Beſorgung übertragen hat; beſtellen Sie meinen Empfehl an ihn und in einer Viertelſtunde würde ich ihm aufwarten.“

Einigermaßen beruhigt, entfernte die Wirthin ſich. Eduard jedoch, der ſich raſch in die Kleider warf, war keineswegs ſo durchaus ruhig wie er ſich ſtellte; war der Zuſammenhang der Sache wirklich wie er vermuthete, und der Bürgermeiſter hatte ihm in der That einen Beſcheid namens der Oberſchulbehörde zu eröffnen, ſo konnte dieſer Beſcheid wenigſtens kein erfreulicher ſein. —

Die Bürgermeiſter kleiner Städte hatten ehemals das Privilegium, als komiſche Perſonen zu gelten; mit ihrem Schmerbauch, ihrer Staatsperrüke, ihrer pedantiſchen

Wichtigthuerei brachten ſie ein ganzes Parterre zum Lachen. Aber dieſe Zeiten ſind vorüber; die Kotzebue'ſchen Staare ſind ausgeſtorben und ſelbſt die Bürgermeiſter von Saardam präſentiren ſich nur noch in der Oper. Bei dem Mangel an Stellen und dem Ueberfluß junger, ſtrebſamer Beamten finden wir ſelbſt die Bürgermeiſterpoſten kleinerer Städte jetzt häufig mit gebildeten und tüchtigen Leuten beſetzt; ſie hatten alle gedacht, Juſtizminiſter zu werden, und ſind endlich froh, wenn ſie nur als Bürgermeiſter einer Stadt von unter ſechstauſend Seelen einen erſten Schritt auf der Gnadenleiter der Anſtellungen thun dürfen.

Auch das Städtchen, in dem wir uns augenblicklich befinden, hatte das Glück, ein ſolches modern gebildetes und aufgeklärtes Oberhaupt zu beſitzen. Der Mann hatte ſich anfangs als Advocat in der Hauptſtadt verſucht; aber der gänzliche Mangel an Clienten hatte ihn genöthigt, ſich auf den ſchmal beſoldeten Bürgermeiſterpoſten unſers Städtchens zu exiliren. Es verſteht ſich hiernach von ſelbſt, daß der neue Bürgermeiſter, trotz ſeines Amtes und ſeiner amtlichen Pflichten, doch ein erklärter Oppoſitionsmann war. In den Reihen der vormärzlichen Oppoſition ſpielten die Bürgermeiſter der kleinen Städte bekanntlich überall eine Hauptrolle; auch würde die Stadt ſelbſt, die damals noch keine Ausſicht hatte ihre Garniſon zurückzubekommen, gar keinen andern als einen erprobten Volksmann gewählt haben.

Auch zeigte er ſich, ſolange die Stadt ſelbſt in ihrer Oppoſition beharrte, in der That als ein richtiger Volksmann; er war der immer bereite Sprecher der Unzufriedenen, bei allen Adreſſen und Proteſten ſtand ſein Name voran; auch präſidirte er regelmäßig bei allen Zweckeſſen und brachte haarſträubende Toaſte auf Freiheit und Vaterland aus, und „die Aufklärung ſoll leben, vivat hoch!!“

Daß er nebenher über die ihm anvertraute Heerde ein ſehr ſtrenges Regiment führte und daß die Stadt ſeit Menſchengedenken keinen Bürgermeiſter gehabt hatte, der ſo viel Polizeiſtrafen verhängte und Brüche und Strafgelder ſo unerbittlich eintrieb, das hatte alles ſeine Richtigkeit und blieb auch von den Bürgern ſelbſt nicht unbemerkt. Doch wußte er jeden Vorwurf, der deshalb gegen ihn laut ward, mit vieler Geſchicklichkeit zurückzuweiſen. Freiheit und Geſetz, ſagte er, ſeien die Angeln der Welt; ohne Freiheit kein Geſetz, aber auch ohne Geſetz keine Freiheit. Um ein unerſchütterlicher Freiheitsmann zu ſein, müſſe er auch ein unerbittlicher Mann des Geſetzes ſein; erſt die Strenge, mit der er das Geſetz aufrecht erhalte, gebe ihm das Recht, für die Freiheit zu kämpfen, wie er thue. — Die Bürger meinten nun freilich in der Stille, es ſei ein gut Theil leichter und angenehmer, mit Trinkſprüchen und Adreſſen für die Freiheit zu kämpfen, als dem Geſetz zu Ehren ſich pfänden und abſtrafen zu laſſen. Doch blieben das immer nur vereinzelte Stimmen, und die nächſte Gelegenheit, wo der Bürgermeiſter wieder von Freiheit und Aufklärung und Licht der Bildung perorirte, brachte alle Gemüther wieder auf ſeine Seite.

Und auch darin zeigte er ſich als ein vortrefflicher Volksmann, daß er ſich in ausgezeichnetem Grade darauf verſtand, den wechſelnden Stimmungen des Publikums nachzugeben. Solange die Bürgerſchaft mit der Regierung grollte und ſchmollte, gab es keinen grimmigern Oppoſitionsmann als unſern Bürgermeiſter. Als man aber im Lauf der Zeit anfing, weichherzig zu werden und die Vortheile zu überlegen, welche der geſammten Bürgerſchaft aus der Zurückverlegung der Garniſon erwachſen müßten, ſo war wiederum der Bürgermeiſter der erſte, der dieſe Vortheile höchſt gründlich auseinanderſetzte und ſpecificirte. Und als die Stadt dann endlich ihren Frieden mit der Regierung machte, ſtand der Bürgermeiſter auch dabei wieder an der Spitze und hielt als Präſes der Deputation, welche die Stadt zur Abſtattung ihres Dankes in die Reſidenz ſchickte, eine Rede über das Glück, unter einer ſo weiſen Regierung zu ſtehen, und den Beruf der Unterthanen zu Treue und unbedingtem Gehorſam, daß Sereniſſimus ſelbſt ſich ganz ergriffen davon fühlte und ſich den braven Mann zur gelegentlichen Beachtung notiren ließ. Der Wackere hat es denn auch, um dies hier gleich einzuſchalten, in den Märztagen wirklich bis nahe an den Miniſter gebracht; er ſaß im Parlament zu Frankfurt und war nicht weit davon, eine Miſſion als Reichscommiſſarius zu erhalten; jetzt iſt er wieder Bürgermeiſter in demſelben kleinen Städtchen, und wenn Sereniſſimi allerdurchlauchtigſter Geburtstag bevorſteht, ſo ſchickt er den Polizeidiener von Haus zu Haus und läßt freiwillige Illumination anſagen, bei zwölf Kreuzer Strafe für jedes dunkele Fenſter . . .

Mit Eduard hatte der Vortreffliche bisher im beſten Einvernehmen geſtanden, namentlich ſolange Eduard der Mann des Tages war. Als ſein Stern dann einigermaßen verblich, hatte er ſich zwar von ihm zurückgezogen, aber ſo allmählich und ſo vorſichtig, daß Eduard ſelbſt in ſeiner jugendlichen Unbefangenheit nichts davon gemerkt hatte.

Auch jetzt empfing er ihn wie einen alten Freund und Geſinnungsgenoſſen; er hatte einen Bogen Papier mit einem großen Amtsſiegel in der Hand und ging mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Ah mein Theuerſter“, rief er, „in welchen Zeiten leben wir! Und wohin“ — indem er ſich umſah, ob auch kein Fenſter offen ſtand und die Thür wohl verſchloſſen war — „wohin wagt die Tyrannei ihre eherne Fauſt zu ſtrecken?! Sie haben oft in mein Herz geblickt, Sie kennen meine Principien — o Gott: Freiheit, Vaterland, Aufklärung — wann wird doch der große Völkerfrühling tagen, den Sie in Ihren melodiſchen Verſen ſo ſchön prophezeit haben?! Aber noch liegt die Freiheit in Banden, noch herrſcht der eherne Buchſtabe des Geſetzes, und als Mann des Geſetzes habe ich die ſchwere und traurige Pflicht —“

Er verſtummte und reichte Eduard mit theatraliſcher Geberde und abgewandtem Haupt das Blatt.

„Nun“, ſagte Eduard lächelnd, „doch nicht etwa mir das Todesurtheil zu verkündigen?“

„Nein“, erwiderte das würdige Haupt der Stadt, „aber Ihnen anzukündigen, daß eine hochpreisliche Schulbehörde, mit Rückſicht auf Ihre politiſche Schriftſtellerei und die dabei an den Tag gelegten Grundſätze ſowie wegen häufigen und unziemlichen Querulirens, Sie aus der Zahl der Candidaten geſtrichen und daß Sie hiermit angewieſen werden, binnen dreimal vierundzwanzig Stunden unſere Stadt zu verlaſſen — ein großer, großer Verluſt für unſere Stadt", ſetzte er hinzu, indem er eine Thräne im Auge zu zerdrücken ſchien, „es war eine rechte Ehre für uns, einen ſo berühmten Mann in unſerer Mitte zu haben — je nun, Sie ſind jung, Ihnen ſteht die Welt offen —"

„Ah ſo", ſagte Eduard, „das iſt etwas viel auf einmal: ausgeſtrichen aus der Liſte der Candidaten und — wie war es doch? ausgewieſen von hier, nicht wahr?"

„Ganz richtig, ausgewieſen", beſtätigte der Bürgermeiſter mit großer Artigkeit, „es iſt der terminus technicus, und Sie brauchen gar nicht darüber zu erſchrecken, mein beſter Herr Walldorf, die Sache iſt gar nicht ſo ſchlimm, wie Sie ſich vielleicht vorſtellen, Sie bekommen ganz einfach einen Zwangspaß in Ihre Heimat —"

Bis dahin war Eduard ganz kühl und ruhig ums Herz geweſen, ja ſogar er fühlte ſich leicht, als wäre eine Laſt, die ihn ſeit langem wund geſcheuert, von ihm abgeſchüttelt. Erſt jetzt horchte er auf.

„Wie doch", fragte er, „in meine Heimat? Was nennen Sie meine Heimat?"

„Ei nun", replicirte der Bürgermeiſter mit überlegenem Lächeln, „das iſt ja doch ganz einfach: der Ort, wo Sie Heimatsrecht haben, alſo in dieſem Fall der Ort, wo Sie geboren ſind — —"

„Was?!" rief Eduard, zwei Schritte zurücktretend und erſt jetzt vor Zorn und Unwillen erbleichend, „der Ort, wo ich geboren bin? Alſo in mein Dorf zurück? zu meiner alten hülfloſen, hoffenden Mutter und den ſchadenfrohen Nachbarn, dem neunmal weiſen Herrn

Pfarrer ſoll ich zurückkehren, ein ausgeſtoßener Candidat, ein verlaſſener, ausſichtsloſer Flüchtling?!"

„Ja", ſagte der Bürgermeiſter, indem er ſich mit beiden Händen eifrigſt die Haare zurecht ſtrich, „das wird nun wol nicht anders ſein: wenn das Dorf der einzige Ort iſt, wo Sie Heimatsrecht haben, ſo werden Sie wol bis auf weiteres in das Dorf zurückmüſſen — ja ja", ſetzte er hinzu, indem er ein dickes Actenheft durchblätterte, „ganz richtig, ich ſehe ſchon, Dorf Tornau, querlitzer Kreis — ei nun, ein ganz hübſches Dorf dächt' ich, ein wenig flache Gegend, aber ſonſt recht angenehme Lage und guter Boden."

Eduard ſtand noch immer ſprachlos.

„Und iſt das alles", ſagte er endlich mit mühſam verhaltenem Grimme, „unabänderlich? Steht mir keine Art von Rechtsmittel dagegen zu Gebote?"

„O ja wohl, verſteht ſich", erwiderte der Bürgermeiſter mit großer Freundlichkeit, „Rechtsmittel mehr als eins; Sie können erſtlich an das Conſiſtorium und von dem Conſiſtorium an das Miniſterium appelliren, und falls auch das Miniſterium Sie abweiſen ſollte, können Sie noch den Weg des Gnadengeſuchs direct an Sereniſſimus beſchreiten. Aber", ſetzte er mit überlegenem Lächeln hinzu, „ich glaube nur nicht, daß es Ihnen in dieſem Falle viel helfen wird. Sie haben Feinde, junger Mann, mächtige Feinde; der Muth, den Sie gezeigt haben, iſt ſchön, hinreißend ſchön, es iſt ein Muth, des Alterthums würdig, die fernſten Geſchlechter werden ſich daran begeiſtern; aber — wie ſoll ich gleich ſagen? nicht vorſichtig, nicht klug — Sie wiſſen ja: der Adel, die Pfaffen — o Gott, ein gewiſſenhafter Beamter, der Geſetz und Pflicht gleich hoch achtet, muß viel leiden in dieſen ſchlimmen Zeiten, viel leiden!"

„Und darf ich", fragte Eduard, „den Erfolg dieſer vielleicht vergeblichen Bemühungen hier abwarten?"

„Das nun eben nicht, mein Beſter", erwiderte der Bürgermeiſter mit großer Salbung. „Vielmehr bleibt das erſte, was Sie nunmehr zu thun haben, immer dies, daß Sie ſich an den Ort begeben, wohin wir Sie inſtradiren — ja, inſtradiren, es iſt auch ein terminus technicus, den ich natürlich einem ſo gelehrten Manne nicht erſt zu erklären brauche — und erſt von da aus dürfen Sie Ihr Rechtfertigungsgeſuch dann einreichen, indem jedes andere Verfahren einen Anſchein von Renitenz auf Sie werfen müßte, der natürlich dem Zweck Ihres Geſuchs in hohem Grade nachtheilig werden würde."

Eduard verneigte ſich mit kalter Miene.

„Und wie lange", fragte er, „iſt mir der Aufenthalt hier noch geſtattet?"

„Dreimal vierundzwanzig Stunden", entgegnete der Bürgermeiſter, den Kopf auf die Seite neigend wie ein krankes Hühnchen, „es iſt wirklich ein rechter Verluſt für unſere Stadt, wie geſagt, und wenn ich Ihnen als einem alten theuern Freunde und werthen Geſinnungsgenoſſen noch ſonſt in etwas dienen kann . . ."

„Der Herr Bürgermeiſter ſind ſehr gütig, ich hoffe die dreimal vierundzwanzig Stunden noch nicht einmal ganz in Anſpruch zu nehmen."

Damit empfahl Eduard ſich — und wirklich war der dritte Tag noch nicht zu Ende, als die Bürger auf dem

Rathskeller ſich einander verwundert zuraunten, der Herr Eduard habe die Stadt nun auch verlaſſen, nicht ganz freiwillig, wie ſie hinzuſetzten. Herr Wendelmeier aber rieb ſich vergnügt das Ohrläppchen und murmelte: „Er hat untergetaucht! er hat untergetaucht!“ und ſah dabei nicht, oder wollte nicht ſehen, wie Hannchen's Wangen auf einmal ſo bleich geworden waren und wie zwei ſchwere Thränen in ihren Augen perlten.

Ende des erſten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Oberndorf.

Zweiter Theil.

Oberndorf.

Roman

von

Robert Prutz.

[illegible]

In drei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Inhalt.

Drittes Buch.

Eine vornehme Familie.

Seite
Erſtes Kapitel. Das Schloß. 3
Zweites Kapitel. Unter den Bäumen. 8
Drittes Kapitel. Familienmyſterien. 14
Viertes Kapitel. Vater und Sohn. 23
Fünftes Kapitel. Erneuter Glanz. 30
Sechstes Kapitel. Nemeſis. 42
Siebentes Kapitel. Eine unerwartete Störung. 51
Achtes Kapitel. Erſatz und Buße. 57
Neuntes Kapitel. Graf Erdmann. 67
Zehntes Kapitel. Die Tante. 80
Elftes Kapitel. Ein angenommenes Kind. 87

Viertes Buch.

Ein alter Bekannter.

Erſtes Kapitel. Neue Sorgen. 97
Zweites Kapitel. Der Vetter. 104
Drittes Kapitel. Die Männerfeindin. 110

Seite
Viertes Kapitel. Der Hausfreund. 115
Fünftes Kapitel. Saat und Ernte. 123
Sechstes Kapitel. Am Theetiſch. 132
Siebentes Kapitel. Der Leibdiener. 140
Achtes Kapitel. Liebe auf dem Dorfe. 147
Neuntes Kapitel. Das böſe Princip. 158
Zehntes Kapitel. Nanni. 166
Elftes Kapitel. Ein kritiſcher Augenblick. 173
Zwölftes Kapitel. Der Entſchluß. 183
Dreizehntes Kapitel. Auf der Wanderſchaft. 194
Vierzehntes Kapitel. Die Einkehr. 202
Funfzehntes Kapitel. Eine ländliche Unterhaltung. . . . 210
Sechzehntes Kapitel. Das Orakel. 217
Siebzehntes Kapitel. Eine Gönnerin. 226
Achtzehntes Kapitel. Zwiſchen zwei Feuern. 238

Drittes Buch.

Eine vornehme Familie.

Erſtes Kapitel.

Das Schloß.

Indem man ſich auf der Eiſenbahn demjenigen Punkte nähert, wo dieſelbe das Gebirge, das hier in mannichfachen Windungen die Grenze zweier Fürſtenthümer bildet, faſt berührt, leuchtet einem in der Entfernung einiger Stunden vom Abhang eines der zahlreichen dichtbewaldeten Hügel, aus denen das Gebirge ſich allmählich emporgipfelt, ein ſtattliches Schloß entgegen. Von vier mächtigen Thürmen eingefaßt, mit Giebeln und Erkern reichlich verſehen, beherrſcht daſſelbe die Gegend weit und breit; die röthlich ſchimmernden Mauern bilden einen angenehmen Gegenſatz zu der grünen Einfaſſung der dichten Baumwipfel, aus denen ſie ſich erheben.

Die Lage des Schloſſes iſt ſo anmuthig, der Anblick in der übrigens einförmigen und reizloſen Gegend ſo überraſchend, daß nicht leicht ein Fremder des Weges paſſirt, ohne ſich nach dem Namen deſſelben zu erkundigen. Sein Wagennachbar ſagt ihm dann wol, daß es das Schloß Oberndorf, der Stammſitz einer der älteſten und reichſten Familien des Landes — und damit bricht er in der Regel kurz ab. Allein durch den eigenthümlichen Ton, mit dem er es ſagt, und das bedeutungsvolle Schweigen, in das er gleich darauf verſinkt, gibt er nur allzu deutlich zu verſtehen, daß, wenn er nur ſonſt Luſt hätte, oder wenn Zeit und Ort dazu geeignet wären, ſich über das Schloß und ſeine Bewohner wol noch manches ſagen ließe.

Verlaſſen wir denn, um unſere Neugier zu befriedigen, am nächſten Anhaltspunkt den Wagen und wandern wir auf dem ſchlecht gehaltenen Feldweg, der ſich mühſam die Anhöhe hinaufwindet, dem Schloß entgegen.

Freilich, wie wir demſelben näher kommen, ſchwindet der prächtige Anblick, den es von weitem darbot, ziemlich zuſammen. Denn wir gewahren jetzt, daß es nur zur Hälfte ausgebaut iſt, eine Art moderner Ruine. Die große Säulenhalle, die das Portal ſchmückt, iſt unvollendet geblieben; nur einzelne Pfeiler ragen kahl und nackt in die Luft, während die mächtigen Werkſtücke, aus denen die übrigen zuſammengefügt werden ſollten, regellos am Boden zerſtreut liegen. Auch Steine und Balken liegen hier und da zuſammengehäuft, zum Theil verwittert, von Gras und Unkraut überwachſen; es iſt, als ob die Bauleute mitten im Bau von einem plötzlichen Unwetter überraſcht und verjagt worden wären und ſie hätten das Wiederkommen vergeſſen. — Das Gebäude iſt, wie ſich bei dieſer Beſchaffenheit deſſelben von ſelbſt verſteht, unbewohnt; nur an einigen Fenſtern des weſtlichen Eckthurms entdeckt man Spuren, welche vermuthen laſſen, daß hier Menſchen hauſen.

Aber ſo melancholiſch der Anblick des wüſten Schloſſes in der Nähe, ſo anmuthig iſt die Umgebung, in der wir uns übrigens befinden. Der ſchlechte holperige Feldweg hat ſich, ſeit wir die Grenzen der Herrſchaft überſchritten, in eine wohlgepflegte Chauſſee verwandelt; von ſchattigen Obſtbäumen eingefaßt, zieht dieſelbe ſich in maleriſchen Windungen zwiſchen üppigen Wieſengründen und wohlbeſtellten Kornfeldern dahin. Auf der Höhe angelangt, auf welcher das halbfertige Schloß ſteht, erblicken wir ein ſtattliches Dorf, das ſich an die entgegengeſetzte Seite des Hügels anlehnt und das, zum Schloß gehörig, mit ihm denſelben Namen führt. Das ganze Dorf iſt ſichtlich nach einem übereinſtimmenden Plane angelegt. Die Häuſer ſind klein, aber von höchſter Sauberkeit; die rothen Dächer, die friſchgetünchten Schornſteine, der hohe ſpitze Kirchthurm leuchten hell aus den dunkeln Baumgruppen hervor. Auch die dazugehörigen Felder ſind regelmäßig eingetheilt wie auf einem Schachtbret; alles athmet den Geiſt ſtrengſter Ordnung und Pünktlichkeit.

Zunächſt an das Schloß, nur durch einen großen grünen Raſenplatz von ihm geſchieden, grenzt ein weitläufiger Park. Derſelbe enthält nichts von den Spielereien, mit denen der Luxus der Beſitzer und der barocke Geſchmack der Gartenkünſtler dergleichen Anlagen wol ehedem zu verunſtalten pflegten; da ſind keine künſtlichen Felſen, keine Schweizerhäuschen, keine romantiſchen Burgverließe. Wol aber findet der Beſucher hier Bäume von einem Alter und einer Schönheit, wie man ſie ſonſt in dieſer Gegend nur noch ſelten antrifft; ſein Fuß betritt den weichſten Raſen von entzückender Friſche, und wo die dichten Baumgruppen auseinander treten, da öffnen ſich dem überraſchten Blick zahlreiche Fernſichten auf das Gebirge, ſo maleriſch und dabei ſo voller Abwechſelung, daß ein Landſchaftsmaler hier die ergiebigſten Studien machen könnte.

Der ſchönſte Schmuck des Gartens aber iſt eine prächtige Lindenallee, die denſelben faſt in der Mitte durchſchneidet. Die Bäume ſtehen hier ſo dicht, die Zweige ſind ſo eng verwachſen, daß man mitten am Tage in der lieblichſten Dämmerung wandelt; das Auge verliert ſich in den grünen Wölbungen, die kein neugieriger Sonnenſtrahl zu durchdringen vermag.

Nur einige hundert Schritte vom Eingang öffnet die Allee ſich und geſtattet den Durchblick auf ein ſchlichtes einſtöckiges Gebäude, das, von zierlichen Gartenanlagen umgeben, dem Beſitzer der Herrſchaft zur Wohnung dient. Das Gebäude iſt weitläufig, aber unregelmäßig und altmodiſch und ohne allen architektoniſchen Schmuck; es macht mehr den Eindruck einer geräumigen Pachterwohnung als eines herrſchaftlichen Schloſſes, und jedenfalls müſſen es wunderliche Leute ſein, die mit einer ſo beſcheidenen Wohnung fürlieb nehmen, während wenige hundert Schritte davon ein Palaſt zu ihrer Verfügung ſteht, deſſen ſich kein Fürſt zu ſchämen brauchte und der nur der letzten nachbeſſernden Hand bedarf, um einen ebenſo prächtigen wie bequemen Wohnſitz, vollkommen angemeſſen dem Reichthum und dem hohen Rang ſeiner Beſitzer, darzubieten.

Doch das gehört nun einmal zu den Eigenheiten des gegenwärtigen Grafen Oberndorf; wir werden deren bald noch mehrere kennen lernen . . .

Für jetzt jedoch, nachdem wir noch einen flüchtigen Blick auf die ſtattlichen Wirthſchaftsgebäude geworfen, die ſich an das Wohngebäude anlehnen und die ebenfalls ſowol durch ihren Umfang wie durch ihre Sauberkeit die Wohlhabenheit und die ökonomiſche Sorgfalt ihres Beſitzers verkünden, kehren wir in den Lindengang zurück. Es iſt in den Nachmittagsſtunden eines ſonnigen Julitags. Aber unter den Wölbungen des grünen Laubdachs iſt es kühl und ſchattig wie in einer Kirche; kein angenehmerer Aufenthalt läßt ſich denken, um den Beſchwerden eines heißen Sommertags zu entgehen und dabei doch alle Reize der freien Natur zu genießen. Einzelne goldene Lichter ſpielen auf dem dunkeln Laub oder hüpfen, ſo oft ein laues Lüftchen die Zweige bewegt, wie tändelnd über den ſchattigen Weg; aus dem Dorfe herauf tönt die Vesperglocke, welche die Arbeiter auf dem Felde einladet, einen Augenblick innezuhalten in ihrem mühſamen Tagewerk. Es iſt ein Aufenthalt, ganz gemacht zu ſanftem Hinträumen und ſeligem Vergeſſen; die Welt mit ihrem Lärmen und Treiben rührt nicht an dieſe grünen Schatten; ja, wo ein Herz verwundet iſt von dem harten Druck des Lebens, da flüchte es ſich in dieſe dämmernde Einſamkeit und laſſe ſich Troſt und Frieden zuwehen von den ſäuſelnden Zweigen . . . .

Zweites Kapitel.

Unter den Bäumen.

Von ſolchen romantiſchen Gedanken indeß war das Paar, das ſoeben im Schatten dieſer Bäume luſtwandelte, offenbar weit entfernt. Es waren ein Herr und eine Dame, beides ſeltſame Geſtalten, die nach ihrem ganzen Ausſehen beſſer zwiſchen die geſchorenen Hecken eines franzöſiſchen Luſtgartens gepaßt hätten als in dieſe phantaſtiſche Dämmerung.

Die Dame ſtand in jenen ſogenannten beſten Jahren, in denen das ſchöne Geſchlecht anfängt den Kalender für ein ſehr abgeſchmacktes Buch zu halten. Man brauchte eben kein tiefer Menſchenkenner zu ſein, um ihr auf den erſten Blick die alte Jungfer anzuſehen, und noch deutlicher ließ dieſelbe ſich heraushören aus der ſcharfen kreiſchenden Stimme, mit der ſie ſprach und die ſie vergebens von Zeit zu Zeit zu einem angenehmen Flüſtern herabzudämpfen ſuchte. — Die Dame war von unanſehnlichem Wuchs, klein und hager; aus den ſcharfgeſchnittenen Zügen leuchteten zwei dunkele lebhafte Augen, die unſtet hin und her eilten und denen der fromme Auf- und Niederſchlag, den die Dame ihnen zu geben verſuchte, ſo oft ſie ſich bemerkt glaubte, ebenſo wenig gelingen wollte als der Stimme das zärtliche Säuſeln und Flüſtern. Die Garderobe der Dame ſchien erſetzen zu ſollen, was ihr an natürlichen Reizen abging; ſie zeigte die grellſten Farben dicht nebeneinander und war mit mehr Luxus als Geſchmack gewählt. Die Dame trug einen großen grünen Fächer in der Hand — ein ſehr überflüſſiges Inſtrument bei der tiefen Dämmerung und der wohlthätigen Kühle, die in dem Baumgang herrſchte, für die Beſitzerin aber, wie es ſchien, unentbehrlich, indem ſie daſſelbe benutzte, es eifrig in der Luft hin und her ſchwingend, ihren Worten damit Kraft und Nachdruck zu geben.

Und doch hätte es dieſer Anſtrengung kaum bedurft, da ihr Begleiter offenbar ganz Ohr war und mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit gleichſam an ihren Lippen hing. Wie in der Dame die alte Jungfer, ſo war in ihrem Begleiter der Landprediger nicht zu verkennen. Es war ebenfalls eine kleine Geſtalt, aber von jener behaglichen Fülle, wie ſie ſich bei Männern eines gewiſſen Alters zu entwickeln pflegt, beſonders wenn ihnen die Tage leicht und ohne große geiſtige oder körperliche Anſtrengung dahinfließen.

Und daß dies hier der Fall, das war jedem Zuge des glatten wohlgenährten Antlitzes aufgeprägt. Die Haare, leicht mit Grau untermiſcht, waren ſorgſam geſcheitelt und hingen in langen glatten Locken auf den altmodiſchen Rockkragen herab; das feiſte, ewig ſchmunzelnde Kinn ruhte auf einer Halsbinde von blendender Weiße. Der Mann hielt den Kopf ſeitwärts geneigt, um ja kein Wort von den Lippen ſeiner Nachbarin zu verlieren; wie er ſo mit möglichſt zierlichen Schritten dahintänzelte, den Hut unter dem Arm, im langſchöſigen ſchwarzen Frack, glich er aufs Haar einem jener Abbés, dergleichen vornehme Herrſchaften ſich ehemals als Hausgeiſtliche hielten, nur daß es ihm an Geſchmack und Feinheit der Manieren fehlte, ein Mangel, den er vergebens durch eine übertriebene Beweglichkeit zu verdecken ſuchte.

Der Gegenſtand, der zwiſchen dem Paare verhandelt ward, ſchien daſſelbe aufs lebhafteſte zu intereſſiren; immer eifriger, je länger ſie ſprach, ſchwang die Dame den großen grünen Fächer, während ihr Begleiter nicht nur mit größter Aufmerkſamkeit zuhörte, ſondern auch von Zeit zu Zeit einen verſtohlenen Blick rückwärts warf, ob auch niemand ihr Geſpräch belauſche. Aber alles war öde und ſtill, und das ſeltſame Paar konnte ſich ungehindert dem Austauſch ſeiner Meinungen überlaſſen.

Die Dame ſchien eben im Begriff, eine längere Schlußfolgerung zu Ende zu führen; dieſelbe mußte ungemein überzeugend ſein, da ihre Stimme ſich dabei mit verdoppeltem Nachdruck erhob.

„Und ſo", ſagte ſie, „kann ich in dem Ganzen, ſo ungewöhnlich, faſt abenteuerlich es anfing, doch wiederum nur eine jener Fügungen erblicken, an denen der Himmel es den Seinen, die ihm vertrauen und alle ihre Sorge auf ihn legen, niemals fehlen läßt. Ach, es iſt nicht immer leicht, das vorwitzig ſpähende Auge des Verſtandes zu ſchließen und ſich blindlings, in kindlicher Einfalt, der höhern Leitung zu überlaſſen! Sie wiſſen, mein theuerer geiſtlicher Freund, wie das widerſtrebende Herz gerungen und welche Kämpfe es mich — ja was rede ich von mir allein? welche Kämpfe es uns beide gekoſtet hat, bevor wir darauf verzichtet, unſerm Glück, oder vielmehr was wir in unſerer irdiſchen Befangenheit für unſer Glück hielten, auf eigenem Wege nachzugehen …“

„Ich weiß, ich weiß“, unterbrach ſie ihr Begleiter mit zärtlich ſalbungsvoller Stimme, „und werde es nicht vergeſſen, ſolange dieſe Augen offen ſtehen. Aber ich weiß auch, daß der Herr Großes an uns gethan hat, und hat Frieden gegoſſen in die Herzen, die verzweifelten —“

„Ja wohl, Frieden“, wiederholte die Dame, „und nichts, was das Leben nun auch noch bringen mag, wird im Stande ſein, uns denſelben zu ſtören. Es iſt nicht wahr, was die Weltkinder ſagen, der Menſch ſei zum Glück geboren, im Gegentheil, das größte Glück, das uns auf Erden zu Theil werden kann, iſt ein tiefer, ein unvergänglicher Schmerz, ein Schmerz, in deſſen heiligen Flammen die Seele ſich läutert und ſich zum Ewigen vorbereitet …“

Der Freund nickte nachdenklich mit dem Kopfe; dann raſch umherſpähend, ob ſie auch niemand belauſchen könne, drückte er die Hand der Dame, die es ſchweigend duldete, an die Lippen. Gleich darauf, mit demüthig ſchmeichleriſcher Stimme, der aber doch etwas von dem überlegenen Tone des geiſtlichen Freundes und Rathgebers beigemiſcht war, hub er von neuem an:

„Aber meine Freundin ſieht an ihrem und meinem

Beiſpiel, wie ſchwach die Creatur und wie leicht, mitten in unſern erhabenſten und heiligſten Augenblicken, die Welt mit ihrer ſchnöden Luſt und ihren noch ſchnödern Sorgen uns überraſcht. Verlaſſen wir dieſen Gegenſtand, gnädigſte Comteſſe, ich fühle mich zu ſchwach, den Empfindungen, die er in mir aufweckt, zu widerſtehen —"

Die Comteſſe warf ihm, über den grünen Fächer hinweg, einen halb fragenden, halb triumphirenden Seitenblick zu; dann fuhr ſie ebenfalls fort:

„Sie haben recht, theuerer Freund, und mit Beſchämung erkenne ich, daß der Frieden dieſes Herzens noch immer nicht ſo feſt iſt, wie ich glaubte. Aber daß uns der Faden unſers Geſprächs nicht ganz abhanden kommt: — je länger ich darüber nachdenke, wollte ich ſagen, deſto mehr überzeuge ich mich, daß es eine offenbare Fügung Gottes iſt, die uns dieſen jungen Mann in das Haus geführt. Es iſt wirklich, als ob mit ihm ein neuer friedlicher Geiſt bei uns eingezogen wäre. Hubert hat ſich raſcher an ihn gewöhnt, als man vorausſetzen konnte, und auch mein theuerer Vetter, der Graf, ſcheint die Geſellſchaft des jungen Mannes nicht ungern zu ſehen; er kommt mir heiterer vor als ſeit Jahren, und auch die Ausbrüche ſeiner Heftigkeit, jener unglückſeligen Heftigkeit, die ihm und uns allen ſchon ſo vielen Kummer gemacht hat, haben ſich ſeitdem verringert. Ja ich ſelbſt kann nicht leugnen, daß ich dieſem neuen Hausgenoſſen manche angenehme Viertelſtunde verdanke; er iſt ein harmloſes, ſchuldloſes Gemüth, leicht beweglich, voll kindiſcher Gedanken, wie auch wir einſt geweſen, bevor die Sonne der Gnade in uns aufgegangen und die Nebel der Weltluſt niedergekämpft. Meinen Sie nicht, daß ſie auch unſerm jungen Freunde aufgehen wird? Seine Seele ſchwankt noch hin und her, aber ich hoffe, wenn nur erſt einmal ein großer Schmerz in ſein Leben tritt . . .“

Drittes Kapitel.

Familienmyſterien.

Es war ſicherlich nicht ohne Abſicht, daß der Prediger die Frage ſeiner Freundin überhörte; ein ſpöttiſches Lächeln, ſo verſtohlen und ſo flüchtig, daß ſeine Begleiterin nichts davon gewahr ward, ſpielte um ſeinen Mund, um gleich darauf wieder jener ſüßlichen Freundlichkeit Platz zu machen, die für gewöhnlich auf ſeinem breiten Antlitz lagerte.

„Vergeſſen wir“, fiel er der Dame ins Wort, „Comteſſe Franziska nicht! Ich beſcheide mich zwar gern, ein Fremdling zu ſein in dieſer Sphäre der höhern Geſellſchaft, in die ich hier durch die gütige Nachſicht meiner Gönner ſo unverdient Zutritt erhalten habe, und am wenigſten verſtehe ich mich auf die Gedanken und Empfindungen einer ſo weltlich geſinnten Seele, wie Gräfin Franziska, allen Warnungen und Rathſchlägen ihrer mütterlichen Freundin und gnädigen Tante zum Trotz, noch immer iſt. Aber gleichwol und ſo weit ich auch davon entfernt bin, mit meiner Aeußerung irgendetwas anderes ſagen oder andeuten zu wollen, als der einfachſte Wortverſtand mit ſich bringt, ſo ſcheint es mir doch, als ob auch Gräfin Franziska ihre Stimmung ſeitdem merklich verbeſſert habe. Die Geſpräche, die man führt, die Bücher, die man ſich vorleſen läßt — —"

Die Gräfin ſah ihn verwundert an. „Aber mein Himmel", ſagte ſie, „das alles iſt ja eben der Zweck, wozu der junge Mann ins Haus genommen ward; wenn er Bücher vorlieſt und äſthetiſche Geſpräche darüber führt, iſt das nicht genau das, wozu man ſich überhaupt einen Vorleſer hält? Und waren Sie nicht ſelbſt der erſte, der uns rieth, durch Aufnahme eines jungen gebildeten Mannes in unſer Haus einige Abwechſelung in die traurige Einſamkeit zu bringen, die für gewöhnlich in demſelben herrſcht und unter der das arme junge Kind, deſſen Herz noch ſo ganz an der Welt hängt, natürlich am meiſten leidet? Ich freilich", ſetzte ſie mit Nachdruck hinzu, „hätte dieſer Geſellſchaft nicht bedurft —"

„Die gnädige Comteſſe", erwiderte der Geiſtliche mit einer tiefen Verneigung, „haben recht wie immer; allerdings war ich es, von dem dieſer Vorſchlag ausging, da ja leider meine amtlichen Verpflichtungen und andere Umſtände, welche die gnädige Comteſſe ſelbſt am beſten kennen, mir nicht mehr geſtatten, mich dem Dienſt des hochgräflichen Hauſes ſo ausſchließlich zu widmen, als es bis dahin geſchehen. Doch erlaube ich mir die gnädige Comteſſe daran zu erinnern, daß es hauptſächlich, ja ausſchließlich Graf Hubert war, in deſſen Intereſſe ich dieſen Vorſchlag machte. Die Aerzte, wie Sie wiſſen, haben es für wünſchenswerth erachtet, den theuern Patienten, an deſſen Wiederherſtellung ſie ſeit ſo vielen Jahren nicht mehr zu denken wagen, in ein warmes Klima überzuſiedeln, wenn nicht für immer, doch wenigſtens für längere Zeit. Und auch übrigens, wenn alles ſo zutrifft, wie meine gnädige Gönnerin ſelbſt es beabſichtigt und wünſcht, dürfte es ſich als unvermeidlich herausſtellen, Graf Hubert einſtweilen von hier zu entfernen. So vieles mir auch in der Geſchichte des Unglücklichen noch in Dunkelheit gehüllt iſt und ſo wenig es mir in den Sinn kommt, mich in die Geheimniſſe eines hochgräflichen Hauſes eindrängen zu wollen, ſo glaube ich doch keinen Widerſpruch befürchten zu müſſen, wenn ich behaupte, daß die Nähe eines derartigen Kranken für das junge Paar, das wir bald in dieſen Mauern zu begrüßen hoffen und das die bis dahin ſo ſchweigſamen dann hoffentlich mit edler Freude und Heiterkeit erfüllen wird, eine ſehr peinliche, um nicht zu ſagen unerträgliche Zugabe ſein würde. Der gnädigen Gräfin iſt das Vertrauen nicht unbekannt, deſſen Baron Albert, mein ehemaliger Zögling, mich würdigt; ich glaube genau zu wiſſen, daß Baron Albert ſich niemals entſchließen wird, auf die Dauer unter demſelben Dache zu wohnen, das den Grafen Hubert beherbergt. Man kann das vielleicht tadeln und es Härte gegen das Unglück nennen; allein wenn wir erwägen — woraus ich ja gegen meine edle Freundin am wenigſten ein Geheimniß zu machen brauche — nämlich daß Baron Albert überhaupt noch ſehr fern iſt von dem Wege chriſtlicher Erleuchtung und Wiedergeburt, und wenn wir uns ferner erinnern, daß dieſes Unglück ſelbſt, ſo ſchwer es iſt, doch gewiß kein ganz unverſchuldetes . . .“

„Weiter, weiter“, ſagte die Dame ungeduldig, indem ſie den Fächer haſtig auf- und zuklappte, „halten Sie ſich nicht mit Dingen auf, die ich errathe, auch ohne daß Sie dieſelben ausſprechen. Den Vetter Hubert hat Gott gezüchtigt, ich gebe ihn Ihnen preis, Ihnen und jedem, der den Stab über ihn bricht: er iſt kein Oberndorf geweſen, er hat es nicht verſtanden, einen großen Schmerz würdig zu tragen . . .“

Dieſe Worte, ſo myſteriös ſie klangen, mußten doch für den Eingeweihten einen tiefen und bedeutungsvollen Sinn haben; die kleine Figur der Gräfin wuchs, während ſie dieſelben ausſprach, gleichſam in die Höhe, und die ſonſt ſo unſteten Blicke drangen feſt und ſcharf, gleich Pfeilen, vor ſich in die Luft.

Der Prediger ließ den Kopf noch tiefer auf die Seite hängen, als er zu thun pflegte, während er ein grünes Blatt, das er von der Erde aufgeleſen, wie aus Verlegenheit langſam zerzupfte.

„Es iſt das ſchönſte Glück“, ſagte er bedächtig, „für einen treuen Diener eines hochgräflichen Hauſes ſchon auf halbe Worte hin verſtanden zu werden. Die gnädige Comteſſe ſtimmen mir alſo darin bei, daß die Entfernung des Grafen Hubert in hohem Grade wünſchenswerth; die düſtern Fäden, welche Gegenwart und Zukunft des hochgräflichen Hauſes umgarnen, können ſich nicht löſen, ſolange er, der Ausgangspunkt und Urheber aller dieſer Verwirrung, unter dieſem Dache verweilt. Es ſchien mir zweckmäßig, beizeiten für einen Begleiter zu ſorgen, an den er ſich allmählich gewöhnen und dem man ihn ohne Beſorgniß anvertrauen konnte. Dies, und nur dies war meine Abſicht bei dem Vorſchlag, den ich mir geſtattete und dem namentlich Sie, theuerſte Comteſſe, Ihre Billigung ſchenkten. Auch ich erkenne die göttliche Fügung an, die uns gerade dieſen jungen Mann zuführte; bei der Verderbniß, die heutzutage in der Welt herrſcht und von der namentlich das heranwachſende Geſchlecht ergriffen iſt, muß man es ſchon als eine Gnade des Himmels betrachten, wenn man nur auf Seelen ſtößt, die wenigſtens die Hoffnung laſſen, daß ſie ſich dereinſt noch zum wahren Licht bekehren werden. Der junge Mann iſt beſcheiden, anſpruchslos, fügſam; das unglückliche Schickſal des Grafen Hubert intereſſirt ihn offenbar in nicht gewöhnlichem Grade, und ſo wird er, wie ich hoffe, auch in Zukunft ein aufmerkſamer und dienſtbefliſſener Geſellſchafter für ihn ſein. Die Aufgabe, wir dürfen es uns geſtehen, iſt nicht leicht. Indeſſen, der junge Mann, vom Greuel des Heidenthums befangen wie er iſt, ſchwärmt für Italien, und ſo wird ihm dieſer Preis auch nicht zu theuer ſein, wenn er es dafür nur erlangt, den Boden ſeines Gelobten Landes zu betreten. Hoffen wir, theuerſte Freundin", ſetzte er ſalbungsvoll hinzu, „daß dort, wo ja nicht blos der üppige Baum heidniſcher Kunſt, nein, wo auch die Kirche ihre wahren Wurzeln hat, eine höhere Erleuchtung ihn aus ſeinen Irrthümern befreien wird . . ."

Der Wunſch, ſo emphatiſch er vorgetragen wurde, ſchien doch die Gräfin ziemlich kühl zu laſſen. „Sie ſind zu Ende?" fragte ſie in etwas ſpitzigem Tone.

„Vollſtändig zu Ende", erwiderte der andere, „denn was mir noch etwa hinzuzuſetzen bliebe, das ſagt ſich ja der Scharfſinn und die Herzensgüte meiner gnädigen

Comteſſe von ſelbſt; nämlich daß ich zwar einen geeigneten Geſellſchafter und künftigen Reiſebegleiter für den Grafen Hubert in das hochgräfliche Haus zu ziehen gedachte, aber nicht —“

„Einen neuen Hausfreund“, fiel die Dame ihm ins Wort, „für die gräfliche Familie, der Sie mit der Zeit überflüſſig machen könnte? O mein Theuerſter, wie wenig kennen Sie das Herz Ihrer Freundin, und welche Fallſtricke bereitet die Argliſt des Böſen auch Ihnen noch, dem ſonſt ſo frommen, gottgewiſſen Manne, daß dergleichen Gedanken nur bei Ihnen entſtehen können! Nach ſo vielen Beweiſen ſchweſterlich chriſtlicher Zuneigung, die ich Ihnen gegeben, ja, nachdem ich mich bereit erklärt habe, Ihnen und — mir ſelbſt das größte Opfer zu bringen, das man nach den Begriffen der Welt in einer Lage gleich der unſerigen bringen kann, vermögen Sie es wirklich, noch ſo kleinmüthig zu ſein und ſolchen kränkenden Zweifeln Raum zu geben?! Wo iſt die irdiſche Macht, die das Band unſerer Seelen löſen könnte? Halten Sie es für möglich, daß meine Theilnahme für Sie ſich jemals verringern, daß ich jemals aufhören könnte, in allen Lagen des Lebens Ihnen dieſelbe treue, dankbar verbundene, nach Kräften vorſorgende Freundin zu ſein? Oder um von mir zu ſchweigen — halten Sie es in der That für denkbar, daß ein Neuling, ein junger Menſch ohne Kenntniß unſerer Verhältniſſe, ohne das mindeſte Verdienſt um unſer Haus, Sie, unſern langjährigen Freund, ja unſern Vertrauten, verdrängen könnte? Und obenein bei wem? Wer wird der künftige Gebieter dieſer Herrſchaft ſein? Auf wen geht die Grafenkrone der Oberndorfe über? Auf niemand, ſo der

Himmel will, als auf Baron Albert, das heißt alſo auf Ihren Schüler, Ihren Zögling, den Mann, der Ihnen mehr Dank ſchuldig iſt als irgendeinem auf Erden!“

„Aber geſtehen Sie es nur“, fuhr ſie fort, indem ſie plötzlich ſtill ſtand und die Spitze ihres Fächers dicht auf die Bruſt ihres Freundes gerichtet hielt, „geſtehen Sie es nur, mein armer Freund — Sie ſind eiferſüchtig! Sie flüchten ſich hinter den Namen der Gräfin Franziska und meinen doch eigentlich —“

„Nein“, rief der Prediger, indem eine hohe Röthe ſein Antlitz übergoß, die er diesmal vergebens zu verbergen ſuchte, „ſprechen Sie den Namen nicht aus, theuerſte Freundin! Sprechen Sie überhaupt nicht mehr von einem Plane, in dem ich Ihre ganze Großmuth, die ganze chriſtliche Opferfreudigkeit Ihres edeln, ſchönen Herzens wiedererkenne, und der dennoch, ja ebendeshalb, mir die Seele zu zerreißen droht! Es iſt wahr“, ſetzte er mit reſignirtem Lächeln hinzu, „daß unſere Bauern die unverheiratheten Prediger nicht lieben; meine Gemeinde murrt, die Saat des Evangeliums, die ich in ihre harten Herzen zu ſtreuen ſuche, würde noch einmal ſo gedeihlich aufgehen, wenn ich ſelbſt meiner verirrten Heerde das Beiſpiel eines gottgefälligen chriſtlichen Haus- und Eheſtandes vor Augen ſtellen könnte, und auch das vermag ich nicht in Abrede zu ſtellen, daß, um die Seele des jungen Mädchens zu retten und ſie auf dem Wege zum Ewigen zu befeſtigen, ihr eine unausgeſetzte geiſtliche Führung noth thut, die Führung einer Hand, die feſt und liebevoll zugleich iſt und die, wo die Schwäche der Creatur ſtrauchelt, die Kraft hat, ſie mit mehr als irdiſchem Troſte wieder aufzurichten. Eliſe iſt kein bösartiges Geſchöpf, ſo trotzig ſie ſich mitunter auch anſtellt; ich fühle mein Herz frei von aller ſündlichen Begier und weiß, daß, wenn der Herr es wirklich ſo beſchloſſen hat, ich auch dieſe Schickung auf mich nehmen werde wie alles, was der Himmel mir beſtimmt hat. Auch ſehe ich es ein, wenn Gräfin Franziska ſich vermählt, ſo iſt für das arme Ding kein Platz mehr im gräflichen Hauſe; Baron Albert hat ein leichtentzündliches Herz, Eliſens unmittelbare Nähe könnte dem Frieden des jungen Ehepaares gefährlich werden, und es iſt Chriſtenpflicht, die Verſuchung hinwegzuräumen, die unſern Nächſten bedroht. Inſoweit alſo, und wenn es wirklich der unweigerliche Beſchluß meiner gnädigſten Gönnerin wäre, würde ſie mich allerdings bereit finden, auch dies Kreuz auf mich zu nehmen — nicht aus Weltluſt, Gott iſt mein Zeuge, ſondern nur um dem Herrn zu dienen, und weil man folgen ſoll überall, wohin er uns winkt. Aber bei alledem iſt noch eine Stimme in meinem Innern, die es mir zweifelhaft erſcheinen läßt —“

„Ob Eliſe Sie liebt? Sie jemals lieben wird?“ fiel die Gräfin ihm raſch ins Wort; „alſo kommt es Ihnen doch an auf dieſe Liebe?“

„Die Liebe Gottes“, verſetzte der Prediger ausweichend, „iſt nicht die Liebe der Welt; ſoll und muß ich meiner Gemeinde durch einen chriſtlichen Eheſtand zum Exempel werden, ſo werde ich ſagen: »Herr, hier bin ich!« und werde jedem Weibe die Hand reichen, deſſen Herz von chriſtlicher Liebe erfüllt iſt und das meine gnädigſte Gönnerin mir entgegenführt.“

Die Luſtwandelnden hatten unter dieſem Geſpräch das

Ende des Laubgangs, zunächſt an dem Wohnhauſe, erreicht. Die Gräfin, nach einer kurzen Pauſe, faßte beinahe krampfhaft den Arm ihres Begleiters, zog ihn noch einmal in die grünen Schatten zurück, und ihm feſt Auge ins Auge ſehend, ſchien ſie mit ihren Blicken das Innerſte ſeiner Seele ergründen zu wollen. Der Freund beſtand die Probe mit großer Gleichmüthigkeit; ſein Antlitz zeigte daſſelbe demüthige Lächeln wie immer, die Hände hielt er wie bittend über der Bruſt gefaltet.

Mit einem leichten Seufzer ließ die Gräfin ſeinen Arm fahren.

„Eliſe wird die Ihre“, ſagte ſie, „Sie haben mein Wort darauf — und obenein hoffe ich, daß das Opfer, das Sie mir damit bringen, nicht ganz ſo ſchwer iſt, wie Sie mich verſichern . . .“

Damit ſchritt ſie auf das Haus zu, während der Prediger in ſichtbarer Verwirrung den Weg rückwärts nach dem Dorfe zu einſchlug.

Viertes Kapitel.

Vater und Sohn

Wir benutzen dieſen Augenblick, die Familienverhältniſſe der Oberndorfe, über die das eben vernommene Geſpräch uns ja ſchon ſo mancherlei Andeutungen gegeben hat, ein wenig näher kennen zu lernen.

Wir hörten ſie vorhin als eine der älteſten und reichſten Familien des Landes rühmen. Was den erſtern Punkt anbetraf, ſo hatte es damit ſeine vollkommene Richtigkeit. Keine andere Familie des Landes konnte ihren Stammbaum ſo hoch hinaufführen; ſchon unter Otto dem Großen ſollte es Oberndorfe gegeben haben, und wenn dieſe Angabe auch ſehr wahrſcheinlich nur eine Erfindung der Genealogen war, die bekanntlich um eine Hand voll Ahnen niemals in Verlegenheit ſind, ſo war doch das Vorkommen der Familie zur Zeit der Kreuzzüge durch unzweifelhafte Documente erhärtet. Was aber dieſem Adel in den Augen der Familie ſowie der Standesgenoſſen erſt ſeinen wahren Werth verlieh, das war die tadelloſe Reinheit, in welcher derſelbe ſich dieſe ganze lange Reihe von

Geſchlechtern hindurch erhalten hatte. Niemals hatte ein Tropfen bürgerlichen Bluts den edeln Stammbaum der Oberndorfe befleckt; ſelbſt die regierende Familie des Landes, in der in alter und neuer Zeit verſchiedene Misheirathen geſchloſſen waren, mußte ihr in dieſer Hinſicht nachſtehen.

Was dagegen den Reichthum anbetraf, deſſen die Oberndorfe ſich in dieſem Augenblick allerdings erfreuten, ſo war derſelbe von ziemlich jungem Datum, indem er nicht einmal über das zweite Geſchlecht hinaufreichte. Die edeln Herren hatten ſich beſſer darauf verſtanden, die Reinheit ihres Bluts zu bewahren als ihre Beſitzthümer beiſammenzuhalten. Wiederholte Erbtheilungen, die vielfachen Kriegsnöthen, deren Schauplatz gerade dieſe Gegend Deutſchlands von jeher geweſen, verbunden mit andern privaten und öffentlichen Unfällen, hatten das urſprünglich bedeutende Beſitzthum mehr und mehr geſchmälert; ein Acker nach dem andern war verkauft, ein Gut nach dem andern verpfändet worden, um nie wieder eingelöſt zu werden, ſodaß, als der Großvater des jetztregierenden Grafen die Erbſchaft antrat, der Umfang derſelben, ſowie überhaupt die baaren Mittel, über die er zu gebieten hatte, mit dem Glanz ſeines alten Namens ſowie mit den Anſprüchen, die ſich an denſelben knüpften, in einem für den Beſitzer höchſt läſtigen Widerſpruch ſtanden.

Allein wie empfindlich dieſer Widerſpruch auch war, ſo ſchien doch gerade der damalige Beſitzer entſchloſſen, ihn nicht im mindeſten zu beachten. Es war ein ungemein prachtliebender Herr, der, um ſeinen verſchwenderiſchen

Neigungen zu fröhnen, die dürftigen Ueberreſte ſeines Stammguts mit vollen Händen ausſtreute. Weil das einſame Leben auf dem Lande, inmitten einer Bevölkerung, deren Wohlſtand in demſelben Maße ſtieg, wie ihre Herrſchaft mehr und mehr verarmte, ſeinem vergnügungsluſtigen Sinn nicht zuſagte, ſo hatte er ſich in die Hauptſtadt des Landes begeben und eine Bedienſtung bei Hofe angenommen.

Vielleicht, wenn man dem leichtſinnigen Manne überhaupt noch ſoviel Ueberlegung zutrauen durfte, hatte er dabei die ſtille Hoffnung gehegt, durch die Einkünfte ſeines Amtes ſeine ökonomiſche Lage zu verbeſſern. Allein auch dieſe Hoffnung beſtätigte ſich nicht; das Hofleben, das eben damals ſehr geräuſchvoll und prächtig war, zehrte ſeine Mittel immermehr auf und bereitete ihm immer neue Verlegenheiten. Zwar vor einem öffentlichen Skandal ſchützte ihn theils der Reſpect, den die bürgerlichen Gläubiger dazumal noch vor einem hochadelichen Schuldner hegten, theils eine eigenthümliche Erfindſamkeit ſeines Geiſtes, die ihn auch in den verzweifeltſten Lagen noch immer neue Hülfsmittel erdenken ließ, wenn es auch, den Umſtänden gemäß, allerdings nur ſolche ſein konnten, durch die ſeine eigentliche Lage immermehr verſchlimmert ward.

Und ſo war denn das Leben, das dieſer Graf Oberndorf führte, trotz alles äußern Glanzes und trotz der höfiſchen Pracht, mit der er ſich umgab, doch in der That nur ein ſehr klägliches; hätten die Leute dieſem vergoldeten Elend nur recht auf den Grund ſehen können, wer weiß, ob nicht der letzte ſeiner Diener Bedenken getragen hätte mit ihm zu tauſchen. Der leichtſinnige

Lebemann wurde der Reihe nach Kammerherr, Hofmarſchall, zuletzt Oberhofmarſchall; ja von der Huld des Fürſten, der in ihm nur den liebenswürdigen Geſellſchafter, den erfahrenen und gewandten Hofmann ſchätzte, ohne ſich um den Stand ſeiner häuslichen Angelegenheiten weiter zu bekümmern, erlangte er es ſogar, daß er für ſich und ſeine Nachkommen mit der Grafenkrone geſchmückt ward.

Allein in demſelben Maße, wie er an Titeln und Würden zunahm, ſchrumpften ſeine Beſitzthümer zuſammen. Graf Oberndorf klang allerdings ſehr ſtattlich, ſchade nur, daß der Graf noch ein gut Stück ärmer war und ein noch viel bedeutenderes Gefolge von Gläubigern hinter ſich hatte, als es mit dem ſimpeln Freiherrn, der in dieſer Hinſicht doch auch ſeine Erfahrungen hatte, der Fall geweſen war. Bald war das Herrenhaus zu Oberndorf, jenes einfache ſchlichte Gebäude, das wir vorhin kennen gelernt haben, mit wenigen daranſtoßenden Gärten und Aeckern das einzige, was der Herr Graf noch beſaß, und auch von dem Gebäude gehörte ihm, wie man zu ſagen pflegt, nicht mehr der Ziegel auf dem Dache.

Indeſſen je größer die Noth, deſto näher die Hülfe. Gerade in demſelben Moment, da das Geſtirn der Oberndorfe, das ſo manches Jahrhundert hindurch geleuchtet hätte, in einen ſchmuzigen Sumpf von Schulden und ähnlichen häuslichen Bedrängniſſen unterzugehen drohte, ſollte es ſich aufs neue erheben, und zwar höher und prächtiger denn je zuvor.

Der wunderthätige Hebel, der dieſen unerwarteten

Umſchwung hervorbrachte, war eine glückliche Heirath, die der einzige Sohn und Erbe des Grafen abſchloß. Dergleichen Heirathen haben ſchon manchem alten heruntergekommenen Geſchlecht wieder auf die Beine geholfen, meiſtentheils freilich auf Koſten des Stammbaums. Der alte Graf jedoch, der damit nicht nur einen anerkennenswerthen Beweis ſeines diplomatiſchen Talents lieferte, ſondern der ſich allen Ernſtes überzeugt hielt, alle Thorheiten ſeiner Vergangenheit damit gut gemacht und die Zukunft ſeines Geſchlechts ſo feſt gegründet zu haben, wie man es von einem ſorgſamen Hausvater nur irgend verlangen konnte — der alte Graf hatte das ſeltene Glück, ſeinem Sohne die Hand einer jungen Dame zu verſchaffen, die nicht allein zu den reichſten Erbinnen des Landes zählte, ſondern deren Adel auch, was Alter und Reinheit anbetraf, jede noch ſo ſtrenge Prüfung aushalten konnte. Ob die jungen Leute übrigens zueinander paßten, ob ihre Herzen ſich verſtanden und liebten, das kümmerte ihn dabei natürlich nicht; genug, daß er eine Schwiegertochter gefunden, die ſeinem Hauſe vollkommen ebenbürtig war und deren Reichthümer überdies geſtatteten, den geſunkenen Glanz deſſelben wieder aufzurichten.

Wenn der alte Herr ſich geſchmeichelt hatte, an dieſem Werke der Wiederherſtellung ſelbſt thätigen Antheil zu nehmen, ſo hatte er ſich ſehr geirrt. Der Sohn, für den er ſo väterlich geſorgt, war bis dahin dem Anſchein nach nicht mehr noch weniger geweſen, als unſere jungen Cavaliere zu ſein pflegen; jung, von einnehmenden Manieren und einem Aeußern, das die glückliche Speculation des Alten weſentlich erleichtert hatte, ſchien er vollkommen der Mann, in die Fußtapfen ſeines Vaters zu treten und die erheiratheten Reichthümer mit derſelben Sorgloſigkeit und derſelben Ungebundenheit zu genießen, mit der jener das Geld ſeiner Gläubiger unter die Leute gebracht hatte.

Allein wie es ſich wol öfters ereignet, daß wir diejenigen am wenigſten kennen, mit denen wir am meiſten verkehren und denen wir am innigſten verbunden ſind, ſo geſchah es auch in dieſem Falle. Der alte Hofmarſchall hatte den eigenen Sohn gründlichſt verkannt. Solange derſelbe keine andere Ausſicht gehabt hatte, als die Schulden ſeines Vaters zu erben, war er ebenfalls ein leichtes Blut geweſen, Freund koſtſpieliger Zerſtreuungen, zu jeder Thorheit, jeder Ausſchweifung bereit. Dagegen von dem Augenblick an, wo er durch ſeine Heirath ſeinen Platz unter den beſtarrangirten Edelleuten des Landes einnahm, verwandelte ſich ſein ganzes Weſen wie mit einem Schlage; aus dem jungen übermüthigen Cavalier wurde ein ernſter, ſorgſamer Hausvater, aus dem leichtfertigen Lebemann ein vorſichtiger, ſtreng berechnender Geſchäftsmann.

Der Alte, der trotz ſeiner weißen Haare noch immer ein arges Weltkind war und der im Punkt der Sitten nicht ſtrenger dachte, als man an Höfen zu denken pflegt, hatte gemeint, das luſtige Leben ſolle nun erſt recht angehen; hatte er ſelbſt, durch ſeine wachſenden Bedrängniſſe genöthigt, ſeit einiger Zeit darauf verzichten müſſen, das erſte Haus in der Reſidenz zu machen, ſo ſollten ſein Sohn und ſeine reiche Schwiegertochter das Verſäumte nun doppelt nachholen. Der Kopf wimmelte dem Alten ordentlich von den ſchönſten Projecten, immer eins prächtiger und koſtſpieliger als das andere; jetzt erſt wollte er zeigen, welche Schule er durchgemacht und was für Zauberfeſte die Phantaſie eines alten Oberhofmarſchalls aushecken kann, beſonders wenn er ſo ganz frei und ungenirt in den Geldbeutel greifen darf.

Denn ſeit Jahren gewohnt, von fremder Leute Geld zu leben, ohne ſich wegen des Wiederbezahlens graue Haare wachſen zu laſſen, konnte er ſich gar nicht anders denken, als daß die Kaſſe ſeines Sohnes, dieſe durch ſeine väterliche Sorgfalt ſo wohl gefüllte Kaſſe, auch ſtets die ſeinige ſein würde; es dünkte ihn dies das Wenigſte, was der Sohn thun konnte, zum Dank dafür, daß er ihn in ein ſo wahrhaft goldenes Ehejoch geſpannt. Ja in manchen Augenblicken trug er ſich allen Ernſtes mit den Gedanken, ſeine Stelle bei Hofe ganz niederzulegen und, gleichſam als Hofmarſchall ſeines reichen Sohnes, den Reſt ſeiner Tage in jenem geſchäftigen Müßiggange hinzubringen, dem er von früh auf ſein ganzes Leben gewidmet hatte, und der ihm auch in der That Geiſt und Herz ſo vollſtändig ausfüllte, daß für andere Gedanken und Empfindungen längſt kein Raum mehr darin war.

Fünftes Kapitel.

Erneuter Glanz

Wie ſehr der alte Herr in dem allen die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte, wurde bereits angedeutet. Junge Ehemänner werden ſolid, das iſt in der Ordnung; ein derartiges Uebermaß von Solidität aber, wie der junge Graf es an den Tag legte, war in den Annalen der vornehmen Welt wahrhaft unerhört und erweckte dem Oberhofmarſchall allerlei nachträgliche Scrupel, ob dieſer Duckmäuſer, der nichts mehr von den Freuden der Hauptſtadt wiſſen wollte, dieſer ernſte, trockene Philiſter, der tagaus tagein über alten Documenten und Schuldſcheinen brütete, auch nur wirklich ſein echtes Fleiſch und Blut . . .

Indeſſen der Entſchluß des jungen Grafen ſtand feſt, und keine noch ſo dringenden Bitten, keine noch ſo verlockenden Vorſchläge des Alten vermochten ihn zu erſchüttern. Auch ſeine Gemahlin, ein ſtilles, blödes Kind, das außer ſeinem Adel und ſeinem Reichthum allerdings nicht viel Empfehlendes aufzuweiſen hatte, erklärte ſich in dieſem Punkt vollkommen einverſtanden. Beide behaupteten, des

Reſidenzlebens überdrüßig zu ſein, ſie wollten auf das Land ziehen und ſich der Bewirthſchaftung ihrer Güter widmen. Daß es kein ſchmuziger Geiz war, aus dem dieſer Entſchluß des jungen Grafen hervorging (wiewol es ſonſt an Beiſpielen nicht fehlt, daß herabgekommene Verſchwender, wenn ſie durch einen plötzlichen Glückswechſel wieder zu Gelde kommen, in ihr eigenes Gegentheil umſchlagen), das zeigte die Freigebigkeit, mit welcher er die Verhältniſſe ſeines Vaters ordnete. Der Sohn nahm die Herrſchaft Oberndorf von dem Alten in Pacht, und wiewol die Familie, bei Licht beſehen, kaum noch etwas mehr davon beſaß als den Namen, ſo zahlte er ihm doch ein ſehr anſehnliches Pachtgeld; daſſelbe war bei nur einigermaßen verſtändiger Wirthſchaft mehr als ausreichend, die perſönlichen Bedürfniſſe des Alten zu decken, und überhob ihn, zum erſten mal ſeit langen Jahren, der Nothwendigkeit, ſich Tag für Tag mit Gläubigern und Wucherern herumzanken zu müſſen.

Aber ſei es, daß der alte Herr das ruhige Leben, deſſen er ſo ganz ungewohnt war, nicht ertragen konnte, ſei es aus Aerger über die vereitelten Hoffnungen, genug, wenige Monate darauf machte ein plötzlicher Schlagfluß ſeinem Leben ein Ende. Der junge Graf, der inzwiſchen wirklich auf den einſamen Herrenhof von Oberndorf übergeſiedelt war, hatte nun völlig freie Hand, ſeine lange gehegten Plane ins Werk zu ſetzen.

Denn in der That war dieſer wirthſchaftliche Eifer, mit dem der Graf ſich der Ordnung ſeiner Vermögensangelegenheiten widmete, mehr als eine vorübergehende Aufwallung; es war das Product einer lange genährten

Ueberzeugung, der erſte Schritt zur Ausführung eines Plans, der ihn ſeit Jahren beſchäftigt hatte, zu einer Zeit bereits, da er ſelbſt noch keine Möglichkeit vor ſich ſah, ihn jemals zu verwirklichen.

Und dieſer Plan beſtand in nichts Geringerm, als ſämmtliche alte Familiengüter, die dem Hauſe der Oberndorfe im Lauf der Zeit abhanden gekommen waren, demſelben wiederzugewinnen und dem alten berühmten Namen durch den wohlbefeſtigten Reichthum, den er damit zu verknüpfen gedachte, ein neues Gewicht hinzuzufügen — ein Gewicht, das, wie die Zeiten nun einmal geworden waren, ſogar noch ſchwerer in die Wagſchale fiel als der älteſte Name und der makelloſeſte Stammbaum.

Es iſt eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung, daß Väter von ſtark ausgeprägtem Charakter Söhne neben ſich aufwachſen ſehen, die in ihren Neigungen und Leidenſchaften das gerade Gegenſtück ihrer Erzeuger ſind. Der Anblick der fortwährenden Bedrängniſſe, mit denen der alte Oberhofmarſchall zu kämpfen gehabt, hatte in dem jungen Grafen einen tiefen und nachhaltigen Widerwillen gegen ein derartiges Treiben hervorgerufen. Man liebt ſtets am meiſten und ſchätzt am höchſten, was man am ſchmerzlichſten entbehrt; in geordneten Verhältniſſen zu leben, die Pyramide ſeines Daſeins auf der Baſis eines ſoliden Wohlſtandes zu gründen, ſchien dem jungen Grafen, der ſo viele Jahre hindurch Zeuge geweſen war von den vielfachen Verlegenheiten, in welche die ungeordnete Lebensweiſe ſeines Vaters denſelben geſtürzt, und der deshalb von Kindheit auf von Bekannten und Unbekannten ſo manches herbe Wort hatte hören müſſen, das Höchſte und Wünſchenswertheſte, was der Menſch nur irgend erreichen konnte. Er hatte ſich das Treiben des Alten gefallen laſſen, ja er hatte daſſelbe dem Anſchein nach mitgemacht, ſolange ihm die Mittel gefehlt hatten, demſelben ein Ziel zu ſetzen. Allein von dem Augenblick ſeiner Verheirathung an hatte er nur noch Einen Wunſch und Ein Ziel gehabt: nämlich die Scharten, welche der Leichtſinn und die ſchlechte Wirthſchaft ſeiner Vorfahren dem Namen der Oberndorfe geſchlagen, wieder auszuwetzen und den Wohlſtand ſeines Hauſes ebenſo feſt zu gründen und ihm ebenſo ſichere Wurzeln zu geben, wie der Stammbaum deſſelben im Laufe der Jahrhunderte getrieben hatte.

Und dieſen Plan brachte er nun mit einer Ausdauer und einer Energie zur Ausführung, der man, ganz abgeſehen von dem Zweck, eine gewiſſe Großartigkeit nicht abſprechen konnte. Sein erſtes war, ſich mit den Gläubigern ſeines Vaters zu arrangiren; da die Mehrzahl von ihnen ſchon längſt auf die Hoffnung verzichtet, jemals wieder zu ihrem Gelde zu kommen, einige auch im Laufe der Jahre an wucheriſchen Zinſen doppelt und dreifach wiedergewonnen, was ſie am Kapital eingebüßt hatten, ſo kam das Geſchäft ziemlich raſch und ohne allzu große Opfer von ſeiten des Grafen zu Stande.

Sein zweites und wichtigſtes Ziel aber war, die Beſitzungen wiederzugewinnen, die ſeinem Hauſe ehedem gehört und welche ſeine Vorfahren, die einen aus wirklicher Noth, die andern aus Leichtſinn verſchleudert hatten.

Und dies war denn der bei weitem ſchwierigere Theil ſeiner Aufgabe. Die Mehrzahl dieſer Güter, je nach dem Bedürfniß, nach und nach und meiſt in kleinen Parcellen veräußert, war ſeitdem in zweite, dritte, vierte Hand übergegangen. Auch war der Werth der Grundſtücke ſeitdem bedeutend geſtiegen, und was ſein Vater in der Noth des Augenblicks für ein Spottgeld dahingegeben, das repräſentirte jetzt, verbeſſert und in Flor gebracht von der Hand des neuen, betriebſamen Beſitzers, ein ganz anſehnliches Kapital.

Am ſchwerſten hatte dieſe allgemeine Verſchleuderung das eigentliche Stammgut Oberndorf betroffen; hier, in dieſer eigentlichen Wiege des Geſchlechts, hatte der Leichtſinn ſeiner Ahnen am verderblichſten gehauſt. Die prächtigen Waldungen, die ehemals dazugehörten und die ſich bis hoch an das eigentliche Gebirge hinauferſtreckt hatten, waren niedergeſchlagen worden. Auf dem bloßgelegten Boden hatten ſich fremde Coloniſten angeſiedelt, anfangs gegen ein geringfügiges Pachtgeld, ſpäter, da die verzweifelte Finanzlage der Herren von Oberndorf dieſelbe nöthigte, jedes, auch das kleinſte Gebot anzunehmen, als freie Eigenthümer. Aehnlich war es mit den Aeckern und Wieſen, den Gehöften und [illegible]erſtellen ergangen, die zu der Herrſchaft gehört hatten; auch hier war, um nur Geld herbeizuſchaffen und immer wieder Geld, verkauft und verpfändet worden, was ſich nur irgend verkaufen und verpfänden ließ. Noch als der ſpätere Oberhofmarſchall den Beſitz der Herrſchaft angetreten, war der größere Theil der dazugehörigen Höfe in den Händen von Coloniſten geweſen; jetzt, infolge der unſinnigen Verſchleuderung, waren aus dieſen Coloniſten freie Beſitzer geworden, die ihren Wohlſtand von der zunehmenden Verarmung ihrer ehemaligen Gutsherrſchaft herdatirten.

Der neue Graf Oberndorf war kein böſer Menſch; von kühlem Temperament, mäßig in ſeinen Neigungen und Bedürfniſſen hatte er im Gegentheil alle Anlagen in ſich zu einem verſtändigen und wohlwollenden Manne. Aber der Anblick dieſer freien Beſitzer, die jetzt da hauſten, wo ehedem ſein Eigenthum, das Eigenthum ſeiner Ahnen geweſen, erregte in ihm ein Gefühl der Erbitterung, von dem er ſelbſt bis dahin keine Ahnung gehabt hatte und das bald, gleich einem freſſenden Feuer, ſeine ganze Seele vergiftete. Dieſe freien Beſitzer, das ſtand feſt bei ihm, mußten fort aus ſeiner Nähe; das alte Eigenthum der Oberndorfe mußte ſeinem Geſchlechte wiedergewonnen werden; dieſer Herrenhof, der jetzt, halb verfallen, von einem dünnen Streifen ärmlichen Landes umgürtet, in der Mitte fremder Beſitzungen lag wie eine Inſel, mußte wieder der Mittelpunkt werden für die zahlreichen Aecker und Triften, die Wieſen und Waldungen, die ehedem dazugehört hatten, weithin, ſo weit das Auge reichte.

Soweit dieſer Plan ſich mit Geld ausführen ließ, ſoweit ſchonte der Graf das Geld nicht; ſparſam, beinahe karg gegen ſich ſelbſt, war ihm kein Opfer zu hoch, wo es ſich darum handelte, den alten Beſitzſtand ſeines Hauſes wiederherzuſtellen. In den meiſten Fällen erreichten dieſe Opfer auch ihren Zweck; aber freilich nicht in allen. Es gab unter den Bauern des Dorfes einige harte Köpfe — oder wie der Graf ſich auszudrücken liebte, einige Unverſchämte —, die den Grund und Boden, auf dem ſie lebten und den ſie im Schweiße ihres Angeſichts beſtellten, genau ſo lieb hatten und gerade ſo heilig hielten wie Graf Oberndorf das alte Beſitzthum ſeines Geſchlechts. Vergebens ließ der Graf ſie durch Agenten und Unterhändler bearbeiten, vergebens redete er ihnen ſelbſt zu und ſetzte ihnen die Vortheile auseinander, die ihnen aus dem Verkauf ihres Eigenthums erwachſen müßten: ſie hörten, ſolange der Graf ſprach, ehrerbietig zu, den Hut in der Hand, krauten ſich dann im Kopfe, blickten einander fragend an, und ſchließlich meinten ſie, der Herr Graf haben zwar ganz recht, das Angebot, das er ihnen mache, ſei beſſer, als ſie es je wieder erhalten würden — indeſſen, was der Menſch einmal habe, das ſolle er auch behalten, ein Sperling in der Hand ſei beſſer als eine Taube auf dem Dache, man wiſſe wol, was man habe, aber nicht, was man kriege, und da der liebe Gott es einmal ſo gefügt, daß dies ihr wohlerworbenes Eigenthum ſei, ſo wollten ſie es als ſolches auch auf ihre Kinder vererben.

Und das waren noch die Gutartigen unter ihnen, die ſo ſprachen; es fanden ſich auch andere, die ihr Recht nachdrücklicher und in minder höflicher Form behaupteten. Dieſe erklärten ohne weiter[illegible]ie brauchten das Geld des Grafen nicht, ſie wären gerade ſo freie Herren und hätten daſſelbe Recht auf ihren Grund und Boden wie der Graf auf ſeinen Edelſitz. Ueberhaupt möge der Graf nur nicht ſo großthun mit ſeinem Gelde, man wiſſe ja doch, woher er es habe; eine reiche Frau heirathen, die man ſich nachher ſchäme in der Stadt vor ſeinesgleichen zu zeigen, ſei keine Kunſt. Und noch leichter ſei es, mit dem Gelde fertig zu werden; den Oberndorfs ſei das ſo angeboren, ſie hätten ſchon manches ſchöne Stück Feld durch die Kehle gejagt, und auch der junge Graf, wenn er ſo fortfahre, wie er angefangen, werde ſeines Reichthums bald genug ein Ende finden. Ja einige, deren Wohlſtand in den letzten Jahren beſonders zugenommen hatte und die daher auch beſonders übermüthig waren, beantworteten die Anerbietungen des Grafen geradezu mit der Gegenfrage, wie hoch er ſeinen Herrenhof halte; ſie hätten eben Geld im Kaſten und wären nicht abgeneigt, ihm denſelben abzukaufen.

In dergleichen Fällen war denn nun mit Güte freilich nichts auszurichten. Aber weit entfernt, ſein Vorhaben deshalb aufzugeben, beſchloß der Graf vielmehr, es nun erſt recht durchzuſetzen, ſollte es auch mit Liſt, ja ſollte es ſelbſt mit offenbarem Unrecht ſein. — Einem reichen Herrn fehlt es niemals an Handlangern, die ſeine Abſichten unterſtützen. Bei der Leichtfertigkeit, mit welcher die Geſchäfte des Oberndorf'ſchen Hauſes ſo lange betrieben worden, war es ganz natürlich, daß die zahlreichen Verkaufsgeſchäfte, die Verpfändungen, die Abtretungen und ähnliche Verhandlungen, die im Laufe der Jahre mit den einzelnen Bruchſtücken ihrer Beſitzungen vorgenommen worden, nicht immer ganz regelrecht, unter ſtrenger Beobachtung aller juriſtiſchen Formen vollzogen waren. Mit unermüdlichem Fleiß machte ſich nun der Graf darüber her, das geſammte Familienarchiv zu durchſtöbern; alte Rechnungen wurden durchgeſehen, Verträge und Quittungen geprüft und Zeugenausſagen verglichen. Da ihm dabei einige gewandte Advocaten zur Seite ſtanden, ſo ſah der Graf ſich in kurzer Friſt im Beſitz eines Materials, das ihn in den Stand ſetzte, dieſen widerſpenſtigen Beſitzern eine Reihe von Proceſſen an den Hals zu werfen, welche, mit deutſcher Gründlichkeit betrieben und durch alle Chicanen des üblichen Verfahrens ſchrittweis hindurchgehetzt, ihm die ſichere Ausſicht gewährten, ſeine Widerſacher von Haus und Hof zu treiben, ſchon allein durch die Koſten, die ihnen aus der Führung ſo zahlreicher und verwickelter Proceſſe erwuchſen.

Und ſo kam es wirklich. Niemand proceſſirt bekanntlich lieber als unſere Bauern; ein richtiger Proceß oder noch lieber ein halbes Dutzend iſt für ſie eine Art von Glücksſpiel, eine Art pikanter Unterhaltung, die ihnen die Aufregungen der Farobank erſetzt. Hatte der Graf geklagt, ſo klagten die Bauern natürlich ſofort wieder; die Proceſſe wuchſen in die Höhe wie die Pilze; bald war das Dorf Oberndorf das Gelobte Land der Advocaten.

Aber in demſelben Maße, wie die Advocaten fett dabei wurden, wurden die Bauern mager. Nicht lange, ſo kam einer nach dem andern geſchlichen und bot dem Grafen unter der Hand für ein Billiges an, was er ihm noch vor kurzem für einen weit höhern Preis trotzig verweigert hatte. Kurz, bevor fünf oder ſechs Jahre ins Land gegangen, hatte der Graf ſeine Abſicht ſo vollſtändig durchgeſetzt, wie er ſelbſt es nur immer wünſchen konnte. Freilich hatte es dabei manche verdrießliche Stunde und manchen traurigen, ja herzerſchütternden Anblick gegeben; mancher dieſer bäuerlichen Beſitzer ließ ein Stück von ſeinem Herzen an der Scholle hängen, die er ſo lange als freier Mann bebaut und die er nun entweder mit dem Rücken anſehen, oder als bloßer Coloniſt, als bloßer Tagelöhner aus der Hand des Grafen zurückempfangen ſollte.

Allein der Graf achtete keine Bitten noch Klagen; ſein Gemüth hatte ſich während des jahrelangen gehäſſigen Proceſſirens verhärtet, und was er anfangs nur mit widerſtrebendem Herzen, nur als Nothbehelf ergriffen, das war ihm jetzt zur Leidenſchaft, um nicht zu ſagen zur andern Natur geworden. Der Appetit kommt beim Eſſen; mit den Grundſtücken und Nutzungen waren in ältern Zeiten auch einzelne Lieferungen und Leiſtungen verſchleudert und zu Gelde gemacht worden, zu denen die Gemeinde der Herrſchaft verpflichtet geweſen war. Auch dieſe ſuchte der Graf aus dem Staube der Acten hervor, und da ſeine Reſtaurationsbeſtrebungen gerade in eine Zeit fielen, wo auch die große Politik der Staaten von ähnlichen Richtungen beherrſcht ward, ſo hatte er den Triumph, die meiſten ſeiner Anſprüche durch richterliches Urtheil beſtätigt zu ſehen.

Und ſo war, als der Todestag des alten Oberhofmarſchalls zum zehnten mal wiederkehrte, das Ziel, das ſein Sohn und Erbe ſich geſtellt hatte und das vielen unmöglich ſchien, wirklich erreicht. Die alten Beſitzungen des Oberndorf'ſchen Hauſes waren ohne Ausnahme wiedergewonnen, während zugleich neue Erwerbungen den erneuten Glanz verkündigten, zu dem das Geſtirn der Oberndorfe ſich erhoben hatte. Der Grafentitel war jetzt keine leere Redensart mehr; ſein gegenwärtiger Inhaber hatte in der That Grund, ſich als Haupt ſeines Geſchlechts zu fühlen, und wurde auch von allen Vettern weit und breit dafür anerkannt. Der Herrenhof von Oberndorf war keine Inſel mehr; in dichtgeſchloſſenem Kreiſe umgaben ihn wohlbeſtellte Aecker, blühende Gärten, grünende Wieſen, ſchattige

Waldungen, fiſchreiche Teiche, Häuſer, Scheunen, Mühlen — und überall, wohin ſein Auge fiel, ruhte es auf ſeinem Eigenthum, es gab hier keinen Herrn mehr als ihn.

Freilich war der Wohlſtand des Dorfes darüber merklich zurückgegangen; ſtatt der alten ſelbſtändigen Bauerfamilien, die nicht blos ihren Stolz, ſondern auch ihr Ehrgefühl hatten, ſo gut wie der Graf, ſiedelte hier jetzt ein Geſchlecht von Tagelöhnern und Miethlingen, das faſt von Jahr zu Jahr wechſelte und gegen deſſen zunehmende ſittliche Verwilderung der Graf ſelbſt ſich nicht blind machen konnte.

Aber immerhin, ſo hatte er doch ſeinen Willen durchgeſetzt; war dabei ja ein Unrecht begangen worden, nun ſo blieben ihm ja Mittel genug es zu vergüten. Jenen freien Beſitzern hatte er als Feind gegenübergeſtanden, es war ein Kampf geweſen, der nur mit dem Untergang der Beſiegten enden konnte. So beſchloß er denn, den neuen Anſiedlern ein doppelt milder und gnädiger Herr zu ſein; er wollte, überredete er ſich ſelbſt, an ihnen gut machen, was er etwa an ihren Vorgängern verſehen.

Allein es war zu ſpät. Dieſe aus allen Gegenden der Windroſe zuſammengeſchneite Bevölkerung, ohne Anhänglichkeit an den Boden, den ſie baute und der für ſie blos die Bedeutung eines Miethgauls hatte, war unzugänglich für die zartern Empfindungen der Anhänglichkeit und Liebe; ſie ſah in ihrer Grundherrſchaft nur einen glücklichen Speculanten, für den ſie ſelbſt ebenfalls nur eine andere Art von Miethgäulen war und der ſie niemals nach ihrem Werth als Menſchen, ſondern immer nur nach dem taxirte, was ſie ihm einbrachten.

Aber auch das Gemüth des Grafen ſelbſt war unter dem jahrelangen Proceſſiren und Speculiren immer härter und kälter geworden. Die Idee des wiederhergeſtellten Familienglanzes verſchlang in ihm alles übrige; nur in ihr lebte, in ihr webte er. Wir wiſſen, daß der Graf von Hauſe aus nichts weniger als geizig oder habſüchtig war. Aber indem er jahrelang damit zugebracht hatte, Tag und Nacht unausgeſetzt nur auf die Wiederherſtellung ſeines Beſitzthums zu denken, ſo hatte die Luſt am Beſitz endlich alle andern Empfindungen in ihm überwuchert; ſein kalter Verſtand hatte ſich zu herzloſer Grauſamkeit, ſeine Mäßigkeit in Neigungen und Bedürfniſſen zu unſauberm Geiz verhärtet; er war von Haus aus nicht ſchlecht geweſen, aber zehn Jahre, in unabläſſigem Proceſſiren und Rabuliren verbracht, hatten ihn ſchlecht gemacht.

Sechstes Kapitel.

Nemeſis.

Nur in Einem Punkt zeigte der Graf ſich als der echte Nachkomme ſeiner prachtliebenden und verſchwenderiſchen Vorfahren: das war in dem Bau des neuen Schloſſes, zu welchem er bald nach Beendigung jener langjährigen Proceſſe den Grundſtein legte. Das ſchmuckloſe, unſcheinbare Herrengebäude, deſſen niedriges Dach die Bäume des Gartens überragten, gleich als müßte es ſich vor den Augen der Welt verbergen, war gut genug geweſen, ſolange es gleichſam der letzte Anker, mit dem das herabgekommene Geſchlecht der Oberndorfe ſich feſtklammerte in den Boden, aus dem es einſt hervorgewachſen. Aber um den Mittelpunkt jener ausgedehnten Beſitzungen abzugeben, die der Graf ſeinem Geſchlechte ſeitdem wiedergewonnen, dazu war es allzu beſcheiden.

Das neue Schloß ſollte gleichſam das Denkmal des Triumphs werden, den er errungen; hoch oben auf den Gipfel des Berges geſtellt, frei ſichtbar nach allen Seiten, ſollte es dem erſtaunten Wanderer von dem Glanze melden, zu welchem ſeine Beſitzer ſich nach langer und ſchmählicher Verdunkelung wieder emporgeſchwungen.

Von dieſem Geſichtspunkt ausgehend, konnte der Graf den Entwurf zu dem neuen Schloß nicht großartig und prächtig genug bekommen; alle Edelſitze des Landes ſollten dagegen in Schatten treten, gerade wie die Oberndorfe allen ihren Standesgenoſſen an Alter und jetzt auch, dem Himmel ſei Dank, an Reichthum vorangingen. Fremde Baumeiſter wurden verſchrieben, zahlloſe Entwürfe vorgelegt, immer einer weitläufiger und koſtbarer als der andere; auch der Park, der mit dem neuen Schloß in unmittelbarer Verbindung gebracht werden ſollte, erhielt damals den erweiterten Umfang, in welchem wir ihn bereits kennen gelernt haben.

Dazwiſchen aber kamen dann wieder Stunden und Tage, ja Wochen und Monate, wo der Geldgeiz des Grafen ſich mit ſeinem Ehrgeiz kreuzte und wo er argwöhniſch und mistrauiſch wurde gegen ſeine eigenen Entwürfe. Es ließ ihm keine Ruhe, bis er das Schloß, mit dem ſeine Phantaſie ſich bereits ſo vielfach beſchäftigt hatte, leibhaftig vor ſich ſah, bis er mit wachen Ohren die bewundernden Ausrufe der Vorübergehenden hörte, die er in ſeinen ehrgeizigen Träumen ſchon ſo oft vernommen. Aber in demſelben Augenblick bebte er wieder zurück vor den Ausgaben, welche dieſer Bau unvermeidlich mit ſich führte.

Dieſelben waren allerdings nicht größer, als das glänzende Vermögen geſtattete, das der Graf erheirathet hatte und das infolge ſeiner glücklichen Proceſſe ſowie ſeiner genauen Bewirthſchaftung noch um ein Beträchtliches angewachſen war. Dennoch zweifelte er, ob ſeine Verhältniſſe ihm erlaubten, oder ob es nicht vielmehr eine ſtrafwürdige Verſchwendung ſei, einen derartigen Prachtbau auszuführen. Ja ſelbſt, nachdem der Bau bereits begonnen war, wiederholten ſich dieſe Zweifel und zwar ſo ſtark, daß er von Zeit zu Zeit, je nachdem die Laune des Grafen wechſelte, ganz eingeſtellt ward, um dann das Jahr darauf mit vermehrten Koſten wieder aufgenommen zu werden. Auch in der Anlage des Gebäudes nahm der Graf mancherlei Veränderungen vor, je nachdem das Barometer ſeiner Hoffnungen und Wünſche ſtieg oder fiel; bald wurde hier ein Erker zugeſetzt, dort ein Portal weggeſtrichen, ſodaß das Ganze nicht nur ein ſehr buntſcheckiges und wunderliches Anſehen bekam, ſondern was das Schlimmſte war, es wurde auch niemals fertig, und ſtatt Ruhm und Bewunderung erntete der Graf nur Spott und üble Nachrede. —

Doch war es freilich kein Wunder, daß der Graf ſich ſo wenig beeilte, ſeinen neuen Familienſitz unter Dach zu bringen, da er ja in der Familie ſelbſt nur wenig Freude erlebte. Es war dies die Nemeſis, die hinter ſeinen Triumphen daherſchritt und ſeine Lorbern in Dornen verwandelte — Dornen, die um ſo ſchmerzlicher ſtachen, je eifriger er bemüht war, ſie vor aller Welt zu verbergen.

Seine Gemahlin hatte der Graf ſchon vor Jahren durch den Tod verloren, nachdem ſie ihm zwei Knaben geſchenkt hatte. Der Graf hatte ihren Verluſt nicht beſonders tief empfunden; er hatte ſich bereits gewöhnt, alles nur nach dem Nutzen abzuſchätzen, den es ihm brachte, und dieſe arme kleine, blaſſe Frau, deren Sarg ſoeben mit dumpfem Poltern in das Erbbegräbniß der Oberndorfe hinabrollte, was konnte ſie ihm noch bieten, das er nicht längſt ſchon ſein eigen genannt hatte? Sie hatte ihn zum reichen Manne gemacht; ſie hatte die Verwaltung ihres Eigenthums rückhaltslos in ſeine Hand gelegt; ſie hatte ihm Erben geboren, die ſeinen Namen zu erhalten und ſein Geſchlecht fortzupflanzen verſprachen — ſie hatte nichts mehr zu geben, warum hätte ſie nicht ſterben ſollen?

Mit deſto größerer Sorgfalt nahm er ſich der nachgelaſſenen Knaben an; neben der Verwaltung ſeines weitläufigen Beſitzthums waren ſie das einzige, wofür er noch ein Intereſſe zeigte. Aber die natürliche Sorgfalt, die echte rechte Vaterliebe war es bei alledem nicht. Der Graf liebte in ſeinen Söhnen mehr ſeine künftigen Erben, die dereinſtigen Stammhalter ſeines Geſchlechts, als ſeine Söhne, ſie ſtanden ſeinem Stammbaum näher als ſeinem Herzen.

Daher auch dieſer unverkennbare Vorzug, den er dem Erſtgeborenen ertheilte und der ſo groß war, daß er ſelbſt ſich nicht die geringſte Mühe gab, ihn zu verheimlichen. Um nämlich einer ähnlichen Zerſplitterung der Familiengüter, wie ſie ſein Haus ſchon einmal betroffen, für die Zukunft möglichſt vorzubeugen und dieſen umfangreichen Grundbeſitz, den er mit ſoviel Mühe wieder zuſammengebracht hatte, für alle Folgezeit ungeſchmälert bei ſeinen Nachkommen zu erhalten, hatte er bei ſeinem Landesherrn die Erlaubniß nachgeſucht, aus dem größten Theil ſeiner Beſitzungen ein Majorat zu ſtiften, das als ſolches immer nur an den Erſtgeborenen des Geſchlechts übergehen ſollte. Da damals, wie ſchon erwähnt, in der Politik ganz ähnliche Reſtaurationsbeſtrebungen vorwalteten wie diejenigen, die der Graf im Kleinen mit ſo glücklichem Erfolg durchgeſetzt hatte, ſo wurde ſeinem Geſuch gern gewillfahrt.

Seitdem war Hubert — dies war der Name des Erſtgeborenen — der Augapfel des Grafen. Jeder ſeiner Wünſche wurde ihm gewährt; alle Hausgenoſſen, vom unterſten Stallknecht angefangen bis hinauf zu ſeinem Bruder Erdmann, mußten ſich ſeinem Willen fügen; ja der Graf ſelbſt behandelte ihn nicht blos mit einer Nachgiebigkeit, ſondern ſogar mit einer gewiſſen Zuvorkommenheit, einer gewiſſen Wärme der Empfindung, beinahe — wenn dies Wort überhaupt auf den Grafen noch gepaßt hätte — durfte man ſagen mit einer Art von Herzlichkeit, von der übrigens jede Spur in ihm ſeit lange erloſchen war.

Allein gerade zwiſchen dem Erſtgeborenen Hubert und ſeinem Vater beſtand ein Widerſpruch der Charaktere und eine Verſchiedenheit der Neigungen, die durch keine gegenſeitigen Liebkoſungen verwiſcht werden konnte und die immer deutlicher hervortrat, namentlich auf ſeiten Hubert's, je mehr derſelbe heranwuchs. Der Graf war ernſt, verſchloſſen, finſter; gewohnt immer nur zu befehlen, hatte er ſelbſt gegen diejenigen, die ſeinem Herzen am nächſten ſtanden, ein gewiſſes barſches, hochfahrendes Weſen angenommen, das ſich auch da äußerte, wo er ſelbſt es gar nicht äußern wollte. Das harte Verfahren, das er ſo viele Jahre hindurch wider ſeine Gegner beobachtet, hatte ihn überhaupt hart und herriſch gemacht; immer nur darüber nachgrübelnd, wie ſein Reichthum zu befeſtigen und zu vergrößern, hatte er es verlernt, ſich mit Menſchen menſchlich zu freuen, ſein Antlitz war ſtets finſter, ſein Auge drohend, ſeine Stimme rauh und gebieteriſch.

Hubert dagegen war ein Knabe von ungemein weichem und lebhaftem Gemüth. Er hatte in ſeiner Natur etwas mädchenhaft Hingebendes; die tiefſinnige Weiblichkeit ſeiner Mutter, dieſe widerſpruchsloſe, treu ausharrende Duldſamkeit, die ſie Zeit ihres Lebens geübt und die ihr einziger, wenig beachteter Schmuck geweſen war, hatte ſich in ihm gleichſam verkörpert. Daneben aber zeigten ſich auch einzelne Züge, die an den Vater erinnerten. Und zwar waren es gerade die ſchroffſten Seiten des väterlichen Charakters, die in ihm wieder auftauchten. Für gewöhnlich weich, nachgiebig, ſchüchtern, faſt bis zum Kindiſchen, konnte er, auf einen gewiſſen Punkt gebracht, doch auch einen wahrhaft ehernen Trotz entwickeln. Freilich hielt derſelbe gewöhnlich nicht lange an, aber gerade dieſe raſchen Uebergänge von Zorn und Nachgiebigkeit, von Eigenſinn und Fügſamkeit ſtanden mit dem gleichmäßig ernſten, durch und durch conſequenten Weſen des Vaters in um ſo grellerm Widerſpruch und machten ein gegenſeitiges Verſtändniß um ſo ſchwieriger, da jeder in dem andern nur das ſah, was ſeiner eigenen Natur zuwiderlief.

Erdmann, der zweite Sohn, war dem Vater ungleich verwandter; es war in ihm dieſelbe Energie, dieſelbe Feſtigkeit des Entſchluſſes, dieſelbe zähe männliche Ausdauer. Nur daß in der Seele des Knaben gleichzeitig noch alle jene zartern Empfindungen lebendig waren, welche die froſtige Hand der Erfahrung in dem Herzen des Alten längſt ausgelöſcht hatte. Erdmann, trotz ſeines ernſten Weſens, trug doch in der Stille ſeines Herzens ein heißes, ſehnſüchtiges Liebebedürfniß; mit einer ſtillen Eiferſucht, die er ſich ſelbſt nicht geſtehen mochte, empfand er den Vorzug, den der Vater dem Erſtgeborenen gewährte. Es war nicht deshalb, weil Hubert der künftige Majoratsherr war; es müßte ein ſehr verderbtes Knabenherz ſein, das in ſo frühen Jahren ſchon den eigenen Bruder um Rang und Reichthum und ähnliche äußere Vorzüge beneiden könnte. Nein, nur die größere Zärtlichkeit des Vaters war es, um die er ihn beneidete, nur dieſer weichere Ton der Stimme, dieſer ſanftere Blick des Auges, mit dem der Vater ſich zu Hubert wendete, während er für den Zweitgeborenen nur dieſelben kurzen, herriſchen Befehle, dieſelben finſtern drohenden Blicke hatte, die allen übrigen in ſeiner Umgebung zu Theil wurden.

Es braucht unter dieſen Umſtänden wol kaum erſt geſagt zu werden, daß das Leben in dem Oberndorf'ſchen Hauſe, trotz alles Reichthums und äußern Glanzes, im ganzen doch nur ein ziemlich freudloſes war. Die Knaben wuchſen heran, ohne eine eigentliche Jugend gehabt zu haben; ſie verließen, als die Zeit dazu gekommen war, das väterliche Haus, ohne Schmerz, ohne Sehnſucht, mit dem Gefühl eines Sklaven, der endlich die verhaßte Kette hinter ſich ſchleudert.

Der Graf, der, wie wir uns erinnern, ſelbſt in ſeiner Jugend ein flotter Cavalier geweſen war, wollte auch ſeine Söhne als echte Cavaliere erzogen wiſſen; ſo zurückhaltend er auch ſonſt in ſeinen Ausgaben war, ſo glaubte er es doch ſeinem Stande ſchuldig zu ſein, ihnen in dieſer

Hinſicht keine Beſchränkungen aufzuerlegen. Nur vom Hofdienſt wollte er nichts hören, ſei es, daß ihm die Nachtheile noch vor Augen ſtanden, die das Hofleben ſo vielen ſeiner Vorfahren und namentlich ſeinem eigenen Vater gebracht hatte, ſei es, daß er ſich zu vornehm dünkte und von zu reinem Blute, um ſeine Söhne etwa als Jagdjunker hinter dem Stuhl des Herzogs ſtehen zu ſehen — ſie, welche ſich eines ältern und fleckenloſern Stammbaums erfreuten als der Herzog ſelbſt!

Als die jungen Leute dagegen den Wunſch äußerten, einige Zeit in das Militär zu treten, ſo ging er auf dieſen Wunſch bereitwillig ein; die Armee ſchien ihm die beſte Schule für einen jungen Edelmann, zumal für einen Oberndorf, der ſich, meinte er, frühzeitig an das Commandiren gewöhnen müſſe.

Durch ſeine Verbindungen gelang es ihm ohne Mühe, die Söhne als Offiziere in einem Reiterregiment des benachbarten Fürſtenthums unterzubringen. Es war ein lockeres luſtiges Leben bei dem Regiment, und die beiden jungen Grafen, die ſich ſo auf einmal aus der ſtrengen väterlichen Zucht in die volle ungebundene Freiheit verſetzt ſahen, jung, reich, übermüthig wie ſie waren, erfreuten ſich bald der zweideutigen Ehre, als die Wildeſten unter den Wilden, die Tollſten unter den Tollen zu gelten. Der alte Graf zeigte ſich gegen ihre jugendlichen Thorheiten lange Zeit überaus geduldig; es war ihm eben recht und ſchmeichelte ſeinem Ehrgeiz, daß zwei Grafen Oberndorf, ſeine Söhne, aus demſelben Geſchlecht, das ſo lange Zeit nur wegen ſeiner zerrütteten Finanzen bald bemitleidet, bald behohnlacht worden war, jetzt alle Kameraden ausſtachen und ſich die theuerſten Pferde halten, die koſtſpieligſten Wetten eingehen, das höchſte Spiel ſpielen konnten beim ganzen Regiment.

Siebentes Kapitel.

Eine unerwartete Störung.

Inzwiſchen warnt ein altes Sprichwort, daß der Krug immer nur ſo lange zum Waſſer geht, bis er bricht, und auch in dieſem Falle ſollte die Wahrheit deſſelben ſich beſtätigen. Jahrelang hatte der Graf alle Berichte, die ihm über das lockere Leben ſeiner Söhne zu Ohren kamen, nur mit behaglichem Lächeln angehört, jahrelang die zahlreichen Anweiſungen, die ihm im Namen derſelben präſentirt wurden, mit einer Kaltblütigkeit honorirt, die ihm die gerechte Bewunderung aller jungen leichtfertigen Erben erwarb.

Aber auf einmal war der Faden ſeiner Geduld doch geriſſen. Was eigentlich den Ausſchlag gegeben, darüber wurde man im Publikum niemals ganz klar. Doch mußten die vorgefallenen Exceſſe ziemlich bedeutend ſein; das Regiment wurde in eine andere Garniſon verlegt, die beiden jungen Grafen aber quittirten den Dienſt — man wußte im Publikum wiederum nicht zu ſagen, ob freiwillig, ob auf Befehl ihres Vaters, oder ob etwa gar infolge höherer Weiſung.

Vielleicht was den Grafen Hubert, den künftigen Majoratsherrn, anbetraf, war der Grund, weshalb er den Dienſt ſo eilig verließ, auch noch ein ganz anderer und ſehr unverfänglicher. Der alte Graf hatte an ſich ſelbſt erfahren, daß es kein beſſeres Mittel gibt, einen jungen Mann ſolid zu machen, als die Ehe. Auch Hubert, als der eigentliche Stammhalter des Geſchlechts, ſollte heirathen; er ſollte dann das Stammgut Oberndorf zur Bewirthſchaftung übernehmen und ſich unter den Augen des Alten zum guten Hausvater und Landwirth heranbilden.

Der Alte, bei dem dieſer Plan ſeit Jahren feſtſtand, hatte auch ſchon längſt in aller Stille Muſterung gehalten unter den Töchtern des Landes, und ohne daß Hubert das Mindeſte davon ahnte, hatte er nicht nur ſeine Wahl getroffen, ſondern auch mit den Aeltern der Braut war alles Nöthige feſtgeſetzt und verabredet worden. Es war eine weitläufige Anverwandte des Oberndorf'ſchen Hauſes, alſo jedenfalls von reinſtem Blute, dabei jung, hübſch, von angenehmen Manieren. Und da auch die Vermögensverhältniſſe der Braut in wünſchenswertheſter Ordnung waren, ſo fand die Wahl im Kreiſe der Vettern und Freunde allgemeinen Beifall, und jeder lobte den Alten wegen der Geſchicklichkeit, mit welcher er den Freiwerber ſeines Sohnes gemacht.

Nur Hubert ſelbſt ſchien bei alledem kein beſonders glücklicher Bräutigam. Ueberhaupt hatte er ſich, ſeit er aus der Garniſon zurückgekehrt war, merkwürdig verändert. Aus dem leichtfertigen, lebensluſtigen Cavalier war ein trüber, in ſich verſchloſſener Kopfhänger geworden; er zog die Einſamkeit jeder Geſellſchaft vor; ſelbſt die Nähe ſeiner

Braut, jung und blühend wie ſie war, vermochte ihm kein Lächeln abzugewinnen.

Die Aerzte, welche deshalb zu Rathe gezogen wurden, erklärten dieſen für einen jungen Mann in Hubert's Lage ſo befremdlichen Gemüthszuſtand für eine Folge ſeiner erſchütterten Geſundheit. Hubert's Körper war niemals der ſtärkſte geweſen; das ausgelaſſene Soldatenleben hatte ihn noch mehr heruntergebracht. Er war offenbar krank, kränker als der Vater ahnte und als er ſelbſt zugeſtehen wollte; bleich und hohläugig, von innerer Unruhe getrieben, ſchlich er aus einem Zimmer ins andere; die ehedem ſo zierliche Geſtalt war zuſammengebrochen, das einſt ſo leuchtende Angeſicht hatte einen kränklichen greiſenhaften Ausdruck angenommen. — Mitunter rüttelte er ſich dann wol aus ſeiner Verſunkenheit empor, aber dieſes Aufflackern hatte etwas ſo Erzwungenes, dieſe Momente plötzlicher Luſtigkeit zeigten etwas ſo Gewaltſames, daß ſie nur als ein neues Krankheitsſymptom betrachtet werden mußten.

Unter dieſen Umſtänden riethen die Aerzte dringend, die Hochzeit noch zu verſchieben; eine größere Reiſe, ein längerer Aufenthalt in einem mildern Klima würden die unnatürliche Aufregung der Nerven beſänftigen und ſeine ſchwer angegriffene Geſundheit wiederherſtellen.

Allein der Alte wollte von keinem Aufſchub wiſſen. Die Ehe, meinte er mit frivolem Lächeln, ſei die beſte Cur gegen überreizte Nerven; was jetzt an Hubert nage, ſei nur der Müßiggang und die Sehnſucht nach den verſchwundenen Freuden der Garniſon; wenn er ſich nur erſt als Hausvater fühle, in ſeinen neuen Rechten und Pflichten, werde er auch ſchon ſeine frühere gute Laune wiedergewinnen. — Weder Hubert's Braut noch deren Aeltern hatten eine Ahnung von dem eigentlichen Zuſtand des Verlobten; die letztern ſahen ihn ſtets nur bei gelegentlichen Beſuchen, und da der junge Mann ſich dann immer möglichſt zuſammennahm, ſo ließen ſie ſich gern überreden, daß ſein Uebel von keiner großen Bedeutung und daß das gemächliche Leben an der Seite einer jungen liebenswürdigen Frau ihn bald wieder völlig herſtellen würde.

So wurde der Tag der Hochzeit alſo feſtgeſetzt. Unmittelbar nach derſelben ſollte das junge Paar eine größere Reiſe antreten. Bis zu ihrer Zurückkunft hoffte der Graf den Bau des neuen Schloſſes, den er ſeit einiger Zeit wieder mit großem Eifer betrieb, vollendet zu haben; er wollte es dann gemeinſchaftlich mit dem jungen Paare beziehen und an dem Anblick ihres Glücks — denn unter den Augen eines ſo zärtlichen Vaters, wie hätten ſie anders ſein können als glücklich?! — ſein alterndes Herz erwärmen. Hubert ließ ſich alle dieſe Anordnungen ſcheinbar ruhig gefallen. Auch war ſein Vater allerdings nicht der Mann, der einen Widerſpruch geduldet hätte, am wenigſten in einer ſo wichtigen, für die ganze Zukunft ſeines Hauſes ſo entſcheidenden Angelegenheit. Je näher der Tag der Vermählung rückte, deſto einverſtandener zeigte Hubert ſich mit den Beſtimmungen, die ſein Vater getroffen; die Melancholie, die ihn ſo lange mit ihren finſtern Netzen umſponnen, ſchien ihn zu verlaſſen, ſeine Braut war entzückt über ſeine Liebenswürdigkeit, und mit triumphirendem Lächeln rühmte der Alte ſich, wie richtig ſeine Vorausſetzungen geweſen und daß doch niemand die Eigenthümlichkeit ſeines Sohnes ſo gut kenne als er.

Und doch war dieſe Beſſerung nur eine ſcheinbare, die Willensſtärke, mit der Hubert ſeine Krankheit niederkämpfte, nur eine erkünſtelte geweſen. Am Morgen der Hochzeit ſelbſt, da die Gäſte ſchon verſammelt waren, ja der Prediger ſchon hinter dem Altar ſtand, brach das verborgene Leiden des jungen Mannes aufs neue aus, und zwar mit einer Gewalt, die aller Kunſt der Aerzte ſpottete.

Auch die Einzelheiten dieſes Vorgangs waren in Dunkelheit gehüllt; hatten die Zeugen, ſämmtlich der Familie angehörig, ſich ein unverbrüchliches Stillſchweigen gelobt, oder war der tiefere Zuſammenhang ihnen ſelbſt nicht näher bekannt geworden, genug, im Publikum wußte man nur, daß der Bräutigam, eben im Begriff das Jawort auszutauſchen, von einem plötzlichen Unwohlſein befallen worden war. Ein heftiges Nervenfieber war zum Ausbruch gekommen; wochenlang hatte das Leben des Kranken in der äußerſten Gefahr geſchwebt, und als es der Anſtrengung der Aerzte endlich gelang, die Gewalt der Krankheit zu brechen, da war es doch nur ein halbes Leben, ja weniger als ein halbes, was ſie ihm zurückgeben konnten.

Hubert blieb gemüthskrank; jene tiefe Verſtimmung, jene quälende innere Angſt, die ſo lange an ihm genagt, war zum vollſtändigen Irrſinn ausgeartet. Der Anblick ſeiner Braut, ja die bloße Nennung ihres Namens verſetzte ihn in Raſerei; auch gegen ſeinen Vater brach er in heftige Anfälle von Tobſucht aus. — Nicht nur die Sicherheit ſeiner Umgebung, auch die eigene Sicherheit des Unglücklichen machte es nöthig, ihn einer öffentlichen Heilanſtalt zu übergeben. Aber auch hier blieben alle Mittel der Kunſt vergeblich; das einzige, was ſie zu erreichen vermochten, war, daß die Heftigkeit der Paroxysmen allmählich nachließ und mehr in einen ſtillen, harmloſen Blödſinn überging.

Und gerade dies war die gefährlichſte Wendung, welche die Krankheit des Unglücklichen nehmen konnte. Jene leidenſchaftlichen Ausbrüche ſeines zerrütteten Gemüths hatten noch eine Hoffnung auf Wiederherſtellung gelaſſen, ſie zeigten noch eine gewiſſe Kraft des Widerſtandes; die Abſpannung, in die er jetzt verſank, war die Abſpannung des geiſtigen Todes, die Fittiche ſeiner Seele waren geknickt, und keine noch ſo tiefe Wiſſenſchaft, keine noch ſo ſorgfältige Pflege vermochten ihre zerſtörte Schwungkraft wiederherzuſtellen.

Endlich, nach jahrelanger ſorgfältiger Beobachtung und nachdem alle Hülfsmittel erſchöpft waren, erklärten die Aerzte ihn einſtimmig für unheilbar; er tobte nicht mehr, er wüthete nicht mehr — aber die Sonne ſeines Geiſtes war untergegangen und ſollte ſich niemals wieder erheben.

Achtes Kapitel.

Erſatz und Buße

Den alten Grafen drohte dieſer unerwartete Schlag, der ihn an ſeiner empfindlichſten Stelle, in ſeinem Erſtgeborenen, der Hoffnung ſeines Geſchlechts, betroffen hatte, im erſten Augenblick faſt zu zerſchmettern; man fürchtete anfangs für ſein Leben, ſo gewaltig war ſein Schmerz und mit ſolcher maßloſen Heftigkeit gab er ſich ihm hin. Der ſonſt ſo ernſte, finſtere Mann ſchien ſeine Natur ganz verändert zu haben; mit einer Ausdauer, einer Zärtlichkeit, die von keiner Mutter hätte übertroffen werden können, ſaß er Tag und Nacht am Bette des Kranken, rückte ihm mit eigenen Händen die Kiſſen zurecht, reichte ihm die vom Arzt verordneten Mittel und ſetzte allen Vorwürfen und Verwünſchungen, in welche der Unglückliche beim Anblick des Vaters auszubrechen pflegte, immer nur dieſelbe unerſchütterliche Sanftmuth entgegen.

Doch dauerte dies alles nur ſo lange, als die Aerzte noch Hoffnung zur Geneſung ließen; von dem Augenblick an, da ſie den Kranken für unheilbar erklärten, war auch der väterliche Schmerz und die Theilnahme, von welcher der Alte bisher ſoviel rührende Beweiſe gegeben, wie mit einem Schwamm hinweggewiſcht. Seit die Pforte des Irrenhauſes ſich hinter dem Unglücklichen geſchloſſen, exiſtirte er nicht mehr für ihn; er hatte ihn ausgeſtrichen aus dem Buch der Lebenden, ſelbſt ſein Name durfte nicht mehr vor ihm genannt werden. Welche Anſprüche an ſeine Zärtlichkeit durfte ein geiſteskranker Sohn auch noch erheben? Durfte er einem Irren die Zukunft ſeines Hauſes anvertrauen? Konnte ein Blödſinniger Majoratsherr werden? Ganz gewiß nicht; und da er, wie wir früher gehört haben, in Hubert immer nur den künftigen Majoratsherrn, den Erben ſeines Namens und ſeiner Reichthümer, niemals eigentlich den Sohn geliebt hatte, ſo mußte dieſe Liebe auch ganz folgerecht aufhören, ſeitdem ihr Gegenſtand zu exiſtiren aufgehört.

Dagegen wandte dieſelbe ſich jetzt mit der ganzen Energie, der ganzen Ausſchließlichkeit, die dem äußerlich ſo kalten, ſtrengen Manne überhaupt eigenthümlich war, ſeinem zweiten Sohne zu. Graf Erdmann hatte ſich bei der unglücklichen Kataſtrophe, die ſeinen Bruder betroffen, wahrhaft muſterhaft benommen. Schon während der monatelangen Verſtimmung, die dem Ausbruch ſeiner Krankheit vorangegangen, hatte Hubert an ihm den treueſten und ſorgfältigſten Pfleger gehabt; niemand verſtand es ſo gut, die umdüſterte Seele des Leidenden aufzuheitern, niemand wußte die einzelnen Anfälle ſeines Trübſinns vor der Umgebung ſo geſchickt zu verbergen als Erdmann.

Jetzt freilich, nachdem das Entſetzliche geſchehen, machte er ſich die bitterſten Vorwürfe darüber, daß er ſo und nicht anders gehandelt. Er klagte ſich ſelbſt an, durch die unzeitige Geſchäftigkeit, mit der er den eigentlichen Zuſtand des Kranken zu verbergen geſucht hatte, den letzten furchtbaren Ausbruch nur befördert zu haben; hätte er dem Vater gleich anfangs offen geſagt, wie es eigentlich mit Hubert ſtand, oder hätte er nur wenigſtens den Aerzten klaren Wein über die Gemüthsbeſchaffenheit des Unglücklichen eingeſchenkt, wer weiß, ob es nicht möglich geweſen wäre, der Kataſtrophe zuvorzukommen oder ſie wenigſtens minder heftig, minder zerſtörend zu machen.

Was aber dieſe Selbſtanklagen noch ſteigerte und ihren Stachel verſchärfte, das war die ganz ungewohnte Zärtlichkeit, welche der Vater, nachdem Hubert's Schickſal ſich einmal entſchieden hatte, ſeinem Zweitgeborenen zuzuwenden anfing. Wie oft in frühern Jahren hatte Erdmann ſeinen Bruder um dieſe Zärtlichkeit beneidet! Wie ſchmerzlich hatte er es empfunden, daß er ſo ſichtbar immer nur der zweite im Herzen ſeines Vaters war! Jetzt ſtand ihm niemand mehr im Wege, er war vollſtändig in alle Rechte eingetreten, die der alte Graf bis dahin nur ſeinem künftigen Nachfolger eingeräumt hatte — aber der Preis, um den er dieſen Vorzug erlangt, machte ihn ſchaudern …

Mittlerweile betrieb der Graf die geſchäftlichen Vorkehrungen und Einrichtungen, welche Hubert's unglücklicher Zuſtand erforderte, mit der gewohnten Umſicht und Pünktlichkeit. Da das übereinſtimmende Urtheil der berühmteſten Aerzte Hubert für unheilbar erklärt hatte, ſo konnte natürlich keine Rede davon ſein, daß er ſeinem Vater dereinſt ſuccedirte; Hubert war für alle bürgerlichen Verhältniſſe ſo gut wie todt, und es gingen ſomit ſeine Erbanſprüche ſowie überhaupt alle ſeine Rechte als künftiges Haupt der Familie auf Erdmann über.

Vergebens bat Erdmann den Vater, ſich wenigſtens einige Jahre noch zu gedulden; alles menſchliche Wiſſen ſei Stückwerk, ſolange noch ein Athem in Hubert's Bruſt, ſolange ſei es auch noch möglich, daß die Sonne des Bewußtſeins ihm wieder aufgehe.

Allein der alte Graf war ein viel zu pünktlicher Geſchäftsmann, als daß er eine ſo wichtige Angelegenheit noch länger hätte ſollen in der Schwebe laſſen. Er ſelbſt fühlte allmählich die Laſt der Jahre, die ganze Zukunft ſeines Hauſes ſtand nur noch auf Erdmann; es hätte geheißen, das geſammte Werk ſeines Lebens zerſtören und den ſo mühſam wiederhergeſtellten Glanz ſeiner Familie aufs neue der Ungewißheit preisgeben, hätte er noch länger zaudern wollen, die als unvermeidlich erkannten Schritte auszuführen. Hubert war ſucceſſionsunfähig, er war überhaupt nur noch ein bloßer Name, ein Schatten ohne moraliſche und rechtliche Exiſtenz; das war eine Thatſache, an der ſich nichts mehr ändern ließ, auch nicht durch die ſentimentalen Bedenken, die trügeriſchen Vertröſtungen ſeines Bruders. In demſelben Augenblick, da Hubert ſeiner unglücklichen Krankheit erlag, da der Faden dieſes Daſeins abriß, das gar kein Daſein mehr war, in demſelben Augenblick trat natürlich Erdmann, als Zweitgeborener, in alle Rechte ſeines ältern Bruders. Aber die Nacht dieſes Wahnſinns war vollkommen ſo tief wie die Nacht des Grabes. An die Stelle des geſtorbenen Bruders zu treten, würde Erdmann ſelbſt nicht das geringſte Bedenken getragen haben; auch die Erbſchaft des

Irrſinnigen, des aus der Reihe der Lebendigen Ausgeſtrichenen, durfte er anzunehmen nicht verweigern.

So wurde Hubert denn auf Antrag ſeines Vaters öffentlich für unfähig zur Erbfolge erklärt, während gleichzeitig Graf Erdmann, als Nächſtberechtigter, in ſeiner Eigenſchaft als künftiger Majoratsherr feierlich anerkannt und beſtätigt ward. Vergeblich hatte Erdmann, dem dieſe ganze Verhandlung im höchſten Grade ſchmerzlich war, darauf gedrungen, daß wenigſtens eine Clauſel darin aufgenommen würde, dahin lautend, daß er lediglich als Bevollmächtigter und Stellvertreter ſeines Bruders zu betrachten und daß, ſobald jener den Gebrauch ſeiner Geiſteskräfte wiedererlange, er ſelbſt gehalten ſein ſolle, alle Rechte und Nutzungen, die ihm durch das Majorat zufloſſen, an ihren urſprünglichen Inhaber zurückzugeben. Die Behörden erklärten eine derartige Clauſel für ungültig und die Aerzte zuckten die Schultern über den leichtgläubigen Phantaſten, der noch zu hoffen wagte, wo ſie ſelbſt, die erfahrenen Meiſter der Kunſt, längſt auf alle Hoffnung verzichtet hatten.

Nachdem dies leidige Geſchäft ſolchergeſtalt geordnet, kehrte dem alten Grafen ſeine frühere Gemüthsruhe zurück. Das Wichtigſte, was er auf Erden kannte, die Beſitzfolge ſeines Hauſes, war nun wieder geſichert; er hatte nun wieder einen Nachfolger, in dem er das künftige Haupt der Oberndorfe bewundern und von dem er hoffen konnte, daß er den Glanz des alten Geſchlechts aufrecht erhalten würde.

Und wirklich zeigte ſich Erdmann dazu noch ungleich geeigneter, als ſein unglücklicher Bruder es jemals geweſen war. Sein Körper war kräftig, ſeine Geſundheit feſt, ſodaß ihm eine lange Lebensdauer und eine blühende Nachkommenſchaft gewiß ſchienen. Auch hatte er etwas von der praktiſchen Natur ſeines Vaters in ſich; während Hubert, auch in ſeinen geſunden Tagen, ſich nur ungern mit den Geſchäften befaßt hatte, welche ihn als künftigen Verwalter ſo großer Beſitzthümer erwarteten, war Graf Erdmann im Gegentheil ein geborener Geſchäftsmann; der Landwirthſchaft widmete er ſich mit Eifer, und auch in allen ſonſtigen praktiſchen Verhältniſſen zeigte er ebenſo viel Scharfblick wie Geſchicklichkeit. Mit dem Vater lebte er, ſeitdem Hubert's Name nicht mehr zwiſchen ihnen genannt ward, im beſten Einvernehmen; ſeinen Winken und Befehlen auf halbem Wege entgegenkommend, führte er dieſelben mit größter Pünktlichkeit aus, und lebte ſich überhaupt in die Eigenthümlichkeiten des Alten dermaßen hinein, daß dieſer ſelbſt ſich vollkommen befriedigt erklärte.

Ihren Gipfel erreichte dieſe väterliche Zufriedenheit, als Graf Erdmann, dem unabläſſigen Andringen des Alten nachgebend, ſich endlich entſchloß, zur Ehe zu ſchreiten. Hubert's Braut, aufs tiefſte erſchüttert durch das furchtbare Verhängniß, von dem ſie ſo dicht an der Schwelle des geträumten ehelichen Glücks ereilt worden war, hatte den Entſchluß gefaßt unvermählt zu bleiben. Das Schickſal machte es ihr leicht, ihrem Entſchluſſe treu zu bleiben. Noch bevor die Aerzte Hubert für durchaus unheilbar erklärt, war ſie ihrem Kummer erlegen; ein Bruſtleiden, deſſen Keim ſie, wie ſich jetzt erſt zeigte, von früh an in ſich getragen und das ſich unter den erſchütternden Eindrücken der letzten Jahre nur allzu raſch entwickelt hatte, raffte ſie dahin, eben da ſie im Begriff war das wärmere Klima aufzuſuchen, das man ihr behufs ihrer Wiederherſtellung empfohlen hatte.

Doch war die Verſtorbene nicht die einzige Tochter geweſen; ſie hatte noch eine jüngere Schweſter, die ebenſo hübſch und ebenſo liebenswürdig war wie jene. Der alte Graf ſah darin einen Wink des Schickſals, daß das beabſichtigte Familienband dennoch geknüpft werden ſollte. Ob der Bräutigam Hubert oder Erdmann hieß, ob die Braut die ältere oder die jüngere Tochter, das war dem Alten völlig gleichgültig, wenn er nur ſeine Abſicht durchſetzte und eine Verbindung zu Stande brachte, die ihm in jeden Betracht angenehm und wünſchenswerth erſchien. — Von ſeiten der jungen Leute war keine Einſprache zu befürchten. Erdmann hatte ſich überhaupt gewöhnt, allen Anordnungen ſeines Vaters blindlings zu folgen, die junge Dame aber hatte ſchon längſt eine ſtille Zuneigung gefaßt für den reichen ſtattlichen Cavalier, der ihr einſt zum Schwager beſtimmt geweſen war und der ſich bei dem Unglück, welches ihre Schweſter betroffen, als ein ſo treuer und theilnehmender Freund erwieſen hatte.

Der alte Graf war unendlich glücklich, als dieſe Heirath endlich zu Stande gebracht war; er fühlte ſich wieder ganz jung und friſch und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo ſeine Schwiegertochter ihm den erſten Enkel, als ein neues Unterpfand für den Glanz und die Fortdauer ſeines Hauſes, in die Arme legen würde.

Allein ſo ſehr er ſich nach dieſem Zeitpunkt ſehnte und ſo nahe derſelbe in der That auch war, ſo ſollte er ihn doch nicht mehr erleben. Seit dem unglücklichen Moment, da Hubert's Krankheit zum Ausbruch gekommen, war der Schloßbau, der ſich, wie wir wiſſen, ſchon ſo manches liebe Jahr hinſchleppte, völlig in Stillſtand gerathen. Erſt ſeit Erdmann ihm die erſehnte Schwiegertochter ins Haus geführt, hatte der Graf Anſtalten getroffen, das langwierige Unternehmen wirklich zu Ende zu bringen; wenn ihr erſtes Kind ein Knabe wäre, verſprach er der jungen Frau ſcherzweiſe, ſo ſollte das ganze prächtige Schloß ihr Eigenthum werden.

Aber der Dämon, der in dieſen Bau gebannt war, ruhte noch immer nicht. Der alte Graf pflegte die Arbeiter, die jetzt wieder in großer Anzahl dabei thätig waren, perſönlich zu beaufſichtigen; es war dies ſeine Lieblingsbeſchäftigung, ſeitdem er den größten Theil ſeiner ſonſtigen Geſchäfte an Erdmann übertragen hatte. Eines Abends blieb er länger auf der Bauſtelle zurück als gewöhnlich. Von bangen Ahnungen ergriffen, eilte Erdmann auf den Platz. Allein ſchon auf der Hälfte des Weges brachte man ihm den Alten entgegen — als blutbefleckte Leiche; ſein Kopf war zerſchmettert, eine tiefe Wunde klaffte quer über der Stirn.

In dieſer kläglichen Verfaſſung, bereits ein Todter, war er in einem der halbvollendeten Gewölbe aufgefunden worden. Wie das Unglück ſich eigentlich zugetragen, wollte niemand wiſſen; vielleicht war er, von einem plötzlichen Schwindel ergriffen, von den ſchwankenden Gerüſten hinabgeſtürzt, vielleicht auch hatte ein zufällig herabfallender Stein ihn erſchlagen.

So die erſte Nachricht. Allein ganz anders und noch viel erſchütternder geſtaltete die Sache ſich, nachdem die Aerzte die Leiche unterſucht hatten. Mit der größten Entſchiedenheit nämlich behaupteten dieſelben, die Verwundung, welche den Tod des Grafen herbeigeführt, könne ihm nur durch fremde Gewalt zugefügt ſein. Infolge der Nachforſchungen, die hierauf angeſtellt wurden, ergab ſich in der That, daß der Graf kurz zuvor einen heftigen Wortwechſel mit einem der bei dem Bau beſchäftigten Arbeiter gehabt hatte. Es war ein ehemaliger Bauer des Dorfs, einer von jenen, die der Graf von Haus und Hof herunterproceſſirt hatte. In die tiefſte Armuth verſunken, ohne Zufluchtsſtätte weit und breit, hatte der Unglückliche es endlich noch als eine Gnade betrachten müſſen, ein dürftiges Unterkommen als Handlanger bei dem Schloßbau ſeines mächtigen Gegners zu finden. Man erinnerte ſich jetzt oder glaubte ſich wenigſtens zu erinnern, daß der Mann ſchon früher allerhand finſtere Drohungen gegen den Grafen ausgeſtoßen; auch machte das Elend, in welchem er ſich befand, ſowie das Gefühl des Unrechts, das er erlitten, eine That der Verzweiflung oder der Rache nichts weniger als unwahrſcheinlich.

Was den Verdacht beinahe zur Gewißheit erhob, war, daß der vermeintliche Thäter ſeitdem ſpurlos verſchwunden war. Erſt einige Tage darauf gelang es, ihn in der Nachbarſchaft, wo er ſich bettelnd umhertrieb, aufzugreifen. Er hatte ſeinen Sohn bei ſich, einen dreijährigen Knaben. Der Mann ließ ſich widerſtandslos verhaften; von dem Ende des Grafen behauptete er nicht das Mindeſte zu wiſſen. Um ihn mit der Leiche zu confrontiren, wurde er nach Oberndorf zurückgeführt. Allein noch in derſelben Nacht erdroſſelte er ſich im Gefängniß, ohne daß ein Geſtändniß über ſeine Lippen gekommen war.

Neuntes Kapitel.

Graf Erdmann.

So furchtbare Ereigniſſe, ſo raſch hintereinander, Schlag auf Schlag, wären wol hinreichend geweſen, den ſtärkſten Muth zu brechen und die heiterſte Laune in Trübſinn zu verwandeln. An Muth fehlte es dem neuen Majoratsherrn nun zwar nicht; im Gegentheil, er beſaß einen ſtarken und mannhaften Geiſt, und die harte Schule, die er in dem jahrelangen ausſchließlichen Umgang mit ſeinem Vater durchgemacht, hatte ihm eine immer größere Reife und Gediegenheit gegeben.

Aber an Lebensluſt und Freude fühlte er ſich allerdings vollſtändig verarmt; er wagte nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu wünſchen; die Zukunft lag vor ihm, ſchwarz und düſter wie das Leichentuch, das er ſoeben über den Sarg ſeines Vaters gebreitet hatte. Er war jetzt freilich einer der angeſehenſten Männer des Landes, Unzählige beneideten ihn und prieſen ihn glücklich wegen ſeiner vornehmen Geburt, ſeines Reichthums, ſeiner einflußreichen Verbindungen. Allein indem er in Gedanken zurückblickte auf den Weg, den ſein Schickſal ihn bis hierher geführt — indem er an die Zelle im Irrenhaus dachte, die ſeinen unglücklichen Bruder beherbergte — indem er an den Schleier rührte, den furchtbar blutigen Schleier, der das Ende ſeines Vaters bedeckte — o wie erbärmlich kam ihm da alle dieſe Pracht und Herrlichkeit vor! wie gern hätte er mit dem letzten und ärmſten ſeiner Unterthanen getauſcht! Es lag ein Fluch auf dem Hauſe der Oberndorfe, ganz gewiß, und er war der Erbe dieſes Fluchs; willenlos, mit geſchloſſenen Augen, gleich dem armen Sünder auf dem Schaffot, bot er ſein Haupt den finſtern Mächten dar, die über ſeinem Geſchlecht walteten und die ihn aufgeſpart zu haben ſchienen, damit er die volle Hefe des Unglücksbechers trinke.

Seine düſtern Befürchtungen täuſchten ihn nicht, der Grimm des Schickſals war in der That noch nicht geſättigt, es fand noch eine Stelle, ſein Herz aufs neue zu verwunden. — Der Schreck, den das grauenvolle Ende ihres Schwiegervaters der jungen Gräfin verurſacht, war die Veranlaſſung einer vorzeitigen Niederkunft geweſen. Das Kind, das ſie zur Welt brachte, wurde nur mit Mühe am Leben erhalten; es war — eine Tochter. Seitdem kränkelte die Mutter; daſſelbe Uebel, das ihre Schweſter dahingerafft, drohte ſich auch bei ihr zu entwickeln. Vom erſten Tage ihrer Krankheit an war Graf Erdmann auf das Aeußerſte gefaßt; er hielt ſich überzeugt, daß es für ihn kein Glück auf Erden mehr gebe, und daß es ſein Schickſal ſei, alle, die er liebte, vor ſich dahinwelken zu ſehen.

Ach und die Gräfin welkte ſo langſam dahin! Sie ſchied ſo ungern von einem Leben, das noch ſo verheißungsvoll vor ihr lag und von dem ſie noch ſo wenig gekoſtet! — Es war, wie wir uns erinnern, keine beſonders glühende Leidenſchaft geweſen, welche die beiden Gatten zueinander geführt hatte; ſie waren weniger der Stimme ihres Herzens, auf die ja doch niemand gehört hätte, als dem Willen ihrer Aeltern und der Nöthigung der Verhältniſſe gefolgt. Aber da beide von Haus aus gutgeartete und wohlwollende Naturen waren, ſo hatten ſie ſich raſch und glücklich ineinander eingelebt; es hatte verliebtere Ehepaare gegeben, ohne Zweifel, aber gewiß nur wenige, die einander aufrichtiger achteten und die feſter entſchloſſen waren, durch gegenſeitige treue Anhänglichkeit einander den rauhen Weg durchs Leben zu erleichtern.

Und auch dieſe treue, liebevolle Gefährtin, dieſen letzten Halt, der ihm noch geblieben war, ſollte der Bedauernswerthe nun verlieren. Die Krankheit der Gräfin machte langſame, aber unaufhaltſame Fortſchritte. Mit dem wiederkehrenden Frühling löſchte ſie aus, ſanft und ſtill wie ein Licht; ſie ſelbſt hatte ihren Tod noch nicht ſo nahe geglaubt, ſie ſtarb mit einem Lächeln auf dem ſchönen blaſſen Angeſicht.

Die Trauer des Grafen war tief und aufrichtig. Doch fühlte er die Nothwendigkeit, ſich ihr nicht allzu ſehr hinzugeben; auch war ſein Herz von den wiederholten Streichen, welche ihn betroffen, allmählich hart und fühllos geworden. Den Gedanken einer zweiten Vermählung, der ihm von verſchiedenen Seiten nahe gelegt ward, wies er mit Abſcheu zurück. Mochte ihm immerhin dereinſt Schild und Helm zertrümmert in die Gruft nachgeſandt werden: er wußte, wie wenig Segen dabei war, Majoratsherr von Oberndorf zu ſein, und blieb daher unberührt von dem Verlangen, die Laſt, die ihn faſt erdrückte, einem Erben ſeines Bluts nachzulaſſen.

Noch indeſſen lag dieſe Laſt auf ihm, noch war er Herr und Beſitzer dieſer Güter, die ſein Vater mit ſo vieler Anſtrengung wieder zuſammengebracht hatte, und ſo mußte er auch den Pflichten genügen, welche dieſe Stellung ihm auferlegte. Kein Schmerz iſt ſo tief, kein Kummer ſo nagend, daß er einer geregelten Thätigkeit auf die Dauer widerſtehen könnte. Es iſt der Segen, der auf der Arbeit ruht, daß ſie auch das gepreßteſte Herz frei, die düſterſte Stirn heiter macht; mit der wohlthätigen Ermüdung, die ſich nach redlich vollbrachtem Tagewerk über unſere Glieder ergießt, breitet ſich auch eine Ahnung des Friedens, ein leiſer Hauch abendlicher Ruhe über das ſtürmiſche Meer unſerer Seele.

Auch Graf-Erdmann empfand dieſen Segen der Arbeit; er empfand ihn um ſo lebhafter, je mehr er es für die Aufgabe ſeines Lebens erkannte, gut zu machen, ſoweit es noch in menſchlichen Kräften ſtand, was ſein Vater verſehen, und dadurch, wenn irgendmöglich, den Fluch zu löſen, oder doch wenigſtens zu beſchwichtigen, unter deſſen ehernem Druck alle Blüten und Knospen ſeines Lebens dahingewelkt waren. Solange der alte Graf gelebt, hatte der Sohn ihm einen unbedingten und widerſpruchsloſen Gehorſam gewidmet; jetzt, da das finſtere Auge geſchloſſen, der herriſche Mund verſtummt, da, mit Einem Wort, der Bann gelöſt war, dieſer wunderbare, unerklärliche Bann, in welchem der Alte von jeher alle gehalten, die jemals mit ihm in Berührung gekommen — jetzt erſt wagte Erdmann es ſich zu geſtehen, daß ſein Vater viel ungeſühntes Unrecht zurückgelaſſen und daß es einer langen und unermüdlichen Thätigkeit bedurfte, um nur die Hälfte der Wunden zu heilen, die der gewaltthätige Sinn des Alten, ſeine Habſucht, ſein Ehrgeiz, ſeine Gleichgültigkeit gegen das Wohl und Wehe ſeiner Nebenmenſchen geſchlagen. — Erdmann glaubte jetzt zu verſtehen, woher dies Strafgericht ſtammte, mit dem der Himmel ihn und die Seinen ſo ſichtbarlich heimſuchte: das Gut der Oberndorfe war mit zu viel Schweiß und Blut zuſammengekittet, es konnte kein Segen ruhen auf einem Beſitzthum, an welchem ſo viel lautes und verborgenes Unrecht haftete. Es war ihm eine eigenthümliche ſchmerzliche Freude, zu denken, daß er ſich und ſein perſönliches Glück hingebe als Opfer für die Vergangenheit. Vielleicht gelang es ihm die Zukunft damit zu retten; vielleicht ließ das Schickſal ſich genügen an dem, was von ihm erduldet war, und indem er ſelbſt aus der Ringbahn des Glücks beſcheiden zurücktrat und auf alle Genüſſe des Lebens verzichtete, machte er vielleicht Raum für ein neues Geſchlecht, ein Geſchlecht, das keinen Theil hatte an dem begangenen Unrecht und dem daher auch aus der dunkeln Saat des Unglücks neue Freude und neue Hoffnung erblühen konnte. —

Der nächſte und dringendſte Gegenſtand ſeiner Sorge war ſein Bruder Hubert. Die Vorausſagung der Aerzte bewahrheitete ſich nur allzu ſehr; die Nacht, die ſeine Seele umſchleiert hielt, blieb undurchdringlich. Doch hatte ſein Zuſtand ſich auch nicht weiter verſchlimmert; es war eine bunte Welt abenteuerlicher, doch harmloſer Ideen und Vorſtellungen, in welcher der Unglückliche lebte, ohne ſich oder ſeiner Umgebung das mindeſte Leid zuzufügen. Wer das ewig lächelnde Antlitz des Kranken ſah, der gewann leicht die tröſtliche Ueberzeugung, daß er ſelbſt von ſeinem Elend keine Ahnung hatte, vielmehr im Gegentheil: Hubert fühlte ſich in ſeinem Irrſinn zufrieden und glücklicher, als es viele Menſchen mit geſunden Sinnen thaten — zum Exempel ſein eigener Bruder, der vielgeprieſene und beneidete Majoratsherr von Oberndorf.

Unter dieſen Umſtänden erſchien es dem letztern als eine Art von Ehrenpflicht, den Unglücklichen nicht länger der Pflege einer Heilanſtalt zu überlaſſen, ſondern ihn in ſeinem eigenen Hauſe aufzunehmen. Der Verſuch war gewagt, aber er gelang vollkommen; die brüderliche Liebe feierte einen ſchönen und rührenden Sieg. Nur anfangs, da Hubert, zum erſten mal wieder durch den langen düſtern Ahnenſaal wandelnd, das Bild ſeines verſtorbenen Vaters erblickte, war er heftig zuſammengefahren; eine unerträgliche Angſt ſchien ihn bei dem Anblick zu befallen und mit eiligen Schritten, unter kläglichem Wimmern, flüchtete er ſich in den entlegenſten Winkel des Hauſes.

Mit der Zeit jedoch verloren ſich dieſe Anfälle, ja es gewann im Gegentheil den Anſchein, als ob die bekannten Räume, in denen er einſt ſeine Kindheit verlebt, eine Art von Dämmerlicht in die Seele des Kranken warfen; er wurde nach ſeiner Art geſprächig und mittheilſam und äußerte an dieſem und jenem, was in ſeiner Umgebung vorging, eine Art kindiſcher Freude. — Hubert's Lieblingsbeſchäftigung war, mit bleiernen Soldaten zu ſpielen; auch zeichnete er gern Schlachtpläne und ſaß ganze Nächte hindurch auf, um in einer wunderlich phantaſtiſchen Sprache Berichte abzufaſſen über angebliche Gefechte, die er beſtanden haben und aus denen er ſoeben ſiegreich zurückgekehrt ſein wollte — Reminiſcenzen, wie man ſieht, aus der Zeit ſeines Offizierſtandes, aber auch die einzigen, die ihm aus dieſer Epoche geblieben waren. Ebenſo liebte er es, ſich vorleſen zu laſſen, vorzüglich hiſtoriſche und militäriſche Werke. Am häufigſten aber ließ er ſich Scenen aus der Franzöſiſchen Revolution vortragen: es war ein wunderbar unheimlicher Ausdruck, gemiſcht aus Grauſen und Wohlbehagen, der auf ſeinem Antlitz lagerte, indem er den Schilderungen aus der Zeit der Schreckensherrſchaft zuhorchte; ſeine zerrüttete Phantaſie, im übrigen ſo ſanft und kindlich, ſchien ſich zu weiden an den Strömen Blutes, welche damals gefloſſen, während die einzelnen Bemerkungen, mit welchen er die Lectüre gelegentlich unterbrach, ein ſeltſames Gemiſch von Scharfſinn und Verkehrtheit zeigten.

Freilich kamen nach ſolchen verhältnißmäßig lichten Zeiten auch wieder andere, wo der Unglückliche völlig in ſich ſelbſt verſank und für jeden Troſt, jeden Zuſpruch unzugänglich wurde. Eine furchtbare Unruhe ſchien ihn alsdann zu peinigen; raſtlos, Tag und Nacht, lief er die Gänge des Hauſes auf und ab, mit verwirrten Blicken in allen Winkeln umherſpähend und mit den Händen in die Luft greifend, gleich als ſuche er etwas, was er niemals finden, als wolle er etwas erfaſſen, das er nicht erreichen konnte . . .

Allein auch während dieſer Anfälle, die natürlich für die Hausgenoſſen viel Läſtiges und Unbequemes hatten und eine unausgeſetzte Aufmerkſamkeit erforderten, blieb die Duldſamkeit und Liebe, mit welcher Graf Erdmann ſeinen unglücklichen Bruder behandelte, unveränderlich. Erdmann ſah in Hubert noch immer den ältern Bruder, den eigentlichen Erben und Nachfolger ſeines Vaters, während er ſelbſt ſich nur als ſeinen Stellvertreter betrachtete. Nicht nur von der Dienerſchaft, ſondern auch von den Anverwandten und Freunden des Hauſes durfte Hubert niemals anders genannt werden als „der Herr“; Erdmann ſelbſt nannte ihn ſtets nur bei dieſem Namen. So oft Hubert in den lichten Momenten ſeiner Krankheit das Familienzimmer betrat, erhob ſein Bruder ſich nnd räumte ihm den oberſten Platz am Tiſche. Die Geduld, mit welcher er den wirren Reden des Kranken zuhörte oder ſeine wunderlichen Fragen beantwortete, war unerſchöpflich; ſo ſchroff und ablehnend Graf Erdmann, in dieſer Hinſicht der echte Sohn ſeines Vaters, ſich übrigens in allen geſelligen Beziehungen zeigte, ſo ſanft und nachgiebig, beinahe demüthig, erwies er ſich gegen den kranken Bruder.

Und zwar geſchah dies alles wie etwas, das ſich ganz von ſelbſt verſtand, ohne den geringſten Zwang, ohne die mindeſte Oſtentation, lediglich als ein Ausfluß der innigen Zärtlichkeit und der wahrhaft brüderlichen Hingebung, die Graf Erdmann dem Unglücklichen unveränderlich bewahrt hatte. — Fremde, die zuerſt Zeugen dieſes ſeltſamen Verkehrs waren (wiewol es deren bei der Zurückgezogenheit, in welcher der Graf lebte, auf Schloß Oberndorf nur ſehr ſelten gab) rümpften anfangs wol die Naſe und machten ſich in der Stille luſtig über dieſe ganz ungewöhnliche Zuv[illegible]mmenheit, um nicht zu ſagen: dieſe Ehrerbietung, mit welcher hier die Geſunden den Kranken, die Verſtändigen den Irrſinnigen behandelten. Allein der Graf ließ ſich dadurch nicht ſtören; auch war der moraliſche Zwang, den er auf ſeine Umgebung ausübte, ſo groß, die Zärtlichkeit, die er dem Unglücklichen widmete, ſo aufrichtig und tiefempfunden, daß die Spötter in unwillkürlicher Hochachtung verſtummten und der Weiſe des Hauſes, in dem es einmal hergebracht war, Hubert's Krankheit möglichſt zu ignoriren und ihn faſt wie einen Geſunden zu behandeln, ſich auch ihrerſeits anſchloſſen. —

Nächſt dem Schickſal ſeines Bruders lag dem Grafen nichts ſo ſehr am Herzen als die Verwaltung ſeiner Güter; er zeigte in dieſer Hinſicht ganz dieſelbe Umſicht und Thätigkeit wie ſein Vater. Allein wenn jener nur darauf bedacht geweſen war, den Umfang ſeiner Beſitzungen zu erweitern und ihren Ertrag zu ſteigern, ſo war es weit weniger ſein eigener Nutzen als vielmehr das Wohl ſeiner Unterthanen, ihr materielles ſowol als ihr geiſtiges, was den Grafen vorzugsweiſe beſchäftigte. Sein Vorgänger, wie früher erzählt worden, hatte die ſelbſtändigen Beſitzer, die ſich auf dem ehemaligen Grund und Boden der Oberndorfe angeſiedelt, theils in Güte, theils mit Gewalt entfernt und ſtatt ihrer eine Bevölkerung von Tagelöhnern und Coloniſten herbeigezogen, deren ſittliche Unzuverläſſigkeit mit der Unſicherheit und Abhängigkeit ihrer äußern Exiſtenz in genaueſter Uebereinſtimmung ſtand; Graf Oberndorf war berühmt als der reichſte Grundbeſitzer des Landes, aber die Unterthanen dieſes reichſten Grundbeſitzers waren bekannt als das trägſte und nichtsnutzigſte Geſindel, das weit und breit anzutreffen.

Hier nun vor allem ſuchte Graf Erdmann zu beſſern und wiederherzuſtellen, was noch möglich war. Und viel war das freilich nicht. Jenes frühere ſelbſtändige Geſchlecht war vernichtet, es war weggezogen, verdorben, geſtorben; er konnte es nicht zurückrufen, konnte und durfte überhaupt nichts Weſentliches an dem Beſitzſtand ändern, da ihm ſelbſt ja durch die Majoratsordnung die Hände gebunden waren.

Dagegen that er alles, was in ſeinen Kräften ſtand, die äußere Lage ſeiner Coloniſten zu erleichtern und damit zugleich ihre ſittliche Bildung und Erziehung zu heben. Beim Tode ſeines Vaters hatte das Dorf zunächſt beim Schloſſe nur aus einer Anzahl elender Hütten beſtanden; Graf Erdmann führte es von Grund aus neu auf, während er zugleich die Abgaben und Pachtbeträge ermäßigte, ſie auch wol in Zeiten der Noth ganz und gar erließ. Die Schulen, um welche der alte Graf ſich blutwenig bekümmert hatte, bildeten für Erdmann einen Hauptgegenſtand ſeiner Sorge; er beſuchte ſie häufig in Perſon, ermahnte die Kinder mit Nachdruck zum Guten, ließ auch einzelne, die beſonders dürftig waren oder beſondere Fähigkeiten zeigten, auf ſeine Koſten erziehen. Ueberhaupt nahm er, trotz ſeines rauhen verſchloſſenen Weſens, an dem Wohl und Wehe ſeiner Unterthanen den lebhafteſten Antheil; er verfolgte das Schickſal der einzelnen mit großer Aufmerkſamkeit und verſäumte keine Gelegenheit, ſeine Theilnahme durch die That an den Tag zu legen.

Leider erntete er damit in den meiſten Fällen nur wenig Dank. Die äußerlich finſtere Art und Weiſe, mit der er ſeine Wohlthaten ertheilte, nahm ihnen in den

Augen derer, welche ſie empfingen, den größten Theil ihres Werths. Ein Herr, der ſie nach Umſtänden tüchtig geſchunden hätte, im übrigen aber fünf gerade ſein ließ, wäre dieſen Leuten lieber geweſen als die ernſte, immer gleichmäßige, immer geräuſchloſe Wohlthätigkeit des Grafen. Sie wollten lieber etwas geplagt ſein, wenn ſie dafür nur volle Freiheit hatten, ihren ſchlechten Neigungen zu leben, wie ſie wollten; ſich ſo unaufhörlich zum Guten antreiben, ſo unausgeſetzt von dem Auge dieſes ewig wachſamen, von allem wiſſenden, ſich um alles bekümmernden Gebieters controliren zu laſſen, erſchien ihnen als das härteſte Joch, das ſich irgend erdenken ließ.

Auf dieſe Weiſe kam es, daß Graf Erdmann, obgleich er für das Wohl ſeiner Unterthanen eifriger beſorgt war und ſich ihrer mit größerer Gewiſſenhaftigkeit annahm als irgendeiner ſeiner Standesgenoſſen, dennoch nichts weniger als beliebt war. Der Graf gab mit vollen Händen, aber er gab mit finſterer Miene; er baute Schulen und Kirchen, aber er verminderte die Zahl der Wirthshäuſer; er unterſtützte die Armen und Kranken, aber mit unerbittlicher Härte verfolgte er alle Vagabunden und Müßiggänger.

Und da nun gerade dieſe die Mehrzahl dieſer zuſammengelaufenen Bevölkerung bildeten, ſo war es ſehr natürlich, daß er, trotz ſeines unzweifelhaften Edelmuths, von dem aber niemand erfuhr, am wenigſten durch ihn ſelbſt, nah und fern, bei vornehm und gering, in den Ruf eines harten, ſtrengen und gewaltthätigen Herrn gerieth. Es war der Ruf, in dem ſein Vater geſtanden; und da die Welt immer geneigter iſt, das Böſe zu glauben als das Gute, ſo übertrug ſie ihn, ohne lange Ueberlegung, auch auf den neuen Gebieter, zumal derſelbe in ſeinem Aeußern ebenſo ſchroff war und ebenſo kurz angebunden wie ſein Vorgänger.

Auch noch ein anderer Umſtand trug dazu bei, dem Ruf des Grafen zu ſchaden: er machte nicht die mindeſten Anſtalten, den Schloßbau, der ſeinen Vater ſo viele Jahre beſchäftigt hatte, wenn auch freilich mit mancherlei Unterbrechungen, zu Ende zu führen, im Gegentheil, er ließ das faſt vollendete Gebäude abſichtlich in Trümmer zerfallen. An und für ſich zwar war auch das ſehr natürlich. Der Graf war der letzte ſeines Geſchlechts, der größere Theil ſeiner Beſitzungen mußte nach ſeinem Tode auf entfernte Verwandte übergehen; welchen Sinn hätte es für ihn gehabt, ein Gebäude zu vollenden, das nach der Abſicht ſeines Gründers den wiederhergeſtellten Glanz eines Geſchlechts verherrlichen ſollte, das ſchon in dieſem Augenblick wieder ſeinem Erlöſchen ſo ſichtbar entgegenging.

Auch hielt ſich der Graf ſo zurückgezogen von allem geſelligen Treiben, ſeine Lebensweiſe war ſo einfach, ſeine Bedürfniſſe ſo gering, daß das alte unanſehnliche Herrenhaus für ihn mehr als genügend war. Und endlich hafteten an dieſem Gebäude ſo peinliche Erinnerungen, ſo blutige Schatten waren an dieſe Mauern gebannt, daß es ihm ſchon um deswillen nicht zu verdenken war, wenn er die einfache beſcheidene Wohnung inmitten des blühenden Gartens den öden Prachtſälen des Schloſſes vorzog. —

Freilich hatte der Bau eine Maſſe von Händen beſchäftigt und zahlreichen Tagelöhnern von nah und fern Unterhalt gegeben; dieſe beſchwerten ſich nun über den neuen Herrn und klagten, daß ſie durch ſeine unzeitige Sparſamkeit Arbeit und Brot verloren.

Allein der Graf war bereits daran gewöhnt, ſich mit ſeinen edelſten Abſichten, ſeinen beſtgemeinten Planen verkannt zu ſehen; er ließ die Leute ſprechen, was ihnen beliebte, und verfolgte hierin wie in allen andern Stücken den Weg, den er ſich einmal vorgeſetzt hatte — den ernſten, freudloſen Weg unerſchütterlicher Pflichterfüllung, von keiner Blume der Freude eingefaßt, nur unabläſſig vorwärts ſtrebend, weiter und weiter durch den heißen Sonnenbrand des Lebens ...

Zehntes Kapitel.

Die Tante.

Keine Blume der Freude, ſagten wir ſoeben, habe den einſamen Weg des Grafen geſchmückt. Es war zu viel geſagt, wir müſſen widerrufen: ja, eine doch — ſeine Tochter. Es war ein liebliches blühendes Kind, das inmitten dieſer trüben einförmigen Umgebung ſo luſtig aufwuchs und ſich ſo ungeſtört entwickelte, als ob der reinſte, heiterſte Himmel häuslichen Glücks über ihr gelacht hätte. Der Graf liebte ſie aufs zärtlichſte. Aber wie ſein ganzes Weſen nun einmal ernſt und finſter geworden war, ſo hatte auch ſeine Zärtlichkeit wenig oder nichts, was ein heranwachſendes Kind, ein junges Mädchen ermuthigen und beglücken konnte. Auch Franziſka — dies war der Name des Kindes — liebte ihren Vater, aber noch mehr, als ſie ihn liebte, fürchtete ſie ihn; der Ausdruck der Schwermuth, der auf ſeiner Stirn lag, ſein wortkarges, düſteres Weſen ſchnürte ihr die kleine Kehle zu und ließ ſie verſtummen mitten in ihren heiterſten Spielen, ſowie der Vater zu ihr ins Zimmer trat.

Dem Grafen entging das nicht; mit jenem Scharfſinn, der den Unglücklichen eigenthümlich iſt und den ſie ſo gut anzuwenden wiſſen, wo es ſich darum handelt, die Laſt ihres Kummers noch zu vermehren und den dürftigen Tropfen Balſam, den ein mitleidiges Schickſal ihnen reicht, ebenfalls in Gift zu verwandeln, erkannte er das fremde ſchüchterne Weſen, das die Kleine gegen ihn beobachtete. Kinder und Irre haben eine gewiſſe Verwandtſchaft; beide leben nur dem Augenblick, unbekümmert um die nüchterne Wirklichkeit der Dinge, und tauchen gern und willig in das Meer der Bewußtloſigkeit unter. Auch die kleine Franziska hielt ſich lieber zu dem närriſchen Oheim mit dem alten gutmüthigen Kindergeſicht, das oft ſo wunderbar dareinguckte und ſo ſeltſame Geberden ſchnitt, daß ſie laut auflachen mußte, als zu dem ernſten, ſtillen, ſchweigſamen Vater. Franziska wurde der eifrigſte Spielgefährte des kranken Hubert; ganze Tage ſaßen ſie beieinander, beſchäftigt die langen Reihen der Bleiſoldaten mit Erbſen niederzuſchießen und Victoria über die Gefallenen zu rufen.

Graf Erdmann, ſeitdem er die Entfremdung bemerkte, die zwiſchen ihn und ſeine Tochter getreten war, hatte es ſich zum Geſetz gemacht, die Entwickelung der letztern in keiner Weiſe zu beſchränken; er war ſo mistrauiſch gegen ſich ſelbſt geworden, daß er durch ſeine Liebe das geliebte Weſen ſelbſt nur zu verletzen fürchtete.

Er entſagte daher auch allem Einfluß auf ihre Erziehung, und da dieſelbe überhaupt zweckmäßiger der Leitung einer weiblichen Hand übergeben wurde, ſo lud er eine ſeiner Couſinen, oder wie ſie in der Familie gewöhnlich genannt ward, Tante Lucinde, ein, ſich ſeinem Hausweſen anzuſchließen und die Erziehung ſeines Töchterchens zu übernehmen.

Die Wahl war, ehrlich geſtanden, keine beſonders glückliche. Doch iſt es ja wol ſchon klügern Männern begegnet als Graf Erdmann, daß ſie ſich zwar vortrefflich darauf verſtehen, die Angelegenheiten fremder Leute zu ordnen, in ihren eigenen aber die offenbarſten Misgriffe begehen. Was dem Grafen an Weichheit und Geſchmeidigkeit des Weſens fehlte, das beſaß Tante Lucinde zu viel. Sie war außerordentlich ſentimental; ihre Jugend war in eine Zeit gefallen, wo es zum guten Ton gehört hatte, gerührt zu ſein, und obwol ſeitdem eine namhafte Reihe von Jahren verſtrichen war, konnte ſie ſich der alten Gewohnheit doch noch immer nicht entſchlagen. Auch hatte ſie allerhand Erfahrungen gemacht, durch die ſie in ihrer weichen, thränenreichen Stimmung nur noch immermehr beſtärkt worden war. Sie war in jungen Jahren zweimal verlobt geweſen — ſtandesgemäß natürlich, denn wie hätte ein Fräulein von Oberndorf es anders ſein können?! Aber beidemal waren die Verlobten ihr untreu geworden, wie man ſich im Publikum zuflüſterte, weil ſie ſich nicht ſtark genug gefühlt hatten, das ewige Seufzen und Schmachten, das Gerührtſein und Verhimmeln ihrer Schönen zu ertragen.

Man erwartet vielleicht, daß Tante Lucinde nach ſo ſchmerzlichen Enttäuſchungen einen brennenden Haß auf das Geſchlecht der Männer geworfen, das dermaßen an ihr zum Verräther geworden; die verlaſſenen Ariadnen pflegen es ſo zu machen, beſonders wenn ſie in den

Jahren ſind, wo ſich ſo leicht kein Bacchus mehr findet, ſie zu tröſten.

Aber nein, Tante Lucindens Herz war zu weich, zu edel, ſie konnte überhaupt nicht haſſen, ſie mußte lieben — auch wenn die Liebe ſie unglücklich machen ſollte. War nicht die Erde ein Jammerthal, das ganze menſchliche Leben eine einzige Schule der Leiden? Nur gemeine Seelen konnten ſich glücklich fühlen in dieſer unvollkommenen Welt, dieſer Welt der Täuſchungen, der Widerſprüche, der irdiſchen Beſchränktheit; das Kennzeichen bevorzugter Naturen beſtand eben darin, daß kein irdiſcher Beſitz ſie glücklich zu machen im Stande war.

Als Lucinde in das Haus ihres gräflichen Vetters kam, um die Erziehung ihrer Nichte zu übernehmen (in Wahrheit war die Verwandtſchaft viel weitläufiger, und hätte einen guten Genealogen erfordert, ſie Schritt vor Schritt nachzuweiſen; indeſſen Onkel und Neffe, Tante und Nichte ſind einmal die landläufigen Kategorien, unter denen alle möglichen Verwandtſchaftsgrade, die ſich ſonſt nicht mehr recht documentiren laſſen, zuſammengefaßt werden, und obenein war Lucinde als richtige alte Jungfer in der ganzen Oberndorf'ſchen Familie unter dem Namen der „Tante" bekannt und eingeführt) — alſo, ſagen wir, Tante Lucinde in das Haus ihres Vetters überſiedelte, um die Erziehung der kleinen Gräfin zu übernehmen, hatte ſie den Kopf voll der künſtlichſten pädagogiſchen Syſteme, die ſämmtlich darauf hinausliefen, ihren Zögling zu einem wahren Muſterbild des weiblichen Geſchlechts zu machen.

Franziska hatte bis dahin faſt ohne Aufſicht gelebt, ſie war wild und ausgelaſſen wie ein Knabe und zog den

Aufenthalt im Freien, das Laufen und Springen im Garten oder das Soldatenſpielen mit dem alten närriſchen Oheim dem Spiel mit der Puppe und was für Zeitvertreib der Art es ſonſt für kleine Mädchen gibt, weit vor. Seit Tante Lucinde die Zügel der Herrſchaft ergriff, ſollte das alles nun auf einmal anders werden; Anſtand, Anſtand war der ewige Refrain ihrer mütterlichen Ermahnungen. Franziska ſollte nie vergeſſen, daß ſie eine junge Gräfin; ſie ſollte nicht mehr über Gräben und Hecken ſetzen; ſie ſollte glatte Haare und lange Kleider tragen; wenn jemand ſie anſah, ſollte ſie die Augen niederſchlagen, ſollte erröthen, ſo oft ſie angeredet ward.

Auch der intime Verkehr, den die Kleine mit Onkel Hubert unterhielt, wurde von Lucinden für ſehr unpaſſend erachtet. Sentimentale Damen brauchen darum noch nicht immer mildherzig zu ſein, im Gegentheil, ihre weichen Herzen können mitunter auch recht herbe, unfreundliche Gefühle hegen. Zwar in Gegenwart des Grafen Erdmann hütete ſie ſich wohl, ihre eigentliche Meinung über den armen Kranken kund zu geben; ſo oft ſie jedoch mit Franziska allein war, verfehlte ſie nicht ihr einzuprägen, daß Krankheit und Wahnſinn ein Strafgericht Gottes, und daß auch Onkel Hubert gewiß nicht um ſeine geſunden Sinne gekommen wäre, hätte er ſich nicht gegen göttliche und menſchliche Gebote aufgelehnt.

Worin dieſe Auflehnung beſtanden, darüber äußerte ſie freilich nichts, und Franziska's kindliche Unbefangenheit war noch viel zu groß, ihre Anhänglichkeit an den armen kranken Oheim zu aufrichtig, als daß ſie danach hätte fragen ſollen. Ueberhaupt widerſtand die geſunde Natur des

Kindes allen thörichten Experimenten, mit denen die pädagogiſche Weisheit ihrer Erzieherin ſie heimſuchte. Nichts entdecken Kinder leichter und für nichts mehr haben ſie einen beſondern Scharfſinn als für die kleinen Schwächen und Lächerlichkeiten, welche diejenigen ſich zu Schulden kommen laſſen, die ihnen als Muſter aufgeſtellt ſind. Auch Franziska, weit entfernt, ſich von der Sentimentalität ihrer Tante anſtecken zu laſſen, fand darin nur eine Veranlaſſung, ihren Muthwillen zu üben. Dieſe ewigen Klagen über die Verderbniß der Welt, dieſes unabläſſige Predigen und Ermahnen — nein, es war wirklich nicht zum Aushalten! War das Leben in der That ſo erbärmlich, die Erde wirklich ſolch ein Jammerthal, wie die Tante ſchilderte, nun, ſo verlohnte es ſich ja gar nicht, ſich noch viel darum zu grämen, ſondern der war der Weiſeſte, der dieſes allgemeine Poſſenſpiel am gründlichſten verlachte...

Die Gefahr, eine empfindſame Kopfhängerin aus Franziska zu machen, war damit allerdings beſeitigt, aber deſto näher trat dafür eine andere und vielleicht noch bedenklichere. Franziska fühlte ſich Lucinden unendlich überlegen; der raſche Witz, der ſprudelnde Humor des jungen Mädchens trieb ſein verwegenes Spiel mit derſelben Perſönlichkeit, die ihr doch in Wahrheit zur Lehrerin und Erzieherin geſetzt war. Das machte Franziska übermüthig und unduldſam; ſie wurde launiſch und eigenſinnig und fand ein gewiſſes trotziges Behagen darin, der Meinung der Welt ins Angeſicht zu ſchlagen und allen tollſten Einfällen den Zügel ſchießen zu laſſen. Tante Lucinde hatte ein Meiſterſtück von Erziehung liefern wollen, und ſiehe da, was unter ihren Händen hervorging, war ein übermüthiges verzogenes Ding, das allein ſeinen Launen und Phantaſtereien lebte.

Einigermaßen zur Entſchuldigung gereichte dem jungen Mädchen dabei die große Einſamkeit, in der ſie aufwuchs. Das Leben auf Schloß Oberndorf war ſehr gemeſſen und regelmäßig, aber auch außerordentlich einförmig und langweilig, zumal für ein junges lebhaftes Ding wie Franziska. Sie lernte, was nach Mode und Herkommen für junge Damen ihres Standes zu lernen war; allein das war wenig genug und vermochte ihre ungeſtüme, verlangende Seele nicht auszufüllen. Um der Langeweile zu entfliehen, die ſie plagte, verfiel ſie auf Thorheiten und Unarten; ſie wurde eigenſinnig und übermüthig, weil es ihr an einer würdigen Beſchäftigung, an einem wahrhaft paſſenden und naturgemäßen Umgang mangelte.

Elftes Kapitel.

Ein angenommenes Kind

Auch dem Grafen Erdmann entging dieſer Mangel nicht. Obwol er es, wie wir ſoeben gehört haben, grundſätzlich vermied, ſich in die Erziehung ſeiner Tochter zu miſchen, ſo hinderte ihn das doch natürlich nicht, ſie insgeheim ſcharf im Auge zu halten und ihre Entwickelung mit zärtlich beſorgten Blicken zu verfolgen. Das arme Kind dauerte ihn; es wäre ihr, er ſelbſt konnte es ſich nicht verbergen, beſſer geweſen, er hätte ſie aus dem Hauſe gethan in eine jener großſtädtiſchen Erziehungsanſtalten, wo ſie inmitten ihresgleichen aufgewachſen wäre und wo ſie ſich dann gewiß viel glücklicher und natürlicher entwickelt hätte. Allein ſo hart gegen ſich ſelbſt er auch in allen andern Stücken war, ſo vermochte er es doch nicht, ihrem täglichen Anblick zu entſagen; ohne daß ſie ſelbſt es ahnte, war Franziſka doch der einzige Stern, der noch in ſein finſteres Daſein herniederleuchtete und der ihm zuweilen noch etwas wie Troſt und Hoffnung in die Seele ſchien.

War es nun alſo, weil er die Einſamkeit beklagte, in der Franziska lebte und die ihre nachtheiligen Wirkungen auch bereits an ihr ſelbſt zu äußern begann, oder hing es vielleicht mit irgendeinem andern längſtgehegten Plane zuſammen — genug, zu ihrer nicht geringen Ueberraſchung erklärte der Graf Tante Lucinde eines Tages, daß er ſich entſchloſſen habe, ein junges Mädchen ins Haus zu nehmen, das Franziska in Ernſt und Scherz, beim Spielen und Lernen zur Gefährtin dienen und ihr, ſoweit dies eben möglich ſei, die mangelnden Geſchwiſter erſetzen ſolle. Seine Wahl, ſetzte er hinzu, ſei auf eine vater- und mutterloſe Waiſe gefallen, die nachgelaſſene Tochter eines frühern Beamten ſeines Hauſes, dem ſowol er als ſein Vater für langjährige treue Dienſte vielfachen Dank ſchuldig geworden und deſſen Andenken er nicht beſſer ehren könne, als indem er ſich ſeines einzigen Kindes mit väterlicher Sorgfalt annehme.

Das war nun zwar ſo eigentlich nicht nach Tante Lucindens Sinn. Feſt überzeugt von der Vortrefflichkeit ihrer Erziehungsmethode, begriff ſie nicht, was Franziska noch irgend mangeln könne; auch war es ihr unbequem, ein fremdes Geſicht in einem Hauſe zu ſehen, deſſen wirthſchaftlicher Leitung ſie ſich mehr und mehr bemächtigt hatte. Was ſie aber am meiſten verdroß, das war, daß das junge Mädchen, welches der Graf ſeiner Tochter zur Geſellſchafterin beſtimmt hatte, eine Bürgerliche war. Bei aller Sentimentalität und aller Verachtung der Welt hatte Tante Lucinde doch ein ſehr lebhaftes Bewußtſein ihres Standes; das ſtolze Blut der Oberndorfe, dies Blut, das ſich ſo viele Jahrhunderte lang rein und unvermiſcht erhalten, floß in ihren Adern. Auch Graf Erdmann pflegte ſonſt auf dieſen Punkt ein großes Gewicht zu legen; er gönnte gern jedem die Ehre, die ihm zukam, aber um ſo feſter behauptete er auch die ſeine als älteſter Edelmann des Landes. Es war dies überhaupt ein Axiom, das bei allen Mitgliedern dieſer Familie feſtſtand; ſie waren ſämmtlich ohne Ausnahme Edelleute vom Kopf bis zur Zehe, würdige Sproſſen eines Geſchlechts, das bis zu den Kreuzzügen, ja noch höher hinauf, bis zu Otto dem Großen reichte, und das ſich in dieſer ganzen langen Zeit niemals mit einem Tropfen bürgerlichen Bluts verunreinigt hatte. Wie kam der Graf denn jetzt auf dieſe ſo ganz unpaſſende Wahl? Zugeſtanden ſelbſt, daß es für Franziska wünſchenswerth, mit einer Gefährtin ihres Alters aufzuwachſen (wiewol Tante Lucinde keineswegs geneigt war dies einzuräumen; der Menſch, behauptete ſie, ſei von Hauſe aus ſchlecht, Jugend habe keine Tugend und ein Kind verderbe gewöhnlich nur das andere) — gab es nicht arme Fräulein von Adel genug, die ſich glücklich geſchätzt haben würden, Aufnahme zu finden in einer ſo reichen und angeſehenen Familie? Franziska war ohnedies ſchon ſo wild und ungeberdig, ihre Manieren hatten noch ſo wenig Anſtand, mußte nicht die Nähe einer bürgerlichen Perſon ſie noch mehr verderben? Und hieß das nicht die wohlüberdachten und heilſamen Plane, welche Tante Lucinde bei dem mühſeligen Erziehungswerk befolgte, muthwillig zerſtören, indem man ſie nöthigte, ein ſo fremdes, ein ſo profanes Element, wie die Tochter eines ehemaligen Hausbeamten, darin aufzunehmen?

Indeſſen Graf Erdmann war der Mann nicht, der die langen Auseinanderſetzungen liebte; hatte er einmal einen Beſchluß gefaßt, ſo folgte ihm auch die Ausführung gewöhnlich auf dem Fuße. So auch diesmal. Schon den nächſten Tag, nachdem er Lucinden ſein Vorhaben eröffnet hatte, trat der Graf eine jener kleinen Reiſen an, die er von Zeit zu Zeit in regelmäßigen Zwiſchenräumen zu unternehmen pflegte und welche die einzige Unterbrechung ſeines einförmigen Lebens bildeten. Da er dieſelben ſtets ohne Begleitung machte, ſo war es allen im Hauſe ein Geheimniß, wohin ſie eigentlich gerichtet waren; auch hatte niemand den Muth danach zu fragen, ſelbſt Tante Lucinde nicht, da er bei der Rückkehr von dieſen Reiſen jedesmal beſonders düſter und wortkarg war und ſeine finſtere menſchenfeindliche Stimmung noch deutlicher an den Tag legte, als es für gewöhnlich geſchah.

Auch diesmal kehrte er mit einem ſehr ernſten, ſorgenvollen Angeſicht zurück, aber neben ihm lachte das Antlitz eines jungen Mädchens ſo klar und lieblich, ſo hell und morgenfriſch, daß niemand ihm widerſtehen konnte.

Es war die verheißene Gefährtin, welche er für Franziska mitbrachte. Eliſe Walter, ſo ſtellte der Graf ſie vor, war wenige Jahre älter als Franziska. Ihrer Aeltern frühzeitig durch den Tod beraubt, hatte ſie, ſoweit ſie zurückdenken konnte, in einer öffentlichen Erziehungsanſtalt gelebt. Die Koſten dieſes Aufenthalts waren von dem Grafen beſtritten worden, in welchem ſie ſomit von Kindheit auf ihren Wohlthäter zu verehren hatte.

Es war ein ſanftes beſcheidenes Kind, das ſich raſch und mit glücklichem Takt in die nicht eben ganz leichten Verhältniſſe des gräflichen Hauſes fügte. Franziska ſchloß ſich ihr mit großer Zärtlichkeit an. Jugendfreundſchaften haben immer eine reinigende und veredelnde Macht; auch Franziska legte in dem ſchweſterlichen Verkehr mit Eliſen manche Schroffheiten und Härten ihres Weſens ab, und wenn es anfangs auch nicht an Augenblicken fehlte, wo ſie nicht übel Luſt bezeigte, ihr hochgräfliches Bewußtſein gegen die bürgerliche Freundin geltend zu machen, ſo wußte dieſe doch durch ihr ebenſo feſtes wie beſcheidenes Benehmen alle derartigen Anwandelungen jedesmal im Keim zu erſticken.

Selbſt Tante Lucinde, die der neuen Hausgenoſſin anfangs mit großer Kälte, um nicht zu ſagen Abneigung entgegengetreten war, mußte allmählich eingeſtehen, daß die Wahl des Grafen nicht ſo ganz übel ausgefallen und daß Mamſell Eliſe, abgeſehen von ihren mangelnden Ahnen und ihren plebejen Manieren, für die das arme Ding aber freilich nichts konnte, ein ganz leidliches Perſönchen. Nur eins war ihr höchſt fatal: die ewige Heiterkeit, die Eliſens ganzes Weſen gleichſam durchleuchtete. Das friſche runde Geſichtchen, mit den ſchalkhaften braunen Augen, war wie ein ewig lächelnder Maitag; hub ſie aber gar an zu ſprechen, ſo fühlte ſelbſt das gepreßteſte Herz ſich erleichtert, ſo lieblich war ihre Stimme, ſo hell und rein das Gelächter, das von den roſigen Lippen ertönte.

Und wunderbar: niemand im ganzen Hauſe empfand dieſen Zauber lebhafter und inniger als derjenige, deſſen Sinne, hätte man denken ſollen, am tiefſten verſchloſſen waren gegen Jugend und Schönheit, gegen Unſchuld und Liebenswürdigkeit, nämlich die umnachteten Sinne des kranken Hubert. Anfangs hatte die Kleine eine ſehr natürliche Scheu vor dem wunderlichen Kranken gehegt; bald jedoch hatte ihre natürliche Gutmüthigkeit dieſe kindiſche Schüchternheit überwunden. Franziska wußte nur mit dem Oheim zu ſpielen und Poſſen zu treiben, Eliſe dagegen entwickelte ein echt weibliches Talent, den armen Kranken zu pflegen und für ſeine Bedürfniſſe zu ſorgen.

Auch ließ Hubert ſich von niemand lieber pflegen als von Eliſen. Sie war gleichſam ſein guter Engel; wenn ſeine finſtere Stunde über ihn kam und der Kampf der Angſt, die ihn innerlich zu erſticken drohte, ihm das Blut in das Gehirn trieb, ſo war oft ein Blick ihres Auges, ein Ton ihrer Stimme genügend, die Dämonen zu verſcheuchen, die ſchon ihre gierigen Klauen nach dem Unglücklichen ausgeſtreckt hatten. Wie ſie ihre kleine weiße Hand auf ſeine fiebernde Stirn legte, wie der helle Glanz ihrer ſonnigen Blicke in ſein umflortes Auge leuchtete, legte ſich der wilde Sturm ſeines Bluts, die Nebel ſenkten ſich, die ſeinen Geiſt umlagert hielten, und er war wieder der ſtille, harmloſe, gutmüthige, kindiſche Onkel Hubert.

Niemand machte dies Verhältniß glücklicher als den Grafen. Wenn er in Hubert's Zimmer trat und ſah, wie Eliſe vor dem Lager des Kranken ſaß und ihn mit leiſer Stimme in den Schlummer ſang — oder er traf ihn, wie er das arme brennende Haupt gegen die unſchuldige weiße Stirn des jungen Mädchens gelehnt hatte und ſtarrte mit großen ſehnſüchtigen Augen tief, tief hinab in den Grund ihrer reinen kindlichen Seele —: ſo konnte er ſich oft nicht enthalten, leiſe hinzuzutreten und die Hände wie ſegnend auf ihre Häupter zu legen, auf das graue verwilderte des Kranken und auf das braune lockige des Kindes, während ihm ſelbſt heiße Thränen über die Wangen perlten — ihm, dem ſonſt ſo harten, ehernen Manne!

Viertes Buch.

Ein alter Bekannter.

Erſtes Kapitel.

Neue Sorgen.

So verging eine Reihe ſtiller, ereignißloſer Jahre, die man im Vergleich zu den früher verlebten und inſofern in dieſer ſo ſchwer heimgeſuchten Familie von Glück noch überhaupt die Rede ſein durfte, wol als glückliche bezeichnen konnte. Hubert's Krankheit wurde immer milder und erträglicher. Zwar ſich völlig loszuwinden aus dem Netz, das ſeine Seele umſtrickt hielt, hatte er längſt die Kraft verloren; allein die geiſtige Dämmerung, in der er lebte, hatte auch nichts Beängſtigendes mehr für ihn, vielmehr wandelte er darin, heiter und ſorglos, wie ein Kind, das durch die braune Morgenfrühe dem Aufgang der Sonne hoffend, vertrauend entgegenſchreitet.

Franziska war zur ſtolzen ſchlanken Schönheit emporgewachſen, das Köpfchen wirbelte ihr noch immer von Launen, doch fand ſie es ſchon nicht mehr der Mühe werth, dieſelben gegen ihre Umgebung geltend zu machen. Ihr Verhältniß zu Eliſen war unerſchüttert geblieben; mit bewundernswerthem Inſtinct wußte das junge bürgerliche Mädchen die richtige Mitte zu treffen zwiſchen der

Freundin und der Dienerin, der Untergebenen und der Vertrauten. Auch muß es Franziska zum Ruhme nachgeſagt werden, daß ſie ſtets nur die letztere in ihr erblickte und ſich, ſo übermüthig und vorſchnell ſie auch ſonſt war, doch ſorgfältig in Acht nahm, die treubewährte Freundin, die unermüdliche Pflegerin des kranken Oheims durch irgendein unbedachtes Wort zu verletzen.

Dagegen war Graf Erdmann noch immer ſo ernſt und wortkarg wie ehedem; die alles beſänftigende Macht der Zeit vermochte nichts über ſeine finſtere, menſchenfeindliche Stimmung.

Auch hatte er im Laufe dieſer letzten Jahre allerdings noch manche kränkende Erfahrung zu machen gehabt. Seine Gutsunterthanen, deren er ſich von jeher ſo väterlich angenommen, zeigten ſich von Jahr zu Jahr undankbarer und widerſpenſtiger. Graf Erdmann hatte ſich ein Ideal zurecht gemacht von einem patriarchaliſchen Regiment, das er führen und durch deſſen ſtrenge und gerechte Handhabung er gleichſam die Schatten verſöhnen wollte, die auf ſeinem Hauſe laſteten. Allein mit tiefem Schmerz mußte er ſich je länger je mehr überzeugen, daß die Zeit des patriarchaliſchen Regiments überhaupt vorüber und daß er mit ſeinen wohlgemeinten Einrichtungen und Ermahnungen nur Spott und Undank erntete. Der Graf war niemals ein beſonderer Politiker geweſen, auch hatte er ſich von den herkömmlichen Begriffen ſeines Standes niemals losgemacht, vielmehr war er mit den letztern aufs engſte verwachſen und auch der edle, warme Eifer, mit dem er für das Wohl ſeiner Untergebenen ſorgte, trug ein entſchieden edelmänniſches Gepräge — das Gepräge, meinen wir, eines

Mannes, der ſich vor allem als Herr und Gebieter fühlte und der ſich daher auch berechtigt glaubte, denjenigen, welche ſeine Wohlthaten eigenſinnig zurückwieſen, dieſelben nöthigenfalls gewaltſam aufzuzwingen.

Und dieſem Zwang wollte ſich nun niemand mehr fügen. Zugegeben, daß Graf Erdmann das Ideal eines Gutsherrn aus „guter alter Zeit“ war — was half es ihm, da ihm keine Unterthanen aus guter alter Zeit mehr gegenüberſtanden?! Die politiſche Aufregung der Zeit zog ihre Kreiſe, langſam, aber unwiderſtehlich, weiter und weiter. Auch dieſe ländliche Bevölkerung war nicht mehr die alte, auch ſie war bereits mehr oder minder von dem Gift moderner Ideen angeſteckt: ſie wollte ſich ein für allemal zu nichts mehr zwingen laſſen, ſelbſt nicht zum Guten, ja ſelbſt nicht zum eigenen perſönlichen Vortheil.

So conſequent der Graf daher auch in Durchführung ſeiner Plane war, ſo konnte er ſich doch auf die Dauer nicht verbergen, daß ſein Bemühen, aus dieſer leichtfertigen, bunt zuſammengewürfelten Bevölkerung, dieſem Geſchlecht ohne Vergangenheit und Geſchichte, einen neuen ſeßhaften Bauernſtand zu ſchaffen, ein durchaus vergebliches. Wenn er daſſelbe gleichwol nicht aufgab, ſo war dies wiederum eine Folge jenes Eigenſinns und jener Hartnäckigkeit, die ihn überhaupt charakteriſirte und die er ſchon von ſeinem Vater her ererbt hatte.

Aber dieſer Eigenſinn rächte ſich; erbittert durch den Widerſtand, auf den er ſtieß, wurde Erdmann ohne es ſelbſt zu wollen, ja ohne es zu wiſſen, immer heftiger und gewaltthätiger. Da man ſeine Güte nicht achtete, wohlan, ſo ſollte man ſeine Strenge fürchten lernen; ein

Vater hatte er ſein wollen, ein warnender, ſchützender, zurecht weiſender Vater, und ein Tyrann wurde er — allerdings ein ſehr wohlmeinender, ſehr edelherziger Tyrann, aber die Hand aufs Herz: auch dieſe edelherzigen Tyrannen nehmen ſich auf der Bühne beſſer aus und machen mehr Glück dort als in der Wirklichkeit.

Und dann nagte ihn noch eine andere Sorge, die ihn noch näher, noch perſönlicher betraf; das war das dereinſtige Schickſal ſeiner Tochter Franziska. Da, wie wir wiſſen, der größere Theil der Oberndorf'ſchen Beſitzungen Majorat war, ſo fiel derſelbe nach ſeinem Tode an eine jüngere Linie. Das Vermögen, welches der Tochter zurückblieb, war noch immer bedeutend und genügte vollkommen, ihr die glänzendſten Anſprüche zu ſichern. Und dennoch — ſo wunderſam iſt das menſchliche Herz — dennoch empfand der Graf es wie eine Art von Schmerz, ja noch mehr: wie eine Art von Beſchämung, von Erniedrigung empfand er es, daß dieſe Güter, deren Bewirthſchaftung er ſo vielen Fleiß gewidmet hatte und mit deren Beſitz ſich für ihn ſoviel weitgreifende Plane verknüpften, nach ſeinem dereinſtigen Ableben in fremde Hände übergehen ſollten.

Solange Franziska noch ein Kind geweſen, hatte ihr Vater dergleichen Empfindungen nicht gekannt; im Gegentheil, wir erinnern uns, welche ſchmerzliche Befriedigung er unter dem peinvollen Eindruck der früher erzählten Erlebniſſe darüber empfand und wie er dem Himmel gedankt hatte, gleichwie für eine Gnade, daß ihm kein Sohn beſchieden und daß ſein Geſchlecht mit ihm zu Ende gehe. Jetzt aber, da Franziska in der vollen Pracht ihrer Schönheit vor ihm ſtand, da er ihr Auge leuchten ſah vom Uebermuth der Jugend und des Glücks, während er an ſich ſelbſt immer deutlicher fühlte, wie der Wurm des Alters und des Kummers ihn zernagte und wie eine Hoffnung nach der andern, ein Wunſch nach dem andern, gleich welken Blättern an ihm herniederflatterten — jetzt war das anders, jetzt hätte er mit Frohlocken den Reſt ſeines Lebens geopfert, hätte er Franziſka's Zukunft damit ſo verſchwenderiſch ausſtatten und ſo feſt begründen können, wie nur jemals die Zukunft eines Menſchen geweſen. Es war eine arme, eine freudloſe Jugend, die Franziſka an ſeiner Seite verlebte, er ſelbſt konnte ſich darüber nicht täuſchen; das ärmſte Kind im Dorfe hatte es in manchem Betracht beſſer als die reiche Erbin, ſeine Tochter. Wie gern hätte er ſie entſchädigt! Wie peinigte ihn oft der Gedanke, weder ihr noch ſich ſelbſt die verlorenen Jahre zurückgeben zu können! Wäre es ihm möglich geweſen, dieſe von Sorgen gefurchte Stirn zu glätten und aus dem finſtern, von Groll und Mismuth umdüſterten Auge einen Strahl reiner unbefangener Freude hervorleuchten zu laſſen — und hätte er dieſe eine Minute reinen, vollen Glücks mit einem Leben voll Jammer und Selbſtzerſtörung büßen müſſen, für die Ruhe ſeines Kindes wäre es ihm nicht zu viel geweſen!

Aber dies hatten die Götter, die ewig waltenden, ihm nun einmal verſagt; Franziſka war einmal die Tochter eines fluchbeladenen Geſchlechts, die Mauern, zwiſchen denen ſie emporgewachſen, flüſterten von grauenvollen Geheimniſſen, deren Schatten auch auf ihre Vergangenheit fiel. So ſollte denn wenigſtens ihre Zukunft ſo hell und ſonnig ſein, wie Menſchenhände das Schickſal eines andern zu gründen vermögen. — Unter den mancherlei Vergünſtigungen, welche Erdmann's Vater bei Errichtung des Majorats zu Theil geworden, befand ſich auch dieſe, daß für den Fall des Ausſterbens der directen Linie der letzte Inhaber des Majorats befugt ſein ſollte, denjenigen unter den Seitenverwandten der Familie zu bezeichnen, der nach ihm in den Beſitz der Herrſchaft treten ſollte. Der Kreis dieſer Verwandten ſelbſt war genau abgegrenzt und feſtgeſtellt, innerhalb deſſelben aber ſollte dem letzten Erblaſſer, wie geſagt, die freie Wahl zuſtehen; genug, daß es ein Oberndorf ſein mußte, an den der Beſitz des Majorats einſt überging, welcher aber von den zahlreichen Vettern der Glückliche ſein ſollte, das war in die freie Wahl desjenigen gegeben, dem man dereinſt Helm und Schild der gräflichen Linie in die ſtumme Gruft nachwerfen würde.

Als dieſe ungewöhnliche Clauſel in die Stiftungsurkunde des Oberndorf'ſchen Majorats aufgenommen worden, war es nicht ohne ein gewiſſes Murren der Seitenverwandten abgegangen, und zwar war daſſelbe, charakteriſtiſch genug, um ſo lauter geweſen, je entfernter die Betreffenden dem gräflichen Hauptzweig ſtanden, ja einige der weitläufigſten Anverwandten, ſolche, die, nach einem alten derben Sprichwort, ihre Verwandtſchaft mit einem Scheffel Erbſen zuſammenzählen mußten, hatten ſogar förmlichen Proteſt angemeldet und ſich ihre etwaigen Rechte ausdrücklich vorbehalten. Wenn ſie dieſelben vorläufig nicht weiter verfolgt hatten, ſo war es wol hauptſächlich deshalb geſchehen, weil niemand den Fall, um den es ſich handelte, für ſo nahe hielt. Und nun befand ſich ſchon der zweite Beſitzer, ſchon Graf Erdmann befand ſich in dieſem Falle, ja derſelbe war für ihn noch um ſo verwickelter und ſchwieriger, als er gleichzeitig auch einen Eidam für die Hand ſeiner einzigen Tochter zu wählen hatte. Was war natürlicher, was namentlich dem Herzen des Vaters angemeſſener, als daß der Graf ſich mit dem Wunſche trug, beide Wahlen auf eine und dieſelbe Perſon lenken und in dem dereinſtigen Erben ſeines Hauſes und Namens zugleich den Gemahl ſeiner einzigen Tochter begrüßen zu können?

Manche lange ſchlafloſe Winternacht — und Graf Erdmann zählte der ſchlafloſen Nächte viele — hatte er ſich damit vertrieben, daß er die zahlreiche Gefolgſchaft der Oberndorf'ſchen Vettern an ſich vorbeipaſſiren ließ; da war kein noch ſo entfernter Seitenverwandter, deſſen Jahre nur irgend erlaubten, an eine dereinſtige Verbindung mit Franziska zu denken, auf den das prüfende Auge des Vetters ſich nicht unzähligemal gerichtet, den er nicht unzähligemal in Gedanken zu ſeinem Schwiegerſohn und Nachfolger gewählt hätte.

Zweites Kapitel.

Der Vetter.

Aber der Menſch iſt aus Widerſprüchen zuſammengeſetzt, und ſo geſchah es denn auch, daß Graf Erdmann's prüfende Gedanken bei keinem öfter verweilten und ſich mit keinem angelegentlicher beſchäftigten, als gerade mit demjenigen der jungen Lehnsvettern, der ſeiner ganzen Art und Weiſe nach dem Grafen am fernſten ſtand und den entſchiedenſten Gegenſatz zu ihm bildete. — Baron Albert gehörte, wie wir gehört haben, einer wenig bemittelten Seitenlinie an; jung, unerfahren, von lockern Sitten, hatte er zu ſeiner Empfehlung nichts als ſein gewandtes Aeußere und ein Uebermaß jener Lebensluſt und jenes heitern unbefangenen Sinnes, an dem es Graf Erdmann ſelbſt ſo vollſtändig mangelte. So trüb und ſchwer das Blut des Grafen, ſo leicht und luſtig ſchäumte es in den Adern ſeines jungen Anverwandten. Baron Albert war ein richtiger Lebemann, ja er war vielleicht noch mehr, beſonders wenn man die Unzulänglichkeit ſeiner Mittel in Anrechnung brachte, was freilich Baron Albert ſelbſt mit echt edelmänniſcher Unbekümmertheit ſtets aufs eifrigſte vermied. Er hatte, wie es in der Familie hergebracht war, kurze Zeit beim Militär geſtanden und dort in wenigen Jahren die übliche Schuldenlaſt und wol noch etwas darüber zuſammengebracht. Jetzt lebte er auf einem kleinen Gütchen, dicht in der Nachbarſchaft des Grafen, deſſen Ertrag inzwiſchen kaum hinreichte, ſeine dringendſten Ausgaben — und wie viel dringende Ausgaben hat ein Cavalier von vierundzwanzig Jahren nicht? — zu decken.

Wenn es inzwiſchen das Kennzeichen eines edeln und ſtarken Geiſtes iſt, ſich von der gemeinen Noth des Lebens nicht beugen zu laſſen und den kleinen Widerwärtigkeiten deſſelben eine lachende Stirn entgegenzuſetzen, ſo mußte Baron Albert ohne Widerſpruch ein ſehr edler und ſtarker Geiſt ſein. Die Zerrüttung ſeiner Verhältniſſe war landkundig, nur er ſelbſt ſchien nichts davon zu wiſſen; mit unverwüſtlichem Gleichmuth lebte er von einem Tag zum andern, völlig zufrieden, wenn es nur immer gelang, dasjenige aufzutreiben, was der Tag eben verlangte, und ziemlich unbekümmert um die Wahl der Mittel, durch welche er dies Ziel erreichte. Baron Albert war ein bekannter Name bei allen Wucherern und Halsabſchneidern auf dreißig Meilen in der Runde, niemand verſtand ſich ſo gut auf jene eigenthümliche Miſchung von Herablaſſung und Hochmuth, von Grobheit und Vertraulichkeit, mit welcher Leute dieſer Art behandelt ſein wollen und die ihnen in den meiſten Fällen mehr imponirt und mehr Zutrauen bei ihnen erweckt als die ſchüchterne Redlichkeit des wahrhaft Bedürftigen.

Bei alledem würde es Baron Albert vielleicht ſchwer gefallen ſein, das Schifflein ſeines Glücks ſolange oben zu erhalten, wäre es nicht gerade in denjenigen Kreiſen, die ihm — aus triftigen Gründen — für den Augenblick die intereſſanteſten waren und die ſich denn, in ſchuldiger Dankbarkeit, auch wiederum am meiſten für ſeine werthe Perſon intereſſirten — wäre es, ſag' ich, in dieſen Kreiſen nicht ein offenes Geheimniß geweſen, daß Baron Albert der Liebling des alten Grafen, des Majoratsherrn, der nicht blos die Hand einer ebenſo ſchönen wie reichen Tochter zu vergeben, ſondern auch nach freier Willkür aus der Zahl der Oberndorf'ſchen Vettern den künftigen Beſitzer einer Standesherrſchaft zu ernennen hatte, wie es weit und breit keine zweite gab.

Nun und natürlich: vom Günſtling zum Eidam und vom Eidam zum Erben des Majorats, das waren ja alles nur ein paar Schritte und zwar Schritte, die ſich einer aus dem andern mit mathematiſcher Nothwendigkeit ergaben. —

Wie aber war Graf Erdmann dazu gekommen, gerade dieſem jungen leichtfertigen Verſchwender den Vorzug zu ertheilen? Wußte er allein nichts von dem Rufe, in welchem Baron Albert ſtand? Oder hatte er vielleicht Gründe, dieſem Rufe keinen höhern Werth beizulegen, als er that?

Die Antwort auf dieſe Fragen haben wir zum Theil ſchon oben gegeben. Wodurch der Graf ſich zunächſt und am meiſten zu dem jungen Vetter hingezogen fühlte, das war ohne Zweifel der tiefe Gegenſatz der Anlagen und Neigungen, der zwiſchen beiden beſtand. Ein ſo ewig heiteres, wolkenloſes Gemüth, wie Baron Albert es der

Welt entgegentrug, mußte einem ſo verfinſterten, verbitterten Geiſt, wie er in Franziſka's Vater gärte, nothwendig als der größte Schatz auf Erden erſcheinen; nur ſo um ſich herſchauen zu können, mit dieſer ewig klaren Stirn, dieſen gutmüthigen, von Frohſinn und Lebensluſt leuchtenden Augen, welch ein Glück! Ja faſt hätte der Graf hinzugeſetzt, welch ein Verdienſt!

Und nun gar erſt dies Gelächter! Dies kindlich unbefangene, harmloſe Gelächter, das jeden Augenblick bereit war, zwiſchen den weißen Zähnen, den feinen rothen Lippen hervorzuplätſchern! Graf Erdmann hatte den Druck des Lebens ſo ſchwer empfunden, er fühlte ſich ſelbſt ſo müd und abgehetzt, daß er die Unbefangenheit und Friſche der Jugend gar nicht hoch genug ſchätzen zu können glaubte; was andern als ſträflicher Leichtſinn erſchien, darin ſah er, deſſen eigener Sinn ſo ſchwer war und der dieſe Schwere ſo ſchmerzlich empfand, unter Umſtänden nur die ſo natürliche und ſo liebenswürdige Sorgloſigkeit der Jugend.

Dazu kam, daß er bei der Eingezogenheit ſeiner Lebensweiſe und dem gänzlichen Mangel an geſelligem Umgang von der Zerrüttung, in der Baron Albert's äußere Verhältniſſe ſich befanden, in der That nur wenig wußte. Aber auch wenn er mehr davon gewußt hätte, ſo würde dies, bei der Eigenthümlichkeit ſeiner Denkungsart, noch immer kein Grund für ihn geweſen ſein, ſeine Gedanken von Albert abzulenken. Vielleicht erinnerte er ſich ſeiner eigenen Jugend, die ja auch an lockern Streichen und luſtigen Tollheiten nicht eben arm geweſen war; vielleicht gedachte er des alten Spruchs, daß gerade der Moſt, der am wildeſten gärt und ſchäumt, den edelſten Wein gibt; vielleicht ſogar betrachtete er eine gewiſſe Lockerheit der Sitten, eine gewiſſe vornehme Nonchalance in Beziehung auf das Gleichgewicht von Einnahme und Ausgabe als ein adeliches Privileg, einen richtigen edelmänniſchen Zug, durch den der betreffende junge Mann das Alter ſeines Stammbaums und die Reinheit ſeiner adelichen Abkunſt nur um ſo ſicherer documentirte.

Und was war es auch weiter? War Baron Albert ein lockerer Junggeſell, nun ſo wurde er vermuthlich ein deſto beſſerer Ehemann; war er arm, auch gut, um ſo lebhafter mußte er ja die Segnungen des Reichthums empfinden, mit um ſo dankbarerer Liebe mußte er an der Frau hängen, die ihm mit dem Geſchenk ihrer Hand zugleich die Mittel zu einem neuen ſorgenfreien, ja glänzenden Daſein bot.

Und endlich, was die Hauptſache war und alle weitern Reflexionen überflüſſig machte: der Graf hatte bemerkt, oder glaubte doch bemerkt zu haben, daß Baron Albert von allen Vettern des Hauſes, mit denen Franziska jemals zuſammengekommen, ihr den meiſten Beifall abgelockt und ſie am längſten und lebhafteſten beſchäftigt hatte.

Freilich datirte dieſe Wahrnehmung aus etwas früher Zeit; der junge Baron hatte noch als halber Knabe viel im Hauſe des Grafen verkehrt, die Nachbarſchaft hatte das ſo mit ſich gebracht, und da hatte Franziska, damals noch ein ſehr wildes und übermüthiges Mädchen, an dem wilden und übermüthigen Geſpielen, der ſtets zu jeder Tollheit aufgelegt war, denn allerdings großes Gefallen gefunden und ſich häufiger und mit mehr Wärme des Urtheils über ihn geäußert, als in ihrer ſonſtigen, etwas ſproden und ſchneidenden Weiſe lag. Ob dieſe Jugendeindrücke von Dauer, ob die herangeblühte Jungfrau über den etwas verlebten Cavalier noch ebenſo dachte und urtheilte, darum kümmerte Graf Erdmann ſich weiter nicht; nach Art aller Menſchen, die viel innerlich leben und ſich mehr mit ihren Träumen und Luftſchlöſſern als mit der Wirklichkeit der Dinge beſchäftigen, hielt er die vereinzelte Wahrnehmung für eine allgemein zutreffende Beobachtung und knüpfte daran ſeine Plane und Schlüſſe.

Und das Reſultat dieſer Schlüſſe ging dann regelmäßig dahin, daß von allen heirathsfähigen Vettern des Hauſes Oberndorf Baron Albert, trotz ſeiner Mittelloſigkeit und wiewol man ihm hier und da einige lockere Streiche nachſagte, doch immerhin derjenige, der ſich am meiſten eignete, des Grafen Eidam und Erbe zu werden.

Drittes Kapitel.

Die Männerfeindin.

Aber auch wenn der Graf minder günſtig für Albert geſtimmt geweſen wäre, als er es in der That war, ſo hatte Albert in der nächſten Umgebung des Grafen Fürſprecher und Vermittler, die ſchon dafür ſorgten, daß ſein Bild in der Seele des alten Herrn ſtets wach erhalten wurde und zwar in der günſtigſten Beleuchtung.

Die Hauptfürſprecherin war, wie erwähnt, Franziska ſelbſt, wenn auch freilich ohne es zu wiſſen oder zu wollen. Wir vermögen überhaupt nicht zu ſagen, inwieweit die junge Dame mit den Planen und Abſichten ihres Vaters bekannt war; ſie hatte ſich den luſtigen Vetter Albert gefallen laſſen, da ſie eines Spielgefährten bedurfte, und da er jetzt mit den Anſprüchen eines Bewerbers an ſie herantrat, ſo ließ ſie ſich das ebenfalls gefallen, ohne weiter darüber nachzudenken. Die Gewöhnung iſt ein gar mächtiges Band. Von früh auf war Vetter Albert derjenige unter ihren Verwandten geweſen, mit dem die junge Dame den meiſten Verkehr gehabt hatte, ja bei der kloſterlichen Einſamkeit, die übrigens in dem Schloſſe herrſchte, war er ſogar Jahre hindurch der einzige geweſen, mit dem ſie überhaupt in Verkehr geſtanden. Franziska dachte über den Werth der Männer und das Glück der Ehe, wie junge Mädchen von achtzehn Jahren, welche die Welt lediglich aus Büchern kennen, darüber zu denken pflegen: nämlich außerordentlich gering. Vetter Albert hatte ſeine Schwächen, ohne Zweifel, er war leichtfertig, unſtet, flatterhaft — aber welcher Mann war das nicht? Und ließ ſich etwas anderes erwarten von dem Angehörigen eines Geſchlechts, das von Uranfang der Welt nur beſtimmt war, die Frauen unglücklich zu machen?

Jedenfalls war Vetter Albert noch keiner von den ſchlimmſten; er war gutmüthig und fügſam: die moraliſchen Ermahnungen und Predigten, welche die junge Schöne ihm zuweilen zu halten für gut befand, und die ſich — wie man leicht denken kann — aus ihrem jugendlichen Munde doppelt ehrwürdig ausnahmen, hörte er jedesmal mit ſo viel Demuth und mit ſolchen Zeichen der Zerknirſchung an, daß die ſchöne Bußpredigerin immer eifriger wurde und ſich immer tiefer hineinredete, bis ſie zuletzt von ihren eigenen Worten ganz berauſcht war und, in ſehr nahe liegender Selbſttäuſchung, den Genuß, den ihre eigene Beredſamkeit ihr bereitete, mit der Wirkung verwechſelte, welche dieſelbe auf Vetter Albert ausübte.

Darüber aber meinte die junge achtzehnjährige Philoſophin vollſtändig im Klaren zu ſein, daß das Glück in der Ehe doch nur ein Phantom, das auf Erden nicht beſtand, am wenigſten für Damen in Franziska's Verhältniſſen; dieſer war es ja doch ſchon an der Wiege geſungen, das eigene

Herz ungefragt verbluten zu laſſen und ſich den Rückſichten ihres Standes und ihrer Familie zum Opfer zu bringen. Vielleicht, indem Franziska ſich entſchloß, ſich dem Vetter Albert zum Opfer zu bringen, konnte dies Opfer doch wenigſtens nach einer Seite hin einen Glücklichen machen; indem ſie ſelbſt auf Glück und Freude verzichtete, gelang es ihr vielleicht, eine Seele zu retten, die ſchon ſo nahe am Rande des Abgrundes taumelte und die ohne ſie hülflos zu Grunde gehen mußte.

Die meiſten Menſchen haben ein eigenthümliches Talent darin, Dinge, die ihnen im Grunde gleichgültig ſind und die ſie nur aus einer gewiſſen Paſſivität zulaſſen, weil es ihnen nämlich an Kraft und Willen gebricht, ſich zum Widerſtande zuſammenzuraffen, mit dem Heiligenſchein eines Opfers zu umkleiden; man thut, was die Umſtände mit ſich führen, und überredet ſich, einen heldenhaften Sieg über ſich ſelbſt und die ſtille Neigung ſeines Herzens davongetragen zu haben. Franziska's Herz war frei, die Regungen, welche Vetter Albert ihr erweckte, waren von keiner beſondern Wärme: allein es gab auch weit und breit niemand, der ihre Bruſt raſcher klopfen gemacht hätte. Dazu kam ein gewiſſer herrſchſüchtiger Zug ihres Charakters, ſie dachte ſich gern als Gebieterin, auch in der Ehe, und dieſem gebieteriſchen Zuge ihrer Seele ſchien Vetter Albert mit ſeinem gutmüthigen, faſt unterwürfigen Weſen ſo gut zu entſprechen, — nun ja doch, wie es eben von einem Mann zu erwarten war. Denn ſie taugten ja doch alle nichts, die Männer . . .

Hätte Franziska in dieſer Auffaſſung der Männerwelt und des künftigen Eheſtandes noch einer Unterſtützung bedurft, ſo fand ſie dieſelbe in reichlichſtem Maße an Tante Lucinde. Wir wiſſen bereits, durch welche Dornenhecken der Lebenspfad dieſer Dame ſich gewunden hatte und durch welche ſchmerzlichen Erfahrungen ſie dazu beſtimmt worden war, auf das Glück der Liebe überhaupt zu verzichten. Was ihr ſelbſt nicht zu Theil geworden, deſſen ſollte nun auch keine andere ſich erfreuen. Es war ein Grundſatz bei ihr, den ſie mit wahrem Fanatiſmus verfocht und dem ſie immer neue Anhänger zu gewinnen ſuchte, beſonders unter den Jüngern ihres Geſchlechts, daß überhaupt kein Glück auf Erden exiſtire, und daß Entſagung und Selbſtbeſchränkung das einzige, was dem fühlenden Herzen in dieſem Jammerthal übrig bleibe. Nur gemeine Seelen könnten ſich auf Erden glücklich fühlen; je edler der Menſch, je feiner organiſirt, je mehr fühle er ſich auch zum Unglück geboren und je bereitwilliger nehme er dieſe Marterkrone auf ſich, die das Leben ſeinen Auserwählten bietet. Es war höchſt ergötzlich anzuhören, wie die alternde Dame dem jungen blühenden Mädchen bewies, ſie müſſe Vetter Albert gerade deshalb ihre Hand reichen, weil ſie ihn nicht liebe und weil ſie zum voraus gewiß ſei, mit ihm unglücklich zu werden. — Dabei wußte ſie indeß auf ſehr geſchickte Weiſe auch wiederum diejenigen Eigenſchaften des jungen Edelmanns hervorzuheben, welche geeignet waren, ihn Franziska'n in günſtigerm Lichte zu zeigen. Sie wagte ſeine Leichtfertigkeiten nicht abzuleugnen, im Gegentheil, ſie zählte ſie mit frommem Augenverdrehen des breiteſten daher, und wo ihr der Faden auszugehen drohte, erfand ſie auch wol in der Geſchwindigkeit einige neue Hiſtörchen dazu. Doch that ſie das alles nur, um daran den Schluß zu knüpfen, daß diejenigen Männer, von denen man das Schlechteſte wiſſe, noch immer die beſten, es gebe andere, von denen man nichts wiſſe, und das ſei nun gar erſt die allerſchlimmſte Sorte . . .

Vielleicht indeß wäre dies Spiel mit der Zeit für Vetter Albert doch etwas gefährlich geworden, und darum war es ein Glück für ihn, daß er noch einen zweiten Fürſprecher in der Nähe hatte, der es ſich im Gegentheil zur Aufgabe machte, die Schwächen des jungen Edelmanns ſoviel nur irgendmöglich mit dem Mantel chriſtlicher Liebe zuzudecken und ſeinen etwas ſchadhaft gewordenen Ruf nach Kräften wiederherzuſtellen. Das war jener fromme Herr, den wir in unſerm vorigen Buche im Geſpräch mit Tante Lucinde belauſchten.

Viertes Kapitel.

Der Hausfreund.

Prediger Wohlfahrt hatte die gewöhnliche Schule der proteſtantiſchen Geiſtlichen durchgemacht, das heißt alſo die Schule der Armuth, der Entbehrung und Erniedrigung. Einzelne bevorzugte Seelen, es iſt wahr, werden in dieſer harten Schule erſt wahrhaft zu Männern geſchmiedet; ſie gleichen dem edeln Diamanten, der nur mit ſeinem eigenen Staube geſchliffen werden kann. Die Mehrzahl dagegen erliegt dem Druck der Verhältniſſe und wird innerlich ſo klein und elend, wie die äußere Umgebung ſie haben will.

Herr Wohlfahrt hatte eine Mittelſtraße eingeſchlagen, nämlich wenn in Verhältniſſen dieſer Art eine Vermittelung überhaupt möglich wäre. Er hatte das ganze Meer der Armuth und Niedrigkeit, durch das die Mehrzahl unſerer künftigen Geiſtlichen ſich hindurcharbeiten muß, ruhig über ſich ausgießen laſſen, alle Stöße und Püffe des Schickſals hatte er geduldig ertragen, das Achſelzucken der Vornehmen, das beleidigende Mitleid der

Niedrigen, alles hatte er auf ſich genommen, er hatte gehungert und gefroren, gelogen und geheuchelt, hatte ſich von den miſerabeln Buben hochgnädiger Principale Kletten in die Haare und Nadeln in die Rockſchöße ſtecken laſſen, hatte zu unterſt bei Tiſche geſeſſen und zu dem ſauern Landwein, der ihm die Kehle zuſammenſchnürte, gereimte Trinkſprüche auf das hohe Wiegenfeſt der gnädigen Frau Patronin ausgebracht — aber alles in der ſtillen Ueberzeugung und mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ſein Tag doch einmal kommen müſſe, und daß alle dieſe Fußtritte und Erniedrigungen nur ebenſo viel Staffeln ſeines künftigen Glücks.

Denn ſein Glück wollte und mußte er machen, das ſtand feſt bei ihm; es kam nur darauf an, daß er den Muth nicht verlor, den elenden Muth, alles zu dulden und auszuhalten und nicht müde zu werden, bis endlich umgekehrt das Schickſal ermüdete und ihm ein Zipfelchen Glück zuwarf, etwa mit derſelben unmuthigen Geberde, wie man einem Hunde, der uns durch ſeine Schmeichelei ermüdet, einen Biſſen Brot zuwirft, blos um Ruhe vor ihm zu bekommen . . .

Und die Rechnung traf ein, wenn auch ſpät und langſam. Vielfach umhergeworfen, bald als Lehrer ungerathener Kinder, die er eifrigſt befliſſen war noch mehr zu verderben, bald als Stellvertreter armer kranker Landpfarrer, die ſelbſt kaum das Salz zum Brote hatten und die mit ſtiller Todesangſt in dem Stellvertreter den künftigen Nachfolger witterten, hatte er endlich das Glück, zum Erzieher des jungen Barons Albert berufen zu werden.

Zwar war das Glück zunächſt nur ein ſehr mäßiges, da, wie der Leſer ſich erinnert, Baron Albert einem wenig begüterten Zweige des Oberndorf'ſchen Geſchlechts angehörte. Auch gab es nur wenig mehr bei ihm zu erziehen, da jene lockern Neigungen, denen der junge Edelmann ſich dann ſpäterhin ſo bereitwillig überließ, bereits frühzeitig in ihm Wurzel gefaßt und ihn zu einem der wildeſten und ungeberdigſten Knaben ſeines Alters gemacht hatten.

Auch ſah der würdige Erzieher ſofort ein, daß hier mit pädagogiſchen Mitteln wenig mehr anzurichten war, im Gegentheil, er fand den Charakter ſeines Zöglings bereits ſo ausgeprägt, ſeinen Hang zu ſinnlichen Vergnügungen und Ausſchweifungen aller Art bereits ſo lebhaft, daß jeder Verſuch, denſelben entgegenzutreten, nur zum Nachtheil des vorwitzigen Pädagogen hätte enden können. Dieſen Vorwitz aber, das Opfer ſeiner Erziehungsgrundſätze werden zu wollen, beſaß Herr Wohlfahrt nicht; was aus ſeinem Zögling wurde, war ihm ziemlich gleichgültig, wenn nur ihm ſelbſt, dem vielfach Umhergeſtoßenen, endlich einmal feſten Fuß zu faſſen gelang.

Und dazu ſchien ihm die Gelegenheit hier außerordentlich günſtig. Es war das erſte mal, daß er Zutritt in einer Familie erlangte, die, wenn ſie nicht ſelbſt unmittelbar zu den erſten des Landes gehörte, doch mit einer derſelben in nächſter Verwandtſchaft ſtand, ein Umſtand, der dem entzückten Auge eine unabſehbare Perſpective auf allerhand Empfehlungen und Protectionen und Aemter und Sinecuren eröffnete. — Auch wußte der welterfahrene Candidat in der That ſo geſchickt zu operiren, daß er ſeinem Zögling in kürzeſter Zeit unentbehrlich ward. Es war ſchon damals unter den Näherſtehenden kein Geheimniß, daß Baron Albert, der halberwachſene, mittelloſe Junker, eine gewiſſe Anwartſchaft hatte, dem reichen Grafen Erdmann dereinſt im Beſitz des Majorats nachzufolgen. Ein künftiger Majoratsherr iſt unter allen Umſtänden eine Reſpectsperſon, am meiſten aber für den Erzieher, der ja, wenn er ſeine Stellung ſonſt nur begreift und keinen abſtracten Grundſätzen von Recht und Tugend huldigt, tauſend Mittel in Händen hat, ſich aus der läſtigen Rolle des Erziehers in die weit angenehmere und erſprießlichere des Vertrauten emporzuſchwingen.

Und zu dieſer Rolle des Vertrauten bei einem jungen leichtfertigen Taugenichts, wie Vetter Albert war, fühlte Herr Wohlfahrt ſich wie geſchaffen. Die chriſtliche Liebe, die er ſo gern im Munde führte, wurde für ihn zu einem dehnbaren Mittel, alle Ausſchweifungen und tollen Streiche ſeines Zöglings zu verdecken; nicht zufrieden, der Vertraute deſſelben zu ſein oder vielleicht auch, weil dies der gewiſſeſte Weg war, ſich recht feſt in ſein Vertrauen einzuniſten, fand er nichts Anſtößiges darin, der Genoſſe ſeiner leichtfertigen Abenteuer zu werden und dem jugendlichen Uebermuth mit ſeiner gereiften Erfahrung beizuſtehen. Dabei wußte er, dank der vieljährigen Schule, die er durchgemacht, die äußern Rückſichten nach allen Seiten hin ſo trefflich zu bewahren, daß jedermann ſeines Lobes voll war und ihn nur in der Stille bedauerte, daß der gute Same, den er mit ſo reichlichen Händen ausſtreue, bei ſeinem Zögling ſtellenweiſe auf einen ſo unfruchtbaren Boden falle.

Am meiſten zu dieſer günſtigen Meinung, die ſich über den Erzieher des Barons verbreitete, trug Gräfin

Lucinde bei. Lucinde gehörte zu den nichts weniger als ſeltenen weiblichen Herzen, welche die Männer nicht gründlich genug haſſen und verabſcheuen und ſie doch niemals entbehren können. Lucinde war allmählich in die Jahre gekommen, wo ſie darauf verzichten mußte, den Männern noch andere Empfindungen zu erwecken als diejenigen einer kühlen Ehrerbietung. Ach und doch waren ſie ſo lockend, die heißen Flammen der Leidenſchaft! Doch thaten ſie dem vereinſamten, oft getäuſchten Herzen ſo wohl, die ſüßen Schmerzen einer hoffnungsloſen Liebe! Es war gewiß ein bemerkenswerthes Zeichen von Herablaſſung und konnte als Beweis dienen, wie unrecht diejenigen thaten, welche Lucinde eines übertriebenen Adelſtolzes beſchuldigten, daß ſie den bürgerlichen Candidaten nicht für zu gering hielt, ihm den Nachſommer ihrer Gefühle zu widmen. — Natürlich war dieſe Liebe ſo hoffnungslos, wie es nur jemals eine gegeben hatte; Gräfin Lucinde konnte ſich herablaſſen, den armen bürgerlichen Candidaten mit ihrer Neigung zu beglücken, aber niemals war es möglich, an dieſe Neigung irgendwelche Folgerungen zu knüpfen, die auch nur für einen Augenblick vergeſſen gemacht hätten, daß ſie eine Oberndorf und er ein armer, ausſichtsloſer Candidat, ein Menſch ohne Geburt und Namen, oder wie Gräfin Lucinde mit einer eigenthümlichen Bewegung ihres großen grünen Fächers zu ſagen pflegte — ohne Blut.

Dieſe Liebe mußte alſo unglücklich ſein, das ſtand in den Sternen geſchrieben — oder wenn nicht in den Sternen, nun wohl, ſo ſtand es in dem Stammbaum der Oberndorfs, und der war bekanntlich noch viel feſter und viel glänzender als die Sterne des Himmels. Aber das war es ja gerade, was Lucinde vom Leben und von der Liebe verlangte: ſie wollte unglücklich ſein um jeden Preis, und in dieſer hoffnungsloſen Liebe zwiſchen dem hochgeborenen Fräulein und dem armen Erzieher wurde ihr dieſe Wonne des Unglücks im reichſten Maße zu Theil. Nun hatte ſie ja, wonach ihre Seele ſchmachtete; ſie hatte ihre Kämpfe, ihre Thränen, ihre Entſagungen; ſie hatte ihren Heiligenſchein von Tugend, ihr Martyrium des gebrochenen Herzens, in das ſie ſich flüchten konnte, wenn das Leben um ſie her gar zu einförmig und proſaiſch wurde.

Unſerm vielerfahrenen geiſtlichen Freunde war dieſe Tonart neu, aber nur um ſo eifriger ſuchte er ſich dieſelbe anzueignen. Und da nun Frauen in dem Alter und den Verhältniſſen, in denen Lucinde lebte, einen beſondern Genuß darin finden, ihre weltlichen Schmerzen und Sorgen mit einem höhern geiſtlichen Schimmer zu umkleiden, ſo fiel es dem ſalbungsvollen Redner nicht ſchwer, ſich in kürzeſter Friſt dergeſtalt in ihrem Herzen feſtzuſetzen, daß ihn nichts mehr daraus entfernen konnte, ſelbſt nicht die natürliche Unbeſtändigkeit der weiblichen Launen. Als Baron Albert ſeiner Erziehung entnommen ward, um auf dem Paradeplatz die Waffen für das Vaterland zu tragen, wußte Lucinde es durch ihren Einfluß beim Grafen Erdmann dahin zu bringen, daß der wackere Mann, der ſich der Erziehung des Barons mit ſoviel Eifer gewidmet und ſich dadurch ſo unleugbare Verdienſte um das geſammte Haus der Oberndorfe erworben hatte, mit einer eben erledigten Pfarrſtelle auf einem der Güter des Grafen belohnt ward. Kurze Zeit darauf fand ſich Gelegenheit, ihn in gleicher Eigenſchaft nach Schloß Oberndorf ſelbſt zu ziehen. Gerade für die verwilderte Einwohnerſchaft dieſer Gegend wünſchte Graf Erdmann eine kräftige geiſtliche Hand, welche die Zucht der Seelen mit gehörigem Nachdruck durchzuführen wußte. Und auch dazu war, wenigſtens nach Lucindens Verſicherung, Herr Wohlfahrt ganz der geeignete Mann. Herr Wohlfahrt hatte, wie er von ſich ſelbſt zu rühmen pflegte, ein ſtarkes und eifriges Chriſtenthum; er hielt nichts, wie er ſagte, von den weichen Seelen, die im Sünder ſtets nur den gefallenen Bruder erblicken und ihn nur mit Liebe aufrichten wollen; das Chriſtenthum ſei ein Stecken, ebenſo ſehr zum Züchtigen wie zum Stützen, und nur wer an ſich ſelbſt erfahren, wie wehe der Zorn des Herrn thue, der ſei auch fähig den Honig ſeiner Gnade zu koſten. — Graf Erdmann befand ſich damals bereits in jener erbitterten, gewaltthätigen Epoche, von welcher früher die Rede war; es war ihm eben recht, einen Geiſtlichen in ſeiner Nähe zu haben, der den Trotz ſeiner Unterthanen durch ein ſcharfes Kirchenregiment brechen half und ihrer Ueppigkeit und Weltluſt mit den Forderungen einer ſtrengen religiöſen Zucht entgegentrat.

So hatte Wohlfahrt denn endlich den Hafen gefunden, nach dem er ſich ſo lange geſehnt; er hatte eine behagliche Stelle, einflußreiche Gönner und eine Wirkſamkeit, die ſich weit über ſeinen nächſten geiſtlichen Beruf erſtreckte und ihm mit Bildern einer Macht ſchmeichelte, zu der ſein Ehrgeiz ſich noch vor kurzem ſelbſt nicht in ſeinen kühnſten Träumen erhoben hätte. Ja worin hatte bis vor kurzem noch ſein glühendſter Ehrgeiz beſtanden? Satt zu werden, ohne ſich gar zu ſehr dafür plagen und gar zu viel Fußtritte dafür hinnehmen zu müſſen. Aber mit dem Eſſen kommt bekanntlich der Appetit und auch noch mehr als der Appetit. Aus dem Erzieher eines jungen adelichen Wüſtlings, der die Dauer ſeiner Stellung den Launen ſeines Zöglings und ſeiner eigenen verbrecheriſchen Nachgiebigkeit abkaufen mußte, war er jetzt der geiſtliche Beiſtand und Rathgeber eines der erſten Edelleute des Landes, der anerkannte, durch ſeine geiſtliche Würde gleichſam privilegirte Hausfreund einer der erſten und angeſehenſten Familien geworden. Dieſe Stellung wäre unter allen Umſtänden verlockend geweſen, und auch die ſchüchternſte Phantaſie hätte ſich daran entzünden müſſen; um wie viel mehr in dieſem Falle, wo Perſönlichkeit und Verhältniſſe von ſo eigenthümlicher Beſchaffenheit waren und wo überdies eine „unglückliche Liebe“ bereit war, alles zu dulden und zu wagen, was dem Erkorenen ihres Herzens zu höherm Glanz verhelfen konnte.

Fünftes Kapitel.

Saat und Ernte

Aber der Prediger von Oberndorf hatte lange genug ausgeſäet, er wollte nun auch ernten, und zwar ſo raſch und ſo vollſtändig wie möglich. Inhaber einer einträglichen und angeſehenen Pfarrſtelle; ehemaliger Erzieher und Vertrauter eines jungen leichtfertigen Edelmanns, der im Begriff ſtand, die reichſte Erbin des Landes heimzuführen; Mitwiſſer ſeiner lockern Geheimniſſe, und eben dadurch vom Schickſal gleichſam vorausbeſtimmt, bei dem künftigen Majoratsherrn von Oberndorf eine der einflußreichſten und gewichtigſten Rollen zu ſpielen; Rathgeber und Günſtling des regierenden Grafen, ſoweit die ſchroffe, abgeſchloſſene Natur deſſelben eines Rathgebers überhaupt bedurfte, und eingeweiht in ſeine tiefſten und weitgreifendſten Plane; Seelenfreund und geiſtlicher Beirath einer Dame von dem Reichthum der Empfindungen und dem unermüdlichen Thätigkeitstrieb wie Tante Lucinde, der es völlig zur andern Natur geworden war, immer ihr geheimes Plänchen, ihre kleine verſteckte Intrigue zu haben, an der ſie in aller Stille fortarbeitete — es war etwas, allerdings, und wenn der fromme Mann in dieſem Augenblick zurückſah auf den Weg, der ihn bis hierher geführt, ſo durfte wol ein zufriedenes Lächeln über ſeine breiten ſtumpfen Züge gleiten.

Allein für den heißen Trieb nach Gunſt und Sättigung, der in dem ſcheinbar ſo ſtillen, ſo unterwürfigen Manne loderte, war es bei alledem noch nicht genug. Er hatte ſo viel erdulden müſſen, ſo lange Zeit waren Entſagung und Zurückſetzung ſein ärmliches Los geweſen; jetzt endlich, wo ſeine Hartnäckigkeit den Zorn des Schickſals beſänftigt zu haben ſchien, jetzt wollte er auch reiche und volle Entſchädigung für alle Unbilden vergangener Zeiten. Er wollte nicht umſonſt jahrelang zu unterſt am Tiſch geſeſſen, nicht umſonſt gelächelt und Ja geſagt haben, wo ſein Herz unter tauſend ſchmerzlichen Demüthigungen Nein ſchrie; er wollte auch nicht mehr blos heimlich von den Blumen der Freude naſchen, dieſen Blumen, vor denen er ſeine Gläubigen ſo eifrig warnte und deren berauſchenden Duft doch niemand beſſer kannte als er — nein, ganz offen, ganz ungeſtört wollte er genießen, und wo nun winkte der Becher des Genuſſes ihm lieblicher entgegen als von den Lippen der gräflichen Pflegetochter, der jugendfriſchen, in Anmuth und Liebreiz prangenden Eliſe? Sein ehemaliger Zögling trug die Hand der Herrin davon; ſo war es ja wol ganz in der Ordnung, daß ihm, dem treuen und erprobten Diener, die Hand der Dienerin zu Theil ward.

Freilich bedurfte es großer Künſte und einer mehr als gewöhnlichen Klugheit, um diejenige, auf deren Entſcheidung hier alles ankam, ſeinem Vorhaben geneigt zu machen. Hätte Tante Lucinde geahnt, daß es mehr war als bloßes chriſtliches Mitleid, was der Prediger für das junge ſchutzloſe Mädchen empfand; hätte ſie die wahre Natur jener Blicke verſtanden, mit denen er oft ſo eindringlich, ſo forſchend in Eliſens Augen zu leſen ſuchte — gewiß, ſie würde Bedenken getragen haben, eine Bewerbung zu unterſtützen, die ihr unter dieſen Umſtänden als ein offener Verrath ihrer eigenen theuerſten Empfindungen hätte erſcheinen müſſen. Zwar hatte Lucinde ſelbſt nie daran gedacht, dem Prediger mehr zu ſein als nur eine ſchweſterliche Freundin; von dem Augenblicke an, da ſie ſich herabließ, ihr unbeſchäftigtes Herz an Wohlfahrt zu verlieren, wußte ſie auch, daß Entſagung das Schickſal ihrer Liebe ſei. Und wenn in dieſem Augenblick alle Unterſchiede des Standes gefallen wären und ſie hätte mit dem Stillgeliebten ihres Herzens allein auf einer wüſten Inſel gelebt, ſie würde ihm doch ſtets nur die platoniſche Freundin geblieben ſein, doch immer nur eine von allem Irdiſchen geläuterte Neigung von ihm verlangt und angenommen haben. —

Aber ſo ſeltſam iſt die menſchliche Natur beſchaffen, und ſo tief liegt in der Mehrzahl von uns ein unvertilgbarer Zug der Selbſtſucht und des Eigennutzes, daß auch da, wo wir ſelbſt weder beſitzen wollen noch können, wir doch niemand anders im Beſitz wiſſen wollen; das Glück, das uns verſagt iſt, oder das wir wol gar eigenſinnig verſchmähen, ſoll ebendeshalb auch niemand anders zu Theil werden.

Mit großer Geſchicklichkeit wußte der Prediger dieſe

Schwäche der menſchlichen Natur in ſeiner gräflichen Freundin zu ſchonen und ſeinen geheimen Abſichten auf Eliſe eine Wendung zu geben, wonach es ſchien, als ob er auch darin blos der höhern Einſicht ſeiner Freundin folge, und als ob es nur ein Opfer ſei, das er ihr und ſeiner Liebe zu ihr darbringe, indem er ſich entſchloß, die Hand des jungen Mädchens anzunehmen. In ein Pfarrhaus gehört nach der Meinung der Leute und namentlich der ländlichen Bevölkerung nothwendig auch eine Frau Pfarrerin. Wie gern wäre Wohlfahrt unvermählt geblieben! Wie gern hätte er ſeine ganze Befriedigung nur in dem edeln und reinen Verhältniß zu ſeiner hohen Beſchützerin gefunden! Aber die Rückſichten, die er ſeinem Amte ſchuldig war, erlaubten ihm nicht, im eheloſen Stande zu bleiben, und ſo wollte er die chriſtliche Lebensgefährtin, ohne die er ſeinen geiſtlichen Beruf in den Augen ſeiner Gemeinde nur halb erfüllen konnte, zum wenigſten aus der Hand ſeiner hochgeſtellten Freundin und Gönnerin empfangen. — Lucinde ſelbſt empfand den natürlichen Trieb ihres Alters, Ehen zu ſtiften und Verhältniſſe einzufädeln, vorzüglich wenn ſie ſich ſagen durfte, daß dieſelben doch zu keinen beſonders glücklichen Reſultaten führen würden. Und auch übrigens hatte ſie Gründe, welche es ihr wünſchenswerth machten, das junge Mädchen ſobald wie möglich aus dem gräflichen Hauſe zu entfernen.

Denn wenn auch irgendeine beſtimmte Erklärung oder Verabredung noch nach keiner Seite hin ſtattgefunden hatte, ſo galt es doch in der ganzen gräflichen Familie ſo ziemlich als eine ausgemachte Sache, daß Vetter Albert zum Eidam des Grafen beſtimmt ſei. Einen Widerſtand von ſeiten der jungen Gräfin hielt niemand für möglich: war Albert doch der einzige Mann, deſſen Nähe ſie ſich überhaupt gefallen ließ und deſſen Huldigungen ſie mit einem Gemiſch von Gleichgültigkeit und Ironie hinnahm, das an und für ſich wenig Ermuthigendes hatte, im übrigen aber vollkommen zu dem Charakter der jungen Dame paßte. Kam dieſe Heirath zu Stande, wie niemand zweifelte, ſo hing damit eine Menge anderweiter Veränderungen im gräflichen Hauſe zuſammen, die es nothwendig machten, daß auch über Eliſens Schickſal entſchieden ward. Und da ſchien es denn für die nachgelaſſene Tochter eines ehemaligen gräflichen Hausbeamten, für die mittelloſe Waiſe, die ſo lange das Gnadenbrot im gräflichen Hauſe aß, gar kein geeigneteres und zweckmäßigeres Unterkommen zu geben als die Hand des Predigers, der eben dieſem Hauſe ſo nahe verbunden war und deſſen erprobte Frömmigkeit zugleich für Eliſens geiſtiges Heil alle nur wünſchenswerthen Garantien zu bieten ſchien. —

Dies alſo war zwiſchen dem Prediger und ſeiner Gönnerin abgemacht, und es handelte ſich nur noch darum, welche Stellung Eliſe ſelbſt zu dem Project einnehmen möchte. Oder nein, auch darum handelte es ſich nicht: denn konnte das junge ſchutzloſe Mädchen überhaupt einen Willen haben? Die Frau eines Mannes zu werden wie der Prediger, war es nicht ein Glück für ſie, das ſie begierig mit beiden Händen ergreifen mußte?

Beſonders groß freilich ſchien das Intereſſe, das Eliſe an den Prediger nahm, bisjetzt nicht zu ſein. Im

Gegentheil, ſo nahe derſelbe dem gräflichen Hauſe übrigens ſtand und ſo intim namentlich ſeine Beziehungen zu Lucinden, ſo kühl und äußerlich war ſein Verhältniß zu den beiden jungen Damen. Bei Franziska ſchien das Verhältniß ſogar von einer gewiſſen Färbung des Widerwillens und der Abneigung nicht ganz frei; ſie behandelte den Prediger mit ſichtbarer Kälte, und es bedurfte des großen Anſehens, in welchem er bei dem alten Grafen ſtand, um das Verhältniß wenigſtens äußerlich aufrecht zu erhalten und Franziska in den Ausbrüchen einer Laune zu beſchränken, der ſie ſonſt nur allzu bereitwillig die Zügel ſchießen ließ.

Allein das lag, wie Tante Lucinde ſehr richtig bemerkte, nur an der ungeregelten und verkehrten Erziehung, die der jungen Gräfin überhaupt zu Theil geworden; das höhere Licht war in ihr noch nicht zum Durchbruch gekommen, und darum wußte ſie auch die Vorzüge eines Mannes nicht zu ſchätzen, in welchem Lucinde ſelbſt den Stolz und Schmuck ſeines Geſchlechts erblickte. Eliſe, in allen Stücken das getreue Echo ihrer Freundin, war es auch in dieſem, und wenn Franziska nicht ſelten Gefallen daran fand, ſich mit dem Prediger zu necken und zu ſchrauben und ſeine ſalbungsvollen Aeußerungen ins Lächerliche zu ziehen, ſo vermied Eliſe wenigſtens alles, was ihm irgendeine trauliche Annäherung geſtattet hätte.

Indeſſen auch das war Tante Lucinde eben recht; auch die Ehe zwiſchen Wohlfahrt und Eliſe ſollte und durfte ja keine glückliche ſein, es ſollte und mußte ja ein bloßes Opfer bleiben, das der verehrte geiſtliche Freund ſeinen Verhältniſſen brachte und durch das er ſich unter anderm das Recht erkaufte, deſto ungeſtörter in Lucindens Nähe zu bleiben und einen Umgang mit ihr fortzuſetzen, der ohne dieſen Deckmantel mit der Zeit wol doch den Läſtermäulern der ſündigen Welt hätte verfallen können. —

So Lucinde. Ganz anders freilich der Prediger. Für ihn ſollte die Verbindung mit Eliſen der Beginn eines neuen Lebens ſein, eines Lebens, in welchem er Entſchädigung finden wollte für alle Entbehrungen und Mühſeligkeiten der Vergangenheit, und dem keine Kette der Dienſtbarkeit mehr nachklirren ſollte, auch nicht dieſe Dienſtbarkeit, in der er zu Lucinden ſtand und die ihn ſchon längſt keine Roſenfeſſel mehr dünkte. Schon jetzt arbeitete er daran, dieſelbe mehr und mehr zu lockern und jene zahlreichen Dienſte, die er dem gräflichen Hauſe bisher geleiſtet, auf ein immer beſcheideneres, ihm ſelbſt gemächlicheres Maß zurückzuführen. Er wollte endlich zum Abſchluß mit ſeinem Schickſal gelangen, und dazu dünkte es ihn nöthig, ſeine Exiſtenz in möglichſt beſtimmten Grenzen möglichſt ſelbſtändig feſtzuſtellen. In der Geſchichte des Oberndorf'ſchen Hauſes waren gewiſſe dunkle Partien, deren eigentliche Beſchaffenheit er freilich ſo wenig kannte wie das Publikum überhaupt, die ihn aber auch ebendeshalb mit einem Gefühl von Unbehaglichkeit und Bangigkeit erfüllten. Dieſes ſcheinbar ſo ſtolze, ſo prächtige Fahrzeug hatte doch irgendwo, er ſelbſt konnte es ſich nicht verbergen, ſein geheimes Leck, und Klugheit und Selbſterhaltung geboten ihm, ſein Schickſal nicht allzu eng mit dem des gräflichen Hauſes zu verflechten. Die einträgliche wohldotirte Pfarre hatte er einmal, die war ſein und konnte ihm von niemand genommen werden; bekam er nun dazu noch die Hand der ſchönen Eliſe, ſo hatte ſein Leben ſich ſo behaglich abgeſchloſſen, wie er es nur irgend wünſchen konnte, und darum mußte ſein ganzes Abſehen auch nur dahin gerichtet ſein, ſich dieſes Glück möglichſt vollſtändig und ungeſtört zu bewahren. Lucinde, er ſah es voraus, mußte über kurz oder lang aus ſeiner Gönnerin und Freundin ſeine offene oder heimliche Feindin werden; er hatte nicht im Sinn, an der Seite einer jungen liebenswürdigen Frau eines bloßen Scheinglücks zu genießen, und dieſe Wahrnehmung mußte die Empfindungen, welche Lucinde für ihn hegte, früher oder ſpäter in ihr Gegentheil verwandeln.

Darum mußte er beizeiten auf einen geſchickten Rückzug Bedacht nehmen. Ein erſter und entſcheidender Schritt dazu war gethan, als es ihm gelang, einen jungen Stellvertreter in das Haus des Grafen zu bringen, der eine Menge kleiner häuslicher und geſelliger Rückſichten und Verpflichtungen übernahm, welche bis dahin dem Prediger obgelegen hatten. Der Prediger, der bereits in Gedanken im Beſitz ſeiner Geliebten ſchwelgte, hatte es herzlich ſatt, Tag für Tag den Geſellſchafter des mürriſchen Grafen abgeben zu müſſen und ſich als den Spielball ſeiner wechſelnden, oft ſehr ungeſtümen Launen behandelt zu ſehen; er hatte es ſatt, den unermüdlichen Lobredner des jungen Barons zu machen und an dem Mantel der chriſtlichen Liebe zu ziehen und zu zerren, bis er endlich lang genug war, den zahlreichen Thorheiten, welche der Baron ſich zu Schulden kommen ließ, zu verdecken; er hatte es vor allem ſatt, dem kranken

Oheim, in dem er nur eine höchſt unbequeme Zugabe erblickte, eine Theilnahme zu heucheln und einen Reſpect zu bezeigen, von dem ſeine Seele nichts wußte. Von dieſem läſtigſten Theil ſeiner Obliegenheiten war er frei, ſeit auf ſein Veranſtalten und unterſtützt durch Tante Lucindens vielwirkende Empfehlung ein junger angehender Candidat, von deſſen Fügſamkeit er ſich überzeugt halten durfte, als Vorleſer und Geſellſchafter in das gräfliche Haus aufgenommen worden war.

Aber er hoffte damit auch noch mehr zu erreichen; er hoffte ſich einen Nachfolger zu erziehen, durch den er nicht nur, ohne ſich ſelbſt unmittelbar zu bemühen, die Fäden jederzeit in der Hand behielt, ſondern auf den auch vielleicht Gräfin Lucinde mit der Zeit einiges von dem Intereſſe übertrug, deſſen er ſelbſt ſich bisher erfreut hatte und das ihm jetzt, je näher er in Eliſens Beſitz zu treten glaubte, um ſo läſtiger und drückender ward. —

Ob und wie weit freilich dieſe künſtlichen Berechnungen einſchlagen würden, das mußte erſt die Zukunft lehren. Jedenfalls glaubte Wohlfahrt, unterſtützt durch ſeine jahrelange Kenntniß der Verhältniſſe, der Situation jederzeit Herr zu ſein, ſodaß er keinen Nebenbuhler zu fürchten hatte und die Entwickelung der Dinge mit vollkommener Gemüthsruhe abwarten konnte.

Sechstes Kapitel.

Am Theetiſch.

Dies alſo der Familienkreis, der ſich für gewöhnlich in Schloß Oberndorf zuſammenfand und der ſich auch heute wieder, am Abend deſſelben Nachmittags, da wir das Schloß zuerſt betraten, zur üblichen Stunde um den Theetiſch vereinigte. Derſelbe war im Freien aufgeſchlagen, in jener ſchattigen Lindenallee, in der wir vorhin die Unterhaltung zwiſchen der Gräfin Lucinde und dem Prediger belauſchten.

Auch jetzt waren Lucinde und der Geiſtliche die beiden erſten auf dem Platze. Doch war ihnen nichts mehr von dem Eifer anzumerken, mit welchem ſie das Geſpräch von vorhin geführt hatten. Der Geiſtliche hatte allerhand Berichte und Papiere bei ſich, verſchiedene Angelegenheiten der Gemeinde betreffend, die er dem Grafen zur Kenntnißnahme vorlegen wollte. Lucinde war eifrig in eine Stickerei vertieft und lieh der Unterhaltung des Predigers, die ſich über allerhand gleichgiltige Dinge verbreitete, nur ein halbes Ohr.

Endlich kam der Graf. Es war eine unterſetzte breitſchulterige Geſtalt, von langſamem, faſt ſchwerfälligem Gang; das bereits ziemlich ſtark ergraute Haupt hing weiter vor, als es mit der ſonſtigen kräftigen Geſtalt vereinbar ſchien. Wie er da aus der niedrigen Thür des Herrenhauſes hervorgeſchritten kam, im kurzen grünen Jagdrock, von zwei mächtigen Hunden gefolgt, machte er mehr den Eindruck eines wohlhäbigen Landmanns oder Förſters als eines der reichſten und mächtigſten Edelleute des Landes.

Graf Erdmann war in allem, was die häusliche Einrichtung anbetraf, ſehr peinlich und gewiſſenhaft; wie er ſelbſt die einmal feſtgeſetzten Stunden für die Mahlzeiten und ähnliche häusliche Zuſammenkünfte mit größter Genauigkeit innehielt, ſo liebte er es auch nicht und ließ ſich leicht davon verdrießen, wenn andere in dieſem Punkt weniger rückſichtsvoll waren.

Auch heute muſterte er mit ſtrengem Blick die nur theilweiſe beſetzten Stühle. Aber im Nu klärte derſelbe ſich auf und ein wohlgefälliges Lächeln glitt über die finſtern Züge, als in demſelben Augenblick, da der Graf eben den gewohnten Sitz im Lehnſtuhl einnehmen wollte, die lieblichſte Gruppe den Gang heruntergeſchritten kam.

Es war Franziska mit Eliſen, die den kranken Onkel Hubert in ihrer Mitte führten. Hubert war, wie ſchon früher erwähnt, ſeit einiger Zeit beſonders mild und ſanft geſtimmt, ſodaß er ohne die mindeſte Gefahr den beiden jungen Mädchen anvertraut werden konnte. So waren ſie auch heute mit ihm durch den Park gewandelt. Der Kranke hatte ſich phantaſtiſch aufgeputzt mit Blumen und

Kräutern; ein dichter grüner Kranz, von Eliſens kunſtfertiger Hand gewunden, faßte den breitrandigen Strohhut ein, mit dem er ſich gegen die Gewalt der Sonnenſtrahlen ſchützte. Es war ein eigenthümlicher Anblick, die bleiche verfallene Geſtalt mit den kummergefurchten Zügen und dem milden blöden Lächeln, überſchattet von den grünen Blättern und gleichſam eingefaßt zu beiden Seiten von den jugendlichen Mädchengeſtalten, auf welche geſtützt er langſam daherwandelte.

Sowie Graf Erdmann ſeinen Bruder erblickte, erhob er ſich ehrerbietig und ging auf ihn zu, ſich mit Theilnahme nach ſeinem Befinden erkundigend.

Der Kranke lächelte, halb befriedigt, halb verlegen. „Alles gut, alles gut", murmelte er endlich, „nur die Sonne, die böſe Sonne! Ach wenn die Menſchen wüßten, was die Sonne für Schaden thut; es iſt eine verzauberte Prinzeß, ich weiß jetzt alles, hier unſer Kind" — mit einem unendlich zärtlichen Seitenblick auf Eliſen — „hat es mir erzählt. Ich bin nur neugierig", ſetzte er nach einer Pauſe mit völlig ernſtem und nachdenklichem Tone hinzu, „was dabei aus meinen Soldaten wird; ſie ſchmelzen mir, fürchte ich, alle zuſammen und dann iſt das Reich ohne Vertheidigung und der Feind maſſakrirt uns ohne Gnade — und mein liebes Kind mit den treuen braunen Augen auch . . ."

Eliſe nahm das Wort, indem ſie erzählte, wie lieb und gut „der Herr" heute wieder geweſen und mit welcher Aufmerkſamkeit er auf die kleinen Geſchichten gehorcht, welche ſie ihm erzählt.

„Glauben Sie nur, Herr Graf", ſagte ſie mit

Lebhaftigkeit zu Graf Erdmann gewandt, „unſer theuerer Patient erholt ſich mit jedem Tage mehr; wenn die Aerzte wirklich noch die Abſicht haben, ihn auf einige Zeit nach dem Süden zu ſchicken, ſo ſollten ſie nicht länger damit zögern, da ſein Zuſtand niemals günſtiger, ſein Befinden niemals kräftiger und hoffnungerweckender war als eben jetzt. Doch iſt es mir freilich auch ein ſehr ſchmerzlicher Gedanke, mich von ihm trennen zu ſollen — ich habe ihn ſo lieb, den guten gnädigen Herrn . . .“

Während Eliſe ſprach, hatte der Prediger unvermerkt die Augen, die er für gewöhnlich zur Erde gerichtet hielt, unter der breitknochigen Stirn hervor in die Höhe gewendet, hin auf die Sprecherin, die er mit ſtillen prüfenden Blicken gleichſam durch und durch zu ſehen ſchien. Niemand bemerkte es oder wollte es bemerken als Franziska; ein geringſchätziges Lächeln flog über ihre ſtolzen Züge.

„Der Herr Prediger ſcheint dein Bedauern zu theilen, gute Eliſe“, ſagte ſie mit lauter ſcharfer Stimme, „vielleicht wenn Onkel Hubert wirklich reiſt, tröſtet ihr euch miteinander, der Herr Prediger iſt ſo reich an ſalbungsvollen Tröſtungen —“

„Der Troſt des Herrn“, erwiderte der Prediger demüthig, indem er die Augen ſofort wieder auf ſeine Fußſpitzen heftete, mit einem Ausdruck von Einfalt und Unbefangenheit, als ob er nicht auf tauſend Meilen den verborgenen Stachel gefühlt hätte, der in den Worten der jungen Gräfin lag — „der Troſt des Herrn iſt jedem nahe, der ihn ſucht; wir aber wollen unſere Gebete vereinigen, daß er Erleuchtung und Frieden ſende auf das Haupt unſers verehrten Kranken!“ —

Inzwiſchen war ein bequemer Sitz für Graf Hubert bereitet, etwas ſeitab von der übrigen Geſellſchaft. Auch ſchien er, nachdem die erſte Begrüßung vorüber, keine Notiz mehr von derſelben zu nehmen; in ſeine Kiſſen gedrückt, fing er ein kindiſches Spiel an mit allerlei Blättern und Halmen, die er ſich auf ſeinem Spaziergang zuſammengeſucht hatte und die er nun zu allerhand phantaſtiſchen Figuren verknüpfte. Allmählich indeß ermüdete ihn auch dies Spiel, die hagern kraftloſen Finger ließen die zuſammengeknüpften Halme ſinken, und ehe ſeine Umgebung es noch recht gewahr geworden, war er, umſchmeichelt von der linden Sommerluft, in einen tiefen Schlummer verfallen. Es war dies ſo die Art des Kranken und fand daher auch ſeine Umgebung keine Veranlaſſung, weiter darauf zu achten.

„Und wo ſteckt denn nun unſer Magiſter?“ fragte Graf Erdmann, nachdem man ſich endlich um den Theetiſch geordnet hatte. Es gehörte dies mit zu den zahlreichen Launen und Abſonderlichkeiten des Grafen, daß er eine Vorliebe für gewiſſe veraltete Titulaturen und Anreden hatte und ſie zur Anwendung brachte, auch wohin ſie gar nicht gehörten. So nannte er den jungen Mann, der ſeit einigen Monaten als Vorleſer im Hauſe des Grafen beſchäftigt war und von dem wir ſchon vorhin in dem Geſpräch zwiſchen Lucinde und dem Prediger hörten, ſtandhaft Magiſter, wiewol derſelbe nicht das mindeſte Recht an dieſen Titel hatte und auch außerdem nicht den mindeſten Geſchmack daran fand. Allein der Graf, der in vielen Stücken noch einer längſtvergangenen Zeit angehörte, hatte es ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, jeder angehende Gelehrte, der kein beſtimmtes Amt bekleide, müſſe Magiſter ſein, und ſo ließ er ſich auch nicht davon abbringen, ſeinen neuen Hausgenoſſen ſo zu nennen, zum großen Verdruß der jungen Gräfin, die dieſen Titel ganz abſcheulich altmodiſch und geſchmacklos fand.

„Der Magiſter", wiederholte ſie in etwas gereiztem Tone, „iſt über Land, du mußt ihn ſchon für diesmal entſchuldigen, lieber Vater; er iſt auf mein Erſuchen in das Städtchen geritten, um mir dort einige der neueſten Zeitſchriften umzutauſchen."

„Neue Zeitſchriften", murrte der Graf halb unwillig, halb lachend, indem er das Pack Zeitungen, das uneröffnet vor ihm auf dem Tiſche lag, mit verächtlicher Handbewegung von ſich ſtieß, „als ob es der Zeitungen und Zeitſchriften nicht ſchon genug und ſogar zu viel gäbe, beſonders für euch junges Volk, die ihr weit beſſer thätet, die Naſe ins Kochbuch zu ſtecken oder meinetwegen auch in Gottes freie Luft, als in das alte häßliche Löſchpapier. Zu meiner Zeit war das anders; da glaubte man ſchon ein großer Politiker zu ſein und ein großes Stück Arbeit gethan zu haben, wenn man nur alle acht Tage ſein Wochenblättchen las; ſich aber ſtunden-, ja tagelang in die Bücher vertiefen, wie ihr jungen Leute es jetzt thut, das ließ man den Gelehrten, die dafür bezahlt werden. Iſt's nicht ſo, Herr Paſtor?"

Allein bevor der Prediger, der im ſtillen ſchon lange auf eine gnädige Anrede ſeitens des Patrons gewartet hatte, ſich noch zu einer Antwort ſammeln konnte, hatte Gräfin Lucinde ihm bereits das Wort vom Munde weggehaſcht.

„Sie haben ganz recht, Vetter“, ſagte ſie mit Nachdruck, „es iſt wahrhaft greulich, was die Jugend jetzt lieſt, und wenn unſer verehrter Herr Prediger nicht ohnedies ſchon mit ſoviel Geſchäften überladen wäre, möchte ich ihn wol erſuchen, die Lectüre, welche der Herr Magiſter“ (indem ſie einen triumphirenden Seitenblick auf Franziska ſchleuderte) „unſern jungen Damen ins Haus bringt, ein wenig genauer zu controliren; es ſind, fürchte ich, Sachen darunter, die mir denn doch für die Augen und Ohren einer Gräfin Oberndorf nicht ganz paſſend erſcheinen. Da ſah ich neulich auf Franziska's Arbeitskorb ein Büchelchen liegen, Gedichte von — ja wie hieß er nun doch gleich? Es iſt ein Elend mit einem Gedächtniß wie das meine — ja richtig, nun hab' ich's: von Eduard Walldorf — das iſt ja die offenbare Revolution, der pure nackte Aufruhr iſt das ja!“

Eliſe war bei dieſer unerwarteten Wendung, welche das Geſpräch genommen, raſch aufgeſtanden und hatte ſich einen Gang ins Haus gemacht, angeblich um nach dem Thee zu ſehen, in der That jedoch um eine gewiſſe Verlegenheit zu verbergen, die ſich ihrer bei Lucindens letzten Worten bemächtigt hatte. Deſto ruhiger war die Haltung, welche Franziska behauptete.

„Unterſuchen Sie, liebe Tante“, ſagte ſie, indem ſie die lange ſchlanke Geſtalt tiefer in den Seſſel ſchmiegte und das glühende Auge feſt auf Lucinde gerichtet hielt, „unterſuchen Sie mein Arbeitskörbchen öfter, liebe Tante? Fromme Tractätchen und Gebetbüchlein werden Sie allerdings nicht darin finden, ſo freigebig der Herr Prediger unſer Haus auch damit verſorgt . . .“

„Laßt euere ſpitzigen Redensarten, ihr Weiber“, ſagte der Graf, der es in der Stille gar nicht ungern ſah, wenn Franziska der Tante Oppoſition machte, in ſeiner gutmüthig derben Weiſe, „die Tante iſt — nun ja doch, ſie iſt wie unverheirathete Damen von geſetztem Alter zu ſein pflegen, ſie wird nachgeſehen haben, ob dein Arbeitskörbchen kein galantes Billet von Vetter Albert verbirgt. Wie iſt es damit, mein Kind? Hat der Leichtfuß von Vetter noch immer nichts von ſich hören laſſen?“

Vetter Albert befand ſich nämlich ſeit einigen Wochen gewiſſer Geſchäfte halber in der benachbarten Reſidenz, wo ſein Aufenthalt ſich länger hinzog, als urſprünglich in ſeinem Plan gelegen hatte, indeſſen ohne daß ſeine Abweſenheit von Franziska beſonders ſchmerzlich empfunden wurde.

„Wenn du keine Nachrichten von Vetter Albert haſt“, ſagte ſie gleichgültig, „wie ſollte ich dazu kommen, lieber Vater? Ich habe nicht die Ehre zu Vetter Albert's Correſpondenten zu gehören, und trage“, ſetzte ſie halblaut hinzu, „auch kein Verlangen danach . . .“

Siebentes Kapitel.

Der Leibdiener.

Mittlerweile wurde der Thee umhergereicht. Es geſchah dies, wie alle Tage, unter Eliſens Anleitung durch einen Bedienten des Hauſes, einen Burſchen im Anfang der zwanziger Jahre, einen wahren Apoll an Schönheit, deſſen jugendlich ſchlanke Geſtalt, vortheilhaft hervorgehoben durch die einfache, doch geſchmackvolle Livree, jeder fürſtlichen Hofhaltung zur Zierde gereicht haben würde. Es war Heinrich, jener Lieblingsdiener des Grafen, deſſen Namen wir ſchon einmal aus dem Munde Johann's, des Leibdieners des Barons Albert, vernommen haben. Heinrich war von Kindesbeinen an im Schloſſe auferzogen worden; trotz ſeiner dunkeln Herkunft — er galt für eins der zahlreichen Waiſenkinder, deren ſich ſo viele im Dorf umhertrieben — hatte der Graf ihm eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet und ſich mehr als gewöhnliche Mühe mit ſeiner Ausbildung gegeben; er wollte ſich, ſchien es, an ihm ſo recht einen Diener nach ſeines Herzens Wunſch und Willen heranziehen, eins jener Hausmöbel, wie ſie wol in frühern Zeiten in altadelichen Familien exiſtirten und ſich, gleich einem ehrwürdigen Hausrath, von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbten.

Allein wenn der Zorn des Grafen ſchwer zu tragen war, ſo war es ſeine Gunſt kaum minder. Eben als Lieblingsdiener ſeines Herrn hatte Heinrich einen ſchweren Stand, bei weitem den ſchwerſten von der geſammten Dienerſchaft des Hauſes. Graf Erdmann war in ſeinen Gewohnheiten und Forderungen außerordentlich genau und grillig, und da überdies ſeine Stimmung häufig und dem Anſchein nach ohne Veranlaſſung wechſelte, ſo hatten diejenigen ſeiner Dienerſchaft, die ſich täglich in ſeiner Nähe befanden, von ſeinem Jähzorn manches zu leiden.

Zu Heinrich ſtand der Graf in einem ganz eigenthümlichen Verhältniß. Wie oben erwähnt, hatte er ihm von Kindheit auf eine beſondere Theilnahme erwieſen und ſich mehr um ihn gekümmert, als es in unſern aufgeklärten Zeiten ſonſt wol zwiſchen Herrſchaft und Dienſtleuten der Fall zu ſein pflegt. Dank der ſorgfältigen Anweiſung, welche der Graf ihm hatte ertheilen laſſen, konnte Heinrich für ein wahres Muſter in allen jenen großen und kleinen Kenntniſſen und Fertigkeiten gelten, welche zu einem vollkommen ausgebildeten Diener einer großen Herrſchaft gehören. Er war von feinen und anmuthigen Manieren, die doch niemals jene Grenze der Ehrerbietung überſchritten, welche den Dienenden gezogen iſt; niemand verſtand ſo gut wie er eine feſtliche Tafel zu arrangiren, dabei war er ein vorzüglicher Schütze und auch im Stall wußte er Beſcheid wie wenige. Kurz, wenn man das Muſterbild eines angehenden fürſtlichen Lakaien ſehen wollte, ſo brauchte man ſich nur den ſchönen Heinrich — wie er von der übrigen Dienerſchaft für gewöhnlich genannt wurde, und zwar nicht ohne einen gewiſſen ſpöttiſchen Beigeſchmack, der ſich aus der bevorzugten Stellung erklärte, welche er im Hauſe des Grafen einnahm — zu betrachten.

Allein dieſe bevorzugte Stellung hatte auch ihre Schattenſeiten. Heinrich fand an dem Dienſt im Schloſſe im ganzen nur wenig Geſchmack; trotz der Gewandtheit, mit der er die Obliegenheiten ſeines Berufs ausübte, ſagte derſelbe ihm doch nur wenig zu. Der Dienſt war, was die eigentliche Arbeit anbetraf, nicht allzu ſchwer, das Leben im Schloſſe reichlich, die Behandlung, abgeſehen von den einzelnen aufbrauſenden Momenten des Grafen, mild und gütig; dabei durfte der junge Mann ſeine Zukunft als geſichert betrachten, da es nicht in der Art des Grafen lag, ohne die dringendſte Noth mit ſeinen Dienſtleuten zu wechſeln.

Für einen Sohn der Armuth wie Heinrich war das alles gewiß nichts Kleines, und unzählige ſeinesgleichen würden ihn um ſeine Stellung beneidet haben. Er jedoch empfand nicht die Behaglichkeit, er empfand nur den Druck des Dienſtes. Das Dienen überhaupt war ihm verhaßt; der Aufenthalt in dem Schloſſe, dies ewig gleichmäßige Tagewerk mit ſeinen bis ins einzelnſte vorgeſchriebenen Obliegenheiten und Verrichtungen machte ihm Langeweile; er wäre lieber in die Welt gezogen und hätte verſucht, ſich gegen Wind und Wetter auf eigene Hand durchzuſchlagen.

Aber ſo oft und ſo dringend er auch den Grafen um ſeine Entlaſſung erſuchte, ſo wenig wollte dieſer davon hören. Graf Erdmann war und blieb nun einmal, ſo gut er es auch mit ſeiner Umgebung meinte und ſo edel ſeine Beſtrebungen waren, eine gewaltthätige Natur, und auch ſein Wohlwollen trug noch immer eine gewiſſe herriſche, gewaltthatige Ader in ſich: er war nun einmal von Gott zum Herrn, zum Gebieter eingeſetzt, und je tiefer er die Verantwortung empfand, welche ihm damit auferlegt war, mit um ſo größerer Entſchiedenheit bediente er ſich auch der Rechte, der wirklichen ſowol wie der vermeintlichen, die ihm als Gebieter zuſtanden.

Dieſe Erfahrung mußte auch Heinrich machen, ſo ſehr er der gewöhnlichen Annahme nach durch die tiefe Kluft des Standes und der Verhältniſſe, die zwiſchen ihm und dem Grafen obwaltete, hätte davor geſchützt ſein ſollen. Graf Erdmann hatte ſich nun einmal vorgeſetzt, das Glück dieſes jungen Mannes zu machen, oder wenigſtens was er für das Glück deſſelben hielt; er betrachtete ihn als ſein Geſchöpf, und ſo konnte er auch nach Art der meiſten Menſchen nur einen Beweis ſchnöder Undankbarkeit und frecher Widerſetzlichkeit darin ſehen, wenn Heinrich Miene machte, ſein Glück auf andere Weiſe zu ſuchen, als der Graf vorausbeſtimmt hatte.

Auf dieſe Weiſe kam es, daß der Graf mit keinem ſeiner Diener ſo unzufrieden war und mit keinem ſo heftige und tumultuariſche Scenen zu beſtehen hatte als gerade mit ſeinem Lieblingsdiener Heinrich. Schon bei einer frühern Gelegenheit haben wir gehört, wie der Bediente des Barons ſich beklagte über das unerträglich ſtrenge Regiment, das der Graf über ſeine Dienerſchaft führte, und wie er ſie auf Schritt und Tritt controlirte, ſelbſt auch in Dingen, von denen heutzutage keine Herrſchaft Notiz zu nehmen pflegt, am allerwenigſten aber eine ſo vornehme, deren Intereſſe ebendeshalb auf ſo ganz andere Dinge gerichtet iſt.

Der Graf, wie wir wiſſen, theilte dieſe vornehme Unbekümmertheit um das Los ſeiner Untergebenen nicht, im Gegentheil, unter den patriarchaliſchen Pflichten, die er mit ſeinem großen Beſitzthum nothwendig verbunden glaubte, nahm die Sorge nicht blos um das äußerliche, ſondern auch um das innerliche Wohl und Wehe ſeiner Diener und Gutsangehörigen die erſte Stelle ein. — Niemand hatte von dieſem pädagogiſchen Eifer des Grafen mehr zu leiden als der ſchöne Heinrich. Die Bedientenſtube und der Tanzboden haben ihre Löwen ſo gut wie der Salon und der Hofball, und ein ſo ſchlanker Burſche wie der ſchöne Heinrich, mit dieſer friſchen Farbe, dieſem lockigen Haar und dieſen brennenden ſchwarzen Augen, ſchien durchaus berufen, der Don Juan aller Kammermädchen und Bauerdirnen auf zehn Meilen in der Runde zu werden. Die ſtrenge Aufſicht jedoch, welche der Graf über ſein Hausweſen führte, und dieſer mehr als puritaniſche Eifer, mit welchem er Zucht und Sitte auf ſeinen ausgedehnten Beſitzungen aufrecht zu erhalten ſuchte, ließen den jungen Mann ſeines Lebens nicht froh werden. Dazu kam, daß, wie ſchon erwähnt, die bevorzugte Stellung, deren er im gräflichen Hauſe genoß, ihm den Neid und die Misgunſt der übrigen Dienerſchaft zugezogen hatte. Der ſchöne Heinrich ſah nicht nur beſſer aus, er trug ſich auch feiner und ſprach manierlicher, als es ſonſt bei Leuten ſeines Standes der Fall zu ſein pflegt. Aber gerade dieſe löblichen Eigenſchaften, die ihn der Herrſchaft empfahlen, dienten nur dazu, ſein Verhältniß zur übrigen Dienerſchaft ſowie überhaupt zu den Leuten im Dorfe zu verderben. Mit all ſeinem Bemühen, die ewigen Ordnungen der Natur — wie er ſich auszudrücken liebte — zu beobachten und jeden unverrückt an der Stelle zu erhalten, wohin das Schickſal ihn geſetzt, hatte der Graf ſich in dieſem Falle doch von ſeinem wohlmeinenden Eifer zu einem Experiment verleiten laſſen, das für alle Theile nicht anders als nachtheilig ausfallen konnte; indem er den ſchönen Heinrich zu einem Muſter von herrſchaftlichem Diener erziehen ließ, hatte er ihn über die gewöhnliche Sphäre dienender Leute emporgehoben und in eine Zwitterſtellung verſetzt, in der er weder ſich ſelbſt noch ſeiner Umgebung genügen konnte.

Heinrich ſelbſt war ſich über alle dieſe Dinge natürlich nichts weniger als klar; er fühlte nur das ungeſtüme Drängen einer jugendlich leidenſchaftlichen Natur, fühlte nur den Zwang, den der Dienſt im gräflichen Hauſe ihm auferlegte, und das täglich größer werdende Verlangen, denſelben von ſich abzuſchütteln. Und doch hielt ihn andererſeits wieder nicht nur der eherne Wille des Graſen, dem ſich ſo leicht niemand zu widerſetzen wagte, ſondern auch ein gewiſſes Gefühl der Gewöhnung und eine Empfindung der Dankbarkeit, die freilich mit der Unluſt, welche der Dienſt des Grafen ihm übrigens erregte, nur zu oft in Zwieſpalt gerieth.

Achtes Kapitel.

Liebe auf dem Dorfe

Indeſſen das Schickſal hat ſeine Launen und die Liebe iſt allmächtig, im Bedientenzimmer ſo gut wie im Herrenhauſe. Statt jene leichten Siege zu pflücken, nach denen er gleichſam nur die Hand auszuſtrecken brauchte und die ſich ihm trotz der Strenge des Grafen und trotz der Eiferſucht ſeiner Kameraden gewiß nicht verſagt haben würden, hätte er ſelbſt nur das rechte Verlangen danach getragen — ſtatt dieſe leichten und bequemen Siege zu pflücken, hing der ſchöne Heinrich ſein Herz an das wildeſte und ungeberdetſte Mädchen im ganzen Dorfe. Die ſchwarze Nanni war der letzte Ueberreſt einer jener zahlreichen Vagabundenfamilien, welche der Vorgänger des Grafen gefliſſentlich nach Oberndorf gezogen und die Graf Erdmann ſich nun vergeblich bemühte, zu ordentlichen anſäſſigen Bauern umzubilden. In der ſchwarzen Nanni pulſirte echtes Zigeunerblut; ohne Vater noch Mutter oder andere Angehörige, dabei jung und hübſch und von abenteuerlichem Sinne, zog ſie als Harfenmädchen im Lande umher, überall, wo ſie erſchien, die Köpfe der Männer in Verwirrung ſetzend und Flammen erweckend, von denen nur ſie ſelbſt nichts zu empfinden ſchien.

Denn ſo warm das Blut aus den bräunlichen Wangen des jungen Mädchens leuchtete und ſo luſtig ihre Augen funkelten, ſo kalt und ruhig ſchien dennoch ihr Herz zu ſchlagen. Es war ein eigenthümliches Schickſal, dem die ſchwarze Nanni anheimgefallen war, ein Schickſal, das ſich freilich auch in andern Kreiſen ziemlich häufig wiederholt: niemand vermochte ihr eigentlich etwas Böſes nachzuſagen, und doch ſtand ſie allgemein im übelſten Rufe, keine von den Frauen und Mädchen des Dorfes wollte Umgang mit ihr haben, ja ſelbſt die Burſche, ſo begierig ſie nach einem Blick ihrer ſchwarzen Augen waren, ſolange ſie ihr allein gegenüberſtanden, ſo zuckten ſie dennoch mit vielſagendem Kopfſchütteln die Achſeln und verleugneten ſie, ſobald in Gegenwart dritter von ihr die Rede war. Gerade daß ihr niemand etwas Uebles nachſagen konnte, gerade dies war Nanni's größtes Verbrechen; es ſchien unnatürlich, daß ein junges Mädchen, ſo hübſch, ſo übermüthig, bei einer ſo freien und ungebundenen Lebensweiſe, immer nur Köpfe in Verwirrung ſetzen und Herzen in Feſſeln ſchlagen ſollte, ohne jemals ſelbſt in ihren eigenen Netzen gefangen zu werden, und ſo ſchrieb man ihrer Hinterliſt und Gefallſucht zu, was doch nur vielleicht die Folge eines beſonders kühlen und ſpröden Temperaments war.

Auch der ſchöne Heinrich brannte für ſie, mit dem Unterſchiede jedoch, daß, während die übrigen ihre Neigung ſorgfältig vor der Welt verſchleierten, er ſie ganz offen, mit einer Art von trotzigem Stolze zur Schau trug.

Und das wollte in der That etwas ſagen, zumal in ſeiner Stellung. Denn wenn die ſchwarze Nanni ſchon übrigens nur wenig öffentliche Freunde zählte, ſo war ſie dem Grafen geradezu verhaßt. Seinem ernſten, ſtrengen Sinne gereichte der ungebundene Lebenswandel des jungen Mädchens zum größten Aergerniß; er wollte auf ſeinen Gütern fleißige Arbeiter, tüchtige Hausfrauen, geſchickte und arbeitſame Mägde haben, aber nicht leichtfertige Dirnen, die mit der Harfe im Arm von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt zogen, und heimgekehrt durch die Erzählungen ihrer Abenteuer den ruhigen Sinn der übrigen Bevölkerung erſchütterten und in Verwirrung ſetzten. — Auch hatte Graf Erdmann ſich viele Mühe gegeben, den kecken Sinn des jungen Mädchens zu brechen und es zu einer häuslichern und geregeltern Lebensweiſe zu gewöhnen. Aber ſo groß ſein Anſehen übrigens und ſo unbeugſam ſein Wille, an dieſem jungen Mädchen wurde er zu Schanden. Die Schönheit hat einen eigenen Zauber; ſo hart und verſchloſſen der Sinn des Grafen auch war, ſo mochte doch, ihm ſelbſt unbewußt, die jugendlich prangende Anmuth der ſchwarzen Nanni eine gewiſſe Gewalt auf ihn ausüben und ihn abhalten, mit der Strenge gegen ſie zu verfahren, wie er ſonſt wol bei dem leiſeſten Widerſtand zu thun pflegte. Die ſchwarze Nanni beſaß aus dem Nachlaß ihrer Aeltern ein kleines ärmliches Hüttchen im Dorfe; daſſelbe war zwar ſehr eng und ſehr verfallen, allein dem Bedürfniß des jungen Mädchens, das ſich ſeiner nur als gelegentliches Abſteigequartier bediente, genügte es. Auch zahlte ſie die Abgaben und Steuern, die auf dem Hänschen laſteten, regelmäßig, und da ſie ſich auch übrigens nichts gegen den Buchſtaben des Geſetzes zu Schulden kommen ließ, ſo fehlte jeder Anlaß, mit ſtrengern Maßregeln gegen ſie vorzugehen.

Dennoch war ſie dem Grafen ein Dorn im Auge; ihr kecker unabhängiger Sinn, ihre ungebundene ſelbſtändige Lebensweiſe, vor allem das Unſtete, um nicht zu ſagen Leichtfertige ihres Berufs paßte nicht in das ſtrenge Syſtem, das der Graf ſich entworfen hatte und zu dem er ſeine Angehörigen, ſei es mit Güte, ſei es mit Gewalt, heranziehen wollte. Auch hatte er mehr als einen Verſuch gemacht, ſie ganz von ſeinen Beſitzungen zu entfernen; durch dritte Hand hatte er ihr antragen laſſen, ihr das Hänschen abzukaufen und zwar zu einem Preiſe, der weit über den wirklichen Werth deſſelben hinausging, unter der einzigen Bedingung, daß ſie das Dorf verlaſſen und niemals wieder dahin zurückkehren ſollte.

Die ſchwarze Nanni jedoch, der es überhaupt an Verſtand nicht fehlte, und die alſo auch ſehr wohl wußte, wie weit die gutsherrlichen Rechte des Grafen ſich erſtreckten, hatte alle derartigen Anerbietungen mit Lachen ausgeſchlagen; der Herr Graf, hatte ſie geantwortet, habe ganz recht, ſie ſei ein wilder Vogel, allein auch der wildeſte Vogel habe ſein Neſt, und da ihr Neſt nun einmal auf Oberndorf'ſchem Boden gegründet ſtehe, ſo wolle ſie daſſelbe auch nicht ohne Noth aufgeben.

Das junge Mädchen konnte ſich ſolchen Widerſpruch allenfalls erlauben, da es ihr an heimlichen Gönnern, die zur Noth im Stande waren, ſie ſelbſt gegen den Grafen in Schutz zu nehmen, nicht fehlte. Der Graf allerdings that alles Mögliche, ſie von ihrem Vagabundenleben, wie er es nannte, zurückzuhalten und ein ſtilles häusliches Mädchen aus ihr zu machen. Doch war ſeine Autorität nicht die einzige in der Gegend; neben den gräflich Oberndorf'ſchen Behörden hatten auch die herzoglichen Beamten ein Wort mit dareinzureden, und je ſchonungsloſer Graf Erdmann ſeine Rechte ausübte, je mehr gefielen die Beamten der Regierung ſich darin, ihm das Widerſpiel zu halten und ſeine Plane zu kreuzen, wo und wie ſie konnten. Mochte Graf Erdmann in ſeiner Eigenſchaft als Gutsherr der ſchwarzen Nanni die Erlaubniß, als Harfenmädchen im Lande umherzuziehen, auch unter allerhand Vorwänden verweigern, ſo gab es doch noch andere Behörden in der Nachbarſchaft, die minder ſcrupulös waren; ein ſchönes Kind bittet ſelten vergebens, und auch der hartherzigſte Polizeimann fühlt ein gewiſſes menſchliches Rühren, wenn zwei ſchelmiſche Augen ihn freundlich anlächeln.

Und gerade dieſes dem Grafen, ſeinem Dienſtherrn und Gönner, ſo verhaßte Mädchen nun hatte der ſchöne Heinrich ſich zur Königin ſeines Herzens erkoren. Oder nein, nicht erkoren — ſein Herz hatte ihr gehört ohne ſein Wollen und Zuthun, von dem Augenblick an, da er zum erſten mal in dieſes lachende Antlitz, dieſe dunkeln flammenden Augen geſehen, zum erſten mal dies ſchelmiſche Lachen und den Klang dieſer Stimme gehört hatte, die vielleicht nichts weniger als kunſtgerecht zu ſingen verſtand, dennoch aber in Heinrich's Ohren allen Wohllaut der Welt übertraf. — Glaube doch niemand, daß die

Flamme der Liebe minder heiß und minder heftig brennt, weil ihr heiliges Feuer ſich in den Herzen von Menſchen entzündet, die nicht zu der ſogenannten gebildeten Geſellſchaft zählen; die Liebe beſitzt überall dieſelbe Gewalt und ſchafft dieſelben Leiden und Freuden, in der Seele des Prinzen wie des Bauern, ja ſelbſt einen gewiſſen Hauch von Poeſie, ein gewiſſes Gefühl des Ewigen und Göttlichen verbreitet ſie gleichmäßig über die Herzen der Hoch- wie der Niedriggeborenen. Unter Heinrich's Livree ſchlug ein Herz, ſo warm, ſo treu, ſo ganz in Liebe hinſchmelzend, wie nur je eins in einer menſchlichen Bruſt geklopft hat; kein Dichter, kein Künſtler konnte das Ideal ſeiner Träume mit größerer Glut und innigerer Hingebung lieben, als dieſer Bediente ſein Harfenmädchen liebte. Freilich vermochte er über ſeine Leidenſchaft nicht ſo ſinnreich zu reflectiren oder gar in ſo ſchönen Worten darüber zu ſprechen, wie die Gebildeten es können: allein nur um ſo tiefer brannte ihn ſeine Glut, und nur um ſo ſtärker empfand er alle Schmerzen und Qualen einer unerwiderten Neigung.

Denn unerwidert war dieſe Neigung. Mit derſelben ruhigen Heiterkeit, demſelben kühlen ſpröden Lächeln, das ſie den oft ſehr zudringlichen Bewerbungen ihrer ſonſtigen Anbeter entgegenſetzte, ließ die ſchwarze Nanni auch die Liebeserklärungen des ſchönen Heinrich von ſich abgleiten. Und er meinte es doch ſo gut, ſo redlich, der wackere Burſche! Unzähligemal bereits hatte er ihr ſeine Hand angetragen, die ganze bequeme Exiſtenz, deren er im Hauſe des Grafen genoß, und alle die günſtigen Ausſichten, die ihm hier offen ſtanden, wollte er ihr zum Opfer bringen, ſelbſt der Zorn ſeines Gebieters, den er ſonſt über alles fürchtete, ſollte ihm nicht zu theuer ſein, wenn er damit den Beſitz des über alles geliebten Mädchens erkaufen konnte.

Allein ſo oft er davon anfing, ſchüttelte die ſchwarze Nanni lachend das Köpfchen, ſo wild, ſo luſtig, daß das blühende Antlitz völlig unter den krauſen Locken verſchwand, und dann tief aufathmend, als müſſe ſie ſich erholen von dem herzlichen Gelächter: „Guter Junge“, ſagte ſie, „was wollteſt du wol mit einer Frau wie ich und was ſollte mir ein Mann wie du? In mir ſteckt, wie ſie ſagen, Zigeunerblut, ich bin unſtet, bald hier, bald da, wie der Vogel auf dem Zweige, und wenn ein König mich mit goldenen Ketten feſſeln wollte, ſo würde ich ſie zerreißen, weil es Ketten ſind. Du aber, guter Junge, du biſt mit der Livree auf die Welt gekommen; ſolange du denken kannſt, dienſt du: ich ſelbſt erinnere mich, wie du noch ein ganz kleines Kerlchen warſt, kaum halb ſo hoch wie ich jetzt bin, und trugſt ſchon eine Treſſe an deiner Jacke und eine Cocarde am Hütchen. Sieh her, das iſt meine Hütte — nicht wahr? ſie iſt ein wenig windſchief und wenn ſie eines guten Morgens ganz und gar über den Haufen fällt, ſollte es mich am wenigſten wunder nehmen. Du meinſt vielleicht, kein Hund möchte ſo leben und ich müßte dir recht dankbar ſein, daß du mich aus dieſem Elend befreien und mich hübſch weich an einen warmen Herd ſetzen willſt, wo ich keine Sorge mehr habe? Weit gefehlt, Schatz! Dieſe Hütte iſt mein, hier bin ich Herr, und wenn ich ihm nur die paar Dreier alle Zinstage richtig bezahle, ſo hat euer gnädigſter Herr Graf, vor dem ihr andern alle zittert wie die Kinder vor der Ruthe des Schulmeiſters, mir hier auch nicht ſo viel zu ſagen!“

Damit ſchnippte ſie mit den zierlichen Fingern durch die Luft und ſprang davon, einen hellen Jodler anſtimmend, daß die Leute nah und fern verwundert in die Höhe fuhren und den Kopf ſchüttelten über das wilde Mädchen. —

Das klang nun wenig tröſtlich; aber wo wäre eine Liebe, die dieſes Namens werth und die durch irgendwelche Hinderniſſe beſtimmt werden könnte, ſich ſelbſt aufzugeben? Auch der ſchöne Heinrich, ſo düſter die Ausſichten für ihn waren, hörte darum nicht auf zu hoffen. Dem Grafen natürlich durfte er von ſeiner Liebſchaft nichts ſagen; ihm, der ſchon an der ſchwarzen Nanni und ihrem Treiben ſoviel Anſtoß nahm, würde der Gedanke, daß einer ſeiner nächſtſtehenden und vertrauteſten Diener ein Verhältniß eben mit dieſem Mädchen unterhalte, geradezu unerträglich geweſen ſein, und mußte Heinrich ſich alſo in dieſer Beziehung auf den härteſten Widerſtand gefaßt machen.

Aber hatte er denn dieſen Widerſtand wirklich ſo ſehr zu fürchten? Hatte die ſchwarze Nanni nicht ganz recht? Waren ſie nicht Thoren alle zuſammen, daß ſie ſich ſo blindlings den Befehlen des Grafen unterwarfen, ſelbſt auch in ſolchen Dingen, in denen doch — das fühlte das Herz des ehrlichen Jungen richtig heraus — kein Menſch dem andern zu befehlen hat? Ja wer war er denn überhaupt, dieſer Graf, daß er mit ſo gewaltiger Fauſt in die Geſchicke ſeiner Nebenmenſchen eingriff? Er war Heinrich's Brotherr; ſolange Heinrich denken konnte, hatte er im Schloſſe des Grafen gelebt, hatte durch ihn Nahrung, Kleidung, Unterricht empfangen. Das war etwas, ſogar, wie Heinrich die Welt bereits kannte, ſehr viel, aber doch immer nicht genug, um ihn völlig zum Sklaven des Grafen zu machen. Sah er nicht tagtäglich, wie hier ein Diener entlaſſen, dort ein anderer neu angenommen ward? Machten nicht manche junge Leute ſeines Schlags in einem Jahre die Runde in zehn verſchiedenen Häuſern? Und nur er ſollte verdammt ſein, ewig unter demſelben Joch zu ſeufzen und dieſelbe Kette der Dienſtbarkeit zu tragen? Hatte die ſchwarze Nanni wirklich recht und war dieſe Livree, die ihn jetzt wie hölliſches Feuer brannte, ihm wirklich angeboren, daß er es nicht wagte ſie abzulegen? Und wenn er nun das Recht geltend machte, das jedem, auch dem Aermſten zuſteht, wenn er ſeine Entlaſſung von dem Grafen forderte, ja wenn er ſeinen Weg zwiſchen die Füße nahm und heimlich auf und davon ging, wer konnte, wer durfte ihn darum tadeln?— Nur wollte er freilich nicht allein gehen, die ſchwarze Nanni ſollte mit ihm gehen, und daß ſie das nicht wollte und daß alle ſeine Bitten und Thränen vergeblich blieben, das verrückte dem armen Menſchen völlig das Concept und ſtürzte ihn in ein Meer von Zweifeln und Sorgen, das ihn um ſo wilder hin und her ſchleuderte, je mehr es ihm an der geiſtigen Reife und an der Klarheit des Urtheils gebrach, durch welche ſolche Zuſtände allein ins Gleichgewicht gebracht werden können.

Und doch gab es noch ein anderes Leiden, das noch tiefer, noch ſchmerzlicher an ihm nagte — die Eiferſucht. Der luſtige Berni, den die ſchwarze Nanni ſich auserwählt, führte es mit ſich, daß ſie oft auf Wochen, ja auf Monate aus dem Dorfe verſchwand, um dann plötzlich nach langer Abweſenheit ganz unerwartet wieder aufzutauchen. Litt Heinrich ſchon unter dieſer oft wiederholten Trennung, ſo litt er doch noch weit mehr unter den Gerüchten und Erzählungen, welche die Rückkehr ſeiner Schönen zu begleiten pflegten. Die ſchwarze Nanni hatte keinen ſchlimmern Feind als ſich ſelbſt; ihr wildes luſtiges Temperament und der Uebermuth, mit welchem ſie das Urtheil ihrer Umgebung verſpottete, forderte den böſen Leumund faſt gewaltſam heraus. Auch that ſie ſich nicht wenig zugute mit den kleinen Begünſtigungen, die ihr hier und da von ſeiten der Aufſichtsbehörden widerfuhren und vermittelſt deren es ihr möglich wurde, dem Unwillen des Grafen zu trotzen. Mehr natürlich bedurfte es nicht, um dem Gerücht die reichlichſte Nahrung zu geben, und gerade daß es immer nur beim Gerüchte blieb und daß niemand etwas Beſtimmtes gegen das junge Mädchen vorzubringen wußte, gerade das that ihrem Rufe erſt recht Abbruch. Man ſprach von allerhand vornehmen Liebſchaften, welche ſie in der Fremde angeknüpft haben ſollte; ſogar der Name des Barons Albert wurde genannt. Man wollte bemerkt haben, daß die häufigen kleinen Reiſen, die er in die Nachbarſchaft unternahm, faſt regelmäßig mit den Wanderungen der ſchwarzen Nanni zuſammenfielen, und knüpfte daran Vermuthungen und Auslegungen, die ein kräftigeres Zeugniß für die Unwiderſtehlichkeit des jungen Mädchens abgaben als für die Tugend des Barons.

Der ſchöne Heinrich litt unter dieſen Gerüchten, die ſich freilich immer nur in den Kreiſen des Dorfs und der

Dienerſchaft hielten, und von denen die Herrſchaft entweder keine Kenntniß hatte oder doch keine Kenntniß nehmen wollte, mehr als ſich ſagen ließ; verſchmähte Liebe, Groll, Haß, Eiferſucht nagten an ſeinem Herzen und verſetzten ihn nicht ſelten in einen Zuſtand von Aufregung und Faſſungsloſigkeit, daß er kaum im Stande war, den Pflichten ſeiner Stellung im Hauſe des Grafen zu genügen.

Auch heute ſchien es in der Bruſt des armen Burſchen ganz gewaltig zu toben; ſeine Gedanken waren offenbar nur halb bei dem, was er zu verrichten hatte, ſo ungeſchickt benahm er ſich und ſo läſſig, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, verrichtete er die ihm vorgeſchriebenen Dienſtleiſtungen. Indem er die gefüllten Taſſen im Kreiſe umherreichte, ſtolperte er bald hier bald da, überhörte hier einen Befehl, misverſtand dort einen andern und ſetzte durch dies alles die Geduld ſeines Gebieters, deſſen pädagogiſchem Talent er auf dieſe Weiſe allerdings keine beſondere Ehre machte, auf eine harte Probe.

Neuntes Kapitel.

Das böſe Princip.

Dennoch würde die Ungeſchicktheit des armen Tropfes vielleicht unbemerkt geblieben und der Abend ohne Störung vorübergegangen ſein, zumal Eliſe, ihrer wohlwollenden Art gemäß, ihm auf alle Weiſe beiſprang und mit zartem weiblichen Takt die Verſehen, die er ſich gegen die Ordnung des Hauſes zu Schulden kommen ließ, theils verdeckte, theils in das Spaßhafte zu ziehen wußte. Der Graf ſelbſt, der überhaupt viel auf eine gewiſſe Etikette hielt, wobei er ſich nur das eine ausbedang, daß er ſelbſt ſie jeden Augenblick überſchreiten durfte, war ſonſt in dieſen Stücken ziemlich ſcharf und unnachſichtig; er hatte ſich den Heinrich ſpeciell zu ſeinem Leibdiener herangezogen, er kannte ſeine Geſchicklichkeit und empfand daher jeden Verſtoß, der dem Aermſten in ſeiner wachſenden Verlegenheit paſſirte, wie eine ſpeciell gegen ihn ſelbſt gerichtete Vernachläſſigung. Indeſſen ſei es der ſchöne milde Sommerabend, ſei es aus Rückſicht auf die Anweſenheit ſeines kranken Bruders, in deſſen Gegenwart er ſeinen raſch auflodernden Affecten jedesmal möglichſt Zaum und Zügel anlegte, genug, Graf Erdmann ſchien für die Ungewandtheit ſeines Dieners heute kein Auge zu haben, und wenn ſeine Stirn ſich auch zuweilen vor Ungeduld zu kräuſeln anfing, ſo war doch ein raſch hingeworfenes Scherzwort Eliſens jedesmal hinreichend, ſie wieder zu glätten und dem geängſtigten Sünder das wohlverdiente Strafgericht zu erſparen.

Allein wie es Naturen gibt, die überall, wo ſie erſcheinen, Heiterkeit und Frieden verbreiten, und in deren Gegenwart es faſt zur Unmöglichkeit wird, ſich dem Zorn oder der Verſtimmung zu überlaſſen, ſo gibt es andere, die im Gegentheil ihren Beruf darin zu finden ſcheinen, Unfrieden und Mismuth auszuſtreuen und die Knoſpe des Frohſinns zu knicken, noch ehe ſie ſich recht entſchloſſen hat. Solche Naturen werden dann zuweilen von einem wunderbaren Inſtinct geleitet, ſie haben ſozuſagen die Witterung des Böſen, ſodaß ſie ohne es ſelbſt zu wiſſen und zu wollen, indem ſie einem bloßen unbeſtimmten Triebe folgen, mehr Böſes ſtiften und mehr Unheil anrichten, als ſie mit der reiflichſten Ueberlegung — an der ſie es freilich bei Gelegenheit auch nicht fehlen laſſen — hätten thun können.

Zu dieſen Naturen gehörte Tante Lucinde. Ueberzeugt wie ſie war, daß die Erde ein bloßes Jammerthal und daß niemand zu reinem und ungetrübtem Glück berufen, hielt ſie es für ihre Pflicht, jeden Augenblick ſich ſelbſt ſowol wie ihre Umgebung an dieſe Unvollkommenheit alles Irdiſchen zu erinnern; wo ſie irgend Menſchen ruhig beiſammenſitzen und ihres Daſeins friedlich genießen ſah, da überfiel ſie ein wahrhaft dämoniſcher Trieb, dieſe Ruhe zu trüben und dieſen Frieden zu ſtören, ihre Gedanken trieben ſich dann in flatternder Eile umher und raſteten nicht eher, als bis ſie irgendetwas gefunden, was Veranlaſſung zu einem verdrießlichen Geſpräch, einer aufregenden und verſtimmenden Erörterung geben mußte.

So auch jetzt. Der Gleichmuth, mit welchem der Graf über das ungeſchickte Benehmen ſeines Lieblingsdieners hinwegſah, war gar nicht nach ihrem Sinne; ſie hetzte mit Blicken, Winken und Geberden, ſoviel ſie irgend konnte, und wenn ſie unterließ, einen directen Verweis auszuſprechen, ſo geſchah es nur, weil ſie wußte, daß der Graf ſolche Einmiſchungen in ſeine hausherrliche Autorität nicht liebte. Aber gottlob! jetzt fiel ihr etwas ein, das war Waſſer auf ihre Mühle, und indem ſie ſich möglichſt bequem in ihrem Seſſel zurecht rückte und behaglich die Rechte über die Linke ſchlug, ungefähr ſo wie andere Leute thun, wenn ſie recht etwas Luſtiges und Angenehmes aufs Tapet bringen wollen, begann ſie mit jener dünnen ſchrillen Stimme und in jenen langgezogenen weinerlichen Tönen, die ihre Erzählungen für die Mehrzahl ihrer Zuhörer überhaupt ſo wenig anmuthig machten.

„Ich ſprach da vorhin", ſagte ſie, „von einem Gedichtbuch, das ich bei Comteſſe Franziska gefunden und das in der That die reine Revolution predigt. Nun, der Graf, mein Vetter, iſt Herr in ſeinem Hauſe und hat zu beſtimmen, was darin geleſen werden ſoll und was nicht. Aber zu verwundern iſt es freilich nicht, wie Poeten und ähnliche phantaſtiſche Köpfe dergleichen gottesläſterliche Dinge drucken laſſen, da ja diejenigen, deren Sache es zunächſt wäre, die Geſetze aufrecht zu erhalten und Recht und gute Sitte zu ſchützen, dieſe ihnen von Gott ſelbſt auferlegte Pflicht ſo häufig mit Füßen treten . . .“

Hier hielt ſie einen Augenblick ſtill und ſah ſich langſam im Kreiſe um, ob dieſer vielverkündende Eingang auch ſeine gehörige Wirkung gethan. Doch war man von Tante Lucinde dergleichen hochtönende Redensarten bereits gewohnt und, mit Ausnahme des Predigers, der ihr mit weitvorgebeugtem Haupte und halbgeſchloſſenen Augen lauſchte, ſchien daher niemand beſonders davon alterirt. — Tante Lucinde gab durch ein leiſes Hintenüberwerfen des Kopfes zu erkennen, wie ſehr ſie ſich durch dieſe geringe Aufmerkſamkeit, die man ihren Betrachtungen ſchenkte, indignirt fühlte, aber zu ſtolz und zu überzeugt von ihrer guten Sache, um noch erſt ein Wort darüber zu verlieren, fuhr ſie fort:

„Unſer theuerer Graf freilich ſtellt auch in dieſer Hinſicht ein Muſter auf, an dem alle übrigen ſich ſpiegeln könnten: er weiß, daß die Obrigkeit von Gott iſt und daß wenn dem einen die Pflicht ward zu gehorchen, andern die nicht minder ſchwere und heilige Pflicht obliegt, mit Würde zu befehlen und ihren Befehlen Gehorſam zu verſchaffen. Doch fehlt viel, daß alle Obrigkeiten dieſes ihres chriſtlichen Berufs eingedenk wären, im Gegentheil, wenn man ſieht, wie gerade einzelne Behörden daran arbeiten, das Anſehen des Geſetzes zu erſchüttern und Ordnung und Sittlichkeit zu untergraben, ſo kann die Verwilderung, die von allen Seiten hereinbricht und die gewiß in kürzeſter Zeit zur Auflöſung alles Beſtehenden in Staat und Kirche führen wird, einen allerdings nicht länger wunder nehmen."

Es waren dies ſtehende Phraſen, welche Tante Lucinde, die im übrigen von Staat und Kirche ungefähr ſoviel wußte wie vom Mann im Monde, ihrem geiſtlichen Freunde abgelernt hatte und die ſie nun bei jeder Gelegenheit, paſſend oder unpaſſend, an den Mann zu bringen ſuchte. Auch erreichte ſie wirklich ſo viel damit, daß der Graf verwundert in die Höhe ſah, während Franziska ſich damit beſchäftigte, einem der großen Hunde, die als ſtete Begleiter unter dem Stuhle des Grafen lagen, mit ihren zarten weißen Fingern kleine Stückchen Zucker auf die dicke ſchwarze Schnauze zu legen, und hell auflachte, wenn der Hund vergeblich danach ſchnappte.

„Wenn es ſein kann", ſagte der Graf in ſeiner gewohnten derben Manier, „ſo macht es kurz, Couſine. Der Weihrauch, den Ihr mir ſtreut, kann mich nicht beſonders kitzeln, da ich ja weiß, daß er doch nur der Vorläufer irgendeines Unraths iſt, den Ihr mal wieder glücklich aufgeſtöbert. Was gibt's? Haben die Wilddiebe uns wieder einmal ein paar Haſen weggeſchoſſen? Oder haben die herzoglichen Grenzjäger im Vorüberreiten vergeſſen, der gnädigen Gräfin Lucinde ihren demüthigſten Reſpect zu bezeigen? Denn ich weiß ja doch, von welcher Art Euere Beſchwerden zu ſein pflegen ..."

Man ſieht, der Graf kannte ſeine Leute. Aber auch Gräfin Lucinde mußte an dieſe wenig ceremonielle Art des Verkehrs gewöhnt ſein, da ſie ohne weitere Empfindlichkeit den Faden ihrer Erzählung wieder aufnahm.

„Einem Manne", ſagte ſie, „der ſoviel angeſtammte

Würde beſitzt wie mein theuerer Vetter, mag es wohl anſtehen, im engen Kreis der Familie und erprobter Freunde des Hauſes dieſe Würde auf einige Augenblicke abzulegen und ſich in Formen zu äußern, die mit den nothwendigen und unveräußerlichen Traditionen unſers Hauſes nicht eben in Einklang ſtehen. Doch kann die Wahrheit deſſen, was ich ſagen wollte, dadurch nicht alterirt werden; es iſt und bleibt himmelſchreiend, daß die herzoglichen Behörden einem Mädchen wie die ſchwarze Nanni immer und immer wieder Gelegenheit bieten, ihren verworfenen Lebenswandel fortzuſetzen . . .“

Kaum war der Name der ſchwarzen Nanni über die Lippen der Gräfin, als mit dem ſchönen Heinrich eine Veränderung vor ſich ging, die niemand hätte entgehen können, wenn nämlich in dieſem Kreiſe der aufwartende Bediente ein Gegenſtand geweſen wäre, den man überhaupt beachtete; die einzige, die ein Herz und ein Auge für dergleichen hatte, war Eliſe, und dieſe war in dem Augenblick gerade beſchäftigt, dem ſchlummernden Kranken das Kiſſen zurecht zu rücken. Alles Blut war dem armen Jungen aus den Wangen gewichen, ſein Antlitz war kreideweiß und die ſonſt ſo ſtraffe, kräftige Geſtalt ſchwankte hin und her wie ein Rohr; eine ſilberne Fruchtſchale, die er eben in der Hand trug, fiel geräuſchvoll zu Boden, daß die duftigen Pfirſiche weit über den Raſen rollten.

Der Graf begnügte ſich, ſein Mißfallen durch ein kurzes trockenes Huſten zu erkennen zu geben, und fragte dann ſcheinbar gleichgültig, zu Lucinden gewendet:

„Und was iſt es mit dem Frauenzimmer? Iſt ſie wirklich wieder zurück? Es iſt allerdings ein großer Uebelſtand, daß man nicht Herr iſt auf ſeinem eigenen Grund und Boden; Perſonen wie dieſes Harfenmädchen ſollten in einem ordentlichen Gemeindeweſen gar nicht geduldet werden . . .“

„Wie ich höre“, erwiderte die Couſine, „wird die Perſon ſchon ſeit geſtern wieder hier in der Gegend geſehen, und zwar ſoll ſie frecher und unverſchämter auftreten als je. Natürlich, die Beamten von drüben helfen ihr ja immer wieder durch und ſorgen dafür, daß die Sünde ja recht freie Straße finde. Ich weiß nicht“, ſetzte ſie giftig hinzu, „was ich dafür gäbe, wenn uns ein Menſch von dieſem Geſchöpf befreien wollte; es iſt Sünde und Schande und gereicht dem Namen unſers Hauſes wahrlich nicht zum Ruhme, daß in dieſem Oberndorf, das durch die Bemühungen unſers theuern Vetters übrigens eine ſolche Stätte der Ordnung und der Gottſeligkeit geworden iſt, noch immer ſolche Creaturen geduldet werden . . .“

In der That, der Leibdiener des Grafen hatte heute viel Unglück, ſchon wieder hatte er eine Caraffe mit Waſſer umgeworfen, und zwar gerade vor dem Prediger, ſodaß der geiſtliche Herr pruſtend und ſchnaubend Mühe hatte, ſich des unfreiwilligen Bades zu erwehren.

Inzwiſchen war auch Eliſe aufmerkſam geworden; ſie ſah das bleiche Antlitz und die zitternde Haltung des jungen Menſchen, und obſchon ſie auf das Geſpräch theils nicht Acht gegeben, theils ſeine Beziehungen nicht kannte, ſo ſagte ihr weiblicher Inſtinct ihr doch ſogleich, daß hier irgendetwas Ungewöhnliches vor ſich gehen müſſe.

„Heinrich iſt krank, wie es ſcheint“, ſagte ſie, den

Grafen fragend anblickend, „wenn der Herr Graf erlauben, ſo rufe ich den Joſeph, und Heinrich mag auf ſeine Kammer gehen . . .“

Allein noch bevor der Graf ihr etwas erwidern konnte, bereitete ſich vom Eingang der Allee her ein neuer überraſchender Auftritt, der alles andere für den Augenblick in Vergeſſenheit brachte.

Zehntes Kapitel.

Nanni.

Schon ſeit einiger Zeit hatten ſich von der äußern Umfaſſungsmauer des Parks her einzelne abgebrochene Harfenklänge vernehmen laſſen, im Eifer der Unterredung jedoch hatte man ſie entweder ganz überhört oder zum wenigſten nicht darauf geachtet. Doch ja, einer hatte ſie gehört und auch erkannt — der ſchöne Heinrich; das Ohr der Liebe hört ſcharf, und ſo wäre es ſchwer zu ſagen geweſen, was den Aermſten mehr beängſtigte und mehr in Verwirrung ſetzte, ob die giftigen Reden der Gräfin Lucinde oder ob jene leiſen, bald ſich nähernden, bald ſich wieder entfernenden Harfentöne, die ihm ein nur allzu geliebtes Bild vor die Seele zauberten. Wie ſchmerzlich, wie qualvoll empfand er in dieſem Augenblick den Fluch ſeiner Dienſtbarkeit, die ihn wie eine Drahtpuppe hinter den Stuhl ſeines Gebieters feſſelte, während alle ſeine Sinne ſich in Schmerz und Sehnſucht aufzulöſen drohten! Warum hatte er auch keine Flügel, ſich über die neidiſche Mauer hinwegzuſchwingen, die ihm den Anblick der Heißgeliebten, Langentbehrten verwehrte? Oder warum eröffnete ſich nicht die Erde zu ſeinen Füßen, ihn zu verſchlingen auf ewig, mit ſammt ſeinem Schmerz und ſeiner hoffnungsloſen Liebe?! Er ſann und ſann in verzweifelter Haſt auf ein Mittel, ſich von dem Dienſt loszumachen und ins Freie zu gelangen; Fräulein Eliſe, in der er von jeher die mildeſte und gütigſte Herrin verehrte, erſchien ihm wie ein leibhaftiger Engel, da ſie ihm einen Vorwand an die Hand bot, ſich zu entfernen.

Doch ſollte ihm keine Zeit bleiben, von ihrer Güte Gebrauch zu machen; noch bevor der Graf eine Antwort ertheilen konnte, ertönten plötzlich vom Eingang des Parks her ein paar kräftige Accorde, und durch die offen ſtehende Pforte kam die wunderbarſte Erſcheinung dahergeſchritten.

Es war ein junges zartgebautes Mädchen, dem man nach ſeinem ſchlanken Wuchs und der Behendigkeit ſeiner Glieder kaum ſechzehn oder achtzehn Jahre zuſprechen mochte. Doch leuchtete aus dem dunkeln, von langen ſchwarzen Wimpern beſchatteten Auge ein Feuer, deſſen Glut nur wenig zu dieſem jugendlichen Alter ſtimmte. Ihre Tracht war bunt und phantaſtiſch. Um den Kopf trug ſie ein brennend rothes Tuch; daſſelbe vermochte kaum die Fülle des ſchönſten Haares zurückzuhalten und bildete einen eigenthümlich pikanten Contraſt zu der durchſichtig gelblichen Färbung, welche Stirn und Wangen des jungen Mädchens zeigten. Im Arm hielt ſie eine altmodiſch gebaute, ſchwerfällige Harfe, die ebenfalls mit bunten Bändern reichlich verziert war; indem ſie dieſelbe, trotz ihrer Schwerfälligkeit, wie ſpielend vor ſich hertrug, griff ſie von Zeit zu Zeit mit ſicherer Hand kräftig in die Saiten.

Der Leſer hat längſt errathen, welche ſeltſame Erſcheinung er vor ſich hat; es war niemand anders als die ſchwarze Nanni in eigenſter Perſon, die hier ſo recht wie der Wolf in der Fabel dazwiſchenkam. Es war ein wunderbar phantaſtiſches Bild; die Sonne hatte ſich mittlerweile dem Untergange zugeneigt, die Lindenallee wogte von grünen dämmerigen Schatten, nur auf dem Eingang lag noch helles blendendes Sonnenlicht. In dieſem Sonnenglanz ſtand das junge Mädchen, leicht auf die Harfe gelehnt, das Haupt keck in die Höhe geworfen, mit halblächelndem Blicke die Geſellſchaft muſternd; es war wie ein Bild auf Goldgrund gemalt, ja ſo überraſchend war die Erſcheinung und ſo bewältigend wirkte ihr Zauber, daß die Verſammlung ſie einige Augenblicke ſprachlos anſtarrte.

Die ſchwarze Nanni war die erſte, welche die Stille unterbrach; ſie war ein keckes Mädchen, das den Mund auf dem rechten Flecke hatte und niemals in Verlegenheit war um Rede und Gegenrede.

„Da die gnädigen Herrſchaften hier ſo behaglich beiſammenſitzen“, rief ſie, indem ſie ſich zierlich verneigte und die Augen unerſchrocken von einem zum andern gehen ließ — nur gerade den einen, für den ein Blick aus dieſen leuchtenden ſchwarzen Augen am allerunſchätzbarſten geweſen wäre, den ſchönen Heinrich ſchien ſie nicht zu bemerken — „befehlen Sie vielleicht ein Liedchen zu hören? Ich kann mit den allerneueſten Melodien aufwarten, direct aus der Hauptſtadt . . .“

Hier konnte Tante Lucinde ihren Unwillen nicht länger zurückhalten. „Aber dieſe Frechheit“, ſagte ſie, indem ſie ſich mit ihrem Stuhl hinter den ihres geiſtlichen Freundes zurückzog, gleich als müſſe ſie eine Schutzmauer ſuchen vor jeder Berührung mit der ſündhaften Welt, die ſich ihr da ſo kecklich vor Augen ſtellte — „aber dieſe Frechheit übertrifft doch in der That jede Vorſtellung; die Perſon weiß, daß wir ſie nicht ausſtehen können und daß hier kein Ort iſt für ihre ſchnöden Künſte, und dennoch wagt ſie es, ſich der gnädigen Herrſchaft ſelbſt in den Weg zu drängen?“

Graf Erdmann, der, wie uns wohl bekannt iſt, große Stücke auf ſeine Autorität hielt und niemand ſo leicht geſtattete, ſich in Dinge zu miſchen, die er als ſein ausſchließliches Eigenthum betrachtete, ſchien mit dieſer Einmiſchung von ſeiten ſeiner Couſine nichts weniger als einverſtanden; er warf ihr einen kurzen, ziemlich ernſten Blick zu, und dann ſich langſam umwendend, fragte er:

„Und alſo biſt du wirklich wieder hier? und treibſt noch immer dein leichtfertiges Handwerk? Ich hatte gehofft, du ſollteſt endlich in dich gehen und dein Ohr guten Rathſchlägen öffnen . . .“

Das junge Mädchen war inzwiſchen ganz nahe gekommen; ſie lehnte, als ob ſie hier zu Hauſe wäre, ihre Harfe an einen Baum, und die zarten Arme, die ſie bis zum Elnbogen entblößt trug, leicht übereinanderſchlagend, ſagte ſie, indem ſie ſich nochmals zierlich verbeugte, in einem halb unterwürfigen, halb ſpöttiſchen Tone:

„Das Handwerk, gnädigſter Herr Graf, könnte freilich beſſer ſein; es iſt mitunter recht beſchwerlich, ſo die Landſtraße entlang laufen und ſich dabei noch obenein mit der alten Harfe ſchleppen; das Allerſchlimmſte iſt aber doch, daß man ſo oft in die Lage kommt, Leuten Muſik vormachen zu müſſen, die nichts davon verſtehen und nichts dabei empfinden. Indeſſen was hilft's? Wir Menſchen müſſen unſer Los nehmen wie es fällt, ſonſt wäre ich auch wol lieber eine ſolche ſchöne junge gnädige Gräfin geworden wie Comteſſe Franziska ...“

Damit wandte ſie ſich zu der jungen Gräfin, welche das Glas vor die Augen gedrückt, lang hingeſtreckt in ihrem Lehnſtuhl lag und die wunderliche Erſcheinung mit einem ſchlecht verhehlten Gemiſch von Neugier und Widerwillen betrachtete. Eliſe, die vor allem Unerwarteten und Unvorbereiteten eine natürliche Scheu empfand, war verlegen in den Hintergrund getreten, während der ſchöne Heinrich vergebens nach Faſſung rang; ſein Antlitz war jetzt ebenſo roth, wie es vorhin bleich geweſen war, die hellen Schweißtropfen perlten ihm von der Stirn, während ſeine Bruſt von gewaltigen Schlägen auf und ab wogte. Der Prediger, trotz des Zupfens und Winkens, womit Gräfin Lucinde ihn veranlaſſen wollte, auch ein Wort in der Sache zu ſprechen, hielt die Augen auch jetzt wieder dem Anſcheine nach feſt auf die Erde gerichtet, gleich als ob er an allem, was vorging, nicht den mindeſten Antheil nehme; wer jedoch etwas genauer zuſah, der konnte leicht bemerken, wie er unter den geſenkten Lidern eifrigſt umherblinzelte und ſich keinen kleinſten Zug der lieblichen Geſtalt entgehen ließ.

Nach einer kurzen Pauſe nahm der Graf zum zweiten mal das Wort; ſeine Stimme war ernſt, aber nicht ohne eine gewiſſe Güte.

„Du dauerſt mich“, ſagte er, „mein Kind, denn du wandelſt auf einem Wege, der unmöglich zu etwas Gutem und Tüchtigem führen kann. Auch weißt du ſelbſt, daß ich es nicht an Warnungen und Vorſtellungen habe fehlen laſſen; die Hand, die dich vom Abgrund retten will, wurde dir oft genug geboten, und es iſt deine Schuld, wenn du endlich dennoch zu Grunde gehſt.“

Die ſchwarze Nanni lauſchte vornüber geneigt, als hätte ſie Mühe, den Grafen zu verſtehen; dann mit einem Ausdruck halb kindlichen, halb ungläubigen Erſtaunens die großen ſchwarzen Augen feſt auf ihn richtend, erwiderte ſie:

„Ich verſtehe nicht ganz, was der gnädige Herr Graf meint. Ich erwerbe mir mein Brot, indem ich vor den Thüren ſinge und Leute, die gern froh ſein wollen, noch freudiger mache durch meine Muſik; das iſt, ich habe es ſchon geſagt, ein ſchweres, ein armſeliges Brot, aber was daran unehrlich oder ſündhaft iſt, das vermag ich nicht einzuſehen. Es gibt reiche und vornehme Leute, die noch viel Schlimmeres treiben . . .“

Ueber die Stirn des Grafen flog ein leichter Schatten; es verdroß ihn offenbar, daß das Mädchen ſo wenig Reſpect bezeigte und ſich in einen förmlichen Disput mit ihm einzulaſſen wagte.

„Es iſt nicht meine Sache“, entgegnete er, indem er ſich halb zur Seite wandte, „dir Dinge zu wiederholen, die du längſt wiſſen ſollteſt und die, wenn du ſie einmal wirſt hören wollen oder müſſen, dir der Herr Prediger jedenfalls beſſer begreiflich machen wird, als ich es im Stande bin. Nur das hätteſt du dir füglich ſelbſt ſagen ſollen, daß dies nicht der Ort iſt, deine Künſte zu produciren; geh und ſorge, daß ich dich nicht zum zweiten mal hier betreffe!“

Elftes Kapitel.

Ein kritiſcher Augenblick

Es geſchah ohne Zweifel mit Abſicht, daß das Mädchen die zweite Hälfte des Satzes ganz überhörte; mit deſto größerer Unbefangenheit beantwortete ſie die erſte.

„Und warum ſollte hier der Ort nicht ſein, gnädigſter Herr?“ ſagte ſie, indem ſie den Grafen mit einem Ausdruck von Einfalt und Kindlichkeit anſah, dem nur ſchwer zu widerſtehen war, „eine ſo reiche und vornehme Herrſchaft wird doch gewiß nicht einem armen Harfenmädchen ein Almoſen verweigern wollen? Und obenein habe ich ja meine Erlaubniß“, ſetzte ſie hinzu, nun wieder mit einem Antlitz, das ganz Muthwillen und Schalkheit war, „o, ſehen Sie nur, gnädigſter Herr, was für eine Erlaubniß! Ellenlang und mit einem ſchönen großen Siegel darunter! Dem Herzog ſein Amtmann hat ſie mir in eigener Perſon ausgeſtellt — o, die Herzoglichen ſind lange nicht ſo ſchlimm wie Ihre Leute, gnädigſter Herr Graf! Aber dafür habe ich dem Herrn Amtmann auch einen recht ſchönen Knicks gemacht und hab' ihn recht freundlich dazu angeſehen — du lieber Himmel, ein armes Mädel wie unſereins muß ja ſorgen, wie ſie durch die Welt kommt…“

Während dieſer Rede hatte ſie mit großer Behendigkeit aus einer Taſche ihres Unterkleides ein vielfach zuſammengefaltetes und engumſchnürtes Stück Papier hervorgeholt, und daſſelbe behaglich ausbreitend und dem Grafen auf dem flachen Händchen entgegenhaltend, rief ſie:

„Zehn Meilen in der Runde, hat der Herr Amtmann mir geſagt, kann ich auf dies Stück Papier ſingen, und niemand hat ein Recht, es mir zu wehren — niemand, gnädigſter Herr Graf!“

Die Zornader auf der Stirn des Grafen ſchwoll immer höher; dennoch bezwang er ſich, und die Zeitungen, die noch vor ihm auf dem Tiſche lagen, ergreifend, ſchien er entſchloſſen, von der Gegenwart des jungen Mädchens keine Notiz mehr zu nehmen.

Aber dieſe war wie von einem Dämon beſeſſen; war es Uebermuth des Temperaments oder lag irgendeine geheime Abſicht dabei zu Grunde, genug, ſie wollte ſich offenbar nicht zur Ruhe geben, ohne ihr Müthchen an dieſer Geſellſchaft gekühlt zu haben, die ihr doch an Rang und Stand ſo unermeßlich überlegen war. Für den ſchönen Heinrich hatte ſie dabei noch immer kein Auge; während ſie jeden einzelnen in dem Kreiſe fixirte, als wollte ſie ihn mit Blicken durchbohren, ſah ſie über den unglücklichen Liebhaber hinweg, als ſchaute ſie in die leere freie Luft, und auch die flehenden Blicke und die heftigen Geberden, mit denen der arme junge Menſch ihr ſeine Anweſenheit kund zu thun ſuchte, vermochten nicht ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Dagegen kehrte ſie ſich plötzlich zur Gräſin Franziska, und in einem wunderlich vertraulichen Tone, der zu der Stellung eines wandernden Harfenmädchens nur ſehr wenig paßte, ſagte ſie:

„Ah, was mir einfällt, gnädigſte Gräſin — ich habe auch den Herrn Baron Albert in der Stadt geſehen; Grüße hat er mir freilich nicht aufgetragen, das würde ſich nicht ſchicken, aber ſo viel kann ich doch ſagen, daß der Herr Baron recht wohl ausſah und ſich recht ſehr zu amuſiren ſchien — in der That, recht ſehr . . .“

Es mußte irgendeine geheimnißvolle Beziehung in dieſen anſcheinend ſo unverfänglichen Worten liegen, wenn dieſelbe auch nur der Sprechenden ſelbſt bekannt war. Denn unvermerkt während der letzten Worte hatte ihr Antlitz, das eben noch ſo unbefangen, ſo muthwillig dareinſchaute, einen unverkennbaren Ausdruck von Hohn und Bitterkeit angenommen; die kleine zarte Geſtalt hatte ſich hoch aufgerichtet, das Auge leuchtete in finſtern Gluten und um den feinen Mund ſpielte ein bitteres, faſt boshaftes Lächeln.

Franziska fand auch jetzt nicht für gut etwas zu erwidern; ſie maß das Harfenmädchen nur mit jenem Blick vornehmſter Gleichgültigkeit, der ihr auf ſo unnachahmliche Weiſe zu Gebote ſtand, zuckte dann leicht mit den ſchönen ſchlanken Schultern und griff ebenfalls nach den Zeitungsblättern.

Aber Tante Lucinde beſaß dieſe vornehme Ruhe nicht; ſelbſt abgeſehen von dem ganz beſondern Widerwillen, den ſie gegen das als leichtfertig verrufene Harfenmädchen hegte, widerſprach der ganze Auftritt den Begriffen, welche ſie von der Etikette eines gräflichen Hauſes hegte, aufs äußerſte, und da der Prediger trotz alles Drängens und Winkens keine Miene machte, ſich in die Sache zu miſchen, ſo mußte Tante Lucinde nun endlich ſelbſt einen Trumpf ausſpielen.

Indem ſie daher mit großem Geräuſch den Fächer, den ſie während des ganzen Geſprächs raſtlos in den Fingern hin und her gedreht hatte, zuſammenklappte, erhob ſie ſich, und dem Prediger ihren Arm bietend, ſagte ſie:

„Natürlich ſteht dem Herrn Grafen, meinem Vetter, frei, ſich jede Geſellſchaft zu wählen, die ihm beliebt; da die gegenwärtige jedoch meinen Begriffen von Anſtand und Sitte nicht entſpricht, ſo bitte ich um Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen; kommen Sie, mein Freund…“

Und ſchon im Abgehen begriffen, ſetzte ſie, den Kopf majeſtätiſch hintenüber werfend, noch hinzu: „Das hätte ich freilich nie gedacht, daß eine Gräfin Oberndorf genöthigt ſein würde, einer ſolchen — Perſon das Feld zu räumen.“

Aber das hieß Oel in das Feuer ſchütten, das in der Seele des wandernden Harfenmädchens wogte und kniſterte. Sie ſah Gräfin Lucinde einige Augenblicke durchdringend an, dann ihr ziemlich abgetragenes Schürzchen an beiden Zipfeln in die Höhe nehmend, mit einer ſpaßhaft übertriebenen Verbeugung:

„Ah der Tauſend“, ſagte ſie, „da iſt ja auch die gnädige Tante Lucinde! Ah meine gnädige Gräfin, ſo jung ich auch noch bin, ſo kenne ich doch manche hochgeborene Dame, die viel darum gäbe, ſie wäre noch ſolche — Perſon wie ich bin . . .“

Allein damit war die Geduld des Grafen auch erſchöpft.

„Iſt die Dirne toll?“ rief er. „Heda, Heinrich, was ſteht der Narr und ſperrt den Mund auf? Nimm die Perſon bei der Schulter und führe ſie hinaus, woher ſie gekommen — und wenn du“, ſetzte er zu Nanni gewendet hinzu, „dich unterſtehſt, dieſen Garten oder irgendeinen Raum, der zu meinem Schloſſe gehört, jemals wieder zu betreten, ſo gib Acht, was dir geſchieht! Schlimm genug, daß ich ſolch Geſchöpf im Dorfe dulden muß, ſo will ich wenigſtens den Raum, wo ich lebe, von ihrer Nähe freierhalten . . .“

Aber auch jetzt noch blieb Nanni unerſchüttert, ja in demſelben Maße, wie der Zorn des Grafen zum Ausbruch kam, ſchien ihr Muthwille ſich zu ſteigern. Sie hielt einen Augenblick die Hand über die Augen, wie um beſſer zu ſehen; dann, mit verwundertem Lächeln, ſagte ſie:

„Ei wirklich, der ſchöne Heinrich — guten Abend, Heinrich, wie geht es? Du haſt ſo viel Gold am Kragen, daß es mich ordentlich blendet . . .“

Heinrich ſtand wie ein Baum, ohne ſich zu rühren. Der Graf, purpurn im Geſicht, wiederholte ſeinen Befehl.

„Nun, wird's?“ rief er, „oder ſoll ich dem Burſchen etwa Beine machen laſſen? Es iſt Geſindel, einer wie die andere . . .“

Die ſchwarze Nanni trat einen Schritt zurück. „Ach, gnädigſter Herr“, ſagte ſie, indem ſie nur mühſam ein ſchadenfrohes Kichern hinter den weißen Zähnchen zurückhielt, „haben Sie Mitleid mit dem armen Jungen; ſoll ich einmal die Ehre haben, von Euer Gnaden hochgräflicher Livree aus dem Garten geführt zu werden, ſo geruhen Sie es wenigſtens einem andern Ihrer Leute zu befehlen, der Heinrich taugt dazu nicht, der iſt ja verliebt in mich bis über die Ohren . . .“

Und ihm quer über die Verſammlung hinweg heiter zunickend: „Nicht wahr, Heinrich“, ſagte ſie, „du biſt noch immer mein getreuer Courmacher? und wirſt die arme Nanni gewiß nicht zum Schimpf und Spectakel des ganzen Dorfs vom Schloſſe werfen?“

„Ganz gewiß wird er es“, rief der Graf, den jetzt ſeine ganze alte Berſerkerwuth überkommen hatte. „Zum letzten mal, Burſche, fort mit der Dirne! oder du ſollſt erfahren, was es heißt, ſich meinen Befehlen widerſetzen!“

Aber Heinrich ſtand noch immer wie feſtgewurzelt; ſeine Lippen bebten, das Waſſer war ihm in die Augen getreten.

„Ich bin Euer hochgräflichen Gnaden Bedienter“, ſagte er mit leiſer, doch feſter Stimme, „aber kein Büttel, am wenigſten gegen wehrloſe Frauenzimmer; will die Nanni nicht gutwillig gehen —“

„So werde ich ſie mit Hunden vom Hofe hetzen“, rief der Graf, jetzt völlig von den wilden Wogen ſeines Zorns überwältigt, „ſie und dich dazu! Heda, Sultan, Nero, faß! faß!!“

Im ſelben Nu ſprangen die beiden rieſigen Doggen, die unter dem Lehnſtuhl des Grafen lagen, in die Höhe, und mit gewaltigem Gebell anſchlagend, wieſen ſie dem erſchrockenen Mädchen die Zähne.

Aber ſchon war der ſchöne Heinrich an ihrer Seite.

„Das werden Sie nicht thun, gnädigſter Herr“, rief er, alle bisherige Schüchternheit abwerfend, in feſtem herriſchen Tone, „das iſt keine Art und ziemt ſich am wenigſten für einen großen vornehmen Herrn, Hunde hetzen auf ein ſchutzloſes Mädchen!“

Um den Tumult zum äußerſten zu ſteigern, fuhr in demſelben Augenblick der kranke Hubert laut jammernd in die Höhe. Das heftige Geſpräch, die drohenden Stimmen, dann das Anſchlagen der Hunde hatte ihn erweckt; ängſtlich wie er war, glaubte er in ſeinem verworrenen Sinne ſich ſelbſt von irgendeiner Gefahr bedroht und brach in lautes Wehklagen aus. „O, o!“ rief er, indem er ſich ängſtlich an Eliſen ſchmiegte, die ihn vergebens zu beſänftigen ſuchte, „das iſt der Feind! der Feind!! und nun iſt es um meine ganze ſchöne Armee geſchehen!“

Aber dieſer Zwiſchenfall verſetzte den Grafen Erdmann erſt recht in Wuth. „Huſſa, faß!“ rief er, indem er die Hunde mit Wort und Geberde anfeuerte.

Die Hunde antworteten mit einem furchtbaren Geheul und ſprangen dann mit gewaltigen Sätzen an dem zitternden Mädchen empor. Heinrich warf ſich den wüthenden Thieren entgegen; ſeine Stimme, ihnen nicht minder bekannt als diejenige des Grafen, machte ſie ſtutzig und brachte eine augenblickliche Pauſe in dem ungleichen Kampfe hervor.

Dieſe Pauſe wollte Nanni benutzen, ſich zu flüchten; ſie griff nach der Harfe, die neben ihr an einem Baum lehnte. Aber ſei es, daß ſie in der Beſtürzung fehl griff und dabei ausglitt, ſei es, daß die Hunde, angefeuert durch den wiederholten Zuruf des Grafen, der vor Zorn ſich ſelbſt nicht mehr kannte, aufs neue auf ſie eindrangen — genug, es gab ein Getümmel, in welchem Nanni niederſtürzte, die ſchwere Harfe fiel dröhnend, mit ſchrillem Misklang auf ihr Haupt, und in demſelben Augenblick rieſelte auch ein breiter Blutſtrom unter dem rothen Tuch hervor über die weiße Stirn, während die Augen des jungen Mädchens ſich in Nacht und Bewußtloſigkeit ſchloſſen.

Heinrich, in Nanni's Sturz verwickelt, kniete ihr zur Seite, mit gewaltigem Arm die wüthenden Hunde abwehrend. Wie er das Blut rieſeln ſah, ging eine furchtbare Veränderung mit ihm vor; wie eine züngelnde Flamme von Giebel zu Giebel leckt, ſo ſchien der ſinnloſe Zorn des Grafen auch ihn erfaßt zu haben.

„Blut!“ rief er, „warmes Blut! Ah, das fordert Blut!“ Und mit Rieſenſtärke die Hunde zurückſchleudernd, drang er mit erhobener Hand auf den Grafen ein. — Es war eine Scene, wie ſie in dieſem Raume noch nie ſtattgefunden und wie die Betheiligten ſelbſt ſie gewiß noch vor wenig Augenblicken für unmöglich gehalten hätten. Graf Erdmann, ſoeben noch in ſo gewaltigem Zorne, ſchien jetzt über ſeine eigene That erſchreckt; er ſtand hoch aufrecht, aber ſtumm, die Hände auf dem Rücken gefaltet, nur mit feſtem gebieteriſchen Blick den raſenden Jüngling von ſich abwehrend. Gräfin Franziska war dicht zu ihm getreten, ſie legte die ſchmale feine Hand auf ſeine mächtige Schulter, gleich als könnte ſie ihn dadurch zurückhalten; ihre Züge waren auch jetzt kühl und ruhig, nur ſpiegelte ſich ein Ausdruck von Ueberdruß und Unbehagen darin, von dem indeſſen ſchwer zu ſagen, ob er mehr dem Vorfall ſelbſt galt oder nur dem wüſten Spectakel, dem Bellen, Schreien und Lärmen, welcher den Auftritt begleitete. Eliſe hatte ſich, ſprachlos vor Angſt und Schrecken, über den jammernden Hubert gebeugt; Tante Lucinde, unfähig ihren Empfindungen Worte zu geben, riß den großen grünen Fächer mitten entzwei, während der Prediger ſich vorſichtig nach dem Hauſe hin zu ſalviren ſuchte.

Und wirklich kam vom Hauſe her die Hülfe, deren es in dieſem kritiſchen Augenblick ſo ſehr bedurfte. Ein junger Mann im Reitkleid, die Gerte in der Hand, mit allen Spuren eines langen und ermüdenden Rittes, aber noch immer friſch und elaſtiſch daherſchreitend, trat vom Hauſe her in den Garten; mit erſtaunten Blicken maß er die Scene, unfähig, ſich den Zuſammenhang derſelben zu erklären.

Eliſe war die erſte, die ihn gewahr ward. „Ah“, rief ſie, ihm unwillkürlich zwei Schritte entgegeneilend, „welch ein Glück! Herr Anton!“

Auch Graf Erdmann nickte dem Ankömmling halb befriedigt entgegen. „Der Magiſter“, brummte er halblaut, und dann feſten Schrittes mitten durch das Getümmel an dem jungen Manne vorüber in das Haus ſchreitend: „Das heiße Blut“, ſagte er, „hat mir da wieder mal einen Streich geſpielt; ſeht zu, Magiſter, wie Ihr die Sache ins Gleiche bringt, und dann kommt, mir Rapport zu erſtatten.“

Auch Tante Lucinde war durch die Ankunft des jungen Mannes ſichtlich aufs angenehmſte überraſcht; es mochte ihr doch wol klar geworden ſein, daß ſie in kritiſchen Fällen, wie der gegenwärtige, an ihrem geiſtlichen

Freunde keinen vollkommen ausreichenden Beiſtand hatte. „In der That“, ſagte ſie wohlgefällig, „Herr Feldner! Ah, Sie kommen doch immer im richtigen Moment, mein beſter Herr Feldner . . .“

Aber wie iſt das, freundlicher Leſer? Ich ſehe im Geiſt, wie du das Buch verwundert aus der Hand legſt und den Kopf ſchüttelſt über die ſeltſame Vergeßlichkeit des Autors; iſt der ehrſame Candidat Anton Feldner denn nicht längſt auf dem Wege nach Rußland, wo er ſeinen alten reichen Oheim zu beerben gedenkt? Haben wir ihn nicht ſozuſagen ſelbſt in den Wagen gebracht und haben ihm unſere beſten Wünſche und Grüße mit auf den Weg gegeben? Wie kommt denn dieſer Anton Feldner, der jetzt ſchon längſt unter Kalmücken und Tunguſen ſitzen und die Fabrikarbeiter ſeines Oheims controliren muß, hierher in den Garten des Grafen Oberndorf?

Aber nur Geduld, geneigter Leſer, und ſieh dir den jungen Mann nur erſt ein wenig genauer an: dieſe wehenden Locken, dieſer freie kecke Blick, dieſe kräftig männliche Haltung — das iſt ja gar nicht der ſtille beſcheidene Anton Feldner, das iſt ja unſer alter Freund Eduard Walldorf, der Poet aus dem Dachſtübchen, der Träumer, den wir in dem Augenblick verließen, als ſein ganzes bisheriges Schickſal zuſammenbrach. Wie er, der Ausgewieſene, der Heimatloſe, jetzt hierher kommt? und was dieſer Namenstauſch bedeutet? — Gedulde dich noch einige Augenblicke, theuerer Leſer, und du ſollſt es alles ausführlichſt erfahren.

Zwölftes Kapitel.

Der Entſchluß.

Als Eduard von der für ihn ſo verhängnißvoll gewordenen Unterredung mit dem Bürgermeiſter in ſeine einſamen vier Wände zurückgekommen war, hatte er anfangs ſelbſt nicht gewußt, ob er über die unerwartete Wendung, welche ſein Schickſal dadurch genommen hatte, ſich freuen oder betrüben ſollte. Ein beſonders eifriger Theolog war er, wie wir uns erinnern, niemals geweſen; die Kanzel, die einſt den Ehrgeiz des Knaben entzündet, hatte längſt aufgehört ein Gegenſtand ſeiner Bewunderung, ſeiner Sehnſucht zu ſein, und auch ohne dieſen Zwiſchenfall, er fühlte es deutlich und fühlte es ſogar mit einem gewiſſen Stolz, würde er ſie niemals betreten haben. Nur auf Anton's Andringen, zum Theil auch aus Rückſicht auf ſein altes Mütterchen, und um wenigſtens äußerlich allen Anforderungen genügt zu haben, hatte er ſich zur Prüfung gemeldet; dieſelbe hatte für ihn nur der Schlußſtein einer Laufbahn ſein ſollen, mit welcher er innerlich ſchon ſeit langem abgeſchloſſen und auf der er gewiß war, das Glück ſeines Lebens nicht zu finden. Auch der Aufenthalt in dem kleinen langweiligen Städtchen, in dem er ſich nun durch Anton's Abreiſe völlig vereinſamt fühlte, war ihm im ſtillen ſchon längſt zur Laſt geworden. Selbſt Hannchen's jugendliche Reize hatten ihren Zauber für ihn verloren; es gab mit einem Wort nichts mehr, was ihn an dieſes dunkle Fleckchen Erde feſſelte, und darum war auch von hier weggewieſen zu werden weit weniger eine Strafe für ihn als eine Belohnung.

Aber nur freilich die Art und Weiſe, wie dieſe in der Stille ſo heiß erſehnte Freiheit ihm jetzt plötzlich aufgedrungen ward, dieſe kränkte und erbitterte ihn. War er wirklich ſtrafbar, warum ſtellte man ihn nicht vor Gericht? Und welch ein Maß der Gerechtigkeit war dies überhaupt, die ganze Zukunft des Menſchen büßen zu laſſen, was doch ſelbſt im ſchlimmſten Fall nur der Uebermuth des Poeten geſündigt hatte?

Wäre Eduard mit dem Lauf der Welt bekannter geweſen, als er war, oder wäre ſeinem jugendlich beſcheidenen Sinne mehr Eitelkeit beigemiſcht geweſen, ſo würde er vielleicht den Verſuch gemacht haben, das Märtyrerthum, das ihm da auf einmal ſo ungeſucht über den Hals kam, zu ſeinem perſönlichen Vortheil auszubeuten; es war damals eben die Zeit, wo es genügte, ſich als ein Opfer der Regierungen darzuſtellen, um ſofort und ohne weiteres Zuthun ein gefeierter Mann des Volks zu werden. Allein dem naiv kindlichen Sinne unſers Poeten lag eine ſolche Speculation mit dem Unglück durchaus fern; er fühlte nur das Unrecht, das ihm widerfuhr, und ſah ſich vergeblich nach Waffen um, ſich deſſelben zu erwehren.

Das Empfindlichſte bei dem ganzen Ereigniß war ihm der Gedanke, in ſeine Heimat zurückkehren zu ſollen, in ein Dorf, dem er ſich längſt entwachſen fühlte, zu dieſen Menſchen, deren kleinen beſchränkten Intereſſen er ſchon in früheſter Jugend ſo fern geſtanden und in deren Geſichtskreis er jetzt, nachdem ſein Leben inzwiſchen eine ſo ganz andere Entwickelung genommen, unmöglich wieder zurücktreten konnte. Mit welchen kühnen Verheißungen, welchen ſtolzen, hochfahrenden Planen war er einſt geſchieden! Mit welchen Hoffnungen hatte ſein altes treues Mütterchen ihn entlaſſen, welche Erwartungen hatte ſie an ſeine Zukunft geknüpft! Die Rückſicht auf die alte, verlaſſene, vom Leben ſo hart geprüfte Frau war es geweſen, die ihn alle die Jahre her abgehalten hatte, den Schritt freiwillig zu thun, den ihm das Schickſal jetzt aufnöthigte — und nun ſollte er mit all dieſen zerſtörten Planen, all dieſen zertrümmerten Hoffnungen ihr unmittelbar unter die Augen treten? So oft hatte er ſie mit heitern Bildern der Zukunft getröſtet, ſo oft hatte er es ihr ausgemalt, wie es ſein würde, wenn ſie erſt zu ihm käme, ſich einen neuen Herd bei ihm zu gründen und den Reſt ihres Alters in traulicher Gemeinſchaft mit ihm unter demſelben Dach, an demſelben Tiſche zu verleben — und nun ſollte er ſelbſt zu ihr zurückkehren in ihr armes kleines Witwenhäuschen, ein hülfloſer und, was noch ſchlimmer war, ein ausſichtsloſer Flüchtling, beladen mit dem Spott oder vielleicht auch mit dem noch drückendern Mitleid der Menſchen?

Nein, nein, das ſollte, das durfte nicht geſchehen, dieſen Schmerz durfte er ihr, dieſe Schande ſich ſelbſt nicht anthun, dieſen Triumph nicht den Spöttern bereiten, die ja ſchon vor Jahren bezweifelt hatten, daß er jemals im Stande ſein würde, ſich zu etwas Tüchtigem emporzuarbeiten, und die nun auf eine für ſeine Eigenliebe ſo kränkende Weiſe recht behalten ſollten. Denn in den Augen jener Leute, die natürlich von den Verhältniſſen, welche hier in Betracht kamen, nicht das Mindeſte verſtanden, ja ſelbſt in den Augen ſeiner Mutter, der einfachen ſchlichten Frau, deren Verſtändniß dieſe Dinge ebenfalls unendlich fern lagen, wäre er ja doch immer nur ein Verbrecher geweſen, ein politiſch beſtrafter, ein auf den Schub gebrachter Vagabund — und als ſolcher ſollte er heimkehren, er, der ſeinen Namen ſo angeſehen, ſo glänzend zu machen gedacht hatte? Nimmermehr!

Es war ein heftiger Kampf, den der junge Mann innerlich durchzukämpfen hatte; es erwachten dabei Empfindungen in ihm, eine Gewalt des Haſſes, ein Trotz, ein Durſt nach Rache, von denen in ſeinem kindlichen Herzen früher keine leiſeſte Spur geweſen war. Es ging damit, wie ſo oft in ähnlichen Fällen: indem man einen Unſchuldigen ungerechterweiſe beſtrafte, machte man einen Schuldigen. Ja, jetzt haßte er die Gewalthaber, gegen die er bisher nur die zierlichen Pfeile des Witzes und der Satire geſchleudert; jetzt wünſchte er ſich eine Stimme, vernehmbar vor allem Volk, um mit Flammenworten gegen die Willkür zu eifern, deren Opfer er geworden; jetzt zuckte es ihm in den Fingern, die Maske von dem Antlitz jener frommen Heuchler zu reißen, die ihn, mit ſeiner reinen aufrichtigen Begeiſterung, mit ſeinem edeln und feurigen Wollen, für unwürdig erklärten, ein Lehrer der Jugend zu ſein! Ein unwiderſtehliches Gelüſt befiel ihn, das Treiben dieſer Scheinheiligen aufzudecken: er wünſchte ſich in eine große Stadt, in die Nähe eines Hofes, in die Mitte eines großartigen geſelligen und politiſchen Treibens, um dieſe Menſchen gründlichſt ſtudiren und ſie dann in ihrer ganzen abſchreckenden Häßlichkeit der Verachtung des Publikums preisgeben zu können.

Aber wie ſich ihnen nähern? wie einen Blick werfen über dieſe goldenen Schranken, mit denen ſie ſich vom Volke abſperrten? O in der That, Freund Wendelmeier hatte recht: Eduard wollte die Welt belehren und kannte ſie nicht, nicht einmal diejenigen kannte er, die ſeine ganze Seele haßte und deren Uebermuth und Willkür er in dieſem Augenblick auf ſo ſchmerzliche Weiſe an ſich ſelbſt empfinden mußte.

Doch war jetzt nicht die Zeit zu derartigen Betrachtungen; ein Entſchluß mußte gefaßt werden, und zwar ein Entſchluß, bei dem auch die äußere Nothdurft des Lebens nicht unberückſichtigt blieb. Denn auch dieſe machte ſich geltend; ſo beſcheiden ſeine Exiſtenz in dem Städtchen geweſen war, immerhin, ſo hatte er doch exiſtirt, und mit Schrecken gewahrte er, wie der Boden, auf dem er ſich bis dahin, wenn auch nur im engſten Umkreis, bewegt hatte, unter ihm zuſammenbrach. Allerdings war es ihm bei der Einfachheit ſeiner Lebensweiſe und der Geringfügigkeit ſeiner Bedürfniſſe möglich geweſen, ſich ein kleines baares Sümmchen zuſammenzuſparen; der Ertrag ſeines letzten Gedichts, das ihm jetzt ſo theuer zu ſtehen kam, lag noch unangerührt in ſeinem Pulte. Allein wie lange ſollte das kleine Kapital wol reichen, wenn jeder andere Erwerb ihm fehlte? Und gehörte, was er beſaß, nicht vor allem ſeiner Mutter? — Es war eine ſehr hausbackene, ſehr proſaiſche Frage, aber ſelbſt der Poet mußte ihre Dringlichkeit anerkennen: wovon wollte er in Zukunft leben? ja was wollte er überhaupt beginnen und wohin ſich wenden?

Denn in ſein Dorf, wie geſagt, kehrte er nicht zurück, weder jetzt noch jemals, ſolange der Makel dieſer Ausweiſung ihm anhaftete. Und wenn der Herzog ſeine ganze Armee gegen ihn marſchiren ließ, wenn auf jeder Straße ein Gensdarm hinter ihm dreingeſchickt ward, ſo mußte er dennoch Mittel und Wege finden, dieſem Schickſal, das vor ſeiner Phantaſie daſtand in rieſenhaften Dimenſionen, wie ein Aeußerſtes, Unſagbares, zu entgehen. — Eduard beſaß vielfache und gründliche Kenntniſſe, aber er verſtand die Kunſt nicht, wie man ſeine Waare aufputzt und zu Markte bringt. Auch übertrug er die Abneigung, die ſich ſeit einiger Zeit in dem Städtchen gegen ihn kund gab, auf das Publikum im allgemeinen; in ſeinem jugendlich unerfahrenen und beſcheidenen Sinne ahnte er nicht oder dachte er wenigſtens nicht daran, daß es noch andere und ungleich bedeutendere Kreiſe gab, in denen der Conflict, in welchen er mit den Behörden ſeines Ländchens gerathen war, ihm im Gegentheil als gültigſter Freibrief und kräftigſte Empfehlung gedient hätte. In kleinſtädtiſchen Umgebungen aufgewachſen, theilte Eduard, trotz ſeiner politiſchen Freiſinnigkeit, dennoch wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad den kleinſtädtiſchen Reſpect und die kleinſtädtiſche Furcht vor jeder Berührung mit der Obrigkeit. Seit er der Gegenſtand einer polizeilichen Ausweiſung geworden, kam er ſich ſelbſt wie geächtet vor; unbekannt mit den praktiſchen Verhältniſſen des Lebens, ohne Freunde, ohne Empfehlungen, gezeichnet gleichſam von der Hand des Geſetzes, wie durfte er hoffen ein Aſyl zu finden, das ihn vor weitern Verfolgungen ſicherte?

So ging in dieſen kurzen Stunden, die der junge Mann nach ſeiner Rückkehr von dem Bürgermeiſter in der Einſamkeit ſeines Dachſtübchens verlebte, eine tiefe Umwandelung in ihm vor; ſein ganzes bisheriges Leben erſchien ihm wie ein großer Irrthum. Wie läſtig war ihm jetzt das bischen Bekanntſchaft, deſſen ſein Name ſich erfreute! Wie ſehr hätte er jetzt gewünſcht, nie aus ſeiner Verborgenheit herausgetreten zu ſein! Das „Tauch' unter — tauch' unter“, das Freund Wendelmeier ihm geſtern ſo nachdrücklich zugerufen, klang ihm raſtlos in den Ohren, er hatte keinen angelegentlichern Wunſch und kein glühenderes Verlangen, als nur für einige Zeit ganz verſchwinden, ganz untergehen zu können in der Woge, aus der er ſo vorwitzig emporgetaucht, bis das Unwetter vorüber — oder noch beſſer: bis er ſich fähig fühlte, durch neue, wahrhaft gediegene Werke eine Celebrität wiederherzuſtellen und zu vertheidigen, welche eine zufällige Verknüpfung von Umſtänden ihm jetzt ſehr ohne ſein Verdienſt zugeworfen und die daher für ihn ſelbſt mehr beſchämend als erfreulich war.

Und mitten in dieſe niederſchlagenden und peinlichen Gedanken drängte ſich — denn ſo wandelbar iſt das menſchliche Herz und ſo ſchwankt es von einem Pol zum andern — dann immer wieder das ſchadenfrohe Bewußtſein, dem Schickſal ein Schnippchen geſchlagen zu haben und frei zu ſein von einem Drucke, der ſchon ſo lange auf ihm gelaſtet und den abzuwälzen es ihm weniger an der Neigung als an der Entſchloſſenheit gefehlt hat. Es war ein Ruck, der an ſeiner ganzen Exiſtenz rüttelte, dieſe Unterredung mit dem Bürgermeiſter: aber immerhin, ſo fiel damit auch alles über den Haufen, was an dieſer Exiſtenz bisher unwahr und unerquicklich geweſen war. Eduard konnte es zu keinem rechten Zorn gegen ſeine Verfolger bringen, weil das, was ſie ihm angethan hatten, in letzter Inſtanz ſo ganz und gar mit ſeinen eigenen Wünſchen zuſammenfiel. Und wenn er ſich jetzt als Flüchtling durch die Welt ſchlagen und wenn er mit Noth und Entbehrung kämpfen mußte, ſo war ihm auch das noch immer lieber als dieſes öde traurige Einerlei, in dem er ſo lange dahinvegetirt hatte. Alle die farbenreichen Schilderungen, welche Freund Wendelmeier ihm von ſeinen Jugendabenteuern gemacht hatte, traten mit verlockender Gewalt vor die Seele des Jünglings: er ſchämte ſich ordentlich der thörichten Geduld, mit der er ſo lange die Einförmigkeit dieſes engen ſpießbürgerlichen Daſeins ertragen. Er fühlte deutlich oder glaubte doch zu fühlen, daß er an einem großen Wendepunkt ſeines Lebens war; jetzt oder nie mußte auch ihm die Stunde der Befreiung ſchlagen, jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, ſich ebenfalls in der Welt zu verſuchen und die Wirklichkeit ſelbſt in jenes romantiſche Licht zu rücken, das ihm bisher nur aus den Werken der Kunſt entgegengeſchienen hatte.

Es war kein geringer Verluſt für Eduard, daß er gerade in dieſem verhängnißvollſten Augenblick ſeines jungen Lebens ſeines Freundes Anton entbehren mußte; Anton's nüchternes Urtheil würde die überwuchernde Phantaſie des Poeten zurecht gewieſen, ſein verſtändiger Rath ihm die Fährte gezeigt haben, ſich aus dieſem Labyrinth widerſprechender Gefühle und Betrachtungen herauszufinden. Den Wirth zum Rothen Löwen zum Vertrauten ſeiner Lage zu machen, fühlte Eduard ſich dagegen, er wußte ſelbſt nicht durch welche Bedenklichkeit, abgehalten. Vielleicht war es die Beſorgniß, von der überlegenen Weltkenntniß ſeines erfahrenen Freundes bei dieſer Gelegenheit gänzlich erdrückt zu werden, vielleicht auch war es eine geheime Rückſicht auf Hannchen, deren Schadenfreude er fürchtete und von der er ſich nicht in einer für ihn ſo wenig ſchmeichelhaften Situation wollte betreffen laſſen.

Aber die Zeit drängte, ein Entſchluß mußte gefaßt werden, und wohlan, Eduard faßte ihn. Die Sonne war eben im Untergehen und warf, über die ſpitzen Giebel der Nachbarſchaft hinwegſcheinend, einen letzten goldenen Schimmer in ſein enges kleines Stübchen, als er mit ſich ſelbſt ins Klare gekommen war.

„Adieu Sonne“, ſagte er, „du wirſt mich hier nicht wieder treffen“, und nickte dem ſinkenden Feuerball, der allmählich zu einem kleinen purpurnen Sternchen verglimmte, um endlich ganz zu verlöſchen, einen flüchtigen Scheideblick zu. Dann ordnete er ſeine Sachen, freilich nicht ſo gründlich, wie der bedächtige Anton es gethan hatte, aber dafür etwas ſchneller. Seine kleine Baarſchaft theilte er in zwei Hälften: die eine und zwar die größere, ſandte er an ſeine Mutter. In dem Briefe, den er dazu ſchrieb, theilte er in ziemlich allgemeinen Ausdrücken mit, daß eine gewiſſe Aenderung ſeines Schickſals, von der er ſich für die Zukunft das Beſte verſpreche, ihn unerwartet zu einer längern Reiſe veranlaſſe; er bat ſein Mütterchen, ihm zu vertrauen, wie ſie es bisher gethan, und ſchloß mit der Verſicherung ſeiner kindlichen Ergebenheit. — Das war nun höchſtens zur Hälfte wahr, und ſchon dieſe halbe Lüge, ja ſchon dieſes bloße Verſchweigen der Wahrheit fiel dem jungen Manne ſchwer aufs Herz. Denn er war von Hauſe aus eine wahrhaftige Natur, und es fiel ihm ſchwer ſich zu verſtellen, ſelbſt auch wo er ſich ſeiner löblichen Abſicht bewußt war. Inzwiſchen tröſtete er ſich damit, daß es ja nur eine Nothlüge; Nothlügen aber gehörten ſozuſagen zum täglichen Hausrath der Welt und ihres Treibens, und da er nun einmal entſchloſſen war, ſich in die Welt zu ſtürzen, ſo durfte er auch in dieſem Punkt nicht allzu weit hinter ihren Anforderungen zurückbleiben.

Indem er ſich denn noch einmal in dem ziemlich leer und unheimlich gewordenen Stübchen umſah, fiel ſein Blick auf die Zeugniſſe und Papiere, welche Anton zurückgelaſſen; dieſelben lagen noch unverändert, wie er ſie geſtern aus der Hand gelegt, und unwillkürlich, ohne recht etwas dabei zu denken, ergriff er ſie und ſchob ſie ſorgfältig zuſammengelegt in ſeine Brieftaſche. Gleich darauf verwunderte er ſich über ſich ſelbſt, wie er doch auf dieſen Einfall gerathen; doch fiel ihm ein, daß es ihm ja an jedem vorſchriftsmäßigen Ausweis mangelte, und ſo mußte er ſich wegen ſeiner eigenen Klugheit beloben, die ihm inſtinctmäßig gerathen, die Papiere des Freundes, die er im Nothfall ja für ſich ſelbſt benutzen konnte, mitzunehmen. Daß er eine Täuſchung begehen würde, falls er dies wirklich thäte, daran dachte er nicht; er war überhaupt viel zu erregt und zu ſehr mit den Bildern einer ungewiſſen Zukunft beſchäftigt, um eines vollkommen klaren und ruhigen Gedankens fähig zu ſein.

Darum faßte er ſich auch mit dem Abſchied von ſeiner alten Wirthin, die ſich gar nicht darüber beruhigen konnte, nun auch den zweiten ihrer vortrefflichen Miethsherren verlieren zu ſollen, möglichſt kurz; dann aber, und zwar diesmal ohne den gewohnten Gang in den Rothen Löwen gemacht zu haben, ſuchte er ſein einfaches Lager auf und legte ſich mit dem Bewußtſein zur Ruhe, daß es zum letzten mal geſchah an dieſer Stelle.

Dreizehntes Kapitel.

Auf der Wanderſchaft.

Es war ein friſchkalter, aber klarer und heiterer Morgen, als Eduard ſich auf die Reiſe begab. Wohin? er wußte es ſelbſt nicht, er wollte es machen, wie ſein berühmter Freund Wendelmeier es vor ſo vielen Jahren gemacht hatte: er wollte nachholen, was er verſäumt, untertauchen wollte er in den bunten Strom des Lebens, gleichviel wohin derſelbe ihn treiben würde.

Wer ſich auf eine ſo abenteuerliche Reiſe begibt, darf ſich natürlich nicht mit allzu vielem Gepäck beladen. Auch Eduard hatte nur das Nothwendigſte von ſeinen Habſeligkeiten in einem Kofferchen zuſammengepackt, das verglichen mit dem juchtenen Ungethüm, welches Anton mit nach Rußland genommen hatte, wie eine Maus neben einem Elefanten ausſah. Und um völlig frei und ungehindert zu ſein, hatte er auch dies Kofferchen mit einer Fuhrgelegenheit auf die nächſte Eiſenbahnſtation vorangeſandt; hier erſt, wo ihm gleichſam die Thore der Welt geöffnet waren und wo das Dampfroß ihn mit derſelben

Windeseile nach Oſten wie nach Weſten entführen konnte, wollte er ſich entſcheiden, wohin ſeine Reiſe eigentlich gehen ſollte. Die paar Meilen Wegs bis zur Station beſchloß er zu Fuß zurückzulegen; eine Jagdtaſche hing ihm an der Seite, auf die blonden Locken hatte er einen breitrandigen Hut gedrückt, das buntfarbige Tüchlein, das er locker um den Hals geſchlungen trug, flatterte luſtig im Winde. So ſchritt er munter einher, nicht achtend des beſchwerlichen Wegs, der ſich in ſteilen Windungen in die Höhe zog und der ſchon von alters her den Fuhrleuten und Wanderern, die ihn zu paſſiren genöthigt waren, manchen Schweißtropfen und nach Gelegenheit auch wol manche laute und leiſe Verwünſchung ausgepreßt hatte.

Allein die Mühe belohnt ſich. Denn ſowie dieſe Höhe, welche das Städtchen, deſſen Bekanntſchaft wir in dem erſten Abſchnitt unſerer Erzählung gemacht haben, von der übrigen Welt abſchließt, einmal erreicht iſt, ſo verwandelt ſich auch wie mit einem Zauberſchlage die ganze Gegend; es iſt gleichſam ein neues Land und ein neuer Himmelsſtrich, in den man ſich verſetzt ſieht. Statt der öden grauen Felswände, die das Städtchen faſt zu erdrücken drohen, breitet ſich hier oben eine weite fruchtbare Ebene aus, anmuthig unterbrochen von einzelnen wellenförmigen Hügeln, die allmählich höher und höher anſteigen, bis ſie endlich im blauen Duft der Ferne verſchwimmen. Zahlreiche Dörfer liegen über die Ebene ausgeſtreut; die reinlichen weißen Giebel, die leuchtenden rothen Dächer, die ſtattlichen Kirchthürme mit den vergoldeten Wetterfahnen, die im Sonnenſcheine funkeln und glänzen, verkünden den Wohlſtand ihrer Bewohner. Die

Wege, in angenehmem Wechſel ſich bald in der Ebene dahinziehend, bald die Hügel hinanklimmend, ſind mit Obſtbäumen eingefaßt; ihnen zur Seite murmeln muntere Bäche, die ſich hier und da zu ſtillen klaren Teichen vereinigen. Das Ganze iſt das vollſtändigſte Gegenbild zu der Landſchaft, welche der Wanderer, die Höhe hinaufſteigend, im Rücken läßt; wie dort alles eng, finſter und unfreundlich, ſo iſt es hier weit, hell und lachend.

Freilich, um den Reiz dieſer Gegend recht zu empfinden, muß man ſie ſehen, wenn der Mai ſeine weiße Blütendecke über die Alleen und Hecken ausgebreitet hat, oder wenn der laue Sommerwind die gelblichen Aehren auf und ab wogen läßt wie ein goldenes Meer; es ruht dann auf dieſer Landſchaft, ſo wenig Großartiges oder eigentlich Maleriſches ſie auch darbietet, ein Ausdruck des Friedens und der Fülle, der den Beſchauer unwiderſtehlich ergreift und die Seele mit ſüßem Behagen erfüllt.

Aber auch heute, in dieſer wenig günſtigen Jahreszeit, da die Märzſonne zuerſt mit ſiegreichem Strahl durch die winterlichen Nebel hindurchdringt, gewährt ſie einen anmuthigen und erfreulichen Anblick, namentlich für den, der aus dem engen unwirthbaren Thale heraufſteigt und das Auge hier zuerſt wieder mit Wohlgefallen auf der weiten Fläche ausruhen läßt.

In dieſem Falle, wie wir wiſſen, war unſer Freund. Seit langem war es heute zum erſten mal wieder, daß er ſo frank und frei über Feld wanderte; er hatte einen langen verdrießlichen Winter in der Stube geſeſſen, alles, was er hier außen ſah, ſchien ihm neu und wunderbar und verſetzte ſeine Seele in freudige Aufregung; die Wange glühte, das Auge leuchtete ihm vor Luſt und Uebermuth. Es war die Seligkeit des Wanderns, die ihn trunken machte, jenes eigenthümliche Wohlgefühl, jenes Bewußtſein vollſtändiger Freiheit und Unabhängigkeit, von dem wir uns getragen fühlen wie auf Fittichen, indem wir in erſter Morgenfrühe durch die ſchweigende Landſchaft ſchreiten, entgegen der dämmernden Ferne, die uns mit träumeriſchen Augen anblickt.

Auch Eduard breitete die Arme dem Morgenwind entgegen, mit Entzücken horchte er dem Murmeln der Bäche, jedes grüne Hälmchen, das, hervorgelockt durch den nahenden Frühling, an ihrem Rande emporſproßte, erregte ſeine Aufmerkſamkeit und wurde von ihm begrüßt wie ein lieber Bekannter; tauſend glückliche Erinnerungen an ſeine Kindheit, die er ja ebenfalls zwiſchen Feld und Acker verlebt hatte, wirbelten ihm durch Kopf und Herz und machten ihn ſelbſt noch einmal zum Kinde. Kein Wanderer kam des Wegs, dem er nicht ſchon von weitem einen freundlichen Gruß zugerufen hätte; die Mädchen kicherten, indem er vorüberſchritt, und ſahen ihm wohlgefällig nach; ſelbſt den Pflügern auf dem Felde winkte und nickte er und wünſchte ihnen Glück zu ihrem Tagewerk.

Auf der Höhe des Berges angelangt, wo eine Krümmung des Wegs eine letzte Ausſicht in das Thal eröffnet, wandte er ſich rückwärts. Das Städtchen mit ſeinen ſpitzen ſchwarzen Dächer lag tief unter ihm und war nur noch in ſchwachen Umriſſen von den düſtern Bergen zu unterſcheiden, an die es ſich anlehnte. Indem der junge Mann ſeinen Blick darüber hingleiten ließ, lagerte es ſich plötzlich wie ein Schatten über ſein Angeſicht und ein halb ſpöttiſches, halb trotziges Lächeln zuckte um ſeine Lippen.

„Ade du altes garſtiges Neſt“, ſagte er halblaut, „du ſchwarzer Fleck in meinem Leben, und möge mein Auge niemals wieder an deinen finſtern Mauern haften! Nicht ohne Grund ſiehſt du mich ſo ernſt und düſter an: biſt du mir doch ein Grabſtein geworden für viele ſchöne thörichte Hoffnungen, viele kindiſche Plane und Entwürfe, mit denen ich dich einſt betrat und die nun zerflattert ſind, ſchnell und ſpurlos wie der Hauch meines Mundes. Es iſt ein gut Stück Leben, das ich in dir verloren habe, und ich muß mich eilen, wenn ich es wieder einbringen will. Thor, der ich war, da ich durch ein Phantom von Freundſchaft und Unzertrennlichkeit, für deſſen Verwirklichung die Erde nun einmal keinen Raum bietet, mich beſtimmen ließ, meine friſche ſonnige Jugend zwiſchen deinen alten düſtern Mauern zu vergraben! Was haben ſie mir genutzt, die Jahre, die ich hier zugebracht? Was hat ſich erfüllt von all den Träumen, über denen ich hier ſo lange thatlos brütete? Nichts, ja weniger als nichts; ich ſtehe heute ärmer und verlaſſener da als im Anfang meiner Laufbahn, und wenn ich bisher in thörichtem Eigenſinn mich vor der Welt verſteckte, ſo ſehe ich mich jetzt Hals über Kopf hineingeriſſen in die wirbelnde Flut, ohne ſelbſt nur zu wiſſen, wohin ſie mich führen wird. Das alſo iſt das Los dieſer Jugendfreundſchaft, die meine Seele ſo lange erfüllte und die ſie erfüllen wird bis an das Ende meiner Tage, das iſt der Ausgang dieſer Idylle, in die ich mich ſo lange eingeſponnen hatte, daß alles andere darüber vergeſſen ſchien: der eine weit weg in den kalten barbariſchen Norden, und der andere — ja wohin der andere?! . . .“

Hier verſtummte Eduard, von Unmuth und Bitterkeit überwältigt; nicht blos ſeine Vergangenheit, ſondern auch ſeine Zukunft lag in dieſem Augenblick ſo düſter und farblos vor ihm wie das alte finſtere Städtchen zu ſeinen Füßen.

In demſelben Moment ließ hoch über ſeinem Haupt eine Lerche ihr erſtes jubelndes Lied erklingen; wie ein Blütenregen floſſen die ſchmetternden Töne durch die klare blaue Luft hernieder. Es war wie ein leibhaftiger Gruß des Frühlings, eine Einladung an alle gepreßten Herzen, ihren Kummer abzuwerfen und mit der erwachenden Erde ein neues hoffnungsreiches Leben zu beginnen. Die ganze Natur ſchien aufzuhorchen; ſelbſt die Arbeiter auf dem Felde hielten in ihrer Beſchäftigung inne und ſchauten in die Höhe und nickten einander zu und deuteten mit dem Finger auf den holden Frühlingsboten, der es aller Welt verkündigte, daß das ſtrenge Regiment des Winters zu Ende und daß nun bald, bald wieder König Mai, der ſanfte milde Mai, der Freund der Liebenden, der Tröſter der Einſamen, ſein blühendes Scepter ſchwingen werde!

Auch an dem Herzen unſers Freundes ging der Gruß der Lerche nicht unverſtanden vorüber.

„Und doch“, rief er ſich ſchüttelnd, als wollte er mit kräftigem Ruck eine Laſt von den Schultern abwälzen, „und doch, beim Himmel, iſt es am beſten ſo, wie alles gekommen, und ich muß dem Schickſal Dank wiſſen, daß es gehandelt hat ſtatt meiner; der Käfig iſt geöffnet, die Kette gebrochen, und was für Stürme nun auch kommen mögen, der Winterſchlaf, in dem ich ſo lange gelegen, iſt vorüber, und in Stürmen und Gewittern hält der Frühling ſeinen Einzug!“

„Habe Dank“, fuhr er fort, „kleine Lerche, du haſt meinen Muth wieder wach geſungen und haſt die Nebel verſcheucht, die letzten, ſo Gott will, die aus dieſem dumpfen Thal zu mir in die Höhe ſteigen. Ja, wandern, wandern! Bin ich nicht frei und ledig wie die Lerche in den Lüften? trage ich nicht gleich ihr die Gabe des Liedes in der Bruſt? Willkommen, goldene Freiheit! Wer dich hat, kann alles andere entbehren; aber der Sklave, dem die Knechtſchaft zur Gewohnheit geworden, muß deinen erfriſchenden Hauch erſt ertragen lernen. Fort mit den Büchern, ſie haben mich alt und ſtumpf gemacht vor der Zeit; jetzt gilt es, das Buch der Wirklichkeit zu durchblättern, das aufgeſchlagen vor aller Augen liegt, nur daß wir ſo ſelten geneigt und fähig ſind, ſeine Sprache zu verſtehen. Wie erquickend dieſer Duft iſt, der aus den friſchgepflügten Feldern ſteigt! Es iſt der Liebesathem der alten treuen Mutter Erde, die alle Weſen mit gleicher Zärtlichkeit hegt und pflegt; er erinnert mich an meine Kindheit und läßt mich die Jahre bedauern, die ich in gelehrtem Müßiggang, fern vom Buſen der Natur, der alliebenden, verbrachte. Gottes Segen über euere Arbeit, ihr wackern Pflüger! Auch das Leben iſt ein Acker, der ſeine Frucht nur dem darbringt, der mit kräftiger Hand die harte Rinde zu zerbrechen weiß. Glücklich, wer den Pflug ſeines Schickſals dabei immer in ſo geraden, ſo gleichmäßigen Linien führen kann, wie ſie der Bauer auf dem Felde zieht! Mir iſt es nicht ſo gut geworden, ich muß nach rechts und links ausweichen, aber wenn nur die Saat gut iſt, die ich ſtreue, ſo gedeiht ſie am Ende wol doch, trotz des Unkrauts, das mit ihr emporſprießt. Auch der Landmann, der hier die Furchen zieht, weiß nicht, was daraus emporwachſen wird, und ebenſo wenig weiß ich, wo ich dereinſt meine Garben ſchneiden werde. Aber dieſelbe Sonne, welche die Saat des Landmanns wachſen läßt, ſcheint auch mir, es iſt derſelbe Himmel, der ſich über der Frucht des Feldes wölbt und zu der auch die Geiſter emporblicken; ihm will ich vertrauen — ade zum letzten mal, du altes trauriges Neſt, und nun friſch hinein in das wilde thörichte Vagabundenleben! Ich bin ſo lange ein ſo gehorſamer und demüthiger Schüler geweſen, daß ich nun, da mein Mentor mich für immer verlaſſen und das Schickſal ſelbſt mir die Flügel gelöſt hat, auch wol einmal etwas leichtſinnig ſein darf. Wie ſagte doch Freund Wendelmeier? Niemand wird geſcheidt, der nicht ſeine gehörige Anzahl dummer Streiche gemacht hat, — wohlan denn, meine Zeit iſt da, jetzt will ich die meinen machen . . .“

Vierzehntes Kapitel.

Die Einkehr.

Unter dieſen und ähnlichen Betrachtungen war Eduard munter vorwärts geſchritten, bis die lothrecht ſtehende Sonne und ein leichtes Murren des Magens ihn daran erinnerten, daß die Mittagsſtunde gekommen und daß es nachgerade wol an der Zeit, ein wenig zu raſten. Der Zufall fügte es, daß eben ein Wirthshaus in nächſter Nähe war. Daſſelbe lag hart am Wege, ungefähr einen Büchſenſchuß von dem Dorfe entfernt, zu welchem es gehörte; die hellen reinlichen Fenſter ſowie die wohl unterhaltene Umzäunung ließen eine ordentliche Wirthſchaft vermuthen, ſodaß Eduard beſchloß, hier ſeine Mittagsraſt zu halten.

Um ſo mehr befremdete es ihn, indem er ſich dem Hauſe näherte, ein wüſtes Geräuſch von Muſik, Geſang und allerhand durcheinander lärmenden Stimmen zu vernehmen. Selbſt ein Kind des Dorfs und mit den Gebräuchen und Einrichtungen deſſelben wohl vertraut, wußte er, daß in ländlichen Wirthshäuſern an Werkeltagen kein Beſuch zu ſein pflegte, am wenigſten in dieſer

Stunde, wo jedermann zu Hauſe über dem Eſſen ſaß; wo aber dennoch um dieſe Stunde Leute in der Schenke beieinander hockten, da war es in der Regel loſes Geſindel, das die Arbeit ſcheute und dem der Aufenthalt im Wirthshauſe zu einer leidigen Gewohnheit geworden war. Eduard überlegte daher bei ſich, ob er nicht lieber eine Strecke weiter bis zum nächſten Gaſthof gehen ſollte; doch war weit und breit keine zweite Einkehr zu ſehen, und da es ja überdies mit ein Hauptzweck ſeiner abenteuerlichen Reiſe war, Menſchen in allerhand Situationen und Verhältniſſen zu ſehen und kennen zu lernen, ſo überwand er den kleinen Widerwillen, den das wüſte Geräuſch ihm erweckte, und trat kurz entſchloſſen ein.

Allein wie groß war ſein Erſtaunen, da er die Wirthsſtube vollkommen leer und öde fand. Nur ein bleiches hageres Weib in ziemlich vernachläſſigtem Anzug, offenbar die Wirthin ſelbſt, ging ſchlurfenden Schrittes von einem Tiſch zum andern, ein paar ſchwerfällig ſummende Fliegen verfolgend, welche im Ofenwinkel überwintert hatten und die nun durch die warme Frühlingsſonne aus ihrem Verſteck hervorgelockt waren. Die Luft in der Stube war ſo ſchwer, das Geſicht der Frau ſo mürriſch, die Art und Weiſe, wie ſie Eduard's Gruß erwiderte, ſo wenig einladend, daß er faſt ſchon bereute, dem warnenden Vorgefühl, das ihn von dem Eintritt abmahnte, nicht gefolgt zu ſein. Indeſſen war er nun einmal da, und da ja ein Fußwanderer, noch dazu von Eduard's einfacher Gewöhnung, leicht zufrieden geſtellt iſt, ſo beſchloß er gute Miene zum böſen Spiel zu machen.

Er legte daher ſein Ränzel beiſeite und beſtellte eine kleine Erfriſchung. Während die Wirthin ging, dieſelbe zu holen, überzeugte er ſich, daß ſein Ohr ihn nicht getäuſcht, und daß in einem entfernten Flügel des Hauſes in der That Muſik und allerhand luſtiges Treiben war; wie die Thür geöffnet ward, hörte er durcheinander ſchwirrende Stimmen, untermiſcht mit lautem Lachen und jenem eigenthümlichen Jauchzen und Stampfen, durch welches der Bauer ſeine Freude zu äußern pflegt. Dazwiſchen ward es dann wieder ganz ſtill, und Eduard meinte den Geſang einer wohlklingenden weiblichen Stimme, begleitet von einer Harfe oder einem ähnlichen Inſtrument, zu vernehmen. Auch war auf Gängen und Treppen ein lebhaftes Hin- und Wiederlaufen, Knechte und Mägde kamen, leere Krüge zu bringen und gefüllte wieder fortzutragen, kurz es mußte etwas Beſonderes im Hauſe los ſein, und unſer junger Freund, der ja auf Abenteuer ausging, beſchloß, dem Dinge näher nachzuforſchen.

Doch war es nicht leicht, mit der Wirthin in ein Geſpräch zu kommen; ſie war, wie ſchon geſagt, außerordentlich verdroſſen und wortkarg, und zwar, was Eduard am allermeiſten auffiel, wurde ſie in demſelben Grade verdrießlicher, je mehr die Mägde hin und her liefen und Bier und Branntwein und andere Erfriſchungen in den Seitenflügel des Hauſes trugen.

„Seltſame Wirthin", dachte Eduard bei ſich, „die ſich ärgert, je mehr ihre Gäſte verzehren", und verſuchte auf allerhand Umwegen hinter das Geheimniß zu kommen. Da dieſelben jedoch bei dem ſchwerfällig mürriſchen Weſen der Wirthin nicht zum Ziele führten, ſo fragte er endlich geradezu, was der Tumult doch zu bedeuten habe und ob vielleicht eine Hochzeit oder ein Kindelbier oder eine ähnliche Feſtlichkeit im Hauſe begangen werde.

Die Wirthin, die inzwiſchen ihren gewöhnlichen Platz hinter dem Schenktiſche wieder eingenommen hatte, ſah den unberufenen Frager mit einem Blick an, ungefähr wie ein großer Bullenbeißer, der unverſehens aus dem Schlaf emporgeſchreckt wird; dann einige leere Krüge in den Winkel rückend, daß nur alles ſo klirrte:

„Hochzeit", ſagte ſie, „ja wohl, es hat ſich auch was mit Hochzeit; Kindelbier — dazu könnte eher Rath werden, nur möchte es ſchwer halten, einen Taufgeber ausfindig zu machen . . ."

Und da Eduard verwundert in die Höhe blickte: „Was wird es weiter ſein?" fuhr ſie fort, „die Nanni iſt wieder einmal da, die garſtige Hexe. Braun iſt ſie im Geſicht wie ein Affe und ſchwarz wie ein Bär; aber wie die Mannsbilder nun einmal ſind, ſie taugen alle nichts, und darum laufen ſie auch der Dirne nach, wo ſie ſich ſehen läßt, und machen ein Mirakel mit ihr, als ob die leibhaftige Muttergottes herabgeſtiegen wäre . . ."

Die Nanni mußte offenbar hier in der Gegend eine ſehr bekannte Perſönlichkeit ſein, daß die Wirthin ohne weiteres vorausſetzte, ein jeder müſſe ſie kennen. Eduard verſicherte daher, daß dies ſeinerſeits keineswegs der Fall, und bat mit geziemender Höflichkeit um Aufſchluß.

Die Frau ſchüttelte ungläubig den Kopf. „Oh", ſagte ſie, „die Nanni, die kennt ja jedes Kind auf zehn Meilen in der Runde, das iſt ja das oberndorfer Harfenmädchen — nun freilich, was kann aus dem Oberndorf auch Gutes kommen, da taugen ſie ja alle nichts, vom erſten bis zum letzten."

Indem Eduard den Namen „Oberndorf“ hörte, war es ihm zwar, als müſſe er denſelben ſchon irgendeinmal vernommen haben; doch achtete er nicht weiter darauf und fuhr fort, ſich bei der Wirthin nach dem nähern Zuſammenhang zu erkundigen.

Die Wirthin hatte offenbar nach Art mancher Frauen nur darauf gewartet, durch wiederholte Fragen zum Sprechen gebracht zu werden. Denn ſo ſchweigſam ſie anfangs geweſen, ſo redſelig wurde ſie jetzt; wie ein Waldſtrom floſſen ihr die Worte vom Munde, ſodaß Eduard, den dieſe plötzliche Umwandelung in hohem Grade ergötzte, Mühe hatte ihr zu folgen.

„Ich begreife gar nicht“, ſagte ſie, „was die Männer nur an dem Grasaffen haben; ſowie ſie einmal ins Dorf kommt, ſo iſt es reinweg, als wären alle böſen Geiſter losgelaſſen, alle Arbeit bleibt liegen, das Eſſen auf dem Tiſche wird kalt, und was ein Mannsbild iſt, hat nur noch Augen und Ohren für das Zigeunergeſicht. Nun ja, ſie kann ſingen und Muſik dazu kann ſie auch machen; aber erhält man mit Singen eine Wirthſchaft, und macht man mit Harfenſpielen einen Habenichts zum angeſeſſenen Manne? Es iſt eine wahre Sünde und Schande, was das Ding unter den Männern für Unfug anrichtet; wäre nur mehr Einigkeit unter die Weiber zu bringen, wir müßten uns alle zuſammenthun und müßten ihr aus dem Dorfe hinausleuchten, daß ſie das Wiederkommen vergäße.“

Eduard mußte unwillkürlich vor ſich hinlächeln; er glaubte jetzt den Zuſammenhang zu verſtehen und auch den Grund meinte er zu wiſſen, weshalb die Wirthin ſo verdrießlich. Offenbar war ihr eigener Mann, der

Wirth, mit unter dem Publikum, welches das ſchöne Harfenmädchen — denn daß ſie ſchön war, davon war er nach der misgünſtigen Beſchreibung der Wirthin völlig überzeugt — um ſich verſammelte; vermuthlich war die Frau die eigentliche Beſitzerin des Gaſthauſes geweſen, der Mann hatte das Geſchäft mit ihr erheirathet, vielleicht war er jünger als ſie, und ſo hatte die Frau denn allerdings hinlänglichen Grund, eiferſüchtig und unzufrieden zu ſein.

„Da hätten wir alſo", dachte er, „gleich eine ganze Dorfgeſchichte beiſammen", und war eben im Begriff, den Faden des Geſprächs weiter zu ſpinnen, als die Thür haſtig geöffnet ward und der Wirth in Perſon den Kopf hineinſteckte. Eduard's Vermuthung beſtätigte ſich; es war ein kleiner flinker Mann von luſtigem Aeußern und offenbar eine ganze Zahl Jahre jünger als ſeine Frau.

„Du", rief er, „noch ein Tönnchen nach oben auf den Saal, aber vom doppelten."

„Und wer bezahlt?" fragte die Wirthin mit ſchlecht unterdrücktem Murren.

„Ach das findet ſich", meinte der Wirth, „ſie ſind alle ſo vergnügt, auf der Kirmes ſelbſt könnte es nicht luſtiger zugehen. Es iſt ein wahrer Segen, ſo oft das Mädchen ins Haus kommt; die ganze Woche liegt das Geſchäft ſtill, in der Kirche könnte es nicht ruhiger zugehen als bei uns, aber ſowie die Nanni nur ihr rothes Kopftuch ſehen läßt, da iſt es gleich als wäre Pfingſtbier angeſagt."

„Ich weiß auch", murrte die Wirthin, indem ſie ſich anſchickte, den ihr gewordenen Auftrag auszuführen, „was zu einer Wirthſchaft gehört, und verdiene auch gern ein Stück Geld. Aber wie ihr es mit dem ſchwarzen Harfenmädel treibt, das iſt ſündhaft, und an dem Gelde kann kein Segen haften.“

Damit ſchickte ſie ſich an in den Keller zu gehen, indem ſie laut nach der Magd rief und ſchalt, da dieſelbe nicht gleich zur Hand war. Der Wirth ſchien an dergleichen häusliche Auftritte bereits gewöhnt, er kratzte ſich mit einem halb komiſchen, halb mitleidigen Ausdruck hinter den Ohren und dann zu Eduard gewendet:

„Da ſehen Sie nun, mein Herr“, ſagte er, „wie die Weiber zueinander ſind; nicht eine Krähe auf die andere kann ſchlimmer ſein, beſonders was die alten gegen die jungen ſind. Wer meine Frau da ſo reden hört — die im übrigen eine ganz gute Frau iſt, nur zuweilen ein bischen verdrießlich, ich war früher Knecht hier im Hauſe und da ihre Aeltern ſtarben, habe ich ſie geheirathet und mich behaglich in das ſchöne Geſchäft geſetzt, das keineswegs immer ſo ſtill iſt, wie ich eben ſagte — müßte der nicht wunder denken, was hier vorgeht und was für unerlaubte Dinge in meinem Hauſe getrieben werden? Und doch iſt es nichts weiter, als daß das oberndorfer Harfenmädchen wieder einmal herübergekommen iſt; ſie ſingt wie eine Heidelerche, die ſchönſten und neueſten Lieder kann ſie auswendig, es iſt eine wahre Luſt ihr zuzuhören, und der muß ein ſehr hartes Herz oder ſehr taube Ohren haben, der bei ihrem Geſange nicht fröhlich wird. Wir ſind hier zwar nur ſchlichte Bauern, und Sie als Stadtherr haben gewiß weit Schöneres gehört; aber wenn es Sie juſt nicht preſſirt, ſo ſollten Sie immer ein wenig mit herauſkommen, wir ſind oben im großen Tanzſaal, das halbe Dorf iſt beiſammen — das heißt, verſteht ſich“, ſetzte er mit eigenthümlichem Schmunzeln hinzu, „lauter Mannsperſonen . . .“

Hier unterbrach die Zurückkunft der Wirthin das Geſpräch, Eduard aber, den die Beſchreibung des Wirths neugierig gemacht hatte, folgte der Einladung und ging, zum großen Verdruß der Frau, in deren Meinung er dadurch offenbar bedeutend ſank, mit hinauf in den Tanzſaal.

Funfzehntes Kapitel.

Eine ländliche Unterhaltung.

Eduard bedurfte einiger Zeit, ehe er ſich in der von dichten Tabackswolken verfinſterten Atmoſphäre zurecht zu finden vermochte. Der Saal — wenn man nämlich ein ziemlich geräumiges, aber niedriges und durch verſchiedene Balken und Pfeiler verunſtaltetes Zimmer ſo nennen durfte — war dicht gedrängt voll lebhaft ſchwatzender und trinkender Gruppen. Die Heldin des Tags, das vielbeſprochene Harfenmädchen, ſaß auf einer kleinen Erhöhung, die bei den ländlichen Bällen, welche zuweilen in dieſem Raume abgehalten wurden, als Orcheſter diente, und war eben beſchäftigt, ihr Inſtrument zu ſtimmen. Einige junge Burſche, die Pelzmütze ſchief aufs Ohr geſetzt, waren in eifriger Unterhaltung mit ihr; es mochten wol nicht eben die zarteſten Liebkoſungen ſein, und Eduard hatte Gelegenheit, den ſichern Takt und die geſchickte Manier zu beobachten, mit der das junge Mädchen ihre bäuerlichen Bewunderer im Zaume zu halten wußte.

Es war die ſchwarze Nanni, ganz in demſelben Aufzuge und mit demſelben kecken, herausfordernden und doch wieder ſo gebieteriſchen Weſen, wie wir ſie ſoeben im Schloßgarten zu Oberndorf kennen gelernt. Der Wirth, der vermuthlich zeigen wollte, daß er auch zu leben verſtehe und wohl wiſſe, was ſich für einen fremden Gaſt, einen Stadtherrn gezieme, machte ihm eifrig Platz; die Bauern, die ſich geſchmeichelt fühlen mochten, daß ein vornehmer Herr an ihrem Vergnügen theilnehmen wollte, traten bereitwillig zurück, und ſo befand Eduard ſich, bevor er es ſelbſt noch recht wußte, Stirn an Stirn mit dem ſeltſamen Mädchen. Sie blickte in die Höhe, und wie ein Glutſtrahl fiel der Glanz ihrer tiefen ſchwarzen Augen in die Seele des jungen Mannes, der unwillkürlich zuſammenfuhr und ſich verwundert fragte, wie doch ſoviel Glanz und ſoviel Schönheit in dieſe niedrige Umgebung käme.

„Nun lege los, Nanni, und zeige was du kannſt“, rief der Wirth, der ſich vermuthlich verpflichtet hielt, den maître de plaisir zu machen, „wir ſind ja doch nur, wie du zu ſagen pflegſt, dickohrige Bauern, die einen Dudelſack nicht von einer Harfe zu unterſcheiden wiſſen. Nun gut, hier iſt ein Herr aus der Stadt, ein vornehmer Herr; er iſt“, ſetzte er mit ſchalkhaftem Augenzwinkern hinzu, „eigens herausgekommen, um dich zu hören . . .“

„Da wird“, meinte ein vierſchrötiger Großknecht, dem es der Höflichkeit, welche der Wirth dem fremden Gaſte erwies, bereits etwas zu viel zu werden anfing, und der Eduard nur ungern ſeinen Platz in der Nähe des ſchönen Harfenmädchens abgetreten hatte, „da wird die ſchwarze

Nanni auch wol etwas Rechtes danach fragen, die hat noch ganz andere Bekanntſchaften — nicht wahr, Nanni?“

Ein lautes Gelächter der Umſtehenden rief dem Sprecher Beifall zu, die ſchwarze Nanni aber, ohne im geringſten in Verlegenheit zu gerathen, erwiderte:

„Ja wohl, Steffen, und du biſt mein Botengänger dabei, du haſt ſo ſchöne gerade Beine —“

Die Wahrheit war, daß der Großknecht, obwol übrigens eine tüchtige Geſtalt, doch von der Natur mit ein paar auffallend krummen Beinen bedacht war, und ſo erklärte ſich das wiehernde Gelächter, mit welchem die ſcherzhafte Rede des jungen Mädchens aufgenommen ward.

Eduard hatte inzwiſchen verſucht, ein Geſpräch mit dem Harfenmädchen anzuknüpfen; ſo unbehaglich er ſich übrigens in dieſer Umgebung fühlte, ſo konnte er ſich ſelbſt doch nicht das Intereſſe verbergen, das die phantaſtiſche Erſcheinung des jungen Mädchens ihm abnöthigte. Wiewol nur klein und zart von Wuchs, thronte ſie doch unter ihrer Umgebung wie eine Königin; das helle, leuchtende Auge blitzte ſtolz im Kreiſe umher, und ſo oft einer der Burſche auch Miene machte, ſich ihr auf ungeſchickte Weiſe zu nähern, ſo wußte ſie doch jeden derartigen Verſuch durch einen bloßen Blick, eine bloße Miene in Schranken zu halten.

„Laſſen Sie ſich nichts vorreden“, ſagte ſie zu Eduard, „ich bin nichts als ein armes Harfenmädchen, das ſich ſein Brot vor den Thüren zuſammenſingt; wer wie ich im dünnen Kleidchen durch Sturm und Regen laufen und bald ſchwitzen, bald frieren muß, der kann keine ſchöne Stimme haben wie die vornehmen Damen in der Stadt.

Aber für euch Dickköpfe“, rief ſie in plötzlich ausbrechender Luſtigkeit, „iſt es noch immer gut genug, und nun hört das Neueſte, was ich von der Meſſe mitgebracht habe. Aber erſt laßt noch einmal den Teller herumgehen und bedenkt, daß euere Weiber, wenn ich aus dem Dorfe gehe, mir doch die Augen auskratzen, ich kann alſo nicht ſo bald wiederkommen, und wer mir etwas zu einem hübſchen Sommerfähnchen ſchenken will, der thue es bei Zeiten.“

Der Wirth machte den Kaſſirer, und von allen Seiten flogen die Heller und Kreuzer — höher verſtieg der Kunſtenthuſiasmus ſich nicht, denn dafür waren es eben Bauern — auf den Teller. Eduard legte ein größeres Silberſtück darauf, erntete aber mit dieſer Freigebigkeit nichts als allerlei anzügliche Reden und Bemerkungen von ſeiten der übrigen. Die ſchöne Nanni ſelbſt that, als ob ſie das ganze Geſchäft des Geldſammelns nichts anginge, und mit derſelben Gleichgültigkeit, ohne den Inhalt nur anzublicken, leerte ſie auch den Teller, da der Wirth ihn ihr endlich hinreichte, in eine alte abgenutzte Ledertaſche, welche ſie an der Seite trug.

Dann ſang ſie das verſprochene Lied; es war eins jener halb leichtfertigen, halb ſentimentalen Couplets, wie ſie ſich in unſern Tagen vom Theater her auch unter dem niedern Volk verbreitet und hier die alten ſchönen volksthümlichen Lieder immermehr verdrängt haben. Die Stimme der Sängerin war roh und kunſtlos, aber friſch und voll und von ſeltenem Wohlklang; auch konnte Eduard nicht umhin, ſich im ſtillen über den richtigen Takt zu freuen, mit welchem das junge Mädchen über gewiſſe bedenkliche Stellen hinwegzueilen und dafür andere minder verfängliche hervorzuheben wußte.

Das Lied wurde mit lautem Jubel aufgenommen, einer trank dem andern zu, und auch der ſchwarzen Nanni wurde manches volle Glas herübergereicht. Dieſe Aufmerkſamkeit ganz zurückzuweiſen würde aufs gröblichſte gegen die Sitte des Dorfs verſtoßen haben; allein wiederum freute Eduard ſich über die natürliche Anmuth und die angeborene Grazie, mit der das junge Mädchen hier ein Glas an den Mund führte, ohne doch von dem Inhalt wirklich zu koſten, dort ein anderes mit einer verbindlichen Wendung zurückgab und ſo alle Theile zufrieden ſtellte.

Während die übrigen nun fortzechten und plauderten, verſuchte Eduard aufs neue ein Geſpräch mit dem ſeltſamen Mädchen, das ihn von Augenblick zu Augenblick mehr intereſſirte, anzuknüpfen; er fragte ſie, woher des Wegs ſie komme und wo ſie zu Hauſe ſei.

„Nun“, ſagte die Schöne ſchelmiſch, „das haben Sie doch gewiß ſchon gehört: in Oberndorf — ſind Sie bekannt in Oberndorf, mein Herr? Oh, das iſt das leibhaftige Paradies auf Erden, ein Land, wo lauter Milch und Honig fließt — und ſo ſanft ſind die Leute in Oberndorf, ſo ſanft und gut, es läßt ſich gar nicht beſchreiben . . .“

Die Bauern, die unvermerkt ſtill geworden waren und aufgehorcht hatten, wie Eduard mit dem Mädchen zu ſprechen anhob, brachen bei dieſen Worten aufs neue in ein lautes Gelächter aus.

„Ja wohl“, rief der krummbeinige Großknecht, „ſo gut ſind die Menſchen in Oberndorf und ſolch geſegnetes Land iſt das, daß die Sonne ſich alle Tage von friſchem beſinnt, ob ſie da noch ſcheinen ſoll oder nicht. Geh, ſchwarze Nanni, ſei vernünftig, laß die Oberndorfer laufen und komm zu uns, wir wollen ein vergnügtes Leben führen…"

„Die Oberndorfer", entgegnete Nanni gleichmüthig, „brauche ich gar nicht laufen zu laſſen, wenn ſie mich nur laufen laſſen, wohin ich will. Du aber biſt ein Tropf, dem ſeine dicke Pudelmütze und ſeine ſilberbeſchlagene Pfeife zuletzt doch lieber iſt als alle Lieder und Arien der Welt."

Es lagen hier offenbar Beziehungen zu Grunde, welche Eduard, fremd in der Gegend wie er war, nicht kannte und über die er daher auch nicht weiter nachgrübelte. Nur das Wort „Oberndorf" fiel ihm auch diesmal wieder ſeltſam auf; er erinnerte ſich deutlich, es ſchon früher gehört zu haben, vermochte aber nicht aufzufinden, wo und in welchem Zuſammenhang.

Inzwiſchen waren die Bauern des Muſicirens überdrüſſig und es wurde eine andere Art der Unterhaltung in Vorſchlag gebracht.

„He du", rief der Großknecht, der ein ganz beſonderes Gefallen daran zu finden ſchien, ſich mit dem hübſchen Harfenmädchen zu necken und zu ſchrauben, „du biſt ja doch eigentlich aus Zigeunerblut, du ſchwarze Hexe; komm, ſage uns wahr aus der Hand, und wenn es trifft, ſo laß ich dir ein ſchwarzſeidenes Mieder machen, ſo wahr ich Steffen heiße. Guck her, da auf meine Hand — wie iſt's? werd' ich noch heirathen in dieſem Jahr? und wie wird mein Schatz ausſehen?"

Der Vorſchlag fand Beifall, man bildete einen Kreis, in den der lange Steffen treten mußte, die ſchwarze Nanni ergriff ſeine Hand — eine Hand in der That wie ein mäßiger Dreſchflegel — und ſchien mit großer Aufmerkſamkeit darin zu ſtudiren. Auf einmal, da die Aufmerkſamkeit eben aufs äußerſte geſpannt war, gab ſie ihm mit ihren kleinen weißen Fingern einen Klaps, daß die rieſige Fauſt hoch aufſchnellte, und ſagte:

„Du biſt der krummbeinige Steffen und wirſt es bleiben Zeit deines Lebens; wen du auch heiratheſt, immer iſt es ſchade um das Mädchen, du aber ſieh dich vor, daß deine Frau nicht in den erſten acht Tagen aus dir macht, was du verdienſt und wozu der Himmel in ſeiner Weisheit dich beſtimmt hat, von dem Augenblick an, da du zur Welt kamſt, du langes krummbeiniges Ungeheuer.“

Wiederum erſcholl allgemeines Jauchzen und Jubeln, der lange Steffen wollte das muthwillige Mädchen haſchen, ſie aber entwiſchte ihm und rannte die Treppe hinunter in den Hof. In demſelben Augenblick fing auch die Glocke im Dorf an zu läuten, zum Zeichen, daß die Mittagsſtunde vorüber und daß es die höchſte Zeit, ſich wieder an die Arbeit zu begeben; die Verſammlung löſte ſich auf, und auch Eduard, als der letzte, verließ, nachdenklich über die widerſprechenden Eindrücke, die ſich ihm hier aufgedrängt hatten, das Gemach.

Sechzehntes Kapitel.

Das Orakel.

Indem Eduard in die Hofthür trat, um nach dem Wetter zu ſehen, das, wie es in dieſer Jahreszeit zu geſchehen pflegt, ſich ſeit kurzem merklich verändert hatte und jetzt ebenſo kalt und düſter geworden, wie es am Morgen hell und ſonnig geweſen war, gewahrte er in einer entlegenen Ecke des Hofraums, unter Bretern und altem Gerüll, dicht angeſchmiegt wie ein Kätzchen, die ſchwarze Nanni. Sie war eifrig beſchäftigt, das Geld nachzuzählen, das ſie vorhin eingenommen hatte und auf das ſie damals ſo wenig Werth zu legen ſchien. Auch ſah Eduard, wie ſie das Silberſtück, das er ihr auf den Teller gelegt hatte, vorſichtig herausſuchte, ſich an dem blanken Gepräge erfreute und es dann vorſichtig in ein beſonderes Stückchen Papier wickelte.

Leiſe, in einer Art von Schamgefühl, wollte er ſich zurückziehen, aber ſchon hatte das Mädchen ihn bemerkt. Im erſten Augenblick ſtand ſie ebenfalls wie beſchämt; es war wunderbar zu ſehen, wie ein dunkler Purpur durch das durchſichtige Gelb ihres Antlitzes hindurchleuchtete, wie die Sonne durch Wolken. Dann aber mit kurzem Entſchluſſe faßte ſie ſich, und mit ihrer ganzen gewohnten Keckheit auf Eduard zuſchreitend, ſagte ſie:

„Sie haben mir da ein ſchönes Geldſtück geſchenkt, ich danke Ihnen dafür, mein Herr. Ich bin das nicht gewohnt, am wenigſten hier auf dem Lande, und noch mehr danke ich Ihnen dafür, daß Sie Ihr Geld nicht misbraucht und für Ihre reichliche Gabe mein Ohr mit ſüßen Redensarten ermüdet haben; das iſt noch ſeltener“, ſetzte ſie lachend hinzu, „als die großen Geldſtücke. Aber nun reichen Sie mir Ihre Hand her, ich bin ja doch, wie Sie gehört haben, ſo ein Stück von Zigeunerin, Sie ſind jung wie ich und ſcheinen ebenſo einſam zu ſein, ſo ſoll ein Verlaſſener dem andern Glück prophezeien.“

Eduard gerieth über dieſe unerwartete Anrede ſo in Verwirrung, daß es ihm an einer Antwort fehlte; mechaniſch ſtreckte er die Hand hin. Das junge Mädchen hielt ſie lange in der ihren; Eduard fühlte den Puls der fremden Hand und ſah das Blut durch die zarten ſchmalen Finger ſchimmern. Endlich ſagte ſie:

„Eine weiße Hand, eine feine Hand; die hat noch nicht viel gearbeitet und wird es auch wol in Zukunft nicht thun, wenigſtens nicht was wir andern arbeiten nennen. Allein eine glückliche Hand ſcheint es mir bei alledem nicht zu ſein — ſchöner Herr, blanker Herr“, rief ſie, Eduard's Hand ſinken laſſend und plötzlich in einen halb ſingenden Ton verfallend, wie die Zigeuner und Gaukler ihn bei ihren Prophezeiungen anzuwenden pflegen, „die Hand iſt's nicht, die das Schickſal macht, es iſt das

Auge, das Herz, der innere Sinn. Ihr habt ein gutes treues Auge, ich ſehe da viel von Liebesglück und Liebesnoth; nehmt Euch vor den Weibern in Acht, ſchöner Herr, ſie taugen alle nichts, auf mein Wort, alle — und wenn Ihr einſtweilen einen geſcheidten Streich machen wollt“, ſetzte ſie, in ein muthwilliges Gelächter ausbrechend, hinzu, „ſo geht nach Oberndorf — nämlich damit in Oberndorf doch auch ein Geſicht iſt, das der liebe Gott nicht im Zorn geſchaffen hat und das ſich anzuſehen verlohnt!“

Damit eilte ſie die Treppe hinauf; gleich darauf kam ſie wieder herunter, ihre Harfe im Arm, und fort ging's, ohne Gruß und ohne Blick.

Eduard ſah ihr lange nach. Dieſer letzte, ſo ganz unerwartete Auftritt hatte ihm, er wußte ſelbſt nicht weshalb, einen unbehaglichen Eindruck erregt; das Mädchen war ihm zu intereſſant erſchienen, er hatte es gewiſſermaßen zu lieb gewonnen und dachte zu gut von ihr, um es ſchließlich ſo in der Rolle einer ganz gewöhnlichen Gauklerin zu erblicken. Am meiſten aber beunruhigte es ihn, daß er auch hier wieder den Namen „Oberndorf“ vernehmen mußte; er ſann und ſann und konnte doch den Fleck im Gedächtniß nicht auffinden, wo dieſer Name von früher her verzeichnet ſtand.

Einigermaßen verdroſſen und von der kalten Luft eiſig durchſchauert, begab er ſich in das Schenkzimmer zurück. Die Wirthin ſaß wiederum an ihrem gewohnten Platze, würdigte ihn jedoch keines Blicks; offenbar hatte er durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er der Aufforderung des Wirths gefolgt war und ſich den Bewunderern der ſchwarzen Nanni zugeſellt hatte, die Gunſt der neidiſchen Frau verſcherzt. Um ſich für den bevorſtehenden Marſch in der kalten ſtrengen Märzluft zu ſtärken, beſtellte er ſich eine Taſſe Kaffee; dann wollte er unverzüglich aufbrechen, um noch vor Abend ein größeres Dorf zu erreichen, das die Hälfte Wegs zwiſchen dem Städtchen und der nächſtgelegenen Eiſenbahnſtation bildete und wo er zu übernachten gedachte.

Aber die Frauen haben ſo ihre eigene Art, ihren Unwillen auszulaſſen, und die Wirthin, ſo ſchien es, wollte den neugierigen Gaſt dadurch beſtrafen, daß ſie ihn übermäßig lange auf den Kaffee warten ließ. Eduard fühlte ſich von der ſchmerzlichſten Langeweile geplagt; der Aufenthalt in dieſer Dorfſchenke kam ihm auf einmal in hohem Grade widerwärtig und abgeſchmackt vor, ja er begriff ſich ſelbſt nicht, wie er hier nur hatte ſolange verweilen können.

Der Wirth, der ſeine Ungeduld bemerkte, ſuchte ihn auf ſeine Weiſe zu unterhalten; da Eduard jedoch ziemlich deutlich zu erkennen gab, daß er an dem Geſpräch kein Gefallen fand, ſo brachte der Mann, der wol zeigen wollte, daß ein Dorfwirth auch zu leben wiſſe, ihm das neueſte Amtsblatt, noch feucht von der Druckerpreſſe, friſch wie der Poſtbote es ſoeben abgegeben hatte.

In Stimmungen wie diejenige, in welcher Eduard ſich ſoeben befand, iſt jede Lectüre willkommen, die uns von uns ſelbſt abzieht, und ſo ließ unſer Freund die Augen gedankenlos über das Papier gleiten. Plötzlich jedoch kam er an eine Stelle, die ihn trotz ſeiner verdroſſenen Stimmung laut auflachen machte. Es war eine Anzeige, wie ſich deren heutzutage, bei der wachſenden Parteirichtung unſerer Zeit, in den öffentlichen Blättern ſo viele finden, während ſie damals, in vormärzlichen Tagen, allerdings noch etwas Ungewohntes und Auffallendes waren. Für eine hochgräfliche Familie — ſo ungefähr lautete die Anzeige — wurde ein junger Mann als Vorleſer und Geſellſchafter geſucht. Der junge Mann ſollte Theologe ſein, und zwar ſollte er einer ſtreng gläubigen, echt chriſtlichen Richtung angehören; nur ſolche Bewerber, die ſich über dieſe ihre Frömmigkeit ſowie über ihr ſonſtiges Wohlverhalten durch glaubhafte Zeugniſſe ausweiſen könnten, und die zugleich die Kraft in ſich fühlten, in der vorliegenden Aufforderung (ſo hieß es im Inſerat wörtlich) „mehr einen Ruf Gottes als eine Einladung von Menſchen“ zu erblicken, ſollten ſich brieflich oder perſönlich melden. Die Stellung ſelbſt wurde aufs angenehmſte geſchildert, obwol auch die beſondern Schwierigkeiten derſelben in einem eigenthümlich myſtiſchen Tone hervorgehoben wurden; dafür wurden bedeutende äußere Vortheile in Ausſicht geſtellt, insbeſondere größere Reiſen, verbunden mit einem längern Aufenthalt in Italien.

„Ja wohl, nach Italien“, ſagte Eduard zu ſich ſelbſt, „das wäre ſo etwas für dich, Poet, da wäreſt du auf einmal aller Noth und Fährlichkeit entronnen. Aber freilich, an weggejagte Candidaten und ausgewieſene Pamphletiſten kommt dergleichen nicht, dazu muß man fein fromm ſein und geſcheitelte Haare tragen und die Wunden des Lämmleins beſtändig im Munde führen — o wahrhaftig, ich ſehe die gräfliche Familie vor mir, für welche dieſes Muſter von chriſtlichem Theologen geſucht wird! Da iſt erſtlich ein hochadelicher Vater, ſo etwa ein penſionirter Major oder ſonſt ein alter Degenknopf, der Solo ſpielt und ganz mörderlich flucht, aber alles in größter Chriſtlichkeit, verſteht ſich — und dann eine blaſſe hagere Frau Gräfin, die nicht blos ſehr fromm, ſondern auch ſehr äſthetiſch iſt und ihr Chriſtenthum der beſſern Dauer halber mit dem Parfüm der Geiſtreichigkeit zu ſalben wünſcht; ferner zwei dito hagere, geiſtreiche und fromme Töchter, vielleicht auch noch ein junger Graf, ſo ein Stück verlorener Sohn, der mit guter Manier ebenfalls chriſtlich gemacht werden ſoll — o wie ich ſie haſſe, dieſe ganze vornehme fromme Sippſchaft, mit ihrer erheuchelten Tugend und ihrem erlogenen Chriſtenthum! Welcher Wolf im Schafskleide ſich wol in die behagliche Stelle hineinſchwindeln wird? Es müßte eine wahre Luſt ſein, dieſes Volk ſo einmal in der Nähe zu ſehen und es tüchtig an der Naſe herumzuführen! Aber halt, wie lautet denn eigentlich die Adreſſe? und wo ſteht die fromme Hürde aufgeſchlagen, die hier ſo ſehnlich nach ihrem Hirten verlangt?"

Eduard ſuchte die Unterſchrift unter der Anzeige: allein wer beſchreibt ſein Erſtaunen, da ihm auch hier wieder der verhängnißvolle Name „Oberndorf" entgegenleuchtete! Der Pfarrer zu Oberndorf, von dem die Anzeige ausging, erklärte ſich bereit, ſchriftliche wie mündliche Meldungen entgegenzunehmen …

Oberndorf! welch ein Zauber haftete nur an dieſem Worte? und wie kam es, daß alles, was ihm heute begegnete, wie mit geheimnißvollem Zuge nach Oberndorf hinwies? Er ſtrengte ſein Gedächtniß aufs äußerſte an …

Da auf einmal fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; er ſprang auf und ſchlug ſich mit der Hand an die Stirn, ſo laut und ſo heftig, daß der Wirth, der im Ofenwinkel eingenickt war, ganz erſchrocken in die Höhe fuhr und eine Entſchuldigung wegen des noch immer nicht erſchienenen Kaffees ſtammelte. Oberndorf! Aber wie war es nur möglich, daß ſein Gedächtniß ihn ſo im Stich gelaſſen hatte?! Als eine Gräfin Oberndorf hatte ſein Freund Wendelmeier ihm ja die ſtolze junge Schöne bezeichnet, die er unlängſt auf ihrer Durchreiſe im Rothen Löwen traf und an der er ſo wider Willen zum Lauſcher geworden war — an ihr und ihrer Begleiterin, dem feinen zierlichen Figürchen mit dem lieblichen Lockenköpfchen und den Augen, ſo ſanft, ſo klar, ſo tief, wie wenn der Mond ſein vollſtes Licht aus wolkenloſer Bläue herniedergießt! Eduard mußte unwillkürlich die Augen ſchließen, ſo lebendig, mit ſo erſchütternder Deutlichkeit ſtand die Erſcheinung jener beiden Damen vor ihm: dort die ſchlanke, ſtolze Schönheit mit dem majeſtätiſchen Blick und der königlichen Haltung — und hier die andere, ach ja wohl, die andere!...

Und immermehr Erinnerungen wachten in ihm auf. So war ja wol jener „Eiſenkopf", jener „alte Heide", von dem der fremde Bediente mit dem Poſtknecht geſprochen, niemand anders als der Graf Oberndorf? Es paßte gut zu den Andeutungen, die er ſoeben von der ſchwarzen Nanni und den Bauern über das Leben in Oberndorf vernommen. Und der ſchlanke blonde Baron, mit dem Herr Wendelmeier ſo vertraut gethan, war das nicht auch ein Baron Oberndorf geweſen? Wie wenn man plötzlich aus tiefem Dunkel in das hellſte Tageslicht tritt, ſodaß die überraſchten Augen die Fülle von Glanz, die von allen Seiten auf ſie eindringt, gar nicht zu faſſen vermögen und nur ein ungewiſſes Wogen und Fluten vor ſich zu ſehen meinen, aus dem allmählich hier ein Punkt und dort wieder einer und dort ein dritter in immer größerer Deutlichkeit hervortritt, ſo wogte und flutete es in Eduard's Seele; es war ihm, als wäre plötzlich in tiefſter Nacht ein flammender Stern aufgegangen, er mußte des Traums gedenken, den er in der Nacht nach jener Begegnung gehabt hatte, und ein leiſer Schauer, wie die Ahnung einer ungewiſſen, aber unendlich ſchönen und glücklichen Zukunft, rieſelte ihm durch Mark und Bein.

Lange hatte er ſo geſeſſen, das Zeitungsblatt vor ſich, in tiefes Sinnen verloren; der Kaffee ſtand längſt fertig, er war ſogar längſt kalt geworden, ohne daß Eduard das Mindeſte davon bemerkt. Jetzt ſtand er auf; ein ſeltſames Lächeln ging über ſeine Züge, ſo luſtig und dabei ſo verſchmitzt, wie er noch niemals gelächelt hatte.

„Gut“, ſagte er zu ſich ſelbſt, „der Einfall iſt es werth, daß er nicht als bloßer Einfall verkümmert; ich habe mir vorgenommen, dumme Streiche zu machen — ſo ſoll dies mein erſter ſein. Und weiſen mich nicht die Orakel ſelbſt auch auf dieſen Weg? Schwarze Nanni, ich hielt dich für eine leichtfertige Gauklerin, und nun erſt ſehe ich, welche tiefe Weisheit dein thörichter Mund geſprochen!“

Er bezahlte ſeine kleine Zeche, hing ſeine Taſche über die Schulter und machte ſich reiſefertig. Schon unter der Thür, kehrte er noch einmal um und fragte den Wirth, der ihn dienſtfertig begleitete:

„Ja ſo, daß ich es nicht vergeſſe — es iſt ja wol hier in der Gegend ein gewiſſes Schloß Oberndorf? Wo liegt es ſo eigentlich und wie weit rechnen Sie bis dahin?“

Der Wirth gab mit einem großen Wortſchwall Auskunft. Schloß Oberndorf ſei das prächtigſte Schloß der Welt, nur leider nicht ganz ausgebaut, woran ſich dann noch verſchiedene andere „Leider, Leider“ ſchloſſen; im übrigen liege es hart an der Eiſenbahn, der Weg führe dicht daran vorüber, auch ſei eine Station in der Nähe …

Eduard hatte genug gehört, und ohne auf die übrigen Erzählungen des Wirths weiter zu achten, wanderte er rüſtig weiter; der Wind blies heftig aus Nordweſt und wirbelte einzelne Schneeflocken hernieder, ihm aber war es, als lächelten Mailüfte, und von Zeit zu Zeit mußte er laut auflachen und hoch in die Höhe ſpringen, daß die Leute am Wege ihn kopfſchüttelnd betrachteten.

Siebzehntes Kapitel.

Eine Gönnerin.

Zwei Tage ſpäter finden wir unſern Freund auf der Eiſenbahnſtation wieder, welche Schloß Oberndorf zunächſt lag. Er hatte ſeine Reiſe abſichtlich recht langſam zurückgelegt, um ſich ſelbſt Zeit zu laſſen, den Plan, der da ſo plötzlich vorgeſtern Nachmittag in der Dorfſchenke in ihm aufgeſtiegen war, bei ſich ſelbſt zu prüfen und ſich in allen Einzelheiten auszumalen. Allein je länger er ſich damit beſchäftigte, je feſter wurzelte der Plan, ſo ſeltſam und abenteuerlich derſelbe allerdings auch war.

Eduard war, wie der Leſer ſich erinnert, Poet, und die Poeten haben dies vor andern Menſchenkindern ſo an der Art, daß gewiſſe Eindrücke ſie tiefer treffen und feſter in ihnen haften als bei den übrigen Sterblichen. Dieſe Eindrücke bleiben dem Poeten ſelbſt im erſten Augenblick vielleicht unbemerkt, ſie können ſogar einige Zeit wieder verſchwinden, aber dann auf einmal, vielleicht nach Stunden, vielleicht nach Jahren, brechen ſie ſo gewaltig hervor und nehmen das ganze Innere ſo ausſchließlich gefangen, daß kein Widerſtand hilft: einer Wunde gleich, die wir lange Zeit verborgen im Innern mit uns herumtragen, ohne ſelbſt davon zu wiſſen, bis endlich eine zufällige Berührung ſie zum Ausbruch bringt. Aber gottlob! es ſind nicht blos Wunden, nicht blos trübe und ſchmerzliche Erinnerungen, die in der Bruſt des Poeten in dieſer Art zu neuem Leben erwachen: auch verrauſchtes Glück, auch lange vergeſſene Seligkeiten gibt es, Wonnen, die wir längſt geſtorben wähnten und die nun auf einmal bei einer zufälligen Berührung wieder aufblühen, einem edeln Samen gleich, der um ſo tiefer verſenkt ward, je ſchöner er emporwachſen und je köſtlichere Früchte er bringen ſoll!

So ging es Eduard mit jenen beiden Frauengeſtalten, die er damals im Rothen Löwen erblickt hatte und die nun, ſeit ſie in der einſamen Dorfſchenke zuerſt wieder vor ſeine Seele getreten waren, ihn nicht mehr verlaſſen wollten. Eine unendliche Sehnſucht bemächtigte ſich ſeiner; er glaubte nicht mehr leben zu können, ohne wenigſtens noch einmal in jenes ſtolze, flammende, in dieſes weiche, träumeriſche Auge geblickt zu haben; kein Anſchlag, der ihn dieſem Ziele entgegenzuführen verſprach, ſchien ihm zu verwegen, kein Plan zu abenteuerlich.

Und alſo auch nicht der Anſchlag, der ihm in jenem Augenblick, da er in dem Zeitungsblatt das Wort „Oberndorf“ las, durch den Kopf gefahren war und den er ſeitdem nicht mehr los werden konnte. Wurde nicht in Schloß Oberndorf ein Vorleſer geſucht — und war er nicht ganz der Mann, der ſich zum Vorleſer eignete? Allerdings, man wollte einen ſehr frommen, ſehr chriſtlichen Vorleſer, einen wohlbeſtallten Candidaten der Theologie — und das eine war er nie geweſen, das andere aber hatte er ſeit einigen Tagen aufgehört zu ſein.

Doch dachte er ja auch nicht von weitem daran, die Stelle wirklich zu beanſpruchen, er wollte ſich blos darum melden, um auf dieſe Art Gelegenheit zu erhalten, einen Beſuch auf Schloß Oberndorf zu machen und jene beiden Damen wiederzuſehen, die gleich nach der erſten Begegnung ſeine Träume ausgefüllt hatten und die ihm jetzt mit verdoppelter Lebhaftigkeit vor der Seele ſtanden. Er ſagte ſich ſelbſt, daß das Unternehmen ſehr gewagt, und daß er im Grunde nur wenig Hoffnung hatte, ſeinen Zweck wirklich zu erreichen; der Prediger, an den die Bewerber ſich zunächſt zu wenden hatten, konnte ihn abweiſen, ohne daß er im Schloſſe vorgelaſſen wurde, die Stelle konnte bereits beſetzt, die jungen Damen konnten verreiſt ſein, und was ſonſt noch für Möglichkeiten ſich ſeiner Erwägung aufdrängten. Aber gleichviel, ſo verlohnte es doch immerhin den Verſuch, und da er einmal auf Abenteuer ausging, wo ließ ſich ein anmuthigeres und verlockenderes denken als dieſes?

Mit derſelben Deutlichkeit ſah Eduard aber auch ein, daß er ſein ganzes Spiel von vornherein verloren gab, wenn er ſich unter ſeinem wirklichen Namen vorſtellte; wenn nicht die gräfliche Herrſchaft ſelbſt, ſo konnte doch der Prediger möglicherweiſe von ſeinen Verſen Kenntniß haben, er konnte wiſſen, in welchem Rufe der Name Eduard Walldorf ſtand, und dann ade Schloß Oberndorf und ade ihr holden Schönen, dann mußte er vermuthlich mit Schimpf und Schande wieder umkehren, bevor er noch einen Fuß über die Schwelle geſetzt . . .

Allein wozu hatte er denn auch die Documente und Zeugniſſe bei ſich, welche ſein Freund Anton ihm hinterlaſſen, ja die derſelbe ihm ausdrücklich vermacht hatte? Freilich war das Vermächtniß nur ein Scherz geweſen, aber liegt nicht oft im Scherz ein hoher und tiefer Sinn? Jetzt erſt glaubte Eduard ſich ſelbſt und ſeinen eigenen Inſtinct zu verſtehen. Als er damals halb mechaniſch die Papiere in die Brieftaſche ſchob, hatte er ſelbſt nicht gewußt, wozu und in welcher Abſicht; jetzt wurde ihm klar, daß ſchon damals das Schickſal ſeinen Entſchluß gelenkt und ihm Waffen in die Hand gegeben, deren Bedeutung er jetzt erſt einzuſehen anfing. Anton's Zeugniſſe lauteten ſo vortheilhaft, ſprachen ſich namentlich über die Lauterkeit ſeiner Denkungsweiſe und die Unanſtößigkeit ſeiner religiöſen Richtung ſo günſtig aus, daß er wenigſtens hoffen durfte, damit bis zu dem oberndorfer Prediger zu gelangen, und wenn er nur erſt ſo weit war, nun dann hoffte er, ſollte das Glück, das ja dem Muthigen allemal zur Seite ſteht, ihm ſchon weiter helfen. Freilich waren dieſe Zeugniſſe nicht für ihn ausgeſtellt und war es alſo ſtreng genommen eine Fälſchung, welche er zu begehen im Begriffe ſtand. Allein die Fälſchung ſollte niemand Schaden, ihm ſelbſt aber nur einen ſehr illuſoriſchen Vortheil bringen, durch den er wiederum niemand zu nahe trat; er wollte ja nicht in Oberndorf bleiben, er wollte ſich in keine Stelle eindrängen, die für ihn nicht beſtimmt war, nur das unſchuldige Glück eines Wiederſehens wollte er ſich verſchaffen, nach dem ſeine ganze Seele ſchmachtete und ohne das er ſchon nicht mehr leben zu können meinte.

Das ſind Sophiſtereien, wirſt du ſagen, wohlweiſer Leſer. O ja gewiß ſind es Sophiſtereien, aber das menſchliche Herz hat die Eigenſchaft, daß es leichter auf Sophiſtereien als auf die ernſte, ſchmuckloſe Stimme der Wahrheit hört; glücklich derjenige, deſſen Sophiſtereien noch immer ſo unſchuldiger Art ſind und ſich um ſo leicht verzeihliche Dinge drehen, wie es bei unſerm Freunde Eduard in dieſem Augenblick der Fall iſt. —

So finden wir ihn denn alſo auf der Eiſenbahnſtation in der Nähe von Schloß Oberndorf wieder. Seine Fußreiſe war glücklich und ohne weiteres Abenteuer abgelaufen. Nur am Morgen des zweiten Tages hatte er eine Begegnung gehabt, die ihn unangenehm berührte. Es war nämlich ein leichtes Chaischen an ihm vorübergefahren, in welchem er die ſchwarze Nanni zu erkennen meinte; auf dem Bock ſaß ein Livreebedienter, deſſen Geſicht ihm merkwürdig bekannt war, ohne daß er wußte, wo er es unterbringen ſollte. Das Ereigniß war ganz bedeutungslos, auch fuhr der Wagen ſo raſch an ihm vorüber, daß er keins der Geſichter deutlich erkennen konnte; ſelbſt in Betreff des Harfenmädchens hatte er ſich möglicherweiſe geirrt. Dennoch erregte der Vorfall ihm eine Verſtimmung, von der er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft geben, die er ſich aber auch ebenſo wenig wegdisputiren konnte.

Jetzt nun war er hier, dicht an ſeinem Ziele. Das Kofferchen mit den vorausgeſandten Sachen hatte er ſchon früher in Empfang genommen; auf dem Grunde deſſelben lag der Eduard Walldorf mit dem breitrandigen Hute und dem buntflatternden Halstuch feſt verpackt, und in ehrſamer Candidatentracht, im ſchwarzen Frack, mit hohem Hut und vorſchriftsmäßiger weißer Binde, wandelte ein zweiter Anton Feldner auf dem Perron umher, ein Doppelgänger von jenem, der jetzt auf dem Wege nach dem fernen Rußland war — ja wahrlich, ein Doppelgänger auch in Freundſchaft und treuer Jugendzärtlichkeit! Inniger, als es in dieſen letzten Tagen unter den Zerſtreuungen der Reiſe der Fall geweſen, gedachte Eduard des entfernten Freundes; er wünſchte ihn an ſeine Seite und konnte ſich eines lauten Lachens nicht erwehren, da er ſich das verwunderte Geſicht ausmalte, das Anton machen würde, wenn er von dem tollen Anſchlag ſeines Freundes hörte.

Von dem nahen Gebirge her leuchtete Schloß Oberndorf mit ſeinen weißen Thürmen und Erkern ſtattlich herüber; Eduard meinte jede Scheibe in den Fenſtern zählen zu können, es war ihm zu Muthe wie einem Soldaten vor der Schlacht, und mit Ungeduld wartete er, daß das einſpännige Fuhrwerk, das ihn nach Schloß Oberndorf hinüberführen ſollte, endlich angeſchirrt war; es war das einzige, das auf der Station, die nur in einem vereinzelten Poſtgebäude beſtand, zu haben war, und ſo mußte Eduard ſich denn freilich gedulden.

Doch ſollte ihm noch ein unerwarteter Aufenthalt kommen. Mit einem der Bahnzüge, welche ſich hier kreuzen, war beinahe gleichzeitig mit Eduard eine Dame angelangt, die ebenfalls nach Schloß Oberndorf wollte, freilich nicht mit einem ſo beſcheidenen Einſpännerchen wie unſer argliſtiger Freund; die Dame ſegelte, trotz der kühlen Jahreszeit einen großen grünen Fächer hin und her drehend, auf dem Perron auf und ab und machte ein gewaltiges Aufheben von dem Heinrich, dem Bedienten, dem nichtsnutzigen Schlingel, dem Strohkopf, den ſie mit der Equipage von Schloß Oberndorf hierher beſtellt und der ſie nun richtig wieder im Stich gelaſſen. Ein anderes Fuhrwerk, wie wir ſoeben gehört, war nicht zu beſchaffen, und ſo war die Lage der Dame allerdings keine ſehr behagliche. Viertelſtunde auf Viertelſtunde verrann, das Einſpännerchen, das Eduard ſich beſtellt hatte, ſtand bereit, die Bahnwärter, denen die Dame mit vielen Achs und Ohs und wiederholten Verwünſchungen auf das Haupt des pflichtvergeſſenen Heinrich ihr Leid geklagt, kratzten ſich in dem Kopf und verloren ſich achſelzuckend einer nach dem andern, ihren Geſchäften nachzugehen; die Dame aber ſchritt einſam auf dem Perron, focht mit dem Fächer in der Luft und wartete vergebens auf den Heinrich und die Equipage, von denen der eine ſo wenig von ſich ſehen ließ wie die andere.

Nun war die Dame allerdings nichts weniger als jung oder hübſch — wir brauchen ſie nicht erſt zu beſchreiben, es war die uns wohlbekannte Tante Lucinde. Dieſelbe hatte einen Beſuch in der Nachbarſchaft gemacht, zu welchem ſie ſich der Eiſenbahn bedient; der ſchöne Heinrich ſollte ſie mit dem Wagen von der Station abholen, blieb aber aus, wir wiſſen nicht, ob aus mangelndem Reſpect vor Tante Lucinde, oder weil er vielleicht eben wieder zu lebhaft an die ſchwarze Nanni dachte und darüber die ihm ertheilten Befehle vergaß.

Aber wenn Tante Lucinde weder jung noch hübſch war, ſo wird es unſerm Freunde, dem Poeten, der auch überdies von ihrem gräflichen Stande keine Kenntniß hatte, hoffentlich bei dem geneigten Leſer um ſo mehr zur

Empfehlung gereichen, daß er ſich nichtsdeſtoweniger ihrer Verlegenheit erbarmte; aus einzelnen Bruchſtücken des Geſprächs, das ſie mit den Bahnwärtern führte, hatte er wenigſtens ſo viel erfahren, daß ſie ebenfalls nach Schloß Oberndorf wollte, von ihrem Wagen aber im Stich gelaſſen war, und gutwillig und wohlwollend, wie wir Eduard kennen, war ihm dies Veranlaſſung genug, ihr einen Platz in ſeinem Einſpännerchen anzubieten.

Nun gerieth Tante Lucinde zwar anfangs außer ſich bei dem Gedanken und hatte nicht übel Luſt, es als die ſchnödeſte Beleidigung zu betrachten, die ihr angethan werden konnte, daß ſie, Comteſſe Lucinde Oberndorf, Couſine des regierenden Grafen Erdmann Oberndorf, mit einem fremden jungen Manne in einem Einſpännerchen fahren ſollte. Bei genauerer Ueberlegung jedoch und da der abſcheuliche Menſch, der Heinrich, noch immer nichts von ſich und der Equipage ſehen ließ, während gleichzeitig dichte Regenwolken am Himmel emporſtiegen, mußte ſie ſich geſtehen, daß auf einem Einſpännerchen zu fahren, und ſollte es ſelbſt neben einem fremden jungen Manne ſein, noch immer beſſer war, als auf dem Perron ſitzen oder ſogar ſtehen bleiben, vereinſamt wie Lot's Weib, da es zur Salzſäule geworden, und vielleicht noch obenein naß zu werden. Nach einigem Zaudern und Sperren nahm ſie daher den Antrag an, welchen Eduard, den dieſer Anfang ſeiner oberndorfer Abenteuer in die muthwilligſte Laune verſetzte, ihr in wohlgekräuſelten, echt candidatenhaften Redensarten gemacht hatte, und wenige Minuten ſpäter fuhr das ungleiche Paar auf und davon.

Natürlich konnte es während der Fahrt an gegenſeitigen Erörterungen und Aufklärungen nicht fehlen; Tante Lucinde hätte nicht Tante Lucinde ſein müſſen, wenn ſie ihrem jungen Gefährten nicht in der erſten Viertelſtunde ihre gräfliche Herkunft mit ſammt dem ganzen Stammbaum der Oberndorfe, Todte und Lebendige und ſämmtliche Lehnsvettern bis zum vierzehnten Grade mit eingerechnet, mitgetheilt hätte. Aber ſie hätte noch weniger als Tante Lucinde, nämlich gar kein Frauenzimmer hätte ſie ſein müſſen, wenn ſie nicht in noch kürzerer Zeit über das Was, Woher und Wohin ihres Reiſebegleiters die vollſtändigſte Auskunft erlangt und ihm alle Geheimniſſe ausgequetſcht hätte, die er nur irgend in ſich verſchloſſen trug.

Nämlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, immer nur diejenigen Geheimniſſe, die er ihr zu entdecken Luſt hatte. Als Eduard ſchon nach den erſten Wechſelreden dahinterkam, wer an ſeiner Seite ſaß, hatte er die außerordentlichſte Mühe, den Uebermuth, der in hellen Flammen in ihm emporloderte, zu zügeln; einen deutlichern Wink, daß ſie es gut mit ihm meinten, und daß ſein Abenteuer den glücklichſten Ausgang nehmen würde, konnten die Götter ihm doch unmöglich geben, als daß ſie ihm gerade diejenige Perſon zuführten, welche — dies hatte er ebenfalls in den erſten fünf Minuten herausgebracht — auf die Entſchließungen des Predigers den weſentlichſten Einfluß ausübte. Noch immer dachte er dabei an nichts weiter als an ein raſch vorübergehendes Abenteuer; allein daß auch dies ihm vom Zufall ſo erleichtert ward, und daß er nun faſt ſchon mit Gewißheit hoffen durfte, ſeine beiden Schönen noch einmal von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen — denn wer ſie waren und daß ſie ſich augenblicklich in der That im Schloſſe befanden, das alles und noch weit mehr hatte Tante Lucinde in ihrer Redſeligkeit ausgeplaudert, bevor ſie noch die erſte halbe Meile Wegs zurückgelegt hatten — ſchon dies übertraf ſeine kühnſten Erwartungen und verſetzte ihn in die heiterſte Laune.

In dieſer heitern Laune ſpielte er ſeine Rolle ſo vortrefflich, als ob er ſich wochenlang darauf einſtudirt hätte, oder vielmehr er ſpielte gar keine Rolle, er ließ ſich nur einfach gehen in ſeiner harmloſen kindlich beſcheidenen Weiſe. Tante Lucinde aber, die nicht mehr ſehr daran gewöhnt war, Aufmerkſamkeiten zu erfahren, am wenigſten von fremden jungen Männern, ſchlug den Ritterdienſt, welchen der angebliche Candidat ihr erwieſen, ſo hoch an und faßte infolge deſſen ein ſo günſtiges Vorurtheil für ihn, daß es, noch bevor ſie die Mitte des Wegs erreicht hatten, bereits eine feſtbeſchloſſene Sache bei ihr war: dieſer Anton Feldner — wie er ſich ihr gegenüber genannt hatte — und niemand anders ſollte die Stelle als Vorleſer und Geſellſchafter im gräflich Oberndorf'ſchen Hauſe erhalten.

Auf dieſer Mitte des Wegs begegnete ihnen denn endlich auch der ſchöne Heinrich mit der ſo ungeduldig erwarteten Equipage. Die Flut von Scheltworten, mit welchen die Gräfin den armen Burſchen wegen ſeiner Verſäumniß heruntermachte, gab Eduard einen eigenthümlichen Begriff von der chriſtlichen Sanftmuth und Duldung, die auf Schloß Oberndorf herrſchte. Doch hütete er ſich wohl, ſeine Bemerkung laut werden zu laſſen, vielmehr ſchrieb er ſich alles, was er ſah und hörte, fein ſäuberlich hinters Ohr, ja er mußte ordentlich die Zähne aufeinander beißen, um nicht laut aufzulachen bei dem Gedanken, wie herrlich ſich alles fügte und wie bereitwillig das Schickſal ſelbſt ihm die Fäden in die Hand ſpielte.

Selbſtredend wäre es gegen einen ſo liebenswürdigen jungen Mann, der ſich ſo zuvorkommend bezeigt und dem Tante Lucinde bereits im ſtillen eine ſo wichtige Stellung im Hauſe der Oberndorfe zuertheilt hatte, ſehr unhöflich geweſen, hätte ſie ihn die Fahrt nach Oberndorf in ſeinem Einſpännerchen allein fortſetzen laſſen wollen. Der Einſpänner wurde alſo zurückgeſchickt, Eduard aber wurde eingeladen, den Rückſitz der gräflichen Equipage einzunehmen. Auf dem Reſt der Fahrt beſchäftigte Tante Lucinde ſich hauptſächlich damit, dem jungen Manne die Pflichten ſeiner künftigen Stellung auseinanderzuſetzen. Vor allem ſchärfte ſie ihm die größte Devotion gegen ihren geiſtlichen Freund, den Prediger, ein; er ſei es auch und zwar er allein, da man ſeinem erprobten Rathe vollſtändig vertrauen dürfe, der über Ertheilung der Stelle zu entſcheiden habe, wobei ſie indeſſen ziemlich deutlich zu verſtehen gab, daß dieſes alles entſcheidende Orakel des Hauſes wiederum nichts anderes verkünde, als was ſie ihm zuvor eingeflüſtert. Ueber Gräfin Franziska äußerte ſie ſich ziemlich oberflächlich, über die Geſellſchafterin aber — dies alſo war jene Begleiterin geweſen, deren melodiſche Stimme ſolchen ſüßen Nachhall in Eduard's Seele erweckt hatte — ging ſie mit wenigen kühlen, faſt unfreundlichen Worten hinweg. Deſto ausführlicher ſprach ſie vom Grafen Hubert und ſeiner unglücklichen Krankheit, wenn auch von letzterer nur in myſteriöſen

Andeutungen, welche Eduard's Neugier um ſo mehr anſtachelten und ihn um ſo begieriger auf die ihm bevorſtehende Bekanntſchaft machten.

Und ſo geſchah es, daß Eduard — oder wie wir jetzt vielmehr ſagen müſſen: der Candidat Anton Feldner — in einer gräflichen Equipage, der Gräfin Lucinde gegenüberſitzend, mit dem ſchönen Heinrich auf dem Kutſchbock, in Schloß Oberndorf einfuhr, ein Omen, das er ſelbſt vor wenigen Stunden noch für unmöglich gehalten hätte und das ſich nun in kürzeſter Zeit aufs glänzendſte an ihm bewähren ſollte.

Achtzehntes Kapitel.

Zwiſchen zwei Feuern.

Konnte Tante Lucinde unter Umſtänden eine ſehr leidenſchaftliche und unverſöhnliche Gegnerin ſein, ſo war ſie doch auch, wo ſie ſich einmal entſchloſſen hatte, die Sonne ihrer Gnade leuchten zu laſſen, eine ſehr eifrige und ſorgſame Gönnerin; ſie beſaß in hohem Maße jenen unklaren und ungeregelten Thätigkeitstrieb, der unverheiratheten Damen in ihrer Lage eigen zu ſein pflegt, und wandte denſelben, je nach ihrer Laune, bald zum Guten, bald auch zum Uebeln an.

In Beziehung auf Eduard war das erſtere der Fall. Sei es die unerwartete Höflichkeit, welche er ihr erwieſen, ſei es ſein gefälliges Aeußere und ſeine liebenswürdigen Manieren, ſei es endlich auch blos das Verlangen, ihren Willen durchzuſetzen und eine Angelegenheit, von der bereits ſoviel geſprochen und die ſo vielfach berathen war, ſchließlich nach ihrem Sinne zu entſcheiden, genug, Tante Lucinde war feſt entſchloſſen, den vermeintlichen Anton Feldner zur Würde eines gräflichen Vorleſers zu erheben und damit, wie ſie meinte, das Glück des jungen Mannes zu machen. Daß dies Glück eigentlich von etwas zweideutiger Beſchaffenheit war, ja daß es für einen jungen Mann von einigermaßen ſelbſtändigem Sinne, mit jenen Anſprüchen, welche die Jugend an das Leben zu machen pflegt, ſogar etwas Abſchreckendes haben mußte, vielleicht ſeine beſten Jahre in der Einſamkeit dieſes Schloſſes als Geſellſchafter eines alten gemüthskranken Mannes — denn darauf war es doch im Grunde abgeſehen — zu vertrauern, das alles ſagte die Couſine ſich allerdings ſelbſt. Doch kennen wir ja auch bereits ihre Anſichten über menſchliches Glück und menſchliche Beſtimmung, und ſo konnten dieſe Erwägungen nur dazu dienen, ihren Eifer für den jungen Mann, der ſich ſo plötzlich zu ihrem Günſtling emporgeſchwungen hatte, wenn auch freilich ſo ziemlich ohne ſein Zuthun, immermehr zu erhöhen.

Zwar die Wahrheit zu ſagen, hätte es dieſes Eifers kaum bedurft; die Natur hatte unſerm jungen Freunde einen ſehr kräftigen Empfehlungsbrief ausgeſtellt, und die natürliche Anmuth und Beſcheidenheit, mit welcher er ſich deſſelben bediente, erwarb ihm unwillkürlich das Wohlwollen aller, mit denen er in Berührung kam. Durch Tante Lucinde's Vermittelung war ihm ein Gaſtzimmer im gräflichen Schloſſe eingeräumt worden; es ſchien zweckmäßig, bevor man in ein bindendes Verhältniß trat, ſich erſt gegenſeitig kennen zu lernen, und Eduard, der ja nichts weiter begehrte, als nur einige Tage in der Nähe der fremden jungen Schönen zu leben, ließ ſich dieſe Prüfungszeit gern gefallen.

Aber aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen

Monate, und unvermerkt, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, wie es gekommen, ſah Eduard ſich mit allen Rechten und Pflichten eines Geſellſchafters und Vorleſers im gräflich Oberndorf'ſchen Hauſe bekleidet; es war das Recht der vollendeten Thatſache, das ja im heutigen Weltlauf überhaupt ſo mächtig iſt und das ſelbſt von den größten Potentaten der Erde anerkannt wird. — Eine eigentliche Prüfung ſeiner Papiere hatte dabei gar nicht ſtattgefunden, wie er ſich denn überhaupt gleich in den erſten Tagen überzeugte, daß es mit der überſchwenglichen Frömmigkeit, welche jenes Zeitungsinſerat zur Schau trug, gar nicht ſo ernſtlich gemeint war; es war das offenbar nur eine Redeblume geweſen, eine jener ſalbungsvollen emphatiſchen Phraſen, in denen Tante Lucinde ſich gefiel und die der Prediger dann, aus deſſen Feder auch jene Anzeige gefloſſen war, getreulich nachhallte.

Dieſer Prediger war denn auch die einzige Perſon in dem gräflichen Kreiſe, welche unſerm Freunde mit einer gewiſſen mistrauiſchen Befangenheit entgegentrat; vielleicht witterte ſeine geiſtliche Spürnaſe den heimlichen Ketzer, vielleicht war es aber auch nur die natürliche Abneigung, mit welcher er den Mann betrachtete, der in einiger Beziehung beſtimmt war ſein Nachfolger zu werden.

Andererſeits indeſſen waren die Pflichten, welche jetzt auf den neuen Ankömmling übergehen ſollten, dem Prediger ſelbſt dermaßen zur Laſt geworden, daß er froh war, derſelben enthoben zu werden. Wir haben früher gehört, wie ſauer der fromme Mann es ſich hatte werden laſſen, feſten Fuß im gräflichen Hauſe zu faſſen. Jetzt, da er ſein Ziel erreicht hatte, da ſein Schüler und Zögling, Baron Albert, allgemein als erklärter Bräutigam der Gräfin Franziſka und damit als künftiger Erbe des Majorats galt, da er ſelbſt anerkannt war als unentbehrlicher Vertrauter und Rathgeber der gräflichen Familie in allen wichtigen Angelegenheiten, ja da ihm durch Tante Lucinde die ſichere Ausſicht auf ein nahes häusliches Glück eröffnet war, das er zwar aus ſchuldiger Rückſicht auf ſeine Gönnerin vielmehr als ein Kreuz auf ſich zu nehmen ſchien, nach dem er jedoch in Wahrheit mit allen Fibern ſeiner nichts weniger als entſagungsſtarken Natur ſchmachtete — jetzt wollte er endlich auch die Früchte ſeiner Arbeit genießen, und ſo war es ihm denn im Grunde ſeines Herzens ziemlich gleichgültig, welcher junge Thor die köſtlichſten Jahre ſeines Lebens opfern würde, um einem blödſinnigen Greiſe die Zeit zu vertreiben. Wie wir uns erinnern, beabſichtigte man, Graf Hubert in ein ſüdliches Klima zu ſchicken, weniger weil man ſich irgendeine Beſſerung ſeines Zuſtandes davon verſprach, als weil der alte kranke wunderliche Mann offenbar keine paſſende Geſellſchaft war für das junge Ehepaar, das nun bald auf Schloß Oberndorf ſeinen Sitz aufſchlagen ſollte. Mit Franziſka's Vermählung hörte natürlich auch die Stellung auf, welche Eliſe bisher im gräflichen Hauſe bekleidet hatte; dem jungen Mädchen mußte eine Verſorgung geſchafft werden, und Tante Lucinde glaubte den trefflichſten Ausweg von der Welt gefunden zu haben, indem ſie Eliſen zur künftigen Frau Predigerin deſignirte.

Der Entſchluß war ihr nicht ganz leicht geworden. Denn wie der Leſer ohne Zweifel bemerkt haben wird, empfand Tante Lucinde ſelbſt eine gewiſſe zärtliche

Neigung für ihren geiſtlichen Freund; ſo ſeraphiſch das Verhältniß beider ſich vor den Augen der Welt geſtaltete, ſo hatte es ihm doch, wenigſtens in frühern Jahren, nicht ganz an jenen irdiſchen Wallungen gefehlt, welche, wie die Spötter wiſſen wollen, den wahren Reiz und die eigentliche Würze ſolcher Verhältniſſe zu bilden pflegen. Das war nun vorüber und mußte vorüber ſein, da Gräfin Lucinde allerdings viel zu gut wußte, was ſie ihren Ahnen ſchuldig, als daß ſie an eine dauernde Verbindung mit dem Prediger hätte denken können. — Eliſe ſelbſt, ihre Wünſche und Neigungen kamen bei dem Ganzen nicht in Anſchlag, wenigſtens nicht bei Tante Lucinden. In ihren Augen war Eliſe ein armes Mädchen ohne Ausſichten und Mittel, das von fremder Leute Gnade lebte und es daher als ein großes Glück zu betrachten hatte, wenn es dereinſt die Frau eines ſo würdigen und vortrefflichen Mannes ward. Und wenn Eliſe ſich nun auch an der Seite des Predigers nicht glücklich fühlte, ja wenn der Prediger ſelbſt an der Seite ſeiner Gattin nicht die volle Befriedigung fand, auf die er vielleicht gehofft hatte, nun ſo war auch das ein Poſten, der ganz gut in Lucindens Berechnungen paßte . . .

Jedenfalls war die Ausſicht auf Eliſens Hand für Lucinden eine mächtige Feſſel, den Prediger in einer gewiſſen Abhängigkeit zu erhalten und ihn ihren Planen und Wünſchen geneigt zu machen. Auch in Beziehung auf den angeblichen Herrn Feldner gab dieſe Rückſicht den Ausſchlag; nachdem Gräfin Lucinde ſich ſo entſchieden zu Gunſten deſſelben erklärt hatte, wagte der Prediger nicht mehr einen Widerſpruch zu erheben.

Graf Erdmann, ſeiner verſchloſſenen ablehnenden Natur gemäß, verhielt ſich zu der ganzen Angelegenheit ziemlich paſſiv; er betrachtete die Anſtellung eines Mannes, der etwas Leben in die meiſtentheils ſo öde und freudloſe Geſelligkeit des gräflichen Hauſes bringen ſollte, als eine Sache, welche nur die Weiber anging (wie er ſich in ſeiner derben Weiſe auszudrücken pflegte), und nur inſofern dabei auch an einen Geſellſchafter und Reiſebegleiter für den kranken Hubert gedacht ward, ließ er ſich herbei, die Perſon des Bewerbers einer nähern Prüfung zu unterwerfen.

Und auch dieſe Prüfung fiel zu Eduard's Gunſten aus. Der Graf liebte ſolche klare heitere Geſichter, wie die Natur unſerm jungen Freunde mitgegeben hatte; auch daß er kein Duckmäuſer war, kein pietiſtiſcher Kopfhänger — denn die frommen Duette, welche Lucinde und der Prediger anzuſtimmen pflegten, waren im Grunde nur ſehr wenig nach Graf Erdmann's Geſchmack — auch das gefiel ihm, und ſo gab er gern ſeine Zuſtimmung, als ſowol der Prediger wie Tante Lucinde in ihn drangen, den jungen Mann als Geſellſchafter in ſein Haus aufzunehmen.

Von entſcheidender Wichtigkeit war dabei, daß auch Franziska und Eliſe ſich mit dieſer Wahl einverſtanden erklärten. Namentlich auf das klare ruhige Urtheil der letztern gab der Graf große Stücke, wie ſie denn überhaupt mit ihrer gleichmäßigen Heiterkeit und ihrem klaren kindlichen Weſen ſeinem Herzen faſt näher ſtand als die eigene Tochter, deren leidenſchaftliches Temperament und wechſelnde Laune ihm manchen ſtillen Kummer bereitete. Graf Erdmann ſelbſt hatte ein düſteres, launenhaftes Gemüth, aber ebendeshalb wünſchte er heitere und harmloſe Menſchen um ſich zu haben; es peinigte ihn, in den düſtern, verdroſſenen Geſichtern ſeiner Umgebung gleichſam ein Spiegelbild ſeiner eigenen Stimmung zu erblicken.

Und in der That war nun mit Eduard gewiſſermaßen ein neuer Geiſt in das Schloß eingezogen. Die erhöhte Stimmung, in welcher Eduard ſelbſt ſich befand, und die durch das ſo über alle maßen glückliche Gelingen ſeines Abenteuers nur noch geſteigert ward, theilte ſich unwillkürlich ſeiner Umgebung mit. Eduard las vor, er erzählte, er hatte tauſend kleine Schwänke und Geſchichten in Bereitſchaft, wie ſie einem jungen Manne ſeines Alters natürlich ſind, und die Naivetät und Anſpruchsloſigkeit, mit der er dieſelben vortrug, diente nur dazu, den günſtigen Eindruck, den ſeine Anweſenheit hervorbrachte, zu erhöhen.

Ganz beſonders angenehm wirkte dieſe erhöhte Stimmung und dies vermehrte geiſtige Intereſſe, welches Eduard um ſich verbreitete, auf die junge Comteſſe; ihr reger leidenſchaftlicher Geiſt hatte die düſtere Einförmigkeit, die bisher in dem väterlichen Hauſe geherrſcht, am lebhafteſten empfunden, und ſo mußte auch die Zerſtreuung, die mit dem Candidaten ins Haus gekommen war, ihr am willkommenſten ſein. Franziska war jener vornehme Takt, der mit den geſelligen Rückſichten ſpielt, ohne ſie doch jemals ganz aus den Augen zu ſetzen, angeboren; ſie konnte ſich den wunderlichſten Launen hingeben und die übermüthigſten Streiche ausüben, ohne daß ſie doch jemals aufhörte, die geborene Gräfin, die Tochter des reichſten und angeſehenſten Edelmanns im Lande zu ſein.

Das äußerte ſich nicht nur in ihrem perſönlichen Auftreten, auch in ihren Anſichten und Urtheilen waltete derſelbe verwegene Trieb, der mit dem Leben nur ſpielt und der ſich, ewiger Aufregung bedürftig, begierig von einem Extrem in das andere ſtürzt. — Wie wenig Gräfin Franziska mit ihrer Tante harmonirte, und wie wenig ſie namentlich die frommen Neigungen und Liebhabereien derſelben theilte, haben wir bereits geſehen. Aber auch in politiſcher Hinſicht war Franziska von einem Geiſt des Uebermuths und des Widerſpruchs beſeelt, der ſie nicht ſelten zu den wunderlichſten Uebertreibungen veranlaßte. Unſere Geſchichte ſpielt, wie der Leſer ſich erinnert, in der Zeit zunächſt vor der großen Märzbewegung; die Politik lag damals gleichſam in der Luft, und auch unſere jungen Damen debattirten eifrig über Liberalismus und Abſolutismus, Conſtitution und ſtändiſche Gliederung, Preßfreiheit und Volksrechte, und wie die Stichworte jener Zeit weiter hießen.

Nun war Gräfin Franziska im Grunde ihres Herzens eine ſo gute Ariſtokratin, wie es nur irgendeine geben konnte; ſie war eine richtige Oberndorf, damit iſt alles geſagt. Allein beherrſcht von einem Geiſt des Widerſpruchs, der bei ihr allerdings nur dazu diente, die innere Oede und Leere auszufüllen, gefiel ſie ſich darin, den politiſchen Freigeiſt zu ſpielen und mit beredten Worten die Sache des Volks, oder was ſie dafür hielt, zu vertheidigen. Vielleicht war daran auch der Umſtand mitwirkend, daß Vetter Albert im Gegentheil ein vollendeter

Junker war, der für alles, was nicht zur Fahne der ſtrengſten politiſchen Rechtgläubigkeit ſchwor, nur Spott und Schmähreden hatte. Bei dem tiefen Gegenſatz der beiden Naturen war dies für Franziſka Veranlaſſung genug, die entgegengeſetzte Partei zu ergreifen; je mehr Baron Albert ſich zum Vertheidiger von Thron und Altar (wie ſchon damals die beliebte Redensart lautete) berufen glaubte, je lauter ſchwärmte Franziſka für Volk und Freiheit. — Graf Erdmann pflegte auf derartige Geſpräche gar nicht zu achten, für ihn ſtanden die Vorrechte des Adels und deren Unverletzlichkeit ſo feſt, daß er jedes Wort, das er darüber noch hätte wechſeln wollen, für verloren hielt; er war ein Edelmann durch und durch, und eben weil er dies war, ſo kam das Recht des Adels zu herrſchen und die Pflicht des Volks zu gehorchen bei ihm gar nicht erſt in Frage.

Anders verhielt es ſich mit unſerm jungen Freunde. Unbekannt mit der Welt wie er war, hatte er von einem Weſen wie Franziſka bisher gar keine Ahnung gehabt. Zuerſt war es nur ihre Schönheit und das Majeſtätiſche ihrer äußern Erſcheinung geweſen, was ihn bezaubert; jetzt entdeckte er, daß dieſe großartige, dieſe wahrhaft ſouveräne Schönheit auch von einem ebenſo großartigen, ſouveränen Geiſte beſeelt war. Eine Gräfin, die für die Freiheit ſchwärmte, die Tochter eines Majoratsherrn, die auf die Seite des Volks trat, welche Erſcheinung! Und wie glücklich Eduard, daß er ſich in den Strahlen dieſer Sonne wärmen durfte! Daß Franziſka dabei im Grunde nach der Freiheit ſo wenig fragte wie nach dem Volke, und daß, wenn ſie die Sprache der damaligen liberalen

Oppoſition zu der ihren machte, ſie dabei in der That nur ihrer nächſten Umgebung opponiren wollte, das ahnte, das merkte der gute Schwärmer nicht; er nahm alles für baare Münze und verehrte Franziska mit einer Inbrunſt und einer Begeiſterung, als wäre die Göttin der Freiheit ſelbſt in ihr Fleiſch und Bein geworden. Ja und da er ſich nun eines Tags geſtattete, ihr ein Heftchen ſeiner eigenen Lieder in die Hand zu ſpielen, natürlich ohne daß ſie die leiſeſte Ahnung von ſeiner Verfaſſerſchaft hatte, und da auch dieſe Lieder ihren vollen Beifall fanden, wer war jetzt glücklicher als Eduard und mit welchem Könige hätte er noch getauſcht! Es war ein echtes Poetenleben, das Eduard führte; oft in der Stille der Nacht fuhr er von ſeinem Lager in die Höhe und mußte ſich ſelbſt anfaſſen, um ſich nur zu überzeugen, daß er es war, er, der arme weggejagte Candidat, der ausgewieſene Dichter, der Sohn des Dorfs, der Namenloſe, Verſchollene, der jetzt dieſe halcyoniſchen Tage verlebte im Kreiſe der vornehmſten Geſellſchaft, von allen Annehmlichkeiten des Wohlſtandes umgeben, unter den Augen der ſchönſten, der liebenswürdigſten Frauen!

Denn ſo mächtig auch Franziska's flammendes Geſtirn auf die leichtbewegte Seele des jungen Dichters wirkte, ſo hatte auch Eliſens glanzloſere, aber nicht minder anmuthige und liebenswürdige Erſcheinung darum nichts von dem Zauber verloren, mit welchem ſie ihn gleich bei der erſten Begegnung, damals in dem halberleuchteten Gaſtzimmer des Rothen Löwen, berührt hatte. Es war ein ganz anderer Verkehr, den er mit Eliſen unterhielt, aber darum ein nicht minder angenehmer und wohlthuender.

Mit der jungen Gräfin politiſirte, debattirte und kritiſirte er, mit Eliſen ſprach er von ſeiner Kindheit — und da er ja mit Anton, deſſen Namen er jetzt führte, ganz dieſelben Jugendſchickſale getheilt hatte, ſo brauchte er dabei wenigſtens nichts zu erfinden und nichts zu verſchweigen — von den Wundern der Natur, der Pracht und Größe der Schöpfung, ach und auch von den Räthſeln und Irrgängen des menſchlichen Herzens, für die ſie ja in dem armen geiſteskranken Grafen Hubert ein ſo erſchütterndes Beiſpiel in nächſter Nähe hatten. Es waren ſehr behagliche, ſehr genußvolle Stunden, die er auf dieſe Weiſe mit Eliſen verlebte, in dem kleinen Thurmgemach, das dem kranken Grafen oben im Schloſſe eingeräumt war, und wo auch Eliſe, als treue Pflegerin, den größten Theil des Tags verbrachte. Oft, mitten in der geiſtſprühenden Unterhaltung mit der Gräfin Franziska, faſt verſengt von den heißen, lodernden Strahlen ihres ſtolzen Auges, empfand er eine tiefe Sehnſucht nach Eliſen; wie uns an einem heißen ſchwülen Tage nach einer ſtillen kühlen Quelle verlangt, ſo ſehnte er ſich, mitten in der Aufregung, in welche Franziska's zauberhafte Nähe ihn verſetzte, einen Blick zu thun in die klaren kindlichen Züge ihrer Freundin und einen Ton dieſer vollen ſilberhellen und dabei ſo weichen, ſo innigen Stimme zu vernehmen.

So ſtand unſer Freund — er ſelbſt konnte es ſich nicht verbergen — zwiſchen zwei Feuern; das Schlimmſte aber war, daß in der Stille noch ein drittes an ihm zehrte, das minder ſüß, minder wohlthuend war.

Das war die Glut der Reue, die ihn innerlich nagte über die leichtfertige Art, wie er ſich in dieſen Kreis eingeführt. Vergeblich ſagte er ſich, daß es ja gar nicht ſeine Abſicht geweſen, hier zu bleiben, und daß er nur gleichſam dem Zwang der Verhältniſſe nachgegeben; was ihm bei ſeiner Ankunft nur als ein harmloſer Scherz, ein luſtiges Abenteuer erſchienen, das wollte ſich ihm jetzt mitunter als eine ſchnöde Unredlichkeit und ein ſtrafbarer Bruch des Vertrauens darſtellen. Unzähligemal war er drauf und dran, dem Grafen, der ihn mit immer gleicher Güte behandelte und vor dem er trotz ſeiner Wunderlichkeiten eine aufrichtige Ehrfurcht empfand, ſeinen Namen zu bekennen und die wahre Sachlage zu enthüllen. Aber jedesmal, wenn er im Begriff ſtand, den oft gefaßten Vorſatz auszuführen, erſchien ihm ſein Verſehen ſo groß, ſein Uebermuth ſo unverzeihlich, daß ihm der Muth fehlte, ihn einzugeſtehen; der Graf, meinte er, der ihn mit ſo edler Gaſtfreundſchaft bei ſich aufgenommen, müßte ſich ja aufs tiefſte von ihm gekränkt fühlen und könnte ihn unmöglich länger in ſeinem Hauſe dulden. Ach und dieſes Haus zu verlaſſen, ſich ſelbſt zu verbannen aus der Nähe dieſer lieblichſten Weſen, die ſeine ganze Seele in ſüße Trunkenheit verſenkten, dazu hatte er ja nicht mehr die Kraft, nicht mehr den Muth . . .

Zu andern Zeiten dann wieder, je nachdem ſeine Stimmung wechſelte, erſchien ſein Vergehen ihm höchſt unbedeutend, ja er ſchalt ſich ſelbſt einen Hypochonder, daß er ſich um einer ſo geringfügigen Urſache willen die ſchönen Tage ſo nutzlos verbitterte. Hatte er wirklich ein Unrecht begangen, indem er ſich unter fremdem Namen in Schloß Oberndorf einführte, ſo hatte er dies Unrecht längſt wieder gut gemacht durch den treuen aufrichtigen Eifer, mit welchem er ſich dem Dienſt der gräflichen Familie widmete; war ihm die Erinnerung an ſeinen Eintritt peinlich, ſo konnte er doch auf den Aufenthalt ſelbſt mit gutem Gewiſſen und wohlverdienter Befriedigung zurückblicken. Unter einem geſchickt erſonnenen Vorwand hatte er gleich in den erſten Tagen jede baare Vergütung abgelehnt, oder doch in eine ungewiſſe Zukunft hinausgeſchoben; daß aber das Stück Brot, das er an der Tafel des Grafen aß, nicht unverdient war, das hätte ihm ſelbſt der Neid nicht abſtreiten können. Er hatte dem gräflichen Hauſe wirklich genutzt, er hatte Heiterkeit und Freude verbreitet, wo bis dahin nur dumpfe Langeweile geherrſcht hatte; und wäre es nichts weiter geweſen, als daß er ein wenig Abwechſelung in das Leben der beiden jungen Frauenzimmer gebracht, ſo ſchien ihm ſchon das kein ganz unwürdiger Beruf, ſogar eine kleine Täuſchung ſchien ihm kein zu theuerer Preis dafür. Aber auch dem Grafen hatte er Gelegenheit gehabt manche kleine Beſorgung abzunehmen und in manchen praktiſchen Dingen hülfreich zur Hand zu gehen; ſehr wahrſcheinlich hätte jeder andere Beamte des gräflichen Hauſes die Sache ebenſo gut beſorgt, das aber durfte er ſich wenigſtens ſagen, daß er ſie nicht ſchlechter gemacht, ſodaß alſo das Intereſſe des Grafen unter ſeiner Dienſtleiſtung wenigſtens nicht gelitten hatte.

Nicht minder günſtig hatte ſich Eduard's Verhältniß zu dem kranken Grafen Hubert, dem „Herrn“, wie er in der gräflichen Familie genannt ward, geſtaltet, nämlich ſoweit bei der unſeligen Geiſteszerrüttung, welche Hubert gefangen hielt, von einem Verhältniß zu ihm überhaupt die Rede ſein konnte. Hubert hatte gewiſſermaßen nur noch ein Medium, durch das er mit der Welt in Verbindung ſtand, und das war Eliſe, ſeine immer freundliche, immer geduldige Pflegerin; wer Eliſen wohl wollte, der war auch dem Grafen Hubert genehm, wer ihren Beifall fand, mit dem befreundete auch er ſich. — Zwar den kranken Grafen nach Italien zu begleiten, wie es eigentlich im Plane lag, konnte Eduard aus mancherlei Gründen ſich nicht entſchließen; der wichtigſte war, daß er überhaupt an die Zeit nicht denken mochte, wo er nicht mehr im Schloſſe ſein, nicht mehr im täglichen Geſpräch mit Franziska ſeine Seele berauſchen würde, um in dem ruhigen Verkehr mit Eliſen ſich ſelbſt wiederzufinden und zu ſammeln.

Dagegen hatten ſeine Beziehungen zur Gräfin Lucinde, ſeiner früheſten und wirkſamſten Gönnerin, im Laufe der Zeit allerdings etwas an Wärme verloren; der genaue Verkehr, in dem er mit den jungen Damen des Hauſes ſtand, erregte ihr zuweilen eine Art von Eiferſucht und ließ ſie es mitunter faſt bereuen, den Candidaten auf ſein bloßes ehrliches Geſicht hin ſo warm empfohlen, ſo kräftig unterſtützt zu haben. — Der Prediger hielt ſich diplomatiſch vorſichtig wie immer. Baron Albert aber, der freilich in dieſer Zeit nur wenig im Schloſſe war, ignorirte den jungen Gelehrten völlig; für ihn fing, nach einem bekannten Ausſpruch, der Menſch erſt bei dem Baron an, wie hätte er ſich denn ſollen um einen Candidaten der Theologie bekümmern, der als „Magiſter“ im Hauſe ſeines künftigen Schwiegervaters fungirte?!

Um inzwiſchen keine ihm theuere Pflicht zu verſäumen, hatte Eduard auch einigemal an ſeine Mutter geſchrieben; er hatte ihr wiederum nur im allgemeinen ſein Wohlbefinden gemeldet und ſie erſucht, etwaige Mittheilungen — denn er wußte ſchon, daß das Briefſchreiben die ſtarke Seite ſeines Mütterchens nicht war — unter der Adreſſe ſeines Freundes Anton an eine Buchhandlung in der Nähe zu ſenden, durch deren Vermittelung er ſie ſicher erhalten würde. Es konnte dies in den Augen der Mutter nichts Auffallendes haben, da ſie ja ſeine intimen Beziehungen zu Anton kannte. Auch Briefe von Anton ſelbſt ſollten ihm auf demſelben Wege zugehen; doch wartete er noch immer vergeblich auf Nachricht von dem fernen Freunde.

So hatte er, wenigſtens ſeiner Meinung nach, alles gethan, ſich für die nächſten Monate ein ruhiges und gemächliches Daſein zu bereiten; er wollte den Becher des Glücks, den ihm ſein Schickſal ſo unvermuthet dargeboten, ja den es ihm gleichſam aufgedrängt hatte, vollſtändig leeren bis auf den Grund, unbekümmert um das, was nachkommen würde.

Allein ſo groß iſt die Macht des Gewiſſens, oder ſagen wir beſſer, ſo groß und ſo unverwüſtlich iſt der Einfluß einer von Hauſe aus geſunden und unverdorbenen Natur, daß Eduard bei alledem zu keiner rechten Ruhe gelangen konnte; mitten in der anmuthigſten Umgebung, unter den ſchönſten und reinſten Genüſſen, nagte ihn das Bewußtſein eines geheimen Unrechts. Lache ihn nicht aus, geneigter Leſer, noch weniger zürne ihm, daß er das Rechte fühlt und doch zu ſchwach iſt, es auszuführen; dies Los iſt, einer ſichern Erfahrung zufolge, ein ſehr verbreitetes auf Erden, wenn auch die wenigſten von uns es ſich ſelber eingeſtehen. Es war wenig, ſehr wenig, was Eduard zu ſeinem vollen Glücke fehlte, aber dies Wenige war genügend, ihm den ganzen Nektar ſeiner Freude in Galle zu verwandeln. Dem armen Schlemiehl fehlte nichts als ſein Schatten — was kann weſenloſer, was nichtiger ſein als ein Schatten?! Und dennoch ging er darüber zu Grunde. Unſerm Eduard fehlt nichts als ſein Name, und doch kann er keine Ruhe finden — bedauere ihn, geneigter Leſer, aber verdamme ihn nicht!

Ende des zweiten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Oberndorf.

Dritter Theil.

Oberndorf.

Roman

von

Robert Prutz.

Intermissa diu rursus....

In drei Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

[illegible]

Inhalt.

Fünftes Buch.

Eine düſtere Geſchichte

Seite

Erſtes Kapitel. Der Vermittler. 3
Zweites Kapitel. Eine verfehlte Miſſion. 15
Drittes Kapitel. Die Beichte. 25
Viertes Kapitel. Aus vergangenen Tagen. 32
Fünftes Kapitel. Die feindlichen Brüder. 39
Sechstes Kapitel. Die Wette. 45
Siebentes Kapitel. Die Nebenbuhler. 54
Achtes Kapitel. Die Kataſtrophe. 64
Neuntes Kapitel. In der Hütte. 72
Zehntes Kapitel. Ein halbes Geſtändniß. 79
Elftes Kapitel. Die Trauung. 86

Sechstes Buch.

Das Wiederſehen

Erſtes Kapitel. Nachwirkungen. 103
Zweites Kapitel. Die junge Gräfin. 114
Drittes Kapitel. Auf dem Thurm. 125

Seite
Viertes Kapitel. Baron Albert. 137
Fünftes Kapitel. Der Beſuch. 148
Sechſtes Kapitel. Gleiche Brüder, gleiche Kappen. . . 157
Siebentes Kapitel. Ein Sterbebett. 165
Achtes Kapitel. Vater und Tochter. 180
Neuntes Kapitel. Mine und Gegenmine. 187
Zehntes Kapitel. Das Verſprechen. 197
Elftes Kapitel. Elſe. 207
Zwölftes Kapitel. Flucht und Entdeckung. 219
Dreizehntes Kapitel. Der Aufſtand. 225
Vierzehntes Kapitel. Schluß. 236

Fünftes Buch.

Eine düſtere Geſchichte.

Erſtes Kapitel.

Der Vermittler.

Nach der Schilderung, die wir am Schluß unſers vorigen Abſchnitts von der Stellung entworfen, welche Eduard, wenn auch unter fremdem Namen, im Hauſe des Grafen einnahm, wird man nun auch den allgemeinen freudigen Zuruf begreifen, mit welchem ſeine Ankunft in jenem kritiſchen Augenblick, da die ſchwarze Nanni verwundet zuſammenbrach und der ſchöne Heinrich in raſender Wuth die Hand gegen ſeinen Herrn zu erheben wagte, begrüßt ward. So peinlich der Moment war, ſo beruhigend wirkte das Eintreten des Magiſters (wie wir ihn nach der Sitte des Hauſes nun ja wol auch nennen müſſen); ſelbſt Tante Lucinde athmete hoch auf und konnte bei ſich ſelbſt die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Herr Anton, wie er da ſo ſtattlich einhergeſchritten kam, doch ein ganz anderer Mann ſei als der Prediger, deſſen paſſives Verhalten während des ärgerlichen Auftritts ihr höchlich misfallen hatte.

In der That war unſer Freund bei allen im Hauſe, hoch und niedrig, Herrſchaft und Geſinde, in hohem Grade beliebt und wurde in allen kleinen häuslichen Angelegenheiten, die eines Vermittlers bedurften, um ſeinen Rath und Beiſtand angeſprochen. Er verdankte dieſe Auszeichnung, deren er ſelbſt ſich nicht einmal bewußt war, weniger ſeinem diplomatiſchen Talent, das in Wahrheit ſehr gering, als vielmehr der Unbefangenheit und Ehrlichkeit ſeiner Natur und ſeinem lebhaften Drange, ohne Rückſicht auf ſich ſelbſt und ſein eigenes Intereſſe andern behülflich und dienſtbar zu ſein. Es war dieſelbe Gutmüthigkeit und derſelbe Trieb zu helfen und zu dienen, der ihn drei volle ſchöne Jahre hindurch in jenem kleinen garſtigen Städtchen feſtgehalten hatte, das ihm ſelbſt im Grunde des Herzens ſo wenig zuſagte, blos weil man ihn daſelbſt lieb hatte und weil die Bürger des Städtchens ſich einbildeten, keinen beſſern und zuverläſſigern Lehrer für ihre Kinder bekommen zu können. Hier aber, in Schloß Oberndorf, kam dazu, daß er ſich eines geheimen Unrechts bewußt war, und ſo betrachtete er es als ſeine ganz beſondere Pflicht, ſich einem jeden, der ſeine Vermittelung in Anſpruch nahm, dienſtbar zu erweiſen und jedes kleinſte Wölkchen der Unzufriedenheit oder des Misvergnügens, das an dem Horizont der von ihm ſo aufrichtig verehrten Familie aufzuſteigen drohte, zu zerſtreuen und zu beſeitigen. Der junge Mann hatte dadurch in dem Oberndorf'ſchen Hauſe einen Einfluß erlangt, der weit größer war, als er ſelbſt es ahnte, und gerade dieſe Ahnungsloſigkeit, mit der er ſich deſſelben bediente, trug nur dazu bei, ſeine Stellung zu befeſtigen und ſeinen Einfluß zu vermehren. Selbſt Graf Erdmann, ſo verſchloſſen er übrigens war, machte darin keine Ausnahme;

bereits haben wir geſehen, mit welchem Vertrauen er ihm auch jetzt die Ordnung dieſer kritiſchen Angelegenheit überließ, und gewiß war dies Vertrauen, zumal bei dem Charakter des Grafen, der glänzendſte Beweis von Achtung und Freundſchaft, den er dem jungen Manne geben konnte.

Und doch war dieſem ſein Vermittleramt noch niemals ſo ſchwer geworden als in dieſem Falle. Zwar die äußere Ruhe war mit der Entfernung des Grafen unſchwer wiederhergeſtellt. Das erſte, was Eduard that, war, daß er Eliſen behülflich war, den Kranken, deſſen Aufregung ſich bei Eduard's Anblick ebenfalls verminderte, in ſein Thurmzimmer zu bringen. Dann erſt gewann er Zeit, nach dem verwundeten Harfenmädchen zu ſehen.

Doch konnte die Verwundung ſo ſchlimm nicht geweſen ſein, als es im erſten Augenblick ſchien. Als Eduard in den Garten zurückkam, fand er denſelben leer; das Mädchen hatte alſo doch noch Kraft genug gehabt, ſich allein nach Hauſe zu begeben. Franziska hatte ſich auf ihr Zimmer zurückgezogen, ebenſo Tante Lucinde; auch der Prediger hatte den ſchon ſeit längerm beabſichtigten Rückzug in ſeine nahe gelegene Pfarrwohnung glücklich angetreten.

Eliſe, an welche Eduard ſich ſonſt in dergleichen Fällen am erſten zu wenden pflegte, war zu aufgeregt und auch zu ſehr mit dem Befinden des kranken „Herrn" beſchäftigt geweſen, als daß ſie ihm über Veranlaſſung und Bedeutung des fraglichen Vorfalls hätte Rede ſtehen können. So ging Eduard denn in der verödeten Allee nachdenklich auf und ab, indem er ſich vergebens bemühte, Licht in das tragiſche Ereigniß zu bringen. Daß die ſchwarze Nanni dem Grafen aufs äußerſte verhaßt war, ja daß derſelbe ſich allen Ernſtes bemühte, ſie womöglich gänzlich aus der Nachbarſchaft zu entfernen, das war ihm allerdings bekannt. Auch theilte er ſelbſt einigermaßen die Abneigung des Grafen. Die ungünſtigen Gerüchte, welche über das Harfenmädchen umliefen, hatten Eduard während ſeines längern Aufenthalts in Oberndorf nicht verborgen bleiben können. Der unheimliche Eindruck, der ſich ſeiner bemächtigt hatte, als er in der Frühe jenes zweiten Wandertags die ſchwarze Nanni im Kaleſchwagen an ſich vorüberrollen ſah, war infolge deſſen nicht allein geblieben, ſondern hatte ſich noch vermehrt; auch wer ihr Begleiter geweſen und weſſen Livree derſelbe getragen, wußte er jetzt oder glaubte es doch zu wiſſen. Inzwiſchen hatte er es ſich zum Geſetz gemacht, jede Annäherung an die Oberndorf'ſchen Familiengeheimniſſe — und daß es deren gab und zwar ſehr verſchiedene und ſehr ungewöhnliche, das konnte freilich auch dem unbefangenſten Sinne nicht entgehen — zu vermeiden, und ſo hatte er es abſichtlich unterlaſſen, dieſem Gegenſtande weiter nachzudenken. Auch die Leidenſchaft, welche der ſchöne Heinrich für das leichtfertige Harfenmädchen hegte, war ihm nicht unbekannt; doch hatte er es allerdings nicht für möglich gehalten, daß dieſelbe jemals zu einem ſo gewaltſamen Ausbruch gelangen und zu ſo tumultuariſchen Auftritten führen könne.

Inzwiſchen erinnerte er ſich des Auftrags, welchen der Graf ihm hinterlaſſen, und da er Eliſen nicht ſtören wollte, ſo beſchloß er, wiewol nicht eben gern, ſich bei Tante Lucinde melden zu laſſen; von ihrer ihm wohl bekannten Redſeligkeit durfte er die ausführlichſte, wenn auch allerdings keine ganz ungeſchminkte Darſtellung des

Auftritts erwarten. Schon wandte er ſich in dieſer Abſicht dem Herrenhauſe zu, als er — die Dämmerung war inzwiſchen hereingebrochen und in der hohen ſchattigen Allee war es bereits ganz finſter geworden — in dem benachbarten Gebüſch ein Geräuſch vernahm und gleich darauf ſich ſelbſt leiſe beim Namen rufen hörte. Er erkannte die Stimme, es war der ſchöne Heinrich.

Auch Heinrich gehörte zu Eduard's Clienten. Der ſtattliche Burſche, der offenbar einen höher ſtrebenden Sinn hatte, als er ſonſt bei Leuten ſeines Standes gefunden zu werden pflegt, und dem es doch mit aller Anſtelligkeit und allem guten Willen nicht gelingen wollte, die Zufriedenheit des Grafen zu erwerben, intereſſirte ihn: bei den häufigen Mißhelligkeiten, die zwiſchen Herrn und Diener ausbrachen und bei denen der Graf, zu Eduard's lebhafteſter Ueberraſchung, ſich nicht ſelten einer ihm ganz unbegreiflichen Heftigkeit überließ, hatte er mehr als einmal den Vermittler gemacht und dadurch manche Zurechtweiſung, bald verdient, bald unverdient, von dem armen Jungen abgewendet. Heinrich widmete ihm dafür eine Dankbarkeit und Verehrung, die daſſelbe leidenſchaftliche Gepräge trug, das überhaupt ſein ganzes Weſen bezeichnete, und auch jetzt, in dieſer verzweifelten Lage, in welcher er ſich befand, war Eduard es, bei dem er ſeine Zuflucht ſuchte.

Der unglückliche Menſch, dem es allmählich klar zu werden ſchien, was er eigentlich begangen, ſah ganz verſtört und vernichtet aus.

„Um Gottes willen, Herr Magiſter“, flüſterte er, „nur auf ein Wort; ich muß zu Grunde gehen, auf der Stelle, wenn auch Sie mich verlaſſen.“

Eduard winkte ihm zu ſchweigen, indem er ihn zugleich bedeutete, voranzugehen in einen entlegenen Theil des Parks, wo ſie vor jeder Ueberraſchung ſicher waren und wo Heinrich ihm ungeſtört ſein Herz ausſchütten konnte.

„Unglücklicher“, ſagte er hier zu ihm, „was iſt geſchehen und was haſt du gethan? Die Hand gegen deinen Herrn erhoben — ich würde es nicht glauben und nicht für möglich halten, hätte ich es nicht ſelbſt mit meinen eigenen Augen geſehen . . .“

„Ja wohl“, ſagte Heinrich dumpf und reſignirt, „ich bin ein verlorener Menſch, mir bleibt nichts übrig als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen oder zu warten, bis der Herr Graf es thut. Und verdient habe ich es um ihn, dies und noch Schlimmeres.“

„Aber wenn du das einſiehſt“, erwiderte Eduard, „wie konnteſt du dich von deiner Leidenſchaft ſo hinreißen laſſen? Der Graf iſt der Herr, du biſt der Diener; bin ich recht unterrichtet, ſo hat er ſich deiner von Kindesbeinen angenommen, nicht wie ein Herr, ſondern wie ein Vater, du biſt ihm mehr Dank ſchuldig als irgendjemand auf Erden —“

„O hätte er es lieber nicht gethan“, ſchluchzte Heinrich. „Freilich, freilich, ſolange ich denken kann, lebe ich hier im Schloſſe, es iſt kein Biſſen Brot in meinen Mund gekommen, der mir nicht von der Hand des Grafen gereicht wäre, ohne ihn wäre ich der armſelige Bettelbub geblieben, als welcher ich zuerſt ins Schloß gekommen ſein ſoll.“

„Aber wenn du das ſelbſt weißt und fühlſt“, warf Eduard ein, „warum zeigſt du denn ſo wenig Dank barkeit? In welchen Verhältniſſen wir Menſchen auch leben mögen, immer werden einige ſein, von denen wir abhängen und denen wir Rückſichten ſchuldig ſind; verfährt der Graf zuweilen etwas ſtreng mit dir und hält er dich kürzer als vielleicht nöthig, ſo ſollteſt du dich des Guten erinnern, das dir durch ihn zu Theil geworden."

Heinrich ſtand in tiefes Nachdenken verſunken; dann in die Höhe fahrend, mit ganz kalter entſchloſſener Stimme:

„Ja", ſagte er, „der Herr Graf hat mir viel Gutes erwieſen, aber danken — nein, danken kann ich ihm doch nicht. Wozu hat er mich erzogen und was hat er aus mir gemacht? Einen armſeligen Bedienten, einen Menſchen ohne eigenen Willen und Gedanken, eine wandelnde Maſchine, die hinter dem Stuhl ſtehen und Teller wechſeln und Gewehre putzen muß, und wenn des Herrn Grafen Hunde ſpazieren geführt ſein wollen, bei Sonnenſchein oder Regen — heda Heinrich, marſch fort, wo bleibt der Faulenzer, die Herren Hunde wollen ſpazieren gehen! Ah, beſter Herr Magiſter, Sie wiſſen nur nicht, was das heißt und wie ſchwer das iſt, zu dienen — dienen jahraus jahrein, bei Tag und bei Nacht, immer dieſe Livree tragen, die mich brennt wie hölliſches Feuer, und nie eine Stunde haben, wo man ſich ſelbſt gehört . . . Oh", fuhr er fort, mit ganz leiſer Stimme, indem er ſich ſchüchtern umſah, als ob er fürchtete gehört zu werden, „Sie kennen auch den Herrn Grafen nicht, Sie wiſſen nicht wie ſchlimm er iſt — das heißt ſehr gütig, aber doch auch ſehr ſchlimm . . ."

Der arme Menſch verſtummte, aber offenbar nur, weil er das richtige Wort für das, was er ſagen wollte, nicht finden konnte. Eduard war aufs tiefſte überraſcht, in der

Seele eines Bedienten, eines Weſens, das auch er ſich — mit aufrichtiger Beſchämung mußte er es ſich eingeſtehen — gewiſſermaßen nur als Maſchine gedacht hatte, eine ſolche Welt widerſprechender Empfindungen und Leidenſchaften anzutreffen. „Wie wenig“, ſagte er zu ſich ſelbſt, „kennen wir doch unſere nächſte Umgebung! Und wie verbrecheriſch iſt dieſe Gleichgültigkeit, mit der wir einer an dem andern vorübergehen, unbekümmert um ſeine Kämpfe und Leiden! Das iſt nun ein Menſch, gerade ſo organiſirt wie ich, mit denſelben Empfindungen, denſelben Leidenſchaften, denſelben Bedürfniſſen — aber er iſt zum Dienen geboren, er trägt die Livree, er muß kommen, wenn ich ihn rufe, und gehen, wenn ich ihn ſchicke, und ſo ſehe ich nur den Bedienten in ihm und vergeſſe, daß auch dieſer Diener ein Menſch iſt . . .“

Doch war es jetzt freilich weder die Zeit noch der Ort, dieſen Gedankengang weiter auszuſpinnen, vielmehr kam es ihm für den Augenblick nur darauf an, den Zuſammenhang jenes traurigen Vorfalls zu erfahren und Heinrich zum Bewußtſein ſeines Unrechts zu bringen. Er erwiderte daher:

„Dienen, ich ſagte es dir bereits, müſſen wir alle, der eine auf dieſe, der andere auf jene Weiſe, der eine etwas leichter, der andere etwas ſchwerer, völlig frei aber iſt niemand. Ward dir der Dienſt des Grafen jedoch ſo verhaßt und trägſt du die Livree mit ſolchem Widerſtreben, warum ſagſt du es dem Grafen nicht? Warum bitteſt du ihn nicht, dich des Dienſtes zu entlaſſen und dir deine Freiheit zurückzugeben? Du biſt ja doch nicht ſein Leibeigener . . .“

Aber kaum daß er das Wort ausgeſprochen, als es ihm auch ſchon wieder leid that. Denn es brachte auf Heinrich eine unglückliche Wirkung hervor; mit völlig verändertem Ausdruck, in einem Tone des tiefſten Haſſes und der grimmigſten Empörung rief er:

„Nicht wahr, ſein Leibeigener bin ich nicht? Leibeigene — das ſind ja wol Menſchen, die als Sklaven geboren werden und als Sklaven in die Grube fahren? Nun gottlob! ich danke Ihnen für das Wort, Herr Magiſter — nein, ein Sklave bin ich nicht, der Graf aber behandelt mich wie ſeinen Sklaven, und das iſt es, was ich nicht dulden will noch kann. Wie oft“, fuhr er fort, „habe ich den Herrn Grafen um meine Entlaſſung gebeten! Ich tauge nicht zum Bedienten, ich weiß nicht, wozu ich eigentlich tauge, aber ich denke mir, ſo als Soldat, oder als Jäger, oder auch als Matroſe, frei hinſchwebend auf dem unendlichen Meere, ſo wäre mir wohler geworden! Allein der Graf hält mich ja wie in eiſernen Ketten, ich darf mich ja nicht rühren, keinen Schritt darf ich gehen, ja keinen Gedanken darf ich denken, den er mir nicht vorgeſchrieben —“

Auf dieſe Weiſe konnte das Geſpräch zu keinem Ziele führen; Eduard beſchloß, ihm durch eine directe Frage ein Ende zu machen und dann zu ſehen, was ſich in der Sache würde thun laſſen, und ob es möglich, dem rebelliſchen Diener noch einmal die Verzeihung des Grafen zu erwirken.

„Und was iſt nun“, ſagte er, „heute eigentlich vorgefallen, das dich in ſolche ſinnloſe Wuth verſetzt hat? Bedenke nur, ein Diener, der die Hand gegen ſeinen Herrn erhebt, vor aller Welt Augen, in Gegenwart der ganzen gräflichen Familie!“

„Aber bedenken Sie auch, Herr Magiſter“, erwiderte Heinrich, mit einem Ausdruck, der deutlich zeigte, wie überzeugt er von der Rechtmäßigkeit ſeiner Sache war, „der Herr Graf verlangte ja von mir, ich ſollte die ſchwarze Nanni aus dem Garten werfen! Der Herr Graf hetzte ja Hunde auf die ſchwarze Nanni — bedenken Sie doch, auf die ſchwarze Nanni! . . .“

Es bedurfte noch einiges Hin- und Herredens, bis es Eduard endlich gelang, den armen Menſchen, der ſichtlich noch immer in der höchſten Aufregung war und kaum von ſeinen Sinnen wußte, zu einer leidlich zuſammenhängenden Erzählung des Vorfalls zu veranlaſſen. Heinrich geſtand ſeine Leidenſchaft für das Harfenmädchen unverhohlen ein; er könne und möge ohne ſie nicht leben, auch habe er den Grafen zu wiederholten malen fußfällig gebeten, ihm doch zu erlauben, daß er die ſchwarze Nanni heirathe, der Graf jedoch habe ſeine Zuſtimmung jedesmal mit größter Heftigkeit verſagt.

„Und nicht wahr“, ſetzte er leiſe hinzu, „ich bin ja doch kein Leibeigener und brauche gar nicht die Erlaubniß des Herrn Grafen?“

Dieſe Leidenſchaft für die ſchwarze Nanni war bei der veränderten Anſicht, welche Eduard über das Harfenmädchen gewonnen zu haben meinte, nun eben kein Umſtand, der ſein Intereſſe für Heinrich erhöhte; er ſtimmte in dieſem Punkte in der Stille mit dem Grafen ganz überein und würde es ebenfalls bedauert haben, hätte ein urſprünglich ſo tüchtiger und fähiger Menſch wie der ſchöne Heinrich in das Garn eines ſo leichtfertigen und unſteten Mädchens fallen ſollen, wie die ſchwarze Nanni ohne Zweifel war.

„Aber ſoviel ich gehört habe“, ſagte er, „ſo will die Nanni dich ja gar nicht; geſetzt auch, du erlangteſt die Erlaubniß des Grafen oder auch du brauchteſt ſie in der That nicht, ſo kannſt du doch das Mädchen nicht zwingen, dich zu lieben und zu heirathen?“

„Aber ſie wird mich lieben“, rief Heinrich in höchſter Ekſtaſe, „ſie wird mich ganz gewiß lieben! Wenn einſt alle die reichen und vornehmen Anbeter, die ſie jetzt mit Zärtlichkeiten verfolgen, ſie verlaſſen, wenn ſie arm, elend und im Unglück iſt, dann wird ſie ſehen, wie treu ich bin, meine Treue wird ſie rühren und ich werde dennoch der glücklichſte aller Menſchen werden!“

Eduard konnte nicht umhin, die Stärke dieſes Glaubens im ſtillen zu belächeln. Doch fand er keine Veranlaſſung, denſelben zu erſchüttern; er hieß Heinrich für jetzt ruhig in ſeine Kammer gehen und das Weitere abwarten; wenn irgendmöglich, werde er noch heute ſeinetwegen mit dem Herrn Grafen ſprechen und morgen in aller Frühe ſollte Heinrich dann das Reſultat erfahren. Bis dahin, wie geſagt, ſollte er ruhig in ſeiner Kammer bleiben und ſich vor allen weitern tollen Streichen hüten.

Heinrich verſprach zu gehorchen. Doch ſah Eduard wohl, indem er den Weg zum Schloſſe einſchlug, daß Heinrich ihm nicht folgte, ſondern durch den Park ins

Freie ging. Er war jedoch bereits zu ſehr mit den Vorſtellungen beſchäftigt, die er dem Grafen machen wollte, und hielt ſich überdies nicht für berechtigt, Heinrich's Entſchlüſſe zu beſchränken; er ließ ihn daher gehen, während er ſelbſt ſich ins Schloß zurückbegab.

Zweites Kapitel.

Eine verfehlte Miſſion.

Die gemeinſchaftliche Abendtafel, zu welcher die gräfliche Familie ſich ſonſt zuſammenzufinden pflegte und an der auch Eduard regelmäßig theilnahm, fand heute nicht ſtatt; die Damen fühlten ſich noch zu aufgeregt von dem Vorfall im Garten, und auch der Graf blieb auf ſeinem Zimmer. Doch hatte er bereits nach Eduard geſchickt und ließ ihn dringend einladen, doch noch ja heute Abend zu ihm zu kommen.

Bevor Eduard der Aufforderung Folge leiſtete, machte er noch raſch einen Gang ins Dorf nach der Wohnung der ſchwarzen Nanni. Denn es war ihm inzwiſchen ſchwer aufs Gewiſſen gefallen, daß er ſich um die Verwundete nicht weiter bekümmert, während ſie doch vielleicht ſehr dringend eines Beiſtands bedurfte.

Er hatte einige Mühe, die Hütte in der Dunkelheit ausfindig zu machen; dieſelbe lag ſeitab in einem verſteckten Winkel, entfernt von den ſaubern und regelmäßigen Gebäuden, aus denen das Dorf übrigens beſtand, gleich als ob ſie ſich ihres ärmlichen Ausſehens ſchämte. Eduard fand die Thür verſchloſſen und das Fenſter dunkel; auch war trotz wiederholten Pochens niemand, der ihm öffnete. Von einigen Leuten in der Nähe erfuhr er, daß Fräulein Eliſe bereits im Laufe des Abends dort geweſen, die Hütte jedoch ebenfalls verſchloſſen gefunden. Eduard ſah dadurch ſeine Vermuthung beſtätigt; die Verwundung konnte jedenfalls nur unerheblich geweſen ſein, da ſie das Mädchen nicht einmal genöthigt hatte ihre Behauſung aufzuſuchen.

Während Eduard den Weg nach dem Schloſſe zurücklegte, überließ er ſich ganz dem angenehmen Eindruck, welchen die Nachricht, daß Eliſe ſich der ſchwarzen Nanni halber bemüht habe, ihm hervorgebracht. „Sie iſt“, ſagte er zu ſich ſelbſt, „doch die beſte, ja im Grunde iſt ſie die einzige, die wahrhaft menſchlich empfindet und ein Verſtändniß für menſchliche Leiden und Verirrungen hat. Sie, die Zarte, Reine, ſcheut ſich nicht, die Schwelle jenes verrufenen Mädchens zu betreten; ſie ſieht in ihr nur die Leidende, die Gekränkte und folgt ohne weitere Reflexion dem Antrieb ihres ſchönen und warmfühlenden Herzens. Ob Franziska wol im Stande wäre, etwas Aehnliches zu thun? Aber freilich, ſie iſt eine Gräfin, und für die Gräfin ſchickt ſich manches nicht, was der Geſellſchaftsdame immerhin verſtattet iſt.“

Indem er dieſen Gedanken weiter ausſpann, tröſtete er — denn ſo groß war ſeine Verehrung für Franziska, daß er auch nicht das kleinſte Stäubchen an ihrem Andenken wollte haften, noch ſie von irgendjemand in irgendeiner Tugend wollte übertreffen laſſen, ſelbſt auch nicht von Eliſen — ſich ſchließlich damit, daß Eliſe vermuthlich mit

Wiſſen und auf Veranlaſſung ihrer gräflichen Freundin zur ſchwarzen Nanni gegangen, daß ſomit das Verdienſt dieſes herablaſſenden und menſchenfreundlichen Schrittes beiden gemeinſchaftlich zukam.

Als Eduard das Schloß betrat, war es draußen bereits völlig Nacht; die Vorhänge auf dem Flügel der Damen waren herabgelaſſen, ſie hatten ſich alſo vermuthlich ſchon zur Ruhe begeben. Eduard zauderte, ob er den Grafen ſo ſpät noch ſtören dürfe. Allein ſchon im Hausflur fand er einen Diener ſeiner wartend, der ihn nochmals dringend zu dem Grafen entbot.

Indem er ſomit die alterthümliche Treppe emporſtieg, die zu den Zimmern des Grafen führte, konnte er ſich gewiſſer eigenthümlicher Gedanken nicht erwehren. „Wie ſeltſam doch“, dachte er bei ſich, „daß du, der du ſelbſt in der Welt ohne Schutz und Beiſtand biſt, berufen wirſt, hier in einem fremden vornehmen Hauſe den Vermittler zu machen! Und was das Schickſal wol im Sinne mit dir hat, indem es dich auf ſo unerwartete Weiſe mit dieſer Rolle bekleidete! Was war mir“, fuhr er in ſeinen Betrachtungen fort, indem er ſich einen Augenblick über die Brüſtung der Treppe lehnte und auf den glänzend erhellten Corridor herabblickte, wo die Bedienten flüſternd auf und ab gingen, „was war mir noch vor wenigen Monaten Schloß Oberndorf! Und was war ich ſeinen Bewohnern! Nicht einmal den Namen Oberndorf kannte ich und ſie wiſſen noch heute nicht, wie ich eigentlich heiße, noch immer bin ich für ſie der Anton Feldner, der in der That weit von hier in Rußland ſteckt und vielleicht in dieſem Augenblick ebenfalls einen Leibeigenen von der Knute ſeines

Oheims losbittet. Und dennoch wenn meine Empfindung mich nicht ganz täuſcht, ſo haben ſich hier zwiſchen der reichen vornehmen Familie und dem fremden namenloſen Candidaten Bande gegenſeitiger Achtung und gegenſeitigen Wohlwollens angeſponnen, welche, ſo Gott will, die Zeit unſers Beiſammenſeins überdauern werden. Und ſo hat der alte Goethe doch wieder einmal recht, und die ſelbſtloſe Theilnahme, die wir Menſchen und Dingen widmen, iſt und bleibt doch das einzig Reelle, ja das einzige, um das es ſich überhaupt zu leben verlohnt . . .“

Eduard fühlte ſich durch dieſe Betrachtung eigenthümlich gehoben und geſtärkt und mit verdoppeltem Muthe, in fröhlichem Vertrauen auf ſeine gute Abſicht und ſeinen redlichen Willen, betrat er das Zimmer des Grafen.

Schon auf der Schwelle trat derſelbe ihm entgegen. „Wie iſt's?“ rief er, „ich hoffe, die Dirne hat keinen ernſtlichen Schaden genommen? Wer hieß ſie auch die ſchwere Harfe an den Baum lehnen, ja wer hieß ſie überhaupt ohne meine Erlaubniß, ſogar gegen meinen Befehl aufs Schloß kommen? Nicht meine Hunde, ihre eigene Harfe hat ſie verwundet; ſo mag ſie büßen, was ſie ſich ſelber zugezogen.“

So angenehm Eduard ſich von den erſten Worten des Grafen, die in ihrer herben Form immerhin eine Theilnahme kund gaben, getroffen gefühlt hatte, ſo unangenehm berührte ihn der Schluß der Rede; er glaubte darin aufs neue den Hochmuth und die Menſchenverachtung des vornehmen Mannes zu erkennen, der ſogar da, wo er ſich ſelbſt von einer Verſchuldung offenbar nicht frei weiß, dieſelbe doch noch von ſich abzuwälzen ſucht. Er berichtete daher in ziemlich nüchternen Worten, daß er das Harfenmädchen nicht mehr getroffen, im Garten ſo wenig wie in ihrer Behauſung, und daß es mit der Verwundung daher wol allerdings nicht viel auf ſich haben könne, und ging dann ſogleich zu demjenigen Thema über, das ihm am meiſten am Herzen lag, nämlich zu dem Schickſal des ſchönen Heinrich. Mit bewegter Stimme ſchilderte er die Verzweiflung des armen Menſchen, ſeine Reue, ſich gegen den Grafen vergangen zu haben, aber freilich auch ſeinen Widerwillen gegen den gräflichen Dienſt und ſein ſehnſüchtiges Verlangen, einen andern Lebensberuf ergreifen zu dürfen. Selbſt Heinrich's Neigung für die ſchwarze Nanni wagte er zu berühren, ſo wenig er ſelbſt damit einverſtanden war und obwol er wußte, daß dies ein Punkt, über den der Graf jedesmal in den heftigſten Zorn gerieth. Zum Schluß erlaubte er ſich ſogar darauf hinzudeuten, daß der Herr Graf doch eigentlich wol kaum ein wirkliches Recht, wenigſtens kein Recht im juriſtiſchen Sinne habe, den ſchönen Heinrich wider ſeinen Willen im Dienſt zu behalten, und daß auch die Gründe, welche der Graf der Verheirathung ſeines Dieners mit der ſchwarzen Nanni entgegenſetze, in den Augen der Behörde kaum ſtichhaltig ſein dürften. „Euer Gnaden“, ſetzte er hinzu, „werden gewiß nicht die gute Abſicht verkennen, die mich bei dem eben Geſagten leitet. Niemals würde ich mir aus eigenem Antrieb geſtattet haben, mich in die Angelegenheiten des hochgräflichen Hauſes zu miſchen; ich kenne die Schranken der Stellung, welche ich dem Vertrauen des Herrn Grafen verdanke, und werde mich glücklich ſchätzen, wenn Sie mir das Zeugniß geben, daß ich wenigſtens dieſer Stellung genüge. In dieſem Falle aber folge ich Euer Gnaden ausdrücklichem Befehle, Sie ſelbſt haben mir mein Vermittleramt aufgetragen, deſſen ganzen Werth ich wohl empfinde, und ich würde der Achtung unwürdig zu ſein glauben, welche Sie mir, Herr Graf, dadurch zu erkennen gegeben haben, wenn ich mich durch irgendwelche Rückſicht beſtimmen ließe, mit meiner Ueberzeugung zurückzuhalten. Natürlich iſt es ganz in Euer Gnaden Hand gelegt, ob Sie derſelben beipflichten wollen oder nicht, aber ſie auszuſprechen und Euer Gnaden auf die Gefahren aufmerkſam zu machen, welche daraus entſtehen können, wenn Heinrich noch länger wider ſeinen Wunſch und Willen in Ihrem Dienſt zurückgehalten wird, das glaubte ich allerdings der Sache, Euer Gnaden und mir ſelbſt ſchuldig zu ſein."

Eduard kannte die eigenſinnig jähzornige Art des Grafen und war daher ganz darauf gefaßt, ſeine freimüthige Auseinanderſetzung mit einer heftigen Antwort erwidert zu ſehen. Aber nein, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit hörte der Graf ihn ruhig an, ein leiſes Wiegen des Hauptes bei einigen Stellen ſeiner Rede ließ ſogar auf eine wenigſtens theilweiſe Zuſtimmung ſchließen. Dann, die Hände auf dem Rücken, ging er einigemal mit ſtarken Schritten auf und ab; endlich blieb er dicht vor Eduard ſtehen und ſagte:

„Das war recht geſprochen, Magiſter, was der Menſch denkt, ſoll er ſagen, das heißt wenn es etwas Geſcheidtes iſt oder doch wenigſtens von geſcheidten Leuten ruhig mit angehört werden kann; der Prediger thut das nicht, der hält hinter dem Berge und ſucht mir den Wind abzulauern. Nun, die Gaben ſind verſchieden: auch iſt der Prediger weniger mein Freund und Rathgeber als der Freund meiner Couſine — du lieber Gott, ſolch armes übrig gebliebenes Frauenzimmer will doch auch etwas haben, woran ihr Herz ſich hängt, und ſollte es auch blos Geſangbuch und Poſtille ſein. Doch das beiſeite — Was Ihr da von dem Heinrich geſagt habt, Magiſter, hört ſich ſehr ſchön an und würde auch meine volle Beachtung verdienen, wenn es ſich nur alles ſo verhielte. Es iſt hübſch von Euch, daß Ihr ſolch warmes menſchliches Mitgefühl habt; für Leute Euers Berufs iſt das ganz paſſend und werdet Ihr damit gewiß einmal ein recht tüchtiger Paſtor. Was aber mich angeht, ſo bin ich nicht blos, wie Ihr denkt, des Heinrich Dienſtherr — Dienſtherr, thörichtes Wort! Wo von einer Dienſtherrſchaft die Rede iſt, da iſt auch ein Vertrag; ich aber bin des Burſchen Herr — verſteht Ihr, was das heißt? Sein Herr — Gott hat ihn mir auf die Seele gelegt, da er noch ein Kind war, das kaum laufen konnte, und was nun dermaleinſt aus ihm wird, ein ordentlicher, ehrlicher, tüchtiger Menſch oder ein Halunke, ein treuer und gewiſſenhafter Verwalter anvertrauter Güter oder ein Vagabund und Zitherſchläger nach Art der ſchwarzen Nanni, das iſt mein Werk. Geſtattet mir denn, daß ich dies mein Werk zu Ende führe in meinem Sinne und nach meiner Art; Ihr kennt den Heinrich, wenn es hoch kommt, drei oder vier Monate, ich aber kenne ihn, wie geſagt, von Kindesbeinen und weiß was für Blut in ihm ſteckt. Das Blut taugt nicht, ſeht, da liegt's, er iſt von einem böſen Stamme, und wenn er ſich nun gar mit der ſchwarzen Nanni zuſammenthäte, ſo gäbe das ein Geſchlecht, vor dem die ehrlichen Menſchen die Flucht ergreifen müßten . . .“

Hier unterbrach der Graf ſich ſelbſt, als ob er bereits mehr geſagt, als eigentlich ſeine Abſicht geweſen. Wieder ſchritt er einigemal durchs Zimmer, dann im Lehnſtuhl Platz nehmend und Eduard ebenfalls einladend Platz zu nehmen, fuhr er in gemäßigterm Tone fort:

„Ich weiß, daß in dieſen Tagen allerhand neue Ideen aufgekommen ſind und daß Gedanken und Anſichten, wie ich ſie hege, zum alten Eiſen gerechnet werden. Nun gut, ich bin auch von Eiſen, das Leben hat mich dazu gemacht, und ſo habe ich auch meine eiſernen Gedanken. Am Blut, Magiſter, auf mein Wort, da liegt's! Was im Menſchen nicht ſteckt, das könnt Ihr nicht in ihn hineinbringen, nicht mit Singen und nicht mit Beten; hat man doch ſchon Noth genug, gewiſſe unreine Elemente herauszubringen und das Blut vor verderblicher Vermiſchung zu bewahren. Die ſchwarze Nanni iſt aus unreinem Blut, ſeht ſie nur an, das gelbe Zigeunergeſicht; ihre Familie war eine der verrufenſten und nichtsnutzigſten im ganzen Dorfe, Diebſtahl und Betrug war ihr Gewerbe und ſie iſt ihr würdiger Sprößling. Niemals werde ich zugeben, daß irgendein Mann, über den ich Macht habe, ſich mit dieſer Dirne verheirathet, ja ich würde den Augenblick ſegnen, wo es mir vergönnt wäre, ſie ganz aus der Reihe der Lebendigen auszuſtreichen — ſie und noch viele von den nichtsnutzigen Creaturen, die mein ſeliger Vater aus Gründen, über die ich mir kein Urtheil erlaube, hierher ins Dorf gezogen hat und die nun auf dem geſunden und fleißigen Theil der Bevölkerung laſten, wie der Melthau auf den Früchten. Glaubt nur, Magiſter, es iſt nicht leicht Herr zu ſein, ja es gibt Stunden, wo ich den ärmſten meiner Tagelöhner beneide. Aber Gott hat es ſo gewollt; er hat gewollt, daß ich Majoratsherr von Oberndorf werde, er hat den klaren offenen Sinn meines theuern Bruders mit Nacht und Blindheit geſchlagen und die Laſt auf meine Schultern gelegt — ſo trage ich ſie, wie ich vermag, und Gott, nicht Menſchen ſollen mich richten . . .“

„Denkt Ihr denn“, fuhr er, einen andern Gedankengang ergreifend, fort, „daß der Heinrich mir nicht ſelbſt zur Laſt iſt? Und daß ich nicht froh wäre, dieſer Laſt enthoben zu ſein? Wer iſt er denn, daß ich, Majoratsherr von Oberndorf, mich um ſein armſeliges Schickſal bekümmere? Eine Fliege, eine Mücke, ein Nichts — aber Gott hat gewollt, daß dieſes Nichts mich brennt und zwickt wie ein Pfahl im Fleiſche, und ſo füge ich mich auch hierin ſeinem Willen.“

Eduard ſaß ſprachlos. Es war das erſte mal, daß der Graf ſeine geheimſten Ueberzeugungen ſo offen vor ihm darlegte; er hatte wol viel gehört von ſeinem Hochmuth, ſeiner Herrſchſucht und Menſchenverachtung, dies aber, was er hier vernehmen mußte, überſtieg denn doch jede Vorſtellung. Er mußte an Heinrich's Worte gedenken; ja wahrlich, ſagte er zu ſich ſelbſt, der Graf iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm, und bereute ſchon, ſich überhaupt in dieſe Unterhaltung eingelaſſen zu haben.

Doch war es ja nicht um ſeinetwillen, ſondern des armen Burſchen wegen geſchehen, der, wie er ſich jetzt wol überzeugte, unter einem weit ärgern Joche ſchmachtete, als er bisher für möglich gehalten. So wenig er daher nach dem eben Vernommenen auf irgendeinen Erfolg rechnen durfte, ſo faßte er doch noch einmal alle Gründe, welche für ſein Geſuch ſprachen, kurz zuſammen und hob namentlich hervor, daß, wenn der Graf wirklich bei ſeiner Anſicht beharre, der ſchöne Heinrich endlich nothwendig zu irgendeiner That der Verzweiflung getrieben werden müſſe, wozu er ja heute Abend bereits einen beklagenswerthen Anfang gemacht habe.

Aber der Graf fiel ihm ins Wort. „Was den Vorfall von heute Abend anbetrifft“, ſagte er, „ſo wollen wir miteinander abrechnen, der Heinrich und ich. Er hat ſich benommen, wie ſich nie ein Diener gegen ſeinen Herrn benehmen ſoll, und wenn ich ihn krumm ſchließen ließe volle dreimal vierundzwanzig Stunden, ja wenn ich ihn den Gerichten überlieferte“ (Eduard konnte nicht umhin, dieſen wunderlichen Klimax in der Stille zu belächeln; doch war derſelbe allerdings in hohem Grade charakteriſtiſch für den Grafen), „ſo thäte ich nur, was er verdient hat. Allein ich ſelbſt habe ebenfalls nicht gehandelt wie ich ſollte. Ein verſtändiger und gewiſſenhafter Herr ſoll den Verſtand für ſeine Diener mit haben, ich aber habe mich wieder einmal von meinem unſeligen Zorn hinreißen laſſen — ach ja wohl, der Zorn, der Zorn!“

Drittes Kapitel.

Die Beichte.

Wieder machte der Graf hier eine Pauſe; das ſtarke eckige Haupt mit den buſchigen grauen Haaren feſt in die breiten Hände geſtützt, ſaß er einige Minuten da, regungslos vor ſich hinſtarrend, als gingen Geiſter ferner Zeiten an ihm vorüber. Dann ſich leiſe ſchüttelnd fuhr er fort:

„Wenn Ihr alſo ſo gut ſein wollt, Magiſter, ſo ſagt dem Heinrich, daß vorläufig alles beim alten zwiſchen uns bleibt und daß er ſeinen Dienſt thun ſoll vor wie nach. An die ſchwarze Nanni ſoll er aber nicht denken, auch nicht mit dem Tauſendtheil eines Gedankens, ſonſt kriegt er es mit mir zu thun und zwar noch etwas anders als heute. Und ſagt ihm auch, wenn er etwa ans Fortlaufen denkt, ſo ſoll er ſich ja nicht geniren, ich bin ihm aber gut dafür, daß er nicht weit kommt.“

Eduard erhob ſich in einer Miſchung von Empfindungen, über die er ſelbſt ſich nicht ganz klar zu werden vermochte. Nur das Eine glaubte er allerdings deutlich herauszufühlen, daß dieſe Viertelſtunde der Ehrerbietung, welche er dem Grafen bisher gezollt und die ſogar nicht ohne einen gewiſſen Anflug kindlicher Zärtlichkeit geweſen war, ganz außerordentlichen Abbruch gethan hatte. „Der Graf iſt ein ſchlimmer Mann, ein ſchlimmer Mann!“ ſo hallte es unaufhörlich mit Heinrich's Worten in ſeinem Innern wider, und nicht ohne Bangigkeit konnte er daran denken, wie der arme Menſch den ungünſtigen Beſcheid, den er ihm zu überbringen hatte, aufnehmen würde. Dieſe Betrachtung gab ſeinem Abſchied etwas Steifes, Förmliches, das ſonſt nicht in ſeiner Art lag und das auch von dem Grafen nicht unbemerkt blieb.

„Nein“, ſagte er, indem er aufſtand und die Hand vertraulich auf die Schulter des jungen Mannes legte, „geht nicht ſo von mir, Magiſter. Euer Antlitz iſt noch der Spiegel Eurer Seele, und gebe der Himmel, daß es immer ſo bleibe; ich ſehe deutlich darin, was Ihr jetzt denkt. Nicht wahr? Ihr denkt, die Leute haben doch recht, und der alte Graf iſt doch wirklich ein rechter Wütherich, ein Holofernes, ein Menſchenſchinder? Thut das nicht, nährt keine Bitterkeit gegen mich in Euerm Herzen; ich habe Euch lieb, ſchon um unſers theuern Herrn, meines Bruders Hubert willen und wegen des Zeitvertreibs, den Ihr meinen Mädels macht, die ſich bisher oft genug bei mir altem Brummbär gelangweilt haben mögen. Aber ich bin nicht ſo ſchlimm, wie ich ausſehe; habt mich ebenfalls ein wenig lieb, oder wenn das zu viel verlangt iſt, Magiſter, ſo öffnet mir wenigſtens Euer Ohr und hört, was ich Euch zu ſagen habe. Denn ich habe ſchon lange auf eine Stunde wie dieſe gewartet. Ihr ſeid nun ſchon eine ganze Reihe von Wochen in meinem

Hauſe, und wenn Ihr wirklich der brave Kerl ſeid, nach dem Ihr ausſeht und für den ich Euch halte, ſo werdet Ihr uns auch noch länger und noch inniger verbunden bleiben, wenn auch aus der Ferne; Ihr werdet den Herrn, ich meine meinen Bruder Hubert, nach Italien begleiten oder wohin ſonſt die Aerzte ihn zu ſchicken für gut befinden, und werdet ihm das kleine Ding, die Eliſe, erſetzen, nämlich ſoweit eine Mannsperſon ſolch ein ſüßes, herziges Frauenzimmerchen erſetzen kann. Nein, antwortet mir jetzt nicht“, fiel er Eduard in die Rede, da derſelbe etwas erwidern wollte, „ich weiß, was Ihr ſagen wollt, und fühle ſelbſt, daß es eine ſchwere Aufgabe iſt für einen jungen, lebensluſtigen Menſchen wie Ihr, den Begleiter eines“ — hier ſuchte er offenbar nach einem ihm bequemen Worte, und da er keins finden konnte, ſo ſetzte er tonlos hinzu: „eines armen, unglücklichen Kranken zu machen.“

„Aber hört erſt“, fuhr er fort, „was ich Euch zu ſagen habe, und dann faßt Euern Entſchluß; es wäre doch möglich, daß dieſe Stunde einiges in Euern Anſichten und Entſcheidungen änderte. Handelte es ſich um mich ſelbſt, mein Mund bliebe ſtumm wie das Grab, wie er ſo lange geweſen; ich habe ſchweigen gelernt und auch dulden, und brauche das einfältige Mitleid der Menſchen nicht, die eigentliche Quelle unſerer Thaten und Leiden verſtehen ſie doch niemals, ſie ſehen nur die äußere Hülle und denken wunder, was ſie daran haben; der Menſch muß lernen, ſich ſelbſt Troſt und Richter zu ſein, und wenn das nicht ausreicht — nun ja, ſo hat er ſeinen Gott.“

Eduard fühlte ſich durch die ungewohnte Feierlichkeit dieſer Anrede in das lebhafteſte Erſtaunen verſetzt; er wußte nicht, was er darauf erwidern ſollte, und nahm ſchweigend den Stuhl, auf welchen der Graf ihn mit ſanfter Gewalt niederdrückte, wieder ein.

Auch hatte der Graf ſelbſt ſichtlich gar keine Antwort verlangt noch erwartet; in demſelben Tone, wie er begonnen, fuhr er fort:

„Alſo nicht um meinetwillen geſchieht es, daß ich ein Siegel löſe, das ſo lange auf meinen Lippen geruht, ſondern um meines Bruders willen. Ihr werdet ihn begleiten — ja gewiß werdet Ihr; Ihr werdet jederzeit um ihn ſein, Ihr werdet Zeuge ſein der furchtbaren Heimſuchungen, mit denen Gott ihn prüft, bei Euch wird er den Troſt und die Unterſtützung finden, welche jetzt das traute Kind, die Eliſe, ihm gewährt. Damit Ihr ihm aber wahrhaft ſein könnt, was Ihr ihm ſein ſollt und auch ganz gewiß ſein wollt, nicht wahr, Magiſter? — ſo müßt Ihr auch mit ſeinem Schickſal bekannt ſein und müßt die ſchwarzen Stunden kennen, die den Glanz und das Glück unſers Hauſes verdüſtert haben und deren unheimliche Fittiche meinen unglückſeligen Bruder noch jetzt umrauſchen, ſodaß er keinen Frieden finden kann in ſeinem armen, verdüſterten Hirne. Bei der Eliſe that das nicht noth, die iſt ein Kind und wird es hoffentlich bleiben, ſolange ſie lebt; wenn die auch einmal aus dem Munde unſers theuern Kranken etwas Furchtbares hörte, ſo grübelte ſie nicht weiter darüber nach, es war ein Klang, ein Schall wie ein anderer, der unverſtanden an ihrem reinen Ohre vorüberging. Denn der Kindheit und nur der Kindheit iſt es gegeben, über Roſen zu wandeln und die Schlange nicht zu ahnen, die darunter verborgen iſt, ja mit der Schlange ſelbſt ſpielt das Kind und ruft: »O Mutter, ſieh was für ein ſchöner Wurm« . . ."

Der Graf ſtieß hier ein bitteres Lachen aus, ſo kurz und ſo abgebrochen, wie Eduard es noch niemals aus ſeinem Munde vernommen hatte. Gleich darauf hob er von neuem an:

„Mit Euch, Magiſter, iſt das etwas anderes; Ihr ſeid ein Mann, ein Gelehrter, Ihr denkt, Ihr grübelt, Ihr wollt den Zuſammenhang der Dinge ergründen. Gut, ſo will ich Euch ſelbſt den Schlüſſel geben; es iſt beſſer, Ihr empfangt ihn aus meiner Hand, als daß Ihr mit ungeſchickten Fingern an dem künſtlichen und leider ſchon ſo lange verſtörten Werke herumexperimentirt und es darüber vollends zu Schanden macht. Seid ehrlich. Ihr habt doch ſonſt offene Augen und Ohren: habt Ihr nichts Geheimnißvolles geſpürt, das hier im Hauſe umgeht? Hat es, wenn Ihr durch die Hallen jenes unvollendeten und doch bereits in Trümmer zerfallenen Schloſſes gingt, Euch niemals angeweht wie mit Geiſterhauch? Ja haben die Leute in der Nachbarſchaft Euch nichts zugeflüſtert von ſchwarzen, ſchrecklichen Dingen, welche das edle Wappenſchild von Oberndorf befleckt und die noch aus dem Grabe heraus zu Gott und den Menſchen ſchreien? Zuletzt, um alles zu ſagen, denkt Ihr in der That, ich bin zum Zeitvertreib der Eiſenfreſſer geworden, der ich bin? Oder ſeht Ihr nicht auch auf meiner Stirn das Mal, mit dem das Schickſal mich gezeichnet hat, daſſelbe Schickſal, das die Sinne meines geliebten Bruders und Herrn in ewige Nacht verſenkt?"

Der Graf hatte während der letzten Worte ſich ſelbſt in eine furchtbare Aufregung hineingeredet; die Adern an der hohen Stirn ſchlugen ihm wie Hämmer und die grauen Haare ſchienen ſich von ſelbſt in die Höhe zu richten. Eduard ſuchte ihn zu beruhigen, indem er verſicherte, nicht das mindeſte nachtheilige Gerücht vernommen und überhaupt nichts bemerkt zu haben, was ihn auf irgend ungewöhnliche Gedanken gebracht. Dies letztere war zwar allerdings nicht völlig der Wahrheit gemäß, indem ſelbſt ein Menſch von ſo harmloſem und unbefangenem Sinne wie Eduard nicht umhin gekonnt hatte, mancherlei Auffallendes und Räthſelhaftes, das in der That auf düſtere Geheimniſſe hindeutete, in der Familie des Grafen zu bemerken. Andererſeits indeſſen hatte er es vor ſeinem Eintritt in das gräfliche Haus ſich zum Geſetz gemacht, über alle derartigen Dinge nicht weiter nachzuforſchen, und ſo konnte er dem Grafen allerdings mit einigem Schein von Wahrheit verſichern, daß ihm nicht allein die Myſterien des Oberndorf'ſchen Hauſes vollkommen unbekannt, ſondern daß er bisher auch nicht einmal die Exiſtenz ſolcher Myſterien geahnt.

„Ah bah", fiel der Graf ihm ins Wort, „es iſt mir auch völlig gleich; was der Oberndorf thun will, das thut er, einerlei was die Menſchen reden und flüſtern und daß ich dieſes Geſpräch, das ich jetzt im Begriff bin mit Euch zu führen, nicht ſo ohne weiteres aus dem Aermel ſchüttle, ſondern oft und lange daran gedacht und mir meinen Mann erſt gründlich angeſehen habe, dafür, Magiſter, werdet Ihr mich hoffentlich nachgerade kennen. Aber ſo geht das noch nicht", unterbrach er ſich ſelbſt, „zu ſolchen Geſchichten, wie ich ſie Euch hier erzählen will, muß man Wein auf dem Tiſche haben — Wein wie Blut!“

Damit ſchellte er nach dem Diener und befahl eine Flaſche Burgunder zu bringen. Der Graf war ſonſt ein Muſter von Mäßigkeit und trank namentlich des Abends niemals Wein; um ſo mehr wurde durch dieſe ungewohnte feierliche Vorbereitung Eduard's Neugier erregt und mit um ſo größerer Spannung ſah er den Mittheilungen des Grafen entgegen.

Viertes Kapitel.

Aus vergangenen Tagen.

Der Diener hatte, nachdem er den Wein gebracht, das Zimmer verlaſſen. Der Graf füllte mit eigener Hand die Gläſer; das eine ſchob er Eduard hin, das andere ergriff er und hob es in die Höhe. Er wollte es an den Mund führen, aber auf halbem Wege hielt er inne, und die röthliche Flut, die in der That wie Blut ſchimmerte, gegen das Licht ſpielen laſſend, wiederholte er:

„Wein wie Blut! — Es war mein Lieblingswein ehedem, der Burgunder, und ich habe mancher Flaſche den Hals gebrochen in meinen leichtfertigen Tagen, da ich noch nicht wußte, was es heißt, ein Leben voll Jammer und Reue führen — ich und noch einer. Aber jetzt mag ich ihn nicht mehr trinken, ja ſein bloßer Duft beängſtigt mich ſchon, er erinnert mich zu lebhaft an vergangene Tage, die niemals wiederkommen und die ich doch auch nie vergeſſen kann. Da, bedient Euch ſelbſt, Magiſter“, ſetzte er hinzu, indem er Eduard die dickbeſtaubte Flaſche hinſchob, „und erlaubt mir, daß ich mich mit dem bloßen Anſehen des Weins begnüge.“

Eduard's Spannung ſteigerte ſich mit jedem Worte. Allein der Graf ſchien nicht darauf zu achten, ja einige Augenblicke hindurch gewann es den Anſchein, als ob er ganz von dem Gegenſtande, der ihn bisher beſchäftigt, abgekommen. Er war aufgeſtanden und an das Eckfenſter getreten, von wo man die Ausſicht auf das unvollendete Schloß hatte, und zwar konnte man gerade die Thurmſeite erblicken, in welcher Graf Hubert ſeine Wohnung hatte. Lange ſtarrte der Graf hinaus in die finſtere, ſchweigende Nacht; dann mit einem tiefen Seufzer trat er ins Zimmer zurück und ſetzte ſich wiederum Eduard gegenüber.

„Nun gut“, ſagte er, „ich habe es einmal beſchloſſen und ſo ſoll es geſchehen. Doch wird es wol nöthig ſein, ich erzähle der Reihe nach und fange beim Anfang an. Da Ihr mich verſichert, Magiſter, Euch niemals um die Geſchichte des Hauſes Oberndorf bekümmert zu haben, ſo werdet Ihr auch wol nichts von meinem Großvater und ebenſo wenig von meinem Vater wiſſen; alſo über beide ein Wort, bevor ich zu mir ſelbſt komme und zu dem, um deſſentwillen ich zu Euch ſpreche. Zwar mein Großvater ſpielt nur eine ſehr beiläufige Rolle in meiner Geſchichte und kann ich mich daher über ihn ſehr kurz faſſen. Er war Oberhofmarſchall drüben beim Herzog, ein großer Herr, wie es deren gibt, verſchuldet bis über die Ohren, aber immer luſtig und wohlauf. Meinem Vater wurmte das Ding; er wollte nicht länger der Sohn des ärmſten und luſtigſten Edelmanns im Lande heißen. Gut, er that, was viele vor ihm und nach ihm gethan haben und auch in Zukunft thun werden: er heirathete eine reiche Erbin, obenein von gutem alten Adel, und mit dieſem erheiratheten Gelde brachte er die ehemaligen Güter der Oberndorfe, die längſt an Juden und Chriſten verzettelt waren, wieder an ſich. Glaubt mir, Magiſter, es war kein leichtes Stück Arbeit, ich habe die Acten noch drüben im Archiv, ein ganzes großes Repoſitorium voll; auch mag dabei wol manches mit untergelaufen ſein, was beſſer unterblieben wäre, worüber ich aber, als Sohn und Erbe, jetzt nicht mehr zu urtheilen habe.“

„Mein Vater“, fuhr der Erzähler fort, „war nun ſo ziemlich der reichſte Mann im Lande; ſein Glück wurde aber erſt vollſtändig, da ſeine Gemahlin, meine ſelige Mutter, ihm zwei Söhne gebar, das war ich und da hier der Hubert. Hubert war der älteſte, und nach göttlichem und menſchlichem Recht hätte er das Majorat haben müſſen. Aber nein, Gott wollte es anders und wir Menſchen haben uns fügen müſſen ...“

Wieder erfolgte eine Pauſe, wie der Graf denn überhaupt nur langſam, in großen Zwiſchenräumen und mit ſtarken Unterbrechungen, denen man anmerkte, wie ſchwer das Sprechen ihm ward, erzählte. Endlich hub er von neuem an:

„Mein Herr Vater war ein ſtrenger Mann, von der leichtfertigen Ader unſere Herrn Großvaters hatte er nicht die leiſeſte Spur geerbt. Allein bei alledem wußte er zu leben und was ſein mußte, das mußte ſein. Als wir beiden Jungen nun aber ſo weit waren, daß wir als Cornets in die Garniſon geſchickt wurden, um bei des Herzogs Leibſchwadron den Dienſt zu erlernen, da dünkte ihn nichts nöthiger, als daß wir beiden jungen Naſeweiſe in den Geldbeutel greiſen könnten bis über den Elnbogen, ſo tief wir nur immer wollten; er hatte ſelbſt eine ſchmale Jugend verlebt und wußte, wie wehe es thut und wie es dem werdenden Manne am Herzen frißt, bei großem Namen nur über kleine Mittel zu verfügen. Gut das; wir beiden Springinsfelde mit unſern achtzehn und neunzehn Jahren waren ſoeben die richtigen Leute, das Geld an den Mann zu bringen — und mitunter, es thut mir leid zu ſagen, Magiſter, aber die Wahrheit verlangt es, auch an die Frauen. Das Regiment, bei dem wir dienten, lag damals in einem kleinen vereinſamten Neſt, der Name thut nichts zur Sache, auch habe ich ihn wol vergeſſen. Aber genug, es war ein Neſt, als hätte der Herr es im Zorn geſchaffen; die Straßen ſchief und krumm und die Häuſer krumm und ſchief, es paßte herrlich zueinander. Und die Menſchen, Herrgott, die Menſchen! Lauter Philiſter, und wenn es hoch kam, war ein Candidat oder Schulmeiſter darunter. Ihr müßt mir das nicht übel nehmen, Magiſter, ich ſpreche das nicht aus meinen jetzigen Gedanken, ſondern ich verſetze mich im Geiſt in die Geſinnung und die Gedanken, die ich zu der Zeit hatte, von welcher ich Euch erzähle. Jetzt weiß ich, daß jeder Stand achtbar iſt, der nicht über ſich ſelbſt hinauswill und redlich thut und leidet, was Gott ihm zugewieſen hat. Damals aber, wo wir ja noch keinen Verſtand von der Welt hatten und uns einbildeten, jedermann müſſe ſolchen gnädigen Herrn Vater hinter ſich haben, der ihm die Taſchen mit Dukaten ſpickte, und wer es nicht hätte, nun ja doch, das war ein ganz offenbarer Lump, ein Tütchendreher, ein Kameel, eine armſelige bürgerliche Canaille und wie die Kraftausſprüche der damaligen Garniſonſprache weiter hießen — damals achteten wir dergleichen ehrliche, aber unſcheinbare Leute ganz außerordentlich gering. Und da wir nun ſolcher jungen vornehmen, mit Geld mehr als ihnen gut war verſehenen Kerle bei dem Regiment damals eine ganze Menge, und da auch unſer Herr Oberſt ein ſogenannter alter Schwerenöther war, der gern durch die Finger ſah und ſeine Freude daran hatte, wenn ſeine Cornets und Lieutenants des Unſinns recht viel in die Welt ſetzten, ſo könnt Ihr Euch leicht denken, Magiſter, was das in dem Städtchen für eine Wirthſchaft war. Es iſt nur ein Wunder, daß wir die ganze alte Baracke nicht auf einen andern Fleck gebracht haben. Wenigſtens an dem guten Willen dazu ließen wir es nicht fehlen; das Trinken, das Spielen, das Sponſiren und Liebeln, das ging den ganzen Tag, und wenn die Nacht anbrach, da fing der Trödel erſt recht an. — Denkt übrigens nur ja nicht, Magiſter, weil ich Euch das ſo ausführlich erzähle, als hätte ich noch jetzt meine Freude daran. Im Gegentheil, ich ſchäme mich jener tollen Streiche noch jetzt mit meinem grauen Haupte und würde mir gern das Blut tropfenweis abzapfen laſſen, könnte ich ſie damit ungeſchehen machen. Allein das geht nun nicht, erzählen aber mußte ich Euch davon, damit Ihr das Nachfolgende begreift und den Boden kennt, aus welchem mein Elend, das Elend unſers ganzen Hauſes emporwuchs.“

Eduard hatte während dieſer Schilderung an das kleine verhutzelte Städtchen denken müſſen, in welchem er die letzten drei Jahre verlebt hatte; daſſelbe war ebenſo häßlich und armſelig, und auch von einer Garniſon, welche ehemals daſelbſt gelegen, erinnerte er ſich gehört zu haben. Doch wollte er den Grafen mit ſeiner Bemerkung nicht unterbrechen, und ſo fuhr derſelbe fort:

„Beſonders arg trieben wir es, wie geſagt, mit den Frauenzimmern. Nun ja, Huſaren waren wir, und das iſt immer eine Farbe, auf welche die Weiber wie verſeſſen ſind, wenigſtens ſolche Weiber, wie damals in jenem Neſte wohnten. Da war von der Frau Bürgermeiſterin angefangen bis zur letzten Kindsmagd nicht eine, die nicht ihren Galan hatte, und manche ließ es ſogar nicht bei einem bewenden. Wir Offiziere erwiderten das redlich; natürlich hielten wir uns mehr zu den Honoratioren, aber auch da war die Auswahl mehr als reichlich und das Entgegenkommen mehr als freundlich. Alles in allem geſagt, es war ein Heidenleben, und wenn ich jetzt einen Sohn hätte, Scherz beiſeite, Magiſter, ich ließe ihn lieber katholiſch werden und ſteckte ihn unter die Mönche, als daß ich ihn durch ſolchen leibhaftigen Höllenpfuhl hindurchwaten ließe. Wir jungen Leute indeſſen dachten, das müßte ſo ſein, und machten alle leichtfertigen und leider auch alle böſen Streiche mit, als ob ſich das ſo von ſelbſt verſtände und als ob ein Cornet oder Lieutenant in Seiner Durchlaucht Leibſchwadron gar keinen andern Beruf hätte, als Geld verſpielen, Flaſchen die Hälſe brechen, Philiſter prellen, Mädchen berücken, Frauen verführen, einer dem andern die Naſe abhacken — denn auch an letzterm fehlte es nicht, ohne daß dadurch jedoch der Freundſchaft ein weſentlicher Abbruch gethan ward. Ja ſo völlig toll trieben wir es und ſo allgemein war die Verkehrtheit der Sitten und Anſichten, daß ſelbſt diejenigen von uns, die zu dieſem wüſten Leben eigentlich nur wenig natürlichen Trieb und Neigung hatten, daſſelbe dennoch mitmachten, blos weil es ſo zum guten Ton gehörte und damit es nicht heißen ſollte, ſie wären Fuchsſchwänzer und hätten entweder kein Geld oder kein Geſchick und keine Courage, Schulden zu machen. Es iſt traurig zu ſagen, aber dennoch wahr: wie man wol auf der Univerſität junge Studenten ſieht, die Taback rauchen und ſich in Bier betrinken bis zum Uebelwerden, nicht weil es ihnen ſchmeckt, ſondern blos um es den andern nachzuthun und weil ſie auch forſche Burſche heißen wollen, ebenſo habe ich damals junge Fähnriche und angehende Lieutenants geſehen, die ihr Erbtheil durchbrachten und ſich an Geiſt und Leib ruinirten für zeitlebens, nicht weil ſie ſo übermäßig leidenſchaftlich waren, oder weil ſie einen ſo beſondern Spaß daran hatten, ſondern blos zu Ehren des Offiziercorps und damit die Garniſon an ihrem alten Ruf nichts verliere. — Zu dieſen urſprünglich zahmen, ruhigen Naturen, die nur durch das ſchlechte Beiſpiel und einen unſeligen Esprit de corps in das Sündenleben geriethen, gehörte auch mein Bruder Hubert . . .

Fünftes Kapitel.

Die feindlichen Brüder.

„Herrgott, Magiſter, mein Bruder Hubert!“ rief der Graf aus, indem er, überwältigt von ſeinen Erinnerungen, in die Höhe ſprang, „Ihr hättet den Hubert kennen ſollen in ſeinen jungen geſunden Tagen! Er war der ſchönſte Offizier beim ganzen Regiment, ein Geſicht wie Milch und Blut, das kleine blonde Bärtchen auf der Oberlippe ſtand ihm zum Küſſen ſchön, und ich begreife noch jetzt vollſtändig, daß jedes Frauenzimmer, das ihn nur zu Geſicht bekam, ſich vom Flecke weg in ihn verlieben mußte. Allein bei Hubert ſelbſt ging das mit dem Verlieben nicht ſo ſchnell; er war, wie ich Euch ſchon ſoeben ſagte, von Hauſe aus ein ſanftes, ſtilles Gemüth, das an dem tollen Treiben der übrigen nur wenig Gefallen fand und ſich daher auch anfangs nach Kräften davon zurückzuhalten ſuchte. Als er ins Regiment trat, hieß er bei den Kameraden nur «die ſchöne Jungfer», und das ärgerte ihn denn dermaßen, daß er zuletzt der Schlimmſte wurde von uns allen; keiner ſpielte ſo hoch, keiner jagte ſoviel Pferde zu Tode, keiner konnte auch ſo ununterbrochen ganze Nächte hinter der Flaſche zubringen. Nur in ſeinem Benehmen bei den Frauenzimmern behielt er immer etwas Schüchternes, Mädchenhaftes, das ihm von ſeiten der Kameraden manche Neckerei zuzog und mitunter ſogar zu ernſten Streitigkeiten Veranlaſſung gab. Jetzt ſehe ich freilich ein, daß das nur daher kam, weil Hubert beſſer war als wir andern und weil er ſich der angeborenen Sittſamkeit nicht ſo raſch und ſo gründlich entſchlagen konnte; er glich von uns beiden am meiſten meiner Mutter, der trefflichen Frau, und war überhaupt eine zarte, fein organiſirte Natur — darum iſt er auch ſo raſch unter der Hand des Schickſals zerbrochen . . .“

„Wie geſagt“, ſetzte der Graf ſeine Erzählung fort, „jetzt ſehe ich das vollkommen ein, damals aber war ich thöricht, wie junge Leute ſind, und ärgerte mich an der abſonderlichen Art und Weiſe meines Bruders. Ich habe keinen Grund, mich ſchlechter zu machen als ich bin, und daher will ich auch nicht ſagen, als ob ich gerade der Aergſten einer geweſen wäre; ich war ſchon damals wie noch jetzt eine mittelmäßige Natur, ohne hervorſtechende Tugenden oder Talente, aber gottlob! auch ohne hervorſtechende Laſter; ein richtiger Durchſchnittsmenſch, den die Natur beſtimmt hatte, ewig den zweiten Platz innezuhaben, und den das Schickſal nur aus Verſehen auf den erſten geſtellt hat. Auch in meinen jugendlichen Thorheiten und Ausſchweifungen war ich weder der erſte noch der letzte, weder der wildeſte noch der maßvollſte meiner Kameraden; ich ſchwamm ſo mitten im Strom, machte meine regelmäßigen dummen Streiche“ (hier mußte Eduard unwillkürlich an die goldenen Lehren des Herrn Wendelmeier und den Eindruck denken, den ſie noch vor kurzem auf ihn hervorgebracht), „verthat mein Geld oder vielmehr meines Herrn Vaters Geld mit ſo viel Anſtand, als ein junger Grünſchnabel, der noch nie einen Heller erworben hat, nur immer thun kann, und war mit Einem Wort, was man in der Garniſonſprache einen guten Kerl nennt, der keinen Spaß verdirbt und niemand etwas zu Leide thut.

„Ganz anders mein Bruder. Auch nachdem er ſeine anfängliche Schüchternheit abgelegt, oder richtiger geſagt, nachdem wir andern durch unſere verruchten Neckereien und Stichelreden ſeine arme kindliche Seele zu Falle gebracht, behielt er noch immer etwas Apartes, durch das er ſich von allen übrigen unterſchied. Ich weiß nicht, Magiſter, wie ich es Euch beſchreiben ſoll, es war nicht Stolz, nicht Vornehmheit, nicht das Bewußtſein geiſtiger Ueberlegenheit — denn in der That war mein Bruder für gewöhnlich der beſcheidenſte und gutmüthigſte Junge, der ſich denken ließ — und doch vielleicht von dem allen etwas; ich denke mir, es wird wol der Nachglanz ſeiner von uns ſo freventlich gemordeten Unſchuld geweſen ſein, gleichſam ein Nachglanz aus der Seele meiner guten frommen Mutter, was uns die Augen ſo verblendet und unſere Herzen mit einer Art von Groll, oder wenn das zu viel geſagt iſt, doch mit einer gewiſſen beſondern Reizbarkeit erfüllte, die jedesmal hervortrat, ſo oft Hubert ſich in ſeiner eigenthümlichen Weiſe äußerte. Und ſeltſam war dieſe Weiſe allerdings; ſogar ſeine Luſtigkeit — ach, Magiſter, und wie luſtig konnte er ſein! — hatte etwas

Beängſtigendes, es war als ob ſie ihm nur im Kopfe ſäße, nicht im Herzen, ja mitten in ſeiner größten Ausgelaſſenheit hatte ſeine Umgebung doch immer das Gefühl, als ob er ſich blos ſo ſtelle, und als könne er, wenn er ſonſt nur wollte, ſofort wieder ganz ruhig und vernünftig ſein.

„Natürlich machte ihm dieſe Seltſamkeit ſeines Benehmens nicht eben viele Freunde; unter Menſchen, wie wir damals waren, gilt nur der als ein richtiger Kerl, der unterſchiedslos mit dem Strome ſchwimmt, jede eigene abſonderliche Natur, die ihrer Umgebung eine beſondere Aufmerkſamkeit abnöthigt, erregt ſchon durch dieſe Abſonderlichkeit Anſtoß. Und auch Hubert erregte Anſtoß; er galt für ſtolz und hochmüthig, wiewol es keine harmloſere Seele gab, ja einige bornirte Menſchen, die jedermann nur ſtets nach ihrer eigenen Niedrigkeit meſſen, gingen ſo weit, zu behaupten, es ſei das Majorat, das ihm im Kopfe ſtecke, und er nehme ſich nur ſo abſonderlich, weil er ſich ſelbſt für etwas ſo gar Beſonderes halte. Verſteht mich recht, Magiſter, das wurde nicht ſo gerade heraus mit dürren nackten Worten ausgeſprochen, wenigſtens nicht vor meinen Ohren, wol aber kam es an mich in allerhand kleinen gelegentlichen Winken und Andeutungen, mitunter auch in Klagen, denen ich ſchon aus kameradſchaftlicher Theilnahme mein Ohr nicht völlig verſchließen durfte. Es kam dazu, daß ich körperlich weit ſtärker und derber war und mich daher auch beſſer auf den Dienſt applicirte als Hubert, der bei ſeinem feinen, zarten Körperbau jede ungewöhnliche Anſtrengung ſcheute und überhaupt mehr nur zum Spaß

Offizier war. Ich im Gegentheil war mit Leib und Seele Soldat; ſehr natürlich und auch ganz richtig meinerſeits, da ich ja weiter keine Ausſichten hatte, als die mir die Standarte bot, während Hubert als Erſtgeborener beſtimmt war, dereinſt unſerm Vater in dem Majorat zu folgen. Aber eben weil ich ſo leidenſchaftlich Soldat war und den bunten Dolman mit wahrer Begeiſterung trug, ſo verdroß mich das gleichgültige, nonchalante Weſen, das Hubert in Beziehung auf den Dienſt zeigte, und da es trotz der Nachſicht unſers Oberſten nicht ausbleiben konnte, daß er ſich dadurch auch wol gelegentlich einmal einen Verweis zuzog, ſo verletzte das gleichmäßig mein militäriſches Ehrgefühl und meinen Familienſtolz und reizte und erbitterte mich immermehr gegen den, der mir doch jederzeit der Nächſte auf Erden hätte ſein und bleiben ſollen. Aeußerlich zwar vertrugen wir uns ganz gut; wir wohnten in demſelben Quartier und auch unſere Vergnügungen und Abenteuer waren größtentheils gemeinſam. Aber gerade dies tägliche, ja ſtündliche Beiſammenleben reizte den geheimen Widerſpruch unſerer Naturen erſt recht. Ich wiederhole, daß dieſem Widerſpruch durchaus keine wirkliche Disharmonie der Neigungen und Anſichten zu Grunde lag, vielmehr ging ſie hervor aus lauter kleinen elenden Nichtsnutzigkeiten, wie das faule, üppige Garniſonleben ſie mit ſich brachte und wie kein verſtändiger Menſch ſie beachtet haben würde. Allein wir waren ja auch nicht verſtändig oder wenigſtens war ich es nicht; darum lebte ich mich im Verhältniß zu meinem Bruder mehr und mehr in einen gewiſſen Ton des Neckens, des Schraubens und des gegenſeitigen Ueberbietens hinein, der ſich für den unbefangenen dritten vielleicht noch ganz unverfänglich anhörte, der aber doch bereits den Keim des Verderbens in ſich trug. Und nur allzu bald ging das feindſelige Geſtirn über uns auf, das dieſen Keim zur Reife bringen ſollte.“

Sechſtes Kapitel.

Die Wette.

„Nun“, erzählte der Graf weiter, „fügte der Teufel es, der ja, wo ein Unkraut im Wachſen iſt, niemals verſäumt, ſeinen Regen und Sonnenſchein dazuzuthun, daß unter den Frauenzimmern des Städtchens damals zwei Schweſtern waren, bildhübſche Mädchen, wenigſtens nach unſerm damaligen Geſchmack, und auch was die Manieren und die geſellige Bildung anbetraf, konnten ſie ſo ziemlich als die Krone des Städtchens gelten. Sie waren wohlhabender Leute Kind, ihr Vater war — —“

„Ach was“, unterbrach der Graf ſich, „es iſt ja eigentlich abgeſchmackt, ſolche Erinnerungen ſo ſtückweis hervorzugraben, und ich bin Euch gewiß ſchon recht langweilig mit meiner endloſen Erzählung. Alſo einerlei, was der Vater war; denkt Euch, er hätte einen Weinſchank gehabt oder ſo etwas dergleichen, kurzum ein Gewerbe, welches es mit ſich brachte, daß wir Offiziere ganz öffentlich in dem Hauſe aus- und eingingen und einen großen Theil des Tags daſelbſt verbrachten. Natürlich waren die beiden ſchönen Schweſtern nicht der ſchwächſte Magnet, der uns anzog. Allein wiewol ſie, ſchon als Wirthstöchter, ein ziemlich freies Betragen hatten, und daher auch uns Offizieren ganz ſchlankweg Rede und Antwort ſtanden, ſo konnte ihnen doch niemand etwas Unrechtes nachſagen. Im Gegentheil, ſie hielten ſich ſauberer und ordentlicher als die meiſten Mädchen der Stadt; viel umworben wurden ſie von uns Offizieren allerdings, das brachte das Geſchäft nun einmal ſo mit ſich, doch war niemand, der ſich einer Gunſtbezeigung von ihnen rühmen durfte.

„Für Leute unſers Schlages war das genug, uns die Köpfe völlig zu verwirren; hatten die ſchönen Wirthstöchter uns ſchon früher gefallen, ſo war jetzt, ſeitdem es hieß, die Mädchen wären ſpröde und weiter als bis zu einer galanten Redensart oder höchſtens einem Handkuß brächte es niemand bei ihnen, des Courmachens und Sponſirens erſt recht kein Ende. Doch blieb es bei alledem wie es war; die Mädchen waren freundlich, ſie waren verbindlich, ſie hörten unſere Complimente, die gewiß nicht immer die feinſten waren, geduldig mit an, ja ſie wurden nicht einmal mehr roth, wenn wir ihnen irgendeine Artigkeit ins Ohr flüſterten.

„Das ärgerte uns Offiziere natürlich mehr als wir ſagen konnten; wir hatten uns einmal daran gewöhnt, jede Schöne, ſei es im Städtchen, ſei es auf Meilen in der Runde, als unſere ſichere Beute zu betrachten, und ſo ſchien die Unüberwindlichkeit der ſchönen Schweſtern uns ein Ding zu ſein, bei dem — ich ſchäme mich es nachzuſagen — die Ehre des Regiments ganz ernſtlich auf dem Spiele ſtand. Eines Tags — es war eben ſo ein recht heißer, träger Sommertag, und nachdem wir früh ein bischen exercirt, glaubten wir mit dem Reſt des Tages wirklich nichts Beſſeres anfangen zu können, als ihn ſo recht con amore zu vertreiben und zu verwürfeln — alſo was ich ſage: es war ſo ein recht heißer, üppiger Sommertag und wir Offiziere ſaßen in großer Verſammlung in demſelben Hauſe, in das auch die beiden ſchönen Schweſtern gehörten; ja die beiden Mädchen gingen, wie das bei Wirthstöchtern ſo üblich iſt, ſelbſt ab und zu, brachten neue Flaſchen, räumten die leeren, die ſchon zu einer ganzen Batterie herangewachſen waren, fort, ſchwatzten dabei nach ihrer Art mit dem einen oder andern von uns über dies und jenes und ließen ſich auch wol unverſehens einmal um die Taille faſſen, bis die Geſichter doch endlich gar zu roth, die Köpfe gar zu warm wurden und ſie es daher für rathſam fanden, ſich zurückzuziehen.

„Aber ihr Bild blieb bei uns zurück, und wie die Mädchen fort waren, da wurde erſt recht über ſie geſprochen. Nun, wiewol Ihr auf den Geiſtlichen ſtudirt habt, Magiſter, ſo kennt Ihr ja doch wol die Art von Geſprächen, welche Offiziere, denen der Wein im Kopfe ſpukt, bei ſolcher Gelegenheit zu führen pflegen. Wir tranken Burgunder — und ich bitte Euch, rückt das Glas da beiſeite, damit ich den Wein nicht einmal ſehe, er macht mir wehe und brennt mich in die Augen, ja es iſt mir als fühlte ich aus Euerm Glaſe noch einmal den giftigen Nebel jenes Rauſches aufſteigen, der damals unſere Sinne gefangen nahm. Die Stimmung war die ausgelaſſenſte, die ſich denken läßt, einer überbot den andern an ſchlechten Witzen, allen voran aber war mein Bruder, der einmal wieder ſo recht ſeine ganze unheimliche Luſtigkeit losließ und des Tollens und Jubelns kein Maß kannte. Der hauptſächlichſte Gegenſtand der Unterhaltung waren, wie ich Euch ſchon ſagte, die beiden Mädchen; das ganze Offiziercorps, wie es da hinter den Flaſchen beiſammenſaß, war einig, daß das nicht länger mehr ſo fortgehen könne und daß die Ehre des Regiments auf dem Spiele ſtände, wenn ſich nicht endlich ein Glücklicher fände, dem es gelänge, die ſpröden Schönen ins Joch zu ſchlagen.

„«Meine Herren», rief unſer alter Oberſt, der auch bei dieſer Gelegenheit präſidirte, und wahrhaftig, er machte mit ſeinem Vollmondsgeſicht dem Burgunder keine Schande — «wenn ich und hier mein Stabsrittmeiſter noch in den Jahren wären, in denen die Mehrzahl von euch in dieſem Augenblick iſt, ſo wäre dem Dinge längſt geholfen: es iſt eine wahre Sünde und Schande, wie die Jugend ſich jetzt verworfen hat und daß gerade die beiden hübſcheſten und flotteſten Mädchen der Stadt ihr Kränzchen ſo ganz ungeſtraft forttragen ſollen.»

„«Ja und noch dazu», rief ein anderer, «die Töchter unſers Kneipiers, das iſt doch wirklich gegen alle Stubenordnung . . .»

„«Wohlan denn», fuhr der Oberſt fort — und wiewol er längſt todt und begraben iſt, ſo kann ich ihm doch noch in dieſer Stunde das frevelnde Wort weder vergeſſen noch verzeihen — «wohlan denn, meine Herren, ein Vorſchlag. Es ſind zwei Schweſtern, beide gleich hübſch und gleich begehrenswerth, die uns dieſe unerhörte Naſe drehen. Nun haben wir im Regiment zwei Brüder, beide ebenfalls gleich ritterlich, gleich liebenswürdig und, wie ich wenigſtens von ihnen hoffen will, gleich erprobte Kämpfer auf dem Felde der Liebe. Was iſt billiger, als daß dieſe beiden Brüder uns rächen an den beiden Schweſtern? Ich ſchlage vor und erwarte Ihre Zuſtimmung zu meinem Vorſchlage, meine Herren, daß wir unſere ſehr geſchätzten und verehrten Kameraden, die Lieutenants Graf Oberndorf I. und II. von Regiments wegen beauftragen, Sturm zu laufen auf die Tugend der beiden ſpröden Schweſtern; daß zwei ſo tüchtige Kämpen ſollten zurückgeſchlagen werden, läßt ſich gar nicht annehmen, und ſo bringe ich ihrem Siege und unſerer Rache zum voraus ein jubelndes Hoch!»

„Wo der Wein einmal in den Köpfen die Oberhand gewonnen und die Vernunft aus dem letzten Winkelchen vertrieben hat, da iſt alles möglich; konnte ſolch ein alter würdiger Herr, wie dieſer Oberſt, einen ſolchen Vorſchlag machen, ſo mußte die junge Welt natürlich aus voller Kehle zuſtimmen. Am lauteſten war auch dabei wieder mein Bruder; er fiel, alle militäriſchen Dehors vergeſſend, dem Oberſten um den Hals und verſicherte mit tauſend Eiden, daß, wenn der Oberſt ihn einmal zum Einhauen auf ein Regiment Franzoſen commandiren würde, er dem Befehl nicht mit größerm Eifer Folge leiſten könne als dem eben erhaltenen. — Was mich angeht, ſo war mir bei der ganzen Geſchichte, ehrlich geſtanden, nicht recht wohl zu Muthe; ich hatte den Mädchen ſo einmal im Vorübergehen den Hof gemacht, in Wahrheit jedoch waren ſie mir außerordentlich gleichgültig. Auch ärgerte mich die Exaltation meines Bruders und die Bereitwilligkeit, mit der er auf einen Vorſchlag einging, der mir zum mindeſten geſagt abgeſchmackt, wenn nicht gar ehrenrührig erſchien.

„Ich verſuchte auch, dieſer meiner Anſicht Gehör zu verſchaffen, wurde indeſſen von allen Seiten überſtimmt, und auch dabei wieder war Hubert der Ausgelaſſenſte. «Kraft meines Rechts als Erſtgeborener», rief er mir unter dem lauten Gelächter der Umſtehenden zu, «nehme ich die jüngſte auf mich, verſuche du als Jüngſter dein Glück mit der ältern Schweſter; das iſt eine billige Ausgleichung, meinen Sie nicht, meine Herren?»

„Auch dieſem Vorſchlag wurde allgemeiner Beifall zugejubelt, zugleich aber wurde ein Tag feſtgeſetzt, bis wohin wir die Herzen der jungen Schönen in Feſſeln geſchlagen haben ſollten; gelänge es uns bis dahin nicht und wären wir alsdann nicht im Stande, unzweideutige Beweiſe unſers Triumphs beizubringen, ſo ſollten wir verbunden ſein, das Offiziercorps mit ſo und ſoviel Körben Champagner zu tractiren. Und zwar ſollte dabei, wie der Oberſt hinzuſetzte, der trotz ſeines grauen Kopfes in ſolchen Dingen einen wahrhaft diaboliſchen Witz hatte, ein Bruder für den andern ſtehen, ein Zuſatz, der ganz beſondern Beifall fand und noch lange zu einem ſtehenden Witz unter den Kameraden wurde.“

Siebentes Kapitel.

Die Nebenbuhler.

Eduard horchte in athemloſer Spannung. War es die Stille der Nacht um ihn her, war es die Lebhaftigkeit, mit welcher der Graf erzählte, oder war es vielleicht auch der ſchwere feurige Wein, von dem Eduard freilich nur ſehr mäßig genippt hatte, genug, er befand ſich in einer faſt fieberhaften Aufregung. Der Kopf brannte, die Adern pochten ihm; tauſend unklare Erinnerungen dämmerten in ihm auf, es war ihm, als müßte er dieſe oder eine ähnliche Geſchichte ſchon einmal gehört haben, er glaubte das Zechgelage der Offiziere leibhaftig vor ſich zu ſehen, er ſah den alten wilden Oberſt, wie er ſich mit ſchadenfrohem Lachen den Schnurrbart drehte, ja zuweilen bedünkte es ihn, als wäre er ſelbſt mit darunter und nähme theil an der verhängnißvollen Wette.

Auch der Graf war von ſeinen Erinnerungen ſichtlich ganz hingeriſſen, niemals hatte Eduard den ſonſt ſo ruhigen, feſten und verſchloſſenen Mann in einer ſolchen

Erregung geſehen. Die Nacht war bereits weit vorgerückt, die Stunde, in welcher der Graf ſich zur Ruhe zu begeben pflegte, längſt vorüber; er ſchien es nicht zu bemerken, mit dröhnenden Schritten ging er durch das Zimmer, daß die Fenſter klirrten. Dann warf er ſich wieder in ſeinen Lehnſtuhl und fuhr fort:

„Ihr könnt wol denken, Magiſter, daß uns am folgenden Morgen der Kopf etwas wehe that. Die ganze Geſchichte lag hinter mir wie ein wüſter Traum; ich hatte die größte Luſt, unſere Wette, da ſie doch einmal eingegangen war, ohne weiteres verloren zu geben, und äußerte mich in dieſem Sinne gegen Hubert. Allein in dieſem ſpukten, wie es ſchien, die Geiſter des Weins noch nach; er war noch in derſelben krankhaften Aufregung wie am Tage zuvor und behauptete, wir hätten unſer Wort verpfändet und müßten es nun löſen oder doch wenigſtens den Verſuch dazu machen.

„Nun wißt Ihr wol, Magiſter, was das unter Offizieren heißt, ſein Wort verpfändet haben. Wir alle, wie wir da waren, hätten nicht das mindeſte Bedenken getragen, tauſend falſche Eide zu ſchwören, wenn wir damit nur einem hübſchen Kammermädchen einen Kuß abgeliſtet hätten, aber ebenſo gewiß hätten wir uns auch lieber die rechte Hand vom Leibe ſchneiden laſſen, als daß irgend jemand uns hätte nachſagen dürfen, wir hätten nur ein Titelchen von unſerm gegebenen Worte unerfüllt gelaſſen. Ja, ſagte ich, Bruder, wenn wir unſer Wort gegeben haben, da iſt es freilich etwas anderes, da hören alle Einwendungen auf, und ſo wollen wir denn ſehen, was Glück und Liſt vermögen.

„Damit begann nun das tollſte und frevelhafteſte Treiben, das ſich nur irgend denken läßt. Daß wir freien Eintritt im Hauſe und ſomit die allerbequemſte Gelegenheit hatten, unſere Schönen tagtäglich, ja beinahe ſtündlich zu ſehen, habe ich Euch bereits geſagt. Auch arbeiteten unſere Kameraden, denen es ja weit mehr Plaiſir machte, die Wette zu verlieren als zu gewinnen, uns nach Kräften in die Hand; es wurden Bälle, Ausfahrten und andere Luſtbarkeiten veranſtaltet, immer waren die beiden Schweſtern die Königinnen des Feſtes und immer wurde es ſo arrangirt, daß Hubert und ich an ihrer Seite waren.

„Was Hubert dabei für Progreſſen machte, wußte ich nicht, gab auch nicht Achtung darauf; denn wie das ſo geht, daß, wenn man dem Teufel nur erſt einen Finger hinreicht, er einen bald ganz und gar beim Schopfe hat, ſo paſſirte es auch mir. Ich hatte für die ältere der Schweſtern, welche mir zugefallen war — ich will ſie Auguſte nennen — bis dahin nicht das mindeſte Intereſſe gehabt, ja wie ich Euch bereits ſagte, war mir die ganze Geſchichte im Grunde höchſt fatal geweſen. Wie ich nun aber, um mein Wort zu löſen und meine Ehre zu retten, erſt einmal anfing, dem Mädchen ernſtlich die Cour zu machen, da bemerkte ich auch bald, daß es ein ganz verwettert hübſches Geſichtchen war, und ehe ich es ſelbſt noch recht merkte und wußte, war aus dem Spiel Ernſt geworden und ich war verliebt bis über die Ohren.

„Und das war um ſo ſchlimmer für mich, als ich mit all meiner Verliebtheit ſichtlich nicht den mindeſten Eindruck auf das Herz meiner Schönen hervorbrachte und nicht den mindeſten Fortſchritt in ihrer Gunſt machte.

Es war ein keckes, vorwitziges Mädel, ſo recht eine Wirthstochter, an Schmeicheleien und Huldigungen aller Art gewöhnt; nicht blos den Mund, auch das Köpfchen hatte ſie auf dem rechten Fleck und aus den bedenklichſten Lagen, die jedes andere, mehr bürgerlich erzogene Mädchen in die größte Verlegenheit geſetzt haben würden, wußte ſie ſich mit einem artigen Einfall oder einer ſcherzhaften Rede herauszuziehen.“

„Und nun will ich Euch auch ſagen, Magiſter“, rief der Graf plötzlich, indem er mit gleichen Füßen in die Höhe ſprang, „warum mir das Harfenmädchen, die ſchwarze Nanni, wie die Leute ſie nennen, ſo verhaßt iſt; es iſt mir, ſo oft ich ſie ſehe oder höre, immer, als würde die Auguſte wieder lebendig. Das heißt, damit Ihr mich recht verſteht: im Aeußern waren ſie ſich ſo verſchieden wie Tag und Nacht, die Nanni iſt klein und zart und ſchwarz wie eine Zigeunerin, während die Auguſte die ſtolzeſte und üppigſte Blondine war, die man nur irgend ſehen konnte. Es war ein Prachtmädel, viel zu ſchade für das kleine Neſt und die nichtswürdigen Verhältniſſe, in denen ſie lebte; wenn ſie ſo einhergeſchritten kam mit der ſtolzen königlichen Figur, die weiße Stirn dicht von blonden Locken umweht, die ihr lang herunterhingen bis auf die vollen Schultern, und einen ſo anblitzte mit den großen feurigen Augen, ſo gab einem das einen ordentlichen Ruck und ich mußte meine ganze damalige Unverſchämtheit zuſammennehmen, um nicht aus dem Text zu gerathen. Und das eben iſt die Aehnlichkeit: den Blick, die Manier, die kecke Art des Auftretens, die hatte ſie mit der ſchwarzen Nanni gemein, und darum, ſo oft ich das Harfenmädchen ſehe, überfällt mich noch jetzt ein ſtilles Grauſen. Eines Tags — ich hatte ihr eben wieder ſo recht von meiner Liebe vorgeſchwatzt und war drauf und dran, den Verzweifelten zu ſpielen — ſah ſie mich mit großen Augen ruhig an und ſagte: «O, Herr Graf, bemühen Sie ſich doch nicht, ich weiß ja doch, daß Sie das alles blos thun, weil Sie gewettet haben, Sie und Ihr Herr Bruder, auf mich und die Emilie, meine Schweſter . . .»

„Na, da ſaß ich nun gehörig in der Patſche; ich war ſo verdonnert, weniger darüber, daß das Mädchen von der ſinnloſen Geſchichte wußte, als über den Gleichmuth, mit dem ſie davon ſprach, daß ich eiligſt nach meinem Kalpack griff und nach Hauſe ſchlich.

„Da traf ich meinen Bruder und zwar ebenfalls nicht in der roſenfarbenſten Laune. Nun? wie weit biſt du mit deiner Emilie? ſagte ich und erzählte ihm, was mir ſoeben begegnet und daß mir wirklich das Beſte ſcheine, die ganze Geſchichte aufzugeben und unſern Champagner zu zahlen.

„Und ſiehe da, ganz gegen ſeine bisherige Manier griff Hubert mit beiden Händen zu. «Das iſt gerade daſſelbe», ſagte er, «was ich dir ſoeben vorſchlagen wollte; die Hiſtorie fängt an mir langweilig zu werden, ja ich fürchte, wir haben da einen dummen Streich gemacht, und je raſcher wir ihn zu Ende bringen, deſto beſſer.»

„Während er ſo ſprach, ſtand er am Fenſter und trommelte gleichgültig gegen die Scheiben. Nun habe ich vergeſſen, Euch zu ſagen, Magiſter, daß der Teufel, der ſeine Karten zu miſchen verſteht, es ſo gefügt hatte, daß wir dem Hauſe der Schweſtern gerade gegenüberwohnten; das war uns bisher bei unſerm Abenteuer ſehr bequem geweſen, da wir auf dieſe Art die beſte Gelegenheit hatten, ihnen unſere Aufmerkſamkeit zu beweiſen und täglich über die Straße hinüber zu grüßen und den Galanten zu ſpielen. Zufällig ſah ich in die Höhe und bemerkte, wie Auguſte drüben ebenfalls am Fenſter ſtand; ſie hatte ein weißes Tuch in der Hand, ſah nach meinem Bruder und machte mit dem Tuche — wenigſtens ſo kam es mir vor — allerhand Männerchen, als wollte ſie ein Signal geben oder ſo etwas Aehnliches. Weiß der Himmel, wie mir in demſelben Augenblick das Blatt ſchoß, genug, ich gerieth auf den Einfall, ob mein Bruder mir wol gar eine Naſe drehte und ob die Sprödigkeit der ſchönen Auguſte nicht am Ende daher rührte, daß mein Bruder ihr beſſer gefiel als ich. Verdenken hätte ich es ihr nicht können: denn wie ich Euch ſchon ſagte, war mein Bruder der ſchönſte Offizier im ganzen Regiment, und da er der jüngern Schweſter ſo eifrig den Hof machte, ſo fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit, ſich mit der ältern zu verſtändigen, nämlich wenn er Luſt hatte und er ihr nicht zuwider war.

„Eine furchtbare Eiferſucht, eine Empfindung, die ich bis dahin nie gekannt hatte, überfiel mich. Halt, dachte ich, hier iſt's nicht geheuer, hier heißt es aufpaſſen — und während ich ſonſt immer derjenige war, der darauf gedrungen hatte, die ganze Geſchichte abzubrechen, ſo erwiderte ich nun ganz kühl, daß ich ihn mit meiner Frage blos hätte auf das Glatteis führen wollen, und daß ich entſchloſſen ſei, mein Glück nun erſt recht zu verſuchen. «Nun, wie du willſt», erwiderte Hubert, ebenfalls ganz kühl und gleichgültig, «aber ich ſage dir, die Mädchen ſind auf ihrer Hut und ſchließlich werden wir doch noch den Spott zum Schaden haben.» Aber zugleich ſah ich, wie das Tuch am Fenſter verſchwand und wie Hubert, ſo gleichgültig er ſich ſtellte, auf einmal ganz wie mit Blut übergoſſen war.

„Wir ſprachen von andern Dingen, mir aber nagte ein Wurm am Herzen, der mir keine Ruhe ließ. Es war ungefähr die Hälfte der Zeit verſtrichen, bis wohin die Wette zur Entſcheidung gebracht werden ſollte; ich ließ mir nichts merken, ſetzte meine Bewerbungen ſcheinbar fort, in der Stille aber paßte ich auf, als hätte ich tauſend Augen.

„Und richtig, meine Ahnung hatte mich nicht getäuſcht; es war wirklich ſo, Hubert machte der jüngern Schweſter nur ſcheinbar die Cour, ſeine eigentlichen Bewerbungen aber galten der ältern, der Auguſte. Und ſie mußten glücklich ſein, dieſe Bewerbungen, die Eiferſucht hat darin einen ſcharfen Inſtinct und ich ſah jetzt tauſend Dinge, die mir früher ganz unbemerkt geblieben waren und die es alle außer Zweifel ſetzten: Hubert hatte mir die ſchöne Blondine vor der Naſe weggeſchnappt, und während ich noch ſeufzte und ſchmachtete, war er bereits der Glückliche.

„Nun ging meine Leidenſchaft für das Mädchen gar nicht ſo ſehr tief, und hätte Hubert mir ehrlich geſagt: Du Bruder, ſoundſo, ich wäre wahrhaftig freiwillig zurückgetreten und hätte obenein noch meinen Spaß daran gehabt; unter Kameraden kommt dergleichen ja wol vor. Aber die Heimlichkeit und das hinterliſtige Weſen, mit dem Hubert ſeine Liebſchaft betrieben hatte, verdroß mich; auch fürchtete ich den Spott der übrigen und wollte nicht der zweifach Geprellte ſein. Laßt mich raſch über dieſe elende Zeit hinweggehen, Magiſter, noch jetzt möchte das Herz mir vor Scham brechen, wenn ich daran zurückdenke. Ich war wie ausgetauſcht; während mir ſonſt alle Heimlichkeit zuwider, verfolgte ich das verliebte Paar jetzt wie ihr böſes Gewiſſen, auf Schritt und Tritt umgab ich ſie, horchte und ſpionirte, aber das Reſultat blieb immer daſſelbe — ich war angeführt, und die Auguſte, die für mich kalt und ſpröde war wie Eis, war für meinen Bruder Glut und Flamme.

„Ich hatte die größte Luſt ihn darüber zur Rede zu ſtellen, allein er ſelbſt kam mir zuvor. Eines Abends, ich war auf der Jagd geweſen und lag nun matt und müde in der Sofaecke, während Hubert mit langen Schritten vor mir auf und ab ging; draußen plätſcherte der Regen, im Zimmer war es ſtill und traulich, die Lichter auf dem Tiſche waren halb herabgebrannt, es war ſo recht eine Stunde, die Herzen gegeneinander aufzuknöpfen und ſich alles zu ſagen, was man auf der Seele hatte.

„Auf einmal blieb Hubert vor mir ſtehen, und den Rauch ſeiner Cigarre in die Luft blaſend:

„«Du Bruder», ſagte er, «wenn du nun ſtatt meiner Majoratsherr würdeſt, und zwar noch bei meinen Lebzeiten, was würdeſt du wol dazu ſagen? und um welchen Preis würdeſt du mir wol meine Erſtgeburt abkaufen?»

„Er lächelte dazu und fingerte an der Cigarre, ich aber ſah, wie die Hand ihm zitterte und daß es nur ein Lächeln der Verlegenheit war. Und auch der ganze Zuſammenhang, wie er zu dieſer Frage kam und weshalb er das ſagte, ſtand wie mit Einem Schlage vor mir.

„Aber noch hielt ich an mich. Ach was, ſagte ich, biſt du wieder einmal zu hitzig über dem Burgunder geweſen? Laß mich ſchlafen und behalte deine thörichten Einfälle für dich.

„«Je nun», erwiderte er, «man kann ja doch nicht wiſſen, wie alles kommt, und das erſte mal würde es doch auch nicht ſein, daß ein Majoratsherr zu Gunſten eines jüngern Bruders auf ſein Erbe verzichtet, weil —»

„Hier ſtockte er und warf die Cigarre an die Erde. Ich aber ſprang wie von einer Schlange geſtochen in die Höhe. Weil —? rief ich.

„Hubert lächelte noch immer, aber ſein Lächeln war ſchrecklich anzuſehen; er ſtand da wie ein armer Sünder, der die Galgenleiter vor ſich ſieht.

„Ich indeſſen fuhr unerbittlich fort. Gut, ſagte ich, du verſtummſt, ſo will ich ſprechen: weil der künftige Majoratsherr verliebt iſt bis über die Ohren in eine Wirthstochter, weil er, rief ich, mich ſelbſt in immer größern Zorn hineinredend, im Begriff ſteht den allerdümmſten und niederträchtigſten Streich ſeines Lebens zu machen, weil er ſich von einer Dirne hat fangen laſſen und ihr ſeine Ehre als Offizier und den unbefleckten Stammbaum ſeiner Ahnen zum Opfer bringen will . . .!

„Wie ich das Wort «Dirne» hervorſtieß, war mein Bruder auf mich losgefahren, als wollte er mich würgen. Gleich darauf aber beſänftigte er ſich wieder, und ſich neben mich in die Sofaecke werfend, mit ganz kaltem, entſchloſſenem Tone, ſagte er:

„«Gut, du haſt es geſagt, nun iſt es heraus und nun laß uns vernünftig über die Sache ſprechen. Ja, ich liebe —»

„Die Auguſte?! rief ich, ihn mit beiden Händen krampfhaft erfaſſend.

„Er nickte blos, und dann mit einem tiefen Seufzer wiederholte er leiſe: «Ja, die Auguſte . . .»“

Achtes Kapitel.

Die Kataſtrophe.

„Was ſoll ich“, erzählte der Graf weiter, während Eduard, dem plötzlich ein furchtbares Licht in Betreff der Krankheit des unglücklichen Hubert zu dämmern begann, ihm in wachſendem Erſtaunen gegenüberſaß, „was ſoll ich viel Worte machen, Magiſter. Mein Bruder machte ſie freilich; nachdem das Eis einmal gebrochen war, vertraute er mir mit jener überfließenden Beredſamkeit, wie ſie den Verliebten eigen iſt, die ganze verhängnißvolle Geſchichte ſeiner Liebſchaft. Es war alles ganz richtig, wie ich geargwöhnt hatte, und ich begriff jetzt mich ſelbſt nicht, wo ich und wo wir alle nur die Augen gehabt, um nicht zu ſehen, was doch klarer als der Tag. Die Aufmerkſamkeiten, welche Hubert der jüngern Schweſter erwieſen, waren nur ein Poſſenſpiel geweſen, hinter dem er ſeine Leidenſchaft für Auguſte verbarg; ſchon damals, als er mich aufforderte, die freventliche Wette freiwillig verloren zu geben, hatte dieſelbe in lichten Flammen geſtanden, und wie ſehr ſie ſeitdem gewachſen, das konnte ich nur aus der völlig kopf- und haltungsloſen Weiſe ſchließen, mit welcher Hubert von ſeinem Verhältniß zu der ſchönen Wirthstochter ſprach. Denn auf meine wiederholten Fragen, wie weit er denn mit dem Mädchen gekommen und in welchen Beziehungen er denn eigentlich zu ihr ſtehe, hatte er keine Antwort, ja da ich ſtürmiſcher in ihn drang und ihm die Nothwendigkeit auseinanderſetzte, mir völlig reinen Wein einzuſchenken, ſo erröthete er wie eine Jungfer und bat mich, das Geſpräch fallen zu laſſen. Gleich darauf aber hob er aus freien Stücken wieder an und ſchrie und tobte und verſchwor ſich bei allen guten und böſen Geiſtern, die Auguſte habe es ihm angethan, er könne und wolle nicht von ihr laſſen, und um alles mit Einem Wort zu ſagen — er wollte ſie heirathen.

„Na, das war denn nun doch etwas ſtark, und trotz der verdrießlichen Lage, in der wir uns befanden, mußte ich doch laut auflachen bei dem Gedanken: ein Graf Oberndorf, ein künftiger Majoratsbeſitzer und eine Weinwirthstochter heirathen. Hubert jedoch nahm dies Lachen ſehr übel auf; mit jener Feſtigkeit, die er trotz ſeines für gewöhnlich ſanften und weichen Weſens zuweilen entwickeln konnte und die dann in der That keinen Widerſpruch weiter duldete, erklärte er, ſein Entſchluß ſei gefaßt, das Mädchen ſelbſt ſei einverſtanden, und wenn die ganze Welt ſich dagegenſetze, ſo werde Auguſte dennoch ſeine Frau.

„Ich erlaubte mir, noch immer halb lachend — denn wer wird auch an die Liebesſchwüre eines zwanzigjährigen Lieutenants glauben?! — ihn an den Zorn unſers Vaters ſowie an das Majorat zu erinnern, das mir doch auch nicht ganz ungeeignet ſcheine, ein Gewicht in die Wagſchale ſeiner Entſcheidungen zu werfen. Allein auch darauf hatte Hubert ſeine Antwort bereit.

„«Der Vater», ſagte er, «wird toben und wüthen, ich kenne ihn, ja; allein endlich wird er müſſen geſchehen laſſen, was er nicht mehr ändern kann. Das Majorat aber, nun natürlich, das fällt an dich, Bruder Erdmann, da ich als Mann einer unebenbürtigen Frau daſſelbe nicht antreten kann.»

„Nun denkt Euch in meine Lage, Magiſter, aber ehrlich und ohne Vorurtheil. Suchte ich Hubert mit Gewalt an der Ausführung ſeines Planes zu hindern, ſo riskirte ich ihn zum Aeußerſten zu treiben; der tolle Junge war im Stande, mit dem Mädchen durchzugehen, oder wenn ihm das unmöglich gemacht ward, ſo ſchoß er ſich eine Kugel durch den Kopf. Ließ ich ihn dagegen gewähren und kam die Heirath wirklich zu Stande, ſo brachte ich ihn ſozuſagen um ſein Erbtheil und ſetzte mich an ſeine, des Erſtgeborenen Stelle. Eine ganz verfluchte Lage, nicht wahr? Was ich auch thun und wofür ich mich entſcheiden mochte, immer war der Refrain, daß Hubert ins Elend gerieth und daß ich den Vortheil davon hatte.

„Dies letztere beſonders war es, was mich rein närriſch machte vor Aerger und Verwirrung. Denn ich hatte in dieſem Punkt ein ſehr feines und ſehr empfindliches Ehrgefühl; es iſt ein eigenthümliches Ding, der jüngere Sohn eines reichen Hauſes zu ſein und ſich auf ein verhältnißmäßig ſchmales Erbtheil angewieſen zu ſehen, während der Erſtgeborene als Majoratsherr das große Los davonträgt. Ich ſelbſt hatte dieſe Reflexion noch niemals gemacht, aber von einzelnen meiner Kameraden war ſie mir nahe gelegt worden, und da war ich vor Scham und Aerger jedesmal zurückgefahren, als hätte mich eine Natter geſtochen. Auch hatte ich, trotz der kleinen Neckereien, die zuweilen zwiſchen uns ſtattfanden, meinen Bruder aufrichtig lieb und nicht um der Welt willen hätte ich mich auf ſeine Koſten bereichern mögen. Und doch war das, wenn ich ihm ſeinen Willen ließ, unvermeidlich. Aber verſteht recht, Magiſter: wenn ich ihm den Willen nicht that und der Junge ging darüber zum Teufel, ſo war es ebenfalls unvermeidlich. Alſo Schande und Verdruß, wohin ich blickte — und Schande und Verdruß iſt es geblieben bis auf dieſe Stunde! . . .“

Der Graf ſtrich mit der Hand über die Augen; dann begann er von neuem:

„Das Klügſte wäre nun ohne Zweifel geweſen, ich hätte mich aufs Abwarten gelegt und der Zeit vertraut, die ja ſo vieles ins Gleiche rückt, und die auch wol Hubert's Leidenſchaft allmählich etwas abgekühlt haben würde. Noch aber war dazu keine Ausſicht; nachdem er durch das Geſtändniß, das er mir abgelegt, ſein Herz erleichtert, ſo war es nun auch, als ob die letzte Schranke gefallen; er machte dem Mädchen jetzt ganz öffentlich den Hof, fuhr halbe und ganze Tage mit ihr allein über Land und kurz, benahm ſich ſo, daß er bald das Märchen des ganzen Offiziercorps wurde.

„Da mußte denn freilich eingeſchritten werden. Auch — damit ich Euch meine ganze Schmach bekenne, Magiſter — konnte ich noch immer eine Art von Aerger oder Eiferſucht, wie Ihr es nennen wollt, nicht ganz überwinden;

ſeit ich wußte, daß die blonde Schöne die Geliebte meines Bruders, kam ſie mir noch einmal ſo liebenswürdig vor, und außer der Sorge um Hubert und ſein Schickſal wurmte es mich auch ganz abſcheulich, ſo hinter das Licht geführt zu ſein. Die Kameraden mit Hetzen, Warnen und Zutragen thaten das Ihre; mit Einem Wort, ich war mitunter ſo fuchswild, daß ich nicht wußte, wo mir der Kopf ſtand.

„Zuweilen dachte ich daran, mit dem Mädchen ſelbſt zu ſprechen und ihr vorzuſtellen, in welches Elend ſie meinen Bruder brächte und daß, wenn ſie ihn wirklich liebte, es ebendeshalb ihre Pflicht wäre, ihm zu entſagen. Allein theils fürchtete ich ihre kecke Zunge, theils kam ich mir auch in meiner Rolle als zurückgewieſener und hintergangener Liebhaber zu abgeſchmackt vor, ich ſcheute die Lächerlichkeit, die an einem derartigen Schritte haftete, und ſo unterblieb derſelbe ganz.

„Inzwiſchen trug Hubert ſeine Neigung immer deutlicher zur Schau; von der Wette war längſt keine Rede mehr, das ganze Offiziercorps war verſtimmt und ärgerte ſich, daß einer der beſten Kameraden im Begriff war, ſich ſo ſchmählich zu verplempern. Auch ließ der Regimentscommandeur mich eines Tages zu ſich kommen und ſprach ganz ernſthaft mit mir, ich möchte doch mit meinem Bruder reden und ihn veranlaſſen, auf einige Zeit Urlaub zu nehmen, in der jetzigen Weiſe könne es unmöglich fortgehen. Er, der Regimentscommandeur, ſei gewiß kein Kopfhänger und ſehe der jungen Welt gern durch die Finger, allein was zu arg ſei zu arg, mein Bruder ſei ja verliebt, daß es eine wahre Schande, und wenn ich es ablehne, mich in die Sache zu miſchen, ſo werde er es ſelber thun und unſern Vater von dem Vorgefallenen benachrichtigen.

„Nun kannte ich unſern Vater, er war der heftigſte und jähzornigſte Menſch, den die Erde trug. Ich muß oft im ſtillen lächeln, wenn die Leute mich den eiſernen Oberndorf nennen. Ja, da hättet Ihr erſt den Alten kennen ſollen; das war allerdings ein Mann wie aus Eiſen, was er befahl, das mußte geſchehen, jedermann zitterte vor ihm, und ſogar wir, ſeine Söhne, ſelbſt ſchon wie wir das Porteépée trugen, haben uns oft verſteckt wie die Schulbuben vor dem bloßen Ton ſeiner Stimme. Allerdings hatte er, ſeit wir beim Militär geſtanden, ſich ſehr generös gegen uns benommen und uns große Freiheiten gelaſſen. Allein ich kannte auch genau die Grenze, wie weit dieſe Freiheit ging; mit dem Gelde konnten wir es ſo toll treiben, wie wir wollten, deſſen hatte er genug, aber mit der Ehre ſeines Namens und dem unbefleckten Glanz ſeines Stammbaums, da verſtand er keinen Spaß. Ich ſah voraus, daß ein furchtbares Ungewitter über den armen Hubert hereinbrechen würde, ſowie der Vater von der Affaire Kenntniß erhielt. Und doch mußte er ſie erhalten, um Schlimmeres zu verhüten, und zwar mußte er ſie durch mich erhalten, weil jede Mittheilung aus dritter Hand ihn noch weit mehr geärgert und gereizt haben würde. Mit Hubert ſelbſt war nichts anzufangen, er war in den Wogen ſeiner Leidenſchaft rein untergegangen. Soviel Vorſtellungen ich ihm auch machte und ſo lebhaft ich ihm auch das Unglück ausmalte, das er über ſich heraufbeſchwor, ſo blieb er doch unerſchütterlich; ich konnte mir gar nicht anders denken, als das Mädchen müßte ihn behext haben, und fing an, es recht gründlich und ingrimmig zu haſſen.

„In dieſer aufgeregten und gehäſſigen Stimmung, halb toll gemacht durch das Geklatſch der Leute und die Zuflüſterungen der Kameraden, ſetzte ich mich denn endlich hin und ſchrieb meinem Vater die ganze unglückliche Geſchichte. Ich ſelbſt habe meinen Brief nie wieder zu Geſicht bekommen, da mein Vater hinterdrein ſorgfältig alles vernichtete, was an die unſelige Kataſtrophe erinnern konnte. Doch kann ich mir ſchon denken, daß der Brief nicht eben angethan geweſen ſein wird, den widerwärtigen Eindruck, den meine Mittheilung beim Vater nothwendig hervorbringen mußte, zu mildern; Verdruß über das Aufſehen, das die Geſchichte zu machen anfing, Aerger über Hubert's unnatürliche Schwäche, wie ich es nannte, Furcht, bereits zu lange geſchwiegen zu haben, vielleicht auch noch ein Reſt von Eiferſucht, die in irgendeinem Winkel meiner Seele verſteckt lag, alles kochte und brodelte in mir durcheinander, und ſo entſtand jener unſelige Brief und ſo wurde er abgeſendet, natürlich ohne daß Hubert die geringſte Ahnung davon hatte. Denn das war nothwendig, wenn ich Hubert nicht zum Aeußerſten treiben und ihn veranlaſſen wollte, mit dem Mädchen fortzulaufen, noch bevor mein Vater Zeit gehabt, herüberzukommen und die Sache in Ordnung zu bringen.

„Und mein Vater kam, ſchon den dritten Tag, nachdem ich geſchrieben. Von dem Briefe war zwiſchen uns keine Rede; er ſtellte ſich ganz heiter und unbefangen, gab vor, nur eines zufälligen Geſchäfts wegen in die Stadt gekommen zu ſein, und war auch gegen Hubert ganz freundlich, ſogar freundlicher, als es wol ſonſt in ſeiner Art lag. Doch bemerkte ich, daß er bei unſerm Oberſten ſowie bei verſchiedenen andern Offizieren des Regiments Viſite machte. Auch zu dem Vater des Mädchens ſah ich ihn hineingehen; es hatte auch das nichts Auffallendes, da derſelbe ja einen ausgedehnten Weinhandel betrieb und mancherlei Lieferungen für den Keller meines Vaters zu beſorgen hatte. Ihr könnt Euch vorſtellen, Magiſter, wie mir bei alledem das Herz ſchlug und mit welcher Bangigkeit ich auf den Moment wartete, wo das Gewitter losbrechen würde. Denn aus freien Stücken davon anzufangen und meinen Vater zu fragen, was er nun ſo eigentlich im Sinne habe, dazu fehlte mir der Muth; wir waren nicht ſo erzogen von meinem Vater, daß wir jemals gewagt hätten, das Wort zu ergreifen, ſondern immer warteten wir, bis wir vom Vater gefragt wurden.

„Endlich kam der Alte nach Hauſe; es war wieder ein ſtiller dämmeriger Abend wie jener, da Hubert mir die erſten Geſtändniſſe gemacht hatte. Der Alte fragte mich in ganz mildem leutſeligen Tone, ob Hubert zu Hauſe ſei, und da ich es bejahte, ſo hieß er mich, doch irgendeinen Beſuch in der Nachbarſchaft machen, er habe mit Hubert etwas zu ſprechen, wobei er allein mit ihm zu ſein wünſche. Die Knie wankten mir, wie ich die kalte ruhige Entſchloſſenheit meines Vaters ſah, doch war ich zu ſehr an Gehorſam gewöhnt, um mir irgendeinen Widerſpruch zu erlauben. Schon unter der Thür rief er mir noch nach, wo doch wol mein Piſtolenkäſtchen ſtände und ob auch die Ladung gehörig in Ordnung. Der Ton blieb mir in der Kehle ſtecken, ich war im Begriff, meinem Vater zu Füßen zu fallen und ihn um Mitleid für Hubert anzuflehen; allein ein Blick aus ſeinen kalten ſtarren Augen hieß mich ſchweigen, und ſo wankte ich halb bewußtlos fort, hinaus in die milde dämmerige Nacht. Herrgott, wie war da alles ſo ſtill, ſo friedlich, und welche furchtbare Tragödie ſpielte ſich vielleicht in eben dieſem Augenblick zwiſchen Sohn und Vater, meinem Vater und meinem Bruder, ab!

„Die furchtbare Aufregung, in der ich mich befand, ließ mir keine Ruhe; ſchon nach einer halben Stunde kehrte ich an unſer Haus zurück. Die Zimmer meines Bruders lagen zu ebener Erde, es war ein kleines niedriges Haus, und da ſich der Vorhang am Fenſter zufällig verſchoben hatte, ſo konnte ich einen Blick in das ſchwach erleuchtete Gemach werfen. Ich ſah meinen Vater hoch aufrecht, ein Piſtol mit geſpanntem Hahn in der Hand, leichenblaß, aber mit keiner Fiber ſeines ehernen Antlitzes zuckend, vor meinem Bruder ſtehen, der, kraftlos zuſammengebrochen, in halb ſitzender, halb knieender Stellung in einen Stuhl geſunken war. Auf dem Tiſch vor ihm lag ein beſchriebenes und unterſiegeltes Blatt; mit der Rechten hielt mein Vater das Piſtol, während er

Hubert mit der Linken die eingetauchte Feder hinreichte. Es war todtenſtill zwiſchen beiden, kein Wort ward geſprochen, ich hörte das Ticken der Uhr, die mein Vater vor ſich auf den Tiſch gelegt hatte, bis auf die Straße; das Ganze war ein fürchterlicher Anblick, und ich begreiſe noch jetzt nicht, wie ich denſelben ausgehalten, ohne laut aufzuſchreien und die Scheibe in Stücke zu ſchlagen.

„Endlich löſte ſich der Starrkrampf, der mich gefangen hielt, ich ſtürzte ins Haus, ich wollte um Hülfe rufen, ich wollte mir gewaltſam Eintritt in das Zimmer verſchaffen, um das Ungeheuerſte zu verhindern. Allein indem ich in den Vorſaal trat, öffnete ſich die Thür bereits von ſelbſt und mein Vater trat mir entgegen; er war noch immer leichenblaß, aber ruhig und unerſchüttert. Hinter ihm, ein Bild des Jammers, ſchwankte Hubert; ich konnte mich bei ſeinem Anblick nicht enthalten, in laute Thränen auszubrechen.

„Mein Vater beachtete dieſelben nicht; mit der einen Hand ein Papier in die Bruſttaſche ſchiebend, mit der andern das Piſtol, von dem er das Zündhütchen ſorgſam abgenommen hatte, in das Käſtchen zurücklegend, ſagte er — und ſtellt Euch vor, Magiſter, was für ein Mann mein Vater war: nicht einmal ſeine Stimme zitterte indem er ſprach . . .

„Alſo er ſagte: «Du kommſt zur guten Stunde, mein Sohn, ich habe dir intereſſante Neuigkeiten mitzutheilen, Hubert weiß ſie bereits. Es iſt nichts auf die Länge mit dem Militärdienſt, man verwildert dabei nur, und obenein, ihr Schelme», indem er ganz gütig lächelte,

»greiſt ihr denn doch etwas zu tief in meinen Beutel. Ich habe den Abſchied für euch gefordert, ihr werdet mit hinauskommen nach Oberndorf. Auch kannſt du deinem Bruder gratuliren, er wird die Couſine Adelgunde heirathen, eben hat er den Ehecontract unterſchrieben.« . . .“

Neuntes Kapitel.

In der Hütte.

Allein hier iſt es Zeit, daß wir die Erzählung des Grafen für einige Augenblicke unterbrechen und den Leſer erſuchen, uns hinauszubegleiten in die ſchwarze, ſchweigende Nacht, welche draußen ihre geheimnißvollen Schleier breitet. Wir tappen mühſam durch das Dunkel, bis wir vor einer Hütte ſtehen, die in dem verſteckteſten Winkel der Dorfgaſſe liegt; wir kennen die Stelle bereits, es iſt dieſelbe Hütte, in der Eduard vorhin die ſchwarze Nanni aufſuchte und deren Thür er verſchloſſen fand.

Auch jetzt iſt die Thür verſchloſſen, der junge Mann indeſſen, der ſoeben geräuſchlos, den Athem an ſich haltend und vorſichtig nach allen Seiten ſpähend, über den Zaun ſteigt, welcher das enge Gehöft umgibt, iſt mit der Gelegenheit offenbar beſſer vertraut als wir. Er ſchleicht ſich leiſe an die Hinterpforte, greift unter die Schwelle, und mit einem leiſen Druck hebt er den Riegel aus dem

Schloß. Alles iſt finſter; auf den Zehen ſchleichend tappt der junge Mann vorwärts, mit ſolcher Vorſicht und auf ſo unhörbaren Sohlen, wie eine Mutter, welche den Schlaf ihres Kindes zu ſtören fürchtet. Schon rührt ſein Fuß an eine ärmliche Schütte Stroh, er beugt ſich nieder, und wenn die Nacht nicht ſo dunkel wäre, ſo könnten wir ſehen, wie zwei große ſchwere Thränen aus ſeinen Augen rinnen.

In demſelben Augenblick jedoch fuhr eine Geſtalt von dem Lager und eine Stimme wurde laut, nicht ängſtlich und erſchrocken, vielmehr feſt und ruhig, wol aber leiſe klagend, wie von einem geheimen Weh gepreßt. „Wer iſt da?“ ſagte die Stimme, „und was ſoll das hier, mitten in der Nacht?“

Es war die ſchwarze Nanni, die alſo allerdings zu Hauſe war; auch war ihre Wunde keineswegs ſo unbeträchtlich geweſen, wie Eduard ſich tröſtete. Zwar hatte ſie noch die Kraft gehabt, ſich allein nach ihrer Hütte zurückzufinden, aber kaum hier angelangt, war ſie, von einem heftigen Fieber geſchüttelt, auf ihr armſeliges Lager geſunken, um gleich darauf in einen traumähnlichen Zuſtand, halb Schlummer, halb Betäubung, zu ſinken.

In dieſer Betäubung hörte ſie um Mitternacht deutlich, wie jemand über die Umzäunung ſtieg, die Thür öffnete und ſich unvermerkt in ihre Nähe ſchlich. Es war nur einer, der dieſen Weg kannte und ihn ſchon öfters, wenn auch immer gegen Nanni's Willen, zurückgelegt hatte, darum beunruhigte Nanni ſich auch nicht weiter, nämlich wenn Unruhe überhaupt in der ſtarken und tapfern Natur dieſes Mädchens gelegen hätte, ſondern ſich langſam in die Höhe richtend und die Decke feſter um ſich ziehend, fragte ſie nur: „Wer iſt da? und was ſoll das hier, mitten in der Nacht?“

„Ich bin's“, flüſterte eine Stimme, und auch dieſe Stimme kennen wir — es iſt der ſchöne Heinrich. Er hatte ſich ſchon einigemal auf eben dieſem Wege, allem Anſcheine nach der Weg eines beglückten Liebhabers, zu dem Mädchen geſtohlen, aber immer nur, um ihr ſeine Klagen auszuſchütten und mit Hohn und Spott von ihr zurückgeſchickt zu werden.

Auch heute kam er, mit einem Herzen, ſo rein, ſo treu und ſo voller Ehrerbietung, wie nur je in der Bruſt eines Mannes geſchlagen. Es war ihm nicht möglich geweſen, Eduard's Weiſung zu befolgen; in rathloſem Jammer, tauſend Plane entwerfend und in demſelben Augenblick wieder zerſtörend, hatte er ſich bis tief in die Nacht in Wald und Buſch umhergetrieben und kam nun, nach dem geliebten Mädchen zu ſehen und ſich zu überzeugen, wie es mit ihrer Verwundung ſtehe und ob ſie auch irgendeiner Pflege bedürfe.

„Ich konnte dir ja nicht folgen“, ſagte er entſchuldigend, „ſie ließen mich ja nicht fort, ich bin ja der Sklave, der keinen Willen und keinen eigenen Gedanken hat. Und nachher, wie ich zu mir ſelbſt kam — denn glaube nur, Nanni, ich werde noch verrückt, rein verrückt vor Schmerz und Liebe, wenn du mich nicht erhörſt — da fürchtete ich das Aufſehen vor den Leuten, wenn du mich ſo rauh zurückweiſen und mir die Thür vor der Naſe zuwerfen würdeſt, wie du ja zu thun pflegſt. Darum komme ich nur in der Nacht — ſie iſt die

Hüterin der Armen, Nanni, und arm und elend ſind wir ja alle beide.“

„Es iſt wahr“, fuhr er fort, indem er den Fuß ängſtlich zurückzog, um auch nicht den kleinſten Halm des Lagers zu knicken, auf welchem das Mädchen ruhte, „du haſt mir verboten zu dir zu kommen, ſei es bei Nacht, ſei es bei Tage. Aber ich mußte doch ſehen, was du machteſt, und mußte dein liebes Köpfchen zwiſchen meine Hände nehmen — das geliebte Köpfchen, das ſie ſo roh, ſo ſchändlich zerſchlagen haben — und mußte deine Wunde kühlen mit meinen Thränen. Ach Nanni“, ſetzte er dumpf hinzu, „ich glaube, das war heute ein verhängnißvoller Tag . . .“

„Gewiß war er das“, erwiderte Nanni mit einem tiefen Seufzer, der zu der ſonſtigen unverwüſtlichen Heiterkeit des jungen Mädchens nur wenig harmonirte, „aber darum hätteſt du doch nicht zu mir kommen ſollen, nachts und gegen meinen Willen; iſt die ſchwarze Nanni nicht ſchon verhaßt genug? und reden die Leute nicht ſchon genug des Uebeln von mir? Aber ſie haben das Recht dazu —“

„Niemand hat ein Recht dazu“, rief Heinrich mit überwallender Empfindung, „alle ſollen dich lieben und ſollen dich verehren, wie ich dich ehre und liebe! Auf den Händen ſollen ſie dich tragen, wie ich es thun würde, wenn du es mir nur erlaubteſt, du böſes, geliebtes Mädchen . . .“

„Damit wird es nun wol noch einige Zeit dauern“, erwiderte Nanni. „Aber da du nun einmal da biſt und bevor wir eins ins andere reden, ſieh doch einmal nach, ob du Stein und Zunder finden kannſt, ich dächte, es müßte noch ein wenig Oel auf der Lampe ſein.“

Heinrich gehorchte, und bald erleuchtete der zitternde Schein einer ärmlichen Lampe die niedrigen Räume. Es war ein ſeltſamer Anblick: das junge bleiche Mädchen, das Aufregung und Erſchöpfung noch bleicher erſcheinen ließ, noch mit den Blutſpuren in den Haaren, die ſich während des Schlummers gelöſt hatten und in langen ſchwarzen Flechten über die halbentblößten Schultern hingen, halb in das Stroh vergraben, und ihr gegenüber Heinrich, ebenfalls mit verwildertem Antlitz und in ungeordneter Kleidung, mit tiefen brennenden Blicken das geliebte Bild verſchlingend.

„So“, ſagte Nanni, da die Lampe endlich brannte, „das iſt gut, nun ſetze dich dahin — nein, dort meine ich, in die fernſte Ecke und die Lampe ſtelle zwiſchen uns, ſo — und nun will ich dich auch ein wenig anſehen . . .“

So geringfügig dieſe letztere Gunſtbezeigung auch war, beſonders zu dieſer Stunde und in einer ſolchen Umgebung, ſo gewährte ſie dem jungen Manne doch eine unendlich ſüße Beruhigung: denn er wußte nun, daß Nanni ihm nicht mehr zürne. Lange Zeit heftete das ſeltſame Paar Auge in Auge; dann ſich erſchöpft hintenüber lehnend, ſagte Nanni:

„Du biſt doch im Grunde ein guter Menſch, Heinrich, und es iſt recht unrecht von mir, daß ich dich immer ſo ſchnöde behandelt habe; was du heute für mich gethan, wahrhaftig, kein anderer hätte es gethan.“

„O ſprich nicht davon, Nanni“, ſagte der junge

Mann, „ich wäre ja glücklich, wenn ich dir mein ganzes Leben zu Füßen liegen, ja wenn ich für dich ſterben könnte."

„Ei was", erwiderte das Harfenmädchen, „es ſtirbt ſich nicht ſo raſch und auch ich denke bald wieder auf den Beinen zu ſein, es iſt blos eine Schramme in der Haut, und im Grunde waren die Hunde gar nicht daran ſchuld, ſondern die alte ſchwere Harfe hat es gethan. Nun, die Harfe hat mich bisher ſo treulich genährt, da kann ſie mir auch ſchon einmal ein bischen wehe thun."

„Nein, nein", rief Heinrich leidenſchaftlich, „nicht die Harfe iſt es geweſen, ſondern die Hunde! die Hunde, die ſie auf dich gehetzt haben — o es iſt entſetzlich!"

„Ja", ſagte Nanni matt, indem ein halb bitteres, halb zufriedenes Lächeln um ihre bleichen Lippen ſpielte, „habe ich es dir nicht immer geſagt, daß der Graf ein alter Heide, ein Neuntödter, und daß du ein rechter Tropf biſt, dein junges Leben in ſolchem Dienſt zu verlieren? Ach du weißt nur nicht, was das heißt frei ſein, frei wie der Vogel in der Luft und niemand gehorchen als ſich ſelbſt! Aber ich hoffe, das iſt nun vorbei und du läufſt nun, ſo weit die Füße dich tragen."

„Gewiß werde ich laufen", antwortete Heinrich, „aber nur nicht ohne dich! Sieh, das iſt es am allermeiſten, weshalb ich komme. Mein Los iſt nun geworfen, es iſt nicht möglich, daß ich in den Dienſt des Grafen zurückkehre, ich muß nun weit fort in die Welt. Denke nicht, daß ich mich davor fürchte, im Gegentheil, dieſes Brot der Knechtſchaft würgt mich ſchon ſeit langem im Halſe, und ich will lieber hungern und frieren, als noch länger ſolch elender Sklave ſein. Aber vor einem fürchte ich mich, eins iſt, was ich nicht ertragen könnte — dich nicht mehr zu ſehen, Nanni. Nein, ziehe nicht ſo ſpöttiſch mit dem Munde. — was kann ich denn dafür, daß ich dich ſo liebe? daß ich nicht ſein kann ohne dich? Du duldeſt ja einen Hund, eine Katze, einen Hänfling duldeſt du, der ſich an dich gewöhnt und der auf deine Schulter fliegt, wenn er dich ſieht; ſo dulde auch mich! Ich ſage nicht, wie ich wol früher geſagt habe: werde meine Frau! Ich weiß jetzt, daß dies Glück zu groß für mich wäre und daß du zu Beſſerm beſtimmt biſt, als die Frau eines armen weggejagten Bedienten zu werden. Aber ich bitte dich: ſchicke mich nicht von dir, dulde mich in deiner Nähe, und wohin du gehſt, dahin laß mich auch gehen. Sieh, du biſt ſolch zartes feines Geſchöpfchen, du biſt nicht geboren, auf der Landſtraße durch Sturm und Regen zu laufen, nimm mich zu deinem Begleiter, ich will dir die Harfe tragen, ich will dir die Noten halten, wenn du ſingſt, das Geld will ich für dich einſammeln, bewachen will ich dich, wenn du ſchläfſt, ja und wenn alles andere nicht mehr hilft, ſo will ich für dich betteln und ſtehlen und morden . . .“

Zehntes Kapitel.

Ein halbes Geſtändniß

Eine tiefe Pauſe erfolgte. Heinrich ſaß in ſeinem Winkel, vornüber gebeugt mit ausgebreiteten Armen, als wolle er die Geliebte durch die Lüfte hindurch vermittelſt der Kraft ſeiner Leidenſchaft an ſein hochklopfendes Herz ziehen; ſeine ganze Seele lag in ſeinen Blicken. Auch Nanni hatte ſich aufgerichtet; ſie ſah den jungen Mann ebenfalls mit langen ausdrucksvollen Blicken an, aber der Blick war trübe und der Ausdruck ſchmerzlich.

„Armer Junge“, ſagte ſie, „wie leid du mir thuſt! und wie ſchade, daß ich dich nicht früher ſo kennen gelernt habe! Habe nochmals Dank, daß du dich meiner ſo tapfer angenommen, ich hätte es dir nicht zugetraut; habe Dank, es hätte ein ſchönes Leben werden können — aber nun iſt es zu ſpät“, ſetzte ſie hinzu, indem ſie den Kopf auf die Bruſt neigte und die Strohhalmen ihres dürftigen Lagers einzeln durch die Finger gleiten ließ.

„Nichts iſt zu ſpät“, rief Heinrich, hingeriſſen durch die ungewohnte Milde des ſonſt ſo ſpröden und eigenſinnigen Mädchens, „nichts iſt zu ſpät, wenn du mich liebſt und wenn du mir nur erlauben willſt, daß ich dich liebe! Du biſt jung, ſchön, anmuthig, deine Stimme klingt wie der Geſang der Lerche, wenn ſie ſich in der ſchönen kühlen Morgenfrühe mit gleichen Flügeln gen Himmel ſchwingt; es kann dir nicht fehlen, du wirſt noch eine reiche, vornehme, berühmte Frau. Ich habe ſo öfters von weitem zugehört, wenn die Herrſchaften über Tafel ſich erzählen; es iſt ſchon mehr als ein armes Mädchen in dünnem Röckchen mit der Harfe im Arm ſtraßauf ſtraßab gelaufen und iſt zuletzt doch noch eine große und geprieſene Sängerin geworden. Verſuch es, vertraue dich meinem Schutz! Ich bin zwar nur ein ungeſchickter einfältiger Burſche, aufgewachſen in der Bedientenſtube und abgerichtet zu allerlei elenden Künſten. Aber ich will mich beſſern, ich will etwas Tüchtiges lernen, ich will dir Ehre machen, Nanni — arbeiten will ich für dich", rief er, „arbeiten, Nanni, daß du leben ſollſt wie eine Prinzeſſin und ſollſt nicht wiſſen, was Sorge heißt!"

„Nicht ſo, nicht ſo", bat Nanni, indem ſie die fieberheiße Stirn in die Hände preßte, „du meinſt es gut, Heinrich, aber du machſt mir Schmerzen damit. Ja ehedem, da ich noch ein Kind war, da gab es wol eine Zeit — aber nun iſt ſie vorüber und vorüber auf ewig . . ."

Heinrich blickte ſie verwundert an. Nanni fuhr fort:

„Höre, was ich dir ſage, mein Freund, es iſt eine feierliche Stunde und es kann lange währen, ehe mein Herz wieder einmal ſo weich wird und ich ſo freundlich zu dir bin wie heute. Ich bin noch ſehr jung und ſehr unwiſſend, alle die ſchönen Dinge, rechnen, ſchreiben, leſen, welche der Graf dich hat lernen laſſen, ſind mir ſo gut wie böhmiſche Wälder; ich bin nichts als eine arme Straßenſängerin. Aber ich habe mehr von der Welt geſehen als du, und darum glaube meinen Worten. Es muß ſehr ſüß ſein, ich kann es mir denken, einen ordentlichen Mann zu haben, den man liebt, und ihm anzugehören als treue, brave, ehrliche Frau; ja mitunter iſt es mir, als gehörte nur ganz wenig dazu und wir Mädchen könnten jeden lieben, der uns liebt und uns mit ſtarkem Arme ſchützt, ernährt und in Ehren hält. Aber wie ſüß dies Glück ſein mag und wie leicht die Reichen und Vornehmen es ſich erkaufen mögen, für uns arme Leute, uns Kinder des Elends und der Schande iſt es nicht. Hörſt du, was ich ſage, Heinrich? der Schande! — Und wenn dir der Graf auch ſeine Einwilligung gäbe, und wenn du mich in ein Haus führen könnteſt, ſtrotzend von Gold und Seide, ich könnte dir meine Hand doch nicht reichen; ſieh nur her“, ſagte ſie halb ſcherzend, „ſie iſt zu rauh, ſie hat zu viele Schwielen dieſe Hand, ſie hat zu viel arbeiten müſſen, zu viel und zu früh auf der breiten Heerſtraße des Lebens . . .“

„Ich verſtehe dich nicht“, entgegnete Heinrich, „bin ich denn nicht ebenfalls ein Sohn der Armuth und der Dienſtbarkeit? Was iſt denn wol ſchlimmer und hinterläßt tiefere Narben, das freie luſtige Leben, das du führſt, oder dieſe ſchimpfliche Knechtſchaft, in der ich geſteckt habe von Kindesbeinen? Der Magiſter, ich meine der junge gelehrte Herr, der jetzt oben im Schloſſe iſt, hat es mir heute Abend noch ſelbſt geſagt, daß der Graf mich gehalten hat wie einen Leibeigenen, und daß er dazu kein Recht beſitzt . . .“

„Wie einen Leibeigenen“, wiederholte Nanni ſpöttiſch, „ach du armer Tropf, weißt du denn nicht, daß es noch eine andere Knechtſchaft gibt, die macht die Seele zu eigen? Und das iſt die ſchlimmere. Ich denke mir“, fuhr ſie fort, indem ſie die Augen mit den langen ſchwarzen Wimpern bedeckte, als wollte ſie ſich ganz in die Erſcheinungen ihres Innern vertiefen, „ich denke mir, das Leben, das du im Schloſſe geführt haſt, muß doch im ganzen recht ſtill, recht einfach, recht — wie ſoll ich nur ſagen, recht unſchuldig geweſen ſein. Kleider bürſten und Stiefel putzen, Teller wechſeln und hinter dem Stuhle ſtehen, nun ja, es iſt ein langweiliges Metier, aber es muß, denke ich mir, wenigſtens das Gute haben, daß man nicht viel dabei ſündigen kann. Was werden deine größten Verbrechen ſein, armer Junge? Daß du vielleicht einmal die Zeit verſchlafen, oder ein Glas zerbrochen, oder wenn du deinem gnädigen Fräulein die Schüſſel haſt von links reichen ſollen, haſt du ſie ihr von rechts gereicht. Danke du deinem Gott, Heinrich, daß er dir das Leben ſo leicht gemacht, und glaube, daß es nicht allen ſo gut geworden.“

„O“, entgegnete Heinrich halblaut, „ich bin lange nicht ſo gut, wie du denkſt, Nanni, ich habe auch viel Böſes gethan, viel Böſes — wenn auch freilich nur immer in Gedanken bisjetzt. Weißt du, Nanni“, flüſterte er, indem er ſich mit dem halben Oberleib in die Höhe richtete und mit verſtörten Augen vor ſich hinſtarrte, „weißt du, Nanni, daß ich in Gedanken bereits geraubt habe und Feuer angelegt und gemordet? Gemordet, Nanni?!

O wenn alle meine Gedanken laut, meine Träume lebendig würden, es würde ein entſetzliches Regiſter!“

Nanni blickte ihn forſchend an; die Lampe war im Verlöſchen und warf ein unheimlich flackerndes Licht auf die verſtörten Züge des jungen Mannes, der noch immer regungslos mit weitgeöffnetem Auge vor ſich hinſtarrte. Darauf ſagte ſie:

„Was man blos in Gedanken ſündigt, das vergibt Gott. Aber ſündigen und ſich nichts dabei gedacht haben, ſiehſt du, Heinrich, das iſt das Schrecklichſte von allem ...“

Und dann plötzlich in einem ganz andern Tone und auf ein ganz anderes Thema überſpringend:

„Die Hochzeitsgeſchenke“, ſagte ſie, „gehen dir nun freilich auch verloren, armer Heinrich. Wie iſt es damit? Der junge Baron, der Albert, heirathet ja wol euer gnädiges Fräulein; iſt die Hochzeit bald und wird ſie recht groß und recht glänzend?“

Wiewol Heinrich an die Launen und Seltſamkeiten des Harfenmädchens hinlänglich gewöhnt war, ſo kam dieſe ſo ganz fern liegende Frage ihm doch etwas gar zu unerwartet; er ſah darin nur das Bemühen, ein Geſpräch abzubrechen, das für ihn bisher ſo intereſſant und ſeinem Herzen ſo wohlthuend geweſen, und begnügte ſich daher mit der ziemlich einſilbigen Antwort, daß er ſich um dieſe Dinge niemals bekümmert habe; allerdings gelte Baron Albert als der Verlobte der jungen Gräfin, doch wiſſe er nicht, ob es ſich wirklich ſo verhalte, und noch weniger, wann die Hochzeit ſein werde.

Aber Nanni's Neugier war damit noch nicht befriedigt. „Die junge Gräfin“, forſchte ſie weiter, „iſt wol recht ſtolz, eine echte Tochter ihres Vaters, nicht wahr? Sie hat ein ſchönes majeſtätiſches Geſicht, aber es gefiel mir nicht, daß ſie mich ſo durch das Glas betrachtete. Auch hätte ſie es nicht dulden ſollen, daß der Graf mich ſo mishandelte; es iſt immer eine Schmach für unſer ganzes Geſchlecht, und alle Frauen ſollten ſich empören, wenn eine einzige von ihnen mishandelt wird."

„Laß uns", meinte Heinrich, „nicht von fremden Leuten ſprechen, Nanni, wir haben genug mit unſerm eigenen Schickſal zu thun, dächte ich . . ."

Allein Nanni bezeigte keine Luſt, das ſo jählings abgebrochene Geſpräch wieder aufzunehmen; ſie ſei müde und auch ihr Kopf fange wieder an zu ſchmerzen, ſagte ſie; auch ſei es die höchſte Zeit, daß Heinrich ſich entferne, da der Tag bereits zu grauen beginne.

Und ſo groß war die Gewalt, welche das Mädchen über den Jüngling übte, daß er auch dieſer Aufforderung ohne Widerſpruch gehorchte. Er reichte ihr die Hand. „Ich gehe", ſagte er —

„Und wohin?" fragte Nanni.

„In das Schloß zurück nicht", erwiderte Heinrich, „doch wird ſich ja wol im Walde noch ein Fleckchen finden, wo ein ehrlicher Burſche ſein Haupt niederlegen kann. Morgen in aller Frühe hat der Magiſter mir Beſcheid vom Grafen zugeſagt; ich verſpreche mir nichts, ja ich wünſche nichts davon, aber es wäre unartig gegen den Magiſter, der immer ſo gut und freundlich gegen mich iſt, wollte ich ſeinen Beſcheid nicht abwarten. Was dann geſchieht, Nanni, liegt in deiner Hand; ſieh du nur zu, daß du recht bald wieder geſund wirſt — und was den

Vorfall von geſtern Abend anbetrifft, ſo verlaß dich darauf, daß ich dich räche.“

„Ich muß dir deine eigenen Worte zurückgeben“, antwortete das Mädchen, „ſorge du nur für dich ſelbſt und bekümmere dich nicht um mich; unſereins muß auf dergleichen gefaßt ſein, das bringt das Handwerk ſo mit ſich, auch iſt es noch lange das Schlimmſte nicht, was mir widerfahren . . .“

„Aber ich darf dich doch wiederſehen?“ fragte Heinrich, „und du gehſt doch nicht fort, ohne daß wir uns noch einmal geſprochen haben?“

„Es wird mit dem Fortgehen nicht ſo raſch werden, guter Heinrich“, antwortete Nanni mit trübem Lächeln, „meine Wunde brennt mich ganz erbärmlich, und wenn du, ehe du gehſt, mir den Waſſerkrug hierher rücken wollteſt, ſo würde ich dir dankbar ſein. So, da ſteht er gut — und nun puſte die Lampe aus und geh leiſe, damit dich niemand hört.“

Heinrich verlöſchte die Lampe, noch einen Blick warf er auf das geliebte Mädchen, deſſen bleiche Züge ihm durch das erſte ungewiſſe Morgengrauen geiſterhaft entgegenleuchteten; dann entfernte er ſich ebenſo unhörbar wie er gekommen.

Elftes Kapitel.

Die Trauung.

Kehren wir jetzt zu dem Grafen zurück, der ſeine Erzählung inzwiſchen folgendermaßen zu Ende gebracht hatte:

„Gleich am nächſten Morgen nach jenem furchtbaren Abend nahm der Vater uns beide mit ſich hinaus nach Oberndorf; nicht einmal die üblichen Abſchiedsviſiten wurden uns verſtattet. Die Nacht über hatte er in demſelben Zimmer mit Hubert geſchlafen, auch verließ er ihn keine Minute bis zu dem Augenblick, da wir in den Wagen ſtiegen, ſodaß es Hubert völlig unmöglich fiel, von ſeiner Geliebten Abſchied zu nehmen oder ihr auch nur irgendeine Nachricht zukommen zu laſſen.

„Unſere plötzliche Entfernung aus dem Offiziercorps machte großes Aufſehen und ſollte für das ganze Regiment, ja ſelbſt für das Städtchen, in welchem daſſelbe bisher in Garniſon geſtanden, die unerwartetſten und unangenehmſten Folgen haben. Die Geſchichte jener unſeligen Wette ſprach ſich herum und gelangte ſogar bis in die Reſidenz; eine Unterſuchung wurde eingeleitet, ich weiß nicht, ob auf heimlichen Betrieb meines Vaters oder ob infolge der vielen, zum Theil ſehr entſtellten Gerüchte, welche ſich über den Vorfall verbreiteten; das ganze lockere Leben, das wir ſo lange geführt hatten, wurde ſozuſagen zu Protokoll genommen, und das Ende vom Liede war, daß unſer alter Oberſt einen Wink erhielt, ſeinen Abſchied zu nehmen, das Regiment ſelbſt aber ward in eine andere größere Stadt verlegt, wo die Offiziere weniger ausſchließlich die Herren ſpielen und ihren Gelüſten weniger den Zügel ſchießen laſſen konnten.

„Was Hubert anbetraf, ſo hielt er ſich ganz ſtill und verſchloſſen; zu fragen wagte ich ihn nicht, theils aus Mitleid, theils aus Beſorgniß, die kaum verharſchte Wunde wieder aufzureißen und einen neuen Ausbruch ſeiner unglücklichen Leidenſchaft herbeizuführen. Die ihm beſtimmte Braut, Couſine Adelgunde, fanden wir bereits auf Schloß Oberndorf gegenwärtig. Es war ein ſanftes, liebenswürdiges Mädchen; ſie fühlte wohl, daß Hubert ihr kein Herz entgegenbrachte, aber ſie begriff auch die Verhältniſſe ihres Standes und war entſchloſſen, ihr Schickſal mit Würde zu tragen. Auch war Hubert's Betragen gegen ſie den Umſtänden ganz angemeſſen, das heißt zwar kühl und zurückhaltend, aber doch ohne ſichtliche Abneigung. Er ſchien ſeit jener entſetzlichen Stunde völlig gebrochen und ließ willenlos mit ſich machen, was ſeine Umgebung für gut befand. Auch die feierliche Verlobung ging ohne Störung vorüber, und ich dankte Gott in meinem Herzen und glaubte ſchon, das Schlimmſte wäre vorüber.

„Aber ſiehe da, unmittelbar nach der Verlobung erkrankte Hubert. Die Aerzte ſagten, es wäre ein Nervenfieber; er lag in wilden Delirien, und niemand durfte zu ihm, mit Ausnahme meines Vaters, der ihn mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit pflegte, und der ihm beſtellten Wärter. — Die Krankheit zog ſich hin, es vergingen Wochen, aus den Wochen wurden Monate, und noch immer war der Zuſtand des Kranken ein hoffnungsloſer. Endlich konnte er zwar das Bett wieder verlaſſen, aber o gerechter Himmel, wie ſah er aus und was war aus ihm geworden! Der einſt ſo friſche, blühende Jüngling war ein müder, welker Greis; nichts beſchäftigte, nichts intereſſirte ihn, ganze Tage konnte er ſitzen und auf einen Fleck ſtieren; ſelbſt die Anweſenheit ſeiner Braut, die häufig zum Beſuch herüberkam und ſich mit dem Vater in ſeine Pflege theilte, vermochte nicht, ihn aus ſeinem Stumpfſinn emporzurütteln. Es war als ob er in einer andern Welt lebte und nichts ſah von dem, was um ihn vorging; nahm er aber einmal an etwas theil, ſo zeigte er dabei eine ſo krankhaft erhöhte Reizbarkeit und ein ſo wildes unheimliches Feuer, daß wir ihn am liebſten wieder in ſeine Einſamkeit zurückkehren ſahen.

„So verging ein trüber Herbſt und ein noch trüberer Winter. Die Aerzte riethen zu einer Luftveränderung, der Vater aber behauptete, Couſine Adelgunde ſei die beſte Arznei, welche dem Patienten verordnet werden könne, und ſetzte, den Widerſpruch der Aerzte nicht achtend, die Hochzeit auf die erſten Tage des wiederkehrenden Frühlings feſt. Auch dagegen erhob Hubert keinen Widerſpruch; wie geſagt, er ließ ſich alles gefallen und war ganz zufrieden, wenn andere für ihn dachten und beſchloſſen. — Von Auguſte hatte ich in der ganzen Zeit nichts gehört; der Vater hatte mir jeden Verkehr mit dem Städtchen unterſagt, und da auch inzwiſchen meine ehemaligen Kameraden den Ort verlaſſen hatten, ſo hatte ich auch gar keine Veranlaſſung mehr, mich um denſelben zu kümmern. Bei alledem, und ſo ruhig Hubert auch dem Anſcheine nach war, konnte ich mich einer trüben Ahnung nicht erwehren; ſie ſollte ſich nur allzu bald und allzu furchtbar beſtätigen.

„Da es die erſte Hochzeit war, welche auf Schloß Oberndorf gefeiert ward, ſeitdem mein Vater den ehemaligen Glanz der Familie erneuert und die alten Stammgüter derſelben wieder zuſammengebracht hatte, ſo ſollte dieſelbe mit größtem Pomp begangen werden; war es doch zugleich auch das erſte mal, daß ein künftiger Majoratsherr von Oberndorf ſich vermählte, und ſo ſchien es nicht mehr als billig, bei dieſer Gelegenheit den ganzen ſo glücklich wiederhergeſtellten Glanz des Hauſes zur Schau zu tragen. Mein Vater war ſonſt, wie ich Euch ja wol ſchon geſagt habe, Magiſter, ziemlich knauſerig und legte auf die Freuden und Genüſſe des Lebens wenig Werth; wo es ſich jedoch um einen von uns Söhnen handelte oder wo es darauf ankam, durch ſeinen Reichthum zu imponiren, da kannte ſeine Freigebigkeit und Prachtliebe keine Grenzen. Es war daſſelbe Motiv, das ihn veranlaßte, jenen unglücklichen Schloßbau zu unternehmen, der ihn ſchließlich das Leben koſtete und der noch jetzt als traurige Ruine daſteht. Doch davon vielleicht ein andermal.

„So rückte der Tag des Feſtes denn immer näher; zahlloſe Gäſte waren geladen und die glänzendſten Vorbereitungen getroffen. Es ſtand damals in einem entfernten Theil des Parks eine alte Kapelle, die ich ſeitdem habe abbrechen laſſen; nach dieſer Kapelle, mitten durch den im Frühlingsſchmuck prangenden Garten, ſollte der feſtliche Zug ſich hinbewegen und hier, unter den glanzvoll reſtaurirten Wappenſchildern der Oberndorfe ſollte die Trauung dann ſtattfinden. Mein Vater entwickelte bei dieſen Zurüſtungen zum Feſte eine unglaubliche Thätigkeit; er wurde ordentlich wieder jung, und ich entſinne mich nicht, ihn jemals ſo froh und leutſelig geſehen zu haben. Auch ich, da alles ruhig blieb und auch Hubert's Geſundheit ſich in demſelben Grade zu befeſtigen ſchien, wie der Hochzeitstag näher rückte, faßte Muth, und wenn ich auch mitunter noch an die Auguſte und ihre unſelige Liebſchaft mit Hubert dachte, ſo geſchah es doch eben nur, wie man an ein überſtandenes und überwundenes Unglück denkt.

„Es war am Vorabend des Hochzeitstages; alle Vettern und Baſen bis ins zwanzigſte Glied hatten ſich eingefunden, eine glänzende Geſellſchaft wogte durch die engen Räume des Herrenhauſes — deſſelben, das ich noch jetzt bewohne und unter deſſen Dach wir uns in dieſem Augenblick befinden, Magiſter — und mein Vater bedauerte nur, daß das neue Schloß noch nicht fertig, um ſeine Gäſte deſto ſtattlicher bewirthen zu können. Adelgunde in ihrem feſtlichen Schmuck ſah allerliebſt aus und ſelbſt auf Hubert's Wangen war ein leiſer Anflug der frühern Jugendblüte zurückgekehrt.

„Da wurde ich plötzlich von einem vertrauten Diener auf geheimnißvolle Weiſe herausgerufen; ich vermuthete irgendeine Ueberraſchung für das junge Paar und folgte ganz unbefangen in eine Ecke des Gartens, wohin der Diener mich führte und wo, wie er ſagte, ein Fremder mich ſprechen wollte.

„Allein wie ſchildere ich Euch mein Entſetzen, Magiſter, da die verhüllte Geſtalt, die mich erwartete, den Mantel auseinander ſchlug, und wen ſah ich vor mir? Auguſte, die leibhaftige Auguſte, bleich, elend, abgehärmt und — mit einem Säugling auf dem Arm! —

„«Das iſt Ihre Wette, Herr Graf», ſagte ſie mit jenem kalten, entſchloſſenen Tone, den ich an ihr kannte und den ich ſo ſehr fürchtete. «Wie ich höre, hält Ihr Herr Bruder morgen Hochzeit, und da wir doch von alters her ſo gute Bekannte ſind, ſo wollte ich nicht verfehlen, ihm ebenfalls meine Glückwünſche und — dies Angebinde darzubringen. Nicht wahr», ſetzte ſie mit entſetzlichem Lachen hinzu, «das hätten Sie doch nicht von der ſchönen Auguſte gedacht, daß ſie noch einmal durch Nacht und Nebel durchs Land laufen und einen Vater ſuchen würde für ihr Kind? Aber es iſt nicht blos mein, es iſt auch Graf Hubert's Kind, und bei allen Göttern der Unterwelt, er ſoll es anerkennen!»

„Halb todt vor Schrecken, hatte ich die größte Mühe, das zürnende Weib nur ſo weit zu beruhigen, daß ich eine Art von Entſchluß faſſen konnte. Auf die Nachricht von Hubert's bevorſtehender Vermählung hatte ſie ſich in aller Stille aufgemacht, nur begleitet von ihrem Kinde, dem Pfande einer Neigung, die zu einem ſo furchtbaren Ausgang führen ſollte; den Wagen, mit welchem ſie gekommen, hatte ſie in einiger Entfernung vom Schloſſe zurückgeſchickt, es handelte ſich alſo zunächſt darum, ein Unterkommen für ſie ausfindig zu machen und ſie zugleich an weitern extremen Schritten zu verhindern.

„Meine alte Amme lebte als Gärtnersfrau in einem Nebengebäude des Schloſſes; ſie liebte mich mit mehr als mütterlicher Zärtlichkeit und leiſtete mir jeden Dienſt, den ich von ihr begehrte; auch ihrer unverbrüchlichſten Verſchwiegenheit konnte ich gewiß ſein. Hierher alſo führte ich die Unglückliche mit ihrem Kinde; ich bat ſie, nur für den Augenblick kein Aufheben zu machen und die Nacht hier ruhig zuzubringen, am nächſten Morgen wollten wir miteinander überlegen, was weiter anzufangen.

„«Da iſt nichts zu überlegen, Herr Graf», ſagte ſie, indem ſie ſich erſchöpft in dem Kämmerchen niederließ, welches die Gärtnersfrau uns inzwiſchen geöffnet hatte, ſogleich aber, trotz ihrer Ermüdung, ihr Kindchen auswickelte, es küßte und ſtreichelte und es endlich an die Bruſt legte — weiß Gott, Magiſter, mit ſolcher Würde, ja ich muß ſagen mit ſolcher Unſchuld, daß ich mich von einer unwillkürlichen Rührung ergriffen fühlte und mich eines aufrichtigen Mitgefühls mit der ſchönen Sünderin nicht enthalten konnte — «da iſt nichts zu überlegen», ſagte ſie, «ich bin Graf Hubert's angetrautes Weib, dies iſt ſein rechtmäßiger Sohn, und wenn er morgen gleichwol einer andern ſeine Hand reicht, ſo begeht er ein Verbrechen, das Gott und Menſchen an ihm ſtrafen werden.»

„Ich glaubte in die Erde ſinken zu müſſen, die Briefe und Papiere jedoch, welche ſie mir vorlegte, machten die Sache unzweifelhaft. Es war in der That ſo, Auguſte war Hubert's angetrautes Weib, und der Unglückliche war im Begriff ein Verbrechen zu begehen, das ſeinen und unſern Namen mit ewiger Schande bedecken mußte. Auf einer der häufigen Luſtpartien, die er in der Blüte ſeiner Leidenſchaft mit Auguſte unternahm, war er über die nahe gelegene Grenze gefahren, ein gutmüthiger, oder ſage ich richtiger, ein pflichtvergeſſener Prediger hatte ſich bereit gefunden, ſie ohne Conſens und Aufgebot zu trauen, und ſo war Auguſte die Seine geworden. — Vor dem Richterſtuhl der Juſtiz war die Heirath allerdings bei alledem null und nichtig, das ſah ich wol ein. Hubert durfte ſich auf dieſe Weiſe nicht vermählen; er war Offizier, er war minorenn und ſtand unter den Geſetzen ſeines Standes. Aber wer ſprach ihn von dem weit größern, von dem moraliſchen Vergehen frei? Und wenn die Ehe auch in den Augen der Welt ungültig war, hatte er ſie nicht auch vor dem Auge Gottes geſchloſſen? Wer entſchädigte das unglückliche Weib, das ſich ihm mit ſo ſchnöde getäuſchtem Vertrauen hingegeben? Was wurde aus dem unglücklichen Kinde? Was wurde aus Hubert ſelbſt, der unter der Schwere dieſer Anklage ja zuſammenbrechen mußte?

„Das alles fuhr mir in der kleinen Stube der Gärtnerin wirr durch den Kopf, während Auguſte ganz ruhig daſaß und ſich nur mit ihrem Kinde zu beſchäftigen ſchien. Auch ich ſuchte mich zu faſſen, ſoweit ich es vermochte; geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern, und wenn nur Hubert's Vermählung mit Adelgunde auch erſt eine vollendete Thatſache war, ſo durfte ich hoffen, alles übrige noch leidlich ins Gleiche zu bringen."

„Seht Ihr", unterbrach der Graf ſich hier ſelbſt, „das war das zweite Verbrechen, Magiſter, das ich gegen

Hubert beging und das ich mir niemals verzeihen kann — niemals, ſolange dieſe Augen offen ſtehen! Ich hätte zuerſt nicht an den Vater ſchreiben, ich hätte ſelbſt handeln müſſen; dem Mädchen hätte ich ſagen müſſen, daß es ſich und ſeinen Geliebten unglücklich machte, hätte meinen Bruder beim Arm nehmen, hätte ihn, wenn es nicht anders ging, mit Gewalt in den Wagen ſchleppen müſſen; nur fort mit ihm, in die Welt, durch ferne Länder und Meere, bis ſeine Leidenſchaft ſich abgekühlt und er ſeine Thorheit eingeſehen hätte. Aber freilich, wer weiß, vielleicht war es auch damals ſchon zu ſpät …“

Der Graf verſank in trübes Brüten, in welchem Eduard ihn nicht zu ſtören wagte; dann fuhr er fort:

„An jenem Abend vor der Hochzeit aber war es noch nicht zu ſpät, da hätte ich alle Rückſichten beiſeite ſetzen und das furchtbare Geheimniß frei und offen zur Kenntniß unſers Vaters bringen ſollen. Der hätte dann toben und wüthen mögen, immerhin; er war ganz der Mann dazu, den Buchſtaben des Geſetzes geltend zu machen und die Ehe zwiſchen Hubert und Auguſte für ungültig erklären zu laſſen, er hatte wol noch ſchlimmere Proceſſe glücklich durchgeführt, und auch die Welt hätte den Skandal wol endlich einmal wieder vergeſſen. Statt deſſen was that ich? Ich ſetzte der unglücklichen Frau ſo gründlich und ſo ausführlich, wie der Augenblick nur immer geſtattete, auseinander, daß Hubert ſie hintergangen, wiſſentlich oder unwiſſentlich, gleichviel; ich ſetzte ihr auseinander, daß ihre Ehe ungültig, der Act vor dem fremden Prediger eine bedeutungsloſe Ceremonie, ihr Kind aber ein Baſtard. Ich verſprach für dies Kind zu ſorgen, als ob ich ſelbſt ſein Vater, und auch Auguſte verſprach ich meinen kräftigſten Schutz und meinen vollen brüderlichen Beiſtand: aber alles, wohlgemerkt, nur unter der einen Bedingung, daß ſie allen Anſprüchen auf Hubert entſage, ruhig in das Haus ihrer Aeltern zurückkehre und die ganze unſelige Geſchichte für ewige Zeiten in das tiefſte Geheimniß begraben ſein laſſe. Vor allem jedoch führte ich ihr in eindringlichen Worten das Elend vor die Seele, das ſie durch ein öffentliches, für ſie ſelbſt unfruchtbares Auftreten über ihren ehemaligen Geliebten bringen würde; ich ſchilderte ihr den Zorn ſeines Vaters, den Schmerz der Familie, die Verzweiflung des jungen unſchuldigen Mädchens, das ſoeben im Begriff, ihr Schickſal mit dem ſeinen zu verbinden. Und endlich führte ich ihr noch zu Gemüthe, daß Hubert längſt aufgehört ſie zu lieben, da er ja doch ſonſt unmöglich eingewilligt hätte, einer andern die Hand zu reichen; jeden Schritt, ſagte ich, durch den ſie Hubert's Liebe zurückzuerlangen und ihrem Kinde die Zärtlichkeit eines Vaters zu verſchaffen im Stande wäre, könnte ich begreifen, wenn auch vielleicht nicht billigen, zur bloßen Rache aber ſcheine ſie ſelbſt mir doch wirklich zu gut, zu ſtolz . . .

„Auguſte, die ihr Kind inzwiſchen in Schlaf gewiegt hatte, hörte mit großer Aufmerkſamkeit zu; ſie war überhaupt ein Frauenzimmer von klarem und ſcharfem Verſtande, die auch verwickelte Verhältniſſe leicht durchſchaute. Auch diesmal ſchien ſie ſich dem Gewicht meiner Gründe zu beugen; ſie verſprach mir, die nächſten Tage ruhig in ihrem Verſteck zu bleiben, Hubert's bevorſtehende Trauung nicht im mindeſten zu ſtören und ſich ſpäterhin an den Ort zu begeben, den ich für gut befinden würde.

„Einen ſo raſchen und vollſtändigen Sieg hatte ich mir nicht im Traum einfallen laſſen, und ſo mögt Ihr wol glauben, Magiſter, daß ich mich nach meiner Rückkehr ins Schloß zwar tief erſchüttert, aber doch ſehr zufrieden mit mir ſelbſt und meinen diplomatiſchen Talenten zu kurzer Ruhe aufs Lager warf. Meine Entfernung aus der Geſellſchaft war glücklicherweiſe unbemerkt geblieben; die Zahl der Gäſte war ſo groß, der Raum ſo eng, daß die einzelnen nur wenig voneinander gewahr wurden.

„Allein meine Freude — nämlich wenn in einer ſo ganz unglückſeligen Geſchichte überhaupt von Freude die Rede ſein kann — ſollte von kurzer Dauer ſein. Als ich früh am nächſten Morgen in die Gärtnerwohnung hinüberſchlich, fand ich Auguſte nicht mehr; nur das Kind war zurückgeblieben, es lag ruhig ſchlummernd in ſeinen Kiſſen, ſie ſelbſt war verſchwunden. Zwar hatte ich geſtern Abend beim Weggehen der Amme aufs äußerſte eingeſchärft, den geheimnißvollen Beſuch aufs ſtrengſte zu bewachen und ihn keinen Augenblick aus dem Auge zu laſſen. Allein während die Alte ging, das Frühmahl zu bereiten, mußte Auguſte, welche nach Verſicherung der Alten ſehr ruhig geſchlafen, dennoch einen unbewachten Augenblick gefunden haben; genug ſie war fort und nah und fern keine Spur von ihr zu entdecken. Was mir indeſſen einigermaßen zur Beruhigung gereichte, das war der Umſtand, daß Auguſte ſämmtliche auf ihre angebliche Trauung bezügliche Papiere und Documente wohl verwahrt in den Kiſſen des Kindes zurückgelaſſen; auch Hubert's Ring, eine Locke von ſeinem Haar und ein

Medaillon, das er ihr in glücklichern Tagen geſchenkt, lag daneben. Ich durfte mich danach der Hoffnung überlaſſen, daß meine Vorſtellungen und Rathſchläge wirklich auf guten Boden gefallen und daß ſie ſich heimlich entfernt habe, theils um ſich eine nochmalige Beſchämung zu erſparen, theils um jede Möglichkeit einer Entdeckung zu beſeitigen. Befremdlich war mir dabei allerdings, daß ſie das Kind zurückgelaſſen, gegen das ſie noch geſtern ſoviel mütterliche Liebe bezeigt; doch hatte ich nicht Zeit, über dieſen Punkt weiter nachzugrübeln, da ſchon das Geläute von der Kapelle herüberdrang und der Feſtzug ſich in Bewegung ſetzte.

„Wie wunderlich mir dabei zu Muthe war und welche Gedanken mir durch den Kopf gingen, da ich Hubert und Adelgunde im Brautſtaat erblickte, brauche ich Euch gewiß nicht erſt zu ſagen, Magiſter. Es war ein heller prächtiger Maitag, die Bäume blühten, die Vögel ſangen und der blaue Himmel, wie ein großes Kinderauge, ſah ſo klar und ſo unſchuldig auf uns herunter, als ob die ganze Welt eitel Liebe und Freundſchaft wäre, und als ob es gar kein geheimes Unrecht und kein verborgenes Elend auf Erden gäbe; ich dachte an das verlaſſene Kind im Hauſe der Gärtnerin, dachte an das arme junge Weib, das da jetzt einſam, geächtet, in ihrem Theuerſten betrogen und hintergangen, durch die Welt irrte, und verſpürte mitten unter den Zurüſtungen zu der heiligen Handlung die größte Luſt laut aufzulachen.

„Ich weiß nicht, Magiſter, ob Ihr wol einmal in dem hinterſten weſtlichen Theil des Parks geweſen ſeid, ich meine denſelben, in welchem ehedem die Kapelle ſtand. Es iſt da ein großer Teich; jetzt iſt er verwachſen und verſumpft, aber damals war ſein Waſſer hell und klar. Um dem Feſtzug ein recht maleriſches Ausſehen zu verleihen, oder vielleicht auch nur um etwas Apartes zu haben, hatte mein Vater veranſtaltet, daß am Ufer des Teichs prächtig geſchmückte Gondeln bereit lagen, das Brautpaar und die nächſten Angehörigen der Familie aufzunehmen und nach der Kapelle am entgegengeſetzten Ufer hinüberzuführen; wir ſparten dadurch am Wege, der ſich in vielfachen Windungen die buſchigen Gänge entlang zog. In meiner Eigenſchaft als Brautführer befand ich mich in derſelben Gondel mit dem jungen Paare; die Wimpel flatterten, die Ruder blitzten im Sonnenſchein, und ein Muſikcorps, das uns vorausfuhr, blies ſeine munterſten Weiſen.

„Plötzlich entſtand unter den Kahnführern eine Bewegung; man ſah etwas auf dem Waſſer treiben, und obwol mein Vater befahl raſch zuzufahren, ſo lenkte der Steuermann doch unwillkürlich auf den treibenden Gegenſtand. Je näher wir demſelben kamen, je größer wurde die Bewegung: «Ein Menſch! Ein Menſch!» murmelte es, und der Steuermann ſetzte halblaut hinzu, indem er raſch wieder in ſeine alte Fährte zu biegen ſuchte: «Eine Leiche!» . . .

„Ja wohl, eine Leiche! Wie von geheimnißvollen Mächten getrieben, ſchwamm ſie auf unſere Gondel zu. Es war ein weiblicher Körper, züchtig in ein langes weißes Gewand verhüllt. Immer näher und näher trieb er, auf dem ruhigen Waſſerſpiegel leiſe langſame Kreiſe um ſich verbreitend; vergebens riß der Steuermann das Steuer herum, vergebens ſtrengten die Ruderer alle Kräfte an, die unheimliche Begegnung zu vermeiden. Alles war todſtill geworden und ſtarrte, wie von Dämonen gefeſſelt, auf die ſchwimmende Leiche; nur die Muſik, die, wie geſagt, vorauffuhr, ſchien nichts bemerkt zu haben und trompetete und flötete luſtig weiter. Jetzt war die Leiche ganz nahe, die Ruder verwickelten ſich in die weißen Gewänder, in die langen blonden triefenden Haare, und als ſtiegen die Geiſter der Unterwelt leibhaftig in die Höhe, ſchwamm die Leiche, das blaſſe verzerrte Antlitz mit den bläulichen Lippen und dem furchtbar offen ſtehenden Auge auf uns gerichtet, uns gerade entgegen . . .

„Es war Auguſte; ſie hatte den Tod vorgezogen, da das Leben ſie ausſtieß. Auch Hubert erkannte ſie; mit einem furchtbaren Aufſchrei ſank er nieder, er hatte das Bewußtſein verloren, und noch heute, Magiſter, hat er es nicht wiedererhalten . . .“

Eduard grauſte, er erhob ſich mit ſtummem Gruß. Auch der Graf vermochte kein Wort mehr hervorzubringen; er legte ſchweigend ſeine Hand auf Eduard's Schulter. Nur Eine Frage konnte dieſer nicht unterdrücken: „Und was wurde aus dem Kinde?“ ſagte er . . .

Aber der Graf hörte nicht, und Eduard mußte ſein Frage zweimal wiederholen.

Endlich fuhr der Graf auf. „Ach was Kind“, ſagte er, „es iſt nachtſchlafende Zeit und wir werden morgen früh Kopfweh haben alle beide; geht zu Bett, Magiſte, und denkt nach über das, was ich Euch erzählt habe, und ſagt mir dann, ob Ihr unſern Herrn nach Italien begleiten wollt oder nicht.“

Damit entließ er ihn, und wie ein Träumender ſchwankte Eduard in ſein einſames Gemach.

Sechstes Buch.

Das Wiederſehen.

Erſtes Kapitel.

Nachwirkungen.

Der Eindruck, welchen die Erzählung des Grafen in Eduard zurückgelaſſen, war tief und nachhaltig, aber auch freilich ſehr gemiſchter Natur. Der Charakter des Grafen, vor dem er bisher wie vor einem verſchloſſenen Buche geſtanden, war ihm jetzt allerdings in den weſentlichſten Punkten klar und verſtändlich geworden, doch konnte er nicht ſagen, daß das Bild durch dieſe Klarheit gewonnen. Eduard begriff jetzt, wie ein Mann von dieſen Schickſalen und Erfahrungen, in deſſen Adern ſchon vom Vater her ein ſo wildes und trotziges Blut rollte, ſo habe werden können, ſo hart, ſo eigenſinnig, ſo menſchenfeindlich. Allein dieſer Eigenſinn und dieſe Härte ſelbſt erſchien ihm deshalb um nichts achtbarer oder liebenswürdiger; im Gegentheil, war der Graf ihm bisher zuweilen unverſtändlich und ſeltſam erſchienen, ſo empfand er jetzt eine Abneigung vor ihm, die in manchen Augenblicken ſogar in eine Art von Grauſen überging.

Schon das Abenteuer mit dem Harfenmädchen und dem ſchönen Heinrich hatte in Eduard, wie wir uns erinnern, eine gewiſſe Entfremdung, eine gewiſſe Verminderung der Ehrfurcht hervorgerufen, welche er bisher vor dem Grafen empfunden, und dieſe Entfremdung oder Ernüchterung der Gefühle war durch den erſchütternden Blick, den der Graf ihn in die Geſchichte ſeines Hauſes hatte thun laſſen, nur noch vermehrt worden. Es waren abnorme Schickſale geweſen, welche der Graf theils an ſich ſelbſt, theils an denen erlebt, die ihm die Nächſten, und Eduard begriff, wie einer ſolchen Jugend ein ſolches Alter folgen konnte; er begriff, daß es für Graf Erdmann in Gegenwart des kranken, ſinnverwirrten Hubert keine frohe Stunde mehr geben und daß ſein ganzes Daſein nur noch eine einzige große Buße ſein konnte. Allein die abnormen Schickſale hatten auch einen ganz abnormen Charakter aus ihm gemacht, einen Charakter, in welchem alle weichern Regungen der menſchlichen Natur, alle Duldung, alle Schonung, alle Fähigkeit und ſelbſt auch aller gute Wille, andere zu verſtehen und mit ihnen zu empfinden, völlig ausgelöſcht waren, um einem ſtarren Egoismus und einer unbeugſamen Herrſchſucht Platz zu machen. — Einſeitig wie die Jugend iſt, vergaß Eduard dabei jene Züge des Wohlwollens und der Gemüthlichkeit, an denen es dem Grafen doch bei alledem nicht fehlte und von denen gerade Eduard an ſich ſelbſt ſo manche Beweiſe erfahren; er vergaß die Strenge, welche der Graf nicht blos gegen andere, ſondern noch weit mehr gegen ſich ſelbſt bewies, den Fleiß, die Gewiſſenhaftigkeit, den raſtloſen Eifer, mit dem er die Pflichten ſeiner

Stellung — mochte er dieſe Pflichten ſelbſt auch allerdings falſch auffaſſen — auszufüllen ſuchte, und daß mitten im Schoſe des Reichthums das Leben, das er führte, doch eigentlich nur ein Leben der Arbeit und der Entſagung war.

Aber die Eindrücke der eben vernommenen Erzählung waren zu mächtig, der Graf war für Eduard fortan nur noch der eiſerne Sohn eines eiſernen Vaters, der, wiewol er ſelbſt im Grunde an einen blinden Fatalismus glaubte, nichtsdeſtoweniger Menſchen und Dinge nach ſeinem Maß zu modeln und nach ſeinem Willen zu zwingen gedachte. Unwillkürlich mußte Eduard ſich jenes halb abſchreckende, halb komiſche Bild zurückrufen, das er bei ſeinem Aufenthalt in der Dorfſchenke, als ihm das verhängnißvolle Inſerat zuerſt in die Hände gefallen war, ſich von dem Hauſe der gräflich Oberndorf'ſchen Familie entworfen hatte und das dann der anſcheinend ſo freundlichen Wirklichkeit gegenüber lange Zeit in den Hintergrund getreten war. Jetzt tauchte es wieder auf, und mit Beſchämung mußte Eduard ſich geſtehen, daß ſeine erſte Ahnung doch wol die richtigere geweſen und daß dieſer Graf Oberndorf mit all ſeiner Biederkeit und all ſeinen ſeltſamen Humoren doch im Grunde nichts weiter als ein eingefleiſchter Ariſtokrat, ein hartherziger Gutsherr und ein großartiger Familientyrann ſei.

„Welche Menſchen", ſagte er zu ſich ſelbſt, „und welche Verwirrung der Begriffe in dieſen ſo hoch geſtellten, ſo erleuchteten Köpfen! Weil einmal ein Bruder dieſes ahnenſtolzen Grafen im Begriff geweſen, eine Misheirath zu ſchließen, und weil dadurch ein Tropfen Wermut in den

Becher des Wohllebens und der Gemächlichkeit gekommen iſt, den das Schickſal ihm übrigens ſchon neben ſeine Wiege geſtellt hatte, darum erkennt er nun überhaupt kein Recht des Herzens und der freien Selbſtbeſtimmung mehr an, darum glaubt er, die ganze Welt ſei außer Rand und Band, ſich aber in ſeinem Eigenſinn und ſeiner Herzloſigkeit hält er berufen, ſie wieder einzurichten! Weil er und ſeine hochadeliche Familie dumme Streiche gemacht haben, ſo mistraut er nun der ganzen menſchlichen Natur und hält ſich für den großen Generalſchulmeiſter, der alle unartigen Kinder — und was anders ſind wir in ſeinen Augen?! — wieder zur Vernunft bringen ſoll! Iſt das nicht der furchtbarſte Hochmuth? Und wenn ein ſolcher Menſch ſich nun gar noch auf Gott beruft und die Rechte, deren er ſich anmaßt, vom Himmel ableitet, iſt das nicht die entſetzlichſte Läſterung, die jemals erdacht wurde?!“

Eduard fühlte deutlich, daß er nach den Enthüllungen dieſer Nacht vor dem Grafen nur noch Furcht haben konnte, aber keine Ehrfurcht mehr. Und darum pries er ſich glücklich und ſegnete ſein Schickſal, daß er jeder Verſuchung ſeines, wie er jetzt wohl fühlte, nur allzu weichen Herzens widerſtanden und durch keine Stimmung des Augenblicks ſich hatte verleiten laſſen, dem Grafen das Geheimniß ſeines Namenstauſches zu entdecken. Der Graf, dieſer verkörperte Begriff der Autorität, hätte ihn ja doch nicht verſtehen können, er würde in dem phantaſtiſch-muthwilligen Einfall einer muntern Stunde eine berechnete Argliſt geſehen und Eduard mit Schimpf und Schande aus dem Schloſſe geſchickt haben.

Und war dies nicht noch jetzt jeden Augenblick möglich, ſobald irgendein boshafter Zufall dem Grafen den Schlüſſel zu Eduard's kleinem und an und für ſich ſo harmloſen Geheimniſſe in die Hand ſpielte? Dieſem mußte Eduard zuvorkommen. Der Graf in ſeiner leidenſchaftlichen Hitze war zu allem fähig, das hatte der geſtrige Vorfall nur allzu deutlich gezeigt, und um keinen Preis der Welt hätte Eduard ſich vor den Augen der Damen einer erniedrigenden Behandlung von ſeiten des Grafen ausſetzen mögen. Der Möglichkeit einer derartigen Kataſtrophe konnte er nur zuvorkommen, indem er das Schloß freiwillig verließ, ſolange es noch Zeit war — ade Franziska, ade Eliſe, ihr holden Sterne am Himmel einer jungen Dichterſeele!

Damit war denn aber auch entſchieden, daß Eduard ſich unter keinen Umſtänden dazu herbeilaſſen durfte, den Grafen Hubert auf ſeiner Reiſe nach dem Süden zu begleiten. Das Mitgefühl, das er ſchon früher für Hubert empfunden, war durch die Eröffnungen des Grafen natürlich nur noch gewachſen. Bisher war Hubert ihm nur als das Opfer eines unglücklichen Verhängniſſes erſchienen, jetzt glaubte er in ihm zugleich das Opfer böſer und gewaltthätiger Menſchen zu erblicken, ja eine geheime Stimme, die er nicht zum Schweigen bringen konnte, ſagte ihm, daß Graf Erdmann ſelbſt an dem traurigen Schickſal ſeines Bruders doch wol nicht ſo ganz ſchuldlos, wie es nach ſeiner Erzählung ſchien, und daß bei mehr wahrer und aufrichtiger Bruderliebe und bei mehr natürlichem menſchlichen Gefühl die Kataſtrophe, welche Hubert zerſchmettert, wol nicht ſo furchtbar geworden wäre.

Eduard empfand ein unſagliches Mitleid, wenn er ſich den jungen zartorganiſirten, empfindungsreichen Hubert ausmalte zwiſchen dem furchtbar ſtrengen und gewaltthätigen Vater und dem eiferſüchtigen, neidiſchen, ablauernden Bruder. O gewiß, auch eine ſtärkere Natur hätte zuſammenbrechen, auch ein hellerer Geiſt hätte ſich verfinſtern müſſen in dieſer furchtbaren Umgebung!

Allein ſo weit, um deshalb dauernd in die Dienſte des Grafen zu treten und ſich abhängig zu machen von den Launen eines eigenſinnigen und rechthaberiſchen Mannes, der mit den Schickſalen ſeiner Nebenmenſchen ſpielte als wären es Rechenpfennige, ſo weit ging Eduard's Mitleid nicht. Ueberhaupt glaubte er zu fühlen, daß er nach dieſer Nacht nicht länger mehr mit dem Grafen zuſammenleben konnte, es ſei denn als Gegner, ſo feindſelig fühlte er mit ſeinem warmen Poetenherzen ſich von dieſer ſo ganz entgegengeſetzten Natur zurückgeſtoßen. Und da er nun einem derartigen Kampf offenbar nicht gewachſen war, ja da er ſich ſagen mußte, daß er nur ein Eindringling in dieſem Hauſe, dem keine Art von Recht zuſtand, wohlan, ſo wählte er das Klügſte und räumte das Feld. —

Auch an Heinrich, ſeinen beſondern Schützling, dachte der junge Mann während der ſchlafloſen Stunden, welche dem eben mitgetheilten Geſpräche folgten, und zwar ebenfalls mit aufrichtigem Mitleid. Denn daß der Graf bei ſeinen Anſichten und ſeinen Principien den armen Burſchen niemals gutwillig losgeben würde, darüber blieb ihm nach dem eben Vernommenen nicht der leiſeſte Zweifel. Graf Erdmann kannte keinen Willen als nur ſeinen eigenen, die ganze Welt wollte er erziehen, wie hätte er denn einen armen ſchutzloſen Bedienten, den er ſich ſo recht zum Prügeljungen ſeiner pädagogiſchen Liebhabereien zugezogen, ſich ſelbſt und ſeinen eigenen natürlichen Neigungen überlaſſen können?!

Allein indem Eduard den Erfahrungen dieſer Nacht weiter nachhing, kam ihm eine furchtbare Vermuthung. Was war das mit dem Kinde, das die unglückliche Auguſte in der Wohnung der Gärtnersfrau zurückgelaſſen? Das Kind Hubert's, ſeines Bruders, der Sprößling einer Verbindung, welcher dem Hochmuth der gräflichen Familie eine ſo ſchmerzliche Wunde zu ſchlagen drohte, wo war es geblieben und was war aus ihm geworden? — Die Art, wie der Graf Eduard's wiederholte Frage überhörte, hatte etwas höchſt Auffallendes, es war nicht die Art des guten Gewiſſens und ſtand mit dem faſt übermäßigen Vertrauen, das er ihm ſoeben erſt bewieſen, im ſchreiendſten Widerſpruche. Wenn — aber nein, es ließ ſich nicht denken, es wäre zu entſetzlich geweſen! Und doch, was war einem Manne wie Graf Erdmann, dem Sohne eines Vaters, der die Piſtole auf das Haupt ſeines eigenen Kindes zu richten vermochte, nicht zuzutrauen? Graf Erdmann hatte, wie er ſelbſt mit Vorliebe zu bekennen pflegte, ſeine ſehr eigenthümliche Theorie über die Macht der Geburt und die Gewalt des Blutes; wenn er nun vielleicht für gut befunden, das ordinäre bürgerliche Blut, das ſich da ſo unerlaubterweiſe mit dem hochgräflichen Ichor vermiſcht hatte, wieder in ſeine urſprüngliche Niedrigkeit zurückzulenken? Wenn er das Kind Hubert's, um der Möglichkeit irgendeiner Entdeckung oder irgendwelcher ſich daran knüpfender misliebiger Anſprüche zuvorzukommen, abſichtlich in die angeſtammte Dunkelheit zurückgeſtoßen, abſichtlich in Noth und Elend hätte verkommen laſſen?! Es war eine That, deren man ſich zu dem Charakter des Grafen wol verſehen konnte, ſie wäre nur ganz im Geiſt ſeines Erzeugers geweſen . . .

Und was war das weiter mit dieſem ſeltſamen, dieſem allem Anſchein nach ſo ganz unbegründeten Haſſe, mit welchem der Graf das arme Harfenmädchen verfolgte? Zugegeben, daß die ſchwarze Nanni vielleicht kein Muſter weiblicher Tugend war, ſo hatte doch niemand den Grafen zu ihrem Zuchtmeiſter geſetzt; es gab ohne Zweifel noch manche leichtſinnige Dirne auf den Beſitzungen des Grafen, und derſelbe hätte vermuthlich viel zu thun gehabt, hätte er ſie alle zu Zucht und Ordnung gewöhnen wollen.

So ſehr Eduard unter ſeinen eigenen Gedanken litt, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, ſie weiter und weiter zu verfolgen; ein ganzes Labyrinth von Ahnungen und Vermuthungen, immer eine furchtbarer als die andere, that ſich vor ihm auf. Wie kam der Graf dazu, mitten in ſeinen Jugenderinnerungen mit einem mal der ſchwarzen Nanni zu gedenken? Indem er von der Geliebten ſeines Bruders ſprach und ihre Anmuth und Schönheit ſchilderte, wie kam er dazu, ſie mit dem Harfenmädchen zu vergleichen, an das er ſich übrigens ſo ungern erinnern ließ, ja deſſen Name ſonſt vor ſeinem Ohre kaum genannt werden durfte?

Die Morgenſonne brach hell und glänzend in Eduard's Gemach, und hell und deutlich wie das Licht der Sonne ſtand es in ſeiner Seele: Nanni war das Kind des

Grafen Hubert und der unglücklichen Auguſte! Daher dieſer Haß, mit welchem der Graf das arme ſchutzloſe Weſen verfolgte, daher ſein oft geäußerter Wunſch, ſie ganz aus ſeiner Nähe zu entfernen. O allerdings, es war ein ſehr ſchlauer Einfall geweſen, dieſen Nebenſprößling der gräflichen Familie hinauszuſtoßen in Armuth und Niedrigkeit, ihn untergehen zu laſſen in leiblicher und ſittlicher Verwilderung; es war dies jedenfalls das ſicherſte Mittel, einer möglichen Entdeckung zuvorzukommen und das ganze verhängnißvolle Geheimniß für ewig in Nacht und Dunkelheit zu begraben. Allein das Gewiſſen war mächtiger als die Klugheit, es mahnte und bohrte in der Stille, und ſo ungefährlich das ausgeſtoßene, verlaſſene Harfenmädchen dem Grafen war, und ſo wenig allem Vermuthen nach irgendein Menſch von ihrer Abſtammung wußte — der Graf wußte darum, und auch des Verbrechens war er ſich bewußt, das er an ihr begangen; war das nicht genug, ſie zu haſſen?!

Eduard beſchloß, dieſe Spur nicht aus dem Auge zu verlieren; es mußte ja doch noch irgendwelche ältere Leute in der Nachbarſchaft geben, welche irgendeine dunkle Kunde von den furchtbaren Ereigniſſen hatten, die Hubert's Erkrankung herbeigeführt, vielleicht war es möglich, auf dieſem Wege Licht in die Dunkelheit zu bringen und der verkannten und verfolgten Unſchuld zu ihrem Rechte zu verhelfen. Denn ſo ungünſtig Eduard vor ganz kurzem noch über die ſchwarze Nanni geurtheilt hatte, ſo genügte doch die bloße Vorſtellung, ſie könne das Opfer eines großen und ſtrafwürdigen Verbrechens ſein, um ihr aufs neue ſeine ganze Theilnahme zuzuwenden. Daß dieſe Pläne und Entwürfe mit ſeinem Vorſatz, das Schloß baldmöglichſt zu verlaſſen, in Widerſpruch ſtanden, beachtete er für den Augenblick nicht; es war eben ſeine Art, jedem Impuls ſeines leichtbeweglichen Herzens zu folgen und ſich von wechſelnden Eindrücken hin und her treiben zu laſſen. —

Inzwiſchen erinnerte er ſich noch zur rechten Zeit, daß der ſchöne Heinrich ihn erwartete. Der Abrede gemäß traf er ihn in einem abgelegenen Theile des Parks. Wie wir wiſſen, hatte Heinrich den Reſt der Nacht draußen im Walde zugebracht; er ſah bleich und verwildert aus, und Eduard's Groll gegen den Grafen verſtärkte ſich, da er dieſes neue Opfer ſeines Eigenſinns und ſeiner Gewaltthätigkeit erblickte.

Doch nahm Heinrich die in der Hauptſache ſo ungünſtigen Mittheilungen, welche Eduard ihm zu machen hatte, mit weit größerer Faſſung auf, als dieſer erwartet; er verſprach Eduard einſtweilen, ſtill und ruhig im Dienſte zu bleiben, und begab ſich dem Anſchein nach an ſeine gewohnten Verrichtungen.

Allein ſchon wenige Stunden ſpäter mußte Eduard zu ſeiner peinlichſten Ueberraſchung hören, daß Heinrich aus dem Schloſſe verſchwunden; von ſeinen Sachen hatte er nichts mit ſich genommen als eine treffliche Doppelbüchſe, welche der Graf ihm einmal vor Jahren zum Geſchenk gemacht. Gleichzeitig fand man die beiden großen Hunde, welche den Grafen auf ſeinen Spaziergängen zu begleiten pflegten und die er geſtern auf das Harfenmädchen gehetzt hatte, todt in einem Winkel des Schloßhofs; ſie waren vergiftet und lagen da, mit geſchwollenen

Leibern, erbärmlich anzuſehen. Ueber den Thäter war niemand im Zweifel, obgleich auch niemand den Muth hatte, ihn zu nennen. Auch der Graf beobachtete über den ganzen Vorfall das tiefſte Schweigen, ſelbſt Heinrich's Entfernung ſchien er nicht zu bemerken.

Zweites Kapitel.

Die junge Gräfin.

Da Eduard nicht in der Stimmung war, dem Grafen unter die Augen zu treten, ſo ließ er ſich auch heute wieder zur Mittagstafel entſchuldigen. Erſt im Laufe des Nachmittags fiel ihm ein, daß er über die tumultuariſchen Auftritte, die ihn bei ſeiner geſtrigen Rückkehr in das Schloß empfangen, noch immer verſäumt hatte, der jungen Gräfin die Bücher und Zeitſchriften zu überreichen, mit deren Beſorgung ſie ihn beauftragt. Er ließ ſich alſo melden und wurde ſogleich vorgelaſſen.

Indem er in das Vorzimmer trat, begegnete ihm Tante Lucinde, welche eben von einem Beſuch bei Franziska zurückkam; ſie war außerordentlich gnädig und grüßte Eduard mit einer Herablaſſung, deren er ſich in dieſem Maße ſchon lange nicht mehr erfreut hatte.

„Baron Albert hat geſchrieben", ſagte ſie im Vorübergehen, gleichſam als fühlte ſie ſelbſt die Nothwendigkeit, die ungewohnte Gunſt, deren ſie Eduard würdigte, zu erklären, „in zwei Tagen kommt er zurück — o, ein herrlicher Menſch, der Baron! Ein Gemüth, eine Seele — laſſen Sie ſich nur das Geſchmeide zeigen, die Brochen und Ohrgehänge, die er der Comteſſe geſchickt hat — als Brautgeſchenk“, ſetzte ſie mit einem verſchmitzten Seitenblick hinzu, indem ſie raſch den Corridor entlang ſegelte.

Eduard trat ein. Er fand Franziska in ihrem Boudoir. So einfach das Gebäude, welches die gräfliche Familie bewohnte, und das, wie wir uns erinnern, urſprünglich und unter ungleich beſcheidenern Verhältniſſen als Herrenhaus gedient hatte, im ganzen auch eingerichtet war, ſo machte doch das Gemach, das Franziska für gewöhnlich innehatte, eine Ausnahme. Hier fand ſich alles beiſammen, was Bequemlichkeit, Luxus und Mode in unſern Tagen nur immer erfunden haben, das Zimmer einer Dame auszuſchmücken. Schwere ſeidene Vorhänge floſſen in reichen Falten um Fenſter und Thüren und verbreiteten in dem ganzen Raum ein behagliches Zwielicht, die Wände waren mit Kupferſtichen geſchmückt und ringsumher, auf Tiſchen und Conſolen zerſtreut, in maleriſcher Unordnung, ſtanden und lagen jene tauſend kleinen Ueberflüſſigkeiten der Mode durcheinander, jene Albums, Büſten, Nippſachen, welche die Ueppigkeit unſerer Tage erfunden hat und die, ſo wenig Werth ſie an ſich auch meiſtentheils haben, unſere Damen dennoch nicht entbehren mögen. Auch an einem Gewehrſchranke, in welchem die zierlich damascirten und prächtig ausgelegten Läufe wohlgeordnet nebeneinander ſtanden, fehlte es nicht; denn die Gräfin war nicht nur eine paſſionirte Reiterin, ſondern auch dem edeln Weidwerk war ſie mit mehr Leidenſchaft zugethan, als es bei Damen ſonſt der Fall zu ſein pflegt. Dazwiſchen ſtanden Schalen mit Goldfiſchen, fremde prächtig gefiederte Vögel wiegten ſich zwiſchen ausländiſchen Blumen, kurz es war ein buntes und maleriſches Durcheinander, wie man es eben nur in dem Boudoir einer reichen, vornehmen und vielleicht auch etwas launiſchen Dame findet.

Mitten in dieſem zierlichen Chaos ſaß Franziſka auf einer Ottomane; ein offener Brief, auf goldgerändertem Papier geſchrieben, lag zu ihren Füßen, während auf dem Tiſchchen vor ihr ein wahrer Bazar von Juwelen und Schmuckſachen ausgebreitet lag. — Unwillkürlich blieb Eduard auf der Schwelle ſtehen, bevor er den Fuß auf den dichten weichen Teppich ſetzte, welcher den Eſtrich bedeckte. In der dämmernden Beleuchtung, umgeben von dieſen phantaſtiſchen Zierathen, mit dem geöffneten Schmuckkäſtchen vor ſich, hatte Franziſka etwas von einer orientaliſchen Herrſcherin, und der Ausdruck einer Herrſcherin war es auch, mit dem ſie den Hausfreund empfing.

„Ah die Journale", ſagte ſie gleichgültig, indem ſie Eduard ſein Bücherpacketchen abnahm und ihn mit einer nachläſſigen Handbewegung zum Sitzen nöthigte. „Guter Herr Feldner" (denn der Leſer hat nicht vergeſſen, daß dies der Name war, unter welchem Eduard ſich im Schloſſe eingeführt hatte), „Sie kommen etwas ſpät damit, ich fürchte in der That, die Luſt zum Leſen iſt mir vergangen . . ."

Eduard glaubte dieſe Worte auf die verdrießlichen Auftritte beziehen zu müſſen, deren Schauplatz das Schloß in den letzten vierundzwanzig Stunden geweſen. „Mit lebhaftem Bedauern“, ſagte er, „habe ich gehört, welche unangenehmen Dinge ſich hier inzwiſchen zugetragen haben; es iſt mir unbegreiflich, wie der Heinrich ſich hat ſo weit vergeſſen können, und auch das Betragen des Harfenmädchens —“

Franziska drückte die zarten Finger gegen die Stirn, als müſſe ſie ſich beſinnen, wovon eigentlich die Rede. „Ja ſo“, ſagte ſie dann, den ſchönen Kopf hintenüber werfend und die Fülle der ſchwarzen Flechten aus der Stirn ſtreichend, — „Sie meinen das Abenteuer von geſtern — guter Herr Anton, Sie wiſſen ja wol, ich habe ſehr wenig wirthſchaftliches Blut in den Adern, auch nimmt Tante Lucinde mir die Sorge um den Haushalt ſo gründlich ab, daß ich kaum weiß, was im Schloſſe paſſirt. Der Heinrich — ja wohl, es war ein rechter Taugenichts trotz ſeines empfehlenden Aeußern, und der Vater, der Aerger genug mit ihm gehabt hat, ſollte nur froh ſein, daß er ihn endlich los iſt. Was aber die kleine Perſonnage, die ſogenannte ſchwarze Nanni angeht, ſo hat ſie mir wirklich rechten Spaß gemacht. Zwar weiß ich noch jetzt nicht und kümmere mich auch im mindeſten nicht darum, was ſie eigentlich wollte, aber eine echt dramatiſche Scene war es, und es iſt jammerſchade, Herr Anton, daß Sie den Auftritt nicht mit angeſehen haben; die Kleine ſollte aufs Theater gehen, ſie hat etwas im Schnitt des Geſichts, was mich an die Rachel erinnert —“

Dies war der Ton denn freilich nicht, den Eduard in dieſer Angelegenheit zu hören erwartet hatte, und im Munde einer Dame ſchien derſelbe ihm doppelt befremdlich. „Das junge Mädchen“, ſagte er mit Nachdruck, „iſt verwundet . . .“

„Ja“, erwiderte Franziska nachläſſig, „ſie ſchlug mit der Stirn gegen die Harfe; wer wird auch ſolch altes ungeſchicktes Ding von Harfe mit ſich tragen, es iſt ein widerwärtiges Inſtrument, ſo recht eine heruntergekommene Schönheit, ehedem ſentimental und jetzt nur noch ordinär. Doch hat es“, ſetzte ſie wie begütigend hinzu, als der Ausdruck von Befremdung im Antlitz des jungen Mannes immer deutlicher ward, ſodaß er ihr ſelbſt nicht entgehen konnte — „es hat, wie ich höre, mit der Verwundung nicht viel zu ſagen; unſere gute Eliſe, die ſich immermehr zur Barmherzigen Schweſter ausbildet, hat ſich noch geſtern Abend danach erkundigt, und ſiehe da, unſere Rachel vom Dorf mit der zerſchlagenen Stirn iſt gar nicht einmal zu Hauſe geweſen. Aber wie weit ſind Sie“, fuhr ſie in demſelben ſcherzhaften Tone fort, „überhaupt noch hinter dem Fortſchritt der Welt zurück, daß Sie ſich noch für dieſe Dinge intereſſiren, die wir hier längſt wieder vergeſſen haben — hat Ihnen Tante Lucinde nichts geſagt? Es ſchien mir doch, als ob ſie Ihnen im Vorbeigehen etwas zuflüſterte, die böſe garſtige Tante . . .“

Eduard verbeugte ſich ſchweigend, da er in der That nicht wußte, was er auf dieſe ſeltſame Anrede erwidern ſollte.

„Uebermorgen kommt Vetter Albert zurück, er hat ſich ſchon angemeldet“, fuhr die Gräfin fort, indem ſie die Spitze des feinen zarten Füßchens unter dem ſchweren ſeidenen Gewand hervorſtreckte, um den an der Erde liegenden Brief noch ein wenig weiter fortzuſchieben. „Sie wiſſen, Vetter Albert iſt kein Freund von Büchern und Zeitungen, und dieſe Brandſchriften, wie Tante Lucinde ſich auszudrücken beliebt, ſagen ſeinem Geſchmacke nun gar nicht zu, da wird es für die nächſte Zeit wol mit der Lectüre vorüber ſein — ach, es wird mit vielem vorüber ſein und nicht blos in der nächſten Zeit . . .“

Und dann plötzlich auf die Juwelen hindeutend, die vor ihr ausgebreitet lagen: „Verſtehen Sie ſich auf dergleichen?“ fragte ſie, „und wie hoch ſchätzen Sie die blanke Miſère wol?“

Eduard erwiderte lächelnd, daß ein armer Candidat keine Gelegenheit habe, den Werth ſolcher Koſtbarkeiten ſchätzen zu lernen.

„Ich fragte auch nur“, fuhr die Gräfin fort, „weil ich gern wiſſen wollte, wie hoch eigentlich der Kaufpreis iſt, mit dem Vetter Albert mich zu beſtechen gedenkt. Denn Sie haben doch wol gehört, daß Vetter Albert ſich einbildet mein Bräutigam zu ſein, und daß dieſe Spangen und Ringe hier ſo etwas wie ein Brautgeſchenk vorſtellen ſollen? Wenn der arme Junge“, ſetzte ſie bitter lächelnd hinzu, „ſich nur nicht noch gar meinetwegen in Schulden ſtürzt, es fehlt ihm, glaube ich, ohnedies ſchon nicht daran . . .“

Und dann auf einmal in einen ganz ernſthaften Ton übergehend: „Kennen Sie“, fragte ſie, „den Eduard Waldorf, den Verfaſſer der Gedichte, die Sie uns neulich mittheilten und die Tante Lucinde dann glücklich in meinem Strickkörbchen aufgewittert hat? Ich meine, ob Sie wiſſen, was für ein Mann es iſt, alt, jung, ledig, verheirathet . . .“

Eduard's Verlegenheit ſteigerte ſich bei dieſer Frage aufs äußerſte; war er irgendwie verrathen worden? und war die Gräfin ſeinem Geheimniß auf der Spur? So lebhaft er wünſchte, der Laſt enthoben zu ſein, mit welcher daſſelbe ihn ſeit einiger Zeit bedrückte, ſo war dies doch nicht der Augenblick, wo er Franziska ein Geſtändniß zu machen wagte, das ihm überdies durch ſeine nahe bevorſtehende Entfernung aus dem gräflichen Hauſe einigermaßen überflüſſig zu werden ſchien. Er verſicherte daher nur ganz im allgemeinen, keine Kenntniß von der Perſon des Dichters zu haben, und ſetzte mit möglichſt gleichgültigem, ja geringſchätzendem Tone hinzu:

„Was wird er auch ſein? Ein junger Menſch, der an der Pforte des Lebens ſteht und ungeduldig wird, daß ſie ſich ihm ſo langſam öffnet; dieſen Poeten, habe ich mir ſagen laſſen, begegnet es ſehr leicht, daß ſie ihre perſönlichen Zuſtände, Stimmungen und Empfindungen mit der allgemeinen Stimmung der Zeit verwechſeln und als ein Leiden der Menſchheit bejammern, was doch vielleicht nur ihr eigenes perſönliches Leiden iſt.“ — Es war dies eine Reflexion, welche Eduard vor einigen Monaten noch nicht hätte machen können; der Aufenthalt im Schloſſe jedoch und die Erfahrungen, welche ſich ihm hier aufgedrängt, hatten ihm manches anders erſcheinen laſſen als früher, namentlich auch was ſeine eigenen Dichtungen anbetraf, die ihm lange nicht mehr ſo gefallen wollten wie ehedem.

Franziska hatte ſich erhoben und ging, die Hände gekreuzt, mit feſten, wenn auch unhörbaren Schritten über den weichen Teppich. Eine verlegene Pauſe trat ein; endlich blieb ſie dicht vor Eduard ſtehen und ſagte:

„Ich möchte wol einmal einen Dichter ſehen und mit ihm ſprechen können, ſo unbefangen und offenherzig, wie ich jetzt mit Ihnen ſpreche. Ich würde zu ihm ſagen: Poet, was ſuchſt du deine Stoffe draußen in der Welt und machſt ein großes Geſchrei von der Unfreiheit der Völker und der Knechtſchaft, in der die Nationen ſchmachten? Es gibt noch ganz andere Ketten — ihr hört ſie raſſeln, noch ganz andere Wunden gibt es — ihr ſeht ſie bluten, aber euer Ohr iſt taub und euer Auge iſt blind, und das Elend eines Herzens, das unverſtanden und unbegriffen an ſich ſelbſt zu Grunde geht, iſt euch nicht großartig genug, um es in euern Liedern zu verherrlichen, beſonders“, ſetzte ſie dumpf hinzu, „wenn es das Herz einer Frau iſt . . .“

Und dann wieder in ganz gewöhnlichem Converſationstone:

„Sie kennen unſern Vetter Albert“, fuhr ſie fort, „Sie haben ihn ja häufig hier im Schloſſe geſehen; Hand aufs Herz, wie gefällt er Ihnen? und was halten Sie von ihm?“

Die Gräfin ſchien es heute in der That darauf abgeſehen zu haben, Eduard in Verlegenheit zu ſetzen.

„Ich bin ein zu großer Anfänger in der ſchweren Kunſt der Menſchenkenntniß“, erwiderte er, „und habe auch den Herrn Baron ſelbſt nur viel zu flüchtig geſehen, um mir ein Urtheil über ihn zu erlauben. Wenn es jedoch wirklich ſo iſt, wie ich allerdings gehört habe, und wie Sie, gnädigſte Gräfin, mir ſoeben erſt zu beſtätigen ſchienen, nämlich daß Baron Albert ſo glücklich, ſich Hoffnung auf Ihre Hand machen zu dürfen, ſo liegt ja darin allein ſchon das glänzendſte Zeugniß für ſeine Vortrefflichkeit. Denn ohne Zweifel", ſetzte er mit einem gewiſſen Nachdruck hinzu, „wird Comteſſe Franziska mit ihrem hellen Verſtande und ihrem feſten Charakter ihre Hand doch ſtets nur einem Manne reichen, den ſie dieſer Ehre wirklich für werth erachtet und mit dem ſie hoffen darf glücklich zu werden."

„Heller Verſtand und feſter Charakter", wiederholte Franziska geringſchätzig — „Redensarten und nichts als Redensarten, mein beſter Herr Feldner. Was den Verſtand angeht, nun, wer hielte ſich ſelbſt nicht für klug, wenigſtens für ſo klug, wie er in ſeinen Verhältniſſen zu ſein braucht? Und was braucht denn ein Frauenzimmer? Fragen Sie nur Tante Lucinde, die wird es Ihnen ſagen — wir Frauen ſind ja doch nur zum Dulden und Leiden geboren . . ."

„Was aber den Charakter anbetrifft", fuhr ſie fort, indem ſie die ſchönen ſtolzen Augen feſt auf Eduard richtete, „ſo ſollten Sie, der Sie in dieſen letzten Monaten ſoviel mit uns zuſammengelebt haben, doch am allerbeſten wiſſen, wie ſchwach mein Charakter, und daß ich nichts bin als ein ungezogenes, eigenſinniges, launiſches Frauenzimmer. Sie kennen ja doch den Grafen, meinen Vater; halten Sie die Erziehung des Grafen wirklich für die geeignete Schule, einen feſten und ſelbſtändigen Charakter zu bilden? Nun ja, er hat mich ſehr lieb und iſt jederzeit ſehr gütig gegen mich geweſen, ich habe mehr Freiheit gehabt als tauſend Mädchen meines Standes, ich habe mich im Freien tummeln und reiten, jagen und ſchießen dürfen — Tante Lucinde wollte oft aus der Haut fahren über die Freiheit, die der Graf mir geſtattete — aber ſetzen wir den Fall, es käme irgendeinmal zu einer großen wichtigen Entſcheidung, meinen Sie wirklich, daß mein Vater mir einen freien und ſelbſtändigen Willen geſtatten würde?“

Nach den Erfahrungen, welche Eduard ſoeben erſt gemacht, konnte er freilich dieſe Frage mit gutem Gewiſſen nicht bejahen. Er half ſich daher mit einer jener Redensarten, die uns wohlerzogenen Leuten immer zu Gebote ſtehen, indem er es als eine Gunſt des Schickſals pries, welche den Frauen zu Theil geworden, daß ſie im ganzen nur ſo ſelten in die Lage kämen, wichtige Entſcheidungen treffen und ſelbſtändige Beſchlüſſe faſſen zu müſſen.

Allein dieſer Troſt ſchien Franziska ſehr wenig zu befriedigen, im Gegentheil, ihr ganzes Antlitz, das noch eben ſo keck und muthwillig dareingeſehen hatte, nahm plötzlich einen Ausdruck ernſter tiefer Trauer an, und in einem Tone von Aufrichtigkeit und Herzlichkeit, den man nach ihrer bisherigen übermüthigen Haltung ihr kaum zugetraut hätte, ſagte ſie:

„O, das iſt nicht gut, das thut mir wehe, mein Freund, daß auch Sie mit einſtimmen in dieſe leeren hohlen Redensarten, mit denen die Welt ſich behilft. Ich habe beſſer von Ihnen gedacht, ich glaubte in Ihnen wirklich ein Herz erkannt zu haben, in dem die Leiden und Freuden anderer harmoniſch widerklingen, ja einen Freund — einen wirklichen Freund, nicht blos, was man für gewöhnlich ſo nennt, glaubte ich an Ihnen gewonnen zu haben . . .“

Ihr Auge war feucht und die Stimme zitterte. Auch Eduard fühlte ſich aufs heftigſte bewegt.

„Ich bin es, ich bin es, gnädigſte Gräfin“, rief er, in unwillkürlicher Bewegung die Hand des ſchönen jungen Mädchens an die Lippen preſſend, „und glücklich der Augenblick, wo mir vergönnt ſein wird, es Ihnen durch die That zu beweiſen!“

Franziska entzog ihm ihre Hand nicht, ja indem er ſie endlich losließ, glaubte er einen leiſen Gegendruck zu verſpüren.

„Ich nehme Sie beim Wort“, ſagte ſie mit tiefer, feſter Stimme, „ich gehe einer bewegten Zeit entgegen und leicht können Verhältniſſe kommen, wo ich eines treuen und zuverläſſigen Freundes gar ſehr bedürftig ſein werde; darf ich dann auf Sie rechnen? Und werden Sie mich nicht im Stiche laſſen, wenn ich Sie rufe?“

„Nie, nie!“ rief Eduard mit überwallender Empfindung, die Gräfin aber, ſofort in ihren gewöhnlichen Ton zurückverfallend, entließ ihn mit gnädigem Kopfnicken, um ſich zu ihrem Vater zu begeben.

Drittes Kapitel.

Auf dem Thurm.

Der Kuß, welchen Eduard, hingeriſſen von der Gewalt des Augenblicks, auf die Hand der Gräfin gedrückt hatte, brannte ſeine Lippen wie Feuer; er mußte hinauseilen in den dunkelſten und ſchattigſten Gang des Parks, um ſein heißes Blut zu beruhigen. Nie hatte er die Herrſchaft, welche das junge, ſtolze, lebenſprühende Mädchen auf ihn ausübte, zum Theil gegen ſeinen Willen, lebhafter empfunden, nie hatte der Zauber, den ſie um ſich verbreitete, ihn mächtiger ergriffen. Dachte er der Reihe von Eindrücken nach, welche das Geſpräch mit Franziska in ihm hervorgerufen, ſo waren es, einzeln genommen, lauter unbehagliche, befremdliche, ja peinigende Eindrücke geweſen; ihre Aeußerungen über das arme Harfenmädchen, wie kalt, wie herzlos! Die Art, wie ſie von ihrem Verlobten oder doch wenigſtens von dem Manne ſprach, der allgemein als ihr Verlobter angeſehen ward, wie herb, wie wenig mädchenhaft! In ihren Klagen über die Abhängigkeit ihres Geſchlechts, in ihrer Sehnſucht nach

Freiheit und Unabhängigkeit, wie viel Unklarheit, ja zum Theil wie viel Kindiſches!

Selbſt in der Art, wie ſie ſich über ihren Vater und die Erziehung äußerte, welche ihr von ihm zu Theil geworden, ſchien ihm ein gewiſſer Mangel von Ehrerbietung und kindlicher Empfindung zu liegen; er erkannte lebhaft das Vertrauen, das Franziska ihm mit dieſen und ähnlichen Aeußerungen erwieſen, aber es war ein Vertrauen, das ihn peinigte.

Und doch was half es, eine Erſcheinung zu zergliedern, die ihn in ihrer Geſammtheit entzückte? Was half es, einzelne Schattenſeiten aufzuſuchen, wo das Ganze ihn blendete und in Flammen ſetzte gleich einer prächtig ſtrahlenden Sonne? Die einzelnen Eindrücke, welche Eduard empfangen, waren alle, wie geſagt, mehr oder minder peinlich, Franziska hatte nicht zu ſchlimm von ſich geſprochen, ſie war wirklich ein unſtetes, eigenſinniges, verzogenes Frauenzimmer — aber bei alledem war ſie doch das ſchönſte, liebenswürdigſte, entzückendſte Weib, das Eduard nicht nur jemals geſehen, nein, das auch ſeine Dichterphantaſie ſich denken konnte!

„Und was wird“, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er durch die einſamen Gänge ſtrich und gedankenlos hier ein Blatt, dort eine Blüte abriß und zerrupfte, „was wird der Ausgang ſein von dem allen? Die Seele dieſes jungen Mädchens nimmt einen hohen Flug, aber im entſcheidenden Augenblick wird ſie doch erlahmen und, wie ſchwer es ihr ankommt, am Ende wird ſie doch Baron Albert's Frau...“

Wir haben Baron Albert ſchon früher zu ſchildern verſucht. Er war eben ein junger Edelmann, nicht beſſer, nicht ſchlechter, nicht hochmüthiger, nicht herablaſſender, als Leute ſeines Standes zu ſein pflegen, beſonders ſolange ſie jung ſind und die Erinnerung an ihre Lieutenantsepauletten nicht ganz verwunden haben. Von Eduard hatte er, wie früher erzählt, niemals die mindeſte Notiz genommen. Der Graf hatte für gut befunden, ſich einen Vorleſer ins Haus zu nehmen; dieſer Vorleſer durfte mit an der gräflichen Tafel ſitzen, er durfte den jungen Damen vorleſen, ja er mußte es ſogar — denn dafür wurde er ja bezahlt: alles ſehr gut und ſchön, aber nicht der mindeſte Grund, weshalb dieſer Vorleſer für ihn, den Baron Albert, hätte exiſtiren ſollen; er ignorirte ihn gänzlich als ein Weſen, das völlig außerhalb ſeiner Sphäre lag.

Eduard ſeinerſeits erwiderte das reichlich; in ſeinen Augen war Baron Albert nicht nur ein fader, eitler, oberflächlicher Geck, ſondern auch ein wüſter und ſittenloſer Menſch — und auch dazu glaubte er ſeine guten Gründe zu haben, wenn er auch gegen niemand etwas davon äußerte. Jedenfalls war es ihm ein ſchmerzlicher Gedanke, daß ein Weſen wie Franziska, von ſo reichen Anlagen, ſo eigenthümlich geartet, mit ſo vielen Keimen des Guten, Edeln und Großen in ſich, keine beſſere Zukunft haben und zu nichts Größerm beſtimmt ſein ſollte, als Baron Albert's Frau zu werden. Dazu kam, daß jener Familienpact, der durch Franziska's Vermählung mit Baron Albert gleichſam unterſiegelt werden ſollte, ihm aus den Erzählungen Lucindens, für die dergleichen Familiengeſchichten eine ganz beſondere Anziehungskraft hatten, wenigſtens in ſeinen allgemeinſten Umriſſen nicht unbekannt war; er wußte, daß es in letzter Inſtanz doch nur eine Geldfrage, eine Frage des Beſitzes und der Standesehre war, die durch dieſe Vermählung ihre friedliche und allen Theilen genehme Löſung erhalten ſollte, und ein inniges Mitleid erfaßte ihn, wenn er dachte, daß auch dieſes Herz, ſo jung, ſo heiß, ſo ungeſtüm, ſich endlich abkühlen und einſchlafen ſollte in dem langſamen, einförmigen Gang einer Ehe — nun ja doch, einer Ehe, wie ſie nun eben ſind . . .

Mitten in die widerſprechenden Gefühle, welche dieſe und ähnliche Betrachtungen ihm erregten, trat plötzlich Eliſens Bildniß. Auch Eliſe hatte er den ganzen Tag über noch nicht geſehen; Graf Hubert litt noch an den Nachwehen des geſtrigen Vorfalls, und dieſer Umſtand hatte das junge Mädchen, das ſich ganz der Pflege des Kranken widmete, von der übrigen Geſellſchaft zurückgehalten. In demſelben Augenblick, wie er nur Eliſens Namen dachte, überkam ihn das Gefühl einer tiefen und innigen Sehnſucht. Aber dieſe Sehnſucht hatte nichts Aufregendes, nichts Schmerzliches, im Gegentheil, die trüben und zum Theil ſo widerſprechenden Empfindungen, welche das Geſpräch mit der Gräfin in ihm wach gerufen, verloren ſich, und wie aus dem Gewirr mannichfacher Inſtrumente ein klarer reiner Flötenton ſich melodiſch erhebt, ſo war es ihm, als Eliſens Bild vor ſein inneres Auge trat und der Ton ihrer vollen, tiefen und dabei doch ſo wohlklingenden Stimme an das Ohr ſeiner Seele ſchlug.

Er beſchloß, Eliſen noch einen Beſuch zu machen und ſich dabei zugleich nach Graf Hubert's Befinden zu erkundigen. Beide bewohnten eine Reihe von Gemächern hoch oben auf dem weſtlichen Eckthurm des unvollendeten Schloſſes; es waren die einzigen bewohnten Räume in dem ganzen großen, wüſten Gebäude, und auch ſie waren erſt ausdrücklich für den Kranken eingerichtet worden, weil derſelbe ſich hier am liebſten aufhielt und am wohlſten fühlte. Der freie weite Blick über Berge und Wieſen, Thäler und Felder, Dörfer und Städte, deſſen man hier oben genoß, ſchien ſeinen verſtörten Geiſt zu beſchäftigen, während er hier zugleich diejenige Einſamkeit fand, die ihm offenbar am angemeſſenſten war; auch war der Thurm mit allerhand bedeckten Galerien, mit Vorſprüngen, Erkern und Altanen verſehen, welche dem Leidenden ſelbſt bei ungünſtiger Witterung die Möglichkeit eines Aufenthalts im Freien darboten.

Eduard begab ſich alſo in das Schloß. Die urſprüngliche Pracht und Großartigkeit in der Anlage deſſelben ſtand in einem ſeltſam düſtern, unheimlichen Gegenſatz zu der Unfertigkeit des Gebäudes. Alles lag und ſtand noch, beinahe wie es die Arbeiter verlaſſen; ſelbſt die aus prächtigen Marmorquadern zuſammengefügte Treppe war nur halb fertig und wurde ſtellenweiſe durch ein ſchlechtes hölzernes Nothgerüſt zuſammengehalten.

Indem Eduard die breiten Stufen heranſtieg, konnte er ſich nach ſeiner Art wiederum des Reflectirens nicht enthalten. „Wie ſeltſam“, dachte er, „hat auch hier wieder der Zufall gewaltet! Wie nahe ſtehen dieſe beiden jungen Mädchen ſich, mit welcher Herzlichkeit hängen ſie aneinander, wie ſehr bemühen ſie ſich, eine die andere in ihren Eigenthümlichkeiten gelten zu laſſen, und doch, wie grundverſchieden ſind beide! So verſchieden, daß ſich eigentlich gar keine größern Gegenſätze denken laſſen. Franziſka, die vom Glück getragene, die vornehme Dame, die reiche Erbin, immer unruhig, immer leidenſchaftlich, immer unzufrieden mit ihrem Schickſal — und Eliſe, an deren Wiege das Glück auch nicht gelächelt, wie es ſcheint, da ſie ſo früh ſchon genöthigt iſt, ihr Brot unter Fremden zu eſſen, Eliſe immer klar, immer heiter, immer thätig; die ſchwerſten Pflichten überwindet ſie mit ſpielender Leichtigkeit, ja ſie ſelbſt weiß nicht einmal, welche Laſten ſie trägt und welche Opfer ſie bringt. Das junge blühende Geſchöpf, ſo rein, ſo kindlich, mit dieſer offenen ahnungsloſen Seele, verdammt, die Geſellſchafterin eines alten, kranken, irrſinnigen Mannes zu ſein, eines Mannes, den die Nemeſis nicht losläßt und dem die Schatten ſeiner eigenen Verbrechen die ſchuldbeladene Seele verfinſtern — o wahrhaftig, Eliſe iſt doch die einzige von allen hier im Schloſſe, die ganz gut, ganz rein und edel iſt!“

Ohne es zu wiſſen, hatte er dieſe letztern Worte halblaut vor ſich hingeſprochen; er erſchrak über ſich ſelbſt, da der Ton ſeiner Stimme von dieſen öden Mauern, dieſen leeren Wölbungen dumpf zurückklang, um ſich dann in einem leiſen, unheimlichen Geflüſter zu verlieren.

Das Gemach, in welchem Eliſe ſich niedergelaſſen, war eng und niedrig wie das ganze Stockwerk. Aber trotz des engen Raumes und trotz der einfachen Ausſtattung konnte man nichts Lieblicheres und Zierlicheres ſehen; die Wände waren dicht mit Epheu umzogen, die Fenſter ſtanden voll Blumen, welche Eliſe ſich ſelbſt erzog, und zwiſchen den Blumen niſtete ein Canarienvogel, der es zwar niemals bis zum Singen gebracht hatte, nämlich weil er gar kein Er, ſondern eine bloße blaßgelbe Sie, der aber dafür ſo zahm war, daß er frei im Zimmerchen umherflog und Eliſen das Morgenbrot zwiſchen den Lippen wegnahm.

Eliſe empfing Eduard's Beſuch mit jener ruhigen, gleichmäßigen Freundlichkeit, die ihr eigenthümlich war, ja die den Grundzug ihres Weſens bildete. Auch mit Hubert's Befinden ging es beſſer, als Eduard gefürchtet hatte. Die gewaltige Beängſtigung, in welche die Scene im Garten ihn verſetzt, hatte ſich gelegt; er ſaß wieder ruhig hinter ſeinen Bleiſoldaten und beſchäftigte ſich damit, dieſelben bald ſo, bald anders aufzuſtellen. Dabei ſah er von Zeit zu Zeit durch die geöffnete Thür in das Nebengemach, wo Eliſe verweilte, und jedesmal, ſo oft ſein Auge das Antlitz des jungen Mädchens traf, glitt ein leiſes blödes Lächeln über ſeine verwilderten Züge.

Das Geſpräch wandte ſich natürlich auch hier zuerſt auf das Ereigniß des geſtrigen Tages. Eliſe beklagte in ehrerbietigen, aber entſchiedenen Ausdrücken den unglücklichen Jähzorn, durch welchen Graf Erdmann ſich wieder einmal hatte hinreißen laſſen. Des ſchönen Heinrich ſchien ſie nur ungern zu erwähnen, dagegen erzählte ſie ausführlich von dem Harfenmädchen, und unwillkürlich mußte Eduard die warme herzliche Theilnahme, die ſie dabei an den Tag legte, mit der vornehmen Gleichgültigkeit vergleichen, welche Gräfin Franziska zur Schau getragen. Eliſe hatte ſich mit dem erſten vergeblichen Gange nicht zufrieden gegeben, vielmehr hatte ſie denſelben während des heutigen Tages, da Graf Hubert eben ſchlummerte, wiederholt und diesmal hatte ſie die Hütte auch wirklich offen und das Mädchen zu Hauſe gefunden. Die Wunde war in der That nur unbedeutend, auch hatte das Mädchen ſelbſt gar kein Aufhebens von dem Vorgefallenen gemacht, ſondern ſich im Gegentheil demüthig entſchuldigt, auf ſo ungeſchickte Weiſe den Zorn des Grafen gereizt zu haben. Dennoch war ſie Eliſen kränker erſchienen, als ſie ſelbſt wahr haben wollte, ein heftiges Fieber hatte ſie geſchüttelt, und Eliſe bat Eduard, doch bei Gelegenheit den Arzt in Kenntniß davon zu ſetzen, damit die Aermſte nicht ohne die nöthige Hülfe bleibe.

Eduard verſprach, Eliſens Wunſch zu erfüllen, und verſuchte dabei zugleich, ihr, die ja ſchon eine Reihe von Jahren im Schloſſe und daher gewiß mit allen Beziehungen und Verhältniſſen deſſelben vertraut war, etwas Näheres über Herkunft und Schickſal der ſchwarzen Nanni abzulocken. Doch ſchien Eliſe auf das Thema nicht näher eingehen zu wollen, nur im allgemeinen bedauerte ſie das Schickſal des armen Mädchens, das, wie ſie wol gehört habe, von übel berufenen Aeltern abſtamme, ohne rechte Erziehung geblieben ſei und ſich jetzt allem Anſchein nach innerlich wie äußerlich in der übelſten Lage befinde.

„Es iſt traurig“, ſagte ſie, „ein ſolches Geſchöpf, ſo jung und dabei ſchon ſo verwahrloſt; ſie hat gewiß den beſten Willen, ſich redlich durch die Welt zu bringen, aber ſie hat nichts gelernt als das bischen Singen und Harfenſpielen, und das iſt kein Gewerbe, bei dem ſie zu etwas Ordentlichem kommen kann. Der Graf hat wol recht, daß er nichts von ihr wiſſen will und ſich mit ihrem Schickſal nicht weiter befaſſen mag; denn von allem Traurigen und Niederſchlagenden, das man ſehen kann, iſt das Niederſchlagendſte gewiß eine jugendliche Exiſtenz, die ſchon in ihren Anfängen ſo verdorben oder doch wenigſtens ſo falſch angelegt iſt, daß ihr auf keine Weiſe zu helfen. Halten Sie“, ſetzte ſie mit leichtem Erröthen hinzu, „mein Urtheil ja nicht für hart und unfreundlich, im Gegentheil, es geht aus einem tiefen Gefühl der Dankbarkeit hervor, die ich ſelbſt meinem eigenen Schickſal ſchulde, das mich ſo ganz anders und ſo viel gnädiger geleitet. Wir haben ja wol öfters unſere Jugenderinnerungen getauſcht, mein Freund, und ſo wiſſen Sie auch, daß ich im Grunde eben ſolch Kind der Armuth und der Niedrigkeit bin wie die ſchwarze Nanni. Mein Vater war ein kleiner Beamter des gräflichen Hauſes, er ſtarb früh, und ohne die aufopfernde Güte, mit welcher Graf Erdmann ſich meiner annahm, wäre vielleicht nichts Beſſeres aus mir geworden als ebenfalls ein armes verlaſſenes Harfenmädchen; ihm, dem väterlichen Freunde und Beſchützer, der mir auch noch jetzt in ſeinem Hauſe eine ſo willkommene Freiſtatt öffnet, verdanke ich alles, was ich bin, weiß und kann, er hat mich erziehen und unterrichten laſſen, und wenn ich irgendeinmal im Stande ſein werde, meinen Mitmenſchen zu nutzen, natürlich immer nur nach dem ſchwachen Maß meiner Kräfte, ſo iſt er es, dem der Dank dafür gebührt.“

Es war Eduard ein eigenes Gefühl, den Grafen, deſſen Bild ſeit geſtern in ſo düſtern, unheimlichen Zügen vor ſeiner Seele ſtand, aus dem Munde gerade desjenigen Weſens gelobt zu hören, auf deſſen Urtheil er am meiſten gab und das er am meiſten verehrte von allen, die er kannte. Er begnügte ſich indeſſen mit der zweideutigen

Bemerkung, daß jeder Menſch in ſeinem Leben vieles gut zu machen habe, und daß die anmuthige und liebenswürdige Erſcheinung, zu welcher Eliſe herangeblüht, für den Grafen gewiß der beſte, ja der einzige Dank ſei, den er begehre.

Das Geſpräch wandte ſich jetzt auf Franziska und die bevorſtehende Zurückkunft des Barons Albert, die Eliſen ebenfalls bereits bekannt war. Und auch darüber äußerte ſie ſich mit ruhiger Klarheit.

„Es iſt mir“, ſagte ſie, „ordentlich in Franziska's Seele hinein lieb, daß Baron Albert endlich wieder zurückkommt; das Verhältniß, das zwiſchen beiden beſteht, wird dadurch nothwendig zu einer Entſcheidung gedrängt werden und Franziska wird endlich ſuchen müſſen, ſich klar zu werden über ſich ſelbſt und ihre eigenen Entſchließungen. Denn ſo lieb die Freundin mir iſt und ſo hoch ich von ihrem Geiſte denke, der den meinen ſo weit überragt, ſo kann ich die Art und Weiſe, wie ſie das Verhältniß zu Baron Albert hinzieht und gleichſam in der Schwebe erhält, doch nicht ganz billigen; es iſt ein ſo furchtbar ernſter Schritt, den ſie zu thun im Begriff iſt, und täuſche ich mich über den Beruf des Frauenherzens nicht ganz, ſo hat ſelbſt der ungeliebte Mann, ſelbſt der Mann, dem unſere Neigung ſich verweigert, in einem ſolchen Falle doch immerhin, wie mich dünkt, ein gewiſſes Recht auf unſere Achtung, wenigſtens ſo weit, daß wir mit ſeinen Empfindungen nicht ſpielen und ihn nicht einer Ungewißheit überlaſſen, die für ihn nicht blos ſchmerzlich, ſondern auch beſchämend iſt.“

„Aber“, erwiderte Eduard, „ſollte hier denn wirklich noch von irgendeiner Ungewißheit die Rede ſein? Die

Vermählung zwiſchen Baron Albert und der Comteſſe, denke ich, iſt ſeit Jahren eine durch Familienpacte und Verträge abgemachte Sache, und ich glaube nicht, daß der Herr Graf der Mann iſt, derartige Verträge rückgängig zu machen.“

Eliſe ſah ihn groß an. Dann mit ihrer vollen klaren Stimme:

„Aber das iſt doch kein Ding“, ſagte ſie, „worüber Familienpacte errichtet und Verträge geſchloſſen werden? Das iſt doch etwas, worüber jedem, reich oder arm, vornehm oder gering, ſein freier unverkümmerter Wille zuſteht?“

Eduard mußte lächeln über die Naivetät des jungen Mädchens. „Das iſt eine Anſicht“, ſagte er, „die Ihrem Herzen alle Ehre macht, und ich beneide den Glücklichen, für den Sie dieſelbe einſt geltend machen werden. Allein der Wirklichkeit der Verhältniſſe entſpricht ſie nicht: der Herr Graf will nicht einmal ſeinem Bedienten erlauben, das Mädchen zu heirathen, das ihm gefällt, und noch mehr bezweifle ich, daß er Gräfin Franziska in dieſer Hinſicht freie Hand laſſen würde, wie Sie zu glauben ſcheinen.“

„Aber ſie hat ja doch einen Willen“, rief Eliſe erregt, „das Leben iſt ja doch zu ernſt, zu lang, um es an der Seite eines ungeliebten Mannes zu vertrauern!“

Eduard erwiderte lächelnd: „Frauen, pflegt Comteſſe Lucinde zu ſagen, haben keinen Willen — und wenn ſie auch einen Willen haben, erlaube ich mir hinzuzuſetzen, ſo haben doch wol nur die wenigſten von ihnen den Muth, ihn geltend zu machen.“

„O Muth, Muth“, rief Eliſe, „wer würde nicht Muth haben, wo das Wohl und Wehe des ganzen Lebens, ja noch mehr, wo die Wahrheit und Treue der eigenen Empfindungen auf dem Spiele ſteht?!“

„Und alſo — vorkommendenfalls — Fräulein Eliſe würde den Muth haben?“ fragte Eduard leicht hingeworfen; es ſollte ein Scherz ſein, aber indem das Wort von ſeiner Lippe war, that es ihm ſchon wieder leid, indem er das junge Mädchen dadurch in Verlegenheit zu ſetzen fürchtete. Aber Eliſe ſah ihn feſt und klar an mit ſichern, ruhigen Blicken; es war keine Erregung, keine Leidenſchaft in ihrem Antlitz, nur der gleichmäßige Ausdruck einer klaren, ſelbſtbewußten Ueberzeugung. „Ich würde ihn haben“, ſagte ſie.

„Und wenn“, fragte er muthwillig weiter, „nun beiſpielsweiſe der Herr Graf, dem Sie ja doch ſoviel Dank ſchuldig zu ſein glauben, ſich Ihrem Willen widerſetzte? Oder wenn Franziska Ihre Nachgiebigkeit als ein Opfer der Freundſchaft forderte, oder wenn ſie dadurch von Perſonen, die Ihnen lieb ſind, ein großes Unglück abwenden könnten, wie, ſchöne Schwärmerin, ſtände es dann mit dem Muthe?“

„Unglück von liebenden Perſonen abwenden“, wiederholte Eliſe nachdenklich und ſchien einige Augenblicke zu zaudern — „aber nein“, rief ſie, „das Herz und ſeine Wahrheit iſt das Höchſte im Menſchen — ich würde den Muth dennoch haben!“

Viertes Kapitel.

Baron Albert.

Zwei Tage darauf traf Baron Albert denn richtig ein. Franziska empfing ihn mit jener kühlen Höflichkeit, die ſie unter Umſtänden ſo meiſterhaft zu handhaben wußte. Baron Albert ſeinerſeits erwiderte dieſelbe, er war artig und verbindlich, aber ohne eine Spur von Leidenſchaft; niemand, der dieſe beiden nebeneinander geſehen hätte, er ſo galant, ſo zuvorkommend, ſie ſo höflich, ſo ceremoniell, aber beide ſo kalt und ruhig, hätte ein Brautpaar in ihnen vermuthet, am wenigſten ein Brautpaar, deſſen Hochzeit vielleicht ſchon in wenigen Wochen gefeiert werden ſollte.

Darauf wenigſtens ließ der Eifer ſchließen, mit welchem Tante Lucinde ihre Zurüſtungen traf. Sie war unermüdlich im Einrichten und Vorkehren; wiewol das junge Paar zunächſt nach der Vermählung eine größere Reiſe antreten und dem kranken Onkel Hubert dadurch Zeit verſchaffen ſollte, ſich ebenfalls auf die Reiſe zu begeben, ſo wurde doch bereits derjenige Theil des Herrenhauſes, das den Neuvermählten in Zukunft als Wohnung dienen ſollte, neu tapezirt, decorirt, möblirt, und dabei all die Geſchäftigkeit entfaltet, mit der namentlich ältere Damen, die nicht in der Lage geweſen ſind ihre eigene Hochzeit auszurichten, dergleichen zu betreiben pflegen.

Eduard waren dieſe Zurüſtungen ſehr fatal, und lebhafter denn je dachte er daran, das Schloß zu verlaſſen. Auch fing er wirklich nachgerade an, ſich nach Nachricht von ſeiner Mutter ſowie von Anton zu ſehnen. Denn weder jene noch dieſer hatten in der ganzen Zeit von ſich hören laſſen, und Eduard gerieth in Beſorgniß, daß ſeine Mutter krank und Anton von irgendeinem Unfall betroffen ſein möchte. — Mit Franziska hatte er in dieſer Zeit nur ſehr wenig verkehrt, zuweilen kam es ihm vor, als ob ſie ihn abſichtlich von ſich entfernt halte. Vielleicht geſchah es aus Rückſicht auf Albert, der dieſe Art von äſthetiſchem Verkehr nicht liebte, vielleicht aber — und dieſe letztere Anſicht machte Eduard in der Stille zur ſeinen — that es ihr auch leid, neulich ſo mittheilend gegen ihn geweſen zu ſein; alſo dieſelbe Erfahrung, die er ja auch mit dem Grafen Erdmann gemacht hatte, welcher ſeit jener verhängnißvollen Nacht ſich ebenfalls wieder ganz ſo verſchloſſen und ablehnend zeigte, wie Eduard ihn zuerſt gekannt hatte. Er ſaß viel allein auf ſeinem Zimmer, und ſelbſt die Verwaltung ſeiner Güter ſchien ihn nicht mehr ſo lebhaft zu intereſſiren wie ſonſt. Während er ſich ſonſt regelmäßig von allem und jedem Meldung machen ließ, was auf ſeinen ausgedehnten Beſitzungen paſſirte, ſchien er es jetzt ſogar gern zu ſehen, wenn ihm dies und jenes verſchwiegen ward. So namentlich die zahlreichen Wilddiebereien, die ſeit einiger Zeit in ſeinen Waldungen begangen wurden, zum Theil mit wahrhaft beleidigender Frechheit. Unter anderm waren ihm aus einem umzäunten Theil des Parks einige zahme Damrehe weggeſchoſſen worden, die der Graf ſich zum Vergnügen hielt und die er nicht ſelten perſönlich fütterte; nach allen Umſtänden konnte der Thäter kein gewöhnlicher Wilddieb ſein, ſondern irgendeine ganz beſondere Bosheit mußte die freche That veranlaßt haben. Auch hier wieder war die Meinung des Dorfs raſch bei der Hand, indem ſie als den Urheber dieſer und verſchiedener ähnlicher Frevel den ſchönen Heinrich bezeichnete, der ſich angeblich in dem benachbarten Forſte umhertreiben ſollte. Verſchiedene Bauern und Tagelöhner der Gegend wollten ihn geſehen und einige ſogar geſprochen haben; doch wußte niemand Genaueres zu ſagen, und da der Graf noch immer von Heinrich's Entfernung keine Notiz nahm, ſo lag auch keine Veranlaſſung vor, die Sache näher zu unterſuchen.

Auch die Krankheit der ſchwarzen Nanni zog ſich unerwartet in die Länge und gab ebenfalls Grund zu allerhand düſtern und nachtheiligen Gerüchten. Eduard beſuchte die Kranke ziemlich häufig und überzeugte ſich dabei denn freilich, daß die Verwundung, welche ſie bei jenem unglücklichen Streite davongetragen, längſt geheilt war; die Krankheit, an welcher ſie gegenwärtig litt und die ihr Leben ernſtlich zu gefährden ſchien, war ein zehrendes Fieber, deſſen Keim, nach dem Ausſpruch des Arztes, ſchon lange in ihr geſchlummert und das vielleicht infolge des Ereigniſſes und der damit verbundenen Aufregung, vielleicht auch ganz unabhängig davon zum Ausbruch gekommen war. Jedenfalls, ſo tadelnswerth der Jähzorn auch war, dem der Graf ſich bei jener Gelegenheit überlaſſen, ſo hatte derſelbe an der Krankheit des Harfenmädchens doch keinen Antheil; ſelbſt wenn der Graf der Mann der ängſtlichen Rückſicht geweſen wäre, der er nicht war, ſo hätte auch das zarteſte Gewiſſen ihn von jeder Mitſchuld freiſprechen müſſen.

Allein in der Meinung des Dorfs beſtand dieſe Mitſchuld dennoch. Wie es bei dergleichen Gelegenheiten zu gehen pflegt, ſo war auch der Vorfall im Garten durch das Gerücht ins Maßloſe übertrieben worden. Man flüſterte ſich zu, der Graf, deſſen jähe Leidenſchaftlichkeit bekannt war, habe das Harfenmädchen mit eigener Hand zu Boden geſchlagen, die wüthenden Hunde, ſetzte man hinzu, hätten dem unglücklichen Geſchöpf die Kleider vom Leibe geriſſen und aufs äußerſte mishandelt, von Schlägen und Wunden bedeckt, habe es nur mit Mühe ſein Leben gerettet. — Was die Leichtgläubigkeit der Menge noch erhöhte und die unheimlichen Gerüchte noch vermehrte, das war der geheimnißvolle Zuſammenhang, in welchem der ſchöne Heinrich zu dem Vorfall ſtand. Die Leidenſchaft, welche derſelbe für die ſchwarze Nanni hegte, war im ganzen Dorfe bekannt; auch jetzt noch, behauptete man, ſtehe er mit ihr in geheimnißvoller Verbindung, ja man wollte wiſſen, daß er nachts aus ſeinem Verſteck hervorkomme, um die Kranke zu beſuchen und zu pflegen.

Dabei wiederholte ſich noch eine andere Erfahrung, die ſich in ähnlichen Fällen ſchon vielfach beſtätigt hatte. Nämlich weder der ſchöne Heinrich noch die ſchwarze Nanni waren bisher bei der Menge beſonders beliebt geweſen; der einen hatte ihre Schönheit, verbunden mit ihrem eigenthümlich ſchnippiſchen, übermüthigen Weſen, dem andern die bevorzugte Stelle geſchadet, welche er im Hauſe des Grafen einzunehmen ſchien und deren ſehr empfindliche Schattenſeiten den Außenſtehenden freilich nicht weiter bekannt geworden waren. Jetzt, ſeitdem beide ins Unglück gerathen, waren ſie auf einmal ſozuſagen die Helden des Dorfs geworden. Wir wiſſen, wie unbeliebt Graf Erdmann war und wie ſehr man ſeine Strenge fürchtete. Hier nun ſchien der Haß, der ſchon ſo lange gleich einem Feuer unter der Aſche gegen Graf Erdmann glimmte, endlich einen genügenden Grund zu finden; die Stimmung der Bevölkerung wurde immer unwilliger und ſchwieriger, ſchon kamen einzelne Fälle offenbarer Widerſetzlichkeit vor, und der Umſtand, daß der Graf, ganz ſeiner ſonſtigen gewaltthätigen Art zuwider, dieſelben gleichſam abſichtlich ignorirte, trug nur dazu bei, das Uebel zu erhöhen.

Niemand war mit dieſer Lage der Dinge unzufriedener, aber auch niemand entſchloſſener ſie zu ändern, als Baron Albert. — Unſere Geſchichte neigt ſich allmählich ihrer Löſung entgegen, und in dieſem Stadium, wir wiſſen es wohl, ſind allgemeine Betrachtungen nicht beliebt, wenigſtens nicht bei dem richtigen Romanleſer, dem es nur um den Stoff zu thun iſt und der bei jedem Buch, das er in die Hand nimmt, zuerſt nach dem Ende der Geſchichte ſieht.

Dennoch können wir einige allgemeine Betrachtungen an dieſer Stelle nicht erſparen. — Der Zeitpunkt, in welchem unſere Erzählung ſich augenblicklich befindet, fällt in den Herbſt 1847, alſo in die Zeit, welche jener großen politiſchen Umwälzung, die dann mit Beginn des neuen Jahres über Europa hereinbrechen und die namentlich auch in Deutſchland eine ſo große Erſchütterung hervorbringen ſollte, unmittelbar vorherging. Bereits brauchte man kein ſehr kundiger Wetterprophet zu ſein, um die Vorboten des nahenden Sturmes in der Luft zu ſpüren. Eine allgemeine Gärung hatte ſich der Gemüther bemächtigt; alles war unzufrieden, alles ſann auf neue Dinge. Namentlich war dies auch unter der ländlichen Bevölkerung der Fall, wenigſtens in ſolchen Gegenden unſers Vaterlandes, wo dieſelbe noch unter einem ſo harten Drucke ſchmachtete und noch ſoviel alte Misbräuche zu erdulden hatte, wie dies in dem Ländchen der Fall war, in welchem unſere Erzählung ſpielt.

Baron Albert hatte einige Wochen in der Hauptſtadt dieſes Ländchens zugebracht und war Zeuge geweſen der unheimlichen Erregung, die ſich auch hier in den Gemüthern immer weiter und weiter verbreitete. Wir kennen den jungen Cavalier bereits als einen eifrigen Verfechter des Beſtehenden, einen geſchworenen Feind aller volksthümlichen Bewegungen, und ſo hatte auch das politiſche Treiben, dem er in der Reſidenz an allen Ecken und Enden begegnete und das ſeinen Widerhall theils in der Preſſe, theils ſogar in öffentlichen Verſammlungen fand, ihm den lebhafteſten Anſtoß gegeben. Auf dem Lande, unter den Bauern, unter dieſem „Kern des Volks“, wie man ſie ſo gern nennt — und zwar hauptſächlich auf ſeiten derjenigen, die dieſen Kern im Grunde doch nur benutzen, um ſich von ſeinem Mehle zu ſättigen — hatte Baron Albert das anders zu finden gehofft, hier hatte er gedacht, noch denſelben

Reſpect und dieſelbe Unterwürfigkeit anzutreffen wie in der guten alten Zeit. Namentlich die Oberndorf'ſchen Beſitzungen ſtellte er ſich als eine Oaſe in der Wüſte, gleichſam eine ſchwimmende Inſel mitten auf den heranwogenden Fluten der Revolution vor; er kannte ja das patriarchaliſche Regiment, das Graf Erdmann führte, und die Strenge, mit welcher er daſſelbe aufrecht erhielt.

Doch hatte er dabei vergeſſen, erſtlich, daß die Bevölkerung der Oberndorf'ſchen Güter nicht aus eigentlichen von alters her ſeßhaften Bauern, ſondern vielmehr, wie dies früher von uns erzählt worden iſt, aus einer wüſten, von allen Ecken und Enden her zuſammengelaufenen Menge beſtand, und daß zweitens gerade der Eifer und die Strenge, mit welcher Graf Erdmann dieſe Vagabunden zu ordentlichen und fleißigen Arbeitern heranzubilden geſucht, ihn denſelben in hohem Grade verhaßt gemacht und einen Samen ausgeſtreut hatte, der in der ſchwülen Atmoſphäre dieſer Zeit nothwendig mit überraſchender Schnelligkeit aufgehen mußte.

Und überraſcht war der Baron allerdings, da er nach Oberndorf hinauskam und hier ſtatt der gehofften idylliſchen Zuſtände daſſelbe Misvergnügen und dieſelbe, ja zum Theil eine noch größere Aufregung fand, als er in der Stadt hinter ſich gelaſſen hatte. Was die Ueberraſchung ſteigerte, war die Wahrnehmung der eigenthümlichen Schlaffheit, in welche Graf Erdmann ſeit einigen Wochen verſunken war. Der Baron hatte natürlich nicht die mindeſte Ahnung von dem Geſpräch, welches der Graf vor kurzem mit ſeinem „Magiſter“ gehabt hatte. In der

That jedoch war es, als ob die düſtern Erinnerungen, welche der Graf damals heraufbeſchworen, die Spannkraft ſeines Geiſtes gelähmt und ſeine ſonſt ſo unerſchütterliche Energie gebrochen hätten. Vielleicht indeſſen war es auch nur eine Folge ſeines körperlichen Befindens; er kränkelte ſeit einiger Zeit viel und ſprach davon, ſowie nur erſt die Hochzeit des jungen Paares vorüber und Graf Hubert auf der Reiſe, ebenfalls eine größere Tour anzutreten.

Deſto eifriger dagegen war Baron Albert. Da er allgemein als der künftige Schwiegerſohn und Erbe des Grafen angeſehen ward, ſo durfte er ſich ja auch wol einigermaßen als ſolcher benehmen. Beinahe Tag und Nacht lag er draußen auf den Feldern, wo eben die Ernte in vollem Gange war, controlirte die Pächter, beaufſichtigte die Beamten, hielt die Arbeiter zum Fleiße an und entwickelte bei alledem — weniger wol aus angeborener Härte als vielmehr aus Pflichteifer, weil er dem Grafen alles recht zu Dank machen und recht zeigen wollte, was für ein tüchtiger Landwirth dereinſt aus ihm werden würde — eine Pünktlichkeit und Strenge, die ihn bei den davon Betroffenen denn ebenfalls in kürzeſter Zeit ſehr unbeliebt machte. — Beſonders ärgerlich waren ihm die Wilddiebereien, die in immer ausgedehnterm Maße fortgeſetzt wurden; es konnte ſchon kein einzelner mehr ſein, ganze Banden mußten ſich zuſammenthun und gemeinſchaftlich die gräflichen Forſten verheeren. Auch blieb es keineswegs bei den bloßen Wildfreveln, ſondern auch außerdem wurde allerhand Unfug und Schabernack ausgeübt; die Obſtbäume an den gutsherrlichen Wegen wurden umgebrochen, Getreidehaufen wurden verwüſtet, hier und da ging ſogar ein einſam gelegenes Hirtenhaus in Flammen auf, und das alles, ohne daß der Thäter zu entdecken war.

Der Baron ſprach öfters ernſtlich mit ſeinem künftigen Schwiegervater und drang in ihn, die Hülfe des herzoglichen Militärs zu requiriren. Doch der Graf, als alter Edelmann, der ſeine Ahnen wol noch um einige Geſchlechter weiter hinauf verfolgen konnte als das regierende Haus, wollte davon nichts hören; es ſei gar nicht ſo arg, meinte er, wie Baron Albert die Sache darſtelle, einiger Unfug finde in dieſer Jahreszeit regelmäßig ſtatt, wenn nur erſt die Frucht überall eingefahren und nichts mehr auf den Feldern zu ſtehlen, ſo werde die Ordnung ſich bald von ſelbſt herſtellen.

Der Prediger war anderer Anſicht; er dachte über die immer weiter um ſich greifende Widerſetzlichkeit der ländlichen Bevölkerung ganz ebenſo wie der Baron und ſah im Geiſt ebenfalls bereits die Revolution ihr Schlangenhaupt erheben. Beide wurden häufig in vertrauten Zwiegeſprächen geſehen, an denen auch Tante Lucinde zuweilen theilnahm; indem Eduard an der Gruppe vorüberging, glaubte er mehr als einmal den Namen eines Weſens zu hören, das ihm über alles theuer, Eliſens — und das war denn eine Veranlaſſung, ſeine ſchon oft beſchloſſene Abreiſe immer wieder aufzuſchieben. Denn obwol er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft darüber geben konnte, woher ſeine Beſorgniß ſtamme und welche Gefahr ſeiner jungen Freundin gerade von dieſer Seite her drohen ſollte, ſo konnte er ſich doch nicht entſchließen, dieſelbe unter ſo düſtern Ausſichten und in einem allen Anzeichen nach ſo kritiſchen Augenblick zu verlaſſen.

Aber nicht blos in Aufrechthaltung der Ordnung und Beaufſichtigung der Arbeiter erwies Baron Albert ſich als ein ſtrenger und eifriger Gebieter, ſondern auch als Geſchäftsmann in Benutzung und Verwerthung der Oberndorf'ſchen Güter entwickelte er einen großen Fleiß und eine anerkennenswerthe Thätigkeit. Graf Erdmann, aufgewachſen als reicher Grundbeſitzer, hatte die Landwirthſchaft zumeiſt noch nach dem alten patriarchaliſchen Herkommen betrieben; er war blos Landbeſitzer geweſen und hatte auch nichts weiter ſein wollen. Der junge Baron dagegen war bei den modernen Oekonomen durch die Schule gelaufen und brachte nun, wie die Jugend das ſo an der Art hat, einen ganzen Sack von Verbeſſerungsvorſchlägen und neuen Erfindungen und ſonſtigen Projecten mit, welche er alle baldmöglichſt ins Werk zu ſetzen beſtrebt war. — Der Graf war dieſen Projecten allerdings nur wenig geneigt. Doch mochte er andererſeits auch dem Thätigkeitstrieb ſeines künftigen Eidams nicht in den Weg treten, und ſo geſtattete er ihm, einzelne Vorbereitungen zu treffen, die für die ſpätere oder frühere Ausführung allerdings noch lange nicht verbindlich waren; es wurden Riſſe gefertigt, Anſchläge gemacht und Unterhandlungen wegen Ankauf und Umtauſch gewiſſer Ländereien angeknüpft.

Als Unterhändler dabei ſowie überhaupt bei den mancherlei ökonomiſchen Vorbereitungen, welche der Baron projectirte, empfahl er dem Grafen einen gewiſſen Geſchäftsmann aus der Umgegend, mit dem er ſelbſt, wie er verſicherte, ſchon ſeit Jahren in Verbindung geſtanden und deſſen Gewandtheit und Zuverläſſigkeit ſich ihm jederzeit aufs glänzendſte bewährt habe. Jetzt aber hatte den armen Mann ein ſchwerer Familienverluſt betroffen, ſeine Frau, mit der er lange Jahre in glücklicher Ehe gelebt, war ihm geſtorben, eine Zerſtreuung und Aufheiterung that dem Vereinſamten noth, und ſo hatte der Baron ihn zu einem Beſuch auf Schloß Oberndorf eingeladen.

Auch damit hatte der Graf ſich einverſtanden erklärt, und ſo wurde der Geſchäftsfreund, wie der Baron ihn halb ſpaßhaft zu tituliren pflegte, für einen der nächſten Tage erwartet; ſeine Tochter, das einzige Kind, das ihm aus ſeiner Ehe geblieben, hatte die Erlaubniß erhalten, ihn zu begleiten, und Baron Albert neckte Eliſen bereits mit der neuen Freundin, welche ſie ſich an dem jungen Mädchen, deſſen Einfachheit und Beſcheidenheit er nicht genug rühmen konnte, gewinnen werde.

Fünftes Kapitel.

Der Beſuch.

Als Eduard einige Tage darauf in das Empfangszimmer der gräflichen Familie trat, war der erwartete Beſuch eben angekommen. Der Fremde war in eifrigem Geſpräch mit dem Grafen und Baron Albert; er ſtand der Thür zugekehrt und focht im Reden heftig mit den Armen, ſodaß Eduard ihm nicht ſogleich ins Geſicht ſehen konnte. Aber die ſtattliche Figur, die breiten Schultern und die dünnen krauſen Haare, die dem Fremden wie ein Heiligenſchein um den Kopf ſtanden, kamen ihm merkwürdig bekannt vor. In dem Nebenzimmer hatten die Damen ſich verſammelt, und auch von dort her ſchlug eine Frauenſtimme an das Ohr unſers Freundes, die ihm ebenfalls ſeltſame Erinnerungen erweckte.

Allein bevor er noch Zeit hatte, ſich zu ſammeln, wandte der Graf ſich um und ſtellte Eduard dem Fremden vor. „Unſer Magiſter“, ſagte er, „Herr Anton Feldner, ein braver junger Mann, der ſich um unſer Haus und namentlich um unſere jungen Damen recht verdient gemacht hat, und hier — wie war der Name doch? ja richtig, Herr Agent Wendelmeier, mir von dem Baron ſehr empfohlen als ein umſichtiger und thätiger Mann . . .“

Während der letztern Worte hatte der Fremde ſich umgedreht, und richtig, es war Freund Wendelmeier, der Wirth zum Rothen Löwen, der „Mann von Welt“, wie er leibte und lebte! Das war das dicke weingeröthete Antlitz, das war der wohlgepflegte Backenbart, das war der kleine goldene Reif im linken Ohrläppchen, mit dem Wendelmeier ſo gern kokettirte und vermittelſt deſſen er in ſeinen jüngern Jahren ſo viele Eroberungen gemacht zu haben behauptete; nur der unſterbliche blaue Frack mit den blanken Knöpfen war mit einem ſchwarzen Trauerkleide vertauſcht, deſſen düſterer Eindruck, nach kleinſtädtiſcher Mode, noch durch einen dichten Flor um den Arm vermehrt ward.

Eduard glaubte vor Scham und Beſtürzung in die Erde ſinken zu müſſen; von allen Menſchen, die ihm begegnen konnten, war Wendelmeier derjenige, den er in dieſem Augenblick und an dieſer Stelle am wenigſten zu ſehen wünſchte. Und wenn Wendelmeier einmal da war, ſo war auch das blonde Hannchen gewiß nicht weit. Ja in der That, da kam ſie bereits, ebenfalls im ſchwarzen Trauerkleide; ein Schrei der Ueberraſchung entfuhr ihrem halbgeöffneten Munde, da ſie den ehemaligen Hausfreund und Anbeter erblickte, aber ein raſches Augenzwinkern ihres Vaters belehrte ſie, und der Schrei erſtickte in einem verlegenen Hüſteln, während ſie Eduard gleichzeitig wie einen ganz Fremden mit all jenen Knickſen und

Verbeugungen begrüßte, wie ſie in kleinen Städten noch heute zum guten Ton gehören.

Denn Herr Wendelmeier hätte ja nicht die feine Naſe haben müſſen, deren er ſich ſo gern rühmte, er hätte nicht ſoviel im Leben erfahren haben und nicht der Mann von Welt ſein müſſen, der er war, um Eduard durch eine unzeitige Erkennungsſcene in Verlegenheit zu ſetzen. Auch war es ihm vielleicht ſelbſt lieb, wenigſtens für den Augenblick, jede nähere Erörterung ſeiner eigenen Verhältniſſe zu vermeiden. Er verneigte ſich daher gleichfalls ganz ceremoniell gegen Eduard, wie gegen einen Wildfremden, und wiederholte in geſchäftsmäßigem Tone:

„Wendelmeier, Güteragent und ehemaliger Hotelbeſitzer — habe die Ehre, ſehr verbunden, iſt mir höchſt ſchmeichelhaft, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen; Herr Feldner, beliebten der Herr Graf zu ſagen? Habe nicht die Ehre, die Familie zu kennen, obwol ich mich doch ſonſt hier in der Gegend einer ziemlich ausgebreiteten Bekanntſchaft erfreue ...“

Damit wandte er ſich zu dem Geſpräch zurück, das er mit dem Grafen und Baron Albert führte und in dem er, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, ſich ſehr beſcheiden und zurückhaltend erwies; er wollte offenbar das Terrain erſt ſondiren, auch war es ihm ſichtlich darum zu thun, bei dem Grafen einen möglichſt günſtigen Eindruck zu machen. Auch gegen den Baron zeigte er ſich ſehr zuvorkommend, wiewol immerhin wie ein Mann, der ſeine Stellung kennt und dem ſeine Kenntniſſe und Verdienſte wol geſtatten, ein Wort mit drein zureden. — Den Damen wagte Eduard ſich gar nicht zu nähern, aus Furcht, das blonde Hannchen, gegen das er ſich ja überdies von alten Zeiten her nicht ganz ſchuldlos wußte, möchte ihn compromittiren. Aber Hannchen war die würdige Tochter ihres Vaters; ſie ſah Eduard mit ſolcher Unbefangenheit ins Geſicht und affectirte eine ſolche gänzliche Unbekanntſchaft mit ihm, daß auch der ſchärfſte Beobachter nicht auf die Vermuthung hätte kommen können, hier ſtänden ſich wirklich zwei alte Bekannte gegenüber. Nur Eduard ſelbſt bemerkte, daß, wenn eben niemand ſonſt ſie beobachtete, ſich aus ihren kleinen ſchelmiſchen Augen Blicke auf ihn richteten, die ihm nichts Gutes weiſſagten.

Die Tafel zog ſich heute länger hin als gewöhnlich und bot Herrn Wendelmeier reichliche Gelegenheit, ſeinen Geiſt glänzen und ſeine feinen Manieren leuchten zu laſſen. Dem Grafen Hubert, der von ſeiner Unpäßlichkeit wiederhergeſtellt war und wie üblich den Ehrenplatz an der Tafel einnahm, bezeigte er ſeine Ehrerbietung in ſo verbindlicher Weiſe und wußte die Krankheit des Unglücklichen ſo vollſtändig zu ignoriren, daß er dadurch beim Grafen Erdmann einen großen Stein im Bret gewann. Auch der Tante Lucinde wußte er viel Schmeichelhaftes zu ſagen, und auch mit dem Prediger, der ebenfalls zu den Gäſten gehörte, knüpfte er ein ſehr intereſſantes und lehrreiches Geſpräch über Miſſionsanſtalten und Bibelvereine und die überhandnehmende Entſittlichung der niedern Klaſſen an. Daneben entwickelte er eine große Geſchäftskenntniß in ökonomiſchen

Dingen und ſtimmte den Projecten und Vorſchlägen des Barons lebhaft und mit der ganzen Wärme eines gewiegten Kenners bei. An Eduard richtete er während der ganzen Tafel das Wort nur einmal, und auch da geſchah es nur, um ſich zu erkundigen, ob der Herr Anton Feldner vielleicht Verwandte in Rußland habe; denn wie ihm eben einfalle, exiſtire in der Gegend von Moskau eine große Feldner'ſche Fabrik, die ſich auch in Deutſchland eines ausgedehnten und wohlerworbenen Rufes erfreue.

Eduard verneinte, und damit ließ Herr Wendelmeier den Gegenſtand fallen, er begnügte ſich blos, während Eduard ſeine verlegene Antwort hervorſtotterte, leiſe mit der Linken an dem goldenen Ohrreif zu reiben und gleichzeitig mit der andern ein volles Glas Wein zum Munde zu führen; er war ſchon auf dem beſten Wege, es mit jenen langſamen, aber ſichern Zügen, wie ſie im Rothen Löwen Mode waren, bis auf die Nagelprobe zu leeren, als ihm vermuthlich noch zur rechten Zeit einfiel, daß dies an einer hochgräflichen Tafel doch vielleicht nicht ganz ſchicklich ſei; er netzte alſo nur die Lippen und ſetzte das Glas wieder auf die Tafel, indem er ſofort ein ſehr eifriges Geſpräch über Wieſencultur, Stallfütterung und die eigenthümlichen Vorzüge von lang- und kurzgehörntem Rindvieh aufs Tapet brachte. — Eduard litt bei alledem große Pein, namentlich war es ihm beinahe unerträglich, Eliſen geradeüber zu ſitzen, ein Glück, das er ſonſt nicht hoch genug anzuſchlagen wußte, und von dem lieblichen Mädchen mit der ganzen alten Unbefangenheit und Herzlichkeit behandelt zu werden. Endlich wurde die Tafel aufgehoben, die Geſellſchaft zerſtreute ſich, und Eduard eilte auf ſein Zimmer, in der gewiſſen Erwartung, daß Herr Wendelmeier ihn ſofort aufſuchen und zur Rede ſtellen würde.

Aber nein, eine Stunde nach der andern verging, und der Abend war ſchon längſt hereingebrochen, als die Thür ſich leiſe öffnete und Herr Wendelmeier ſein rothes dickes Geſicht hereinſteckte. „Sind wir allein, Freundchen?“ flüſterte er, und erſt nachdem Eduard ihn verſichert hatte, daß ſein Zimmer ganz iſolirt liege und keine Nachbarſchaft habe, trat er näher.

Eduard erwartete nun ſofort eine Flut von Fragen und Vorwürfen, allein es kam anders; wie konnte auch ein Candidat der Theologie, und wenn er auch zehnmal gräflicher Vorleſer geworden war und ſich zehnmal unter fremdem Namen in der Welt umhertrieb, ſich einbilden, die Anſchläge und Einfälle eines Mannes wie Herr Wendelmeier zu ergründen?! — Herr Wendelmeier trat ihm ganz nahe, blickte ihn lange mit pathetiſch wehmüthigem Ausdruck ins Geſicht, und dann die mächtigen Arme feſt um ſeinen Nacken legend:

„Ach, meine Emilie!“ ſagte er, indem er ſich gleichzeitig bemühte, eine Thräne zwiſchen den Wimpern zu zerdrücken.

Auf dieſe Anrede war Eduard nicht gefaßt geweſen — und trotz der peinlichen Lage und der pathetiſchen Anrede hatte er Mühe, ein lautes Lachen zu unterdrücken.

„Alſo dies“, erwiderte er, „bedeutet der Trauerflor um Ihren Arm? Ich condolire von Herzen und hoffe nur, daß ein Mann von Welt wie Sie ſich dergleichen unvermeidliche Schickſalsſchläge, denen wir alle mehr oder minder ausgeſetzt ſind, nicht allzu ſehr zu Herzen nehmen wird."

Allein Wendelmeier war noch immer in der Stimmung, ſich und ſeine Umgebung zu rühren. „Oh", ſagte er, „Sie haben die Selige nicht ſo gekannt, auch wiſſen Sie nicht, was das heißt, ein geliebtes Weib, an deren Seite man mehr als zwanzig Jahre das reinſte Glück genoſſen hat, zu verlieren; ſie war eine vortreffliche Frau, ja, ſozuſagen, es ſteckte weit mehr hinter ihr, als ſie ſelbſt ſich merken ließ . . ."

Eduard, der ſehr wohl wußte, daß Herr und Frau Wendelmeier miteinander gelebt hatten wie Hund und Katze, konnte eine kleine Anwandelung von Bosheit nicht unterdrücken. — „Sie wollen damit vermuthlich ſagen", fiel er ihm ins Wort, „daß die Kapitalien, welche ſie hinter ſich gelaſſen, bedeutender ſind, als Sie ſelbſt erwarteten."

„Sehr richtig", erwiderte Herr Wendelmeier, indem er ſich die Augen wiſchte, „ſchöne Kapitalien, ſchöne Grundſtücke, ſchöne Verſchreibungen und ſonſt noch dies und jenes, woraus ſich mit der Zeit wol auch noch etwas machen läßt. Junge", rief er plötzlich, ganz in ſeinen alten jovialen Ton verfallend, „jetzt ſoll es erſt losgehen, jetzt wollen wir erſt anfangen zu leben! Die alte Baracke, den Rothen Löwen, habe ich ſogleich verkauft, das iſt nichts mehr für mich, ich hatte meine

Sphäre verfehlt und fühle mich zu Größerm beſtimmt — gebt Acht, gebt Acht, Freundchen, wir werden uns mauſern, der Wendelmeier iſt nicht auf den Kopf gefallen, gebt Acht!“

„Aber nun“, fuhr er fort, indem er ſich nochmals vorſichtig umſah, ob auch die Thür feſt verſchloſſen und niemand in der Nähe, „nun kommt Ihr einmal vors Meſſer, Ihr Leutebetrüger, Ihr Falſchmünzer, Ihr Prachtſtück von einem Candidaten! Sah der Menſch immer ſo ſtill aus, als könnte er kein Wäſſerchen trüben, und kaum daß er die Naſe einmal hinausſteckt, richtet er gleich ſolche Kapitalſtreiche an?! Alſo Ihr wollt Anton Feldner ſein? Ihr wollt wohlbeſtallter Candidat der Theologie ſein und wißt doch ſelbſt am beſten, daß Ihr ausgeſtrichen und davongejagt ſeid mit Schimpf und Schande?! Oh, oh“, rief er, indem der dicke Bauch vor Lachen ſchütterte, „was ſoll aus der Welt werden und wo bleibt Tugend und Gerechtigkeit, wenn ſelbſt ein ehemaliger Candidat der Theologie auf ſolche Streiche verfällt!“

Eduard ſuchte ihn zu beruhigen und ſetzte mit möglichſt kurzen Worten raſch auseinander, wie alles gekommen und daß keineswegs ein überlegter Plan, ſondern nur eine ganz zufällige Verkettung von Umſtänden ihn zu einer Täuſchung veranlaßt, die ja niemand ſchade und bei der er nicht die mindeſte betrügliche Abſicht gehabt habe. „Und nun ſeien Sie vernünftig, Wendelmeierchen“, ſetzte er hinzu, „und blamiren Sie mich nicht, und ſorgen Sie auch, daß Fräulein Hannchen reinen

Mund hält. Anton iſt weit weg in Rußland, auch würde er ſelbſt gewiß nichts dagegen haben, daß ich mich hier ſeines Namens bediene — denn glauben Sie mir“, ſetzte er nicht ohne einen gewiſſen Anflug von Selbſtbewußtſein hinzu, „ich mache dem Namen hier keine Unehre.“

Sechstes Kapitel.

Gleiche Brüder, gleiche Kappen.

„Verſteht ſich“, lachte Wendelmeier, „Ihr habt dem Namen Ehre gemacht und der Name Euch. Denn das wollt Ihr mir denn doch nicht etwa einbilden, daß Ihr mit Euerm verfemten Namen, als ſchiffbrüchiger Candidat und ausgewieſener Schriftſteller, ein ſolches behagliches Unterkommen gefunden hättet? Noch dazu in einem Hauſe wie dieſes, ſo reich, ſo vornehm und dabei ſo wunderlich. Denn ich kenne die Herrſchaften, ganz genau kenne ich ſie, ja ſie ſelbſt ſollen ſich noch wundern, was der Wendelmeier alles von ihnen weiß und wie genau ich ſie kenne; man iſt nicht umſonſt in aller Herren Länder geweſen und hat ſich alle zweiunddreißig Winde um die Naſe wehen laſſen. Aber was ich ſagen wollte: Ihr habt Euch vortrefflich gebettet, ganz vortrefflich, ich muß es geſtehen! Denn nicht wahr, Ihr reiſt doch mit dem alten Narren und nachher habt Ihr Euch ſo etwas Baares ausgemacht, auf Lebenszeit und gleich ſchriftlich, ohne das thut ein geſcheidter Mann es gar nicht; es iſt wunderbar, was für eine Macht in dem Schriftlichen liegt und wie lange zuweilen ſolch ein elendes Blatt Papier ſich wehrt, während die Menſchen ſchon längſt vermodert ſind. Und die Damen im Schloß, he? Hübſche Mädchen, o Ihr Vocativus! Zwar nach der Gräfin, da laßt Euch den Appetit nur vergehen, dieſe Traube iſt für Euch nicht gewachſen, Ihr Fuchs — aber die Kleine, die Eliſe? Nun, he, wie iſt es? Das wäre ſo eine Partie für Euch, das Mädchen ſcheint zwar von Hauſe aus auch nichts zu haben, aber ich kenne den Grafen, ſolch ein alter Holofernes er auch iſt, ſo iſt er doch wenigſtens nicht geizig, und wenn Ihr das Mädchen ſucht und ein hochwürdiges Conſiſtorium iſt ſonſt nur geneigt, Gnade für Recht ergehen zu laſſen, ſo iſt Euch noch einmal die fetteſte Pfarre auf den gräflichen Gütern gewiß.“

„Sprecht nicht ſo, Wendelmeier“, ſagte Eduard verdrießlich, er war ganz roth geworden, da der ehemalige Wirth zum Rothen Löwen auf dieſe Weiſe von einem Weſen ſprach, daß er aufrichtig verehrte, und empfand es ordentlich wie eine Art von Kränkung, daß ein ſo reiner Name in ſolchen Mund kam. „Ich bin ein gutmüthiger Menſch, das wißt Ihr, und laſſe mir viel gefallen, beſonders von Euch, aber mit den Frauenzimmern verſtehe ich keinen Spaß, die laßt alſo, wenn ich bitten darf, aus dem Spiele. Auch habe ich es längſt aus freien Stücken aufgegeben, Prediger zu werden; Ihr irrt, wenn Ihr denkt, daß ich deshalb auf und davon ging . . .“

„Im Städtchen“, fiel Wendelmeier ihm in die Rede, „hieß es, Ihr wäret unter die Schauſpieler gegangen, nun und beinahe iſt es ja auch ſo: ein heißköpfiger, leichtſinniger, phantaſtiſcher Poet Eduard Walldorf ſpielt einen ſittſamen, frommen und verſtändigen Candidaten Anton Feldner — und was das Tollſte iſt, er macht ſein Glück damit! Aber es freut mich, wahrhaftig, Eduard, es freut mich — wie ſagte ich doch an jenem Abend, da Ihr zum letzten mal bei uns waret? Ich mußte meinen Rheinwein noch ganz allein trinken, Ihr ſaßt dabei wie ein Oelgötze oder vielleicht auch wie ein Poet, dem die Reime nicht klappen wollen. Wißt Ihr noch, was ich damals ſagte? »Taucht unter«, ſagte ich, »taucht unter« — nun Ihr habt's gethan, gründlich habt Ihr untergetaucht, und was mich am meiſten freut — Ihr ſeid auch wieder herausgekommen! Wahrhaftig, Ihr habt es Euch gut hinters Ohr geſchrieben, was ich Euch damals ſagte: es iſt doch etwas um einen Mann, der die Welt geſehen und ſeine Erfahrungen gemacht hat und nun andern mit gutem Rathe beiſtehen kann; fielen meine Rathſchläge immer auf ſo guten Boden wie bei Euch, nun ich will nicht fluchen, denn das iſt nicht fein und ziemt ſich auch nicht für meinen betrübten Zuſtand — aber eine Schule der Weisheit konnte ich anlegen, dagegen ſollten alle Akademien der Welt ein reiner Pappenſtiel ſein.“

Eduard machten dieſe Lobſprüche ſeines welterfahrenen Freundes ſehr wenig Freude, er lehnte ſie nach Kräften ab und verſicherte wiederholt, daß ihm nicht das mindeſte Verdienſt dabei zukomme, indem er ſich lediglich vom Zufall habe leiten laſſen.

„Was heißt Zufall“, entgegnete Wendelmeier, „aus dem Sattel kann jeder einmal geworfen werden, die

Hauptſache iſt, daß man wieder hineinkommt, gleichviel auf welche Weiſe. Und ich ſage Euch, Ihr ſitzt jetzt im Sattel; es iſt eine glückliche Conſtellation in dieſem Augenblick, ich will nicht ſagen für das gräfliche Haus ſelbſt, aber doch für jeden, der mit ihm zu thun und namentlich der etwas von ihm zu fordern und zu verlangen hat. Aber nun ſagt einmal, Ihr ſeid ja doch ſchon eine ganze hübſche Reihe von Monaten hier im Schloſſe und müßt nachgerade wiſſen, mit was für Waſſer die Leute hier kochen — was iſt denn das für eine Geſchichte mit dem Harfenmädchen und dem ſchönen Heinrich, von der die ganze Umgegend hier voll iſt? Der Graf hat ſich da einen übeln Nachruf bereitet, viel zu verderben war ſchon früher nicht daran, und ich fürchte, das Ding wird ihm noch theuer zu Hoſe kommen."

Eduard ſchwankte einen Augenblick, ob er ſeinen Freund in die Geheimniſſe des gräflichen Hauſes, ſoweit ſie ihm in jener verhängnißvollen Nacht bekannt geworden waren, einweihen ſollte oder nicht. Von der Welterfahrung und Schlauigkeit des gewandten Mannes durfte er vielleicht irgendeinen werthvollen Aufſchluß oder doch wenigſtens einen Rathſchlag erwarten, der ihm vielleicht weitere Spuren eröffnete. Andererſeits jedoch fühlte er ſich nicht berufen, die Geheimniſſe des gräflichen Hauſes an dritte Perſonen mitzutheilen, wenigſtens nicht ohne die dringendſte Noth. Auch traute er dem Freunde nicht recht und fürchtete den Misbrauch, den ſeine Plauderhaftigkeit damit treiben möchte. — Er begnügte ſich daher, dem ehemaligen Gaſtwirth nur das Allgemeinſte mitzutheilen, namentlich was die ſchwarze Nanni und die

Vermuthungen anbetraf, welche er an dieſelbe knüpfte. Dagegen ſchilderte er den Auftritt mit dem ſchönen Heinrich ausführlich und ſprach in lebhaften Worten ſein Bedauern darüber aus, daß ein ſo junger und im ganzen ſo tüchtiger Menſch auf ſo gewaltſame Weiſe ins Elend, ja noch mehr ſogar: in die Laufbahn des Verbrechers hinausgeſtoßen ſei. „Denn“, ſetzte er hinzu, „was kann jetzt noch aus ihm werden? Als Wildſchütz fängt er an und ich fürchte, als Räuber und Aufwiegler wird er zu Ende gehen. Es wäre ein Glück für ihn, wenn Baron Albert, der ſchon lange von einem förmlichen Streifzug durch die gräflichen Forſten ſpricht, endlich Ernſt damit machte; die Gefahr würde ihn nöthigen, dieſe Gegend zu verlaſſen, und das wäre jedenfalls das Beſte, was er thun könnte.“

So oberflächlich Eduard's Erzählung gehalten war, ſo hatte ſie Herrn Wendelmeier doch außerordentlich intereſſirt; er hatte ſich, während Eduard ſprach, das Ohrläppchen dermaßen gerieben, das es ganz angeſchwollen war, und das war bei ihm jedesmal ein Zeichen großer geiſtiger Arbeit und Aufregung. Nachdem jener geendet, ſtand er auf, ging einigemal langſam durchs Zimmer, und dann, die ſchwere Hand nachdrücklich auf Eduard's Schulter legend und ihn mit den kleinen klugen Augen feſt anſehend, ſagte er:

„Ein Vertrauen iſt des andern werth, und damit Ihr ſeht, daß ich Euch achte und Gutes denke von Euern Talenten, ſo will ich Euch ſo viel ſagen: es iſt nicht blos auf Baron Albert's Einladung, daß ich hierher gekommen bin, er hat mich eingeladen, allerdings, allein ich wäre auch ohne ſeine Einladung gekommen, und er ſelber weiß, daß ich hier noch ganz andere Dinge zu thun und ganz andere Gegenſtände zu obſerviren habe als blos ſeine einfältigen Pläne und Riſſe und Anſchläge. Es iſt ſchon eine ganze ſchmucke Reihe von Jahren her, daß ich die Ehre habe, mit Baron Albert in Geſchäftsverbindung zu ſtehen, Ihr begreift mich doch?“

Damit machte er die Bewegung des Geldzählens. Eduard lachte.

„Ich dachte es mir“, ſagte er, „Ihr habt dem künftigen Schwiegerſohn des reichen Grafen Vorſchüſſe gemacht auf die Mitgift, und da nun die Hochzeit vor der Thür iſt, ſo wollt Ihr Euch in geneigte Erinnerung bringen; hab’ ich es getroffen, Alter?“

„Theilweiſe“, erwiderte Wendelmeier, „und ich denke, das Kapitalchen, das ich bei dem Baron angelegt habe, ſoll ſich verzinſen. Die Mitgift, um die es ſich in dieſem Falle handelt, iſt nicht mehr noch weniger, als das ganze große Beſitzthum der Oberndorfe. Weil der Graf ohne Sohn, ſo hat er mit den Lehnsvettern einen Vertrag geſchloſſen, daß, wenn einer von ihnen ſo glücklich, die Hand der ſchönen Franziska davonzutragen, dieſer mit der Braut zugleich auch das Majorat, mit andern Worten alſo die ſämmtlichen Beſitzungen des gräflichen Hauſes erhalten ſoll — und das iſt etwas mehr, als wir beide beim Frühſtück durchbringen können, das glaubt nur. Aber Verträge werden nicht blos geſchloſſen, ſie können auch gelöſt werden; kein juriſtiſches Netz, und wenn zehn Advocaten daran geſponnen hätten, iſt ſo dicht, daß nicht der elfte doch noch ein Löchelchen fände hindurchzuſchlüpfen. Man munkelt aller hand, auch ſind die Zeiten unſicher; riecht Ihr nicht ordentlich ſchon das Pulver in der Luft? Ich ſage Euch, wenn der allgemeine Krawall losgeht, dann purzelt auch ſolch Majorat um, und wenn es mit zehntauſend Verträgen feſtgemacht und vernietet wäre. Darum bin ich hier; ich will mich überzeugen, wie die Sachen ſtehen, ob es wirklich Ernſt iſt mit der Heirath und ob Baron Albert in der That Ausſicht hat, nicht blos die Braut, ſondern auch das Majorat heimzuführen. Ihr werdet begreifen, daß mich unter dieſen Umſtänden alles intereſſiren muß, was hier im Hauſe vorgeht — im Hauſe meine ich und in der Nachbarſchaft. Denn die Bauern ſind nicht blos dem alten Grafen, ſondern auch dem jungen Baron, wie ich höre, ſind ſie verwünſcht aufſäſſig, und wenn ihm einmal ſo hinterrücks eine Kugel vor den Kopf gebrannt werden ſollte, dann ade Braut und ade Erbſchaft. Thut mir alſo den Gefallen, Freundchen, und haltet die Augen auf, und wenn Ihr irgendetwas merken ſolltet —"

„Wie doch", rief Eduard in aufflammender Entrüſtung, „Ihr erwartet doch nicht etwa gar, daß ich —"

„Es iſt ja nicht blos das", ſuchte der andere ihn zu beſchwichtigen, „bedenkt doch nur immer, daß der Wendelmeier ein Mann von Welt iſt und mehr Verſtand in ſeinem kleinen Finger hat als ihr andern alle in euern Köpfen, und ſogar auch wenn ein Poetenhirn ſich darunter befindet. Es ſind noch andere Dinge im Werk, ſehr ernſte Dinge — Dinge, was man ſo nennt, von langer Hand her, die lange im Dunkel gelegen haben, aber jetzt vielleicht werden ſie reif . . ."

Und dann plötzlich auf einen ganz andern Gegenſtand überſpringend:

„Erzählt mir das doch noch einmal“, ſagte er, „wie das eigentlich mit dem ſchönen Heinrich iſt. Die Geſchichte kommt mir gar ſeltſam vor; ein Graf, ein reicher hochgeborener Herr, der ſo ſtolz iſt, als hätte der liebe Gott ſelbſt mit eigenen Händen ihm ſeine Grafenkrone auf den eiſernen Kopf geſetzt, und wird ſo wild und kann ſo außer ſich gerathen über einen ordinären Bedienten! Meint Ihr nicht auch, daß das Ding ſeinen Haken haben muß? Wo ſtammt der ſchöne Heinrich wol her? Und wie lange iſt es wol, daß er im gräflichen Hauſe war?“

Aber Eduard hatte keine Luſt, dieſen und ähnlichen Fragen Rede zu ſtehen. „Was ich weiß und erfahren“, ſagte er ziemlich unwirſch, „habe ich Euch geſagt, und nun thut mir die Freundſchaft und laßt mich in Ruhe und muthet mir nicht zu, für Euch den Spion zu machen –“

„Spion“, erwiderte Herr Wendelmeier ganz ruhig, „was für ein Wort iſt das, wer redet hier von Spioniren? Und wie kommt Ihr mir überhaupt vor, daß Ihr Euch auf einmal ſo gegen mich aufs hohe Pferd ſetzt? Ich dächte, Freundchen, wir hätten einer den andern nöthig. Gleiche Brüder, gleiche Kappen; habe ich hier im Schloſſe meine geheimen Plänchen, nun ſo ſeid Ihr ja auch wol nicht auf dem geradeſten Wege hierher gekommen, ich habe doch wenigſtens nicht meinen chriſtlichen Namen verleugnet, ich heiße Wendelmeier, Güteragent und ehemaliger Beſitzer vom Rothen Löwen . . .“

„Sprechen wir ein andermal weiter davon, jetzt wird der Baron Euch erwarten“, entgegnete Eduard, indem er aufſtand; er fühlte aufs neue, in welch gefährliches Spiel er ſich eingelaſſen, und daß, wer einmal einen Schritt vom Wege der Wahrheit und Ehrlichkeit gethan, ſich damit auch jedes Rechts begeben hat, zu beſtimmen, wie weit dieſer erſte Schritt ihn noch führen ſoll.

Wendelmeier ſtand ebenfalls auf. „Gewiß“, ſagte er mit ſcheinbar ganz ruhiger, gemüthlicher Stimme, Eduard aber, der die Art und Weiſe des ehemaligen Gaſtwirths kannte, fühlte die verſteckte Drohung wohl heraus, „wir ſprechen noch davon. Und was das Hannchen betrifft, ſo ſtehe ich für ſie, das iſt ein ganz vernünftiges Kind — nämlich ſolange Ihr ſelbſt vernünftig ſeid.“

Siebentes Kapitel.

Ein Sterbebett.

Inzwiſchen hatte Nanni's Krankheit ſich immermehr verſchlimmert; ein zehrendes Fieber rieb die Kräfte des jungen Mädchens mit raſender Schnelligkeit auf und die Erſchöpfung, in welche die Kranke ſeit einigen Tagen verfallen war, ließ dem Arzte nur wenig Hoffnung übrig, dem Uebel Einhalt zu thun. — Eliſe beſuchte ſie faſt täglich und kam jedesmal tieferſchüttert von dem Anblick ſo vielen Elends zurück; ſie ſprach häufig mit Eduard darüber und enthüllte dabei, ohne es ſelbſt zu wiſſen, den ganzen Schatz von Mitgefühl und warmer menſchlicher Empfindung, welchen ihre junge Bruſt verſchloß. Vergebens jedoch lauerte jener auf irgendeine Andeutung, welche ſeine Vermuthung in Betreff der Beziehungen, in denen das Harfenmädchen zu dem gräflichen Hauſe ſtand, hätte beſtätigen können, ſodaß er immer tiefer in ein Meer von Zweifeln und Widerſprüchen gerieth. — Auch Baron Albert zeigte eine lebhaftere Theilnahme für das Schickſal des jungen Mädchens, als ſich nach ſeiner ſon ſtigen vornehm oberflächlichen Manier erwarten ließ; er hatte häufige Beſprechungen mit dem Arzte, auch gab er Befehl, der Kranken jede irgend wünſchenswerthe Erfriſchung reichen zu laſſen und überhaupt nichts zu verabſäumen, was ihren traurigen Zuſtand erleichtern könne.

Allein wenn er vielleicht geglaubt hatte, damit den übeln Gerüchten Einhalt zu thun, welche über Nanni und das gräfliche Haus im Umlauf waren, ſo hatte er ſich getäuſcht. Die Kranke ſelbſt wies jede Unterſtützung, die von der gräflichen Familie kam, mit Heftigkeit zurück, ja ſelbſt Eliſe hatte zuweilen von den Ausbrüchen ihres Unmuths zu leiden. Die Leute im Dorfe aber ſahen in dieſer Herablaſſung nur den Ausdruck eines geheimen Schuldbewußtſeins; ſie ließen es ſich nicht ausreden, daß Nanni's Krankheit nur eine Folge der Mißhandlungen, welche ſie von dem Grafen erlitten, und ſo mußte ſelbſt die Güte und das Wohlwollen, mit welchem man ſich vom Schloſſe aus der Leidenden annahm, nur dazu dienen, den Argwohn zu ſteigern und die ohnedies ſchon ſo aufſäſſige und widerſpenſtige Stimmung immermehr zu reizen und zu erbittern.

Eine ſeltſame Rolle ſpielte dabei Herr Wendelmeier. Unter dem Vorgeben, ſich mit der Lage der Güter, der Beſchaffenheit des Bodens und der bisherigen landwirthſchaftlichen Anlagen bekannt machen zu müſſen, trieb er ſich faſt den ganzen Tag im Dorf und deſſen Umgegend umher; in alle Häuſer ging er, mit allen Leuten ſprach er, fragte nach dieſem und jenem, und da er überall ſehr harmlos auftrat und ſich als ein gutmüthig ſchwatzhafter Menſch zu erkennen gab, ſo gelang es ihm in der

That, ſich in kurzem eine große Bekanntſchaft bis weit in die Umgegend hinein zu erwerben. Daß er ſich dabei wirklich nur eine möglichſt genaue Kenntniß der Oberndorf'ſchen Güter erwerben wollte, war ſchwer zu glauben, wenigſtens für Eduard, der den Eindruck der neulichen Unterredung noch keineswegs verwunden hatte und ſeinen alten Freund in der Stille nicht ohne ein gewiſſes Mistrauen betrachtete. Freilich wenn er ſich fragte, was es denn nur ſein könne, das jener im Schilde führe, ſo mußte er ſich ſelbſt die Antwort ſchuldig bleiben; allein daß Wendelmeier über irgendeinen Anſchlag brüte und mit irgendeiner kühnen Speculation beſchäftigt ſei, das war ihm außer Zweifel, und ſo verdoppelte er auch nach dieſer Seite hin ſeine Aufmerkſamkeit.

Fräulein Hannchen verlebte unter dieſen Umſtänden, da ihr Vater beinahe täglich außerhalb war, ziemlich einförmige Tage. Eliſe war durch die verdoppelte Krankenpflege, Tante Lucinde aber durch die Zurüſtungen der Hochzeit in Anſpruch genommen, und ſo blieb der Prediger der einzige, der dem jungen Mädchen Geſellſchaft leiſtete. Er that es mit der altfränkiſchen Höflichkeit und jener ganzen ſalbungsvollen Zierlichkeit, die ihm von ſeinen Hofmeiſterjahren anklebte und durch die Hannchen bei ihren eigenen kleinſtädtiſchen Manieren ſich außerordentlich geſchmeichelt fühlte. — Da es theils im Schloſſe an Raum fehlte, theils auch Herr Güteragent Wendelmeier nebſt Mamſell Tochter denn doch nicht die Leute danach waren, um ſo ganz vollſtändig als Gäſte des Grafen behandelt zu werden, ſo war der Beſuch in dem Predigerhauſe einlogirt; daſſelbe war ein großes weitläufiges Gebäude, das von dem unverheiratheten

Prediger nur zum kleinſten Theile bewohnt ward und das man daher ſchon öfters als Aushülfe bei ähnlichen Gelegenheiten benutzt hatte. Hannchen hatte auf dieſe Art beinahe ſtündlich Gelegenheit, den Prediger zu ſehen und zu ſprechen: ſeine pathetiſche, würdevolle Art gefiel ihr, wie geſagt, ſehr, und auch der Prediger, bei all ſeiner Gottſeligkeit, ſchien doch keineswegs blind gegen die friſchen Reize der jungen Gaſtwirthstochter.

Die einzige, die ſich bei alledem vollkommen gleichblieb, war Franziska, aber wohlverſtanden, nur in ihrer Ungleichheit und Launenhaftigkeit blieb ſie ſich gleich. Baron Albert machte eine gute Schule durch, er konnte bei Zeiten zeigen, inwieweit er zum gehorſamen Ehemann taugte. Denn die Art und Weiſe, wie Franziska ihre Launen an ihm ausließ, hatte faſt etwas Grauſames und erregte ſogar zuweilen Eduard's Mitleid. Der Baron indeſſen verlor ſeine Faſſung keinen Augenblick, er blieb höflich und gemeſſen und wich mit großer Geſchicklichkeit jeder leidenſchaftlicheren Erörterung aus, auf welche Franziska es abgeſehen zu haben ſchien. Auch der Graf erblickte in dem eigenthümlich gereizten und launenhaften Ton, welchen Franziska gegen den Baron beobachtete, nur die gewöhnlichen kleinen Neckereien, wie ſie zwiſchen Liebesleuten üblich ſind, oder ſtellte ſich doch wenigſtens ſo. Jedenfalls nahm er keine Notiz davon; überhaupt ſchien er von der Verſtimmung, die ihn einige Zeit niedergedrückt, ſich wieder erholt zu haben und ging namentlich mit großem Intereſſe auf die ökonomiſchen Plane und Entwürfe ein, welche Baron Albert ihm in Vorſchlag gebracht hatte.

Natürlich wurde durch dies alles die Laune der jungen

Gräfin nicht verbeſſert, und ſo nahm ſie es denn auch ſehr übel auf, als Eliſe eines Tags nach vielen Vorreden und Einleitungen mit der Bitte hervortrat, ſie doch auch einmal zu der kranken Nanni zu begleiten. Franziska war längſt nicht mehr das harmloſe gutmüthige Kind, das auf dem Schos des kranken Hubert geſpielt und ihm halb verwundert, halb ängſtlich mit den kleinen roſigen Kinderhänden die langen grauen Locken geſtrählt hatte; im Gegentheil, ſeit ſie herangewachſen war und ſich zu der glänzenden Erſcheinung entwickelt hatte, welche man jetzt allgemein an ihr bewunderte, empfand ſie ſogar eine gewiſſe inſtinctmäßige Abneigung gegen alles Trübe, Dunkle, Unheimliche und alſo auch gegen Krankheit, Elend und Noth aller Art — eine Abneigung, die ihr mitunter ſogar einen Schein von Härte und unweiblichem Hochmuth gab. Eduard ſuchte ſie vor ſich ſelbſt damit zu entſchuldigen, daß eine ſo glänzende, ſo ſtrahlende Erſcheinung wie Franziska eben nur für die Sonnenſeite des Lebens geboren ſei. Allein er fühlte auch recht wohl, daß die Entſchuldigung nicht ganz ſtichhaltig und daß hier in der That ein Mangel in dieſer ſonſt ſo liebenswürdigen und reich begabten Natur.

Man wird danach begreifen, daß die junge Gräfin nur wenig Neigung verſpürte, der Bitte des kranken Harfenmädchens Folge zu leiſten, ja es fehlte nicht viel, ſo hätte ſie Eliſen faſt ernſtlich gezürnt und es als eine Taktloſigkeit betrachtet, daß ſie ſich in dieſer Angelegenheit überhaupt zur Vermittlerin hergegeben. Sie habe, meinte ſie, mit dem Harfenmädchen nicht das Mindeſte zu ſchaffen; ob ſie ſich vielleicht zum zweiten mal einem ſo unwürdigen Auftritt ausſetzen ſolle wie damals im Garten? Handele es ſich aber um Geld oder ſonſtige Unterſtützung, ſo möge Eliſe nur immerhin in ihrem Namen ſchalten und walten wie ſie wolle.

„Aber ſie wird dich“, warf Eliſe ein, „um Fürſprache bei deinem Vater, dem Herrn Grafen, für den armen Menſchen, den Heinrich, bitten wollen.“

Und Eduard, der dem Geſpräche zufällig beiwohnte, ſetzte mit Nachdruck hinzu:

„Es iſt eine Kranke, die Sie bittet, meine Gnädigſte, und vielleicht ſogar eine Sterbende . . .“

Franziska brach die Unterhaltung ab, ohne eine beſtimmte Antwort zu geben. Zwei Stunden ſpäter aber — ſolche plötzlich wechſelnde Entſchlüſſe lagen ganz in der Art der jungen Dame — begab ſie ſich, nur von einem Diener gefolgt, in die Hütte der ſchwarzen Nanni.

Auf dem Wege dahin drängte die Bevölkerung des Dorfes — es war inzwiſchen Feierabend geworden — ſich in allerhand tumultuariſchen Gruppen durcheinander; es war eben ein Geiſt der Unruhe unter die Menſchen gefahren, der ſich auf die mannichfachſte Weiſe äußerte. Auch die Gräfin blieb nicht unbemerkt; man gab Acht, wohin ſie ihre Schritte lenkte, und ſtatt die Herablaſſung und Menſchenfreundlichkeit anzuerkennen, von der Franziska ſoeben, zum Theil gegen ihre eigene Natur, eine ſo glänzende Probe ablegte, rief man ihr allerhand böſe Worte und ſchnöde Bemerkungen nach, die indeß zum Glück ungehört und unverſtanden an dem Ohr der nichts ahnenden Gräfin verhallten.

Vor der Hütte angelangt, hieß ſie den Diener draußen warten und trat ein, nicht ohne einen leiſen Schauder vor der düſtern unheimlichen Umgebung, welche ſie empfing. Die Kranke hatte eben einen jener heftigen Fieberanfälle überſtanden, welche das Mark ihres Lebens verzehrten und in denen die wirrſten und abenteuerlichſten Phantaſien, wie Schatten vor der Sonne, an ihrem Geiſte vorüberzogen. Jetzt fuhr ſie in die Höhe; ſie erkannte die Gräfin ſogleich und hieß die alte Nachbarin, welche ihr zur Wartung beſtellt war, hinausgehen. Die letztere rückte dem vornehmen Beſuch murrend und knurrend einen Schemel zurecht und entfernte ſich dann mit ſchlurfenden Schritten.

Die junge Gräfin hatte Mühe, ſich an die halbe Dämmerung und die ſchwere dicke Luft zu gewöhnen, welche das Gemach erfüllte; erſt allmählich vermochte ſie die Züge der Kranken zu unterſcheiden und ſie erſchrak vor der Verwüſtung, welche die wenigen Wochen, die ſeit jenem Abend im Garten vergangen, darin angerichtet. „Du biſt recht krank, armes Kind“, ſagte ſie von unwillkürlichem Mitleid ergriffen.

Nanni verſuchte ſich im Bette aufzurichten, allein die Kräfte verſagten ihr, und in die ärmlichen Kiſſen zurückſinkend, erwiderte ſie mit leiſem Lächeln:

„Ja wohl, gnädigſte Gräfin, recht krank; der Arzt will mich tröſten und meint, wenn nur erſt das Fieber zum Stillſtand gebracht wäre, ich aber fühle, daß es zu Ende geht, und darum habe ich Sie zu mir bitten laſſen. Es iſt außerordentlich gütig von Ihnen, gnädigſte Gräfin, daß ſie meine Bitte erhört haben, und wenn ich noch ein ganzes langes Leben voll Kraft und Geſundheit vor mir hätte, ſo würde daſſelbe nicht hinreichen, Ihnen meinen Dank abzuſtatten. Aber, wie geſagt, es geht zu Ende und in wenigen Tagen, ja vielleicht in wenigen Stunden ſchon wird von der ſchwarzen Nanni, die immer ſo luſtig war und ſoviel muthwillige Streiche angerichtet, nichts übrig ſein als eine kalte Leiche. Für dieſe Zeit, die ſo nahe iſt, habe ich eine Bitte an Sie, gnädigſte Gräfin —"

„Du mußt nicht ſo ſprechen", fiel Franziska ihr ins Wort, „ſolange der Menſch lebt, iſt Hoffnung, du biſt noch jung und wirſt dich wieder erholen. Wenn du aber eine Bitte haſt, ſo ſprich ſie aus, und ſteht es in meiner Macht, ſie zu erfüllen, ſo verlaß dich darauf, daß ich es thue."

Während die Gräfin ſprach, hielt das Harfenmädchen die ehedem ſo feurigen und nun ſo matten glanzloſen Augen feſt auf ſie gerichtet; es ſchien, als wollte ſie ſich das Bild der jungen Dame noch einmal tief in die Seele prägen, bevor ſie für immer hinabſtiege in das dunkle Reich der Schatten.

„Ach", ſagte ſie dann mit demſelben milden Lächeln, mit welchem ſie die Gräfin empfangen, „was Sie ſchön ſind, gnädige Gräfin, und welch eine Luſt es iſt, Ihnen zuzuhören. Ich ſoll auch einmal ſchön geweſen ſein, wenigſtens ſagten es die Leute ſo, aber jetzt bin ich krank und häßlich und werde bald noch viel häßlicher ſein. Schütze Gott Ihre Schönheit, gnädige Gräfin, und möge es Ihnen recht wohl gehen, Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl. Denn nicht wahr, Sie halten doch nun wol bald Hochzeit mit dem Herrn Baron? . . ."

„Sprich von deinen Angelegenheiten", entgegnete Franziska mit einem leiſen Anflug von Ungeduld, „das viele Reden ſchadet dir und auch meine Zeit iſt gemeſſen. Was wünſcheſt du von mir? und womit kann ich dir helfen? Ich denke mir, es wird wegen des Heinrich ſein. Freilich, er hat ſich ſchwer vergangen, und ich ſehe nicht, wie die Sache noch beigelegt werden ſoll; auch iſt es meine Art nicht, mich in die Angelegenheiten des Grafen, meines Vaters, zu miſchen.“

Nanni's Gedanken ſchienen weit in der Irre umhergeſchwärmt zu haben; erſt da die Gräfin ſchwieg, kam ſie wieder zu ſich.

„Ja wohl, das war es“, ſagte ſie mit einem verhaltenen Seufzer, „wegen des Heinrich. Er iſt gut, der Heinrich, glauben Sie mir, gnädigſte Gräfin, und wenn er jetzt auch ein böſer Menſch zu werden denkt und dem Herrn Grafen das Wild aus dem Forſte wegſchießt, ſo weiß ich doch, daß niemals ein braveres und treueres Herz geſchlagen hat als ſeines.“

„Sie müſſen nämlich wiſſen, gnädiges Fräulein“, fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe mit eigenthümlichem Ausdruck fort, „es war mein Liebhaber, der Heinrich — das heißt, er liebte mich, ich nicht ihn — o ich wollte, ich hätte es gethan“, rief ſie in plötzlich ausbrechendem Schmerze, „und wenn ich Hunger und Elend mit ihm ertragen hätte, mir wäre beſſer geweſen als jetzt, glauben Sie mir! Aber da ich zuerſt merkte, wie er mich liebte, da war es zu ſpät . . .“

Wieder ſank ſie erſchöpft auf ihr Lager zurück. Franziska, welcher der Aufenthalt in der Hütte unheimlich zu werden anfing, erhob ſich und ſagte:

„Schlage dir dieſe Gedanken aus dem Kopfe, Kind, ſie taugen nicht für deine jetzige Lage. Was aber den Heinrich anbetrifft, ſo wird es vor allem darauf ankommen, daß er den ernſtlichen Willen zeigt, ſich zu beſſern; ich will gelegentlich mit dem Baron davon ſprechen —“

„Ja wohl, der Baron“, rief Nanni, indem ihre Augen plötzlich von einem wilden Feuer erglänzten; das Fieber kehrte offenbar mit erneuerter Heftigkeit zurück und ſchüttelte die Glieder der Aermſten, daß ſie auf ihrem Lager hoch in die Höhe flog. „Der Baron wird helfen, er muß helfen, er iſt es dem armen Heinrich ſchuldig — Heinrich und mir ſelbſt! Sagen Sie dem Herrn Baron nur, daß Sie die ſchwarze Nanni geſprochen, daß Sie an ihrem Sterbebett geſtanden und ihren letzten Seufzer vernommen haben — o“, ſetzte ſie mit verſchämtem Kichern hinzu, indem das Fieber immer gewaltiger zu toben anfing und die Gedanken des unglücklichen Mädchens ſich immermehr zu verwirren anfingen — „der Baron und die ſchwarze Nanni, die kannten ſich ſehr gut, es gab eine Zeit, da waren ſie Liebesleute und küßten ſich, abends im Dunkeln und früh, wenn die Morgendämmerung über den Bäumen hing — ach“, fuhr ſie fort, ſich immer tiefer in wilde Phantaſien verlierend, „du mußt fein artig ſein, Schatz, und nicht ſo wild küſſen — —“

Und dann wieder ſich mühſam zuſammenraffend:

„Ich ſpreche gewiß recht thörichtes Zeug, gnädigſte Gräfin“, ſagte ſie, „und Sie müſſen nicht darauf hören. Der Heinrich iſt ein braver Junge und hätte mich gewiß zur glücklichen Frau gemacht, aber“ — und hier gewann das Fieber wiederum die Oberhand, — „Sie müſſen das doch ſelbſt einſehen, ſchöne Dame, das ging ja doch nun nicht mehr, ſeitdem der Baron mich auf den Schos genommen und mich ſeine kleine ſchwarze wilde Katze genannt und mir die Locken aus der Stirn geküßt hatte. Wie alt war ich damals? Ich weiß es nicht, die ſchwarze Nanni iſt ja längſt todt und begraben, aber mir iſt, als wäre ſie noch ein ganz, ganz junges Mädchen geweſen, ſie lernte eben ihre erſten Lieder ſingen und ihr Einſegnungsſträußchen lag noch halbvertrocknet in der Lade — das iſt jetzt vorbei“, ſetzte ſie mit ausbrechenden Thränen hinzu, ſie weinte wie ein Kind und ſchien ſich nicht beruhigen zu können, „ich hatte den Muth nicht, es Heinrich zu ſagen — o, er wird es wol gewußt haben, alle Leute wußten es ja, daß die ſchwarze Nanni ein böſes Mädchen, und zeigten mit Fingern auf ſie. Und der Baron ſagte es mir auch; er ſagte, daß arme Mädchen wie wir nur dazu da wären, geküßt zu werden, und lachte mich aus, da ich zu weinen anfing. Jetzt heirathet der Baron eine ſchöne ſtolze Dame — ſegne Euch Gott, ſchöne Dame — die ſchwarze Nanni aber wird eingeſcharrt und kein Kreuz kommt auf ihren Hügel . . .“

Franziska ſtand ſprachlos, die irren Reden des fiebernden Mädchens erregten ihr das tiefſte Entſetzen, ſie wollte fort, wollte nach Hülfe rufen — aber unwillkürlich wurzelte ihr Fuß im Boden und langſam, bis auf den letzten Tropfen mußte ſie das Gift ſchlürfen, das die Sterbende ihr unwiſſend eintröpfelte. Was war hier Wahrheit? Und was bloße Ausgeburt der Krankheit? Franziska grauſte, es war ihr, als wolle ſie mit frevler Hand das Antlitz einer Todten aufdecken, dennoch aber konnte ſie der

Verſuchung nicht widerſtehen. Sie beugte ſich leicht zu der Kranken hernieder, ſtreichelte mit ſanfter Hand ihr verwildertes Haar und ſagte mit begütigender Stimme:

„Du haſt ihn wol ſehr geliebt, den Baron Albert? Und biſt nun wol recht unglücklich, daß er dich verlaſſen?“

Nanni ſah ſie einige Augenblicke mit halbgeſenkten Lidern an, ſie mußte ſich offenbar erſt beſinnen, was die Worte, die an ihr Ohr ſchlugen, bedeuteten. Dann ſagte ſie in ganz ruhigem, halb ſingendem Tone, ſo etwa wie ein Kind, das ſeinen eigenen kleinen Schmerz in Schlummer zu wiegen bemüht iſt:

„Ach nein“, ſagte ſie, „geliebt habe ich ihn nicht — ich wußte ja damals noch gar nicht, was Liebe ſei; er war ſolch ein ſchöner, junger, vornehmer Herr, er wollte mich küſſen und ich duldete ſeinen Kuß. Und böſe bin ich ihm auch nicht, daß er mich verlaſſen; er hat mich auch gar nicht verlaſſen, ich ſelbſt bin fortgegangen, da ich hörte, daß er eine ſchöne reiche prächtige Dame heirathete. Der Baron iſt gut, er wollte mir ſchöne Kleider ſchenken und Geld und Koſtbarkeiten — aber was ſoll die ſchwarze Nanni mit ſchönen Kleidern und Koſtbarkeiten? Sie ſang in den Schenken, und wenn die plumpen Bauern grobe Späße machten, da ſtellte ſie ſich luſtig und erwiderte ſie. Aber innerlich brach ihr das Herz — und nun iſt ſie todt, ganz todt, und ich kann mich nicht zufrieden geben und muß weinen um die ſchwarze Nanni und den armen, armen Heinrich, der ſie ſo lieb hatte und den ſie doch nicht heirathen durfte . . .“

Nein, dies waren keine Fieberphantaſien, dies war Wahrheit, entſetzensvolle Wahrheit! Die junge Gräfin, bleich wie ein Marmorbild, beugte ſich forſchend über ſie und horchte auf die leiſen Athemzüge, die ihre Bruſt mühſam emporhoben; die Kranke lag jetzt ganz ſtill, mit geſchloſſenen Augen, die Hände über der Bruſt gefaltet, und nur die Lippen bewegten ſich unmerklich, als ob ſie leiſe, unhörbare Worte in ſich hineinſpräche.

Ein heftiger Schauder ſchüttelte die Glieder der Gräfin; ſie trat von dem Lager, ſah ſich ſcheu um, ob auch irgendein Zeuge in der Nähe, und verließ dann mit unſichern Schritten das Gemach.

Und ja, es war ein Zeuge dageweſen. Wie die Thür ins Schloß fiel, erhob ſich aus dem finſterſten Winkel der Hütte, wo er ſolange verſteckt geweſen war, ein ernſter, bleicher Mann; der Bart war ſtruppig, die Kleider hingen in Fetzen. Es war Heinrich, der, ohne daß Nanni ſelbſt davon gewußt, während des ganzen Geſprächs in der Hütte geweſen und alles mit angehört hatte.

„Alſo der Baron“, ſagte er dumpf, mit halblauter Stimme, indem ein furchtbarer Ausdruck von Haß und Wuth über ſeine entſtellten Züge ging. Dann ſchlich er auf leiſen Zehen dicht an das Lager; ſorgſam, mit angehaltenem Athem, um die Schlummernde nicht zu ſtören, neigte er ſich über ſie und legte die ſtarke gebräunte Hand auf die bleiche Stirn . . .

Aber die Stirn war kalt, der Athem ſtockte. In furchtbarer Angſt ſtürzte Heinrich nach der Thür, das letzte dämmernde Tageslicht hereinzulaſſen, die Wartefrau, begleitet von Nachbarn und Nachbarinnen, trat herein, alle drängten ſich um das Lager —

Aber es war ſo wie Heinrich geahnt hatte: das Herz ſtand ſtill und die ſchwarze Nanni war eine Leiche.

Achtes Kapitel.

Vater und Tochter.

Unmittelbar nach ihrer Rückkunft von dem Sterbebette der ſchwarzen Nanni hatte Franziska eine lange und geheimnißvolle Unterredung mit dem Grafen, ihrem Vater. So kühl ſie ſich jederzeit gegen den ihr beſtimmten Verlobten benommen und ſo wenig ſie ſeine Bewerbungen ermuntert hatte, ſo hatte ſie ſich bisher doch niemals mit beſtimmten ausdrücklichen Worten gegen die beabſichtigte Vermählung ausgeſprochen, wenigſtens nicht gegen ihren Vater. Jetzt that ſie es: mit der ganzen Herbigkeit ihrer Natur und der ganzen wilden Leidenſchaftlichkeit, welche dem Blute der Oberndorfe gleichſam angeboren, erklärte ſie dem Grafen, daß ſie in allen Stücken ſeine gehorſame und ergebene Tochter, aber niemals werde ſie dem Baron ihre Hand reichen.

Der Graf hörte ſie mit ſcheinbarer großer Ruhe an; als ſie endlich erſchöpft ſtill ſchwieg, erwiderte er:

„Der Plan, dich mit Baron Albert zu vermählen, ſtammt nicht von heute und nicht von geſtern, er iſt auch nicht ein bloßer Einfall von mir oder gar eine väterliche Grille, ſondern er iſt ſeit Jahren erwogen worden und hat — nicht ohne Mühe, das glaube mir — die Zuſtimmung unſeres Hauſes und der ſämmtlichen zahlreichen Lehnsvettern erhalten. Albert ſelbſt iſt ebenfalls ſeit Jahren damit bekannt, faſt darf ich ſagen, ihr ſeid beide füreinander erzogen worden und habt wahrlich Zeit genug gehabt, euch mit dem Gedanken vertraut zu machen. Ich weiß, daß ich für hart und ſtreng und eigenwillig gelte, aber bei alledem fällt es mir nicht leicht, den Romanvater zu ſpielen, der ſeine Tochter — und noch dazu ſeine einzige Tochter, ja ſein einziges Kind — zu einer Ehe zwingt, in der ſie nicht glücklich zu werden hofft. Hätteſt du damals, mein Kind, da du zuerſt von dieſem Plane vernahmſt, ja da Baron Albert ſich dir zuerſt näherte, mit den Anſprüchen und in der anerkannten Stellung deines Verlobten, deiner Abneigung Worte gegeben, ich würde dir mein Ohr gewiß nicht verſchloſſen haben …"

„Allein da war ich ja noch halb ein Kind", warf Franziska dazwiſchen, „ich wußte und ahnte ja nicht, was es zu bedeuten hat, einem Manne angehören auf ewig …"

„Das weißt du auch jetzt noch nicht", erwiderte der Graf ruhig, „aber du wirſt es lernen und Baron Albert, als ein gebildeter und wohlgezogener Mann, wird es dir erleichtern. Wer die Ehre hat, einem Geſchlechte anzugehören, gleich dem unſern, gleichviel ob Mann oder Frau, der muß auch die Pflichten begreifen, welche dieſe Stellung ihm auferlegt, und muß auf Befriedigung des Herzens und eheliches Glück im gewöhnlichen bürgerlichen Sinne verzichten. Es geſchah auch nicht aus Liebe, daß ich mich deiner ſeligen Mutter vermählte, ſondern weil mein Vater es mir befahl, und doch bin ich an ihrer Seite ſo glücklich geweſen und ſo zufrieden, daß ich noch jetzt, nach ſo vielen Jahren, nicht ohne Sehnſucht an ſie zurückdenke. Und jetzt ſind die Verhältniſſe noch weit ſchwieriger als damals und fordern noch ein viel größeres Bewußtſein unſerer Pflichten von uns. Sieh dich um, meine Tochter, wie es in der Welt ausſieht und welche Gewitter ſich zuſammenziehen. Ich weiß, daß du in dieſem Punkte anders denkſt als ich, ein alter Mann gleich mir findet an den modernen Büchern, die dich ſo ſehr entzücken, kein Gefallen mehr; darin aber, glaube ich, denken wir gleich, und das wird auch dir trotz deiner Jugend nicht entgehen, daß uns eine ſchwere Zeit bevorſteht, eine Zeit, in der es für alle Beſonnenen und Wohlmeinenden doppelte Pflicht iſt, zuſammenzuſtehen und feſtzuhalten an dem, was wir haben.“

„Die Welt“, fuhr der Graf fort, „hält mich für ſehr ſtolz auf meinen Rang und meinen Reichthum. Gleichwol iſt Gott, den ich in vielen kummervollen Nächten angerufen habe, mein Zeuge, daß dies die ſchwerſte Stunde meines Lebens war, da ich genöthigt wurde, das Majorat zu übernehmen, das von Gott und Rechts wegen meinem unglücklichen Bruder Hubert gehört hätte. Auch habe ich mich ſtets nur als ſeinen Verwalter betrachtet. Wären dieſe Güter wirklich mein, wahrlich mein Kind, ich weiß, mit wie viel Schweiß und Blut ſie zuſammengebracht ſind und wie viel Thränen der Armuth und der gekränkten Unſchuld daran haften. Noth wirſt du niemals leiden, dafür habe ich Sorge getragen, und ſo ſollte es mir, was mich angeht, ſehr gleichgiltig ſein, wem nach meinem Tode das Majorat zufällt, da der Himmel mir ja doch einmal einen Sohn und Erben verſagt hat, und ob das Beſitzthum der Oberndorfe beiſammenbleibt oder auseinander bröckelt. Allein mir ſelbſt und meinem unglücklichen Bruder habe ich gelobt, es zuſammenzuhalten und zu vermehren als ein getreuer Haushalter, ſolange dein Oheim lebt und ſolange wir alſo auch noch hoffen dürfen, daß die Gnade des Himmels ſeine verdunkelten Sinne wieder erhellt."

„Aber das wird niemals geſchehen, die Aerzte haben jede Hoffnung aufgegeben", rief Franziska, ein wenig ungeduldig über dieſe lange Auseinanderſetzung.

„Weißt du das ſo gewiß?" erwiderte der Graf mit ſtarker Stimme, indem ein grollender Blick, ein Blick von jenen, mit denen er damals den ſchönen Heinrich faſt zu Boden geſchmettert, die Stirn ſeiner Tochter ſtreifte. Doch faßte er ſich ſogleich wieder und fuhr fort:

„Es war wahrlich kein kleines Stück Arbeit, die abweichenden Anſichten und Forderungen der Lehnsvettern unter Einen Hut zu bringen; in einer ſo ausgedehnten Familie gibt es immer viele ſich kreuzende Intereſſen, und es iſt nur ganz in der Ordnung, daß jeder ſich ſelbſt der Nächſte zu ſein glaubt. Es iſt mir gelungen, eine Einigung zu Stande zu bringen, welche den Beſtand unſeres Hauſes wenigſtens auf das nächſte Geſchlecht hinaus ſichert, und dieſe Einigung war der Stolz meines Lebens. Aber das Fundament von allem, gleichſam der Schlußſtein des ganzen künſtlichen Gebäudes, iſt deine Vermählung mit Vetter Albert; wird hieran gerüttelt, ja wird ſie rückgängig gemacht, ſo fällt das ganze

Gewölbe in Trümmer und die Familienſtreitigkeiten, die Proceſſe und die Intriguen gehen von neuem an. Iſt das deine Abſicht, meine Tochter? Willſt du den Namen der Oberndorfe, der bisher rein und glänzend daſtand mitten unter dem Haß und Neid der Welt, zum Geſpött der Menſchen machen? Sollen ſie ſagen, daß ich nur ein Kind gehabt, daß ich dieſem Kinde jede Liebe und Nachſicht gewährt, deren mein Herz fähig, und daß dieſes Kind ſich dennoch geweigert, den ſehnlichſten Wunſch meines Lebens zu erfüllen?“

„Aber ich kann den Baron nicht leiden“, rief das geängſtigte Mädchen, „ich kann ihn nicht achten, der Baron iſt ſchlecht, Vater —“

Der Graf ſchüttelte mit trübem Lächeln den Kopf. „Ich kenne den Baron“, ſagte er, „und habe ihn lange und ſorgfältig beobachtet. Albert iſt, wie unſere jungen Cavaliere ſind, nicht beſſer, aber auch gewiß nicht ſchlechter; er iſt vielleicht etwas eitel, etwas leichtſinnig, er hat, denke ich mir, in der Stille einige Schulden gemacht, er wird etwas geſpielt, etwas getrunken und hier und da einem hübſchen Mädchen die Cour gemacht haben — ich kenne das ja, wie das in den Garniſonen zugeht und wie unſere jungen Offiziere leben, es iſt nichts für Mädchenohren, aber hernach als Frauen lächelt ihr ſelbſt darüber —“

„Und das ſagſt du mir“, rief Franziska in äußerſter Erregung, „mir, der Verlobten Albert's, ſagſt du das, und verlangſt doch, ich ſoll dieſem leichtfertigen und gewiſſenloſen Mann die Hand reichen?! Ja, ſieh mich nur an, leichtfertig und gewiſſenlos, ich nehme das Wort nicht zurück…“

Das junge Mädchen rang heftig mit ſich ſelbſt, ob ſie ihrem Vater das traurige Geheimniß, in deſſen Beſitz ſie ſoeben am Sterbebette der ſchwarzen Nanni gelangt war, entdecken ſollte oder nicht. Aber mädchenhafte Scheu, verbunden mit der grauſenhaften Erinnerung an die Sterbende, hielt ſie zurück; ſie verſtummte und blickte in ſprachloſer Verwirrung zu Boden.

„Du nimmſt das Wort nicht zurück“, entgegnete der Graf, „weil du ſein Gewicht nicht kennſt; über die Ehre von Männern haben Männer zu urtheilen, nicht Frauen. Geh jetzt und ende einen Auftritt, der meinem Herzen wehe thut und dennoch zu keinem Ziele führt. Die Sache iſt zu ernſt, als daß Gerüchte und Klatſchereien, die dir vielleicht zu Ohren gekommen und von denen auch der Beſte nicht verſchont bleibt, dabei entſcheiden könnten; mein Wille ſteht feſt, Baron Albert wird dein Gemahl, und ich weiß, daß er dir ein liebevoller und ehrerbietiger Gemahl ſein wird, gleichviel was für Jugendthorheiten er einmal begangen.“

Nach dieſer ſo ganz beſtimmten Entſcheidung mußte Franziska ſich denn wol freilich ſagen, daß jeder weitere Widerſpruch für den Augenblick vergeblich, ſelbſt wenn ſie den Schleier von der ſchrecklichen Stunde fortziehen wollte, welche ſie ſoeben durchlebt. Auch war der einzige Mund, der Zeugniß für ſie ablegen konnte, ja ſtumm und todt für immer; die Nachricht von dem plötzlichen Hinſcheiden der ſchwarzen Nanni hatte ſich bereits im Dorf verbreitet und war auch in das Schloß gelangt, gerade in dem Augenblick, da die junge Gräfin ſich zu ihrem Vater begab. Sie verließ ihn alſo mit einer ſtummen Verbeugung, und auch gegen Eliſen beobachtete ſie ſowol über das Geſpräch mit der ſchwarzen Nanni wie über die Unterredung mit dem Grafen das tiefſte Schweigen. Am nächſten Morgen aber, nachdem ſie eine ſchlafloſe Nacht zugebracht, ließ ſie Eduard zu ſich laden.

Neuntes Kapitel.

Mine und Gegenmine.

Als Eduard die Einladung der Gräfin erhielt, befand er ſich eben in einer Unterredung, die kaum minder peinlich und aufregend war als diejenige, welche Franziska am Abend zuvor mit dem Grafen geführt. Freund Wendelmeier, der, wie wir uns erinnern, den größten Theil ſeines Tages draußen zubrachte und Bauern und Tagelöhner aushorchte, hatte ſich wieder einmal zu einem vertrauten Zwiegeſpräch bei ihm eingeſtellt. Dieſe Vertraulichkeiten waren Eduard nachgerade ſehr läſtig, doch wußte er ihnen nicht zu entgehen, beſonders da er ja noch immer von der Discretion des ehemaligen Gaſtwirths abhängig war und jeden Augenblick durch ihn oder Hannchen aufs ſchmählichſte compromittirt werden konnte. Er machte daher auch diesmal gute Miene zum böſen Spiel und lud Wendelmeier, der nach ſeiner wichtigthueriſchen Weiſe erſt ſorgfältig auf dem Corridor umherlauſchte und die Thür vorſichtig verriegelte, mit ſtummer Handbewegung neben ſich.

„Ihr ſcheint“, ſagte Wendelmeier, indem er das verdrießliche Geſicht des Freundes halb mistrauiſch, halb ſpöttiſch betrachtete, „noch immer nicht viel verſtändiger geworden ſeit neulich, Freundchen. Und doch haben wir Euch gezeigt, ich und das Hannchen, dächte ich, daß wir Euere Freunde ſind und es gut mit Euch meinen. Wir ſind ſtumm geweſen wie das Grab, und doch könnte ein Wort von uns Euere ganze hieſige Herrlichkeit in die Lüfte ſprengen. Der Prediger liegt dem Hannchen in den Ohren, und auch wegen Euerer hat er mit allerhand verfänglichen Redensarten auf den Buſch geklopft; weiß der Himmel, wo dieſe geiſtlichen Spürhunde auch immer gleich die Witterung herhaben. Aber o Himmel, meine Erziehung! Das Hannchen iſt baumſtill geweſen und nicht auf hundert Meilen läßt ſie merken, weder gegen den Prediger noch gegen irgend ſonſt jemand im Schloſſe, daß ſie Euch jemals früher geſehen hat. Und Ihr machtet ihr doch“, ſetzte er mit ſchalkhaftem Lächeln hinzu, „ehemals gar ſehr den Hof, und es iſt wirklich viel von dem Mädchen, daß ſie Euch Euere Untreue ſo gar nicht nachträgt, Ihr untheologiſcher Schmetterling Ihr ...“

Herr Wendelmeier lachte behaglich, indem er den goldenen Ohrreif immer ſchneller zwiſchen den Fingern drehte; er mochte wol an die Zeit denken, wo er noch fürchtete, Eduard habe Abſichten auf ſein Hannchen, und mochte ſich freuen, daß dieſe Zeiten vorüber.

„Aber ein Dienſt“, fuhr er fort, „iſt des andern werth, und wenn wir Euch in die Karte ſpielen, Freundchen, ſo dürft Ihr uns auch nicht im Stiche laſſen. Ich ſagte Euch ſchon, daß ich keineswegs blos um das bischen

Gütertrödel hierher gekommen bin, ſondern daß es ernſte und wichtige Dinge ſind, um die es ſich handelt; es iſt ſelten genug, daß einem das Glück ſozuſagen auf der Straße vor den Füßen liegt, und der wäre ein Thor und hätte nicht den mindeſten Anſpruch darauf, für einen Mann von Welt zu gelten, der ſich nicht danach bücken und es aufheben wollte. Nun trugt Ihr zwar neulich die Naſe gewaltig hoch und ſtelltet Euch, als ob ich Euch wenigſtens zu Meineid und Brandſtiftung verleiten wollte, und doch iſt es nur ein ganz kleiner, ganz unbedeutender Dienſt, den ich in dieſem Augenblick von Euch verlange; Ihr ſollt mir nur eine Frage beantworten, eine ganz unſchuldige, unverfängliche Frage …“

„Und ſie lautet?“ erwiderte Eduard.

Herr Wendelmeier ſaß einige Augenblicke in tiefen Gedanken; dann fuhr er fort:

„Schon neulich fragte ich Euch nach dem ſchönen Heinrich und woher er ſtammt und wie das ſo eigentlich mit ihm zuſammenhängt. Ihr aber wart hartnäckig und wolltet oder konntet mir nichts ſagen, obwol Ihr doch, wie ich ſeitdem in Erfahrung gebracht, der ganz beſondere Gönner und Patron des verwegenen Burſchen geweſen ſeid. Nein, unterbrecht mich nicht, ich will annehmen, Ihr habt wirklich nichts gewußt — aber ſo ſagt mir jetzt das eine: wo, meint Ihr wol, ſteckt der Heinrich? Und wie wäre es wol möglich, daß ich den Wetterburſchen zu ſprechen bekäme?“

Eduard lächelte. „Wollt Ihr etwa“, ſagte er, „den Pater aus Schiller's »Räubern« ſpielen, der den Karl Moor zu bekehren geht? Denn wie ich leider höre, iſt der

Heinrich ja in der That auf dem beſten Wege, ſo ein Stück Rinaldo zu werden; ſchade nur, daß hier keine böhmiſchen Wälder ſind, und ſo werden die Grenzwächter, fürchte ich, den armen Schelm bald feſtgemacht haben.“

Aber Wendelmeier ſchüttelte verdrießlich den Kopf. „Laßt jetzt“, ſagte er, „Euere verwünſchten poetiſchen Anſpielungen, mit denen lockt man doch keinen Hund vom Ofen. Ich aber bin hier im Begriff einen Fiſchzug zu thun, der kann mich ſatt und froh machen auf Lebenszeit, und wenn Ihr vernünftig ſeid und helft mir die Beute ins Garn treiben, ſo ſollt Ihr ebenfalls Euern Theil davon haben. Setzt einmal den Fall — das heißt blos beiſpielsweiſe, ich will auch einmal poetiſch ſein und einen Roman oder ſo was dergleichen erſinden — alſo ſetzt den Fall, Graf Erdmann mit all ſeinem adelichen Weſen und all ſeiner geprieſenen Redlichkeit wäre doch nicht der rechtmäßige Beſitzer des Majorats; ſetzt den Fall, Graf Hubert wäre durch eine nichtswürdige Intrigue nicht blos um ſein Erbe, ſondern auch um ſein bischen Verſtand gebracht, irgendwo in der Welt verſteckt aber lebte ein Weſen, das blos aus ſeiner Dunkelheit hervorzutreten brauchte, um den Namen der Oberndorfe mit Schimpf und Schande zu bedecken über die halbe Welt. Was meint Ihr wol — ich will gar nicht zu viel behaupten und ſage daher auch nicht, daß das geheimnißvolle Weſen, von dem ich rede, wirklich im Stande ſei, den jetzigen Grafen Oberndorf aus ſeinem Beſitz zu verdrängen, ich ſetze nur den Fall, es exiſtirt ſo etwa ein Nebenſprößling, ein Kind der Liebe, das ſich blos ſo unverſehens in den gräflichen Stammbaum eingeſchmuggelt hat — was meint Ihr, Freundchen, und wenn das Ganze nichts weiter wäre als ein rieſiger Proceß, ſo einer von denen, über die zehn Generationen hinſterben können, den man dem Grafen an den Hals werfen könnte — was würde er wol thun und wie tief würde er in den Beutel greifen müſſen, um ſich dieſen Proceß und die Schmach zu erſparen, die unvermeidlich damit verbunden wäre?“

Eduard maß den Sprechenden mit erſtaunten Blicken; wie kam ein Geheimniß, das der Graf gewiß keinem zweiten vertraut hatte, in den Beſitz dieſes Mannes? — „Aber das Weſen, von dem Ihr ſprecht, iſt ja todt“, rief er unwillkürlich, indem er an die ſchwarze Nanni und ihr trauriges Ende dachte.

„Was? der ſchöne Heinrich todt?“ rief Herr Wendelmeier, indem er vor Beſtürzung in die Höhe ſprang und dann ſich mit der flachen Hand gegen die Stirn ſchlagend: „Da, ſo geht es einem nun, ſo kann auch der Beſte ſich einmal vergalopiren! Da iſt mein Geheimniß nun heraus, das ſeine Tauſende unter Brüdern werth, und das einzige, was mich dabei tröſten kann, iſt dies, daß Ihr Eduard Walldorf heißt, Freundchen, und nicht Anton Feldner, verſtanden?“

„Nein“, rief Eduard, „redet offen, ich weiß von dieſem Geheimniß vielleicht mehr und kann Euch durch meine Rathſchläge nützlicher werden als Ihr denkt —“

„Gut“, ſagte Wendelmeier, nachdem er ſeinen jungen Freund einige Secunden feſt ins Auge gefaßt, „ich werde reden; Ihr heißt Eduard Walldorf, Ihr ſeid ein weggejagter Candidat, ein ausgewieſener revolutionärer Schriftſteller, der ſich unter fremdem Namen in ein hochgräfliches

Haus eingeſchlichen und das Vertrauen der Herrſchaft aufs gröbſte gemisbraucht hat; ich werde reden — denn Ihr ſeid mir ſicher. Freilich“, fuhr er fort, „iſt es ſchmerzlich für ein feinfühlendes Herz wie das meine, das noch blutet um den Tod einer geliebten Gattin, die Schmach — oder nein, das Wort iſt zu hart, bedienen wir uns wieder eines poetiſchen Ausdrucks und ſagen wir die Myſterien einer Familie aufdecken zu ſollen, mit der er ſo nahe verwandt iſt und der er lange Zeit ſo nahe geſtanden hat. Sie haben meine ſelige Emilie nur wenig gekannt, die gute Frau war kränklich und kümmerte ſich nicht viel um die Wirthſchaft, indeſſen Sie haben ſie doch gekannt. Dagegen von ihrer Schweſter Auguſte haben Sie wol niemals gehört? Wie ſollten Sie auch“, ſetzte er mit leichtem Achſelzucken hinzu, wie gleichſam aus Bedauern über Eduard's Unwiſſenheit, „da die Treffliche ja längſt todt iſt — ich nenne ſie die Treffliche, wiewol ihr Lebenswandel allerdings nicht völlig mit den ſtrengſten Forderungen der Moral übereingeſtimmt zu haben ſcheint. Indeſſen unter uns Leuten von Welt, wiſſen Sie, kommt dergleichen vor . . .“

Eduard hatte Mühe, ſich von ſeinem Erſtaunen zu erholen: das Licht, das auf einmal über ihn hereinbrach, war ſo ſtark, daß es ihn blendete. „Auguſte?“ rief er, „die Geliebte des Grafen Hubert? dieſelbe, die ſich hier im Schloßteich von Oberndorf ertränkte?!“

Wendelmeier nickte ausdrucksvoll mit dem Kopfe. „Ganz dieſelbe“, ſagte er, „meine Schwägerin, Gott habe ſie ſelig, ich habe ſie als Mädchen noch recht wohl gekannt, lange bevor ich meine Emilie heimführte, habe aber freilich niemals für möglich gehalten, daß ſie mir eine ſolche intereſſante Erbſchaft nachlaſſen würde, die gute Seele. Denn die Hauptſache, ſeht Ihr, die habt Ihr doch noch vergeſſen ...“

„Das Kind“, fiel Eduard ihm ins Wort, „das Kind!“

„Das Kind“, wiederholte Herr Wendelmeier in demſelben phlegmatiſch nachdrucksvollen Tone wie bisher, „ich ſehe ſchon, Freundchen, Ihr habt Euch wirklich recht cultivirt in der Zeit, und wenn Ihr ſo fortfahrt, ſo iſt es beinahe ſchade um Euch, daß Ihr nicht Advocat geworden ſeid, da wäret Ihr jetzt eben mein Mann. Doch hoffe ich, es ſoll auch ohne Advocaten abgehen. Meine gute ſelige Frau hat mir von der Geſchichte niemals geſprochen, ſonſt hätte ich dies Kapital wahrhaftig nicht ſo lange ſo unbenutzt gelaſſen: ſie ſchämte ſich vielleicht, das edelſinnige Weib, wegen der ſchlechten Aufführung ihrer Schweſter. Aber wenigſtens alle Briefſchaften und Papiere, die darüber ſprechen, hat ſie ſorgfältig aufgehoben in einem geheimen Fach ihres Schranks, und da ſie nun vor einigen Monaten an einem plötzlichen Nervenſchlag ſanft und ruhig entſchlummerte, nun natürlich“, ſagte Herr Wendelmeier, indem er Eduard ganz vergnügt in die Augen ſah, „da brach ich das geheime Fächerchen auf und da war die Geſchichte nun fertig.“

„Aber das Kind“, fragte Eduard nochmals, „was meint Ihr, iſt aus dem Kinde geworden, und wo glaubt Ihr eine Spur von ihm entdeckt zu haben?“

„O das iſt nicht gut, das misfällt mir“, erwiderte Herr Wendelmeier misbilligend, „das iſt ein Rückfall in

Euere alte poetiſche Blindheit. Seid doch ſonſt ſo ein heller Junge geworden und laßt Euch noch zweimal ſagen, daß das Kind des Grafen Hubert und meiner Schwägerin niemand anders iſt als der ſchöne Heinrich? Bedenkt doch nur und erwägt es raſch: der ſchöne Heinrich iſt als dreijähriger Knabe hier ins Schloß gekommen, kein Menſch hat gewußt und weiß noch bis auf dieſe Stunde, wer ſeine Aeltern ſind und woher er ſtammt. Der Graf hat jederzeit ein ganz beſonderes Auge auf ihn gehabt, er hat ihn geſchulmeiſtert und malträtirt — nun wahrhaftig, einen bloßen ordinären Bedienten malträtirt ein hochgeborener Graf ſo nicht, da muß etwas anderes dahinterſtecken, meint Ihr, Freundchen?"

„Ich wußte um die Geſchichte", ſagte Eduard zögernd, „und auch die Exiſtenz des Kindes war mir bekannt. Doch ſuchte ich ſeine Spur bisher nach einer andern Seite, und da wir doch einmal ſo tief in dies unglückliche Kapitel gekommen ſind, ſo will ich es nur frei herausſagen — ich hielt die ſchwarze Nanni, das arme Harfenmädchen, das geſtern geſtorben und das der Graf mit ſo grimmigem Haß verfolgte, für die Tochter des unglücklichen Hubert ..."

Herr Wendelmeier rieb ſich eifrig das Ohrläppchen und ſah den Freund ſinnend an. „Es war ein Gedanke", erwiderte er, „und ich kann ihn juſt nicht tadeln, ich war ſelbſt einige Zeit auf dieſer Fährte, allein ich habe mich überzeugt, daß ſie falſch iſt. Fragt alle ältern Leute hier im Dorfe, ſie haben die Aeltern der ſchwarzen Nanni noch gekannt; es waren Hauptſpitzbuben, alle beide, und der Apfel, denke ich, wird nicht weit vom Stamme gefallen ſein. Nun, ſie iſt todt und wird begraben werden, ſie kümmert uns hier nicht weiter. Aber der Heinrich, das bitt' ich mir aus, daß der noch lebt, den brauche ich noch ganz nothwendig, und Ihr, alter Freund, ſollt mir helfen, ſeine ſchätzenswerthe Bekanntſchaft zu machen.“

Allein Eduard konnte ſich in den Gedanken, der da ſo plötzlich vor ihm auftauchte, noch immer nicht finden.

„Aber ſo denkt doch nur um Gottes willen“, ſagte er, „den Sohn ſeines Bruders, und wenn es auch zehnmal ein Baſtard iſt, zum Bedienten machen in ſeinem eigenen Hauſe! Das Kind ſeines Bruders hinter ſeinem Stuhle ſtehen und die Teller wechſeln laſſen bei Tiſche?! Nein, nein, das iſt nicht möglich, dagegen empört ſich ja das Blut!“

„Ja“, meinte Wendelmeier wohlbehaglich, „es iſt der reine — wie heißt das dumme Ding von Trauerſpiel doch, das ich einmal in der Hauptſtadt ſah? Richtig, nun hab' ich's, der reine »Iſidor und Olga« iſt es, da ſteckt gar ein Bruder den andern in die Bedientenjacke, weil er ein Bankert iſt — o Freundchen, Freundchen, Ihr ſeid noch viel zu jung, Ihr wißt noch lange nicht, wie es in der Welt zugeht und welcher Dinge der Menſch fähig iſt, wenn er einmal angefangen hat, ſeinen Katechismus zu verlernen. Die Welt iſt ſchlimmer, als Ihr denkt, und Euer Freund Wendelmeier, wie er da neben Euch ſitzt, mit ſeinem dicken Bauche und den Burgunderflecken auf der Naſe, iſt noch lange nicht der Schlimmſte. Darum ſollt Ihr aber auch vernünftig ſein und ſollt mir helfen, daß ich den Heinrich zu Geſicht kriege und meine

Karte aufdecken kann, ſolange es noch Zeit iſt — oder wahrhaftig ich ſage Euch, Herr Eduard Walldorf — —“

„Daß Ihr mit Drohungen von mir nichts erzwingt“, ſagte Eduard kühl, indem er aufſtand und den Riegel von der Thür zurückzog, „das ſolltet Ihr doch wol längſt wiſſen. Thut oder laßt, was Ihr mögt; was aber den Heinrich anbetrifft, ſo kann jedes Kind hier herum Euch ſagen, daß er dem Grafen zum Trotz häufig ins Dorf kommt, erſt geſtern Abend ſoll er bei dem Tode der ſchwarzen Nanni zugegen geweſen ſein —“

„Gut“, ſagte Herr Wendelmeier und ſtrich ſich vor dem Spiegel den Backenbart zurecht, „ſo werde ich ihn zu finden wiſſen. Ihr aber, Freundchen, haltet reinen Mund, oder Ihr ſollt erfahren, was das heißt und welch ein Paragraph des Strafgeſetzbuchs darauf ſteht, fremde Papiere als ſeine eigenen benutzen und ſich unter falſchem Namen in vornehme Häuſer ſchleichen ...“

Damit ging er, Eduard aber, der wenige Minuten ſpäter die Aufforderung der Gräfin erhielt, ließ ſich bei ihr melden.

Zehntes Kapitel.

Das Verſprechen.

Die junge Gräfin befand ſich in leidenſchaftlicher Erregung; die Kämpfe und Sorgen der durchwachten Nacht lagen ihren ſchönen Zügen aufgeprägt, die Stirn war bleich, die Wange von leiſen Schatten überhaucht, aber nur um ſo gewaltiger, in Zorn und Eifer, leuchtete das dunkle Auge. Auch trat ſie Eduard, gegen ihre ſonſtige vornehme Gewohnheit, bereits auf der Schwelle entgegen.

„Sie haben", rief ſie ihm zu, „mir vor einiger Zeit ein Verſprechen gegeben; erinnern Sie ſich ſeiner noch?"

Eduard verneigte ſich ſchweigend; die Wahrheit zu ſagen, war ihm jene Unterredung mit Franziſka, über die wir früher ausführlich berichtet haben, unter den wechſelnden Ereigniſſen der letzten Tage ziemlich aus dem Gedächtniß geſchwunden.

„Das iſt mir lieb", fuhr die Gräfin fort, „weil es mir erleichtert, was ich Ihnen heute zu ſagen habe und was, ich bekenne es frei, mir nicht ganz leicht über die Lippe will. Aber Sie ſind ja mein Freund, Sie wollen meiner unerfahrenen Jugend helfen und beiſtehen, und nie war ich dieſer Hülfe mehr bedürftig als eben in dieſem Augenblick.“

Eduard verſicherte, daß die Gräfin ganz über ihn zu befehlen haben. Jene machte einen raſchen Gang durchs Zimmer, und dann ſich in den Lehnſtuhl werfend, mit an den Boden gehefteten Augen, fuhr ſie fort:

„Da werden Sie ſich alſo auch noch deſſen erinnern, was ich Ihnen damals über meine beabſichtigte Vermählung mit Baron Albert ſagte, ſowie über die Empfindungen, die ich für den mir aufgedrungenen Verlobten hege. Ich habe lange geſchwankt und gekämpft mit mir ſelbſt, ich weiß, welche Freude ich meinem Vater machen würde und daß gewiſſermaßen der ganze Frieden und die ganze Wohlfahrt unſers Hauſes davon abhängt — aber es geht nicht, es geht wirklich nicht“, ſetzte ſie betheuernd hinzu, indem ſie plötzlich die großen ſtolzen Augen zu Eduard emporſchlug und ihn lange wie fragend anſah.

Da Eduard ſtumm blieb, fuhr ſie fort:

„Ich habe noch geſtern Abend ſpät eine Unterredung mit meinem Vater gehabt, ich war vielleicht etwas heftig — Sie wiſſen vermuthlich noch nicht, ich habe da geſtern einen thörichten Streich gemacht, an dem Sie zum Theil ſelbſt mit ſchuld ſind: ich war wirklich noch bei dem ſterbenden Harfenmädchen und da — da —“

Franziska ſah verlegen vor ſich nieder; da Eduard jedoch nicht die mindeſte Anſtalt machte, ihr durch irgend eine hülfreiche Frage entgegenzukommen, ſo mußte ſie ſich ſchon entſchließen, den Faden ihrer Rede wieder aufzunehmen.

„Genug“, ſagte ſie, „ich habe zwiſchen geſtern und heute Dinge erfahren, die es mir unmöglich machen, Baron Albert meine Hand zu reichen —“

Für Eduard genügte dieſe Andeutung, wie flüchtig ſie auch war und wie wenig ſie von dem eigentlichen Sachverhalt verrieth, dennoch vollkommen; wir wiſſen, daß er ſchon ſeit längerm die Livree zu kennen meinte, die damals auf dem Wagen geſeſſen, in welchem die ſchwarze Nanni an ihm vorüberrollte, und auch die Gerüchte, die über den Baron und das Harfenmädchen im Dorfe umliefen, waren ihm nicht fremd geblieben. Er verbeugte ſich daher und ſagte mit leiſem Spott:

„Unſere Herren Cavaliere haben ein etwas weites Gewiſſen, für ſie iſt manches eine bloße noble Paſſion, was für uns bürgerliche Creaturen ein ſchweres Verbrechen oder doch wenigſtens eine ſchwere ſittliche Schuld ſein würde. Da die gnädige Comteſſe aber einmal für dieſe erlauchten Cirkel geboren ſind, ſo werden Sie wohlthun, es auch mit der Moral derſelben nicht allzu genau zu nehmen und an Ihren künftigen Herrn Gemahl nicht allzu rigoroſe Forderungen zu ſtellen, wenigſtens nicht was die Zeit vor der Ehe anbetrifft.“

Eduard glaubte der jungen Dame damit wirklich einen recht praktiſchen Rathſchlag ertheilt zu haben; auch konnte er der Verlockung nicht widerſtehen, dem Baron im Vorübergehen einen kleinen Hieb zu verſetzen. Um ſo unerwarteter war ihm die Leidenſchaftlichkeit, mit welcher Franziska ſeine ſo wohlgemeinte Aeußerung aufnahm.

„Ah“, rief ſie, „das hat mir auch der Vater geſagt, und von ihm kann ich es begreifen, weil es ſein Intereſſe, das Intereſſe ſeines Hauſes iſt, das aus ihm ſpricht. Aber daß auch Sie dergleichen wiederholen können — —“

Sie verſtummte, indem ſie ihn mit ſtrengem, faſt zürnendem Blicke maß. Eduard erröthete.

„Ich ſprach nicht von mir, gnädigſte Gräfin“, ſagte er nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, „ich wiederholte nur, was ich gehört und was allgemein als die Moral unſerer vornehmen jungen Herren gilt. Habe ich Sie damit gekränkt, ſo bitte ich demüthigſt um Verzeihung und erſuche Sie, ſich überzeugt zu halten, daß niemand es treuer und ergebener mit Euer Gnaden meinen kann als Ihr gehorſamſter Diener.“

Die Gräfin betrachtete ihn mit halb wehmüthigem, halb ungläubigem Kopfſchütteln. „Nein“, ſagte ſie, „das war der Ton nicht, den ich von Ihnen zu hören hoffte und den ich hören muß, wenn mein Herz Muth bekommen ſoll. O werther Freund“, rief ſie mit plötzlich überſtrömendem Gefühle, indem ſie Eduard's Rechte feſt in ihre beiden zarten Hände ſchloß, „entziehen Sie ſich mir nicht! Nehmen Sie nicht das Verſprechen zurück, das Sie mir neulich gaben und auf das ich in dieſem Augenblick ſo feſt vertraue! Laſſen Sie alles Ceremoniell, alle Bedenklichkeiten, ſehen Sie in mir jetzt nicht die Gräfin und nicht die reiche Erbtochter, ſondern nur das verlaſſene, das bedrängte, das Hülfe ſuchende Weib . . .“

Eduard war es, als ob aus den feinen ſchlanken Fingerſpitzen der Gräfin elektriſche Funken in ſeine Hand hinüberſtrömten. Einen Augenblick war es ihm, als müſſe er die entzückende Geſtalt feſt an ſich preſſen; dann aber ſchien es ihm, als trete ein anderes liebes Bild warnend und beruhigend vor ſeine Seele. Er machte leiſe ſeine Hand los, und die Gräfin zu ihrem Stuhle zurückführend, ſagte er mit freundlicher, aber feſter Stimme:

„Sprechen Sie, gnädigſte Comteſſe, ich bin ganz Ohr und gelobe Ihnen noch einmal, alles zu thun, was Sie befehlen und was meine Kräfte vermögen.“

Die Ruhe des jungen Mannes beruhigte auch Franziska einigermaßen, und in leidlichem Zuſammenhange, wiewol noch immer mit leidenſchaftlich erregter Stimme, wiederholte ſie ihm, wie ſie feſt entſchloſſen ſei, nicht Baron Albert's Gemahlin zu werden. Da ſie jedoch die Strenge ihres Vaters kenne und ſcheue, ſo habe ſie den Entſchluß gefaßt, das Schloß heimlich zu verlaſſen und ſich in die Reſidenz zu begeben, wo ſie bei einer weitläufigen Verwandten, einer würdigen und angeſehenen Matrone, deren Namen Eduard öfters in der gräflichen Familie hatte nennen hören, Schutz und Aufnahme zu finden hoffte. Von hier aus wollte ſie dem Grafen dann nochmals ihre Abneigung gegen die beabſichtigte Verbindung erklären, und wenn alle Vorſtellungen nichts fruchteten, ſo wollte ſie den Zuſammentritt eines Familientags herbeizuführen ſuchen, durch welchen der Vertrag, die Aufrechterhaltung des Majorats betreffend, aufgehoben und ihr ihre ſo ſchmerzlich vermißte Freiheit zurückgegeben werden ſollte. — An und für ſich war dieſer Plan ganz verſtändig und auch Eduard konnte ihn nicht misbilligen; deſto weniger war er mit der Rolle einverſtanden, welche die junge Gräfin ihm dabei zugedacht hatte und die allerdings für ſeine Eigenliebe ſehr ſchmeichelhaft war. Indem ſie ſich nämlich auf das Verſprechen berief, das Eduard ihr unlängſt gegeben, verlangte ſie von ihm, daß er nicht allein ihre Flucht unterſtütze, ſondern ſie auch ſelbſt dabei begleite.

„Ihr Vertrauen, gnädige Gräſin“, erwiderte Eduard nach einer kleinen Pauſe, „iſt unſchätzbar für mich, und nie werde ich die Ehre vergeſſen, die Sie mir damit erzeigen. Allein geſtatten Sie mir, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß ein derartiger gewaltſamer Schritt, wie berechtigt er ſei und wie edle Motive dazu drängen mögen, doch immerhin in den Augen der Welt etwas ſehr Misliches hat. Was nun aber gar den Antheil betrifft, welchen Sie die Güte haben mir dabei einzuräumen, ſo fühle ich mich einer ſo hohen Verpflichtung in der That kaum gewachſen; auch möchte dieſelbe ſich nicht gut vereinigen laſſen mit den Pflichten der Ehrerbietung und der Dankbarkeit, welche ich Ihrem Herrn Vater ſchuldig bin, der mich ſo gaſtfrei bei ſich aufgenommen und in deſſen Hauſe ich eine Reihe ſo ſchöner und genußvoller Monate verlebt habe —“

„Ah“, fiel Franziska ihm mit langgedehnter Stimme ins Wort, „Sie fürchten meinem Vater? Ja freilich, wenn Sie fürchten . . .“

„Ich fürchte nichts“, rief Eduard erröthend, „als nur Ihren Zorn und die Stimme meines Gewiſſens, die ſich gegen dieſen Plan ausſpricht! Laſſen Sie uns, gnädigſte Gräſin“, ſetzte er begütigend hinzu, „die Sache noch von anderer Seite betrachten; wie wäre es, wenn Sie, ſtatt ſich ſelbſt zu Ihrer Frau Tante zu begeben, dieſelbe vielmehr aufforderten, hierher zu kommen? Ihres Beiſtandes wären Sie dann ebenfalls gewiß und doch würde der Zorn des Herrn Grafen nicht in dem Grade gereizt und — wenn Sie mir erlauben wollen, auch dies hinzuzuſetzen — der Eclat würde vermieden. Wenn Sie ſich vielleicht einem Briefe nicht anvertrauen wollen, ſo bin ich mit Vergnügen bereit, ſelbſt zu Ihrer Frau Tante hinüberzureiſen und ſie von der Lage der Dinge in Kenntniß zu ſetzen . . .“

Ein geringſchätziges Lächeln ſpielte um Franziska's ſtolze Lippen. „Wirklich“, ſagte ſie, „heut zum erſten mal thut es mir leid, daß Sie nicht als Edelmann geboren ſind, Sie hätten müſſen Hofmarſchall werden, da Sie ja doch ſo ſorgfältig darauf bedacht ſind, allen Eclat zu vermeiden. Wenn ein Cavalier, noch dazu der Verlobte einer junger und unbeſcholtenen jungen Dame, verbotene“ — ſie ſuchte das Wort zu vermeiden, doch half es nichts, es mußte heraus — „verbotene Liebſchaften unterhält, ſo macht das keinen Eclat: aber wenn das junge getäuſchte Mädchen ſich vor einem ſolchen Verlobten zu retten ſucht und an das einzige Herz flüchtet, das mit einer Art von mütterlicher Zärtlichkeit für ſie ſchlägt, nun natürlich, dann iſt der Eclat himmelſchreiend und alle Welt ruft ihr Kreuzige! Kreuzige!“

Eduard ſuchte dem Geſpräch eine andere minder leidenſchaftliche Wendung zu geben. „Aber ſo nehmen Sie Fräulein Eliſe mit ſich“, ſagte er, „die Reiſe wird weniger auffallend ſein, wenn Sie ſie in weiblicher Begleitung machen.“

„Ach die gute Eliſe“, erwiderte Franziska mitleidig, „das Kind mit dem ſanften, weichen Herzen, das iſt auch wol die geeignete Perſon; um einem in ſolcher Lage beizuſtehen —“

Eduard hatte ſchon eine etwas ſpitze Antwort auf der

Junge; er wollte daran erinnern, daß zu derſelben Zeit, da Franziska noch ziemlich bereit geweſen, über ihr Schickſal verfügen zu laſſen, Eliſe ſich feſt und kräftig für die Unabhängigkeit ihres Willens und das Recht ihres Herzens ausgeſprochen hatte. Allein die Gräfin ließ ihm keine Zeit dazu, indem ſie fortfuhr:

„Und überdies iſt Eliſe ja ſelbſt ſo gut wie Braut —“

„Eliſe Braut?!“ rief Eduard, indem er vor Ueberraſchung zwei Schritte zurücktrat.

„Nun ja“, entgegnete Franziska, „und das hat ſie Ihnen ſelbſt noch nicht geſagt? Sie iſt unſerm Prediger ſchon lange ſo gut wie verſprochen, Tante Lucinde hat die Partie arrangirt, und da Eliſe ein armes Mädchen ohne Ausſichten iſt, ſo wird es allerdings ein rechtes Glück für ſie ſein, auf dieſe Art unter die Haube zu kommen. Wenigſtens möchte ich es nicht auf mich nehmen, ihr dieſe Zukunft zu zerſtören, und das würde doch, wenn ſie meine Flucht wirklich unterſtützte, ſehr wahrſcheinlich der Fall ſein, da, wie Sie wol ſelbſt einſehen, mein Vater ihr dieſen Antheil niemals verzeihen und ſeine Hand für immer von ihr abziehen würde. Sie ſehen“, ſetzte ſie hinzu, „gegen Eliſen habe ich Rückſichten zu nehmen . . .“

Durch Eduard's Seele ging es wie ein zweiſchneidiges Schwert, Schmerz und Grimm wollten ihn erſticken, aber er unterdrückte den Schmerz und nur der Grimm behielt die Oberhand.

„O ja wohl“, erwiderte er, „ich ſehe es vollkommen ein — ſehr wichtige Rückſichten.“ Und dann mit einem plötzlichen Entſchluſſe, der ihn durchzuckte wie ein Blitzſtrahl:

„Gnädigſte Gräfin, es war in der Stille ſchon längſt mein Entſchluß, Ihr Haus zu verlaſſen, und gewiſſe Umſtände, deren nähere Auseinanderſetzung Sie mir gütigſt erlaſſen wollen, zwingen mich, ihn binnen hier und vierundzwanzig Stunden auszuführen. Mein Weg führt mich in die Reſidenz; beharren Sie feſt und unerſchütterlich auf Ihrem Plane und wiſſen Sie bis dahin Ihre Flucht ins Werk zu ſetzen, ſo werde ich es mir zur Ehre anrechnen, dieſelbe zu ſchützen.“

Es war der bitterſte Hohn und der grimmigſte Haß, der ihm dieſen plötzlichen Entſchluß abpreßte; das ganze Schloß mit allen ſeinen Bewohnern, ſelbſt Eliſe nicht ausgenommen, erſchien ihm in dieſem Augenblick ſo widerwärtig, ſo haſſenswürdig, daß er ordentlich brannte vor Begier, dieſen Menſchen irgendeinen Streich zu ſpielen. „Gut“, dachte er, „ſo ſoll dies das Ende meines Abenteuers ſein, es iſt des Anfangs würdig! So mögen dieſe ſtolzen, herzloſen Menſchen es denn erleben, daß es heißt, Gräfin Oberndorf, die reiche Erbtochter, die Verlobte des Barons Albert, iſt mit einem weggejagten Candidaten der Theologie auf und davon gegangen . . .“

Franziska hatte natürlich keine Ahnung von dem, was in der Seele des jungen Mannes vorging, ſie hörte nur, daß er entſchloſſen ſei, ſie zu begleiten, und reichte ihm in hoher ſtolzer Freude die Hand zum Kuſſe.

„Gut“, ſagte ſie, „ordnen Sie Ihre Angelegenheiten, wie ich die meinen, und morgen früh in der achten Stunde erwarten Sie mich am Eingang des Waldes, da wo der Weg nach der Meierei abbiegt; es iſt da ein Vogelherd in der Nähe, den ich zuweilen beſuche und wohin ich mich nicht ſelten auf meinem kleinen Wägelchen allein kutſchiere, es wird nicht auffallen, wenn ich es auch morgen thue. Wie weit iſt es von da zur Eiſenbahn?“

„Da wir Vorſichts halber die nächſte Station nicht wählen dürfen“, entgegnete Eduard, „ſo werden wir ziemlich bis Mittag zu fahren haben, bis wir die Bahn erreichen.“

„Gut“, antwortete Franziska, „ſo werde ich ſagen, daß man mich morgen nicht zur Tafel erwarten ſoll. Sie wiſſen doch mit Pferden umzugehen?“

„Ich bin auf dem Lande aufgewachſen“, entgegnete Eduard lächelnd.

„Und wiſſen Sie zur Noth auch die Waffen zu führen?“

„Ich bin deutſcher Student geweſen.“

„Wohl“, ſagte Franziska, indem ſie vergnügt in die Händchen ſchlug, als ob es zu einer Ballpartie ginge, „morgen früh in der achten Stunde an der Waldecke — und Tod“, ſetzte ſie mit komiſchem Pathos hinzu, „dem Verräther!“

Elftes Kapitel.

Elſe.

Eduard hatte ſich bei dem Grafen verabſchiedet; er hatte Briefe vorgeſchützt, welche ſeine ſofortige Abreiſe nöthig machten. Der Graf hatte ihn ungern entlaſſen.

„Das iſt nicht recht von Euch, Magiſter“, ſagte er, „daß Ihr mich ſo im Stiche laßt; ich hatte in der Stille noch immer gedacht, Ihr ſolltet meinen Bruder, den Herrn, nach Italien begleiten, ich ſelbſt bin auch nicht ganz auf dem Platze wie früher, ich wäre vielleicht mitgereiſt, und da hätten wir noch ein ſchönes Stück Welt mitſammen geſehen. Läßt ſich's nicht machen, Magiſter? Denn wirklich, ich habe Euch beinahe ordentlich lieb gewonnen.“

Aber in Eduard's Herzen hallten Stimmen, welche dieſe ſo wohlgemeinte Einladung übertönten, ja ſie kam ihm faſt wie Hohn vor, ſo gewaltig kochte ſein Ingrimm und einen ſo tiefen Haß hatte er auf alles geworfen, was den Namen Oberndorf führte oder ihn auch nur daran erinnerte.

„Warte nur, du ſtolzer Graf“, dachte er in der Stille, „morgen ſollſt du ſchon an den Magiſter denken.“ Er fühlte wohl, wie häßlich dieſe Empfindungen eigentlich waren, und in welches Labyrinth von Leidenſchaften er ſich verſtrickt hatte, dennoch ſetzte er zugleich, wie um ſich ſelbſt zu begütigen, hinzu: „Aber im Grunde iſt er mir ja noch Dank ſchuldig, daß ich ſein Hitzköpfchen von Tochter noch wenigſtens anſtändig auf den Weg bringe; weglaufen thäte ſie ihm doch, ſo wie ſo, das iſt nun gewiß, ſo hat ſie doch wenigſtens an mir noch einen gewiſſenhaften und ritterlichen Begleiter — ja wohl ritterlich, Herr Baron, wenn ich auch ein bloßer bürgerlicher Vorleſer in einem hochgräflichen Hauſe bin . . .“

Der Graf wollte ihm ein werthvolles Geſchenk zum Andenken verehren, Eduard jedoch lehnte daſſelbe ab und empfahl ſich mit kurzen Worten. Nicht ganz ſo raſch ging der Abſchied von Gräfin Lucinde von ſtatten: ſie konnte ſich gar nicht zufrieden geben, daß ein junger Mann, den ſie ins Haus gebracht, daſſelbe nun ohne ihre beſondere Erlaubniß verlaſſen wollte, mußte ſich aber endlich ebenfalls in das Unvermeidliche fügen.

Deſto wortkarger war der Prediger; er hatte ſchon längſt gemerkt, welch Kukuksei er ſich da in das Neſt gelegt, auch ſchien ſeine Stimmung gerade heute beſonders reizbar und ärgerlich zu ſein; er ſah den Fremdling, der ihm in mehr als einem Sinne zum Nebenbuhler geworden war, ohne Bedauern ſcheiden und ließ es ihn ſogar ziemlich deutlich merken.

Mit ganz ähnlichen Empfindungen nahm Herr Wendelmeier die Nachricht von Eduard's plötzlicher Abreiſe auf; er glaubte feſt, Eduard gehe blos aus Furcht, von ihm compromittirt zu werden, und freute ſich, das Terrain nun ganz allein zu behaupten. — Auch Hannchen entließ ihn mit derſelben kühlen Gleichgültigkeit, mit der ſie ihn während dieſer ganzen Zeit behandelt hatte. „Wir kennen uns nicht, Herr Candidat", ſagte ſie zweideutig und warf dabei das Stumpfnäschen ſo keck in die Höhe, als hätte ſie recht etwas Muthiges und für Eduard Niederſchlagendes geſagt. —

Und ſo blieb ihm, da der Tag ſich zu Ende neigte, nur noch Ein Abſchied zu nehmen übrig — der Abſchied von Eliſen! Wie oft, wenn er an ſeine längſtbeabſichtigte Abreiſe dachte, hatte er ſich dieſen Abſchied ausgemalt, wie viele liebe Worte, wie viele herzliche Grüße und Wünſche, ja wie manches holde ſüße Geheimniß, das er ſich ſelbſt kaum zu geſtehen wagte, war ihm ſchon auf die Lippe getreten, und immer wieder hatte er es hinuntergedrängt in den Schacht ſeines Herzens, um es ſich aufzuheben für die letzte, die härteſte, die bitterſte Stunde! Und nun war die Stunde da und er hatte Eliſen nichts mehr zu ſagen — denn ſie war ja die Braut des Predigers . . .

Eduard hatte ſich den Mann ſoeben noch einmal ſo recht betrachtet; es war ihm unbegreiflich, wie ein ſolches Mädchen, ſo jung, ſo friſch, ſo liebenswürdig, ſo prangend im Schmuck reinſter Kindlichkeit, ſich an einen ſolchen Mann weggeben konnte. „Aber die Weiber, die Weiber, ſie ſind alle nicht anders", dachte er, „die einen bleiben in Gewöhnlichkeit ſtecken und die andern, die darüber hinauswollen, wie Comteſſe Franziska, verſengen ſich die Flügel . . ."

Auch heute wieder traf er Eliſen in dem uns bereits bekannten Thurmgemach; ſie ſaß zur Seite des kranken Hubert und las ihm aus einem großen kriegswiſſenſchaftlichen Folianten vor, das zarte weiße Fingerchen wanderte luſtig über die alten ſtaubigen Karten und Pläne dahin, die braunen Augen ſchauten ſo zufrieden und ſo treuherzig darein, als ob es die intereſſanteſte Lectüre von der Welt wäre, mit der ſie ſich beſchäftigte. — Bei Eduard's Eintritt erhob ſie ſich und ein Ausdruck aufrichtiger Trauer beſchattete ihr liebes Antlitz.

„Und ſo iſt es wirklich wahr", ſagte ſie, „Sie wollen uns in der That verlaſſen? Wenigſtens daß Sie das ſo plötzlich thun und Ihre Freunde ſo wenig darauf vorbereitet haben, das iſt nicht recht."

Zu den Eigenthümlichkeiten des kranken Hubert gehörte auch, daß er nicht gern von Abreiſen ſprechen hörte. „Du mußt bleiben, du biſt gut", ſagte er zu Eduard, der, wie wir uns erinnern, überhaupt ſeiner beſondern Gunſt genoß, und dann zu Eliſe gewendet: „Der iſt gut, den mußt du behalten, einen Beſſern bekommſt du nicht leicht . . ."

Und dazu nickte er ganz vergnügt mit dem Haupte und ſtrich ſelbſtzufrieden den langen grauen Bart.

Eliſe konnte einen Anflug von Verlegenheit nicht unterdrücken. „Der Herr", ſagte ſie erklärend zu Eduard gewendet, „hört nicht gern von Abreiſen, es macht ihm Schmerz und außerdem geht es ihm wie uns allen: er bedauert, daß Sie uns verlaſſen. Aber warten Sie, das trifft ſich gut; es iſt eben die Zeit, wo Graf Hubert ſein Bad zu nehmen pflegt, da kann ich auf ein halbes Stündchen abkommen und mache noch einen letzten Gang mit Ihnen durch den Garten, wiſſen Sie, wo wir ſo manches ernſte Wort geſprochen und ſo manche ſchöne Stunde miteinander verlebt haben.“

Sie rief den Diener und flog dann Eduard voran die ſteinerne Stiege hinunter. Langſam folgte Eduard, er konnte ſich nicht ſatt ſehen an der lieblichen Geſtalt, wie ſie da elfengleich vor ihm herflog, und doch durchzuckte ihn bei eben dieſem Anblick zugleich ein tiefer brennender Schmerz.

Beim Eintritt in den Garten hing ſie ſich vertraulich in ſeinen Arm und ſagte: „Nun laſſen Sie uns noch einmal alle die lieben Plätze beſuchen, die uns dieſen Sommer beiſammengeſehen, und verſprechen Sie mir, auch mitunter ein bischen an mich zu denken . . .“

Eduard nahm leiſe ihren Arm aus dem ſeinen. „Was würde Ihr Herr Bräutigam denken“, ſagte er, „wenn er uns beide ſo ſähe . . .“

„Wer?!“ rief das Mädchen, indem eine purpurne Röthe ſie übergoß.

„Nun“, erwiderte Eduard und hatte Mühe, die Worte hervorzubringen, ſo klebte ihm die Zunge am Gaumen, „Ihren Bräutigam, den Herrn Prediger, meine ich; im Grunde zwar ſollte ich ein wenig böſe ſein, daß ich, wie es ſcheint, der letzte im Hauſe bin, der von dieſem freudigen Ereigniß erfährt, doch ſoll mich das nicht hindern, Ihnen meinen ebenſo ergebenen wie aufrichtigen Glückwunſch darzubringen.“

Das junge Mädchen war leichenblaß geworden, die Thränen ſtanden ihr in den ſonſt ſo klaren und lachenden Augen. „O“, ſagte ſie, „das iſt nicht gut, wer hat ſich dieſen unartigen Scherz mit Ihnen erlaubt? Und noch dazu in der letzten Stunde, die wir beiſammen ſind“, ſetzte ſie wehmüthig hinzu.

„Wie“, rief Eduard, „und Sie wären alſo nicht die Verlobte des Predigers? Und Gräfin Lucindens Plan wäre nicht geglückt?!“

„Was für Plane Gräfin Lucinde mit mir gehabt hat“, ſagte das junge Mädchen feſt, „weiß ich nicht und mag ich nicht wiſſen; aber eins weiß ich allerdings, nämlich daß ich weder die Braut des Predigers bin noch jemals ſein werde. Es iſt wahr, der Herr Prediger hatte es ſehr freundlich mit mir im Sinne, erſt ganz kürzlich — da Sie mich doch einmal nöthigen, Ihnen dieſe Dinge zu erzählen — ſchickte er mir einen Brief, in welchem er um meine Hand anhielt und ſich dabei auf Gräfin Lucindens Fürwort und die Zuſtimmung des Grafen berief ...“

„Nun?“ drängte Eduard, „und Sie haben es wirklich gewagt, einer ſo mächtigen Fürſprache zu widerſtehen?“

„Ich habe“, ſagte das junge Mädchen ruhig, „mit dem Herrn Grafen geſprochen und habe ihm geſagt, daß ich in meinem Herzen die Empfindungen für den Herrn Prediger nicht finden kann, die ich für ihn hegen müßte, ſollte ich der mir zugedachten Ehre jemals theilhaftig werden.“

„Und der Graf?“ fragte Eduard weiter; er wäre dem Mädchen am liebſten gleich hier unter Gottes freiem Himmel zu Füßen gefallen, ſo ſehr entzückte ihn ihr Muth und ihre Feſtigkeit.

„Ich ſagte Ihnen ſchon früher", erwiderte das Mädchen, „daß der Graf ſtets ſehr gütig gegen mich geweſen iſt und jederzeit an mir gehandelt hat wie ein Vater; auch jetzt hörte er mich ruhig an, küßte mich auf die Stirn, hieß mich ſein liebes Mädchen und hat es ſelbſt übernommen, dem Prediger meine ablehnende Antwort mitzutheilen. Ich hoffe", ſetzte ſie mit feinem Hüſteln hinzu, „er wird ſich tröſten, der Herr Prediger . . ."

„Ich bewundere Ihren Muth, in der That", erwiderte Eduard, „daß Sie dem ausgeſprochenen Wunſche des Herrn Grafen ſo offen zu widerſtreben wagten; Sie mußten ſich ja doch ſagen, daß Sie damit Ihre ganze Stellung hier im Schloſſe aufs Spiel ſetzten?"

„Und was wäre es denn weiter geweſen", entgegnete das Mädchen mit beſcheidener Feſtigkeit, „ich habe hier viel Gutes und Liebes erfahren und es würde mir ſchwer fallen, mich von dem Herrn Grafen und Franziska und beſonders von dem armen kranken Hubert zu trennen. Aber die Welt iſt dies Schloß bei alledem nicht, und ſo weit Gottes Sonne leuchtet, ſo weit finden ſich auch gute Menſchen."

Indem das junge Mädchen dies ſagte, warf die Abendſonne ihren letzten goldenen Schein auf ihre dichten braunen Locken, daß ſie daſtand wie verklärt. Eduard konnte eine tiefe Rührung nicht bemeiſtern; aufathmend, als ob eine Centnerlaſt von ſeiner Bruſt hinweggewälzt wäre, ſagte er, indem er ſeiner Freundin die Hand bot:

„Das iſt ein gutes Wort, Eliſe, und auch ich will ſeiner eingedenk ſein; wenn ich weit von Ihnen bin und die Thorheiten der Welt und die Schwäche des eigenen Herzens mich verlocken, ſo will ich dieſes Wort mir vor die Seele rufen und Sie, Eliſe, ſollen mein Gewiſſen ſein. Und damit Sie ſehen, daß ich es ehrlich meine und daß es mir Ernſt damit iſt, ein guter Menſch zu werden, ſo erlauben Sie mir, mich in dieſem letzten feierlichen Augenblick, der meinem Herzen unvergeßlich bleiben wird, einer Schuld vor Ihnen zu entlaſten, die mich ſchon oft recht bitter, recht ſchmerzlich gedrückt hat. Sie haben“, fuhr er fort, indem ſeine Wange höher glühte und ſeine Stimme vor innerer Erregung bebte, „mich hier mit ſoviel Freundſchaft, ſoviel Wohlwollen aufgenommen und mir ſo manchen Blick in Ihre ſchöne kindliche Seele geſtattet; was werden Sie ſagen, Eliſe, und wie wird das Bild des Freundes künftig vor Ihnen ſtehen, wenn Sie hören, daß gleich mein erſter Eintritt in dies Haus eine Lüge geweſen und daß ich gar nicht —“

„O bitte, bitte“, ſagte Eliſe leiſe, indem ſie die Händchen wie abwehrend vor ſich ausbreitete, „ſprechen Sie nicht in dieſem Tone weiter und beſchuldigen Sie ſich nicht ſo ſchwer, ich weiß ja alles —“

„Sie wiſſen?“ rief Eduard zitternd vor Ueberraſchung und Freude. „Und was wiſſen Sie?!“

„Daß Sie gar nicht Anton Feldner heißen, ſondern Sie ſind Herr Eduard Walldorf, und alle die ſchönen Lieder, welche Sie uns zu leſen gegeben, haben Sie ſelbſt gedichtet“, ſagte das Mädchen kaum hörbar mit zu Boden geſchlagenen Augen; es war, als hätte ſie die Schuld begangen, nicht ihr Freund.

„Und woher wiſſen Sie es und ſeit wann?“ drängte Eduard ungeduldig.

„Ich ſah Sie ja an jenem Abend im Gaſthof zum Rothen Löwen, da Sie plötzlich im dem halbdunkeln Zimmer vor mir ſtanden, und Sie können ja doch wol denken“, ſetzte ſie mit halberzwungenem Muthwillen hinzu, „daß ein junges Mädchen neugierig iſt, zu wiſſen, was für ein Herr das iſt, der da ſo plötzlich wie aus der Erde gewachſen vor ihr ſteht; ich fragte im Hinausgehen den Hausknecht, da ſehen Sie, wie proſaiſch das Räthſel ſich löſt.“

„Und Sie erkannten mich wieder?“

„Gleich wie Sie ins Schloß traten, und auch das Porträt erkannte ich, das vor Ihren Gedichten ſteht und das ebenfalls zum Verräther an Ihnen wurde, ſo ſchlecht es auch getroffen iſt“, ſetzte ſie lächelnd hinzu, „und ſo wenig eitel Sie darauf zu ſein brauchen.“

„Und Sie ſchwiegen? Sie ſchwiegen, Eliſe?“ wiederholte der junge Mann dringend.

Eliſe ſagte kein Wort, ſie legte nur die Hand betheuernd auf die Bruſt und ſah ihn mit ihren klaren, treuherzigen Augen feſt an.

„Und warum ſchwiegen Sie?“ fragte er weiter, „nur dies Eine ſagen Sie mir, es iſt die letzte Gunſt, um die ich Sie bitte — warum ſchwiegen Sie?“

„Weil“ — ſagte das erröthende Mädchen und mitten im Worte verſtummte ſie.

„Weil du mich liebſt“, jubelte Eduard und zog ſie ſtürmiſch ans Herz.

„Weil ich dich liebe“, wiederholte das junge Mädchen leiſe und legte vertrauend das Köpfchen an die Bruſt des geliebten Mannes. —

In dieſem Augenblick ſtrich das blonde Hannchen durch einen der benachbarten Gänge. Das falbe Laub, das der Herbſtwind bereits gelichtet hatte, ließ ſie die Gruppe frei überſehen, während die Liebenden viel zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt waren, um auf die Lauſcherin zu achten.

„Du biſt nun mein“, ſagt Eduard, indem er das geliebte Mädchen leiſe aus ſeiner Umarmung entließ, „und kein Menſch auf Erden vermag uns mehr zu trennen. Ich kann dir heute noch nicht ſagen, wo unſere Hütte dereinſt ſtehen wird und wann die Stunde kommt, wo ich zurückkehren darf und darf dich bitten: komm, ſei mein Weib, hier iſt der Herd, den ich uns gegründet ; es wird noch manchen Kampf und manche Entſagung bis dahin koſten, aber kommen wird ſie, das glaube . . .“

„Ich glaube“, flüſterte das Mädchen und legte ihre Hand feſt in die ſeine. Eduard fuhr fort:

„Morgen ſteht mir nun zunächſt noch ein böſer Tag bevor; es iſt nicht blos der Abſchied von dir, der mich ängſtigt, unſerer ſind wir ja ſicher. Hätte ich“, rief er in ſchwärmeriſchem Entzücken, „vor einer Stunde noch ahnen können, welche Seligkeit der Himmel mir beſcheren würde, niemals hätte ich ein Wort verpfändet, das ich nun löſen muß. Mein Herz iſt jetzt deins und deins iſt meins, keiner darf noch ein Geheimniß vor dem andern haben; ſo höre. Gräfin Franziska will ihr Verhältniß zum Baron Albert auflöſen, ſie liebt ihn nicht, und alſo thut ſie recht daran, daß ſie nicht die Seine werden will; wer könnte das tiefer empfinden als wir beide in dieſem Augenblick? Da der Graf jedoch auf ſeinem Beſchluß beharrt, ſo will ſie in die Reſidenz zu ihrer Tante, der Oberhofmeiſterin, und dort den Beiſtand der übrigen Familie in Anſpruch nehmen. Ich habe verſprochen, ſie zu begleiten — mit meinem Wort habe ich es ihr verſprochen, und alſo ſiehſt du ein, nicht wahr, daß ich ſie begleiten muß?"

Eliſe nickte nur ſchweigend mit dem Kopfe. Eduard fuhr fort:

„Was alſo auch morgen geſchehen und was für abenteuerliche oder böswillige Gerüchte ſich über mich verbreiten mögen, du weißt nun, was die Sache zu bedeuten hat, und wirſt an mich glauben —"

„Ich werde an dich glauben, theuerer Mann", erwiderte Eliſe. —

Von dieſem ganzen Auftritt entging dem lauſchenden Hannchen weder der kleinſte Zug noch das leiſeſte Wort; ein unheimliches Feuer zuckte über ihr phlegmatiſches Angeſicht, und während die Liebenden nichts ahnend Arm in Arm dahinwandelten, ſchlich ſie ſich leiſe nach der Pfarrwohnung zurück.

Zehn Minuten ſpäter ſaß ſie in geheimem Zwiegeſpräch mit dem Prediger, und wieder nach zehn Minuten ging der Prediger, nach raſch gepflogener Conferenz mit Tante Lucinde, hinüber zum Baron Albert. Albert hielt ſich längere Zeit mit dem Prediger eingeſchloſſen; dann ließ er ſich trotz der vorgerückten Stunde noch bei Gräfin Franziska melden, und nach längern Verhandlungen mit der Kammerzofe erlangte er es auch wirklich, daß er noch vorgelaſſen wurde.

Zwölftes Kapitel.

Flucht und Entdeckung.

Es war ein trüber, naßkalter Morgen, als Eduard in der Frühe des nächſten Tages an der verabredeten Waldecke ſtand; ſein geringes Gepäck hatte er bereits am Abend zuvor vorausgeſandt, und zwar, um etwaige Verfolger irre zu machen, nach einer falſchen Richtung, und wartete nun auf die Ankunft der jungen Gräfin. Wäre es ihm jetzt noch möglich geweſen zurückzutreten, er hätte es ganz gewiß gethan; er war ſeit geſtern Abend ein anderer Menſch geworden, und all der Haß und der Uebermuth und die Schadenfreude, die geſtern noch durch ſeine Seele getobt, hatten heute einem tiefen, ſtillen, dankbaren Frieden Platz gemacht. Er dachte an Eliſen und es dünkte ihn, als ob mitten durch den feuchten Nebel, der gleich grünen Schleiern um die Wipfel der Bäume hing, die Sonne klar und lächelnd emporſtieg.

„So ſoll das“, ſagte er zu ſich ſelbſt, „denn wenigſtens meine letzte Heimlichkeit ſein, und mein ganzes Leben ſoll fortan ſo frei und offen daliegen wie das Herz meiner Geliebten vor meinem innern Blick!“

Er breitete die Arme aus, als könnte er das holde Weſen an ſich ziehen, aber nur der Nebel legte ſich ihm kalt und feucht um Stirn und Wangen. Es fing ihn an zu fröſteln, die Gräfin blieb lange, nach ſeiner Berechnung hätte ſie längſt da ſein müſſen; war ihr Anſchlag vielleicht entdeckt worden? Oder hielt irgendein unerwartetes Hinderniß ſie zurück? Faſt wäre es ihm das Liebſte geweſen.

Doch nein, da hörte er die Räder den Hohlweg herunterrollen, die Pferde, ein paar zottige Isländer, welche Franziska ſelbſt zu lenken pflegte, griffen munter aus und luſtig flog das leichte Gefährte dahin. Aber indem es näher und näher kam, wer beſchreibt Eduard's Beſtürzung, als er in der darinſitzenden Figur nicht Gräfin Franziska erkannte, ſondern Baron Albert, ihren Verlobten!

Bevor er noch wußte, ob er ſeinem Auge trauen ſollte oder nicht, hielt der Wagen bereits hart neben ihm. Baron Albert ließ die Zügel fallen, und die Arme gemächlich unterſchlagend und den beſtürzten jungen Mann mit vornehmen Blicken von oben herunter betrachtend, ſagte er:

„Nicht wahr, mein Herr Eduard Walldorf, darauf waren Sie nicht gefaßt? Und auch das ahnten Sie nicht, daß Ihr Geheimniß entdeckt war und daß wir wußten, mit welcher dreiſten Stirn Sie ſich unter fremdem Namen in das Haus meines künftigen Schwiegervaters, des Herrn Grafen Oberndorf, gedrängt? ‚In der

That, Sie waren da recht an Ihrem Platze! Sie, der verdorbene Theolog, der revolutionare Schriftſteller, der Verfaſſer von Brand- und Schmähſchriften, den die Weisheit der Behörde ausgewieſen und weggejagt hatte, Sie dachten Komödie mit uns zu ſpielen und merkten nicht, daß ſie mit Ihnen geſpielt ward! Sagen Sie doch nur, guter Menſch, waren Sie denn wirklich ſo ganz toll und blind, daß Sie ſich einbildeten, die gnädige Comteſſe, meine liebenswürdige Braut, meinte das wirklich ernſthaft mit dieſer Flucht, und merkten nicht, daß nur ein gnädigſter Scherz mit Ihnen getrieben wurde? Es iſt großartig, in der That, ungeheuer großartig von einem ſolchen Poetaſter, ſich einzubilden, daß hochgeborene Gräfinnen ihn in ſo delicaten Angelegenheiten mit ihrem Vertrauen beehren werden. Zwiſchen der gnädigen Comteſſe und mir beſteht nicht die geringſte Differenz der Anſichten, auch wenn Comteſſe Franziska reiſen will, ſei es allein, ſei es in Begleitung, ſo hat ſie nur zu befehlen; es gehört wirklich die ganze Anmaßung und der ganze Dünkel eines Revolutionärs dazu —“

„Herr Baron“, rief Eduard, der ſeine ganze Faſſung wiedergewonnen, „kein Wort weiter, wenn ich bitten darf, wenigſtens nicht in dieſem Stile! Hat Gräfin Franziska ihre Anſichten in Betreff Ihrer und ihrer Vermählung mit Ihnen geändert, ſo iſt das deſto beſſer für Sie; auch habe ich gar nichts dagegen, daß Sie vor den Augen der Welt meinen Namen benutzen, den Ruf Ihrer Fräulein Braut rein zu erhalten —“

„Ihren Namen“, lachte der Baron, „aber Sie haben ja nicht einmal den Muth gehabt, Ihren Namen zu bekennen, unter falſcher Flagge haben Sie ſich bei uns eingeſchmuggelt und wollen nun noch großthun mit der Reinheit Ihres Namens!“

„Dieſen Vorwurf“, entgegnete Eduard, „muß ich einſtweilen auf mir haften laſſen, obwol ich mir ſelbſt das Zeugniß geben darf, daß die Veranlaſſung, welche mich zu dem Namenstauſch bewog, außerordentlich unſchuldig und unerheblich iſt, ja ich bin überzeugt, daß der Herr Graf ſelbſt, wenn er den Zuſammenhang wüßte —“

„Der Graf“, rief der Baron höhniſch, „will überhaupt nichts mehr von Ihnen wiſſen, gar nichts, und Sie werden gut thun, ſich aus dem Staube zu machen, ſo raſch Ihre Beine Sie tragen mögen, es könnte Sie wieder einmal jemand nach Ihrem Namen fragen wollen …“

„Und doch“, entgegnete Eduard feſt, „iſt dieſer Name ſo rein und ſo lauter, wie nur irgendein hochgeborener Name, ja ich hoffe zu Gott, die Zeit ſoll nicht fern ſein, wo dieſer Name ſogar bekannter und glänzender daſtehen wird als ſelbſt der Ihre, mein Herr Baron!“

„Ja wohl“, ſpottete der andere, „wenn die Revolution uns erſt den Hahn auf das Dach ſetzt und der Bettelmann König wird. Nun, die Saat, die Sie und Ihresgleichen geſtreut, geht ſchon recht hübſch auf, das Lumpengeſindel merkt ſchon, welche Zeit es iſt; drüben, jenſeit des Waldes, ſteht der Aufruhr bereits in hellen Flammen, die Bauern haben die Amtleute weggejagt, und wenn die Luft nur erſt etwas heller wird, ſo werden wir gleich die Sturmglocke hören können. Aber freilich, in Ohren gleich den Ihren iſt das ja nur die angenehmſte Muſik …“

„Ich wäre ein Thor", ſagte Eduard ruhig, indem er ſich zum Fortgehen wandte, „wollte ich dies Geſpräch mit Ihnen, mein Herr Baron, fortſetzen; wenn Sie Cavalier ſind, ſo werden Sie auch wiſſen, daß Sie mir Genugthuung ſchuldig, mein Name iſt Ihnen jetzt hinlänglich bekannt, und von der nächſten Stadt aus werde ich die Ehre haben, Ihnen meine Adreſſe zuzuſenden und Ihre Beſtimmung zu erwarten."

Der Baron ſtieß ein lautes Gelächter aus, das grell zwiſchen den alten Bäumen widerhallte. „Kapitaler Einfall das", ſpottete er, „verlangt Genugthuung, dieſer Federfuchſer, dieſe Seele aus Kienruß und Druckpapier! Genugthuung! Genugthuung von mir!! Und wofür? Vielleicht dafür, daß gnädige Gräſin ſich herablaſſen, ihren Scherz mit ihm zu treiben, und der ungebildete Menſch verſteht ihn nicht einmal?!"

„So verſtehe ich wenigſtens Ihre Inſulten, mein Herr Baron", rief Eduard, der jetzt vor Zorn ſich ſelbſt nicht mehr kannte, „und da Sie mir eine hochadeliche Genugthuung verweigern, ſo werden Sie ſchon entſchuldigen müſſen, wenn ich mir auf bürgerliche Weiſe mein Recht zu verſchaffen ſuche . . ."

Damit fiel er den Pferden, welche der Baron eben wieder antreiben wollte, in die Zügel, den Baron ſelbſt aber ſuchte er vom Wagen zu zerren; er dachte jetzt an nichts, ſelbſt nicht an Eliſen, er fühlte nur die erlittene Schmach und brannte vor Begier, ſich zu rächen.

In dieſem Augenblick fiel aus dem nahen Gebüſch ein Schuß, die Kugel fuhr ziſchend hart an Eduard's Wange vorüber, und in demſelben Nu ſank der Baron, der eben eine heftige Bewegung gemacht hatte, mit zerſchmetterter Schulter zuſammen.

„Ah verwünſcht", ſtöhnte er, „das iſt kein anderer als der Bube, der Heinrich, er hatte es mir lange geſchworen —"

Aber alles blieb ſtill nah und fern; die Pferde, gewöhnt an das Geräuſch der Jagd, ſtanden mit geſpitzten Ohren, der Wind rauſchte in den Wipfeln und einförmig klatſchend fiel der Regen, in welchen der Nebel ſich allmählich aufzulöſen anfing, von den Zweigen.

Eduard grauſte; war der Meuchelmörder vielleicht dicht hinter ihnen? Rüſtete er ſich bereits, eine zweite Kugel auf ſein unglückliches Opfer zu entſenden? Und welcher furchtbare Verdacht konnte auf Eduard ſelbſt fallen?

Der Baron ſtöhnte und wand ſich vor Schmerzen; dann von dem heftigen Blutverluſt ſchwächer und ſchwächer werdend, verlor er das Bewußtſein.

Welch eine Lage für Eduard! Unmöglich konnte er den Schwerverwundeten ohne Hülfe laſſen; hier handelte es ſich nicht mehr darum, daß es ſein Gegner, der ihn ſoeben erſt aufs ſchmählichſte beleidigt, hier durfte allein die Stimme der Menſchlichkeit und die Pflicht der Nächſtenliebe ſprechen. — Nach kurzem Zaudern ergriff Eduard die Zügel, den Wagen umzulenken; dann ſetzte er ſich neben den Verwundeten, und vorſichtig den Bewußtloſen unterſtützend, fuhr er in langſamem Trabe nach dem Schloſſe zurück; die Pferdchen ſchnoben und wieherten, in der Luft wiegten ſich die Krähen mit heiſerm Schrei, Eduard aber war das Ganze wie ein ſchwerer düſterer Traum.

Dreizehntes Kapitel.

Der Aufſtand.

Eduard hatte Mühe, mit dem Fuhrwerk durch das Dorf bis zum Schloſſe zu gelangen; an demſelben Morgen hatte das Begräbniß der ſchwarzen Nanni ſtattgefunden, die Dorfſtraße wimmelte noch von aufgeregten Gruppen, überall hörte man Drohungen und Flüche ausſtoßen, ja bereits wurden hier und da im dichteſten Haufen Aexte, Senſen und ähnliche Waffen geſchwungen.

Eduard hatte den Verwundeten vorſichtig mit ſeinem Mantel überbreitet. Dennoch, wie der Wagen langſam durch die Menge fuhr, erkannte man erſt das Fuhrwerk, dann Eduard, dann den Baron, und mit jenem Inſtinct, der in den Maſſen oft ſo raſch und ſo wunderbar zündet, ahnte man den Zuſammenhang; erſt ging ein leiſes Flüſtern, dann ſchwoll das Geräuſch lauter und lauter an wie Wogen des Meeres, und endlich brach der verſammelte Pöbel in ein furchtbares Geheul aus — ein Geheul, wie wilde Beſtien es erheben, denen ihr Fraß in den Käfig geworfen wird.

„Der Baron iſt erſchoſſen!“ hieß es, „der Verführer der ſchwarzen Nanni iſt todt! Das hat der ſchöne Heinrich gethan! Vivat der ſchöne Heinrich und Tod und Verderben auf den Grafen und ſein ganzes Haus!!“

Endlich, nicht ohne ernſtliche Gefahr, hatte Eduard den Eingang zum Park erreicht; er konnte zuletzt nur ſchrittweiſe fahren, und es war ein Glück für ihn, daß die Dienerſchaft ſeine Ankunft bemerkt und die Thorflügel, welche wider Gewohnheit geſchloſſen waren, rechtzeitig geöffnet hatte. Indem ſie dieſelben wieder ſchließen wollte, drängte ſich ein wüſter Haufe, johlend und ſchreiend und Senſen und Dreſchflegel, hier und da auch ein altes Schießgewehr ſchwingend, mit hinein. Doch gelang es der Dienerſchaft für diesmal noch, den Anlauf abzuwehren und den Schwerverwundeten ins Schloß zu ſchaffen.

Auch hier war die Verwirrung groß, die Frauen weinten und ſchrien, Franziska ſank beim Anblick des verwundeten Barons in Ohnmacht — oder war es vielleicht der Anblick ſeines Begleiters, der ihr das Blut ſo plötzlich in den Adern ſtocken machte?

Nur Eliſe hatte auch jetzt die volle Klarheit und Sicherheit ihres Geiſtes behalten. Sie trug Kiſſen und Linnen herbei, ließ ein Lager für den Verwundeten bereiten, der noch immer nicht wieder zum Bewußtſein gekommen war, und rief nach dem Arzte. Zu Eduard ſprach ſie kein Wort, aber der Blick, mit dem ſie ihn im Vorübergehen ſtreifte, war voll innigſter Liebe. „Dein!“ flüſterte er leiſe, kaum hörbar, da ſie geſchäftig an ihm vorüberflog, ſie aber neigte das Haupt und legte die Hand an die Stirn: es war nur ein Augenblick, ja das Tauſendtheil eines Augenblicks, aber Eduard's Seele wogte hoch auf und er fühlte Muth in ſich, es mit einer kämpfenden Welt aufzunehmen.

Auch Graf Erdmann hatte im Anblick der Gefahr, über deren Nähe auch er ſich jetzt nicht länger täuſchen konnte, ſeine ganze alte Feſtigkeit wiedergewonnen; da das frei im Park gelegene Herrenhaus bei einem etwaigen Angriff ſeitens der Bauern nicht zu halten war, ſo hatte er die geſammte Familie mitſammt der Dienerſchaft angewieſen, ſich in das halbfertige Schloß zurückzuziehen, deſſen mächtige Mauern als ein ſicheres Bollwerk dienen konnten. Zugleich ließ er an einem entlegenen, von Gebüſch verſteckten Eingang des Parks einen leichten Jagdwagen vorfahren, beſpannt mit den beiden ſchnellſten Rennern ſeines Stalles. Mit dieſem Wagen ſollte der Prediger in die Stadt eilen, um bewaffnete Hülfe zu holen; denn daß die Bewohner des Schloſſes auf die Dauer nicht im Stande ſein würden, ſich gegen den wüthenden Pöbel zu vertheidigen, der von allen Seiten herbeiſtrömte und ſich in dunkeln Wogen immer näher gegen das Schloß heranwälzte, das mußte auch dem Tapferſten einleuchten. Herr Wendelmeier erbot ſich ſehr eifrig, ebenfalls von der Partie zu ſein, und auch Tante Lucinde und Hannchen verlangten mit lautem Wehklagen, in Sicherheit gebracht zu werden. Franziska dagegen erklärte, nicht von dem Lager ihres Verlobten weichen zu wollen, und ebenſo meinte Eliſe, zwar etwas bleich, aber doch übrigens mit hellem Auge und feſter Stimme, ſie habe nicht die geringſte Furcht und wolle bei dem „Herrn“ bleiben.

So beſtiegen alſo die genannten vier den Wagen, eine Anzahl bewaffneter Diener gab ihnen das Geleit und fort brauſte der Zug über Felder und Wieſen. Auch gelang es ihm wirklich, von den wüthenden Bauern unbemerkt das Freie zu erreichen, und der Graf konnte jetzt die Stunde berechnen, wo, wenn das Glück günſtig, auf Entſatz zu hoffen war.

Inzwiſchen war die Lage für den Augenblick noch immer höchſt kritiſch; die Menge, welche das Schloß umtobte, wuchs mit jedem Augenblick, bereits war die Gartenmauer an einzelnen Stellen überſtiegen, man ſchrie, drohte, heulte, ſchleuderte Steine gegen die Fenſter und löſte die Gewehre, wenn auch vorläufig nur erſt in die Luft. Denn offenbar fehlte es zur Zeit noch an einem Führer, der ſich der Gemüther bemächtigte und den gärenden Elementen ihr Bett anwies. Bereits curſirten die abenteuerlichſten Gerüchte, und natürlich dienten dieſelben nur dazu, die unbeſtimmte Wuth des Volks immermehr anzuſtacheln und ſie immer lüſterner nach irgendwelchen Auftritten des Schreckens und der Zerſtörung zu machen.

Unter dieſen Umſtänden war für die kleine Beſatzung des Schloſſes ein einzelner Mann viel werth und mußte daher die Verwundung des Barons als ein ſchwerer Verluſt für ſie gelten; er war ſonſt ein tapferer Mann und ein ſicherer und geſchickter Schütze, jetzt jedoch lag er, zwar zum Bewußtſein zurückgekehrt, aber von heftigem Wundfieber geſchüttelt und unfähig ſich zu erheben, in einem Gewölbe des untern Stockwerks, wo von dem draußen toſenden Lärm nur wenig oder nichts zu hören war. Franziska ſaß ſchweigend in einem entfernten Winkel des

Gemachs und maß den Verwundeten mit kalten ſtarren Blicken; ſeitdem der erſte Schrecken überwunden und der Baron zum Leben wiedererwacht war, ſchien ihre zärtliche Beſorgniß ſich ſehr raſch abgekühlt zu haben.

Allein auch Eduard fühlte und ſah ein, daß ein Mann in dieſem Augenblick etwas werth; auch hätte er ſich ja durch keine Macht der Welt aus der Nähe ſeiner Geliebten entfernen laſſen, ſolange er dieſelbe von Gefahren bedroht wußte. Wie der Graf ihn daher erblickte, und der Blick war grimmig, wie eines gereizten Löwen, ging Eduard mit ſicherm Schritt und freiem Anſtand auf ihn zu und ſagte:

„Was ich gegen Sie und Ihr Haus verſchuldet habe, Herr Graf, oder auch nur verſchuldet zu haben ſcheine, das, bitte ich, bleibe für ein andermal; ich glaube mich rechtfertigen zu können, ſelbſt in Ihren Augen. Doch iſt jetzt nicht die Zeit dazu, jetzt handelt es ſich nur darum, der Gefahr die Spitze zu bieten und dem wahnſinnigen Pöbel möglichſt entſchloſſen und möglichſt zahlreich entgegenzutreten. Ich erbitte es mir als die letzte Ihrer Gnadenbezeigungen, daß Sie mir erlauben, in dieſer Stunde der Bedrängniß bei Ihnen zu bleiben und theilzunehmen an Ihren Gefahren.“

Der Graf blieb ſtumm, Eduard aber, in etwas bewegterm Tone, fuhr fort:

„Noch geſtern, Herr Graf, ſprachen Sie Ihr Bedauern über meinen Weggang aus und ſchlugen die geringen Dienſte, welche ich ſo glücklich war dem gräflichen Hauſe zu leiſten, ſo hoch an, daß Sie dieſelben mit einem werthvollen Erinnerungszeichen belohnen wollten; ich lehnte daſſelbe ab, weil Ihr wohlwollendes Andenken mir genügte.

Habe ich jedoch wirklich einigen Lohn verdient, ſo laſſen Sie ihn jetzt darin beſtehen, daß ich mitkämpfen darf an Ihrer Seite.“

Auch jetzt ſprach der Graf kein Wort, doch verneigte er ſich flüchtig und deutete durch eine Handbewegung an, daß Eduard's Verbleiben nichts im Wege ſtände.

Derſelbe unterſuchte alſo zunächſt die Vertheidigungsanſtalten; die Zahl der Diener, denen es gelungen war, ſich ins Schloß zu retten, war nicht groß, doch waren es erprobte Leute und ſämmtlich gut bewaffnet und im Gebrauch der Waffen wohl erfahren.

Dann ſtieg er auf die Höhe des Thurms, um von hier aus die Lage des Feindes zu erſpähen und auszuſchauen, ob nicht von irgendeiner Seite Hülfe herankäme. Dabei ſtieß er auf den Grafen Hubert, der lebhaft geſticulirend aus einem Zimmer ins andere lief und mit lauter Stimme perorirte. „Hab' ich's nicht geſagt?“ rief er, „nun iſt der Feind da, nun muß es ſich zeigen, was wir gelernt haben. Aber meine Soldaten ſind Faulpelze, ſie liegen noch alle und ſchlafen, die Bärenhäuter, trumm, trumm, piff paff“ — und dabei ſang und muſicirte er, als ob er Reveille ſchlagen wollte für eine ganze große Armee.

Eliſe, welche den Kranken auch jetzt keinen Augenblick verließ, ging auf ſeine Vorſtellung ein; ſie fing an die Bleiſoldaten auszupacken, und hoffte, den armen irrſinnigen Greis dadurch von den furchtbaren Scenen abzuziehen, welche ſich draußen vorbereiteten. Eduard rührte im Vorübergehen leiſe an ihre Hand, auch jetzt wieder ſagte er nichts als das eine Wort: „Mein!“ und es war ihm, als ob Eliſe ebenfalls flüſternd die Lippen bewegte. —

So war eine Reihe banger, erwartungsvoller Stunden vergangen, und ſchon überließ man ſich im Schloſſe der Hoffnung, die verſammelte Menge würde ſich ohne eigentlichen feindlichen Angriff wieder verlaufen, als ſich plötzlich von draußen her ein wildes Jubelgeſchrei erhob. Der ſo lange vermißte Führer war gefunden; natürlich konnte es niemand anders ſein als der ſchöne Heinrich, der Held des Tages, der kühne Wildſchütze, der Geliebte und Rächer der ſchwarzen Nanni.

Heinrich ſaß hoch zu Roß; der wüthende Haufe hatte die Stallungen auf einem nahe gelegenen Vorwerk erbrochen und geplündert und ſeinen Anführer aufs Pferd gehoben. Eine blutrothe Fahne flatterte über ſeinem Haupte; im Arme hatte er die ſelten fehlende Doppelbüchſe, und auch ſeine nächſte Umgebung, lauter wüſte, verwegene Geſtalten, war mit Gewehren, Aexten und Piken reichlich verſehen. Ihre Waffen ſchwingend, ſprangen ſie jauchzend vor Heinrich's Pferd daher und riefen:

„Das iſt der wahre Graf Oberndorf, der Sohn des alten Hubert iſt das, Graf Erdmann aber, der Leuteſchinder, iſt ein Dieb und Betrüger!“

Andere riefen:

„Fort mit dem Grafen Erdmann! Den Grafen Hubert wollen wir haben! Heraus mit dem Grafen Hubert! Das iſt ein ſtiller, guter Mann, der keinem Kinde etwas Uebles thut!“

Und dann alle in furchtbar raſendem Chor: „He, hallo, aufgemacht und heraus mit dem Grafen Hubert, oder wir ſtecken das ganze Neſt in Brand! Graf Hubert ſoll unſer Herr ſein, er iſt der Vater von unſerm Heinrich, Graf Erdmann aber ſoll baumeln! — —“

Eduard rieſelte es durch Mark und Bein; war das
s wirklich Wahrheit? Oder war es nur ein nichts-
rdiges Gerücht, das Wendelmeier argliſtig verbreitet
te? — Eduard ſah ſich nach dem Grafen um; der-
be ſtand, die Büchſe im Arm, an einem großen offenen
genfenſter und blickte mit verächtlichem Lächeln auf die
ende Menge.

Eduard trat an den Grafen heran; ſeine Stimme war
erbietig und leiſe, aber feſt.

„Herr Graf“, ſagte er, „wir ſind an einem ernſten
ng, und da Sie mir erlaubt haben, mein Blut für Sie
die Schanze zu ſchlagen, ſo darf ich auch wol fragen,
s für eine Sache das iſt, für die ich es vergieße. Sie
n, was der wahnwitzige Pöbel ſchreit — ſie nennen
nrich Graf Hubert's Sohn — iſt es wirklich bloßer
hnwitz? Und was wurde aus dem Kinde der unglück-
en Auguſte?“

Der Graf wandte ſich langſam nach dem Frager um —
un noch bevor er ihm antworten konnte, bereitete ſich
Schauſpiel, das allen das Blut in den Adern er-
rren machte. Der kranke Hubert hatte hoch oben auf
Zinne des Thurms das Rufen ſeines Namens ge-
rt, wunderbare Erinnerungen an längſtvergangene
ten mochten in ſeinem verdüſterten Hirne erwachen und
hier mit den Spukgeſtalten ſeines Wahnſinns ver-
ſchen; Bilder aus der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte,
er mit Vorliebe las, tauchten in ihm auf — genug,
glaubte auf einmal der Gefangene Ludwig XVI. zu
t, dort unten aber waren ſeine Getreuen, die ihn aus
Händen der Jakobiner befreien wollten!

„Ja, ja“, rief er in wilder Freude, indem er ſich weit über den Altan bog, „ich komme, meine Getreuen! Geht nicht fort, verlaßt mich nicht — ich bin euer Herr, rettet euern Herrn!!“

Die abgebrochenen Laute waren den unten Verſammelten nur halb verſtändlich, doch genügten ſie, den Wahnſinn der trunkenen Menge immermehr zu entfachen. „Da hört ihr's ja“, riefen ſie, „er ſagt es ja ſelbſt, daß er der eigentliche Herr iſt! Der Böſewicht von Bruder hat ihn eingeſperrt gehalten, den Heinrich aber, Graf Hubert's Sohn, hat er in die Livree geſteckt — pfui, pfui über den Seelenmörder! Drauf und dran! Nicht einen Stein laßt auf dem andern!“

Immer höher ſtieg der Tumult, der ſchöne Heinrich auf dem ſich bäumenden Roſſe ragte hoch über ein flutendes Meer von Köpfen; ſchon knallten einzelne Schüſſe und hier und da ſchlug eine Kugel praſſelnd gegen die Mauer.

„Es wird Ernſt“, ſagte der Graf, indem er ſich ebenfalls ſchußfertig machte. Aber in demſelben Moment ſtürzte Hubert die Treppe herab, an ihm vorüber; das lange talarähnliche Gewand, das er für gewöhnlich trug, ſchleppte hinter ihm her, die grauen Locken flatterten im Winde. „Laßt mich heraus!“ rief er, „heraus!! meine Getreuen rufen mich — hört ihr, wie ſie rufen?!“

Hinter ihm, an ſein Gewand geklammert, ſchleppte ſich Eliſe; auch in dieſer äußerſten Gefahr wollte das treue Kind den Unglücklichen nicht laſſen, er aber, von raſender Wuth verblendet, kannte ſie nicht und ſuchte ſie von ſich zu ſchütteln wie eine Laſt. So zerrten die beiden ſich durch eine offen ſtehende Treppenthür auf einen der zahlreichen Balcone, welche dem Thurme zur Zierde dienten. Eduard, das Kritiſche des Moments raſch erfaſſend, ſtürzte ihnen nach, dicht hinter ihm Graf Erdmann.

Auf dem Balcon angelangt, ſuchte Hubert ſich über die Bruſtwehr zu ſchwingen; unwiſſend wie ein Kind, hatte er keine Ahnung von der Gefahr, die ihm drohte, und daß ein Sturz in die Tiefe ihn rettungslos zerſchmettern mußte. Eliſe war in die Knie geſunken, dennoch ließ ſie nicht los, und in wilder Haſt ſchleppte der Raſende ſie nach ſich.

„Das iſt ein braver Alter, der hat Courage“, riefen einige von unten. „Guck deinen Vater an, Heinrich“, ſetzten andere hinzu, „der weiß ſich zu wehren!“ Und noch andere riefen mit gellender Stimme: „Wenn die Dirne dich feſthalten will, Alter, ſo wirf ſie hinunter, daß ſie fliegen lernt!“

Hubert ſtand einen Moment wie horchend ſtill; dann mit gewaltigem Arm erfaßte er das zitternde Mädchen, ſchwang es auf die Baluſtrade und erhob es in furchtbarem Schwunge.

Graf Erdmann war dicht hinter ihm. „Halt ein“, rief er, „um Gottes willen, halt ein — es iſt dein Kind!!“

Aber ſchon war Eduard mit der Schnelligkeit eines Hirſches und der Kraft eines Löwen dazwiſchengeſprungen, hatte den wahnſinnigen Greis erfaßt und ihn niedergerungen, bevor das Entſetzliche noch geſchehen konnte. Hubert lag wimmernd am Boden, Eliſen hielt eine wohlthätige Bewußtloſigkeit das Furchtbare ihrer Lage verborgen. Eduard aber, hoch aufathmend, fragte den Grafen mit raſch hervorgeſtoßener dumpfer Stimme:

„Wer iſt Graf Hubert's Kind?“

Der Graf deutete ſchweigend auf die todbleiche Eliſe.

„Und Heinrich?“ fragte Eduard weiter.

„Iſt der Sohn des Mannes“, ſagte der Graf erſchöpft zuſammenbrechend, „auf dem der Verdacht ruht, der Mörder meines Vaters zu ſein; der Mörder erhängte ſich im Gefängniß, ich aber nahm den dreijährigen Knaben zu mir ins Haus und erzog ihn als Sühne für das Andenken meines Vaters und weil ich damals noch ſo thöricht war zu hoffen, von einem verderbten Stamm laſſe ſich ein geſunder Sprößling ziehen. Aber es ſollte nicht ſein, und all das Elend, das in dieſem Augenblick gegen mich heranflutet, verdanke ich dem Sohne des Mannes, der mir meinen Vater erſchlug — es iſt der Fluch, der auf dem Erbe der Oberndorfe laſtet . . .“

In demſelben Augenblick tönte luſtiges Trompetengeſchmetter über Feld; eine Staubwolke wirbelte auf und eine Schwadron Dragoner, aus dem nahe gelegenen Städtchen zur Hülfe geſandt, rückte heran. Ein paniſcher Schrecken bemächtigte ſich der aufrühreriſchen Bauern, die Mehrzahl von ihnen gab Ferſengeld, nur wenige ſetzten ſich gegen die anrückenden Soldaten zur Wehr; nach kurzem Handgemenge wurden auch dieſe überwunden und der größte Theil von ihnen wurde gefangen abgeführt, darunter auch der ſchöne Heinrich.

Vierzehntes Kapitel.

Schluß.

Es iſt wenig, was uns noch zu ſagen bleibt. Die furchtbare Aufregung, in welche der Angriff der Bauern ihn verſetzt, hatte Hubert's letzte Lebenskräfte erſchöpft; er erwachte nicht wieder aus der dumpfen Betäubung, in welcher er bei dem Sturz auf dem Balcone hingeſunken war. Drei Tage ſpäter war er eine Leiche; er ſtarb in den Armen ſeiner Tochter, nicht ahnend, welche Lippen es waren, die ihm den letzten Seufzer von dem bleichen, eingefallenen Munde küßten.

Denn Eliſe war wirklich Graf Hubert's und der unglücklichen Auguſte Tochter. Graf Erdmann hatte ſie heimlich im Hauſe eines ſeiner Beamten erziehen laſſen und erſt in ſpätern Jahren unter fremdem Namen zu ſich genommen; es war ſeinem Herzen ein wehmüthig tröſtender Gedanke, daß Vater und Tochter auf dieſe Art doch noch vereinigt waren, freilich ohne es zu wiſſen.

Auch mit dem ſchönen Heinrich verhielt es ſich ganz wie der Graf geſagt. Er war in der That der Sohn jenes Unglücklichen, den Graf Erdmann's Vater einſt von Hof und Haus herunterproceſſirt, den er vom freien Beſitzer zum heimatloſen Vagabunden gemacht und der dann an ſeinem Verderber blutige Rache genommen hatte. Niemand außer dem Grafen wußte, niemand ahnte das Geheimniß; auch hatte in der Verwirrung, welche das furchtbare Ereigniß herbeigeführt, niemand auf den Knaben geachtet, dieſer ſelbſt aber war damals noch viel zu jung, um eine Erinnerung von dem Geſchehenen für ſpätere Zeiten zu bewahren. Der Graf dagegen kannte ſeinen Vater, er wußte, wie hart, wie grauſam derſelbe unter Umſtänden ſein konnte, es war ihm nicht verborgen, welche Seufzer, welche Thränen, ja welches Blut an dem wiedererſtandenen Glanz der Oberndorfe haftete, und ſo war es ganz ſeinem in ſich gekehrten, ſelbſtquäleriſchen Charakter gemäß, daß er das an dem Vater begangene Verbrechen zugleich mit deſſen eigenen Freveln zu ſühnen ſuchte, indem er das Kind des Mörders in ſein Haus nahm und ihm eine faſt väterliche Sorgfalt widmete. Auch den Eigenſinn und die ſich bis zur Grauſamkeit ſteigernde Conſequenz, die er dabei zeigte, werden wir jetzt begreifen; es galt in ſeinen Augen, einen von Haus aus verderbten, mit dem Fluch zwiefachen Verbrechens belaſteten Keim zum Beſſern zu wenden, und nach den Begriffen, die er ſich einmal vom Leben gebildet hatte, konnte dies nur durch unerſchütterliche Feſtigkeit und unerbittliche Strenge geſchehen. Wie mußte ſein Zorn nun aber erwachen, als der ſchöne Heinrich deſſenunerachtet ſein Herz an die ſchwarze Nanni hing, ja als er, das Kind der Sünde und des Verbrechens, Miene machte, ſich mit einem Mädchen zu verbinden, das ebenfalls von leichtfertigen und ſittenloſen Aeltern ſtammte und dem ſomit, nach des Grafen

Anſicht, das Verderben ſchon bei der Geburt eingeimpft war! Eine ſolche Verbindung zugeben, hieß für ihn ſeinen theuerſten Grundſätzen ins Antlitz ſchlagen, während umgekehrt jedes Mittel, wodurch dieſelbe verhindert ward, auch das härteſte und eigenmächtigſte nicht ausgenommen, ihm erlaubt und ſogar geboten ſchien.

Baron Albert's Verwundung heilte raſch; ſchon nach einigen Wochen konnte die feierliche Verlobung ſtattfinden, der Franziska jetzt keinen Widerſtand mehr entgegenſetzte und der bald darauf die Hochzeit nachfolgte. Doch ſcheint die Ehe allerdings nicht beſonders glücklich geworden zu ſein; Gräfin Franziska lebt meiſt getrennt von ihrem Gatten im Auslande, vornehmlich in Paris, wo ſie ſich beſonders mit jungen franzöſiſchen Dichtern und Journaliſten umgibt — die deutſche Literatur liebt ſie nicht . . .

Und Eduard? fragt der geneigte Leſer. Als die Leiche des unglücklichen Hubert in dem gräflichen Erbbegräbniß beigeſetzt war und Eliſe die Trauerkleidung um den ſo früh geliebten und doch ſpät erſt erkannten Vater angelegt hatte, nahm er zum zweiten mal von dem Grafen Abſchied. Der Graf ſah dem jungen Mann lange und feſt ins Angeſicht, dann legte er die Hand wie ſegnend auf ſeine Schulter und ſagte:

„Gehen Sie mit Gott, und wo Sie auch ſind und wohin Ihr Schickſal Sie treibt, denken Sie ſtets daran, mein lieber Herr Walldorf, daß Graf Oberndorf noch immer tief in Ihrer Schuld. Durch Eliſe habe ich erfahren, auf welche Art Sie in unſer Haus gekommen und welche zufällige Verkettung von Umſtänden Sie zur Annahme eines fremden Namens veranlaßt hat — Nein“, unterbrach er ſich ſelbſt, da Eduard hier etwas entgegnen wollte, „kein Wort jetzt und am wenigſten ein Wort der Entſchuldigung! Ich habe es zur Genüge an mir ſelbſt erfahren müſſen, wie wir alle nur Werkzeuge ſind einer höhern Hand und wie häufig unſere edelſten Abſichten und unſere beſten Entwürfe verderbenbringend auf uns und andere herabfallen. Ihre Entſchließungen aber, mein theuerer junger Freund, hat der Himmel ſelbſt gelenkt: denn Ihnen danke ich, daß mir wenigſtens das Schlimmſte erſpart blieb — meinen unglücklichen Bruder als Mörder ſeines eigenen Kindes zu ſehen. Daß Sie dieſes Kindes gedenken, daß Sie des jungen Herzens nicht vergeſſen werden, das hier in zärtlicher Treue für Sie ſchlägt und mit Ungeduld Ihrer Rückkehr wartet, daran brauche ich Sie nicht erſt zu mahnen . . .“

Und dann zu Eliſe gewendet, die unter Thränen lächelte:

„Es iſt ein ſtolzer Herr, der Walldorf, aber das macht ihn mir doppelt werth. Er könnte behaglich an deiner Seite auf meinen Gütern leben — denn nie werde ich eines Freundes in der Noth, der mir ſo treulich beigeſtanden und mich vor ſoviel größerm Elend bewahrt hat, vergeſſen. Aber er zieht es vor, in die Welt zu gehen und durch eigene Kraft den Herd zu gründen, an den er dich zu führen gedenkt, du meine liebe zweite Tochter. Und ich ſelbſt kann das nur billigen, ja ich kann ihn nur darum beneiden, daß er alles, was er dereinſt iſt und hat, nur ſich ſelbſt verdanken wird. Allein bevor Sie gehen, Walldorf, leſen Sie doch dieſen Brief, der inzwiſchen für Sie abgegeben ward; er kommt weit her und iſt, wie es ſcheint, lange in der Irre gegangen, bevor er Sie gefunden.“

Der Brief war aus Rußland von Anton. Er meldete, daß Anton den Oheim glücklich angetroffen und ſich raſch die Neigung des alten wunderlichen Mannes erworben. Aber ſchon wenige Wochen darauf war derſelbe an einem plötzlichen Schlagfluß geſtorben; in ſeinem Teſtament hatte er Anton zum Univerſalerben eingeſetzt.

„Ich bin", ſchrieb der Freund, „nun zwar kaum erſt ein halbes Jahr in Rußland, allein ich habe doch bereits genug davon geſehen, um zu wiſſen, daß meines Bleibens hier nicht iſt. Sowie ich die Leibeigenen meines Oheims freigelaſſen und ſeinen Nachlaß flüſſig gemacht, komme ich zurück zu Euch nach Deutſchland. Der Boden zittert zwar auch bei Euch und gewiß gehen wir gewaltigen Umwälzungen entgegen. Aber Fleiß und Kenntniß und ein reiner, ehrlicher Sinn werden auch in der ſchlimmſten Zeit noch immer eine Stätte finden, wo ſie wurzeln; ich gedenke an irgendeinem ſtillen geſegneten Fleck in Deutſchland Fabriken anzulegen, gleich denen, welche mein Oheim mir hier hinterlaſſen, nicht um mich zu bereichern und die Schätze zu vermehren, die mir auf ſo unerwartete Weiſe zugefallen, ſondern um ſie durch Arbeit nützlich zu machen und unſere niedern Klaſſen — ein verwünſchter Ausdruck, ich gebe es Dir zu, Poet, aber wir haben doch nun einmal keinen andern — zu heben, zu bilden und zu veredeln. Dabei ſollſt Du, der geliebte Freund meiner Jugend, der treue Genoſſe meiner Kämpfe und Entbehrungen, mein Mitarbeiter ſein; ich werde an der Maſchine ſtehen, Du aber wirſt die Räder des Geiſtes in Bewegung ſetzen und wirſt die Arbeiter, denen ich Brot gebe, durch Beiſpiel und Lehre zu freien und tüchtigen Menſchen heranbilden."

Bis dieſer ſchöne Traum verwirklicht ward, verging nun freilich noch einige Zeit: die unruhigen Jahre, die zunächſt auch über Deutſchland hereinbrachen, waren Unternehmungen, wie Anton ſie beabſichtigte, nicht günſtig. Endlich aber kam die erſehnte Stunde doch und auch das ruhige Fleckchen Erde fand ſich, wo Anton ſeine Plane ins Werk ſetzte. — Infolge der allgemeinen politiſchen Umwälzung wurden in dem Herzogthum, in deſſen Grenzen die Oberndorf'ſchen Güter lagen, die Majorate geſetzlich aufgehoben, Graf Erdmann ſelbſt bot die Hand zu einem Arrangement, mit welchem ſich ſchließlich ſämmtliche Lehnsvettern einverſtanden erklärten und dem auch ſein Schwiegerſohn, Baron Albert, ſeine Zuſtimmung ertheilte.

Tante Lucinde erſchien nicht wieder auf Schloß Oberndorf, ſelbſt auch nicht zu Franziska's Hochzeit; ſie zog ſich in ein Fräuleinſtift zurück, in welchem ſie ſeit langem eine von ihr bisher unbenutzt gebliebene Präbende beſaß, und erklärte, von der ganzen Welt nichts mehr wiſſen zu wollen. — Nicht den geringſten Antheil an dieſem heroiſchen Entſchluſſe hatte ohne Zweifel die niederſchlagende Erfahrung, die ſie an ihrem geiſtlichen Freunde zu machen hatte. Derſelbe heirathete nämlich das blonde Hannchen, Herrn Wendelmeier's Tochter und Erbin, legte ſeine Pfarre nieder und etablirte mit ſeinem würdigen Schwiegervater ein Speculationsgeſchäft in Gütern, Häuſern und Actien, das von Jahr zu Jahr mehr in Flor geräth.

Der Proceß gegen die aufſtändiſchen Bauern wurde infolge der bald darauf ausbrechenden politiſchen Umwälzung größtentheils niedergeſchlagen. Schon vorher war es dem ſchönen Heinrich gelungen, aus dem Gefängniß zu entkommen; er ſoll nach Amerika gegangen ſein, wie man wiſſen will, nicht ohne heimliche Unterſtützung des Grafen.

Dieſer hat nach erfolgter Auflöſung des Majorats das halbfertige Schloß, das ſein Vater zu bauen begonnen und das ſo lange unvollendet geblieben, an Anton überlaſſen, durch den es zum Fabrikgebäude umgewandelt iſt. Hier walten jetzt Eduard und Eliſe als glückliches Ehepaar, Eduard's Mutter wohnt bei ihnen und wiegt bereits Enkelchen auf dem Schoſe, der Name aber, an dem ſo viel Fluch haftete und der ſo lange ein Schrecken war weit und breit, iſt jetzt geliebt und geprieſen in der ganzen Gegend — der Name Oberndorf.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.